Das

Fürſtenhaus von Gotha.

Ein hiſtoriſch-poetiſches Gemälde

von

Ludwig Storch.

Erfurt,
in Commiſſion der Müller'ſchen Buchhandlung.
1826.

Gedruckt bei Friedrich Stückel

[illegible]
[illegible]

Den Durchlauchtigſten Herzögen

von Sachſen,

Friedrich von Hildburghauſen,

Ernſt von Coburg-Saalfeld,

Bernhard Erich Freund

von Meinungen.

[illegible]

Zueignung.

Der Sänger ſoll die Helden ehren,
Die in vergang'ner Zeit geblüht;
Und ewig wird das Große währen
In der Begeiſt'rung hohem Lied;
Die alten Zeiten kehren wieder,
Die That in Bild und Ton erneut,
Und in dem bunten Kreis der Lieder
Sproßt jugendlich Vergangenheit.

Ich ſah mein Vaterland in Trauer,
Als ſeiner Fürſten Letzter ſchied,
Da trieb der Geiſt in Wehmuthſchauer
Mit ernſter Mahnung mich zum Lied.
Die hohen Häupter ſollſt du preiſen!
Rief meines Herzens inn'rer Drang;
Und ſo begann in kühnen Weiſen
Mit Jugendmuth ich den Geſang.

Was ich gefühlt, hab' ich geſungen,
Und ſtolz bin ich, nicht auf mein Lied,
Auf das Gefühl, das mich durchdrungen,
Auf dieſe Luſt, die mich durchglüht.
Und dieſer Stolz heißt mich es wagen,
Das Lied, das jene Glut gebar,
Zu Euren Füßen hinzutragen;
Aus reiner Liebe bring' ich's dar.

Erſter Geſang.

Ernſt der Fromme.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt.

Schiller.

Wie, Jünglingskraft! willſt du dich duldſam ſchmiegen
Der Feſſel, die das kalte Leben ſchuf?
Willſt du am Staub, gleich den Profanen, kriechen?
Haſt du dein Ziel vergeſſen? den Beruf
Verkenneſt du, dem Adler gleich zu fliegen?
Vernimmſt du nicht mehr deines Dämons Ruf?
Kaum wagen deine Schwingen aufzuſtreben!
Tritt nie der Träume einer in das Leben?

Verwünſchte Schranken halten mich gefangen,
Gemeine Feſſeln hemmen meinen Flug;
Doch iſt der Funke noch nicht ausgegangen,
Noch lebt die Kraft, die mich zum Himmel trug.
Auf kühner Geiſt! Du haſt den Strahl empfangen;
Ermanne dich zum glücklichſten Verſuch!
Dir ſagt die Seherkraft, er muß gelingen,
Du mußt die ſchnöden Schranken überſpringen.

Schon weichen ſie, des Lebens Niedrigkeiten;
Mit roſ'ger Hand hält Hebe mich umfaßt;
Die Schaar der niederen Gedanken ſcheiden,
Es ſtürzt des Trübſinns eiſenſchwere Laſt;
Ich fühl' die Feſſeln meinem Geiſt entgleiten.
Du glüh'ſt empor, die du geſchlummert haſt,
Du Sängerglut, wie Eos Roſenflechten
Nach grau'nerfüllten finſtern Todesnächten.

Unſterbliche! ſchon naht ihr meiner Halle,
Die durch die trübe Zeit verödet war,
Du Delier! und ihr Kamönen alle!
Ihr Charitinnen, kränzet mir das Haar!
Wohlauf! damit des Liedes Kraft erſchalle,
Reicht mir die lang entbehrte Lyra dar!
Der Wagen kommt, von Schwanen ſchnell gezogen,
Er trägt empor mich durch des Aethers Bogen.

Wie bebet ſchon das Saitenſpiel mit leiſen
Doch holden Tönen in der Jünglingshand!
Willſt du den kühnen Götterflug mir heißen,
Dem lange ſchon mein Herz ſich zugewandt?
Wohin, du Schwanenpaar, willſt du mich reißen,
An meines Wagens flücht'gen Kreis geſpannt?
Wohin, wohin, durch welche Roſenäther
Lenkt ihr im wilden Rauſch die Feuerräder?

Ich ſeh' das Ziel in gold'ner Ferne winken!
Auf! inn're Kraft, ob ich's erreichen kann!
Ich ſeh' den Stern im Azurmeere blinken!
Auf! ſpude dich, mein muth'ges Schneegeſpann,
An ſeiner Strahlenfülle Glut zu trinken,
Wenn alles Wahns Befangenheit zerrann!
Brauſ', Leierſturm, in klangevollen Schlägen
Dem hohen Glanz mit Würdigkeit entgegen!

Den kühnen Flug, ich *will*, ich *muß* ihn wagen,
Die inn're Jugendkraft gebeut es mir.
Mein Zwiegeſpann *muß* mich zum Ziele tragen,
Sei auch das hohe noch ſo weit von hier!
Ha! hört ihr nicht der Schwingen muthig Schlagen?
Sie harren mein, des Lenkers, mit Begier.
Hinauf! hinauf denn zu dem Strahlenlichte,
Daß ich das ſchönſte Leben ſchöner dichte.

Wie ſchwindet unter mir in trüben Maſſen
Die Wirklichkeit! Im glühend ſchnellen Zug
Wird weit das Herz, das Wunderſpiel zu faſſen,
Das mich zum höchſten Glanz des Lebens trug.
Wie? ſoll der Muth den Jüngling nicht verlaſſen
Werd' ich nicht ſchwindeln bei dem kühnen Flug?
Doch daß mich ſicher meine Schwäne tragen,
Führt Phantaſie den leichtgebauten Wagen.

Sie tanzt daher auf lichten Roſenpfaden,
Die mir der Kindheit Jugendtraum verſchönt,
Mich in ihr inn'res Heiligthum zu laden,
Was ſonſt der Wünſche höchſter nur erſehnt,
Das Eiland, deſſen blühenden Geſtaden
Ein ew'ger Harmonieenfluß enttönt;
Ein ew'ger Frühling weht durch jene Thale
Und dort nur blüht die Welt der Ideale.

Ein Zauberſtab, der ihre Rechte ſchmücket,
Durchſchneidet bald der Lüfte blaues Meer;
Und plötzlich wird von Glanz das Aug' entzücket,
Indem, wie Geiſterbilder, ernſt und hehr,
Mein Auge ſieben Männer klar erblicket;
Sie ſchreiten langſam nacheinander her.
Und ſeh' ich auch nur luſtige Gebilde
Ich kenne doch der Blicke hohe Milde.

Von höchſter Würde Glanz ſind ſie umfloſſen
Auf ihrer Stirne thront der Hoheit Pracht;
Des Himmels Ruh' iſt auf ſie ausgegoſſen,
Weil ſie den böſen Erdenkampf vollbracht.
Die heil'ge Zahl der Sieben iſt geſchloſſen,
Und der Vollendung Palmenkrone lacht.
Sie, die geblüht in Kämpfen und in Siegen,
Sind meinem Seherblicke jetzt erſtiegen.

Und fragt ihr noch, wer jene ſieben waren?
Hat Teutſchland edl're Fürſten je gekannt?
Hat je ein Land ſolch hohes Glück erfahren,
Als du, mein heißgeliebtes Vaterland?
Im Sturm der Zeiten in zweihundert Jahren,
Ward ſtets dein Fürſt der Edelſte genannt.
Sie ſind's die hohen Fürſten, jene ſieben,
Von denen uns kein theures Haupt geblieben.

Da ziehn ſie hin, die hohen Glanzgeſtalten!
Und ich ergreif' mein blankes Saitenſpiel;
Es ſoll zum Worte ſich das Bild geſtalten,
Zum lauten Klang das innige Gefühl.
Feſt will des Augenblickes Gunſt ich halten!
Mein Fürſtenhaus ſei meines Sanges Ziel!
Vorüber denn, Ihr Helden meiner Lieder,
Und neiget Euch zu meinen Tönen nieder!

So ziehen über mir auf lichten Pfaden
Im heil'gen Schoos der ſternenhellen Nacht
Am Himmelszelt die wandelnden Plejaden,
Die ſieben Sterne hin in höchſter Pracht,
Gedeihen bringend hoffnungvollen Saaten;
So habt auch Ihr dem Lande Heil gebracht,
Geprieß'ne Ihr, den Sternen gleich zu ſchauen,
Die Segen auf die Flur hernieder thauen.

Und neues Glanzgewölk durchglüht die Weiten;
Es ſcheint das All in Feuerpracht gekehrt;
Wohin die wonnetrunk'nen Blicke gleiten,
Wird jeder gleich von neuem Glanz bethört,
Bis ſchnell ſich die verworr'nen Maſſen ſcheiden,
Und freies Schau'n iſt ferner nicht verwehrt.
Nun theilen ſich die Wolken weit und weiter,
Und eine Gegend ſtrahlet hell und heiter.

So ſtrömen oft in ſtillen Abendſtunden
Viel tauſend Bilder durch den regen Geiſt;
Doch Alles ungeregelt, ungebunden
In buntem Wirrwarr durcheinander kreiſt,
Bis plötzlich Klang und Bild das Wort gefunden,
Und der Betäubung leichter Flor zerreiſt;
Hell wird der Geiſt, die wirren Träume fliehen,
Es löst der Streit ſich auf in Harmonieen.

Und wenn mich nicht die trunk'nen Blicke trügen,
So haben ſie des Gaues Flur erkannt;
Die Höh'n, die dort, die Thäler, die hier liegen,
Der ſtille Fluß mit ſeinem Blumenrand,
Die aus des Glanzes lichtem Flor erſtiegen,
Sie zeigen mir mein theures Vaterland.
Ich darf der Bruſt Entzücken freudig trauen,
Denn das ſind Gotha's ſegenreiche Auen.

Doch anders zeigen ſich mir die Geſtalten,
Nicht lieblich, wie ſie mich einſt angelacht.
Welch finſt'rer Geiſt hat hier ſein Feſt gehalten?
Und welcher Schrecken ſtreut hier ſeine Nacht?
Hier mußte des Verderbens Gräulniß walten,
Hier hat die Wuth ihm Opfer dargebracht;
Verwüſtet liegen Dörfer rings und Fluren,
Und jeder Schritt zeigt der Zerſtörung Spuren.

Wild zog der Krieg, ein raſend Ungeheuer
Mit Flamm' und Schwerd, durch dieſe Felder her.
In Schutt verwandelt' er des Landmanns Scheuer,
Und macht' des Speigers volle Räume leer;
Das ſtille Dach verzehrt' ſein gierig Feuer,
Nicht wogt die Saat auf weiten Fluren mehr.
Die Wieſe, nur beſucht von fetten Heerden,
Mußt' jetzt der Plan des Kriegsgetümmels werden.

Dort ſucht die Braut den Bräut'gam unter Leichen,
An ihren eig'nen Brüſten nagt der Tod:
Denn wüthend mit entſetzensvollen Seuchen
Hat das Verderben Alles rings bedroht.
Da flieht die Ordnung und das Recht muß ſchweigen,
Und das Geſetz weicht vor der graſſen Noth.
Da muß der Bande heiligſtes ſich löſen,
Und die Gewalt gehört allein den Böſen.

Doch plötzlich ſteht in dieſer Schrecken Mitte
Ein edler, frommer Fürſt, von Gott geſandt;
Die Liebe zeichnet ihm voran die Tritte,
Der Friede leitet ihn an ſeiner Hand,
Und Segen ſpendend lenkt er ſeine Schritte
Durch das verheerte trauervolle Land.
Ein milder Glanz hat ſeine Stirn umfloſſen,
Auf ſeinem Pfade ſeh' ich Blumen ſproſſen.

Und wie durch mächt'gen Zauberſchlag vertrieben,
Verſchwindet die Zerſtörung rings umher.
Es iſt kein wüſtes Haus zurück geblieben,
Und keine Scheuer liegt im Schutte mehr;
Vor ſeinem Winke muß der Gräul zerſtieben;
Die Aehre grünt und trägt den Segen ſchwer;
Und munt'rer will ſich alles Leben regen.
Das, frommer Ernſt, iſt deiner Herrſchaft Segen!

Aus ſeinem Schatze fließt die milde Spende,
Und Dörfer ſteigen aus dem Schutt empor,
Aus ihrer Mitte hebet ſich behende
Des Gotteshauſes heil'ger Bau hervor.
Vollendet iſt's; da falten ſich die Hände,
Und durch die Lüfte tönt ein frommer Chor.
Der fromme Ernſt ſteht freudig in den Hallen
Und läßt ſein Lied dem Höchſten Gott erſchallen.

Doch Herrlich'res noch ſoll mein Auge ſehen;
Denn hingezaubert, wie durch Geiſtermacht,
Seh' ich ein Schloß auf jenem Hügel ſtehen,
Ein Rieſenbau, durch ſeine Kraft vollbracht.
Die Thürme ſteigen zu des Aethers Höhen,
Weit in das Land hin leuchtet ihre Pracht,
Die Brücke ſchweift ſich, und in weiten Bogen
Hat ſich ein Wall um's Fürſtenhaus gezogen.

Und Alles keimt in jugendlichen Blüthen
Schnell unter ſeines Schutzes Macht empor.
Ob auch die Flammen ſeine Stadt durchwüthen,
Ein Phönix ſteigt ſie aus der Aſch' hervor.
Ein treuer Wächter, um das Haus zu hüten,
Tritt Ernſt der Fromme nun an Thür und Thor;
Was Feuers Wuth zerſtört, baut er mit Segen,
Und weiſe ſtrebt er nun das Gut zu pflegen.

Wie mit der Flügel wolligem Gefieder
Die treue Henne ihre Küchlein deckt,
Mit ſanftem Ton ſie locket und dann wieder
Mit Strenge ſie von dem Verderben ſchreckt;
So pflegt er ſeines Volkes treu und bieder,
Das er bald mit des Ernſtes Worte weckt,
Bald liebreich ruft mit ſüßen Vatertönen,
Sich gottverfluchter Laſter zu entwöhnen.

Und des Geſetzes heil'ger Baum erblühet,
Es ſteigt empor der Künſte ſchöner Bund.
Er, der für ſie, für Gott und Tugend glühet,
Er thut ſein Herz durch Wort und Thaten kund.
Den frommen Sinn, der ihn zum Himmel ziehet,
Verkündet huldreich er mit Hand und Mund,
Ihn hat ein Strahl aus jener Welt getroffen,
Nun lebet er im Schweigen und im Hoffen.

Und immer weiter geht ſein heilig Streben,
Daß, was er in dem Buſen Hohes nährt,
Im friſchen Glanze trete in das Leben,
Daß ſich der Sinn in freier That bewährt.
Der Menſchheit Wohl, der Gottheit Ehre geben,
Das iſt es, was er ſeinen Kindern lehrt;
Und als ein Muſterbild für alle Zeiten
Sieht man voran ihn allen Andern ſchreiten.

Da ſtehſt du vor mir mit den milden Zügen,
Geliebter Fürſt, von Sonnenglanz umfahn!
Ich muß vor Dir in reiner Demuth liegen,
Und deine ſtille Größe bet' ich an! —
In neuen Traum will Phantaſie mich wiegen,
Und and're Bilder ſeh' ich freundlich nahn;
Sie führet mich zurück auf ihren Schwingen
Zu ſeiner Jugend Tagen mich zu bringen.

Und in der Brüder krafterfüllter Mitte
Steht er, wohl jünger, doch wie ſie ein Held;
Er ſtrahlt hervor durch holder Sanftheit Sitte,
Durch kühnes Streben, das die Bruſt ihm ſchwellt.
Da wandelt er mit muthbelebtem Tritte,
Den Blick verſenkt in eine höh're Welt;
Dort oben, in den lichterfüllten Räumen,
Lebt ja das Ideal von ſeinen Träumen.

Dort, wo die Myriaden Sonnen ſtrahlen,
Lebt ſie, die ſtets ſein inn'res Auge ſieht,
Das höchſte unter allen Idealen,
Die durch des Künſtlers Seele je geglüht;
Die mit den ſchönſten Farben auszumahlen
Des Jünglings Phantaſie ſich ſtets bemüht;
Und will er ihr von ſeiner Liebe ſagen,
Muß er die Augen auf zum Himmel ſchlagen.

Wenn er, für laute Freuden nicht geboren,
Entflohen war der Brüder muntern Reih'n,
Und, ernſter ſinnend in ſich ſelbſt verloren,
Durchwandelte die hohen Hall'n allein,
Da trat ſie zu ihm, den ſie ſich erkoren,
Ihm Führerin und Lehrerin zu ſein,
Und mancher hohen Dinge weiſe Kunde
Entfloß, ein Honigſtrom, dem Geiſtermunde.

Wenn bei der Abendſtunde Feierklängen
Er nach des Gartens Büſchen ſtill entwich,
Da trat ſie zu ihm in den dunkeln Gängen,
Ein holdes Weib, geſchmückt und jugendlich;
Oft wenn, getrieben von des Buſens Drängen;
Er durch die Fluren zog, vertieft in ſich,
Da ſtand die Hehre plötzlich ihm zur Seiten,
Um manches Wort zu geben und zu deuten.

So ward er ſchon in früher Jugend Jahren
Zu aller Weisheit tiefem Sinn geweiht,
Doch was er Hohes auch von ihr erfahren,
Das Höchſte war doch die Gottſeligkeit.
„Ein frommer Wandel ſchützt vor den Gefahren,
Die jede Stunde einem Fürſten beut;“
So ſprach ſie oft und leitet ihn, ſein Leben
Dem Dienſte Gottes immer hinzugeben.

Und freuten ſich die Andern bei dem Spiele,
War er vertieft in weiſer Schriften Sinn,
Und eilte rüſtig fort nach ſeinem Ziele,
Nach hoher Weisheit höchſtem Gipfel hin;
Dann lohnte ihm nach ſolcher Tage Schwüle
Die hehre Frau, die theure Lehrerin,
Zum Lager trat ſie, lobend ihn zu mahnen,
Und ließ ihm ſeine künft'ge Größe ahnen.

So lebte ſie in ſeiner Träume Bildern
Und webte ſelbſt die Wirklichkeit zum Traum,
Und wußte ſo den Feuergeiſt zu mildern;
Ein einz'ger Blick ward ſeiner Kühnheit Zaum.
Sie brauchte nur der Tugend Glück zu ſchildern,
Und er ward tugendhaft, und wußt' es kaum.
So war ſie, leitend ihn, auf ſeinen Wegen
Bald ſichtbar und bald unſichtbar zugegen.

Sanft war der Lebensmorgen ihm vergangen;
Zum Jüngling wuchs der Knabe ſchnell heran.
Da ſtand er kräftig und im ſchönſten Prangen
An Weisheit und an Tugend ſchon ein Mann.
Wie flammt ſein Auge, glühen ſeine Wangen!
Wie eilt er kühn die Bahn, die er begann!
Schlägt er des Auges frommen Blick nach oben,
Fühlt er von Wonne ſeine Bruſt gehoben.

Lang war die hehre Frau ihm nicht erſchienen,
Wie ſehr er auch nach ihrem Gruß ſich ſehnt;
Iſt ſie erzürnt, er möchte gern ſie ſühnen,
An die er ſonſt ſo froh das Haupt gelehnt;
Er möchte ihr in Lieb' und Demuth dienen,
Die ſeine Jugendtage ihm verſchönt,
Er möchte ſich zu ihren Füßen legen,
Die ihn geführt auf weichen Blumenwegen.

Da trat ſie einſt in höchſter Schönheit Prangen,
Wie Bilder nur durch unſ're Seele ziehn,
Als ihn des Schlafes ſanfter Arm umfangen,
Im leichten Spiel des bunten Traums vor ihn,
Und neigte ſich zum Kuß auf ſeine Wangen,
Worauf des Glanzes Purpur widerſchien;
Sie öffnete der zarten Lippen Schöne,
Und hauchte hin, wie Roſenduft, die Töne;

„Zum Jüngling biſt du nun herangereifet,
Die Zeit, wo du mich ſaheſt, iſt entflohn.
Dein Blick, der muthig in die Ferne ſchweifet,
Er ſpähet kühn nach Heldenthaten ſchon;
Die Hand, die bald nun nach dem Schwerde greifet,
Um zu erringen edeln Muthes Lohn,
Bedarf nicht mehr, daß ich ſie ſorgſam leite,
Du findeſt ſelbſt den Weg in's dunkle Weite.

„Doch oft in der Bedrängniß bangen Stunden
Werd' ich als Schutzgeiſt dir zur Seite ſtehn,
Und wirſt du mich, die ich der Form entbunden,
Mit dem befang'nen Blick auch niemals ſehn,
So werd' ich, nur durch Ahnung leiſ' empfunden,
Dir kühlend um die heißen Schläfe wehn.
Aus Sturm und Nacht, aus jeglichen Gefahren
Will ich dich ſchützend retten und bewahren.

„Als ich im Staub noch wandelte hienieden,
War Gottes Ehr' mein innigſtes Gefühl;
Doch wie auch Herz und Sinn für ihn erglühten,
Nicht wirken konnt' ich auf der Erde viel. —
Mir war von Gott ein Knäblein bald beſchieden,
Doch war ſein Leben meines Lebens Ziel;
Da mußte ich, ſo jung, nach kurzen Freuden,
Von Kind und Gatten und dem Leben ſcheiden.

„Und dieſes Kind, das ich nicht konnte pflegen,
Das ich mit Mutterarmen nicht umſchlang,
Das ich nicht an den Buſen konnte legen,
Dein Ahnherr iſt's, aus ſeinem Stamm entſprang
Das herrliche Geſchlecht, das reicher Segen
In vielen Sproſſen Jahre lang durchdrang,
Auch dich hat jenes Segens Heil durchdrungen,
Aus ſeinem Blute biſt auch du entſprungen.

„Mich aber trieb es aus des Grabes Thüren,
Denn Ruhe ward mir nicht in ſeiner Nacht,
Die groſen Plane alle durchzuführen,
Die ich für Menſchenwohl mir ausgedacht.
Und ſieben Männer will ich mir erkühren;
Das Höchſte ſei durch ihre Kraft vollbracht.
Was ich nicht ſelber konnte hier vollbringen,
Das muß durch mich der Enkel Schaar gelingen.

„Denn Sieben iſt die Zahl, die Alles bindet,
Die Alles löſet in der Geiſterwelt.
Was ſich im Buch der ſieben Siegel findet,
Das iſt als ew'ges Schickſal aufgeſtellt;
Ich las darin und mir hat es verkündet,
Und meines Willens Kraft anheim geſtellt,
Daß einſt durch meines Strebens rege Flamme
Der Helden ſieben glüh'n aus meinem Stamme.

„Und von den Sieben, die ich mir erkieſen,
Daß jeder Glück dem theuren Lande ſchafft;
Biſt du der Erſte, und die Andern ſprießen
Hervor aus deines Fürſtenſtammes Kraft.
Von ihnen aus ſoll Heil und Segen fließen,
Bis daß ihr Haus des Schickſals Macht errafft;
Denn was da ruht in des Geſchickes Händen,
Vermag kein Geiſt zu drehen und zu wenden.

„Doch wenn ſie, von des Schlafes Macht bezwungen,
Vom Herrn der Herrn empfangen ihren Lohn,
Wenn ſie den großen Kampf nun ausgerungen,
Und blühet Gotha's Land und ſtralt der Thron,
Dann kommt ein Herrſcher, auch aus dir entſprungen,
Doch eines andern Zweiges edler Sohn;
Ihn werd' ich nicht mehr leiten, nicht mehr führen,
Doch jede große Tugend wird ihn zieren.

„Und als ein würd'ger Erbe meiner Helden
Hat er viel Herrliches in ſich vereint;
Er wird der Tugend ſtille That vergelten,
Die Thränen trock'nen, die die Unſchuld weint.
Dem Sonnenlichte gleich, das zweien Welten
Die Wärme giebt und ſie mit Glanz beſcheint,
So wird er zweien Ländern Licht und Leben,
Wird treuen Kindern treue Liebe geben.

„Du aber, den ich, gleich dem eig'nen Kinde,
Mit ſtiller Luſt gewartet und gepflegt,
An den ich meines Fortſeins Schickſal binde,
Wenn Liebe zu mir deine Bruſt bewegt,
So rüſte dich, daß dich bereitet finde
Der Kampf, den dir das Leben bald erregt;
Mit Glauben mußt du dir den Buſen ſtählen
Und Gottvertraun zu deinem Schilde wählen.

„Denn wie ein Ritter in der Waffen Schwere
Einhergeht, daß vom Tritt der Boden dröhnt, —
Der Eiſenfuß zerdrückt die volle Aehre,
Zermalmt die Blume, die das Feld verſchönt.
Im Sonnenſtrahle glänzt die blanke Wehre,
Mit der er keck des Feindes Blöſen höhnt,
Er ſtürmt heran und klopfet an die Pforte
Und fordert ihn zum Kampf mit ſchnödem Worte:

„So wird das Leben dich zum Kampfe heiſchen;
Ermanne dich und ſtärke deinen Muth!
Will auch das Unheil dir das Herz zerfleiſchen,
An ſtarker Kraft zerſplittert ſeine Wuth.
Der Gott, den du verehrſt, wird dich nicht täuſchen;
Vertrau' auf ihn! er füget Alles gut.
Wer zu ihm fleht in kindlichen Gebeten,
Den rettet er aus aller Stürme Nöthen.

„Hielt auch ein nächtiges Gewittergrauen
Der Himmelsbläue heitern Glanz umhüllt,
Die Finſterniß zerrann und an dem blauen
Gewölb' zeigt ſich der Sonn' und Sterne Bild.
Nichts hindert, Chriſti reines Licht zu ſchauen,
Das Bosheit hielt mit falſchem Schein umhüllt;
Wie auch die Welt des Trugs ſich wild gebärdet,
Wer ſich dem Herrn ergiebt, iſt nicht gefährdet.

„Es wird im Norden ſich ein Aar erheben,
Der dieſer falſchen Brut Verderben bringt;
Die kleine Heerde wird er treu umſchweben,
Und ob es leider! ihm auch nicht gelingt,
Der Welt des Friedens Heil zurück zu geben,
Weil ihn des Schickſals dunkle Macht bezwingt,
So wird er doch des Glaubens Sieg erneuen,
Und euch von der Tyrannen Joch befreien.

„An ſeiner Krieger Schaar ſollſt du dich fügen,
Ein Streiter auch für Gottes Reich zu ſein;
Du ſollſt zu ſeinen Kämpfen, ſeinen Siegen
Auch gold'ne Perlen groſer Thaten reihn;
Doch nicht des Schwerdes Kraft ſoll dir genügen,
Denn was ich ford're, giebt es nicht allein.
Durch ſtille Opfer, die den Höchſten ehren,
Wirſt du der Ahnfrau Wünſche mehr gewähren.

„Du muſt, ein Pflanzer, ohne zu ermüden,
Dein Tagewerk in Gottes Weinberg thun,
Das Land bebauen und den Weinſtock hüten,
Im Garten deines Herren nimmer ruhn;
Kaum iſt die Nacht von Berg und Thal geſchieden,
So muſt du dich umgürten, raſch beſchuh'n,
Daß dich das Frühroth an dem Werke finde,
Von dem erſt wieder dich die Nacht entbinde!

„Wohlauf! und greife rüſtig zu dem Spaten;
Und daß du ihn vertheidigſt, nimm ein Schwerd!
Dir winkt ein Volk, beſchütze ſeine Saaten,
Beſchütze du des Bürgers ſtillen Heerd.
So wird durch dich des Baues Grund gerathen
Zum Menſchenwohl, den Gott von mir begehrt.
So gehe hin und kämpfe treu und bieder!
Dort, wo die Sonnen glühn, ſiehſt du mich wieder."

Wie Sterne, die am hohen Himmelsbogen
In ſchönſter Pracht als gold'ne Blumen blühn,
Doch wenn der nächt'ge Schleier ſich verzogen,
Erblaſſen nun, und endlich ganz verglühn;
So war das Bild der hohen Frau entflogen.
Doch er erhebt ſich von dem Lager kühn;
Er weiß ja nun, wozu er auserſehen;
Es reißt ihn fort, er will den Kampf beſtehen.

Nicht ird'ſche Liebe meint er zu gewinnen,
Denn zur Geliebten hat er ſie erwählt;
Für ſie will er das große Werk beginnen,
Sie hat ihm ja mit Muth die Bruſt geſtählt.
Die höchſte Liebe lebt für ſie darinnen,
Und ihrer Reinheit hat er ſich vermählt.
Durch frommen Wandel, frommes Werk auf Erden
Hofft würdig er des hohen Weib's zu werden.

Im ſteten Anſchaun ſeines hohen Zieles
Wird ihm das Herz von Himmelsluſt geſchwellt,
Und im Beſitz des heiligſten Gefühles,
Das ihn erhebet über Zeit und Welt,
Thut er zu Gottes ew'ger Ehre Vieles,
Was ſeinen Ruhm den Sternen zugeſellt.
Er raſtet nicht, und alles Thun und Dichten
Weiß er auf Gott und Gottes Wort zu richten.

Wo er auch wandelt auf des Lebens Wegen,
Sein Sinn iſt ſtets auf Menſchenglück gewandt,
Und alle Herzen wallen ihm entgegen,
Die ſeinen gottergeb'nen Sinn erkannt.
Auf fromme Armuth ſtrömet Heil und Segen
Als milde Gabe aus des Fürſten Hand,
Und mit der Gabe mahnet er und lehret,
Daß ſich kein Menſch von Gottes Liebe kehret.

Wie ſich ein Bächlein durch die Wieſen windet,
Mit klarem Kieſe iſt ſein Grund gefüllt,
Bald ſcheint es von der Sonne Glanz entzündet,
Bald ſchwimmt des Himmels Blau, der Sterne Bild
Auf ſeiner eb'nen Fläche, und es ſchwindet
Selbſt nicht die Klarheit, wenn der Donner brüllt,
Es küßt am Rand der Blümchen bunt Gewimmel;
Jedoch in ſeinem Schooſe ruht der Himmel;

Und wo es ſeine hellen Silbergänge
Durch breiter Wieſen bunten Teppich zieht,
Da grünt des Raſens liebliches Gepränge,
Der Halm ſchießt auf, und überall erblüht
Der Frühlingsblumen buntgemiſchte Menge,
Denn Nahrung trank das grünende Gebiet;
Die Kraft, die Halm und Wurzel hat durchdrungen,
Aus Bächleins feuchtem Schoos iſt ſie entſprungen.

So lebet Ernſt ſein frommes Fürſtenleben
Geräuſchlos und in ſeinen Gott verſenkt.
Wenn ſich auch Wetter über ihm erheben,
Wenn auch die Bosheit ihre Fackel ſchwenkt,
Er ſtehet feſt, es bleibt ſein höchſtes Streben,
Daß er die Menſchheit mit dem Borne tränkt,
Der ewig quillt in nie getrübter Klarheit;
Er predigt Allen Tugend, Gott und Wahrheit.

Und Jeder, der auf ſeine weiſen Lehren,
Zu ſeines Wandels That die Blicke hebt,
Der mag, entzückt, von ihm nur reden hören,
Und fühlet ſich getröſtet, neu belebt;
Wer um ihn iſt, muß ſich zum Himmel kehren,
Daß jedes Herz nur heil'ge Pfade ſtrebt;
Durch ihn geweckt zu himmliſchem Vertrauen,
Will es ſein Haus auf Gottes Felſen bauen.

Doch war der Stern, der jüngſt erſt aufgegangen,
Der kaum von Wittenberg in alle Welt
Geſtrahlet ſeines Himmelslichtes Prangen,
Und überall der Völker Geiſt erhellt,
Von einer Wetterwolke ſchwarz umfangen;
Zum blinden Wahn hat ſich der Trotz geſellt.
Schon iſt der Stahl zum wilden Kampf geſchliffen:
Schon hat der Irrthum raſend ihn ergriffen.

Wie auch mit fürchterlichen Ungewittern
Der Trug der Nacht das reine Licht bedroht,
Es wird der Streiter Gottes nicht erzittern,
Stark durch den Glauben gegen jede Noth.
Es muß an ihm der Blitze Kraft zerſplittern;
Sein Siegspanier iſt Glauben oder Tod.
Der Streit beginnt und alle Wetter toben,
Der Frommen Häuflein blickt getroſt nach oben.

Nur nach der Nacht kann Morgenröthe tagen,
Nur in dem Kampf erſtarkt der wahre Muth;
Wer glaubig hofft, wird nicht im Sturm verzagen;
Das Gold bewährt ſich durch des Feuers Glut.
Wer Großes will, der muß auch Großes wagen,
Dem blüht kein Lohn, der ſtatt der That geruht;
Und nur aus Drang und ſturmbewegten Zeiten
Wird, wie ein Held, der Geiſt der Stärke ſchreiten.

Wenn auch, was erſt ſo kräftig angefangen
In Böheims mächt'ger Stadt, dem alten Prag,
Nicht konnte zu dem ſchönen Ziel gelangen,
Und kühner Muth der Hinterliſt erlag:
So war die Glut doch noch nicht ausgegangen;
Sie löſchte nicht der fürchterliche Schlag,
Der Gottes Schaar am weißen Berg getroffen;
Sie glimmte fort, genährt durch ſtilles Hoffen.

Auch unſers Helden muthentglühte Brüder
Stehn feſt dem neuen Böhmenkönig bei;
Und ſtürzt die Schlacht auch ſeine Wünſche nieder,
Sie bleiben doch im Unglückſturm ihm treu.
Schon unter Mansfelds Fahnen ſtehn ſie wieder;
Und fallen auch für Gottes Sache Zwei,
So muß es doch den Anderen gelingen,
Durch Kampfes Nacht zum freien Licht zu dringen.

Wie wenn die Heerde durch des Wolfes Dräuen
Weit hin in Wald und Flur verſcheuchet irrt,
Bis durch des Hirten Sorgfalt ſie von neuen
Im ſichern Thalesgrund verſammelt wird:
So ſammelt Mansfeld wieder die Getreuen,
Im ſichern Hinterhalt, als kluger Hirt;
Und als ſich Oeſtreichs Heere ſicher wähnen,
Kommt Braunſchweigs Herzog und der Herr der Dänen.

Doch wie ſie auch den wilden Kampf beginnen,
Ob auch der Sieg auf ihre Seite tritt,
Es rafft der Tod die Helden ſchnell von hinnen,
Und Selbſtvertraun und Einheit ſterben mit;
Nun kann der Uebermuth auf Böſes ſinnen,
Er zieht durch Land und Volk mit keckem Schritt.
O! ſoll das fromme Häuflein nun geſchlagen
Im Todeskampf verbluten und verzagen?

So ſieht in mitternächtlichen Gewittern
Der Steuermann verzagt auf dem Verdeck;
Die Ruder und der ſtarke Maſt zerſplittern,
Schon iſt das Schiff auf allen Seiten leck,
Da ſieht er plötzlich den Polarſtern zittern,
Und ihn ergreift der Rettung freud'ger Schreck.
So wird auch jetzt von Norden aus den Frommen
Der unverhofften Rettung Freude kommen.

Es ſteigt aus Schwedens Schneegefilden nieder
Ein Rieſengeiſt und ſchreitet über's Meer;
Er ſchwingt, ein kühner Adler, ſein Gefieder,
Und trägt des Zornes Laſt im Herzen ſchwer.
Zur Rettung kommt er ſeiner Glaubensbrüder
Ein Held mit einer Heldenſchaar daher.
Wie auch die Stolzen auf ihn ſchmähn und ſpotten,
Er wird das Unkraut aus dem Waizen rotten.

Doch ach! für die er kämpfen will und ſchlagen,
Wie ſind ſie ſelbſt an ihrer Kraft verzagt!
Sie können nicht des Lichtes Glanz ertragen,
Das ihnen ſchnell durch nächtig Dunkel tagt;
Sie wollen nichts zu ihrem Heile wagen;
Was auch, ſie zu erwecken, Guſtav ſagt,
Die Fürſten wollen feſt am Kaiſer halten,
Mag er tyranniſch auch mit ihnen ſchalten.

Nur Heſſens Landgraf iſt's und Weimars Söhne,
Die ſich dem großen König zugewandt;
Daß nicht Gewalt den Truggeſetzen fröhne,
Flammt ſchon der Stahl in ihrer Heldenhand.
Du frommer Ernſt, in deiner Tugend Schöne,
Du Bernhard, von dem höchſten Muth entbrannt,
Und Wilhelm du, aus Heſſens Blut entſproſſen,
Ihr ſeid des Königs würd'ge Kampfgenoſſen.

Die da allein für Luthers Lehre fechten,
Wie grünt ihr Stamm, dem Glück ſich ſtets vereint
Zum ſchönſten Kranz jetzt ſeine Zweige flechten
Maria du, du Bernhard Erich Freund!
Und ſtrahlend einſt den künftigen Geſchlechten
Das Licht, das dieſem Kranz entſtrömet, ſcheint;
O nimm den Glückwunſch, Herrſcherpaar, mit Güte
Den ich aus meiner Liederwelt dir biete!

Doch nun zu ihm, dem Helden dieſer Lieder,
Der ſtets erfüllt mit heil'gem Gottvertraun,
Wend' ich die freudetrunk'nen Blicke wieder,
Um auch als kühnen Helden ihn zu ſchaun.
Als einer tapfern Reiterſchaar Gebieter
Kämpft er für Gottes Reich in Leipzigs Au'n,
Dort hilft er Tilly's alten Ruhm zerbrechen,
Mit Kraft die Schmach der hart Bedrängten rächen

Und Guſtav fühlt ſich zu ihm hingezogen,
Er ehrt in ihm den Helden, ſchätzt den Freund;
Nicht hat des Herzens Stimme ihn betrogen,
Denn unſer Ernſt iſt mehr noch, als er ſcheint.
Schon ſind ſich ihre Geiſter zugeflogen,
Sie gleichen ſich, und ſo ſind ſie vereint.
Die Einzigen, ſie haben ſich gefunden.
Der Himmel ſelbſt hat dieſes Band gebunden.

Und was des Königs Kraft nicht kann verrichten,
Das übergibt er Ernſt's beſonn'ner Hand.
An ſeiner Statt muß der die Händel ſchlichten,
An ſeiner Statt herrſcht er im Frankenland;
Wohl fühlt der theure Fürſt die ſchweren Pflichten,
Doch ruht er nimmer in dem harten Stand;
Durch ſteten Kampf im Hoffen und im Schweigen
Meint er der Ahnfrau würdig ſich zu zeigen.

Oft wenn er nach des Tages langem Mühen
Einſam den Fuß durch ſtille Orte lenkt,
Wenn ſüßer Ruh' Erquickungen ihn fliehen,
Und nicht der Schlaf ſich auf die Wimper ſenkt,
Und bunt der Kindheit Bilder ihm erblühen,
Da iſt's, wo er des theuern Weibs gedenkt,
Und alles, was ſie ſcheidend ihm befohlen,
Muß er im Geiſte treu ſich wiederholen.

Sie aber, die den Knaben ſchon umgeben,
Sie wendet von ihm jegliche Gefahr,
Und ſchützt mit Geiſtermacht das theure Leben,
Und reißt ihn oft aus wilder Feinde Schaar;
So weckt und ſtählet ſie das rege Streben,
Den Schützling ſtets umkreiſend unſichtbar,
Sie läßt des Lebens Räthſel ihn verſtehen,
Und nicht im Kampf ermattend untergehen.

Wohl neu geſtärkt geht er dem Kampf entgegen
Und als bei Nürnberg Friedland Schlimmes droht,
Da ſtürzet Ernſt ſich in den Kugelregen;
Die Ahnfrau nur errettet ihn vom Tod.
Von ſeiner Kraft, von ſeines Schwerdes Schlägen
Erſieht dem Feinde des Verderbens Noth.
Wo Weimar's Söhn', das Heldenpaar, ſich zeiget,
Da iſt der Sieg, der Feind erſchrickt und weichet.

Und ſo muß ſtets der Feinde Arm erlahmen,
An dieſer Kraft der wackern Fürſtenſchaar,
Ja aller Völker, die vereinet kamen,
Und jedes Haufens, der gedungen war;
Und überall erglänzt der Starken Namen,
Sie leuchten ewig, ſtrahlen immerdar,
Mit gold'ner Schrift im Buche der Geſchichte,
Des Sängers Geiſt befeuernd zum Gedichte.

Der große Tag bei Lützen iſt erſchienen;
Zum Kampfe ſtehn die Heere ſchon bereit.
Der König kniet, dem Höchſten fromm zu dienen,
Der Schweden heil'ger Sang ſchallt weit und breit.
Nun ſtürmen ſie heran, Gott iſt mit ihnen,
Und überall beginnt der heiße Streit;
Er fliegt voran: „das wallt Gott Vater, Amen!
Dir leb' und ſterb' ich, kämpf' für deinen Namen.“

Doch kaum umarmen ſich die Heerestroſſe,
Kaum fällt der Würfel für das blut'ge Spiel,
Da ſtürzt der König ſterbend von dem Roſſe,
Das treue Herz ward einer Kugel Ziel;
Zweimal durchbohrt von tödtendem Geſchoſſe,
Sinkt ſeines Lebens Stern im Kampfgewühl.
Die Bruſt, die Großes ſtets in ſich getragen,
Wird von der Pferde wildem Huf zerſchlagen.

So wie der Hyder zornentflammtes Wüthen
Nur toller wird, wenn ihr entrollt das Haupt,
So ſtürmen raſender die Racherglühten
Auf Waldſteins Heer, der ſchon zu ſiegen glaubt.
Faſt hat der eine Tag die ſtolzen Blüthen
Des alten Heldenruhmes ihm geraubt;
Und Pappenheim mit ſeinen Reiterſchaaren
Kommt noch zur rechten Zeit, ihn zu bewahren.

Da ſtürzt ſich Ernſt und ſeine Kampfgefährten
Auf Pappenheim und ſeines Troſſes Reihn.
Der letzte Wurf ſoll jetzt geworfen werden!
Jetzt muß der große Sieg errungen ſein!
Und jener fällt, bedeckt von ſeinen Pferden.
Sein Licht verlöſcht; und Ernſt, der Sieg iſt dein
Stark iſt der Schlag, und Oeſtreichs Säulen wanken
Das, frommer Ernſt, iſt deinem Muth zu danken

Was ſich nun ferner Großes zugetragen,
Als Bernhard an der Schweden Spitze ſteht,
Wie ſich der kühne Ritter noch geſchlagen,
Bis daß auch ſeine Sonne untergeht,
Wird der Geſchichte ewig Buch dir ſagen;
Das Lied, das ſeinen Ruhm ertönet, ſä't
Des Namens Perlen in der Sterne Kränze,
Daß er den ſpäteſten Geſchlechtern glänze.

Ernſt bleibt des Bruders treulicher Begleiter,
Und wie der Tyndariden Brüderpaar,
So ſtehen ſie, ein Sternbild hell und heiter,
Als Führer und Erretter aus Gefahr.
Stets ſiegend dringen Schwedens Völker weiter,
Bis auch für ſie ein Tag des Schreckens war,
Wo ihres Glückes Sonne ſich verhüllte,
Und neuer Wetter Donner ſie umbrüllte.

Der fromme Ernſt verläſt das Kampfgetümmel,
Voll Sehnſucht nach des Vaterhauſes Glück;
Er flieht den Krieg, des Lagers bunt Gewimmel
Und geht zur Heimath ſtillen Kreis zurück.
Sein Herz ſucht gläubig betend Gott im Himmel
Und ſucht auf Erden frommer Menſchen Glück.
Noch an der Spitze ſeiner Kriegesſchaaren
Strebt er der Weisheit Tempel wohl zu wahren.

Wo friedlich dort der ſanfte Strom der Saale
Durch blühnde Au'n und reiche Fluren ſchleicht,
Und herrlich aus dem ſegenvollen Thale
Die theure Stadt, der Muſen Wohnſitz, ſteigt,
Wo ſich der Wiſſenſchaft verklärtem Strahle
Der Menſchheit Bild in allen Formen zeigt,
Dort ſteckt ſich Ernſt ein Ziel für hohes Streben;
Was er vermag, will er dort huldreich geben.

Du Muſenſtadt, ſchon damals weit erhoben,
Die du des Wiſſens Kreis in dir vereint,
Du wirſt die Gunſt des frommen Ernſtes loben,
Der nicht allein in Kämpfen groß erſcheint.
Er denket deiner in des Krieges Toben
Und reich beſchenkt er dich, der Muſen Freund,
Will deinem Kreis die Himmelstöchter binden,
Und Jena's Ruhm für Ewigkeiten gründen.

Jetzt, da den Kriegeswogen er entronnen,
Liebt er verdoppelt Kunſt und Wiſſenſchaft,
Schützt ſie zu deſſen Ruhm, der über Sonnen
Des Menſchheitlebens große Pläne ſchafft.
Für manchen Sturm noch ſchöpft er aus dem Bronn
Der feſten Gottesliebe Muth und Kraft,
Noch oft, wenn um ihn alle Wetter toben
Fühlt er durch Gottes Beiſtand ſich erhoben.

Wohl muß er noch des Schickſals Druck erfahre
Doch ſtandhaft trägt er ſtets der Leiden Wucht.
Vom Freunde bald und bald von Feindes Schaaren
Wird das bedrängte Land ſchwer heimgeſucht;
Vor Untergang weiß er es zu bewahren,
Und wie der Krieger Rotten auch verrucht
Mit Schwerd und Feuer rings das Land zerſtören;
Es iſt ein Gott, der Ernſt's Gebet wird hören.

Er läßt dem Volk des Glaubens Heil verkünden
Und jenes Buch, das Gottes Wort enthält,
In welchem wir des Himmels Schätze finden,
Ausgehn von ſeiner Stadt in alle Welt,
Daß alle Menſchen Wahrheit nun ergründen,
Die jeder Täuſchung nächtlich Grau'n erhellt;
Und Jeſus ſteigt zu ſeinen Jüngern nieder,
Und predigt unter ihnen; lehrt ſie wieder.

Was von Jeruſalems geweihten Höhen
Ging in die Welt durch der Apoſtel Zug,
Das lehrte ſeinem Volke Ernſt verſtehen,
Stark kämpfend wider Liſt und Höllentrug;
Rein ſoll es jener Flamme Klarheit ſehen,
Die einſt in Oſten auf zum Himmel ſchlug.
Was Luthers heil'ge Glut erſt ließ erſchallen,
Soll nun in jeder Hütte wiederhallen.

Und ſieh! das Werk der reinſten Gottestreue,
Es ſteht noch jetzt ſo herrlich glänzend da,
Daß immer ſich das Wort des Herrn erneue,
Und ewig jung der Menſchen Herz umfah',
Es ſtrahlet fort und fort durch Himmelsweihe,
Und iſt in tauſend Händen fern und nah.
So leuchtet fort das Licht, das er gezündet,
Das ſeines Wandels Tugend ſtets verkündet.

Oft hebt er in der Mondnacht heil'ger Stille
Die Blicke zu des Himmels heiterm Blau:
„Was ich vollbrachte, war dein hoher Wille,
Du triebſt mich an, geliebte Ahnenfrau!
Doch daß ich ganz dein hehres Wort erfülle,
So führe mich, daß ich die Holde ſchau',
Aus deren Schoos der friſche Baum erſteige,
Der dir des ew'gen Friedens Palme reiche.

„Und du, mein Gott, der durch die Dorngewinde
Des Lebens mich mit ſtarkem Arm geführt,
Verleihe Licht und Weisheit deinem Kinde,
Daß es dein Volk, wie du es willſt, regiert;
Gieb, daß ich liebend die Gefährtin finde,
Die meinen Thron zu deiner Ehre ziert,
Laß mich die Gläubigſte von allen Frauen,
Die dir gedient von Jugend an, erſchauen!“

Und durch der Himmelsmächte weiſes Fügen
Wird ſeiner Bitte ſtiller Wunſch erfüllt;
Er findet in Sophia's holden Zügen
Der hohen Ahnenfrau geliebtes Bild.
Iſt ſie aus lichten Höh'n herabgeſtiegen,
Daß ſie der Sehnſucht heißen Durſt ihm ſtillt?
Soll er auf Erden liebend ſchon umfangen,
Was er erſt jenſeits hoffte zu empfangen?

Sophia iſt's, die ihm ſein Loos verſüßet,
Sie reicht ihm ihres Herzens Schätze dar;
Und ruhiger an ihrer Hand verfließet
Das Leben ihm, das erſt ſo ſtürmiſch war.
Aus ihrem ſegenreichen Schooſe ſprießet
So freudig auf der Kinder kräft'ge Schaar.
Muß ſich auch manche Blüthe welkend neigen,
Die andern grünen fort, wie ſtarke Eichen.

Aus ihrer Mitte ſeh' ich ragend prangen
Dich, Friederich, du führeſt fort ſo ſchön,
Was dein Erzeuger herrlich angefangen,
Du wirſt den Weg in ſeinen Spuren gehn;
An dir wird liebend auch die Ahnfrau hangen,
Und unſichtbar an deiner Seite ſtehn,
Wenn einſtens du zum Steuermann erhoben,
Und Stürme auf dein Schiff hernieder toben. —

Die alte Fürſtenſtadt, an deren Fuße
Der Ilmſtrom ſtolzer ſeine Wellen ſchwellt,
Und raſch vorüber eilt mit leichtem Gruße,
Wo Herzog Wilhelm ſeine Hofſtatt hält,
Verläßt der fromme Ernſt, daß er am Fluſſe
Der Leina ſich den eig'nen Hof beſtellt.
Dem Land, das lang des Herrſchers mußt' entbehren,
Will er als Vater ferner angehören.

Doch tritt kein Haus dem hohen Herrn entgegen;
Es beut ſich keine Burg dem Herrſcher dar.
Oed' iſt der Platz, wo Grimmenſtein gelegen,
Der des verruchten Grumbach Zuflucht war. —
Da muß Schloß Tenneberg den Hofſtaat hegen;
Dort wohnt der hohe Ernſt gar manches Jahr;
Und von der waldbegränzten Höh' hernieder
Schaut in ſein Land der fürſtliche Gebieter.

So laß dein Lob aus meinem Munde ſchallen,
Du liebe Burg, von Eichen rings umlaubt,
Die, Locken gleich, um deine Schläfe wallen.
Ehrfurcht gebietend, ſtrahlt dein greiſig Haupt.
Der Vorzeit Bilder hat aus deinen Hallen
Nie noch der Geiſt der Gegenwart geraubt;
Und wie du unſern Ernſt haſt aufgenommen,
Kann ſeiner Enkel jeder zu dir kommen.

Doch will der fromme Fürſt ein Schloß ſich bauen
Mit ſeiner lieben Hauptſtadt in Verein;
Das ſollen künftige Geſchlechter ſchauen,
Das ſoll ein Haus für alle Enkel ſein.
Und er beginnt mit hohem Gottvertrauen,
Sind auch die Mittel zu dem Werke klein:
Der ihn bis jetzt geführt mit Vaterhänden,
Wird hülfreich mit den ſchweren Bau vollenden!

Und wo ſich Gotha's Stadt zur Höh' erhebet,
Beginnet das Geſchäft des ſtolzen Bau's.
Mit muntern Schaaren iſt der Platz belebet; —
So ſpannt der Schiffer alle Segel aus,
Der raſch zum heißgewünſchten Ziele ſtrebet. —
Bald hebet ſich empor das weite Haus.
Wo ſolche Kräfte an der Spitze ſtehen,
Da muß das Gute ſtrahlend raſch erſtehen.

Tief in der Erde regen ſich die Hände;
Denn in des Hügels Schoos, in ew'ger Nacht
Dehnt hoch und breit ſich aus, faſt ohne Ende,
Dort der Gewölbe, hier der Keller Schacht,
Der einſt der Tafel ſeine Labſal ſpende.
Die Bogen ſind von ſtarkem Stein gemacht,
Daß ſie bis zu der Nachwelt ſpäten Tagen
Den koloſſalen Bau des Schloſſes tragen.

Von Berges Höh' die ſtolze Burg verkündet:
Da unten ſei ihr Alles unterthan. —
Im groſen Viereck iſt der Bau gegründet;
Im Innern liegt des Hofes weiter Plan.
Vorn an des Schloſſes Hauptgebäude bindet
Sich rechts und links ein langer Flügel an,
Und hinten muß die Wand von ſtarken Steinen
Den weiten Bau zum ſchönen Ganzen einen.

Nach Norden zu, wo ſich dem Blick erſchließet
Die ſchöne Stadt, erhebt das Hauptgebäu,
Ein Rieſe, ſich; ſein breites Dach umfließet
Der Wolken Schaar, getaucht in Azurbläu'. —
Die hohe Pracht, die uns von außen grüßet,
Zeugt von der Pracht, die drinn verborgen ſei.
Die vielen Fenſter, weit und glänzend, laden
Den Blick, von dort in Ferne ſich zu baden.

Und innen prangen viele ſchöne Säle,
Werth des Geſchlechts, das ſie bewohnen ſoll. —
Wo wär' das Aug', das jede Schönheit zähle,
Die aus der Seele des Erſchaffers quoll.
Das Wort verſtummt; doch iſt des Dichters Seele
Von all' den lieben, ſchönen Bildern voll;
Von allen Zierden, die mit Glanz und Schimmer
Die Hallen ſchmücken und die hellen Zimmer.

Und rechts und links, im Oſten und im Weſten,
Zieht ſich der Flügel lange Gallerie,
Begränzt im Süden von zwei ſtolzen Veſten,
Gleich aufgebaut mit weiſer Symmetrie;
Denn ihre Kunſt bewährten hier die Beſten.
Mit hochgewölbtem Dache prangen ſie;
Und immer höher heben ſich die Thürme,
Bewährt für aller Zeiten wilde Stürme.

Und um das Schloß, in weitem Kreis gebogen,
Zieht breit und tief ſich rings der Graben her.
Des Walles Wucht iſt weiter drum gezogen,
Dem hohen Friedenſtein zu Schutz und Wehr.
Erſt wenn der Brücke Laſt herabgeflogen,
Verhindert nichts in's Schloß den Eintritt mehr;
Dann muß der Wandrer durch die Thore wallen,
Und grüßt des Friedenſteins ehrwürd'ge Hallen.

So ſteht er da, für ew'ge Zeit gegründet,
Ein Monument, dem keine Säule gleicht,
Die pomphaft eines Mannes Ruhm verkündet,
Von dem ſchon bald der Mund der Nachwelt ſchweigt.
Und wenn Jahrhundert auf Jahrhundert ſchwindet:
Doch Friedenſtein von ſeinem Gründer zeugt;
Ja immer wird der leuchtende dort oben
Die hohe Weisheit des Erbauers loben.

Von ſeinem Vaterhauſe nun geſchieden,
Herrſcht Ernſt in Gotha's ſeegenreichem Land,
Da pflanzt und ſät und weckt er tauſend Blüthen,
Und pfleget ſie mit milder Vaterhand.
Bald ſieht nach langem Streit die Welt den Frieden,
Den dreißig Jahre Teutſchland nicht gekannt;
Es ſchweigt der Sturm, es ruht der Hölle Rache,
Und unbeſiegt ſteht feſt der Frommen Sache.

Drum baut auf Gottes Hilfe, ihr Gerechten!
Er führet euch durch alle Schrecken gut;
Erzittert nicht in finſtern Wetternächten,
Am Felſen prallt zurück die Rieſenflut!
Mag auch die Hölle finſt're Pläne flechten,
Zu Schanden wird zuletzt die Lügenbrut!
Des Truges Nacht muß endlich doch verſinken,
Und ſchön'rer Morgenpurpur wird euch winken!

So hat auch er gerungen und beſtanden,
Den dieſes Liedes kühner Laut beſingt,
An ihm auch ward des Böſen Liſt zu Schanden;
Nun da der Friede ſeine Palmen ſchwingt,
Strebt Ernſt, wie er mit immer feſtern Banden,
Sein ganzes Volk in treuer Lieb' umſchlingt.
Nur dahin ſteht des Fürſten hohes Sinnen,
Für Gott die Herzen Aller zu gewinnen!

Und Alle füllt ein zauberiſches Leben;
Des Wahns, der Ohnmacht ſtarrer Schlummer flieht,
Ein Aufſchwung, nach dem höchſten Gut zu ſtreben,
Hat jede Bruſt mit heil'ger Glut durchglüht;
Und neue Kräfte wollen ſich erheben,
Und neues Wirkens Innigkeit erblüht.
Wo ſolches Haupt der Kräfte iſt Gebieter,
Da regen emſiger ſich alle Glieder.

Und Luſt und Frohſinn nahen im Gedränge,
Der Weisheit reine Stimmen werden laut;
Schnell geht der Künſte anmuthvolle Menge
Ein in die hohe Burg, die er gebaut.
Faſt wird das Herz dem Wonnerauſch zu enge,
Da immer Herrlich'res das Auge ſchaut.
Die kleinen Formen ſtürzen, die veraltet,
Weil Alles neu und ſchöner ſich geſtaltet.

Nicht ſoll der Zorn mehr ſeine Feſte halten,
Das Haus des argen Grimmes liegt zerſtört,
Auf Friedenſtein ſoll Friede ewig walten!
Und da iſt Seegen immerdar beſcheert;
Die heil'ge Glut wird nimmer hier erkalten,
Weil Gottes Geiſt hier huldreich eingekehrt.
Und wie dies Haus das Mitgeſchlecht bewundert,
So grüßt es ſtaunend noch ein ſpät Jahrhundert.

Mit Vaterliebe naht ſich **Ernſt** dem Garten,
Der treu des Geiſtes junge Keime hegt;
Er pflügt den Boden und benäßt den harten,
Daß er nun ferner edle Früchte trägt.
Er läßt die jungen Pflanzen ſorglich warten,
Daß ſich des Wiſſens hoher Eifer regt.
Der alte Bau erglänzt, die Lehren tönen
Aus weiſem Mund des Vaterlandes Söhnen.

So grünſt du, theure Schule, hoch vor allen
Dich ſtolz erhebend auf dem feſten Grund!
Durch deiner Säle heit're Räume wallen,
Die Muſen hin im ſchönſten Schweſterbund.
Dem jungen Chriſt thut ſich in deinen Hallen
Der erſte Lebensſtrahl der Weisheit kund.
Und wie dich drei Jahrhunderte geſehen,
So wirſt du prangend viele noch beſtehen.

Doch nicht allein für dich, die Gotha ſchmücket,
Eröffnet er des Schatzes reichen Schrein,
Auch auf des Landes Schulen huldreich blicket
Der Fürſt, mit ſeiner Gunſt ſie zu erfreun.
Durch reichern Lohn für ſchweres Werk beglücket
Die Männer er, die ſich dem Staate weihn,
Daß treuer ſie die jungen Sproſſen pflegen
Und rüſtiger am Bau die Hände regen.

Der fromme Fürſt wird Vater auch der Waiſen,
Die er zu guter Pflege all' vereint;
Sie alle ſollen ſeine Kinder heißen,
Weil er als Vater es mit ihnen meint,
Mit zarter Sorgfalt trocknet er die leiſen
Verzweiflungsthränen, die die Unſchuld weint.
Selbſt in der Nachbarſtadt berühmten Mauern
Wird ſeiner Liebe Nachruhm ewig dauern.

Und will er die Verwaiſten ſo beglücken,
Blüht ihm für Andrer Glück ein andrer Plan.
Er ladet auf der Ströme breiten Rücken
Mit ſeines Landes Reichthum manchen Kahn,
Um ihn dem fernen Meere zuzuſchicken,
Und ſucht ſich ſo die neue Waſſerbahn.
Doch ach! es wird des regen Geiſtes Walten
Verkannt, im ſchönſten Eifer aufgehalten.

Doch wie auch Thörichte ihm widerſtreben,
Es hindert nimmer den erhab'nen Geiſt,
Der Unterthanen dauernd Glück zu heben,
Wozu des Herzens frommer Drang ihn reißt.
Er iſt's, der ſtreng ein lüſtevolles Leben
Den durch den Krieg Verdorbenen verweiſ't,
Er iſt's, der durch der Kirche hohe Lehren
Die Irrigen zum Himmel will bekehren.

Und weiter dehnt er ſeines Strebens Kreiſe;
Sie ſollen bald die halbe Welt umfahn,
Mit neuem Eifer, mutherglühtem Fleiße
Fängt er ein heilig Werk zu bauen an.
Die ſich getrennt in ihrer Lehre Weiſe
Sie ſollen ſich in Eintracht wieder nahn,
Was erſt für Gottes Wort im Streit geweſen,
Das ſoll ſich auf in Harmonieen löſen.

Was Luthers krafterfülltes Wort verkündet,
Will Jeder anders deuten und verſtehn;
Den gläub'gen Geiſt nicht haben ſie ergründet,
Sie mögen Worte wenden nur und drehn;
Und Jeder hat ſich Anderen verbündet,
Um auf den Gegner ſtärker loszugehn.
Die Kirche, die geglänzt durch That und Lehren,
Will gegen ſich die eig'nen Waffen kehren.

Da läßt, in Liebe wieder zu verſöhnen,
Was da in wildem Haß geſpalten war,
Der fromme Ernſt ſein Mahnungswort ertönen,
Er reichet ſelbſt die Hand zum Bunde dar.
Nur Liebe herrſche unter Chriſti Söhnen,
Nur Liebe mache ſie zu Gottes Schaar!
Doch wo ſie ſich in wildem Kampf entzweien,
Da kann das Reich des Heilands nicht gedeihen.

Doch ach! wie er es immer mag erfaſſen,
Er, der der reinſten Liebe Gluthen hegt,
Sie wollen nicht vom argen Streite laſſen,
Weil Jeder tiefen Groll im Herzen trägt.
Welch' grimmer Schmerz, wenn ſich die Männer haſſen,
Auf die ſein Lehramt Jeſus ſelber legt,
Welch' grimmer Schmerz für dich, du frommer Rather!
Die Kinder hören nicht den greiſen Vater.

Wohl aber geht die fromme Weisheitskunde,
Des gottgeliebten Ernſt von Land zu Land;
An fernen Küſten wird von fremdem Munde
Mit Ehrfurcht ſeines Namens Laut genannt.
Sein Ruhm ſchallt auf der Erde weitem Runde,
Er tönet an des Niles heißem Strand,
Er wird gehört in Rußlands kalter Zone.
So ſtrahlt auf Erden ſchon der Tugend Krone!

Von Abyſſiniens ſonnenheißen Höhen
Kommt Abt Gregor zum hohen Friedenſtein;
Und über Meer und Land muß Wansleb gehen,
Der fernen Chriſtenheit ein Troſt zu ſeyn;
Er ſoll des Südens heit'res Land beſehen,
Und was er zu der Wiſſenſchaft Gedeihn
Auf weiten Reiſen wird erſchaun und finden,
Soll er dem weisheitgier'gen Ernſt verkünden.

Und wie die Boten ſchickt der ferne Süden,
So ſendet wieder ſie der ferne Nord;
Denn ihm läßt Rußlands Zaar den Gruß entbieten,
Und ſchreibt dem frommen Herrn manch freundlich Wort.
Der Greis, der ſich vom Ird'ſchen hat geſchieden,
Er wirket für das Himmliſche noch fort,
Er bittet von dem mächt'gen Zaar das Eine,
Dort Schutz zu ſein der chriſtlichen Gemeine.

So ſteht er da; des Ruhmes Zweige kränzen
Die hohe Stirn, die Allen Ehrfurcht lehrt;
Die langen, heil'gen Silberlocken glänzen
Ihm um das Haupt, vom Himmelslicht verklärt,
Bald ſtrahlt ſein Schimmer ihm in jenen Lenzen,
Voll Götterluſt, die Ewigkeiten währt.
Im Vorgefühl der reinſten Seeligkeiten
Blickt er mit Wonne nach dem nahen Scheiden.

So glüht die Sonne, wenn ihr Lauf vollendet
Und ſcheidend ſie am fernen Hügel ſteht,
Wenn ſie den Blick ſchon halb hinabgewendet,
In ihres Purpurs höchſter Majeſtät;
Und noch der Strahlen letzte Fülle ſendet
Sie auf die Flur, eh' ſie hinunter geht;
Doch prangt, wenn ſie ſchon lang hinabgezogen,
In prächtigem Karmin der Himmelsbogen.

So geht auch er hinab im Hoffnungsſchweigen,
Geklärt in ſeiner Tugend ſtiller Pracht;
Sie wird ihm des Triumphes Straße zeigen,
Sie lichtet ihm des Todes kurze Nacht.
Dort wird der Richter Siegespalmen reichen
Ihm, der ſein Tagewerk ſo ſchön vollbracht;
Ja, Ernſt wird dort der Lichtbewohner Chören,
Den Jauchzenden, als Bruder angehören.

Die Klage weint durch ſeines Schloſſes Hallen:
Ach, unſer Vater Ernſt iſt nun nicht mehr!
Geſchieden iſt der Herrlichſte von Allen,
Erloſchen iſt ein Leben groß und hehr.
Es läßt die Wehmuth Glockenklänge ſchallen
Von allen Thürmen nieder, dumpf und ſchwer.
Er iſt am Ziel. Es tönen Trauerlieder,
Und in die Gruft ſteigt ſeine Hülle nieder.

Und ihren Liebling unten zu empfangen
Steht harrend ſchon die Ahnenfrau; ſie küßt
Dem erſten ihrer Helden Stirn und Wangen,
Der ſeeliger nun, als ſie ſelber iſt.
Sie hält ihn lange weich und kühl umfangen,
Doch wenn der junge Tag die Erde grüßt,
Steigt wieder ſie hinauf zum regen Leben
Auch ihren Friedrich ſchirmend zu umſchweben.

Doch wie es nach dem Klange heitrer Lieder
Noch lange nach in vollen Seelen hallt;
So gehn nachklingend auch die Bilder wieder
Noch einmal durch des Sängers Bruſt; ſie wallt
Entzückt empor, und preßt die Thränen nieder.
Und einmal noch ergreift mich die Gewalt
Des großen Lebens, das ich jetzt beſungen;
Und flüchtig grüßen noch Erinnerungen.

Als Knabe ſah' ich ihn der Weisheit fröhnen,
Die er ſich bald zum Eigenthum gemacht;
Als Jüngling glänzt er unter Weimars Söhnen
Ein Held voran in mancher ſtarken Schlacht.
Doch ſoll der Kranz des ſchönern Ruhms ihn krönen. —
Die großen Pläne, die ſein Geiſt erdacht,
Sein Ruhm und ſeine hohe Tugend tauchen
Noch einmal auf vor meinen Seheraugen.

Doch wenn der Sonne Glanz hinabgeſtiegen,
Erhebt der Mond ſich aus dem blauen Meer:
So ſeh' ich ganz das ſchöne Bild verfliegen,
Doch tritt ein andres freundlich zu mir her,
Sich in des Sanges leichten Takt zu ſchmiegen;
Und nicht von Helden wird die Bühne leer.
Die Wirklichkeit zeigt klarer die Geſchichte,
Raſch drängt des Lebens Traum ſich im Gedichte.

Zweiter Geſang.

Friedrich I. II. III. Ernſt II.

Sie bewahrten jenes Gut,
Das kein Name nennt,
Dieſe heil'ge Gottesglut,
Die im Innern brennt.

August, Herzog von Gotha.

Wenn nach des Winters langer Trauerſtille
Der Frühlingstag in hoher Freundlichkeit
In's Leben tritt, mit ſeines Zaubers Fülle
Die Fluren und die Wälder überſtreut —
Er kleidet die Natur in lichte Hülle,
Er wecket Blüthen, die er huldreich beut,
Er zeuget Blumen, zeuget holde Töne
In ſeiner Anmuth zauberhafter Schöne.

Und ſteigt er in des Abends Arme nieder,
Der Groſes brachte in der Stunden Lauf,
So ſteigt ein and'rer, allentzückend wieder
Licht hinter purpurglühn'den Hügeln auf;
Und war der erſte Tag auch glanzumblüh'ter,
Gab er des Segens Fülle mehr zu Hauf:
So führet der, was jener ſchon begonnen,
Nun weiter fort im warmen Licht der Sonnen.

Und immer folgt im wechſelhaften Prangen
Ein Tag dem andern, jugendlich erneut;
Und immer weiter muß ihr Werk gelangen;
Schon woogt die Saat, die Ernte iſt nicht weit:
Der Purpurſaft glüht durch der Traube Wangen,
Die gold'ne Frucht ſich dem Genuſſe beut.
Es hat der Tage ſonnenreiches Weben
Mit Seegen überſchüttet jedes Leben.

So, als das fromme Leben Ernſt's verklungen
Folgt ihm, mit ſeinen Tugenden geziert,
Der Herrſcher hohe Schaar, aus ihm entſprungen,
Die, was er anfieng, herrlich ausgeführt.
Zum Stamm hat ſich der Keim emporgerungen,
Für deſſen Pflanzung ihm der Dank gebührt.
Nun grünt der Baum und ſeiner Früchte Seegen
Reift noch dem kommenden Geſchlecht entgegen.

So ſteigen ſie in ihrer Tugend Schöne
Auf Gotha's Thron, den Vater Ernſt erbaut,
Ihr Friedriche, du Ernſt und deine Söhne. —
Die heil'ge Glut, die ich dem Lied vertraut
Zu Eurem Ruhm, ſie bringt nur ſchwache Töne
Des Danks, der Euer Volk durchſtrömet laut;
So lange man wird Gotha's Namen hören,
Wird man Euch ſtaunen, lieben und verehren.

Das iſt der Glanz, der Friedrich's Leben zieret,
Daß er die Gottesglut, die Ernſt gezeugt,
In ſeinem Volk mit heil'ger Andacht ſchüret;
Und wie ſie höher in den Herzen ſteigt,
Auf ihn, dem doch der größ're Dank gebühret,
Auf ſeinen frommen Vater liebreich zeigt:
„Folgt den Geſetzen, die er euch gegeben,
Ihr werdet hier und dorten glücklich leben.“

Dem Vater Ernſt in Wort und That zu gleichen,
Das iſt es, was ſein Streben ſtets bezweckt.
Er will den theuren Unterthanen zeigen,
Welch würdig Ziel er ſeinem Lauf geſteckt,
Und wie er kämpft, es würdig zu erreichen;
Solch frommen Sinn hat ſie in ihm geweckt,
Die ihn umſchwebt mit mütterlichen Sorgen,
Obgleich vor ſeinen Augen ſtets verborgen.

Wo Wort und That den ſtarken Geiſt verlangen,
Da lenkt die Hohe ſeine Schritte hin;
Und die Gefahr nicht ſcheut er zu umfangen,
Zum Höchſten treibt ihn fort ſein kühner Sinn;
Sie ſenkt in's Herz ihm glühendes Verlangen,
Sein Ziel iſt Gotha's dauernder Gewinn.
So führt ſie ihn mit ſanften Mutter Händen,
Und weiß zum Beſten ſeine That zu wenden.

Nicht iſt's allein das Scepter, das ihn zieret,
Dem ſeines Volkes dauernd Glück entblüht;
Das Schwert auch iſt es, das er kräftig führet,
Wenn er aus zum gerechten Kampfe zieht;
Stark iſt ſein Muth, der raſche That gebieret,
Hell glänzt der Ruhm, der ſolcher That entſprüht,
Und noch die ſpäten Enkel werden's ſagen,
Wie er für Recht und Wahrheit nur geſchlagen.

Des Chriſtenfeindes ungezählte Rotte
Iſt eingefallen in das teutſche Land;
Und mit des Uebermuthes frechem Spotte,
Legt er ſelbſt an die Kaiſerſtadt die Hand.
Die Chriſtenherzen ſind zu ihrem Gotte
Mit Furcht und Zittern betend hingewandt:
Soll dieſe Schaar des Trugpropheten ſiegen,
So muß das Kreuz des Heilands unterliegen.

Und Gott der Herr erwecket heil'ge Funken
Im Buſen einer tapfern Fürſtenſchaar,
Zum Sieg, zum Tode gehn ſie freudetrunken;
Die Gottesglut ergreift ſie wunderbar.
Der Muth, der allen Chriſten erſt geſunken,
Erhebt ſich mit der Größe der Gefahr.
Und wie auch Wien umdräut ein gräßlich Wetter;
Es naht von Gott geſandt der muth'ge Retter.

Auch Friedrich ſieht man in den Reihen ſtreiten,
Und mancher Muſelmann weicht ſeinem Schwert;
Stets heißt die Kampfes Luſt ihn vorwärts ſchreiten,
Die ſeine Heldenbruſt mit Muth bewehrt.
Er weiß ſein Häuflein ſtets dahin zu leiten,
Wo heißer Streit den Krieger fechten lehrt;
Und ew'gen Ruhm bei Allen, die da kamen,
Erringt er ſich und ſeines Stammes Namen.

Da kommt, von der Begeiſt'rung Glut entzündet,
Ein königlicher Jüngling ſchön und kühn.
Er ſieht und ſiegt; der Feinde Trotz entſchwindet,
Denn Gottes Engel ſelber leiten ihn,
Und die Getreuen, die ſich ihm verbündet.
Frei iſt die Kaiſerburg; die Feinde fliehn.
Der Lorbeerkranz, der dieſem Sieg entſprungen,
Ward auch um Friedrichs Fürſtenhaupt geſchlungen.

So nahet oft, nach Gottes weiſen Wegen,
Wenn Land und Flur in Sonnenhitze dorrt,
Sich Laub und Gras verſchmachtend nieder legen,
Den grünen Saaten droht ein grauſer Mord,
Mit Windes Eil' der rettungsvolle Regen,
Und freudig grünt nun Alles wieder fort;
Er ſcheucht den Tod, vertreibt das ſtille Bangen,
Und überſtreut das Land mit neuem Prangen.

Und als der große Ludwig Krieg begonnen,
Den Frieden brechend, den er kaum beſchwor,
Und mit des Schwertes Schärfe Mainz gewonnen,
Und Teutſchland viel durch Frankens Herrn verlor;
Da kämpfte Friedrich tapfer und beſonnen
Im teutſchen Heer und rückte muthig vor.
Es wühlt der Kampf, die Franken müſſen weichen,
Und Mainz begrüßt der Freiheit glänzend Zeichen.

So kämpft der Tapferſte von Gotha's Söhnen
Zu ſeinem Ruhm mit ſchwer bewehrter Hand;
Doch pflegt ſie auch des Guten und des Schönen,
Und ſich zum Ruhſitz auf dem ſtillen Land,
Um mit des Lebens Streit ſich auszuſöhnen,
Baut er das ſchöne Schloß, nach ihm benannt.
Dort lebt er der Natur in heitern Tagen,
Frei von des Krieges und der Herrſchaft Plagen.

Und dort, wo er ſo gerne ſonſt geweilet,
Umfängt ihn früh des Lebens Abendroth;
Denn in der Blüthe ſeiner Kraft ereilet
Den ſtarken Helden raſch der kalte Tod.
Wie wenn der Blitz die Wolken ſchnell zertheilet,
So faſſet plötzlich ihn die letzte Noth;
Denn kaum fühlt er die herben Schmerzen nahen,
So hat die ew'ge Nacht ihn ſchon umfahen.

So ſteht die Eiche in den Sommertagen —
Mit kräft'gem Dunkelgrün iſt ſie umlaubt,
Hoch in die Lüfte ihre Zweige ragen,
Und in den Wolken badet ſich ihr Haupt;
Da wird ſie von des Blitzes Macht geſchlagen,
Der mörd'riſch ihr das friſche Leben raubt;
Die Krone ſinkt, der ſtarke Stamm zu Splittern,
Und Wald und Flur vor grauſen Schrecken zittern.

Doch ſchon erglänzt auf Gotha's Fürſtenthrone
Ein neues Sternlicht, goldenhell und rein;
Denn Friedrich's Tugenden ſind in dem Sohne,
Und größere gehören ihm allein.
Ein Wunderglanz entſtrömet ſeiner Krone,
Die Grazien müſſen ſelbſt ihm dienſtbar ſein;
Sie müſſen dienſtbar dieſes heitre Leben
Mit ihres Schleiers Roſenſtoff umweben.

Wie ſie einſt Jovis Herrſcherhaupt umſchlangen
Mit ihres Tanzes anmuthvollem Reihn,
So halten ſie auch Friedrich's Haupt umfangen,
Wie jenem, ihre Dienſte ihm zu weihn.
Ein neuer Lebenstag iſt aufgegangen,
Der Gotha überſtrahlt mit Zauberſchein.
Der alten Formen Strenge muß erliegen,
Die Schönheit und die Anmuth müſſen ſiegen.

Die Nüchternheit des Lebens iſt verſchwunden —
Doch ſcheint es nur ein täuſchend ſüßer Traum;
Der alten Feſſeln iſt der Menſch entbunden,
Doch glaubt er's, irrend und befangen, kaum.
Die Kunſt hat eine Freiſtatt hier gefunden,
Und ihren Bildern bietet Gotha Raum;
Was man in ſeinen Mauern nie geſehen,
Wird leuchtend jetzt vor Aller Augen ſtehen.

In Gold und Sammet ſich die Säle kleiden,
In Purpur ſtrahlt der hohe Baldachin,
Die Polſter prangen mit der weichſten Seiden
In Roſenroth und dunkelem Karmin;
Und an der Decke ſcheinen wie aus Weiten
Des Himmels Sterne feuerhaft zu glühn;
Und wunderbar wogt heller Kerzenſchimmer
Von Wand zu Wand im hohen Spiegelzimmer.

Der Diener Schaaren, reich geſchmückt, umgeben
Mit edelm Anſtand ihres Herrſchers Thron;
Denn glänzender erblühet jedes Leben.
Von Frankreich kommen Sitt' und feiner Ton,
Ein Zaubernetz für Fürſt und Volk zu weben,
Und Alles feſſeln ihre Reize ſchon;
Kunſt und Geſchmack ſich reiner ſtets entfaltet,
Zum Sitz der Pracht iſt Friedenſtein geſtaltet.

Und Alles, was das Leben ziert und ſchmücket,
Sieht man dem Hof des Herzogs Friedrich nahn:
Was rings das Aug' im weiten Kreis erblicket,
Stimmt die Geſtalt des ſchönern Weſens an.
Doch Glanz und Pracht, die uns am Hof entzücket,
Bald Stadt und Land, wie ſanftes Licht, umfahn,
Denn nicht der Großen Eigenthum auf Erden,
Der Menſchheit muß das wahre Schöne werden.

So glühen in der Früh' der Sonne Strahlen
Erſt auf der Berge Gipfel; Nacht umfängt
Die Tiefen noch. Die Höhen aber malen
Mit lichten Farben ſie; doch plötzlich ſenkt
Sich vom Gebirg der Glanz und aus den Thalen
Wird jedes Nebels trüber Flor verdrängt;
Und wie die Sonne oben glänzt, die reine,
So regt ſich's unten froh im Sonnenſcheine.

Ein neues Schloß von Friedrich's Hand gegründet,
Erhebt ſich luſtig in der Lüfte Blau,
Das ſeines Geiſtes hohen Sinn verkündet,
Den kommenden Geſchlechtern noch zur Schau;
Und das Gedächtniß ſeines Namens bindet
Der große Herzog an den neuen Bau.
Das Friedrichsthal wird noch den ſpätſten Jahren
Den Namen des Erbauers aufbewahren.

Und vor dem Haus bereitet er den Garten,
Und kleidet ſeinen Grund in friſches Grün,
Wo tauſend Bäume, Pflanzen aller Arten
In Oſt und Süd entſprungen, herrlich blühn,
Und läßt mit Sorgfalt dieſe Pflanzung warten;
Und ſchafft in ſeines Eifers ſtetem Mühn,
Daß hier Hesperiens Blüthenwald erſtehe,
Orangenduft durch dieſe Räume wehe.

Und um das Ganze ſchöner zu verbinden,
Pflanzt er der jungen Stämme lange Reihn;
Bald mit Kaſtanienbäumen, bald mit Linden
Faßt er den Rand der langen Straßen ein,
Die um die Stadt, ein breites Band, ſich winden,
Und bringt Natur mit Kunſt ſo in Verein.
Die Reize alle, die die Stadt gewonnen,
Hat er zu ſchaffen herrlich ſchon begonnen.

So wie zur Kunſt ſein hoher Geiſt ſich neiget,
So liebt er Wiſſenſchaft, kennt ihren Werth.
Was jene weiſe Bildnerin erzeuget,
Und was Natur oft Seltenes beſcheert,
Führt wählend er zuſammen und erreichet
Den hohen Zweck, denn er erfreut, belehrt,
Verbindend ſo das Gute mit dem Schönen.
Einſt wird die ſpäte Zeit ſein Schaffen krönen.

Und manches Denkmal ſoll der Kunſtfreund finden,
Das von verklung'ner Tage Größe zeugt,
Die Münzen, die der Völker Leben künden,
Und reden oft, wo die Geſchichte ſchweigt,
Läßt er in einer Sammlung ſchön verbinden,
Die oft dem Forſcher hohen Aufſchluß reicht.
Und dieſen Schatz hat uns ſein Geiſt gegründet,
Deß hoher Werth in keiner Zeit verſchwindet.

Und was der Geiſt des Menſchen Großes baute,
Seitdem er kühn das Höhere bedacht,
Und mit dem Kiel der todten Schrift vertraute,
Hat Friedrich's Fleiß zuſammen hier gebracht.
Das ſtumme Wort verwandelt ſich in Laute,
Und hellet raſch des Irrthums alte Nacht;
Das Menſchlichwahre und das Göttlichreine —
Sie blühen hier im herrlichſten Vereine.

Doch über alles Irdiſche erhaben
Hegt für das Höchſte er die höchſte Glut;
Wenn ſeinen Geiſt auch Kunſt und Schönheit laben,
Iſt doch das Göttliche ſein reichſtes Gut.
Er ahnt die Geiſterhand, die ihn als Knaben
Geführt und ſchirmend ſchon auf ihm geruht;
Und dieſe Ahnung füllt ihn mit Entzücken,
Und läßt ihn betend nach den Sternen blicken.

Und kindlich mit der reinſten Gottestreue
Folgt er den frommen, großen Ahnen nach,
Und ſtrebt, daß er ſein Herz dem Himmel weihe,
Daß Chriſti reines Wort von Tag zu Tag
Mehr Seegen unter ſeine Kinder ſtreue;
Und wiederholet, was ſein Ahnherr ſprach:
„Vor allen wird das Wort des Herrn euch frommen,
Dann wird das Andere von ſelber kommen.

An Gott hat er das innigſte Gefallen
Und ihm zu dienen iſt er ſtets bereit;
Drum baut und ſchmückt er immer auch vor Allen
Die Tempel, die des Herren Dienſt geweiht.
Wohl rühmen ſeinen Namen dieſe Hallen,
So lang ſich drinn erbaut die Chriſtenheit.
Es werden prangen ſolcher Werke Blüthen
Wenn der Geſchlechter viele ſchon geſchieden.

Das Himmelsglück des herrlichſten Vollbringens —
Wer wäre deſſen ſchöner ſich bewußt? —
Der Seegen ſeines Strebens, ſeines Ringens
Zu Gottes Ehre und der Menſchen Luſt,
Die Seeligkeit vortrefflichen Gelingens
Erfüllet wonnig ſeine Fürſtenbruſt;
Und ſo verklärt im Abglanz ſeiner Werke
Empfindet er als Greis des Jünglings Stärke.

So wie die Flamme kräftig ſich erhebet
Und ihre Säulen in die Lüfte ſchwingt,
Mit Wärme ſanft den ſtarren Froſt belebet
Und Lichtes Klarheit ihrem Kreiſe bringt,
Doch endlich ſchwach und ſchwächer aufwärts ſtrebet,
Bis ſie in ihrer eig'nen Glut verſinkt,
Auch die verlöſcht allmälich und verſchwindet,
Und nur die Stätte noch ihr Sein verkündet:

So ſtill und herrlich Friedrich's Leben ſcheidet;
Ihm naht der Tod mit ſeinem Friedenskuß.
Den dritten Helden ſanft hinüber leitet
Die Ahnenfrau als treuer Genius!
Dem Lande iſt ein dauernd Glück bereitet,
Es hat von Himmelsſeegen Ueberfluß.
Weit iſt ihr großes Werk nun ſchon gediehen;
Auch der Vollendung Blume wird ihm blühen.

In rüſt'ger Manneskraft, von ſanfter Sitte,
Begrüßt das Land den neuen Herrſcher ſchon;
Voll Thatendrang folgt Friederich der Dritte
Dem Vater als ein würd'ger Fürſt und Sohn.
Er ſitzt in hoher weiſer Männer Mitte
Auf ſeiner Väter feſtgebautem Thron,
Und ſchützt das Schiff, von ihrer Macht umgeben,
Wie Stürme auch es zu vernichten ſtreben.

Denn Streit und Krieg und Hungersnoth und Seuche
Nah'n wechſelsweiſe, ihr entſetzlich Gift
Den tiefbetrübten Kindern darzureichen;
Selbſt ihn der Schläge grauſes Unheil trifft,
Die ſeines Hauptes Kraft zu Boden beugen;
Doch in dem höchſten Gottvertrauen ſchifft
Den Strom hinab er, bis der Abend winket,
Und ſeiner Sonne Glanz darnieder ſinket.

Vor allen Du, du Stern in jenen Nächten,
Sei mir gegrüßt, holdſeelig Frauenbild!
Du weißt das wahrhaft Schöne mit dem Rechten,
Du weißt das höchſte Gute engelmild
Mit feinſter' Sitte herrlich zu verflechten. —
Was dir die weichgeſchaff'ne Seele füllt,
Rufſt du hervor in's faltenreiche Leben,
Den ſchaalen Bildern Farbenglut zu geben.

Als Gattin ſteht Louiſe ihm zur Seite,
Der ſtrahlend jetzt auf Gotha's Throne ſitzt,
Die ſchönſte Perl' in ſeinem Krongeſchmeide,
Der Prachtjuweel, der alle überblitzt,
Iſt ſie des Gatten Stolz, des Landes Freude,
Das ſie mit ihres Geiſtes Waffen ſchützt
Im Drang der Zeit, im Sturm und in Gefahren
Weil Weisheit, Huld und Ernſt in ihr ſich paaren.

Ihr groſses Leben ziert ein weiſer Wille,
Der ſtets dem Volke wohl zu thun bereit,
Doch wirft ſie leicht der Dichtung bunte Hülle
Um jener Tage ſteife Nüchternheit.
Ihr Geiſt ergreift mit friſcher Lebensfülle
Den erſten kühnen Aufſchwung jener Zeit.
Und hält auch Frankreichs Kunſt ſie noch befangen,
Doch ſieht ſie Teutſchlands Morgenröthe prangen.

O ſchöne Zeit der kindlichen Gemüther,
Die gern empfingen, was die Liebe gab!
Von ihrem Throne zu dem Kreis der Lieder
Steigt hold die Liebenswürdige herab,
Und alle engen Schranken fallen nieder.
Die hohe Fürſtin nimmt den Schäferſtab,
Enthüllend in dem ländlich ſchönen Spiele
Des eig'nen Herzens zärtliche Gefühle.

Und auf der Breter bunten Schauplatz drängen
Des Hofes Glieder ſich, die groſse Welt
In ihres Kreiſes engen Raum zu zwängen.
Die Kunſt, wie ſie der Franke aufgeſtellt,
Lehrt ſie der Bühne Regelzwang, den ſtrengen,
Der die Natur in ſteifer Feſſel hält.
Und Prinz, Prinzeſſin, Fürſt und Fürſtin ſtreben,
Dem todten Wort Lebendigkeit zu geben.

Und kunſtgerecht, fern jeder Menſchenblöſe,
Erſcheint mit abgemeſſ'nem Schritt der Held,
Beſtimmt ſich ſelbſt ſein Schickſal, ſeine Größe,
Und kennt die Stunde, wann er ſiegend fällt.
Fehlt auch Natur dem draſtiſchen Getöſe,
So baut die Kunſt ſich ſtreng hier ihre Welt,
Und bannet ſelber aus dem Alltagsleben
Der rohen Sinne ungemeſſ'nes Streben.

Verbunden ſehen wir durch ſie von neuen,
Was des Geſchickes weiſer Schluß verband;
Denn Alle wollen ſich der Hohen weihen,
Die ſie umſchlingt mit ihrem Zauberband.
Und an des Tages großes Schaffen reihen
Des Abends Bilder ſich; was kaum entſchwand,
Will wieder neu des Spieles Leben bringen
Und Wirklichkeit und Dichtung ſich verſchlingen.

Das iſt ein Zaubergarten! Luſt und Minne
Und Kunſt und Anmuth ſind die Blumenzier.
Wer ihn betritt, verweilet gern darinne,
Und labt ſich an der Düfte Balſam hier,
Und ſchmäht die Stunde, daß ſie ſchnell verrinne;
Ein ſüßer Traum ſcheint ihm das Leben ſchier.
Das iſt ein Drängen und ein muntres Regen,
Ein Schaffen, Wirken, freudiges Bewegen!

Den größten Geiſt, den je die Krone zieret,
Den Helden, den die Nachwelt ewig preiſt,
Den groſen Friedrich, Preuſens König führet
Herbei der Ruhm von unſrer Fürſtin Geiſt.
Er zollt die Ehrfurcht ihr, die ihr gebühret,
Er, der doch Meiſter des Geſanges heißt:
Und lange weilt der König in den Hallen
Des Friedenſteins mit höchſtem Wohlgefallen.

Die hehre Fürſtin, die an Geiſt und Streben
Dem groſen Könige ſo nah verwandt,
Hat ihren Geiſt dem ſeinen hingegeben,
Zuſammenfeſſelt ſie der Freundſchaft Band.
Die Hoheit ſucht die Gröſe auf im Leben;
Die Schönheit wandelt an der Anmuth Hand.
Es finden gleich geſchaffene Gemüther
Selbſt in des Purpurs Faltenkleid ſich wieder.

Und immer Schöneres erfüllt die Schranken;
Auch Friedrich's groſen Günſtling ſeh' ich nah'n,
Den vielgeprieß'nen, kühnen Geiſt der Franken,
Der alle Formen bricht auf ſeiner Bahn,
Und frei ſich regt im Reiche der Gedanken,
Auch Voltaire ſchließt ſich an die Würd'gen an.
Denn von Louiſens häuslichen Penaten
Wird freundlich er zum Friedenſtein geladen.

Und eine Buchwald tritt ihm da entgegen,
Die Gotha's Hof vor allen Andern ſchmückt,
Ihm ihres Geiſtes Schätze darzulegen. —
Von ihres Umgangs hohem Reiz entzückt,
Muß er die höchſte Ehrfurcht vor ihr hegen.
Und Beide, durch einander hochbeglückt,
Vertauſchen die Ideen ihrer Geiſter.
Er ſchätzt die Meiſterin und ſie den Meiſter.

Wo ihm die wonnigſten Genüſſe ſprießen,
Verweilt er lang im herrlichen Verein.
Er dringt mit ſeiner Buchwald und Louiſen
In jedes Feld des Wiſſens glücklich ein,
Weil ſie die Müh' mit ihrer Huld verſüßen.
Das muß dem Sänger höchſte Wonne ſein,
Wenn ſolche Frauen liebend ihn umfangen. —
Wer ehrt ihn jetzt? — Die Zeiten ſind vergangen!

Auch du gedeihſt, wo dieſe Sonnen ſprühen,
Ein treuer Sohn des heiteren Apoll,
Du, Gotter, Sänger ſüßer Melodieen,
Der ſchönſten Gaben aller Grazien voll.
An dieſem Feuer mußteſt du erglühen,
Dem ſchon ſo früh die Dichterſeele ſchwoll,
Hier, wo die Charis wohnt und die Kamöne,
Entlockſt du deiner Leier holde Töne.

Mit ſeiner Gunſt beehrt dich dein Gebieter;
Du darſt des Landes lichter Sonne nah'n;
Sie ſelbſt, die Hohe, wecket deine Lieder,
Und ſtimmet ihre Weiſen huldreich an.
Wie leicht der Adler ſchwinget ſein Gefieder
Und durch die Wolken bricht die ſtolze Bahn;
So hebt ſich dein Geſang, auf leichten Schwingen
Den ſchuld'gen Dank der Herrin darzubringen.

Für Wieland auch blüht in dem ſchönen Bunde,
Eh' noch die Welt ihn ſchlingt, der Lorbeerkranz.
Und, den ich nenn' mit ehrfurchtvollem Munde,
Den größten Sänger meines Vaterlands,
Auch Göthen lichtet manche Jugendſtunde
Des Wonnelebens zauberiſcher Glanz.
Und Gotha faſſet oft in ſeinen Mauern
Die Sänger, deren Ruhm wird ewig dauern. —

Wohl iſt der Sommer, voll der ſchönſten Tage,
Auch mit den meiſten Stürmen angefüllt;
Und Leid und Freud hält ewig ſich die Wage,
Zeigt ſich jedoch der Sonne freundlich Bild,
O ſo vergißt ſich leicht des Wetters Plage,
Und die Natur erſcheint uns göttlich mild.
Die Stürme floh'n, die Wolken ſind zerronnen,
Wenn wir uns ſorgenlos im Grünen ſonnen.

So wird vom Sturm auch Gotha's Haus geſchlag
Doch bald zerrinnt des Unheils bange Nacht.
Wer denkt der Noth, wer ſpricht von jenem Zagen
Wenn heit'res Glück auf ihn hernieder lacht?
Wohl trifft der Krieg mit ſeinen grauſen Plagen,
Der Preußens König mit unſterblich macht,
Auch Gotha hart. Doch ſeine Fürſten ſehen
Aus jedem Kampf und Leid wir größer gehen.

Der Eifer, der in Friedrich nie erkaltet,
Selbſt da die Locke ſeines Haupts ergraut,
Noch manches ewig Herrliche entfaltet,
Was die Geſchichte rühmend uns vertraut. —
Auch jener Sitz der Ruhe ſich geſtaltet,
Das Dörfchen, von der Brüderſchaft gebaut,
Das in des Wohlſtands ſchönſtem Flore blühet,
Und viele Früchte ſeines Fleißes ziehet.

Die frommen Brüder, die ſich zu ihm wenden
Empfängt der Herzog huldreich, und beſchützt
Das Häuflein treu mit ſeinen Vaterhänden,
Das nun im Schoos der Ruh', des Friedens ſitzt.
Er treibt ſie an, das Werk raſch zu vollenden,
Das ſelber er gar kräftig unterſtützt.
Und bald die ſchönen Häuſer ſich erheben
Neudietendorf's mit ihrem regen Leben.

Und alle Werke, die er noch bereitet,
Sie ſind des innern frommen Sinns Erguß,
Den ſeine Ahnin zu dem Höchſten leitet.
Sie geht um ihn mit unſichtbarem Fuß;
Sie hält das müde Haupt ihm, als er ſcheidet,
Kühlt ſeine Stirn mit ſüßem Geiſterkuß,
Und führt ihn fort zu lichten Sonnenwelten,
Um ihm, was hier er that, dort zu vergelten. —

Und majeſtätiſch tritt in unſre Sphäre
Mit hoher Glut ein glänzend Meteor,
Daß es die Dämmerung in Licht verkläre,
In gold'ner Strahlenfülle raſch hervor.
Das Aug', dem kaum entquoll des Schmerzes Zähre,
Schaut überraſcht nach dieſem Glanz empor,
Und kann nicht ſatt ſich an den Strahlen weiden,
Die über Alle ſeegnend ſich verbreiten.

Das iſt der weiſe Ernſt! Mit hoher Würde
Nimmt er den Stab, der ihn zum Herrſcher macht.
„Für ſeine Heerde iſt ein guter Hirte,
Und dann erſt für ſein eig'nes Wohl bedacht!“
So ſpricht er, und erfaßt der Herrſchaft Bürde,
Von ſtarkem Gottesmuthe angefacht.
Und gleich dem großen, gleichbenannten Ahnen
Schafft er nur Glück für ſeine Unterthanen.

Du ſtarker Held im Schaffen und im Ringen!
Du reich an Wiſſenſchaft und Thatendrang!
Du Herzog, groß an Plänen und Vollbringen,
Frei von der Vorurtheile blindem Zwang!
Wie ſoll ich würdig deine Größe ſingen? —
Wo nehm' ich Töne, Farben zum Geſang?
Wohin ſoll ich die trunk'nen Blicke wenden?
Wo ſoll ich da beginnen, wo vollenden?

Berauſcht von ſeines Ruhmes Sonnenprangen,
Von ſeiner Thaten großer Herrlichkeit,
Schau ich umher; doch iſt mein Blick befangen;
Ein roſ'ger Schleier deckt die große Zeit,
Wo ſein Geſtirn am Himmel aufgegangen:
Es thränt mein Aug' voll heil'ger Trunkenheit,
Da Phantaſie mit ſeinem hehren Bilde
Die junge Sängerſeele mir erfüllte.

Nun drängt es mich, den Schleier aufzuheben,
Daß ich der Bilder reine Form gewahr'.
Es biete mir das inn're ſchöne Leben
Die Fülle ſeines edeln Reichthums dar.
Nun ſeh' ich Ernſt mit ſeinem hohen Streben,
Mit ſeinen großen Thaten ſonnenklar
An meines Geiſtes glüh'nden Phantaſieen
Wie Traumes kühn Gebild vorüber ziehen.

Zum Herrſcher Gotha's iſt er nicht geboren;
Dem ältern Bruder winkt des Thrones Pracht.
Doch ſie hat ihn zum Herzog auserkoren,
Die ſeine Knabenſchritte früh umwacht.
Als Friedrich nun den erſten Sohn verloren,
Empfängt ihr Ernſt, was ſie ihm zugedacht;
Nun führt ſie raſch ihn auf des Glückes Bahnen,
Die hohe, theure Mutter ſeiner Ahnen.

„Nach reiner Wahrheit ſoll mein Zögling ringen!
So oft du auch ſie aufzuſuchen irrſt,
Ihr Bild zu ſchaun wird dir doch einſt gelingen. —
Sei groß als Menſch, ſo biſt du groß als Fürſt.
Den Siegerkranz will ich um's Haupt dir ſchlingen,
Wenn du das Ziel errungen haben wirſt;
Ihn flecht' ich nicht aus Blumen dieſer Lenze,
Denn Sterne ſind's, mit denen ich dich kränze."

Ihm ſichtbar flüſterte ſie dieſe Laute
Dem Knaben zu, als einſt des Abends Flor
Feucht auf die Mutter Erde niederthaute,
Und er zur lichten Sternenwelt empor
Mit ſeines Herzens heil'ger Sehnſucht ſchaute.
Entzückt neigt er der hehren Frau ſein Ohr.
Und als Geſtalt und Töne ihm entſchweben,
Thut ſich ihm auf ein inn'res ſchön'res Leben.

Und ſinnend ſteht im hellen Sternenſcheine
Der Jüngling noch, da ruft er ſchmerzlich aus:
„O ſcheide nicht, du Himmliſche, du Reine!
O führe mich mit in dein ſtrahlend Haus!
Ich bin ja ewig, ewig nun der Deine;
Was du geboteſt, richt' ich treulich aus.
Sei du mir ſchützend nahe, wo ich walle,
Und halte mich, wenn ich im Kampfe falle.“ —

Nun greift er rüſtig in des Lebens Räder;
Doch mächtig bannet er der Dinge Geiſt
Zur rechten Zeit, den die Minute ſpäter
Unwiederbringlich raſch von dannen reißt.
Die Tugenden, die hohen, ſeiner Väter,
Die dankbar jeder Mund entzückt noch preiſ't,
Aus deren Werken Seegnungen entſprießen,
Hat er zu ſeinen Muſtern ſich erkieſen.

Glück auf, du junger Held! des Schickſals Fügen
Hat dich zum Volksbeglücker auserſehn.
Nicht wird die Ahnung deines Herzens trügen,
Du wirſt als Sieger durch die Laufbahn gehn!
Einſt wird dein großer Lauf mit Flammenzügen
In der Geſchichte, in den Herzen ſtehn,
Die dich Jahrhunderte hindurch verehren.
Glück auf, du Held! dein Ruhm wird ewig währen!

Ernſt will nur Wahrheit ſchöpfen aus dem Bronnen,
Der ew'gen Weisheit, reine Wahrheit nur.
Bald ſind die Nebel ſeinem Blick zerronnen,
Er ſchaut in das Getriebe der Natur,
Durchforſcht den Lauf und mißt den Bau der Sonnen
Hoch in des Himmels mitternächt'ger Flur.
Und wenn ſo freundlich ihm die Sterne leuchten,
Fühlt er vor Wehmuth ſich die Augen feuchten.

Wenn hehr und ſanft den Fluren und den Thalen
Der Abend gibt den bräutlich ſtillen Kuß,
Schaut er hinauf, wo tauſend Sonnen ſtrahlen,
Und taucht die Blicke in der Welten Fluß;
Dann forſchet er mit Linien und Zahlen
Die Ferne aus des hohen Sirius,
Ermißt die Pole mit geübtem Geiſte,
Den Weltenbau, den er im Flug durchkreiſ'te.

Fern von der Stadt und von des Hofes Rauſchen,
Sucht der Natur er den geheimen Laut
Und ihre groſe Sprache abzulauſchen;
In ihre Werkſtatt ſteiget er und ſchaut,
Wie ſich die Kräfte wechſelsweis vertauſchen,
Wie ewig ſie zerſtört und ewig baut.
All' ihre Schätze ſucht er zu ergründen,
Und manches Räthſels Löſung aufzufinden.

Gehorchend ſeinen hohen Meiſterworten
Enthüllt ſich ihm der Himmelsheere Bund;
Der Erde Schoos erſchließt ihm ſeine Pforten,
Und thut dem Herrſcher manch Geheimniß kund.
Ihm fließt des Wiſſens reinſte Quelle dorten,
Und ihre Gaben ſchöpft er aus dem Grund.
Er lernt der Dinge tief verſtecktes Weſen
Aus der Natur geheimen Zügen leſen.

Und wie der Weisheit ew'ge Himmelslehren,
Frei von der Erde gleisneriſchem Trug,
Des Geiſtes heil'ge Schätze ihm vermehren,
So ſcheint auch durch der Liebe mächt'gen Zug
Sich immer mehr ſein Herz ihr zuzukehren,
Die ihn umſchwebt auf ſeinem Sonnenflug.
Mit ſeinem Wiſſen auch die Sehnſucht ſteiget,
Nach ihr, die mahnend ſich ihm einſt gezeiget.

Einſt fühlt er mächtig ſich hinaus gezogen,
Als, gold'nen Funken gleich, die Sterne glühn;
Sanft ſteigt der Mond empor am Himmelsbogen,
Um ſeine nächt'gen Bahnen zu durchziehn,
Und gießt des Lichtes reine Silberwogen,
Wie Freundes harmlos Lächeln, hin auf ihn;
Wie Liebesbilder ſich die Sterne neigen
Herab auf ihn im feierlichen Schweigen.

Schon flieht der Mitternacht geweihte Stunde,
Und noch verweilt er fern vom Friedenshaus;
Sein Blick ſchweift in des Himmels hohem Runde,
Und ſtaunt die Wunder an des Weltenbau's.
Da ruft er bebend mit entzücktem Munde,
Das Aug' voll Thränen in die Ferne aus;
„Dort oben in den Sternen muſt du wohnen;
Aus Sternen flechteſt du ja deine Kronen.

„Drum will ich, du erhabenſte der Frauen,
Ein hohes Tempelhaus für ew'ge Zeit
Auf jenes Berges ſtolzen Rücken bauen,
Das deinen reinen Sternen iſt geweiht;
Und heller ſoll der Sohn der Erde ſchauen
Von ſeinem Dach des Himmels Herrlichkeit,
Und ſoll aus der Geſtirne Irrgewinden
Die ew'ge Ordnung alles Lebens finden.“

Und als der junge Tag die Fackel zündet,
Die ihren Glanz weit auf die Erde ſtreut,
Da wird des Herzogs weiſer Plan verkündet;
Zum Werke ſteht der Diener Schaar bereit.
Bald wird mit frommem Spruch das Haus gegründet,
Der Stein wird nun zum Steine ſchnell gereiht;
Denn wo des Geiſtes Kräfte nicht ermatten,
Da geht der Hände Arbeit raſch von ſtatten.

Und in der Lüfte heit're Räume ſtreben
Die ſtarken Wände luſtig ſchon hinan;
Des Daches weite Gipfel ſich erheben,
Die Kuppel auch, nach wohl erwog'nem Plan.
Ein Altan iſt dem Ganzen zugegeben,
Von wo man miſſet der Geſtirne Bahn.
Und weit hin von des Seebergs breitem Rücken
Die hohen Fenſter in die Eb'ne blicken.

Doch ſchöner muß es drinnen ſich entfalten;
Denn an den Wänden ſieht man hell und klar
In bunter Charten engem Kreis gehalten,
In Bilder abgetheilt der Sterne Schaar;
Der Thierkreis beut in myſtiſchen Geſtalten
Sich glänzend den erſtaunten Blicken dar;
Des Globus Kunſtgebild, der Bücher Menge,
Und hier das Maaß der Breite und der Länge.

Vollendet ſteht nach ſeinem Plan der neue
Geſchmückte Tempel der Urania,
Sich tauchend in der Lüfte heit're Bläue,
Ein ewig Denkmal Ernſt's des Weiſen da,
Das er ſich ſelbſt geſetzt mit hoher Weihe. —
Der Göttin Prieſter ziehn von fern und nah
Zum Tempel her, um hier mit Herſchels Röhren
Des Himmels weiten Kreis herab zu ſchwören.

Aus ihrer Mitte raget Ernſt der Weiſe,
Und forſchet emſig auf des Himmels Plan,
Verfolgt der Sterne flammenlichte Kreiſe,
Und mißt mit Zahlen ihre lange Bahn. —
Sie aber ziehen ruhig in dem Gleiſe
Der ew'gen Straßen hin und ſchau'n ihn an,
Wie helle Roſenblüthen, traut und munter,
Als ſehnten ſie ſich ſtill zu ihm herunter.

Und oft der Fürſtenlaſt des Tags entflogen,
Steht oben der gekrönte Aſtronom,
Und ſeine Schläfe kühlt mit lauen Wogen,
Der reinen Lüfte ewig voller Strom;
Und azurblau wölbt ſich im hohen Bogen,
Mit Sternen überſä't, des Himmels Dom,
Dort wandelt er auf ſonnenhellen Spuren
Mit kühnem Geiſte durch des Himmels Fluren.

So lange dieſe Feuerblumen brennen
Im Himmelsgarten in der heil'gen Nacht,
So lange wird man Gotha's Warte kennen,
So lang wird deiner, großer Ernſt! gedacht;
Mit Staunen wird des Enkels Mund dich nennen,
Der ſolches Werk mit tiefem Geiſt gemacht.
So wucheren die Früchte deiner Saaten,
So blühet das Gedächtniß deiner Thaten.

Denn für die Erde wirket er nicht minder —
Er ſchafft noch mehr — als für die Himmelsflur.
Hier iſt ſein Ziel die Wohlfahrt ſeiner Kinder;
In ihrem Glück ſucht er das ſeine nur.
So wird der Edle ihres Heils Begründer,
Hinwandelnd auf des großen Ahnherrn Spur.
Dem Volke will er ſeine Kräfte weihen,
Nur Gutes ſchaffen, geben und erfreuen.

Und um die großen Pläne auszudenken,
Fern von des Hofes rauſchendem Gewühl,
Um in die Einſamkeit ſich zu verſenken,
Und ſeines Buſens brennendes Gefühl
An hoher Weisheit reinem Born zu tränken,
Errichtet er ein dauerndes Aſyl;
Hier von des Lebens Treiben abgeſchieden,
Will ſtille Luſt er ſeinem Herzen bieten.

Und rüſtig ſeh' ich ſchon den Herrſcher walten.
Wie aus der weiten Fläche kahlem Schoos
Hier Bäume und dort Büſche ſich entfalten!
Dort ringt die duft'ge Blumenſchaar ſich los.
Des Epheu's ewig grüne Arme halten
Am Eichſtamm ſich; den Fuß bekleidet Moos.
Und in der Büſch' und Bäume kühlem Schatten
Ausdehnen ſich die duft'gen Raſenmatten.

Im üpp'gen Blätterkranze prangt die Linde,
In den das Spätroth ſeine Blumen flicht;
Die Blätter ſpielen mit dem Abendwinde,
Der ihre duft'gen Blüthen ſcherzend bricht.
Weit ſchlängeln ſich die buſchigen Gewinde
Der Taxuswand; ihr fehlt das Geisblatt nicht.
Die Pappel taucht ſich in der Lüfte Wogen,
Die Ulme wölbt ihr Dach in hohen Bogen.

Des Schlangenmooſes grüne Arme dehnen
Sich an der Eſche ſtarkem Stamm empor.
Dort baut ſich ſelbſt von Roſen und Sirenen
Ein duftendes, vom Wind bewegtes Thor.
Aus Büſchen, die an ſanften Hügeln lehnen,
Dringt munt'rer Sänger frohes Lied hervor.
Akazien, Kaſtanjenblüthen winken:
Du ſollſt der würz'gen Düfte Süße trinken.

Die Tanne rauſcht und neiget ihre Krone;
Kein Winter hat ſie ihres Schmucks beraubt.
Doch neben ihr, Jahrhunderten zum Hohne,
Erhebt die Eiche ihr bekränztes Haupt.
Sie beugt es nicht. — So ſteht auf ſeinem Throne
Der weiſe Ernſt, vom Lorbeerreis umlaubt.
Die Hohheit und die Kraft, ſie ſind ſein eigen,
Und er wird nimmer wanken oder weichen.

Und wie ſie in der Erde Schoos die feſten
Und ſtarken Wurzeln tief und kräftig ſchlägt,
Den hohen Stamm mit ungeheuren Aeſten
Bis in das Reich der Azurlüfte trägt,
Von Nord durchragt, doch auch durchſpielt von Weſten
Die Zweige und die Blätterkrone regt,
Und über alle Bäum' emporgehoben
Mit Majeſtät herabſchaut von da oben;

Und wer ſich unter ihren Schutz begeben,
Iſt ſicher vor der Stürme graſſer Wuth,
Die drohend ſich am Horizont erheben.
Nicht vor des Nebels Naß, des Regens Fluth
Braucht hier der müde Wandersmann zu beben,
Nicht quälet ihn der Sonnenſtrahlen Glut,
Gar ſanft ruht ſich's in ſolches Stammes Schooſe
Auf Eichenblättern und auf weichem Mooſe.

So er, zum Herrſcher dieſes Staats berufen,
Hat feſt, ein unerſchütterlicher Held,
Auf ſeines Thrones glanzgeſchmückte Stufen
Sich im Bewußtſein ſeiner Kraft geſtellt.
Und auf den Grund, den ſeine Väter ſchufen,
Baut feſt und ſtark er ſeine eig'ne Welt;
Denn über Alle ſtehet er erhaben
An Edelſinn und hohen Geiſtesgaben.

Mit ſeinem kräft'gen Herrſcherwalten gehet
Für Gotha auf des Lebens ſchönſter Tag.
Wer unter'm Schutze ſeines Scepters ſtehet,
Den trifft kein arges Leid, kein Ungemach.
Der Unterthan ſchläft glücklich, denn es wehet
Kein wüthender Orkan den Schlummrer wach.
Ernſt weiß mit Umſicht vor der Zeiten Stürmen,
Vor jedem Unheil Stadt und Land zu ſchirmen. —

Und durch der Büſche traute Nacht gezogen,
Und durch des Raſens blumiges Gewand
Schlingt ſich gerade bald, und bald in Bogen,
Der hellen, ſand'gen Gänge breites Band.
Dort grüßet es des Seees laue Wogen,
Und aus der Ferne winkt ein fruchtbar Land;
Und reiche Dörfer bieten ſich den Blicken,
Und des Gebirges waldumkränzter Rücken.

Und mancher Stein tritt redend dir entgegen
Und gibt dir Kunde aus vergang'ner Zeit;
Und ziehſt du fort auf welchen Raſenwegen,
Da iſt des Tempels Säulendach nicht weit.
Am ſanften Abhang iſt das Haus gelegen,
Mit Kühlung dich zu laben ſtets bereit.
Du kleines Dach mit deinem ſtillen Frieden,
Oft mußt du ihm der Ruhe Labſal bieten.

Und haſt du dann den grünen Plan erzielet,
Der ſich, ein Teppich, ſchwellend um dich zieht,
So wird dein Fuß von ſanfter Well' umſpielet,
In der des Abends letzter Purpur glüht,
Der hohe Andacht deiner Bruſt befiehlet;
Denn du erblickſt ein heiliges Gebiet.
Tritt, Wandrer, frommen Sinns zu dieſer Stätte,
Dort ſiehſt du zweier Prinzen kühles Bette.

Hoch aus des Waſſers dunklem Grunde ſtrebe
Ein kleines Eiland auf, an ſeinem Rain,
Von leiſem Dämmerlicht umflort, erhebet
Sich ein bedeutungsvoller Marmorſtein.
Dort ruh'n zwei Söhne Ernſt's, ſchon früh entſchwebet,
Dort, wünſcht er, ſoll auch ſeine Ruhſtatt ſein.
Ein düſtrer Hain umgibt den Ort der Trauer;
Und dich ergreift der Wehmuth Thränenſchauer.

Und immer dunkler ziehen ſich die Gänge,
Und dichter wölbet ſich das Blätterdach.
Die Nachtigall nur ſingt hier Klageſänge
Und macht des Haines traurig Echo wach.
Hier wandelt er, fern von der Welt Gedränge,
Und denkt des Lebens ernſter Deutung nach;
Hier ordnet er des Geiſtes reiche Schätze,
Und bildet weiſe für ſein Volk Geſetze.

Doch nicht allein iſt's des Geſetzes Strenge,
Die ihn zum beſten aller Fürſten macht;
Es ſind der treuen Vaterſorgen Menge,
Mit denen er für ſeine Kinder wacht.
Iſt nicht für ſolche Lieb' ein Herz zu enge?
Wird Alles dies von einem Geiſt gedacht?
Kann eine Bruſt das Große mit dem Kleinen,
Das Göttliche und Menſchliche vereinen?

Bald ſitzt er, mit des Purpurs Pracht ummantelt,
Auf ſeinem Thron in Herrlichkeit geſchmückt;
Bald ſieht man ihn, wie ſinnend ſtill er wandelt,
Und tief und tiefer in ſich ſelber blickt;
Dann wieder, wie er menſchenfreundlich handelt,
Und ſtiller Armuth düſtern Kreis entzückt.
So iſt er Fürſt und Herrſcher, ſanfter Rather,
Iſt ſtrenger Richter, liebevoller Vater.

Er ſtrebt die Armen hilfreich aufzufaſſen,
Wie einſt der hohe Gottesſohn gethan;
Der Wittwen, die von jedem Troſt verlaſſen,
Nimmt er ſich liebevoll und freundlich an.
Welch' glühend heißer Dank ſtrebt da in naſſen,
Doch freud'gen, Blicken ſtündlich himmelan
Von den geſtärkten Armen, Wittwen, Waiſen,
Die ihren Vater ihn und Retter heißen.

So iſt er mancher frommen Stiftung Gründer,
Die er mit väterlichen Händen pflegt.
Ja alle Unterthanen ſind ihm Kinder;
Für aller Wohl ſein Herz in Liebe ſchlägt.
Selbſt als er fern in Frankreich iſt, nicht minder,
Wohin ihn Sorge für die Gattin trägt.
Von ihr war der Geſundheit Kraft geſchieden,
Die naht ihr wieder in dem heitern Süden.

Viel Gutes ordnet er aus jenen Weiten;
Denn ſeines Staates Zügel läßt er nicht.
Er will der Herrſchaft ganzes Weſen leiten,
Und fordert immer treulichen Bericht.
Er ſelbſt, der Richter, will das Recht entſcheiden,
Und ſtrenges Recht iſt immer, was er ſpricht.
Fern iſt er und doch immer nah' den Seinen,
Und kann's auch fern nur gut mit ihnen meinen.

Doch freudig windet des Verdienſtes Kronen
Die Mitwelt auch um ſeiner Schläfe Paar.
Der Kaiſer ſelbſt, ſein Streben zu belohnen,
Drückt ihm den Kranz der Ehre in das Haar;
Zwiefachen Werks auf hohen Fürſtenthronen
Stellt er den Herzog als Vollbringer dar,
Und huldigt, durch ſein kaiſerlich Vertrauen,
Dem Herrn von Gotha's ſegenreichen Auen.

Wer wäre ſolcher Huld und Kaiſergüte
Vor allen Fürſten würdiger als er?
Wer trägt, wie er, ſolch väterlich Gemüthe?
Und wer entbehrt für Andrer Glück ſo ſehr?
Wer ſorget wohl in ſeines Lands Gebiete
Für Wohlſtand, Kunſt und Wiſſenſchaft noch mehr?
Wohin der Blick ſich kehrt im weiten Kreiſe,
Zeugt Alles von des weiſen Fürſten Fleiße.

Du graues Kloſter mit den heil'gen Hallen,
Du Pflanzſtatt erſter Wiſſenſchaft und Kunſt,
Du rühmſt von Gotha's großen Fürſten allen
Am meiſten Ernſt und ſeine hohe Gunſt.
Dein edler Geiſt war mit der Zeit gefallen,
Statt reines Glanzes gab er eiteln Dunſt.
Verhallt ſind deine alten ernſten Stimmen,
Und auch der letzte Schein will faſt verglimmen.

Da kommt der weiſe Ernſt, und jeden Flecken,
Wie klein er auch und tief verborgen ſei,
Weiß doch ſein Flammenauge zu entdecken.
Er ruft als Lehrer Würdige herbei,
Die ſich zum Ziel die wahre Weisheit ſtecken;
Und aller Mängel wird die Schule frei.
Wir dürfen freudig auf die Werkſtatt blicken,
Weil immer ſie die größten Meiſter ſchmücken.

Und als dem höchſten, edelſten Geſchäfte
Viel Muth und Fleiß der wack're Salzmann ſchenkt,
Und ſeine großen, oft erprobten Kräfte,
Und Geiſt und Leib der frohen Jugend lenkt,
Daß der erſtarkt durch friſche Lebensſäfte,
Daß jener frei und klar das Wahre denkt,
Da gibt ihm Ernſt ſein fürſtliches Vertrauen
Und hilft ihm freundlich mit am Werke bauen.

Die prangenden Gebäude ſich erheben
Am ſanften Rain und ſchmücken Schnepfenthal;
Und auf der Fluren Teppich, weit und eben,
Hin leuchten ſie im hellen Sonnenſtrahl.
Dort nun beginnt ein regſam neues Leben,
Und luſtig ſchwärmt der muntern Knaben Zahl.
Des Gründers Geiſt, des weiſen Fürſten Segen,
Ruh'n auf der Schule, wo ſie ſtets gelegen. —

Was Städt' und Länder eng zuſammen bindet,
Der feſten Straßen volkbelebtes Band,
Das ſich um alle Lebenszweige windet,
Das wird in Gotha's ſegenreichem Land
Von unſerm weiſen Vater Ernſt gegründet;
Und Gotha's Schutzgott bietet leicht die Hand
Zu Handel und Verkehr den Nachbarſtädten,
Sich feſt und feſter an ſie anzuketten.

Auf ſeinen Herrſcherwink muß ſich geſtalten
Ein neues Dörfchen, freundlich anzuſehn. —
Und über alle Orte will er walten,
Bei ihnen in Gefahr als Retter ſtehn,
Daß ſie ihr wohlerworb'nes Gut erhalten,
Daß durch ſein Land hin Sitt' und Wohlſtand gehn.
In jeglicher Gefahr, zu allen Zeiten
Strebt er die ſchnellſte Hülfe zu bereiten.

Rings decket mit geheimnißvollem Schleier
Die Fluren und die Wälder ſtille Nacht —
Da tönt es plötzlich durch die Stille: „Feuer!“
Und der Kanonen Donnerſchall erkracht.
Fern wälzt die Glut, ein wachſend Ungeheuer,
Sich eilend fort und trotzt der Menſchenmacht.
Die Flamme wogt und an des Himmels Höhen
Iſt blutig roth ihr Wiederſchein zu ſehen.

Und von dem Friedenſtein in wildem Rennen
Geht's raſch hinaus bei hellem Fackelſchein.
Was nur die flücht'gen Roſſe jagen können,
Fort über Wieſ' und Flur und Stock und Stein
Dorthin, wo Obdach, Hab' und Güter brennen. —
Wer mag der ſchnelle kühne Reiter ſein?
Wer fliegt zur Rettung her durch Nacht und Grauſen,
Daß in dem Sturm Gewand und Locken ſauſen?

Das iſt der Herzog, iſt der Vater, Retter!
Der ſtürmt zum Brande auf dem ſchnellen Roß.
Nach des Geſchützes krachendem Geſchmetter
Fliegt er, der Erſte aus dem hohen Schloß
Fort durch die Nacht, durch Sturm und grauſes Wetter;
Und ihm folgt nach der Feuermänner Troß
Mit Schlauch und Spritze, die auf ſchnellem Wagen,
Zur ſchreckenvollen Feuerſtätte jagen.

Und wo der Flammen Macht am ärgſten wüthet,
Und wo am höchſten ſteiget die Gefahr,
Da iſt der Herzog, ordnet und gebietet,
Und leitet ſelber ſeine Dienerſchaar.
Er, als der Eifrigſte, der Kühnſte, bietet
Als hohes Vorbild ſich den Andern dar.
Wie er gebeut, muß Mann an Mann ſich ſchließen,
Und Waſſerſtröme in die Flammen fließen.

Und ob die Flammen Haus um Haus verheeren,
Und ob der Sturm ſie jagt von Dach zu Dach,
Wenn Ernſt erſcheint, die wilden zu beſchwören,
So läßt gar ſchnell ihr furchtbar Raſen nach.
Er weiß die Glut im Wachſen zu zerſtören:
Zuſammen ſinket ſie und glimmt nur ſchwach.
So kann der weiſe Fürſt die Glut bekämpfen,
Doch auch des Unheils wilde Flammen dämpfen.

Denn als zu jedes Rechtlichen Entſetzen
Der Franken Volk Hohn aller Ordnung ſpricht,
Und lang bewährten, heiligen Geſetzen,
Und jedes Band der Menſchheit frech zerbricht —
Da tragen Teutſchlands Fürſten das Verletzen
Des Heiligſten auf Erden länger nicht;
Des Aufruhrs Scheuſal wollen ſie erdrücken,
Die böſe Saat des Höllentrugs erſticken.

Doch wie des unheilvollen Kriegs Beſchwerde
Auch drücket Gotha's ſegenreiches Land,
Ernſt hält, daß nicht zu groß das Leiden werde,
Darüber ſchirmend ſeine Vaterhand.
Durch ihres Hirten Müh' wird von der Heerde
Verderben, Angſt und Drangſal abgewandt.
Auch ſucht er ſeiner Jugend kräft'ge Schaaren
Für edle beſſ're Thaten zu bewahren. —

Ernſt iſt das Leben, das in Gotha waltet; —
Denn ernſt, wie es den Herrſchenden gebührt,
Der weiſe Fürſt auf ſeinem Throne ſchaltet; —
Doch wird es auch von heit'rer Kunſt geziert,
Die oft des Lebens ſchönſten Glanz entfaltet,
Und manchen ſüßen Blüthenreiz gebiert.
Das iſt die Kunſt des Mimen und der Töne —
Zum ewig Guten tritt das ewig Schöne.

Der große **Iffland**, dem kein Mime gleichet,
Betritt zuerſt hier ſeine Künſtlerbahn,
Auf der er bald Unſterblichkeit erſteiget.
Als Meiſter ſtehet **Eckhof** hier voran,
Der ſchon des Ruhmes höchſten Glanz erreichet.
An dieſe ſchließt ſich würdig **Gotter** an.
Und ſo entflieht im ſchönſten Künſtlerbunde
Mit heit'rem Spiel die klanggewürzte Stunde.

Und wenn dich hier der Dichtkunſt Macht umwebet,
In Form und Handlung lebend dargeſtellt,
So dort der Töne ſanfte Anmuth hebet
Dich in der Harmonien Zauberwelt.
Wo **Benda** nur der hohen Tonkunſt lebet,
Und jedes Herz mit ſüßer Sehnſucht ſchwellt,
Wo **Schweitzer's** ſeelenvolle Klänge wehen,
Da muß, der Kunſt geweiht, ein Tempel ſtehen.

So paaret ſich das Zarte mit dem Strengen,
Und Ernſt und Milde gehen Hand in Hand.
Es darf die Wahrheit nicht den Kranz verdrängen,
Der duft'ge Blumen um das Leben wand.
Oft wechſelt ernſtes Wort mit ſanften Klängen;
Und ſind die Muſen auch nicht hergebannt,
So tönen oft doch ihre Melodieen,
Wenn ſie auch lange wieder ſchüchtern fliehen.

Durch ſeines Fürſten Beiſpiel aufgemuntert,
Sucht höh're Bildung jeder Unterthan.
Doch nicht allein von dieſem tief bewundert,
Geht Ernſt des Lebens thatenvolle Bahn:
Jed' edles Herz in jeglichem Jahrhundert
Staunt huld'gend ſeines Geiſtes Größe an.
Ob ſeine Hülle auch in Staub gefallen,
Er lebt und wirkt doch immer in uns Allen.

In ſeiner Thaten glücklichſtem Vollbringen
Reißt ihn zu früh dahin die dunkle Macht,
Zu der die Bitten Sterblicher nicht dringen.
Es iſt ihr eiſernes Geſetz, zu Nacht
Und Tod das Lebende hinab zu zwingen;
Ob reif die Frucht, ob noch die Blüthe lacht,
Gilt gleich des Styxes nächtigen Gewalten,
Die unſer Schickſal in den Händen halten.

Doch ihn beneid' ich, der im ſchönſten Streben
Dahin ſinkt mit noch ungeſchwächter Kraft.
Nicht langem Welken iſt er hingegeben,
Denn ſchnell hat das Verhängniß ihn errafft.
Der hat gelebt ein überlanges Leben,
Wer ſo viel Groſes hier, als er geſchafft.
Nach Thaten mußt du zählen, nicht nach Jahren,
Willſt du das Wirken ſolches Geiſt's erfahren.

Und auf der Inſel, in des Haines Stille,
Wo er ſich ſelbſt die Ruheſtatt beſtellt,
Sinkt in der Mutter Schoos die ird'ſche Hülle,
Wo ſie die Ahnenfrau umſchlungen hält.
Ihn ſelbſt geleitet ſie zur Strahlenfülle,
Die allen Wahn der Erdennacht erhellt!
Bald darf ſie ihn mit himmliſchem Entzücken
Auf ewig an den Geiſterbuſen drücken.

Und wie ſie früh gelobt dem jungen Helden,
Ihm einſtens ſeines Lebens Kampf und Müh'
Mit ihrer Sternenkrone zu vergelten,
So kränzt mit lichten Himmelsblumen ſie
Ihm nun das Haupt; es kreiſen um ihn Welten
Den Sphärentanz in ew'ger Harmonie.
Dort ſchaut er in des Urlichts reinſter Klarheit,
Die mit ihm Eins, der Gottheit ew'ge Wahrheit.

Dritter Geſang.

Auguſt. Friedrich IV.

— Der Spruch des Richters iſt:
„Was ihr der Menſchheit thatet, thatet ihr
Mir ſelbſt. Geht ein zu eures Herren Freude!“
Herder.

Wo hoher Geiſt mit würd'gem Ernſte waltet,
Da tritt das Recht in ſeine Schranken ein;
Nach feſter Richtſchnur Alles ſich geſtaltet;
Es muß der Strenge Alles dienſtbar ſein.
Wenn auch das Herz in ſolchem Dienſt erkaltet,
So herrſcht der prüfende Verſtand allein;
Nach ewig einer Richtung fließt das Leben,
Nicht von der Lieder duft'gem Kranz umgeben.

Doch wenn die Dichtung mit dem Glanzgewande
Des kalten Lebens Dürftigkeit umhüllt,
Dann iſt die Herrſchaft nicht mehr dem Verſtande
Allein; es ſchwelgt das Herz in Wort und Bild.
Ein ſüßer Zauber ſchlinget roſ'ge Bande
Um Alle, die der Dichtung Kraft erfüllt;
Und Alle fühlen mächtig ſich beweget,
Wenn Phantaſie die Purpurſchwingen reget.

Denn, wie den Wandersmann Furcht und Entzücken
Zugleich ergreiſt, wenn plötzlich in der Nacht
Den hellſten Blitz die dunkeln Wolken ſchicken
Und majeſtätiſch rings der Donner kracht, —
Er ſtaunt und ſchaut mit ungewiſſen Blicken
Geblendet und erfreut von jener Pracht;
Doch ſteht und horcht er lange wonnetrunken,
Im Anſchau'n dieſes Schauſpiels ganz verſunken: —

So ſteht der Menſch, erfaßt von ſüßem Beben,
Und hingeriſſen von dem innern Drang,
Wenn leicht und bunt tritt in das Alltagsleben
Mit Düften und mit Tönen der Geſang,
Den Zauberflor des Lieds hinein zu weben.
Entzückt ſchlägt jedes Herz und ſchlägt doch bang,
Tief fühlend, daß das Göttliche ihm nahe,
Daß es den Strahl des höchſten Lichts empfahe.

Die Täuſchung lehrt die Wirklichkeit verkennen,
Denn um den Buſen ſpielt der holde Wahn;
Und raſcher geht es fort mit flücht'gem Rennen
Im ſüßen Wahnſinn auf der luſt'gen Bahn.
Der Bilder Schaar — wer möchte all' ſie nennen? —
Sie ſchmiegen ſich dem kühnen Kämpfer an.
Und Alles lebt und webt im bunten Drängen
Mit Blumen bald, und bald mit ſanften Klängen.

Und die Natur, erſt todt und traurig öde
Durchdringt des Lebens ſchaffende Gewalt;
Die Maſſen formen ſich, die ewig ſpröde;
Der Stein erwarmt, der fühllos war und kalt,
Als ob er ſelbſt den Tod in ſich ertödte;
Und hüpfend tritt in's Leben die Geſtalt.
Und Jedes regt ſich nun mit neuem Streben,
Und nimmt den Kuß, um ihn zurück zu geben.

Und nicht mehr gehn nach ewig einem Gange
Die Stunden träg dahin und ungewürzt;
Die Horen führen ſie mit Tanz und Klange,
Das Haar bekränzt und leicht das Kleid geſchürzt.
Wie wird die Zeit, eintönig ſonſt und bange,
Durch ſolch' ein wonnereiches Spiel verkürzt!
Wo Himmliſche die leichten Sohlen ſchwingen,
Da werden ſie des Lebens Höchſtes bringen.

Wen ſie mit ihrem Ringeltanz umſchwenken,
Dem iſt der Gottheit Kraft entſchleiert nah;
Denn Hebe kommt, mit Nektar ihn zu tränken,
Daß ew'ge Jugend ſeine Stirn umfah';
Nicht ſoll die Wimper ſich zum Schlafe ſenken,
Drum reicht dem Liebling ſie Ambroſia;
Und ſanft durchglüht von himmliſchem Verlangen,
Strahlt hell das Auge, röthen ſich die Wangen.

So grüß' ich dich vor allen Fürſtenſöhnen
Im höchſten Glanz, den Phantaſie mir zeigt,
Dich, Auguſt, holder Liebling der Kamönen!
Dich, den die Grazien ſelbſt aufgeſäugt!
Du haſt in deinen zartgewob'nen Tönen
Unſterblichkeit in leichtem Flug erreicht. —
O ſende aus dem Vaterland der Lieder
Nur einen Strahl auf deinen Sänger nieder! —

Auf dieſes Lebens glanzumſchmückten Höhen,
Der Erſten Erſter, würdig hingeſtellt,
Strebt ſtets ſein Geiſt noch höher doch zu ſtehen,
Wo nicht der Erde Licht ihn mehr umhellt,
Und ſeine Blicke, lichter dort, verſchmähen
Tief unter ihm die ſchrankenvolle Welt;
Wenn ihre Feſſeln ſeinen Flug beengen,
Will er die ſchnöden muthig oft zerſprengen.

Doch eingehüllt in purpurfarb'ne Säume,
Und ausgeſchmückt mit aller Farben Glut,
Blüht ihm das Land der bilderreichen Träume,
Dort ſchwelgt er in der Roſendüfte Fluth;
Dort baut er kühn und füllt die lichten Räume
Mit jener Welt, die in der Bruſt ihm ruht;
Und nur im Nektarſtrom aus dieſen Kelchen,
Die dort ihm ſchäumend winken, mag er ſchwelgen.

Wo ſchön're Morgen ſeinem Blicke tagen,
Hin zu der Dichtung glanzerfüllten Au'n
Muß ihn der Purpurſchwäne Flügel tragen,
Wo ſüße Düfte auf ihn niederthau'n;
Leicht trennt Aurorens Saum der gold'ne Wagen,
Auf den die Horen mit Bewund'rung ſchau'n.
Die Locken Gold, durchflochten von Granaten,
Will er in Eos Purpurſtrömen baden.

So wie der junge Aar, dem Neſt entlaſſen,
Zuerſt der Schwingen Stärke prüfend ſinnt,
Doch plötzlich theilt der Lüfte klare Maſſen
Und nach der Sonne kühn den Flug beginnt;
Er ſtaunt und kann das Wunder ſelbſt nicht faſſen,
Durch das er ſchon das reinſte Licht gewinnt;
Doch muthiger läßt er die Flügel ſchlagen,
Die zu dem ſüß geahnten Ziel ihn tragen.

So ſtrebet Auguſt auf der Dichtung Schwingen,
Der Kraft ſich unbewußt, die Sonnenbahn,
Die ihn ſchon früh zum Sternentempel bringen,
Wo keine Nebel ſeinen Blick umſahn.
Der Lorbeer muß ſich um die Krone ſchlingen;
Er ſchmiegt ſich ſchon des Jünglings Schläfen an;
Denn er beginnt in früher Jugend Tagen
Das Saitenſpiel nach Sänger Art zu ſchlagen.

Einſt in der Mondnacht feierlichem Schweigen
Ruht er, der Knabe, auf dem Flaum allein,
Und bunte freundliche Geſtalten neigen
Sich zu ihm, wiegen ihn in Träume ein.
Da ſieht er plötzlich rings das Dunkel weichen,
Und ihn umfängt ein lichter Roſenſchein;
Wohin ſich ſeine trunk'nen Blicke kehren,
Will Alles ſich zur höchſten Pracht verklären.

Und immer ſchöner ſcheint's ihn zu umfangen,
Und immer herrlicher erglänzt das Licht,
Das auf des Knaben zartgefärbten Wangen
Sich zu dem reinſten Strahlenkranze flicht;
Und plötzlich ſteht ein Weib im ſchönſten Prangen
Vor ihm, die lieblich liſpelnd zu ihm ſpricht:
„Erſchrick nicht, holdes Kind, weil ich erſcheine!
Wie ich, ſo liebet dich der Frauen keine.“

„Was dir die alten wunderbaren Mären
Von deines Hauſes Ahnenfrau erzählt,
Das will ich heute dir als Wahrheit lehren,
Dir, den ich auch zum Helden mir erwählt.
Ermanne dich, im Streit dich zu bewähren!
Die Hand gewappnet und die Bruſt geſtählt!
Denn manche Wetternacht wird dich berücken,
Soll dir's gelingen, Menſchen zu beglücken.“

Ich bin die Frau, die Ernſten einſt beſchirmte,
Der deines Stammes frommer Gründer war;
Ich ſchützte mütterlich, wenn's um ſie ſtürmte,
Die Friedriche in jeglicher Gefahr.
Wenn Sorge ſie am heißen Tag umthürmte,
Reicht' ich den theuren Söhnen Kühlung dar.
Noch jetzt umſchweb' ich deines Vaters Wege,
Und nehm' auch dich in meine treue Pflege.“

„Auch dich will ich zu meinem Kämpfer weihen;
Die Kraft zum großen Werke, ſie iſt dein!
Des Himmels kann ich mich nicht eh' erfreuen,
Nicht eher geh' ich zu der Ruhe ein,
Bis meine guten Saaten all' gedeihen,
Bis Gotha's ſchönes Land wird glücklich ſein.
Wenn Alles wird im höchſten Segen prangen,
Dann werden wir im Lichte uns umfangen.“

„Sieh dieſes Volk! wie lebt in ſeinen Kreiſen,
Durch Ernſt geweckt, die fromme Gotteskraft!
Die Friedriche des Wohlſtands Blumen preiſen;
Wie prangt der Baum des Staats im friſchen Saft!
Wie danket deinem Vater, Ernſt dem Weiſen,
Ihr freies Blühen jede Wiſſenſchaft!
Doch du biſt zu dem höchſten Ziel erſehen:
Die Kunſt ſoll herrlicher durch dich erſtehen!“

„Der Dichtung Kraft wird auf dich niederthauen
Durch ihre Gunſt beglücke deine Welt!
Dir ſchmücken ſchöner ſich des Landes Auen;
Dir hilft der inn're Gott ein köſtlich Zelt
Auf deiner hohen Ahnenburg erbauen,
Wo ſich das höchſte Gut dir zugeſellt,
Und wo des Liedes heil'ge Töne wehen;
Dort wirſt du ſelbſt der Gottheit Strahlen ſehen.“

„Sieh dieſes Purpurs roſiges Erglühen,
Das ſanft umſpielt dein golden Lockenhaar,
Es iſt das Bild von deinen Phantaſieen,
Die, eine bunte leichtbeſchwingte Schaar,
Dich bald hinauf in ihre Traumwelt ziehen;
Doch jene Träume ſind unendlich wahr.
Im reinern Licht wirſt du die Welt erblicken,
Um reiner, ſchöner Alles zu beglücken.“

„Wie auch im Weſten Stürme ſich erheben,
Wie ein Koloß dein Vaterland bedroht,
Der Dichtung heit'rer Muth läßt dich nicht beben,
Du ſiehſt umſchmückt von ihrem Morgenroth.
Und wie ich ſchützte deiner Ahnen Leben,
Wehrt meine Hand von dir auch jede Noth.
Der Sturm wird wild an dir vorüber ziehen
Und ſchöner noch dein Scepter dann erblühen.“

Der Knabe hebt die halbgeſchloſſ'nen Augen,
Und trauet ihnen, traut den Ohren kaum;
Er meint der Täuſchung Bilder einzuſaugen,
Die ihn umſpielten in dem ſchönſten Traum,
Und in des Purpurs Schöne will er tauchen
Und haſchet nach des Kleides Strahlenſaum;
Doch da vom Glanz die Finger ſich vergolden,
Beginnt er kühn die Rede zu der Holden:

„Und biſt du wirklich, die ich vor mir ſehe,
In dieſer Welt mein guter Genius,
So weihe mich, daß ich im Kampf beſtehe,
Zum großen Werk mit deinem Geiſterkuß! —
Wie aber fühl' ich ferner deine Nähe,
Wenn ſchützend, leiſe mich umſchwebt dein Fuß?
Wirſt du auf Erden dich mir nimmer zeigen,
Wenn meine Wünſche bittend zu dir ſteigen?“

„„Mein Auguſt, deine Wünſche zu erfüllen,
Iſt leider! ferner mir die Macht geraubt.
Dem ird'ſchen Aug' die Formen zu enthüllen,
Ward meinem Wandel dreimal nur erlaubt;
Zum letztenmal umglänzt nach höh'rem Willen
Die Strahlenpracht, die du erblickſt, mein Haupt. —
Im Abendrothe werd' ich mit dir lächeln,
Im Hauch des Weſtwinds deine Stirn umfächeln.

„„Und wenn dich eine höh're Macht umſchlinget,
Und dich zum kühnen Liederſturme reißt,
Wenn dir ein Ton aus andern Welten klinget,
Dann iſt in Liebe nahe dir mein Geiſt,
Der Kunde dir aus beſſern Welten bringet,
Und ſchützend dich mit leiſem Flug umkreiſ't;
Dann wird der deine mit den ſchönſten Liedern
Den Geiſtergruß mit Geiſterkuß erwiedern:““

Und nieder beugt ſie ſich; mit ſanftem Hauche
Drückt ſie den Weihekuß auf ſeinen Mund.
Da ſtrahlt im höchſten Glanze Auguſt's Auge,
Der Himmel ſenkt ſich ſelbſt in ſeinen Grund. —
Zerfloſſen iſt ſie, gleich dem leichten Rauche,
Nur durch die Fenſter blickt des Mondes Rund.
Bald ſenkt der Schlaf ſich auf die Wimper nieder,
Und feſſelt mild des Knaben müde Glieder.

Doch als des Morgenſtrahles erſtes Glühen
Den Schlummer weg von ſeinen Wimpern ſcheucht,
Da möchte er empor zum Himmel ziehen,
Weil er auf Erden ſich nicht heimiſch deucht;
Es klingt in ihm wie ferne Melodieen,
Die Lippe bebt, das Aug' wird thränenfeucht,
Und nur hinauf vermag er es zu ſchlagen,
Wohin ihn alle ſeine Wünſche tragen.

Zum Jüngling iſt der Knabe ſchnell geworden,
Denn muthig greift er in die Saiten ein;
Es tönt das Lied in brauſenden Accorden,
Da fühlt er: was er wünſchet, es iſt ſein.
Die Sehnſucht löſ't in Tönen ſich und Worten;
Der Himmel ruht in ſeiner Bruſt ſo rein,
So ſpiegelklar, wie Fluth in ſtillen Bächen,
Worin der Sonne Strahlen ſanft ſich brechen.

Und muthig bricht er ſelbſt ſich eig'ne Bahnen,
Die er mit ſtolzem Selbſtvertrauen zieht;
Er ſtaunet an die Größe ſeiner Ahnen,
Und ihnen gleich zu ſein iſt er bemüht;
Wohl aber fühlt er ſchon ein wonnig Ahnen,
Daß dieſes Funkens Kraft, der ihn durchglüht,
Daß dieſes inn're Drängen, Wogen, Streben,
Ihn über Alle herrlich wird erheben.

Bald ſind der Weisheit Schätze all' ſein eigen;
Er haucht erſt Leben in das ſtarre Bild.
Vor ſeiner Glut muß alles Todte weichen,
Mit der er kühn ſich ſeine Welt erfüllt,
Wo bunte Schatten auf und nieder ſteigen;
Und gleichwie einſt auf des Peliden Schild
Sich drängend wogte der Geſtalten Menge,
So webt's in ihm mit freudigem Gedränge.

Wie ſtrahlt ſein Aug', vom Sonnenglanz entzündet,
Wenn ihn der mächt'ge Liederſturm errafft!
Nie ruht, mit der er alle Geiſter bindet,
Im innern Mark die ſtarke Lebenskraft;
Sie iſt's, die ſeine Herrlichkeit verkündet,
Sie, die das Große aus ſich ſelbſt erſchafft,
Sie reißt ihn fort auf ſchneller Flügel Stärke
Zum höchſten Wort, zum herrlichkühnſten Werke.

Auf Auguſt und auf Friedrich, ihm zur Seite,
Blickt mit Entzücken hin das Vaterland.
Des Vaters Fürſtenſtolz, der Mutter Freude,
Sie, denen alle Herzen zugewandt,
Zum Quell des höhern Wiſſens gehen Beide
Nach jener Stadt, fern an der Rhone Strand,
Hin nach Savoyens blüthenreichen Auen,
Um ihres Geiſtes Schätze auszubauen.

Von weiſer Männer Vaterhand geleitet,
Soll Auguſt ernſtes Wiſſen dort umfahn.
Er überſchaut das weite Feld und ſchreitet
Mit leichtem Schritte auf der ſteilen Bahn;
Und keine Felſen, keine Höhe meidet
Der junge Held, er ſtrebet friſch hinan.
Das Höchſte muß der große Geiſt erfaſſen,
Doch auch das Kleinſte will er nimmer laſſen.

Den ſtarken Löwen hat er bald bezwungen,
Wie er auch ſträubt die Mähne und ſich bäumt;
Schnell hat ſich Auguſt's Kraft auf ihn geſchwungen,
Die leichten Spieles den Unbänd'gen zäumt.
Er hat des Löwen Stärke ſich gedungen,
Und eilt mit raſchem Schritt und ungeſäumt,
Den Glanz des fernen Zieles zu erjagen;
Der Löwe muß den muth'gen Jüngling tragen.

Wenn in dem Reich des Wahren und des Schönen
Der Sohn des Staub's mit tauſend Mühen ringt,
Wenn, mit dem Lorbeer ſich das Haupt zu krönen,
Dem Kämpfer nur nach langem Streit gelingt:
So grünet früh das Reis den Götterſöhnen,
Das leicht in ihrer Locken Gold ſich ſchlingt;
Sie haben ſpielend ſchon den Sieg gewonnen,
Eh' noch der Kampf auf heißer Bahn begonnen.

Und wenn auch Phaëton den Sonnenwagen
Nicht in dem Gleis der rechten Bahn erhielt,
Er hatte doch das Höchſte ohne Zagen
In dem Gefühl der Götterkraft erzielt:
Und ſoll es ihn in das Verderben tragen;
Es ſei! er hat ſich doch als Gott gefühlt!
Muß den Verirrten Jovis Strahl zerſchmettern,
Der Gott lebt im Olymp bei allen Göttern.

So ſeh' ich dich in ew'ger Jugend glänzen,
Verehrter August, des Geſanges Held!
Die friſchen Zweige, die dein Haupt umkränzen,
Die ſich dem Strahlennimbus zugeſellt,
Entſproſſen ſind ſie nicht aus unſern Lenzen,
Sie ſind die Kinder deiner hohen Welt.
Wer wagt es, dir des Kranzes Schmuck zu rauben? —
Nicht das profane Wort kann ihn entlauben!

Wie wenn uns oft Gewitterwolken ſchrecken,
Die aus dem Oſt am Horizont daher
Die mitternächtlich-ſchwarzen Arme ſtrecken, —
Hell zuckt der Blitz, es rollt der Donner ſchwer. —
Doch nur zur Hälfte grauenvoll bedeckte
Sie hier des Himmels azurblaues Meer;
Denn dort im Weſten lacht aus blauem Grunde
Der Sonne ſtrahlend Bild zur ſelben Stunde;

Und auf der dunkeln Fläche baut ſich heiter
Der Jſis Bogen, ſiebenfarb geſchmückt;
Hell glänzt das Band und ſchlingt ſich luſtig breite
Das ſie im Nu mit tauſend Perlen ſtickt.
Wer denkt des Sturms, des Donners Toben weite
Wenn ihn die hohe Farbenpracht entzückt? —
Es weicht das Grau'n vor ſolches Glanzes Schimmer
Und alle Regentropfen golden flimmern.

So kann der Wirklichkeit getrübtes Leben
Des theuren Fürſten ſonnenklare Welt
Nicht ganz mit ihrem düſtern Flor umweben,
Und herrlicher erglüht das freie Feld.
Leicht über Schranken, die ihn oft umgeben,
Erhebet ſich der ſieggeſchmückte Held.
Wenn Form und Geiſt ſich in dem Kampfe zeigen,
Soll ſtets der Sieg zu dieſem hin ſich neigen.

Und auf des ernſten Lebens dunklem Grunde
Tanzt luſtig leicht der Dichtung Strahlenbild.
Der Herrſcher winkt, — ein Geiſterheer im Bunde
Hat dienend ſchon den düſtern Raum erfüllt,
Daß bald das Herz vom Schreckenkrampf geſunde,
Und leicht vergißt er, was den Glanz umhüllt;
Denn nur an ihren ewig friſchen Gaben
Will ſich der Götterjüngling göttlich laben.

So in der Töne Reich hinaufgezogen,
Webt er der Klänge wellenhaftes Spiel;
Die Saite klingt, geſpannt auf gold'nen Bogen,
Und in die Töne haucht er ſein Gefühl.
Bald rauſchen um ihn mächtig ihre Wogen,
Sie drängen ſich im raſenden Gewühl;
Bald flüſtert es wie Geiſtermelodieen,
Die mit dem Weſthauch in der Lenznacht ziehen.

Wie einſt der Sänger in vergang'nen Tagen
Empor ſich auf der Töne Fittig ſchwang,
Er brauchte nur die Saiten anzuſchlagen,
Und mit dem Tone nahte der Geſang;
Zum frohen Jubel, wie zu leiſen Klagen
Erblühte ſtets dem Wort der rechte Klang,
Und wie ſie zart ſich in einander webten,
So beide auch zu einem Ziele ſchwebten.

So iſt es Auguſt's großem Geiſt gelungen,
Daß er vereint der Künſte Schweſterpaar.
Kaum hat die Kraft des Wortes ihn durchdrungen,
So beut der Ton ſich ſchon dem Sänger dar,
Kaum hat der Saiten Silberdraht geklungen,
So naht mit Zephyr's Flug der Bilder Schaar
Und grüßt die Töne als verwandte Brüder;
Sie fliehen ſchnell und neue kehren wieder. —

Als nun vollendet ſich der Jahre Kreiſe,
Da kehrt das Fürſtenpaar in's Vaterhaus,
Und jeder bildet hier auf eig'ne Weiſe,
Doch jeder groß, das ſtill Empfang'ne aus.
Sie fügen Stein an Stein mit regem Fleiße
Zum großen Werke ihres eig'nen Bau's;
Kann er auch zur Vollendung nicht gelangen,
So wird er doch vor vielen Völkern prangen.

Bald ſchmücken ſich die Hallen und die Säle,
Der Diener Schaar trägt hochzeitlich Gewand;
Denn daß er liebend ſich die Gattin wähle,
Zog Auguſt nach des deutſchen Meeres Strand.
Und in Entzücken wallet jede Seele
Und ſegnend blickt auf ihn das Doppelland:
Er, der als Vater einſt den Thron wird zieren,
Will jetzt in ſeine Stadt die Mutter führen.

Die Herrliche, die einſt des Schickſals Fügen
Zu früh beſtimmt für Schwedens Königsthron,
Will ſich an unſ'res Helden Größe ſchmiegen,
Sie reicht die Hand nun Gotha's Fürſtenſohn.
Er trinkt an ihrer Bruſt in vollen Zügen
Sich Götterglück, der Liebe ſüßen Lohn;
Und alle Träume, die ihn ſonſt umwehten,
Sie ſcheinen in das Leben jetzt zu treten.

Die höchſte Schönheit thront in ihren Mienen,
Die holder Anmuth ſanfter Hauch umweht,
Und jedes Auge wird entzückt von ihnen,
Das dieſer Züge Deutung ſtill verſteht.
Die Grazien folgen ihrem Schritt und dienen
Mit Huldigung Charlotten's Majeſtät;
Sie ſcheint es nicht zu wiſſen, nicht zu kennen,
Daß alle nur die Herrlichſte ſie nennen.

Die Schönheit will ſich mit der Kraft verbind
Der Höchſte wählt die Würdigſte zur Braut.
Die Freude ſchallet weithin, zu verkünden,
Daß ſich das Große mit dem Großen traut.
Beglückte Hand, die Kränze konnte winden!
Beglücktes Aug', das ſolches Paar geſchaut! —
Nun muß im Liede neu und ewig prangen,
Was in dem Leben unter iſt gegangen.

Der Jubel ſteigt, die Wolken zu durchdring
Mit kühner Schnelle, gleich dem ſtolzen Aar,
Der zu der Sonne ſchwebt auf breiten Schwing
Sein freud'ger Schall begrüßt das Herrſcherpaa
Das dieſes Tages Wonneſtunden bringen,
Der einſt die Fürſtin zu der Welt gebar;
Und an der Hand der ſchönſten aller Frauen
Grüßt Herzog Auguſt Gotha's Blüthenauen.

Und Ernſt legt liebevoll die Vaterhände
Mit ſtiller Luſt auf ſeiner Kinder Haupt,
Damit der Himmel reichen Segen ſende
Von ſeinem Stamme, wie er hoffend glaubt,
Des Unfalls Schrecken immer gnädig wende,
Daß er nun ſchöner grüne, neu belaubt.
Doch ach! der dunkeln Mächte furchtbar Walt
Kann nie zurück ein ſterblich Flehen halten.

Wer darf mit ihres Schluſſes Räthſel rechten?
Welch ſterblich Auge ſchaut das ew'ge Band,
Das ſie in ihren nie erhellten Nächten,
Hoch über Menſchenſinn mit weiſer Hand,
Die Richtſchnur für des Schickſals Schreiten, flechten?
Sie ſind dem Glücke feindlich abgewandt.
Wie? Auguſt, fühlſt du nicht ein banges Beben,
Da ſie für dich ſchon herbes Schickſal weben?

Ein zartes Kindlein hält er mild umfangen,
Womit die theure Gattin ihn beglückt;
In höchſter Wonne glühen ſeine Wangen,
Wenn er der Tochter in die Augen blickt;
Es iſt ein neuer Stern ihm aufgegangen,
Der ihn mit ſeines Lichtes Glanz entzückt.
Er grüßt der Mutter Bild in ihren Zügen
Und glaubt des Glückes höchſten Grad erſtiegen.

Doch ſie iſt dem Verhängniß hingegeben,
Ihr ſtiller Genius die Fackel ſenkt;
Die theure Fürſtin zahlet mit dem Leben,
Daß ſie der Welt ihr Ebenbild geſchenkt.
Und Pſyche's losgebund'ne Flügel ſtreben
Dorthin, wo ſie mit Seligkeit ſich tränkt.
Was ſie auf Erden Köſtliches beſeſſen,
Wird ſie nicht an der Lethe Strom vergeſſen.

Schlüpfſt ſanft du auf des Thales Blumendecke
So wähne nicht, lang daure der Genuß,
Um nicht des Sturms verhalt'ne Wuth zu wecken;
Denn ſieh! die Ufer überſteigt der Fluß
Verbreitend ringsum grauſen Todesſchrecken.
Ach! allzu flüchtig iſt des Glückes Kuß.
Nicht baue auf der Wandelbaren Treue,
Trügt dich doch ſelbſt des Himmels heit're Bläue.

Der Himmel ſchmücket ſich mit Frühroths-Glan
Er ſtirbt verlöſchend, wenn die Sonn' erwacht.
Auch ſie verglüht einſt in dem Weltentanze.
Im Tod verglimmt der Abendröthe Pracht.
Es ſchimmert dann im hellgewund'nen Kranze
Der Sterne Heer in feierlicher Nacht;
Auch ſie, die dort in höchſter Schönheit flimmern,
Wird einſt der große Weltenbrand zertrümmern.

Es müſſen Sterne ſich von Sternen trennen,
Wenn durch das All des Todes Fittig kreiſ't;
Es löſchen Flammen, die beim Opfer brennen,
Wenn von dem Geiſte ſcheidet ſich der Geiſt;
Es löſchen Leben, die ſich eigen nennen,
Wenn ſich das Herz vom treuen Herzen reißt.
Doch trennen ſich nur mit den größten Schmerzen
Die Sterne, Geiſter und die treuen Herzen.

Auf Erden kann das Herrliche nicht dauren,
Das Große muß im Heldentod verglühn.
Es ſtirbt die Frühlingsluſt in Regenſchauren,
Die Roſen knicken, die kaum Stunden blühn.
Sieh die Natur im Sterbekleide trauren,
Es brach die Frucht, es welkte ſtill ihr Grün.
Doch ach! die Jugend in der ſchönſten Blüthe
Steigt auch hinab zum ſeufzenden Kocyte.

Und Auguſt hält, vom grimmen Schmerz bezwungen,
Die ihm ein theueres Vermächtniß blieb,
Die zarte Tochter thränenfeucht umſchlungen;
Louiſe wird ihm über Alles lieb.
Er knüpfet ſtets an ſie Erinnerungen,
Die, wenn auch durch die Gegenwart ſo trüb,
Zu der Vergangenheit beglückten Tagen,
Zu ſeiner Liebe Roſenzeit ihn tragen.

Das Schickſal ſelbſt ſcheint Mitleid zu empfinden,
Der Himmel will erſetzen den Verluſt;
Er läßt dem Vater in der Tochter finden,
Was er in ſeiner Gattin einſt gewußt;
Und all die hohen Himmliſchen verbinden
Zu deren Pflege ſich mit Götterluſt,
Die ſie zu ihrem Lieblingskind ſich weihen;
Und ſie blüht auf im herrlichſten Gedeihen.

So hebt im Garten, wohlgepflegt von Flore
Die Feuerlilie des Kelches Glut;
Zum Liebling hat der Sommer ſie erkoren,
Die ſich hervor vor allen Blumen thut;
Im Wechſeltanze küſſen ſie die Horen,
Es wogt um ſie der Honigdüfte Fluth;
Erſt nährten ſorgſam ſie die holde Pflanze,
Nun laben ſie ſich all' an ihrem Glanze.

So ſteheſt Du, bewundert und verehret,
Erhab'ne Fürſtin; Deiner Hoheit Stern
Hat herrlich ſich im Zeitenlauf verkläret,
Und Deine Tugend nennt man nah und fern.
Des Volkes Liebe, die ſich Dir bewähret,
Bringt ihre wahre Huldigung Dir gern.
Du, edler Sproß, der uns allein geblieben,
Vergönne uns, noch lange Dich zu lieben.

Und Auguſt wünſcht der Tochter zu erſetzen,
Was ihr und ihm ein herb Geſchick entwand;
Er lernet Heſſens Tochter lieben, ſchätzen,
Und ſchlingt mit ihr des Lebens engſtes Band.
Des zarten Kindes Freudenthränen netzen,
Die ſie nun pflegt, die theure Mutterhand,
Der jedes Herz mit Huldigung ſich neiget.
Und jeder Trauerton verſtummt und ſchweiget.

So tritt aus ſchwarzen Wolkenmaſſen plötzlich
In hehrer Majeſtät des Mondes Bild,
Da weicht die Finſterniß, die erſt entſetzlich
Mit Trauerflor die Landſchaft rings umhüllt;
Die grauſe Nacht wird heiter und ergötzlich,
Weil ſie des Lichtes reger Glanz erfüllt,
Der webt in ſtiller ahnungsvoller Feier
Um Hain und Flur den zartbewegten Schleier.

Mildthätig ſteht ſie in des Volkes Kreiſen,
Mit vollen Händen tritt ſie immer ein.
Sie will nicht blos des Landes Mutter heißen,
Sie will des Landes wahre Mutter ſein.
Und all' die kummerloſen Herzen preiſen,
Die ſie beglückt, ihr ſtillen Dank zu weihn;
Und viel Gebete, die zum Himmel ſchweben,
Sie bitten für der Fürſtin Wohl und Leben.

Habt ihr gehört, wie ſegenvolle Spenden
Ein frommes Weib einſt mildreich ausgeſät?
Den Armen reichte ſie mit zarten Händen,
Und bot die lieben Gaben früh und ſpät;
Es durfte unbeſchenkt ſich keiner wenden.
Sie war die heilige Eliſabeth.
Schon floß im Zeitenſtrome manch Jahrhundert:
Noch lebt geliebt ihr Name und bewundert.

So ſtehſt auch Du in Deines Volkes Mitte,
Verehrte Frau; es trat das ſtille Glück,
Durch Dich geleitet, ein in manche Hütte,
Du heiterſt manchen thränenſchweren Blick.
O lege ſo, gefolgt auf jedem Schritte
Von Kraft und Wohl, der Jahre viel zurück!
Auch Dich wird einſt der ſpäte Enkel kennen,
Und wird mit Liebe Deinen Namen nennen.

Und als nun Vater Ernſt die Wimper ſenket';
Erfaßt das Steuer Auguſt's kühner Muth;
Er traut auf ſeine inn're Kraft und lenket
Das Schiff des Staats durch alle Klippen gut.
Der freie Geiſt ſtrebt kräftig auf und tränket
Sich in der Morgenröthe friſcher Glut,
Erfaßt den Sonnenſtrahl und greift die Sterne,
Und ſteuert raſtlos in die weite Ferne.

Wohl hat die Zeit die alte Bahn verlaſſen,
Auf die ſie ſonſt Engbrüſtigkeit gebannt;
Der Menſch will feſſellos das Höchſte faſſen.
Und er, der dieſen Geiſt der Zeit erkannt,
Zerbricht die Formen, die ihr nicht mehr paſſen,
Mit kühner freiheitliebevoller Hand;
Und freier kann ſich Alles nun bewegen,
Und neues, tief'res Leben darf ſich regen.

So ſteht ein Weib in ſchönſter Jugendfülle,
Noch in ein altes, ſteifes Kleid gezwängt
Von der geſchminkten, zierlichen Sibille;
Da nahet ihr ein Weiſer und zerſprengt
Mit Zauberwort die feſſelhafte Hülle,
Die ihres Buſens Ueppigkeit beengt;
Und als ſich ihre harten Bande löſen,
Sieht man die ſchönſten Formen ſich entblößen.

Allmälich weicht das Leben, das veraltet,
Ein neues ſtrebt empor begeiſtert-friſch,
Das mannichfacher, ſchöner ſich geſtaltet
Durch der Ideeen wogendes Gemiſch,
Und, wie ein Eichbaum, kräftig ſich entfaltet,
Trotz der Beſchränktheit ſpöttelndem Geziſch.
Ein neu Jahrhundert iſt emporgeſtiegen,
Ein neuer Morgen muß die Nacht beſiegen.

Einſt löſ'te Dädalus mit ſinn'gen Händen
Der Marmorbilder feſtgebannten Schritt,
Um lebend ihren Fuß hinauszuſenden:
So weiß den Purpur, der die Nacht durchſchnitt,
Zum ſchönſten Morgen Auguſt zu vollenden,
Der jugendlich in's freie Leben tritt;
Der Marmor lebt; es ſtürzt die ſtarre Schranke;
Frei ſei die Kunſt, die Rede, der Gedanke.

Die aus der Väter grauen Zeiten ſtammen,
Der Mauern Rieſenlaſten ſtürzen ein;
Die Wucht der hohen Wälle bricht zuſammen,
Von ihrer Feſſel Gotha zu befrein.
Und wie ein Phönix ſteiget aus den Flammen,
So hebt ſich jung die Stadt im Sonnenſchein,
Und was erſt Nacht und Nebel nur umgeben,
Umfängt des heitern Tages neues Leben.

Der Thore ſtarre Eiſenmaſſe ſinket,
Und freier tritt der Bürger dort hinaus,
Der leichter nun der Lüfte Balſam trinket;
Und weithin in die Ebene des Gau's,
Nach allen Seiten hin geöffnet, winket
Die Stadt des Fürſten, wie ein wirthlich Haus.
Und ungehemmt in eilendem Gedränge
Strömt ein und aus die lebensfrohe Menge.

Zerbrochen liegt die Kette und zernichtet,
Und um die Stadt ſchlingt ſich ein ſchöner Band;
Da wo die alte Nacht ſich lieblich lichtet,
Keimt friſches Leben und es grünt das Land.
Die Maſſen, die erſt wuchtend aufgeſchichtet,
Sind bald in holde Gärten umgewandt,
Die in des Jahres wonnevollen Tagen
Die würz'gen Düfte dir entgegen tragen.

Und aus dem neugeſchaff'nen Boden heben
Sich raſch der Pappeln Säulen in die Höh',
Der Wolken leichten Zug einſt zu erſtreben;
In ſchönen Biegungen muß die Allee
Mit lichtem Grün die theure Stadt umgeben,
Daß ſüßer Duft aus ihrem Kranze weh';
Und dunkle Pfade, lachend ſchöne Gänge
Ziehn durch die Bäume ihres Fadens Länge.

So prangſt du leuchtend, Herrliche vor Allen,
Du hohe Stadt, du Zierde deines Land's!
Zu deinen grünen Laubenmauern wallen
Viel Fremdlinge, zu ſchauen deinen Glanz,
Und Allen, die dich ſahn, haſt du gefallen
Im bunten Schimmer deines Prachtgewand's;
Wohin ſie nur die trunk'nen Blicke kehren,
Muß neue Schönheit neue Luſt gewähren.

Gen Mittag hebt ſich auf des Hügels Rücken
Dort ſtolz empor des Schloſſes Rieſenbau;
Der beiden Thürme hohe Häupter blicken
Viel Meilen weit rings in des Landes Au.
Der Frühſtrahl und der Sterne Schein umſchmücken
Das Zwillingspaar, ſie tränkt des Himmels Blau.
Die Blüthenſträuche, die da unten ſtehen,
Entſenden ihren Duft zu jenen Höhen.

Lenkſt du den Schritt bergabwärts gegen Morgen
Durch Raſengrün, ſo grüßt dein Auge bald
Das Schlößchen in der Lindennacht verborgen,
Der ſtillen Freuden ſüßer Aufenthalt.
Oft weilt hier, frei von ſchwülen Tages Sorgen
Die hohe Frau, von Blüthenduft umwallt.
Hier ruhet ſich's ſo traulich ohne Zeugen,
Wenn ſich des Tages laute Bilder neigen.

Und zieh'ſt du weiter auf den Laubenpfaden,
So ſcheint das Land, wo die Citronen blühn,
In ſeiner Thäler Düfte dich zu laden;
Hier winket lockend dir aus dunklem Grün
Die gold'ne Frucht, dort lachende Granaten,
Daneben ſieh'ſt du die Orange glühn.
Ein Wogenmeer ambroſiſch ſüßer Düfte
Durchfluthet ſtets die ätherreinen Lüfte,

Und muß der rauhe krafterfüllte Norden
Die üpp'gen Blüthen, die der Süden bringt,
Wohl mit dem Eishauch ſeines Athems morden:
Die Kunſt iſt's, die den ſtarren Froſt bezwingt.
Durch ſie iſt der Orangenwald geworden,
Durch den der Oelbaum ſeine Zweige ſchlingt.
Sieh' rechts und links die Prachtgebäude ſtehen,
Sie ſchützen vor des Winters eis'gem Wehen.

Und biſt du durch das Eiſenthor gegangen,
So ſieh'ſt du vor dir dort das Friedrichsthal,
Das ſchöne Schloß von allen Seiten prangen.
Die Luft durchfurcht ein heller Waſſerſtrahl,
Wenn dich des Gartens Blüthenwelt umfangen;
Der Wege Luſt läßt dir die ſchwere Wahl;
Und willſt du in der Grotte dich verſtecken,
Wird dich ein kunſtvoll Spiel des Waſſers necken.

Und richteſt du in des Entzückens Eile
Vorüber flüchtig weiter deinen Lauf,
Durch der Kaſtanienbäume lange Zeile,
Gen Süden an der Häuſer Glanz hinauf:
So thut ſich dir nach einer kleinen Weile
Vor deinem Blick die reichſte Anſicht auf.
Die Villa will dir ihre Schönheit zeigen,
Und läd't dich ein, die Stufen zu erſteigen.

Dann die Allee'n hinan, hinab dich leiten;
Dort wallt des Tages Sonnenglut nur ſchwach.
Die hohen Linden und Kaſtanien breiten
Ihr dunkles Laub zum dichten Blätterdach.
An buntgeſtickten Gärten wirſt du ſchreiten
Und neue Luſt umfängt dich tauſendfach.
Bald werden duft'ge Sträuche dich empfangen,
Und nun zum Schwanenteich wirſt du gelangen.

Dort ſieh'ſt du, wie hervor aus tiefem Becher,
Auf deſſen Stein die Sphinx hoch oben ſitzt,
Bald plätſchernd ſtark und wieder rieſelnd ſchwächer
Die Perlenflut des reinſten Waſſers ſpritzt.
Dann winken höher dir zwei traute Dächer,
Die einer Säulen Reihe unterſtützt;
Es zeigen an der Wand dir nette Schilder
Der Fabelwelt bedeutungsvolle Bilder.

Und weiter durch die grünen Pappelbäume,
Die, ſchlanke Säulen, deinen Pfad umſtehn,
An Gärten, die der Stadt lichtbunte Säume,
Wirſt du mit frohem Schritt den Kreis umgehn,
Und durch der off'nen Straßen heit're Räume
Der Bauden Pracht und reges Leben ſehn.
Und freundlich winkt durch dichtbelaubte Reiſer
Dir rechts und links das Heer der Gartenhäuſer.

Den Meiſter mußt du in dem Werke ehren,
Und Auguſt ſtrebte mit der Schöpferkraft
In neue Form die alte umzukehren;
Er iſt es, der das nie Geſchaute ſchafft.
Von ihm erzeugt wird ſich das Schöne mehren;
Und was er angefangen meiſterhaft,
Das wird die Zeit ſtill pflegen, weiter bauen,
Und in Vollendung wird's die Nachwelt ſchauen.

Wo einſt des Chriſtuslichtes erſte Helle
Durch Finſterniß und Heiden-Irrthum brach,
Und in der erſten chriſtlichen Kapelle
Zu ſeinen Neubekehrten Winfried ſprach,
Auf Berges Höhe dort an jener Stelle,
Wo des Apoſtels heil'ge Kirche lag,
Dort will der hohe Auguſt ew'gen Zeiten
Ein Monument des Chriſtenthums bereiten.

Und wie er trefflich die Idee erzeuget,
So ſtellt ſie trefflich auch der Künſtler dar:
Von ſtarkem Stein ein hoher Leuchter ſteiget
Weit in die Luft vom ſtufigen Altar;
Der Flamme Bild, die einſt die Nacht verſcheuchet,
Strebt aus dem Leuchter ſtark und wunderbar.
Zu dreien Flammen muß ſich's dann geſtalten,
Denn dreifach iſt das Chriſtenvolk geſpalten.

Und weit und breit hin woget das Gedränge;
Kaum faßt des Berges Raum die Haufen all'.
Und nun erheben ſich die Dankgeſänge;
Dazwiſchen ruft das tönende Metall,
Weckt Rührung auf rings in des Volkes Menge
Begleitend wiederum des Liedes Schall.
Dann ſpricht ein Geiſt aus dreier Lehrer Munde,
Die ſich vereint dahier im ſchönſten Bunde.

Geſegnet Land, das hoch von ſeinen Rücken
Des Thales Kindern ſolche Steine weiſ't,
Die, Kronen gleich, die ſtolzen Höhen ſchmücken!
Dich muß des Fürſten hochbegabter Geiſt
Mit Weisheit und mit Vaterhuld beglücken.
So lange du dich ſolcher Fürſten freu'ſt,
So lange ſie dein Steuerruder lenken,
Wird ſich des Himmels Segen auf dich ſenken.

Was er vollbringt, muß groß und herrlich heißen. –
Er, der der höchſten Kunſt ſein Leben weiht,
Ruft mächtig auf in ſeines Wirkens Kreiſen
Des Wiſſens ed'le Mannichfaltigkeit.
Wie wahrhaft fürſtlich er dort Jena's Weiſen
Zu beſſern Schaffens Kraft die Mittel leiht;
So giebt er auch durch viele Bücherwerke
Auf ſeiner Burg dem Schatze neue Stärke.

Was Seetzen, den einſt Ernſt hinausgeſendet
Zu Nutz der Wiſſenſchaft in's Morgenland,
Für reichen Schatz dem Herzog zugewendet,
Den er auf weiter Fahrt zuſammen fand,
Manch Kunſtgebild, das Auguſt zugeſpendet,
Bewundernswerthes Werk geſchickter Hand,
Steht nun zuſammen in des Schloſſes Hallen,
Und Jeder kann zu dieſem Tempel wallen.

Hier kannſt du China's Schmuck und Pracht erblicken,
Aus Aſiens weitem Reiche hergeſandt;
Und hier die köſtlichſten Gemälde ſchmücken,
Ein theurer Putz, der Zimmer helle Wand.
Und manches liebe Bild wird dich entzücken
Mit Fleiß gemalt von ſinn'ger Meiſterhand.
Die hat er all' auf ſeiner Burg vereinet,
Die nun der Kunſt ein heil'ger Tempel ſcheinet.

Und wie er ſelbſt der Tonkunſt heilig Weſen
Durchdrungen hat, ſo hat er einen Kreis
Von hohen würd'gen Meiſtern ſich erleſen,
Die lange ſchon erkämpft des Ruhmes Preis.
Da muß das Herz von jedem Gram geneſen,
Das ſich im Bunde ſolcher Geiſter weiß,
Die ſcheinen ſelbſt des Himmels Harmonieen
Zum ſterblichen Geſchlecht herabzuziehen.

Wo Reinhard, Spohr und Romberg Töne weben,
Wo Auguſt ſelbſt mit ſchöpf'riſchem Genie
Des Liedes heil'ge Kraft ruft in das Leben,
Und mit dem Wort die zarte Melodie;
Da fühlt der Menſch in ſich ein göttlich Streben,
Geläutert durch der Töne Harmonie.
Denn jener Geiſt, der waltet in den Tönen,
Kann jeden Sturm in unſ'rer Bruſt verſöhnen.

Und oft entflohn des Herrſchertages Schwüle,
Wo er der Pflicht ſein Opfer dargebracht,
Umfängt in ſeinem traulichen Aſyle
Ihn zart erhellte, ſüße Dämmernacht.
Da ruht er fern vom drängenden Gewühle,
Von Kunſt und Liebe heiter angelacht;
Da lebt er ſtill ſein großes Dichterleben,
Nur von der trautſten Freunde Kreis umgeben.

Und die geheimnißvollſten Bilder neigen,
Die er beſchwört, ſich ſeinem Seherblick,
Hier in des Lebens tiefſten Schacht zu ſteigen
Iſt ihm Belohnung, iſt ihm höchſtes Glück.
Die holden Schatten, die ſo ſchnell entweichen,
Bannt ewig er in ſeinen Kreis zurück.
Und in der Bilder zauberhafter Klarheit
Enthüllt ſich ihm des Lebens tiefſte Wahrheit.

Und Ideale ſeiner Phantaſieen,
Arkadiens Traumgeſtalten, glühen auf.
Das Thal erglänzt, und ſeine Kinder ziehen
Im bunten Zug vor ſeinem Blick herauf.
Des Schäferſang's kunſtloſe Melodieen
Ertönen wieder, und es gehn zu Hauf
Die Hirten und die Hirtinnen des Thales
Beim Purpurglühn des letzten Sonnenſtrahles.

Im einfach⸗ſchönen jugendlichen Leben
Bewegt ſich zart die griech'ſche Schäferwelt.
Der Einfachheit, die die Natur gegeben,
Iſt hier die Kunſt harmoniſch zugeſellt;
Und beide als getreue Schweſtern weben
Das Netz, das dieſe holde Dichtung hält.
So zeiget uns die liebliche Idylle
Des Fürſten Geiſt mit ſeiner Anmuth Fülle. —

Nicht Völker hat er mit dem Schwert bezwungen,
Der Lorbeerkranz, der ſeine Stirn umſchmückt,
Ward nicht vom Baum, dem Schlachtenfeld entſprungen,
Von Blut begoſſen, ſiegreich abgepflückt:
Der Friede hat das Reis zum Kranz geſchlungen,
Der Künſte Bund ihn auf ſein Haupt gedrückt.
Nicht Ares kann ihn ſeinen Sprößling nennen,
Doch muß Apoll als Sohn ihn anerkennen.

Ein Geiſt der Mitternacht mit düſtern Schwingen
Zog aus vom Weſten, und im kühnen Flug
Braucht er, der Völker Haufen zu bezwingen,
Bald Schwertes Kraft und bald der Hölle Trug.
Ihm folgt zu ſeines Rieſenwerks Gelingen
Mit argem Sinn ein mächt'ger Räuberzug.
Nicht können ſie die Wuth der Raubgier zügeln,
Mit der ſie Teutſchland's Auen überflügeln.

Nur Auguſt kann mit hohem Geiſteswalten,
Wo nicht des Schwerts ohnmächt'ge Schärfe nützt,
Wie Wetterwolken ſich zuſammenfalten,
Wie das Verderben tobend uns umblitzt,
Den Sturm zurück von ſeinen Kindern halten.
Er hat mit Weisheit unſern Heerd geſchützt.
Und daß entweiht nicht unſ're Laren ſanken,
Das haben wir nur ſeiner Kraft zu danken.

Wir ſahen nicht von ſeiner Pflicht ihn wanken,
Er hat kein Herz des treuen Volks verletzt.
Bald wird zwar von dem mächt'gen Herrn der Franke
Sein hoher Geiſt erkannt, geliebt, geſchätzt;
Doch nicht erweitern will er jene Schranken,
Die ſeiner Macht des Schickſals Schluß geſetzt,
Er will den Raub nicht mit den Räubern theilen;
Er will, der Vater, bei den Kindern weilen.

Und doch kann er das herbe Loos nicht wende
Des Vaterlandes Söhne, die ihm lieb,
Muß er nach Spaniens blut'gem Lande ſenden,
Und in Tyrol manch ed'ler Krieger blieb;
Auf Polens Feldern müſſen viele enden,
Die Frankreichs Unſtern in das Elend trieb.
Die Kräftigen, die Gotha's Jugend zieren,
Muß er in fremder Sache Streit verlieren.

Wie hart wird von den fränk'ſchen Räuberſchaaren
Das arme Land gequält und heimgeſucht! —
Und als nun jene aus der Stadt der Zaaren
Zurückgekehrt in grauſenvoller Flucht,
Muß Stadt und Land der Drangſal viel erfahren.
Noch mehr, als ohne Ordnung, ohne Zucht
Aus Leipzigs Völkerſchlacht die Horden fliehen,
Und tief gebeugt durch Gotha's Fluren ziehen.

Die Feſſeln werden muthig nun zerſchlagen,
In denen Teutſchland ſieben Jahre lag;
Es bricht das harte Joch, das wir getragen,
Und ausgelöſcht mit Blut wird unſre Schmach.
Ein Heldengeiſt geht um in dieſen Tagen,
Des teutſchen Bodens Freiheit folgt ihm nach.
Von Oſten ziehn nach Weſten freie Krieger,
Und auch in Frankreichs Auen ſind ſie Sieger.

Da ſchickt auch Gotha ſeiner Jugend Blüthe
Zum edeln Kampf für Recht und Freiheit aus.
Vom blut'gen Schlachtfeld führet ſie der Friede
Mit Ruhm gekrönt heim in das Vaterhaus.
Und ob ſie gleich des argen Streites müde,
So ruft der Krieg von neuem ſie heraus.
Noch einmal müſſen ſie vom Heerde ſcheiden,
Für Fürſten und für Vaterland zu ſtreiten.

Der ſchreckliche Tyrann, den ſie gebunden
Auf Elba's fernem Inſelland geglaubt,
Hat bald zur Rettung Mittel aufgefunden,
Und hebt mit Trotz ſein kaum gebeugtes Haupt.
Die Krone Frankreichs, die ſie ihm entwunden,
Hat wieder er dem rechten Herrn geraubt;
Und muthig ſammelt er ſich Heeresmaſſen
Mit ganzer Macht den Herrſcherſtab zu faſſen.

Doch wie auch wieder ſtolz die Adler fliegen,
Wie groß auch immer ſeines Heeres Troß,
Er muß den kühnen Kämpfern unterliegen;
Zuſammenſtürzt der mächtige Koloß,
Als überall die teutſchen Fahnen ſiegen.
Und ob auch da des Blutes viel noch floß,
Nun wird der theure Friede feſt begründet,
Und holde Ruh' den teutſchen Au'n verkündet.

Von Stürmen frei kann **August** nun regier
Da ſüßer Friede ſeine Palmen ſchwingt,
Und väterlich des Staates Ruder führen,
Von ed'ler, weiſer Männer Rath umringt,
Die ſeinen Thron mit ihrem Glanze zieren,
Und denen ew'gen Dank zum Opfer bringt
Das Vaterland. — O ſtreu' auf ihren Wegen,
Gerechter Himmel alle deinen Segen!

Und manches Jahr iſt freundlich nun verfloſſen,
Das inhaltſchwer in Auguſt's Leben greift;
Und manche ſchöne Blüthen ſieht er ſproſſen,
Die bald zur Frucht in Sonnenſtrahlen reift.
Aus Geiſtes Tiefen, die er oft erſchloſſen,
Er reichen Schatz in manchem Werke häuft.
Und was er lange tief in ſich verſtanden,
Tritt nun heraus in prächtigen Gewanden. —

Oft ſtrahlt im heitern Blau des Himmels Bogen,
Es weht kein Lüftchen und die Sonne lacht;
Doch kaum iſt eine Stunde hingeflogen,
So hat ein furchtbar Wetter rings mit Nacht
Des Horizontes weiten Raum umzogen.
Hell zuckt der Blitz und laut der Donner kracht.
Das Wetter flieht und weicht dem Sonnenlichte,
Doch auch zerſchmettert liegt die höchſte Fichte.

So rafft ihn ſchnell in ſeinen Sommertagen
Der Tod hinab, und trennt den hohen Geiſt
Von dem Gefäß, das ihn in ſich getragen.
Der Draht des gold'nen Saitenſpiels zerreißt,
Das er, ein Meiſter, meiſterhaft geſchlagen.
Das Volk, das treue, das ihn Vater heißt,
Stimmt bei dem ſchwarzbehängten Sarkophage,
Von Schmerz erſchüttert, an die Todtenklage.

Die Nacht ruht ſchwarz und traurig auf der Erde,
Da dringt durch ſie ein heller Fackelſchein;
Die Treuen nahn mit ſchmerzlicher Geberde,
Den letzten Dienſt dem theuren Herrn zu weihn.
Daß der Natur die ſchuld'ge Zahlung werde,
Senkt ihn die Schaar in's kühle Bett hinein,
Dort auf der Inſel in des Haines Stille.
Hier von dem Kampf zu ruhen, war ſein Wille.

Und ob wir traurig von dem Hügel gehen,
Durch Thränen lächele der Freude Blick.
Wir ſahn ihn nur in ſeiner Blüthe ſtehen,
Da riß ihn fort das mächtige Geſchick.
Das trübe Alter hat er nicht geſehen;
Er kannte nur des heitern Sommers Glück.
Drum blühen Blumen auch auf ſeinem Grabe,
Die nur des Frühlings und des Sommers Gabe.

Sie blühn, ein Bild von ſeinem ſchönen Leben,
Von treuer Hand gepflegt an ſeiner Gruft.
Und ſtill und traut, wie Liebesküſſe, ſchweben
Die Thränen nieder und empor der Duft,
Zum reinen, leichten Aether ſich zu heben;
Und nieder ſäuſelt er als ſanfte Luft.
So werden Thränen ſeine Blumen nähren,
Und ſeine Blumen ſüßen Duft gewähren.

So war ſein Leben: Blumenduft und Töne
Und Liebesglut, vereint im Flammenkranz,
Und ſeine Krone war das Ewigſchöne. —
Der düſt're Flor entweicht, Vollendungsglanz
Winkt ihm, daß er ſein Haupt mit Sternen kröne,
Die ihn umglüh'n in ew'ger Jugend Tanz.
Der Nebel iſt vor ſeinem Blick geſunken,
Und aus des Lichtes Meer hat er getrunken.

O blicke nun von deinen Sonnenblüthen
Selbſt als ein Stern auf dein geliebtes Thal,
Und läch'le heiter uns den ſtillen Frieden
In lauen Wehmuthnächten jedesmal.
Wir kämpfen noch, wir ſtreben noch hienieden,
Und unſ're Herzen drückt des Lebens Qual.
Wir blicken glaubenvoll nach deinen Höhen: —
Auch uns wird auf der Stern der Liebe gehen! —

Dem ſanften Friedrich wird der Stab gegeben,
Der ihn zum Herrſcher über Gotha macht.
Doch weh! es nagt ein Wurm an ſeinem Leben;
Dahingewelkt iſt ſeiner Blüthe Pracht.
Ob hoffend auch ſich alle Herzen heben,
Ob Lieb' und Sorgfalt ihm zur Seite wacht:
Schon iſt des Lebens ſchönſter Glanz geſunken;
Nur wenig Jahre zittert noch der Funken.

Soll da die Wehmuth nicht die Wimper ſenken,
Die eine bitt're Thräne niederträuft,
Wenn wir den hohen Fürſtenjüngling denken,
Der muthig in das Spiel des Lebens greift;
Mit ihren ſchönſten, köſtlichſten Geſchenken
Hat die Natur ihn gütig überhäuft,
Und nun, von des Geſchickes Hand geſchlagen,
Muß Krankheit ihm des Lebens Kern zernagen?

Er, den wir in der Jugend Blüthentagen
An ſeines Bruders Seite prangen ſahn,
Trat muthig auf zu wetten und zu wagen.
Er ſchreitet auf des Kriegers rauher Bahn,
Des Ruhmes hohes Ziel ſich zu erjagen,
Mit Jünglingskraft und kühnem Schritt hinan.
Nach Holland zieht er gegen Frankreichs Heere,
Daß er in Kampfes Luſt den Muth bewähre.

Doch nicht der Kriegsgott hat ſich ihm verbündet;
Ihm glüht kein Stern auf ehr'nem Waffenfeld;
Kein Siegerkranz um ſeine Stirn ſich windet;
Und nicht in Schlacht und Mord ſtrahlt er als Held.
Die Muſen haben Schön'res ihm verkündet;
Sie führten ihn in des Geſanges Welt;
Und zu der Töne zaubervollen Wogen
Fühlt er ſein Herz mit aller Macht gezogen.

Und zu der Burg von Gotha kehrt er wieder.
Doch ſeines Geiſtes heiße Sehnſucht zieht
Den Fürſtenſohn zum Land der Kunſt und Lieder,
Wohin die Kunſt, wie in die Heimath, flieht;
Und nach Italiens Fluren ſteigt er nieder,
Und grüßet Roms ehrwürdiges Gebiet.
Und in den alten Heldenmauern weben
Kunſt, Alterthum und Poeſie ſein Leben.

Doch ach! ſchon hüllt in düſt're Nachtgewande
Des Leibes Krankheit ſeines Lebens Licht,
Das erſt in ſchöner Strahlenfülle brannte.
Faſt drückt des Schmerzes gräßliches Gewicht
Zu Boden ihn; doch in dem heitern Lande
Hat die Gewalt das trübe Schickſal nicht;
Wo Kunſt und Blüthen herrlicher erſteigen,
Da muß der Krankheit mächt'ger Flor entweichen.

Dort wo des Frühlings Lüfte ſanfter wehen,
Wo nebelfrei der blaue Himmel lacht,
Dort wo der Götterzeit Denkmäler ſtehen,
Wo wir der mächtigen Cäſaren Pracht
Bei hohem Prunk auf Petri Stuhle ſehen.
Wo Kunſt, von heil'gen Gluten angefacht,
Mit Bild und Ton das rege Leben füllen,
Da darf nicht Nacht des Fürſten Geiſt umhüllen.

Und ob er zweimal aus dem weiten Süden
Zurückgekehret in das Vaterhaus:
Nur dort in Rom iſt ſeiner Seele Frieden.
Und ſtarke Bande ziehen ihn hinaus
Zu den Geſängen, Kunſtgebilden, Blüthen,
Die ihm gewunden ſind im duft'gen Strauß.
Und zweimal folget er des Herzens Stimme,
Und eilt, daß er der Alpen Höh'n erglimme.

Doch immer ſchmerzlicher und mächt'ger drücken
Der Krankheit eiſenharte Bande ihn,
Die ſeines Geiſtes kühnen Flug umſtricken,
Und ſeines Körpers Kraft zu Boden ziehn.
Und immer düſt'rer wird's vor ſeinen Blicken;
Des Lebens lachende Geſtalten fliehn;
Die ſchönen Jugendträume ſinken nieder. —
Von Schmerz durchwühlt, erſtarren ſeine Glieder.

So ſtand, gequält von ungeheuren Schlangen,
Laokoon an Troja's Küſtenland,
Die ſchrecklich ihn mit ihrer Kraft umfangen.
Zum Himmel iſt ſein Schmerzensblick gewandt;
Vergebens ſtrebt er Hilfe zu erlangen,
Und wehrt die blut'gen ab mit ſtarker Hand;
Umſonſt! die argen Ungeheuer ſiegen.
Der Seher muß im grimmen Schmerz erliegen. —

Nun iſt der Fürſt zur Stadt, die ihn geboren,
Nach Auguſt's heißem Wunſch zurückgekehrt.
Da wird für ihn der Aeskulap beſchworen;
Doch ſeine Kunſt ſich nicht an ihm bewährt.
Zum Dulden iſt der Arme auserkoren;
Mit Schmerzen iſt ſein Fürſtenhaupt beſchwert;
Es muß der Sanfteſte am härtſten leiden. —
Muß da die Thräne nicht dem Aug' entgleiten?

Und doch mit Liebe, Milde, Vatergüte
Steht ausgeſchmückt der edle Fürſtenſohn.
Fremd bleibet ſeinem kindlichen Gemüthe
Des Herrſchers Stolz, er kennt nur Freundeston.
Noch iſt die Glut, die ſeinen Geiſt durchglühte,
Noch iſt der Feuertrieb nicht ganz entflohn,
Noch nicht die Kraft, die in der Bruſt ihm ruhte.
Er will und ſchafft das Schöne und das Gute.

Nur wenig Jahre waren ihm beſchieden,
In denen er der Herrſchaft Zeichen trägt,
Doch fließen ſie dahin im ſchönſten Frieden.
Die Stürme, die auch unſ're Zeit erregt,
Sie haben ſein geſegnet Land gemieden.
Und reiche Frucht der ed'le Saame trägt,
Den ſeine Väter in vergang'nen Zeiten
Mit frommen Sinn auf dieſen Boden ſtreuten.

Still wie ein Flämmchen, das des Oels entbehret,
Verlöſcht das Lebenslicht des guten Herrn.
Kein Kuß von theurem Mund iſt ihm gewähret;
Todt ſind die lieben Seinen oder fern.
Doch ſchmerzlos, frei der Hülle und verkläret,
Erhebt ſein Geiſt ſich zu der Sel'gen Stern.
Der Leib, den hart der Leiden Schläge trafen,
Ruht, wo der Vater, wo die Brüder ſchlafen.

Das Eiland iſt's, von dichtem Hain durchdüſtert,
Das leiſe nur die Welle rings umſpült,
Wo Schwermuth ihre Trauerweiſen flüſtert,
Wo zeugenlos der Schmerz ſich leichter fühlt;
Dort ruhen ſie, im Grabe noch verſchwiſtert,
Dort eine Erde ihren Buſen kühlt.
Hinüber leitet dich die ſchwanke Fähre,
Willſt du den Fürſten weihen deine Zähre.

Dort drüben, wo die hohen Pappeln ſtehen,
In deren Mitte karg das Licht nur tagt,
Wo ſchüchtern nur die leiſ'ſten Lüfte wehen,
Und kein verweg'ner Hauch zu brauſen wagt;
Dort wirſt du ihre Blumenhügel ſehen,
Auf denen Philomele ſeufzend klagt;
Dort ſchlummern ſie ſo ſanft, die wir beweinen,
Bis der Vergeltung Sonnenlicht wird ſcheinen.

Wenn aus des Lebens Urne dann mit Schweigen
Die Mitternacht im Trauerflore ſteigt,
Da fächelt es ſo traulich in den Zweigen,
Es küßt die Blumen, von dem Thaue feucht;
Das iſt die Ahnenfrau, die zu den Leichen
Der letzten ihrer Helden hin ſich neigt.
Vollendet iſt ihr Werk, das Ziel errungen,
Des Landes blühend Glück iſt ihr gelungen.

Und ſieht ſie erſt den neuen Fürſten thronen,
Der Gotha's Land empfängt im ſchönſten Flor,
Dann ſteigt ſie zu den höhern Regionen,
Zu ihrem theuren Heldenſtamm empor,
Und theilt mit ihnen der Vergeltung Kronen.
Und aus der Sel'gen jubelvollem Chor
Schau'n ſegnend ſie auf Gotha's Fluren nieder.
Gewiß! und neuer Segen blüht uns wieder.

Doch in des Abendhimmels düſt'rer Hülle
Steht einſam, wie ein Rieſengeiſt, das Schloß;
Der Lüfte Klagen ſtören nur die Stille,
Wo einſt ſich freudig tummelt' Mann und Roß;
Nur finſt're Nacht, wo einſt in ſchönſter Fülle
Der Kerzen Glanz durch alle Säle floß;
Und ungefeiert fliehn des Hauſes Feſte,
Kein Jubel mehr und keine frohe Gäſte!

Entblättert iſt der Baum und umgefallen,
Der luſtig grünte in dem Friedenshaus;
Nicht Pilger ſeh' ich nach dem Berge wallen;
Kein Zeichen ladet zu des Tages Schmaus;
Nicht Töne hör' ich durch die Lüfte ſchallen,
Durch alle Gänge des erhab'nen Bau's;
Nicht will zum Tanz des Hofes Zier ſich paaren;
Vergeblich fragſt du nach der Diener Schaaren.

Feſt ſtehn des Schloſſes Hallen, ſeine Bogen,
Noch pranget ſeiner Säle prächt'ger Bau;
Sein Dach benetzen hoch der Wolken Wogen,
Und ſeine Zinnen küßt des Himmels Blau;
Doch iſt das frohe Leben ausgezogen.
Kein Herzog mehr mit ſeiner hohen Frau
Tritt aus des Thores Wölbung dir entgegen,
Die Hände ſegnend auf ihr Volk zu legen.

Vergoldet auch die Sonne ſeine Zinnen,
Schwimmt in den Fenſtern auch das Abendroth,
Es hauſ't kein lieber Vater mehr darinnen,
Der ſeinen Kindern theure Gaben bot.
Wir ſind verwaiſ't und unſ're Thränen rinnen.
Wohl prangt das Vaterland, frei jeder Noth,
Doch kann es keinen Fürſten noch begrüßen,
Den ſeines Schloſſes Mauern in ſich ſchließen.

Uns fehlt das hohe Haupt, das wir verehren,
Und jedes Herz trägt dieſen Mangel ſchwer.
So ziehet, die des Hirten muß entbehren,
Die arme Heerde trauervoll einher.
Wo weilt der Herrſcher, dem wir angehören?
Kommt er nicht bald zu ſeinem Volke her?
Will nicht der Fürſt den Eid der Treue hören,
Den ſeiner Hohheit alle Herzen ſchwören?

Wie lange ſollen wir noch Waiſen bleiben?
Sein harrt das Volk, ſein harrt das Ahnenſchloß.
Und ſollte Auguſt's Stamm auch nicht bekleiben,
So werden ewig doch aus ſeinem Sproß
Die ſchönſten Blüthenreiſer luſtig treiben,
Weil um den Stamm der Himmel Segen goß.
Des frommen Ernſt's Geſchlecht wird ſtets regieren;
Er wird es bis zur ſpätſten Nachwelt führen. —

Und wie im Hochzeithaus vom frohen Feſte,
Wo tauſend Kerzen Strahlenflüſſe ſprühn,
Allmälich ſich verlieren ſtill die Gäſte,
Und nach und nach die Lichter auch verglühn;
Leer iſt der Saal; noch glimmen Kerzenreſte;
Auch ſie verlöſchen; dunkle Schatten ziehn
Herauf; den reges Leben erſt erfüllet,
Jn Nacht und Stille iſt der Raum gehüllet.

So ſind auch nach des Liedes Gruß die bunten
Gebilde meiner Phantaſie verglüht,
Die düftevollen Blumen ſind verſchwunden,
Die mir hervor aus warmer Bruſt geblüht.
Die Töne, die ich ſtill zum Kranz gewunden,
Sie ſind verklungen, und es ſchweigt das Lied.
Oed' iſt der Raum; es löſchten alle Kerzen,
Und alte Nacht und Trauer wühlt im Herzen.

Anmerkungen.

„Form iſt Vieles bei der Kunſt, aber nicht Alles,“ ſagt Herder. Ohne Form kann keine Poeſie ſein; aber ſie ſoll nicht ihr Hauptweſen ſein; das ſei der Geiſt. Was Form iſt; wie die verſchiedenen Formen beſchaffen ſein ſollen, darüber belehren uns die Aeſthetiker. Sie theilen die Dichtungen in Gattungen und Arten, und ziehen von einer ſolchen Abtheilung Geſetze ab, welche für dieſelbe gelten ſollen. Aber ſie müſſen oft die verſchiedenartigſten Gedichte, verſchiedenartig durch Geiſt und Form, verſchiedenartig durch die Gegenſtände, welche ſie behandeln, als auch durch die Empfindungen, die darin geſchildert werden, in einer, durch feſtſtehende Namen beſtimmten, Gattung oder Art vereinigen. So nennt man die Antigone des Sophokles, den Macbeth Shakeſpeare's, Eiferſucht, das größte Scheuſal, Calderon's, Trauerſpiele, blos wegen einer weſentlich unbedeutenden Aehnlichkeit mit einander. Wie himmelweit ſind dieſe Stücke in Form, Geiſt, Gegenſtand und Empfindung verſchieden! Die großen Werke eines Homer, Virgil, Oſſian, Arioſt, Milton, Klopſtock nennt man epiſche Gedichte, Epopeen, und doch ſind ſie alle in Form als Geſtalt weit von einander verſchieden. Keiner hat von dem Werke des Andern ein Geſetz für das ſeinige entlehnt; jeder iſt ſeinen eig'nen Weg gegangen, je nachdem ſeine Individualität und ſeine Zeit es mit ſich brachte; jeder miſchte die Farben, wie ihm der innere Gott befahl.

Auch im vorliegenden kleinem Gedichte habe ich keines der Geſetze befolgt, die man für hiſtoriſche Dichtung aufgeſtellt hat; ich habe keins der unſterblichen Werke großer Meiſter zum Muſter genommen. Ich wollte auf eigenen Füßen ſtehen; ich wollte nicht nachahmen. Aber hätte ich auch gewollt, ich hätte nicht gekonnt; einmal, weil meine Subjectivität, ſodann, weil es der Stoff ſelbſt nicht zuließ. So und nicht anders konnte das Gedicht aus meiner Seele kommen, die, voll von heiliger Gluth und Bewunderung der großen Fürſten, die mein Vaterland beglückt haben, das Lied, gerade in dieſe Farben getaucht, in einem Zuge ausſtrömt. Ich habe nicht daran gekünſtelt, nicht Geſetz und Maßſtab daran gelegt; es iſt der reine Ausfluß eines, von Vaterlandsliebe begeiſterten, jugendlichen Gemüths. Dafür möchte ich es gehalten haben; für nichts weiter.

Nichts wäre mir ſchmerzlicher, als der ſpöttelnde Blick, den gelehrte, kunſterfahrene Männer darauf würfen, die oft bei der höchſten Schärfe des Verſtandes nicht die Innigkeit eines gefühlvollen Herzens kennen, und denen es unbegreiflich vorkommen muß, wie ein junger, namenloſer Menſch einige Fürſten beſingen kann, die nur ihre Pflicht gethan, und übrigens nichts weiter waren, als — Menſchen. Wer nicht im Stande iſt, heilige Gefühle für das Gute, begeiſtertes Anſtaunen des Hohen und Schönen, des Herzens angeborene Liebe und Anhänglichkeit zu einem alten Fürſtenſtamme, der Segen über das Vaterland brachte, zu begreifen und zu ſchätzen; wem hohe Fürſtentugenden und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihnen gebühren, nicht in die Seele leuchten, der darf dieſes Gedicht nicht leſen; denn der verſteht nichts von der Poeſie des Lebens, und würde mich gemeinhin für einen Schmeichler erklären.

Aber auch der Stoff ließ nicht wohl eine andere Behandlungsart, eine andere Form zu. Wie ließe ſich ein Epos aus ſo verſchiedenen, in ſich abgeſchloſſenen, in der Zeit nacheinander ablaufenden Leben einzelner Fürſten bilden, die unter ſich eines bindenden Fadens ermangeln, der, bis zum Ende geführt, gerade die Hauptſache im Epos ſein muß? Die Helden meines Liedes ſind faſt alle gleich groß, jeder in ſeiner Eigenthümlichkeit; ſie können nicht neben einander agiren; ſie können nicht in Begebenheiten mit einander verflochten werden. So wäre das Leben eines Jeden abgeriſſen von dem Uebrigen, unzuſammenhängend mit denen der Andern. Ich ſuchte dieſem Mangel durch Einführung eines Genius abzuhelfen, der die einzelnen Theile zu einem zuſammenhaltenden Ganzen verbände. Die Ahnenfrau iſt der gute Dämon, der die einfach-erhaben auflodernde Flamme der reinen Gottbegeiſterung in der Fürſtenbruſt nicht zu Gott und zur Beglückung des Landes leiten ſoll — ſie ſchlägt von ſelber zum Himmel auf —; denn dadurch würde ſie dem Verdienſte der Fürſten viel, wo nicht alles rauben; ſie ſoll die Flamme reinigen und läutern und die heilſamen Beſtrebungen der Einzelnen gleichſam in einen Guß gießen, in ein Ganzes faſſen, und dieſes Ganze — was die Einzelnen nicht können — zum hohen menſchenbeglückenden Ziel führen, der Vollendung des bürgerlichen Glücks und Wohlſtandes in Gotha. Sie iſt alſo das Bindemittel der einzelnen Leben an einander; jedes iſt zwar für ſich geſchloſſen, wirkt aber in ihr noch fort zur Erſtrebung des Zieles, das mit Friedrichs IV Tod wirklich erlangt wird: des Landes höchſte Blüthe. Wie aber kein Glück auf Erden rein genoſſen werden kann, ſo trübt das unſrige die traurige Verwaiſtheit, die Entbehrung eines theuren Fürſten in der Ahnenburg.

Die Geſchichte muß freilich das Leben unſerer Fürſten anders behandeln; ihr gehören alle heilſamen Verordnungen derſelben, alle Verhandlungen im Kabinet, jeder politiſche Verkehr mit einem andern Staate, und eine Menge bedeutender Einzelnheiten, aus denen der Gang heutiger Regierung beſteht und an deren vortheilhafter Geſtaltung des Volkes Glück hängt. Aber für die Poeſie ſind ſie verloren; ſie können ſich ihrer Kindlichkeit nicht anſchmiegen, wie den homeriſchen Geſängen das griechiſche Volksleben in ſeiner Jugend und die kindlichen Verhandlungen auf der Agora, an denen das ganze Volk Theil nahm.

Und doch geben gerade dieſe Regierungsgeſchäfte, Verhandlungen, Kabinetsbefehle ꝛc. zum Charaktergemälde eines Fürſten die treffendſten Local- und Individualfarben, die, wie Jean Paul ſagt, bei jedem lebenden Charakter unumgänglich nöthig ſind. Und dieſer Farben darf kein Epos, ſo relativ auch immer dieſe Benennung iſt, ermangeln. Wie anders will man auch einen Charakter ſcharf bezeichnen, als daß man ihn lebend, handelnd, ſprechend in den verſchiedenartigſten Situationen abbildet? Wie anders aber wollte man unſere großen Fürſten auf erwähnte Art darſtellen, als da, wo ſie am meiſten gewirkt haben, im Kabinet? Da nun dieſes der Poeſie ewig verſchloſſen bleibt, ſo können die Geſtalten nicht treu nach der Natur, nach ihren wahrhaft großen Geſinnungen, ausgeſprochen in Wort und That, kopirt, die Charaktere nicht ſcharf genug umriſſen dargeſtellt, und kein fein ausgemaltes inneres Bild ihres Lebens gegeben werden. Die Gemälde gehen in's Allgemeine, weil ſie der beſonderen Züge ermangeln; der Charakter des Epos geht verloren, und das Gedicht hat einen lyriſchen Anſtrich. Nur die Hochpunkte aus den Leben der Fürſten konnten ſo hervorgehoben und mit lyriſchem Schmuck geziert, wiedergegeben werden. Dadurch iſt viel Reflexion in das Gedicht gekommen. Die ottava rime, der ich mich bedient habe, paßt, meinem Gefühl nach, nur für das romantiſche Gedicht. Der eigene Zauber, den der dreifache Wiederklang hat, führt uns ſchon in die ſingende, klingende Märchenwelt; und ich habe vielleicht gefehlt, in ſie mein Gedicht gegoſſen zu haben. Hiſtoriſche Dichtungen fordern eine ernſtere Form. Durch die Stanze und ihre Eigenthümlichkeit ſowohl, als durch das früher erwähnte Lyriſche im Gedicht, iſt viel Romantiſches darein verwebt worden. Dadurch ſcheint eine Ungleichheit in der Haltung des Ganzen zu entſtehen. Aber ſie ſcheint nur, wenn man bedenken will, daß das Gedicht kein Epos iſt und ſein ſoll, und mit einem lyriſchen Gedicht die Romantik ſich wohl verträgt. Mag man das Gedicht nun eine Panegyris nennen, oder eine lyriſch-romantiſche Darſtellung des Lebens der Fürſten, oder wie man ſonſt will; der Name thut nichts zur Sache. Ich habe es, um jedes Mißverſtändniß zu vermeiden, ein hiſtoriſch-poetiſches Gemälde genannt. Denn im eigentlichſten Sinn habe ich von der Wirklichkeit nur flüchtige Umriſſe entlehnt, und diejenigen derſelben, die mich am meiſten anſprachen, auch am meiſten mit den Farben meiner Ideenwelt ausgemalt.

Wohl muß ich geſtehen, daß dadurch Herzog August am reichſten ausgeſtattet worden iſt. Mit ſeiner hohen Genialität, ſeinem tiefen, nach höheren Geſetzen bedingten, poetiſchen Gemüth, verbunden mit der leicht-ſcherzenden, tändelnden, oft beißend-witzigen Redegabe, iſt er mir immer wie ein hoher Tragöde erſchienen, aus der alten großen Griechenzeit, der erſt das Schickſal, jeden menſchlichen Fehler rächend durch furchtbares Walten, und das Leben darſtellte in ſeiner tiefſten Bedeutung; und gleich darauf das neckende, hüpfende Satyrſpiel vor des Volkes Auge führte. Ihn mußte ich hervorheben; denn ihn liebte ich am meiſten. Habe ich dabei gefehlt, ſo will ich mich gerne dem Tadel der Kunſtrichter ausſetzen.

Doch nun zur Erklärung des Einzelnen!

Seite 9. Stanze 2.

Ob auch die Flammen ſeine Stadt durchwüthen ꝛc.

Unter Ernſt I. Regierung verheerten zwei ſchreckliche Brände die Stadt Gotha; am 23. März 1646 brannte beinahe die halbe Stadt ab, und am 10. Juli 1665 der Neumarkt, die Mönchelsgaſſe, Erfurtergaſſe, Hizel- und Salzengaſſe. Nur durch des großen Herzogs ſchleunigſte Anſtalten konnte der ſchnelle und ſchönere Aufbau bewerkſtelligt werden.

Seite 11. Stanze 1.

Und in der Brüder krafterfüllter Mitte ꝛc.

Herzog Ernſt war der ſechste von ſeinen lebenden Brüdern. Nach ihm folgten noch Friedrich Wilhelm, der aber ſchon im 16. Jahre ſtarb, und Bernhard der Große.

Stanze 3.

Da trat ſie zu ihm, den ſie ſich erkoren ꝛc.

Ich habe mich dazu einer Sage mit manchen Abänderungen bedient, die von Herzog Chriſtian von Eiſenberg, Ernſt's des Frommen ſechstem Sohne, zu bekannt iſt, um hier näher berührt zu werden.

Seite 12. Stanze 3.

War er vertieft in weiſer Schriften Sinn ꝛc.

Er nahm ſo bald und ſchnell an Geiſt zu, daß man ohne Bedenken ihm ſchon im eilften Jahre das heilige Abendmahl reichen und ihn unter die chriſtliche Gemeinſchaft aufnehmen konnte.

Von dem ungeheuren Fleiß ſeiner Jugend zeugen 100 von ihm ſelbſt geſchriebene Foliobände, meiſt diplomatiſchen und ſtatiſtiſchen Inhalts.

Seite 23. Stanze 3.

In Böheims mächt'ger Stadt, dem alten Prag ꝛc.

Der Anfang des dreißigjährigen Kriegs war bekanntlich in Böhmen, und die erſte Urſache, daß die Abgeordneten der proteſtantiſchen Stände die katholiſchen Räthe, Martiniz und Slawata, und ihren Geheimſchreiber Fabricius in Prag aus dem Fenſter des Rathhauſes ſtürzten, weil man ſie für die Verfaſſer eines Schreibens hielt, worin der Kaiſer Ferdinand II.

den Majeſtätsbrief der Proteſtanten verletzt hatte. Gleich nach dieſer That rüſteten ſich die Böhmen. Ihre Sache ging vortrefflich, und ſie wählten Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen, der aber in der Schlacht am weißen Berg (8. Nov. 1620.) bei Prag von den Kaiſerlichen gänzlich geſchlagen wurde.

Seite 24. Stanze 1.

Auch unſers Helden muthentglühte Brüder ꝛc.

1) Johann Ernſt, der Jüngere, war Obriſter des Königs Friedrich von Böhmen, und ging mit ihm nach der unglücklichen Schlacht am weißen Berg nach Breslau. Später focht er unter dem König Chriſtian IV von Dänemark und dann mit Mansfeld gemeinſchaftlich gegen die Unterdrücker ſeines Glaubens. Er ſtarb auf dem Marſch in Ungarn.

2) Friedrich focht ebenfalls mit in der Schlacht am weißen Berge und kämpfte dann tapfer als Obriſter unter Mansfeld. Er blieb in der Schlacht bei Fleury 1622.

3) Wilhelm, der Stammvater der weimariſchen Linie, und

4) Bernhard, ſammelten nach der erwähnten Schlacht Truppen, und ſtritten mit Mansfeld, dann bei der Armee des Markgrafen von Baden und unter Herzog Chriſtian von Braunſchweig gegen Oeſtreich.

Stanze 3.

Es rafft der Tod die Helden ſchnell von hinnen ꝛc.

Mansfeld, in der Blüthe ſeines Mannsalters, und der junge Herzog Chriſtian von Braunſchweig, ſtarben beide im Jahr 1626; und der König Chriſtian von Dänemark wurde in dieſem Jahre bei Lutter am Barenberge im Hannöverſchen von Tilly gänzlich geſchlagen.

Seite 27. Stanze 2.

An ſeiner Statt herrſcht er in Frankenland ꝛc.

Der König Guſtav Adolf beſtellte Herzog Ernſt zu ſeinem Statthalter zu Königshof in Franken.

Seite 28. Stanze 2.

Die Ahnfrau nur errettet ihn vom Tod ꝛc.

Bei Recognoſcirung des feindlichen Lagers wurde Ernſt beinahe von einer Kanonenkugel getroffen.

Seite 29. Stanze 2.

Und Pappenheim mit ſeinen Reiterſchaaren ꝛc.

Pappenheim kam, als Wallenſtein ſchon in großer Noth war, von Halle ihm zu Hülfe und erneuerte ſo die Schlacht. Ernſt warf ſich ihm entgegen, und einigen Nachrichten zufolge ſoll er ihn ſelbſt vom Pferde geworfen haben. „Decies praeliatus Papenheimii impetum ad Luzenam compressit,“ ſteht auf Ernſt's Epitaph in der St. Margarethen-Kirche in Gotha. So viel iſt gewiß, daß die Schlacht bei Lützen durch Ernſts Muth und mörderiſchen Angriff auf Pappenheim gewonnen wurde.

Seite 30. Stanze 3.

Bis auch für ſie ein Tag des Schreckens war ꝛc.

Die Schlacht bei Nördlingen in Franken, am 7. Sept. 1634. Ferdinand, der römiſche König, ſchlug die Schweden gänzlich. Ernſt verließ gleich darauf das Heer, weil er alle Hoffnung zu einem Frieden nun aufgegeben hatte.

Seite 31. Stanze 3.

Und reich beſchenkt er dich, der Muſen Freund ꝛc.

Er ſchenkte der Univerſität Jena, noch während der Verwaltung des Herzogthums Franken, für ſeinen Bruder Bernhard, die Herrſchaft Remda und Apolda, mit allen Rechten.

Seite 32. Stanze 2.

Vom Freunde bald und bald von Feindes Schaaren
Wird das bedrängte Land oft heimgeſucht ꝛc.

Nach dem Prager Frieden zwiſchen Sachſen und Oeſterreich, dem auch Ernſt beigetreten war, betrachteten die Schweden das ſächſiſche Land als feindlich, und ſie mit Oeſtreichern abwechſelnd verheerten die weimariſchen Lande 1635.

Seite 34. Stanze 2.

Er findet in Sophia's helden Zügen ꝛc.

Eliſabetha Sophia war die einzige Tochter des Herzogs Johann Philipp zu Altenburg. Den 24. October 1636 war das Beilager auf dem Schloſſe zu Altenburg.

Stanze 3.

Muß ſich auch manche Blüthe welkend neigen ꝛc.

Sie gebar ihm 18 Kinder; 9 ſtarben in ihrer frühen Jugend; unter ihnen der hoffnungsvolle Erbprinz Johann Ernſt, 16 Jahr alt.

Seite 35. Seite 2.

Die alte Fürſtenſtadt, an deren Fuße ꝛc.

1640 theilte Ernſt mit ſeinen beiden noch übrigen Brüdern, Wilhelm und Albrecht, das Land; er erhielt die gothaiſche Portion, und wählte Gotha zu ſeiner Reſidenz. 1643 begann er den Bau des Schloſſes Friedenſtein.

Seite 42. Stanze 2.

Selbſt in der Nachbarſtadt berühmten Mauern ꝛc.

1671 gab er dem Stadtrath in Erfurt zu einem Waiſenhauſe für lutheriſche Kinder das Bauholz und beſtimmte ihm ein großes Capital, wovon es die jährlichen Zinſen in Gotha erheben ſollte.

Stanze 3.

Doch leider! wird des regen Geiſtes Walten ꝛc.

Der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel (1658) und nachher (1667) ſeine Wittwe Hedwig Sophie waren der Schiffbarmachung der Werra gänzlich entgegen; der Churfürſt von Sachſen aber war ihm hinſichtlich der Beſchiffung der Unſtrut und Saale (1667) zuwider.

Seite 43. Stanze 2.

Die ſich getrennt in ihrer Lehrer Weiſe ꝛc.

Ernſt ſuchte vergebens durch das Collegium Hunnianum ſowohl die ärgerlichen Streitigkeiten der helmſtädtiſchen und wittenbergiſchen Theologen beizulegen, als auch eine feſte Glaubensnorm der proteſtantiſchen Kirche aufzuſtellen.

Seite 45. Stanze 1.

Durch Hiob Ludolf von Erfurt, den gelehrten Hofmeiſter den herzoglichen Prinzen, kam Gregorius nach Gotha 1652.

1663 ging Michael Wansleb aus Erfurt von Gotha aus nach den ſüdlichen Ländern. Er war von Ernſt nach Abyſſinien beordert, kam aber nur nach Ägypten, und ging von da zurück nach Florenz, wo er Dominikanermönch wurde.

Stanze 2.

Denn ihm läßt Rußland's Zaar den Gruß entbieten ꝛc.

Durch Rinhuber, einen Altenburger, Legationsſecretär eines ruſſiſchen Geſandten, wurde Ernſt mit dem Zaar Alexei Michailowitzſch, in eine wichtige Correſpondenz verwickelt, die noch nach Ernſt's Tode mit dem Herzog Friedrich I. fortdauerte; auch kam 1674 eine ruſſiſche Geſandſchaft nach Gotha.

Seite 54. Stanze 2.

Des Chriſtenfeindes ungezählte Rotte ꝛc.

Wien wurde 1683 hart von den Türken belagert. Viele Reichsfürſten eilten es zu entſetzen; Friedrich unter ihnen. Des jungen Polenkönigs, Johannes Sobiesky, Muth gelang ſchnell nach ſeinem Erſcheinen der Entſatz.

Seite 56. Stanze 1.

Ludwig XIV. hatte den nimwegiſchen Frieden gebrochen und Mainz eingenommen. Die teutſche Reichsarmee, in welcher Friedrich, nahm es 1689 wieder.

Seite 65. Stanze 2.

Von ihrem Throne zu dem Kreis der Lieder ꝛc.

Louiſe Dorothea (Prinz. von Meiningen, geb. 1710. † 1767) hatte einen geſellſchaftlichen Orden geſtiftet: l'ordre des Hermites de la bonne humeur. Die Kleidung war ausgezeichnet; ein mit roſenfarbenen Bändern geſchmückter Schäferſtab zierte die Mitglieder. Vive la joie! ſtand auf einer dreifachen Schleife. Man ſang Lieder; ſpielte Schäferſpiele auf den herzoglichen Landhäuſern, z. B. dem Mönchhof. Auf dem Hoftheater traten die Mitglieder des Hofes auf in franzöſiſchen Stücken.

Seite 67. Stanze 1.

Friedrich der Einzige beſuchte 1757 und 1762 Gotha zweimal, und fühlte ſich ſehr wohl in der Nähe Louiſens.

Stanze 3. 1753 nach ſeinem Abgange von Berlin hielt ſich Voltaire einige Zeit in Gotha auf und war der Herzogin und ihrer gelehrten Freundin, der Frau von Buchwald, täglicher Geſellſchafter.

Seite 68. Stanze 3.

Friedrich Wilhelm Gotters erſte Sängerperiode fällt in die letzten Lebensjahre der Herzogin. Er wurde früh ſehr ausgezeichnet.

Seite 69. Stanze 2.

Oberon und Egmont und andere Stücke der Meiſter Wieland und Göthe wurden in Gotha in Manuſcript bei Frau von Buchwald, am grünen Kanapee vorgeleſen; ſo wurde nämlich dieſer Sammelplatz genannt.

Seite 73. Stanze 1.

Der Erbprinz Friedrich ſtarb nach ſeiner Rückkehr von Reiſen, 18 Jahr alt 1756.

Seite 78.

Von chronologiſcher Folge der Facta kann im Gedicht nicht die Rede ſein. Das Obſervatorium wurde erſt 1791 vollendet, der Plan dazu ſchon 1786, bald nach der Ankunft des Herrn von Zach in Gotha, entworfen. Der Park hingegen iſt bereits 1770, nach der Rückkehr des Herzogs von Holland, England, Frankreich gegründet worden.

Seite 84. Stanze 2.

Der neunjährige Erbprinz Ernſt ſtarb 1779. Ludwig der jüngſte Prinz ſtarb 1777, erſt 5 Tage alt.

Seite 86. Stanze 1.

1786 reiſte der Herzog nach England, kehrte ſehr bald zurück, und ging gleich darauf, auf Bitten ſeiner kränkelnden Gemahlin, mit ihr und Herrn von Zach in das ſüdliche Frankreich. Von Hieres, ihrem Aufenthalte, wurden Excurſionen nach Italien gemacht. Ueber wichtige Handlungen im Miniſterio mußte ihm Bericht erſtattet werden, und von der Provence aus ſchickte er, eigenhändig geſchrieben, ſein Gutachten und Befehle.

Stanze 3. Nürnberg lag mit dem Markgrafen von Brandenburg-Anſpach in Grenzſtreitigkeiten. Der Kaiſer ernannte 1776 den Herzog zum Vermittler. Der zweite kaiſerliche Auftrag betraf die Adminiſtration der Finanzen von Saalfeld-Coburg, das in Sequeſtration war.

Seite 89. Stanze 1.

Er gründete das Dörfchen Neufrankenrode, das jetzt wieder abgebrochen iſt.

Seite 101. Stanze 1.

Man ſehe im Kyllenion die Zueignung.

Seite 108. Stanze 2.

Die beiden Prinzen ſtudirten von 1788 bis 1791 in Genf.

Seite 113. Stanze 2.

Louiſe Charlotte, Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin, war früher die Verlobte des unglücklichen Schwedenkönigs, Guſtav IV. Adolf. Ruſſiſche Politik trennte die Verbindung. Den 9. November 1797, an ihrem Geburtstage, zog Auguſt mit ſeiner jungen Gemahlin in Gotha ein. Ein Jubeltag, wie ſelten einer!

Sie ſtarb am 4. Jan. 1801, und hinterließ dem Schmerzvollen ihr theures Ebenbild, Dorothea Louiſe.

Seite 116. Stanze 3.

Nachahmung des bekannten Liedes von Herzog Auguſt „Sterne trennen ſich von Sternen ꝛc.“

Seite 118. Stanze 3.

Am 25. April 1801 vermählte ſich der Erbprinz Auguſt mit Karolina Amalia, Churprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel.

Die übrigen im Gedicht vorkommenden hiſtoriſchen Facta bedürfen keiner weitern Erläuterung.

Verbeſſerungen.

Seite 59. Zeile 4. ſtatt: Stimmt, lies: Nimmt.
— 63. — 2. ſtatt: darſt, lies: darfſt.
— 82. — 6. ſtatt: durchragt, lies: durchraſt.

Der Korrektor dieſes Werks hat, ich weiß nicht ob aus Un
ſenheit, oder Liebe zum Alten, mir mehre veraltete Formen in
Satz korrigirt, die ich wieder abzuändern bitte. So ſteht in den
ſten Bogen mehre male

Seegen, ſeegnen, für Segen, ſegnen.
ſeelig, Seeligkeit, für ſelig, Seligkeit.
woogte, für wogte.
Beßte, für Beſte.
Schwerd, für Schwert.

In den ſpätern Bogen iſt dieſem abgeholfen worden.

ff.
en
er.

Malers Traum.

Novelle

von

Ludwig Storch.

Frankfurt am Main.
Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer.

1832.

ECA
IS.

In den Räumen
Dieſer Wunderwelt iſt eben
Nur ein Traum das ganze Leben,
Und der Menſch, das ſeh' ich nun,
Träumt ſein ganzes Seyn und Thun,
Bis zuletzt die Träum' entſchweben. —
Was iſt Leben? Hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum.
Wenig kann das Glück uns geben:
Denn ein Traum iſt alles Leben,
Und die Träume ſelbſt ein Traum.

Calderon, das Leben ein Traum
Überſetzung von Gries

Erſtes Kapitel.

Was hör' ich draußen vor dem Thor?
Goethe.

Die Flamme des Tags brannte verglühend in den zahlreichen Fenſtern des Schloſſes Hammerſtein, das ohnfern eines thaleinwärts ſich hinziehenden wohlgebauten Dorfes auf einem mäßigen Hügel lag und mit ſeinem ſtolzen Hauptgebäude und den etwas niedrigern Flügeln die ſchönſte Partie der romantiſchen Gegend beherrſchte. Die Sonne ſtieg hinter die nur einige Meilen entfernten Alpen hinab, deren Vorgebirge ſich bis in die Nähe des Schloſſes verloren, ja der Hügel, auf welchem es ſtand, war gewiſſermaßen die letzte Erinnerung an die bergige Herrlichkeit der weiterhin zum Himmel aufragenden Alpenrieſen. Die Sonne war hinab, Dämmerung ſpann ihr Netz dichter und dichter um das Schloß und verdichtete damit auch die Ruhe, welche tagsüber ſchon wie ein leichtes Morgengewand um das Haus gelegen hatte; ſie ſollte nun ein ſtarkes, ſchützendes Nacht-

[illegible] werden. Denn die Herbſtnacht kam recht duſter und ſternlos, wie eine ſchmerzliche, troſtflehende Todesahnung über die Gegend her und überwältigte bald das Schloß mit gänzlicher Grabesfinſterniß, ja, aus der großen Zahl der Fenſter war es nur ein einziges, welches ein Lichtſtrahl durchzitterte, um draußen in der bangen Nacht, in der öden, fremden Welt hülflos zu ſterben, und ſchier geſpenſterhaft einäugig glänzte matt das dürftig erhellte Fenſter.

Aber nicht lange — und die bleierne, ſchauerliche Ruhe wurde geſtört. Zuerſt erhob ſich der Wind und blies ſtärker und ſtärker aus den Gebirgsſchluchten, oft ein unwillkommener, immer ein ungebetener Gaſt, heute wenigſtens ein ſolcher, der Leben in die ſcheinbare Erſtarrung der Natur brachte; ſodann hörte man von hinten, wo der Hügel an einen höher ſteigenden Bergrücken lehnte, der wieder mit waldigen Bergen in Verbindung ſtand, Pferdegetrab: zwei Reiter ſprengten durch das hintere Thor in den Hof, und der Eine eilte raſch die ſteinerne Treppe des Schloſſes hinauf; bald darauf wurden noch zwei Fenſter hell; endlich, nach ohngefähr einer halben Stunde, fuhr ein Wagen raſch den Hügel hinauf; ein Paar hellleuchtende Laternen glühten wie helle Augen hinter den raſchen Pferden in die Nacht; ein Diener ſprang vom Bocke neben dem Kutſcher und läutete, am Thore angelangt, heftig und lange. Nun wurde es plötzlich laut und lebendig im Schloſſe, Lichter flogen, wie aufgeſchreckte ſcheue Geſpenſter, in blaſſen, zitternden Streifen an den Fenſtern vorüber, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, laute Tritte polterten die Treppen herab, im Hofe erſchallten Stimmen, die Riegel des Schloßthores krachten, die ſchweren Flügelthüren knarrten auf, und der Wagen donnerte in die Halle.

„Die Frau Baronin!“ rief der Diener, welcher vorhin geläutet hatte, mit einer haſtigen, ängſtlichen Stimme denen im Hauſe zu, und dieſe Worte flogen, laut gerufen von Mund zu Mund, durch den Hof, die Treppe hinauf, über die Gänge und beflügelten dort die Schritte eines jungen Offiziers, der eben das Zimmer verlaſſen hatte, um die ſpäten Gäſte zu empfangen. Kaum hatte er die von unten herauf hallenden Worte vernommen, als er ſo haſtig die Treppe hinablief, daß der Diener mit dem Armleuchter voll hellbrennender Kerzen kaum nachzukommen vermochte. Einen Augenblick darauf ſtand der junge, edelgeſtaltete Militär ſchon vor dem Wagen, aus welchem eben ein Kammermädchen auszuſteigen im Begriff war.

„Meine theure Mutter!“ rief der Offizier mit unverſtellter, herzlicher Freude in den Reiſewagen, und der überwallende Strom des Gefühls kindlicher Liebe und Anhänglichkeit ergoß ſich in dieſe wenigen Worte. „Seyn Sie uns herzlich begrüßt in der Mitte Ihrer Kinder! Sie bereiten uns eine ſehr große Freude mit dieſer Überraſchung; denn Ihrem letzten Briefe nach hatten wir Sie noch lange nicht erwartet.“ Der junge Mann hemmte hier den Erguß ſeines Entzückens, gleichſam um erſt ein Liebeszeichen aus dem Wagen abzuwarten, an welches er dann die fernern Blumengewinde ſeines in Wunderblüthen aufſchießenden Wonnegefühls anketten könnte; aber die jungen Kinder ſeines warmen Herzens ſollten augenblicklich, vom Lebensfroſt berührt, erſtarren und nicht zu friſchen Kränzen, ſondern zu welken Zeugen des Schmerzes werden. Das Kammermädchen war unterdeſſen ausgeſtiegen und zog nun den Offizier etwas bei Seite, indem ſie ihm in's Ohr flüſterte: „Mäßigen Sie Ihre Freude, Herr Baron; denn die Frau Baronin iſt unterwegs ſehr krank geworden und liegt im heftigſten Fieber im Wagen.“

„Mein Gott und Herr!“ rief der Baron erſchrocken, „die Mutter krank! das iſt ja entſetzlich!“ Und ſogleich riß er dem Diener den Leuchter aus der Hand, ſprang in den Kutſchenſchlag und ließ die hellen Lichtſtrahlen auf das Geſicht einer ſchönen Dame fallen, welche ohngefähr in den erſten fünfziger Jahren ſtand. Fieberhitze überglühte ihr edelgeformtes, regelmäßiges Geſicht mit dunkler Röthe, aus welcher zwei ſchwarze Augen ſchreckhaft matt, erlöſchend ſtrebten; das dunkellockige Haupt, mit einer ſchwarzen Krepphaube und einer ſchwarzſeidnen Kapuze bedeckt, war in das Wagenkiſſen vergraben; der übrige Körper, über und über in Trauergewande gehüllt, lag ſchlaff hingegoſſen und regte ſich nicht.

„Meine theure Mutter!“ rief jetzt der Offizier zum zweitenmal, aber wie die Hölle vom Himmel, wie die Nacht vom Tage, ſo war der Ton, womit er ſie jetzt ausſtieß, von dem, wie er ſie zuerſt gerufen hatte, unterſchieden; denn es war das wüthend ſchmerzliche Aufſchreien einer gefühlvollen Seele, welche plötzlich in ihrer ſonnenhellſten Freude von der ſtarren Verzweiflungsnacht überſchattet, welche plötzlich in ihrem innerſten Leben von dem gräßlichen Geier Schrecken angefallen wird, der ſich mit grauſamer Wuth tief in das Herz einfrißt; und zugleich zitterte durch den Qualton des Schmerzes der leisklagende Klang des Mitleids, wie an Trauerflore sich oft von der nächsten Hecke ein grünes Blatt oder gar eine Blume hängt.

Kaum waren die ſchmerzensſchweren Worte über die Lippen des aus der Sonnenwärme der Freude in die Eisgruben des Entſetzens hinabgeſtürzten Jünglings, als ſich hinter ihm zwei weibliche Stimmen hören ließen, ebenfalls in den Angſtruf ausbrechend: „Um Gotteswillen! Theodor, die Mutter iſt krank!“ Beide waren ſchlank gebaut und auch in tiefe Trauer gekleidet, die ältere ſah aus einem bleichen Geſicht mit ſeelenvollen Augen, in welche der Schrecken freilich jetzt unheimliche Funken ſchleuderte, nach der Wagenöffnung, die andre, ein junges, friſches Mädchen von blühender Geſichtsfarbe und hell lebhaft blitzenden Augen, drängte das braune Lockenköpfchen durch den kleinen Raum in den Wagen, welchen der Offizier übrig gelaſſen hatte. Die Halle hatte ſich mit dem ſämmtlichen Dienerperſonal des Schloſſes gefüllt und wurde von einer Menge Lichter erhellt. Auf allen Geſichtern war die größte Beſtürzung zu leſen, und Alles umringte das im Wagen mitgekommene

Kammermädchen, welches mit kurzen, abgeriſſenen Worten der ältern Dame ſchnell den Hergang der Sache zu erzählen angefangen hatte. Dieſer unvollſtändige Bericht wurde aber ſogleich durch den Ruf des Offiziers unterbrochen: „Schnell den großen Lehnſtuhl aus der Mutter Schlafzimmer!“ Mehrere Diener flogen davon. „Ich will es Euch nicht verhehlen, liebe Schweſtern,“ wandte ſich der Offizier jetzt mit männlich errungener Faſſung zu den Damen zurück, „die Mutter ſcheint mir ſehr krank, und Kaspar ſoll ſogleich nach der Stadt reiten, um unſern Arzt zu holen.“

„O gütiger Gott!“ jammerte die ältere der Schweſtern, „ſollten wir auch die Mutter verlieren! das wäre entſetzlich und für mich unerträglich!“

„Du mußt nicht gleich an das Ärgſte denken, liebes Dortchen,“ tröſtete ſie der Bruder. „Was wird es ſeyn? eine Erkältung, ein Katarrhfieber, es wird ſich geben.“

Das Kammermädchen ſchüttelte ungläubig den Kopf; Theodor ſchien es zu überſehen, aber Dorothea's Herz wurde dadurch mit ungeheurer Angſtlaſt beladen. Die jüngere Schweſter war in den Wagen zur Mutter geſchlüpft und bedeckte Hände, Mund, Wangen und Stirn der fieberheißen Frau mit Küſſen, untermengt mit zärtlich beſorgten Ausrufungen eines kindlich liebenden, unſchuldigen Herzens.

Die Diener brachten den großen Stuhl, Kaspar, des Offiziers Reitknecht, ſprengte ſchon mit einem ledigen Pferde an der Hand durch den Hof, erhielt Befehle von ſeinem Herrn und ſauſ'te davon; dann wurde der Wagen zurückgeſchlagen, der Baron ſtieg mit einigen ſtarken Leuten hinein, und von ihnen wurde die kranke Baronin leiſe und vorſichtig in den Stuhl gehoben, mit dem Reitmantel überdeckt und mit der größten Behutſamkeit die ſteinerne Treppe hinauf nach ihrem Zimmer getragen. Ihre beiden Töchter gingen der Kranken zur Seite, jede hatte eine Hand derſelben gefaßt und weinte die ſo unerwartet, als ſchmerzlich ausgepreßten Thränen der Kindesbeſorgniß darauf. Im Zimmer wurde die Baronin ſogleich entkleidet und zu Bette gebracht, und erſt hier gab ſie Zeichen von Bewußtſeyn von ſich, indem ſie ihre drei am Lager ſtehenden Kinder ſchmerzlich der Reihe nach anblickte und ihnen, wie zum Gruß, die Hand reichte.

„Schonen Sie ſich, beſte Mutter!“ ſagte Dorothea, als ſie bemerkte, daß die Kranke ſprechen wollte, aber dieſe ließ ſich durch dieſe Worte nicht abhalten, ihre Augen ängſtlich ſuchend im Zimmer umher zu werfen. „Theodor," lispelte ſie matt und kaum vernehmlich, und der Offizier beugte ſich raſch zu ihr herab. „Iſt der Maler noch nicht da?" fragte ſie vernehmlicher, doch mit zitternder Stimme.

„Nein, liebe Mutter," verſetzte der Baron, über die Frage zu dieſer Zeit und unter dieſen Umſtänden verwundert, „wir haben ihn täglich erwartet, und ſeinen letzten Briefen aus Venedig nach müßte er ſchon da ſeyn. Doch ich kenne ihn, er bindet ſich nicht gern und ſcheut alle Feſſeln. Wer weiß, wo's ihm gefallen hat? Dort iſt er länger geblieben, als anfänglich in ſeinem Plane lag, wenn er anders einen ſolchen in Betreff ſeiner Reiſe gehabt hat, woran ich noch zweifle."

Die Baronin hatte aufmerkſam zugehört, doch ſchien ihr manches von ihres Sohnes Worten entgangen zu ſeyn; denn ſie ſah ihn fragend an. Je mehr ſie zum Bewußtſeyn kam, deſto auffallender wurde die Unruhe, die ſich über ihr ganzes Weſen verbreitete. Sie ſchien weniger Theil an den um ſie bekümmerten Anweſenden zu nehmen, als vielmehr an einem von ihr vermißten Gegenſtand, und der Offizier konnte ſich nicht erklären, aus welchen Gründen dies der Maler ſey, nach welchem ſie gefragt, — und doch wollte ihm dies immer mehr bedünken. Selbſt der jüngſten Tochter, ſonſt ihr Liebling, ſchenkte ſie keine Aufmerkſamkeit, obgleich dieſe, Ströme von Thränen vergießend, ihr Köpfchen auf das Lager der Mutter gelegt hatte und die Leidende mit ängſtlich wehmüthigen Blicken anſah.

„Bertha," ſagte der Bruder zu ihr, „mäßige deinen Schmerz, ſo rührend er auch von deinem Herzen zeugt; die heftigen Ausbrüche deſſelben ſcheinen die gute Mutter nur noch mehr zu beunruhigen." Bertha gehorchte, und Dorothea trat mit einigen Hausmitteln zu der Mutter, ſo wie man ſie auf Edelhöfen, in Pfarrhäuſern u. d. g., wo ſchneller ärztlicher Beiſtand meiſt unmöglich iſt, für die gewöhnlich vorkommenden Krankheitsfälle vorräthig zu haben pflegt. Die Kranke nahm mit Haſt einen kühlenden Trank ein und fragte dann wieder: „Seit wann haſt du den letzten Brief von ihm, Theodor?"

„Es ſind drei Wochen, theure Mutter, und darin ſchrieb er, daß er in den nächſten Tagen von Venedig abreiſen würde."

„Wenn mir etwas wohler ſeyn wird, kannſt du mir den Brief zeigen, mein Sohn."

„Mit Freuden, wenn Sie ſo lebhaften Antheil an meinem Freunde nehmen.“

Es lag etwas Niederdrückendes in dieſen Worten des Offiziers für die kranke Baronin, doch fühlte nur ſie es, ſchlug die Augen nieder, zerdrückte einen Seufzer in der Bruſt und verhielt ſich ſtill. Des Malers wurde nicht mehr erwähnt.

Das Fieber ſchien nachgelaſſen zu haben; die heftige Beſtürzung über die unerwartete Ankunft der Gebieterin des Schloſſes in einem ſo ſchlimmen Zuſtande wich allmählig aus den Gemüthern der übrigen Schloßbewohner und machte einer ſtillen Trauer über dieſen Unglücksfall Platz, die ſich am ſtärkſten aus den Herzen der Kinder, obgleich in verſchiedener Geſtalt losrang, bei Bertha als ein wildes, zügelloſes Kind, bei Dorothea als ein ſinnendes, unter Cypreſſen mit Lilien ſpielendes Mädchen, bei Theodor als ein ernſter, geſetzter, faſt überkluger Knabe.

Die Kinder wichen nicht eher vom Bette der Mutter, bis der Arzt kam — es war kurz vor Mitternacht — und ſie aus dem Munde deſſelben die tröſtliche Zuſicherung erhalten hatten, daß die Krankheit nicht lebensgefährlich ſey. Der liebevolle Menſchenfreund erſuchte die Töchter, ſich der Ruhe zu übergeben und ſich vom gehabten Schrecken zu erholen; er werde mit dem prüfenden Auge der Kunſt am Bette der Mutter wachen. Die Mutter wünſchte ſelbſt, daß die Töchter ſich niederlegen möchten; Theodor aber ließ ſich nicht abhalten, dem Arzte Geſellſchaft zu leiſten. Dorothea wollte erſt noch mit der Zofe der Mutter ſprechen, und ſo küßten die beiden Fräulein der Mutter die Hand und verließen das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geſchehen iſt.

Schiller. Fieſko.

„Wir waren kaum einige Wochen auf Erlhof," ſo erzählte Antonie, die Zofe der Frau Baronin, dem Fräulein Dorothea, auf dem Zimmer der Letztern, „als ich eine ſeltſame Aufregung an meiner gnädigen Frau inne ward, die ich unmöglich dem Tode unſers gnädigen Herrn Baron zuſchreiben konnte; denn ſie war ja nach dem Hintritt deſſelben nicht von mir bemerkt worden. Was aber die Urſache davon war, kann ich nicht angeben. Ich fing an zu fürchten, daß die Reiſe, welche die gnädige Frau zur Erholung und Zerſtreuung nach dem Verluſte des Herrn Gemahls unternommen, nichts weniger, als ihrem Zweck entſprechen würde, und meine Furcht hat ſich leider in der traurigen Erfüllung meiner bangen Ahnungen bewährt. Die gnädige Frau ſchlief ſehr unruhig, ſchrie oft des Nachts auf und ſprach zuweilen heftig im Schlafe. Dies Alles beängſtigte mich ſehr, aber ich ſcheute mich, mit der Frau Baronin darüber zu ſprechen, weil ſie ſelbſt mir nie das Mindeſte klagte, wie ſie doch ſonſt immer bei der kleinſten Veranlaſſung zu thun pflegt. Ein ſonderbarer Umſtand aber war es, daß zu dieſer Zeit Frau von Erlhof plötzlich erkrankte, und zwar ſo heftig, daß man ſchon am andern Tage ihrem baldigen Ende entgegenſah. Meine gnädige Frau kam nicht vom Bette der Kranken weg; keine Bitten, keine Vorſtellungen halfen; ſie blieb unerſchütterlich und verließ die Kranke weder am Tage, noch bei Nacht eher, bis alle Gefahr vorüber war. Fräulein Roſa wollte ihre Mutter auch nicht verlaſſen, aber ſie konnte es kaum einige Nächte aushalten, hernach mußte ſie ſelbſt das Bette hüten; und um unſre gnädige Frau nicht allein wachen zu laſſen, leiſtete ihr Herr von Erlhof in der Nacht Geſellſchaft, am Tage aber die Pfarrerstochter, Mamſell Emilie Würzig, die faſt ganz auf dem Gute wohnt. Die weibliche Dienerſchaft bot ſich vergebens zum Wachen an; auch ich wurde von der gnädigen Frau zurückgewieſen. Nach acht Tagen war Frau von Erlhof auf dem Wege der Beſſerung, und meine gnädige Frau zog ſich auf ihr Zimmer zurück, um einige Tage zu raſten und ſich zu erholen. Aber ich merkte gar bald, daß ſie nicht fähig war, Ruhe zu genießen. Am Tage färbte ein höheres Roth, als gewöhnlich, ihre Wangen, und eine nie nachlaſſende Spannung trieb ſie hin und her. Nachts hörte ich ſie bald ſtill weinen, bald laut ſchluchzen. Schon ſtand ich im Begriff, Ihnen, gnädiges Fräulein, meine bange Beſorgniß über den Zuſtand der Frau Mutter brieflich mitzutheilen, als die Frau Baronin mich eines Morgens mit der Ankündigung unſrer baldigen Abreiſe von Erlhof überraſchte. Man mochte wohl auf dem Gute Manches dagegen gehabt haben, ihr Entſchluß blieb aber feſt, und ſie drängte ſo ſehr, daß wir ſchon am andern Tage abreiſeten. Als ſie in den Wagen ſtieg, glühte ſie ſchon über und über. Herr von Erlhof und Fräulein Rosa äuſſerten ſich darüber bedenklich, aber meine Gnädige ſuchte ihnen alle Beſorgniß zu nehmen und fuhr, ohne einen herzlichen Abſchied zu nehmen, ab. Ich hatte meine eignen Gedanken darüber. Sie war ſehr ſchweigſam, und Abends im Nachtquartier ſah ich ſie wieder weinen. Am andern Tag wurde ihr Zuſtand bedenklicher; ich ſah es ihr an den Augen an, daß ſie ſehr krank ſey, und bat dringend, als wir Mittags anhielten, einen Arzt rufen zu laſſen, aber ſie ſchenkte meinen Bitten kein Gehör, noch viel weniger achtete ſie darauf. Im Gegentheil trieb ſie die Poſtknechte an, recht ſcharf zu fahren, damit wir dieſen Abend noch Hammerſtein erreichen möchten, was unmöglich geweſen wäre, wenn wir nicht vorige Nacht durch gefahren wären. Dieſen Morgen ging es etwas beſſer, Nachmittags aber nahm das Fieber ſo heftig zu, daß ich den Wagen wollte anhalten laſſen, aber ſie geſtattete es durchaus nicht, ſondern trieb nur noch heftiger. Als es zu dunkeln begann, bemerkte ich, daß ſie irre redete und nicht mehr über ihre Beſinnungskraft gebieten könne. Da erdrückte mich faſt die Angſt. Und ſo iſt die Gnädige auch in gänzlicher Geiſtesabweſenheit hier angelangt. Genoſſen hat ſie auf der ganzen Reiſe weiter nichts, als einige Taſſen Fleiſchbrühe und einige Gläſer Limonade.“

Das Mädchen ſchwieg und ſah lauernd auf das Fräulein; ein verſchmitzter Zug wand ſich wie ein liſtiges Schlänglein um die üppig geformten Lippen.

„Du ſagteſt vorhin, du hätteſt deine eigenen Gedanken über den herzloſen Abſchied der Mutter von Erlhof gehabt,“ begann Dorothea nach einigem Nachdenken, „und mir kommt ein ſolches Scheiden von dort, wohin ſie ſich nach des Vaters Tod ſo ſehr ſehnte und wo ſie mit ſo großer Liebe empfangen wurde, ſehr befremdend vor, zumal nachdem die Mutter, wie du erzählſt, ihre eigne Geſundheit bei'm gewiſſenhaften, treuen Ausharren am Krankenbette der Frau von Erlhof eingebüßt hat. Es ſind mir dies lauter Räthſel, deren Löſung wohl in deinen eignen Gedanken enthalten ſeyn dürfte, für die ich, wenn ich ſie erfahre, wohl gern anderweitig erkenntlich ſeyn würde. Alſo, Antonie, ſag', was denkſt du von der ſonderbaren Geſchichte? Sey offenherzig und rechne auf die ſtrengſte Diskretion. Du haſt Vergnügen an meinem großen kirſchrothen Umſchlagetuch gefunden: es iſt dein, wenn du aufrichtig beichteſt.“

„Sie haben zu befehlen, gnädiges Fräulein,“ verſetzte das gewandte Zöſchen ehrerbietig knixend und küßte Dorotheen die Hand. „Ich danke unterthänigſt für das ſchöne Geſchenk; ich will Ihnen auch Alles ſagen, was ich weiß; aber in die Geſellſchaft der Herrſchaften kommt ja ein armes Kammermädchen doch nicht, zumal wenn etwas hinter verſchloſſenen Thüren verhandelt wird. Mein Auge iſt nicht ſcharf genug, um in dicht verſchleierte Geheimniſſe zu dringen, und deßhalb bedaure ich zum voraus, daß ich die Räthſel nicht werde löſen können; es ſind mir ſelbſt welche.“

„Du erhöhſt meine Spannung ſehr,“ ſagte Dorothea mit einem Anſtrich von Ungeduld. „Wohlan, und komm' nur zur Sache!“

„Das iſt eben meine Verlegenheit. Von Sachen, wirklich geſchehenen Dingen weiß ich Ihnen gar nichts zu berichten; ich kann nur auf ſonderbare Zeichen hindeuten, aus denen ſich auf ſonderbare Begebenheiten ſchließen läßt. Weiter weiß ich nichts. Und auch ſo wird mir ſchwer, irgendwo anzufangen. Die ganze Geſchichte iſt ſo luftig, ſo körperlos, wie ein fahles Geſpenſt. Unſer ganzer Aufenthalt in Erlhof war unheimlich, worin aber das Unheimliche beſtand, vermag ich eben nicht anzugeben.“

„Du biſt eine Schwätzerin!“ ſchalt Dorothea unwillig. „Ich glaube, du haſt in dem alten, abentheuerlichen Schloſſe Geſpenſter am hellen Tage geſehen.“

„Nun, es iſt nur gut, daß Sie mir einen Anfangspunkt meiner Beichte gegeben haben, nämlich das alte, abentheuerliche Schloß Erlhof. Was mich ſelbſt betrifft, ſo kann ich Sie verſichern, daß ich zu nichts weniger, als zum Geiſterſehen angelegt war, als ich dorthin kam. Ich war froh und luſtig wie immer. An dem Verwalter Pohlmann fand ich einen ſehr unterhaltenden Mann; die Zofe im Schloſſe war leidlich, und ich wünſchte mir nichts Beſſeres. Das verlor ſich aber bald. Ich müßte ja ein Herz von Stein in der Bruſt gehabt haben, wenn ich bei der übermäßigen Trauer, welcher ſich meine gnädige Frau, ſobald wir allein waren, überließ, und bei dem geſchraubten Zwang, den ſie ſich in Geſellſchaft anthat, hätte fröhlich und munter bleiben wollen. Nun erſt ſah ich, welch ein abſcheulich düſtres Gebäude das Schloß Erlhof iſt. Nicht wahr, Sie waren noch nicht dort?“

„Niemals. Du weißt ja, daß mein Vater den Herrn von Erlhof nicht leiden mochte. Ich kenne das Schloß bloß aus den Erzählungen meiner Mutter als alt und abentheuerlich."

„Wenn man an ein ſo helles, freundliches, modernes Gebäude gewöhnt iſt, wie unſer Hammerſtein, wo die liebe Sonne, wie billig, in jedem Winkel Zutritt hat, ſo muß einem das Erlhofer Schloß recht abſcheulich vorkommen. Es iſt ſo eckig, ſo in einander geflickt und geſchoben, und kaum wird man ein eigentliches Hauptgebäude gewahr, mit dem Rücken lehnt es an einen Berg, wo ſich der eben ſo düſtre, verwachſene und verwilderte Schloßgarten befindet, und an dieſen ſtößt gleich ein meilenlanger Tannenwald, am Fuße des Bergs ſchäumt ein wildes Waſſer aus den tiefen Gebirgsthälern heraus, und wenn man aus den Fenſtern des Hauptgebäudes herabſieht, ſo erſchrickt man; denn der ſchwarze Waſſerkeſſel gähnt einem entgegen, und das Waſſer murmelt an den Felſen hin, auf welchen das Schloß gebaut iſt. Nun denken Sie ſich, daß das Gebäude nicht altergrau, ſondern ſchwarz iſt, das Dach verwittert und vermooſ't, die Fenſter in den winklichten Nebengebäuden zum Theil zerbrochen, zum Theil erblindet, die Mauern mit Gras und Moos verwachſen, übrigens wie Alles unregelmäßig, einen kleinen bergigen, ſchlecht gepflaſterten, ſchmuzzigen Hof, — die Einfahrt in das Schloß bergauf halsbrechend. Auch iſt eine Equipage in Erlhof wirklich ein weißer Rabe; die Gutsherrſchaft hat nie eine ſolche beſeſſen. Denken Sie ſich halbverfallene Ställe, durch die der Sturm pfeift, dazu das dunkle Waſſer an der Seite, den verwilderten, ſchauerlichen Garten und zuletzt als Krone oben über Allem den düſtern, erſchrecklichen Tannenwald; ſo werden Sie glauben, daß das kein angenehmer Aufenthalt für ein Mädchen meines Temperaments iſt.“

„Du malſt mit ſtarken Farben; man könnte ſich ja nach deiner Beſchreibung ſchon vor dem Schloſſe fürchten; aber, ich geſtehe dir, ſonderbarer Weiſe wird durch deine Beſchreibung meine Sehnſucht, eine zeitlang in dieſem düſtern Schloſſe zu leben, nur erhöht. Doch nun ſprich doch aber auch von den Menſchen, über das Schloß biſt du breit genug geweſen.“

„Mit allem Vorbedacht, gnädiges Fräulein; denn wie das Haus, ſo der Herr, und wie das Haupt, ſo die Glieder. Die Familie von Erlhof beſteht, wie Sie wiſſen, nur aus drei Stück. Herr von Erlhof iſt ein mürriſcher, verſchloſſener Mann, bei dem Worte ſo ſelten ſind, wie in den Hallen und Gängen ſeines halbverfallenen Schloſſes

Sonnenſtrahlen. Er hat wirklich die größte Ähnlichkeit mit ſeiner düſtern Wohnung, und in der ganzen Welt paßte ſich gewiß kein andrer Menſch beſſer hinein, als er. Ich glaube, ſo lange er drin lebt, hat noch kein Maurer einen Stein eingeſetzt, kein Zimmermann einen Nagel eingeſchlagen. Was der Herr ſo eigentlich treibt, iſt mir nicht recht klar geworden; ich habe immer an Goldmacherei gedacht; denn, wie mir der Verwalter ſagte, ſteckt er den ganzen Tag in einigen ſehr weit abgelegenen Zimmern, zu welchen man nur über eine Hintertreppe und einen gar nicht beſuchten Gang gelangen kann. Hier darf Niemand zu ihm kommen, und noch nie iſt, ſeit er da wohnt, ein andrer Fuß über die Schwelle dieſer Gemächer geſchlüpft. Nur wenn ſeine Anweſenheit im Familienzimmer dringend nothwendig iſt, darf man an einer im Hofe befindlichen Glocke ziehen; dann wird er ſichtbar, macht das Geſchäft ab und zieht ſich wieder in ſeinen unerforſchlichen Dachsbau zurück. Das iſt ein ſeltſamer Kauz. Und ein Geſicht macht er, — mich ſchauderte es durch und durch, wenn ich ihn nur anſah. Und das war gar nicht zu vermeiden, weil er, wie mir der Verwalter zugeſchworen hat, noch niemals ſo lange ſich in Geſellſchaft der Familie aufgehalten hat, als ſeit wir auf Erlhof waren. Der Verwalter meinte, der gnädige Herr komme ihm immer wie aufgethaut vor; ſo viel Worte habe man nie von ihm gehört, und ſeit er vollends mit bei ſeiner kranken Frau wache, ſey er ein ganz anderer Menſch geworden. Ich zitterte vor ihm, wie er war; wie mußte er erſt vor unſrer Ankunft geweſen ſeyn! Ich glaube, ich wäre vor Furcht geſtorben, wenn er mir zu nahe gekommen wäre."

„Sonderbar!" bemerkte Dorothea, „und ſtets ſpricht die Mutter mit der ausgezeichnetſten Achtung, ja mit einer wahren Begeiſterung von Herrn von Erlhof; aber bei'm Vater durfte er nicht erwähnt werden, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, und dieſer Umſtand hielt die Familien von einander bis zu Vaters Tod."

„Ich möchte dem Geſchmacke des ſeligen Herrn Baron beiſtimmen," ſagte das Zöfchen lachend; „vielleicht hat aber die gnädige Frau Baronin Gelegenheit gehabt, die Liebenswürdigkeit des Herrn von Erlhof kennen zu lernen; für ein Kammermädchen iſt ſo etwas zu vornehm, und ich will deßhalb meine Anſicht gar nicht als Urtheil anerkannt wiſſen. Doch ich gehe zu Nummer Zwei über, ich meine die Frau von Erlhof."

„Ich bitte dich, mäßige deinen ungezogenen Witz, ſobald du von einer würdigen Frau ſprichſt,“ erinnerte das Fräulein.

„Nun, ich will ganz kurz ſeyn, und in der That, ich habe auch nicht Viel von Frau von Erlhof zu ſagen; denn Alles, was ich ſie habe reden hören und thun ſehn, war ſo ſchlicht und einfältig, daß es nicht des Merkens, wie viel weniger des Aufſchreibens werth war. Frau von Erlhof iſt eine wahre Lammnatur, der in der Welt Alles gleichgültig und einerlei iſt; ſie hat ein bleiches, unintereſſantes Geſicht, wie von Stein gehauen, und ſie würde keine Miene verziehen, wenn ihr das Außerordentlichſte paſſirte, d. h. wenn irgend eine männliche Seele Wohlgefallen an ihr fände und ihr dies zeigte, was ihr von ihrem Eheherrn gewiß noch nicht widerfahren iſt.“

Dorothea mußte lächeln, während ſie dem frivolen Mädchen die Leichtfertigkeit verwies.

„Nummer Drei iſt das einzige Kind des Hauſes, Fräulein Roſa von Erlhof — das freundliche Ehepaar hat mehr Kinder gezeugt, aber Gottlob! die andern ſind geſtorben und verdorben. —“

„Antonie!“ rief Dorothea entrüſtet, „du mißbrauchſt meine Erkenntlichkeit zum Letztenmal. Roſa ſoll eins der vortrefflichſten Mädchen ſeyn.“

„Das ſag' ich auch," fiel die Zofe ein. „Sie iſt ſanft und gut und hat ein ſo ſchönes Auge, wie ich noch keins geſehen. Ich glaube, es gibt wohl auch Männer, die Geſchmack an dieſer Art Geſichter finden und ſie ſogar ſchön nennen. Ich habe immer viel Mondſchein darin geſehen, und wann ſie ſprach, wollte mich's immer bedünken, als ſey es Mitternacht. Der Verwalter erwiederte mir, als ich ihm einmal dieſe Bemerkung machte, ſie leide auch an einer ſehr unheimlichen Krankheit, die mit der Nacht in Verbindung ſtehe. Näher wollte er ſich aber nicht erklären, und ich wollte auch nicht mehr hören; denn mir wurde es ſchon ganz grauſig zu Muthe, und ich habe das Fräulein nie mehr ohne ein inneres Grauen anſehen können."

„Wahrlich, ich weiß zuletzt nicht mehr, was ich von deinen Geſchichten denken ſoll," ſagte Dorothea ernſt und hüllte ſich in ihre Federdecke, weil ihr eben ein leiſes Fröſteln durch die Glieder rann.

„Die andern Bewohner des Schloſſes, Mamſell Wirzig, die Pfarrerstochter und Roſa's Geſellſchafterin, das Kammermädchen, der Verwalter u. ſ. w. waren mehr oder minder leidliche, artige

Leute, die den Kopf nicht hingen und einem nicht bange machten.“

„Aber du kommſt immer noch nicht auf die Vorfälle mit meiner Mutter!“

„Nun, ſehen Sie, Anfangs ging Alles gut: Herr von Erlhof kam nicht viel in ſeine heimlichen Kammern, ſondern ging mit der Frau Baronin oft im Garten ſpazieren. Nachher haben ſie Vieles hinter verſchloſſenen Thüren verhandelt, und da muß einmal etwas ganz Außerordentliches geſchehen ſeyn; denn die gnädige Frau fing an zu weinen, und Nachts hörte ich ſie oft unter Stöhnen und Seufzen ein Wort rufen, das mir bald wie Adel, bald wie Adelheit, bald wie Adelbert und bald noch anders klang; vom Adel war aber immer etwas dabei; nie hab' ich's recht verſtehen können, weil ſie ſtets dazu weinte und ächzte. Die Andern hingen auch die Köpfe, und bald darauf wurde Frau von Erlhof krank. Das Übrige wiſſen Sie ſchon.“

„Es iſt gut,“ ſagte das Fräulein, „lege dich zu Bette und ſage Niemanden weiter davon. Morgen wollen wir mehr darüber ſprechen.“ Antonie wünſchte gute Nacht und ſchlich auf den Zehen davon nach ihrer Zelle. Das Fräulein drückte den Kopf in das weiche Kiſſen, aber vergebens verſuchte ſie zu ſchlafen. Die Erzählung der Zofe hatte ſie allzuſehr aufgeregt; ihr Geiſt erging ſich in den ſeltſamſten Vermuthungen, welchen ihre ohnedies lebendige und ſtarke Phantaſie, in der einſamen, ſchlafloſen Nacht noch glühender und thätiger, geſchäftig zu Hülfe kam, um die abentheuerlichſten Bilder zu ſchaffen und zuſammenzuſetzen. Endlich brannten die Federn, die ſie nur wärmen ſollten; ihr Blut ſchoß wild durch die Pulſe; ſie vermochte nicht mehr im Bette zu bleiben. Leiſe kleidete ſie ſich an; die Beſorgniß um die kranke Mutter trieb ſie in das Zimmer derſelben. Der Arzt und Theodor verwunderten ſich über den nächtlichen Beſuch. Die Baronin ſchlummerte, und Dorothea ſetzte ſich fern von den Männern an's Fenſter und ſah ſinnend in die ſternloſe Nacht hinaus.

Drittes Kapitel.

Was ſeh' ich? — Himmel! — welch Entzücken!
Schwebt Amalfium vor meinen Blicken?
Iſt's Tempe? iſt's Elyſium?
Welch Feenland! — Hier gold'ne Felder!
Dort Paphos Inſeln, Myrtenwälder!
Was fühl' ich? — Wonne macht mich ſtumm.

Manch.

Ein junger, wohlgebildeter Mann ſchritt den nördlichen Abhang des Gebirges herab. Sein großes, heitres Auge ſchwelgte in den Genüſſen der Fernſicht, die wie eine bunte Karte zu ſeinen Füßen ſich ausbreitete. Oft hielt er den ungeſtümen Schritt an, um ſo recht ſelbſtvergeſſen, behaglich, wonnig den Lebensbalſam, den ſeine Augen wie übertrieben emſige Bienen aus den paradieſiſchen Bildern der Gegend unter ihm einſogen, in die weit offen ſtehende Seele zu ſchlürfen. Zuweilen hatte er ſo Viel davon genoſſen, daß er wie ein Trunkener taumelte und ſich beſinnen mußte, zu welchem Zwecke er eigentlich hierher gekommen ſey. Bald verfolgte er den durch Felſen und ſchroffe Thäler, durch die romantiſche Wildniß der Jugend ſich herabſtürzenden Strom, den kühnen Jüngling, bis er weiter unten im breitern Thale ſich ſtill weiter träumte, träumte von den wilden, ungeheuern, kraftſchönen Jugendbildern, denen er nun vorüber war. Der junge Mann ſtand ſinnend und ſtrich ſich das ſtarklockige, dunkelbraune Haar aus der Stirne. Bald erhob er das Auge wieder, welches ganz beſonders meiſterhaft gebaut ſchien, die Eindrücke aller Schönheit in ſich aufzunehmen, und ließ die goldglänzenden Blicke auf die lachenden Dörfer fallen und die Thürme der fernen Stadt und die freundlich heimelnden Landhäuſer, Meierhöfe, Mühlen und Gaſthäuſer, die da unten meilenweit und noch weiter ſo lockend ſchön gruppirt waren, und des Menſchen Schaffen und Treiben, die Ameiſenthätigkeit der Menge flog an ſeinem innern Auge vorüber, wie ihre Werkſtätten, Wohnungen und Freudeplätze an ſeinem äußern. Bald verfolgte er die ſanften Senkungen des Gebirges in ferne Hügel, die Biegungen derſelben, bis ſich das zitternde Auge in einem fernen Höhenzug verlor, bläulich dämmernd und Sehnſucht erregend nach fernern unbekannten Genüſſen. Bald wühlte dies große, ſtrahlende, blaue Auge wollüſtig in den üppig gelben Saatfeldern der Nähe, die in traulicher Nachbarſchaft dicht unten an die Berge grenzten, bald ſtürzte es ſich gierig raſch den ſteilen, ſpitz gezackten Felſen hinab in die ſchwindelnde Tiefe, aber immer und immer wieder kehrte es zu den pittoresken Contraſten der nahen Gegend zurück, über welche die hinter ihm untergehende Sonne eben ihre glühendſten Tinten ausgoß. Das rothe Laub der Bäume klinzerte, der Strom brannte, die fernen Berge ſtanden im ſchönſten Blau. Aber des jungen Mannes Auge blieb an einer großen, ſchönen Villa hängen, aus deren zahlreichen Fenſtern die untergehende Sonne den von ihrem Abſchiedsgruß rückwirkenden, flammenden Gegengruß empfing. Wie ein Feenſchlößlein in den zauberſüßen Mährchen der Vorzeit lag das leuchtende Haus in der Entfernung einiger Meilen vom Gebirge auf einem anmuthigen, grünen Hügel, den der gewährende Herbſtgott hie und da ſchon gegilbt und gewiß unter den gelben Blättern mit den ſchönſten Früchten ſeiner unerſchöpflichen Großmuth geziert hatte.

Aus einem Thal herauf liebäugelten die rothen Ziegeldächer eines Dörfchens ohnfern des Schloſſes, wie die friſchen, rothen Wangen eines geſunden Landmädchens, und der junge Wandrer hemmte wieder ſeinen Schritt und rief überraſcht:

„Das muß Hammerſtein ſeyn! ja, ja, das iſt Hammerſtein! ſo hat es mir Theodor in Rom oft beſchrieben, und ich erkenne es wieder aus ſeinen Worten. Wie die ſegnende Nymphe der Gegend liegt es da, ſelbſt von Segen umfangen, mit Kränzen behangen, die ihr, der Gütigen, alle Götter reichen.“ Und als er ſo ſtand und das reizende Bild des Schloſſes mit ſeinen ländlichen Umgebungen ſich tief in die Seele prägte, zog es wie eine dunkle Ahnung durch dieſelbe, und er fühlte ſich plötzlich ſo mächtig ergriffen, daß Thränen ſeinen Augen entſtürzten und er ſchon lange vom Gebirge herab war, ehe er ſeiner großen Bewegung nur einigermaßen Meiſter werden konnte.

„Es iſt der große Antheil, welchen ich an meinem geliebten Theodor nehme,“ überredete er ſich ſelbſt hinſichtlich ſeiner ſtarken Empfindung; „hier in dieſem beneidenswerthen Aufenthalt wohnt der edle Jüngling, den ich fern von der Heimath ſo lieb gewonnen habe, wie einen Bruder, hier wohnt er mit ſeiner herrlichen Mutter, ſeinen trefflichen Schweſtern, von denen er mir ſo oft erzählt, die ich Alle ſchon im Geiſte kenne, Alle durch ihn ſchon liebgewonnen habe. Und doch wird ihr Anblick, ihr geiſtiges Weſen mich eben ſo überraſchen, wie der Anblick der Gegend, des Schloſſes, die mir ja auch aus ſeiner Beſchreibung bekannt waren. Aber es wird eine ſanfte, ſüße Überraſchung ſeyn.“

Der Abend dunkelte ſchon in das Thal herein und griff mit düſterm Nebelarm nach dem Haupte des Wandrers, ihm eine Binde um das ſcharfe Auge zu legen, welches heute genug in Wonne geſchwelgt hatte. Aber der junge, ſchöne Mann war mit all' den entzückenden Genüſſen, die ihm geworden waren, nicht zufrieden; der Unerſättliche ſehnte ſich nach noch höhern, ſeligern; denn der höchſte Genuß für ein großes Menſchenherz iſt das Begrüßen und Empfangenwerden eines gleichen Herzens, das Ineinanderjubeln zweier göttlicher Seelen, das Erkennen und Erkanntwerden zweier tiefen Gemüther, das Umfaſſen und Umklammern zweier für Natur und Kunſt gleich glühenden Geiſter, das Schlürfen aus dem Willkommbecher, geſchöpft aus dem tiefen Born eines reinen Gemüths, geboten und empfangen von heiliger Hand, von freundſchaft- und liebedurſtigen Lippen. So hatte denn der genußſüchtige Jüngling ſich die höchſte Wonne bis zuletzt aufgeſpart, wie unſchuldige Kinder zu thun pflegen mit ihrem Naſchwerk: das Beſte und Wohlſchmeckendſte heben ſie bis zuletzt auf. Und nun, da der Abend dichtere Flore wob, beflügelte der Wandrer ſeine Schritte und ſtand nach einer Stunde vor dem Thore von Hammerſtein. Freundliche Landleute, heimkehrend von der Nacherndte, hatten ihn bereits belehrt, daß ſeine Vermuthung in Betreff des ſchönen Landſchloſſes ihn nicht betrogen habe; auch hatte er durch dieſe gutmüthigen, geſprächigen Menſchen erfahren, daß der Premierlieutenant Theodor Hammer von Hammerſtein, den ſie Alle kannten und lobten, noch auf dem Landſitze ſeiner Familie verweile.

Er trat mit einem ihm unbegreiflichen, bänglichen Gefühle in das Haus. Ein Diener fragte ehrerbietig nach ſeinen Wünſchen und maß den einfachen Fußwandrer nicht etwa mit geringſchätzenden, vornehmthuenden Blicken, wie dies meiſt in adligen Häuſern der Fall iſt, und kaum hatte der junge Mann den Namen des Lieutenants von Hammerſtein ausgeſprochen, als der höfliche Diener ihn erſuchte, ſich mit auf das Zimmer des gnädigen Herrn zu begeben. Der Reiſende erſtieg die Treppe und trat gleich darauf in ein Zimmer; der Diener brachte Licht, und die Blicke des Jünglings fielen auf ein Bild, welches über dem Sopha in einem herrlich vergoldeten und verzierten Rahmen und mit einem ſinnig gewundenen Blumenkranze belaſtet hing. Der Wandrer lächelte angenehm, er erkannte ſein eigenes Porträt, wie er ſich, an der Staffelei ſitzend und eben ſeinen Freund Hammer malend, gemalt und dem ſcheidenden Freunde zum Andenken von Rom mit heim gegeben hatte.

In demſelben Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, Theodor trat raſch und mit Anſtand herein, der Maler wandte ſich um, und Beide lagen ſich ſogleich mit dem Ausrufe hoher, inniger Freude an der Bruſt.

„Mein Adlerkranz, ſey mir tauſendmal gegrüßt! tauſendmal willkommen! Wie lange haſt du auf dich warten laſſen! wie hab' ich mich geſehnt! wie haben wir Alle gehofft und geharrt! Doch Gottlob! du biſt nun da, und mein Jubel ſoll das ganze Haus um dich verſammeln, und Alle werden gleichen Jubel anſtimmen!“ So rief der Offizier im Ausbruch ſeiner hohen Freude. Dann aber fuhr er, ohne den Andern zum Worte kommen zu laſſen, fort: „Nein! nein! komm' du gleich ſchnell mit zur Mutter! ſie iſt geſtern Abend von einer Reiſe zurückgekehrt und hat ſchon viel nach dir gefragt, ſo viel und mit ſo großer Theilnahme, daß ich ordentlich eiferſüchtig auf dich werden könnte. Sieh', ſo hat meine Liebe zu dir alle Andern angeſteckt. Ja, lieber, theurer Freund, es iſt auch faſt kein Tag vergangen, wo ich ihnen nicht von dir erzählt, wo wir nicht von dir geſprochen hätten, und immer erzähl' ich das Alte wieder, und ſie hören's immer gern. Oft hat die Mutter vor deinem Bilde hier geſtanden und auch mein theures Dortchen und haben es ſtundenlang betrachtet. Doch nun komm', komm'! die Mutter iſt zwar krank und bettlägerig, aber das macht durchaus nichts aus, du gehſt mit an ihr Lager; denn ich glaube, wenn du das nicht thäteſt, ſie ſtände auf und käme zu dir. Der Freund ihres Sohnes geht ihr faſt über den Sohn ſelbſt, und doch hat ſie den Erſten noch nicht von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Wenn ſie dich nun erſt ganz kennen lernt, und Dorothea fühlt deinen ganzen Werth in ihrer eignen Seele und durch ihre eignen Organe — denn bis jetzt haben ſie dich ja eigentlich nur durch mich gefühlt und empfunden, ich war das Mittelglied ihrer dir gezollten Achtung; — ſo wirſt du alle ihre Liebe dahin nehmen, und für mich wird nichts übrig bleiben. Doch, ich gönnte dir ihre ganze Liebe; du verdienſt ſie, und ſie iſt deiner würdig; ſie wird dich ehren und entzücken. Eigentlich haben, wenn ich's recht überlege, deine Briefe ſchon Alles gethan; in ihnen warſt du ſelbſt, ſo wie du biſt, ein ganzer Menſch, und Dorothea, die ſie wohl zehnmal geleſen hat, Theils ſtill, Theils der Mutter laut vor, brach oft in ſtürmiſche Beifallszurufungen aus, und die Mutter vergoß Thränen. Nun brauchſt du weiter nichts zu ſagen, als: Hier bin ich! nehmt mich hin!"

„Aber, liebſter Theodor," ſetzte der Maler des Offiziers glühendem Redeſtrom endlich einen Damm entgegen, „du beſchämſt und verwirrſt mich ganz mit all' den Worten, die du mir in der aufrichtigen Freude deines Herzens da entgegenſprudelſt. Du erdrückſt mich faſt mit dem Übermaaß aller mir geſpendeten, wahrlich unverdienten Liebe. Weihe dem Flurgotte zu ſeinem Feſte einige duftende Kränze, und ſie werden ihn zieren, er wird ſich — nach der Meinung des Volks — ihrer freuen, aber häufe alle Blumenſchätze des Waldes, der Flur und der Wieſen über ihn her, und man ſieht nichts mehr von ihm; du wirfſt ihn um, er kann die Laſt deiner Liebesgaben nicht ertragen."

„Du haſt ein großes, ſtarkes Herz,“ verſetzte Theodor, ihn fortziehend, „und wenn die Welt dir huldigte, du würdeſt von keinem Bangen beſchlichen werden; denn das iſt ja ſo ſchön und ſo herrlich von dir, daß du in all' deiner liebenswürdigen Beſcheidenheit dennoch deinen vollen Werth kennſt. Komm' nur! unſre einfachen Liebeszeichen werden dir nicht läſtig ſeyn; ſie ſind ja harmloſe Kinder, die dir lächelnd entgegenhüpfen und dich hereinziehen, um dir ihr Spielzeug zu zeigen, es mit dir zu theilen, ſich mit dir zu freuen, mit dir zu ſpielen, zu ſchäkern, dich zu bekränzen, zu lieben. Da iſt kein gemachtes, geſpreiztes Weſen, Alles Natur, Alles Wahrheit, Alles Gefühl; du biſt mein Lehrer, und durch mich ſind die Andern Alle deine dankbaren Schüler geworden. Willſt du uns ſchelten, wenn wir dich mit kindlicher Freude empfangen? haſt du mich doch erſt wahres, inniges Leben kennen gelehrt: willſt du nun tadeln, wenn die natürlichen Ausbrüche deſſelben dich ehren? Komm', komm'! ſey kein blödes Kind! ſchon iſt Alles im Hauſe munter, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit erwarten ſie dich im Zimmer der Mutter. Ich wette, ſie wiſſen ſchon, wer du biſt.“

Und ſomit zog der Ungeſtüme den Maler

fort, der kaum Zeit gewonnen hatte, ſeine einfache Reiſekleidung nur etwas von Staub zu ſäubern und in Ordnung zu bringen.

Das Krankenzimmer war nur ſpärlich erhellt. Dorothea ſaß am Bette der Mutter, und Bertha flatterte eben nach dem Fenſter zu. Die Thüre war nur angelehnt; gewiß hatte das muntere Mädchen gelauſcht; denn ſie winkte bedeutſam und ſchelmiſch nach der Schweſter hin, als die beiden Männer eintraten.

„Hier bring' ich Euch den Maler!“ rief Theodor und ſchob den ſich Verbeugenden raſch vor. Dorothea war aufgeſprungen, und ſelbſt bei'm gedämpften Strahl der Nachtlampe konnte man die hohe, ungewöhnliche Röthe erkennen, welche augenblicklich ihr ſonſt bleiches Geſicht überflog, und den zuckenden Glanz des Auges, das, wie eine tiefe, reine Quelle, in welcher ſich die eben aufgehende Sonne ſpiegelt, Lichtfluth überwallt, von heiligen Lebensblicken — denn inneres und körperliches Auge waren in dieſem Momente Eins — überfluthete. Die Mutter hatte ſich, Trotz ihrer Schwäche, im Bette aufgerichtet; ein Laut der Überraſchung war ihrem Munde entflogen, und unwillkührlich ſtreckte ſie ihre Hände zum Empfang des jungen Fremden aus. Auch in ihdem ſchönen Auge ſchwamm ein höheres Licht, als Erdentage und Erdenluſt hineinzuwerfen vermögen. Bertha lief von Einer Seite zur andern, um den Gaſt, von welchem ſchon ſo Viel und ſo Vortreffliches war geſprochen worden, mit den neugierigſten Augen gleich recht genau zu betrachten, und als das ſchwache Licht ſie daran verhinderte, war ſie naiv genug, den grünſeidnen Schirm von der Lampe zurückzuſchlagen und den Tiſch mit derſelben näher an die Scene heranzurücken.

„Das iſt die Mutter, und das iſt Dorothea,“ ſagte Theodor.

„Es bedurfte deines gütigen Fingerzeigs nicht,“ verſetzte der Maler; „die meinem Herzen durch deine liebevollen Mittheilungen ſchon lang Bekannten, meiner Seele Verwandten hatte auch das Auge ſogleich erkannt. Und dies iſt Fräulein Bertha?“ wandte er ſich zu dieſer.

Erröthend verneigte ſich dieſe, ſagte aber ganz munter ſchelmiſch: „Es iſt ſchon recht brav von Ihnen, Herr Adlerkranz, daß Sie mich nicht überſehen, wie mein Herr Bruder, der ja thut, als ob ich gar nicht im Zimmer wäre oder nicht mit zur Sippſchaft gehörte, und den Unaufmerkſamen durch Ihre Aufmerkſamkeit beſchämen.“

„O, ich bitte dich tauſendmal um Verzeihung, mein liebes, loſes Schweſterchen!“ rief Theodor; „es war unüberlegt von mir, doch ſtandeſt du eben abſeit, und Mutter und Schweſter Dortchen befanden ſich mitten im Proſcenium; die Reihe wäre auch an dich gekommen, ſobald du dich nur aus den Couliſſen herausbemüht hätteſt.“

„Wirklich? Es iſt gut. Zwiſchen uns iſt Fehde, bis du den Fehl wieder durch irgend eine große That gutgemacht haſt. Dein Freund wußte mich ſelbſt hinter den Couliſſen zu finden.“

„Wie hätte er es anders vermocht, liebſte Bertha, wenn ich ihn in Rom nicht ſchon auf deine Vorzüge aufmerkſam gemacht hätte, eben ſo gut, wie auf die trefflichen Eigenſchaften unſrer Mutter und Schweſter?“

„Dies lindert allerdings deine Schuld um etwas, aber ganz getilgt iſt ſie dadurch noch keineswegs.“

„Es ſcheint wirklich,“ bemerkte Dorothea jetzt mit einem ſeelenvollen Blicke auf den Maler, in welchem der ſeinige wurzelte, „als hätte Theodor Sie ohne viel Umſtände, gleichſam dramatiſch und Sie in die Mitte der Begebenheiten hinein werfend, mit unſerm Hauſe bekannt machen wollen und deßhalb in vorbeſonnener Schalkheit Schweſter Bertha Ihnen vorzuſtellen vergeſen; denn dadurch hat er Gelegenheit erhalten, die Kräfte in Thätigkeit darzuſtellen, der Mutter und mir Artigkeiten zu ſagen, die Schweſter etwas zu piquiren, und überläßt es nun, nachdem er — um in dem von ihm ſelbſt vorhin gebrauchten Bilde vom Theater zu bleiben, wodurch er ſich mir eigentlich verrathen hat — das Stück ſo meiſterhaft angelegt hat, unſern Charakteren, daſſelbe ihnen gemäß durchzuſpielen, wie in der comoedia dell' arte, wovon er mir ſo viel erzählt hat. Und wenn wir Vier die kurze Farce geſpielt haben, ſo werden Sie gleich wiſſen, woran Sie mit uns ſind. So hat's der Schlaue berechnet."

„Du machſt meinem Verſtande auf Koſten meines Herzens ein Kompliment, das ich von der Hand weiſen muß. Eigentlich haſt du dir mit dieſer kleinen Sophiſterei in den Augen unſres Freundes das ſchönſte gemacht; denn du weißt, wie Ihr Alle, recht gut, daß ich in dieſen Augenblicken, die mir ſo warm, wie Sonnenblicke, vom Herzen gehen, an nichts gedacht habe, was nicht mit meinen innigſten Gefühlen in genauer Correſpondenz ſteht; aber dein Scharfſinn war's, der aus den verhandenen Umſtänden ſchnell combinirte und mir ein Trugbild unterſchob, welches wirklich einen Schein von Wahrheit für ſich haben könnte."

„Und ſiehe da!" rief Dorothea, „angelegt oder nicht, vorbedacht oder nicht, wir ſpielen das kleine Drama durch, und Herr Adlerkranz wird bald wiſſen, woran er mit uns Allen iſt. Nur die Mutter hat noch nicht für gut befunden, ihre Rolle zu beginnen."

Wirklich hatte die kranke Baronin bis jetzt geſchwiegen, und ihre Blicke waren dem neuen Gaſte zugewandt geweſen, die aber auch wie Sternenlicht, mild beruhigend in des Malers Bruſt gedrungen waren. Jetzt von Dorothea zum Sprechen aufgefordert redete ſie den jungen Mann mit den Worten an:

„Sie haben meine Kinder recht lange auf ſich warten laſſen, Herr Adlerkranz; denn wie mir Theodor ſagte, hätten Sie ſchon vor ſechs Wochen hier ſeyn können."

„Es iſt wahr," verſetzte der Maler, aber ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß mir bis jetzt der Kalender ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben iſt; ich kann mich dazu nicht bringen, Tage, Wochen, Monate und Jahre zu zählen, und daher iſt es gekommen, daß ich zu meiner Schande nicht einmal weiß, wie alt ich bin. Ich laſſe mir es ſtets von meinen lieben Eltern ſagen, wenn ich zu Hauſe bin, und in der Handbibel der Mutter ſteht's auch verzeichnet, aber ich vergeſſe es immer wieder und irre mich dann meiſt um einige Jahre. Eben ſo unbegreiflich iſt es mir, daß ich ſchon vor ſechs Wochen hätte hier ſeyn können, aber ich glaube es, weil ich meine Schwäche kenne. Mein Vertrauen in Andre in Bezug auf Zeitberechnung geht ſo weit, daß mich jemand dreiſt betrügen könnte; denn ich vermag nur nach Frühling, Sommer, Herbſt und Winter zu rechnen und weiß bloß ſo Viel, daß mir der Winter jedesmal eben ſo lang oder noch länger währt, als alle übrigen drei Jahrszeiten, obgleich andre Leute ſagen, dies ſey nicht wahr. Nun weiß ich ſchon, wie es mit der Verzögerung meiner Reiſe zugegangen iſt. Ich ließ mich von Venedig nach Trieſt überſetzen; dort war ich an einen reichen Kaufmann von Rom aus empfohlen, von Tiberio, wo ich Theodor kennen lernte. Der Trieſter war ſehr gefällig gegen mich, und obgleich ich den gewöhnlichen Kaufmannsſchlag, wie er in aller Welt iſt, nicht mag, ſo gewann ich doch dieſen Mann lieb, der eine rühmliche Ausnahme von der Regel machte. Er rüſtete eben ein Schiff nach Alexandrien, und da bin ich denn täglich mit ihm auf die Rhede hinaus gefahren, habe ihm packen und ſchaffen helfen und mich an der Herrlichkeit des Meers ergötzt. Es hätte nicht Viel gefehlt, ſo wäre ich mitgefahren; aber noch zur rechten Zeit fiel mir das meinem Theodor gegebene Verſprechen ein. Als das Schiff vom Stapel gelaufen war, machte mich mein gütiger Wirth mit der Umgegend bekannt. Wir ſchwärmten in dem herrlichen Krain umher, wie lange, weiß ich nicht, aber es muß lange geweſen ſeyn, gewiß einige Wochen, denn wir haben die Adelsberger Höhle, die von St. Maria Magdalena und die Lueger durchwandert, und gewiß nicht eilig; wir ſind auf der Lueg geweſen, dem höchſt wunderbaren Felſenſchloſſe; wir haben den merkwürdigſten Landſee der kultivirten Welt, den berühmten cirknitzer See beſucht und haben Füchſe und Haſen darin gejagt und bald darauf die größten Hechte darin gefangen; denn ich wollte durchaus nicht eher fort, als bis ich den großen See, deſſen tiefes Bett wir voll des ſchönſten Graſes und darin weidenden Wildpretes fanden, auch voll Waſſer geſehen hätte. Der Himmel ſchien beſondere Rückſicht auf mich zu nehmen; denn ſchon nach einigen Tagen erſchütterte ein majeſtätiſches Gewitter die Erde. Ich lief hinzu unter Blitzen und Donnern und ſah das herrliche Schauſpiel, wie durch all' die Felſenlöcher am See das Waſſer aus den Bergen in ſtarken Bächen und Strömen ſchoß, ſo, daß der ungeheure leere Raum des See's in achtzehn Stunden voll war. Ich ließ den Trieſter heimziehen, betrachtete mir Alles recht genau und kehrte endlich zu Fuß zurück. Der Mann wollte mich noch länger halten; denn ich ſollte außer ihm, ſeiner trefflichen Gattin und einer kleinen Tochter, einem lieblichen Kinde, auch noch die ältere Tochter des Hauſes malen, die aber eben in Wien in einem Kloſter erzogen und erſt in einigen Monaten zurückerwartet wurde. Den überſtrömenden Liebesäußerungen der Eltern ſowohl, als den Urtheilen aller nicht betheiligten Perſonen nach mußte das Mädchen ein Engel ſeyn, ſowohl an Leib, als an Seele, und ich bedauerte deßhalb um ſo mehr, daß ich nicht mehr warten konnte; der Zeitbegriff von ein Paar Monaten war mir doch zu ſtark auf die Seele gefallen. Als ich daher mit meinen Portraiten fertig war, ſchnürte ich mein Bündel und wanderte fort. Schnell bin ich auch nicht gereiſ't; Kärnthen iſt ein ſchönes Land, und ich fand überall Anhaltepunkte. So iſt es denn gekommen, daß ich ſechs Wochen und vielleicht noch länger geblieben bin, als ich meinem Verſprechen gemäß geſollt hätte.“

„Sagte ich es doch gleich,“ rief Theodor, „ich kenne meinen Adalbert beſſer, als mich ſelbſt. Doch, ſage mir, hieß der Trieſter Kaufmann, an welchen du von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde Tiberio empfohlen warſt, und der dich ſo gaſtfreundſchaftlich aufnahm, nicht Germano Coralli?“

„So hieß er. Es ſcheint, auch du kennſt dieſen würdigen Mann?“

„Ihn und ſeine ganze Familie, alſo auch die liebliche Viola, ſeine älteſte Tochter. Als mich die zunehmende Krankheit meines Vaters zu Anfang dieſes Jahres von Rom zurück und aus deinen Armen rief, gab mir unſer Wechsler Tiberio auch einen Brief an Coralli mit. Ich fand Viola im Hauſe ihres Vaters, wo ſie das Weihnachts- und Neujahrsfeſt zugebracht hatte. Sie ſtand eben im Begriff, mit einem Verwandten ihres Hauſes nach Wien zurückzureiſen. Sie war ſechszehn Jahre alt und das zarteſte und lieblichſte Weſen, was mir je vorgekommen iſt. Man konnte in den Wahn gerathen, ſie ſey durchſichtig, denn ihr feiner Körper hatte viel Ähnlichkeit mit dem ſchönſten meiſſner Porzellan. Es gehörte nicht einmal viel Phantaſie oder Überſpannung dazu, ſie für einen Engel zu halten, und obgleich ich nur einige Tage in ihrer Geſellſchaft war, ſo ſchien es mir doch auch, als ob ihre Seele ihrem Körper gleich ſey, ſchön, weich und zart. Wir reiſeten zuſammen bis Laybach, und ich habe nie eine ſchönere Reiſe gemacht. Hernach mußte ich über Klagenfurt, und ſie ſetzte ihren Weg nach Wien fort. Ich habe nichts wieder von ihr gehört, doch hat ſie in meiner Erinnerung ſtets wie ein wohlthätiger Genius fortgelebt.“

„So fang' ich am Ende doch an, zu bereuen, daß ich nicht gewartet und das holde Wunderkind gemalt habe,“ ſagte der Maler ſcherzhaft; „deine Beſchreibung iſt ſo romantiſch reizend, daß ich etwas d'rum gäbe, könnte ſie mir einige Stunden ſitzen, die liebliche Viola.“

„Nein, nein! es iſt gut ſo!“ verſetzte Theodor; „du gehſt uns näher an, als jene, und ſo hübſch und intereſſant auch Viola iſt, ſo geht ſie uns doch eigentlich gar nichts an, und wir ſind nicht ſo ganz frei von allem und jedem Egoismus, daß wir dich einem fremden Hauſe mir nichts dir nichts ſo lange gönnen ſollten und dich, die wir dich Alle gern ſelbſt beſitzen, entbehren.“

„Das iſt recht!“ rief Bertha und klopfte vor Freuden in die Hände, „wenn Sie malen wollen und Mädchen malen wollen, ſo bin ich da, und Dortchen wird auch gern von Ihnen gemalt ſeyn wollen, und vielleicht gar lieb' Mutterchen, wenn Sie ihr ein gutes Wort geben; und hernach iſt unſre Schweſter, die Frau von Layſſer und ihre Kinder, ach, und noch viele Andre in der Nachbarſchaft. Sie ſollen zu thun genug bekommen."

„Sie ſind ſehr gütig, mich mit Arbeit verſehen zu wollen," lächelte der Maler; „ich werde Sie bei'm Worte nehmen."

Die kleine Geſellſchaft unterhielt ſich bis in die ſpäte Nacht; die Mutter ſchien ganz geſund. Recht von einander eingenommen, trennten ſie ſich, und Dorothea's Abſchiedsgruß klang faſt zärtlich, als ſie dem ſchönen Maler mit einem leuchtenden Blicke die Hand gab.

Viertes Kapitel.

Durch Liebe ſtark, vermag ein Mutterherz
Den ſchönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leiſen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen,
Nicht fragend, ob verdienten Dankes Spur
Im jungen Sinn verlöſchte oder bliebe;
Sie ſpendet, wie die gütige Natur;
Ihr Zweck iſt Wohlthun, und ihr Weſen Liebe.

Salis.

Die Mutter war am andern Morgen kränker; die Nachtwache, die Erzählung des Gaſtes, an welcher ſie ſo großen Antheil gezeigt hatte, und eine Erkältung in Folge ihrer im Bette angenommenen aufrecht ſitzenden Stellung hatten das Übel verſchlimmert. Das Fieber trat Vormittags heftiger ein, doch erlaubte ſie dem Maler, ihr einen Beſuch machen zu dürfen. Nachmittags fühlte ſie ſich zwar vom Fieber frei, aber ſehr ſchwach. Auf ihren ausdrücklichen Wunſch ſollte Niemand, als Theodor um ſie ſeyn.

„Mein Sohn,“ ſagte ſie mit gedämpfter Stimme, als Beide allein waren, „ich habe dir etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen, woran mich ſeit meiner Rückkehr aus Erlhof die Krankheit verhindert hat. Heute fühle ich mich dazu geſchickt, und ich eile, mich meiner Pflicht zu entledigen; es könnte ſchlimmer mit mir werden; der Herr könnte mich abrufen deinem Vater nach —“

„O theuerſte Mutter,“ unterbrach der Offizier die Baronin, „Sie haben kaum Ihr fünfzigſtes Jahr angetreten und ſprechen vom Tode. Nein, Sie leben noch lange, uns zum Genuſſe, ſich zur Freude.“

„Ich lebte gern, lieber Theodor, doch ſcheue ich auch den Tod nicht. Du weißt, ich war mit deinem Vater nie glücklich. Er war ein kalter, in den Formen des erbärmlichen Ceremoniels erſtorbener Hofmann; er hatte nur eine Art krankhaften Sinnes für den Blick des Fürſten, der Fürſtin, der Prinzen und Prinzeſſinnen, der Miniſter und Marſchälle, nicht aber für das thränende Auge ſeines Weibes, nicht für die lachenden Blicke ſeiner Kinder. Doch, du haſt ihn mit all' ſeinen Schwächen gekannt. Ruhe ſeiner Aſche! Ich könnte nun frei und feſſellos, im Beſitz anſehnlicher Mittel, die er uns hinterlaſſen hat, ruhig und glücklich leben; aber ich fürchte, es wird nicht der Fall ſeyn. Jahrelange Leiden, die du nur zum Theil kennſt, die du aber mehr als mein

Freund, denn als mein Sohn, mit der Zeit und vor meinem Tode alle noch erfahren ſollſt, und die mir deine mitleidigen Thränen zuwegebringen werden; dieſe Leiden haben meine ohnedies ſchwächliche Geſundheit untergraben. Oft ſchon hat mich in einſamen Stunden die Ahnung beſchlichen, daß ich des Glückes irdiſcher Freiheit nicht lange mehr genießen werde. Eine höhere Freiheit, die kein menſchlicher Geiſt zu faſſen vermag, nimmt mich vielleicht bald in ihre ſchrankenloſe Wonne auf. Doch, vorher habe ich mit meinen Kindern noch Vieles zu verhandeln. Von Charlotten, Dorotheen und Bertha ein Andermal; heute nur von dir, mein Sohn, mein einziger Sohn, der du vom Himmel das fühlende Herz deiner Mutter erhalten haſt. Ach, Gottlob! außer Charlotten gleicht Ihr mir Alle; ſie allein hat das Gemüth und auch die Geſtalt ihres Vaters; d'rum befindet ſie ſich auch nur am Hofe wohl, und ſie hätte für ihren Lebenszweck wahrlich keinen beſſern Gatten bekommen können, obgleich Herr von Layſſer uns Andern nicht zuſagt. Nun, der Vater hat dieſe Heirath nach ſeinem und Charlottens Geſchmack geſtiftet; ich möchte nun eine Verbindung meines Theodor's in meinem Geſchmacke ſtiften, der gewiß auch der ſeinige iſt; ja, er iſt's; ich weiß es! Und der verklärte Geiſt deines Vaters wird, von den irdiſchen Schlacken gereinigt, gewiß nichts dagegen haben, ſo Viel er auch als Lebender dagegen möchte gehabt haben.

„Wie? theure Mutter, Sie haben für mich gewählt?“ verſetzte Theodor betreten und mühſam nach Faſſung ringend.

„Und du ſcheinſt darüber zu erſchrecken, mein Sohn? Iſt vielleicht dein Herz doch nicht ganz mehr frei, wie du mich immer verſichert haſt? ſollte mein Theodor ein ſo ſchönes Gefühl, das der beſeligenden Liebe, ſeiner Mutter, ſeiner an ihm ſo theilnehmenden Freundin verſchwiegen haben?“

„Sie irren. Mein Herz iſt ungebunden, wie ich Ihnen ſtets geſagt. Glauben Sie, daß ich ſo falſch ſeyn könnte, Ihnen ein Geheimniß aus dem ſchönſten Augenblick meines Lebens zu machen, wo ich einem mir gleichfühlenden Weſen die Seligkeit meiner Liebe vorgeſtammelt hätte?“

„Du warſt immer wahr gegen mich, Theodor. Alſo fürchteſt du wohl, ich wolle dich zu einer glänzenden Verbindung im Sinne deines Vaters bereden? dich an ein reiches, altadliges Hoffräulein verkuppeln? O, wie ſehr hätteſt du da deine Mutter verkannt! glaubſt du nicht, daß ich in deinem Sinn wähle? Und von irgend einer Überredung, einer Ausübung elterlicher Autorität kann zwiſchen uns die Rede nicht ſeyn; ach! ich habe ja mit einem Leben voll Kummer für ſolche gefuhlloſe Gewalt meiner Mutter und Verwandten gebüßt. Nein, Theodor, es ergeht bloß eine mütterliche Bitte an dich; der Wink deiner erfahrnen Freundin weiſ't dich auf einen deiner würdigen Gegenſtand; der Rath einer liebevollen Mutter preiſ't dir ein Mädchen an, welches ſie ſelbſt als edel, ſanft, gut, gefühlvoll, verſtändig, arbeitſam, ſparſam, ja mit allen weiblichen Tugenden ausgeſtattet gefunden und lieben gelernt hat; auch iſt die Jungfrau meiner Wahl von edler Geburt und edler Geſtalt, ſie wird Gnade finden vor deinen Augen. Und nun erwartet die Mutter von ihrem gehorſamen Sohne, daß er gehe und ſelbſt prüfe. Kannſt du die Liebenswürdige lieben, wie ich hoffe, ſo wirſt du durch die Verbindung mit ihr den Abend meines Lebens mit dem leuchtenden Abendroth der Freude verklären, du wirſt mich ſehr, ja ganz beglücken, mein Sohn."

„Aber, liebſte Mutter, Sie haben mir ja den Gegenſtand Ihrer begeiſterten Zuneigung noch nicht genannt, und er muß fürwahr ein herrlicher ſeyn; wie könnte ſonſt meine treffliche Mutter ſo von ihm ſprechen?"

„Es iſt Roſa von Erlhof; fürwahr eins der edelſten und vollendetſten weiblichen Weſen, die mir in meinem erfahrungsreichen Leben vorgekommen ſind. In der ſtillen Zurückgezogenheit ihres elterlichen Schloſſes hat ſich die ſüßduftende, prächtig prangende Blüthe ihres tiefen Gemüths mit aller Muße entfaltet, weder geſtört durch den Gifthauch der Hofluſt, noch im Treibhauſe der ſogenannten großen Welt mit künſtlicher Wärme vorzeitig erſchloſſen, eine wahre Himmelsblume auf Erden mit ſo vielen unwiderſprechlichen Zeichen ihrer Abſtammung, daß es mich in ihrer Nähe ſtets wie der Friede einer beſſern Welt anwehete. Das irdiſche Glück wohnt leider auch nicht in Erlhof; aber mit Roſa iſt das himmliſche darin aufgewachſen, und es liegt nur an den blöden Augen der Mutter und dem verſchloſſenen Sinn des Vaters, daß ſie die Lichtkrone des Engels nicht ſehen, der unter ihnen wandelt und ſeinen Segen unter ſie ſtreut."

„Ihr Urtheil über Roſa iſt allein vermögend, mich nach Erlhof zu führen und ihre nähere Bekanntſchaft zu ſuchen, ſelbſt wenn dies nicht Ihr ausdrücklicher Wunſch wäre."

„So biſt du meiner Bitte nicht abgeneigt?“ rief die Mutter entzückt.

„Wie könnt' ich auch, wenn ſie aus dem Herzen einer Frau kommt, die meine vollſte Hochachtung, einer Mutter, die meine innigſte Kindesliebe beſitzt?“

„Du erſchrackſt bei meinem erſten Antrage, Theodor.“

„Vielleicht war es das überzarte Gefühl der Selbſtſtändigkeit, welches, ſich durch Ihre Wahl etwas verletzt fühlend, auf dieſe Art ſich äußerte. Doch ihre ſchönen Worte über das Fräulein von Erlhof haben dies Gefühl ſchon lange wieder beſänftigt.“

„Du ſollſt ja auch ſelbſt wählen. Kehre dich nicht an den Lieblingswunſch meiner Seele, laſſ' dich nicht von meiner Liebe zu Roſa beſtechen; prüfe du ſelbſt. Es wäre mir ein bitterer, ja ein ſehr bitterer Leidenskelch, wenn dein Geſchmack nicht mit dem meinigen zuſammenfiele, oder vielmehr deine Neigung nicht der meinigen folgte. Doch, ich hoffe Alles von Eurer perſönlichen Bekanntſchaft. Ich kann mir nicht denken, daß du, ſo wie ich dich kenne, Roſa's geiſtige und körperliche Reize nur Einen Tag lang ohne den Wunſch, ſie zu beſitzen, bewundern könneſt.“

„Aber, meine Mutter, haben Sie auch bedacht, ob Roſa Wohlgefallen an mir finden wird? ſind Sie denn ihrer Neigung zu mir ſchon ſo gewiß, daß Sie von unſrer Verbindung reden, als ſtünde ihr nichts weiter, als meine Zuſtimmung im Wege?“

„Ach, Theodor, es iſt ſo verzeihlich, ſeinen Wünſchen das glänzende Heer angenehmer Hoffnungen als Gefolge beizugeſellen! Ich weiß nicht, ob dich Roſa lieben wird; aber ich wünſche es, und weil ich es wünſche, ſo hoffe ich es auch, und wie liebliche Schmetterlinge haben dieſe Hoffnungen mich buntflügelig umgaukelt. Ich habe mich genau nach Roſa's Herzen befragt; noch iſt ihr kein Mann zu nahe gekommen, an welchem ſie mehr Antheil genommen hätte, als an ihrem Vater; ſie iſt unter den Gebirgsbewohnern aufgewachſen, und einige Modeherrn, die ſich in jene ländlichen Kreiſe verirrten, um zur angenehmen Abwechſelung einmal Natur zu ſpielen, haben in ihrer geſpreizten Abgeſchmacktheit nur dazu gedient, ihr einen gerechten Ekel vor dieſer erbärmlichen Männerwelt des Stadtpflaſters und der Stadtſalons beizubringen. Sie hat noch nicht geliebt, aber ſie beſitzt alle Eigenſchaften im vollkommenſten Grade, recht jugendlich ſtark, begeiſiert friſch zu lieben, und wann ſie einmal die morgenländiſche Wunderblume ihres Gemüths erſchließt, auf welches Jünglings Haupt ſie die Nardenperle aus der Blume Duftkelch, aus ihrem großen, vollen, weiblich erhabenen Herzen als Weiheöl einer ſchönen Zukunft, als Königsſalbe für das Wonnereich ihrer Seele hat träufen laſſen, dem ſchließen ſich gewiß alle irdiſchen Himmel des Glücks auf, und ſeine Stirne badet ſich ſchon im Morgenthau göttlich reiner Vorahnungen einer ewigen Geiſterharmonie. O, mein Sohn, wie ſehr wollte ich dir dieſes Glück gönnen! wie wünſche ich dich für deine kindliche Liebe durch dies edle weibliche Herz für dein ganzes Leben belohnen zu können! Sieh', wenn nun der warme Liebesquell meiner Bruſt ſtockte, ſo überſtrömte dich der Liebesſtrom ihres unerſchöpflichen, reinen Seelenborns. Kannſt du mich tadeln, Theodor, daß ich nichts mehr wünſche, als daß Eure Herzen ſich in einander ſchlingen und verwachſen möchten, daß mir aus Euch ein edles Geſchlecht Euch ähnlicher Nachkommen erblühte? O, ich müßte dich weniger lieben, als es doch iſt, ich müßte die herrliche Roſa weniger liebgewonnen haben, als es doch iſt, wenn ich hinſichtlich Eurer einen andern Gedanken, einen andern Wunſch hegen könnte, als Eure innigſte Vereinigung für dieſes Leben! Und ſind mir, deiner Mutter, nicht irgend deine Tugenden und Vorzüge ſattſam bekannt, als daß ich nicht hätte hoffen dürfen, ſie wird ihn lieben, ſobald ſie ihn kennen lernt?"

„Und doch wiſſen Sie, beſte Mutter, wie oft man ſich in ſolchen Annahmen täuſcht; Sie ſelbſt haben mir viele Beiſpiele ſolcher Täuſchungen erzählt."

„O, ſo ſey barmherzig und laſſ' mir meinen Wahn ſo lange, als möglich! ich habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, bald liebe Enkel von dir auf den Knieen zu wiegen. O, wenn Roſa ihre Mutter wäre! faſt wäre das Glück zu groß für mich, ſo daß ich zittere, es könne ſich nicht erfüllen. Charlotte hat ja auch Kinder, und ich liebe ſie auch; ſie ſind aber ſchon wie Gliederpuppen, die man am Fädchen zieht. Die alberne, gezierte Gouvernante, der kalte, ſteife Vater, die herzloſe Mutter ſpricht aus ihnen, und ſie kommen mir immer vor, wie ſchwachköpfige Greiſengeſtalten, die zu Kindern zuſammmengekrochen ſind. Gott verzeihe mir die Sünde, wenn es eine ſolche iſt; aber eine rechte, warme, friſche Zuneigung zu dieſen Herrlein und Fräulein kann ich nicht begen; es iſt ſo gut, als hätte ich gar keine Enkel; es iſt noch ſchlimmer, denn durch ſie wird das Bedürfniß meines Herzens nach ſo lieben Kleinen, wie du warſt und Dorothea und Bertha, erſt recht wach. Dorothea wird wegen ihrer Kränklichkeit niemals heirathen. Du weißt, ſie hat die beſten Partieen ausgeſchlagen; es wird Keiner wieder antragen; ſie iſt nun über die Jahre hinaus, wo dem Mädchen des Mannes begehrliche Wünſche am glühendſten nahen. Und ſollte es auch noch Einem einfallen: ſie wird ihn zurückweiſen, und ſie thut wohl daran; ein ſchwächlicher Körperbau taugt nicht für die ſchweren Pflichten einer Ehefrau. Von ihr werde ich alſo keine Kinder an die großmütterliche Bruſt drucken. Und Bertha iſt noch viel zu jung, iſt eigentlich noch ein Kind; ich aber bin ſo körperſchwach, ſo zerrüttet im tiefſten Quell meines phyſiſchen Lebens, daß ich wohl nicht erleben dürfte, mich ihrer Kinder zu erfreuen. Die einzige Stütze der Liebeshoffnungen meines liebebedürftigen Herzens auf zarte, würdige Sproſſen meines Geſchlechts beruht alſo auf dir, theurer Theodor. Reiſe nach Erlhof und erfülle ſie bald!“

Der Lieutenant hatte die abgezehrte Hand ſeiner Mutter mit Wärme ergriffen und drückte einen

Kuß voll Seele und Empfindung darauf, indem er ſprach: „Ich reiſe nach Erlhof, wenn Sie es wünſchen, liebſte Mutter, und halte um Roſa's Hand an."

„Nein, Theodor, noch einmal, ich verlange nicht unbedingten Gehorſam; dein Herz allein entſcheide. Aber reiſe ſo bald, als möglich!"

„Doch nicht eher, als bis Sie ganz wieder hergeſtellt ſind."

„Ich werde auf dieſe deine Verſicherung gewiß recht bald geſund werden."

Theodor küßte die Mutter auf die Stirne; hernach wurden die Andern wieder zugelaſſen, und Adlerkranz trat mit Dorotheen herein, ſich nach der Mutter Befinden zu befragen. Sie hatten zuſammen einen Spaziergang um das nahe Dorf gemacht. Der Lieutenant entfernte ſich, um allein zu ſeyn. Der unerwartete Vorſchlag der Mutter lag ihm ſchwer auf der Seele; es war ihm plötzlich, als trete das holde Trieſter Kaufmannskind, von welchem er Abends vorher mit ſo viel Wärme geſprochen hatte, lebendiger und farbenglühender in den Vordergrund ſeiner Erinnerungen; er mußte unwillkührlich an Viola denken, wenn er ſein Verhältniß zu Roſa überlegen wollte.

Fünftes Kapitel.

Ach! wir ſind ſo weit von der Natur abgewichen und von der wahren Kunſt zurück, daß wir faſt insgeſammt einen bekleideten Menſchen für ſchöner halten, als einen nackten. Das koſtbarſte, prächtigſte, feinſte und niedlichſte Gewand iſt für den ächten Philoſophen und jedes Weſen, das nach klarem, friſchem Genuß trachtet, ein Kloben, eine Schaale, die ihn hemmt und hindert.

Heinſe, Ardinghello.

Dorothea durchſtrich an des Malers Arm die herrliche Gegend ohne Zwang und Ziererei; ſie lebten und webten in einander, und wenn er über Hochmenſchliches und Göttliches ſo in hellen, friſchen Flammen ſprach, ruhte ihr dunkles, ſchönes Auge mit dem Ausdruck höchſter Freundlichkeit auf ihm; er aber erkräftigte und begeiſterte ſich an ihren warmen, geiſtduftenden Seelenausgüſſen und ſchlang jedes ihrer Worte wie heißhungrig hinab.

„Unſere ganze Lebensgeſtaltung iſt eine krankhafte, verkrüppelte Blume," ſprach er auf einem ſolchen Spaziergange; eine furchtbare Verkehrtheit und Verſchrobenheit herrſcht in allen einzelnen Theilen dieſes Lebens, in der Politik, in den einzelnen Fächern der Wiſſenſchaft und namentlich auch in der Kunſt. Wo der Geiſt frei walten und ſich entfalten ſollte, ein üppiger Oelbaum, finden wir überall ſtarre Formen, einſt dazu beſtimmt, den unbändigen Geiſt, der vielen gewaltigen Leuten ſonſt ein unerträgliches Ding war, zu bannen, einzuſchließen, zu beſchränken. Nun aber hat ſich der Geiſt durch die kleinſten Klinſen ſeines unnatürlichen Kerkers befreit, die Form iſt geblieben, und man muthet den genialen Köpfen unſrer Zeit, in welchen der geflohene Geiſt wieder jugendlich geboren worden, mit dictatoriſchen Machtbefehlen zu, dieſe leeren Formen für den Geiſt zu nehmen, der doch in ihnen ſauſ't und ſiedet, der ihnen als lebendige Schöpfungskraft, als urthätiger Lebenstrieb in die Hand quillt, und wenn ſie dem hohlen Tyrannenworte ſich nicht fügen wollen, ſo werden ihnen die Schöpferhände gefeſſelt.“

„Sie urtheilen ſehr hart von unſrer Zeit, die doch ſo viel Herrliches und Schönes hervorgebracht hat,“ ſagte Dorothea. „Sind denn nicht namentlich in dieſer unſrer Zeit ſo viele alte Formen geſtürzt und zerſchlagen worden, und der Geiſt darf wieder frei walten?“

„So lange das ſtarre Haus des Despotismus, der Willkühr einer bevorzugten Menſchenklaſſe, dieſe unförmliche, drückende Steinmaſſe, einer gewaltigen Räuberburg des Mittelalters noch ſteht, dürfen wir von keiner wahren Geiſtesfreiheit reden; alle Blüthen, die ſie treibt, ſind verkümmert und tragen nur dürftige Früchte. Denn von ihrer hohen Warte ſchauen die Raubritter auf alle Straßen hinaus, wo Menſchenkraft ſich thätig regt, und wo irgend ein kühner, göttlicher Gedanke voll eigenthümlicher Kraft und Würde, voll feuriger, hinreißender Überzeugung leicht und arglos hervorſpringt, da ſenden ſie ihre Schergen aus, ihn einzufangen, zu knebeln, zu knuten. Wahre Geiſtesfreiheit duldet keinen Zwang; ſie iſt die Sonne, die alle Lebensblüthen zur rechten Zeit hervorlockt; ohne ſie iſt Alles todt oder ſiechend. Nun gerade unſer Leben iſt ein ewiges Siechthum. Ich will mich nur auf den Zweig der Kunſt, auf das Reis, deſſen Blüthen ich zu pflücken ſtrebe, auf die Malerkunſt — eine der göttlichſten Künſte auf Erden — beſchränken. O, wie ſind die Menſchen, wie die Maler ſelbſt von der Natur abgewichen! Es iſt eine zurückſchreckende, geiſtniederdrückende, traurige Wahrnehmung, — aber ſie iſt leider nur zu ſehr in den Thatſachen und täglichen Erfahrungen begründet, — daß die wahre Natur verkannt, verachtet, zurückgeſtoßen, und die widrige Unnatur vergöttert, geprieſen, erhoben wird.“

„Ich kann mich diesmal nicht von Ihren Behauptungen überzeugen, ſo ſehr ich ſonſt gewohnt bin, in Ihren Äußerungen den Spiegel meiner eignen Empfindungen zu ſehen. Würde ich Ihnen jetzt unbedingten Glauben beimeſſen, ich käme in einen Widerſpruch mit mir ſelbſt; denn ich bin ſtets der Meinung geweſen, unſer Zeitalter habe ſich nun glücklich aus den ſteifen Banden der Verſchrobenheit losgewunden, und mit den Tagen der Reifröcke, der gepuderten Männerzöpfe und Haarbeutel ſeyen auch die Tage des Ungeſchmacks und der Unnatur in Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft auf immer dahin. Soll ich Ihnen, um meine Anſicht zu rechtfertigen, die Namen großer Genien nennen, welche die neue Zeit im Gebiete der Dichtkunſt und Wiſſenſchaft hervorgerufen, ſoll ich Sie an die ungeheuern Fortſchritte, vorzüglich der Letztern, erinnern?“

„Ich billige Ihre Anſicht, mein Fräulein,“ verſetzte der Maler artig, „obgleich ich weit entfernt bin, ſie für die richtige zu halten. Die gänzliche Verkehrheit unſeres ganzen Lebens, das furchtbare Entfremden von der Natur liegt viel zu tief und verwurzelt ſich in alle unſre öffentlichen und Privatinſtitute, religiöſe, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche, politiſche; es iſt nicht irgend ein Aſt oder hie und da ein Zweig unſeres Lebensbaums verdorben, ſondern der ganze Baum von ſeinem kleinſten Gewürzel bis zum höchſten Zweige, iſt ſo gänzlich vergiftet und ſteht ſo kraft- und ſaftlos, läßt die Zweige traurig hängen, treibt nur dürftiges Laub, bringt nur verkrüppelte Blüthen und faſt gar keine Früchte. Es iſt alſo nicht daran zu denken, daß dieſer Baum beſſerer Säfte theilhaftig werde; denn obgleich der Boden trefflich, nahrhaft und reichſpendend iſt, ſo begießt ihn doch die bevorrechtete Klaſſe, die ſich Vorzüge anmaaßt vor der übrigen Menſchheit, mit der ſcharfen Lauge ihres Egoismus und zapft ihm mit gewaltthätiger Hand die beſten Säfte ab, weil der üppig grünende Baum nachtheiligen Schatten auf das Feld ihrer Habſucht und Herrſchſucht werfen würde. Dieſer unglückliche Baum muß alſo verdorren und abſterben; er iſt nicht mehr zu retten. Das Regen der ſchönen jungen Kräfte, welches Sie meiner Behauptung als Gegenbeweis entgegenſetzten, gehört einem jungen Stämmchen an, welches Gottlob!

üppig aus dem mit Martyrer- und Bürgerblut reichlich gedüngten Boden geſproßt iſt. Schon hat die Adels- und Pfaffenariſtokratie ihre frevelnde Hand euch an dieſes neue Lebensreis gelegt, um es ebenfalls zu vergiften und zu verderben, gleich dem alten Baume; ſchon haben die Frechen ihm manchen ſchönen Sproß geraubt, manchen Zweig geknickt; aber die innere Kraft des Stämmleins hat ſich als eine gewaltige angekündigt; es treibt immer neue Reiſer, und Pfaffen und Despoten haben die Macht des vorigen Jahrhunderts nicht mehr, das Bäumlein nach ihren Wünſchen zu erziehen. Der Volkswille wird als ein feſter Zaun um das Bäumchen wachſen. Aber, laſſen Sie uns doch nicht vergeſſen, daß es erſt ein zartes Reis, nur ein ſchwaches Stämmchen iſt. Es wird noch viel Blut, unermeßlich viel Blut um ſeinen Stamm gegoſſen werden müſſen, eh' es zum mächtigen Baume erwächſt. Die Despoten und Tyrannen werden davon Rechenſchaft zu geben haben. Ach, ein Pflänzlein iſt noch lange kein Baum, die Morgenröthe noch lange nicht der helle, volle Tag. Was Sie für gänzliche Wiederherſtellung der Natur und das Bewilligen ihrer gerechten Forderungen an den Zeitgeiſt halten, iſt kaum die erſte Ahnung, kaum das Zeichen einſtiger Gewährung. Doch, auch für dieſen erſten Wurf wollen wir nicht undankbar ſeyn; wir wollen nicht verkennen, daß wir, ſobald nur einmal ein Anfang gemacht iſt, durch allmähliges Fortſchreiten, und ſollte es noch ſo langſam gehen, endlich doch zum Ziele kommen.

Doch, ſehen Sie, theuerſtes Fräulein, ich bin vom Wege nach dem meinigen weit abgeſchweift; ich wollte nur von der Unnatur der Malerei ſprechen, und nun weiß ich kaum ſelbſt mehr, wovon ich Alles geſprochen habe. Doch, ſehen Sie gerade in meiner ſcheinbaren Abweichung den Beweis der Worte, die ich ſchon oft, auch bei Ihnen ausgeſprochen, daß das Leben ein Ganzes iſt, welches nur beſchränkte Köpfe, denen bei'm Großen und Ungeheuern bange wird, und gelehrte Narren, die Alles in Tabellen bringen, zu zerſchneiden und in einzelnen Schichten und Parcellen neben und unter einander zu ſtellen abgeſchmackt genug ſind. Ja, das Menſchenleben mit all' ſeinen tauſendfarbigen Schilderungen iſt ein Ganzes, und nur der, welcher das Ganze mit empfänglichem Sinne, mit reiner, friſcher Lebensgluth in ſich aufzunehmen und gleichſam im geiſtigen Extract ſich anzueignen weiß, kann dann das Einzelne, dem er die Kraft ſeines Lebens weiht, recht verſtehen, das Verhältniß dieſes Einzelnen auf das Ganze, ohne welches alles Schaffen nur mechaniſches Hantbieren iſt, recht begreifen und ſich ſo als wahr und mit Erfolg eingreifendes Glied der großen Kette alles Seyns darſtellen. Doch, auch dieſe Erörterung und Entſchuldigung meiner vorhin begangenen Abſchweifung iſt ſchon wieder eine neue, und voll Beſorgniß, Sie, werthes Fräulein, damit gelangweilt zu haben, bitte ich höflich um Verzeihung.“

„Sie thun mir mit dieſer Bitte erſt wehe, Herr Adlerkranz. Ich könnte Ihnen ſtunden-, ja tagelang ſo zuhören, ohne daß mir die leiſeſte Ahnung an etwas, das wie Langeweile ausſähe, in den Sinn käme, aber ich wollte Sie nur höflich erinnern, daß Sie zwar ſehr viel Schönes und Treffendes geſagt, mich aber doch noch nicht eigentlich widerlegt haben. Laſſen Sie uns, um nicht gleich in's Immenſe zu kommen, bei den ſchönen Künſten, und unter dieſen bei den ſchönſten, bei der Maler- und Dichtkunſt verweilen! belehren Sie mich an dieſen, wenn ich bitten darf, daß wir zur Zeit darin noch von aller Natur ſo ſehr weit entfernt ſind, wie Sie behaupten.“

„Wenn ich auf Ihren gütigen Wunſch auch

von der Poeſie redete, ſo wagte ich mich auf ein Feld, welches mir zwar ſehr werth iſt, auf welchem ich aber doch nicht heimiſch bin. Doch, ich beginne mit der Malerei. Ihr ſchönſter Vorwurf iſt unſtreitig des Schöpfers Meiſterwerk, der Menſch. Jeder Genre der Malerei, der den Menſchen nicht miterfaßt in ſeiner verſchiedenſten Individualität, iſt nur Stümperei. Wie nun aber Überbildung, ein krankhaftes, durch Verzärtelung und böſe Heimlichkeitskrämerei erzeugtes Schaamgefühl, klimatiſche Verhältniſſe, die nachtheilige Einwirkung mancher ſchwachen und fehlerhaften Dogmen einer übrigens trefflichen Religion — wenn ſie nur mit der Zeit wäre fortgebildet worden — verkehrte und ſchädliche Geſetze, von den Despoten nur zu ihrer Erhaltung gegeben, das Meiſterſtück Gottes ſchmählich herabgewürdigt haben, ſo iſt auch die Kunſt, daſſelbe bildlich auf der Leinwand darzuſtellen, mittelbar durch alle jene Dinge mitherabgewürdigt worden und hat ſich, tief und tiefer ſinkend, meiſt nur noch als Fertigkeit erhalten, ein gleichgültiges Geſicht gleichgültig abzuconterfeien. Wo denn, ich bitte Sie, hätte das eminent'ſte Talent Gelegenheit, die bildende Natur in der höchſten Schönheit ihrer Meiſterſchöpfungen zu belauſchen? Und wenn wir auch keine Haarbeutel und Reifröcke mehr tragen, ſo feſſeln wir die Schönheit des Körpers durch Schnürbrüſte, die der böſe Erbfeind der Menſchheit erfunden haben muß, um den Keim des neuen Lebens in der Mutterbruſt ſchon zu verderben; wir entſtellen den Körper durch eine Menge abgeſchmackten Zierraths, aus der Hand eines philoſophiſchen Schneiders hervorgegangen, der ſich ja endlich überzeugt halten muß, er könne und müſſe den lieben Herrgott verbeſſern, — denn es ſagen's ihm alle ſeine Kunden; wir kleiden uns in Frack, wunderliche Beinkleider, legen einen Strick um den Hals, ſetzen ein wunderliches Gebäude auf den Kopf und verrathen, ohne daß wir es ſelbſt wiſſen — die Gewohnheit hat uns die Augen dafür genommen — an die Grenzen des Abſcheulichen, wenn nicht gar hinein. Was bleibt denn von der menſchlichen Geſtalt weiter übrig, als das Geſicht, und meiſt ſind die Muskeln deſſelben durch Binden und Halstücher, die Gewaltthätigkeiten des Friſeurs, durch Kopfaufſätze u. ſ. w. nicht mehr in ihrer natürlichen Lage; die feinen Züge werden verwiſcht; die Wahrheit des innigſten Ausdrucks der Seele geht verloren. Sind die meiſten Menſchen doch in ihrer Unnatur ſo weit gekommen, daß ſie ein reizendes Weib, die die Fülle ihrer Schönheit nicht bis an den Hals mit Seide, Wolle, Baumwolle, Leinwand u. dgl. bedeckt, ſondern ſich etwas freier kleidet, als vielleicht eine wohlverwahrte unzüchtige Dirne, für ſchaamlos und frech halten. Die ganze Zunft leichtfertiger Weiber, bei deren jeder, was für ein Amadis es auch ſey, zu jeglicher vor Verräthern ſichern Zeit ohne viel' Mühe ſeine Schäferſtunde feiern kann, zetert und ſchreit: Kreuzige, kreuzige ſie! man erzählt ſich in allen Geſellſchaften, auf Gaſſen und Straßen von der entſetzlichen Kleidung der Dame; Klatſchſchweſtern tragen die Mähr von Haus zu Haus, und die edle Frau, die ſich einfallen ließ, von der Schönheit, die ihr durch des guten Gottes Hand ward, des Gottes, der doch alle Güter für Alle austheilte, einem Kenner-Auge zur Labung und Entzückung auch etwas zu gönnen, muß mit dem Verluſte ihres ſogenannten guten Rufes büßen. O, in Gottes großer Schöpfung gibt's nichts Größeres, als der Menſch; aber der Menſch, ſo, wie er in der Geſellſchaft lebt, die man gewöhnlich das große Publikum der Städte nennt, iſt zur ſchlechteſten Creatur des Schöpfers geworden."

„Sie werden ſehr bitter, lieber Freund," erinnerte Dorothea etwas ängſtlich, denn des Malers Geſicht hatte wirklich den Ausdruck eines unbezwinglichen Ekels angenommen.

„O, ich kann mich erzürnen!“ rief Adlerkranz weiter und ballte die Fauſt; o, ich kann wüthen über dies ſchlappige, plapperige, breitmaulige, breitſelige, über alle Maaßen ekelhafte Weibsvolk, wie es in großen und kleinen Städten in Kränzchen zuſammenkriecht, in Theeklatſchen zuſammenläuft, auf Privatbällchen zuſammenklebt, um mit ſpitzer Giftzunge über irgend eine edle Frau, die über ihren ſtinkenden Wuſt erhaben iſt, oder über einen edlen Mann, den ſie nicht begreifen und verſtehen, herzufallen und das reine Kleid des guten Namens derſelben zu beſpritzen! o, ich möchte toll werden über die furchtbare Entartung des Menſchengeſchlechts in den elenden Männern ſolcher giftigen Sirenen, Männern, die mit ſpießbürgerlicher Behaglichkeit ſich die Ausgeburt der ſchönen Seelen in gehöriger Breite vorſalbadern laſſen, ihr Senflein auch dazu geben und ſich herzlich freuen über die treffliche Unterhaltung! da möchte man freilich an der Regeneration der Menſchheit verzweifeln. Aber, Gottlob! es gibt viel' edle Seelen, und ich kenne Frauen, vor denen ich mich mit dem Gefühle der innigſten Hochachtung verneige, Frauen, wie Sie, mein Fräulein, wie Ihre vortreffliche Mutter. Ja, Dorothea, warum ſoll ich es Ihnen nicht mit Worten ſagen, was Ihnen ſchon lange aus meinem ganzen Weſen entgegengeleuchtet hat, daß mich die größte Hochachtung für Sie durchglüht, meine Seele reinigt und kräftigt? Es thut mir ja unendlich wohl, Ihnen dies mit deutlichen, herzlichen Worten zu ſagen; denn, wie auch Blicke und Gefühle nach dem goldnen Ziele ſchweifen, das Wort allein iſt der goldne Pfeil, der das goldne Ziel wirklich trifft.“

„Es kann mir nur höchſt erfreulich ſeyn, dieſe Verſicherung aus dem Munde eines Mannes zu hören, der meine ganze Hochachtung ſchon beſaß, eh' ich ihn perſönlich kannte,“ verſetzte Dorothea mit einer lieblichen Röthe auf den bleichen Wangen und einem milden Strahl aus den dunkeln Augen auf den Maler, „und für den die Hochachtung ſich bis zur Bewunderung ſteigerte, ſeit ich ihn auch perſönlich kenne,“ ſetzte ſie leiſer und mit niedergeſchlagenen Augen hinzu, „wenn ich auch nicht die Stärke des Geiſtes beſitze, all' ſeinen kühnen Ideen zu folgen.“

„Sie beſchämen mich, Fräulein,“ ſagte der Maler, „doch Ihre Worte thun mir dabei unendlich wohl und laſſen mich einen Freundſchaftsbund zwiſchen uns hoffen, der ſeinen Theil zur Beſſerung des Menſchengeſchlechts beitragen ſoll. Laſſen Sie uns in unſerm Kreiſe vereint wirken und ſchaffen, die unverdorbenen Landbewohner belehren und bilden und die empfänglichen Gemüther unſrer Geſellſchaft weiter führen. Jenes Geſchmeiß, von welchem ich vorhin ſprach, bleibe von uns unbeachtet; es lebt ohnedies nur in Städten als vorſtrebender Mittelſtand, es ſind die Weiber der Krämer, der Subalternen in den Gerichtshöfen und Collegien und all' ſolch kleiner Angeſtellten geiſtlichen ſind weltlichen Standes, nebſt ihren lieben Eheherren, die meiſt das Glück, ſo unterhaltende Weiber zu haben, mit Verhärtungen und Erhöhungen ihrer Stirn erkaufen. Auch in dieſe chaotiſchen Sümpfe, dieſe ſtagnirenden Waſſer der bürgerlich vornehmen Geſelligkeit, in dieſe Theepfützen der Klatſcherei, in dieſen grauſigen Schlund, welcher außer Thee, Kaffee, Zucker, Kuchen, Wein und Bier auch noch guten Namen, Ehre u. dgl. mit gieriger Gefräßigkeit ſchluckt, wird einſt ein Sonnenſtrahl der Verklärung fallen, der die böſen Nebel, aufſteigend aus langweiligen und ſich langweilenden böſen Gemüthern, zerſtreut, und dieſe mephitiſchen Sümpfe austrocknet; freilich wird dazu noch lange Zeit gehören und wir werden's nicht erleben. Aber unſer großer Nationaldichter ſagt ja ſo ſchön und wahr:

Im engen Kreis verengert ſich der Sinn;
Es wächſt der Menſch mit ſeinen höhern Zwecken.

Und da furwahr die Kreiſe und der Sinn jener Menſchen nicht mehr enger ſeyn können, ſo müſſen wir nun eine Erweiterung hoffen; und ſind nicht die höhern Zwecke vor Aller Augen? Wer ſie nur erkennen könnte und wollte! Aber viel' große Herzen erkennen ſie und breiten ſie weit und weiter aus, und ſo wird denn mit der Zeit der Menſch wachſen, bis es mit Gottes Gnade und Hülfe auch an jene Gevatter Schneider und Handſchuhmacher und ihre Ehehälften und Baſen kommt. Aber indem ich ſpreche, bemerke ich zu meinem großen Verdruß, daß ich abermals ganz von meinem Thema abgekommen bin, und zwar durch einen unnützen Eifer, deſſen der Gegenſtand durchaus unwürdig iſt. Ich ſcheine heute verurtheilt zu ſeyn, nicht bei der Stange bleiben zu können. Vielleicht ſpreche ich mich ein Andermal umſtändlicher und mit mehr Gründlichkeit über die großen Mängel unſrer Malerei, ſo wie ſie jetzt iſt, aus. Jetzt wollte ich Ihnen kurz nur ſo Viel bemerken, daß das höchſte Studium des Malers ſtets die Schönheit des menſchlichen Körpers iſt und bleibt. Fleiſch malen, weiches, wolliges, ſchwellendes Fleiſch mit ſeinem Leben, ſeiner wahren Farbe und Natürlichkeit, ſo, wie es ſich um Bruſt und Hüften eines kräftigen Jünglings, einer blühenden, vollen Jungfrau wie üppige Roſenknospen aufbläht, aufkeimt, aufblüht, entfaltet und in ſchwellender Umſpannung wölbt, ſolches Fleiſch malen, ſolchen Körper malen, das iſt die höchſte und ſchönſte Aufgabe der Künſtlerhand, deren Sehnen und Muskeln der heilige Genius der Kunſt ſelber ſpannt. Aber, wo ſehen wir denn ſolche Muſter? Ja, wenn wir uns Wundergläſer anſchaffen könnten, durch welche ſeidne, baumwollene, leinene Stoffe betrachtet, in ein Nichts zerrönnen! Es gibt noch manche mediceiſche Venus, noch manche Helena; aber wo entdecken wir ſie? Nicht um eine Welt, ſelbſt wenn ich ſie entdeckt hätte, würden ſie meinem Auge ihre unverhüllte Schönheit Preis geben. Wir müſſen uns mit elenden Gipſen behelfen, oder noch lächerlicher iſt der Rath gutmeinender Leute, wir ſollten aus der Phantaſie malen. Viele gehen ſo weit, zu behaupten, es ſey ſogar unſchicklich, einen nackten Körper zu malen, ſein Anblick reize die Sinnlichkeit, erhitze das Blut, verderbe die Jugend, eine züchtige Jungfrau dürfe niemals ein nacktes, männliches Gemälde, ſo wie ein wohlgeſitteter Jüngling nie ein nacktes, weibliches Gemälde ſehen, und wie all' der gräßliche Unſinn, der jetzt an der Tagesordnung iſt, heißt. Ja, mit der Dummheit kämpfen ſelbſt Götter vergebens! Und ſo kann ich nur mit blutendem Herzen die ſchönſte und edelſte Bildungsſchule des menſchlichen Geiſtes als eine Schule der Sittenverderbniß verſchreien hören, der Verderbniß, die doch gerade in ihrer eignen ſogenannten Züchtigkeit liegt; denn die Heimlichkeit, womit böſe Luſt unter ihnen ſchleicht, ſtempelt das Blüthenwerk der Natur erſt zur wahren Sünde. Das war anders bei den glückſeligen Griechen. Da war es dem geſunden, an edle Formen gewöhnten Auge unverwehrt, ſich in das Zaubernetz der Schönheit zu verſtricken, und dem Blicke folgte die ſüße, kräftige Begierde, das jetzt zum bleichen Verbrecher geſtempelte ſchönſte Kind der phyſiſchen Natur des Menſchen, und der Begierde durfte ſein üppiger Bruder auf dem Fuße folgen, der erlaubte Genuß. Da waren auch Leib und Seele inniger verbunden, als jetzt, wo dieſe identiſchen Dinge von einer trüben Religionsphiloſophie in zwei ganz verſchiedene Weſen zerſchnitten und zertheilt worden ſind. Da war am Jüngling und an der Jungfrau Alles Gefühl, Alles Natur, Alles Wahrheit vom Wirbel des Haupthaars bis zur Fußzehe hinab; da blitzte das Künſtlerauge in der Künſtlerhand, und die Hand ſchaffte ſchon im Auge. Ohngefährdet ihres „guten Rufs,“ wovon der göttliche, poetiſche Grieche freilich keine Ahnung des Begriffs hatte, welchen wir damit verbinden, konnte eine Jungfrau jährlich Einmal in der Wonnezeit des Lenzes, wo alle Gefühle ſich ſtärker regen und Befriedigung heiſchen, an den Feſten der Venus, der ewigen Liebesmutter, ſich dem Wonnerauſch des Genuſſes, dem Lebenstaumel, der heiligen Trunkenheit höchſter Empfindung hingeben, durfte mit jugend- und luſtbrennenden Lippen aus dem Becher des Genuſſes den Nektar der Liebe ſchlürfen, und Niemand ſtrafte ſie; kein klatſchſüchtiges Weibervolk ſtach mit Giftzünglein nach ihr; — Alle waren voll gleicher, großer Gefühle; Alle folgten dem herrlichen Triebe, der die Welt ewig jung ſchafft; Alle berauſchten ſich im Weine der Befriedigung der Natur, und Jungfrau und Jüngling, gleich ſtark, gleich kräftig, gleich edel, lebten in harmloſer Ungebundenheit zuſammen. Und ſo nur konnte ein ſo großes Geſchlecht blühen, ſo nur die Künſte bei ihnen auf jene Stufe ſich erheben, wo ſie alle Jahrtauſende in ſchwachen Überreſten anſtaunen werden. Das Leben war frei; auf ſeinen Fittigen ſtieg die Kunſt zur Sonnenhöhe. Unſer Leben iſt mit Tauſend und aber Tauſend Ketten beladen, zuſammengeſchnürt, gebunden, geknebelt, und die Kunſt kriecht im Staube, beſudelt ſich und wird zur Laſtträgerin niedriger Bedürfniſſe, zur milchenden Kuh ungeweihter Hände herabgewürdigt. Nachher faſeln uns nüchterne Kritiker, aufgeblaſene Kunſtkenner und junge, bleiche Leute, denen die heimliche Sünderin als Predigerin der verhüllten Züchtigkeit auf den erdfahlen Wangen ſitzt, etwas von Idealen vor. Da heißt's immer: Der Maler, der Dichter muß ſich ein Ideal ſchaffen; der Apollo von Belvedere iſt das Ideal männlicher, die mediceiſche Venus das Ideal weiblicher Schönheit; Jeſus Chriſtus iſt das Ideal göttlicher Tugend, die Jungfrau Maria das Ideal der Mutterliebe. O über das Geſchwätz! über die thörichte Wortſpielerei! Ich denke immer an ein Paar Verſe in Goethe's Fauſt:

> Und wo euch die Begriffe fehlen,
> Da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein.

Es gibt kein Ideal ohne Individualität, und in der höchſten Vollendung der Kunſt tritt gerade ſie als Krone des Werks, nämlich als Liebenswürdigkeit hervor. Nehmt ſie heraus, und ihr habt ein ſtarres, ſchreckliches Bild, und wenn es den ſtrengſten Regeln der Architectur genügt; die Seele iſt ihm geſtohlen. Um Menſchen zu malen, muß ich Menſchen ſehen, um eine Venus zu ſchaffen, muß mir ein ſchönes Mädchen oder vielmehr müſſen mir viel' ſchöne Mädchen ſitzen; aus ihren Individualitäten, ſo, wie ſie zur Vollendung zuſammen paſſen, ſchaff' ich mir die Individualität meiner Venus, und das iſt dann ein Ideal in meinem und in jedes Verſtändigen Sinne. Doch, ich ermüde Sie, mein Fräulein, und breche um ſo eher ab, da ich gewiß Manches geſagt habe, was ſich mit ihren geläuterten Anſichten nicht verträgt.“

„Ich möchte Ihnen Manches entgegnen, doch hat mich Ihre Beredtſamkeit jetzt ganz gefangen genommen, und es koſtet mir Überlegung, eh' ich meine Gründe zuſammenbringe. Alſo ein Andermal davon. Um Ihnen aber zu beweiſen, wie gut ich den reinen und hohen Sinn ihrer Worte begriffen habe, wie ich die Begeiſterung für die Kunſt mit Ihnen theile, die Sie mir meiſt eingehaucht haben, gebe ich Ihnen die Verſicherung.

daß ich keinen Augenblick anſtehen würde, Ihnen unverhüllt zu einem Gemälde zu ſitzen, wenn Sie es wünſchten; auch würde ich die Schweſter Bertha, die einen ſchönen, jugendlichen Körper hat, dazu bereden; ich weiß, ſie folgt mir. Alles müßte freilich mit Bewilligung der Mutter und unter dem Mantel des tiefſten Geheimniſſes geſchehen.“

„O, Sie Einzige, Unvergleichliche!“ jubelte Adlerkranz auf. „Ich habe mich nicht in Ihnen geirrt, und wenn es möglich geweſen iſt, daß meine Hochachtung zu Ihnen noch ſteigen konnte, fürwahr, ſo ſteht ſie jetzt auf dem höchſten Gipfel, ſie iſt bis zur abgöttiſchen Verehrung geſteigert.“ Er küßte ihre Hand und weinte Thränen des Entzückens darauf. Es war ein heiliger Augenblick, und Leben quoll aus ihren Herzen durch Augen und Hände zuſammen in einen Strom.

„In einer gleichen ſchönen Stunde ſprechen wir von Ihren Anſichten über die Dichtkunſt unſerer Zeit und greifen auch das Thema der Malerei wieder auf, — nicht wahr, mein Freund?“ fragte Dorothea mit ſchmeichelnder Stimme.

„Alles, was Sie wünſchen; ich bin nun ganz der Ihrige und gebe mich, wie ich bin, ohne Rückhalt, mit all' meinen Fehlern und Schwächen. Kein Fältchen meiner Seele verbirgt Ihnen etwas in mir; ſie liege vor Ihnen, wie ein aufgeſchlagenes Buch; leſen Sie, blättern Sie darin.“

„Nun aber kommen Sie nach Hauſe; ich leſe Ihnen noch ein Kapitel aus des göttlichen Heinze Ardinghello vor, und neue Wonne wird über uns ſtrömen.“

Hand in Hand kehrten ſie nach dem Schloſſe zurück.

Sechſtes Kapitel.

Sie treffen dieſen Vormittag noch ein.
Schiller, die Piccolomini.

Dorothea hatte ihrer Schweſter in der Reſidenz von der Rückkehr und Krankheit der Mutter geſchrieben, und einige Tage darauf rollte der prächtige Reiſewagen des Geheimen-Conferenz-Raths von Leyſſer durch das Schloßthor. Weder Theodor, noch Dorothea flogen der Schweſter entgegen, um ſie nach ihrer Art freundlich, herzlich zu begrüßen, und Bertha wurde durch das Eintreten des Kammerdieners davon abgehalten, welcher den Herrn Geheimenrath nebſt Gemahlin in aller Form meldete und in ihrem Namen für ſie um Erlaubniß bat, der gnädigen Frau Baronin aufwarten zu dürfen. Adlerkranz war gerade im Krankenzimmer gegenwärtig und würde mit ſeiner natürlichen Offenheit zweifelsohne ſein Erſtaunen über dieſe ſteife Anmeldung ausgeſprochen haben, wenn ihn nicht das Benehmen der Baronin in ein noch größeres verſetzt hätte. Mit beredten Blicken, aber ſtummem Munde nahm er im Weſen der verehrten Frau eine plötzliche, ihm ſehr unangenehme Veränderung wahr, und über die Betrachtung, wie dieſe aus ihrem Charakter und den möglichen Umſtänden zu erklären ſeyn möchte, vergaß er ſich darüber auszuſprechen und harrte nur mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Entwicklung der nächſten Minuten. Aus dem Geſichte der Baronin war nämlich jener Ausdruck der Milde, der ſonſt wie Frühlingsſonnenſchein in den Zügen deſſelben lag und von dort aus als leiſe bindender Zauber die Herzen an ſich zog, jener Aetherſtrahl der Liebe war verſchwunden und hatte einer kalten Förmlichkeit Platz gemacht, wie man ſie meiſt auf den gezwungenen, verzerrten Geſichtern der ſogenannten vornehmen Welt wie das todte Licht einer Kunſtlampe liegen ſieht.

Der Haushofmeiſter, der einzige Menſch im

Hauſe, der noch an den verſtorbenen Baron erinnerte und auch deſſen eigentlicher Diener geweſen war, mit Einem Worte: das einzige lebende Stück ceremoniellen Adelsweſens, welches noch auf Hammerſtein vegetirte, wurde ſofort beauftragt, die angekommenen Gäſte nach aller Form zu bewillkommen. Es war alſo nicht der Gruß der plötzlich im Herzen aufkochenden und überwallenden Liebe, es war nicht der Überraſchungsjubel eines vom electriſchen Schlage der Freude berührten Gemüths, ſondern die kalte, weſenloſe Erbärmlichkeit nüchternen Gebrauchs, welche eine Tochter empfing an der Schwelle des mütterlichen Hauſes. Dem Maler that das Alles weh', ſehr weh'; es fuhren ihm bei der Betrachtung der ungewohnten und fremden Dinge, die plötzlich vor ſeinen Augen vorgingen, ſeltſam bittere und wehmüthige Gedanken durch den Sinn; er meinte ſich auch in der alten Baronin und ihren Kindern, in den Menſchen getäuſcht zu haben, die ihm auf dieſer Erde die liebſten geworden waren; es wehte ſein warmes Herz wie Eisluft an, der erſtickende Grufthauch der Höfe, die Peſtilenzatmosphäre, die um Sterne, Bänder und Orden fluthet, ſchien auf ihn eindringen zu wollen, und er fühlte ſich ſo beengt, ſo befangen, ſo verwundet vom Giſtpfeil der entmenſchten, gleißneriſchen Furie, die man Etiquette nennt, daß er ſich ſchmerzlich abwendete und in ſtummem Harren nach der Thüre ſah. Der alte Haushofmeiſter öffnete dieſelbe mit vielen Bücklingen, und ein langer, ziemlich dürrer Mann trat an der Seite einer ſchlanken, ſchönen Frau herein. Des Malers Auge las mit ſcharfen Blicken aus Geſicht und Geſtalt dieſes Ehepaars ihre innerſte Seele. Der kleine, runde, mit fahlen Haaren dürftig bepflanzte Kopf des Geheimen-Conferenz-Rathes zeigte vorn ein eingefallenes Geſicht, deſſen Farbe mit der des Haares harmonirte; die ſchmalgeſchnittenen Lippen verzogen ſich bei ſeinem Eintritt zu jenem formellen, freundlichen Lächeln oder vielmehr Grinſen, von welchem das Herz nichts weiß, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil kein ſolches vorhanden iſt; dadurch wurden ein Paar Reihen Zähne ſichtbar, die der gefährliche Gebrauch verdächtiger Medicamente ſchwarz und dunkelblau gefärbt hatte; auf der kleinen, etwas aufgeſtülpten Naſe ſaß eine Brille mit goldnem Geſtell, die dem Ausdruck der grauen Augen und des ganzen Geſichts etwas ungemein Freches mittheilten. Haltung und Bewegung des Körpers, vorzüglich das charakteriſtiſche Tragen des Kopfes ſtanden damit keineswegs in Widerſpruch, ſondern ſchienen vielmehr jene Brillenſprache noch zu bekräftigen.

Die Frau dagegen war wirklich ſchön. Sie hatte keine Ähnlichkeit mit ihren übrigen Geſchwiſtern, vielleicht einige Züge von Bertha; obgleich ihr Geſicht die vornehme Farbe trug, d. h. jene beliebte durchſichtige Bläſſe, kaum von ein wenig Roth angehaucht, eine Geſichtsfarbe, welche weder das Kind der Geſundheit, noch der Seelenheiterkeit iſt, obgleich auf dieſem vornehmblaſſen Geſichte außerdem auch noch die durch Hofzwang und die Sitte der ewigen Lüge eingetretene Verſteinerung eines nichtsſagenden Lächelns lag, obgleich um Mund und Auge einige auf ſtarke Sinnlichkeit hindeutenden Züge redeten, wie ſie der reine Mann ungern am Weibe gewahrt; ſo ſchimmerte doch durch dies Alles etwas Edles und Anſprechendes hindurch. Es war ein unter den Ruinen eines Tempels vergrabenes Kirchenheiligthum, deſſen goldener Rand aus jenen Trümmern hervorleuchtete, aber vom ungeübten Auge leicht überſehen werden konnte. Adlerkranz hatte es bald herausgefunden und hielt es wohl der Mühe werth, weitere Nachgrabungen nach dem verſchütteten Schatze anzuſtellen. In dem großen Auge der Frau von Leyſſer lag viel Stolz, das rückſichtsloſe ſich Erheben über die Umgebung und der unbedingte Anſpruch auf Huldigung, der es unmöglich findet, zurückgewieſen zu werden. Eine ſchlanke, ſchöngebaute Geſtalt, ein kleiner, zierlicher Fuß, ein voller Hals, üppiger Buſen, dunkelbraunes Haar, welches den weißen Teint der Haut auffallend hob, und die geſchmackvolle Pracht der Kleidung unterſtützten freilich dieſen Anſpruch um ein Bedeutendes. Man ſah es der Frau von Leyſſer bei ihrem erſten Eintreten in das Zimmer ihrer Mutter, wo ſie ſogleich den jungen, ſchönen, ihr unbekannten Mann gewahrte, mehr, als zu deutlich an, daß ſie überall, wo ſie auftrat, gewohnt war, die vollſte Huldigung der Männer zu empfangen, und daß in ihr kein Zweifel obwalte, ſie ſey auch diesmal, wie immer, ihres Sieges gewiß.

Die Mutter hatte ſich auf dem Lager erhoben, der Conferenz-Rath verneigte ſich verſchiedenemal vor ihr, ergriff ihre Hand und that, als ob er dieſelbe küſſe; ſeine Frau rief mit erkünſtelter Wärme dazwiſchen:

„Sie befinden ſich doch wieder beſſer, theuerſte Mama? Gottlob! Dorothea's Brief hat uns recht in Schrecken geſetzt.“

„Meine gnädige Frau Mama ſieht wieder recht munter aus, und unſer Herz beginnt weniger ängſtlich zu ſchlagen,“ ſprach Herr von Leyſſer in einem ſo gedehnten, ſchleppenden Ton, daß man ſchon daraus abnehmen konnte, er wiſſe nicht, wovon er rede, und behandle die Theilnahme an der Krankheit ſeiner Schwiegermutter, wie die Conferenzangelegenheiten ſeines gnädigſten Fürſten und Herrn.

Die Baronin dankte mit ſchönen, aber kalten Worten; die Angekommenen ſchienen gar keine andre Münze erwartet zu haben; man ſprach ein klein wenig über die Krankheit, dann über den Arzt, welchen Frau von Leyſſer lobte, Herr von Leyſſer tadelte. Beide Urtheile kamen zu gleicher Zeit, inzwiſchen reichten die Worte der Frau:

„Mein Schatz, ich ſage Ihnen aber, der Medicinalrath Solter iſt ein ſehr geſchickter Mann; er hat ſeine Kunſt an mir bewährt,“ hin, den Herrn Conferenzrath zum Schweigen zu bringen, Wink genug für Adlerkranz, um zu wiſſen, nach welcher Himmelsgegend die Compaßnadel des Eheſtandes in dieſem Hauſe deute.

Die Mutter fragte nach den Kindern.

„Auf Ihre gütige Verzeihung rechnend haben wir ſie mitgebracht,“ verſetzte die Tochter, „und ſie warteten nur auf die großmütterliche Erlaubniß, eintreten zu dürfen. Sie verlangten gar zu ſehr nach Ihnen, liebe Mama, und deßhalb fürchteten wir nicht, einen allzugroßen Verſtoß bei Ihnen zu begehen, wenn wir ſie mitbrächten.“

„Es macht mir viel Freude,“ ſagte die Baronin, „man ſoll ſie hereinführen!“ Der Diener, welcher bis jetzt in ſchweigender Ehrfurcht an der Thüre geſtanden hatte, entfernte ſich und führte bald darauf eine Amme herein, welche ein kleines Kind trug; neben ihr gingen drei bleiche, ſchöngeputzte Kinder, von welchen das älteſte, ein Mädchen, ohngefähr ſechs Jahre alt war. Die zwei jüngern waren Knaben, das jüngſte dagegen wieder ein Töchterlein. Die Kinder ſahen ſo ſeelenlos puppenhaft aus und knixten und verneigten ſich ſo marionettenmäßig, küßten der gnädigen Frau Großmama ſo zierlich die Hand und ſtanden dann wieder ſo ſteif und maſchinenbewegungslos da, daß dem Maler, dem Kinderfreunde, der ſonſt jedes Kind auf dem Arme herumſchleppte, es abſchmatzte, mit ihm koſete und herumtanzte, ſelbſt wie ein Kind, grauſig zu Muthe ward und er das Geſicht abwenden mußte, um nicht von dem in ihm erwachenden Gefühle des Ekels ganz übermannt zu werden.

Die Baronin ſprach mit ihren Enkeln, und der Herr Geheime-Conferenz-Rath von Leyſſer wandte ſich zu Schwager und Schwägerinnen; Dorothea war ſchon in ein Geſpräch mit ihrer verheiratheten Schweſter gerathen, welches den Maler betraf; denn kaum hatte Frau von Leyſſer dieſen erblickt, als ſie Dorotheen unter einem ſchicklichen Vorwande bei Seite zog und um den unbekannten jungen Mann befragte.

Theodor ſtellte ſeinen Freund dem Schwager vor; dieſer verneigte den Kopf kaum mit jener vornehmen Geringſchätzung im Geſichte, womit adelige Dummköpfe und das leere Stroh des Hofgeſindels in der Regel dem talentvollen Bürgerlichen zu imponiren gedenken, und wandte ſich dann zu Bertha, um dieſer viel Schönes über ihre vorgeſchrittene körperliche Ausbildung in der Zeit, ſeit er ſie nicht geſehen, zu ſagen. Das unbefangene Kind ſprach gern mit dem vornehmen Schwager; er war ſo widerlich ſüß gegen ſie und verſprach ihr, während ſeine frechen Augen mit großer Lüſternheit auf der friſch aufgegangenen Roſenknospe ihrer jungfräulichen Reize ruheten, ſie mit nach der Reſidenz zu nehmen, dort in die große Welt einzuführen, wozu es nun hohe Zeit ſey, und den Winter über bei ſich zu behalten. Bertha freute ſich kindiſch und ſprach dieſe Freude ſo unverhohlen herzlich gegen den Schwager aus und drückte ihm die Hand recht innig dankbar. Weder des Hofmanns Blicke und Worte, noch die Freude der Unſchuld waren unbeachtet geblieben; des Malers ſcharfes, argwöhniſches Auge hatte Beides gar wohl bemerkt, und gleich bei Herrn von Leyſſers erſtem an Bertha gerichteten Worte war ihm durch die reine, helle Seele ein duſtrer Schatten gefahren, der mit jedem Worte des Conferenz-Rathes an Bertha wuchs und endlich ſein ganzes Gemüth umnachtete und verfinſterte. Seinem Ohre entging keine Silbe, obgleich Theodor ihn eben der Frau von Leyſſer vorſtellte. Dieſe war weder ſo vornehm, noch ſo wortkarg gegen den ſchönen Maler, wie ihr Eheherr; im Gegentheil verſchwand die gezwungene Strenge ihres Geſichts auf einige Augenblicke; es war, als ob die Natur von innen heraus durchſchlüge und, einem ihr treu gebliebenen Manne gegenüber, den Sieg ſelbſt über verfeinerte Förmlichkeit davontrüge. Mit Wärme faßte ſie den Faden des Geſprächs auf, um die Unterhaltung daran fortzuſpinnen, und als zur Tafel gerufen wurde, hatte ſie dem Maler ſchon mehr, als Ein bedeutungsvolles Zeichen ihres Wohlwollens gegeben.

Siebentes Kapitel.

Der Umgang mit der Welt zerſtreut;
Geräuſch verſtimmt die Saiten zarter Triebe.
D'rum wählten ſich von jeder Kunſt und Liebe
Den Schoos der ſtillen Einſamkeit.

S. G. Bürde.

Auf einer felſigen Anhöhe im entlegneren Theil des an das Schloß Hammerſtein ſtoßenden großen Parks ſtand ein ſehr niedliches Häuschen, welches zwar von Außen das Anſehen einer Einſiedlerhütte hatte, innen aber ſehr bequem und zum Theil ſogar elegant eingerichtet war. Dicht unter dem Felſen, auf deſſen eben nicht rieſenhoher Stirn die Einſiedelei thronte, floß in tiefem Bette ein Bach, der aus dem Gebirge kam und nach Gewitterregen ſtark anzuſchwellen pflegte. Zwiſchen dem Bache und dem Fuße des Felſes war ein Zwiſchenraum, eigentlich das Bachufer, nur von einigen Schuhen Breite, und hier ſtand ein Gartenkanapee, mit der Rücklehne am Felſen liegend, und vorn blieb nur ſo viel Raum zum Wege, daß zwei Perſonen eng an einander gehend vorüberkonnten. Sowohl das diesſeitige, als das gegenüberſtehende Ufer war mit hohen Tannen und Fichten, Eſchen und Weiden bepflanzt. Dies Plätzchen war das abgelegenſte, düſterſte und einſamſte im ganzen Park, wurde nur im heißeſten Sommer beſucht, weil die Kühle hier vorzüglich labend und erfriſchend war, und der wenig betretene Sandweg am Fuße des Felſen hin war faſt immer verraſ't und vermooſ't. — Auch die Einſiedelei wurde gar wenig betreten, und Dorothea war die Einzige von den Hausbewohnern, welche ſie zuweilen eine Stunde in der Einſamkeit jenes Häuschens zugebracht hatte. Seit einigen Tagen hielt ſich der Maler öfter dort auf. Dorothea hatte ihn in das freundliche Stübchen der bequemen Hütte geführt; Adlerkranz fand das Licht hier ſo vortrefflich, den Aufenthalt überhaupt ſo angenehm, daß er beſchloß, hier ſeine Künſtlerarbeiten, nach welchen er ſich zu ſehnen begann, auszuführen. Vielleicht wäre aber dieſe flüchtige Idee nie realiſirt worden, wenn die Ankunft des Herrn von Leyſſer mit Familie den Maler nicht vermocht hätte, ſich aus dem engern

Kreiſe des Hauſes, zu welchem er ſich unwillkührlich mitgezählt hatte, zu welchem er eben ſo ungezwungen von den Andern mitgezählt worden war, allmählig zu entfernen. Das brutale, hochnaſige Benehmen des Geheimen-Conferenz-Rathes gegen ihn erinnerte ihn nur zu ſehr an ſeine Abkunft; die hohlköpfige Aufgeblaſenheit war dem genialen Künſtler bis zum Sterben widrig, und er nahm ſich vor, den adligen Herrn lieber zu meiden, als daß es vielleicht — er konnte für ſich ſelbſt nicht ſtehen — zwiſchen ihm und dem Schwiegerſohne des Hauſes zu einem unangenehmen Auftritt kommen ſollte. Die Einſiedelei war wie dazu gemacht, dem Maler einen verborgenen Aufenthalt zu gewähren, und als er Theodor ſeinen Wunſch genannt hatte, ließ dieſer ungeſäumt und ganz in der Stille die Einſiedelei mit ſeiner Handbibliothek verſehen, die unterdeſſen aus der Stadt angekommenen Malergeräthſchaften, Farben ꝛc. heimlich dahin bringen und führte eines Morgens ſeinen Freund in das fertige Kunſttempelchen. Adlerkranz umarmte in froher Überraſchung den Freund.

„Hier biſt du ungeſtört; denn es könnte ſeyn, daß ſich die läſtigen Geſichter auf unſerm Schloſſe noch vermehrten,“ ſagte der Lieutenant, „und ich möchte dir um Alles in der Welt nicht dadurch den Aufenthalt bei uns verleiden. Schweſter Charlotte will uns nämlich, wie ich gehört habe, mit einem Feſtin zu Ehren der Geneſung der guten Mutter beglücken. Ich hätte ſolch' ein Feſt gern mitgefeiert, ſobald wir es im ſtillen Familienkreiſe oder in der Mitte unſrer Bauern begangen hätten; damit iſt aber die vornehme Schweſter nicht zufrieden. Sie würde ſich langweilen, würde Migraine bekommen, ſich erkälten, ſelbſt krank werden. Sie muß ein großes Feſt feiern, um ſich den Damen und Herren der Umgegend in vollem Glanze ihrer bezaubernden Hoftournure vorzuführen; ſie will Allen die Köpfe verrücken, dem männlichen Geſchlecht durch ihre Schönheit, ihre Gracie, ihren Witz, ihre Feinheit und Geſchicklichkeit, die Wirthin zu machen, den Weibern durch ihren neueſten Modeputz, ihre Hofmanieren, ihre Pariſer Etudes u. ſ. w. Und ſie wird ihren Zweck erreichen; alle Närrinnen werden ſich kleiden, wie ſie; alle Narren werden ſich zieren und lispeln, wie ſie. Die Vorkehrungen zu dem Feſte werden heute oder morgen beginnen und vierzehn Tage, wenn nicht noch länger, dauern; unſer ruhiges Schloß wird vom erſten Tagesſchein bis in die ſpäteſte Nacht widertönen vom Lärm des Volks, welches Schweſter Charlotte aus aller Weltgegend zuſammenbeſchwört, und über deſſen Bewegungen ſie wie eine Fee mit dem Zauberſtabe waltet. Die Götter der wahren häuslichen Freude, des Friedens, der Eintracht werden fliehen; die Muſen ſind ſchon geflohen, und die Penaten werden trauern über das falſche Geſchlecht, welches, dem Dämonenreiche entſprungen, die Sitze der wahren Götter einnimmt. Aber, du ſollſt darunter nicht leiden, mein Adlerkranz! Hier in dieſem freundlichen Aſyl wird dich der Lärm nicht erreichen; hier kannſt du ruhig deiner Göttin opfern.“

Adlerkranz dankte noch einmal der zärtlichen Fürſorge des Freundes.

„Mir biſt du keinen Dank ſchuldig,“ verſetzte Theodor; „denn ich hätte ſchwerlich daran gedacht, dich hierher zu retten, weil mir der Kopf jetzt immer voll wunderlicher Gedanken iſt, zu deren Vertrauten ich dich ohnedies nächſtens machen muß. Es iſt dies Alles auf Dorothea's Geheiß geſchehen; mit ſchweſterlicher Sorgfalt hat ſie an das kleinſte deiner Bedürfniſſe gedacht und mir die Herbeiſchaffung deſſelben zur unerläßlichſten Pflicht gemacht. Zwar hat ſie mir ausdrücklich verboten, dir dies zu ſagen, aber ich kann doch unmöglich deinen Dank annehmen und muß dir die rechte Quelle andeuten, jedoch mit der Bitte, ihr nichts merken zu laſſen."

Adlerkranz verſprach dieſe Bitte zu erfüllen und fügte hinzu: „Die Einſiedelei mit ihrer jetzigen Einrichtung iſt meinen Wünſchen ſo ſehr angemeſſen, daß ich wohl ſchwerlich viel' Zeit auf dem Schloſſe zubringen dürfte, zumal, wie ich dir offenherzig geſtehe, die ganze Erſcheinung deines Schwagers mir unausſtehlich iſt, und ein öfteres Zuſammenſeyn mit ihm mich zu einer Kunſtſchöpfung untauglich machen würde."

„Der Menſch kann dir nicht unausſtehlicher ſeyn, als er mir iſt," verſetzte Theodor. „Wohl dir, daß du ihn meiden kannſt; ich Aermſter muß ja bei ihm aushalten und den Wirth ſpielen. Und was für ein Wetter zieht ſich erſt jetzt über meinem Hauſe zuſammen! die adligen Gänſe, Gänschen, Ochſen und Eſel der Umgegend in einer Runde von drei Meilen kommen nun nacheinander angefahren, dem Vorgeben nach, um der Mutter zu ihrer Geneſung Glück zu wünſchen, eigentlich aber, um zum Feſte geladen zu werden, nebenbei die Frau Geheime-Conferenz-Räthin ſchon im voraus Theils mit dumm neugierigen Blicken anzuſtaunen, Theils mit neidiſchen, boshaften zu muſtern, Theils um Skandale oder ſonſtige Klatſchereien vom Hof, aus der Reſidenz, aus den benachbarten Städten, Gütern ꝛc. zu berichten und zu erfahren: Eine beklatſcht die Andre, Eine ſchwärzt die Andre an, und wenn die Gänſe ſchnattern, brüllt Ochs und Eſel im Tutti mit. Und ich Unglückſeliger muß da die Honneurs des Hauſes machen; ich muß dabei aushalten, muß den Grimm verſchlucken, muß einer boshaften, abgeſchmackten, ungeſitteten Edelfrau die Hand küſſen, während ich ihr lieber in ihr falſches Schlangengeſicht ſpucken möchte, muß ein albernes Fräulein von ihrem ihr nachlaufenden Mopshund unterhalten, weil ſie von nichts weiter zu ſprechen weiß und, ſo oft ich von etwas Anderm anfange, immer wieder auf die Vortrefflichkeit ihres Mopſes zurückkommt, muß einen brutalen Edelmann, den gröbſten Bauer ſeines Dorfs, der ſeine Bauern wie Vieh behandelt, weil ſie nicht adlig ſind, wie er, ich muß einem ſolchen Mißgeſchöpf Gottes zugrinſen, während ich ihn in ſein dummdreiſtes, aufgedunſenes Geſicht ſchlagen möchte. O, wie glücklich biſt du hier an deiner Staffelei, wo die gemeinſten Ängſte des Lebens dich nicht beſchleichen können!“

„Deine Verzweiſlung klingt faſt komiſch,“

verſetzte der Maler, „und wenn ich bedenke, daß dir ein gütiger Himmel ſo viele und mancherlei gute Gaben zugetheilt hat, mittelſt welcher du alle die Unbilden deines Standes und deiner Verhältniſſe mit einer gewiſſen liebenswürdigen Leichtigkeit, die ich oft an dir bewundert habe, ertragen kannſt, ſo wird dieſe in ironiſcher Vorahnung deines nächſten Geſchicks ausgeſprochene Verzweiflung wirklich komiſch. Wenn nun die unabweisbaren Geſchicke, von denen du mir erzählſt, wirklich über deinem ſchon an ſie gewöhnten Haupte daherrollen und ſich ſchwarz und grauſig entfalten, ſo ſeh' ich dich ſie ſo leicht ertragen und ihnen mit einer ſo göttlichen Ironie begegnen, daß du dich zuletzt über dich ſelbſt freuſt. Dein Witz ſieht die ſchwarzen Wetterwolken für das an, was ſie für dich wirklich ſind, ſchwarzangepinſelte, zerfetzte Leinwand, die eine armſelige Komödiantenbande in eine ihrem eignen Werthe angemeſſene Dorfſcheuer aufgeſpannt hat; du weißt, der Blitz iſt die Kolophoniumsflamme, durch des Schenkwirths Hängelampe erzeugt, und den Donner macht die abgelaufene Kegelkugel in einer leeren Biertonne. O, es muß ſogar für dich köſtlich ſeyn, mit dem Volke zu ſpielen, das ſich ſammtundſonders einbildet, was Rechtes zu ſeyn, das ſich in der Idee feſtgerannt hat, es ſey aus beſſerm Stoff gemacht, als alle andern Geſchöpfe Gottes, und daraus nicht kommen kann, gleich dem blinden Gaul der Farbemühle, der keinen Schritt außer ſeinen ſtets durchwandelten und zu durchwandelnden Kreis zu thun vermag. Ich ſehe dich, wie in jedem deiner Blicke maaßloſer Hohn liegt, wie jede deiner Bewegungen Spott, jedes deiner Worte Ironie iſt, und ſie das Alles nicht merken und verſtehen, ſondern dich in ihrer egoiſtiſchen Dummheit für einen der Ihrigen halten und den Teufelsdreck nicht riechen, der dem dampfenden Weihrauch deiner Verehrung ihrer Herrlichkeiten in faſt allzuſtarker Doſis beygegeben iſt. — Sieh', es wird Keinem über ſeine Kräfte zu tragen gegeben. Ich würde an deiner Stelle entweder in der erſten Stunde, über das Volk rappelköpfig, davonlaufen, oder in der zweiten ſchon ganz toll und unſinnig werden.“

„Du haſt mir zu meinem Glücke mit wenigen Strichen die Bahn vorgezeichnet, die ich in den nächſten Wochen zu wandeln habe,“ entgegnete Theodor; „wer weiß, ob mich mein Temperament vonſelbſt ſo glücklich darauf geführt hätte, und ſo bewährt es ſich auch hier wieder, daß der

Freund einen immer beſſer kennt, als man ſich ſelbſt. Wollte der Himmel, daß ich ſie nun auch ſo gut durchlaufe, wie du mich hoffen läßt!"

„Wenn dir das Spiel anfängt ekelhaft zu werden, ſo komm' auf die Einſiedelei. Hier wirſt du Natur finden."

„Dich werd' ich finden, meine geliebte Dorothea, — denn ich bin feſt überzeugt, daß ſie ſich oben oft wegſtehlen und zu dir herabſchleichen wird — die Kunſt und die Natur. Da will ich mich erholen, da will ich mich ſtärken und kräftigen; hier in dieſem verſteckten Tempel, am Altare der Kunſt, am Buſen der Freundſchaft will ich dir auch enthüllen, was ſeit einiger Zeit geheimnißvoll in meiner Bruſt auftauchte." Die Freunde umarmten ſich; Theodor ging, und Adlerkranz maß die Größe der Blendrahmen aus, die er im Dorfe ſchnell anfertigen zu laſſen gedachte.

Achtes Kapitel.

Der Kenner nur fühlt mit berauſchten Sinnen,
Wie durch der Farben Licht
Aus einem Stücke Linnen
Der Geiſt zum Geiſte ſpricht.
M. A. von Thümmel.

Adlerkranz gedachte ſich in der Familie von Hammerſtein durch ein großes Gemälde zu verewigen, auf welchem er die Mutter, Dorotheen, Bertha und Theodor in einer Gruppe vereinigen wollte; ein geheimer Zug der Sympathie drängte ihn, auch ſich — und zwar als Maler — auf dem Tableau mitanzubringen. Charlotten mit auf dem Bilde darzuſtellen, war ihm nicht in den Sinn gekommen; er wollte die Familie malen, wie er ſie gefunden hatte, wie er ſie liebte; ſein Herz ſollte diesmal den Pinſel führen. Schon war die Leinwand aufgeſpannt, und der Maler arbeitete mit Liebe und Eifer an der Skizze. Dorothea, die ihrer vermählten Schweſter gern die Ehre des Präſidiums im Hauſe überließ, ſaß oft ſtundenlang im gemüthlichen, herzlichen, geiſtreichen Geſpräche bei dem Maler als ſeiner Arkeit bewundernde Zeugin, und er horchte mit Entzücken auf die Lebenstöne ihrer Seele, die ihn ſo friſch und kühl anhauchten, wie die Lüfte um eine Quelle. Oft fragte er ſie um ihre Meinung, horchte gern auf ihren Rath, und wenn ſie für ihre Anſichten hinſichtlich der Skizze auch niemals Gründe, Kinder des Verſtandes vorzubringen wußte, ſo fand doch Adlerkranz ſtets, daß ihr tiefes Gefühl ſie richtig leite, und war nie abgeneigt, ihren Angaben zu folgen. Und wenn ſie ſich Beide nun recht aus der Seele ausgeſprochen hatten, dann nahm wohl Dorothea ein Buch aus dem Glasſchranke an der Wand und las ihrem Freunde irgend eine erhebende Stelle vor, und des Malers Auge glänzte höher, und ſein Herz ſchlug lauter, angeklungen vom ſüßen Klang ihrer Stimme. Zuweilen trat Theodor unverhofft herein und bildete das dritte Glied des ſchönen Kleeblattes; ein ſinniges Geſpräch entſpann ſich wieder über die Geheimniſſe Gott, Natur, Menſchenleben, und vom ſcheinbar unbedeutenden Gegenſtande ſpann ſich die Unterhaltung bis zu den heiligſten Intereſſen des Daſeyns hinauf. Dann gingen die Geſchwiſter wohl Arm in Arm, oder der Maler ging in der Mitte, denn es war Tafelzeit, und nur, wenn ſie in das Schloß traten, wo ſie meiſt Nachbarn und gute Freunde aus der Umgegend fanden, verſtummte ihr Geſpräch, als fürchteten alle Drei, ohne daß ſie ſich darüber verſtändigten, profane Zuhörer.

Die Skizze war vollendet, und Adlerkranz hatte ſie Dorotheen übergeben, das Urtheil der Mutter darüber abzuhören; er ſelbſt wollte nicht dabei ſeyn. Es konnte aber, ſo ſehr es auch der Maler gewünſcht hatte, nicht vermieden werden, daß nicht auch der Herr Geheime-Conferenz-Rath ſein gnädiges Auge daraufwarf, und Frau von Leyſſer ſie mit hoher Aufmerkſamkeit betrachtete. Und ſowie er ſich kühl und tadelnd darüber äußerte, ſo brach ſie in ein übertriebenes, affectirtes Lob aus, und Dorothea ſtand mit thränengefülltem Auge dabei und ſagte gar nichts. Charlotte legte die Skizze nicht mehr aus der Hand, zeigte ſie dem angekommenen Forſtmeiſter, deſſen Weibe und Töchtern, und ſprach mit Exaltation, um als Kennerin, Verehrerin und Beſchützerin der Künſte gelten zu wollen, von dem Maler und ſeinen vollendeten Arbeiten, deren ſie noch keine geſehen hatte, und der Forſtmeiſter fragte endlich, um doch auch etwas zu ſagen, ob der Herr auch Jagdſtücke male; dann wolle er ein Stück Geld nicht anſehen und ſich den ungeheuern Sechszehnender, welchen er geſtern geſchoſſen, nebſt dem Aktäon, der Diana und der Melitte, ſeinen drei beſten Jagdhunden, abkonterfeien laſſen.

An der Mittagstafel überhäufte Frau von Leyſſer den Künſtler mit den ausgeſuchteſten Schmeicheleien und ſprach zugleich ihre Verwunderung aus, daß ſie, die doch ebenſogut ein Kind des Hauſes von Hammerſtein ſey, auf der Skizze fehle. Der Maler entſchuldigte ſich damit, daß er nur diejenigen Glieder der Familie habe malen wollen, die er zuſammen gefunden; die Conferenz-Räthin nahm dieſe Entſchuldigung ohne Weiteres an und äußerte nur mit drängender Haſt den Wunſch, *recht bald auf ein beſonderes Bild* von Adlerkranz gemalt zu werden.

„Mein Kind,“ warf der Conferenz-Rath das Maul piquirt auf, „du biſt während unſers Aufenthaltes auf Schloß Hammerſtein viel zu ſehr beſchäftigt, um ſo viel' Zeit zu erübrigen, als zum Sitzen nöthig ſeyn dürfte. Wir laſſen Herrn Adlerkranz in die Reſidenz kommen und uns mit unſern Kindern zuſammen auf ein eben ſo großes Familienbild malen. Unſre Empfehlung wird Ihnen viel Arbeit verſchaffen, und wenn Sie etwas Gutes leiſten, könnte ſogar der Hof ſich entſchließen —“

„Ich danke verbindlichſt,“ fiel der Maler ein; „ich habe noch nie einen Hof gemalt; es möchte mir ſchwerlich glücken.“

Der Geheime-Conferenz-Rath ſah den Künſtler durch die grüne Brille groß an: „Schon die Hoffnung, die ich Ihnen zu der Ehre mache, ſollten Sie zu ſchätzen wiſſen.“

„Ich finde weder die Hoffnung, noch die Ehre ſchätzenswerth.“

„Herr, Sie ſind weder würdig, noch im Stande, einen Mann von Diſtinction zu malen, und nur aus Gefälligkeit gegen meine Frau entſchloß ich mich, mein Portrait von Ihnen verhunzen zu laſſen. Des Forſtmeiſters Beſtien müſſen Sie malen; dazu mögen Sie taugen.“

„Herr Schwager, Sie vergeſſen ſich gegen meinen Freund!“ rief Theodor aufgebracht.

„Ich hätte nicht geglaubt, Herr Sohn,“ ſagte die Baronin zitternd und mit bleichen Lippen, „daß Sie die Rechte der Gaſtfreundſchaft ſo wenig zu ſchätzen wüßten und den mir theuern Gaſt in unſerm Beiſeyn inſultirten.“

„Ah! macht man Umſtände mit ſolch' einem Farbenklecker?“ rief der Conferenz-Rath aufſpringend. „Ich werde dem theuern Gaſte Platz machen.“ Mit haſtigen Schritten verließ er das Zimmer und warf die Thüre heftig in's Schloß. Es war ein allgemeiner Aufſtand; Niemand konnte ſich die Unhöflichkeit des feinen Hofmanns erklären, bis man erfuhr, daß Herr von Leyſſer vor kaum einer halben Stunde von einer kleinen Jagdpartie zurückgekommen ſey und auf dem Pachthofe viel' geiſtige Getränke zu ſich genommen habe. Die Baronin konnte ſich vor Zorn kaum faſſen; Dorothea weinte laut; Bertha war aus dem Zimmer gelaufen; Theodor ſuchte die Mutter zu tröſten; Frau von Leyſſer ſprach mit den ſüßeſten Worten, die ſie finden konnte, flüſternd zu Adlerkranz und bat ſo dringend um Verzeihung, klagte ſo rührend, daß ſie gar oft Ähnliches von ſeiner Heftigkeit zu erdulden habe, ſie aber ſey es gewohnt und härme ſich nur, daß ein ſo trefflicher Künſtler, den ſie auch als Menſch hochzuachten ſich gezwungen fühle, durch die Ungezogenheit ihres Mannes beleidigt worden ſey; er möge es doch ihr nicht entgelten laſſen, ihr ſein Wohlwollen nicht entziehen; auch werde ſie bemüht ſeyn, was ſie ſelbſt beträfe, das Betragen ihres Mannes wieder gutzumachen. Adlerkranz war ziemlich ruhig, dankte für das freundliche

Anerbieten der gefälligen Frau und ſchien gar nicht beleidigt.

„Ich bin es Ihrer Kunſt nun ſchuldig," liſpelte Frau von Leyſſer weiter, „daß Ihr geſchickter Pinſel meine Züge auf die Leinwand bannt; mein Mann iſt unwürdig, von Ihrer Meiſterhand gemalt zu werden, aber Sie könnten es mir übel deuten, wenn ich Sie nicht ungeſäumt und dringend aufforderte, mich zu malen; es könnte ſcheinen, als ob das alberne Geſchwätz meines Mannes irgend einen Eindruck auf mich gemacht hätte. Nein, ich möchte nicht, daß Sie Falſches von mir dächten; ich ſchätze die Kunſt zu ſehr in Ihnen. Ich werde Ihnen heimlich ſitzen."

Adlerkranz konnte unmöglich Nein ſagen, und während der Forſtmeiſter in Verlegenheit über den eben ſtattgehabten Auftritt ſeinen Hunden pfiff, ſeine Frau Eine Priſe um die andre nahm, die Töchter gerade vor ſich weg glotzten, trank der Maler in einer Verlegenheit ganz andrer Art Ein Glas Wein um das andre hinab und wußte zuletzt auf die Süßigkeiten der Conferenz-Räthin nichts mehr zu erwiedern.

Man hatte vergeblich erwartet, Herr von Leyſſer werde das Schloß verlaſſen. Nachdem er einen langen Nachmittagsſchlaf gehalten hatte, dachte er nicht mehr an den Handel, zumal da der Maler nicht mehr bei der Tafel erſchien. Der edle Ritter ließ ſich durch das ſaure Geſicht ſeiner Schwiegermutter, durch den ſtummen Schmerzensblick ſeiner Schwägerin Dorothea und das kalte, gemeſſene Betragen ſeines Schwagers Theodor durchaus nicht in ſeiner Fröhlichkeit irre machen. Da ſeine Frau immer mit den Vorkehrungen des Geneſungsfeſtes beſchäftigt war, ſo beſchränkte ſich ſein Umgang auf Bertha und den Pachter. Mit der Erſtern ſchäkerte er, ſo viel es ſeine Grandezza zuließ, im Park, ging mit ihr ſpazieren, und Niemand hatte ein Arg daran; mit dem Letztern zog er faſt täglich auf die Jagd aus. Meiſt mußte Theodor mit, er mochte wollen oder nicht. Sobald er fort war, übergab Charlotte der Schweſter Dorothea alle Geſchäfte und ſchlich ſchnell nach der Einſiedelei. Ihr Portrait war gleich am andern Tage nach dem Zanke angelegt worden; Adlerkranz konnte doch nicht unhöflich ſeyn, und ſie drang mit einer durch Feinheit nicht abzuweiſenden Heftigkeit in ihn. Hier ſaß ſie nun, die ſchöne junge Frau, in der traulichſten Abgeſchiedenheit allein mit dem ſchönſten jungen Manne, den ihr Auge noch erblickt hatte, und die geſchickten, ſchlau berechneten Worte ihrer Unterhaltung deuteten genugſam an, was die Blicke ihrer feurigen Augen deutlich genug ſprachen. Adlerkranz war aber Eines Theils viel zu unerfahren in dieſer Sprache, andern Theils war es ihm unangenehm, daß er durch Charlottens Zudringlichkeit Dorotheens ihm ſo theuern Umgang entbehren mußte, und wenn er auch freundlich und höflich gegen die Conferenz-Räthin war, ſo blieb er doch förmlich und kalt und in den Schranken der gewöhnlichſten Converſation. Die ſchlaue Frau hatte dies nicht ſobald bemerkt, als ſie die Unterhaltung allmählig auf jene Gegenſtände von höherm Intereſſe zu lenken ſuchte, über welche, wie ſie wußte, Adlerkranz ſo gern ſich mit Dorotheen unterhielt. Sie äußerte ſich meiſt in Dorotheens Sinn und Geiſt, ſie ſprach mit derſelben Gemüthlichkeit, mit demſelben rührenden Eifer, und der Maler, weit entfernt in ſeiner Argloſigkeit, dies für Verſtellung zu halten, bedauerte Charlotten, die er Dorotheen immer ähnlicher fand, daß ſie in ſo rohe Hände gekommen ſey, ja, eine leicht verzeihliche Eitelkeit ſpiegelte ihm vor, durch ſeinen Umgang ſey der verſchüttete und beſchmutzte Edelſtein ausgegraben und gereinigt worden, und ſein Intereſſe an der ſchönen Frau ſtieg nun von Tag zu Tag. Der erſte Schritt zum Ziele war Charlotten gelungen; ſie wagte den zweiten. Oft, wenn er ihr gegenüber an der Staſſelei ſaß und mit ſeinen ſcharfen Augen ihre Züge muſterte, mußte er ſie ermuntern, doch heitrer zu ſeyn, damit das Bild nicht ein düſtres Anſehn erhalte, und dann entſtieg wohl ein Seufzer ihrer Bruſt. Er war endlich gezwungen, ſie um die Urſache ihres Kummers ſchonend zu fragen, und nach einigem Zögern entdeckte ſie ihm, wie ſie ſich höchſt unglücklich im Ehebunde mit einem Manne fühle, der ſie nicht verſtehe, ſie durch ſeine Härten in der tiefſten Seele verwunde, und niemals ein Mittel anzuwenden wiſſe, dieſe ihr geſchlagnen Wunden zu heilen. Sie ſchilderte ihr Leben als eine öde Wüſte, und Adlerkranz begriff das; ſein edles Herz blutete; er ſah die ſchöne unglückliche Frau nun mit ganz andern Augen an; er ſuchte ſie zu tröſten; aber ſeinen Worten miſchte ſich eine Wärme und Innigkeit bei, die von dem kalten, höflichen Tone, den er eine Woche früher gegen Charlotte geredet, himmelweit verſchieden war. Allmählig klagte ſie ihm nun Alles ſo herzlich, ſo rührend, daß ſeine Augen von Thränen überfloſſen; aber ſie beſchwor ihn zugleich, Niemanden von ihren Leiden etwas zu ſagen, ſelbſt Dortheen nicht, weil ſie nur zu ihm Vertrauen habe. Der Maler ſah die Wahrheit ihrer Angaben mit eigenen Augen ein; denn Herr von Leyſſer vernachläſſigte ſeine Frau zu offenbar und gab ſich nur mit der noch halb kindiſchen Bertha ab, ſo daß ſich Adlerkranz vornahm, wenn auch nicht hinſichtlich Charlottens, aber doch hinſichtlich Bertha's mit Theodor offen zu ſprechen und demſelben den Argwohn mitzutheilen, welcher in ſeiner Bruſt aufgekeimt war. Der Frau von Leyſſer verſprach er mit Hand und Mund die innigſte und freundſchaftlichſte Theilnahme an ihrem Schickſale und die ſtrengſte Discretion.

So war denn auch der zweite Schritt der ſchlauen Verführerin geglückt: der herrliche Maler, welcher alle ihre Sinne in den tobendſten Aufruhr gebracht hatte, war nun ihr Vertrauter; er hatte ein Geheimniß mit ihr gemein; das große Intereſſe, welches er an ihr nahm, ſprach aus Blick, Wort und Handlung des liebenswürdigen jungen Mannes. Doch, das Bild war bald vollendet, das Feſt vor der Thüre; nach demſelben riefen Geſchäfte ihren Mann in die Reſidenz zurück; ſie konnte nicht füglich bleiben: darum war Eile noth, und ſie glaubte die Schritte zur

Vollendung ihres Siegs nun raſcher thun zu müſſen; ſie las ja die Gewißheit dieſes Siegs ſchon in ſeinen liebetrunknen Blicken, wann ſie mit ihm allein war.

Adlerkranz war wirklich nicht mehr ruhig; der Pfeil der Schönheit war aus Charlottens Augen in ſein Herz gefahren; aber noch war er ſich des ſüßen Liebesſchmerzes, der ſinnlichen Begehrlichkeit nicht ganz bewußt; bald ſollte er klar über ſich und die Verhältniſſe werden, in die ihn die Liſt einer ſchönen unſittlichen Frau verwickelt hatte.

Neuntes Kapitel.

Nein, länger, länger duld' ich's nicht! Zu brechen
Droht dieſes Herz, zurückgedrängt in ſich.
Laß, theure Seele, laß das große Wort mich ſprechen:
— Ach! ich liebe dich.

Koſegarten.

Charlottens Geſchäfte nahmen überhand; es waren nur noch zwei Tage bis zum Feſte, und eine große Menge Menſchen war gebeten; das Bild konnte alſo nicht vollendet werden. Vielleicht dachte ſie auch daran, in dieſem Umſtande einen ſchicklichen Vorwand zum Längerbleiben zu finden, oder wohl gar den Maler nach der Reſidenz zu ziehen und durch berauſchende Liebesfeſte, die ſie dem herrlichen Jüngling zu bereiten gedachte, für immer oder doch wenigſtens für lange Zeit an ſich zu feſſeln. Adlerkranz entbehrte zum Erſtenmal ihre Unterhaltung mit einer gewiſſen bänglichen Sehnſucht; die unſchuldige Vertraulichkeit, in welche er unvermerkt mit ihr gekommen war, hatte ihm wohl gethan und war ſeinem Herzen ſchon zur Gewohnheit, wenn nicht gar zum Bedürfniß geworden. Er verſuchte zu arbeiten, aber er vermochte es nicht; ein ihm unerklärlicher Unmuth lag mit Bleifittig über ſeiner Seele. D'rum warf er Pinſel und Palette von ſich, griff nach dem Hute und ſuchte das Freie. Erſt jetzt fiel es ihm bei, daß er lange nicht mit Dorothea ſpazieren gegangen war; er eilte alſo in's Schloß, um ſie zu einem Gange in's Feld aufzufordern. Sie entſchuldigte ſich aber mit einer gewiſſen ſcheuen Ängſtlichkeit mit Geſchäften, ſie lächelte ſo verlegen wehmüthig dazu, als ſie ihm die freundliche Bitte abſchlug, daß er darüber nachdenkend allein hinauseilte und ſtundenlang im Walde und Felde umherſtrich. Hier ging er ernſtlich mit ſich zu Rathe. Er fühlte wohl, daß eine Veränderung mit ihm vorgefallen war; er ſah, daß auch Dorothea nicht mehr die frühere herzliche Offenheit gegen ihn behauptete; er entſann ſich, daß ſie ſeit einer Woche nur ein einziges Mal — und das in Begleitung ihres Bruders — in der Einſiedelei geweſen war; ihr ſchmerzensvoller Blick hatte ihm die Seele durchſchnitten; er fühlte es plötzlich klar und ſtark, daß ein heimliches Weh' die ſchöne Seele des holden Mädchens belaſte, und daß er die Urſache davon ſeyn müſſe. Mit dieſer Gewißheit kamen aber auch Gefühle zum wachen Leben, die früher nur ein Traumleben gehabt und zeither wohl ganz geſchlummert hatten; er wurde ſich bewußt, daß er Dorotheen mit der heiligſten und reinſten Liebe umfaſſe, deren ſein großes Herz fähig war; noch ſtärker hervorgerufen und noch beſtimmter ausgeprägt wurde dies Gefühl durch ſein Gegenſtück. Adlerkranz ſuchte nämlich mit ſich in's Reine zu kommen über ſein Verhältniß zu Charlotten. Der unruhige Pulsſchlag ſeines Herzens, die ſüße Beklemmung ſeiner Bruſt verrieth ihm zur Genüge, daß ihm Frau von Leyſſer keineswegs gleichgültig ſey; ja, er wußte dem Gefühle für ſie durchaus keinen andern Namen zu geben, als Liebe. Aber, wie himmelweit war die Liebe zu den beiden Schweſtern verſchieden in ſeiner Bruſt! Die zu der einfachen, anſpruchsloſen Tochter der Natur glich einem reinen Aether, der ſich ſanft und kühlend in ſeiner Bruſt ausdehnte und ihm ein unendliches Wonnegefühl paradieſiſcher Ruhe und Glückſeligkeit bereitete; das Gefühl für die ſchöne Hofdame dagegen war eine heftige Flamme, die ihn durchloderte, durchglühte, erhitzte und quälte, die ihn zu verzehren drohte, wenn er ihr nicht Gegenſtände verſchaffte, an welchen ſie ihre zerſtörende Kraft bewähren könnte. Dorothea winkte ihm in der Geſtalt eines reinen Engels, Charlotte in der eines reizenden, üppigen Weibes. Aber, die edle Neigung behielt nach langem Kampfe die Oberhand in des Malers Seele; er beſchloß, die unreine Leidenſchaft für Charlotten zu bekämpfen und Dorothea's Umgang wieder mehr zu ſuchen, damit dieſer ihn in ſeinem guten Vorſatze befeſtige. Erſt in der Nacht kehrte er nach dem Schloſſe zurück und ſuchte ſeine Lagerſtätte, ohne mit Jemanden von der Familie in Berührung gekommen zu ſeyn.

Als er am andern Morgen in die Einſiedelei trat, überraſchte ihn der Anblick eines friſch blühenden Kranzes, der über ſeinem Sitze hing; die Staffelei war ebenfalls mit Blumengewinden verziert, die ſchönſten Herbſtblumen prangten in einer Vaſe auf dem Tiſche. „Dorothea!“ rief er mit dankbarer Freude, und bewunderte die Anordnung des Ganzen. Mit der orientaliſchen Blumenſprache ziemlich vertraut, bemerkte er bald, daß dieſe Herbſtblüthen das Geheimniß einer verborgenen, heftigen Liebe verſteckt andeuteten, und ſein Herz war den ganzen Tag über von einem bänglichen Freudentaumel gepreßt; die ſüße, halb ſchon zur Gewißheit entſchleierte Ahnung, ſich der Liebe der ihm ſo unendlich theuern Dorothea erfreuen zu dürfen, und die Entdeckung, daß aus dieſem Umſtande ihr zeitheriges zurückgezogenes, ſchüchternes Weſen zu erklären ſey, und daß ſie, die in Worten doch nicht zu ihm ſprechen dürfe, in Farben holder Blumen zu ihm rede, erfüllte ihn ſelbſt mit ſo viel Befangenheit, daß er kaum wagte, einige Worte an Dorothea zu richten, und dies geſchah mit auffallender Scheu. Mit Charlotten dagegen ſprach er lange und erwiederte ihre Freundlichkeit.

Am folgenden Morgen war das kleine Zimmer noch freundlicher aufgeſchmückt, und diesmal waren Blumen in Töpfen aus dem Treibhauſe des Gärtners dazu benutzt. Die ſinnige Liebe, mit welcher eine zarte weibliche Hand den Blumenſchmuck geordnet, war nicht zu verkennen. Des Malers Seele glühte; er wußte nicht, was er von dieſen Andeutungen denken ſollte. Aus der Stellung der Blumen las er die glühendſte Leidenſchaft heraus; er erſchrack davor, er kam in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Dieſe Leidenſchaft fühlte er nicht für Dorotheen; eine ſolche Liebe konnte und durfte er nicht erwiedern. Jetzt machte er ſich Vorwürfe, daß er es ſo weit habe kommen laſſen, und wenn er ſich doch ſein ganzes Benehmen gegen Dorotheen wieder vor der Seele vorüberführte, ſo fand er ſelbſt bei der ſchärfſten Kritik nichts Tadelnswerthes daran. Dorothea war ihm über Alles theuer, aber ſeine Gefühle für ſie hatten auch nicht den leiſeſten Anhauch von Sinnlichkeit, und nach ſeinen Grundſätzen und Begriffen gehörte ſinnliche Liebe mit zu den Bedingungen einer glücklichen Ehe. Es war ihm um ſo ſchmerzlicher, daß ſie dieſe ſinnlichen Triebe für ihn fühlte, und ſolche auch bei ihm für ſie vorauszuſetzen ſchien; er überzeugte ſich, daß ſein Gefühl nur die höchſte, reinſte, glühendſte Freundſchaft ſey, daß ihm aber zur Liebe, zu jener Liebe, welche ihn hätte antreiben können, um Dorotheens Hand zu werben, dasjenige fehle, was er gerade für ihre verheirathete Schweſter empfand.

Jetzt ſchien es ihm ein Verrath an der Freundſchaft zu ihm ſelbſt, zu Theodor, an der Verehrung, die er für die Mutter empfand, an der Gaſtfreundſchaft, die er auf Schloß Hammerſtein genoſſen, wenn er die Entwickelung zu einer deutlichen Erklärung dränge. Aber, hilf Himmel! wie mußte Dorotheens Herz bluten! wie befürchtete er, ihren ſchwächlichen Körperbau zu zerſtören, wenn er wahr und unverhohlen bekannte, was in ihm vorging! Und ſollte er lügen? ſollte er der edelſten Seele eine heiße Leidenſchaft heucheln, die nicht in ihm glühte? — Doch, auf eine eheliche Verbindung konnte auch ſie es nicht abgeſehen haben; ſo Viel konnte und durfte er als gewiß annehmen. Denn, hatte die Mutter in ſeinem Beiſeyn nicht mehrmals geäußert, Dorothea werde nie heirathen, ſie habe einen ſchwächlichen Körperbau und habe deßhalb die ſchönſten Partieen ſchon von der Hand gewieſen? Auch ſchauderte er insgeheim, eine kränkliche Frau zu umarmen, der Vater ſiecher Kinder zu ſeyn, und ſie ſammt der Mutter hülflos dahinwelken zu ſehen, wie Blumen ohne Sonne und Regen. Endlich war er entſchloſſen, die erſte Gelegenheit zu benutzen und mit der Wahrheit herauszurücken, ihr ſeine Gefühle wahr und treu zu ſchildern und ſie um ihre ewige Freundſchaft zu bitten. Aber, ſein Muth ſollte auf eine noch härtere Probe geſtellt werden. Den folgenden Tag war das Feſt. Frau von Leyſſer hatte ein Muſikchor dazu kommen laſſen; die entfernteren Gäſte langten ſchon Abends vorher an, und im Schloſſe wimmelte es von adligen und unadligen Menſchen, adligem und unadligem Geſindel. Da für Adlerkranz auch eine Schlafſtätte auf der Einſiedelei eingerichtet worden war, damit er ganz nach ſeiner Bequemlichkeit leben könne, ſo trat er jetzt gern ſein Zimmer auf dem Schloſſe ab und ſchlief in einem Kabinete neben ſeiner Werkſtätte. Noch war er in Gedanken mit Dorotheen beſchäftigt, und ſeine Phantaſie — immer entfeſſelter, je mehr der Körper in die Bande des Schlafes geſchlagen wurde — gaukelte ihm ihr lieblichſtes Bild in den ſchönſten Beziehungen zu ihm vor, als er plötzlich durch ein leiſes Geräuſch in ſeinem Zimmer, dicht neben dem Schlafgemach, in den Zuſtand des vollen Bewußtſeyns zurückgeworfen wurde; er horchte auf und glaubte vorſichtige Tritte zu vernehmen; entſchloſſen erhob er ſich, warf ſeinen Überrock über und trat hinaus. In demſelben Augenblicke ſchwebte eine weibliche Geſtalt durch die Thüre hinaus; er glaubte Dorotheen zu erkennen. Sein erſter Gedanke war, ihr nachzueilen, ſie um ihr räthſelhaftes Betragen zu fragen, ſein zweiter, in welche große Verlegenheit er ſie dadurch ſtürzen würde. Er trat an's Fenſter, durch welches die Mondsſichel ihre dünnen Strahlen warf, und ſah mit einer wunderbaren Miſchung von Gefühlen der verhüllten Geſtalt nach, die wie eine ſcheue Taube die Felſenſtufen hinabflog und unten im Dickicht der Gebüſche verſchwand. Mit dem Schlafe war es bei Lauerkranz nun vorbei; auch erwachte Neugierde in ihm, zu erfahren, welche neue Überraſchung ihm die geliebte Dorothea abermals bereitet habe; er zündete alſo ein Licht an und ſchaute mit Spannung im Zimmer umher. Ein kleiner Orangenbaum in einem zierlichen Topfe ſtand auf ſeinem Tiſche; eine zum Abfallen reife Frucht prangte in der Mitte des dunkelgrünen Laubes, ringsum eine Menge andrer mehr oder minder unreifer Früchte und Blüthen, welche ihren lieblichen Duft durch das ganze Zimmer goſſen. Der Maler erſchrack faſt vor der Deutung des Bäumleins und der reifen Frucht; er mochte und wollte ſie ſich nicht klar machen; in unbeſchreiblicher Verwirrung ſuchten ſeine Augen an dem Bäumchen umher und entdeckten zu ſeiner noch größern Verwunderung ein zuſammengefaltetes, rothes Papier; ſchnell zog er es hervor und las:

„Trefflichſter aller edlen Männer! Warum ſollt' ich mir die unausſprechliche Qual auflegen, dir die Leidenſchaft länger zu verbergen, die meine Bruſt für dich durchglüht? ich leſe ja die vollſte Erwiederung derſelben in deinen Blicken, wenn ſie flammend auf mir ruhen. Du biſt der erſte Mann, den ich liebe, du wirſt der einzige ſeyn. Wie auch hätt' ich ſo viel' Vollkommenheiten widerſtehen können? Alle Menſchenſatzungen haben eine Grenze, eine Schneelinie; was d'rüber liegt, braucht ſich nicht mehr an die ängſtlichen, kleinen Verhältniſſe des engen Lebens zu binden; der Königsadler ſchwebt frei über den höchſten Gletſchergipfeln. Du, ja du biſt der Königsadler der mich umgebenden Menſchenwelt; ich fühle etwas von deinem Weſen meinen Buſen ſchwellen; ſollt' ich mich binden laſſen von erbärmlichen Menſchenſatzungen? Mag es mir in dieſer Welt ärgerlicher und abſcheulicher Formen auch nie erlaubt ſeyn, die Deine zu gelten, ſo will ich ſie doch in ſtiller, genußreicher Liebe ſeyn und mich in traulichen Stunden mit dem Adler über die

Schneelinie erheben, wohin kein Auge verächtlicher Menſchen dringen kann.

Du haſt mich gelehrt, dies Geſchlecht der Tagesfliegen zu verachten; für mich gibt es von nun an nur Einen Mann. Möchte ich all' ſeine Wünſche befriedigen können! Wie ſehr ich dazu bereit bin, möge dir der morgende Abend beweiſen. Um die zehnte Stunde, wann die Gäſte voll Weines ſind, werden wir im Gewühle des Balles nicht vermißt. Dann ſoll uns die ſelige Stunde blühen. Wir treffen uns hier auf der Einſiedelei, und unter dem Schleier der Nacht fallen alle Rückſichten; die trunkene Lippe ſtammele ungehindert das Geſtändniß der Liebe, und das glühende Auge werde nicht von der Gluth der Wange erſchreckt! dann bin ich ganz dein, mein geliebter, angebeteter Jüngling!"

Des Malers Erſtaunen war mit jeder Zeile geſtiegen; — was war aus Dorotheen geworden! Und doch — das mußte ſich Adlerkranz mit einer gewiſſen Beſchämung geſtehen — lag in der Auſſerung dieſer zügelloſen Leidenſchaft, die mit Leichtſinn alle Geſetze und Einrichtungen der Civiliſation überſprang, um nur des Gegenſtandes ihrer heftigen Wünſche theilhaftig zu werden, eine Entwicklung, eine — freilich über die Grenze des

Schicklichen hinausgehende Anwendung ſeiner eignen Grundſätze, die er ja Dorotheen oft genug vorgepredigt, zu denen ſie ſich allmählig bekannt hatte. Er gedachte daran, daß ſie ihm zugeſagt, ihr unverhüllt ſitzen zu wollen; wie leicht war in einem reizbaren weiblichen Gemüth nicht die Verwechslung des Künſtlers mit der Kunſt, und eine rückſichtsloſe Hingebung ſtatt an dieſe, an jenen? Und hatte das liebende Mädchen bei'm wahren, vorurtheilsfreien Lichte betrachtet, nicht Recht? Bei der Umſchmiedung von widrigen Formen gibt es nur eine Freiheit in der Täuſchung der Formenwelt, nur unter dem Schleier ſüßen Geheimniſſes. — Er ſelbſt hatte dem holden Mädchen das Fliegen gelehrt und erſchrack nun, daß ſie die ſtark gewordenen Flügel mächtig regte, und im Fluge freier, naturgemäßer Entwicklung ihn überholte? Die Seele des Weibes umfaßt, rein gemüthliche Intereſſen mit weit größerer Innigkeit, als der Mann; ſie erhebt ſich ſchneller auf den einzig richtigen Standpunkt. Und, war es nicht Sache des Gefühls, die aufglühende Liebe nicht mit kränklicher Bedenklichkeit zu unterdrücken, ſondern ſie frei auszuſprechen und die Befriedigung menſchlicher, natürlicher Gefühle zu wünſchen? und, war nicht Dorothea ein reiner

Gefühlsmenſch? hatte ihn die Stärke und Wahrheit ihres Gefühls nicht oft überraſcht, immer entzückt? und nun, da es ſich ſo erhebend ausſprach, wollte er es tadeln?

Schon war Adlerfranz daran, Dorotheen zu entſchuldigen; ſchon wallte ſein Herz in heißer Liebe zu ihr über; ſchon gelobte er ſich, ihre Wünſche, die — wie er ſich wohl geſtand — auch die ſeinigen waren, zu erfüllen; ſchon jubelte er, ein ſo großes, herrliches weibliches Weſen gefunden zu haben, welches, über alle Schranken der Verhältniſſe hinwegſpringend, ihn mit heißer, gewaltiger Liebe umfinge; — da las er den Brief noch einmal und erſchrack wieder; es lag doch etwas in dieſen Worten, was ſeinem beſſern Selbſt widerſtrebte, was er nicht wohl mit Dorothea's jungfräulichem Gemüthe zuſammenreimen konnte. Doch, ſchon war er wieder geneigt, ſie mit der Heftigkeit der Leidenſchaft zu entſchuldigen. Nun aber kamen ſeine ſchweifenden Gedanken auf die Mutter und Theodor. In jener verehrte er die vortrefflichſte Frau, mit welcher ihn das Schickſal auf dem Lebenswege zuſammengeführt hatte, ja, er fühlte neben dieſer Hochachtung noch ein gewiſſes hingebendes Etwas, welches er faſt geneigt war, mit dem Namen Kindesliebe zu bezeichnen. Je genauer er die Baronin kennen lernte, deſto mehr große und liebenswürdige Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens entdeckte er an ihr, und der Umgang dieſer edlen Frau war ſeiner Seele zum Bedürfniß geworden. Huldigte ſie auch nicht unbedingt ſeinen Grundſätzen, ſo war er doch feſt überzeugt, daß ſie ihm Dorothea ohne Schwierigkeiten zum Weibe geben werde, ſobald er ſich darüber erkläre. Aber davon war ja in Dorothea's Briefe nicht Ein Wort zu finden; ſie wünſchte ja nur einen geheimen Umgang, einen rückſichtsloſen Umgang. Alſo ſollte dieſe treffliche Mutter betrogen werden? betrogen von der Tochter, welche ſie mit der reichſten Liebesfülle eines mütterlichen Herzens umſchloß, betrogen von einem jungen Manne, der die liebevollſte Gaſtfreundſchaft in ihrem Hauſe, die gütigſte Behandlung, ja eine ſehr werthzuſchätzende Achtung von der würdigen Matrone genoß? Er ſchauderte zurück. Aber noch mehr. Der liebende Freund, der herrliche, offene Theodor, der ſein ganzes Vertrauen auf ihn und Dorothea geſetzt hatte, ſollte von Beiden ſo ſchändlich hintergangen werden? Entſetzlich! Und endlich, konnte er denn wirklich Dorothea's Leidenſchaft erwiedern? mußte er am Ende nicht auch ſie betrügen? Nein! mochte auch Dorothea's Herz verbluten, ein dreifacher Betrüger konnte er nicht ſeyn. Er nahm ſich vor, nicht um die beſtimmte Stunde auf die Einſiedelei zu gehen, ſondern Dorotheen ausführlich zu ſchreiben, daß ſie ihrer Leidenſchaft Beherrſcherin werden möchte, daß die größte Erhebung im Schmerz und in der Entſagung läge, daß ſie ſich ſelbſt wiederfinden und in ihrem eignen tiefen Gemüth erſtarken möchte; er wollte ihr die Mutter vorführen, er wollte ihr Herz rühren. Aber, bald fand er Gründe genug, dieſen Entſchluß wieder zu verwerfen. Das Schreiben ſchien ihm von Furcht und Befangenheit zu zeugen; er wollte mit ihr reden, durch beſänftigende, überzeugende Worte den Sturm ihrer Leidenſchaft beſchwichtigen; er wollte ihr ſeine Grundſätze noch einmal darlegen und ihr zeigen, daß die beſten und edelſten Principien in ihrem Extrem tadelnswerth und verwerflich würden.

Aber plötzlich in dieſen löblichen Vorſätzen fing er an, die Gefahr wirklich zu fürchten; er traute ſich ſelbſt nicht Kraft genug zu, dem geliebten Mädchen dies Alles mit kalten Worten ſagen zu können; er kam ſo in Widerſtreit mit ſich ſelbſt, daß er zuletzt nicht mehr wußte, ob dies Gefühl für Dorotheen in ſeiner Bruſt wirklich nur Freundſchaft ſey, wie er früher geglaubt, oder ob es ſich nicht vielmehr zur mächtigſten Liebesflamme geſtaltet. Seine Seele wurde von ſo heftigen Schmerzen zerriſſen, von ſo unzähligen Zweifeln geplagt; er war ſo zerſtreut, ſo verwirrt, ging wie ein Träumer umher und konnte ſich ſelbſt nicht mehr begreifen. Das Eine blieb ihm klar, daß er nicht länger auf Hammerſtein verweilen dürfe, und er beſchloß ohne Weiteres den gordiſchen Knoten der ihn ängſtigenden Verwickelungen zu zerhauen.

Zehntes Kapitel.

Die Nacht iſt keines Menſchen Freund.
Sprüchwort.

Dieſe Betrachtungen beſchäftigten Kopf und Herz des Malers nicht etwa Eine Stunde lang, und er hätte ſich dann ruhig zu Bette gelegt und mit beſcheidner Geduld die zehnte Stunde des folgenden Abends erwartet; nein, ſie füllten die Zeit einer ſchlafloſen Nacht und des ganzen folgenden Tages aus, und es koſtete dem ſonſt ſo ſtarken jungen Manne diesmal einen ungeheuern Kampf, bis er zu einem ſeiner würdigen Entſchluß kam. Aber, er rang ihn ſich ſelbſt ab, und wer wollte ihn ob menſchlicher Schwäche verdammen?

Lärmendes Getöſe füllte den ganzen Tag über das Schloß und den Park; eine Menge unbedeutender Menſchen mit dem Adelbrief im Geſichte, d. h. mit dem Gepräge dummer Unverſchämtheit und lächerlichen Stolzes wogte, wohin nur das Auge ſah. Erſt wurde in der Kirche des Dorfes Gottesdienſt gehalten und darin dem Herrn der Welten für Erhaltung der gnädigen Frau Baronin gedankt, und Charlotte hatte auch dieſe Feierlichkeit veranſtaltet, weil Frömmigkeit eben am Hofe Mode war. Nach der Kirche wurde auf einem großen, mit köſtlichen Linden beſetzten Raſenplatze im Park geſpeiſ't; es waren über hundert Gedecke; hernach machte man verſchiedene Luſtpartieen, Spiele u. dgl., und das Muſikchor ließ von einer Erhöhung herab ſeine Melodieen ertönen. Unter allen Schönheiten des Tages ſtrahlte Frau von Leyſſer hervor, der Sonne vergleichbar, und ihr wurden die lauten und leiſen Huldigungen der ganzen anweſenden

Männerwelt dargebracht; ſie nahm ſie auf, wie ein König den ihm dargebrachten Tribut, als gehörten ſie ihr von Gottes und Rechtswegen.

Adlerfranz war, wie natürlich, ſehr befangen; er konnte ſich unmöglich von den ihn quälenden Gedanken losmachen; doch ſprach er viel mit der wehmüthigheitern Baronin, und dann mit Frau von Leyſſer, welche ihn abſichtlich aufſuchte und ihn offenbar vor allen andern anweſenden Männern auszeichnete. Endlich kam Theodor und forderte ihn zu einem kleinen Spaziergange auf, um, wie er ausdrücklich ſagte, ſich über manche der Anweſenden luſtig zu machen, „was doch die Würze des ganzen Feſtes ſey.“ Dies war für den Maler die erwünſchte Gelegenheit, ſich der Laſt ſeines Kummers zu entledigen, und mit der treueſten Wahrheit deckte er dem Freunde die kleinſten Falten ſeines Herzens auf. Theodor hörte ſchweigend zu und drückte dem Maler, als dieſer von ſeinen räthſelhaften Gefühlen für Dorotheen ſprach, nur innig die Hand.

„Gib mir den Brief,“ ſagte der Offizier, als der Künſtler geendet hatte, „und ſey übrigens ganz ruhig. Ich werde ſtatt deiner hingehen und ſagen, der Zufall habe mir den Brief in die Hände geſpielt.“

„Aber, du wirſt Dorotheen doch nicht hart behandeln?“

„Darauf geb' ich dir mein Wort. Aber, glaubſt du denn wirklich, daß Dorothea den Brief geſchrieben hat?“

„Wer anders könnte auf Hammerſtein einen Anſpruch auf ſolche Vertraulichkeit haben, als ſie, der ich die Innigkeit meiner freundſchaftlichen Neigung nicht verborgen habe? wem ſonſt hätt' ich dieſe gezeigt, daß er darauf das Recht eines ſolchen Antrags hätte gründen zu können geglaubt? Auch iſt es ihre Hand, ſo viel ich dieſelbe kenne.“

„Nun, wir wollen dieſen Abend ſehen,“ verſetzte Theodor, „ſelbſt wenn Dorothea, von verzeihlicher Leidenſchaft zu dir hingeriſſen, aus den Grenzen ihres Charakters getreten wäre, ſo kenne ich deine Vorzüge zu gut und weiß auch, daß ich den Keim dieſer Leidenſchaft in ihre Seele gelegt habe, noch eh' ſie dich geſehen; ſo daß ich ſie gewiß nicht verdammen werde.“

Beruhigt kehrte Adlerkranz zur Geſellſchaft zurück; es war ihm nicht unangenehm, daß ihn der Freund jedem Zuſammentreffen mit dem leidenſchaftlichen Mädchen überhoben hatte, und er hoffte von Theodor's gemäßigter Anſicht, daß er Alles zum Beſten lenken werde.

Der Ball im großen Saale des Schloſſes begann; die Königin des Feſtes zeigte ſich in ihrem höchſten Glanz; Aller Augen hingen bewundernd an Charlottens reizender Geſtalt; junge Schnauzbärte von Offizieren, alte Graubärte von Invaliden, Hofherren und die gutmüthigen Junker des Landadels umkreiſten die Sonne als Monde und Trabanten in derjenigen verſchiedenen Entfernung, welche der aus ihrem Stande, ihren Beſchäftigungen und geiſtigen Gaben entſpringenden Dreiſtigkeit angemeſſen war; man ſchlug ſich ſchier darum, mit ihr zu tanzen, und die ſieggewohnte Frau ließ ihre wonneſtrahlenden Blicke über die zahlreiche Geſellſchaft hingleiten. Adlerkranz tanzte nicht — er war ein Feind unſerer charakterloſen, unſinnigen Tänze — und ſuchte die Scheinkönigin des Feſtes, die verehrungswürdige Mutter des Hauſes auf, um welche man ſich, nachdem man an der Tafel einigemal ihre Geſundheit mit lärmendem Geräuſch getrunken hatte, nicht ſonderlich viel bekümmerte. Sie ſaß mit einigen Damen in einem Nebenzimmer, und als Adlerkranz ſich zeigte, luden ihn Blicke und Worte freundlich ein, ſich zu ihr zu ſetzen.

Der Maler that es mit großer Freude und fand in der lehrreichen, gemüthlichen Unterhaltung der trefflichen Mutter eine Befriedigung, wie er ſie lange nicht gefühlt. Wie ein heilender Balſamſtrom ergoß ſich ihr Geiſt in ſeine zerriſſene Seele. Einige Stunden waren vorübergegangen, er wußte nicht, wie, da trat Charlotte, glühend wie eine Purpurroſe, in das Zimmer, um ſich — dem Scheine nach — nach der Mutter Befinden zu befragen. Kaum aber hatte ſie Adlerkranz erblickt, als ſie ſcherzend ausrief: „Ei! Herr Adlerkranz, Sie können es wagen, ſich alſo von mir zurückzuziehen, ja, nicht einmal der Schweſter Dorothea Geſellſchaft zu leiſten, die d'rinnen ganz verlaſſen ſitzt und, wenn ich nicht irre, gar vor Unmuth fortgegangen iſt? Sie ſind heute ein rechter Träumer geweſen und haben ſich ganz gegen Ihre Gewohnheit um keine von den Töchtern meiner Mutter bekümmert.

„Deſto mehr um die Mutter ſelbſt," verſetzte die Baronin mit einem zärtlichen Blick auf den Künſtler, „was ich um ſo mehr zu ſchätzen weiß, da von der übrigen Geſellſchaft mir Niemand beſonders nahe gekommen iſt."

„Nun, da Sie Herrn Adlerkranz's Geſellſchaft ſo lange genoſſen haben, theure Frau Mama, ſo erlauben Sie mir wohl, daß ich ihn Ihnen entführe; denn ich würde nicht ruhig ſeyn, wenn unſer Hausgenoſſe nicht eine Ecoſſäſe mit mir getanzt hätte.“ Damit faßte ſie des Malers Arm und zog ihn in den Saal. Sein Auge ſuchte Dorotheen, er fand ſie nicht mehr; auch Theodoren konnte er nirgend erſpähen, und die alte Angſt überkam ihn wieder, aber jetzt mit Rieſengewalt. Er tanzte mit Befangenheit und gab auf einige Fragen ſeiner Tänzerin eine verkehrte Antwort. Einmal ſah ſie wie durch Zufall nach der an ihrer Seite an einer mit Edelſteinen beſetzten Agraffe hängenden goldnen Uhr und ſagte: „Mein Himmel! es iſt bald zehn Uhr; die Zeit entflieht auf Flügeln.“ Dieſe Worte fielen Adlerkranz ſchwer auf's Herz; ihm ahnete, daß die inhaltſchwere Unterredung auf der Einſiedelei bereits begonnen habe. Herzlich froh war er, als der Tanz vorüber war, und verließ Frau von Leyſſer in offenbarer Zerſtreuung. Aus dem Saal geeilt, ließ er ſich von einem Diener einen Mantel geben, um ſich gegen die Nachtluft zu ſchützen, und ſchritt in ängſtlicher Haſt, ohne einen beſtimmten Plan zu haben, durch den Park der Einſiedelei zu. Unterwegs fiel ihm ein, daß von Einer Seite der Fels bis zum Fenſter des Häuschens zugänglich ſey, da hinauf wollte er klettern, um die Unterredung der beiden Geſchwiſter zu belauſchen. Es kam ihm vor, als habe er doch einen großen Verrath an Dorotheen begangen; er ſchwur ſich zu, Alles wieder gutzumachen; nur ihre Aeußerungen über ihn wollte er hören, das Geſtändniß ihrer Liebe zu ihm, dem befreundeten Bruder gethan, von ihren eigenen Lippen vernehmen; er wollte ſich ſo recht wonnetrunken voll Liebe ſaugen und dann mit dieſem liebeſeligen Herzen morgen Dorotheen Herz und Hand anbieten. Mit ſolchen wunderlichen Fieberträumen im Kopfe ſtürmte er durch die Gebüſche und bemerkte nicht, daß eine verhüllte weibliche Geſtalt ihm folgte. Jener lehnaufſteigenden Stelle des Felſes war nur beizukommen, wenn man auf dem ſchmalen, verſteckten Pfade am Bache hin ging, welchen das hier in ſchauerlichem Waldesdunkel einſam ſtehende Kanapee noch mehr verengte. Der Maler glitt leiſe und ſchnell über den wenig betretenen Weg und war bald an der erſtrebten Stelle. Hier hielt er eine Zeitlang an, um zu Athem zu kommen und das Feld zu recognoſciren. Endlich legte er den Mantel ab und kroch leiſe, wie ein Fuchs, auf Händen und Füßen den rauhen Felſen hinan. Der zunehmende Mond war noch nicht aufgegangen; er hatte alſo von einem Auge weniger zu befürchten, als von einem Ohre. Mit der größten Vorſicht langte er am Ziele ſeiner Wünſche an, aber, wie er auch ſeine Gehörwerkzeuge anſtrengte, er konnte nicht den leiſeſten Laut im Innern des Häuschens vernehmen. In demſelben Augenblick ſchlug die Schloßuhr Zehn; Adlerkranz vernahm die Schläge mit ungemeinem Mißmuthe; er war mit ſich ſelbſt uneins und wollte wieder hinab, um ſeine Verſtimmung, auf welche Weiſe es auch ſey, auszutoben; — da war's ihm, als würde vorn die Thüre der Einſiedelei leiſe geöffnet. Von Neuem wollte er ſeine Anſtrengungen beginnen, als er unter ſich, zu ſeiner Linken, Geflüſter vernahm. Jetzt kam er in Zweifel; in der Einſiedelei blieb noch Alles ſtill, und unten glaubte er Dorothea's Stimme zu erkennen. So Viel war gewiß: ein Mann und ein Weib redeten mit einander in der Nähe, und wenn den Zuhörer nicht ſein guter Localſinn trog, ſo mußte das Paar auf dem Kanapee im engen Gang, welchen er eben erſt paſſirt war, Platz genommen haben. Leiſe, wie er hinaufgekrochen war, klimmte er nun wieder herab und trat näher. Bloß der Felſenvorſprung, der ſich auf dieſem Punkt ſteil erhob, trennte ihn von den Sprechenden; er konnte in der ſtillen Nacht jedes auch noch ſo gedämpft geſprochene Wort vernehmen; aber zu ſeinem größten Erſtaunen erkannte er nicht Theodor's und Dorothea's Stimmen, ſondern die des Herrn von Leyſſer und Bertha's. Aber ſein Erſtaunen ſollte bald einem wahren geiſtigen Erſtarren Platz machen, aus welchem ihn nach einiger Zeit der wüthendſte Schmerzkrampf emporriß, und dieſen Krampf bereitete ihm das [illegible] über die Worte, die wie Stiche vergifteter Dolche oder ſcheußlicher Skorpione in ſeine Seele drangen. Der edle Herr von Leyſſer war nämlich bemüht, letzte Hand an ein großes Werk ſeines erhabenen Geiſtes zu legen, an welchem er ſeither im Stillen mit allem erdenklichen Eifer gearbeitet hatte, an die Verführung ſeiner jungen Schwägerin. Wieſehr der Gifthauch ſeiner Zuflüſterungen die ſonſt ſo reine und unſchuldige Seele des Mädchens verderbt haben mochte, ging aus dem vertraulichen Inhalt und der frechen Geläufigkeit ſeiner Worte, ſowie aus dem gemeinzudringlichen Ton hervor, mit welchen er ihr die Satanslockungen zuflüſterte. Er verſprach ihr, ſie ſogleich mit in die Reſidenz zu nehmen, ſie bei Hof einzuführen, wo ſie jedenfalls ſehr glänzen werde, ſie mit dem ſchönſten Schmuck und der auserleſenſten Garderobe zu verſehen, ihr jeden Wunſch zu erfüllen, ja, im Laufe des Winters noch für eine ſehr anſtändige Partie zu ſorgen; ſie ſolle ſich nur unter den jungen adligen Männern, die auf ſeinem Büreau arbeiteten, den, welcher ihr am beſten gefiele, ausleſen und der nahen Beförderung deſſelben getroſt entgegenſehen; er werde ihr dann ſchon die Mittel verſchaffen, eins der angeſehenſten Häuſer in der Reſidenz zu machen; und für all' dieſen Glanz und dieſe Herrlichkeit verlange er nichts weiter, als ihre heimliche Gunſt. Die vergiftete Unſchuld des Mädchens ſträubte ſich nur ſchwach, und als ſie nur einige Wörtlein von der Sünde, die ſie begehen würde, fallen ließ, lachte er auf und entwickelte mit hinreißender Gnade und lieblicher Ausſchmückung Grundſätze für das Herz eines Mädchens, das die Welt frei von allen thörichten Vorurtheilen in ihrem eigentlichen Werthe genießen wollte, ſo, wie ſie ein Machiavell den Fürſten gepredigt hat. Bertha's Tugend begann unter ſeinen glühenden Küſſen den Todeskampf; aber ihr Retter war nah. Jener furchtbare Schmerz hatte dem Maler ſeine ganze Beſinnung wiedergegeben, und wie ein gereizter Löwe ſtürzte er mit dem Gebrüll: „Niederträchtigſter Schurke!“ aus ſeinem Hinterhalte hervor. Bertha ſank mit einem Schrei, der Sinne ledig, von der Bank, und der Conferenz-Rath konnte vor Zittern ſich kaum auf den Beinen halten. „Sieh', du Bube!“ fuhr Adlerkranz fort, „du verdienſt, daß ich dich aus dem Angeſicht ehrlicher Leute vertilgte; aber meine Hand iſt zu rein, um ſie mit dem Blute eines ſolchen Scheuſals zu beflecken. Geh' hin und lebe, aber wage es nie wieder, dies reine, friedliche Haus zu betreten!“

„Herr!“ rief der Hofmann jetzt mit einer erkünſtelten Faſſung, in welche ſich hineinzuarbeiten ihm während des Malers ernſter Rede mühſam genug gelungen war, „Herr! wie können Sie ſich erfrechen, einen Edelmann mit dieſen Worten anzureden? Sie ſind mir Genugthuung ſchuldig!“

„Da haſt du ſie, Schurke!“ rief Adlerkranz, von neuer Wuth übermannt, packte den ſchmählichen Hofmann bei der Bruſt und ſchleuderte ihn wie einen Federball vom hohen Ufer in den Bach hinab. Hierauf faßte er, unbekümmert um den Edelmann und die Folgen der ihm gewordenen Genugthuung, die Ohnmächtige vom Boden auf und trug ſie mit eilenden Schritten die Felſenſtufen hinauf in die Einſiedelei. Nach kurzer Ueberlegung hatte er eingeſehen, daß zu Bertha's Ehre alles Aufſehen vermieden werden müſſe, und er ſie alſo nicht in das Schloß bringen dürfe; auch war das Felſenhäuschen der beſte Zufluchtsort für die Beſinnungsloſe. Ohne an ſein eignes Abenteuer zu denken, ſtürmte er die Thüre auf und ſtutzte nicht wenig, zwei Geſtalten da im Zimmer ſtehen zu ſehen.

„Was iſt das?“ rief eine weibliche Stimme erſchreckt, die der Maler ſogleich für die Charlottens erkannte.

„Biſt du es nicht, Adlerkranz?“ fragte Theodor ernſt.

„Ich bin's,“ verſetzte dieſer, „aber kaum weiß ich, was ich von all' dem denken ſoll.“

„Und wen legſt du hier auf das Sopha? einen Todten? Um Gotteswillen! die Löſung dieſes Räthſels iſt an dir.“

„Bring' Charlotten fort!“ raunte ihm der Maler in's Ohr, „dann ſollſt du Alles erfahren.“

Die Conferenz-Räthin nahm den Arm ihres Bruders gern, und, ſo groß auch ihre Neugierde war, zu erfahren, wen Adlerkranz todt oder ohnmächtig hereingebracht habe, was das für furchtbare Laute geweſen ſeyen, die ſie kurz vorher zwar vernommen, aber doch nicht verſtanden hatte, weil ſie ſelbſt über die Gegenwart ihres Bruders ſtatt des geliebten Malers von Schrekken überwältigt und durch Theodor's kräftige Strafpredigt ſehr befangen geweſen war; — ſo überbot doch die Freude, ſich den alten Verlegenheiten, ſowie den neuen, die hinzuzukommen ſchienen, ſchnell entziehen zu können, diesmal ſelbſt ihre Neugierde. Stumm und mit fliegenden Schritten langte ſie am Schloſſe an; dann ſagte ſie bloß bittend: „Verſchwiegenheit!“

„Dafür bürge dir das Ehrenwort des Bruders,“ verſetzte Theodor beſtimmt und eilte dann, als ſie in das Haus geſchlüpft war, haſtig nach der Einſiedelei zurück. Adlerkranz hatte ſchon Licht angezündet und war um die Ohnmächtige beſchäftigt, in welcher Theodor mit Entſetzen ſeine jüngſte Schweſter erkannte. Dies Entſetzen wurde bis zum tiefſten Abſcheu und der zornflammenden Wuth getrieben, als Adlerkranz mit wenigen, aber centnerſchweren Worten den ſchändlichen Vorfall erzählte. „Ha! das verruchte Ehepaar iſt ſeiner würdig!“ knirſchte Theodor. „Nicht Dorothea, meine edle, gute, tugendhafte Dorothea hat dir den Brief geſchrieben, ſondern Charlotte, das buhleriſche Weib, und während ſie in deinen Armen ſchwelgen wollte, gedachte der Wolf dies unſchuldige Lamm zu würgen.“ Kaum ſchwieg er, als ein jämmerliches Gewinſel an das Ohr der Freunde drang. Sie horchten auf, Theodor öffnete das Fenſter: — es kam aus dem Bach herauf.

„Das iſt der Bube;“ ſagte der Maler bitter lachend, „er kann nicht aus dem Waſſer herauf; willſt du ihm nicht hülfreiche Hand bieten?“

„Selbſt in meiner größten Wuth hab’ ich noch Beſonnenheit genug, einzuſehen, daß die größte Vorſicht nöthig iſt, um dies Schandgeheimniß vor den Augen der läſterungsſüchtigen Welt in die dichteſten Schleier zu hüllen,“ entgegnete Theodor, „und um deßwillen iſt es allerdings unumgänglich nothwendig, daß wir den Schelm ſelbſt aus dem Pfuhle ziehen.“

Adlerkranz leuchteten des Freundes Gründe augenblicklich ein; ſie brachten Bertha in das Bett und ſtiegen dann hinab, dem Winſeln nach. Theodor klimmte das jähe Ufer hinab und hörte nicht ohne Schrecken von dem im Koth und Waſſer ſchier Verſunkenen, daß er ein Bein gebrochen habe und unſägliche Schmerzen leide.

Der Offizier rief dem Maler zu; die Stimme der Menſchlichkeit gebot ſchleunige Hülfe, und beide junge Männer zogen den vor Näſſe und Kälte ſtarren Mann herauf und trugen ihn, um gliches Aufſehen zu vermeiden, ebenfalls auf die Einſiedelei. Hier war Bertha unterdeſſen zu ſich gekommen. Theodor brachte das vor Schaam faſt ſterbende Mädchen in einem Mantel nach dem Schloſſe und in ihr Zimmer; hier ſagte er ihr einige Worte zu ihrer Beruhigung und verſprach auch ihr feierlich die ſtrengſte Verſchwiegenheit. Als er ſie im Bette wußte, ſuchte er ſeinen Reitknecht auf, befahl ihm, in größter Stille zwei Pferde zu ſatteln und damit in größter Eile nach dem nahen Städtchen zu reiten, dort den Wundarzt zu holen und ſo heimlich, als nur möglich, auf die Einſiedelei zu bringen. Dann flog er abermals nach dem Felſenhäuschen zurück. Adlerfranz hatte nicht ohne Mitleid mit dem Zuſtand des Herrn von Leyſſer denſelben von den naſſen und ſchmutzigen Kleidern befreit und in das warme Bett gebracht, welches die junge Baronin eben verlaſſen hatte. Daß der rechte Fuß über dem Gelenk gebrochen war, litt keinen Zweifel. Theodor bat den Maler nun, ſich zu entfernen und in den Ballſaal zurückzukehren, ihm aber die Sorge für den Verunglückten allein zu überlaſſen. Adlerfranz verſtand des Freundes ſchonende Bitte und ging. Wie ſehr fühlte er ſich aber in der innerſten Seele verletzt, als er Charlotten mit unbeſangenen, triumphirenden Blicken im Tanz dahinwirbeln und die Männer wie Sklaven beherrſchen ſah. Sie ſcherzte ſo lebhaft, bewegte ſich ſo anmuthig, legte es ſo künſtlich auf's Bezaubern an, wie erſt, als ob auch nicht das mindeſte Störende vorgefallen wäre. Mit bitterer Verachtung wandte ſich der Maler ab und ſuchte die Mutter wieder auf. Jetzt ſaß Dorothea bei ihr und begrüßte ihn mit einem ſo taubenfrommen, unſchuldigfreundlichen Blick, daß Adlerkranz ſich mit Beſchämung ſagte: „Und dieſem Engel konnteſt du ſolch' unreine Flamme zutrauen? Nein, es gibt noch heilige, reine Seelen unter den Frauen.“ Und augenblicklich war er mit all' ſeinen Gefühlen für Dorotheen im Reinen; ſeine Seele war wieder der tiefe, vom klarſten Waſſer erfüllte See; er ſetzte ſich zwiſchen Mutter und Tochter; er hatte ja Beiden im Herzen ſo Viel abzubitten. Dieſer Umſtand verlieh' ſeiner Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz; Dorothea zeigte auch wieder die alte offene Vertraulichkeit, und die Stunden flogen wie Minuten. Die Gäſte beſtellten allmählig ihre Wagen; denn der Mond war aufgegangen; andere, welche blieben, ſuchten ihre Lagerſtätten, und auch Adlerkranz wünſchte eine gute Nacht, obgleich er ſelbſt eine ſehr ſchlechte verleben mußte, weil ihm im Schloſſe kein Zimmer zu Gebot ſtand, und er auf der Einſiedelei keine Ruhe hoffen durfte.

Der angekommene Wundarzt hatte inzwiſchen den Kranken ohne alles Geräuſch nach Mitternacht in das Schloß bringen laſſen; die Diener, welche dabei gebraucht wurden, erhielten für das Verſprechen der Verſchwiegenheit reiche Geſchenke.

Eilftes Kapitel.

[illegible] iſt die Leiter zum Himmel, und wieder vom
Himmel zur Erde;
Auf und niederwärts führt ewig [illegible] wechſeln
der Weg.

Gramberg.

„Das iſt klar, daß du nicht auf Hammerſtein bleiben konnteſt, zumal wenn ich abweſend war," verſetzte Theodor auf eine lange Rede ſeines Freundes, der neben ihm im bequemen Reiſewagen ſaß. „Ja, wenn der ehrliche Schwager Conferenz-Rath auf ſeiner Waſſerfahrt nicht die Zerbrechlichkeit ſeiner vornehmen Gliedmaßen erfahren hätte, ſo würde er wahrſcheinlich, ja zweifelsohne derjenige geweſen ſeyn, der das Feld geräumt hätte; und dann hätte ich der Mutter und der Schweſter Dorothea gar gern deine Geſellſchaft während meiner Abweſenheit gegönnt, und auch auf die zerknirſchte, kranke Bertha würde dein ſchmerzſtillender, leidenſchaftbeſänftigender Umgang die heilſamſte Wirkung hervorgebracht haben.

„Ich hätte doch nicht auf Hammerſtein bleiben können, lieber Theodor,“ ſagte der Maler mit dem Ausdrucke jenes ſtillen Schmerzes, der ihn immer beherrſchte, wenn er von ſtarken Gefühlen ergriffen wurde. „Aber du wirſt die Nothwendigkeit meiner Entfernung nicht ſo überzeugend einſehen, wie ich ſie fühle, ſelbſt wenn ich verſuchen wollte, mich dir in Worten deutlich zu machen.“

„Ich bitte dich, thu' es, mein lieber Herzensfreund.“

„Du wirſt es nach den Geſtändniſſen, die ich dir am Feſttage im Park hinſichtlich meiner freundſchaftlichen Empfindungen für deine beſte Schweſter ſonderbar finden, daß ich nach der Entdeckung, Charlotte ſey die Schmückerin meines Zimmers und die Schreiberin jenes leidenſchaftlichen Briefs, eine Leere in mir fühle, die allein das Ergebniß einer ſchmerzlichen Täuſchung ſeyn kann. Was aber folgt hieraus? Genug, um mich von Hammerſtein zu vertreiben. Glaubte ich nämlich erſt über mich ſelbſt klar zu ſeyn, ſo bin ich es nun wirklich. Ja, Theodor, mein Gefühl für Dorotheen iſt mehr, als Freundſchaft; es iſt wirklich Liebe; und wenn es dem moraliſchen Menſchen in mir nicht anders, als höchſt erwünſcht ſeyn kann, Dorotheen rein zu ſehen von jeder tadelnswerthen Leidenſchaft, ſo tritt doch ein Geiſt in mir, der über alle moraliſche Kraft den Sieg davon trägt, und den ich als die eigentliche Kunſt- und Lebensflamme bezeichnen muß, mit jener Freude in Widerſpruch und läßt mich faſt wünſchen, Dorothea möchte mich ſo leidenſchaftlich lieben, wie mich jener Brief hoffen und fürchten ließ.“

„Du biſt ein ſonderbarer Menſch,“ verſetzte der Offizier; „es ſteht dir ja gar nichts im Wege, um Dorotheens Hand zu werben. Und, glaubſt du denn, daß Dorothea dieſe Werbung, welche ich bei der Mutter nach Kräften unterſtützen würde, von der Hand wieſe? wer ſagt dir denn, daß ſie dich nicht liebt? wer ſagt dir, daß es nicht ebenſogut ihr Wunſch iſt, ganz die Deinige zu ſeyn, wie es der meinige iſt? Und, fürchteſt du einen Widerſpruch von der Mutter? Glaube das nicht! du kennſt ja ihre geläuterten Anſichten über das veraltete Adelsweſen; und iſt nicht etwa der wahre Künſtler, wie du, der von Gott ſelbſt Geadelte?"

„Sieh', ſo wunderlich iſt der Menſch," verſetzte Adlerkranz, „gerade die mich von fern anſchauernde Furcht, es möchte über unſer zartes, ahnungleiſes, ja unberührbares Herzensverhältniß zu irgend einer ſo plump bürgerlichen Erklärung zwiſchen uns kommen müſſen, hat mich mit vertrieben, und hätte ich, durch deine Bitten bewogen, die Reiſe nach Erlhof nicht mit dir gemacht, ſo wäre ich heim zu meinen Eltern gegangen, obgleich mir der Aufenthalt unter breiten, ſchwatzhaften Kleinſtädtern in den Tod zuwider iſt. Als Geliebte würde mich Dorothea immer beglücken, ob als Gattin im eigentlichſten Sinne des Worts, bezweifle ich faſt."

„Ich danke dir für deine Offenheit. Aber, wahrlich, ſo kannſt nur du lieben. In meine Liebe miſchen ſich ſtets und ſtets ſinnliche Intereſſen, und da du, der Freund meiner Seele, ihre dunkelſten Stellen durchſchauſt und mir über meine ſonderbare Sehnſucht nach dem holden Trieſtiner Kaufmannskinde erſt den rechten Aufſchluß gegeben haſt, ſo wirſt du mir nicht übel nehmen, wenn ich deine ſchwärmeriſche Liebe zu meiner Schweſter nicht recht begreife. Ein ſolcher Platonismus iſt mir eine terra incognita, und ich werde wohl dies Land auch niemals entdecken. Mit Wallenſtein muß ich ſagen:

> Mich ſchuf aus gröberm Stoffe die Natur,
> Und zu der Erde zieht mich die Begierde.

„Aber eben deßhalb biſt du nicht der Mann der zarten, geiſtigen Trieſtinerin. Wie ich dir ſchon geſagt, der Geiſt erinnert ſich eines Gutes nie mit größerer Liebe, als im Augenblick des Verluſtes deſſelben. Die ſchöne Erinnerung an das lieblichſte Geſchöpf war aber dein geiſtiges Gut, die ſüße Schwärmerei der Gedanken an ſie ebenfalls; wann dir nun auch das Erſtere bleibt, ſo ſollſt du dich doch des Zweiten entäußern, und dies war es, was dir ihr Bild ſo friſch in die Seele geführt hat.“

„Ich fühle, daß du Recht haſt, und wünſche, Roſa von Erlhof möchte jenes Bild bald verdrängen. Sieh’, auch aus dem Grunde iſt es mir höchſt angenehm, dich mir zur Seite zu haben. Du ſiehſt Roſen mit unparteiiſchen Augen und wirſt alle ihre Vortrefflichkeiten bald aufgefunden haben. Ich glaube ſogar, ich werde ſie durch dich erſt recht lieben lernen. Du weißt aus Erfahrung, daß ich bei rein geiſtigen Intereſſen ein unbegrenztes Vertrauen in dich ſetze. Ich habe ſchon manche Liebſchaften gehabt, Tändeleien; aber es gibt nur *Eine* Liebe, und nur ſie kann die Grundlage einer glücklichen Ehe ſeyn. Ich wünſche meine künftige Frau wahr und ſtark zu lieben. Wenn nun du das Fräulein von Erlhof dieſer meiner wahren, heiligen Liebe würdig findeſt, ſo lieb' ich ſie gewiß bald mit der edelſten Gluth. Sieh' alſo, mein theurer Adlerfranz, ich will mich deiner Augen zum Richtigſehen bedienen, weil ich weiß, daß die meinigen zu ſchwach ſind. Dein Genius flüſtert dir ſtets die höchſte Wahrheit zu, und ich erachte es mir für ein großes Glück, daß ich, der ich geiſtig unter dir ſtehe, doch jene höchſte Wahrheit, welche den Kern deiner poetiſch- und künſtleriſchphiloſophiſchen Schwärmereien bildet, tief in mir anzuerkennen und zu würdigen vermag."

„Ich aber halte dafür," verſetzte der Maler lächelnd, „daß du diesmal in einem ſehr großen Irrthum befangen biſt. Der Menſch bedarf irgend eines Äußern, Körperlichen, welches ihn als Brücke in die Vergeiſtigung ſeines Weſens führe. Für alles Höhere iſt auf Erden ein Symbol, und in den ſcheinbar geringfügigſten Dingen liegen oft die wunderbarſten Geheimniſſe der geiſtigen Welt — wenn dieſer Ausdruck erlaubt iſt — verborgen. Ja, wer den Faden in dieſem Labyrinthe hätte! Wenn auch die Philoſophen von Profeſſion, die zum Denken geſchaffenen Geiſter das geiſtige Weſen des Menſchen überhaupt auf gewiſſe Grundideen zurückgeführt haben; wie weit ſind ſie gekommen? Sie haben ſich ja nicht einmal über die Geſetze eben dieſes Denkens vereinigen können. Und was dann höher liegt, als die Ergebniſſe ihrer ſcharfſinnigen Forſchungen, was man ſeit Ariſtoteles mit der ungeheuern Nebelkappe Metaphyſik ſchon zugedeckt hat, und was doch das Leben erſt bildet und ausmacht, — das ſind jene geheimen Fäden, die das Menſchenherz mit der Natur, mit Gott verbinden, und welche die Ahnung einer andern Lebensordnung, als wie ſie unſre Erziehung, unſre Kirche und unſer Staat uns aufzwängen, in lieblichen, von Sehnſucht durchglühten Traumbildern anſchauert. Und nun vollends das Leben in tabellariſche Überſichten bringen und darnach leben, thun, handeln und genießen wollen, wie der Forſtmann ſeine Waldungen in Tabellen hat und danach ſäen, ſchlagen ꝛc. läßt; o, über die Dummheit blinder Thoren, welche niemals von dem leiſeſten Schmerz einer höhern Ahnung, wie vom Morgenwinde auf einem Gebirge, angeweht werden! Laſſ't jeden leben und ſich das Leben ausbauen und ſchmücken, wie ihm ſein eigner innerer Gott gebietet. Der Eine muß ſich die Blumen zum Kranze erſt mühſam ziehen, und dann verwelkt er ſchnell; dem Andern fällt ein langeblühender Kranz der herrlichſten Blumen vom Himmel, und er braucht ſich deſſen nur zu freuen. Mir wohnt das Bedürfniß einer heiligen Liebe ſchon ewig in der Seele, und von der erſten Stunde meines klaren Bewußtſeyns habe ich dies Bedürfniß lebhaft gefühlt, obgleich ich ſeinem Gegenſtand noch keinen Namen zu geben wußte; ich kann behaupten, dies heftig gefühlte Bedürfniß, dieſe drängende Sehnſucht hat mich zum Maler gemacht; die Liebe zur Kunſt, zur Poeſie, die Begeiſterung für alles Hohe und Herrliche iſt jener Sehnſucht verwandt, entſpringt mit ihr aus Einer Quelle; ihre höchſte Befriedigung wird ſie aber in der Liebe eines Weibes finden, wie Dorothea iſt. Was mir von ſelbſt ward, mußt du dir heranzubilden ſuchen, und ich glaube, es geht; denn, jeder Menſch ſoll den Geſetzen der Natur nach ſich zum Vollkommenern bilden. Für die höchſte Liebe, das Herrlichſte, was die Geiſter, denen ſie nicht als Eigenthum mitgegeben wurde, erringen können, iſt ihnen auf Erden der Geſchlechtstrieb erſter Erweckungs- und Anknüpfungspunkt. Und ſo kämen wir denn auf den niedrigſten Standpunkt, auf die hülfloſe Kindheit der Liebe; wir betreten die unterſte Sproſſe jener Leiter, deren höchſtes Ende ſich in die glanzvollen Räume des Himmels verliert. Wir gehen weiter. Nun kommt die Stufe, wo man Geſchmack an einem weiblichen Weſen findet. Ich haſſe das Wort und die Sache, denn meine Liebe bedarf deſſen nicht, was man damit bezeichnet. Nicht ſo iſt es bei dir und Andern. Du verliebſt dich, ich niemals; aber ſich in ein Mädchen verlieben, iſt eben: Geſchmack an ihr finden. Dieſes Wohlgefallen an einem edlen Weibe lerne nun als Übergangsmittel zu jener höhern, heiligen Liebe ahnen, dann erkennen und endlich gebrauchen; ja, mein Freund, du biſt tüchtig, die Leiter zu erklimmen; wohlan! und verſuch' es! ſteige, ſo weit dich das Bedürfniß deines Herzens oder die dir eigenthümliche Bedingtheit deines Weſens treiben. Nicht Allen, — o, wohl nur Wenigen mag es gelingen, die eben bezeichnete materielle Liebe als Anreizung und Übergang zu der höchſten geiſtigen zu erkennen und ſich durch jene zu dieſer emporzuſchwingen, welche doch erſt den wahren Lebensgenuß gewährt, die Leiter der Gefühle bis dahin zu erſtreben, wo ſie im Glanze überirdiſcher Lebensbildung endigt und die Individualität der Geſchlechtsliebe in die große Allgemeinheit der Weltliebe übergeht.“

Der Maler ſchwieg; ſeine Blicke leuchteten, wie vom Sternenlicht höherer Erkenntniß durchſchimmert.

„Sieh’,“ verſetzte der Offizier nach kurzem Schweigen mit Enthuſiasmus, „ſieh’, wie deine Worte mir plötzlich einen weiten Fernblick in paradieſiſche Gefilde öffnen; du haſt mein Herz mit dem ſüßen Wein der Hoffnung getränkt, daß ich das Glück der Liebe zum Theil ſo erringen kann, wie du es beſitzeſt. Das iſt’s eben, dies Belehren von deiner und dies Erkennen von meiner Seite, weßhalb ich mich nie von dir trennen möchte, weßhalb ich dich gerade jetzt nicht entbehren kann. Mein ganzes geiſtiges Weſen kommt mir vor, wie mit einem Schleier überzogen; wohl leuchten alle Gefühle und Ahnungen durch, wie die Sterne oft die Wolkenhüllen durchdringen, aber nur mit matten Blicken; ich bin ihres Daſeyns mir bewußt, aber ich kann ſie ſelbſt nicht zur ſcharfen Begrenzung bringen; ich kann ihnen nicht Bild, Form, Farbe, Ton und Leben geben. Dann hör' ich nur einige Worte von dir, die Andern an ſich ganz unbedeutend ſcheinen könnten, die mich aber wie die erhebendſte Überzeugung wunderbar ergreifen; ſie mahnen mich wie der Hauch eines Genius, der kaum an den Schleier rührt, — und er fällt, der kaum die Wolken beſtreicht, — und ſie fliehen; ich ſehe die Sterne in ihrer herrlichſten Klarheit; ich erkenne meine Gefühle und ihr Ziel; — endlich trittſt du an mich heran, hältſt mir das Fernrohr deines eignen Geiſtes hin; ich ſchaue hindurch, und die Sterne treten mir nah', werden zu Welten, in denen ich, von deiner Freundeshand geleitet, mich heimiſch fühle. Nun weiß ich beſtimmt, ich ſeh' Alles in feſten Umriſſen, was ich früher nur undeutlich geahnet. Oder — mein geiſtiges Leben und Weben iſt an ſich nur der Saamenkeim in der kalten Erde; da wehen die warmen Lebenselemente deines Geiſteshauches mich an wie Frühlingsodem, und plötzlich brechen die Keime hervor, und die Blüthenaugen thun ſich auf; und all' dieſe Herrlichkeit wäre ohne deinen Hauch in der Erde erſtickt und erfroren. So war mir's in Rom, als ich dich zuerſt bei Tiberio kennen lernte; wahrlich, es war, als hätte der gute Wechsler gewußt, was mir Noth that; denn er ſprach oft mit einer wahren Begeiſterung von dir, die doch ſonſt eine ungewohnte Wahrnehmung an ihm war, — bis er uns denn zuſammen zu Tiſche bat. Da mahnte mich's gleich, als ſchmölze eine Eisdecke von meiner Bruſt, und als wir denſelbigen Abend noch auf den Monte Taſtaccio gingen und alten Siciliſchen Wein tranken, da regten und bewegten ſich alle Frühlingskeime in meiner Bruſt, deren Früchte mir nachher ſo herrlich zu ſtatten gekommen ſind. Ja, was haſt du ſchon aus mir gemacht, und was erſt wirſt du noch aus mir machen? An deiner ſichern Hand gedenke ich endlich die höchſte Staffel einer Leiter zu erklimmen, welche du vorhin bezeichneteſt. Erſt war ich ein ſchlafender, träumender Knabe, der im Traume wohl aſt das Rechte that, — da zitterte mir der Klang deines Zauberwortes in's Ohr, ich erwachte mit Staunen und gelangte bald nachher zum Bewußtſeyn meiner ſelbſt. Wenn ich das Fräulein von Erlhof zu lieben vermag, ſo werd' ich ſie doch nur durch dich erſt lieben können."

„Du haſt ein gefährliches Spiel mit mir, jenem Mädchen und dir ſelbſt vor," ſagte der

Maler, „um ſo gefährlicheres, da du es ganz harmlos zu behandeln und die Gefahr ſelbſt nicht einmal zu ahnen ſcheinſt. Der klare Sinn deiner Worte iſt doch kein andrer, als, erſt, wann ich ſie zu lieben vermöchte, oder vielmehr erſt, wann ich ſie wirklich liebte, wann aus den Tiefen meines Lebens jene dort wohnende gewaltige Lichtſonne über den Horizont meines Herzens heraufgeſtiegen und ihre Strahlen alle in dem Focus „Roſa von Erlhof“ ſich vereinigt hätten, ſo daß, nähmſt du ihn hinweg, das Licht Zweck und Bedeutung verlöre: erſt dann wollteſt du die mit meinem Licht Beſtrahlte, mit meiner Gluth Erwärmte an dich nehmen und mir einen kühlen Dank ſagen; das Bild, welches ich mit allen zauberiſchen Farben des aus dem blühenden Reiche der Gedanken und Gefühle herabbeſchwornen Ideals umſchmückt, wollteſt du dann in deine Arme ſchließen; der bräutliche Kranz, mit dem du ſie zierteſt, ſollte aus den Todesblumen meiner in wilden Schmerzenszuckungen verblichenen Sehnſucht gewunden ſeyn! Nein, Theodor, laſſ' die Sonne ſchlafen, bis ſie ſelbſt hervorbricht; was ſie erwärmt und beleuchtet, ſey dann ihr Eigenthum; denn ihre Strahlen ſind mein rothes Herzblut. Dorothea hatte die ihm vorangehende

Morgenröthe ſchon am Himmel meines Herzens hervorgelockt, und ſieh', wie es mich faſt vernichtet, daß Alles wieder verglühen muß, ja muß. Du mußt ſelbſt lieben, ſelbſt wählen und verwerfen, und dein reiner, kräftiger Sinn wird dich vor jedem Mißgriff bewahren."

„Du haſt wieder Recht," entgegnete Teodor, „aber, bring' mir mein Gefühl zur ſchnellen Anſchauung, lehre mich die Liebe, reiche mir deine Hand, damit ich die Leiter erſteige!"

„Ich glaube, du verlangſt zu Viel von mir; doch will ich Alles verſuchen; vielleicht gelingt es mir, etwas dazu beizutragen, daß du die höchſte Liebe, dieſe Seligkeit aller nach Vollkommenheit ringenden Geiſter in dir anſchauen, erkennen, erleben kannſt. Erſt muß dir jene Sonne in der Bruſt aufgehen, jenes erſte Aufjubeln der Seele: Ich liebe! Ach, das iſt ein ganz andres Wort, als die lauen Reden: Dies Mädchen gefällt mir; ich finde Geſchmack an ihr; ich bin ihr gewogen; ich will ihr wohl ꝛc. Jenes heilige Wort durchtönt alle Weiten der Seele, es iſt der geheimnißvolle Klang der Memnonsſäule; die Sonne iſt aufgegangen und hat den erſten Gluthſtrahl nach dir geworfen. Nun wird's heller in dir; du beginnſt, dies Erdenwallen mit ſeinen Wonnen und

Schmerzen auf ein höheres, ideales Leben zu beziehen und ſuchſt und findeſt endlich den letzten und höchſten Gegenſtand deiner Liebe in dem Urgrund aller Dinge, in dem Centrum alles Seyns, dem Concentrationspunkte alles Strebens der ſichtbaren und unſichtbaren Welt. Dies iſt endlich der geiſtige Urplanet, um den alle phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte vereint, und die letzten allein ſich wie Sonnen ihm näher und näher bis zur nächſten Annäherung bewegen, ohne jedoch ganz mit ihm zuſammenzutreffen und in Eins zu verſchmelzen, — gleich einem Decimalbruch, welchen man hinaufrechnen kann, ſo daß nur der kaum denkbare kleinſte Theil ihm am Ganzen fehlt, und man dieſe Annäherung an das Ganze in alle Ewigkeit fortberechnend erſtreben könnte, ohne doch je zum Ganzen ſelbſt zu gelangen, bis das Fehlende von außen hinzugethan wird. So auch kann uns die Liebe, wie ſie kein Wort auszuſprechen, kein Bild darzuſtellen vermag, jenem Urweſen unendlich nahe bringen, bis ſeine eigne unergründliche Liebe das Fehlende zu der unſrigen hinzuthut, und wir dann plötzlich mit ihm, dem Born aller Liebe, in Ewigkeit vereinigt ſind; und das iſt jener Übergang des guten, ſeelenvollen Menſchen aus der phyſiſchen Unvollkommenheit, den man nicht mit dem ſchauerlichen Namen Tod bezeichnen ſollte. Ob nun jene Lebensſonne in dir aufzugehen vermag, hängt von den Bedingungen und Verhältniſſen deines geiſtigen Ich's ab; erſt muß die in Erdenbanden geſchmiedete Pſyche ſich von manchen dieſer Feſſeln losringen, muß ſich vom Boden in eine ätheriſche Region aufkämpfen, eh' die Nacht von dir weicht und ein Morgenhauch dein Weſen durchſchauert und die goldnen Thore ſich aufthun, durch welche die Lichtſpenderin in deiner geiſtigen Welt aufgeht. Ich halte mit Fleiß dies Bild von der Sonne feſt; es iſt mehr, als Bild; denn die Sonne iſt das körperliche Symbol der höchſten Liebe; der Urzuſtand dieſes Lebens der äußern Sinnennatur iſt Nacht, und das Subſtrat dieſer Natur Stoff, Maſſe, Körperwelt. Die ſelbſtſtändig geborne Pſyche wird in dieſe Nacht- und Stoffwelt verwieſen, ſie, des reinſten Lichtes Kind; alſo auch ohne die mindeſte Beimiſchung von Materie muß ſie ſich den beiden ihr feindlich gegenüberſtehenden Elementen beigeſellen und hat eine lange Kampfbahn zu durchwandeln, um ihrem frühern Zuſtande wieder näher und näher zu kommen. Doch, um im furchtbaren Kampfe nicht zu erliegen und vom Stoffe überwältigt zu werden, — wie dies aber leider nur allzuoft geſchieht — ſind ihr zwei Erkräftigungsmittel, zwei Leitſterne gegeben, Einer zur Bezwingung der Nacht, der andre zur Vergeiſtigung des Stoffes, beide homogen, in ihren Wirkungen auf Körper und Geiſt gleich, ich meine: Licht und Liebe. Iſt nicht die Liebe die Sonne der Seele? und, iſt die Sonne nicht die verkörperte, zur That gewordene Liebe der Stoffwelt? Sie kommt, und die alte Nacht, der Urzuſtand weicht; Licht und Wärme erfüllt die Körper. So auch geht die Liebe, die in geiſtigen Glanz aufgelöſ'te Sonne im Herzen auf, und die Feſſeln der Pſyche beginnen zu weichen; Licht und Wärme ſtrömen in ſie: die Eisrinde des Lebens ſchmilzt, der Frühling grünt empor, und alle Kräfte kommen in höhern Schwung. Dieſer Glanz iſt ein überirdiſcher, er geht ſehr weit über alles Materielle hinaus, und zu welcher kaum ahnbaren Klarheit ihn die immer mehr entbundene Seele zu ſteigern vermöge, wage ich nur anzudeuten; ich ahne es ſelbſt nur, wie eine ſelige Verzückung, doch hoffe ich es einſt im Bunde mit einem geliebten Weſen zu erfahren."

„O, wie unausſprechlich glücklich wird das Weſen werden, welchem deine Liebe ihre reinen

Strahlen zuglänzt! möchte es Dorothea ſeyn!" unterbrach Theodor hier den Redefluß des Freundes.

„Ich werde ſie finden, vielleicht bald finden," verſetzte Adlerkranz, und über ſein verklärtes Antlitz flog es wie eine Ahnung. „Denn," fuhr er fort, „eine uralte Griechiſche Mythe nannte höchſt bedeutungsvoll den Eros einen Sohn der uralten Nacht. Wie ein ſtrahlendes Geſtirn tritt die Liebe aus der Nacht des Erdenlebens hervor und verdrängt ſie zum Theil. Eben ſo ſinnig iſt der Sonnengott zugleich der Muſagete, der Leierkundige, der Tonbegabte. So wie er Ausdruck des Lichts, Strahlenſpender iſt, ſo iſt er auch Verkünder höchſter Empfindung, unausſprechlicher Gefühle, die er durch Töne verdeutlicht, — und Töne ſind die Sprache der erhabenſten Liebe. Mit der irdiſchen gemeinen ſoll ſie nichts mehr zu thun haben; darum ward Daphne zum Lorbeerbaum, als der ſich gleichſam vergeſſende Gott nach ihr haſchte."

„Möge mir aus Roſa's Augen Licht und Liebe entgegenſtrömen, wie ſie mir in ſchöner Vorahnung aus deiner Seele zufließen! Schon iſt's wieder heller in mir geworden; ich fühle die

Ahnung der Morgenröthe; auch die Sonne wird in mir klar und herrlich aufgehen.“

„Heil dir in Roſa's Armen!“ rief der Maler und ſchloß den Freund an die Bruſt. Sie feierten eine ſchöne Minute; dann drückten ſie ſich ſchweigend die Hände. Im Fluge rollte der Wagen dahin.

Zwölftes Kapitel

> Ihr, die ihr lieben wollt, laſſ't euer Herz nur wählen!
> Ein unausſprechlich Was, ein unſichtbarer Zwang
> Verrath bei'm erſten Blick den unbewußten Hang
> Einander zugedachter Seelen.
>
> Wieland.

Einer der mildfreundlichſten Spätherbſttage brachte die Freunde auf das maleriſch gelegene, alterthümliche Schloß Erlhof. Die Bäume des hoch am Berge gelegenen Gartens zeigten gelbe Blätter, aber die Tannen, welche den Scheitel des Berges bedeckten, hatten ihre düſtre Farbe nicht verändert, und die ſchwarzen Flächen, welche ſie bildeten, und womit ſie auf den Höhen die gebirgige Gegend beherrſchten, breiteten ſich wie ein Trauerſchleier über ein böſes Geheimniß. Der Waldſtrom brauſ'te in ſeinem tiefen Bette ſo dumpf aus dem Gebirge heraus am Schloſſe vorüber, und die Felsblöcke am hohen Ufer desſelben ſahen wie ſchmerzverſteinerte Geſtalten darein. Das ganze Bild der Gegend entſprach der Jahrszeit und ſtand mit ihr im wehmüthigſten Einklang. Durch des Malers Bruſt waren den ganzen Tag über, welchen die Sonne, mit ihren altermatten, Scheiden und Tod verkündenden Blicken nur zuweilen aus einem thränenreichen Wolkenvorhang hervorſchauend, beleuchtet hatte, alle die gedämpften Töne der Sehnſucht gezogen, welche die abſterbende Natur in dem ihr verwandten Menſchenherzen zu erwecken pflegt, die aber den Gefühlsmenſchen mächtiger ergreift, als den, welchen der Verſtand auf dem Markt des Lebens ſicher führt. Keine Jahrszeit löſ't mehr an den Banden der Seele, als der Herbſt; mächtig drängt ſie aus dem irdiſchen Hauſe hinaus, fort und aufwärts gezogen von jener thränenglühenden Sehnſucht nach dem unbekannten Etwas, welches ſich erſt über der Sinnenwelt als befriedigende Allliebe der ganz entbundenen Pſyche entgegenſtellen wird. Die wehmüthig verhallende Muſik des Naturlebens, der leiſer und leiſer verklingende Freudenton des prachtgeſchmückten Jahrs, der endlich zum eintönigen Grabgeſang wird, ſtimmt die mit der Natur innig verbundene Seele zu einer wehmuthheitern Melancholie, daß ſie durch ein thränendes Auge lächelt, und mit lächelnder Miene ſeufzt, und ſich doch unausſprechlich glücklich fühlt. Aber, es iſt dies Glück nicht mehr die nach außen ſtrebende, ſchaffende und geſtaltende Jugend- und Liebeskraft des Frühlings, ſondern die in ſich ſelbſt einkehrende, in ſich beſchränkte und ſo auch ſich in ſich verdüſternde Luſt, welche ſich, nun doch einmal nie in der ſie erzeugenden Bruſt Befriedigung findend, nicht mehr mit einer Frage an die Außenwelt wendet, — ſie iſt ja nun im Abſterben begriffen — ſondern mit einem mächtigen Sprunge zum Jenſeits flüchtet, und alles bebende, wunderbar regegewordene Verlangen ohne Mittelglied ſogleich auf das Höchſte, Ungenannte bezieht, wie ſie ja auch in der Nacht thut, wo die Erde verſchwunden und der Himmel erſchienen iſt, und ſie jenes Höchſte ſo gern in den leuchtenden Sternen verkörpert zu ſehen meint.

Herbſtliche Lufthauche berührten Adlerkranz's ſanft herabgeſtimmte Seelenharfe, und ſie gab herbſtlichwehmuthsvolle Töne, und als die Reiſenden das dunkelgraue Schloß vor ſich liegen ſahen, erklang dies Saitenſpiel in wunderbar traurigen Accorden, ſo daß ihm unbewußt eine Thräne über die bleiche Wange ſchlich. Seine Bewegung theilte ſich auch dem Baron mit, und Beide brachten ſie mit in den bergigen Schloßhof, wo ſie ausſtiegen. Das Anfahren eines Reiſewagens mußte allerdings etwas ſehr Ungewöhnliches auf Erlhof ſeyn, denn es liefen mehrere eben nicht in Staatslivree gekleidete Diener wie toll hin- und her; ein allgemeiner Aufſtand ſchien obzuwalten; es wurde heftig an einer Glocke gezogen, aber es kam vor der Hand noch Niemand, die Fremden zu bewillkommen. Unter einigen Flüchen des Kutſchers über den halsbrechenden Weg waren die Reiſenden glücklich auf den ſchlechtgepflaſterten Boden zu ſtehen gekommen und ſahen ſich nun mit einer gewiſſen ſcheuen Neugierde die winkligen Häuſer und baufälligen Ställe an, welche ſich zuerſt als übler Empfehlungsbrief des Schloßherrn ihrem Auge darboten. Als nach einigen Minuten ſich ihnen noch immer Niemand näherte, rief der Offizier einem ohnfern furchtſam vorbeilaufenden Diener zu, ob Herr von Erlhof zu

Hauſe ſey, und erhielt die Antwort, derſelbe werde ſogleich erſcheinen. Es ging aber immer noch eine geraume Zeit hin, eh' ein langer, düſter ausſehender Mann in ſehr nachläſſiger Kleidung über den Hof herſchritt und ſich den Fremden als Gutsherr zu erkennen gab. Sein ſchwarzes, brennendes Auge flog unſtet und lauernd von Einem der Jünglinge zum andern, dazwiſchen wieder auf den Boden oder wie nach der Seite ſchielend; ſein Geſicht trug die edelſte Form, aber es lag ſo viel Fremdes, in die Harmonie des Ganzen nicht Paſſendes und dieſe vielmehr unangenehm Störendes darin, daß Adlerkranz ſich mehr abgeſtoßen, als angezogen fühlte.

Der Baron nannte ſogleich ſeinen Namen und ſtellte den Maler als ſeinen innigſten Freund vor, welcher auf ſeine dringenden Bitten ihn begleitet habe, und für welchen er alſo um gütige Station bitte. Das Geſicht des Edelmanns hatte ſich merklich erheitert; er hieß Beide mit freundlichen Worten willkommen und rief einem Diener zu, Frau und Tochter von der Ankunft zweier Freunde zu unterrichten. Bald darauf erſchienen drei Damen in der Thüre. Die ältere mit einem wohlfeilen, theilnahmloſen Geſicht und in einer des Schimmers entbehrenden, nachläſſigen Kleidung, welche Erinnerungen an die Modeherrlichkeiten des vorigen Jahrhunderts in's Gedächtniß zu rufen nicht ungeſchickt war, konnte wohl leicht als die Edelfrau erkannt werden; denn eine Schließerin, Wirthſchafterin u. d. g., welcher ſie allerdings ähnlicher ſah, als einer adligen Gutsbeſitzerin, konnte doch unmöglich heraustreten, um Gäſte zu empfangen. Etwas weiter zurück ſtanden die beiden jüngern ſehr einfach, aber geſchmackvoll gekleideten Frauenzimmer, und während der Lieutenant auf die angelegentlichen Fragen des Herrn von Erlhof über die Krankheit und Geneſung der Mutter berichtete, fühlte ſich der Maler ſeltſam von dem Anblicke einer jener beiden jungen Damen ergriffen. Sie war nicht blendend ſchön, nicht mit jenen üppigen, verführeriſchen Reizen geſchmückt, an welche ſinnliche Jugend die lebenstrunknen, heißen Wünſche hängt; vielmehr hätte dieſe ſchlanke, ſchmächtige Geſtalt, dieſe Elfenbeinbläſſe des Geſichts, dies ſanftblaue, tiefliegende und für den erſten Anblick faſt matt und todt ſcheinende Auge, dieſe hohe, ſtark hervorſpringende Stirn und die ganz fein zulaufende Naſe den von Mannskraft durchglühten und nach Sinnengenuß verlangenden Freier erkalten laſſen können; aber aus der Geſammtheit dieſer Bildung ſprach ein höherer Reiz, als der des Stoffs, jedoch nur einem ſinnigen Gemüthsmenſchen erkenn- und genießbar.

„Wenn das Roſa wäre?“ fragte ſich Adlerkranz mit faſt zagender Ahnung, und ein wehes Gefühl durchſchnitt ihm die Bruſt; es dünkte ihm der letzte Schmerzensaccord jener Herbſtſymphonie ſeines Herzens, die ihn den ganzen Tag über durchklungen, aber auch zugleich wieder der erſte Takt eines ernſten, feierlichen Trauergeſangs, der von nun an ſein Leben durchhallen ſollte. Er wurde in ſeiner Ahnung beſtätigt, als die Bezeichnete bei Nennung der Namen der Gäſte leicht erröthete und das Auge zu Boden ſenkte, und ihre Begleiterin, eine heiter blühende Roſe, ſie mit lebendigen, ſchwarzen Augen ſchelmiſch anblickte. Auch erkannte Adlerkranz jetzt eine auffallende Ähnlichkeit zwiſchen dem bleichen Mädchen und Herrn von Erlhof. Beide Phyſiognomieen kamen ihm übrigens ſo bekannt vor, daß er d'rauf hätte ſchwören wollen, in ſeiner Jugend mit ihnen ſchon einmal zuſammen geweſen zu ſeyn. Eine Minute darauf hatte es der Hausherr mit Worten ausgeſprochen, daß die bleiche Lilie ſeine Tochter, die üppige Roſe aber die Pfarrerstochter, Fräulein Emilie Wirzig ſey. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen traten die neuen Gäſte in das alte Haus. Die winkligen, dunkeln Gänge, welche ſie zu paſſiren hatten, der düſtre Anſtrich, den die Wände, die Thüren, ſelbſt die Dekorationen des Zimmers, in welche man ſie geführt hatte, darboten, das Rauſchen des Waſſers unter den Fenſtern deſſelben machte auf die beiden jungen Männer einen ganz verſchiednen Eindruck, und es zeigte ſich bald die Gelegenheit, ſich darüber gegenſeitig auszuſprechen. Die unvorbereitete Ankunft der Gäſte machte einige Umſtände im Hauſe; die Freunde hatten die Leute in ihren lieben Gewohnheiten, deren Anblick aber für ein fremdes Auge nicht geeignet war, überraſcht, und es galt, Manches zu beſeitigen und die leeren Stellen mit betrachtungswürdigern Gegenſtänden auszufüllen; auch mußte wohl Frau von Erlhof daran denken, etwas für ihr Äußeres zu thun; die jüngern Damen zogen ſich aus gleichem Grunde auf ihr Zimmer zurück, und Herr von Erlhof hatte für die Tafel, für die Pferde, den Kutſcher, Hammerſtein's Diener zu ſorgen. Die beiden Freunde ſahen ſich alſo bald allein. Hier offenbarte ſich der ſonderbare Umſtand, daß Hammerſtein die blühende Pfarrerstochter für Roſa gehalten und ſich von derſelben ſehr angezogen gefühlt, während er Roſa kaum beachtet und die Täuſchung ihm nachher eine gewiſſe Bitterkeit eingeflößt hatte, die er nicht genug verbergen konnte. Dieſe Stimmung war durch die lebloſe Umgebung noch mächtiger geworden, und er mußte ſich alle Mühe geben, um bei der Rückkehr der Familie ſich zu beherrſchen. Adlerkranz vergalt die Offenheit ſeines Freundes mit dem Bekenntniß, daß er ſogleich gewußt, welches Roſa von Erlhof ſey, und ſich von Allem, was er bis jetzt geſehen und gehört, ſo ſchmerzlich ſüß angeregt fühle, daß ſein Herz lange nicht in ſo wehmüthiger Wonne geſchlagen habe, daß dieſe Wonne aber ſtets die Lichtblicke ſeines Lebens begleite.

Bei Tafel lenkte Herr von Erlhof das Geſpräch auf den letzten Feldzug, welchen Theodor mitgemacht hatte, vielleicht nur, um des Sprechens ſelbſt überhoben zu ſeyn und den jungen Offizier dafür reden zu laſſen. Und dies war zugleich das einzige Mittel, Theodor's Unmuth zu bekämpfen. Theodor erzählte von den einzelnen Schlachten, die er mitgekämpft, gerieth in Details und bemerkte nicht im Feuer der Rede, welches endlich in ihm aufgelodert war, daß Herr von Erlhof in tiefen, düſtern Gedanken zu ſitzen ſchien. Wirklich hatte das Geſicht des ſchon bejahrten Edelmanns nur Leben und Beweglichkeit, wann er ſprach; ſobald er aber ſchwieg, verſteinerten ſich ſeine Züge in dem Ausdruck eines entſetzlichen, nicht zu beſiegenden Seelenleidens, und er verſank dann ſo in ſich, daß er wenig von dem ſah und hörte, was um ihn vorging. Mehr, als je, ſchien dies heute bei Gäſten der Fall zu ſeyn, gegen welche er doch ſonſt keine Regel der Gaſtfreundſchaft aus den Augen ſetzte. Nur zuweilen blickte er wie aus einem tiefen, grauenvollen Nachſinnen auf und beſtreifte mit lodernden Augen des Malers Geſicht. Nicht viel mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte Frau von Erlhof ihrem militäriſchen Gaſte; ſie ſah gleichgültig vor ſich hin und nöthigte nur zum Eſſen. Deſto eifrigere Zuhörerinnen waren die beiden Mädchen, und die lebhafte Pfarrerstochter ließ ſich vom Wohlgefallen an den unterhaltenden Erzählungen nicht ſelten zu Ausrufungen, lobenden Beiſtimmungen, Zeichen des Schmerzes und Abſcheu's hinreißen und beſtürmte den Erzähler ſogar oft mit Fragen. So ſah es zuletzt aus, als wenn dieſe Beiden ſich allein mit einander unterhielten. Adlerkranz ſaß Roſa gegenüber und ſah entweder auf ſeinen Teller oder der bleichen Jungfrau in's Auge;

er nahm nur Theil am Geſpräch, wann der Lieutenant ihn um ſeine Meinung oder zu einer Beſtätigung aufrief. Auch Roſa ſprach ſelten ein Wort, dann aber war es mehr an Emilien, als an Theodor gerichtet und drückte niemals eine ſtürmiſche Empfindung aus. Adlerkranz glaubte dann aber jedesmal einen vollen, ſanften Harfenton aus den innerſten Tiefen ihres Geiſtes herauf zu vernehmen; jedes Wort ſchien ihm nur das andeutende Symbol eines ſeiner Ahnung und ſeinem Gefühle ſich erſchließenden Geiſterbronnens zu ſeyn; es war ihm, als beſitze er den Schlüſſel dazu und müſſe als ein durſtiger Wandrer nach unendlich langer Entbehrung daraus ſchöpfen. Wann Roſa's Auge bei Anhörung der Kriegsgräuel blutigen Schmerz blickte, ſo erlebte der Maler alle jene vom Freunde mitgetheilten Schreckensſcenen geiſtig raſch nach einander in ſich und fühlte ihr Wehe ſtärker, als er es bei ihrer ſinnlichen Erſcheinung gefühlt haben würde. Es iſt ein tiefes Geheimniß der Natur, daß ſich manche Geiſter gleich von vorn herein lieben oder haſſen, ohne ſich einander durch irgend ein äuſſeres Zeichen kundgegeben zu haben.

Dreizehntes Kapitel.

Liebe denkt in ſüßen Tönen;
Denn Gedanken ſtehn zu fern;
Nur in Tönen mag ſie gern
Alles, was ſie will, verſchönen.
Ludwig Tieck.

Der Tag klärte ſich in ſeiner Neige immer ſchöner auf; es war, als wollte die Sonne mit ihren letzten vollen Liebesblicken, ſo ſtark ihr im Tod brechendes Auge dieſelben der einſamen Erde zuzuſenden vermochte, herzinnig begrüßen, weil jene in Trauer und Erſtarrung dann doch aller Liebe entbehren müſſe. So auch ſcheidet eine ſterbende Mutter von ihrem Kinde.

Um die fliehende Pracht des Jahrs ſo zu genießen, wie ſie ſich bot, ſchlug Roſa vor, die letzte Stunde des Tags bei'm Thee im Garten zuzubringen. Der Vater ſtimmte mit einer ſeltſamen Art von Freundlichkeit ein und erſuchte die Mädchen, Guitarre und Harfe mitzunehmen, damit der ſchöne Herbſttag mit würdigem Sang und Klang zu Grabe geleitet werde.

Die Geſellſchaft ſtieg den Berg hinan und wurde von dem Schauſpiel des allmähligen Niedergangs der nebelfreien Herbſtſonne immer mehr entzückt, je höher ſie kam. Auf einem runden Platz, welcher, von den Schauern der Tannenwaldesnacht ſchon leiſe berührt, einen großen Theil der Gegend beherrſchte und im Hintergrunde, wo er an einen Hügel ſtieß, mit einer großen dunkeln Lindenlaube geziert war, ließ man ſich endlich auf alte, zerbrechliche Gartenkanapee's nieder; ein großer ſteinerner Tiſch in der Mitte des Platzes paßte eher zur Sorgloſigkeit des Schloßeigenthümers, weil er keine Anſprüche an Reſtauration machte. Zur Linken hatten ſie einen groſſen Theil des Gebirges, zur Rechten den rechten hohen Schloßflügel, worin die Wohnung war, und geradeaus das tiefe, felsumzäunte Flußbett, über welches ſie eine Brücke in den Garten geführt, und darüber hinaus eine weite, herrliche Fernſicht in das Land, das vom wehmüthigen Scheidekuß der Sonne gleichſam noch einmal jugendlich aufzuglühen ſchien. Adlerkranz hatte die Harfe getragen und überreichte ſie dem Fräulein, wunderbar geſpannt. Man war bald nothdürftig eingerichtet; ein Dienſtmädchen brachte den Thee, und nachdem Frau von Erlhof denſelben herumgereicht hatte, ergriff Roſa die Harfe und Emilie die Guitarre. Nach einigen Accorden, die die Harfnerin wie gewaltige Engel vor das Paradies ſtellte, welches ſie eröffnen wollte, begann ſie ein Lied zu ſingen und mit ſinnigem Spiel zu begleiten, in deſſen Tönen ſich alle namenloſe Wehmuth des Herbſtes, der gebrochene, aber in Verklärung ſtrahlende Todesblick, die in der höchſten Wonne überſchwenglicher Ahnung erzitternde Naturſeele, nur in ſanft melancholiſcher Trauer empfunden, vor ihrer Metamorphoſe, und die durch dies Alles hervorgerufene unergründliche Sehnſucht, das ſchmerzvolle Entzücken und der entzückenvolle Schmerz der Menſchenbruſt wunderbarherrlich ausſprach oder vielmehr ausklang, — denn das ewige Räthſel läßt ſich nicht ausſprechen; — nein, nicht ausgeſprochen wurde es, ſondern in den biegſamen, ſchwellenden und verſchwimmenden Klanghieroglyphen, dem Eingeweihten wohl verſtändlich und lebendiger, als Menſchenwort, angedeutet. Roſa hatte eine ganz eigenthümliche, etwas gedämpfte Altſtimme, die faſt geiſterhaft klang wie der gedrückte prophetiſche Laut einer Seherin, wann ſie der Gott ergreift und ihr die hochbegeiſterten Weiſſagungen von der bebenden Lippe ſtrömen. Adlerkranz wurde mehrmals von einem ſonderbaren, ihm durch Mark und Bein rieſelnden wollüſtigen Schauer befallen; er vergaß endlich Alles um ſich her, war nur Ohr und Auge für die bleiche Sängerin und ſah ihr immer tiefer durch das ruhig glänzende Auge in ihr innerſtes Leben, und gewiß hätte er einen Verſtoß gegen die Convenienz gemacht, hätten nicht die muntern, hohen Discanttöne der Pfarrerstochter, welche gewiſſe Stellen des Liedes begleitete, ſich wie irdiſche Kinder ſpielend und tändelnd an die ſeltſambunt ſchimmernden Flügel der Engel aus Roſa's Munde gehängt und ſie durch die Schwere ihres irdiſchen Stoffes wieder zu der ſich herbſtlich färbenden Erde herabgezogen, damit ſie ſelbander wandern und luſtvolle Klagen ausſtrömen möchten.

Als der Geſang beendet war, wandte ſich Adlerkranz an Roſa. „Es müßte mich Alles täuſchen,“ ſagte er, „wenn dieſes Lied nicht von Ihrer eignen Compoſition wäre, mein Fräulein; ja, ich vermuthe ſogar, daß Sie auch die Dichterin deſſelben ſind.“

„Ihr Gefühl hat Sie nicht irregeleitet,“ verſetzte Roſa, in holder Verſchämtheit die Augen auf die Harfe heftend; „es iſt ein ſchwacher Verſuch, die Zeichenſprache der uns umgebenden

Natur in Worte und Töne zu überſetzen; denn der Menſch oder überhaupt die ganze animaliſche Schöpfung iſt zu ſeiner Verſtändigung vorzüglich an den Laut gewieſen. Wir ſind eigentlich die Herrn des Wortes, und das Wort iſt die feſte Brücke der Geiſter, auf welcher ſie zu einander eilen, es iſt die ſtarke Leiter, auf welche ſie im endlichen Raume umherſteigen; aber über dem Worte bebt der Ton in ſeinen Schwingungen aus der Körperwelt hinaus in das Geiſterreich; der Ton iſt ein Flügel, ein Geiſterfittig, auf welchem der menſchliche Geiſt dem verwandten Geiſte zuſtürmt, auf welchem er in die Unendlichkeit hinüberjubelt. Wer ſeinen Flug verſteht, der braucht nicht Brücke, noch Leiter, er haucht ſein Gefühl in ſchwellenden Tönen aus. Alles Geiſtige, welches uns aus Ahnungen, Gefühlen, aus dem Licht und ſeinen Kindern, den Farben, entgegenſtrömt, worin es ſich uns mittelbar offenbart, möchten wir, wo die Wortſprache nicht auslangt und nicht auslangen kann, in Tönen ausſprechen, und wir glauben in ihnen erſt die höchſte Wahrheit unſrer Gefühle zu finden. Verſtehen und begreifen läßt ſich ja ſo etwas doch nicht. Dies wunderbare Drängen der Menſchenbruſt hat die Muſik geboren, aber auch die Poeſie und Malerei ſind Kinder deſſelben. Ich habe das ſelbſt in mir erlebt, und Alles, was mich geiſtig ſtark berührt, muß ich in Tönen ausſprechen.“

„Ich fühle die volle Wahrheit Ihrer Worte, mein Fräulein,“ rief der Maler mit leuchtendem Auge und ſtand vor ihr hoch und herrlich wie ein Gott. „Ja, die Malerei iſt auch ein Kind dieſes Drängens und Treibens, dieſer raſtloſen Sehnſucht der Menſchenbruſt; doch die Muſik vermag dieſe himmliſchen Gefühle deutlicher zu bezeichnen, als eine ihrer Schweſtern, und keine Zeit durfte geeigneter ſeyn, dieſe höchſte Sprache der Empfindung, des Gemüths in klangvollen Strömen der Bruſt entquellen zu machen, als der Herbſt, und zwar der Spätherbſt, wann das lebende Geſchöpf für die Fortdauer ſeines eignen Lebens und deſſen ſeiner Nachkommenſchaft zu ſammeln und zu ſorgen aufgehört hat, wann dem Stoffe durch Stoff ein Genüge gethan iſt, wann das Bedürfniß vorgreifend ſich geſättigt, wann das leiſe und leiſer verhallende Leben des Jahrs wie ein auf leichten Luftſchwingen des Abends über ferne Berge zu uns herübergetragener Klageton uns anhaucht. Der Frühling nimmt die lebendig aufſprudelnde materielle Liebe des Menſchen ganz für ſich in Anſpruch: Liebesluſt und

Wonne, Sinnenfreude und Vergnügen, irdiſche Seligkeit und jenes uns mit beglückender Heiterkeit erfüllende Wohlbehagen, all' dieſe ſchönen Empfindungen ſind zur That geworden und blühen uns entgegen, zu Blumen und Blüthen der Gewährung verkörpert. All' unſer Thun und Begehren iſt der bräutlichen Erde zugekehrt, und die dem Bräutigam, dem jungen Sonnengott entgegenſtrebenden, zugekehrten Blumen ſind die in Farben ausgeſprochenen Liebesſeufzer der verlangenden Braut, welche ja nur in Farben zu ſprechen vermag. Dies zur äußern Geſtalt gewordene Gefühl unſrer Bruſt läßt aber die Sehnſucht nach etwas Unkörperlichem kaum in uns aufkommen; wir erfreuen uns des Gegebenen und umfaſſen das reizende Stoffgebilde mit warmer Liebe. Daſſelbe gilt wohl auch großentheils vom Sommer und dem Frühherbſt, welche uns vollends ihre reichen Gaben, die vollſte Befriedigung jedes ſinnlichen Wunſches freundlich verſprechend, in den Schoos ſchütten. Aber ſobald dieſe Zeit der Gewährung vorüber iſt, wird die ganze Erde wunderbarweit aus unſerem Geſichtskreis gerückt und dient uns nur als Symbol, als Deuterin und Lenkerin zum Überſinnlichen. Im Frühling und Sommer konnten wir vielleicht in den meiſten Fällen mit der

Wortſprache auskommen, um kundzuthun, was in Bezug auf die Natur in uns vorging; aber die Vergeiſtigung derſelben und unſrer ſelbſt im Herbſt, die Wechſelbeziehung zwiſchen der Naturtrauer und unſrer eignen, die Sehnſucht über das entſchwundene Bild der Gewährung zu jenem zartern der Hoffnung, über das dem Blicke entrückte Körperliche hinaus nach dem nur dem geiſtigen Auge zugänglichen Überſinnlichen kann allein nur durch die Tonſprache menſchlich vollkommen enthüllt und dem gleichfühlenden Gemüthe mitgetheilt werden."

„Sie haben mir aus der Seele geredet," liſpelte Roſa mit verklärtem Geſicht, und ihr Auge ſpiegelte ſich eine lange Minute im Gluthſpiegel des ſeinigen. „Dieſer ſuße, alle Fibern der materiellen Natur wollüſtig durchbebende Schmerz greift mir im Herbſt jedesmal tief in die Seele und erzeugt mir eine ſo wehe Luſt, ein ſo thränenvolles, nur in Klagetönen hervorbrechendes Entzücken, eine ſo heftig mich emporziehende Sehnſucht, daß ich die mir gleichſam unwillkührlich aus der Seele ſteigenden und über die Lippen ſchlüpfenden Laute auf das Papier feſtzubannen genöthigt bin, um mich an ihnen ferner noch mit ſüßer Qual, die mir zum Lebensbedürfniß geworden iſt, zu leben. Früher war ich oft verſucht, dieſe Empfindungen für Ausgeburten einer kranken, verzärtelten Einbildungskraft zu halten; aber in dieſen Tagen iſt mir ihre ewige Wahrheit in meinem innerſten Gefühl, welches ſchier Anſchauung iſt, ſo überzeugend aufgegangen, daß ich ſie mit der meines eignen Seyns für gleich, ja für identiſch halte, ohne ſie jedoch mit Worten darthun zu können. Wie? es wäre bedeutungslos, daß zu keiner andern Zeit das Ächzen und Seufzen des Windes in den Zweigen und Äſten der Bäume mehr vernommen wird, daß überhaupt keine Jahreszeit mehr Stürme, mehr ſchauerliche Klagelaute hat, als der Herbſt? Die Natur wirft ihren prächtigen Schmuck ab; ihr getreuer Gatte, die Sonne, immer in heißer Strahlenliebe ihr zuglühend, ſcheidet von ihrem öden Bette und blickt ihr nur noch aus der Ferne wehmüthigfreundlich in's Geſicht; ſie ſieht ihre Kinder dahinwelken und ſterben, ſie ſieht ihren eignen ſonſt lebengebärenden Schoos zum Todtenacker der Natur, zum Grabfeld ihrer eignen Sproſſen umgewandelt, und ſie ſeufzt aus tiefer Bruſt auf, und ihre Seufzer, die Stürme raſen daher; ſie weint, und ihre Thränen fallen als Thauperlen aus dem trüben, grauen Nebelflor, womit ſich die Trauernde umhüllt hat; ihre verkörperten, farbigen Liebesſeufzer, wie Sie ſo ſchön die Blumen nannten, ſind verwelkt, all' ihr Weſen iſt der Freude ab- und dem Schmerze zugekehrt; der Duftgeſang dieſer Blumen iſt verklungen, und was Liebesdrang erſt in die Blumenkronen hauchte, die herrlichen Farben, das treibt der Schmerz, welcher die Natur über jener Verblühen durchzittert, nun in die Blätter der Bäume und Kräuter, — ſie werden bunt. Sie kann ja, wie ſchon bemerkt, nur in Farben reden und drückt durch ſie nun den Schmerz, wie erſt die Wonne aus; aber es iſt meiſtens das dem ſanften Schmerze eigenthümliche Gelb, die Farbe der ermatteten, in ſich ſelbſt zuſammengebrochenen Kraft, oder auch das den wüthenden Schmerz bezeichnende Roth, die Farbe des dahinſtrömenden Blutes und der wildeſten Verzweiflung. So bringen Luſt und Schmerz in der weiten Natur, wie in der engen Menſchenbruſt, faſt dieſelben Wirkungen hervor, nur jene in leichter, jugendſchimmernder Verſchiedenheit, dieſer in trüber, alterſchwerer Eintönigkeit. Genug aber, daß in dieſer wunderbaren Farbenerzeugung des Herbſtes auf Laub und Gras und in der Hervorbringung der melancholiſchen Herbſtblumen die Natur ihren ſtummen, aber deßhalb um ſo wehern

Todesſchmerz verkündet; denn ausgeſprochen muß der Schmerz werden, ſey es, auf welche Art es wolle; ſonſt vernichtet er ſein Gefäß."

„Vielleicht iſt dieſer Herbſtſchmerz der Natur nicht ſo grimmig wild und wohl mehr unſern Gefühlen analog, eine ſanfte Trauer," ſagte der Maler jetzt, deſſen Wangen ein höheres und zartes Roth überflogen hatte; vielleicht erinnert ſie ſich in ihrer Verlaſſenheit noch einmal der wonnigen Liebesträume ihres dahingeſchwundenen Frühlings, und gleichſam noch einmal jugendlich aufglühend in dieſer Erinnerung, will ſie mit dem erpreßten Schmerzenslaut zugleich den ſtammelnden Laut des Liebesdranges, das Rauſchen des bräutlichen Kuſſes ſelbſt wiederholen; vielleicht träumt ſie auch einen halbwachen Zuſtand, eh' ſie ganz in den tiefen Winterſchlaf verſinkt, noch einmal von Frühlings-Luſt und Wonne, ſo, wie im Schlafe die Lippen der verlaßnen Braut ſchwellend dem Kuſſe des Bräutigams entgegenſtreben, deſſen Scheinbild ihr ein täuſchender Traum verführt. Und ſo mag es wohl kommen, daß wir mitten in dieſer ſchmerzkündenden, wunderbaren Farbenmiſchung des Herbſtes oft friſchgrünes, junges Laub, friſche, junge, neuduftende Blüthen an den Bäumen anſtaunen, daß neue

Blumen plötzlich hervorſprießen und ihre Geiſteraugen aufthun, als wollten ſie dem Lenze in das blühende Antlitz ſchauen; die Erinnerung des Naturgeiſtes ringt mit Kraft, ſich zur Wirklichkeit zu geſtalten, und mit dem Schmerze ſcheidender Sehnſucht verbindet ſich der aus wunderbarer Selbſttäuſchung der Natur hervorgegangene Kuß liebenden Verlangens, für welches die Zeit lange ſchon vorüber war. Aber dieſe Täuſchung kann uns nicht erfreuen, nein, ſie erfüllt uns nur mit deſto größerer Wehmuth, jener gleich, wenn wir eine geiſtesirre, gealterte Jungfrau ſich immer noch für den erharrten Bräutigam ſchmücken ſehen, der ſie in ihrer Jugend einſt treulos verließ.“

„Oder auch,“ erhob jetzt Roſa ihre Stimme höher, und man konnte das Entzücken, welches ihr des Malers Worte einflößten, aus den Schwingungen derſelben abnehmen; „oder auch wird ſich die Natur ihrer ſelbſt in der Todesſtunde mehr bewußt, es leuchtet eine höhere Klarheit in ihre Seele, wie dies bei jedem Sterblichen in jener Stunde der Fall iſt, und ſie thut in ihrem Scheiden noch einen ihrer hellſten Silberblicke, der ſich, wie bei ihr Alles, verkörpert zeigt, und es iſt der Schmerz des Todes mit dem Entzücken des in ihr lichter gewordenen Lebens, welcher ſich in den herbſtlichen Farben und den neuen Blüthen ausſpricht. Und, iſt es nicht in der ganzen Natur ſo? Auch der Tod des Tages iſt ſein ſchönſter Theil. Was kommt der Wonne einer von Abendpurpur überglühten Dämmerung gleich? Der Scheideblick der Sonne iſt ihr herrlichſter, verklärteſter. Von geiſtesſchwachen, beſchränkten, blödſinnigen Menſchen weicht meiſtens in der Todesſtunde die Feſſel des Geiſtes, und ſie thun helle Blicke in das Leben und darüber hinaus; ſelbſt das Geſicht der Thiere nimmt nach den Beobachtungen vieler Naturforſcher im Todeskampfe eine edlere, vergeiſtigte Form an."

„Es iſt wahr," pflichtete hier Adlerkranz haſtig bei, „heftiger Todesſchmerz ſpricht ſich ſogar auch bei ſtummen Thieren wunderbar in Farben aus. Ich will nur an den martervollen Tod des Krebſes in unſern Küchen erinnern. Schlägt nicht ſeine ſtumme Todesqual in eine eigne rothe Farbe aus, von welcher er erſt keine Spur an ſich trug, und der man den blutigen Schmerz recht anſieht? So jammert der Golddelphin, wenn er dem Waſſer, ſeinem Lebenselemente entnommen wird, ſeine ſtummen Todesſchmerzen in die herrlichſten Farben aus, von

Gold in alle Nüancen qualvoll prächtig ſpielend. Es ließen ſich leicht noch mehr Beiſpiele zur Unterſtützung dieſer Anſicht auffinden.“

„So ſind dem ſtummen Weſen Farben für den Todesſchmerz gegeben, dem gefühlvollen Menſchenherzen aber Töne,“ ſagte Roſa leiſe und griff ſanft in die Saiten der Harfe, daß ſie wie ein Geiſterchor erklangen. „Mein Herz,“ ſetzte ſie nach einiger Zeit hinzu, „ſcheint alljährlich einen Antheil am Todesſchmerz der Natur zu leiden; nie aber, däuchtet mir, habe ich ihn tiefer gefühlt, als in dieſem Jahre.“

„Darum ſprach Ihr Geſang auch ſo lebendigwahr in meine Seele,“ erwiederte der Maler, es war nicht mehr das Ohr allein, nein, es waren alle Sinneswerkzeuge, durch welche er der Seele in vollen Zauberſtrömen zuquoll. Ich verſtand jeden Laut und fühlte bald die nothwendige Reihenfolge der Töne im Voraus, und kein einziger Ton hat mich getäuſcht. Der Genius der Natur hat Ihnen dies Lied ſelbſt zugeflüſtert. Es iſt der wehmüthigſte Sehnſuchtgrabgeſang alles Stoffes und zugleich doch auch das freudigſte Siegslied der Seele; ja, er hat mich ſo ergriffen, daß mir nicht anders zu Muthe iſt, als müßte ich mich mit den aus den Tönen der Saiten und

Stimme hervorſpringenden glänzenden und im Herbſtluftzug verſchwimmenden Geiſtern, mich ſelbſt auflöſend und verſchwebend in's unendliche All verlieren."

„Früher habe ich viel Flöte geblaſen, aber ſeit Jahr und Tag bin ich davon abgeſtanden, ich kann nicht Rechenſchaft geben, warum? Jetzt aber wandelt mich plötzlich ein heftiges Verlangen nach meiner Flöte an, nur, um Sie begleiten zu können. Dann würden Sie mir doch gewiß den Wunſch nicht verſagen, den Geſang zu wiederholen?"

„O, Sie blaſen Flöte?!" rief Roſa freudig-erſtaunt aus, und über ihr Geſicht zuckte der Lichtſtrahl innigſter Befriedigung. „Wenn Ihnen nur die Flöte fehlt, da kann der Vater ſchon helfen. Der iſt ſonſt auch ein eifriger und nicht ungeſchickter Flötenbläſer geweſen und beſitzt gewiß ein Dutzend guter Inſtrumente." Und, „liebes Väterchen," rief ſie, „gieb doch Herrn Adlerkranz eine ihm zuſagende Flöte; wir wollen dann zuſammen muſiciren." Herr von Erlhof riß ſich aus einer ihm angenehmen Unterhaltung, welche er mit Theodor und Emilien über das Landleben geführt, und zeigte ſich bereitwillig, den Wunſch der Tochter ſogleich zu erfüllen, indem er ſich, Trotz der Proteſtation des Malers, eiligſt entfernte. Bald kehrte er zurück, und ein Diener trug eine Menge Futterale, welche alle vor Adlerkranz geſtellt wurden, damit er ſich das Inſtrument ausſuchen möchte, welches ihm am beſten zuſage. Die paſſende Flöte ward gefunden, und die angenehmſte Überraſchung kam über die Hörer. Die Muſik begann; Alles lauſchte entzückt. Emilie hatte die erſten Takte mit der Guitarre und ihrer Stimme begleitet, aber bald ſchwieg ſie und ließ ihr Inſtrument verſtummen, gleichſam abgemahnt von einer innern Stimme, da jedes an die Stoffwelt Anklingende fernzuhalten, wo die Geiſter, allem Stoff entſtrebend und nur in der Form des Rhythmus noch gehalten, in Tönen aufſeufzen.

Die Töne wallten wie die zarteſten mit Düften geſchwängerten Lufthauche einher und brachten die Gefühle einer geheimnißvollen Reminiſcenz der Anſchauung, die uns zuweilen in einſamen Augenblicken wunderbar überraſcht und an irgend ein Ereigniß, das wir erlebt oder wohl gar nur geträumt zu haben meinen, dunkel erinnert, welches Gefühl doch von unſrer Erfahrung Lügen geſtraft wird.

Dem Lieutenant Hammer von Hammerſtein

rann unwillkührlich ein Thränenſtrom über die Wangen; er mochte in Wehmuth zerfließen; Emilie weinte mit ihm; des alten, düſtern Herrn Augen wurden feucht, und ſelbſt Frau von Erlhof zeigte eine Bewegung. Die Geſellſchaft wagte kaum zu athmen und umſpann nur mit ſtaunenden Liebesblicken, die jedoch in die Tinten einer ſtillen, faſt ſcheuen Verehrung getaucht waren, das Paar, um welches der Herbſtabend ſeine kühle Dämmerung, und die gelbliche Abendröthe ihren Schimmer ſchmeichleriſch legte, gleichſam zum Danke, daß dieſe Beiden den ſtummen Gefühlen der Natur eine ſo überſinnliche, herrliche Sprache gegeben. Es war merkwürdig, daß Adlerkranz, obgleich er das Lied nur Einmal gehört hatte, und daſſelbe nicht unter Noten geſetzt war, doch nie um einen Viertelton fehlte, ſondern ſpielte, als ſey er ſelbſt der Componiſt oder kenne die wehmuthsvolle Melodie ſchon jahrelang. Als ſie geendet, wagte man nicht, ihnen lauten Beifall zu ſpenden; ein gewiſſes Schicklichkeitsgefühl ſagte Allen, daß dies eine Entwürdigung des Göttlichen ſey.

Abends kamen der Pfarrer und der Verwalter, von Herrn von Erlhof eingeladen; die Unterhaltung wurde allgemeiner, doch hätte einem aufmerkſamen Beobachter das leiſe Zueinanderigen des Malers und Roſa's nicht entgehen können.

Vierzehntes Kapitel.

Holder Traum!
Fliehe nicht auf [illegible],
Weile an des [illegible],
Suche nicht den [illegible] Raum.
Holder Traum!

Friederike Brun.

Die Geſellſchaft trennte ſich ſpät, und die zunehmende Mondsſichel leuchtete dem Pfarrer heim; Emilie ſchlief ſchon ſeit längerer Zeit auf dem Schloſſe; den beiden Freunden waren ihre Zimmer auf dem rechten Flugel in der Galerie angewieſen, unter welcher ſich die Wohnzimmer befanden, weil hier die erträglichſte Einrichtung und die beſte Ausſicht war. Beide erhielten auf ihre Bitten ein gemeinſchaftliches Schlafzimmer. Kaum waren ſie allein, als Theodor den Maler mit der Frage beſtürmte: „Nun, wie gefällt dir Roſa? was denkſt du von ihrem Weſen?“

„Sie iſt eins der vortrefflichſten Mädchen,“ verſetzte dieſer mit einer Monotonie und Abſpannung, welche nur allzuſehr verrieth, daß er ungern von Roſa rede; doch ſuchte er ſich zu ermannen und ſetzte hinzu: „Sie iſt gewiß das vortrefflichſte weibliche Weſen von allen, welche ich je kennenzulernen Gelegenheit gehabt habe. Doch, lieber Theodor, du mußt dir Mühe geben, ſie verſtehen und kennen zu lernen, was allerdings nicht ſehr leicht iſt, und heute haſt du durchaus verſäumt, den Anfang damit zu machen. Glaube mir nur, ſie iſt ein Buch mit ſieben Siegeln; aber ich bin auch überzeugt, daß, wann die Siegel von geſchickter Hand gelöſ't ſind, das Buch alle Weisheit und geiſtigen Schätze der Welt enthält. Lerne die Siegel löſen und die Bilderſprache des Buchs verſtehen, lerne die heiligen Zauberzeichen darin deuten, und du wirſt der glücklichſte Sterbliche ſeyn.“

„Aber was hältſt du vom Alten? iſt das nicht ein wunderlicher Kauz?“

„Der Mann hat ein ſchönes, weiches Gemüth, aber es ſteckt in einer harten Steinkapſel, die ihm ein böſes Schickſal allmählig darübergezogen hat. Dadurch hat er etwas Skurriles, Wunderliches, dem Grundton ſeines Weſens Fremdes erhalten, was aber nach und nach die Oberhand über ihn gewonnen hat. In ſeinem Geſichte liegt das

Zeugniß einer herrlichen Seele niedergeſchrieben, aber ein ungeheurer Kummer hat ſich wie Motten in dieſe Zuge eingefreſſen und jene Züge faſt entſtellt. Dieſer Mann muß furchtbar gelitten haben, und ich möchte wohl die Geſchichte ſeines Lebens kennen.“

„Weißt du wohl, daß ſein Auge mit dem deinigen die größte Ähnlichkeit hat?“ bemerkte der Lieutenant. „Es hat mich heute mehrmals überraſcht, wenn ich ihn zufällig anblickte. Es iſt derſelbe feuchte, verſchwommene Glanz, derſelbe Strahl, derſelbe Winkel, dieſelbe Farbe, kurz, es können zweier Menſchen Augen einander nicht ähnlicher ſehen, als das ſeinige und das deinige. Überhaupt dächt' ich, Herr von Erlhof müßte in ſeiner Jugend dir in Geſtalt und ſelbſt in den Geſichtszügen ähnlich geweſen ſeyn.“

„Vielleicht bevor ein fürchterliches Schickſal ihn ſo gebeugt und ſeine Züge ſo zerriſſen und verwirrt hat. Deine Bemerkung gibt mir übrigens über ein Gefühl Aufſchluß, welches in dem Augenblick über mich kam, als Herr von Erlhof vor uns trat. Es war mir nämlich, als müſſe ich den Mann in meiner Jugend ſchon geſehn und mit ihm verkehrt haben. Nun, dem mag ſeyn, wie ihm wolle; es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſer Mann der Welt nicht verloren gegangen wäre.“

„Ich komme daran, dich um dein Urtheil über Frau von Erlhof zu fragen,“ fuhr Theodor fort. „Ich muß geſtehen, daß ich aus der Frau nicht recht klug habe werden können, ja, ich bin einigemal in Verſuchung gerathen, ſie für geiſtesſchwach zu halten.“

„Das nun wohl nicht,“ entgegnete der Maler, „mehr abgeſtumpft, von einem widrigen Geſchicke ſo zu Boden gedrückt, daß es ihr ſchwerlich gelingen möchte, ſich wieder aufzurichten. Liebenswürdig iſt Frau von Erlhof wohl nie geweſen, aber ich wollte darauf wetten, ſie beſitzt ſehr viel Verſtand, mit deſſen ſcharfen Schlüſſen das Factum ihres Lebens in den ſchlimmſten Widerſpruch gerathen iſt. Sie hat mit mathematiſcher Zuverſicht und Genauigkeit gerechnet, aber das Leben hat ſie um die Rechnung betrogen. Sie ſah ein, daß Alles falſch war ohne ihre Schuld und Zuthun, und das hat ſie ſo niedergeworfen, ſo mit dem Leben verfeindet. Ihr Verſtand hilft ihr nicht wieder auf, und Gemüth hat ſie nicht. Wahrſcheinlich hat einunddaſſelbe Schickſal beide Eheleute ſo hart berührt und jedes auf beſondre, ſeiner Individualität entſprechende Weiſe dem

Leben entfremdet. Wer weiß, welch ſchweres, kummervolles Geheimniß auf ihnen laſtet!"

„Es iſt wahr, etwas Unheimliches hat die ganze Familie," warf Theodor hin. „Aber nun ſag', was haſt du mir über die Pfarrerstochter zu gutachten?"

„Sie iſt ein ſehr hübſches, artiges, allerliebſtes Mädchen, ein wahres Kind der Flur, eine ländliche Blume; zu ihrem Verſtändniß brauchſt du nicht beſondrer Mittel; es liegt ja auf der Hand. Sie iſt, wie ſie ſich gibt, und gleicht einem raſch dahinhüpfenden Bächlein, ohne Tiefe, aber auch ohne trüben Satz. Ja, Emilie iſt eine liebenswürdige Tochter der Erde, Roſa aber ein anbetungswürdiger Engel des Himmels."

„Ich dachte mir wohl, daß dich das friſche, geſunde, leben- und luſtüberſtrömende Weſen Emiliens nicht ſo anſprechen würde, wie Roſa's ſchmachtendes, kränkelndes."

„Wie du da wieder im größten Irrthume befangen biſt!" rief der Maler. „Nicht die kleinſte Spur von kränkelndem Weſen iſt in Roſa; vielmehr ſtrahlt die zur höchſten Vollendung emporſtrebende Blüthe des Geiſtes aus ihr hervor. Freilich liegt im tiefſten Kelch dieſer Wunderblüthe der Keim des Todes; je näher ſie der

Vollendung kommt, deſto mehr bildet ſich derſelbe aus, und in dem Augenblick, wo ſie in den Zuſtand der Vollendung tritt, rührt ſie der ſtille Genius freundlich an und entblättert ſie. Aber, iſt dies nicht mit allen Blüthen und Blumen der Erde der Fall? trägt nicht alles Hohe und Herrliche den Todeskeim in ſich? und wird es gerade durch dieſen nicht erſt ſo wunderbar ſchön? Das iſt ja eben das große, überaus tiefe Geheimniß der Natur, daß alle Pracht der Erde erſt durch den in ſie gelegten Todeskeim auf den Gipfel ihrer Herrlichkeit gelangen kann. Das Leben wird nur durch den Tod verklärt. Was nun die unvergleichliche Roſa von Erlhof betrifft, ſo bin ich ſelbſt der Meinung, — und eine ſtille Ahnung hat mir dieſe den ganzen Abend zugeflüſtert — daß die Blüthe des Mädchens der Vollendung nahe iſt, und daß die Ahnung davon ihre ganze Seele mit ſchwermuthsſüßen Schauern erfüllt und ſie ſchon jetzt über alles Irdiſche erhebt. Aber, die ſie durchzitternde Ahnung von jenem entbindenden Kuſſe des Todesengels iſt ja keine Krankheit; nein, nein, Theodor; Roſa kränkelt weder an Seele, noch an Leib.“

„Aber, haſt du denn gar nicht bemerkt, wie bleich ſie iſt? Es iſt nicht allein die hingewelkte

Jugend, es muß Nervenſchwäche oder ein hyſteriſches Übel ſeyn, welches die Blüthen der Jugend und Geſundheit ſo früh' zu gleicher Zeit geknickt hat.“

„Es könnte ſeyn, daß ſie an ſchwachen Nerven litte,“ ſagte Adlerkranz, „aber nur aus einem ſchwächlichen Körper ſtrömt ungehindert des Geiſtes gewaltige Fülle; die Bande ſind loſer, die geiſtige Kraft hat größern Spielraum, ſich zu bewegen, und hebt die Fittige ſchon zum Fluge zur Unſterblichkeit. Laſſ' immerhin den trügeriſchen Schimmer der Jugend, den Rückſchein flüchtiger Blutwelle von Roſa's Wangen gewichen ſeyn; der wahre Glanz der ewigen Jugend des Geiſtes bricht um ſo herrlicher und ſiegender aus ihrem Auge hervor.“

„Ach, wie blühend, jugendlichreizend, wie friſch und kräftig, wie leicht und naiv kam mir dagegen die Pfarrerstochter vor!“ ſeufzte Hammerſtein.

„Sie iſt eine ſchöne, glänzende Blume des Tags, eine in Farbenpracht glühende Tulpe; der Tag aber iſt Symbol des klaren Verſtandes, des vollen nüchternen Bewußtſeyns. Roſa iſt eine Nachtviole, bleich und einfach, eine Blume tiefherrlicher, ſeligtrunkner Empfindung, eines träumeriſchen, holden Gemüths; — denn die Nacht iſt Symbol des Gefühls, der Seelenſchwärmerei, — aber in duftenden Träumen ſchaut ſie das Höchſte an; ihr wird es durch Ahnungen zur Gewißheit, oder ſie iſt eine bleiche Blume des Himmels ſelbſt, ein Stern, in Strahlen tönend, duftend, was keines Menſchen Verſtand zu faſſen vermag. Ja, wenn die Blume noch kein Stern iſt, ſo wird ſie's werden. Für dieſe Erde iſt ſie nicht; es zieht ſie ja auch in ihre Heimath mit unnennbarer Sehnſucht. Ach, daß du all' ihre herrlichen Worte überhört haſt, die lauter magiſche Schlüſſel waren zu den geheimſten Kammern ihres Herzens, den Tempelhallen, in welchen der Geiſt des Jenſeits ſchon kühl und begeiſternd weht!"

„Deine Anſichten von ihr ſind ſo reizend, daß ich mich wirklich ärgere, ſie heute ſo wenig beachtet zu haben. Morgen will ich dieſen Fehler nach Kräften wieder gutzumachen ſuchen und das Verſäumte wieder nachholen. Ich ſagte es dir ja gleich, daß ich deiner Augen bedürfen würde, um richtig zu ſehen; du biſt mein guter Genius und zeigſt mir als ſolcher die mir beſtimmte Braut im rechten Lichte, in welchem ſie von ſelbſt zu erkennen, ich gewiß recht lange Zeit gebraucht haben würde; und wer bürgt dafür, daß ich ſie endlich erkannt hätte? Nun aber haben deine

Hände den Vorhang von den Augen meines Geiſtes gezogen, und ich fühle, wie ich ſchon Roſa zu lieben anfange. Es wird ſchon Alles gut gehen; ich freue mich, eine ſo vortreffliche Frau, eine ſolche Engelsſeele zu erhalten. Es iſt ſonderbar, daß die Mutter — was ich in Hammerſtein ſchon oft zu bemerken Gelegenheit hatte — mit dir ganz gleich fühlt und denkt; denn in Roſa hat ſie das Alles auch gefunden, was du in dem Fräulein entdeckt. Du und die Mutter und die Dorothea, ihr harmonirt in all' Euern Anſichten und Gefühlen wunderbar mit einander, und ich finde eine geiſtige Ähnlichkeit zwiſchen Euch, wie eine körperliche zwiſchen dir und dem Herrn von Erlhof und Roſa. Findeſt du das nicht auch ſonderbar? oder ſollte ich mich täuſchen? Ich glaube kaum. Aber, was ſagſt du denn dazu? — — du antworteſt ja nicht? — — — Ach, er ſchläft ſchon!“ ſetzte der Lieutenant nach einigen Augenblicken hinzu, während welcher er ſich nach dem Bette des Freundes gebogen hatte.

Wirklich war Adlerkranz, während der Worte Theodor's von einer geiſtigen Abſpannung ergriffen, eingeſchlafen. Ein leuchtender Engel war an ſein Lager getreten, hatte ſich über ihn gebeugt und mit einem ſanften, himmlich klingenden, geiſterduftigen, farbig ſtrahlenden Kuß ihn überhaucht. Der Engel war aus Glanzäther und Roſenſchimmer gewebt; ſein faltiges Gewand war Licht, ſein Haar goldne Strahlen; aus ſeinen mit Morgenröthe gefärbten Flügeln trauften Narden und Balſam, und in ſeinem Sonnengeſicht trug er Roſa's verklärte Züge. Während nun Adlerkranz an des Engels Hand, in die ſchnell wechſelnden, auf- und abrauſchenden Wogen des Schlafes getaucht, mit dem Himmelsbild endlich in der golden ſchimmernden Traumfluth nach den Inſeln der Seligen hinüberſchwamm, gingen Theodor's aufgeregte Sinne noch lange an dem dürftigen Ufer der Wirklichkeit irre. Bald beſchäftigte ihn das auf dem Hauſe des Herrn von Erlhof laſtende undurchdringliche, von argem Kummer umhüllte Geheimniß, und es kam ihm vor, als müſſe er die Krankheit der Mutter damit in Einklang bringen; bald mühte er ſich ab, ſeiner freien Geiſtesthätigkeit, durch des Freundes Urtheil über Roſa beſtochen, eine andre, gezwungene Richtung zu geben und ſich Liebe zu Roſa einzureden; aber ihr Bild entglitt ſowohl ſeiner Phantaſie, als ſeinem Nachdenken, und ſchob ihm bald das der entfernten Trieſter Kaufmannstochter, bald das der nahen Pfarrerstochter dafür unter; der Schlaf floh' ihn in dieſem Kampfe, den ſein Verſtand mit ſeinem Gefühl kämpfte; er wurde unwillig und auf ſich ſelbſt böſe, und endlich ſchweifte ſein Geiſt — wie es in ſchlafloſen Nächten nicht anders zu gehen pflegt — zu den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und färbte dieſelben mit der düſtern Farbe ſeiner Laune. Schon hatte er ſich mehre Stunden unruhig auf dem Lager gewälzt, als es ihm war, wie wenn Adlerkranz mehre Worte lispele. Er horchte. Die Stimme des ſchlafenden Freundes ging aus einem flüſternden Tone bald in einen lauten und verſtändlichen über; einzelne Worte, welche erſt abgeriſſen über die Lippen des Träumers glitten, reihten ſich allmählig zuſammen, und der Schläfer ſprach in hochfreudigem Tone — wenn auch nicht zuſammenhängend — Folgendes: „Daß ich dich hier finden muß, du meiner Seele Labſal und Wonne! hier in dieſen paradieſiſchen Fluren, die des Herbſtes bleiche Todtenlippe nicht küßt! Sieh', ich fühle alle deine Gefühle in meiner Seele, und wie ein Gedanke in dir aufſteigt, iſt er ſchon mein Eigenthum geworden. Eigentlich war er es ſchon lange und von Anfang her, und es iſt nur ein wunderbares Zuſammentreffen und Zuſammenſtimmen unſrer Gefühle und Gedanken, was mich ſo hoch entzückt. Dorothea war auch ein herrliches Mädchen, aber wir waren nicht ſo Eins, unſre Empfindungen ſtrömten nicht ſo in Einem Strome fort. In ihr konnte alſo meine Sehnſucht ihre Erfüllung nicht finden; in dir hat ſie ſie nun hier im Paradieſe gefunden. — Fühlſt du dich nicht unausſprechlich glücklich? — O, Roſa, wer hätte denken können, daß wir Eins wären? Aber ich ahnete es ſchon auf der Reiſe nach Erlhof, und als ich dich ſah, wußte ich es gewiß. — Ha! nicht wahr, du auch? — — Ich wußte es wohl. — Aber, warum biſt du ein Engel geworden? Du biſt ſo ſchön, daß es keine Worte gibt, es auszudrücken. — Wie? ich dürfte dich nicht in deiner ſterblichen Hülle umfangen? — es ſey Sünde geweſen? Verrath an Theodor? — Freilich wohl! — Du ſagſt, ich ſey ſelbſt ein Engel? Ja, wirklich, das hab' ich noch nicht bemerkt. Meine Flügel ſind eben ſo glänzend, wie von Wölkchen und Morgenroth gemacht, und mein Kleid iſt auch von Lichtſtrahlen gewebt. — O, Roſa, du himmliſche Blume meiner Seele, welche ſelige Wonne fühlen wir!" — —

Noch folgten einzelne Entzückens-Laute und Worte, dann unverſtändliches Liſpeln und dazwiſchen der Laut des Kuſſes oft wiederholt. Endlich wurde er ſtille. Theodor lächelte ſelbſt wie ein

Seliger im Paradies; des Freundes Traumworte hatten die Unruhe in ſeiner Bruſt beſchworen; der Frieden des Himmels war in ſie eingekehrt; er faltete die Hände kindlich zum kindlichen Gebet; die erſte Strophe eines alten Liedes flog über ſeine Lippen, und den letzten Reim ſog ihm ſchon ein ſchönes Traumgeſicht davon, — es war das verklärte Bild der holden Viola, der Trieſtinerin.

Fünfzehntes Kapitel.

> Ach, dürften wir mit Träumen nicht
> Die Wirklichkeit verweben,
> Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
> Wär' unſer Erdenleben!
>
> A. W. Schlegel.

Die beiden Freunde waren nach einigen Tagen auf Erlhof eingewohnt; Herr von Erlhof ſchloß ſich den jungen Männern mehr und mehr an und fand bald großes Wohlgefallen an dem Maler, welcher zu ſeinem Erſtaunen in dem Edelmanne einen tüchtigen Mathematiker, Phyſiker, Chemiker und Aſtronomen entdeckte. Je mehr der Greis ſich zu dem jungen Kunſtverwandten hingezogen fühlte, deſto mehr kam von ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen zum Vorſchein, und nach einer Woche kannte Adlerkranz alle die vortrefflichen mathematiſchen Inſtrumente, hatte mit dem alten Herrn Verſuche auf ſeiner großen Elektriſirmaſchine gemacht, hatte ſich mit der Volta'ſchen Säule beſchäftigt, und in ſeinem Zimmer lagen die ſchönſten Fernröhren, deren Gläſer Herr von Erlhof ſelbſt geſchliffen hatte, Magnete verſchiedener Größe, eine Smeaton'ſche Luftpumpe, Mikroſcope, und ein Nebenzimmer war bereits zur Camera obſcura eingerichtet. Täglich brachte der warm und herzlich werdende Alte etwas Neues; es wurden chemiſche Verſuche angeſtellt und Abends nach den Sternen geſchaut. Niemals aber nahm Herr von Erlhof den Maler mit in ſeine einſamen Zimmer, welche doch die eigentliche Heimath all' dieſer Herrlichkeiten waren; er trug vielmehr die Inſtrumente, Gläſer, Retorten, Bücher u. ſ. w. mit eigner Hand herab in das Zimmer des Gaſtfreundes, welcher auch beſcheiden genug war, ſeinen Wirth nicht durch ein unbeſonnenes Verlangen nach dem Eintritt in jene Zimmer in Verlegenheit zu ſetzen.

Gegen Roſa beobachtete Adlerkranz eine faſt überzarte Schüchternheit; er ſprach Viel und oft mit ihr; aber es war in ſeinen Worten kein Anklang jener Vertraulichkeit, in welche er ſo bald mit Dorothea gekommen war, und er fühlte es auch tief und wahr, daß er niemals mit ihr in dieſe Vertraulichkeit kommen werde. Dies hinderte indeſſen nicht, allmählig mit ihr eine ganz eigne metaphyſiſche Lebensanſicht nach allen Theilen zu entwickeln und auszubilden und ſich ſo mit ihr auf einen feſten philoſophiſchen Standpunkt zu ſtellen, von welchem aus ſie zuſammen nun Kunſt und Poeſie, Wiſſenſchaft und Leben betrachteten und beſprachen. Da dieſer Standpunkt ein ſehr hoher war, ſo beherrſchten ſie mit den klaren, fern- und ſcharfblickenden Augen ihres Geiſtes bald das ganze weite und reiche Gebiet der menſchlichen Seelenkräfte. Gegen Hammerſtein war Adlerkranz offen und herzlich, wie immer, und weder Blick, noch Wort verrieth dem Freunde etwas von der tiefen und gewaltigen Neigung zu Roja; vielleicht geſtand ſie ſich Adlerkranz im wachen Zuſtand ſelbſt nicht.

Der Baron Hammer von Hammerſtein hütete ſich aber wohl nach den Entdeckungen, welche er in der erſten Nacht ſeines Aufenthaltes auf Schloß Erlhof gemacht hatte, den Zweck ſeiner Reiſe ernſtlich zu verfolgen; er ſprach nie mit dem alten

Edelmanne darüber, er näherte ſich dem Fräulein Roſa nie mehr, als die geſellſchaftlichen Formen verlangten; vielmehr lebte er mit der ſchönen, natürlichen Pfarrerstochter in einem ſehr angenehmen, freundſchaftlichen Verhältniß. Das Bild der Trieſtinerin wich endlich ganz aus ſeiner Seele, und Emilie Wirzig nahm deſſen Stelle ganz ein. Emilie war eine gute Reiterin, und Theodor ritt oft mit ihr aus, nur von ſeinem Diener begleitet. Es machte Niemand ein Aufhebens über dies Verhältniß; es ſchien es nicht einmal Jemand zu bemerken, und ſo bildete es ſich ſtill und ungeſtört in Beider Herzen zur Liebe aus. Der Lieutenant hatte ſchon ſeit einiger Zeit einen beſtimmten Entſchluß gefaßt und arbeitete im Geheimen an einem Plan, der ſeinen Freund, ſowie ihn ſelbſt zum Ziele ihrer Wünſche führen ſollte. Erſt dann, wann Alles ausgeführt ſey, wollte er den Maler überraſchen. Dieſe Überraſchung aber beſtand in Emiliens Vater im Nebenzimmer, welcher Adlerkranz mit Roſa, ihn ſelbſt aber mit Emilien zuſammengeben und durch prieſterlichen Segen auf ewig vereinigen ſollte. In dieſem Vorſatze war der Lieutenant durch die nächtlichen Reden ſeines Freundes beſtärkt worden; denn es ging keine Nacht vorüber, daß

Adlerkranz ſich nicht in rührenden, herzlichen Worten mit Roſa von ſeiner unausſprechlichen Liebe unterhielt, und ſeine Ergüſſe meiſt mit den ſeltſamſten Bildern dichteriſch ausſchmückte. Stets aber hatte er die Vorſtellung, daß ſie Beide Engel wären.

Theodor's biedere, reine Seele konnte die Gefühle ſeiner Bruſt der lieblichen Emilie nicht lange verſchweigen. Ihre Herzen hatten ſich vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft verſtanden und drei Wochen ihres Zuſammenlebens ſie näher und näher gebracht, ſo daß, als das Siegel des Wortes vom Munde gelöſ't, auch ſogleich das des Kuſſes wieder darauf gedrückt wurde. Die Bedenklichkeiten, welche das liebe Mädchen hinſichtlich ſeiner Verwandten und Herrn von Erlhof's hatte, wußte Theodor durch ſeine männlichen Verſicherungen und die Schilderungen, die er ihr von ſeiner Mutter und Dorotheen machte, zu verdrängen. Er verſprach ihr, mit ihrem Vater zu reden und ſeiner Mutter zu ſchreiben. Das aber war's nun eben, was ihn ſo ſehr beſchäftigte. Der edle junge Mann dachte nicht allein an ſich und an die Erlangung ſeines Glückes, glühender war der Wunſch ſeiner Seele, den geliebten Freund glücklich zu ſehen. Und dazu wollte er nicht allein mit allen Kräften wirken, auch der würdige Pfarrer Wirzig und ſeine Mutter ſollten das Ihrige dazu thun. So ſchmerzlich es ihm auch war, der theuern Mutter die Hoffnung auf ſeine Verbindung mit Roſa zu rauben, die ſie ihm ſchön, ſo innig und in ihr Herz verwachſen geſchildert hatte; ſo glaubte er doch durch die Nachricht, daß nicht nur er eine ihm unendlich theure Braut gefunden, ſondern daß Adlerkranz und Roſa ſich mit ſtarker Gluth liebten, einen großen Theil des mütterlichen Schmerzes, wenn auch nicht ganz, zu tilgen. Die gütige Mutter nun, die ſo großen Antheil an des Malers Schickſal nahm und ihn ſo lieb gewonnen, die Roſa mit einer ſo großen Innigkeit in's Herz geſchloſſen hatte, die Mutter ſollte bei Herrn von Erlhof, über welchen ſie — wie Theodor wohl wußte — ſehr Viel vermochte, des Freundes Brautwerberin werden; der Pfarrer und er ſelbſt wollten das Ehepaar und vorzüglich Herrn von Erlhof zu gleicher Zeit beſtürmen, und da der Alte dem jungen Maler ſich ſo gewogen zeigte, ſo hoffte Theodor, Alles werde gut gehen. Dies war der Plan. Der Brief an die Mutter, mehre Bogen lang, war geſchrieben und wurde abgeſchickt, der Pfarrer, der den Lieutenant mit

Freuden als Sohn umarmte, wurde unterrichtet, und bald ſollten, ohne Wiſſen der beiden Hauptperſonen, alle Räder der Maſchine in Bewegung geſetzt werden.

Wie kurzſichtig ſind die Menſchen! wie zerſtieben ihre herrlichſten Pläne vor dem gewaltigen Hauche des Schickſals!

Adlerkranz fühlte plötzlich unter lauter phyſikaliſchen Arbeiten die Sehnſucht nach der Ausübung ſeiner Kunſt in ſich erwachen, und er war gewohnt, dem Rufe ſeines Genius gehorſam Folge zu leiſten. Er entdeckte ſich dem väterlichen Freunde, Herrn von Erlhof, und dieſer empfand eine ſo große Freude über des Malers Entſchluß, daß er ſelbſt die geſchickte Hand anlegte, die nöthigen Geräthſchaften zuzurichten. Natürlich war es nach Aller Wunſch Roſa, deren Bild Adlerkranz auf die Leinwand zaubern ſollte; er ſelbſt fühlte das größte Bedürfniß, das theure Mädchen zu malen. Die Sitzungen begannen, und des Malers Pinſel ſtahl Roſa die Seele ab.

Der alte Erlhof ſchien für das Verhältniß, welches ſich zwiſchen Adlerkranz und ſeiner Tochter gebildet hatte, gar kein Auge zu haben, was dem Lieutenant von Hammerſtein um ſo auffallender ſeyn mußte, da doch zwiſchen ihm und dem

Schloßbeſitzer der Zweck ſeines Hierſeyns noch mit keinem Worte erwähnt worden war. Faſt kam es dem glücklich Liebenden vor, als habe der Alte im Eifer ſeiner Lieblingsbeſchäftigung ganz daran zu denken vergeſſen und bilde ſich ein, die beiden Freunde ſeyen nach Erlhof gekommen, um phyſikaliſche Beobachtungen mit ihm anzuſtellen. Und ſo ging das Leben einen ſtillen, regelmäßigen Gang: Vormittags malte Adlerkranz an Roſa's Portrait; vor Tiſche wurde ein gemeinſchaftlicher Spaziergang in den Park, in den nahen Wald oder die Gegend gemacht, und Herr von Erlhof zeigte ſich dabei als eifrigen Naturforſcher und gelehrten Naturkundigen; denn bald brachte er eine Pflanze und zergliederte ſie, bald zog ein Stein oder ein Foſſil ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich; er hielt belehrende kurze Reden über die Natur der in jener Gegend wachſenden Holzarten; bald hatte er eine Eidechſe gefangen und unterhielt ſich mit den verſtändigen Augen des Thierchens; bald überraſchte er die Geſellſchaft durch einen ſchönen Salamander, den er aufgetrieben; gingen ſie am Bache, ſo hatte er gewiß bald einen Polypen entdeckt, zog ein Vergrößerungsglas hervor und ließ Eins um das Andre das wunderbare Leben dieſer Thierpflanze anſtaunen, oder er brachte eine Waſſerblume und ſprach über die Amphibien.

Nach der Tafel ging's an die phyſikaliſchen Arbeiten, bei welchen der Lieutenant nicht immer zugegen war; da dampfte denn das neu eingerichtete Laboratorium und ſchallte wider vom Geräuſch der Werkzeuge und Inſtrumente, welche zu dem und jenem Behuf in Thätigkeit geſetzt wurden.

War der Abend heiter und ſternreich, ſo ſtiegen Erlhof und Adlerkranz auf einen kleinen Plafond des Daches, welcher mit einer Befriedigung umgeben und ſo zum Altan oder vielmehr Obſervatorium eingerichtet war. Hier waren die großen Tubus aufgeſtellt, und hier wurden die Bahnen der Sterne beobachtet. War der Abend zu ſolchen Beſchäftigungen nicht geeignet, ſo verſammelte ſich die ganze Geſellſchaft im Familienzimmer, und Roſa und Emilie ſpielten auf Harfe und Guitarre, ſangen, Theodor und Adlerkranz ſangen mit, oder der Letztere blies auf der Flöte dazu.

Selbſt Frau von Erlhof war munter und geſprächig geworden, und es fand ſich bald, wie der Maler gleich vom Anfang vermuthet hatte, daß die Frau keineswegs ſo unintereſſant war, wie ſie geſchienen, und an Leid und Freud', wenn auch nur mit kaum bemerkbaren Äußerungen Theil nahm. Auch ſie zeichnete den Maler ſichtlich aus und ſchien Wohlgefallen an ſeinem Umgange mit ihrer Tochter zu finden.

Wenn nun der glückliche Adlerkranz aus den Wellen der Töne, berauſcht von ſüßer Luſt, auftauchte oder aus den Lichtflüſſen der Sterne, trunken von ſeliger Anſchauung der überirdiſchen Welten, herabſtieg und ſich den weichen Armen des Schlafs übergab, — dann war es ja natürlich, daß ihm Roſa's Geſtalt von Harfen- und Geſangestönen umrauſcht, von Sternenlicht umfloſſen erſchien, und es verging keine Nacht, daß ihm der Traumgott nicht die höchſte Seligkeit der Liebe, ſchon mit den lichtthauigen Ahnungen und jubelſtrahlenden Gefühlen einer höhern Welt durchwürzt, in holdeſter Täuſchung vorzauberte und ihn an Roſa's himmliſchem Schattenbilde durch paradieſiſche Gefilde führte. Und wann er nun, von ſolch wunderſüßem Schlafe erwacht, gekräftigt und begeiſtert zu Pinſel und Palette griff, wann das Himmelsbild, in irdiſche Form gebannt, nun ihm gegenüber ſaß, war es da ein Wunder, daß das Traumgeſicht mit dem wirklichen in Eins verſchmolz und er dem Gemälde einen in überirdischen Ton gab, daß man bald wähnte, dies ſey nicht das Portrait einer Sterblichen, ſondern die freie Phantaſieſchöpfung eines großen Dichtergenius und bedeute ein Weſen, deſſen Züge durch das ſtete Anſchauen himmliſcher Herrlichkeit einen Abglanz der Himmel erhalten hätten? Je mehr das Gemälde der Vollendung ſich näherte, deſto auffallender wurde dieſe Eigenheit; Theodor verſtand ſie aber ganz anders, als ſie eigentlich war, und meinte, Herr von Erlhof werde daraus am erſten errathen, was in der Seele des Malers vorgehe. Deßhalb beredete er den Greis, welcher ſich vorgenommen hatte, das Gemälde vor ſeiner Vollendung nicht zu ſehen, wie Jeder thun ſollte, doch endlich, einmal mit in das Atelier zu treten

Sechszehntes Kapitel.

Jon. Man fand als Säugling mich auf dieſer Schwelle.
Kreuſa. Vielleicht von deiner Mutter ausgeſetzt?
Jon. So muß es ſeyn; ſie blieb noch unentdeckt.
Kreuſa. Wie konnte ſie ſolch lieblich Kind verſtoßen?
Jon. Du weißt wohl: Schaam bedrängt die Frauen oft.

A. W. Schlegel
in: Jon.

Herr von Erlhof blickte auf das Gemälde und fühlte ſich ſehr davon ergriffen; Adlerkranz war eben beſchäftigt, eine Stelle wegzuradiren, und bediente ſich dazu eines alten Dolches, welchen er ſchon lange zu dieſem Behufe beſtimmt hatte. Als er denſelben bei Seite legte, griff der alte Herr wie zufällig danach, hielt ihn eine Zeit lang in der Hand und fragte endlich, ohne beſondern Nachdruck auf ſeine Worte zu legen: „Wie kommen Sie doch dazu, Herr Adlerkranz, dieſen alten Dolch als Radirmeſſer zu gebrauchen?“

„Vieljährige Gewohnheit,“ verſetzte der Maler, „läßt mich den Dolch gar nicht anders, als zu dieſem Dienſt beſtimmt betrachten. Vom erſten Tag an, wo ich mich auf der Leinwand verſuchte, hab' ich ihn dazu gebraucht und gedenke ihn dazu zu benutzen, ſo lang' ich lebe.“

„Alſo ſind Sie ſchon ſo lange im Beſitz des alten zweiſchneidigen Meſſers?“

„Seit meiner Geburt.“

„Seit Ihrer Geburt? Was kann denn dieſe mit dem Dolche gemein haben?“

„Mehr, als man glauben ſollte; der Dolch gehört gewiſſermaßen zu mir, und ich zu ihm; er iſt eigentlich mein einziges Beſitzthum, mein einziges Erbtheil von meinen Eltern.“

„Haben Sie uns nicht mehrmals geſagt, Ihre Eltern lebten noch?“

„Die guten, edlen Leute, welche ich ſeit meiner früheſten Kindheit ſo zu nennen gewohnt bin, ſind nur meine Pflegeeltern; ich ſelbſt bin ein Findling.“

„Ein Findling?!“ rieſen Roſa und ihr Vater zu gleicher Zeit überraſcht aus.

„So iſt's, und dieſer Dolch iſt wahrſcheinlich das Zeugniß von meinem Vater, woraus ich nichts Anderes leſen kann, als daß er ein Bandit geweſen ſeyn muß.“

„Ein Bandit? Sie freveln!“ ſagte Roſa; — „haben wir denn in Deutſchland Banditen?“

„Wer kann behaupten, daß mein Vater ein Deutſcher war? und wenn er mir nicht hätte einen Wink über ſein Handwerk geben wollen, weßhalb hätt' er mir dieſen Dolch in die Schachtel gelegt, in welcher ich, kaum einige Tage alt, wohlbehalten in der Wohnung meiner Pflegeeltern ankam?“

„Alſo iſt Ihnen der Dolch mit auf die Lebensreiſe gegeben,“ ſagte der alte Edelmann ernſt, „vielleicht von Ihrer Mutter mitgegeben, damit Sie daran einſt Ihren Vater erkennen ſollen.“

„Vielleicht! Was kümmert mich's? Es kann ja auch ein Wink der Mutter ſeyn, daß ich ſelbſt ein Bandit werden ſoll, vielleicht gar meinem Vater einſt damit die Schuld meines Lebens mit der Vernichtung ſeines eignen abtragen ſoll.“

„Meinen Sie, eine Mutter könne dies ihrem Kinde aufgeben?“ fragte Herr von Erlhof.

„Warum nicht? Es mag übrigens ſeyn, wie es will; ich mache mir ſchon lange keinen Kummer mehr darum. Wozu auch mein unbekannter Vater oder meine unbekannte Mutter den Dolch beſtimmt haben, als ſie ihn mir in die Schachtel legten; ich habe ihn zum Radirmeſſer beſtimmt, und das ſoll er bleiben.“

„Aber, haben Sie denn gar keine Sehnſucht, Ihre wahren Eltern kennen zu lernen und an's Herz zu drucken?“ fragte Roſa.

„Auch dieſe Sehnſucht hat meine Bruſt durchglüht und gemartert, aber ihre Zeit iſt vorüber, und kaum fällt mir der Wunſch darnach ein. Als ich zuerſt erfuhr, daß der ehrliche Krämer Matthias Adlerkranz in Augsburg nicht mein Vater, daß ſeine liebe, fromme Hausfrau nicht meine Mutter ſey, da war ich ſchon über die Jahre hinaus, in welchen das kindliche Herz der elterlichen Pflege am meiſten bedarf und mit den feſteſten Banden der Liebe an den Elternherzen hängt; ich war ſchon in jenes Lebensſtadium getreten, worin der Sohn nicht mehr im Vaterhauſe weilt, in dem die Liebe der Eltern das Kind entlaſſen, ihren ausſchließlichen Antheil an daſſelbe aufgegeben und der großen weiten Welt uberlaſſen hat, in dem der Sohn andre Bande geknüpft hat, und die, welche ihn an das Vaterhaus feſſeln, laſſer geworden ſind; genug, ich hatte mein fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt und ſchon ein Jahr lang Italien durchſtreift, Rom's Kunſtſchätze ſtudirt, als ich durch einen Zufall über meine Geburt aufgehellt wurde. Und dies mag wohl der Grund ſeyn, weßhalb dieſe Nachricht keinen ſo großen Eindruck auf mich machte, als wenn ich ſie zehn Jahre früher erfahren hätte. Und dennoch hat mich zwei Jahre lang heißes Verlangen heimgeſucht, meine Eltern kennen zu lernen, und immer bildete ich mir ein, ich müſſe ſie in Italien finden. Daran war wohl der Dolch Schuld. Vier Jahre ſind ſeitdem verfloſſen; ich habe keine Spur von ihnen gefunden, mir aber auch keine Mühe darum gegeben. Die Sehnſucht meines Herzens hat edlere und höhere Gegenſtände gefunden, und ich habe einſehen gelernt, daß es thöricht ſey, nach einem Gute zu trachten, welches ich doch nie beſitzen kann; denn ich habe die unzweideutigſten Beweiſe, daß meine Eltern noch leben, ſehr wohl um meine Exiſtenz wiſſen, über mein Thun und Treiben recht gut unterrichtet ſind, es aber nicht für gut finden, ſich mir zu entdecken. Dies hat mein Herz für ſie ziemlich abgekühlt, und ich denke nicht gern an die Sache und ſpreche nicht gern davon.“

„Aber uns werden Sie doch Ihre Lebensverhältniſſe erzählen?“ ſagte der Edelmann, „zumal, nachdem Sie uns ſo ſehr neugierig gemacht, ja durch Ihre letzte Erklärung wirklich in Erſtaunen geſetzt haben.“

„Ei, wenn Sie mir einen Wink über meinen Vater geben können,“ ſcherzte der Maler, „warum nicht? Ich habe mich faſt daran gewöhnt, in Ihnen einen ſolchen zu ſehen, — warum ſollt’ ich als ein gehorſames Kind Ihrer Bitte nicht willfahren?“

Matthias Adlerkranz war ein nicht güterloſer Krämer und Victualienhändler in einer Vorſtadt Augsburg’s. Schon mehre Jahre mit ſeiner geliebten Margaretha, einem gar wackern und ſchätzenswerthen Weibe verheirathet, erfreute er ſich doch keines Eheſegens. Endlich gebar ſie ihm mit größter Gefahr ihres eignen Lebens ein Söhnchen, welches aber ſchon einige Stunden nach der ſchweren Geburt, nachdem es die Nothtaufe erhalten hatte, wieder den Weg alles Fleiſches ging. Die leidende Frau wurde nun zwar durch die Kunſt der Ärzte gerettet, aber die gelehrten Herren erklärten einſtimmig, daß ſie ferner nicht mehr geſchickt ſey, einem Menſchen das Leben zu geben. So lebten denn die guten Leute wieder in Friede und Liebe einige Jahre hin, wurden aber beide von einem immer größern

Verlangen heimgeſucht, ein Kind zu beſitzen. Sie ſprachen dies Verlangen bei ihren Freunden und Kunden öfters aus, und wohl um ſo wehmüthiger, je ſtärker ihr Handel ging, je beſſer ihr Geſchäft blühete. Schon waren ſie im Begriff, ſich nach einer Waiſe umzuſehen und dieſelbe an Kindesſtatt anzunehmen, als ihr Wunſch plötzlich auf eine ſonderbare Weiſe durch meine Wenigkeit erfüllt wurde.

Eines Tags erſchien ein ſchon bejahrtes Bauernweib im Laden mit einem dem Anſcheine nach ſchweren Korbe auf dem Rücken. Dieſen ſetzte ſie ab, machte einige Einkäufe und that die Waaren in den Korb. Hierauf bat ſie, den Korb mit den erhandelten Waaren ein halbes Stündchen ſtehen laſſen zu dürfen, weil ſie einen ſehr wichtigen Auftrag in der Stadt auszurichten vergeſſen habe und deßhalb ſchleunigſt noch einmal zurücklaufen müſſe. Herr Adlerkranz konnte nichts Arges in dieſem Begehren vermuthen und bewilligte es gern, ja, weil die Frau die bezahlten Waaren in dem Korbe hatte, ſo ſtellte er denſelben in ſein Ladenſtübchen. Es verſtrich lange Zeit über die beſtimmte halbe Stunde; der Korb wurde nicht angerührt. Endlich ließ ſich ein ſonderbarer, dumpfer Ton aus dem Stübchen vernehmen; Frau Adlerkranz horchte hoch auf und ging dem Tone nach. Er kam aus dem Korbe. Sie nahm das Tuch weg, und eine mit mehren Löchern verſehene Schachtel fiel ihr in die Augen, und aus derſelben drang das ſchwache Geſchrei eines Säuglings an ihr Ohr. Haſtig öffnete ſie die Schachtel: ein Knäblein lag in feine Windeln gewickelt darin, — meine Wenigkeit. Ein ſogenanntes Schlutzerchen im Munde hatte mich bisher nicht zum Schreien kommen laſſen, nun aber, da daſſelbe ausgeſogen war, hatte ſich das Bedürfniß und mit dieſem das hülferufende Geſchrei eingeſtellt. Erfreut nahm Frau Adlerkranz mich auf den Arm und eilte zu ihrem Manne, ihm die frohe Mähr' zu verkünden und die Nutzanwendung derſelben ihm in Natura vorzuzeigen. Die Freude der guten Leute war unbeſchreiblich groß, und beide zitterten vor dem Gedanken, die Frau könne den Korb mit dem Kinde wieder abholen. Dieſe Furcht war natürlich grundlos; Adlerkranz machte bei'm Magiſtrate Anzeige von dem Vorfall und erklärte zugleich, daß er das Kind als das ſeinige anerkenne und, wenn Gott ihm und dem Knäblein das Leben noch eine Reihe von Jahren ſchenken wolle, auch daſſelbe erziehen und zu ſeinem Erben beſtellen werde.

Vergebens ſuchte man in der Schachtel nach einem Briefe oder einem ſonſtigen Erkennungszeichen; Frau Adlerkranz band endlich die feinbatiſtene Wickelſchnur auf, um die Ecken der Windeln nach einem Zeichen oder dem Ähnlichen zu unterſuchen; da fiel dieſer Dolch zum Schrecken der guten Frau aus der Binde. Weiter war nichts aufzutreiben, und freilich, dies Zeichen war ſeltſam genug. Der Dolch ſoll ſchon damals das alte, ſchimmerloſe Anſehn gehabt haben, wie jetzt; ein Wapen iſt nicht an ihm zu entdecken, und der Stempel des Verfertigers heißt, ſo viel man noch erkennen kann, Vero; vielleicht hat er Verona geheißen. Jedenfalls iſt der Dolch in Italien gemacht, aber gewiß ſchon ſehr alt. Das merkwürdige Zeichen meiner Abkunft wurde in einen Glasſchrank eingeſchloſſen, und dort ſtand es in einer Ecke viele Jahre, während welcher ich wohl gedieh' und luſtig aufwuchs. Früh' zeigte ich entſchiedenes Talent zum Zeichnen, und mein Pflegevater ſcheute keinen Geldaufwand, mich in Allem unterrichten zu laſſen, wozu ich Luſt und Anlage verrieth. Seine Koſten wurden ihm, ich war noch nicht zwölf Jahr', reichlich durch eine Zuſendung in Gold erſetzt, und alle zwei bis drei Jahre kam mit der Poſt eine

Summe, die meinen Unterhalt überſtieg; aber nie war eine Zeile dabei. Ich erfuhr von all' dem nichts, beſuchte das Gymnaſium und bezog in meinem achtzehnten Jahre die Malerakademie in München. Mein Vater gab mir ſo Viel, daß ich ſehr anſtändig leben konnte. Nach ſieben Jahren nahm ich von München und meinen Eltern in Augsburg Abſchied und wanderte nach Rom, um dort das Studium meiner Kunſt fortzuſetzen. Schon hatte ich faſt ein Jahr dort gelebt, als mich ein reicher Römiſcher Kaufmann und Wechsler in ſein Haus bitten ließ und mir dort eröffnete, daß er von einem Wiener Banquierhauſe beauftragt ſey, mir vierteljährlich einen nicht unbedeutenden Wechſel zu zahlen. Denken Sie ſich mein Erſtaunen! Ich hielt das Ganze für einen Irrthum, denn ich konnte unmöglich begreifen, wie der Sohn eines Krämers zu ſolch einem Wechſel kommen ſolle; aber Signore Tiberio blieb dabei, daß ich der rechte Mann ſey, und ich nahm das Geld. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb mir mein Vater, daß die Mutter kränkele und große Sehnſucht nach mir habe. Da kam mir das unerwartet erhaltene Geld ſehr zu Nutz. Ich beſchloß, ſogleich eine Reiſe nach Hauſe zu machen. Ich reiſte. Freundlich im Vaterhauſe empfangen dachte ich kaum mehr an die Geſchichten, bis mich der Dolch darauf brachte. Dieſen hatte mir der Vater übergeben, als ich zu malen anfing, damit ich ihn zu dem Zweck gebrauchen möchte, welchen er bis jetzt noch hat. Er hatte mir auch damals geſagt, ich möchte den Dolch in Ehren halten und nicht von mir thun; er werde mir, wann ich größer wäre, Manches davon erzählen. Dieſe Worte hatten meine jugendliche Phantaſie ſehr aufgeregt, ſie waren mir unvergeßlich geblieben. Niemals that ich den Dolch von mir, und auch jetzt auf meiner Reiſe hatte er meinen Gürtel geziert. Als nun die Mutter geneſen war, zog ich oft mit meinem lieben Vater umher, und ſo ſaßen wir denn auch eines Tages in einem Weinhauſe und ließen es uns wohl ſeyn. Da ich gewohnt war, meinen Dolch auf Reiſen als Taſchenmeſſer zu gebrauchen, ſo zog ich ihn auch jetzt hervor, um einige Lebensmittel damit zu zertheilen. Uns gegenüber ſaß ein bejahrter Mann in ärmlicher Kleidung und rauchte ruhig ſeine Pfeife Tabak. Kaum hatte er meinen Dolch geſehen, als er näher rückte und um Erlaubniß bat, ſich denſelben betrachten zu dürfen. Er ſchüttelte den Kopf bedenklich und fragte mich endlich, woher ich dies ſeltne Stück habe? Ich deutete ſtatt aller Antwort auf meinen Vater, und dieſer verſetzte mit einer gewiſſen Befangenheit, die ich mir damals nicht erklären konnte, es ſey ein Erbſtück ſeiner Familie, und der Sohn habe ihn immer vom Vater geerbt. So muß ich mich doch irren, ſagte der Mann, aber ich hätte darauf ſchwören wollen, daß ich den Dolch nicht zum Erſtenmal in der Hand hätte und ihn gar wohl kennte. Mein Vater ſah den Sprecher mit großen Augen an, hörte auf zu eſſen und zu trinken und brachte endlich mit Mühe die Worte hervor: Dieſen Dolch könnt Ihr nicht kennen, guter Freund; es gibt wohl mehre von demſelben Meiſter. — „Viel' nicht," verſetzte der Fremde, „aber ich habe ſelbſt zwei Exemplare gekannt, welche dieſem ſo ähnlich ſehen, wie Ein Ei dem andern. Sie gehörten meinem Herrn, einem Edelmanne an, der ſowohl mit dem Einen, als mit dem andern ſehr dumme Streiche machte; mit dem Einen wollte er ein wunderſchönes Fräulein erſtechen. — O, es war eine fürchterliche Nacht! Er war d'rinnen bei ihr im Garten, und ich ſtand mit den Pferden am Zaun. Kein Sternchen leuchtete. Da hört' ich das Fräulein wimmern und um ihr Leben bitten; ein Stein hätte ſich erbarmen mögen. Er aber war und blieb hart und ſagte, erſt wolle er ſie erſtechen und dann ſich. O, es war ein ſchrecklicher Hitzkopf! Ich aber wußte vor Angſt nicht mehr, was ich that, und ſo war ich denn über den Zaun geſprungen und meinem wüthenden Herrn in den Arm gefallen, in deſſen Hand er den Dolch gezückt hatte. Das Fräulein entfloh; ich hab' ſie nicht wieder geſehen. Mein Herr kehrte plötzlich ſtill und geduldig wie ein Lamm mit mir zu den Pferden zurück; als wir aber zu Hauſe ankamen, hatte er den Dolch nicht mehr, welcher auch ein Erbſtück ſeiner Familie war. Ohngefähr ein halbes Jahr drauf hat er aber den andern dem Verlobten jenes Fräuleins zwiſchen die Rippen geſtoßen, daß es mich bis dieſe Stunde Wunder nimmt, wie der hat davon kommen können. Den Dolch hatte er wohl gerettet, aber er mußte eine Zeit lang landflüchtig werden, und ich kam bei der Gelegenheit aus ſeinem Dienſt.

Wir hatten der abenteuerlichen Erzählung Beide mit Intereſſe zugehört und mein Vater ihr beſonders viel' Aufmerkſamkeit geſchenkt. Dieſer fragte denn endlich auch: Wie hieß denn Euer Herr? — „Nehmen Sie mir's nicht übel," verſetzte der Gefragte, „aber nach dem, was ich Ihnen da in einer Weinlaune bei Gelegenheit des Dolches von meinem ehemaligen Herrn erzählt habe, kann ich Ihnen den Namen deſſelben nicht nennen; auch kann Ihnen das einerlei ſeyn; Ihr Dolch iſt ja nicht der ſeinige, und ich habe nicht nach Ihrem Namen gefragt. Damit zahlte der Mann ſeine Zeche, ſetzte den Hut auf und ging nach leichtem Gruß. Mein Vater fragte im Hauſe, wer er wäre; aber Niemand kannte ihn; er war nicht aus dem Städtchen.“

Mir waren bei der Erzählung des Mannes die ſeltſamen Worte meines Vaters wieder eingefallen, die er einſt bei Übergabe des Dolches an mich geſprochen; ich erinnerte ihn daran. Er wurde ſehr nachdenklich, ſah mich mehrmals mit wehmüthigen Blicken an und ſeufzte, daß es mir durch das Herz ſchnitt. Ich wurde betreten darüber, und in einer ganz andern Stimmung, als der, in welcher wir gekommen waren, brachen wir auf. Jetzt fiel mir auf Einmal auch der ſonderbare Geldhandel von Rom wieder ein, und ich erzählte Alles haarklein mit der Bitte, mir, wenn er könne, wie ich faſt glaube, einen Aufſchluß darüber zu geben. Da fiel er mir weinend an die Bruſt und geſtand mir zu meinem großen Erſtaunen, daß er nicht mein Vater ſey. Hierauf erfuhr ich nachundnach Alles, was ich Ihnen bis jetzt erzählt habe. Vier Wochen lang ſpürte ich, vom heftigſten Verlangen, mir über meine Geburt Licht zu verſchaffen, gepeinigt, dem Manne in der Umgegend nach, welcher uns im Weinhauſe jene Mittheilungen gemacht, — vergebens. Endlich verwünſchte ich den Mann und den Dolch; denn ohne beide hätte ich wahrſcheinlich nichts erfahren. Nun fiel mir bei, daß der Fremde ein Italieniſches Geſicht, ſchwarze Augen und Haar gehabt habe, daß er das Deutſche mit einem fremden Accent und unbeholfen geſprochen, daß das Zeichen auf dem Dolch nach Italien deute; mein Pflegevater gab an, daß die Geldſendungen alle mit ſüdlichen Poſten an ihn gelangt ſeyen, und der Umſtand, daß Tiberio mir den Wechſel ausgezahlt, unterſtützte meine Vermuthung, daß ich meine Eltern in Italien zu ſuchen habe. Ich flog nach Rom zurück; ich ſuchte Tiberio auf, ich beſtürmte ihn mit Bitten, mir Aufſchluß zu geben; allein er zeigte mir die Briefe des Wiener Hauſes vor, worin ich benannt und deutlich bezeichnet war, und übergab mir ſtatt alles Aufſchluſſes eine neue für mich in Bereitſchaft liegende Summe. Nun ſchrieb ich an die Wiener; allein erſt auf den ſechſten Brief erhielt ich die Antwort, „dieſes Geld würde vierteljährlich an ſie ausgezahlt; ſie wußten aber nicht, von wem, und es ſey auch nicht Sache ihres Geſchäfts, ſich darum zu bekümmern." Ich war ſo klug, wie vorher. Nach langer Unruhe meines Gemüths wurde es endlich auch wieder für andre Eindrücke empfänglich. Bei Tiberio, mit welchem ich, da er Kunſtkenner war, in nähere Verhältniſſe trat, lernte ich bald darauf meinen Freund Theodor Hammer von Hammerſtein kennen, welcher nach Rom gekommen war, um ſeine architektoniſchen Studien zu vollenden, und ſeinen Wechſel ebenfalls von Tiberio bezog. Durch ihn bin ich zu Ihnen gekommen, und ſomit iſt meine Geſchichte zu Ende."

Siebenzehntes Kapitel.

Als ein Nachtwandler, ſchau', auf jener Bank,
Wohin im Schlaf, wie du nie glauben wollteſt,
Der Mondſchein ihn gelockt.

Heinrich von Kleiſt in: Prinz
von Homburg.

Der Maler ſchwieg, aber auch die Andern ſchwiegen. Herr von Erlhof war in tiefes Sinnen verfallen. Endlich ſtand er auf und ſagte mit leiſer, faſt unheimlicher Stimme: „Geben Sie mir den Dolch auf einige Minuten; ich will in meinem Laboratorium verſuchen, ob ich die Buchſtaben des Zeichens durch chemiſche Mittel nicht wenigſtens wieder leſerlich herſtelle."

„Mit Freuden!" verſetzte Adlerkranz und übergab ihm den Dolch. Der Alte ging. Aber die Geſchichte hatte den Erzähler und die Zuhörer angegriffen; Roſa fühlte ſich verſtimmt, und auch mit des Malers Heiterkeit war's vorbei. Die Sitzung wurde aufgehoben, und Adlerkranz ſchlug vor, den Spaziergang zu machen. Emilie wurde abgeholt, und bald ging Paar und Paar durch den wilden Garten, und Adlerkranz und

Roſa jubelten in ſüßen Schwärmereien über Raum und Zeit hinaus.

Bei Tafel fehlte Herr von Erlhof; er ließ ſich wegen einer ihm zugefertigten ſchriftlichen Arbeit entſchuldigen, welche vor Abend noch durch einen reitenden Boten in die Stadt auf die Poſt müſſe. Ein Diener ſtellte dem Maler den Dolch wieder zu. Theodor ſchlug für den Nachmittag eine Jagdpartie vor, Adlerkranz nahm ſie an; der Verwalter wurde dazu eingeladen, und ſpät am Abend erſt kehrten die Freunde in das alterthümliche Schloß zurück. Es war heller Mondſchein und Vollmond eben eingetreten. Die friſche Novemberluft hatte Adlerkranz angegriffen; er fühlte, als er ſich dem Schloſſe näherte und daſſelbe in der grotesken Beleuchtung des Mondes erblickte, plötzlich ein eignes Weh' in der Bruſt; es durchflog ihn wie eine grauenvolle Ahnung, und eine heftige Sehnſucht nach Roſa krampfte ihm das Herz zuſammen; es war ihm, als müſſe er noch ein Stündchen mit ihr plaudern und werde ſich dann ruhig niederlegen können, und er theilte dieſen Wunſch Theodoren mit. Als ſie aber in das Schloß kamen, hörten ſie mit Bedauern, daß Alles bereits zu Bette ſey. Beide wunderten ſich über das ungewohnte frühzeitige

Schlafengehen und begaben ſich auf ihr Zimmer. Hier legte es der Lieutenant darauf an, ſeinen Freund zu einem Geſtändniß hinſichtlich ſeiner Neigung zu Roſa zu bringen; aber alle Mühe und Schlauheit war vergebens; Adlerkranz blieb ſtets bei der Behauptung, er empfinde für Roſa die größte Hochachtung, aber ſie grenze in ihrer Gegenwart ſtets an Scheu, und es ſey ihm, als verkehre er mit einem Weſen höherer Art; dies könne aber doch unmöglich Liebe ſeyn. Hammerſtein hielt dieſe Erklärung für Zurückhaltung, und wenn er ſich dadurch verletzt fühlte, ſo beſchloß er eine um ſo edlere Rache an dem verſchloſſenen Freund zu nehmen.

Beiden ſchloß die Müdigkeit bald die Augen. Der Lieutenant mochte ohngefähr einige Stunden geſchlafen haben, als er plötzlich von einem Gefühle ganz eigner Art geweckt wurde. Es kam ihm nämlich vor, als ſtreife ein Hauch ſein Geſicht und er vernehme ein leichtes Geräuſch im Zimmer. Als er, noch vom Taumel des Schlafs befangen, die Augen aufſchlug, flog der Schein einer weißen Geſtalt eben durch eine der offenſtehenden Seitenthüren in des Malers Zimmer. Der Mond ſchien hell durch die Fenſter; der kleinſte Gegenſtand im Zimmer war erkennbar;

getäuſcht konnte er ſich nicht haben; er hatte, wenn auch nur in der Flüchtigkeit eines Augenblicks, ein weißes Kleid flattern ſehn; es konnte auch kein Traum geweſen ſeyn, denn er hatte ja ſchlafend nicht von einer ſolchen Geſtalt geträumt, ſondern ſie aufwachend geſehn. Im nächſten Augenblick rief aber auch Adlerkranz tief aufathmend: „O, ſüße Huldin, warum verſchwimmſt du im Abendduft? biſt du das Kind der Abendröthe und mußt mit ihr verglühen? kehrſt du mit der Morgenröthe wieder? kann ich deine ſchöne Geſtalt nicht für immer an mich feſſeln? Ha! aber dein Geiſt umfächelt mich!“

Hammerſtein war über dieſe ſonderbare Erſcheinung höchſt betreten; er griff nach der auf ſeinem Nachttiſche liegenden Uhr und ließ ſie repetiren. Sie ſchlug Zwölf. Ein kalter Schauer fuhr ihm durch die Glieder. Lange ängſtigte er ſich mit Vermuthungen ab und entſchlummerte erſt gegen Morgen; mit Mühe bekämpfte er den ganzen folgenden Tag den Gedanken, eine übernatürliche Erſcheinung geſehn zu haben.

Als Adlerkranz an dieſem Morgen Roſa zur Sitzung erwartete, erſchien Emilie, ihre Freundin zu entſchuldigen: ſie befinde ſich ſehr unwohl und werde das Zimmer heute nicht verlaſſen dürfen. Auf des Malers Frage, ob ihm wohl erlaubt ſey, dem Fräulein einen Beſuch zu machen, erwiederte die liebenswürdige Pfarrerstochter erröthend, ſie glaube kaum, daß es heute Fräulein Roſa ſehr angenehm ſeyn würde, Beſuche bei ſich zu ſehen. Adlerkranz beſchied ſich und malte eine Zeit lang aus der Phantaſie an dem ihm ſo unendlich theuer gewordenen Portrait, — ſo theuer, wie ihm noch keins geweſen war, — und widmete die übrigen Stunden des Vormittags der Lektüre.

Bei Tafel erſchien zwar Herr von Erlhof, ſah aber ſo geiſterhaftbleich, ſo verſtört und niedergedrückt aus, blickte ſo ſeltſam vor ſich hin, war ſo einſilbig und vergaß jeden Augenblick, was man ihm ſo eben geſagt hatte, daß Adlerkranz von einem innern Grauen vor dem Manne ergriffen wurde. Da Roſa fehlte, ſo wollte keine Unterhaltung aufkommen; die Tafel wurde bald wieder aufgehoben. Herr von Erlhof ſchützte abermals nöthige Briefe vor, und wirklich ſah man einige Stunden darauf wieder den Diener nach der Stadt ſprengen, welcher ſchon geſtern einen Brief dorthin auf die Poſt beſorgt hatte.

Seit die Freunde auf Erlhof waren, war dies der erſte Tag, welchen ſich Roſa ihnen entzog, und Adlerkranz fühlte eine unerträgliche Öde in ich, ſo daß er mehrmals in helle Thränen ausbrach. Theodor, welcher ihn beobachtete, nahm ihn endlich bei'm Arm, um ihn dieſer trüben Stimmung zu entreißen, und führte ihn zum Pfarrer. Der edle Baron erwartete jeden Tag den Brief ſeiner Mutter, welcher den ängſtlichen, ſich plötzlich auf das Haus ſenkenden Nebel zerſtreuen und der Sonne namenloſer Freude den Eingang verſchaffen ſollte. Deßhalb kümmerte ihn auch des Freundes Trübſinn wenig, vielmehr leuchtete die heimliche Freude über das baldige Gelingen ſeines Planes ihm ſtets aus den Augen. So kam es denn, daß ſich beide Freunde gar nicht verſtanden; deßohngeachtet blieb Adlerkranz bei'm Prediger und unterhielt ſich über Gegenſtände der Religion lange und innig mit ihm. Dieſe Beſprechung diente dazu, im Herzen des Pfarrers eine Flamme der reinſten Hochachtung, ja der aufrichtigſten Bewunderung hinſichtlich des jungen Mannes zu entzünden; er behielt die Freunde zu Tiſch, und als ſie ſpät ſchieden, umarmte der Seelſorger den Künſtler mit wahrer Wärme, drückte ihn an ſeine Bruſt, küßte ihm die Stirne und ſprach: „Sie ſind der erſte Mann, den ich in meinem langen Leben kennen gelernt habe, in welchem das Reich Gottes wahrhaftig wohnet.“

Auf ihren Zimmern angelangt, brauchte Theodor die Vorſicht, alle Thüren bis auf die des Schlafzimmers zu verſchließen, welche gerade auf den Corridor führte, und beſchloß, die Mitternachtsſtunde wachend zu erwarten. Nach kurzem Geſpräche entſchlummerte Adlerkranz; den Lieutenant hielt die geſpannteſte Erwartung munter. Das Nachtlicht brannte auf dem Tiſche, und der Mond durchleuchtete das Zimmer. Er ſah öfters nach der Uhr. Schon war halb Zwölf vorüber, — da hörte er den Freund unverſtändliche Worte flüſtern; bald darauf vernahm er den Namen „Roſa" deutlich. Indem er ſich aber alle Mühe gab, wach zu bleiben, war er entſchlummert, ohne es zu wiſſen. Plötzlich fuhr er auf; jener unheimliche Hauch von voriger Nacht zitterte wieder über ſein Geſicht, gleichſam als würde er ſanft von einem Spinnengewebe berührt. Er horchte auf und glaubte zu vernehmen, wie Jemand durch die Thüre hinaus auf den Corridor ſchlüpfe. Ein Schauer überlief ihn; denn die Zeiger der Uhr ſtanden beide auf Zwölf. Der Schlaf war von ſeinen Augen verſcheucht. So ſehr er nun auch ſeine Hörorgane anſpannte, er vernahm nicht den leiſeſten Laut mehr, ja, Adlerkranz ſchlief ſo ruhig, daß er nicht einmal den

Athemzug deſſelben hörte. Mehre Stunden vergingen ihm in einem ſehr unruhigen Zuſtande; mancherlei Muthmaßungen zogen durch ſeinen Kopf; endlich verwirrten ſich Gedanken und Bilder; das Auge begann ſich zu ſchließen, — da ſchreckte ihn ein neues Geräuſch empor, — die Thüre wurde leiſe geöffnet; es trat Jemand in das Schlafzimmer. Hammerſtein's Haar ſträubte ſich zu Berge, als er die weiße Geſtalt im Dämmerlichte des Mondes geiſterhaft herwandeln ſah; ſein Herz klopfte hörbar; ſein Athem wurde kürzer. Mit glühenden Augen ſtarrte er die ſeltſame Erſcheinung an, welche ſich zu des Malers Bette bewegte und hineinſchlüpfte. Jetzt ſprang der Lieutenant auf und eilte zu des Freundes Bett. Dieſer lag ruhig ſchlafend darin. Alſo war er wohl ſelbſt die Erſcheinung geweſen. Er hatte ja aber doch auch vorher im Bette gelegen. Und doch konnte es nicht anders ſeyn. Adlerkranz mußte das Zimmer in den Nachtkleidern verlaſſen haben und war jetzt erſt zurückgekehrt. Aber, wo konnte er geweſen ſeyn? Was ſich der Lieutenant denken mochte, — nichts hätte die Zeit einiger Stunden in Anſpruch genommen. Hammerſtein wurde ganz verwirrt, und wenn er die vorige Nacht mit dieſer verglich, kam ihm vollends Alles unerklärlich vor. Trotz dem besten Willen, keinen Zweifel an die Aufrichtigkeit und Treue seines Freundes in ſich aufkommen zu laſſen, wußte er doch nicht, was er eigentlich von Adlerkranz's räthſelhaftem Weſen denken ſollte. Erklären konnte er ſich nichts; deßhalb nahm er ſich vor, den folgenden Tag den ſtrengſten Beobachter ſeiner ganzen Umgebung zu machen und mit Emilien, die er den Tag vorher keine Minute allein geſehn, ausführlich darüber zu ſprechen.

Der Morgen kam. Das Frühſtück wurde im Familienzimmer eingenommen, und Alle waren verſammelt. Roſa war beſonders bleich und hatte verweinte Augen; Herr und Frau von Erlhof ſchienen dem Baron ſehr gedrückt und von einer Spannung befangen, die er während ſeines Hierſeyns noch nicht bemerkt hatte. Emilie gab ihm einen Wink, daß ſie ihm etwas zu ſagen habe. Adlerkranz war aber auch heute von jener aus den Tiefen des edelſten Gemüths allein hervorquellenden Seelenheiterkeit umſpielt, welche ſtets all' ſeinen Handlungen und Worten die zarteſte Unbefangenheit verlieh', und indem er faſt alle ſeine Worte an Roſa richtete, war doch der lieblichſte Duft einer wahren jungfräulichen Schüchternheit über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen, ſo daß Hammerſtein, der ihn nicht aus dem Auge ließ, mehr an ſich ſelbſt irre wurde, als an dem Freund, und ſich zuletzt allen Ernſtes überreden wollte, geträumt zu haben. Die geringſte Schuld des Malers — ſo argumentirte nämlich der Lieutenant — hätte nothwendigerweiſe gegen ſeinen Willen und ohne ſein Bemerken jenen Duft der Natürlichkeit verwiſchen müſſen, der ſtets auf Adlerkranz's ungezwungenem Weſen lag, hätte den reinen Spiegel ſeiner Seele, welchen ja der Lieutenant als aus dem edelſten Cryſtall beſtehend kannte, trüben und an die Stelle der Wahrheit, die ſtets aus ſeinen Augen leuchtete, aus ſeinen Mienen ſprach, aus ſeinen Worten ſo überzeugend tönte, ein erzwungenes, unwahres Weſen ſetzen müſſen. Aber, er war ja ſo ganz der Alte. Roſa war dagegen befangen, und dies fiel dem Lieutenant ſehr auf die Seele. Adlerkranz fragt Roſa bittend, ob ſie ihm heute ſitzen wolle; ſie ſah ihren Vater mit einem ängſtlichen Blick an; er nickte verſtohlen, und ſie ſagte zu. Neue Räthſel für Hammerſtein. Es mußte etwas Wichtiges in der Familie vorgefallen ſeyn, und es ſchien dem Lieutenant, daß der Vater hinter die Liebe ſeiner Tochter und des Malers gekommen ſey und dieſelbe mißbillige. Er wurde noch geſpannter, als Herr von Erlhof ihn erſuchte, mit ihm allein einen Spaziergang in den Garten zu machen, und er ſogleich am Tone der Bitte hörte, daß irgend ein beſonderes Anliegen ſie erzeugt habe.

„Sagen Sie mir, beſter Herr Baron,“ begann der Greis mit ängſtlichleiſer Stimme, „haben Sie in verwichener Nacht keinen ungebetenen Gaſt in ihren Zimmern bemerkt, oder hat Ihnen Ihr Freund vielleicht eine gemachte Bemerkung dieſer Art mitgetheilt?“

„Keins von Beiden,“ verſetzte Hammerſtein, ohne ſich auch nur durch einen Blick zu verrathen; denn er wollte vorerſt hören, zu welchem Ergebniß dieſe Vorbereitungen führen ſollten.

„Nun, deſto beſſer!“ ſagte Erlhof und ſchwieg. Nach langer Pauſe begann er wieder mit einem verhaltenen Seufzer und zitterndem, gedrücktem Tone: „Es ſcheint mir faſt nicht, Herr Baron, daß Ihre Frau Mutter Ihnen vertrautere Mittheilungen über unſre beiderſeitigen Wünſche und Hoffnungen gemacht habe.“

„Sie hat es gethan, Herr von Erlhof,“ verſetzte der Lieutenant, „und wenn ich bis jetzt ſchwieg, ſo muß ich allein in Ihren Augen unartig erſcheinen. Allein, ich habe auch Gründe für mein Benehmen: erſt wollte ich Ihre Fräulein Tochter näher kennen lernen, ehe ich diejenigen Bitten ausſpräche, welche den ſchönen Wünſchen meiner Mutter die Erfüllung bringen ſollen. Wollen Sie mir das verdenken, Herr von Erlhof?

„Keineswegs, Herr Baron; ich lobe Sie ſogar darum. Allein auch ich habe nun Gründe, um Ihre Erklärung zu bitten."

Erlauben Sie mir nur noch Einen oder zwei Tage, binnen welcher Zeit ich Briefe von der Mutter erhalten muß, die meine Zunge löſen oder vielmehr bei Ihnen für mich reden werden. Die Briefe müſſen durchaus kommen."

„Auch ich erwarte Briefe von Ihrer Frau Mutter, ſehr dringende Briefe. — — Herr Baron, ich muß offen mit Ihnen reden. Sie haben nicht wohl gethan, Ihren Freund mit zu uns zu bringen, und ich habe ſehr thöricht gehandelt, daß ich meine Tochter von ihm malen ließ."

„Ich verſtehe Sie, Herr von Erlhof; doch, vielleicht war Beides des Himmels Wille."

„Nimmermehr!" kreiſchte der Greis auf, daß der Lieutenant erſchrack, „verkaufen Sie mir nicht jede Wallung des Bluts mit dem Willen des Himmels! Ihr Freund iſt ein ſehr ehrlicher Mann."

„Ja, bei Gott! das iſt er! er iſt mehr, — er iſt der edelſte Mann unter der Sonne."

„Wohl, ſo wird er ſich auf meine Bitte von Erlhof entfernen. Er ſprach davon, daß er bald zu ſeinen Eltern reiſen wolle. Ich will ohne Rückhalt mit ihm ſprechen."

„Herr von Erlhof, ich bitte Sie, warten Sie nur die Briefe meiner Mutter ab. Seyn Sie nicht hart gegen meinen Freund; er iſt unſchuldig, und mein Herz iſt ihm ſo ganz ergeben, daß ich mich mit ihm entfernen müßte. Nur die Briefe laſſen Sie uns abwarten; ich beſchwöre ſie!"

Der Greis ſah ſo wunderlich grillenhaft drein und murmelte dann mehr für ſich, als zu Hammerſtein: „Gerade dieſe Briefe ſind es ja, vor denen mir graut."

„Wenn Sie meinem Adlerkranz die kleinſte Folie unterliegend glauben, ſo thun Sie ihm ſehr Unrecht; er iſt ein reiner, ächter Edelſtein," fuhr der Baron fort.

„Ich glaube es Ihnen," ſagte der Greis ſeufzend, „aber ein Findelkind und der Pflegeſohn eines Augsburger Krämers iſt nicht der Mann einer Fräulein von Erlhof."

„Herr von Erlhof, ich erkenne Sie nicht wieder!" rief Theodor ganz erſtaunt; „auch iſt in olerkranz's Seele kein Gedanke an dergleichen aufgestiegen.“

„Auch das will ich Ihnen glauben, aber — aber, — haben Sie denn wirklich in der vergangenen Nacht nichts bemerkt? Seyn Sie doch aufrichtig!“

„Sie machen mich ängstlich, Herr von Erlhof. Ich hatte bloß einen sehr lebhaften Traum; eine weiße Geistergestalt schwebte an mir vorüber — “

„Es war kein Traum!“ rief der Greis hastig, „Rosa war in Ihrem Zimmer.“

„Rosa!“ rief der Lieutenant erstaunt.

„So ist's. Ich muß Sie mit einem unglücklichen Ubel meiner Tochter bekannt machen, ich weiß nicht, soll ich es ein körperliches oder geistiges nennen; sie ist nämlich eine Nachtwandlerin. Erschrecken Sie nicht! die Sache ist nicht so furchtbar, wie sie klingt. Wir haben diese abnorme Erscheinung ihrer Natur schon früher von Zeit zu Zeit bemerkt und die Hülfe berühmter Arzte dagegen angerufen; auch glaubten wir das Ubel durch die gebrauchten Heilmittel wirklich gehoben; allein seit Ihrer Ankunft, scheint es, ist sie wieder die Nächte durch im Schlosse umhergewandelt. Wir vermuthen dies aus Andeutungen von

Emilien, die in dem an das ihrige ſtoßenden Zimmer ſchläft, nun aber ſeit zwei Nächten auf unſre Bitten ihr Lager in Roſa's Zimmer mitaufgeſchlagen hat. Dadurch iſt unſre Vermuthung zur Gewißheit geworden. Als Emilie in voriger Nacht erwachte, war's ihr, als verließe Jemand das Zimmer; ſie eilte an Roſa's Bett; es war leer. Nun weckte ſie ſchnell das daneben ſchlafende Kammermädchen, aber dieſe ging aus Furcht nicht weiter, als an die Treppe. Als ſie eine Zeit lang gewartet hatte, hörte ſie eine Ihrer Zimmerthüren auf- und zumachen; dann kam Roſa herab, ging an ihr vorüber und legte ſich zu Bette. Sie iſt alſo jedenfalls in Ihren Zimmern geweſen."

So viel Widerſprechendes mit ſeinen eignen Erfahrungen Hammerſtein auch in dieſem Bericht fand, ſo that er doch weiter nichts, als dem Greiſe ſein Bedauern äußern, welcher noch hinzuſetzte: „Sie mußten über dieſen Umſtand aus mehrfachen Gründen näher unterrichtet werden; theilen Sie nun das Nöthige darüber auch Ihrem Freunde mit, damit auch nicht die Ahnung eines übeln Verdachtes auf die Reinſte der Reiſten falle."

Theodor drückte dem Greiſe die Hand und

ſagte: „Das durften Sie nicht befürchten, beſter Herr von Erlhof.“

„Ich werde übrigens Sorge tragen,“ fuhr dieſer fort, „daß Emilie künftig die Thüren wohl verſchließt, ſo daß kein Entwiſchen mehr möglich ſeyn wird. — Und nun noch Eins, Herr Baron, — thun Sie mir die Liebe und bereiten Sie Ihren Freund auf ſeine baldige Abreiſe vor.“

„Sie haben ſich ganz verändert, Herr von Erlhof; doch, Ihr Wille geſchehe, ſobald Roſa's Bild vollendet iſt und die Briefe meiner Mutter angekommen ſind.“

Der Greis entfernte ſich, und Theodor plagte ſich noch lange mit Zweifeln herum. Waren denn dem Alten jetzt erſt die Augen aufgegangen? und woher die Bitterkeit, die er vergebens zu verbergen ſuchte, gegen Adlerkranz, den er früher offenbar ſehr geliebt? Mit der Nachtwandelei war er auch keineswegs im Reinen; mit dem erhaltenen Aufſchluſſe war ja durchaus nicht erklärt, daß Adlerkranz Bett und Zimmer verlaſſen hatte; denn dieſer war doch kein Nachtwandler. Der Lieutenant ſehnte ſich, mit Emilien über dieſe Dinge zu ſprechen, und es war ihm ſehr erwünſcht, daß ſie ihm bei Tafel, wo es ſehr einſilbig herging, zuflüſterte, ſie werde ihn um vier Uhr in der großen Laube erwarten.

Um die beſtimmte Stunde wandelten ſie zuſammen durch die entlaubten Gänge des Gartens.

„Herr von Erlhof hat mich ſchon über den Vorfall der verwichenen Nacht unterrichtet, aber von Ihnen, theure Emilie, erwarte ich über Manches, ja über das Meiſte noch Aufklärung.

„Es war mir geſtern unmöglich, Ihnen, lieber Theodor, Mittheilungen zu machen, da ich keinen freien Augenblick fand. Der Herr von Erlhof wird Ihnen vielleicht geſagt haben, daß ich ſeit zwei Nächten mit in Emiliens Zimmer ſchlafe, weil man mit Grund vermuthete, daß das alte Übel ſich wieder bei ihr eingefunden habe. Zu meinem Erſtaunen hörte ich gleich in der vorletzten Nacht, als ſie kaum eingeſchlummert war, ganz ähnliche Äußerungen, wie ſie ſolche von Adlerkranz erlauſcht haben. Sowie ihre äußern Sinne gebunden ſind, erſchließt ihr der Traum ſein geheimnißvolles Reich, alle innern Sinne ſind in größter Thätigkeit, und alle ſtreben nur nach Einem Punkte, nach Adlerkranz. Erſt begann ſie ſeinen Namen zu flüſtern, dann ſprach ſie denſelben laut aus, geſtand ihm mit den rührendſten, kindlichfrommſten Worten ihre tiefe, innige Liebe;

ſie ging ſo vertraut, ſo liebendzart mit ihm um, wie mit Ihrem verlobten Bräutigam; ſie ſchmeichelte und liebkoſ'te ihn und fühlte ebenſo, wie Sie mir von ihm erzählt haben, all' ſeine Gefühle in ihrer Seele. So war es beide Nächte hintereinander. In der vorletzten Nacht befand ſie ſich mit ihm auf einer Inſel der Seligen und wandelte Hand in Hand mit ihm, Beide als Engel in paradieſiſchen, ewigblühenden Fluren. Dies ging aus ihren Außerungen hervor. Ihre einfachen, oft wunderbaren Ergießungen waren die höchſte Poeſie und brachten mich zu Thränen."

Ihr Bericht, theure Emilie, ſetzt mich in Erſtaunen," ſagte der Lieutenant; denn das ſind ja ganz dieſelben Äußerungen, die ich Adlerkranz ſchon einigemal abgehorcht habe, und die innigſte Vereinigung ihrer Geiſter ſcheint mir dadurch außer allen Zweifel geſetzt."

Ich war vor Ermüdung eingeſchlummert," fuhr Emilie fort; „plötzlich wachte ich auf. Roſa trat herein und legte ſich in ihr Bett."

„Und in dieſer Nacht war ſie in unſerm Zimmer!" rief Theodor und erzählte ſeiner Braut den Verlauf der beiden Nächte.

„Wie? Adlerkranz hat das Zimmer verlaſſen?" rief Emilie erſchrocken. „Sollte hier ein feiner

Betrug im Spiele ſeyn? Doch, fort mit dieſem unwürdigen Gedanken! ich verſündige mich damit an meiner Roſa, deren Seele wie der reinſte Spiegel iſt. Wenn ſie von der Rechtlichkeit und der Tugend Ihres Freundes ſo überzeugt ſind, wie ich von der Roſa's, ſo kann hier kein Betrug obwalten.“

„Ich kann mich ebenſo für Adlerkranz verbürgen.“

„Nun, dann liegen die Gründe dieſes ſonderbaren Ereigniſſes gewiß weit tiefer, als wir Beide vermuthen können, und ſind jedenfalls außerordentlich, wie dieſe beiden Menſchen ſelbſt. Die Zeit löſ't vielleicht auch dieſes Räthſel, wie ſo manches andre. Das Eine ſteht feſt, daß Roſa Ihren Freund mit der ſeltenſten Schwärmerei liebt, am Tage aber und im vollen Beſitz ihres Bewußtſeyns ſich das ſo wenig ſelbſt geſteht, als mir; ja, ſie würde ſicher recht böſe auf mich werden, wollte ich nur von fern darauf hindeuten. Es hat übrigens — und wahrſcheinlich in Bezug auf den Maler — vorgeſtern zwiſchen Vater und Tochter eine geheime Unterredung ſtattgefunden, worauf Roſa wirklich krank wurde, und noch immer drückt ſie und den Alten etwas ſehr nieder.“

„Daß nicht mehr das alte Verhältniß stattfindet, iſt ausgemacht, und Herr von Erlhof betrachtet meinen Freund jetzt mit ſehr argwöhniſchen Augen,“ ſagte Theodor. „Laſſen Sie uns das Beſte für die beiden edeln Seelen hoffen. In dieſen Tagen muß ſich ihr Schickſal entſcheiden.

Theodor und Emilie verabredeten nun noch miteinander, in der kommenden Nacht die Thüren nicht zu verſchließen, die beiden Liebenden im Schlafe mit der größten Aufmerkſamkeit zu beobachten und ihnen nachzuſchleichen, ſobald ſie das Zimmer verlaſſen würden.

Achtzehntes Kapitel.

> Es welkt die Blume ſogleich, wann der höchſte Augenblick des Blühens vorüber iſt, und das bunte Inſect ſucht in der Einen Stunde der Liebe zugleich die des Todes und empfängt in dem Tempel der Hochzeit ſelber ſein Grab. Ja, es ſind bei dem Menſchen gerade die ſeligſten und geiſtigſten Augenblicke des Lebens für dieſes ſelber die zerſtörendſten, und wir finden öfters in dem höchſten und heiligſten Streben unſers Weſens einen ſeligen Untergang.
>
> G. H. Schubert
> in: Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft.

Am Abend fanden die Freunde den Paſtor, als ſie von einem Spaziergange heimkehrten. Es ſchien ihnen, als habe der würdige Geiſtliche mit dem Gutsherrn von Adlerkranz geſprochen; denn der Greis kam dem Maler mit mehr Freundlichkeit entgegen, als die beiden Tage vorher geſchehen war, und der Lieutenant freute ſich ſehr darüber. Die Unterhaltung ſpann ſich leicht weiter; man kam endlich auf die Dichter des Alterthums, und Herr von Erlhof zeigte in ſeinem Urtheil eine klaſſiſche Bildung. Doch, bald hatte ſich zwiſchen Adlerkranz und Roſa ein beſonderes Geſpräch über die neuern Dichter, vorzüglich über die vaterländiſchen entſponnen; ſie kamen auf einzelne Meiſterwerke, und ihre Worte durchglühte ein immer tieferes Leben, eine immer ſchönere Innigkeit; ihre Augen glänzten immer ſeelenvoller, und Adlerkranz ſaß endlich einmal da in der herrlichen Geſtalt eines Halbgotts. Die Andern verſtummten und waren nur Ohr, und bald ergriff Alle eine heilige Verwunderung, daß das Urtheil der beiden Sprecher faſt in den kleinſten Nüancen zuſammenſtimmte, und daß das Eine ſtets wußte, was das Andre ſagen wollte und ſich Beide gegenſeitig nur ergänzten, ſo daß ihr Geſpräch nur eine einzige Rhapſodie, von zwei Sängern vorgetragen, oder eine Dithyrambe von zwei Sangesweiſen war. In der äußern Form blieb aber zwiſchen Beiden die ſtrengſte Schüchternheit und ſcheue Zurückgezogenheit, und Adlerkranz wagte es nie, ſelbſt im höchſten Feuer ſeiner Rede nicht, Roſa's Hand auch nur obenhin zu berühren.

Man trennte ſich ſpät. Hammerſtein warf Emilien einen zärtlichen, vieldeutigen Blick zu, welchen ſie erwiederte.

Die beiden Freunde wechſelten wenig' Worte im Schlafzimmer, und Adlerkranz ſchaukelte ſich bald wieder im Kahn des Traums auf den leicht bewegten Wogen des Schlummers. Gegen zwei Stunden wohl hatte er ruhig geſchlafen, als er plötzlich in freudiger Haſt ausrief: Biſt du ſchon da, ſüße Geliebte? du warteſt auf mich? — Wir wollen mit den Blüthen ſingen? mit den Blumen jauchzen? mit den Sternen tönen? — O, ich werde, ja! ich bringe ſchon die Flöte.“ Damit erhob er ſich raſch, warf einen Überrock über das leichte Nachtkleid, ging in ſein Zimmer, nahm das Flötenfutteral von ſeinem Arbeitstiſche und verſchwand durch die Thüre. Hurtig war der Lieutenant, der ſich gar nicht ausgekleidet hatte, hinter ihm her. Die Nacht lag in ſchwacher Mondſcheindämmerung wie eine leisgetrübte Waſſermaſſe oder wie ein mattgeſchliffenes Glas vor den Augen ſelbſtbewußter Wandrer; Wolkenſchleier hatten die Mondſcheibe eingehüllt, und nur hieundda, wo die eilend vorüberziehenden zerriſſen waren, zitterte das geſpenſterbleiche Bild des Mondes hindurch und übergoß auf einen Augenblick die Erde mit ſeinem Silberſcheine.

Am Ende des Corridors ſah Hammerſtein ein ſchneeweißes Gewand ſchimmern; nur in kurzem Zwiſchenraum ſchritt Adlerkranz vor ihm die

Treppe hinab, durch den Hof, über die Brücke und in den Garten. Roſa ſchwebte ihm immer voran, und Hammerſtein erkannte ihre Geſtalt deutlich in einem jener flüchtigen Mondblicke. Die friſche Nachtluſt ſpielte in ihrem Kleide. Vor der Laube auf dem runden Platze, wo ſie zuerſt zuſammen geſpielt hatten, blieben die Nachtwandler ſtehen.

Am Eingange des Gartens hinter dem Brückenpfeiler ſtand Emilie, in ihren Mantel gehüllt. Adlerkranz war dicht an ihr vorübergeſtrichen. Sie war Roſa auf dem Fuße gefolgt.

„Sie ſind ſchon hier, Theure?" rief Hammerſtein erſtaunt, als ſie hervor- und ihm entgegentrat.

„Als Roſa des Malers Namen laut rief, machte ich mich ſchon marſchfertig, und, fürwahr, nicht vergebens; denn gleich darauf ſtand ſie auf, nahm ihre an der Wand lehnende Harfe und ging damit fort. Ich warte auf dich, mein Geliebter, ſprach ſie im Gehen, komm', wir wollen mit den ſpäten Herbſtblüthen ſingen, mit den Trauerblumen Wehmuth jauchzen, mit den Sternen Luſt tönen. Willſt du nicht mit mir gehen? Bring' deine Flöte mit."

„O Gott!" rief Hammerſtein, vom höchſten

Erſtaunen durchbebt, „das ſind ja die Äußerungen und Fragen, die er oben pünktlich beantwortet hat. Bei'm Himmel! das iſt ſehr ſeltſam.“ Und er theilte der Braut mit, was Adlerkranz im Schlafe geſprochen und gethan hatte. Auch Emilien durchſchauerte ein heiliges Erſtaunen.

„Ich eilte dem Fräulein raſch nach,“ erzählte ſie weiter; „ſie ging die Treppe hinauf und wartete einige Minuten am Ende des Ganges; ich ſtand nicht weit von ihr. Da wurde Ihre Thüre geöffnet, und ſogleich lief ſie hinab, neben mir vorüber, ich nach. Hier blieb ich ſtehen, plötzlich von einer geheimen Furcht überfallen und begierig, zu ſehen, ob Adlerkranz ihr folge. Er kam, und es war grauſig, ihm in das ſtarre, lebloſe Auge zu blicken. Es ſah aus wie das gebrochene Aug' eines Todten. Von Fieberfroſt geſchüttelt erwartete ich Sie, und Gottlob! daß Sie gekommen ſind. Ich glaube, ich wäre ſonſt ohnmächtig geworden.“

„Fürwahr, ein abenteuerlicher Spaziergang,“ ſagte der Lieutenant, die Braut mit ſich fortziehend. „Es iſt Mitternacht vorüber. Auch mir fröſtelt's durch alle Glieder. Die Nacht iſt herbſtlichkalt, und Zeit und Ort und jene geiſterähnliche weiße Geſtalt nebſt ihrem Begleiter, die doch beide in der That etwas ſchauerlich Geſpenſtiſches an ſich haben, ſind nicht zur Erweckung angenehmer Empfindungen geeignet.“

„Die ganze Sache kommt mir jetzt weit ernſter und bedenklicher vor, als am Abend,“ ſagte Emilie, am Arme des Geliebten die beiden Nachtwandler verfolgend. „Wahrlich, Theodor, ſind dies Menſchen oder Geiſter? Wenigſtens ſtehen ſie auf der ſchmalen Brücke zwiſchen dem ſinnlichen und überſinnlichen Reiche. Sie ſind jetzt keins von beiden und Beides zugleich; aber um eine große Strecke ſtehen ſie dem dunkeln Verhängniß, das den Menſchen mit Grauen erfüllt, näher, als wir.“

Alſo koſend ſchlichen die beiden Liebenden Hand in Hand auf den Zehen dem Platze näher und näher, wo die Traumliebenden ſtanden. Die Mondſcheibe goß wieder auf einige Minuten, wie ein fahles Leichengeſicht aus dem ſchwarzen Sargtuche hervorgrauend, ihren weißen Schein auf die ſchmuckloſe, im Todeskampfe erſtarrende, unheimlich nächtliche, wildromantiſche Gartenpartie, dann verſteckte ſie ſich hinter rabenfarbige Wolkenmaſſen, die flüchtig an ihr vorübertrieben, wie ſcheue Seeräuber am friedlichen Pharus, und unfreundliche Dämmernacht umhüllte wieder die ſchauerliche Scene, durch welche aber Roſa's flatterndes Gewand und die leiſen Töne der Harfe geiſterhaft hindurchbrachen. Der Lieutenant und ſeine Geliebte waren nur noch einige Schritte von den Nachtwandlern entfernt; Emiliens Hand bebte mächtig in der ſeinigen. Da miſchten ſich auch die ſeufzenden Töne der Flöte in den flüſternden Saitenklang der Harfe. Es war eine Muſik ganz eigenthümlicher Art, welche die beiden Träumer aufführten; ſie ging nicht den kunſtgeregelten Gang einer nach den Geſetzen der Harmonie feſtgeſtellten Notenfolge; es waren nicht raſche Läufe, nicht volltönende Accorde, ſondern ein wehes, ſeltſames Wispern und Flüſtern, ein wunderbar wehmüthiges Irren in den Saiten und auf der Flöte; es ſchien Alles Unordnung zu ſeyn, und doch griffen beide Inſtrumente präcis in einander, obgleich ſie offenbar eine freie Phantaſie vortrugen; kein falſcher Ton ſchlich ſich mit unter, und es war durchaus nicht anders, als ſpielten ſie ein lang eingeübtes Stück vom Blatte. Über dem Ganzen lag aber ſo viel traumhaftes Weſen, ſo geiſterſchwebendes Klingen und Tönen, ſo zauberliebliches Murmeln, ſo außergewöhnliches Heben, Senken und Halten des Tons, daß es den tief ergriffenen Zuhörern gar nicht mehr jene Inſtrumente zu ſeyn ſchienen. Die Wirkung dieſer geſpenſtigen Muſik auf Theodor und Emilie war aber auch ſo herzzerreißend, daß Beide, von namenloſem Weh' durchbebt, nur in Thränenſtrömen eine Erleichterung ihres Gefühls fanden. Sonderbar war es, daß Roſa nicht ſang, ſondern nur dannundwann zu flüſtern ſchien.

Endlich ſchwiegen die träumenden Muſicirenden, und die Horcher hielten beklommen und erwartungsvoll den Athem an ſich.

„Haſt du die Blumen verſtanden, Liebſter?" fragte jetzt Roſa mit wiſpernder Stimme. „Doch, ich weiß es ja, ſie ſangen dir ſo gut, wie mir."

„Sie ſagten mir," verſetzte Adlerkranz mit gedrückter, heimlicher Stimme, „daß ſie ſich ſonſt eben ſo liebend geſehnt, wie wir, nun aber auch eben ſo glücklich wären, wie wir. Als ſie im Frühling geblüht, hätten ſie von Liebe geträumt; ihre Herbſtblüthe habe den Traum zur Wirklichkeit, die Sehnſucht zur Gewährung geſtaltet. Alles, wie uns, meine unausſprechlich geliebte Roſa!"

„Was aber ſagten dir die Sterne?" fragte Roſa wieder.

„Sie winkten und flüſterten, daß wir bald zu ihnen kommen ſollten, den himmliſchen Duft ihrer Blumen zu trinken, die noch weit herrlicher ſeyen, als die unſrigen.“

„Ich ſoll morgen ſchon kommen,“ fiel Roſa raſch ein, „dir bei ihnen dort ein liebliches Plätzchen auf der Inſel der Seligen zu bereiten, wo wir einſt zuſammen ſchon wonnige Stunden verlebt und die wir nun nicht haben wiederfinden können. Mir, mir haben die Sterne die troſtvolle, herrliche Verheißung gegeben, daß ich ſie morgen betreten und nie mehr verlaſſen, daß ich dir, mein Geliebter, ein duftendes Bett aus himmliſchen Roſen dort bereiten ſoll, bis du kommſt, es mit mir einzunehmen. „Horch, ſie rufen wieder!“ — Sogleich griff ſie in die Harfe. Zarte, weinende Geiſter ſtiegen klagend daraus hervor; die Flöte umhauchte ſie mit ihrem wehmüthigen Tonduft, damit ſie in ihrem eigenthümlichen Elemente verſchweben und zerfließen möchten. Dann wandelten die beiden Nachtleute durch die verwachſenen Gänge dicht an den hinter der Laube verſteckten Zuhörern vorüber und verloren ſich in die hintern Theile des Gartens, wo Fels und Wald wildromantiſch in einandergriffen. Theodor und Emilie folgten ihnen nur von fern und überließen ſich, von den heiligſten Gefühlen bewegt, den ſchwärmeriſchen, unſchuldigen Genüſſen reinſter junger Liebe, und der Mond ſah dann und wann theilnehmend auf ſie herab. So war eine Stunde ſchnell verronnen, während welcher ſie immer Roſa's weißes Gewand bald hier, bald dort ſchimmern ſahen und jezuweilen die Töne der Inſtrumente vernahmen. Oft auch waren ſie den Nachtwandlern nahe, die zuweilen Einzelnes ſprachen, die meiſte Zeit aber ſchwiegen oder vielmehr mit den Klängen der Saiten und den Flötentönen zu reden ſchienen.

Endlich kehrten die wandelnden Träumer flüchtigen Fußes und ſchier in ſcheuer Aufgeſchrecktheit in das Schloß zurück, und das Brautpaar folgte ihnen nach. Als Hammerſtein in das Zimmer trat, lag Adlerkranz ſchon feſt ſchlafend im Bette. Auch ihn wiegte der Schlummer bald in ſelige Liebesträume, und Emiliens Küſſe, die noch auf ſeinen Lippen glühten, erblühten im Traume als duftende Roſen.

Neunzehntes Kapitel.

Welch einen ſonderbaren Traum träumt' ich?! —
Mir war, als ob, von Gold und Silber ſtrahlend
Ein Königsſchloß ſich plötzlich öffnete,
Und hoch von ſeiner Marmorrampe herab
Der ganze Reigen zu mir niederſtiege,
Der Menſchen, die mein Buſen liebt.

Heinrich von Kleiſt in: Prinz
von Homburg.

Adlerkranz war am andern Morgen ungewöhnlich heiter; er bat Roſa um eine Sitzung und verſprach ihr, daß es die letzte ſeyn ſollte. Der Tag ließ ſich ſehr freundlich an, und obgleich die Frühſtunden kalt waren, ſo gab doch die durchbrechende Sonne die Hoffnung eines heitern Himmels; die Nebel verflogen, und die jungen Leute verabredeten bei'm Frühſtück, heute wieder ihren alten Spaziergang zu machen, und ſelbſt Herr von Erlhof zeigte ſich heute leutſelig und forderte den Maler auf, wieder einige Experimente mit ihm zu machen.

Roſa trat in das Zimmer des Malers, und mit hoher Kunſtbegeiſterung griff er zum Pinſel, um das überaus herrliche Meiſterwerk der Vollendung entgegenzuführen.

Schon hatte er über eine Stunde mit warmer Liebe gearbeitet, und ſein Auge ſtrahlte entzückt, da ertönte das Horn des Poſtboten auf dem Hofe. Roſa bebte ſichtbar zuſammen; ihre Lippen entfärbten ſich; ihr Auge ſuchte unruhig umher. Bald darauf ſah man die zu den Patrimonialgerichten gehörigen Gerichtsperſonen, welche im Dorfe wohnten, über den Hof kommen, um ſich im Gerichtslocal des Schloſſes zu verſammeln. Auch der Seele des Malers bemächtigte ſich eine Unruhe, die gegen die frühere Heiterkeit ſehr abſtach; es wollte ihm von dem Augenblick an nichts mehr gelingen, ja, einzelne Partieen des Bildes erſchienen ihm plötzlich in einem weit ungünſtigeren Lichte, als früher, er glaubte ſogar einen Fehler zu entdecken und nahm den Dolch, um einige Pinſelſtriche zu radiren. Eben, als er damit beſchäftigt war, wurde die Thür' weit aufgeriſſen, und Herr von Erlhof trat raſch und heftig mit einem wahren Todtengeſichte herein. Und doch war in dieſer bleichen Larve noch Leben, aber ein furchtbares, unheimliches, grauſenhaftes, doch ſprühte dies Auge noch Licht, aber es waren die vernichtenden Blitze, das zerſtörende Feuer, wie es dem gefallenen Engel entlodern mag, wann er auf ſeinen Schreckensgang auszieht. Ja ſeiner knöchernen, bebenden Hand hielt er einen Brief; ſein ſpärliches, graues Haar ſtand empor und gab ihm ein ſchreckliches Anſehen. Kaum hatte er den Maler erblickt, als er mit dem Tone wilder Verzweiflung ausrief: „Du mordeſt mir mein Kind mit dieſem Dolch! Halt' ein! halt' ein!“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er auf den erſchrockenen Adlerkranz los, ergriff mit krampfhafter Stärke deſſen Arm, entriß ihm den Dolch und ſchleuderte denſelben zur Erde.

Roſa ſchrie laut auf; Adlerkranz, geiſtesſtark und entſchloſſen, winkte ihr zu, ſich zu entfernen, und wandte ſich dann gegen den ſinnenverwirrten Greis, welcher das Bild ſchon von der Staffelei geſchleudert hatte und immer ſchrie: „Fort! fort von hier, Mörder meines Kindes!“

Der betroffene Maler wollte den unglücklichen Greis faſſen und in Sicherheit bringen, als derſelbe beſinnungslos zuſammenbrach und in ſeine Arme ſank. Den Brief hielt er noch in der Hand feſt. Auf Roſa's Geſchrei waren mehre Diener herbeigekommen, und der Geiſteskranke wurde von ihnen in ein beſonderes Zimmer und zu Bett gebracht. Hammerſtein, welcher ebenfalls herbeigeeilt war, ſchickte ſogleich einen reitenden Boten in die Stadt, um den Hausarzt ſchleunigſt her-

herzuholen; einige Hausmittel wurden angewendet und der Greis damit bald wieder zur Beſinnung gebracht. Adlerkranz hatte ſich entfernt, um durch ſeinen Anblick nicht ſchmerzlich auf den Kranken einzuwirken; Frau von Erlhof, Roſa, Emilie und Hammerſtein ſtanden zuſammen am Bette, als der Kranke die Augen aufſchlug. Er ſah ſie Alle kummervoll der Reihe nach an und fragte dann den Baron: „Iſt er fort?“

Theodor verſtand wohl, wen der Kranke damit meinte, gerieth aber in große Verlegenheit über die zu gebende Antwort. Da fragte Herr von Erlhof noch einmal und haſtiger: „Iſt er noch nicht fort?“ „Er wird bald gehen,“ verſetzte der Lieutenant ſchmerzlich.

„Ach, wenn er noch hier iſt, ſo beſchwören Sie ihn in meinem Namen, dies Haus ſo ſchnell, wie möglich zu verlaſſen; ſein Anblick iſt mir unerträglich; er will meine Roſa ermorden, er würde es bald thun, wenn er noch länger bliebe. Wozu hätte er denn auch den unſeligen Dolch? Er ſoll eilen, eilen; ich könnte ſonſt wahnſinnig werden.“

Dieſe Außerungen flößten Allen den größten Schmerz ein, und Theodor beſchloß, mit ſeinem Freunde zu ſprechen. Denn, leider war die Antwort der Mutter, die er mit demſelben Poſtboten erhalten hatte, welcher dem alten Edelmanne einen Brief gebracht, ſo gegen all' ſeine Wünſche und Hoffnungen und enthielt für ihn ſo viel' Räthſel, vorzüglich war die wunderliche Behauptung ſo beſtimmt darin ausgeſprochen, Adlerkranz könne und dürfe niemals Roſa's Gatte werden, daß es der Baron für gut fand, dem Freunde vorläufige Entfernung von Erlhof anzurathen. — Gleich darauf begehrte der Greis, mit ſeiner Gemahlin allein zu ſeyn, wenigſtens eine Stunde lang, und richtete die Bitte, ſich zu entfernen, an die Umſtehenden mit einer auffallenden Angſt. „Ich muß dir den Brief vorleſen und erklären, welchen ich vorhin erhalten habe," ſagte er zu ihr, und ſie bat die Geſellſchaft nun ſelbſt, einſtweilen in den Garten zu gehen; ein Diener ſolle vor der Thüre bleiben, um gleich bei der Hand zu ſeyn, wenn ſie ſchnell menſchlicher Hülfe bedürfe. Gleich darauf wurde der Gerichtsdirector in das Krankenzimmer geholt, und dieſer ließ den Actuarius mit einem Actenſtücke nachkommen.

Theodor ging mit den beiden Damen. Im Garten fanden ſie Adlerkranz. Er ſchien ſehr erſchüttert und fragte mit banger Haſt nach dem Befinden des Kranken. Als er hörte, daß es eſſer mit ihm gehe, wurde er ruhiger und fand ſogar bald ſüße Troſtworte für Roſa. Unter dieſem Geſpräch waren ſie Alle auf dem großen, runden Platze vor der Laube angekommen und ſetzten ſich auf die Bänke nieder. Als die Unterhaltung einen Augenblick ſtockte, begann Emilie — und beobachtete dabei den Maler und Roſa ſcharf — in folgende Worte einer ſeltſamen Verwunderung auszubrechen: „Wie höchſt ſonderbar wird mir doch jetzt plötzlich zu Sinne! Mir fällt nämlich ſo eben, als ich mir nachdenkend die Gegenſtände ringsum betrachte, ein wunderlicher Traum verwichener Nacht ein. Denkt nur, mir träumte, ich ſtehe hier auf dieſer Stelle, und Herr Adlerkranz und Roſa ſtanden wieder, wie am erſten Tage Ihres Hierſeyns, mit Harfe und Flöte — aber allein und mich nicht bemerkend — und führten eine ganz eigne, nie gehörte Muſik auf.“

Ueber Roſa's bleiches Geſicht hatte ſich ein Purpurſtrom ergoſſen, und Adlerkranz kehrte ſich ab, um ſeine große Verlegenheit zu verbergen. Beide vermieden, Jemanden anzuſehen.

„Sonderbar! höchſt ſonderbar!“ rief der Lieutenant jetzt. „Sie müſſen zu Ihrem Erſtaunen wiſſen, daß mir ganz daſſelbe geträumt hat.

und auch ich erinnere mich jetzt erſt an dieſer Stelle meines Traumes ganz deutlich. Adlerkranz und Roſa ſprachen mit den Sternen und den Blumen; es waren merkwürdige Dinge.“

Da faßte Roſa ſchnell die Hand der Freundin und zitterte dabei ſo heftig, daß dieſe erſchrack.

„Mir wird nicht wohl,“ flüſterte ſie Emilien zu; „führe mich auf mein Zimmer!“ Die beiden Mädchen gingen, Roſa ſchwankend und auf Emiliens Arm geſtützt; die Freunde begleiteten ſie bis an die Brücke, und des Malers Blicke folgten ihnen noch über den Hof angſtvoll bewegt. Als ſie ihm endlich aus den Augen entſchwunden waren, wandte er ſich mit ungewöhnlicher Haſt an Hammerſtein: „Um Gotteswillen, Freund, welch unerhört merkwürdiges Ereigniß iſt das! Denke dir und ſtaune: ich habe ganz daſſelbe geträumt, und wenn mich nicht alle Zeichen täuſchen, ſo iſt es bei Fräulein Roſa der nämliche Fall. Das geht weit über menſchliches Faſſungsvermögen hinaus! ein größeres Wunder gibt es kaum in der wirklichen Welt. Ich bin ganz außer mir.“

„Und, nicht wahr,“ fragte der Lieutenant in einem geheimnißvollen Tone, „du haſt zeither alle Nächte geträumt, du ſeiſt mit Roſa zuſammen, unterhielteſt dich mit ihr, ja, Ihr wäret ſogar einigemal auf der Inſel der Seligen geweſen?"

„Unbegreiflicher Menſch!" rief Adlerkranz einen Schritt vor Entſetzen zurückweichend und ſeinen Freund aus großen, wilden Augen anſtarrend, „ſtehſt du mit Geiſtern im Bunde? iſt dir ein Blick in das geheimnißvolle Reich der Träume vergönnt? iſt der Schleier der Geiſterwelt vor deinem Auge gefallen?"

„Nicht alſo," erwiederte der Lieutenant ruhig und erzählte dem Freunde Alles der Wahrheit gemäß, was ſich mit ihm zugetragen hatte; ebenſowenig verhehlte er dem Maler ſeine Verbindung mit Emilien und machte ihn ſogar mit dem Plane bekannt, den er und die Geliebte hinſichtlich Adlerkranz's gebildet, der aber ſowohl bei Herrn von Erlhof, als auch der Mutter ſchlechten Anklang gefunden habe. Die letzte Bitte des alten Edelmanns war er aber zart genug zu verſchweigen.

„Ich danke dir herzlich, daß du mich über mich ſelbſt aufgeklärt haſt," ſagte Adlerkranz ruhig. „Ich für mich ſelbſt hätte mich aus dieſem wunderſeltſamen Gewirre der Traumwelt und der ironiſchen Vermengung ihrer Gebilde mit der wirklichen Welt nicht herausfinden können; ich ſtand in Gefahr, ein Träumer am hellen Tage zu werden; ſieh', und weil ich mich nicht verſtand und nicht begriff, deßhalb ſchwieg ich; was ſollte ich dir auch von barocken Träumen erzählen? Du darfſt mir deßhalb nicht zürnen. Ich glaube nun ſelbſt, daß ich Roſa liebe — was ich mir durchaus nicht habe geſtehen können, — aber ich ſehe ebenſo ein, daß an dieſer Liebe kein Sonnenſtäublein irdiſchen Elements iſt. Dieſe Liebe hätte vielleicht noch lange als ſüßduftende Nachtviole fortgeblüht, bis ſie entblättert zerfallen wäre; zur prangenden Roſe des Tags wäre ſie nie geworden. Aber, ſie war auch ein Pflänzlein Rühr'michnichtan. Das reizende Geheimniß iſt entſchleiert, die Pflanze angerührt, der Blüthenſtaub von der Blume geblaſen, die Nachtviole an das Tagslicht gezogen, wo ſie farblos und unbedeutend erſcheint. Ja, Freund, ich bin durch deine liebe Mittheilung meiner ſelbſt bewußt geworden, bin mir ſelbſt wieder geſchenkt, bin von einem Abgrund geriſſen, an welchem ich ſtand; ich weiß nun auch, was ich zu thun habe. Beſtimmt und unwiderruflich reiſe ich morgen ab zu meinen Pflegeeltern nach Augsburg. Du kennſt die Feſtigkeit meiner Entſchlüſſe; deßhalb wende mir kein Wort ein!"

„Aber, willſt du nicht erſt den Alten für dich zu gewinnen ſuchen? was ſoll denn ſonſt aus der armen Roſa werden?“ rief Hammerſtein, in der Aufwallung ſeines Mitgefühls das Gebot des alten Geiſteskranken vergeſſend.

„Glaubſt du, ich werde dem edeln Greiſe für ſeine Gaſtfreundſchaft alſo danken? Ich fühle die Gewißheit in mir, wie die Grundſätze jeder heiligen Wahrheit, daß ich nie Roſa's Gatte werden kann; ich kann dir die Gründe nicht auseinanderſetzen, denn ich habe keine; aber dies mein Gefühl gilt mir mehr, als alle Gründe. Und deßhalb muß ich fort. Was nun Roſa betrifft, ſo hat ſie meine Liebe, wenn ſie etwas geahnet, auch nur in der Verzückung ſeliger Traumgeſichte angeſchaut, wie ich die ihrige. Ich weiß mich nun von ihr geliebt — ich habe es eben von dir erfahren, — und das wird mir Troſt und Seligkeit für mein ganzes Leben voll Entbehrungen ſeyn. Ich ahne, daß ſie eben ſo glücklich, aber auch eben ſo genügſam ſeyn wird, wie ich; aber wiederſehen dürfen wir uns nicht; was die Geiſter duftig geſchaffen, darf nicht in die harte Stoffwelt herabgezogen werden; es war eine ſchöne Traumliebe; was ſoll ſie in der Wirklichkeit? was ſoll ein ſo körperloſes Weſen hier unten in der ſchweren Luft? Die Menſchen würden es für ein Geſpenſt halten und entſetzt davor fliehen. Nie, nie darf ich Roſa wiederſehen. Entſchuldige mich bei Tiſche! Ich gehe, um ſogleich alle Vorkehrungen zu meiner Abreiſe zu treffen. Wann morgen der Tag graut, muß das Schloß hinter mir liegen."

Sie kehrten in das Schloß zurück. Der Arzt war unterdeſſen angekommen und ſpeiſ'te mit den beiden Freunden allein. Er hatte eine Unterredung mit Frau von Erlhof gehabt, in Folge deren er den Maler bat, nicht Abſchied von dem Gutsherrn zu nehmen. Adlerkranz trug dem Arzte einige herzliche Abſchiedsworte an ihn und Roſa auf. Nachmittags ging er zum Pfarrer; dort holten ihn ſpäter Theodor und Emilie ab. Durch Letztere hatte Roſa ebenfalls Alles erfahren, was ſie in ihrem träumeriſchen Zuſtand gethan, mit welchem ſie jedenfalls Adlerkranz angeſteckt hatte. Das unglückliche Mädchen hatte den ganzen Tag mit Weinen zugebracht und Emilien gebeten, in der kommenden Nacht ja die Thüren ihres Schlafzimmers feſt zu verſchließen und die Schlüſſel zu verſtecken, ebenſo die Thüre des Corridors. Von des Malers Abreiſe hatte ihr Emilie nichts geſagt.

Aus der Pfarrwohnung ſchon in der Nacht heimgekehrt ließ der Maler Frau von Erlhof um die Gunſt erſuchen, ihr Lebewohl und Dank für die gütigſte Gaſtfreundſchaft ſagen zu dürfen; aber zu ſeinem ſchmerzlichen Befremden ſchlug ſie ihm die Bitte ohne weitere Entſchuldigung ab und ließ ihm glückliche Reiſe wünſchen. Auch Hammerſtein fühlte ſich durch dies auffallende Betragen ſehr beleidigt und beſchloß, in den nächſten Tagen Erlhof ebenfalls zu verlaſſen. Von einigen Dienern erfuhren die Freunde zu ihrem noch größern Erſtaunen, daß Frau von Erlhof wie eine Furie aus dem Krankenzimmer geſtürzt und unter gräßlichen Verwünſchungen das Haus durcheilt ſey; man habe ſie nie in ſolchem Zuſtande geſehen. Dies klang faſt wie ein Mährchen von der ruhigen, theilnahmloſen Frau; aber wahre Leute beſtätigten daſſelbe. Adlerkranz nahm von Emilien rührenden Abſchied; ſie war ihm als die Braut ſeines Freundes ſehr werth geworden. Nachdem er des Barons Diener anbefohlen hatte, ihn um vier Uhr zu wecken, legte er ſich nieder. Der Lieutenant verſchloß alle Thüren ſorgfältig und entſchlief, von den Wachen mehrer Nächte ſehr ermüdet, ebenfalls ſogleich.

Zwanzigſtes Kapitel.

Aber auch aus entwollter Höhe
Kann der zündende Donner ſchlagen:
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückiſche Nähe!

Schiller in: die Braut
von Meſſina.

Mitten in der Nacht wacht der Baron plötzlich auf, nicht anders, als habe ihn Jemand gewaltſam aus dem Schlafe emporgeriſſen; zugleich befällt ihn eine ungeheure Angſt. Der Mond wirft ſeinen dünnen, trüben Strahl durch's Fenſter und erhellt das Zimmer ſparſam; das Nachtlicht flimmert geſpenſtiſch grauſenhaft. Theodor ſpringt haſtig auf und ſtürzt an des Freundes Bette: es iſt leer; er eilt an die Thüren: ſie ſind noch verſchloſſen; aber im Zimmer kann Adlerkranz unmöglich ſeyn. Vergebens ſucht er ihn unter den Betten, in jedem Winkel. Da ſieht er, daß das Fenſter offen iſt; er ſtarrt hinab; grauſiges Entſetzen erfaßt ihn; ſein Haar ſträubt ſich; ſeine Glieder zittern; es flimmert ihm vor den Augen. „Großer, barmherziger Gott!“ ſtöhnt er, „er iſt gewiß da hinabgeſtürzt und hat den Tod gefunden, als die gräßlichſte Angſt mich aufweckte.“ In wilder Verzweiflung ergreift er den Schlüſſel, öffnet die Thür’ und rennt den Corridor entlang. Neuer Schrecken. Die ſtarke Thüre deſſelben iſt verſchloſſen, und der Baron pocht und rüttelt daran, wie ein wildes Thier an den Stäben ſeines Käfichs. Das Getöſe durchhallt das nächtlichſtille Haus; endlich hört der Ungeſtüme Tritte auf der Treppe; Lichtſtrahlen blitzen durch die Klinſen der Thür’; der Schlüſſel raſſelt am Schloſſe, wird gedreht; die Thüre geht auf, und Emilie ſteht bleich und zitternd im Nachtkleid mit einem Lichte in der Hand vor dem ſchreckenbebenden Lieutenant.

„Um’s Himmelswillen, Theodor!“ ruft ſie, „wo iſt Roſa?“

„O Gott! wo iſt Adlerkranz?“ ruft er ihr ſtatt der Antwort zu.

„Die Thüren waren verſchloſſen,“ fährt das zitternde Mädchen fort; „aber das Fenſter iſt offen und ſie nirgends zu finden,“ und Hammerſtein berichtet ihr ganz daſſelbe von ſeinem Freunde.

„O Gott! o Gott! über das entſetzliche Unglück!“ jammert Emilie, und ohne zu überlegen, ob es möglich ſey oder nicht, ſagt ſie weiter: „Vielleicht ſind ſie wieder im Garten.“ So faßt der Menſch in der Noth der Verzweiflung den letzten Hoffnungsſtrahl, um ſich ein rettendes Tau daraus zu machen. Und ſogleich eilen Beide in den Garten, durchſuchen mit Haſt alle Plätze, Lauben, Büſche. Da fällt ihnen erſt ein, daß es ja unmöglich ſey, aus dem Schlafzimmer der Gäſte herabzukommen; die Höhe iſt zu beträchtlich, und unten brauſ't der Waldbach in ſeinem felſigen Bett. Händeringend und in dumpfer Verzweiflung wimmernd lauft Emilie zurück, um im Bach die Leichen der Nachtwandler zu ſuchen; Theodor folgt ihr, vergebens nach Troſtworten ſuchend, auf dem Fuße nach.

„Barmherziger Gott!“ ruft Emilie plötzlich, als ſie oben auf der Brücke angelangt iſt, und deutet mit beiden Händen nach dem Dache des Schloßflügels, wo das Schlafzimmer war. Hammerſtein blickt hin und ſieht, indem ihm eiskaltes Grauen durch die Seele ſchauert, auf dem ſchmalen Steinfries zwiſchen der bleiernen Regenröhre und dem Dache den Maler im Nachtkleid keck dahinſchreiten. Bebend hält der Lieutenant die Geliebte zurück; Beide wagen kaum Athem zu holen; ihre Seele ſcheint allein in den Augen zu wohnen, ſie zagen, einen Schritt vorwärts zu thun, und ſchleichen auf den Zehen in den Hof.

An der Stelle, wo das Vordergebäude an den Flügel ſtieß, war das erſtere nach alter Bauart, wie man ſie in alten Städten noch oft an den ehrwürdigen, aus den Zeiten des Mittelalters ſtammenden Häuſern ſieht, mit ſteinernen Stufen vom Giebel bis herab an's Ende des Daches verſehen; auf dieſen ſtieg der Maler aufwärts bis zum hohen Forſte des Hauſes.

In demſelben Augenblick erblicken die beklommenen Zuſchauer auf der andern Seite des Forſtes die vermißte Roſa, wie ſie Schritt vor Schritt auf der gefährlichen, ſchmalen Bahn vorwärts ſchreitet in der luftigen Höhe; ihre weiße Geſtalt verſchwimmt faſt im zitternden Scheine des Monds, welcher matt und traurig aus dem ſchwarzen Wolkenhaus lugt. Die ganze Natur ſcheint bangend auf die ſeltſamen Wandrer zu ſtaunen und den Athem zurückzuhalten; kein Lüftchen regt ſich, aber alle Nerven der beiden Liebenden unten im Hofe zucken fieberiſch vor Angſt bei ihrem Anblick, und Feuergluth wechſelt mit Eiſeskälte in Emiliens Körper; an jeden Schritt der Freundin klammert ſich ihre Seele; ſie iſt keines Gedankens fähig, keines Gefühls mächtig, und die Welt iſt bis auf die kühne Nachtwandlerin nicht für ſie vorhanden. Die oben aber wiſſen nichts von der Gefahr, ahnen nichts von der Todesangſt ihrer Freunde; keck ſchreiten ſie auf den runden Ziegeln einander entgegen; jetzt, jetzt iſt Roſa an dem Geliebten; — Emiliens Herz droht zu zerſpringen; die Sinne vergehen ihr faſt; ſie muß ſich am Arme des Geliebten halten; ein krampfhaft gepreßter Seufzer ringt ſich aus ihrer qualvollen Bruſt los; das Blut dringt in gewaltigen Wellen nach ihrem Herzen. Theodor ſchließt ſie in den Arm, verwendet aber kein Auge vom Dache. Da vernahmen ſie Beide, wie jene oben zu gleicher Zeit deutlich Eins des Andern Namen ruft: „Adelbert!“ „Roſa!“ und in demſelben Augenblick ſtürzen ſie, einander umſchlungen haltend, von der höchſten Höhe des auf ſteilen Felſen emporragenden Gebäudes in die gräßliche Tiefe des Flußbettes herab, und Wellen ſchlagen lautziſchend über ihnen zuſammen. Emiliens herzzerreißender Schrei durchſchneidet die Stille der Nachtluft; es wird ſchwarz vor ihren Augen, und, aller Sinne baar ſinkt ſie an des Barons Seite nieder, der ſich, vom tödtlichſten Schreck getroffen, kaum ſelbſt auf den Füßen zu erhalten vermag.

„O Gott! Gott!“ jammert er im hervorbrechenden, wüthenden Schmerze, läßt die ohnmächtige Geliebte liegen und will laufen, um die Diener des Hauſes zu wecken, die ihre Wohnung im Hofe hatten. Aber, die Füße verſagen ihm den Dienſt; die Beine ſind centnerſchwer; kaum vermag er, eins zu erheben, und nur langſam und mit großer Mühe vermag er, ſie weiter zu ſetzen; es ſauſ't und brauſ't ihm im Kopfe; es flimmert ihm vor den Augen; er will rufen, allein die Stimme verſagt ihm; er bringt mit der größten Anſtrengung keinen Laut hervor; die Kniee ſchlottern ihm; die Arme zittern nicht mehr, ſie ſchlagen in unwillkührlicher Bewegung an den Körper; ſeine Gedanken verwirren ſich, und ein entſetzlicher Froſt wühlt ihm durch das Mark ſeiner Gebeine.

So erreicht er das Fenſter der Kammer, worin die Diener ſchlafen, und es gelingt ihm, ſie munter zu machen. Dieſe müſſen aus ſeinen Worten mehr errathen, als er ihnen wirklich damit zu ſagen vermag, welch furchtbares Unglück geſchehen iſt. Nun ſtürzen drei bis vier Leute nach dem Flußbette; einer trägt die ohnmächtige Emilie in das Schloß zurück. Dort wird Alles munter und wach, aber der gigantiſche Schreck ſchreitet durch alle Gemächer, wo ein Lebendes athmet, und lähmt mit zerſchmetternder Keule das aufgemunterte Bewußtſeyn. Die Dienerſchaft rennt wild durcheinander; man kommt mit Lichtern und Fackeln, mit deren düſterm, blutrothem Licht der todtbleiche Mondſtrahl ſchauerlich contraſtirt. Am Rande des Baches ruft es und ächzet es. Man horcht, und durch das Plätſchern der ſchnell dahintreibenden Wellen wird kein Laut weiter vernommen. Die Diener ſtürzen hinab und durchwaden das Flußbett; endlich finden ſie das Paar, noch Arm in Arm geſchlungen; Roſa liegt unten und iſt ganz zerſchmettert; ihr weißes Kleid iſt purpurroth gefärbt von ihrem Blute. Auch der Maler iſt überundüber mit Blut bedeckt. Es iſt kaum ein Zweifel, daß Beide den Tod gefunden. Sie werden von den weinenden Dienern heraufgezogen und zuſammen auf eine Tragbahre gelegt. Händeringend und lautweinend ſtehen alle Bewohner des Schloſſes, ausgenommen den Herrn deſſelben, um die Bahre; die unglückliche Mutter hat aber keine Thränen, keine Klage; in dumpfer, lautloſer Verzweiflung ſtarrt ſie auf die blutigen Leichen hin. Die Diener ſchreiten mit der Bahre vorwärts, von den heulenden Mägden begleitet. Da kommt der Schloßherr aus dem Hofe dahergeraſ't, ihnen entgegen. Sein wildverzerrtes Geſicht erhält durch die Beleuchtung der Fackeln einen wahrhaft gräßlichen Ausdruck; es mahnt Alle, als ſtände ein Geiſt der Hölle vor ihnen. Als der Greis die blutigen Körper erblickt, bricht er in ein wildes Wahnſinnsgelächter aus und hält darin ſo lange an, bis ſie im Schloſſe ſind. Allen Zuhörern grauſ't es in der tiefſten Seele.

Erſt jetzt vermißte man den Baron. Ein Diener fand ihn im Hofe; alle Glieder hatten ihm den Dienſt verſagt; er war kraft- und beſinnungslos zuſammengeſunken. Als er wieder zu ſich kam, fragte er nach den Verunglückten und verlangte ſogleich zu den Leichen geführt zu werden. Es geſchah. Mit verbiſſenem Schmerz trat er an das Lager, auf welchem ſie vereint ruhten. Roſa war halb entkleidet worden, und der Verwalter unterſuchte in Ermangelung eines Chirurgen die Verletzungen. Der Hinterkopf war gänzlich zerſchmettert, der Halswirbel und der Rückgrath gebrochen, und die kühnſte Hoffnung auf eine Lebensſpur mußte verſchwinden oder zum Wunſche werden, daß ſie keinen Schmerz empfunden haben möchte.

Indem Hammerſtein, in die ſchmerzlichſte Betrachtung verſunken, auf die beiden Vereinten hinſtarrte, ſtieß ihn Jemand unſanft an, und als er den Kopf wandte, ſah er den alten Erlhof, in ein Bettlaken gehüllt, mit einem höllenfreundlichen Geſicht neben ſich ſtehen, und hörte die mit heiſerer Stimme hervorgegurgelten, von ſcheußlichem Zucken ſeines Mundes oft unterbrochenen Worte: „Er war ein braver Meiſter. Sehen Sie doch, wie er ſie herrlich gemalt hat! Kein andrer in der Welt wird ihm das nachthun. Weiß und roth hat er ſie gemalt, koſtbar! einzig! Solch' gute Farben hat aber auch kein Andrer. Das iſt die wahre Natur! Wie Milch und Blut! Hahaha! Er hat die Milch ſeiner Mutter dazu genommen — Sie wiſſen ja, ſie reichte ihm damals die Bruſt nicht und hat die Milch all' für dies Gemälde aufgehoben — und das Blut ſeines Vaters, ja, das Herzblut ſeines Vaters, und ich habe nun kein Herzblut mehr. Iſt das Gemälde nicht gelungen? Sie ſind ja in Rom geweſen und ſind ein Kenner. Die Farben können Ihnen ja auch nicht fremd ſeyn, mein wertheſter Herr Baron, denn von der Milch haben Sie ja wohl auch getrunken, und es ſteht in Ihrem Belieben, das Ihnen verwandte Blut zu koſten.“ Damit ſtreckte er den Zeigefinger der rechten Hand in Roſa's Blut und präſentirte denſelben dem Lieutenant.

Dieſer ließ es nun ſeine Sorge ſeyn, den wahnſinnigen Mann zu entfernen, deſſen Gegenwart der Scene des Jammers immer von Neuem wieder den Stempel des Entſetzens aufdrückte. Erſt ſträubte er ſich, doch ging er endlich auf die Bitten ſeiner Gemahlin, und es war auffallend, wie er ganz gegen ſeine Natur und Gewohnheit bei ihren Worten weich und folgſam wurde.

Um nichts an ſeiner Pflicht zu verſäumen, ſandte der Baron einen Diener nach der Stadt, um Arzt und Chirurg zu holen. Dann trat er an das Lager und ſtrich dem Freunde die langen braunen Locken, die triefend über das bleiche Geſicht hingen, zurück, betrachtete ihn mit Thränen im Auge, die ſich endlich nach Erlhof's Entfernung eingefunden hatten, und ſagte: „Eure Liebe, Ihr Theuern, war nicht von dieſer Welt, und ſie konnte nicht Früchte tragen. Solch' zarte Himmelsblume muß vom Eishauch der Erde erſtarren; ſie hat nicht dieſen wilden Schmerz zu leiden brauchen; in der herrlichſten Blüthe iſt ſie in ihr Vaterland verpflanzt worden. Was hätte dieſen zwei Glücklichen ein höheres Alter gefruchtet? ſie haben Jahrhunderte gelebt in geiſtiger Jugendfriſche; ſie haben empfunden, was ſelten ein Sterblicher empfindet, und als ihnen der Becher reinſten Genuſſes von der Lippe genommen werden ſollte, wurde ſie ſelbſt aller Entbehrung enthoben. Und, iſt denn der Blüthentod nicht der ſchönſte Tod? und waren dieſe nicht die köſtlichſten Blüthen, die die Erde je getragen?“ Thränen erſtickten ſeine Stimme, und mit zitternder Hand half er dem Verwalter den Freund entkleiden, während Roſa's Leiche, mit weißen Tüchern überſchleiert, in ein anderes Gemach getragen wurde. Bei'm Auskleiden fand ſich zum Erſtaunen der Beſchäftigten, daß an dem Körper nur das rechte Bein, gerade über dem Fußgelenke gebrochen war; außerdem hatte er am rechten Arme, mit welchem er die Geliebte umſchlungen gehalten, am Vorderkopf und am Schenkel einige Contuſionen.

„Es ſcheint mir in dieſem Körper noch Leben zu ſeyn,“ ſagte der Verwalter Pohlmann,“ und wenn mich mein Gefühl nicht täuſcht, ſo nehm' ich in der Herzgrube Wärme und eine zuckende Bewegung wahr.“

Hammerſtein warf ſich auf dieſe Bemerkung haſtig über den Körper her und legte den Mund auf des Freundes Herz. Nach wenigen Augenblicken ſprang er in die Höhe und rief freudig: „Er lebt! er lebt! freuen Sie ſich mit mir, Herr ohlmann!“ Und nun wurden ſchleunig zur Wiederbelebung des Unglücklichen alle möglichen Mittel angewendet. Es dauerte jedoch mehre Stunden, und erſt der vereinten Mühe des Arztes und des Chirurgen, welche unterdeſſen angekommen waren, gelang es, den Maler wieder zur Beſinnung zu bringen.

Hammerſtein eilte nun zu ſeiner in heftigem Fieber darniederliegenden Braut, um deren Bett er die Familie derſelben verſammelt fand. Der Hof hatte ſich mit wehklagenden Bauern gefüllt. Durch ihr Wimmern und Flüſtern hindurch ertönte die vierte Stunde des Morgens, welche Adlerkranz zu ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Und es ſauſt und dröhnt von ferne;
Finſter kräuſelt ſich das Meer,
Und es löſcht das Licht der Sterne
Und es nah't gewitterſchwer.

Schiller.

Erſt nach einigen Tagen, als Roſa's ſterbliche Überreſte ſchon in der Familiengruft der Erlhofe, in der Kirche des Dorfes ruheten, durfte Hammerſtein dem Freunde die ganze Größe des Unglücks enthüllen. Früher mit ihm zu ſprechen, hatte der Arzt ſtreng unterſagt. Nun ſaß der gefühlvolle Baron an dem Bette, welches man in das Wohnzimmer des Malers geſtellt; ihm gegenüber ſtand die Staſſelei mit Roſa's faſt vollendetem Bilde — Adlerkranz hatte durchaus nicht zugegeben, daß man es entferne — und daneben in abenteuerlicher Abwechſelung große Fernröhren auf ihren Stativen, Electriſirmaſchine, Luftpumpe, Apparat zum Galvanismus u. d. g. — Sanft und klagend floß Theodor's Erzählung von ſeiner Liebe; er verhehlte dem Freunde nichts weiter, als daß Roſa in der Nacht vor ihrem Tode denſelben vorausgeſagt und ſich geäußert habe, ſie wolle ihm, der ihr bald nachfolgen werde, ein Bett bereiten. Bald floſſen die Thränen des Erzählers in die des Zuhörers. Der Letztere war gefaßter, als Theodor vermuthet hatte, und als dieſer erſt die Thränen des Schmerzes von des Malers Wangen rinnen ſah, fürchtete er keine ſchlimme Wirkung von dieſer Mittheilung mehr; denn das Herz, das Thränen weint, hat ſie ja aus ſeinen tiefſten Quellen heraus geboren, iſt von ihnen durchdrungen und darum weich und biegſam, und ſelbſt der härteſte Schmerz vermag es nicht mehr zu brechen.

„O, wär' ich doch mit ihr geſtorben!“ ſeufzte Adlerkranz, als Hammerſtein geendet hatte. „Aber, das Leben hat mich wiederbegehrt, wohlan denn! ich füge mich gehorſam ſeinem Befehl und werde alle die Pflichten, welche es mir auferlegt, mit Gewiſſenhaftigkeit und Eifer zu erfüllen ſuchen.“

„O, wie freu' ich mich über dieſe deine geſunden Äußerungen!“ ſagte der Lieutenant. Sieh, ich fürchtete ſchon, du würdeſt in krankhaftem Sehnen nach Roſa dahinſchmachten, und ſtatt deſſen ſeh' ich dich dem Leben wiedergeſchenkt.“

„Du weißt, daß mir ſtets jede Sentimentalität fern war,“ verſetzte Adlerkranz; „in meiner Seele dürfen nur wahre, geſunde Gefühle wohnen. Vielleicht lag in der ſonderbaren, mir ganz unerklärlichen Art der Neigung zu Roſa etwas Krankhaftes. Aber, wenn es ſo iſt, o, ſo umfaßt dieſes geiſtige Siechthum doch ſo überſchwengliche Wonne, und es iſt wahrlich ein Großes, aus den Schranken des irdiſchen Lebens die lichtflammende Pforte des überirdiſchen offen zu ſehen. Ich ſtand mit ihr daran; ſie iſt ohne mich hineingetreten, und die Pforte hat ſich mir verſchloſſen. O, es wäre doch beſſer für mich — das weiß ich gewiß, — wenn ſie mich hineingezogen hätte! was ſoll ich eigentlich noch auf der Welt? wer ſich einmal im Nektar berauſcht hat, für den ſind alle Weine ſchaal. Aber, ich ſoll leben und will es!“

Hammerſtein ſah ſeinen Freund mit rührender Theilnahme an; er begriff, welches Kraftaufſchwunges es bedürfe, um mit ſo zerriſſenem Herzen, wie es aus des Malers verſchleiernden Worten doch blutig hervorſchaute, ſich dennoch wieder in den Kampf des Lebens werfen zu wollen, an welchem er kein Intereſſe mehr finden konnte.

„Wie befindet ſich Emilie?“ fragte Adlerkranz nach einer Pauſe theilnehmend.

„Sie iſt auf dem Wege der Beſſerung, aber nur langſam erholt ſie ſich. Der Schreck hat ihr einen zu gewaltigen Druck gegeben und hätte die Blüthe beinahe gänzlich geknickt.“

„Wenn das Göttliche ſo unmittelbar in's Leben tritt, wirft es die Zunächſtſtehenden faſt immer zu Boden oder rafft ſie gar hinweg. Raſche Vertilgung des langſam Geſchaffenen ſcheint ein Grundgeſetz der plötzlich enthüllten Gottheit oder vielmehr ihrer allkräftigen Glorie zu ſeyn. Zerſchmettert uns nicht der Blitz? vernichtet uns nicht das Erdbeben? gehen wir nicht unter mitten im Kampf der Elemente? Und, wahrlich, Roſa's Tod war nicht minder eine unmittelbare Enthüllung der vernichtenden Gotteskraft. Nur Wehe dir, mein Freund, und deiner theuern Braut, daß gerade an Euch der Blitzſtrahl des heiligen Schreckens herniedergefahren iſt!“

„Sie geneſ't ja,“ tröſtete Theodor, „und mich hat die Freude geſtärkt, dich noch unter den Lebenden zu ſehen. Ja, um deine Erhaltung, mein Adelbert, hätt' ich den größten Verluſt ertragen.“

„Edler Theodor,“ ſagte der Maler gerührt und drückte dem Freunde die Hand, „möchte doch der Glanz des Himmels an uns vorübergeflammt ſeyn, ohne unſern irdiſchen Augen zu ſchaden oder ſonſt auf den ruhigen Gang unſers Geſchicks Einfluß zu haben! Doch iſt mir immer, als wäre das nicht gut möglich, und wenn ich ſo allein da liege, ſuchen mich oft recht düſtre Phantaſiebilder, recht unheimliche, grauenhafte Ahnungen heim. Ich wünſche nichts mehr, als erſt wieder arbeiten zu können. Wann mich jene düſtern Nebelerſcheinungen einmal recht abgefoltert haben, dann erwacht eine ſtarke Sehnſucht in mir, mich an die Staffelei zu ſetzen und zu ſchaffen, und ſo ſchaal und erbärmlich mir auch ſonſt alles Menſchliche vorkommt, ſo werd' ich doch durch die Kunſt und die Wiſſenſchaft ein Paar Lebens-Anhaltpunkte finden. Denn, wie mich die Staffelei mit Roſa's Bild daran erinnert, daß es noch Göttliches auf Erden zu ſchaffen gibt — wenn ſich mir auch nie wieder ſo Hohes zeigt, — ſo mahnen mich die umherſtehenden Inſtrumente, daß ich großes Gefallen an den Naturwiſſenſchaften gefunden. Und ſo will ich denn, ſobald ich nur wieder Herr meiner Glieder bin, deine Emilie malen und von Roſa's Bild eine Copie nehmen. Das Original nehmen wir mit nach Hammerſtein; dort mal' ich Dorothea, Bertha, deine Mutter. O, ich habe eine große Sehnſucht danach!"

„Wie entzückt mich dieſe Sehnſucht!“ rief Hammerſtein; „fürwahr, ſie iſt die in deiner Bruſt wieder erwachte Lebensluſt, und nach der grauenhaft unheimlichen Nacht mit ihrem Traumweſen und geiſterhaften Nachtwandlerſpuk folgt nun der helle, freundliche Morgen. Ja, ſchaffe du nur emſig, du armer Freund, in Kunſt und Wiſſenſchaft, und die Sonne des wahren Lebens wird wieder aufgehn in deiner Bruſt und dir einen herrlichen Tag bereiten. Es iſt Zweck des Lebens, ſich dieſes Lichtes zu freuen, nicht, ſich das Daſeyn durch metaphyſiſche Grübeleien, was wohl auf jener Sonne vorgehen möge, zu verdüſtern.“

„Du ſprichſt, wie es deiner reinen, kindlichen Seele angemeſſen iſt,“ verſetzte der Maler lächelnd; deine Augen ſehen auch nur des Lebens Licht und Farben. Du Glücklicher! Sie gewahren nichts von der Nacht, die ſchwarz und unheildräuend iſt, wie eine gewitterſchwangre Wolke in das Leben hereinhängt und mir Alles verfinſtert. Aber, wann in der Nacht die Erde verſchwindet, gehen ja die Sterne auch; auch meine Seele fühlt ſich in der Lebensnacht von den Sternen des Himmels über meinem Haupte angezogen, und wenn erſt die Finſterniß mich geängſtet hat, ſo gießen die Sternenſtrahlen mir wieder himmliſche Ruhe in's Herz. Erinnere dich nur der bangen Ahnung, die meine Seele am Tage unſrer Ankunft quälte, eh' wir dies Schloß betraten. Da faßte meinen unbeſorgten Scheitel zuerſt dieſe Nacht, welche, wie mich dünchtet, mit Roſa's Tod noch nicht geſchwunden iſt. Aber, ging denn in ihr nicht auch der ſchönſte Stern meines Lebens auf? wurde ich in ihr nicht dem Himmel ſo nahe gerückt, daß mich der friſche Geiſterhauch ſeiner urkräftigen Lebensfülle ſchon anwehete? Der Stern iſt verklärt und meinem Auge entzogen; ich bin vom Himmel wieder herabgeſchleudert in die elende Bedürftigkeit des Lebens, und die Fittige der Nacht umrauſchen mich nur um ſo furchtbarer." Die letzten, in prophetiſcher Unruhe geſprochenen Worte, von einem düſter brennenden Blicke begleitet, hatten eine gewaltige Wirkung auf den Baron. „Du biſt mir unerklärlich," ſprach er ſchier ängſtlich; „kaum haſt du mein Herz mit den freundlichſten Hoffnungen erfüllt, ſo gießeſt du wieder das Grauen der Furcht vor der Zukunft hinein. Du biſt ſo ſeltſam."

„Ach, wenn ich das bin, ſo gleich' ich ja nur meinem Schickſale! In der That, wenn ich recht darüber nachdenke, ſo find' ich eine rechte Verhöhnung meiner heiligſten Gefühle, meiner heißeſten Begeiſterung für alles Herrliche auf Erden in dieſem ſeltſamen Gange meines Schickſals.“

„Wie kommſt du auf dieſe barocke Anſicht?“ fragte Theodor, den Maler beſtürzt anſehend, der die letzten Worte mit viel Bitterkeit geſagt hatte. „Liegt nicht in dem Umſtande, daß ich daſſelbe Bein an derſelben Stelle zerbrach, wie dein Schwager, der treffliche Herr von Leyſſer, ja, daß ich es in der Nacht zerbreche und bei einem Rendezvous mit einer Dame, wie er, eine wahrhaft teufliſche Verhöhnung der geheimnißvoll heiligen Liebesflamme meiner Bruſt, der in der ſeinigen nur die roheſte, gemeinſte Sinnlichkeit entſprach? Ich erkühnte mich, ſein Schickſal zu ſpielen, als ich ihn in den Graben warf, mich ſchleuderte ein dunkles Fatum von der Höhe des Daches herab und zerſchmetterte in meinen Armen das Koſtbarſte, was die Erde getragen hat. O entſetzlicher Hohn!“

„Beruhige dich doch, mein Freund!“ ſagte Hammerſtein ſehr betreten und wohl merkend, daß es in des Malers Seele noch keineswegs ſo licht und freundlich ausſehe, wie er im Anfang ihrer Unterredung gewähnt; du quälſt dich mit wahrer Spitzfindigkeit ab und ſuchſt nur, um dich zu verdüſtern, Ähnlichkeiten auf, an die ein andrer Menſch kaum denken würde.

„Laſſen wir das Alles!“ fügte Adlerfranz wieder beruhigter hinzu. „Du würdeſt mich ſehr erfreuen, wenn du Emiliens würdigen Vater auf dieſen Abend zu mir einlüdeſt. Die Himmelsruhe, welche ihn ganz und gar durchdrungen hat und über ſeinem Weſen klar und feierlich liegt wie ein Sabbath des Herrn, dieſe Ruhe, in ſanften, lieblichen Worten, wie in Balſamſtrömen auf mich überfließend, beſchwichtigt die düſtern Geiſter meiner Seele, die ſich in Geſtalt böſer Ahnungen heute vorzüglich drohend gegen mich erheben zu wollen ſcheinen.“

„Ich gehe ſchon, dir den lieben Mann herbeizubitten,“ ſagte der Baron willfährig und entfernte ſich.

Und als ſollte die Ahnung des Malers ſchnell in Erfüllung gehen, öffnete ſich bald nach Entfernung des Barons die Thüre langſam, und Herr von Erlhof ſteckte ſein ſchreckhaft bleiches, abgemagertes, von tiefen Furchen durchzogenes Geſicht herein, auf welches der Tod bereits ſein Stigma gedrückt hatte, und ſtarrte den Maler lange mit halbgebrochenem Auge an; endlich ſchleppte er den abgemergelten Leib mühſam nach und kam in das Zimmer. Hier ſah er ſich, ohne ein Wort zu ſprechen oder eben beſonders auf Adlerfranz zu reflectiren, vorſichtig um, aber, als ihm das Gemälde auf der Staffelei in die Augen fiel, wieherte er wieder in jenem Wahnſinnsgelächter auf, ſchien plötzlich an Kraft zu gewinnen, richtete ſich auf und ſchritt gravitätiſch auf das Bild los. Dem Maler war das entſetzliche Lachen durch Mark und Bein gedrungen, und mit ängſtlicher Spannung beobachteten ſeine Augen die kleinſte Bewegung des Greiſes. Jetzt griff dieſer mit wilder Haſt nach dem Dolche, der noch ſo auf dem Tiſche lag, wie ihn Adlerfranz das Letztemal gebraucht hatte, und zerſchnitt damit, von Neuem lachend, das Bild der Länge lang. Adlerfranz fuhr vor Schreck hoch empor und rief, ſchier kreiſchend: „Herr von Erlhof, um Gottes willen! was beginnen Sie? Sie vernichten das ſchönſte Werk meines Lebens! halten Sie ein! halten Sie ein!“

Aber der Greis zerſchnitt unbekümmert von oben nach unten das Bild in ſchmale Riemen und ſagte leiſe: „Stille doch, Söhnchen! ſtille! ich will nur ja von der Haut meiner ſchönen Tochter die heilige Prieſterbinde ſchneiden. Sey nur ruhig; du wirſt gleich ſehen.“

Und der arme Maler konnte den Fuß nicht bewegen, war an das Lager gefeſſelt und mußte zuſehen, wie der wahnſinnige Mann ſein Meiſterſtück vernichtete. Kein Schmerzensſchrei konnte ihn irre machen. Nachdem er das Bild in Riemen zerfetzt hatte, griff er nach dem leichten, langen Bambusſtabe, über welchem Adlerkranz malte, und umwickelte denſelben mit den bemalten Leinwandſtreifen; an das obere Ende band er zwei große Schleifen, ſchwang dann den Stab und ſchrie mit heiſerer Stimme: „Hei! nun bin ich Hermes Pſychopompos und will die guten Seelen, die mich ſo verteufelt hierinnen geneckt und geplagt haben, zur Ruhe bringen. Kommt, ihr gefeſſelten Geiſter, und folgt mir! Nach dieſen Worten ſchlug er mit dem Stabe, wie es ſchien mit übermenſchlicher Kraft, auf die umherſtehenden phyſikaliſchen Inſtrumente los, ſo daß die Trümmer derſelben bald in der Stube umherlagen. Über Adlerkranz rannen die furchtbarſten Schreckensſchauer. Der wahnſinnige Greis hatte Alles umher zerſchlagen und ſtürzte nun, gänzlich von den Kräften verlaſſen, zuſammen, mit dem Kopfe in die Scherben fallend. Adlerkranz hatte vergebens ſeine Stimme angeſtrengt, um Jemanden herbeizurufen; jetzt, da er den Unglücklichen ſtürzen ſah, dachte er nicht mehr an ſich, ſondern raffte ſich eilig auf, um dem Greiſe, der zweifelsohne mit dem Tode rang, zu Hülfe zu kommen. Aber, kaum hatte ſein kranker Fuß den Boden berührt, als ihn ein wüthend brennender Schmerz durchzuckte und er entkräftet ebenfalls, an der Seite des Greiſes zu Boden fiel.

Dieſen hatte der Engel des Todes bereits berührt und mit der körperlichen Abſpannung, die ſeiner unnatürlichen Anſpannung der letzten Lebenskraft des Schwachen gefolgt war, zugleich den düſtern Schleier von ſeinen Sinnen geſtreift, wie dies oft bei Geiſtesirren in der Todesſtunde der Fall iſt. Er richtete ſich langſam auf und ſprach ſitzend zu dem neben ihm liegenden, in Schmerzen wimmernden Maler: „Du biſt mein Sohn! du haſt mit deinem Pinſel deine Schweſter gemordet und deinen Vater. Hätteſt du ſie nicht gemalt, ſie lebte noch, und Alles wäre gut. Darum Fluch deinem Pinſel, ſo oft du ein Weib malſt! Fluch ihm! Es ſey jedesmal ihr Tod und Verderben, wie es meines Kindes Tod war!“

Der grauſige Fluch war ausgeſprochen. Ein dumpfes Röcheln ſchloß ſich daran. Der Greis ſank zurück und rang mit dem Tode. Die gehörten Worte hatten ſich wie Schwerdter in des

Malers Seele gewühlt und brannten wie glühende Stangen durch Mark und Bein; die Sinne verließen ihn, und neben dem todten Vater lag der ohnmächtige Sohn, ſymboliſch umgeben von den Trümmern jener Werke, welche Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgebracht hatten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Frühlingslüfte ſcherzen
Um die kranke Bruſt,
Bringen alte Schmerzen
Mit der neuen Luſt.
Unbekannter.

Schon hatte des Herrn von Erlhof ſterblicher Theil den langen Winter über neben der Hülle ſeiner Tochter im Erbbegräbniß ſeiner Familie in der Dorfkirche geruht, als am erſten freundlichen Frühlingstag, den der Spätmärz in freudiger Vorahnung der Mailuſt ſpendete, Adlerkranz auf den Arm ſeines Freundes geſtützt zum Erſtenmal wieder nach unſäglichen Leiden aus dem Schloſſe Erlhof hinaustrat in den wilden Garten.

Den ganzen Winter über hatten Tod und Leben ſich über ſeinem Haupte um die ſchöne Beute geſtritten; die furchtbare Erſchütterung der erſten

Lebensprincipien bei'm Tode des Herrn von Erlhof hatten dem dunkeln Genius den Sieg über ſeinen lichten Bruder zugeſagt, aber der letztere ward nichtsdeſtoweniger endlich des erſtern Überwinder. Aber gebeugt ſchlich wankend die ſonſt göttlich edle Geſtalt des Jünglings, zitternd faßte der einſt Kräftige die Stütze; die blühende Wange war bleich und eingefallen, der Geiſtesglanz des Auges erloſchen, und die braunen Locken hingen um einen faſt ganz entfleiſchten Schädel.

Theodor war vor einigen Tagen erſt von Hammerſtein angekommen, wo er die zwei letzten Monate bei der Mutter, deren Übel ſich wieder verſchlimmert, zugebracht hatte. Jetzt war er in der Abſicht da, ſeine Emilie mit deren Eltern, ſowie den geneſenden Freund abzuholen und am Oſterfeſt ſeine Verbindung mit der Geliebten im Schooße der Familie zu feiern.

Adlerkranz holte tief Athem; die Luft des jungen Frühlings ergoß ſich, wenn auch ſchmerzlich in ſeine Bruſt; auf der Brücke hielt er an und blickte wehmüthig nach dem Bache hinab, verfolgte ihn mit den Augen bis zu der verhängnißvollen Stelle und ſprach zum Freunde: „Komm', lieber Theodor, und führe mich am Ufer des Baches hinab; zeig' mir den Platz, wo —“

„Wirſt du es auch ertragen können?“ fragte der Lieutenant beſorgt; „deine Kräfte ſind keineswegs noch von der Art, daß der Schmerz der Erinnerung dir nicht ein neues Übel bereitete.“

„Die Erinnerung wird meine Kräfte vielmehr ſtärken; der Schmerz macht die Seele größer, als jedes andre Gefühl, und die Seele wird den Leib emporrichten. Ich kenne die Stelle noch nicht, wo ich mit Roſa herabgeſtürzt, und ich möchte durch Betrachtung der Localität die Möglichkeit begreifen, wie wir auf dem Dache haben zuſammenkommen können. Ich habe mich, ſo lang' ich dieſen Winter an Krücken in meiner Stube umherwankte, immer mit dem Gedanken beſchäftigt, daß mein erſter Ausgang in's Freie zu jenem durch ſo unſchätzbar theures Blut geheiligten Orte ſeyn würde, und ich will mir ſelbſt Wort halten. Bin ich ſolche Wallfahrt nicht Roſa's Manen ſchuldig? Auf Gottes ganzer Erde gibt es für mich keine heiligere Stelle; darum komm'!“

Der Baron führte den Maler an dem buſchigen Ufer des Baches hinab. Die erſten Knospen zeigten ſich an den Spitzen der Sträuche. Durch feſtes und loſes Geſtein, durch das blätterloſe Geſtrüpp, über Wurzeln und dürre Blätter ging ihr mühſam geſchlungener Weg.

„Hier ſind wir dem Fenſter unſers Schlafzimmers gegenüber,“ ſagte Hammerſtein endlich. „Mit welcher Gefahr du ſorglos auf das Dach geſtiegen biſt, lehrt der Augenſchein; im Fenſter rückwärts ſtehend mußt du dich am Rahmen deſſelben feſt- und in der Schwebe gehalten haben, bis du mit Einer Hand den Steinfries des Daches erreicht, dich daran feſtgeklammert und die andre Hand nachgezogen haſt; nun mußt du dir einen Schwung gegeben haben, der gewiß jedem Wachenden mißglücken und ihn in die Tiefe hinabſtürzen würde; während du mit den Armen dich auf dem Frieſe hobſt, biſt du mit den Füßen an dem Rahmen hinaufgeklimmt und haſt ſo die bleierne Röhre erreicht, die dir einen neuen und den letzten Anhaltspunkt hat geben müſſen, um dich vollends hinaufzuhelfen. Aber noch weit gefährlicher und unbegreiflicher muß Roſa's Aufſteigen geweſen ſeyn; es iſt durchaus nicht denkbar, daß ſie auf andre Art auf das Dach gekommen iſt, als an dem Spaliere des Weinſtocks, welches bis zum Dache reicht; dies hat ihr als Leiter gedient; wie aber dieſe alten Sproſſen haben eine ſolche Laſt tragen können, das geht über meinen Verſtand. Der Verwalter meinte, ſie könne auch von jenem Seitengebäude aus auf den Boden und aus dem

Bodenfenſter dort auf das Dach gekommen ſeyn, aber damit iſt nicht erklärt, wie ſie in das Seitengebäude gelangt iſt. Auf der ganzen Begebenheit liegt der nächtige Schleier des Geheimniſſes; — verſuchen wir nicht weiter, ihn hinwegzuziehen!“

„Und wo iſt die Stelle, die ihr Blut benetzte?“ fragte Adlerkranz.

„Hier!“ ſprach Hammerſtein ſchmerzlich und deutete auf eine Steinſpitze, die neben vielen andern aus dem jetzt ſtark angeſchwellten Bach kaum ſichtbar hervorragte.

Der Maler ſtarrte eine Zeit lang dorthin, ſeufzte tief auf, ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht, zog den Freund fort und ſagte: „Es iſt wahr, laſſen wir die Todten ruhen! Die Roſe iſt geknickt und entblättert; ich werde ihr ſtets mein Andenken weihen, und die Flamme meiner Bruderliebe lodert ihr nach über das Grab hinaus. Ich kenne eine Lilie, die im einfachen Gewande ſo lieblich duftet; erzähle mir von ihr, erzähle mir von deiner Schweſter: jetzt iſt mein Sinn friſcher und für Eindrücke jeder Art geneigter, als wie du ankamſt. Wie befindet ſich Dorothea? wie lebt ſie? was treibt ſie?“

„Warum ſollt' ich es dir verhehlen, daß die Flamme der Sehnſucht nach dir, mein Freund, ſtill in ihrer Seele glimmt und — wird ſie nicht bald befriedigt — ſie zu verzehren droht? Den Winter hat ſie in Trauer zugebracht, welche Theils Folge jener Sehnſucht war, Theils Nachwirkung des Eindrucks, welchen die Nachricht von deinem Unglück und Roſa's Tod auf ſie gemacht hatte; wie gern wäre ſie mitgereiſ't, wenn ſie nicht die neue Kränklichkeit der Mutter — denn auch ſie leidet ſeit jener Schreckenskunde wieder an dem alten Übel — und ein gewiſſes inneres Grauen vor dieſem unheimlichen Schloſſe zurückgehalten hätten! Doch haben Beide, Tochter und Mutter mir auf die Seele gebunden und unerläßlich anbefohlen, dich mitzubringen; ſie wollen dich warten und pflegen, und ſowie ſie fürchten, es möchte dir hier Manches abgehen, ſo hoffen ſie von deinem Aufenthalte auf Hammerſtein unter ihren ſorgſamen Händen deine ſchnelle Geneſung, ſo ſind ſie deiner und ihrer eignen Hülfe durch deine Anweſenheit gewiß.“

„Der Aufenthalt auf Erlhof iſt mir lieb geworden, ſeitdem ſich die Herrin deſſelben mir ſo ſehr gütig und theilnehmend gezeigt und mir erlaubt hat, ſie Mutter zu nennen, ſeit ſo theure Erinnerungen an die geliebte Schweſter, an meinen unglücklichen Vater, die ich im Leben nicht als ſolche gekannt, mich hier feſſeln; aber nichtsdeſtoweniger zieht mich mein Herz nach Hammerſtein; dort hofft es wieder aufzuathmen und ſich zu erholen von dem dämoniſchen Drucke eines unverſchuldeten, unerklärlichen Schickſals. Ach, es iſt wahr, hier iſt Alles ſo düſter, ſo melancholiſch, und ſo viel' ſanfte Milde auch in dem verſchloſſenen Gemüth der Frau von Eelhof wohnt, ſo iſt doch dies Gemüth verſchloſſen, und ein ſchweres Schickſal hat ſie, wie ich gleich vermuthete, als ich noch nicht ahnen konnte, in welchem Verhältniſſe ich zu ihr ſtand, ganz zu Boden gedrückt; dies macht ſie mürriſch, unzufrieden, feindſelig; aber all dies ſchlägt nicht, wie bei andern Leuten heraus, ſondern hinein, und äußerlich iſt ſie ſo ruhig und theilnahmlos, wie ein Steinbild. Zwar ſind durch den Tod meines Vaters jene Feſſeln zerbrochen, die ſie Jahre lang mit Unwillen getragen — geliebt hat er ſie wohl nie, noch iſt er von ihr geliebt worden, — aber es ergeht ihr, wie dem befreiten Galeerenſclaven, der immer noch nach der Kette geht und Schmerzen an der Stelle empfindet, wo ſie gelegen; auch iſt ſie von ſehr beſchränkten Fähigkeiten, und der Druck ihres ganzen Lebens hat jedes Aufſtreben ihres Geiſtes, wenn ein ſolches wirklich ſtattgefunden, gewaltſam niedergepreßt. Sie hat mir Manches aus ihrem Leben, aber nur bei Gelegenheit und unzuſammenhängend mitgetheilt. Aus der Sclaverei despotiſcher Eltern iſt ſie in die Sclaverei meines Vaters gekommen, wozu jene ſie zwangen, denn ſie hatte eine andre Liebe; dieſer Froſt hat alle Keime in ihr getödtet, und oft wundert es mich, daß ſie ſo vielen Antheil an mir nimmt; es wird ihr gewiß wehe thun, wenn ich ſie verlaſſe — wir haben uns ziemlich an einander gewöhnt; — ich empfinde auch das tiefſte Mitleid mit ihr, aber lieben kann ich ſie nicht, und mein Herz zieht mich dahin, wo es liebt, wo es geliebt wird. Ich reiſe mit dir und deiner Braut, mein Theodor.“

„Hat denn Frau von Erlhof in den düſtern Wintertagen, die du allein mit ihr hier zugebracht, dir nie etwas Näheres über deine Geburt mitgetheilt, oder kennt ſie wohl deine Mutter gar nicht?“ fragte der Baron.

„Das Letztere iſt wohl nicht der Fall; ſie ſcheint in das Geheimniß meines Vaters eingeweiht zu ſeyn, doch vermeidet ſie, davon zu ſprechen. So Viel iſt aus ihren Mittheilungen hervorgegangen, daß darüber ſchriftliche Eröffnungen meines Vaters vorhanden ſind, die mir zu ſeiner Zeit wohl ausgeantwortet werden dürften. Mit Fragen konnte und mochte ich ſie nicht beſtürmen. Die Zeit, welche das Eine ſo wunderbar enthüllt hat, wird mir das Übrige auch offenbaren; nur das Eine weiß ich, daß mich mein Vater an dem Dolche und jener Erzählung, die ich in der Weinſchenke von ſeinem ehemaligen Diener vernahm, erkannt hat. Der Dolch muß eine merkwürdige Rolle in der ganzen Geſchichte ſpielen, und ſeit der wahnſinnige Greis Roſa's Bild damit vernichtet hat, ſcheint mir ein dämoniſches Princip in ihm zu ſtecken, und ich halte ihn heiliger, als ſonſt, und betrachte ihn mit einer gewiſſen Scheu, da er mir doch erſt ganz gleichgültig war. Zum Radiren werd' ich ihn gewiß nicht wieder brauchen, denn mit Grauen hör' ich den Ruf des alten Mannes noch: „du mordeſt mein Kind mit dem Dolche!"

„Viel Unheimliches liegt in all dieſen Verhältniſſen," bemerkte Theodor, „und wer weiß, ob es ſich nicht noch vermehrt, wann der Schleier einmal hinweggezogen iſt? Weißt du, wovor ich mich ſchier fürchten könnte?"

„Nun?" fragte der Maler geſpannt.

„Vor den heimlichen Kammern des alten Herrn; dahinein iſt ſeit vielen Jahren kein andeder Menſch gekommen, als er, und ebenſowenig wird es Frau von Erlhof oder ſonſt Jemand gewagt haben, hineinzutreten. Wenn es wahr und möglich iſt, daß die Geiſter der Verſtorbenen je zuweilen auf den Schauplatz ihrer frühern körperlichen Thätigkeit zurückkehren können; ſo rumort der unſterbliche Theil deines Erzeugers gewiß jede Nacht in jenen entfernten Kammern. Aber ich möchte für gewiß annehmen, daß Trotz aller Schauer, welche jene geheimnißvollen Gemächer enthalten, ſie auch über deine Entſtehung den ſicherſten Aufſchluß geben, und ich würde deßhalb an deiner Stelle in Frau von Erlhof dringen, mir den Schlüſſel dazu zu übermachen. Dann wollen wir ſelbander, aber am hellen Tage hineintreten."

„Du kannſt Recht haben," verſetzte Adlerkranz, „und ich vermuthe in Bezug auf jene Zimmer ſelbſt etwas Ähnliches; aber die Discretion, welche ich Frau von Erlhof ſchuldig bin, verbietet mir, in ſie zu dringen; auch beſitze ich ja keineswegs Sohnesrechte hier im Hauſe, und es kommt mir nicht einmal zu, den Namen meines Vaters zu führen, wie Viel weniger, hier im Schloſſe über irgend etwas zu verfügen!"

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Darum aber auch hinweg mit der Scheu vor ſeiner eignen Seele; immerhin dreiſt auf die aufſtobenden Bilder der dahinſturmenden Geiſter geſchaut! immerhin auch an der Nachtſeite des Daſeyns feſtſinnig hinabgeblickt und nicht muthlos zurückgewichen, wann aufgrauſend aus der Tiefe ein ſcheußliches Meduſenhaupt uns anzugrinſen ſcheint!

Ludwig von Voß in:
Ahnungen und Lichtblicke über Natur
und Menſchenleben.

Die Freunde hatten noch keine Stunde im Garten auf jenem runden Platze verplaudert, welcher in des Malers geiſtigem Leben ſo merkwürdig geworden war, als der Pfarrer Wirzig mit freundlichem Gruß zu ihnen trat und dem Maler zu ſeinem erſten Ausgange herzlich Glück wünſchte.

„Ich bin eigentlich ein Abgeſandter der Frau von Erlhof," ſagte er, ſich gegen Adlerkranz neigend, „um Sie zu erinnern, daß Sie ſich doch nicht zu lange im Freien aufhalten und ihrer ſich aufringenden Geſundheit ſchaden möchten; deßhalb ſoll ich Sie bitten, in das Schloß zurückzukehren und ſich durch ein kleines Feſt, welches Ihre gütige Frau Mutter zur Feier Ihrer Geneſung bereitet hat, nicht allzuſehr überraſchen zu laſſen; denn auch dies könnte Ihren noch ſchwachen Nerven gefährlich werden."

„Die gute, liebe Frau!" rief der Maler. „Wenn ich nur wüßte, womit ich ihr all' die Liebe vergelten könnte, die ſie mir in meiner Leidenszeit geſchenkt hat! Ach, und wie ſchmerzt es mich, daß ich ſie verlaſſen muß, wie bangt mir vor dem Augenblick, in welchem ich ihr meinen unabänderlichen Entſchluß bekannt machen ſoll!"

„Zu Ihrem Troſte kann ich Ihnen ſagen, daß ſie darauf vorbereitet iſt und es nicht anders erwartet; vergelten können Sie ihr aber, wenn Sie ihr einen recht heißen Wunſch erfüllen, wenn Sie ſie malen und nach ihrem Tode einſt ihr Bild werth halten. Sie hat Sie ſo lieb gewonnen, daß ſie nicht allein in Ihrem Andenken fortleben möchte, ſie wünſcht auch ihre Züge Ihnen ſtets gegenwärtig. Sie kennen die Thätigkeit ihrer Liebe für Sie noch lange nicht genug, ich kann Sie aber verſichern, daß dieſe Liebesthätigkeit den großmüthigſten Charakter trägt. Erfüllen Sie alſo den Wunſch Ihrer Mutter und malen Sie dieſelbe, eh' Sie Erlhof verlaſſen!"

Der Maler ſah gedankenvoll vor ſich hin. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen die letzten Lebensmomente meines unglücklichen Vaters mitgetheilt habe,“ ſagte er endlich befangen.

„Sie haben es,“ verſetzte der Pfarrer, „und ich weiß, was Sie meinen. Wenn ich aber damals, als Sie mir jenen ſonderbaren Fluch mittheilten, darüber leicht hinwegging; ſo nahm ich auf Ihren ſchwachen Zuſtand Rückſicht: Sie lagen auf dem Krankenbette und waren keineswegs über alle Gefahr hinaus. Ich ſchwieg alſo aus guten Gründen und beſtritt Ihnen gar nichts; jetzt ſind Sie auf dem frühlinglichen Wege der Geneſung und werden bald zur vollkommenſten Geſundheit gelangen; ich halte es für Pflicht als vernünftiger Menſch überhaupt, als Religionslehrer insbeſondere, Ihre Anſichten hinſichtlich des vermeintlichen Fluches zu widerlegen. Theodor hat mir oft erzählt, daß Sie, als er an jenem Tage von Ihnen ging, in einem merkwürdig gereizten Zuſtande waren. Dieſe Stimmung Ihres Gemüths wurde durch den unerwarteten Eintritt Ihres Vaters, der ſich heimlich aus ſeinem Zimmer entfernt hatte, durch ſein entſetzliches Beginnen und ſeine Reden auf das Äußerſte gebracht; Ihre ohnedies ſtets rege Phantaſie kam in die größte Thätigkeit; Sie ſtürzen aus dem Bette, ſind außer ſich und hören einige Worte des ſterbenden Wahnſinnigen; Ihre Sinne verlaſſen Sie auch. Wer bürgt Ihnen nun dafür, daß der ſterbende Greis jenen Fluch wirklich ausgeſprochen? hat nicht vielmehr die außerordentliche Anſpannung aller Ihrer Geiſteskräfte bei gänzlicher Schwäche des Körpers Ihnen dies nur vorgeſpiegelt, oder iſt das Ganze nicht etwa gar ein Bild Ihrer Phantaſie, welche während Ihrer Ohnmacht um deſto entfeſſelter und ſchöpferiſcher wirken konnte? Ich möchte mich für das Letztere erklären.

„Auch ich ſtimme Ihnen bei, Herr Vater,“ ſagte Theodor; „das Ganze iſt ein ſtarker Traum. Als unſer Freund mit ſeinem kranken Fuße den Boden berührte, vergingen ihm die Sinne; wahrſcheinlich hörte er in dieſem Augenblicke die Worte des Wahnſinnigen noch: Du biſt mein Sohn! du haſt deine Schweſter und deinen Vater gemordet! — Denn der Selige konnte in ſeinem betrübten Zuſtande durchaus nicht aus der fixen Idee herauskommen, Adelbert ſey Roſa's Mörder durch den Pinſel; jener verhängnißvolle Dolch und der Pinſel in Adelbert's Hand waren in ſeinem zerrütteten Geiſte ganz identiſch, und ich ſelbſt habe mehrmals, wann ich bei ihm war, aus ſeinem Munde gehört: Er hat ſie erſt mit dem Dolche gemalt und dann damit umgebracht; ſein Pinſel iſt der Dolch und Blut ſeine Farben u. dgl. m. — Gleich nach jenen furchtbaren Worten des ſterbenden Greiſes ſind dir die Sinne ganz vergangen, mein theurer Freund, aber dein wild aufgeregter Geiſt hat gleich neue Bilder darangereiht und dir den Fluch vorgeſpiegelt.“

„Und angenommen auch, er hätte ihn wirklich ausgeſprochen,“ fuhr der würdige Geiſtliche fort, „wollten Sie, der ſonſt ſo ſtarkgeiſtige Mann, ſich plötzlich von einer Schwäche überreden laſſen, die Worte eines wahnſinnigen Mannes könnten Einfluß auf das Schickſal unſchuldiger Frauen haben, welche Ihr geſchickter Pinſel verewigt hätte? Nein, ſo ſchwach, ſo kleingläubig können Sie nicht ſeyn, mein junger Freund. Wollten Sie denn wirklich glauben, die allgütige und allweiſe Vorſehung Gottes könne ſich dem thörichten, gehaltloſen Fluche eines geiſteswirren Mannes fügen und auf das blinde Ohngefähr hin diejenigen Frauen dem Tode weihen, welche Sie zufällig malen würden? wie ſtände es mit Gottes allerbarmender Gnade? ſoll ſolch ein unheimliches Menſchenwort ſie in Ungnade verwandeln, ja, was ſag' ich? in Ungerechtigkeit und Deſpotismus? wie ſtände es mit Gottes Allmacht, wenn ſein ewiger Wille ſich ſolch einem grundloſen Fluche fügen müßte? was würde aus all unſern kindlich-frommen, einfacherhabenen Vorſtellungen von Gott, wenn wir das höchſte Weſen zum Knechte eines Menſchen, eines Wahnſinnigen machten? träten wir nicht die erſten und heiligſten Lehren unſrer Religion nieder, wenn wir einem dunkeln Fatum ſo furchtbare Macht auf das Menſchenleben zugeſtänden, welches, gebunden an ein menſchliches Wort, die unſchuldigſten Frauen des ſchönen Lebens beraubte? Ich bitte Sie, Herr Adlerkranz, überlegen Sie ſich das recht wohl, und wenn Sie dann noch den geringſten Glauben an jenen vermeintlichen Fluch haben; ſo iſt das nur eine Folge Ihrer noch nicht ganz beſeitigten Schwäche, und ich bin feſt überzeugt, Sie werden die Sache, ſobald Ihre Nerven ihre frühere Stärke, Ihr Geiſt ſeine alte Klarheit, ſeinen ſchönen Schwung wieder erhalten haben, ganz anders beurtheilen und die ſchönſten Mädchen am liebſten malen."

„Ihre ſchönen Worte ſind aus Ihrer frommen Überzeugung hervorgekommen, die ich ſehr hoch verehre," entgegnete der Maler; „Sie haben als Lehrer einer herrlichen Religion geſprochen.

welcher für die hohe moraliſche Idee derſelben begeiſtert iſt, und ich danke Ihnen aufrichtig für dieſe Worte. Laſſen Sie uns aber einmal von dem vorliegenden Falle ganz abſehen und den Gegenſtand mehr im Allgemeinen betrachten. Die Lehren der Chriſtusreligion ſind in ein wiſſenſchaftliches Gebäude gebracht, in welchem der Eine dies Gemach, der Andre jenes anders ausgeſchmückt hat, als Andere. Man wird in der Dogmatik über die Eigenſchaften Gottes ſo klar belehrt, als ließe ſich die Sache mit Händen greifen; eine dienſtwillige Philoſophie hat ſich bequemt, dem nüchternen Verſtande jene Lehren recht plauſibel zu machen, und ſonach ſcheinen Gott und Welt und Alles, was darinnen iſt, in der ſchönſten Ordnung und Harmonie, und Alles geht ſo hübſch ſchnurgerade zu, daß man füglich zur bequemern Überſicht der guten Weltordnung und des göttlichen Regiments Tabellen anfertigen könnte, und wenn ich nicht irre, haben wohlmeinende Theologen ſich auch dieſe Mühe nicht verdrießen laſſen. Aber die Welt, die Natur iſt kein wohlgebauter, junger Mann, dem der gelehrte Schneider auf's Gerathewohl den Rock macht und ſeine Schneiderehre zum Pfand ſetzt, daß er wie angegoſſen ſitzt; — die Natur iſt ein wunderbarer Gnom, bald ein blühender Jüngling, bald ein häßlicher Zwerg, in allen Verwandlungen immer ein wunderlicher Kauz voll ſeltſamer Auswüchſe, Abnormitäten, Wunderlichkeiten, aller von ihm ſelbſt abgezogenen Regeln ſpottend und ſich nirgends nach der Ordnung des Schneiders richtend. Da paßt denn der Rock hier und dort nicht; der dürftige Lappen zerreißt, und wo Menſchenwitz triumphirend zu entdecken glaubt, jetzt habe ſich das Syſtem der göttlichen Wiſſenſchaft in der Erfahrung als conſequent bewährt, ſchreckt ihn ein allen Syſtemen hohnlachender, entſetzlicher Auswuchs der Natur aus ſeinem ſüßen Taumel. Es geht mit der Philoſophie nicht beſſer, und die vernünftigſte iſt die Naturphiloſophie, die ſich an die Erſcheinungen hält und an ſie die höhere Idee knüpft. Alle andern Wege gehen in's Blaue hinein und verlieren in der Welt der Erſcheinungen allen Grund und Boden. Aber, man will ein Syſtem haben; ein Schluß ſoll aus dem andern hervorgehen und alle in ununterbrochener Folge zuſammenhängen, wie die Glieder einer Kette. Ein einziger Blick auf die Dinge ſelbſt, auf die Ereigniſſe und Erfahrungen, wenn ſie andere Augen dafür hätten, würde ihre künſtlichen Gebäude zuſammenwerfen; aber ſie thun am beſten, die Augen gar zu verſchließen und Alles, was nicht in ihren Kram paßt, keck zu läugnen und als Lüge auszuſchreien. So machen es die Theologen, ſo die Philoſophen, ſo die Ärzte, und mit dem Worte Aberglauben, das wie ein Bannfluch aus ihrem Munde tönt, verſuchen ſie die ganze unſichtbare Welt zu verdrängen, die doch um uns webt, verſuchen die ärgerlichen Auswüchſe der Natur wegzuraſiren, daß ihr der Rock gut ſitzt. O der Thoren! In unerklärlichen Myſterien ſchafft die Geiſterwelt fort und fort, um uns und neben uns und kehrt ſich in ihrem Wirken an kein Geſetz menſchlicher Weisheit, an keine Schlußfolge, keine Conſequenz, verſpottet die Idee göttlicher Gerechtigkeit und Liebe und weiß nichts von Bibel, Dogmatik und Syſtem. Wollen Sie z. B. Geiſtererſcheinungen läugnen? Sie müſſen es als Prediger. Ich behaupte ſie aber als Empiriker. Mir iſt Roſa dieſen Winter mehrmals erſchienen. Sie werden das Träume nennen oder erhitzte Phantaſie; meine früher nie bemerkten nächtlichen Wanderungen mit Roſa nennen Sie Krankheit; meine Ahnungen all des Unglücks, was mich hier betroffen, nennen Sie Blutwallungen. Ich will von mir nicht reden, aber ich habe in Rom einen gemeinen Mann gekannt, und

Theodor muß es mir bezeugen, denn er ſelbſt hat ihn auf meine Veranlaſſung beſucht, — der die unſelige Gabe der Todtenvorſchau hatte oder nach dem Sprachgebrauch des gemeinen Volks ein Todtenhuhn war. Dieſer Mann war Knecht in einer Ölmühle und hatte nicht die mindeſte höhere Bildung, aber er ſah es jedem an, der bald ſterben würde, und konnte auch ziemlich genau die Zeit des Todes beſtimmen; er ſah nämlich über den obern Theil des Geſichtes einen dunkeln Schein, wie einen Schleier, der gewöhnlich bis über die Augen, höchſtens bis an das Ende der Naſe ging; war dieſer Schein ganz ſchwarz, ſo ſtarb der Bezeichnete bald, und nach der Abſtufung der Farbe bis in's Lichtgraue berechnete er die Sterbezeit. Über das Geſicht der Menſchen, welche plötzlich in Todesgefahr geriethen, ſah er jenen Schein nur wiederholt hinzucken, ohne daß er, wie bei den Andern, feſt geblieben wäre. Warnte er ſie dann vor der nahen Gefahr, und ſie folgten ſeinem Rathe; ſo waren ſie gerettet; Andre, die ihn verlacht hatten, waren umgekommen. Wie nun, beſter Herr Pfarrer, bringen Sie dieſes Mannes Sehergabe in Einklang mit der Idee von Gottes Weisheit, Güte u. d. g.? wie nehmen ſich die feſten und verehrungswürdigen Lehren unſrer Religion gegenüber dieſem Manne aus?"

„Sie ſind ein liebenswürdiger Schwärmer," verſetzte der Pfarrer ſtatt aller Widerlegung, „und haben immer einen ſtarken Zug zur Myſtik gehabt; doch bürgt mir Ihr edles Gefühl, Ihre klare Geiſteskraft, Ihr feſter Charakter, daß Sie nicht auf Abwege gerathen; auch ſind Sie ein viel zu guter Chriſt, als daß Sie jenen Worten Ihres ſterbenden Vaters, die, wenn er ſie wirklich geſagt hat, mit allem Chriſtenthum im ſtrengſten Widerſtreit ſtehen, nur den geringſten Glauben ſchenken könnten, und im unerſchütterlichen Vertrauen auf die Überzeugungskraft und die ewige Wahrheit meiner Gründe wage ich die Bitte an Sie, mir meine Emilie, eh' ſie das Vaterhaus verläßt, zu malen, damit wir doch wenigſtens ein Bild, und zwar ein von Ihrer Meiſterhand gemaltes, treues Bild der guten Tochter behalten, welches uns ihre theuern Züge ſtets vergegenwärtigt."

„Ich vereinige meine Bitten mit denen meines verehrten Vaters," ſagte Theodor: „male uns Emilien, eh' wir abreiſen."

Es war nicht zu verkennen, daß in dem Maler ein großer Kampf vorging. Er ſtand einige Augenblicke wie leblos und ſtarrte mit gläſernem

Auge vor ſich hin; dann zuckte es recht ſchmerzlich in ſeinem bleichen Geſichte, und er ſagte ſeufzend mit leiſer Stimme: „Ich will Emilien und Frau von Erlhof malen.“

„Das iſt vortrefflich!“ jubelte Theodor. „Du haſt dich ja während deiner Krankheit immer nach der Ausübung deiner Kunſt geſehnt; da gibt es ja die ſchönſte Gelegenheit, dieſe Sehnſucht zu befriedigen.“

„Ja, ſie wird befriedigt werden, dieſe Sehnſucht,“ ſagte der Maler ernſt und dumpf.

„Nun laſſen Sie uns in das Schloß eilen!“ erinnerte der Prediger froh. „Das Feſtmahl harrt dort unſer, und Ihrer, Herr Adlerkranz, noch etwas Beſonderes, das ich aber nicht verrathen darf.“

Sie gingen, der Maler von beiden Freunden geführt, und traten bald in das große Familienzimmer. Hier empfing den geneſenden Maler die ſchönſte Überraſchung: das Zimmer war ringsum mit den erſten Frühlingskindern ausgeſchmückt; das jüngſte grüne Gras hatte ſich mit den Schneeglöckchen zu Kränzen verbunden, und die Tafel war mit künſtlichen Blumen verziert. Nicht nur die ganze Familie des Pfarrers war zugegen, ſondern auch das obere Gerichtsperſonal der Patrimonialgerichte von Erlhof, ſowie ein Paar würdige Edelleute aus der Nachbarſchaft. An der Thüre empfing Frau von Erlhof den Reconvaleſcenten in ſchwarzer, aber koſtbarer Tracht, und ihr ganzes Weſen hatte etwas ſo Würdiges, Feierliches, wie die Freunde noch nie an ihr wahrgenommen hatten.

„Mein werther Sohn,“ ſagte ſie, — „ſchon lange hat Ihnen mein Herz dieſen ſchönen Namen gegeben — der heutige Tag iſt beſtimmt, Sie in den vollen, rechtlichen Beſitz deſſelben zu ſetzen. Ja, ich hatte mir das Feſt Ihrer Geneſung auserſehen, Ihnen die Anerkennungsacte meines ſeligen Mannes, Ihres Vaters, feierlich zu überreichen. Derſelbe hat noch wenige Stunden, bevor er von jener Krankheit befallen wurde, die ihm endlich den Tod gab, dieſe Acte dem gegenwärtigen Gerichtsperſonal übergeben in der Hoffnung, Sie damit bald zu überraſchen. Aber denſelben Tag noch hat ſich ſein Geiſt verwirrt, und er hat nicht ausführen können, was er beſchloſſen. Es geht aus dieſem Aktenſtück hervor, daß Sie auch von der Mutter her aus edlem Blute entſproſſen ſind; die nähern Verhältniſſe ſollen Ihnen aber bis zum Abſterben des Verfügers und meiner ſelbſt, ſowie bis zu einer glücklichen Verheirathung Roſa's oder ihrem Tode verſchwiegen bleiben. So lange ſollen auch die geheimen Kammern, die mein ſeliger Gatte bewohnte, nicht geöffnet werden. Ihr Vater mag ſeine guten Gründe zu dieſer Verfügung gehabt haben, aber ſeyen ſie, welche ſie wollen, es ziemt Ihnen, dieſelben zu ehren. Mein Gatte und Roſa ſind bereits in das Land des Friedens eingegangen; auch meine Tage hat der Herr gezählt; ich bin alt und kränklich; die Stürme des Lebens haben mir gar hart zugeſetzt. Sobald ich todt bin, finden Sie die Schlüſſel zu jenen Gemächern in meiner Chatoulle. Niemand, als Sie, ſoll nach des Vaters Willen hineintreten, und ich werde die Verfügung treffen, daß, wenn ich in Ihrer Abweſenheit ſterbe, wie nicht unwahrſcheinlich iſt, die Schlüſſel in des Herrn Pfarrers Hände und Ihnen durch denſelben zukommen."

Auf ihren Wink brachte ihr der Gerichtsdirector das Document, welches ſie ſofort dem Maler mit den Worten überreichte: „Von dem Augenblicke an, daß Sie im Beſitz dieſer Schrift ſind, führen Sie rechtmäßig den Namen eines Herrn von Erlhof und dürfen ſich als den Beſitzer dieſes Schloſſes und des dazu gehörigen Gutes betrachten, als deſſen Erbe Sie ſchon ſeit dem Tode meines Mannes gegolten haben; Ihre Krankheit verhinderte Sie nur bis jetzt an der Ausübung Ihrer Rechte.“

Mit hoher Verwunderung entfaltete der Maler das Papier. Es trug das Datum jenes verhängnißvollen, ihm unvergeßlichen Tags, da der alte Herr mit einem Briefe in der Hand in ſein Zimmer trat und zuerſt Spuren der Geiſtesverwirrung zeigte. Aus der Unterhaltung mit dem Gerichtsdirector ergab ſich, daß er damals direct aus der Gerichtsſtube des Schloſſes gekommen war und im vollen Gebrauch ſeiner Sinne die Acte hatte aufnehmen laſſen. Wahrſcheinlich hatten ſich die Gedanken des Greiſes erſt bei Erblickung des Dolches verwirrt, und vielleicht ging er ſchon mit der Beſorgniß zum Maler, daß in deſſen und Roſa's Herzen eine ſündhafte Neigung, der er früher wohl gar nicht abhold geweſen war, allzutief Wurzel geſchlagen. Frau von Erlhof beſtätigte dies im Lauf des Geſprächs und gab an, daß die Furcht vor ſolcher Liebe der Geſchwiſter den alten Herrn veranlaßt habe, ſo ſtreng auf die eilige Abreiſe des Malers zu dringen; vielleicht habe dies heftige Verlangen auch ſeinen Grund mit in der Geiſtesverwirrung gehabt; ſie ſelbſt ſey von der Entdeckung des

Geheimniſſes entſetzlich ergriffen worden, denn ihr ſey Roſa's Liebe für den Maler in ihrer ganzen Stärke bekannt geweſen; deßhalb habe ſie nichts mehr gewünſcht, als daß der Gegenſtand derſelben ſich ſo ſchnell, wie möglich entferne, und die Entdeckung des Geheimniſſes an Adlerkranz ſelbſt bis zu einer günſtigern Zeit — um die ſchwächliche Roſa zu ſchonen — verſchoben werde; ſie ſey ſelbſt wie verwirrt geweſen; jetzt bei ruhigem Blute könne ſie verſichern, daß die unwiderleglichſten Beweiſe der Wahrheit aller dieſer Ausſagen vorhanden ſeyen.

Dem wehmüthigen, frohen Maler wurde Glück gewünſcht und es ward auf ſeine Geſundheit getrunken; er dankte der Mutter und Allen freudig würdig, und wenn auch ein gedämpfter Ton durch dieſen Tag hinzitterte, ſo weinte der Maler doch am Abend eine Freudenthräne in des Freundes Armen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Schiller.

Die beiden Bilder waren vollendet; der Maler hatte mit neuaufflammender Begeiſterung daran gearbeitet; die ſteigende Liebe bei vorſchreitendem Werke war nicht zu verkennen; ſelbſt die Staffage war mit ungewöhnlichem Fleiße und bewundernswürdiger Genauigkeit ausgeführt. Emilie war im Reitrock gemalt, mit einem ſchottiſchen Barrette, von welchem eine weiße Feder ſchwankte; im Hintergrunde ſah man den ihrer harrenden Zelter und das Dörfchen Erlhof mit dem hervortretenden Pfarrhauſe. Des Mädchens Charakter war trefflich aufgefaßt, und die muthwillige Kühnheit, die ſie vor ihrer Krankheit beſeſſen hatte, blickte aus dem Bilde, wie ſonſt aus ihr ſelbſt, und Theodor war vorzüglich über dies Zurückgreifen in der Zeit entzückt; denn ſo, wie ſie hier gemalt war, als die von Todesſchrecken noch nicht giftig angehauchte Blume hatte er ſie kennen und lieben gelernt.

Frau von Erlhof hatte ſich in ihrer Wittwentracht malen laſſen und war ebenfalls zum Sprechen ähnlich. Die Bilder wurden nach ihrem Willen mehre Tage in einem großen Zimmer des Schloſſes aufgeſtellt, und das ganze Dorf ſtrömte herbei, um die gemalte gnädige Frau und die gemalte Pfarrers-Emilie anzuſtaunen.

Die Feſtwoche war vor der Thüre; der Candidat, welcher die Amtsfunctionen während der Abweſenheit des Pfarrers in Erlhof verrichten ſollte, war bereits angelangt; der Tag der Abreiſe wurde auf den Montag feſtgeſetzt, — da kamen Freitag Abends ein Paar herrliche Pferde, Goldfüchſe, Einer wie der andere gezeichnet, ſo daß man ſie nicht von einander unterſcheiden konnte, mit dem Reitknechte des Geheimen-Conferenzraths von Leyſſer und einem Briefe deſſelben an Theodor an, worin der Schwager ſchrieb, er überſchicke dieſe Pferde, die einzig in ihrer Art wären und eigentlich für den Fürſten beſtimmt geweſen ſeyen, ihm und ſeiner verehrten Braut zum Geſchenk, da er gehört, daß dieſe eine ſo fertige Reiterin ſey, mit der Bitte, auf dieſen Pferden ihren Einzug in Hammerſtein zu halten.

Verwundert zeigte Theodor den Brief ſeinem Freunde und ſagte: „Ich erfuhr zu Hauſe von Dorotheen, daß ſowohl Leyſſer ſelbſt, als auch Charlotte höchſt aufgebracht auf mich geweſen ſind wegen meiner Meſalliance und die Mutter auf mich aufzuhetzen verſucht haben, aber an dem treuen, feſten Charakter derſelben abgefahren ſind. Nun zieht die Katze die Klauen ein und ſtreicht mit dem Sammtpfötchen. Der Herr weiß, was er bei mir auf dem Kerbholz hat.“

„Die Gabe iſt gut,“ verſetzte der Maler lachend,“ wenn auch der Geber nichts taugt, und wirklich ſtehen dieſe köſtlichen Roſſe mit ihrem Geber in umgekehrtem Verhältniß; denn je mehr Fehler er hat, deſto weniger haben ſie. Und den kleinen Gefallen kannſt du ihm ja thun und mit Emilien darauf in's Schloß zu Hammerſtein einreiten.“

„Dann müſſen wir uns erſt ein wenig darauf einüben und dazu bald Anſtalt machen. Dieſer Entſchluß wurde auch Emilien mitgetheilt, die eine grenzenloſe Freude über die herrlichen Pferde hatte, und noch denſelben Abend wurde ein kleiner Ritt verſucht. Emilie kam entzückt über all' die Tugenden ihres Pferdes nach Hauſe, und faſt den ganzen andern Tag ſaß ſie mit ihrem Theodor zu Roſſe und ärgerte ſich, daß der Maler nicht dieſen Fuchs ſtatt ihres Schimmels gemalt habe. Unterdeſſen wurden alle Anſtalten zur Abreiſe gemacht; die Pfarrersfamilie war mit Einpacken beſchäftigt, und der Pfarrer ſprach Sonntags früh noch herzliche Worte zu ſeiner Gemeinde. Theodor hatte die Mutter in die Kirche begleitet, und als der Prediger auf kurze Zeit von ſeinen Beichtkindern Abſchied nahm wie ein Vater von ſeiner Familie, wann er verreiſ't, da wurden die Augen der Frau von Erlhof naß, ſie reichte ihrem Sohne die Hand und drückte ſie in großer Rührung.

Als ſie Beide aus der Kirche gingen, ſah der Maler die zwei Goldfüchſe geſattelt und gezäumt vor dem Pfarrhauſe ſtehen. Eben lief auch Theodor an ihnen vorüber.

„Wohin ſchon wieder?“ fragte der Maler, auf die Pferde deutend.

„Emilie läßt mir keine Ruhe,“ verſetzte der Lieutenant eilig; „ſie will vor Tiſch noch einen Ritt machen; Nachmittags, ſagt ſie, käme es doch nicht dazu.“ Er winkte noch einen Gruß und eilte in das Pfarrhaus.

Frau von Erlhof legte am Arme ihres Adoptivſohnes langſam den Weg nach dem einſamen Schloſſe zurück.

„Wenn es Ihnen möglich iſt, theurer Sohn,“ ſagte ſie, „ſo kehren Sie bald zu Ihrer Mutter zurück, die Sie zwar nicht unter ihrem Herzen getragen hat, Sie aber gewiß nicht minder liebt. Ihr Umgang iſt mir zum Bedürfniß geworden, und ſeit Roſa nicht mehr unter den Lebenden iſt, habe ich nur Sie mit wahrer Mutterzuneigung geliebt, ja, ich kann ſagen, faſt mehr geliebt, als Roſa, die ſtets etwas Fremdes für mich hatte und ſich mit meinen Schwächen nicht wohl vertragen konnte. Sie aber haben ſich mit denſelben liebreich befreundet, und deßhalb kann ich Sie nicht lange miſſen.“

„Aber, warum machen Sie denn die ſchöne Frühlingsreiſe nicht mit uns? wie oft habe ich Sie darum gebeten, wie oft Theodor, Emilie! Frau von Hammerſtein iſt eine ſo ſehr edle Frau, die mit ihren Kindern Sie hochfreudig empfangen würde; Ihre Gegenwart würde die Freuden der Hochzeit erhöhen; Ihre theure Geſundheit würde dauernde Feſtigkeit erhalten. Entſchließen Sie ſich noch und machen Sie der ganzen Reiſegeſellſchaft die hohe Freude, uns zu begleiten.“

„Nimmermehr!“ ſagte die Edeldame mit

wehmüthiger Bitterkeit. „Erlaſſen Sie mir, die Gründe meines Weigerns anzugeben; nach meinem Tode ſollen Sie Alles erfahren; dringen Sie nicht in mich; Ihre Bitten verſtimmen mich, und ich möchte doch gern die letzten Stunden heiter mit Ihnen zubringen. Erfüllen Sie lieber die meinigen und kehren Sie bald zu Ihrer einſamen Mutter zurück, die Ihrer mit Sehnſucht harren und Tage und Stunden bis zu Ihrer Wiederkehr zählen wird.“

„Ich verſpreche Ihnen, bald, recht bald wieder dazuſeyn!“ ſagte der Maler gerührt und gab ihr die Hand zum Unterpfand ſeines Verſprechens.

Bei Tafel ging es zwiſchen den beiden Speiſenden einſilbig zu, und die Verſtimmung, welche Frau von Erlhof befürchtet hatte, war wirklich eingetreten. Der Maler war in einen Widerſtreit ſeiner Gefühle gekommen, und ihr that es leid, ſo Viel von ihm gefordert zu haben.

Noch war nicht abgeſpeiſ't, als die ſonntägliche Stille durch einen lauten Weh'ruf auf dem Hofe geſtört wurde, der bis in das Zimmer drang und die Aufmerkſamkeit Beider in Anſpruch nahm. Dieſe wurde durch das haſtige Laufen und unverſtändliche Rufen der Knechte und Mägde der

Herrſchaft ſowohl, als des Verwalters erhöht, und Adelbert trat hinaus, um zuzuſehen, was die Veranlaſſung dieſer ungewöhnlichen Bewegung ſey. Da kam der Verwalter bleich und verſtört über den Hof und ſagte: „Daß Gott erbarm', gnädiger Herr! Fräulein Emilie iſt von dem Goldfuchs geſtürzt und hat ſich Schaden gethan; die Sache muß gefährlich ſeyn; ein Bauer kam ſchreiend auf den Hof und ſagte, ſie habe ſtark geblutet und ſey ſchon todt."

„Um Gotteswillen! wo? wo?" rief der Maler, vor Schrecken bebend.

„Hier hinten im Bärenthale, zwiſchen dem Katzenſtein und dem Schaafſtalle hat ſie der Bauer mit dem Herrn Baron gefunden. Ja, ja, die Beſtien haben heute ihren vollen Muth gehabt; geſtern waren ſie von der Reiſe noch zu ſehr mitgenommen. Wenn ich ſie mir ſo betrachtete, hab' ich mir dergleichen gedacht."

Adelbert hörte die verſpätete Bemerkung des Pferdeverſtändigen nicht mehr und eilte dem Thore hinaus in das bezeichnete Thal. Der Verwalter machte der Edeldame auch die Meldung und folgte dann ſeinen Knechten und dem Maler.

Dieſer hatte die Knechte bald eingeholt und langte mit ihnen athemlos an der Stelle an, wo

Theodor, außer ſich vor Schmerz und Entſetzen, die ohnmächtige Braut auf dem Schoos hatte. Alle Leinwand, deren er hatte habhaft werden können, war um ihr ſchwerverwundetes Haupt gewickelt, aber ihre Augen waren geſchloſſen, ihr bleicher Mund krampfhaft zuſammengepreßt; die nach der Krankheit wieder ſanft gerötheten Wangen waren lilienbleich.

„Großer Gott! welch neues Unglück!“ rief Adelbert. Theodor deutete im ſtummen, furchtbaren Schmerz auf Emilien. Die Knechte hatten auf Anordnung des Verwalters eine Tragbahre mitgebracht und zogen ihre Röcke aus, um die Verunglückte weich zu betten. Mit großer Vorſicht wurde ſie daraufgelegt und behutſam getragen. Demungeachtet ſtiegen einige Schmerzensſeufzer aus ihrer Bruſt. Theodor ging troſtlos jammernd ihr zur Seite. Die ihrer Reiter entledigten Pferde waren unterdeſſen thalaufwärts graſend gelaufen. Nur mit großer Mühe erfuhr der Maler von ſeinem faſt ſinnloſen Freunde, wie das Unglück gekommen war, und mußte ſich aus den ſchmerzzerriſſenen Mittheilungen ein Ganzes zuſammenſetzen.

Emilie hatte vor Tiſch noch eine große Strecke Wegs reiten wollen, nämlich durch ein benachbartes Thal hinauf, dann über eine Anhöhe und durch ein Stück Wald, vonwoaus man das Schloß, das Dorf und einen großen Theil der Umgegend überſehen konnte, und durch das ſogenannte Bärenthal wieder abwärts zurück. Zu ihrem Geliebten, der ihr von dem weiten Ritte abgerathen, hatte ſie geſagt, ſie wolle ſich die heimiſche Gegend noch einmal mit Wonne betrachten und ihre Seele mit dem Bilde derſelben vollſaugen; man könne ja nicht wiſſen, ob ſie dieſelbe jemals wiederſehe, und es ahne ihr faſt ſo etwas. Auch hatte ſie ſich wirklich auf der Berghöhe zu lange aufgehalten, und Theodor war zweimal genöthigt geweſen, ſie an das Heimkehren zu erinnern, ſo feſt hatten ihre Augen an der Landſchaft gehangen. Nun hatte ſie, um die verſäumte Zeit wieder einzubringen und bei Tiſche die Eltern nicht warten zu laſſen, ihr Pferd Trotz Theodor's Warnung bergab zu raſch angetrieben. Es hatte ihr großes Vergnügen gewährt, im ſchärfſten Trabe zu reiten. So war ſie ſtets acht bis zehn Schritte ihrem Bräutigam zuvorgeweſen. An der Stelle, wo das Unglück geſchehen war, lief der Weg am Berge hin und hatte auf der andern Seite eine beträchtliche Tiefe, in welcher ein kleiner Bach floß. Eine dicht am Wege ſtehende Buche war an dem vordern Zweig ihres unterſten Aſtes mit einem langen Strohwiſche verſehen, zum Zeichen, daß dieſer Baum, welcher dem Wege zu nahe ſtand, der Axt des Holzhauers verfallen ſey und in einigen Tagen ſein Schickſal zu erdulden habe. Der Wiſch hing weit in den Weg herein. Das ſcharf angetriebene, jugendliche, wilde Pferd ſcheut vor dem Wiſch; Emilie haut es zwiſchen die Ohren; das Pferd wird toll, bäumt ſich und ſtürzt mit der Reiterin, zurückhufend, rücklings kopfüber in die Tiefe hinab. Dies iſt das Werk eines Augenblicks, und eh' der Baron hinzukommt, liegt ſie ſchon unten, das Pferd auf ihr. Der Schreck lähmt dem Lieutenant faſt alle Kräfte, raubt ihm faſt alle Beſonnenheit, aber er wirft ſich von ſeinem Roſſe und ſpringt hinab. Unterdeſſen hat ſich das geſtürzte Pferd emporgeriſſen und das noch im Bügel hängende Mädchen eine große Strecke über die Steine im Bach und die darangrenzende Wieſe geſchleift, bis es Theodor's verzweifeltem Rennen gelungen war, die Schnelligkeit des Roſſes zu überholen, ihm in die Zügel zu fallen und den Fuß der Geliebten aus dem Bügel zu bringen. Nun hatte er laut aufſchreiend die ſtark blutende Geliebte vom Boden aufgerafft und in ſeinen Armen nach einem Hügel auf der

Wieſe getragen; einen des Wegs eben herankommenden Bauer ſandte er mit der ſchlimmen Botſchaft auf das Schloß, als dem nächſten Hauſe, um den ſchleunigſten Beiſtand zu erbitten.

Der Zug langte langſam im Hofe an. Die Schreckensnachricht hatte ſich unterdeſſen im Dorfe verbreitet; eine Menge Menſchen kamen ihm ſchon athemlos entgegen; eine andre Maſſe war im Schloßhof, und der Haufe vergrößerte ſich mit jeder Minute; das ganze Dorf war auf den Beinen, und alle Geſichter waren bleich vor Schreck, alle Augen naß vor Schmerz.

Es wollte dem ſtill gewordenen Maler faſt dämoniſch bedünken, daß Emilie in daſſelbe Zimmer gebracht wurde, in welchem die todte Roſa gelegen hatte; auch mußte er immerfort an den Fluch ſeines Vaters denken und war deßhalb im Herzen feſt überzeugt, daß Emilie ſterben würde.

Und ſo geſchah es auch. Seltſam genug hatte ſie dieſelbe unheilbare Kopfverletzung, wie Roſa, und der herbeigerufene Arzt wünſchte, daß ſie nur nicht wieder zur Beſinnung kommen möchte. Dieſe Wohlthat wurde ihr auch zu Theil; gegen Abend verſchied ſie in den Armen ihres weinenden Bräutigams.

Mit männlicher Faſſung ſtand der Prediger an ihrer Leiche, faltete die Hände und ſprach laut: „Der Herr hat ſie gegeben, der Herr hat ſie genommen; ſein Name ſey gelobet in Ewigkeit!“ —

Am andern Morgen trat Theodor bleich und abgehärmt vor den Maler. „Ich kann weder nach Hammerſtein reiſen, noch länger hier bleiben,“ ſagte er mit ſcheinbarer Faſſung, doch zitterte ſeine Stimme. „Sobald Emiliens Hülle zur Erde beſtattet iſt, reiſe ich nach Rom; ich muß mich zerſtreuen; mein Schmerz iſt furchtbar. Dich, theurer Freund, bitte ich, den Meinigen die Trauerbotſchaft nebſt meinem Entſchluß zu überbringen; ſteige du in den Wagen, der bereit ſteht, die Braut in das Erbe ihres Geliebten zu führen, und bring' den auf ſie harrenden Lieben die Nachricht ihres Todes.“ Thränen erſtickten ſeine Stimme. Adelbert umarmte ihn ſchweigend. Eine Stunde darauf ſaß er im Wagen, und die Pferde zogen an

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Lange ſchon waren die Kränze im Saale des Schloſſes Hammerſtein wieder abgenommen, womit man Theodor's Hochzeit hatte ſchmücken wollen; die verſammelten Gäſte hatten ſich endlich alle zerſtreut, und nur Frau von Leyſſer war geblieben in der Abſicht, eine Frühlingskur zu gebrauchen, welcher ſie freilich in der Ungebundenheit des Landlebens weit beſſer abwarten könnte, als in der ſteifen Reſidenz. Schon ging es ſtark in den zweiten Monat, ſeit der Maler als Herr von Erlhof die Trauerkunde nach Schloß Hammerſtein gebracht hatte, und der Frühling ſtand in ſeiner vollen Blüthe. Auch war unterdeſſen von Theodor ein Brief angekommen, von Trieſt aus, wo er ſich ſchon einige Zeit im Hauſe des gaſtfreien Kaufmanns Germano Koralli aufgehalten, und vonwoaus er die Schönheiten der Krain beſucht hatte. Auch von Viola ſchrieb er, daß ſie in das Vaterhaus zurückgekehrt ſey und darin als ein verſöhnender Engel walte; ihr ſey es auch gelangen, ihn mit ihrem himmliſchen Troſt über ſeinen Schmerz zu erheben; es ſey nur unendlich zu bedauern, daß dieſer ſtarke, erhabene Geiſt in einem ſo ſchwächlichen Gefäße wohne; ſie ſey beſtändig leidend und kränklich; aber auch dieſer Umſtand verleihe ihr neue Reize; ſie erſcheine dadurch wie ein verklärtes Weſen, und aus ihrem glänzend bleichen Geſicht leuchte gewiſſermaßen Himmelsglorie; ſie habe in vieler Beziehung Ähnlichkeit mit Roſa, doch ſey ſie im Grunde auch unendlich weit von jener verſchieden; ſo rede ſie nie ſo ſchwärmeriſch, ſondern einfach und natürlich, und in ihre Unterhaltung miſche ſich nicht ſelten ein ſchalkhafter Muthwille, der jeden Mann entzücken müſſe, und welchen Roſa durchaus nicht gekannt.

„Gottlob!“ ſagte Dorothea zum Maler, „er hat den Talisman gefunden; meine Sorge für ihn iſt nun vorüber.“ Auch auf die Mutter hatte der Brief einen heitern Eindruck gemacht.

Von Erlhof waren ſchon mehre Briefe eingelaufen. Die der Frau von Erlhof drückten erneute Sehnſucht nach ihrem Liebling aus, und auch der Pfarrer bat dringend, bald wieder zurückzukehren, damit ihm die öde Einſamkeit des Lebens, die er nach der Abreiſe der Freunde recht drückend empfinde, wieder durch den Umgang eines ſo geliebten Mannes verſüßt werde.

Der Maler zeigte Dorotheen dieſe Briefe; ſie war ja ſeine Vertraute. Mit Thränen in den Augen gab ſie ſie ihm wieder zurück. „Auch dieſe Leute haben ein Recht, ein heiliges Recht an Sie,“ ſagte ſie, „und Sie ſind ſchuldig, ihre Wünſche zu erfüllen; Sie ſind durchaus genöthigt, ihre Zeit zwiſchen Hammerſtein und Erlhof zu theilen, und alle drei Monate wechſeln Sie Ihren Aufenthalt. Denn ſo wenig wir unbilliger Weiſe verlangen können, daß Sie Frau von Erlhof unſertwegen vernachläſſigen ſollen, ebenſowenig dürfen Sie uns ihr nachſetzen. Wer weiß, welche von beiden Frauen Sie mehr liebt, meine Mutter oder die Ihrige! und nachher haben Sie in Erlhof bloß den armen, alten Pfarrer; hier aber haben Sie mich, Charlotten und Bertha. Jede von uns iſt Ihnen herzlich gewogen und kann Ihren Umgang nicht miſſen. Charlotte hat, ſeit ſie Ihre Grundſätze kennen gelernt hat, Viel von ihrem pretiöſen Weſen abgelegt. Doch davon ein Andermal, jetzt nur ſo Viel, daß ſie drei volle Monate bei uns ausharren müſſen, oder nach Umſtänden diesmal auch noch etwas länger, weil ich mit Charlotten entſchloſſen bin, Sie nicht eher fortgelaſſen, bis Sie das verſprochene Familienſtück gemalt haben, und zwar Charlotten mit darauf; denn, im Vertrauen, ſie iſt nicht der Kur wegen hier geblieben, — die diente ihr nur zum Vorwand, — ſondern, damit Sie ihre Wenigkeit mit auf das große Familienbild bringen ſollen.“

„Das Familienbild?!“ ſagte der Maler verdüſtert. „Ich muß Ihnen geſtehen, beſte Veronica, daß ich dazu alle Luſt verloren habe.“

„Ei warum nicht gar!“ rief das Fräulein. „Wir freuen uns Alle darauf, wie die Kinder, und wollten Sie nur erſt recht geſund werden laſſen. Das ſind Sie nun Gottlob! Ihre Wangen blühen, wie ſonſt. Aber nicht umſonſt, mein Herr von Erlhof, haben wir Sie ſeit Ihrem Hierſeyn ſo gehätſchelt, Ihnen die beſten Biſſchen zurechtgemacht, den beſten Wein kredenzt, Sie umhergeführt und Sie gehegt und gepflegt, wie ein unflügges Vöglein, — das Alles iſt Ihnen in Rechnung gebracht, und wir wollen dafür gemalt ſeyn. Jetzt hat der Herr ſeine vollen Kräfte wieder und kann Pinſel und Palette zur Hand nehmen, um diejenigen abzukonterfeien, die ihn wie ihren Abgott verehren. Das wäre ſchön undankbar, wenn Sie uns mit einem trocknen: Ich habe keine Luſt — abfertigen wollten! Nichts da, Sie malen uns! Die Mutter hat ſchon lang' davon geſprochen, und als ſie ſich nach Roſa's Tod wieder ſehr krank fühlte, hat ſie oft gewünſcht, von Ihnen gemalt zu ſeyn, um uns, wenn der Herr über ſie gebieten ſollte, ihr Portrait zu hinterlaſſen; auch unſer heißer Wunſch war es, und ich wäre troſtlos, wenn die ſchwächliche Mutter einmal heimgehen ſollte, ohne daß wir ein wohlgetroffenes Portrait von ihr beſäßen. Wir nahmen es uns alſo Alle vor, Sie, ſobald es Ihre Kräfte erlauben, zum Malen des Familienſtücks zu vermögen. Die Kräfte ſind da, — was hält Sie noch ab, unſre Wünſche zu erfüllen?"

„Ich ſchaffe Ihnen einen andern Maler zur Stelle, der das Bild eben ſo vollkommen ausführen wird, wie ich's vermocht hätte; Sie ſollen ganz zufriedengeſtellt werden; nur ich — ich kann es unmöglich malen. Auch kann es ja eher nicht vollendet werden, bis Theodor zurückgekehrt iſt, und ich muß bald nach Erlhof zurück, das haben Sie ſelbſt aus dieſen Briefen erſehen." Nach dieſen haſtig geſprochenen Worten trocknete ſich der Maler den Angſtſchweiß von der Stirne.

Dorothea ſah ihn groß an und erwiederte mit Schmerz: „Ich hätte wenigſtens geglaubt, ich wäre Ihrer Offenheit nicht unwerth. Mögen Sie denn Ihre Gründe haben, unſre Wünſche nicht zu erfüllen; ich aber kann Ihnen den Schmerz nicht verbergen, mich ſo kalt von Ihnen behandelt zu ſehen.“

„Nein, das kann ich nicht ertragen!“ rief der Maler. „Mögen Sie es denn wiſſen, was mich abhält die Portraits zu malen.“ Und er erzählte den Fluch des Vaters ausführlich und deutete ſchließlich mit wenigen inhaltſchweren Worten auf Emiliens Tod hin.

„Sie waren damals geiſteskrank, wie Ihr Vater,“ entgegnete Dorothea, „wenn auch nicht in jenem Grade; jetzt ſehen Sie die Sache mit geſundem Auge an und werden das Unhaltbare derſelben ſo gut einſehen, wie ich. Ich ehre Ihr Zartgefühl, aber erzählen Sie die Geſchichte weiter Niemanden; Ihre Zuhörer möchten minder diskret ſeyn, als ich, und man könnte dasjenige leicht lächerlich finden, was mich ernſt geſtimmt hat. Der ganze Fluch iſt nichts weiter, als eine Ausgeburt Ihrer kranken Phantaſie. Und wie mögen Sie doch Emiliens Tod damit in Verbindung bringen? wollen Sie von der Macht des Zufalls menſchliche Geſchicke abhängig machen? Welcher Gedanke, Emilie hätte das junge, blühende, hoffnungsvolle Leben mit dem Tode vertauſchen müſſen, weil Sie das Mädchen gemalt! Nein, mein Freund, das ſind, um ſie mit dem gelindeſten Namen zu bezeichnen, ſehr thörichte Schlüſſe. Und, iſt denn Frau von Erlhof geſtorben, die Sie doch auch gemalt haben, und die — Ihrer eignen Angabe nach — doch alt, kränklich und ſchwächlich iſt? Wenn ich Ihrer Wahrheitsliebe nicht zuverſichtlich trauete, ſo würde ich glauben, Sie hätten einen andern Grund, das Bild nicht zu malen, und verkauften nur mit dieſem ſonderbarſten aller Vaterflüche. Doch genug, Sie malen mich, und ich will die Erſte ſeyn, welche ſich den unſichtbar mörderiſchen Pfeilen jenes Fluches ausſetzt."

Adelbert war beſiegt; er fühlte, daß er ſich unmöglich länger weigern könne, und ſo ſchritt er denn ohne Säumen zum Werke.

In wenigen Tagen war er eingerichtet und konnte den Entwurf beginnen. Frau von Leyſſer war vor Freuden außer ſich, als ſie die Anſtalten ſah, ihren Lieblingswunſch zu realiſiren; Bertha hüpfte umher, ſtreichelte dem Maler Wangen und Kinn und gab ihm die ſchmeichelhafteſten Namen; auch über der Mutter leidendes Geſicht flog ein ſüßes Lächeln des Beifalls.

Da ihm Eine um die Andere von den Damen ſaß, ſo konnte der Maler ungeſtört fortarbeiten; eh' er durch war, hatte das erſte Portrait ſchon ſo getrocknet, daß von Neuem daran gemalt werden konnte. Die Stelle, wo Theodor's Figur prangen ſollte, blieb einſtweilen leer.

Es erwuchſen dem Maler nun wieder jene herrlichen Geiſtesgenüſſe in der Unterhaltung mit der Mutter und Dorotheen, welche ihn im Herbſt vorher ſo hoch entzückt und ſeine reinmoraliſche Kraft ſo ſehr geſtärkt und ausgebildet hatten. Auch in Charlottens Äußerungen fand er Anklänge ſeiner Seele, die ſie ihm ſchon einmal werth gemacht hatten. Der tragikomiſchen Entwickelung hatte ſein Zartgefühl natürlich mit keinem Worte gedacht; auch war Niemand geneigter, zu verzeihen, als er, deſſen Herz jeder menſchlichen Schwäche menſchlichduldend entgegenſchlug, und ſo fand er denn in ſeiner reinen Seele hundert Entſchuldigungen für Charlottens auflodernde Leidenſchaft, die er nun ganz verglüht wähnte. So hatte ſich denn in den Sitzungen, gerade wie das Erſtemal, gar bald, ungezwungen und unvermerkt jener alte vertrauliche Ton wieder eingefunden, und die ſchlaue Charlotte durfte dem theilnehmenden, unbefangenen Maler wieder von ihren Eheleiden erzählen. Er bedauerte ſie herzlich, ſprach ihr Troſt zu; aber dabei blieb es auch.

Die Wochen verſtrichen; auf Charlottens Bitte wurde auch ihr im vorigen Herbſt faſt vollendetes Gemälde wieder hervorgeſucht, um die letzte Hand zu erhalten, Alles nur, damit ſie ſtets Gelegenheit habe, bei dem Maler allein zu ſeyn. Sie kleidete ſich üppig, ſtellte Reize zur Schau, die andere Männer hingeriſſen haben würden; er kam nicht wieder in ſinnliche Gluth und ſchien nur Augen für die nichtsweniger, als ſchöne Dorothea zu haben. Das ältere Portrait war vollendet; das Familienbild näherte ſich der Vollendung, ſoweit dies in Theodor's Abweſenheit möglich war; es kamen wieder dringende Briefe von Erlhof an, und der Maler ſprach ſchon von ſeiner Abreiſe. Dies brachte die leidenſchaftliche Frau ſchier zur Verzweiflung.

Adelbert hatte ſie zur letzten Sitzung eingeladen. Es war ein herrlicher Sommertag, und Frau von Leyſſer hatte es zu veranſtalten gewußt, daß die Mutter mit Dorothea und Bertha eine Spazierfahrt nach einem eine Meile entfernten Luſtort unternahmen; ſie verſprach, mit dem Maler, ſobald die Sitzung vorüber ſey, in ihrem

Wagen, den ihr ihr Gemahl zurückgelaſſen, nachzukommen.

So war ſie denn mit ihm allein im Schloſe und leicht und reizend gekleidet wie eine Hebe, trat ſie ſüß erröthend in Adelbert's Zimmer. Sein Blick hing mit Wohlgefallen an ihren ſchönen Formen. Die ihrigen verſchlangen ihn bald mit ungezähmter Gluth.

Bald hatte ſie das alte Geſpräch wieder im Geleiſe, aber ſie führte es heute mit einer Heftigkeit, die dem ruhigen Maler endlich auffallen mußte. Sie bejammerte in leidenſchaftlichen Worten den ſchönen Zweck ihres Lebens, zu lieben und geliebt zu werden, in den kalten Armen eines erbärmlichen Menſchen verfehlt zu haben; aber ſie ſey feſt entſchloſſen, ſich nicht an lächerliche Formen des Staats und der Religion zu kehren und jenen Zweck, den ſie als den heiligſten und höchſten ihres Herzens erkannt, zu verfolgen und mit Flammenliebe den Mann zu beglücken, den ſich ihr Herz erkoren. Bei dieſen Worten ſtürzte die Heftige zu des Malers Füßen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Das Verhängte muß geſchehen,
Das Gefürchtete muß nah'n.
Schiller.

„Ich muß es dir bekennen, daß du der Geliebte meiner Seele biſt, ich muß es dir enthüllen, wie ich nur für dich lebe, wie all mein Denken und Thun das alleinige Ziel hat, dir ganz anzugehören, einziger, unausſprechlich geliebter Jüngling! Das Leben iſt nur ein Glück für mich, wenn ich es mit dir genießen kann; die Welt hat nur Reiz für mich, wenn ich ſie an deiner Seite durchwandeln darf; ich lebe, ich athme nur in dir, ich bin dein Geſchöpf; meine glühende Leidenſchaft für dich iſt mir Lebensluft und höchſtes Bedürfniß, aber es bedarf zum Leben auch der Wärme, des Lichts, des wärmenden und leuchtenden Sonnenſtrahls, und du, du biſt meine Sonne. Ohne den Strahl deiner Gegenliebe muß ich untergehen, ohne deinen Beſitz iſt mir die Welt öde, das Leben eine ewige Nacht. Liebe mich, liebe mich, oder ich bin verloren!“ Dieſe mit furchtbarer Heftigkeit hervorſprudelnden Worte der Frau von Leyſſer verſetzten den Maler in eine Beſtürzung, der er vergeblich Herr zu werden rang.

„Wertheſte Frau von Leyſſer“ — begann er ſtockend und wollte die Knieende am Arme faſſen, um ſie emporzuziehen; ſie ſtieß aber ſeine Hand zurück, umklammerte ſeine Kniee und ſchrie mehr, als ſie ſprach, im Tone höchſter Verzweiflung: „Nicht dieſen mir verhaßten Namen, der mich nur an meine Schmach erinnert und mir jeden Augenblick vor die Augen ſtellt, wie ſchändlich ich um die ſchönſten Jahre meiner Jugend betrogen worden bin!“

„Aber, ſo ſtehen Sie doch auf, beſte Charlotte!“ bat der Maler.

„Auch nicht das kalte „Sie“ will ich von dir, mein einzig Geliebter, — nein, das trauliche, ſüße „Du“ töne mir von deinen Lippen. Ach, du zauderſt! Sieh’, ich weiche nicht von dieſer Stelle, ich laſſe deine Kniee nicht eher los, bis du mir geſagt haſt, daß du mich liebſt, bis ich aus deinem Munde erfahre, daß ich die glücklichſte Sterbliche bin, oder bis du mir wenigſtens Hoffnung gemacht haſt, daß ich deine Liebe durch treue Anhänglichkeit, durch harte Proben erwerben kann, bis ich die Verſicherung habe, daß ich nicht namenlos unglücklich bin. Allem, was du mir auferlegſt, will ich mich unterwerfen, nur liebe mich, mein Adelbert! Ich beſchwöre dich, ich bitte dich, ich flehe dich an, liebe mich! Ich habe ein reiches, großes Herz; ich will dich beglücken, dich für deine Liebe herrlich belohnen; ich will der Welt und all' ihren mich jetzt anekelnden Freuden entſagen, mit dir in eine Einöde ziehen, — nur liebe mich! Du biſt mein Gott, meine Welt, mein Alles! Ich habe keinen andern Gedanken mehr, als dich, und deßhalb bin ich nichts mehr, wenn du mich nicht liebſt; Alles hört für mich auf; ich will, ich kann nicht mehr leben, ich will, ich kann auch im Tode nicht fortdauern ohne deine Liebe; Nacht ſoll mich ewig umhüllen, mein Daſeyn in Finſterniß aufgelöſ't werden; denn ohne dich will ich keinen Himmel und keine Hölle."

„Aber, ſo bedenken Sie doch Ihre Pflichten als Mutter, als Gattin!"

„Bedenken?!" lachte ſie wild auf; ich habe nichts mehr zu bedenken, ich habe keine Pflichten. Bedenkt der Spieler noch etwas, wann er ſeine letzte Habe auf die Karte ſetzt oder in Verzweiflung das verhängnißvolle va banque! ruft? Entweder Alles gewonnen oder Alles verloren! Stoße mich in den Abgrund der Vernichtung oder hebe mich in den Himmel jubelnder Seligkeit! Weiter bleibt dir keine Wahl. Sieh', hier lieg' ich, wie ich bin, ein ſchwaches, gebrechliches Weib, aber wahrlich, mit einem Herzen voll Größe und ſtarker Liebe, wie du ſie auf Erden nie wieder finden wirſt. Und daß du nicht glauben mögeſt, ich prahle, ſo will ich dir geſtehen, daß ſich dieſe Größe erſt an der deinigen entzündet, von deiner Flamme, große Seele, den Nahrungsſtoff erhalten hat. Ich war ein eitles, ſündiges Weib, ich hatte nie geliebt; mein gemeiner Sinn hatte allein den Trieben der Gefallſucht gefolgt; mein Herz war erfüllt von einem Wuſt kalten Stolzes, erbärmlicher Ziererei, gefallſüchtiger Intrigue, und mein höchſtes Glück beſtand darin, die ungezähmte Huldigung der Männerwelt an mich zu reißen; meinen Mann verachtete ich dabei immer, aber weil er mir die Mittel zur Befriedigung meiner tollen Wünſche und Eitelkeiten verſchaffte, ſo behandelte ich ihn wenigſtens nicht verächtlich; ſo war der Diamant meines Herzens umgeben mit einer hundertfachen Rinde gemeiner Erde, und ich ahnete nichts von ſeinem verborgenen Lichte. Da ſah ich dich, du machteſt einen ſehr ſtarken Eindruck auf mich; deine Kälte beleidigte mich; ich gelobte mir, über dich zu triumphiren und dich als Sclave der Leidenſchaft zu mir an meinen Siegeswagen zu ſpannen. Es wurde mir ſchwer. Doch, ich machte dich zu meinem Vertrauten, und ſchon glaubte ich des Sieges gewiß zu ſeyn. Unterdeſſen war aber eine große Veränderung in mir vorgegangen, ich kann ſagen eine gänzliche Umwandlung meines Weſens. Die Sonne der Liebe hatte mich zuerſt begrüßt und einem ihrer Strahlen war es gelungen, in die Nacht meiner Bruſt zu dringen und die Hölle meines Herzens zu ſpalten. Ja, ich liebte dich, ich glühte für dich; ich wollte ganz dein ſeyn. Mein Bruder glaubte mich an jenem Abend, wo ich liebeheiß in deine Arme zu ſtürzen hoffte, durch kalte Worte auf den Weg der Vernunft zurückzuführen, wie er ſich ausdrückte; — er irrte ſehr, denn nun erſt entglomm in meiner Bruſt die wahre heilige Flamme und verzehrte dort allen unheiligen, unreinen Stoff, nun erſt ſtürzten die Schlacken von meinem Herzen, nun erſt fühlte ich mit ſeliger Überzeugung, daß auch ich berufen ſey, zu lieben und geliebt zu werden. Dieſe Überzeugung hat mir die erſte reine und große Freude in meinem Leben bereitet. Der Beinbruch meines Mannes gab mir eine höchſt erwünſchte

Gelegenheit, hierzubleiben, denn die Reſidenz mit dem Hofe widerten mich an; hier konnte ich jedes Plätzchen beſuchen, wo du geſeſſen, hier konnte ich mit der Mutter und Dorotheen von dir ſprechen, hier konnte ich deine Briefe leſen, und ſo ſanken denn endlich die letzten Trümmer des hochmüthigen Gebäudes meines eitlen Stolzes; ich fühlte, ich war menſchlich groß geworden durch dich, aber ich liebte dich auch mit namenloſer Stärke. Noch eh' mein Mann wieder ganz hergeſtellt war, erfuhren wir durch Theodor von deinem Verhältniß zu Roſa, und nun mußte meine Liebe auch durch das Feuer des Schmerzes gehen, um ganz gereinigt zu werden. Ich will dir nicht ſagen, was ich litt, aber ich habe ungeheuer gelitten; mein Unglück erhöhte der Umſtand, daß wir nach der Reſidenz zurückkehrten. Wie elend, wie ſchaal, wie erbärmlich kam mir Alles vor, was mich früher angelacht, gereizt, entzückt hatte! Aber ich ſtürzte mich in die beginnenden Winterfreuden der Hauptſtadt, um meinen Schmerz zu betäuben, um meine Liebe zu tödten. Ach, ſie wuchs, wie die Hyder, immer größer, wann ich ſie vertilgt zu haben wähnte. Mein Unglück war zuletzt grenzenlos. Da, als ich der Verzweiflung nahe war, kam die Nachricht von Roſa's ſonderbarem Tode und deiner wunderbaren Rettung. Neue Hoffnungen ſtrömten durch meine Seele, und je weiter der Winter vorrückte, deſto ſchöner erblühte der Frühling in meinem Herzen. Nun war meine Liebe ganz heilig. Ich zog mich von allen Vergnügungen zurück und ſtellte mich krank; zum Theil war ich es auch. Die Reſidenz ſprach drei Tage lang von meinem wunderlichen Einfall, krank zu ſeyn; ich ließ ſie ſprechen und freute mich auf den Frühling, wo ich dich zu ſehen hoffte. Und mit der gewaltigen Liebesflamme in der Bruſt flog ich nach Hammerſtein, vorwandlich, um auf Theodor's Hochzeit zu ſeyn, eigentlich, um glückliche Tage mit dir zu gewinnen. Es wurde anders, und ich blieb nun unter dem Vorwande einer Frühlingskur; ich drang darauf, noch einmal von deiner Meiſterhand, Gott meiner Seele, in das Familienſtück gemalt zu werden, nur um mit dir allein zu ſeyn, dir in das ſeelenvolle Auge zu ſtaunen, die Luft deines Hauches zu trinken, deine Liebe zu gewinnen, — ſelig zu ſeyn oder — zu ſterben. Nun weißt du Alles, entſcheide über mich!" Sie ſchwieg und ſah ihn mit einem glühenden Blicke an; Thränen ſuchten vergebens die Gluth deſſelben zu dämpfen; in ihrem Auge waren zwei feindliche Elemente vereint.

Der Maler hatte unterdeſſen Zeit gehabt, ſich zu ſammeln und in ſeine ſeltſame Lage zu finden.

„Charlotte,“ ſagte er ernſt, „es ſey fern von mir, Sie wegen Ihrer Leidenſchaft zu tadeln, noch Sie mit Kälte zurückzuweiſen; Sie befinden ſich aber jetzt in einem viel zu exaltirten Zuſtande, als daß Sie die gemeſſene Ruhe, mit welcher ich Ihnen mein Herz öffnen muß, zu würdigen verſtehen würden. Nehmen Sie einſtweilen die Verſicherung meiner innigſten, meiner brüderlichſten Theilnahme und Gewogenheit, meiner Hochachtung und Freundſchaft. Fordern Sie in dieſem Augenblick nicht ungeſtüm mehr; auch ich habe Pflichten, die ich nicht ſo leicht bei Seite ſetzen kann; auch das Urtheil der Welt muß uns etwas gelten, und Alles gelten muß uns das Urtheil unſrer Freunde. Was würde man von uns halten, was mit Recht ſagen? was für Schrecken und Kummer würde Ihre würdige Mutter, Ihre treffliche Schweſter erdulden, wenn wir uns rückſichtslos jetzt der Befriedigung einer, wenigſtens nicht vor den Augen der Welt zu billigenden Leidenſchaft überließen? Wir müſſen uns beſiegen lernen, Charlotte, — dann erſt werden wir wahrhaft groß.“

„Ach, Ihre Reden klingen ſo kühl, ſo beſonnen!“ ſprach ſie aufſtehend, und ein Thränenſtrom ſtürzte über ihre Wangen. „Ich arme Unglückliche kann nicht beſonnen ſprechen, nichts überlegen; die Flammen der Leidenſchaft ſchlagen über meinem Haupte zuſammen; ich bin unfähig, etwas Anderes zu denken, als deinen Beſitz, mein angebeteter Jüngling. Ich beſchwöre dich alſo, ſprich mein Urtheil unumwunden aus; nicht das Gerede der Welt, nicht das Urtheil deiner Freunde, nicht der Kummer der Mutter über einen ungewöhnlichen Schritt ſind es, die dich abhalten, in meine geöffneten Arme zu ſtürzen, an meine ſchmachtende Bruſt zu ſinken: — du liebſt mich nicht! Alles Andre ließe ſich ja beſeitigen: Ich wollte mich der Mutter ſchon entdecken und ſie für meinen Plan gewinnen; ſie iſt ja ſo gut; ich kehrte gar nicht wieder in die Reſidenz zurück, ſondern betriebe den Scheidungsprozeß vonhieraus; mein Mann würde nichts einzuwenden haben; ſobald ich geſchieden wäre, würde ich deine Gattin und zöge mit dir nach Erlhof, in jene ſelige Abgeſchiedenheit, und lebte nur dir, dir allein. O unausſprechliches Glück! ſoll ich verzweifelt nach dir ringen und dich nie beſitzen?“

Und abermals wollte ſie ſchluchzend ſich auf die Kniee vor ihm niederwerfen; er fing ſie in ſeine Arme auf; ihr Kopf ſank auf ſeine Schulter, ſie aber erhob ihn und überglühte den Maler mit einem Lavaſtrom leidenſchaftlicher Küſſe, und er wehrte ihr nicht.

„Mein! mein!“ jubelte ſie auf. „Ich halte dich umſchlungen, und keine Welt ſoll dich mir wieder rauben.“ Und die einſt kalte Hoffrau geberdete ſich wie eine Mänade. Der Maler erſchrack aber heftig vor dieſen Worten und dem Tone, mit welchen das freudeberauſchte Weib ſie ausſtieß; er ſah ſich plötzlich von ihr als Eigenthum begrüßt und hatte doch nichts gethan, ihr irgend eine thörichte Hoffnung, geſchweige ſolch eine Gewißheit zu geben; auch trat ihm in dieſem Augenblick Dorothea’s ganze Liebenswürdigkeit lebhaft vor die Seele, und zu ihr fühlte er ſich hingezogen, ſie ſah er als die alleinige und unwandelbare Beſitzerin ſeines Herzens an. In der Verwirrung, die ſich ſeiner bemächtigte, ſtammelte er: „Charlotte, faſſen Sie ſich! — es iſt unmöglich — ich liebe ſchon — mein Herz iſt nicht mehr frei — ich kann es Ihnen nicht ſchenken.“

Wie die bacchantiſche Tänzerin, die über das Gebirge raſ’t, plötzlich von einer Natter geſtochen, die aus Moos und Laub hervorfuhr, den Thyrſusſtab fallen läßt und das Evoe! Eleleus! — welches ihr freudeberauſchter Mund eben ausjubeln wollte, verſchluckt und bleich und zitternd ſteht, den ſichern Tod erwartend, ſo ſtand Charlotte, von Adelbert's Worten niedergedonnert, vernichtet; der ſtrahlende Glanz ihres Auges erloſch; Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht, ihre Arme zitterten, ſo daß der Maler von Neuem beſtürzt wurde.

„Es geht ſchon vorüber,“ ſagte ſie endlich. „Aber erzeige mir noch die einzige Wohlthat, mir die Glückliche zu nennen; dann bitt' ich nie mehr etwas von dir.“

Eh' es Adelbert bemerkte, war der Name „Dorothea“ ſchon über ſeine Lippen.

Es zuckte über Charlottens Geſicht. Dann ſagte ſie: „Wie beneid' ich ſie! Doch, ſie iſt beſſer als ich, und verdient deine Liebe mehr. Mir ſtehe Gott bei! Ich muß mich entfernen, um meines Schmerzes Meiſterin zu werden.“ Sie erhob ſich und ging; Adelbert wollte ihr noch Einiges ſagen, er wußte ſelbſt nicht, was, aber ſie winkte mit der Hand und war durch die Thüre, eh' er begonnen hatte. Mit ſich ſelbſt uneinig malte er fleißig an den Trapperieen des Bildes.

Nur Bertha hatte noch einige Stunden zu ſitzen, dann hoffte er mit den Hauptſachen fertig zu ſeyn. Das Bild hatte ziemlich die frühere Anordnung behalten, nur daß Charlotte noch hinzugekommen war; Dorothea ſaß am Flügel; über ihren Stuhl gebogen ſtand Theodor, vor der Hand aus der Phantaſie gemalt und nicht ausgeführt; die Mutter ſaß dabei auf dem Sopha, ein Buch in der Hand, welches ſie geſenkt hatte; ihr Blick ſchien ſinnend in der Vergangenheit zu weilen; hinter ihr ſtand Bertha, ihr heimlich einen Kranz auf das Haupt ſetzend; zur Seite ſah man den Maler an der Staffelei, und neben ihm ſtand Charlotte und blickte das Bild an. Dieſe Stelle hatte ſie ſelbſt verlangt, angeblich, um die Harmonie des ſchönen Entwurfes nicht zu ſtören, gewiß aber aus anderm Grunde.

Der Maler wälzte die Laſt der Sorgen über die Erfahrung der jüngſten Stunde noch immer in der Bruſt und dachte nicht mehr an die Spazierfahrt, als der Kutſcher der Frau von Leyſſer hereintrat und meldete, die gnädige Frau warte ſchon im bereitſtehenden Wagen. Verwundert kleidete er ſich an und ging hinab. Ein eiskaltes Geſicht blickte ihm entgegen, welches bald ein gleichgültiges Geſpräch anknüpfte, während deſſen ſie im raſchen Trabe den Luſtort erreichten. Hier war Charlotte ſehr geſprächig, ja ſogar voller Laune und Scherz, und wenn der Maler erſt vor ihr geſchaudert hatte, ſo dünkte er ſich für Augenblicke froh, ſo wohlfeilen Kaufs aus dem böſen Handel gekommen zu ſeyn; aber die tiefſte Verachtung dieſes Weibes durchzuckte ſeine Seele. An Dorothea's Seite wurde ihm auf dem Heimwege wohler. Nun auf Einmal ganz klar über ſeine Gefühle beſchloß er, bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit ihr ſeine Hand anzubieten und ſich auf ewig mit dem theuern Mädchen zu verbinden.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ein mächtiger Vermittler iſt der Tod.
Da löſchen alle Zornesflammen aus,
Der Haß verſohnt ſich, und das ſchöne Mitleid
Neigt ſich, ein weinend Schweſterbild, mit ſanft
Anſchmiegender Umarmung auf die Urne.

Schiller in:
die Braut von Meſſina.

Bertha ſaß am andern Morgen, und als die Glocke des Tafeldeckers zur Tafel rief, war das Gemälde bis auf unwichtige Einzelnheiten und Theodor's Portrait vollendet, und der Maler ſchaute mit Vergnügen auf ſein gelungenes Werk. Er ging mit Bertha zur Tafel. Mutter und Dorothea waren ſchon im Speiſezimmer; Charlotte fehlte noch. Man ſchickte auf ihr Zimmer; aber ſtatt ihrer kam ihr Kammermädchen und brachte zwei Briefe, einen an Dorotheen, den andern an Herrn Adelbert von Erlhof überſchrieben, mit dem Bemerken, die gnädige Frau habe dieſe Briefe früh geſchrieben, ihr dann mit dem Befehl übergeben, ſie nicht eher auszuliefern, als bis bei Tafel nach ihr gefragt würde; ſie habe einen kleinen Scherz vor, der nicht verrathen werden dürfe.

Die Briefe werden haſtig erbrochen; aber kaum hatte der Maler in den ſeinigen geblickt, als er, ein Bild des Entſetzens auffuhr: „Großer Gott, ſey uns barmherzig!“

„Was iſt's?“ ſchrie die Mutter, ein Unglück ahnend.

„Ach, wenn ich es Ihnen auch jetzt verſchweigen wollte, theure Frau, um Sie zu ſchonen, Einmal müßte der Schlag doch Ihr theures Haupt treffen; erfahren Sie es denn: Charlotte hat ſich vergiftet.“

Das entſetzliche Wort war ein Gifttropfen in dem Lebenskelch der Mutter. Der Schrei, welcher ihrer Bruſt entfuhr, hätte Steine erweichen können, — es war der Todesſchrei eines Mutterherzens. Adelbert eilte ihr zu Hülfe; in ſeinen Armen ſchloß ſie die Augen; man mußte ſie ſogleich zu Bette bringen, und obwohl ſie ſich bald wieder erholte, ſo ſank ſie doch den ganzen Tag über von Einer Ohnmacht in die andere.

Dorothea zeigte mehr Faſſung, und doch hatte dieſer unerwartete Schlag an die Wurzel ihres Lebens getroffen. Ebenfalls ein ſtarres Schreckensbild durchflog ſie den Brief der unglücklichen Schweſter, dann eilte ſie zuerſt, ſo Viel in ihren ſchwachen Kräften ſtand, der Mutter zu Hülfe und beflügelte, als ſie die dringendſte Pflicht der Pietät erfüllt hatte, an Adelbert's Arm ihre Schritte durch den Park der Einſiedelei zu, denn dieſen Ort hatte ſie in beiden Briefen als den ihres Todes angegeben. Schweigend, bleich und zitternd erſtiegen ſie die Stufen; Dorothea's Glieder wurden bleiſchwer; die Thüre ging auf, athemlos ſtarrten ſie hinein: die Stube war leer; da öffnete der Maler auch die Kammerthüre, und entſeelt lag Charlotte vor ihren Blicken auf dem Bette, in welchem Adelbert geſchlafen hatte; ihrer Hand war die geleerte Phiole entſunken; ſie ſchien nicht Viel gelitten zu haben. Dorothea nahm die kalte Hand der unglücklichen Schweſter und ließ eine Thräne darauf fallen; Adelbert warf einen troſtloſen Blick über die Leiche hin; ein weher Schmerz zog durch ſeine Bruſt, und lebendiger, als je ſtand ihm die Erbärmlichkeit aller irdiſchen Dinge vor Augen; er ſelbſt hätte in dieſem verzweifelten Augenblick das Leben mit Gleichgültigkeit von ſich werfen können, und der Erdgeiſt umgarnte ſeine Sinne; ein Schauder durchrieſelte das Mark ſeiner Gebeine und drohte ſein Blut gerinnen zu machen; er dachte an den

Fluch ſeines Vaters. Da faßte er Dorothea's Hand zitternd und zog ſie fort.

„Laſſen Sie uns helfen, wo noch zu helfen iſt," ſagte er und führte die Kummervolle in das Zimmer der Mutter.

Auf des Malers Schultern lagen nun die Geſchäfte des Hauſes; denn Dorothea, ſelbſt Krankheit und Tod in den Gliedern fühlend, harrte bei der Mutter aus und konnte ſich um nichts bekümmern; Bertha lief heulend und ſchreiend umher. Der herbeigeholte Hausarzt, Medicinalrath Solten aus dem nahen Städtchen, hatte auch jeden fernern Anblick der Todten oder ſonſtige Gemüthsbewegung vorzüglich der Mutter und Dorotheen unterſagt, und ſo ließ Adelbert in aller Stille den Sarg machen und die Unglückliche in der Frühe des andern Morgens beerdigen; dann zog er ſich auf ſein Zimmer zurück, ſich den trüben Gedanken überlaſſend, welche das Schreckensereigniß in ihm zum wildeſten Sturm aufgepeitſcht hatte.

In dieſem heilloſen Zuſtande hatte er nichts weniger, als Dorothea's Beſuch vermuthet. Abgehärmt von dem Schlag des Schickſals und matt vom Nachtwachen am Bette der Mutter bewahrte ſie doch eine gewiſſe feſte Haltung, die ſie ſonſt wohl gegen Andre, nie aber dem Maler gegenüber gezeigt hatte.

„Wenn ich meine unglückliche Schweſter nicht in den wenigen Stunden vor ihrem Ende für wahnwitzig halten ſoll, ſo müſſen und können Sie allein mir Aufſchluß über mir gänzlich unverſtändliche Dinge in ihrem Briefe geben. Mein Geiſt iſt ſo gedrückt, daß ich nicht einmal im Stande bin, über das Eine oder das Andre nachzudenken; ich bitte Sie alſo, leſen Sie dieſe unſeligen Zeilen der Armen ſelbſt und liefern Sie mir den Commentar dazu.“ Mit dieſen Worten übergab ſie ihm den Brief, und er las:

Meine Schweſter!

Gott tröſte dich und die Mutter! denn wann du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich nicht mehr unter den Lebenden. Ich vermag ohne ihn nicht zu leben; ihn als das Eigenthum einer Andern zu wiſſen, iſt mir unerträglich, ſelbſt als dein Eigenthum, ſo ſehr ich dich auch vor allen andern Menſchen liebe. Ich gönne dir ſeinen Beſitz, aber nur in der feſten Gewißheit, daß ich in einigen Stunden todt bin. Seit Monaten ſtand der Entſchluß unerſchütterlich in meiner Seele, entweder Wonne des Himmels in ſeinem Beſitze genießen oder vernichtet ſeyn. Zu dieſem Behufe habe ich mir ein ſchnellwirkendes Gift verſchafft; in wenigen Minuten wird es die Probe an mir machen. Mit der Welt bin ich fertig; ich hatte nur Einen Gegenſtand darauf mit ganzer, glühender Seele erfaßt; dieſer Gegenſtand iſt dein Eigenthum, und ich habe keine Rechnung abzumachen. Nie hab' ich einen Menſchen weiter geliebt, nur ihn, ihn allein liebe ich. Der Mutter bin ich kindlich zugethan geweſen, dir ſchweſterlich; meinen Mann hab' ich gehaßt; meine Kinder ſind mir gleichgültig geweſen; — nichts macht mir den Tod ſchwer. Ich muß ſterben. Lebe du wohl und ſey glücklich in den Armen dieſes einzigen aller Menſchen! belohne ihn mit deiner heiligſten Liebe; er iſt des höchſten Kleinods würdig. O, könnte ich dir doch meine Liebesflammen für ihn in den Buſen pflanzen, du würdeſt ihn damit überſchwenglich beglücken können! O Dorothea, ich befehle ihn dir an, und wenn es möglich iſt, wird mein trauernder Schatten Eure glücklichſten Stunden belauſchen, damit ich ſehe, ob du meine Bitten befolgſt! Ich werde einſt Rechenſchaft von dir fordern, ob du ihn ſo geliebt, wie er deſſen würdig war, wie ich ihn geliebt haben wurde, wenn er nicht dein Eigenthum geweſen wäre.

Tröſte die Mutter! Küſſe meine Kinder! Sey glücklich! Leb' wohl! Meine Leiche findet Ihr in der Einſiedelei. Zum Letztenmal auf Erden

deine
Charlotte.“

„Ich will Ihnen den Schleier vollends wegziehen, mit deſſen Geheimniſſen nur Theodor und ich vertraut waren,“ ſetzte der Maler hinzu und erzählte umſtändlich das Entſtehen, die Weiterbildung und das Ende ſeines Verhältniſſes mit Charlotten. „Und warum ſoll ich es Ihnen verhehlen, Dorothea, ſchaltete er ein, „daß die innigſte Hochachtung, die ich für Sie hegte, bald zur reinſten, keuſcheſten, leidenſchaftsloſeſten Liebe ward, und daß mich der ſüße Wahn beſtrickte, Sie, von ähnlichen Gefühlen für mich beſtimmt, ſeyen die Spenderin jener Geſchenke, Sie, von verzeihlicher, menſchlicher Leidenſchaft hingeriſſen, ſeyen die Schreiberin des Briefes, der mich an jenem merkwürdigen Abend des Geneſungsfeſtes Ihrer Mutter in die Einſiedelei beſtellte. Das Räthſel löſ'te ſich durch Theodor: es war Charlotte.“ Und weiter berichtete er die neueſten

Ereigniſſe und die ſonderbare Unterredung mit Charlotte am vorgeſtrigen Nachmittage. „Wenn ich in der unbeſchreiblichſten Verwirrung meiner Seele über den faſt wahnſinnigen Ungeſtüm Ihrer Schweſter wie bewußtlos Ihren theuern Namen nannte, als derjenigen, welcher ich mich zum Eigenthum geweiht, o, ſo verzeihen Sie einem Sie treu und innig liebenden Herzen, welches im Augenblick des höchſten Drangſals dieſen ſüßen Namen ſchier wider ſeinen Willen über die Lippen ſchickte, um die Drängende zurückzuſchrecken! Mein Geheimniß iſt Ihnen verrathen; nicht ein von wilden Leidenſchaften zerriſſenes Herz biete ich Ihnen an, nein, ein Herz voll ſanfter Gefühle für Sie, voll zärtlicher Hingebung, voll unbegrenzter Hochachtung und der heiligſten Liebe. Verſchmähen Sie dies Herz nicht! ſeyn Sie die Meine und erfüllen Sie die Bitten der verirrten Hingeſchiedenen!

Dorothea reichte dem Maler, hinſchmelzend an der Frühlingsſonne ſeiner ausgeſprochenen Gefühle, die Hand; ſie ſank weinend an ſeine Bruſt. Ein ſanfter, ſeliger Kuß beſiegelte den neuen Bund.

„Auch mich hat Charlotte beſchworen," ſagte Adelbert, „Sie, theuerſte Dorothea, innig und ewig zu lieben. In der heiligſten Erfüllung ihres Wunſches werde ich die theure Todte ehren, die nun, nachdem alle irdiſchen Schlacken von ihr gefallen ſind, als ein bindender Genius zwiſchen uns ſteht. Laſſen Sie uns ihr eine Thräne des Mitleids nachweinen. Charlotte war weit beſſer, als ihr Schickſal, und ihr edles Selbſt brach zuletzt hervor, wie ein edles Geſtein aus Schutt und Erde, aber leider! zu ihrem eignen Verderben; es war lange kalt und öde in ihrem Herzen geweſen, als nun aber am Sonnenlicht der Liebe ein Funke in ihr ſich entzündete, der, zum wohlbewahrten Feuer der Veſta angefacht, ihrem Leben Blumen hätte treiben können, blies ſie den Funken zur Flamme und wehrte dem Brande nicht, bis er das ganze Haus zerſtörte. Sie ruhe in Frieden!“ Damit gab er Dorotheen Charlottens an ihn gerichteten Brief. Sie las:

„Mein ewig, mein einzig Geliebter!

Ich habe Wort gehalten. Wann dieſes Blatt in deiner Hand zittert, bin ich nicht mehr. Ein Paar Tropfen Gift haben die heiße Bruſt für immer gekühlt. Nicht vergebens habe ich freventlich mit einem Dolche geſpielt; erſt ſollte er meiner Eitelkeit fröhnen und im blanken Spiegel ſeines Stahls mir mein ſtolzes Antlitz zeigen; da ritzte ich mir die Bruſt daran; es war ein nie gefühler wollüſtig ſüßer, himmliſcher Schmerz. Ich konnte nicht widerſtehen; ich drückte mir den Stahl tief, tief in das Herz, und nun muß ich an der unheilbaren Wunde umkommen. Du biſt unſchuldig an meinem Tode, mein Geliebter. Lebe du glücklich in Dorothea's Beſitz! liebe ſie mit deiner großen Seele ſtark und ewig! ich bitte, ich beſchwöre dich; ſie iſt edel und deiner werth. Und wann Ihr glücklich ſeyd, gedenkt meiner in Frieden. Ein ſchnellwirkendes Gift macht meinem Leben ein Ende; ich werde nicht Viel zu leiden haben, und wann du dies lieſeſt, iſt es ſchon lange vorüber. Mein Sterbelager iſt deine Schlafſtätte in der Einſiedelei. Leb' wohl, Mann meiner Seele! Muß ich gegen meinen Willen fortdauern, ſo werd' ich dich lieben, wo und wie ich auch bin. Ewig, ewig

deine
Charlotte."

Dorothea vergoß viele Thränen; ihr ſchwer beladenes Herz erleichterte ſich dadurch. Es war ein ſehr wehmüthiges Beſprechen, worin die Liebenden verabredeten, vor der Hand der kranken Mutter nichts von ihrer Verbindung mitzutheilen und dieſelbe überhaupt geheimzuhalten, bis die Mutter geneſen und die friſche Wunde verbarſcht ſey.

Dorothea meldete hierauf ihrem Schwager den Todesfall Charlottens. Adelbert hatte die Dienerſchaft, welche theilweiſe um die Todesart der Frau von Leyſſer wußte, zur Verſchwiegenheit verpflichtet. Dorothea gab nun Antonien, dem Kammermädchen ihrer Mutter noch beſondere Aufträge, und mit Schlauheit wußte dieſe das ganze Dienſtperſonal des Hauſes zum Verſprechen gänzlicher Verſchwiegenheit zu beſtimmen.

So waren ſtill und dumpf einige Tage vergangen, — da langte ein ſchwarzgeſiegelter Brief auf Hammerſtein an, überſchrieben an den Herrn Adelbert von Erlhof, genannt Adlerkranz, Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf und zu Erlhof.

Mit leiſem Beben der Hand erbrach ihn der Maler und ſah ſogleich nach der Unterſchrift; er war vom Pfarrer Wirzig zu Erlhof und lautete:

„Hochwohlgeborner Herr Patron und Freund!

Es hat dem Herrn des Himmels und der Erde in ſeiner Allbarmherzigkeit gefallen, in verwichener Nacht, um 2 Uhr unſre gnädige Frau, Ihre gütige Frau Mutter zu ſich zu erheben in den Lichtglanz ſeiner ewigen Herrlichkeit. Schon einige Tage hatte ſie ſich unwohl gefühlt und beſchloß geſtern, an Sie zu ſchreiben, um Sie zur ſofortigen Rückkehr zu vermögen, aber kaum hatte ſie die Feder angeſetzt, als ein Schlagfluß ihr die rechte Seite nebſt den Extremitäten derſelben lähmte, und die Feder ihrer Hand entfiel. Ich wurde ſogleich herbeigeholt; der Schlag hatte aber auch die Zunge getroffen, und nur ſehr unvollkommen konnte ſie mir zu verſtehen geben, daß ſie das Nachtmahl unſers Herrn und Erlöſers in frommer Andacht und Ergebung in den Willen des Höchſten genießen wolle, und ferner, daß ich Ihnen nun in ihrem Namen ſchreiben, Sie von ihrem Unfall unterrichten und ſo ſchnell, wie möglich zurückrufen ſolle. Sonach reichte ich ihr die himmliſche Spende und betete mit ihr zu dem, deſſen Odem uns hervorruft und abführt von dieſer Erde, in deſſen Hand aber kein Sandkorn verloren geht. Ich hatte eine geduldige, gottergebene Kranke. Als ich mich nach verrichteter Pflicht anſchickte, Ihnen zu ſchreiben, hörte ich die Gnädige aufſtöhnen: — ein zweiter Schlag hatte ſie auf der linken Seite getroffen. Hierauf lebte ſie noch bis um 2 Uhr, zu welcher Stunde ſie ſanft und ſelig entſchlummerte und einging in die Wohnungen Gottes.

In Folge beſagten Ablebens der Frau von Erlhof habe ich die Ehre, Sie als unſern Herrn zu begrüßen und Ihnen im Namen der ganzen Gemeinde unſre Ehrfurcht und Ergebenheit pflichtſchuldigſt auszudrücken, Sie auch mit höflicher Bitte einzuladen, uns baldigſt mit Ihrer Gegenwart zu erfreuen und von Ihrem Eigenthume förmlich Beſitz zu nehmen. Morgen wird die irdiſche Hülle der Frau von Erlhof feierlichſt im Familienbegräbniß unſrer Kirche beigeſetzt.

Den Schlüſſel zu den geheimen Kammern habe ich aus den Händen der Seligen ſogleich erhalten, als ſie die Nähe ihres Endes fühlte, und werde Ihnen denſelben bei Ihrer Ankunft ſofort überreichen.

In hoffender Erwartung derſelben habe ich die Ehre, mich zu nennen meines geehrten Herrn Patrons und Freundes

ganz ergebenſter
Erlhof, am 6. Juli, 18..
Wirzig,
Pfarrer zu Erlhof.“

Des Malers Blick fiel von dem Briefe auf das Familienbild, welches noch auf der Staffelei ſtand, und ein ſchmerzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Sein Kopf brannte. Er ging zu Dorotheen und gab ihr den Brief. „Ich muß fort," ſagte er, als ſie ihn geleſen, „wenn ich nicht das Ärgſte an mir ſelbſt erleben ſoll. Der Fluch meines Vaters wühlt mir im Gehirne. Ich muß nach Erlhof, um endlich über mein Schickſal klar zu werden." Ein Kuß Dorothea's beſänftigte den Sturm in ſeiner Bruſt. Am andern Morgen reichte ſie ihm den Abſchiedskuß in den Reiſewagen.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Mein Sohn!
An deiner Wiege hab' ich nicht geſtanden,
Dein Lächeln und dein Weinen nicht geſehn.
Die Meiſterin Natur hat nicht mein Bild
In's Feld des jungen Herzens dir gemalt;
Da ſtanden And're, und ich blieb dir fremd.
E. von Houwald in:
die [illegible]

Gegen Ende der zweiten Woche nach des Malers Abreiſe von Hammerſtein trat eines Abends der Medicinalrath Selten mit bedenklichem Geſicht aus dem Krankenzimmer und zog die ihn begleitende ſchattenbleiche Dorothea bei Seite. „Fügen Sie ſich geduldig in den unabänderlichen Willen des unſichtbaren Herrn, welcher über Leben und Tod der armen Menſchengeſchöpfe, wie über Alles das, was lebt und iſt, zu gebieten hat!“ ſprach er leiſe, aber ſalbungsvoll. „Das Lebensflämmlein Ihrer Frau Mutter, mein Fräulein, zittert nur noch ſchwach am Dochte; nur Ein Wunſch, Eine Hoffnung erhält das ſchwache Licht noch wie ein ſpärlicher Oeltropfen: — es iſt das Verlangen, den Maler noch einmal zu ſehen.

Wenden Sie Alles an, beſtes Fräulein, der Sterbenden dieſen Wunſch noch zu erfüllen und ſie nicht ohne dieſe Gewährung hinübergehen zu laſſen; ſchicken Sie einen reitenden Eilboten nach Erlhof; es iſt zwar weit und es gehört große Eile dazu, den Weg in drei Tagen zurückzulegen, aber ich denke, eine volle Woche ſpinnt ſich das Leben der Gnädigen an dem Gedanken fort, daß ſie ihn noch zu ſehen bekomme, vorzüglich, wenn wir ihr beſtimmte Hoffnung auf ſein Kommen machen. Laſſen Sie uns wenigſtens das Unſrige thun!“

„Ich werde Ihren Rath befolgen, Herr Doktor,“ ſagte Dorothea, ſich die Augen trocknend, und ging, um ihrem Geliebten zu ſchreiben, er möge ſogleich aufbrechen, damit er nicht auch zu ſpät komme, wie in Erlhof. Unterdeſſen war es Nacht geworden, und Dorothea ordnete an, daß der Knecht um Mitternacht ſchon wegreiten ſollte. Als ſie aus dem Hinterhauſe kommend wieder in das Krankenzimmer trat, hörte ſie von Antonien, welche unterdeſſen bei der Kranken geblieben war, daß vor einigen Minuten ein Wagen vorgefahren ſey. Auf dieſe Nachricht ſchickte Dorothea das Mädchen hinab, um zuzuſehen, wer angekommen ſey; aber kaum war ſie fort, ſo wurde die Thüre ſchnell geöffnet, und Adelbert eilte herein. Überraſcht ſtreckte Dorothea ihm die Hand entgegen, ohne eines Wortes mächtig zu ſeyn; er faßte die Hand ebenfalls ſchweigend, zog ſie mit an das Bett der Mutter, die ihm mit verklärtem Antlitze entgegenrief: „Da iſt er ja! Gelobt ſey Gott!“ — ſtürzte vor dem Bette auf die Kniee, küßte die fieberheiße Hand der Baronin innig und rief: „Meine theure, unausſprechlich heiß geliebte Mutter! ich kenne Ihre Leiden; die Todten haben zu mir geredet, ich weiß Alles.“

„Und du verdammſt mich nicht, mein Sohn, mein in unſäglichen Schmerzen erſtgeborner Sohn?“ ſchluchzte die Kranke.

„Ich verehre Sie, edelſte Frau. Es iſt ja Keiner rein von menſchlichen Schwächen; vor Gott verſchwinden ſie im Glanze ſeines Angeſichts. Sie haben die Ihrigen abgebüßt durch ein Leben voll Leiden. O Mutter! Mutter! möchte der Himmel Sie uns noch lange erhalten, damit auch ich Ihnen das Kapital meiner Liebe abtragen kann! Ihre jüngeren Kinder haben es Ihnen Alle gezahlt.“

„Auch du haſt mich geliebt und innig geliebt, als du noch nicht wußteſt, wer du mir biſt.“

weinte die Matrone. Adelbert zog aber die ſtaunende Dorothea an ſein Herz und ſchluchzte: „Ja, du biſt meine Schweſter, wie es Roſa war, und unſre Liebe iſt der Zug der Sympathie verſchwiſterter Herzen. Auch mein Leben hat unter dieſem edeln Mutterherzen zu keimen angefangen; auch mir hat dieſer verehrte Mund den erſten Kuß, den Weihekuß für das Leben auf die Lippen gedrückt. Du ſollſt Alles erfahren, meine geliebte Schweſter; deine Bruſt hebt ja die heiligſte Liebe zu unſrer achtungs- und liebenswürdigen Mutter, und, wahrlich, wenn es möglich iſt, wird ſie in deiner Achtung und Liebe noch ſteigen.“

Dorothea warf ſich an die Bruſt der Mutter, küßte ihr Mund und Wangen und ſagte: „Ich ahne den Zuſammenhang.“ Die Mutter drückte der Tochter die Hand mit Innigkeit und ſenkte das Auge zu Boden; dann zog ſie des Malers Hand an ihre Bruſt, und in dem Einen Arm Dorotheen, im Andern Adelbert, ſprach ſie mit zitternder, ſchwacher Stimme: „Ihr Beide vor Gott meine Kinder!“

Eine ſelige Befriedigung war über die bleichen Antlitze dieſer drei Menſchen ausgegoſſen; unſichtbare Engel lächelten dem ſchönen Verein, und Adelbert wurde plötzlich von jenem wunderbar eignen Gefühle beſchlichen, welches er in Roſa's Nähe empfunden hatte, und in ſchweigender Andacht ahnete er die Nähe ihres Geiſtes.

Die Lebensflamme der Mutter war noch einmal aufgeflackert; ſie fühlte ſich wohl. Auch Dorothea wurde von einem beſondern Wohlgefühl durchſtrömt, und mit freundlicher Bitte trieb ſie den neuen Bruder an, ſie mit dem Geheimniſſe ſeiner Geburt bekannt zu machen. Der Mutter Blick unterſtützte dieſe Bitte.

Nachdem ſich der Maler etwas reſtaurirt hatte, fand er ſich alſo mit mehren Papieren in der Hand am Bette der Mutter wieder ein, zu deren Häupten die ſtillglückliche Dorothea ſchon in ſüßbanger Erwartung ſaß. Die Schirmlampe warf einen hellen Schein auf das kleine Tiſchchen, während ſie den übrigen Raum des Zimmers in Dämmerung ließ, und Adelbert nahm den Stuhl ein, welchen ihm Dorothea ſchon vor das Tiſchchen geſtellt hatte.

„Die Feierlichkeiten, mit welchen mich der würdige Pfarrer Wirzig an der Spitze ſeiner Gemeinde als neuen Gutsherrn begrüßte, will ich übergehen,“ begann der Maler; „ich eilte, den Schlüſſel jener geheimen Zimmer zu benutzen, und eile alſo auch jetzt, die Beobachtungen mitzutheilen, welche ich hinter dem Schloſſe machte, deſſen Feder der Schlüſſel bewegte. Die eingeroſteten Angeln knarrten; der Diener, der mir Weg und Thüre gezeigt hatte, blieb zurück, und ich trat mit hochklopfendem Herzen in die ſchaurige Einſamkeit eines Zimmers, welches bei Lebzeiten meines Vaters kein Fuß, als der ſeinige, und nach ſeinem Tode keiner mehr betreten hatte. Kaum kann ich das Gefühl beſchreiben, das ſich meiner bemächtigte, und ich kann es allein dem bangen Staunen vergleichen, welches über uns kommt, wann wir allein in einen ungeheuern Dom treten. Meine Augen irrten verwundert umher und trafen auf lauter Inſtrumente, Geräthſchaften, Bücher u. d. g., die den praktiſchen und theoretiſchen Theilen der verſchiedenen Naturwiſſenſchaften angehörten, deren ſich der Verewigte befliſſen hatte. Ich ſah einen chemiſchen Ofen mit Tiegeln, Retorten, Flaſchen, daneben eine Drehbank und eine Hobelbank mit dem nöthigen Werkzeug, wie in der Werkſtätte eines Schreiners oder Drechslers, daneben eine Werkbank mit den beſten Inſtrumenten eines Mechanikers. Auf allen Gegenſtänden lag hoher Staub, welcher bei jedem meiner Schritte zitterte. Im nächſten Zimmer fand ich die mancherlei, gewiß ſehr mühſam zuſammengebrachten Sammlungen, eine Mineralien- und Petrefacten-, eine Holz-, Schmetterling-, Inſecten-, Eierſammlung, eine Menge ausgeſtopfter Vögel vom Steinadler bis zum Kolibri herab, ausgeſtopfte vierfüßige Thiere u. d. g. Im dritten Zimmer endlich fand ich Papiere, Privatacten, Briefe, einen Schreibtiſch, überſtreut mit beſchriebenem und weißem Papier, eine anſehnliche wiſſenſchaftliche Bibliothek, Erd- und Himmelskarten, Globus, eine Menge Muſikalien, über ein Dutzend Flöten in Futteralen, einige Geigen und ein altes Klavier. Ein Stuhl ſtand am Tiſche, als wäre eben Jemand aufgeſtanden; es lagen beſchriebene Blätter vor dem Sitze; mitten auf einem Blatte hörte die Schrift auf, dann war noch eine kurze Nachſchrift mit größern Lettern. Mit zitternder Hand griff ich darnach und durchlas einige Zeilen mit ſcheuen Blicken. Da überzeugte ich mich denn bald, daß dieſe Blätter mich zunächſt angingen. Ich durchlas ſie mit Thränen. Ich habe ſie mitgebracht nebſt einem Tagebuche meines unglücklichen Vaters. Beides iſt unvollendet; eine unſelige Geiſtesverwirrung hinderte ihn, das Blatt vollends auszufüllen. Ich werde dieſe Zeugniſſe eines ſehr edeln, aber mit ſich ſelbſt verfallenen Gemüths vorleſen. Vorher will ich aber an die Entdeckung durch den Dolch erinnern, welche ich ſchon früher mitgetheilt habe. Dieſe Blätter ſind nämlich allem Anſcheine nach noch denſelben Tag begonnen, an welchem ich dem Vater die Geſchichte meines Dolches erzählt hatte.“ Hierauf begann er, aus den entfalteten Papieren zu leſen:

„Himmel! was haſt du mich heute erleben laſſen! Noch zittern mir die Glieder; mein Kopf iſt verwirrt; kaum weiß ich, was ich von dieſem Ereigniß halten ſoll. Ich habe den verhängnißvollen Dolch, — meinen Dolch in der Hand gehabt; — es kann kein Zweifel mehr obwalten, es war der Dolch meiner Väter, oder alle meine Sinne müßten trügen, — jener Dolch, den ich in einer ſchwarzen Stunde — vielleicht der ſchwärzeſten meines Lebens — auf das mir theuerſte Weſen, auf meine ewig geliebte Thereſe zückte und, von meinem Thomas abgehalten, ihr dann mit den raſenden Worten vor die Füße ſchleuderte, ſie ſolle ſich ſelbſt oder der Frucht unſrer Liebe, wann ſie ſie heimlich zur Welt geboren, denſelben in die Bruſt ſtoßen. O, dies Nachtſtück ſteht noch lebendig vor meiner Seele! Und dieſen Dolch finde ich in der Hand eines jungen Mannes, von dem ich mich ſo ſehr angezogen fühle, wie noch von Niemanden außer ihr, der Einzigen, ſinde den Dolch als ſein Eigenthum von Kindesbeinen an; Adlerkranz hat ihn in den Windeln getragen, er iſt ein Findelkind. Großer Gott! wenn dieſer junge, liebenswürdige Künſtler mein Sohn wäre! Ich zittere vor Freuden bei dieſem Gedanken und ſchaudere zugleich. Aber, hat mir denn Thereſe nicht geſagt, jenes Kind ſey gleich nach der Geburt geſtorben? was könnte ſie bewogen haben, es mir zu verbergen, wenn es am Leben geblieben wäre? Auch mein alter Thomas hat den Dolch erkannt, denn mein ehemaliger Reitknecht, der Schweizer Thomas hat den Maler in einer Weinſchenke getroffen und ihm auch von dem andern Dolche erzählt, womit ich den elenden Baron von Hammerſtein traf. Und dieſer Adlerkranz, der Beſitzer des Einen Dolchs kommt mit dem jungen Hammerſtein, mit Thereſens Sohn; ſie ſind die beſten Freunde. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll. Zweifel und Wahrſcheinlichkeiten zerreißen gleich wüthend meine Bruſt. Ich habe an Thereſen geſchrieben und ſie um Alles gebeten, mir die Wahrheit ſogleich zu ſchreiben, ob dieſer Maler unſer Sohn ſey, damit Unglück verhütet werde; denn Roſa liebt den Maler, er liebt ſie, und ich habe die ſtille Liebe dieſer zwei edeln Geſchöpfe gern geſehen. In weſſen Armen könnt' ich die zarte, ſinnige Roſa glücklicher wiſſen, als in ſeinen, der ſo edel, ſo brav, ſo trefflich iſt? O, wie ich ihn ſelbſt liebe! Aber, himmliſcher Vater, wenn er nun ihr Bruder wäre! Es wäre ja entſetzlich! Ich habe ihr ſofort heute ſchon allen Umgang mit ihm ſtreng verboten; kein freundliches Wort ſoll ſie ihm ſagen. Sie erbleichte, und ich ſah aus den Thränen in ihrem Auge die Tiefe ihrer Liebe. Und doch, wie glücklich, wie überſelig wollt' ich ſeyn, wenn dieſer treffliche Menſch, dieſer geniale Künſtler mein Sohn wäre! Ich würde ihn anerkennen und in den Genuß ſeiner Rechte einſetzen. In meinem Herzen ſpricht eine laute Stimme für ihn; iſt dies die Stimme der Natur, ſo iſt Adlerkranz mein Sohn. Die Dolche liegen beide vor mir; ich kann ſie nicht mehr unterſcheiden. Ach! ich kann auch ſchon nicht mehr unterſcheiden, ob es ein großes Unglück oder ein großes Glück für mich ſeyn würde, wenn er mein Sohn wäre. Meine Gedanken ſind mir wie verwirrt; es hängt mir wie ein düſtrer Schleier vor der Seele. Und doch will ich verſuchen, die Geſchichte meiner Leiden, welche die meines Lebens iſt, kurz, aber doch vollſtändig zu erzählen, damit die, welche nach mir in dieſe Gemächer treten, ſey es meine Gemahin, meine Tochter oder — wenn Gott will! — mein Sohn, ihre falſchen Urtheile über mich berichtigen mögen. Es drängt mich, in den nachfolgenden Blättern mein Tagebuch zu vervollſtändigen und den Schlüſſel zu vielem dort an und für ſich Unverſtändlichen zu liefern. Vielleicht iſt dies eine Ahnung, daß meine Tage gezählt ſind. Ich ſtehe in meinem ſechszigſten Jahre, aber die ſchweren Leiden meines Lebens haben mich um fünfzehn Jahre älter gemacht.

Mein Vater war Major in .....ſchen Dienſten, lebte ſehr ausſchweifend, ſtarb in Folge dieſer Lebensart ſehr früh und hinterließ mir, einem Kinde von acht Jahren das Stammſchloß unſeres Hauſes ſo verſchuldet, daß nicht die Ziegel auf dem Dache mein waren. Meine Mutter, eine gute, liebe Frau, wandte aber Alles auf, um mir das Gut zu erhalten, und wurde dabei vorzüglich von dem Einfluſſe ihres reichen und angeſehenen Oheims, des Oberforſtmeiſters von Schollheim in Lorbach unterſtützt. Unter der Adminiſtration dieſes Mannes wurde das Gut nun verwaltet; die Mutter zog mit mir zu ihrem Onkel, und wir Beide kamen dort in ein ziemlich abhängiges Verhältniß. Die Tante war ein alter Drache, und eine unverheirathete, nicht mehr jugendliche Fräulein Tochter überbot die Mutter noch in der Gemüthsart. Meine gute Mutter mußte arbeiten, wie eine Magd, wagte aber ihrem faſt immer abweſenden Onkel nichts zu klagen; auch kannte ſie ſeine ſtrengen Grundſätze; er liebte die Arbeit, lobte die Arbeitſamen und lobte vorzüglich ſie, wenn er ſie arbeitend fand. Aber, ſie war ſchwächlich und mußte täglich einigemal hören, daß ſie mit mir das Gnadenbrod äße, und ſo wurde ſie denn planmäßig todtgeärgert. Ich war noch nicht volle zehn Jahre alt; bisher hatte mich die Liebe der Mutter vor den beiden Drachen geſchützt, nun hatt' ich keine Schutzwehr mehr, und es war dem edeln Fräulein eine Luſt, mich auf alle nur erdenkliche Art zu quälen, Alles unter dem liebevollen Vorwande, meine Natur müſſe abgehärtet werden, weil ich zum Stande meines Vaters beſtimmt war. Mit meiner Mutter war meine Liebe begraben worden; ich ſog von nun an nur bittern Haß in meine Kindesbruſt, und bald wußte ich nicht mehr, was Liebe war. Meine Quälgeiſter floh ich, ſo Viel ich nur konnte, und als der Pfarrer ſich erboten hatte, mir außer meinem Schulunterricht bei dem Schulmeiſter des Dorfes noch beſondere Lectionen in allerlei nützlichen Wiſſenſchaften zu geben, beſtürmte ich — ſo ſchüchtern ich ſonſt auch war — den alten Oheim, mir ein ſchlechtes Dachſtübchen einräumen zu laſſen, wo ich meine Studien ungeſtört betriebe. Dies geſchah Trotz allen Proteſtationen der beiden Drachen. Dort ſteckte ich nun, wann ich nicht in der Schule war, und lernte, lernte Tag und Nacht, lernte Alles, was mir nur vorkam; dorthin trug ich allmählig des Pfarrers ganze Bibliothek und las Alles, denn die trockenſte Dogmatik, von der ich auch nur wenig verſtand, war mir doch himmliſche Unterhaltung gegen das Gezanke der Tanten. Als ich einige Jahre älter war, nahmen mich die Jägerburſchen mit in den Wald; ich fand Geſchmack an ihren Beſchäftigungen; ſie lehrten mich die Holzarten kennen, den Saamen, die Schößlinge, die Waldvögel, ihre Eier, Schmetterlinge fangen, Käfer ſammeln und ſagten mir die Namen; ich lernte Vögel ſchießen und ausſtopfen, ein Wild ausweiden, lernte die Pflanzen des Waldes kennen und die Steine und Erze im Umkreis. Bald wurde ich mit alten Hirten bekannt, die meine Kenntniſſe erweiterten; bald geſellte ich mich zu Bergleuten und ſtieg mit ihnen in den Schacht. Ich muß ein guter Junge geweſen ſeyn, denn Alle hatten mich lieb, wie der Pfarrer, nur meine Tanten nicht. Ich aber hatte Niemanden lieb, ſondern fühlte immer eine gewiſſe Bitterkeit in meiner Seele, die ſich ſpäter in wilde Heftigkeit ausbildete. Mein Dachſtübchen ſah zu jener Zeit wunderlich aus: da waren aus allen vier Reichen der Natur Gegenſtände angehäuft; Karten und Tabellen hingen an Thür' und Wand; Bücher lagen am Boden übereinander, — denn ich hatte kein Bücherbrett und war froh, wenn ich alte Breter auftreiben konnte, mir Repoſitorien für meine Steine, Eier, Käfer, Schmetterlinge zuſammenzunageln. An dem großen, zerbrechlichen Tiſche ſaß ich und las lateiniſche und griechiſche Klaſſiker, Kirchengeſchichte, Botanik, Forſtwiſſenſchaften, Alles durcheinander. Mein Kopf war eine lebendige Bibliothek, eh' ich es ſelbſt wußte. Auf dieſe Weiſe war ich achtzehn Jahre alt geworden, und Niemand hatte ſich um mein Thun und Treiben recht bekümmert; — die Tanten ſchalten mich nur aus, wenn ſie mich ſahen, und ſo zeigte ich mich ihnen denn ſo ſelten, wie möglich. Übrigens war ich ſehr verſchloſſen und in mich gekehrt, ſo daß Tage vergingen, eh' ich zu Hauſe ein Wort ſprach, woran allein die liebloſe Erziehung Schuld war. Für mein Schweigen wurde ich denn auch mit allerlei Ehrentiteln belegt, als Duckmäuſer, Dachs, ſtummer Maulaffe u. d. g. Im andern Fall hätt' ich andere Titel erhalten. Der Onkel hatte viele Geſchäfte, war alt und krittelig; ich fürchtete mich auch vor ihm und ging ihm aus dem Wege, und er ſchien ſich im Mindeſten nicht um mich zu bekümmern. Dies war mir auch ſehr lieb, denn mir war bange, er würde einmal verlangen, ich ſolle Soldat werden, und nichts war mir mehr verhaßt, als der Soldatenſtand. Ich war alſo nicht wenig betreten, als ich den Onkel eines Tags, nachdem er kaum von einer Reiſe — von Erlhof, wie ich ſpäter erfuhr — zurückgekehrt war, in mein wunderliches Patmos treten ſah. Er ſchien aber über meine Einrichtung nicht weniger erſtaunt, als ich über ſein Eintreten. Junge, ſagte er endlich, bei dir ſieht's ja aus, wie bei einem Hexenmeiſter, und mit wohlgefälligem Blick trat er an die Repoſitorien, an die ſchlechten Kaſten und Tiſche und muſterte, ſchmunzelte und muſterte eifriger. Vortrefflich! Charmant! Einzig! ſagte er zuweilen laut, zuweilen leiſe; dann richtete er verſchiedene Fragen an mich, aber ich war bewandert in Botanik, Mineralogie, Ornithologie, Zoologie und wußte zu antworten. Je, Junge, woher weißt du denn das Alles? rief der Onkel verwundert; das kannſt du doch nicht bei'm Pfarrer gelernt haben; der verſteht ja ſelbſt nichts von den Naturwiſſenſchaften. — Bei'm Pfarrer habe ich Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch gelernt, verſetzte ich ſchüchtern, und jetzt fängt er Arabiſch und Chaldäiſch mit mir an; das Andere hab' ich von den Burſchen gelernt.

Der Pfarrer iſt ein Narr! polterte der Alte, und wenn die Burſche nicht geweſen wären, deinen geſunden Menſchenverſtand zu lenken, ſo wärſt du auch einer geworden. Gottlob, daß es nicht geſchehen iſt! Aber, Junge, du ſollſt ja Soldat werden; dazu brauchſt du all das Zeug nicht. — Ich fiel dem Greiſe zu Füßen und bat, mich nur nicht unter die Soldaten zu ſtecken; er wurde weich und ſagte: Ich ſeh' ein, du biſt zu was Beſſerm beſtimmt; ich will mit dem Pfarrer reden. Er ging.

Nächſte Oſtern kam ich auf das Gymnaſium nach Augsburg und ein Jahr darauf bezog ich die Univerſität Ingolſtadt. Dort führte ich meine angenommene Lebensweiſe fort und ergab mich mit allem Fleiße dem Studium der Naturwiſſenſchaften, der Mathematik, Aſtronomie, Chemie. Die Güte meines alten Großonkels überhob mich aller Sorgen. Wenn mich früher die ſchlechte Behandlung der Tanten den Menſchen ganz entfremdet hatte, ſo that es nun das eifrige Studium. Ich lebte nur für die Natur; die Menſchen kannte ich nicht und fühlte nie das mindeſte Bedürfniß, ſie kennen zu lernen. So waren vier Jahre hingegangen; ich war gelehrt geworden, aber im Herzen ein zaghaftes, unbeholfenes Kind geblieben. Da kam die Zeit, daß meine männliche Natur in rieſiger Stärke erwachte, daß ich die Menſchen kennen lernen ſollte, aber nur, um ſie zu verfluchen. Ich kehrte in das Haus meines Onkels zurück und erwartete von ſeiner Güte, daß er mir eine Anſtellung verſchaffen würde. Die beiden Tanten, wovon die Mutter uralt, die Tochter alt geworden war, hatten es aber anders mit mir beſchloſſen und den Onkel für ihre Anſicht gewonnen; — ich ſollte nämlich eine reiche Fräulein heirathen, Erbhof ſchuldenfrei machen und das Gut ſelbſt übernehmen. Sie hielten es nämlich für ſchimpflich, daß der Sprößling eines ſo altadeligen Hauſes Lehrer der Mathematik, Feldmeſſer oder dergleichen werde, und etwas Beſſeres, ſagten ſie, hätt' ich ja nicht gelernt; ich hätte beſſer gethan, meine Zeit auf Erlernung der Rechtswiſſenſchaften und Diplomatik zu verwenden, damit man doch auch eine Ehre von mir habe; nie aber würden ſie zugeben, daß ich ein Schulmeiſter werde. Man wählte für mich unter den reichen Adelstöchtern des Landes und muſterte ihre Mitgift und Erbtheile mit ſcharfer Zunge; ich kümmerte mich um nichts dergleichen, ſondern las mit dem Pfarrer Plinius Naturgeſchichte, ſtudirte für mich fleißig und durchſtreifte wieder mit den Burſchen Wälder und Felder, um meine Sammlungen, die unterdeſſen Staub und Motten größtentheils zerſtört hatten, wieder zu vervollſtändigen. So war abermals ein volles Jahr vergangen; ich war mündig geworden, und an dem Tage, als mir mein Onkel die Rechnungen über ſeine vormundſchaftliche Verwaltung meines Gutes vorlegte und ich zu meinem Schrecken ſah, daß ich nicht Viel reicher ſey, als ein Bettler, und die Mittel meiner zeitherigen Exiſtenz allein der Freigebigkeit meines edeln Oheims zu verdanken habe, an demſelben Tage befahlen mir die Tanten, das reiche Fräulein von Fülleborn zu heirathen. Ich war ziemlich gleichgültig dabei, bis ich einige Tage darauf den Engel kennen lernte, der einen Strahl von des Himmels Abglanz in mein ödes Leben trug, damit es nachher nur deſto düſterer und ſchauerlicher ſeyn ſollte. Mit Thereſens Erſcheinen begann meine Umwandlung, oder ich wurde vielmehr von dieſem Augenblick an erſt ein Menſch; früher war ich kaum mehr, als ein abſtracter Begriff geweſen. Hier beginnt auch ein neuer Abſchnitt meiner Geſchichte.“ —

„Die Mutter iſt lächelnd entſchlummert,“ flüſterte Dorothea dem Maler zu. „Setze deine Vorleſung morgen fort, mein Bruder; auch du wirſt der Ruhe bedürfen.“

Adelbert legte die Blätter zuſammen, hauchte der geliebten Schweſter einen Kuß auf die ſanftgeröthete Wange und huſchte leiſe durch die Thüre nach ſeinem Zimmer.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Sie fühlt's, es iſt ihr Sohn! Mit Thränen
inn'ger Luſt
Gebadet, drückt ſie ihn an Wange, Mund
und Bruſt.
Wieland in: Oberon.

„Tante Jacobine hatte ihrem Gemahl ſchon lange in den Ohren gelegen, er habe eine arme Verwandte mit ihrem Jungen in's Haus genommen; — ſie nehme daſſelbe Recht in Anſpruch und begehre nur den Conſens des Herrn Gemahls.“ Alſo fuhr der Maler am andern Morgen am Bette der ſchwachen, aber muntern Mutter fort, die ihn mit Dortheen freundlich begrüßt hatte, und beide Frauen horchten mit Aufmerkſamkeit auf des Leſers wohltönende Stimme. „Der Onkel gab endlich in einem Anfall von Verzweiflung ſeine Zuſtimmung, und Tantchen Auguſte, die Tochter, freute ſich, daß ſie nun wieder etwas zu ärgern und zu peinigen haben würde. Ich bedauerte im Stillen Frau von Gaſtrow mit ihrer vierzehnjährigen Tochter, obgleich ich Beide nicht kannte. Sie kamen an. Frau von Gaſtrow war die Wittwe eines im Krieg gefallenen Offiziers und in mütterlicher Linie mit der reichen Tante verwandt; ſie hatte nicht den weichen Charakter meiner Mutter, vielmehr imponirte ſie Auguſten gleich durch ein feſtes, eckiges und theilweiſe hartes Benehmen, ſo daß dieſe die Hörner bald einzog. An die Mutter konnte Tantchen nicht, das war augenſcheinlich; ſie richtete daher ihren Grimm auf die Tochter Thereſe, einen lieben, geduldigen Engel. Thereſe wurde von ihrer Mutter ebenfalls hart gehalten, und da dieſe ihre abhängige Lage nur zu ſehr fühlte, ſo durfte ihr Thereſe auch keine erlittene Unbill klagen. Ich allein ſah die Leiden dieſes holden Geſchöpfs; gleiches Geſchick führte uns bald zuſammen, und ohne daß man es bemerkt hätte, waren wir die innigſten Freunde. In Thereſens tiefem Gemüth ging mir erſt die wahre Bedeutung des Lebens auf, und mein todtes, geſtaltloſes Wiſſen gewann nun erſt lebendiges Weſen und Form; ſie lehrte mich leben, und nicht lange, ſo flammte mir der Himmel der Liebe in ihren Augen auf. Welch tiefen, unauslöſchlichen Eindruck die Liebe auf mich, den ſcheuen, zurückgeſtoßenen, menſchenfliehenden jungen Mann machte, läßt kaum eine Beſchreibung zu. Ich lebte in allen Wonnehimmeln der Liebe zugleich. Auguſtchen hatte unſer Verhältniß endlich ausgeſtöbert, und als ich einſt aus dem Walde heimkehrte, war Thereſe fort. Niemand wollte von ihr wiſſen, und Frau von Gaſtrow antwortete mir kurz: Sie iſt ihrer Beſtimmung gefolgt. Da erwachte zuerſt in mir jene unſelige Heftigkeit, die ſpäterhin alle meine Handlungen bezeichnet hat: ich tobte, raſ'te, wollte Alle im Hauſe ermorden, und die Weiber flohen entſetzt vor dem Wuthausbruch des zeither ſo geduldigen Jünglings. Kurz vorher hatte ich bei einem Beſuche auf Erlhof im Kabinet meines

Vaters die beiden Dolche gefunden, und mit dem Einen in der Hand durchraſ'te ich das Haus, um die Herausgabe Thereſens zu erzwingen. Da trat mir mein alter Oheim entgegen und ſagte kalt: Komm', undankbarer junger Menſch, und triff die Bruſt deines zweiten Vaters, deines Wohlthäters, des Wohlthäters deiner Mutter! komm', gib mir den Lohn! — Ich bebte; der Dolch entfiel meiner Hand. — Du kannſt es nicht? rief er; ſo geh', elender Stumper! verlaſſ' heute noch dies Haus, und niemals betrete dein Fuß deſſen Schwelle wieder, du Störefried! — Er wandte den Rücken, und ich war aus dem Hauſe verbannt. Das ſchmerzte mich furchtbar, aber ich ging und begann mein einſames Leben in Erlhof. Zu einem Amte hatte ich nun weder Luſt, noch Willen mehr; ich nahm mir einen tüchtigen Verwalter, einen lebendigen Kerl zum Reitknecht und begann mein Gut nach eigenen Theorieen zu bewirthſchaften. Aber, all mein Fleiß brachte keinen Segen; ich hatte Unglück, und mein widriges Schickſal verdüſterte mich immer mehr. Um dieſe Zeit erhielt ich Nachricht von Thereſen; ſie lebte in der Reſidenz als Geſellſchafterin einer reichen Gräſin, die das arme Geſchöpf tyranniſirte. Keiner ihrer Briefe war bis jetzt an mich gelangt — die Tanten hatten dafür Sorge getragen; — in Erlhof konnten ſie es nicht mehr verhindern. Thereſe wähnte ſich von mir vergeſſen; mein ſchnelles Erſcheinen in ihrer Nähe, die wild hervorbrechende Leidenſchaftlichkeit meines Gemüths überzeugte ſie vom Gegentheil. Bei unſrer erſten Zuſammenkunft ſuchte ich ſie zu überreden, ſogleich mit mir nach Erlhof zu fliehen und ſich dort mit mir trauen zu laſſen; ihr kindlicher Sinn widerſetzte ſich, ſie konnte ihre Mutter nicht betrüben. Wäre ſie weniger fromm geweſen, ſo waren wir gerettet. Ein Herr Baron Hammer von Hammerſtein, ein herzloſer Menſch und bei Hof figurirend, hatte die Schönheit des armen Fräuleins bei der Gräfin bewundert und fühlte ſich berufen, ſie zu beglücken. Der Menſch reiſte nach Lorbach, hielt bei Mutter, Oheim und Tanten um Thereſen an, wurde mit Jubel empfangen, erhielt das Jawort, und Alles ſchätzte ſich glücklich. Der arme Mathematiker, der wie eine Nachteule in ſeinem verfallenen Neſt brütete, wurde vergeſſen. Durch meinen Thomas, einen verſchmitzten Kerl, der als Schweizerſoldat mehren Fürſten gedient hatte und nun mein Reitknecht war, erhielt ich von Allem Nachricht, was zu Lorbach vorging, und ſo erfuhr ich denn auch, daß Thereſe vom Herrn Baron ihrer dienſtbaren Stellung entnommen und nach Lorbach zurückgebracht worden war. Ich ritt hinüber, ein düſterer Nachtvogel, und nagte an meiner Verzweiflung. Der feſte Entſchluß, an ihren Beſitz Alles zu wagen, hielt mich noch aufrecht. Abends umkreiſt' ich die vom Dorfe abgelegene Oberforſtmeiſters-Wohnung; ich ſah ſie, gab ihr ein Zeichen, und in der Nacht ſprachen wir uns. Vergebens ſuchte ich ihre Schwäche zu beſiegen; ſie konnte ſich nicht zur Flucht entſchließen, aber vor Gott ward ſie mein Weib. Ich ſah ſie mehre Nächte; es waren die glücklichſten und doch auch furchtbarſten meines Lebens; Engel und Teufel ſtritten in mir, und mehrmals zuckte meine Hand nach dem Dolche, um ſie zu ermorden. Tantchen Auguſte war uns endlich wieder auf die Spur gekommen; als ich mich in der nächſten Nacht einſtellte, erſchien ſtatt Thereſens mein alter, eisgrauer Oheim mit entſetzlichen Flüchen gegen mich auf der Zunge, mit der auf mich gerichteten Doppelflinte in der Hand. Ohne Zweifel würde mich der alte, heftige Mann niedergeſchoſſen haben, wenn ich ihm nicht furchtlos entgegengetreten wäre, die Bruſt freigemacht und gebeten hätte, zuzuſchießen; er könne mir mit nichts eine größere Liebe erzeigen und die Bitten meiner Mutter durch nichts beſſer erfüllen. Dies entwaffnete ihn, aber mit Scheltworten warf er die Thüre zu und ließ mir durch einen Burſchen gebieten, mich nie wieder in der Nähe ſehen zu laſſen, wenn er nicht die Hunde auf mich hetzen ſollte. Wie ich nach Hauſe gekommen bin und drei, vier Monate gelebt habe, weiß ich nicht. Mein wüthender Schmerz, mein Haß gegen die Menſchen, meine aufkochende Wuth gaben Veranlaſſung, daß ich als einer der böſeſten Menſchen ausgeſchrieen wurde. Finſter und in mich gekehrt war ich immer geweſen. Dergleichen Gerüchte hatte man verſchlimmert vor Thereſens Ohr gebracht; ſie zitterte vor mir, und dieſen Eindruck mußte unſer letztes Zuſammentreffen unauslöſchlich und furchtbar ihrer Seele einbrennen. Thomas hatte es doch möglich gemacht, ſie allein zu ſprechen und ihr meinen verzweifelten Zuſtand zu ſchildern, und ſie hatte eine Nacht beſtimmt, in welcher ſie mich im Garten erwarten wollte; — es war eine finſtere, entſetzliche Nacht; mein raſender Ungeſtüm erdrückte ſie faſt; ich fühlte ſie zittern bei meiner entfeſſelten Heftigkeit; meine Seele entlud ſich wie eine ſtarkgefüllte elektriſche Flaſche mit furchtbaren Schlägen. Die Ausbrüche meiner Liebe und meines Schmerzes wurden durch das Geſtändniß, daß ſie ſich Mutter von mir fühle, noch erhöht. Ich beſchwor ſie auf den Knieen, mit mir zu fliehen; ſie war nicht zu bewegen, ja, als ich Gewalt anwenden wollte, widerſetzte ſie ſich und rief alle Strafen des Himmels auf ihr Haupt, wenn ſie ihre Mutter alſo kränkte; im vernichtenden Gefühl ihrer Schuld wollte ſie alle übeln Folgen ihres Fehltritts geduldig ertragen. In Verzweiflung über dieſe Schwäche, raſend zog ich den Dolch und drohte mit gräßlichen Schwüren ſie zu erſtechen, wenn ſie mir nicht gleich folgte; ſie ſchauderte zurück vor mir, wandt ſich im Staube und flehte um ihr Leben. Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde, wäre Thomas, der die Pferde vor dem Garten hielt, nicht hinzugeſprungen und hätte meinen Arm gehalten. Da ſchleuderte ich ihr den Dolch hin und rief: Nun, ſo ermorde dich mit dieſem Stahl ſelbſt, wann die Verzweiflung der Reue, daß du mir nicht gefolgt biſt, dein Leben zermartert, ſtoß' ihn der Frucht deines Leibes in die Bruſt, wann ſie das Licht der Welt erblickt hat! Und ſo ließ ich ſie im Graſe liegen und ritt davon.

Nun wurde ich eine rechte Nachteule. Es verging lange Zeit; da trieb mich's wieder fort. Ich ſuchte den Baron von Hammerſtein auf.

Schaamröthe färbt noch jetzt meine Wangen, wenn ich jenes Zuſammentreffens gedenke. Meine Tollheit hätte mich beinahe zum Meuchelmörder gemacht. Der zweite meiner Dolche trank des Barons Blut; eine höhere Hand erhielt ihn. Ich mußte flüchtig werden, aber ich erkrankte und lag hart darnieder; als ich wieder zur Beſinnung kam, ſtand der alte Oheim mit theilnehmendem Geſicht an meinem Lager; er ſagte mir, daß das Erbe meiner Väter ſubhaſtirt, daß ich gerichtlich verfolgt werden würde; mein gänzlicher Ruin ſey gewiß, wenn ich das reiche Fräulein von Fülleborn nicht heirathe; thue ich das, dann werde er ſich meiner wieder annehmen, und Alles könne noch gut gehen. Der alte Mann beſchwor mich mit Thränen, einer tollen Idee — ſo nannte er meine Liebe zu Thereſen — nicht mein ganzes Lebensglück zu opfern, nicht durch meinen Starrſinn ein Ungeheuer von Undank zu werden; ich ſey es ihm ſchuldig, ich müſſe die Fülleborn heirathen. Ich hatte ſie kaum Einmal geſehen, aber ich ſagte: Ja. Ich war Alles zufrieden; eine gräßliche Gleichgültigkeit hatte ſich meiner bemächtigt. Die Tanten nahmen ſich meiner nun auch wieder in Gnaden an; es wurde eine ſteife Verlobung gehalten. Meine Braut war ſo gleichgültig und kalt, wie ich ſelbſt; deßhalb wanderte ſich denn auch Keins über das Andre. Ein halbes Jahr darauf war Hochzeit; bald nachher ſtarb der Onkel; die Tante folgte nach, und Auguſtchen zog zu uns. Meine Frau gebar mir einige Kinder; ſie ſtarben früh; Roſa blieb am Leben, aber ſie war ſchwächlich, und ihre Geiſtesanlagen entwickelten ſich bald ſehr eigenthümlich. Meine Frau hatte mir Viel zugebracht; ich zog mich aus allen Schulden, hatte Glück, beerbte Auguſtchen, die der Herr Trotz ihres Sträubens bald zu ſich nahm, und lebte von nun an ſtill und einſam in meinen Kammern meinem Lieblingsſtudium, den Naturwiſſenſchaften und der Muſik. Meine Frau liebte ich nicht, aber ich war ihr auch nicht abgeneigt. Später erfuhr ich, daß eine unglückliche Liebe die Blüthen ihres Lebens ebenfalls vernichtet habe; auch ſie war gezwungen worden, mich zu heirathen; Auguſtchen hatte bei ihren Eltern Alles betrieben. Von Thereſen und der Frucht unſerer Liebe erfuhr ich lange nichts; auf dem Sterbebette ſagte Auguſte aus, Thereſe habe einen Knaben geboren; die Mutter habe behauptet, das Kind ſey einige Stunden nach der Geburt wieder geſtorben. Die Sache war höchſt geheim gehalten worden, und der Herr Baron hatte nie davon erfahren. Erſt im vorigen Sommer, nach ſeinem Tode, nachdem dreißig düſtere Jahre vorübergegangen waren, erhielt ich durch einen Verwandten die Verſicherung, daß in Thereſens Bruſt die alte Liebe zu mir noch jugendlich blühe. Ach, ich liebte ſie noch eben ſo heiß! Ich ſchrieb ihr, und ſie kam ſtatt der Antwort. Da ging mir die Sonne meiner Jugend im freundlichen Widerſchein der Erinnerungen noch einmal vor der trunkenen Seele vorüber; aber auch die alte heftige Leidenſchaft erwachte: einſt ſtürzte ich, der bejahrte Mann, wonnetrunken an ihre Bruſt, umklammerte ſie wie ein Verzweifelnder und drückte ihr glühende Küſſe auf Mund und Wangen. Sie hatte dieſe Gluthen verkühlt gewähnt. Sie ſchrie auf, und meine Frau überraſchte mich in dieſer Lage. Ich war außer mir; ich kannte mich nicht und wüthete gegen mein unſchuldiges Weib; ſie wurde krank, ſehr krank, und ich wünſchte, ich hoffte, daß ſie ſtürbe, damit ich mich mit Thereſen verbinden könne. Thereſens unermüdete Sorge am Krankenbette rettete mein Weib, und der Himmel beſtrafte meinen Wahnſinn durch die Qualen der Reue. Auf meine Fragen nach ihrem erſtgebornen Sohn antwortete mir Thereſe kurz, daß er geſtorben ſey, und ich glaubte ihr. Weil uns auf Erden anzugehören nicht vergönnt war, ſo verabredeten wir miteinander, daß ihr Sohn meiner Roſa Gatte werden ſolle. Der Sohn

ommt endlich an und bringt als Freund dieſen
Maler, den Beſitzer meines Dolches mit. Theodor
on Hammerſtein liebt aber nicht Roſa und wird
on ihr nicht geliebt, vielmehr neigt er ſich zu
milien, der Tochter meines Pfarrers; Roſa aber
ebt den Maler. — Er muß fort, bald, bald
rt! — —

Großer Gott! er iſt's! er iſt mein und The-
ſens Sohn! Sie hat es mir geſtanden; ſoeben
be ich den Brief erhalten. Gott! Gott! wenn
nur nicht der Mörder meiner Roſa wird! Ich
erde ihn gleich heute noch in den Gerichten an-
ſennen und ihm heute Abend oder morgen noch
s Dokument überreichen. Dann aber muß er
f einige Zeit fort, damit Roſa ſich erſt wieder
de. Arme Roſa! — O, er wird ſich freuen,
un er liebt mich. Wenn er nur nicht ihr Mör-
wird! — mir bangt — — —“

„Der letzte Satz iſt ſpäter hinzugeſchrieben,“
te Adelbert; „ein unheilbarer Wahnſinn ver-
derte meinen Vater an ſeinem Vorſatz. Roſa
te der Mutter ihre Liebe, ihre Träume ge-
den, und als der alte Mann ſeiner Frau
en Brief, theure Mutter, mittheilte, ließ ſie
Roſa's Geſtändniß wiſſen. Dies trieb ſeinen
t ſogleich über alle Schranken des Verſtandes

hinaus, er hatte keinen lichten Augenblick mehr, und ſeine einzige Idee war, mich ſo ſchnell, wie möglich aus dem Schloſſe zu entfernen, um ein geahntes großes Unglück zu verhüten.“

Zur Ergänzung deiner frühſten Lebensgeſchichte habe ich nur Wenig hinzuzuſetzen,“ ſagte die Baronin, als der Maler ſchwieg. „Dein Vater war ein finſterer, menſchenfeindlicher Mann, aber ein edles Herz ſchlug in ſeiner Bruſt; ein Zug zur Schwermuth war durch die verkehrteſte Erziehung zu jenem Fehler geworden, und ſein heftiges, über alle Schranken hinaus ſtürmendes Weſen machte dieſen Fehler furchtbar. Während ich ihn leidenſchaftlich liebte, zitterte ich vor ihm, und dies war vielleicht mehr Schuld an meiner Unentſchloſſenheit, als die Liebe zur Mutter und die Furcht vor den Tanten. In der höchſten Angſt entdeckte ich mich der Mutter, um ſie zur Einwilligung meiner Verbindung mit Erlhof zu bewegen, aber ſie haßte ihn, ſie fürchtete ihn und war nachſichtiger gegen mein Vergehen, als ich wohl erwarten durfte; ihr einziges Beſtreben ging nun dahin, mir Erlhofen ebenfalls verhaßt zu machen und mir meinen Verlobten im ſchönſten Lichte zu zeigen. Ich erſtaunte, daß nach meinem Geſtändniß noch von dieſem die Rede war, aber mein Erſtaunen wuchs, als ich aus dem Munde der Mutter hören mußte, durch ein ſolches Hinderniß ließen ſich kluge Köpfe ihr Glück nicht entreißen; Herr Baron von Hammerſtein werde eben ſo glücklich mit mir leben; dergleichen Kleinigkeiten pflegten in der vornehmen Welt gar oft vorzukommen. Ich ſchwache Unglückliche fügte mich im Gefühl meiner großen Schuld, ich ſchauderte, aber ich gehorchte. So lang ſich mein Zuſtand verbergen ließ, ging Alles ſeinen gewöhnlichen Gang fort; dann wurde Auguſtchen mit in das Geheimniß gezogen, die ſich königlich freute, einmal eine größere Intrigue mitſpinnen zu können, als die des Hauſes waren. Die Hebamme des Dorfs wurde mit Geld gewonnen, und ich mußte von nun an ſtreng das Zimmer hüten. Die ſehr einſame Lage des Hauſes begünſtigte den Plan, den man mit mir vorhatte.

Das Drängen des Herrn von Hammerſtein wußte die Mutter ſehr geſchickt zu beſchwichtigen und ihn unter mancherlei Vorwänden hinzuhalten, ja, ſie war ſo ſchlau, ihn ſcheinbar zu ihrem Vertrauten zu machen und ihm zu entdecken, daß die Natur mich ſehr ſpät zur mannbaren Jungfrau bilde und eben in ihrem Werke begriffen ſey; dieſe Kriſis ſey mit mehren Übeln verbunden; er müſſe durchaus warten, bis die Revolution meines Körpers vollendet und ich zur

Gattin tauglich ſey; — und Herr von Hammerſtein war entzückt über dieſen Umſtand. Kam er zu uns, ſo lag ich im Bette; er lächelte pfiffig, und ich bedauerte ihn. Die Zeit meiner Entbindung nahte, und die Hebamme beſuchte mich in der Nacht. Ich fand Gelegenheit, ihr jenen Dolch, den ich bis jetzt heilig bewahrt, mit der Bitte zuzuſtecken, ſie möchte ihn meinem Kinde mitgeben. Ich hing mit romantiſcher Schwärmerei an dieſer Idee, denn die Mutter hatte mir geſagt, daß mir das Kind ſogleich nach der Geburt entriſſen und durch die Hebamme an einen ſichern Ort gebracht werden würde, den zu erfahren mir niemals Noth thue. Ich wollte mein Kind einſt an dem verhängnißvollen Dolche erkennen, — ſo träumte und ſchwärmte ich in meinen einſamen, kummervollen Stunden. Ich wurde glücklich von dir entbunden, und als ich dich heiß an's Herz gedrückt, geküßt und Thränen auf dich herabgeweint hatte, entſchlief ich. Bei meinem Erwachen fand ich dich nicht mehr. Ich durfte nicht jammern, nicht fragen, ſtumm mußte ich meinen Schmerz ausweinen und durfte die Thränen nicht ſehen laſſen. Bald darauf erhielt der Baron von Hammerſtein einen Wink, es ſey nun Alles in Ordnung, und zwei Monate darauf wurde ich zum Altar geführt. Dein Vater, Dorothea.

konnte nie die mindeſten Anſprüche auf meine Liebe machen; erſt in dir und Theodor fand ich Erſatz für meinen Verluſt. Als meine Mutter merkte, daß ſie nur kurze Zeit noch zu leben haben würde, entdeckte ſie mir den Aufenthalt meines Kindes: die Hebamme hatte dich zu dem Krämer Adlerkranz in Augsburg getragen, der als kinderloſer und braver Mann bekannt war. Von nun an unterſtützte ich dich; ich ſah dich ſogar einmal als Knabe auf der Straße, doch konnte ich nicht mit dir reden. Alle Gelder, die du erhielteſt, kamen von mir, denn ich war reich geworden, und als du nach Rom gingſt, erhieltſt du auch die Wechſel auf wohlverdecktem Wege. Es war mein Wunſch, daß Theodor und du Freunde werden möchtet; da regte ich in ihm die Sehnſucht an, ſeine architectoniſchen Studien in Rom zu vollenden. Er erhielt dort ſeinen Wechſel ebenfalls durch Tiberio, und dieſer Mann wurde zu gleicher Zeit beauftragt, Euch miteinander bekannt zu machen. So brachte ich Euch zuſammen, ſo führte ich dich in unſer Haus ein, mein Sohn. Deinem Vater wagte ich, ſelbſt nach meines Mannes Tod, nichts von deiner Exiſtenz zu ſagen; eine unerklärliche Furcht hielt mich davon ab; ich hatte mich ja überzeugt, daß er noch eben ſo wild und düſter leidenſchaftlich ſey, wie dreißig Jahre zuvor; darum nahm ich mir vor, dich erſt ſelbſt perſönlich kennen zu lernen und nach Befinden deiner Individualität ihm entweder das Geheimniß deines Lebens zu entdecken oder zu verſchweigen. Ich hatte dich kennen und ſo ſehr lieben gelernt, deßhalb fand ich kein Bedenken, ihm die Wahrheit zu ſchreiben, der er herzlich auf der Spur war, wie er mich brieflich dringend darum bat. Des Herrn Wege ſind für uns dunkel, aber ſie führen uns zum Licht. Er iſt nun ſchon hinübergegangen, und bald werde ich ihm nachfolgen. Auch in meinem Secretaire findet Ihr nach meinem Tode ein genau geführtes Tagebuch mit den Begebenheiten und Gefühlen meines Lebens; es wird Euch über alles noch Dunkle genügenden Aufſchluß geben. Ich fühle, daß das ſchwache Flämmchen meines Lebens bald ausgebrannt ſeyn wird.“ Sie ſchwieg matt und angegriffen und ſank in das Kiſſen zurück. Weinend knieten Adelbert und Dorothea am Bette, und ſegnend breitete die Kranke die Hände über ſie aus.

Dreißigſtes Kapitel.

Biſt auf ewig abgeſchieden
Von dem Traumgedrang' hienieden;
Alle Sorgen ſchlafen ein
Über deinem Leichenſtein.

De la Motte Fouqué.

Als die Glocken des Dörfchens traurig thaleinwärts hallten, ſchwankte ein Leichenzug aus dem weitgeöffneten Thore des ſchönen Landſchloſſes Hammerſtein: die Hülle der verſtorbenen Baronin wurde zu Grabe getragen. Mit einem fragenden Blick gen Himmel ſtand der Maler neben Bertha hinter dem Sarge. Dies Auge voll Thränen hatte eben auf dem Familienbilde und dann auf Dorothea geruht, die ſchwach und abgezehrt, ihrer Auflöſung nahe in ihrem Bette lag und nicht im Stande war, die geliebte Mutter zum ſtillen Ruheporte zu geleiten. Adelbert konnte ſich nicht dem Ausbruche des wilden Schmerzes überlaſſen, der in ihm wüthete, er mußte ja die geliebte Dorothea ſchonen; auch hütete er ſich wohl, ſie an das Bild zu erinnern. Je hinfälliger aber Dorothea wurde, deſto heiterer ward ihr Geiſt; die Fittige ihrer Seele dehnten ſich weiter und weiter ſie rauſchten ſchon, ſie verſuchten ſchon den Flug der ganz entbundenen Pſyche; Verklärung überleuchten zuweilen ſchon ihr Geſicht, wie ein Blitzſtrahl die dunkle Erde überzürnt. Dann und wann war ſie bettlägerig, aber meiſt hielt ſie ſich auf und ſchlich am Arme des geliebten Bruders durch den Park nach der Einſiedlerhütte. Er durfte faſt nie von ihrer Seite kommen; ging er nicht mit ihr, ſo brachte er ſeine Zeit auf ihrem Zimmer zu, und lag ſie, ſo hatte er ihre Hand gefaßt und ſaß am Bette. Am liebſten ſprach ſie mit ihm, und meiſt gegen ſeinen Willen lenkte ſie das Geſpräch auf den Tod, die Fortdauer nach dem Tode und die Verbindung der Abgeſchiedenen mit den lieben Zurückgebliebenen; die Fortdauer des Geiſtes war ihr zur heiligſten Gewißheit geworden, und ſelbſt über die Art derſelben äußerte ſie kühne, überraſchende Gedanken, die gewiſſermaßen ſchon durchwebt und getränkt waren vom Weſen einer höhern Natur, ſo daß der Maler oft bei ihren Worten, die wie Lichtſtrahlen, des äußern Zeichens nicht mehr bedürftig ihm in die Seele drangen, jenen heiligen Schauer empfand, der den ſinnigen Menſchen bei der Berührung mit dem Überſinnlichen befällt. Vorzüglich viel war ſie mit Roſa beſchäftigt, ſie wurde nicht müde, ſich den kleinſten Zug jener ſeltſamen Traumliebe der verſchwiſterten Seele ſtets und immer wiederholt erzählen zu laſſen, und wann Adelbert an die Stelle kam, wo Roſa in der Nacht vor ihrem Tode geſagt, ſie ginge voraus, ihm das Lager dort zu bereiten, da rief die Kranke mit Wonneſchauern: Ich komme bald, geliebte Roſa, dir zu helfen; dann werden die beiden Schweſtern dich, mein Adelbert, vereint empfangen, und du gehörſt uns Beiden in ſeliger Umſchlingung; die Schweſtern ſind deine Bräute, wir dürfen dich Beide beſitzen; in unſerer Mitte jubelſt du dem Aufgange des Lichts zu; wir führen dich die uns wohlbekannte Straße der Sterne. Ja, Adelbert, du wirſt einſt einen ſchönen Tod haben; an deinem Sterbelager werden unſre Geiſter wandeln; wir werden zu deinen Häupten ſtehen und die entfeſſelte Seele mit Schweſterkuß begrüßen und dem Lichtquell entgegentragen." Alſo ſchwärmte ſie von ihrem Tode und vom Wiederſehn jenſeits, und vor Wonne bebten ihre Lippen, zitterten ihre Hände, wallte ihr ganzes Weſen wie convulſiviſch auf. Eine große Abſpannung folgte ſtets auf ſolche geiſtige und körperliche Erſchütterung; die eintretende Lethargie hielt bei Wiederholung ſtets länger an, und Adelbert ſah mit Angſt der Zeit entgegen, wo nach einer ſolchen geiſtigen Wolluſtbefriedigung die Seele plötzlich mit Einemmale ihre Bande zerſprengen werde. Was er aber auch aufbot, ſie von derartiger Unterhaltung abzubringen, ſie drang nur immer mehr darauf und wußte wohl, daß, wenn ſie nur erſt einen Lichtgedanken hingeworfen habe, er davon ergriffen und fortgeriſſen werde.

Der Sommer war vorübergegangen; der Herbſt ſchien das letzte Öl auf Dorothea's Lebensflamme zu träufeln; ſie flackerte noch einmal auf. Eine Zeit lang ſchwieg ſie nun von jenen Phantaſieen aus dem Jenſeits und ſchwelgte in den Erinnerungen des vorigen Jahres. Da wurde faſt jedes Geſpräch von ihr wiederholt, was ſie vom erſten Tage der Ankunft des Malers auf Hammerſtein mit ihm geführt; ſie erwähnte aller Gänge, Luſtpartieen, aller gemeinſchaftlichen Arbeiten und zeigte ein ſo bewunderungswürdiges Gedächtniß für den Herbſt des frühern Jahrs, daß der Maler zuweilen in den Wahn gerieth, ſie müſſe ein ſo genaues Tagebuch geführt haben. Sie lächelte, als er ihr dies einſt ſagte, und erwiederte: „Meine Seele iſt mein Tagebuch; darin ſteht jeder Augenblick, den ich mit dir, mein Bruder, zuſammen verlebt, mit unauslöſchlichen Zügen aufgeſchrieben; — was bedarf es da noch der Feder und Dinte?“ — Doch gab dieſe Äußerung Veranlaſſung zu einer neuen Unterhaltung, wodurch Adelbert die Schweſter immer mehr von jenen ſie ſchwächenden Schwärmereien abzubringen hoffte; ſie wünſchte nämlich das Tagebuch ihrer Mutter und ſeines Vaters zu leſen und beide mit einander zu vergleichen. Aber die Äußerungen und bitteren Lebensbetrachtungen zweier von einander geriſſenen und fortundfort ſchmerzlich blutenden Herzen griffen Dorotheen mehr an, als Adelbert lieb war; die entſetzlichen Ausbrüche gegen Menſchen, Welt, Gott in den Blättern ſeines Vaters, der bittere, oft giftige Hohn über alle Tugend, alles Heilige mußte vom Maler meiſt überſprungen werden, weil dieſe grellen Farben nur ſchneidende Mißtöne in der Bruſt der Kranken wecken konnten.

Das Zuſammenleben dieſer Beiden, ihre Unterhaltung, ihr ganzes Weſen mußte für die jugendliche Bertha etwas Drückendes haben; ſie fühlte ſich nicht angezogen, weder von Dorotheen, noch von Adelbert; die Einſamkeit war ihr unerträglich; auch begriff ſie das wunderliche Treiben ihrer Schweſter mit dem Maler nicht, denn aus Vorſicht und Schonung der Mutter war ſie nicht in das Geheimniß eingeweiht worden; dies mußte bei der argen Welt gar bald zu Mißdeutungen Anlaß geben, und Dorotheen ſchützte ſelbſt ihre auszehrende Krankheit nicht vor den ſchändlichſten

Verläumdungen nichtswürdiger Zungen. Solche Gerede bewirkten bald, daß ſich kein Fremder, weder aus der Nähe, noch aus der Ferne mehr auf Hammerſtein ſehen ließ. Der Medicinalrath Solten und der Poſtbote, der Theodor's Briefe brachte, waren zuletzt die einzigen fremden Menſchen, die das Schlößchen betraten. Den beiden Liebenden fiel dieſe Verlaſſenheit gar nicht auf; ſie lebten ja nur für ſich, ſie waren ſich ſo ganz genug, daß ſelbſt Bertha mit ihrem Trubſinn kaum von ihnen beachtet wurde. Dieſe wandte ſich in der höchſten Noth an ihren Schwager, den Herrn von Leyſſer, und bat denſelben, ſie aus dem verzauberten Schloſſe zu erlöſen. Adelbert und Dorothea waren nicht wenig verwundert, eines Tages den Wagen des Herrn Geheimen-Conferenzrathes vorfahren und den vornehmen Herrn Schwager bei ſich eintreten zu ſehen. Nach kurzen, froſtigen Komplimenten erklärte er, daß er ſich mit Bertha verlobt habe und gekommen ſey, dieſelbe abzuholen. Dorothea konnte nichts dagegen haben und erwiederte nur, Bertha könne ihm ohne Einwilligung ihres Vormunds nicht folgen; allein Herr von Leyſſer hielt ihr ſtatt der Antwort die ſchriftliche Einwilligung des Vormunds hin und fügte derſelben eine Verlobungskarte bei. In Dorothea's Gegenwart ſteckte Herr von Leyſſer einen koſtbaren Ring an der glücklichen Bertha Finger, ſchickte die Karten auf die benachbarten Edelſitze und verließ am andern Morgen Hammerſtein mit ſeiner Braut. Dorothea hatte noch einmal am Halſe ihrer jetzt einzigen Schweſter geweint, ihr Glück und Segen gewünſcht und für dieſe Welt Lebewohl geſagt. Der Abſchied hatte ſie ſehr angegriffen; auch bekümmerte ſie Bertha's Schritt ſehr; ſie kannte ja ihres Schwagers Charakter. Dieſe Verſtimmung konnte auch nicht wieder verwiſcht werden. Am Abende nach Bertha's Abreiſe ſah ſie ſinnend vor ſich hin und ſagte dann wehmüthig: „Vielleicht iſt es für die arme Bertha recht gut, wenn der Fluch deines Vaters doch in Erfüllung geht; denn, welches Loos wird ihrer bei dem gefühlloſen, intriguanten Leyſſer warten? und ſie iſt gemüthlicher, als Charlotte war.“ — Es war das Erſtemal, daß Dorothea des Fluches und Bildes wieder erwähnte. — „Es iſt doch ein merkwürdiges, faſt ſchauerliches Geheimniß mit dieſem Fluche,“ fuhr ſie fort; „Bertha iſt nun noch die Einzige, die ſeine Kraft bald zu erfahren hat, wenn er wirklich eine ſolche beſitzt.“ Der Maler ſah Dorotheen verwundert an.

„Deine Blicke wollen mich daran erinnern, daß ich ja noch lebe,“ ſagte ſie wehmüthig lächelnd;

aber, über ein Kleines! Sieh', das Laub gilbt; wann es fällt, — fall' ich mit.“ Adelbert erſchrack, denn ſchon oft hatte der Arzt zu ihm geſagt: „Die letzten dürren Blätter fallen auf ihr friſches Grab.“ Er umarmte ſie und ſuchte ihr die lichte Ahnung ihrer Seele nicht auszureden.

„Sieh',“ fuhr ſie fort, „ſieh', mein Bruder, „der Fluch deines Vaters iſt ja zum Segen geworden; faſt möchte ich zweifeln, daß Emilie mit meinem Bruder glücklich geworden wäre; er hat ſie ſchnell vergeſſen und hat eigentlich immer nur Viola Germano, die ſchöne Trieſtinerin geliebt; das geht ja aus all ſeinen Briefen ſonnenklar hervor. Dieſe wahre Liebe ſeiner Seele wäre nach verflogenem Sinnenrauſche mit ſtarken Zügen hervorgetreten und hätte ihr Recht an ſein Herz angeſprochen; das wäre ja dann ein großes Unglück für Emilien geweſen. Und was ſollte denn Frau von Erlhof mit ihrem erſtorbenen Herzen auf dieſer Welt? Weſſen Blüthen ein ſolcher Froſt getroffen, für den iſt beſſer, er wandert bald, bald hinüber, wo die Blüthen neu und herrlicher blühen. — Was ſonſt konnte der unglücklichen Charlotte Leiden lindern, als der Tod? Das hat ſie wohl gefühlt. Die Mutter aber zog es dem Geliebten ihrer Seele nach; ſeit ſeinem Tode war ſie nicht mehr auf der Erde heimiſch; ſie wußte auch, daß ich ihr bald folgen würde. Und ich, — ach, ich war nie für die Erde; meine Gebrechlichkeit machte mich früh für den Himmel reif; ein Sonnenblick verklärte mein Leben, und das war deine Liebe, mein Bruder. Aber auch in ihm ſah ich die Deutung auf jenſeits. Dort ſoll unſre Liebe Früchte tragen. Nun zieht mich Sehnſucht der Mutter nach; wir waren ja hier ſtets vereint, und wärſt du nicht um mich geweſen, mein Adelbert, ich wäre mit ihr oder ihr gleich nachgeſtorben; du aber warſt beſtimmt, meinen Schmerz in ein ſeliges Hoffen zu verklären, du, mir den Abend zu erhellen, und dein Stern wird mir leuchten, bis ich im Hafen lande.

Und was ſoll denn endlich Bertha als Frau des entſetzlichen Leyſſer auf der Welt? Wollte der Himmel, der Fluch oder der Segen — wie ſoll ich's nennen? — ginge in Erfüllung! und ich ahne, daß es ſo ſeyn wird."

Der Maler weinte an ihrem Halſe. —

Kürzer wurden die Tage; die erſten gelben Blätter raſchelten von den Bäumen in die Sandwege des Parks, und als Dorothea an Adelbert's Arm darüber hinglitt, liſpelte ſie mit lächelndem Munde: „Bald!"

Und ſo geſchah's. An einem Vormittage ſaß ſie mit ihrem Bruder unter einer Linde — es war ihr Lieblingsbaum; plötzlich kam ein Herbſtſturm und wühlte wild im gelben Laube des Baums: ein Blätterregen erfüllte die Luft; weithin wurden die gelben Flecken getrieben, aus denen ſich die Natur ihr Sterbekleid webt. Adelbert wollte Dorotheen fortziehen, denn der Wind war kalt; aber er konnte ſie nicht dazu vermögen; ſie beſchwor ihn, ſie zu laſſen; es ſey das Letztemal. Mit thränenglänzenden Augen folgte ſie dem Falle der Blätter; endlich ſagte ſie: „Laſſ' mich unter dieſer Linde begraben! es muß ſich ſchön unter dieſer Blätterdecke ſchlafen; die letzten des Baums werden auf meinen Hügel fallen; laſſ' mich hier ſchlummern!“ Weinend verſprach es ihr Adelbert.

Als ſie wieder in ihrem Zimmer war, durchlief ſie Ein Schauder nach dem andern. Die zwei rothen Flecken auf ihren Wangen, die ſich dort ſeit einem halben Jahre gezeigt hatten, waren verſchwunden, das Geſicht todtenbleich; nur das Auge lebte noch. Sie mußte zu Bette gebracht werden. Nachmittags kam der Arzt. „Höchſtens noch zwei Tage!“ ſagte er zu Adelbert, als er ging. Aber, es ſollte nicht ſo lange dauern; in der Nacht kam Fieber und ſetzte ihr heftig zu. Demungeachtet ſprach ſie nur von Roſa, der Mutter, Charlotten, Emilien und wünſchte mit

Sehnſucht Theodor's Gegenwart; das Sprechen griff ihre Bruſt an, aber ſie ließ es auf alle Bitten des Bruders nicht. Als der Tag zu grauen begann, war ſie ſo erſchöpft, daß ſie einſchlummerte. Adelbert blieb in ihrer Nähe und beobachtete ſie unausgeſetzt; er ſah, wie über ihr Geſicht das Lächeln eines Engels ſchwebte, hold und ſüß und leiſe, leiſe und dann verrann, wie ein Zephyr den reinen Waldſee kräuſelt. Gleich darauf erwachte ſie, aber ſie war ſo ſchwach, daß ſie den Kopf nicht mehr erheben konnte.

„Nun iſt es gut,“ lispelte ſie dem Bruder zu, der auf den Wink ihres Auges ſich zu ihr herabgebogen hatte; ich habe meinen Bruder Theodor und ſeine Viola geſehen; er wollte eben ſein Pferd beſteigen, und ſie ſtand an der Thür' des Hauſes, um ihm den Abſchiedskuß zu geben. Ich hörte, daß er nach Rom reiſen wollte. Sie war ſehr blaß, und ich wußte plötzlich — ich weiß nicht, woher, — daß auch ſie nicht lange mehr leben, ſondern bald mit Roſa und mir vereint ſeyn werde.“

Der Tag brach an; es war hell im Zimmer geworden. Sie aber ſagte: „Es dunkelt mir vor den Augen; iſt es denn plötzlich wieder Nacht geworden?

„Die Sonne geht eben auf,“ verſetzte Adelbert bebend; „ihr erſter Strahl fällt auf dein Bett.“

„Die Sonne! die Sonne!“ rief Dorothea mit ihrer frühern ſtarken Stimme. „Hebe mich, daß ich ſie noch einmal ſehe!“ Adelbert umſchlang ſie, hob ihren Oberkörper ſanft auf, damit ſie durch das Fenſter ſehen könne. Aber er erſchrack, als er ihr in's Auge ſah; es war gebrochen. Der Sonnenſtrahl traf ihr Geſicht; ſie zuckte zuſammen, ihr Kopf ſank an ſein Geſicht, und über ſeine Lippen hin hauchte ſie ihre ſchöne Seele aus. — Zwei Tage darauf wölbte ſich der Hügel unter der Linde, und der Baum beſtreute noch denſelben Tag die braune Erde mit einem dicken Laubmantel, gleichſam, als wolle er ihr damit die letzte Ehre erzeigen.

„Ich und deine Linde haben deinen Wunſch erfüllt,“ ſagte der Maler, als er hinzutrat, Abſchied zu nehmen; „ſie ſendet dir dankbar ihr Laub, ich meine Erinnerungen nach. Ich fühle tief die Wahrheit, und ſie wird mich bis an mein irdiſches Ziel begleiten: — keine Wonne der Erde kann das Herz ſo erheben, wie der Schmerz; er iſt Erdenverklärung.“

Er übergab dem alten Haushofmeiſter, der mit ſeiner ſteifen Etiquette das ganze Haus überlebt hatte, das Schloß bis zu Theodor's Heimkehr und reichte der weinenden Antonie die Hand zum Abſchied.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Bei Nacht auch überſchreiten kühne Träume
Die Kluft, die von den Abgeſchiednen trennet,
Und führen ſie herbei, mit uns zu koſen.
Wir ſtaunen nicht, wenn ihre Stimm' uns nennet;
Sie ruh'n mit uns im Schatten grüner Bäume,
Derweil ſich ihre Grüfte ſchon bemooſen.
A. W. Schlegel.

Von einem Spaziergang mit ſeinem Pfarrer Wirzig in die neuerwachende Frühlingswelt zurückgekehrt fand der Herr von Erlhof, noch immer Adlerkranz zubenannt, zwei ſchwarzgeſiegelte Briefe mit verſchiedenen Poſtſtempeln; in der Aufſchrift des Einen erkannte er Theodor's Hand. Die alten Pflegeeltern, Herr und Frau Adlerkranz von Augsburg, welche der Maler gleich nach ſeiner Heimkehr zu ſich genommen hatte, ſahen beſorgt nach dem abgemagerten Kummergeſicht des geliebten Pfleglings hinüber, als er den erſten Brief erbrach, und als er entſetzt ausrief: „Gott im Himmel! der furchtbare Fluch hat ſich furchtbar erfüllt! — da eilte der alte Adlerkranz dem Sohne zu Hülfe, denn dieſer drohte umzuſinken.

„Was iſt dir denn ſo Gräßliches zugekommen?“ fragte die Mutter beſorgt im Lehnſtuhl, und der Vater fragte: „Iſt dir denn wieder Jemand Liebes geſtorben?“

„Der Secretaire des Geheimen-Conferenz-Raths von Leyſſer ſchreibt mir in Auftrag ſeines Herrn, daß deſſen junge Gemahlin Bertha, geborne Freiin von Hammerſtein, in Folge einer unglücklichen Entbindung verſchieden ſey, verſetzte Adelbert und ließ den Brief fallen; ſein Auge hing ſtarr am Boden, und in die kalten, bleichen Züge ſeines Geſichts ſchien der Tod ſelbſt ſchon ſeine Saat zu ſtreuen. Die fromme alte Frau im Lehnſtuhl hatte die Hände gefalten und betete ſtill für die Heimgegangene, die ſie nicht gekannt hatte, Herr Adlerkranz aber nahm den Maler bei der Hand, führte ihn zum Fenſter und ſprach: „Laſſ' dich nicht umgarnen von Satans Liſt, mein Sohn! Ich weiß, wie ſehr deine Seele leidet, und wir haben's den Winter über mit großem Kummer erfahren; aber laſſ' durch den neuen Schlag dich nicht niederſchmettern, unterliege nicht deinem Schmerz, verzweiſle nicht an Gott! Der Herr wollte dich ſchwer prüfen; nun wird die Zeit der Prüfung vorüberſeyn; du biſt ja ſchuldlos, und der Himmel wird ſich deiner erbarmen; hat er uns doch nach dem trüben, harten

Winter wieder einen ſonnigen Frühling beſcheert! Gott iſt groß, ſeine Barmherzigkeit unerſchöpflich, ſeine Langmuth unendlich; ſein Name ſey gelobt auch mit thränendem Auge, auch mit blutendem Herzen!"

Adelbert hatte unwillkührlich die Hände gefalten. „Die Prüfung iſt noch nicht vorüber," ſagte er dann leiſe mit erſterbender Stimme; „hier iſt ja noch ein zweiter Brief. Gott, ich habe doch Niemanden weiter gemalt nach des Vaters Tode! Oder hat mein Theodor mit kalter Hand mir dieſe letzten Zeilen vom Sterbebette geſchrieben?" Haſtig riß er den Brief auf und las:

„Mein geliebter Bruder!

Lebhaft erinnere ich mich jetzt an einen deiner Ausſprüche, — der Schmerz ſey das Läuterungsfeuer des Herzens, und der Schmerz um die dahingeſchiedenen Lieben werde endlich zur Altarflamme, auf welcher das geläuterte Herz, frei von allem Erdenſtoff, ätherleicht, ätherrein ihnen nachſteige in die Lichthallen der Seligen. Mein Herz hat lange im Feuer ausharren müſſen; drei deiner Briefe meldeten mir den Hingang eines mir Theuern, ach, ſie enthielten auch ſo ſchöne Troſtworte! Ich danke dir dafür, mein Bruder! Enthielt doch auch einer die Enthüllung des Geheimniſſes, daß du mein Bruder biſt! Sieh', nun ſtehe ich am Sarge meiner zweiten Braut. Viola iſt nicht mehr. Roſa, Emilie, die Mutter, Dorothea, Viola, ſiehe die Engel, die ich zu beweinen habe. Ach, ich will auch Charlotten hinzuzählen; ſie war ja meine Schweſter! Mein Herz zerfließt in Wehmuth. Die ganze Welt erſcheint mir im Kleide ſanfter Trauer. O, Adelbert, was haben wir Alles erdulden müſſen! Aber kein verzweifelter Gedanke beunruhigt mich; ich wandle auf der hellen Bahn der Gewißheit: Gott hat's gewollt; ich beuge mich im Staube; die Thräne rollt, doch ſtehet feſt mein Glaube: Gott hat's gewollt!

Viola war auf Erden ſchon ein Engel; ſie taugte nicht für dieſe unvollkommene Welt. Lange ſchon ſah ich kommen, was ſeyn mußte, und deßhalb trifft mich der neue Schlag nicht aus reinem Himmel. Ihre Liebe zu mir leidet keine Beſchreibung. Ob wohl eine Jungfrau ſchon ſo rein, innig und ſtark geliebt hat? Was war doch meine Liebe gegen die ihrige! O, welch ein ſeltnes Weſen war Viola! Ihren herrlichen Humor hat ſie bis zur letzten Stunde behalten, und als ſie in meinen Armen verſchied, lächelte ſie mich an.

Eins kümmert mich ſehr und die troſtloſen Eltern, — daß wir von Viola kein Gemälde beſitzen. Das Malen war immer verſchoben bis zu einer Reiſe zu dir; du ſollteſt Viola malen; ſo wünſchte ſie ſelbſt, ſo die Eltern und ich; oft ſprach ſie davon, wann wir uns von dir unterhielten; ſie hatte eine unbegrenzte Sehnſucht, dich kennen zu lernen; kein andrer Maler, ſagte ſie oft, dürfe ſie malen, als du. So ſind wir denn ohne Gemälde. Meine Schwermuth darüber iſt groß; alle meine Gedanken concentriren ſich in dem Einen, alle meine Wünſche werden zu dem Einen: wenn ich doch ein Gemälde Viola's von deiner Hand beſäße! Tag und Nacht beſchäftigt mich dies, und die Eltern ſprechen von nichts weiter. Welch ein Troſt wäre das für uns Alle, wenn wir die Himmelsbürgerin von deinem Pinſel geſchaffen hätten! O, wenn du ſie nur einmal geſehen hätteſt, dann wäre doch eine Möglichkeit zu denken, daß deine Phantaſie ihr Bild behalten und daß es deiner Hand möglich wäre, daſſelbe auf die Leinwand überzutragen.

Nur kurze Zeit bleib' ich zum Troſte der Eltern noch hier; dann eile ich in deine Arme, mein Bruder, mein Freund, mein Alles, der du mir allein übrig geblieben biſt; denn Bertha iſt als Leyſſer's Frau doch für mich verloren. Dann will ich mich an deine Staffelei ſetzen und dir ein Bild von Viola zu entwerfen ſuchen, und wenn du nach meiner Vorſchrift weitermalſt, jeden Pinſelſtrich belauſchen, jeden Zug prüfen, bis du mir Viola's Portrait treu und wahr gemalt han. O, wie wollt' ich dir danken! wie ſollten meine Küſſe dir den Beweis geben, daß du, mein Geliebter, der Wiederſchöpfer meiner Geliebten, der Stiller meiner Sehnſucht, der Erfüller meiner Wünſche ſeyſt! Alles auf der Erde iſt mir gleichgültig, nur du nicht und das Andenken meiner Lieben; du, der Lebende, ſie, die Todten füllen mein Herz allein mit Regung, aber auch mit lebendiger, himmliſcher Regung. Und von allen find' ich Bilder von deiner Hand, von Emilien, der Mutter, Dorotheen in Erlhof und Hammerſtein, — und Viola ſoll mir fehlen! Nein, nein, du mußt mir Viola malen! Bald weint an deiner brüderlichen Bruſt dein ſchmerzerfüllter

Trieſt....   Theodor."

Adelbert hielt das Blatt lange ſinnend in der Hand; ſein großes Auge ſchien nicht mehr auf der Erde zu weilen, — es ſchwamm im Himmelsthau und war von ätheriſchem Glanze durchleuchtet. „Eine Todte malen!" liſpelte er dann. „Ja, wer das könnte! Das würde meinem gepreßten Herzen Luft machen, das würde Balſam in meine Wunden gießen, das würde meinen herben Kummer ſtillen. Hab' ich mich denn nicht in meiner tiefſten Seele immer und immer geſehnt? wonach denn? Nach den Dahingeſchiedenen. Jetzt wird es licht vor meinen Augen; —

die Kunſt wird die Sehnſucht ſtillen, den Kummer heilen und den Sonnenglanz der Himmelsverklärung hier auf Erden ſchon über mein nachterfülltes, ſchmerzbebendes Herz gießen. Ja, malen will ich ſie in ſchönem Kranz, den Vater, die Mutter, Roſa, ihre Mutter, Charlotten, Dorotheen, Emilien, Bertha und — Viola. Ach, Viola kann ich nicht malen! ich habe ſie nie geſehen! es wird mir nicht gelingen, ſelbſt wenn Theodor's Auge meine Hand führt.“

Dieſer Gedanke gab dem ſchwermüthigen Maler neues Leben; ein Abglanz der Befriedigung, die, obwohl in irdiſcher Beſchränkung und dem Blick nach jenſeits ſtets weiten Raum laſſend, ſeine Seele erfüllte, ſchwebte auf ſeinem Geſichte, und die Pflegeeltern waren hocherfreut, denn ſolche Mienen, ſolche Blicke hatten ſie am geliebten Sohne noch nicht wahrgenommen, ſeit ſie bei ihm wohnten. Der düſtere Schleier ſchien plötzlich zerriſſen, der vor ſeinem Geiſt gehangen; es war ihm nicht anders, als lebten die Theuern noch Alle, als wandelten ſie um ihn und erfreuten ihn wieder mit ihrer Liebe; und wenn ſein Blick in die Wolken hinausflog und einige Momente dort verweilte, dann war er, zurückgekehrt zur Erde, von höherm Feuer durchglüht. Nun belebte plötzlich eine ungewohnte Thätigkeit

Adelbert's Zimmer. Der gute greiſe Pflegevater trug die von Staub gereinigte Staffelei herbei, verhing die übrigen Fenſter, rieb Farben und war überall zur Hand. Adelbert kramte und ſuchte in ſeinem ehemaligen Zimmer, das noch ſo voll Inſtrumententrümmer, Malergeräthe und Meubles ſtand, wie er es verlaſſen hatte, und er fand glücklich jene Leinwandſtreifen zuſammen, in welche der geiſtesverwirrte Vater Roſa's Bild zerſchnitten hatte; ſorgfältig fügte er ſie auf einem Brette aneinander und befeſtigte ſie, dann verband er ſie durch Fäden, und ſo konnte das zuſammengeſetzte Bild bald zu dem Zwecke dienen, zu welchem er es beſtimmt hatte. Ein Bote wurde an den alten Haushofmeiſter und Verwalter des Schloſſes Hammerſtein geſchickt, um das Familiengemälde herbeizubringen; eine Crayonzeichnung, welche Adelbert früher von ſeinem Vater gemacht, wurde hervorgeſucht, das Bild der Frau von Erlhof herbeigebracht, Emiliens Portrait aus dem Pfarrhauſe geholt, und Adelbert begann mit begeiſterter Thätigkeit an dem Entwurf zu arbeiten. Er wollte ſie Alle in idealen Gewanden malen, in einem Kranze verſchlungen, ſchwebend im Lichtglanz über der in Nacht gehüllten Erdkugel, im Hintergrund den Vater, im rechten Arm die Baronin — Adelbert's Mutter, — im linken ſeine Gemahlin — Roſa's Mutter; — an jene ſchloß ſich mit in einander verſchlungenen Armen Dorothea, an dieſe Roſa; Roſa's Arm hielt Emilie; Dorotheen hatte Charlotte umſchlungen; Bertha reichte Emilien und Charlotten die beiden Hände und ſchloß den Kranz.

Adelbert hatte einen Tag lang unermüdet an der Skizze gearbeitet; kaum hatte er ſich Zeit vergönnt, einige Nahrung zu ſich zu nehmen; die über ihn gekommene Begeiſterung glühte in ſeinen Fingern; die kühnen Pinſelſtriche waren Zeugen dieſer Schöpfergluth. Aber, der durch Schmerz und Kummer geſchwächte Körper unterlag der ungewohnten Anſtrengung, und eh' noch das Abendroth die bleiche Wange des Malers küßte, war er vor der Staffelei eingeſchlummert und der Pinſel ſeiner Hand entfallen. Während nun der rothe Nachtglanz der geſchiedenen Sonne in ſeinen braunen Locken ſpielte und über ſein geſchloſſenes Auge zitterte, träumte Adelbert, er ſehe plötzlich in einem von oben herabſtrömenden Lichtmeer die heimgegangenen Lieben in Lebensgröße, ſo, wie er ſie zu malen gewillt war, ganz in denſelben Poſitionen, mit denſelben idealen Gewanden angethan, ebenſo zum Kranze verſchlungen, ebenſo aufwärts ſchwebend, wie er es ſich gedacht und entworfen hatte, aber zwiſchen

Emilien und Bertha ſah er noch eine Geſtalt, die ihm zwei Drittel eines herrlichen Engelsgeſichts zugekehrt hatte; hold und freundlich blickte ſie ihn an, und er wußte ſogleich, ohne daß es ihm Jemand geſagt hätte: das iſt Viola. Langſam drehte ſich der verſchlungene Kranz; er konnte ſie Alle der Reihe nach von vorn, von den Seiten und von hinten ſehen, ſo auch die fremde Geſtalt, welche nicht mit im Plane des Entwurfs war; Alle lächelten ihm huldreich zu, aber die Fremde vorzüglich freundlich; ihre Züge prägten ſich tief in ſeine Seele. Immer leuchtender wurden die Geſtalten, immer höher ſchwebten ſie, bis ſie ihm entrückt waren. Adelbert fuhr aus dem Schlafe auf; die Abendröthe übergoldete ſein Zimmer; er ſtarrte einen Augenblick lang die leere Leinwand an, dann griff er raſch zum Pinſel, und mit den kühnſten Strichen, die er je verſucht, ſtand in wenig Augenblicken die Kontur des Bildes auf der Leinwand geſchaffen, welches er im Traume geſehen; eh' die Nacht hereinbrach, hatte er alle Züge gebannt, wie ſie ſeine Phantaſie bewahrt hatte. Einſam ging er dann im Garten und dachte dem wunderbaren Traume nach. Heilige Schauer durchrieſelten ihn bei dem hohen, herrlichen Gedanken, daß das Reich der Geiſter ſich ſeinem innern Blicke aufgethan; denn nicht einen Augenblick zweifelte er, daß die im Traume geſehene Fremde Viola ſey. Mit dieſen Ideen beſchäftigt ſuchte er ſein Lager. Wiederum träumte ihm, er ſitze in ſeinem Zimmer vor der Staffelei und erwarte Viola, die ihm ſitzen ſolle; da gehe die Thüre auf und zwei lichthelle Geſtalten in Flügelkleidern ſchwebten herein; es iſt Roſa, die ihm Viola vorſtellt; Viola tritt vor ihn; Roſa iſt wieder verſchwunden, und rüſtig malt er d'rauf los; die Arbeit geht ihm von der Hand, bis die Geſtalt in Duft zerfließt, mit ihr der Traum.

Aber, welches Erſtaunen ergreift den Maler, als er fruh vor die Staffelei tritt und das geſtern in Konturen entworfene und angelegte Portrait des Traumgeſichts zum großen Theil vollendet ſieht! Er weiß ſich nicht zu faſſen. Die Hauptſache an dem Gemälde iſt gethan; er braucht nur zu vollenden. Aber kaum wagt er es, Hand anzulegen, und nur zitternd macht er die erſten Striche; bald aber durchwallt ihn wieder hohe Begeiſterung; heiliger Muth füllt ihm die Bruſt; die Seele drängt ſich ihm in die Hand, und aus dem Pinſel quillt herrlicher und himmliſcher das lichte Traumbild, das ſeiner Phantaſie wieder aus der Nacht deutlich vorſchwebt. Eh' der Mittag ihn vom Werke ruft, iſt das Geſicht vollendei, eine Schöpfung von Aetherduft und Himmelsahnung überhaupt.

Bei Tische ſagte der alte Vater: „Aber, lieber Sohn, ſchade dir doch ja nicht durch übertriebenen Fleiß! Nicht nur, daß du geſtern den ganzen Tag unausgeſetzt arbeiteteſt, auch dieſe Nacht verließeſt du dein Lager und brachteſt mehre Stunden in deinem Zimmer zu. Was doch magſt du in der Nacht dort zu ſchaffen haben?“

„Haſt du mich gehört?“ fragte Adelbert überraſcht.

„Du weißt, ich kann, wann wir Vollmond haben, niemals ſchlafen. Ich hörte dich aufſtehen, ſah dich auch vor meiner offenen Zimmerthüre vorübergehen und nach drei Stunden wiederkommen. Ich wollte dich erſt warnen, aber ein gewiſſes Gefühl hielt mich davon ab, dem ich keinen Namen zu geben weiß.“

„Dein Gefühl hat dich gut bedeutet, lieber Vater,“ ſagte Adelbert und verſprach, ſich nicht zu überarbeiten. Übrigens ſchwieg er über den Vorfall.

In der nächſten Nacht ſchlief der Maler ſo ruhig und ſüß, wie lange nicht. Das Gemälde, an welchem er mit der höchſten Begeiſterung und mit raſtloſem Eifer arbeitete, war bald vollendet. Eine ſelige Ruhe, eine nie gefühlte Befriedigung zog in ſein Herz, und dieſes Glück, welches nicht allein ſeine Seele, ſondern auch ſeinen Körper mit Wonne durchdrang, ſtieg höher und höher, je weiter er mit dem großen Bilde vorwärts ſchritt. Es war eine große Wandtafel, und Viola erhielt den Platz, an dem er ſie im Traum geſehen; bald erſtand Roſa, Dorothea, die Mutter, Emilie, der Vater, ſeine Gattin, Bertha und Viola vor ſeinen freudeleuchtenden Blicken, und mit jedem Portrait wich ein Theil ſeines Bangens, mit jedem füllte ihn größere Seligkeit; ein zartblühendes Roth hatte die Todtenbläſſe ſeiner Wangen verdrängt; ſein Auge ſtrahlte wie in überirdiſchem Glanz; ſeine Geſtalt richtete ſich wieder auf, aber er ging jetzt einher, wie ein liebeſpendender Flügelbote des Himmels.

Das Bild war vollendet, — die Gruppe der Seligen, wie ſie, mit einander verſchlungen, im Glanzmeer ſchwebend, auf Roſenwölkchen dem Quell des Lichts entgegengetragen werden. Der Pfarrer Wirzig ſtand neben Adelbert und vergoß Thränen hoher Freude, edelſten Genuſſes und reinſter Rührung; — da wurde die Thüre aufgethan, raſch trat Theodor herein, blickte auf das große Bild und rief, faſt erliegend dem Übermaaß des Entzückens: „Viola! Viola iſt's! Mein Bruder, ſie muß dir ſelbſt geſeſſen haben!“ —

Und die Brüder lagen einander in den Armen. „Ich fühle, der Fluch iſt gelöſ't,“ flüſterte der Maler.

Süße Wehmuth war der Grundton im Leben der ſich innig liebenden Brüder. Adelbert lebte ganz wieder ſeiner Kunſt; ſie gab ihm Erſatz für die großen Verluſte ſeines Herzens. Auch fürchtete er den merkwürdigen Vaterfluch nicht mehr und hatte dazu nicht Urſache; denn die ſchönſten Frauenköpfe, die er der Natur abſtahl, zierten ſein Atelier, und keine der Holden, die ihm ſaßen, verſpürte eine üble Wirkung ſeiner Kunſt.

Theodor vermählte ſich ſpäter und lebte in Hammerſtein. Adelbert konnte ſich nicht dazu entſchließen; die Kunſt war ſeine ewig blühende Braut, und ſein heiligſtes Gefühl gehörte ſeinen verklärten Schweſtern. Als ſeine Pflegeeltern geſtorben waren, lebte er noch einige Jahre mit dem würdigen Pfarrer in vertrautem Umgang, und als auch dieſer heimgegangen und es in Erlhof wieder recht einſam geworden war, zog er auf Theodor's dringende Einladung nach Hammerſtein und ruhte an der Bruſt der Freundſchaft.

Novellen.

Von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Tintentröpfchen. — Die Blutsverwandten.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dintenſeppchen.

In den erſten Regierungsjahren Joſeph's II machte ſich eine Bauveränderung in der Obermauth zu Wien nothwendig. Zur Ausführung derſelben bediente ſich der kaiſerliche Baumeiſter, dem dies Geſchäft übertragen worden war, unter andern Handwerkern auch eines geſchickten, wohlhabenden und von ſeinen Mitbürgern ſehr geachteten Maurermeiſters, Namens Eckardt. Er war ein angehender Fünfziger und Vater mehrer Kinder, deren älteſtes Mariane hieß, eine liebliche Brünette von neunzehn Jahren.

Dieſer Mann wurde, ſonderbarer Weiſe, vom kaiſerlichen Oberbauamte mit allen andern Handwerkern, die bei dem bevorſtehenden Baue beſchäftigt werden ſollten, zu dieſem Behufe noch beſonders in Eid und Pflicht genommen, und vor Allem wurde ihnen eingeſchärft, auf ihre Geſellen und Handlanger ein wachſames Auge zu haben, weil das Zimmer, in welchem ſich die Mauthkaſſe befand, nur durch eine Wand von dem Platze geſchieden war, wo die Mauer aufgeführt werden ſollte.

Meiſter Eckardt verfehlte nicht, ſich zu Hauſe darüber auszuſprechen und ſeine Arbeitsleute auf die Befehle der Regierung aufmerkſam zu machen.

Unter dieſen ſeinen Geſellen befanden ſich zwei, welche vom Meiſter den andern vorgezogen wurden. Sie hatten ſich beide durch mehrjährige treue Dienſte ein gewiſſes Recht dazu erworben, welches der ältere, ein Baier, Namens Häkle, mehr materiell in Anſpruch nahm, als der jüngere, ein Thüringer, mit Namen Eichhorn; d. h. Häkle bekam den größten Wochenlohn, ſaß bei Tiſche obenan und vertrat die Vices des Meiſters überall, wo dieſer nicht ſelbſt zugegen war, ja oft ſogar im Beiſeyn deſſelben. Er war ſchon ein Mann von drei und dreißig Jahren, hatte ein männlich ſchönes, obſchon etwas verſchloſſenes Geſicht; ein glänzend ſchwarzes Haar lockte ſich ihm in Stirn und Nacken; ein ſtarker Backenbart lief unter ſeinem Kinn hin; ſeine großen ſchwarzen Augen hatten etwas wunderlich Freundliches, was aber bei näherer Betrachtung ſchier unheimlich wurde. Häkle war der Vertraute und Liebling ſeines Meiſters, und aus manchen Äußerungen deſſelben war zu ſchließen, daß ſich derſelbe den rüſtigen, fleißigen, redlichen und ordnungsliebenden Geſellen zum Eidam auserſehen habe.

Ganz anders waren die Vorzüge beſchaffen, welche der Thüringer im Hauſe des Meiſters Eckardt genoß. Dieſe beſtanden nämlich in einer innigen Zuneigung, welche alle Glieder der Familie, ſelbſt die Dienſtleute und Mitgeſellen nicht ausgenommen, für den wackern Burſchen hegten. In ſeinem ganzen Weſen lag eine Anmuth und Lieblichkeit, die ihm Aller Herzen gewann; aus ſeinen ſanften, treuen, blauen Augen blickte er Jedem ſo mildfreundlich in's Geſicht, daß ihm gewiß Niemand dafür einen böſen Blick zurückgeben konnte. Dabei hatte er eine ſehr angenehme Geſichtsbildung, war ſchlank gewachſen und hatte die feinen Manieren ſeines Vaterlandes mit in die Fremde genommen. Was ihn aber der Frau und der Tochter ſeines Meiſters vorzüglich angenehm machte, war eine gewiſſe ſüße Schwermuth, die ſtets über ihn ausgegoſſen lag, eine Art ſentimentaler Reſignation auf alle Lebensfreuden, welche doch in der Regel Leuten dieſes Standes das höchſte irdiſche Glück zu ſeyn pflegen. Nur im ſtillen häuslichen Kreiſe, in Geſellſchaft der guten Meiſterin und Marianens, oder mit den jüngern Kindern des Meiſters ſpielend, befand er ſich wohl und zeigte ſich hier ſo geſprächig, ſo gefällig, ſo zuvorkommend und liebenswürdig, daß er die Herzen ſeiner Umgebung für ſich gewinnen mußte. Der Antheil, den Mariane und die Mutter an dem ſchmucken Geſellen nahmen, wurde natürlich noch durch den Umſtand erhöht, daß er in größerer und anderer Geſellſchaft ſtill, zurückgezogen und ſchüchtern war, und deshalb auch alle Gelage, Tanzplätze und Spielgeſellſchaften mied. Er blieb vielmehr, wenn auch Meiſterin und Tochter an öffentliche Orte — nach Art der Wiener — in den Prater oder in den damals noch beliebtern Augarten gingen, meiſt zu Hauſe auf der Geſellenſtube und ſtudirte fleißig architektoniſche Werke, die er ſich ſtets zu verſchaffen wußte. Deshalb war er auch in der Theorie der Baukunſt allen ſeinen Mitgeſellen, ja ſelbſt ſeinem Meiſter weit voran geeilt, während er ihnen in der praktiſchen Ausführung derſelben keineswegs nachſtand; und dies war vielleicht der einzige Grund, warum der Meiſter ihm nicht ganz ſo gewogen ſeyn konnte, als er wohl verdient hätte. Eichhorn prahlte keineswegs unbeſcheiden mit ſeinem Wiſſen; allein es hatte ſich ſchon oft getroffen, daß er allein im

Stande geweſen war, den kaiſerlichen Baumeiſtern auf ſchwierige Fragen zu antworten und ihre Vorſchriften kunſtgerecht auszuführen, und daher kam es denn auch, daß ſolche Fragen — freilich zur ſtillen Beſchämung ſeines Meiſters und ſeiner Mitgeſellen — an ihn allein gerichtet, ſolche Aufträge ihm allein anbefohlen wurden. Inzwiſchen verhinderte Eichhorn's höchſt beſcheidenes, dienſtfertiges, zuvorkommendes und gefälliges Weſen doch ſtets jeden rohen Ausbruch des Neides gegen ihn, und wenn er auch nicht der Liebling des Meiſters ſeyn konnte, ſo war er doch der der Meiſterin; und dieſe hatte im Hauſe auch ein Wort zu reden. Denn Frau Magdalena hatte ihrem Mann nicht nur ein anſehnliches Vermögen mitgebracht und dadurch ein ſtarkes Gewicht in der Wagſchale ihrer häuslichen Wirkſamkeit erhalten, ſie wußte ſich auch von ihrem biedern Manne ſehr geliebt, und hatte, ſeine Bequemlichkeiten und Lieblingsneigungen pflegend, durch eine ſchlaue und ſparſame Benutzung ihrer Mittel allmählig das Regiment an ſich gebracht, wenn es auch oft den Schein nicht ſo hatte und ſie nicht ſtreng auf Ausübung deſſelben beſtand. Im Stillen wünſchte ſie, daß Eichhorn Marianens Mann werden möchte, und Mariane wünſchte es mit. Der Meiſter hatte ihnen mit der Zeit dieſe ſtillen Wünſche auch abgemerkt und war ihnen mit der feſten Erklärung zuvorgekommen: er werde nie zugeben, daß Mariane einem mittelloſen Mann ihre Hand gebe, weil er ſelbſt ſeiner andern Kinder halber ſich weder blosgeben könne noch dürfe. Nun hatte Eichhorn aber oft erzählt, daß er ganz arm ſey; von Häkle hingegen wußte man, daß er in nicht langer Zeit einer nicht unbedeutenden Erbſchaft von einer alten Tante gewärtig ſeyn werde.

Kurz vor Beginn des Mauthbaues hatte Mariane ihrer Mutter mit kindlicher Offenherzigkeit geſtanden, daß ſie den Eichhorn von ganzer Seele liebe und nie als eines Andern Frau glücklich ſeyn könne. Frau Magdalena begriff das ſehr wohl und verſprach der geliebten Tochter, all ihren Einfluß bei'm Vater anzuwenden, um die Sache zu einem erfreulichen Reſultate zu führen; aber ſie ſcheiterte an der hartnäckigen Erklärung ihres Mannes, gegen welche ſie um ſo weniger etwas einwenden konnte, weil ihr eigner Vater, ebenfalls ein Maurermeiſter in Wien, ihrem Manne ganz dieſelbe Bedingung mit unerläßlicher Strenge auferlegt hatte. Überdies zeigte ſich noch ein anderes Hinderniß: Eichhorn war Proteſtant und zeigte die entſchiedenſte Abneigung, ſeine Kirche zu ändern. Da durch die Freiſinnigkeit des Kaiſers aber in Wien zeither mehre gemiſchte Ehen geknüpft worden waren, ſo betrachtete die Mutter dieſen Umſtand als Nebenſache, und richtete ihr Hauptaugenmerk nur darauf, dem armen Eichhorn irgend ein Kapital zu verſchaffen, mit deſſen Vorzeigung des Vaters Starrſinn gebrochen werden könne. Die gute Frau beſetzte ſtets mehre Nummern im Lotto; ſie ſah ſich unter ihren Bekannten fleißig um, ob ihr nicht jemand auf ihre eigne Hand und ohne Vorwiſſen ihres Mannes einige tauſend Gulden borgen wolle, wozu ſich freilich Niemand verſtand, und beſtürmte den Geſellen, wenn ſie in den Abendſtunden traulich beiſammen ſaßen, oft mit Fragen, ob er denn in ſeiner Heimath keinen Freund, keinen Verwandten oder Bekannten habe, der ihm ein ſolches Kapital auf einige Jahre vorſchieße. Der junge Mann erzählte dann zuweilen von einem reichen Vetter in Erfurt, der ihm wohl helfen könne, wenn er nur wolle.

Die Neigung der jungen Leute zu einander wuchs indeſſen mit jedem Tage und der Funke ſtiller Leidenſchaft loderte in lichte Flammen auf, ſobald der Vater Marianen ernſtlich unterſagte, fernerhin mit Eichhorn freundlich umzugehen. Die Liebe gleicht in dieſer Hinſicht einer Bombe, die lange auf ebenem Boden fortrollt, ohne die kleinſte Spur ihrer ungeheuren verderblichen Kraft zu verrathen, aber, an einen ihr widerſtrebenden Gegenſtand ſtoßend, zerplatzt und ihr Feuermeer um ſich her ausgießt.

Die Mutter war ſchwach genug, den vereinigten Bitten der Liebenden nachzugeben und ihnen zu erlauben, daß ſie ſich zuweilen — jedoch in ihrem Beiſeyn — ſprechen durften.

So ſtanden die Sachen im Hauſe des Meiſter Eckardt, als der Eingangs erwähnte Bau im Mauthhauſe unternommen wurde.

Durch einen langen dunkeln Portalgang gelangte man von der Straße in den Hof des Mauthhauſes; hier konnte der Gang durch eine zweite Thüre noch einmal verſchloſſen werden. Inmitten des Ganges an der rechten Seite war der ebenfalls mit ſtarken Thüren wohlverwahrte Eingang in das Erdgeſchoß. In dieſem geräumigen Gange hing auch die große Wage der Mauth, und an den Wänden ſtanden meiſt Kiſten und Fäſſer, es lag da Stroh, Packtuch, Stricke u. d. gl., wie in allen Zollhäuſern.

Die eingelegte Mauer lief im Winkel zur einen Hälfte in den Hof, zur andern nach der Straße zu; und hier ſollte eine zweckmäßige Erweiterung angebracht werden.

Die Maurer hatten ſchon mehre Tage gearbeitet und die Nächte über hatten jedesmal zwei Geſellen gewacht, und, da die Nächte warm waren, mit einem Strohbette im mehrerwähnten Gange vorlieb genommen, worauf abwechſelnd einer ſchlief, während der andere die Runde durch den Hof machte. Die Reihe hatte Häkle und Eichhorn ſchon zum zweitenmale getroffen; und als der Letztere Abends darauf, nach dem Feierabend, ein heimliches Stündchen bei der Meiſterin und Marianen zubringen durfte, erzählte er: wie Abends vorher einer jener unglücklichen Savoyarden, die in die weite Fremde hinausgeſtoßen werden und ſich mit einem elenden Handel und Betteln kümmerlich genug durchſchlagen müſſen, ihn weinend und faſt fußfällig gebeten, ihm doch eine Schlafſtätte in einem Winkelchen des Ganges auf Stroh und Packtuch zu gönnen, damit er doch nicht immer auf der harten Erde und unter Gottes freiem Himmel ſchlafen müſſe. Der Junge habe ein wunderliebliches Geſichtchen gehabt, ein Paar große engelfreundliche Augen und ein braunes Lockenhaar, wie er noch keins geſehen, und habe ihm in ſeinem gebrochenen Deutſch ſo gute Worte gegeben, daß er ihn ohne Weiteres in ein umgelegtes großes leeres Faß geſteckt und ihm Stroh und Packtuch gegeben hätte. Sein Dintenfäßchen — es war nämlich ein Dintenjunge geweſen — habe der Savoyarde zum Kopfkiſſen gemacht, dann ein Abendbrod verzehrt, was er (Eichhorn) ihm zugeworfen, und bald darauf wie ein Ratz geſchlafen. Häkle'n habe er von dem Dintenjungen nichts merken laſſen, weil dieſer ſonſt gewiß dawider geweſen wäre und den armen müden Savoyarden davon gejagt haben würde. Mariane ſowohl als ihre Mutter nahmen an der Erzählung großen Antheil; und als Eichhorn mit warmem Gefühl von der Dankbarkeit des holden Knaben ſprach, da glänzten in den Augen der Mutter und der Tochter Thränen. Beide machten dem Geſellen Vorwürfe, weshalb er den armen bedauernswerthen Knaben nicht mitgebracht oder doch früh gleich hergeſchickt habe, damit ſie ihm hätten Gutes thun können, und Mariane kam auf den Gedanken, ob es dem Dintenjungen, durch die gute Aufnahme der vorigen Nacht angeſpornt, nicht dieſen Abend wieder beikommen möchte, ſeine Lagerſtätte wieder aufzuſuchen. Eichhorn verfügte ſich auf Marianens Bitte ſogleich nach dem Mauthhauſe, um den lieben kleinen Dintenjungen abzufangen und ſeiner theuren Mariane zuzuführen; aber er kam zu ſpät. Der Junge war ſchon da geweſen, aber von den beiden wachthabenden Geſellen mit rohem Spott abgewieſen worden. In tiefen Gedanken und öfter ganz abweſenden Geiſtes kehrte Eichhorn zurück; und wie er den ganzen Tag über höchſt unruhig und zerſtreut geweſen war, ſo fuhr er auch in der Nacht oft von ſeinem Lager in die Höhe und ſchrie einigemal ſogar laut auf. Dieſe heftige Unruhe ſeines Gemüths wurde fortan immer an ihm bemerkt, und Mariane nebſt Frau Magdalena ſchrieben ſie den Hinderniſſen zu, welche ſich der Erfüllung des Lieblingswunſches des guten Geſellen entgegenſtellten. Inzwiſchen ſetzte etwas ganz Anderes ſeine Seele in Bewegung, die noch weit wilder und furchtbarer war, als man ihm abmerkte, weil er, ſo viel ihm möglich, über ſich wachte, um ſo unbefangen und heiter zu ſcheinen, als ſonſt.

In einem andern Theil der Stadt ſaß ein junger Mann in einem reich ausmöblirten Zimmer vor einer Staffelei und malte emſig an einer Verklärung Mariä, deren Carton ihm zur Seite lag. Mit dieſer Beſchäftigung ſtanden ein großer Aktenſchrank und ein geſchmackvoller Schreibtiſch im Widerſpruch, deren Inhalt das unwiderſprechlichſte Zeugniß ablegte, daß der Bewohner dieſes Zimmers ein Prieſter der Themis ſey. Und wirklich nannte ein eintretender, ſchon bejahrter Diener den jungen lebenvollen Maler, den Schüler der Kunſt: Herr Criminal-Aſſeſſor.

„Haſt du noch immer den Dintenjungen nicht auftreiben können?“ fragte der Maler und Criminal-Beiſitzer — die Extreme berühren ſich! —

„Es iſt mir leider noch nicht gelungen, Herr Criminal-Aſſeſſor,“ verſetzte der bejahrte Diener achſelzuckend. „Sie wiſſen es ja, ich durchſtöbere nun ſchon ſeit drei Tagen die Stadt. Ich habe Ihnen ja ſchon an zwanzig ſavoyardiſche Dintenjungen zugeführt und immer bring’ ich den rechten nicht.“

„Ach, Schilling, hätteſt du ein äſthetiſches Auge, du würdeſt nur den Einen gebracht haben, der allein unter Allen zu einem Modell für einen Engelskopf geſchaffen iſt. Erinnerſt du dich denn ſeiner gar nicht mehr? Im Augarten war's, als er uns begegnete; ich rief dir doch gleich zu: welch ein wunderſchöner Knabe! Iſt's denn möglich, daß du dieſes einzige Geſichtchen nicht haſt merken können?"

„Ich habe nichts weiter als einen hübſchen Jungen geſehen," antwortete Schilling kopfſchüttelnd; „aber wie viel hübſche junge Geſichter ſieht man nicht täglich und ſtündlich in Wien. Kann Ihnen denn ein Anderer nicht dieſelben Dienſte thun?"

„Schilling, mache mich nicht toll!" rief der malende Criminal-Aſſeſſor, und in ſeinem großen ſchönen Auge glänzte ein Feuer, von welchem zweifelhaft bleiben mußte, ob es die Begeiſterung der Kunſt oder die Gewohnheit des Amtes entzündet habe. „Ich habe dir ſchon mehrmals erklärt: es muß der Eine ſeyn, oder ich kann mein Gemälde nicht vollenden. Es giebt nur einen ſolchen Engelskopf in Wien, und dieſen muß ich auf mein Bild haben; ſonſt zerſchneid' ich die Leinwand in Riemen, und mein Vater wird niemals mit mir verſöhnt."

„Welch unerträglicher Eigenſinn!" murmelte der Alte vor ſich hin.

„Sieh," fuhr der Maler fort, „ich weiß es ja, wie viel dir an dieſer Verſöhnung liegt, wie ſehr du mit meinem Vater wünſcheſt, ich möchte das Fräulein von Kittelsthal doch heirathen. Das Alles weiß ich. Nun ſag' ich dir auch, wie das Alles nur durch dieſen einzigen Dintenjungen bewerkſtelligt werden kann. Nur ſein kleiner Johanniskopf wird mir den Vater mit der Kunſt verſöhnen, um derentwillen er ſich mit mir entzweit hat. Geſchieht das nicht, ſo lege ich nächſtens mein Amt nieder, und gehe nach Italien, um dort ganz der Kunſt zu leben."

„Er iſt's im Stande!" ſagte der Diener ſtill vor ſich hin. „Er ſpricht ja jetzt ſchon wie ein halb Verrückter. Wenn doch der infame Dintenjunge auszukundſchaften wäre!" Dann ſetzte er laut hinzu: „Noch Eins will ich verſuchen. Ich will all die ſchlechten Kneipen, wohin Nachts das ſavoyardiſche Lumpenpack zu kriechen pflegt, durchſtöbern. Dieſe Gänge muß ich aber natürlich am Spätabend vornehmen, wenn ſie ſchon zuſammengekrochen ſind. Vielleicht gelingt mir's auf dieſe Weiſe doch noch, Ihren ſehnlichſten Wunſch zu erfüllen."

„Thu' das, mein lieber Schilling," ſagte der Criminal-Aſſeſſor ſehr freundlich. „Es ſoll dein Schaden nicht ſeyn, wenn du den Jungen bringſt.

Ich räume dir für deine Nelken die grüne Stube ein, und behelfe mich mit dieſer. Hörſt du! Und ſo viel Nelken, als du verlangſt, ſollſt du haben; ich will ſie bezahlen. Sey mir nur nicht ſaumſelig und ſchaffe den Jungen!"

„Na," ſchmunzelte der Alte, durch dieſe glänzenden Verſprechungen angefeuert, „was in eines Mannes Kräften ſteht, ſoll von mir geleiſtet werden," und wie verjüngt eilte er fort.

Der Criminal-Aſſeſſor hatte noch nicht lange wieder gemalt, als er von der Straße herauf den lauten Ruf einer jugendlichen Stimme vernahm: „Kauft ſchöne ſchwarze Dinte! Dinte, ſchöne ſchwarze Dinte kauft!" Wie von der unſichtbaren Hand eines Gottes berührt, ſprang er auf, warf Pinſel und Palette auf den Tiſch und eilte an's Fenſter. Aber der kleine Savoyarde unten drehte ihm eben den Rücken zu, und der Aſſeſſor eilte, in der feſten freudigen Überzeugung, es müſſe der ſehnlichſt erwünſchte Knabe ſeyn, durch die Thüre, die Steige hinab auf die Straße, und rannte wie toll hinter dem unterdeſſen weiter gegangenen Dintenjungen her. Aber ſeine Überraſchung war höchſt unangenehm, ein ihm unbekanntes reizloſes Geſicht zu ſehen. Er ſchenkte dem Jungen einige Kreuzer und ging verdrießlich auf ſein Zimmer zurück. Aber das Künſtlerſchaffen an der Staffelei war ihm verleidet, und mißmuthig warf er ſich über einen Aktenſtoß her, und verſcheuchte ſich die Grillen mit anhaltender Arbeit, obgleich je zuweilen ein tiefer Seufzer unwillkührlich aus ſeiner Bruſt ſtieg und ein leiſer Fluch oder eine halbausgeſprochene Verwünſchung über ſeine Lippen glitt.

So hatte er, ſich ſelbſt vergeſſend, gearbeitet, bis ihn die einbrechende Nacht daran verhinderte. Da rief er nach dem alten Schilling und bemerkte mit Verdruß, daß dieſer noch nicht wieder zurückgekehrt ſey.

„O heilige Kunſt,“ rief er aus, „welch einen Zwieſpalt haſt du in mein Leben gelegt! Mit derſelben Hand, welche an deinem reinen Altar die Spenden der höchſten Begeiſtrung, entzündet an der Glut meiner Seele, dir opfernd darbringt, mit derſelben Hand muß ich der ſtrengſten Göttin blutige Opfer bringen, die ihr zur Sühne fallen, auf den ſchwarzen Altar des Gerichts. Ach, die Hand, die geſchaffen wurde, nur Pinſel und Palette zu regieren, iſt zu ſchwach für die Wage der Gerechtigkeit! — Und doch iſt dieſer Zwieſpalt gerade die Blume meines Lebens, die Blüthe meines Seyns, der Lichtblick meiner Tage. Er allein vermag mich zuweilen auf Augenblicke — ſelige Augenblicke! — zum Gott zu machen; er erregt und erhält ja die immer wachende Sehnſucht in mir, die mich zugleich mit paradieſiſcher Wonne erfüllt und mit Grabeswehmuth durchſchauert. Was wär' ich ohne ihn? Ein erbärmlicher Menſchenkloß, wie unzähliche Andre, aber gewiß ein beſſerer Criminal-Aſſeſſor." Zuletzt brach er in ein verzweifeltes Lachen aus, welches gewiß bald zum bitterſten Weinen geworden wäre, wenn nicht Schilling eben mit einem ſavoyardiſchen Dintenjungen in die nachterfüllte Stube getreten wäre.

„Herr Criminal-Aſſeſſor," ſagte der Alte, „wenn's der nicht iſt, ſo iſt's keiner in Wien. Er hat das niedlichſte Geſichtchen, was je Dinte gerufen hat, und wenn mich mein Gedächtniß nicht ganz betrügt, ſo iſt's auch derſelbe, den wir im Augarten ſahen."

„Bring' Licht, Alter!" rief der Maler haſtig. Zünde zwei oder drei oder auch vier Kerzen an, daß ich mich überzeuge!"

Eh' aber die Bedächtigkeit des bejahrten Mannes das Zimmer erhellte, hatte der Aſſeſſor den Knaben ſchon bei der Hand genommen und italieniſch gefragt: Wie heißt du, Kleiner?“ — „Giuſeppe Veri,“ war die Antwort einer ſo ſilberreinen, lieblichen, ſchier mädchenhaften Stimme, die dem Maler wie die ſüßeſte Muſik durch alle Nerven zitterte. „Und woher gebürtig?“ fragte der junge Mann weiter, begierig, dieſe Stimme zu hören, und vor Erwartung bebend, daß Schilling mit Licht hereintreten und ihm die Züge des Knaben enthüllen mochte.

„Aus dem Chamounythale;“ verſetzte der Knabe in ſeinem eigenthümlichen Patois, welches aus ſeinem Munde allerliebſt klang. „Wollt Ihr mir Dinte abkaufen, lieber Herr?“

„Ja, mein Junge, ſagte der Aſſeſſor und ſuchte mit der Schärfe ſeiner Augen die Finſterniß zu durchblicken. In dem Augenblick trat Schilling mit zwei Armleuchtern herein, auf deren jedem zwei Lichter brannten. Die Strahlen derſelben fielen in des Knaben Rücken; der Aſſeſſor drehte ihn mit ungeſtümer Haſt am Kopfe herum, das Geſicht den Lichtern zu, ſtarrte ihn an und rief außer ſich vor Entzücken: „Er iſt's! Du haſt den rechten, Schilling!“

„Gelobt ſey die Jungfrau und ihr Sohn!“ ſagte der Alte, und ſetzte dann ſchmunzelnd hinzu.

„Ich dachte mir's gleich, daß es dieſer ſeyn müſſe, und Sie können daraus abnehmen, daß ich doch nicht ein ſo ſchlechtes Auge habe, wie Sie immer in Ihrer Heftigkeit vorgeben.“

„Mein lieber Giuſeppe,“ ſagte der Aſſeſſor, immer noch voll hoher Freude, und hielt den erſtaunten Knaben umfaßt, „mein herziger Giuſeppe, willſt du bei mir bleiben? Du ſollſt es recht gut haben, Willſt du? Bitte, bitte, ſag' ja!“

„Und auf welche ſonderbare Art hab' ich ihn gefunden!“ redete der proſaiſche Alte in das poetiſche Entzücken ſeines Herrn hinein. „Denken Sie ſich nur, Herr Criminal-Aſſeſſor! ich ſchlendre an der Mauth vorüber, um Wirthshäuſer und Bettelherbergen aufzuſuchen. Ein Paar hatt' ich ſchon vergebens durchkrochen; da ſeh' ich, wie ein Paar Bauhandwerksgeſellen, Zimmerleute oder Maurer, den armen Jungen da mit Spott und Hohn aus der Thüre werfen. Der Bube weinte bittre Thränen. Halt! dacht' ich und ſchaute ihm in's Geſicht, und halt! dacht' ich noch einmal: der muß es ſeyn, den hat dir der liebe Gott ſelbſt in den Weg geworfen. Nun dacht' ich aber, er hätte vielleicht lange Finger da drinnen gemacht, und fragte ihn, warum ihm die Leute ſo hart begegnet hätten. Da machte er mir mit ſeinen kauderwälſchen Redensarten klar: er habe in der vorigen Nacht in einem mit Stroh und Lumpen angefüllten Faſſe drin in der Mauth geſchlafen; ein guter Geſelle hab' es ihm erlaubt. Dieſe Nacht habe er wieder in der behaglichen Tonne zubringen wollen; aber es ſeyen andre Leute da geweſen, die hätten ihn heraus geworfen. Ich traute nicht recht und ging hin, einen der Geſellen zu befragen, erhielt aber weiter keine Antwort, als: der Junge habe in der Durchfahrt ſchlafen wollen, das litten ſie aber nicht; denn der Junge könne ein Spitzbubenſpion ſeyn. Die Bewachung des Hauſes ſey ihnen ernſtlich anbefohlen, und damit gut. Daraus ſah ich, daß der Junge die Wahrheit geſprochen.“

„O du armer Giuſeppe, du haſt keine Schlafſtätte in Wien gehabt?“ rief der Aſſeſſor in wehmüthiger Freude und ſtrich dem Knaben die braunen Locken aus der hohen Stirne, und küßte ihn darauf. „Armer, lieber Junge! Doch nun freue dich, du ſollſt ein ſchneeweißes Bettchen haben, ſollſt an meiner Seite ſchlafen, ſollſt mit mir eſſen und trinken, ſollſt dich mit mir freuen, liebſter, herziger Giuſeppe!“ Und er umarmte ihn wieder und tanzte mit ihm durch die Stube und freute ſich ſehr, wie ein Vater, der ſein verlornes, geliebtes Kind wieder gefunden hat. Der alte Diener ſtand kopfſchüttelnd dabei und hielt die Lichter noch immer in der Hand. Ihm gingen wunderliche Gedanken über ſeinen Herrn und den Knaben durch den Kopf; er glaubte in dieſer übermäßigen Freude die Stimme der Natur zu erkennen.

„Aber haſt du denn ſo wenig mit deinem Dintenhandel verdient, daß du dir nicht einmal eine Schlafſtelle für einen Kreuzer löſen konnteſt?“ fragte der Aſſeſſor vertraulich, und hielt den braungelockten Knaben bei'm Kinne und ſah ihm in das Engelsgeſicht.

„Ach, Herr!“ erwiederte dieſer mit ſeinem Silberglockenſtimmchen, „Ihr ſeyd ſo ſehr gut gegen mich, und ich weiß gar nicht, womit ich das verdient habe. Ihr flößt mir das größte Zutrauen ein, und Euch kann ich nichts verſchweigen. Ich habe eine kränkliche Mutter zu Hauſe; ach! ſie iſt gar ſehr ſchwach und kann nicht viel verdienen; es geht ihr gar zu kümmerlich. Da wollt' ich nun all meinen Verdienſt ſparen und gar nichts für Schlafgeld und Eſſen und Trinken ausgeben, damit ich der Mutter meinen ganzen Erlös heimbringen könnte.“

„Engelsſeele in einem Engelsleib!“ jubelte der Maler, und hob im Sturm der Begeiſterung den Knaben mit beiden Armen hoch empor und küßte ihm Küſſe der Freundſchaft, mit Thränen der Rührung gewürzt, auf Wangen, Stirn und Mund.

„Ja, auch für deine Mutter will ich ſorgen, du holdes, treues Kind! Es ſoll ihr wohl gehen, wie dir; du ſollſt ihretwegen nicht länger Hunger und Kummer leiden.“

„Da haben wir's ja!“ ſagte Schilling vor ſich hin. „Jetzt ſchlägt ihm das Gewiſſen. Der Junge iſt die Frucht einer frühzeitigen Liebſchaft. Alle Wetter! wird das Fräulein Braut Augen machen, wenn ſie gleich einen ſo großen Sohn als Zugabe mitbekommt!“

Der Knabe fing allmählig an, ſeine mitgebrachte Schüchternheit abzulegen; doch blieb ihm eine gewiſſe mädchenhafte Scheu, die ihm ſehr wohl ließ. Während der Diener, auf des Herrn Befehl, ein leckerhaftes Abendeſſen auftrug, warf Giuſeppe die großen dunkeln Augen im Zimmer umher, und richtete ſie dann mit einer aus der Seele herausſtrahlenden Freude auf ſeinen neuen Wohlthäter, und fragte dieſen naiv, was er denn eigentlich bei ihm zu verrichten habe und womit er ſein künftiges ſchönes Leben verdienen ſolle.

„Sieh, Giuſeppe, ich will dich abmalen,“ erwiderte der Aſſeſſor, „nicht ein Mal, nein, ſehr viel Mal; dann ſollſt du mir beim Malen behülflich ſeyn, ſollſt mir die Farben reiben und auf die Palette ſetzen, ſollſt mir die Pinſel auswaſchen. Das ſoll deine Arbeit ſeyn.“ Und damit führte der Aſſeſſor den Knaben an die Staffelei. Dieſer ſchlug freudig die Hände zuſammen, als er das ſchöne Bild erblickte, ein heftiger Ausruf begleitete dieſe Pantomime, und ſeine Augen funkelten dabei; er konnte ſie kaum wieder abwenden.

„Ich will auch ein Maler werden, wie Ihr, Herr!“ rief er endlich freudig. „Ich bitt' Euch, lehrt mich dieſe Kunſt! Ich will recht fleißig ſeyn und Euch Freude machen.“

„Willſt du das, Herzensjunge? Ja, dann würdeſt du mir große, ſehr große Freude machen. Vielleicht ſchlummert ein großes Talent in dir, und der Himmel hat mich durch eine wunderbare Fügung beſtimmt, es zu wecken.“

Der Knabe aß und trank mit ſeinem neuen Freund und Gönner, der ſich nicht ſatt an ihm ſehen und hören konnte, und wurde endlich ſo geſprächig, daß er nicht fertig werden konnte mit Erzählen von ſeinem ſchönen Vaterlande, ſeiner Mutter, ſeinen Reiſen und deren Abenteuern; und der Aſſeſſor hörte ſo andächtig zu, als ſey der Knabe ein Prediger in der Wüſte. Und Giuſeppe ſprach ſo ſinnig, ließ unbewußt ſo viel zartes Gefühl, ſo viel klaren Verſtand durchblicken, daß ein anderer Zuhörer dieſe Äußerungen gewiß nicht mit dem jugendlichen Anſehen des Knaben würde haben zuſammenreimen können; denn er ſprach wie ein zwanzigjähriger Jüngling und war ſeinem Äußern nach doch gewiß nicht viel über zwölf Jahre hinaus. Ein Anderer würde über die Seelenergüſſe eines ungebildeten ſavoyardiſchen Kindes erſtaunt ſeyn und irgend eine Verkleidung, ein geheimnißvolles Incognito in Giuſeppe vermuthet haben; aber der Aſſeſſor fand das Alles natürlich, wahr, recht; es war ihm, als ſey er plötzlich ſelbſt wieder ein Knabe geworden und habe durch ſeinen jungen Freund die alte kindliche Herzlichkeit plötzlich wieder gefunden, um deren Verluſt er ſich ſo oft gehärmt.

Giuſeppe wurde endlich müde und bat jetzt auf einmal wieder mit der alten Schüchternheit um ein

Strohlager auf dem Boden. Der Aſſeſſor wollte ihn in die Arme ſchließen und auf ſein eignes Bett tragen, aber der Knabe widerſetzte ſich und verweigerte mit unbeugſamem Starrſinn, die rührenden Bitten ſeines neuen Herrn zu erfüllen. Im Schlafgemach des Herrn war überdies noch kein Bett aufgeſtellt, und der alte Schilling hatte einſtweilen für ein Lager des Knaben geſorgt in ſeiner eigenen Schlafkammer. Dies ließ ſich Giuſeppe gefallen, und wünſchte ſeinem neuen Freunde herzlich gute Nacht. Der Aſſeſſor küßte ihn auf Stirn und Mund und empfahl ihn der Sorge des alten Dieners noch beſonders nachdrücklich.

Der Alte ſuchte den Knaben über ſein Verhältniß zum Criminal-Aſſeſſor auszuforſchen; als ihn dieſer aber ganz unſchuldig fragte: „Sage mir doch, Mann, wie heißt denn dein guter Herr, und warum will er mir armem Kinde ſo viele unverdiente Wohlthaten thun?“ und dabei ſo unbefangen und kindlich treu mit den großen glänzenden Augen ihn anſah, da wußte der eigenſinnige Schilling ſelbſt nicht, ſollte er über den Knaben lachen oder über ſich, ſollte er über den Knaben ſich ärgern oder über ſich ſelbſt.

„Alſo du kennſt den Herrn nicht?" fragte er endlich. Giuſeppe ſchüttelte mit dem Kopfe. „Nun ſo will ich's dir ſagen, damit du doch heute noch erfährſt, wer dein Vater iſt."

„Mein Vater?" fragte Giuſeppe verwundert. „Ach, ja! Der gute liebe Herr will fernerhin mein Vater ſeyn. Nun, wie heißt er?"

„Es iſt der Herr Criminal-Aſſeſſor von Mosbach, und iſt gebürtig aus Brünn, wie auch meine Wenigkeit. Dort iſt der Herr Vater des Herrn Criminal-Aſſeſſors Oberlandrichter."

„Ich dachte der gute, gnädige Herr ſey ein Maler?" verſetzte Giuſeppe. „Was iſt aber das, wie du ſagteſt, Criminal-Aſſeſſor?"

„Ja," ſagte Schilling und kratzte ſich hinter dem Ohre, „das weiß ich ſo eigentlich ſelbſt nicht recht. Er ſitzt mit im Criminal-Gericht. Wer wird ſo viel fragen! Dort kriech' in das Bette, bet' dein Paternoſter und drück' die Augen zu! Du wirſt doch ein katholiſcher Chriſt ſeyn?"

Die Beſorgniß des Alten wurde durch den Roſenkranz gehoben, den Giuſeppe aus dem Buſen zog. Der Knabe betete aber nicht mit Andacht, er dachte immer daran, was wohl ein Criminal-Aſſeſſor für ein Mann ſeyn müſſe, und machte ſich die wunderlichſten Begriffe davon, bis er, von den dieſen Abend geſehenen Bildern umgaukelt, der Mutter Maria und den Engeln, ſanft entſchlief. Allmählig miſchte ſich das Bild des Aſſeſſors als Salvator Mundi ein, und als die andern verrannen, blieb das Eine und lächelte ſich tief in das Herz des Knaben hinein.

Mosbach weckte den Dintenjungen ſelbſt; er lag nur halb entkleidet im Bette. Der Maler trug ihn auf den Armen in das Wohnzimmer und ſchäkerte mit ihm. Schilling wurde früh in aller Eil' zum Schneider geſchickt. Statt des ſchwarzen Jöppleins erhielt Giuſeppe einen feinen ſchönen Rock, ſtatt der kurzen ſchwarzen bockledernen Beinkleider feine Tuchhoſen, ſeid'ne Strümpfe und ſilberne Schnallen auf die Schuhe, ſtatt des breitkrempigen abgetragenen ſchwarzen Filzhutes ein rothſammtnes Baret mit weißen Federn; geſtickte Hemdchen und Manſchetten zierten ſeine bräunliche Haut, und bald ſah er aus, wie ein Prinz.

Der alte Nelkenfreund Schilling erhielt verſprochener Maßen die grüne Stube für ſeinen Flor. Das kleine Kämmerchen daran wurde Giuſeppe zugetheilt; dort ſollte er ſeine kleinen Habſeligkeiten aufbewahren, und weil er dringend darum bat, wurde auch ſein Bett dort aufgeſtellt. So wohnte der liebliche Knabe, deſſen Äußeres durch ſeine Umgeſtaltung ſich ſehr vortheilhaft verbeſſert hatte, mitten unter den herrlichſten Blumen, er, der ſelbſt wie die koſtbarſte Nelke blühte. Das Dintenfäßchen, das blecherne Gefäßchen, womit er die Dinte ausgemeſſen, der alte ſchwarze Hut, Hoſen, Jöpplein und die ärmlichen Schuhe, die er als Dintenjunge getragen, das Alles lag — die Kleider ſorgfältig zuſammengepackt — als heilige Reliquie unter dem Bette.

Mosbach arbeitete mit flammender Künſtlerbegeiſterung an ſeinem großen Bilde. Giuſeppe's wohlgetroffenes Portrait ſtand bald in Lebensgröße auf der Leinwand. Es war im Vordergrunde knieend als einer der Erzengel angebracht; er hob die Hände bittend empor und ſah den Anſchauer ſo wehmüthig-freundlich an, daß man ihm hätte, mit Freudenthränen im Auge, Küſſe der Vergebung und Liebe auf das herrliche Fleiſch ſeiner Wangen und ſeines Mundes geben mögen. Es mußte zweifelhaft bleiben, ob dies Portrait einem Jüngling oder Mädchen angehöre; denn Giuſeppe hatte viel Mädchenhaftes in ſeinen jugendlichen Zugen, und da das Geſchlecht der Engel niemals angegeben worden iſt, ſo war dieſe Unbeſtimmtheit nur angenehm. Unvermerkt hatte ſich in die Züge der Gottesmutter auch Vieles aus Giuſeppe's Geſicht mit eingeſchlichen, nur waren die Formen dort weiblich beſtimmter; und deshalb behauptete der alte Schilling ſteif und feſt: dieſe heilige Maria ſey Giuſeppe's wirkliche Mutter und des Herrn Criminal-Aſſeſſors erſte Geliebte, ſo wie Giuſeppe ſein Sohn.

Dieſer gefiel ſich in ſeiner neuen Lage immer beſſer. Er war unermüdlich fleißig und zeichnete den ganzen Tag mit Kreide und Crayon nach Vorlegeblättern und Gyps. Mosbach's Erſtaunen über dieſe außerordentlichen Fortſchritte des geliebten Knaben brach faſt täglich in eine heftige Extaſe aus, in welcher Schilling freilich nichts weiter als Vaterfreude über den gelingenden Sohn ſah. Überdies hielt Mosbach ſeinem Liebling einen Privatlehrer, der ihn im Leſen und Schreiben, — worin er erſtaunt zurück war — unterrichten mußte. Bald fing auch dieſer an, das Deutſche mit ihm zu treiben, und es dauerte nicht lange, ſo ſchrieb das talentvolle Kind ſeinem Wohlthäter einen rührend ſchönen deutſchen Dankſagungsbrief, und plapperte mit Schilling allerliebſt in deutſcher Zunge.

Giuſeppe's Lehrer war ein alter würdiger Abbé, welcher dem Aſſeſſor auf's vortheilhafteſte bekannt war; deshalb hatte er ihm die geiſtige Erziehung ſeines Pfleglings gern übertragen.

Giuſeppe war unter des Aſſeſſors zahlreicher Bekanntſchaft bald heimiſch; überall ſah man den wunderholden Knaben gern. Mosbach mußte ihn ſtets auf ausdrückliches Verlangen der Damen mit in Geſellſchaft bringen; und der Knabe hatte zu dieſem Behufe ein ſehr brillantes Staatskleid erhalten, in welchem er einem Genius gleichſah, wie ſie die Schöpferkraft der Maler uns bildlich vorgezaubert. Mit ſeiner Geſchichte trugen ſich alle ſentimentalen Frauen und daher kam es auch, daß man Giuſeppe bald, mit Abkürzung ſeines Namens und Beiſetzung ſeines früheren Geſchäftes, überall Dintenſeppchen nannte.

Die Stadt Wien wurde plötzlich von dem Gerüchte eines großen Diebſtahls an der Mauthkaſſe erfüllt, und wie daſſelbe die geſtohlene Summe auch in's Immenſe vergrößerte, ſo wurde doch bald ſo viel als wahr bekannt, daß das Quantum des entwendeten Geldes ſich über hunderttauſend Gulden belaufe. Alles, was zur guten Polizei der öſtreichiſchen Hauptſtadt gehörte, zur öffentlichen wie zur heimlichen, kam in Bewegung, alle Wirthshäuſer waren ſcharf beobachtet; die hundert ja tauſend Augen des Argus glänzten wie verjüngt, und durchſpähten alle Winkel der großen Stadt. Aber es wollte ſich in den erſten vier Wochen nichts entdecken laſſen, was nur auf eine Spur geführt hätte.

Die genaueſte Beſichtigung des Locals ſelbſt machte den Diebſtahl zu einem — wie es ſchien, unauflösbaren Räthſel; es zeigte ſich nicht die kleinſte Andeutung auf einen gewaltſamen Einbruch, und der Verdacht fiel auf die Kaſſenbeamten ſelbſt. Dieſe wurden ſofort gefänglich eingezogen, man ſtellte die genaueſten Unterſuchungen ihrer häuslichen Verhältniſſe an, man that Hausſuchungen, und — kam um keinen Schritt weiter.

Der Diebſtahl war geſchehen, als die Maurer mit ihrer Arbeit fertig geweſen waren und folglich nicht mehr nöthig gehabt hatten, im Hofe zu wachen; denn das Haus war nun wieder nach allen Seiten geſchloſſen, wie vormals. Die Zimmerleute und

Schreiner, welche noch im Innern des Gebaudes zu thun hatten; brauchten nicht zu wachen; eiſerne Thüren, Schloß und Riegel machten dies unnöthig. Diejenigen Schreiner- und Zimmergeſellen, welche Tags vor der Nacht, in welcher der Raub begangen worden war, im Mauthhauſe gearbeitet hatten, wurden ſcharf inquirirt; allein die Leute erwieſen ihre Unſchuld und mußten wieder freigelaſſen werden. Auf die Maurer hatte man nicht den geringſten Verdacht; ſchon ſeit mehren Tagen hatte keiner von ihnen im Mauthhauſe mehr gearbeitet.

Die häufigen Verhöre und die immer neuen ausgedehnten Unterſuchungen bei'm Criminal-Gericht überhäuften den Aſſeſſor von Mosbach mit einer Menge von Arbeiten, die ihn eine Zeitlang ganz von ſeiner geliebten Kunſt abzuziehen drohten. Aber der genannte Umſtand war es nicht allein, der ihn mit immer größerem Unmuthe erfüllte; dieſer ſteigerte ſich auch dadurch jedesmal höher, ſo oft er inne ward, daß er ſammt dem ganzen hochpreislichen Criminal-Gerichte die Wolke ſtatt der Juno umarmt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß er die verdrießliche Abſpannung ſeiner Seele aus dem Gerichtshofe mit in ſeine den Muſen geweihte

Wohnung brachte, daß das Zentnergewicht der Pflicht mit erſtickender Schwere über ihm lag und die Gluth für die hohe Kunſt auszulöſchen ſtrebte. Und Giuſeppe war der Erſte, der mit zartfühlendem Gemüthe die Veränderung im Weſen des geliebten Herrn erkannte und erfühlte. Der heitre Knabe, deſſen Augen nur an Mosbach's Augen hingen, deſſen thätigſtes Beſtreben allein dahin ging, dem theuren Wohlthäter zu gefallen, der Knabe, der, zumal Mosbach eine nicht unbeträchtliche Summe durch ſichere Gelegenheit in's Chamounythal an Giuſeppe's Mutter mit einem Briefe von demſelben geſchickt hatte, nur in Mosbach zu leben ſchien, fühlte ſich plötzlich durch die Verſtimmung ſeines Mäcen ſo weh in der innerſten Seele verwundet, daß er, wie eine der Sonne entbehrende Blume, wehmüthig das Haupt neigte. Zwar verſuchte er noch unverdroſſen zu arbeiten; aber es gelang ihm nicht mehr. Der Aſſeſſor bemerkte, unter der Laſt der Geſchäfte faſt erliegend, die Veränderung ſeines Lieblings nicht, weil mit ihm ſelbſt eine ſolche vorgegangen war. Er ſelbſt rührte keinen Pinſel an, und war nur ſtets bemüht, die; Aktenſtöße, mit denen gänzlich eingemauert zu werden er fürchten mußte, zu bewältigen und zu beſeitigen; wie hätte er für die Zeichnungen und Malerverſuche ſeines Pflegekindes Sinn haben können? Drückte doch noch ein anderer Kummer ſeine Seele, der nicht aus ſeinem Amte entſprang, und zog ihn mit Gewalt von dem lieben Kinde ab.

Ein weit ſchärferes Auge für Giuſeppe's Leiden hatte ſein ihm ebenfalls ſehr theuer gewordener Lehrer, der Abbé dell' Ammo. Dieſer ſanfte Greis, deſſen erſter Blick Vertrauen einflößte, der ſeit vielen Jahren als Jugendlehrer ſich ganz in die Seele der Kinder verſetzte und mit einem tiefen Gemüth voll Liebe in ihrer eignen Welt mit ihnen verkehrte, hatte bald eine volle väterliche Gewalt, die moraliſche Gewalt der Liebe über Giuſeppe erhalten. Das reine, faltenloſe Herz des Knaben hatte ſich dem würdigen, edlen Greiſe wie ein ſchönes Buch voll ſüßer, heller Lieder dargelegt, und der Abbé hielt es mit ſanfter, ſchonender, ſchmeichelnder Hand und las darin mit verſtändigen Blicken, mit empfänglichem Sinn dafür. Beide waren ſo an einander gewöhnt, daß jedem der Tag, an welchem ſie ſich zufällig nicht ſahen, als ein trüber und werthloſer verſtrich. Aber von dem beredten Munde des Greiſes floſſen auch die ſchönen Lehren der Weisheit und Tugend, durchhaucht von dem wehenden Dufte eines der Nachtviole gleichenden Gefühls, der den Samen der Blume unvermerkt in des Knaben durch das eigne tiefe Gefühl empfänglich gemachte Gemüth übertrug, wo er bald aufging und grünte und blühte. Sie ſaßen traulich zuſammen, wie die alte und neue Zeit, nicht die ſtörriſche alte, die den aufkeimenden Lebensmuth der jungen tadelt und zu erſticken ſtrebt, und nicht wie die junge, die die Lehren und Mahnungen der alten verachtet und verlacht, ſondern wie die lehrende und gelehrige, wie die erfahrene und die in Jugendluſt aufbrauſende; und zwiſchen die ſilbergrauen Locken des vortrefflichen Weltprieſters und die braunen Locken des Knaben drängte ein halbes Jahrhundert ſeinen Strom hindurch, ſo daß ſie das jenſeitige und dieſſeitige Ufer bildeten. Dell' Ammo war Giuſeppe's Vertrauter; der Knabe betrachtete den Greis wie ſeinen Großvater, und ſtand keinen Augenblick an, ihm ſein Herz auszuſchütten mit all ſeinen kleinen Wünſchen und ſeinem neuen Kummer. Doch es bedurfte deſſen kaum; der Lehrer las in den Zügen, in dem Auge, in der Seele ſeines Schülers. Giuſeppe klagte dem Abbé, daß er fürchte, die Liebe ſeines Gönners und Beſchützers zu ihm ſey erloſchen, und er falle demſelben nun gar zur Laſt. Der Abbé ſuchte den Knaben darüber zu beruhigen, und ſprach von der wahren Veranlaſſung der böſen Laune, die den Aſſeſſor zeither beherrſche; aber zu ſeinem Erſtaunen merkte er bald, daß Giuſeppe von der ganzen Criminal-Geſchichte des Diebſtahls kein Wörtchen wußte. Der Criminal-Aſſeſſor ſprach von ſeinen Amtsgeſchäften niemals; wie hätte er auch die reine Seele des Knaben, den er zu ganz andern Zwecken beſtimmt hatte, mit dem Peſthauche des Lebens erfüllen ſollen? Und der alte Schilling, der eigentlich für nichts als ſeine Nelken Sinn und Aufmerkſamkeit hatte, war auch nur mit halbem Ohr der Diebsgeſchichte theilhaftig geworden, und fand es gar nicht der Mühe werth, ſie dem Knaben, den er überdies nicht wohl leiden mochte, wieder zu erzählen; auch wußte er ſchon am andern Tage nichts mehr davon.

Die neugierigen, heftig und raſch auf einander gethanen Fragen des Knaben gaben dem Abbé die Überzeugung, daß Giuſeppe mehr als gewöhnlichen Antheil nehme; das unruhig funkelnde Auge des Knaben, ſeine zitternden Hände, die hohe, faſt fieverhaſte Röthe ſeines Geſichts fielen dem Lehrer noch mehr auf. Als dieſer dem Schüler nun tröſtend auseinander geſetzt hatte, daß der Kummer und das verdrießliche Weſen des Aſſeſſors allein aus dem Umſtande entſpringe, daß bis jetzt, aller Nachforſchungen ungeachtet, der Dieb noch nicht entdeckt ſey und man gar kein Ende all der vergeblichen Arbeit ſehe, ſo ſchwieg er und betrachtete das höchſt unruhige Kind mit aufmerkſamen Augen. Giuſeppe verſank endlich in tiefe Gedanken; nach einer langen Pauſe fuhr er plötzlich, wie aus einem Traume, auf und ſprach haſtig: „Wie, wenn ich nun, um den Kummer meines lieben Herrn zu verſcheuchen und ihn wieder von ſeinem Übelſeyn zu heilen, den Dieb vielleicht entdeckte, würde ich wohl Unrecht thun? Denn, um mich zu verſtehen, müßt Ihr vorab wiſſen, daß der, welchen ich für den Räuber des Geldes halte, mir Gutes gethan hat, und ich alſo durch einen ſolchen Verrath die ſchöne Pflicht der Dankbarkeit mit Füßen trete. Ach, es iſt ja nichts ſchrecklicher und verabſcheuungswürdiger auf Erden, als ein ſchwarzes, undankbares Herz! Nein! nein! Und deshalb darf ich nichts verrathen."

Der Abbé hatte mit wachſendem Erſtaunen die höchſt ſonderbaren Worte ſeines Zöglings vernommen; jetzt ſagte er in ernſt ermahnendem Ton: „Giuſeppe, wenn du etwas von jener böſen That weißt, ſo gebietet dir nicht allein die allgemeine Pflicht, welche wir dem Rechte ſchuldig ſind, ſondern ganz insbeſondere und vorzüglich die Pflicht der Dankbarkeit, welche du zu verletzen glaubſt, die Unthat unverzüglich zu entdecken. Denn wem wohl auf Erden biſt du größeren Dank ſchuldig, als deinem Wohlthäter, deinem Freunde? Würdeſt du ſchweigen, du würdeſt furchtbar undankbar ſeyn; dann erſt würde ich eine ſchwarze Seele in dir ahnen.“

Der Knabe erſchrack und wurde bleich; ſein innerer Kampf malte ſich auf ſeinem Geſichte ab.

„Euch will ich Alles entdecken, mein Vater,“ ſagte er endlich mit zitternder Stimme. „Eure Weisheit mag dann erwägen, was zu thun iſt. Ihr wißt, ich wollte die kleinen Einnahmen von meiner Dinte für die arme Mutter ſparen; ich ſchlief deshalb in Winkeln, in Hausfluren, oft auf offener Straße. Ich hatte eines Tages bemerkt, daß man in einem großen Hauſe, wo ich viel Dinte verkauft hatte, ſtark bauete; ſpäterhin habe ich erfahren, daß es das Mauthhaus iſt. Der Durchgang ſchien mir zum

Schlafen ſehr bequem; ich beſchloß, Abends einen Verſuch zu machen, ob ich da bleiben könnte. Ich fand einen Handwerksgeſellen dort, dem Anſchein nach, einen guten, ſanften Menſchen, der, als ich ihm meine Noth geklagt, mich ſchnell in ein großes Faß ſteckte, mit Stroh und Tuch gepolſtert, und mir ſogar reichlich zu eſſen gab. Er ſah ſo fromm und mild aus, daß ich ſelbſt vor dem Gedanken erſchrecke, er könne der Dieb des Geldes ſeyn. Ich ſchlief bald ein. Aber plötzlich wurde ich in der Nacht munter; es war irgend ein Name laut ausgeſprochen worden. Ich lugte aus meinem Faſſe hervor und ſah im Dämmerlichte der Mondnacht, nicht weit von mir, zwei Menſchen, den Einen auf einem dem meinigen ähnlichen Lager liegen, den Andern davor ſtehen und zu dem Liegenden herabgebeugt. Sie ſprachen laut mit einander. Ich verſtand zwar damals nicht ſehr viel von der deutſchen Sprache; aber ſo viel wurde mir doch klar, daß der Eine dem Andern zuredete, die Mauthkaſſe zu beſtehlen, und ihm Anſchläge gab, wie dies auszuführen ſey. Das Wenige, was er antwortete, brachte er mit leiſer, faſt unverſtändlicher Stimme hervor. Ich merkte nun, daß der böſe Rathgeber allein ſo laut war.

Sie ſprachen dann auch von einem Mädchen, welches der leis Redende dann, wenn er reich wäre, würde heirathen können. Gleich darauf ſchwiegen ſie Beide; der Eine ging fort, der Andre ſchien wieder zu ſchlafen. Mir grauste es, aber ich ſchlief auch wieder ein. Früh kam der Eine, der mich in das Faß geſteckt und mir zu eſſen gegeben hatte, holte mich heimlich heraus, gab mir einen Kreuzer und ſchickte mich fort. Den Andern hatte ich nur im Blick geſehen. Als ich dem Geſellen aber in ſeine treuen, blauen Augen, in ſein falſchloſes Geſicht ſah, da glaubte ich ſteif und feſt, ich hätte die ganze Geſchichte nur geträumt, und das habe ich bis dieſe Stunde geglaubt, wo ich von Euch erfahre, daß die Kaſſe wirklich beſtohlen worden iſt. Und es kann doch ſeyn, ich habe in jener Nacht geträumt; denn der gute Geſelle, der mir wohlthat, iſt gewiß kein Dieb. Am andern Abend wollte ich meine Schlafſtatte wieder aufſuchen; da waren andre und harte Geſellen dort, die mich mit Spottreden fortjagten. Aber eben kam Schilling und führte mich hierher zu meinem lieben Herrn. Das iſt Alles, was ich weiß. Ihr aber, lieber Vater, werdet auf den Traum eines Kindes weiter kein Gewicht legen.“

Der Abbé hatte mit großer Aufmerkſamkeit zugehört; nun verſank er in ein langes, ſchweigendes Nachdenken.

„Mein Sohn,“ ſprach er dann, „verſprich mir, von deinem Traume Niemand, ſelbſt dem Herrn Aſſeſſor nicht, ein Sterbenswörtchen zu ſagen.“

„In Gottes Namen! Hier habt Ihr meine Hand darauf.“

„Nun, ſo beruhige dich. Ich werde Alles zum Beſten zu lenken ſuchen.“

Des Abbé Sorge ging dahin, den Thäter zu entdecken, und doch den Knaben dabei ganz zu ſchonen, eines Theils, weil die Sache zu abenteuerlich ausſah und kaum Glauben zu verdienen ſchien, andern Theils, weil er mit gutem Grund fürchtete, es würde dem Aſſeſſor höchſt ſchmerzlich ſeyn, ſeinen Liebling in einen ſo böſen Handel verwickelt zu ſehen; endlich war ihm ſelbſt das Kind viel zu lieb, als daß er es durch eine direkte Anzeige des ganzen Vorfalls hätte bloßſtellen ſollen. Er wollte ſichrer gehen und ſchrieb deshalb mit verſtellter Hand einen anonymen Brief an den Criminal-Aſſeſſor von Mosbach, worin er denſelben erſuchte, in Betreff des Mauthdiebſtahls die beiden Maurergeſellen, welche in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli — er hatte mit Hülfe des Kalenders und Giuseppe's den Tag herausgebracht — die Wache im Mauthhauſe gehabt, genau zu beobachten, da ſehr gegründeter Verdacht gegen ſie obwalte; ſpäter wolle ſich auch der Schreiber des Briefes nennen.

Dieſer Wink entflammte die Thätigkeit des Aſſeſſors von neuem. Er machte die Anzeige bei'm Gericht, daß er eine leiſe Spur aufgefunden habe; und er wurde ſofort beauftragt, die Unterſuchung perſönlich zu leiten. Zuerſt wurde Meiſter Eckardt vorgefordert, und aus ſeinen Angaben erhellte bald, daß die beiden Wächter in jener Nacht ſeine beiden Geſellen Häkle und Eichhorn geweſen ſeyen. Der Meiſter wurde über Charakter, Betragen und alle nähern Umſtände dieſer Leute gefragt; und ſeiner Vorliebe für Häkle gemäß, ſchilderte er dieſen als einen trefflichen Menſchen, während er Eichhorn als einen verſchloſſenen, in ſich hinein lebenden Jüngling darſtellte. Die beiden Geſellen ſollten ebenfalls eingezogen werden, aber der Meiſter erklärte: Eichhorn ſey ſchon ſeit mehren Wochen in ſeine Heimath, Thüringen, gereiſt, habe auch von Erfurt aus bereits einen Brief geſchrieben und gemeldet, daß ein reicher Vetter von ihm, von welchem er früher ſchon oft geſprochen, ſich ſeiner annehmen und ihm fünftauſend Gulden verſtrecken wolle; er werde dieſes Geld in einigen Wochen mitbringen, und halte hiermit ziemend um Marianen, des Meiſters Tochter, deren Herz er ſchon lange beſitze, an.

Der Brief mußte ſogleich an das Criminal-Gericht abgeliefert werden. Meiſter Eckardt erklärte hierauf, daß dieſer Eichhorn ſich in die Gunſt ſeiner Frau geſchlichen; ſie habe ihm die Tochter verſprochen; es ſey deshalb früher ſchon zu Exceſſen zwiſchen ihm und ſeiner Frau gekommen, und weil er aus des Geſellen Eichhorn früheren Erzählungen gewußt, daß derſelbe arm ſey, ſo habe er zur unerläßlichen Bedingung einer Verheirathung ſeiner Tochter gemacht, daß der Bräutigam wenigſtens fünftauſend Gulden beſitze. Er ſey dem offenen lebensfrohen Häkle viel gewogener, als dem ewig zu Hauſe hinter Büchern kauernden Eichhorn; auch habe Häkle — wie er genau wiſſe — von einer alten Tante ein anſehnliches Vermögen zu gewarten. Deshalb ſey ihm dieſer zum Schwiegerſohne weit lieber; aber die Mariane wolle ihn nicht, und ſeine Hausehre ſetze ſich mit Macht und Gewalt dawider. Beide hätten ſich in das thüring'ſche Milchgeſicht vergafft, und ſo habe er denn, um nur Ruh' und Frieden im Hauſe zu haben, ja geſagt, und die Hochzeit ſey ſomit von Frau und Tochter beſchloſſen worden. Er habe aber immer noch keine rechte Luſt dazu gehabt; und als ihm nun vollends Häkle dieſer Tage ſeine heftige Neigung zu Marianen entdeckt, ſo habe er vielmehr ſich ernſtlich vorgenommen, ſein Hausrecht zu brauchen, und die Mariane zur Ehe mit Häkle zu zwingen.

In dieſer Ausſage des Maurermeiſters waren Winke genug für den Criminal-Aſſeſſor enthalten. Häkle wurde ſogleich eingezogen. In Bezug auf die in dem Anzeigebriefe angegebene Nacht konnte man den Maurergeſellen zu keiner Ausſage weiter bringen, als daß er die eine Hälfte der Nacht dort gewacht, die andere aber, wie alle Nächte zu Hauſe, ruhig geſchlafen habe. Er ſey aber eines Morgens früh eines kleinen Jungen anſichtig geworden, mit welchem Eichhorn heimlich geſprochen und den er dann ſchnell aus dem Mauthhauſe, ſobald er daſſelbe geöffnet, geſchickt habe.

Die nächſte Unterſuchung ging nun darauf hin, zu erforſchen, ob Eichhorn in der Nacht, wo der

Diebſtahl vorgefallen war, zu Hauſe geweſen ſey, oder nicht. Darüber wurden alle Geſellen, die Hausfrau, die liebenswürdige Tochter Mariane vernommen. Es ergab ſich aber nichts; denn Eichhorn hatte in den Hof hinaus Parterre ſeine Schlafkammer. Dicht daneben war Häkle's Kammer. Die andern Geſellen ſchliefen alle zuſammen in einem Local. Aus dem Fenſter konnte man ſehr leicht in den Hof ſteigen und von hier aus durch eine Thüre auf die Straße kommen. Der nächtliche Verſchluß dieſer Thüre, durch welche am Tage Baumaterialien ein- und ausgebracht wurden, war den beiden Obergeſellen übertragen. Es konnte alſo einer ſehr leicht unbemerkt des Nachts davongehen und wieder kommen. Häkle ſagte aber aus, daß er Nachts oft Eichhorn in ſeiner Kammer habe umher rumoren hören, daß derſelbe oft das Fenſter aufgeriſſen, geſeufzt, ja geweint hätte. Er habe ihn auch einmal um das nächtliche Unweſen gefragt und die Antwort erhalten: es ſey der Gram, daß er die Mariane, die er ſo ſehr liebe und von der er wieder geliebt werde, nicht zum Weibe erhalten ſolle, weil für ihn nicht die mindeſte Ausſicht vorhanden ſey, die verlangten fünftauſend Gulden irgendwoher aufzutreiben. Er, Häkle, habe ſich um weiter nichts bekümmert. Doch ſey ſeit einiger Zeit eine große Unruhe an Eichhorn ſichtbar geweſen; der junge Menſch habe Niemanden mehr aufrichtig in das Geſicht ſehen können u. ſ. w. In dieſem letztern Punkte ſtimmten ihm alle übrigen Geſellen und der Meiſter bei, ſelbſt Frau Magdalena und Mariane mußten das einräumen.

Aus dem fernern Verhöre ergab ſich, daß Eichhorn einige Tage nach dem im Mauthhauſe vorgefallenen Diebſtahle nach ſeinem Vaterlande abgereiſt ſey. Mehre Geſellen wollten ſich erinnern, daß die Nachricht von dieſem Diebſtahl bei ihm keine Verwunderung hervorgebracht; einer ſagte ſogar aus, er habe eine gewiſſe Verlegenheit an ihm bemerkt; alle ſtimmten darin überein, daß er die letzten Tage bleich wie ein Schatten umhergeſchwankt ſey und davon geſprochen habe: er fühle eine Krankheit in ſeinem Körper, er wolle deshalb in ſein Vaterland, vielleicht thäte ihm die Reiſe wohl u. ſ. w.

Der auf den Maurergeſellen Eichhorn gekommene Verdacht vergrößerte ſich ſonach immer mehr. Das Criminal-Gericht verfügte nun, daß die Effekten des Eichhorn, welche noch bei ſeinem Meiſter ſtanden, in Beſchlag genommen werden ſollten. Es war dies ein verſchloſſener Koffer; den Schlüſſel hatte der Geſelle mitgenommen. Bei Öffnung des Koffers fand man ſehr ſchöne reine Wäſche, einige Kleidungsſtücke, mehre architektoniſche und mathematiſche Werke, Schreibmaterialien, einige von Eichhorn's Hand ſchön geſchriebene Aufſätze u. ſ. w. Man war faſt auf dem Grund des Koffers, als plötzlich aus einem aufgerollten Hemd eine Geldrolle fiel. Sie wurde ſogleich als eine zur Mauthkaſſe gehörige Hundertguldenrolle erkannt, und der Verdacht des Diebſtahls war ſomit, wenn auch noch nicht als wahr erwieſen, aber doch bis auf den höchſten und letzten Grad geſteigert.

Der Criminal-Aſſeſſor von Mosbach, welchem das Gericht dieſe Entdeckung verdankte, wurde ſogleich beauftragt, mit Extrapoſt nach Thüringen zu reiſen und den Geſellen Eichhorn verhaftet einzubringen. Gern hätte er ſich von dieſem ihm höchſt widrigen Geſchäfte losgeſagt, aber die Amtspflicht gebot ſtreng, und er mußte gehorchen. Zu ſeinem Begleiter und Untergebenen wählte er ſich einen der gewandteſten und pfiffigſten Polizeiſpione, um durch dieſen zu erſetzen, was ihm ſelbſt abging.

Mit Thränen im Auge riß er ſich von ſeinem geliebten Giuſeppe los, bat ihn, recht fleißig zu ſeyn, und befahl den Knaben dringend der Sorgfalt des Abbé und des alten Schilling. Giuſeppe hing lang an ſeinem Halſe, und des geliebten Herrn Abſchiedsküſſe brannten Tage noch auf ſeinen Lippen.

Giuſeppe zeichnete, malte und ſtudirte mit ſo außerordentlicher Anſtrengung — Alles nur, um dem vielgeliebten Herrn bei ſeiner Wiederkehr eine angenehme Überraſchung zu bereiten — daß dem Abbé anfing für die Geſundheit des Knaben zu bangen. Aber wie der Greis ihm auch zuredete, ſich zu ſchonen, es war als ob gerade dieſe Worte ihn noch mehr anfeuerten, das Übermenſchliche zu leiſten. Durch ſeine mündlichen Mittheilungen und kindlichen Geſtändniſſe, deren Hörer der Abbé allein war, zog ſich das hohe Entzücken des Wiederſehens wie ein ſonnenglänzender Bach durch grüne Wieſen, und mit einer üppigen, raſtloſen Phantaſie malte er ſich den höchſten Punkt all ſeiner Wonne und Seligkeiten, den Augenblick aus, wo er dem ihm auf Erden theuerſten Menſchen ſeine Schöpfungen in Kunſt und Wiſſenſchaft vorlegen und in den Augen des Herrn eine Thräne der Freude ſchimmern ſehen würde. Er wurde gar nicht ſatt, ſich dieſen Augenblick mit den glühendſten Farben ſeines jungen Schwärmerkopfes auszumalen. Dem Abbé, der erſt lächelnd zugehört hatte und dem kühnen poetiſchen Schwunge ſeines jungen Freundes, deſſen ganzes Leben und Weben, Treiben und Leiden ſich allein auf den Aſſeſſor und unaufhörlich auf dieſen bezog, mit ſtill billigender Heiterkeit gefolgt war, wurde allmählig dieſer exaltirte Zuſtand ſeines Zöglings bedenklich; er konnte es ſich nicht bergen, dieſe auf die ſchärfſte Spitze geſtellte Neigung des Knaben, dieſe bis zur fixen Idee geſteigerte Zärtlichkeit zu dem Aſſeſſor von Mosbach ſey krankhafter Natur, und bedenklich ſchüttelte er über Giuſeppe's poetiſche Herzensergüſſe nun ſein ſilberlockiges Haupt. Über den Knaben aber war wieder eine unbeſchreiblich hohe Seelenheiterkeit gekommen. Seit er die volle Überzeugung von Mosbach's ungeſchwächter Liebe erlangt hatte, war er friſcher aufgeblüht; ſeine Geſtalt hob ſich; er wuchs und entfaltete täglich neue Reize; ſeine Wangen hatten ſich geröthet und ſein herrliches, ſchamhaft beſcheidenes Auge noch mehr Feuer und Ausdruck gewonnen. Aber gerade in dieſer Periode ſeiner körperlichen Entwickelung fürchtete der Abbé von der übertriebenen Anſtrengung des Geiſtes am meiſten für ihn. Er hatte ſich nicht geirrt. Freilich ſchien ein feindliches Geſchick faſt beſchloſſen zu haben, all dieſe geiſtigen und körperlichen Blüthen theils in ihrer ſchon entfalteten Pracht, theils in ihrem Keime zu erſticken und zu verderben.

Der Aſſeſſor wurde täglich zurück erwartet, und Schilling hatte zum Empfange deſſelben ſchon Alles bereitet. Nur Giuſeppe war mit ſeiner rieſenhaften Arbeit noch nicht fertig: es war dies ein Ölgemälde, darſtellend Chriſtus im Tempel unter den Schriftgelehrten, als er zwölf Jahr alt war. Der Abbé hatte ihm das Koſtüm dazu u. d. gl. angeben müſſen. Der Chriſtusknabe trug unverkennbar Giuſeppe's Züge, und neben ihm ſtand ein in ſchneeweiße Gewänder gekleideter junger Mann, zu dem der zwölfjährige Welterlöſer das himmliſche Auge mit einem unausſprechlich rührenden Dankblick empor ſchlug; man verſtand, was er ſagte: Das Alles habe ich ja doch von dir nur allein, und die Bewunderung, die mir gezollt wird, gilt und gehort dir, mein Lehrer und Freund! Der Lehrer, ſeinen Kleidern und Abzeichen nach, gehörte dem Bunde der Eſſäer an, aus deren Schule Jeſus hervorging; ſein Geſicht hatte die überraſchendſte Ähnlichkeit mit des Aſſeſſors milden Zügen. Die jüdiſchen Kirchenlehrer ſtanden mit ſtaunenden Blicken umher. Und wenn auch in der Behandlung dieſes Gemäldes noch ſehr Vieles unvollkommen und fehlerhaft war, ſo ſprang doch dem Kenner auf den erſten Blick ein großer Kunſtgenius entgegen. Vom erſten Sonnenſtrahle bis die Nacht hereinbrach, ſaß der Knabe an dem Bilde; er verſagte ſich Eſſen und Trinken. Abends und in der Nacht trieb er Muſik und ſeine Sprachſtudien.

Schilling bekümmerte ſich nicht viel um Giuſeppe, er ging ſeine Gänge und that, was er wollte; die meiſte Zeit brachte er unter ſeinen Nelken zu, die er mehr liebte, als alle Menſchen und Thiere und die ganze übrige Welt zuſammengenommen. Dafür ſaß der Abbé halbe Tage lang bei ſeinem Liebling.

Eines Nachmittags, als der Weltgeiſtliche eben nicht zugegen und Giuſeppe emſig an der Staffelei beſchäftigt war, trat plötzlich ein hoher ſtattlicher Mann mit einer ſehr reizenden Dame an der Hand in's Zimmer. Der Mann war reich gekleidet; Geſichtsfarbe und Haltung zeugten von Wohlleben und

Gewandtheit in der vornehmen Welt. Die Dame trug den Stempel vornehmer Geburt auf der Stirne ihres ſehr ſchönen Geſichts, aber zugleich lag in ihrem Blick und Weſen etwas abſtoßend Stolzes, eine kalt gebieteriſche Aufforderung zur tiefſten Huldigung. Der ſtrenge Blick des fremden Mannes, der ſpöttiſch ſtolze Blick der fremden Dame verwundeten den Knaben, welcher höflich aufſtand und ihnen entgegen ging, um ſich nach ihrem Begehren zu erkundigen, in der tiefen Seele, ſo daß er eingeſchüchtert und furchtſam zu reden begann. Aber kaum hatte er einige zuſammenhängende Worte hervorgebracht, ſo trat Schilling herein und begrüßte die Fremden mit der äußerſten Ehrerbietung.

„Wo iſt mein Sohn?" fragte der fremde Herr, und während Schilling dieſe Frage beantwortete, kam Giuſeppe demüthig von der andern Seite, um die Hand des Mannes zu küſſen, der ſeines Wohlthäters Vater war. Aber der ſtrenge Mann zog die Hand mürriſch weg und fragte den alten Diener:

„Iſt das der Bankert, von dem du mir geſchrieben?"

„Er iſt's!" verſetzte der Alte, ſpitzbübiſch lächelnd.

Giuſeppe hatte den Sinn des Wortes nicht mit dem Verſtande, wohl aber mit dem Gefühl erfaßt, das wie ein Lichtborn in ſeiner jungen Bruſt ſprang. Und der Born trübte ſich; der entſetzliche Hohn, der aus den Blicken der ſchönen Dame, wie Giftthau auf die zarte Pflanze ſeines Gemüths niederquoll, drohte ihm den geiſtigen Tod.

„Wer iſt dein Vater, Junge?“ fragte der ſtrenge Mann weiter.

„Er iſt früh geſtorben und ich hab' ihn nicht gekannt; doch ſagt meine Mutter, er ſey ein Mauleſeltreiber geweſen,“ verſetzte Giuſeppe mit geſenktem Auge und mit der größten Demuth.

„Da haben Sie's!“ ſagte die Dame triumphirend mit einem widrigen Lachen, was dem Knaben wie ein zweiſchneidiges vergiftetes Schwert in die Seele fuhr.

Der Mann ſetzte aber ſein Examen mit einer wahren Inquiſitorkälte fort. Dem armen Jungen wurde immer bänger, er vermochte kaum mehr zu antworten, und verwirrte ſich zuletzt, ſo daß es ihm im Kopfe bunt durcheinander ging.

„Es iſt Alles Lüge, abſcheuliche Lüge, und deſto nichtswürdiger, je jünger die Seele iſt, aus der ſie kommt,“ ſagte der Examinator endlich. Giuſeppe ſank faſt um vor Schrecken; er wollte der argen Beſchuldigung widerſprechen, aber die Stimme verſagte ihm den Dienſt; ſeine bleich gewordenen Lippen bewegten ſich konvulſiviſch, aber tonlos.

„Den Jungen kann ich nicht im Hauſe brauchen,“ ſagte das hochmüthige Fräulein mit aufgeworfenen Lippen, „nicht einmal als Küchenjungen. Ich bitte Sie alſo, Herr von Mosbach, ſorgen Sie für ſeine Exiſtenz und machen Sie mit Ihrem Herrn Sohne das Übrige ab. Ich will ihm gar nicht merken laſſen, daß ich etwas von dieſer allerliebſten Frucht ſeiner hochpoetiſchen Jünglingszeit erfahren habe.“

„Laſſen Sie mich nur machen, mein theures Fräulein,“ verſetzte Herr von Mosbach galant. „Dieſer Bube ſoll Ihnen kein Stein des Anſtoßes in Ihrer künftigen Wirthſchaft ſeyn. Der Junge gefällt mir; er ſoll Ökonomie auf meinem Gute lernen, und daß ich ihn gut verſorge, bin ich meinem Sohne ſchon ſchuldig. Nicht vergebens hat er ihn auf das mir überſchickte ſchöne Bild vorn an als bittenden Engel gemalt. Sehen Sie denn nicht, daß der Knabe das Original zu dem Engel iſt, der Ihnen ſo wohl gefallen hat?“

„Vraiment! Vous en avez raison!“ rief die Dame mit einem verdrießlichen Erſtaunen. „Eine ſehr feine Anſpielung, eine herrlich couvertirte Bitte!

Bon! Unſer Maler ſoll nicht vergebens gebeten haben. Ihm ſey verziehen! Über Jugendſünden ſoll kein Menſch richten. Den armen Jungen wollen wir's auch nicht entgelten laſſen; was kann der für die Sünden ſeines Vaters! aber — wie ſchon geſagt — im Hauſe duld' ich ihn nicht."

„Es wird ſich Alles zum Beſten fügen, mein ſchönes Fräulein," ſagte Herr von Mosbach, und befahl Schilling, ihm in ſein Hotel zu folgen. Den armen Knaben würdigten ſie keines Abſchiedsgrußes, keines Blickes weiter. Sie gingen, die harten, liebloſen Menſchen, und doch hätte ihnen Giuſeppe in ſeinem grenzenloſen Schmerze, der ihm die Bruſt zu zerſprengen drohete, die Füße küſſen mögen. Er wollte ſich ihnen in den Weg werfen, ihre Knie umklammern, doch um nichts bitten, als um den Tod, er wünſchte von ihren Füßen zertreten zu werden; aber eine unbeſchreibliche Wehmuth ſtürzte über ihn herein und raubte ihm faſt alle Gedanken, ſo daß er noch lange wie in den Boden gewurzelt ſtand, als die Gefühlloſen ſchon das Haus verlaſſen hatten. Da ſtrömte es endlich aus ſeinen Augen wie Gießbäche, der ſtarre Schmerz ſeiner Seele wollte ſich in Thränen auflöſen, die blutige Zerknirſchung ſollte von Thränen weggewaſchen werden; aber des Schmerzes war zu viel, ſein Gewicht zu gewaltig, des Blutes war zu viel, ſeine Farbe zu herzblutroth, es ließ ſich nicht wegſchwemmen, und ob auch die Thränen nicht verſiegen wollten. Da wünſchte der unglückliche Knabe ſich todtweinen zu können. Und als nun erſt Schilling wieder nach Hauſe kam und ihm ſagte: das Fräulein ſey die verlobte Braut des Herrn Criminal-Aſſeſſors, und ſobald dieſer Criminal-Rath geworden ſey, wozu er wegen des glücklich entdeckten Diebſtahls von oben ſchon die feſteſte Zuſicherung erhalten habe, dann werde auch gleich die Hochzeit gefeiert werden, da ſchlich ſich Giuſeppe auf ſein Kämmerlein und ſtürzte in wüthender Verzweiflung auf ſein Bette. Der gräßlichſte Seelenſchmerz zermarterte ihn ſo, daß er wirklich zu ſterben hoffte. Und dieſe Hoffnung hatte für ihn etwas ſchwärmeriſch Süßes. Seine in wilder phantaſtiſcher Thätigkeit umhertaumelnde Seele berauſchte ſich nun plötzlich mit den zerknirſchend ſüßen Bildern, wie der theuer geliebte Herr in Verzweiflung ſeyn werde über ſeinen Tod, wie er ihm viele, viele Thränen nachweinen, ihm Blumen auf das Grab pflanzen und daſſelbe täglich beſuchen werde, um ſie mit ſeinen Thränen zu begießen. Dieſe überſpannten Bilder, mit Fiebergluth ausgemalt, erzeugten dem armen Jungen zuletzt ein ſo heftiges Schluchzen, daß er laut und außer ſich in einem weg aufſchrie, und, um nicht gehört zu werden, das ſchmerzbrennende Geſicht in die Bettdecke barg. Hier umkränzte ihm der Schlafgott bald die thränenmüden Augen und Schläfe mit dem Mohnkranz, und führte den Unglücklichen, zum Erſatz für namenloſe Leiden, in paradieſiſche Gefilde.

Troſt kommt über Nacht, ſagt ein ſchönes, mildes Sprichwort. Ach, wohl iſt die Nacht die ſanfteſte Tröſterin aller Leidenden. Ihre Schattenflüſſe, die ſie um wunde Herzen hergießt, ſind ein Meer von Wunderbalſam, das ſchmeichelnd den heißeſten Schmerz kühlt und betäubt, bis das laute Herz ſtill wird und einſchläft. Und ſchläft es erſt, wie ſpendet dann göttlich freundlich die gute Mutter Nacht, der wir alle entſproſſen, ihren armen Kindern Wundergaben!

Der Schlaf kennt keinen Unglücklichen weiter, als den Böſewicht.

Als Giuſeppe ſich aus den Armen eines ſehr ſchönen Traumes wand, kam ihm ſeine Lage zwar noch ſehr troſtlos vor, aber er war doch gefaßt und ein heitres Gottvertrauen war in ſeine junge Bruſt eingezogen. Er zog ſeinen Roſenkranz aus dem Buſen und betete lange und inbrünſtig. Dann ging er an ſeine Arbeit und verdoppelte ſeinen Fleiß. Er dachte nicht daran, Nahrung zu ſich zu nehmen, und vollendete ſein Bild am dritten Tage. Nun bat er Schilling, ihm noch zur Ausführung ſeines Planes behülflich zu ſeyn und ihm ſtatt des Rahmens einen friſchen Blumenkranz um das Bild her flechten zu helfen. Er wollte ſelbſt gehen, um ſich Blumen einzukaufen, aber es hatte ſich ſeiner eine große Schwäche bemächtigt. Der alte Diener hatte Mitleid mit ihm und brachte die Blumen. Während ſie das Gewinde flochten, trat der Abbé herein und erſchrack vor Giuſeppe's todtbleichem Ausſehen; was er gefürchtet hatte, war leider! eingetroffen. Aber nicht allein die ungeheure Anſtrengung hatte die Blüthe der Jugend und Geſundheit gebleicht; ein heißer Südwind hatte ſie verderblich angehaucht. Aber Giuſeppe klagte dem väterlichen Freunde nichts, und ſo erfuhr der Abbé kein Wort von der ſchmählichen Behandlung ſeines Schützlings.

Der Kranz wurde um das Bild befeſtigt, und dann ringsum Nelkenſtöcke geſtellt, die ihre duftenden Blüthen den Figuren zukehrten, gleichſam zur Nektarſpende der Schöpfung eines Genies. Und gleichſam als hätte das Schickſal den Aſſeſſor ſo lange zurückgehalten, bis das Werk ganz vollendet ſeyn werde, langte er an demſelben Abend an, wo das Bild bekränzt und blumengeſchmückt in ſeinem Zimmer aufgeſtellt war. Giuſeppe's Arbeitsbücher waren auf einem Tiſche davor aufgeſchlagen, um dem Theuren ſogleich recht augenfällig zu zeigen, daß er ſeine Gunſt an keinen Unwürdigen verſchenkt habe.

Als der Angekommene in das Zimmer trat, feſſelte ihn ſprachloſes Erſtaunen an die Stelle vor dem vortheilhaft beleuchteten Bilde. In trunkenem Entzücken eilten ſeine Augen von einer Figur des Gemäldes zur andern, und überwältigt und bezwungen von der Macht des darin ausgeſprochenen Gedankens und ſeiner eigenen Gefühle, fiel er laut weinend, wie ein Kind, dem neben ihm ſtehenden und mit leuchtenden Blicken alle ſeine Bewegungen verfolgenden Giuſeppe um den Hals und rief: „O du, mein engliſcher Junge! Du biſt mir vom Himmel geſandt, mich für all die böſen Entbehrungen und Unbillen meines Lebens zu entſchädigen; du biſt geſchaffen, mich den lichten Regionen des Himmels wieder zu gewinnen, wenn mich die Erde in ihren Nebelqualm hinabgezogen hat! O mein Giuſeppe, du ſollſt mir ausführen, wovon mir einſt in kühnen Jünglingsträumen geträumt; du ſollſt werden, was ich nicht werden konnte, gebunden von widrigen Verhältniſſen, die gewaltſam zu löſen ich nicht Kraft genug beſaß; ja du ſollſt ein wahrer und ächter Prieſter der göttlichen Kunſt werden und dein Leben ausſchließlich ihrem Dienſte weih'n!“

Giuſeppe erduldete mit wehmüthigem Lächeln die ſtürmiſchen Liebkoſungen ſeines Freundes, während ſich ein leiſer, bitterſchmerzlicher Seufzer unvermerkt aus ſeiner Bruſt hob. Der Aſſeſſor konnte nun mit Fragen und Leben kein Ende finden, durchblätterte bald die Bücher, worin er die zärtlichſten Briefe an ſich fand, muſterte bald das Bild mit glänzenden Augen und zeigte, im Strome hoher Wonne, doch hie und da einen Fehler; dann küßte er den Jungen wieder auf Stirn und Mund, bewunderte, wie er in der kurzen Zeit ſo groß und ſtattlich geworden ſey, und verſprach ihm neue Kleider, Unterricht im Reiten, Fechten, Tanzen, ein Pferd, und ſchien es im Taumel ſeiner Freude ganz zu überhören, daß ihm Schilling meldete: der gnädige Herr Vater ſey vor zwei Tagen mit der gnädigen Fräulein Braut in Wien angekommen und werde dem Herrn Criminal-Aſſeſſor morgen des Tags ſeine Aufwartung machen.

„Es iſt gut!“ ſagte er, und wandte ſich wieder zu Giuſeppe, um dieſem von ſeiner Reiſe zu erzählen, und wie er ſo glücklich geweſen ſey, den Dieb zu erwiſchen. Auch habe ihm derſelbe privatim den Diebſtahl ſchon eingeſtanden und bekannt — was recht rührend ſey — daß er es nur gethan, um ſein innig geliebtes Mädchen heimführen zu können, weil der Vater durchaus auf Vermögen des Eidams beſtanden habe. Er ſelbſt habe nie nach Geld und Gut verlangt, und ſich auch heilig und theuer gelobt, der Mauthkaſſe das Geld ſo bald als möglich wieder zuzuſtellen. Überhaupt, erzählte Mosbach, ſcheine dieſer Geſelle ein ſo guter, ſanfter Menſch und aus den verſchiedenen Unterredungen mit ihm gehe ein ſo ſchöner Charakter, auf Religion und Moralität geſtützt, hervor, daß es faſt unbegreiflich ſcheine, wie er den Diebſtahl habe vollbringen können, wenn er nicht eine gar zu lebendige Schilderung ſeiner heißen Liebe für ſeine Meiſterstochter gemacht hätte, und ſey in der That der ſtillen Thränen des Mitleids werth, daß die Liebe ihn zum Verbrechen verleitet habe.

Giuſeppe weinte dieſe Thränen ſchon, und ſo heftig, daß der Aſſeſſor Mühe hatte, ihn zu tröſten. Ach, der Vorwurf, daß er es ſey, der den guten und nur ſchwachen Geſellen in's Unglück geſtürzt habe, begann als böſer Wurm an ſeiner weichen Seele zu nagen und hüllte ſein kindlich heit'res Gemüth vollends in Nacht. Es half nichts, daß der heiter gewordene Mosbach ihm vorſagte, wie ſie nun, da dies böſe Geſchäft, dem ſchwierigſten Theil nach, beendigt, gemeinſchaftlich arbeiten wollten, und wie ſeine erſte Kunſtſchöpfung nur ſeyn ſollte, Giuſeppe als Ganymed zu malen; der Knabe zwang ſich nur mit großer Mühe, heiter zu ſcheinen — die glühend rothe Roſe erbleichte und erhielt im ſtarren Todeskrampf des Herzens kaum den röthlichen Schimmer der weißen Roſe auf ihren Blättern — mit matt ſehnſüchtigen Augen blickte der Knabe nach dem Geliebten ſeiner Seele hinauf. Er fühlte, daß er krank, ſehr krank werden werde, oder vielmehr ſchon ſey, und wünſchte mit zitternder Stimme und bebender Hand dem ihm theuerſten Menſchen auf der Welt gute Nacht.

Es wurde am andern Morgen in Wien ſchnell bekannt, daß der Dieb der Mauthkaſſe glücklich eingebracht worden ſey. Dieſe Nachricht drang mit zuerſt in die beſcheid'ne Wohnung des Maurermeiſters Eckardt. Dort hauchte ſie zwei treue weibliche Herzen mit dem Giftbrodem des Entſetzens an. Ach, es war nicht Mariane allein, die aufſchreiend vor wüthendem Schmerz unter der Laſt des Unerträglichen zu erliegen glaubte; auch ihre Mutter, Frau Magdalena, fühlte ihr Herzblut erſtarren von Eiſe des Ungeheuern, das ſich über ſie heran wälzte. Hatten ſie beide auch ſchon arge und höchſt ſchmerzliche Schläge erhalten, war ihnen ihr Leben auch wie ein trüber Schatten vorübergeſchwebt, ohne Glanz und Farbe, ſeitdem der erſte Verdacht auf Eichhorn gefallen war und ſich ſtufenweiſe beſtätigt hatte, ſo war der Unglückliche doch nicht gegenwärtig geweſen, und beide hatten immer die tröſtliche Hoffnung gehegt, er möchte glücklich entkommen; aber — nun fiel der entſetzliche Schlag auf ſie beide hernieder: der erbarmungswürdige geliebte Verbrecher war in Ketten und Banden eingebracht, hatte das Verbrechen bereits geſtanden und ſollte nun vor das Gericht geſtellt werden, um ſeine gewiß ſehr ſchwere Strafe zu erdulden.

Frau Magdalena hatte zwar Anfangs verſucht, ihr eigenes Gewiſſen durch ein ſophiſtiſches Räſonnement zu betäuben und Eichhorn gleich Andern zu verdammen; aber das reine, treue Herz der Tochter hielt ihr mit wenigen Worten, ohne ihr dabei einen unkindlichen Vorwurf zu machen, einen Spiegel vor die Seele, in welchem ſie ſich mit Schrecken erkannte und um ſo leichter erkannte, weil jene Sophiſtereien aus dem Beſtreben, ſich vor ſich ſelbſt zu verläugnen, hervorgegangen waren.

Jetzt konnte ſie die laute Stimme ihrer Bruſt nicht mehr beſchwichtigen; ſie mußte ſich geſtehen, daß ſie einen großen Theil der Schuld trage. Hätte ſie, nach dem Willen ihres Mannes, dem Thüringer alle und jede Hoffnung auf Marianens Beſitz abgeſchnitten, ſo wäre das Verbrechen nicht geſchehen. Aber wie viel Entſchuldigungsgründe hatte die gute, ſchwache Frau wieder für ſich! Hatte das liebende Herz der Tochter ihr nicht oft geſtanden, nur ihn allein vermöge ſie zu lieben, nur mit ihm allein glücklich zu ſeyn? Und war der brave Eichhorn nicht in jeder Hinſicht dieſer Liebe würdig geweſen? Hatte ſie ſelbſt ihm nicht ſtets ihre volle Achtung zollen müſſen? War jemals ein unziemendes Wort über ſeine Lippen gekommen? hatte er ſich je der mindeſten tadelnswerthen That ſchuldig gemacht? Trug alſo nicht ihr harter, unbeugſamer Mann, der durchaus Geld verlangte, die Schuld, daß dieſer treffliche Jüngling in Satans Stricke gefallen war? Die Augen der Mutter und Tochter waren ſchon lange wund geweint; ach, aber ſie hatten noch immer Thränen! Die Kunde von Eichhorn's Einbringung hatte die ſalzigen Quellen des Schmerzes wieder geöffnet. Die Armen meinten, der ſchlimmſte Schlag ſey nun auf ihre troſtloſen Häupter gefallen; es ſollte gleich darauf noch ein ärgerer kommen.

Sie badeten ſich eben noch in Thränen, als Meiſter Eckardt, von der Arbeit heimkehrend, in die Stube trat. Sein Blick flog düſter über Frau und Kind.

„Es ſcheint, ihr wißt ſchon, daß er herein iſt und auf dem Criminal-Gericht in Ketten geſchloſſen ſitzt?“ ſagte er mit bitt'rer Eintönigkeit.

„Wir wiſſen's," verſetzte Frau Magdalena niedergeſchlagen.

„Ein ſaub'rer Vogel der!" brach jetzt des Meiſters Unmuth los. „Da haſt du nun deinen lieben, ſanften Eichhorn, deinen ſtillen Thüringer, deinen Schützling! Ein Dieb iſt's, ein Galgenvogel! O ich möchte toll werden und raſend, daß du dieſem Spitzbuben ſtets die Stange gehalten, dieſem Schurken, den ich früh erkannt und nie leiden mochte; daß du zugeben konnteſt — — Na und die Dirne da hat mir mit dem Diebe geliebelt. Großer Gott, erhalte mir den Verſtand! Es iſt mir ſchon die gräßlichſte Schande, daß der Diebſtahl von einem meiner Geſellen geſchehen iſt, und nun vollends iſt er der Geliebte meiner Tochter! Nein, ich ertrag' dieſe Schande nicht! Geht mir aus den Augen, ihr Otterngezücht! Und daß ihr's wißt, morgen wirſt du, Mariane, mit Häkle getraut. Ich habe jetzt eben mit ihm geſprochen. Der brave Junge iſt erbötig, durch ſchnelle Heirath einen Theil der auf uns laſtenden Schande zu vertilgen. Er wird dann ſchon für ſeine Frau ſtehen und Niemand darf dir etwas nachreden. Alſo hört noch einmal, ihr naſſes Weibsvolk, und macht mich durch euer unverſtändiges Geheul nicht gar noch raſend: morgen iſt Hochzeit. Ich gehe jetzt zum Pater Ambroſius, um die Trauung zu beſtellen."

Damit ging er auf ſeine Kammer, um ſich anzukleiden, und verließ gleich darauf im Feſtſtaate das Haus.

Niedergeſchmettert von der entſetzlichen Androhung, winſelte das unglückliche Mädchen am Boden und rief alle Heiligen zum Beiſtand an, und zerraufte ſich das ſchöne, blonde Haar, und zerkratzte ſich das liebliche Geſichtchen. Und die arme Mutter ſtand dabei, und ſtarrte mit hohlen Augen auf das unſelige Kind, das in toller Raſerei ſeinen Vater verfluchte.

„Heilige Mutter Gottes!" ſchrie endlich Mariane auf, „gewähre mir nur die einzige Gnade, daß ich ihn noch ein Mal ſehe; dann will ich ja gern ſterben. Nur noch ein Mal! Ja, Mutter, wandte ſie ſich dann zu der in troſtloſer Schmerzenserſtarrung verharrenden Frau Magdalena, „ſehen muß ich meinen Eichhorn noch ein Mal; dann mag mich mein grauſamer Vater morgen zur Schlachtbank führen, dann will ich des mir ſo unausſtehlichen Häkle Weib werden."

„Ach, Kind!“ jammerte Magdalena, „wie willſt du das anfangen? Man wird dich doch nicht zu ihm laſſen. Und wenn's dann dein Vater erführe, ſo wäre er noch toller als heute und vergriffe ſich vielleicht gar an dir, und das wäre mir das Entſetzlichſte.“

„Laß mich nur ſorgen, lieb Mütterchen; ich will den Richtern ſo lange gute Worte geben, bis ſie mich zu ihm laſſen. Und die Thränen eines Mädchens vermögen gar viel über Männerherzen. Sie können ja auch mitgehen; was ich meinem lieben Thüringer zu ſagen habe, können ſie alle hören; ſie wiſſen's ja doch, daß er ſich meinetwegen an dem Gelde vergriffen hat. Und der Vater ſoll auch nichts von meinem Gange erfahren; wir halten ihn ja ganz geheim. Und erführ' er auch davon, was wäre dann weiter, wenn er mich ſchlüge, grauſam ſchlüge? Um Eichhorn zu ſehen, will ich die fürchterlichſten Schläge gern ertragen. Und wenn er mich gar todt ſchlüge, ach! dann wäre mir ja eben geholfen; etwas Glücklicheres könnte mir nicht begegnen.“

Die Mutter verhüllte ihr Geſicht und ſchluchzte tief auf.

„Bitte, bitte, liebes Mütterchen, laß mich gehen! Nicht wahr, ich darf?“

„Geh' hin, wenn's dir einen Schimmer von Ruhe und Zufriedenheit gewährt, Mariane,“ ſagte Frau Magdalena. Und das Mädchen ſprang auf, als wäre ihr etwas Freudiges geſchehen, brachte das zerzauſte Haar in Ordnung, wuſch ſich das blutige Geſicht und die verweinten Augen, warf ein Enveloppchen um, gab der Mutter einen flüchtigen Kuß und eilte raſchen Schrittes von dannen. Sie ſah und hörte nichts auf der Straße; alle ihre Sinne waren in dem einen Gedanken befangen: ihn, den heiß Geliebten, noch einmal zu ſehen, zu ſprechen; was dahinter lag, das kümmerte ſie nicht, das war für ſie Tod und Vernichtung; Alles, was nicht mit dieſem Gedanken in Verbindung ſtand, ruhte unthätig in ihrer Seele.

Im Criminal-Gericht angelangt und vor den Gefangenwärter geführt, ſtürzte ſie dieſem vor die Füße und flehte mit rührender Bitte, ſie zu dem Verbrecher zu führen. Der harte Mann wies ſie aber mit der Erklärung ab: dazu müſſe er unumgänglich nothwendig erſt die Erlaubniß des Herrn Criminal-Aſſeſſors von Mosbach, welcher die Unterſuchung gegen den Dieb führe, ſchriftlich oder aus deſſen eigenem Munde haben; dann habe er keine Verantwortlichkeit mehr davon. Mariane ließ ſich die Wohnung des Aſſeſſors ſagen und eilte auf den Flügeln der Hoffnung dahin, als ſie vernommen hatte, derſelbe ſey ein junger, herzensguter Mann und habe auch eine Braut.

Als ſie auf den Vorſaal trat, kam Giuſeppe eben bleich und zitternd aus dem Zimmer des Herrn von Mosbach; der Vater des Aſſeſſors und Fräulein von Kittelsthal waren zugegen, und ſchon waren hinſichtlich Giuſeppe's einige verſteckte Äußerungen gefallen, die der harmloſe und über Gemälde und Arbeiten ſeines Lieblings ſich noch immer freuende Aſſeſſor überhört hatte oder nicht beachtete, die aber wie Gifttropfen in den offenen Blumenkelch des Knabenherzens gefallen waren. Er trat hinaus, um nicht im Zimmer umzufallen, und wollte nach ſeinem Kämmerchen; da lief ihm die unglückliche Mariane entgegen.

„Liebes, ſchönſtes Herrlein,“ flehte ſie, „verſchaffen Sie mir doch ein gütiges Gehör bei dem Herrn Criminal-Aſſeſſor. Sehen Sie, es gilt ja mein Leben, daß ich den armen Burſchen, der ſich in unſeliger Verblendung an der Mauthkaſſe vergriffen hat, noch ein Mal ſehe und ſpreche. Denn er iſt mein Bräutigam und ich bin namenlos unglücklich, weil mich mein Vater morgen zur Heirath mit einem mir verhaßten Menſchen zwingt. Drum beſchwör' ich Sie bei der heiligen Maria und ihrem gebenedeiten Sohne, haben Sie doch Erbarmen und verſchaffen Sie mir die Gnade von dem Herrn!“

„Du biſt alſo die Braut des armen Maurergeſellen Eichhorn?“ fragte Giuſeppe theilnehmend. „Armes Mädchen! und haſt ihn wohl recht geliebt?“

„Ach, mehr als mein Leben! Er war mein Gedanke den ganzen Tag, von ihm träumte ich Nachts; er war der Inbegriff aller meiner Wünſche und Hoffnungen, und ohne ihn wird mir das Leben gewiß unerträglich ſeyn. Er war ja auch ſo brav und gut, ſo ſanft und lieb und fleißig! Ach, der Teufel muß ihn verblendet haben!“

„Ich glaube es ſelbſt.“

„Nun bedenken Sie, daß er das Gold meinetwegen genommen, um mich bald heimführen zu können.“

„Ach, ich weiß es,“ ſeufzte Giuſeppe.

„Und ich läugne nicht, daß ich ihn noch eben ſo heiß liebe. Und wenn ich ihn nicht noch ein Mal ſehe, ſo muß ich in Verzweiflung ſterben.“

„Ich will mit dem Herrn ſprechen,“ ſagte Giuſeppe und wandte ſich nach der Zimmerthüre; aber, aufmerkſam gemacht durch das laute Geſpräch auf dem Vorſaale, war der Aſſeſſor bereits herausgetreten und hatte den größern Theil von Marianens Reden mit angehört. Jetzt erhob Giuſeppe ſein reines, volles Auge mit dem unbeſchreiblich milden Ausdruck des Bittens, erhob ſeine kleinen Hände gefaltet flehend zu ihm empor; und Mariane, das liebenswürdige, verzweifelnde Mädchen, welches an des Knaben Mienen abnahm, daß dies der Aſſeſſor ſey, warf ſich ihm vor die Füße, umfaßte ſeine Knie und jammerte: „Nur noch ein Mal ſehen und dann ſterben! Nicht erſt mich ſterben laſſen in Verzweiflung!“ — „Bitte! bitte!“ rief Giuſeppe dazwiſchen.

„So ſchaffen Sie doch die Bürgerdirne fort!“ ſagte das Fräulein von Kittelsthal unmuthig, welche ebenfalls hinzugetreten war.

„Nicht ohne die Erlaubniß gehe ich von dannen!“ rief Mariane und der Schmerz wälzte ſie am Boden. „Dann will ich hier in Verzweiflung ſterben,“ —

„Bitte!“ bitte!“ rief Giuſeppe wieder und ſah plötzlich ganz ſo aus, wie der bittende Engel auf Mosbach's Gemälde, welches ihm die Verſöhnung mit ſeinem Vater zu Wege gebracht hatte.

„Du ſollſt ihn ſehen, armes Kind!“ ſagte der Aſſeſſor beſiegt, mit Thränen im Auge, die er vor ſeiner vornehmen Braut zu verbergen ſuchte. „Ich will die Verantwortung dieſes illegalen Schrittes auf mich nehmen.“

„Um Himmels Willen nicht!“ rief ſein Vater „Das konnte eine böſe Geſchichte werden und du um die Criminalrathſtelle kommen.“

„Ei, und da würde unſere Verbindung noch länger hinausgeſchoben,“ warf das Fräulein von Kittelsthal ein.

„Aber bedenken Sie: dies unglückliche, holde Geſchöpf, das herzige Mädchen wird verzweifeln!“ flehte der Aſſeſſor.

„Es ſcheint, Sie finden großes Wohlgefallen an der Dirne?“ fragte das Fräulein ſpöttiſch.

„Es wird nichts daraus!“ polterte der Herr Oberlandrichter von Mosbach. „Fort, fort!“ donnerte er Mariane'n an.

„So werft mich hinaus vor die Thüre, daß ich auf der Straße ſterbe!" kreiſchte Mariane auf.

„Bitte! bitte! bitte!" weinte Giuſeppe und fiel vor dem Aſſeſſor auf die Knie nieder.

„Was winſelt der alberne Bube?" zürnte das Fräulein.

„Schweig', Junge!" gebot der Vater.

„Aber der Aſſeſſor war zum Schreibtiſch gegangen und hatte einen Befehl an den Kerkermeiſter geſchrieben, das Mädchen und ſeinen Knaben in das Gefängniß zu führen und ſo lange bei ihr zu bleiben, bis ſie von dem verhafteten Maurergeſellen Abſchied genommen habe.

„Du ſollſt ihn ſehen, liebes Mädchen!" rief er jetzt Mariane'n noch einmal zu, winkte Giuſeppe'n und gab ihm das Billet.

„Biſt du raſend?" rief der Vater.

„Sehr galant gegen mich!" höhnte die ſtolze Braut und warf den ſchönen Kopf in den Nacken. Giuſeppe hatte aber Mariane'n ſchon unter den Arm genommen und war mit ihr die Stiege hinabgeeilt.

Zwiſchen Vater und Sohn wäre es faſt wieder zu einem förmlichen Bruch gekommen, wenn nicht Fräulein von Kittelsthal noch zum Beſten geredet hätte. Ihr ſchien an der Erhaltung des Friedens und der baldigen Hochzeit ſehr viel gelegen zu ſeyn; deshalb that ſie ihrem Stolze alle Gewalt an und entſchuldigte den Sohn ſogar, um ſich dieſem recht liebenswürdig und angenehm zu machen, bei'm Vater. Der Sturm ging vorüber; der Sohn, zwar in der innerſten Seele furchtbar empört, brachte doch Vieles auf Rückrechnung der Pflichten und Liebe des Kindes gegen die Aeltern; ein großer Theil gutmüthiger Schwäche, wie ſie meiſt den Jüngern der Kunſt eigen iſt, that das Ihrige hinzu, und ſo glich ſich der Streit ſcheinbar wieder aus.

Giuſeppe und Mariane hatten flüchtigen Schritts den Kerker erreicht; das Papier öffnete ihnen ſogleich die Thüren deſſelben. Der Gefangenwärter begleitete ſie hinein. Aus einer düſtern Ecke erhob ſich, mit den Ketten klirrend, Eichhorn's abgemagerte, abgehärmte Geſtalt. Mariane ſtürzte, gleich einer Wahnwitzigen, mit einem jämmerlichen Zetergeſchrei an ſeine Bruſt. Dort lag ſie bewegungslos. Der arme erſchrockene Verbrecher weinte bitt're Thränen auf ihr bleiches Geſicht herab, und als der Kerkermeiſter, dem dieſe Stellung verdächtig vorzukommen anfing, ſie in die Höhe richten wollte, ſahen die Übrigen mit Beſtürzung, daß der Halbbruder des Todes ſie in die Bande tiefer Ohnmacht und Bewußtloſigkeit geſchlagen, und ihr mit kaltem Hauch Lippe und Wange lilienweiß geküßt habe. Ein Friedensengel hatte mit milder Hand plötzlich den Schleier vor ihre Sinnenwelt gezogen, und ſie ſanft und freundlich über die furchtbare Schmerzensklippe hinweggeführt, an welcher zweifelsohne ihr junges Herz ſonſt geſcheitert ſeyn würde. Giuſeppe ſtand neben ihr mit gefaltenen Händen und betrachtete weinend das ſtumme Schmerzensbild; Eichhorn aber ſchlug als ein Verzweifelter ſich Bruſt und Haupt mit ſeinen ſchweren Ketten, und ſtieß arge Flüche und Verwünſchungen gegen ſich aus, ſich ſelbſt anklagend als den Mörder dieſes Engels. Selbſt im Geſichte des Kerkermeiſters zeigte ſich etwas wie Rührung; er holte den Waſſerkrug des Gefangenen herbei, um ihre Stirn und Schläfe zu benetzen; aber Giuſeppe wehrte es, ſagend: „Wecke ſie nicht zu dieſem Jammerleben! Ihr iſt ja ſo wohl!" Und wie über ihr betend, hob er die Hände und kniete neben ihr.

„Ich will ſterben!" raſete Eichhorn. „Schlagt mir das Haupt ab! Flechtet mich auf das Rad! Hängt mich an den Galgen! Nur eilt euch, daß ich dies verfluchte Leben los werde. Denn ich bin nicht nur ein Dieb; ich bin auch ein Mörder. Seht ihr nicht, daß ſie todt iſt, daß ich ſie hingewürgt habe? O ich verworfenſter aller Menſchen!" So wüthete der Arme gegen ſich ſelbſt, während ſeine unglückliche Braut allmählig einzelne Athemzüge that und endlich die todtmatten Augen aufſchlug. Nun rief ſie mit leiſer Stimme den Geliebten herbei, und er kniete in ſeiner Zerknirſchung auf der andern Seite neben ihr; ſie richtete ſich mühſam zur Hälfte auf und ſtützte den Arm auf den Strohbündel, der ihr in der Ohnmacht zum Kopfkiſſen gedient hatte. Mit kindlich rührender Stimme — die Stimme hätte zu Thränen bringen können — klagte ſie ihm nun ihr gebranntes Herzeleid, und er ſaß bei ihr und weinte Thränenſtröme auch wie ein unſchuldiges Kind, dem Jemand ein wehes Leid zugefügt hat. Ach! das war ein ſo zärtliches Klagen, ein ſo unſchuldig wehmüthiges Koſen, ein todtſüßes, lebenbitteres Auflöſen in Schmerz und Wehmuth; und im Kerker der Verbrecher ſchwang der heilige Schmerz, das unveräußerliche Kleinod der reinſten, edelſten Herzen und ihnen allein gehörig, ein mächtiger Zaubertalisman, ein Wunderamulet, das alle niedere Erdenweſen abhält von der geweihten Bruſt, auf oder vielmehr in der es ſchirmend ruht, dieſer hohe Schmerz ſchwang ſeine Zauberkräfte über den Häuptern des Paares, unſichtbare Fahnen, die den in Fiebergluth flammenden Schläfen ſanfte Himmelskühlung zuwehen und den brennenden Wunden des Herzens Kühlung und Balſam und Heilung. Wie kömmt dieſer Schmerz in dies Haus? Weben die Engel, die Gott ausſandte zur Tröſtung und Heiligung der Frommen — und der hehre, heilige Schmerz iſt ja ein ſolcher — weben ſie ſänftigend auch über dem Haupte des Schuldigen, des Verbrechers? —

Eichhorn wußte Mariane'n weiter nichts zu rathen, als ſich ruhig in ihr Schickſal zu ergeben. „Du darfſt doch nie die Gattin eines Gebrandmarkten werden, ſelbſt wenn der Kaiſer mir das Leben ſchenkte und mich nach zehn Jahren frei gäbe. Unterdeſſen bin ich doch vor Gram geſtorben und die Blüthe deines Lebens iſt auch dahin."

„Ach, Gott!" ſeufzte Giuſeppe, „ſo ſollte ſie die Frau eines ihr widrigen Mannes werden? Dann wird ſie ja ſchlimmer beſtraft, als du, die ſie doch nichts verbrochen hat; und du biſt glücklich gegen ſie zu preiſen, und wenn du am Galgen ſtirbſt."

„Wohl wahr!“ verſetzte der Geſelle, „und es wäre uns beiden beſſer, wir ſtürben hier zur Stelle. Wie kann ich Gefangener ihr aber helfen? Wer aber biſt denn du, Knabe, der du mit hereingekommen biſt und mitſprichſt, als gehörteſt du zu ihr? Deine Stimme kommt mir bekannt vor; auch deine Geſichtszüge ſind mir nicht fremd. Wie? biſt du nicht der Dintenjunge, dem ich im Mauthhauſe einmal ein Nachtlager gab?“

„Ich bin's,“ ſagte Giuſeppe leiſe und bebend; denn er glaubte ſich nun ſchon als den Verräther verrathen und befürchtete, mit einem Strom gerechter Vorwürfe überſchüttet zu werden.

„Sieh doch!“ ſagte aber Eichhorn zu Mariane'n, „das iſt ja der arme Dintenjunge, von dem ich dir ſo viel erzählte und den ich dir zuführen ſollte. Es ſcheint, Savoyarde! daß es dir wohl geht; deine Kleider ſind reich und koſtbar, du biſt größer und ſchöner geworden. Vielleicht ſteht es in deinen Kräften, dieſem bedauernswerthen Mädchen, an dem du ſo viel Antheil nimmſt, zu helfen. Ach, oft bedient ſich ja Gott geringer Werkzeuge zu ſeinen großen Thaten! Ich bettete dir, als du hülflos warſt; vergilt ihr, die meine Seele iſt, was ich an dir gethan, bette ihr wieder, da ſie hülflos und verlaſſen iſt. Sieh, meine Arme ſind mit ſchweren Banden gefeſſelt. Willſt du?“

„Ich will, bei der Jungfrau und ihrem Sohn!“ ſagte Giuſeppe ſehr ernſt und faſt ſchauerlich; denn er fühlte die Rieſengröße ſeines Verſprechens. „Ja, ich bin ein ſchwaches, geringes Werkzeug, aber der allmächtige Gott kann dieſe Seele durch mich retten; und wenn's ſein Wille iſt, werden ſeine Heiligen mir beiſtehen.“

„Brav, junger Freund!“ ſagte Eichhorn, und aus Marianens Bruſt löſte ſich ein Seufzer der Beruhigung; es war ihr, als wären mit der Rede des Knaben die Engel in ihren Buſen eingezogen und erweiterten ihn mit ihrem kühlenden Flügelſchlage und trieben die bange Verzweiflungsnacht hinaus mit dem Leuchten ihres aus Himmelsklarheit gewobenen Gewandes.

„Nun komm'!“ ſagte Giuſeppe zu Mariane'n; „nimm Abſchied! Mir ahnet, ihr werdet euch bald wieder ſehen.“

Mariane lag noch einmal laut ſchluchzend an des Geliebten Bruſt. Dann ſchwankte ſie an des Knaben Arm hinaus.

„Du ſollſt nicht die Frau des böſen Geſellen werden!“ ſagte Giuſeppe tröſtend. „Geh' jetzt heim und erkläre deinen Eltern, du ſeyſt bereit, dich in den Willen des Vaters zu fügen. Mache aber in der Stille zuſammen, was dir lieb iſt. Wenn es dieſen Abend auf dem Stephansthurme Neun ſchlägt, dann erwarte ich dich an dem Hauptthore der Stephanskirche. Ich werde dir zurufen: Erlöſung! Dann antworte: Wiederſehen! Daran wollen wir uns erkennen. Zwar werde ich dir in einer andern Geſtalt erſcheinen; doch daran kümmere dich nicht. Noch dieſen Abend ſollſt du in Sicherheit ſeyn, und mein kleines Geheimniß erfahren. Hüte dich aber wohl, daß du dich zu Hauſe verräthſt.“

In Marianens Bruſt ging ein ſolches Vertrauen zu den Worten des Knaben auf, daß ſie ihn wie ihren Rettungsengel anſah und in ihrem frommen, beſchränkten Sinne ſchon wähnte, ſie werde den ſchönen Knaben dieſen Abend wirklich als lichten Seraph an der Kirchthüre ſtehen ſehen. Der heilige Ort der Zuſammenkunft und die geheimnißvolle Rede des Knaben: er werde ihr in einer andern Geſtalt erſcheinen, deuteten ihr darauf hin. Das liebe Mädchen glaubte und vertraute, und wenn ihr auch der Gedanke: der ſchöne Knabe ſey wirklich ein himmliſcher Engel, ein Bote Gottes, ihr zu Troſt und Erlöſung geſandt, nicht in voller Klarheit in die Seele trat, ſo webte er doch, wie dämmerndes Mondlicht, als ſüße, heilige Ahnung darin, und Glaube und Hoffnung, die aus ihrer Bruſt entflohenen Genien, kehrten zurück und umſchlangen die Schweſter Liebe, die in Schmerzenszuckungen die grauſe Trennung beweint hatte, wieder im neuen ſeligen Bunde.

Der Criminal-Aſſeſſor von Mosbach kam recht verſtimmt aus dem Hotel zurück, wo ſein Vater und ſeine Braut ihre Wohnung genommen hatten. Es waren wieder einige ſo unangenehme Berührungspunkte zu Tag gekommen, die das warme Herzblut des jungen Mannes zu Eis zu verwandeln gedroht; der Gedanke, der ihn ſchon ſonſt gequält und deſſen laute und thatkräftige Äußerung einen Bruch mit ſeinem heftigen und aufbrauſenden Vater herbeigeführt hatte, der Gedanke, daß das Fräulein von Kittelsthal ihn niemals zu beglücken im Stande ſeyn möchte, fiel ihn wiederum an wie ein mitternächtiges Geſpenſt. Ein neuer und wilder Kampf ſeiner Kindesliebe mit der widerſtrebenden Neigung ſeines Herzens begann in ſeiner Bruſt und bereitete ihm ein recht todtſchmerzliches Herzweh. Sein Schönheitsſinn ſagte ihm: daß das Fräulein eine ſehr wohlgebaute, ſchlanke Geſtalt habe, geziert mit den edelſten Verhältniſſen aller Formen, daß ſie durch eine ſeltene Schönheit des Geſichts imponire, daß auf ihrer glänzend weißen, zart geformten Stirn Hoheit throne, ihr dunkles Auge Feuer ſprühe; ſein Verſtand ſagte ihm: daß ſeine Braut hohe Geiſtesgaben beſitze, Witz, Beurtheilungskraft, Verſtand, daß ſie ſehr gebildet und beleſen ſey. Und doch widerſtrebte etwas mit Gewalt in ihm: es war ſein Gefühl. Er mußte ſich geſtehen, daß ein gänzlicher Mangel an Gemüth, der zarteſten, edelſten und himmliſch duftendſten Geiſtesblume der Frauen, ihn von ihr zurückſcheuche.

Er trat in ſein Zimmer; Giuſeppe hüpfte ihm nicht, wie ſonſt, entgegen, ihm den Abendgruß zu bringen. Er ſchellte, und Schilling keuchte herein.

„Wo iſt Seppchen?“ fragte der Aſſeſſor beſorgt. „Er iſt doch nicht etwa krank geworden; er ſah ſo bleich aus?“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte der Alte gleichgültig. „Er hat bis in die ſinkende Nacht geſchrieben; nachher hab' ich ihn in ſeinem Kämmerchen herumkrabbeln hören, als ich eben meine Nelken goß; dann aber hab' ich nichts wieder von ihm gehört, noch geſeh'n."

„Du biſt ein alter Neidhart!" fuhr der Aſſeſſor unmuthig heraus. „Du kannſt mit meinem Vater wieder zurückreiſen; ich will dich nicht länger." Und von böſen Ahnungen überwältigt, ergriff er ein Licht und eilte nach der Kammer. Giuſeppe's Kleider lagen ſchön zuſammengelegt auf dem Tiſche, oben darauf ein Brief mit des Aſſeſſors Namen. Das Dintenfäßchen und die alten Knabenkleider waren verſchwunden.

„Großer Gott! was iſt das?" rief Mosbach, zum Tod erſchrocken, und ſtreckte ſeine zitternde Hand nach dem Briefe aus. Aber das Licht entfiel ihm und verlöſchte; und mit dem Angſtruf: „Giuſeppe! mein Giuſeppe!" ſtürzte er, den Brief in der Hand, in ſein Zimmer, ſo daß der alte, Gift und Galle ſpeiende Schilling über die Todtenbläſſe des Herrn erſchrack und zuſammenfuhr.

Mosbach riß den Brief auf und ſeine brennenden, auf dem Papier umherirrenden Augen laſen mit Mühe Folgendes:

„Mein unausſprechlich theurer, unvergeßlicher Wohlthäter, innig und ewig geliebter Lehrer und väterlicher Freund!

Beſchuldigen Sie mich nicht des Undankes, wenn Sie mich bei Durchleſung dieſer Zeilen nicht mehr in Ihrer mir ſo freundlichen Nähe finden, ich beſchwöre Sie! Sie würden Ihrem Knaben das größte Unrecht thun, deſſen Herz in ſteter Dankbarkeit für Sie brennt, deſſen ganzes Gefühl nichts als Dankbarkeit iſt, der zu Gott die glühendſten Gebete ſchickt, ihm auf dieſer Welt Gelegenheit zu geben, daß er dies Dankgefühl gegen Sie als That ausſprechen könne. O könnten Sie mein blutendes Herz ſehen, womit ich dies ſchreibe, könnten Sie ſehen, wie der wüthendſte Schmerz durch Herz und Kopf zuckt, Sie würden an meine Verſicherung glauben! Ich habe furchtbar gerungen; ich habe mich wohl hundertmal gefragt: Muß es denn ſeyn? Mußt du denn wirklich gehen? Mußt du denn den Tempel deines Glücks fliehen, hinaus in die böſe Fremde? Mußt du denn den geliebteſten Menſchen, deinen einzigen Freund, deinen Wohlthäter meiden? O Himmel und all ihr Heiligen drin! muß es denn ſeyn? Ach ja, es muß! ſo lautete die Antwort meines Verſtandes, meines Herzens. Und wer zwingt dich, thörichter Knabe? werden Sie fragen. Die Pflicht! die Dankbarkeit gegen Sie! heilige Verbindlichkeiten! Ach, der Himmel hat mich gewürdigt, in meinen jungen Jahren ſchon ſchwere Verantwortlichkeit auf mich zu laden! Ich bin ohne meine Schuld in ein trübes Verhängniß verflochten; aber ich muß es löſen. Gott begehrt es von mir. Sein heiliger Wille geſchehe! Fragen Sie nicht! Forſchen Sie nicht, ich bitte Sie! Sobald die Zeit gekommen ſeyn wird, werde ich Ihnen dieſe Räthſel alle ſelbſt löſen. Erſt aber muß Fräulein von Kittelsthal ihre Gemahlin ſeyn. Dann ſollen Sie mich auch wieder ſehen. O wie freue ich mich auf dieſen entzückungsvollen Augenblick! Möge der Himmel mir ihn bald beſcheren! Mögen Sie bald recht ſehr glücklich im Beſitz Ihrer Braut werden und ſchöne Tage verleben! O wer verdiente es denn mehr, als Sie? Ihre Engelsgüte muß auf Erden ſchon belohnt werden. Wäre ich es doch im Stande! Ich könnte es wohl, aber die irdiſchen Verhältniſſe leiden es nicht. Aber das darf Ihr Knabe Sie verſichern, das darf Giuſeppe Ihnen zuſchwören, daß kein Herz Sie heiliger, reiner, inniger lieben und verehren kann, als das meinige. Und ſo werde ich Sie lieben bis zum letzten Hauch meiner Seele. Halten Sie das nicht für die leichtſinnige Gefühlsaufwallung eines Kindes! Ich könnte Ihnen mehr ſagen, ich könnte Sie ſogar überzeugen; aber ich darf nicht. Es wäre ein Unglück für Sie und mich.

Noch ein Mal, nehmen Sie mein in Dankbarkeitsgefühl aufgelöſtes Herz hin! Es bleibt bei Ihnen! Mein Sinnen und Denken, meine Erinnerungen und Zukunftsträume, Alles, Alles wird ſtets bei Ihnen ſeyn. Ich werde Sie früh und ſpät im Geiſte umſchweben. Nur Giuſeppe's Körper wird nicht mehr bei Ihnen weilen, und nie wird der zu Ihnen zurückkehren. Alles, was Sie mir geſchenkt, mußte ich Ihnen zurücklaſſen — ſo gebot meine ſtrenge Pflicht — nur Ihr kleines Bild, welches Sie für Ihre Braut gemalt, habe ich mit mir genommen. Es iſt ſehr unrecht von mir; denn es gehört mir nicht. Aber ich konnte bei allen Heiligen nicht anders! Zweimal war ich ſchon auf dem Wege; es riß mich mit unſichtbaren Ketten zurück, bis ich das Bild zu mir geſteckt hatte. Es wird ſtets auf meiner Bruſt ruhen; ich werde ihm meine Freuden erzählen, meine Leiden klagen; ich werde es Tags über vielmal küſſen; ich werde nur einſchlummern, das Bild in meiner Hand, um von Ihnen zu träumen, und wenn ich früh die Augen aufſchlage, wird mein erſter Blick auf die theuern, unvergeßlichen Züge meines geliebten Freundes fallen.

O leben Sie wohl! Das Wort wird mir ſchwer. Ich kann mich kaum losreißen. Meine Augen fließen wie Quellen und thauen Ströme auf das Papier herab. O Gott! die Prüfung iſt zu ſchwer für mich! Ich fürchte zu erliegen. So ſchwer hatte ich es mir nicht gedacht. Leb' wohl, mein ſüßer Herzensfreund! Ich muß! Leb' wohl!

Giuſeppe Veri!“

Der Aſſeſſor weinte laut und bedeckte den Brief mit Küſſen. „Armer Junge,“ ſagte er dann mit tiefer Stimme, ſchmerzlich bewegt, „was hat dich denn mit blutendem Herzen von mir geriſſen? was hat dich denn hinausgeſtoßen? Ich ahne,“ ſetzte er dumpf hinzu; „aber wehe! wenn meine Ahnung eintrifft! — Schilling!“ redete er den Alten jetzt im ernſten, befehlenden Tone an, „was iſt mit Giuſeppe vorgegangen?“

„Ich weiß es nicht!“ verſetzte der alte Diener mit zagender, ſtockender Stimme, deren Ton die

Widerlegung ſeiner Worte war, und zitterte an allen Gliedern dazu; denn daß es ſo kommen, daß der Junge heimlich durchgehen würde, das hatte ſich der Alte nicht einfallen laſſen.

„Wahrheit! reine Wahrheit!“ donnerte der Aſſeſſer mit zornfunkelnden Augen und hielt die geballte Fauſt dem Diener drohend entgegen; „oder bei Gott, es wird nicht gut zwiſchen uns! Wahrheit, Schilling! oder dies Haus hat in dieſer Nacht keine Schlafſtätte mehr für dich. Ich weiß, es iſt etwas zwiſchen meinem Vater, dem Fräulein von Kittelsthal und dem armen Giuſeppe vorgefallen.“

„Ach, Gott! ja doch. Was kann ich alter Mann denn dazu, daß das Fräulein den Jungen nicht leiden wollte?“ wimmerte der Alte, der ſeinen jungen Herrn noch niemals in ſolchem Zorne geſehen hatte.

„Alſo nicht leiden wollte ſie ihn?“ höhnte Mosbach in entſetzlicher Aufregung. „Und was that ihm denn da das ehrenwerthe Fräulein?“

„O all ihr Heiligen! Das Fräulein und Ihr gnädiger Herr Vater werden mir ſpinnfeind werden, wenn ich Ihnen Alles ſage, und Sie haben mir ja den Dienſt auch ſchon aufgekündigt und wollen mich nicht mehr, Alles um des verwünſchten Jungen — — ach, Gott! ich wollte ſagen, ich wollte ſagen" — —

„Du haſt geſagt, was du ſagen wollteſt, und ich weiß es wohl, daß du dem armen und heimathloſen Knaben aufſätzig warſt und neidiſch die kleinen Liebeszeichen, womit ich ihn erfreute, betrachteteſt. Ha, und du biſt nicht werth, ihm die Schuhriemen zu löſen, du böſer, neidiſcher Mann! dieſem reinen, von der Aetherflamme der Kunſt durchglühten Weſen! Doch ſprich weiter und entdecke nur Alles! Du ſiehſt, der Knabe iſt fort; aber ich werde ihn wieder finden. Und wenn ich dann erſt die Wahrheit aus ſeinem Munde erführe, wäre es ſehr ſchlimm für dich! Ich verſpreche dir, daß weder mein Vater noch meine Braut das Mindeſte von deiner Mittheilung erfahren ſollen. Und im äußerſten Falle werde ich dich wahrlich nicht Hungers ſterben laſſen."

„Nun das gnädige Fräulein behauptete ſteif und feſt, mit dem Jungen und ihrer Affenliebe zu ihm müſſe es eine ganz andere Bewandtniß haben; Sie würden wohl auf Ihrer erſten Reiſe nach Italien mit einer hübſchen italieniſchen Dirne etwas zu weit in der Abhandlung des Textes von der Liebe des Nächſten gekommen ſeyn, und der Giuſeppe ſey

Ihnen als lebendiger Beweis zugeſchickt worden, wie viel Ihre kräftige Erklärung gefruchtet."

„O ihr gemeinen Seelen!" unterbrach Mosbach des Dieners Geſchwätz, „ihr erbärmlichen, aus Kothſpiritus zuſammengebrauten Geiſter, die ihr, vermöge eurer ſtinkenden Abſtammung, in jedem ſchönen, edlen Verhältniſſe nur immer euern eigenen Unflath herauszuriechen vermögt, herausſchüffeln müßt, ja müßt; denn ihr ſeyd, wie die Schweine, nützliche Hausthiere, die aber mit ihrem Rüſſel den Schmutz und Koth am liebſten durchwühlen und wenn ſie die edelſte Frucht im Garten finden, ſie auch auffreſſen, wie den Koth! Ja, das iſt der Fluch des Menſchengeſchlechts, daß Gemeinheit und Dummheit auf ſeinen Häuptern ſich den Thron erbaut hat. Sie ſind die Beherrſcher der Welt. Sie hauchen jeden reinen Seelenſpiegel ſo lange mit ihrem widrigen Athem an, bis er erblindet, oder ſie ſchlagen mit frecher tölpiſcher Fauſt ſo lange darnach, bis er zerbricht und herabfällt in den königlichen Koth und zertreten wird von den dickwanſtigen Vaſallen der Dummheit, der Gemeinheit, die, wie Pfauen geſchmückt, mit Elephantenfüßen einherſchreiten und alles zerſtampfen, was nicht ſo dumm, ſo gemein iſt wie ſie. — — Doch weiter, alter Schlaukopf! denn du haſt gewiß dieſen großen Gedanken mit dem edlen Fräulein von Kittelsthal getheilt. Weiter! Ich bin nun auf Alles gefaßt und will dich nicht mehr unterbrechen.“

„Ich habe weiter nicht viel zu berichten. Das gnädige Fräulein meinte, ſie litte den Jungen nicht. Da ſagte ihr gnädiger Herr Vater, er wolle ihn behalten und Oekonomie lernen laſſen, weil er doch Ihr Kind und auf dem ſchönen Bilde als bittender Engel abgemalt ſey; ja, drum ſoll er Oekonom werden.“

Mosbach lachte wild auf und konnte ſich kaum wieder faſſen.

„Dabei haben die gnädigen Herrſchaften ſich einiger Ausdrücke erlaubt,“ fuhr Schilling fort, „die dem Jungen vor die Naſe gefahren ſind. Wozu war er denn auch ſo übelnehmiſch? Eine Dienſtperſon muß ſich ſchon von einem rauhen Winde anbloſen laſſen; und ein Diener war er doch ſo gut, wie ich. Aber er that, als wenn er Wunder was wäre, und ſo zimpferlich wie eine kranke Jungfer.“

„Schweig'!“ herrſchte Mosbach „und laß mich keine deiner trivialen Bemerkungen wieder hören.

Geh' zu Bette!" Der Alte ging, heimlich murrend; und Mosbach brachte eine ſehr unruhige Nacht zu. Der Kampf, ob er ſeinem Vater gehorchen und das Fräulein von Kittesthal heirathen oder ſich von Beiden für immer losſagen ſollte, tobte wieder furchtbar in ihm. Als aber der Tag ſein beruhigendes mildes Auge aufthat, ſtillte ſich auch der böſe Kampf, und ſeine einzige Sorge war die Wiedererlangung Giuſeppe's. Nicht ohne Grund vermuthete er, daß der Abbé dell Ammo Näheres über das Schickſal des Knaben wiſſe, und er machte ſich deshalb auf, dieſen in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Aber zu ſeinem großen Verdruſſe fand er den Abbé nicht zu Hauſe. Mit trüber menſchenfeindlicher Laune trieb er ſich herum; aber der Verdruß wurde zum Aerger, als er den Abbé gegen Mittag und zum dritten Mal gegen Abend nicht zu Hauſe fand. Er konnte ſeinen Mißmuth weder dem Vater noch der Braut verbergen. Obgleich Letztere Alles aufbot, ihren Verlobten an ſich zu feſſeln, und Herr von Mosbach, nachdem er des Knaben heimliche Flucht erfahren, im Bewußtſeyn ſeines Fehls, andere und viel gelindere Saiten gegen den Sohn aufzog, ſo war doch das kaum wieder befeſtigte Band ſtark erſchüttert und erſchlafft und drohte jeden Augenblick ſich zu löſen; das Vertrauen war verwundet. Herr von Mosbach wie das Fräulein ſahen bald ein, daß vor der Hand mit dem Hypochondriſten nichts anzufangen ſey; ſie beſchloſſen alſo den Criminalrathstitel abzuwarten. Und der Aſſeſſor war froh, als er von ihrer Abreiſe hörte. Der Vater ermahnte den Sohn alſo zu Fleiß und Thätigkeit in der glücklich begonnenen Unterſuchung in Sachen des Mauthkaſſen-Diebſtahls, rieth ihm dringend und väterlich, die abgeſchmackte Malerei, woraus ihm doch nie was Gutes erſprießen könne, ganz an den Nagel zu hängen, ſich den verlaufenen liederlichen Jungen aus dem Sinne zu ſchlagen, und lieber Karl's IV hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung, als ſeinem Stande und Geſchäfte weit zuträglicher, zu ſtudiren.

Der Aſſeſſor hörte die langweilige Predigt gähnend an, und war ſo wenig bei der Sache, daß er ſich nicht einmal darüber ärgerte. Sein Geiſt war nur mit dem entflohenen Knaben beſchäftigt, der durch ſeine lebhafte Phantaſie ihm jetzt wie ein wirklicher Engel zulächelte. Er nahm einen flüchtigen und kühlen Abſchied von der Braut, verſprach dem beſorgten Vater alles Mögliche, um ihn nur los zu werden, und warf ſich, als ſie fort waren, an den Schreibtiſch, um an den Abbé einen dringenden Brief zu ſchreiben, worin er denſelben beſchwor, ſich ſogleich zu ihm zu verfügen.

Schilling wurde mit dem Briefe abgeſchickt. Aber der Abbé kam nicht. Es verſtrichen mehre Tage, die zeither vernachläſſigten Geſchäfte hatten ſich gehäuft, die Verhöre des Geſellen Eichhorn hatten begonnen und die Sache eine ganz ſonderbare, unerwartete Wendung genommen. Der Aſſeſſor konnte nicht weiter als von ſeinem Aktentiſche in's Gericht und aus dem Gericht wieder an den Aktentiſch; er mußte Tag und Nacht ſchier arbeiten und durfte an nichts weiter denken. Doch im Hintergrunde ſeiner Seele nagte der Gram um Giuſippe's Verluſt wie ein giftiger Wurm; das Uebermaß der Arbeit und der Kummer zehrten ihn ab, und in ſtiller Verzweiflung ſah er ſeine Tage wie einen trüben Bach hinſchleichen.

Aber eines Tags übermannte ihn faſt Verzweiflung. Er ſprang auf, warf Akten und Feder von ſich, kleidete ſich raſch an, und eilte wie ein Beſeſſener nach des Abbé Wohnung. Und als er die Thüre derſelben wieder verſchloſſen fand, raſete er zum Hauswirth und fragte mit Ungeſtüm nach dem ſtets abweſenden Weltgeiſtlichen. Da hörte er dann zu ſeinem Erſtaunen, daß der Abbé ſchon ſeit einigen Tagen ausgezogen ſey, wohin? wußte der Wirth nicht zu ſagen. Jetzt ſtieg des Aſſeſſors Unmuth bis zur Tollheit; er rannte auf das Polizeibüreau, um den Mann ausfündig zu machen, den er in Verdacht hatte, ihm ſeinen Knaben entführt zu haben. Aber aller Anſtrengung ungeachtet, vermochte er nichts auszuſpüren. Noch verwickelter wurde die Geſchichte Tags darauf. Meiſter Eckardt hatte die Anzeige gemacht, daß ſeine Tochter heimlich entwichen und noch nicht wieder in das Vaterhaus zurückgekehrt ſey. Die Mutter derſelben, Frau Magdalena, hatte bereits in ihrer gräßlichen Herzensangſt geſtanden, daß ſie Mariane'n am Tage ihrer Entweichung erlaubt habe, nach dem Gefängniſſe zum verhafteten Eichhorn zu gehen. Dort müſſe ihre Flucht verabredet worden ſeyn; denn ſie ſey ziemlich beruhigt wieder in's Haus gekommen, habe ſich ſtill in ihrer Kammer umhergedrückt und ſey Abends gegen neun Uhr verſchwunden geweſen. Nun wurde der Kerkermeiſter verhört, der auch ſofort den Beſuch des **Mädchens in Begleitung** des Knaben des Aſſeſſors unter ſeiner Aufſicht einräumte, und ſich mit dem ſchriftlichen Befehl des Aſſeſſors auswies. Auch gab er an: daß der Knabe und das Mädchen von irgend einem gemeinſamen Plane geſprochen hätten; was ſie aber zuſammen hätten ausführen wollen, ſey nicht deutlich ausgeſprochen worden. Da nun auch der Knabe fehlte, ſo war es klar, daß Beide zuſammen geflohen ſeyen. Die Polizei ſandte ihre Spione aus, auf Betrieb **Meiſter Eckardt's** wurden Steckbriefe ausgeſchickt; aber Alles war vergebens.

Der dem Kerkermeiſter gegebene Befehl zog dem Aſſeſſor einen heftigen Verweis von Seiten ſeiner Behörde zu. Aber es blieb nicht bei'm Verweis allein; einige Tage darauf wurde ihm die Unterſuchung der Eichhorn'ſchen Sache abgenommen und einem Criminal-Aſſeſſor übertragen, der zugleich mit dem Auftrage Titel und Amt eines Criminal-Rathes erhielt. In dem dem Aſſeſſor von **Mosbach** zugefertigten Reſcripte hieß es: daß man immer mit Mißfallen bemerkt habe, wie er unnütze Allotria treibe und darüber ſeine Amtsgeſchäfte vernachläſſige. Durch die Entdeckung des Mauthkaſſendiebes habe man zwar wieder Hoffnungen zu ſeiner Beſſerung geſchöpft; doch ſeyen dieſelben durch ein ſo unwillkührliches, unvorſichtiges und ſtrafwürdiges Verfahren, wie das des an den Kerkermeiſter erlaſſenen Befehls, gänzlich zerſtört worden.

Mosbach, furchtbar an ſeiner Ehre gekränkt, reichte mit den Akten zugleich ein Geſuch um ſeine Entlaſſung ein. Er erhielt dieſelbe einige Tage darauf. Der Schlag traf ihn bei weitem nicht ſo hart, wie Giuſeppe's Flucht, und wirkte weit eher ermuthigend, als betäubend auf ihn. Es war ihm als wenn eine ungeheure Bergeslaſt von ſeiner Bruſt weggewälzt worden und ihm nun freier zu athmen vergönnt ſey.

„Schilling!“ rief er triumphirend, „ich bin nicht mehr Criminal-Aſſeſſor; ich habe kein Amt mehr!“ Und, ſich nichts an die gräulichen Geſichter des Alten und ſeine bedenklichen Reden vom gnädigen Vater und der gnädigen Mutter und der gnädigen Braut kehrend, ſtäubte er ſeine Palette ab und reinigte die Pinſel, rieb Farben, ſetzte ſie auf, ſpannte Leinwand auf und ſetzte ſich zum Malen nieder.

„Nein, meinen Giuſeppe muß ich erſt wieder finden!“ ſtürmte er plötzlich auf; „er verkauft gewiß wieder Dinte. Und ſollt' ich das Land durchziehen bis zum Chamounythale, ich muß ihn haben! Eher will ich keinen Farbenkleks auf die Leinwand machen.“

Und damit eilte er zur Thür hinaus und der griesgrämliche Alte ſchüttelte den Kopf, ſprechend: „Der wird bald verrückt, wenn er's noch nicht iſt, und das Alles eines ſolchen abgeſchmackten ſavoyardiſchen Dintenjungen wegen. Ich glaube in dem Jungen ſitzt der Gott ſey bei uns ſelbſt; der hat's ihm ganz angethan.“ Dann ging der alte Witzkopf und wartete ſeine Nelken.

Aus Eichhorn's Verhören hatten ſich ganz wunderliche Reſultate ergeben, die nicht allein dem armen Aſſeſſor von Mosbach, ſondern auch ſeinem Nachfolger und allen andern Criminal-Räthen und allen im Juſtizfache arbeitenden hohen Behörden bis zum Miniſter und endlich ſogar bis zum Kaiſer ſelbſt, faſt den Kopf verwirrten und ſo beſchaffen waren, daß Niemand daraus klug werden konnte.

Der Geſelle hatte zwar den Diebſtahl an der Mauthkaſſe eingeſtanden und alle näheren Umſtände bereits angegeben; aber theils waren dieſe Umſtände eben ſo ſonderbarer und ungewöhnlicher Art, theils belief ſich nach allen Ausweiſen die von ihm geſtohlene Summe durchaus nicht höher, als ohngefähr fünftauſend Gulden, und doch waren in jener Nacht erweislich und unbezweifelt über hunderttauſend Gulden aus der Kaſſe geſtohlen worden. Die Kunſt aller Inquirenten ſcheiterte an der offenen Treuherzigkeit, mit welcher der Maurergeſelle ſeine große Schuld eingeſtand, mit der er aber eben ſo feſt läugnete, mehr als das angegebene und bereits wieder ausgelieferte Geld genommen zu haben.

Seine Ausſagen blieben in allen Verhören ſtets folgende:

Er habe eingeſehen, daß er ohne Geld und Gut niemals ſeiner geliebten Mariane Ehemann werden könne und ſich deshalb ſehr abgehärmt; hernach aber habe er — da nirgend eine Ausſicht für ihn ſich eröffnet — die Sache Gott anheim geſtellt, und ſey darauf ruhiger geworden in ſeinem Gemüthe. Nun habe er auch Mariane'n zum Gebet und Gottesfurcht ermahnt und Beide hätten ſich der ſüßen Hoffnung hingegeben: der Herr aller Welten werde ihnen ſicherlich noch helfen. Da habe ihm denn in einer Nacht, gerade zu der Zeit, als ſie an dem Mauthhauſe gearbeitet, und — wenn er nicht irre — in einer jener Nächte, die er im Mauthhauſe ſelbſt zugebracht, eine Stimme im Traum zugerufen: Er möge doch, ſo viel er zu ſeinem Glücke brauche, von der Mauthkaſſe nehmen; dies Geld ſey ihm vom Himmel beſtimmt, damit er Mariane'n heimführen könne; er möge nur getroſt gehen, die Kaſſe ſey ſchlecht verwahrt. Hierauf habe ihm dieſe Stimme, welche er für die Stimme eines Engels gehalten, genau den Weg beſchrieben, den er zu machen habe, um leicht und ſicher in das Local, wo die Kaſſe ſey, zu kommen. Er ſolle nämlich von der wegen des Mauerwerks unverſchloſſenen äußeren Thüre den Gang hinaufgehen, da käme er an die verſchloſſene Thüre des Vorſaals; über derſelben befinde ſich ein breites Fenſter, durch welches Licht auf den Vorſaal falle. Dieſes Fenſter ſey aufgewirbelt und könne von außen ſehr leicht geöffnet werden. Durch dieſes Fenſter ſolle er ſteigen und ſich dann links an der Wand hinfühlen, ſo würde er an das verſchloſſene Kamin kommen. An der Thüre des Kamins ſey aber der obere Kloben ledig; ziehe er dieſen heraus, ſo könne er die Thüre aus dem unteren Kloben herausheben und die Thüre ſo weit abbiegen, daß er durchſchlüpfen und in den ungeheuren Ofen gelangen könne, welcher im Kaſſenlocale ſelbſt ſtehe. Im Ofen ſelbſt werde er zur Rechten ein Lied finden, welches zwar von außen durch einen einfachen Fallhaken verſchloſſen ſey; dieſer Haken ſey aber durch einen Druck der inwendig befindlichen Feder, auf welcher er ruhe, auch von innen zu öffnen, und wenn er nakt ſey, könne er mit wenig Unbequemlichkeit in die Stube ſchlüpfen. Im Zimmer ſtehe zunächſt dem Ofen ein hoher Schrank; die obere Klappe deſſelben ſey mit dem kleinen doppelhakigen Dietrich, welcher ſich an Meiſter Eckardt's Dietrichsbunde als Nummer 17 befinde, leicht zu öffnen. Gleich vornan in der Vertiefung lägen mehre Geldrollen; dieſe brauche er nur auszuräumen, ſo habe er genug für ſein Glück. Auf dem Rückwege ſolle er Alles wieder vorſichtig verſchließen.

Dies Alles behauptete der Maurergeſelle im Traume gehört zu haben; noch mehr: dieſe Stimme habe ſich öfter hören laſſen, erſt nur alle Woche ein Mal, aber zuletzt eine Nacht um die andere. Anfangs habe er Alles verſucht, um ſich die Sache aus dem Sinne zu ſchlagen; nachher aber ſey eine ſo furchtbare Unruhe über ihn gekommen, daß er auf jedem Tritt und Schritt die mahnende Stimme im Geiſte habe klingen hören. Im Traume aber habe ſie ihm die heftigſten Vorwürfe gemacht, daß er ſo feige und unentſchloſſen ſey, und ihm zugeſchworen, er werde ſammt der lieben Mariane gänzlich verderben, wenn er das ihm beſtimmte und jetzt in der Blüthe ſtehende Glück nicht benutze. Der Sprecher habe ſich für einen Engel ausgegeben, und zuletzt ſey ihm auch wirklich ein Engel mit Marianens Geſtalt und Zügen erſchienen und habe ihm zum Diebſtahl zugeredet, ſagend: das Geld in der Mauthkaſſe ſey dem Kaiſer, und dieſer laſſe es ihm gern zur Begründung ſeines ehelichen Glückes. Er möge daſſelbe in einigen Jahren zurückzahlen; Gott werde ihn ſegnen und ſein Gut mehren. Nun habe er angefangen zu wanken, und es ſey ihm immer wahrſcheinlicher vorgekommen, daß der Engel recht habe; der Kaiſer ſey ja reich genug, und im Grunde werde doch auch Niemand beſtohlen, er könne es zurückzahlen u. d. gl. Dieſe Gedanken hätten ſich ſeiner Seele ſo ganz bemächtigt, daß er wachend und ſchlafend an nichts weiter gedacht, von nichts weiter geträumt habe, als von dem Gelde. Inzwiſchen aber habe ſich ihre Arbeit dem Ende ſtark genähert, faſt ſey die Mauer fertig geweſen. Noch ein Tag, und er hätte im Mauthhauſe nichts mehr zu ſchaffen gehabt. Da ſey ihm in der Nacht vorher der Engel erſchienen und habe ihm geſagt: jetzt ſey die höchſte Zeit. Er ſolle am Ende der neuen Mauer, gerade wo ſie ſich an das einſtöckige Nebengebäude des Packhauſes anlehnt, oben einige Steine zuhauen und einſetzen, aber nicht feſtmauern, damit er bequem durchkriechen könne; der Engel habe ihm nun ganz genau und in der Kunſtſprache der Maurer angegeben, wie er dies zu machen habe. Er wolle ihm dann die Nacht angeben, wann das Geld zu holen ſey. Aus der Ecke, wo er auf beſchriebene Weiſe die Mauer ſchlöſſe, werde er inwendig unter dem Dach auf das zum Boden führende Treppenpoteſt gelangen; wenn er die Treppe herabgehe, ſo komme er vor die mit dem breiten Fenſter verſehene Thüre des Vorſaals.

Nun habe er beſtimmt geglaubt, das Geld ſey der Grundſtein ſeines Glücks und er ſey es ſich und Mariane'n ſchuldig, daſſelbe zu holen. Am andern Tage habe er alſo die Schlußſteine zugerichtet, die andern Geſellen fortgeſchickt und die Steine ſo geſchickt eingeſetzt, daß ſelbſt in der Nähe kein Auge im Stande geweſen ſey, zu unterſcheiden, ob ſie eingemauert ſeyen oder nicht. Das Loch habe wirklich auf das beſchriebene Poteſt geführt. Von dem Forſte des an das Hauptgebäude anſtoßenden kleinen Packhauſes habe man bequem in das Loch ſteigen können; auf das Dach des Packhauſes ſey aber auch nicht ſchwer geweſen zu kommen, vermittelſt eines daran ſtehenden Pflaumenbaumes. Sein einziges Bedenken ſey geweſen, wie er wohl durch das verſchloſſene Portal in den Hof gelangen möchte. Doch dieſe Sorge habe er ſeinem Engel überlaſſen und gedacht: ſagt er dir das nicht, ſo unterläßt du den Gang; hat er dir ſo weit gerathen, mag er auch weiter zuſehen.

Der Engel ſey ihm nach zwei Wochen wirklich wieder erſchienen, habe ihn gelobt, daß er Alles pünktlich beſorgt, und befohlen, ſich in der folgenden Nacht Punkt zwölf Uhr an dem Portal des Mauthhauſes zu befinden. Ueber der aus dem Hofe im Pflaſter befindlichen tiefen Waſſerrinne ſey eine kleine Klappe in der einen Flügelthüre. Dieſe Klappe ſey ſonſt immer von innen mit einem

Riegel feſtgemacht, in der folgenden Nacht aber offen. Im Hofe ſolle er ſich auskleiden und nur ein Tuch als Schurz umbinden, um das Geld hinein zu thun. Die Nacht werde ziemlich hell ſeyn, um Alles ausführen zu können. An dem Pflaumenbaume ſolle er auf das Packhaus ſteigen, über der Firſte deſſelben bis an das Hauptgebäude gehen, die Steine hineindrücken und hinabſteigen. Alles werde gut gehen.

Den folgenden Tag ſey er ſtets wie ein Berauſchter umhergegangen, habe nichts eſſen und trinken können und ſein Herz habe ihm immer geklopft wie ein Hammer. Als nun aber gar die Nacht herangekommen ſey, habe es ihn wie mit Ketten zur Ausführung gezogen, und gegen ſeinen Willen habe er ſich allmählig zum Gange fertig gemacht. Sein Gewiſſen habe ihm immer zugerufen, nicht zu gehen; aber eine andere weit heftigere Stimme habe ihm zum Gange gerathen, weil es Gottes Wille ſey, daß er nur dadurch glücklich werden könne. Und nun ſeyen ihm alle die alten Dinge vom Reichthum und der Güte des Kaiſers, vom Rückzahlen, gutem Anwenden des Geldes, von Marianens Liebe u. ſ. f. in den Sinn gekommen, und er habe endlich der immer dringender zum Gange mahnenden Stimme nachgegeben und zu gehen beſchloſſen. Zuvor habe er ſich aber durch Gebet zum ſchweren Gange zu ſtärken geſucht, dies ſey ihm aber indeß nicht gelungen; all ſein Sinnen und Denken ſey auf das Geld gerichtet und ſein Geiſt übrigens ganz zerſtreut geweſen. So ſey die zwölfte Stunde herangekommen; und, wie ein Espenlaub zitternd, habe er ſich endlich auf den Weg gemacht. Die Zunge ſey ihm wie in den Gaumen eingekeimt geweſen, vor ſeinen Augen habe es bunt geflirrt und die Beine hätten jeden Augenblick unter ihm zuſammen zu brechen gedroht. In ſolch' halber Bewußtloſigkeit ſey er am Thore des Mauthhauſes angekommen, habe ſich umgeſehen und, als er Niemand auf der Straße bemerkt, habe er ſich raſch auf den Bauch gelegt und mit dem Kopfe an die Klappe geſtoßen. Sie ſey ſogleich gewichen, und er mit wenig Schwierigkeit durch die Rinne gekrochen. Jetzt ſey aber auch die Angſt wie von ihm geſtrichen geweſen, und er habe in dieſem ſeltſamen Umſtande nur eine Beſtätigung der Behauptung des Engels gefunden, daß der Diebſtahl wirklich Gottes Wille ſey. Mit Ruhe habe er ſich entkleidet und genau nach der Vorſchrift des Engels gehandelt. Er habe auch auf ſeinem Wege Alles ſo gefunden, wie ihm der Engel angegeben, und in der, wenn auch ſternhellen, aber im Gebäude doch dunkleren Nacht keinen einzigen Fehlgriff zu thun gebraucht. Mit dem Dietrich, den er zu Hauſe vom Bunde gemacht, ſey die Schrankthüre leicht auf- und zugegangen. Das Geld habe er in dem Tuche ſich auf den Rücken gebunden, und ſey ohne Fahr, nachdem er die Steine geſchickt wieder eingeſetzt, im Hofe angelangt; habe ſich angekleidet, ſey durch die Rinne hinausgeſchlüpft und glücklich in ſeiner Kammer angelangt. Nun ſey er fröhlichen Muths geworden, weil die feſteſte Überzeugung in ihm gelebt: es ſey Alles mit Gottes Willen geſchehen, um ihn und Mariane'n glücklich zu machen. Und mit ſolch leichtem Sinn habe er auch ſeine Reiſe angetreten und das Geld mitgenommen, um von Thüringen aus zu ſchreiben: ſein Vetter in Erfurt habe ihm ſolches vorgeſtreckt.

Dieſe Ausſagen waren unerhörte Dinge in den Ohren eines Criminalrichters. Aber wie man auch inquirirte, der Geſelle blieb ſtets dabei, und es war unerklärlich, warum er, da er den Diebſtahl eingeräumt, nicht auch hätte geſtehen ſollen, wie es auf natürliche Weiſe ſich damit verhielte. Er wollte ebenfalls durchaus nur jenen Schrank theilweiſe beſtohlen haben, und es erwies ſich, daß der ganze Schrank ausgeplündert und aus einer daneben ſtehenden Geldtruhe ebenfalls das Geld verſchwunden war. Die Truhe war aber unmöglich mit dem Dietrich zu öffnen, deſſen ſich Eichhorn zur Öffnung des Schrankes bedient hatte und der auf dem Criminalgericht vorlag.

Das Gericht beſchloß endlich, mit der Tortur gegen den Geſellen zu verfahren; aber Kaiſer Joſeph, welchen der höchſt merkwürdige Criminalfall ſehr zu intereſſiren begann, verwarf durch einen Cabinetsbefehl das grauſame Mittel, indem er, ſeiner erhabenen Gemüthsart getreu, zu einem weit menſchlichern und der Würde des Herrſchers angemeſſenern ſchritt, nämlich mit dem Verbrecher ſelbſt zu reden und zu verſuchen, ob er nicht durch Milde den jungen Menſchen zum Geſtändniß bringen könne.

Eines Morgens, noch im Grauen des Tages, wurde Eichhorn, ſeiner Ketten entledigt, mit ſtarker Bedeckung nach der kaiſerlichen Burg gebracht. Tags zuvor hatte ſich der Kaiſer alle Akten kommen und von einem Criminal-Rath daraus referiren laſſen.

Bis zum Lever wurde der Gefangene in einem Cabinet bewacht; hernach von vier Gardeoffizieren vor den Kaiſer geführt.

Joſeph warf einen ſeiner ſcharfen Blicke auf den in ſcheuer Demuth und im Gefühle ſeiner großen Schuld das Auge zu Boden ſenkenden Verbrecher. Mit dieſen Blicken durchdrang der genialſte Sohn Habsburg's meiſt ſogleich das Innere der vor ihm ſtehenden Menſchen.

„Sieh mir in's Auge!“ ſagte er ernſt zu dem Maurergeſellen, und der Kaiſer erſtaunte über den ſanften Ausdruck des Geſichts, über die frommen, thränengefüllten Augen, womit ihn der Schuldige bittend anſah.

Das war das Äußere einer reinen Seele! oder die ewig wahre Natur hätte diesmal gelogen gehabt. Der Kaiſer betrachtete ihn lange ernſt und ſtreng; aber Eichhorn hielt die Blicke aus, und ſah ſo mild und wehmüthig drein, daß Joſeph's Auge, geſchaffen, nur Güte und Segen auszuſtrahlen, unwillkührlich einen ſanftern Ausdruck gewann.

„Du haſt ſo abenteuerliche Dinge ausgeſagt,“ begann der Kaiſer, „daß man deine Albernheit bedauern muß, mit welcher du deinen Richtern zumuthen magſt, ſolche freche und handgreifliche Lügen zu glauben. Hoffentlich wirſt du dem Kaiſer die Wahrheit nicht vorenthalten. Sag' alſo, wie verhält ſich's mit deinem Diebſtahl?"

„Und wenn Ew. Majeſtät mich auf der Stelle tödten ließen — und ich ſterbe, bei Gott im Himmel, der mir meine ſchwere Sünde verzeihen mag! gar gern; denn für mich gibt's doch nun keine Freude auf der Erde mehr — wenn ich alſo in dieſem Augenblick ſterben muß, ſo kann ich nichts anders ausſagen, als wie ich's gethan. Ich will's auf den Leib Chriſti beſchwören; dann laſſe mir Ew. Majeſtät den Kopf abſchlagen."

„Aber es muß ja doch anders ſeyn. Dafür ſprechen die Thatſachen, von denen du ſelbſt unterrichtet biſt."

„Dem Teufel, der mich verführt hat, iſt ja wohl ſo etwas möglich, um aller Menſchen Sinn zu verwirren," entgegnete der Geſelle gelaſſen. „Und ich ſehe ja nun wohl ein, daß der, welchen ich für einen Engel gehalten habe, der Fürſt der Finſterniß ſelbſt oder einer ſeiner liſtigen Diener geweſen iſt. Der arge Verſucher hat nur die Geſtalt eines Engels angenommen, um mich deſto geſchickter zu verderben. Weh mir! ich bin ſchwach geweſen, und es iſt ihm gelungen, Meiſter über mich zu werden, indem er mir ſtets Marianens lockendes Bild vorhielt. Aber ich habe durch aufrichtige Reue und Buße mich den Schlingen wieder entriſſen, in die ich gefallen war; ich kann wieder ruhig und ohne Gewiſſensangſt zu meinem Schöpfer beten, und iſt auch mein ſündhafter Leib der irdiſchen Gerechtigkeit verfallen und muß ihr als Sühnopfer ſterben, ſo lebt doch in mir der unumſtößliche Glaube an Gottes allwaltende Gnade, die keinen reuigen, bußfertigen Sünder zurückweiſt, und ſonach wird mein von allen Schlacken geläuterter Geiſt eingehen zu des Vaters ewigem Lichte. Ich ſehne mich darnach; ich wünſche, daß es bald geſchehen möge."

Der Burſche hatte dies mit ſo frommer Salbung geſprochen, er hatte die gefalteten Hände emporgehoben und ſtand da, wie ein geweihter, wahrhaftiger Prieſter des Herrn. Die Offiziere wiſchten ſich verſtohlen die Augen, der Kaiſer ſah in ſtiller Rührung ſinnend zu Boden, und auch in den Geſichtern der beiden anweſenden Hofräthe zeigte ſich — wahrſcheinlich dem Kaiſer zu Gefallen — eine Spur von menſchlicher Rührung.

So konnte kein hartnäckiger Böſewicht ſprechen, ſo fromm und treuherzig nicht dabei ausſehen. Überdies ſtimmten die Nachrichten, welche von Eichhorn's früherem Leben vorlagen, mit dieſen Worten und dieſem Geſichte überein, und es war endlich durchaus gar kein Grund denkbar, warum er — da die Hauptſache eingeſtanden war — Nebenumſtände hätte verheimlichen ſollen. Und doch war der freigeiſtige Kaiſer unzufrieden über die Engelsrolle, die der Teufel durchaus in dem Stücke geſpielt haben ſollte; wie er ſich aber auch wandt' und drehte, die Geſchichte war nicht natürlich zu erklären.

„Ich gebe dir im Beiſeyn dieſer Zeugen mein kaiſerliches Wort," ſprach Joſeph heftig, „daß du frei und ungehindert, und ohne jegliche Strafe ſollſt von dannen ziehen können, ich will dir ſogar noch ein gutes Reiſegeld geben, wenn du jetzt gleich die Wahrheit geſtehſt. Außerdem muß ich dich dem Criminal-Gericht wieder übergeben und es wird mit der peinlichen Frage gegen dich verfahren."

„Ich kann nicht anders, ſo wahr mir Gott helfe zeitlich und ewiglich und mir beiſtehen möge mit ſeiner Gnade in meinem letzten Stündlein, das bald herankomme!“ ſprach der Geſelle herzlich mit auf das Herz gelegter Hand; „und wenn ſie mich mit glühenden Zangen zwicken und mir die Glieder ausreißen, ich kann nicht anders.“

Der Kaiſer ſtand in großer Unruhe auf und ſchritt einige Male im Zimmer auf und ab, wie es ſchien, in tiefe Gedanken verſunken. Endlich ging er zu den Akten, blätterte darin, las und fragte plötzlich, wie nebenbei: „Wie kam es doch, daß du alles Geld mit nach Thüringen nahmſt, bis auf die einzige Rolle, welche du in deinem Koffer, in ein Hemd gewickelt, verbargſt?“

„Davon kann ich Ew. Majeſtät wiederum keine Antwort geben, ſo gern ich auch möchte. Meines Wiſſens und Willens habe ich alle Rollen aus dem Koffer in mein Felleiſen gepackt, und wie eine in das Hemd gekommen ſeyn mag, iſt mir ganz unerklärlich. Ich muß es durchaus im Schlafe gethan haben. Ich habe nämlich die üble Gewohnheit an mir, des Nachts je zuweilen aufzuſtehen und irgend ein Geſchäft zu verrichten, wovon ich nachher am Tage auch nicht das Mindeſte weiß. Dies geſchieht vorzüglich beim Zunehmen des Mondes. Auch ſpreche ich dann, und bei Meiſtern in der Fremde, wo ich mit andern Geſellen zuſammenſchlafen mußte, haben ſie ſich oft einen ſchlechten Scherz mit mir erlaubt, mich an der großen Fußzehe angefaßt und mich Alles ausgefragt, was ich Tags über gedacht und gethan. Ich aber wußte nie etwas davon, wenn ich erwachte, und nur zuweilen hat mir der Eine oder der Andere gutmüthig geſteckt, was mit mir vorgegangen war. Und ſo verhält ſich's ſicherlich auch mit der Geldrolle.“

Über des Kaiſers Geſicht war es wie ein heller Blitz gefahren. „Kannſt du dich nicht entſinnen, in welcher Nacht dich der Teufel zuerſt verſucht hat?“

„Ich glaube für gewiß, es war in der Nacht, wo ich im Mauthhauſe ſchlief, während mein Mitgeſelle im Hofe auf und ab wandelte; ich hatte aus Mitleid einen Dintenjungen heimlich mit hereingenommen und in ein Faß geſteckt. Der Junge ſah ſo ſchön aus, wie ein Engel, aber ich glaube ſicherlich, es iſt ein Teufel geweſen, der mir die böſen Gedanken zugeflüſtert hat; denn mir fällt eben ein, daß der mir in Engelsgeſtalt ſpäter im Traume erſchienene Teufel ſehr viel Ähnlichkeit mit dieſem Dintenjungen hatte.“

„Und haſt du denn dieſen Dintenjungen ſpäter nicht wieder geſehen?"

„Ei freilich! Es war ja derſelbe, der mir am erſten Tage meiner Gefangenſchaft hier meine liebe Braut in's Gefängniß zuführte und dem ich ſie zur Rettung anempfahl, damit ſie meinen Mitgeſellen nicht zu heirathen brauchte. Das Mädchen, hör' ich, iſt ſeitdem verſchwunden und keine Spur von ihr aufzufinden geweſen; alſo iſt der Junge wohl ein hölliſcher Geiſt geweſen, der ſie von dannen geführt hat."

„Und woher kam der Dintenjunge in's Gefängniß? Was wollte er bei dir?"

„Das Alles weiß ich nicht. Von Freude und Schmerz wild bewegt, wie ich damals bei Marianens Anblick war, habe ich nach dem Jungen nichts gefragt und auch nichts wieder von ihm gehört."

Der Kaiſer entließ den Gefangenen, und noch am ſelben Tage wurden Nachforſchungen nach dem plötzlich wichtig gewordenen Dintenjungen angeſtellt. Der Kerkermeiſter wurde abermals vernommen; es ergab ſich, daß der Knabe dem damaligen Aſſeſſor von Mosbach angehört habe. Nun wurde der Ex-Aſſeſſor vor daſſelbe Gericht gefordert, deſſen Beiſitzer und Mitglied er erſt geweſen war, aber mit ihm auch der alte Schilling.

Das Criminal-Gericht verlangte zu wiſſen, welche Bewandtniß es mit dieſem Jungen gehabt, woher er gekommen, aus welchem Grunde er ſich bei'm Aſſeſſor aufgehalten, wohin er ſich entfernt u. ſ. w. Mosbach antwortete ruhig und klar, obgleich im Herzen empört, daß ſein lieber Junge auch in dieſe abſcheuliche Geſchichte vermengt werden ſollte. Die reine Wahrheit, welche Mosbach erzählte, klang aber ſeinen nicht an poetiſchen Eruptionen leidenden ehemaligen Herren Collegen ſo abenteuerlich und fabelhaft, daß ſie alle zuſammen ungläubig die Köpfe ſchüttelten. Mosbach wurde entlaſſen; Schilling trat, an allen Gliedern zitternd, vor das Gericht. Seine Ausſagen: daß der Junge jedenfalls ein Sohn des Herrn Aſſeſſors ſey und der Letztere ſich wegen deſſelben mit Vater und Braut überworfen, der kleine Schlingel aber darüber trotzig in ſeiner Dintenuniform mit dem Fäßchen wieder in die Welt gelaufen ſey, fand weit mehr Glauben, und Mosbach wurde ſofort zum Eide genöthigt, daß er nicht wiſſe, wo der Knabe ſich jetzt aufhalte. Nichtsdeſtoweniger wurde er mit argwöhniſchen Augen betrachtet.

Durch alle dieſe Schritte war man indeſſen nicht weiter gekommen. Zwar wurde auch Häkle vernommen, ob er in jener Nacht nichts von dem Jungen bemerkt; dieſer behauptete aber: fern im Hofe gewandelt, dann müde geworden und, auf einem Balken ſitzend, eingeſchlafen zu ſeyn. Nur früh habe er geſehn, wie Eichhorn einen kleinen Jungen mit einem Fäßchen auf dem Rücken zur Thüre geführt habe. Dies ſtimmte mit ſeinen frühern Ausſagen überein. Hierauf gab der Kaiſer den geheim zu haltenden Befehl, alle ſavoyardiſchen und nicht ſavoyardiſchen Dintenjungen in den öſtreichiſchen Staaten anzuhalten und nach Wien zu bringen. Der Herr von Mosbach mußte das Bild ausliefern, worauf Giuſeppe gemalt war, der Aſſeſſor des Knaben Handſchrift. Vom Abbé hatte der Aſſeſſor geſchwiegen, weil er nun nicht wünſchte, den Knaben ausfindig zu machen.

Inzwiſchen wurden auch Häkle und die übrigen Maurergeſellen Eckardt's von geheimen Polizeidienern umlagert und beobachtet; aber es zeigte ſich lange nichts, was zu irgend einer Vermuthung hätte Veranlaſſung geben können.

Der junge Mosbach war mit ſeinem Vater über das Quittiren ſeines Dienſtes ſo gänzlich zerfallen, daß ihm dieſer nicht einmal den Tod ſeiner Mutter, der Frau von Mosbach, meldete. Der Dienſtloſe ſah ſich alſo genöthigt, ſo ſauer es ihm auch wurde, aus finanziellen Gründen um eine andere Stelle zu ambiren. Seine zahlreichen Freunde riethen ihm, die diplomatiſche Laufbahn einzuſchlagen; und ob er ſie gleich für eben ſo ſchlimm hielt, als die criminaliſtiſche, ſo bedachte er ſich doch nicht lange, dem wohlgemeinten Rathe einiger angeſehenen, einflußreichen Freunde zu folgen. Dieſer Rath aber beſtand darin, ſich um eine Bedienſtung im Secretariat des vor Kurzem erſt nach Wien gekommenen ſpaniſchen Geſandten zu bewerben. Man machte ihm aus mehren Gründen Hoffnung dazu, einmal, weil die Geſandten gern Leute nähmen, die früher in kaiſerlichen Dienſten geſtanden und aus irgend einer Unzufriedenheit dieſelben verlaſſen hätten, ſodann, weil er ein junger wohlgebildeter, angenehmer Mann ſey, der ſich in Geſellſchaften wohl zu haben, den Frauen zu ſchmeicheln verſtehe, und vor Allem, weil er nicht allein von Kunſt zu reden wiſſe, ſondern dieſelbe ſogar praktiſch ausübe. Dies

Alles ſeyen Vorzüge in den Augen der ſchönen geiſtreichen Frau des Geſandten, die ſelbſt ein Bischen male und Verſe mache, daß ihm unmöglich die Stelle entgehen könne, wenn er ſich der ſehr liebenswürdigen Frau Gräfin nur empfehlen und in ſeinem vortheilhaften Lichte zeigen wolle. Endlich verſprach man ihm von allen Seiten Fürſprache bei'm ſpaniſchen Geſandten. Mosbach entſchloß ſich alſo, ſein Glück zu verſuchen.

Nachdem er ſich dem Geſandten hatte vorſchlagen laſſen, fuhr er in deſſen Hotel, um ihm die Aufwartung zu machen. Der Geſandte war voll ſpaniſchen Stolzes und verſicherte, ſchon lange einen Deutſchen für ſein Büreau gewünſcht zu haben. Herr von Mosbach möchte einige Arbeiten, deren Thema er ihm zuſchicken werde, nebſt dem confirmirten Stammbaum ſeiner Familie einreichen, und verſuchen, ob es ihm gelingen werde, die Frau Gräfin angenehm zu unterhalten.

„Melde Herrn von Mosbach bei meiner Frau!“ rief er einem Diener zu und verbeugte ſich. Mosbach trat auf den großen, reich ausgeſchmückten Vorſaal zurück, welcher die Zimmer des Geſandten von denen ſeiner Frau trennte, und wollte hier warten, bis er gerufen werde.

In demſelben Augenblicke ging auf der entgegengeſetzten Seite eine Thür auf, und ein ſchlankes Frauenbild, einfach aber höchſt geſchmackvoll gekleidet, trat mit höchſt anmuthigem Anſtande aus dem Zimmer. Ihr ſtarkes dunkelbraunes Haar war in breiten Zöpfen um das kleine Haupt gelegt; ein dunkles ſprechendes Auge blitzte unter ſchwarzen ſtarken Brauen hervor; eine friſche Roſengluth war über das niedliche Geſichtchen gehaucht; Gang, Bewegung und Geſtalt ſchienen einer Grazie abgeborgt.

Mosbach verbeugte ſich tief. Da fiel ihm eine raſche Bewegung des Mädchens, das er nur flüchtig angeblickt hatte, auf; er ſah, dadurch veranlaßt, ſchärfer hin, ſein Auge traf in das ihrige und — ſie war durch eine andere Thüre verſchwunden. Aber Mosbach hätte in demſelben Augenblick laut aufſchreien mögen, und ſtand ſtarr und ſteif mit vorgedrängtem Haupte, als wär' er zu Stein geworden. Er hatte ja in Giuſeppe's Auge geſehen, er hatte Giuſeppe's Züge erkannt; oder ſeine eigenen Augen waren arge gegen ihn verſchworne Lügner. Aus ſeiner wunderlichen Stellung rüttelte ihn der Kammerdiener der Gräfin, um ihn zu derſelben zu führen. Kaum vermochte der erſchrockene junge Mann ſo viel Faſſung zu gewinnen, um ſich zu ſammeln. Und doch trat er zerſtreut vor die hohe herrliche Geſtalt der Gräfin. Ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihm, und als er erſt den Faden der Unterhaltung gefunden hatte, verließ ihn die Ueberraſchung, und er bewegte ſich mit freier Anmuth ſo in den Gränzen des Zimmers, wie des Geſprächs. Die Gräfin lächelte oft angenehm und ſprang mit feiner Leichtigkeit von einem Gegenſtande der Unterhaltung zum andern; und bald waren ſie bei der Kunſt überhaupt und der Malerei insbeſondere. Die Gräfin fällte Urtheile und that Aeußerungen, die in Mosbach's Seele wiederklangen und von einem hohen Verſtändniß zeugten. Je ſeltener er nun eine Seele fand, mit welcher die lichten Räume des Ewigen in der irdiſchen Befangenheit, Entzücken jubelnd, zu durchkreiſen ihm vergönnt war, um deſto begeiſterter wurde er, wenn er eine ſolche fand, um ſo kühner ſchwang ſich auch jetzt der Fittig ſeines Geiſtes empor, den der herrlichen kunſtverſtändigen Spanierin mit ſich fortreißend im gewaltigen Fluge. Sein Auge ſprühte hohe Gluth, ſeine Geſtalt hob ſich, ſeine Züge gewannen den edelſten Ausdruck und von ſeinen Lippen floſſen hohe, heilige Worte. Er ſtand da, wie ein Fürſt in ſeinem Reiche, wie der Apoll von Belvedere; und mit freudigem Erſtaunen betrachtete die ſchöne Gräfin den jungen Mann, hörte mit Staunen ſeine Rede.

„Ich dilettire auch etwas,“ ſagte die Gräfin; „doch ſchäme ich mich faſt, es Ihnen zu zeigen. Richten ſie nicht zu ſtreng!“ Damit führte ſie ihn in ein anderes Zimmer, wo viele Gemälde hingen und ſtanden; auch waren auf einigen Staffeleien zum Theil noch unausgeführte Bilder aufgeſtellt, Malergeräthſchaften lagen auf den Tiſchen umher.

Mosbach fühlte ſich hier wie von einem ihm befreundeten Geiſte angeweht, es war ihm ſo heimiſch, als habe er ſelbſt ſchon lange in dieſem Zimmer an der Staffelei gearbeitet. Die Gräfin deutete auf ein faſt vollendetes Bild, eine heilige Cäcilie. Aber kaum hatte Mosbach den prüfenden Blick darauf geheftet, als er von der frühern Ueberraſchung wieder befallen wurde und, ohne an ſich zu denken, laut ausrief: „Das hat mein Giuſeppe gemalt!“

Die Gräfin ſah ihn höchſt verwundert an und ſchien mit den Augen zu fragen, was das heißen ſolle. Er aber kümmerte ſich nicht darum, ſondern rief weiter: „O ich erkenne ihn aus jedem Zuge! Er hat ſich ſehr vervollkommnet. Wie kühn er geworden iſt in Behandlung des Fleiſches! Was iſt das für ein Leben, für eine Fülle! Wie tritt das allerliebſte Bildchen hervor, und doch iſt es faſt ohne Schatten gearbeitet. Doch die Verkürzung iſt falſch. Das Genie achtet ſolcher Fehler nicht und mein Giuſeppe iſt ein Genie.“

„Aber, mein Gott! von wem reden Sie denn?“ fragte die Gräfin, ihn mit beſorgten Blicken betrachtend.

„Von meinem lieben kleinen Knaben, der mein Schüler war und durchaus dies Bild gemalt haben muß und auch dies und dies!“ ſetzte er, ſich umſchauend, hinzu. „Aber wo iſt er, daß ich ihn an mein Herz drücke? Ich habe mich lange innig nach ihm geſehnt, und mich recht abgehärmt, ſeit er fort iſt. Himmel, habe ich ihn denn nicht vorhin draußen auf dem Vorſaale geſehen! Aber er ſteckte in Mädchenkleidern. Nein, doch nicht! Die Dame war viel größer, als mein Seppchen; aber ſeine Schweſter war's gewiß. Wo iſt denn mein armer Knabe, gnädige Frau Gräfin?“

„Sie ſind mir plötzlich ein Räthſel geworden, und alle Ihre Worte ſind Räthſel, mein Herr!“ verſetzte die Gräfin pikirt. „Ich weiß nichts von einem Knaben, und dieſe Bilder ſind von der Hand einer Dame gemalt, welche mehr Diskretion von Ihnen wünſchen durfte.“

„So hätte ich mich doch geirrt!“ ſagte Mosbach traurig und beſchämt. „Verzeihen Sie einem Unglücklichen, der plötzlich von der herrlichſten Hoffnung des entzückenvollſten Wiederſehens überraſcht wurde! Es war ein ſüßer Traum, mit offnen Augen geträumt.“ Er verbeugte ſich und ging. Eine bitt're Wehmuth hatte ſein Herz mit allen Thränenſchauern der hoffnungsloſen Einſamkeit erfüllt; ja er fühlte jetzt erſt mit einem jammervollen Schrecken, daß er ganz allein in der weiten Stadt, in der weiten Welt ſtehe, und daß Giuſeppe das Herz geweſen, das einzige, welches im Stande geweſen wäre, ihm dieſe Welt zu füllen, zu beleben, voll zu zaubern mit den glühenden Gebilden der Kunſt und Poeſie. Ach, und dieſes Herz ſollte für ihn verloren ſeyn!? — Er ging ſtill weinend über die Glacis, und gedachte mit heißer unausſprechlicher Sehnſucht ſeines verlorenen Giuſeppe.

Als er nun ſeine Augen gleichgültig über die ihn umfluthende Menſchenmenge hingleiten ließ, war es ihm plötzlich, als gewahre er ein ihm ſehr bekanntes Geſicht, nämlich das des Abbé. Er fuhr empor, drängte durch die Menge; aber der erſehnte Mann war nicht mehr zu finden. Den ganzen Tag lief er umher, um ſich Ruhe zu erjagen.

Die aufgegebenen Arbeiten nebſt dem ſchöngemalten Stammbaume waren eingeſchickt; am andern Tage ſchon erhielt Mosbach das Diplom als Secretär der ſpaniſchen Geſandtſchaft mit dem Befehl, ſeine Functionen ſo bald, als möglich, anzutreten. Er fuhr ſogleich zum Geſandten, ihm ſeinen Dank abzuſtatten; die Hoffnung zitterte leiſe durch ſeine Seele, das Mädchen wieder zu ſehen, welches mit ſeinem verlornen Giuſeppe ſo große Aehnlichkeit hatte. Aber der Geſandte war kalt, ſtolz und förmlich, und die Gräfin, ſeine Frau, nicht zu Hauſe, wenigſtens für ihn nicht. Er ſah keinen andern Menſchen, als den Kammerdiener des Grafen, und mußte ſeine Sehnſucht nach Hauſe tragen.

Das Büreau der Geſandtſchaft war nicht im Hotel des Geſandten; Mosbach hatte wenig Hoffnung dorthin zu kommen. Um ſeine Sehnſucht zu bezähmen, warf er ſich in ſeine neuen Geſchäfte. Aber im Grunde gab es nicht viel zu thun, und er fühlte bald Langeweile. Aus dieſer zog ihn eine eben ſo unerwartete als ſchmeichelhafte Einladung zur Gräfin. Er ſtellte ſich zur beſtimmten Stunde ein, und wurde nebſt andern Gäſten, die mit ihm zu gleicher Zeit eintrafen, vom Haushofmeiſter der Gräfin im Vorzimmer derſelben empfangen. Und wieder war's dem neuen Geſandtſchafts-Secretär, als habe ihn die Fee Morgane mit ihrem Zauberſtabe berührt, als er in dem Haushofmeiſter den Abbé dell'Ammo erkannte. Zwar trug der alte Mann jetzt reiche Gallakleider und das ſonſt ſchlicht herabhängende Haar in einem ſchmucken Haarbeutel, zu beiden Seiten toppirt und gepudert, hatte ein feiſteres Geſicht und größere Gewandtheit, als ſonſt; aber nichts deſto weniger war es der Abbé. Auch machte der Mann gar keinen Verſuch, ſich zu verläugnen, ſondern ſagte vielmehr freundlich: „Ei, Herr von Mosbach! ich freue mich unendlich, Sie hier zu ſehen," und ſchob dann den ihn verblüfft anglotzenden Secretär mit vielen Complimenten in den Salon. Wien's vornehme Welt war da verſammelt; Alles athmete Pracht. Die

Feſtſpenderin empfing den Secretär mit herablaſſender Freundlichkeit, und einige Hof- und Kammerherrn ſtritten ſich nachher heftig darüber, ob ſie ihm die Hand zum Kuſſe zwei oder drei Minuten länger gelaſſen habe, als den andern Herrn; ja der Dreiminutliche war verwegen genug, zu behaupten: er habe einen leiſen Druck bemerkt, womit die Gräfin den ſchönen Secretär beglückt habe. Mosbach ſtand fern von dieſem langweiligen Streite langweiliger Menſchen und war in Gedanken vertieft. Um Alles lieber hätte er jetzt bei dem Abbé oder Haushofmeiſter geſtanden, als hier in dem glänzenden Zirkel. Aber was half dem Armen ſeine verzweifelte Ungeduld! Er lag auf der Folter und mußte ruhig in ſeinen Qualen ausharren.

Man ſetzte ſich zur Tafel; Mosbach fand ſeinen Platz der Wirthin des Hauſes gegenüber. Jetzt mußte er alle Geiſteskräfte aufbieten, um ſich keine Blöße zu geben. Doch wie er ſich auch anſtrengte, heiter und unbefangen zu ſcheinen, die Gräfin ſagte doch zum Exordium der Unterhaltung: „Sie ſind heute ſehr penſiv, Herr von Mosbach! Haben Sie vielleicht auch ſchon die wunderliche Geſchichte von dem kleinen Dintenjungen gehört? O Sie ſind gewiß näher davon unterrichtet; denn Sie haben ja viel in dem Proceſſe des Mauthkaſſendiebes gearbeitet. Wie verhält ſich's eigentlich mit dem geſtern Abend hier eingebrachten Dintenjungen?“

Dem Secretär war das Wort im Munde erſtorben. Schier wäre ihm Hören und Sehen vergangen; und wieder ohne alle Rückſicht auf ſeine ſteife Umgebung, die lauernd ihn fixirte, rief er angſtvoll kläglich: „Mein Seppchen, mein liebes Dintenſeppchen haben ſie eingebracht? O Gott, das iſt entſetzlich!“ —

Verwundert ſahen alle bebrillten und unbebrillten Augen auf ihn; eine allgemeine Stille lag auf der Verſammlung.

„Ich kann nicht wiſſen, Herr von Mosbach,“ brach endlich die Geſandtin das peinliche Schweigen, „ob der eingebrachte Dintenjunge Sie näher angeht und wie viel Rechte des Genannten mit dem ihm von Ihnen zuertheilten Prädikat „mein“ verbunden ſind; mich intereſſirte die Geſchichte nur im Allgemeinen, und gewiß auch meine verehrten Gäſte. Deshalb erſparen wir Ihnen gern die Erzählung aller Einzelnheiten, die am Ende doch nur für Sie von einigem Intereſſe ſeyn können.“

Verwirrt ſchlug Mosbach die Augen auf den Teller; ſein Geſicht glühte, aber auch der Stuhl unter ihm. Er kam ſich vor wie der heilige Laurentius auf dem Roſte, und glaubte umkommen zu müſſen in namenloſer Pein.

„Ich weiß gar nichts von dem eingebrachten Dintenjungen,“ ſtammelte er endlich. Aber die Geſandtin unterhielt ſich ſchon mit ihrem Nachbar; es ſchien als habe ihn Niemand gehört. Die übrige Zeit der Tafel war er ſtumm, wie ein Fiſch, und oft ſo geiſtesabweſend, daß er Brot für Fleiſch anſah, den Teller und ſich voll Sauce goß, ein ganzes Salzfaß ausleerte u. d. gl. mehr. Die Damen kicherten, die Herren ſpöttelten über ihn; er aber ſah mit fremden Augen drein, und wenn man ſich ihm in's Geſicht luſtig über ſeine Zerſtreutheit machte.

Die Tafel war kaum aufgehoben, als ſich Mosbach hinausdrückte, um den Haushofmeiſter aufzuſuchen. Aber zum unausſprechlichſten Verdruſſe des Suchers war der Mann ſchon nicht mehr zugegen und nirgend im Hauſe aufzutreiben. Ein über den wie toll umherrennenden Mosbach höchlichſt verwunderter Diener ſagte ihm mit kurzem Beſcheid: der Haushofmeiſter ſey nebſt der Bonne mit Erlaubniß der Frau Gräfin ſchnell weggefahren, wohin? könne Niemand weiter wiſſen, als die Herrin ſelbſt; die möge er nur ſo ungeſtüm fragen. Mosbach lehnte an der Hausflur mit dem ſchweren, heißen Kopfe an einem Pfeiler und vergoß Thränen des bitterſten Unmuthes. Plötzlich fiel ihm der Gräfin Rede von dem eingebrachten Dintenjungen wieder ein. „Mein Seppchen, dich muß ich umarmen!“ rief er, nahm Hut und Degen, lief nach einem Miethwagen und ließ ſich im ſchnellſten Trabe nach dem Criminal-Gefängniß fahren. Der Kaſtellan des Hauſes, welchen er aufforderte, ihn ſchnell zu dem eingebrachten Dintenjungen zu bringen, ſagte träge: es ſeyen eben ſchon zwei Menſchen auf höhern Befehl mit dem Kerkermeiſter drinnen bei ihm; er müſſe ſich gedulden, bis dieſe heraus wären. Übrigens habe man durch dieſen vergeblichen Knaben auch weiter nichts erfahren; denn es ſey der rechte gar nicht, den der Kaiſer ſuchen laſſe, und überhaupt gar kein Knabe, ſondern ein als Dintenjunge verkleidetes Mädchen und zwar die entlaufene Tochter des Maurermeiſters Eckardt, Namens Mariane. Sie ſey heute ſchon verhört worden; aber über die natürlichen Verhältniſſe des Diebſtahls habe man doch wieder nichts herausgebracht. Das werde auch wohl ewig ein Geheimniß bleiben, ſintemal der Teufel in höchſteigener Perſon die Hand mit im Spiele gehabt zu haben ſcheine, um eine arme, fromme Ketzerſeele in den Flammenabgrund hinab zu zerren.

Mosbach's Actien ſanken eben ſo ſchnell wieder, wie ſie geſtiegen waren. Er hätte es kaum der Mühe werth gehalten, zu warten, wenn ihm nicht beigefallen wäre, daß Mariane und Giuſeppe in einer Nacht geflohen waren und, nach Eichhorn's und des Kerkermeiſters Ausſage, ſich zur gemeinſchaftlichen Flucht verabredet haben ſollten. So blieb doch noch ein Hoffnungsſchimmer, zu erfahren, wohin Giuſeppe gekommen ſey.

Die beiden Fremden blieben ſehr lange im Gefängniß; es wurde unterdeſſen Nacht, und Mosbach ſtarb faſt vor Ungeduld. Der Kaſtellan erzählte unterdeſſen lang und breit, daß die Mariane auf der ſavoyardiſchen Grenze angehalten worden ſey, ſich ſehr gewehrt und dadurch immer verdächtiger gemacht habe, ſo daß Jedermann ſteif und feſt geglaubt habe, es ſey der rechte Dintenjunge. Nun ärgerten ſich die Herren ꝛc. Mosbach hörte nur mit halben Ohren.

Endlich hörte man die Kerkerthüre aufgehen; der Gefangenwärter leuchtete den Heraustretenden vor. Es war ein Herr und eine verschleierte Dame. Mosbach trat ihnen entgegen, um sogleich in Marianens Gefangenstube zu eilen; aber er erkannte den Abbé dell' Ammo, und blieb verwundert stehen.

„Sie hier, Herr von Mosbach?“ fragte jener. „Was wollen Sie denn bei dem armen Mädchen da drinnen?“

„Was Sie wahrscheinlich auch darin gesucht haben: Nachrichten von meinem Giuseppe. Das Mädchen entfloh mit dem geliebten Knaben. Und ich sterbe vor Gram, wenn ich nicht bald etwas von ihm erfahre.“

„So kommen Sie mit mir, Herr von Mosbach!“ versetzte der Abbé. „Ich habe Nachrichten über Giuseppe Veri erhalten und will Ihnen gern Alles mittheilen, was ich weiß. Nehmen Sie gefälligst in unserm Wagen Platz und fahren Sie mit uns wieder zurück zur Gräfin.“

„O Himmel, nur schnell! Was wissen Sie von meinem Jungen?“ rief Mosbach ungeduldig.

„Alles im Wagen!“ versetzte der Abbé gelassen und bedächtig, und Mosbach's Herz hätte zerspringen mögen.

Sie ſaßen im Wagen, Mosbach neben der ſtummen Dame; und der Abbé begann: „Vor allen Dingen ſagen Sie mir, Herr von Mosbach, werden Sie bald Hochzeit machen? Denn Giuſeppe hat die Marotte, von der er durchaus nicht abzubringen iſt, ſich Ihnen nicht eher wieder zu zeigen, als bis Sie verheirathet ſind.“

„Ich Hochzeit! mit wem?“ rief Mosbach.

„Nun mit Ihrer verlobten Braut, dem Fräulein von Kittelsthal.“

„O Gott! dann werde ich meinen Giuſeppe nie mehr zu ſehen bekommen. Ich denke nicht an's Heirathen, und am wenigſten an eine Heirath mit Fräulein von Kittelsthal. Nein, theurer Freund, das iſt Alles aus! Und vor ein Paar Tagen meldete mir mein alter Schilling mit dem Tode meiner Mutter zugleich: daß man in Brünn für ausgemacht halte, in einem halben Jahre werde mein Vater das Fräulein ſelbſt heimführen. Ich gönne ſie ihm, und ihren Kindern auch das väterliche Vermögen. Mein Herz hängt an keinem Mädchen, ſondern iſt wie durch einen Zauber an Giuſeppe gebannt, um deſſen Verluſt ich mich todt härme.“

„Steht es ſo?“ ſagte der Abbé. „Ei, dann wird ſich Giuſeppe Ihnen gewiß weit eher zeigen. Hätt' ich das nur eher gewußt!“

„Ei, ich habe Sie ja zehn Mal in Ihrem Logis geſucht, habe geſchrieben, geſchickt. Warum kamen Sie denn nicht ein Mal wieder zu mir?“

„Es thut mir ſehr leid,“ verſetzte der Abbé, „ich war aber eben in Geſchäften meiner jetzigen Herrin, die meine ehemalige Schülerin iſt, verreiſt, und bin erſt vor noch nicht langer Zeit zurückgekehrt, um den guten Poſten eines Haushofmeiſters bei ihr anzutreten.“

So eben hielt der Wagen am Hofe des Geſandten. Mosbach ſah die Dame verwundert an; es hatte ihm mehrmals geſchienen, als ſchluchze ſie heimlich. Es war ihm ganz ſeltſam zu Muthe. Gern hätte er noch Einiges mit dem Abbé geſprochen; aber dieſer ſtieg eilig aus, hob die Dame aus dem Wagen und führte ſie, ſich um Mosbach gar nicht mehr bekümmernd, die Treppe hinauf.

Der arme Secretär ſtand da wie verrathen und verkauft. Mit ſich ſelber uneins, trat er wieder in den erleuchteten Salon. Die Gräfin tanzte eben mit dem ruſſiſchen Geſandten. Da ſah Mosbach, wie ſie von einem Diener abgerufen wurde und ſich bei ihrem Tänzer entſchuldigte. Eine lange Weile hatte er trübſinnig in den Lichtglanz geſtarrt; da fühlte er ſich am Ärmel gezupft und ſah denſelben Diener, der die Gräfin abgeholt, vor ſich ſtehen. Die Gräfin ließ ihn erſuchen, dem Menſchen ſogleich in ihr Cloſet zu folgen; dies war eine Treppe höher. Und in banger Beklemmung fragte ſich Mosbach: was die Gräfin wohl ſo Heimliches mit ihm zu reden habe? Es wurde ihm ganz warm dabei um's Herz. Die Thüre öffnete ſich; er trat hinein. Außer der Gräfin waren noch der Abbé und die Dame zugegen, welche vorhin mit im Wagen gefahren war.

„Herr von Mosbach!“ ſagte die Gräfin ſchalkhaft, „Sie wünſchten vor einiger Zeit die Bekanntſchaft einer Dame zu machen, die in meinem Hauſe lebt und die Bilder malt, die Sie für ſo ausgezeichnet und trefflich erklärten. Ich habe die Ehre, ſie Ihnen hier in der Dame Antonia Veri vorzuſtellen.“ Damit führte ſie ihm die Dame zu. Mosbach ſah derſelben in's Geſicht, fuhr beſtürzt zurück und ſagte heftig: „Um aller Heiligen willen! bin ich bezaubert? Das iſt Giuſeppe's Schweſter. Nein, nein! er muß es ſelbſt ſeyn!“

„Er iſt es ſelbſt,“ ſagte der Abbé freundlich,

„aber Giuſeppe war ein Mädchen. Sie ſteht vor Ihnen, ſich für alle von Ihnen empfangene Wohlthaten zu bedanken.“

Mosbach ſah erſchrocken vor ſich hin; kaum wagte er das Auge auf der Fülle von Reizen haften zu laſſen, die in herrlicher Entfaltung ihm entgegenleuchteten.

„Mein theurer Lehrer und Freund!“ ſtammelte Antonia-Giuſeppe.

„Ja es iſt ſeine liebe Stimme!“ jubelte der Secretär auf und wollte ſie umarmen; aber er hielt plötzlich inne und ſtand wie verſteinert. Ein eiskaltes Gefühl ſchnitt ihm durch das Herz. Es war ja nicht mehr ſein Giuſeppe, und etwas Fremdes drängte ſich zwiſchen ihn und dieſe Dame. „Sie ſind groß und ſchön geworden,“ ſtammelte er verlegen.

„O nicht dieſer kalte Ton!“ bat Antonia; „ſonſt wollte ich, daß ich in den Knabenkleidern ſtecken geblieben wäre. Alles bin ich ja doch durch Sie; darum, ich bitte, das vertrauliche Du!“

„Lieben Sie Antonien weniger, als Giuſeppe?“ fragte die Gräfin.

„Weg mit der Scheidewand! In ihre Arme!“ rief der Abbé.

Und wonnetrunken, von den Wellen ſeliger Gefühle hoch überrauſcht, ſank er an des errötheden

Mädchens Bruſt, und ſein Kuß brannte auf ihren Wangen.

Am andern Morgen hatten der Geſandtſchafts-ſecretär von Mosbach, die Bonne und der Haushofmeiſter der ſpaniſchen Geſandtin — Antonia Veri und Abbé dell' Ammo — Audienz bei'm Kaiſer. Der freundliche Monarch wunderte ſich nicht wenig, daß er in der herrlich blühenden Jungfrau den in allen öſterreichiſchen Staaten polizeilich geſuchten Dintenjungen vor ſich haben ſollte. Mosbach erzählte den einfachen Hergang der Sache: wie Antonia, von ſeinem Vater und ſeiner Braut ſchwer gekränkt, ſich dem Abbé anvertraut, und dieſer ſie in das Haus der Gemahlin des neuen ſpaniſchen Geſandten, welche einſt ſeine Schülerin geweſen ſey, gebracht, wo er nachher ſelbſt Anſtellung gefunden. Der Maurerstochter habe Antonia dadurch fortgeholfen, daß ſie derſelben die Knabenkleider angezogen, die ſie ſelbſt als Dintenjunge getragen, ihr die Recepte zur Dinte, nebſt Fäßchen und Gemäß vermacht und ſie mit Geld unterſtützt, um ſie zu ihrer Mutter in's Chamounythal zu ſchicken. Nun habe Antonia erfahren, wie viel an Habhaftmachung des Dintenjungen gelegen ſey, welcher eine Nacht in einem Faſſe, ohnfern dem Bette zweier Maurergeſellen, im Mauthhauſe geſchlafen, und ſie verfehle deshalb nicht, ſich kaiſerlicher Majeſtät pflichtſchuldigſt zu Füßen zu werfen.

Der Kaiſer verſetzte mit großer Artigkeit, daß er ſie nur um einen Punkt befragen wolle, nämlich: ob ſie in Bezug auf den einen jener Maurergeſellen in jener Nacht nichts bemerkt habe. Antonia erzählte einfach, was ſie dem Abbé ſchon früher mitgetheilt. Der Abbé bekannte den anonymen Brief geſchrieben zu haben, und zum Erſtaunen des Kaiſers entdeckte er in Antonia die alleinige Quelle der richtigen Unterſuchung. Antonia wiederholte, ſo viel ihr möglich war, jedes Wort, welches ſie von den Reden der beiden Maurergeſellen behalten hatte, und der Kaiſer erſah aus den Akten, daß die lauten Ermahnungen des einen Geſellen zum Diebſtahl ganz mit den Einflüſterungen des vermeinten Teufels zuſammentrafen, der von Eichhorn im Traume gehört und endlich auch in Engelsgeſtalt geſehen worden war.

Der Kaiſer entließ die ſchöne Antonia gnädig. Eine Stunde darauf ſaß der Maurergeſelle Hälle im Criminalgefängniſſe. Auf Befehl des Kaiſers wurde gar kein Verhör mit ihm vorgenommen; vielmehr wurde er gegen Mitternacht ganz unvorbereitet und leiſe in Eichhorn's Gefängniß geführt. Der Kaiſer war mit zwei Räthen ſchon zugegen. Eichhorn lag auf ſeinem Bette und ſchlief feſt. Der Kaiſer befahl Häkle'n, den Schlafenden bei der großen Zehe des rechten Fußes zu faſſen und ihm dann in's Ohr zu ſagen, was er ihm vorſagen werde. Da erblaßte der Menſch und ſtürzte zu des Kaiſers Füßen nieder, um Gnade flehend. „Ich bin verrathen,“ winſelte er; „ich will Alles geſtehen.“

Nichtsdeſtoweniger mußte er auf des Monarchen Befehl dem Schlafenden in's Ohr ſagen, der Kaiſer werde ihn den folgenden Tag begnadigen und er frei aus ſeinem Gefängniſſe wandeln.

Hierauf wurde Häkle abgeführt, und in der Nacht die Verhöre noch mit ihm vorgenommen.

Er bekannte, daß in demſelben Augenblick, wo ihnen der Meiſter von ſeinem Eide in Betreff des Mauthhauſes erzählt und ſie zur Gewiſſenhaftigkeit ermahnt habe, der Gedanke in ihm erwacht ſey, die Kaſſe zu beſtehlen. Dieſer Gedanke habe ihn mit gieriger Wuth verfolgt, und ſo habe er es denn vom erſten Tage des Baues darauf angelegt, ſich mit dem Local ganz vertraut zu machen. Es ſey ihm ſogar gelungen, ſich bei einigen der Mauthbeamten ſelbſt einzuſchmeicheln; er habe dienſtfertig zugegriffen, ihnen Gefälligkeiten aller Art gethan, und ſo habe er auch die Schlüſſel zu der Kaſſe zu Geſicht bekommen. Die Beamten hätten ihm dann mehrmals ein Glas Branntwein gereicht, und er öfter Gelegenheit gefunden, die Schlüſſel zu ſehen. Er verbinde aber mit einem ſcharfen Auge eine geſchickte Hand und habe die Schlüſſel zu Hauſe glücklich nachgemacht.

Um nun aber jeglichen Verdacht von ſich abzuwenden, ſey er darauf gefallen, einen Andern zum Diebſtahl an der Kaſſe zu verleiten. Und dieſen Gedanken habe ihm eigentlich Eichhorn's Sonderbarkeit, in der Nacht zu reden und auf alle Fragen zu antworten — was ihm früh nachher wie Traum erſchienen ſey — eingegeben. Er habe Eichhorn überdies ſehr gehaßt, einmal weil er ein ſittſamer, ordentlicher, fleißiger und wiſſenſchaftlich gebildeter Geſelle geweſen, ſodann aber und vorzüglich, weil die ſchöne Mariane, die er mit heftiger Leidenſchaft geliebt, jenen ihm vorgezogen und ein Liebesbündniß mit dem Unausſtehlichen eingegangen ſey.

Die Sache ſey auch geglückt. Nachts ſey er immer auf Eichhorn's Kammer geſchlichen, ſobald er gemerkt, daß derſelbe ſchlafe, und habe ihm die Anmahnung zum Diebſtahl zugeflüſtert; an der großen Unruhe des Geſellen ſey aber deutlich zu erkennen geweſen, daß der Same aufgegangen ſey. In der Nacht des Diebſtahls ſey er Eichhorn auf dem Fuße gefolgt. Die Klappe über der Waſſerrinne habe er Abends vorher, als er ſich eine Urſache bei den dort arbeitenden Schreinern gemacht, ſelbſt aufgeriegelt, ſo wie früher ſchon bei guter Gelegenheit den oberſten Kloben in der Kaminthüre locker gemacht, und das Fenſter über der Vorſaalthüre aufgewirbelt. Er habe Eichhorn hinein- und herausſteigen ſehen. Sobald derſelbe fort geweſen, habe er ſelbſt die ihm bekannte Wand'rung angetreten und nun erſt den Hauptdiebſtahl vollbracht. Die eine Rolle habe er ſelbſt in Eichhorn's Koffer gelegt, ſobald der Verdacht auf dieſen gefallen ſey, um ihn gleich zu verderben und Mariane'n ſchnell für ſich zu gewinnen. Das übrige Geld liege im Garten des Meiſters unter einem Aepfelbaume vergraben.

Am andern Morgen wurde Eichhorn vor den im Criminalgerichte gegenwärtigen Kaiſer geführt und befragt, ob ihm der böſe Engel auch dieſe Nacht erſchienen ſey. Er bejahte es haſtig, und als man nach den Aeußerungen deſſelben fragte, gab er Wort für Wort die vom Kaiſer vorgeſchriebene Rede an.

„Diesmal iſt er kein Geiſt der Lüge geweſen,“ ſagte Joſeph mit gewohnter Milde. „Du biſt frei, mein Sohn! Wir haben den eigentlichen Verbrecher. Laß dich aber nie wieder von Geiſtern zu einer böſen That beſchwatzen, ſondern halte in jeglicher Verſuchung feſt an Gott und ſeinem heiligen Worte.“

Gerührt ſtürzte der Geſelle zu des Kaiſers Füßen, ſie mit Thränen und Küſſen des reinſten Dankes bedeckend. Der Kaiſer winkte; der Geſelle wurde hinausgeführt. Da ſtand Mariane in den Knabenkleidern des Dintenjungen. Er erkannte ſie nicht gleich; doch als ſie ihm um den Hals fiel, wußte er, von wem dieſe glühenden Küſſe kamen. Sie war ſo eben auch frei gelaſſen worden. Der Kerkermeiſter erzählte ihnen umſtändlich, wer eigentlich um die Aufdeckung der Wahrheit das Verdienſt habe, und Eichhorn und Mariane eilten nach dem Hotel des ſpaniſchen Geſandten und warfen ſich der glücklichen Antonia zu Füßen. Die Gräfin war zugegen und ſagte: „Wünſcht ihr Glück; auch ſie iſt Braut. Und da ihr armen Menſchen doch nicht hier bleiben könnt und dürft nach dem, was vorgefallen iſt, ſo könnt ihr mit eurer Retterin nach Rom ziehen. Ihr künftiger Gatte iſt bei der dortigen ſpaniſchen Geſandtſchaft angeſtellt. Es wird ſich ja dort auch Brod für euch finden. Ich komme bald nach. Für euren einſtweiligen Unterhalt will ich ſorgen.“

Antonia ergriff die Hand der freundlichen Gebieterin; das himmliſch getröſtete Paar ſtammelte Wonnedank. Da trat Mosbach herein und küßte, von Antonia's Arm umſchlungen, der Gräfin die Hand. Der Blick der edlen Frau ruhte ſchwelgend auf den vier Glücklichen.

Mosbach trat bald ſeinen Poſten an; Eichhorn folgte. Die jungen Frauen, die beide einſt als Dintenjungen in denſelben Kleidern figurirt, waren ſehr glücklich. Kleider, Fäßchen und Gemäß wurden heilig in Antonia's Prachtzimmer aufbewahrt. Die Geſandtin kam bald nach; ihr Gemahl wurde in Rom angeſtellt. Mosbach und ſeine Antonia konnten ſich ganz der Kunſt widmen; das war Seligkeit für ſie. Eichhorn wurde ein ſehr geſchickter und bald berühmter Baumeiſter.

* * *

Die Blutsverwandten.

Nachtſtück.

Das liebe Oſterfeſt war recht ſpät gefallen, und mit dem Herrn aller Welten, wie im heiligen Einklang, der holde Frühling als Beherrſcher der Erde aus ſeinem Grabe erſtiegen; ſchon äugelten die Knospen freundlich aus ihrer Hülle hervor, als ſehnten ſie ſich, das junge Laub mit dem jugendlichen Sonnenſtrahle zu vermählen und in grüner Waldnacht das heimliche Feſt zu feiern; ſchon verjüngte ſich die Wieſe zum prächtigen Raſenteppich, ein weicher ſchwellender Plan für den erharrten luſtwandelnden König, und Baum und Strauch, Halm und Quelle begannen ihm die Jubelhymnen zu jauchzen als ein würdiges Volkslied.

Im Bergſtädtchen Wallau war auch Alles wieder recht munter geworden, und vor den netten Häuſern ſtanden die geſchmückten Bürgersfrauen und die funkelnden Mädchen und nickten ſich freundliche Grüße zu. Nachmittags zogen die Bewohner in bunten Reihen, im beſten Feſtſtaate, ſich des heiteren Sonnenſcheins erfreuend, am grünen Ufer des Fluſſes hinauf durch das helle Thal zum Waldhaus, einem beliebten Luſtort der Wallauer. Vor der Anhöhe, auf der das geräumige Gaſthaus lag, öffnete ſich das Thal und gewährte dem Blicke eine entzückende Ausſicht auf die weit ausgedehnten Wieſen und Fluren, aus denen ſich die rothen Dächer der Dörfer erheben. Rechts ſah man knapp am Berge das Städtchen liegen, links ſchweifte das Auge in die blaue Fläche des weiten Landes, am Horizonte von einer mäßigen Gebirgskette bekränzt. — Arme und Reiche waren auf dem Waldhauſe verſammelt; denn keiner konnte ſich die ſüße Luſt verſagen, den dritten Oſterfeiertag in der jungen Natur froh zu verleben. Für die Vornehmen hatte der Wirth eigene Zimmer und einen beſonderen Tanzſaal. Hier hatte man ſich ſchon gruppirt, und bei den Erfriſchungen entſpann ſich an jedem Tiſche ein geſelliges Geſpräch. An einem aber war es vorzüglich voll, und Jünglinge, Männer und wohl auch mancher Graukopf ſaßen und ſtanden zuſammengedrängt und horchten den Erzählungen, die ein junger Wildfang ihnen von ſeinen luſtigen Streichen machte. Er ſaß in der Mitte breit am Tiſche; um ſeinen ſchön geſchnittenen Mund ſpielte ein Zug leiſen Spottes; ſein umherglühendes Auge warf oft ſchelmiſche Blicke unter die ihn umſtehende Menge; von der hohen, ſtarkgewölbten Stirne fielen dichtgelockte glänzendſchwarze Haare in den Nacken herab; aus ſeiner bräunlichen Geſichtsfarbe trat ein friſcher Lebensmuth und eine ungewöhnliche Kühnheit entgegen, und ſein gedrängter Bau verrieth die jene Kühnheit unterſtützende Kraft. Seine fließenden Worte waren ſchneidend betont, ſein Geſicht bei'm Sprechen lebhaft bewegt. Oft erſchallte ein lautes Gelächter; dann und wann ſchüttelte ihm wohl ein Zuhörer traulich die Hand, ein and'rer jauchzte ihm Beifall, und bei fortgeſetzter Rede hingen Aller Augen erwartungsvoll-neugierig an dem Munde des Sprechers. Dazwiſchen wurden die Flaſchen nicht vergeſſen und die Hörer vertauſchten mit ihnen Leere und Fülle. „Ja wahrlich!" rief der Erzähler, „ich dank's dem Himmel, daß ich endlich einmal aus dieſem Schwitzbade heraus bin! Es iſt und bleibt ein ſchlechtes Leben, als Schulfuchs ſich die Hoſen auf den ſtaubigen Bänken von Prima entzwei zu rutſchen. Man hat nicht für einen Heller Freiheit und über jeden Schritt meiſtern Einen die kühlen, altklugen Herren Schulmonarrchen. Aber ſie werden doch noch lange an mich denken! Manchmal hab' ich ihnen die Hölle heiß gemacht; denn in ihren ellenlangen philoſophiſchen Geſichtern ſpiegelte ſich jedesmal die gräulichſte Verlegenheit, wenn ſie's mit mir zu thun hatten. Nun bin ich durch, und als Student hoffe ich mit gutem Erfolge noch manche ergötzliche Fahrt zu machen.“ Und zur Bekräftigung der letzten Worte ſtürzte er ein volles Glas hinunter.

„Gib uns noch was zum Beſten, Franke!“ beſtürmten ihn einige junge Geſellen und andere ſtimmten mit ihren Bitten ein, ſo daß, durch ſolche Aufforderungen geſchmeichelt, der eitle Erzähler nicht widerſtehen konnte.

„Eins will ich Euch noch beſehen laſſen; unterdeß kommen die Muſikanten und ſpielen zum Tanz auf,“ ſagte Franke, und Alle horchten geſpannt. „Der Profeſſor Dreiſe,“ begann er, „wurde von unſerer Schule zu einer beſſeren Stelle berufen und der Direktor forderte uns auf, unſerem abreiſenden Lehrer das Ehrengeleite zu geben. Wo nur ein Miethgaul in der Stadt zu haben war, mußte er von der Krippe, den Abzug des gelehrten Mannes mit zu verherrlichen. Ich hatte das Unglück nach langem Umherlaufen einen uralten Rippenſtößer aufzutreiben, den ich mit Sporn und Gerte kaum in einen mäßigen Trab zu ſetzen vermochte. Mein Ehrgefühl wurde durch das Spottgelächter meiner Kameraden aufgeregt — in Wahrheit ſah der Gaul aus, als wolle er jede Minute zuſammenbrechen — und ich hieb voll Wuth auf die Roßnante los, daß ſie ſich endlich zu meiner eigenen Verwunderung in Galopp ſetzte. Da ich nun einmal wußte, daß mein Thier doch ſo etwas im Stande war, ließ ich ihm keine Ruhe mehr und that's mit ihm den beſten Reitern gleich. Nach einigen Stunden kamen wir nach Burgthal, dem Ziel unſerer Wallfahrt. Der Profeſſor bedankte ſich ſcheidend höflichſt bei uns; wir ließen den guten Mann fahren und nahmen das Wirthshaus des Dorfes in Beſchlag. Das vortreffliche Bier mundete Allen; bald ſtieg's in die Köpfe und die Geſellſchaft ließ der aufgeregten Munterkeit den Zügel ſchießen. Unterdeſſen aber hatte ſich der Tag zu Ende geneigt und ich that den Vorſchlag, die Nacht in Burgthal zuzubringen, der von den Meiſten mit lautem Beifall aufgenommen wurde. Mehrere Kopfhänger drückten ſich zwar ab und ließen ſich von ihren

Kleppern nach Hauſe tragen; wir übrigen — es waren unſer noch zehne — waren deſto luſtiger. Nun traf ſich's aber gerade unglücklicher Weiſe, daß keiner mehr Geld hatte, als einige Groſchen; die Kaſſen waren am Tage ſchon erſchöpft worden. Damit ließ ſich nun freilich nicht weit ſpringen. Zum Bier hätt' es nothdürftig hingereicht; aber die Magen erinnerten uns nachdrücklich, daß der Menſch nicht allein vom Bier lebe. „Was gilt's," rief ich, „ich ſchaff' euch allen zu eſſen voll auf und Keinem ſoll's einen Pfennig koſten." Erwartungsvoll ſahen mich meine Kameraden an; ich aber nahm den größten von ihnen, einen baumlangen Kerl, heraus und ſchlich mit ihm durch die Thüre. Ein hübſches Bauernhaus, das nur einige Schritte vom Wirthshauſe ſtand, war mir aufgefallen; man konnte durch die Gärten zur hintern Thüre deſſelben kommen. Wie ich gehofft, fanden wir dieſe offen. Die Küche gewahrte ich gleich an der rechten Seite; Alles war leer. Raſch warf ich meine Stiefeln ab und ermunterte meinen Gefährten, daſſelbe zu thun. Darauf traten wir leiſe in die Küche. Unter dem Schornſtein mußte ſich mein rieſiger Schüler bücken; ich ſtieg auf ſeinen Rücken, dann auf die Schultern und von da in den Rauchfang hinauf. Nun nahm der unten Reißaus; ich aber fand reichlich, was ich geſucht hatte, Würſte und Schinken. Was die Taſchen faſſen konnten, ſteckt' ich ein, und nahm noch eine tüchtige Keule in die Hand. Jetzt war ich auf meinen Rückzug bedacht; doch indem ich einen Satz herunter thun wollte, vernahm ich unter mir weibliche Stimmen. Das langweilte mich denn entſetzlich; aber zur größten Pein meiner unangenehmen Lage wurde ein Feuer auf dem Heerde angemacht und der Qualm des Rauches umhüllte mich und biß mir die Augen wund. Länger konnt' ich's nicht ertragen, drückte meine Kappe tief in das Geſicht, ſchöpfte mir ein Herz und ſprang mit gleichen Beinen herab in die Küche. Ein fürchterlicher Schrei drang in meine Ohren. Ich ſah im Fluge nur, daß zwei Bauerweiber in den Ecken herum lagen; gewiß hatte ſie der Schrecken niedergeworfen. Mit drei Sätzen war ich aus der Küche und dem Garten, und trat, in der einen Hand die Stiefeln, in der andern den größten Schinken des Schlots, zu meinen harrenden Kameraden, mein Verſprechen zu löſen. Die Lebensmittel wurden ſchnell verpackt, damit die Wirthsleute nichts merkten, dann zogen wir hinaus auf den Anger, lagerten uns, ließen's uns trefflich ſchmecken und lachten über die erſchrockenen Weiber. Die Nacht war hereingebrochen; wir ſtreiften im Dorfe herum und machten Jagd auf die hübſchen Bauermädchen, die ſchaarenweiſe vor den Thüren ſaßen. Von ihnen erfuhren wir, daß in jenem Hauſe, aus dem ich gaſtfreundſchaftlichſt unſer Abendbrot geholt, ein ſchreckliches Unglück vorgefallen ſey: Mutter und Tochter behaupteten den leibhaftigen Teufel aus dem Schlot herabfahren geſehen zu haben und lägen todtkrank darnieder. Wir bedauerten nach Gebühr die armen Leute und ſchoben uns, nach manchem Genuß bei den rothwangigen Dorfdirnchen, in unſre Kneipe, wo wir mit Trank und Geſang den Morgen erwarteten. Aber denkt euch meinen Schrecken, als der Wirth früh hereintritt und mir ſagt, daß mein Pferd todt im Stalle liege! Wir flogen hinaus, aber dem Klepper war keine Seele wieder einzuhauchen; ſein gräulicher Galopp war wahrſcheinlich ſchon eine Art Todesangſt und ſein Schwanengeſang geweſen. Was half's, ich mußte zu Fuße wandern und obendrein dem Kalbſchlächter ſeinen Verdienſt ſchuldig bleiben. Der Philiſter war ſehr grob, und mein Vater hat ein hübſches Sümmchen für den Gaul bezahlen müſſen.“

Man lachte und ging dann aus einander; denn eben waren die Muſiker hereingetreten, um zum Tanze aufzuſpielen. Heinrich Franke ſaß noch allein am Tiſche. Da trat ein fremder Mann zu ihm mit einem finſtern Geſichte, das der angehende Student vorhin ſchon unter ſeinen Zuhörern bemerkt hatte, und ſagte: „Wiſſen Sie auch, junger Herr! daß jenes Bauermädchen von dem Schrecken ein hitziges Fieber davon trug, das die Blüthe ihres Lebens zerſtörte, ſo daß man ſie nach einem halben Jahre begrub?“

„Todt!“ ſagte Heinrich halb beſtürzt, halb unwillig; dann ſetzte er leicht hinzu: „das bedaure ich herzlich, aber ich kann nichts dazu, denn ſo hatte ich's nicht gemeint!“ Und damit flog er zwei einnehmenden Mädchengeſtalten entgegen, die eben in den Saal traten. Es war Linchen Hoffmann, die Tochter des Stadtpfarrers, und Heinrich's Schweſter, Mathilde. Linchen's braunes Auge begrüßte den hübſchen, kräftigen Jüngling mit einem freundlichen, liebevollen Strahl und reichte ihm zwanglos die Hand. Man kennte es wohl den beiden jungen

Leuten anſehen, daß ſie ſich ſchon verſtanden; denn ihre Blicke begegneten ſich oft, ihre Hände ruhten in einander, ſie ſprachen immer zuſammen. Auch war's in Wallau gar kein Geheimniß mehr, daß ſich die Beiden liebten und einſt ein Paar werden wollten. In einen Fenſterbogen gelehnt, ſtanden ſie, unbemerkt von den Anderen; Heinrich hatte den Arm um das braunlockige Mädchen geſchlungen und ſprach ſo viel Zärtliches und Unzärtliches, daß Linchen's Wangen immer röther wurden, und nur, wenn der geliebte, leichtſinnige Jüngling etwas unfein ſcherzte, blickte ſie ſtrafend auf ihn oder führte ihn mit einigen ſchmählenden Worten in die Schranken der Sittlichkeit zurück. Als der Tanz begann, flog er mit der Geliebten, wie im Sturmwind, durch den Saal. Einige Tänze mit ſeiner Schweſter ausgenommen, brachte er den ganzen Tag unter Tanzen und Koſen mit der ſchönen Pfarrerstochter zu.

Gegen Abend verloren ſich die Gäſte allmählich; Heinrich bemerkte unter den wenigen noch Anweſenden den Fremden, der ihm die unangenehme Nachricht von dem Tode des Bauernmädchens gebracht hatte, und ſein Humor verlor ſich. Er erkundigte ſich nach ihm bei dem Wirth, bei mehrerern Bekannten, aber Niemand wußte, wer er war. Je mehr Heinrich ihn mit den Augen fixirte, deſto unheimlicher ward ihm zu Muthe; denn der Fremdling hatte etwas Grauſenhaftes im Geſichte. Wie von Stein waren die Züge deſſelben; aus tiefen Augenhöhlen blitzten kleine Augen heraus; die hochgewölbte Stirne bedeckten ſehr ſpärlich graue Haare. Er ſprach mit Niemand, ſchien aber Alle deſto genauer zu beobachten.

Heinrich trieb Linchen und Mathilde, ganz gegen ſeine Gewohnheit, zur Heimkehr; denn ſonſt mußte er ſtets der Letzte im Wirthshauſe und auf dem Tanzſaale ſeyn, aber heute konnte er es nicht länger aushalten. Seine Phantaſie ſpielte ihm immer das todte Bauernmädchen vor die Augen, und dann ſah er jedes Mal den Fremdling ſtehen, die Blicke auf ihn geheftet, als hohnlache er über des Jünglings Bewegung. In ſich gekehrt, ſchritt dieſer, an jedem Arme eine von den Huldgeſtalten, das Thal hinab nach dem Städtchen zu. Der Abend umhüllte mit friſchen Frühlingsdüften und wiederſtrahlendem Glanz des Weſtroths die fernen Gegenden und das Gebirge neben ihnen.

„Was fehlt dir, lieber Heinrich?“ lispelte Lina, zu ihm gebogen. „Mich füllt eine unbeſchreibliche Wonne bei'm Anblick der allmählich in Nacht verſinkenden Natur; du aber haſt plötzlich alle Munterkeit verloren!“

„Alberne Grillen!“ ſagte er, wie aus einem Traum erwachend. „Es iſt nichts! Ich dachte an die Univerſität.“

„Das iſt ſehr löblich,“ ſetzte Mathilde hinzu, „daß du recht ernſthaft an dein künftiges Leben denkſt und dir vornimmſt, unſern guten Eltern nicht mehr ſo vielen Kummer zu machen, wie zeither. Wenn du nur wüßteſt, wie oft die Mutter halbe Nächte geweint hat, wenn eine Hiobspoſt über dich eingelaufen war. Dem Vater durfte ſie nichts ſagen und in ſeinem Beiſeyn ihren Schmerz über dich nicht durch Thränen erleichtern; denn er hielt immer noch bei dir und meinte: mit den Jahren werde der Verſtand ſchon bei dir kommen, man dürfe einen jungen, feurigen Geiſt nicht in Ketten und Banden legen, du habeſt doch ein gutes Herz und dein Leichtſinn werde ſich ſchon legen. Aber ich weiß es wohl, er hat ſich doch auch oft über dich gegrämt, wenn er ſo vieles Geld für dich hingeben mußte; er that ſich's nur nicht gegen die Mutter aus.“

„Nicht wahr, beſter Heinrich, du willſt nun nicht mehr ſo wild und leichtſinnig ſeyn?“ fragte Lina mit ſanftem Tone. Da drückte er ſie an ſich, küßte die dargebotenen Lippen und ſagte herzlich: „Bei Gott nicht!“

„Thu' es um deiner Eltern wegen nicht, die dich ſo ſehr lieben, thu' es um meinetwegen nicht; denn mein Vater würde unſern Umgang, gegen den er immer ſo viel einzuwenden hat, durchaus nicht länger dulden, wenn du in Leipzig ein wüſtes Leben führteſt; auch ich müßte aus freiem Antrieb mich von dir trennen, ſo ſehr ich dich liebe.“

„Es iſt endlich Zeit, daß du verſtändig wirſt; du biſt zwanzig Jahre alt geweſen und mußt deine Studienjahre anwenden, etwas Tüchtiges zu lernen,“ ſagte Mathilde ſtreng.

„Gieb uns die Hand darauf,“ fuhr Lina fort, „künftig recht ordentlich und eingezogen zu leben, recht fleißig zu ſeyn und in jeden Ferien beſſer zu uns zurückzukehren.“

„Hand und Mund darauf!“ erwiederte der Jüngling, und küßte, von heiligen Vorſätzen durchſtrömt, das liebenswürdige Mädchen von neuem. „Wie ſollt' ich euch das nicht verſprechen! Es iſt ja mein eigener Wille; und deiner Liebe wäre ich ja unwerth, wollt' ich mein Wort nicht halten. Auch bin ich gar nicht ſo böſe, als ihr vielleicht glaubt; Alles, was ich begangen, geſchah aus Unbeſonnenheit und meiſt ließ ich mich von Andern verführen."

„Wir wiſſen alle, daß du ein gutes Herz haſt," entgegnete Mathilde, „und Lina würde dich nicht ſo lieben, wenn ſie nicht davon überzeugt wäre; aber lerne dich auch nun beherrſchen, damit du unſere Liebe recht verdienſt."

„Dann will ich dich noch weit mehr, noch viel zärtlicher lieben," ſetzte Lina mit einem Händedruck hinzu.

Gegen alles Erwarten Mathildens ſchwieg der ſonſt ſo hitzköpfige Heinrich auf ihre ſtrengen Worte ſtill, er, der ſich ſonſt keine Sylbe von ihr wollte ſagen laſſen, und bei dem kleinſten ihrer Vorwürfe ſie ſehr unzart behandelte. Er ſchien heute Abend wunderbar ergriffen, und das nahmen die Mädchen für ein gutes Zeichen ſeiner Beſſerung.

Die Nacht küßte mit feuchten Lippen das ſchöne Kleeblatt auf Stirn und Wange. An einander geſchmiegt, wanderten ſie durch das Thor und trennten ſich auf dem Markt nach einigen zärtlichen

Umarmungen und nach Linchens Verſprechen, heute Abend noch Mathilde zu beſuchen. Die beiden Geſchwiſter wanderten dann quer über nach dem hellen Kaufmannsladen ihres Vaters zu.

Das ganze Haus des Krämers und Kaufmanns Franke war in Bewegung. Mehre kleine Kinder von fünf bis zu zwölf Jahren liefen ſchreiend durch die Hausflur; vor der Thüre ſtanden die zwei Pferde des Hausbeſitzers, an eine Troſchke geſpannt; der Kutſcher trug Mantelſack, Koffer und Mantel hinein; Mathilde ſah zu, daß Alles richtig gepackt wurde; die Mutter rief zum Fenſter hinaus, daß dies und jenes noch vergeſſen ſey. In der Stube aber ſtand Heinrich bei ſeinem Vater am Schreibetiſch, auf dem eine Menge aufgezählter blanker Thaler eine ziemliche Fläche eingenommen hatten. Endlich war man fertig; der Vater füllte bedächtig eine Lederkatze mit dem Geld und überreichte ſie dem Sohne; die Mutter ſetzte ſich in den Sorgſtuhl und ließ einige Thränen fallen; die Kinder kamen herein und zuletzt Mathilde, an der Hand ihrer Freundin Lina.

Der Vater lehnte ſich an den Tiſch und begann, zu Heinrich gewendet: „Mein Sohn, ich brauche dir nicht erſt zu ſagen, welchen ernſten Schritt du zu thun im Begriff ſtehſt; ich wünſche nur, daß du nicht ſo leichtſinnig über ſeine Bedeutung hinſehen mögeſt. Die Vergangenheit könnte mir deinetwegen bange machen; denn du haſt als Gymnaſiaſt uns Veranlaſſung genug zu den gerechteſten Beſorgniſſen gegeben; du haſt viel Geld verſchwendet und dich oft in alberne Händel geſteckt, die dir kein beſonderes Lob erworben haben. Der Himmel hat dich mit reichen Gaben geſegnet, aber deine Talente geben dir keineswegs das Recht, ungebundener zu leben, als andere Menſchen. Du mußt im Gegentheil auf den Grund, der in dir liegt, mit Fleiß und Ordnung fortbauen und alle Kräfte aufbieten, die Zeit zu deiner Ausbildung beſtmöglichſt zu benutzen. Doch ich habe ein gutes Zutrauen zu dir, du wirſt mir und deiner Mutter nicht noch größeren Kummer machen. Du weißt, ich bin kein reicher Mann und habe außer dir noch ſechs Kinder zu ernähren. Noth ſollſt du in Leipzig nicht leiden, auch verſage ich dir dann und wann ein kleines Vergnügen nicht. Aber zu tollen Streichen und Ausſchweifungen kann ich dir kein Geld geben; wonach ſich alſo zu achten!“

„Habe Gott vor Augen und im Herzen,“ ſchluchzte die Mutter, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt, noch thueſt wider Gottes Gebot. Bedenke, wie wir alle dich lieben und für dich beten. Du biſt mein Erſtgeborner, und mit Sorg' und Kummer, mit Angſt und Noth hab' ich dich erzogen, wie keins meiner übrigen Kinder. Denn damals ging's uns noch knapp, wir mußten uns gar ſehr einſchränken und ich dem Vater im Laden immer mit an die Hand gehen; aber dir hab' ich nichts entzogen und lieber die Nächte durch gearbeitet. Das bedenke und ſey nicht undankbar! Zur Tugend und Gottesfurcht hab' ich dich angehalten und dich manch frommes Gebet gelehrt. Wirf jene Unterhaltung deiner Kindheit nicht von dir, wie dein dir entbehrlich gewordenes Spielzeug, vergiß die Sprüche und ihre Bedeutung nicht; ſie ſind nicht ſo gering und unwerth, als du vielleicht denkſt. Bet' und arbeit', ſo hilft Gott alle Zeit.“

Schweigend reichte Heinrich der guten Mutter die Hand; ein Paar große Tropfen perlten über ſeine Wangen herab. Mathilde und Lina weinten auch, und der Vater wandte gerührt das Geſicht ab.

„Lebt wohl!“ rief Heinrich, küßte Vater und

Mutter, Mathilde und Lina und die kleinen Geſchwiſter der Reihe nach. „Lebt wohl! und nehmt die Verſicherung hin, daß ich recht brav und ordentlich ſeyn will.“

„Gott gebe ſeinen Segen dazu!“ ſagte der Vater.

„Er leite deine Schritte ſtets auf dem rechten Pfad und beſchütze dich!“ ſetzte die Mutter hinzu.

Heinrich riß ſich los und beſtieg die Troſchke. Alle nickten und riefen ihm noch ein liebevolles Lebewohl nach, und Lina warf ihm zärtliche Küſſe zu. Schnell raſſelte der Wagen über das Pflaſter hin zum Thore hinaus. Eine ſonderbare Miſchung von Wehmuth, Rührung, Freude, Liebe, guten Vorſätzen und bangen Gedanken an das todte Landmädchen in Burgthal erfüllten Heinrich's Bruſt. Bald war der ihm allzunachgiebige Vater der Gegenſtand ſeines beſchäftigten Geiſtes, und er ſchwur bei ſich, die Güte deſſelben nicht ferner mehr zu mißbrauchen; bald fiel er auf die ſchmerzerfüllte Mutter, der er ſchon ſo vielen Kummer bereitet, und gelobte ſich innerlich, nun fromm zu ſeyn und zu beten, was er ſchon ſeit vielen Jahren unterlaſſen hatte; bald kam ihm die reizende Lina in den Sinn, und ſein

Auge ſtrahlte feuriger, ſeine Pulſe ſchlugen raſcher. Er wußte ſich geliebt von der holden Jugendgeſpielin, wußte, daß das ſchönſte Mädchen des ganzen Vaterſtädtchens mit jugendlicher Gluth an ihm hing, und er ſchwur, ihr treu zu ſeyn und unter dem heiligen Schutz ihrer Liebe ſich zu beſſern und ſein Herz vor allem Böſen zu bewahren. Lina ſollte ihm der Engel des Lichts ſeyn, an ſie wollte er ſich anklammern und der Gedanke an ſie ſollte ihm Stärke geben, jeder Verſuchung zu widerſtehen. Neben Lina's reizgeſchmücktem Bilde tauchte Mathildens ſanfte Geſtalt in ihm auf; ſie war ſo fromm, ſo gut, ganz das Ebenbild ihrer Mutter; ſie betete täglich für ihn, das wußte er. „Ja, ihr theuern Menſchen,“ rief er aus, „ich will eurer nicht unwürdig ſeyn! Ich will durch Gehorſam, durch Sitte und Fleiß eure unendliche Liebe zu mir auch zu vergelten ſuchen; auch nicht die kleinſte Unbeſonnenheit will ich mir erlauben, denn ſie kann entſetzliche Folgen haben.“ Er ſchauderte zuſammen; der Gedanke an das gemordete burgthaler Mädchen faßte, wie ein Geſpenſt, ſeine Seele und marterte ihn. Allmählich aber ſuchte er das Grauenbild weg zu räſonniren. „Wer weiß denn, ob es auch wahr iſt? Der alte, finſtre Kerl kann gelogen haben, um mich zu erſchrecken; er ſah ja ſo aus, wie der Geiſt der Lüge. Das Mädchen wird von einem kleinen Schrecken nicht gleich geſtorben ſeyn. Dann hätte ich gewiß auch was davon erfahren. Nein, nein, das Mädchen lebt noch und ich muß über mich ſelbſt lachen, daß ich dem alten Schurken glauben konnte.“ So bewegten die verſchiedenſten Empfindungen Heinrich's Gemüth; endlich aber ſiegte ſeine ihm angeborene Heiterkeit. Der friſche Frühlingswind, der ihm entgegen in die ſchwarzen Locken blies, wehte alle trüben und ſchwermüthigen Gedanken aus ſeinem Kopfe. Die Sonne beſtrahlte ſo heiter die die weite Fläche des Landes, die die Pferde in brauſender Eile durchſchnitten; die Lerchen ſtiegen ſingend aus der grünen Flur empor; freundliche Landleute begegneten ihm und nickten ihm ihren Gruß zu; an ſchönen Dörfern, deren friedliche Dächer ein mattblauer Rauch umſpielte, flog er vorüber, und hier und dort war ſchon ein Baum ausgeſchlagen und hauchte dem Jüngling Wonne und Duft in die offene Seele.

Schon am zweiten Tage nach der Reiſe lag die Abſchiedsſcene, wie ein Traum, hinter Heinrich, und es dünkte ihm faſt unbegreiflich, wie er habe weinen und traurig ſeyn können; war er doch jetzt nicht im Stande, auch nur eine einzige von den geſtrigen Empfindungen ſich in die Seele zurück zu rufen, die voll Frohſinn und leichtem Muthwillen war. Zuletzt ſchämte er ſich, an ſeine Schwäche zu denken und ſang fröhliche Lieder. Seine Empfindungen, Gedanken und Vorſätze waren jetzt auf dem Standpunkt: ſeine Eltern und Geſchwiſter zu lieben, der ſchönen Lina treu zu ſeyn und nichts Unrechtes zu thun. Was den letzten Punkt betraf, ſo meinte er, er ſey ſtark genug, daß ihn gar keine böſe Luſt anwandeln könnte. Übrigens wollte er recht froh und luſtig ſeyn; die Jugend kehre nicht wieder, deshalb müſſe man ſie, zumal im Sonnenlichte der akademiſchen Freiheit, genießen. Erwartungsvoll nahte er der Lindenſtadt. Je näher er kam, deſto lebhafter wurde es auf der Straße; denn in Leipzig war Meſſe. Die immer abwechſelnden Gegenſtände, die Menge der verſchiedenartigſten Menſchen, die ſich an ſeinen Blicken vorübertrieben, die Heiterkeit des Wetters verſetzten Heinrich in immer fröhlichere Stimmung. Jedem Mädchen jauchzte er einen Scherz zu, mit jedem heitern Geſichte band er an.

Einige Stunden vor der erzielten Stadt trat er in einem Gaſthauſe an der Straße ab; der Kutſcher wollte den Pferden ein Futter geben. Singend trat er in die Stube, die voller Menſchen war, pflanzte ſich an einen Tiſch und beſtellte mit kräftigem Befehle Wein. Ein ſchäumendes Glas voll goß er in einem Zuge hinab und ſah dann mit freudeſtrahlenden Blicken umher. Juden, Handelsleute, vornehm gekleidete Herren und Damen, Bauern mit Weibern und Kindern, Handwerksburſche und Studenten trieben im weiten Zimmer umher oder ſaßen an den langen Tiſchen.

Heinrich gegenüber lag halb auf einer Bank, ſein Bündel unter dem Kopfe, ein junger Menſch, den er aus ſeiner Kleidung ſogleich als Muſenſohn erkannte. Ein dunkelbraunes, krausgelocktes Haar, lebhafte Augen, eine ſtark hervortretende Naſe, die vorne etwas aufwärts gebogen war, eine ewige Unruhe in ſeinem bleichen Geſichte zeichneten ihn aus.

„Biſt wohl auch ein Bruder Studio?“ fragte der Bezeichnete.

„Ich hoff' es wenigſtens in einigen Tagen zu ſeyn,“ entgegnete Heinrich.

„Alſo ein Fuchs. Kömmſt von daheim mit

gutem Wind, wie ich merke; denn du biſt erſchrecklich muthwillig.“

„Ei, warum ſollt' ich das nicht; lebt man doch nur einmal.“

„Schon recht! Solche Burſche müſſen wir haben. Es iſt beſſer, als wenn du ein Papierfreſſer wäreſt. Ich hätte den Henker von der Jugendzeit und dem ganzen Leben, wenn ich nicht luſtig ſein ſollte. Biſt du ſchon bekannt in Leipzig? Haſt du eine Stube?“

„Keins von beiden.“

„Höre, du gefällſt mir; ich habe eine ſollde Bekanntſchaft unter den Studios; es wird ſie freuen, wann ich ihnen einen ſo braven Kerl zuführe, wie du zu ſeyn ſcheinſt. Eine bequeme Wohnung will ich dir auch verſchaffen. Es iſt eben eine Stube in dem Hauſe leer geworden, wo ſich meine Wenigkeit angeſiedelt hat. Laß uns eins auf gute Brüderſchaft trinken! Wirth, bringt mir auch eine Flaſche Wein!“

„Wie heißt du?“ fragte der Student, nachdem ſie angeſtoßen und getrunken hatten.

„Heinrich Franke. Und du?“

„Karl Steuber. Nun trink' Bruder. Der Wein iſt nicht ſchlecht; doch in Leipzig ſollſt du noch beſſern haben für weniger Geld. Es iſt ein ganz ander Leben auf einer Univerſität, als in andern philiſtröſen Neſtern; du wirſt den ſtarken Unterſchied bald verſpüren. Man iſt Niemand von ſeinem Thun und Treiben Rechenſchaft zu geben ſchuldig, als höchſtens dem Concil; dem aber kann man leicht eine Naſe drehen, und im äußerſten Nothfall iſt mit ein Paar Tagen Karzerſtrafe Alles abgethan. Uebrigens lebt man ſeinen luſtigen Styl hin."

„Es freut mich ungemein," erwiederte Heinrich, „daß das Glück dich mir entgegen wirft. „Wir ſcheinen für einander zu paſſen. Ich denk' gerade ſo: Was kümmert mich die ganze Welt und ihr albernes Gerede, wenn ich's vor mir ſelber verantworten kann, was ich treibe."

„Ei, wer wird ſich an die muffigen Recenſenten kehren, die, wie Fröſche, Alles beſchreien und doch ſelbſt im Sumpfe ſtecken. Nun, Bruder, in Leipzig kümmert ſich Niemand um uns."

Ein ſchöner Jüngling mit einem ſanften Geſichte trat jetzt zu Heinrich's neuem Bekannten und ſagte in weichen Tönen: „Nun, Karl, wollen wir nicht bald gehen? Es wird ſpät, und du weißt, daß ich noch Vieles zu beſorgen habe.“

„Geh' nur immerhin voraus,“ ſagte heftig der Gefragte; „ich hole dich doch bald ein.“

„Ich befürchte, daß du nicht kommſt; deßhalb geh' doch mit mir, ich bitte dich!“

„Du wirſt mir doch keine Vorſchriften machen wollen? Ich kann wohl bleiben und gehen, was kümmert's dich?!“ redete immer heftiger der Student. Heinrich ſah über das ſanfte Geſicht des jungen Mannes eine Thräne rollen, ihn dann ſchweigend ſein Bündel überwerfen und zur Thüre hinausgehen. „Wer war der?“ fragte er.

„Mein Bruder Emil,“ erwiederte hämiſch Karl, „ein Träumer und Schwärmer und der erſte Bücherwurm in ganz Leipzig; er ſtudirt dort Theologie. Aber wir können uns nicht mit einander vertragen, ich kann ſein dummes Weſen nicht leiden. Der Junge ſchanzt Tag und Nacht vom Sedez- bis zum Folioband alle Bücher durch, deren er habhaft werden kann, weint über jeden Bettel, ſpricht lebhaft, wenn er allein iſt, und iſt ſtumm, wie ein Stockfiſch, wenn Andre um ihn ſind, deklamirt vor ſich immer die Elegien des Tibull und Properz, macht ſelber Verſe, trinkt nichts als Waſſer und vergißt oft das Eſſen. Das ſind nun freilich lauter Dinge, mit denen ich nichts zu ſchaffen haben mag. Dazu aber will mich der Pinſel auch noch hofmeiſtern, weil er, der fromme, ſittſame Burſch, das Schooskind unſerer Eltern iſt; aber vorigen Winter hab' ich mich kurz und gut von ihm losgeſagt und mir eine eigene Stube gemiethet. Ich gab vor: unſere Studien vertrügen ſich nicht zuſammen, ein Juriſt könne nicht bei einem Theologen wohnen; und ſo mußt' es die Mutter wohl zufrieden ſein, daß wir von einander zogen. Er iſt von Jugend auf ſo ein Tuckmäuſer geweſen, und hat Schläge genug von mir bekommen.“

„Wer iſt denn euer Vater?“ fragte Heinrich.

„Superintendent in Mühlheim, und hat wahrlich keine ſo ſchlechte Einnahme, daß wir wie die Schneider leben müßten. Der Vater iſt auch gar nicht ſo genau und ſchickt mir dann und wann etwas über die Taxe. Was aber der Emil bekommt, das ſchleppt er treulich der ökonomiſchen Mutter heim und dafür iſt er ihr Goldſöhnchen.“

„Bruder, trink' aus!“ ſagte Heinrich; „der Kutſcher wartet ſchon. Du fährſt doch mit mir.“

„Ei, das iſt ja herrlich, daß die Troſchke dein iſt! das iſt mir ein gefundenes Eſſen! Nur friſch hinein!“

Sie bezahlten und ſetzten ſich Arm in Arm in den Wagen, und die Pferde trabten raſch auf der Straße hin. „Dort geht dein Bruder,“ ſagte Heinrich; „wir haben ihn bald eingeholt. Nun kann er ſich zu uns ſetzen.“

„Das iſt mir fatal! Ich wollte, der Bengel hätte ſich eher fortgeſchoben. Wenn er bei uns ſitzt, iſt uns alle Freude verdorben.“ — Als ſie Emil erreicht hatten, bat ihn Heinrich, den dritten Sitz der Troſchke einzunehmen; aber er lehnte es ab, dankte gehorſamſt und gab vor, daß ihm das Gehen weit mehr zuſage. Heinrich konnte ihn nicht zum Einſteigen bewegen und der Kutſcher mußte weiter fahren.

„Das hätt' ich dir gleich ſagen wollen,“ lachte Karl. „Es hat ihn gar ſehr verdroſſen, daß ich ihn im Wirthshauſe ein wenig anſchnauzte; aber er verdient's. Bietet man ihm nicht die Spitze, ſo wird er entſetzlich naſeweis.“

Es war ein ſonnenheitrer Nachmittag, als ſie in die volkerfüllte Stadt einfuhren; in allen Straßen wogten Menſchenmaſſen und der Wirrwarr der unzähligen Stimmen ſchmolz in ein immerwährendes Brauſen zuſammen, welches, von ferne gehört, dem Getöſe der Wellen glich, wenn ſie ſich am Ufer brechen. Heinrich war ganz Auge; ſolches Treiben hatte er noch nie geſehen, und wie ein Schattenſpiel flogen deshalb die Bilder an ſeiner begierigen Seele vorüber. Sein neuer Freund deutete indeß dem Kutſcher den zu nehmenden Weg an und gebot bald, vor einem Hauſe ſtill zu halten. Die Sachen wurden abgepackt; Karl ſtellte in Heinrich dem Hauswirth den neuen Miethsmann vor und dieſer wurde herzlich bewillkommt. Auf der Stelle wurde ihm die leere Stube eingeräumt und Koffer und Mantelſack dahin geſchafft. Karl Steuber wohnte dicht daran.

„Nun will ich dich erſt mit der Stadt bekannt machen,“ ſagte dieſer, „und dir die Meſſe zeigen. Wir können noch viel ſehen, ehe es Nacht wird. Dann gehen wir in das Schauſpiel, Doktor Fauſt wird heute gegeben; der Kerl iſt immer mein Leibmann geweſen.“ Arm in Arm ſtrichen ſie durch die Straßen; Heinrich betrachtete alle Gegenſtände mit den neugierigſten Blicken und ein Eindruck verdrängte den andern in ſeiner Seele. Bald ſtaunte er einen Türken an, bald einen polniſchen Juden mit langem Bart, einen geſchmückten Griechen, die mancherlei Waaren und die ausdrucksvollen Geſichter. Steuber machte den Cicerone. Der Abend war herangekommen, ohne daß es Heinrich bemerkt hatte; ſein Erſcheinen war ihm ſchier unbegreiflich. Nun gingen ſie in's Schauſpiel. Da gab es neue Gegenſtände der Bewunderung für Heinrich. Das Stück verſetzte ihn in eine ganz andere Welt. Vater, Mutter, Lina, Mathilde, die guten Vorſätze, ja ſich ſelbſt hatte er vergeſſen, und als er nach der Aufführung erſt wieder zu ſich kam, wünſchte er für den Augenblick weiter nichts, als ein zweiter Fauſt zu werden. Wie trunken taumelte er an Karl's Arm aus dem Hauſe. „Nun wollen wir noch ein Glas Wein trinken auf den Teufelsſpaß und uns an andern von ähnlicher Art ſo nebenbei ergötzen.“

Mit dieſen Worten zog er den allzunachgiebigen Heinrich von der Straße mehrere Stufen hinab. „Wo, zum Henker! willſt du mich hinſchleppen?“ fragte dieſer faſt ängſtlich.

„Ei, in Treiber's Keller. Da unten unter der Erde lebt ſich's ganz vortrefflich und ſchier noch beſſer, als über ihr, wie du gleich ſelbſt erfahren ſollſt."

Eine lange Reihe von Zimmern, nur durch helle Glaswände von einander geſchieden, alle koſtbar erleuchtet, nahm ſie auf. Heinrich ſtand da, wie in einem Feenſchloß, wo durch lichtſprühende Kryſtalle die Nacht in einen künſtlichen Tag verwandelt wird. Erſt das von Karl dargebotene Weinglas weckte ihn aus der Vergeſſenheit. Mit Gier trank er den Rebenſaft und die Flaſche war leer, ehe ſie's dachten. Eine volle ſtand bald an ihrer Stelle. Harfenmädchen ſaßen in den Zimmern, ſpielten und ſangen ergötzliche Lieder. Heinrich wurde heiter, fröhlich und endlich ausgelaſſen luſtig. Karl war ihm ſchon vorausgeeilt und Beide ſcherzten auf eine eben nicht ſittliche Weiſe mit einer Harfeniſtin, die keine grauſame Spröde war.

„J guten Abend, Sohn Steuber!" rief plötzlich eine Baßſtimme. Heinrich wandte ſich um. Ein kleiner Student mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und einem großen Schnurrbart, der über den ganzen Mund herhing, ſtand hinter ihnen.

„Potz Daus!“ jubelte Karl, „biſt du auch wie-
er da, fideler Papa? Nun ſey mir herzlich ge-
rüßt!“ Damit reichten ſie ſich die Hände, um-
rmten und küßten ſich brüderlich, daß Heinrich das
Herz überging vor Wonne. „Wie hat's dir gegan-
gen, Söhnlein?“ fragte der Neuangekommene.
„Biſt du recht fromm geweſen?“

„Das verſteht ſich! Ich habe ſchlecht und recht
gelebt in meines Alten vier Pfählen und keine ein-
ige ſeiner Predigten verſäumt; denn das würd' er
mir ſehr übel genommen haben. Uebrigens bin ich
doch immer fidel geweſen und was ich nicht zu
Hauſe ſein durfte, das war ich außer dem Hauſe.
Wo aber haſt du geſteckt?“

„Mir hat's deſto ſchlechter gegangen. Ein ſehr
kalter Wind iſt mir unter die Naſe geſtrichen, ſeit
wir von einander ſchieden, und ich habe dir viel zu
erzählen. Aber erſt gieb' deinem Papa etwas zu
ſchlucken, Söhnlein!“ Heinrich ſchenkte ein. „Ja,
Papa!“ ſagte Karl; „bald hätt' ich's vergeſſen in
der freudigen Beſtürzung. Ich habe dir auch einen
neuen Sohn mitgebracht, dieſen braven Jungen hier.
Du wirſt ihn doch unter deine Kinder aufnehmen?“
„Auf deine Empfehlung ohne Weiteres. Der Fuchs

gefällt mir. Komm, ich will gleich ein Glas mit dir ausſtechen, damit du mich nicht lange ſo wildfremd anguckſt! Dann nennſt du mich Papa und wendeſt dich in allen kindlichen Nöthen an mich und hilfſt deinen Brüdern, wenn du ſonſt etwas abbringen kannſt, den Papa mit ernähren, wie es braven Söhnen zukömmt.“

„Ei, wenn's weiter nichts iſt!“ jauchzte Heinrich. „Ihr ſollt mich ſchon-lieb gewinnen, dafür bangt mir nicht; denn ich bin weder ein Nägelkauer, noch ein Kopfhänger und befinde mich nirgends beſſer, als in luſtiger Geſellſchaft guter Jungen.“

„Nun dein Äußeres verſpricht ſchon etwas Gutes,“ ſagte der neue Papa, „und deine kecken Worte verrathen, daß du keine Schlafmütze biſt und lieber bei'm Weinglas, als bei den Heften ſchwitzeſt. Wir werden ſehen, wie du dich in der Folge anläßt. Ich habe wahrlich von Nöthen,“ fuhr er dann, zu Karl gewendet, fort, „künftig mein Heil auf meine Söhne zu ſetzen; denn alle meine Hoffnungen und Wünſche, alle Ausſichten, die ich auf eine ſchöne Zukunft hatte, ſind mit einem Schlage in des Meeres Tiefe gefallen und ertrunken. Du weißt, daß ich mich in den Ferien nie gerne zu Hauſe aufhielt, weil ich an der gnädigen Mama gerade keinen gnädigen Gott hatte. Sie beherrſchte meinen Vater und er war nicht im Stande, mich gegen ſie zu ſchützen; bei jedem Verſuch mußte er befürchten, daß ſich das Ungewitter auf ſein eigenes Haupt entladen würde. Daß ich nicht der Sohn der Gnädigen war, wußte ich ſchon lange; denn mein Vater hatte ſich erſt in ſpäteren Jahren mit ihr verehelicht. Ich glaubte alſo das Kind einer früheren Ehe zu ſeyn. Mein Vater hatte mich früh aus dem Hauſe geſchafft — ich war kaum zwölf Jahre alt — und mir nie ein Wort von meiner rechten Mutter geſagt; ich durfte auch nicht viel kommen und war ſelbſt nicht gern in der Nähe der Meinigen. Deshalb hatte ich über meine wahre Mutter nie ein Wort vernommen. — So war ich denn am verwichenen Oſterfeſt in Schleſien; da rief mich ein Brief nach Hauſe, mit der Nachricht: daß mein Vater todtkrank darnieder liege. Ich flog mit Extrapoſt; aber als ich auf den Schloßhof fuhr, kam mir der Leichenzug des Alten entgegen. Ich folgte ihm zum Grabe. Ein Pfaff hielt ihm eine entſetzlich lange Leichenrede, zählte alle ſeine Kriegsthaten auf das Umſtändlichſte her und verbreitete ſich mit unerträglichem Schwulſt in langen Lobſprüchen über den verblichenen Herrn Major und Patron der reichen Güter. In dem hergebeteten Lebenslauf fiel es mir ſchwer auf's Herz, daß der weitſchweifige Redner nur einer Verheirathung meines Vaters gedachte, und zwar mit der Baroneſſe von Bitterfeld, meiner Stiefmutter; auch wurden nur die Kinder dieſer Ehe, zwei Söhne und drei Töchter, als die Leibesfrüchte meines Vaters genannt, ich war ganz und gar vergeſſen. Mit trüben Ahnungen trat ich in das Schloß zu der ſchwarz ausſtaffirten Frau Majorin. Sie empfing mich ſehr kalt, von ihren Kindern ſah mich keins an, dankte keins meinem Gruß. Wie verrathen und verkauft ſtand ich in dem ſchönen Haus, worin ich als Knabe ſo glücklich geweſen war. Nach einigen martervollen Minuten fragte ich mit Rührung nach der Krankheit und dem Tode meines Vaters. Da brach der Sturm los. Mit einer Fluth wüthender Thränen gab mir das Weib auf den Kopf Schuld, daß ich durch meine Streiche den Vater unter die Erde gebracht, daß ich ein lüderlicher, ungerathener Menſch ſey, und was dergleichen Unſinn mehr war. Nachdem es lange genug um mich herum getobt hatte, ließ ſie den Blitz auf mich einſchlagen. Sie eröffnete mir nämlich: daß ich auf das hinterlaſſene Vermögen meines Vaters nicht den geringſten Anſpruch zu machen habe. Ich ſey das Kind einer gemeinen Dirne und es ſey gar nicht ausgemacht, daß der verſtorbene Major von Blumenthal mein Vater ſey. Meine Mutter ſey bei dem Regiment des Majors Marketenderin geweſen, und er habe mich nachher, mehr aus Mitleid, als aus Pflicht, zu ſich genommen, und ihr allein habe ich es zu verdanken, daß ihr Gemahl mich nicht ſchon lange verſtoßen habe. Da mir nun der adelige Name durchaus nicht zukomme, ſo möchte ich ferner das „von" vor demſelben unterlaſſen.

Ich dankte unterthänigſt für die Güte der gnädigen Frau und verſprach hinſichtlich des letzten Punktes willfährig zu ſeyn. Mein Vater hatte mir nicht das Geringſte ausgeſetzt; wahrſcheinlich war er zu ſchnell geſtorben, oder die gütige Frau hatte ihn davon abgehalten. Im Übermaaß von Gnade verſprach mir die Frau Majorin eine kleine Summe einzuhändigen, mit der ich das Gut verlaſſen möchte. Aber ich dankte auch dafür höflichſt und als ein Bettler verließ ich die Erdſcholle, die ich kaum als künftiger Herr betreten hatte. Aus einem Edelmann bin ich noch weniger, als ein Bürgerlicher geworden und kann nur froh ſeyn, daß ich noch einen Namen aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet habe. Als ich hier ankam, war ich ehrlich genug, Charlotte'n Babenberg, meiner Geliebten, mein Schickſal haarklein zu erzählen; denn ich liebte das Mädchen — du weißt's, Steuber! — und ich hatte mich mit Zuſtimmung meines Vaters und ihrer Eltern mit ihr verlobt — und nun hoffte ich Troſt bei ihr zu finden. Da kam ich aber ſchön an; die Herzliebſte wurde kalt, wie ein Eisklumpen. Ich ging. Abends erhielt ich einen Brief vom Herrn Kaufmann Babenberg, worin er das Verlöbniß ſeiner Tochter mit mir für nichtig erklärte und mich erſuchte, ſein Haus zu meiden. Die Geſchenke, die ich Lotte'n gemacht, folgten zurück. — So mag denn der Teufel Alles holen! Jetzt kann ich weiter nichts mehr verlieren, als das Leben. Iſt das nicht luſtig, ihr edlen Söhne?“ — Mit einem fürchterlichen Lachen ſtürzte der Erzähler Wein auf Wein hinab und tobte in einer grauſenhaften Luſtigkeit, dem Ergebniß der Verzweiflung.

„Laſſ' dir's nicht bange ſeyn, Papa!“ ſagte Karl.

„Man hat dir gräulich mitgeſpielt.“ „So wollen wir ihnen auch wieder gräulich mitſpielen!“ fiel mit raſchem, ſchneidendem Tone Blumenthal ihm in die Rede. „Ja, Aug' um Aug', Zahn um Zahn!“ Heinrich war von dem ſchlimmen Schickſal ſeines neuen Freundes ſehr gerührt, reichte ihm die Hand und ſagte: „Wir laſſen dich nicht ſinken; es gibt noch brave Kerle genug, die ſolch wackeres Haus, wie du biſt, nicht zuſammenbrechen laſſen. Wir wollen gute Freunde ſeyn.“

„Ja, das wollen wir,“ rief Karl, „und uns einander helfen, wo wir können!“

„Ihr ſeyd gute Jungen!“ ſagte Blumenthal und ſchüttelte den Beiden die Hände. „Ich wär' wahrlich meines Lebens müde, wenn ich nicht noch ſolche Herzen ſchlagen wüßte.“

„Und die Grillen wollen wir im Weinglas erſäufen!“ jauchzte Heinrich. „Ich hab' auch die meinigen.“

Fleißig wurden die leeren Flaſchen mit vollen vertauſcht; die Jünglinge ſangen und das Harfenmädchen ſpielte dazu. Zuletzt konnte keiner mehr die Zunge heben und, der Sinne nicht mächtig, wankten ſie nach Hauſe. Mit den Kleidern ſtürzte Heinrich auf das Bett und entſchlief ſogleich.

Schwere Träume ängſtigten ihn. Er war wieder im Schauſpielhaus, träumte ihm, und Doktor Fauſt ſollte gegeben werden. Erwartungsvoll ſah er nach dem Vorhang hin, unbekümmert um die, welche neben ihm im Parterre ſaßen. Die Hülle verſchwand, der Doktor trat auf als eine gräßliche Fratze; bald ſchlich der Teufel hinzu, im Geſicht eine Hölle voll Hohn über die Menſchheit. In dem Erſteren erkannte Heinrich ſeinen neuen Freund Blumenthal, in dem Letzteren den ſeltſamen Fremden vom Waldhaus bei Wallau. Fauſt's Schüler kam, und der war Karl Steuber. Alle drei jubelten in entſetzlicher Luſt. Da faßte ihn ein ungezähmtes Verlangen, hinauf auf die Bühne zu eilen und auch einen Schüler des berühmten Doktor zu ſpielen. Unvermögend, der innern Kraft, die ihn vorwärts trieb, zu widerſtehen, wollte er aufſpringen; aber er fühlte ſich feſtgehalten. Verwundert ſchaute er um ſich, und ſah Vater und Mutter zu beiden Seiten ſitzen, die ihn bei den Kleidern ängſtlich faßten, der Vater mit zornigem, die Mutter mit wehmüthig-bittendem Blick. Hinter ihm ſtand Mathilde und hob die Hände flehend empor. Aber immer luſtiger klangen die Lieder der Akteurs herab; endlich riefen ſie ihn bei'm Namen. Er riß ſich los und war mit einem Satz auf den Brettern, und ſogleich begannen ſie einen ſinnverwirrenden Tanz. Immer größer, immer luſtiger wurden die Sprünge, ſo daß ſie den Boden gar nicht mehr berührten. Dabei war es ſonderbar, daß Heinrich in ſich bald den Fauſt und Blumenthal, bald den erſten Schüler und Steuber, bald ſich ſelbſt wieder unter den Andern ſah. Endlich ſtürzten ſie alle drei ermattet zuſammen. Ein eiskaltes Geſicht drängte ſich an das ſeinige und erfüllte ihn mit Schaudern. Als er es betrachtete, ſah er, daß es Lina war, die todt in ſeinen Armen lag; er ſelbſt aber war der Doktor Fauſt. Entſetzt fuhr er in die Höhe und bemerkte, daß er an der kalten Wand gelegen hatte. —

Erſt gegen Mittag fühlte er ſich aus dem tiefen, krankhaften Schlafe emporgerüttelt. Karl ſtand lachend vor dem Bette und rief: „Ich glaube, du ſchläfſt den ganzen Tag! Wie können dich ein Paar Flaſchen Wein ſo kaduks machen?“

„Wir haben's geſtern Abend zu ſchlimm gemacht,“ ſagte noch halb ſchlafend und ſich dehnend

Heinrich. „Wenn's mein Vater wüßte! Nein, das darf doch nicht wieder vorfallen."

„Sei kein Kind! Einmal iſt nicht immer. Wir mußten doch unſerm alten Papa die Sorgen aus dem Kopfe jagen. Wir wollen ſchon ſolid leben. Aber jetzt werden ja noch keine Collegia geleſen und Meſſe iſt's auch, da kann man wohl einmal ein's über den Durſt trinken."

„Meine Kaſſe würde ohnedies nicht weit reichen, wollt' ich's ſo forttreiben, und meine Eltern haben's wahrlich nicht um mich verdient, daß ich mehr von ihnen forderte." —

„Nun laß nur deine Alfanzereien! Der Henker wird dich um ein Paar Thaler nicht holen. Kannſt du's doch auf eine andere Art wieder beibringen. Komm', wir wollen auf die Meſſe gehen; jetzt iſt's gerade recht voll. Und im Vorbeigehen wollen wir doch zuſehen, ob der arme Papa ausgeſchlafen hat."

Mit innerem Unbehagen kleidete ſich Heinrich an; ſein Gewiſſen regte ſich und machte ihn ſehr verdrießlich. Dann wanderte er an des Freundes Arm wieder durch die volkbelebten Straßen. Im Menſchengewühl verlor ſich ſein Unmuth; jede ſchöne Frauengeſtalt, die an ihm vorüberglitt, zerſtreute ihn immer mehr und, als ſie an Blumenthal's Wohnung kamen, war er wieder heiter. Dieſer ſtand am Fenſter und ſchmauchte, auf das raſtloſe Treiben herabſchauend, ſeine Pfeife Tabak. Die Jünglinge riefen ihm ein frohes „Proſit!“ zu, und er kam herab, ſich zu ihnen zu geſellen. An einander gekettet, drängten ſie ſich nun durch die Haufen und beſprachen die ihnen vorkommenden Gegenſtände, vorzüglich die Mädchen und Frauen, und Scherz und Witz wechſelten mit einander ab.

„Sieh das nette Ding da!“ ſagte plötzlich Karl und deutete auf ein vorbeiſchlüpfendes Mädchen. „Das iſt etwas von ganz beſonderer Art.“ Die beiden Andern ſahen dem Dirnchen, dem ſie den Weg vertraten, recht in's Geſicht. Große dunkle Augen, in denen eine heimliche Gluth loderte, blitzten auf ſie; eine vornehm gebogene Naſe, die Wangen wie von Marmor, ſchön mit Roſenroth überhaucht, ein niedliches Doppelkinn, dunkeles auf den weißen Nacken herabgeringeltes Haar, ein hoher voller Buſen, ein ſchlanker Wuchs, das war es, was ſie ſahen und alle drei gleich entzückte. Vor allem Andern aber drang das unwiderſtehliche Feuer der Augen ihnen bis in's Herz und verſengte es.

Ihre lüſternen Blicke konnten ſich nicht ſatt an den reizenden Formen weiden. Die Kleidung des Mädchens verrieth, daß ſie nicht aus den niedern Ständen war, aber auch nicht den höheren angehörte; es war überhaupt etwas Fremdes darin. Blumenthal benutzte kühn die Gelegenheit, die ihm das Gedränge bot, und ſchlang den Arm um ſie. „Wohin wollen Sie, mein ſchönes Kind?“ fragte er.

„Nach meiner Wohnung,“ antwortete die Schöne ohne Ziererei mit einer melodiſchen Stimme und machte ſich ſanft aus der öffentlichen Umarmung los.

„Wo wohnen ſie denn, wenn ich fragen darf?“ fuhr der Jüngling, durch ihre Antwort noch kühner gemacht, fort.

„Auf dem Ranſtädter Steinwege,“ erwiederte ſie und ſah mit einem durchbohrenden Blicke die Jünglinge an, der ſie vollends in Feuer und Flammen ſetzte.

„Dürfen wir Sie dahin begleiten?“ fragten alle drei faſt zugleich.

„Ei, warum nicht? wenn Sie Vergnügen daran finden.“ — Blumenthal bot ihr den Arm; ſie nahm ihn ohne Umſtände. Die übrigen Beiden gingen neben her, in ihren Anblick ganz verſunken. Daß ſie noch kein reizenderes, einladenderes weibliches Weſen geſehen hatten, war Jedem gewiß. Ihre Zuvorkommenheit erregte in Jedem unlautere Wünſche und Hoffnungen. Heinrich war von ihrer Schönheit ganz betäubt; es gemahnte ihn, als wären ſolche Reize übernatürlich und der Zauber, der ſein Herz getroffen hatte, das Werk übermenſchlicher Macht. Das Mädchen kam ihm wie eine Nixe vor, aber deſſenungeachtet fühlte er ſich unwiderſtehlich zu ihr hingezogen; denn auf der blühenden Fülle ſeiner Geſtalt ſchienen ihre glühenden Augen am meiſten zu ruhen.

„Sind Sie von hier gebürtig?" fragte er, ihre Hand ergreifend, „oder nur zur Meſſe hergereiſt?"

„Nur das Letztere," entgegnete die Reizende.

„Und werden Sie ſich noch lange hier aufhalten?"

„Das hängt von Umſtänden ab."

„Haben Sie auch Begleitung bei ſich?"

„Nein; ich bin allein gereiſt." — Triumphirend nickte Blumenthal den Andern zu und in jedem Herzen ſtieg die Macht der unreinen Begierde. In der Fortſetzung des Geſprächs erfuhren ſie, daß ihre Schöne eine Böhmin ſey, in ihrer Vaterſtadt einen kleinen Handel von Putzwaaren habe, zu derren Einkauf ſie zum erſten Mal nach Leipzig gekommen ſey. Ihre Äußerungen waren ſo naiv, ſo natürlich, oft mit einem leiſen Anſtrich von jugendlichem Muthwillen, daß ſich alle drei Begleiter nur noch mehr in ſie verliebten. Jeder fühlte ſich von ſüßen Netzen umſtrickt, in die er ſich noch feſter zu verwickeln ſehnlichſt wünſchte; und das Betragen der ſchönen Böhmin gab alle Hoffnung dazu. Als ſie vor dem Hauſe angelangt waren, welches ſie als ihre Wohnung bezeichnete, bat ſie die Herren, nun auch noch ein Paar Augenblicke in ihr ärmliches Stübchen zu treten, und entſchuldigte ſich, daß man auf der Meſſe mit jeder Wohnung zufrieden ſeyn müſſe. Entzückt nahmen die Jünglinge das Anerbieten an, wanderten, von ihr geleitet, durch den langen Hof, ſtiegen im Hintergebäude mehrere Treppen hinauf und traten endlich in eine kleine Stube, in der, außer einem Bette, nur drei Stühle und ein Tiſch ſich befanden. Mit freundlicher Gewandtheit nöthigte ſie die Gäſte zum Niederſetzen, ſcherzte und lachte mit ihnen und drehte ſich ſo flink im Zimmerchen umher, daß es eine Luſt mit anzuſehen war. Auch war ſie gar nicht böſe, wenn der Eine oder der Andere ſie haſchte und ihr einen brennenden Kuß auf die friſchen Purpurlippen drückte. In tändelnder Unterhaltung, oft von Zweideutigkeiten und Scherzen untermiſcht, die nicht für das Ohr eines tugendhaften Mädchens paßten, die aber die Böhmin, ohne in Ernſt zu errothen, mit anhörte und ſogar mit ſpitzfindiger Freimüthigkeit umwendete und erwiederte, flogen die Stunden des Nachmittags, und die Jünglinge konnten ſich noch immer nicht von der zauberiſchen Schönen trennen. Zu ſüß war der Genuß, den ſie ihnen bereitete, und mit Augen und Ohren ſogen ſie das verderbliche Gift ein. Endlich erinnerte ſie ſelbſt ohne Umſchweife und im Tone einer alten Bekannten die Herren an den Aufbruch, indem ſie Geſchäfte vorgab, die ſie jetzt abriefen.

„Gewiß ein beſtellter Liebhaber!“ rief Blumenthal, eiferſüchtig.

„Sie böſer, mißtrauiſcher Menſch!“ ſchmälte ſie. „Damit iſt es nichts, was ſie glauben, mein Herr!“ ſetzte ſie ernſthaft hinzu; „lernen ſie mich erſt beſſer kennen.“

„Nun ich bitte um Verzeihnng!“ ſagte der Eiferſüchtige und faßte ihre kleine runde Hand. „Wir hätten gerne den Abend bei Ihnen zugebracht oder

Sie in das Theater begleitet, und nun wollen Sie unſerer los ſein. Das frappirte mich.“

„Ich ſtehe jeden Abend zu Dienſten, nur Dinstag und Freitag Abends nicht, weil ich dieſe unabänderlich zur Ordnung meiner Handelsgeſchäfte beſtimmt habe und mich darin durchaus nicht irre machen laſſe. Sonſt würden mir die Rechnungen, das Aſſortiren der Waaren und, was dergleichen mehr iſt, zuletzt über den Kopf wachſen und ich mir endlich nicht mehr rathen noch helfen können. Wollen Sie mich morgen wieder beſuchen, mich in die Stadt begleiten, ſo wird es mir viel Vergnügen machen; auch nehme ich auf morgen Abend Ihr gütiges Anerbieten an. Aber heute iſt's Freitag.“

Die Jünglinge umarmten die holde Fremde und lange brannte noch der Kuß derſelben auf ihren Lippen. Wonnetaumelnd gingen ſie in das Schauſpiel. Heinrich ſah faſt nichts von der Aufführung; denn ſeine heiße Phantaſie war unabläſſig mit dem Bilde der herrlichen Böhmin beſchäftigt, ſein Blut kochte. Den Gefährten ging's nicht anders. Sie ergoſſen ſich gegenſeitig in Lobpreiſungen der ſchönen Bekanntſchaft; jedes ihrer Worte wurde wiederholt; jeder ihrer Reize durchgemuſtert und der Eine hatte immer etwas Schöneres bemerkt, als der Andere. So fachten ſie einander ſelbſt die verderbliche Gluth höher an und Jeder ſchwur ſich im Herzen, dieſelbe bei der Schönen zu kühlen. Nach dem Schauſpiel traten ſie in ein Hotel, um etwas zu ſpeiſen. Um einen Pharaotiſch waren viele Herren verſammelt.

„Ein Paar Louis macht mein ganzes Hab und Gut aus,“ ſagte Blumenthal, „ich will mein Glück verſuchen; vielleicht erbarmt ſich die wunderliche Göttin meiner mehr, als die Menſchen. Geht's fort, nun ſo iſt's einerlei, ob ich ein Paar Wochen früher oder ſpäter nicht weiß, was ich anfangen ſoll.“ —

Sie traten zum Tiſche. Blumenthal ſetzte, doch in wenigen Minuten waren ſeine Taſchen leer; auch nicht eine einzige Karte ſchlug ihm. Zähneknirſchend und fluchend wandte er der Bank den Rücken. —

„Haſt du Geld bei dir?“ fragte Karl, zu Heinrich gewendet.

„Einige Thaler.“

„Ich habe auch nicht mehr. Wir wollen Compagnie machen.“

„Laſſ' mich zuerſt ſetzen!“ ſagte Heinrich haſtig; „ich habe ſonſt manchmal Glück im Spiele gehabt.“ —

Die Karte ſchlug ihm; er brach ſie, ſie ſchlug von neuem. Geſpannt brach er die Karte weiter und gewann abermals. Die Hälfte der gewonnenen Summe einziehend, ſetzte er auf eine andere Karte und gewann. Immer heftiger das Glück verfolgend, ſah er bald einen Haufen Gold vor ſich liegen. Eine neue Karte verlor, und er trat ab, damit Karl ſpiele. Dieſer ſpielte mit minderem Glücke, verlor aber nicht. Heinrich dagegen wurde augenſcheinlich von der wandelbaren Fortuna geſucht. Dadurch kühn gemacht, forcirte er immer mehr und ging ſpät um einige Hundert Thaler ſchwerer nach Hauſe.

Dort theilte er das gewonnene Geld in drei gleiche Theile und nöthigte die ihn begleitenden Freunde, zwei derſelben anzunehmen.

„Ich habe ja nicht mit euch geſpielt,“ ſagte Blumenthal betroffen.

„Aber wir mit dir!“ erwiederte Heinrich; „und deshalb gebührt dir ſo gut ein Theil, wie Jedem von uns. Und drum ſperre dich nur nicht lange!“

„Du biſt ein kreuzbraver Kerl!“ rief Blumenthal gerührt und ſchloß Heinrich in die Arme. „Franke, ich bin nun dein auf ewig! Und wahrlich! ich darf nicht mit der Menſchheit zürnen, die ſolche zwei Jungen beſitzt, wie ihr ſeyd. Es mag mir gehen, wie's will, ich weiß mich nicht verlaſſen. Gebt mir eure Hände! So! Küßt mich, ihr Herzensjungen. Treu in Leben und Tod!"

„Treu in Leben und Tod!" jubelten die beiden Andern, und alle drei umſchlangen und küßten ſich.

„Solch inniges und unzertrennliches Freundſchaftsbündniß muß aber mit ein Paar Flaſchen Wein beſiegelt werden," bemerkte Steuber.

„Ei das verſteht ſich!" rief Blumenthal. „Der Wein iſt das Bundesſiegel; ohne ihn hat das Dokument keine dauernde Kraft, keine bindende Gültigkeit. Schickt euern Beſen fort und laßt ein Dutzend Flaſchen holen!"

„Doch wollen wir's nicht wieder ſo toll machen, wie geſtern Abend," bat Franke.

„Bewahre!" verſetzte Steuber. „Wir bleiben ja auf unſrer Kneipe, und wenn Einem was Menſchliches begegnet, ſo legt er ſich auf ein Ohr und deckt ſich mit dem andern zu. Du ſollſt deine der geſtrengen Frau Mama und dem ehrenwerthen Herrn Papa gethanen Gelübde heilig halten."

„Büblein, hier ſitzt ja dein nachſichtsvoller Papa," ſagte Blumenthal mit affectirter Würde.

„Die Zuchtruthe des Philiſters, der die Ehre hat, dir das Leben gegeben zu haben, oder ſich's wenigſtens einbildet, und die Strafpredigt jenes Gefäßes, Weib genannt, in welchem einſt dein Feuergeiſt gekeltert wurde, erreichen dich hier nicht. Und mußt du wirklich ein Buch und eine Rechnung führen, ei nun ſo extemporire, improviſire! Das iſt die Sache des Genie's. Wer ſollte auch jeden Bettel merken, wofür man den Beutel zieht. Ich will dir helfen einkalkuliren und belegen, beweiſen, dokumentiren, wohin der Wind die Spreu geführt hat, die wir Geld nennen."

„Beſſer, man bedarf deiner dienſtfertigen Hülfe nicht!" lachte Steuber. Ich habe Fineſſen genug im Kopfe, meinem Alten etwas vorzuſchwatzen; und wenn mir meine brüderliche Liebe auch einmal ein Bein unterſchlagen will, ſo kann die gute Haut doch nur bei der Mutter etwas ausrichten. Der Vater glaubt mir auf's Wort, und oft bewundere ich mein Talent ſelbſt, ihn recht treuherzig gemacht zu haben."

„Du biſt ein Teufelsjunge!" ſchmunzelte Blumenthal. „Aber deſto aufrichtiger biſt du gegen deinen Papa. Mein Alter — hab' ihn Gott, oder der Teufel, oder keiner von Beiden, mir gilt's gleich — mein Alter war nie böſe darüber, wenn ich ihm Geld abforderte, und fragte niemals, wofür ich es ausgegeben. Have pia anima! Alſo ſind unſre Väter verſchieden geweſen, wie alle Dinge in der Welt, und deshalb laſſen ſich auch höchſt verſchiedene Betrachtungen daran knüpfen. Und die erſte iſt, daß eben in der Verſchiedenheit, Mannichfaltigkeit, in der Abwechſelung und Beweglichkeit eben noch das Bischen nothdürftiger Reiz beſteht, den dies armſelige, höchſt elende Leben hat. Nehmt doch die Farben aus der Welt, und Alles ſieht langweilig und ekelhaft aſchgrau aus. Aber was ſind die Farben an und für ſich? Nichts! So auch, was ſind die Reize des Lebens? Nichts, gar nichts! Und was ihr von heiligen Banden, von Kindes- und Älternliebe und ſonſtigen engen Verhältniſſen ſogenannter Blutsverwandtſchaft faſelt, was ihr von Pflichten des Herzens ſalbadert: ach, ich muß herzlich lachen darüber! Es ſind lauter Geburten weinerlicher Kindsköpfe. Sagt ſelbſt, ihr Jungen, dachte wohl euer Vater in der Stunde ſinnlicher Befriedigung daran, eure Exiſtenz hervorzurufen? Und ſeine Kleinen zu pflegen und zu erziehen, iſt Inſtinct, iſt jedem Thiere in die Natur gelegt. Was ſoll man alſo viel Aufhebens davon machen, daß man erzeugt und geboren worden iſt, da überdies das Leben ſo erbärmlich und ſchlecht iſt, daß ich in der That nicht weiß, wer mehr unſern Dank verdient, der, welcher es uns gibt, oder der, welcher es uns nimmt. Mit all' dem wollt' ich aber weiter nichts geſagt haben, als daß es die Verwandtſchaft der Geiſter iſt, der Lebensfunke, der von der Flamme des Naturgeiſtes ausgeſtrömt und in uns gefahren iſt, ja das allein iſt's, ihr Freunde, was uns wahrhaft und mit gutem Grund an einander feſſelt. Und ſeht, es hat deshalb unſer jugendlicher Scherz, daß ihr mich euern Papa nennt, ich euch meine Söhne heiße, eine tiefere Bedeutung: euch fühl' ich mich verwandt, vorzüglich euch beiden. Andre Verwandtſchaft erkenn' ich nicht an.“

„Das iſt herrlich von dir!“ jubelte Steuber, und ſchenkte die Gläſer voll; denn die beorderte Magd hatte unterdeſſen den Wein gebracht. „Das iſt köſtlich! Ja, Papa, auch ich will auf Erden keine andere Verwandtſchaft und Freundſchaft anerkennen, als die deinige und die meiner fidelen Brüder. Du haſt Recht, alles Andre ſind Thorheiten. Darauf wollen wir Eins zu uns nehmen!“

Der nachdenkliche Franke ergriff ſein Glas ebenfalls. Im Nu waren die Becher leer.

„Und was gedenkſt du zu thun, Bruder Heinrich?“ fragte Steuber.

„Ich gedenke mich zu meinem lieben Papa und zu meinem treuen Bruder Karl zu halten, aber“ —

„Was haſt du für ein Aber?“ lärmte Steuber empor. „Hier gilt kein Aber. Willſt du etwa auf beiden Achſeln tragen? Willſt als ein unſchuldig Lämmlein vor die liebe Mama treten und vom Schweſterlein dich auszanken laſſen? Dieſe engen Begriffe paſſen nicht in unſern Kram. Wer unſer ſeyn will, muß ganz und ungetheilt unſer ſeyn. Willſt du ein Theolog werden und weißt nicht, daß der Begründer des Chriſtenthums nicht anders gehandelt hat, als wir? — Trink', Bruder!“ Sie tranken.

„Frevle doch nicht!“ bat Franke.

„Was!“ kreiſchte Steuber; „ich will's dir aus der Bibel beweiſen, daß ich Recht habe. Mein Vater hat mich nicht vergebens dies heilige Buch ein Dutzend Mal durchreiten laſſen; es iſt was davon in meinem Kopfe hängen geblieben. Und ich habe unter deinen Büchern eine deutſche Bibel bemerkt, die allerdings ein angehender Theolog braucht, der mit dem Hebräiſchen und Griechiſchen noch nicht vertraut genug iſt.“ Er lief, um die Bibel zu holen, während die beiden Andern ſich mit der Flaſche zu ſchaffen machten. Steuber brachte die Bibel, ſchlug auf, ſuchte und rief: „Da hat's der Evangeliſt Johannes mit deutlichen Worten in der Hochzeit zu Kana geſagt! Und da es an Wein gebrach, ſpricht die Mutter Jeſu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jeſus ſpricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Ferner hört den Matthäus im 12. Kapitel! Da er noch alſo zu dem Volke redete, ſiehe, da ſtanden ſeine Mutter und ſeine Brüder draußen, die wollten mit ihm reden. Da ſprach Einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder ſind draußen, und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und ſprach zu dem, der es ihm anſagte: Wer iſt meine Mutter und wer ſind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über ſeine Jünger und ſprach: Siehe da, das iſt meine Mutter und meine Brüder. Daſſelbe erzählt Marcus faſt mit den nämlichen Worten. Na, was bedarf's weiter Zeugniß? Wer etwas Großes in der Welt ausführen will, darf nicht an ſo kleinlichen Dingen hangen, wie Eltern und Verwandte.“

„Du haſt den Beweis herrlich geführt, Sohn!“ belobte ihn Blumenthal. „Und daß wir etwas Großes und Außerordentliches ausführen wollen und werden, ei! das leidet hoffentlich keinen Zweifel. Die Welt taugt von der Wurzel aus nichts, und ein neuer Reformator thut Noth ſowohl in religiöſer; als politiſcher Hinſicht. Ich fühle die ungeheure Kraft in mir, die Welt zu verbeſſern und umzugeſtalten. Es muß ſich endlich ein Mann aufwerfen, der dieſem ſchlaffen Treiben unſers Zeitalters ein Ende macht, und mit angeborener Kraft die überall ſchlummernden Kräfte weckt und zu einem Ganzen vereinigt. Ich weiß es, daß ich dieſer Mann bin; allein ich kann das Werk nicht allein vollbringen, ich muß ſolche brave Kerle zu Jüngern und Helfern haben, wie ihr ſeyd. Aber ich verlange auch wie Jener, von dem Steuber vorhin geſprochen, daß meine Jünger Alles verlaſſen und mir folgen.“

„Das wollen wir, Papa!“ raſete Steuber und Franke ſtimmte mit ein. Die Becher wurden geleert.

„Wir wollen die Welt verbeſſern, die arge Welt! Auf guten Fortgang des großen Werks!“ Und die Flaſchen wurden ſtatt der Gläſer angeſetzt und ausgetrunken ſo gut, wie dieſe.

„Ihr edlen Söhne,“ redete Blumenthal mit affectirter Feierlichkeit, „laßt uns einander auf das Innigſte verbinden und verſchwören! Man ſoll uns ferner nicht den Vorwurf machen, daß wir keine Blutsverwandte wären. Unſer Bund und unſre Verwandtſchaft ſollen die innigſten und unverbrüchlichſten ſeyn auf der Welt. Darum thue ich den Vorſchlag, wir trinken in dieſer heiligen Stunde unſer Blut.“

„Ha, großer Gedanke! Unſer Blut!“ lallte Steuber auf; „und ſchwören auf die Bibel, nicht von einander zu laſſen weder im Leben, noch im Tode.“

„So ſey's!“ jubelte Franke, und ergriff das Federmeſſer von ſeinem Schreibetiſche, verſetzte ſich einen Schnitt in die Hand und ließ das hervorquellende Blut in einen Becher rinnen. Kaum war er ſeiner Sinne noch ſo viel mächtig, die Wunde wieder zu verbinden. Die beiden Andern waren im wildeſten Rauſche unterdeſſen ſeinem Beiſpiele gefolgt, und die Hälfte des Glaſes war voll vom Blute der drei Jünglinge. Blumenthal goß Wein dazu und erhob es.

„Nein,“ ſprach Steuber mit ſchweren Zunge, „du gibſt Jedem den dritten Theil in ſein Glas!

Wir ſchwören zuerſt, die rechte Hand auf die Bibel, die linke auf's Herz; dann trinken wir alle drei auf ein Mal."

„So ſey's!" rief Franke, und das gemiſchte Blut wurde getheilt.

„So wahr uns Gott helfe zeitlich und ewiglich," begann Blumenthal mit ſchauerlich tiefer Stimme, „wir wollen zuſammen halten als die innigſten Blutsverwandten und Freunde in Leben und Tod. Nichts ſoll uns trennen!"

„Nichts ſoll uns trennen in Leben und Tod," brüllten alle drei im Chor, „ſo wahr uns Gott helfe zeitlich und ewiglich!" Ihre rechten Hände lagen auf dem Buche der Bücher.

„Darauf trinken wir unſer Blut und wollen fortan nur ſeyn wie ein einziger Mann!" fuhr Blumenthal fort.

„So wahr uns Gott helfe!" lallten alle drei und leerten die verhängnißvollen Becher.

Eine ſchauerliche Stille. In demſelben Augenblicke ſchlug die Uhr auf dem nahen Nicolai-Thurme Eins. Es war den drei Frevlern, als gewahrten ſie durch den Nebelſchleier des Rauſches hindurch die Stubenthüre ſich öffnen und irgend ein ſeltſames

Antlitz hereinſtarren. Doch eben vergingen ihnen die Sinne und bewußtlos ſtürzten ſie zu Boden.

In wüſten Morgenträumen lag Heinrich Franke, als ihn ſeine neuen Blutsverwandten aufjubelten. Wie ſie in die Betten gekommen, wußten ſie nicht. Heinrich fühlte ein drückendes Unbehagen. Das Bild ſeiner Eltern ſtand plötzlich wieder lebhaft in ſeiner Seele; alle ihre Ermahnungen bei'm Abſchied wurden friſch und lebendig, er glaubte Lina's Worte zu hören; und mit geheimen Vorwürfen erhob er ſich. Ein leichter Schauder durchrieſelte ihn bei dem Gedanken an das, was er in voriger Nacht gethan. Aber die ausgelaſſene Freude der Freunde ließ ihn gar nicht recht zur Beſinnung kommen. Das Entzücken über den Gewinnſt von geſtern Abend brach nun erſt recht laut hervor; ſie tanzten mit Tiſchen und Stühlen in der Stube herum, und riſſen Heinrich bald im Strome des Jubels unaufhaltſam mit fort. Steuber hatte ſchon wieder neuen Wein beſorgen laſſen; es wurde geſungen, gezecht und getobt, und die Freude wurde bald zur raſendſten Ausgelaſſenheit.

„Sohn, du biſt ein Glückskind!“ rief Blumenthal Heinrich zu; „du mußt etwas wagen und verſuchen. Sakrament! du kannſt dir Reichthümer erwerben am grünen Tiſche.“

„Solch Glück hat uns die ſchöne Böhmin gebracht!“ meinte Steuber. „Deshalb dächt' ich, wir machten ihr eine Viſite dieſen Morgen, um uns ſchön zu bedanken.“

„Wie iſt mir denn?“ ſagte Franke plötzlich ganz nachdenklich. „Habe ich denn nicht in voriger Nacht, als wir eben am luſtigſten waren, die Böhmin zur Thüre hereinſchauen ſehen?“

„Junge, du kannſt Recht haben,“ verſetzte Blumenthal. „Mir iſt's auch, als hätte ich ſie geſehen; aber ſie kam mir ganz abſcheulich alt und häßlich vor.“

„Narrenspoſſen!“ rief Steuber. „Ich habe ſie auch zur Thüre hereinglotzen ſehen; es wird aber wohl der Beſen geweſen ſeyn, und wir waren alle drei kapital beſoffen.“

„Wenn ich mir die ſeltſame Erſcheinung recht deutlich in's Gedächtniß zurückzurufen ſuche, ſo iſt mir, als hätte ſie große Ähnlichkeit von dem Bauernmädchen gehabt, von dem ich euch erzählt habe,“ ſagte Franke.

„Du biſt ein Faſelhans!“ ſchalt Steuber und zog ihn fort. Raſch trabten ſie um die Stadt dem Ranſtädter Steinweg zu. Die Böhmin ſchien ſie erwartet zu haben; denn durch einen ſehr eleganten Anzug hatte ſie ihre Reize noch mehr gehoben und war wirklich noch weit ſchöner, als am Tage vorher. Mit bezaubernder Anmuth empfing ſie ihre Verehrer, reichte jedem die kleine weiße Hand und durchbohrte ihn mit einem liebeglühenden Blicke.

„Ich fürchtete ſchon, Sie würden die arme Putzhändlerin in ihrem Stübchen vergeſſen haben,“ ſagte ſie ſcherzend.

„Sie ſind gewiß beſſer von Ihrer magnetiſchen Kraft überzeugt,“ erwiederte Blumenthal, „als daß Sie nicht wiſſen ſollten, wie das zieht.“

„Ei, Sie werden doch nicht eiſern ſeyn wollen? Mit eiſernen Männern möcht' ich nichts zu ſchaffen haben. Hab' ich immer die armen Ritterfrauen bedauert, die die eiſernen Herren um ſich herum ſpazieren ſehen und ihre ſtahlharten Liebesbezeugungen mit guter Miene hinnehmen mußten! Ich lobe mir das warme Fleiſch und Blut nnd will weder von eiſernen, noch hölzernen Männern etwas wiſſen.“

„Nun, wir ſind keins von Beiden; darauf können wir ſchwören!“ rief Heinrich und umſchlang das üppige Mädchen, ihr einen feurigen Kuß auf die Lippen drückend, den er brennend erwiedert fühlte. Wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, taumelte er auf den Stuhl zurück. Die Unterhaltung ging wieder in demſelben Tone fort, den ſie geſtern ſchon angenommen hatte, nur daß das Mädchen noch weit muthwilliger war und die Jünglinge durch Tändeln, Schäckern und Scherzreden noch wilder anfeuerte. Dieſe erfuhren nun auch von ihr, daß ſie Sibylle heiße und künftig in jeder Meſſe zwei Wochen lang dies Stübchen bewohnen werde.

Gegen Mittag forderte ſie ihre Geſellſchafter zu einem Gang in die Stadt auf. Ihren Arm reichte ſie Heinrichen; Blumenthal nahm den andern. Wohin ſie nur gingen, ruhten alle Männeraugen mit Wohlgefallen und Begierde auf ihr. Einige Geſchäfte waren in Zeit einer Stunde beſorgt. Hierauf bat Blumenthal die Schöne, mit ihnen im Hotel de Ruſſie zu ſpeiſen, und ſie ſchlug es nicht aus.

Ueber Tafel benahm ſich Sibylla mit dem größten Anſtand und einem ſo vornehmen Ernſt, daß ſie ein ganz andres Weſen, als vorhin, zu ſeyn ſchien. Die entzückten Herren ließen ſich ſehen und der beſte Wein des Hauſes ſchäumte in ihren Gläſern.

Nach der Tafel machten ſie einen Spaziergang um die Stadt, und auf Blumenthal's Vorſchlag ließen ſie ſich von einem Lohnkutſcher nach einem benachbarten Luſtort fahren, wo ſie den Nachmittag ſehr vergnügt und in dem frühern vertraulichen Ton ſich bewegend zubrachten.

Obgleich das reizende Mädchen gegen alle drei mit ihren Gunſtbezeugungen nicht karg war, ſo ſchien ſie doch den ſtämmigen Heinrich am meiſten auszuzeichnen. Und dieſer ward dadurch in einem immerwährenden Rauſche erhalten; bei jeder ihrer Berührungen durchzuckte es ihn ſiedend heiß, ja wenn ihr Hauch ihn anwehte, blieb er kaum ſeiner Sinne mächtig. Aber er war auch wie mit Zauberkräften an ihre Seite gebannt, und ſie wußte ſich immer etwas mit ihm zu ſchaffen zu machen.

In die Stadt zurückgekehrt, beſuchten ſie das Theater und nach Beendigung des Schauſpiels ließ ſich Sibylle von ihren Anbetern bis an ihre Wohnung begleiten, wo ſie ſie ſtreng verabſchiedete, aber zu einem Frühſtück auf den folgenden Tag einladete.

Das wonnedurchſtrömte Freundekleeblatt taumelte von da zur Pharaobank. Heinrich ſpielte mit abwechſelndem Glück; die andern beiden verloren meiſt. Bis lange nach Mitternacht zerquälten ſie ſich am runden Tiſche, aber ſie mußten doch endlich mit einigem Verluſte abziehen.

Erwartungsvoll ſchlugen ihre Herzen dem folgenden Morgen entgegen, und Jeder baute ſtill in ſeiner Bruſt ein Plänchen zur Befriedigung ſeiner Wünſche bei der reizenden Böhmin. Die Eitelkeit putzte Jeden auf die vortheilhafteſte Weiſe heraus und in ihren beſten Röcken wanderten ſie zu dem Wunderkinde. In ſchneeweißem Morgenanzuge hüpfte ihnen die Reizende munter entgegen und bewillkommte Jeden ungezwungen mit einem Kuſſe. Ihr Malaga und Madera floß wie Feuer durch die Adern und ſteigerte die Begeiſterung der jungen Helden bis auf den höchſten Grad. Blumenthal erklärte ihr, während ſie um den kleinen Tiſch ſaßen und ſich's vortrefflich ſchmecken ließen, unumwunden ſeine Liebe und deren heiße Wünſche; und da die Bahn einmal gebrochen war, ſo ſtürmten die Andern mit gleichen Äußerungen nach. Aber augenblicklich umwölkte ſich Sibylla's heitres Geſicht, und mit zürnendem Ernſte verwies ſie den Jünglingen ihr unbeſonnenes Begehren, und verbat ſich mit ſtrenger Höflichkeit ihre Beſuche, wenn ſie in keiner andern, als ſolch unlauterer Abſicht ſtatt finden ſollten. Als ſie ſich mit Würde über dieſen Punkt ausgeſprochen hatte, lenkte ſie leicht das Geſpräch auf andre Gegenſtände. Die ungebundene Heiterkeit hatte ſich jedoch verloren und wollte ſich auch nicht wieder einſtellen; im Widerſtreit der Gefühle begaben ſich die ſcheinbar abgekühlten Liebesritter mit dem Verſprechen hinweg, Sibylle Abends wieder in's Theater abzuholen. Steuber benutzte die von ihr gezeigte Strenge, um auf ſie loszuziehen; er ſchimpfte wacker, und ließ kein gutes Haar an ihr, in der Meinung, ſeine Freunde dadurch gegen ſie einzunehmen. Er hoffte dann allein Hahn im Korbe zu werden. Blumenthal durchſchauete ihn und gab, um ihn ſicher zu machen, manches Wort dazu, beſchloß aber bei ſich, das liebreizende Geſchöpf zu überraſchen und dann ſchon zu ſiegen. Es iſt ja natürlich, tröſtete er ſich, daß ſie mich in Beiſeyn der Andern nicht erhört; ſie iſt ja nicht ſo gemein. Solch ein Liebesverhältniß will zart und geheimnißvoll behandelt ſeyn; unter'm Schleier küßt ſich's am ſüßeſten. Heinrich wußte ſich von Sibylle'n am meiſten begünſtigt und gedachte deshalb ebenfalls einen Beſuch allein bei ihr zu machen. So gewiß war er ſeines Siegs', daß er, im Geiſt ſich glücklich träumend, laut aufjauchzte und Bocksſprünge machte.

Den übrigen Theil des Tags brachten ſie bei der Weinflaſche in öffentlichen Häuſern, den Abend im Theater neben Sibylle'n, und die Nacht am Pharaotiſche zu. Heinrich gewann wieder; auch die Andern, doch alle nur mäßig.

Am Montag Morgen kam Steuber auf Franke's Stube und ſagte: „Ich habe etwas mit meinem Bruder Emil zu ſprechen; du kannſt mich zu dem Obſcuranten begleiten, Franke. Wenn ich allein hingehe, ſo zank' ich mich in den erſten drei Minuten mit dem unverträglichen Bengel.“

„Ich will doch ſehen, ob ich euch nicht zu einigen Brüdern machen kann,“ verſetzte Franke und rüſtete ſich zum Gehen.

„Du weißt, was ich von der Blutsverwandtſchaft halte,“ ſagte Steuber; „darum unterlaſſ' das. Wir ſind Freunde und Brüder; Emil geht meinem Herzen nichts an.“

Sie traten in ein enges Dachſtübchen, deſſen Wände faſt durchaus mit Büchern und Charten tapezieret waren. In einem Folianten ſtudirend, neben ſich eine ausgebreitete Landcharte, ſaß Emil Steuber.

Sein ſanftes Auge ſtrahlte von innerer wahrer Freude, die ihm die Wiſſenſchaft bereitete; über ſein ganzes Weſen war edle Ruhe ausgegoſſen. Mit freundlicher Anmuth erhob er ſich und reichte den Eintretenden liebreich zum Willkommen die Hand.

Heinrich Franke fühlte ſich unwillkührlich von dem ſchönen Jünglinge angezogen, aber zugleich auch tief durch den Gedanken beſchämt, wie ſehr verſchieden ſein Weg von dem des fleißigen Emil ſey. Ihm fielen wieder Vater, Mutter, Schweſter und Lina ein; dann dachte er: wenn die Collegia erſt angehen, willſt du recht fleißig ſeyn.

Mit rauhen, dürren Worten brachte Karl vor, was ihn in die ſtille Wohnung ſeines Bruders geführt; Emil befriedigte ihn ſogleich dienſtwillig, deutete aber mit einigen ſchonenden Worten auf Karl's zügelloſes Leben hin.

„Stimmſt du ſchon wieder die alte Leier an?“ rief Karl hitzig. „Ich wiederhole dir nicht noch zehn Mal, daß du weder mein Herr, noch mein Hofmeiſter biſt.“

„Wie du mich doch immer mit Fleiß unrecht verſtehen willſt, um mich tief zu kränken,“ erwiederte Emil ſanft, und eine Thräne perlte in ſeinem geiſtvollen blauen Auge.

„Stets und auch jetzt habe ich dich nur gebeten, freundlich, brüderlich gebeten, du möchteſt dich doch mehr mit den Wiſſenſchaften befreunden, möchteſt dich nur beſtreben, den hohen Genuß, den ſie gewähren, kennen zu lernen, möchteſt nur einmal ihren Kern koſten und nicht ſtets an der Schaale herum nagen; denn ich bin überzeugt, hätteſt du einmal ihre Herrlichkeiten geſchmeckt, du würdeſt niemals mehr von der göttlichen laſſen. Ich wünſchte ja nie, daß du allen Lebensfreuden entſagen möchteſt, für die deine Natur mehr geſchaffen iſt, als die meinige; ich bat nur, du möchteſt deine Zeit eintheilen und ſtellte dir vor, daß du bei deinen ſchönen Fähigkeiten dann ſtets gute Fortſchritte machen würdeſt. Wie du aber lebſt, kannſt du durchaus nichts lernen. Willſt du denn nun nie einſehen, wie gut ich's mit dir meine?“

„Es iſt gerade, als wenn ich die Mutter ſprechen hörte!“ verſetzte Karl mit Hohnlachen. „Du biſt ihr wahres Echo, Brüderchen! und ich glaube, du haſt die Sucht, Moral zu predigen mit ihrer Milch eingeſogen. Disputire nur bald pro facultate legendi, und ſchlage Moral an; du wirſt's im Kurzen zum Professor ordinarius bringen.

„Meiner magſt du ſpotten,“ erwiederte Emil ſeufzend; „aber nie hätte ich geglaubt, daß dein harter, ungezogener Spott auch die edle hochvortreffliche Frau nicht verſchone, die dich undankbaren Menſchen unter dem Herzen getragen, wie mich, die uns beiden die Lehren der Weisheit und Tugend früh in's Herz geſäet. Aber bei dir ſäete der Teufel über Nacht ſein Unkraut darunter, und das iſt emporgeſchoſſen und hat die gute Saat erſtickt. Ich habe dich immer nur für einen leichtſinnigen Menſchen gehalten; jetzt zwingſt du mich mit den niedrig herzloſen Worten, die du eben geſprochen, dich auch für ſchlecht zu halten. Ich ſehe mit dem tiefſten Schmerz, daß alle Bitten und Ermahnungen bei dir vergebens ſind, und möchte blutige Thränen über dich weinen.“

„Du haſt dies Mal vollkommen recht Bruderherz!“ lachte Karl. „Incommodire dich auch ferner nicht, wenn ich unterthänig bitten darf. Werde du hinter deinen Büchern grau und krieche zuſammen wie eine Raupe; doch bedenke dabei das goldene Sprüchlein:

Eines ſchickt ſich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe!
Sehe Jeder, wo er bleibe!"

„Du vergißt den letzten Vers, Bruder! und den geb' ich dir zu bedenken," erwiederte Emil und recitirte mit Nachdruck: „Und wer ſteht, daß er nicht falle." Hierauf wandte er ſich mit einem tiefſchmerzlichen Zug im Geſichte zu Franke'n: „Werden Sie Theologie ſtudieren?"

„Ich habe es Willens," antwortete dieſer.

„Wenn ich Ihnen in irgend etwas nützlich werden kann, ſo rechnen Sie auf mich. Ich arbeite ſeit drei Jahren in dieſem Fache, und bin in den Elementarkenntniſſen deſſelben etwas bewandert. Ich ſtehe zu Dienſten mit allem, was ich weiß. Auch erfreue ich mich des Umgangs der hieſigen Profeſſoren und könnte Sie bei manchem einführen und Ihnen hinſichtlich der Collegia, der Benutzung der öffentlichen und Privatbibliotheken einen kleinen Vortheil verſchaffen. Haben Sie ſich ſchon bei dem Einen und dem Andern gemeldet und die erſten Collegia belegt?"

„Noch gar nichts habe ich gethan," verſetzte Franke betroffen.

„Dann thue ich Ihnen vielleicht einen Gefallen, wenn ich Ihnen einen Studienplan vorlege und Ihnen diejenigen Vorleſungen, welche ſie zuerſt zu beſuchen haben, bezeichne. Auch will ich ſodann recht gern mit Ihnen zu allen Lehrern der Theologie gehen, um Sie dort vorzuſtellen. Dem Namen meines Vaters verdanke ich ihrer aller Bekanntſchaft.

„Sie werden mich allerdings durch dieſe Gefälligkeiten ſehr verbinden und zu Ihrem Schuldner machen," erwiederte Franke immer beſchämter.

„Nun ſo will ich morgen zu Ihnen kommen, um Sie umherzuführen," ſprach der Gutmüthige und reichte dem von Gewiſſensbiſſen gepeinigten Heinrich die Hand. Karl aber, der unterdeß ſingend und pfeifend im Zimmer auf und ab gelaufen war und oft mit ungeſtümen Worten zum Aufbruch gemahnt hatte, zog Franke jetzt ſchier mit Gewalt zur Thüre hinaus.

Der fleißige junge Mann, der ſich ihm ſo wohlwollend gezeigt, hatte einen von ſehr gemiſchten Empfindungen begleiteten Eindruck auf Heinrich gemacht. Er überhäufte ſich ernſtlicher, als je, mit Vorwürfen, daß er, ſo weit entfernt von dem geiſtig ruhigen Leben, das in ſtiller Forſchung auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft allein Glück und gewiß ein dauerndes Glück findet, auf dem wilden Meere der Leidenſchaft umhertreibe und in eitler Luſt ſeine Tage erſäufe. Wohl hatte er immer eine Ahnung jener höhern geiſtigen Wonne gehabt; jetzt erwachte die Sehnſucht nach ihr recht lebendig und ſtark in ihm, unterſtützt von der Erinnerung an die Pflichten, die er ſich, den Ältern, den Geſchwiſtern und der Geliebten ſchuldig war. Wie mahnende Worte klang es in ſeiner Bruſt, ſich an den edlen Emil anzuſchließen und unter ſeiner Leitung die Bahn zu verfolgen, die ihn zum Frieden mit ſich ſelbſt und zum wahren Glücke führen ſollte. Stumm und in ſich gekehrt ging er neben dem auf den Bruder ſchimpfenden Karl her; aber leider hatte er die Kraft nicht, ſich dieſem entgegen zu ſtellen und Emil zu vertheidigen. Inzwiſchen war heute nichts mit ihm anzufangen, und Karl mochte ſchütteln, wie er wollte, Heinrich fing zu Hauſe an, ſeine Bücher zu ordnen, Hefte zu machen und ſonſtigen Effekten einen beſtimmten Platz in Büreau und

Stube anzuweiſen. Der unruhige Steuber konnte dies Treiben ſeines Freundes nicht mit anſehen und ging, um den Papa aufzuſuchen.

Franke fand ſo manches theuere Andenken an die geliebte Lina, bald eine ſchöne glänzende Haarlocke, bald ein Päckchen Briefe, die ſie ihm einſt geſchrieben, als ſie einige Monate bei einer Tante auf einem entfernten Landgute zugebracht hatte, und endlich ein kleines Käſtchen von rothem Saffian, worin der ſchöne goldne Ring lag, den ſie ihm vor einigen Wochen mit der Bitte geſchenkt, ihn nicht eher als auf der Univerſität zu tragen.

„Du ſollſt mir ein Talisman ſeyn!“ rief er überraſcht und ſteckte den hellglänzenden Reif an den Finger, beſah ihn mit innigem Wohlgefallen und faßte immer mehr gute Vorſätze bei ſeinem Anblick. Mit zufriedenem Blick ſah er bald auf die wohlgeordneten Materialien ſeines künftigen Fleißes hin; nun ergriff er die Feder, um all' den lieben Angehörigen ſeine Ankunft zu melden und Linen den zärtlichſten Brief zu ſchreiben. An die Erledigung dieſer Pflicht hatte er bis jetzt nicht ohne ein heimliches Grauſen denken können; jetzt konnte er doch ruhig das Papier füllen. Heiter und froh war ihm unter dieſen ſtillen Beſchäftigungen der Nachmittag vergangen, und kein beunruhigender Gedanke weder an die Böhmin, noch an die neuen Freunde war in ſeiner Seele aufgeſtiegen. — Als er die Briefe ſelbſt auf die Poſt trug, lächelte ihn der Abend ſo mild und freundlich an; alle Büſche grünten und unzählige Spaziergänger wogten um die Stadt. Es zog ihn in die Menge und er wurde von ihr fortgetrieben, ergötzt von der mannichfachſten Abwechslung. Der Jüngling hatte ſich im Anſchaun der verſchiedenen Menſchen im Gewühle ſchier ſelbſt vergeſſen, als er plötzlich die böhmiſche Putzhändlerin mit allen Reizen, die die Natur und eine kunſtfertige Hand einem weiblichen Weſen verleihen können, vor ſich ſtehen ſah.

Es überbrühete ihn ſiedend heiß bei ihrem Anblick; es durchzuckte ihn elektriſch, als er ihre Hand unwillkührlich ergriff.

„Sie gehen doch mit mir?“ flötete ſie mit unwiderſtehlicher Freundlichkeit, und ihre Augen lachten ſo verführeriſch und ſtrahlten ſo ſehnſüchtig, daß Franke ihre Blicke im Mark ſeiner Gebeine brennen zu fühlen glaubte. Schon hatte er ihren dargebotenen Arm gefaßt, ſchon ſich umgekehrt und ſtammelte viel von ſeinem Glücke und ihrer beſondern Gunſt. Mehrmals verſagte ihm die Stimme vor der ſüßen Angſt ſinnlicher Begierde, die in ihm auftobte und deren wonneſchauerige Befriedigung ihm ſo nahe winkte. Sie aber koſete ſo zärtlich, erklärte ſo ungebunden warm, daß ſie ihn lieber ſähe, als ſeine beiden Freunde, und riß mit ſolchem Sirenengeſang den leicht entzündbaren Jüngling zum tollſten Taumel aufgeregter Leidenſchaft hin. Wie ein Erdbrand tobte es in ſeiner Bruſt, und die verderbliche Lava ſuchte ſich vergebens einen Ausweg. Seine Hand hielt die ihrige krampfhaft umſchlungen; wie ein Wahnſinniger ſtarrte er ihr in die funkelnden ſchwarzen Augenſterne, als wollte er ſich in das Gluthmeer derſelben verſenken, um das der eignen Bruſt darin zu löſchen.

„Sie haben heute einen ſehr ſchönen Ring am Finger,“ ſagte Sibylle, ohne jedoch weder Hand, noch Ring anzuſehen. „Sie trugen ihn noch nicht, und haben ſich alſo, wie es ſcheint, heute verlobt. Und das muß ich erſt bemerken, ſeit ich ſchwach genug geweſen bin, Ihnen zu geſtehen, wie gewogen und ergeben Ihnen mein ſchwaches Mädchenherz iſt!“

„O, den Ring habe ich ſchon lange!“ entgegnete Franke nicht ohne Verlegenheit, die er aber unter der Maske des Leichtſinns zu verſtecken ſuchte; „er iſt von einer alten Bekannten, von einer Jugendfreundin.“

„Und Braut?“ hängte Sibylla an ſeine gleichgültig thuenden Worte.

Da erfaſſte den Jüngling der Geiſt der Lüge, und mit böſer Frechheit, die Stimme ſeiner Bruſt erſtickend, verläugnete er die taubenſanfte, ihm treu ergebene Lina.

„Was, Braut!“ rief er; „ich habe keine Braut. Frei, wie der Vogel in der Luft, muß der Burſche ſeyn; und das war ich zeither, bis ich mit einem Flügellein an der ſüßen Fangruthe hängen blieb, die über den wunderherrlichen Augen eines gewiſſen böhmiſchen Mädchens aufgeſteckt iſt. Ja, Sibylla, — geſteh' ich's nur — ich habe meine Freiheit an Sie verloren. Wer auch wollte ungeſtraft zu tief in ſolche Augen ſehen, die in jedem Blicke Liebe und Genuß verkünden? Sie werden meine Ergebenheit doch nicht unbelohnt laſſen?“

„Wenn Ergebenheit ein Verdienſt iſt, muß es ſeinen Lohn haben. Denn kein Verdienſt darf unbelohnt bleiben. Dieſen ſtreitigen Punkt laſſen Sie uns dieſen Abend bei einer Taſſe Thee auf meiner Stube in's Reine bringen.

Da ſchlang er ſeinen Arm um ſie. Die Nacht hatte ihren Schleier über ſie geworfen. Sie ſtanden gerade dem Ranſtädter Steinweg gegenüber.

„Du biſt zu kühn, lieber Junge!" liſpelte ſie ihm in's Ohr, das nahe an ihrem Munde lag; denn von unausſprechlichen Gefühlen überwältigt, war ſein Kopf auf ihren wogenden Buſen herabgeſunken. Und fort zog ſie ihn über die Brücke nach ihrer Wohnung.

Hier war Alles ſo lockend rein und ſchön aufgeputzt, das Bettchen blüthenweiß überzogen, der Tiſch gedeckt und mit Blumenſtöcken beſetzt, und durch das geöffnete Fenſter quellen die Frühlingsdüfte der Blumen des nahen Roſenthals.

Sibylla trug Backwerk und zwei Weinflaſchen auf; bald prangten zwei herrliche, geſchliffene böhmiſche Glasbecher auf dem Tiſche und wurden mit dem flüſſigen Feuer des Weins gefüllt. Sie ſtießen an; ſie tranken. Auge glühte im Auge; ſie verſchlangen ſich mit lebensheißen Blicken. Heinrichen wollte die Bruſt zerſpringen. Er glaubte die in ihm tobende Gluth mit Wein kühlen zu können; er fachte ſie nur noch höher an. Endlich raſete er und ſchlang ſeine Arme wild um ihren üppigen Leib. Sie wehrte ihn ab, und er ſtöhnte: „Sei nicht grauſam und erhöre mich!“

Sie wich zurück, deutete auf ſeine rechte Hand und ſagte: „Gib mir den Ring und ich bin dein.“

Da tauchte Lina's bleiches Bild in Heinrich's Seele, wehmüthig blickend, auf; aber es konnte ſich nicht in den Vordergrund derſelben ringen. Die Gewalt des gefährlichen Augenblicks und der Geiſt des Weins, der ſeine Sinne in wüthende Aufregung gebracht hatte, ſiegten über ihn; er riß den Ring vom Finger und reichte ihn der Böhmin, die gierig darnach griff und ihn an ihren Finger ſteckte. Dann hob ſie ihr Weinglas auf und ſagte: „Auf Lieb' und Treue bis in den Tod!“

In wilder Haſt ergriff er ſein Glas und ſtieß es mit ſolcher Kraft wider das ihrige, daß beide in Stücke zerſprangen. Raſch wollte er den Reſt des Weins aus dem ſeinigen noch ſchlürfen, ſchnitt ſich aber mit der ſcharfen Spitze der Scherbe die Unterlippe auf, daß das Blut heftig hervorſchoß und in die geleerte Scherbe träufelte. Sibylla lachte dazu ganz ſeltſam und ihre ſchwarzen Augen glühten mit unheimlichen Blitzen auf des Jünglings Blut hin. Schnell holte ſie ein Fläſchchen mit Balſam herbei, beſtrich die Wunde, und das Blut ſtillte ſich. Nun aber wollte der Tobende ſie wieder mit beiden Armen umſchlingen; aber ſie drängte ihn mit mehr als weiblicher Kraft zurück und ſagte: „Verſprich mir zuvor ſchriftlich, daß du heute über's Jahr mein ehelich Gemahl ſeyn willſt. Dann will ich mich dir ganz ergeben. Eher aber erlangſt du durchaus nichts von mir.“ Damit ſchob ſie ihm einen Bogen Papier und eine Feder hin. Heinrich war in dieſem Augenblicke zu Allem fähig; denn die gräßlichſte Leidenſchaft durchwüthete ihn. Ohne ſich zu beſinnen, griff er zu der Feder und rief: „Wo iſt die Dinte?“

„Ach, wie abſcheulich!“ ſagte Sibylla; „nun iſt gerade die Dinte in meinem Dintenfäßchen ganz vertrocknet. Was fangen wir nur ſchnell an?“ Sieh' doch! da haben wir ja in der Scherbe die ſchönſte rothe Dinte. Die thut uns jetzt die beſten Dienſte.“ Sie nahm während dieſer Worte die Feder aus ſeiner Hand, tauchte ſie in ſein Blut und reichte ſie ihm hin. Er ſchrieb raſch, daß er ihr gelobe, ſie binnen Jahr und Tag zu heirathen. So wie er ſeinen Namen unterzeichnet hatte, riß ſie ihm das Papier weg und verſchloß es in einem Wandſchranke, holte ein ſchmales Reiflein heraus, ſteckte es ihm an den Finger mit den Worten: „So biſt Du nun mein verlobter Bräutigam und es iſt eben ſo gut, als wenn uns ein Prieſter ſchon verbunden hätte.“ Drauf verſchloß ſie die Thüre. Heinrich umarmte ſie liebeglühend. Sie verwehrte ihm nichts. Erſt als der Frühlingsmorgen ſeine hellen Augen aufthat, ſchlich er noch wie ein Träumender ſeiner Wohnung zu.

Erſt gegen Abend taumelte Franke aus einem bleiſchweren Schlafe empor. Wüſte, entſetzliche Träume waren während deſſelben durch ſeinen Kopf gezogen, ungeheure Schreckensgeſtalten hatten ihn angegrinſt und die Erinnerung an ſie erfüllte ihn mit Schaudern. Aber dieſe Erinnerung führte eine noch weit gräßlichere in ſeiner Seele herauf: die an die Sünde des verwichenen Abends, an die Übelthaten der vergangenen Nacht; und die Schauder wurden zum Verzweiflungsſturm. Er vermißte Lina's Ring an ſeiner Hand und ſah dafür den der Böhmin; und der Sturm wurde zum Orkan. Ein wilder Schrei entfuhr unwillkührlich ſeinem verzerrten Munde und erinnerte an die furchtbaren Mächte des Wahnſinns, die in ſolchen Augenblicken unſichtbar über dem Haupte des Unglücklichen ſchweben. Die Qualen der Reue kamen über ihn und zerfleiſchten ihm das Herz mit ihren grimmigen Geißelhieben. Aus dem Chaos ſeiner wüthend ſchmerzlichen Empfindungen rang ſich endlich der Gedanke zur Klarheit: Alles daran zu ſetzen, Lina's Ring und die verhängnißvolle Verſchreibung von der Böhmin wieder zu erlangen. Und als er dies klar gedacht, raffte er ſich auf und rannte durch die nachterfüllten Straßen dem Ranſtädter Steinwege zu. Im Hofe des Hauſes, wo Sibylla wohnte, angelangt, ſah er Licht in ihrem Zimmer, ſtürmte wie ein Raſender die Treppe hinauf und pochte mit wilder Heftigkeit an die Thüre, als er dieſe verſchloſſen fand. Die Heftigkeit ſteigerte ſich zur Wuth, als nicht geöffnet wurde; und aller Überlegung baar, und allein von dem unklaren Gedanken durchzuckt: es wäre wohl gut, wenn die Böhmin nicht zu Hauſe ſey, dann könne er ihr die Schrift und vielleicht auch den Ring aus dem Schranke rauben, wohin ſie Beides verſchloſſen, drückte er mit der in ſeinem Zuſtande auf's Höchſte geſteigerten phyſiſchen Jünglingskraft die Thüre aus dem Schloſſe, daß ſie weit aufſprang und das Eiſenwerk klirrend zur Erde fiel.

Mit funkelnden, ſtarr auf den Glasſchrank gehefteten Augen ſtand er in der Stube; da regte ſich etwas auf dem Bette und zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ein uraltes, über alle Beſchreibung häßliches Weib erhob ſich keuchend und mit Mühe und fragte mit ſchwacher, huſtelnder Stimme, wer ſie auf eine ſo unerhört gewaltſame Weiſe in ihrer Ruhe ſtöre.

„Wo iſt Sibylla?“ rief Heinrich ſtatt der Antwort und zurückſchaudernd vor dem entſetzlichen Scheuſal.

„Sie iſt nicht zu Hauſe,“ verſetzte die Alte. „Dienstags und Freitags Abends hat ſie Geſchäfte und heute iſt Dienstag. Kommen Sie morgen, wenn Sie mit ihr zu ſprechen haben,“ keuchte die Alte.

„Wo iſt ſie? Ich muß ſie aufſuchen, ich muß ſie ſprechen!“ raſete Heinrich.

„Es geht nicht, junger Menſch!“ lachte die Alte mit heiſerer Stimme, deren Ton dem Jüngling durch Mark und Bein drang. „Und nun fort von hier, oder ich rufe den Hausmann und laſſe den Ungeſtümen, der die Thüre erbrochen, hinaus bringen.“

„Franke aber ergriff die Lampe, und leuchtete in den offenen Glasſchrank. Kein Geſchrift, keinen Ring fand er dort, wohl aber die Scherbe mit ſeinem Blute. Er ſchauderte davor zurück und die Alte trieb ihn mit ihrem ſcheußlichen Lachen aus dem Zimmer. Er irrte durch die Straßen, ſein Kopf brannte fieberiſch; die Kühle der Nachtluft konnte die Hitze nicht bändigen.

Spät in der Nacht kam er nach Hauſe, todtmatt und von eiſigem Froſte geſchüttelt. Kaum umhüllte das Bett ſeine Glieder, als ihm das Bewußtſeyn verging. Eine hitzige Krankheit ſchlug ihre glühenden Fittige über ſeinem Haupte zuſammen und ſchüttete Funken auf ihn herab.

Erſt eine ganze Woche ſpäter erkannte Heinrich Franke die beiden an ſeinem Bette ſitzenden Freunde wieder. Ihm war's, als erwache er den Morgen nach dem mißlungenen Verſuch, ſich wieder in Beſitz ſeines Rings und der unglücklichen Verſchreibung zu ſetzen; die ſeit jenem Abende und dieſem Tage verſtrichene Zeit war für ihn nicht geweſen. Aber in demſelben Augenblick, wo das Bewußtſeyn wieder bei ihm eintrat, kam auch das heftigſte Verlangen in Begleitung von namenloſer Angſt über ihn, den Ring und das Papier zu beſitzen. Mit ſchwacher Stimme beſtrebte er ſich, dem Papa Blumenthal ſein Abenteuer mit der Böhmin mitzutheilen und denſelben aufzufordern, daß er ſich ſogleich nach Sibyllens Wohnung begeben und die beiden verlangten Gegenſtände unverzüglich und durch jegliche Mittel herauspreſſen ſolle.

Blumenthal ließ den Kranken aber nicht ganz ausreden, ſondern rief lachend: „Liebes Söhnlein, um dieſe Betteleien kümmre dich keinen Augenblick! Zu deiner Beruhigung ſollſt du erfahren, daß die kleine Hexe von mir eine Handſchrift gleichen Inhalts erhalten hat.“

„Nun, da der Papa offenherzig bekennt,“ ſagte Steuber, „ſo darf der Sohn auch nichts verſchweigen. Um zum ſchönen Ziele zu gelangen, das ihr beide ſo gut erſtrebt habt, wie ich, gab ich ihr eine kleine Verſchreibung, ſie binnen Jahr und Tag zu heirathen, ſo gut wie ihr. Seht, ich trage eben ſolch einen Ring von ihr am Finger, wie ihr.“

„Sonderbar!“ lispelte Franke. „Ich weiß gewiß, ich habe mich geſtern Abend dieſes Ringleins entledigt und es mit Abſcheu von mir geworfen; wie kommt er nur wieder an meinen Finger?"

„Sprich doch nur nicht von geſtern Abend, Sohn!" rief Blumenthal; „du liegſt ſeit acht Tagen im Bette und die Böhmin iſt ſchon geſtern früh abgereiſt und hat unſere Verſchreibungen mitgenommen. Nun, alle drei können wir ſie nicht heirathen; das ſiehſt du doch trotz deines ſchwachen Kopfes ein, Sohn Heinrich. Soll ein Opfer fallen, ſo wird es euer Papa ſeyn, ihr Schlingel. Und in der That, ich bin gar nicht abgeneigt, ihr mein Wort zu halten. Daß ſie euch ein Bischen lieb gehabt hat, daraus mach' ich mir gar nichts; ihr ſeyd meine Söhne, Freunde und Blutsverwandte. Daß ſie beträchtliche Batzen hat, davon hab' ich mich überzeugt, und ich geſteh' es euch, ſie hat mich in den Stand geſetzt, noch ein halbes Jahr in beſten Umſtänden bei euch zu bleiben. Alſo, Sohn Franke, laß' dir keine grauen Haare wachſen. Ich entbinde dich deines Heiraths-Verſprechens, und ſo einen Bettelsring, wie der deinige war, laſſen wir machen — er ſoll gerade ſo ausſehen und von dem deinigen nicht zu unterſcheiden ſeyn. Ich bezahl' ihn, er mag koſten, was er will. Heirathe du deine ſanfte, unſchuldige Lina in deinem Krähwinkel, wenn du in einem halben Jahrhundert ein Mal ſo glücklich biſt, ein elendes Paſtordienſtchen zu erſchnappen; ich werde mit meiner Sibylla und ihren Geldern nach Wien gehen und dort eine meinen Talenten angemeſſene Rolle ſpielen."

Heinrich's Bruſt hob ſich leichter.

„Ich gönne dir dein Glück von Herzen, Papa," ſpöttelte Steuber, „und daß du den Sieg über uns davon getragen haſt, iſt mir beſonders angenehm. Übrigens kann ich dich verſichern, daß mir Sibylla ebenfalls bedeutende Summen angeboten und mir ihre Adreſſe gegeben hat, um mich ihrer goldnen Hülfe bedienen zu können, ſobald ich derſelben bedürfe. Sie hat mir verſprochen, mit mir nach Paris zu gehen, mich adeln zu laſſen und dergleichen mehr, und ich habe ſie in dem Wahne gelaſſen, als ſey es mir mit meinem Eheverlöbniß ein Ernſt geweſen, obgleich ich im Stillen ſtets darüber gelacht habe."

„Du biſt ein Schuft," fuhr Blumenthal auf, „daß du nach meiner eben abgegebenen Erklärung noch ſo etwas ſagen kannſt. Weißt du auch, daß du meine Braut läſterſt, und ich werde das nicht von dir leiden.“

„Ich kann unmöglich glauben, daß es wirklich dein Ernſt iſt, eine ſolche Metze zu heirathen,“ rief Steuber aufgebracht.

„Für dieſes Wort biſt du gefordert,“ verſetzte Blumenthal ruhig.

„Ich ſtehe zu Dienſten,“ verſetzte der Andre pikirt. „Wir können es morgen auf meiner Stube abmachen.“

„Punkt Sechs bin ich mit Waffen und Sekundanten da.“

Franke wollte dazwiſchen reden, wurde aber nicht gehört. Gleich ihm ließ auch ein Hund unter dem Tiſche ſich murrend vernehmen. Als nun die beiden Blutsverwandten nichts mehr mit einander zu reden hatten, fragte Franke:

„Was iſt denn für ein Hund in der Stube?“

„Er gehört mir,“ ſagte Blumenthal, „und iſt ein Geſchenk von Sibyllen.“

„Von Sibyllen?“ fragte der Kranke verwundert; „ich habe doch keinen Hund bei ihr bemerkt.“

„Er lag angebunden in einem Stalle. Als ſie abreiſte, lief er neben dem Wagen her und als ich von ihr ſchied, machte ſie mir ein Geſchenk mit dem ſchönen Vieh. Komm her, Tiger, zeige dich!“

Der Hund ſtand auf, ein großes ſchönes Thier, und ſtreckte ſich gähnend; dann legte er die Vorderpfoten auf das Bett und ſah Franke'n unverwandt in's Geſicht.

„Der Hund hat unheimliche Augen für mich,“ bemerkte Heinrich endlich, „und je länger er mich anſieht, deſto bänger wird mir. Entferne ihn, Blumenthal!“

„Ich will mich mit ihm entfernen,“ verſetzte dieſer; „ich muß das Nöthige auf morgen früh beſorgen.“

„Wollt ihr euch denn nicht wieder verſöhnen?“ flüſterte Franke.

„Wenn Sohn Steuber meine Braut für das honnetſte Frauenzimmer erklärt.“

„Ei, ich wäre ja werth, von allen ehrlichen Kerlen angeſpuckt zu werden, wenn ich ſolch' erbärmliche Lüge machte, um von der Klinge zu kommen.“

„So bleibt's dabei!“

„In's Teufels Namen!“

Des Hundes Augen leuchteten wie Kohlen; in wilden Sätzen ſprang er aus der Thüre und Blumenthal folgte.

„Unſer Papa iſt ſeit einigen Tagen miſerabel langweilig geworden,“ klagte Steuber, nachdem er ſeinen Stuhl dem Bette näher gebracht hatte. „Die böhmiſche Nymphe hat ihn ganz verwandelt. Nun, wahr iſt's, ſie konnte Einem den Kopf verrücken, das hab' ich ſo gut erfahren, wie du. Aber es iſt mir etwas höchſt Merkwürdiges mit ihr paſſirt, und von dem Augenblick an war's mit der Leidenſchaft aus.“

„Und was war das?“ fragte Franke.

„Ich war ganz verſeſſen auf ſie, und hatte die Nacht vom Donnerstag bis zum Freitag bei ihr zugebracht; aber unerſättlich in ihrem bezaubernden Umgange verlangte ich mit ſtürmiſcher Heftigkeit auch den Freitag bei ihr zu verleben, was ſie mir aber ſo beſtimmt und kalt abſchlug, daß ich in Harniſch gerieth. Als ich nicht weichen wollte, wurde ſie heftig und beleidigte mich. Aufgebracht über dieſe Behandlung, verließ ich ihr Zimmer, verfügte mich aber ſogleich zum Hausmann und gewann denſelben mit einem Stück Geld, daß er mich den Tag über in einem Stalle zubringen ließ, von wo aus ich die Thüre zu Sibyllens Wohnung und auch ihre Fenſter überſehen konnte. Ich bildete mir nämlich ſteif und feſt ein, dieſer Tag ſey einem von euch oder einem andern glücklichen Nebenbuhler beſtimmt, und die wüthendſte Eiferſucht flackerte in meiner Bruſt. Ich ließ den ganzen Tag über weder Thüre noch Fenſter aus den Augen und lebte von einigen Semmeln, die mir der Hauswirth beſorgt hatte. Aber ich ſah und hörte nichts Verdächtiges, bis ich gegen Abend eine abgemagerte Hand am Fenſter erblickte, welche die Rouleaux herabzog. Wem dieſe Hand angehören möchte, war mir unbegreiflich; denn Sibylla's Thüre war den ganzen Tag über nicht ein Mal geöffnet worden und am wenigſten war eine Alte über den Hof nach der Treppe gegangen, das wußte ich ganz gewiß. Inzwiſchen ſteigerte dieſer ſonderbare Umſtand meine Neugierde bis zur unwiderſtehlichen Gewalt, und als es völlig dunkel geworden war und ich einen matten Lichtſchein in Sibylla's Zimmer gewahrte, verſchaffte ich mir eine Leiter und war bald am Fenſter. Aber durch den Vorhang des Rouleau konnte ich nichts erkennen; ich beſann mich nicht lange, ſchlug die größte Glasſcheibe ein und ſteckte raſch

Arm und Kopf durch die Oeffnung, riß das Rouleau hinweg und blickte neugierig im Zimmer umher. Da vernahm ich vom Bette her einen Laut der Ueberraſchung. Meine Augen richteten ſich dahin; aber vor Schrecken wär' ich faſt von der Leiter gefallen. Ein uraltes Weib, ein Scheuſal von Häßlichkeit, humpelte ſich mühſam empor und fragte keuchend, was es gäbe. „Wo iſt Sibylla, die Bewohnerin dieſes Zimmers?“ rief ich, empört über den unerwarteten Anblick. „In Geſchäften ausgegangen,“ tönte es widrig aus dem zahnloſen Munde hervor. „Alte, du lügſt!“ rief ich; „ſie müßte denn durch die Lüfte davon geflogen ſeyn.“ „Störe mich nicht in meiner Ruhe, junger Mann! Sibylla iſt nicht hier, und nun geh' deiner Wege,“ keuchte ſie, und ich glaubte in dem Tone ihrer Stimme viel Angſt zu erkennen. Da ich die Alte nun noch niemals auf Sibylla's Zimmer und dieſen Tag nicht über den Hof nach der Thüre gehen geſeh'n hatte, ſo war ich doch neugierig zu erfahren, wie dieſelbe plötzlich hierher gekommen ſey, und fragte ſie, wer ſie ſey. Sie antwortete mir Anfangs nicht; endlich, als ich dringend wurde, berichtete ſie mürriſch und kurz: ſie ſey Sibylla's Mutter. Dies kam mir ſehr unwahrſcheinlich vor; doch begnügte ich mich damit, ſtieg herab und erkundigte mich bei dem Hausmanne: ob denn die ſchöne Böhmin allein oder mit ihrer alten Mutter das Zimmerchen bewohne. Der Mann behauptete aber ſteif und feſt, die böhmiſche Putzmamſell ſey allein gekommen und er habe bis dieſen Augenblick auch noch keine Alte bei ihr geſehen. Nun kam mir die Sache ſehr bedenklich vor; wunderliche Gedanken ſtiegen mir durch den Kopf, ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen und manch Mal überlief mich ein Schauder. Am Sonnabend früh, als ich ausgeſchlafen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich zu Sibylle'n zu verfügen. Sie war im reizendſten Negligée. Ich machte ihr Vorwürfe, daß ſie mir nichts von ihrer Mutter geſagt; allein ſie lachte und meinte — jedoch, wie es mir ſchien, ziemlich verlegen — die Alte ſey die Mutter ihrer Aufwärterin geweſen, welche während ihrer Abweſenheit das Zimmer gehütet, ich würde die grämliche Frau wohl falſch verſtanden haben, oder ſie hätte ſich einen Scherz mit mir erlaubt. Ich weiß nicht, welch ein höchſt ſonderbares Gefühl während dieſer gezwungenen Erklärung meines Abenteuers über mich kam. Während Sibyllens Reize neuen

Zauber um mich ſpannen, fühlte ich ein noch nie an mir wahrgenommenes Grauſen mir tief in der Seele beben, von welchem auch endlich die wieder aufglühende Leidenſchaft unterdrückt und gelöſcht wurde. Ich entfernte mich und habe ſie nicht wieder geſehen. Nun ſage mir, Bruder, was hältſt du von der wunderlichen Geſchichte?“

„Ich habe dich ausreden laſſen,“ erwiederte Franke; „nun aber ſollſt du wiſſen, daß ich daſſelbe alte Weib in Sibyllens Zimmer gefunden habe und zwar auf eine eben ſo unbegreifliche Weiſe, wie du.“ Hierauf erzählte Heinrich ſein Abenteuer des Dienstag-Abends ausführlich.

„Deine Wahrnehmung, Bruder! gibt den ſchauerlichen Vermuthungen, die ich nicht los werden kann, neue Kraft,“ erwiederte Steuber nach langem Nachdenken.

„Und welche ſind das?“

„Wahrhaftig, ich ſcheue mich, es dir zu ſagen,“ verſetzte Steuber mit einer Art Grauen, die an dem jungen frivolen Menſchen noch nie wahrgenommen worden war.

„Sag' es immerhin! Mir kommt die ganze Geſchichte ebenfalls ſehr unheimlich vor.“

„Nun ſieh, Brüderchen! als ich die Alte anſah, da leuchteten mir aus ihrem runzeligen Geſichte Sibylla's Augen entgegen. Es war die ganze Geſtalt der Böhmin, als ſie ſich erhob; es war die Form von Sibylla's Kopf; ja ſogar in den altersſchwachen, hüſtelnden Tönen ihrer Sprache glaubte ich Sibylla's Stimme wieder zu erkennen. Grauſt dir noch nicht, Bruder?“

„Du machſt mir bange. Sag' es heraus, was du auf dem Herzen haſt!“

„Was anders, als die ſonderbare Ahnung, daß Sibylla und die Alte ein und dieſelbe Perſon iſt.“

Heinrich ſtieß einen Schrei aus und hielt die flachen Hände vor das Geſicht; der Andre aber fuhr fort: „Ich weiß zu gewiß, es iſt an jenem Tage Niemand zu Sibylle'n gekommen; ich weiß eben ſo gewiß, ſie iſt nicht ausgegangen. Und warum will ſie denn Dienstags und Freitags Abends durchaus keinen Beſuch annehmen, und ſchützt unerklärliche Geſchäfte vor? Und am Dienstag findeſt du die alte Frau, am Freitag ich. Aber ich habe noch eine grauſige Wahrnehmung gemacht, die meine Vermuthung zu beſtätigen ſcheint. Als ich nämlich am Freitag früh von ihr ging — es war noch dämmrig — kam es mir vor, als bemühe ſich Sibylla, mir den Anblick ihres Geſichtes zu entziehen; bei'm Scheiden blickte ich ihr aber doch hinein, und ſah ſtaunend, daß ſie wenigſtens um zwanzig Jahre älter ausſehe, als Tags vorher. In demſelben Augenblicke ſchob ſie mich aber auch zur Thüre hinaus; und ich ſchwatzte mir vor, der Schatten der Dämmrung und mein von Wachen und Erſchöpfung erhitztes Auge hatten mich getäuſcht. Später aber habe ich dieſen Umſtand zu den andern gehalten und das Reſultat meiner Betrachtungen iſt: daß Sibylla ein grauſenhaftes Weſen iſt, die an den beiden genannten Tagen den Geſetzen der Natur gehorchen muß. Denk' nur daran, Bruder! wie ſie in der Mitternachtsſtunde in jener Nacht hier zur Thüre herein ſah, als wir eben unſre Blutsverwandtſchaft geſchloſſen hatten. Ich erkannte ſie ſo gut, wie du und Blumenthal; aber ich wollte es euch ſpäter ausreden."

Franke riß mit angſtvollem Abſcheu den Ring vom Finger und ſchleuderte ihn in eine Ecke des Zimmers; dann ſank er zurück und verlor die Beſinnung. Steuber wähnte ihn eingeſchlafen und ging.

Die Krankheit faßte den Jüngling von neuem.

Während der Nacht delirirte er ununterbrochen, doch tobte er nicht. Unbekümmert um ihn, traten in der Frühe des andern Morgens Blumenthal und Steuber im angrenzenden Zimmer mit den Waffen einander gegenüber, und benahmen ſich dabei, als geſchehe alles dies nur zum Scherz. Denn es war nicht etwa ein fremder oder kalter Ton zwiſchen ihnen; im Gegentheil converſirten ſie in den alten cordialen Ausdrücken und machten ſich einander aufmerkſam, in welchen Hieben der Eine und der Andre ſtark oder ſchwach ſey, welche Bloßen er ſich gebe u. ſ. w.

Die Sekundanten hatten die Menſur abgemeſſen und die beiden Kämpfer ſtanden mit den Hiebern einander gegenüber; da hörte man den Kranken laut aufſtöhnen. Aber der Kampf begann, und ſchon bei'm dritten Gange ziſchte Blumenthal's Säbelſpitze in Steuber's Bruſt. Er ſchrie auf und taumelte. Aber auch Blumenthal hatte den Hieber fallen laſſen, war mit der Hand nach der Bruſt gefahren, drückte ſie auf dieſelbe Stelle, wo Steuber verwundet war, und ſchrie ſchier noch lauter und ſchmerzlicher, als Steuber. In demſelben Augenblicke und zugleich mit Steuber's und Blumenthal's Schmerzensſchrei hörte man aus dem Nebenzimmer den kranken Franke laut und furchtbar aufſchreien, und als einer der Sekundanten beſtürzt dahin lief, fand er den Jüngling mit ſchmerzverzerrten Zügen, beide Hände krampfhaft auf die Stelle der Bruſt gepreßt, wo Steuber verwundet war. Im heftigſten Fieberparoxysmus behauptete er wiederholt: Blumenthal habe ihn mit dem Hieber tief in die Bruſt verwundet, und die Wunde brenne um ſo heftiger, weil ſie nicht bluten könne. Blumenthal ſeinerſeits erklärte ebenfalls, einen Schmerz zu empfinden, als wenn er einen Hieb in die Bruſt erhalten hätte. Die Sekundanten entfernten ſich mit Grauſen, nachdem ſie Steuber verbunden und zu Bett gebracht hatten. Auch Franke's Arzt ſchüttelte verwundert den Kopf und konnte ſich von allem, was er ſah und hörte, nichts erklären.

Blumenthal hatte ſich entfernt und war genöthigt geweſen, ſich zu Hauſe zu Bette zu legen. Wenige Stunden darauf hatte er daſſelbe hitzige Fieber, woran Franke litt. Auch Steuber wurde von der Gluth dieſer Krankheit ergriffen und ſeine Äußerungen verriethen bald, daß er nicht mehr nach den Geſetzen des geſunden Verſtandes denke. Aber noch in der Nacht verſchlimmerte ſich die Krankheit, ſowohl Steuber's, als Franke's, dergeſtalt, daß ſie beide raſeten und von ſtarken Männern im Bette zurückgehalten werden mußten. Die Wirthsleute hatten Emil Steuber von der Krankheit ſeines Bruders unterrichtet, und der treffliche Jüngling war ſogleich herbeigeeilt, um hülfreiche Hand zu leiſten und die nöthigen Anordnungen ſelbſt zu treffen. Aber ſeine thätige Sorgfalt beſchränkte ſich nicht allein auf ſeinen Bruder, ſondern er war eben ſo viel an Franke's Bette und ſorgte mit gleicher Liebe auch für deſſen Bedürfniſſe. In der Nacht wanderte er aus einer Stube in die andre, und vergaß ſich ſo ſehr dabei, daß er eine lange Zeit weder gegeſſen, noch getrunken hatte. Auf Anrathen des Arztes ſchrieb er am Morgen an Franke's Vater und machte denſelben mit dem höchſt bedenklichen Krankheitszuſtand ſeines Sohnes bekannt. Der Brief wurde durch einen reitenden Eilboten abgeſchickt.

Die Krankheit der beiden jungen Leute ſtand mehre Tage unveränderlich. Emil Steuber war unverdroſſen und unermüdlich. Am vierten Tage langte der Kaufmann Franke mit Mathilde'n, ſeiner Tochter, an, und das gute Mädchen unterzog ſich von Stund' an der Wartung ihres Bruders mit großem Eifer und freudiger Liebe. Es konnte nicht fehlen, daß Emil und Mathilde oft in Verkehr mit einander kommen mußten, und im Drange der Zeit bemerkten Beide nicht, wie nahe ſie ſich getreten waren. Keins von beiden hatte Muße, über das neu entſtandene Verhältniß nachzudenken und ſich Rechenſchaft von ſich ſelbſt abzulegen; und ſo waren ſie im reinſten und edelſten Sinne vertraut mit einander geworden und ſich ſchier unentbehrlich. Sie theilten ſich in die Arbeiten, durchwachten die Nächte zuſammen; der ſanfte Emil unterhielt die gutmüthige Mathilde recht angenehm und belehrend; ſie hatte ſeine Hand gefaßt und blickte ihm vertrauend in die frommen, blauen Augen, er aber freute ſich ihrer kindlich unſchuldigen Antworten. Und ſo ſaßen ſie, ein Paar reine Seelen, und ahnet.n nichts von den böſen Dämonen, die ihr finſtres Weſen in ihrer Nähe trieben.

Heinrich's und Karl's Krankheit ließ allmählich nach; doch ſprach der Erſtere immer von dem Bauernmädchen, das er einſt durch den Schrecken getödtet, und hielt die Böhmin Sibylla für den abgeſchiedenen

Geiſt derſelben, der zur Erde zurückgekehrt ſey, ihn für ſeinen Frevel zu beſtrafen.

Karl Steuber phantaſirte ſtets von den Zauberreizen der alten Vettel, die ihn in ihre Netze verſtrickt habe.

Der Kaufmann Franke war nach einigen Tagen, als es ſich mit Heinrich beſſerte, wieder abgereiſt; Mathilde blieb in Leipzig, um den Bruder bis zu ſeiner völligen Geneſung zu pflegen, und ſie erfüllte, im ſchönſten Verein mit Emil Steuber, getreulich dieſe Pflicht.

Der Frühling räumte dem Sommer ſchon ſeinen Platz, als Blumenthal zum erſten Mal, nach ſchwerer Krankheit, wieder in Franke's Stube trat und dieſen und Karl Steuber, mit welchem er ſich gänzlich ausgeſöhnt hatte, zum erſten Ausgang aufforderte. Die drei bleichen Jünglinge wanderten Arm in Arm in's Roſenthal, um ſich am Grün der Bäume und der friſchen Waldluft zu ergötzen. Kraftlos und mit niedergedrücktem Geiſte ſchlichen ſie dahin. Um allein zu ſeyn, ſchlugen ſie den Weg in das ſogenannte wilde Roſenthal ein und wandelten bald in dem dichten Gebüſch, bald auf den beblumten Wieſen, die rings vom Walde eingeſchloſſen ſind und das Auge mit ihrer grünen Pracht einladen.

Franke ſeufzte tief auf und ſagte: „Haſt du denn nichts wieder von der Böhmin gehört, Blumenthal?“

„Nicht das Mindeſte, Sohn!“ verſetzte dieſer. „Ich habe gerade ſo lange und ſo ſchlimm krank gelegen, wie ihr; ich bin denſelben Tag, ja, wunderbarer Weiſe, dieſelbe Stunde erſtanden, wie ihr, und eben ſo unfähig geweſen, einen Brief zu ſchreiben, wie ihr. Erſt heute habe ich daran gedacht, ihr mein Verſprechen zu halten und ein Paar zärtliche Zeilen zu ſchreiben.“

„Grüße ſie von mir,“ fiel Steuber ein, „und ſag' ihr, ich habe es regelmäßig alle Abende mit ihr zu thun. Scherz bei Seite, ihr Jungen! es iſt doch höchſt ſonderbar, daß jeden Abend Punkt elf Uhr, ich mag wachen oder ſchlafen, Sibylla mir erſcheint und einige Minuten bei mir bleibt; Dienstags und Freitags kommt ſie als uralte Frau, die übrigen Tage als reizendes Mädchen. Dies war während meiner Krankheit der Fall und iſt es jetzt noch.“

„Hört,“ ſagte Franke, „mir geſchieht etwas eben ſo Unheimliches und Fürchterliches. Seht den Ring hier an meinem Finger, den ſie mir geſchenkt! Ein hölliſcher Geiſt ſteckt in ihm, der mir Kraft und Ruhe raubt. Jeden Tag werfe ich ihn vom Finger; in's Waſſer, in's Feuer habe ich ihn geworfen und werfen laſſen, doch wenn ich früh aufwache, ſteckt er wieder an meinem Finger. Ich könnte darüber wahnſinnig werden. Von Sibylle'n ſelbſt habe ich in der Krankheit ſtets geträumt und träume noch jede Nacht von ihr; aber ich ſehe ſie ſtets als jenes unglückliche Bauernmädchen, dem ich einſt den Tod eingeſchenkt.“

„Wenn ihr doch ein Mal von wunderlichen Dingen ſprecht, die euch arrivirt ſind, ihr Söhne,“ nahm Blumenthal das Wort, „ſo kann ich euch etwas nicht vorenthalten, was auch nach etwas Teufelei ſchmeckt. Als ich krank wurde, hatte ich von den fünfzig Louisd'or, die mir Sibylla geſchenkt, gerade noch drei und vierzig; ſie lagen in meinem Pulte. Die Söhne, die mich warteten, die Hausfrau, der Beſen und wer weiß ſonſt noch, beſtritten die Ausgaben für mich und für ſich aus dieſem Käſtchen und ſie ließen mir's und ſich an nichts fehlen. Als ich aber wieder erſtehe und mit zagender Hand nach dem Käſtchen greife in der Erwartung, es leer oder nur noch mit einigen Silbermünzen beſchwert zu finden, blinkt mir ein Häuflein Gold entgegen. Ich reibe mir die Augen, ich fühle nach meinem Pulſe. Alles iſt in Richtigkeit; das Geld iſt da. Ich zähle, und — denkt euch! — es ſind fünfzig Louisd'or auf den Nagel. Was ſagt ihr dazu? Wollt ihr aber von Erſcheinungen und Träumen reden, ſo kann ich ebenfalls damit aufwarten. Die ganze Krankheit über iſt es mir ſtets geweſen, als wär' ich nicht allein ich, ſondern zugleich auch ihr beide; ich habe euch beide in mir gefühlt oder, beſſer! ich bin ebenſogut du geweſen, Franke, als du, Steuber, und als ich ſelbſt. Und dieſe dreifaltige Perſon war mit Sibylla verheirathet. Und jetzt noch, wenn ich Abends im Bette liege, kommt dieſer ſeltſame Wahn über mich, und ich kann mich durchaus nicht herausfinden, bis der Schlaf mich bewältigt und der Traumgott ſeine pittoresken Gebilde daran hängt.“

Unter dieſen eben nicht erbaulichen Geſprächen waren die drei unheimlichen Blutsverwandten weiter gewandert. Jeder hatte etwas Geſpenſtiges für den Andern und fühlte in ſich ſelbſt etwas, wovor er ſchauderte. Der Hund Tiger folgte ſeinem Herrn auf dem Fuße, und dieſer ſuchte das Unbehagliche ſeiner Stimmung durch ein ausgelaſſenes Spiel mit dem Hunde zuweilen zu verdrängen. „Ihr tollen Jungen!“ rief er dazwiſchen, „ſehen wir nicht aus wie arme Sünder, die man zum Galgen führt? Zum Teufel, ſchlagt euch die abgeſchmackten Grillen aus dem Kopfe! Man ſieht's uns an, daß wir lange nicht commerſirt haben, und fürwahr ich dachte, wir tränken dieſen Abend einige Flaſchen Wein zuſammen, um den alten kecken Jugendmuth wieder zu erlangen.“

Begierig ergriffen die beiden Andern den Vorſchlag und waren ſchon im Begriffe umzukehren, um ihn auszuführen, als ſie auf der großen Wieſe am Saum des Waldes hin auf der ihnen entgegengeſetzten Seite ein Liebespärchen erblickten, das langſam und in gegenſeitige Liebkoſungen vertieft, auf dem üppigen Moosteppich am Waldhange hinſchlich.

Die drei Studenten richteten ihre Schritte auf die Flanke des Paares und waren nur noch einige hundert Schritte davon entfernt, aber von den Liebesleutchen noch nicht bemerkt worden, als Blumenthal plötzlich mit gepreßter Stimme ſagte: „Halt, ihr Söhnlein! Ich kenne dies Pärchen, und die Galle ſchießt mir über, indem ich die Beiden ſo traulich mit einander dahin wandeln ſehe. Wißt ihr wohl, daß es Babenberg's Charlotte, meine Geliebte, iſt, die mich ſo lange liebte, als ich der Herr von Blumenthal und der legitime Sohn des reichen Majors war, die mir aber den Ladendiener ihres Vaters vorzog, als ſie meine Standesveränderung erfahren hatte. Und, weiß es Gott! ich liebte ſie; deſto mehr hat mich die ſchändliche Behandlung geärgert. Dort geht die Falſche im Arm des naſeweiſen Kaufmannsdieners, und der alberne Zierbengel ſoll nun das Glück genießen, das ich mir ſo herrlich geträumt hatte. Der Anblick macht mich ganz deſperat."

„Wie wär's, wenn wir ihnen eins auswiſchten, Papa!" ſagte Steuber. Ueber Blumenthal's ohnedies verzerrtes Geſicht flog ein boshaftes Lachen. „Tiger, faß!" ſagte er zu ſeinem Hunde und deutete auf das unterdeß weiter gewandelte Paar. „Wir aber gehen einen andern Weg hier links im Walde hin," fuhr er, zu den Freunden gewendet, fort und ergriff ſie bei'm Arm, ſie wieder zurück nach dem

Walde ziehend. Franke wollte ihn an ſeinem unſeligen Vorhaben hindern; aber ſchon war der Hund fort und in raſchen Sätzen bei dem Paare. Blumenthal riß die beiden Andern mit unwiderſtehlicher Gewalt fort. Ein Schrei ſchlug an ihr Ohr; Heinrich wandte ſich um und ſah durch die Zweige der Gebüſche und die Bäume hindurch, daß der Hund den Mann zu Boden geworfen hatte, das Mädchen aber über den Hund herſtürzte. Blumenthal und Steuber liefen ſo eilig, als möglich, quer durch den Wald und Franke ſtrengte alle Kräfte an, ihnen nachzukommen. So flohen ſie über das Dorf Gohlis und den Feldweg nach der Stadt zu. Eh' ſie noch das Halliſche Thor erreichten, war der Hund ſchon wieder bei ihnen. Franke glaubte ſchaudernd Blut an ſeiner Schnauze zu bemerken. Einſylbig langten ſie zu Hauſe an, und Jeder ſchwieg über den Vorfall, ein großes Unglück ahnend.

Und ſo war es auch. Schon am andern Tage verbreitete ſich das Gerücht in der ganzen Stadt, daß im Roſenthale ein Handlungscommis von einem großen Hunde todtgebiſſen worden ſey. Bald wurden auch die nähern Umſtände dieſer ſchauderhaften That bekannt. Man hatte die Tochter jenes Handlungshauſes, wo ihr Verlobter conditionirte, mit demſelben am Abend vermißt, und da die Eltern wußten, daß die Liebenden einen Spaziergang in's Roſenthal hatten machen wollen, ſo waren in der Nacht noch Leute ausgeſchickt worden, ſie zu ſuchen. Man hatte auch das Mädchen, nur im halbbewußten Zuſtande, neben der Leiche ihres Bräutigams gefunden; eine lange Ohnmacht hatte ſie an der Seite deſſelben feſtgehalten. Wem der entſetzliche Hund geweſen, konnte ſie nicht angeben; denn ſie hatte Niemand geſehen, und ſo blieb denn der blutige Schleier über dieſem Geheimniß liegen.

Aber unter dieſem Schleier wüthete eine dumpfe Verzweiflung gegen die drei Verworfenen, die Urheber der ſcheußlichen That. Sie waren von dieſer Stunde an nur noch feſter an einander gebunden; aber ihr Bund hatte ſo etwas geſpenſtiſch Grauſenhaftes, daß Einer den Andern haßte und verabſcheute und ſich Jeder vor dem Andern heimlich fürchtete. Sie kamen ſich einander wie Doppelgänger vor und bebten, ſich in die Augen zu blicken. Dieſen furchtbaren Zuſtand ihrer zerriſſenen Gemüther ſuchten ſie ſo viel, als möglich, zu betäuben und die Qualſtimme in der Bruſt zu erſticken. Man ſah die drei geſpenſterbleichen, hohläugigen jungen Leute halbe Tage und ganze Nächte, und Tag für Tag, Nacht für Nacht in den Weinkellern und Schenken ſitzen und die ſtärkſten Weine zechen; man hörte ſie toben und ſingen, ein Chor lüderlicher Brüder war ſtets um ſie verſammelt; aber man ſah keinen lachen und ſich freuen. Blumenthal bezahlte mit ſeinem Gelde, das ſich ſtets wieder ergänzte. Da man gehört hatte, daß ſie ſich einander Blutsverwandte nannten, ſo nannte man ſie bald allgemein die drei Blutsverwandten, ohne den Grund dieſes Namens zu kennen und ſcherzweiſe den Umſtand, daß keiner von dieſen dreien einen Tropfen Blut in den Adern zu haben ſchien, für dieſen wunderlichen Namen anführend.

Der bis zur viehiſchen Rohheit herabgeſunkene Blumenthal hatte verſchiedene Händel bekommen, und wurde deshalb vor Gericht geſtellt. Als der Pedell ihn einſt fordern wollte, lag der Hund vor der Stubenthüre und fiel über den Mann her, ihn jämmerlich zerfleiſchend; ſo daß er kaum mit dem Leben davon kam. Dadurch wurde man auf den Hund aufmerkſam. Der Tod des Kaufmannsdieners kam wieder zur Sprache, man erinnerte ſich, daß Blumenthal mit der unglücklichen Charlotte Babenberg früher Umgang gehabt hatte, und bald nannte man ihn allgemein den Mörder ihres Bräutigams. Schon ſollte er eingezogen werden, als er entwich. Das Univerſitätsgericht erließ Steckbriefe hinter ihm, aber es war keine Spur von ihm zu finden.

Das edle Kleeblatt war plötzlich zerriſſen; die beiden Zurückgebliebenen ſuchten die große Sehnſucht nach dem Geſchiednen am Wein- und Spieltiſche zu verſcheuchen. Gegen Ende des Semeſters, da ihnen das Geld ausging und Blumenthal's Zaubergold fehlte, nahmen ſie zum Branntwein ihre Zuflucht, lagen berauſcht in lüderlichen Häuſern umher und ſanken bald bis zur niedrigſten Stufe herab.

Die Ferien kamen, und Heinrich Franke wurde von ſeines Vaters Geſchirr abgeholt. Er wünſchte, daß Karl Steuber ihn begleiten möchte; aber dieſer mußte auf den ſtrengſten Befehl ſeines Vaters ebenfalls nach Hauſe.

Ganz Wallau erſchrack vor Heinrich Franke's Antlitz, und Linchen Hoffmann ſchauderte vor ſeinem geſpenſtigen Anſehn zurück. Man ſchrieb Alles der überſtandnen Krankheit zu. Aber bald bemerkte man eine unerklärliche und ſonderbare Unruhe an dem geiſterhaft bleichen jungen Manne, und flüſterte ſich deshalb Mancherlei in die Ohren. Heinrich kam wohl alle Tage auf das Jagdhaus, und die Wallauer Spießbürger umſtanden ihn, wie ſonſt, und forderten ihn auf, zu erzählen. Aber er erzählte nichts, auch nicht das Mindeſte von ſeinem Univerſitätsleben, worauf ſich doch männiglich ſo ſehr gefreut hatte; vielmehr ſtürzte er haſtig ein Paar Gläſer Wein hinab, ſchwang ſich dann wieder auf ſein wildes Pferd und jagte wie raſend davon. Die Philiſter gingen kopfſchüttelnd von einander und ſagten bedenklich: „Ei, ei, wie hat ſich der Franke geändert!“ Er aber ſaß ſchier Tag und Nacht zu Pferde, und ritt während der Ferien ein junges, ſtarkes und wildes Thier todt.

Linchen ſchrieb, wie die Andern, Alles ſeiner Kränklichkeit zu, und ſuchte ihn auf jegliche Weiſe zu erheitern. Sie wollte ihn dem Leben wieder gewinnen, ach! und er zog ſie endlich in ſeinen geiſtigen Tod mit hinab. Der Schreckliche hatte für ihre reine Unſchuld keinen Sinn; er ſuchte ſich in Sinnenluſt zu betäuben. Der Geiſt des Verderbens, der ſeiner Herr geworden, trieb ihn von Frevel zu

Frevel; er brach ihre Blume, und verabſcheute ſich noch mehr, als früher.

Kurz nach Oſtern des folgenden Jahres fuhr ſpät in der Nacht ein Reiſewagen auf ſchlechter Straße tief im Gebirge. Hatte im Jahre vorher der Frühling viel zu früh über den Winter triumphirt, ſo rächte ſich dafür in dieſem der eisgepanzerte Held an dem weichlichen Knaben und ſchien ihn nicht zum Leben kommen laſſen zu wollen. Kalte Stürme wütheten aus den Bergſchluchten hervor, und der Kutſcher fürchtete mehr als ein Mal, vom wilden Andrange der Windsbraut mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Im Wagen aber ſtöhnte es je zuweilen aus tiefer Bruſt herauf, und dann fragte eine Männerſtimme den Kutſcher ängſtlich: „Siehſt du denn noch nichts von dem Dorfe, Johann? Heinrich verſichert mich, nicht mehr hundert Schritte fahren zu können, und ich glaube, er ſtirbt mir unter den Händen; ich glaube, er ringt ſchon mit dem Tode."

„Nur nicht hier! Um Gotteswillen nicht hier, lieber Herr Franke!" verſetzte der Kutſcher mit Grauſen; „denn im fahlen Schein der Mondsſichel erkenn' ich deutlich, daß wir gerade unter einem Galgen ſind. Sehen Sie hier rechts auf dem Hügel das ganze Hochgericht!" Und der angſtvolle Kutſcher trieb die Pferde mit heftigen Peitſchenhieben an; aber in demſelben Augenblick fiel auch der Wagen um, und der Kutſcher rief: „Daß Gott erbarm'! das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Der Kaufmann Franke kroch unverſehrt aus dem Wagen und ſchalt auf den Kutſcher; aber Heinrich rief ihm mit ſchwacher Stimme zu, ſagend: „Das hat ſo ſeyn müſſen, lieber Vater. Laſſ' mich nur unter'm Hochgericht ſterben! Das iſt für mich der rechte Platz dazu. Schick' nur den Knecht fort; ich muß dir ſchwere Bekenntniſſe machen."

Dem Vater ſtanden die Haare zu Berge, ein wilder Fieberfroſt ſchüttelte ſeine Glieder. „Lauf', Johann," rief er zähneklappernd, „und ſieh, daß du Menſchen findeſt, die uns den kranken Sohn fortbringen!"

Der Knecht hatte die Stränge der Pferde durchgeſchnitten, warf ſich auf eins derſelben und ritt davon. Heinrich verſuchte dem Vater zu beichten; aber bald verſagte ihm die Stimme, bald vermengte er die Begriffe und ſprach die abenteuerlichſten Dinge:

er klagte ſich als Mörder an, vermochte aber keine klare Darſtellung des Verbrechens zu geben, und mehr noch als dies ſchien ihn der Umſtand zu ängſtigen, daß der Tag bald herannahe, an welchem er, ſeinem Verſprechen nach, der Mann des alten Zauberweibes, das ſich ſo reizend verjünge, ſeyn müſſe. Der Vater wurde ſelbſt faſt wahnſinnig über dieſe Reden. Auf dem Galgen über ihnen ſaß ein Haufe Raben, die, gleichſam nach ihrem Opfer verlangend, ein ſchauerlich-widriges Lied ſchrieen, deſſen jeder heiſere Ton dem ſchlichten Manne durch Mark und Bein wühlte.

Nach der peinlichſten halben Stunde ſeines Lebens, in welcher ſein Haupt grau geworden war vor Furcht, Angſt und Entſetzen, hörte er ein Fuhrwerk raſch nahen. Es war Johann mit noch einem Manne auf einem kleinen Karren von wunderlicher Bauart, wie ſich Franke erinnerte noch keinen geſehen zu haben. Doch war nicht Zeit, ſich das Gefährt zu betrachten; der Kranke wurde darauf geladen, das andre Pferd noch vorgeſpannt und ſo ging die Reiſe fort. Der fremde Mann verſprach, dafür Sorge zu tragen, daß die umgeworfene Kutſche in der Nacht noch nachgeholt werden ſollte. Sie waren noch gar nicht lange gefahren, als im zweifelhaften Lichte des Mondes ein großes, ſchönes Haus, etwas vom Wege ab, am Berge gelegen, ſichtbar wurde, auf welches die Fahrt losging. Weiter unten, im engern Thale, ſchien das Dorf zu liegen und, zwiſchen die Berge eingeklemmt, ſich eine Strecke weit fort zu ziehen.

Heinrich wurde von dem Gefährt gehoben und in das Haus geführt. Die helle Stube wurde aufgethan; ein bejahrter Mann trat ihnen entgegen, an welchen ſich Herr Franke mit der höflichen Bitte um Entſchuldigung wegen verurſachter Störung wandte. Kaum aber hatte der kranke Jüngling einen Blick auf den Hausherrn geworfen, als er ſchmerzlich ausrief: „O weh mir! Da iſt ja der alte Herr, der mir voriges Jahr auf dem Jagdhauſe die Nachricht von dem Tode des Bauernmädchens brachte!“

„Erkennſt du mich, junger Frevler?“ ſagte der Alte mit finſterm Ernſte, und wandte ſich dann mit der Frage an Herrn Franke: „Iſt er vielleicht Ihr Sohn?“

„So iſt's, mein Herr!“ verſetzte dieſer. „Er iſt krank an Leib und Seele und verdient Ihr Mitleid. Ich wollte ihn zum Pfarrer Steuber hier in Buchenbergen bringen, der mein Schwiegerſohn iſt und ſich ſehr für den Heinrich intereſſirt.“

„Alſo der junge Herr Pfarrer Ihr Schwiegerſohn? Das iſt ein ganz vortrefflicher Mann! Er iſt zwar erſt kurze Zeit hier; aber er hat ſchon ſehr viel Gutes gethan, und ſeine fromme, thätige Hausfrau ſteht ihm in guten Werken getreulich bei. Wahrlich, ich hätte in dieſem jungen ſchweren Sünder nicht ihren Bruder erkannt!“

„Ach!“ fuhr der Kaufmann fort, „Sie ſcheinen meinen Sohn zu kennen; er hat viel Leichtfertiges begangen, und es liegt ihm etwas ſchwer auf dem Herzen. Mein Schwiegerſohn ſoll ſein Seelenarzt werden.“

Der Hausbeſitzer zog den ſchwerbekümmerten Vater geheimnißvoll bei Seite und ſagte leiſe: „Lieber Mann, hier iſt nicht mehr von Leichtfertigkeiten die Rede, ſondern von ſchweren und furchtbaren Verbrechen. Sehen Sie dort das breite Schwert an der Wand hängen? Es iſt das Richtſchwert; denn ich bin der Scharfrichter zu Buchenbergen und werde Ihnen dem Namen nach bekannt ſeyn. Dieſes Schwert regte ſich vorhin von ſelbſt, als Ihr Sohn herein trat, ein untrügliches Zeichen, daß er des Schwertes würdig iſt.“

„Großer, barmherziger Gott!“ ſtammelte der entſetzte Kaufmann todtbleich und zitternd; „ſo war es wohl der Armenſünderkarren, auf welchem mein Heinrich eingebracht wurde.“

„Allerdings; denn ein andres Fuhrwerk hat mein Haus nicht.“

„O Gott der Gnade und Barmherzigkeit!“ rief Herr Franke. „Wäre denn keine Rettung für mein unglückliches Kind vom zeitlichen und ewigen Tod?“ Und, nach dem verhängnißvollen Schwerte ſtarrend, durchwühlten martervolle Schauder ſeine Gebeine.

„Vielleicht kann ich helfen,“ ſagte der Scharfrichter achſelzuckend, „und wenn überhaupt Hülfe möglich, ſo kann ich ſie hier weit eher leiſten, als der Pfarrer, der es allein mit den lichten Mächten zu thun hat; und die walten hier nicht, ſondern die finſtern. Vor allen Dingen iſt's nöthig, daß Ihr Sohn ein ganz genaues und aufrichtiges Bekenntniß ſeiner Übelthaten mache.“

Heinrich wurde hierauf in ein Nebenzimmer zu Bette gebracht; ſein Vater und der Scharfrichter nahmen Platz davor. Sogleich begann das ſcharfe Examen. Es war dem von Fieberſchauern heimgeſuchten jungen Mann unmöglich, eine Frage unbeantwortet zu laſſen oder falſch zu beantworten, und als die Mitternachtsſtunde vorüber war, lag das offne ſchauderhafte Bekenntniß all ſeiner Sünden, zu des Vaters Entſetzen, vor ihnen. Der Scharfrichter hatte ſich aller Zwiſchenbemerkungen enthalten. Jetzt erhob er ſeine tiefe Baßſtimme und ſagte: „Hier walten furchtbare Kräfte, deren Herr und Meiſter zu werden mir ſchwer gelingen wird. Inzwiſchen, ich will es verſuchen und mein Möglichſtes thun. Du haſt dreierlei ſchwere Verbrechen begangen, junger Menſch, von denen das des vermiſchten Bluttrankes am ſchwerſten zu ſühnen iſt; denn das Blut iſt der Urſtoff des Lebens und der Mißbrauch damit beſchwört Gewalten, deren Furchtbarkeit kein menſchlicher Kopf zu faſſen vermag. Ich werde alle Mittel der ſympathetiſchen Heilkunſt anwenden, um dich vor den verderblichen Folgen deiner Unbeſonnenheiten zu retten; aber die Kur muß mißlingen, wenn irgend eins deiner Verbrechen noch immer böſe Folgen hat. — Meine Sorge muß zuvörderſt dahin gehen, die beiden Theilnehmer jenes Blutfrevels hier bei mir zu haben, weil ſie mit dir im engſten Blutrapport ſtehen und du ſtets an ſie gekettet biſt, ſo lange ſie von dir Blut in den Adern haben. Sie müſſen herbei, damit ich ihnen jenes Blut wieder nehme und die Kette zerbreche, die dich an ſie feſſelt. Um aber den blutmagnetiſchen Bann zu löſen, muß ich mich zuvörderſt ſeiner ſelbſt bedienen, um die beiden Miſſethäter herbeizuziehen. Dazu werde ich drei Mal einige Unzen deines Bluts bedürfen; und dies muß ſie herbeiziehen, und wären ſie am Ende der Welt. Hernach muß ich dich von der Macht befreien, welche du der argen Incube durch dein frevelhaftes Eheverſprechen über dich gegeben haſt. Wann iſt der Tag, an welchem du das Verſprechen gabſt?“

„Morgen über acht Tage!“ ſtöhnte Heinrich.

„Das iſt faſt zu kurz; aber verzagt noch nicht! Die geheime Kunſt macht oft das Unbegreifliche möglich. Einſtweilen gib mir den Ring. Ich werde in dieſer Nacht noch dafür ſorgen, daß er morgen nicht wieder an deinem Finger ſteckt.“ Heinrich reichte ihm das furchtbare Pfand einer wahnſinnsleidenſchaftlichen Stunde. Der Scharfrichter ſteckte es zu ſich und fuhr fort: „Es leidet, nach allem, was ich über jenes reizende Weib aus deinem Munde vernommen, mein Sohn, gar keinen Zweifel, daß dieſe Sibylla eines jener geheimnißvollen Weſen iſt, die, mit einer dämoniſchen Natur begabt, Jahrhunderte auf Erden wandeln und dadurch, daß ſie die Jugend an ſich locken und verderben, ſich ewig wieder verjüngen; ſie ſcheinen mir die Werber der Hölle. Es iſt mir in meiner vieljährigen Praxis ſchon eine Geſchichte ähnlicher Art vorgekommen, und ich beſitze das Portrait eines ſolchen über alle Vorſtellung reizenden Weſens, welches vor mehr als hundert Jahren einen jungen Herrn von Blumenthal in Rom in ihre Schlingen und in's Verderben zog.“

„Blumenthal!“ rief Heinrich überlaut; „mein Freund, von dem ich vorhin erzählte, heißt auch Blumenthal und iſt ein natürlicher Sohn des Majors von Blumenthal, Herrn auf Eckſtädt.“

„Iſt es der?“ verſetzte der Scharfrichter. „Dieſe Nachricht gibt mir einiges Licht über die Incube; denn ich vermuthe nicht ohne Grund, es iſt dieſelbe, welche vor hundert Jahren den vorhin erwähnten Blumenthal zu Grunde richtete. Dieſer ſoll ſich in Italien wirklich mit ihr verheirathet haben; hernach, als er hinter das unſelige Geheimniß ihrer Verwandlung kam, floh er ſie und kam nach Deutſchland zurück, wo er bald darauf eines ſchrecklichen Todes ſtarb. Ein Bild der Furchtbaren hatte ſich in der Familie erhalten. Als der Major, den du vorhin nannteſt, noch Lieutenant war, verliebte er ſich in ein höchſt reizendes Mädchen, das er bei'm Überfall einer feindlichen Stadt kennen lernte. Sie wußte ihn ſo zu gewinnen, daß er ihr ein mit ſeinem Blute geſchriebenes Eheverſprechen gab, wie du. Durch Zufall bekömmt er das Bild jener Incube zu Geſicht und erkennt mit Entſetzen, daß ſeine Geliebte dieſelbe iſt. Ich war damals in der Nähe des Herrn von Blumenthal in der Lehre bei einem großen Meiſter der ſympathetiſchen Heilkunſt, dem ich all meine Kenntniſſe zu verdanken habe. Der Lieutenant wandte ſich an denſelben, und ich durfte an der Kur Theil nehmen. Das Bild wurde uns zu dem Behufe ausgeliefert. Der Lieutenant konnte nicht anders von der ſcheußlichen Höllenbotin loskommen, als daß er ihr das erſte ſeiner männlichen Kinder, alſo ſein eignes Blut, nur in einem andern Individuum, verſprach. Von einem ehelichen Kinde war dabei nicht die Rede. Eine Marketenderin genaß bald darauf eines Sohnes, deſſen Vater der Lieutenant war. Dies Kind iſt demnach das Eigenthum der Incube geweſen von Anbeginn, und dies Kind iſt dein Freund, Heinrich! Hätteſt du ſein Blut nicht in deinen Adern, ſo würde ſie dir vielleicht gar nichts haben anthun können oder die Kur wäre leicht, da ich noch immer im Beſitz des Bildes und überzeugt bin, es iſt dieſelbe.“

Nach dieſen Worten entfernte er ſich, kehrte aber bald darauf mit einem meiſterlich gemalten weiblichen Porträt zurück und reichte es Heinrichen hin. Kaum hatte dieſer die Augen darauf geworfen, als er auch ausrief: „Sie iſt's!“ und ſchaudernd das Bild fallen ließ.

„Großer Gott!“ ſtöhnte ſein Vater von Fieberhitze überbrüht.

„Ich wiederhole noch ein Mal,“ ſagte der Scharfrichter, „[illegible]ß dennoch Alles gut gehen kann, wenn Heinrich kein Verbrechen begangen hat, deſſen Folgen ſich nach der Kur äußern würden; in dieſem Falle iſt er verloren.“

Die Kur war ſchon weit vorgeſchritten, und der Scharfrichter erwartete mit ängſtlicher Spannung von Stunde zu Stunde, daß die beiden Blutsverwandten Heinrich's in ſein Haus treten würden, gezogen von ihrem eignen Blute, in Heinrich's Blute enthalten; denn ſchon hatte er den dritten geheimvollen Proceß mit dieſem Blute vorgenommen. Jene ängſtliche Spannung wurde durch den Umſtand erhöht, daß der Tag näher und näher rückte, an welchem Heinrich Sibylle'n ſein blutiges Verſprechen gehalten haben ſollte.

Körperlich befand ſich Heinrich durch des Scharfrichters Kunſt ſeit einigen Tagen beſſer; die liebevolle Pflege ſeiner Schweſter Mathilde, die freundliche Milde ſeines Schwagers, des Pfarrers Emil Steuber, bei dem er wohnte, trugen das Ihrige ebenfalls dazu bei. Der Pfarrer trat dem ſeelenkranken Jüngling ſein Reitpferd ab, und wenn er auf dem jungen Renner dahin ſauſte, fühlte er wieder eine Ahnung von der Jugendluſt.

Eines Abends hatte er ſich in dem benachbarten Bergſtädtchen verſpätet und ritt gegen Mitternacht noch den einſamen Weg nach Buchenbergen. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde geritten ſeyn, als ihn ein höchſt ſonderbares Gefühl quälte: es war ihm nicht anders, als zerſpalte er ſich zwei Mal, und plötzlich ſah er zu ſeinem furchtbaren Schrecken ſich zur rechten und linken Seite einen Reiter, die beide aus ihm herausgekommen oder ſich von ihm abgelöſt zu haben ſchienen. Der dünne

Strahl der untergehenden Mondsſichel fiel auf die geſpenſtiſchen Reiter, und Heinrich erkannte in ihnen ſeine beiden Blutsverwandten: Blumenthal ritt zur Rechten, Karl Steuber zur Linken, beide ſtumm und gleichſam, als wären ſie ſchon den ganzen Tag mit ihm geritten. Heinrich's Haar ſträubte ſich zu Berge, das Herz drohte ihm vor Entſetzen aus der Bruſt zu ſpringen; wie ein Wahnſinniger ſetzte er ſeinem Pferde die Sporn ein und im raſenden Galopp ſauſte der Renner dahin. Aber leicht und luftig waren die beiden andern Reiter ihm ſtets zu Seiten, und doch hörte der unglückliche Jüngling nur den Hufſchlag ſeines eignen Pferdes, nur deſſen Schnauben. Die Nüſtern der beiden andern Pferde ſpieen Funken, die Blicke ſeiner Freunde waren gebrochen, wie die eines Sterbenden. Heinrich's Pferd geberdete ſich wie unſinnig; er ſelbſt ſah nichts weiter, als die gräßlichen Reiter, jeder andre Gedanke war aus ſeiner Seele verbannt, aber dieſer eine brannte wie glühendes Eiſen in ihm. Plötzlich brach das Pferd zuſammen, Heinrich ſtürzte herab; die Geſpenſter waren verſchwunden; Heinrich lag ſtöhnend unter dem Hochgericht. Dort fanden ihn eine Stunde darauf Leute ohnmächtig, die vom

Pfarrer ausgeſchickt waren, ihn zu ſuchen, als das Pferd ohne Reiter nach Hauſe gekommen war.

Nur langſam erholte er ſich am folgenden Tage und erſt, als es wieder Abend geworden war, konnte er das Bett verlaſſen und mit der Familie das Abendbrod genießen. Über Tiſche ruheten Mathildens Augen kummervoll auf den zerſtörten Zügen des Bruders. „Ach Gott,“ ſeufzte ſie endlich auf, „wie ſiehſt du heute ſo entſetzlich bleich aus, Heinrich! man könnte ſich vor dir fürchten.“ Der Pfarrer verwies ſeiner jungen Frau die unbeſonnene Äußerung; Heinrich nahm aber ſchweigend ein Licht und trat vor den Spiegel. Aber ſo wie er den Blick hinein warf, drängten ſich aus dem Glaſe heraus die Spiegelbilder zweier andern Köpfe dicht an das des ſeinigen und er erkannte zur Rechten wieder Blumenthal's ſcheußliches Geſicht, zur Linken Karl Steuber's leidende bleiche Züge. Heinrich ſtürzte mit einem Entſetzensſchrei zu Boden und mußte von dem frommen erſchrocknen Ehepaar wieder in's Bett gebracht werden. Dort hatte er keine Ruhe; ſobald er wieder zur Beſinnung gekommen war, raffte er ſich auf und rannte in die Scharfrichterei. Der greiſe Herr derſelben hörte die Erzählung von den beiden geſpenſtiſchen Abenteuern ruhig an, und ſagte: „Das Blut hat ſeine Wirkung gethan: ſie kommen beide und ſind ſchon auf dem Wege; ihre Geiſter ſind ihnen vorangeeilt. Aber es iſt auch die höchſte Zeit; übermorgen iſt der verhängnißvolle Tag.“

Als am dritten Morgen darauf Heinrich matt bis zum Sterben aus einem todähnlichen Schlafe erwacht war, trat ſeine Schweſter mit einem Briefe zu ihm an's Lager und ſagte: „Geſtern Abend iſt dieſer Brief an dich abgegeben worden.“

Heinrich griff haſtig danach, riß ihn auf und ſagte mit angſtgepreßter Stimme: „Von Linchen Hoffmann.“ Dann las er, ſchrie auf, ließ das Blatt fallen und ſprach ſo wunderliche Dinge, daß an der gänzlichen Verwirrung ſeines Geiſtes keinen Augenblick zu zweifeln war. Mathilde nahm bebend den Brief und brachte ihn ihrem Gatten, und dieſer las zu beider Beſtürzung: „Lieber Heinrich! Zum letzten Mal nenne ich dich ſo; denn wenn du dieſe Zeilen erhältſt, habe ich bereits meinen Tod in den Wellen gefunden. Unſer ſündhafter Umgang, zu dem du mich verleitet, hat Folgen gehabt, ſchreckliche Folgen, und mir bleibt nichts übrig, als der freiwillige Tod. Wie könnte ich die Schande überleben, wie die Vorwürfe meiner Eltern und Geſchwiſter ertragen! Dir mache ich keine Vorwürfe; denn mit meinem Tode iſt alle Schuld gebüßt, aller Frevel geſühnt. Lebe du wohl und ſey glücklich, wenn du es vermagſt! Mir mag ein barmherziger Gott die ſchwere furchtbare Schuld verzeihen, die ich durch Vernichtung zweier ſeiner Geſchöpfe auf mich lade. Aber ſelbſt, wenn wir die Ueberzeugung würde, daß ich deshalb der Gnade Gottes verluſtig würde und ewig verworfen wäre, ich könnte doch nicht anders handeln. Das Gefühl der eiſernen Nothwendigkeit meines Todes vergönnt mir gar keine andre Ausſicht; ich habe nur immer den Tod in Augen, und dieſen Abend wird mich der mitleidige Fluß aufnehmen, um meine Qual zu löſchen. Zum letzten Mal in dieſem Leben — deine Lina.“

Lina hatte ihren Vorſatz denſelben Abend ausgeführt, an welchem Heinrich von den geſpenſtiſchen Reitern begleitet worden war.

Die Fieberraſerei des Kranken nahm von Minute zu Minute zu, und es war vorauszuſehen, daß ſeine geſchwächten Kräfte dieſe äußerſte Anſtrengung nicht lange aushalten würden.

Und ſo war es auch. Gegen Mitternacht ſprang er aus dem Bette, kleidete ſich zur großen Verwunderung der Umſtehenden haſtig an, zog die Reitſtiefeln mit den Spornen an, ergriff die Reitgerte, und rief: „Reitet doch nicht ſo ſchnell, Blumenthal! Steuber! ich will ja mit euch; ich muß mit euch!“ ſtürzte nieder und war todt.

Einige Stunden vorher hielt bleich und athemlos ein Reiter vor der Scharfrichterei. Er war in die Uniform eines Cavallerieoffiziers der feindlichen Heeresmacht gekleidet, welche eben das Vaterland bedrohete.

Einer der Freiknechte half ihm vom Pferde und führte ihn auf ſein Begehren zu dem Meiſter. Bebend trat er vor denſelben und ſprach, als er ſich mit ihm allein ſah: „Ein unbegreiflicher, aber furchtbarer Geiſt hat mich bis hierher getrieben, und es iſt mir das Verſprechen geworden, daß ich hier von einer namenloſen Qual befreit werden ſoll, die mein Weſen zeither durchtobt hat.“

„Wer ſind Sie?“ fragte der Scharfrichter.

„Ich heiße Karl Steuber und bin Offizier. Ein Univerſitätsfreund von mir iſt mir zeither jede Nacht erſchienen und hat mich beſchworen —"

„Genug! ich kenne Sie und alle Ihre Verirrungen. Noch haben wir vier Stunden bis zur Mitternacht; trifft bis dahin Ihr Freund und Blutsverwandter Blumenthal ebenfalls ein, wie ich glaube — denn er iſt auf dem Wege — ſo ſind Sie und Franke gerettet. Setzen Sie ſich ſchnell, daß ich Ihnen das zu meiner Kur nöthige Blut nehme."

Der bleiche Jüngling entblößte den Arm, der Scharfrichter ſchlug ihm die Ader und eilte, nachdem er die Wunde ſorgfältig verbunden, mit dem aufgefangenen Blute in ſein Laboratorium, wo er hinter verſchloßnen Thüren ſogleich ſeinen geheimnißvollen Proceß begann. Aber nichts wollte glücken; vergebens mühete er ſich Stunden lang ab. „Des Zaubers Löſung ſcheitert!" rief er endlich verzweifelt; „ſie ſind verloren!" Und die ſchauerliche Werkſtatt verlaſſend, trat er wieder in ſein abgelegenes Zimmer. Ein entſetzlicher Anblick ſprang ihm entgegen. Karl Steuber lag am Boden, die Binde war von der Wunde geriſſen und das Blut herausgeſtrömt. Convulſiviſche Zuckungen warfen ihn noch einige Male in die Höhe; dann hauchte er das Leben aus.

In der Frühe des andern Morgens fingen Bauern des Dorfes ein lediges geſatteltes Reitpferd ein. Eine Stunde darauf wurde dicht unter dem Galgen die verſtümmelte Leiche eines jungen Mannes gefunden. Es war, wie der Augenſchein lehrte, auf's Entſetzlichſte von Hundebiſſen entſtellt und ganz zerriſſen, und man ſchloß, daß ihn ein großer Hund todt gebiſſen haben müſſe. Er war ſehr reich gekleidet, aber Niemand kannte ihn. Der Scharfrichter allein wußte, daß es Blumenthal war.

Novellen.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Die Verſchwörung der Pazzi — Das Mädchen
von Hereford. — X und Y.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

[illegible] SIS.

Die Verſchwörung der Pazzi.

Hiſtoriſche Novelle.

Ein ſonnumglänzter Tag, der freundliche Vorläufer und Verkünder des nahenden Lenzes, ſpiegelte ſein helles Antlitz in den klaren Gewäſſern des Arno, der gewohnt iſt, die Bilder der reizendſten Gegenden in ſich aufzunehmen und zurückzuſtrahlen; denn wo wäre ein lieblicherer Landſtrich in der alten Welt, als Toscana's reizgeſchmückte, reichgeſegnete Flur; wo eine ſtolzere, herrlichere Stadt, als das paläſteprangende Florenz?

Und wie die Mächtigen und Großen nicht ſich allein ſchmücken mit Pracht und Schöne, ſondern auch ihre Diener und Herolde anthun mit glänzender Herrlichkeit, ſo hatte der junge König Lenz den Boten geziert und prächtig bekleidet, der da Meldung thun ſollte von des duftenden Herrſchers baldigem Einzuge. War auch das Haupt des Herolds noch nicht mit Blumenkränzen umhangen, trug er in der Hand auch noch nicht den blühenden Lilienſtengel, ſo ſchlüpfte er doch mit leichtem Fuße über den verjüngten, hellgrün leuchtenden Raſenteppich, ſo berührte ſein zarter Finger doch die ſchwellenden Laubknospen, ſo hauchte ſein würziger Athem doch über die Erde hin, als ob er ſich beugte zu erſpähen, ob die Blumenſproſſen noch nicht hervorkommen wollten. Recht gemächlich hatte ſich der willkommne Freudenverkünder am Nonnenkloſter Santa Maria und Magdalena, ohnfern dem Ufer des Arno, einige Stunden von Florenz nach Piſa zu, gelagert, ſey es nun, daß er dem paradieſiſchen Thale, durch welches der Fluß ſich ſchlängelte und aus welchem die gaſtlichen Thürme des Kloſters ſo einladend ragten, dieſen Vorzug gab, oder daß er, angezogen von den weiblichen Schönheiten, die in den ſteinernen Gebäuden walteten, und gefeſſelt vom Reiz ihrer Anmuth, ſo ſchelmiſch lächelnd das Kloſter umſchlich, ſo heimlich blinzelnd über die Mauer blickte und in den ſtillen Räumen umherlauſchte.

Die letztere Annahme verdient faſt den Vorzug, wenn man, von ſüßem, trunknem Erſtaunen erfaßt, die wunderliebliche Geſtalt eines jungen, durch den Hofraum wandelnden Frauenbildes erblickt und, ſich ſelbſt vergeſſend, der Holden in das große, braune, ſchwimmende Auge von zaubermildem, gütigem Ausdruck ſchaut, wenn man die regelmäßigen, aber von Seele und lieblichem Gemüth erfüllten Züge betrachtet und, von Wonneſchauern durchdrungen, endlich die ganze Fülle ihrer außerordentlichen Schönheit gleichſam mit einem langen Blicke gierig verſchlingt.

Ähnliche Gefühle, oder vielmehr noch gewaltigere, ſtürmiſchere, erweckte der Anblick dieſes lieblichen Weſens in der Bruſt eines Mannes — oder, um noch richtiger zu reden, ihr Anblick blies die im Zunder ſeines Herzens ſtill fortglühenden Funken zur lodernden, ungeheuern Flamme an — der in einer kleinen Barke, tief in einer ſtrauchumgebenen Bai des Fluſſes verſteckt, mehr liegend als ſitzend, die holde Geſtalt, welche ſammt einer Zofe aus der Pforte trat, mit wonnethränenden Augen begrüßte und, indem ſie am Ufer hin luſtwandelte, mit entzückenbebenden Blicken und den ſtürmiſchen Schlägen ſeines Herzens verfolgte. Es war nicht zu beſtimmen, ob die luſtige Carnevalszeit, welche die Chriſtenheit eben erfreute, oder der Wunſch, nicht erkannt zu werden, ihn zu der wunderlichen Mummerei veranlaßt hatte, in welcher er erſchien.

Er war nämlich in die buntſcheckigen Kleider Harlekin's gekleidet, hatte eine ſchwarze Larve vor dem Geſichte und einen weißen Spitzhut auf dem Kopfe.

Als die Dame weit genug entfernt war, ſprang der leichtfüßige Harlekin aus dem Kahne, hüllte ſich in ſeinen Mantel und flog ihr nach. Wenige Augenblicke darauf trat er die ſich ſchüchtern Umwendende mit den Worten an: „Gelobt ſey die heilige Jungfrau! Ihr ſeyd es, ſchöne Camilla; ich habe Euch erkannt. Es iſt dem ſchmachtenden, Euch troſtlos ſuchenden Francesco gelungen, Euch zu finden, und nun Euch endlich gegenüberſtehend, fehlt es ihm faſt an Worten, Euch das maaßloſe Entzücken über Euren Anblick auszudrücken. Sagt mir, Madonna — ich beſchwöre Euch! warum ſeyd Ihr aus Florenz geflohen, um Euch in den Mauern dieſes Kloſters zu verſtecken? Warum verſchmäht Ihr die rauſchenden Feſte des Carneval, deren Königin Ihr ſtets in Florenz wart, und hauſt, während alle Lippen Euern Namen nennen, alle Augen Euch unter jeder Hülle zu entdecken ſuchen und glauben, in ſolch trübſeliger und unerquicklicher Einſamkeit?“

Schon im Anbeginn dieſer Worte hatte er die Larve abgenommen und ein ſchönes Jünglingsgeſicht der edelſten Bildung gezeigt, von zwei großen, brennenden Augen belebt und ganz von dem Ausdrucke einer kühnen Seele erfüllt.

„Wie, Signor Francesco!“ rief die Dame erſtaunt, ſeyd Ihr's wirklich? Euch ſeh' ich hier, den ich in Rom wähnte, die Vaterſtadt vergeſſend, bis zur Überfülle umgeben von Reichthum und Genuß, die reizenden Schönen der Weltſtadt in hunderterlei verſchiedenen Geſtalten umſchwärmend, wozu die fröhliche Faſchingszeit Euch die willkommene Veranlaſſung bietet!“

„So wißt Ihr nicht, ſchöne Donna, daß die Signoria von Florenz mir den ſtrengen und ungerechten Befehl ertheilt hat, meinen Aufenthalt nicht länger in Rom zu haben, ſondern zurückzukehren, während man Andern, ohne Anſtoß, zu leben und zu bleiben vergönnt, wo ſie nur immer Luſt und Belieben haben?“

„Kein Wort weiß ich von den öffentlichen Angelegenheiten, ſeit ich mich in dieſe ſchöne Einſamkeit zurückgezogen habe,“ verſetzte die Dame.

„Vielleicht hätt' ich mich dieſem unſinnigen Befehle, hinter welchem ſich doch weiter nichts, als die Tücke der beiden ſtolzen Medici verſteckt, mit Kraft und Erfolg widerſetzt, vielleicht hätt' ich die in Rom kraftloſen Befehle der abhängigen Signoria von Florenz verlacht, wenn mir nicht gerade dieſer

Befehl ſehr erwünſcht geweſen wäre. Hatte ich doch in ihm den ſchicklichſten Vorwand, in den Bereich jener Sonnenſtrahlen zurückzukehren, die ſonſt ſchon mein Herz in Gluth und Flammen verſetzt, die mein Leben gelichtet und verklärt haben; durft' ich doch auf dieſen Befehl der Sonne ſelbſt nahen, die ich, gleich dem Indianer, anbete! Hielt mich doch in Rom weiter nichts, als das herzloſe Geſchäft des Kaufmannes, als das kalte Rollen meines Geldes und die todte, matte Sprache meiner Wechſelbriefe. Der Sonnendienſt ruft dich! jauchzte ich, als ich den Befehl der Signoria erhielt; zog meine Wechſel, kaſſirte mein Geld ein und flog nach Florenz. Mein lichtgieriges Auge ſuchte emſig die Sonne, aber Nacht war's in Florenz; mein ſcharfes Auge durchmuſterte alle Masken auf den Straßen und in den Sälen, ich durchſtürmte die Paläſte der Nobili, aber Camilla Caſareli, die ich allein ſehen wollte, ſah ich nirgend. Ich forſchte, ich fragte; ach! Niemand wollte wiſſen, wohin Ihr ſeit Beginn dieſes Jahres gegangen. Man flüſterte mir zu: Giuliano Medici werde von Euch geliebt, Camilla; es fuhr mir wie tauſend Dolche durch die Seele. Ich dingte Kundſchafter, ich ſandte ſie aus, ihnen das glühende Verlangen meiner Seele einhauchend, und einer kehrte zurück, mir berichtend: ihr wohntet ſeit zwei Monaten im Kloſter St. Maria und Magdalena; eine Stunde darauf war ich hier. Ich ging in's Sprachzimmer unter einem Vorwande; ich ſah Euch nicht. Ich umſchlich jene Mauern ſeit zwei Tagen; ich ſah Euch nicht. Da erfuhr ich endlich durch die Kloſtermagd, wenn auch nicht Euern Namen, Camilla, aber doch, daß eine wunderſchöne Signora ihren heimlichen Aufenthalt im Kloſter habe, und an freundlichen Tagen am Ufer des Fluſſes luſtwandle; ſie beſchrieb Eure Geſtalt. Wer konnte die Herrliche anders ſeyn, als Camilla Cafareli? Ich belohnte ſie fürſtlich. Und nun hat Euch der ſonnige Tag herausgelockt; aber ich ſehe nur die Sonne Eures Antlitzes und glühe ſchon von den Strahlen Eurer Blicke, nach denen ſich mein Herz mit unbändigem Drange geſehnt. O Signora Camilla, kehrt mit mir in die Stadt zurück und erlaubt mir, daß ich Euch dort als die Braut des reichen Francesco di Pazzi im Triumph einführe!"

„Nimmermehr!" rief Camilla, ſich abwendend, nachdem ſie verſchiedene Male verſucht hatte, die feurig ſtrömende Rede des jungen leidenſchaftlichen

Mannes zu unterbrechen; „Signore di Pazzi, ich kann Euch nicht folgen!“

„Wie?“ verſetzte dieſer mit ſchmerzlichem Tone. „Ich war doch ſonſt ſo glücklich, Euch nicht zu mißfallen; woher jetzt dieſe tödtliche Kälte gegen mich, da ich das Ziel meiner Wünſche zu umarmen gedenke? Sollte das Gerücht doch nicht gelogen, ſolltet Ihr dem weinerlichen, weichen Giuliano Gehör geſchenkt haben? dieſem kraftloſen Träumer? Vielleicht nur, weil er ein Medici iſt? Es iſt unmöglich! Ihr, Camilla, und dieſer Weichling! — Camilla, gebt mir Eure Hand; ich lieb' Euch, wie kein anderer Sterblicher Euch lieben kann, und Euer reizender Anblick weckt den kleinſten meiner Triebe zu einer Rieſenflamme empor.“

„Vergebens ſind Eure Worte, Signore Francesco, ich kann Euer Begehr nicht erfüllen, weil ich Euch weder lieben kann, noch darf. Begnügt Euch damit und verlaſſ't dieſen Ort, deſſen Heimlichkeit durchſpäht zu haben gerade Euerm Auge nicht leicht verziehen werden wird.“

Mit dieſen harten Worten verließ die ſchöne Dame den von denſelben niedergedonnerten Jüngling, und wandte ihre ſchnellen Schritte wieder dem

Kloſter zu, deſſen Pforte klirrend hinter ihrer Ferſe in das Schloß fiel.

Erſt nach einigen Minuten ermannte ſich der mit Gewalt aus ſeinem Charakter herausgeriſſene Harlekin, und rang ſich aus ſeiner ſcheinbaren Erſtarrung empor. Die heftige Leidenſchaft ſeiner Seele wollte ihn der heiß Geliebten nachtreiben, zu ihren Füßen werfen und um Liebe flehen heißen; aber der noch ſtärkere Stolz ſeines Gemüths hielt ihn zurück. Er preßte beide Hände an die Bruſt, wie wenn ein gewaltiger Schmerz dort unterdrückt werden müſſe, ballte dann, die Zähne knirſchend, die Fauſt gen Himmel, hüllte ſich in ſeinen Mantel und ſprang, ein verwandelter Mann, wieder in den Kahn, um ihn mit heftigen Ruderſchlägen raſch ſtromaufwärts zu treiben.

Der letzte Tag des Carnevals brauſte durch die Straßen der Hauptſtadt Toscana's.

Schon am Morgen drängte die verlarvte Menge von einem Platze zum andern in bunter Luſt. Im Palaſte des alten reichen Ritters, Meſſer's Giacomo di Pazzi ſaßen ein Mann und ein junges Mädchen auf einem einſamen Zimmer und laſen zuſammen in ein Paar zierlich geſchrieb'nen, vergoldeten und ausgemalten Handſchriften des Ovid. Den Lehrer konnte man an ſeiner ſchwarzen Kleidung ſogleich als Weltgeiſtlichen erkennen; das ſtolze Mädchen war die Tochter des Hauſes.

„Ich ſehe ſchon," ſagte der Geiſtliche, „ſelbſt die Liebeslieder des Ovid munden Euch heute nicht, Signora Giuditta. Eure Aufmerkſamkeit iſt auf den Lärm der Straße gerichtet. Ich erlaſſ' Euch heute Euer Penſum; fliegt hinaus und macht Euch luſtig."

„Ihr irrt, Pater Stefano!" verſetzte das Mädchen unmuthig; „mich lockt die Carnevalsfreude nicht."

„Was fehlt Euch ſonſt?" fragte der Prieſter mit einem ſcharfen Blicke auf die liebe Jungfrau. „Seit einigen Wochen bemerke ich eine Veränderung an meiner Beichttochter, die mir unerklärlich iſt: Ihr ſeyd zerſtreut, gereizt, zänkiſch, auffahrend; gleich darauf milde, gütig. Ich habe während des Unterrichts ſchon Thränen in Euerm Auge bemerkt."

„Laßt mich, mein Vater!" ſagte Giuditta, und wollte ſich ſchnell entfernen, bemüht einen Thränenſtrom zu verbergen, der ihr aus den Augen ſchoß.

„Giuditta," bat Stefano herzlich, „bin ich Dir fremd geworden, mein Kind? Sieh, ich habe Dich in der herrlichen Sprache des alten Rom von früh auf unterrichtet; Du biſt mir die liebſte Schülerin; ich bin ſtolz auf Dich. Mit ſtiller Freude habe ich die Entwickelung Deines ſchönen Geiſtes verfolgt; ich kann ohne Ruhmredigkeit ſagen: ſeine Bildung iſt mein Werk; ich kann kühn fragen: welche von allen edeln Frauen darf ſich mit meiner Giuditta vergleichen?"

„O hättet Ihr meine Seele von dieſem unbändigen Stolze rein gehalten!" rief das Mädchen weinend.

„Was bedeuten dieſe Worte? Wer denn wäre im reichen Florenz, mit welchem ſich die einzige Tochter des hochbegüterten, hochgeehrten Ritters Giacomo di Pazzi nicht an Schönheit, Reichthum, Geiſt und Bildung vergleichen könnte? Euer Stolz, Signora, kann nicht größer ſeyn, denn Ihr ſelbſt. Vertraut Euch alſo mir, dem Freunde und Führer Eurer Kindheit, Euerm Lehrer und Beichtiger. Es iſt ja Euere heiligſte Pflicht, Euer Herz vor mir auszuſchütten und aus dem Munde des Prieſters Erleichterung zu hoffen. Laßt mich nicht länger vergeblich nachdenken. Auch Euerm Vater iſt Euer Weſen aufgefallen; ſelbſt Euer verlobter Bräutigam —“

Giuditta wandte ſich mit einer ſchmerzlichen Geberde ab, und der Prieſter fuhr überraſcht fort: „Wie? ſollte der edle Signore Bernardo Bandini, der ſchönſte, hochherzigſte Jüngling, der Liebling Eures Vaters, ſo unglücklich geweſen ſeyn, Euch zu mißfallen?“

„Mein Vater!“ begann die Jungfrau weinend „Euere theilnehmenden Fragen bereiten mir Folterqualen; aber Ihr meint es gut, und ich bedarf eines Freundes, dem ich mein ſchmerzliches Geheimniß mittheile, ſoll ich nicht der Laſt deſſelben erliegen. So hört denn, mein Vater! ich liebe nicht Bandini. Ach! ich wähnte ihn ſonſt zu lieben. Der Wahn iſt verſchwunden und hat der furchtbaren Wahrheit Platz gemacht, daß mein Herz einem andern Manne mit raſender Leidenſchaft anhängt!“

„Und wer iſt's, den meine Giuditta mit ſolcher Gluth umfaßt?“

„Ach! wen, glaubt Ihr, konnte mein Stolz ſich anders erleſen, als den edelſten Jüngling in ganz Florenz? Mein Herz konnte ſich nicht mit Bandini begnügen; es ſtrebte höher, es verlangte den erſten Preis. Man hat mich mit dem ſchönen Glauben groß geſchmeichelt, ich ſey die edelſte Jungfrau Toscana's, und man hat nicht bedacht, daß dieſer Glaube den glühenden Wunſch nach dem Beſitz des edelſten Jünglings hervorrufen müſſe. Er iſt da, und ſeine Glut wird mich vernichten.“

„Verſteh' ich Euch recht, Signora? Ihr liebt den ſtolzen Feind Eueres Hauſes? Ihr liebt Lorenzo Medici?“

„Ihr habt den Namen genannt, deſſen Klang mich mit Wonneſchauern und Schmerz zugleich erfüllt. Die Verzweiflung, ihn nie beſitzen zu können, wird mein Leben verzehren.“

„Gebt Euch nicht dieſer entkräftenden Verzweiflung hin, Giuditta,“ tröſtete der Prieſter. „Gelobt ſey die heilige Jungfrau! die Mutter Kirche hat Mittel und Wege genug, allen zu helfen, die ſich ihr vertrauensvoll in den Schooß werfen. Ihr ſollt mir nicht vergebens Euer Vertrauen geſchenkt haben.“

„Was gedenkt Ihr zu thun?“

„Lorenzo ſoll dein Gatte werden; ich gehe ſogleich, die nöthigen Schritte zu thun.“

Giuditta war zweifelhaft, ob ſie ihn zurückhalten oder gehen laſſen ſollte. Eh' aber der Kampf zwiſchen Stolz und Leidenſchaft in ihrer Bruſt ausgekämpft war, hatte Stefano ſchon das Haus verlaſſen. In ſeiner Wohnung warf er ſich in die Maske eines Magiers und durchſtreifte am Nachmittage im Volksgewühl Straßen und Plätze.

Endlich fand er, was er ſuchte. Die Maſſen theilten ſich, ehrerbietig Platz machend, und von allen Seiten hörte man den Namen Lorenzo di Medici flüſtern und ſprechen. In der reichen und prächtigen Kleidung des Großmeiſters des Johanniterordens ſchritt der junge Mann, auf den Florenz nicht anders als auf ſeinen Herrn ſchaute, die Maske nur nachläſſig vor dem Geſichte, einher, umſchwärmt von einem zahlreichen Anhange junger Nobili, die ihm gleichſam als Hofſtaat auf jedem Schritte folgten.

Niemals eine gewiſſe Würde vergeſſend, die nicht mit ſeiner Jugend harmonirte, ſcherzte er je zuweilen mit einem ſeiner Begleiter, und grüßte dann mit ſtolzer Herablaſſung das ehrerbietige Volk.

Der Magier folgte ihm eine Zeitlang, und drängte ſich endlich in einer Colonnade, wo der Zug wegen der allzugroßen Menge Halt machen mußte, mit den Worten an ihn: „Erlaubt mir, Großmeiſter und Ritter von San Giovanni, daß ich Euch weiſſage!"

„Thue das, weiſer Mann!" verſetzte Lorenzo lächelnd.

„Da Euer Keuſchheitsgelübde mit dieſem Tage ſeine Endſchaft erreicht, ſo werdet Ihr wohlthun, ein Volk, das auf Euch ſeine ganze Hoffnung ſetzt, nicht länger auch um die Hoffnung künftiger Zeiten zu betrügen, da Ihr die gegenwärtigen ſo herrlich erfüllt."

„Das iſt weiter nichts als ein guter Rath und keine Weiſſagung, Freund!" rief Lorenzo ungeduldig.

„Sie kommt nach," verſetzte Stefano. „Ich ſeh' einen jungen Löwen wandeln, ich ſeh' auch eine Löwin, ihm gleich an Adel der Geſinnung. Das Reich der Thiere wird jauchzen, wenn ſich der Löwe mit der Löwin vereint. Der glänzende Tag wird kommen, und ein kräftiges Geſchlecht aus ihrem Bette hervorgehen."

„Wie heißt deine Löwin?" fragte Lorenzo den vermummten Prieſter leiſe, doch mit feſtem Tone.

„Giuditta di Pazzi," entgegnete dieſer.

„Der Löwe vermiſcht ſich nicht mit einem Baſtard!" lehnte Lorenzo, das Haupt ſtolz zurückwerſend, und ſchritt ſeinem Palaſte zu, um ſich in eine andre unkenntliche Maske zu kleiden. Stefano ging zähneknirſchend. Als er am Palaſte Giacomo's di Pazzi vorüberſchritt, ſah er Giuditta maskirt heraushüpfen. Er wich ihr aus, und überlegte, was in dieſer verwickelten Sache zu thun ſey.

Im Palaſte des reichen Francesco di Pazzi in Florenz ſaßen drei kräftige Jünglinge bei der Abendmahlszeit. Der feurige Montepulciano kreiste im Becher, und bald entfeſſelte der Traubengeiſt die Menſchengeiſter.

„Dieſe beiden ſtolzen Medici,“ rief der junge Wirth, „was ſind ſie weiter, als wir? Ihre Väter waren Kaufleute, wie die unſrigen; ſie ſind Kaufleute und Wechsler, wie wir. Sind ſie reich? ſteinreich: die Pazzi können es ihnen noch gleich thun in Florenz. Ich habe die letzten Jahre viel in Rom gewonnen; darüber iſt der aufgeblaſene Lorenzo neidiſch, und er allein hat meine Zurückrufung bewirkt.“

„Niemand weiter, ſo wahr ich Bernardo Bandini, ſein größter Feind, bin!“ rief der Andre, ein ſchlanker junger Mann, mit trotzigem Geſicht und kühnen, faſt verwegnen Augen. „Ich ſelbſt habe es aus dem Munde des Gonfeliere, daß Lorenzo zu verſchiednen Malen auf deine Zurückberufung antrug, aber bei der Signoria Anfangs kein Gehör fand."

„Ich denke, es ſoll ihn noch gereuen," ſagte Francesco Pazzi.

„An Reichthum alſo haben ſie nichts vor uns voraus," fuhr er dann fort; „an Klugheit und beſondern geiſtigen Gaben eben ſo wenig. Wenn man davon ſprechen wollte, ſo wäre eigentlich Lorenzo nur allein zu nennen; denn der ſchwache Giuliano iſt ein Weib in Männertracht; mir iſt's immer, als wolle er noch über die Strafpredigten ſeines Schulmeiſters weinen. Lorenzo hat Geiſt, und weil er Geiſt hat, ſo hat er auch Kraft; aber er hält ſich für den größten Geiſt und ſchätzt keinen ſich gleich. Ich dachte, es fanden ſich unter den Pazzi Männer, die ihm nicht unterlägen."

„Du haſt bewieſen, Francesco, daß du ihn übertriffſt," redete der Dritte. „Und würdeſt du am Staatsruder ſtehen, wie er, du würdeſt ganz andere Dinge vollbringen."

„Ich hoffe nicht, daß du mir ſchmeichelſt, Napoleone," nahm Pazzi wieder das Wort. „Die

Medici mögen Talente beſitzen und Vieles vermöchten; das Meiſte machen ſie mit ihrem Gelde, mit ihrer Freigebigkeit. Ich fühle wenigſtens in mir, daß ich dem Lorenzo die Stange halten könnte. Was endlich die Zahl der Köpfe betrifft, ſo ſind nur zwei Medici in Florenz, aber acht Pazzi, deren jeder einen Medici werth iſt.“

„Aber ihr Anhang iſt groß unter den Bürgern!“ erinnerte Bernardo Bandini.

„Nicht ſo groß, als man ſich gewöhnlich einbildet,“ verſetzte Napoleone Franceſi; „und was ſie von Anhang beſitzen, verdanken ſie nur dem Ruhme ihres Großvaters Cosmo. Was hat denn Lorenzo ſo Großes gethan, das ihm Anſpruch auf die Verehrung aller Bürger gewährte? Ein Mächtigerer würde ihn bald aus der Gunſt der Bürger verdrängt haben.“

„Deine letzte Behauptung trifft mit meiner Meinung zuſammen,“ erwiederte Bandini, und ſich dann zu Pazzi wendend, ſagte er: „Iſt Jemand in Florenz geſchickt und beſtimmt, dem ſteigenden Uebermuthe der Medici nöthigen Einhalt zu thun, ſo biſt du es, Franceſco. Du biſt jung und gewandt, klug und ſchlau, reich und freigebig. Dein Anhang iſt nicht genug; denn wahrlich, wir gehören dazu. Du würdeſt Florenz eine Wohlthat erzeigen, wenn du dies Brüderpaar entfernteſt.“

„Und hätt' ich nicht alle Urſache dazu? Iſt der alte ehrwürdige Name der Pazzi nicht beſchimpft von dieſen Knaben?“ rief Francesco wild. „Wir, die reichſten aller Nobili von Florenz, ſind ausgeſchloſſen von allen Ehrenämtern des Staates, uns verwehrt man, dem Vaterlande unſ're Kräfte zu weihen. Lorenzo fürchtet uns, aber ſeine Furcht wird zur Beleidigung. Mich ruft man mit einem diktatoriſchen Befehle von Rom zurück, der an ſich Unſinn iſt und keinen Schein von Grund in der Vernunft findet, und durch den man ungeſcheut die hämiſche Abſicht durchblicken läßt, mich in Rom nicht zu reich werden zu laſſen. Meines Bruders Giovanni Frau wird von der Signoria — was ſag' ich? — von dieſem übermüthigen Lorenzo — denn ſein Wille iſt der Wille der Signoria — des Vermögens ihres Vaters beraubt, deſſen einzige Erbin ſie war, und wenn meine Vermuthung ſich beſtätigt, ſo hat mir der gleisneriſche Giuliano das Herz der Signora Camilla geſtohlen, das ich ſonſt beſeſſen habe. Was werden ſich dieſe Buben noch gegen uns erlauben, wenn wir dies Ungeheuere geduldig ertragen?“

„Stürze ſie! Vergilt ihnen mit gleicher Münze! Mein Arm iſt deiner gerechten Sache geweiht!“ rief Bandini. „Ich haſſe dieſen Lorenzo wie die Sünde, aber Giuliano haſſe ich wie den Tod.“

„Wie verhielt es ſich doch mit der Erbſchaft deiner Schwägerin?“ fragte Franzeſi dazwiſchen. „Ich war eben in Mailand, als ſich die Geſchichte hier ereignete, und hörte blos, daß ſie betrogen wurde, nicht aber: auf welche Weiſe.“

„Donna Alfonſina,“ erzählte Francesco, „die Gemahlin meines Bruders Giovanni, iſt, wie du wiſſen wirſt, das einzige Kind des vor einigen Jahren verſtorbenen reichen Meſſer's Giovanni Borromei; ſie war alſo nach Vernunft und göttlichem und menſchlichem Rechte die einzige Erbin des großen Vermögens ihres Vaters. Aber kaum hat der alte Herr die Augen geſchloſſen, ſo tritt Carlo Borromei, der Neffe des Verſtorbenen, auf, und bemächtigt ſich eines Theils des Nachlaſſes. Mein Bruder erhebt ſich als Kläger gegen ihn vor Gericht; aber ſtatt ihm Recht zu ſprechen und ihm zum rechtmäßigen Eigenthume ſeiner Frau zu verhelfen, erläßt man ein neues ſchändliches Geſetz, kraft deſſen man dem Räuber Carelo das ganze Vermögen zuſpricht und Signora Alfonſina ihres väterlichen Erbes beraubt. Seht, Freunde, das iſt die Gerechtigkeit dieſer Medici gegen die Pazzi, gegen uns, die wir ihnen an Reichthum, Adel und Einſicht gleich ſind, das iſt die Handlungsweiſe dieſer ſogenannten Fürſten von Florenz, von Eiferſucht und Mißtrauen erzeugt, von gemeiner, niedriger Geſinnung groß gezogen! Und dieſe Erbärmlichkeiten ſollen wir länger ertragen?"

„Nimmermehr!" rief Bandini. „Als Verlobter Giuditta's, der Tochter deines Oheims, gehör' ich zu deiner Familie. Mag Giuditta immerhin Giacomo's natürliche Tochter ſeyn, er hat ſie anerkannt und ihr ſeinen Adel verliehen; ich gedenke durch den meinigen die letzte Spur des Fleckens ihrer Geburt hinweg zu wiſchen. Aber wahrlich, ich mußte ja unter dieſen Verhältniſſen befürchten, mein Vaterland ſchlöſſe mich von allen Aemtern und Würden aus, auf die meine Geburt und Studien einen gerechten Anſpruch haben, wenn ich die Tochter eines Pazzi heirathete! Nein, Franceſco, das muß anders werden! Das Herz ſiedet mir in Gift und Galle, wenn ich dieſen ſchändlichen Mißbrauch betrachte. Der Papſt iſt den Pazzi gewogen und den Medici Feind — der ſtolze Lorenzo hat ſich ſchon zu verſchiedenen Malen erfrecht, dem Statthalter Chriſti entgegen zu ſeyn —; dem Könige von Neapel iſt der Hochmuth dieſer beiden Brüder ſchon lang ein Dorn im Auge; der Herzog von Mailand iſt des Grafen Girolamo Schwiegervater, und nicht vergebens ſollſt du der Freund dieſes mächtigen Mannes ſeyn."

„Du ſchlagſt eine Saite an, Bernardo," verſetzte der junge Pazzi, „die ſchon lange leiſe von ſelbſt in mir geklungen. Die Regierung meiner Vaterſtadt war mir verhaßt, ſeit ich aus den Knabenſchuhen trat; Rom hat mich entſchädigt. Graf Girolamo iſt mein Freund in jeder Hinſicht; ich habe ihn mir verbindlich gemacht, indem ich ihm oft große Summen vorſtreckte. Er vermag Alles über ſeinen Vater — im Vertrauen kann ich euch, als meinen beſten Freunden in Florenz ſagen, daß der Graf Girolamo der Sohn Sixte's IV iſt, — er iſt des Pabſtes erſter Rath und Seine Heiligkeit folgt ihm unbedingt in jeder Sache. Oft habe ich meinen Groll bei'm Grafen über die Medici ausge ſprechen, und ich weiß, daß Siſto meine Äußerungen freundlich aufgenommen hat, denn er überhäufte mich jedes Mal mit Gnadenbezeugungen, wenn er den Medici irgend ein Hinderniß bereitete, und dazu ließ er nie auch nur die kleinſte Gelegenheit vorüber ſchlüpfen."

„Wohlan, ſo benutze Deine mächtigen Verbindungen zum Untergange der Verhaßten!" rief Franceſi, und Bandini zog in der Hitze der Leidenſchaft den Degen, gleichſam als hätte er den Gegner vor ſich und trachte, ihn ſogleich nieder zu ſtoßen.

In dieſem Augenblicke wurde von den Dienern einem Manne hereingeleuchtet, der in der Kleidung eines Weltprieſters bald als Pater Stefano erkannt wurde, und ſich gegen die drei Anweſenden, vorzüglich gegen den Hausherrn, mit beſonderer Demuth und Unterwürfigkeit verbeugte.

„Guten Abend, Stefano!" rief ihm dieſer haſtig entgegen und unterbrach den frommen Segenswunſch, den der Prieſter mit gefalteten Händen ſprach; „was bringt Ihr für Kunde?"

„Zweifache," verſetzte der Prieſter mit einem ſchlau lächelnden Geſichte. „Zuerſt die Gewißheit, daß Giuliano Medici wirklich der Nobile iſt, welcher die Signora Camilla Caſareli das Kloſter St. Maria und Magdalena gebracht hat und ſie dort unterhält. Ihre Brüder haben dem guten Giuliano bereits ſehr eindringliche Vorſtellungen gemacht, ſich mit der Signora ehelich zu verbinden, welchem Verlangen ſich aber Lorenzo widerſetzt. Dieſer ſoll nämlich den Plan haben, ſeinen Bruder mit einer Fürſtentochter zu vermählen, ſo wie er ſelbſt eine ſolche zur Gemahlin nehmen wird, um ihre Macht in Italien dadurch zu vergrößern und zu befeſtigen. Vielleicht hegt er ſogar den geheimen Wunſch, ſelbſt Fürſt von Florenz zu werden."

„Davor wird ihn der Himmel bewahren," unterbrach Bandini den Prieſter mit Hohn, indem er den Degen wieder heftig in die Scheide zurück ſtieß.

„Weiter!" rief Franceſco dazwiſchen.

„Giuliano pflegt ſeine Geliebte wöchentlich ein Mal zu beſuchen. Heute früh ritt er nach dem Kloſter; ich habe ihn mit meinen eignen Augen geſehn."

„Ha, Bube!" raſete Franceſco auf, „zur Geliebten, zum Spielzeug deiner ſüßen Schwärmereien ſoll dir Toscana's herrlichſte Blume recht ſeyn; zur Gattin ſollſt du ſie nicht erheben dürfen, die Franceſco Pazzi mit höchſtem Entzücken als Gebieterin in ſein Haus geführt hatte! Ich wollte ſie zur Fürſtin von Florenz erheben, und nun ſoll ſie die Buhlerin dieſes weichlichen Knaben ſeyn, der kein Verdienſt weiter hat, als daß ſein Großvater ein großer Mann war? Die ich anbetend erhebt hätte, darf er genießend erniedrigen? Mit Gewalt will ich die Verblendete in meine Arme reißen — die Gluth meiner Liebe für ſie überſpringt die Grenze menſchlicher Leidenſchaften — mein muß Camilla ſeyn, oder ich will nicht mehr leben."

„Erſt nieder mit ihm, der ſie dir geraubt!" donnerte Bandini; „denn nie würdeſt du ruhig dich ihres Beſitzes erfreuen, hätten die Medici noch die ihnen nicht gebührende Macht."

„Was habt Ihr mir ferner für Kunde zu melden, Pater Stefano?" fragte Pazzi.

„In der heutigen Sitzung der Signoria iſt die päpſtliche Bulle eröffnet und verleſen worden, worin der Pontifex den Francesco Salviati zum Erzbiſchof von Piſa ernennt."

„Ha, wiſſen ſie's endlich!" tobte Pazzi freudig auf. „Und was haben die trefflichen Signoren zu dieſer Wahl des Papſtes geſagt?"

„Es hat einen allgemeinen Aufſtand gegeben. Lorenzo hat ſogleich erklärt: er werde niemals zugeben, daß dieſer Feind ſeines Hauſes den erzbiſchöflichen Stuhl von Piſa bekleide; die ganze Signoria ſtimmte bei, und ſo hat man ſogleich eine Erklärung an Seine Heiligkeit erlaſſen, daß die Regierung von Florenz nicht in die Wahl des Franceſco Salviati willigen könne und denſelben niemals das Erzbisthum überantworten werde.“

„Ha, die aufgeblaſenen Krämer, dieſe Wachsmenſchlein in der Hand des trotzigen Lorenzo! Das haben ſie vortrefflich und ganz nach meinem Wunſche gemacht!“ jubelte Pazzi. „Beleidige nur den Papſt, du ungezogener Knabe; zeige dich mit deiner Geldmacht nur widerſpenſtig gegen den oberſten Kirchenfürſten mit ſeiner ungeheuern Gewalt; erbittere nur noch mehr den gewaltigen Siſto! Das iſt mir ja eben recht! Und dein eignes Handeln iſt ſchon ein Tropfen Thau auf meine nach Rache lechzende Zunge.“

„Du kannſt jetzt nichts Klügeres thun,“ rieth der beſonnene Napoleone Franceſi, „als dich ſo eilig, als möglich, nach Rom an den päpſtlichen Hof zu verfügen und dort das Eiſen in ſeiner beſten Gluth zu ſchmieden.“

„Fürwahr ein tröſtlicher Gedanke!“ fiel Bernardo Bandini hitzig ein. „Berede dich mit dem Grafen Girolamo, blaſe die Funken des Haſſes in ſeiner und des Papſtes Bruſt zur Flamme und beſtimme mit ihm, was zu thun iſt. Zur Ausführung jeglichen Planes, und ſollte es der ſchlimmſte ſeyn, biet' ich dir Kopf und Arm.“

„Ich unterſtehe mich, dem Rathe der beiden Nobili beizuſtimmen, weil er mir weiſe und zweckgemäß ſcheint,“ bemerkte der Prieſter Stefano.

„Und ich ſtehe nicht an, denſelben deßhalb zu befolgen,“ verſetzte Franceſco. „Wohlan, meine Freunde, ich reiſe noch in dieſer Nacht; die kochende Ungeduld treibt mich. Laßt uns einen Becher auf glückliches Vollbringen leeren!“ Zu haſtig nach dem Becher greifend ſtieß er ihn um, daß der edle Saft blutigroth über die Tafel floß und das Gefäß an den Boden fiel und zerbarſt.

„Ein böſes Omen!“ murmelte der Prieſter.

„Iſt's dieſer nicht, iſt's ein anderer,“ ſagte Pazzi, hob den Becher auf und ſchenkte ihn wieder voll; aber durch den Riß des gegoſſenen Metalls floß mehr herab, als er trank.

Franceſco war ſichtlich darüber verſtimmt. Bandini rief: „Die Kraft meines Arms iſt das beſte Omen. Trinkt!"

„Euch, Stefano, befehl' ich Camilla an," ſagte Francesco; „bringt ihr meine Grüße und die Schwüre ewiger Liebe. Sucht den Schurken aus ihrem Herzen zu verdrängen und mich wieder hinein zu ſetzen. Dir, Bandini, befehl' ich mein Haus, dir, Franceſi, meine Pferde. Nun gute Nacht!"

Italiens warme Sonne hatte ſchon früh im Jahre ihr ſchönſtes Kind, den Frühling, ihrem liebſten Lande, Toscana, geſandt. Kaum war die Hälfte des April vorüber, als rings um Florenz Baum und Strauch in üppiger Fülle grünten und Blüthendüfte den Geruchsſinn entzückten, während das Auge bezaubert in der auftauchenden Schönheit des Lenzes ſchwelgte und das Ohr ſich den ſüßen Genüſſen hingab, die die Töne der Lebensfreude ihm aus Flur und Hain entgegenboten. Das unvergleichlich herrliche Florenz hatte nun auch von der Natur ſeinen letzten und ſchönſten Schmuck erhalten, und konnte mit Recht Anſpruch auf den Namen „der lieblichſten der Städte" machen. Hatte es den Winter über einem koſtbaren Edelſteine geglichen, ſo war es nun ein Brillant in der reichſten und glänzendſten Einfaſſung, der als Kleinod ſich auf dem Alabaſterbuſen einer Königin wiegt. War aber die Stadt der Edelſtein, ſo waren die herrlichen Luſtſchlöſſer und Landſitze in ihrer Umgebung die Perlen des Geſchmeides, an ſich reich und köſtlich und in Beziehung zum Ganzen beſtimmt, dieſes noch mehr zu heben und zu verherrlichen.

Einer dieſer Landſitze, ein kleines Eldorado, war das dem Meſſer Giacomo Pazzi gehörige Schloß Montughi. Wie eine Inſel der Seligen tauchte das geſchmackvolle, mit Kunſtwerken ausgezierte Gebäude aus den blühenden Wellen der Büſche und Bäume hervor, umfluthet von dem wogenden Meere der Frühlingsdüfte. Weit umher war ein vom Beſitzer angelegter und nun in ſeiner Vollendung prangender Garten, deſſen reizende Partieen die ſtets nach ſchönern Genüſſen durſtige Seele des Wanderers zugleich befriedigten und von Neuem antrieben.

In dieſem Paradieſe wandelte am erſten ſchönſten Morgen des neuen Lenzes ein freundlicher Greis an der Hand jener hohen blühenden Jungfrau Guidetta di Pazzi. Sein Auge hing mit ſchöner Vaterfreude an den edeln, majeſtätiſchen Zügen der rei zenden Mädchengeſtalt, und ſeine Hand umſpannte mit Wohlbehagen ihren ſtarken runden Arm.

„Giuditta,“ ſagte er dann lächelnd, „weil du dir auf Montughi ſo wohl gefällſt, ſo ſoll es dein Hochzeitsgeſchenk ſeyn. Hier im Schooße der Natur wirſt du die erſten ſeligſten Wochen der Ehe an der Bruſt deines Gatten zubringen. Aber wie? es ſcheint mir, als ſähe ich in deinen Augen keine Freude glänzen?“

„Ach, Vater!“ verſetzte das Mädchen ſeufzend, „Ihr vermögt an meine Hochzeit zu denken; ich kann es nicht.“

„Wie!“ ſagte der alte Giacomo Pazzi erſtaunt, „hat deine Liebe zu Bernardo Bandini ſchon ein Ende? Biſt du auch ſo launenhaft und wetterwendiſch, wie andere Geſchöpfe deines Geſchlechts? Ich hielt dich immer für mein ſtarkes und beſtändiges Mädchen, und lauſchte mit Entzücken von deiner frühesten Jugend an der Entwickelung einer ſtärkern Seele, als ich jemals in einer weiblichen Bruſt gefunden. Ueberraſcht dich nun auch die Schwachheit deines Geſchlechts, und iſt die Sünde deiner Mutter, trotz meiner Vorſicht, auch auf dich übergeerbt?“

„Eure Beſorgniſſe, mein Vater, ſind nichtig; ich liebe den muthigen kühnen Bernardo ſo rein und ſtark, wie am erſten Tage, als Ihr meine Hand in die ſeinige legtet und Euren väterlichen Segen über unſern Bund ausſpracht. Aber eben weil ich Euer ſtarkes Mädchen bin, mag ich nichts von der Hochzeit wiſſen.“

„Erkläre mir dieſen Widerſpruch.“

„Ich will's als eine gehorſame Tochter. Die Bürger von Florenz erhoben einen edeln, trefflichen Mann wegen ſeiner Tugenden, ſeines alten Adels, ſeines Reichthums zum Ritter, ein andrer reicher und mächtiger Bürger, Coſimo Medici, ſchenkte ihm Vertrauen und Freundſchaft, fürwahr eben ſo viel werth als das Ritterthum. Dieſer edle, von allem Volke hochgeehrte, von den Beſten geliebte Bürger ernannte das Kind ſeiner Liebe vor den Augen von ganz Florenz zu ſeiner rechtmäßigen Tochter, zu ſeiner Erbin; und das Kind wuchs empor, gehoben und getragen vom edeln Stolze auf die Vorzüge ſeines Vaters. Ihr ſeyd jener Bürger und ich bin die Tochter. Nun bin ich groß geworden und die Braut eines edeln jungen Mannes, in deſſen Seele heiliger Eifer für Recht und Wahrheit glüht, in deſſen Adern das edelſte Blut des alten Florenz wallt. Aber plötzlich bin ich wie aus dem ſchönen Traume meiner Kindheit aufgeſchreckt. Ja, ich bin erwacht, mein Vater, und ſehe mit Schaudern, daß Alles anders iſt, als es war, daß Alles ſchlimmer iſt, als es war. Statt Eures großen beſcheidnen Freundes Cosmo, haben ſeine kleinen aufgeblaſenen Enkel die Leitung der Regierung übernommen; er ſtand Euch zur Seite, ſie ſtehen Euch gegenüber; er liebte, ſie haſſen Euch, er behandelte Euch mit freundlicher Offenheit, ſie mit liſtiger Heimtücke; er ſuchte Euch empor zu heben, ſie ſuchen Euch zu unterdrücken; er war ein Greis, als Ihr ein junger Mann wart, und ſie ſind Jünglinge, da Ihr nun ein Greis ſeyd. Und das dürfen dieſe übermüthigen Knaben ſich gegen den alten Ritter des Volks, gegen den Freund ihres großen Ahn erlauben? O mein Stolz auf den Namen Pazzi iſt furchtbar gedemüthigt worden! Ja, Vater, mögt Ihr mir zürnen, ich kann nicht anders als mich ſchämen, daß ich einer Familie angehöre, der ein junger Mann, wie Lorenzo Medici, ungeſtraft ſolche Schmach anthun darf, und ich vermag es nicht über mich, den edeln Bandini mit in unſer Elend hereinzuziehen.“

„Iſt es denn dahin mit uns gekommen!“ rief Giacomo aus.

„Ja es iſt ſo weit gekommen, und es wird noch weiter gehen. Kraft iſt in geduldige Nachſicht verwandelt, Geduld iſt zur Schwachheit geworden. Wir werden bald Florenz den Rücken kehren müſſen, und wahrlich, dann mag ich Bernardo Bandini nicht mit in mein Exil ſchleppen.“

„Dein lebhaftes Gemüth führt dir ſchwarze Träume vor, die in der Wirklichkeit nicht Grund noch Boden finden.“

„Lorenzo und Giuliano Medici ſind Grund und Boden genug; räumt ihn hinweg, und ich werde bunte fröhliche Träume träumen.“

„Iſt es doch, als hörte ich meinen hitzigen Neffen Francesco aus dir reden. Sollte er ſo thöricht geweſen ſeyn, dein reines Mädchenherz mit ſeinen überkühnen Plänen zu vergiften? Ich würde es ihm ſchlechten Dank wiſſen.“

„Nicht doch, mein Vater! der edle Francesco hat mich nicht gewürdigt, Theilnehmerin ſeines großen Kummers über die unſrer Familie widerfahrne Kränkung zu ſeyn. — Ich will Euch die Wahrheit geſtehen. Ihr habt mir eine mehr männliche, als weibliche Erziehung geben laſſen, mein Vater! Darum wundert Euch nicht, daß ich mich um die Ehre unſers Hauſes kümm're und über ſeinen Rechten und Vortheilen wache, wie ein Mann. Wahrlich, nicht zur Spielerei, nicht zur Befriedigung gemeiner Neugierde, nicht aus thörichter Eitelkeit habe ich Rom's ehrwürdige Sprache erlernt und leſe mit meinem Lehrer Stefano die Bücher des Livius und Tacitus. Ihr wünſchtet mit meinen Talenten zu glänzen; aber Stefano hat eine Römerin aus mir gemacht. Mit dem erwachenden Bewußtſeyn unſrer Unterdrückung wurde der Groll gegen unſ're Tyrannen groß in meiner Bruſt, und wie oft ich auch mit dem mir beiſtimmenden Stefano über unſ're Schmach ſprach, mit Euch darüber zu reden wagte ich nicht, weil Ihr glücklich und zufrieden zu leben und mit den beiden Medici im beſten Verhältniſſe zu ſeyn ſchient. Ihr hattet Eure Tochter niemals ſo hoch beglückt, mit ihr über öffentliche Angelegenheiten zu ſprechen; um deſto größern Antheil nahm ſie, ihrer Natur gemäß, daran. Da ſah ich Euch vor wenigen Wochen plötzlich wie verwandelt: die ſtille Heiterkeit war von Eurer edeln, hohen Stirn gewichen, Euer glänzendes Auge war getrübt, und die mir ſonſt ſtets reichlich geſpendeten Liebkoſungen wurden mir nur ſpärlich und dann, wie ich zu bemerken glaubte, mit erzwungner Heiterkeit von Euch zu Theil. Ich bekümmerte mich ſehr über dieſe Veränderung in Eurem ganzen Weſen, und ſchüttete mein betrübtes Herz vor meinem Lehrer und Freunde aus. Ach, ich glaubte anfangs Eure Liebe verloren zu haben. Aber bald gewahrte ich an Bernardo ein ähnliches unſtätes Treiben; ich ſah, daß der Jüngling, den mir ſonſt jeder Tag auf den Fittigen ſtürmiſcher Sehnſucht zuführte, ſeltener kam, und nur Augenblicke bei mir verweilte. Ich las in ſeinen Augen, daß in ſeiner Seele etwas Wichtiges vorgehen müſſe und ich reimte ſeinen Gemüthszuſtand mit dem Eurigen zuſammen. Stefano gab mir endlich auf meine wiederholten Bitten Aufſchluß, nachdem er mich den heiligſten Eid auf die Hoſtie hatte ſchwören laſſen, verſchwiegen zu ſeyn. Ich erfuhr nun, daß Francesco Pazzi nach ſeiner letzten Heimkehr von Rom vergebens in Euch geſtürmt, Euch mit ihm gegen die unbillige Macht der Medici zu verbinden; ich hörte mit ſchmerzlichem Erſtaunen, daß Ihr durchaus abgeneigt wärt, einem Bunde beizutreten, welcher den Untergang dieſer ſtolzen Feinde unſers Hauſes bezweckt, ach! ich mußte mir ſagen laſſen, daß Ihr jene Medici mehr liebt, als die Pazzi, und das — das hat meine Seele empört und mit Nacht erfüllt. Deßhalb will ich nicht Bandini's Weib werden."

„Es iſt doch ein wahres Wort, das da ſpricht: So ein Pfaffe um ein Geheimniß weiß, ſo erfahren es auch die Weiber," ſprach der Greis mißbilligend. „Es iſt unrecht von Stefano, daß er deine Seele mit Bildern erfüllt hat, die außer ihrem Wirkungskreiſe liegen."

„Das kann nicht Euer Ernſt ſeyn, lieber Vater; ſonſt wäre er ein Widerſpruch Eurer mir gegebenen Erziehung. Alles, was Euch angeht, geht doch auch mich an; oder hätte ich mir mit meiner Liebe nicht ein Recht auf einen Theil des Kummers erkauft, der Euer Herz belaſtet? Darf Euer ſtarkes Mädchen, darf Giacomo Pazzi's einziges Kind nicht wiſſen, was das Gemüth ſeines alten geliebten Vaters bewegt? O dann wollte ich lieber, Ihr hättet mich ſammt meiner treuloſen Mutter verſtoßen und mir niemals die heiligen Liebesrechte einer Tochter eingeräumt!"

„Beruhige Dich, meine Giuditta," redete der Alte gütig, indem ſein Auge wohlwollend am betrübten Geſichte ſeines Kindes hing, über deſſen Wangen einige Schmerzensthränen ſchlichen. „Ich hätte freilich beſſer gethan, Dich ſelbſt über alles zu unterrichten, was mich ſo ſehr bewegte; denn Du biſt ja ſo würdig, mein volles Vertrauen zu beſitzen. Ich habe darin gefehlt. Aber ſolche finſtre Pläne, wie die meines Neffen, eignen ſich nicht für eine lichte, reine Seele, wie die Deinige, mein Kind. Und doch hätte ich Dir durch Mittheilung manchen Schmerz erſpart, denn der geſchwätzige Prieſter hat mich Dir im falſchen Lichte gezeigt, vielleicht ſelbſt in Täuſchung befangen."

„O ſo belehrt mich, mein Vater!" rief Giuditta freudig, und umſchlang das ſilberweiße Haupt ihres Vaters.

„Ich weiß nicht, in welchem Geiſte der ſchreckliche Gedanke aufgekeimt iſt, die beiden Brüder Medici zu ermorden, in dem meines Neffen oder in dem des Grafen Girolamo, Fürſten von Forli. Genug, beide ſind damit einverſtanden, und wenn mich nicht alle Zeichen trugen, ſelbſt das Haupt der Kirche. Während Franceſco's letztem Aufenthalte in Rom iſt davon die Rede geweſen, und ſo wie mein hitziger Neffe ſich einbildet, Ruhm und Glanz des Namens Pazzi müſſe untergehen, wenn die Medici länger lebten, ſo iſt der Graf Girolamo der Meinung: er könne die von ſeinem Vater, dem Pabſte, erhaltenen Beſitzungen, nach deſſen Tode nicht ruhig beherrſchen, wenn die Medici nicht aus dem Wege geräumt würden. Die beiden jungen Männer haben in Rom den neuen Erzbiſchof von Piſa, Franceſco Salviati, in ihren Plan gezogen, der neuerdings durch die ſtandhafte Weigerung Lorenzo's und der Signoria, ihn nicht anzuerkennen, auf's heftigſte beleidigt worden iſt.

„Bei ſeiner Zurückkunft eröffnete mir Franceſco, als ſeinem Oheim und Älteſten des Hauſes, den Plan. Wer wollte läugnen, daß wir von den Medici zurückgeſetzt worden ſind? Allein, mein Kind, die Urſachen dieſer Handlungsweiſe ſind vorher wohl in Betracht zu ziehen, ehe man in voreiliger Hitze etwas dagegen unternimmt. Ich bin der Ueberzeugung, daß Lorenzo — denn Giuliano hat uns nie übel gewollt und muß viele Handlungen ſeines ältern und thatkräftigern Bruders öffentlich gut heißen, die er im Stillen und zu Hauſe tadelt — ich weiß, ſag' ich, daß Lorenzo alle Schritte gegen die Pazzi aus Furcht vor uns, nicht aus Haß gegen uns thut. Wir ſind das reichſte Haus nach ihm; läßt er uns auch mächtig werden, wer bürgt ihm, daß wir ihn nicht verdrängen? Dies Alles entgegnete ich Francesco'n auf ſein an mich gerichtetes Begehren, einer Verſchwörung gegen die Medici beizutreten; ich fragte ihn auf ſein Gewiſſen, ob er in gleichem Falle mit Lorenzo nicht eben ſo handeln würde. Aber ich konnte die Glut des Haſſes in ſeiner Seele nicht dämpfen. Er ſprach das gräßlichſte Wort aus, das mich zurückſchaudern machte: Mord der Medici! — O Giuditta, wer ſich des heitern Sonnenlichts des Lebens erfreut, ſollte nicht ſo kalt und frevelvoll-leichtſinnig den Andern in die undurchdringliche Nacht des Todes ſchleudern wollen! Was immer auch der Feind an mir verſchuldet, es iſt nicht ſo groß, daß er den Tod von meiner Hand verdient hätte. Der Mörder iſt allezeit der Schuldige, und kein Mund nennt ſchaudernd ſeine That gerecht; ihn trifft der Fluch, ihn der Haß. Hat er nicht dem Todten das Recht geraubt, ſich zu vertheidigen? nicht die Gelegenheit, ſeine Fehler zu verbeſſern, ſein Unrecht zu ſühnen? O der Mörder hat immer unrecht, und wenn er vor der unſeligen That das klarſte Recht hatte. Der Mord überſchüttet die weiße Tafel des Geſetzes mit einem purpurrothen Blutſtrom und wandelt das Wort, das erſt für den Thäter ſprach, nun gegen ihn. Der Mord hat zweierlei Geſicht: ein lockendes Sirenengeſicht, das zeigt er dem erhitzten Mann, bis dieſer den Dolch zückt; dann grinſ't er ihn plötzlich mit einer teufliſchen Larve, mit einem Gorgonengeſichte, mit einem Furienhaupte an, wenn der Dolch roth iſt vom Herzblute des Feindes. Mörder iſt der furchtbarſte Name, der auf Erden einem Manne gegeben werden kann, und ich liebe die Pazzi zu ſehr, als daß ich nicht vor dem Gedanken beben ſollte, es könnte jemals einer mit dieſem entſetzlichen Namen bezeichnet werden. Die Jugend kennt nicht das Leben, nicht ſeinen Werth; drum will ſie es gleich leichtſinnig vernichten. Das reifere Alter weiß es beſſer zu ſchätzen. Dies Alles ſagt' ich Francesco'n; aber er wollte mich nicht hören, und verließ mich unwillig, als ich meine Weigerung, an dem Plane Theil zu nehmen, beſtimmt ausſprach.

Dieſe meine Weigerung hatte er wahrſcheinlich nach Rom berichtet, und bald darauf erſchien der Hauptmann der päbſtlichen Miethstruppen, Graf Giovanni Battiſta di Monteſeno, mit einer kleinen Truppenabtheilung, in Florenz, dem Vorgeben nach, um in die Romagna zu marſchieren und dort einige Städte wieder zu erobern, die Graf Carolo, Herr von Faenza, dem Grafen Girolamo genommen, weil der Erſtere eben lebensgefährlich krank war und alſo des Papſtes That nicht hindern konnte. Ich ſage: dieſer Marſch war nur dem Vorgeben nach ſeine Abſicht; eigentlich war er gekommen, ſich von der Lage der Dinge in Florenz zu überzeugen und mich durch die Autorität des Papſtes und des Grafen Girolamo zum Beitritt gegen die Medici zu gewinnen. Du weißt: als der päbſtliche Hauptmann bei mir war, befand ich mich eben unwohl; auch war Francesco gerade, ſeiner Wechſelgeſchäfte wegen, nach Lucca gereiſ't. Giovanni Battiſta hatte Lorenzo Medici kennen gelernt, und einen viel beſſern Mann in ihm gefunden, als ihm geſchildert worden war. Haß malt ſchwarz, Leidenſchaft übertreibt. Doch er war vom Grafen und, wie ich nicht ohne Grund vermuthe, vom Papſte beauftragt, mich zu werben und zu dem Bunde zu ziehen. Ich ſagte ihm: er möge nur nach der Romagna gehen und ſeine Geſchäfte dort abmachen, auf der Rückreiſe ſollte er wieder bei mir anfragen; dann werde ich hergeſtellt und mein Neffe zurückgekehrt ſeyn. Seit dieſer Zeit hat mich die Unruhe nicht eher verlaſſen, als bis ich mit dir, mein Kind, in dies unſer Paradies einwanderte. — Erſcheine ich dir nun immer noch in einem ſo unerfreulichen Lichte?"

Giuditta küßte den Vater auf die Stirn und bezeigte ihm ihre Freude darüber, daß er ſo und nicht anders gehandelt habe. „Aber nun wird mein weiſer und gerechter Vater auch wiſſen, was er der Ehre ſeines Hauſes zu thun ſchuldig iſt," ſetzte ſie ſchlau hinzu. „Ihr habt nun den Pflichten der Menſchlichkeit vollkommnes Genüge geleiſtet; jetzt iſt es an Euch, auch an die Pflichten zu denken, die Ihr als Älteſter des Hauſes Pazzi den ſchwergekränkten Gliedern deſſelben, die Ihr als Oheim Eurem Neffen Francesco, die Ihr als Vater Eurer Tochter Giuditta, die Ihr als reichſter Bürger von Florenz dem Staate ſchuldigt. Denket nicht an die ſcheußliche Fratze des Mordes; vielmehr gewinne die Nothwendigkeit in Eurer Seele Geſtalt und Farbe, daß der ſteigenden Macht der Medici ein Damm geſetzt, daß die von den Medici uns angethane Schmach abgewaſchen und gerächt werde, daß die Anſprüche, welche das Haus Pazzi an die Ehrenſtellen und die Regierung des Staats hat, in Erfüllung gebracht werden. Denn ich ſchwöre Euch zu, mein Vater, bei der keuſchen Reinheit der heiligen Jungfrau, daß ich in dieſen mich tief betrübenden, drückenden Verhältniſſen niemals Bernardo's Gattin werde. Habt Ihr mein weibliches Herz ſelbſt mit der Milch des Stolzes auf den Namen Pazzi groß gezogen, ſo ſchafft auch nun, daß es ſich nicht unter den Dolchſtichen der mir von dieſen Medici angethanen Kränkungen und Demüthigungen verblute."

„Wer hat dich gekränkt? wer hat gewagt, dir etwas zuzufügen?" rief der Alte plötzlich gereizt und mit dunkler Röthe auf dem Geſichte.

„Ihr mögt es immerhin nun wiſſen, was ich Euch bis jetzt verſchwiegen habe, um Euch nicht zu kränken, mein Vater, daß Lorenzo mich am letzten Carnevalstage in der Maſke eines Schiffers ſchwer beleidigte, indem er mir meine uneheliche Geburt verwarf und keck behauptete: Ihr wäret nicht mein Vater.“

„Der Bube!“ rief Giacomo zornig. „War er's gewiß?“

„Ich hatte ihn wohl ſchon an der Sprache gekannt, wenn er ſie auch verſtellte und nicht erkannt zu werden wähnte; als er aber fort war, beſtätigte ſich mein Argwohn in dem rohen mich höhnenden Gelächter der Umſtehenden, durch welches ich mehrmals hindurch meinen und ſeinen Namen deutlich vernahm.“

Das werde ich dir gedenken, übermüthiger Knabe!“ ſagte mit drohender Stimme der erzürnte Greis; und Giuditta leitete den Vater zu dem Schlößchen zurück.

Einige Tage nach dieſer Unterredung kehrte der Hauptmann der päbſtlichen Miethstruppen wieder aus der Romagna zurück, und ſetzte zuerſt in Florenz mit Lorenzo Medici jene erdichteten Unterhandlungen wegen des Grafen Carlo fort, die er bei ſeinem Hermarſche ſchon angeknüpft hatte. Lorenzo war ſchlau genug, dem mächtigen Grafen Girolamo ſeine ganze Ergebenheit zu zeigen und dem Abgeordneten deſſelben hinſichtlich der verlornen und wieder zu gewinnenden Städte in der Romagna die dem Günſtlinge des Papſtes vortheilhafteſten Rathſchläge zu ertheilen. Giovanni Battiſta konnte ſpäter in Giacomo Pazzi's Hauſe nicht anders ſagen, als daß er Lorenzo als einen ſehr verſtändigen und gegen den Grafen Girolamo ſehr freundſchaftlich geſinnten Mann habe kennen gelernt.

Francesco Pazzi überflügelte aber in den geheimen Zuſammenkünften, die er mit dem päbſtlichen Hauptmanne im Hauſe ſeines Oheims hielt, ſowohl den Erſteren als den Letztern mit ſeiner Hitze, indem er behauptete, Lorenzo habe ſich nur, aus Schlauheit, verſtellt. Da nun ohnedies Monteſeno in dieſer Sache kein eigenes Urtheil haben durfte, ſondern gehalten war, die Befehle des Papſtes zu vollziehen, ſo verband er ſich mit dem rachеglühenden Jüngling, den alten Giacomo zur Theilnahme an der Verſchwörung gegen die Medici zu bewegen. Meſſer Giacomo blieb lange unſchlüſſig; aber Francesco bot alle Mittel auf, ihn zu gewinnen, weil er nur durch ſeines Oheims Anſehn bei dem Volke nach dem Morde der Medici zu reüſſiren hoffen durfte. Zuerſt führte er den wilden Redner Bandini in die heimliche Berathung, dem Giacomo als künftigem Gatten ſeiner über Alles geliebten Tochter ſehr zugethan war; dann den weniger offnen, aber durch Schlauheit impenitenten Napoleone Franceſi; er ſchickte den Prieſter Stefano, der ſeit Jahren ſchon Giuditta's Lehrer und Giacomo's Hauſe gewiſſer Maßen einverleibt war, an den bedenklichen Greis. Aber den Sieg trug er doch erſt über dieſen davon, als er von Stefano erfuhr, wie ſchmählich Lorenzo erſt den Prieſter, der dem Stolzen des Mädchens Liebe verrathen, und dann Giuditta ſelbſt an einem Tage zurückgewieſen und behandelt. Franceſco wußte dieſen Umſtand trefflich zu benutzen, und, indem er ſich ſelbſt bei ihr nie zum Mitwiſſer ihrer Schmach bekannte, überredete er doch den ihm ergebenen Weltprieſter, der an Liebe und Stolz ſchon furchtbar gekränkten Giuditta die höhniſche Zurückweiſung von Lorenzo in einem noch weit düſteren Colorit zu malen und Worte der Kränkung hinzuzufügen, die Lorenzo nicht geſprochen, ſondern welche, aus Franceſco's Kopfe entſprungen, jenem untergeſchoben wurden.

Giuditta wüthete; ihre Seele wendete ſich vom lichten Himmel ab und kehrte ſich der düſtern Erde zu. Ihr einziger Gedanke war fortan Rache an dem Jünglinge, den ſie eigentlich niemals wahrhaftig geliebt, ſondern den als den Erſten und Beſten ihr Stolz nur leidenſchaftlich begehrt hatte. Sie heuchelte nun ihrem Verlobten Liebe; ſie feuerte ihren Vater unabläſſig an. Und Giacomo verband ſich mit Franceſco endlich zum Meuchelmorde der beiden Medici.

Monteſecco wollte Florenz nicht eher wieder verlaſſen, als bis man auch über die Ausführung des Unternehmens im Reinen ſeyn würde. Hierüber waren die Theilnehmer des finſtern Bundes verſchiedener Meinung. Es ging damals das Gerede: Lorenzo werde auf einige Zeit nach Rom gehen, um ſich mit dem Papſte auszuſöhnen und alle Mißhelligkeiten, welche zwiſchen der Regierung von Florenz und Sixtus entſtanden waren, beizulegen. Die Verſchwornen glaubten um ſo eher an die Wahrheit dieſes Gerüchts, weil ſich Lorenzo gegen Giovanni Battiſta ſo ausnehmend gütig und auf den Vortheil des Grafen Girolamo ſehend bewieſen hatte, indem ſie annahmen, er werde die Vermittlung des Grafen in Rom in Anſpruch nehmen wollen. Meſſer Giacomo hielt ihren Plan für unausführbar, ſo lange beide Brüder in Florenz wären, weil ihr ſtarker Anhang, ſo bald Einer niedergemacht ſey, den Andern um ſo kräftiger und nachdrücklicher ſchützen werde. Man müſſe deßhalb abwarten, bis Lorenzo nach Rom gehe; dann ſolle an einem feſtgeſetzten Tage Giovanni Battiſta dem ältern Bruder dort das Lebenslicht ausblaſen, während zu derſelben Zeit Giuliano in Florenz von Francesco's oder Bandini's Hand fiele.

Der racheglühende Francesco und der päpſtliche Hauptmann waren mit dieſer Anſicht einverſtanden, doch meinte der Erſtere, der in ſeinem wilden Eifer den Zeitpunkt der Ausführung nicht ſchnell genug herbei ſehnen konnte, wenn Lorenzo nicht bald nach Rom ginge, ſo müßten beide Brüder zuſammen an einem Orte, bei einem feſtlichen Mahle, bei'm Spiele oder auch in der Kirche weggeräumt werden; man müſſe nur die ſchickliche Gelegenheit dazu abpaſſen. Hinſichtlich der Hülfe der unter Giovanni Battiſta ſtehenden päpſtlichen Truppen, um gleich nach dem Fall der Medici eine ſtarke bewaffnete Partei zur Unterdrückung jeglichen Aufſtandes in der Stadt zu haben, glaubte Francesco, daß der Papſt in Toscana ſeine Macht unter dem Vorwande aufſtellen könne, dem Grafen Carlo das Caſtell Montone wegzunehmen, wozu ihm dieſer durch die im Sieneſiſchen und Peruginiſchen erregten Aufſtände die gerechteſte Urſache gegeben habe; und dies könne um ſo leichter, ohne allen Verdacht bei den Medici zu erwecken, geſchehen, da ja Lorenzo dem Grafen Girolamo durch Monteſecco zur Wiedereinnahme der vom Herrn von Faenza eroberten Städte ſelbſt gerathen.

Zu einem beſtimmten Entſchluſſe kam es bei dieſen Berathungen nicht, außer daß Francesco mit dem Hauptmanne nach Rom gehen und dort mit dem Grafen Girolamo und dem Papſte Alles genau verabreden und beſtimmen ſollte. Der unentſchloſſene alte Giacomo verpflichtete ſich, jenen Beſtimmungen dann getreulich nachzukommen.

Nach genommenen verſchiedenen Verabredungen mit ſeinen Freunden und Verbündeten, folgte Francesco, einige Tage nach Monteſecco's Abreiſe, dieſem nach Rom, um dort ſelbſt Alles thätig zu betreiben. Faſt mehr noch, als der Durſt nach Rache und die Begierde, ſich ſelbſt zum Oberhaupte der Regierung von Florenz zu machen, trieb ihn die Leidenſchaft, Camilla zu beſitzen; und als er ſich erſt überzeugt, daß dies, ſo lange Giuliano lebe, unmöglich ſey, war der Tod deſſelben auch unerſchütterlich feſt in ſeiner ſturmbewegten Seele beſchloſſen.

In Rom wurde die Sache vom Grafen Girolamo, dem Erzbiſchofe Salviati, dem Hauptmanne Monteſecco und Franceſco, und in den geheimſten Audienzen auch vom rachſüchtigen Papſte ſelbſt mit ſeinem Sohne und Pazzi in Berathung gezogen, und es blieb endlich dabei, die Feſtung Montone ſtark zu belagern, um die päbſtlichen Truppen in der Nähe von Florenz zu haben. Zwei päpſtliche Hauptleute erhielten ſogleich Befehl, ſich mit ihren Compagnien in die Romagna zu verfügen und ſich dort mit den Truppen des Landes zu vervollſtändigen, dann aber dasjenige auszuführen, was ihnen der Erzbiſchof Salviati und Franceſco Pazzi befehlen würden, welche mit Giovanni Battiſta di Monteſecco nach Florenz gehen und dort alles beſorgen ſollten, was zur Ausführung des Unternehmens nöthig wäre. Der König Fernando von Neapel verſprach durch ſeinen Geſandten alle mögliche Hülfe.

Da Lorenzo immer noch zauderte, die beabſichtigte Reiſe nach Rom anzutreten, ſo wurde in den Zimmern des Statthalters Chriſti ein ausführlicher Plan zur Ermordung beider Brüder in Florenz entwerfen, und es schien nicht, als ob menschliche Macht im Stande wäre, sie dem Verderben zu retten.

Die Dämmerung schwebte auf Stadt und Land hernieder und stillte dort das Geräusch des Tages, während sie hier die an der Sonnenhelle schlummernden Blüthendüfte wach küßte. Die Chorgesänge im Kloster Santa Maria und Magdalena waren verstummt und das Glöcklein rief, Frieden verkündend, mit heller bittender Kinderstimme zum frommen Abendgebet. Das reizgeschmückte Thal versank in Nacht und Ruhe; der Fluß zog still und majestätisch, wie ein ernster Gott, zwischen seinen Ufern dahin, gleichsam dem einförmigen Geräusche, welches ein auf seinem Rücken abwärts schaukelnder Kahn verursachte, und den Küssen und Liebesworten lauschend, die ein junges zärtliches Paar darinnen wechselte. Ein schöner Jüngling mit einnehmenden sanften Zügen lag in den Armen der Signora Camilla Casarelli, und wiegte in seliger Gefühlstrunkenheit sein Haupt auf ihrem reizenden Busen.

„Wie lieblich du bist!“ sagte er, sich inniger an ſie ſchmiegend; „ich möchte mein Leben an deiner Bruſt verträumen."

„Süßer Schwärmer!" verſetzte ſie, „könnteſt du der Hoheit entſagen, um mein zu ſeyn?"

„Wie gern! — und, ohne daß es mir Mühe und Schmerz koſtete. Ich wollte meinem Bruder das Regiment überlaſſen und mit dir in unſer Paradies bei Fieſole ziehen. Das Geſchrei des Volks, die Thorheiten der Signoren und der hitzige Stolz Lorenzo's, womit er Alles allein anordnen will, verletzen mich oft tief genug in der Seele und haben mir zuweilen ſchon den Wunſch erregt, mich von den öffentlichen Geſchäften zurückzuziehen und nur dir zu leben."

„Man ſagt, das Leben bedürfe zu ſeiner Selbſterhaltung Kampf und Streit; ich fühle, wie du, mein Giuliano, daß ich nur des Friedens und der Liebe bedarf. Aber du biſt zur Hoheit berufen, du biſt beſtimmt, Lorenzo's ſtolzen Eifer zu zügeln."

„Und dich zur erſten Bürgerin von Florenz zu erheben, wie deine edle Seele und deine Schönheit verdienen."

„Und iſt Lorenzo mir nicht mehr abgeneigt?"

„Dir war er es nie, nur meiner Verbindung mit dir; eine Fürſtentochter ſollte ich heimführen. Sein Sinn ſteht nach dem Höchſten. Doch was half ihm ſeine Widerſetzlichkeit? So wie die Faſtenzeit vorüber iſt, wird meine Camilla auch vor den Augen der Welt mein Weib, und Florenz wird ihr zujubeln als ſeiner Königin.“

„Ich weiß nicht, welche trübe Ahnung mich ſeit dem Tage beſchleicht, wo Francesco Pazzi mich hier überraſchte, und mich nie zur rechten Freude über mein glückliches Loos kommen läßt! Als ich den wilden Mann verließ, ſah ich ein unheimliches Feuer in ſeinen Augen glühen, welches — fürcht' ich — zur verderblichen Flamme für uns werden könnte.“

„Du hältſt ihn für ſchlimmer, als er iſt. Er kennt nicht die ſchönen heiligen Triebe ſüßer Minne; der Ehrgeiz iſt ſein Gott. Iſt dieſer befriedigt, ſo iſt Francesco lammfromm. Und dies zu thun, ſey meine Sache. Schon oft habe ich Lorenzo getadelt, daß er die talentvollen und reichen Pazzi ſo fern von allen Würden des Staats hält; er ſollte ſie ſich befreunden, wie unſer Großvater, der meine Schweſter Bianca dem Guglielmo Pazzi, Francesco's Bruder, zur Frau gab. Ich werde Lorenzo's Fehler zu verbeſſern ſuchen und auf Francesco's

Erhöhung dringen; denn ich bin ihm gewogen und habe ſeit unſrer Kindheit viele und ſchöne Beweiſe ſeiner Freundſchaft für mich erhalten. Wir ſind ja zuſammen aufgewachſen und haben unſre Knabenſpiele mit einander geſpielt! Von ihm haſt du nichts zu fürchten, wenn er auch in der unbändigen Hitze der Leidenſchaft einige Worte gegen mich ausgeſtoßen, die dir nicht gefallen haben. Er iſt das Gegentheil meines Bruders: wie dieſer kalt und ſtolz nachträgt und nie verzeiht, ſo iſt jener hitzig und ſtolz, vergißt und vergibt."

„Und doch graut mich vor ihm," klagte Camilla. „Mir fällt plötzlich ein böſer Traum ein, den ich vor einigen Nächten geträumt und bis jetzt dir zu erzählen vergeſſen. Ich ſah dich ſorglos zwiſchen zwei Tigern wandeln; plötzlich fielen ſie über dich her, um dich zu zerreißen. Da weckte mich das Entſetzen auf; aber mir war, als hätte das eine der Ungeheuer Francesco's Züge an ſich getragen."

„Du biſt ein thörichtes Kind," lachte Giuliane, „und deine Träume ſind Lügner; die meinigen ſind wahr. Ich ſah oft ſchon die Träume auf Schmetterlingsflügeln durch mein Fenſter herein flattern, holde Genien, die alle deine Züge trugen, mich mit Roſenketten umſchlangen und mir glühende Küſſe auf den Mund drückten. Das ſind wahre Träume!“

Und zu der Laute greifend, die neben ihm lag, erhob er die ſchöne, ſchmelzende Tenorſtimme und ſang, indem ſeine kunſtbegabten Finger durch die Saiten irrten, ein ſüßes von ihm ſelbſt gedichtetes Liebeslied an ſeine zärtliche Camilla. Die Wellen des Fluſſes hielten den Athem an, um zu lauſchen; die Frühlingslüfte aber drängten heran, um näher zu horchen und ſäuſelten um die Saiten und den Sänger und küßten ihm und ſeiner Braut dankbar Mund, Wangen und Stirn. Die Dämmerung umhüllte, eiferſüchtig auf den alleinigen Beſitz des holden Liebespaares, die wonnetrunknen Schiffer mit ihren dichteſten Schleiern, um ſie den Augen der Blumen zu entziehen, die ſo ſehnſüchtig-neidiſch vom Ufer zu ihnen herüberblickten. Und als der Sänger ſchwieg, bog ſich das holde Frauenbild über ihn her und lohnte ihm mit einem langen, langen Kuſſe. Sie landeten und traten an's Ufer. In dieſem Augenblick ſtürzte eine verhüllte Geſtalt auf Giuliano zu; aber Camilla ſah ſie, ſchrie laut auf und machte dadurch ihren Geliebten aufmerkſam, der Zeit gewann, ſeinen Degen zu ziehen. Der Verhüllte zog ſich ſogleich zurück und verſchwand im Ufergeſträuch.

„Das war Francesco!“ ſtammelte Camilla, vor Schrecken bebend.

„Nimmermehr!“ verſetzte Giuliano. „Die Furcht vor ihm ſpiegelt dir ſein Bild überall vor. Glaubſt du, der edle Sproß des Hauſes Pazzi werde zum Meuchelmörder an einem Medici, an ſeinem Jugendfreunde werden, der ihn nie beleidigte, ſondern vielmehr ſtets mit Liebe behandelte?“

„So war es ein von ihm erkaufter Bandit.“

„Auch das nicht. Wir haben ja nicht einmal eine Waffe geſehn.“

Und er geleitete die Zitternde zur Pforte des Kloſters.

Camilla's ahnende Seele hatte ſie nicht betrogen: der Verhüllte war wirklich Francesco Pazzi. Er ſtieß den in der Hitze der Leidenſchaft voreilig gezückten Degen in die Scheide zurück und kam flüchtigen Fußes zur nahen Herberge, wo er ſich auf ſein Pferd ſchwang. Schnell erreichte er Florenz.

Kaum war er in die Gemächer ſeines Palaſtes getreten, als Bernardo Bandini ihm entgegen ſtürmte.

„Ich habe mich überzeugt,“ rief ihm Franceſco zu; „es iſt alles ſo, wie mir Stefano berichtet. In ihren Armen hab' ich den Buben geſehn, und Gott verdamm' ihn dafür! Raſend ſtürzte ich auf ihn los, um ihn zu durchbohren; ein Schrei Camilla's, die mich bemerkte, gab mir meine Beſonnenheit wieder.“

„Die heilige Jungfrau ſey dafür geprieſen!“ ſagte Bandini. „In einer Stunde hätte Lorenzo ſeines Bruders Tod gewußt, und Alles wäre verloren geweſen. Dafür will ich dir willkomm'nere Kunde mittheilen. Ein Bote vom Papſte iſt angelangt: übermorgen kommt der Cardinal di Riario. Die Verſchwornen ſind bei Meſſer Giacomo verſammelt und warten deiner, um deinen Entſchluß zu vernehmen.“

„Auf zu ihnen!“ rief Franceſco, und beide ſchritten mit wilder Haſt durch die Straßen nach Giacomo's Hauſe.

Todtenſtille lag auf der Stadt, aber die lautloſe Wuth des Mordes tobte in der Bruſt der heimlichen, verhüllten Geſtalten, die von allen Seiten nach dem reichen Palaſte des älteſten Pazzi eilten.

Alle Eingänge waren mit Wachen beſetzt; gezückte Schwerter leuchteten durch die Nacht. Nur ein beſtimmtes Wort öffnete die ſtählerne Mauer. Francesco Pazzi trat in den Saal, über welchen die Mitternacht bereits ihre dunkeln Flügel breitete. An dreißig Männer und Jünglinge harrten Francesco's. Er wurde mit einem Freudenrufe begrüßt. Als er ſich gegen alle ehrerbietig und freundlich bezeigt, ließen ſich die Verſammelten um eine Tafel herum nieder. Oben an ſaß der Erzbiſchof Francesco Salviati, ein ſtattlicher Mann in hohem Mannesalter. Ihm zur Seite hatte der Graf Giovanni Battiſta di Monteſecco, päpſtlicher Hauptmann und Abgeordneter des Grafen Girolamo, eine hohe kräftige Mannsgeſtalt, ſeinen Platz. Dieſe beiden präſidirten gleichſam als vornehmſte Häupter der Verſchwörung, indem ſie zugleich als die Fremden den Ehrenplatz einnahmen. Hierauf folgten Giacomo Pazzi, der freundliche Greis, Francesco Pazzi mit ſeinen Brüdern Guglielmo, Renato und Giovanni. Francesco war der jüngſte von ihnen. An dieſe reiheten ſich ihre Geſchwiſterkindsvettern Andrea, Nicolo und Galeoto, Söhne des verſtorbenen Meſſer Antonio di Pazzi. Auf der andern Seite ſaßen der wilde Bernardo Bandini, der verſchloſſene Napoleone Franceſi; neben dieſem Giacomo Poggio, ein junger Gelehrter von vielen Kenntniſſen, aber noch größerm Ehrgeiz und bis zur höchſten Erbitterung unzufrieden mit der Regierungsverfaſſung von Florenz. Unter dem Anhange des Erzbiſchofs zeichnete ſich vorzüglich deſſen Bruder Giacomo Salviati, und Vaterbrudersſohn, ebenfalls Giacomo Salviati geheißen, aus. In der Zahl der Fremden war vorzüglich ein Mann von Volterra, Meſſer Antonio, bemerkbar, der, von Lorenzo Medici vielfach bedrückt und beleidigt, ein glühender Feind beider Brüder war. Auch Giuditta's Lehrer, der eifrige Prieſter Stefano, fehlte nicht in der Verſammlung. Außer den Genannten waren noch Bürger, vorzüglich junge Leute aus den edelſten Geſchlechtern der Stadt, die, von Lorenzo's Stolz beleidigt, ſich zur Verſchwörung gegen die Medici hatten gewinnen laſſen, ferner Bürger aus den andern von Florenz abhängigen Städten Toscana's, in welchen ſich Lorenzo manche Gewaltthätigkeit erlaubt hatte, endlich Anhänger und Verwandte des Erzbiſchofs Salviati und Offiziere aus dem päpſtlichen vor der Feſtung Montone liegenden Heere.

Der Graf Giovanni Battiſta di Monteſeno nahm zuerſt das Wort: „Ich bin beauftragt, den Signoren dieſer Verſammlung anzuzeigen, daß, wie zwiſchen denſelben und mir früher verabredet worden, Seine Eminenz der Cardinal Monſignore Raffaelle di Riario übermorgen hier eintreffen wird. Derſelbe führt ein ſtarkes Gefolge mit ſich, welches größtentheils aus unſern Leuten beſteht, die jeden Augenblick auf unſern Wink alles in der Stadt niedermachen, was ſich uns zu widerſetzen wagt. Die Ankunft des Cardinals wird mit der größten Pracht ausgeſtattet ſeyn, damit wir dadurch die Verſchwörung gegen die Tyrannen der Florentiner verſtecken. Es gilt nun, den lang gehegten Plan zur Befreiung des Vaterlandes von ſeinen Bedrückern raſch und ſicher auszuführen; und wir erwarten deßhalb Eure Verſchläge, Meſſer Franceſco di Pazzi.“

„Meine Anſicht iſt dieſe,“ verſetzte Franceſco: „Meſſer Giacomo, unſer Oheim, meldet den Medici die Ankunft des Cardinals und ladet ſie ein, den Empfang deſſelben auf ſeinem Gute Montughi mit verherrlichen zu helfen. Bei Lorenzo's Beſtreben, ſich mit dem Papſte auszuſöhnen und ſich dem Grafen Girolamo gefällig zu zeigen, kann er un möglich auszuweichen. Dem Neffen des Grafen ſeine Aufwartung zu machen; und Giuliano darf ſich nicht ausſchließen, um den Kardinal — und durch dieſen deſſen Onkel — nicht zu beleidigen. Wir alle, wie wir hier verſammelt ſind, begeben uns nach Montughi, empfangen dort die Medici mit unſern Dolchen und eilen, ſobald die Sache abgemacht iſt, nach Florenz zurück, um die Stadt zu beſetzen. Was ſagt Ihr zu dieſem meinem Vorſchlage, Oheim?"

„Er zeigt von Klugheit und raſcher Entſchloſſenheit; aber das Eine betrübt mich, daß der Tempel meines ſtillen Glücks zur Stätte des grauſigen Mordes geweiht werden ſoll. Ich hatte Montughi zum Angebinde meiner Giuditta beſtimmt, — ein böſes Omen für ihren Bund, wenn das Blut der Medici jenen Boden färbt und die Genien des Friedens, die ſeit langen Jahren dort hauſen und eingewohnt ſind, verſcheuchet."

„Laſſ't Euch das nicht kümmern, Meſſer Giacomo!" rief Bandini. „Ich will die Stelle, welche das Blut der Tyrannen trank, durch einen Tempel der Liebe verewigen und darin die Feſte meines Glücks mit Giuditta feiern, deren Wonne ſtets der

Gedanke erbeben wird, daß hier die verhaßten Brüder ihr Leben ausgehaucht haben.“

„Habt Ihr einmal meine Zuſtimmung zum Morde erzwungen,“ verſetzte der Greis bekümmert, „ſo will ich ſie auch dazu nicht verweigern, daß das traurige Geſchäft auf meinem Landſitze abgemacht werde, damit aus Verzögerung nicht Verrath erwachſe, der uns alle in's Verderben ſtürzen würde.“

„So hätten wir nur die Anordnung des Mordes ſelbſt noch zu beſtimmen,“ redete Franceſco weiter. „Ich nehme Giuliano auf mich und brauche nur noch einen Gehülfen.“

Bandini wollte eben widerſprechen und ſich zu Lorenzo's Mörder aufwerfen, als Renato di Pazzi, ein älterer Bruder Franceſco's und in ganz Florenz als ein ſehr verſtändiger und rechtſchaffener Mann geachtet, aufſtand und die Stimme erhob. „Franceſco!“ rief er, bis zu Thränen bewegt, „du haſt bis jetzt mein abmahnendes Wort verachtet; du haſt ungläubig gelächelt, wenn ich dir verſtellte, daß aus dieſer That kein Segen für uns entſtehen kann. Du haſt mich mit dem Schwall deiner Redensarten übertäubt, nicht überzeugt; du haſt mir darthun wollen, wie nothwendig es ſey, die Medici zu ermorden, du haſt aber nicht dargethan, daß dieſer Mord nicht ſcheußlich und verabſcheuungswürdig ſey. Du hältſt mir immer die Zuſtimmung des Papſtes entgegen, als wenn ein Papſt Böſes durch ſeine Zuſtimmung in Gutes verwandeln könnte. Er nennt ſich wohl den Statthalter Chriſti, aber iſt er's deßhalb auch?" —

„Mich wundert's, meinen ängſtlichen und gewiſſenhaften Renato in dieſer Verſammlung zu ſehen," unterbrach Francesco den herzlichen Redner.

„O ſpotte nicht!" fuhr jener ſchmerzlich berührt fort. „Sieh', ich wäre ja auch nicht gekommen, wenn mich nicht die Hoffnung her getrieben hätte, den Mord der Medici durch alle Mittel, die ich mit Ehren anwenden kann und ohne den Mitverſchworenen zu ſchaden, zu hintertreiben und zu verhindern. Mein unglückweiſſagendes Gemüth ruft mir jeden Augenblick zu: daß Du das ganze Haus Pazzi in das größte Unglück ſtürzen wirſt, Francesco! Bei der Aſche unſers ſeligen Vaters, des edeln, ehrwürdigen Meſſers Pietro di Pazzi beſchwöre ich dich, Francesco: wende dein racheglühendes Herz von dem gräßlichen Morde der Medici. Erinnere dich, daß dein Vater ein Freund und Vertrauter des großen Coſimo di Medici war, den Florenz ſegnet; erinnere dich, daß dein Vater viel Freundſchaftsdienſte vom edeln Coſimo empfangen. Willſt du dafür die Enkel deſſelben ermorden? willſt ſeinen Stamm von der Erde vertilgen, ſeine Nachkommenſchaft vernichten? Bedenke, was du thuſt! Florenz wird dir fluchen, ſtatt dich zu ſegnen. Francesco, höre die Stimme deines Bruders! Francesco, du meinſt es nicht ehrlich mit deinem Vaterlande. Ich weiß es: du willſt die Medici ermorden, um dich ſelbſt zu unſerm Herrn zu machen: ein Tyrann — wenn Lorenzo ein ſolcher iſt — ſoll ſterben, damit du ſein Nachfolger werdeſt."

„Wenn dem alſo wäre," rief Giacomo Poggio aufſpringend, „ich wäre der erſte, der die Verſchwörung verriethe. Man hat mir von der freien Verfaſſung des alten Rom geſprochen, man hat Florenz eine Republik genannt. Francesco di Pazzi, ich bin Euer Freund; aber mein Dolch iſt für Euch geſchliffen, wie für die Medici, wenn Ihr je vergeſſen ſolltet, weßhalb dieſe ſterben müſſen."

Francesco antwortete: „Gebt doch der Stimme zaghafter Unentſchloſſenheit kein Gehör! Das Große, das Ungeheure iſt nicht für kleine Seelen. Seyd

Ihr einverſtanden, daß die Medici ſterben müſſen, ſo laſſ't uns nicht bei'm thörichten Schrecken leerer Hirngeſpenſte aufhalten."

„Sterben müſſen die Tyrannen!" ſagte Pazzi entſchieden. „Eilen wir, unſern Schwur noch ein Mal feierlich zu wiederholen! Ihr aber, Francesco, ſchwöret uns auf das Sacrament: die Republik zu erhalten!" Ein ſchwach verhehlter Unwille zuckte über Francesco's Geſicht, und es war ihm eine willkommne Unterbrechung, als Renato von Neuem rief: „Sie müſſen nicht ſterben! Der Staat kann und wird ferner unter ihnen glücklich ſeyn. Fragt doch die Bürger, ob ſie gegen die Medici murren? Nein, ſie hangen ihnen mit Liebe und Ergebenheit an. O Guglielmo, ſo rede du doch! Du biſt ja auch Francesco's Bruder, vielleicht gelingt es dir beſſer, ſein Herz zu erweichen. Willſt du zugeben, daß er die Brüder deines Eheweibs ermorde? Bedenke doch: ſie ſind Blutsverwandten deiner Kinder; willſt du ihr Blut von deines Bruders Hand vergießen laſſen?"

„Ich trete von der Verſchwörung zurück," verſetzte Guglielmo di Pazzi.

„Und Ihr, alter Oheim," fuhr Renato fort,

„wollt Ihr kurz vorher, ehe Ihr zur Grube fahrt, Eure greiſen Hände mit meuchelmörderiſch-vergoſſenem Blut beſudeln, wollt Ihr Cosmo's Schatten alſo vergelten?“ —

„Conjurate in corpus Jesu Christi!“
brüllte der Prieſter Stefano gerade noch zur rechten Zeit, indem er auf den Tiſch ſprang und mit der Furie des Fanatismus ein Crucifix über den Köpfen der bewegten Geſellſchaft ſchwang; denn ſchon waren alle von ihren Sitzen aufgeſprungen und eiferten und lärmten in und wider einander.

Stefano aber ſchrie unaufhörlich: „Schwört, ſchwört auf den Leib des Herrn, die Tyrannen zu vernichten! Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“

Die Vornehmſten verſammelten ſich ſchnell unter der Fahne des Prieſters, die Meiſten ſtreckten die Hände nach dem Crucifix aus; bald hallte der fürchterliche Eid allein durch die düſtern Räume des Zimmers. Renato und Guglielmo nahmen nicht Theil daran.

Kaum waren die letzten Worte von der Menge dem Prieſter nachgeſprochen, als Bandini die Thüre eines Nebenzimmers aufſtieß. Gefeſſelt von Erſtaunen und lautlos ſtarrte die Verſammlung hinein. Auf einem mit geweihten Kerzen geſchmückten Altare ſtand die heilige Monſtranz, daneben der Kelch. Auf dem Altare lagen drei lange neue Dolche; daneben erblickte man Giuditta in ſchneeweißem Gewande. Feierlichen Schrittes nahte ſie dem Altar, nahm knieend die Dolche davon, ging durch die Thüre mitten unter die Verſammlung und reichte die Mordſtahle dem Grafen Monteſeno, ihrem Vetter Franceſco und ihrem Verlobten Bandini mit den Worten: „Nehmet dieſe heiligen und vom Papſte geweihten Werkzeuge zur Befreiung des Vaterlandes von Tyrannenmacht aus meiner Hand zum Geſchenk. Ich habe dieſe Dolche zu jenem großen Werke ſchmieden laſſen; Euch weih' ich zu ihren Trägern, zu Vollbringern der großen That."

Die Angeredeten empfingen die Eiſen mit Kniebeugungen. Ein Sturm der Begeiſterung brach aus der Menge. Bandini ſtürzte mit der Waffe in der Fauſt ungeberdig an den Altar und weihte ſeinen Arm zum Morde.

Pater Stefano hatte ſich auf die Stufe des Altars geſtellt und erhob das Allerheiligſte. Alles drängte hinzu; und der Prieſter theilte mit freudezitternder Hand den Leib des Herrn aus. Begeiſterte Wuth durchraſete die blutgierigen Fanatiker; Renato und Guglielmo verließen ſchweigend das Haus.

Montughi war mit Menſchen überfüllt. Die üppige Kirche des fünfzehnten Jahrhunderts hatte all' ihre Pracht an einen kleinen bleichen Jüngling von ein und zwanzig Jahren verſchwendet, der ſchier noch das Anſehn eines Knaben hatte. Mit dem Purpur und der Tiare bekleidet, mit dem rothen Cardinalshut geſchmückt, nahm er die Huldigung der Nobili von Florenz, die ſich um ihn gedrängt hatten, als einen ihm gebührenden Zoll der Ehrerbietung an. Je zuweilen flog von den Lippen des jungen Kirchenfürſten die Frage, ob die Medici noch nicht angekommen ſeyen; und ſein Herz klopfte immer ängſtlicher. Die Verſchwornen harrten theilweiſe im Garten; eine drückende Stille lag über ihnen; nur ſelten wurden einige Worte geflüſtert, und begierig flogen die Blicke der Straße entlang nach Florenz zu.

Wie ein Paar lauernde Tiger ſtanden Francesco und Bandini hinter einem Buſche, um mit einem Sprunge über ihre Opfer herzufallen.

Endlich erkannten ſie in der Ferne den Wagen Giuliano's, von raſchen Pferden gezogen; die Blicke leuchteten und die Hand faßte unwillkührlich nach dem Griff des verborgenen Dolches.

Der Wagen kam an; befremdet ſah man Giuliano allein herausſteigen. Francesco eilte mit lächelndem Geſichte auf ihn zu: „Du haſt lange auf dich warten laſſen, mein Vetter! Aber wo iſt dein Bruder Lorenzo?“

„Ein ſonderbarer Zufall hielt ihn ab, mit mir zu fahren,“ verſetzte der Anglese freundlich. „Niemand kann begreifen, wie alle ſeine Staatskleider zerfetzt oder ſonſt untauglich geworden ſind. Er hatte ſich deßhalb geſtern ſchnell ein neues Kleid zum Empfang Seiner Eminenz beſtellt; aber der Schneider hat es nicht fertig gebracht, und dieſes geringfügigen Umſtandes halber ſieht ſich Lorenzo genöthigt, einige Stunden zu warten. Doch hat er mir aufgetragen, dem Herrn Cardinal zu melden, daß er heute gewiß noch demſelben aufwarten werde.“

Die Verſchwornen ſchöpften neue Hoffnung. Während Giuliano bei'm Cardinal eingeführt wurde, beredete ſich Franceſco mit ſeinen Freunden, die Brüder bei'm Abendeſſen, wozu ſie der Cardinal und Meſſer Giacomo einladen ſollten, zu ermorden. Schnell wurden dazu die nöthigen Verrichtungen gemacht.

Giuliano zeigte ſich gegen den jungen Kirchenfürſten freundlich und ehrerbietig, gegen Meſſer Giacomo und Franceſco ſogar herzlich; Giuditta behandelte er mit Artigkeit. Alle mit Freundlichkeit. Deſſenungeachtet war nicht zu verkennen, daß eine gewiſſe Schwermuth über ſeinem Weſen lag, und oft ſahen ihn die Verſchworenen, die ihn nie aus den Augen ließen, Minuten lang ſinnend mit ſich beſchäftigt oder hörten einen Seufzer von ſeinen Lippen flüſtern.

Kaum war er einige Stunden da, als er auf einem Spaziergange durch den Garten ſich plötzlich bei'm Cardinal beurlaubte und zum größten Verdruſſe der Verſchworenen erklärte: er müſſe die Geſellſchaft verlaſſen.

Franceſco, der neben ihm ging, legte ihm, gleich den Andern, darüber ſein Befremden an den Tag, und ſuchte ihn durch Bitten zurückzuhalten.

„Laſſ' uns wenigſtens dich genießen, bis dein

Bruder dich ablöſ't, damit wir doch ohne Unterbrechung uns der Gegenwart eines Medici erfreuen, wenn wir auch nicht beide zugleich haben ſollen,“ ſagte der Liſtige, und der Cardinal ſtimmte in dieſe Bitten mit ein. Aber Giuliano erklärte bündig: es ſey ihm unmöglich, zu bleiben; er habe ſein Wort gegeben und ſey gewohnt, ſolches zu halten; ſein Bruder müſſe ohnedies bald kommen.

„Vielleicht ein Liebesverſprechen zu einem zärtlichen Zuſammentreffen?“ fragte Francesco, Freundlichkeit erheuchelnd.

„Nun ja; du ſiehſt, wie wenig ich zu lügen im Stande bin. Und warum ſollte ich dir, dem Jugendfreunde, der ſich gewiß über mein Glück freuen wird, verheimlichen, daß ich der Dame meines Herzens heilig und theuer verſprochen habe, heute bei ihr zu ſeyn, und daß ſie mich noch kurz vor meiner Abfahrt von Florenz durch ein Briefchen bei allen Heiligen beſchwor, heute mein Verſprechen zu halten, — eine unnöthige Erinnerung für mich, der ich die Schwüre der Liebe ſo heilig halte, wie alle andere.“

Und flüchtig die Nächſten begrüßend, ging er mit ſchnellen Schritten nach ſeinem Wagen, warf ſich hinein, und war auf und davon, ehe die Verſchwornen nur Zeit gewannen, ſich recht zu beſinnen und ihren Unmuth über das Fehlſchlagen ihres Planes auszuſprechen. Die Häupter des Bundes verſammelten ſich im Erdgeſchoſſe des Schloſſes, um über einen neuen Plan zu ſprechen; man konnte zu keinem Reſultate kommen. Da trat plötzlich Giuditta unter ſie. In ihren reizenden Zügen war etwas von einer Furie. „Wie?“ rief ſie, „hättet ihr ihn nicht niederſtoßen und dann ruhig Lorenzo's Ankunft abwarten können? Oder, wenn euch das zu gefährlich ſchien, hättet ihr nach ſeinem Tode nicht eilig nach Florenz aufbrechen, Lorenzo in ſeinem Hauſe aufſuchen und niedermachen können? Aber ich ſeh' euch vor dem hohlen Geſpenſte eurer eignen Gedanken beben. Wahrlich, ich werde euch beſchämen! Nicht vergebens führe ich den Namen jener jüdiſchen Heldin, die dem Feinde ihres Vaterlandes, dem wilden Holofernes, den Kopf abſchnitt. Wenn ihr nicht klug und beſonnen, raſch und ſicher handeln wollt, ſo weiß ich, was ich zu thun habe.“

Francesco und Bandini waren außer ſich vor Wuth, daß ſie nicht Giuditta's Gedanken gehabt, und die Zeit verſtrich unter Aerger und Berathungen.

Zwei Stunden nach Giuliano's Abreiſe langte Lorenzo an. Neue Verſtellung war nothwendig. Lorenzo zeigte ſich gegen die Pazzi höflich kalt, gegen den Cardinal ſehr ehrerbietig, und lenkte die Unterhaltung bald mit großer Vorſicht und Geſchicklichkeit auf die Irrungen zwiſchen dem Papſte und der Florentiner Regierung, indem er den Cardinal um ſeine Vermittlung bat.

Er blieb zum Abendeſſen. Ueber Tiſch erwähnte der Cardinal, daß er in Rom ſehr viel von dem überaus prächtigen Luſthauſe der Familie Medici bei Fieſole gehört, und äußerte den Wunſch, die Herrlichkeiten deſſelben während ſeines Aufenthaltes in Florenz in Augenſchein zu nehmen.

„Wenn es Euer. Eminenz genehm iſt,“ verſetzte Lorenzo darauf, „ſo erbitte ich mir die Ehre, Euch morgen daſelbſt bewirthen zu dürfen. Darf ich hoffen, Euch bei mir zu ſehen?“

Der Cardinal willigte ein; Lorenzo wandte ſich an den Hauswirth: „Auch meinen lieben Vetter Giacomo nebſt deſſen Hauſe, alle meine Vettern Pazzi bitte ich freundſchaftlich, morgen mit den Medici vorlieb zu nehmen.“

Haſtig ſagte Francesco zu; ſo Giacomo und die Uebrigen. Und in der Nacht noch wurde der Plan verabredet, die Brüder — denn ſie glaubten nichts ſich'rer, als daß beide bei dem Gaſtmahle zugegen ſeyn würden — auf ihrem eignen Luſtſchloſſe an der Tafel zu erdolchen.

Giuliano war nach Santa Maria und Magdalena geeilt. Ein Brief ſeiner geliebten Camilla hatte ihm kurz vor ſeiner Abfahrt nach Montughi die betrübende Nachricht hinterbracht, daß ſie plötzlich erkrankt ſey, und die Betin war mit ſeinem heiligen Verſprechen, bald im Kloſter zu ſeyn, dahin zurückgeeilt.

Der zärtliche Jüngling kniete am Lager ſeiner Geliebten. Der von Florenz mitgebrachte Arzt vertraute dem glücklichen Giuliano, daß er Vater geworden ſey, und in der Nacht noch theilte dieſer unter gluhenden Küſſen der Kranken die Urſache ſeines Entzückens mit, indem er ſie über ihr Uebelbefinden aufklärte und noch ein Mal die theuerſten Schwüre hinzufügte, ſie ſogleich nach Beendigung der Faſtenzeit zu ſeiner Gattin zu erheben.

Er brachte die Nacht an ihrem Bette zu.

Am Morgen wollte er fort; aber ſie hielt ihn zurück, ſie bat, ſie flehte, und — der Zärtliche blieb. Wirklich verſchlimmerte ſich ihre Krankheit, und er dachte an nichts weiter mehr, als an ihre Pflege.

Unterdeſſen ließ ihn ſein Bruder ſuchen; einer der Boten kam in das Kloſter. Giuliano erfuhr jetzt erſt von dem Ehrenmahle auf dem Luſtſchloſſe; aber Camilla umklammerte, wie in furchtbarer Angſt, ſeine Hand. Er ließ ſich bei Lorenzo entſchuldigen und blieb.

Die Wuth der Verſchwornen über die zweite Täuſchung war um ſo grimmiger, weil ſie dieſe auf keinerlei Weiſe äußern durften, nicht durch ein Wort, nicht durch einen Blick — denn überall ſahen ſie ſich von der zahlreichen Dienerſchaft Lorenzo's beobachtet; — ja ſie mußten ſogar als trefflich bewirthete Gäſte die Freundlichen ſpielen. Lorenzo bot Alles auf, um dem jungen Kirchenfürſten, dem Neffen des mächtigen Girolamo, Ehre zu erweiſen und Vergnügungen zu bereiten; und er zeigte ſich ſelbſt den Pazzi als Wirth heute liebenswürdig.

Für alles, was die Sinne ergötzt, war im reichſten Maße geſorgt. Reichthum und Pracht waren verſchwendet. Er meinte es aufrichtig, während ſeine Gäſte für nichts weiter Sinn hatten, als für das abermalige Fehlſchlagen ihres Planes, ihren gütigen Wirth zu meucheln.

Spät in der Nacht kehrten die Gäſte nach Florenz zurück, und Francesco und Bandini brüteten noch bis zum Tageslichte über ihren ſchwarzen Entwürfen. Der erſtere fürchtete vorzüglich, daß durch die widrigen, die That verhindernden Zufälle irgend einer von der großen Anzahl der Verſchwornen verleitet werden würde, die Verſchwörung zu verrathen; und ſeine Diener flogen bald umher, alle Glieder des ſchwarzen Bundes in den Palaſt des Meſſer Giacomo zuſammen zu rufen.

Die Augenblicke waren koſtbar; jeder wog ein Menſchenleben, und das ſcharfe tödtende Schwert hing an dem Pferdehaar über ihren Häuptern. Sowohl Untreue, als auch Unvorſichtigkeit konnte zu jeder Minute das Geheimniß verrathen.

In der heimlichen Zuſammenkunft am Abend deſſelben Tags — es war ein Freitag — ſprach aus Francesco die tobende Haſt der Verzweiflung, und nur Giuditta's Beſonnenheit glückte es, die Männer zu einem wohl überlegten Entſchluſſe zu bringen.

Es wurde dem gemäß verabredet, daß der Cardinal di Riario den nächſten Sonntag eine groſſe ſolenne Meſſe in der Kathedrale halten, und nach derſelben den Medici und Pazzi ein groſſes Ehrenmahl in ſeiner Wohnung geben ſollte. So weit ging die wüthende Rachgier der beiden Tollköpfe, Franceſco Pazzi und Bernardo Bandini, und jenes weiblichen Weſens, deſſen ſchöne Anlagen einſt die edelſte Jungfrau verſprechen und welches nur ein unbändiger Stolz zur Hyäne umgeſchaffen hatte, daß unter ihnen verabredet wurde: Lorenzo ſollte ſeinen Sitz zwiſchen dem Grafen Giovanni Battiſta di Monteſeno und Meſſer Giacomo di Pazzi, Giuliano aber zwiſchen Franceſco Pazzi und Bernardo Bandini erhalten; jeder dieſer vier Häupter der Verſchwörung ſollte noch einen Mitverſchwornen hinter dem Stuhle haben und in der Nähe der Medici ſich mehre gut bewaffnete Verſchworne aufhalten. Gegen Ende der Mahlzeit ſollte der Erzbiſchof Salviati die Geſundheit der Signoria von Florenz trinken, gleichſam zum Hohn, da ſie ihn ſo ſehr beleidigt — und dieſer Toaſt das Zeichen des Mordes ſeyn. Beide Medici ſollten zugleich von hinten, von vorn und von den Seiten durchbohrt werden. Das

Haus des Cardinals ſollte ſchon in der Nacht vorher mit päbſtlichen Soldaten angefüllt, die Thüren mit ſtarken Wachen beſetzt werden, um ſowohl vor der Mahlzeit den Andrang des Volks zurückzuhalten, als auch nach dem Morde die Begleitung der Medici nicht hinaus zu laſſen und bei etwaniger Widerſetzlichkeit ebenfalls niederzumachen. Nach vollbrachter That ſollte ſich der Erzbiſchof Salviati mit zahlreichem Gefolge nach dem Palaſte der Signoria begeben, ſich dort aller eben gegenwärtigen obrigkeitlichen Perſonen bemächtigen, ſie zur Einführung einer neuen Regierungsform zwingen, die Pazzi zu den höchſten Würden der neuen Republik ernennen und alle Anhänger und Kreaturen der Medici von den öffentlichen Aemtern ausſchließen.

Dieſer Plan wurde bis in die kleinſten Umſtände beſprochen, und mit einem neuen Eide beſchworen.

Schon am Vormittage des Sonnabend ließ der Cardinal mit großem Geräuſche und viel Aufſehen erregenden Ceremonien die Vorbereitungen zu der großen glänzenden Meſſe machen und die beiden Brüder Medici nebſt vielen andern Nobili durch eine ehrenvolle Deputation dazu einladen. Die Einladung zum Ehrenmahle erfolgte durch eine andere

Deputation eine Stunde ſpäter. Beide Einladungen wurden von beiden Brüdern angenommen. Nach der Tafel begab ſich Francesco in Giuliano's Palaſt, Bandini zu Lorenzo, um ſie zu einer Luſtparthie in einen der ſchönſten Gärten von Florenz abzuholen, und dort den päpſtlichen Hauptleuten und den Vornehmſten aus des Cardinals Gefolge Geſellſchaft zu leiſten.

Hier kamen nun wirklich beide Brüder ahnungslos recht in die Mitte ihrer erbittertſten, zu ihrem Morde verbundenen Feinde; aber gerade jetzt dachte keiner der Verſchwornen daran, die That, die ihnen leicht geworden wäre, auszuführen, vielmehr ging ihr Beſtreben einzig darauf hin, die Medici zu belauern und zu erforſchen, ob ihnen noch nichts zu Ohren gekommen ſey. Schon die ganze geſellſchaftliche Zuſammenkunft war deßhalb angeſtellt, um die Aufmerkſamkeit der beiden Medici von der Bewegung unter den Verſchwornen abzuziehen.

Giuliano war ſehr ſchwermüthig; Francesco wich nicht von ſeiner Seite und ſuchte ihn durch freundſchaftlichen Zuſpruch zu erheitern und dadurch zugleich zu erfahren, ob dieſe Traurigkeit in irgend einer Nachricht ihren Grund habe, welche Giuliano'n von der Verſchwörung angekommen. Um ſeinen Zweck zu erreichen, machte er von all den Mitteln Gebrauch, welche vertraute Freundſchaft erlaubt; aber er fand zu ſeiner Beruhigung bald, daß Giuliano ſelbſt keinen Grund ſeiner Schwermuth anzugeben wußte.

Während Beide in den blumigen Gängen des Gartens auf und ab gingen, brachte ein Diener Giuliano's dieſem einen Brief. Giuliano erbrach ihn und wechſelte während des Leſens die Farbe. Francesco, der die Züge ſeines Begleiters mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit beobachtete, bebte vor Furcht, der Brief möchte den Verrath der Verſchwörung enthalten. Raſch trat er den erbleichten jungen Mann mit den Worten an: „Was fehlt dir, mein lieber Giuliano? Du biſt beſtürzt. Ich hoffe, du wirſt mir die Urſache deines plötzlichen Kummers entdecken und meiner brüderlichen Freundſchaft für dich vergönnen, an deinem Schmerze Theil zu nehmen. Es wird alle Laſt leichter, wenn man ſie mit einem treuen Freunde theilt. Ich bitte dich, laſſ' mich den Brief leſen!"

„Es iſt nichts von Bedeutung," verſetzte Giuliano. „Der Brief enthält nur die ſchmerzlichen

Seelenergüſſe eines mir ſonſt befremdeten Menſchen, die mein Gemüth nicht ſo ſtark angegriffen haben würden, wenn ich nicht zeither einige Nächte ſchlaflos zugebracht hätte.“ Mit dieſen Worten ſteckte er den Brief in die Bruſttaſche, aber in demſelben Augenblicke fing er auch an zu wanken und erreichte, auf Francesco's Arm geſtützt, mit Mühe eine Bank, wo er ſogleich ohnmächtig in die Arme ſeines Todfeindes fiel. Die ſämmtliche Umgebung lief davon, um friſches Waſſer aus dem nahen Springbrunnen herbei zu holen, und Francesco benutzte dieſen Umſtand, um dem Ohnmächtigen den Brief geſchickt aus der Taſche zu ziehen.

Giuliane kam allmählich wieder zu ſich und verlangte nach Hauſe gebracht zu werden. Francesco entfernte ſich unter einem Vorwande und las mit ſteigender Wuth:

Mein einziger Freund, mein Geliebter,
mein Gemahl!

Kaum biſt du von mir, ſo übermannt mich die fürchterlichſte Angſt und dörrt mir faſt das Blut in den Adern. Meine Unruhe duldet keine Beſchreibung; es iſt mir, als müßte ich umkommen. Ach! Giuliane, ich bin krank, ſehr krank; ich fürchte, ich werde ſterben müſſen. Kaum ſchließ' ich die Augen, ſo ſtellen ſich meinem Geiſte die gräßlichſten Bilder dar und immer werde ich mit den ſeltſamſten Vorſtellungen von deinem nahen, gewaltſamen Tode gequält. Noch ein Mal ſah ich dich in der verwichenen Nacht zwiſchen jenen zwei Tigern, die am Fuße des Altars über dich herfielen und dich zerriſſen. Ich habe dein Blut fließen geſehn, Giuliano: ach! und mein verzweifeltes Jammergeſchrei, meine Thränenſtröme, weit entfernt, ihre mordgierige Wuth zu beſänftigen, dienten nur dazu, ſie noch grauſamer und unbarmherziger zu machen. Ich zittre noch immer, wenn ich an dieſen furchtbar lebendigen Traum denke; und ob er gleich verſchwand, als ich erwachte, ſo dauern doch Furcht, Schrecken, Kummer und Sorgen darüber in meiner Seele fort. Dieſe ſind ſo ſtark, daß das koſtbare Pfand unſrer Liebe ſich, ſeit ich erwacht bin, in krampfhaften Zuckungen bewegt und mir dadurch kund gibt, daß es, noch ungeboren, ſchon Theil an meiner Liebe und deren Schmerzen nimmt. Theuerſter Gatte, um dieſes Pfandes willen, das mich unausſprechlich ſelig macht, beſchwere ich dich, ſetze dein Leben in keinerlei Gefahr! Nimm dich vor Jenen in Acht, die dir meine ahnende Furcht genannt hat! Verachte nicht die Warnungen des Himmels und eines weiblichen Weſens, das dich tauſend Mal mehr liebt, als ſich ſelbſt und die übrige ganze Welt dazu! Mein Leben iſt in den Stunden, ſeit du von mir biſt, nichts, als ein qualvoller, ohnmächtiger Zuſtand, und ich bilde mir ſtets ein, dich verloren zu haben, ſobald ich dich nicht mehr in meinem Arme halte. Giuliano, ich flehe dich an: komm morgen! nur morgen! Ich ſterbe, wenn du nicht kommſt. Ich beſchwere dich bei unſrer Liebe und deren Pfande. komm! Ach, komm! komm! wenn du nur einiges Mitleiden haſt mit deiner Camilla.

St. Maria und Magdalena den 25. April 1478."

Franceſco konnte aus dieſem Briefe nichts anders abnehmen, als daß Camilla Cafareli heimlich Giuliano's eheliches Weib geworden ſey, und dieſer Umſtand brachte ihn faſt zum Wahnſinne. In dieſem Zuſtande würde er gewiß Giuliano niedergeſtoßen haben, wenn derſelbe nicht bereits nach ſeiner Wohnung gebracht worden wäre.

Franceſco eilte nach Hauſe. In ſeinem Palaſt fand in der Nacht die letzte Zuſammenkunft ſtatt;

ſie war feierlicher, als alle frühern. Alle Mitglieder erſchienen in ſchwarzer Kleidung; der Prieſter Stefano las ihnen die Meſſe und beſprengte ſie mit Weihwaſſer. Hierauf reichte Giuditta jedem der Verſchwornen einen Kuß, gleichſam zum Weihezeichen. Dann wurden noch ein Mal alle möglichen Schwierigkeiten überlegt und mit Klugheit auf deren Beſeitigung gedacht. Jeder der Verſchwornen erhielt ſeine beſondere Rolle zuertheilt. Hierauf dankte man Gott, daß nichts verrathen worden ſey, und pries dieſen allerdings ſonderbaren Umſtand als eine gnädige Fügung des Himmels, welcher als Beweis diene, wie wohlgefällig Gott das Werk ſey. Jeder Verſchworne ſchwur dann einzeln am Altare auf den Leib des Herrn, entweder zu ſterben oder das Vaterland von ſeinen Tyrannen zu befreien. Zuletzt verſchwuren ſie ſich alle unter einander und gingen dann, voll Stolz auf die auszuführende That und voll Begeiſtrung für ſie, aus einander. Jeder träumte, ein zweiter Brutus zu werden, und alle glaubten in der Verblendung, daß ächter Römerſinn ihre Verſchwörung belebe. Kein Schlaf ſenkte ſich auf des wilden Francesco Augen; ſein Blut tobte in heftigſter Unruhe und er eilte in ſeine reiche

Gemäldegallerie, um dann die Zeit bis zur Meſſe vor einer Ermordung des Cäſar zuzubringen.

Der 26. April 1478, einer der merkwürdigſten Tage in der florentiniſchen Geſchichte und der merkwürdigſte in der Geſchichte des Hauſes Medici, brach an. Das Volk von Florenz ſtrömte zu Tauſenden nach der Kathedrale Sante Riparata; Niemand wollte des Segens verluſtig werden, welcher aus der heiligen Handlung des Cardinals ausgehen werde. Bald war das ungeheure Gebäude der Kirche überfüllt, und das Gedränge im Schiffe ſo groß, daß Niemand mehr Platz finden konnte. Schon brannten die unzähligen Kerzen auf den Altären der Kirche und die Glocken riefen zum heiligen Dienſte. Die meiſten der Verſchwornen hatten ſich bereits eingefunden, und theils einzeln, theils in kleiner Anzahl zuſammen an verſchiedenen Orten der Kirche Platz genommen.

Franceſco Pazzi war eben im Begriff, aus ſeinem Palaſt ſich in den des Cardinals zu verfügen und dieſen mit den andern Vornehmen von Florenz nach der Kathedrale zu begleiten, als ihn ein Diener ſeines Oheims auf der Straße heftig anlief und ihm von Meſſer Giacomo, welcher ſich bereits bei'm Cardinal befand, die Nachricht brachte, daß Giuliano di Medici ſo eben bei'm Cardinal habe abſagen laſſen. Er werde nur die Meſſe mit anhören, gleich nach derſelben aber ſeinen Wagen beſteigen und verreiſen. Man vermuthe, daß er zu ſeiner Geliebten wolle, die, der Sage nach, ſich krank befinde.

Ein neuer Donnerſchlag für Francesco!

Aber er war nicht der Mann, der ſich durch Hinderniſſe ſchrecken ließ. Entſchloſſen flog er zur Kirche. Ehrerbietig machte die Maſſe dem reichen Pazzi Platz. Sein übernächtiges, von Zorn und Mordgier glühendes Auge ſuchte in der Menge nach ſeinen Mitverſchwornen umher, und als er den Einen und den Andern erſpäht, ſandte er dieſe nach den Uebrigen aus und ließ ſie ſo ſchnell, als möglich, in eine abgelegene und düſtre Kapelle der Kirche beſtellen, wohin er ſich ſogleich ſelbſt begab. Aber die ausgeſandten Boten hatten Noth, die vorzüglichſten Glieder der Verſchwörung in der ungeheuern Volksmaſſe zuſammen zu bringen, und ſo geſchah es denn, daß nur der Graf Giovanni Battiſta di Monteſeno, Bernardo Bandini, der Prieſter Stefano, Antonio di Volterra und einige unbedeutende Leute in die Kapelle kamen. Endlich erſchien auch Meſſer Giacomo di Pazzi, der, von Francesco heimlich und eiligſt eingeladen, an der Berathung Theil zu nehmen, ſich unter einem ſchicklichen Vorwande vor dem Cardinal in die Kirche begeben hatte.

Francesco eröffnete dieſen Verſchwornen mit leiſen Worten das neue unvorhergeſehne Hinderniß; aber wenn auch die Vorſicht die hervorbrechende Wuth ſeiner Stimme dämpfte, deſto furchtbarere Blitze leuchtete ſein zornentbranntes Auge. Gleich ihm ſchäumte Bandini.

„Es bleibt uns nichts übrig," ſagte Francesco, „als ſie jetzt gleich, ſo wie ſie in die Kirche treten, nieder zu ſtechen."

„Wir hätten es geſtern im Garten thun ſollen," verſetzte Bandini; „jetzt laßt uns nicht thöricht noch ein Mal die Gelegenheit verpaſſen. Dies ſey ihre letzte Stunde!"

„In der Kirche? Im Tempel des Herrn!" erinnerte der alte Giacomo nachdenklich und ein Schauder überlief ſeine Züge.

„Was weiter? Es geſchieht zu Gottes Ehre und iſt ihm ein größerer Dienſt, als die Meſſe," ſagte Stefano

„Es muß geſchehen, muß jetzt gleich ohne Zögern geſchehen,“ eiferte Francesco,“ wenn wir nicht alle verloren ſeyn wollen. Die Selbſterhaltung gebietet uns diktatoriſch raſches Handeln.“

„Und was iſt die Kirche weiter, daß ich einen Tyrannen nicht in ihr todt ſtechen ſoll? wüthete Bandini.

„Was mich betrifft,“ ſagte der Graf Giovanni Battiſta, der ſtill und nachdenklich vor ſich hin geſehn hatte, „ſo kann ich mich durchaus nicht zum Morde Lorenzo's im Angeſichte Gottes und aller Heiligen, vor den geweihten Altären des Herrn entſchließen. In Montughi, auf dem Landſitze der Medici, im Hauſe des Cardinals hätt' ich mir kein Gewiſſen daraus gemacht; im Hauſe Gottes verſuch' ich es nimmermehr!“

„Wandelt Euch bleiche Furcht an, Graf?“ knirſchte Francesco.

„Führt ſie auf die Straße, und ich will Lorenzo ſogleich durchbohren, obgleich ich ihn durch ſeinen Umgang liebgewonnen habe, ich laugne es nicht. Aber in dieſen geheiligten Hallen, wo kein Blut weiter fließen ſoll, als das göttliche unſers Erlöſers, in dieſen der Andacht, der Buße und

Vergebung geweihten Räumen vermag ich die Sünde — hier tauſendfach größer, als an jedem andern Orte — nicht zu vollbringen; für dieſe gibt es keine Abſolution."

„Auch ich kann und werde meine bewehrte Hand hier nicht gegen einen Menſchen erheben, und wär' er hundert Mal ſchlimmer, als Lorenzo di Medici," ſagte Giacomo di Pazzi. „Ich habe den Mord der Medici ſtets für einen Verrath an der Menſchheit und Republik Florenz gehalten; aber ich habe, durch Gründe bewogen und überredet, daran Theil genommen. Doch den Verrath auch mit der Kirchenſchändung zu paaren, verlangt nicht von einem Greiſe, der bald vor Gott ſtehen wird. Auch hofft nicht, daß der Staat Eure That vor dem Altare gut heißen werde."

„O Ihr Verblendeten!" wüthete Francesco. „Seht Ihr denn nicht, daß Ihr das Verderben durch Euere Weigerung auf Euch herab rufet! Ich beſchwör' Euch: tretet nicht zurück!"

„Nur dann nicht, wenn die That nicht in der Kirche geſchehen ſoll," verſetzte Monteſeno.

„Vor den Altären des Herrn trag' ich keinen Dolch," ſagte Giacomo.

„Aber die That muß jetzt gleich geſchehn,“ verſetzte Francesco. „Wir ſind ſchon zu oft getäuſcht; die Verſchworenen verlieren den Muth; ſie glauben in all dieſen Hinderniſſen einen Wink Gottes, eine Andeutung ſeines Willens zu ſehen. Geſchieht's heute nicht, ſo ſind wir verrathen, verloren!“

„So wählt Euch andre Werkzeuge; meine Hand befleckt ſich in dieſer Stunde, in welcher Lorenzo andächtig vor Gott zu knieen kommt, nicht mit ſeinem Blute,“ verſetzte der Graf. „Niemals in der Kirche!“ rief Giacomo mit zitternder Stimme, und trat aus dem Kreiſe zurück.

„Wohlan denn, laſſ' ſie!“ rief Bandini, indem ſeine zornblauen Lippen bebten. „Ich und du, Francesco, nehmen Giuliano auf uns, wie wir verabredet. Wir haben nur zwei andre Hände für Lorenzo nöthig.“

„Ich biete die meinige an,“ ſprach der Prieſter Stefano. „Zwar iſt ſie nicht gewohnt, den Dolch zu führen; aber ich denke doch die Bruſt dieſes ſtolzen Knaben zu treffen. Wißt Ihr aber eine beſſ're, ſo weich' ich gern.“

„Es ſey,“ verſetzte Francesco, „und Euer Gehülfe mag Meſſer Antonio di Volterra ſeyn. Habt

Ihr je das Schwert geführt, Meſſer Antonio? Seyd Ihr ſchon bei gefährlichen Gelegenheiten, bei blutigen Händeln geweſen?"

„Nein!" verſetzte dieſer zitternd und allen Muth verlierend; doch wagte er nicht, das gräßliche Geſchäft abzulehnen.

„Es iſt ſchlimm!" ſagte Franceſco. „Aber hilf Gott! die Zeit drängt und mein Kopf iſt ſo ſiedend heiß, es brauſt und tobt mir darin herum, daß ich keinen vernünftigen Gedanken mehr zuſammen bringe." Er wandte ſich mit verbiſſ'nem Grimme an ſeinen Oheim und Monteſecco: „Tretet jenen die Dolche ab." Der Graf gab dem Prieſter ſeinen geweihten Stahl; Giacomo dem Antonio ſeinen Gürteldolch.

Man beſtimmte nun den Augenblick, wann ſie über die Brüder herfallen wollten, und wählte dazu die Zeit, wo die kleine Silberglocke während der Meſſe drei Mal geläutet werde. Das Signal ſollte ſeyn, ſo wie der Cardinal in der Meſſe die Worte: **„Domine, non sum dignus"** ſagen und dazu die kleine Glocke zum zweiten Male erklingen werde.

Nach dieſen Verabredungen begaben ſie ſich wieder in die Kirche zurück, wo der Gottesdienſt bereits begonnen hatte. Unmittelbar nach ihnen langte auch der prächtige Zug des Cardinals an. All die koſtbar gekleideten Diener deſſelben — obgleich in die Verſchwörung eingeweiht — wußten nichts von der neueſten Verabredung und waren nicht auf eine ſo blutige und ſchreckliche Scene im Tempel vorbereitet; die meiſten würden davor zurückgeſchaudert ſeyn. Nur Francesco's und Bernardo's Wahnſinn ſcheute den furchtbaren Frevel nicht.

Doch indem die blutdürſtigen Blicke dieſer beiden Tiger die nächſte Umgebung des Cardinals durchmuſterten, ſahen ſie zu ihrem größten Schrecken nur Lorenzo darunter.

Francesco drängte ſich ſogleich an dieſen und fragte mit theilnehmendem Tone: „Wo iſt dein Bruder? Er iſt doch nicht etwa kränker geworden? Ich hoffte geſtern, es ſey nur eine vorübergehende Schwäche.“

„Er iſt nicht krank,“ verſetzte Lorenzo, „aber er leidet an einem verliebten Herzen. Du kennſt ihn ja, den Schwärmer; da hat ihn ſein Liebchen gebeten, ſie heute zu beſuchen, und er will ſich nicht ein Mal die Zeit nehmen, die Meſſe zu hören, ſondern fort zu der heiß Geliebten, um ihr einige Verſe vorzuleſen, die er dieſen Morgen gemacht hat.“

Francesco trat zurück und Lorenzo ging weiter durch die Kirche nach dem Hochaltare zu, in deſſen Nähe die Medici ihre Ehrenplätze hatten.

„Schnell, laſſ' uns in Giuliano's Haus eilen," flüſterte Francesco dem Bandini zu; „noch iſt er zu Hauſe, in wenigen Minuten vielleicht ſchon auf dem Wege nach dem Kloſter. Durch Liſt und Bitten müſſen wir ihn herbringen, wenn ihm noch nichts zu Ohren gekommen iſt." Und zu Antonio di Volterra ſagte er: „Verfügt Euch mit Stefano immerhin in Lorenzo's Nähe. Wir bringen den Giuliano gewiß. Bei'm verabredeten Signal ſtoßt nur zu; wir werden den Giuliano in demſelben Augenblick abſchlachten."

Und mit entſetzlicher Hartnäckigkeit bei ihrem Plane verharrend, eilten ſie mit beflügelter Haſt in Giuliano's Palaſt. Der Wagen ſtand ſchon vor der Thüre und Giuliano war eben im Begriff, ſich ankleiden zu laſſen.

„Wir kommen, dich zur Kirche abzuholen," ſagte Francesco unbefangen.

„Ich werde nicht mitgehen, weil ich verreiſen muß," verſetzte Giuliano.

„Du ſcherzeſt wohl! Der Cardinal würde es ſehr übel nehmen, wenn du nicht ein Mal ſeine Meſſe hören wollteſt."

„Es ſähe aus, wie Verachtung," fügte Bandini hinzu.

„Vorzüglich, wenn er erführe, daß du ihn der Geliebten nachſetzteſt, die du heute noch ſehen kannſt, wenn du die Meſſe gehört."

„Woher weißt du?" — fragte Giuliano verwundert.

„Als wenn Giuliano di Medici nöthigere Wege zu machen hätte, denen Alles, ſelbſt das Heiligſte nachſtehen müßte, als zur Geliebten!"

„Wir bitten Euch, Eurer eignen Ehre wegen mit uns zu gehen. Wir werden nicht ohne Euch weichen," erklärte Bernardo beſtimmt. „Verliebte Leute können ſich ſelbſt nicht rathen und wiſſen nicht, wo ſie fehlen. Wir müſſen heute für Euch denken und handeln."

„Nur die Meſſe hörſt du mit an; dann kannſt du hinfahren zu deinem ſchwarzäugigen Mädchen!"

„Ich bin heute für die Geſellſchaft verdorben," verſetzte Giuliano.

„Die Geſellſchaft macht auch keinen Anſpruch an dich," redete Francesco. „Mache dich nur nicht zum Geſpötte vor Florenz: die ganze Stadt ſchier iſt in der Kathedrale verſammelt und Giuliano di Medici will den jungen Cardinal die Meſſe nicht leſen hören, weil er eine Stunde zu ſpät zu ſeinem Liebchen zu kommen fürchtet!“

„Wir bitten Euch inſtändigſt, Meſſer Giuliano, verderbt uns und dem Cardinal die Freude nicht!“ ſagte Bandini. „Euer eigner Bruder wird auf Euch aufgebracht ſeyn.“

„Laſſ' uns nicht ſo lange bitten und warten!“ ſtürmte Francesco. „Wir fahren jetzt mit dir in die Kirche. Du läßt den Wagen vor der Thüre derſelben warten, und ſobald die Meſſe aus iſt, ſetzeſt du dich hinein und fährſt deinem Paradieſe zu.“

„Nun meinetwegen,“ ſagte Giuliano nach einigem Nachdenken, halb ärgerlich, halb launig; „um euch nur los zu werden, will ich mitgehen.“

Er ließ ſich hierauf in einem Nebenzimmer prächtige Kleider anziehen, und indem Francesco faſt muthwillige Scherze trieb und einige lächerliche Geſchichten erzählte, wurde auch er heiter; ja als ſie zuſammen im Wagen ſaßen, ſtimmte er in die Scherzreden mit ein und brach zuweilen in ein fröhliches Lachen aus.

„Ich finde Dich heute ſo höchſt liebenswürdig, theurer Junge,“ ſagte Francesco, „daß ich nicht widerſtehen kann, Dich zu küſſen und zu umarmen, und bedaure nichts mehr, als daß Du, wegen Deiner Amoren, nicht an unſrer geſelligen Tafel Theil nehmen kannſt; wir würden ſehr vergnügt zuſammen ſeyn.“ Während er dieſe Worte ſprach und den Gehaßten umarmte, betaſtete und befühlte er ihm Rücken und Bruſt, um ſich zu überzeugen, daß Giuliano keinen Panzer unter den Kleidern trage; denn es war ihm auffällig geweſen, daß dieſer ſich im Nebenzimmer hatte umkleiden laſſen. Und nachdem der Schreckliche dieſe Ueberzeugung erlangt hatte, wurde er nur noch ausgelaſſ'ner in Witzen und Scherzen.

An der Thüre der Kirche ſprang Francesco zuerſt aus dem Wagen, half dann Giuliano heraus, faſſ'te ihn am Arm und führte ihn unter herzlichen Geſprächen in die Kirche. Bandini folgte ihnen auf dem Fuße nach.

Die Blicke der Verſchwornen leuchteten, als ſie endlich das Schlachtopfer, von den eignen Schlächtern geführt, ankommen ſahen.

„Domine, non ſum dignus!“ intonirte der Cardinal, unbekannt mit der letzten Verabredung; die Silberglocke rief ihre hellen Klänge zum zweiten Male durch die von Menſchen überfüllten Räume der großen Kirche, und augenblicklich ſtieß Bernardo Bandini ſein Meſſer mit furchtbarer Kraft durch Giuliano's Bruſt. Dieſer that einen gellenden Schrei, lief drei Schritte vorwärts und ſtürzte zu Boden.

Francesco warf ſich ſogleich über ihn her, und ſchleuderte ſeine Stiche mit ſolcher Wuth auf Bruſt und Rücken des Sterbenden, daß er ein Mal fehl ſtieß und ſich ſelbſt, das rechte Bein unter dem Knie durchbohrend, ſchwer verwundete.

Ganz in derſelben Zeit, ſo wie die Glocke zu läuten begann, zückte Meſſer Antonio di Volterra, der ſich an Lorenzo herangedrängt, aber unter Zittern und Beben, ſo daß ihm faſt die Sinne vergangen waren, den entſcheidenden Augenblick erwartet hatte, mit ſolch blinder Ungeſchicktheit und von Schrecken und Angſt ſo verwirrt, daß er im Stoße mit dem Dolche an Lorenzo's Geſicht vorüber fuhr. Stefano zeigte noch weniger Herzhaftigkeit, aber noch mehr Unvorſichtigkeit; denn ehe er noch den Stoß that, rief er: „halt, Verräther!“ Nun wollte er ihm den Rücken durchbohren; Lorenzo aber, durch das Geſchrei aufgeſchreckt, machte eine ſchnelle Bewegung, und des Prieſters Meſſer ſtreifte über ſeine Schulter hin und verwundete ihn nur leicht am Halſe.

Raſch und unerſchrocken riß Lorenzo ſeinen Degen aus der Scheide und vertheidigte ſich geſchickt gegen ſeine Mörder. Antonio führte mehre Stöße gegen ihn, Stefano wollte ihn von unten durchbohren; die Klinge des gewandten Fechters hielt aber alle Angriffe ab, und den nächſten Augenblick darauf wich auch der ſtarre Schrecken, welcher die Umſtehenden gefeſſelt hatte, der Entſchloſſenheit, ihren edelſten Bürger zu vertheidigen. Schnell waren zehn Schwerter bloß; Andere riſſen Lorenzo fort nach der Sakriſtei, verſchloſſen dieſelbe und beſchützten den Eingang mit bewehrter Hand. Dieſe letztere Maßregel rettete dem ältern Medici das Leben; denn obgleich Antonio und Stefano, als ſie ihre Bemühungen vereitelt ſahen, von Lorenzo abließen und in feiger Furcht die Flucht ergriffen, von Vielen verfolgt, ſo raſete doch in dieſem Augenblicke Bernardo Bandini, wie ein furchtbar gereizter Tiger, ohne Furcht vor den drohenden Schwertern, daher, um auch Lorenzo dem Tode zu weihen.

Als Giuliano gefallen war, entſtand ringsum ein allgemeiner Schreckensſchrei. Ein Freund der Medici, der in der Nähe ſtand, Namens Francesco Stori, zog den Degen und drang auf Bandini ein, welcher ſich ungehindert nach der Gegend hinbewegte, wo Lorenzo angegriffen wurde und woher man Geſchrei ähnlicher Art vernahm. Alles wich rechts und links, von Entſetzen erfaßt, dem Schrecklichen aus, der mit hochgeſchwungenem blutigem Dolche, mit verzerrten Mienen und Augen, die gräßlicher blitzten, noch blutiger ſprachen, als das Meſſer in ſeiner Fauſt, dem zweiten Schlachtopfer zu ſtürzte und unſtreitig daſſelbe erreicht und niedergemacht haben würde, bevor es in Sicherheit gebracht worden, wenn nicht jener Stori ſich dem ſchäumenden Mörder entgegen geworfen hätte. Der muthige Freund Giuliano's hauchte zwar bald darauf, von den Meſſerſtichen des Unwiderſtehlichen auf den Boden der Kirche hingeſtreckt, ebenfalls ſeinen Geiſt aus; aber nun kam doch der Gräßliche zu ſpät; Lorenzo war unterdeſſen in die Sakriſtei gebracht worden, und Bandini mußte vor der Mauer blitzender Schwerter umkehren, welche ſich ſchnell vor der Thüre deſſelben aufgebaut hatte.

Dieſe ſchrecklichen Auftritte füllten kaum die Zeit einiger Minuten aus. Das Geſchrei, welches ſich in der Nähe der beiden Mordſcenen erhoben hatte, pflanzte ſich mit großer Schnelligkeit über die ungeheuere Menſchenmaſſe der ganzen Kirche fort. Die Nächſten kamen über den blutigen Anblick ſo außer ſich, daß ſie alle Geiſtesgegenwart verloren und nur immer in gräßlichen Lauten ſchrieen; vorzüglich die Weiber brachen in ein ſo entſetzliches Geheul aus, daß ſchon Viele dadurch allein zu Tode erſchracken, ehe ſie nur erfuhren, was der Grund dieſes unerhörten Lärms war. Die Entferntern konnten anfänglich gar nicht erfahren, was vorgefallen ſey, und ſchrieen in der Verzweiflung, daß man ſie belehren möchte; auch konnten ſie ſich nicht von der Stelle bewegen, weil das Gedränge bis zum Erdrücken furchtbar wurde. Die widerſprechendſten Gerüchte wurden durch die Kirche ausgerufen, Angſt, Furcht, Schrecken und die entfeſſelten Leidenſchaften kreiſchten ſich einander entſetzliche Dinge zu; es hieß: die Medici ſeyen ermordet, viele ihrer Freunde lägen in ihrem Blute, und alle ihre Anhänger müßten in der Kirche ſterben. Das Getöſe und Geſchrei brauſte wie Meeresſturm in der Brautung und drohte die Kirche einzuwerfen; man ſah nichts als bloße Schwerter. Die Anhänger der Medici ſuchten ſich durch eilige Flucht zu retten, und brachen ſich in Todesverzweiflung Bahn nach den Thüren; von andern Seiten drängte man ihnen wieder entgegen nach der Stelle, wo Giuliano's und Stori's Leichen lagen, um ſich zu unterrichten, was eigentlich vorgefallen ſey, und durch dieſes Hin- und Herdrängen wurden an achtzig Menſchen beiderlei Geſchlechts erdrückt oder todt getreten. Denn man riß ſich in der raſendſten Eile einander um, und wer einmal lag, konnte ſchwerlich wieder aufſtemmen; die wild bewegte Menge ſtürmte über ihn weg und zertrat ihn.

Der bleiche Knabe, den die blinde Willkühr eines ſchlechten Papſtes zur höchſten Kirchenwürde erhoben hatte, flüchtete ſich, zitternd vor Todesfurcht, an den Altar und ſchrie um Hülfe. Alle anweſenden Prieſter ſtellten ſich dicht um ihn herum und ſchützten ihn ſo mit ihren eignen Leibern und mit den heiligen Gefäßen und Büchern, die ſie den wüthenden Anhängern des mediceiſchen Hauſes entgegen hielten, und retteten dadurch das Leben Riario's; denn die empörten Nobili wollten den Cardinal als Theilnehmer einer ſo abſcheulichen Verſchwörung niederſtechen. Bebend ſtand der junge Kirchenfürſt ſo mehre Stunden, bis der Aufruhr geſtillt war und die Signoria kam, ihn in ihren Palaſt als Gefangnen zu führen, wo er bis zu ſeiner Befreiung blieb.

Der Erzbiſchof von Piſa, Francesco Salviati, hatte ſich, der getroffenen Verabredung gemäß, ſobald beide Medici in der Kirche waren, mit Giacomo Poggio, mit ſeinem Bruder Giacomo Salviati und ſeinem Vetter gleiches Namens, ſo wie mit mehren andern Verwandten und Freunden aus der Kirche entfernt und nach der Herberge eines Haufens Peruginer begeben, die, vom Parteigeiſt aus ihrer Heimath verjagt, nach Florenz gekommen und von Francesco Pazzi Tags vorher durch das Verſprechen gewonnen worden waren, daß er ihnen in ihrer Vaterſtadt die Oberherrſchaft verſchaffen werde, wenn ſie ihm in einer wichtigen Sache beiſtehen und dem Befehle des Erzbiſchofs Salviati am andern Morgen folgen wollten. Dieſe bedrangten Leute hatten ihm einſtimmig ihre Hülfe zugeſagt, und nun holte ſie der Erzbiſchof ab und zog mit ihnen nach dem Palaſte der Signoria. Dort angelangt, hieß er die Peruginer, wohl hundert an der Zahl, in den untern Saal oder die Kanzlei gehen und bei'm erſten Geräuſch in das obere Stockwerk hinauf ſtürmen. Dieſe Leute warfen, um nicht entdeckt zu werden, die Thüre des leeren Saals, welche ſie offen gefunden hatten, in's Schloß, welches aber zufälliger Weiſe ſo beſchaffen war, daß es ohne Schlüſſel weder von außen, noch von innen geöffnet werden konnte; und der Schlüſſel befand ſich in Verwahrung des Gonfaloniere der Gerechtigkeit. Die unvorſichtigen Peruginer hatten ſich alſo ſelbſt eingeſperrt.

Der Erzbiſchof ging mit ſeiner Begleitung hinauf und ſagte den Dienern der Signoria, daß er eine Sache von der höchſten Wichtigkeit vorzubringen habe. Auf Anmeldung wurde er mit ſeinen beiden nächſten Verwandten vom Gonfaloniere Meſſer Ceſare Petrucci eingelaſſen; die übrigen Verſchwornen blieben im Vorſaale. Die Signoria ſaß eben bei'm Mittageſſen; aber ſie erhob ſich bei'm Eintritte der drei Männer, und der Gonfaloniere forderte den Erzbiſchof auf, ſeine Sache vorzubringen. Dieſer begann nun von einem Auftrage zu reden,

den er vom Papſte an die Signoria erhalten haben wollte; allein, ſey es nun, daß er plötzlich erſchreckt von der Verwegenheit ſeines Unternehmens, ſey es, daß er die Rede ohne alle frühere Ueberlegung deſſen, was er eigentlich zum Scheine vorbringen wollte, begonnen, ſey es endlich, daß ſeine Seele von einer Ahnung des Geſchicks der Verſchwörung, welches in dieſem Augenblick ſchon erfüllt war, überraſcht wurde: genug, er wurde ängſtlich, ſtammelte, verwirrte ſich, blieb ſtecken und ſprach in ſeiner großen Verlegenheit ſo verkehrte und wunderliche Dinge, daß der Gonfaloniere, nichts Gutes ahnend, plötzlich aufſprang und ſchreiend aus dem Saale ſtürzte. Dort ſah er die bewaffneten Männer. Sein Argwohn ſtieg auf den höchſten Grad, und, außer ſich vor Furcht und Schrecken, ergriff er den Giacomo Poggio bei den Haaren, warf ihn zu Boden und ſchleppte ihn, um Hulfe ſchreiend und die Wächter des Palaſtes zu den Waffen rufend, eine Strecke weit fort, bis die Häſcher herzu eilten und denſelben in Empfang nahmen. Die Signoren im Saale griffen in der größten Beſtürzung zu jeglicher Waffe, die ſich ihnen darbot, um ſich zu vertheidigen, einige nach Meſſern und Gabeln, deren ſie ſich bei'm Eſſen bedient, andere nach Seſſeln und ſonſtigem Geräthe; und ſo wurden die drei Salviati eingekreiſt und entwaffnet.

Die Häſcher kämpften draußen gegen die Übrigen, erſchlugen ſie theils mit Schwert und Partiſane, oder ſtürzten ſie lebendig aus den hohen Fenſtern herab auf die Straßen, daß ſie zerſchellten und den Geiſt elendiglich aufgaben. Die eingeſchloſſenen Peruginer tobten unterdeſſen vergeblich an der Thüre des Saales, die ihrer Kraft widerſtand.

In demſelben Augenblicke erſchallte ein furchtbares Geſchrei auf allen Straßen der Stadt und pflanzte ſich mit Blitzesſchnelle fort. Männer rannten, Weiber geberdeten ſich wie unſinnig, Kinder heulten, Alles gerieth in Aufruhr und Flucht; es war, als ob die Bande ſchnell gelöſt worden wären, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten. Das Gerücht von den ſchrecklichen Vorfällen in der Kirche Santa Riparata flog mit grauſen Flüchen und Verwünſchungen der Pazzi von Mund zu Mund, von Haus zu Haus; die Bürger bewaffneten ſich und liefen nach dem Palaſte Lorenzo's di Medici, um ihn zu ſchützen; ein wilder Aufruhr hatte ſich aller Gemüther bemächtigt. Auch die Signoria war ſchnell in Kenntniß geſetzt werden; man machte alſo mit dem Erzbiſchofe und ſeinen Verwandten kurzen Prozeß: die drei Salviati und Giacomo Poggio wurden an einen Balken im Vorſaale aufgehängt und ſtarben den Tod der Schmach.

Die Peruginer hatten endlich die Thüre erbrochen, bemächtigten ſich der Wache, beſetzten den ganzen untern Raum des Palaſtes und ließen Niemand herein noch hinaus, ſo daß ſie die Signoren förmlich belagert hielten. Dieſe verrammelten und verſchanzten ſich oben mit Tiſchen und Stühlen, ſo gut es gehen wollte, und ließen ihr Hülferufen durch die geöffneten Fenſter erſchallen.

Da die Peruginer nicht wußten, was ſie weiter thun ſollten, ſo ließen ſie es dabei bewenden, und wichen erſt nach einer Stunde der gegen ſie andringenden Uebermacht.

Der Prieſter Stefano und der verzagte Antonio di Volterra hatten ſich, nachdem ſie das Mißlingen ihres Planes erkannt hatten, der eine unter die Menge, der andre in einem Winkel der Kirche verkrochen.

Sie wurden aber mit Wuthgeſchrei hervorgezogen, und an den Stufen des Altars von mehr als hundert Dolchen und Schwertern durchbohrt; dann warf ſich das Volk auf ſie, hieb und riß ſie in Stücke, balgte ſich um ihre Glieder und ſchleppte dieſelben unter gräßlichem Hohngeſchrei durch die Straßen.

Bernardo Bandini warf ſich, als ſein Dolch Lorenzo nicht erreichen konnte, einem helliſchen Geiſte nicht unähnlich, mit bluttriefender, dolchbewaffneter Fauſt, mit fliegendem Haare und mörderiſchen Blicken wieder unter die Menge. Alles floh entſetzt vor ſeinem Anblicke zurück, und ungehindert erreichte er die Thüre, ungehindert ſeine Wohnung und, als er ſich dort auf ſein ſchnellſtes Pferd geworfen, ungehindert das Stadtthor.

Franceſco Pazzi hatte ſich zwar auch durch die Menge Bahn gebrochen und ſein Haus erreicht, begleitet von ſeinem Oheim Meſſer Giacomo und ſeinen Verwandten, aber er blutete ſo heftig aus der ſich ſelbſt beigebrachten Wunde am Beine, daß er bald alle Kräfte verlor. Zwar verſuchte er, ſich auf ſein Pferd zu ſetzen und an der Spitze aller Verſchwornen und der päpſtlichen Soldaten, die ſich unterdeſſen vor ſeinem Palaſte verſammelt hatten, die

Stadt zu durchziehen, die Freiheit auszurufen und das Volk zum Aufſtand anzureizen; aber er ſank kraftlos zurück und mußte in ſein Zimmer gebracht werden. Dort ließ er ſich auskleiden, um ſich die Wunde verbinden zu laſſen, und warf ſich, als dieſes geſchehen war, nackt auf ſein Bett. Hier beſchwor er ſeinen Oheim, dasjenige zu thun, was nöthig wäre, um ſie zu retten, und woran er durch ein verfluchtes Geſchick verhindert werde, nämlich an der Spitze der Ihrigen den Ritt durch die aufgeregte Stadt zu machen. Nachdem er noch einige gräßliche Flüche ausgeſtoßen, wandte er ſich mit dem Geſichte und ſprach kein Wort mehr.

Der bedauernswerthe Greis ergriff in der Verzweiflung das einzige noch übrige Mittel zu ihrer Rettung; er beſtieg das Pferd und ritt an des Grafen Monteſeno Seite durch die Straßen der Stadt, umgeben von ſcharfbewaffneten Verſchwornen und päpſtlichen Soldaten. Sie riefen das Volk zum Aufſtand auf und verkündeten ihm die Freiheit. Aber das Volk war durch die große Freigebigkeit der Medici dieſen ergeben, und die Freiheit war in Florenz unbekannt, weil ſie den Medici für ihr Geld verkauft worden war. Alles Schreien war vergeblich. Niemand ſchloß ſich ihnen an, und als ſie an den Palaſt der Signeria kamen, in der Meinung, der Erzbiſchof Salviati habe denſelben eingenommen, fielen ihre beſtürzten Blicke auf die zerſchellten Leichen ihrer Anhänger und die Signoren warfen Steine und Geräthe aus den obern Fenſtern nach Meſſer Giacomo, verfluchten ihn und drohten ihm mit den ſchrecklichſten Worten. Monteſeno wollte noch immer nicht alle Hoffnung aufgeben; Giacomo ſtand in verzweifelter Unſchlüſſigkeit. Da kam ein naher Verwandter von ihm, Namens Giovanni Sariſtori, ein bejahrter Mann, und machte ihm zuerſt harte Vorwürfe wegen der erregten Unruhe. Durch dieſen Mann erfuhr Giacomo, daß das Volk den Pazzi fluche und bis zur unmenſchlichen Wuth gegen ſie aufgebracht ſey, daß die ganze Stadt ſchon in Waffen, Lorenzo di Medici von einer großen bewaffneten Menge nach ſeinem Palaſte gebracht worden ſey und eine ungeheuere Anzahl bewehrter Bürger ſich zu Lorenzo's Schutz vor dieſem Palaſte aufgeſtellt habe.

Giacomo ſah ein, daß fur ihn und ſeine Partei Alles verloren ſey, und wendete ſich, um ſein Leben zu retten, mit den meiſten ſeiner Begleiter zur eiligen Flucht. Glücklich verließ er auch die Stadt und entkam nach der Romagna.

Das in immer gewaltigern Maſſen zuſtrömende Volk eroberte den Palaſt der Signoria und machte die Peruginer theils nieder, theils zu Gefangnen. Durch die ganze Stadt rief man mit wildem Jubelgeſchrei Lorenzo's di Medici Namen; die Köpfe und Glieder der Verſchwornen wurden auf Lanzen in den Straßen umher getragen; die Häuſer der Pazzi vom wüthenden Pöbel eingenommen und verwüſtet, und wo man ein Glied oder einen Anhänger dieſer zahlreichen Familie traf, wurde er auf's Grauſamſte gemißhandelt.

Francesco wurde von einem ſolchen Volkshaufen, der ſein Haus erſtürmte und die Dienerſchaft über den Haufen ſtach, nackt vom Bette geriſſen, unter dem roheſten Hohne, den gemeinſten und tiefſten Beleidigungen, Schlägen und Fußtritten, ohne Bekleidung und nur mit Blut und Koth beſchmutzt, über die Straßen bis in den Palaſt der Signoria gezerrt und dort unter allgemeiner Acclamation des Volks neben dem Erzbiſchofe aufgehängt. Keine Schmach, die man ihm anthat, vermochte ihm auch nur einen Laut auszupreſſen. Stolz und feſt vor ſich hinſehend, ließ er ſich fortſchleppen, und ſelbſt, als ihn der Strang erwürgte, ſtieß er keinen Seufzer aus.

Giuditta hatte aus ihrer Loge in der Kirche, ohnfern dem Hochaltare und ganz in der Nähe Lorenzo's, dem Attentat auf das Leben deſſelben mit Beſtürzung zugeſehen, da ihr von der letzten Verabredung der Verſchwornen nichts bekannt war. Als ſie den Plan gänzlich mißlingen und ihren Lehrer vor ihren Füßen umbringen und zerfetzen ſah, verließ ſie aller erkünſtelte Muth; die Schwäche der weiblichen Natur kam über ſie, und todtbleich ſtürzte ſie mit Zetergeſchrei aus der Kirche und floh in ihres Vaters Haus. Dort fand ſie eine Stunde darauf das wüthende Volk, mißhandelte ſie mit Worten, da es ihren Einfluß auf die Verſchwörung noch nicht kannte, und ſchleppte ſie in die Gefängniſſe der Signoria.

Der Aufruhr und das Morden in der Stadt dauerte die ganze Nacht fort; die Thore wurden geſchloſſen, damit Niemand weiter die Flucht ergreife. Am andern Morgen ſandte die Signoria Eilboten in alle benachbarten Städte mit der Botſchaft von den Kryſtallen wahrſagt, hat's gerad heraus geſagt, Matthies habe zwar ein paar Tage im Bette gelegen und ſich häuslich gehalten, ſei aber in einer Nacht fortgefahren und in einer Nacht wiedergekommen, derweil er daheim für ſchlimm krank ausgeſchrien worden ſei. Mein Vater kam nachher ſelber auf die Spur, daß es wirklich ſo geſchehen war; beweiſen konnte er freilich dem alten Spitzbuben nichts. Aber er hat mir geſtanden, daß er jahrelang mit dem Gedanken umgegangen iſt, dem Flickſchuſter auch vom Brode zu helfen wie dem Trainknecht, und es iſt ein Glück für Matthieſen geweſen, daß er dem alten Friſchling nicht einmal im Walde begegnet iſt. Wie viel Matthies damals geſchluckt haben mag, das kann kein Menſch beurtheilen, aber es mag ein hübſches Sümmchen geweſen ſein. — Nun ſollen Sie auch als Zugabe noch ein Hiſtörchen von der geiſtlichen Freundſchaft unſerer Brodgeber haben. Vor dem Herrn Grünholz, der ein **Ehrenmann** iſt wie wenige, war Herr Magiſter Wahl hier Stadtdiaconus und iſt jetzt Superintendent und Oberpfarrer in Schlehendorf. Meine Frau kam mit einem Jungen nieder. Es iſt dies der Kurt, den Sie kennen. Ich war damals ſchon ein armer Mann und bei den guten und ehrbaren Leuten wegen meines böſen Mauls nicht ſonderlich angeſchrieben. Es war mir in allen Haaren Angſt wegen der Gevatterſchaft. Ich ging den ſauern und unnützen Weg — denn man begreift gar nicht, wozu die ganze Gevatterei nur dienen ſoll — wo ich aber anklopfte, gab's ſcheele Geſichter. Das ärgerte mich, und ich ging ſchnurſtracks zur Frau Magiſtern. ‚Sie ſind eine fromme, gottesfürchtige Frau, ſagte ich, und Ihr Herr Gemahl predigt ſo ſchön, daß man chriſtliche Werke üben müſſe, denn der Glaube ohne Werke ſei todt. Ein Kind über das Taufbecken halten iſt ja aber, wie geſagt wird, ein ächt chriſtliches Werk. Werden Sie alſo der Pathe meines Kindes.' — Da kam ich aber ſchön an. Die fromme Frau fuhr mich an wie einen Bettelſack. ‚Mann, ſchrie ſie, wo denkt er hin? Bin ich dazu da, um ſolche Bälge aus der Taufe zu heben? Geh' er doch zu ſeines Gleichen, wohin er gehört. Daraus wird einmal für allemal nichts, er unverſchämter Kerl.' — Ich trollte ab. Am beſtimmten Tauftage ließ ich mein Kind von der Hebamme zur Kirche tragen, ich marſchirte als Kindsvater mit. In der Kirche warteten der Collaborator und der Küſter. Sie warteten und ich wartete. Endlich fragte der geiſtliche Herr ungeduldig, wo denn nur die Pathen blieben? ‚Ja, ſagte ich, das iſt eine wunderliche Geſchichte. Ich bin bei Einigen geweſen und habe ſie höflich zu Gevatter gebeten, auch bei der Frau Stadtdiaconuſſin; ich zweifle aber ſelbſt, daß ſie kommen werden; denn ich bin ein armer und ſchlechter Mann. Taufen Sie doch mein Kind ohne Gevattern. Ich verſtehe ſo nicht, wozu ſie eigentlich dienen ſollen. Wenn das Kind getauft iſt, ſo iſt's ein Chriſt und damit Punktum. Der Gevatter iſt ganz überflüſſig.' — Der junge Herr im Chorrocke ſah mich groß an, wurde zornig und verſetzte: ich ſei ein alberner Mann, der von geiſtlichen Dingen nichts verſtände. Ohne Pathen könne das Kind weder chriſtlich leben noch ſelig ſterben. Drei Pathen müßten ſein. Das ſei Vorſchrift. Und die Stolgebühren müßten bezahlt werden. — ‚Ah ſo! ſagte ich, das Letzte iſt eigentlich die Hauptſache. Nun da

Sie den Wurm nicht ohne drei Gevatter taufen können, mir aber kein Menſch Gevatter ſein will, ſelbſt die Frau Magiſtern nicht, ſo werd' ich gleich das Kind nach Schwarzfeld in die Judenſynagoge tragen und dort zum Juden beſchneiden laſſen. Da brauch' ich keine Gevattern. Den Juden iſt der liebe Herrgott offenbar gnädiger als den armen Chriſten, und ich wollte, ich wäre ſchon ein Jude geworden. Ich kann meinem Jungen keine größere Wohlthat thun, als wenn ich ihn beſchneiden laſſe.‘ — Und damit brach ich auf. — Der junge Seelſorger erwiſchte mich aber beim Aermel und ſagte blaß vor Schrecken: ‚Mann, ſeid ihr des Teufels! Laßt jetzt gleich euer Kind heimtragen; ich will mich mit dem geiſtlichen Untergericht darüber benehmen und morgen ſollt ihr Beſcheid erhalten.‘ — ‚Bah!‘ verſetzte ich, entweder Sie taufen mein Kind jetzt gleich, oder es wird heute noch in Schwarzfeld beſchnitten. Entweder — oder. Machen Sie's kurz. Ich laſſe mich auf keine Verhandlungen ein.‘ — Der Herr ſah, daß es mein Ernſt war. Er rief den Organiſten von der Orgel herunter. Der mußte mit dem Küſter und der Hebamme das Kind heben — denn drei Pathen mußten ſein — es wurde vor meinen Augen getauft und um die Stolgebühren war der fürſichtige Herr betrogen. So iſt der Herr Organiſt Luchſer meines Kurt Pathe geworden. —

Sehen Sie, lieber Muſje Schlettau, das ſind ſo ein paar Stückchen aus den Weltläufen. Wie's mit der Religion ſteht, ſo ſteht's mit dem Recht. Die Herren Richter bei unſerm Stadtgericht und beim Obergerichtshof in Saſſenau haben mir den vierten Theil einer Wieſe abgeriſſen und ſie dem Kämmereiſchreiber gegeben, und die Wieſe war ganz mein aus der Erbſchaft meiner Frau, und dem Kämmereiſchreiber gehörte kein Fuß breit davon. Ich mußte aber noch über hundert Thaler Koſten bezahlen. Es ſteht nicht vergebens in der Bibel — der Herr Chriſtus hat's ſelbſt geſagt: Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird auch genommen werden, was er hat. — Die Reichen, oder vielmehr Alle, die da haben, nehmen dem Armen unter tauſenderlei Namen und Vorwänden, was dieſer mit ſeinem Fleiße erſchwingt. Ein Kluger zieht ſich daraus die Lehre, daß er auch nimmt, wo etwas zu nehmen iſt. Er muß die Sache nur geſchickt anfangen. Merken Sie ſich das. Und damit heute genug. Ein andermal mehr aus dieſem Kapitel. Und dieſen Abend erwarte ich Sie in der Linde auf der Kegelbahn am Engelbaumen. Gehen Sie heim. Die Kirche iſt aus. Ich aber will ſchnell zuſehen, ob ſich etwas gefangen hat.“ —

Er gab dem Lehrling grinſend die Hand und verſchwand im Gebüſch. — Anton fühlte ſich an den Kopf; es war ihm darin, als ſei er berauſcht. Dann eilte er raſch der Stadt zu.

Nachmittags machte Anton ſeinen Beſuch bei der Frau von Remſcheidt. Er flog im Geiſte, während ſein Fuß langſamer ſchritt und öfter anhielt als ſonſt; er jubelte im Geiſte, während ſein Mund verſchloſſner war als je; er ſeufzte und bebte zugleich vor Wonne und Bangen; wechſelnde

Röthe und Bläſſe bedeckte ſein Geſicht, und er mußte alle Stadien jenes ſeltſamen und außerordentlichen Rauſches durchleben, der einen geiſtig begabten Jüngling ergreift, wenn er zum erſtenmal wieder unter die Augen der Geliebten treten ſoll, nachdem er die erſte Blüthe der Liebesſeligkeit von ihrem Munde gepflückt hat. Und als er endlich nach langem Zaudern mit einer wahren Herzensangſt in das Zimmer trat, war er ſo verwirrt und verſchämt, daß er kein Wort ſprechen konnte, und wenn Frau von Remſcheidt eine ſchärfere Beobachterin geweſen wäre, ſo hätte ſie an den glühenden Wangen, den trunkenen Augen und dem linkiſchen Benehmen des ſchönen Lehrlings und ihrer Tochter errathen müſſen, was Abends zuvor zwiſchen beiden vorgefallen war. Allein Antons Befangenheit machte nur einen ſinnlichen Eindruck auf ſie, indem ſie ſeine Schönheit in ihren Augen erhöhete; ſie betrachtete ihn nicht mit eiferſüchtig forſchenden, ſondern mit verliebt zärtlichen Blicken, und überdies machte Moritz Lehmanns Anweſenheit der wortarmen Scene ſchnell ein Ende. Es berührte Anton unangenehm, den jungen ihm widerwärtigen Menſchen noch hier zu finden, und dieſes Gefühl wurde durch Moritzens ſogleich begonnenes Gerede noch erhöht und damit die ſüße poetiſche Befangenheit des heimlichen Liebesglücks, das ſich geſenkten Augs gegenüber ſtand, verſcheucht. Moritz erlaubte ſich nämlich eine knabenhaft unverſchämte, witzig ſein ſollende Kritik der hervorragendſten Perſönlichkeiten der jugendlichen Geſellſchaft des geſtrigen Abends, und Anton ärgerte ſich um ſo mehr darüber, als er auf ſeine etwas boshafte Zwiſchenfrage: wie alt er denn ſei? erfuhr, daß der freche

Schwätzer eigentlich noch gar nicht zu der Geſellſchaft gehört habe, ſondern unter die Knaben, ſeine Altersgenoſſen, zu verweiſen geweſen wäre. Moritz gab ſich heute ganz als einen jener hochaufgeſchoſſenen blaſſen ſpindelbeinigen Knaben, die als Söhne vornehmer Häuſer in allen Stücken gründlich verzogen und verdorben, ſich überall vordrängen, mit frechen Händen nach den Lebensfrüchten greifen, deren beſcheidner Genuß nur dem reifen Manne gebührt, Buben, die ſich und den Koth, bevor ſie ſich darin wälzen, parfümiren, und das Recht für ſich beanſpruchen, Gemeinheiten zu begehen, wenn ſie ſie nur mit Glacéhandſchuhen anfaſſen. Es iſt heutiges Tags nichts Seltenes, von ſolchen frühreifen Knaben aus den höhern Ständen, wenn ſie mit einem geiſtigen Talente begabt ſind, über die ernſteſten und wichtigſten Fragen der Geſellſchaft die vorlauteſten, abſprechendſten und giftigſten Urtheile zu vernehmen und ſie den Stab über die patriotiſchen und humanen Beſtrebungen der edelſten und hochherzigſten Männer der Nation brechen zu ſehen. Von ſolcher Art war Moritz Lehmann.

Anton hielt ihm die Widerpart, und die beiden jungen Menſchen kamen in Streit, der dadurch komiſch wurde, daß Moritz mit trotziger Knabennaivetät fragte: „Wer ſind Sie denn eigentlich, daß Sie es wagen dürfen, mir, dem Sohne des Kirchenraths Lehmann, zu widerſprechen? Mein Vater iſt der geiſtliche Rath und Beichtvater Seiner Durchlaucht unſres gnädigſt regierenden Herzogs.“

Die Hauptmännin erklärte lachend, auf dieſe Frage könne vor der Hand keine genügende Antwort gegeben werden, doch möge ſich Herr Moritz Lehmann mit ihrer Verſicherung begnügen, daß Herr Anton Schmettau zwar jetzt eine geheimnißvolle, ſpäter aber eine weit vornehmere Perſon ſein werde, wie er. Dieſe Aeußerung machte beide ſtutzig. Frau von Remſcheidt fuhr fort, Anton mit Auszeichnung zu behandeln, und erzählte ihm, ſie habe einen Brief von Fräulein von Vels erhalten, worin ihr dieſe gemeldet, daß ſie und ihr Vater heute noch in Elbena eintreffen würden, und ſie gebeten habe, ihnen bis auf das grüne Haus entgegenzufahren. Sie werde Herrn Moritz bis dorthin bringen, von wo er dann mit den übrigen Gymnaſiaſten die Reiſe weiter fortſetzen werde. „Sie aber, Herr Anton, werden uns gewiß die Freude machen, uns zu begleiten. Vor Beginn des Theaters ſind wir wieder hier."

Adolfine nickte ihm verſtohlen bittend zu, und er verneigte ſich erröthend und ſtammelte einen Dank für die Güte der gnädigen Frau. So unausſtehlich ihm auch Moritzens Geſellſchaft war, ſo durfte er doch der Geliebten im Wagen gegenüber ſitzen, durfte auf dem grünen Hauſe mit ihr zuſammen ſein und auf dem Heimwege war er ja auch den unleidlichen Begleiter los. Das Zuſammenfahren hat für ein paar liebende Herzen einen hohen Reiz; es bietet ihrem gemeinſamen geiſtigen Fluge etwas körperlich Analoges. Während ſie von der Stelle eilen, können ſie ſich Auge in Auge verſenken und die ſüße Zeichenſprache der Herzen mit einander reden. Auch war das Zuſammenſitzen mit Frau von Remſcheidt in einem leichten Phaeton dem ſechszehnjährigen Jüngling nichts weniger als gleichgültig. Die Fühlfäden ſeiner Seele ſchauerten von der beſtimmt ausgeſprochnen Ahnung, daß er auch von der ſchönen Mutter geliebt werde, und die dadurch empfangene ſinnliche Anregung wurde zur ſüßeſten Glut, die ſeiner poetiſchen Seele einen höhern Schwung verlieh. Die einem in der Entwicklung begriffenen Jünglinge verrathene Neigung einer ſchönen Frau regt ihn, wenn er nicht mehr die urſprüngliche Keuſchheit der Jugend beſitzt, wie ja dieſer Fall bei Anton eintrat, weit mächtiger und feuriger auf, als die Liebe eines Mädchens. Wer in Antons Seele hätte leſen können, würde darin ein wunderliches Gemiſch von ſüßer leidenſchaftlich gefärbter Sehnſucht nach Adolfinen und eine zur Flamme ſich emporringende Glut nach ihrer Mutter entdeckt haben. Das Thermometer der Gefühle der Jugend in den oft überheizten Treibhäuſern unſrer ſocialen Zuſtände hat eine weit höhere Scala als das in der freien Luft der geſunden Natur. Und nun vollends eine Seele, ſo voll von Zünd- und Feuerſtoff wie die Antons, in welche der dunkelrothe Funke aus der Schurſtube des Herrnhofs gefahren war und einen ſo wilden Brand geweckt hatte, von der Liebe zweier Frauenherzen, wie Frau von Remſcheidts und ihrer Tochter, angefacht, wie vom doppelten heißen Gebläſe ein Hochofen!

Der Wagen fuhr vor; die beiden Damen nahmen im Fond Platz, die beiden Jünglinge ihnen gegenüber, Anton als vis-à-vis der Hauptmännin. Der Gedanke, daß er, der namenloſe unbedeutende Handlungslehrling, mit der vornehmen Frau am Sonntagnachmittage vor dem ganzen Publikum Elbena's im offnen Wagen nach einem der beſuchteſten Vergnügungsorte fuhr, trieb die Aufregung ſeiner Gefühle auf die Spitze. Dieſes Benehmen der Hauptmannswittwe gegen ihn und ihre Aeußerung von vorhin mußten ihn auf die Vermuthung bringen, daß ſie von ſeinen Verhältniſſen genauer unterrichtet ſei, als ſie für jetzt zu ſagen für gut befinde, und daß er wirklich nicht von ſo gemeinem Herkommen ſei, als die Häupter der Familie Dreyßig ihm glauben zu machen ſich bemühten. Es wollte ihn ſogar bedünken, als ſei dieſe Spazierfahrt, die erſte in ſeinem Leben, eine Demonſtration der Frau von Remſcheidt für das Publikum und gegen ſeine Peiniger im Herrnhof und in Oberndorf. Er war trunken von Glück und Liebe, und die Fittiche ſeiner Seele, entbunden von der kleinen warmen ſüßduftenden Sammthand dieſer reizenden Frau, riſſen ihn zu hoher poetiſcher Stimmung empor. Sein Auge ſprach Gedichte, ſein Mund ſtammelte nur einzelne geflügelte Worte, aber Mutter und Tochter verſtanden die Einen und die Andern, und in beider Seelen hallten ſie wieder, wenn auch auf verſchiedene Weiſe. Während Adolfine in hingebender Liebe zu dem jungen Dichter ſeinen Rauſch theilte, ſuchte Frau von Remſcheidt ihre Gefühle für ihn mit allerlei Gedanken an allgemeines menſchliches oder mütterliches Wohlwollen zu beſchwichtigen.

Bei ihrer Ankunft im grünen Hauſe, einem auf einer die Gegend weit beherrſchenden Anhöhe am Rande eines Eichenwaldes gelegenen vielbeſuchten Vergnügungshauſe, fanden ſie bereits zahlreiche Geſellſchaft vor. Die Honoratioren von Elbena waren zumeiſt zugegen, aber auch andre benachbarte Orte waren ſtark vertreten. Der heitre Frühlingsſonntag hatte Viele hierher geführt, und immer ſtrömten noch Menſchen zu Wagen, zu Roß und zu Fuß herbei, um ſich in den hellen, weiten und geſchmackvoll eingerichteten Räumen des Hauſes einige Stunden angenehm anregender Geſelligkeit zu erfreuen. Es fehlte ſogar nicht an Gäſten aus Igelfingen und aus dem entferntern Saſſenau. Herr Jakob Dreyßig ſtand gerade an der Thür, als die Equipage der Frau von Remſcheidt vorfuhr, und machte ein langes etwas dummes Geſicht zur Erwiederung auf Antons Gruß. Auch auf andern Geſichtern war die Verwunderung über die dem Lehrling von der vornehmen Frau erzeigte Gunſt deutlich genug ausgeprägt. In den Zimmern fielen die Schauſpieler aus Elbena zuerſt als diejenigen Perſönlichkeiten auf, welchen die meiſte Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Sie waren faſt alle zugegen, und unter ihnen war es wieder Roſa Feige, die durch Schönheit, Anſtand, feines Benehmen und ſehr gewählte Toilette Aller Blicke auf ſich zog. Ihr Betragen hielt die ſchmale und glückliche Linie zwiſchen der herausfordernden Keckheit emancipirter Frauen und der ängſtlichen geſchraubten Züchtigkeit moderner Nonnen; ſie ſprach und bewegte ſich natürlich. Eine Menge junger Männer machten ihr den Hof; ſie wies Keinen zurück, ſie ſtand Jedem Rede und hielt doch Alle geſchickt in einer gewiſſen ehrerbietigen Schranke von ſich. Am meiſten und mit burſchikoſer Oſtentation machte ſich der Müllermeiſter Andreas Uſſemhof mit ihr zu ſchaffen. Im großen und durch ſchreiende Farben ausgezeichneten Staat, einem alten Renommiſten nicht unähnlich, ſpielte er in brusquer ſtark aufgetragener Weiſe Roſa's begünſtigten Galan, und fuhr zuweilen gegen die jüngern Nebenbuhler nach Art großer Hunde los, die lange mit ſich ſpielen laſſen bis ihnen die der ungeheuern Frevelthat und ließ zur Verfolgung der Flüchtigen auffordern.

Alles, was mit den Pazzi und deren Anhangern verbunden war, wurde, war es dem Schwerte entgangen, in's Gefängniß geworfen. Die Straßen lagen voller Leichen und einzelner Gliedmaßen; überall waren Blutſpuren.

Die ungeheure Aufregung dauerte auch noch die folgenden Tage fort; die Bewohner der Stadt waren aus ihrer Ruhe und Ordnung aufgeſchreckt und der aus ſeinem Bette wild aufſchwellende Strom wollte nicht ſo ſchnell wieder den alten Lauf verfolgen.

Dazu kam, daß die Gerechtigkeit immer neues Blut forderte, und der Anblick des Mordes, ſey er begangen, von wem er wolle, verwildert den Menſchen.

Der Graf Giovanni Battiſta di Monteſeno hatte als papſtlicher Hauptmann ſich ſicher geglaubt und nicht fur nöthig befunden, zu fliehen. Er wurde gefangen genommen, vor das Gericht geſtellt und öffentlich enthauptet.

Die Wuth des Volks verlangte ſogar das Leben des jungen Cardinals; doch die Signoria, Lorenzo an ihrer Spitze, widerſtand mit Nachdruck.

Geduld ausgeht und ſie durch eine kräftige Probe ihrer Stimme ringsumher Alles in Schrecken ſetzen. Seine ohnedies ſchon auffallenden Geſichtszüge wechſelten im Ausdruck ſeiner Gefühle ungemein raſch. Zu Roſen gewandt waren ſie potenzirte und deſtillirte Süßigkeit, kehrte er aber ſein bärtiges Antlitz den jungen Männern zu, ſo wurde es im Nu ein Bild martialiſcher Grobheit, ein komiſch wildes Rodomonte-Geſicht, eine raffinirte Vogelſcheuche für verliebte menſchliche Sperlinge. Am beſten ſtand er ſich mit Köpchen, und die der ſchönen Schauſpielerin, die er als ſein ausſchließliches Eigenthum zu betrachten ein wohlerworbenes Recht zu haben glaubte, dargebrachten gezierten und geſchraubten Huldigungen des Hökermännchens ſchienen ſeine Galle nicht zu afficiren, vielmehr ſchien zwiſchen Beiden eine gewiſſe krautjunkriſch-noble Courtoiſie und eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zu beſtehen, ſich gegenſeitig in Roſa's Umgebung zu dulden; der Müller ließ aber merken, daß dieſe Duldung des Herrn Commis ein Ausfluß ſeiner ungeheuren Großmuth ſei, für die er Anerkennung und Rückſichten nach andrer Seite hin von ſeinem kleinen Rival beanſpruchen zu dürfen ſich ein Recht erwerbe. Ueberhaupt war ſein Benehmen gegen die Glieder der Dreyßig'ſchen Familie, ſeit er den Entſchluß gefaßt hatte, ſich ſeine Rechtsanſprüche an die Erbſchaft des Herrnhofs von Ebenezer abkaufen zu laſſen. ein wunderliches Gemiſch von entgegenkommender Höflichkeit, von bramarbaſirender Großthuerei, um zu zeigen, daß er ſich nichts vergebe, und von der ihm eigenthümlichen großartigen Ungezogenheit, mit welcher er eigentlich alle Leute behandelte, die nicht „ſeines Gleichen" waren. So ließ er Köpchen ungeſtört Roſen den Hof machen, um ihn für ſich zu gewinnen und ihn gelegentlich als Werkzeug zu ſeinem Vortheil zu gebrauchen und endlich um die übrigen Glieder der Familie dadurch auch wieder zu ärgern. Der Mann hatte in ſeiner Art und für ſeine Sphäre viel Verſtand und Einſicht, er war ſogar in mancher Beziehung ſchlau, aber es kam nur Alles bei ihm in barocker Weiſe zur Erſcheinung, und der Eitelkeitsnarr wuchs in ihm immer dem verſtändigen Menſchen über die Hörner.

Zwiſchen dieſen beiden Liebhabern nahm ſich die ſchöne Schauſpielerin wie eine Fee aus, welche zwei menſchenähnliche Thiere oder durch ihren Zauberſtab verwandelte Paladine an einem unſichtbaren Faden um ſich herum tanzen läßt. Daß ſie dieſe ihre Macht mit freiem Selbſtbewußtſein und einem ſich ſehr ernſt anſtellenden ſchelmiſchen Behagen ausübte, mußte ein feines Auge leicht erkennen.

Frau von Remſcheidt und die Übrigen hatten im Saale nicht weit von dem Tiſche Platz genommen, an welchem die Künſtlerin der Mittelpunkt der verſchiednen erotiſchen Bewerbungen war, und es konnte ihr ſchmeichelhaft ſein, daß ihr auch die Aufmerkſamkeit dieſer Gäſte zugewandt wurde. Bald aber nahm dieſelbe ein neu Angekommener in Anſpruch, der auch von den beiden begünſtigten Courmachern Roſa's mit ungewöhnlichen Blicken angeſehen wurde, von Köpchen mit neidiſch ärgerlichen, vom Müller mit eiferſüchtig zornigen. Kaum hatte Frau von Remſcheidt die erſte Taſſe Kaffee ſervirt, als eine leichte ſehr elegante Kaleſche vorfuhr, und der darin ſitzende Herr ſeinem Groom die weißlackirten Zügel mit gezierter Nachläſſigkeit zuwarf, herausſprang und in den

Saal eilte. Das war in Erſcheinung und Gebung die affectirte Nachahmung der Art und Weiſe der vornehmen Welt, nicht ſo ſchreiend bunt gemalt, nicht ſo dick aufgetragen und ſo plump und geſpreizt, wie bei dem Müller Uſſemhof, aber doch immerhin das gimpelhafte Wiedergeben des glücklich abgeguckten Räusperns und Spuckens; nicht die grobe Caricatur, aber die feine Charge. Der Hereintretende war ebenſowenig wie der Müller ein vornehmer Mann, obgleich er etwas mehr Geſchicklichkeit beſaß, es zu ſcheinen; er war ſchon mit größerm Geſchmack gekleidet, ſeine Wäſche ungemein propre, aber er trug ſchwere goldne Ringe an den Fingern der einen vom Glacéhandſchuh entblöſ'ten Hand und eine auffallende goldne Uhrkette. Dieſer Umſtand und ſein feſtes, ſchier unverſchämtes Auftreten, die zu Tag gelegte Nonchalance, der höhniſch lächelnde Zug um ſeinen breiten Mund, die ſtolze Inſchrift in allen ſeinen Zügen: „Was ſeid ihr alle doch im Vergleich mit mir!" ließen leicht den Geldmann in ihm erkennen. Wirklich erregte ſein Eintritt in den Saal einiges Aufſehen, und man konnte mehr als einmal die Worte vernehmen: „Der Herr Hofagent Blumenfeld aus Saſſenau." Den meiſten Anweſenden ſchien er keine unbekannte Perſon zu ſein. Dem Anſehen nach war er ein mittler Dreißiger, und ſeine Erſcheinung gerade keine unintereſſante. Von mittler Statur mit etwas Fleiſch ſchien er ſeiner orientaliſchen Beweglichkeit ſtets einen Zügel anzulegen, weil Ruhe nicht allein die erſte Bürgerpflicht, ſondern auch das erſte Requiſit eines vornehmen Mannes iſt. Ein glänzend ſchwarzes Haar lag in großen Locken leicht und graziös um den ſtarken Kopf, die niedrige gedrückte und breite Stirn frei laſſend; das zu beiden Seiten von einander geſchobene Geſicht hatte den gelblichen Teint alter Marmorſtatuen, am ſorgfältig raſirten Mund und Kinn ſich in's Dunkelblaue verlierend. Die großen ſchwarzen Augen blickten kalt und verſchmitzt, die Naſe dick und wie nur aus dem Groben geſchnitzt. Die Hand im Glacéhandſchuh unter der feinen Manſchette halb verſteckt war dagegen ſchmal und klein. Bei aller Verſchiedenheit war doch nicht zu verkennen, daß „der Herr Hofagent“ der Sohn des Juden Herſch Blumenfeld aus Igelfingen war. Vielleicht mochte ſich auch Manchem, der ihn zum erſtenmal ſah, der Gedanke aufdrängen: „Dieſer Menſch iſt zu Allem fähig und ſchrickt vor keiner That zurück, wenn ſie ihm eine hübſche Geldſumme einbringt.“

Der Hofagent begrüßte Frau von Remſcheidt und Andre in der Nähe mit dem copirten vornehm nachläſſigen Anſtand, den er ſich vor dem Spiegel einſtudirt zu haben ſchien; aber der Gruß war doch nichts weiter als eine ſchlecht maskirte Grimaſſe. Dann ſchritt er auf Roſa zu und bekomplimentirte ſie als eine Bekannte mit jenem Grinſen, das in gewiſſen Schichten der ſogenannten Geſellſchaft für Herzlichkeit ausgegeben wird. Er affectirte ungemeine Höflichkeit gegen die Schauſpielerin, ſprach dabei ſehr laut und in der vornehmen ſchnarrenden, die Worte kurz abſtoßenden Weiſe, die jedoch eine leichte Erinnerung an den jüdiſchen Dialekt nicht verwiſchen konnte, dabei vagirte und kokettirte er viel mit der ſchneeweißen ſchwer beringten Hand und ließ ſie oft durch die ſchwarzen Locken gleiten, was ihr natürlich einen ſchönen Hintergrund abgab.

Der Hofagent ließ ſich in ein Kunſtgeſpräch mit der Künſtlerin ein und zeigte ſich als einer der forcirten Kunſtkenner, wie ſie in den Comptoiren und an den Tables d'hôte der Haupt- und Reſidenzſtädte zu Dutzenden zu finden ſind; er detaillirte einige Rollen Roſa's mit einem pompöſen Wortſchwall und trug die Flatterien mit dicken und grellen Farben auf. Roſa benahm ſich, wie man ſich heutiges Tags gegen alle reiche Leute zu benehmen pflegt, die das Geld zu Univerſalgenies gemacht hat; ſie that, als nähme ſie Alles, was er ſagte, für den Ausfluß exorbitanter Weisheit und zollte ſeinem tiefgreifenden Urtheil die gerechte Bewunderung, ſo weit es ihre Beſcheidenheit erlaubte. Die oſtenſible Unterhaltung der beiden Kinder Israel war eben wieder ein Stück Komödie, wie ſie in der modernen vornehmen Welt bei jeder Gelegenheit aufgeführt wird in den Salons, in den Boudoirs, in den Logen, in den Caſinos und überall, wo die moraliſch verkrüppelte Repräſentation der heutigen Geſellſchaft ſich geltend macht. Beide dachten und meinten etwas ganz Andres, als ſie ſprachen. Der Hofagent ließ auch vernehmen, daß er ſich einige Zeit in Elbena aufzuhalten gedenke, um ſich des Genuſſes der theatraliſchen Kunſt und der friſchen Bergluft zu erfreuen, und er hoffe ſie in beiden oft zu ſehen und zu bewundern.

Nach dieſem Schauſpiel überließ der Hofagent das Feld wieder den beiden Nebenbuhlern und trat in das anſtoßende Zimmer, wo er vier Herren mit Umſtändlichkeit begrüßte, die hier an einem Tiſche bei Kaffee und Bier Platz genommen hatten. Es waren dies der Schauſpieldirector Wyß, der Hofadvocat Schönbahn, der Hofrath und Juſtizamtmann Markloff und der Hofrath Schmehling, Factotum der alten Herzogin Wittwe. Die beiden Letztern waren in körperlicher Hinſicht merkwürdige Gegenſätze; während Markloff eine Menge ſchwammiges Fleiſch auf dem Geſtell trug, das an den zu Tage gehenden Flächen und vorzüglich in ſeinem umfangreichen Antlitz eine auffallende Röthe zeigte, war Schmehling ein langer gelblich blaſſer Menſch von lächerlicher Magerkeit, die eigentlich nur aus Haut und Knochen beſtand. Er hatte ſehr große matte wäſſrige und verſchwommene graue Augen und eine ungeheure Habichtsnaſe, die wie ein ſcharfer Felſengrat emporſtieg und vom Gipfel ſteil abfiel; der Juſtizamtmann erfreute ſich eines Paars kleiner ſchwarzer, ſehr glänzender und ſtechender Augen, die tief liegend unter Gebirgen von Fleiſch wie kleine Quellen hervorblitzten, und einer kleinen zwiſchen den wulſtigen Backen faſt verlornen Naſe, die ſich nur wenig und ſanft über dem dicklippigen Mund erhob. Schmehling hatte das Anſehen, als nähre er ſich nur von Haferſchleim und friſchem Waſſer; wovon Markloff ſich nährte, darüber konnte Niemand im Zweifel ſein, der jemals auch nur einen einzigen Blick auf ihn geworfen hatte, und wirklich hatte der Erſtere ein kleines Glas Zuckerwaſſer, der Andre eine Flaſche des beſten Lagerbiers vor ſich.

Als der Hofagent in das Zimmer trat, ſagte eben der Hofrath Schmehling mit hektiſcher Heftigkeit: „Was hat dieſe unkluge Nachgiebigkeit, dieſe Zugeſtändniſſe an den ſogenannten Zeitgeiſt, was haben ſie genützt, was geholfen? Sie haben das Uebel tauſendmal ſchlimmer gemacht, und ſie werden es immer ſchlimmer machen und zuletzt ganz Europa in ein entſetzliches Chaos von Anarchie, Blut und Aſche verwandeln; ſie werden die ganze europäiſche Civiliſation, die Errungenſchaft von anderthalb tauſend Jahren vernichten, wenn die Monarchen ſich nicht entſchließen, zur eiſernſten Strenge, die hier allein helfen kann, zurückzukehren. Talleyrand, dieſer große Geiſt, hat viel wahre und treffliche Worte geſprochen; das wahrſte und trefflichſte iſt meiner Meinung nach: Schwäche in der Politik iſt ein Verbrechen. Hört die Monarchie nicht auf, dieſen entſittlichten und verderbten Völkern, dieſen Beſtienhaufen gegenüber, ſich ſchwach und nachgiebig zu zeigen, ſo muß ſie zu Grunde gehen und mit ihr die ſittliche Grundlage des geſellſchaftlichen Zuſtandes. Was nachher kommt, davor muß jedem Gutgeſinnten grauen. Die Frechheit ſteigt ja mit jedem Tage höher; ihr Conceſſionen machen, heißt ſich ihr auf Gnade und Ungnade überliefern. Aber nicht der tolle unverſtändige unzurechnungsfähige Pöbel trägt die Schuld, ſondern die ſchwachen Regenten.“

Nach gegenſeitiger Becomplimentirung wendete ſich der Schauſpieldirector an den Hofagenten mit den Worten: „Es iſt hier, wie jetzt faſt immer in allen gebildeten Geſellſchaften, von dem gefährlichen Zuſtande Europa's und namentlich Frankreichs die Rede, über welchen der lyoner blutige Aufſtand und der Proceß der Angeklagten Vielen, die noch blind waren, die Augen geöffnet.“

„Es iſt nicht zu läugnen,“ nahm der Hofrath Markloff mit einer weichen und fetten Stimme das Wort, „das böſe Revolutionsfeuer ſchleicht überall heimlich unter der Decke, und bricht immer wieder bald hier, bald dort, bald in kleinen, bald in größern Flammen hervor. Wenn Sie aber als einziges Mittel dagegen aufſtellen, daß die Monarchie und die Ariſtokratie es austreten und vertilgen ſollen, ſo fürchte ich, ſie möchten ſich dabei Hände und Füße arg verbrennen. Meiner Meinung nach iſt es weit gerathener, dieſem böſen Feuer mit Ruhe und Weisheit allmälig den Nahrungsſtoff zu entziehen, dann muß es von ſelbſt verlöſchen, d. h. durch vernünftige Reformen, durch gemäßigten Fortſchritt dem Zeitgeiſt gerecht werden. Auch ich finde die Strenge heilſam, aber ſie muß mit Milde und Weisheit gepaart ſein. Das Volk iſt ein wildes Kind, die Monarchie ſein Erzieher, ſein Vormund. So wenig ein talentvoller, aber ſanguiniſch choleriſcher Knabe das Heil und die Wohlfahrt ſeines elterlichen Hauſes beſorgen kann, ſo wenig das Volk, welches in ſeiner Mehrzahl, in der großen Maſſe ſtets unmündig bleibt. Aber was würden Sie zu einem Vater ſagen, der ſeinem unmündigen wilden Sohne zur Strafe für unüberlegte böſe Streiche bei jeder Gelegenheit Blut abzapfen ließe, um ihn dadurch ſchwach, geduldig und fromm zu machen? Meinen Sie nicht mit mir, es wäre zweckmäßiger, den Knaben mit ſanften Worten zu unterrichten, ihn über gut und bös aufzuklären und ihn bei wiederholten Rückfällen in die alten Fehler nur mäßig zu ſtrafen? Sie müſſen doch zugeben, daß Vieles in unſerm Staatsleben veraltet und unpaſſend geworden iſt. So lange nicht durchgreifende Reformen vorgenommen werden, werden die Revolutionen nicht aufhören."

„Aber geſchieht denn das nicht, Verehrter?“ rief Schmehling erſtaunt. „Wahrlich ich dächte, mehr als zu viel. Wohin Sie blicken, beſonders in unſerm Deutſchland, ſehen Sie den wohlthätigen Geiſt der Reform wirken. Es gibt auch nicht einen einzigen deutſchen Staat, wo nicht zweckmäßig reformirt würde, und allen geht leuchtend der preußiſche Staat voran. Verſtehen Sie mich doch recht! Ich bin keineswegs gegen die Reform, aber Sie werden mir doch zugeſtehen müſſen, daß der Rechtsweg ſtreng dabei eingehalten werden muß. Die Belaſtung des Grundes und Bodens mag hie und da nicht mehr zeitgemäß ſein. Gut! Man gibt dem Bauer Gelegenheit, ſie abzulöſen. Die Laſten ſind wohlerworbne und durch die Zeit geheiligte Rechte, denen man in entſprechender Weiſe gerecht werden muß. Zeigt man ſich aber bei dieſer Gelegenheit ſchwach, ſo will das Volk von einer Ablöſung nichts wiſſen, ſondern Rechte durch Unrecht vernichten. Es will den Boden umſonſt frei haben, ja es will den Begüterten ihr Eigenthum nehmen; es will rauben und plündern, ſengen und brennen, todtſchlagen, wer es an ſolchem Treiben hindert, ja es hält Jeden für ſeinen Feind, dem zu Leibe zu gehen es die größte Luſt hat, der nicht mit ihm gemeinſame Sache macht. Geſteht ihm die Regierung einen Finger breit zu, ſo will es den Finger. Iſt man ſchwach, ihm dieſen zu überlaſſen, ſo greift es nach der Hand. Wehe dem Staate, der ihm dieſe überläßt, es reißt den Arm an ſich, den ganzen Leib und tritt dieſen hohnlachend unter die Füße. Es iſt Eins gegen Tauſend zu verwetten, hätte man die Frechheit, mit welcher es den Finger verlangt, mit Ernſt und Nachdruck zurückgewieſen, hätte man Ungebührlichkeiten mit Strenge beſtraft, es wäre Alles ruhig geblieben und die Reform in Ruhe und Ordnung ihren Weg gegangen. Man reformire von oben, wo es nöthig iſt, aber man laſſe ſich nicht durch das Geſchrei von bankrotten Schreibern, ſogenannten Schriftſtellern und großen Geiſtern, einſchüchtern, ſondern wende gegen dieſe nichtsnutzigen Menſchen, die eine wahre ſataniſche Freude an der ſcheußlichſten Unordnung und Umwälzung haben, die ſtrengſten polizeilichen Maßregeln an, und man wird ſicherlich ohne Störung zu einem gedeihlichen und ſegensreichen Ziele gelangen."

„Darin muß ich Ihnen vollkommen Recht geben, verehrter Herr Hofrath," ließ ſich jetzt der Hofagent Blumenfeld vernehmen, „dieſe Maſſe von jungen Leuten, die da etwas ſtudirt oder auch nichts ſtudirt haben und von der Feder leben wollen, ſind eine große Calamität in unſerm modernen Geſellſchafts- und Staatsleben. Sie ſind die eigentlichen Volksverführer. Das gemeine Volk neigt immer zum Scandal; es ſchaut immer mit Neid und Bosheit auf die Bequemlichkeiten und Genüſſe der höheren Stände hin und jubelt jedem Lump zu, der ihm etwas von Menſchenrechten, von Freiheit und Gleichheit vorſchwatzt. Das nennt dann dies hungrige Geſchmeiß, das Volk belehren und über ſeine Rechte aufklären. Lieber Gott, dieſe Federfuchſer wollen leben. Hunger thut weh. Schreiben ſie etwas Andres, ſo kauft es das Volk nicht. Sie müſſen vom Scandal leben, wie der Wurm von der Verweſung. Daher ihr ewiges Geſchrei nach Preßfreiheit. Ich meine aber, eh' die Regierung die äußerſte Strenge gegen dieſe gefährlichen

Renate di Pazzi, der ſich der Verſchwörung ſo verſtändig widerſetzt hatte, war am Sonnabend, als er ſah, er werde die Sache nicht verhindern können, aus der Stadt auf ſein in der Nähe gelegenes Landgut gegangen. Als er nun dort den ſchrecklichen Ausgang erfuhr, ſuchte er in der Verkleidung eines Bauers zu entfliehen, ward aber in der Romagna durch ſein ängſtliches Weſen verdächtig, erkannt, gefangen und nach Florenz ausgeliefert.

Mit ihm an demſelben Tage wurde auch der unglückliche Greis, Meſſer Giacomo di Pazzi, gefangen eingebracht. Auch er war bei dem Uebergange über die Alpen gefangen genommen worden. Wie ein Blitzſtrahl hatte die Kunde von dem ſchrecklichen Verfall in Florenz in wenigen Tagen ganz Italien überzuckt und war ſelbſt zu den einſamen Alpenhirten gedrungen. Der verſteckte alte Flüchtling fiel ihnen auf; ſie nahmen ihn gefangen und lieferten ihn nach Florenz aus. Acht Tage nach der That wurden Giacomo und Renate di Pazzi auf offenem Markte mit dem Strange hingerichtet. Giuditta wurde auf das Schaffot geführt und mußte ihren Vater ſterben ſehen. Sie wurde wahnſinnig und ſtarb bald darauf im Gefängniſſe.

Menſchen anwende, ſoll ſie es mit einem andern gewiß wirkſamern Mittel verſuchen. Sie ſoll ihnen das ungewaſchne Maul ſtopfen und zwar mit eß- und trinkbaren Gegenſtänden. Meine Herren, es gibt ganz gewiß nicht zehntauſend ſolcher Scribare in Deutſchland. Ich will mich anheiſchig machen, durchſchnittlich das Stück mit fünfhundert Thalern jährlich dahin zu bringen, daß es für die Regierungen, für die Sache der Ordnung, des Rechts und der Wahrheit ſchreibt. Das ſind fünf Millionen Thaler jährlich. Wahrlich eine geringe Summe, um damit dem revolutionären Geiſte für immer alle Nahrungsquellen abzugraben. Und dieſe Summe würde ſich von Jahr zu Jahr verringern, je mehr die Gefahr verſchwände, je mehr durch zweckmäßigen Unterricht in Religion und Moral, durch Hebung des religiöſen Lebens überhaupt das Volk ſein wahres zeitliches und ewiges Heil erkennen lernte. Widerhaarige Burſche, die doch noch Unfug mit der Feder trieben, ſteckte man dann bei, ließe ſie den Stock des Zuchtmeiſters ſchmecken oder endlich nach Amerika transportiren. Dort könnten ſie ihren Freiheitsſchwindel austoben. Auf dieſe Weiſe ließe ſich die Sache gewiß am leichteſten und ohne alle drakoniſche Strenge beilegen."

„Der Vorſchlag läßt ſich hören," grinſte Schönhahn mit dem breitverzogenen Munde, „und die Sache könnte noch billiger in's Werk gerichtet werden. Der eigentlichen Schmierer gibt es ſchwerlich mehr als dreitauſend in allen deutſchen Landen, und durchſchnittlich iſt der Kopf für dreihundert Thaler zu haben. Wir brauchten alſo noch nicht einmal eine Million, um die Schreier und Kneſſer zum

Schweigen zu bringen und zumeiſt in unterthänig wedelnde und kriechende Hunde umzuwandeln. Auch auf der andern Seite haben Sie das Rechte getroffen, Herr Hofagent: die Wiederbelebung und Förderung des religiöſen Sinnes und kirchlichen Lebens im Volke. Damit iſt meiner Ueberzeugung nach der größte Fehler von den Regierungen begangen worden, daß ſie den Unglauben und die Freigeiſterei unter dem Volke zu weit haben einreißen laſſen. Wenn der Pöbel durch aberwitzige Rationaliſten, Pantheiſten und Atheiſten ſo weit gebracht iſt, vor den heiligen Geheimniſſen der Religion, vor Gott dem Vater, ſeinem eingebornen Sohne und dem heiligen Geiſte keinen Reſpect mehr zu haben, wie ſoll er ſolchen vor Fürſten und Obrigkeit haben! Aber die höhern Stände ſind leider Gottes dem Volke mit ſchlechtem Beiſpiel vorangegangen. Gehörte doch die Verſpottung der Bibel und alles Heiligen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zum guten Ton der Geſellſchaft, und die höchſten Perſonen ſuchten Umgang mit aberwitzigen Religionsſchändern und Gottesläugnern. Verabſcheuungswürdige Menſchen, wie Voltaire und Rouſſeau, die man wegen ihrer nichtswürdigen Schriften, wodurch ſie die Schwachen verführten, auf die Galeeren hätte ſchmieden ſollen, wurden von Leuten aus den höchſten Kreiſen gleichſam vergöttert, fetirt, gehätſchelt, und alle Unverſchämtheiten und Flegeleien, die ſie ſich erlaubten, wurden als Genieſtreiche angeſtaunt und ihnen mit ſchwerem Golde bezahlt. Die Folge davon war die franzöſiſche Revolution, und Frankreich hat die ſündliche Vergötterung des ſogenannten Genie's mit ſeinem koſtbarſten Blute theuer genug büßen müſſen. Niemals erhebt ſich die gebrechliche und armſelige Creatur über Gott, und jeder Frevel am göttlichen Blute Chriſti muß allemal mit Blut, mit Strömen Bluts geſühnt werden. Gott iſt ein ſtrenger Rächer."

„Sie beſtätigen meinen Ausſpruch!" rief Schmehling lebhaft. „Die Fürſten, die Stellvertreter Gottes auf Erden, ſollten ſich auch Gottes Strenge zum Muſter nehmen. Das Uebel iſt aber ſchon über dreihundert Jahre alt. Sonſt machte man mit frechen Menſchen, die ſich gegen die geheiligte Autorität der Kirche und des Staates vergingen, wenig Umſtände, und Kirche und Staat handelten in solidum, wohl erkennend, daß ein Angriff auf die eine Autorität zugleich ein ſolcher auch auf die andre ſei. Die Kirche traf die Majeſtätsverbrecher mit dem Bannſtrahl, und der Kaiſer belegte Religionsfrevler mit der Acht. Menſchen wie Arnold von Breſcia, Giordano Bruno, Johannes Huß wurden auf dem Scheiterhaufen hingerichtet. Als aber die Kirchenverſammlung zu Baſel ſich dem Papſte Eugen dem Vierten widerſetzte und den Huſſiten Conceſſionen machte, ſtatt ſich dem Papſt zu unterwerfen und die Huſſiten mit Feuer und Schwert zu vernichten, da war der erſte Riß geſchehen, der ſich nachher immer mehr vergrößert hat. Und hätte nur Karl V. Luthern verbrennen laſſen, ſo wäre der Schaden damals geheilt worden. Aber die ſogenannten proteſtantiſchen Fürſten widerſetzten ſich ſelbſt dem Kaiſer und dem Papſt, und ſeit dieſer Zeit hat die Revolution in Europa gewüthet und ein Land um das andre ergriffen, unſägliches Unglück bewirkt und die ganze geſellſchaftliche Ordnung an den Rand des Verderbens geführt. Und ich ſage Ihnen, meine Herren, Ruhe und Friede, Glück und Wohlſtand werden nicht eher wiederkehren, als bis die alte Autorität in ihrem ganzen imponirenden Glanze mit ihrer ganzen vernichtenden Macht wiederhergeſtellt und mit der äußerſten Strenge aufrecht erhalten wird. Es iſt doch wahrlich beſſer, man läßt dem erſten Frevler gegen die Autorität den Kopf vor die Füße legen zur heilſamen Abſchreckung der Uebrigen, als daß ſich, von der unzeitigen Milde kühn gemacht, Tauſende erheben, welche doch niedergeworfen werden müſſen, nicht ohne tauſend Unſchuldigen das Leben gekürzt zu haben. Eine gut organiſirte Bundespolizei mit den ausgedehnteſten Vollmachten (die jetzigen Polizeieinrichtungen taugen gar nichts, weil ihnen die höhere Einheit fehlt), die ſtrengſte Ueberwachung der Preſſe und der Lehranſtalten werden, ſo wahr ich lebe, den revolutionären Geiſt niederhalten und den ruhigen Entwicklungsgang der Reform nicht weiter ſtören."

„Vortrefflich geſprochen!" rief der Schauſpieldirektor Wyß pathetiſch. „Sie haben aber nur die eine Seite des künftigen ſoliden Baus der Geſellſchaft in's rechte Licht geſtzt. Gott, der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde, iſt doch unbeſtreitbar Herr und Regent ſeiner Welt. Er hat ſich ſelbſt in's Fleiſch geſetzt und als ſeinen eingebornen Sohn zum ſichtbaren König der Könige gemacht. Chriſtus der Herr hat den heiligen Apoſtel Petrus zu ſeinem Nachfolger ernannt als den Fels, auf den er ſeine Kirche baue. Der zum oberſten Kirchenfürſten durch den heiligen Geiſt erwählte Papſt auf St. Peters Stuhl iſt der Herr der Welt, iſt der Stellvertreter Gottes; vor ihm müſſen ſich die frommen Könige beugen; von ihm nur können ſie ihre Macht empfangen. Die Könige müſſen ſich demüthigen vor dem in Knechtsgeſtalt gebornen Gott; alle irdiſche Macht und Größe geht von dem aus, der da ſprach: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Dadurch wird ſie an den Himmel gebunden und an den Willen des oberſten Richters. Jede Auflehnung gegen den in den heiligen Büchern ſo klar ausgeſprochnen göttlichen Willen muß ſtreng geahndet werden. Aber nicht jeder gelehrte Narr darf in der Bibel nach ſeinem Eigendünkel deuteln und erklären. Das muß mit ſchweren Strafen belegt werden. Die Erklärung des göttlichen Willens iſt Sache der auserwählten Prieſter des Herrn. Der Adel muß aber ſein Schwert wieder dem Dienſte der Kirche weihen; begeiſterte Ritter Chriſti, fromme Streiter für die allbeſeligende Macht des heiligen Geiſtes, demüthige Knechte Gottes, Verehrer und Nachahmer der alten heiligen Helden, wie ſie ſonſt die Ungläubigen ſchlugen, müſſen wieder aufſtehen und die einzige Kriegsfahne gegen die Drachenſaat des Teufels, die Revolutionspartei, ſei die heilige Oriflamme mit dem Kreuzeszeichen und den Worten: In dieſem wirſt Du ſiegen! Wenn die Autorität mit ſolcher Kraft, mit ſolchem Muthe, mit ſolcher Gottbegeiſtrung und ſolcher Einheit auftritt, dann wollen wir doch ſehen, ob es einer Hand voll Schriftſteller und Freigeiſter gelingen kann, wirkſame Lügenſaat in die Geiſter des Volks auszuſäen und es zum neuen Abfall von ſeinem Gott und ſeinem zeitlichen und ewigen Heil zu verführen.“

Der Hofagent lächelte ironiſch zu den mit hohlem Schauſpielerpathos herausgedrechſelten Phraſen und ſagte dann: „Ich habe mich aus Ueberzeugung taufen laſſen, meine

Herren, und darf mich rühmen, ein ebenſo guter Chriſt zu ſein als Einer von Ihnen, aber ich muß doch bezweifeln, daß ſich eine Theokratie in ſo reiner Form wird herſtellen laſſen. Der Geiſt der Zeit iſt eigentlich ein induſtrieller. Handel, Gewerbe, Schifffahrt, lebendiger Verkehr ſind ſeine Factoren. Das Geld iſt der Zauberer, der das unmöglich Scheinende möglich macht. Gebt dem Volke Verdienſt und dadurch Lebensgenuß, ſo denkt es nicht an Revolution. Wenn die große Menge ſich des Lebens erfreuen kann, ſo fällt ihr nicht ein, zu denken und Schlüſſe zu machen. Denken und nach Gedankenſchlüſſen zu handeln und das Leben einzurichten, iſt den Meiſten eine gar unbequeme Sache. Alles in der Welt mögen ſie lieber, als das. Die Menge will bevormundet ſein. Nun gebt den Schriftſtellern und ſogenannten Denkern genug Geld, daß ſie ſich nicht zu Vormündern des Volkes aufwerfen, und eine weiſe Regierung kann mit dem Volke machen, was ſie will. Ja es gehört gar nicht viel Weisheit dazu, das Volk in Ruh und Ordnung zu halten. Man darf nur keine Furcht und keine Unſicherheit verrathen.“

„Ich meine,“ nahm Schmehling wieder das Wort, „unſre verſchiednen Anſichten ließen ſich von einer tüchtigen kraftvollen Regierung gar wohl vereinigen. Religioſität und Kirchlichkeit im Volke, Begeiſterung für das Heilige in den höhern Ständen, Handel und Induſtrie zur Befriedigung der materiellen Intereſſen und conſequente Strenge gegen Alle, welche Luſt bezeigen, die Ordnung und Ruhe in Kirche und Staat zu ſtören. Freilich alle Halbheit muß verbannt werden, und Fürſtenſöhne dürfen nicht mit dem revolutionären Geiſte kokettiren. Wer leichtſinnig mit der Flamme ſpielt, läuft nicht nur Gefahr, ſich ſelbſt zu verbrennen, ſondern noch weit größeres Unglück anzurichten.“

Dieſe giftige Anſpielung auf den Prinzen Heinrich, den Bruder des Herzogs und definitiven Thronerben, welche von Allen wohl verſtanden wurde, brachte ein allgemeines Schweigen hervor, während deſſen man das Raſſeln eines am Hauſe vorfahrenden Wagens vernahm. Der Hofagent war aufgeſtanden und ſah durch die Fenſterſcheiben. „Der Herr Präſident von Vels mit Fräulein Tochter!“ ſagte er mit eigenthümlich ironiſcher Betonung.

„Lupus in fabula,“ meinte Schmehling. „Iſt's der Lupus nicht ſelbſt, ſo iſt's doch die Lupa. — Dieſe junge Dame hat eine Ader von der Madame Roland unſeligen Andenkens.“

Keiner ſagte ein Wort darauf. Schönhahn war zu Blumenfeld ans Fenſter getreten und flüſterte mit ihm. Markloff entfernte ſich, um ſeinem Kutſcher Befehl zum Anſpannen zu geben, becomplimentirte aber auf der Treppe den Präſidenten ehrerbietigſt. Schmehling trat in den Saal, um den Eintritt der Angekommenen zu beobachten. Blumenfeld war unverzüglich bei den beiden Herren am Fenſter. Sie nickten einander unmerklich, aber bedeutungsvoll zu. „Iſt Alles vorbereitet?“ fragte der Hofagent leiſe.

„Sie können heut Abend nach dem Theater beginnen,“ verſetzte Wyß ebenſo.

„Sind genug Intereſſenten vorhanden?“

„Dafür hab' ich geſorgt,“ erwiderte der Hofadvocat. „Fünfzehn bis zwanzig Köpfe mit vollen Taſchen ſind dieſen

Abend ſchon da; Andre werden bald folgen. Täglich kehren jetzt von unſern Kauf- und Handelsherren von der Meſſe zurück. Einer zieht den Andern. Sie kommen allmälig Alle. Die Hauptperſon iſt draußen im Saal bei Fräulein Roſa."

„Ich hab' ihn geſehn und kenn' ihn ſchon lange. Ich werde ein Geſpräch mit ihm anknüpfen." Damit ging Blumenfeld in den Saal und trat wieder zu Roſa's Tiſch, wandte ſich aber gleich mit verbindlicher Anrede an den Müller Uſſemhof.

Schönhahn geſellte ſich gleichfalls zu andern Bekannten, und Wyß blieb allein ſtehen. Doch nicht lange. Schmehling kam wieder, und beide zogen ſich in das entfernteſte Fenſter zurück.

„Herr Matthias Dreyßig hat mit Ihnen geſprochen," begann der Schauſpieldirektor.

„Er hat mir Ihren Wunſch genannt, auf diſcrete Weiſe bei der verwittweten Frau Herzogin Hoheit eingeführt zu werden."

„Ich darf offen mit Ihnen reden?"

„Ganz offen."

„Die religiöſen Anſichten der Frau Herzogin Hoheit ſind mir und einer wichtigen Partei bekannt."

„Nennen Sie die Partei."

„Herr Hofrath, ich diene aus Ueberzeugung der Theokratie, der alleinigen möglichen Retterin aus den Zeitwirren. Die Männer, welchen ich angehöre, können allein die geheiligte Ordnung der Geſellſchaft erhalten."

„Ich verſtehe."

„Verſchaffen Sie mir Eingang und gnädiges Wohlwollen Ihrer durchlauchtigſten Gebieterin, unterſtützen Sie meine Wirkſamkeit bei ihr, und ich bin beauftragt, Ihnen eine nicht unbedeutende Erkenntlichkeit zuzuſichern.“

„Machen Sie die Summe namhaft.“

„Für Ihre erſte Fürſprache und ſo weiter hundert Stück Friedrichsd'or. Komm' ich zum Ziele: tauſend.“

„Das iſt verdammt wenig!“ rief der Hofrath pikirt. „Glauben Sie, ich kenne den Werth meiner Dienſte nicht?“

„Fordern Sie, Herr Hofrath.“

„Wenn die Herzogin den bezeichneten Schritt gethan hat, d. h. vollſtändig, verſtehen Sie mich, muß der vierte Theil ihres Privatvermögens in meine Kaſſe fließen.“

„Ich kann das nicht für mich zuſagen, doch ſollen Sie bald beſtimmte Antwort haben.“

Sie trennten ſich.

Frau von Remſcheidt und ihre Tochter eilten ihren Gäſten bis an die Thüre des Saals entgegen und bewillkommten ſie auf's Herzlichſte. Der Kammerpräſident von Vels zeigte in ſeiner fleiſchigen Perſönlichkeit jene vornehme Behäbigkeit, wie ſie Phlegmatikern aus den höhern Ständen eigen zu ſein pflegt. Er bewegte ſich mit Würde und machte keine Umſtände. Von mittler Leibesgröße, mit einem Kopf von anſehnlichem Umfange, der die Züge eines wohlwollenden, aber auch indifferenten und abhängigen Charakters trug, deutete ſeine ſtarke und etwas herabhängende Unterlippe auf ſtarke Sinnlichkeit. Seine Tochter ſtand zu ihm im auffallenden Gegenſatz. Anna von Vels war ſchlank und mager, ihre Züge geſpannt. Ihr braunes Auge ſcharf, verſtändig, nüchtern, ihre Naſe ſtark hervorſpringend und gebogen; im Munde die Aehnlichkeit mit ihrem Vater. Die Oberlippe ſchloß knapp, die Unterlippe ſtand etwas vor. Das war ein geiſtreiches, aber verſchloßnes Geſicht, ſtarke Affecte, aber auch die Macht, ſie zu zügeln. Das lichtbraune Haar ſchlicht in einen Knoten geſchlungen. Auch ſonſt kein Zierrath außer einem kleinen Ohrgehänge von Diamanten, unanſehnlich, aber koſtbar. Die Kleidung einfach, von faſt klöſterlicher Farbe, aber von den theuerſten Stoffen. Haltung und Bewegung leicht, ungezwungen, vornehm, graziös. Keine auffallende, aber bei näherer Betrachtung eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung. Wie alt ſie ſein mochte, ließ ſich nicht beurtheilen. Frauen ihrer Art ſehen jung älter aus, als ſie ſind, aber im dreißigſten Jahre noch ebenſo, wie im zwanzigſten. Sie altern nur ſpät merklich. Dieſes Mädchen war keine Schwärmerin, keine Dichterin, keine Gläubige, keine, die Autoritäten anerkennt; für ſie gab es keine Illuſionen.

Sie nahmen Platz. Der Präſident wurde ſogleich vom Forſtmeiſter aus Elbena begrüßt und ließ ſich mit demſelben in ein Geſpräch ein. Anna flüſterte mit Frau von Remſcheidt. Adolfine fand dadurch Gelegenheit, ſich mit Anton zu unterhalten, aber faſt mehr mit den Augen, als mit dem Munde.

Anna's Blicke fielen auf das Pärchen und blieben an Antons edlen Zügen hangen. Ihr ſcharfes Auge muſterte

Von den zahlloſen Opfern dieſer blutigen Tage wurde Niemand bedauert, als der biedere Renato, zumal da man erfuhr, wie er gehandelt hatte. Die Gerechtigkeit war zu voreilig geweſen.

Meſſer Giacomo's Leiche wurde erſt in das Familienbegräbniß beigeſetzt; aber das empörte Volk war damit nicht zufrieden: er wurde, gleich einem im Kirchenbanne Verſtorbenen, wieder herausgenommen und fern von den Mauern der Stadt beerdigt. Als aber die Volkswuth keinen Gegenſtand mehr hatte, grub man die Leiche wieder aus, ſchleifte ſie mit dem Strange, womit Giacomo hingerichtet worden war, nackt in der ganzen Stadt umher und warf ſie endlich in den Arno. Francesco's Leiche war ſchon einige Tage vorher in Stücke zerriſſen und in den Fluß geworfen worden.

Guglielmo di Pazzi, der Schwager Lorenzo's, wurde von ſeiner Frau in den Palaſt der Medici gerettet; ihrer Fürbitte verdankte er das Leben, aber er wurde auf ewig aus Florenz verbannt. Die Vettern und Verwandten der Pazzi, die am Leben geblieben, wurden in den unterirdiſchen Gefängniſſen des Forts von Volterra gefangen gehalten.

ihn einen Augenblick, dann ſagte ſie leiſe und beſtimmt zur Hauptmännin: „Ha, das iſt er! Ich kann mich nicht täuſchen.“

„Er iſt's,“ verſetzte die Andre. „Finden Sie die Aehnlichkeit nicht auffallend?“

„Sie iſt weniger materiell, als ideal. Ein intereſſanter Junge. Er kommt mir ſehr à propos in den Weg. Auch der Prinz wird ſich über Ihre Entdeckung freuen.“

„Wollen Sie nicht mit ihm reden? Soll ich ihn Ihnen vorſtellen?“

„Nachher oder zu Hauſe. Ich will ihn erſt noch in ſeiner Unbefangenheit beobachten.“ Sie nahm das Lorgnon.

Nach einer Minute betrachtete ſie die Geſellſchaft am Tiſche gegenüber. „Das iſt die Schauſpielerin! Wie heißt ſie?“

„Roſa Feige.“

„Intereſſant, aber verſteckt. Dahinter iſt viel. Das iſt die perſonificirte Intrigue des modernen franzöſiſchen Theaters. Sie iſt unausſtehlich ſicher. Das iſt zu viel für die Prinzeſſin einer Jahrmarktsbude. Haben Sie Niemand bei der Hand, der ſie mir vorſtellt?“

„Soll ich Herrn Wyß oder —.“ Sie ſtockte.

„Sie meinen den Herrn Onkel.“

„Sie desavouiren ihn.“

„Keineswegs. Ich trage meine Spannung mit der Frau Mama nicht auf ihren Bruder über. Gerade weil ſie ihn desavouirt, verſpür' ich große Luſt, ihn zu diſtinguiren. Eine kleine Rache!“ Sie lächelte ſarkaſtiſch.

Frau von Remſcheidt winkte Anton herbei und gab ihm leiſe einen Auftrag. Er eilte in das Nebenzimmer und trat gleich darauf mit Wyß heraus. Dieſer ſtellte ſich den Damen vor. Anna behandelte ihn ganz wie ihres Gleichen. Er wurde ſchnell warm und zuverſichtlich und ſprach mit Emphaſe von ſeiner Kunſt. Sie brachte ihn auf ſein Perſonal, und er erging ſich in outrirten Lobeserhebungen Roſa's, die vorzuſtellen er um Erlaubniß bat. Anna hatte ſchnell und geſchickt erreicht, was ſie wünſchte. Sie war eine Virtuoſin auf dem menſchlichen Inſtrumente. Wyß führte Roſa herbei, die ſich mit dem edelſten Anſtande benahm. Im Nu war Anna verwandelt. Sie behandelte die Schauſpielerin mit culminirender Vornehmheit und ſprach in jenem deprimirenden Tone der haute volée zu derſelben, welcher ſelten auf niedrig geborne Erdenkinder die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Sie wollte die Künſtlerin demüthigen, deren freies Weſen ihr mißfallen hatte. Was hatte die junge adlige Dame darunter? War es Stolz oder Caprice? — Roſa ließ ſich nicht einſchüchtern. Sie ſprach artig, ohne Wärme, aber mit Selbſtgefühl.

„Man macht viel Aufhebens von Ihren theatraliſchen Leiſtungen. Ich bin ſehr neugierig darauf geworden. Aber in Betracht Ihres künſtleriſchen Rufes in Elbena bin ich einigermaßen erſtaunt, Sie hier zu finden. Solche Talente werden in den Haupt- und Reſidenzſtädten beſſer geſchätzt und beſſer bezahlt. Was hält Sie hier, wenn man dem Elbenaer Kunſtgeſchmack trauen darf?“

„Ich bin erſt zwei Jahre bei der Bühne und erſt ein Jahr in meinem Rollenfache. Mein Repertoire iſt noch nicht vollſtändig. Bei der Geſellſchaft des Herrn Wyß hab' ich beſſere Gelegenheit, mich auszubilden, als an einer Hofbühne. Alle großen mimiſchen Kunſttalente haben ihre Schule bei kleinen Bühnen gemacht."

„So fühlen Sie ſich zu einem höhern Wirkungskreiſe berufen."

„Wer nicht das Gefühl eignen Werthes in der Bruſt trägt und auf nichts als den trügeriſchen Beifall der Menge ſpeculirt, ſollte niemals die Künſtlerlaufbahn wählen."

„Viel Stolz bei viel Beſcheidenheit. Ich wünſche Ihnen, daß nicht eines Abends die Täuſchung hinter den Couliſſen auf Sie lauert."

„Wenigſtens dort würde ich ſie nicht finden. Denn wenn ich auch nur die leiſeſte Ahnung von ſolch einem Beſuch dort hätte, würde mich keine Macht der Erde wieder auf die Bühne bringen. Das Leben bietet jeder Kraft Luft und Raum, und die Berufenen wiſſen Fehlgriffe ſtets am leichteſten und ſicherſten zu corrigiren."

Das adlige Fräulein verabſchiedete die Künſtlerin mit einem gnädigen Kopfneigen und der entſprechenden Handbewegung. Roſa verneigte ſich ſtolz wie eine Königin. Die beiden jungen Damen hatten eine geheime Abneigung gegen einander gefaßt.

Auf des Präſidenten Wunſch brach der kleine Kreis, der ſich um ihn gruppirt, auf. Anna benachrichtigte Frau von Remſcheidt, daß ihr Vater ſich die Ehre ausbitte, ſeine Wirthin in ſeinem Wagen nach Hauſe zu bringen. Sie ſelbſt wandte ſich an den hocherröthenden Anton mit den Worten: „Ich werde mich mit Fräulein Adolfine Ihrem männlichen Schutze anvertrauen, mein junger Herr." Und ihr Auge ruhte mit unverkennbarem Wohlgefallen auf ſeinem Geſicht. Moritz Lehmann ſchloß ſich einer befreundeten Familie aus Igelfingen an. Er ſchied von ſeiner zeitherigen Reiſegeſellſchaft, ohne von Anton die mindeſte Notiz zu nehmen. Auch dieſe Beiden fühlten ſich von einander abgeſtoßen, und Anton hatte einen Groll gegen den frechen rothköpfigen Knaben, wie nur irgend gegen ein Mitglied der Familie Dreyßig.

Im Wagen ſaß er Anna'n und Adolfinen gegenüber, und die Erſtere verſtand es vortrefflich, ſeine Befangenheit zu verſcheuchen und ſeinen ſchönen Mund beredt zu machen. Sie ſchenkte ihm ihre ungetheilte Aufmerkſamkeit.

Die Schauſpieler folgten bald nach. Der Hofagent hatte in kurzer Zeit den Müller ſo für ſich einzunehmen gewußt, daß er ſogar mit Roſa im Wagen desſelben die ihnen aufgenöthigten Plätze annahm. Beide Herren gaben ſich das Verſprechen, ſich im Theater wieder zu treffen und nach der Vorſtellung im Herrnhof mit einigen andern Freunden noch ein Stündchen zuzubringen. Als Uſſemhof Roſa'n ſcheidend die Hand küßte, ſchwur er hoch und theuer, der Hofagent ſei ein ganz „charmanter Kerl“.

Roſa hatte als „Pfefferröſel“ wieder alle Elbenaer Herzen entzückt, war herausgerufen und ſtürmiſch applaudirt, hatte ſich ſchönſtens bedankt, und das überfüllte Gaſthaus leerte ſich. Der Hofagent und der Müller gingen Arm in Arm, der Letztere ganz ſelig, nach dem Zimmer des Erſtern.

Bald fanden ſich der Hofadvocat, der Direktor Wyß und einige andre Freunde dazu. Man machte den Vorſchlag, zuſammen zu ſpeiſen und dann eine Bowle zu leeren. Er wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Andre, junge Kaufleute, Fabrikbeſitzer, Beamte, Schauſpieler, die in der großen Gaſtſtube beim Lagerbier ſaßen, hörten davon und ließen um Erlaubniß bitten, an der fröhlichen Geſellſchaft Theil nehmen zu dürfen. Sie wurde ihnen mit Vergnügen gewährt. Unter den Letztern befand ſich auch der Commis Herr Jakob Dreyßig. Da ohne Unbequemlichkeit nicht Alle im Zimmer Platz finden konnten, ſo zog man in den Saal, und nun dauerte es nicht lange, ſo war die ganze Tafel beſetzt; denn Einer ſagte es dem Andern in der Gaſtſtube, es werde oben ein ganz beſondres Vergnügen zu genießen ſein. Keiner wußte, von welcher Art daſſelbe ſein werde, Keiner wußte auch, von wem dieſes Gerücht ausgegangen ſei, aber Jeder fühlte ſich davon angezogen, und ſo ging Mancher in den Saal, um mit zu ſpeiſen, der ſonſt nach Hauſe gegangen wäre. Ja Mehre, die ſchon zu Hauſe waren, wurden von Freunden wieder abgeholt.

Die Unterhaltung im Saal war lebhaft und Roſa's Vergötterung der ausſchließliche Gegenſtand derſelben. Der Hofagent pries den Müller glücklich, daß er der Auserwählte dieſer unvergleichlichen und hochgefeierten Künſtlerin ſei, und überſchüttete ihn ſo mit Schmeicheleien, daß Meiſter Andreas zuletzt in einem Meere von Wonne ſchwamm. Schon waren mehre Bowlen ausgetrunken, als plötzlich der Hofadvocat den Wunſch ausſprach: ob man nicht ein Spielchen machen wolle. Alle ſtimmten jubelnd ein, und der

Hofagent wurde mit Bitten beſtürmt, eine kleine Bank zu legen. Er weigerte ſich entſchieden. Deſto heftiger drangen die Herren in ihn, vorzüglich der Müller. Endlich ſagte er dem Hofadvocaten ein paar Worte heimlich. Hierauf wandte ſich dieſer an die Geſellſchaft: „Meine Herren, der Herr Hofagent hat nicht die Ehre, alle Anweſenden zu kennen. Ich kenne Sie dagegen Alle und weiß, daß hier lauter Ehrenmänner beiſammen ſind, und daß von Keinem ein Verrath zu fürchten iſt. Denn das heimliche Hazardſpiel iſt von den Landesgeſetzen verboten. Ich übernehme die Bürgſchaft für Sie und bitte mir von Ihnen Ihr Ehrenwort aus, unſer kleines Vergnügen als ſtrenges Geheimniß zu bewahren.“ — Alle gaben ihm Reih um Hand und Wort. Nun wurden Karten gebracht und die Thüren verriegelt. Blumenfeld legte die Bank mit einer geringen Summe; man machte nur kleine Sätze, denn es ſollte ja nur zum Vergnügen geſpielt werden.

Uſſemhof ſpielte mit auffallendem Glück; ſeine Kaſſe vermehrte ſich zuſehends, wie ein Zauberſchatz, und dieſer Umſtand verfehlte nicht, ſeine fröhliche Stimmung noch um ein Bedeutendes zu ſteigern.

Während dieſe Herren hier im fröhlichen Kreiſe beiſammen ſaßen, ſchlich Anton auf einem kleinen Umwege in den Berggarten hinauf, durch die dunkle Kegelbahn nach dem Lindenpavillon, deſſen ſteile Treppen er wie eine Katze auf allen Vieren erklimmte. Oben fand er den Zeugſchmied in eine Ecke gedrückt.

„Wir müſſen noch eine Stunde warten, bis auf dem Hofe und in den Seitengebäuden Alles ruhig geworden iſt," ſagte er ängſtlich.

„Nein," verſetzte der Schmied, „nachher könnten wir um ſo eher auffallen. Jetzt, wo noch mehr Menſchen bei Wege ſind, gehen wir keck ins Haus. Das fällt nicht auf. In Ihrer Kammer können wir dann ſo lang warten, als uns gut dünkt. Gehen Sie nur voraus. Ich folge nach. Nur nicht ängſtlich! Friſch drauf los!"

Anton zitterte. Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er wollte noch Einwendungen machen; er hätte gern die ganze Sache aufgeſchoben oder gar aufgehoben, aber er war ſchon in des Schmieds Gewalt. Dieſer trieb mit Ungeſtüm; der ſchwache Jüngling konnte nicht widerſtehen. Wie auch ſein Kopf fiebriſch brannte, wie ſeine Schläfe klopften, ſein Herz mächtig ſchlug, es blieb ihm keine Wahl mehr. Er hatte den erſten Schritt auf der verhängnißvollen Bahn des Böſen gethan, und nun trieb ihn ſein Geſchick in der Geſtalt des verruchten Kleinſchmieds vorwärts. Es ſchwindelte ihm, als er über den Hof ging; er wagte kaum zu athmen und ſich umzuſchauen, ob ihm Friſchling auch folge, und er hatte nur den unklaren Wunſch, dieſer möge aus Furcht zurückbleiben. Dem Schmied fiel das natürlich nicht ein, und als Anton in das Haus ſchlüpfte, war er ihm auf der Ferſe und faßte ihn am Arm. Der Jüngling ſchrak zuſammen, als wenn ihn ein Polizeidiener gepackt hätte. Sie huſchten über die Gänge, die Treppen hinauf und langten ohne Hinderniß in Antons Kammer an. Des Schmieds Fußtritt hätte kein Ohr erlauſchen können; er hatte geſtrickte und mit grober Leinwand beſohlte Socken von ſeiner Frau an den Füßen und trat auf wie Einer, der ſchon mehr ſolche Wege gewandert iſt. Er ſetzte ſich auf Antons Bett und ſagte leiſe: „Nun horchen wir, bis hier im Hauſe Alles ſtill geworden iſt. Im Gaſthof drüben mag's lebendig bleiben, ſo lang es will. Das geht uns nichts an, oder vielmehr, es muß uns lieb ſein. Für unſern Zweck iſt es beſſer, drüben Geräuſch und Lärm, als wenn im ganzen Herrnhof Todtenſtille wäre.“

„Ach, Meiſter Ephraim,“ verſetzte Anton kleinlaut, „ich habe eine fürchterliche Angſt und glaube, es iſt eine böſe Ahnung, daß wir erwiſcht werden. Es iſt doch ſehr leicht möglich. Die Commis ſind drüben im Gaſthofe, da muß etwas Beſondres los ſein. Wenn ſie früher heimkehrten, als ich berechnet, könnten wir ihnen in die Hände laufen. Wenn wir's doch lieber unterließen!“

„Sie ſind ein Kind!“ fuhr der Zeugſchmied den verzagten Jüngling an. „Wer vor einer möglichen Gefahr ſchon zurückweicht, wird im Leben nichts Erkleckliches vollbringen. Haben Sie nicht ſelbſt geſagt, daß eine ſolche gelegene Nacht wie dieſe nicht wiederkehrt und daß Sie die Schlüſſel haben müſſen? Werfen Sie Ihren Bettlacken über den Kopf und nehmen Sie einen Knittel in die Hand. So ſpielen Sie Geſpenſt, wenn etwa einer der Herren uns in den Wurf kommen ſollte. Herr Ebenezer hat uns ja in der Geſpenſterfabrikation vorgearbeitet. Und wenn die Herrchen, die ſchwerlich nüchtern heimkommen werden, nicht gleich Reißaus nehmen ſollten, ſo ſchlagen Sie zu. Das Uebrige will ich dann ſchon beſorgen. Und ich verwette mein Leben, ſie räumen das Feld. Nur Courage! Haben Sie denn nicht ein Tröpfchen Branntwein hier aufgehoben, daß wir einmal trinken können?“

Anton zog eine Flaſche Rum, von der er zuweilen bei ſeinen nächtlichen Studien etwas genoß, aus dem Verſteck hervor und übergab ſie dem Schmied. Dieſer trank herzhaft und ſagte: „Trinken Sie ein einzigesmal und nicht zu viel. Dann wird der Muth ſchon kommen. Wir haben ja gar nichts zu befahren.“

Der Jüngling befolgte den Rath. Der Geiſt des gebrannten Waſſers und die Sicherheit des Schmieds beruhigten ihn allmälig. So warteten ſie, bis die Kirchthurmuhr halb zwölf ſchlug. Nun brachen ſie nach der Räucherkammer auf. Hier zog Friſchling eine kleine Diebslaterne und Schwefelhölzer hervor, machte Licht und beſah ſich die Gelegenheit. Dann kroch er durch die Dachöffnung in Ebenezers geheime Kammer hinauf, um deren einziges Dachfenſter zu verhängen. Anton, in das Betttuch drapirt, blieb zurück, um auf dem Gange Wache zu ſtehen. Der ſchlaue Schmied wollte nicht ohne Grund allein in der Kammer ſein. Ehe er ſich umſah, ſtellte er die Laterne vor ſich auf einen Tiſch, langte aus der Bruſttaſche ein paar Terzerole hervor und prüfte ſie, ob ſie ſchußfertig ſeien. Nachdem er ſich davon überzeugt, ſteckte er ſie wieder zu ſich und ließ nun die gierigen Falkenblicke umherſchweifen. Mit der linken Hand hielt er die Laterne, die rechte half den Augen nach, die Gegenſtände betaſtend. Ein ſataniſches Grinſen überflog ſeine ſchlaffen bleifarbnen Züge. Er entdeckte köſtliche Schätze. Bald verſchwanden einige Münzen, bald einige

Stücke Metall, bald ein Petſchaft, ein Werkzeug, ein Document, ein Buch unter ſeinem Kittel in einem ledernen Sack, den er um den Leib geſchnallt. Er fand immer werthvollere Dinge, und er ſtahl raſch und ſicher wie ein Rabe. Die Dittriche und Schlüſſel raffte er zuſammen und reihte ſie an einen eiſernen Ring, der an ſeinem Halſe hing. Nach einer Viertelſtunde hatte er Alles ziemlich durchmuſtert und ſich viel angeeignet und trat mit der Gewandtheit und Vorſicht eines Raubthiers den Rückweg an.

Anton ſtand von Fieberfroſt geſchüttelt auf ſeinem Poſten.

„Die Schlüſſel hab' ich," flüſterte Friſchling. „Nun raſch in die Schurſtube. Ich denke, es ſoll bald abgethan ſein. Zum Hausſchlüſſel und Gartenhausſchlüſſel bedarf ich Ihrer Hülfe nicht. Das kann ich allein beſorgen und Sie können ſich ſchlafen legen. Nur Muth! Wir haben Glück."

Anton ging wieder voran und öffnete die Stube. Der Schmied ſchlüpfte hinein und probirte die Schlüſſel. Nach vier bis fünf Minuten war der rechte gefunden. Die Thür ging auf. Ephraim ſchloß ſie wieder und wandte ſich zum Gehen. „Morgen ſollen Sie Alles haben," ſagte er noch und war wie verſchwunden. Der Jüngling ſah und hörte nichts mehr von ihm. Mühſam ſchleppte er ſich bis auf ſeine Kammer und ſtürzte ſich auf ſein Bett, wo er bald in einen fiebernden Schlaf verſank.

Napoleone Franceſi war eben ſo, wie Bernardo Bandini, durch die Flucht entkommen.

Erſt nachdem alle dieſe furchtbaren Tumulte geſtillt und die Verſchwornen beſtraft waren, wurde Giuliano di Medici mit der größten Pracht und Feierlichkeit beigeſetzt. Ganz Florenz begleitete ſeinen Leichenzug; die Thränen aller Bürger folgten ihm; es war keine Stimme, die ihn nicht den edelſten und beſten aller Menſchen genannt hätte. Hinter ſeinem Sarge ſchwankte ein ſchönes, bleiches Weib; ihr troſtloſer Schmerz hatte keine Thränen. Es war Camilla Caſareli. Lorenzo und ganz Florenz hielten ſie gleichſam heilig und Jedermann betrachtete ſie als Giuliano's rechtmäßige Gattin. Sie erhielt ihre Wohnung im Palaſte ihres Geliebten und wurde auf Koſten des Staats höchſt anſtändig erhalten; und als ſie drei Monate nachher einen Sohn gebahr, betrachtete man dieſes Kind als Eigenthum der Republik, die es auch unterrichten und erziehen ließ. Es erhielt den Namen Giulio und iſt nachmals unter dem Namen Clemens VII. als einer der ſegenreichſten Päpſte auf St. Peters Stuhl zu Rom geſeſſen.

Der Mord Giuliano's veranlaßte bald einen all-

Am Morgen war an die Stelle ſeiner Verzagtheit ein ebenſo ſtarker Muth getreten. Er konnte die Gedanken nicht von des Schmieds Worten losbringen: „Wir haben Glück!“ Und die Ueberzeugung ſetzte ſich in ihm feſt: alle ſeine Schritte gegen Ebenezern würden von Glück gekrönt werden und ſeien nicht ſträflich, ja der Himmel müſſe ihm beiſtehen, um dieſen Schurken zu entlarven. Auf offenem und geradem Wege ſei dies aber durchaus nicht möglich, alſo ſeien die verſteckten und krummen Wege nicht nur erlaubt, ſondern ſogar geboten. Der gute Junge machte alſo ſchon den Schluß, daß der Zweck die Mittel heilige, und gewann daraus Kraft und Sicherheit. Mit ſcheinbarer Ruhe und Unbefangenheit verrichtete er ſeine Geſchäfte.

Köpchen war verdrießlich, zerſtreut, in auffallender Aufregung und ſtellte ſich gegen Anton bärbeißig; auch ſah er blaß, angegriffen und übernächtig aus. Nichts wurde ihm recht gemacht, und er gerieth mit ſeiner Schweſter Guſtel, die ſich ſein unwirſches Anfahren ſehr entſchieden verbat, in einen heftigen Streit. Er giftete vorzüglich, daß Anton geſtern auf dem Grünen Hauſe ſich nicht um ihn bekümmert und ſich ausſchließlich zu ſeiner „adligen Geſellſchaft“ gehalten hatte. Anton mußte manchen „Bankert“, „Betteljungen“ und „Lump“ von ihm hinnehmen. Von einem der andern Commis erfuhr der Lehrling nachher von der Spielpartie im Gaſthof, und daß Jakob einen verhältnißmäßig bedeutenden Verluſt erlitten hatte. Faſt noch mehr als ſein Verluſt ſchien den kleinen Menſchen des Müllers glänzender Gewinn zu ärgern; denn er ſchimpfte aus allen Tonarten auf dieſen.

Mit Guſteln ging es Antonen nicht viel beſſer; ſie ſah ihn kaum an, und wenn ſie an ihm vorüberſtrich, legte ſie in ihre Züge allen Hohn, den ſie damit auszudrücken vermochte. Als er bei Tiſche wenig aß, flüſterte ſie ihm zu: „die bürgerliche Koſt ſchmecke ihm natürlich nicht mehr, ſeit er von ſo ſchönen adligen Damen gefüttert worden ſei.“ Nach Tiſche nahm ihn Gottfried vor und erklärte ihm ernſtlich, was er von ſeiner (Antons) Spazierfahrt und Benehmen auf dem Grünen Hauſe erfahren, ſei von der Art, daß er ihn ernſtlich verwarnen müſſe, dergleichen zu unterlaſſen, wenn er ſich nicht eine harte Strafe von Ebenezer zuziehen wolle. Es könne unmöglich von ihrer Seite geduldet werden, daß ihr Lehrling, und noch dazu ein ſolcher von ſeinen Verhältniſſen und ſeiner abhängigen Stellung, von den vornehmſten Leuten behandelt werde, als gehöre er zu ihnen. — Anton mußte ſich überzeugen, daß Alle gegen ihn gereizt und aufgebracht waren.

Nachmittags hüpfte das kleine niedliche Gretchen in den Laden. Anton war gerade allein zugegen. Er ſchloß das Kind mit einer Inbrunſt an die Bruſt und küßte es auf die reine unſchuldige Stirn, wie er zuvor noch nie gethan, und ein Strom von Thränen ſtürzte dabei aus ſeinen Augen. Es war das plötzlich in ſeiner Seele mächtig erwachte Gefühl, welches freilich nicht in klaren Gedanken zu ſeinem Bewußtſein kam, daß er die Unſchuld des Herzens für immer verloren habe, welche ihm ſo rein und ſchön aus Gretchens Augen entgegenſtrahlte. Die Flamme der Poeſie in ihm zuckte ſchmerzhaft auf unter der Wucht unreiner Elemente, womit ſie belaſtet und beſudelt worden war, als ſie in

Berührung kam mit der ihr ſo nah verwandten reinen Leuchte der ſüßen Kindesſeele. Anton hatte die qualvolle Ahnung, als er den Engel in die Arme ſchloß, daß auch er ein Engel ſei, aber ein gefallner. Er weinte lange; es war aus mit ſeiner ſtolzen Sicherheit, und Gretchens kindlich zutrauliche Frage: „Was fehlt Dir denn, lieber Anton?“ ſchnitt ihm wie das Flammenſchwert des Hüters des Paradieſes, welcher das erſte ſeiner Unſchuld verluſtige Menſchenpaar aus Eden vertrieb, durch die Seele. Aber die weiche Stimmung ging vorüber und die glühende Leidenſchaft für Adolfinen und deren Mutter gewann wieder die Oberhand darin, und als gegen Abend der Zeugſchmied mit einem von teufliſcher Freude ſtrahlenden Geſicht in den Laden trat und ſich einen Schnaps einſchenken ließ, nickte ihm Anton mit einem Anfluge von Frechheit vertraulich zu, die ſchon nicht weit mehr davon entfernt war, des Meiſters würdig zu ſein. Friſchling drückte ihm verſtohlen ein Zettelchen in die Hand, und der bedeutſame Blick deſſelben ſagte dem Lehrling ſchon, welche Nachricht es enthielt. Einige Augenblicke ſpäter las er dann auch, was er erwartet hatte: „Kommen Sie, wenn es dunkel geworden iſt, in das Gartenhaus. Es iſt Alles fertig.“

Anton konnte vor brennender Ungeduld kaum die Zeit erwarten, wo er die Lichter anzuzünden hatte, und als er endlich dieſes Geſchäft mit zitternder Hand vollbracht hatte, machte er ſich einen Abgang und flog den Berg hinauf. Er fand die Thür des Häuschens aufgeſchloſſen und angelehnt. Der Schmied wartete ſeiner in der kleinen Stube.

„Sagt' ich ihnen nicht, daß wir Glück hätten!“ lachte der Kerl roh. „Sie hätten mir mit Ihrer kindiſchen Angſt die ganze prächtige Geſchichte verderben können. Deshalb beſorgte ich den letzten Theil allein.“

„Habt Ihr die Schlüſſel?“ fragte Anton haſtig.

„Nicht nur die Schlüſſel, ſondern auch eine gute dauerhafte Strickleiter. Hier haben Sie erſtlich die alten Schlüſſel und Dittriche des ehrlichen Herrn Ebenezer Dreyßig zurück. Legen Sie ſie ihm wieder auf den Tiſch in ſeine geheime Kammer. Und hier ſind drei Schlüſſel für Sie. Der große glatte iſt der Hausſchlüſſel und der große mit der Kimme im Oehr iſt der zum Gewölbe, der kleine der zum Gartenhaus. Brauchen Sie aber Vorſicht; denn ein Spitzbube, wie dieſer Ebenezer, hat ſcharfe Augen. Verbergen Sie ſie gut, am beſten in der Räucherkammer unter einer Diele. Ich habe geſtern Nacht im Vorübergehen bemerkt, daß ein paar Dielen dort locker ſind. Heben Sie eine auf und vergraben Sie die Schlüſſel in das Schüttfüllſel. Und dahin verſtecken Sie Alles, was Sie nicht gefunden haben wollen. Und wenn Sie einmal in das Gewölbe gucken, ſo ſchließen Sie die Thür wieder hinter ſich zu.“

„Ich dank' Euch einſtweilen. Ich muß ſchnell wieder hinab, damit meine lange Abweſenheit nicht auffällt.“

„Hören Sie, Herr Anton! Und wenn Sie einmal gern wiſſen möchten, was in einem Briefe ſteht, den Sie auf die Poſt tragen ſollen, oder der Ihnen ſonſt wie in die Hand fällt, und der nicht mit dem gewöhnlichen Comptoirpetſchaft geſiegelt iſt, ſo bringen Sie ihn mir. Ich mach' ihn auf und zu, daß Herr Ebenezer ſelbſt nichts dran gewahr werden ſollte. Und wollen Sie einmal ſeine oder auch eine andre Handſchrift gut nachgemacht haben, wenden Sie ſich nur an mich."

„Ganz wohl! Jetzt gute Nacht! Kommt, damit ich das Häuschen zuſchließe!"

„Haben Sie mir denn nicht ein Schlückchen Rum mitgebracht oder ein Päckchen Tabak? Sie wiſſen ja, ich bin ein armer Teufel, der Alles brauchen kann."

„Ich will's Euch morgen Abend nach zehn Uhr in's Haus bringen. Jetzt hatt' ich keine Zeit dazu."

„Das ſollen Sie nicht. Ich will gegen elf Uhr unter Ihrem Kammerfenſter im Berggarten warten. Laſſen Sie das mir Zugedachte an einem Strick herab. Na, vergeſſen Sie mich nicht. Wie geſagt, ich kann Alles brauchen, was Sie geſchickt bei Seite bringen können. Und ich ſteh' zu jeder Zeit zu Ihren Dienſten." —

Anton eilte durch die Kegelbahn in das Haus und auf ſeine Kammer, wo er ſich der in die Schürze gerafften Schlüſſel entledigte. Die Strickleiter hatte er im Gartenhauſe verſteckt. Im Laden wieder angekommen, ſchrieb er mit Bleiſtift auf ein Streifchen Papier die Worte: „Das Gartenhaus ſteht uns offen", und verbarg es auf ſeiner Bruſt. In der Regel kam Adolfine Abends, um Einkäufe für den folgenden Tag zu machen. Er brauchte auch heute nicht lange auf ſie zu warten. Sie ſprachen nur wenig mit einander und nur Gewöhnliches; deſto mehr mit den Augen und das Zettelchen wanderte unbemerkt in des Mädchens Hand.

Als ſie fort war, nahm Anton ein Buch, um zu leſen, aber die Buchſtaben tanzten vor ſeinen Augen; es war ihm ſeltſam zu Muthe. Guſtel entfernte ſich, ohne ihn eines Wortes oder Blickes zu würdigen, und ſchlich in die Kegelbahn, wo ſie dem erſten Liebhaber der Schauſpielergeſellſchaft, einem jungen verdorbenen Studenten, ein Rendezvous gab. Köpchen huſchte nach dem Abendeſſen über den Hof in den Gaſthof, wo ſich die Spieler wieder verſammelten, um am Altar der Glücksgöttin zu opfern. Anton blieb allein und hatte Muße, über die jüngſte Vergangenheit und die nächſte Zukunft Betrachtungen anzuſtellen; denn mit den Studien wollte es dieſen Abend durchaus nicht gelingen.

Mit ſüßer drängender Ahnung trat Anton zu Mittag des folgenden Tags in ſeine Kammer und ließ den Blick aus dem Fenſter hinüber nach dem Hauſe der Frau von Remſcheidt ſchweifen. Er zuckte zuſammen und fuhr mit der Hand nach dem Herzen, welches ſtürmiſch aufwallte; ſein Auge thränte vor Wonne, denn es hatte das verabredete Zeichen, daß Adolfine in der nächſten Nacht in das Gartenhaus kommen wolle, wahrgenommen. Die übrige Zeit des Tages kam er ſich ſelbſt wie ein mit offnen Augen umherwandelnder Träumer vor. Wenn ihn Jemand anredete, fuhr er zuſammen. Und dabei hatte ihn eine ſolche fieberhafte Unruhe ergriffen, daß er kaum eine Minute auf einer Stelle oder bei einer Arbeit verweilen konnte. Das Blut ſchoß ihm ſo heiß aus dem Herzen in die Adern, daß es ihn ſchmerzte und er über und über glühte. Er vermochte keinen Gedanken feſtzuhalten, als allein den, daß er in dieſer Nacht bei der Geliebten ſein ſollte. Die Gegenſtände im Laden ſchienen ihm zuweilen um ihn zu tanzen oder auf ihn zu drücken, ſo daß er wie unter einer ſchweren Laſt nur mühſam zu athmen vermochte. Ja wenn ihm ſeine auf das Heftigſte aufgeregte Phantaſie Adolfinens Schönheit und die Liebesgenüſſe, die ſeiner warteten, in den lebhafteſten Farben ausmalte, verſagte ihm der Athem auf Augenblicke, und er ſchnappte nach Luft. Ein Glück für ihn war, daß ihn Niemand von ſeiner Umgebung beobachtete; er würde ſicherlich Argwohn erweckt haben. Aber Guſtel ſchmollte noch immer und ſchien ihn abſichtlich ganz zu vermeiden; und Köpchen war heute noch wüthender und gröber als geſtern und fluchte zuweilen, daß ſeine fromme Mutter, wenn ſie ihn gehört, den Tod hätte davon haben können. Wenn Anton nur für noch etwas Andres als das ihm bevorſtehende Glück hätte Sinn haben können, ſo würde er an Guſtels verweinten Augen wahrgenommen haben, daß ein heimlicher Kummer an ihrem Herzen nage, und er hätte dann leicht errathen können, von welcher Art und Beſchaffenheit derſelbe ſei, und aus Köpchens deſperatem Benehmen würde er den richtigen Schluß gezogen haben, daß er am geſtrigen Abend wieder mit leeren Taſchen von des Hofagents Spieltiſche gegangen ſei. Er beachtete die Andern aber ſo wenig, wie er von ihnen beachtet wurde.

Obgleich ihm die Zeit mit bleiernen Füßen zu ſchleichen ſchien, es wurde doch endlich Nacht, und Anton fand Gelegenheit, die Strickleiter aus dem Verſteck im Garten an die öde Mauer des Hauſes zu tragen, welche unter ſeinem Kammerfenſter von Hollundergebüſch überkleidet an den Engeldaumen ſtieß, und ſie an einem ſtarken Bindfaden zu befeſtigen, deſſen andres Ende oben am Fenſterkreuz angebunden war. Er blieb den Abend über wieder allein; denn das ganze Perſonal des Comptoirs, ſelbſt Gottfried nicht ausgenommen, war wieder in den verſchloſſnen Saal des Gaſthofs gewandert, wo der Hofagent nun, auf ausdrückliches und ſtürmiſches Verlangen aller Betheiligten, den Pharotiſch förmlich eingerichtet hatte. Die Herren ſchienen die wenigen Abende, welche ihnen noch bis zu Ebenezers Ankunft übrig waren, bis zum Grunde genießen zu wollen, und Anton hatte von dieſer Seite für ſein mit Adolfinen verabredetes Rendezvous nichts Störendes zu befürchten. Die Ungeduld zehrte wie Feuer an ſeiner Seele; es drängte und wogte in ihm, wie vom Sturm gepeitſchte Meerwellen; er wollte ſeinen wilden Gefühlen einen entſprechenden begeiſterten Ausdruck in einer Dithyrambe an Adolfine geben: er brachte nicht einen einzigen Reim zu Stande; er wollte leſen, und als er mit einer Seite fertig war, wußte er nichts vom Inhalte derſelben. Zuletzt vertrieb er ſich die Zeit damit, für den Schmied ein Geſchenk von Branntwein, Tabak, Kaffee, Zucker und einigen andren brauchbaren Artikeln zuſammenzupacken und das geſchnürte Pack auf ſeine Kammer zu tragen. Zwar regte ſich ſein Gewiſſen und ſagte ihm ſehr vernehmlich, daß er — ſtehle, aber ſeine leidenſchaftliche Erregtheit war zu groß, als daß er dieſer warnenden Stimme Gehör und Folge hätte geben können. Auch hatte er ja ſchon den erſten Schritt auf der verderblichen Bahn gethan und konnte nicht wieder zurück, konnte auch nicht ſtill ſtehen bleiben; er mußte vorwärts, geſtoßen von ſeinem dunklen

Geſchick, und ſchon hatte er, belehrt von dem verbrecheriſchen Kleinſchmied, in der Sophiſtik der Sünde ſo förderliche Studien gemacht, daß er den innern Richter mit dem Raiſonnement zu beſchwichtigen ſuchte: Ebenezer ſei der ärgſte Dieb und Betrüger, und alles Gut im Herrnhofe auf die ſchlechteſte Weiſe zuſammengebracht. Etwas davon zu einem guten Zweck (ſo nannte Anton ſeine Pläne) zu verwenden, ſei zu entſchuldigen, zumal wenn man mit der gehörigen Vorſicht zu Werke gehe.

So wie die zehnte Stunde vom Thurme erſchallte, ſchloß er den Laden, löſchte die Lampen aus, legte die Schlüſſel auf's Comptoir und begab ſich auf ſeine Kammer. Dieſen Abend zündete er kein Licht an und holte kein Buch hervor, wie er gewohnt war. Lauernd ſtand er am offnen Fenſter und ſtarrte in die unfreundlich gewordene Frühlingsnacht hinaus, welche von raſch am Himmel hintreibenden Wolken noch mehr verfinſtert wurde. Antons Gedanken flogen wie die Wolken. Im Sturme ſprangen ſie von Adolfinen auf ihre Mutter, auf das Fräulein von Bels, die ihm auf dem Heimwege vom Grünen Hauſe ſo unverkennbares Intereſſe gezeigt hatte, dann zu der Vermuthung, daß dieſe Damen Näheres über ſein Herkommen wiſſen möchten und daß dieſes keineswegs gemein und unbedeutend ſein dürfte, und wieder auf die ſchmachvolle Behandlung, die er in ſeinen jetzigen Verhältniſſen erfahren mußte, auf die ſeiner Meinung nach gerechte Rache, die er an Ebenezern nahm, und auf die Hoffnungen und Entwürfe, die er in die Zukunft baute, dunkel, ungeſtaltet und ſturmbewegt, wie die Wolken über ihm. Die heißen Bilder erregter Sinnlichkeit behielten die

Ueberhand, bis ſich unter dem Fenſter eine hinaufwinkende Geſtalt zeigte und ein heiſeres Hüſteln hören ließ. Es war der Schmied. Anton zog die Strickleiter herauf und band ſie am Fenſter feſt. Einen Augenblick darauf tauchte Friſchlings Kopf durch das Fenſter. „Sie iſt lang genug und dauerhaft," ſagte er mit ſeiner heiſern und widerwärtigen Stimme. „Haben Sie etwas für mich? Na binden Sie das Päckchen an den Strick und laſſen Sie's herab. Ich kann's wegen meines noch nicht ganz heilen Arms nicht wohl tragen. Es könnte auch größer ſein. Das nächſtemal bitt' ich mir einige Pfund mehr aus. Sie brauchen gegen mich nicht zu geizen; ich bring's Ihnen durch rechtſchaffne Dienſte ſchon wieder ein. Geben Sie doch Ihre Rumflaſche einmal her, daß ich ein Schlückchen nehme."

Anton wurde von den Aeußerungen des Menſchen ſehr unangenehm berührt. Aber was wollte er machen? Er reichte ihm die Flaſche. Der freche Kerl leerte ſie und ſtieg wieder hinab, das Pack in Empfang zu nehmen. Anton folgte ihm und zog die Strickleiter an das Fenſter empor und befeſtigte das ſie haltende Seil unten an einem Hollunderſtamm. Unvorſichtig ſtieg er ſogleich in der Richtung nach dem Gartenhäuschen den Berg hinauf, während der Schmied ſich ſcheinbar nach der andern Seite entfernte. Aber dieſer hätte nicht ein ſo verſchmitzter Schurke ſein müſſen, um ſich nicht zu bemühen, hinter des Jünglings Geheimniß zu kommen und auch dieſes zu ſeinem Vortheil zu benützen. Er blieb ſtehen, verſteckte das Pack in einem Buſch und kroch auf allen Vieren langſam und immer nach allen Seiten hinhorchend auf einem Umwege dem Häuschen gemeinen Krieg in Italien; denn die Republik Florenz rief gegen den treuloſen Papſt Sixtus und den König von Neapel zu den Waffen.

Niemanden war die Verſchwörung zuträglicher, als Lorenzo'n di Medici. Die Bürger überboten einander in der Huldigung, die ſie ihm darbrachten. Man gab ihm eine Leibwache und geſtand ihm volle Gewalt im Staate zu. Es fehlte ihm nichts, als der Titel des Herrſchers. Daß ſeine Nachkommen auch dieſen erhalten, daß die Republik von ihnen in eine Monarchie verwandelt werden, die ſie als mächtige Großherzoge beherrſchten, iſt bekannt.

Auch Bernardo Bandini kam noch in die Hände der Florentiner und mußte den Frevel an ihnen mit ſeinem Leben zahlen. Er war in die Türkei an den Hof des Sultans geflüchtet; dieſer hatte aber kaum von ſeinem Verbrechen gehört, als er dem Geſandten der Republik Florenz erlaubte, ihn gefangen zu nehmen. Auch ihm ward der Strang zu Theil.

zu, um zu erlauſchen, was Anton darin vornehme. Da er die Wahrheit vermuthete, ſo zog er ſich an die Hinterwand zurück, um der dritten Perſon, die wahrſcheinlich kommen würde, den Weg zur Thür frei zu laſſen. Es währte auch nicht lange, ſo gewahrte er eine verhüllte Frauengeſtalt von der andren Seite hergleiten und in die Thür ſchlüpfen, die ſogleich von innen verſchloſſen wurde. Friſchling legte das ſcharfe Ohr an den verſchloſſnen Fenſterladen und nur wenig Worte, die drin gewechſelt wurden, entgingen ihm. Die Frauenſtimme erkannte er bald als die des Fräuleins von Remſcheidt und nickte ſchmunzelnd vor ſich, denn im Nu war ihm klar, daß ihm dieſe Entdeckung viel einbringen müſſe.

So bunt und heiß ſich Anton auch die erſte Begrüßung der Geliebten vorher ausgemalt hatte, jetzt trat er ihr doch ſchweigend, ſchüchtern, befangen entgegen. Kein einziges Wort wollte über ſeine Lippen. Adolfine war dagegen keineswegs zurückhaltend und blöde. Ihre Arme ſchlangen ſich um den geliebten Jüngling, und ihre Lippen ſuchten und fanden die ſeinigen, mit welchen ſie ſich in einem langen feurigen Kuſſe vereinigten. Dadurch wurde auch ſein geiſtiges Weſen entbunden. Er wagte ihre Umarmung zu erwiedern, und hielt die friſche üppige Mädchengeſtalt umſchlungen, er trank die warme berauſchende Welle ihres Athems, das Aroma ihres Kuſſes, und die Sinne vergingen ihm faſt einige Minuten lang. Das Mädchen fand auch zuerſt das Wort; ſie überhäufte ihn mit ſüßen und zärtlichen Namen. Hatte ſie doch ſchon lang genug eine ſolche

Scene ſelbſt auszuführen erſehnt, die ſie ſchon ſo oft mit den reizendſten Farben in Romanen geſchildert geleſen hatte. Und auch er war mit ſolchen Gemälden bekannt, und als er die erſte knabenhafte Befangenheit abgeſchüttelt, fand er ſich ſchnell in die improviſirte Rolle des glücklichen Liebhabers. Das waren nicht zwei reine Naturkinder voll Herzenseinfalt und Unſchuld, welche das ſüße Bedürfniß des erwachten Gefühls, des ſchönſten und erhabenſten in der jugendlichen Menſchenbruſt, unwiderſtehlich zum ſeligſten Liebesgenuß zuſammengeführt hatte, die da gleichſam unbewußt dem heiligſten Drange nachgaben, dem geheimnißvollen ſchöpferiſchen Triebe der Natur, die männliche und die weibliche Seele, zwei getrennte Hälften, in eine einzige, in die vollendete Menſchenſeele zuſammenfließen zu laſſen. Das waren von dem Gifthauch der modernen Civiliſation früh ſchon angewehte, von der Treibhauswärme unſres lügenhaften ſocialen Lebens in üppige, aber kraftloſe Ranken emporgetriebene Menſchenpflanzen. Des ſeligen Friedens zweier unſchuldiger reiner Herzen in der Stunde des Beiſammenſeins, in der Vereinigung jener Liebe, die noch vor keiner ſinnlichen Regung zurückbebt, weil ſie ſie nicht kennt, konnten ſie nicht theilhaftig werden; ſie hatten wohl kaum eine Ahnung davon und er war für ſie auf ewig verloren. Ihre Jugendblüthe war gleichſam ſchon in der Knospe vom heißen Brodem künſtlicher Leidenſchaft vergiftet worden. Sie waren nicht Kinder der Natur, ſondern der Kunſt, jener unſeligen Kunſt, welche der überfette Boden unſrer ganzen Geſellſchaft iſt, und aus dem all die unſeligen, lügenhaften, grauſenhaft geſchminkten, widerwärtigen Zuſtände emporwuchern, die unſer Leben zu einem hohlen Schein gemacht haben. Es iſt ſehr bezeichnend, daß in der Uebergangsperiode von der alten abſterbenden Weltordnung in eine neue, die in furchtbaren Geburtswehen begriffen iſt, in der Periode des Zerfallens aller zeitherigen geſellſchaftlichen Inſtitutionen in ein entſetzliches Chaos die Kinder ſchon ſittlich verderbt werden. Die Erziehung, welche die junge Menſchheit zu Gliedern einer Geſellſchaft bilden ſoll, die ſich mehr und mehr als unhaltbar erweiſt, bringt ihnen ſchon frühzeitig bei aller Rederei von Religion und Sittlichkeit die fein candirte und gewürzte Unſittlichkeit bei. Das iſt ja eben der furchtbare Jammer unſrer Zeit, daß die Geſellſchaft von heute in allen Dingen den Schein für das Weſen gibt, und daß gerade da die raffinirte und parfümirte Unſittlichkeit herrſcht, wo am meiſten von Sittlichkeit, Religion, Glauben und all den Blüthen der Menſchheit die Rede iſt, welche ihr zu ihrer Zeit, als ſie eine Wahrheit waren, Gehalt und Schönheit gaben. Jetzt ſind an die Stelle der natürlichen Blüthen feine Kunſtblumen gelegt, die wohl das blöde Auge auf kurze Zeit täuſchen können; ſie ſind mit herrlichen Eaux übergoſſen, aber ein geſunder Geruchsſinn wird bald inne, daß dies keine natürlichen Düfte ſind. Und unter dieſen mit Odeurs getränkten, dick aufgehäuften Papier- und Zeugblumen liegt der hochaufgeſchichtete gräßliche Moder abgeſtorbner, zuſammengeſtürzter Zuſtände der Vergangenheit. Beim kleinſten Windſtoß weichen die Kunſtblumen zurück; denn ſie wurzeln nicht im Boden, und die zu Tage tretende Verweſung beleidigt den Geſichts- und Geruchsſinn. Das Haus, die Schule, die Geſellſchaft, die Kunſt, die Literatur, Alles wirkt zum Verderben der Kinder, und jedes einzelne dieſer Bildungsinſtitute gibt ſich den Anſchein und auch die Mühe, das Gegentheil zu erzielen. Aber bewußt oder unbewußt dienen alle der großen Lebenslüge, und das ächte Gold, das ſie noch aus dem Schachte des Menſchengeiſtes zu Tage fördern, verwandelt ſich unter ihren Händen in — Katzengold. Die Geſellſchaft muß ihre fürchterliche Miſſion erfüllen, ſich ſelbſt zu vernichten, während ſie ſich ſelbſt mit allen ihr zu Gebot ſtehenden Kräften erhalten will. Nichts kann ſie vom Untergang retten, Gutes und Böſes fördert ihn. Aus dem Chaos wird die neue Geſellſchaft geboren werden, aus dem verjüngenden und reinigenden Bade die neue Menſchheit emporſteigen. Die alte Fabel vom Phönix wird zur Wahrheit. Die Welt von heute baut ſich den Holzſtoß und zündet ihn an, um aus dem Flammenſchwall verjüngt emporzuſteigen. —

„O Du himmliſcher Junge, wie glücklich machſt Du mich!“ rief Adolfine, ihn von neuem umſchlingend. „Und wie ſtolz bin ich auf Deine Liebe! — Höre nur, ich muß Dir etwas Intereſſantes verrathen. Du darfſt mir aber nicht etwa untreu werden. Du! Du! Anna von Bels hat ſich auch in Dich verliebt. Ich merkte gleich ſo etwas. Zu Hauſe hat ſie fort und fort mit der Mutter von Dir geſprochen, theils heimlich, theils laut. Ich miſchte mich aber gar nicht in das Geſpräch, und that, als ſeiſt Du mir der gleichgültigſte Menſch von der Welt. O, ich verſtehe ſie prächtig anzuführen! Und das mußt Du auch. Das gibt unſrer Liebe einen köſtlichen Reiz. Die Mutter hat ihr Deine Gedichte und Dein Schauſpiel gegeben, und ſie hat geſtern den ganzen Tag darin geleſen und ihr Mund floß über von Deinem Lobe. Sie nannte Dich mehrmals einen liebenswürdigen, prächtigen, herrlichen, charmanten Jungen. O wie mir das wohl that! Wie mich das labte! Ich mußte ordentlich an mich halten, daß ich nicht laut aufjauchzte. Aber als ſie ſich geradezu verrieth, daß ſie ſich das Herz an Deinen Schelmenaugen verbrannt hatte, da wurde ich doch ein wenig jaloux. Sie ſoll ſich doch mit ihrem Prinzen Heinrich begnügen. Denn daß ſie deſſen Geliebte iſt, das weiß ich nun ganz gewiß. Heute iſt ſie mit der Mutter nach dem Jagdſchloſſe Friedrichsruh gefahren, und wahrſcheinlich kommen ſie erſt übermorgen zurück. Dort hat Anna mit dem Prinzen ein Rendezvous. Ich gönn' ihr ihren Prinzen, aber ſie ſoll mir den meinigen laſſen. Du biſt mein Prinz.“

„Und Du meine Göttin. Nie werd' ich eine Andre anbeten.“

„Süßer Schmeichler! — O ſie iſt ſehr klug, dieſe Anna; ſie hat einen haarſcharfen Verſtand, und ihr Urtheil über Menſchen und Dinge iſt treffend, aber auch ſchneidend. Sie ſchont nicht. Weißt Du, was ſie von Deinem Stück ſagte?“

„Ich bin neugierig auf ihr Urtheil.“

„Sie ſagte, es ſei eine Herme mit einem ſchönen Kopfe, aber nach unten roher Stein ohne Arme und Beine. Aber jede Deiner folgenden dramatiſchen Schöpfungen werde ein paar Glieder mehr frei haben, und endlich werde eins als vollendeter Hermes mit dem Caduceus und der beflügelten Sohle aus Deinem Haupt hervorſpringen und den Götter-

Flug durch die Welt machen. Iſt das nicht einzig ſchön geſagt? Werde mir aber nicht eitel, Tony!“

„Und aus Deinem Munde dieſes Urtheil zu hören, macht es für mich noch weit entzückender.“

„In mir hat es einen kühnen Entſchluß wach gerufen. Wie eine Orakelſtimme iſt es mir durch die Seele gegangen.“

„Welchen Entſchluß?“

„Du mußt mir etwas bei Deinem Leben heilig und theuer verſprechen, Anton!“

„Ich verſpreche Dir Alles, was Du willſt.“

„Du mußt aus dieſem ſchlechten Hauſe, aus dieſen abſcheulichen Verhältniſſen heraus.“

„Das iſt mein täglicher und ſtündlicher Wunſch.“

„Du mußt unbehindert dem Fluge Deines Genius folgen können.“

„Der Gedanke an Dich und der, mich auszubilden, beſchäftigen mich unaufhörlich. Du biſt meine hehre Muſe; ich möchte Dich in begeiſterten Geſängen feiern. Unbeſchreibliche Sehnſucht nach großen und ſchönen Lebensverhältniſſen zieht mich fort; die Sehnſucht nach Dir hält mich zurück.“

„Ja, fort mußt Du! fort in die Welt! Aber glaubſt Du, ich werde Dich allein ziehen laſſen? Ich gehe mit Dir!“

„Du mit mir! Adolfine!“ rief der Jüngling auf's Höchſte überraſcht. „Wohin gedenkſt Du mit mir? Was ſollen wir beginnen?“

„Schauſpieler werden! Dazu ſind wir berufen, Du und ich! Du wirſt nicht nur ein großer dramatiſcher Dichter, Du wirſt auch ein ſehr bedeutender Darſteller der dramatiſchen Dichtkunſt werden. Dein Talent zu beiden hat die Mutter längſt erkannt. Aber auch ich fühle den Genius der dramatiſchen Kunſt in mir; auch in meiner Seele regt er die Schwingen. Ich bin zur Schauſpielerin geboren und werde wahrlich keine der ſchlechteſten ſein. Vereint werden wir ein hohes leuchtendes Ziel, ja das höchſte und glänzendſte erreichen. Die Liebe gibt uns die Weihe."

Anton ſaß ſtumm auf der Bank; ihm war, als ſei ein Blitzſtrahl durch ſeine Seele gefahren und habe plötzlich die geheimſten Regungen derſelben in ein grelles blendendes Licht geſetzt. Er bebte leiſe vor Ueberraſchung. Und nun war es ihm doch wieder, als habe Adolfine nur Bekanntes, Erwartetes ausgeſprochen, als habe dieſer Gedanke ſchon in ſeiner Seele geſchlummert, und ſie habe ihm nur Wort und Bild gegeben. Die dunkle mächtige Sehnſucht ſeiner Seele hatte plötzlich einen ſonnenhellen Pfad und ein beſtimmtes Ziel vor ſich; ſein glühendes Bedürfniß hatte den rechten Gegenſtand der Befriedigung gefunden. Und von welcher Hand wurde er ihm geboten! Der goldne Apfel von der Hand der Hesperide! Das war des Glückes zu viel für ihn. Er vergrub das brennende Antlitz in ihren wogenden Buſen und weinte Wonnethränen. Weiter hatte er im erſten Augenblick keine Antwort für die Geliebte.

„Verſprich mir, mit mir zu fliehen und an ein Theater zu gehen!" drängte ſie.

„Himmliſches Weſen, der Rauſch, den Du über mich ausgießeſt, tödtet mich. Meine Bruſt vermag das Uebermaß des Entzückens, das Du mir bereiteſt, nicht zu faſſen. Adolfine, mit Dir vereint, Prieſterin und Prieſter im heiligen Tempel der Kunſt und Poeſie, und unſre Herzen durch die ſeligſte Liebe vereint! Haſt Du das wirklich geſagt? mir verſprochen? mich dazu aufgefordert? Oder iſt es nur einer von meinen kindiſchen Träumen?“

„Du dichteſt die Stücke und für uns beide die ſchönſten Rollen; Du ſpielſt Liebhaber und Helden, ich Liebhaberin und Heldin. Wie feurig und poetiſch wahr werden wir unſre eigne Liebe darſtellen, mit welcher Begeiſtrung die aus Deiner Seele gefloſſne Dichtung zur Anſchauung bringen! Wir werden das Publikum im Sturm hinreißen, wir werden gefeiert, bekränzt, mit Gold und Ruhm überſchüttet werden. Niemals hat es ein ſo herrliches, vollendetes Künſtlerpaar gegeben, wie wir, und von unſren Triumphen wird die Nachwelt mit Staunen ſprechen. Shakſpeare iſt wohl ein großer Dramendichter, aber nur ein mittelmäßiger Schauſpieler geweſen; Du wirſt als Dichter und Künſtler groß ſein, und die Welt wird nicht wiſſen, ob ſie den Einen oder den Andern mehr in Dir bewundern ſoll.“

„Du tödteſt mich, Sirene, mit Deinem Geſange! Schweig, ſüße Zauberin, oder die Bruſt zerſpringt mir vor Seligkeit! Sie iſt zu klein, um dieſes Uebermaß zu faſſen, das Du in ſie ausſtrömſt. Mir iſt, als müßt' ich dieſes Glutmeer von Gefühlen, das jetzt in mir brauſt und wogt, gleich in eine würdige Form gießen und das ſchönſte und erhabenſte Drama ſchaffen, das jemals der Schöpferkraft eines Dichters gelungen iſt.“

„Du wirſt's, mein Anton! Du wirſt's! Dein Name wird mit denen der größten Dichter aller Nationen im Tempel der Unſterblichkeit glänzen. Und den meinigen wirſt Du auf den Flügeln Deines Genius der dankbaren Nachwelt zutragen."

„Zu den Sternen! Zu den Sternen! Meine Muſe! Nicht Laura iſt ſo von Petrarca gefeiert worden, wie ich Dich feiern und verherrlichen will. — Sag', wann wollen wir fort? Mir brennt der Boden unter den Füßen."

„Höre, lieber Junge, wie ich mir's ausgeſonnen! Wir wollen die Aufführung Deines Stücks abwarten und uns dann der Roſa Feige und dem Director Wyß entdecken, damit wir von ihnen Briefe an eine andre Theaterdirection erhalten. Ich ſammle unterdeſſen eine kleine Summe, die für die Reiſe und unſre erſten Bedürfniſſe ausreicht. Dann machen wir uns zuſammen aus dem Staube und treten unter angenommenen Namen auf."

„Werden ſie uns aber nicht verfolgen, einholen und zurückbringen?"

„Wir müſſen eben weit fort. Und wenn wir auch erkannt würden, wir laſſen uns nicht trennen. Eher laß ich das Leben, als Dich. Ich will mit der Mutter ſchon fertig werden, und die Dreyßig haben keine Macht über Dich. Du biſt ja nicht ihr leibeigener Sklave. Ich habe Muth, es mit der halben Welt aufzunehmen."

„Und der meinige entzündet ſich an dem Deinigen."

„Heimlich ſtudir' ich die ſchönſten Rollen meines Fachs, ſo daß ich nicht unvorbereitet auf die Bühne komme. Roſa dient mir jetzt zwar noch zum Vorbild, aber doch nur im Allgemeinen: ich werde ſie bald weit hinter mir laſſen. Mit der Rolle der Jungfrau hab' ich heute ſchon angefangen; ſie ſagt mir am meiſten zu. O ich fange die Sache gleich kräftig an! Ich will Dir den ſchönſten Monolog vorſpielen. Er paßt ganz auf mich; denn bald werde ich wie Johanna von dieſen Bergen und Thälern auf immer Abſchied nehmen und mich einer Laufbahn widmen, zu welcher mich die Götter der Kunſt, der Poeſie und der Liebe berufen.“

Und in der Dunkelheit des kleinen Zimmers begann ſie zu tragiren:

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften“ ꝛc.

Anton lauſchte mit entzücktem Ohre.

Als ſie fertig war, ſtürzte er an ihre Bruſt, warf den Arm um ihren Nacken und überglühte ihren Mund mit Küſſen.

„Was war das? Es iſt etwas zu Boden gefallen?“

„Du haſt mir das Ohrgehänge ausgeriſſen.“

„O weh! Das iſt ein fataler Umſtand.“

Sie bückten ſich und taſteten am Boden hierhin, dorthin, nach allen Seiten; vergebens. Adolfine fühlte endlich weit in die Ecke unter die an der Wand befeſtigte Bank. Plötzlich ſchrie ſie auf.

„Was iſt's?“ rief Anton erſchrocken.

„Ach Gott! ich habe etwas Entſetzliches berührt.“

„Was?“

„Ach, ich ſchäme mich, Dir meine Schwäche zu geſtehen. Ich fürchte mich in dieſem Augenblick, daß mich ſchaudert. Meine aufgeregte Phantaſie hat mir jedenfalls einen Streich geſpielt. Aber das Gehänge muß ich haben.“

„Beruhige Dich! Ich habe für den Nothfall Zündhölzer und ein Stückchen Wachskerze zu mir geſteckt.“

Das Mädchen von Hereford.

Hiſtoriſche Novelle, nach einer altengliſchen
Sage bearbeitet.

Das Flämmchen flackerte auf; ſie leuchteten unter die Bank, und — ein Todtenkopf grinſte ihnen entgegen. — Sie fuhren entſetzt zurück.

„Was iſt das? Wie kommt dieſer Schädel aus ſeinem Grabe hierher? Welches Geheimniß liegt in ihm?“

„Suche das Gehänge und laß uns heim eilen. Mir grauſt's.“ —

Der Schmuck fand ſich. Anton blies das Licht aus. Auf dem nahen Kirchthurm ſchlug es Eins. Adolfine fröſtelte. Auf den poetiſchen Rauſch war ſchnell und ſchroff eine von Schrecken und Furcht erzeugte nüchterne Abſpannung gefolgt. Es war, als hätte eine eiskalte Todtenhand hinter einem ſchwarzen Schleier hervor mitten in die ſüdlich heißen Frühlingstriebe ihrer jungen berauſchten Herzen gegriffen und alle erſtarren gemacht. Sie waren mehr als ernüchtert, ſie waren erkältet, und Schauer liefen durch ihre Gebeine. Ihr Gehen glich einer Flucht. Sie ſprachen kein Wort. Als ſie aus dem Häuschen traten, ragten das nahe Glockenhaus und die entferntere Kirche ſo unheimlich in den düſtren Nachthimmel empor, und dazwiſchen ſchimmerten einzelne Grabmonumente geſpenſtiſch. Die Stadt lag lautlos zu ihren Füßen, und die Berge ihnen gegenüber ſtarrten wie ſchroffe finſtre Wände. Einzelne Regentröpfchen fielen, und nun begann ein feiner Sprühregen, der die Umriſſe der Gegenſtände noch undeutlicher machte. Erſt leiſe, dann ſtärkere Windſtöße fuhren durch das Thal und drohten zu einem Sturm zu werden. Die Bäume, deren Knoſpen im Begriff ſtanden, ſich zu öffnen, bewegten ſich zitternd in dem kalten Hauche. Das Horn und der Ruf des Nachtwächters unten in der Stadt klangen nicht ermuthigend. — Wie flüchtige Schatten glitten die beiden Geſtalten an dem hohen Raine hin und ſchlüpften durch die Zäune, als wenn ſie verfolgt würden, bis ſie den Garten der Hauptmännin erreicht hatten. Dann kurzer Gutenacht-Gruß, ohne Kuß, ohne Umarmung, ohne weiteres Wort.

Scheu flog Adolfine in's Haus, ſcheu Anton der düſtern Mauer zu, an der er raſch empor und in das Fenſter ſtieg, um das fieberheiße Haupt in das Kiſſen zu begraben, wo es wilde Träume umflatterten.

Ende der Meßzeit.

Matthies war wieder nach Elbena zurückgekehrt und hatte die Nachricht mitgebracht, daß Frau Sabine zwar das Bett hüten müſſe, weil ſie eben krank ſei, daß es aber hoffentlich ſich bald mit ihr beſſern werde. Dieſe Kundgebung war von ſeinen Kindern, ſelbſt von den beiden, welche Sabine geboren hatte, mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen worden, und keins von ihnen machte Miene, der kranken Mutter in Oberndorf einen Beſuch abzuſtatten, obgleich der Vater dieſen Wunſch gelegentlich ausſprach. Sie fanden alle eine willkommene Entſchuldigung in ihren Geſchäften, welche jetzt, da die Meßzeit mit ſtarken Schritten auf die Neige ging, ihre Zeit und Thätigkeit wiederum mehr in Anſpruch nahmen. Denn bis zu Ebenezers Ankunft mußte noch Vieles, was zeither läſſig betrieben oder gar liegen geblieben war, geordnet und in's Werk gerichtet werden. Weit beſtimmender für ſie, nicht nach Oberndorf zu gehen, als dieſer oſtenſible Grund, war aber der geheime, in den übrigen wenigen Tagen der Freiheit ſo viel als nur möglich Vergnügen zu genießen, wozu die Anweſenheit der Schauſpieler ſo vielfache Gelegenheit darbot, wie noch zu keiner vorhergegangenen Zeit. Alle waren im Herzen froh, Frau Sabinen, die unbequeme ſtrenge Moralpredigerin, los zu ſein, und konnten nun ungehindert und ohne Furcht nicht nur das Theater beſuchen, ſondern auch die andern Vergnügungsorte, welche ſeit der Anweſenheit der Künſtlergeſellſchaft in der Bergſtadt ſtets gedrängt voll waren und kurzweilige Unterhaltung aller Art boten. Die einzelnen Mitglieder waren mehr oder weniger ſtarke Magnete, welche unwiderſtehlich anzogen und den Kern einer bunten Kryſtalliſation bildeten. Dieſes Bild iſt aber inſofern unpaſſend, als durchaus nichts Feſtes und Starres, ſondern vielmehr ein ſehr Flüſſiges und Bewegtes um die ebenfalls ſehr lebendigen Künſtler wogte und trieb. Die Hauptperſon war und blieb Roſa, welche, wo ſie ſich auch zeigte, einen fröhlichen, ihr den Hof machenden Männerkreis um ſich verſammelt ſah, den ſie durch heitre Einfälle, Witz und Tonangabe ſtets mit Anſtand beherrſchte. Den Hauptanziehungspunkt für die männliche Geſellſchaft bildete außer dem Theater der grünbedeckte Tiſch im Saal des Gaſthofs. Jeden Abend von zehn Uhr an wurde geſpielt, ja an den Abenden, wo kein Theater war, fingen die ungeduldigen Herren wohl eine oder anderthalb Stunden früher an. Wirklich ſteigerte ſich die Theilnahme der männlichen Nobleſſe Elbena's dergeſtalt am Hazardſpiel, daß ſie ſich bald gar nicht mehr mit den gefährlichen Karten begnügte, ſondern vom Hofagenten die Aufſtellung einer noch weit gefährlichern Roulette verlangte. Der ſchlaue Nachkomme Israels ließ ſich erſt einige Zeit bitten und beſtürmen, dann ſtand eines Abends zur allgemeinen Freude die gefächerte, roth und ſchwarz angemalte Scheibe mit der Rollkugel auf dem Tiſche, und nun wurde abwechſelnd Roulette und Pharo, ja zuweilen beide zugleich geſpielt, wobei der Schauſpieldirector dem Hofagenten aſſiſtirte.

Köpchen rannte alle Abende wie beſeſſen nach dem Saale mit vollen Taſchen, ſaß lang ſchon mit fiebernder Ungeduld am Tiſche, bevor das Spiel begann, und hielt bis zum letzten Spiel aus, wenn auch nicht immer ſeine Kaſſe. Dann ſchlich er ſpät nach Mitternacht mit brennendem Kopfe nach ſeiner Kammer und kugelte ſich eine Stunde in ſeinem Bette, als ob er auf glühenden Kohlen läge. Je mehr er aber verlor, um deſto höher ſteigerte ſich ſeine Leidenſchaft für das Spiel. Es erging ihm damit gerade, wie mit Roſa Feige. Je mehr ihm die ſchöne Künſtlerin ſeine kühnen Hoffnungen abſchnitt, und je mehr er bei ihr feſten Boden unter den Füßen verlor, deſto heftiger entbrannte ſeine ſinnliche Glut für ſie. Auf dieſe Weiſe waren ihm Herz und Nieren von dieſen beiden Leidenſchaften ſo ganz und gar eingenommen und beherrſcht, daß er gleichſam für nichts weiter Sinn und Verſtand behielt. Er ſann auf weiter nichts, als wie er Geld zum Spiel auftreiben und wie er die ſpröde Schöne gewinnen könne. Sein geringer Monatsgehalt war fort, ſeine ihm von der Mutter angelegte Sparbüchſe geleert, und wie mancher ſeine holländiſche Dukaten, wie mancher Harzgulden war darin geweſen! Er hatte ſchon bei den andern Commis geborgt, es war Alles hinweggerollt. Der Spieldämon war in ihn gefahren und trieb ihn vorwärts; er konnte ſich nicht rathen und helfen: er mußte ſpielen, und da er auf andre Weiſe kein Geld mehr beſchaffen konnte, ſo fing er an, die Geſchäftskaſſe zu beſtehlen. Seine neue Leidenſchaft blieb natürlich ebenſo wenig ein Geheimniß, wie die frühere eins geblieben war, und die dienenden Geiſter im Hauſe unterhielten ſich ſchadenfroh ebenſo häufig von ſeinem Unglück, wie die ſogenannten vornehmen Leute in der Stadt. Die kalbsaugige Jane, der ſpionirende Küchengeiſt, hatte aber von Frau Sabinen eine neue Vollmacht erhalten, und da ihre Berichte nach Oberndorf ihr etwas einbrachten, ſo ſchrieb ſie an die kranke Familienmutter des Hauſes Dreyßig einen Brief, worin ſie Köpchens unſeliges Treiben mit lebhaften Farben, wenn auch ſehr ſchlecht ſtyliſirt, ſehr unorthographiſch und den Regeln der Kalligraphie Hohn ſprechend, ſchilderte. Tags darauf kam ein Bote aus dem elterlichen Hauſe mit dem ſtrengſten Befehle der Frau Sabine an Herrn Jakob, ſich unverzüglich auf die Beine zu machen und vor ihr zu erſcheinen. Der kleine Commis zeigte nicht die mindeſte Luſt, demſelben zu gehorchen. Aber die umſichtige Mutter hatte auch für dieſen möglichen Fall Vorkehrungen getroffen. Durch denſelben Boten forderte ſie ihren Eheherrn nachdrücklich auf, daß er darauf zu dringen habe, daß ihr Jüngſtgeborner ihr an demſelben Tage noch einen Beſuch mache, und wenn Köpchen nicht freiwillig gehe, ſo ſolle er ihn herauftransportiren laſſen. Es iſt wahrſcheinlich, daß Matthies früher nicht auf ſolch einen peremptoriſchen Wunſch ſeiner Ehewirthin eingegangen ſein würde; wie er aber jetzt in einer unſichern und halb ſchuldbewußten Stellung ihr, der Kranken, gegenüber ſich befand, ſo war er ſehr geneigt, ihr nach einer andern Seite hin, die ihn nicht weiter perſönlich berührte, nachzugeben, und Jakob erhielt zum mütterlichen Befehl auch den väterlichen, und den letztern in einer Weiſe, die, wenn er nicht Alles auf's Spiel ſetzen wollte, Ungehorſam unmöglich machte. Ohne ſich alſo lange zu beſinnen, nahm er all ſeinen Muth zuſammen und trat den Weg durch den ſchönen Thalgrund unverzüglich an. Es mußte zweifelhaft bleiben, ob die Ströme von Schweiß, die ihm aus dem kleinen Körper floſſen, von Angſt oder ſtarker Bewegung ausgetrieben wurden; der letztern Annahme ſtand wenigſtens entgegen, daß er, je mehr er ſich ſeinem Geburtsorte näherte, immer kleinere und langſamere Schritte machte und ſogar mehre beträchtliche Pauſen zwiſchen dieſelben ſchob. Mit der Thätigkeit ſeiner Beine ſtand die ſeines Herzens im umgekehrten Verhältniß, und als er endlich um die letzte Waldecke biegend Oberndorf in dem hohen und flachen Thalkeſſel vor ſich liegen ſah, hätte er kaum anzugeben vermocht, ob der ſeinem Vater gehörige Zainhammer unten am heftig zu Thal ſtürzenden Bache oder das ihm gehörige Herz raſcher und lauter ſchlage. In der That hätte in dieſem Augenblick nicht viel gefehlt, daß der vor das ihm als ſehr ſtreng bekannte mütterliche Forum geladene Sünder nicht nach dem Zainhammer abgebogen, ſich dort ein wenig reſtaurirt hätte und dann wieder umgekehrt wäre. Er beſann ſich ein paar Minuten und allerlei ſeltſame Gedanken fuhren durch ſein Köpfchen, z. B. ob es nicht beſſer ſei, ſtatt in das elterliche Haus, ſogleich in die weite Welt zu gehen. Aber Roulette, Pharo, Theater und Roſa zogen ihn mit magiſchen Banden nach Elbena zurück, und um dorthin zurückzukehren, mußte er durchaus erſt ſeiner Mutter die Aufwartung gemacht haben. Lange wälzte er die Laſt der Gedanken im kleinen Haupte, bis ſie ihm wie ein Berg drückend auf der hochgewölbten Bruſt lag; endlich gab ein neuer Gedanke, der ihn wie ein Lichtſtrahl von oben erleuchtete, den Ausſchlag und machte ſeiner ſchwankenden Unſchlüſſigkeit ein ſchnelles Ende. Er hatte kein Geld zum Spielen, und er durfte hoffen, ſeine leeren Taſchen aus der ihm bekannten geheimen Kaſſe der Frau Mama zu füllen, wenn er es pfiffig anfange. Sobald er ſich ſchnell dahin entſchieden hatte, ſich aus den mütterlichen Erſparniſſen mit neuen Moneten zu verſehen, war er auch entſchloſſen, Alles über ſich ergehen zu laſſen, was ſeine aufgeregte Phantaſie ſich kurz vorher ſo ſchrecklich und unerträglich ausgemalt hatte. Er zog jetzt die Kappe feſter auf den Kopf, packte ſein ſpaniſches Rohr muthiger beim Griff und hob die Beine höher zum unbewußten Symbol, daß er durch Dick und Dünn zu gehen ernſtlich vorhabe. Auf dieſe Weiſe konnte es natürlich nicht fehlen, daß er ſchon nach einigen Minuten über die Schwelle des Hauſes ſchritt, deſſen innere Räume ſich zuerſt in ſeinem erwachten Auge abgeſpiegelt hatten. Die alte Magd Barbe, einſt ſeine Trägerin und Pflegerin, machte bei ſeinem Anblick eine ſehr verſtändliche und ſehr bedenkliche Geberde, aber Köpchen war in der friſchen Hitze und ſprang mit gleichen Beinen mitten in die Brandung. Ohne mit Barben auch nur ein einziges Wort zu wechſeln, ſtürmte er in die Stube und zum Bette, in deſſen Wolken die Kranke vergraben lag. Die verdächtige Röthe ihres fleiſchigen Geſichts, welche, ſeit er ſie nicht geſehen, auf eine auffallende Weiſe zugenommen hatte, ging in ein drohendes Kirſchbraun über, und der Ausdruck der Züge, wie der Blick der Augen waren ganz dieſer chamäleontiſchen Wandlung angemeſſen.

„Jakob! Unglückskind! Teufelsbraten!“ kreiſchte ſie auf und ſtreckte ihre Hand nach ihm aus. „Willſt Du mich denn durchaus unter die Erde arbeiten, Rabenſohn! Biſt Du denn ganz von Gottes Wegen abgefallen und allen frommen Lehren und Ermahnungen ungetreu geworden, die ich Dir von Kindesbeinen an mit unermüdlicher Liebe eingeflößt? Muß ich das Allerſchrecklichſte erleben, daß das Kind, das ich unter meinem Herzen getragen, das ich mit Schmerzen geboren und dem Herrn dargebracht, das ich in aller Gottesfurcht und Frömmigkeit erzogen und zu einem Himmelsbürger vorbereitet habe, ganz und gar in die Stricke des Satans gefallen und zeitlich und ewiglich unerrettbar verloren im Höllenpfuhl lichterloh, wie ein Strohwiſch brennen muß? O mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mir das gethan? Womit hab' ich Deinen ſo ſchweren Zorn verdient, die ich immer als eine fromme Magd vor Deinem dreimalheiligen Angeſicht gewandelt bin, daß Du mich ſo hart ſtrafeſt und mit Deiner Hand gänzlich zu Boden drückſt?“

Dieſe Lamentation war lang genug geweſen, um Köpchen Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln. Mit ziemlicher Frechheit und forcirter Kälte fragte er jetzt: „Aber was haben

Sie denn nur vor, Mama? Ich begreife nicht, was dieſes Klagelied bedeuten ſoll? Ich bin mir keiner Schuld bewußt, auf die Ihr Zorn und Ihre Bekümmerniß paſſen könnten."

„Willſt Du Deine Verbrechen auch noch läugnen, Du Sündenſchlamm, Du Auswurf?!"

„So ſagen Sie doch nur endlich, welche Verbrechen Sie meinen!"

„Nicht nur, daß Du jeden Abend, wenn die Rotte Korah ihr verführeriſches Teufelsſpiel anſtellt, in das Faßhaus läufſt und Dein Herz voll Gottesläſterungen ſaugſt, nicht nur, daß Du mit der Teufelin, die die gleiſende Schlange aus dem Paradieſe ſelbſt iſt, Buhlſchaft zu treiben begehrſt, Du haſt Dich vom Beelzebub auch noch am Kartenzipfel faſſen laſſen und verſpielſt Hab und Gut, was Deinen gottesfürchtigen Eltern ſo ſauer zu erwerben geworden iſt. Du ſitzeſt halbe Nächte und ſpielſt und ſäufſt dazu. O daß ſich Gott meiner armen in den Tod betrübten Seele erbarme! So hat Dich denn der alte böſe Feind bei allen vier Zipfeln und Du kannſt ihm nicht mehr entrinnen."

„Das alſo iſt's!" ſagte Köpchen, gezwungen lachend. „Da haben die Klatſch- und Waſchmäuler, die Ihnen das zugetragen, einmal wieder aus einer Laus einen Elephanten gemacht. Alle jungen Herren in Elbena riskiren jetzt ein Spielchen, und da konnt' ich mich natürlich nicht ausſchließen und habe zum Vergnügen auch einmal mitgeſpielt. Das gehört zum guten Ton, den jeder Mann mitmachen muß, will er nicht für einen dummen Kerl, einen Lumpen oder einen Menſchen ohne alle Bildung gelten. Dadurch

geräth man ſo wenig in die Gewalt des Teufels, wie durch den Beſuch des Theaters oder wenn man einer ſchönen Dame den Hof macht.“

„O Du grundloſer Leichtſinn! Weißt Du nicht, daß, als der liebe Gott den ſündlichen Menſchen ein Buch in die Hand gegeben hatte, die Bibel, aus dem ſie lernen ſollten, wie ſie zur ewigen Seligkeit gelangen könnten, der Teufel denſelbigen Menſchen auch ein Buch in die Hand gab von ſeiner Fabrik, womit er den Schaden, den ihm die Bibel zugefügt, wieder beſſere? Denn die Hölle wäre durch Chriſti erlöſendes Blut beinah verödet. Das Buch des Teufels aber iſt die Karte. Seit die Menſchen dieſes ſataniſche Geſchenk haben, iſt die Hölle zahlreicher beſetzt, als je, und die Teufelsknechte können nicht genug Pech und Schwefel beiſchleppen, um alle die Gräuel auszubrennen, welche das Kartenſpiel erzeugt hat. Wer auch nur ein einziges Mal in der Karte ſpielt, der läßt ſich vom Teufel bei einem Haar erfaſſen und iſt dann auf ewig ſein.“

„Es wird ja ſo arg nicht ſein,“ meinte Köpchen immer leichtfertig. „Ich wenigſtens verſpüre noch gar nichts von teufliſcher Einwirkung auf meine arme Seele!“

„Das iſt's ja eben!“ heulte Frau Sabine. „Deine Sicherheit und Deine Sorgloſigkeit geben mir den Beweis, daß der Fürſt der Finſterniß ſchon Gewalt über Dich hat. Herr Jeſus Chriſtus, reiße den armen verführten Jungen dem Teufel wieder aus dem Rachen, daß er ihn nicht ganz verſchlinge, und waſch' ihn von dem Schmutz und Geſtank, womit er bereits beſudelt iſt, wieder rein! Amen!“

Dieſer Stoßſeufzer wurde mit einer Heftigkeit gen Himmel geſchrieen, welche von der Verzweiflung der Beterin hinlänglich Zeugniß gab und Köpchen einige Schauer über die Haut und die Ueberzeugung in die Seele goß, es ſei Zeit, einen andern Ton anzuſtimmen. Erblaßt und zitternd ſtand er da, gänzlich unſchlüſſig, wie er ſich zu verhalten habe; denn zum vollendeten heuchleriſchen Spiele ſeines Bruders Ebenezer fehlten ihm Alter und Charakter. Er war ja doch eigentlich weiter nichts, als ein verſchrobener eitler Kindskopf. Seine zerknirſchte Mutter kam ihm glücklicher Weiſe zu Hülfe.

„Knie gleich hier am Bette nieder, hebe Deine gefalteten Hände empor und bete zu Gott Vater, Sohn und Heiligem Geiſt, daß Dir Deine Sünden, die Du aufrichtig bereuſt, vergeben werden und Du wieder zu Gnaden angenommen wirſt!“

Ohne Verzug führte der Kleine den erſten Theil des erhaltenen Befehls aus; hinſichtlich des zweiten blieb er aber ſo ſtumm wie ein Fiſch.

„So bete doch, Junge!“ kreiſchte ihn Sabine an.

„Es fällt mir nichts ein,“ flennte er in Angſt und Bangen.

„Siehſt Du's nun, wie viel Macht der Teufel ſchon über Dich hat! Aber ich will ihn doch aus dem Felde ſchlagen, den giftigen Drachen. — Zerfleiſche Dein Herz nur recht mit Reue und Buße und ſprich mir das Gebet nach, welches ich Dir aus dem Paradiesgärtlein vorleſen will. Schreie, was Du kannſt, damit Dich Gott erhört.“

„Ich will Alles thun, was Sie für gut finden.“ Es war ihm wirklich ein Ernſt mit dieſer Verſicherung.

Sabine griff zu dem Saffianbande, der neben ihr im Fenſter lag, klemmte die Brille auf die Naſe, ſchlug das für einen ſolchen Fall beſtimmte Gebet auf und begann mit erhobener Stimme zu leſen, und Köpchen ſchrie ihr Wort für Wort aus Leibeskräften nach.

Inzwiſchen war, wie Köpchen bemerkt, Jemand durch die Thür vom Hauserken in die Stube getreten; erſt meinte er, es ſei die alte Barbe, vor der er ſich nicht genirte. Da aber die hereingekommene Perſon an der Thür ſtehen blieb, ſo warf er einen Blick dorthin. Das Wort blieb ihm im Halſe ſtecken, er ſprang auf, als ob ihn eine Horniſſe geſtochen hätte. Frau Sabine blickte ihn fragend an und ſo fielen ihre Augen ebenfalls auf den lebendigen Gegenſtand der Störung. Es war Dortchen, das ſchöne, ſchlanke Dortchen Schlotbauer aus dem Dorfe, jenes eigenthümlich zarte Mädchen, das einſt zuerſt Antons knabenhafte Liebe erregt und das er ſpäter aus ſeinem Verſtecke unter Ebenezers plumpen und frechen Händen in der Schurſtube mehr als einmal zittern geſehen hatte, wie die Taube in den Krallen des Geiers. Jetzt ſah die feingebaute Schöne blaß und angekränkelt aus; ihre Augen waren matt und verweint, ihre Haltung ſcheu, demüthig und gebrochen, ihr Anzug nicht in ſo ſchöner, dem Auge wohlthuender Ordnung, wie man ihn ſonſt an ihr gewöhnt war.

„Was willſt Du?“ ſchrie Frau Sabine, ärgerlich über die Unterbrechung, das zitternde Mädchen an.

„Ach, Frau Baſe!“ ſtammelte dieſes kaum hörbar und mit dem gepreßten weinerlichen Tone der Angſt, „ich möchte gar gern ein paar Wörtchen mit Ihr allein ſprechen.“

„Na, was Du mir zu ſagen haben wirſt, das kann doch wohl mein Sohn auch hören. Und was kömmſt Du gerade jetzt da herein getreten, wo Du doch hörſt und ſiehſt, daß wir zuſammen beten, Du dumme Strunze!“

„Ach nehme Sie's doch ja nicht übel, Frau Baſe, aber es iſt mir ja gar zu nothwendig. Ich möchte mich todt ſchreien, ſo wehleidig iſt mir.“

„Na, ſo thu' doch das Breimaul weiter auf, daß ich Dich verſtehe! Mir iſt's vor die Ohren getreten. Und ſag' endlich, was Du willſt. Ich habe keine Zeit, mir Deinen Teig da lange von Dir verkneten zu laſſen.“

Köpchen hatte die hochwillkommene Gelegenheit benutzt, ſich aus dem Staube zu machen. Er hatte allerlei Speculationen im Kopfe, die auf Füllung ſeines Beutels zielten, und ſchnüffelte nach Schlüſſeln und andern Thür- und Kaſten-Eröffnungs-Mitteln umher.

Als er hinaus war, trat Dortchen an das Bett heran. Sie zitterte an allen Gliedern.

„Ach, liebſte Frau Baſe,“ ſagte ſie lauter mit ſichtbarer Anſtrengung, „meine Mutter liegt nun ſchon an ſechs Wochen hart darnieder, ich weiß nicht, ob Sie davon gehört hat, und vorgeſtern hat ſich nun auch mein Vater dazu gelegt. Mein Bruder aber hat aus dem Bettelshof keinen Schlag Arbeit; wir ſollen warten, bis Herr Ebenezer von der Meſſe heim kommt. Nun haben wir doch auch die drei Kinder von meiner ſeligen Schweſter bei uns; lieber Gott, wer ſoll ſie denn nehmen und ernähren? Vater und Mutter ſind todt, und ſie haben weiter keine Gefreundſchaft, als uns. Aber, liebſte Frau Baſe“ — hier ging ihre Stimme in Schluchzen über — „wir haben ſchon ſeit vier Tagen keinen Biſſen Brod im Hauſe und die Kartoffeln ſind auch aufgezehrt. Die alte kranke Frau verſchmachtet mir faſt, ich kann ihr nichts zu gut thun. An den Doctor dürfen wir gar nicht denken. Erbarme Sie ſich doch meiner Noth und borge Sie mir bis zur nächſten Ablieferung ein paar Thaler. Herr Ebenezer ſoll's Ihr zurückzahlen."

„J was?! Mädchen, wie kommſt Du mir vor?" rief Frau Sabine in großer Entrüſtung. „Meinſt Du denn, ich hätte das Geld, daß es mir aus den Taſchen fiele, und ihr brauchtet es nur aufzuleſen? Ein paar Thaler borgen! Und auch gleich ein paar Thaler! Denkſt wohl, Du hätteſt ein Maulaufthun, ob Du ſagſt, ein paar Groſchen, oder ein paar Thaler. — Schau mir einmal in's Geſicht, Dörte! Der Pfarrer will Dich ja nicht als Jungfer aufbieten. He? was iſt denn das?"

Das Mädchen war plötzlich wie mit Blut übergoſſen und ſchlug die Augen mit einem unbeſchreiblich ſchmerzlichen Ausdruck nieder.

„Siehſt Du, daß der Herr Pfarrer Recht hat!" rief das grauſame Weib mit einer Art Schadenfreude. „Hochzeit willſt Du machen mit dem Leiſcherkop und haſt geſündigt vor dem Herrn, haſt gegen Gottes Gebote gehandelt, biſt keine reine Magd mehr, und da Dich nun Gott für Deine Sünden ſtraft, ſo kommſt Du mir daher und ich ſoll Dir die Strafe abnehmen. Wie kommſt Du mir vor? Strafe muß ſein, und ich werde wahrlich nicht wider Gott handeln und ſeinen ſtrafenden Arm aufhalten."

„Ach daß ſich Gott meiner erbarme!" weinte Dortchen

„Ich wollte, ich läge vier Fuß tief unter der Erde bei meiner Schweſter, ſtatt daß ich Hochzeit machen muß. Ich kann wahrlich nichts dazu, daß ich nicht als Jungfer aufgeboten werden ſoll Aber ich darf ja nicht reden, ich armes Thier!“ Und ſie ſchrie und ſchluchzte ganz troſtlos.

„Mach' mir nichts weiß, Schnepper! Ein Mädchen iſt allemal dran ſchuld, wenn ſie zu Fall kommt. Gott ſtraft nicht vergeblich. Nun löffle auch aus, was Du eingebrockt haſt. Marſch, daß Du fort kommſt! Den Doctor will ich aus chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit Deiner Mutter in's Haus ſchicken und ihm auch den Gang und das Recept bezahlen. Auch die Apothekerrechnung will ich übernehmen. Und ich will doch ſehen, ob im ganzen Dorfe Jemand iſt, der das an euch thäte. Nun pack' Dich aber fort, Du lüderliches Ding, und bereue Deine Sünden und thu' Buße vor dem Herrn Zebaoth.“

Dortchen hatte das Geſicht in ihre Schürze gehüllt und ſtürzte hinaus.

„Hab' ich mich doch über das dumme lüderliche Ding alterirt!“ ſtöhnte Frau Sabine und zog unter ihrem Kopfkiſſen eine Büttel mit Doppelkümmel hervor, der ſie herzhaft zuſprach. „O was liegt doch die arge Welt in Satans Stricken! Wohin man ſieht und hört, nichts als Bosheit und Schlechtigkeit, Sünde und Verderben. Ach, hat mir doch der Baſilisk ſeine Eier in mein eignes Neſt gelegt! Jakob! Jakob! Wo ſteckſt Du denn? Komm gleich! Das dumme Breimaul iſt fort und wir können unſre Herzen wieder zu Gott erheben. — Allmächtiger Schöpfer und Erhalter, zürne mir nicht, daß ich mein Herz und Sinn durch das ſündhafte Geſchöpf von Dir habe abziehen laſſen. Herr, ſtärke mich und tröſte mich in meinem Leid!“ Und ſie leerte das Kümmelfläſchchen.

Jakob ließ eine geraume Zeit verſtreichen, eh' er ſich wieder in der Stube einſtellte. Nicht vergebens hatte er gehofft, die Frau Mama werde unterdeſſen die Lectüre aus dem Paradiesgärtlein vergeſſen haben. Es waren ihr wirklich unterdeſſen wieder weltliche Gedanken gekommen und ſie rief ihm ärgerlich entgegen: „Ja wenn Du Dich nur vom Bette Deiner kranken Mutter abdrücken kannſt, Du garſtiger Bub! Du biſt nicht um ein Haar beſſer, wie die Andern, aber von Dir ſchmerzt mich's am meiſten. Mein Schöpfer und Vater wird mich ja aus dieſer elenden Welt abrufen und in ſein himmliſches Reich einführen, wo mir der Aerger über ungerathene undankbare Kinder und einen ungetreuen Ehemann erſpart und dafür die ewige Seligkeit geſchenkt wird. Wie will ich lobſingen und jauchzen, wenn ich aus dieſem Jammerthal erlöſt bin! Da laſſen ſie mich liegen in meinem Jammer und Noth; ich kann alle Tage ſterben und verderben; es bekümmert ſich Keins von den Meinigen um mich; es guckt Keins nach mir; es fragt Keins nach mir. O ich arme verlaſſne unglückliche Frau! Wenn ich den Herrn nicht hätte, meinen Stecken und Stab, meinen lieben Heiland und Erlöſer, ich wäre ja eine verlorne Seele. Was hat denn der alte leichtſinnige Mann in Elbena zu ſchaffen? Warum leidet's ihn nicht in ſeinen vier Wänden, bei ſeinem Geſchäft? warum bleibt er nicht bei ſeiner kranken Frau, wie es ſeine Pflicht und Schuldigkeit wäre? Nicht wahr, er läuft wieder in die Komödie und praßt und ſchlemmt mit der Rotte Korah, Dathan und Abiram?"

Köpchen, froh, den Zorn der Mama auf ein andres Haupt lenken zu können, und ſollte es das ſeines eignen Vaters ſein, verſetzte heuchleriſch ſchmerzlich: „Ach ja, der Papa ſpeiſt alle Abende mit den Schauſpielern und geht auch jedesmal in die Komödie."

„Ach, daß doch der himmliſche Vater der Erde nicht mehr befiehlt, ihren Mund weit aufzureißen und ſolch verfluchtes Gezücht zu verſchlingen und in die Hölle hinabzuwerfen! Was er nur für einen Grund haben mag, ſo mild und gnädig mit ſolchem gottloſen Volke zu verfahren? Ich verſteh' ihn nicht, ich begreif' ihn nicht. Sonſt iſt er ſchnell mit ſolchem verbrecheriſchen Pack fertig geworden. Ich ärgere mich todt über Gottes Nachſicht und Geduld. Bärbe, gieb mir einen Kalmus! Mir wird's ganz übel und weh über all den Unfug, den ich erleben muß. Der Teufel iſt los in meinem Hauſe und ich kann ihn nicht bannen. O mein Gott, mein Gott, womit hab' ich dieſes Schickſal verdient! Ich bin immer fromm und gerecht gewandelt vor Deinem Angeſicht und habe Dir Opfer dargebracht nach meinen beſten Kräften. Ich vergehe vor Kummer und Herzleid!" Und ſie nahm die von der alten Magd dargebotne Herzſtärkung zu ſich. Nun wurde ſie plötzlich wehmüthig und nahm Köpchens Köpfchen zwiſchen ihre heißen fleiſchigen Hände und liebkoſete ihn. Er ließ ſich das gefallen und warf ſich mit großer Inbrunſt an ihr mütterliches Herz; denn nur auf dieſe Weiſe konnte er, während er vorn ihre überſtrömende Zärtlichkeit in Empfang nahm, mit der

Hand hinter ihrem Rücken ihre ihm wohlbekannte Ledertaſche leiſe unter ihrem Kopfkiſſen hervorziehen, von welcher er ſo eben einen Zipfel hervorragen geſehen hatte. Er hatte nämlich auf ſeiner Rundreiſe während Dortchens Anweſenheit wahrgenommen, daß die Frau Mama alle Schlöſſer gut verſchloſſen hatte, und er wußte aus alter Erfahrung, daß die Hauptſchlüſſel, wenigſtens die zu den Geldkäſten, in der braunen Ledertaſche herbergten, welche die ſorgſame Hausmutter unter der Schürze um den umfangreichen Leib geſchnallt trug.

Da die Taſche nun doch jetzt ſchwerlich dieſen Platz einnehmen konnte, ſo vermuthete er gleich, ſie möchte im Bette verborgen ſein, und ein ſpähender Blick hinter das Kopfkiſſen hatte ihm ihr Daſein wirklich verrathen. Jetzt war der kleine Spitzbube feſt entſchloſſen, ſich ſo lange der mütterlichen Zärtlichkeit hinzugeben und ſie zu erwiedern, bis die ſtark aufgeregte Spenderin derſelben, überwältigt von den Geiſtern des genoſſenen Branntweins und der frommen Wehmuth, in feſten Schlaf gefallen ſein würde. Sie durfte freilich nicht merken, daß ihr müdes Haupt dann nicht auf der Taſche ruhe. Nur hatte der ſchlaue Herr Jakob nicht bedacht, wie er nachher, wenn er ſich mittels der Schlüſſel in Beſitz deſſen geſetzt, wonach er mit allen Trieben ſtrebte, die Taſche wieder unter das Kopfkiſſen bringen ſollte; aber ſelbſt wenn er daran gedacht hätte, würde er dadurch nicht abgehalten worden ſein, zu thun, was er nicht laſſen konnte.

Vor der Hand war durch ſeine Bemühung die Taſche in eine Lage gekommen, daß er hoffen durfte, bei der vorausſichtlichen Eventualität des Schlummers ohne Geräuſch und Mühe über ihren Inhalt zu verfügen. Nun lag er ſtill und hielt mit der Mutter ein herzliches Zwiegeſpräch.

„Bereuſt Du Deine Sünden, Köpchen, und biſt zerknirſcht über Deinen gottloſen Wandel?“

„Ich bereue ſie und bin zerknirſcht. Ich bin verführt worden, Mama.“

„Das weiß ich ſchon. Die Hölle hat ihre Boten ausgeſendet, mich und mein Haus zu verderben. Wär' ich doch ſchier ſelbſt der Verſuchung erlegen. Von freien Stücken wärſt Du nicht in des Satans Stricke gegangen. Deshalb wird der liebe Gott ein Einſehen mit Dir haben und Dich nicht wegen des begangnen Fehls ſtrafen. Willſt Du nun fromm und gerecht vor dem Herrn wandeln?“

„Ich will fromm und gerecht vor dem Herrn wandeln.“

„Und nie wieder in der Karte ſpielen oder in ſonſt einem Glücksſpiele.“

„Niemals!“

„Schwör' es mir auf die Bibel bei der heiligen Dreifaltigkeit und bei Deiner durch Chriſti Blut erwirkten Erlöſung. Hier iſt die Bibel; lege die Hand drauf!“

Köpchen wurde blaß und zitterte. Er zauderte einen Augenblick, aber er begriff, daß er nicht mehr zurück konnte, und er legte die Hand auf die dargebotne Bibel. Sie ſagte ihm den Eid vor, und er ſprach ihn nach: So wahr mir Gott helfe zeitlich und ewig! Ich will nicht wieder ſpielen.“

Wie die Mondesſichel aus dem Riſſe ſchwarzer Wolkenmaſſen hervorſieht und, wenn ſie auch nicht den düſtern Himmel zu klären vermag, aber doch die nächſten ſtarren Dunſtgebirge mit einigem Glanze freundlich erhellt, ſo ſchaut die kleine alte Stadt Hereford in Altengland aus einem von wilden waldigen Berghöhen umragten Thale. Der freundliche Biſchofsſitz vermag den düſtern Ausdruck der gebirgigen Grafſchaft nicht zu mildern; aber er giebt den der Stadt zunächſt gelegenen ſchroffen Felſen einen freundlichen Wiederſchein; man ergötzt ſich an ihrem Anblick, weil ſie ihre romantiſche Wildniß bis an die Mauern und Wälle ausbreitet, während ſelten ein menſchlicher Fuß dieſe Gegend betreten würde, hätte die heilige Mutter Kirche nicht im grauen Alterthume hier einen ihrer Tempel erbaut. Am ſchönſten nehmen ſich dieſe von majeſtätiſchen Bäumen gekrönten Felſenhäupter aus, wenn man auf dem die Stadt durchſtrömenden ſchiffbaren Fluſſe Wye nach dem Dörfchen Northbrigg, kaum eine

„Und auch nicht wieder in die Komödie gehen," fügte Sabine hinzu.

Köpchen ſprach es ebenfalls nach. Er war einmal durch die Unklugheit ſeiner Mutter zum Aeußerſten getrieben; jetzt ſchwur er Alles, was ſie wollte.

„Und nicht wieder zu der Schauſpielerin oder zu irgend einer andern Komödiantin oder einem Komödianten."

Köpchen ſchwur auch das.

Nun umarmte ſie ihn, ſtreichelte und küßte ihn und benahm ſich mit ihm, wie ſie ſich mit ihm benommen hatte, als er ein dreijähriges Kind geweſen war.

Er ließ ſich Alles gefallen und gab ihr die Liebkoſungen zurück, bis ſie endlich ſeine Berechnung erfüllte und im ſeligen Gefühl, nun ihren Liebling vor dem hölliſchen Feuer gerettet zu haben, ſanft einſchlummerte. Als er ſie feſt genug ſchlafen wähnte, machte er ſich von ihr los und ließ ſeine Hand, die eben noch an ihrem Herzen geruht hatte, in ihre befreite Ledertaſche gleiten, aus welcher ſie die Schlüſſel zur eiſernen Geldſpinde und zur obern Stube, worin dieſelbe ihren Platz hatte, hervorzog. Leiſe, vorſichtig und ſchnell trat er ſeine Razzia an.

Und er that einen tüchtigen Griff in die holländiſchen Dukaten und preußiſchen Thaler und ſpickte ſich die Taſchen damit.

Nun calculirte er ſo: „Die Frau Mama ſchläft jetzt die Nacht durch, und wenn ſie auch einmal aufwacht, ſo wird ſie nicht gleich an die Schlüſſel denken; wenn ſie die Taſche fühlt, ſo iſt ſie ſchon zufrieden. Ich aber laufe jetzt hinab nach Elbena und kann noch eine Stunde in's Theater gehen, hernach ſpiele ich bis um ein Uhr und mache gleich hohe Sätze. Ich gewinne nicht nur Alles, was ich zeither verloren habe, wieder, ſondern auch noch eine hübſche Summe dazu. Sowie das Spiel zu Ende iſt, mach' ich mich wieder auf die Beine, und' eh die Mama ausgeſchlafen hat, liegt das Geld wieder in der Spinde und die Schlüſſel in der Taſche."

Zu Barben ſagte er, er wolle ein Stündchen ausgehen und ſich dann auch niederlegen, er ſei angegriffen und müde, doch ſei es ihm jetzt zum Schlafengehen noch zu frühzeitig. Nun ſprang er munter und keck wie ein Böckchen den Thalweg dahin und legte ihn in weniger als der Hälfte der Zeit zurück, die er, um heraufzukommen, gebraucht hatte. In Elbena lief er ſchnurſtracks in's Theater, bewunderte und beklatſchte die angebetete Roſa als Pretioſa, ſtärkte ſich im Büffet bei der Frau Schweſter Gertrud mit einem Glaſe Punſch, rief die Heldin des Abends mit heraus und war wie immer einer der Erſten im Spielzimmer, wo er gleich mit goldnen Sätzen begann.

Nur wer den Dämon nicht kennt, welcher aus der Karte, aus der rollenden Kugel und dem punktirten Würfel heraus greift und den charakterloſen Menſchen mit unwiderſtehlicher Gewalt erfaßt, wird nicht begreifen können, wie es dem kleinen buckligen Commis möglich war, ſeiner auf's Aeußerſte beſorgten Mutter gleichſam in einem Athem den Eid zu ſchwören, daß er nicht wieder ſpielen wolle, und das Geld zu ſtehlen zum neuen Spiel in derſelben Nacht. Köpchen war noch nie ſelbſtſtändig geweſen; ſeit der Hofagent Blumenfeld im Herrnhof hauſte, hatte der eitle Kindskopf jeden Halt und jeden Schatten von moraliſcher Kraft verloren. Gerade die frömmelnde heuchleriſche Erziehung, die er genoſſen, hatte das Bischen moraliſchen Boden, welches ihm die Mutter Natur unter die Füße gegeben, unterhöhlt und entfernt. —

Frau Sabine ſchlief ein paar Stunden den Schlaf der Ermattung, gequält von ungeheuerlichen Träumen. Mit einem Schrei fuhr ſie empor. Es hatte ſie zuletzt geträumt, eine Schlange entwinde ſich ihrem Schooſe und beiße ſie in die Kehle. Das glatte kalte Ungethüm trug einen Kopf mit Köpchens feinen Zügen.

Es war finſtre Nacht um die von Schrecken aufgeregte und zitternde kranke Frau, und ſie fühlte mit beiden Händen auf dem Bette umher nach ihres Jakobs Kopfe, denn ſie meinte nicht anders, als daß er noch da liegen müſſe, wo ſie ihn zuletzt an ihr zärtliches Mutterherz gedrückt hatte. Als ſie ſich überzeugt hatte, daß die Stelle leer ſei, rief ſie ängſtlich ſeinen Namen, erſt leiſe, dann laut und immer lauter. Eine fürchterliche Angſt überkam ſie, ſie wußte nicht, weshalb, als keine Antwort erfolgte. In dieſem Augenblicke ſtellte ſich ihr eine ſchreckliche Viſion dar, eine Hallucination ihrer krankhaft erregten und mit gräßlichen Vorſtellungen geſchwängerten Phantaſie. Es kam ihr nämlich vor, als öffne ſich die Wand ihr gegenüber und ein rieſenhafter Kopf mit Hörnern und Schlangen, ſtatt der Haare, ſchaute, von einem rothen Feuer erleuchtet, in höhniſch fratzenhafter Verzerrung auf ſie und riß den Mund entſetzlich weit auf, aus welchem ſtatt der Zunge eine dunkelrothe Flamme hervorloderte. In dieſer Flamme erblickte ſie wieder zu ihrem unausſprechlichen Grauien den Schlangenkopf, der ſie vorhin im Traume gebiſſen hatte, oder vielmehr den Kopf ihres Lieblings. Sie ſtieß einen Schrei aus, wie man ihn nur von Wahnſinnigen hört, worauf Barbe bleich und zitternd mit Licht in die Stube ſtürzte. Das Phantom war verſchwunden, Frau Sabine lag aber ſchwer athmend und mit ſtark hervorgetretnen und blutunterlaufnen Augen, den Kopf tief zurückgedrückt, im Bette.

„Um des lieben Heilands willen!“ kreiſchte die erſchrockne Magd, „was iſt's denn? Was haben Sie denn vor?“

„Wo iſt Köpchen?“ ſtöhnte Sabine ſchwer aus der beengten Bruſt hervor.

„Er wird wohl zum Bier gegangen ſein oder noch einen Beſuch machen. Er meinte, er werde bald wieder kommen und ſich ſchlafen legen: denn er ſei müde.“

Sabine ſchwieg eine Zeit lang, aber das heftige Auf- und Abſteigen ihrer Bruſt und die Unruhe, mit welcher ſie ſich umherwarf, zeugten von ihrer ſteigenden Aufregung. „Geh' und ſuch' den Jungen!“ rief ſie endlich halb weinend vor Verdruß der Magd zu. „Ich muß ihn haben. Hörſt Du, komm mir nicht eher wieder vor die Augen, als bis Du ihn zur Stelle bringſt.“

Barbe wußte nur zu gut, daß in dergleichen Fällen Reclamationen, und wenn ſie noch ſo vernünftig waren und noch ſo beſcheiden vorgebracht wurden, nichts halfen; ſie warf alſo, in ihr Schickſal ergeben, ihren alten Mantel um und ſchritt herzhaft in die Nacht hinaus, um den „jungen

Herrn“ in Bier- und Gaſthäuſern, bei Freunden und Verwandten und bei „den Mädchen“ zu ſuchen.

Sabina's Gereiztheit und Ungeduld ſtieg von Minute zu Minute. Die Lampe brannte düſter, ihre Augen ebenſo; ihr wurde heiß und ſchwach; es war ihr zuweilen, als glitten wieder ſcheußliche ſchattenhafte Phantome an den Wänden hin oder huſchten durch die Thür; ſie hörte Töne, wie verhaltenes hölliſches Gelächter oder wie fernes Grabgeläute; ihr Puls hämmerte ſtark und unregelmäßig; es flirrte ihr vor den Augen; ihr Athem ging heiß und kurz aus ihrem Munde; ein kalter klebriger Schweiß brach aus ihren Poren. In der ſteigenden Marter ihrer Empfindungen und Gefühle griff ſie unter ihr Kopfkiſſen nach der Schnapsbulle, um ſich durch einen tüchtigen Schluck in einen erträglichern Zuſtand zu verſetzen. Da bemerkte ſie, daß ihre Taſche nicht mehr an der alten Stelle, ſondern unbedeckt hinter dem Kopfkiſſen lag. Ein unſeliger Gedanke fuhr ihr in demſelben Momente wie ein Blitz durch den Geiſt und mit ihm ein gräßlicher Schrecken durch Mark und Bein. Durch eine Art Clairvoyance war ihr Köpchens Verbrechen enthüllt. Sie ſchnellte empor; alle Mattigkeit war von ihr gewichen, alle krankhaften Phantaſien verſchwunden. Sie fuhr raſch mit der Hand in die Taſche und vermißte die beiden Schlüſſel. Ein krampfhaftes Stöhnen entwand ſich ihrer Bruſt; ſie ſtand und lief wie eine Geſunde, ergriff die Lampe und eilte nach dem alten Secretair, öffnete ihn und holte aus einem Fache ein kleines Schlüſſelbund heraus. Es waren Kapital- und Doppelſchlüſſel zu den wichtigſten Schlöſſern im Hauſe, eiſerne Vorſichtsmaßregeln für kritiſche Fälle. Schier athemlos ſtürmte ſie die Treppe hinauf, ſchloß die obere Stube auf, kniete an der Geldſpinde nieder, öffnete ſie und beugte ſich mit ſtarren Augen und der Lampe hinein. Ein zweiter qualvoller Schrei; ſie hatte den Diebſtahl und ſeine Größe erkannt; denn ſie wußte genau, wieviel von jeder Münzſorte dageweſen war, und ſie brauchte nicht nachzuzählen; ein inſtinctives Gefühl gab ihr das Rechte an. Von dieſem entſetzlichen Augenblick handelte ſie mit einer grauſigen Raſchheit. Sie warf den Deckel zu, ſchloß die Thür ab, ſteckte die Schlüſſel ein, eilte in das untre Zimmer, kleidete ſich nothdürftig an, legte einen Mantel um, ſetzte eine Haube auf, barg die gefüllte Schnapsbulle in der umgeſchnallten Taſche, verließ das Haus und ſchlug mit haſtigen Schritten durch die kühle und unfreundliche Frühlingsnacht den Weg nach Elbena ein. Sie hatte nur einen Gedanken, nur einen Trieb, und all ihr Weſen war darin aufgegangen: ſie wollte volle Ueberzeugung von der ganzen Größe ihres Unglücks. Sie weinte nicht, ſie jammerte nicht; ſie hatte kein Gefühl, keine Empfindung, keine Ueberlegung; ſie war kräftig, ſtark, in der höchſten Anſpannung aller Nerven und Muskeln, aber ſie wußte nichts davon; ſie wußte überhaupt nichts weiter, als: Köpchen iſt verloren, iſt dem Teufel verfallen. Aber ſo ſeltſam war ihr Zuſtand, daß dieſer gräßlichſte aller Gedanken, den ihre troſtloſe Seele zu faſſen vermochte, ſeine Schärfe und Spitze verloren hatte. Nichts weiter lebte in ihr, als das glühende Verlangen, ſich durch ihre leiblichen Augen davon zu überzeugen, was ihre geiſtigen Augen bereits klar genug ſahen.

So oft auch Frau Sabine den Weg von Oberndorf nach Elbena gegangen war, noch niemals hatte ſie ihn ſchneller zurückgelegt, als in dieſer Nacht.

Während ſie ihn mehr lief als ging, machte Barbe die Runde in allen Häuſern des Dorfs, wo ſie nur immer den „jungen Herrn" vermuthen durfte, und als ſie ihn nirgend fand, wurde ſie von großer und ſteigender Angſt wieder nach Hauſe getrieben. Sie ſchlich leiſe hinein, um zu erſpähen, ob die Frau vielleicht wieder von einem mitleidigen Schlafe in die Arme genommen ſei, und hegte dabei die unbeſtimmte Hoffnung, daß der Vermißte ſich wohl bis zum Morgen gefunden haben würde. Wie erſchrak aber die treue Dienerin, als ſie die Stubenthür offen und das Krankenbett leer fand! Sie ſtand eine Zeit lang ſprachlos und mit zuſammengeſchlagnen Händen. Die Gedanken gingen ihr aus. Endlich ermannte ſie ſich und begann nun ein neues Suchen nach der Mutter, wie erſt nach dem Sohn. Diesmal in allen Räumen des Hauſes und Hofes. Sie rief, ſie ſchrie, ſie heulte. Endlich entdeckte ſie, daß auch Sabinens gewöhnlicher Anzug fehle. Sie wußte ſich vor Angſt und Schrecken nicht zu helfen und lief nun in das nächſte Haus, um Mittheilungen zu machen und ſich Raths zu erholen. Hier wurde im Familienkreiſe beſchloſſen, daß der Hausvater ſogleich nach Elbena abgehen ſolle, um Herrn Matthies von dem ſeltſamen Unglück zu benachrichtigen; die Uebrigen ſollten noch mehr Gehülfen werben und Alle mit Laternen ſuchen, wo? wußte freilich kein Menſch recht. Dadurch kam allmälig die Nachbarſchaft, bald das halbe, endlich das ganze Dorf in Aufregung und auf die Beine.

Niemand hatte auch nur eine Spur von den beiden verſchwundnen Menſchen geſehen.

Sabine war ohne Aufenthalt und Anſtoß in Jane's Küche angelangt. Die Kalbsaugige ſaß eben mit ihrem Schuhmacher in einem vertraulichen tête-à-tête und ſchlug entſetzt die Hände über dem Kopfe zuſammen, als ſie die Frau vor ſich ſtehen ſah; denn ſie meinte, ihren abgeſchiedenen Geiſt zu ſehen.

„Iſt mein Jakob wieder bei dem Teufelsſpiel?“ fragte Sabine haſtig.

„Du grundgütiger Gott, Frau Dreyßig, ich weiß es nicht. Kommen Sie denn von Oberndorf? Sind Sie denn zu Fuß gegangen? Und ich habe heute erſt gehört, daß ſich Ihre Krankheit noch nicht —“

„Lauf, Jane, und erkundige Dich bei dem Kellner oder wo Du's ſonſt erfährſt, ob der Junge beim Spiele ſitzt.“

Jane wollte noch ſprechen. „Lauf nur. Ich habe nothwendig.“ Und Jane lief. Sabine ſetzte ſich nicht nieder. Sie ging mit demſelben haſtigen Schritt in der Küche auf und ab, mit dem ſie den Weg gemacht hatte. Und ſie ſprach kein Wort. Der Schuhmacher wagte auch nicht, ſie anzureden; er fürchtete ſich vor ihr.

Endlich ſagte er in der äußerſten Verlegenheit und eigentlich ganz gegen ſeinen Willen, um nur dieſe peinliche Stille zu unterbrechen: „Wir ſprachen eben von Ihnen, Frau Dreyßig.“

„Was?"

Der Schuſter kratzte ſich hinter den Ohren.

„Wir überlegten, ob wir's Ihnen melden ſollten. Ich hielt's für verfluchte Schuldigkeit."

„Was denn?"

„Von wegen der Mamſell Guſtel und dem Herrn Illardt, dem Schauſpieler."

„Was iſt's mit dieſen Beiden?"

„Ja, was wird's weiter ſein, als eine Liebſchaft? Aber die Mamſell thut nicht recht."

„Sag' Er mir Alles. Hier hat Er einen halben Gulden. Aber Alles will ich wiſſen."

„Es iſt auch am beſten, Sie erfahren es, damit Sie der Schande vorbeugen. Die Mamſell hat des Nachts in ihrer Stube Beſuch vom Herrn Illardt angenommen, und die Jane hat ihn von ihr herauskommen ſehen."

„Auch das!" ſtöhnte Sabine und preßte die Hand vor die Augen.

Jane trat wieder ein. „Ja, er iſt oben und ſpielt, und er hat wieder viel Geld verloren, ſehr viel, lauter Goldſtücke."

„Ich muß zu ihm. Bringe mich zu dem Kellner."

„Das wird doch nicht gehen, Frau Dreyßig!"

„Schweig, Mädchen! Ich muß. Komm!" Und ſie zog die Magd fort. Der Kellner wurde citirt und aufgefordert, Frau Sabinen in das Spielzimmer zu laſſen. Der Menſch machte Einwendungen. Sabine drückte ihm einen Thaler mit den Worten in die Hand: „Laß die Thür offen, mein Sohn, und geh' auf die Seite. Mehr verlang' ich nicht. Weigerſt Du Dich, ſo komm' ich auch ohne Dich hinein. Denn ich muß hinein." — Der Kellner that, wie ſie wollte, und eine Minute ſpäter war die Frau im Saale. Alle Anweſenden waren um den grünen Tiſch mit vollſter Aufmerkſamkeit auf das Spiel verſammelt. Niemand bemerkte ihren Eintritt. Sie hatte ihren Sohn ſogleich erſpäht und trat hinter ihn. Sie ſah, wie er die Karten mit ihrem Golde beſetzte und wie dieſes vom Bankhalter eingezogen wurde; ſie ſah, wie Köpchens kleine Hand zitterte, als er abermals ſetzte. Große Schweißtropfen rollten ihm von der Stirn. Er verlor wieder. Er hatte nichts mehr. In dieſem Augenblick legte ſie ihre Hand ſchwer wie Blei auf ſeine Schulter. Er wandte ſich erſchrocken um. „Du biſt des Teufels!" hauchte ſie matt und ſtürzte zuſammen. Köpchen ſchrie wild auf und fiel vom Stuhl zu Boden, wo er von furchtbaren epileptiſchen Convulſionen hin- und hergeworfen wurde. Nie hatte er einen ſchlimmern Anfall gehabt. Es gab einen Aufſtand. Alle Spieler liefen wild durcheinander. Einige hoben die Mutter, Andre den Sohn auf und ſetzten ſie auf das Sopha. Die Erſtere hatte den gebrochnen Blick und das Röcheln der Sterbenden. Viele ſtrichen ihr Geld ein und ſalvirten ſich. Nach einigen Minuten waren außer dem Hofagenten und dem Schauſpieldirector nur noch Wenige im Saale. Der Müller Uſſemhof erwies ſich vorzüglich hülfreich. Erſt leiſtete er Sabinen Beiſtand und lief dann nach Arzt und Wundarzt. Aus dem Hauſe kamen Gertrud, ihr Mann und Frau Katharine Uſſemhof, die dienenden Geiſter und was ſonſt bei Wege war, herbei; man brachte cölniſches Waſſer und andre un-

Stunde entfernt, in einem Kahne ſchaukelt und ſich ganz dem Eindrucke überläßt, welchen das grüne Ufer mit kleinen beblümten und von ſchattigen Bäumen beſetzten Wieſen zur Rechten, und die weit überragenden hie und da ſchauerlich geſpaltenen Felſen, aus deren Ritzen die ewig junge Natur ihre Vegetation hervorgerufen, zur Linken, auf eine empfängliche Seele macht, während der helle Fluß mit ſeinen Windungen und zitternden Spiegelbildern der Uferumgebung gleichſam ein getreues Bild dieſer beſchauenden und in ſich aufnehmenden Seele ſelbſt darbietet.

Zu allen Zeiten, deren Erinnerung man aufbewahrt hat, iſt es für die Bewohner der Stadt Hereford ein groſſes Vergnügen geweſen, auf der Wye nach Northbrigg zu fahren und dort den ländlichen Feſten beizuwohnen, wie ſie jedes Jahrhundert und jede Jahrszeit in veränderter Geſtalt herbeigeführt hat; und wie auch das Bedürfniß und ſeine Befriedigung mit den Menſchen und den Wellen gewechſelt ſind, immer iſt der ſchöne Fluß mit ſeinen Felſenwällen und die Luſt an der ergötzlichen Fahrt nach dem nahen Dörfchen in der Bruſt der Einwohner geblieben.

nütze Dinge und machte, wie dies allemal bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, eine Menge Verſuche, von deren Vergeblichkeit alle Anweſenden überzeugt waren. Köpchen bot einen entſetzlichen Anblick; Arme und Beine verdrehten ſich; er wurde emporgeſchnellt und der Kopf in den Nacken gedrückt; dicker Schaum ſtand ihm vor dem Munde. Nach einer guten Viertelſtunde war der Paroxysmus vorüber, und der zurückgekehrte Müller nahm ihn wie ein Kind auf den Arm und trug ihn hinab in ſeine Kammer, entkleidete ihn und legte ihn in's Bett. Dort bekümmerte ſich nachher weiter Niemand um ihn, als Jane; denn die Aerzte und übrigen Hausgenoſſen waren um Sabinen beſchäftigt. Es wurde ihr eine Ader geöffnet, aber ſchon nach kurzer Zeit erklärten die Helfer, daß der Schlagfluß, der ſie getroffen, tödtlich ſei. Sie kam auch nicht wieder zur Beſinnung.

Der Letzte im Hauſe, welcher von dem Unfalle erfuhr, war Matthies. Er ſaß bei Roſa am gutbeſetzten Tiſche und ließ ſich Eſſen und Trinken ebenſo gut ſchmecken, wie ihre muntre Unterhaltung gefallen. Als er endlich durch Gertrud von dem böſen Vorfall unterrichtet wurde, blieb er wie immer ruhig und gefaßt. Er verfügte ſich in den Saal an das Sterbelager ſeiner Frau, rückte ſich einen Stuhl und blieb ſitzen, bis ſie den letzten Athemzug gethan hatte. Dieſer fand gegen Morgen ſtatt. Hernach ließ er die Leiche in ſein Zimmer bringen. Der Bote aus Oberndorf, der ihn hier aufgeſucht hatte, ging dann mit der Nachricht von Sabinens Tod dorthin zurück.

Das Ereigniß erregte einen Sturm von Geſchwätz in den beiden Orten, und die Geſchichte wurde natürlich mit den ſeltſamſten Zuſätzen und Ausſchmückungen verſehen und auf hunderterlei Art erzählt.

Matthies ordnete mit der größten Kaltblütigkeit das Nöthige an und traf Anſtalten zu einem glänzenden Begräbniß. Am dritten Tage Nachmittags drei Uhr läuteten alle Glocken der Stadt, die männliche Schuljugend ſowohl von Elbena, als von Oberndorf zog mit hohen Crucifixen herbei, die geſammte Geiſtlichkeit beider Orte und ein Leichenconduct, wie noch keiner geſehen worden war — denn faſt ganz Oberndorf war herabgekommen, der frommen Frau die letzte Ehre zu erweiſen — bewegte ſich langſam unter den ſchwermüthigen Tönen einer Trauermuſik hinter dem mit Tannenzweiggewinden und jungen Frühlingsblumen reich geſchmückten Sarg her. Trauerflor war im Uebermaß verſchwendet, es fehlte ſogar nicht an Trauermarſchällen. Der Sarg wurde in der Kirche vor den Altar niedergeſetzt und ein langer und feierlicher Trauergottesdienſt gehalten, wobei der Organiſt Luchſier ein Requiem aufführte und der Collaborator Hammer eine prächtige Predigt hielt, in welcher die Verſtorbene zu einer Heiligen erhoben wurde. Die Schauſpieler wirkten nach Kräften mit, dem Schauſpiel Pomp und Würde zu geben, und Roſa ſang, von Kopf bis zu Fuß in wallende ſchwarze Gewänder gehüllt, eine große Trauerarie von Luchſiers Compoſition. — Und als der ſchwere und mit vergoldeten Leiſten reich verzierte eichene Sarg an Handtüchern in die Gruft geſenkt war, ſprach Hammer den Segen darüber, die Choradjuvanten ſangen noch eine Motette, und Roſa warf, das ſchöne Auge voll

Thränen, eine Hand voll Erde mit dem frommen Wunſche: „Ruhe ſanft!“ auf das Gehäuſe, das die irdiſchen Ueberreſte ihrer verehrten Freundin enthielt. Jedermann drängte ſich herzu, der edlen Künſtlerin nachzuthun. Und als Alle Erde hinabgeworfen hatten, gingen ſie heim, und die Sache war abgethan. Roſa aber ſagte leiſe zu ihrem Veilchen, als ſie ſich entkleiden ließ: „Die Frau iſt ſchneller geſtorben, als ich gedacht. Ich habe Glück, Kind. Jetzt gilt's, es zu verfolgen.“

Am andern Morgen in der erſten Frühe wurde in Oberndorf auch eine Frau begraben, eine arme redliche Frau, eine treue Familienmutter, die ihr Lebelang unabläſſig gearbeitet, viel Noth gelitten, viel Sorge gehabt hatte und zuletzt in Jammer und Elend dahingefahren war — Dortchens Mutter! Sechs arme Männer trugen die Bahre, Dortchen und Lieſcherkop waren die einzigen Begleiter. Aber die Thränen der Tochter waren reich und aufrichtig, Thränen des tiefſten Schmerzes, des unſaglichen Leids, das ſie betroffen, ſtumme Ankläger menſchlicher Scheußlichkeit vor dem Auge Gottes. Kein Geiſtlicher begleitete die Hülle der Armen zur letzten Ruhſtatt, kein bezahlter Sänger ließ Klagetöne in die Luft ſteigen, keine Schauſpielerin warf eine Hand voll Erde auf den rohen Sarg. — —

Am Abend dieſes Tags kehrte Herr Ebenezer Dreyßig von der leipziger Meſſe in den Herrnhof zurück.

Ende des zweiten Theils.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Leute von Geſtern.

Lebensbilder aus der jüngſten Vergangenheit

von

Ludwig Storch.

Erſte Abtheilung.

Aus einer Bergſtadt.

Dritter Band.

* * *

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1853.

Aus einer Bergſtadt.

Roman

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Leipzig.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Nächtliche Abenteuer und eine Heirathsſpeculation.

Ebenezer Dreyßig war nicht der Mann, der durch Nachrichten, wie ſie ihn auf ſeinem Comptoir empfingen, ſonderlich erſchüttert werden konnte. Er hörte den Bericht ſeines Bruders Gottfried vom Tode der Stiefmutter und der ſchweren Erkrankung des Bruders Jakob ruhig an und befahl dann der Schweſter Guſtel, ihm ſchwarzen Flor an den rechten Aermel ſeines Alltagsrocks und an ſeinen Hut zu nähen. Damit ſchien die Sache für ihn abgethan. Aber alle ſeine Untergebenen wußten, daß es nur ſchien, und Gottfried nahm ſich daher vor der Hand gar nicht die Mühe, ihn mit den nähern Umſtänden des Todesfalls bekannt zu machen. Er war überzeugt, daß dies nur eine ſehr unnütze Mühe geweſen ſein würde, und Ebenezer ganz andre und genauere Berichterſtatter hatte, als ihn. Der Chef des Hauſes hatte dann unter vier Augen und hinter verſchloſſnen Thüren eine lange Unterredung mit ſeinem Vater, in welcher er ſchon mehr über Köpchens „dumme Streiche“ erfuhr, aber auch die ihn befremdende Wahrnehmung machte, daß „der Alte“ ſehr wenig oder ſo viel wie gar nichts für den großen Zweck, die Gewinnung des Prozeſſes und des Herrnhofs, während der Meßzeit gethan hatte. Ebenezer begriff, daß dieſe Unthätigkeit ſeines ſonſt in ſolchen Dingen ſo überaus thätigen Erzeugers einen beſondern Grund haben müſſe, aber er hütete ſich wohl, irgend eine Bemerkung darüber laut werden zu laſſen. Erſt mußte er klar ſehen in allen den Dingen, welche ſich während ſeiner Abweſenheit im Hauſe und in der Familie ereignet hatten. Es entging ſeinem Scharfblick keineswegs, daß ſein Vater ihm gegenüber nicht die alte gewohnte natürliche Sicherheit hatte und ſich beſtrebte, eine erkünſtelte dafür unterzuſchieben, die den beobachtenden Sohn ſogleich auf die Vermuthung brachte, Köpchen möge nicht der alleinige Sünder ſein. Als er dem Alten eine gute Nacht gewünſcht und ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen hatte, begab er ſich keineswegs zu Bette, wie man hätte erwarten dürfen; er warf vielmehr ſeinen Mantel über und verließ, ſo ſpät es auch ſchon war, das Haus.

Kurz vor Mitternacht trat er wieder ebenſo leiſe herein und begab ſich zur Ruhe. Nun war er genau unterrichtet. Ein ſo ſchlauer Mann wie Ebenezer hatte natürlich ſeine Spione, Aufpaſſer und Berichterſtatter unter ſeinen Arbeitern. Die Demoraliſation der Fabrikherrn wirkt ſtets demoraliſirend auf den größten Theil der Fabrikanten und bringt die kriechende, ſchweifwedelnde, ſpeichelleckende Hundenatur in ſchwachen Charakteren zur Ausbildung. Je heuchleriſcher und moraliſch verderbter der Brodgeber, deſto

Das düſtre Landſchaftsbild der Grafſchaft Hereford harmonirte wohl niemals mehr mit dem Bilde der Zeit, als in den Tagen, wo die elende und ſtrafwürdige Regierung des ſchwachen, geiſtesarmen Königs Edward des zweiten eine Empörung des engliſchen Volks und ſeiner edelſten Häupter hervorrief, an deren Spitze Edward's Gemahlin ſelbſt, die Königin Iſabella, und ihr Sohn, Prinz Edward, ſpäter ſo ruhmvoll unter dem Namen des Königs Edward des dritten bekannt, ſich geſtellt hatten. Zwanzig Jahre lang hatten königliche Willkühr, geſetzloſe Gewaltthätigkeit und tyranniſche Unvernunft ſtill in England gewüthet, wie ein Krebsſchaden am menſchlichen Körper; Gewalt hieß Recht; wer Macht hatte, durfte nehmen, wo war, und nur der durfte behalten, was er ſein nannte, der die Kraft beſaß, dies Eigenthum zu behaupten. Die königlichen Schergen durchzogen das Land nach allen Richtungen, und wo ſie fetten Boden fanden, fielen ſie, wie gierige Blutigel, an und ſaugten ſich voll dem Mark der Einwohner, und je ſeltner endlich, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, ſolche Stellen wurden, deſto wüthender war die Gierde der neu emporgekommenen Sauger, die nun augendieneriſcher und maulſchwätzeriſcher der Brodempfänger. Es gab in Elbena eine gar nicht kleine Anzahl von Arbeitern, welche Ebenezern im Herzen verachteten, nichts deſto weniger vor ihm krochen und ſich zu Allem gebrauchen ließen, wozu er ſie nur haben wollte, ja, die im nichtswürdigen Dienſteifer oft viel weiter gingen, als ihm lieb war. Dieſe Leute waren ſeine beſtellten Referenten über alle häuslichen und ſtädtiſchen Vorfälle, ſowohl während ſeiner Abweſenheit, als auch während ſeiner Anweſenheit in Elbena. Sie „trugen ihm zu“. Zwei davon hatte er dieſen Abend aufgeſucht, andre zur „Ablieferung“ für den folgenden Morgen in die Schreibſtube beſtellt.

Ebenezer hatte nun feſten Boden unter den Füßen. Er wußte, daß ſein alter Vater der ſchönen Schauſpielerin in's Netz gelaufen war, was er kaum für möglich gehalten hätte; er wußte, daß Jakob zum Dichter, Spieler und Dieb geworden war; er wußte, daß die Schweſter Guſtel eine Liebſchaft mit einem Schauſpieler angeknüpft hatte, und noch manches Andre, ſo z. B. daß es ſeit Kurzem im Hauſe des Kleinſchmieds Friſchling hoch hergehe. Dieſe Dinge waren ihm nicht recht, aber ſie waren doch weit davon entfernt, ihn zu beunruhigen. Roſa Feige war ja ſeine eigne Verbündete, und er hatte ein langes Leben voll der ſchärfſten Proben von der Klugheit ſeines Vaters vor ſich liegen, die ihm den Beweis lieferten, daß der Umgang deſſelben mit dem hübſchen Mädchen im äußerſten Falle nichts weiter, als der flüchtige Sinnenreiz eines alten Mannes ſei. Was ſchadete es, wenn die Befriedigung deſſelben dem ſteinreichen Manne ein paar hundert Thaler koſtete! Mit Köbchen und Guſteln war er noch ſchneller fertig. Beſorgter machte ihn das bemerkte Wohlleben des Zeugſchmieds. Doch konnte daſſelbe ein Reſultat der Geldgaben ſein, die er ſelbſt dieſem Menſchen eingehändigt hatte. Gerade dieſen fürchtete er am meiſten. Mit dem Entſchluß, morgen ſeine energiſchen Maßregeln zu nehmen, überließ er ſich dem Schlafe. —

In der Betſtunde des folgenden Morgens fanden ſich nicht nur alle im Geſchäft arbeitenden Leute, ſondern auch Herr Matthies Dreyßig und Frau Katharine Uſſemhof, ſo wie Frau Gertrud Flippert und Frau Suſanne Breiting ein. Die letztgenannten Glieder der Familie auf Ebenezer's am Abend zuvor noch ergangene Einladung. Als Alle beiſammen waren, trat er ſelbſt ganz ſchwarz gekleidet mit einem großen Flor am Arm demüthig geſenkten Blickes herein und hielt eine Todtenfeier für die abgeſchiedene Mama. Nachdem er ein paar Verſe aus dem Geſangbuchsliede: „Meine Lebenszeit verſtreicht ꝛc.“, hatte abſingen laſſen, reſp. ſelbſt abgeſungen, hielt er einen Vortrag über die unvergleichlichen Tugenden der Verſtorbenen, aus welchen er beſonders ihre Frömmigkeit und Gottesfurcht hervorhob, und warnte nachdrücklich vor den Fallſtricken des Teufels, in welche Bruder Jakob gefallen ſei und dadurch den ſchnellen Tod ſeiner ehr- und tugendſamen Mutter herbeigeführt habe. Die Parentation erhob ſich zuweilen bis zu oratoriſchem Schwung; es gelang ihm ſogar, zu ſcheinen, als ſei er gerührt. Es erging ihm, wie es in der Regel den Panegyriſten ergeht: jeder Einzelne der Anweſenden wußte recht gut, daß kein wahres Wort an der ganzen Rede war, daß Frau Sabine das Gegentheil von der gemachten Schilderung geweiſen; Jeder wußte auch eben ſo gut, daß der Redner ſelbſt nicht glaube, was er ſagte, ja ſogar, daß er recht gut wiſſe, daß die geſammte Zuhörerſchaft es auch nicht glaube. Und dem war wirklich ſo. Aus welchem Grunde und zu welchem Zwecke ſprach er nun? Wozu ſpielte er Komödie? Wem die Heuchelei zur andern Natur geworden iſt, der hat eben einen unwiderſtehlichen Drang, ſtets zu heucheln, einen geiſtigen Heißhunger zur Lüge, und er muß das unnatürliche Bedürfniß um jeden Preis befriedigen (gleich wie es Leute gibt, die einen unnatürlichen Appetit nach Aas oder andern ekelhaften Dingen haben, und an die Befriedigung deſſelben Alles ſetzen).

Nach der Betſtunde begannen die Geſchäfte, und unverkennbar mit größerer Lebendigkeit und mit ſichtbarerem Erfolg, als unter Gottfried's Oberherrſchaft. Auch die ſklaviſche Furcht iſt ein mächtiger Hebel für die menſchliche Thätigkeit, und ſie liefert unter manchen Verhältniſſen oft größern Geldgewinn, als das Schaffen des ſittlichen Eifers, deſſen Grund immer nur freie Liebe iſt. Aber zur thätlichen Anwendung der letztern muß der Menſch nothwendig eine hohe moraliſche Ausbildung haben. Und wie Wenige ſtehen auf dieſer höchſten Sproſſe der Leiter der menſchlichen Triebe und Leidenſchaften! Ebenezer hielt von dieſem Fleiße nichts, er kannte ihn nicht. Sklaviſche Furcht und gemachte Frömmigkeit waren die beiden Factoren ſeines Geſchäftsbetriebs. Der erſtere findet ſich mit wenigen Ausnahmen faſt überall in großen Geſchäften, wo eine Anzahl Leute unter einem Herrn und Gebieter arbeiten; der zweite kommt im Verlaufe unſres Jahrhunderts immer häufiger hinzu. Darf man ſich wundern, daß unter der ruhigen mit dem Kreuze bemalten Decke alle gemeinen Leidenſchaften im ſtillen Brande begriffen ſind? Die Moralität der Arbeiter ſinkt unter den Gefrierpunkt hinab, während ihre Frömmigkeit über den Siedepunkt hinaufſteigt. Sie arbeiten, ſingen und beten, ſie lügen, betrügen und ſtehlen. Es iſt das raffinirte Sklaventhum Amerika's, die überzuckerte Fäulniß der in der Auflöſung begriffenen Geſellſchaft. Von außen ſieht die Sache immer noch leidlich, zuweilen ſogar verlockend aus, und die glänzenden Früchte der Induſtrie dieſer durch und durch kranken Geſellſchaft können ein unbefangenes Gemüth ſogar täuſchen. Fieberkranke vollbringen zuweilen Dinge, wozu ihnen im geſunden Zuſtande Geſchick und Luſt fehlen. Die Geſellſchaft von heute gleicht auf ein Haar jenen unterirdiſchen Kohlenbränden, in welchen das Feuer unlöſchbar und unaufhaltſam ſtill fortwüthet, oder vielmehr mit ruhiger, aber entſetzlicher Gewalt fortſchleicht, während über ihnen auf der Oberfläche der durch die unnatürliche Hitze zu außerordentlicher Thätigkeit geſteigerte Humus die prächtigſte Vegetation hervortreibt und die ſchmackhafteſten Südfrüchte, wie Ananas, Bataten ꝛc., erzeugt. Der nordiſche Winter hat ſcheinbar an ſolchen Stellen ſogar ſeine Herrſchaft verloren. Aber eines Tags wird die ganze Herrlichkeit in die brennende Tiefe ſtürzen und die entbundenen Flammen zu Rieſen emporwachſend aus ihr, Alles verzehrend, heraufſchlagen. —

Auf die Betſtunde und reſp. Todtenfeier folgten unmittelbar in demſelben Local Scenen von ganz andrer Färbung. Da kamen Fabrikanten, um Waaren abzuliefern, Männer und junge Frauen, die Berichterſtatter und die Theilnehmerinnen an den chriſtlichen Liebeswerken des Herrn Ebenezer Dreyßig. Sobald auch dieſe Geſchäfte abgemacht waren, trat der Schauſpieldirector Wyß in die Stube und begrüßte ſeinen Verbündeten mit geräuſchvoller und hochfahrender Vertraulichkeit. Eine Wolke flog über Ebenezer's ſteinerne Züge. Er verriegelte die Thür wieder, als ob er die Waare einer jungen Fabrikantenfrau zu prüfen hätte.

Die Begrüßung und conventionelle Befragung des Mimen nach Wohlergehn und Geſchäftsergebniß nahm Ebenezer ziemlich kühl entgegen und gab kurze unbedeutende Antworten.

„So viel Sie auch auf den Meſſen gewonnen haben mögen," fuhr Wyß mit Selbſtgefühl fort, „hier haben Sie unterdeſſen jedenfalls mehr gewonnen. Die Angelegenheit, mit der Sie mich beauftragt haben, iſt vortrefflich gegangen, d. h. ich habe ſie mit Hülfe der Freunde in ein ſo günſtiges Stadium gefördert, daß ihr Abſchluß zu Ihrem glänzenden Vortheil nicht fern mehr ſein kann."

„Schönes Stadium das!" platzte Ebenezer unwillig heraus. „Dem dummen Jungen, dem Jakob, habt ihr das Geld abgenommen, daß die Alte in Oberndorf den Tod davon gehabt hat; den Müller habt ihr fein ungerupft gelaſſen. Eine Komödie ſtudirt ihr ein, die euch der Teufel oder ihr ſelbſt fabricirt habt, worin ich verhöhnt und verſpottet werde, und der Müller ſoll ſogar mich darin darſtellen. Herrliche Progreſſen das! Und dafür ſoll ich euch wohl auch noch ein anſtändiges Honorar bezahlen? Und was iſt das erſt für eine verfluchte Geſchichte, daß ſich euer

Judenmädel da, wie heißt ſie doch? an meinen Alten anbeſtelt und ihm den grauen Kopf mit unziemlichen Gedanken verwirrt? Mit wem halten Sie es eigentlich, mein Herr, mit dem Müller Uſſemhof oder mit Ebenezer Dreyßig? Wenn Sie darauf ausgehen, die Glieder der Familie Dreyßig lächerlich zu machen und zu ſchädigen, ſo werden Sie bald einſehen, daß Sie ein ſehr undankbares Geſchäft übernommen haben. Ich werde Ihnen das Theater und das Spielzimmer zuſchließen.“

Der Schauſpieler heftete ſeinen Blick mit dem Ausdruck größten Erſtaunens auf den erzürnten Sprecher, bis ein verächtliches Lächeln in ſeinen Zügen auftauchte. Er hatte ſchnell begriffen, welchen ungeheuern Vortheil ihm Ebenezer's Kurzſichtigkeit und unkluge Aeußerung über dieſen darbot, und er war natürlicher Weiſe entſchloſſen, die Blößen, die ſich ſein Gegenüber ſoeben gegeben, möglichſt auszubeuten.

„Kaum hab' ich meinen Ohren getraut, Herr Dreyßig,“ begann er mit ſtark gefärbter Würde der gekränkten Unſchuld, „und ich kann mich ſchwer überzeugen, daß ein Mann von Ihrem Talent und Ihrer Gewandtheit mit Ruhe und Beſonnenheit die Poſition, die ich in Ihrem Intereſſe eingenommen habe, überſehen und geprüft hat. Wie, mein Beſter, hab' ich mich Ihnen als einen Schüler in der Lebenskunſt, Intrique genannt, verkauft? Den Schüler würden Sie wahrlich nicht angenommen haben. Nein ich bin als bewährter Feldherr in Ihren Dienſt getreten, und nun, da ich den Operationsplan mit der feinſten Taktik entworfen und alle Anordnungen ſo getroffen habe, daß der Feind gänzlich umzingelt und kraftlos iſt, ſo daß ich die Schlacht mit Recht als eine ſchon gewonnene und den Gegner als vollſtändig beſiegt bezeichnen kann; in dieſem Augenblick, wo ich Ihrer bewundernden Anerkennung gewiß zu ſein glaube, erklären Sie mich für einen Verräther — o nein, für einen Schulknaben! denn ich darf doch wohl von Ihrem Verſtande erwarten, daß er Verrath feiner und geſchickter geſponnen vorausſetzen würde, als wie Sie meine Arbeit anzuſehen belieben. O Herr Dreyßig, ich bitte Sie um Ihrer ſelbſt willen, halten Sie mich, wofür Sie wollen, aber nur nicht für einen dummen Jungen; denn Ihr Irrthum fällt Ihnen zur Laſt, nicht mir."

Woß ſchwieg und maß das Zimmer mit langen Schritten. Ebenezer befand ſich in einem ihm ſeltnen Zuſtand; er war verlegen und fragte endlich ziemlich herabgeſtimmt: „Und nun? Wie weiter?"

„Iſt's denn wirklich nöthig, daß ich mich vor Ihnen rechtfertige?" fuhr Woß mit ſtolzer Ueberlegenheit fort. „So muß ich Sie vorab um Verzeihung bitten, daß ich eine unbegrenzt hohe Meinung von Ihnen gehabt habe. Steigen wir denn ein paar Stufen herab, und nun hören Sie mich an. Sie beſchuldigen mich: wir, d. h. ich und der Hofagent, hätten Ihrem Bruder das Geld abgenommen und den Müller verſchont. Wie plump und dumm wär' es doch geweſen, wenn wir das Gegentheil gethan hätten! Halten Sie doch den Müller für nicht gar zu beſchränkt, daß er nicht Schwansfedern bekommen haben ſollte, wenn er gleich von vorn herein bedeutende Summen verloren hätte. Er würde ſich raſch von der Leimruthe losgeriſſen haben und mit Verdacht gegen uns erfüllt worden ſein. Wir mußten ihn gewinnen laſſen, und damit noch nicht genug, wir mußten Ihren Bruder verlieren laſſen, um ihn ganz ſicher zu haben. Dieſe Verluſte des Herrn Jakob, über die ſich der Müller ſo kindiſch gefreut hat, und über die Sie ſich ſo — ſehr alterirt haben, ſind in dieſen Rollen enthalten, die ich Ihnen — wie ſich doch wohl von vorn herein von ſelbſt verſtand — hiermit zurückgebe, und hier lege ich Ihnen zugleich ein genau ſpecificirtes Verzeichniß ſeiner Verluſte von jedem Abende vor. Wenn Sie ihn ſelbſt darüber befragen, ſo wird er ſchwerlich ſo ehrlich ſein, die Höhe dieſer Summen einzugeſtehen. Sie erſehen daraus, daß Niemand von uns daran gedacht hat, ſich mit Dreyßig'ſchem Gelde zu bereichern. Herrn Jakob konnten wir aber doch unmöglich in unſer Geheimniß ziehen und ihm ſelbſt das Geld zurückerſtatten. Das wäre ja ebenfalls kindiſch geweſen; und wenigſtens wir, Blumenfeld und ich, wollen uns von allen Kindereien frei gehalten wiſſen. Ebenſo wenig haben wir's mit Ihrem Herrn Vater zu thun, ſondern ganz allein mit Ihnen. Ihnen und nur Ihnen allein ſind wir perſönlich verpflichtet. Nur Ihnen gebührt die Rückerſtattung des von Jakob verlornen Geldes und — hier liegt es. — Der Zwiſchenfall mit Ihrer Frau Mama war freilich nicht vorauszuſehen und allerdings ein unangenehmer. Aber auch ihn haben wir bereits zu unſerm Vortheil benutzt. Das Spiel im Herrnhof war ſchon etwas zu ſehr öffentlich geworden; wir liefen am Ende doch Gefahr, aufgehoben zu werden. Dem iſt nun durch den unangenehmen Vorfall abgeholfen. Herr Guſtav Koberſtein, der auch ſehr hitzig in's Zeug gegangen iſt, hat uns eine ganz abgelegene Stube in ſeinem Hauſe aufgenöthigt und läßt nur die Rechten zu. Jakob bleibt ausgeſchloſſen, wie viele Andre, die uns nichts nützen. Seit vorgeſtern Abend ſpielen wir im neuen Local, und geſtern Abend hat der Müller den erſten bedeutenden Verluſt gehabt. Wir haben ihn nun ſo ſicher, daß er uns nicht mehr entgehen kann. Mit Blumenfeld hat er eben ſo dicke Freundſchaft geſchloſſen, wie mit mir. In drei Wochen iſt all ſein Hab und Gut in unſern Händen, darauf geh' ich jede Wette mit Ihnen ein. —

„Was ferner Ihren Vorwurf betrifft, ich laſſe ein neues Stück einſtudiren, in welchem Sie lächerlich gemacht würden, ſo war ich eben im Begriff, Ihnen darüber zu referiren. Die Sache iſt von größerer Wichtigkeit, als Sie glauben mögen. Aber ſie paßt ganz vortrefflich in unſern Plan, und wir hätten ſie uns nicht ſchöner beſtellen können. Das Stück iſt mir von Frau von Remſcheidt eingereicht worden mit der ſehr beſtimmten Andeutung, daß es nicht von gemeiner Hand herrühre. Entweder iſt es von meiner Couſine, dem Fräulein von Bels, welche mit ihrem Vater, dem Präſidenten, eben bei Frau von Remſcheidt Villegiatur hält, oder — und das iſt mir das Wahrſcheinlichſte — der Prinz Heinrich, der Geliebte des Fräuleins, iſt der Verfaſſer. Vielleicht haben ſie beide Theil an der Autorſchaft. Darauf ſcheint mir die etwas ungleiche Bearbeitung zu deuten. Sie erſehen daraus, daß Ihre Verhältniſſe in den höchſten Kreiſen unſres Landes keineswegs unbeachtet geblieben ſind. Es liegt Ihnen Alles daran, die mächtigſten Perſonen für ſich zu gewinnen. Wohl! So kennen Sie ja wohl die alte unfehlbare Regel: Willſt Du vornehme Leute zu Deinen Zwecken benutzen, ſo gib Dich zu ihrem Spielzeug her. Geſtatten Sie dem Prinzen, dem geſetzlichen Nachfolger des regierenden Herrn, Sie auf die Bühne zu bringen, ſo werden Sie ihn dadurch zum kräftigſten Hebel Ihrer Intereſſen machen. Er ſpielt mit Ihnen und thut das Seinige, Ihnen den Herrnhof zu verſchaffen. Und wenn Sie dem Müller den Ihnen unſchädlichen Kitzel gönnen, Sie auf der Bühne zu copiren, ſo überläßt er Ihnen dafür ſeine Anſprüche um ſo billiger. Er meint Sie zu ſchrauben, und Sie ſchrauben ihn. Gerade dieſes Stück und ſeine Rolle darin liefert ihn uns ſicher an's Meſſer. Wenn irgend etwas geeignet iſt, Ihnen den Herrnhof zu verſchaffen, ſo iſt es dieſes Drama. Und ein Mann, wie ich Sie kenne, macht ſich doch wohl den Teufel daraus, daß er auf der Bühne copirt wird, wenn er dadurch einen ſo köſtlichen Fang thut. Die Aufführung des Stücks gewährt uns aber auch noch den nicht genug zu ſchätzenden Gewinn, daß Jedermann uns beide für Gegner hält. Der Müller würde ſich eher todtſchlagen laſſen, als glauben, daß wir beide Verbündete zu ſeinem Verderben wären. Und dieſe Feſtigkeit des Glaubens hat das Stück in ihn gelegt.

„Zuletzt haben Sie mich gar für Ihres Herrn Vaters kleine Liebhabereien verantwortlich gemacht. Sehr ſonderbar das! Wenn ihm das Judenmädel gefällt, ſo iſt das ein Beweis, daß er Geſchmack hat. Wenn Sie aber meinen, daß ſie ſich an ihn hinge, ſo ſind ſie in großem Irrthum. Lernen Sie das Frauenzimmer erſt kennen, eh' Sie über ſie urtheilen. Dieſe junge Perſon, von der Sie vereben ſo voll werden wollten, wie ihre Vorfahren. Das Empörendſte für die Edlen und das Volk war, daß es den König ſelbſt nicht als Urheber dieſer Greuel erkannte, ſondern ſeine Favoriten, den Gascogner Gaveſton und die beiden Spencer, Vater und Sohn. Der König war ein Schwächling an Leib und Seele, und beſaß, wie dies oft bei ſchwachen Geiſtern der Fall iſt, eine große Herzensgüte, die jedoch, ohne feſten Grund und Boden, auch ſtets eines würdigen Zieles ermangelte und ohne wahren Edelſinn in's Blaue hinein handelte, wodurch meiſt mehr verdorben als gebeſſert wurde. Man wußte den König keines perſönlichen Verbrechens zu zeihen — eine Seltenheit bei einem gehaßten Könige — und die Flüche des Volks trafen allein ſeine Schwachheit, die ihn unter die Füße ſeiner Günſtlinge gab.

Der ſchwarze Dämon, der all dies über England ausgebrochne Unglück herbeibeſchworen hatte, war der alte Spencer, vom Könige zum Grafen von Wincheſter erhoben, ein hochbejahrter Greis, aber von eiſerner Geſundheit und Kraft, von eiſernem Willen und einer Herrſchſucht und Grauſamkeit, die beide ſeiner Geſundheit und Willenskraft achtlich ſprechen, iſt auf dem Wege, Ihnen, mein Herr, die ſchätzbarſten Dienſte zu erweiſen, und Sie werden bald alle Urſache haben, ſich ihr zum größten Danke verpflichtet zu fühlen.“

„Hoho! Sie nehmen den Mund ſehr voll,“ ſagte Ebenezer mit einem gezwungenen Lachen, welches ſeine Verlegenheit maskiren ſollte; denn in der That war er bereits durch den Schauſpieler vollſtändig zu Boden geſchlagen.

„Die Beweiſe für meine Behauptung werden nicht lange auf ſich warten laſſen.“

„Verrathen Sie mir doch vorher etwas davon. Ich liebe es, meine Freunde und ihre Dienſtleiſtungen ganz und nach allen Seiten hin zu kennen.“

„Wenn Sie nächſtens alleiniger Beſitzer dieſes Hauſes und ſeiner Privilegien unter ſo ſpottbilligen Bedingungen werden, die Sie ſelbſt in Erſtaunen zu ſetzen geeignet ſind, ſo werden Sie dieſe großen und nachhaltigen, in eine lange Zukunft fortwirkenden Vortheile ganz allein dieſem unbedeutenden Judenmädel zu verdanken haben.“

„Wirklich?“ fragte Ebenezer mit einer leicht höhniſchen Betonung. „So laßt doch hören, wie das Blitzmädel das angefangen hat und wie ſie's auszuführen gedenkt.“

„So hören Sie denn! Roſa wird ſich nächſtens taufen laſſen. Die Taufe wird mein Schwager, der Kirchenrath Lehmann, vollziehen. Aber an dieſem Tage wird er Oberhofprediger, Präſident des Oberconſiſtoriums und Beiſitzer des Miniſteriums ſein. Beichtvater des Herzogs iſt er jetzt ſchon. Roſa's Taufe wird einen Moment in der Geſchichte unſres Landes bilden, einen glänzenden Moment, ſag' ich

Ihnen! Seine Durchlaucht der gnädigſt regierende Herr und Ihre Hoheit die Frau Herzogin nebſt allen übrigen durchlauchtigſten Gliedern des hochfürſtlichen Hauſes werden Pathenſtelle bei unſrer Roſa verſehen, und dieſe heilige Kirchenhandlung wird zur hohen Verſöhnungsfeier der beiden fürſtlichen Gatten werden. In dieſem frommen Chriſtenwerke werden ſie ſich geläutert und mit geſtärkten Herzen mit ſich und mit Gott für Zeit und Ewigkeit vereinigen. Es wird ein Tag werden, wo alle Unterthanen auf Erden und alle Engel im Himmel jauchzen und lobſingen: Ehre ſei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen! Zu dem hohen Familienfeſte wird natürlich Roſa gezogen werden. Trauen Sie es ihrer Liebenswürdigkeit zu, daß ſie ſich in der Gunſt der hohen Herrſchaften zu befeſtigen verſtehen wird. Ein gutes Engagement am Hoftheater wird der nächſte und gewiß der kleinſte Erfolg dieſer Gunſt ſein. Wer aber vermag jetzt ſchon das Ende dieſer Stufenleiter vorauszuſehen? Iſt es nicht ein leicht möglicher Fall, daß Roſa bald die Stelle der jetzt beſeitigten Frau von Lilienthal einnimmt? Sie kennen das leicht entzündliche Blut des Herzogs, und Roſa iſt ein reizendes Weſen. Eſther kann nicht ſchöner geweſen ſein, und Roſa hat das Zeug dazu, auch eine Eſther-Rolle mit Geſchick, Anſtand und Erfolg zu ſpielen. Wie ſie nun ſeit ſechs Wochen darauf bedacht iſt, Ihnen den Herrnhof zu verſchaffen, ſo wird ſie es ſich zum Ehrenpunkt machen, nicht eher zu raſten, bis Sie im vollen Beſitz des Hauſes ſind, und all' ihren Einfluß darauf verwenden. Da ſehen Sie nun, was das Judenmädel vermag.“

Ebenezer reichte dem beleidigten Bundesgenoſſen die Hand über den Tiſch, womit er ſich als ſchuldig bekannte, und zog eine Flaſche Burgunder aus ſeinem Schranke hervor, ſetzte Gläſer auf den Tiſch und ließ hundert Stück Holſteiner Auſtern, „die letzten in dieſer Saiſon," aus dem Laden kommen, um die Aufwallung des „Freundes" zu beſchwichtigen. Er verſprach ſogar Roſa'n heute noch einen Beſuch zu machen. Wyß ließ ſich's trefflich ſchmecken; er wußte, was er heute gewonnen hatte. Sie ſtießen an: „Es lebe die meergrüne Maskopei!" rief der Schauſpieler pathetiſch. „Sie ſind doch noch nicht ganz und gar vom Geiſte des Ordens durchdrungen. Sein Weſen iſt Ihnen noch nicht zu Blut und Saft geworden, ſonſt hätten Sie mir auch nicht einen Augenblick mißtrauen können."

„Na irren iſt menſchlich!" verſetzte Ebenezer beſchwichtigend. „Ich geſtehe, daß ich meinen Meiſter in Euch gefunden habe. Es wird nichts der Art wieder vorkommen."

„Sie müſſen mich erſt ganz kennen lernen, werther Freund," ſüßelte Wyß mit erkünſtelter Wärme, „dann, hoff' ich, werden Sie mir weder Vertrauen, noch Achtung und Liebe verſagen können."

Ebenezer ſtellte ſich gerührt und ließ die vollen Gläſer wieder zuſammenklingen.

„Und dann werden noch engere Bande uns umſchlingen."

Ebenezer ſah ihn fragend an.

„Sie werden mit mir der Geſellſchaft Jeſu angehören. Dann erſt haben Sie das Ihrem Talente wahrhaft würdige Terrain gewonnen."

Ebenezer grinſte. „Wie weit ſind Sie mit der alten Herzogin?“

„Ich habe erſt eine Audienz bei ihr gehabt, aber ſie iſt kein ſprödes Material. Ich denke, ich ſoll ſie bald in die rechte Form gebracht haben. Dann blüht mein Weizen.“

„Glück zu! Und Hand in Hand!“

Sie ſchüttelten ſich die verbundenen Hände, und von Ebenezer's Munde floß die ſaftige Phraſe: „Der Herr gebe ſeinen Segen zu unſrer Freundſchaft!“

Der Schauſpieler lachte.

So ſchloß wieder eine Scene der widerwärtigen Komödie ab, des ſchmutzigen, ekelhaften Intriguenſtücks, wie ſie die heutige Geſellſchaft in Paläſten und nobeln Häuſern aufzuführen liebt. Der Dichter, der ſie abgeſchildert, wäſcht ſich die beſudelten Hände.

Igelfingen war eine ſehr alte kleine Stadt, zum größern Theil auf einem mäßigen Hügel erbaut; da trugen die hohen, finſtern, ſteinernen Giebelhäuſer mit den ſchmalen Fenſtern zumeiſt ihren Geburtsſchein aus dem funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert an der Stirn. Die paar Straßen unten im Thale am Fluſſe waren neuern Urſprungs. Auf einem Vorſprung des bezeichneten Hügels ragte das Schloß, das älteſte Gebäude in der Stadt, einſt die Reſidenz eines ſchon ſeit zweihundert Jahren ausgeſtorbenen gefürſteten Grafengeſchlechts, jetzt der Sitz des Landraths und einiger andern Behörden, ein verfallender ſchauerlicher Steinhaufen, der Localität des Berges angepaßt, mit einer Menge hoher Gemächer in vier Stockwerken über einander. Während in einigen an der vordern Seite nach der Stadt zu der moderne Luxus ſich breit machte, wuchſen aus den Fenſtern andrer an der hintern Seite Fliederbäume, Eichen und Ulmen heraus. Da war das Dach theilweiſe eingeſtürzt und Eulen und wilde Tauben niſteten in den Spalten und Löchern. Der zweite merkwürdige Bau der Stadt war das in einem engen und düſtern Winkel gelegene ehemalige Prämonſtratenſer-Kloſter, das jetzige Lyceum, auch wohl Gymnaſium genannt, die zweite Gelehrtenſchule des Landes. Es hatte noch ganz das klöſterliche Ausſehen von ehemals. Die hohe Gürtelmauer, die Ecken und Vorſprünge, die Bogenfenſter und Thüren, den Kreuzgang; nur daß die Baulichkeiten grauer und der Hof grüner ausſah als ſonſt; denn an jenen wuchſen die zerſtörenden Steinflechten, die kaum vom Mauerſtein ſelbſt zu unterſcheiden ſind, und auf dieſem das ſchönſte Gras. Der Director und die zwei jüngſten Lehrer der Anſtalt wohnten im Kloſter ſelbſt, die übrigen Lehrer theils in den Nebengebäuden, theils in der Stadt. Die ärmern Schüler, die Beneficiaten, hatten ebenfalls freie Wohnung und Koſt im Hauſe im ſogenannten Cönobium. Die gefürſteten Grafen hatten nämlich bei der Säculariſation des Kloſters die Schule darin geſtiftet und ihr einen Theil des klöſterlichen Einkommens gelaſſen, der letzte Graf die armen „Cönobiten“ ſogar in ſeinem Teſtamente bedacht.

Das dritte ausgezeichnete Gebäude Zaelfingens war die hohe St. Michaelskirche, nicht weit vom Kloſter auf einem kleinen freien Platze gelegen, ein Prachtbau im reinen deutſchen Styl des vierzehnten Jahrhunderts. Auf dem Kirchhofe fiel ſogleich ein breites zweiſtöckiges, ſteinernes Haus in die Augen, mit Drachen an der Dachrinne, Jalouſien an den Fenſtern und blankem Meſſingklopfer an der Thür. Der moderne kleine Aufputz des alten Hauſes nahm ſich wie Schminkpfläſterchen und eine Haartour an einem Matronengeſicht aus. Es war dies die Amtswohnung des Superintendenten und Oberpfarrers der Diöces, alſo jetzt des Herrn Kirchenraths Lehmann.

Vor dieſem Hauſe hielt am Vormittag eines ſchönen Maitags ein leichter mit ein paar Schimmeln beſpannter Korbwagen, in welchem Herr Matthies Dreyßig ſaß. Kutſcher, Pferde und Geſchirr gehörten in die Wirthſchaft des Herrnhofs in Elbena. Matthies war in feiner ſchwarzer Tracht, faſt elegant gekleidet; der Flor am Hute bezeichnete ihn als Trauerträger. Als er ausgeſtiegen war, trug der Kutſcher einen ſchmucken Carton aus dem Wagen in das Haus und fuhr dann nach dem „Schwan", dem erſten Gaſthof der Stadt. Matthies trat in das Haus und bat die ihm entgegen kommende Köchin, den Carton an ſich zu nehmen, und erfuhr von ihr, daß der Herr Kirchenrath nicht zu Hauſe, ſondern in Saſſenau bei der gnädigſten Landesherrſchaft ſei, die Mamſell und die Frau Kirchenräthin ſeien aber zugegen. Der alte Herr, der in der feinen Lebensart ſeit kurzer Zeit überraſchende Fortſchritte gemacht hatte, ließ ſich bei den beiden genannten Damen des Hauſes anmelden und ſie um Erlaubniß bitten, ihnen ſeine gehorſamſte Aufwartung machen zu dürfen. — Die Magd führte ihn in ein im feinſten Modegeſchmack möblirtes großes

Zimmer. Er war hier noch nicht lange allein, als die Thür leiſe, ſchnell und nur ſo weit geöffnet wurde, daß eine hohe Dame von auffallender Schönheit, obgleich ſie, wie der Augenſchein lehrte, bereits die mittlern dreißiger Jahre erreicht haben mußte, in einen koſtbaren Shawl gewickelt, hereinſchlüpfen konnte. Sie war noch im Hauskleide, welches eine ſtarke Neigung ihres Körpers zur Fülle zeigte. Ihr großes dunkelbraunes Auge heftete ſich mit dem gemiſchten Ausdruck der Ueberraſchung, des Staunens und der leidenſchaftlichen Bitte auf den Greis; ſie bot ihm mit haſtiger Bewegung die ſchmale reizende Hand und ſagte leiſe im Bitttone: „Ganz fremd thun vor der Schwägerin!“ Matthies nickte freundlich mit einem Ausdruck ſeiner Züge, als ſei er mit dieſer Bedingung ganz einverſtanden, als habe ſie ſich von vorn herein von ſelbſt verſtanden. Den Zeigefinger auf den Mund gedrückt, verſchwand die Dame ebenſo ſchnell wieder durch die Thür, wie ſie erſchienen war. Matthies verſank in ein ſelbſtgefälliges Lächeln. Er mußte wohl noch eine gute Viertelſtunde warten, eh' die Thür wieder aufging und dieſelbe Dame in gefälliger Halbtoilette mit einer andern hereintrat, die den merkwürdigſten Contraſt zu ihr bildete. Es war ein Frauenzimmer in den höhern Vierzigen von kleiner und breiter Statur. Im Wachſen offenbar ſitzen geblieben, war der Oberkörper zu groß für die Beine, die, wie der Gang verrieth, ſtark geſchweift ſein mußten. Unter dem langen, faſt auf dem Boden ſchleifenden hellgrünen Procatell-Kleide wurde beim Vorſchreiten doch ein großer plumper Fuß ſichtbar, der ſich ſehr ungeſchickt vorwärts bewegte. Ein auffallend bunter

Foulard verhüllte ihren jungfräulichen Buſen, eine großflügelige weiße Tüllhaube, mit prächtigen Kunſtblumen ausgeſchmückt, bedeckte ihren ſehr umfangreichen und eckigen Kopf. Zwiſchen einem mächtigen dunkelblonden Lockenpaar wurde ein breites, ſehr breites, grünlich graues Antlitz mit Zügen ſichtbar, die nicht gemacht waren, das Herz der Männer für die Trägerin zu gewinnen. Graue, kleine, weit von einander ſtehende Augen, eine breite, flache Stirn, wie eine Tafel anzuſehen, auf der nichts ſteht, eine kleine freche Naſe mit einem tiefen Druck in der Mitte und unten wieder emporſtrebend, ſo daß man in die beiden Pforten derſelben hineinſchauen konnte: ein großer, bedeutend breiter Mund mit ſchmalen fahlen Lippen; beleidigende Zahnlücken, und an dem ſcharf hervorſpringenden Kinn und der Oberlippe eine Fülle wärmenden Flaums, wie ſie wohl dieſen Partien eines Jünglings zur Zierde gereicht, nicht aber einer alten Jungfer. Der Totalausdruck dieſes weiblichen Menſchenkindes war kein angenehmer; herausfordernd, frech, brüsque, gemein. Dieſe Dame wurde von Matthies mit dem Aufgebot all ſeiner Artigkeit zuerſt als Mademoiſelle Lehmann begrüßt. Sie war die Schweſter des Kirchenraths. Sie nahm die ihr zuerſt dargebrachte Huldigung des alten Mannes als etwas ſich ganz von ſelbſt Verſtehendes an. Wie vornehm, wie graziös, wie reizend erſchien daneben ihre Schwägerin, die Frau Kirchenräthin! Und doch blickte auch aus ihren Zügen ein unbeſtimmtes Weſen, das nicht wie Edelmuth und Großherzigkeit ausſah. Es war eben ein ariſtokratiſches Geſicht, und wer die feine Schrift darin zu leſen verſtand, der konnte ſich wohl unterrichten, daß dieſe Frau den geheimen Paſſionen der Geſellſchaftsklaſſe, der ſie entſprungen, nicht fremd geblieben war.

„Meine hochverehrten Damen," fuhr Matthies fort, als er die erſte Begrüßung beſeitigt hatte, „wenn ich nicht die Ehre habe, von Ihnen perſönlich gekannt zu ſein, ſo liegt das an meinen Verhältniſſen. Ich bin ein ſchlichter Handelsmann von gemeiner Herkunft, der ſelten in die Häuſer vornehmer Herrſchaften gekommen iſt. Wenn ich mir jetzt die Freiheit genommen habe, vor Ihnen zu erſcheinen, ſo hat mich dazu die gütige Erlaubniß des Herrn Kirchenraths ermuthigt, die mir durch gefällige Freunde ermittelt worden iſt, vorzüglich durch den Herrn Stadtcollaborator Hammer und den Herrn Organiſten Luchſer in Elbena, und die auf eine höfliche ſchriftliche Anfrage meines Sohnes auch ſchriftlich erfolgt iſt."

„Sie haben nicht recht gethan, Herr Dreyßig," nahm die Mamſell das Wort, „nicht ſchon lange den himmliſchen Segen geſucht zu haben, der in dieſem Hauſe waltet. Wo Gott wohnt, ſollen fromme Leute einkehren. Und daß Sie ein frommer Mann ſind und der Vater einer frommen Familie, weiß ja Jedermann, und der himmliſche Vater am beſten. Der Schöpfer des Himmels und der Erde und ſein eingeborner Sohn erweiſen mir die unausſprechliche Gnade, ſich mir in Geſichten und Träumen zu offenbaren. So hat ſich mir denn ſchon mehrmals ein Engel in leuchtendem Gewande gezeigt und liebreiche Worte zu mir geſprochen, und mit ſtaunendem Entzücken erkenn' ich in Ihnen ſeine Züge wieder. Sein Sie mir willkommen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Geſegnet ſei Ihr Eingang in dieſes Haus des Herrn, dreimal, dreimal!"

Matthies verneigte ſich mit demüthiger Geberde, obgleich doch etwas betroffen über ſein unerwartetes Avancement zum Mitglied der Corporation der göttlichen Sendboten, und ſein bekanntes feines Lächeln glitt leiſe über ſeine Züge, als er erwiderte: „Ich bin nur ein unwürdiger Knecht im Dienſte des Herrn, einer der geringſten Arbeiter in ſeinem Weinberg, aber ich hege die tröſtliche Hoffnung, ein Tröpflein des Bluts Jeſu Chriſti wird auch meiner Schwachheit zu gut kommen und meine Schuld austilgen vor dem höchſten Angeſicht. In Ihrem frommen Traumgeſichte, Mamſell Lehmann, dürft' ich ja wohl eine Bürgſchaft für die Erfüllung dieſer meiner Hoffnung erblicken. Denn der Herr offenbart ſich nur den Gerechteſten der Gerechten."

„Sie ſprechen ſehr troſtreiche Gedanken aus, lieber Herr Dreyßig, Gedanken, wie ſie nur ein auserwähltes Rüſtzeug deſſen, der von Ewigkeit war und in Ewigkeit ſein wird, haben kann. Das Alles hat Ihnen Gott eingegeben, und auch Ihre Reiſe zu uns und Ihr Eintritt zu dieſer Stunde in unſer Haus iſt eine von ſeinen Fügungen. Es fällt ja kein Haar von unſerm Haupte ohne ſeinen Willen. Als ich dieſen Morgen auf meinem keuſchen Lager erwachte, war mir's, als hätt' ich eben himmliſchen Lobgeſang vernommen; auch ſtanden meine Schuhe umgekehrt vor meinem Bette. Das hat allemal etwas Gutes für mich zu bedeuten. Das thun die lieben Englein, die Nachts um mein Bette ſtehn, um mich zu behüten. Die wollen mir dadurch zu erkennen geben, daß der Herr mir einen Boten gleich kamen. Er leitete den König nach ſeinem Wohlgefallen, wie ein Rieſe einen Knaben zu leiten pflegt.

Der Sohn dieſes Mannes, der Hugh Spencer, beſaß bei weitem mehr liebenswürdige Eigenſchaften, als ſein Vater, und weil er den von dieſem oft gemißhandelten König bemitleidete und dies Gefühl nicht zu verbergen ſuchte, ſo neigte ſich das Herz des Königs zu ihm und ſich oft im Drangſal der Ahnung eigner unglücklicher Unmündigkeit an das des jungen Mannes, der ihm an Jahren und Neigungen näher ſtand, als der alte finſtre Tyrann. Vielleicht würde Hugh Spencer England gerettet haben, wenn der Tod ſeinen neun und achtzig jährigen Vater an ſeinen Willkührlichkeiten gehindert hätte, und des Sohnes Tugenden, jetzt durch die großen und ſtarken Fehler des Vaters in Schatten geſtellt, ſtets vom Kampfplatz einer edlen würdigen Thätigkeit verdrängt, den des Greiſes üble Thatkraft allein ausfüllte, würden in ſpäterer Zeit vielleicht zu Englands Heil geglänzt und den ihnen gebührenden Raum eingenommen haben; ja in Tagen der Ruhe und des Friedens, wo Gewaltthätigkeiten, die Hugh nicht wohl verhindern konnte.

ſchicken werde. Den ganzen Morgen über hat mir's im linken Ohr geklungen zum Beweiſe, daß ein frommes Herz in Lieb' und Freundſchaft meiner gedenke und wohl gar zu mir auf dem Wege ſei. Auch hat ſich die Katze über eine Stunde geputzt und dazu geſchnurrt, woraus ich erſah, daß unſer Haus angenehmen Beſuch erhalten werde.“

„Meine Schwägerin hält viel auf Vorbedeutungen und Anzeichen,“ ſagte die Kirchenräthin anmuthig lächelnd, „und Ihr Erſcheinen bei uns, Herr Dreyßig, iſt ein großer Triumph für ſie.“

„Du verſtehſt davon nichts, Sophie!“ fuhr die alte Jungfer etwas biſſig auf die Frau los: „denn Du biſt, Gott ſei's geklagt! immer noch ein halbes Weltkind. Die Erleuchtung von oben kann bei Dir nicht zum Durchbruch kommen, weil Dein Sinn noch nicht engelrein iſt. Das Feld des Glaubens iſt bei Dir immer noch von Unkraut überwuchert. Aber Herr Dreyßig verſteht mich vollkommen, er harmonirt mit mir; ja, ja, ſo iſt's, unſre Seelen ſtehen in der allerſchönſten Harmonie, wie die zweier Englein des Himmels. Und ſo weiß der liebe Herr Dreyßig auch, daß alle Anzeichen und Vorbedeutungen von Gott kommen; es ſind die Buchſtaben der Schriftſprache, in welcher er zu frommen Gemüthern redet. Wenn die Katze ſich putzt, ſo hat ihr das Gott geheißen, damit ich daraus erfahre, daß ein lieber Beſuch in's Haus kommt. Wenn die Schwalbe im Neſt am Dachbalken ſtark zwitſchert, ſo iſt das Gottes Stimme, die mir ein Unglück verkündet. Nur Gottes wahre Kinder verſtehen dieſe Sprache; ihnen gibt er das Verſtändniß im Schlafe.“

„Ich freue mich ſehr, daß Du in Herrn Dreyßig ſo ſchnell einen Mann Gottes erkennſt, der, wie Du verſicherſt, ſo innig mit Dir harmonirt, liebe Marie,“ entgegnete die Kirchenräthin etwas boshaft, und dann raſch zu Matthies gewandt fügte ſie hinzu: „Sie ſind ein Leidtragender, Herr Dreyßig. Wir haben aus Ihrer Todesanzeige in der Saſſenauer Zeitung mit Bekümmerniß erfahren, daß der Herr Sie durch den Tod Ihrer Frau Gemahlin heimgeſucht hat. Es wurde neuerdings behauptet, daß ſie eine der frömmſten Frauen im ganzen Lande geweſen ſei, ein wahres Muſterbild von Tugend und Gottesfurcht, und das läßt mich in der That ſehr beklagen, ſie nicht perſönlich gekannt zu haben. Wir werden unſre Bekanntſchaft im Himmelsſaale machen, und ſie wird dann um ſo ſchöner und dauernder ſein. Unſre Seelen werden im göttlichen Lichte ineinander fließen.“

„Bitte erſt zu Gott, daß er Dich dieſer Gnade würdig befindet,“ wies die Mamſell ihre Schwägerin wieder zurecht. „Sie aber, werther Mann, wird Gott in Ihrem betrübten Witwerſtande zu tröſten und Ihr dunkles Herz mit ſeinem himmliſchen Freudenſtrahle zu erhellen wiſſen. Es gibt noch fromme keuſche Mädchen, wenn auch nur wenig, ſehr wenig, welche Gott allein im Herzen getragen und den lieben Heiland bisher zum Seelenbräutigam erkieſt haben, die aber geneigt ſein dürften, ein frommes Herzensbündniß mit einem ſo gottesfürchtigen Mann, wie Sie ſind, einzugehen und Sie in der Ausübung guter, Gott wohlgefälliger Werke zu unterſtützen. Ja es gibt gewiß welche; es lebt gewiß Eine, wenn auch nur Eine, die der Herr für Sie beſtimmt hat, Ihnen das in den Himmelsglanz entrückte Kleinod reichlich zu erſetzen." Ein ſüßes verliebtes Lächeln zog ihren Mund noch mehr in's Breite und ihre grauen Augen ſchoſſen ſo ſtürmiſche Blicke auf den alten Mann, daß ſie ihm durch Mark und Bein gingen, ohne jedoch, was ſie bewirken ſollten, in Ausführung zu bringen, nämlich ſein bejahrtes Herz in Feuer und Flammen zu ſetzen.

Aber ein Licht ging ihm nichts deſto weniger auf, ein ſtarkes Licht, bei deſſen Scheine er plötzlich erkannte, daß er der Gegenſtand der jungfräulichen Bewerbung der Demoiſelle Lehmann war, er, der bereits das achte Decennium des Lebens um mehre Stufen aufwärts geſtiegen war und deſſen zweite Frau kaum die Seele von ſich gegeben hatte. Nicht die entfernteſte Ahnung war in ihm aufgeſtiegen, daß die vielgekannte und gefürchtete Schweſter des Kirchenraths Lehmann den Wunſch hegen könnte, ſeine dritte Ehehälfte zu werden. Da dies nun aber doch der Fall war, wie ihn Augen und Ohren nur zu ſehr überzeugten, ſo überſah er im Nu mit geübtem Scharfblick ſeine neue eigenthümliche Stellung und die Vortheile, die er aus derſelben zu ziehen vermöchte, und das war ja gerade ſeine Hauptſtärke zeit ſeines langen Lebens geweſen, daß er aus ſeiner beziehentlichen Stellung ſtets den beſten Vortheil für ſich zu gewinnen verſtanden hatte. Er antwortete alſo.

„Ich füge mich auch in dieſer Hinſicht ganz dem göttlichen Rathſchluß. Wie's der Herr mit mir vorhat, ſo iſt's gut und ſo wird's geſchehn. Ein frommes Weib hat er von meiner Seite genommen und in den himmliſchen Freudenſaal verſetzt, will er mir dafür ein andres frommes Weib an die Seite geben, ſo werd' ich ſie aus ſeiner Hand dankbar annehmen; denn alle guten Gaben kommen von oben herab, vom Vater des Lichts. Auch meine Sabine ſprach ſterbend dieſen Gedanken aus. Ich that deshalb dem Herrn ein frommes Gelübde an ihrem Sterbebett und ihre letzten Worte haben es gleichſam beſtätigt und verſiegelt."

„Und darf man wiſſen, welches der Inhalt dieſes Gelübdes iſt?" fragte Maria mit wonneſtrahlenden Augen.

„Wenn Sie ſich für meine geringe Perſon intereſſiren, ſo werde ich Ihnen mit Vergnügen dieſe meine Angelegenheit mittheilen. Es war der höchſte Wunſch der Verſtorbenen, daß der böſe Prozeß wegen des künftigen Beſitztitels des Herrnhofs in Elbena zum Vortheil ihrer liebwerthen Freundin, der Frau Katharina Uſſemhof entſchieden würde, da ſie die gerechteſten Anſprüche an eine ſolche Entſcheidung hat, und daß dann mein Ebenezer der chriſtliche Ehegatte der Frau Katter und als ſolcher Herr und Beſitzer des Herrnhofs mit Pertinenzien werden möchte. Denn nur auf dieſe Weiſe läßt ſich von unſrer Seite mit wahrem und gedeihlichem Segen wirken. Ich und mein Sohn haben gar ſchöne Pläne zum Beſten der Stadt und ihrer armen Bewohner, ſo wie derer der Umgegend. Könnten wir dieſe mit Gottes Hülfe zur Ausführung bringen, ſo würde das unſerm durchlauchtigſten Fürſtenhauſe und dem ganzen Lande zum unberechenbaren Nutzen gedeihen. Wir könnten unſern ganzen Thätigkeitstrieb entfalten, der jetzt immer theilweiſe noch gebunden iſt. Die gute fromme Frau hat zu ihrem himmliſchen Vater gehen müſſen, ohne das Ende des Prozeſſes und die Erfüllung ihres gottſeligen Wunſches zu erleben. Da gelobte ich ihr denn in die erkaltende Hand, ich wolle mich nicht wieder vermählen, es ſei denn, daß ein frommes gottesfürchtiges Frauenbild die Erfüllung jenes Wunſches meiner Sabine herbeiführe und dann geneigt ſei, mein chriſtliches Eheweib zu werden. Der Herr iſt ſtark in den Schwachen und bedient ſich oft ſolcher Mittel und Wege, an die keines Menſchen Sinn reicht. Werden wir nun den Prozeß und den Herrnhof mit Hülfe einer frommen reinen Jungfrau oder Frau gewinnen, ſo iſt mir das ein Zeichen vom Himmel, mich zum dritten Mal in den Stand der heiligen Ehe zu begeben.“

„Das iſt ein ſchönes chriſtliches Gelöbniß!“ rief Maria entzückt und drehte die grauen Aeuglein nach oben. „Und Sie ſollen ſehen, lieber Herr Dreyßig, daß der Wunſch der Verſtorbenen durch eine fromme reine Jungfrau in die ſchönſte Erfüllung gebracht wird. Der Herr kennt die Seinen und weiß, wem er ſeine Befehle zur Ausführung zu übertragen hat.“

„Ich muß geſtehen, ich habe nicht an die Erfüllung geglaubt; aber des Herrn Wille geſchehe! Bei Gott iſt kein Ding unmöglich.“

„Sie ſollen heute noch, in dieſer Stunde noch ganz beſtimmten Aufſchluß darüber erhalten, was Gottes Wille in dieſer Ihrer Angelegenheit iſt. Ich will Ihnen die Karte legen. Dazu muß ich mich aber erſt durch ein brünſtiges Gebet vorbereiten, worin ich den Herrn mit demüthigem Herzen erſuche, mir durch die Karte ſeinen Willen kund zu thun. Und mein himmliſcher Vater liebt mich zu ſehr als ſeine getreue und gehorſame Tochter, als daß er mir dieſe Bitte jemals abſchlüge. Auf dieſe Weiſe gibt er mir immer zu erkennen, was er vorhat. Sophie, Du wirſt dem Herrn Dreyßig beſtätigen, daß dem alſo iſt.“

„Meine liebe Schwägerin iſt eine wahre Prophetin,“ ſagte die Kirchenräthin mit einem leiſen Anflug von Spott. „Sie weiſſagt aus der Hand, aus der Karte, aus dem Kaffeeſatz, aus dem Fluge und dem Geſchrei der Schwalben und noch aus verſchiedenen Dingen. Der Schleier der Zukunft lüftet ſich ſtets auf ihren Befehl vor ihren Augen.“

„Es geſchieht Alles durch die Gnade Gottes!“ rief die Mamſell etwas ärgerlich. „Und ich gehe, um ſie zu erflehen.“ Sie verabſchiedete ſich mit einem tiefen Knix und dem ſüßeſten Schmunzeln von dem Beſuch.

Sobald ſie hinaus war, ließen die Züge der Kirchenräthin die zeither erhaltene Spannung fahren und nahmen einen freundlichen vertraulichen Ausdruck an. Dem gemäß war auch der Ton der Rede, welche ſie mit leiſer Stimme an Matthies richtete, es war der einer alten Bekannten oder vielmehr Freundin: „Haben Sie wirklich Abſichten auf die Hand meiner Schwägerin?“

Matthies lächelte ſpöttiſch.

„Ich konnte mir's denken. So ſehr es auch in meinem Intereſſe liegt, ſie los zu ſein, und ſo ſehr mein Mann ſich Jedem, der ſie ihm abnähme, dankbar erweiſen würde, ſo müßte ich Ihnen doch aus Freundſchaft und auf den Grund alter Verpflichtung abrathen. Sie iſt eine böſe Sieben, die mir das Leben ſauer macht und die es Ihnen zur Hölle machen würde.“

„Wertheſte Frau Kirchenräthin,“ ſagte Matthies herzlich, indem er ſeine Hand vertraulich auf die übrige legte,

„ich kann Sie verſichern, daß mir ſo etwas nicht im Entfernteſten eingefallen iſt. Sie haben mir früher das Verſprechen abgenommen, niemals in Ihr Haus zu kommen, und wenn ich Ihnen außerhalb deſſelben begegnete, mich ganz fremd gegen Sie zu ſtellen. In dieſem Verſprechen liegt der alleinige Grund, weshalb ich Ihrem Herrn Gemahl noch nicht näher getreten bin. Ich habe Sie endlich jetzt um Erlaubniß bitten laſſen, dennoch in dieſes Haus zu kommen. Wir müſſen den Prozeß um jeden Preis gewinnen, Ebenezer muß Herr des Herrnhofs werden. Die glänzende Carriere, die ſich neuerdings Ihrem Herrn Gemahl eröffnet hat, läßt uns natürlich auf das Lebhafteſte wünſchen, ihn für unſer Intereſſe zu gewinnen. Er kann uns viel, ſehr viel beim Herzog und deſſen nächſter Umgebung nützen.“

„Er ſoll es; ich gebe Ihnen mein Wort. Auch ich kann Ihnen nützlich ſein, und ich werde es.“

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, aber —“

„Ich trage nur die Schuld der Dankbarkeit ab.“

„Laſſen Sie das, werthe Frau! Ich wollte Ihnen nur noch ſagen, daß wir in Erfahrung gebracht haben, Ihre Mamſell Schwägerin vermöge viel über Ihren Herrn Gemahl.“

„Sie wollen mich ſchonen. Sie wiſſen, daß ſie mehr über ihn vermag als ich. Leider iſt dem wirklich ſo. Ihre Gewalt über ihn iſt ihm ſehr zuwider; er kniriſcht in das Gebiß, das ſie ihm angelegt, aber er hat nicht die Kraft, es abzuwerfen. Er wünſcht ſie über alle Berge, aber er thut, was ſie will. Sie hat ihn von ſeiner früheſten Kindheit an beherrſcht; ihr gegenüber hat er nie einen eignen Willen gehabt, und dadurch, daß ſie die Mittel zu ſeinen Studien beſchafft hat, iſt er vollends ganz ihr Sklave geworden. Es iſt das ein widerwärtiges Verhältniß für ihn und für mich, aber alle Verſuche, die ich gemacht, es zu ändern, ſind mißglückt. Es gibt nur eine Möglichkeit, ſich ihrer Tyrannei zu entziehen; wenn ſie heirathete. Wer aber um des Himmels willen! wird ſich dazu entſchließen können, ſie zu nehmen? Hat ſie ſich nicht ſchon durch ihre große Geneigtheit, ſich mit einer Pfarre einem alten Candidaten zu verkaufen, den Namen „Candidatenſchreck“ erworben? So gern dieſe guten Herren nach allzu langem Warten auf eine Verſorgung auch ſonſt Kammerjungfern und dergleichen Geſchöpfe mit in den Kauf nehmen, um nur in Amt und Brod zu kommen, um den Preis meiner Schwägerin ſind die Aelteſten und Dümmſten abgeſtanden. Da kommen Sie ihr denn noch zu guter Letzt recht à propos in's Haus, und ſie hat ſich kurz reſolvirt, mit Ihnen gemeinſchaftlich den Weg durch's Leben zu machen. Können Sie ungerührt bleiben von ſo viel Zuneigung?“

„Ich darf es natürlich nicht mit ihr verderben.“

„Bei Leibe nicht! Und Ihr Gelübde ſichert Ihnen guten Erfolg. Nehmen Sie auch meinem Manne den guten Glauben nicht. Er wird Ihre Sache mit dem größten Eifer fördern, in der Hoffnung, ſich einen Schwager an Ihnen zu erwerben. Niemand darf freilich ahnen, daß wir beide Verbündete ſind, ſo wie Niemand eine Ahnung davon hat, daß wir es ſchon ſeit vielen Jahren waren. — Doch ich höre Marien kommen.“

Beide nahmen wieder die ernſte ſteife Miene an. Die Mamſell trat glückſtrahlend herein, eine Flaſche Wein und Gläſer auf einem Teller tragend, und ihr folgte die Köchin mit einem ausgeſuchten Frühſtück. Sobald der Tiſch ſervirt war und die Magd ſich wieder entfernt hatte, zog Mamſell ein Spiel Karten hervor und flüſterte verſchämt: „Noch niemals hat mich der Herr ſo gnädig erhört, geſtärkt und begeiſtert wie heute. In dieſer Stunde wird er ſich meines Mundes bedienen, um Ihnen Ihr Schickſal zu verkünden.“

Sie ließ ihn einige Kartenblätter ziehen, das Spiel verſchiedne Male abheben und legte dann ſämmtliche Blätter in mehre Reihen aneinander.

„Oh — oh — oh!“ rief ſie in einer Art von Verzückung. „Niemals noch ſah ich eine ſchönere Karte. All Ihre Trauer wird ſich in bunte Freude verwandeln. Eine muthige Jungfrau von großem Einfluß und vielvermögend bei hohen Herrſchaften wird Ihrem Sohne den Herrnhof verſchaffen und Ihnen dann am Altare die Hand zum ſüßen Ehebunde reichen. Sie werden ihr Herz und ihre ganze Liebe beſitzen. Sie werden ein treues Weib an ihr gewinnen; ſie wird Ihnen in all Ihren Angelegenheiten förderlich und behülflich ſein. Ueberall Glück und Segen in Hülle und Fülle! Ihr Gegner hier, der Laubwenzel, wird aus dem Felde geſchlagen. Sie werden noch zu hohen Würden und Ehrenſtellen emporſteigen; denn überall liegt Ihnen der Herzog nah, das iſt der Eichelkönig hier.“ Plötzlich kicherte ſie verſchämt und hielt das Taſchentuch vor die Augen. „Nein was zu arg iſt, das iſt zu arg!“ flüſterte ſie abgewandt. „Ich kann es gar nicht ſagen. O du grundgütiger

Gott, iſt das eine Glückskarte! Sind Sie ein Schooskind des lieben Herrgotts! Ich kann's nicht über die Lippen bringen." Und wieder kicherte und zierte ſie ſich wie ein kokettes Mädchen.

„So ſagen Sie's doch nur heraus, liebe Mamſell! Es wird doch Ihrer Keuſchheit nicht zu nahe gehen!"

„Das iſt's ja eben! Das iſt's ja eben! O Sie loſer Schelm! Sie Vocativus! Wer hätte Ihnen das noch zugetraut!"

„Bitte, ſag's doch, liebe Marie! Du ſpannſt uns ja auf die Folter der Neugierde."

„Du haſt gut reden, Sophie!" knurrte Mamſell die Frau Schwägerin an. „Du kannſt natürlich nicht wiſſen, wie einer frommen Jungfrau zu Muthe iſt, die ſo etwas ſagen ſoll. Sonſt würdeſt Du wahrlich nicht ſo in mich dringen."

„Nun Dich kränken will ich allerdings nicht. Dann verſchweig' es lieber."

„Wie kann ich Gottes Stimme verſchweigen! Das iſt ja recht thöricht von Dir geſprochen!" zürnte Mamſell. „Was der Herr mir durch die Karte zu wiſſen thut und in den Mund legt, das muß ich ſagen; denn es gebührt mir, ſeinen heiligen Willen zu erfüllen."

„Nun denn heraus damit!" drängte Matthies.

„Sie dürfen mich aber nicht anſehen, Sie loſer Schäker!"

„Gut! Ich will die Augen abwenden."

„So hören Sie denn, was dahier in der Karte liegt!" Und indem ſie ihm ein Kläpschen auf die Schulter gab, wisperte ſie: „Sie werden auch noch Nachkommenſchaft von die Gemüther nicht erbittert und perſönliche Feindſchaft, die die Verhältniſſe nothwendig mitbringen mußten, nicht wüthend gegen ihn eingenommen hätten, würde er England vom größten Nutzen geweſen ſeyn und ſein Name in den Geſchichtsbüchern der britiſchen Inſeln leuchten, während er jezt an einer dunkeln Stelle ſteht und ihn die Lehrerin der Menſchheit mit zweideutiger Erwähnung ſeiner ſchönen Talente ausſpricht.

Der Adel wie das Volk haßten die Spencer, die Königin haßte ſie. Der Adel, weil der Vater, von dunkler und gemeiner Herkunft, die höchſten Würden des Reichs erſtrebt und das alte und wohlbegründete Recht des Adels, das Volk zu bedrücken und auszuſaugen, für ſich allein uſurpirt hatte, weil er nach Gunſt und Willkühr die alten Geſchlechter aus der Nähe des Hofes entfernte und Emporkömmlinge heranzog. Das Volk haßte ſie, weil ihre eiſerne Hand furchtbar ſchwer auf ihm lag und nirgend Hülfe, nirgend Gerechtigkeit zu finden war. Die Königin haßte ſie, weil ſie ſich von ihnen zurückgeſezt und die Stelle, die ſie gern ſelbſt eingenommen hätte, von ihnen behauptet ſah. Daher kam es denn auch, daß, als der lang aufgehäufte

Ihrer dritten Frau erzielen. Zwei Erben liegen Ihnen noch zu. Ei du himmliſche Güte! Ich ſchäme mich zu Tod. Wer hätte nur ſo etwas denken ſollen! Nun Gott ſei Dank, daß es heraus iſt! — Geben Sie mir doch Ihre rechte Hand. So! Wahrhaftig da ſtehen ſie auch die beiden Kleinen. Es hat ſeine Richtigkeit. Sie werden das große Haus erwerben und ein ſehr hohes Alter erreichen. O ſind Sie ein Glückskind! Aber damit genug! Nun müſſen wir auf Ihr großes Glück einmal anſtoßen und ein Gläschen Gottesgabe leeren.“

„Vorher bitt' ich mir aber erſt Ihre gütige Erlaubniß aus, Ihnen ein ſchwaches Zeichen meiner ſtarken Dankbarkeit und Verehrung überreichen zu dürfen!“

Marie machte große vergnügte Augen. Nie hatte ſie der ſchnurrenden und ſich putzenden Katze, ihrer Hausfreundin, ähnlicher geſehen, als in dieſem Augenblick.

Matthies rief der Köchin zu, ihm die Pappſchachtel herein zu bringen. Sie wurde auf den Tiſch geſtellt und von ihm geöffnet. Zwei prachtvolle Stücken Gros de Naples, das eine grün, das andre ſchwarz, und ein Paar köſtlicher Shawle kamen zum Vorſchein. Die beiden Stücke von lebhafter Farbe überreichte der ſchlaue Greis der Mamſell, die beiden dunkeln der Frau Kirchenräthin mit den Worten: „Mein Sohn hat da ein paar kleine Meßangedenken von Leipzig mitgebracht, die ich gehorſamſt bitte von mir anzunehmen, meine Damen, und ſich dabei eines dankbaren alten Mannes zu erinnern.“

Die Kirchenräthin nahm, mit noblem Anſtand ſich leicht verbeugend, das Geſchenk an; die Mamſell brach dagegen in lautes Freudengeſchrei aus und konnte nicht Lobens und Dankens genug machen. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte ſie den freigebigen Schenker umarmt und an ihr jungfräuliches hoffnunggeſchwelltes Herz gedrückt. Endlich verſicherte ſie hoch und theuer, ſie habe dieſen Morgen im Kaffeeſatze geſehen, daß ſie heute von einer lieben Hand koſtbar beſchenkt werde; auch habe der Tiſch zweimal geknackt, was ſtets auf ein ſehr angenehmes Ereigniß hindeute.

Nachdem ſie ihr volles Herz auf dieſe Weiſe erleichtert hatte, nöthigte ſie zum Frühſtück, legte Herrn Matthies eigenhändig die delikateſten Biſſen vor, ſchenkte ihm ein, ſtieß mit ihm auf ihr beiderſeitiges gutes Glück an, ſchäkerte mit ihm, neckte ihn und gab ihm alle erdenklichen Proben, was er von ihrer Aufmerkſamkeit und Dienſtfertigkeit als Hausfrau zu erwarten habe. Dabei ruheten ihre Augen oft mit dem Ausdruck einer gewiſſen Schwärmerei auf ſeinem Angeſicht, und im Uebermaße ihres Entzückens verſicherte ſie ihm endlich, er ſehe gerade aus wie der Apoſtel Petrus, und auf den Einwand der Kirchenräthin, daß ſie dieſen Heiligen ja doch nicht gekannt habe, wurde ſie wieder böſe und meinte, er ſei ihr oft im Traume erſchienen und habe die erhebendſten Zwiegeſpräche mit ihr geführt.

Sie ſaßen noch beim Frühſtück, als Moritz aus der Schule heimkam. An ihm ließ Tante Mariechen ihre Luſt aus; er mußte ſich die überſchwenglichſten Zärtlichkeiten von ihr gefallen laſſen. Sie umarmte ihn, ſie küßte ihm ſaftige Küſſe auf Mund und Wangen, ſie preßte ihn an die dürre Bruſt, ſie wühlte ihm in den rothen Haaren, ſie ſchnippte ihn mit den Fingern, ſie gab ihm die zärtlichſten Namen und rief die Ueberzeugung in ihm wach, daß ſie betrunken ſei. Er mußte die Geſchenke bewundern, dann durfte er ihr Glas mehrmals leeren, woran er das meiſte Vergnügen fand, endlich zog ſie ihn in die Küche und verkündete ihm und der Köchin, daß ſie Braut ſei, und nahm die Glückwünſche beider entgegen. Matthies mußte auch zu Mittag bleiben und erhielt von der überglücklichen Jungfrau die Verſicherung, daß ſie heute ihrem Bruder ausführlich ſchreiben werde, was er in Bezug auf den Prozeß zu thun habe, und verſicherte wiederholt, in ganz kurzer Zeit würden alle ſeine Wünſche erfüllt ſein. Er verſprach dagegen, in einigen Tagen mit ſeinem Sohne Ebenezer ſelbſt nach Saſſenau reiſen und dem Herrn Kirchenrath die ſchuldige Aufwartung machen zu wollen. Dieſe Erklärung verſtand Mariechen ſo, als wolle Herr Dreyßig bei ihrem Bruder um ſie anhalten, und ihr Glückszuſtand wurde dadurch noch um einige Wärmegrade geſteigert.

Als er endlich nach genoſſenem Kaffee aufbrach, bürſtete ſie ihm den Hut aus und führte ihn gleichſam im Triumphe bis zum Schwan, hob ihn in den Wagen und warf ihm zuletzt noch ein paar Kußhändchen aus der Ferne zu. Am Abend wußte ganz Jaelſingen, daß die Pfarrmamſell die verlobte Braut des reichen Matthies Dreyßig aus Oberndorf ſei, daß ſie aber vor Ablauf ſeines Trauerhalbjahrs noch nicht davon geſprochen haben wolle.

Anton ſiebte eben die letzte Trommel gebrannten Kaffee auf dem Hofe in der erſten Friſche des heitern ſonnenbeglänzten Maimorgens, als er den alten Blumenfeld aus der Hinterthüre des Gaſthofs treten und quer über den Hof nach der Hinterthür des alten Baues ſchreiten ſah, in welchem Comptoir und Handlung ſich befanden. Der Jude grüßte den Jüngling mit ſeiner gewohnten grinſenden Freundlichkeit: „Schönſten guten Morgen, Moſje Anton! Prächtiger Morgen das! Fleißiger Menſch das! Wird's zu was bringen. Nur zu! Und an nichts weiter gedacht als an's Geſchäft, das bringt Gottes Segen. Werd' Ihm auch wieder ein Präſentchen machen. Hab' Ihm was von der Meſſe mitgebracht. Will Ihm auch was Neues ſagen, was Angenehmes." Und hart an den Lehrling herantretend flüſterte er wichtigthuend: „Ich weiß, Antonchen, Sie werden von dem gnädigen Fräulein von Remſcheidt gern geſehen. S'iſt ein ſtattliches Frauenzimmerchen. Benehmen Sie ſich klug und Sie können da Ihr Glück machen. Ein geſcheidter junger Menſch muß auf Alles ſpeculiren, muß jeden Weg, der ſich ihm zeigt, einſchlagen, ob er nicht da einen Schatz erbeute, zumal wenn er kein Vermögen hat. Und nun die angenehme Neuigkeit: das Fräulein hat auf ihr Viertelloos zweihundert und funfzig Thaler in der Lotterie gewonnen; das ganze Loos kam mit einem Tauſendthalergewinnſt heraus. Na, was ſagen Sie dazu? Iſt das nicht köſtlich! Aber es darf's bei Leibe Niemand erfahren. Es muß ein Geheimniß bleiben. Das gnädige Fräulein hat mir's ausdrücklich anbefohlen, wenn ſie einen Gewinn machte, ſollt' ich's ihr ganz allein durch Sie, Anton, wiſſen laſſen. Die Frau Mama darf nichts merken, und Niemand, gar Niemand. Alſo reinen Mund gehalten; verſtehen Sie mich!

Fragen Sie doch das Fräulein, auf welche Weiſe ich ihr das Geld zuſtellen ſoll. Sie kann's ſelbſt bei mir abholen im Gaſthof, oder durch Sie abholen laſſen; dann müſſen Sie mir aber das Loos und eine Quittung vom Fräulein mitbringen. Verſtanden?"

Anton nickte mit einem von der ſchönſten Ueberraſchung verklärten Geſicht, und der Jude ging in das Haus und auf die Comptoirſtube. Er hatte zweifelsohne im Herrnhof übernachtet, und mußte ſpät angekommen ſein; denn Anton hatte ihn Abends vorher noch nicht bemerkt.

Der Lehrling hatte ſein Geſchäft beendigt und mußte den Schlüſſel der Niederlage, aus welcher er jeden Morgen den rohen Kaffee zu nehmen hatte, auf das Comptoir abliefern. Er fand hier weder Ebenezern noch den Juden. Alſo waren beide jedenfalls in der Schurſtube. Was wollte Blumenfeld ſo früh? Durch Anton's Seele blitzte der Gedanke: „Das hängt mit dem Geheimniß zuſammen. Du mußt ſie belauſchen." Er lechzte nach Aufklärung. Und raſch legte er den dunkeln Weg zur Räucherkammer zurück, öffnete ſeine Schaulöcher und legte das Auge daran. Der Principal und der Jude waren in lebhafter Unterhaltung. Der Letztere weigerte ſich augenſcheinlich einer Sache oder rieth dem Erſtern von etwas ab. Anton's ſcharfes Ohr erfaßte einzelne Sätze und Worte.

„Laſſen Sie's ſein, Freundchen; laſſen Sie ſie liegen," ſagte der Jude lebhaft. „Die Sache widerſteht mir; ich habe eine Abneigung davor."

„Seid kein Narr, Herſch!" verſetzte Ebenezer. Dann war Einiges unverſtändlich. „Sie hat mich geärgert genug, Nachmittags ſah er einen Wagen auf dem Markt vorüberrollen hinunter nach dem Thore zu, und glaubte in den beiden darin ſitzenden Damen, obgleich er ſie nicht von vorn ſehen konnte, Frau von Remſcheidt und Fräulein von Bels zu erkennen. Die Equipage des Präſidenten war es gewiß. Athemlos ſtürzte er auf ſeine Kammer und riß das Fenſter auf. In dieſem Augenblick wurde das wallende Tuch am Fenſter des Hauſes der Hauptmännin ausgehängt; er erkannte Adolfinen und ſie ihn, und ſie winkten ſich begeiſterte Grüße zu. Dann verſchwand das Zeichen ſo ſchnell wieder, als es zum Vorſchein gekommen war, und Anton kehrte ebenſo eilig in den Laden zurück. Nun nahm er ſich zuſammen und brachte den Tag glücklich ohne Anſtoß zu Ende, ſo heftig ihm auch das Herz in der Bruſt ſchlug. Und wie unerträglich lange währte dieſer Maitag! Erſt um neun Uhr wurde es Nacht. Als der Laden geſchloſſen war, verfügte ſich Anton auf Köpchens Zimmer, um ſich nach dem Befinden deſſelben zu erkundigen. Der Kranke ſchlief bereits, und Ebenezer hatte die Wärterin, Frau eines Fabrikarbeiters, welche gewöhnlich bei ihm wachte, nach Hauſe geſchickt, „damit ſie ſich auch einmal ordentlich ausruhen könne.“ So berichtete Jane noch ſchnell dem Lehrling, und wunderte ſich über die ungewöhnliche Großmuth des Principals. Anton brachte ſie mit der gehörten Verabredung Ebenezer's mit Blumenfeld in Verbindung und wurde dadurch nur in der Vermuthung beſtärkt, daß dieſe Beiden in dieſer Nacht etwas Ungewöhnliches vorhaben möchten. Um deſto größere Vorſicht hatte er ſelbſt nöthig, um nicht auf ſeinem eignen abenteuerlichen Gange erwiſcht zu werden. Lange lag er im offnen Fenſter und ſog die Düfte des jungen Waldlaubes und der Blumen mit der friſchen Nachtluft ein. Das erſte Mondviertel ging hinter die Berge hinab, und die Sterne glitzerten durch die heimliche Dämmernacht. Eine hehre Feier war über Berg und Thal ausgegoſſen; es war eine Nacht für ſtille verſchwiegne glückliche Liebe. Ein unbeſchreiblicher Reiz lag für den erregten Jüngling in dieſer Nacht voll Hoffnung und Erwartung. Es wogte und wallte in ihm wie Lieder, die zur Geburt drängten, und die in Worte zu kleiden ihm doch die nöthige Ruhe fehlte. Denn die Ruhe der Nacht theilte ſich nicht nur ſeinem Gemüth nicht mit, ſie ſchien im Gegentheil den ſtürmiſchen Schlag ſeines Herzens noch mehr zu beflügeln. Aber Auge und Ohr waren ſcharfe Beobachter. Zuweilen war es ihm, als vernehme er etwas wie leichte Schritte in den untern Räumen und Gewölben des Engeldaumens, aber er mußte ſich ſelbſt ſagen, daß Ebenezer's in weiche Socken gehüllte Füße keine Erſchütterung hervorzubringen im Stande ſein dürften, welche ihm hier bemerkbar werden könnte. Das Warten am Fenſter wurde ihm ſchier unerträglich, und er ſtellte ſich die elfte Stunde als den letzten Termin. Kaum ertönte ſie vom Kirchthurme, als er die ſchon befeſtigte Strickleiter leiſe hinabließ und dann raſch wie ein Schatten an der Wand hinabglitt. Einige Minuten lang kauerte er im Gebüſch, und als ſich nichts regte, zog er die Leiter am Faden empor, band dieſen feſt und ſtieg in einem weiten Bogen den Berg hinauf dem Gartenhauſe zu. Ein eigenthümliches Bangen befiel ihn, als er an daſſelbe herankam; er fühlte eine ſich deutlich kundgebende Scheu, ein Widerſtreben, hinein zu treten. Und doch mußte er Adolfinen hier erwarten. Er ließ aber den Schlüſſel in der Taſche und zog es vor, im Freien zu bleiben und an der Thür Poſto zu faſſen. Von hier aus konnte er nach drei Seiten hin ſeinen Geſichtskreis auf wenigſtens zwanzig Schritte beherrſchen. Er hatte noch nicht lange geſtanden, als er Adolfinens ſchlanke Geſtalt von der linken Seite her aus der Nacht auftauchen ſah, und raſch eilte er ihr entgegen. Eine brünſtige Umarmung brachte die jungen laut ſchlagenden Herzen aneinander. Das Mädchen ging auf ſeinen Vorſchlag ein, die Nacht lieber im Bergwalde zuzubringen. Seltſamer Weiſe hatte auch ſie eine ſtarke Abneigung gegen das Häuschen. Sie ſchrieb ſie dem noch immer nicht ganz überwundnen Eindruck zu, welchen der gräßliche Todtenkopf auf ſie gemacht hatte. Arm in Arm ſtiegen ſie raſchen Schritts zum Walde empor.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die die Laubknoſpe aufküſſen und den erſten Hauch in den leis geöffneten jungfräulichen Kelch gießen, die das junge Grün ſanft umſchleiern und an die Dämmerung gewöhnen, damit es der Lichtſtrahl nicht zuerſt verletzend berühre. Die Blumenaugen am Boden baden ſich in ihrer matten Lichtwelle, in ihrer friſchen Luftwoge und in ihrem Thau, und bereiten ſich vor, in würdiger Toilette den Sonnenſtrahl des Morgens zu empfangen. Der Wald iſt da ein Tempel, in welchem viel tauſend Götter geboren werden. Das iſt ein träumeriſches Ringen und Werden, ein Aufſtreben zum Leben, ein Verjüngen und Geſtalten des Alls, um endlich im Lichtmeer die Wonnen des Daſeins zu ſchlürfen. O die ihr in euerm eigenſüchtigen Dünkel die Natur euch gegenüber eine todte nennt, wie groß iſt euer Irrthum, indem ihr wähnt, die Blume fühle nicht und der Baum nicht die Luſt, wiedergeboren zu ſein zu den Küſſen der neuen Frühlingsſonne! Sie fühlen ſie, wenn auch anders, wie der Käfer und der Vogel und der Schmetterling. Der Käfer zirpt und ſummt ſein Lebensglück, der Vogel ſingt und jubelt es in die Luft, der Schmetterling gaukelt es im Sonnenſtrahl, und die Blume ſpricht es in Duft und Farbe aus. Die Natur iſt die ewige All-Eins, die ſich in millionenfacher Geſtaltung zur Erſcheinung emporringt, und jeder Geſtalt iſt die Fähigkeit mit ihrem Leben gegeben, ſich dieſes Lebens zu erfreuen, je nach ihrer Bedeutung und ihrem Verhältniß zum großen Ganzen. Und der Menſch, der in ſelbſtbewußter Wonne der glücklichſte von Allen zu ſein beſtimmt iſt, verkennt zumeiſt immer noch ſeinen Beruf und führt, ſich ſeiner Mutter, Nährerin und Pflegerin, der Natur, trotzig und dünkelhaft entfremdend, ein trübſeliges ſelbſtquäleriſches Leben. Aber der Tag wird kommen, wo das Menſchengeſchlecht nach langer Irrfahrt zurückkehren wird in ſeine Heimath, die Natur, und ſie wird ihm Feſte bereiten, wie der Vater dem verlornen Sohn, und wird es liebevoll umarmen und auf die Stirn küſſen. Und der Menſch wird verwundert fragen: „Wie lange ſucht' ich ihn doch da draußen in einer eingebildeten Ferne, nach dem meine Seele voll Durſt und Sehnſucht iſt, dem ich Namen gegeben habe wie Gott und Vater, und ich fand ihn nicht und ſchrie nach ihm und zerfleiſchte meine Bruſt und zerraufte mein Haar, und ſiehe hier iſt er um mich, neben mir, Zunder endlich Feuer fing und der Haß in lichten Flammen aufſchlug, Königin, Adel und Volk gemeinſame Sache gegen den König und die Spencer machten. Nichtsdeſtoweniger brachten dieſe eine große Macht zuſammen; denn ſie waren reich, ſehr reich, und konnten den beſten Sold bezahlen. Die Königin Iſabella dagegen wurde von ihrem Bruder, dem Könige Karl dem Schönen von Frankreich, mit Geld und Truppen unterſtützt, und die meiſten Städte Englands fielen ihr und dem Kronprinzen zu.

Unter der Zahl dieſer Städte nahm Hereford einen ehrenvollen Platz ein; und da der königlichen Partei viel an ihrem Beſitze gelegen war, ſo brach Sir Hugh Spencer mit ſeinem Heere auf, die Stadt zu belagern, während das Heer ſeines Vaters mit dem von London vertriebenen Könige, von feindlichen Heerhaufen gedrängt, in Briſtol Zuflucht ſuchte.

Es war Nacht. Der Vollmond lachte aus der Tiefe des blauen Himmels herab; ſein Spiegelbild aus der Tiefe des blauen Stromes herauf. Die erſten herbſtlichen Winde ſtrichen durch das Thal über mir, unter mir, in mir, ich in ihm, überall in allen Blumen, in allen Lichtſtrahlen, in der Luft, im Waſſer, im Staub, im Lichtball, und immer die Fülle des Lebens und die Fülle der Liebe. — Ja Liebe, Liebe, Liebe!"

Eine Ahnung jener Liebesſeligkeit zuckte durch die Seelen der Beiden, die jetzt flüchtigen Fußes durch den ſtillen geheimnißvollen Wald dahin eilten, umwogt von den Lüften der Frühlingsnacht, der Liebesnacht. Das war eine Nacht der ächten Liebe! Sie übte ihren ganzen Zauber auf die jungen Herzen aus, denn ſie läuterte und entſündigte ſie. Nie noch waren Anton und Adolfine reiner geweſen als in dieſer Nacht. Sie waren ein paar Heilige, und alle ihre Reden, Gedanken und Gefühle waren erhabene Gedichte, einfach und ſchön wie das Veilchen unter ihren Füßen, ſüße Gebete, doch von anderm Inhalt und anderm Styl als die in Joh. Arnd's Paradiesgärtlein. Doch ihr poetiſcher Flug ſenkte ſich der Wirklichkeit wieder zu. Ihre vom Staub der Erde ſchon zu ſtark belaſteten Fittiche vermochten ſie nicht lange zu tragen. Anton erinnerte ſich endlich des Auftrags des Juden und berichtete Adolfinen über ihren Geldgewinn. Neuer Jubel und neuer Flug der Phantaſie nach einer andern, beſtimmten, irdiſchen Richtung hin! Sie ſahen ſich das erſehnte Ziel plötzlich nah gerückt, ſo daß ſie es mit Händen zu greifen wähnten. Da ging es denn wieder an ein Pläneſchmieden, Verabreden, Beſtimmen, und ſie waren ſo berauſcht von ihrem Glücke, daß ſie dramatiſche Scenen improviſirten.

Auf dieſe Weiſe waren ſie über eine Stunde umhergeirrt und wieder in die Nähe des Glockenhauſes gekommen, als ihnen plötzlich hinter einem Baume hervor zu ihrem Schrecken eine männliche Geſtalt entgegentrat.

„Erſchrecken Sie nur nicht, meine lieben jungen Herrſchaften,“ flüſterte der Mann, und Anton erkannte an der Stimme den Zeugſchmied Friſchling. „Ich wollte Sie nur pflichtſchuldigſt warnen, nicht zu laut zu ſein und Ihre Sachen ſo leis als möglich abzumachen. Sie ſind wahrlich in ſehr großer Gefahr, ſich zu verrathen. Denn ſehen Sie, der Herr Ebenezer und der Jude Blumenfeld haben in der Nähe ein wichtiges Geſchäft vor und könnten leicht durch Ihr lautes Geſpräch geſtört werden. Und das würde Ihnen ſchlecht bekommen. Gehen Sie lieber nach Hauſe. Es iſt dieſe Nacht nicht ſicher. Alſo nichts für ungut; es iſt aus der beſten Abſicht geſchehen!“ Und mit einem heiſern kichernden Lachen war der Menſch wieder im Walde verſchwunden. Das Liebespärchen war ſehr ernüchtert; es fröſtelte ſie und Adolfine zitterte. Kaum wagten ſie noch ein leiſes Wörtchen zu wechſeln, und faſt ſchlichen ſie auf den Zehen, ſich am Zaune hindrückend, den Berggarten hinab. Plötzlich hielt das Fräulein die Schritte an und mit der einen Hand den Jüngling zurückhaltend, deutete ſie mit der andern auf das Gartenhaus, das aus der Nacht in ungewiſſen Umriſſen vor ihnen auftauchte. Sie ſahen beide einen Mann, der etwas auf der Schulter trug, das man für Werkzeug wie Hacke und Schaufel halten konnte, vom Gottesacker her auf das Gartenhaus zu ſchreiten und in daſſelbe eintreten.

„Wir dürfen nicht hier hinab,“ flüſterte Adolfine, und nun krochen ſie am Zaune wieder aufwärts dem Walde zu.

und liefen dann in einem Umwege den Berg hinab bis zum Hauſe der Hauptmännin.

Athemlos von Angſt und Laufen, trennten ſie ſich raſch mit einem Kuß und Adolfine ſagte ſcheidend: „Welch ein Glück für uns, daß wir nicht in das Häuschen gegangen ſind!"

In Anton, ſobald er allein war, erwachte das größte Verlangen, dem Geſchäft des Principals und des Juden, wovon der Kleinſchmied ſo geheimnißvoll geſprochen, auf die Spur zu kommen. Langſam und leiſe, vorſichtig nach allen Seiten ſpähend und horchend, ſchlich er an dem Bergrande und an den Zäunen durch die Gärten hin, oft ſtill haltend, auftauchend, ſich umſchauend und dann wieder auf allen Vieren vorwärts kriechend wie ein nächtliches Raubthier, das auf Beute ausgeht. So erreichte er endlich die Kegelbahn und den Lindenpavillon, in welchem er ſich in eine Ecke drückte. Hier hatte er noch nicht lange gewartet, als er vom Berg herab zwei Männer einen langen Pack tragen ſah. Sie ſchritten unter ihm vorüber nach der Außenſeite des Engelbaumens, wo unten das Fenſter in das Hollundergebüſch mündete, und er erkannte Ebenezern und den Juden. Gleich darauf kehrte Ebenezer allein und ledig zurück und ging durch die Kegelbahn in das Haus. Anton ſchlüpfte leiſe hinab bis an die Ecke des Thurms und hinter einen Roſenſtrauch. Da ſah er das Fenſter geöffnet und den Juden im Gebüſch davorſtehen. Nach einigen Minuten wurde Ebenezer im Thurme am Fenſter auf einen Augenblick ſichtbar. Der Jude hob und ſchob von außen den Pack in's Fenſter empor. Ebenezer zog ihn von innen hinein.

Sobald die unförmliche Maſſe verſchwunden war, wurde das Fenſter von innen verſchloſſen, und der Jude drückte den Fenſterladen an, der nun von innen feſtgeſchraubt wurde. Anton zog ſich leiſe hinter die Linde zurück. Blumenfeld ging ohnfern von ihm vorüber durch die Kegelbahn ebenfalls in's Haus, und der Riegel wurde vor die Thür geſchoben. Alles ringsum war wieder todtenſtill. Als Anton hervorkroch, um nach ſeiner Strickleiter hinabzuſchlüpfen, vertrat ihm der Kleinſchmied den Weg und raunte ihm in's Ohr: „Sind Sie des Teufels, Moſje?! Die Menſchen haben ja Ohren, wie Katzen. Erſt müſſen ſie auf einem liegen und ſchlafen, eh' Sie dort hinauf klettern dürfen. Vertreiben Sie ſich die Zeit noch ein Stündchen ſo gut wie Sie können. Setzen Sie ſich in's Glockenhaus und laſſen ſich etwas von den Glocken erzählen. Ich will heim und den Spaß beſchlafen."

„Habt Ihr geſehen, was die Beiden trugen, Ephraim?"

„Freilich hab' ich."

„Was war denn das?"

„Ein Sack mit contrebandirter Waare."

„Was für Waare?"

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht recht. Ich durfte ja nicht zu nah gehen, um mir den Artikel zu beſehen. Eine gute Waare iſt's ſicherlich nicht, und ich glaube, ſie ſteht gar nicht in den Zollregiſtern.

„Nun was vermuthet ihr denn?"

„Bah! Sie werden wohl eine Ernte eingeheimſt haben."

„Eine Ernte — jetzt im Mai?"

„Das iſt eine Frucht, die alle Tage reif wird. Aber gute Nacht! Wenn ich Gewißheit über die Beſchaffenheit der Handelswaare erlangt habe, ſollen Sie mehr erfahren. Jetzt weiß ich ſelbſt nicht mehr.“ Und raſch war er auf und davon wie ein Schemen.

Anton ſtand lange ſinnend. Der Kleinſchmied wollte ihm offenbar nichts ſagen, und vergeblich erging er ſich in vielfachen Gedanken über das Geſchehene. Er ſaß wohl über eine Stunde im Glockenhauſe und ſtarrte die ſchweigenden Glocken an; ſie verriethen ihm nichts von dem erlebten Geheimniß. Mit dem erſten Lichtſtrahl im Oſten erreichte er endlich glücklich auf dem halsbrechenden Wege ſeine Kammer, brachte die Strickleiter in ihr Verſteck und ſich ſelbſt in die Federn, aus welchen ihn ſchon nach ein paar Stunden Jane zum gewohnten Morgengeſchäft emporjagte.

Matthies und Ebenezer Dreyßig trafen ſogleich nach dem Frühſtück die nöthigen Vorkehrungen zu einer Reiſe nach Saſſenau und mehrtägigem Aufenthalt daſelbſt. Wenigſtens war gewiß, daß ſie eine Nacht abweſend ſein würden. Sie packten allerlei ein, wovon ein Dritter nichts zu ſehen bekam, und fuhren in der alten Hauskutſche ab. Unterwegs ſagte der Vater: „Zum Kirchenrath geh' ich erſt allein. Ich gedenke das Geſpräch auf dies und das zu bringen, worüber ich ihn verlocken will, mit der rechten Farbe herauszugeben. Und das würde er nicht, wenn Du dabei biſt. Bin ich mit ihm fertig, dann machſt Du ihm die Aufwartung. Zum Oberkammerherrn von Zürkheim gehſt Du derweil allein. Auch den Juſtizpräſidenten und den Juſtizrath Stahr kannſt

Du allein beſorgen. Das ſchickt ſich beſſer für Dich. Mit dem Oberſanitätsrath von Steinberg will ich dagegen erſt allein ſprechen. Und wenn Du den Herren die Präſente gibſt, ſo mach's nur recht geſchickt, nicht ſo plump und fahrig. Du mußt Dich allemal anſtellen, als erwieſen ſie Dir die größte Gnade, wenn ſie ein kleines Andenken von Dir annähmen. Die Service namentlich mußt Du den Frauen anflehen und ordentlich um Gottes willen bitten, dieſe Kleinigkeiten doch ja nicht zurückzuweiſen."

„Den Teufel auch — Kleinigkeiten!" brummte Ebenezer. „Wir haben für mehr als zweitauſend Thaler in der Kutſche."

„Das weiß ich ſo gut als Du. Je größer und fetter die Wurſt iſt, die man nach der Speckſeite wirft, deſto ſichrer trifft man ſie und holt ſie herunter. Du kannſt immer noch nicht recht mit den vornehmen Leuten umgehen. Mit Lumpereien und hochfahrendem Weſen darf man ihnen wahrlich nicht kommen. Je voller und reicher Du ihnen gibſt, und je beſcheidner, demüthiger, unterwürfiger Du Dich dabei anſtellſt, deſto ſichrer wirſt Du Dein Ziel erreichen. Wenn Du ihnen die Hand mit Geld füllen willſt, ſo mußt Du ſie vorher um Chriſti willen bitten, Dir gnädigſt zu erlauben, ein geringes Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederlegen zu dürfen. Der gnädige Herr oder die gnädige Frau hätten ja in ihrer hohen und einflußreichen Stellung weit öftere und ſchönere Gelegenheit, Gutes zu thun, die großen Zwecke des Staats und der Kirche zu fördern, thätige Menſchenliebe zu üben u. ſ. w. als unſer Einer, der immer bis an den Hals in Geſchäften ſteckt. Und wenn ſie die gefüllte Hand geſchloſſen haben, ſo küßt Du ſie und dankſt unterthänig für die Gnade, Dein Streben ſo menſchenfreundlich unterſtützen zu wollen. Menſchheit, Chriſtenthum, Vaterland, Barmherzigkeit, Chriſtenliebe, Menſchenfreundlichkeit, erhabenes Beſtreben, ſtille Tugend, heilige Unterthanentreue, das ſind ſo die papiernen Umſchläge für die Goldrollen. Die Herrſchaften wiſſen dann ſchon, wie Du's meinſt. Sie verſtehen ſich vollkommen auf dieſe Sprache. Alle dieſe Redensarten haben bei Dir und bei ihnen den einen Sinn: ich gebe, um Vortheile zu erlangen, oder ich will Gewinn machen durch deinen Einfluß und trete dir im Voraus einen Theil davon ab. Das Sprichwort: Eine Hand wäſcht die andre, drückt das kürzer aus. Aber ein Narr ſpricht ſo wie er denkt; ein kluger Mann ſagt Alles anders.“

Ebenezer nahm dieſe väterlichen Unterweiſungen mit ſtillem Hohne hin; er wußte das Alles im Grunde viel beſſer und übte die gegebenen Regeln in noch weit größerer Ausdehnung aus, als der Alte. Wenn dieſer hätte ahnen können, daß der gelehrige Sohn ſie ſogar gegen ihn ſelbſt mit großer Geſchicklichkeit anwende, er würde etwas erſtaunt geweſen ſein. So ließ der Schüler dem Meiſter den kleinen Triumph der Eitelkeit, ſich noch über ihm zu wiſſen, während er ſelbſt ſich kitzelte, den guten Lehrer bereits tief unter ſich ſtehen zu ſehen. —

Ein alter Diener öffnete Herrn Matthies in gebückter Stellung das Studirzimmer des Herrn Kirchenraths Lehmann, und der Geiſtliche eilte raſch mit ſonnenfreundlichen Zügen auf den Eintretenden zu, ſtreckte ihm beide Hände weit entgegen, faßte und ſchüttelte die des ſich Verneigenden und rief im herzlichſten Tone: „Willkommen! willkommen in Jeſu Namen! Der Herr ſegne Ihren Eingang, mein hochverehrter Herr Dreyßig!“

Er iſt ein langer dürrer Mann, ein mittler Vierziger, mit großen und ſtarken Gliedmaßen, die er ziemlich ungeſchickt bewegt. Sein Kopf iſt klein mit einer großen Sattelnaſe, die Augen grau, klein und verſteckt, das Haar ſchmuzig blond und ſtrohern, auf der Höhe des Scheitels geſcheitelt und hinter die großen abſtehenden Ohren geſtrichen, im Nacken gerade abgeſchnitten. Die Haut knapp über die magern Geſichtsmuskeln geſpannt, die Backenknochen etwas vorſtehend; die Geſichtsfarbe ſeltſam bläulich und glänzend. Bis unter die Augen iſt er ſehr glatt raſirt. Der Mund knapp, ſchmal und klein, ohne Röthe; das Kinn zurücktretend. Schneeweißes Halstuch mit untergeſteckten Zipfeln, feinſte Leibwäſche, ſchwarze Atlasweſte, ſchwarzer Leibrock, ſchwarze Kniehoſen, ſchwarzſeidne Strümpfe, Schuhe mit goldnen Schnallen. Hände und Füße ungewöhnlich groß und nicht eben ſchön geſtaltet. Der Gang ſchleppend; bei jedem Schritte ſinkt er etwas in die Knie, was ſeinem Vorwärtsbewegen ein hüpfendes Anſehen gibt.

Matthies erwiederte den Empfangsgruß mit gleicher Herzlichkeit. Sie waren gegenſeitig ungemein höflich und artig.

„Ich ſtöre doch nicht etwa, Herr Kirchenrath? Sind eben mit Studiren beſchäftigt?“

„Bitte ſehr, verehrter Herr! Ein Beſuch wie Sie ſtört niemals. Gottesdienſt geht allen Studien vor, und fromme Zwieſprach mit einem gerechten und gottesfürchtigen Manne iſt immer Gottesdienſt. Der Herr ſendet uns ſeine Engel nicht mehr ſichtbar, aber er ſendet uns Boten in Menſchengeſtalt, ſeine getreuen Verehrer und Werkgeſellen, die Helfer am Ausbau des Himmelreichs auf Erden. Und als einen Solchen begrüß' ich Sie nochmals. Ich weiß, welch ein getreuer und fleißiger Arbeiter am Hauſe des Herrn Sie ſind; kein Geſelle mehr, ſondern ein Meiſter."

„Ich danke Ihnen für den ſchönen Gruß, aber in aller Demuth!" verſetzte Dreyßig mit beſcheidener Kopfneigung. „Ich bin mir bewußt, nur ein geringer Knecht Gottes zu ſein."

„Wer ſich ſelbſt erniedrigt, der ſoll erhöhet werden. Der Herr kennt die Seinen und weiß ſie in der rechten Stunde zu finden. Nehmen wir auf dem Sopha Platz, theurer Mann!"

Indem Matthies, vom Kirchenrath geführt, ſich ſetzen wollte, fielen ſeine Augen auf einen großen Kupferſtich in Glas und Rahmen an der Wand dicht über dem Sopha hängend, ein Bruſtbild Chriſti mit zum Segnen emporgehobner Hand. Ueber dem Arbeitstiſch des Geiſtlichen an der andern Seite des Zimmers hing ebenfalls ein Chriſtusbild, das Brod ſegnend.

„Da ſitzen wir gleichſam zu den Füßen des göttlichen Herrn und Meiſters," fuhr der Geiſtliche mit Salbung fort, „und er breitet ſeine Hände über uns aus. Ich habe dieſe beiden mir unausſprechlich theuern Bilder von zu Hauſe mit hierher gebracht, weil ich mich gar nicht von ihnen trennen kann. Sie ſind ein Geſchenk Seiner Excellenz des Herrn Staatsminiſters von Ekruich, meines hochverehrten Gönners und Patrons, und deſſen frommer und edler Gemahlin. Es würde mir etwas zum Leben Nöthiges fehlen, wenn ich ſie in meinem Zimmer entbehren müßte. Und wenn ich unter ihnen ſitze, hier, um zu meditiren, dort, um die Meditation niederzuſchreiben, ſo fühle ich ganz deutlich die Kraft des göttlichen Segens von den Bildern aus über mich herabſtrömen. Vom Wirbel meines Hauptes bis zur Fußzehe durchdringt mich dann der Hauch der Gnade und ich erlebe die Wahrheit des Spruchs, der da geſchrieben ſteht: ihr werdet die Kraft des heiligen Geiſtes empfahen, welcher auf euch kommen wird. Es iſt das ein tiefes, unausdenkbar wunderbares Geheimniß der göttlichen Gnade: die Bilder ſind gar nicht Bilder mehr; es iſt der Herr ſelbſt, der aus ihnen wirkt, wie er es ja auch im Brod und Wein thut. Wie ſich dieſe in ſeinen Leib und ſein Blut verwandeln, ſo die Bilder in ihn ſelbſt. Mir iſt's, als blieſe der Herr und Heiland auch mich an, wie einſt ſeine Apoſtel, indem er zu ihnen ſprach: nehmet hin den heiligen Geiſt! O dann gerathe ich in eine ſelige Verzückung und weiß, was ich ſchaffe, das iſt erfüllt vom Geiſte der Wahrheit und der Liebe."

Matthies drückte des Kirchenraths Hand und ſagte mit ſeinem feinen Lächeln, dem ſtets ein leichter Zug von Hohn beigemiſcht war: „So hoff' ich, wird der heilige Geiſt auch heute bei uns ſein und auch über mich einen Theil ſeiner Kraft ausgießen."

und ſpielten mit den königlichen Farben auf den Zelten des Lagers. Ritter und Knechte ſchliefen; Todtenſtille lag über der leichten Kriegesſtadt, nur zuweilen unterbrochen durch den geiſterhaften Ruf der Wachen. Dicht am Fluſſe lag ein großes, ſchönes Zelt. Lichtſchimmer drang durch die Oeffnung deſſelben, Waffen und Pergamente lagen auf dem Tiſche, aber der Seſſel davor, ſo wie das daneben ſtehende Feldbett waren leer; vor der Thüre ſtanden zwei Hellebardiere. Nicht weit davon am Ufer des Fluſſes hatte ſich ein junger Mann an eine Weide gelehnt und ſtarrte unverwandten Aug's auf den düſtern unheimlichen Waſſerſpiegel, auf welchem das blaſſe Mondbild geiſterhaft hinzitterte. Kein Schlaf nahte, die brennenden Augen des ſtolzen Jünglings zu kühlen, und ſein wüſtes Ausſehen, die Unordnung ſeiner reichen und vornehmen Kleidung zeigten zur Genüge, daß er lange nicht geſchlafen habe. In ſeinem unruhigen, heftig bewegten Gemüthe ſchien in dieſer todtenſtillen Mitternachtsſtunde eine wunderbare Ahnung aufgegangen zu ſeyn, als werde aus dieſem ruhig dahingleitenden Fluſſe heraus die Entſcheidung ſeines verworrenen Schickſals ſteigen, und in wunderbarer

„Sie können deſſen verſichert ſein. Denn Sie werden gewiß ein brünſtiges Bittgebet zum Herrn geſchickt haben, daß er Ihren Gang zu mir ſegne. Und das Gebet eines Frommen wird ſtets erhört.“ Und ſeltſamer Weiſe lächelte er zu dieſen Worten auch höhniſch und bot ſeinem Gaſte eine Priſe.

„Wie man doch himmliſche und weltliche Dinge, die gar nicht zu einander zu gehören ſcheinen, in Verbindung bringen kann!“ nahm Matthies mit der Priſe das Wort. „Die Chriſtusbilder und der Tabak führen mich auf eine ganz gehorſamſte Bitte.“

„Und die wäre?“ fragte der Kirchenrath geſpannt.

„Ich und mein Sohn Ebenezer, der Geſchäftsführer der Uſſemhof'ſchen Handlung in Elbena, hatten in Erfahrung gebracht, daß der Herr Kirchenrath ein Schnupfer ſind, und da hat denn mein Sohn nicht verfehlen wollen, Ihnen von der Leipziger Meſſe etwas ganz extra Feines mitzubringen, und läßt durch mich um gütige Verwilligung bitten, daß ich Ihnen den Tabak überreichen darf. Es iſt ein amerikaniſches Fabrikat. Ich kann den Namen nicht merken. Er ſteht auf den Packeten. Wollen Sie mir erlauben, daß ich das Käſtchen hereinhole? Ich hab' es im Vorzimmer auf den Tiſch geſtellt.“

Der Kirchenrath eilte zur Thüre und befahl dem Diener, das Käſtchen zu bringen. Matthies öffnete es und zog mehre zierliche Packete heraus.

„Ah, Nachitoches!“ rief Lehmann. „Das iſt einer der feinſten Tabake. Aber wie bringen Sie ihn mit den Chriſtusbildern in Verbindung?“

„Wenn Ihre Güte meinem Sohne geſtattet, Ihnen den Tabak verehren zu dürfen, ſo wollte ich um dieſelbe Vergünſtigung in Bezug auf die Doſe höflichſt gebeten haben. Und da habe ich denn nach meinem Geſchmack gewählt und bin überzeugt, Sie werden den geringen Werth der Doſe über der Bedeutung des Bildes weiter nicht in Anſchlag bringen.“ Damit zog er eine koſtbare goldne Doſe hervor, deren Deckel mit einem herrlichen Miniaturbilde, einem Ecce homo nach Anibale Carracci geziert war, und überreichte ſie dem überraſchten Geiſtlichen. „Was den Inhalt der Doſe betrifft, ſo wollte ich Sie erſucht haben, denſelben im Namen und Geiſte des Herrn, der uns von ihr entgegenblickt, ganz nach Ihrem Gutdünken zu verwenden. In Ihrer prieſterlichen Hand wird es hundertfältigen Segen bringen.“

Lehmann klappte die Doſe auf. Sie war mit neuen holländiſchen Ducaten ganz gefüllt. „Ein feiner und ſtarker Tabak dieſer Holländer!“ ſagte er ſehr weltlich. „Meinen ſchönſten Dank für das ſchöne Geſchenk! Ich werde mich Ihnen erkenntlich zu zeigen ſuchen. In der That, wie ich Sie da vor mir ſehe, ein wahrer frommer Chriſt, kann ich es nur bedauern, daß wir uns nicht früher gefunden haben. Wir hätten einander und verbunden der Welt viel nützen können, verſteht ſich zu Gottes Ehre. Nun wir können auch jetzt noch Manches thun und Hand in Hand für Gottes Reich wirken. Meine Schweſter hat mir ſo viel Liebes und Gutes von Ihnen geſchrieben, und ihre Feder fließt ſo von Ihrem Lobe über, daß ich die Zeit kaum erwarten konnte, Ihren mir freundlichſt zugeſagten Beſuch zu empfangen.“

„Mamſell Lehmann iſt wirklich ſehr gütig gegen mich alten Mann, und auch der Herr Kirchenrath iſt ſehr gütig gegen mich. Es wird gewiß mein unausgeſetztes und aufrichtiges Beſtreben ſein, mich dieſer Güte würdig zu zeigen.“

„In der That, lieber Dreyßig, ich begreife kaum, wie wir nicht ſchon ſeit Jahr und Tag die innigſten Freunde ſind. Die Schuld liegt an mir. Ich hätte Ihnen einen Beſuch machen ſollen, als ich nach Igelfingen verſetzt wurde. Aber ich will ſie ſühnen, vollkommen. Beim Heiland, ich will es! Sie ſollen nicht mehr unzufrieden mit mir ſein.“ Und er reichte mit affectirter und aufgetragner Herzlichkeit dem alten Manne wieder die Hand und ſchüttelte die empfangne abermals.

„O Sie beſchämen mich ganz und gar mit dem Uebermaß Ihrer Güte, verehrter Herr Kirchenrath! Wie wäre denn mir, dem ſchlichten gemeinen Manne aus dem Volke, der Beſuch eines ſo hochgeſtellten und gelehrten Kirchenbeamten zugekommen! Nein, nein, Sie dürfen mich auch nicht für anmaßend halten. Ich weiß, was ſich für mich ſchickt und mir gebührt. Ich überhebe mich niemals über meinen Stand. Dank dem Herrn, er hat mir ein chriſtlich demüthiges Herz gegeben.“

„Mir auch, mir auch, liebſter Freund. Wir ſind beide Jünger des Herrn, wie die erſten zwölf, die ja auch ſchlichte gemeine Fiſcher und Arbeiter waren. Wenn Sie nicht anmaßend ſind, ſo bin ich nicht hochmüthig. Und wenn ich Kirchenrath, Superintendent und Oberpfarrer bin, ſo ſind Sie dagegen ein reicher, ein ſehr reicher Mann, und Reichthum iſt Macht in dieſer unvollkommnen ſündhaften Welt, in welcher wir doch nun einmal nach dem göttlichen Rathſchluß leben und uns auf ein vollkommnes und ſeliges Leben vorbereiten müſſen. Sie ſehen, wir ſtehen uns vollkommen gleich. Und gleich und gleich ſucht ſich, gleich und gleich findet ſich; denn gleich und gleich gehört zu einander."

Wiederholtes Händeſchütteln und Grinſen auf beiden Seiten.

„Der Herr hat meine Thätigkeit geſegnet und mir vergönnt, mit dem Pfunde zu wuchern, das er mir anvertraut hat," ſagte Matthies mit Selbſtgefühl. „Ich habe es weder vergeudet noch vergraben, ſondern zu Gottes Ehre und zum Nutzen meiner Mitmenſchen angewendet."

„Ich weiß das! Sie ſind in jeder Hinſicht ein Ehrenmann."

„Und um dieſes in noch ausgedehnterer Weiſe thun zu können, um nicht nur die wenigen Jahre, die ich noch zu leben habe, zum Glück meiner Mitbrüder in erhöhtem Maße zu verwenden, ſondern auch meinen Erben Gelegenheit geben zu können, in meinem Geiſte fortzuwirken, bin ich gekommen, Ihre chriſtliche Mithülfe an dieſem meinem frommen Werke anzurufen, und ich weiß, die inbrünſtige Liebe, welche Sie für Gott und die Menſchen in der Bruſt tragen, wird mich mit meiner Bitte nicht zurückweiſen."

„Alle meine Kräfte ſtehen Ihnen zu Gebote, verehrter Freund! Meine Schweſter hat mir ausführlich über Ihr gottſeliges Vorhaben geſchrieben. Darauf hin habe ich mich ſogleich über den Inhalt und die Lage des Prozeſſes, welcher über den künftigen Beſitztitel des Herrnhofs in Elbena geführt wird, möglichſt genau inſtruirt. Ich habe die Acten ſelbſt durchgeleſen. Dort liegen ſie unter meinem Schreibtiſch; ich habe mit mehren der Herren Juſtizräthe deshalb ausführliche Rückſprache genommen, und Sie können alſo mit mir darüber reden als mit einem, der mit der Sache vertraut iſt."

„Und was haben Sie für günſtige Ausſichten für uns daraus geſchöpft?"

„In Bezug auf das Recht, d. h. das Jus, verſtehen Sie mich wohl, iſt die Sache ſehr ſchwankend. Sie können, oder vielmehr die Frau Katharine Uſſemhof kann den Prozeß gewinnen, und wenn Sie es klug anfangen, ſo muß er gewonnen werden. Aber nach dem Wortſinne des Teſtaments des Prinzen Johann würden mit dem Abſterben der Frau Uſſemhof die Privilegien des Hauſes erlöſchen, und ſie könnte teſtamentariſch nur über die Grundſtücke ohne Privilegien verfügen. So reſpectabel nun auch ſchon das Beſitzthum an und für ſich ſein möchte, ſo muß Ihnen doch natürlich Alles daran liegen, auch die Privilegien für Ihren Sohn zu gewinnen. Das kann jedoch nur durch neue Beſtätigung, reſpective Uebertragung oder Belehnung von Seiten unſres fürſtlichen Herrn und Gebieters geſchehen, und es kommt Alles darauf an, was Sie vorzubringen haben, um die gnädigſte Durchlaucht zu einem ſolchen außerordentlichen Gnadenact geneigt und willfährig zu ſtimmen."

„Ich werde natürlich kein Opfer ſcheuen —"

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Ich darf von Ihnen erwarten, daß Sie mit der größten Offenheit ſich mir ganz anvertrauen. Laſſen Sie jeden Rückenhalt fahren. Sprechen Sie mit mir, als gehörten Sie zu meiner Familie und ich zu der Ihrigen. Verlieren Sie nicht aus dem Auge, daß ich an der Uebertragung der Privilegien auf Ihren Herrn Sohn ebenfalls das größte Intereſſe habe. Ich glaube etwas bei Seiner herzoglichen Durchlaucht zu vermögen, und Sie hätten vielleicht keinen zweckdienlichern, zum Ziel beſſer fördernden Weg einſchlagen können, als den durch mein Haus. Sie müſſen alſo Ihre Erklärungen oder Entſchließungen in Bezug auf den Nutzen, welchen der Beſitz des Herrnhofs mit den Privilegien in der Hand Ihres Sohns dem herzoglichen Hauſe, namentlich der allerhöchſten Perſon des Oberhauptes deſſelben, ſo wie dem Lande und beziehentlich der Stadt Elbena einzubringen geeignet ſein dürfte, auf das Klarſte und Beſtimmteſte formuliren. Wir wollen ganz geſchäftsmäßig Punkt für Punkt durchgehen. Ich kann Ihnen da gleich gute Rathſchläge an die Hand geben; denn ich will Ihnen gar nicht verhehlen, daß ich mit Seiner Durchlaucht bereits einigemale über Ihre Angelegenheit conferirt habe. Meine Schweſter hatte mir das dringend angerathen, und ſie räth mir immer gut. Sie iſt gleichſam vom heiligen Geiſte erleuchtet."

„Ich weiß nicht, wie ich Worte finden ſoll, Ihnen meinen Dank würdig zu erkennen zu geben, verehrter Herr Kirchenrath."

„Laſſen wir das! Bei der Verbindung, die Sie mit meinem Hauſe einzugehen beabſichtigen, bedarf es von Ihrer Seite keines Dankes. Alſo zuerſt, was gedenken Sie dem Herzog zu offeriren?"

„Ihr gütiger Rath würde mir da gleich ſehr willkommen ſein."

„Gut. Fürſten brauchen immer Geld, viel Geld, um ihrem hohen Stande gemäß leben zu können. Alſo was wollen Sie unſerm gnädigſten Herrn als Opfergabe darbringen, oder vielmehr, was können Sie geben, ohne ſich zu ſchaden? Die Vorfrage führt uns da am beſten zu einem Reſultate: Wie ſtark iſt Ihr Vermögen? Wie reich ſind Sie, lieber Dreyßig?"

Matthies war in einer ſonderbaren kritiſchen Lage. Dieſe Frage hatte noch nie Jemand an ihn gethan; es hatte ſie noch Niemand thun dürfen; und wenn ſie je ſchon an ihn gerichtet worden wäre, er würde ſie nicht — wenigſtens nicht ehrlich beantwortet haben. Was ſollte er jetzt thun? Der Kirchenrath behandelte ihn ganz als künftigen Schwager, und er war doch zu nichts weniger entſchloſſen, als zur Knüpfung dieſes verwandtſchaftlichen Bandes. Das durfte er ſich aber doch um keinen Preis abmerken laſſen. Er wollte in dieſer Beziehung durchaus kein bindendes Verſprechen geben, durfte ſich aber auch mit keinem Worte, mit keiner Miene verrathen, als ſei er dazu nicht bereit. Er war alſo nicht ehrlich gegen den Kirchenrath, konnte es platterdings nicht ſein; ja es war überhaupt die Frage, ob er es gegen irgend einen Menſchen in irgend einer Sache ſein konnte. Sollte er nun in Bezug auf den Effectivſtand ſeines Vermögens dem Frager ehrlich antworten? Und doch mußte er um jeden Preis den Schein der Unehrlichkeit vermeiden. Er durfte nicht wenig angeben, um den Kirchenrath nicht ſtutzig zu machen. Lange Zeit zum Ueberlegen blieb ihm auch nicht. Dadurch hätte er ſich verdächtig gemacht. Ehrlich konnte er nicht antworten, das war wider ſeine Natur. Er verſetzte alſo mit gemachter lächelnder Treuherzigkeit:

„Was ich Ihnen anvertraue, Herr Kirchenrath, vertrau' ich natürlich keiner lebenden Seele weiter an, und es iſt bei Ihnen zum Beſten aufgehoben."

„Ihr Zweifel würde mich verletzen. Ich frage auch nur in Ihrem eigenen Intereſſe."

„Nun ich beſitze in runder Zahl ausgedrückt ein Vermögen von zwölfmal hunderttauſend Thalern."

Er war vielleicht noch einmal ſo reich.

Lehmann machte große Augen. „Das iſt ſehr bedeutend!" ſagte er mit dem Tone der Ueberraſchung.

Dreyßig war froh, daß die Täuſchung ſo leicht gelungen war.

„Unter dieſen Umſtänden können Sie dem Herzog ein Geſchenk von funfzigtauſend Thalern machen und die Penſion der Frau von Lilienthal übernehmen, mit welcher Seine Durchlaucht die Kammerkaſſe nicht gern beſchweren möchte. Sie beträgt zwei tauſend Thaler. Durch dieſe Bewilligung würden Sie den Herzog beſonders gnädig ſtimmen; denn er wünſcht die Sache ſchnell und ohne Aufhebens geordnet. Sie wiſſen, daß ſein Verhältniß mit dieſer Dame vor Kurzem gelöſt iſt. Die Frau Herzogin, die ich natürlich von Ihrem Patriotismus in Kenntniß zu ſetzen ſchickliche Gelegenheit finden würde, würde ſich Ihnen dadurch verpflichtet fühlen. Sie wären gleichſam der gute Engel der beiden fürſtlichen Ehegatten, welche durch meine Bemühung in neuer frommer Liebe vereinigt worden ſind. Sie würden ſich Anſprüche an die Dankbarkeit des ganzen Landes erwerben, und die materiellen Früchte dieſer Ihrer edlen That würden Ihnen bald aus dem Herrnhof zureifen."

„Es iſt viel Geld," ſagte Matthies unwillkürlich ſeufzend, „aber ich will es anwenden."

„Mit der Frau Herzogin Hoheit werden Sie deſto billiger wegkommen. Da weiß ich ein gutes Mittel. Sie hat in Dresden auf der Kunſtausſtellung eine Kreuzigung Chriſti geſehen, welche ihr ganz beſonders gefallen hat. Der Preis des Bildes war ihr aber zu hoch; es ſollte ſechstauſend Thaler koſten. Kaufen Sie das Bild und verehren Sie es ihr."

„Es ſei! Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, die hohe fromme Frau auf dieſe Weiſe zu erfreuen."

„Wie Sie ſich mit dem Prinzen Heinrich als Thronfolger ſtellen wollen, muß ich Ihnen ganz allein überlaſſen, weil ich mit dieſem fürſtlichen Herrn in gar keiner Verbindung ſtehe. Ich bemerke Ihnen nur, daß die Sache gerade nicht leicht iſt wegen der eigenthümlichen Spannung, in welcher die beiden fürſtlichen Brüder leben, und wegen der obſtinaten Charakterrichtung des Prinzen. Und doch muß er durchaus in Ihr Intereſſe gezogen werden. Mit einem Geſchenk dürfen Sie ihm nicht kommen. Bei Leibe nicht! Das würde Alles verderben. Irgend ein bedeutſames gemeinnütziges Unternehmen, oder ſo etwas, würde ſeine Aufmerkſamkeit auf Sie lenken. Doch darf es nicht einen zu ſtarken religiöſen Anſtrich haben; denn leider Gottes iſt der Prinz für die Frommen und Gerechten im Lande nicht ſehr eingenommen. Am Beſten iſt's, Sie ſuchen die Bekanntſchaft des Fräuleins Anna von Bels, die ja jetzt mit ihrem

Vater, dem Präſidenten, in Elbena die Bergluft genießt. Als Freundin des Prinzen, die viel über ihn vermag, wie man vielſeitig behauptet, wird ſie Ihnen am ſicherſten angeben können, womit Sie ſeine Gunſt zu erwerben im Stande ſind. — Dem Prinzen Wilhelm ſchenken Sie einen hübſchen Poſtzug: dann thut er Alles für Sie, was in ſeinen Kräften ſteht. Das iſt nun zwar nicht viel, aber er muß gewonnen werden, damit er nicht gegen Sie wirkt. Wie Sie ſich mit andern einflußreichen Herren, z. B. den Beiſitzern des Miniſteriums und des Juſtizcollegiums, namentlich mit dem Präſidenten dieſes Dikaſteriums und mit dem Referenten in Ihrer Sache, ferner mit dem Oberſanitätsrath von Steinberg zu ſtellen haben, brauch' ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Sie verſtehen das, und ich glaube, Sie haben auf dieſem Felde ſchon mit Geſchick und Glück gewirkt; denn die Stimmung iſt im Allgemeinen eine günſtige für Sie, und die Gegenpartei iſt nicht im Stande, Ihnen die Waage zu halten, wie viel weniger Sie auszuſtechen."

„Ich habe mir's ſchon manche hübſche Summe koſten laſſen, und auch heute bin ich wieder mit einem ſchwer befrachteten Schiffe in die Reſidenz eingefahren."

„Wohl Ihnen! Das wird helfen. Nun ferner: was haben Sie für Pläne vorzulegen in Bezug auf Förderung des allgemeinen Nutzens, zum Beſten des Landes und der Stadt Elbena, pro bono publico, wie wir Gelehrten ſagen. Es herrſcht viel ſchlimme Armuth unter der gemeinen Bevölkerung und eine gereizte Stimmung, die der Regierung gerade nicht ganz gleichgültig iſt. Wenn Sie in dieſer Hinſicht etwas recht in die Augen Fallendes vorlegen könnten, Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt ſah er immer und immer fort in das Waſſer, als wolle er die Enthüllung der Ahnung darin ſuchen, und hatte nicht bemerkt, daß eine verhüllte Geſtalt dem Fluſſe entlang von der Stadt herangeſchlichen war und nicht weit von ihm ſtand, als die Wachen anriefen.

„Mylord!“ ſagte einer der Soldaten, und der Jüngling wandte ſich, winkte gleichgültig den Wachen mit der Hand, zu ſchweigen, und trat dann muthig und entſchloſſen auf die verhüllte Geſtalt mit den Worten zu: „Wer wagt es, um Mitternacht in das Lager des Sir Hugh Spencer zu treten und gar in ſolcher verdächtigen Geſtalt?“

„Bringt mich zum Anführer des Heers, deſſen verehrungswürdigen Namen Ihr eben genannt habt; denn nur mit ihm allein habe ich Wichtiges zu verhandeln,“ verſetzte eine feiſte männliche Stimme.

„Tritt in jenes Zelt,“ verſetzte der Jüngling, folgte und ſtand bald vor einem wohlgenährten Sohn der Kirche. „Ich bin Hugh Spencer,“ fuhr Jener fort, „was begehrt Ihr von mir, ehrwürdiger Vater?“

„Edler und getreuer Vertheidiger des königlichen Hauptes,“ redete der Pfaffe pathetiſch, „ich eine neue Nahrungsquelle, einen neuen Betriebszweig, den wir im Lande noch nicht haben, und wobei das arme Volk in Maſſe beſchäftigt würde, und der doch auch herzoglicher Kammer etwas Erkleckliches an Revenuen und Gefällen einbrächte."

„J nun da haben wir wohl mehr als einen hübſchen Plan. Geltend zu machen wäre zuvörderſt, wie das Uſſemhof'ſche Geſchäft ganz heruntergekommen war, und wie es mein Sohn wieder emporgebracht hat, die große Vielſeitigkeit, die es jetzt ſchon beſitzt, die Menge von Arbeitern, die wir das ganze Jahr hindurch beſchäftigen. Darauf läßt ſich der Schluß bauen: wenn das Alles bisher geſchehen iſt, wo das Geſchäft meinem Sohne doch noch nicht gehörte, was er erſt leiſten wird, wenn das Haus mit den Privilegien ſein Eigenthum iſt."

„Ganz richtig!" fiel der Kirchenrath ein. „Und was wäre z. B. dies?"

„Die Hauptſache, die für Stadt und Land von unberechenbarer Wichtigkeit iſt: den gänzlich geſunkenen oder vielmehr gänzlich verſchwundenen Bergbau Elbena's wieder in Flor zu bringen. Elbena führt den Titel und hat die Rechte einer Bergſtadt ſchon über dreihundert Jahre; es hat ſehr rentable Silber- und Bleigruben gehabt. Wir haben jetzt keinen einzigen Bergmann mehr. Wir beſitzen ein vollſtändiges Berggericht, und der Hofrath Makloff bezieht als Bergrichter ein namhaftes Gehalt, er hat aber noch niemals einen Federzug weiter in Bergſachen zu thun gebraucht, als die Quittungen ſeiner Bergbeſoldung zu unterſchreiben. Die Dreyßig, Vater und Söhne, machen ſich anheiſchig, nicht nur die alten Gruben wieder aufzuthun, ſondern auch neue zu eröffnen, wenn Ebenezer Herr des Herrnhofs wird, und zwar ganz allein auf unſre Rechnung, ohne von herzoglicher Kammer oder vom Publikum irgend einen Beitrag zu den Betriebskoſten zu beanſpruchen. Wir getrauen uns fünfhundert bis tauſend Menſchen dabei zu beſchäftigen, und wenn das Hüttenweſen im Gange iſt, d. h. nach den erſten zehn Jahren, ſo wollen wir von dem ſtrengen Wortlaut des Privilegiums abſehen und uns zu einer vorher zu ſtipulirenden Prozent-Abgabe an die Kammer verſtehen, wenigſtens wollen wir die Beſoldungen der Berggeſchwornen übernehmen und der Kammerkaſſe ein jetzt unnütz hinausgeworfenes Kapital erſparen.“

Der Kirchenrath hatte aufmerkſam zugehört. „Das iſt etwas! Das iſt ein ſehr wichtiges Moment!“ rief er jetzt die Hände zuſammenſchlagend. „Dieſer Vorſchlag muß Ihre Sache außerordentlich fördern. Glauben Sie denn aber wirklich Ihren Vortheil bei Wiederaufnahme des Bergbaues zu finden?“

Matthies lächelte und antwortete leiſer: „Im Vertrauen zu Ihnen, Herr Kirchenrath! Das iſt aber nur für Sie und für keinen Menſchen weiter; wir haben bereits durch die ſorgfältigſten Nachforſchungen die Gewißheit erlangt, daß die Berge reich an Mineralien ſind. Man kann das ſchon aus den alten Bergacten erſehen. Sein Sie verſichert, daß wir uns nicht in ein ſo koſtſpieliges Unternehmen ſtecken würden, wenn wir des beſten Erfolgs nicht ſicher wären.“

„Ja, ſo haben wir ja gleich den rechten Gegenſtand, mit welchem Sie den Prinzen Heinrich ködern können.

Sprechen Sie erſt mit dem Fräulein von Bels und dann mit dem Prinzen ſelbſt darüber und erſuchen Sie ihn, das Protectorat des erneuten Bergbaues zu übernehmen. Das wird er gewiß ſehr gnädig aufnehmen. Millionäre weiſt kein Prinz unwirſch zurück. Sind Sie denn mit den Urſachen vertraut, aus welchen der Bergbau in Elbena in's Stocken gerathen iſt?"

„Gewiß. Ich habe mich ganz ausführlich unterrichten laſſen."

„Die müſſen Sie dem Prinzen angeben und dann die Mittel, wie er zu beleben iſt. Die Ausſicht, Elbena wieder zu einer wirklichen Bergſtadt zu erheben und in neue Blüthe zu bringen, iſt eine ſo ungemein lockende, daß man dem Manne, der ein ſolches Unternehmen auf eigne Koſten machen will, allen möglichen Vorſchub leiſten muß. Sein Sie getroſt, mein Freund, unſre Sache ſteht vortrefflich. An Ihnen bewährt ſich einmal wieder das alte gute Wort: Gott hilft den Seinen. — Ich kenne gar nichts von der Geſchichte des Bergbaues in unſerm Lande. Durch welche Mißſtände iſt er denn herabgekommen?"

„Erſtlich durch eine unſinnige allzukoſtſpielige Verwaltung. Dann durch mehre Unglücksfälle. Die Stollen litten an einer zu ſtarken Waſſermaſſe, die man damals noch nicht ſo leicht zu heben verſtand, wie jetzt. Es wurde ein zwei Stunden langer Abführſtollen mit enormen Koſten gebaut, und das geſchah nicht mit der gehörigen Vorſicht. Kaum einige Jahre im Gange, brach der Waſſerſtollen faſt in der Mitte und die geſtauten Waſſer erſäuften die Gruben gerade zu einer Zeit, wo man auf reiche Erzgänge geſtoßen war.

Man wußte ſich durchaus nicht zu helfen und ließ deshalb das Ganze liegen. Heutiges Tags iſt die Hebung der Waſſer mittels einer Dampfmaſchine ein wahres Kinderſpiel, und man muß ſich nur verwundern, daß in den obern Regionen, vorzüglich bei herzoglicher Kammer, Niemand daran gedacht hat. Sie brauchen ja doch dort immer viel Geld.“

„Eben deshalb hat man keine Luſt, welches an ein prekäres Unternehmen zu wenden. Das iſt gerade die Sache ſolcher Geldfürſten, wie Sie einer ſind. Setzen Sie ſich aber nur vorher ganz feſt, daß Ihnen nachher, wenn die Sache gut rentirt, nicht die herzogliche Kammer Querelen macht.“

„Dazu iſt eben das Privilegium des Herrnhofs gut. Das iſt ſo klar und ſo feſt, daß ſich kein Buchſtabe davon abſtreiten läßt. Was wir nachher an die Kammer freiwillig zahlen, das iſt Opfergabe unſres Patriotismus. Wir erhalten dadurch die gnädigſte Landesregierung ſtets in gutem Athem und muntrer Laune. Verpflichtet ſind wir zu nichts und verpflichten uns auch zu nichts.“

„Sie ſind ein alter Praktikus, der ſein Handwerk aus dem Grunde verſteht,“ lachte der Geiſtliche. „Sonſt wären Sie nicht ein ſo ungeheuer reicher Mann geworden. Denn, wie ich mir habe ſagen laſſen, haben Sie mit nichts angefangen.“

„Mit weniger als nichts, Herr Kirchenrath; mit Schulden.“

„Und in einem Zeitraume von ohngefähr funfzig Jahren haben Sie dieſes Vermögen zuſammengebracht? Es iſt unbegreiflich!“

„Herr Kirchenrath, das Sprichwort: was der Menſch will, das kann er, lügt nicht. Es verſteht ſich natürlich von ſelbſt, daß dabei nur von möglichen Dingen die Rede iſt. Als Kutſcher und Hausknecht im Herrnhof bei Herrn Wilhelm Uſſemhof begriff ich frühzeitig, daß drei Dinge nöthig ſind, wenn man zu Macht, Anſehen und Herrſchaft gelangen will. Dieſe drei Dinge müſſen unzertrennlich mit einander verbunden, gleichſam zuſammengewachſen oder geſchmolzen ſein und ſtets in lebhafter Thätigkeit erhalten werden, wenn ſie gute Früchte bringen und ihren Endzweck erreichen ſollen. Eins allein oder blos zwei verbunden können zwar manches Gute und Nützliche erzielen, aber die höchſte Staffel erreicht man nur mit allen dreien."

„Und dieſe drei Dinge ſind?"

„Zuerſt das Genie, das Talent, der regſame Geiſt, den uns Gott gegeben hat, dem Einen mehr als dem Andern, der die Lage der Dinge um uns her leicht zu überſehen, die Menſchen richtig zu ſchätzen und die Umſtände zur rechten Zeit gut zu benutzen verſteht. Sodann das Geld. Das iſt der Hebel zu allem Verkehr in der Welt. Man nennt's mit Recht den Nerv der Dinge. Mit Geld kann ein kluger Kopf viel, ſehr viel, ja unmöglich Scheinendes ausführen. Ein Menſch, der kein Geld hat, und wär' er noch ſo geſcheidt, iſt und bleibt ein Lump, ein unbedeutendes Subject all ſein Lebenlang. Das Geld iſt gewiſſermaßen — "

„Und das Dritte?" fragte der Kirchenrath ungeduldig.

„Das Dritte! Ei das müſſen Sie am beſten wiſſen, das iſt die Religion."

Der Kirchenrath lächelte.

„Das Geld, wollte ich ſagen, iſt gewiſſermaßen der ſichtbare Gott, der Herr der Welt. Aber ohne Religion, ohne den unſichtbaren Gott, den Herrn des Himmels und der Erde, nützt es auch nichts. Die Religion macht den Menſchen erſt fähig, Genie und Geld richtig und zweckdienlich anzuwenden. Erſt durch Religion können Genie und Geld zum höchſten Anſehen, zur unbeſchränkten Gewalt gelangen. Wie geſagt, man muß alle drei zuſammen haben, wenn man das beſte Ziel erreichen will.“

Der Kirchenrath nickte beifällig.

„Man ſpricht von Recht und Gerechtigkeit auf Erden. Das ſind ſchöne Worte, unbeſtimmte Begriffe, bei welchen ſich Niemand etwas Klares denkt. Die Leute ſind gewohnt, ſie gedankenlos in den Tag hinein zu ſchwatzen. Es gibt kein Recht und keine Gerechtigkeit auf Erden; die ſind bei Gott im Himmel. Unter den Menſchen herrſchen Macht und Gewalt, und Recht heißt, daß der Mächtige, der Gewaltige thun und laſſen kann, was er will, und daß der Schwache erdulden muß, was er nicht verhindern kann. Sonſt herrſchte die rohe Gewalt, die natürliche Stärke; wer den Andern bezwang, war ſein Herr. Die Religion hat das gebeſſert und dem Genie zur Herrſchaft verholfen. Heutiges Tags muß das Genie aber Geld haben, wenn es von der Herrſchaft Beſitz ergreifen will. Für Geld iſt Alles erlaubt, Alles zu haben; für Geld laſſen ſich die Menſchen, geringe und vornehme, rohe und gebildete, zu Allem gebrauchen. Großer Gott, was thut ein Menſch nicht für Geld, der Eine für ein paar Groſchen, der Andre für ein paar Thaler! Wer Geld hat, beherrſcht heute die Welt, aber nur mit Genie und mit Religion. Das iſt die Kunſt des Genies, daß es Geld erwirbt und mit Religion die Leidenſchaften derer, die kein Geld haben, im Zaume hält. Drückten wir reichen und mächtigen Leute die Maſſen mit der Religion nicht nieder, wir wären, trotz der beſten Polizeieinrichtungen, keine Stunde unſres Lebens ſicher."

„Sehr richtig bemerkt! Sehr praktiſch und wahr!" ſagte der Kirchenrath. „Deshalb müſſen die Reichen und Mächtigen und die Religionslehrer durchaus zuſammenhalten. Wir ſind natürliche Verbündete. Wir brauchen auch kein Geheimniß gegen einander zu haben; wir brauchen einander nichts weiß zu machen. Wir wiſſen, wie wir mit einander ſtehen. Das Geſicht, das wir dem Volke zeigen, legen wir ab, wenn wir unter vier Augen mit einander ſind."

„Das iſt ebenſo richtig von Ihnen bemerkt, lieber Herr Kirchenrath, ebenſo praktiſch und wahr. Wer ſich mit Genie und Religion eine Million erworben hat, läßt ſich von einem Religionslehrer nichts weiß machen. Wir wiſſen recht gut, daß wir die Religion nicht ſo gebrauchen können, wie ſie uns der Herr Chriſtus gegeben hat. Das geht durchaus nicht; das wäre ſehr unpraktiſch, das wäre dumm. Liebſter Schöpfer, der liebe Heiland hatte gut reden: Wer mich lieb hat, der gebe all ſein Gut den Armen und folge mir nach. Er hat ſelbſt nichts im Vermögen gehabt, ſonſt hätte er nicht ſo reden können. Das wäre eine ſchöne Wirthſchaft. Die Armen würden mit unſerm Gut ein gräuliches ſündhaftes verworfnes Leben führen, freſſen und ſaufen und nichts arbeiten und allzuſammen dem Teufel in den offnen Rachen hineinrennen. Wir aber würden arm ſein und ihnen nichts mehr helfen können. Viel geſcheidter, wir behalten unſer Gut, ſuchen daſſelbe zu mehren und geben den Armen Arbeit und Verdienſt. So folgen wir dem Herrn auch nach und zwar auf eine klügere Weiſe, als er uns ſelbſt anbefohlen hat. Als Theorie läßt man den Spruch, wie manche andre, hingehen; in der Praxis taugt er ganz und gar nichts.“

„Aus Ihnen ſpricht die wahre Lebensweisheit!“ rief der Kirchenrath mit Emphaſe. „Sie ſind ganz mein Mann. Wir verſtehen uns. Wir ſind für einander geſchaffen. Herr Gott, was können wir im engſten Bunde Alles erreichen!“

„Es iſt ebenſo ſeltſam geſprochen, wenn der Herr ſagt: ein Kameel werde eher durch ein Nadelöhr gehen, eh' ein Reicher in den Himmel komme. Wer ſollte denn eigentlich hinein kommen, wenn wir nicht hinein kommen ſollten, wir, die wir Tauſenden von Armen Brod geben? Wie vereinigte ſich denn das mit Gottes Gerechtigkeit? Und wäſcht mich denn Chriſti Blut nicht ebenſo rein von allen Sünden, wie jeden ſchlechten Kerl, der ſich bekehrt und an ihn glaubt? Und glaubt Einer an ihn, ſo bin ich's. Seit funfzig Jahren habe ich auch nicht einen Augenblick in meinem Glauben an ihn geſchwankt. Ich kann wohl ſagen: dieſer mein Glaube ſteht feſt wie Felſengrund. Und ſteht denn nicht geſchrieben: Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ihr ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben? Heißt es nicht „Alle“? Alſo ſind doch die Reichen nicht ausgenommen, gerade die, welche die Armuth ernähren und kleiden. Nein, nein, ich laſſe mir durch den Herrn Jeſus Chriſtus nicht bange machen mit ſeinem Kameel und Nadelöhr. Er hat das Ding nicht ſo ernſtlich gemeint. Wir kennen das ſchon. Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt; und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und ich werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleiſch Gott ſehen."

„Sie haben den wahren Glauben, mein werther Freund, und wenn irgend ein Gläubiger die gerechteſten Anſprüche an die ewigen himmliſchen Freuden zu machen hat, ſo ſind Sie es. Als verordneter Diener der chriſtlichen Kirche und als geweihter Prieſter und Bote des Herrn darf ich Ihnen in ſeinem Namen den Troſt des ewigen Lebens mit all ſeiner verheißenen Herrlichkeit verkünden. Auch zu Ihnen hat der Herr geſprochen: Sieh, in meine Hand hab' ich Dich gezeichnet."

Matthies bedankte ſich ironiſch lächelnd für den himmliſchen Troſt und fuhr dann mit geſteigerter Lebhaftigkeit fort: „Nun ſehen Sie, verehrter Herr Kirchenrath, das Uſſemhof'ſche Haus war für mich die beſte Schule. Die Hauptleute darin hatten Genie, aber ſie wendeten es auf die allerverkehrteſte Weiſe an. Statt ihr Gut zu mehren und die herrlichen Privilegien, die ſie von ihrem Ahn, dem Prinzen Johann, ererbt, zu benutzen und auszubeuten, war ihr Genie nur auf Weltluſt und Genuß gerichtet, und die Privilegien waren für ſie ein todtes Capital. Sie hatten Geld, aber ſie dachten nicht daran, damit den Armen Arbeit und Brod zu ſchaffen; ſie gaben es nur aus, um vornehme Herren zu ſpielen. Und Religion hatten ſie ganz und gar nicht. Sie waren vielmehr ganz gottloſe Religionsverächter und Verſpotter. Da ſah ich denn täglich und ſtündlich, wie man's nicht machen muß, um zu etwas zu kommen und etwas in der Welt zu bedeuten, was eins und daſſelbe iſt. Ich zog mir eine gute Lehre aus der Thorheit meiner Herrſchaft. Ich ward mir bald bewußt, daß mir der himmliſche Vater auch Genie gegeben hatte; ich legte mir die Religion zu und ward ein gottesfürchtiger Chriſt. Und nun regte ich Kopf, Herz und Hände. Wo's etwas zu verdienen gab, da war ich flugs dabei. Ich ſchämte mich keiner Arbeit und keines Geſchäfts, und ſo machte ich aus dem Groſchen bald den Thaler. Mit Genie und Religion gewann ich Geld. Und als ich erſt einmal Grund und Boden unter den Füßen hatte, da mehrte ſich's ſchnell. Ich mied der Welt Luſt und Freuden, und war allein darauf bedacht, wie ich ein reicher und frommer Mann werden wollte. Ich wollte reich werden, und ich bin's geworden. Die Leute ſagen, ich hätte viel Glück gehabt. Nun ja, das nenn' ich Glück, daß der Herr meine Thätigkeit geſegnet, daß er mir Genie, Religion, Geſundheit und Kraft gegeben hat. Damit hab' ich nachher das gewöhnliche Glück gezwungen, mir dienſtbar zu ſein. Die gebratnen Tauben ſind mir wahrlich nicht in den offnen Mund geflogen. Da haben Sie denn, offen und ehrlich geſtanden, mein ganzes Geheimniß, wie ich's noch keinem Menſchen mitgetheilt habe."

Der ſchlaue und gewandte Geiſtliche ließ ſich wirklich von der zur Schau geſtellten Treuherzigkeit des alten Mannes düpiren und glaubte den Worten deſſelben. Geſchmeichelt von Dreyßig's Vertrauen, in deſſen vollſtem Beſitz er ben gekommen, um Euch die ſichern Mittel an die Hand zu geben, wie Ihr die rebelliſche und gottesläſteriſche Stadt ohne Schwertſchlag einnehmen und unter den Gehorſam ihres rechtmäßigen Herrn und Königs zurückbringen könnt.“

„Laſſ't hören, mein Vater,“ erwiederte Sir Spencer, indem er ſich mit vornehmer Nachläſſigkeit in den Polſterſeſſel warf. „Ich muß geſtehen, ich vergieße nicht gern engliſches Blut, am wenigſten eile ich, das Leben eines der Edlen meines Heeres auf das Spiel zu ſetzen einer ſo ſchlechten und verdammungswürdigen Sache wegen, wie die Empörung einer Stadt wider ihren rechtmäßigen König iſt. Deßhalb habe ich auch gezaudert, auf die abtrünnige Stadt Sturm laufen zu laſſen, hoffend, ſie werde, erſchreckt von meinem gewaltigen Heere, ihr Unrecht einſehen, mir freiwillig ihre Thore öffnen und dem Könige neue Treue ſchwören.“

„Wie ſchlecht ſeyd Ihr über die Denkungsart der Bürger von Hereford unterrichtet!“ ſagte der Pfaffe mit ſcheinbar demüthiger Verbeugung. „So mögt Ihr denn wiſſen, Sir, daß die Frechen, vom Geiſte des böſen Feindes erfüllt, Euch und den König verſpotten und Euere Anträge nur deßhalb mit zögernſich wähnte, reichte er ihm nochmals die Hand und dankte ihm auf's Wärmſte mit großem Wortreichthum für die herzliche Mittheilung. Um nun den neuen Freund dem für ihn, den Kirchenrath, wichtigſten Punkt näher zu bringen, d. h. denſelben zu vermögen, daß er gleich heute um die Schweſter Maria anhalte, wie er nach den brieflichen Mittheilungen derſelben erwarten durfte, fuhr er mit einer geſchickten Wendung folgendermaßen fort:

„Bei den vielſeitigen Plänen, deren Ausführung Ihre ganze Thätigkeit in Anſpruch nehmen dürfte, und bei der bedeutenden Vergrößerung Ihres Geſchäfts werden Sie doch gewiß nicht in Oberndorf wohnen bleiben, wo Ihr geiſtiger Geſichtskreis doch allzu beſchränkt iſt, und Sie von den Ihrigen zu entfernt ſind.“

„Allerdings iſt es in jeder Beziehung beſſer, ich wohne in Elbena,“ verſetzte Matthies ohne Arg. „Die wenigen Tage, welche ſeit dem Tode meiner Frau verfloſſen ſind, haben mich noch an keine Veränderung denken laſſen. Vor Ablauf des Trauerhalbjahrs will ich ſie auch nicht vornehmen, ſondern in meinem Hausweſen Alles beim Alten laſſen. Der ſchicklichſte Zeitpunkt für die Veränderung iſt ohnſtreitig Neujahr. Da will ich meinem Sohne Gottfried, der ſich unterdeſſen verheirathen wird, mein Haus und Geſchäft in Oberndorf übergeben und mein Zelt in den Räumen des Herrnhofs aufſchlagen. Bis dahin, hoff' ich, werden wir zum Ziele ſein.“

„Das ſollt' ich ebenfalls meinen. Wir laſſen eben alle Minen ſpringen. Auf mich können Sie ſich feſt verlaſſen, und ich vermag ſchon etwas in der Sache zu thun. Und wenn ich irgend Miene machen wollte, ſie, von Amtsgeſchäften gedrängt, einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, ſo würde meine liebe gute Schweſter Maria nicht verfehlen, neues Feuer dahinter zu machen, und mir keinen Tag Ruhe laſſen, bis das Ziel erreicht iſt. Sie intereſſirt ſich ungemein lebhaft für Ihre und Ihres Sohnes Angelegenheit. Und das kann ich Sie verſichern, liebſter Freund, daß die Maria einen ſo brennenden Eifer für alles Gute mit einer Charakterfeſtigkeit und beharrlichen Ausdauer beſitzt, daß ſchwerlich noch ein zweites Frauenzimmer der Art zu finden ſein dürfte. Was ſie unternimmt, das ſetzt ſie auch durch und führt's zum glücklichen Ende; ja zum glücklichen. Denn das muß ich noch bemerken, daß das Glück gleichſam eine heilige Alliance mit ihr geſchloſſen hat und ſich an ihre Fußſohlen anheftet, oder um es beſſer auszudrücken, ſie iſt eine wahre Lieblingstochter unſres himmliſchen Vaters, und er thut ihr gewiſſermaßen Alles zu Gefallen. Aber das muß ich auch noch offen geſtehen: ſie verdient's! ſie verdient's! Sie iſt die frömmſte, gottesfürchtigſte, redlichſte und bravſte Perſon und hat ihr Lebelang ſtets Gott vor Augen und im Herzen gehabt und ſich wohl gehütet, daß ſie in irgend eine Sünde gewilligt oder wider Gottes Gebot gehandelt. Liebſter Schöpfer, was wär' ich ohne ſie! Wenn Gott mich wunderbar geführt und meine Studien und Beſtrebungen gnädig geſegnet hat, ſo hat er's durch Maria's reine Hand gethan. Und er wird Jeden ſegnen, der dieſe Hand beſitzt."

„Ich bin ſehr glücklich und hoch erfreut, daß Mamſell Lehmann ſich ſo lebhaft für meine Angelegenheit intereſſirt.

Es hätte mir nichts Erfreulicheres begegnen können. Glauben Sie mir, Herr Kirchenrath, ich weiß das dankbar zu erkennen und habe Gott ſchon im Herzen meine Gelöbniſſe gethan.“

Das war's aber immer noch nicht, was der Kirchenrath wollte. Er ſah ſich alſo genöthigt, den alten Fuchs noch mehr in die Enge zu treiben. Er wollte ihn zwingen, ausdrücklich und förmlich um das liebe Schweſterchen anzuhalten. Er faßte die Sache alſo von der andern Seite an. „Da Sie im Herrnhof Ihre eigne Haushaltung führen werden und Ihre Kinder doch alle erwachſen ſind und nächſtens ihren eignen Hausſtand gründen wollen, ſo werden Sie gewiß am Beſten thun, ſich wieder zu vermählen, damit eine treue Hand Ihnen die Beſchwerlichkeiten des Alters verſüßt.“

„Das ſtell' ich ganz Gott anheim, wie alle meine Sachen; denn alle guten Gaben kommen von oben herab, vom Vater des Lichts. Hat er in ſeinem weiſen Rathe beſchloſſen, mir wieder eine fromme Hausfrau zu geben, wie er mir eine in meiner unvergeßlichen Sabine genommen hat, ſo nehm' ich ſie demuthsvoll und dankbar von ihm an. Ueberdies wär' es ja eine Sünde vor Gott und meinem Gewiſſen, eine Sünde an der kürzlich erſt Verſtorbenen, wollt' ich jetzt ſchon an eine neue Verbindung denken. Alles hat ſeine Zeit, ſagt der weiſe Prediger Salomon: die Trauer hat ihre Zeit und das Freien hat auch ſeine Zeit. Iſt die Trauer vorüber, ſo kann's an's Freien kommen. Eher nicht. So iſt's Gottes Ordnung und Gebot. Auch bindet mich ein meiner Seligen in die ſterbende Hand gegebnes Gelübde.“ —

„Ich weiß, ich weiß!“ ſagte der Kirchenrath unvorſichtig und verdrießlich und verrieth dadurch, daß die Schweſter Maria ihm auch von dem angeblichen Gelübde des alten Dreyßig geſchrieben hatte.

„Erſt müſſen meine Kinder verheirathet ſein,“ fuhr der ſchlaue Alte lächelnd fort, „der Ebenezer mit der Frau Katharina Uſſemhof, der Gottfried mit der Frau Amtscommiſſär Eichler, die Suſanne mit dem Herrn Organiſten Luchſer.“

Als er ſchwieg, ſah ihn der Kirchenrath fragend an. „Und Sie erwähnen nicht auch der bevorſtehenden Vermählung Ihrer jüngſten Tochter mit meinem lieben Amtsbruder, dem Herrn Stadtcollaborator Hammer?“

„Der Herr Stadtcollaborator hat noch nicht bei mir um meine Tochter Auguſte angehalten; es hat alſo noch kein Verlöbniß ſtattfinden können, und deshalb kann ſchicklicher Weiſe von dieſer Verbindung noch nicht die Rede ſein.“

„Ah das laſſen Sie mich in's Reine bringen, werther Freund!“ rief der Obergeiſtliche wieder geſchmeidig und lebhaft. „Hammer iſt ein beſcheidner ſchüchterner Mann, der ſich mit ſeiner Bewerbung nicht herausgetraut. Ich darf Sie aber verſichern, daß Sie auf dieſen würdigen jungen Mann als Schwiegerſohn ſtolz ſein dürfen; er iſt nicht nur ein ausgezeichneter gelehrter Theolog, er iſt auch ein ächter Jünger des Herrn. — Er hat mir geſtanden, daß er ſich ſehr glücklich ſchätzen würde, Ihrem werthen Hauſe angehören zu dürfen, und die Selige hat ihm, wie er mich verſicherte, alle Hoffnung gemacht. Ich denke deshalb bei unſrer nächſten Zuſammenkunft, werther Freund, als Freiersmann meines lieben Amtsbruders bei Ihnen vorzufahren.“

„Von meiner Seite wird dem Manne Gottes nichts im Wege ſtehen, und meine Dankbarkeit gegen Sie, Herr Kirchenrath, kann unmöglich noch erhöht werden.“

„So wäre ja das neue Band mit Gott jetzt ſchon geſchlungen. Das wird wirklich ein köſtliches Familienfeſt! Vier Kinder auf einmal in den heiligen Eheſtand tretend. Wirklich, theurer Mann, Sie müſſen die allzu ängſtlichen Scrupel fahren laſſen, und mit Ihrer Erwählten das fünfte Paar abgeben. Die Selige im Himmel muß ſich ſelbſt darüber freuen.“

„Wie der Herr will! Ich ſträube mich nicht!“ antwortete Matthies aufſtehend und griff nach dem Hute.

„Mein lieber Dreyßig, ich würde mir die Ehre ausbitten, Sie heute bewirthen zu dürfen. Aber ich bin ſelbſt zur herzoglichen Tafel befohlen, und Sie begreifen, daß ich nicht abſagen laſſen kann.“

„O ich bitte ganz gehorſamſt! Das wäre zu viel Ehre für mich. Nein, nein! Das könnte ich nicht annehmen.“

„Aber morgen früh bitte ich ſehr, ein Frühſtück bei mir einzunehmen.“

„Sie ſind allzu gütig.“

„Ihre Hand darauf, daß Sie kommen!“

„Ich habe vergeſſen, Sie im Namen meines Sohnes Ebenezer, der mit hier iſt, um Erlaubniß zu bitten, daß er Ihnen morgen die Aufwartung machen dürfe.“

„Nun dann ſind Sie Beide meine Gäſte. Verſteht ſich. Alſo auf Wiederſehen, Herzensfreund!“

Der Alte empfahl ſich mit vielen Complimenten, in der Seele ſchon mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er den

Kirchenrath benutzen und doch den „Candidatenſchreck“ ſich vom Leibe halten möchte. Er geſtand ſich, daß dies ein ſchwieriges Stück Arbeit ſein dürfte, und doch war er nicht der Mann, daran zu verzweifeln.

So ernſtlich waren die beiden frommen „lieben Freunde“ darauf bedacht, ſich gegenſeitig zu betrügen. Brüder in Chriſto!!

Vom frühen Morgen an, als Matthies und Ebenezer aus dem Thore des Herrnhofs gefahren waren, wurde Anton von einem Gedanken beſchlichen, der, ſo oft er ihn auch ſich aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchte, doch immer wiederkehrte und ein ſeltſames Verlangen, ein eigenthümliches Gelüſten in ihm wach rief. Der Gedanke bezog ſich auf die Contrebande, welche Ebenezer und der alte Blumenfeld in der verwichnen Nacht auf ſo geheimnißvolle Weiſe in das Kellergewölbe des Engeldaumens eingebracht, und das Verlangen beſtand darin, ſich mittels ſeines Nachſchlüſſels in der bevorſtehenden Nacht über das Weſen dieſer Waare zu unterrichten. Die Umſtände waren allerdings zu einem heimlichen Beſuche in dem Gewölbe günſtig, aber der eben nicht beſonders muthige Jüngling bebte doch beim bloßen Gedanken daran. Je mehr er indeß im Laufe des Tags das Verlangen zu unterdrücken ſuchte, deſto höher wuchs es in ſeiner Seele und wurde endlich zum Rieſen, der ſeine Willenskraft überwältigte. Es ſpiegelte ihm vor, eine Nacht wie dieſe werde nicht wiederkehren, wo eben die geheimnißvolle Waare friſch eingebracht, Matthies und Ebenezer verreiſt, Köpchen krank ſei, und ſo ſehr ihn auch der Gedanke an die Möglichkeit, von Gottfried erwiſcht zu werden, in Furcht ſetzte, die Verſuchung wurde immer mächtiger, und er vermochte ihr nicht mehr zu widerſtehen. Er war den Tag über ſcheu, zerſtreut, träumeriſch und beging ein Verſehen um's andre. Wenn ihn Jemand anredete, ſo zuckte er zuſammen und fuhr auf, wie wenn er auf einer heimlichen böſen That ertappt worden ſei. Im Stillen regte ſich etwas wie der Wunſch in ihm, Adolfine möchte ihm heute das verabredete Zeichen zur nächtlichen Zuſammenkunft abermals geben, und obgleich er nicht die entfernteſte Hoffnung dazu hegen konnte, daß ſie ihm zwei Nächte hintereinander ſchenken würde, ſo lief er doch mehrmals auf ſeine Kammer, um nach dem Hauſe der Frau von Remſcheidt auszuſpähen. Natürlich vergebens. Der Abend rückte ihm viel ſchneller heran als ſonſt, und ſeine fieberhafte Unruhe ſtieg mit der Dunkelheit. Um die Verſuchung nun vollſtändig zu machen, nahm ihn Gottfried nach dem Abendeſſen bei Seite und befahl ihm, den Laden heute etwas früher zu ſchließen. Er, Gottfried, werde dieſen Abend eines nothwendigen Geſchäftes wegen nach Oberndorf gehen, und morgen Vormittag wiederkommen; doch dürften weder ſein Vater, noch ſein Bruder Ebenezer etwas davon erfahren. Und ſogleich verſchwand er aus der Thür und mit ihm das letzte gefürchtete Hinderniß. Von dieſem Augenblick an wurde Anton krank vor Aufregung. Es riß ihn wie mit tauſend magiſchen Banden nach dem Gewölbe, es hielt ihn wie an den Haaren zurück; in einer Minute wollte er zehnmal den gefährlichen Weg und zehnmal wieder nicht; ſeine Pulſe flogen, das

Herz hämmerte ihm hörbar an die Rippen, die Zunge klebte ihm an dem trocknen Gaumen, es ſtirrte ihm wie Lichtfunken vor den Augen, und ſein Kopf glühte. Eh' er ſich's verſah, ſchlug die neunte Stunde, und er ſchloß den Laden und machte dem kranken Jakob noch einen Beſuch. Mit dem war aber nicht viel zu ſprechen; er lag entweder im Fieber oder in gänzlicher Abſpannung. Anton trat auf den Gang und wollte ſich auf ſeine Kammer verfügen, ſtatt deſſen ging er unwillkürlich in die Schurſtube. Er hatte die Lichter ausgelöſcht, Todtenſtille lag auf dem Hauſe. Lange ſaß er und ſtarrte in die Finſterniß nach der Stelle, wo ſich die verführeriſche Thür befand; er ſtand endlich auf und betaſtete ſie und das Schlüſſelloch, er wußte durchaus nicht warum. Dann ging er ſeufzend wie ein Nachtwandler langſamen zögernden Schritts auf ſeine Kammer. Hier ſchaute er lange aus dem Fenſter nach dem Gottesacker hinüber, nach dem Glockenhauſe und dem Kirchberge hinauf. Es war ihm zuweilen zu Sinne, als ſei dort etwas — er wußte freilich nicht was — das ihn mächtig zöge; es däuchte ihm, als müſſe er durchaus hinüber zwiſchen die Gräber, unter die Glocken, auf den Berg, und er eilte ſchon nach der Strickleiter. Aber er holte ſie nicht; er blieb; denn er mußte ja in das furchtbare Gewölbe. Eine gräßliche Angſt befiel ihn und trieb ihm einen kalten klebrigen Schweiß aus dem ganzen Körper; er erſchrak, als er mit der Hand in das Geſicht griff und ſie ganz feucht zurückzog. Das Gewölbe! das Gewölbe! Er warf ſich auf das Bett und weinte. Hier verfiel er nach einiger Zeit in jenen träumeriſchen fieberhaften Zuſtand, der nicht Schlaf und nicht

Wachen iſt, der das Bewußtſein nur halb raubt und doch die Willenskraft bindet, in welchem die Gegenſtände um uns ein geſpenſtiſches Ausſehen gewinnen, ſich verzerren und beleben. Ein fratzenhaftes Geſicht ſchaute zum Fenſter herein und lachte höhniſch; es ſchien die Züge des Zeugſchmieds zu tragen, und doch war ſich Anton bewußt, daß es Friſchling nicht war; einen Augenblick ſpäter konnte es der alte Blumenfeld ſein. Plötzlich marſchirte der alte zerbrechliche Tiſch in der Kammer herum und ſeine Platte wurde zum ungeheuern Menſchenkopf, er ſtreckte ein Bein empor, daran war eine große Hand, mit welcher er den armen Jungen faßte und raſch über den Gang hinab in die Schurſtube zog. Da wirrte nun vollends Alles toll durcheinander, Tiſche, Stühle, Schränke; und dazwiſchen tanzten im ſcheußlichen luſtigen Reigen Dortchen und Ebenezer, der alte Blumenfeld und die todte Frau Sabine, der alte Dreyßig und Roſa Feige, er ſelbſt und Adolfine, Jane und ihr Schuhmacher, der Organiſt Luchſer und Suſanne, die ſämmtlichen Schauſpieler und die Jugendfreunde aus dem Glockenhauſe; Köpchen ritt als wilder Gnom auf der beſoffenen Frau Katter und ſchlug mit ſeinem ſpaniſchen Rohre immer auf ihn, Anton, los, während das kleine Gretchen ſich an ſeine Füße hing. Die Thür des Gewölbes ſtand auf und der Hexentanz raſ'te durch die ſeltſam erhellten Räume, in welchen es von Drachen, Molchen, ungeheuern Fledermäuſen und anderm ungeſtalten Ungethüm ſcheußlich durcheinander wimmelte, wirrte, zitterte, ſich balgte, verſchlang. Plötzlich ſchrillte ein greller Klang auf; das luſtige Schemenvolk zerſtob, der Träumer fuhr vom Bette auf und ſchüttelte ſich; er wußte nicht, wie lang er gelegen, aber er eilte raſchen Schritts in die Räucherkammer und holte aus dem Verſteck unter der Diele den Schlüſſel zum Gewölbe und die kleine Blendlaterne, die er vom Zeugſchmied erhalten hatte. Er triefte von Schweiß, er zitterte, aber er zündete die Laterne an und warf den Bettlaken über ſich. Nun ſchlich er leiſe an den dunkeln Wänden hin den Weg, den ihn vorhin in der krankhaft erregten Phantaſie der geſpenſtiſche Tiſch ſo ſchnell geführt hatte. Als er den Schlüſſel in das Schlüſſelloch ſtecken wollte, zitterte ſeine Hand ſo heftig, daß er einige Augenblicke dazu brauchte, und als nun endlich die Thür aufging und die Nacht des Gewölbes ihn angähnte und mit kaltem Moderduft anhauchte, ſträubte ſich ihm das Haar. Aber die Beſonnenheit behielt er trotz der furchtbaren Aufregung, und er verſchloß die Thür von innen wieder.

Da war er nun endlich in den unheimlichen Räumen, wohin ihn ſeit lange ein ſo unwiderſtehliches Verlangen gezogen, und nun wich merkwürdiger Weiſe die Angſt von ihm oder trat vielmehr in den Hintergrund ſeiner Seele zurück. Der Vordergrund war ganz und gar von einem Gefühl eingenommen, das man bis zum höchſten Grad potenzirte Neugierde nennen könnte, obgleich es mit der gewöhnlichen Neugierde nicht die frohe Haſt gemein hatte, ſondern von einem wilden übermenſchlichen und erſchrecklichen Drange begleitet war, der die ganze Nerventhätigkeit des jungen Menſchen auf die äußerſte Spitze trieb. Während er am ganzen Körper eiskalt wurde und ſein Geſicht von einer erdfahlen Todtenbläſſe übergoſſen war, aus welden Verſprechungen hinhalten, weil ſie Boten an den Grafen Hainault und den Grafen von Kent geſchickt haben.“

„Verſpotten!“ rief Spencer erzürnt. „Wagen die Spießbürger einer ſolchen Stadt, die ich in Händen habe und zerdrücken kann, wann es meiner Laune beliebt, den mächtigen Spencer zu verſpotten?“

„Daß ich Euch die Wahrheit ſagte, hoher Herr, mögen Euch die täglichen Luſtfahrten beweiſen, welche dies nichtswürdige Volk auf der Wye nach Northbrigg unternimmt. Auf dieſen Waſſerfahrten ſingen ſie Lieder zum Preiſe der Königin Iſabella, des Kronprinzen Edward, des Grafen Hainault und ſeiner Tochter Philippa, der verlobten Braut des Kronprinzen, aber Spottlieder auf den König, Euern Vater und Euch ſelbſt.“

Der junge Feldherr biß die Lippen zuſammen und ließ dem Ausbruch ſeines Zornes in den Worten freien Lauf: „Ich werde morgen auf die Stadt Sturm laufen und, was ſich widerſetzt, in die Pfanne hauen laſſen.“

„Ich ſage Euch, Sir, daß es leichtere Mittel gäbe, in Beſitz der Stadt zu kommen. Das Blut der Rädelsführer und Hauptſchuldigen, der Vercher ſeine Augen mit einem irren Glanze leuchteten, gerieth er in eine Art ſomnambulen, clairvoyanten Zuſtand. Ihm war, als ſäh' er nicht allein mit den Augen, hörte nicht allein mit den Ohren, ſondern mit allen Gliedern, ja mit der ganzen Oberfläche ſeines Körpers, als ſei er eben ganz Auge und Ohr geworden. Und ſo vernahm er denn auch irgend ein leichtes Geräuſch im Hintergrunde; es regte ſich dort etwas. Schauer auf Schauer rannen durch ſeine Gebeine und machten ihm eine Gänſehaut; aber wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, der er nicht widerſtehen konnte, ging er langſam vorwärts und ließ die Gegenſtände an ſich vorüber gleiten. Es waren das Kiſten und Fäſſer mit allerlei Waaren gefüllt, eiſerne und hölzerne Geräthe von der verſchiedenſten Form und Beſtimmung. Er ging weiter und bog um einen gewaltigen Tragepfeiler bis zu einer neuen Abtheilung, einer Kammer, die mit einer Thür verſchloſſen war. Aber im Schloſſe ſah Anton einen neuen Schlüſſel ſtecken. Die Thür war offen, und er trat in das finſtre niedrige Gemach. Das Athmen wurde ihm ſchwer in dieſer verdorbenen Luft. Er ließ die Lichtſtrahlen der Laterne in dem grauſigen, von grauen feuchten Steinwänden umſchloßnen kleinen Raume umherfallen. Er zuckte gräßlich erſchrocken zuſammen, die Laterne wäre faſt ſeiner bebenden Hand entfallen. An der Wand lehnte ein Menſch, halb ſtehend, nur wenige Schritte von ihm. Ohne es zu wollen, trat Anton näher und leuchtete die Geſtalt an. Die Augen quollen ihm aus dem Schädel, er erſtarrte gleichſam zu einer Bildſäule, die Blicke feſt auf die Geſtalt geheftet, in welcher er Frau Sabinen erkannte, gerade ſo wie er ſie im Sarge hatte liegen ſehen. Ein dumpfer Schrei fuhr aus ſeiner Bruſt empor, die Sinne vergingen ihm, die Laterne entglitt ſeiner Hand und verlöſchte; er ſelbſt ſtürzte einen Augenblick ſpäter bewußtlos zu Boden. —

Es regte ſich wirklich im Gewölbe. Ein oder zwei leiſe Schritte wurden gethan; Hände fühlten ſich an dem Pfeiler hin bis an die Thür der grabähnlichen Kammer. Ein Lichtſtrahl zuckte auf, ein Schwefelholz flackerte, und das Licht einer andern Laterne wurde angezündet. Der ſcheußlich vermummte Menſch war — Ephraim Friſchling, der Zeugſchmied. Nun bückte er ſich, um ein paar Piſtolen, die er auf den feuchten Boden niedergelegt hatte, wieder aufzuheben und in die Taſchenfalten ſeines abenteuerlichen Gewandes zu verbergen. Er trat in die Kammer und beleuchtete den ohnmächtigen Jüngling am Boden. „Dummer Menſch!“ murmelte er. „Freilich für Knaben iſt ſolch ein Anblick nicht.“ Und zu Sabinens Leiche hingewendet, fuhr er grinſend fort: „Hätt' ich mich doch faſt vor Dir entſetzt, todte Schnapsſchweſter, und war doch darauf vorbereitet, Dich hier zu finden. Aber raſch mit dem Burſchen fort!“

Er raffte Anton's Laterne auf und zog den Schlüſſel aus der Taſche deſſelben, Beides zu ſich ſteckend. „Du wirſt und ſollſt dieſen Weg nicht zum zweiten Male gehen. Ein Glück für Dich und für mich, daß ich denſelben Gedanken hatte, wie Du, dieſe günſtige Nacht zu benutzen und mir Ueberzeugung zu verſchaffen, und daß ich eher da war als Du.“ Mit dieſen Worten hob er den Ohnmächtigen auf und legte ſich ihn über die linke Achſel. So trat er den Rückweg an. Sobald er die Thür des Gewölbes geſchloſſen hatte, langte er eine Piſtole hervor, löſchte die Laterne aus und ging raſch, aber leiſe und vorſichtig trotz ſeiner Laſt durch die Schurſtube, über den Gang, die Treppe hinauf und erreichte glücklich Anton's Kammer. Hier kleidete er den Jüngling aus und legte ihn in's Bett. Dann ging er ebenſo ſchnell und entſchloſſen, ohne eine Anwandlung von Furcht oder Zagen, denſelben Weg zurück und war nach wenigen Augenblicken auf dem Hofe, von wo er durch die Kegelbahn den Berggarten erreichte.

„Jetzt hab' ich den Spitzbuben ganz in der Hand!" ſagte er lachend, „und wahrlich ich will ihn quetſchen, daß er das Oel von ſich gibt. Nein, Ephraim, nun gehſt Du nicht nach Amerika; nun ſollſt Du in Elbena auch ein reicher Mann werden." Er ſtieg den Berg hinauf und verſchwand im Walde. — —

Jane pochte um vier Uhr zweimal vergebens an Anton's Kammerthür; dann trat ſie ärgerlich hinein, um den Schläfer auszuſchelten; denn ſchon flackerte das Feuer zum Kaffeebrennen. Sie erſchrak vor des Jünglings Anblick. Er glühte über und über; die weit aufſtehenden Augen hatten den trüben überſchleierten Ausdruck ſchwerer Krankheit und gänzlicher Bewußtloſigkeit. Der Athem ſtrömte heiß aus dem weit geöffneten Munde. Sie rief ihn laut beim Namen; er hörte nicht. Da ſie weiter nichts thun konnte, ſo ließ ſie ihn liegen und beſorgte das Kaffeebrennen allein. Erſt als die Herren Commis ſich aus den Federn erhoben hatten, machte ſie die Meldung von des Lehrlings Zuſtand auf dem Comptoir. Es fiel keinem ein, nach dem jungen Menſchen zu ſehen oder nach dem Arzte zu ſchicken. Nicht beſſer erging es, als Gottfried heimkehrte; auch er hörte die Meldung von Anton's Erkrankung gleichgültig an und machte ſeinetwegen nicht die geringſte Verfügung. Erſt gegen Abend kam es der herzloſen Küchenmagd in den Sinn, einmal nach dem armen Jungen zu ſehen. Sie fand ihn noch ebenſo, wie ſie ihn früh verlaſſen hatte, und ſo ließ ſie ihn denn auch wieder ſo liegen.

Am folgenden Tage — Sonntage — erzählte Guſtel ihrer Schweſter Suſanne, wie zufällig, in der Kirche, daß Anton krank auf ſeiner Kammer liege. Da Guſtel nichts daraus machte, ſo machte Suſanne auch nichts daraus. Doch erfuhr wenigſtens Nachmittags Adolfine durch Cornelia Luchſer auf dieſem Wege von Anton's Krankheit und theilte dieſe Nachricht ihrer Mutter mit. Frau von Remſcheidt und Fräulein von Vels beſchloſſen, ihren Hausarzt hinzuſchicken, obgleich keine von ihnen eine Ahnung von der gänzlichen Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit des Jünglings hatte.

Spät in der Sonntagsnacht kehrten Matthies und Ebenezer zurück. Der Letztere erfuhr am Montagmorgen, daß der Lehrling krank ſei, fand es aber nicht der Mühe werth, eine weitere Frage nach ihm zu thun. Und ſo bekümmerte ſich das ganze gottſelige Haus nicht um den Kranken. Die trefflichen Leute würden nach jedem Stück erkrankten Vieh in den Ställen des Herrnhofs ängſtlich geſehen und ärztliche Hülfe für daſſelbe herbeigerufen haben. Freilich war das Pferd, die Kuh, das Schwein eine beſtimmte Summe werth, die mit ſeinem Tode verloren ging; mit dem Tode des elternloſen Lehrlings ging kein Groſchen verloren. Was lag an dem Jungen, auf den Alle einen ſtillen Groll hatten? Die Wartfrau, welche für den kranken Herrn Jakob Dreyßig angelegt worden, war die einzige Seele voll menſchlichen Erbarmens. Sie beſuchte den im wildeſten Fieber liegenden Lehrling täglich mehrmals und leiſtete ihm einige nöthige Dienſte. Für Anton war die Herzloſigkeit der Dreyßig'ſchen Familie ein Glück. Er ſprach in ſeinen Fieberphantaſien ſo heftig von der erlebten Scene im Thurmgewölbe und nannte den Namen der verſtorbenen Frau Sabine ſo oft und in ſo unzweifelhafter Beziehung, daß ſein nächtlicher Gang zweifelsohne dadurch verrathen worden wäre. So erreichten ſeine draſtiſchen Aeußerungen kein menſchliches Ohr, und die Wartfrau kümmerte ſich nicht um die wenigen Worte, die er in ihrem Beiſein ſprach. — Ein zweiter Vortheil für ihn war, daß er keine Arzneien erhielt; die Entwicklung der Krankheit wurde nicht geſtört, ſeiner jugendlichen Natur keine Gewalt angethan.

Ebenezer gerieth in peinliche Verlegenheit, als der alte Doctor Sommer gegen Mittag auf dem Comptoir erſchien und nach dem kranken Lehrling fragte. Er überſah ſogleich die Blame, die er ſeiner Frömmigkeit durch die gewiſſenloſe Behandlung Anton's in den Augen der Welt gegeben; er hätte den Arzt gern mit dem Bemerken abgewieſen, die Krankheit habe gar nichts zu bedeuten, aber der alte derbe Medicus antwortete kurz: davon müſſe er ſich erſt überzeugen. Dem Herrn Ebenezer Dreyßig ſtehe darüber gar kein Urtheil zu. Ueberdies ſei er den hohen Herrſchaften, die ihn geſchickt, einen ausführlichen Bericht über das visum repertum ſchuldig. Es war nicht zu umgehen, der Doctor mußte auf des Lehrlings Kammer geführt werden. Ebenezer ging ſelbſt mit. Jane und die Wartfrau begleiteten die Herren.

Der Arzt ſchlug die Hände zuſammen, als er den Kranken ſah.

„Wie lange liegt der junge Menſch ſchon ſo?“

„In der Freitagsnacht iſt er krank geworden,“ verſetzte Jane reſpektvoll. „Als ich ihn am Sonnabend früh wecken wollte, hörte und ſah er nicht.“

„Was hat man ihm für Hülfe geleiſtet?“

Keine Antwort. Endlich ſagte die Wartfrau: „Ich habe einige Male nach ihm geſehen und ihm etwas friſches Waſſer zu trinken gegeben.“

Die ganze Schande kam an den Tag.

„Der Menſch iſt ja ärger behandelt worden, als ein kranker Hund!“ rief der Arzt und ſchlug zornig auf ſeine Doſe. „Pfui, Herr Dreyßig, und das paſſirt in Ihrem Hauſe!“

Ebenezer entſchuldigte ſich mit ſeiner Abweſenheit und mit den dringenden Geſchäften des heutigen Morgens und bat den alten Arzt, mit welchem in ſolchen Fällen nicht zu ſcherzen war, faſt flehentlich, keinen Gebrauch von dem vorgefundnen Mißſtande zu machen. Der Doctor lachte höhniſch: „Iſt das auch ein Bett für einen Menſchen? Mein Hund hat ein beſſeres. Ich ſehe wohl, daß ſich andre Leute des armen Knaben werden annehmen müſſen, da es von ſeinem Principale und Brodherrn nicht geſchieht.“

„Lieber Herr Doctor, ich bitte Sie doch um Gottes willen, machen Sie mir keinen Verdruß unter den Leuten. Dieſen kleinen Uebelſtänden ſoll ja heute noch gründlich abgeholfen werden."

Der Arzt ging brummend und ſcheltend. Eine halbe Stunde hernach war Anton's Kammer merkwürdig umgewandelt. Er lag auf einem prächtigen blüthenweißen Bette, ein Teppich verdeckte den alten ſchlechten Fußboden, eine ſchöne Commode, ein polirter Tiſch und einige gepolſterte Stühle ſtanden an den Wänden, auf dem Tiſche die Medicin, welche der Arzt geſchickt, Terrinen, Schüſſelchen und Teller, Flaſchen, Fläſchchen und Gläſer mit Suppen, Gelées, gekochtem Obſt, Himbeerſaft, friſchem Waſſer u. dgl. Eine Wartfrau wurde angeworben. In der Betſtunde des folgenden Morgens hielt Ebenezer ein inbrünſtiges Gebet für die baldige Geneſung des Lehrlings, „den der Herr ihm anvertraut habe;" und Nachmittags machte er dem Collaborator Hammer einen Beſuch, um denſelben zu vermögen, daß er öffentlich auf der Kanzel für den „armen Kranken" bete.

Nun ſprachen die Leute erſt recht von der abſcheulichen Behandlung des hübſchen Waiſenknaben. Die drei Frauen, welche ſich verbunden hatten, den talentvollen Anton in die ſeinen Geiſtesgaben angemeſſene Laufbahn zu bringen, die Frau Pfarrerin Schirmer, die Frau Amtscommiſſär Eichler und die Frau Suſanne Breiting, fanden für nöthig, ſich des Kranken perſönlich anzunehmen, und übernahmen abwechſelnd ſeine Pflege. Frau von Remſcheidt und Fräulein von Vels fuhren vor und machten ihm einen Beſuch, und

Ebenezer mußte den höflichen freundlichen Hausherrn ſpielen, während er vor Wuth hätte berſten mögen.

Die Macht der Krankheit war ſchon an der Stärke der Natur des Jünglings gebrochen. Schon am Montag Abend kam er zum Bewußtſein. Staunend ſah er umher und erkannte ſeine Wohnung nicht. Lange lag er ſtill vor ſich hin und kämpfte mit ſeinen Erinnerungen. Er fand den Faden und verfolgte ihn. Die Schrecken jener Nacht tauchten in ſeiner Erinnerung auf. Noch einmal ſah er im Geiſte die Leiche ſeiner Ziehmutter vor ſich und ſtöhnte die Augen ſchließend auf. Was ſeit jenem entſetzlichen Augenblick aus ihm geworden, wie er in dieſes ſchön ausmöblirte Zimmer, in dieſes köſtliche Bett gekommen, das waren für ihn unauflösliche Räthſel. Als er die Augen abermals aufſchlug, um ſich noch einmal umzuſehen, beugte ſich das ſchöne Geſicht der Frau Pfarrerin Schirmer über ihn und richtete in liebreichen Worten eine Frage nach ſeinem Befinden an ihn. Er fragte: wo er ſei? wie er, wie ſie hierher gekommen ſei? und hörte ihre Erzählung von ſeiner Erkrankung aufmerkſam an. Die Räthſel wurden ihm dadurch nicht gelöſt. Seine Verwunderung ſtieg, als Ebenezer ihm einen Beſuch machte, ſich äußerſt liebreich nach ſeinem Befinden erkundigte und ihn bat, all' ſeine Wünſche ohne Gêne auszuſprechen und ihrer ſofortigen Erfüllung, wenn dieſe ihm nicht ſchädlich, gewärtig zu ſein.

Zuweilen war ihm, als träume er, aber die abwechſelnden Beſuche ſeiner drei Schutzgöttinnen, Guſtel's, der Frau Flippert, des alten Dreyßig und endlich gar der ſeiner vornehmen Gönnerinnen überzeugten ihn von der Wirklichkeit ſeiner Erlebniſſe. Unerklärliche Verwandlung ſeiner Umſtände! Während er ſich klar bewußt war, daß er nach dem gewöhnlichen und natürlichen Lauf der Dinge im Polizeigefängniſſe hätte zur Beſinnung kommen müſſen, beeiferten ſich alle, um ihn mit Zärtlichkeiten zu überhäufen, und Niemand erwähnte auch nur im Entfernteſten des Ortes, wo er doch hatte aufgefunden werden müſſen. Das Abenteuer der Nacht, das Geheimniß, das darüber gebreitet lag, und das Wunder, das mit ihm vorgegangen, übten den ſtärkſten Einfluß auf ſeine Gemüthsſtimmung und gaben ſchnell ſeinem Charakter eine Reife, die ſeinen Jahren noch nicht zugekommen wäre. Mit ſeiner Geneſung ging es ſehr raſch von Statten.

„Das Landhaus am See."

Roſa hatte ihre Morgentoilette beendigt und befahl ihrem Veilchen, den Müller herein zu laſſen, der um eine Unterredung unter vier Augen hatte bitten laſſen und ſchon eine gute halbe Stunde draußen wartete. Er trat ein, etwas gelangweilt, etwas verdrießlich. Obgleich ſein Haupthaar ebenſo ſorgfältig wie ſonſt an den Schläfen glatt und über der Stirn emporgekämmt war, obgleich er ebenſo ſchön raſirt und ſein ſchwunghafter Backenbart ebenſo ſorgfältig gepflegt, obgleich ſeine Wäſche ebenſo weiß, ſeine Cravatte ebenſo künſtlich, ſein Sammtrock ebenſo rein gebürſtet war wie ſonſt, ſo zeigte ſich doch eine Veränderung in ſeinem Weſen. Seine Freundlichkeit war keine natürliche, ſein Lachen ein gezwungenes; er ſah echauffirt und abgeſpannt, übernächtig und krankhaft aus, und ſein Auge glühte in einem unheimlichen matten Feuer.

„Schönſte Dulcibella, göttlichſte aller Blumen im Menführer der unmündigen Menge, könnt Ihr dann immer nach Gefallen vergießen, ohne daß Ihr das Leben eines Euerer Soldaten d'ran geſetzt habt.“

„So theilt es mir mit, ehrwürdiger Vater!“ rief Sir Hugh ungeduldig und heftig, „und ich will Euch ſehr dankbar dafür ſeyn.“

„Sir Euſtatius Chanden, der alte Bürgermeiſter Hereford's, hat ein wunderliebliches Töchterlein von achtzehn Jahren. Wer weiß, Sir, ob Euer Auge je etwas ſo Reizendes geſehn hat, obgleich Ihr am Hofe aufgewachſen ſeyd. Miß Mary iſt des alten Bürgermeiſters Augapfel, — was ſag' ich, ſie iſt ſein einziges Glück, ſein Leben, und er wird ſicherlich alles Andre lieber miſſen wollen, als ſie. Das holde Kind aber thut auf der Welt nichts lieber, als auf ihrem niedlichen Schifflein, welches ihr der zärtliche Vater eigends hat bauen, anmalen und mit Wimpeln und Bändern zierlich ausputzen laſſen, nach Northbrigg zu fahren. Wann der Mond, wie heute, frühzeitig am Himmel iſt, pflegt ſie erſt ſpät heimzukehren und ſich am Mondſchein im Fluſſe zu vergnügen. Gewöhnlich fährt ſie allein, ſelten von einer Freundin begleitet. Es würde einigen oder auch nur einem Euerer Soldaten ſchengarten, ich küſſe Ihnen Ihr Sammtpatſchchen und wünſche Ihnen einen guten Morgen."

„Ich danke Ihnen, mein lieber Uſſemhof. Was führt Sie ſo früh zu mir, zu ſo ungewöhnlicher Zeit? Sie wiſſen, daß ich nur ungern zu dieſer Stunde Beſuche annehme, und jeden Andern würde ich haben abweiſen laſſen."

„Die Sehnſucht! Die unbezwingliche brennende Sehnſucht:

„Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide;
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!"

„Und doch hat es mich bedünken wollen, als hätten Sie mich zeither mehr vernachläſſigt, als ſich für einen Mann ſchicken will, der einer jungen Dame aus ernſtlichen Abſichten ſeine Huldigung darbringt. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, mein Herr, daß ich in der jüngſt vergangenen Zeit über Ihre Geſinnungen in Zweifel gekommen bin. Ich habe wohlbegründete Urſache, mit Ihnen zu zürnen."

„Ah, auch das noch zu meinem Unglück!" ſchrie der Müller in komiſcher Verzweiflung auf. „Wollen die Götter mir alles Ungemach auf den Hals ſchicken? — O und wie doppelt reizend ſind Sie ſtets im Zorn! Wie ſchießen da tauſend Fäden aus Ihren bezaubernden Augen, die mich nur noch feſter verſtricken! Sie ſind eine Ariadne auf Naxus, als ſie ihr treuloſer Theſeus verlaſſen hatte. Ich bin kein Theſeus —"

„Nein wahrlich das ſind Sie nicht!" lachte Roſa ſchelmiſch: „aber verlaſſen haben Sie mich doch."

„Ich bin ſtrafbar; ich bin ein Ungeheuer, aber ich liebe Sie wahnſinnig. Das verfluchte Spiel! Die verdammten Karten!"

„Wie kann man einem Liebhaber vertrauen, der die Damen in der Karte lieber ſieht als die Dame ſeines Herzens? Ich bin böſe mit Ihnen, Uſſemhof!"

„Nicht böſe ſein! Bitte, bitte, Herzblättchen! Wieder gut ſein! Verzeihung, ſtolze Spröde! Es iſt in der beſten Abſicht geſchehen, zu unſerm Heil und Glück, zur Begründung unſrer Zukunft."

„Wie denn ſo?"

„Es waren keine leeren Luftſchlöſſer. Ich hatte ſoliden Grund, Gold- und Silbergrund."

„Es beliebt Ihnen einmal in Räthſeln zu ſprechen. Machen Sie ſich mir klar, mein Freund!"

„Sehen Sie, ſüße Roſa, Königin der Blumen, all mein Wünſchen und Streben geht darauf hinaus, Schätze zu Ihren Füßen auszuſchütten. Vor mein Leben gern hätte ich das Gold Peru's und das Silber India's gewonnen, um es Ihnen zu ſchenken. Ich möchte Sie in Gold einfaſſen und mit Silber zudecken. Ich möchte Sie zur Königin von Golkonda machen, die die Diamanten metzenweis hat."

„Ihre Phantaſie iſt ungemein generös. Aber in der Wirklichkeit hab' ich von all dieſen Koſtbarkeiten nichts geſehen."

„Das ſollte noch kommen. Ich hatte auf Ehre ungeheures Schwein*). Ich gewann im Faro faſt auf jede

---

*) Schwein — Glück; Pech — Unglück. Studententerminologie.

Karte, und die Roulette-Kugel war wie bezaubert für mich. Ich war ſchon daran, Schätze für Sie zu ſammeln."

„Nun? Aus Ihren Redewendungen geht hervor, daß ſich das Blatt gewendet hat. Wo ſind die gewonnenen Schätze?"

„Zum Teufel! Wie gewonnen, ſo zerronnen. Seit einer Woche hab' ich malitiöſes Pech."

„Ich habe ſchon davon gehört, daß Sie viel verloren haben."

„Alles, Alles, theure Seele. Nicht nur meinen ſchönen Gewinnſt, ſondern auch Alles, was ich ſonſt noch beſaß. Die Mühle und die Wieſe, Pferd und Geſchirr. Alles iſt flöten. In der vorigen Nacht ging das Grundeis fort. Es iſt eine verfluchte Geſchichte! Aber verzweifeln Sie nicht, Herzensſchatz! Ich gewinne Alles wieder und noch mehr, viel mehr, Alles hinzu. Ich ſprenge die Bank und bringe Ihnen eine Metze Luiſdors. Ich werde der Fortuna ſchwankendes Schiff zwingen, in meinen Hafen einzulaufen."

„Wie wollen Sie denn das anfangen?"

„Das kann ich Ihnen nicht ſogleich klar machen, Theuerſte. Die Sache iſt etwas complexirter Natur. Genug, ich werde. Aber ich muß Geld dazu haben. Sie müſſen heute noch das Geſchäft mit dem Schuft dem Ebenezer abzuſchließen ſuchen."

„Ich kann es ja nicht abſchließen. Das iſt Ihre Sache."

„Ja, ja, ganz recht. Sie ſollen auch nur die Mittelsperſon machen. Aber ich muß heute noch Geld haben. Heute Nacht muß ich meinen Siegesfeldzug beginnen."

„Dieſe drängende Eile iſt nicht gut. Ihr Gegner wird ſie zu benutzen ſuchen."

„Das ſagt der Director auch. Er will durchaus nicht, daß ich heute ſchon abſchließe; er will die Sache diplomatiſch hinauszerren. Das kann mir aber nichts helfen; ich muß heute Geld haben. Heute iſt mein Glückstag. Ein Traum hat's mir angezeigt. Bitte alſo, ſchönſtes Kind, ſagen Sie dem Wyß nichts. Machen Sie's allein mit dem alten Sünder aus Oberndorf ab. Bei dem ſtehen Sie ja ſehr in Gnaden. Es muß auch aus einem andern Grunde heute noch geſchehen."

„Aus welchem?"

„Sie wiſſen, auf morgen iſt die Leſeprobe des „Landhaus am See" angeſetzt. Ich werde in ihr ſchon excelliren. Zum Pfingſtfeſt wird das Stück ſein. Ich copire den frommen Schurken bis auf's Haar. Natürlich wird er wüthend werden und geht mir nachher ſicherlich nicht auf den Abſchluß ein. Alſo muß die Sache vorher auf's Reine gebracht werden. Wie geſagt, heute noch."

„Als Sie mir zuerſt Auftrag ertheilten, mit dem alten Herrn Dreyßig in Ihrer Angelegenheit zu verhandeln, nannten Sie mir fünftauſend Thaler als die Summe, unter welcher Sie nicht auf Ihre Rechte verzichten würden. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß der alte Herr dieſe Summe ſehr hoch fand und mir ohne Weiteres erklärte, es würde aus der Sache nichts werden, wenn Sie den Bogen nicht herunter ſpannten. Ich habe alſo bis jetzt gar nichts weiter thun können. Was meinen Sie nun?"

„Spannen wir herab! Es iſt einerlei. Ich gewinne im Spiel doch mehr, als ich hier fahren laſſe. Beſtehen Sie auf viertauſend Thaler."

„Und iſt das Ihre letzte Willensäußerung? Da Sie durchaus heute noch abſchließen wollen, ſo muß ich das wiſſen, um die Verhandlung abbrechen zu können, falls mir ein geringeres Gebot gethan wird."

„Ich lege das ganz in Ihre Hand. Mein Eigenthum iſt ja auch das Ihrige. Sie werden Alles zu meinem Beſten machen. Falls die Schwerenöther aber zähe ſein ſollten, ſo können Sie immer noch nachlaſſen. Wahrlich und wenn Sie bis auf dreitauſend Thaler herabgehen ſollten, nur muß ich heute noch eine Abſchlagszahlung von einigen hundert Thalern haben."

„Gut. Gehen Sie jetzt. Ich werde den Herrn Dreyßig Vater ſogleich erſuchen laſſen, mir dieſen Vormittag noch einen Beſuch zu ſchenken, und wenn es mir möglich iſt, ſoll die Sache in einigen Stunden zum Abſchluß kommen."

„Mein Herz liegt zu Ihren Füßen, reizendes Feenkind. Hab' ich mir noch einige tauſend Thaler dazu gewonnen, ſo fliegen wir aus dem verdammten Neſte hinaus in die große Künſtlerwelt nach Wien oder Berlin. Dort laſſen wir unſre Sterne leuchten. Das hieſige dumme Volk iſt nicht werth, ſolche Kunſtgenies zu beſitzen, wie wir beide ſind. — Sagen Sie aber um des Himmels willen! dem Director kein Wörtchen von der Geſchichte. Er würde ſie nicht zugeben wollen und mir verteufelte Requelen machen: denn er iſt zu ſehr mein Freund und Bruder und ließe ſein Leben für mich, um mir Schaden zu erſparen. Es iſt herzſtärkend, ſolch einen Freund zu haben; ich bin ſtolz auf ihn. Aber das Alles

Bayeriſche Staatsbibliothek

kann mir jetzt nichts helfen; denn ich muß heute Geld haben. Wenn der Handel feſt abgeſchloſſen iſt, muß er ſich wohl fügen. Er wird zwar verwünſchte Sprünge machen, aber ich will dann ſchon mit ihm fertig werden. Alſo reinen Mund gehalten, Schätzchen!"

„Sie dürfen ſich auf meine Verſchwiegenheit verlaſſen, mein werther Herr Uſſemhof."

„Da Ihr letztes Wort gibt mir noch eine Bitte in den Mund. Legen Sie doch nun die Gewohnheit ab, mich ‚Herr Uſſemhof' zu nennen. Geben Sie mir einen zärtlichen Taufnamen. Es iſt wahr, ‚Andreas' können und dürfen Sie mich nicht nennen; das iſt ein gemeiner garſtiger plebejiſcher Name. Ich habe mir einen andern erwählt, der auch mit dem A anfängt, den ſoll Ihr ſüßer Grazienmund einweihen, indem Sie mich zuerſt damit benennen. Sie ſollen mich umtaufen."

„Und welches iſt Ihr erwählter Name?"

„Alfred."

„Sehr ſchön! Eine treffliche Wahl, die Ihrem äſthetiſchen Geſchmack alle Ehre macht. Sie haben Recht; ich lobe Sie darum. Sie müſſen ſich in jeder Hinſicht verwandeln. Aus der kriechenden Raupe muß ein fliegender ſtolzer prächtiger Schmetterling werden."

„Nun, himmliſches Muſenkind? Venus Urbania!"

„Was denn?"

„So geben Sie mir doch den neuen ſchönen Namen!"

„Heute ſchon? Jetzt gleich? So ohne alle Feierlichkeit? Nein, das wäre ja Profanation."

„Das iſt wahr. Wir wollen's aufſparen bis zu unſrer

Verlobung. Da laß ich mich mit Champagner Alfred von Ihnen taufen. Dann fließt mir auch das zauberſüße ‚Du' von Deinen Granatblüthenlippen, göttliche Erſcheinung. Es gibt keinen glücklichern Sterblichen als mich. Ich fordre keck das Schickſal in die Schranken. Adieu, mein Juwel! Vor Tiſche erwarte ich Ihren Bericht."

„Sie werden ihn haben und er wird hoffentlich nach Ihren Wünſchen ausfallen."

Der Müller ſtürzte wonneberauſcht aus dem Zimmer. Als ſeine Schritte draußen verhallt waren, ſchlug Roſa ein Schnippchen in die Luft, machte dazu eine angemeßne Capriole und ſagte vergnügt lachend zu ihrem dienenden Geiſte: „Heute verdien' ich eine ſchöne Summe, von der nicht nur mein Adolf ſeine Studien machen kann, mit der wir auch unſer künftiges Glück begründen können. Der gute Narr ſagte: heute wäre ſein Glückstag; es iſt aber der meinige. Wir ſind doch zu guter Stunde nach Elbena gekommen, Veilchen. Und wer kann wiſſen, was noch nachfolgt! — Geh und citire mir den alten charmanten Herrn. Ich bin heute in meinem Schöpfer vergnügt."

Veilchen gehorchte, und Roſa nahm die Guitarre und ſang ein fröhliches Lied. Andre reihten ſich daran. Ihr Auge ſtrahlte in einem ſo ſüßen muthwilligen Glanze, um ihren Mund lagen tauſend neckiſche Liebesgötterchen. Sie war nie ſchöner geweſen; ſie hatte nie ſchöner geſungen.

—

Matthies war leiſe eingetreten und hatte ihr lange zugehört, unbemerkt von ihr, wie er glaubte. Die Liſtige hatte ihn längſt geſehen. Der alte Mann ſog ſich die Seele ganz voll von dem Zauber, der von ihr ausging. Auge und Ohr waren ihm gleich geſchäftige Diener, dieſer Seele den Liebreiz des Mädchens zuzuführen, um ſie damit zu verjüngen. Wenn Roſa den verliebten Greis noch nicht in ihren Netzen gehabt hätte, heute würde ſie ihn feſt und unlösbar gefangen haben.

Sie legte die Guitarre weg; er trat vor und ſie ſchrak anmuthig zuſammen und ſtieß einen kleinen kurzen Schrei aus.

„Ach, wie Sie mich erſchrecken, lieber Herr Dreyßig! Ich hatte Sie noch nicht erwartet."

„Kann mein Anblick Sie erſchrecken, mein Fräulein?" fragte Matthies geſchmeichelt.

„Gewiß, aber auf die angenehmſte Weiſe. Es iſt der Schreck einer ſchönen Ueberraſchung. — Wie Sie heute geſund, munter, froh ausſehen, als ſei Ihnen irgend ein unverhofftes Glück begegnet!"

„Kann mir ein ſchöneres begegnen, als Sie zu ſehen? Auch Sie verdienen heute den Namen Roſa in einer Weiſe, wie noch nie. Sie blühen ja wie die ſchönſte Roſe."

„Ach, Herr Dreyßig, Sie müſſen einem armen befangenen Kinde nicht mit ſolchen Schmeicheleien zuſetzen. Aus Ihrem Munde ſind ſie mir gefährlicher als aus einem andern. Sie begehen dadurch ein Unrecht an mir, das Sie nicht wieder gut machen können."

„Nennen Sie mir das Unrecht, das ich an Ihnen begehe?"

„O Sie dürfen nicht ſo in mich dringen! Sie verwirren mich. Sie vergrößern das Unrecht."

„Ich bitte Sie, ſchönes Kind, ſagen Sie es mir offen und ehrlich."

„Nein, nein! Ich kann nicht. Ich kann das Geſtändniß meiner Schwäche nicht über die Lippen bringen. Sie müſſen auch nicht das Unmögliche von mir verlangen, ſich ſtützend auf die Vortheile, die Sie bereits über mich errungen haben."

„Wie? Ich hätte ſchon Vortheile über Sie errungen?" rief der Greis, ganz bezaubert von dieſer Aeußerung und zitternd vor ſinnlicher Aufregung. „So müſſen Sie mir wenigſtens dieſe nennen. Ich laſſe Sie nicht eher."

„Als ob ſie Ihnen nicht vollkommen bekannt wären!"

„Nein, ich kenne ſie nicht. Ich bin zu unerfahren in dieſen Dingen. Ich bin noch nie mit einem ſo reizenden Frauenzimmer, wie Sie ſind, umgegangen. Nennen Sie mir die Vortheile: ich bitte Sie inſtändigſt!"

„Darin beſtehen ſie ja eben, daß ich Ihnen keine Bitte mehr abſchlagen kann. O ich armes Mädchen!" Und ihr Auge ſchwamm in Thränen; ſie ſchluchzte.

Jetzt war der Alte fertig. Er ſtand da wie ein blöder Knabe; er, der ſchlaue Mann, der da wußte, wie man Millionen erwirbt, wußte nicht, wie er ſich dieſem Mädchen gegenüber benehmen ſollte.

„Sie machen mich ſehr glücklich durch dieſes Geſtändniß," ſagte er endlich leiſe. „Aber geben Sie mir nun den Beweis, daß Sie die Wahrheit geſprochen haben, und erfüllen Sie meine Bitte, mir zu ſagen: worin das Unrecht beſteht, das ich Ihnen zufüge und das ich nicht wieder gut machen kann."

„O wie grauſam gehen Sie mit mir um, Herr Dreyßig! Sie ſchonen meine weibliche Schamhaftigkeit nicht im Mindeſten. Wenn Sie mir nur etwas gewogen wären, Sie würden nicht ſo mit mir verfahren. Sie ſehen meine Angſt, meine Thränen, und Sie fahren doch fort in mich zu dringen. Halten Sie es denn wirklich für recht, ein beſchämendes Geſtändniß von mir zu erzwingen?"

Matthies war ganz verwirrt.

„Wenn Sie denn wirklich glauben können, ich ſei Ihnen nicht gewogen," ſagte er tief bewegt, „nun ſo gebe ich Ihnen die heiligſte Verſicherung, daß ich noch nie einem menſchlichen Weſen ſo gewogen geweſen bin, wie Ihnen. Ich liebe Sie ſo ſehr, daß ich keinen Tag mehr leben kann, ohne Sie geſehen und geſprochen zu haben."

„Ach, Herr Dreyßig!" rief Roſa entzückt und mit ſtrahlenden Augen, „iſt denn das wirklich wahr? Lieben Sie mich ſo ſehr?"

„So wahr mir Gott helfe! Ich will nicht ſelig werden, wenn's nicht ſo iſt."

„Ach wie mich das glücklich macht!"

„Aber nun nennen Sie mir auch das Unrecht, auf das Sie hindeuteten."

„Ja nun darf ich es nennen, nun will ich es nennen. Es beſteht darin, daß Sie mir mein Herz entwendet haben und durch Ihre Schmeicheleien meine Flammen ſchüren."

„Und dieſes Unrecht, meinen Sie, könnte ich nicht wieder gut machen? Soll das heißen, weil ich kein junger Mann mehr bin?"

leicht ſeyn, das Mädchen Abends unvermerkt aufzuheben und in das Lager zu bringen. Habt Ihr erſt des Bürgermeiſters Tochter, ſo habt Ihr auch die Stadt; ja der Alte würde Euch das ganze Land ausliefern, wenn er im Beſitze deſſelben wäre, um nur ſein Töchterlein wieder zu erlangen."

„Wenn ſich Alles ſo verhält, wie Ihr mir ſagt, ehrwürdiger Vater, ſo iſt Euer Vorſchlag vortrefflich, und Ihr könnt, wird der Plan mit Klugheit ausgeführt, meiner glänzenden Dankbarkeit gewiß ſeyn. Was das Letztere betrifft, ſo habe ich einen geſchickten jungen Mann im Heere, ſehr tauglich zu ſolchem Unternehmen, der es gewiß zu meiner Zufriedenheit ausführen wird."

„Die Heiligen mögen ihn geleiten!" ſagte der Pfaffe mit einem frömmelnden Blicke nach oben. „Von meiner Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit an die gerechte Sache des Königs könnt Ihr Euch leicht ſelbſt überzeugen. Sagt nur Euerm Krieger, daß das Schifflein weiß und grün gerändert und gemalt iſt und rothe und blaue Wimpel und Bänder trägt. Euch aber hoffe ich bald wieder zu ſehen und zwar innerhalb der Mauern der Stadt."

„Und wie iſt Euer Name, ehrwürdiger Vater?"

„Geben Sie mir doch mit den jungen Männern! Ich kann ſie nicht leiden, nicht ausſtehen, die Gecken, die Fante. Wenn Sie jung wären, ich würde Sie ſchwerlich je bei mir geſehen haben. Haben Sie ſich noch nicht überzeugt, daß ich junge Männer gar nicht um mich dulde, außer allenfalls um mich an ihren Narrheiten, an ihrer Eitelkeit zu ergötzen?"

„Ja das iſt wahr. In dieſem Stücke machen Sie eine köſtliche Ausnahme von andern Mädchen. Sie wiſſen die Vorzüge des Alters zu ſchätzen."

„Ein andrer Mann von Ihren Jahren hätte wohl ſchwerlich einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht wie Sie. Nur Sie konnten es mir armen Dinge anthun. Deshalb ſagte ich vorhin mit Recht, daß mir aus Ihrem Munde die Schmeicheleien gefährlicher ſeien als aus jedem andern."

„Nun dann, mein liebes Kind, dann kann ich ja das vermeintliche Unrecht wieder gut machen, und ich will und werde es gut machen; es iſt mein höchſter Wunſch. Ich werde Ihnen heute noch den Beweis liefern. — Sie ließen mir ſagen, Sie wünſchten mich in Geſchäftsangelegenheiten zu ſprechen. Laſſen Sie uns das erſt abmachen, nachher wollen wir von unſern Herzensangelegenheiten das Weitere beſprechen."

„Der Müller iſt vorhin bei mir geweſen und hat mich ſehr dringend angegangen, heute noch den Abſchluß des Vertrags zu bewirken. Er iſt ſo preſſirt, daß er bis auf dreitauſend Thaler herabgegangen iſt, nur will er heute noch baares Geld in die Hand haben."

„Ich weiß ſchon warum," lachte Matthies.

„Ich weiß es auch; er hat es mir ſogar ſelbſt eingeſtanden."

„Es fällt ein hübſches Nadelgeld in Ihr geſticktes Täſchchen, mein Engel. Es kommt ganz auf Sie an, wie viel Sie ihm über dreitauſend Thaler zugeſtehen wollen. Ich rathe, ihm noch drei- bis fünfhundert Thaler zuzulegen, damit er nicht ſagen kann, wir hätten ihn zu ſehr geſchnürt. Zwar iſt es ganz einerlei, wie viel er bekommt, denn er wird in kurzer Zeit doch Alles verloren haben. Aber wir wollen uns den Leumund nicht verderben. Und was Sie ihm zugeſtehen, erſetze ich Ihnen ſchon auf andre Weiſe."

„Nun ſo will ich dem Narren noch dreihundert Thaler geben."

„Das iſt ſchön von Ihnen. Stellen Sie ihm nun folgende Bedingungen: Dreihundert Thaler erhält er heute gleich nach vollzogner Unterſchrift des Vertrags baar; die dreitauſend Thaler ſogleich, wenn wir von der Staatsregierung die Zuſicherung erhalten haben, daß die Privilegien auf meinen Sohn Ebenezer als Ehegatten der Frau Katharina Uſſemhof übertragen werden ſollen. Dafür hat er für ſich und ſeine Auftraggeber auf alle Anſprüche an den Herrnhof zu verzichten und ſofort den Rechtsprozeß aufzugeben. — Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß wir ihn ſo billig haben würden. Der Menſch iſt unbeſonnener, als ich gedacht. Seine Verwandten werden ihm die Hölle heiß machen."

„Das iſt ſeine Sache!" lachte Roſa. „Solche Narren müſſen beſtraft werden."

Dieſe herzloſe Aeußerung entzückte den alten Mann, ſtatt daß er in ihr einen Spiegel für ſeine eigne Narrheit und für das derſelben harrende Schickſal hätte erkennen ſollen.

„Wenn Meiſter Andreas auf die ihm geſtellten Bedingungen, wie zu erwarten ſteht, einzugehen gedenkt, ſo ſoll er um vier Uhr Nachmittags auf dem Comptoir erſcheinen und drei Zeugen mitbringen. Er wird dort meinen Sohn mit drei Zeugen und einem Notar finden, welcher das Inſtrument abfaſſen wird. Die erſte Zahlung wird dort für ihn bereit liegen."

„Ich werde ihm Alles pünktlich referiren."

„Ich werde den Notar aber eine Stunde früher hierher auf Ihr Zimmer beſtellen, wenn Sie nichts dagegen haben, mein Engel."

„Was ſoll er hier?" fragte Roſa erſtaunt, aber mit einer frohen Ahnung.

„Nach Ihrer Aeußerung von vorhin darf ich hoffen, daß Sie mir geſtatten wollen, die Schuld, die ich an Ihnen begangen, wieder gut zu machen. Willſt Du denn, mein ſüßes Püppchen?" Er kneipte ſie ſchmunzelnd in die glühende Wange. Statt der Antwort umhalſte ſie ihn mit beiden Armen und küßte ihn feurig auf den ſchmalen Mund. Es wurde ihm dunkel vor den Augen von dieſer unerwarteten Berührung, und er zitterte heftig. Nachdem er ſich geſammelt, fuhr er fort: „Nun ſo wollen wir, da wir einmal beim Contract-Abſchließen ſind, nachher einen heimlichen Ehecontract mit einander machen. Ein öffentliches Verlobniß müſſen wir aus mehrfachen Gründen bis zu dem Zeitpunkt hinausſchieben, wo Ebenezer Beſitzer dieſes Hauſes iſt. So werd' ich ja wohl die Zufriedenheit meines kleinen Schätzchens wieder herſtellen können.“

„Theurer Mann, wie glücklich machen Sie mich! Daß ich Sie wahr und aufrichtig, von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebe, muß Ihnen ſchon lange klar geworden ſein, bevor ich auch nur die geringſte Hoffnung haben konnte, jemals die Ihrige zu werden. Nun darf ich es Ihnen offen bekennen.“

„Ich hab's wohl gemerkt,“ verſetzte der Alte in ſeiner Seligkeit; „aber ich traute meinen Sinnen nicht und konnte mir nicht einbilden, daß ein Mann von meinen Jahren noch ſolchen Eindruck auf ein Dämchen machen könnte, um deſſen Beſitz ſich junge ſchöne Herren gern die Hälſe brechen möchten.“

„Und welch einen Eindruck machten Sie auf mich gleich als ich Sie zum erſten Mal ſah! Ich war gleich ſterblich verliebt in Sie.“

„O Du charmantes Schmeichelkätzchen!“ ſüßelte der verliebte Greis und wagte das erſte Küßchen auf die ihm dargebotnen friſchen Lippen. „Wirſt Du mir denn aber auch treu bleiben?“

„Sie ſollen mich gleich verſtoßen und auf Lebenszeit einſperren, wenn ich Ihnen jemals Veranlaſſung zum geringſten Argwohn gebe!“ rief die Künſtlerin ernſt und feierlich.

„Ich glaube Dir, ich glaube Dir. Ich werde Dich ſchon ſo halten, daß Du keine Klage über mich zu führen haben ſollſt. Und nun noch Eins! Laß Dir vor der Hand gegen Niemand das Mindeſte merken. Wir wollen die Leutchen nachher überraſchen. So, nun ſinge mir noch eins von den ſchönen Liedern, die Du kannſt. Ich kann Dir nicht ſagen, wie gern ich Dich ſingen höre."

Roſa nahm die Guitarre und ſang mit ſchmachtender Stimme:

„Freudvoll und leidvoll
Gedankenvoll ſein,
Langen und bangen
In ſchwebender Pein,
Himmelauf jauchzen,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt
Die Seele, die liebt."

Das ging dem alten Manne wie Frühlingsluſt durch die Seele; er nickte vergnügt, er lächelte ſelig in ſich hinein. Die ſchlaue Jüdin brachte das Geſchäft, das ſie mit ſo großer Umſicht entrirt, heute glücklich zu Ende.

Matthies hielt ihre kleine Hand zwiſchen ſeinen großen groben Händen und ſpielte damit, und koſete dazwiſchen: „Ich ſtell' es Dir frei, wo wir wohnen werden, hier oder in Saſſenau, oder wo Du ſonſt willſt. Ich kaufe Dir ein ſchönes Landgut und eine Equipage. Von welcher Farbe wünſcheſt Du Dir die Pferde?"

„Iſabellen."

„Was Du für einen guten Geſchmack haſt! Du ſollſt das ſchönſte Paar haben, das aufzutreiben iſt. Ueberhaupt wirſt Du Dir Deine Einrichtung als Madame Dreyßig, ſelbſt beſorgen, und Du brauchſt wahrlich dabei kein Geld zu ſchonen. Ich denke, ich habe ſchon ſo viel, um alle Deine Wünſche zu erfüllen."

Roſa's Blicke hingen trunken und dankbar ſtrahlend an den freundlichen Zügen des alten Mannes. Sie drückte ihm zärtlich die Hände; ſie gab ihm zärtliche Namen. Sie war ſo glücklich, ſie machte ihn ſo glücklich. Es war die ſchönſte Stunde in Matthies' langem Leben. Die Liebe rief eine Ahnung von ſeiner Menſchenwürde in ihm wach. Wäre Roſa ein ganz reiner, edler, auf feſte moraliſche Grundlagen geſtützter Charakter geweſen, ſie hätte ihn noch in ſeinem hohen Alter zu einem guten moraliſchen Menſchen bekehren können. So aber war ſie ja ſelbſt angehaucht vom heißen Brodem der ſittlichen Fäulniß unſrer Zeit. Es hieße ihr Unrecht thun, wenn man behauptete: ſie hinterginge, betrüge ihn im gemeinen Sinne des Worts, ſie heuchle ihm Liebe. Nicht doch! Sie liebte ihn wirklich in ihrer Weiſe, wenn auch ganz anders als ihren Adolf. In den Letztern war ſie verliebt; das war ſie freilich in Matthies nicht. Ihr ganzes Weſen war aus Wahrheit und Lüge ſo zuſammengemiſcht, daß ſich die Eine gar nicht mehr von der Andern trennen ließ. Sie log immer, wenn ſie wahr war, und ſie war ſtets wahr, wenn ſie log. Sie war eben durch und durch, ganz und gar Schauſpielerin, im Leben wie auf der Bühne. Sie konnte ſich für das Gute, Wahre und Schöne bis zum Fanatismus begeiſtern, während ſie im Stande war, das Schlechte, Unwahre und Unſchöne zu thun; ſie konnte aufrichtige Thränen der Rührung über eine gute That vergießen, während ſie von einer ſchlechten That pecuniäre Vortheile zog. Das ſind ja eben die modernen ſchillernden von der Krankheit der Zeit, der Selbſtſucht, angefreſſnen Charaktere. —

Als Matthies ſich mit einem Kuſſe von ihr verabſchiedet hatte, ließ ſie den Müller wieder rufen und machte ihn mit den geſtellten Bedingungen bekannt. Er nahm ſie ohne Weiteres an und war ſogar ſehr glücklich darüber. Sein Dank erging ſich wie immer in hyperboliſchen Redensarten und abenteuerlichen Plänen für die Zukunft. Wirklich geberdete ſich der thörichte Menſch, als ſei ihm durch den Abſchluß dieſes Vertrags ein ganz außerordentlicher Glücksfall zugeſtoßen, den er für den Wendepunkt ſeines ganzen Geſchickes zu erklären nicht anſtand.

Roſa hatte wohl ein größeres Recht, dieſen Vertrag als den Wendepunkt ihres Geſchickes, als den Grund und Eckſtein ihres künftigen Glückes zu betrachten. Nie war ſie liebenswürdiger und bezaubernder an der Table d'hôte des Hauſes geweſen als heute. Ihr Mund ſprudelte gleichſam Witze, Bonmots, Lazzi aller Art, und die Tiſchgeſellſchaft, zu welcher auch Matthies gehörte, brach wiederholt in lauten Beifallsjubel aus, der zuletzt zu einem wahren Sturm wurde. Die jungen Herren brachten einen Toaſt um den andern auf ſie aus. Wie kitzelte das Alles den alten Millionär! Wie war ſein Stolz befriedigt, daß er dieſes Kleinod davon getragen hatte! Mit welchen ironiſchen Blicken betrachtete er den Müller, der ſeinerſeits im ſtolzen Bewußtſein, der künftige glückliche Beſitzer der koſtbaren Perle zu ſein, ſich wie unſinnig benahm!

Dieſer ſtille Triumph des verliebten und liebeſeligen Greiſes brachte dem ſchlauen Mädchen eine ſchöne Summe ein. Denn bald nach aufgehobner Tafel ſtipulirte Matthies, aufgeregt von den Geiſtern des mehr als ſonſt genoßnen

Weins, der Liebe und der befriedigten Eitelkeit, ſeiner heimlich Verlobten ein Kapital von funfzig tauſend Thalern zum Brautgeſchenk, ein zweites von derſelben Größe zur Morgengabe, nebſt der Beſtimmung, daß ſie, falls er noch vor der mit ihr zu ſchließenden Ehe mit Tod abgehen werde, Kindestheil erben ſolle. Es wurden drei Exemplare dieſes vollzognen Vertrags ausgefertigt, eins davon der Braut, ein zweites dem Bräutigam eingehändigt, ein drittes dem Stadtgericht verſiegelt übergeben. Als der Notar ſich entfernt hatte, ſteckte Matthies ſeiner Verlobten einen koſtbaren Brillantring an den Finger und küßte ſie feierlich. Sie dankte ihm ſittſam und verſprach ihm nochmals, eine gehorſame und treue Hausfrau zu werden.

In gleicher Weiſe wurde bald darauf der verabredete Vertrag zwiſchen dem Müllermeiſter Johann Andreas Uſſemhof und dem Kaufmanne Johann Ebenezer Dreyßig vollzogen und dem Erſtern dreihundert Thaler baar ausgezahlt. Abends gab der Müller der Schauſpielergeſellſchaft, wovon drei männliche Mitglieder ſeine Zeugen geweſen waren, ein Souper und beſchenkte ſeine angebetete Roſa, als die Vermittlerin dieſes Geſchäfts und als ſeine Zukünftige, mit einem koſtbaren Reiſenecceſſaire, das er vom Hofagenten Blumenfeld gekauft hatte.

Beim Entkleiden umarmte Roſa ihr Veilchen und drückte ihr einige Doppellouis mit den fröhlichen Worten in die Hand: „Ich habe geſiegt. Du ſollſt Deinen Theil vom Siegespreis haben. Du ſollſt bei mir bleiben, und es ſoll Dir gut gehen. Ich werde Deine Liebe und Treue ſtets nach meinen Verhältniſſen würdig zu belohnen wiſſen. Du haſt die Brodrinde mit mir getheilt, Du ſollſt die Mandeltorte mit mir theilen.“

Meiſter Andreas Uſſemhof überraſchte in der Probe des „Landhaus am See“ ſogar ſeine Mitſpieler. Sie hatten geglaubt, ſich auf ſeine Koſten luſtig machen zu können, ſie hatten gehofft, er werde ihnen hundert Mal Gelegenheit zu unauslöſchlichem Gelächter geben, und ſie mußten ſich zu ihrem unwilligen Erſtaunen geſtehen, der Mann habe etwas vom Geiſte der dramatiſchen Kunſt empfangen und verſtehe es, einen Charakter ſcharf aufzufaſſen und gut darzuſtellen. Mit dem Auge der unverſöhnlichen Feindſchaft und des glühenden Haſſes hatte er Herrn Ebenezer Dreyßig ſtudirt und ihn gleichſam in ſich aufgenommen. Der ſpöttiſche Glückwunſch der Schauſpieler verwandelte ſich ſchon nach den erſten Scenen in ungeheuchelten ernſten Beifall. Der angehende Künſtler war gehoben und getragen von der Würde ſeines neuen Berufs und von der fataliſtiſchen Ueberzeugung, daß ihm von nun an Alles zum Glück ausſchlagen müſſe. Er war jetzt ein ſeltſames zwieſpaltiges Weſen; ſobald er ſeinen Feind künſtleriſch darſtellte, enthielt er ſich aller Uebertreibungen und lächerlichen Auswüchſe, die man ſo ſehr an ihm gewohnt war und die man in ſeiner Darſtellung mehr als je erwartet hatte: ſobald er wieder er ſelbſt war, affectirte er eine ſehr komiſche Würde, vergaß ſie dann plötzlich ſo ſehr, daß er die tollſten Capriolen machte und ſich verrückter benahm als früher irgend einmal. Mitten in dieſen Extravaganzen kam das Gefühl ſeines hohen Werthes wieder über ihn und verwandelte ihn raſch in einen Pedanten. Mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit flüſterte er Roſa'n zu: „Ich ſagte es Ihnen gleich, ich wußte es, daß Ihre Vermittlung mir Glück bringen würde. Seit ich die dreihundert Thaler gefaßt, haben ſie ſich ſchon verdoppelt. Karten und Kugel machen mir wieder ein freundliches Geſicht. Sie, ſchöne Göttin, haben den unheimlichen Zauber gelöſt. Ich ſage Ihnen, wohlthätige Fee, wir werden zuſammen die glänzendſten Triumphe erringen."

„Nun fahren Sie nur ſofort, mein Beſter!" lachte Roſa vergnügt. „Ich ſehe ein glänzendes Kunſtlicht in Ihnen auftauchen, einen großen Charakterſpieler, einen zweiten Ludwig Devrient." —

Im zweiten Akt hatte der Wucherer Eliazar einige effectvolle Scenen mit ſeinem Zögling und Pflegling Eduard, worin er den edlen jungen Menſchen über ſeine Abſtammung belügt, betrügt, peinigt und ihm empörende moraliſche Gewalt anthut. Die Rolle des Eduard wurde vom erſten Liebhaber Illerdt, Guſtel's Geliebten, ebenfalls gut dargeſtellt. Uſſemhof war aber groß in der Ausführung des Eliazar. Er hatte Ebenezern die kleinſten Charakterſchattirungen abgelauſcht. Nach dem Aktſchluß trat der Director, welcher die Rolle des Fremden Albert ſpielte, an den Müller heran, bot ihm die Hand und ſagte mit einer gewiſſen Rührung: „Glück auf, mein Freund! Du übertriffſt Dich ſelbſt. Und wenn ich auch viel von Dir erwartet habe, das — ich geſtehe es offen — hab' ich nicht erwartet, wenigſtens jetzt noch nicht, nicht gleich auf den erſten Wurf.

„Fragt nur nach dem Pater Anton im biſchöflichen Stifte, und man wird Euch berichten."

Der verrätheriſche Pfaffe ſchlich nach kurzem Gruß im tiefen Dunkel der Nacht — der Mond war unterdeſſen untergegangen — nach der Stadt zurück und gelangte durch eine einſame Pforte in ſein Stift.

„Unſre Boten an den Grafen Hainault bleiben bis zur Ungebühr lange aus," ſagte der alte Bürgermeiſter Euſtatius Chanden zu dem in ſein Gemach eintretenden Pater Anton, „und es will mir faſt vorkommen, als ob die Nachrichten von dem großen Glücke des Heeres der Königin etwas übertrieben wären. Was meint Ihr, Pater, wäre es nicht den Bürgern Hereford's gerathener, ſich nicht einer allzugroßen Sorgloſigkeit zu überlaſſen? Man kann nicht wiſſen, was Sir Hugh Spencer im Schilde führt."

„Seyd deßhalb unbeſorgt," verſicherte der Pfaffe, „ich habe geſtern Abend aus guter und wahrhaftiger Quelle die Kunde, daß der verdammungswürdige Spencer, entmuthigt durch erhaltene Nachrichten über den ſehr ſchlechten Gang der Angelegenheit

Das nenn' ich Natur und Wahrheit! Wenn das geſchieht am grünen Holz, was ſoll's am dürren werden!“

„Es ſoll noch beſſer kommen!“ verſetzte Uſſemhof mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit und kämmte ſich die Haare. „Dem Verfaſſer des Stücks gebührt aber ebenfalls großes Lob. Er hat mir gut in die Hand gearbeitet.“

„Weißt Du auch, daß man Dich in Verdacht hat, das Stück geſchrieben zu haben?“

„Ich weiß,“ entgegnete der Müller grinſend. „Das iſt mir ein Beweis, daß man meinem Genie etwas Gutes zutraut.“

„Andre wollen behaupten, der Prinz Heinrich ſei der Verfaſſer.“

„Immer daſſelbe Blut, leibliche und geiſtige Verwandtſchaft.“

„Dann mußt Du aber nothwendig die Daten, die Specialien, das Material geliefert haben. Der Prinz kann doch unmöglich die Verhältniſſe ſo kennen.“

„Und wenn ich nun mit meinem fürſtlichen Verwandten in ſolche Beziehungen getreten wäre, was wäre daran Auffallendes, Außerordentliches? Zwei Vettern dürften ſich doch wohl zu ſolch einem löblichen Zweck verbinden?“

„Gewiß. Ich würde dann aber derjenige ſein, der ſich über Dich zu beklagen hätte.“

„Du, mein Freund! Wie ſo?“

„Hätteſt Du mir dann nicht Dein Vertrauen, und ſomit Deine Freundſchaft entzogen? Womit hätt' ich das verdient?“

„Es gibt Geheimniſſe, die kein Menſch berechtigt iſt, einem Andern, und wenn dieſer ſein Intimus wäre, mitzutheilen. Ich habe nicht an Deiner Freundſchaft gezweifelt. Das kann ich Dir heilig und theuer zuſchwören. Vertraue der Zukunft! Sie wird dieſes Räthſel löſen. Und vertraue mir als Deinem Freunde, der Dir Mittheilungen machen wird, ſobald es ihm erlaubt ſein wird.“

„Ich verſtehe!“ ſagte Wyß bedeutſam lächelnd. „Ich werde nicht zudringlich ſein. Du haſt ja auch den Prozeß aufgegeben und einen Vertrag mit Ebenezer abgeſchloſſen, ohne mir ein Wort zu ſagen. Ich muß mich ſchon an den Gedanken gewöhnen, Dich bald in eine Sphäre entrückt zu ſehen, auf welche Du durch Deine Abſtammung die gegründetſten Anſprüche haſt, und in welche ich Dir nicht werde folgen können.“

„Ich beſchwöre Dich, Wiesbach, grolle mir nicht!“ rief Meiſter Andreas emphatiſch. „Mein Herz iſt und bleibt Dein. Aber es gibt gewiſſe Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die eben gewiſſe Dinge ſind, ganz vertrakte verfluchte Dinge. Mein Schickſal reißt mich fort, ich kann nicht widerſtehen. Ich bin zu höhern Dingen auserſehen. Meine Stunde hat endlich geſchlagen.

Nacht muß es ſein, wenn Friedland's Sterne ſtrahlen.

Das genüge Dir!

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferſtehn.“

„Ich beſcheide mich. Erhalte mir Deine Freundſchaft.“

„Ewig! Bis zum letzten Mann!“

„Der dritte Akt beginnt.“

Nicht nur in Elbena, ſondern auch in allen Ortſchaften der Umgegend wurde von der Komödie geſprochen, welche zum zweiten Pfingſtfeiertage im Herrnhof gegeben werden ſollte, und man erzählte ſich davon die ſeltſamſten und abenteuerlichſten Dinge. Wenn die an Anzahl weit überwiegende ärmere Bevölkerung einer Stadt oder eines Landes von der reichen Minorität geknechtet, niedergetreten, verhöhnt, wenn ihre Arbeitskraft zu Gunſten der herrſchenden Partei ausgebeutet, wenn ihre heiligſten Rechte gekränkt und verletzt werden, wenn die Geſetze nur dazu gemacht ſind, um den Arbeiter zum Sklaven frecher Willkür zu erniedrigen, dann greift die ſo gemißhandelte Menge mit Jubel nach jeder ihr gebotenen Demonſtration, um ihrem langverhaltnen Groll Luft zu machen. In jeder Werkſtatt, an jedem Ambos, an jedem Schraubſtock, an jeder Hobelbank, an jedem Webſtuhl in und um Elbena erzählten ſich die darbenden Beſitzer der ſchwieligen Hände: in dem Theaterſtücke würde die Schlechtigkeit der Fabrikherren an's rechte Licht gezogen und die abſcheuliche Art und Weiſe, wie ſie den armen Handwerksleuten das Blut unter den Nägeln hervorquetſchten, um es in Gold zu verwandeln, mit den ſchärfſten Worten gerügt. Da ſei doch den unterdrückten elenden Fabrikarbeitern einmal zu Recht geſprochen, was ihnen von Gott und Rechts wegen gebühre, und was die Arbeitsgeber ihnen ſchändlich und ſündlich ſtets vorenthielten. Aus dem Stücke könnten doch die Herren von der Regierung endlich einmal klar und deutlich ſehen, wenn ſie nur wollten, wie niederträchtig es im Lande zuginge. Der „Lariſchtauber" im Herrnhof (Spottname Ebenezer's im Volksmunde, von ſeinem ſchleichenden

Gange, ähnlich dem einer Art Tauben, davon Latſchtauben genannt, hergenommen) werde auf's Theater gebracht werden, der brave Müller Uſſemhof werde ihn geben und damit dieſem und der ganzen Klaſſe Eins verſetzen. Man wunderte ſich nur allgemein, wie es möglich ſei, daß die Aufführung des Stücks nicht von den Kaufleuten, namentlich von Ebenezer Dreyßig, hintertrieben und von Obrigkeits wegen nicht verboten werde. Die Herren wüßten ja doch ſonſt Alles mit ihrem Gelde durchzuſetzen. Und ſogleich erhob das Volk ſeine Combinationen und Vermuthungen, wie es immer zu thun pflegt, wenn es ſich um die Erfüllung ſeiner Lieblingswünſche handelt, zu unzweifelhafter Gewißheit. Es hieß allgemein: das Stück ſei vom Prinzen Heinrich mit Hülfe des Bettelsherrnmüllers verfaßt. Dieſer fürſtliche Herr wolle dem armen Manne wohl und ſei kein Freund der reichen Leuteſchinder, wie ſein Bruder, der regierende Herzog, und wenn der Prinz einmal an die Regierung komme, dann würden die Arbeiter nicht mehr bis auf's Blut gedrückt werden können. Und weil der Prinz das Stück gemacht, ſo könnten die Kaufleute nicht dagegen aufkommen. Es ſeien ihrer ſchon etliche in Saſſenau geweſen, und Matthies und Ebenezer Dreyßig hätten ſogar einen ganzen Wagen voll Geſchenke mit dorthin genommen, um einen Befehl gegen die Aufführung des Stückes zu erwirken; ſie hätten aber nichts ausgerichtet und ſeien wie begoßne Hunde wiedergekommen.

Mit ſolchen gutmüthigen Hoffnungen und unſchuldigen Träumen trägt ſich das arme Volk immer. Wie ganz anders ſind die Dinge in der Wirklichkeit! Wie ganz anders waren ſie auch diesmal!

Es war kein Wunder, daß alle Welt die Komödie ſehen wollte, die Armen, um ſich an der ihnen zugemeſſenen poetiſchen Gerechtigkeit zu laben, die Reichen, um ſich zu überzeugen, was denn eigentlich an der Sache ſei und wohl auch ſich mit der Schauſtellung Ebenezer's zu kitzeln, den ſie alle nicht leiden konnten, weil er ſchlauer war als ſie und ihr Syſtem auf die Spitze getrieben hatte. Der ärmſte Arbeiter darbte ſich die paar Groſchen ab, um ſie in Thaliens Tempel zu tragen, Weiber und Kinder, die ganze Bevölkerung der Stadt und der Fabrikdörfer des Gebirgs wollte die ſchon vor ihrer Aufführung ſo berühmt gewordne Komödie ſehen. Die Leute dachten gar nicht daran, daß das Faßhaus nicht den zehnten Theil von ihnen zu faſſen vermochte. Acht Tage vor Pfingſten waren alle Plätze beſtellt, und fort und fort liefen neue Beſtellungen ein, ſo daß für die zweite und dritte Vorſtellung bald ebenſo wenig ein Billet mehr zu haben war wie für die erſte. Dabei waren aber die armen Arbeiter noch keineswegs berückſichtigt. Der Director fand daher für gut, bekannt machen zu laſſen, er werde das Schauſpiel „das Landhaus am See“ ſo oft hintereinander aufführen laſſen, bis Alle, welche Luſt bezeigten, daſſelbe zu ſehen, dieſe Luſt befriedigt hätten. Dieſe Vorſicht half ihm nichts. Schon am Pfingſtheiligenabend verbreitete ſich das Gerücht unter den Arbeitern: ſie ſollten die neue für ſie gedichtete Komödie nicht zu ſehen bekommen; gerade ſie ſollten ausgeſchloſſen werden, zu deren Nutzen und Frommen das Ding doch gemacht worden ſei; man fürchte ſich vor ihnen und glaube, ſie machten Krawall. Dadurch entſtand eine bedenkliche Aufregung, die ſich am Pfingſtſonntage ſteigerte, ſo daß der Hofrath Markloff, dem die höhere Polizei in der Stadt oblag, während der Stadtrath nur die niedere vollzog, für nöthig erachtete, ein Piquet Gensdarmen von Saſſenau kommen zu laſſen. Die Spannung ergriff alle Menſchen; in allen Häuſern, an allen öffentlichen Plätzen war von nichts als dem neuen Schauſpiel die Rede, und Jedermann befürchtete, es möchte zu Ruheſtörungen kommen, da ſich der gemeine Haufe ſehr verſtockt und gereizt benahm. Die Vorboten zeigten ſich ſchon am Pfingſtſonntage Nachmittags und Abends. Obgleich nämlich alle Arbeiter, auch die, welche zu Ebenezern in einem abhängigern Verhältniß ſtanden, ihm die Lection gönnten, welche er auf der Bühne erhalten ſollte, ſo durften doch gerade die Letztgenannten ſich das nicht merken laſſen, ja es lag in ihrem nächſten Intereſſe, ſich auf ſeine Seite zu ſtellen und eine Partei für ihn zu bilden. Man muß auch den rohen Trotz, den Eigenſinn, die Streitluſt, das ganze ungeſchlachte Gebahren dieſer Leute kennen, die ſich von ihren Reden und Handlungen niemals vernünftige Gründe anzugeben geneigt ſind, ja mit der ſteifſten flegelhafteſten Hartnäckigkeit etwas darin ſuchen, alle Vernunft in ihrem Wort und Thun zu verhöhnen und in's Antlitz zu ſchlagen; man muß mit der ganzen Eigenthümlichkeit dieſer Fabrikarbeiter vertraut ſein, die vom erſten Hauch der Bildung zwar angeweht, aber davon eigentlich verwirrter geworden ſind, als ſie in ihrem primitiven natürlichen Zuſtande waren; man muß das Alles wiſſen und erlebt haben, um zu begreifen, daß Ebenezer's Partei, trotz dem, daß er denſelben ſelbſt auf's Aeußerſte verhaßt war, doch bald eine ſtarke wurde, die, was ihr an innerer Wahrheit gebrach, durch Schimpfen, Schreien, Lärmen und Drohen erſetzte. Auch war es gewiß nicht ohne Abſicht geſchehen, daß Ebenezer in den letzten Tagen vor dem Feſte gegen ſeine Arbeiter ungemein gütig, ſanft und freigebig geweſen war. Der Biergroſchen, den er Manchem in die Hand gedrückt, drängte alte Erinnerungen in den Hintergrund. Ein kleines Geſchenk, ein freundliches Wort laſſen in rechter Verbindung und zur rechten Zeit das gemeine Volk in der Regel alle Unbilden auf einige Zeit vergeſſen und verwandeln ſeine heimliche Feindſchaft in eine laute lärmende brusque und offenſive Freundſchaft. Das Pfingſtfeſt mit ſeinem ſtarken Lagerbier war der geeignetſte Zeitpunkt für ſolche Agitation. Inzwiſchen kannte der Müller Uſſemhof ſeine Leute ebenſo gut, und er ging in dieſen Tagen an Keinem vorüber, ohne ihm ein paar freundliche Worte zu ſagen und ihm ein Zweigroſchenſtück zuzuſtecken, und am erſten Feiertag Nachmittags, wo die Kegelbahn und der Berggarten im Herrnhof voller Zechgäſte aus der arbeitenden Klaſſe lag, ließ er Jedem, der da wollte, ein großes Glas Bockbier einſchenken und in einzelnen hingeworfenen Worten die Hoffnung durchblicken, daß ſeine hoſpitale Freigebigkeit am folgenden Abend ſich noch glänzender zeigen werde. — Damit waren denn die Parteien fertig, die ſich in den Bierhäuſern erſt mit Neckereien, dann mit Sticheleien, Schimpfreden und endlich mit den Fäuſten einander gegenübertraten. Hie und da kam es auch zu [illegible] obligaten Raufereien Einzelner. Das neue Schauſpiel hatte ſeine Vorſpiele auf der großen Volksbühne. Die Leute kannten das Stück ſelbſt noch nicht und agirten doch bereits ſehr dramatiſch in ſeinem Intereſſe. Niemals iſt wohl einem erſten Verſuch in der dramatiſchen Dichtkunſt ſolche Ehre widerfahren. Aengſtliche Gemüther ſahen nicht ohne Bangen dem folgenden Abend entgegen und meinten, das Stück werde wohl auch noch ein Nachſpiel im Volke haben, und dieſes werde ſehr tragiſcher Natur ſein. Mit der größten Spannung in allen Schichten der Geſellſchaft erwartete man die Entſcheidungsſtunde. Ebenezer war nicht ohne Unruhe, weil er feige war, derſelben aus dem Wege gegangen und hatte ſich auf eine Feſtreiſe begeben, und der Müller triumphirte mit frechem Uebermuth im voraus. Der Urheber der ganzen Bewegung, der Dichter des Stücks, blieb gänzlich unbeachtet.

Ganz Elbena war voll von Fremden. Alle Gaſthöfe, alle Privatlogis waren beſetzt. Es ſchien faſt, als ſei die vornehme Bevölkerung Saſſenau's in die kleine Bergſtadt für die Frühlingsſaiſon oder wenigſtens für die Feſtwoche übergeſiedelt. Am Nachmittag des Pfingſtmontags fand im Herrnhof ein Treiben ſtatt, wie man es dort ſeit Jahr und Tag nicht geſehen. Im Berggarten lagen die Menſchen maſſenweis bis an den Waldrand hinauf und zechten, und immer kamen neue Zuzüge aus den benachbarten Orten. Ganze Haufen bewegten ſich ſingend durch die Straßen, der kühlen Bierquelle zu. In der Kegelbahn und deren Nähe hatte das vornehme Publikum Platz. Aber auch der Hof war mit Menſchen angefüllt, welche an langen improviſirten Tafeln dem Labſal des Königs Gambrinus zuſprachen. Und alle dieſe Menſchen, und noch viel, viel mehr als dieſe, wollten in einigen Stunden in das Theater. Was das geben ſollte, wußte eigentlich Niemand, und Jedermann war darauf begierig, wie ſich die Sache entwickeln würde. Nach vier Uhr ſtieg das Gedränge fort und fort auf eine ſehr bedenkliche Weiſe. Die Köpfe wurden durch den kräftigen Gerſtenſaft immer erhitzter. Man hörte es an den verwegnen Reden, daß die Revolution nicht todt war. Als der Müller ſich zeigte, um in Ruhe auch ſein Glas Bier zu trinken, wurde er mit wildem Beifallsgebrüll begrüßt. Man konnte es merken, daß ſich ſeine Partei ſehr verſtärkt hatte. Alles drängte ſich heran, ihm die Hand zu ſchütteln. Er griff fort und fort in die Hoſentaſche und holte jedesmal ein Zweigroſchenſtück heraus, welches er in die dargebotne Hand fallen ließ. So ging es eine ganze Stunde fort, und der loyalſte Mann von der Welt, der für die fürſtlichen und ariſtokratiſchen Intereſſen ſchwärmte, die er in Bezug auf ſein Blut als die ſeinigen anſah, gerieth in Gefahr, das Haupt einer elbenaer Revolution zu werden. Zum Glück waren ſeine Reden nichts weniger als revolutionär; denn er ſprach nur von ſeiner werthen Perſon, von ſeinem Genie und von ſeinem künftigen Glücke, und große Kinder und noch größere Narren ſtanden in dichten Haufen um ihn, ſtaunten ihn an und hörten ihm verwunderungsvoll zu. Gegen ſechs Uhr erhob er ſich und ſchritt gravitätiſch durch die gaffende Menge dem Rathhauſe zu. Ein donnerndes „Vivat!" ſchallte hinter ihm drein und gab ſeiner Triumphatormiene das rechte Relief.

Um ſechs Uhr wurde die Kaſſe geöffnet und der Eintritt im das Haus geſtattet. Die Gendarmen, zwölf an der Zahl, ſtanden mit entblößten Säbeln an der Thür und drohten Jedem, der ſich ungebührlich aufführe, ein Leids zu thun. Dieſe Drohung hielt aber nur bis zum Beginn des Theaters, um ſieben Uhr aus. Die gemeinen Leute hatten ſich bis dahin überzeugt, daß von ihnen eigentlich Niemand in's Haus gekommen war. Sie lärmten und ſchrieen Eingang verlangend und gaben nichts auf die Erklärung der Gendarmen, daß das Haus ſo voll ſei, daß auch nicht ein Mann mehr hinein könne. Die betrunknen Maſſen ſtürmten heran. Endlich erſchien der Director an der Thür und ſtieg auf ein großes Bierfaß. Es wurde Stille geboten. Er bat die Leute, ſich ruhig zu verhalten und kein Unglück anzurichten. Das Stück daure nicht viel über zwei Stunden. Es ſolle ſo raſch als möglich geſpielt werden. Und ſo wie das Haus leer ſei, ſolle das Stück für die jetzt daußen wartenden „Herren und Damen" noch einmal gegeben werden. Wer ſich aber gedulden wolle bis morgen, thue noch beſſer. Da ſolle das Stück ebenfalls zweimal gegeben werden und der Anfang ſchon um fünf Uhr ſtattfinden. — Dadurch wurde die Menge beruhigt. Man bat, nur wenigſtens die Thüre aufzulaſſen, damit man doch etwas höre, da man nichts ſehen könne. Und die Bitte wurde gewährt. Nun lagerte ſich der ganze Hof voll Menſchen, alle bemüht, ihre bereits ungewöhnliche Stimmung durch fortgeſetzten Genuß ſtarken Felſenkellerbiers noch um ein Bedeutendes zu erhöhen. Wer im Hof nicht mehr Platz finden konnte, lag im Hauſe, in der Kegelbahn, am Berge. Im Zuſchauerraume des Faßhauſes ſtanden und ſaßen die Leute noch des Königs und durch die Feſtigkeit unſerer Mauern und unſerer Kerle, ſich zum Aufbruch und Abzug rüſtet."

„Wenn Ihr ſolche Nachrichten habt, Pater, ſo werde ich meiner Tochter nicht wehren, ihre Spazierfahrt nach Northbrigg zu machen, welches ich eben im Begriff war zu thun, gewarnt von einem wunderlichen Traume, der meinem alten Kopf den ganzen Morgen über ſchon viel zu ſchaffen gemacht hat."

„Laſſ't hören!" ſagte der heuchleriſche Pfaffe; „Euer Beichtvater und Hausfreund hat ein Recht auf Euer volles Vertrauen, und der gottgeweihte Mund eines Prieſters der heiligen Kirche Chriſti wird Euch in frommer Einfalt die beſte Deutung Eueres Traumes geben können und Euch wahrhaftig berichten, wie es meine Pflicht, ob derſelbe von Gott oder vom Teufel geſandt iſt."

„Mir träumte," erzählte Sir Euſtatius, „ich ſah mein geliebtes Kind in ſeinem ſchönen Schifflein luſtig und guter Dinge auf der See dahin fahren. Plötzlich gewahrte ich hoch in der Luft über ihr einen ſchwarzen Raben, der mit heiſerem Geſchrei einen Adler lockte, deſſen Horſt auf einem der hohen dichter, gleichſam Kopf an Kopf, und eine ſteigende Hitze trieb Jedermann Schweiß aus und machte den Aufenthalt nur noch unbehaglicher. Aber was hält der Menſch nicht aus, um ſeine Neugierde zu befriedigen! Schwerlich wünſchte ſich auch nur ein Einziger der harrenden Zuſchauer hinaus in Gottes freie ſchöne Natur, obgleich ſich ihm hier die keineswegs angenehme Ausſicht eröffnete, zu erſticken oder erdrückt zu werden. Denn wer wollte der draußen lagernden Menge wehren, wenn ſie dennoch hereindrang? Es ſcheint aber in der Natur der meiſten Menſchen die Eigenthümlichkeit begründet zu ſein, daß ihre ſogenannten Kunſtgenüſſe durch ſolche beſchwerliche und bedrohte Situationen gewürzt werden.

Die Klingel ertönte: der Vorhang rauſchte empor.

Todtenſtille lag über dem überfüllten Hauſe, und auch auf dem Hofe wurde es ruhig. Die erſte Scene hatte die Haushälterin des Wucherers Eliazar mit einem Schuldner deſſelben, der gekommen iſt, die ihm angedrohte Auspfändung durch Bitten abzuwenden. Die Haushälterin ſchildert die Charaktereigenthümlichkeiten ihres Herrn mit grellen Farben. Es wird klar, daß er ſich eigentlich vor Niemand weiter fürchtet als vor ihr. Der größere Theil des Publikums verſtand ſogleich, wer unter dem in Rede ſtehenden Herrn Eliazar gemeint war, und brach mehrmals in lauten Applaus aus. Nun erzählte die Haushälterin von dem jungen Eduard, der von Eliazar auf das Schändlichſte geplagt und gepeinigt werde. Niemand wiſſe, wem der arme junge Menſch angehöre. Jetzt trat Eduard auf; aber in demſelben Augenblick erhob ſich ein Beifallsſturm mit dem

Geſchrei: „Anton Schmettau! Anton Schmettau! Bravo! Bravo!" — Wirklich hatte der erſte Liebhaber Illerdt ganz im Stillen und von Niemand bemerkt die Geſtalt und Eigenthümlichkeiten des Lehrlings ſtudirt und ſich angeeignet, um ſich auch ſeinerſeits, ſo viel an ihm war, an Ebenezern zu rächen, der ihm mit kurzen Worten erklärt hatte, er werde ihn vom Hausknecht mit der Hetzpeitſche züchtigen laſſen, wenn er ſich noch einmal unterſtehe, die Schweſter Guſtel zu einem heimlichen Rendezvous zu verleiten. Es verſteht ſich, daß Herr Illerdt ſeitdem wieder mehre heimliche Rendezvous mit Guſteln gehabt hatte und daß ſie mit im Complott gegen ihren Bruder war und dem geliebten Künſtler eine Menge Material zur Darſtellung Anton's geliefert hatte. Die Copie war ſehr gelungen, und der Jubel darüber um ſo größer, je unerwarteter die Ueberraſchung. Es war nun ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß durch Anton's Krankheit, durch die ſchlechte Behandlung, die er von der Familie Dreyßig, und durch die zarte Theilnahme, die er von Frau von Remſcheidt, Fräulein von Bels und den andern Frauen erfahren hatte, die Aufmerkſamkeit des Publikums von Elbena in einem ungewöhnlichen Grade auf den Lehrling geleitet worden war, und man ſeither vielfach ſeine dunkle Herkunft und ſein bittres Schickſal mit Theilnahme beſprochen hatte. Der junge Eduard klagte ſeine Leiden und die abſcheuliche Behandlung, die er von ſeinem filzigen Ernährer erfahren mußte, mit den rührendſten Tönen der Haushälterin. Alle Herzen der Zuhörer wurden davon auf das Lebhafteſte ergriffen; die künſtleriſche Täuſchung war ſo groß, daß man Anton ſelbſt reden zu hören meinte; die Schilderung ſeiner Noth und Pein ſo natürlich und ſo wahr. Hätte das Publikum vollends gewußt, daß dieſe Worte wirklich aus Anton's Seele gekommen wären, daß er der Dichter des Stückes ſei, es würde zum wildeſten Enthuſiasmus hingeriſſen worden ſein.

Anton ſelbſt befand ſich in einer höchſt ſeltſamen und eigenthümlichen Situation. Er war wieder ſo weit geneſen, daß er auf Anordnung des Arztes einige Spaziergänge in die heitre Frühlingswelt und den Damen, ſeinen gütigen Beſchützerinnen, ſeinen Beſuch hatte machen können. Adolfinen hatte er zwar noch nicht wieder allein geſprochen, aber ſie hatte ihm mehre Briefe voll Begeiſtrung und Schwärmerei geſchrieben und ihm den glänzendſten Erfolg für ſein Drama prophezeit. Er hatte nun Vorſorge getroffen, daß er ſeinen alten Platz auf dem Malzboden wieder einnehmen konnte. Nichts hinderte ihn daran. Ebenezer war ſchon am Pfingſtſonntagmorgen verreiſt, augenſcheinlich um dem Scandal, den er doch nun nicht mehr hindern konnte, aus dem Wege zu gehen, und die übrigen Glieder der Familie hatten natürlich nichts Eifrigeres zu thun, als ſich ſo bald als möglich gute Plätze für den Montagabend zu ſichern. Mochte ihnen die Sache auch noch ſo empfindlich ſein, heimlich wurden ſie doch von einer unabweisbaren Schadenfreude gekitzelt; denn im Grund der Seele war Ebenezer all' ſeinen Geſchwiſtern verhaßt, und ſie gönnten ihm die Züchtigung von Herzen, obgleich keins die Hand errieth, von welcher ſie kam. Selbſt Jakob war wieder ſo weit hergeſtellt, daß er das Theater beſuchen konnte, um ſeines Bruders Conterfei zu ſehen. Niemand hatte alſo des

Lehrlings Acht, der ſich mit einer ſeltſamen Miſchung von Gefühlen durch die Menſchenmenge auf dem Hofe drängte und endlich auf dunkelm und winkligem Wege ſeinen Platz erreichte. Hier ſaß er allein, unbeachtet im Dunkeln und ließ das brennende Auge durch die geöffnete Oberthüre in das volle Haus ſchweifen. In wie banger Erwartung klopfte ſein Herz! Wie flirrte es ihm vor den Augen! Wie überlief ein ungewöhnliches Zittern ſeine Glieder! Sein Mund war ſalztrocken, ſeine Zunge kalt, er konnte nicht ſchlucken, und ſogar das Athmen wurde ihm ſchwer. Gedanken konnte er eigentlich gar keine faſſen; es flackerte nur wie Irrlichter in ſeinem Kopfe. Er ſaß, ein junger Dichter von ſechszehn Jahren, im Winkel eines überfüllten Theaters und ſollte ſeine erſte Schöpfung, das Schmerzenskind ſeiner ſtillen und einſamen Nächte, von der Kunſt belebt und in Fleiſch und Blut verwandelt vor einer großen Menſchenmenge, die auf's Aeußerſte darauf geſpannt war, ſich entgegen treten ſehen. Gewiß war er in einer Spannung, wie ſie noch kein Jüngling ſeines Alters und in ſo abſcheulichen Verhältniſſen, wie die ſeinigen, erlebt hatte. Als aber Eduard in die Scene trat, als er in ihm ſein Spiegelbild erblickte und damit die geheimſten Gedanken ſeiner ſchmerzbewegten Seele an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht ſah, zuckte er zuſammen und war einer Ohnmacht nah. Welcher Dichter hat ſchon eine ſolche Situation erlebt, daß er in ſeinem erſten dramatiſchen Werke nicht nur ſein inneres Selbſt, ſondern auch ſein Aeußeres, ſeine Perſönlichkeit in möglichſt treuer Copie und ſeine individuelle Gefühlen ausſprechend, dargeſtellt ſah! Dazu kam Anton's nervöſe Reizbarkeit ſeit ſeiner Krankheit. War und blieb er ſich denn ſeit jener verhängnißvollen Nacht nicht ein tiefes Räthſel? Gemahnte ihn nicht Alles, was um ihn und mit ihm geſchah, wie eine Kette von Wundern? In dieſen Begriff fiel ihm denn auch die Aufführung ſeines Stücks. Sie kam ihm wie ein merkwürdiger Traum vor; er ſaß da im fernſten Winkel des Hauſes, von keinem der vielen Zuſchauer bemerkt, wie ein Somnambuler, der ſich ſelbſt im Traume ſieht, und hörte mit einer gewiſſen Ueberreiztheit, die faſt an Gefühlloſigkeit grenzte, ſeine eignen Worte aus dem Munde ſeines Doppelgängers und den ſteigenden Beifall, der demſelben gezollt wurde. Sein Ohr vernahm hundert Mal ſeinen eignen Namen; es konnte ihm nicht der mindeſte Zweifel bleiben, der eine Theil des Publikums war über die Bedeutung des Stücks vollkommen im Klaren, und ſehr bemüht, den andern noch unklaren Theil ſo vollſtändig als möglich zu unterrichten.

Die Scene war zu Ende; der Wuchrer trat auf. Man wußte, daß er ſo kommen würde, wie er kam; Niemand erwartete ihn anders, und doch war das ganze Publikum wie elektriſirt bei ſeinem Anblick. Am Ende hatte doch kein Menſch an die Möglichkeit geglaubt, daß man auf der Bühne ein bekanntes Individuum mit ſo täuſchender Vollendung portraitiren könne. Ein allgemeines Erſtaunen feſſelte einige Augenblicke alle Zungen, dann aber brach der Jubel wie ein Orkan los. Da ſtand er, da huſchte er mit den gekrümmten Beinen, mit den breiten, knolligen Füßen in den Filzſocken in der ihm ſo ganz eigenthümlichen Weiſe des Ganges. Der lange plumpe Oberkörper, die kurzen verkümmerten

Beine, der längliche oben zugeſpitzte Kopf, das ſtraff angeſpannte Geſicht mit der großen Habichtsnaſe, die grüne Schiffsmütze, der ſchmutzige Rock, nichts fehlte, kein Kleidungsſtück, kein Zug, keine Bewegung. Das war Herr Ebenezer Dreyßig, der „Latſchtauber“, gleichſam wie er leibte und lebte, ja Viele konnten ſich durchaus nicht überzeugen, daß er es nicht wirklich, nicht in höchſt eigner Perſon ſei. Der Jubel, das Bravorufen, das Klatſchen wollte gar kein Ende nehmen, und der angehende Schauſpieler hatte gute Muße, ſich ſein begeiſtertes Publikum zu betrachten. Und als er endlich dazu kam, ſeine Rede zu beginnen, wurde ſie durch neuen Beifallsſturm erſtickt, und der Lärm ging von vorn an; denn nun hörte man auch Ebenezer's trockene ſchnarrende Stimme. Es dauerte lange, ehe Herr Eliazar weiter ſprechen konnte, und er wurde immer und immer wieder unterbrochen. Er hatte gleichſam jede Faſer an ſeinem Original ſtudirt und ſich die kleinſten Schattirungen eingeprägt. Und nicht eine einzige entging dem aufmerkſamen Publikum, und jede wurde mit ungemeſſenem Beifall überſchüttet. Ein eigenthümlicher und gewiß noch nicht dageweſener Umſtand war, daß das Publikum außer dem Hauſe, auf dem Hofe und im Berggarten ebenſo laut und ungemeſſen im Beifallſpenden war, wie das Auditorium ſelbſt. Wenn man innerhalb des Hauſes klatſchte und ſchrie, ſo brüllte und klatſchte man außerhalb deſſelben mit der ganzen Kraft gut geſtimmter Bierbäſſe und ſchwieliger Fäuſte, in welchen das Blut ſchneller pulſte als gewöhnlich. Der Beifallslärm pflanzte ſich aus dem Hauſe auf den Hof, in die Zimmer, in die Kegelbahn und den Garten wie ein

Pelotonfeuer fort, und wenn es vor der Scene verſtummt war, hörte man es von draußen fern und ferner erſchallen, wodurch oft neuer Jubel hervorgerufen wurde. In dieſer Weiſe ging die Vorſtellung nur langſam vorwärts, und in den Zwiſchenakten wurden Uſſemhof und Illerdt abwechſelnd und zum Spaß herausgerufen. Nicht ohne Anſtrengung war man bis zum Schluß gekommen. Kaum aber war der Vorhang gefallen, ſo war's nicht anders, als würden alle Schleußen der rohen Volksluſt und des betrunknen Muthwillens aufgezogen. Uſſemhof und Illerdt, wieder und immer wieder herausgerufen, wurden plötzlich und eh man ſich's verſehen, von halb raſenden Menſchen, die, man wußte nicht wie, auf die Bühne gedrungen waren, gefaßt, auf die Schultern gehoben und in Prozeſſion hinaus auf den Hof getragen. Die Muſik wurde gezwungen, einen beliebten Marſch vorab zu ſpielen, und alle Kehlen fielen brüllend, ſchreiend, jubelnd ein. Damit noch nicht genug. Ein andrer Haufe trug den armen Anton ſelbſt herbei. Indem er ſich hatte davon ſchleichen wollen, war er erkannt und gefaßt worden. Da half kein Widerſtreben, kein Bitten: er mußte ſich in Prozeſſion mit herumtragen laſſen und die Huldigung der Menge annehmen. Die Nobleſſe war ſehr froh, daß die kritiſche Begeiſterung der berauſchten Menſchenmenge ſich auf dieſe Weiſe austobte; denn man hatte ſchon ernſtlich gefürchtet, es möchte zu weit ſchlimmern Exceſſen kommen, und wenn von Seiten der Dreyßig'ſchen Familie oder ihres Anhangs irgend eine Aeußerung der Mißbilligung gethan worden wäre, ſo würde gewiß mindeſtens eine allgemeine Prügelei entſtanden ſein. Inzwiſchen ging es tumultuariſch genug zu, und die Gensdarmen beſchränkten ſich darauf, dem ſchnell dahinbrauſenden Strome zuzuſehen. Mit einem Male verlangten die Maſſen, daß ihnen der Director Wort halte und das Stück wiederholen laſſe. Im Nu ſtürmte Alles in das leergewordne Faßhaus, Uſſemhof und Illerdt wurden zurück auf die Bühne getragen; Anton entwiſchte glücklich und erreichte ſein Bett, wo ein wohlthätiger Schlaf bald ſeiner Aufregung ein Ende machte.

Der Director begriff, daß er der ehrenwerthen Verſammlung, die kein Eintrittsgeld bezahlt hatte, nachgeben mußte, wollte er ſich nicht Mißhandlungen ausſetzen. Und ſo wurde denn „das Landhaus" zum zweiten Mal bis tief in die Nacht vor einem Auditorium gegeben, welches in dem Stücke ganz etwas Anderes erwartet hatte, zum Glück aber ſo berauſcht war, daß es ſeinem eignen Urtheil nicht traute. Zum Schluß wurde der Müller bekränzt auf eine Biertonne geſetzt und mußte ſo lange den Krügen, die ihm von allen Seiten zugereicht wurden, Beſcheid thun, bis er herabfiel. Dann bekam er noch einige Schläge, wahrſcheinlich von Fäuſten der Dreyßig'ſchen Partei, und wurde zuletzt vom Director in's Haus und in ein Bett gerettet. Das Lärmen, Toben, Schimpfen und Zanken des beſtialiſchen Haufens dauerte bis zum Morgen.

* * *

Weiß ſaß mit ſeiner Künſtlergeſellſchaft Nachmittags an der Table d'hôte, um ſich zu reſtauriren und zu den Strapazen dieſes Abends vorzubereiten, als der jüngſte Acceſſiſt des Juſtizamtes hereintrat und nach kurzem gleichgültigen

Geſpräch den Director in ein Fenſter zog, wo er ihm folgende Eröffnung machte:

„Wundern Sie ſich nicht, wenn Ihnen von Seiten des Stadtraths und Gerichts die weitere Aufführung des „Landhaus“ verboten wird. Ich bin gekommen, Sie auf dieſes Verbot vorzubereiten. Der Hofadvocat Schönbahn iſt vor einer Stunde mit ſeinem Antrag durchgedrungen. Es iſt ſehr lebhaft in der Seſſion hergegangen. Der Grund iſt die Aufregung des Volks, welche durch das Stück hervorgerufen worden iſt, und die Exceſſe, welche in der vergangenen Nacht von der aufgeregten Menge begangen worden ſind.“

„Iſt etwas gegen das Verbot zu thun, oder hab' ich mich demſelben ohne Weiteres zu fügen?“ fragte der Director boshaft grinſend; denn er wußte ſchon, mit wem er es zu thun hatte.

„Nun im Vertrauen: Sie brauchen ſich nicht zu fügen, ſondern können mit beſtem Erfolg widerſtreben. Wenn Sie mir Ihr Wort geben, mich nicht verrathen zu wollen, will ich Ihnen den einzuſchlagenden Weg bezeichnen.“

„Ei verſteht ſich, wertheſter Freund. Hier haben Sie meine Hand mit meinem Ehrenworte.“

„Gut. Erklären Sie alſo gleich dem Hofadvocaten oder wer ſonſt kommt, Ihnen den Beſchluß des Stadtraths bekannt zu machen: Sie würden den Recurs an das Juſtizamt und reſpective an die Landesregierung ergreifen. Wenden Sie ſich ſofort mit einer kleinen Eingabe an unſer Amt, worin Sie erklären, in möglichſt kurzer Friſt eine beglaubigte Abſchrift des Drama's „das Landhaus am See“ einreichen zu wollen, und fügen die Bitte hinzu, das erlaßne Verbot einſtweilen zu ſiſtiren. — Der Stadtrath hat zwar die niedere Polizei in der Stadt zu verwalten, das Juſtizamt aber die höhere, und das Stadtgericht muß ſich in Polizeiſachen dem Befehl des Juſtizamts fügen. Es hat zwar den Recurs an die Landesregierung, ſobald Sie aber ſelbſt dieſen Weg einſchlagen, iſt er der Stadtbehörde abgeſchnitten."

Wyß verſprach, den Wink pünktlich zu verfolgen, und der junge Beamte empfahl ſich wieder.

Dieſer Wink bedarf einer nähern Erklärung.

Der Oberbeamte des Juſtizamts, Hofrath Markloff, war niemals ein Freund der Dreyßig'ſchen Familie geweſen. Er ſelbſt war von ſehr vornehmer Herkunft und hatte eine Standesabneigung gegen die reich gewordne Schuhflickerſippſchaft. Die Scheinheiligkeit und die Heuchelei derſelben ſteigerte in dem nobeln Herrn Hofrath die Abneigung zum Widerwillen. Markloff war nichts weniger als ein ſtreng rechtlicher und tugendhafter Mann, aber die Kopfhängerei, die Beterei und Uebertüncherei der gemeinſten Geſinnung war ihm ſehr verhaßt, und er befaßte ſich nicht mit den Leuten. Am wenigſten konnte er Ebenezern leiden, und ſelbſt abgeſehen von der großen Alters- und Standesverſchiedenheit, mied Markloff ſchon aus der angegebenen Idioſynkraſie den Vorſteher des Uſſemhof'ſchen Geſchäfts im Herrnhof. Nun hatte Hofrath Markloff neben viel andern Untugenden ſeines vornehmen Standes auch die der Faulheit. Arbeiten war ihm ſehr zuwider. Er aß und trank gern, fuhr gern aus, machte gern ſein Spielchen in Geſellſchaft, ſchlief gern, aber Amtsgeſchäfte verrichtete er

Uferfelſen war. Der Aar ſtieß herab auf das Schifflein, aber ſo heftig, daß es umfiel. Ich erwachte vor Schrecken.“

„Der Traum iſt vom Teufel!“ rief Pater Anton heftig; „der Rabe iſt des Teufels Vogel und der Adler der Teufel ſelbſt. Sie wird in die Verſuchung des Böſen fallen; aber ich werde ihr fleißig zuſprechen mit geiſtlichen Schutzmitteln gegen die hölliſche Gewalt. Erlaubt, daß ich mich ſogleich zu ihr verfüge und das Werk des Himmels ohne Verzug beginne.“

Der Wolf im Felle des Lammes trat mit freundlicher Miene in das verſchwiegene Frauengemach. Die gefälligſte Ordnung lachte ihm entgegen; aber die ſtille Pracht der Geräthe, die Herrlichkeiten, die des Vaters Liebe dieſen Räumen geſpendet, waren doch nur die güldne Faſſung der koſtbaren Perle, waren nur der Blätterſchmuck der edeln ſtrahlenden Roſe; und wer die Perle ſieht, vergißt der güldnen Zier, in der ſie ruht; wer die Roſe anſtaunt, ſchenkt kaum den grünen Strauchblättern einen ſchnellen Blick. Miß Mary aber war noch ſchöner, als die Perle, noch herrlicher, als die Roſe. Frau Venus ſelbſt ſchien der wunderlieblichen Bürgermeiſehr ungern. Bei dieſer eigenthümlichen Thätigkeit hatte er es zu einer ſehr umfangreichen Körperfülle gebracht. Mit dieſer ſtand das Maß ſeiner Verrichtungen im grellſten Widerſpruch. Seine Beſoldung war eine ſehr hohe; ſie hatte von allen Juſtizämtern des Landes den höchſten Etat. Dies rührte daher, daß er neben der Beſoldung des Oberbeamten des Juſtizamts auch die des Oberbeamten des Bergamts bezog, für die letztere aber nicht das Mindeſte zu leiſten hatte, weil das Bergamt ſeit dem Eingehen des Bergbaues in den Elbenaer Gruben nur noch nominell beſtand. Markloff würde Jeden als Feind behandelt haben, dem es eingefallen wäre, den entſchlafenen Bergbau wieder zu beleben, und er war jeder Anfrage in dieſer Beziehung entſchieden entgegengetreten. Nun hatte ihm vor wenigen Tagen die Landesregierung den Plan des alten Dreyßig in Bezug auf die Rehabilitirung des Silber- und Bleibergwerks zur Begutachtung auf den Hals geſchickt, und er hatte aus der ganzen Faſſung des Reſcripts erkannt, daß man ſich höchſten Orts für die Sache intereſſire. Auf dem Privatwege erfuhr er, daß der alte Dreyßig ſich in dieſer Angelegenheit durch Vermittlung des Fräuleins von Vels an den Prinzen Heinrich gewandt und dieſer Intereſſe für die Sache gefaßt hatte. Markloff ſah mit Grauen ein ganzes Gebirge von Arbeit auf ſich los wälzen; denn er wußte nur zu gut, daß die Landesregierung in ſolchen Verwaltungsangelegenheiten, die den Wohlſtand des Landes bezweckten, gern willfahrtete. Er erſchrak vor der bloßen Möglichkeit, daß das Bergamt wieder in Thätigkeit treten und er zur Reactivirung des Bergbaus das Seine beitragen ſolle. Eine enorme Arbeit! — Von Stund an hatten

Matthies und Ebenezer Dreyßig keinen größern und erbitterteren Feind ihrer Pläne als den faulen Herrn Hofrath Markloff. Seine Erbitterung mußte gewiß den möglich höchſten Grad erreicht haben, da ſie den Entſchluß in ihm aufzurufen die Fähigkeit gehabt hatte, den heroiſchen Entſchluß, keine Arbeit zu ſcheuen, um die Dreyßig'ſche Angelegenheit bei der Oberbehörde zu hintertreiben. Da kam ihm denn die Aufführung des demonſtrativen Stücks mit der eigenthümlichen Darſtellung des Wucherers durch den Müller und die über den Verfaſſer in Umlauf geſetzten Gerüchte ſehr gelegen, und er war ſogleich bereit, die ihm von dieſer Seite gebotnen Vortheile zu ſeinem Zwecke auszubeuten. Daß die fromme Partei im Stadtrathe, deren Haupt der Hofadvocat Schönhahn, der Rechtsanwalt der Dreyßig'ſchen Familie war, Alles aufbieten würde, um ein Verbot des Stücks zu erwirken, hatte Markloff vorausgeſehen und mit großer Schadenfreude auf dieſes Verbot gewartet. Nichts konnte ihm erwünſchter kommen. Denn wenn er dieſe Partei ſchlug, wie er hoffte, ſo war ihre Niederlage ſo ziemlich auch die Niederlage der Dreyßig. Es kam nur darauf an, der frommen Hofpartei in der Reſidenz, welche durch die ſcheinbare Bekehrung des Herzogs und ſeine Wiedervereinigung mit der Herzogin augenblicklich en vogue war, ein geſchicktes Paroli dadurch zu biegen, daß man ſie von der Gemeinſchaft mit einem ſo gemeinen frommen Schuft, wie Ebenezer, zurückſchreckte, der öffentlich in dem Hauſe, welches er zu erwerben gedachte, in einem Drama portraitirt und an den Pranger geſtellt werde, und daß ſich die Frau Herzogin und ihre religiöſen Freunde ein Dementi geben würden, wollten ſie die Sache eines ſolchen offenbaren Heuchlers beſchützen und betreiben. Wenn Markloff die liberale Partei mit dem Prinzen Heinrich an der Spitze, und die frivole Partei, welche ſich dieſer, ſeit ſie vom Ruder verdrängt war, anſchloß, für ſich gewinnen und von der Bergbau-Idee abziehen konnte, ſo hoffte er die Treyßig aus dem Felde zu ſchlagen. Vor der Hand genügte es ſchon, daß er die Macht beſaß, die Inhibition des Stücks aufzuheben und es ſo lange aufführen zu laſſen, bis eine Entſcheidung aus der Reſidenz einlief. Damit ging es nicht ſchnell. Und ſomit hatte Markloff den erſten Sieg in der Hand. Aber das Glück oder der Zufall kam ſeiner Intrigue auf eine Weiſe zu Hülfe, die er ſich nicht beſſer hätte wünſchen können. Als nämlich um vier Uhr die Commiſſion des Stadtraths kaum in das Zimmer des Directors Woß getreten war und ihm das Senatusconſult in Bezug auf das Verbot des gefährlichen Stücks bekannt gemacht hatte, rollte die bekannte Jagdkaleſche des Prinzen Heinrich in das Haus, und der Fürſt ſchickte unverzüglich einen ſeiner Büchſenſpanner zum Director, um Billete zur nächſten Vorſtellung des „Landhaus“ zu kaufen. Der Hofadvocat hatte eben dem Director auf deſſen Einrede erwiedert, er werde mit dem Recurs abfahren und ſich ſchwere Verantwortung aufladen, weil die Religion in dem abſcheulichen Stück verſpottet, die Autorität der Bibel zweifelhaft gemacht, die Göttlichkeit Chriſti in ein ungewiſſes Licht geſtellt werde ꝛc., und er rathe ihm als Freund dringend bei ſeinem zeitlichen und ewigen Heile, jede Aufführung des famoſen Stücks zu unterlaſſen, als der Jäger des Prinzen hereintrat und einen Platz für ſeinen

Herrn beſtellte. — Dem beredten Stadtſchreiber blieb das Wort im Munde ſtecken; ſein blaßgrünes Geſicht wurde aſchgrau; die Geſichter der andern Herren von der Commiſſion verlängerten ſich um einige Zoll und das des Directors grinſte. Er ließ Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht ſeinen unterthänigſten Reſpect vermelden, und er werde ſogleich ſelbſt in tiefſter Devotion aufzuwarten ſich die Ehre geben. Der Jäger ging. „Unter ſolchen Umſtänden," meinte Schönbahn kleinlaut, „kann freilich von einem Verbote des Stücks von Seiten des Stadtraths ferner nicht die Rede ſein."

„Das denk' ich auch," verſetzte Wyß. „Es thut mir leid, daß ſich die Herren bemüht haben. Kann ich ſonſt mit etwas dienen?"

Die Herren Senatoren ſchoben ſich rücklings zur Thür hinaus, und Wyß entließ ſie mit einer gnädigen Handbewegung. Nun ſchickte er den Theaterdiener zu dem Amtsacceſſiſten, mit der Meldung, wie die Sache verlaufen war, während er ſich ſelbſt in Wichs warf, um dem Prinzen die Aufwartung zu machen. Der Acceſſiſt berichtete ſofort mündlich an den Hofrath. Aber dieſem war die Wendung der Verbotsangelegenheit, der feige Rückzug des Stadtraths, keineswegs recht. Dieſer leichte Sieg in loco verſchaffte ihm einen gar zu armſeligen kaum nennenswerthen Triumph und konnte ihn in ſeinem Plane nicht fördern. Dazu gehörte ein geräuſchvoller und glänzender Sieg in der Reſidenz und bei Hof, und der ſonſt ſo denkträge Mann ſann auf Mittel und Wege, wie er den plötzlich ſo ganz geſunknen Muth der Frommen wieder aufſtacheln und — wie merkwürdig' — gegen ſich ſelbſt hetzen möge. Dazu bedurfte er eines geſchickten Mannes, der die Rolle des Hetzers, die er ja doch unmöglich ſelbſt ſpielen konnte, übernähme. Dazu war nun Niemand tauglicher als der Organiſt Luchſer. Die Schickſale und Talente dieſes Mannes waren dem Hofrath ſehr wohl bekannt. Luchſer hatte nämlich des Hofraths Kinder im Klavierſpiel und Geſang unterrichtet und war auf dieſe Weiſe eine Art Spiritus familiaris im vornehmen Hauſe des Oberbeamten geworden. Und gerade Luchſer's Verlobte, Frau Suſanna Breiting, war das einzige Glied der Dreyßig'ſchen Familie, welche im Hauſe des Hofraths Zutritt und Verdienſt gefunden hatte. Deshalb fand Luchſer's Verlobung mit ihr auch Gnade vor Markloff's Augen, ja der Organiſt wurde von Stund an ſogar mit etwas weniger Herablaſſung und etwas mehr Standesbonhommie behandelt. Markloff wußte recht gut, von welcher Art Luchſer's fromme Farbe war. Jetzt wurde er vom Hofrath auserſehen, die fromme Partei, trotz dem unerwarteten Dazwiſchenkommen des Prinzen, wieder in Harniſch gegen das gottloſe Stück zu bringen und geeignete Schritte in der Reſidenz zu veranlaſſen.

Eh eine halbe Stunde verſtrichen war, wußte ganz Elbena, daß der Prinz Heinrich da ſei und daß er gekommen ſei, um ſich „das Landhaus" im Faßhauſe anzuſehen. Alle Honoratioren, einheimiſche und fremde, rüſteten ſich, ſofort die erſten Bänke des Auditoriums, das ſogenannte Parquet und vordere Parterre für dieſe Vorſtellung zu acquiriren.

Denn Jedermann aus der „guten Geſellſchaft" glaubte dadurch dem Prinzen eine Verbindlichkeit zu erweiſen, und wenn man erſt ſchon viel von der Autorſchaft des Prinzen bezüglich des neuen Stücks geſprochen hatte, ſo zweifelte nun kein Menſch mehr daran. Aus welch anderm Grunde konnte er denn gekommen ſein und das Theater beſuchen wollen, das er ja in der Reſidenz viel beſſer hatte, als um ſein Opus über die Bühne gehen zu ſehen? Der Zudrang war heute ſchier noch ſtärker als geſtern, und die große Mehrzahl mußte abgewieſen werden, nur ging es weit ruhiger und gemäßigter zu, und außer einigen ſtürmiſchen Vivats, die dem Prinzen von der Menge gebracht wurden, war kein ungewöhnlicher Laut hörbar. Es iſt unentſchieden, ob es eine allgemeine menſchliche Eigenſchaft aller Völker des Erdbodens oder nur eine ſpecifiſch deutſche der Stämme zwiſchen den Alpen und der Nordſee iſt, daß die Gegenwart eines ihrer fürſtlichen Häupter einen ſehr calmirenden und beglückenden Eindruck auf ſie ausübt. Die deutſchen Völker gerathen dann immer in einen Zuſtand ſeliger Verzückung, ähnlich dem der Opiumraucher im Orient, und alle ihnen ſonſt innewohnende Lärmeluſt concentrirt ſich in den oft wiederholten, freilich mit dem Aufgebot aller Energie geſchrienen Ausruf: Vivat unſer allergnädigſter Herr ꝛc.!

Prinz Heinrich hatte dem Präſidenten von Vels oder vielmehr deſſen Tochter und der Frau von Remſcheidt erſt einen Beſuch gemacht, und erſchien nun mit den Genannten im Theater. Er ſelbſt führte Frau von Remſcheidt und Fräulein von Vels, der Präſident Fräulein Adolfinen. Das ganze Haus erhob ſich und begrüßte den Prinzen, Hüte und

Tücher ſchwenkend, mit einem dreimaligen donnernden Vivat mit Begleitung der Pauken und Trompeten.

Prinz Heinrich war ein ſchöner hoher Mann in den mittlern vierziger Jahren, etwas vorwärts gebeugt und in den feinen männlichen Zügen jene leiſe Erſchlaffung, die man gern „von des Gedankens Bläſſe angekränkelt“ bezeichnet. Inzwiſchen hatte der Prinz wirklich die Stirn eines Denkers. Sie griff weit am Kopfe zurück und das dunkelbraune, großlockige Haar bedeckte den edel geformten Scheitel nur dürftig. Als General eines Großſtaats trug der Prinz einen einfachen Offiziersrock: keinen Stern, kein Ordenszeichen. Wenn er mit den Damen ſprach, belebte ſich ſein dunkles Auge ungemein und ſelbſt unter dem dichten Schnurrbart konnte man den leichten ironiſchen Ausdruck der fein geſchnittenen Lippen bemerken. Für die enthuſiaſtiſche Begrüßung der Menſchenmenge hatte er nur jene officielle Freundlichkeit, die faſt an Kälte ſtreift. Man ſah in ſeinem Dank, daß er nicht viel auf die exaltirten Reſpectsbezeigungen der Maſſe gab.

Die Muſik ſpielte: „Heil Dir im Siegerkranz!“ Der Vorhang flog auf, und Fräulein Roſa Feige trat im ſchneeweißen Gewande mit einem jungen Kranze auf dem Haupte heraus und begrüßte zu Aller Erſtaunen den Prinzen mit einem ſehr zierlichen Gedicht, worin die Künſtler der milden Beurtheilung des hohen Herrn empfohlen wurden, des Stückes ſelbſt aber mit keinem Worte erwähnt war. Die glatten Reime floſſen der Künſtlerin wie Muſik von den Lippen. Selbſt der Prinz war überraſcht. Das Gedicht hatte ſo ſpecielle Beziehungen auf ſein heutiges unerwartetes

Erſcheinen in dieſem improviſirten Muſentempel, daß es durchaus auf dieſen Fall gemacht ſein mußte, und doch war er erſt ſeit einer Stunde in Elbena und ſeine Ankunft konnte unmöglich den Schauſpielern vorher bekannt worden ſein. Das Gedicht aber konnte doch auch in dieſer kurzen Zeit unmöglich gedichtet und memorirt ſein, und zu einer Improviſation der Schauſpielerin war es zu vollendet. Als der Vorhang unter dem Jubel des Publikums gefallen war, wandte ſich der Prinz an Fräulein Anna von Vels mit der Frage: „Wer löſt mir dieſes Räthſel?“

„Ich!“ verſetzte die Dame ſchalkhaft lächelnd. „Als ich Sie dieſen Morgen zur Wiederholung des neuen Schauſpiels einlud, beſtellte ich zugleich dieſen ſinnigen Gruß beim Dichter des Stücks, und veranlaßte die Schauſpielerin, ihn zu lernen. Sie werden der Beſcheidenheit des jungen Dichters, der ſeine Schöpfung nicht einmal Ihrer Gnade empfiehlt, Ihren Beifall nicht verſagen.“

„Sie ſchrieben mir, daß er erſt ſechszehn Jahre alt iſt. Das iſt ja ein merkwürdiges Phänomen.“

„Hören Sie erſt das Drama. Dann bitte ich um die Gnade, Ihnen den intereſſanten Jüngling vorſtellen zu dürfen.“

„Ich erſuche Sie ſehr freundlich darum.“

„Frau von Remſcheidt hat ihn bereits auf dieſen Abend einladen laſſen.“ —

Das Stück begann. Uſſemhof übertraf ſich ſelbſt. Die Aufmerkſamkeit des Prinzen blieb bis an's Ende gefeſſelt. Alle Blicke, die ſein Auge und ſeinen Mund erreichen konnten, hingen daran, um ſein Urtheil abzuſehen, alle Ohren in ſeiner Nähe waren geſpitzt, eins ſeiner Worte, die er an Frau von Remſcheidt und Fräulein von Vels richtete, zu erlauſchen und mit Verſtärkungen, Ergänzungen und Zuſätzen weiter zu berichten. So erfuhr das ganze Haus, was der Prinz geſprochen und nicht geſprochen hatte. Und ein Prinz iſt in Deutſchland für gewiſſe Menſchenklaſſen ein delphiſches Orakel.

Wenn Adolfine Abends vorher ſchon den Becher des Glücks und der Begeiſterung mit unausſprechlichem Genuß ſchlürfte, ſo ſchwamm ſie dieſen Abend in einem Meere von Seligkeit. Sie ſaß ſo, daß ſie jedes Wort des Prinzen verſtehen konnte, und ſein Urtheil über das Stück war von der Art, daß es ſie, die Muſe des Dichters, berauſchen mußte. Er ſelbſt, der Dichter, ſaß wieder in ſeinem alten Verſteck in der Dunkelheit, und auch über ſeine jungen Autorengefühle goß die Anweſenheit des Prinzen einen ſänftigenden und verklärenden Schein. O was ein Prinz nicht Alles vermag! Er gleicht dem wunderthätigen Magus, der einen ewigen Frühling in die Gemüther zaubert. Anton baute oben auf dem finſtern Malzboden die prächtigſten Schlöſſer in die Luft, deren erſte Steine oder Balken, oder wie man das ſchattenhafte Material ſonſt benennen mag, ſein eben über die Breter laufendes Drama und der Prinz Heinrich waren. Gott weiß, was er Alles Großes und Glänzendes aus dieſen beiden Factoren heraus und zuſammenconſtruirte! Ein junger unerfahrner Dichter hat immer bedeutende Anlagen, überzuſchnappen; wird ſein erſtes Schauſpiel aber mit ſo ungeheuerm Beifall aufgenommen, iſt ſeine

Geliebte ein vornehmes adliges Fräulein, und ſitzt ſie im Theater während der Vorſtellung des beſagten Dramas neben einem Prinzen, dem präſumtiven Thronerben des Landes, welchen der Ruf dieſes Dichterwerks herbeigezogen, ſo ſteht der junge mit der Welt unbekannte Autor wirklich ſchon mit einem Fuße im Narrenhauſe.

Es waren aber ein paar Augen im Theater, welche mit böſem Blick großen Schaden in Anton's ſchimmernden Luftbauten anzurichten Luſt und Befähigung hatten, die tückiſchen Augen Jakob Dreyßig's, die ſich heute das Stück zum zweiten Mal anſahen. Er überlegte und prüfte, er beſann ſich auf dies und das, auf ein Wort, einen Namen, eine Phraſe, welche Anton zufällig entwiſcht war, auf ein mit Bleiſtift vollgeſchriebenes Papier, das er einmal gefunden, und dergleichen mehr, und kam endlich zu dem Schluß, daß durchaus Niemand weiter als Anton der Verfaſſer des renommirten Stücks ſein könne. Kannte er doch aus eigner Erfahrung die Fertigkeit, mit welcher der Lehrling Gedichte und andre ſchriftliche Arbeiten zu Papier brachte. Eh das Theater aus war, war Köpchen ſchon ziemlich mit ſeinem Plane fertig. Während der Dichter geflügelten Schritts mit ſüß beklommenem Herzen zu Frau von Remſcheidt eilte, um die erſte Verwirklichung ſeiner poetiſchen Träume vom gnädigen Munde des Prinzen entgegenzunehmen, verfügte ſich ſein buckliger und giftiger Kritiker auf ſeine Stube, um weiter darüber nachzudenken, wie er den verwegnen Dichter am ſicherſten verderbe.

Anton trat mit ſtark klopfendem Herzen in das Vorzimmer der Hauptmännin. Es war ihm ſeltſam zu Muth, ſterstochter Taufpathin geweſen zu ſeyn und ihr die höchſte Anmuth als Weihegeſchenk eingebunden zu haben. Das Geſchenk war mit dem Kinde gewachſen, und fürwahr, die Vollendung ihrer Anmuth hatte etwas Zauberiſches. Vielleicht war Pater Anton nicht frei geblieben von den Wirkungen dieſes Zaubers; denn ſein ſonſt ſtieres Auge funkelte lüſtern und begehrlich auf Mary's Reize herab.

„Mein Kind,“ ſagte er in einem Tone, den er gern zu einem väterlichen geſtempelt hätte, der aber wider ſeinen Willen in ſeinem Munde das Gepräge ſeiner höchſt ſträflichen Leidenſchaft annahm, „mein Kind, Ihr thätet wohl, Euch auf Euern Spazierfahrten nach Northbrigg mehr mit geiſtlichen Dingen zu beſchäftigen. Zeit und Ort ſind ganz zum Gebet gemacht. Euere Einſamkeit muß die irrenden Gedanken von ſelbſt zu den Heiligen leiten, und da Ihr durch die Fürſorge Eueres Vaters und durch meine Mühe der Kunſt des Leſens vor Tauſenden Eueres Geſchlechts und Standes theilhaftig geworden ſeyd, ſo werde ich Euch ein ſchön geſchriebenes Laienbrevier zuſtellen, welches Ihr zu Euern gottſeligen Betrachtungen auf dem Schiffe benutzen mögt.“

faſt ähnlich als wie er in der Nacht in das Gewölbe des Engeldaumens gegangen war. Heute wie damals zitterte er vor Aufregung und Erwartung, heute wie damals war's ihm, als müſſe er etwas ganz Außerordentliches entdecken oder erfahren. Damals lag das unheimliche Gewölbe vor ihm, jetzt der gefeierte Prinz Heinrich, der doch auch ein geheimnißvolles Etwas, ein außerordentlicher Menſch war. Prinzen ſind für die übrigen Sterblichen immer ein undurchdringliches Geheimniß. Damals war ſeine Ahnung auf eine ſchreckliche Weiſe in Erfüllung gegangen. Sollte vielleicht die heutige auf eine liebliche Weiſe in Erfüllung gehen? Dieſe Gedanken wetterleuchteten dem armen befangenen Jungen durch den Kopf. Ihm war, als ſtände er vor ſeinem verſchleierten Schickſal, als er die Flügelthüren anſtarrte, welche zu den innern Gemächern führten, und er werde in der nächſten Minute den Schleier heben und ſeiner Zukunft in's Auge ſchauen. Während er ſo da ſtand, bald wie ein ſchuldiges Kind verzagt, bald wie ein Held muthig, bald wehmüthig wie ein ſentimentales Mädchen, bald ſtolz wie ein gekrönter Dichter, ſchlüpfte Adelfine herein, drückte ihm raſch ein zuſammengeſchlagenes Zettelchen in die Hand und verſchwand wieder eben ſo ſchnell, einer Fee oder einem Genius vergleichbar, der einem unter ſeinen Schutz geſtellten Sterblichen im Augenblick einer großen drohenden Gefahr erſcheint, um ihn zu warnen oder ihm den rechten Ausweg zu zeigen. Anton trat an's Fenſter, entfaltete das Papierſtreifchen und las die mit Bleifeder geſchriebenen Worte: „Was ſie Dir auch für Vorſchläge machen, laß Dich auf nichts ein, ſondern bleibe mir und unſerm Plane getreu.

Nur dadurch kommen wir zu dem unſern Talenten würdigen Ziele.“

Anton ſchwur ihr im Herzen in einer Anwandlung von Schwärmerei Treue, und wie ein durch Spruch und Zeichen ſeiner Herzensdame gefeiter Ritter ſchritt er zuverſichtlich wenige Minuten ſpäter durch die ihm geöffneten Thüren in den Salon, und verneigte ſich, wenn auch etwas unbeholfen, doch beſſer, als er ſich ſelbſt zugetraut hatte.

Frau von Remſcheidt kam ihm freundlich entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn, wie ein Kind, zum Prinzen, der mit Fräulein von Vels in lebhafter Unterhaltung in einer Fenſtervertiefung ſtand. „Ich empfehle den jungen Dichter Anton Schmettau Ew. Durchlaucht Gnade.“

Der Prinz ſenkte die Hand wohlwollend lächelnd gegen den Jüngling und überflog ſeine Geſtalt mit einem raſchen Blick. In ſeinen Zügen drückte ſich Zufriedenheit und Wohlgefallen aus.

„Durch Frau von Remſcheidt bin ich Theilhaber Ihres Geheimniſſes. Ich habe Ihr Werk nicht ohne Vergnügen geſehen. Hat Ihnen die Schöpfung deſſelben viel Mühe gemacht?“

„Nein. Ich konnte es in der Regel nur Nachts niederſchreiben. Dann war es mir aber ſtets, als würde es mir von einer andern Seele, die in die meinige eingekehrt ſei, eingegeben, und ich ſchrieb es leicht und ohne vieles Nachſinnen nieder.“

Fräulein Anna nickte dem Prinzen bedeutungsvoll zu;

er erwiederte die Geberde gütig lächelnd. „War und iſt das ſtets ſo, wenn Sie dichten?" fragte er weiter.

„Nicht immer. Zuweilen muß ich nachſinnen, wählen und prüfen, und dann gelingt es mir nie ſo, als wenn es gleichſam von ſelbſt kommt."

„Ein ächter Genius!" ſagte Fräulein von Bels.

„Dabei ſind Ihnen die Arbeiten, die Sie im Geſchäft des Herrn Dreyßig verrichten müſſen, wohl ſehr zuwider?"

„Freilich triebe ich gern andre Dinge."

„Welche zum Beiſpiel?"

„O ich möchte alle Wiſſenſchaften lernen und alle Bücher leſen; ich möchte ſchöne Muſik hören und ſelber lernen. Zuweilen iſt mir's, als könnte ich das, was in mir lebt und webt, gar nicht in Worten ausſprechen, ſondern nur in Tönen. Dann möchte ich ſchöne Bilder ſehen und ſelber malen oder ſchöne Geſtalten formen. Am liebſten aber ſchweifte ich im Walde und Felde umher und lebte mit den Bäumen und Pflanzen, mit den Vögeln und Thieren auf einem vertraulichern Fuß und erforſchte das Weſen und die Eigenſchaft eines jeden Dinges."

„Man muß ihm Gelegenheit geben, ſich zu entſcheiden," meinte Anna.

„Haben Sie zu nichts beſondre Luſt, einen gleichſam unwiderſtehlichen Trieb?" fragte der Prinz wieder.

Anton erröthete und ſchwieg verlegen.

„Verhehlen Sie mir nichts. Ich wünſche, daß Sie mich als väterlichen Freund betrachten und ganz offen zu mir reden. Würden Sie eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft allen andern vorziehen und mit beſondrer Liebe betreiben?"

„Ich möchte Schauſpieler werden,“ verſetzte er leiſe und mit niedergeſchlagenen Augen.

„Kinderei!“ rief Anna unwillig.

„Faſt hab' ich dieſe Antwort erwartet,“ lachte der Prinz. „Faſt alle bedeutenden Menſchen haben in den Jahren der geiſtigen Entwicklung denſelben Wunſch gehegt. Es wird ſich zeigen, ob die Farbe ächt iſt. Erſt müſſen Sie etwas Tüchtiges lernen, mein Kind. Welchen Lebensberuf Sie ſich auch wählen, zuerſt müſſen Sie ſich die allgemeine Bildung aneignen, welche die ſichre Grundlage jedes Berufes abgibt. Ich höre mit Vergnügen, daß Sie mit großem Eifer ſchon Selbſtſtudien getrieben haben. Laſſen Sie doch hören, wie weit Sie es gebracht haben!“ Und der Prinz ſtellte ein förmliches Examen mit dem Jüngling an. Anton beſtand es in den verſchiedenſten Fächern zu des Examinators unverkennbarer Zufriedenheit; aber er behandelte den jungen Dichter dabei immer mehr wie einen talentvollen Schulknaben. Zuletzt ſagte er gnädig: „Ich werde mich für Sie intereſſiren und mich über die Ihren Talenten angemeſſene Geſtaltung Ihrer äußern Verhältniſſe mit den Damen hier benehmen, in welchen Sie beſonders freundliche Gönnerinnen gewonnen haben.“

Anton wollte ſich wieder entfernen und ſtammelte Dankesworte; Frau von Remſcheidt erſuchte ihn aber zu bleiben, da Seine Durchlaucht gnädigſt erlaubt habe, daß ſie ihn zum Thee behalten dürfe. Er blieb alſo und konnte nun mit Adolfinen plaudern, da der Prinz meiſt mit Fräulein von Bels, der Präſident mit Frau von Remſcheidt ſprach. Indeſſen kam doch der arme Junge nicht aus der peinlichſten

Verlegenheit und Befangenheit heraus, beging einen Verſtoß um den andern, wußte immer nicht wohin er ſeine Arme und Beine thun ſollte, wurde fort und fort roth bis hinter die Ohren und war endlich heilfroh, als Frau von Remſcheidt ihm zu gehen erlaubte. Der Prinz neigte den Kopf kaum und ſagte kein Wort, als er ſich ziemlich ungeſchickt verabſchiedete.

Sehr verſtimmt kam er auf ſeiner Kammer an, und hier ſteigerte ſich ſein Verdruß ſo ſehr, daß er in bittre Thränen und Schluchzen ausbrach. Er war weder mit ſich, noch mit dem Prinzen, noch mit Fräulein von Bels, noch mit Frau von Remſcheidt zufrieden, und ärgerte und ſchämte ſich, daß er ſich ſo kindiſch und tölpelhaft benommen, ſo albern geantwortet und dadurch dem Prinzen Veranlaſſung gegeben, ihn wie ein Kind zu behandeln. Nun fielen ihm die ſchönſten und treffendſten Antworten ein, nun wurde ihm ganz klar, wie er ſich hätte benehmen ſollen. Je weiter er ſich in den Aerger und Verdruß hineinarbeitete, deſto empörter fühlte er ſich über die Behandlungsart des Prinzen und fand ſie zuletzt ſeiner ganz unwürdig. Er meinte, ein Dichter, der ſo glänzende Erfolge erlebt, ſei doch anders zu behandeln geweſen wie ein Schulknabe, dem man die Lection abfragt. Genug es zeigte ſich an dem kindiſchen Unwillen des jungen Menſchen, daß Frau von Remſcheidt und ihre Tochter ihm nicht vergebens oft und viel geſagt hatten, daß er das größte Dichtergenie ſei. Eitelkeit und Ueberſchätzung hatten ſich trotz der Schläge und Fußtritte, die er von Ebenezern empfangen, tief in ſein Herz gefreſſen, und der Prinz hatte ſehr verſtändig gehandelt, als er ihn fühlen ließ, daß er erſt auf die Schulbank gehöre, um etwas Gediegenes zu lernen, eh' ihm gelüſten dürfe, nach den feinen und hochhängenden Früchten des Lebens zu greifen. Trotz der harten und grauſamen Lebensſchule war er in ganz kurzer Zeit von den in ihn verliebten Frauen verzogen und verhätſchelt worden. Der von ſeinem Aerger erzeugte Trotz gab ihm den Entſchluß ein, von der Gnade des Prinzen nichts anzunehmen, ſondern ſeinen und Adolfinens Plan auf eigne Fauſt auszuführen. Das Zettelchen des geliebten Mädchens trug freilich viel zu dieſem Heldenentſchluß bei.

Seine Einladung zu Frau von Remſcheidt und ſeine lange Unterredung dort mit dem Prinzen Heinrich hatten aber noch eine andre für ſeine nächſte Zukunft nicht unwichtige Folge. Es fehlte natürlich nicht, daß am folgenden Tage in allen vornehmen und auch nicht vornehmen Häuſern davon geſprochen wurde, und daß man ſich dieſe Unterredung mit den merkwürdigſten Uebertreibungen zutrug. Der aus dem „Landhaus" ſchon gezogene Schluß, daß Anton der Sohn eines Fürſten ſei, erhielt dadurch ſeine beſtimmte Richtung und Beſtätigung; denn Jedermann beeilte ſich, bei Andern zu behaupten und zu bekräftigen, Anton ſei der Sohn des Prinzen Heinrich, und manche ältere Damen ſchwuren hoch und theuer, daß ſie das längſt gewußt, aber aus Discretion nicht über dieſes Verhältniß geſprochen hätten; da aber der Prinz den ſtrengen Schleier, der über dieſem Geheimniß gelegen, ſelbſt zu lüften für gut befinde, ſo könne man ja, ohne Anſtoß zu erregen, von der Sache reden. So einig man nun auch allgemein über Anton's Vater war, ſo uneinig war man über ſeine Mutter, und verſchiedene hohe und vornehme Damen wurden ihm als ſolche zugelegt; bald ſollte ſie geſtorben ſein, bald noch leben, und des Schwatzens, Streitens und Berichtens in dieſer außerordentlich wichtigen Angelegenheit wollte gar kein Ende nehmen. Der unbedeutende Lehrling aus dem Gewürzladen des Herrnhofs war plötzlich zur wichtigſten und bedeutendſten Perſon der ganzen Stadt geworden, und als ſolche eine ziemlich geraume Zeit Tag für Tag faſt in Aller Munde.

Der Organiſt Luchſer hatte ſich bei den Frommen in Elbena der Sache ſeines künftigen Schwagers Ebenezer in Bezug auf die öffentliche Verſpottung deſſelben auf der Bühne mit Eifer und Nachdruck angenommen und war dabei auf's Beſte vom Hofadvocaten Schönbahn unterſtützt worden. Sämmtliche „Gerechten“ beſchloſſen Ebenezer's Sache zu der ihrigen zu machen, da ſie ja Alle in ihrem Freunde beleidigt ſeien, und entflammten ſich ſogar zu dem außerordentlichen Muth, ſich ganz und gar nicht an den Theaterbeſuch des Prinzen Heinrich kehren zu wollen, ſondern auf raſches Verbot und Unterdrückung des abſcheulichen Stücks zu dringen. Sie hofften um ſo mehr zu reuſſiren, da ja die Partei der Herzogin, d. h. die fromme bei Hofe und in der Reſidenz, die ſiegreiche und mächtige war. Die moraliſche Entrüſtung, mit welcher Luchſer ſprach, gab ihm bei den Frommen im Allgemeinen, wie bei der Familie Dreyßig im Beſondern ein bedeutendes Relief. Er verſtand ſeinen Gegenſtand auszubeuten. Zugleich ſetzte er ſich beim Hofrath Markloff einen prächtigen Stein in's Bret, und die Sache verlief ganz nach deſſen Wunſch. Auf die von Schönbahn verfaßte Eingabe der Frommen an die Landesregierung wurde Bericht vom Juſtizamt gefordert, und dieſes ſandte eine Abſchrift des Drama's mit einem Commentar ein, worin alle Behauptungen der Frommen ſchlagend widerlegt und bewieſen wurde, daß wenn Herr Ebenezer Dreyßig ſich durch die Aufführung des Stücks beleidigt fühle, er den Rechtsweg zu beſchreiten und gegen die Theaterdirection Injurienklage zu erheben habe. Markloff's Ziel wurde auf dieſe Weiſe vollkommen erreicht. Die Sache machte in allen Kreiſen der Reſidenz viel von ſich reden; man war erſtaunt, ein ſo harmloſes Schauſpiel zu leſen, wo man ein aufregendes revolutionäres, wenigſtens ſocial-ſatyriſches Gedicht erwartet hatte, in welchem alle böſen Verhältniſſe Elbena's meiſterlich geſchildert ſeien. Von dem Allen nichts, gar nichts, vielmehr die ziemlich fade ſentimentale Geſchichte eines Fürſtenſohns, der von einem Wucherer gequält wird. Und dieſer Wucherer iſt ein frommer Heuchler. Das war Alles. Wer in der Reſidenz nun noch nicht wußte, daß Ebenezer Dreyßig ein frommer Heuchler war, der erfuhr es auf dieſem Wege. Man lachte und ſpottete, und das unbedeutende Schauſpiel wurde natürlich nicht verboten. Es lag auch gar kein Grund zu einem ſolchen Verbote vor.

Von der andern Seite kamen die Leute in Elbena auch zur Beſinnung. Sie ſahen doch endlich ein, daß in dem vielbeſprochnen Schauſpiel von ihren elenden gedrückten Verhältniſſen eigentlich gar keine Rede war. Jeder gemeine Mann hatte vorausgeſetzt, oder Jeder hatte es vielmehr Jedem geglaubt, daß die eiterbeuligen Uebel ihrer Erwerbs- und Familienverhältniſſe bloßgelegt und vor aller Welt zur Schau ausgeſtellt würden, und dieſer Umſtand hatte ſie in ſo flammenden Enthuſiasmus geſetzt. Als die Tollheit vorüber war, ſahen ſie mit ärgerlichem Erſtaunen, daß die Geſchichte eines jungen Malers, der noch dazu ein Fürſtenſohn war, und der von einem heuchleriſchen Geizhalz gequält wird, mit ihrem Elende gar nichts gemein habe. Das unbehagliche Gefühl, welches aller Ernüchterung folgt, machte das gemeine Volk ärgerlich, ſeine Stimmung ſchlug in ihr Gegentheil um. Nachdem das Stück einige Tage hintereinander gegeben worden war, wurde Meiſter Andreas nicht mehr beklatſcht. Für die Poeſie, welche wirklich im Drama war, hatte das Volk keinen Sinn. Genug man verabredete ſich, das Stück, wenn es nochmals gegeben würde, auszutrommeln und auszupfeifen. Ebenezer's Partei unter den Handwerkern, die von Tag zu Tag an numeriſcher und moraliſcher Stärke wuchs, trug natürlich zu dieſem Umſchwunge der öffentlichen Meinung ſehr viel bei. Es ereignete ſich, was ſich nach allen Revolten und mißglückten Revolutionen, öffentlichen Demonſtrationen u. dergl. ereignet: die ſchlimmſten Schreier, die wüthendſten Krakehler krochen nach wenigen Tagen ſchon wie getretene Hunde vor den Fabrikherrn und vorzüglich vor Ebenezern und konnten gar nicht genug thun, um ihre Aufführung auf dem Pfingſtfeſte vergeſſen zu machen. Am Sonntag nach Pfingſten war der Umſchlag bereits ſoweit gediehen, daß der Müller, der ſich auf der Kegelbahn im Berggarten des Herrnhofs darüber auf ſeine allerdings brüsque und beleidigende Weiſe empfindlich zeigte, plötzlich und eh' er ſich's verſah von denſelben Fäuſten, die ihn wenige Tage vorher im Triumph umhergetragen hatten, Schläge erhielt und von denſelben Lippen, die ihn mit dem jubelndſten Beifall überſchüttet hatten, mit den gröbſten Schimpfreden bedient wurde. Mit Noth und Mühe entging er dem Schickſal, ganz zerbläut zu werden, und rettete ſich, wüthend über den Undank ſeiner Landsleute, in ſeine einſame Mühle.

Hier ſaß er am andern Morgen ſehr verſtimmt und fing Grillen, trommelte zur Abwechſelung an die halbblinden Fenſterſcheiben und gromelte Flüche in den Bart. Der Ton der klappernden Mühle war ihm unausſprechlich verhaßt, und er verwünſchte das lärmende Rattenneſt. Es ſah übrigens wüſt und unordentlich genug in der Mühle aus. Lumpen, Scherben, Schmutz und Unrath überall. Nicht nur daß die reinigende ordnende Hand einer Hausfrau fehlte, auch die beſſernde Hand des Mühlenmeiſters, des Zimmermanns, des Schreiners, Schloſſers, Tünchers ꝛc. fehlte, wohin man blickte. Wie das zerbröckelnde Ziegeldach, ſo war das ganze Haus in Verfall, Alles im Proceß der Auflöſung begriffen. Wie ein verwunſchener Prinz in ſeiner unfreundlichen Spelunke ſaß Meiſter Andreas auf dem wackligen ſchmatzigen Tiſch, ein Gegenſtand des Spottes für Knecht und Magd, und lugte mißmuthig auf den unſaubern Hof und den unſichern Mühlenſteg, da trabte der Amtsbote über denſelben und trat in die Mühle. Meiſter Andreas hatte anfangs Luſt zu entwiſchen und ſich verleugnen zu laſſen, aber es lag ihm wie Blei in den Gliedern, er war zu träge und zu verdroſſen, um auch nur einen Schritt zu thun. Er blieb alſo ſitzen und ließ den Boten herankommen. Mit einem hämiſchen Lächeln überreichte der Menſch aus dem Juſtizamte dem

Mary neigte gehorſam ihr Haupt und ſagte: „So Ihr meint, hochwürdiger Herr, daß es meinem Seelenheile erſprießlich ſey, ſo will ich gern meine oft wunderlichen Gedanken während der Fahrt künftig auf das Gebet richten.“

„Und Ihr werdet dann nur um ſo mehr und länger auf dem Fluſſe fahren, um Euer Herz immer mehr und dauernder dem Himmel zu weih'n.“

„Ich werde heute damit den Anfang machen und täglich damit fortfahren, ſo lang und ſo oft es die Witterung und die kriegeriſchen Verhältniſſe unſrer Stadt geſtatten.“

„So werd' ich Euch das Brevier durch den Guardian ſogleich zuſchicken. Unterlaſſ't aber weder heute noch ſonſt die Fahrt, die für Euch nun eine himmliſche Pflicht geworden iſt.“

„Ihr hättet mir keine Pflicht auferlegen können, die beſſer zu meinen Wünſchen paßt; denn was thäte ich wohl lieber, als auf meinem Schifflein nach Northbrigg und in der Dämmrung des Abends oder bei Mondſchein wieder nach Hauſe zu fahren?“

Der Pater ging lachend und redete unterwegs in ſich hinein: „Zwing ich den Alten zur Uebergabe der Stadt — und das ſoll mir wohl gelingen —

übelgelaunten Künſtler vier verſiegelte Citationen auf einmal. Andreas ſah ihn mit einer erſtaunten ärgerlichen Grimaſſe fragend an; der Bote öffnete ſeine Doſe und bot dem Frager eine Priſe mit den Worten: „Ich bekomme von jeder Citation zwei Groſchen Botenlohn, macht acht Groſchen."

Der Müller ſtieß einen Fluch aus: „Ich habe kein kleines Geld."

„Ich kann auf Ganzes herausgeben. Nur her damit und wenn's ein Piſtolet iſt!"

Uſſemhof fluchte, lärmte und lachte. „Da ſitzen die Piſtolete und warten auf Euch, Hanskampf! Schert Euch zum Teufel! Ich will Euch den halben Gulden mit guten Intereſſen nächſtens zuſtellen. Heut kann ich nicht."

„Ihr gewinnt ja doch Geld genug, Meiſter Andreas! Die ganze Stadt ſpricht ja davon. Ihr müßt's ja haufenweis haben."

Der Müller lachte bitter. „Ja, aber davon darf man dem Amtsboten nichts geben, ſonſt verſcherzt man ſich das Glück. Geht und laßt mich die Dinger da leſen. Geht, geht, ſonſt werf' ich euch hinaus."

„Ich glaube gar, ihr ſpielt immer noch den Herrn Ebenezer Dreißig. Wenn Ihr mich nicht bezahlt, muß ich meine Forderung im Amt zu Protokoll geben."

„Meinetwegen. 'S iſt mir Alles gleichgültig."

Der Bote ging kopfſchüttelnd, und Uſſemhof erbrach die Depeſchen eine nach der andern und durchlas ſie dann mit vielem Bedacht. Zwei waren Schuldklagen von ſeinen beiden Hauptgläubigern, welche die Hypotheken auf ſeine Grundſtücke hatten, eine war eine Entſchädigungsklage ſeiner

Verwandten, der Uſſemhof'ſchen Erben, wegen ſeines einſeitigen Aufgebens des Proceſſes mit der Frau Katharina Uſſemhof, und die vierte war eine Injurienklage Ebenezer's wegen öffentlicher Verſpottung. Mit Apprehenſion ſchob er die Papiere von ſich und blickte, einen Marſch durch die Zähne pfeifend, wieder zum Fenſter hinaus. Siehe da ein zweiter Beſuch! Der Herr Schauſpieldirector Weiß kam über den Steg daher.

„Der bringt mir auch nichts Gutes," ſagte der Müller leiſe. „Ein Unglück kommt nie allein. Heut muß ich in's Pech bis über die Ohren." Er trat dem Bühnenregenten mit einiger Spannung entgegen.

„Die freundſchaftliche Beſorgniß um Dich, lieber Uſſemhof, hat mich zu Dir herausgetrieben," begann Weiß mit ſeiner ſtark geſchminkten Herzlichkeit. „Du hatteſt vorige Nacht grandioſes Malheur. Wie viel haſt Du verloren?"

„Alles, hol's der Teufel! Ich bin rein ausgeſchält wie ein eingeſalzter Häring. Nicht ein Mittageſſen kann ich bezahlen und muß auf Pump leben. Seit drei Abenden iſt mein Pech wüthend. Ich konnte vorhin dem Amtsboten das Botenlohn für die Wiſche da nicht bezahlen."

„Was iſt das?"

„Ich will gleich den rechten Namen des Kindes ausſprechen, wenn's auch noch nicht getauft iſt: Concurs. Die hypothekariſchen Schulden ſind mir gekündigt; ich kann keine andern Kapitalien auftreiben; denn die großen Hunde ſind mir Alle aufgeſeſſen. Sie werden's mir nicht vergeſſen, daß ich Einen von ihnen an den Pranger geſtellt habe, obgleich ſie's ihm alle gegönnt haben. Die Mühle geht flöten. Mir ſchon recht; ich bin des Geklappers ohnedies dickſatt. Mein Stern leuchtet mir auf eine höhere Laufbahn. Es drängt mich Alles aus dem Staube der Niedrigkeit fort auf die Sonnenbahn der Kunſt.

Mir muß fortan ein andres Glück erblühen;
Denn dieſes Bannes Kraft iſt aus."

„Ich höre, daß Dich Ebenezer wegen Injurie auch verklagt hat. Man behauptet, die Sache könnte eklig für Dich ausſchlagen."

„Was mach' ich mir aus ein paar Tagen oder Wochen Gefängniß! Das erhöht meinen Ruhm. Bezahlen muß der fromme Schuft mich doch. Der Contract iſt feſt und bündig. Und hab' ich wieder Ballaſt, ſo beſteig' ich der ‚Fortuna ſchwankendes Schiff' doch wieder und bring' es in meinen erwünſchten Cours. Geht mein Glücksſtern hier unter, geht er wo anders auf. Ich wäre ohnedies nicht in Eldena geblieben. Ich haſſe dieſes reiche nichtsnutzige aufgeblaſene Geſchmeiß, dieſe ſogenannten Kaufleute, dieſe Leuteſchinder, dieſe großlappigen Bulldoggſeelen; ich verachte aber auch das arme dumme ſchlechte Volk, das vor den reichen Wichten im Staube kriecht und ihnen die Wichſe von den Stiefeln leckt. Pfui über dieſe fromme Brut und ihren Anhang! S'iſt faule Waare oben und unten, heuchleriſches Gezücht. Sie ſind nicht werth, daß ſie einen Menſchen beſitzen wie Alfred von Uſtenhof, den dramatiſchen Künſtler, der den Staub ſeiner undankbaren Vaterſtadt von den Füßen ſchütteln und ſeine Ruhmesbahn mit blanken Gliedern beginnen wird. Ich faſſe das Geld, das mir Ebenezer ſchuldig iſt, und fliege mit meiner Roſa auf und davon."

„Das iſt's nun eben, was ich Dir ſagen wollte und weshalb ich eigentlich zu Dir herausgekommen bin. Es iſt eine verdammte Geſchichte. Du erhältſt von dem Dreißig die contractlich ſtipulirten dreitauſend Thaler nur unter der Bedingung, daß Ebenezer Beſitzer des Herrnhofs mit den Privilegien wird. Dazu iſt aber nach der Aufführung des Landhauſes am See faſt jede Hoffnung verſchwunden. Der Hofrath Markloff hat über den Erfolg des Stücks Bericht an die Oberbehörde erſtattet und ſtark auf den Umſtand gedrückt, daß ein Mann, der ſogar wegen ſeiner heuchleriſchen Frömmigkeit auf der Bühne bloßgeſtellt werde, unmöglich würdig ſei, ſo weitausgedehnte treffliche Privilegien zu genießen, welche nur für die Nachkommen eines Prinzen aus dem fürſtlichen Hauſe beſtimmt geweſen ſeien. Kurzum, Ebenezer iſt durch Deine Darſtellung des Wucherers bei den höchſten und einflußreichen hohen Perſonen der Reſidenz ſo in Mißcredit gekommen, daß ſeine Angelegenheit in Bezug auf die Acquiſition des Herrnhofs gänzlich ſchief zu gehen droht und wahrſcheinlich in dieſem Augenblick ſchon geſcheitert iſt. Du wirſt alſo die dreitauſend Thaler nicht erhalten."

„Donnerwetter!" rief der Müller erſchrocken und ſtarrte den Director wie ein Wahnſinniger an. „Das iſt ja eine infame Geſchichte. So hätt' ich mir ſelbſt das Geld vor der Naſe weggeſpielt!"

„So iſt's! Hätteſt Du den Ebenezer nicht copirt und nicht ſo gut copirt, ſo würdeſt Du in Kurzem im Beſitz von dreitauſend Thalern geweſen ſein; denn mein Schwager, der Kirchenrath und Buſenfreund des Herzogs, arbeitet unabläſſig in der Sache. Seit Du mit ſo viel Glück Dein Debüt gemacht haſt, will der Herzog nichts mehr von Herrn Ebenezer Derſiz hören, und Du haſt Dir ſomit, indem Du ihn zu ſchlagen Dich beſtrebteſt, Dir ſelber in's Geſicht geſchlagen."

„Da muß eine alte Wand einfallen! Ich möchte mich gleich in den Daumen beißen vor Wuth. — Wenn Ebenezer den Herrnhof nicht erhält, ſo müſſen ihn ja die Uſſemhofſchen Erben erhalten, und ſo werde ich doch noch einſt Beſitzer deſſelben ſein."

„Die übrigen Erben wohl, aber nicht Du, mein Freund. Du haſt de jure Verzicht geleiſtet. Die Erben wollen den Proceß allein fortſetzen und ſind ſchon gegen Dich klagbar geworden. Wenn ſie das Haus mit den Privilegien erſtreiten, ſo erhältſt Du nichts davon."

Meiſter Andreas ſchlug ſich vor den Kopf und krächzte wie ein Preßbalter tief und ſchwer. „Was fang' ich an? Hilf mir! Rathe mir, einziger Freund meines Herzens!"

„Da iſt nicht mehr zu rathen und zu helfen. Du haſt ohne mein Wiſſen und gegen meinen ausdrücklichen Willen den voreiligen unglücklichen Contract mit Ebenezern abgeſchloſſen. Du haſt's recht eigentlich hinter meinem Rücken gethan und mich auf eine Weiſe hintergangen, die meine treue Freundſchaft nicht an Dir verdient hatte. Da haſt Du nun gleich die Folgen. Untreue ſchlägt den eignen Herrn. Ich kann gar nichts mehr für Dich thun."

„Donner und Doria! iſt das auch erlaubt, einen Herzensfreund ſo in der Brühe ſitzen zu laſſen? Ich krieche zu Kreuze, ich ſage Pater peccavi!"

„Ich kann ja doch nicht gegen rechtsgültige Thatſachen aufkommen. Kein Menſch kann das. Du mußt Dich fügen. Den Rath will ich Dir geben, und er iſt unter den obwaltenden Umſtänden zweifelsohne der beſte, den Dir überhaupt noch ein Menſch geben kann: Mache ſo eilig als möglich, daß Du von Elbena fort kommſt. Dazu will ich Dir ein paar Thaler ſchenken."

Der Müller wandte ſich indignirt ab. „Ich werde mit meiner Roſa ſprechen," ſagte er mehr für ſich als zu Woß. „Sie iſt mein feſter Anker in dieſem Sturm. Sie wird mit mir aus dieſem ſtinkenden Neſt fliehen in ſonnige Regionen."

„Weißt Du das ſchon ſo gewiß?" fragte Woß ſpöttiſch. „Haſt Du ihr Verſprechen, ihr Wort?"

„Ich habe ihre Liebe."

„Biſt Du mit ihr verlobt? Iſt ſie Deine erklärte Braut?"

„Nun wenn auch das nicht, aber ebenſo gut.

Was ſich liebet feſt und treu,
Braucht nicht Wort, noch Schreiberei."

„Und doch glaub' ich, Du täuſcheſt Dich. Roſa hat jetzt die prächtigſten Ausſichten von der Welt in dieſem Lande. Sie wäre eine Thörin, wollte ſie dieſelben aufgeben. Und ſie iſt noch niemals eine Thörin geweſen."

„Ich werde heute noch mit ihr reden," ſagte Uſſemhof ziemlich kleinlaut. Woß verließ ihn kalt und theilnahmlos. Was ſollte er ſich auch noch viel mit dem närriſchen Menſchen einlaſſen. Das Ziel war erreicht. Herr von Wießbach hatte ſeinen ſchönen Gewinn gemacht; der Gegenſtand ſeiner zeitherigen Bemühung konnte nun verderben oder ſterben. Was ging das ihn an? Der Müller fühlte doch etwas von dieſen Dingen, wenn ſie ihm auch noch nicht ganz klar zum Bewußtſein kamen. Wenn er ſich die Möglichkeit vorſtellte, daß Roſa ihn jetzt auch im Stiche laſſen könnte, und je mehr er darüber nachdachte und die darauf bezüglichen Worte des Directors bei ſich erwog, deſto wahrſcheinlicher wurde ſie ihm: ſo wirbelte es ihm im Kopfe und er war eine Stunde lang wirklich in Gefahr, das Wenige, was er noch an geſundem Menſchenverſtand beſaß, einzubüßen. Er wuſch und raſirte ſich ſo ſorgfältig, als es ſeine betrübten Umſtände erlaubten, kleidete ſich nach ſeinem Geſchmack propre, und begab ſich auf den Weg nach der Stadt. Je näher er dem Herrnhof kam, deſto unſicherer wurde ſein Schritt, deſto wehleidiger wurde ihm zu Muth. Wie himmelweit verſchieden waren doch die Gefühle, mit welchen er heute dieſem Hauſe, der Stätte ſeines Triumphes, nahete, von jenen, welche er noch vor wenigen Tagen empfunden hatte, während er denſelben Weg ging, um ſich von den Sternen der Volksgunſt und des Künſtlerruhms anſtrahlen zu laſſen! So ſchnell wechſeln die menſchlichen Schickſale und mit ihnen die Gefühle in unſerer Bruſt.

Roſa empfing ihn außerordentlich gemeſſen, faſt feierlich. Sie wußte ſich eine Würde beizulegen, die ihn zittern machte.

„Was verſchafft mir die Ehre, Herrn Uſſemhof bei mir zu ſehen?“

Das ſchnürte ihm faſt die Kehle zu. Er wollte ſich zwingen, ſie im alten vertraulichen Tone anzureden; es war ihm nicht möglich. Es war ihm, als müſſe er in einen Schrei der Verzweiflung ausbrechen; doch auch dieſer kam nicht. Er ſtand verlegen und ſtotterte: „Wollen wir nicht Verlobungskarten drucken laſſen und umherſchicken?"

Die Frage ſah ungeheuer albern aus, und Roſa mußte an ſich halten, um nur dem armen Teufel nicht in's Geſicht zu lachen. Sie nahm ſich zuſammen und fragte erſtaunt und mit eiſigſauerm Tone: „Verlobungskarten?! Wir? Das heißt doch wohl Sie und ich?"

„Nun freilich! Wer denn ſonſt?"

„Aber, mein Gott, beſter Herr Uſſemhof, ſind wir beide denn mit einander verlobt? In der That, Ihre Frage klingt mehr als ſonderbar."

„Nun gut, ſo wollen wir unſre Verlobung feiern."

„Haben Sie denn Geld zu einer ſolchen Feier? Wir müßten ja doch alle unſre Freunde dazu einladen und uns nicht lumpig zeigen."

Uſſemhof erſchrak und ſchüttelte den Kopf; er vermochte es nicht mit Worten auszuſprechen.

„Nun ich habe auch keins dazu. Es lehrt ſich alſo von ſelbſt, daß wir nicht an dergleichen Exceſſe denken. Bevor Sie ſich nicht eine geſicherte Exiſtenz gegründet haben, kann ja überhaupt nicht davon die Rede ſein. Sie werden mir doch nicht zumuthen, daß ich vom Mehlſtaub in Ihrer Mühle leben ſoll? Ich habe Ihnen das ſchon einmal geſagt. Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich doch mit dergleichen Phantaſiebildern!"

„So laſſen Sie uns fliehen!"

„Fliehen?! Herr Uſſemhof! Wohin denn?"

„Weit fort, an ein großes Theater, wo wir beide eine unſerm Talent angemeſſene Stellung finden werden."

„Haben Sie denn Geld zu einer ſolchen Flucht? Wir müßten ja doch anſtändig wie Künſtler reiſen!“

Uſſemhof erſchrak zum zweiten Mal und ſchüttelte abermals den Kopf; das Herz im Leibe drohte ihm zu zerſpringen.

„Nun ich habe auch keins dazu,“ wiederholte Roſa, ſich ſelbſt parodirend, mit boshaftem Nachdruck. „Schlagen Sie ſich doch dergleichen Extravaganzen aus dem Kopfe. Wenn wir die nöthigen Mittel haben, dann laſſen Sie uns weiter von der Sache reden.“

„Alſo nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung?“

„Keineswegs thu' ich das.“

„So geh' ich, um mein Schickſal herauszufordern.“

Sie ließ ihn gehen. Die kümmerliche Flamme, die da zuletzt, von ihrem Troſtworte geweckt, noch einmal aufgefahren war, erloſch ſchnell wieder, als er ſich auf der Straße befand und eigentlich nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte. Er war doch nicht Narr genug, um nicht ſeine böſe Lage in ihrem ganzen Umfang zu überſehen. Er mußte ſich geſtehen, daß Roſa nicht mit ihm geſprochen hatte, wie ein liebendes Mädchen mit dem Geliebten zu ſprechen pflegt, und es war ihm, als müſſe er auch an ihr verzweifeln. Ohne Plan und Abſicht ging er vorwärts, er wußte ſelbſt nicht wohin, aber je weiter er ging, deſto ſchlimmer wurde ihm zu Muth, und er gerieth in jenen abſcheulichen Zuſtand, den man nicht unpaſſend den moraliſchen Katzenjammer benennt. Es regnete; er wurde ganz durchnäßt und ſtand endlich wieder vor ſeiner wenig einladenden Bettelsherrnmühle. Gemeſſenen Schritts ging er in ſeine Schlafkammer.

Hier hingen an der Wand mehre Schießgewehre. Von dieſen nahm er eine kleine Birſchbüchſe, trug ſie in ſeine Wohnſtube, holte einen Kaſten mit Werkzeug herbei und beſchäftigte ſich auf's Angelegentlichſte damit, die Mordwaffe voneinander zu nehmen, ſehr ſorgfältig zu putzen und ſie mit einer tüchtigen Kugel zu laden. Es iſt ein höchſt ſeltſamer und doch pſychologiſch wahrer Umſtand, daß er während dieſer Arbeit ſich fort und fort einredete, ja ſich gleichſam das Wort darauf gab: er werde und müſſe ſich erſchießen, obgleich er ſehr wohl wußte und auf das Feſteſte überzeugt war, daß er ſich nicht erſchießen werde. Durch dieſes Gebahren arbeitete er ſich aber in eine ſo ſentimentale und weinerliche Stimmung hinein, daß er ſich endlich ächzend, ſtöhnend, jammernd und wehklagend zu Bett legte und Stunden lang in dieſen lauten Gefühlsäußerungen fortfuhr, bis er von all dem Jammer ermüdet einſchlief und einen langen geſunden und ſtärkenden Schlaf abhielt.

Als er ziemlich ſpät am Tage erwachte und ſich erhob, fiel ihm die Büchſe zuerſt in die Augen; er nahm ſie, hing ſie wieder an die Wand und verſparte das ſich Erſchießen auf gelegenere Zeit.

Roſa war durch den Prolog, den ſie zur Begrüßung des Prinzen Heinrich geſprochen, in perſönliche Berührung mit dem Dichter deſſelben gekommen. Zwar hatte ſie längſt ſchon mit Jane's Hülfe ausgekundſchaftet, daß der Lehrling, der ihr wegen ſeiner ſchönen Geſtalt ſchon einige Male aufgefallen war, der Dichter jenes köſtlichen Gedichts ſei, welſo muß Sir Spencer ihn als Rädelsführer und Haupt der Faction feſtnehmen und nach Briſtol zum Könige führen laſſen. Dort habe ich meine guten Freunde und — Sir Euſtatius wird um einen Kopf kürzer; er hat lang genug gelebt. Ich werfe mich zu Miß Mary's Beſchützer auf — ich bin der Mächtigſte nach Sir Hugh in der Stadt und, wenn er abgezogen iſt, allein Herr — mir kann man nichts abſchlagen und die reizende Blume blüht für mich." Dieſe und ähnliche Betrachtungen zogen durch des ſüßlächelnden Pfaffen wohlgemäſteten Kopf. Von einem frommen Wunſche begleitet, ſchickte er dem auserwählten Opfer ſeiner Nichtswürdigkeit das Brevier. Und Miß Mary löſte bald darauf den Knoten des Stranges, der im großen Hofe ihres väterlichen Hauſes ihr zierliches Schifflein an das Ufer des Fluſſes, der den Hof durchſtrömte, gekettet hielt. Schon ſchaukelte ſie auf den Wellen, das goldverzierte Brevier in der Hand, als ihr Vater, ſich plötzlich losreißend aus dem Wuſt der Geſchäfte, über den Hof eilte und mit ängſtlicher Stimme rief: „Mary, Mary! fahr' heute nicht! Mir ahnet nichts Gutes." Aber die Davonfahrende entgegnete: „Der Pater Anton hat's mir ches Köpchen auf ſie hatte drucken laſſen, aber ſie fand doch erſt ſeit dem Sonntage, wo ſie mit Anton in Geſellſchaft ſeiner vornehmen Freunde auf dem Grünen-Hauſe zuſammengetroffen war, Veranlaſſung, ſich naher nach den Verhältniſſen des jungen räthſelhaften Menſchen zu erkundigen, der von den adligen Damen auf ſo auffallende Weiſe ausgezeichnet wurde. Das neue Drama, welches doch unverkennbar Anton's unglückliche Lage im Hauſe des heuchleriſchen Ebenezer Dreyßig zum Vorbild hatte, lenkte vollends ihr ganze Aufmerkſamkeit auf ihn, und als ſie vom Director Wyß das Geſtändniß erpreßt hatte, daß ihm das Stück von der Hauptmännin von Remſcheidt übergeben worden ſei und zwar mit dem ausdrücklichen Bemerken, der Verfaſſer ſei eine ſehr vornehme Perſon, vermuthete ſie gleich, daß Anton, wenn auch nicht ganz der Verfaſſer des Stücks, aber doch ſtark bei der Autorſchaft deſſelben betheiligt ſei, und ſie faßte ſchnell den Vorſatz, ſich ganz im Stillen mit dem talentvollen Jüngling zu befreunden und ihm nützlich zu ſein, wo ſie konnte. Hatte ſie doch nicht ohne Thränen des Unmuths und Mitgefühls im ſchönen Auge die Berichte Veilchens über die empörenden Mißhandlungen angehört, welche der ſchöne Anton von dem häßlichen Ebenezer erdulden müſſe. — Sie zeigte dem Jüngling die herzlichſte Theilnahme, die ihn ſehr rührte und leicht für ſie gewann, und als ſie ihn verſicherte, ſie werde ſich die größte Freude daraus machen, ihm nach ihren Kräften nützlich zu ſein, er möge nur kommen und ihr ſein Herz ausſchütten, war er ſchnell entſchloſſen, ihr in Bälde einen geheimen Beſuch zu machen und ihr ſeinen und Adelinens Plan zur Beantachtung und Hülfe vorzulegen. Der Abend, wo er ihr am gelegenſten kam, wurde ihm im Laden ſehr leicht durch Veilchen mitgetheilt, und ſo ſchlüpfte er denn, nicht ohne einige Beklommenheit, zur beſtimmten Stunde auf ein verabredetes Zeichen in ihre Thür, die hinter ihm ſogleich wieder verriegelt wurde. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit doch ungemein, daß ihm das freiwillig gewährt wurde, wonach ſo viele reiche junge Männer der Stadt vergeblich geſtrebt hatten.

Roſa kam ihm mit wahrer Herzlichkeit in Blick und Wort entgegen und bot ihm die Hand zum Gruße wie einem erprobten Freunde. Das Alles war Wahrheit; ſie fühlte das lebhafteſte Intereſſe für Anton. Freilich lag auch der Gedanke in ihrer Seele, daß dieſer junge Mann, für den ſich ſogar der Prinz Heinrich intereſſirte, zu einer nicht unbedeutenden Rolle auf der Lebensbühne berufen ſein möchte, und daß aus ihrer thätigen Theilnahme an ſeinem Schickſal ihr dereinſt großer Vortheil erwachſen dürfte. Das Mädchen hatte einen glücklichen Inſtinkt.

Mit jener ſüßen bezaubernden Anmuth, die ihr — wenn ſie nur wollte — im Nu alle Herzen gewann, ließ ſie den Lehrling neben ihr auf dem Sopha Platz nehmen und verſcheuchte ſchnell durch einige vertrauliche Aeußerungen ſeine Befangenheit. Sie lobte ſeine Gedichte und bat ihn, ihr doch mehre mitzutheilen. Keinen Wunſch erfüllt ein junger Dichter lieber, keiner macht ihn glücklicher. Es iſt ein ſo ſchönes und ſo unwiderſtehliches Bedürfniß in der ſchöpferiſchen Jünglingsſeele, das, was ihm der Genius in geweihten Stunden eingegeben, andern Seelen, die er ſo gern für gleichgeſtimmte hält, mitzutheilen, daß er in der Regel denjenigen, welche ihn bitten, ihnen von ſeinen Gedichten vorzuleſen, mit dieſen auch ſein Herz, ſeine Seele hingibt. Ein paar Bittworte aus Roſa's ſchönem Munde reichten hin, ihn wie auf Flügeln in ſeine Kammer zu führen und ſeine Mappe zu holen, in welcher alle ſeine poetiſchen Verſuche beiſammen lagen. Zurückgekehrt fand er auf dem kleinen Tiſche vor dem Sopha ein Paar ſchöne Glasbecher voll köſtlichen Rheinweins, und einen Teller mit Mandeltortenſchnitten auf blüthenweißer Serviette, und die reizende Künſtlerin ſelbſt ſtrahlend vor angenehmer Erregtheit. Er las das Schönſte, was er hatte, und er las mit jener begeiſterungsvollen Innigkeit, jenem tiefen überquellenden Gefühl, jener Muſik, die der Dichter in ſich ſelbſt hat, die jedem Worte Leben einhaucht und es mit purpurrothen klingenden Flügeln ausſtattet, auf welchen es tief in die Seelen der Hörer eindringt und ſie erobert und bewältigt. Es gibt eine Menge Menſchen, denen zu gelegener Zeit ein hübſcher Vers gelingt, und die ſich deshalb gern von Andern mit dem Namen Dichter ſchmeicheln laſſen, es gibt ſogar eine Anzahl, die es darin zu bedeutender Virtuoſität gebracht haben und mit ihren poetiſchen Gaben in allen Sammel- und Bettelwerken, Muſenalmanachen und Muſterprobebüchern paradiren, die ihren ſpeichelleckeriſchen Gedichten gute Aemter, hohe Gunſtbezeugungen und Ehrentitel verdanken, aber es gibt nur wenig, ſehr wenig Dichter, welche ſich durch das muſikaliſche Leſen ihrer Schöpfungen als ſolche bewähren und documentiren. Das Leſen iſt das Kriterium für den wahren Dichter. Nur „wer Muſik hat in ihm ſelbſt" und „deſſen Aug' im ſchönen Wahnſinn rollt," wenn er, ergriffen von dem in ihm wohnenden Gotte, der die Schwingen entfaltet, die Glut der Seele in Wort und Klang ausſtrömt, iſt ein Dichter, ein wahrer Dichter. Dieſe Kunſt des Leſens iſt aber die reinſte Gabe der Natur; ſie kann nicht erworben werden, das freiwillige Geſchenk der Götter. Tauſend Verskünſtler machen keinen Dichter.

„Ihr werdet nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht vom Herzen geht."

Nur der leſende Dichter ſchafft wahrhaft Herz zu Herzen; er iſt der Magier der Mythe, der alles Lebende, was er berührt, zu ſeinem Dienſte zwingt; er iſt der Hermes Pſychopompos, der „mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt."

Roſa wurde von Anton's Liedern und faſt noch mehr von ſeinem muſikaliſchen Vortrage derſelben ergriffen; unwillkürlich hatte ſie ſeine Hand gefaßt und drückte ſie mit Innigkeit. Ihre Gefühle waren dabei hell, klar, durchſichtig, rein, gut, wahr und ſchön. Ihr Auge leuchtete im feuchten Glanze.

„O wie ſchön!" rief ſie zuweilen. „Das iſt Poeſie! Wie ergreift mich das! Die Natur hat Ihnen eins ihrer reichſten Geſchenke in die Wiege gelegt: Sie ſind ein Dichter. Und das mag Sie für manche bittre Unbill, die Sie erfahren müſſen, tröſten und entſchädigen."

Wie erheben ihn dieſe Worte des ſchönen Mädchens! Wie dankbar hing ſein Auge an ihrem Blick! Das Glück ſeiner Seele ſtrömte aus jedem Worte, als er weiter las.

Und während er ganz hingegeben an ſeinen Gegenſtand las, forſchte Roſa's ſcharfes Auge mit weiblicher Neugierde in den Papieren der Mappe, und ſie machte da eine allerliebſte Entdeckung. Zwar hatte ſie längſt vermuthet, daß er der Dichter des „Landhaus am See“ ſein möchte; jetzt lag die Gewißheit vor ihr, das Brouillon von einem Theile des Drama's, der zu ihrer eignen Rolle gehörte. Als er mit dem Gedichte fertig war, welches er eben las, ergriff ſie den vollen Becher und ſtieß ihn an den ſeinigen: „Auf das ſchönſte blühendſte Glück Ihrer Muſe! Mögen Sie das erhabene Ziel erreichen auf der ſonnenlichten Bahn, die Sie ſo jung doch ſchon mit Glück betreten haben!“ Und ſie ſchlürfte anmuthig den goldnen Wein, heftete die Augen ſchelmiſch auf ihn und ſagte, die Hand vertraulich auf ſeinen Arm legend und nah zu ihm hingebogen: „Sie können es ja nicht läugnen. Sie werden es mir wenigſtens gewiß nicht läugnen, daß Sie der Dichter des Landhauſes ſind. Nur Sie können dieſes Stück geſchrieben haben und durchaus kein andrer Menſch. Die Dummheit der Leute, die das nicht gleich einſehen, iſt doch lächerlich groß.“

Anton erſchrak erblaſſend.

„Fürchten Sie nichts von mir,“ fuhr Roſa mit der ſüßeſten Freundlichkeit fort. „Auf meine Freundſchaft, meine Hülfe, meinen Beiſtand dürfen Sie feſter rechnen, als auf alle prinzlichen und adligen Verſprechungen. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; es wird mich glücklich machen, und ich werde mich dieſes Glücks würdig zu bezeigen wiſſen. Das Geſtändniß, daß Sie der Verfaſſer des Stücks ſind, liegt ſchon in Ihren Augen, der Beweis dafür hier in Ihrer

Mappe. Was kann ich für meine Augen, die das Heft da erſpäht haben!"

Erröthend und mit faſt mädchenhafter Befangenheit geſtand Anton die Autorſchaft ein und feierte in dieſem Augenblick den ſüßeſten Triumph ſeiner jungen Dichtereitelkeit. Er war eine Entſchädigung für das Wohlwollen mit dem talentvollen Knaben, das ihm der Prinz geſchenkt hatte. Roſa verſtand es beſſer als Fräulein von Vels, ja ſelbſt als Frau von Remſcheidt, ihm das innerſte Herz aufzuſchließen und ſich ſelbſt als ein ſchönes Bedürfniß hineinzuſtellen. Mit der zarteſten Schonung ging ſie auf die Entſtehung des Stücks ein; ſie fragte ſo unſchuldig, ſo theilnehmend, ſo herzlich, und er war ſo ſehnſüchtig nach Mitgefühl, ſo mittheilſam, er antwortete und erzählte ihr ſo gern. Eh eine Stunde verging, wußte ſie weit mehr, als ſie zu wiſſen begehrt hatte, wußte ſie Alles, was den Jüngling anging, und er hatte kein Geheimniß mehr vor ihr. Das Glück der erſten Liebe findet den Gipfelpunkt ſeiner Seligkeit erſt in der Mittheilung, welche die liebende und geliebte Seele einer vertrauten Seele macht. Es iſt eine ganz eigenthümliche Gefühlsſchwärmerei für einen Jüngling, ein ſchönes Mädchen zur Vertrauten ſeiner Liebe zu machen. In den ſüßen Geſtändniſſen und Mittheilungen, die er ihr macht, ſchwelgt er die genoſſenen Wonnen der Liebe noch einmal durch und gibt den damals ſtummen Gefühlen nun Laut und Sprache. Der Genuß der Erinnerung iſt aber ſtets ſchöner als der der Wirklichkeit. Es geſchieht gar nicht ſelten, daß die Vertraute ganz unvermerkt an die Stelle der Geliebten tritt, und dieſer Wechſel iſt aus der Poeſie erklärbar, mit welcher dem Bedürfniß der Mittheilung genügt wird und die alle ſchöne Erinnerung umrankt. Der Dichter möchte das Glück ſeiner Liebe aller Welt verkünden, wie es ihm ja das höchſte Bedürfniß iſt zu dichten, und Liebe und Poeſie ſind ja die Schweſterblumen an dem einen Roſenzweige. Anton hatte über ſeine Liebe noch mit keinem Menſchen reden dürfen, und nun nahm ihm die reizende Künſtlerin das ſüße Geheimniß gleichſam mit den Lippen aus der Seele hinweg. Der feurige liebliche Wein kam als dritter Moment hinzu, ihm die Zunge ſo leicht, die Seele vertrauensvoll zu machen. Wie er erſt von ſeinen Qualen, vom Unglück ſeiner Jugend und von dem böſen Dämon erzählt hatte, der ihn peinigte, ſo ſprach er nun von all' der roſenrothen Seligkeit ſeiner und Adolfinens Liebe und von ihrem Plane, ſich der theatraliſchen Kunſt zu widmen.

„Ja das ſollen Sie, mein theurer Freund!“ rief Roſa mit Thränen der Begeiſterung im Auge, „und ich will Ihnen mit Allem, was ich kann, habe und bin, dienen, um Sie ſchnell in die rechte Laufbahn zu bringen. Ihr Vertrauen zu mir ſoll Sie nicht gereuen.“

Sie faßte wirklich den Vorſatz, der gute Genius dieſes jungen Liebespaars zu werden. Vielleicht leitete ſie dabei ein Gefühl, das noch nicht zum klaren Gedanken ausgebildet war, das Gefühl, daß ſie durch ſolche Geniusſchaft ſich ſelbſt entſühne. Aber es iſt das Schickſal aller erhöhten Seelenzuſtände, daß ſie nie rein und vollkommen in die Erſcheinung treten. Roſa war kein reiner Schutzgeiſt und Anton kein reiner Schützling: die Kultur hatte ihnen früh das Paradies entrückt, und vergebens war ihre Sehnſucht und ihr Beſtreben es wieder zu gewinnen. Kein Sterblicher gewinnt ein verlornes Paradies wieder. Aber Roſa erfuhr auch, was ihrer irdiſchen Natur, dem ſchlauen Geiſte der niedern Speculation ſehr zu ſtatten kam: wie Anton den ſeltſamen nächtlichen Verkehr Ebenezer's und des alten Blumenfeld belauſcht, wie er darauf in das Thurmgewölbe gekommen und dort die Leiche oder den Geiſt der Frau Sabine geſehen und ſich dann auf eine ihm unerklärliche Weiſe in ſeinem Bette wieder gefunden habe. Dieſes Räthſel, das ihn eigentlich fort und fort beſchäftigte, wurde nun auch für Roſa ein Gegenſtand des Nachdenkens und der Nachforſchung. Als Verlobten des alten Dreyßig waren ihr dieſe merkwürdigen Dinge, von welchen ſie noch nicht die leiſeſte Ahnung gehabt hatte, von der höchſten Wichtigkeit. Sie begriff im Nu, daß Ebenezer dadurch in ihre Hand gegeben ſei, wenn ſie nur die Mitwiſſenſchaft dieſes Geheimniſſes gut benutze. Ihr Intereſſe an Anton wurde dadurch zum hohen Grade geſteigert, denn zu dem allgemeinen ſeeliſchen kam nun auch ihr beſondres perſönliches hinzu.

Als er gehen wollte und die Mappe zuſammenſchlug, ſagte ſie: „Es iſt ſehr unvorſichtig von Ihnen, daß Sie dieſe Papiere in Ihrer Kammer aufbewahren. Ein unbedeutender Zufall kann ſie in die Hände Ihres Principals führen, und welch eine Behandlung würden Sie zu erfahren haben, wenn er entdeckte, daß Sie der Verfaſſer des Stücks ſind, welches ihm vor aller Welt die Larve vom Geſicht geriſſen hat! Ich wundre mich in der That, daß er noch keine Nachforſchung in Ihren Räumen gehalten hat. Ich bitte Sie, laſſen Sie mir die Mappe! Ich will ſie Ihnen aufheben. Ich will ſie ſo lange als Pfand Ihrer Freundſchaft aufbewahren, bis Sie ſie ohne Gefahr bei ſich ſelbſt haben können. Ueberhaupt vertrauen Sie mir Alles an, wodurch Sie compromittirt werden können. Ihr Aufenthalt in dieſem Hauſe dauert jedenfalls nur noch kurze Zeit, und ich möchte Ihnen für dieſelbe gern jeden Eclat erſparen.“

Anton überreichte ihr die Mappe.

„Es wird mir ein wiederholter Genuß ſein, alle Ihre Gedichte zu leſen und mir viele davon in mein Album abzuſchreiben. Sie erlauben es doch?“

Der Jüngling gab ihr gerührt die Hand und verſprach ihr, morgen früh, wenn er mit Kaffeebrennen fertig ſei, alles Verdächtige zu überliefern.

Roſa hatte die beſtimmte Ahnung, daß ſie an dieſem Abend eine für ihr ganzes Leben wichtige und bedeutſame Acquiſition gemacht habe, und vielleicht von nicht minderer Schwere als die des alten Dreyßig. Sie war ſo froh geſtimmt über ihr Glück, daß ſie ihrem Adolf noch einen langen Brief ſchrieb und eine Fünfzig-Thaler-Banknote hineinſiegelte.

Anton hatte am Morgen kaum ſein Verſprechen erfüllt und ein feſt zuſammengeſchnürtes Päckchen in Roſa's Hände geliefert, als er auch ſogleich Gelegenheit erhielt, in ihr ſeinen guten Genius zu verehren. In dem Augenblicke, wo er den Schlüſſel der Kaffeeniederlage in die Comptoirſtube abgeliefert hatte, trat ihm Ebenezer mit einem hämiſchen Grinſen entgegen. „Komm doch her, Bürſchchen, und führe mich auf Deine Kammer,“ flüſterte er und faßte den Jüngling beim Arm. Ein ſeltſames Gefühl von Ueberraſchung durchzuckte den Lehrling. Die in dieſer Stunde durch Roſa's Einwirkung auf ihn an ihm vorübergegangene ſchwere Gefahr machte ihn ſchier zum Fataliſten. Sie befeſtigte ihn in der Ueberzeugung, welche der Zeugſchmied mit ſeinen Worten: „Wir haben Glück!" zuerſt in ihm wach gerufen hatte, daß der Himmel ihm gegen Ebenezern beiſtehe und Roſa ein Werkzeug des Himmels ſei, ihn zu ſeinem Glücke zu führen. Getroſten Muthes führte er den Herrn Principal auf die Kammer. „Es iſt zeither ſo allerlei Verdächtiges paſſirt, daß mich's gelüſtet, Deine Sachen zu durchſuchen, um mich zu überzeugen, ob Du wirklich mit meinen Feinden im Complott gegen mich und in die Stricke des Satans gerathen biſt. Schließe Deinen Koffer auf!"

Anton gehorchte raſch. Ebenezer nahm Stück für Stück von der ärmlichen Wäſche und die wenigen Schulbücher heraus, bis er auf den Boden kam. Mißmuthig warf er Alles durcheinander und durchſuchte den Tiſchkaſten, legte die Betten vom Lager und durchwühlte das Stroh, ſtöberte unter dem Bette ein Käſtchen durch, worin Anton ſeinen Schuhwerk-Reinigungsapparat aufbewahrte, und warf zuletzt Augen und Hände in allen Ecken und Winkeln umher. Mit ungemeinem Behagen ſah ihm Anton zu.

„Wo haſt Du denn Deine Verſe, Junge?" fragte Ebenezer endlich ärgerlich.

„Verſe?!" gegenfragte Anton verwundert. „Was für Verſe meinen Sie denn?"

„Thu' nur nicht ſo dumm, oder ich will Dich gleich klug machen. Gib die Verſe heraus, die Du gemacht haſt!"

„Ich habe keine Verſe und kann keine herausgeben."

geboten," und ihm das Brevier mit dem Bemerken zeigte, ſie werde für ihn und alle Frommen beten.

Der Bürgermeiſter ſah zweifelhaft in die Wellen des Stromes und kehrte dann mit einfältigem Geſichte zu ſeinen Geſchäften zurück; der Ruderknecht trieb aber das Schiffchen an und bald war die buntgeſchmückte Muſchel im ſchönen Bereich der grauen Felſen und grünen Bäume. Wer ſie geſehn hätte, wie ſie vorn im Schiffchen ſtand, den entzückten Blick von dem Pergament in ihrer Hand auf Fels und Hain wendend, während der leichte Kiel rauſchend durch die ſelbſtgegrabne Waſſerfurche dahin zog, der hätte ſie, in trunkner, von ihrem zauberſchönen Anblick erregten fabelhaften Begeiſtrung, für die meerentſproſſ'ne Göttin ſelbſt halten können, oder für eine der wunderreizenden Nereiden, eine Tochter des Nereus und der Amphitrite, oder für die Nymphe der Wye, eine wohlthätige Fee.

Als das Fräulein in Northbrigg angekommen war, erging ſie ſich eine kleine Weile am Ufer, und wollte endlich über den Felſenpfad wieder in ihr Schiffchen zurückkehren; da trat ihr plötzlich, hinter dem Vorſprung des Felſen hervor, ein junger Kriegsmann entgegen, deſſen Kleidung ihn als

„Haſt Du für Körchen nicht das Gedicht für die Schauſpielerin gemacht? Haſt Du zur Begrüßung des Prinzen nicht das Gedicht für dieſelbe Schauſpielerin gemacht? He und wer hat denn das ſaubere Theaterſtück gemacht, worin ich und Du vorgebracht ſein ſollen? Wer hat denn das gemacht?“

„Wie kann ich das wiſſen? Ich glaube gar Sie wollen mir Schuld geben, ich hätte es gedichtet.“

„Freilich haſt Du's, verfluchter Bankert. Gib gleich Deine Verſe und das Stück heraus, oder ich ſchlage Dir Arme und Beine entzwei, infamer Bube.“

„Ich kann nicht herausgeben, was ich nicht beſitze, und wenn Sie mich auf der Stelle todt ſchlagen.“

Ebenezer's Zorn ſtieg; ſein Geſicht röthete ſich. „Gib die Verſe oder hole ſie da, wo Du ſie verſteckt haſt, oder es wird nicht gut.“

„Ich habe keine Verſe!“

Eine fürchterliche Maulſchelle brannte auf ſeiner Wange.

„Die Verſe!“ ſchrie Ebenezer wüthend. Keine Antwort. Der fromme Mann faßt den unglücklichen Jüngling im Genick und wirft ihn zu Boden.

„Die Verſe! Das Theaterſtück!“ ſchäumt der Unmenſch und ſchlägt mit beiden Fäuſten auf ihn los. „Wart', Bube, ich will Dir den Prinzen austreiben!“ und nun wüthet er mit Händen und Füßen auf das Opfer ſeiner Wuth los; er tritt ihn, er ſchlägt ihn, bis das bleiche Geſicht von Blut überſtrömt iſt. Dann läßt er ihn liegen und geht wie eine Hyäne in ſich hineinlachend von dannen.

Roſa's Taufe.

Dank dem brennenden Eifer des ehrenwerthen Stadtcollaborators Hammer und der guten Faſſungsgabe ſeiner Schülerin, ſie war zum feierlichen Akt der Aufnahme in den Chriſtenbund würdig vorbereitet. Nicht nur daß ſie in den Hauptſtücken des chriſtlichen Glaubens auf und ab gut bewandert war, ſie kannte ſogar alle Dogmen auswendig; ſie hätte in der Kirchengeſchichte ein Candidatenexamen mit Ehren beſtehen können, und wußte genau, um was es ſich im Abendmahlsſtreit zwiſchen Luther und Zwingli gehandelt hatte. Genug, ſie war im orthodoxen Glauben ſo ſattelfeſt, wie ſchwerlich eine chriſtliche Jungfrau ihres Alters und Standes. Sie hatte nur noch wenige Unterrichtsſtunden vor ſich, in welchen die erhaltenen Lehren recapitulirt werden ſollten. Schon ſeit einigen Wochen hatte ſie mit heimlichen Vergnügen an ihrem frommen, ſtrenggläubigen Informator eine ſteigende Unruhe bemerkt, eine Zerſtreuung und haſtiges Weſen, welches ſchlecht zum Gegenſtand der Unterhaltung und der heiligen Amtspflicht des chriſtlichen Prieſters paßte, und die ſchlaue, in ſolchen Dingen wohl erfahrne Künſtlerin war über die Urſache des veränderten Zuſtandes ihres Lehrers durchaus nicht im Unklaren. Die Ueberzeugung, im Herzen des Collaborators eine Leidenſchaft für ſie geweckt zu haben, erfüllte ſie mit einer gewiſſen Schadenfreude, und ſie war boshaft genug, dieſe Leidenſchaft durch kleine Koketterien zu nähren und zu ſteigern. Je ungeſchickter und unbeſonnener ſich der Strenggläubige benahm, je tölpelhafter er gegen den feinen Anſtand und die Sitte verſtieß, und je mehr ſie darin Veranlaſſung fand, die Ernſte und Geſetzte gegen ihn zu ſpielen, deſto luſtiger machte ſie ſich im Stillen über ihn. Es war dies eine Art Genugthuung oder Rache für den Aerger, den ihr der Ehrenwerthe anfänglich mit ſeinem hochfahrenden ſauren Paſtoral- oder Kathedralton gemacht hatte. Erſt halb unbewußt hatte ſie die kleinen feinen Angelchen ausgeworfen, wenn er im ſtolzen Gefühl ſeiner Sicherheit ſo recht den Heiligen geſpielt hatte; ſpäter, als ſie zu ihrer heimlichen Freude bemerkt hatte, daß er den Köder angebiſſen, zog ſie ihn mit vollem Bewußtſein und klarer Abſicht nach, bis ſie ihn eine Dummheit über die andre begehen ſah. Dabei hatte ſie mit meiſterhafter Geſchicklichkeit einer Erklärung von ſeiner Seite auszuweichen gewußt.

Ein friſcher, ſonniger Junimorgen führte ſie wieder in das abgelegene Pfarrhaus, in die ſtille ſchattige Stube, wo ſie zeither der Lehren des Chriſtenglaubens theilhaftig geworden war. Sonſt trat ihr der junge Prediger in Schlafrock und Pantoffeln etwas ſalopp entgegen, ja nicht ſelten mit der brennenden Tabakspfeife, dem gemüthlichen Friedensinſtrument deutſcher Philiſterei. Das hatte ſie ihm nun bald abgewöhnt, indem ſie jedesmal in ſehr gewählter Toilette zu ihm kam und ihm ſehr deutlich zu verſtehen gab, daß eine Ehre der andern werth ſei. An der fortſchreitenden, erhöhten Aufmerkſamkeit, die der junge Gottesmann auf ſeinen Anzug verwendete, merkte ſie, wie der Funke in ſeinem Herzen allmälig zur Flamme anwuchs. Keine Spur mehr von Gleichgültigkeit für ſeine äußere Erſcheinung war an ihm zu entdecken; auf's Sorgfältigſte raſirt, gekämmt, gewaſchen und gebürſtet erwartete er ſie, nicht mehr mit jener bäueriſch ſtudentiſchen Rohheit und Tölpelei, welche faſt allen Söhnen der niedern Stände anhing, die in Jena ſtudirt und Bier getrunken hatten, nicht mehr mit den ewig ſchläfrigen Augen; er öffnete die müden Augenlider jetzt etwas weiter zur Hälfte, über die bleiche, hagre Wange zuckte etwas wie Leben, und er ſprach zuſammenhängender, gewandter, fließender. Heute war er faſt elegant gekleidet. Ein Anflug von Röthe hing an ſeinen Wangen, doch ſah ſie aus wie Erhitzung, und in ſeinen Augen glimmte ein düſtres unheimliches Feuer. Er begann die Recapitulation der gegebenen Lehren, aber er ſprach ſtockend, zerſtreut, er machte lange Pauſen, und Roſa ſah deutlich, daß er mit einem Entſchluß rang. Sie ahnete wohl, welcher Art derſelbe ſein möchte, aber indem ſie darüber nachſann, wie ſie denſelben verhindere, brach Hammer plötzlich ab und ſagte: „Mein Fräulein, ich muß von etwas Anderm mit Ihnen reden. Ich bitte Sie, unterbrechen Sie mich nicht! Laſſen

Sie mich ausreden, ganz ausreden! Es muß heraus, und wenn es mir das Leben koſten ſollte. — Sie ſind nicht nur eine ausgezeichnete Künſtlerin und eine der ſchönſten Damen, ich habe Sie im Verlaufe des Unterrichts, den ich Ihnen zu ertheilen ſo glücklich war, auch als ein ſehr geiſtreiches und mit allen Tugenden geſchmücktes Frauenzimmer kennen gelernt. Für die tiefen und anbetungswürdigen Wunder unſrer heiligen Glaubenslehre haben Sie ſich vorzüglich empfänglich gezeigt; Sie haben den Geiſt des Chriſtenthums nicht nur begriffen, ſondern ganz in ſich aufgenommen und ſich zu eigen gemacht. Ich kenne kein weibliches Weſen, das in ſo vollkommenem Sinne eine Chriſtin wäre, wie Sie. Wahrlich wenn der Abſtand zwiſchen dem ſterblichen mit der Erbſünde, dem alten Fluche Gottes, behafteten Menſchen, der allein durch das reinigende und erlöſende Blut Chriſti zur Seligkeit gelangen kann, und den ſchon in höchſter Seligkeit und dem reinen Anſchauen Gottes lebenden körperloſen Weſen, die zu Boten des höchſten Willens berufen ſind, nicht zu groß wäre: ich würde Sie einen Engel nennen —"

Roſa machte mit der Hand eine abwehrende, faſt komiſche Bewegung und rief lachenden Mundes: „Ich bitte Sie ſchön, Herr Collaborator, halten Sie ein, ſonſt weiß ich nicht, wohin Sie noch gerathen!"

„Nein! nein! Ich kann nicht anders. Zwar weiß ich recht gut, daß meine Gedanken verwirrt ſind, aber ich muß es ſagen. Was muß ich ſagen? Was will ich ſagen? Ich weiß es und weiß es nicht. Ich habe den Muth dazu, und habe doch wieder keinen Muth dazu. Nicht wahr, das iſt Unſinn? Ja, ja, Unſinn!"

„Sie machen mir ernſtlich bange, Herr Collaborator. Ich fürchte, es iſt Ihnen nicht ganz wohl."

„Die Sache iſt allerdings dazu angethan, daß ein Mann wie ich den Verſtand verlieren könnte."

„Aber was iſt's denn? Was iſt denn geſchehen? Iſt Ihnen ein Unglück zugeſtoßen?"

„Nichts iſt's und doch Alles, ein Unglück, das man das höchſte Glück nennen könnte. — Doch ich will mich faſſen, will mich ſammeln, um geordnet und logiſch zu Ihnen zu reden."

„Würden Sie nicht beſſer thun, das bis auf gelegenere Zeit zu verſchieben? Ich will heute lieber nach Hauſe gehen."

„Nein, nein! Die Zeit drängt. Heute muß es ſein; denn morgen kommt der Kirchenrath. O ich bin außer mir, wenn ich bedenke, daß er morgen kommt! Sie müſſen heute Alles erfahren!"

„Sie machen mir ſehr bange! Was werd' ich hören müſſen. Noch nie ſah ich Sie in einer ſolchen Aufregung."

„Ich war noch nie in einer ſolchen. — Hören Sie mich an, ich beſchwöre Sie! Ich habe getreu meine Pflicht erfüllt, die ich Gott, unſerm Heiland und Ihnen ſchuldig war; ich habe Sie als ein gewiſſenhafter Prieſter der geläuterten chriſtlichen Kirche in den heiligen Satzungen derſelben unterrichtet und zu feierlichen Aufnahme in den Chriſtenbund vorbereitet. Ich habe mir dadurch ein Recht auf die Ehre erworben, an Ihnen den heiligen Taufakt zu vollziehen, ein vollgültiges unbeſtreitbares Recht. Es wäre der glücklichſte

Tag meines Lebens geweſen. Der Kirchenrath Lehmann wird mich darum betrügen. Mit ſeiner Amtsautorität maßt er ſich an, Sie zu taufen. O es iſt ſchändlich! Dieſer Mann greift mir an Ehre und Leben."

„Was kann ich dagegen thun, um Sie zu beruhigen?"

„Nichts, mein Fräulein. Denn ſelbſt wenn Sie öffentlich den Wunſch ausſprächen, von mir getauft zu werden, ſo würde mir das ſchaden. Der rachſüchtige Pfaffe würde es mir ſtets nachtragen, und ich würde alle möglichen Zurückſetzungen und Kränkungen erfahren müſſen; denn er iſt jetzt allmächtig und befeſtigt ſich immer mehr in ſeiner Stellung. — Er glaubt nicht, daß ich ihn durchſchaut habe, daß ich ihn und ſeine Motive kenne, weshalb er die Taufe an Ihnen vollziehen will."

„Wenn es Ihnen einige Beruhigung verſchafft, ſo theilen Sie mir dieſelben mit."

„Weil er ſterblich in Sie verliebt iſt und dadurch zum Ziel ſeiner ſündlichen Wünſche zu gelangen hofft."

„O Sie ſcherzen wohl! Er kennt mich ja nicht."

„Glauben Sie das nicht. Er iſt mehrmals incognito in ganz unſcheinbarer Tracht hier im Theater geweſen, wenn Sie große Rollen ſpielten. Er iſt aber doch erkannt worden. Auch hab' ich's ihm deutlich angemerkt, daß er für Sie glüht. Er iſt gewandt in ſolchen Dingen, ein arger Sünder gegen das ſechſte Gebot, ein großer Heuchler. Ich weiß viele Streiche von ihm. Zuerſt iſt er der Geliebte der Frau Staatsminiſterin von Gruſch geweſen, in deren Hauſe er Hofmeiſter war; dann hat er die Geliebte des Herrn Staatsminiſters geheirathet und iſt durch dieſe ſchmutzigen

Mittel gleich zur Stelle eines Superintendenten mit dem Titel „Kirchenrath' gelangt. Dann hat er mehre ähnliche Verbindungen in der Reſidenz unterhalten, mit einem Fräulein von Schlebendorf, die er in mehren Wiſſenſchaften und auch in der Liebe unterrichtete, und die deshalb, als die Sache ruchbar wurde, ſchnell an einen entfernten alten adligen Herrn verheirathet wurde; ferner mit der ſentimentalen Frau eines Conſiſtorialraths, die ſich gern für eine Dichterin ausgeben läßt. Die ſchöne Frau Pfarrerin Schirmer, die hier als Witwe lebt und die Sie vielleicht kennen gelernt haben, hat er bald nach dem Tode ihres Mannes, der ſein Univerſitätsfreund war, mit unzüchtigen Anträgen verfolgt, und ich glaube nicht, daß er ſeine Abſichten auf ſie aufgegeben hat. Er verſchmäht es ſogar nicht, in die untern Regionen herabzuſteigen. Im vorigen Herbſt hat er eine hübſche Magd, die ohnfern von hier allein auf dem Felde ihrer Herrſchaft arbeitete, heimgeſucht und ſich für einen Friſeur aus Saſſenau ausgegeben, das Mädchen hat ihn aber ſpäter beim Schulexamen in ihrem Dorfe wieder erkannt. Ich warne Sie nachdrücklich vor dieſem Manne, mein Fräulein! Er ſoll alle möglichen Künſte der Verführung anwenden, und ſelbſt unſre heilige Religion als Mittel zu ſeinem Zwecke mißbrauchen.“

„Ich danke Ihnen recht ſchön für Ihren guten Rath, Herr Collaborator, aber ich verſichre Sie, daß es deſſelben nicht bedurft hätte. Ich bin keineswegs ſo ſchwach, um die Beute eines lüſternen Mannes zu werden, und wenn er auch Oberpfarrer und Beichtvater eines Fürſten wäre. Machen Sie ſich meinetwegen ja keinen Kummer. Mein einfaches ſtrengſittliches Leben muß Ihnen Bürgſchaft für mich geben.“

„Erlauben Sie mir eine ernſte und wichtige Frage. Man ſagt allgemein: Sie ſeien die Verlobte des Müllermeiſters Uſſemhof und würden ſich bald nach Ihrer Taufe mit ihm trauen laſſen, er würde ſich der Schauſpielkunſt widmen, und Sie würden mit ihm an einer größern ſtehenden Bühne ein Engagement nehmen. Iſt das wirklich ſo? Werden Sie die Frau des Herrn Uſſemhof werden?“

„Welches Intereſſe können Sie denn dabei haben, ob und mit wem ich mich verheirathen werde?“

„O mein Gott! das höchſte Intereſſe, das ein Menſch an einem andern Menſchen, nein, das ein Mann an einer angebeteten Dame nehmen kann.“

„Herr Collaborator! Man ſagt ja auch, daß Sie noch bei Lebzeiten der Frau Sabine Dreyßig der Verlobte des Fräuleins Auguſte Dreyßig geworden wären, und daß die Verlobung nächſtens bei der Anweſenheit des Herrn Kirchenrath Lehmann hier von demſelben öffentlich vollzogen und gefeiert werden ſoll.“

„Sie martern mich, ſtatt mich zu beglücken. Ich bin noch nicht mit Auguſten verlobt. O und in Ihrer Hand liegen für mich Leben und Tod! Sie können mich zum Glücklichſten aller Sterblichen, Sie können mich zum Elendeſten machen.“

„Herr Collaborator, ich darf Sie nicht länger anhören. Wenn Sie vergeſſen, was Sie mir und ſich ſelbſt ſchuldig ſind, ſo muß ich Sie daran erinnern.“

„Sie müſſen mich anhören! Sie müſſen mich anhören. Ich liebe Sie bis zum Wahnſinn. Meine Tage haben keinen Frieden, meine Nächte keinen Schlaf mehr. Mein Blut iſt Feuer, das Mark verdorrt in meinen Gebeinen; ich habe keinen Gedanken mehr als Sie, keinen Wunſch mehr als Sie, meine Phantaſie iſt mit nichts beſchäftigt als mit Ihnen. Nur mit der größten Anſtrengung kann ich noch meinem Amte vorſtehen. Wenn ich meine Predigten ausarbeite, ſchwebt mir nur Ihr Bild vor; wenn ich die Liebe zu Gott und dem Erlöſer ſchildere, ſo begehe ich eine Gotteslaſterung; denn ich meine meine Liebe, meine Leidenſchaft zu Ihnen, und wenn ich auf der Kanzel ſtehe, ſpreche ich eigentlich zu Ihnen allein. Sie müſſen das inne geworden ſein; es kann Ihnen unmöglich ein Geheimniß geblieben ſein. Erbarmen Sie ſich meiner! Löſchen Sie die Flammen, die Sie in mir entzündet haben.“

„Und wenn ich nun die Verlobte des Müllers wäre und Sie der Verlobte Auguſtens —“

„Alle dieſe Einwürfe hab' ich mir tauſendmal ſelbſt gemacht. Mein Kampf iſt ein fürchterlicher. Ich antworte Ihnen mit Schiller's leidenſchaftlichem, aber wahrem Gedicht:

‚Nein länger kann ich dieſen Kampf nicht kämpfen,
Den Rieſenkampf der Pflicht!'

Iſt dieſe Liebe eine Sünde, ſo muß ich ſündigen; ich kann nicht anders. — Roſa, gehöre mir in ſüßer Liebe an! Was braucht die Welt von ſolch einem Verhältniß zu erfahren! Roſa, ſei mein! Bei Allem, was heilig iſt, ſei mein!“ Und er ſtürzte vor ihr nieder und umklammerte weinend ihre Kniee.

einen Edelknecht aus dem Heere des Sir Spencer bezeichnete. Indem er ſie mit den Worten anredete: „Seyd Ihr die Tochter des Bürgermeiſters Sir Euſtatius Chandon?“ kam er ihr ſo nahe, daß ſie ſcheu und ängſtlich nach dem Fluſſe hinab floh, ſeine Frage bejahend.

„Ihr ſeyd meine Gefangene!“ rief der Krieger beſtimmt und haſchte nach ihren fliegenden Gewändern; aber wie die flüchtige Gazelle von Felsblock zu Felsblock ſpringt, ſo ſchwang ſich Miß Mary den Pfad hinab und vom Ufer in das Schiff; aber hier ließen Angſt und Beſtürzung ſie einen Fehltritt thun, ſie prallte vom Borde ab und ſtürzte mit einem lauten Schrei in die Tiefe des Fluſſes, daß ſeine klaren Waſſer hoch über ihr zuſammen ſchlugen. Der junge Kriegsmann hatte kaum die ſchlimme Folge ſeines Ueberfalls bemerkt, als er, ſo ſchnell wie ein Gedanke, in das Bett des Fluſſes hinab ſchoß und einen Augenblick darauf die Ohnmächtige mit nervigter Fauſt herauszog und in das Schifflein trug. Hierauf befahl er dem erſchrecknen Ruderknecht, ſogleich in das Dorf zurückzukehren und dort auf ſeine Herrin zu warten, bis ſie ſich getrocknet und vom Schrecken erholt hätte.

„Und Sie ſelbſt wollen mich zur Sünde verleiten wider Gottes Gebot!“

„Gottes Gebot iſt die Liebe, er erweckt ſie in unſern Herzen; er will, daß wir die Wonnen der Liebe genießen. Das iſt ſein Gebot. Wer der Stimme der Liebe folgt, gehorcht der Stimme Gottes. — Das Verbot der Liebe iſt Menſchenſatzung.“

„Aber die Ehe iſt doch eine göttliche Satzung.“

„Eine menſchliche Form, nichts weiter, gemacht, um die Maſſen in Ordnung zu erhalten. Für uns ſind ſolche Formen und Satzungen nicht. Während wir ſie äußerlich vor der Welt reſpectiren, dürfen wir uns über ſie erheben, ja wir müſſen es, wollen wir dem Leben — wie es uns zukommt — ſeinen wahren Werth abgewinnen. Die genialen Geiſter ſind von allem Zwange frei. Und wenn es eine Sünde wäre, wie es keine iſt, bliebe uns nicht Zeit ſie zu bereuen? Hat uns nicht Chriſtus von allen Sünden erlöſt? Habe ich durch die Weihe des geiſtlichen Amts nicht die Macht erhalten, die Sünde zu vergeben?“

„Das ſind freilich neue Dinge, die ich heute von Ihnen zu hören bekomme. Von dieſer originellen Seite habe ich die Geſetze und Ordnungen, die man göttliche nennt, noch nicht angeſehen.“

„Die menſchlichen und die göttlichen Geſetze gehen weit auseinander. Die Klugheit gebietet, Vieles auf Gottes Willen zurückzuführen, was in Wahrheit oft gegen den Willen Gottes iſt. Was dem Pöbel verboten iſt, iſt uns erlaubt; ja was wir Andern zuweilen als Verbrechen darſtellen müſſen, wird uns zur Pflicht, zur ſüßen Pflicht.“

„Mein Erſtaunen wächſt. Ich muß darüber erſt mit mir einig werden.“

„Wie könnten einem ſo genialen Weſen, wie Sie, die wahren ſittlichen Grundlagen des Menſchenlebens verborgen bleiben? Sie ſchauen durch den oberflächlichen Schein auf den Grund der Dinge. Ihr ſcharfes Auge muß den Unterſchied der Geiſter entdecken und dann leicht einſehen, daß die gemeinen Geſetze nicht bindend für die höhern aufgeklärten Geiſter ſind.“

„Ich werde mir Mühe geben, Ihre heutigen Lehren zu begreifen, wie ich die frühern zu begreifen keine Anſtrengung ſcheute.“

„So geben Sie mir Hoffnung, angebetete Roſa?“

„Ich verſpreche nichts. Wir wollen ſehen. Sie aber müſſen mir verſprechen, ſich zu faſſen und alles öffentliche Aergerniß zu vermeiden.“

„Ich ſchwöre es Ihnen zu. Ihr gerechtes Verlangen ſtimmt ganz mit meinen Wünſchen und Abſichten überein.“

„Und in den Unterrichtsſtunden, die ich noch bei Ihnen zubringe, dürfen Sie nicht wieder leidenſchaftlich ſein.“

„Ich werde jedem Ihrer Winke gehorchen, folgſamer als ein Kind. Sie können aus mir machen, was Sie wollen. Ich liege zu Ihren Füßen ohne Kraft, ohne Willen, ganz Ihr Sklave. Verlangen Sie von mir, was Sie wollen; ich werde mein Leben daran ſetzen, alle Ihre Wünſche, die mir die heiligſten Befehle ſind, zu erfüllen und Ihnen den Beweis liefern, daß ich nicht bloße Worte mache.“

„Ich verlange weiter nichts von Ihnen, als daß Sie ſich klug benehmen und die äußerſte Vorſicht anwenden.“

„Ich verſtehe! Dies Wort macht mich ſelig. Sie zeigen ſich würdig in die höchſten Myſterien eingeweiht zu werden. Ich werde Ihr Führer und Ihr Diener ſein.“

„Ihre Verdienſte um mich gehen weit über das Maß gewöhnlicher Vorſtellung hinaus.“

Sie ging und ein feines ſpöttiſches Lächeln ſpielte um ihren ſchönen Mund. Der moderne Heilige lag an ihrer Kette, und ſie wußte nun klar, was ſie geahnt hatte, wie ſie mit dem Heuchler daran war.

Ein moderner eleganter Reiſewagen, mit ein paar prächtigen Füchſen beſpannt, fuhr in das Thor des Herrnhofs, und ſein Geraſſel rief Kellner, Hausknecht und die Frau Wirthin herbei. Die Schlagthür wurde vom dienſtfertigen Kellner geöffnet und ein ungeheures Bouquet künſtlicher Blumen und ein grünſeidner Schleier auf einem roſaſeidnen Damenhut kamen zuerſt zum Vorſchein. Darunter die kleinen grauen Augen und die aufgeworfne Naſe der Mamſell Lehmann. Mit forcirter Leichtigkeit hüpfte ſie heraus. Sie war ungemein aufgedonnert, und ihre ſeidne Gewandung ſpielte in allen ſieben Regenbogenfarben. Der Shawl, das Geſchenk des Herrn Matthies Dreyßig, hing etwas leichtfertig auf der linken Schulter; die rechte war frei und die Hand hielt einen ſchönen Paraſol, wie ein Scepter. Als die Dame ſich mit Frau Flippert auf's freundlichſte begrüßte und dabei in das hellere Licht des Hofes trat, konnte man bemerken, daß ihre Wangen von einem lieblichen etwas ſtark aufgetragenen Roth angemalt waren. Ihr folgte ihr hochwürdiger Bruder, der Oberpfarrer des Kreiſes, in einen langen ſchwarzen Tuchrock geknöpft, das erleuchtete Haupt mit einer ſchwarzſammtnen Kappe bedeckt, mit der ganzen Würde ſeines Amtes und ſeiner ſtattlichen Geſtalt auftretend, aber zugleich mit chriſtlicher Milde und ſtolzer Demuth die Begrüßungen erwiedernd, die ihm ehrfurchtsvoll vom Perſonal des Gaſthofes dargebracht wurden.

Frau Flippert hatte ſogleich nach ihrem Vater geſchickt, und ehe der Herr Kirchenrath fertig war, ſeinem Kutſcher die nöthigen Inſtructionen zu ertheilen, brachte der rüſtige alte Mann ſeinen angekommenen Gäſten den herzlichſten Bewillkommnungsgruß dar, und ein ungemein liebevolles Grinſen und ausgeſuchtes Händeſchütteln, eine Fluth von zärtlichen und reſpectvollen Namen und Prädikaten wurden mehre Minuten lang mit großem Behagen gegenſeitig ausgetauſcht.

„Köſtliches Wetter heut, werthgeſchätzte Mamſell! Sie hätten's zum Ausflug in das Gebirg nicht ſchöner treffen können.“

„Wenn fromme Leute reiſen, lieber Herr Dreyßig, ſegnet der Herr den Tag. Er, den kein Name würdig genug nennt, gab mir geſtern auf die deutlichſte Weiſe zu erkennen, daß er heute ſeine Sonne mit den beſten Strahlen für uns ſchmücken wolle, und ich ſagte zum Kirchenrath: lieber Bruder, der Herr hat zu mir geſprochen. Morgen müſſen wir nach Elbena! Und ſeht, meine Lieben, wie er mir Wort gehalten hat, der gute himmliſche Vater! O ich weiß, daß ich mich ſeiner beſondern Gunſt und Gnade zu erfreuen habe! Mein Herz iſt aber auch voll Lob, Preis und Dank für ihn, und mit dem frommen König David rufe ich täglich aus meines Herzens tiefſtem Grunde: Ich will dir danken, Herr, unter den Völkern, ich will dir lobſingen unter den Leuten."

„Heute iſt dieſem Hauſe Heil widerfahren," verſetzte Matthies mit Salbung. „Denn wo eine fromme Jungfrau einkehrt, da ſtreut ſie den Segen aus, den der Herr in ihre Hand gelegt." — Und zum Kirchenrath gewandt, ſagte er, auf Wagen und Pferde deutend: „Sie haben da ein ausgeſucht köſtliches Reiſegeräth. Die Füchſe ſind unter Brüdern ihre fünfzig Karoline werth. Ich darf mich wohl einiger Kenntniſſe in dieſem Fache rühmen, ich habe früher viele Jahre lang den Roßkamm gemacht, und wenn ſich die Gelegenheit bietet, weiſ' ich auch jetzt ein Geſchäftchen nicht zurück."

„Ich kann Ihnen ebenſo wenig ſagen, was die Pferde gekoſtet haben, noch was der Wagen. Beides, wie Sie es hier ſehen, lieber Freund, iſt ein Geſchenk Seiner herzoglichen Durchlaucht, meines allergnädigſten Gönners und Herrn."

„Nobles Geſchenk das! Wahrhaft fürſtlich! Das muß ich ſagen. — Das nenn' ich einen gnädigen Herrn! Belieben die Herrſchaften herauf zu ſpazieren!"

Matthies führte ſeine Gäſte in die beſten, nur für ſehr hohe Herrſchaften beſtimmten Zimmer. Prinz Heinrich hätte zuletzt darin logirt, bemerkte Frau Flippert beiläufig. Selterswaſſer und Wein mit Zucker und ein feines Backwerk waren ſogleich zur Stelle. Das Geſchwiſterpaar wurde mit der größten Aufmerkſamkeit behandelt und ermangelte nicht dieſelbe allerſeits zu erwiedern. Nach kurzer Unterhaltung ſtellte Matthias ſeine Kinder vor, die alle im großen Trauerputz waren. Die gottbegnadigte Maria nahm ſie mit mütterlich zärtlicher Herablaſſung auf und verſchwamm ganz in gottſeligen Gefühlen. Auf ihren Wunſch wurde eine Inſpection des Hauſes vorgenommen.

„Wir werden uns ſchon recht gut zuſammen vertragen, liebe Frau Flippert, und Sie werden alle Urſache haben Gott zu danken für die erwieſene Gnade. Sehen Sie, was das Hausregiment betrifft, ſo bin ich gewohnt, daß es in meiner Hand liegt. Wie ich will, ſo muß Alles geſchehen; denn mein Wille iſt Gottes Wille. Der Herr pflegt mir denſelben täglich und ſtündlich zu offenbaren. O es iſt ein ſchönes Selbſtbewußtſein, ſich als ein auserwähltes Rüſtzeug des himmliſchen Vaters anſehen zu dürfen! Man iſt ſo ſicher, man iſt ſo frei von allen menſchlichen Irrthümern; denn Alles, was man thut, das thut Gott. Und was Gott thut, das iſt wohlgethan. So hab' ich's von Anbeginn gehalten, und ſo ſoll's auch fernerhin der Fall ſein, und Alle werden wohl dabei fahren.“

Frau Gertrud räuſperte ſich verlegen. Sie wußte nicht, was ſie auf dieſe ſeltſame Expectoration antworten ſollte, zumal ihr nicht die mindeſte Abſicht ihres Vaters auf die Jzelſinger Pfarrmamſell bekannt war.

„Sehen Sie, liebe Frau,“ fuhr alſo Maria ungeſtört fort, „die Guſtel muß mir weit züchtiger und ſittſamer einhergehen. Das Kleid iſt viel zu weit ausgeſchnitten. Die Kreuzbänder an den Schuhen kann ich nicht leiden; das iſt Weltluſt und Hoffart. Und den Jakob will ich ſchon beſſern und zu einem gottesfürchtigen Junggeſellen bekehren. Ich habe ſchon fleißig für ihn gebetet; denn ſeine Geſchichte iſt mir offenbar worden. Der böſe Feind ſollte ihn nicht haben, und wenn er noch viel Schlimmeres begangen hätte. Ich will dem lieben Sohne die ſündlichen Gedanken ſchon vertreiben; ich habe das Zeug dazu. — — Im Hauſe werde ich manche Veränderung vornehmen. Ich habe ſchon allerlei bemerkt, was gar nicht nach meinem Geſchmack iſt, und ich habe einen guten, einen ſehr guten Geſchmack. Der Hof muß viel ſauberer gehalten werden. Das ruderige Gerüll und Holzwerk muß bei Seite. Die Wände bedürfen eines friſchen Anwurfs. In den Zimmern ſind die Tapeten zu unſcheinbar. Der alte Thurm da muß ein recht freundliches Belvedere werden. Es ſoll ſchon Alles ganz anſtändig werden und zugleich ſo, daß der Herr ſein Wohlgefallen daran hat. Denn Alles, was ich thue, geſchieht zur Ehre Gottes und zur Freude der Menſchen. Nachher, wenn wir ein halbes Stündchen abbringen können, will ich Ihnen die Karte legen, liebe Frau. Ich habe ſie mitgebracht. Da ſollen Sie ſtaunen, wie ſich Gott mir offenbart."

Das war nun ſchon eher etwas nach dem Geſchmack der Frau Flippert, und ſie ſchlug verwundert die Hände zuſammen.

„Das kleine Mädchen dort, das Töchterchen der Frau Breitung, iſt viel zu lebhaft," fuhr Mamſell Lehmann immer in demſelben ſchlabbernden Tone fort, „das würde ein leichtfertiges Ding werden. Ich werde mich des armen lieben Kindes annehmen; ich werde ihm eine gute Erziehung geben. Auch Ihren lieben Kinderchen, beſte Frau, werd' ich ſie herzich gern und um Gottes willen angedeihen laſſen. Meines Bruders, des Kirchenraths Sohn, den Moritz, hab' ich ganz allein erzogen. Weder ſein Vater, noch ſeine Mutter durften mir etwas in meinen Erziehungsplan hinein reden. Ach und Du ewige Güte, was iſt der Moritz für ein herrlicher Jüngling geworden! Das iſt ein Menſch zur Ehre Gottes und zum Wohlgefallen der Menſchen! An dem werden wir Alle Freude erleben. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, welche Fortſchritte er macht! Es iſt zum höchſten Erſtaunen! Aber in frommer Demuth ſag' ich: es iſt nicht mein, ſondern des Herrn Werk. Der himmliſche Vater bedient ſich meiner nur, um ſeine Weisheit in's Leben zu ſetzen. Ich ſelbſt habe weiter gar kein Verdienſt dabei. — Ebenſo nehm' ich mich jetzt des Sohnes des Herrn Organiſten Luchier, des Theodor an, der auf der Schule in Igelfingen iſt und ſich mir als ein frommes liebes Kind vorgeſtellt hat. O ich ſag' Ihnen, liebe Frau, an dieſem Jüngling hab' ich meine Herzensfreude! Das iſt ein junger Menſch nach dem Herzen Gottes. So fromm, ſo ſittig, ſo tugendhaft, ſo lieb, ſo beſcheiden und ſo demüthig! Es iſt eine Luſt ihn zu ſehen und zu hören; denn er ſpricht wie ein Buch, aber nicht wie ein weltliches, ſondern wie ein geiſtliches, wie ein göttliches Buch, wie das Buch der Bücher ſelbſt. Dieſer Theodor Luchier wird ein großer Mann werden. Der Segen des Herrn ruht unverkennbar auf ſeinem Haupte. Und ich werde viel, wenn nicht Alles zu ſeinem Glück beigetragen haben; an ihm wird ſich mein Erziehungsſyſtem herrlich bewähren. Dagegen iſt der Sohn des Diakonus Grünholz ein ganz abſcheulicher Menſch. In Grund und Boden verdorben.

Stolz, aufgeblaſen, hoffärtig, voller Dünkel und Anmaßung. Glauben Sie wohl, daß der ungezogene Menſch mich auf der Straße grüßt? Mit nichten. An dem iſt Hopfen und Malz verloren. Da heißt's einmal wieder mit Recht: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wie die Alten ſungen, zwitſchern die Jungen. Der alte Grünholz iſt ſein Lebelang ein ſeine dünkelhafte Weisheit über Gottes geoffenbartes Wort erhebender Irrlehrer geweſen. Solcher ſündhafter Frevel am Heiligen Geiſte rächt ſich nun an ſeinen Kindern. Der Rudolf wird ein Böſewicht, ein Schandbalg, ein Zuchthauscandidat, ein Galgenſtrick werden. Die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern. Mich dauert der verwahrloſte junge Menſch tief in der Seele, und ich wollte ich könnte ihn auf den rechten Weg bringen. Aber wenn ſolch ein armer Junge in der erſten Erziehung verdorben worden iſt, da hilft nachher kein Verſuch zu beſſern. Da verſchließt Gott ſelbſt meinem Gebet das Ohr und ſpricht: Die Rache iſt mein, ich will vergelten. Und wie geſchrieben ſteht: Der Herr wird einem jeglichen vergelten nach ſeiner Gerechtigkeit und Glauben, und: Es ſei ferne, daß Gott ſollte ungöttlich handeln und der Allmächtige ungerecht? Sondern er vergilt dem Menſchen, darnach er verdient hat, und trifft einen jeglichen nach ſeinem Thun. Ohne Zweifel, Gott verdammet Niemand mit Unrecht, und der Allmächtige beugt das Recht nicht. So ſpricht der weiſe Elihu im Buche Hiob und die Sprüche Salomonis ſagen in demſelben Sinne: Einem Manne wird vergolten, danach ſein Mund geredet hat und wird geſättigt von der Frucht ſeiner Lippen. Alſo ergehet es Allen, die ſich weiſer dünken als Gott. Wir aber, liebe Frau Tochter, wir wollen zuſammen in Zucht und Demuth vor dem Herrn wandeln als ſeine frommen Mägde und ſeinen Willen alle Zeit erfüllen."

Während dieſer ſchriftgemäßen Herzergießung der Demoiſelle Lehmann beſprachen ſich nur wenige Schritte davon ihr Bruder und Matthies und Ebenezer Dreſig über einen ſehr weltlichen Gegenſtand, den Punkt, um welchen ſich ſeit Jahren in dieſem Hauſe Alles drehte: die Gewinnung des Herrnhofs mit den Privilegien.

„Der Teufel hat uns wirklich mit dem verwünſchten Schauſpiel ein böſes Ei in den Handel gelegt," ſagte der Kirchenrath entrüſtet. „Ich hatte Alles im ſchönſten Gange. Seine Durchlaucht liehen meinen Vorſtellungen ein gnädiges Ohr; alle Betheiligten waren beſtens geſtimmt. Es bedurfte nur noch des goldnen Regens, um das Land fruchtbar für uns zu machen, da kommt uns plötzlich das dumme Drama in die Quere, und Alle werden mir darüber kopfſcheu. Warum haben Sie denn nur die Aufführung dieſes albernen Machwerks nicht verhindert, was Ihnen doch ſicherlich ein Leichtes geweſen wäre, da Ihnen, wie Sie ſelbſt eingeſtehen, die eigentliche Tendenz des Stücks und die Abſicht des Müllers Uhlenhof, Sie darin zu porträtiren, vorher wohl bekannt war?"

„Daran iſt allein der Herr Wolf ſchuld," antwortete Ebenezer verdrießlich, „der mir weiß zu machen verſtand, das Stück habe den Prinzen Heinrich zum Verfaſſer, und dieſer hohe Herr werde mir nur um ſo geneigter ſein, wenn

In einem Hauſe, worin der Krieger bekannt ſchien, ließ er Miß Mary zu Bett bringen, ihr ſtärkende Nahrungsmittel zubereiten und ihre Kleider trocknen. Er ſelbſt ſetzte ſich an das Lager und rief ihre Lebensgeiſter durch zweckdienliche Mittel zum Bewußtſeyn zurück. Sein Auge ruhte dabei mit dem Ausdrucke höchſter Bewunderung auf den Reizen des Mädchens; doch mehr wagte er nicht, ſo viel Vollkommenheiten nur zu berühren, ſondern hielt ſich in ehrerbietiger Ferne und befahl der Frau des Hauſes, dasjenige zu thun, was ohne körperliche Berührung nicht geſchehen konnte. Als nun Mary die Augen aufſchlug und fragend umhergleiten ließ, beugte der junge Edle ein Knie vor ihr, erhob bittend ſeine Hände und redete mit aller Beſcheidenheit folgende Worte: „Verehrungswürdiges Fräulein, verdammt und verſtoßt einen unglücklichen jungen Mann nicht, der, vom Befehl ſeines Feldherrn gezwungen, auszog, Euch zu fangen, da er Euch noch nicht kannte, der aber nun, da er Euch kennen zu lernen das unausſprechliche Glück genoſſen, in Euere Gefangenſchaft gerathen iſt. Ja, verehrlichſte Miß, Ihr ſeyd frei und könnt ungehindert zur Stadt und in das Haus Eueres Vaters zurückkehren; Ihr werich mich nicht empfänglich für den Scherz zeige, den er ſich mit mir erlaubt habe.“

„Herr Wen oder vielmehr Herr von Wiesbach iſt mein Schwager. Das hält mich aber nicht ab, Ihnen zu ſagen: er iſt ein Narr mit ſeinen Zerbrümmen. Man kann nichts Abgeſchmackteres vorbringen als zu ſagen: der Prinz Heinrich ſei Verfaſſer dieſes Stücks. Gerade ihn hat das Drama erſt recht in Harniſch gegen Sie gebracht, und was das Verſchwägerſchaft gut gemacht, hat das Drama Alles wieder umgeworfen. Es wird ſchwer halten, dieſen Skandal zu löſchen.“

„Unterſtützen Sie uns mit Ihrem gütigen Rathe: was ſollen wir vor der Hand thun?“ ließ ſich Matthias vernehmen.

„Zuerſt laſſen Sie das Stück fallen, Herr Ebenezer Freitag, und befleißigen Sie ſich vor aller Welt eines wahrhaft frommen und chriſtlichen Lebenswandels, weiſen Sie durch die That die Verleumdung zurück, Sie ſeien ein Schriftſteller und Gaukler. Vor Allem behandeln Sie Ihren Lehrling recht gut; denn auf dieſen jungen Menſchen ſind von der Hand mehrere neugierige Augen gerichtet. Man hat mich mehr als einmal und von ſehr verſchiedenen Seiten verſichert, der Prinz Heinrich intereſſire ſich ſehr für ihn. Wer iſt denn eigentlich dieſer Guſtav Schmetau? Ich höre die ſeltſamſten Gerüchte über ſeine Abſtammung.“

Ebenezer kratzte ſich hinter den Ohren. Er hatte erſt vorgeſtern den Lehrling unbarmherzig geſchlagen und mit Füßen getreten. Matthias kratzte ſich ebenfalls, aber aus einem andern Grunde. Die Frage des Kirchenraths ſetzte ihn in nicht geringe Verlegenheit, und er ſah ſeinen Sohn mit einem unbeſtimmten Lächeln an.

„Sein Herkommen iſt allerdings auch für uns in ein tiefes Dunkel gehüllt," verſetzte er endlich. „Wir haben weder ſeinen Vater, noch Stand und Verhältniſſe ſeiner Mutter gekannt. Ein nun ebenfalls verſtorbener Freund hat ſie in mein Haus gebracht und die ganze Angelegenheit geordnet. Sie ſtarb im Wochenbette, und wir haben niemals wieder etwas über ſie erfahren."

„So können die Gerede doch einen Grund haben. Ein Prinz intereſſirt ſich nicht vergebens für einen ſcheinbar unbedeutenden Knaben. Jedenfalls rathe ich Ihnen, mit dem Lehrling ſehr glimpflich umzugehen. Auch ich werde ihm einige Aufmerkſamkeit ſchenken. So müſſen wir ſuchen, den böſen Eindruck, den das Stück bei Hofe und in der Reſidenz gemacht hat, allmälig zu paralyſiren. Das läßt ſich freilich nicht mehr ändern, daß uns das Ziel dadurch weiter hinausgeſchoben wird. Wir dürfen weder Muth noch Hoffnung verlieren, und mein Einfluß auf das Herz unſeres durchlauchtigſten Gebieters vermag ſchon Manches wieder gut zu machen, was ein Feind von Ihnen bös gemacht hat. Suchen Sie doch nur den Hofrath Markleff auf Ihre Seite zu bringen."

„Das iſt ein ſchwieriges Ding," meinte Ebenezer. „Was ich auch gethan habe, um ihn mir geneigt zu machen, der Mann hat ſich mir immer feindlich gezeigt."

„Ich denke das ſoll ſich auch geben, wenn unſre Häuſer erſt in enger Verbindung mit einander ſtehen. Sie wurden wohlthun, Herr Matthies Dreyßig, wenn Sie dieſe Sache ebenfalls ſelbſt in die Hand nähmen."

„Ich will Alles verſuchen und thun, wozu Sie uns rathen, verehrter Herr Kirchenrath."

Frau Flippert meldete, daß die Tafel ſervirt ſei. Mamſell Maria hatte den Wunſch ausgeſprochen, daß die Familie unter ſich ſpeiſe, damit ſie ihre mütterlichen Tugenden unbehindert entfalten könne. Es war deshalb kein Andrer dazu gezogen worden, nicht einmal der Collaborator Hammer. Der Organiſt Luchſer und die Frau Gichler ebenfalls nicht. Das ſollte nach Maria's Entwurf auf die feierliche Verlobung verſchoben werden, die ſie vor aller Welt als die Zukünftige des alten Herrn Dreyßig proklamiren ſollte.

Der Kirchenrath ließ ſich Nachmittags beim Collaborator Hammer als Beſuch anſagen.

Der junge Geiſtliche trat dem ältern mit tiefer Demuth in Blick und Geſtalt entgegen, ganz das Bild eines heiligen Kirchenlichts.

„Machet die Thore weit und die Thüren hoch, damit der Geſegnete des Herrn einziehe!" rief Hammer in frommer Begeiſterung.

„Laſſen wir das ohne Zeugen und unter uns!" verſetzte Lehmann mit der Hand und einer Geberde der Verſtimmung abwehrend. „Ich liebe und lobe Ihren brennenden Eifer für die Sache Gottes und ſeiner Kirche, mein lieber Herr Confrater, aber wenn wir unter vier Augen ſind, erlaß ich

Ihnen gern alle Förmlichkeiten. Wir ſind ja darüber einig, daß es dann nur auf das Weſen unſerer Sache ankommt."

Hammer machte eine Grimaſſe des Einverſtändniſſes.

„Ohnedies," fuhr der Obergeiſtliche mit erkünſtelter Wärme fort, indem er vertraulich auf dem Sopha Platz nahm und den „lieben Herrn Confrater" mit der Hand einlud, ſich neben ihn zu ſetzen, „ohnedies, lieber Hammer, liegt es unverkennbar im Rathe der Vorſehung, daß unſre Lebenslinien neben und in einander laufen ſollen, und es wird deshalb wohlgethan ſein und iſt in unſerm beiderſeitigen Intereſſe begründet, daß wir uns in aller Weiſe ganz mit einander verſtändigen und als getreue Arbeiter im Weinberge des Herrn uns gegenſeitig unterſtützen, uns einander in die Hände arbeiten und auf dieſe Weiſe das Werk erleichtern. Sie wiſſen es ja, mein werther Freund und Amtsbruder, was Alles mit gemeinſamen Kräften zu erreichen iſt, vorzüglich auf dem Felde, das wir bepflügen und beſäen. Schon in Ihrem Examen erkannte ich Sie als ein tüchtiges Werkzeug und richtete meine Augen auf Sie. Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo es mir möglich ſein wird, Sie zu höherm und weiter ausgedehntem Wirkungskreiſe zu befördern. Nichts kann mir alſo angenehmer ſein, als Sie auch durch Bande der Verwandtſchaft mit mir vereinigt zu ſehen."

Hammer ſah den freundlichen Sprecher fragend an.

„Ich muß Sie in die Sachlage einweihen, mit der Sie noch unbekannt zu ſein ſcheinen. Unſer Herr und Meiſter hat zwar ſehr richtig geſagt: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt, und hat auch die leibliche Armuth als ein weſentliches Moment der ewigen Seligkeit geprieſen, aber im Weltlaufe haben ſich dieſe Verhältniſſe merklich geändert. Die Kirche hat frühzeitig erkannt, daß ſie mit der Armuth auf Erden nichts ausrichten werde; will ſie in der That und Wahrheit für Gottes Reich mit Nutzen wirken, ſo muß ſie Macht und Anſehen haben. Dieſe gewinnt ſie aber nur durch irdiſchen Beſitz. Weshalb kann denn der Proteſtantismus im Gegenſatz zur katholiſchen Kirche es gar nicht zu einer eigentlichen Kirche im rechten Sinne des Worts bringen? Weil der unbeſtimmte Begriff, das formloſe Ding, das wir mit dem Namen unſerer Kirche bezeichnen, ein kraftloſes Inſtitut iſt. Und weshalb iſt es kraftlos? weil es nichts hat. Die Fürſten haben die Kirche geplündert und ihr den Lebensnerv von vorn herein geſchwächt. Wir müſſen darauf hinarbeiten, daß die Kirche das armſelige trauernde Witwenkleid ablege und ſich mit dem reichen Kleide einer Königin ſchmücke, das ihr zukommt. Um dieſes mit Erfolg zu bewirken, müſſen wir vorerſt darauf bedacht ſein, uns mit reichen Leuten auf's Innigſte zu verbinden. Wir, die getreuen Söhne und Diener der Kirche, müſſen uns zuvor in Beſitz der Mittel ſetzen, durch welche wir hernach auch die Kirche groß und mächtig machen können. Mit einem Worte: wir müſſen Reichthum erwerben, um die Kirche reich zu machen. Ich lobte deshalb Ihre Abſicht, ſich mit einer Tochter des reichſten Hauſes in unſerer Gegend ehelich zu verbinden. Durch den Tod der Frau Sabine Treßig haben Sie aber Ihre Gönnerin verloren. Sie fürchten, daß Herr Matthies Treßig weniger geneigt ſein dürfte, auf Ihre Wünſche einzugehen. Ich glaube ſelbſt, daß Sie Grund zu einiger Beſorgniß gehabt haben. Inzwiſchen hat zwiſchen dem alten Herrn und mir neuerdings eine ſolche Annäherung ſtattgefunden, daß ich wohl als Ihr Gönner und Beſchützer auftreten durfte. Ich habe das Feld für Sie ſondirt, und ich darf hoffen, Ihre Angelegenheit zu einem glücklichen Reſultat zu führen. Es verſteht ſich, daß wir in der Sache auf's Engſte verbündet Hand in Hand gehen. Ihr Wort gilt etwas im Dreyßig'ſchen Hauſe; das meinige auch. Nun gut: ich wirke dahin, daß Sie die Tochter erhalten; wirken Sie dahin, daß ich den Vater erhalte. Das klingt räthſelhaft, und ich habe nur des Parallelismus wegen mich ſo ausgedrückt. Ich will ganz deutlich und offen ſein. Wir müſſen den Alten dahin bringen, daß er meine Schweſter Maria heimführt. Er hat dazu einige Geneigtheit gezeigt; ich denke aber, meine gute Schweſter hat mehr geſehen, als da war. Gegen mich iſt Herr Matthies nicht ſo mit der Farbe herausgegangen, wie ich wünſchte. Er muß geſchoben, geſtoßen, gezogen werden. Wir müſſen ihn überrumpeln. Dazu bedarf ich der Hülfe. Und Sie, lieber Confrater, ſind mir der rechte Mann. Alſo mir den Vater, Ihnen die Tochter! Und wenn wir in ſo naher Verwandtſchaft ſind, dann innige Verbrüderung und ſolidariſche Verfolgung unſres gemeinſamen Intereſſes. Die gnädige Zuſage unſres durchlauchtigſten Herrn ſtellt meine Erhebung zum Oberhofprediger und Präſidenten des Oberconſiſtoriums in ſehr nahe Ausſicht. Dann hab' ich freie Hand, die Männer, die mir nahe ſtehen und mit mir zuſammen gehen, beſtens zu fördern. Ich gebe Ihnen meine jetzige Stelle und auch Sie ſollen den Titel „Kirchenrath, erhalten. Nur müſſen Sie, wenigſtens für die erſte Zeit und um ſich dem Miniſterio willfährig zu zeigen, den Religionsunterricht und daneben noch die Branche übernehmen, welche jetzt der Subrector Schlick bekleidet. Dieſer Menſch muß nämlich fort. Ich kann ihn nicht länger an der Jagelfinger Schule dulden. Er richtet großes Unheil an."

„Ich kenn' ihn," unterbrach Hammer den Redefluß ſeines gnädigen Vorgeſetzten. „Ich war mit ihm auf dem Gymnaſium in Saſſenau und auf der Univerſität. Er war ſtets ein Demagog und Freigeiſt. Alle bedeutenden Rationaliſten und Atheiſten fanden an ihm einen feurigen Lobredner und Verehrer."

„Nun ja, auf dieſe Weiſe treibt's der abgeſchmackte Menſch fort. Er beſitzt die Frechheit, gleichſam unter meinen Augen, den Schülern der obern Klaſſe das verfluchte Glaubensbekenntniß eines ſavoyardiſchen Vicars aus Rouſſeau's nichtswürdigem Buche Emil als Evangelium anzupreiſen und ihnen wahre revolutionäre und gottſchänderiſche Lehren beizubringen. Da hockt er ſtets mit dem Kantor Troſtbach zuſammen, einem groben, frechen, impertinenten Kerl, der ſich unterſteht, mir in den wichtigſten Angelegenheiten ganz ungeſcheut die Widerpart zu halten. Wie geſagt, Amice, ich muß dieſes Neſt von den Raubvögeln ſäubern; das ganze Land will ich mit ſcharfen Beſen kehren und Alles, was nicht für uns und Gottes geoffenbartes Wort iſt, hinausfegen. Sie ſehen, ich bedarf dazu der Freunde und Helfer, und Sie ſollen der Erſte ſein. Dafür werd' ich meine Genoſſen und Mitarbeiter am Tempelbau des Herrn zu belohnen wiſſen, und Sie natürlich vor allen

Andern. An dem Tage, wo ich am heiligen Altar Ihre Hand mit der des Fräuleins Auguſte Dreyßig, und die des alten Herrn Matthies Dreyßig mit der des Fräuleins Maria Lehmann zum chriſtlichen Ehebund vereinige, werde ich Sie Herr Kirchenrath, Superintendent und Oberpfarrer Hammer tituliren dürfen. Was meinen Sie zu dieſer Ausſicht, Amicule?"

Dem Collaborator war während dieſer langen Rede ſeltſam zu Muth geworden. Als der geſchickte Magier neben ihm die bunten phantaſtiſchen Bilder, die ihm ſchon ſo lange als höchſtes Ziel vorgeſchwebt hatten, freilich mit ſehr wenig Hoffnung auf Erreichung, aufglühen und vorüberziehen ließ, da vergaß er im ſüßen ſchwelgeriſchen Genuß für einige Minuten ſeine Leidenſchaft für die reizende Schauſpielerin und ſeine Beſorgniſſe in Bezug auf denſelben Mann, der ſich ihm jetzt als unentbehrlichen Bundesgenoſſen gleichſam aufzwang. Aber der Rauſch dauerte nicht lange; die Ueberlegung kehrte zurück, und er ſah ſich auf einen ſehr unangenehmen Scheideweg verſetzt. Wie ſehr bereute er jetzt, daß er ſich von ſeiner Leidenſchaft für Roſa Feige ſo weit hatte hinreißen laſſen, hinſichtlich des Kirchenraths Lehmann bei ihr mit der rechten Farbe herauszugehen und ihr den Mann ſo zu ſchildern, wie ſein Haß und ſeine Eiferſucht ihn ſahen und wie er wohl in der Wirklichkeit auch war. Aber Geſchehenes war doch nicht mehr zu ändern, und es galt nun, ächt prieſterlich diplomatiſch das eine Ziel zu verfolgen, ohne das andre aufzugeben. Er verzweifelte nicht an ſeiner Geſchicklichkeit, Guſteln zur Frau, Lehmann zum Gönner und Bundesgenoſſen und Roſa'n zur

Geliebten — natürlich als Frau des Müllers — zu gewinnen und ſie vor den Nachſtellungen des Gönners und Bundesgenoſſen ſicher zu ſtellen. Auch zuckte wohl der Gedanke durch ſein Hirn, wenn er nur den erſten und ſüßeſten Duft der ſchönen und üppigen Roſe geſchlürft, dann könne ja die Zeit auch wohl kommen, wo er ſich mit dem Herrn Confrater und Oberconſiſtorial-Präſidenten freundſchaftlich — collegialiſch — brüderlich in ihren Duft und ihre Farbenpracht theile. Nicht die entfernteſte Ahnung kam dem ſchlauen verliebten Pfaffen in den Sinn, daß er die frechen Wünſche zu einer Meiſterin in der Intrigue erhöhe, geſchickt, ihn und ſeinen Vorgeſetzten und Alle, die ihr nahe kamen, zu übertölpeln und zu ihren Zwecken zu benutzen.

Gleichſam als erriethe der Kirchenrath den Gedankengang ſeines jüngern Freundes, ſtand er von der Antwort auf ſeine Gewiſſensfrage ab, als verſtände ſich Hammer's Zuſtimmung zu dem vorgelegten Operationsplane von ſelbſt, und fuhr fort: „Nun zu unſerm hübſchen Täufling! Ich ſage Ihnen, lieber Amtsbruder, dieſes ſchöne und geſcheidte Judenmädchen kommt mir außerordentlich à propos. Sie hätte mir gar nicht gelegener kommen können. Unſer Durchlauchtigſter iſt nämlich eine ſehr bewegliche Natur, die durchaus angenehm beſchäftigt ſein will. Nur wer verſteht, ihm eine ſolche Beſchäftigung zu verſchaffen und zur rechten Zeit einen Wechſel eintreten zu laſſen, wird ſich auf die Dauer in ſeiner Gunſt zu erhalten vermögen und den ſchönen Genuß all der Früchte haben, welche aus ſolch einer Stellung erwachſen. Seine Durchlaucht iſt jetzt ſehr befriedigt von der Wunderwelt unſres erhabenen Glaubens. Sein fürſtliches Herz ſchwelgt in den Genüſſen, welche das Verſenken in die myſtiſchen Tiefen des Glaubens gewähren. Ich habe, um ihn zu feſſeln, ihn bereits bis an die äußerſte Grenze unſerer Kirchenſatzungen führen müſſen, und es that außerordentlich Noth, daß ſich ihm eine That der wahren Chriſtenliebe, eine in das myſtiſche Gebiet einſchlagende Handlung darböte, die ihm von Neuem gewünſchte Unterhaltung böte. Denn die Idee feſſelt ihn nicht, ſondern die Form; er liebt das Concrete und Plaſtiſche. Glauben Sie nur, Freund, man hat ſeine liebe Noth mit ſolch einem mächtigen Herrn, und ich bin wahrlich in keiner beneidenswerthen Stellung. Ich warf meine Augen hierhin und dorthin und konnte nichts Paſſendes entdecken. Da kamen Sie recht wie ein Engel des Himmels und brachten mir die heiß erwünſchte Gelegenheit in der Botſchaft von der Bekehrung der ſchönen Jüdin. Ich hätte mir nichts Beſſeres beſtellen können. Denn kaum hab' ich dem gnädigſten Herrn von der jungen reizenden Künſtlerin berichtet, welche in den Schoos unſerer Kirche aufgenommen zu werden wünſcht, ſo brennt er vor Begierde, ſie zu ſehen und zu ſprechen, ihr Taufpathe zu werden und ſich bei ihrer Aufnahme ſo thätig als nur möglich zu beweiſen. Ich vermag ihn kaum zurückzuhalten, und wir müſſen den Taufakt wirklich etwas beſchleunigen, um nur nicht ſeinen Unmuth zu erregen. Sie ſehen daraus, wie ſehr ich Ihnen bereits verpflichtet bin. Vermehren Sie nun nur immerhin meine Verpflichtungen auf die angegebene Weiſe. Sie ſehen aber auch, wie ich Ihnen nützlich ſein kann und wie Sie durch die Bekehrung der Jüdin bereits einen Stein im Brete bei Seiner Durchdet alle Gefühle meines Herzens mit dahin nehmen. Ich aber will mich aufmachen, ein übel berathener Mann, und in das Lager des ſtolzen Spencer, meines Feldherrn, gehen, woher ich gekommen bin, und ihm ſagen, daß der Himmelsglanz eines Engels mich geblendet, als ich, auf ſeinen Befehl, meine Hand frevelnd nach der edelſten Sterblichen ausgeſtreckt. Erlaubt mir nur das Eine, daß ich das Gebetbuch als eine Reliquie von der ſeligſten Stunde meines Lebens mit mir nehmen darf, das Euere Hände gehalten, worauf Euere Augen verweilt haben und das Euch entfiel, als ich Euch nahe trat.“

„Steht auf, Sir!“ ſagte das Fraulein; „Ihr tragt ja keine Schuld und habt nur auf Befehl Eueres Feldherrn gehandelt; dem Krieger aber ziemt Gehorſam. Ihn aber, den übermüthigen Königsknecht, trifft meine volle Verachtung, und das mit Recht; denn er hat ſich zum frechen Jungfrau'nräuber erniedrigt und will Krieg führen mit dem wehrloſen Geſchlecht. Steht auf und ſeyd ihm der Bote meiner Verachtung!“

„Nicht eher, als bis das ſüße Wort der Vergebung von Euern Lippen in meine Seele gefloſſen iſt.“

laucht haben, den ich natürlich in den Vordergrund zu ſchieben mich eifrigſt bemühen werde."

„Nicht Sie ſind mir Verbindlichkeiten ſchuldig, verehrter Herr Kirchenrath, ſondern ich Ihnen, und zwar die allergrößten von der Welt. Nehmen Sie die heiligſte Verſicherung, daß ich Alles aufbieten werde, um Ihrer gütigen Meinung von mir zu genügen und dem Vertrauen, das Sie in einem ſo hohen Maße in mich ſetzen, auf würdige Weiſe zu entſprechen."

„Gut. Schön. Lieber! Nun ſagen Sie mir Ihre offne Meinung über die Roſa Feige. Sie haben während des Religionsunterrichts die beſte Gelegenheit gehabt, ihre geiſtige Befähigung und ihren Charakter kennen zu lernen. Mein Schwager, der Schauſpieldirector Wiesbach, der das Mädchen aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Schmutz einer verkommenen Judenwirthſchaft emporgehoben und auf die Bühne gebracht hat, hat mir zwar ſchon mancherlei über ſie mitgetheilt, aber er iſt ſelbſt ein unklarer excentriſcher Kopf, auf deſſen Urtheil ich nicht viel gebe. Das Ihrige, lieber Hammer, wird dagegen maßgebend für mich ſein."

Der Collaborator ſaß auf glühenden Nadelſpitzen. Er antwortete vorſichtig: „Roſa iſt hochbegabt. Nicht nur daß ſie viel, ſehr viel Geiſt und ein äußerſt ſcharfes Auffaſſungsvermögen hat, ſie beſitzt auch viel Gemüthstiefe und neigt zu ſentimentaler Schwärmerei."

„Das iſt mir ſehr recht, ſehr willkommen. Das kann ich trefflich brauchen. Das paßt ganz in meinen Plan."

„Aber wozu, wenn ich fragen darf —"

„Sehen Sie, Freund, ein Mann in meiner ſehr ſchwierigen Stellung muß auf Alles ſpeculiren. — Läßt ſich das Mädchen geſchickt an, ſo kann ſie ein erwünſchtes brauchbares Werkzeug zu unſern Zwecken in meinen Händen werden, und es iſt immer gut, wenn mir dergleichen applicable Mittel zur Verfügung ſtehen. Mein Schwager ſagt mir — übrigens mit Ihrem Urtheil über ſie ganz übereinſtimmend — daß ſie auch eine ſehr ſchätzenswerthe Ehrlichkeit und Treue beſitzt. Was ſagen Sie dazu?“

„Ich glaube, gegebnes Wort iſt ihr unter allen Bedingungen heilig. Sie hat überhaupt ſehr viel Charakterfeſtigkeit.“

„Sehr gut! So kann man ſich ihr anvertrauen. Ich merke ſchon, ſie iſt keine Schwätzerin, mit einem Worte, ein ungewöhnliches Frauenzimmer.“

„Das zeigt ſich auch darin,“ meinte Hammer vorbeugend, „daß ſie die gäng und gäben Galanterien der Männer verachtet und zurückweiſt. Sie hat jede Annäherung von männlicher Seite mit kaum glaublicher Strenge refüſirt und ſich des tugendhafteſten Lebenswandels befleißigt.“

„Auch das iſt recht ſchön von ihr geweſen,“ ſagte der Kirchenrath mit ironiſchem Lächeln. „Es iſt gleichſam, als habe ſie eine Vorahnung von der Rolle gehabt, die ich ihr auf der Lebensbühne zugedacht habe. Sie hätte ſich in der That nicht beſſer benehmen können, wenn ſie vorher davon unterrichtet geweſen wäre. Sie iſt eben eine ſehr geſchickte Schauſpielerin. Ich werde ſie engagiren. Führen Sie mich zu ihr, Liebſter, und laſſen Sie mich dann mit ihr allein. Ich will ihr auf den Zahn fühlen."

Roſa trat den beiden Geiſtlichen mit dem edelſten Anſtand entgegen. Während Hammer ſeinen Vorgeſetzten vorſtellte, machte er ihr ein Armes-Sündergeſicht mit einer Bittgeberde, wobei er den Finger flüchtig auf den Mund legte. Sie lächelte fein und neigte das Haupt leiſe, zugleich legte ſie die Hand ſchnell auf's Herz. Hammer ward durch dieſe Verſicherung beruhigt. Er wußte, daß er ſich nun auf ihre Discretion verlaſſen konnte.

„Mein Herr Amtsbruder Hammer hat die Güte gehabt, mir ſeine Anſprüche an die Verrichtung der heiligen Handlung abzutreten, und ich bin ſehr erfreut, durch meine Hand einen ſo liebenswürdigen Proſelyten der gereinigten chriſtlichen Kirche zuzuführen."

„So gern und freudig ich auch die Taufe vom Herrn Collaborator Hammer angenommen hätte," verſetzte Roſa artig, „ſo wird er mir doch verzeihen, wenn ich meine Gefühle ausſpreche, den gerechten Stolz, von einem ſo hohen und ſo hellſtrahlenden Kirchenlicht die Weihe des lebendigen Waſſers zu erhalten."

Der Kirchenrath drohte ihr lächelnd mit dem Finger. „Vergeſſen Sie nicht, mein Fräulein, daß auch das ſtrahlendſte Kirchenlicht doch ſtets ein menſchliches Herz zum Nahrungsſtoff hat, ein Herz voller Triebe und Schwächen und auch für andre Licht- und Feuerfunken nicht unempfänglich. Die Kirchengeſchichte kennt auch eine Feuertaufe."

Hammer biß ſich in die Lippen.

„Gewiß hab' ich auch von ihr erfahren. Die heiligen Apoſtel empfingen ſie ja an dem Tage der Ausgießung des Heiligen Geiſtes. Es kann wohl kein Zweifel obwalten, daß Sie, hochwürdiger Herr, derſelben ebenfalls ſchon theilhaftig geworden ſind. Ich glaube es liegt deshalb in Ihrer Macht, mich zu einer halben Heiligen zu machen, und ich will gar nicht verhehlen, daß ich ſchon einige Anwandlungen außergewöhnlicher Gefühle und Empfindungen verſpüre."

„Sie ſind ein loſes Kind, dem man wohl nachſehen muß, wenn es ſogar ein wenig mit dem Heiligen ſpielt. Auch das ſteht Ihnen gut, und man iſt von vorn herein darüber beruhigt, daß es durch die Berührung mit Ihren buntfarbigen Schmetterlingsflügeln nicht profanirt wird. Engel dürfen ungeſtraft wohl auch einmal herzlich lachen, wie Kinder."

„Niemand kann die Bedeutung des Heiligen und Ewigen im Chriſtenglauben tiefer fühlen als ich."

„Ich weiß es durch Herrn Hammer, welch ein klares und inniges Verſtändniß Sie vom Glauben gewonnen haben." Ein Blick auf Hammer befahl dieſem ſich zu entfernen, und er ging, obgleich mit von Eiferſucht zerfleiſchtem Herzen.

„Sie ſind doch mit der Wahl der Taufzeugen einverſtanden?" fragte Lehmann, als er mit Roſa allein auf dem Sopha ſaß.

„Vollkommen. Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, daß ſo hohe fürſtliche Perſonen ſich eines ſo unbedeutenden Mädchens wegen bemühen wollen. Wie ſehr bin ich Ihnen doch ſchon für dieſe Wahl verbunden!“

„Ich muß heute ſchon mit Ihnen darüber reden. Die eheliche Harmonie der fürſtlichen Gatten iſt, wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt geblieben iſt, zeither durch gewiſſe Verhältniſſe etwas geſtört geweſen. Dieſe Verhältniſſe ſind durch mich mit Gottes Hülfe auf ſehr befriedigende Weiſe gelöſt, die Hinderniſſe, welche die beiden Herzen trennten, glücklich beſeitigt worden. Die wieder innig vereinten Gatten ſehnen ſich nun nach einem Symbol, einem äußern Zeichen, einer öffentlichen Handlung, die gleichſam das Siegel ihres neuen Bundes ſein ſoll. Dazu habe ich nun Ihre Taufe beſtimmt, mein Fräulein. Sie werden das hohe Glück genießen, von beiden durchlauchtigſten Gatten als lebendiges gottbeſeligtes Pfand des hochheiligen Liebesbündniſſes ihrer geprüften und geläuterten Herzen betrachtet und gehalten zu werden. Um dieſes Ihr Verhältniß zum herzoglichen Hauſe recht klar und anſchaulich in's Licht zu ſetzen, werden Sie zuſammen mit der ganzen fürſtlichen Familie und den Bewohnern Elbena's den Leib und das Blut unſres göttlichen Erlöſers von meiner Hand empfangen. Es wird ein Feſt der Liebe, der Verſöhnung, der Vergebung der Sünden für das hohe fürſtliche Haus, den Hof, die Stadt Elbena und das ganze Land werden. Ermeſſen Sie alſo ſelbſt, welch eine wichtige Stelle Sie von dem Augenblick an einnehmen, wo das geweihte Waſſer über Ihren Scheitel fließt. Beide fürſtliche Perſonen werden vorausſichtlich ein lebhaftes Intereſſe an Ihnen nehmen, und wenn Sie klug und vorſichtig handeln, ſo können Sie der Liebling beider

Gatten werden. Ich werde natürlich nicht ermangeln, meinen Einfluß zur Förderung Ihres Glückes anzuwenden."

„Sie verpflichten mich auf eine Weiſe, die ein armes Mädchen wie mich wirklich in große Verlegenheit ſetzen muß. Das Gefühl meiner Dankbarkeit, und wenn es noch ſo groß und überquellend wäre, wird kein äußeres Zeichen erſinnen können, das auch nur den mindeſten Anſpruch erheben dürfte, Ihrer Güte angemeſſen zu ſein. Macht- und kraftlos bin ich ganz Ihrer Discretion anheim gegeben."

„Sagen Sie das nicht, liebes Kind! Wenn ein ſo ſchönes Herz wie das Ihrige wirklich von ſo ſtarken Gefühlen beherrſcht wird, dann iſt es gewiß auch ſo reich an Mitteln thatſächlichen Ausdrucks, ſich dieſer Gefühle auf würdige Weiſe zu entäußern, daß es ein vollgültiges Aequivalent für Empfangenes zurückgeben und ſich auf jede Weiſe vollſtändig genug thun kann. Sie werden mir ſchwerlich einreden, als kennten Sie den hohen Werth Ihrer Mittel nicht. Ich zweifle ebenſo wenig an Ihrem Verſtand, als an Ihrem Herzen, noch auch an Ihrer richtigen Selbſtwürdigung Beider. Wenn ich an etwas zweifeln könnte, ſo wär' es an Ihrem aufrichtigen Willen, beiden gerecht zu werden."

„O wie ſchmerzt es mich, alſo von Ihnen verkannt zu ſein! Nein, Herr Kirchenrath, den beſten Willen hab' ich gewiß, und wenn ich ebenſo die Fähigkeit beſäße, wie Sie behaupten, ſo dürfen Sie verſichert ſein, daß meine Dankbarkeit die That Ihrer chriſtlichen Liebe einholen wird, ja daß ich mich ſogar beſtreben werde ſie zu überholen."

Da Roſa von Hammer den rechten Fingerzeig über den „Herrn Amtsbruder“ erhalten hatte, ſo wurde ſie bei dieſem leeren Wortgefecht weiter gar nicht warm, ſondern begleitete es nur mit einigen obligaten Blicken, die denn auch ihre Wirkung nicht verfehlten. Sie erreichte vollkommen ihre Abſicht, dem gütigen Oberhirten gleich beim erſten Beſuch die rechte und ächte Geſinnung gegen das neuerworbene Schäfchen zu entlocken. Sie war ſo eigenſinnig, ſo capriciös, es heute gleich durch ſein eignes offnes klares Bekenntniß wiſſen zu wollen, wie ſie mit ihrem Täufer daran ſei und weſſen ſie ſich von ihm zu verſehen habe, und ſie erfuhr es auf die gewünſchte Weiſe; ſie wollte aus des Kirchenraths eignem Munde die Beſtätigung der Beſchuldigungen hören, welche Hammer geſtern auf ſeinen Vorgeſetzten gewälzt, und ſie hörte ſie. Mit der ſüßeſten Sirenenſtimme fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher Lehmann ſie lüſtern lächelnd betrachtet hatte:

„Die Selbſterkenntniß iſt ja die ſchwerſte Tugend des Menſchen und eine Tugend ſo ſtrenger und außerordentlicher Art, daß man ſie ſogar eine Wiſſenſchaft nennt. Ich bin noch zu jung und mit meiner Kunſt zu ſehr beſchäftigt geweſen, als daß ich ſie mir hätte aneignen können. Ich bin jedenfalls vollkommen unklar über mich ſelbſt und über die Fähigkeiten, die Sie an mir entdeckt haben. Es iſt alſo Ihre Pflicht, mich über mich ſelbſt zu belehren und mir den Pfad anzudeuten, den ich bei der Blödigkeit meines geiſtigen Auges von ſelbſt nicht finden kann und doch ſo gern wandeln möchte. Jedenfalls hat Ihnen Herr Collaborator Hammer die nöthigen Andeutungen über mich gegeben;

denn Sie ſelbſt, geehrter Herr, können mich ja doch nicht aus eigner Erfahrung kennen.“

„Nicht Hammer, nicht Hammer, mein holdes Kind, ſondern Woß-Wiesbach hat mir die nöthigen Aufklärungen über Sie gegeben. Er iſt mein Schwager, wie Ihnen wohl bekannt iſt, und ſchenkt mir viel Vertrauen.“

„Ah ſo!“ rief Roſa und lachte leichtfertig. Wenn Lehmann dieſes Lachen hätte verſtehen können, er würde ſich davor entſetzt haben. Der Ausdruck ihrer Augen hatte während deſſelben etwas Tigerartiges.

„Es wird von unberechenbarem Vortheil für Sie ſein, liebenswürdige Roſa, wenn Sie ſich auf's Innigſte mit mir verbinden. Sie werden ſehen und erfahren, was ich vermag. Die Gnade unſres fürſtlichen Herrn wird Sie in Bälde mit den ſchönſten Beweiſen überſchütten. Benehmen Sie ſich klug und thun Sie keinen Schritt ohne mich, ſo werden Sie die glänzendſten Reſultate erzielen. Mein durchlauchtigſter Freund hat viel Empfänglichkeit für weibliche Schönheit.“

„Ich werde mich ganz Ihrer Führung überlaſſen und nichts ohne Ihren Rath thun, vielmehr denſelben ſehr pünktlich befolgen.“

Der Kirchenrath war entzückt von dieſer treuherzigen Erklärung. „Und Sie werden dann Ihrem für Ihr Wohl ſo thätigen Leiter und Freunde, der Ihnen ein dauerndes glänzendes Glück bereiten wird, aus dem reichen Garten Ihrer Jugend und Schönheit dann und wann eine duftende Blume gern überlaſſen.“

Und wieder lachte Roſa ſo leichtfertig; ſie warf denſelben tödtlichen Haß auf dieſen Menſchen, den ſie auf Wyß geworfen hatte. In dieſem Augenblicke wäre ſie fähig geweſen, den ihr von Lehmann angedeuteten Weg zu gehen, nein zu rennen, nur um ihn, den lüſternen frechen heuchleriſchen Rathgeber, zu verderben, oder vielmehr beide ihr unausſprechlich verhaßte Männer.

„Ein ſehr vortheilhaftes Engagement an der Hofbühne wird zweifelsohne die erſte Folge meiner Bemühungen um Ihr Glück ſein. Aber wie iſt denn das mit dem Müller Uſſemhof? Sind Sie denn wirklich entſchloſſen, dieſem Menſchen Ihre Hand zu geben? Das iſt ja mit meinen Plänen ganz unvereinbar."

„Können Sie wirklich glauben, Herr Kirchenrath, daß ich ſo dumm ſei? Da Sie mich kennen, ſo müſſen Sie auch wiſſen, aus welchem Grunde ich dieſes Verhältniß unterhalten habe."

„Herrlich! Köſtlich!" rief der Oberpfarrer wie elektriſirt. „Sie ſind wahrlich das liebenswürdigſte Kind, das mir vorgekommen iſt. Ich muß Sie küſſen, ſchöner Täufling!"

Und er bog ſich raſch zu ihr hin; ſie wich ihm aber ebenſo raſch aus und rief keck abwehrend: „Es wäre eine große Sünde für einen Oberprieſter der chriſtlichen Kirche, eine Jüdin zu küſſen. Erſt wenn Sie mir mit dem heiligen Taufwaſſer die alte Eva ausgewaſchen haben, erſt dann bin ich des oberprieſterlichen Kuſſes würdig, und er kann ohne Sünde gegeben und empfangen werden."

„Unvergleichliches Weſen! Zauberin!" rief der Kirchenrath in großer Aufregung. „Weißt Du, kleiner, ſüßer

Schelm, daß ich ganz und gar in Deinem Netze zappele! Du haſt mich gefangen, Mädchen; ich bin Dein!"

„Nichts da! Ich nehme den Vogel jetzt nicht an. Alles erſt nach der Taufe. Vor derſelben trennt uns die unüberſteigliche Kluft zwiſchen dem alten und dem neuen Teſtament. Jetzt kein Wort weiter von dieſem Punkt. Laſſen Sie uns ruhig und verſtändig die Vorkehrungen zur Taufe beſprechen!"

Der Kirchenrath zog ihre kleine Hand an ſeine Lippen und ging dann auf das proponirte Geſpräch ein.

Es war gerade nicht zum Verwundern, daß doch einige Stimmchen über Matthies Dreyßig's auffallenden Umgang mit der ſchönen Schauſpielerin bis in's Pfarrhaus zu Jaelfingen gedrungen waren. Zwar hatte der alte Herr in der letzten Zeit große Vorſicht angewendet und bei weitem weniger als früher bei Roſa zu Abend gegeſſen, aber der Wunſch war doch nun einmal in Mamſell Lehmann lebhaft erwacht, ſich über dieſes Sachverhältniß zu unterrichten, und da trotz aller brünſtigen Bittgebete das Kartenorakel ſie im Unklaren darüber ließ, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie ſich in Elbena nach Leuten umſah, von denen ſie allenfalls vorausſetzen durfte, daß ſie befähigt wären, ſie über den betreffenden Gegenſtand, der ihr wirklich einigen Kummer machte, in's Klare zu bringen. Ihre Augen fielen bei dieſer Rundſchau auf die rechte Perſon. Nachdem die Familie zuſammen geſpeiſt hatte, wozu natürlicher Weiſe auch Frau Katharina Uſſemhof als deſignirte Braut des Herrn Ebenezer und als

„Ich verzeih' Euch!“ ſagte Mary Chanden und reichte dem Edelknechte die Hand, indem ſie ihr ſchönes Auge mit demjenigen Wohlgefallen auf ſeiner angenehmen Geſtalt ruhen ließ, wie es nur die plötzlich aufwachenden, zeither ungekannten, kaum geahneten Gefühle eines vom Gluthpfeile der Liebe getroffenen Herzens in die Blicke, der Beſitzerin unbewußt, zu zaubern vermögen.

„Euer huldreicher Blick ſchenkt mich mir ſelbſt wieder, während Euer gütiges Wort mich hoch erfreut!“ rief der Jüngling aufſtehend, und in jedem Blicke, in jeder Bewegung ein namenloſes Entzükken verrathend. „Aber noch habt Ihr nicht erklärt, ob ich das Brevier behalten darf,“ ſetzte er mit einem Tone hinzu, der die Überzeugung mit ſich führte, die Bitte könne und werde ihm nicht abgeſchlagen werden.

„Behaltet es immerhin!“ verſetzte Mary, „und wenn Ihr wirklich fromm ſeyd und betet, ſo vergeßt nicht, den Namen eines unbedeutenden Mädchens einzuſchalten, das Ihr mit Gefahr Eueres eignen Lebens aus dem Waſſer gezogen habt.“ In dieſe Worte war die ganze Fülle geiſtiger Anmuth gegoſſen, die aus ihrem körperlichen Weſen leuchtete; ſie

Beſitzerin des Hauſes hinzugezogen worden war, machte Mamſell Maria der Frau Katter einen Ehrenbeſuch auf dem Zimmer derſelben.

Die ſchmutzige Frau fühlte ſich davon abſonderlich geſchmeichelt und kniff die kleinen grauen Augen unter den ungeheuern Brillengläſern lachend zuſammen, während ſie die Hände der „lieben guten Mamſell" ſchüttelte. Jane erhielt ſogleich Befehl, einen guten Kaffee zu beſchaffen.

„Es iſt mir nicht nur eine große Ehre," nahm Frau Uſſemhof das Wort, indem ſie ihren Gaſt auf das Sopha nöthigte, „es iſt mir auch eine gar ſehr große Freude, Sie bei mir zu ſehen, liebwertheſte Mamſell Lehmann. Ab ich habe oft ſchon ſo viel Liebes und Gutes von Ihnen gehört, daß mein Herz ordentlich Verlangen nach Ihrer werthen Bekanntſchaft getragen hat. Ach, ſehen Sie, liebwertheſte Mamſell, nach dem Hingang der guten Frau Sabine hab' ich keine Freundin mehr, keine einzige. Sie war wohl eine wunderliche Frau und hat mich eigentlich ſtets geärgert, wenn wir beiſammen waren — nun ich gab ihr auch wieder Waare drau und es ging in der Regel ein Bischen hitzig herüber und hinüber, aber im Grunde vertrugen wir uns doch recht gut miteinander, hatten uns herzlich lieb und waren die beſten Freundinnen. Es iſt wahr, ſie war ein Bischen gar zu klug und wollte Alles beſſer wiſſen. Dadurch wurde ſie einem oft unausſtehlich, aber ſie war doch eine kreuzbrave Frau und hat mir herzlich leid gethan, als ſie auf ſolch eine elendigliche Weiſe um's Leben kommen mußte."

„Nun ſagen Sie mir nur, beſte Frau Uſſemhof, wie iſt denn das eigentlich geweſen mit dem Tode der ſeligen Frau

Dreyßig? Man hat ſo mancherlei drüber gehört, aber auf den rechten und wahren Grund iſt man deshalb doch nicht gekommen."

Frau Katter's Geſicht erheiterte ſich noch mehr. Sie war doch herzlich froh, einmal Jemand zu haben, wo ſie ihrer Zunge freien Lauf gewähren konnte. Der ſtille Groll, den ſie im Herzen gegen ſämmtliche Glieder der Dreyßig'ſchen Familie hegte und der ſich tief hineingefreſſen hatte, mußte doch dann und wann einmal ausgeſchüttet werden. Mamſell Lehmann kam und fragte ihr ſehr gelegen.

„Wie iſt's geweſen, liebſte Mamſell: die arme gute Frau iſt von ihrem lüderlichen Mannsvolk todt geärgert worden. Gleichſam mit der Hand todt geſchlagen, ſag' ich Ihnen. Es iſt eine ewige Sünde und Schande. Der alte garſtige Mann ſollte ſich vor ſeinen Füßen ſchämen über die Unthat, wie er an der himmliſchen Frau gehandelt hat. Das iſt ein alter Sünder! Pfui, über den Unflath!"

„Sie ſcheinen gar nicht gut auf den Herrn Matthies Dreyßig zu ſprechen zu ſein, liebe Frau Uffenhof."

„Wer könnte das auch, liebſte Mamſell, der ihn kennt? Ich bitte Sie, beſte Mamſell! Dieſe Dreyßige ſind abſcheuliche Menſchen, ich glaube aber der Vater iſt der ſchlimmſte Patron, ein alter ſcheinheiliger Schuft. Seit das verkommene Komödiantenpack hier im Hauſe herumludert, liegt der alte Schandbalg Abends bei ſo einer Theaterprinzeſſin, bei ſo einer prächtigen Blume, und ſchlemmt und ſchlaucht mit ihr, daß alle Leute im Hauſe und draußen die Mäuler drüber aufreißen. Das iſt eine Bucht und eine Zucht, wie in Sodom und Gomorrha. Und daran iſt eigentlich Frau

Sabine zu Grund gegangen. Sie hat ſich über ihren gottloſen Ehemann todt geärgert.“

„Iſt es denn nur wirklich wahr, daß Herr Matthies manche Abende bei dem Fräulein Feige zubringt? Ich habe auch ſchon davon gehört. Aber da das Mädchen jetzt zur chriſtlichen Taufe vorbereitet wird, und Herr Matthies bekanntlich ein ſehr frommer und gottesfürchtiger Mann iſt, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß er mit dem jungen Mädchen religiöſe Zwiegeſpräche hält und ihr zuvor weltlich geſinntes Herz dem Himmel zuwendet.“

Frau Katter ſchlug eine helle Lache auf und ſchenkte den Kaffee ein, welchen Jane eben gebracht hatte. „Höre, Jane, ſage doch der Mamſell Lehmann, was der alte Herr Abends bei der Komödiantin treibt. Du weißt's ja am Beſten.“

„Wechſelgeſchäfte,“ verſetzte die Kalbsaugige lachend und verließ das Zimmer.

„Wechſelgeſchäfte?!“ wiederholte Maria erſtaunt. „Wie iſt denn das zu verſtehen? Ich kann's nicht klar kriegen, liebe Frau Uſſemhof. Geben Sie mir doch gefälligſt Licht darüber.“

„Nun ſehen Sie, liebſte Mamſell, ich hätt' es auch gern gewußt, was der alte Menſch mit dem Judenmädchen vernimmt, wenn er Abends bei ihr auf dem Zimmer iſt. Die Jane da, unſre Köchin, iſt eben ein anſtelliges Menſch, mit dem ſich was ausrichten läßt. Sie hat mir nun ſchon ſieben Jahre treu und redlich gedient und all ihre Sachen brav und ordentlich verrichtet. Der ſeligen Frau Sabine hat ſie manchen ſchönen Gefallen gethan, denn worüber ich nicht und auch kein Menſch weiter der guten Frau Auskunft verſchaffen konnte, das machte die Jane möglich. 'S iſt ein Prachtmenſch das! Nun ich ſagte: Jane! und ſie ſagte: liebe Madam! Und ich ſagte: Jane willſt Du einen halben Gulden verdienen? und ſie ſagte: ich verdiene immer gern Geld auf redliche und ordentliche Weiſe. Und da ſagte ich wieder: verſchaff mir gute Nachricht, was der alte Schuft Abends bei dem Judenmenſche treibt. Und ſie ſagte wieder: Das ſollen Sie ganz genau erfahren. Ich ſtehe mit der Judenmamſell ihrem Hausmädchen — Veilchen heißt ſie — ganz gut. Nun hat die Judenmamſell eine ſehr große viereckige Korbwanne mit einem Deckel, die heißt der Garderobenkorb. Dieſe Korbwanne iſt ſo lang, ſo breit und ſo hoch, daß wohl ein Dutzend geſtärkte und gebügelte Kleider der Länge nach darin liegen können. Darin werden all ihre Kleidungsſtücke, die ſie beim Komödieſpielen braucht, Abends in's Theater und wieder heim getragen. Ich oder der Schuſter — das iſt Jane's Schatz — und Veilchen tragen ihn. Früh nimmt Veilchen die Kleider heraus und hängt ſie in die Spinde, der Korb bleibt aber den ganzen Tag bis zum andern oder dritten Abend, wo wieder geſpielt wird, leer im Zimmer ſtehen hinten in der Niſche an der Wand und wird da ſchier wie ein Tiſch verwendet. Nun ſehen Sie, liebe Madam, in dem Korbe können zwei und drei Menſchen liegen; da will ich gegen Abend neinkriechen, wenn das Fräulein Roſa nicht zu Hauſe iſt. Wenn aber nach mir gefragt wird, ſo ſagen Sie, Sie haben mich weggeſchickt. Wenn das Fräulein Roſa zu Bette iſt, kriech' ich wieder heraus und komm' zu Ihnen und bericht' Ihnen Alles getreu, was der Alte und das Fräulein zuſammen geſprochen und gethan haben. Das war ich zufrieden, und die Jane führte Alles ſo aus, wie ſie's angegeben hatte. Nun denken Sie ſich, liebwertheſte Mamſell, Abends ſpät kommt mir das Menſch noch und erzählt haarklein ein Langes und ein Breites, was ſie im Garderobekorbe mit angehört hat, nichts als von Wechſelcourſen, von Actien, Staatsſchuldſcheinen, Coupons, nichts als Geldgeſchäfte. Es geht aus dem ganzen wunderlichen Gerede ſo viel hervor, daß der Alte, der wahrſcheinlich nichts von Bankgeſchäften verſteht, ſich des Judenmädels, die den Handel wohl gut verſtehen mag, bedient, um bei großen Banken Geldgeſchäfte zu machen. Da haben Sie die Geſchichte. Ein Schelm ſagt mehr als er weiß.“

Mamſell Maria ſchüttelte ungläubig mit dem Kopfe, daß das Blumenbouquet auf ihrer Haube in ſtarke Bewegung gerieth, und meinte endlich, die Sache ſei ſo wichtig, daß man genauere Nachforſchungen darüber anſtellen müſſe.

Beim Kaffee erzählte Frau Katter alle Umſtände möglichſt ausführlich, welche ſich beim Tode der Frau Sabine ereignet und auch nicht ereignet hatten, und ſchloß mit einem negativen Lobgeſang auf den „alten Schnitt“.

Mamſell Lehmann berichtete nun ihrerſeits auch nicht in gedrängter Kürze, wie der „alte Herr“ ihr vor einigen Wochen einen Beſuch gemacht, ſie ſehr koſtbar mit dieſem Kleide und dieſem Shawl beſchenkt habe — ſie hatte beides am Leibe und zeigte es vor — und ihr ſehr angelegen habe, ihm nach Ablauf des Trauerhalbjahrs ihre Hand zu geben. Sie habe zwar nicht die mindeſte Luſt in den Eheſtand zu treten; denn das wiſſe ja jeder verſtändige Menſch, daß der Eheſtand ein Weheſtand ſei, auch habe ſie einen geliebten Bräutigam durch den Tod verloren und damals Gott und dem Seligen gelobt, ihm die Treue ihr Lebelang zu bewahren und im Himmelsſaal ihm einſt als reine keuſche Jungfrau an das Herz zu fallen, aber Herr Matthies habe ſich erſt hinter ihre Schwägerin geſteckt und ſei dann ſogar nach Saſſenau zu ihrem Bruder gereiſt, und habe auch dieſen für ſich gewonnen. So werde ſie nun von allen Seiten beſtürmt und könne ſich nicht rathen noch helfen. In der Angſt ihres Herzens habe ſie ſich zu ihrem himmliſchen Vater geflüchtet und ihn inbrünſtig angefleht, daß er ihr ſeinen Willen gnädigſt und liebreichſt eröffnen möge; denn ſie bete allezeit: „nicht mein, ſondern dein Wille geſchehe!“

„Herr, wie du willſt, ſo ſchick's mit mir
Im Leben und im Sterben.
Allein zu dir ſteht mein' Begier,
Nur laß mich nicht verderben.“

Auf dieſes Gebet habe ihr der Herr in der folgenden Nacht den Erzengel Gabriel an's Bett geſchickt und ihr eröffnen laſſen: ſie ſolle nicht wider den Stachel lecken. Es ſei im himmliſchen Rath beſchloſſen, daß ſie die Frau des Herrn Matthies Dreyßig aus Oberndorf werden müſſe, und ſo ſolle ſie ſich gefaßt in ihr Schickſal fügen. Dafür werde ihr die Krone der Vergeltung dermaleinſt zu Theil werden. — Auf dieſe himmliſche Botſchaft habe ſie ſich die Karte gelegt und aus dieſer ſei klar zu erſehen geweſen, daß ihr durchaus keine Rettung übrig bleibe: ſie müſſe den ſchönen und liebgewonnenen Jungfernſtand aufgeben.

„Na, hören Sie, liebwertheſte Mamſell,“ ſagte Frau Katter mit großer Ernſthaftigkeit, „ich will nichts dazu ſagen; wenn Sie aber da nur nicht in's Töpfchen treten. Der Alte iſt ein ſcheinheiliger Böſewicht. Ich kann ein Lied von ihm ſingen. Wenn Sie die Sache mit guter Manier wieder können rückgängig machen, ſo thun Sie's ja Ihres Heils wegen; das rath' ich Ihnen als aufrichtige Freundin. Sie legen ſich mit dem alten Sünder wahrlich nicht auf Roſen und greifen auch in keinen Glückstopf. Der macht Ihnen noch die Hölle heiß, ſo alt er auch ſchon iſt. Können Sie denn als eine chriſtliche ehrbare Ehefrau mit anſehen, daß er Abends Wechſelgeſchäfte mit einem Judenmädchen macht? Pfui! So etwas iſt ja nicht permittirt und eine Schande vor Gott und Menſchen.“

„Die Perſon muß erſt fort aus der Stadt. Ich leide ſie nicht. Das ganze Theater muß fort. Die Zeit der Komödiantenleute muß ja um ſein. Sie müſſen ſich in eine andere Stadt wenden.“ So eiferte Mamſell Lehmann.

„Na Glück zu! Ich habe nichts dagegen. Ich habe Ihnen meine aufrichtige Meinung als Freundin geſagt. Thun Sie nun, was Sie wollen, oder vielmehr, was Sie nicht laſſen können. Sie ſprachen mir aber da, daß ſie ſich die Karte gelegt hätten. Verſtehen Sie denn das Kartenlegen?“

„Ei freilich! Und ich denke, es ſoll's mir keine Andre gleich thun. Mein himmliſcher Vater eröffnet mir in der Karte ſtets ſeinen geheimſten Rathſchluß. Was ich in der Karte ſehe, trifft allemal zu.“

„Ja, liebſter Engel, ſo legen Sie ſie mir doch auch einmal. Sie wiſſen ja, ich ſtecke fort und fort in dem fatalen Proceß, und die Dreyßig, Vater und Sohn, die abſcheulichen Menſchen, ſagen mir niemals, wie's eigentlich damit ſteht. Da kann ich's ja durch Ihre Karte erfahren, was mir bevorſteht.“

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen zu Willen ſein,“ verſetzte Maria und zog, zum freudigſten Erſtaunen der Frau Katter, ein Spiel Karten aus ihrem jungfräulichen Buſen hervor. „Wollen Sie aber nicht die Thür verſchließen, liebe Frau Uſſemhof? Ich kann die Ueberraſchungen nicht leiden.“

„Ganz nach Ihrem Wunſch. Darf ich vielleicht mit einem Glaſe guten Liqueur aufwarten, liebſte Mamſell? Curaçao, Perſiko, Pomeranzen, Teichmeier, Kümmel? Sie dürfen nur befehlen.“

„Ein Pomeränzchen nehm' ich ſchon an.“

Frau Katter öffnete einen Wandſchrank und nahm Flaſche und Gläſer heraus, füllte die letztern und that im Rücken ihres Gaſts einen herzhaften Zug aus der Flaſche. Mamſell Maria miſchte die Karten, ließ abheben, Blätter ziehen, breitete das Buch auf den Tiſch aus und begann den pythiſchen Orakelſpruch.

Als am folgenden Vormittag der Kirchenrath mit dem alten Herrn ausgegangen war, um in der Kirche Anordnungen zu Roſa's Taufe zu treffen, bat Mamſell Maria fein zimperlich Herrn Ebenezer um ein paar vertrauliche Worte unter vier Augen. Er führte ſie höflich auf die Schulſtube und nahm neben ihr Platz.

„Lieber Herr Trepſig,“ begann ſie mit möglichſter Rührung und Empfindſamkeit, „wenn irgend ein Menſch an der Welt für das Wohl Ihres werthen Hauſes portirt iſt, und für Ihr perſönliches ins beſondre, ſo bin ich's —“ ſie hielt inne und betrachtete ihn mit äußerſt gütigen und liebevollen Blicken. Ebenezer, an dergleichen Situationen und Anreden auch im mindeſten nicht gewöhnt, kam in große Verlegenheit, oder vielmehr die Verlegenheit, in welche ihn die Bitte der ehr- und tugendſamen Pfarrmamſell geſetzt hatte, ſteigerte ſich ungemein, und er wußte in der That nicht von fern, was er ihr antworten ſollte. Er machte alſo einige ſtumme und ſehr ungeſchickte Verbeugungen und ſchwieg.

„Ja ich halte es für meine Lebensaufgabe, für meine mir von meinem himmliſchen Vater aufgetragene Miſſion, Ihr Glück zu begründen, Ihnen den Beſitz dieſes Hauſes mit allen Gnadenbewilligungen des allerdurchlauchtigſten Fürſtenhauſes zu verſchaffen und Sie mit meiner ſehr werthen und verehrten Freundin, der Frau Katharina Ulmhof, im geſetzlichen Ehebündniß zu vereinigen und dann zu ſterben. Ja ſterben!“ ſchrie ſie auf, und der Bock ſtieß ſie heftig, daß ſie hoch aufſchluchzte und ſich mit dem batiſtenen Taſchentuche die Thränen, die ihr aus den Augen ſtürzten, abtrocknete.

Ebenezer fuhr ſich in grauſamer Verlegenheit mit der Hand hinter die hohe Halsbinde und erwiſchte bei dieſer Gelegenheit die Federſpule, die er ſich hinter das rechte Ohr geſteckt hatte. Unbewußt froh über dieſen Fund, nahm er die Feder zwiſchen die Zähne und zerkaute ſie. Die Schurſtube hatte ihn ſchon mancher Jungfrau und Frau gegenüber in verſchiedenen Situationen geſehen, eine ſolche Verlegenheit hatte ihm noch keine bereitet. Und dabei quälte ihn fort und fort der Gedanke: „wohin will ſie denn nur? wohinaus?“ Er hätte gern Geld darum gegeben — und das wollte gewiß bei ihm viel heißen — wenn ihm nur eine paſſende Antwort in den Mund gekommen wäre; aber es fiel ihm nichts ein, er ſchwieg und verarbeitete die Feder. Maria fuhr endlich gefaßter fort: „Sie werden ein glücklicher Gatte und Hausvater werden und das Ziel Ihrer Wünſche vollkommen erreichen — Alles durch mich; denn ich bin Ihr guter Genius auf Erden, Ihr Engel, ausgeſandt vom Herrn Zebaoth, um Ihren Pfad mit Blumen zu beſtreuen. Ja das iſt des Herrn an mich ergangener Befehl, dem ich als ſeine getreue und gehorſame Magd gehorchen muß. Und wenn ich ihn vollbracht habe, werde ich mein müdes Haupt auf mein Sterbekiſſen legen, und der Herr des Himmels und der Erde wird mich abrufen zu ſeinen ewigen Freuden.“ Neues Schluchzen, neuer Thränenſtrom, neues Manoeuvre mit dem blüthenweißen Taſchentuche von der einen Seite; neuer Angſtſchweiß, neues Federkauen, neue Verwirrtheit von der andern.

Maria fährt wieder fort: „Ich gebe mich ganz in den Willen meines Schöpfers und Erhalters, ich lege mich in die Wunden meines Heilands, Erlöſers und Seligmachers, der mir die Schrecken des Todes überwinden hilft. Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und er wird mich hernach auch waren gewiſſer Maßen ein Abbild ihrer ſelbſt, obgleich ſchnell vorüber rauſchend, aber in dem Herzen des jungen Mannes unvergängliche Spuren zurücklaſſend. Trunken von Wonne, küßte er das zierliche Brevier und ſchwur hoch und theueres, niemals von ſich zu thun bis an ſeinen Tod.

Der junge Edelknecht, deſſen ſehr vortheilhafte Geſtalt ſchon für ihn einnehmen mußte, entwickelte im Laufe der lebhaften Unterhaltung ſo viel Liebenswürdigkeit, daß Miß Mary, die ihn nicht gehen hieß — und er hatte doch ſo lange zu bleiben angeſagt, bis ſie ihm den Wunſch ſeiner Entfernung ausſprechen würde — daß Miß Mary ihrem Schickſal nicht entgehen konnte und wirklich ſeine Gefangene wurde, wenn auch in einem höhern und edlern Sinne, als der Krieger bezweckt hatte.

Als ſie ſich anzukleiden wünſchte, entfernte er ſich; aber er harrte, bis ſie die Heimfahrt antrat, und begleitete ſie bis an das Schifflein. Der Mond goß die mattfarbigen Lichtwellen auf Fels und Fluß; ſie wogten wie halberrathene, halbgeahnete ſüße Liebesgeheimniſſe, die in der Bruſt des Geliebten auf und ab ſteigen, eh' ſie ſich enthüllen, über die in Dämmerung fern verſchleierte Gegend hin; die von den Todten auferwecken. Alles was mit mir geſchieht, das geſchieht durch den dreieinigen dreimalheiligen Gott. Ohne ſeinen allmächtigen Willen fällt mir kein einziges Haar von meinem Haupte. Und ſo iſt's auch nur in ſeinem allweiſen Rathe beſchloſſen, daß ich mit Widerſtreben und gegen meinen Willen meinen züchtigen Jungfernſtand aufgeben und Ihrem Herrn Vater als deſſen drittes chriſtliches Eheweib in aller Tugend und Ehrbarkeit, Gottesfurcht und Frömmigkeit angehören werde.“

Die zerkaute Feder fiel Ebenezern aus dem Munde; ſeine Verlegenheit war auf einmal zu Ende; er ſtarrte die Sprecherin an und ſagte trocken verwundert: „So, ſo! Mein Vater wird Sie heirathen, Mamſell Lehmann. Das freut mich. Ich gratulire. Er hat mir noch kein Wort davon geſagt, und, ſo viel ich weiß, keinem ſeiner Kinder. Das wundert mich.“

„Er will das Trauerhalbjahr erſt vorüber laſſen. Vorher ſoll nicht davon geſprochen werden. Ich würde auch mit Ihnen noch nicht davon geſprochen haben, lieber Herr Sohn, wenn ich nicht eine ganz abſonderliche und dringende Veranlaſſung dazu hätte.“

„Nun ſo laſſen Sie doch hören!“ Ebenezer hatte die Sprache wiedergefunden.

„Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß die Perſon, die da jetzt von meinem Bruder, dem Kirchenrathe, getauft werden ſoll, durch allerlei Künſte und Praktiken Ihren würdigen Herrn Vater an ſich zu ziehen ſucht, und daß er zuweilen Abends auf ihrem Zimmer zubringt. Solches will ſich nun durchaus nicht ſchicken. Das müſſen Sie mir zugeben, lieber Herr Sohn!"

„Vollkommen. Es iſt mir auch nicht recht, wertheſte Mamſell, aber ich habe meinem Vater nichts zu befehlen. Das müſſen Sie mir auch zugeben."

„Ich ſpreche Herrn Matthies Dürſtig auch vollkommen frei. Die verführeriſche Perſon trägt die Schuld ganz allein. Und ich kann und werde ſie nicht länger hier dulden. So wie ſie getauft iſt, muß ſie zum Tempel hinaus. Und das iſt's, weshalb ich eigentlich mit Ihnen reden wollte. Die ganze Komödiantenwirthſchaft ſchadet dem Reiche Gottes in Elbena und verderbt die guten Sitten der Leute. Sie haben ohnedies einen Irrlehrer hier, einen Häretiker, wie ihn mein Bruder, der Kirchenrath, benennt, den alten Diakonus Grünholz, der des Unheils genug in den Herzen und Köpfen anrichtet und die armen beklagenswerthen Menſchen um ihre ewige Seligkeit bringt; da müſſen, um die Ernte des Teufels vollſtändig zu machen, auch noch ſolche gottverfluchte Komödianten ihre Wirthſchaft hier treiben. Man ſieht ja die Fortſchritte, die das Reich des Satans hier macht, recht deutlich mit ſichtlichen Augen. Erſt wird dem Häretiker erlaubt, Gott auf der Kanzel zu läſtern. Als der Gräuel eine Weile gedauert hat, kommen die Teufelskinder, die Komödianten, und verführen und verlocken mit den Künſten der alten Schlange die ſchwachen Menſchen vom ſchmalen und ſteilen Pfad der Tugend und Gottesfurcht ab auf den breiten, ebenen und bequemen Weg des Laſters und der Unzucht. Als das Unheil eine Zeit fortgewuchert, ſchlägt der Erzfeind eine Spielbank hier auf und zerrt mit Würfeln und Karten die Menſchen in den ſtinkenden Höllenpfuhl. Wenn da nicht eingeſchritten wird von Seiten der Frommen und Gerechten, ſo geht in kurzer Zeit ganz Elbena ewig verloren. Der Teufel ſchneidet die Saat und heimſt ſie ein; für den Himmel fällt kein Aehrlein mehr ab. Da muß ich ernſtlich dawider thun; denn ich bin des Herrn Magd. Ich dulde die böſe Wirthſchaft nicht länger. Hat ſie nicht etwa ſchon Unheil genug in Ihrer eignen Familie angerichtet? Sollen wir auch ruhig zuſehen, wie der Teufel uns die Seele Ihres Herrn Vaters hohnlachend vor dem Munde wegnimmt? Nein, mich hat der dreimal heilige Gott als ſeinen Sendboten in dieſes Haus geſchickt, daß ich Heil und Glück in meiner Hand bringe und die Seele des Hausvaters errette. Ich werde dieſe arme Seele dem Teufel entreißen und als ein mir anvertrautes und anbefohlnes Gut meinem himmliſchen Vater überliefern, indem ich ſage: Mein Gott und Herr, ſiehe hier komme ich und bringe dir die gerettete Seele des Herrn Matthies Drewitz aus Oberndorf. Ich habe deinen Auftrag treulich erfüllt. Und als ein gerechter Gott und Vergelter wird er mir den verdienten Lohn nicht vorenthalten."

„Sie machen ſich wirklich ſehr verdient um meinen Vater und um uns Alle," ſagte Ebenezer in ſeiner trocknen kalten harten Weiſe, „und Gott müßte kein gerechter ſein, und gar kein Einſehens haben, wenn er ſolche Verdienſte nicht belohnen wollte."

„Ich werde mich ihm noch wohlgefälliger machen," fuhr die Mamſell noch eifriger fort. „Ich muß hier reine Bahn fehren, ich muß die Stadt fegen von Unflath und Geſtank.

Der alte gottloſe Irrlehrer muß abgeſetzt und in's Elend gejagt werden — er hat's nicht beſſer verdient; die Komödianten müſſen fort, und niemals darf ſich ein ſolcher hier wieder erblicken laſſen, und die hölliſche Spielbank werf' ich mit meinem eignen Fuß umſtoßen und die Spieler und Gauner aus der Stadt karbatſchen, gerade wie unſer göttlicher Herr und Meiſter, deſſen Blut die Menſchheit von Eva's Schande und Adam's Schmach wieder rein gewaſchen hat, die Tiſche der Wechsler im Vorhof des Tempels umſtieß und das Otterngezücht mit der Geißel vertrieb. Hernach werde ich eine Betſtunde hier einrichten und einen Frauenverein, wozu alle Kaufmannsweiber treten und ſich verpflichten müſſen, bei ihren Männern ernſtlich und nachdrücklich darauf hinzuwirken, daß keiner der Fabrikanten Arbeit erhält, welcher nicht mit ſeiner ganzen Familie meine Betſtunden und die Kirche beſucht, alle ſechs Wochen zum Gottestiſch geht und das Lebensmanna genießt und ſeine Kinder in der ſtrengſten Furcht des Herrn erzieht. Ich will doch ſehen, ob dieſe Stadt nicht fromm zu machen iſt! Ich will es zu ſeiner ewigen Seligkeit zwingen, das dumme halsſtarrige Volk. Ich will das Unkraut aus dem Weizen ausreißen und in's Feuer werfen. Ja das will ich, ſo wahr mir Gott helfe!“

„Der Herr wird Sie dafür ſicherlich mit der ſchönſten Krone des Lebens ſchmücken und Ihnen das Feinſte zu ſchmecken geben, was er denen bereitet hat, die ihn ſo unermeßlich lieben.“

„Ich verſehe mich natürlich bei dieſem meinem frommen Werke Ihres thätigen Beiſtandes, lieber Herr Sohn. Ich bedarf Ihrer kräftigen Unterſtützung; wir müſſen Hand in Hand gehen, und ich werde Sie dafür auch an allem Labſal Theil nehmen laſſen, welches mir mein himmliſcher Vater darreichen wird. Vorerſt ſchaffen Sie mir das unausſtehliche Geſchöpf fort, das da nächſtens getauft werden ſoll. Den Staupbeſen ſollte man ihr geben, ſtatt ſie zu taufen."

„Ich werde mich beſtreben, was an mir iſt, Ihre Wünſche zu erfüllen, verehrte Mamſell. So wie die Taufe vorüber iſt, ſoll ſie fort; es liegt mir ſelbſt daran. Die Zeit der Erlaubniß für das Schauſpiel in hieſiger Stadt iſt ohnehin bald abgelaufen und wird auf keinen Fall verlängert. Es geht ja auch Niemand recht mehr in's Theater; die Leute haben die luſtſpieligen Poſſen ſatt."

„Na, ich verlaſſe mich auf Ihr Wort, werther Herr Sohn. Und laſſen Sie uns nur fein zuſammenhalten; wir wollen ſchon etwas Tüchtiges tendiren. Der Herr ſegne Sie und erleuchte Sie und gebe Ihnen ſeinen Frieden. Und wenn Sie einen Blick in Ihre Zukunft zu thun wünſchen, ſo will ich Ihnen die Karte legen." —

Obgleich Ebenezer von den Herzensergießungen ſeiner Mama in spe eben nicht beſonders erbaut war, ſo hielt er es doch ſeinem eignen Vortheil für angemeſſen, ihre Partei zu ergreifen. Auch fielen ſeine Sympathien mit den übrigen zuſammen. Auch ihm war der alte Diakonus Grünholz ein Dorn im Auge; auch ihn ärgerte die Komödiantenwirthſchaft, zumal ſeit er die Ehre erfahren hatte, auf der Bühne portraitirt zu werden, und Roſa Feige war ihm eine ſehr gleichgültige Perſon, ſeit ſein Geſchäft mit ihr abgemacht war; auch ihm war die Spielſpelunke ein Gräuel, ſeit ſie ihren oder vielmehr ſeinen Zweck erfüllt und den Müller Ußenhof vollends ruinirt hatte. Er fand es den Verhältniſſen ſehr angemeſſen, ſich der künftigen Mama gefällig zu zeigen; von ihr erwartete er viel für ſeinen großen Zweck, von der Schauſpielerin dagegen gar nichts. Alles was ihm Wolf in dieſer Hinſicht geſagt hatte, hielt er für eitel Spiegelfechterei und Flunkerei. Er nahm ſich daher vor, ſowohl mit Wolf als mit ſeinem Vater zu ſprechen, damit Roſa auf eine ſchickliche Weiſe ſogleich nach ihrer Taufe den Laufpaß erhalte. Der Letztere kam ihm aber zuerſt in den Wurf.

„Ich dachte, Sie hätten mir doch auch eine Mittheilung über Ihre Verlobung machen können,“ ſagte der Sohn mit möglichſter Beſcheidenheit.

„Was redeſt Du da?“

„Muß ich es erſt von der andern Seite erfahren, daß Sie auf Freiersfüßen gehen.“

„Woher haſt Du das? Wer hat Dir etwas davon geſagt?“

„Nun die Mamſell Braut ſelbſt. Ich gratulire!“

„Welche Mamſell Braut?“

„Nun Sie können doch nicht mehr Bräute haben. Ich denke Sie haben an der Einen ſatt und genug.“

„Ich will wiſſen, wer Dir etwas von meiner Verlobung geſagt hat?“

„Mamſell Lehmann hat ſich mir als Ihre Braut vorgeſtellt.“

„Jetzt wird mir's doch zu bunt. Dieſes Weibsbild muß den Verſtand verloren haben, oder ſie will mich ordentlich zwingen, ſie zu heirathen. Sie irrt ſich; ich laſſe mich nicht ſo dran kriegen."

„So haben Sie ſich nicht mit der Mamſell verlobt?"

„Es iſt mir nicht einmal im Traume eingefallen. Die Mamſell machte mir ſchon allerlei wunderliche Zumuthungen, als ich ihr und ihrer Schwägerin die Meßpräſente überbrachte. Sie ſteifte ſich ordentlich darauf, dieſelben für Brautgeſchenke zu erklären. Ich habe nicht von der lächerlichen Sache geſprochen, um eben gar kein Aufhebens davon zu machen. Nun hat aber vor einer Stunde der Collaborator Hammer in mich hineingeredet, ich ſoll mich partoutement mit der Mamſell Lehmann verloben. Der Herr Kirchenrath denkt wahrſcheinlich, weil wir ihn jetzt ſehr nöthig brauchen, ich muß zugreifen und die Mamſell nehmen, ich mag ſie wollen oder nicht. Dafür, daß Du den Herrnhof bekommſt, ſoll ich die Mamſell bekommen. Die Rechnung iſt gut gemacht, aber doch ohne den Wirth. Ich drücke jetzt die Ohren an und ſchweige ſtill; aber die Sache muß doch endlich zur Entſcheidung kommen. Wenn Du den Herrnhof nur unter der Bedingung erhalten ſollſt, daß ich die Mamſell nehme, ſo kannſt Du in Gottes Namen Verzicht leiſten."

„O!" ſtöhnte Ebenezer mit einem kläglichen Geſicht, „ſo hart werden Sie ſich doch nicht finden laſſen, lieber Vater. Wenn's durchaus nicht anders iſt und ſein kann, ſo werden Sie doch wohl in den ſauern Apfel beißen. Muß ich doch die Frau Natter heirathen und bin noch ein junger Mann. Das iſt auch keine ſchöne Ausſicht."

„Ich kann viel für meine Kinder thun, und habe viel für ſie gethan; aber Alles hat ſeine Grenzen. Die Mamſell Lehmann heirath' ich ein für allemal nicht. Wie geſagt, und wenn die herzogliche Urkunde zugeſagt würde auf den Hochzeitstiſch gelegt zu werden und die beſtimmte Verſicherung, daß ſie niemals erfolgen würde, wenn ich die Mamſell nicht nähme, ich nähme ſie doch nicht. Du weißt nun meine unabänderliche Meinung. Da iſt ein Wort ſo gut wie zehne. Ich nehme ſie nicht. Punktum!"

„Freilich ſagen die Leute, Sie würden die Schauſpielerin heirathen," platzte Ebenezer ärgerlich heraus, „ich kann es aber nimmer glauben, daß es ſo weit kommen ſollte. Nein eine verlaufene junge Perſon, die erſt des Voß und dann des Kantors-Adolfs Schätzchen geweſen iſt, kann doch unmöglich Ihre Frau werden. — O die Schande können Sie Ihren Kindern nicht anthun, ihnen ein blutjunges Komödiantenmädchen, eine getaufte Jüdin zur Stiefmutter zu geben! Sie ſind ja doch ſtets ein beſonnener gottgetreuer Ehrenmann und ein frommer chriſtlicher Hausvater geweſen. So ganz und gar können Sie ſich nicht geändert haben, daß Sie uns das anthäten."

Matthies war blutroth vor Zorn geworden, aber als ein Mann, der von Jugend auf gewohnt war, ſich in allen Lebenslagen zu beherrſchen, faßte er ſich auch jetzt und antwortete gezwungen ruhig, wenn auch mit zitternder Stimme: „Mein Sohn, ich werde mich ebenſo wenig von Dir und Deinen Geſchwiſtern zwingen laſſen, etwas zu thun oder zu unterlaſſen, wie vom Herrn Kirchenrath Lehmann und deſſen Schweſter. Ich habe ſtets nach meinen eignen Ueberzeugungen gehandelt und dieſe in allen Fällen aus den vorliegenden Umſtänden geſchöpft. Ich werde dieſer Richtſchnur meines Handelns bis an mein Lebensende folgen und von meinen Kindern weder Befehl noch Rath annehmen. Ich werde wieder heirathen oder es unterlaſſen, wie es mir gutdünkt. Und eine Schauſpielerin kann ebenſo gut ein frommes treues Weib werden, wie die fromme Schweſter eines Kirchenraths eine böſe Sieben werden kann. Eine getaufte Jüdin endlich iſt eine ſo ehrliche Chriſtin wie jede Andre. Das iſt mein Beſcheid; gefällt er Dir nicht, ſo trägt mir das nichts aus. Ich bin nicht an meine Kinder gebunden. Wenn Sie mich nicht brauchen, ich brauche ſie nimmer."

Damit verließ er die Stube. Ebenezer kratzte ſich hinter den Ohren, indem er begriff, daß mit dem Alten in dieſer Beziehung durchaus nichts zu machen ſein würde.

Er ging hinüber zum Director Wyß.

„Die meergrüne Maskopei verpflichtet ſich jedem ihrer Mitglieder, ihm in allen Verlegenheiten zu helfen, in allen Nöthen zu dienen, gegen jeden Schädiger beizuſtehen, und Alles was ſeinem Nutzen zuwider iſt, nach Kräften zu entfernen. Ich habe das bei meiner Aufnahme geloben müſſen."

„Ich auch," erwiederte der Director. „Der Orden hält alle ſeine Zuſagen pünktlich. Was ſoll's damit?"

„Wohl! Ich bin jetzt in dem Falle, in dieſer Richtung hin die Hülfe des Ordens beanſpruchen zu müſſen. Eine Perſon, die mich zu ſchädigen beabſichtigt und von der mir Gefahr droht, muß ſchnell entfernt werden, auf welche Weiſe es auch ſei. Sie und der Hofagent ſind die einzigen

Ordensmitglieder in meiner Nähe. Ich wende mich zuerſt an Sie, mein Freund, um Ihre Hülfe anzurufen. Iſt ſie nicht wirkſam genug, ſo muß ich auch den Hofagenten anſprechen. Können wir drei es nicht durchſetzen, ſo muß ich die Ordenshäupter anrufen."

„Wer iſt die gefährliche Perſon?"

„Roſa Feige."

„Ich verſtehe. Sie fürchten, das Mädchen möge ſich in Ihre Familie drängen."

„Ich habe ſtets eine große Meinung von meinem Vater gehabt und ihm eine unbegrenzte Verehrung gezollt. Heute muß ich zu meinem Leid die Erfahrung an ihm machen, daß er in Bezug auf dieſes Mädchen ein Schwachkopf iſt. Ich fürchte, ſie hat ihn ſo ganz und gar eingenommen, daß ſie mit ihm machen kann was ſie will, und ſie wird natürlich dieſen Einfluß benutzen, um mich und meine Geſchwiſter auf alle Weiſe zu ihrem Vortheil zu ſchädigen. Dem muß vorgebeugt werden. Sie muß verſchwinden."

„Wohl! Ihr Wille, mein Freund, ſoll und muß geſchehen. Der Orden hat ſich Ihnen dazu verpflichtet. Thun Sie aber jetzt weiter keinen Schritt. Erſtlich habe ich von meinem Schwager, dem Kirchenrath, die beſtimmte Zuſicherung, daß Roſa gleich nach ihrer Taufe beim herzoglichen Hoftheater engagirt wird. Ich habe ihm bereits ihr Repertoire überreichen müſſen, das er an den Herzog befördert hat. Sollte aber dieſes Engagement wirklich gegen alle Erwartung fehlſchlagen, ſo darf ich Ihnen eine andre gute Ausſicht ſtellen. Im Vertrauen: meine Angelegenheit mit der alten Herzogin ſteht ſo gut, daß ich nächſtens zu ihrem Hof-

Wellen ſangen dazu ein ſo paſſendes Lied, worin auch auf jene Geheimniſſe angedeutet wurde; die Bäume ſchienen rauſchend einzuſtimmen und die Felshäupter beifällig zu nicken, und der Mond ſah ſo ſchelmiſch lachend auf das Alles herab, als wollte er jeden Augenblick den Mund aufthun und das Geheimniß vollends verrathen, weil doch Welle und Bäume und Felſen neckiſch damit zauderten. Es war eine herrliche Nacht und der Kriegsmann plauderte viel und Mary hörte ihm mit ſolchem Wonnebehagen zu, daß ſie die Zeit ganz vergaß, bis plötzlich das Rauſchen eines Schiffes, welches von der Stadt herkam, ſie empor ſchreckte. An dem aus demſelben herüber tönenden Rufe erkannte ſie die Stimme ihres Vaters. Raſch riß ſie ſich los.

„Vergönnt einem Armen, Euch täglich, ſo lange er in dieſer Gegend weilt, von der Spitze dieſes Felſens einen Gruß zuzuwinken, wenn Ihr in der Abendſtunde vorüberfahrt!“ flehte der Jungling, und: „Ich komme morgen!“ erwiederte Mary, eh' ſie überlegen konnte, was ſie ſagte. Aber noch ein Mal wandte ſie ſich raſch um und fragte: „Wie heißt Ihr, Sir? damit ich doch einen Namen habe für Euer Bild.“

cavalier und Kammerherrn ernannt werden werde. Natürlich kann ich nicht der Schauſpieldirector Woß bleiben. Meine Geſellſchaft löſt ſich in einigen Wochen auf, und ich verſchaffe Roſa'n ein gutes Engagement möglichſt weit von hier. Ich denke aber, das wird ſich nicht nöthig machen. Mein Schwager hat ſchöne Pläne mit dem Mädchen vor, die ſich freilich ganz und gar nicht damit vertragen, daß ſie Ihres Vaters Liebchen oder wohl gar Ehefrau ſei. So wie ich ſie kenne, wird ſie es vorziehen, als gehätſcheltes Glückskind eine glänzende Rolle an einem Hofe zu ſpielen, als ſich von einem alten wunderlichen Mann abhängig zu machen. Auch haben wir ein altes oft bewährtes Sprichwort: Ein Frauenzimmer, das ein Paar Sohlen auf der Bühne durchgelaufen hat, kann nicht mehr davon bleiben. Dieſer Zauber wird ſich auch an Roſa'n geltend machen. Alles dieſes zuſammengenommen, denk' ich: Sie haben nicht viel von ihr zu fürchten. Sollte aber meine Meinung dennoch eine irrige ſein, und das Mädchen Ihnen jetzt oder ſpäter gefährlich werden, ſo wird der Orden auf Ihr Verlangen ſogleich einſchreiten und ſie unſchädlich machen. Sie ſind alſo für alle Fälle geſichert."

Ebenezer gab ſich mit dieſer Erklärung zufrieden.

Der alte Matthies war ſo ſehr in Roſa'n verliebt, daß er ihr durchaus nichts verſchweigen konnte. Sobald er allein bei ihr war und ihre Augen und der ſüße Ton ihrer Stimme ihre Herrſchaft über ihn auszuüben begannen, wurde er zum plauderhaften Kinde. Er hatte ihr ebenſo wenig die Machinationen der Mamſell Lehmann und ihres Bruders vorenthalten, wie er ihr jetzt ein Hehl aus ſeines Sohnes Ebenezer's feindſeligen Geſinnungen gegen ſie machte. Aber auch Herr Wyß hatte Gründe, ihr einen freundſchaftlichen Wink hinſichtlich Ebenezer's zu geben, und ihr geſprächsweiſe die Bemerkung hinzuwerfen: Sie werde wohl thun, wenn ſie ſich mit Herrn Ebenezer Dreyßig auf einen guten Fuß zu ſtellen ſich keine Mühe verdrießen laſſe. Dies war der ſchlauen Schauſpielerin mehr als genug und bot ihr eine ſehr willkommene Gelegenheit, ihre Kräfte mit denen ihres Gegners zu meſſen. Roſa war keine ſentimentale ſcheue Natur, die ſich vor dem Zuſammenſtoß mit einer feindlichen Macht fürchtete, im Gegentheil war ihr Kampf Bedürfniß, und ſie zeigte ſich ſehr geneigt, den Gegner aufzuſuchen und herauszufordern. So machte ſie's jetzt mit Ebenezern. Sie fühlte eine Art wollüſtigen Dranges, es gerade mit dieſem Menſchen aufzunehmen, ihn niederzuwerfen, ihm ihre geiſtige Ueberlegenheit fühlen zu laſſen, ihm den Fuß hohnlachend auf den Nacken zu ſetzen und ihn zu ihrem Sklaven zu machen. Sie wußte zu gut, daß Ebenezer ſie haſſen mußte, weil er bei all' ſeiner ſeeliſchen Beſchränktheit doch Geiſt genug beſaß, um einſehen zu müſſen, daß ſie ihn durchſchaue, ſeine Schliche verfolge und ſeine Zwecke errathe. Und weil ſie das wußte, deshalb ſuchte ſie den Kampf mit ihm, und im Beſitz der beſten Waffen war ſie von vorn herein gar nicht zweifelhaft, wie die Entſcheidung ausfallen würde. Sie ſchrieb ihm ein Handbillet mit der dringenden Bitte, ihr ſeinen Beſuch zu gönnen, da ſie über eine wichtige Angelegenheit nothwendig mit ihm zu reden habe.

Ebenezer ſtellte ſich zur beſtimmten Stunde ein. Eigentlich war er ſchon verloren, als er ihre Schwelle überſchritten hatte. Niemals betritt man die Höhle des Löwen ohne Schaden. Er benahm ſich befangen, unſicher, linkiſch; ſie mit voller moraliſcher Freiheit, Ueberlegenheit und feinem Takt.

„Ich danke Ihnen verbindlichſt, Herr Dreyßig, daß Sie ſo freundlich ſind, meinen Wunſch zu erfüllen. Nehmen Sie Platz und laſſen Sie uns mit aller Ruhe, ohne Aufregung und Leidenſchaft mit einander reden.“

„Ich erwarte Ihre gütigen Mittheilungen, mein Fräulein —“

„Wir ſind in einer Geſchäftsverbindung, Herr Dreyßig, die ſich ihrer Auflöſung naht. Ich denke, es werden kaum noch einige Wochen verſtrichen ſein, ſo ſtehen Sie am Ziel Ihrer Wünſche und ich habe meine gegen Sie übernommenen Verpflichtungen erfüllt. ‚Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.‘ Meinen Sie nicht ſo, Herr Dreyßig?“

Ebenezer grinſte und ſtieß einige unartikulirte Töne aus, die nur über ſeine Verlegenheit Licht gaben. Er verwünſchte im Stillen die Mamſells und Fräuleins, die ihn ſeit Kurzem in ſolchen ungewohnten Zuſtand verſetzten.

„Und wenn der Mohr nicht von ſelbſt geht, ſo wirft man ihn hinaus,“ fuhr Roſa mit geſchärfter Stimme, ſich an ſeiner Verlegenheit weidend, fort. „Meinen Sie nicht ſo, Herr Dreyßig?“

„In der That, ich verſtehe Sie nicht ganz, mein Fräulein.“

„O lügen Sie doch nicht, Herr Dreyßig! Sie verſtehen mich vollkommen. Nachdem Sie mich benutzt haben, wollen Sie mich los ſein, da Sie Verbindungen ungern ſehen würden, die ich über das bewußte Geſchäft hinaus angeknüpft haben könnte.“

„Was wünſchen Sie denn eigentlich von mir?“

„Das ſollen Sie gleich erfahren. Menſchliche Verhältniſſe laſſen ſich nicht wie ein Rechenexempel rein abſchließen und die Probe darauf machen. Die Leidenſchaften laufen uns gegen alle Berechnung zwiſchen die Beine, Herz und Verſtand kommen in Streit, die Intereſſen ſchneiden ſich. Jeder hat die Pflicht und das Recht für ſich zu ſtreiten, ſeine eignen Intereſſen nach dem Maaß ſeiner Kräfte zu verfechten. Der Egoismus iſt der mächtigſte Hebel des allgemeinen und des beſondern Fortſchritts. Er fördert nicht nur die Weltgeſchichte, ſondern auch die Familiengeſchichte. Ohne Egoismus ſtänden Welt und Haus ſtill, das Leben ſchliefe ein. Wir ſpielten in der Wirklichkeit das Märchen vom Dornröschen. Alſo ich kämpfe für meinen Vortheil, Sie für den Ihrigen. Da ſich nun unſre Lebensbahnen einmal berührt haben, ſo können wir gar nicht ſo leicht wieder von einander, wie Sie ſich wohl einbilden mögen. Wohl oder übel müſſen wir noch ein gutes Stück Wege miteinander gehen, d. h. können wir unſre Intereſſen nicht miteinander vereinigen und *miteinander* gehen, als Bundesgenoſſen gegen gemeinſchaftliche Feinde kämpfen, ſo müſſen wir *gegen* einander ſtehen, *gegen* einander kämpfen, unſre

Kräfte abmeſſen und uns aus dem Sattel zu heben ſuchen. Wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; eine Neutralität gibt's in dieſem Falle nicht. Sie haben nun ſchon den feindlichen Weg gegen mich betreten, zwar nicht offen und ehrlich, wie ſich's für einen Ehrenmann ſchickt, aber doch verſteckt, heimlich, hinterliſtig, wie ſich's für einen Ehrenmann nicht ſchickt.“

„O mein Fräulein!“ fuhr Ebenezer in der peinlichſten Situation auf. „Das nenn' ich naiv und offen geſprochen! Sie zählen ſtark auf die Rückſicht, die ich Ihrem Geſchlecht ſchuldig bin.“

„Keineswegs. Ich will mir aber nicht denſelben Vorwurf verdienen, den ich Ihnen mache. Ich will durchaus ein ganz klares Verhältniß zwiſchen uns Beiden, entweder ein freundliches bundesgenoſſenſchaftliches, wie es mein Wunſch iſt, oder ein feindliches gegenkämpferiſches, wie es Ihr Wunſch zu ſcheint. Ich biete Ihnen Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft an und werde dann treu und ehrlich Ihr Intereſſe mit dem meinigen verbinden und für das Ihrige einſtehen und handeln, als wär' es ganz und gar das meinige; aber ich nehme auch den Kampf mit an, wenn er mir offen und ehrlich geboten wird, und dann werde ich Ihrem Intereſſe auf alle mir zu Gebot ſtehende Weiſe zu ſchaden ſuchen. Erſt will ich die Bundesgenoſſenſchaft verſuchen; verſchmähen Sie dieſe, dann iſt Feindſchaft und Krieg zwiſchen uns, und Sie dürfen ſich nicht verwundern, wenn ich Ihnen das Leben möglichſt verbittre.“

„Fräulein, was zu arg iſt, iſt zu arg. Sie wollen mich aus aller Contenance bringen, das ſoll Ihnen aber nicht gelingen. Was hab' ich denn eigentlich mit Ihnen zu ſchaffen?"

„Das wiſſen Sie ſelbſt ſehr gut, ſonſt würden Sie nicht heimliche feindliche Schritte gegen mich beabſichtigen. Ihr Vater hat mir als ein ehrlicher Mann Ihre Geſinnungen gegen mich entdeckt und mich vor Ihnen gewarnt. Darauf habe ich beſchloſſen, ohne Weiteres und ohne Mittelsperſonen ſelbſt mit Ihnen zu verhandeln. Sie befürchten, daß ich Ihres Vaters Frau werden und als ſolche Ihr und Ihrer Geſchwiſter Erbtheil ſchmälern möchte. Sie wollen alſo eine ſolche unpaſſende Verbindung verhindern. Ich kann Sie nicht darum verdenken, ja ich lobe Sie ſogar darum. Ich bitte Sie, thun Sie mir daſſelbe Recht an. Ich läugne es gar nicht: eine eheliche Verbindung mit Ihrem Vater wäre meinen Wünſchen ganz angemeſſen. Nun laſſen Sie uns doch einmal die beiden Parteien, von welchen Sie eine zu ergreifen haben, recht ſcharf betrachten und prüfen. Bin ich Ihres Vaters Frau, ſo ſind alle und jede Intereſſen der Familie Dreſſing ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich auch die meinigen, die ich auf alle Weiſe, durch alle Mittel und Wege und mit allen Kräften zu fördern ſuchen muß und werde. Und es ſtehen mir wahrlich der Mittel und Wege nicht wenige auf; es eröffnen ſich mir täglich neue und ſchönere; ich geſtehe Ihnen, nicht um Sie zu beſtechen — das fällt mir nicht ein — ſondern um mir ſelbſt genug zu thun: mein Glück überraſcht mich. Wer mit mir zu Schiffe ſteigt, kann ſich ſorglos der Freude überlaſſen; denn ich darf das alte Wort wiederholen: das Schiff trägt den Cäſar und ſein Glück. Ich habe auch der Kräfte viel und wahrlich nicht ungewöhnliche. Und beim ſichern Vorwärtsſchreiten fühl' ich ſie wachſen und zunehmen. Werd' ich dagegen von Ihnen als Feindin behandelt, ſo wend' ich dieſe Kräfte gegen Sie und entdecke Mittel und Wege genug Ihnen zu ſchaden.“

„O!“ lachte Ebenezer gezwungen ſpaßhaft; „ich möchte wiſſen, wie Sie das anfangen wollten. Bange machen gilt nicht. Ich laſſe mich nicht von Ihnen in's Bockshorn jagen, ſchöne Dame.“

„Achten Sie auch den geringſten Feind nicht für zu unbedeutend, mein Herr! Halten Sie meine ernſten, gemeſſenen und wohlüberlegten Worte ja nicht für leere Prahlereien und Phraſen, gedrechſelt, um mich damit in Ihre Gunſt zu ſchmuggeln. Und wenn ich Ihnen ſage: Ihr Glück und Ihr Verderben liegen dicht neben einander in dieſer meiner kleinen Hand, ſo ſchwöre ich Ihnen zu, in dieſer Erklärung liegt eine tiefe Bedeutung und eine fürchterliche Wahrheit.“

Die mißtrauiſche Krämerſeele wurde ernſtlich unruhig. „Ich wollte Sie erklärten ſich deutlicher über dieſen Punkt,“ ſagte er etwas beſcheidener. „Auf ſicherm Grund und Boden läßt ſich beſſer unterhandeln. Laſſen Sie uns bei der Kehrſeite anfangen. Womit könnten Sie mich verderben?“

„Wozu Drohungen? Ich bin keine Freundin davon. Mit einem Worte, ich werde mit ganzer Seele Ihre Freundin oder Ihre Feindin ſein, und Sie haben entweder Alles von mir zu hoffen oder Alles zu fürchten.“

„Das ſind lauter Hiebe in die Luft. Ich möchte beſtimmt wiſſen, was Sie als meine Feindin thun würden.“

„Das läßt ſich nur im gegebenen Fall ſagen. Aber

Mancher iſt ſicher und trotzig, während ein Andrer ihn am unſichtbaren feſten Faden führt. Man kann ſchwere Geheimniſſe in dichteſte Nacht hüllen und in die feſteſten Gewölbe verſtecken; es gibt Augen, die Nacht und Gewölbe durchſchauen."

Die Wirkung dieſer Worte auf Ebenezern war eine fürchterliche. Er erblaßte und erbebte ſichtlich. Dicke Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn. „Ich weiß zwar nicht, was Sie mit dieſen dunkeln und räthſelhaften Worten ſagen wollen, doch iſt ja der ganze Streit zwiſchen uns nur ein komiſches Scheingefecht. Es fällt mir nicht ein, Ihr Feind ſein oder Sie zu meiner Feindin machen zu wollen. Ich weiß recht gut, daß Sie mir nützen können und wollen, und ich werde mich für Ihre Freundſchaftsdienſte ſtets dankbar und erkenntlich bezeigen. Ich habe den Wunſch und den Willen mit Jedermann in Frieden und Einigkeit zu leben, am meiſten natürlich mit meinem Vater, den ich liebe und ſchätze, und wenn Sie wirklich ſeine Frau werden ſollten, auch mit Ihnen. Ich kann und werde mir nicht herausnehmen, ihm Vorſchriften zu machen oder Hinderniſſe zu bereiten, er mag thun und laſſen, was er will."

„Das heißt alſo mit klaren beſtimmten Worten: Sie wollen mein Bundesgenoſſe ſein und mit mir gemeinſame Sache machen gegen Alle und Jeden, die uns, mir und Ihnen, auf unſerm Wege hindernd in den Weg treten? Ich muß dieſe deutliche Erklärung durchaus heute noch haben, um meine Maßregeln danach zu nehmen. Vor der Taufe habe ich nämlich eine Audienz beim Herzog, und da muß ich reden, handeln, wirken können, entweder in dem einen oder im andern Sinne. Alſo Freundſchaft, Bundesgenoſſenſchaft?“

„Nun ja doch!“

„Hand darauf!“

Er legte ſeine breite Hand in ihre kleine ſchmale Rechte.

„Sie werden bald Urſache haben, Ihren Glücksſtern für dieſen Entſchluß zu ſegnen.“ —

Ebenezer empfahl ſich mit dem unbehaglichen Gefühl eines Beſiegten. Es war ihm nicht wohl in ſeiner Haut. Er wußte aber nichts Beſſres zu thun, als ſich feſt an die Schauſpielerin anzuſchließen, die er, und wenn auch noch ſo unwillig, doch als ſeine Meiſterin anerkennen mußte. Und in der That hatte ſie heute ihre große Meiſterſchaft bewährt. Der höchſte Triumph der Intrigue iſt alle Prädikate der Ehrlichkeit und des offnen Vertrauens für ſich zu haben und hinter dieſem Schilde hervor den Gegner zu entwaffnen. Roſa war nichts weniger als ehrlich gegen Ebenezern geweſen; ſie wollte auch keineswegs ſeine Bundesgenoſſin ſein. Vielmehr wollte ſie ſeine Herrin ſein und ihn zu ihrem Sklaven, zum ſtummen und willenloſen Vollſtrecker ihrer Befehle machen. Sie feierte ihren Triumph vollſtändig. Er fühlte die Kette, die ſie ihm überwarf, er knirſchte hinein, aber es blieb ihm durchaus kein Ausweg weiter.

Als die Zimmerthüre zwiſchen Beiden war, ſah ſie ihm verächtlich nach und ſagte bitter lachend: „Schlange, zu Boden, in den Staub mit Dir, wohin Du gehörſt! Und meinen Fuß auf Deinen Nacken!“

„Auf allergnädigſten Befehl Ihrer Hoheit der regierenden Frau Herzogin“ war die ſolenne Taufe des Fräuleins Roſa Feige auf den nächſten Freitag anberaumt worden, damit ſie, nach den ausdrücklichen Worten der hohen Frau, „an dem Tage des göttlichen Heils, das uns aus dem Blute Jeſu Chriſti aufgeblüht iſt, theilhaftig werde, an welchem der Gottmenſch aus der unergründlichen Fülle ſeines Erbarmens mit der verirrten Menſchheit daſſelbe am Kreuzesſtamm vergoſſen.“ In Elbena wurden bedeutende Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet. Donnerstags Vormittags langte der Herzog auf dem Jagdſchloſſe Friedrichsruh an. Roſa war Tags vorher ſchon durch ein auf duftendes und verziertes Seidenpapier geſchriebenes Briefchen des Kirchenraths davon in Kenntniß geſetzt, und daß er ſie abholen werde, um ſie der durchlauchtigſten Landesherrſchaft vorzuſtellen. Sie erwartete ihn alſo einfach, aber ſehr geſchmackvoll und koſtbar gekleidet. Matthies hatte ihr für dieſe Vorſtellung ein ſilbergraues Brokatkleid machen laſſen. Gegen Mittag fuhr ein Hofwagen in den Herrnhof, aus welchem der Herr Kirchenrath ſtieg, um ſich auf Roſa's Zimmer zu begeben. Auch er war im feinſten ſchwarzen Anzug. Das Ritterkreuz des herzoglichen Hausordens am rothen Bande hob ſich gut vom ſchwarzen Hintergrunde ab. Als ihm Roſa entgegentrat, prägte ſich die angenehmſte Ueberraſchung in ſeinen Zügen aus, und ſeine Augen funkelten von einem Glanze, der nicht von der Flamme gottbegeiſterter Entzückung ausſtrahlte. Unſre modernen Heiligen unterhalten ihr Feuer mit anderm Holz. Einem ſchönen Mädchen von Weltbildung gegenüber den gottbegeiſterten Frommen, den Exaltir-

„Ich heiße Walter Gaveſton,“ antwortete er ihr zuhauchend, ſtieg raſch über die Felsſpitzen, höher und höher, nach der Richtung des Lagers, und verlor ſich in der Dämmrung.

Miß Mary ſaß mit dem frömmſten Geſichte auf der Welt in ihrem Schiffchen und legte, während ſie dem Schiffe ihres Vaters entgegen fuhr, dem Ruderknechte mit kurzen Worten und dem Angelöbniß eines guten Geſchenkes die ſtrengſte Verſchwiegenheit auf.

Als die Schiffe zuſammen trafen, ſchrie der alte Bürgermeiſter: „Lebſt du noch, mein Kind? Biſt du wohl? Warum haſt du mir dieſe Angſt bereitet? Es iſt bald Mitternacht.“

„Ich bin geſund und wohl!“ verſetzte Mary und erduldete die Umarmung ihres Vaters, der unterdeſſen herüber gekommen war. „Durch meine Unvorſichtigkeit war ich in's Waſſer gefallen; ein fremder Mann, der in der Nähe war, zog mich heraus. Eh' ich mich vom Schreck erholte und die Kleider trocknete, iſt die Zeit verſtrichen.“

„Gelobt ſey die heilige Jungfrau!“ rief Pater Anton ſalbungsvoll, der den Bürgermeiſter begleitet hatte. „Der Traum Eueres Vaters hat wirklich ten ſpielen wollen, wäre ſelbſt in ihren Augen eine lächerliche Rolle. Sie entnehmen ſich aus der großen Vorrathskammer, dem alten Zeug- und Rüſthauſe der Frömmigkeit, nur die in's Niedliche verkleinerten Formen und behängen ſich damit als Bijoux, wie man wohl an Uhrgehängen kleine goldne Kanonen, Mörſer, Lanzen und Schwerter trägt.

„Wenn die Alten die drei Grazien nicht ſtets unbekleidet abgebildet hätten, ſo würde ich Sie fragen dürfen: welche Grazie hat Ihnen Unterricht in der natürlichen und einfachen Kunſt ſich zu kleiden gegeben? Aber Sie haben keines Unterrichts in den Dingen, welche zur Schönheit gehören, bedurft; Sie ſind ſelbſt eine Grazie, holdes Kind, und Ihre eigne Lehrerin. Sie brauchen nur aus der Fülle Ihres Geiſtes zu ſchöpfen. Das iſt der Beweis Ihrer urſchöpferiſchen Kraft, daß das Einfachſte und Natürlichſte an Ihnen die höchſte künſtleriſche Bedeutung erhält. Der Strohhut einer Bäuerin würde auf Ihrem kleinen Haupte zum junoniſchen Schmucke werden.“

„Es kann ſich doch Niemand den allgemeinen Geſetzen der Natur entziehen,“ ſcherzte Roſa. „Sogar in Ihnen berühren ſich die Extreme. Sie haben wirklich gar nicht weit bis zum orthodoxen Heiden. Zwiſchen dem Thyrſus und dem Krummſtabe iſt kein ſo großer Unterſchied; ich glaube ſie ſind urſprünglich beide Hirtenſtäbe, und es iſt immerhin modern-pikant, ſie der Unterhaltung wegen für eine ſchöne Stunde miteinander zu vertauſchen.“

„Ja für eine ſchöne heimliche Stunde!“ lachte der Oberprieſter und drohete der ſchelmiſchen Künſtlerin mit dem Finger. „Ich bin Eklektiker, mein Fräulein, und ſuche das

Schöne, wo es wächſt, im Alten und im Neuen Teſtamente, im Homer und in der Edda. Erſt kommt der Menſch in mir und dann erſt der Prieſter."

„Sind denn beide geſchieden? Stehen ſie denn miteinander im Widerſpruch?" fragte Roſa immer mit froher Laune.

„Sie kennen ja den Goethe'ſchen Fauſt-Spruch:

‚Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen.'

Es iſt eben der Fluch des Zwieſpaltes, der ſeit Anbeginn auf der Menſchheit liegt und den nur die Schönheit, wenn auch nicht aufzuheben, aber doch mit Epheu und Roſen zu überkleiden verſteht. Sie ſind eine Prieſterin der Schönheit; ich bin nur ein Prieſter der Religion. Ihrem Kultus huldigen alle Herzen, dem meinigen nur ein Theil. Auch ich beuge meine Knie vor Ihnen und nehme wohl auch einmal den Thyrſus aus Ihrer Hand für eine ſchöne heimliche Stunde. Doch kommen Sie! Sie ſollen mir das Herz unſres Fürſten erfreuen, der nach dieſer Freude lechzt, wie eine verdorrende Blume nach einem Waſſerſtrahl. Vergeſſen Sie mir über dem Herrn nur den Diener nicht. Die Herzblume des Einen bedarf ſo gut des Regens und Sonnenſcheins als die des Andern. Die Natur kennt keinen Standesunterſchied."

„Ich glaube ſogar, daß die Grazien dem Ganymed holder waren als dem Jupiter," ſagte Roſa mit ihrem reizenden bezaubernden Lächeln.

Der Kirchenrath wurde von dieſen Worten und dieſem Lächeln berauſcht. Er ſtrich ſich das glatt raſirte Kinn und geſtand ſich, daß er, ein ſchöner einnehmender Mann, wohl zu ſolchen köſtlichen Eroberungen berechtigt ſei, wenn ſich ſeine Beſcheidenheit auch geſtehen mußte, daß er zu einem Ganymed doch ſchon zu viel Jahre habe. Inzwiſchen nahm er den verſteckten ſchmeichelhaften Vergleich doch mit ſüßem Wohlbehagen an, und hob das leichte Feenkind in den Wagen, wo er in der heiterſten Stimmung neben ihr Platz nahm. Bald legte er die Hand vertraulich auf ihren Arm und ſagte flüſternd: „Mein holdes Kind, ich will Ihnen einige nöthige Winke für die Audienz bei unſerm hohen Fürſtenpaar geben. Sie gehen mit ſo viel liebenswürdiger Natürlichkeit auf meine ſtillen zärtlichen Wünſche ein, daß ich ganz offen zu Ihnen reden darf.“

„Ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein. Reden Sie ganz offen. Sie werden mich Ihres Vertrauens würdig finden.“

„Seine Durchlaucht unſer gnädigſter Gebieter iſt gerade kein geiſtreicher Herr; er iſt etwas ſchwer von Begriffen; deſto lebhafter und überzeugender iſt durch ſeine ſcharfe und leicht erregbare Sinnesthätigkeit — äußere und innere — auf ihn zu wirken. Schöne Formen gewinnen ihn ſchnell; er liebt die Künſte. Dabei iſt er heftig, aufbrauſend, aber ebenſo ſchnell wieder beruhigt und verſöhnt. Directen Widerſpruch kann er nicht vertragen; man kann ihm aber durch geſchickte Wendungen glauben machen, daß er das Gegentheil von dem meine, was er geſagt hat. Niemandem wird dies beſſer gelingen als einer ſchönen Dame, die ſeine Neigung zu gewinnen verſteht. Frau von Lilienthal lenkte ihn ganz nach ihrem Belieben; aber ihr Glück machte ſie übermüthig; ſie überhob ſich demſelben und bildete eine mächtige Partei, welche den Herzog ſelbſt ziemlich ignorirte und gar keine Autorität neben ſich dulden wollte. Ich glaube, es wird Ihnen nicht ſchwer fallen, die Stelle der geſtürzten Favorite einzunehmen; ich arbeite Ihnen in die Hand. Sie werden ſich dann in Ihrer Stellung um ſo feſter behaupten, wenn Sie ſich der ſtrenggläubigen Partei anſchließen, an deren Spitze die Frau Herzogin ſteht. In mir haben Sie dann einen ſichern und gewandten Führer, der Sie vor jedem Mißgriff bewahrt. Wenn Sie mir genau und getreu folgen und mit mir im innigſten Bunde vereint handeln, ſo können wir die bedeutendſten Reſultate erzielen."

„Wir müſſen doch erſt abwarten, wie ſich Seine Durchlaucht über mich bei Ihnen ausſpricht, was für einen Eindruck ich auf den gnädigſten Herrn mache, dann erſt läßt ſich weiter von der Sache reden und ein Operationsplan entwerfen."

„Ich zweifle nicht am günſtigſten Erfolg. Der Herzog brennt vor Begierde Sie kennen zu lernen. Dieſes Feuer iſt mein Werk. Das Ihrige ſei: es geſchickt zu unterhalten. Die Religion berührt den Herzog nur mit ihrer äſthetiſchen Seite. Mit allem Transſcendentalen, Metaphyſiſchen muß man ihm fern bleiben; er hat keinen Sinn dafür. Auch in der Gottesverehrung liebt er das Plaſtiſche am meiſten. Wo die Myſtik zum plaſtiſchen, greifbaren Wunder ſich geſtaltet, da ergreift und feſſelt ſie ihn, da wird er zum religiöſen Schwärmer. Anders verhält es ſich mit der Frau Herzogin. Sie iſt eine zarte, an großer Nervenreizbarkeit leidende Dame, die zum Ueberſinnlichen, zur Myſtik in ihrer eigenſten Bedeutung neigt; ſie iſt Gefühlſchwärmerin und verſenkt ſich mit Wolluſt in die Tiefen der Religion, die mit der Philoſophie in den ſchärfſten Gegenſatz tritt. Gerade das Geſtaltloſe, nicht mit dem Verſtande zu Faſſende, nicht Anſchaubare iſt ihrer ſchönen Seele ein heiliges Bedürfniß. — Nach dieſen Andeutungen werden Sie ſich ſchnell in die verſchiedenen Rollen zu finden wiſſen, welche Sie bei dem durchlauchtigſten Herrſcherpaare zu ſpielen haben. Ich bin von Ihrer Geſchicklichkeit überzeugt, daß Sie bei Beiden gleiche Fortüne machen werden."

„Ueberſchätzen Sie mich auch nicht? Werd' ich Ihren Vorausſetzungen zu entſprechen vermögen? Sie kennen mich ja noch nicht."

„Mir genügt eine Stunde Verkehr mit einem Menſchen, um ihn kennen zu lernen. Und mein Schwager hat mir die befriedigendſten Aufſchlüſſe über Sie gegeben. Und nun ſchnell einen Kuß auf das ſchöne ſchlanke zarte Händchen! Wir ſind gleich zur Stelle. Und in Sicht des Schloſſes muß ich ganz wieder der ernſthafte Prieſter ſein."

Ein Hoflakai öffnete die Flügelthüren; der dienſtthuende Kammerherr führte den Kirchenrath und Fräulein Feige in das Zimmer. Schon nach fünf Minuten trat der Herzog von der andern Seite herein. Muskulöſe Geſtalt von mittler Größe und militäriſcher Haltung, weit zurücktretende Stirn, plumpe Naſe, ſtarker Schnurrbart, lüſternes ſinnliches Auge, geſundes kräftiges Ausſehen, ein Zug von Gutmüthigkeit und Geiſtesbeſchränktheit um den Mund; wenig ariſtokratiſcher Pli.

Der Kirchenrath ſtellte die Dame vor; in den Zügen des Fürſten drückte ſich mehr als Zufriedenheit und Beifall aus.

„Sie ſind heute noch eine merkwürdig intereſſante Perſon,“ redete der Herzog die Künſtlerin gnädig an, „wie's nur ſehr wenige geben kann, keine Jüdin mehr und noch keine Chriſtin, gleichſam entre chien et loup. Sie würden meine Regierungsräthe in große Verlegenheit ſetzen, wenn Sie ſich heute in das Kataſter wollten eintragen laſſen. Es wäre keine Rubrik für Sie da.“

„So gehöre ich heute ganz allein meinem gnädigſten Landesfürſten, von Gottes Gnaden Stellvertreter Gottes, wie ſonſt die Reichsſtädte, die keinen Herrn hatten, ſich unter den Kaiſer ſtellten.“

„Charmant!“ ſagte der Herzog geſchmeichelt. „Wenn Sie ſich mir aber überliefern, ſo könnte ich leicht verſucht werden Sie zu behalten und nicht wieder herauszugeben. Was würde unſer würdiger Kirchenrath dazu angeben?“

„Durchlaucht könnten ja doch nur ihr ſterbliches Theil behalten. Fräulein Feige kennt die Gebote der chriſtlichen Liebe und Pflicht zu gut, daß ſie nach empfangener Taufe nicht nach Chriſti Wort handeln ſollte: Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott, was Gottes iſt.“

„Gewiß, mein trautes Kind, werde ich, was an mir iſt, Ihnen gern zur ewigen Seligkeit verhelfen. Möchten Sie doch mir eine kurze irdiſche gewähren! z. B. bin ich wirklich ſehr begierig, Sie in einigen Ihrer Rollen zu ſehen, und glaube, daß Sie alle Mittel beſitzen, einen Mann ſelig zu machen.“

Roſa erwiederte keck: „Chriſtus hat geſprochen: Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben.“

„Charmant!“ rief der Herzog zum zweiten Male und lachte herzlich über die eigenthümliche Anwendung des Bibelſpruchs. „Schenken Sie mir zur Seligkeit des Glaubens auch die des Genuſſes. Beide laſſen ſich gar wohl miteinander vereinigen.“

„Wenn nicht, ſo würden wir keine chriſtliche Kunſt haben,“ meinte Roſa. „Die katholiſche Kirche geht mit Recht in dieſem Punkte von den ſtrengen Ausſprüchen der Bibel ab oder erklärt ſie vielmehr im göttlich milden Sinne, während ſie die Calviniſten im menſchlich-harten finſtern Sinne noch verſtärken und ſich um das Schöne im Leben betrügen. Unſre Dichter und Schauſpieler ſollten ſogar wieder auf das chriſtliche Drama recurriren nach Art wie ſonſt die ſpaniſchen Autos ſacramentales waren und die Paſſionsſpiele in Tirol noch ſind. Unſre Bühne ſollte durchaus nicht allein weltlichen Dichtungen gewidmet ſein, es wäre ſogar zu wünſchen und würde zur Hebung der Religioſität und Sittlichkeit ſehr viel beitragen, wenn ſie vorzugsweiſe bibliſche Stoffe oder überhaupt religiöſe Dramen zur Anſchauung brächte.

„Charmanter Gedanke das!“ ſagte der Herzog und ſchnalzte mit der Zunge. „Ganz originell! Man ſollte einen Verſuch machen. Aber woher Dichter? woher Darſteller? Die Menſchen ſind alle zu frivol.“

„Ich habe einen jungen ſehr talentvollen Dichter zur Hand, der ſehr geneigt iſt auf meine Ideen einzugehen, und mit welchem ich wohl verſuchsweiſe die eine oder die andre ausführen würde, wenn Eurer Durchlaucht gnädigſter Befehl uns dazu ermuthigte. Die Bibel, die Martyrologien, die Geſchichte der Kreuzzüge, der Vertreibung der Mauren aus Spanien bieten überreichen Stoff. — Ich trage mich ſeit einiger Zeit mit dem Gedanken, wenigſtens mit lebenden Bildern aus der Heiligengeſchichte zu beginnen, z. B. die büßende Magdalena, die heilige Cäcilie, die heilige Roſalie in gut beleuchteten und zweckmäßig ausgeſtatteten Bildern darzuſtellen.“

„Ah das müſſen wir bald, ſehr bald ausführen, mein charmantes Kind! Als Magdalena müſſen Sie anfangen. Ich bin entzückt von dem Gedanken. Machen Sie jetzt der Herzogin die Aufwartung; ſie iſt vor einer halben Stunde angekommen, und ſchenken Sie mir dann Ihre anregende Unterhaltung noch einige Minuten. Wir müſſen dieſes Kapitel weiter beſprechen.“

Lehmann und Roſa empfahlen ſich. Im Vorſaale flüſterte er ihr zu: „Vortrefflich, mein Engel! Das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. Ich ſah's ihm an, wie jeder Funke bei ihm zündete. Nachher gehen Sie natürlich allein zu ihm. Da werden Sie Ihr angefangenes Werk vollenden.“

Sie ließen ſich bei der Fürſtin anmelden, die ſie ſogleich annahm. Die hohe Gebieterin kam ihnen auf's Freundlichſte entgegen, eine ſchlanke, magere, ſehr leidend ausſehende Dame mit einem großen verſchwommen blauen Auge, milden Zügen, hohe Vierzigerin.

„Ich bin noch in den Reiſekleidern,“ ſagte ſie gütig, „und muß deshalb um Entſchuldigung bitten, aber ich kann mir unmöglich den Wunſch verſagen, Sie gleich bei mir zu ſehen.“

Der Kirchenrath ſtellte den Täufling vor.

„Erlauben mir Ew. Hoheit gnädigſt,“ hauchte Roſa's tiefſtes Gefühl, „Ihnen mein dankerfülltes gottbegeiſtertes Herz zu Füßen zu legen. O zürnen Sie nicht, allerdurchlauchtigſte Frau, wenn mir in dieſem feierlichen Augenblicke der Engelgruß an die Mutter des Herrn in den Mund kommt. Ich kann nicht anders, ich muß ihn ausſprechen, Gott ſelbſt befiehlt es mir.“ Und das Knie beugend, hob das reizende Mädchen das große Auge mit ſchwärmeriſchem Ausdruck zu der Fürſtin empor und ſprach mit dem vollen künſtleriſchen Tone ihres klangvollen Organs: „Gegrüßet ſeiſt Du, Holdſelige! Der Herr iſt mit Dir, Du Gebenedeiete unter den Weibern!“

Die Fürſtin war auf das Angenehmſte von dieſer Begrüßung überraſcht. So herrlich war ſie noch nie begrüßt worden. Einen Augenblick ſtand ſie ſprachlos lächelnd über das holde Mädchen gebeugt und ſah es mit gleichſam verklärten Blicken an, dann ſprach ſie gerührt, und Thränen glänzten dazu in ihrem Auge: „O mein Kind, Du erſcheinſt mir zwar ſo ſchön wie ein vom Himmel mir geſandter Engel, aber fürchteſt Du Dich auch keiner Sünde, dieſen Gruß, welcher der Reinſten der Reinen galt, der Gebenedeieten unter den Weibern, an mich, die ſchwache gnadebedürftige Frau, zu richten? So tief ich ihn empfinde, ich darf ihn ja doch nicht annehmen dieſen Engelsgruß.“

„O nehmen Sie ihn an, Hoheit, von dieſer reinen Magd!“ rief der Kirchenrath mit Emphaſe. „Nein, Sie werden ihn nicht zurückweiſen; denn er gebührt Ihnen mit Recht. Wie ſie, der er zuerſt galt, vom Vater im Himmel erwählt war, der Welt den Heiland zu bringen, der ſie aus den Banden der Sünde und des ewigen Todes erlöſen ſollte, ſo ſind Sie, allerdurchlauchtigſte Frau, von dieſem ewigen und allgütigen Gotte erleſen, dieſem armen Kinde, welches zeither in der Finſterniß irrte, morgen den Heiland zu bringen und mit ihm das ewige Licht und die Wahrheit und das Leben. Ja Sie werden für unſern gläubigen Täufling morgen gleichſam die zweite Mutter des Herrn ſein. Sie wird ihn, den Geiſt der Liebe, von Ihnen empfangen. Und die Dankbare darf wohl zu der Fürſtin, die den Geiſt der Liebe und des Lebens, den heiligen Geiſt, der da ausgehet vom Vater und Sohne, und den Sie, erhabene Frau, in der reichſten Fülle empfangen haben, den Sie über ein ganzes Land und ſeine glücklichen Bewohner in belebender Segensfülle ausgießen und verbreiten, die dankbare Neubekehrte darf an Ew. Hoheit wohl die wahren und ſchönen Worte richten: Gegrüßet ſeiſt Du, Holdſelige! Der Herr iſt mit Dir, Du Gebenedeiete unter den Weibern!“

„Nun ſo ſollſt Du mir willkommen ſein, ſchöner Friedensbote,“ ſprach die Herzogin feierlich und reichte der Künſtlerin die Hand, ſie emporhebend, „willkommen als ein Pfand der göttlichen Gnade für mein Haus, als eine Bürgin, daß dieſes Fürſtenhaus ferner dem Herrn in Furcht und Demuth dienen werde.“

„Der Herr wird ſeine Gnadenſonne darüber leuchten einen Unfall bedeutet; aber Ihr ſeyd gerettet, und Sir Euſtatius wird der Kirche gern ein Opfer ſpenden.“

„Ihr ſollt morgen fünfzig Pfund erhalten. Aber mein Kind, wer iſt der Mann, der dir das Leben rettete?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Mary unbefangen; „er ging davon, als ich noch ohnmächtig war, und weder der Ruderknecht, noch ſonſt Jemand hat ihn gekannt.“

„Schade, daß meine väterliche Dankbarkeit ihm nicht würdig lohnen kann.“

„Gebt der Kirche, was Ihr ihm zugedacht,“ ſagte der Pater, „dann habt Ihr ihn belohnt ſo würdig, wie Ihr nur vermögt.“

„Ihr ſollt morgen hundert Pfund haben.“

Die Rückfahrt wurde angetreten und Miß Mary brachte die Zeit derſelben mit Gedanken an Walter zu, Sir Euſtatius mit Freudeäußerungen und Pater Anton mit ſtillem Groll, daß ſein Plan heute noch nicht gelungen war.

laſſen und es mit der Wolke ſeines Segens überſchatten; die Liebe wird ihm Roſen ſtreuen, und die Treue ihm den Schild halten. Mir aber geſtatte Ihrer Hoheit Gnade, daß ich als Ihre dankbare Magd mein ſeliges Herz Ihrem Dienſte weihe!"

„Ach! wir bedürfen der treuen Herzen in den Stürmen der Zeit, welche Gott ſchickt, um die Welt rein zu fegen vom Wuſt böſer Leidenſchaften. Aber Ihrer Kunſt werden Sie doch nicht untreu werden wollen, mein Kind? Der Herzog wünſcht Sie beim Hoftheater anzuſtellen."

„Ich unterwerfe mich ganz Seiner Durchlaucht Gnade. Was ich aber und wo ich auch ſei, ſtets darf ich zu Gott für Ihr Heil beten, gnädigſte Frau. Und in ſeligen Geſichten mich in den grundloſen Liebesborn verſenken, um meiner Fürſtin ſelig hohes Loos anzuſchauen, das wird meine Luſt ſein."

„Gehörten Sie in Elbena dem Häuflein der Gerechten an, die ſich vom nichtigen Treiben der Welt ab- und der gottſeligen Beſchauung zukehren?"

„Ich werde erſt morgen durch Gottes und Ihre Gnade Chriſtin werden. Doch ſind mir die Gerechten in Elbena liebe Freunde."

„Was iſt Ihre Meinung über den Herrn Ebenezer Dreyßig, der vor Kurzem auf dem Theater dort verhöhnt und verſpottet worden iſt? Ich höre die widerſprechendſten Urtheile über den Mann: die einen preiſen ihn als einen Frommen und Gerechten, der nur Gott wohlgefällige Werke verrichte, die andern ſchelten ihn einen Heuchler und heimlichen Uebelthäter, der die Frömmigkeit nur als Aushängeſchild gebrauche, um ſeine Laſter geſchickt darunter zu verbergen."

„Hoheit, wo wäre die Tugend, die vom Gifte unedler Leidenſchaften nicht angeſchwärzt würde? Die arge Welt haßt und verfolgt wahre Frömmigkeit. Die Chriſtum folgen, müſſen Drangſal erleiden. Er hat es ihnen ſelbſt verkündet: Ihr müßt geſchmäht werden um meines Namens willen. Herr Ebenezer Dreyßig iſt einer von jenen geſchmähten Jüngern Chriſti. Aber er duldet ſtill und rächt ſich nicht an ſeinen Feinden, was er doch ſo leicht könnte. Dieſer Umſtand allein ſchon ſpricht hinlänglich für ſein treffliches gotterfülltes Herz. Dieſer Mann leidet wirklich um Chriſti Namen willen, zu dem er ſich freudigen Muthes bekennt, und iſt der Gnade Ew. Hoheit in jeder Weiſe würdig."

„Hoheit hören aus dem Munde dieſer Unſchuldigen das unparteiiſche Lob beſtätigen, welches ich bei Ihnen einem edlen, aber ſchändlich verleumdeten Manne gab, der, weil er gerade ſeiner ſtillen und prunkloſen Frömmigkeit wegen gehaßt und verfolgt wird, die Gnade und Unterſtützung Ew. Hoheit und des Durchlauchtigſten Herrn in ganz beſondrer Weiſe verdient, zumal das abſcheuliche Pasquill, worin der unſchuldige und gerechte Mann dem allgemeinen Spotte Preis gegeben wurde, von einer Ihrem Hofe nicht fern ſtehenden Partei herrühren ſoll, die es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, alles Göttliche, weil Sie es verehren, Hoheit, zu begeifern und in den Staub herabzuziehen."

„Ich weiß!" ſeufzte die Herzogin. „Muß doch auch ich dulden und leiden von dieſen Gottloſen, welche das Drama verfaßt haben ſollen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß der genannte Verfaſſer des Stücks nach göttlichem und menſchlichem Recht zu mir ſtehen ſollte und doch gegen mich ſteht. Dieſer Verluſt ſchmerzt mich immer von Neuem."

„Vielleicht liegt es im Rathſchluß des Herrn, Ihnen dieſen Verluſt durch ein treues unſchuldiges Kindesherz zu erſetzen, durch dieſes!" Der Gottesmann legte dabei ſeine Hand wie ſegnend auf Roſa's Haupt. „Die Rührung über Ihren gerechten Schmerz, Hoheit, ergreift mich ſo, daß ſie mir ein Geheimniß entlockt, welches dieſes fromme Kind in meine Bruſt gelegt hat. Sie werden mir jetzt, da Sie die Engelsnatur unſerer hohen Fürſtin nun erkannt haben, liebe Roſa, gewiß nicht zürnen, wenn ich die hohe Gönnerin zur dritten Wiſſenden mache. Roſa iſt nämlich eine von jenen auserwählten Seelen, welchen Gott die Weihe kindlicher Vorſchau und Weiſſagung verliehen hat. Wie jene unſchuldigen Kinder im Sevennengebirge zu der Zeit, als der verblendete König Ludwig der Vierzehnte die Evangeliſch-Gläubigen im ſüdlichen Frankreich ſo grauſam verfolgte, die Gabe der göttlichen Weiſſagung empfingen, ſo dieſe zum reinen chriſtlichen Glauben bekehrte Jungfrau in dieſer Zeit des Unglaubens, der Religionsſpötterei. Darum dürfen ſich Ew. Hoheit aber auch feſt auf ihren Ausſpruch verlaſſen. Kein Menſch kann ſich vor ihr verbergen; ſie durchſchaut jedes Herz wie eine Kryſtallkugel."

Roſa gerieth über dieſe unverſchämte Improviſation in nicht geringeres Erſtaunen als die Herzogin ſelbſt. Dieſe ſchlug die Hände zuſammen und ſah mit ehrfurchtsvoller

Scheu auf die Schauſpielerin, die nun, ſo gut ſie konnte, auf die ihr vom ſchlauen Oberprieſter aufgezwungene Rolle einer Seherin eingehen mußte.

„Iſt's möglich?“ rief die Herzogin. „So wird endlich mein heißer jahrelang gehegter Wunſch erfüllt, eine ſolche gottbegnadigte Prophetin zu ſehen. O dann müſſen Sie ja auch mein Herz durchſchauen und wiſſen, daß es, wenn auch nicht frei von menſchlicher Schwäche, doch nach dem reinen Lichte des Sterns ſchmachtet, der einſt in der dunklen Höhle von Bethlehem aufging und die Nacht des Wahns verſcheuchte, der Stern des ewigen Heils, an den wir glauben, auf den wir hoffen, damit wir nicht verloren gehen, ſondern das ewige Leben haben!“

„Gerade deshalb durfte ich Ew. Hoheit mit dem engliſchen Gruße als die Gebenedeiete unter den Weibern begrüßen.“

„Und wie oft ſucht Sie denn der Herr mit dem innern Lichte heim?“

„Das hängt ganz von ſeiner Gnade ab, und es gefällt ihm nicht, beſtimmte Zeiten einzuhalten. Er kündigt ſich mir an durch das ſtille ſanfte Sauſen, von welchem die heiligen Bücher berichten.“

„O dann müſſen Sie oft um mich ſein, damit ich Zeuge werden kann ſeiner Einkehr in Ihre Seele! Vielleicht daß er dann auch mich begnadigt. Sie müſſen mir erlauben, auch den Herzog in das Geheimniß zu ziehen. Das wird ihn höchlichſt überraſchen. Auch was Sie mir über den unſchuldig verfolgten Herrn Dreyßig geſagt haben, müſſen wir ihm mittheilen. Es iſt ja unſre Pflicht, daß wir an dem armen Märtyrer wieder gut machen, was Andre an ihm verbrochen haben, und es bietet ſich dazu jetzt eine ſo ſchöne Gelegenheit.“

„Ew. Hoheit verdienen ſich durch alle Ihre Handlungen des Himmels Segen. Ich glaube aber, was Sie für Herrn Ebenezer Troſtig thun, findet bei Gott beſondre Berückſichtigung, denn es kommt Tauſenden von Armen zu gut.“

„Ihre Fürſprache ſoll die geeignete Berückſichtigung erfahren. — Sie haben mich doch erfreut, mein Kind, und der morgende Tag wird einer der ſchönſten meines Lebens.“

Roſa küßte die dargebotne Hand und empfahl ſich mit ihrem Mentor. Draußen flüſterte er ihr zu: „Ich mußte noch ein Segel auf Ihr Schifflein ſetzen; denn der Wind war gar zu günſtig. Nun wird's ſtolz in den Hafen einlaufen. Es iſt Alles prächtig gegangen. Fahren Sie jetzt beim Herzog ſo fort. Ich darf Ihnen einen köſtlichen Preis verſprechen. — Sie ſollen bald mehr von mir hören. Gott befohlen, mein Engel!“

Der heiterſte Sommermorgen lachte über dem Gebirge. Ganz Eibena war feſtlich angethan. Früh blies der Stadtmuſikus den Choral: „Nun danket alle Gott' ꝛc.“ vom Thurme. Um acht Uhr holten die Kaufleute beritten, mit Schärpen in den Landesfarben, die Hüte mit Eichenzweigen geſchmückt, das fürſtliche Paar ein. Von früh an rückten fort und fort ganze Karawanen zu Wagen, zu Roß, zu Fuß in die Stadt ein, von den Hofherren und Hofdamen, der hohen Ariſtokratie und Bureaukratie an bis zu den einfachen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03682/019

Bauersleuten. Niemand hatte noch ein ſolches Schauſpiel erlebt, die Taufe einer Jüdin, Niemand ein ſolches Feſt gefeiert, die fromme Wiedervereinigung des hochfürſtlichen Paares. Alles was lebte ſchwamm in Luſt und Freude. Die Häuſer der Hauptſtraße und des Markts, durch welche der Zug gehen mußte, waren mit Feſtons, Kränzen, Teppichen und Fahnen geziert. Auf dem Markt zog halb neun Uhr die Geiſtlichkeit der Stadt und der Umgegend in Pontificalibus und die Schuljugend mit den Lehrern an der Spitze auf und ſtellten ſich in Reih und Glied. Der Eingang des Herrnhofs war in eine Ehrenpforte umgewandelt, und vor derſelben ſtanden die weißgekleideten Jungfrauen der Stadt mit einem prachtvoll gedruckten und gebundnen Gedicht und Blumenkörbchen in der Hand, um jenes dem hohen Herrſcherpaare zu überreichen und ihm die Blumen auf den Weg zu ſtreuen. Am Weichbilde der Stadt hatten der Magiſtrat und das Amtsperſonal an einer Ehrenpforte Poſto gefaßt. Hier ſtand auch die Stadtmuſik. Von hier aus bildete die Bürgerſchaft Spalier. Von allen Hüten winkten Eichenzweige. Der Forſtmeiſter mit dem Perſonal des Forſtamts und der Jägerei und den Forſteleven waren bis nach Friedrichsruh geritten, um die fürſtlichen Wagen zu escortiren. Die Kirche war ungemein prächtig mit Blumen- und Laubwerk ausgeſchmückt, der Taufſtein in einen koſtbaren Blumentiſch umgewandelt, in deſſen Mitte ein neues maſſives ſilbernes Taufbecken prangte, welches Herr Matthies Dreyßig der Kirche zur heutigen Feier verehrt hatte. Gegen neun Uhr überbrachten reitende Gendarmen die Nachricht, daß der Herzog vom Jagdſchloſſe abgefahren ſei. Sogleich begannen auf dem Thurme alle Glocken zu läuten und die auf der Höhe über dem Schießhauſe aufgeſtellten Böller zu donnern. Markt und Straße und die Chauſſee weit in's Thal hinein war dicht mit geputzten Menſchen beſetzt.

Im Prinzenhauſe des Herrnhofs waren die Prachtzimmer zum Empfang des Hofes bereit, alle übrigen Zimmer des Gaſthofs von vornehmen Perſonen aus der Reſidenz in Beſchlag genommen. Aber nicht nur die andern Gaſthöfe, auch alle Privathäuſer, die ein Zimmer entbehren konnten, waren beſetzt. Die Gaſtfreundſchaft wurde auf die ausgedehnteſte Weiſe in Anſpruch genommen.

Auch Herr Matthies Dreyßig erhielt eine Vermehrung ſeines Beſuchs, die er brieflich eingeladen hatte, die Frau Kirchenräthin und den Sohn Moritz. Die Kirchenräthin hatte bei der Hauptmännin von Remſcheidt einkehren wollen, aber Matthies war darauf beſtanden, ſie ebenfalls zu bewirthen. Schöne Zimmer ſtanden für ſie bereit, und der alte Herr empfing ſeine Gäſte mit der größten Artigkeit. Mamſell Maria hatte für dieſen Tag Alles aufgeboten, um ſich liebenswürdig zu machen. Sie war ſo mit Putz überladen, daß man ſie leicht für die Hauptperſon des Feſtes hätte halten können. Als die Damen einige Erfriſchungen zu ſich genommen hatten (Moritz war bereits durchgebrannt), ſo äußerte Mamſell den Wunſch, den Einzug des Fürſtenpaares vor der Stadt mit anzuſehen, und Matthies erbot ſich natürlich zu ihrem Begleiter. Vor dem Hauſe hakte ſie ihren Arm mit ungemeiner Naivetät in den des Greiſes, und ſo mußte er ſie durch alles Volk führen, während die

Frau Schwägerin nebenher ſpazierte. Ihre Reden waren ganz erfüllt von Frömmigkeit und Tugend, Hingebung, Liebe und Zärtlichkeit. Keine junge Braut, die am Ziele ihrer heißeſten Wünſche ſteht, konnte glückſeliger ſein als ſie.

Roſa verweilte auf ihren Zimmern, von den Damen des Theaters umgeben, die ſie ſchmückten und bedienten. Der Herzog hatte ihr ein weißſeidnes Kleid, die Frau Herzogin einen Kranz von künſtlichen Roſen und eine elegant eingebundne kleine Prachtbibel geſchickt.

Punkt neun Uhr zeigten ſich die Vorreiter, und das glänzende Schauſpiel des Tags begann. Ein nie endendes Vivatrufen lief wie ein Pelotonfeuer die beiden Reihen am Wege herab. Im erſten zurückgeſchlagenen Wagen ſaßen der Herzog und die Herzogin, er in prächtiger Generalsuniform, die Bruſt mit Orden bedeckt, ſie in einem gelbſeidnen Brokatkleid, ebenfalls mit einem breiten Ordensband geſchmückt. Im zweiten Wagen Prinz Heinrich mit Gemahlin und ihren zwei Prinzen und einer Prinzeſſin; im dritten Prinz Wilhelm und die Fürſtin eines kleinen benachbarten Landes. Nun folgten im endloſen Zuge die oberſten Hofchargen, oberſten Militärs und Staatsbeamten mit den Hofdamen. Die Muſik ſchmetterte. An der Ehrenpforte hielt der ſechsſpännige Wagen des durchlauchtigſten Paars, und der Bürgermeiſter hielt eine unterthänigſte Anrede. Dann weiter, die Muſik voran. Das Volk ſchrie wie unſinnig: Vivat hoch! und ſchwenkte die Hüte. Die Glocken läuteten immer fort, die Böller krachten; es war in der That ein großer Lärm. Auf dem Markt hielt der Kirchenrath Lehmann die glänzende Anſprache. Die Jungfrauen überreichten das Gedicht und ſtreuten dann, ſowie das hohe Paar vor dem Herrnhof ausgeſtiegen war, Blumen bis zu den für die Fürſtlichkeiten beſtimmten Zimmern hinauf. Jedermann ſah nun zu, wo er unterkam. Damit war der erſte Akt geſchloſſen.

In den Gemächern nahm der Hof eine Collation ein, zu welcher Roſa befohlen wurde. Sie erſchien, reizend wie ein Bild Rafael's, am Arme des Kirchenraths, der ſie vorſtellte, und wurde von allen höchſten und hohen Perſonen auf das Gnädigſte empfangen. Doch bald zog ſie ſich wieder zu einem vorbereitenden Gebet auf ihre Zimmer zurück; auch die Frau Herzogin wollte ſich erſt noch durch erhebendes Gebet ſtärken.

Um zehn Uhr riefen die Glocken zur Kirche. Sie konnte unmöglich die zuſtrömende Menſchenmaſſe faſſen. Sehr viele mußten ſich mit dem Vorplatze und dem Gottesacker begnügen. Gendarmen und Polizeidiener machten Platz. Der Hofmarſchall und der Reiſemarſchall mit den Stäben eröffneten den eigenthümlichſten und impoſanteſten Taufzug, den Elbena jemals geſehen hatte. Nun folgten zwei lange von einander getrennte Reihen der Jungfrauen, welche in die Mitte des Wegs Blumen ſtreuten. Das Herrſcherpaar in großer Würde. Der Oberkammerherr und die Oberhofmeiſterin. Der Täufling, vom Herrn Kirchenrath Lehmann und Herrn Collaborator Hammer geleitet. Jungfrauen, die keine Blumen ſtreuten. Der Hofſtaat, die übrigen fürſtlichen Perſonen an der Spitze. Die Geiſtlichkeit. Der Magiſtrat und die übrigen Behörden und Beamteten. Edelleute und ſonſtige Ariſtokratie aus dem Lande und der Um-

Nach einigen Tagen verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, daß Hugh Spencer's Heer bis an die Mauern heranrücke und alle Anſtalten zu einer hartnäckigen Belagerung mache. Sogleich entwickelte ſich eine große Thätigkeit: die Thore wurden wohl verwahrt, die Mauern mit Bogenſchützen und Steinſchleudern beſetzt, und Sir Euſtatius übernahm den Oberbefehl der Bürger. Die meiſten von dieſen aber, als ſie ſahen, daß es Ernſt werden ſollte, verloren den Muth und beſtürmten den Bürgermeiſter, den Weg der Unterhandlung einzuſchlagen und es nicht auf's Äußerſte ankommen zu laſſen. Sir Chandos erwartete noch immer täglich und ſtündlich die an den Grafen Hainault geſchickten Boten mit dem Verſprechen eines baldigen Entſatzes zurück, nicht ahnend, daß dieſe Boten ſchon lange in Spencer's Hände gefallen waren und dieſer aus Hainault's Briefen an Chandos wohl wußte, daß das Heer der Königin Arbeit genug habe und nicht an einen Entſatz der Stadt Hereford denken konnte. Aus dem Grunde dieſes Erwartens ging der alte Bürgermeiſter mehr auf den Wunſch der muthloſen Bürger ein, als auf den der muthvollen, welcher nämlich darin beſtand, dem jungen Spencer mit gegend. Die Kaufleute und übrigen Honoratioren der Stadt. Zuletzt die Schauſpieler. Zu Seiten des Zugs ſtanden Tauſende von Menſchen und das zu Berg ſteigende Gelände geſtattete amphitheatraliſche Aufſtellung. Das Ganze gewährte ein ſehr reizendes Bild. Unter der Menge wurden vorzüglich viele Juden bemerkt. Das Land Saſſenau war an jüdiſchen Einwohnern ſehr reich, in manchen Landorten bildeten ſie die Ueberzahl der Bewohner, neben der Ariſtokratie, Bureaukratie und Bourgeoiſie gleichſam der vierte geſegnete Stand des Landes. Dieſe Leute waren in Maſſe gekommen, ſtolz auf ihre Tochter, die doch heute dem alten Glauben untreu wurde, und mit ſchmunzelnder Wonne hingen ihre Augen an Roſa's reizender Geſtalt. Der alte Herſch Blumenfeld trieb ſich geſchäftig unter ihnen herum und erzählte Wunderdinge von dem „Blitzmädel, das den allerdurchlauchtigſten Herrn Herzog und die königliche Hoheit die Frau Herzogin ganz bezaubert habe. Sie werde in einigen Tagen in die Reſidenz abgeholt und geadelt werden, wie die Frau von Lilienthal." Der Herr Kirchenrath hatte bereits dafür geſorgt, daß Roſa's Aufnahme beim Landesherrn und deſſen hoher Gemahlin zur allgemeinen Kenntniß gelangte.

Eine rauſchende Kirchenmuſik nach dem Thema: „Heil dir im Siegerkranz" empfing die hohen Herrſchaften an der heiligen Stätte. Der Herr Stadtcantor zeigte ſich in voller Glorie. Die Compoſition war vom Herrn Organiſten Luchſer, der ſich natürlich darin Gelegenheit gegeben hatte, ſich als Meiſter ſeines Inſtruments vorzuführen. Nach dieſem Prachtſtück intonirte der Herr Collaborator Hammer vor dem Altare das: Domine fac salvum ducem. — Das

Herrſcherpaar ſaß unter einem großartig decorirten Thronhimmel zur Rechten des Altars; zur Linken in einem Armſeſſel der Täufling; die übrigen Perſonen des Zugs theils auf gepolſterten Stühlen im Schiff der Kirche, theils in den feſten Kirchenſtühlen. Der Geſang der Gemeinde erſchallte brauſend:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her
Und bring' euch gute neue Mähr ꝛc."

Der Herr Kirchenrath beſtieg die Kanzel und hielt die Feſtpredigt über das Thema: „Herr, ich eifre mich ſchier zu Tode um dein Haus; Pſalter 69, 10.", worin er ſeine großen Verdienſte um die Kirche ſehr geſchickt in's Licht ſetzte, die Wiedervereinigung der landesfürſtlichen Herzen ſein Werk nannte und die heutige Taufe ſich als eine ihm von Gott zuerkannte Belohnung beimaß, für die er gebührenden Dank abſtattete. Natürlich ließ er es nicht fehlen, den Herzog und die Herzogin als die herrlichſten, edelſten, tugendhafteſten und frömmſten Sterblichen zu ſchildern und ſie gleichſam als lebende Heilige hinzuſtellen. Ebenſo erhielt der ſchöne Täufling ein glänzendes Lob. Nach der Predigt ſangen die Jungfrauen eine von Luchſer für die Taufhandlung eigends gedichtete und componirte Motette, worin ſeine Tochter Cornelia mehre Soli's mit bewundernswürdiger Stimme vortrug, und während welcher die hohen Pathen und der Täufling von den Geiſtlichen zum Taufſtein geführt wurden. Feierlichen Schritts trat der Kirchenrath hinzu und hielt eine kurze Anſprache, worin er den Täufling aufforderte, im Angeſicht Gottes und ſeines fürſtlichen Stellvertreters ſich zum chriſtlichen Glauben zu bekennen. Roſa ſagte mit lauter und feſter Stimme das Glaubensbekenntniß her. Hammer entblößte ihr Haupt vom Kranze und Lehmann ſchöpfte mit der Hand das geweihte Waſſer aus dem Becken und goß es auf ihren Scheitel: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes und gebe Dir den Namen Roſalia Paulina Elbena!“ Eine Engelsſtimme erſchallte (es war die Cornelia Luchier's): „Dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Hammer trocknete das ſchöne Haupt mit einem feinen Leinentüchlein, welches die Schauſpielerinnen geſchenkt, und ſetzte ihr den Kranz wieder auf das Haupt. Die fürſtlichen Taufzeugen gaben der neuen Chriſtin den Friedenskuß auf die hohe Stirn, und ein Halleluja! des vollen Chors brauſte durch die Kirche.

Die Gemeinde ſtimmte einen Beichtgeſang an, und Hammer hielt die Beichtrede und ertheilte die Abſolution. Die Kerzen des Altars flammten auf. Die Feier des heiligen Abendmahls begann. Der Herzog führte die Herzogin zum Tiſch des Herrn. Beide genoſſen zugleich das geſegnete Brod und den geſegneten Kelch, und der Kirchenrath, der ihnen den Leib und das Blut Chriſti darreichte, flehte des Himmels Segen auf ſie herab. Nach den fürſtlichen Perſonen empfing Roſa das Heil der Euchariſtie mit frommer Demuth. Hierauf communicirte Jedermann, der mit im Zuge gegangen war, und der Geiſt der Liebe und des Friedens ſchien ſich auf die ganze chriſtliche Gemeinde zu ſenken.

Der Gottesdienſt war beendigt, und Roſa empfing die Glückwünſche der Herrſchaften und ihrer Freunde und Bekannten. Voß ſagte ihr, als er ihr die Hand reichte, mit prophetiſchem Geiſte: „Sie haben heute den Grund- und Eckſtein Ihres künftigen großen Glücks gelegt. Sie werden eine bedeutende und glänzende Rolle in dieſem Lande ſpielen. Vergeſſen Sie Ihres ergebenſten Freundes nicht.“ Sie antwortete ihm nicht. Matthies Dreyßig drückte ihr ſtummſelig die Hand. Sein altes Geſicht war von einem ſchönen Lächeln verklärt. Uſemhof, der unter den Schauſpielern mit aufmarſchirt war, flennte wie ein Knabe und vermaß ſich hoch und theuer, er werde auf ihren Wink für ſie in den Tod gehen. Auch für ihn hatte ſie kein Wort. Der Hofagent Blumenfeld ſagte zu ihr, nun dürfe er ſie als ſeine Schweſter begrüßen; ſie hätten ja beide dem alten Bunde angehört und gehörten nun dem neuen an. Sie dankte verbindlichſt mit der Erklärung, daß ſie die Verſchwiſterung annehme. Der Zug ging in der alten Ordnung zurück, mit der alleinigen Abänderung, daß die Jungfrauen nun die neue Chriſtin in ihrer Mitte führten. Die Herrſchaften zogen ſich in ihre Gemächer zurück. Der zweite Akt des öffentlichen Schauſpiels war geſchloſſen.

Auf ihren Zimmern fand Roſa eine Menge koſtbarer Geſchenke, und im Laufe der Stunde wurden derſelben ihr noch mehre gebracht. Alle Honoratioren der Stadt wetteiferten in dieſer Beziehung miteinander und viele Perſonen des Hofs, die ein feines Vorgefühl in Bezug auf die Neigungen des durchlauchtigen Gebieters und bereits einige Töne aus dem hochfürſtlichen Kabinet erlauſcht hatten, blieben nicht zurück. Allerlei Stoffe und Gegenſtände zur Bekleidung und Ausmöblirung, Luxusartikel, Nippes und dergleichen lagen und ſtanden umher, werthvolle Zeichen der allgemeinen Theilnahme an der beliebten Künſtlerin. Von ihren Kunſtgenoſſen und Freunden erhielt ſie noch Beſuche.

Um zwei Uhr rollten die Wagen mit den höchſten und hohen Gäſten der Stadt dem Schießhauſe zu, und Alles was vornehm und reich war an Einheimiſchen und Fremden ſtrömte dorthin, um an dem großen und glänzenden Diner Theil zu nehmen, welches die Stadt ihrem gefeierten Fürſtenpaare gab. Der Saal war auf das Herrlichſte decorirt und mit einem Thronhimmel für die höchſten Fürſtlichkeiten ausgeſtattet. Die Chefs der Behörden und die Direction der Schützengeſellſchaft empfingen die Landesherrſchaft und geleiteten ſie in den Saal unter den Baldachin. Ein ſchmetternder Tuſch der Muſik und ein Vivat der verſammelten Menge begrüßte ſie. Hierauf geruhten die höchſten Herrſchaften ſich vom Forſtmeiſter, der herzoglicher Kammerherr war, ſämmtliche Honoratioren der Stadt vorſtellen zu laſſen. Als Herr Ebenezer Dreyßig genannt wurde, trat der Herzog huldvoll dem Manne vor ihm, dem dieſer Name zukam, einen Schritt näher und ſagte äußerſt gnädig: „Sie ſind mir ſehr empfohlen, Herr Dreyßig. Sie haben einen Engel zur Fürſprecherin. Sie ſind öffentlich beſchimpft worden; es iſt an mir, Ihnen eine öffentliche Genugthuung zu geben. Ich werde mir über Ihre Angelegenheit nächſtens Vortrag halten laſſen. Was ſich thun läßt, werde ich thun."

Ebenezer verbeugte ſich entzückt, und ſprach etwas von hoher Gnade, der er ſich würdig zeigen werde.

Zu Matthies ſagte der Herzog: „Ich wünſche, daß ein

Mann wie Sie ſich nicht ſo fern von mir hielte, wie Sie ſeither gethan haben.“

Das Gaſtmahl verlief, wie alle Gaſtmähler verlaufen: es wurde gegeſſen, getrunken, muſicirt, Champagnerſtöpſel knallten, und die Toaſte auf die hohen Herrſchaften und auf alle ausgezeichneten Männer und Frauen im Saale jagten einander. Der Herzog ließ ſeine gute und getreue Stadt Elbena leben; man zerfloß ſchier in Wonne und Glückſeligkeit. Matthies hatte die ſtille Genugthuung, daß faſt alle adligen Gutsbeſitzer an der Tafel ſeine Schuldner waren.

Nach der Tafel gab der Stadtcantor ein großes Concert, und nach dem Concert war Ball. Der Herzog führte erſt die Frau Bürgermeiſterin und dann die junge Chriſtin zum Tanze; die Herzogin tanzte erſt mit dem Herrn Bürgermeiſter, dann wurde Herrn Ebenezer Dreyßig die Ehre zu Theil, vom Hofmarſchall für den nächſten Tanz mit Ihrer Hoheit engagirt zu werden. Zwar benahm er ſich etwas linkiſch, aber er brachte es doch glücklich zu Stande. Die Herzogin unterhielt ſich lange mit ihm über den Umfang des Geſchäfts, dem er vorſtand, und ließ ſich dann von ihm die Frau Katharina Uſſemhof vorſtellen.

Im dritten Tanze, welchen der Herzog mit der Frau Kirchenräthin Lehmann tanzte, kamen Fräulein Anna von Bels und Frau Suſanne Breiting hintereinander zu ſtehen und begrüßten ſich gegenſeitig ſehr artig. Frau Suschen brachte ihren Mund dem Ohre des Fräuleins nahe und ſagte, indem der Herzog vorüber walzte: „ich habe heute eine höchſt intereſſante Entdeckung gemacht, die ich Ihnen mittheilen muß. Ich glaube, Sie werden davon ebenſo überraſcht ſein, wie ich ſelbſt.“

„Nun ſo laſſen Sie hören.“

„Hier nicht. Irgend ein nahes Ohr könnte etwas davon auffangen. Kommen Sie doch nach dieſem Tanze auf einige Minuten hinaus in die Allee; dort will ich Ihnen die merkwürdige Mittheilung machen.“

„Ich werde kommen.“ —

Nach einer Viertelſtunde trafen ſich die beiden Damen in den dunkeln Schatten der Linden, welche der nahende Abend verdichtete. „Ich hatte noch nicht die Ehre, die Frau Kirchenräthin Lehmann zu kennen,“ begann Suschen. „Heute iſt ſie nun zu meinem Vater zum Beſuch gekommen. Doch ſah ich ſie nicht eher als nach der Kirche. Da hatte der Vater uns, ſeine Kinder, zu ſich beſtellt, um mit uns zuſammen heraus auf's Schießhaus zu fahren. Ich trete mit Luchſer und ſeiner Tochter in das Zimmer, wo meine Geſchwiſter mit ihren Verlobten, die Flippert mit ihrem Manne ſchon verſammelt waren. Mein Vater ſtellt mich der Frau Kirchenräthin vor, und wen erkenne ich in ihr auf den erſten Blick?“

„Nun?“

„Denken Sie ſich meine ungeheure Ueberraſchung! Ich erkenne die ſchöne Dame wieder, die ich vor ſechszehn Jahren auf unſerm hintern Hausboden heimlich belauſchte, die geheimnißvolle Fremde, die ſich damals als kranke Verwandte meiner Stiefmutter bei uns in ſtets ſtreng verſchloßnen Räumen aufhielt, die keins von uns Kindern jemals zu ſehen bekam, und die nachher geſtorben ſein ſollte. Sie erinnern ſich doch meiner Erzählung?"

„Ganz genau! Sehr wohl!" rief das Fräulein von Vels. „Die Mutter Anton's. Sie ſahen nachher die geſtorbene Frau im Sarge, und das war doch nicht dieſelbe, die Sie lebend geſehen hatten."

„So iſt's! Die Lebende und die Todte waren zwei ſehr verſchiedene Perſonen. Jetzt hatte ich die Lebende wieder vor mir. Ich konnte mich nicht täuſchen, das Bild jener geheimnißvollen Fremden hatte ſich zu tief in meine Seele gegraben. Ich will gleich drauf ſterben, daß ſie's iſt."

„Ah! Sie alſo! Das damalige Fräulein von Wiesbach. Ich habe es ſchier vermuthet."

„Und wenn ich noch einen Zweifel gehabt hätte, ſo würde er vom Benehmen der Frau Kirchenräthin beſeitigt worden ſein. Während nämlich die Andern ſich mit Mamſell Lehmann unterhielten, die ſich auffallend mütterlich gegen uns benimmt, trat ich zur Frau Kirchenräthin und äußerte ſo unbefangen als möglich: Sie haben die größte Aehnlichkeit mit einer jungen Dame, die ſich vor ohngefähr ſechszehn Jahren im Hauſe meiner Eltern in Oberndorf verborgen hielt. — Die Kirchenräthin war leichenblaß vor Schrecken, griff zitternd nach ihrem Tuche und wandte ſich von mir ab dem Fenſter zu. Dann ſagte ſie wie gleichgültig, aber mit zitternder Stimme: ich bin ſchon mehr als einmal mit andern Damen verwechſelt worden. Und ſogleich wandte ſie das Geſpräch auf Roſa Feige."

„Ich danke Ihnen, liebe Frau," ſagte Fräulein von Vels mit einem gewiſſen triumphirenden Tone, der ſchier wie ein Jubelſchrei klang. „Ich dank' Ihnen ſehr! Dieſe Entdeckung iſt für mich von großer Wichtigkeit, von größerer als Sie ahnen können. Ich verſpreche Ihnen, daß ich Sie in keiner Weiſe blosſtellen will.“

Die beiden Damen gingen in den Saal zurück. —

Um zehn Uhr fuhr der Hof nach Schloß Friedrichsruh zurück, wo er ſich einige Tage aufzuhalten gedachte.

Am andern Morgen wurde Roſa in einer Hofequipage dahin abgeholt.

Am Sonntagmorgen kehrte Roſa nach Elbena zurück; ſie hatte für dieſen Abend dem Kirchenrathe eine Unterredung auf ihrem Zimmer zugeſagt; denn ſie war im Theater nicht beſchäftigt. Lehmann hatte den erſten Magiſtratsperſonen verſprochen, Sonntags noch einmal in der Elbenaer Kirche zu predigen. Roſa eilte in die Kirche, welche abermals ſehr zahlreich beſucht war. Der geiſtliche Redner ſchilderte mit glänzender Beredſamkeit die Seligkeit, welche der wahre chriſtliche Glaube ſowohl hier auf Erden als einſt im Himmel gewähre, und donnerte gegen die Irrlehrer, welche den Chriſten das einzige Heil, das der Menſch beſitzen könne, zu rauben trachteten und ihnen dafür ein von trügeriſcher Menſchenweisheit geſchaffnes Phantom böten. Die Predigt enthielt manche ſcharfe Anſpielung auf den Diakonus Grünholz, welchem der Kirchenrath keinen Beſuch gemacht hatte, und der überhaupt bei der ganzen Taufprozedur auffallend vernachläſſigt worden war. Die Gemeinde war außerordentlich erbaut von der reinen Lehre, und der Redner gewann unter den Frommen und Gerechten Elbena's ſehr viele Verehrer und Anhänger.

Gleich nach dem Gottesdienſte fuhr Matthies Dreyßig in der Kutſche des Herrnhofs weg, nachdem er ſich bei ſeinen Gäſten mit einer kleinen dringenden Geſchäftsreiſe entſchuldigt hatte. Mamſell Maria war darüber etwas choquirt. Sie wäre gar gern mitgefahren, aber der Alte war ſo unartig, ihre Winke nicht zu verſtehen und ihrem Wunſche keine Berückſichtigung zu ſchenken. Ueberhaupt gingen ihr die Dinge nicht nach ihrem Kopfe; denn wie ſie ſich auch abmühete, Herr Matthies rückte mit keiner Erklärung heraus und verkaufte immer mit ſeiner fatalen Trauerzeit und ſeinem noch fataleren Gelübde. Obgleich ihre Schwägerin mit dem Sohne Moritz ſchon Sonnabends früh nach Igelſingen zurückgekehrt war, augenſcheinlich ſehr verſtimmt und unwohl, ſo ſchien ſich's Maria doch noch einige Zeit im Herrnhof gefallen laſſen zu wollen.

Am Spätnachmittag fuhr Matthies' Wagen wieder in das Thor des Prinzenhauſes. Mit ihm ſtieg noch ein zweiter alter Mann aus, ein Fremder, ziemlich verhüllt und wie es ſchien krank. Matthies geleitete denſelben auf ein Zimmer, welches unmittelbar an Roſa's Wohnung grenzte und mit dieſer durch eine Zwiſchenthür in Verbindung ſtand. Dieſe Thür wurde von Matthies mit einem Kapital-Schlüſſel geöffnet. Dann verfügte ſich Matthies in ſeine Zimmer und begrüßte Mamſell Maria, die eben von einem Spaziergange mit Frau Katharina zurückgekehrt war. Von dem Fremden hatte außer dem Kellner Niemand im Hauſe etwas bemerkt, und dieſer war von Matthies bedeutet worden, den Herrn bewaffneter Hand zu begegnen und den Sturm zurückzuſchlagen. Sir Euſtatius ſandte Boten an den feindlichen Heerführer, denen es auch gelang, einen achttägigen Waffenſtillſtand mit ihm abzuſchließen. Jedermann in Hereford hatte gezweifelt, daß Spencer auf dieſen Vorſchlag eingehe, am meiſten Pater Anton; und als er es nun doch that, konnte man ſeine Handlungsweiſe nicht begreifen und ſchrieb ſie, um doch eine Urſache anzugeben, ſeiner Ohnmacht zu.

Sobald die Dokumente darüber ausgewechſelt waren, überließ man ſich in der Stadt wieder der frühern Sorgloſigkeit, in dem feſten Glauben, die Königin werde einen ihrer ritterlichen Anhänger mit einem ſtarken Heere ſchicken, welcher den verwegenen Spencer auf's Haupt ſchlüge. Die alten Luſtfahrten, kaum einige Tage ausgeſetzt, wurden wieder begonnen, und gleich einer Heerde ſtolzer Schwäne zogen die buntbewimpelten Schifflein wieder auf dem Fluſſe dahin. Später, als alle andern kehrte das koſtbarſte aller dieſer Fahrzeuge nach der Stadt zurück und von der Höhe der Felſen flatterte dann wohl ein weißes Tuch durch die Nacht ihm noch Grüße zu. Auch flüſterte dann noch zuweilen eine weiche Stimme felsauf: „Gute Nacht, mein Walter!“

in Ruhe zu laſſen, da er ſich niedergelegt habe. Die Thür zu ſeinem Zimmer war verſchloſſen.

Bald darauf fand ſich der Kirchenrath bei der ſchönen Schauſpielerin ein. Der geiſtliche Herr ſchien in der allerbeſten Laune zu ſein. Er überreichte ihr einen herrlichen Blumenſtrauß mit den Worten: „Da ſehen Sie, ſüßes Feenkind, wie Sie mich zum Dichter in der Blumenſprache machen. Ich habe Ihnen einen Selam gebunden, ich ſelbſt, der Kirchenrath, Superintendent und Oberpfarrer Lehmann, Beichtvater Seiner Durchlaucht des Herzogs. Ein ſolches Gedicht von ſolch einem Manne haben Sie doch noch nicht erhalten. Leſen Sie es!"

„Ich verſtehe mich nicht auf die Blumenſprache. Mein Orientalismus war niemals weit her, und den letzten Reſt haben Sie mir ja ſelbſt abgewaſchen. Ueberſetzen Sie mir alſo das duftende Gedicht in gute deutſche Proſa."

„Nun es enthält mit kurzen Worten die glühendſte Liebeserklärung, die jemals in Blumen ausgeſprochen worden iſt. Ich habe mein Sie vergötterndes Herz in den Strauß gebunden."

„Sie ſollten aber doch nicht ſo unchriſtliche Dinge treiben."

„Bei Ihnen, holde Roſa, bekenn' ich mich nur zum Kultus der Liebe; Sie ſind meine Göttin und ich Ihr Prieſter."

„Wie würde Ihr Beichtkind, der Herzog, ſich verwundern, wenn er aus Ihrem Munde dieſe außerordentliche Verwandlung Ihrer Prieſterſchaft hörte!" lachte das Mädchen ſchelmiſch.

„Aus meinem Munde wird er ſie nicht hören und aus einem andern würde er ſie nicht glauben. Seit der Herzog in Sie verliebt iſt, Kind, meint er ſchon das Alleinrecht auf das Prieſterthum in Ihrem Dienſte zu haben. Das iſt ſo der Fürſten Art. Er wird mir ſchon geſtatten müſſen, ohne es zu ahnen, an Ihrem Altar zu knieen, reizende Venus Amathuſia.“

„Wer weiß!“

„Bah! Sie werden, Sie können mir Ihre beſeligende Gunſt nicht verſagen; denn nur im innigſten Bunde mit mir können Sie das höchſte Ziel erreichen. — Sie haben Ihre Rolle herrlich geſpielt, Roſa. Sie ſind eine Meiſterin, der ich die Palme reiche. Die Herzogin iſt ebenſo verliebt in Sie wie der Herzog. Sie werden es weiter bringen und ſich feſter ſetzen, als die alberne Frau von Lilienthal. Hand in Hand mit mir wird Ihre Stellung unangreifbar.“

„Geben Sie mir Aufſchlüſſe über Ihre Pläne.“

„Mein holdes Röschen, was ich will, was Sie mit mir wollen werden, iſt: Herrſchaft! Wir Beide müſſen dieſes Land beherrſchen, unſer Wille muß der maßgebende, entſcheidende ſein. Der Herzog und die Herzogin ſind die vorgeſchobenen, mit Krone und Scepter ausſtaffirten Drahtpuppen, die wir, hinter den Couliſſen verſteckt, lenken. Wir haben die beiden mächtigen Drähte in der Hand, an welchen die Klugen die ſogenannten Großen und Mächtigen tanzen laſſen: Religion und Liebe. Wie leicht und ſicher unſer Fürſtenpaar zu lenken iſt, haben Sie nun ſchon eingeſehen. Um ſie zu lenken und zu beherrſchen und durch ſie das ganze

Land, bedarf es aber zweier Menſchen, und zwar gerade ſolcher wie wir ſind. Der Himmel hätte uns zu dieſem Zweck nicht beſſer ſchaffen und zuſammenführen können, und Sie mögen daraus erkennen, daß wir zweifelsohne für einander und zu dieſem großen Zweck beſtimmt ſind. Wir ſind ächte und vollkommene Vertreter der beiden mächtigſten Hebel der Beherrſchung der civiliſirten Geſellſchaft, der Religion und der Liebe. Wir ſind für einander gemacht und beſtimmt und ſolidariſch verbunden unbeſiegbar. Eins ergänzt das Andre, keins kann ohne das Andre das höchſte Ziel erreichen. Der gütige weiſe Himmel hat Sie mir geſchickt und gerade zur rechten Zeit. Finden Sie in dieſem Punkte die Bürgſchaft Ihrer in nächſter Zukunft ſich entfaltenden Größe. Wie Sie mich bald als Chef des Oberconſiſtoriums und Miniſter von Lehmann begrüßen werden, ſo hoffe ich Sie in wenigen Monaten als Baronin oder Gräfin von Elbena zu umarmen."

„Sie ſcheinen ja ſelbſt die Sehergabe zu beſitzen, die Sie mir bei der Frau Herzogin ſo freigebig zuertheilten. Sie haben mich durch dieſe Lüge in eine abſcheuliche Verlegenheit geſetzt. Wiſſen Sie, daß ich einen Augenblick daran dachte, Sie im Angeſicht der hohen Frau Lügen zu ſtrafen."

„Ah! Das — kann Ihre Klugheit unmöglich," lachte der Oberprieſter. „Wozu auch! Der Gedanke an Ihr Prophetenthum kam mir plötzlich und daſſelbe iſt das köſtlichſte Mittel, die Fürſtin von Ihnen abhängig zu machen. Sie können ja ſo vortrefflich Komödie ſpielen. Spielen Sie zuweilen Prophetin und Alles geht wie wir wollen."

„Ich werde mir aber eine Inſtruction von Ihnen ausbitten müſſen."

„Jetzt wäre ſie zu nichts nütze. Die Details geb' ich Ihnen ſtets im concreten Falle an. Den Ueberblick können Sie erſt gewinnen, wenn Sie alle Perſönlichkeiten und Verhältniſſe genau kennen gelernt haben. Dazu brauchen Sie auf dem Standpunkt, den Sie einnehmen werden, wenig Zeit, da ich Ihnen ſtets die nöthigen Fingerzeige geben und Sie auf die Schwächen und Leidenſchaften unſerer Umgebung gelegentlich aufmerkſam machen werde. Ihre erſte Sorge laſſen Sie ſein, daß Ebenezer Dreyßig den Herrnhof mit den Privilegien erhält, dann beſtimmen Sie den alten Dreyßig — man ſagt ja, Sie vermöchten etwas über ihn — daß er meine Schweſter heirathet. Der Mann iſt weit reicher als ich gedacht habe. Wir müſſen durchaus über große Summen verfügen können, und dazu iſt dieſe Heirath das beſte Mittel. Sie nehmen — wie ſich ja von ſelbſt verſteht — an dem Gewinne Theil und ein ſchönes Rittergut muß ſchon für Sie abfallen."

„Das ſind ja herrliche Ausſichten."

„Und doch keine illuſoriſchen. Arm in Arm mit Dir, mein ſchönes Kind, fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken. Laß mich Deinen üppigen Mund zur Beſiegelung unſres Bundes küſſen!"

„Nicht eher, als bis ich Gräfin von Elbena bin."

„O kleiner Schelm! Du wirſt das Adelsdiplom nächſtens auf Deiner Toilette finden. Leb' wohl, köſtliche Roſe! Ich muß auf meinem Poſten eilen." Er küßte ihre Hand und verließ ſtolzen Schrittes, wie ein olympiſcher Sieger, den Platz.

Roſa verriegelte die Thür hinter ihm. Die nur angelehnte Thür in's Nebenzimmer wurde raſch aufgethan und heraus trat — der Herzog. Die Maske des alten Mannes, die ihm ſein Kammerdiener angemalt hatte, war nur noch wenig ſichtbar.

„Der heuchleriſche ſchurkiſche Pfaffe!“ ſagte er entrüſtet. „Ich war daran, eine Schlange in meinem Buſen zu bergen. Du haſt mich glücklich von ihr befreit, mein theures Kind. Meine Dankbarkeit gegen Dich kennt keine Grenzen. Aber Recht hatteſt Du, daß Du mir nichts vorher ſagteſt: ich hätte Dir nicht geglaubt. Ich mußte das ſelbſt hören.“

„Durchlaucht haben ſich nun überzeugt, daß Ihnen kein treueres Herz auf Erden ſchlägt, als das meinige.“

„Ich weiß, ich weiß, liebe Taube. Wenn ich Dir aber nicht verſprochen gehabt hätte, ruhig zu bleiben, ich wäre herausgeſtürmt und hätte den niederträchtigen Menſchen mit meinen Händen gezüchtigt. Doch ich mußte Dir mein Wort halten; ich werde es Dir ſtets halten, Roſa. Ich eile dieſe Nacht noch in die Reſidenz. Morgen wird der Herr Kirchenrath in ſein Amt nach Igelfingen verwieſen. Nur dieſe eine Nacht gönn' ich ihm noch den ſtolzen Traum von ſeiner nahen Größe.“ —

Nach einer Stunde fuhr Matthies den fremden Alten wieder aus der Stadt.

Mamſell Maria Lehmann hatte ſich mit Frau Katharina Uſſemhof auf's Innigſte befreundet. Sie befragten die Orakel der Karten und des Kaffeeſatzes fleißig zuſammen und erſahen daraus zu ihrer großen Befriedigung, daß ſie ſehr bald in ſehr nahe verwandtſchaftliche Beziehungen zu einander treten würden. Die ſpeculative Mamſell richtete ihre Affection zunächſt auf die Küchenmagd Jane, machte ihr kleine Geſchenke, legte ihr die Karte und unterhielt ſich, ſo oft ſich eine ſchickliche Gelegenheit dazu bot, gern unter vier Augen mit ihr. Der Zweck dieſer Herablaſſung von Seiten der würdigen Jungfrau aus dem Pfarrhauſe in Igelfingen war natürlich kein anderer, als den Küchengeiſt über die geheimen Verhältniſſe des Hauſes auszuforſchen. Selbſtverſtändlich kam die Rede auch wieder auf die Abendbeſuche des Herrn Matthies bei der ſchönen Schauſpielerin, und Maria zeigte ſich ſtets gegen Jane's Ausſage, daß jene Beiden Wechſelgeſchäfte miteinander beſprächen, mißtrauiſch.

„Ich wollte, Sie könnten ſie ſelbſt belauſchen, wertheſte Mamſell," ſagte Jane etwas pikirt, „dann würden Sie ſich überzeugen, daß ich nicht gelogen habe."

Dieſe Worte ſchlugen bei der Igelfinger Pythia ein und zündeten. Es hatte ihr wohl dunkel ſchon ſo etwas vorgeſchwebt.

„Wenn Sie mich an einem Abend, wo der Alte einen Beſuch bei der Roſa macht, im Zimmer derſelben verbergen könnten. Wiſſen Sie denn, wann er kommt?"

„Das kann ich allemal durch Veilchen erfahren; denn die hat die Vorbereitungen auf den Beſuch zu beſorgen. Der alte Herr kommt nie, ohne ſich vor dem Theater anzumelden. Während Fräulein Roſa und Veilchen nun im Theater ſind, könnte ich Sie ſehr leicht in das Zimmer bringen, und wenn ſie ſchlafen gegangen ſind, ebenſo gut wieder heraus. Der alte Herr bleibt ſelten über eine Stunde. Aber Sie können ſich nirgend weiter verbergen als im großen Garderobekorbe."

„Ich denke, der wird eben im Theater gebraucht."

„Ja wohl, aber nur, wenn Fräulein Roſa eine große Rolle zu ſpielen hat, wo ſie ſich mehrmals umziehen muß. Für kleine Rollen hat ſie einen kleinern Korb, und zuweilen braucht ſie gar keinen und zieht ſich in ihrem Zimmer gleich an."

„Liegt man denn aber auch nicht zu ſchlecht in dem Korbe?"

„I Gott bewahre! Ganz bequem. Es können ihrer zwei drin liegen."

„Nun ſo wollen wir's machen. Laſſen Sie mich wiſſen, wenn der alte Herr ſich bei der Roſa anſagen läßt und der große Korb nicht gebraucht wird. Ich werde mich Ihnen ſchon erkenntlich zeigen, liebe Jane."

„Ach deshalb geſchieht's nicht, ſondern um Sie zu überzeugen."

„Und wenn ich erſt Frau im Hauſe bin, ſollen Sie's gut bei mir haben."

„Ich freue mich ſehr darauf." —

Jane eilte unverzüglich zu Roſa, um dieſer die ſtillen Wünſche der Mamſell mitzutheilen; denn Jane wurde von Roſa auf eine ſo ſplendide Weiſe honorirt, daß ſie dieſer am treuſten und aufrichtigſten diente. Ob die Sache aber noch verabredet und eingerichtet wurde, kam ein zweiter Umſtand hinzu, ein günſtiger Zwiſchenfall, der zu ihrer Vollendung weſentlich beitragen ſollte.

Herr Jakob Dreyßig war von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt. Mit ſeiner Geſundheit ſtellten ſich aber auch ſeine begehrlichen, auf Roſa gerichteten Wünſche und Begierden wieder ein und wuchſen am Tauftage, als er den Gegenſtand derſelben in ſeiner bezaubernden Schönheit ſah, zu einer früher nicht erreichten Höhe. Hatte er erſt für die Jüdin geſchmachtet, ſo brannte er für die neue Chriſtin lichterloh. Er konnte ſich nicht anders helfen, er warf alle ängſtlichen Rückſichten bei Seite und machte der Künſtlerin einen Beſuch, um ſie zu beſtimmen, daß ſie ihm einen Abend ſchenke. Sein Erſcheinen auf Roſa's Zimmer fiel mit Jane's Bericht über die Abſicht der Mamſell Lehmann faſt zuſammen. Ein außerordentlich ſchelmiſcher Gedanke durchblitzte im Nu Roſa's Gehirn. Sie zeigte ſich dem Herrn Commis zu ſeinem namenloſen Entzücken ſehr willig und bereit, ihn Abends nach dem Theater heimlich bei ſich zu ſehen. Sie beſtimmte ihm gleich den Abend des laufenden Tages. Dies war dem ſeltigen Köpchen um ſo lieber, als ſein Vater von dem Ausfluge des geſtrigen Abends noch nicht zurückgekehrt war. Köpchen hoffte, er wußte freilich nicht, woher ihm dieſe Hoffnung kam, der alte Herr werde auch dieſen Abend nicht zurückkommen. Denn wenn er natürlich auch nicht von den nähern Verhältniſſen ſeines Erzeugers zu der Schauſpielerin unterrichtet ſein konnte, ſo wußte er doch, daß derſelbe manche Abende bei ihr zubrachte. Er meinte aber, was dem Vater gefalle, dürfe dem Sohne auch geſtattet ſein. — Roſa wußte aber ſehr gut, daß Matthies vor dem Theater zurückkehren werde, und ſie machte nun ihren Plan.

Der Mamſell Lehmann ging zuerſt durch Jane die Mittheilung zu, der Herr Matthies Dreyßig werde dieſen Abend nach dem Theater bei Roſa zubringen. Er habe das Verſprechen geſtern vor ſeiner Abreiſe hinterlaſſen und ſei bereits in die Stadt zurückgekehrt, aber nicht in den Herrnhof; er werde während des Theaters oder nach dem Schluß deſſelben kommen. Dieſe Heimlichkeit laſſe auf eine außerordentliche Unterhaltung mit Fräulein Roſa ſchließen. Dieſe ſeltſame und unerwartete Nachricht fachte in der Mamſell ein loderndes Feuer von Neugierde und Eiferſucht an. Roſa machte ſich aber einen Spaziergang auf dem Wege, den Matthies kommen mußte. Er hatte ihr die Stunde ſeiner Ankunft vorher angegeben, und er hielt Wort. Roſa traf ihn und theilte ihm ihren Plan mit. Er lachte wohl einige Minuten lang mit großem Genuß und fuhr noch eine Stunde mit ſeiner Verlobten in's Gebirge. Dann ſtellte er das Geſchirr in einen Gaſthof vor der Stadt. Roſa kehrte allein zurück und verfügte ſich mit Veilchen in's Theater. Der große Garderobekorb blieb an ſeinem Platze.

Eine halbe Stunde vor dem Schluſſe des Theaters wurde Mamſell Lehmann von Janen in Roſa's Zimmer geführt, zu welchem ſie den Schlüſſel von Veilchen erhalten haben wollte, angeblich um dort aufzuräumen und zu putzen. Jane öffnete den Korb und machte eine Unterlage von einigen Röcken, Mamſell legte ſich hinein, zwar etwas unbequem, denn ſie mußte die Beine anziehen, aber doch zum Aushalten. Ein Paar leichte Kleider wurden über ſie gedeckt und der Deckel zugeklappt. Jane beſorgte die Reinigung des Zimmers zum Empfang des alten Herrn. Der Mamſell war doch ſeltſam zu Muthe; ſie fing an zu überlegen, ob es doch nicht beſſer ſei, ſich zu retiriren, aber die Leidenſchaft überwog immer noch die Bedenklichkeit. Sie kam in Zwieſpalt mit ſich, aus dem ſie ſich nicht anders zu retten wußte, als durch — Gebet. Sie fing alſo an inbrünſtig zu beten und ihren himmliſchen Vater anzurufen, daß er ihr Stärke und Ausdauer zu dem frommen Werke verleihen möge, das ſie zur Verherrlichung ſeines Namens vorhabe.

Plötzlich flüſterte Jane über dem Deckel: „Sie kommen!“ und verließ das Zimmer. Gleich darauf traten Roſa und Veilchen ein.

„Gib die Briefe von der Poſt!“ befahl die Erſtere.

„Hier! Einer von Wien, einer von Berlin, einer von Paris, einer von Frankfurt.“ — Pauſe. —

„Ha! Vortrefflich!“ rief Roſa, mit Papier raſchelnd. „Sieh, an der Pariſer Börſe hab' ich einen Schlag gemacht. Meine ſpaniſchen Papiere ſind mit großem Vortheil verkauft worden. Laß ſehen von Wien! Noch beſſer! Meine Metalliques prächtig angebracht! Das nenn' ich gut auf die Hauſſe ſpeculirt! Das wird Herrn Matthies freuen. Da findet ſich ſein Glaube, daß ich eine glückliche Hand habe, herrlich beſtätigt. — Weiter von Frankfurt! — Es klopft. Herein!“

Köpchen tritt etwas ängſtlich in's Zimmer: „Schönen guten Abend, verehrtes Fräulein!“

„Ei, Ihre Dienerin, lieber Herr Dreyſig. Wie geht es Ihnen, mein Beſter? Sie waren doch im Theater? Wie

Niemand war über die Verzögerung grimmiger, als Pater Anton, und der Haß ſeiner Seele wandte ſich gegen den Feldherrn, den er im Ausbruche ſeiner Wuth auf der einſamen Zelle ſeines Stiftes einen thörichten, feigen Knaben ſchalt. So oft Miß Mary Abends von ihrer Fahrt nach Hauſe kehrte, ſtieg ſeine Wuth höher, und er begab ſich eines Abends aus des Bürgermeiſters Hauſe ſogleich aus der Stadt, trotz der Gefahr, erkannt und verrathen zu werden, und ſuchte Sir Hugh in ſeinem Zelte auf, um ihn mit harten und tadelnden Worten zur Rede zu ſtellen. Aber der junge Feldherr begegnete ihm mit kalter Würde und bedeutete ihn, es ſey bis jetzt dem tapfern Ritter Sir Walter Gaveſton, den er dazu beauftragt, nicht möglich geweſen, das bezeichnete Mädchen zu fangen. Hierauf machte ſich der Pfaffe anheiſchig, Miß Mary ſelbſt als Gefangene in das Lager zu liefern, bedingte ſich aber auch mit der unverſchämteſten Stirne das Mädchen zum Lohne ſeines Verraths aus. Der Feldherr entließ ihn kalt und ſchier verächtlich.

Bereits waren vier Tage des geſchloſſenen Waffenſtillſtandes verfloſſen; das Herz der Bürger Hereford's begann allmählig ſchon wieder zaghafter zu hat Ihnen das neue Stück gefallen? Meine Rolle war unbedeutend; ich konnte auch gar nichts hineinlegen. Sie ſind ein ſcharfer Kritiker. Ich weiß es."

„O Sie entzücken mich immer, Sie mögen ſpielen was Sie wollen! Gott weiß, daß — "

„Sie wollen mir nur Schmeicheleien ſagen. Das werd' ich nicht zugeben. Laſſen Sie uns vielmehr das Stück zergliedern und beleuchten."

„Ach, das Stück!" ſeufzte Köpchen beklommen. „Ich ſpräche gern mit Ihnen von — "

„Nun ſo nehmen wir die Rollen und ihre heutige Aufführung vor. Das Sujet iſt verbraucht. Mein Gott, man hat das ſchon hundertmal geſehen."

„Beſtes Fräulein!" bat Köpchen zitternd vor Aufregung.

In dieſem Augenblick wurde die Thür ſchnell geöffnet und Veilchen ſtürzte herein, ſchier athemlos rufend: „Der alte Herr kommt! Er iſt mir auf der Ferſe. Er wird ſogleich eintreten."

„Um Gottes willen!" ſagte Köpchen todtenbleich mit gepreßter Stimme. „Mein Vater darf mich nicht hier finden. Er hat mir den Beſuch bei Ihnen bei ſchwerer Ahndung verboten. Wo verberg' ich mich?"

„Hinaus können Sie nicht mehr. Schnell dort in meinen Garderobekorb!"

Sie reißt den Deckel auf, Köpchen ſchlüpft behende in den Korb, der Deckel wird zugeklappt, die Thür geöffnet, und Herr Matthies bietet der Künſtlerin einen guten Abend.

„Willkommen! willkommen, verehrter Herr Dreyßig! Sind Sie glücklich heimgekehrt?"

„Gehorſamſt aufzuwarten, mein Fräulein. Was hat Ihnen der heutige Poſttag gebracht?"

„Ah! Ich habe Ihnen eine ſchöne Ueberraſchung zugedacht. Sehen Sie dieſe Briefe, und zählen Sie zuſammen, wie viel wir an den verſchiedenen Wechſelplätzen gewonnen haben."

„Ei der Tauſend! Das iſt bedeutend."

„Das gibt ein ſchönes Angebinde für Ihre Mamſell Braut."

„Ich habe keine Braut, mein Fräulein."

„Man hat mich alles Ernſtes verſichert, Sie hätten ſich mit Mamſell Lehmann verlobt. In der That eine vortreffliche Partie für Sie. Sie könnten keine beſſere machen."

„Bis jetzt hat noch keine Verlobung zwiſchen mir und Mamſell Lehmann ſtattgefunden, und ob überhaupt jemals eine Verbindung zwiſchen uns Beiden ſtattfinden wird, das hängt von Umſtänden und Bedingungen ab, die ich Ihnen nicht mittheilen darf. Sie ſind ein Geheimniß, das ich bewahren muß."

„O es kann mir nicht einfallen, mich in Ihre Geheimniſſe eindrängen zu wollen. Unſre Verbindung iſt ja auch ein Geheimniß, das ich um keinen Preis veröffentlicht wiſſen möchte, obgleich es nur Wechſelgeſchäfte betrifft. Aber ich muß Ihnen eine Neuigkeit mittheilen."

„Ich glaube ſie zu errathen. Sie haben ein vortheilhaftes Engagement an der Hofbühne erhalten."

„In Wahrheit ſo iſt's, und ich werde in einigen Tagen nach Saſſenau abreiſen, da Herr Wyß mich meines Contraktes entbunden hat und ſein Theater ſich auflöſt."

„Auf unſer gemeinſames Geſchäft hat das keinen Einfluß. Sie beſorgen nach wie vor die Wechſelgeſchäfte für mich und erhalten monatlich Ihren Antheil am Gewinn.“

„Wenn Sie ſich aber mit Mamſell Lehmann vermählen, ſo muß ich zur Bedingung machen, daß Sie Ihre Frau Gemahlin mit in unſer Geheimniß ziehen. Ich verehre dieſe vortreffliche Dame viel zu hoch, als daß ich hinter ihrem Rücken ein heimliches Geſchäft mit Ihnen treiben könnte.“

„Sie ſind ſehr gewiſſenhaft, mein Fräulein. Jetzt will ich die gewonnenen Summen berechnen.“ —

Köpchen war in den erſten Minuten ſeines Verweilens im Garderobekorbe vor Beſtürzung und Angſt kaum ſeiner Sinne mächtig und hatte kein Gefühl weiter, als daß er eben in einer ganz abſcheulichen Lage ſei. Allmälig aber kehrten ihm Faſſung und Beſonnenheit zurück. Seine Sinnenthätigkeit trat ein. Er fühlte ſich unbehaglich und beengt, aber er wagte nicht, ſich zu regen. Und doch war's ihm, als liege er an einem weichen Gegenſtand, von dem er nur durch Kleider geſchieden ſei. Dieſer Gegenſtand ſchien ihm aber auch Wärme auszuſtrömen und berührte ihn die ganze Länge ſeines kleinen Körpers. Sein Höcker ſchien das vorzüglich zu empfinden. Aber noch mehr! Die ein- und ausſtrömende Luftwelle eines Athems, der doch nicht der ſeinige war, berührte ſein Ohr in ſeiner nächſten Nähe. Dieſer Athem fächelte ſeinen Nacken. Es wurde ihm ſehr eigenthümlich zu Muthe. Neue ſteigende Angſt krampfte in ſeiner Bruſt. Es wurde ihm fürchterlich heiß; ein Strom von Schweiß brach aus ſeinen Poren. Er fühlte mit der rechten Hand, die er frei hatte, und entdeckte einen menſchlichen Körper, der nicht minder heiß war, als der ſeinige, und fühlte einen Herzſchlag, der nicht minder heftig war, als der ſeinige. Er zuckte vor Entſetzen zuſammen. In dieſem Augenblick regte ſich's an ihm, eine Hand legte ſich über ſeinen Mund. Eine gräßliche Vorſtellung ging durch ſeinen Kopf, eine entſetzliche Ausgeburt ſeiner aufgeregten Phantaſie, eine ganz unerhörte Verwirrung ſeiner Begriffe. Er bildete ſich nämlich — trotz Bein und Fleiſch, das er warm und lebend gefühlt — ein, der Geiſt ſeiner Mutter liege neben ihm und wolle ihn zur Beſtrafung ſeiner tendirten Sünde erwürgen. Der Eindruck, den die Verſtorbene kurz vor ihrem Ende am Spieltiſch auf ihn gemacht, war ein ſo über alle Maßen ſchauerlicher geweſen, daß er in ſeiner Krankheit oft aufgeſchrien, indem er ihre Hand auf ſeiner Schulter immer von Neuem gefühlt hatte. Es war alſo nicht zu verwundern, daß er die Hand der Dame, die gern ſeine Stiefmutter werden wollte, abermals für die Hand der Dame hielt, die ſeine wirkliche Mutter geweſen war. Mit einem dumpfen Schrei ſchleuderte er die Hand zurück, etwa wie eine Schlange, die ihn umſchlungen, aber in demſelben Moment vergingen ihm die Sinne, ſein Kopf ſchnellte zurück und ſeine Glieder verrenkten ſich in furchtbaren convulſiviſchen Windungen und Zuckungen. Sein kleiner Körper wurde emporgeſchnellt und auf den Körper der Mamſell Lehmann zurückgeworfen; ſein Höcker bohrte ſich in ihre Bruſt. Der Korb krachte, und ſie ſchrie nun ihrerſeits vor unausſprechlichem Entſetzen auf. Matthies und Roſa ſprangen herzu und riſſen den Deckel hinweg; Köpchen in einem ſchlimmen Anfall des böſen Weſens und

Mamſell Lehmann, roth wie ein Krebs und von Schweiß triefend, kamen zum Vorſchein.

„Um Gottes willen, Mamſell Lehmann, was iſt das?“ ſchrie Matthies.

„Ei, Mamſell Lehmann, was verſchafft mir die Ehre, Sie bei mir zu ſehen?“ fragte Roſa ſpöttiſch.

Aber Mamſell Lehmann ſtand weder dem Einen noch der Andern Rede. Wie eine bedrohte Katze fuhr ſie zur Thür hinaus.

Matthies legte ſeinen Sohn auf's Sopha.

„Es wird bald vorübergehen, wie es allemal vorübergegangen iſt,“ ſagte er beruhigend.

Roſa leiſtete beſorgt die nöthigen Handleiſtungen. Freilich hatte ſie dieſen tragi-komiſchen Ausgang nicht beabſichtigt. Die Entdeckung hatte noch etwas verſchoben und dann durch die beiden Dienſtmädchen, die den Korb hinwegtragen und ihn zu ſchwer finden ſollten, oder vielmehr durch Veilchen allein herbeigeführt werden ſollen. Der Zufall, der immer bei ſolchen improviſirten Luſtſpielen mit zu ſpielen pflegt, hatte die Kataſtrophe ſchneller und geſchickter herbeigeführt und den dramatiſchen Schluß mit einem Knalleffect bewirkt.

Als Köpchens Paroxismus vorüber war, führte ihn ſein Vater hinab in ſeine Kammer und brachte ihn zu Bette. Dann kehrte der alte Herr vergnügt zu ſeiner ſchönen Braut zurück, und ſagte, indem er durch das Fenſter auf einen abfahrenden Wagen deutete: „Ich glaube, Mamſell Lehmann reiſt ſo eben ab. Ich ſah ſie in den Wagen ſteigen.“

„Dieſes gute Geſchwiſterpaar ſind wir ſehr ſchnell los geworden,“ lachte Roſa.

„Mein Kind, Du haſt ebenſo viel Glück als Verſtand,“ belobte ſie Matthies und klopfte ſie ſchmeichelnd auf die Wange; „und Du weißt beides meiſterlich zu benutzen.“ —

Hernach wurde aufgetragen, und die beiden Verlobten ließen ſich's ſehr gut ſchmecken. Sie leerten eine Flaſche Champagner auf ihren Sieg und die Niederlage der frommen Familie aus Igelſingen. —

Nach einigen Tagen reiſte Roſa in ihr neues Engagement nach Saſſenau ab, mit ſehr bedeutenden Summen beſchwert, welche zu Geſchenken für das herzogliche Haus beſtimmt waren. Das Theater löſte ſich auf, die Mitglieder deſſelben zerſtreuten ſich nach allen Winden. Nur der arme betrogene Müller Uſſemhof blieb in kläglichen Umſtänden zurück.

Der Kleinſchmied.

Die Bergwerksangelegenheit wurde plötzlich von oben mit großer Energie betrieben. Nicht allein der Prinz Heinrich, auch der Herzog und beſonders die Frau Herzogin waren ſehr dafür portirt, folglich auch die obern Behörden, der Hof, die Reſidenz, das ganze Land. Elbena ſollte wieder eine Bergſtadt in voller legaler Bedeutung werden. Der Hofrath Markloff wurde mit Reſcripten aus dem Miniſterio, aus der herzoglichen Landesregierung und Kammer überſchüttet und hatte ſo ſchweren Aerger und ſo viel Arbeit davon, daß er ſich ernſtlich unwohl fühlte. Weder Eſſen noch Trinken wollte ihm recht ſchmecken, ein unerhörter Fall in ſeiner geregelten Lebensweiſe. In dieſem Zuſtand ſtieß er eines Nachmittags auf dem Schießhauſe mit Ebenezer Dreyßig zuſammen. Die beiden Herrn geriethen in einen Wortwechſel, der ſehr bald eine leidenſchaftliche Färbung annahm, da der mit dem beſten Winde ſegelnde Kaufmann gar nicht für nöthig fand, klein beizugeben, ſondern vielmehr die Grobheiten des Juſtizamtmanns mit noch derbern Grobheiten erwiederte. Der Hofrath that einen tüchtigen Trunk in den Aerger, ging heim, wurde in der Nacht vom Schlage gerührt und ſtarb gegen Morgen. Zwei Tage darauf wurde er ſtandesmäßig beerdigt, und weder Matthies noch Ebenezer Dreyßig fehlten in dem feierlichen Leichenconduct. Das einzige Hinderniß der Dreyßig'ſchen Pläne in Elbena war alſo ſchnell und unerwartet beſeitigt; denn der Amtscommiſſär, welcher nun das Amt interimiſtiſch verwaltete, war klüger als der verſtorbene Hofrath und ein ergebener Freund der Dreyßig'ſchen Familie.

Die der Beerdigung Markloff's folgende Nacht war regneriſch und ſehr finſter, wie die Nächte im Auguſt zu ſein pflegen. Am folgenden Morgen verbreitete ſich in der Stadt ſchnell ein ſeltſames Gerücht: der Hofrath Markloff liege lebend in einem Bette im Herrnhof und ſei von Ebenezer Dreyßig aus dem Grabe gerettet worden. Anfangs wollte es Niemand glauben, aber die ab- und zugehenden Aerzte beſtätigten die Wahrheit. Es war wirklich ſo; der verſtorbene und begrabene Hofrath lag im ſchönen Gaſtzimmer der Frau Uſſemhof im Gaſtbette lebend, war aber nicht recht bei Beſinnung und wurde vom Doctor Sommer und dem Amtschirurgen emſig behandelt. Ebenezer ſah verſtört aus und der alte Blumenfeld lief in der Stadt herum, grüßte alle Leute höflichſt und erzählte allen Leuten umſtändlich und geſchwätzig: Herr Ebenezer Dreyßig habe über den Zank mit dem Herrn Hofrath auf dem Schießhauſe arge Gewiſſensbiſſe gefühlt und ſei in der Nacht einem frommen

Drange gefolgt, auf dem Grabe des Verblichenen den lieben Gott und die unſterbliche Hofrathsſeele um Verzeihung zu bitten und ſein grambeſchwertes Herz im brünſtigen Gebet zu erleichtern. Während er nun knieend auf dem friſchen Grabhügel gebetet, habe er plötzlich zu ſeinem Schrecken ein Getöſe im Grabe vernommen und endlich einen dumpfen Ruf. Drauf ſei er haſtig nach Hauſe geeilt und habe ihn, den Juden, der eben bei Ebenezern übernachtet, geweckt und ihm die merkwürdige Mittheilung gemacht, daß der Hofrath im Grabe wieder lebendig geworden ſei. Er, der Jude, und Ebenezer hätten Hacken und Schaufeln genommen, ſeien auf den Gottesacker geeilt, hätten die Erde entfernt, den Sarg geöffnet und den Hofrath, nachdem ſie ſich überzeugt, daß allerdings Leben in ihm ſei, nach Hauſe getragen, in ein Bett gebracht und den Arzt herbeigerufen. Die Meiſten ſtellten ſich an, als glaubten ſie die Geſchichte, die Wenigſten glaubten ſie wirklich. Manche gingen ſo weit, die Köpfe zu ſchütteln und zuſammenzuſtecken. Andre gingen auf den Gottesacker und beſahen ſich das Grab. Da gab's für die Klugen Manches zu bedenken. Der Sargdeckel war nicht offen, ſondern geſchloſſen, ja es lag ſogar wieder einige Erde darauf. Dieſer Umſtand war unerklärlich. Das angebliche Gebet Ebenezer's auf dem Grabe kam den Leuten lächerlich vor. Aber Niemand wagte laut eine Vermuthung aufzuſtellen. Nach einigen Stunden erſchien das Amtsperſonal und nahm ein Protokoll über den Thatbeſtand auf. Da der von den Todten auferſtandene Hofrath weder ſprechen konnte, noch überhaupt bei ſich ſelbſt war, ſo konnten nur Ebenezer Dreyßig und Herſch Blumenfeld amtlich vernommen werden. Der Erſtere beſchrieb ſeine Andacht auf dem ſchmutzigen Grabhügel in der finſtern Regennacht wahrhaft rührend und ſeinen Schrecken über das Getöſe im Grabe ſehr ergreifend. Der Jude war in Anführung von Details unerſchöpflich. Hernach wurde das Grab beſichtigt. Da war es doch ſehr merkwürdig, daß der Sargdeckel, welcher früh geſchloſſen geweſen war, jetzt geöffnet neben dem Sarge lag. Es wurde aber vom Amte protokollirt, als ſei das von der Nacht an ſo geweſen, und Niemand widerſprach, weil eben Niemand wußte, wer den Deckel im Laufe des Morgens geöffnet, und von den Leuten, die ihn früh verſchloſſen gefunden, auch kein Menſch mehr zugegen war.

Der Amtsverwalter machte einen umſtändlichen Bericht über den Vorfall an die Oberbehörde, der von Ebenezer's Lobe überfloß. Nachmittags wurde der Hofrath in einer Sänfte in ſein Haus gebracht. In allen Häuſern war von nichts weiter die Rede, aber wer eine eigene Vermuthung hatte, ſprach ſie nur ſehr vorſichtig bei vertrauten Freunden aus.

Nach wenigen Tagen ſchon kamen an Ebenezer Dreyßig ſehr erfreuliche Zuſendungen aus Saſſenau: ein im Auftrag des Herzogs verfaßtes Belobungsſchreiben des Miniſteriums, begleitet vom Ehrenkreuz des herzoglichen Hausordens, welches für ausgezeichnet verdienſtvolle Handlungen verliehen wurde; ein eigenhändiges Schreiben der Frau Herzogin, worin die hohe Dame mit Begeiſterung von Ebenezer's unvergleichlicher Frömmigkeit ſprach, die ſogar in der Regennacht ſtill und nur von Gott geſehen auf dem friſchen ſchlagen und man bereitete ſich hie und da vor, die Stadt dem jungen Spencer zu übergeben, ſo ſehr man auch ihn und den König haßte und der Sache der Königin ergeben war. Sir Hugh's Bedingungen waren nicht hart, und ſo blieb, um Blutvergießen zu verhüten, ſchon nichts weiter mehr übrig, als ſich wieder gehorſam dem Scepter des Königs Edward zu fügen.

Im Lager Sir Spencer's war man ebenfalls des baldigen Einzugs in die Thore Hereford's gewärtig, und ſchon waren vom Feldherrn die Befehle gegeben, Waffen und Kleidung in den möglichſt beſten Zuſtand zu verſetzen, und die Ritter rüſteten bereits ihre Pracht, um den widerſpenſtigen Bürgern ein imponirendes Schauſpiel zu bereiten.

Mitten in dieſen erfreulichen Beſchäftigungen langten mehrere Flüchtlinge an, welche zu dem Heere des alten Spencer gehört hatten, und verbreiteten einen plötzlichen Schrecken im Lager durch die traurigen Nachrichten, welche ſie mitbrachten.

Die Grafen Hainault und Kent, die beiden mächtigen Parteigänger der Königin, hatten den König bis nach Briſtol verfolgt. Hier hatte Edward den alten Spencer als Befehlshaber der Feſtung

Grabe ſeines Gegners gebetet und ſeine und Gottes Verzeihung für ein paar leidenſchaftliche Worte, zu denen er doch erſt gereizt worden ſei, brünſtig angerufen. Es hieß darin: „Es iſt mir unter den Mitlebenden noch kein Menſch vorgekommen, der ſo ganz im ächten und wahren Sinne unſres göttlichen Herrn und Heilands gehandelt hat, als Sie, mein Herr. Sie beabſichtigen mit allen Ihren Kräften ein für das ganze Land den größten Nutzen in Ausſicht ſtellendes, durch Nachläſſigkeit der frühern Behörden geſunkenes gewerbliches Inſtitut neu zu beleben und dadurch die Wohlthaten, welche Ihnen die Armuth verdankt, um ein Bedeutendes zu vermehren; ein in ſeiner amtlichen Stellung einflußreicher Mann wirkt aus ſündlichem Egoiſmus gegen Sie, und beleidigt Sie perſönlich. Sie wehren ſeinen Angriff auf Ihre Ehre mit ein paar warmen Worten ab, die Ihnen das Gefühl für Ihre gute Sache eingibt. Ihr Feind ſtirbt, und Sie beten in der Nacht trotz Sturm und Regen auf ſeinem Grabe, bitten ſeine vermeintlichen Manen um Verzeihung und bringen Gott Ihr gereinigtes Herz dar. Wahrlich, mein Herr, nie iſt eine reinere und edlere Geſinnung in eines Menſchen Bruſt geweſen, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Verehrung auszuſprechen. Aber ſiehe, wie der Herr im Himmel ſolche ſtille Tugend auf der Stelle zu belohnen weiß! Gerade durch dieſe von keinem Menſchen, nur von Gott geſehene Handlung Ihres großen Herzens ward Ihnen durch die Gnade Gottes Gelegenheit, der Retter Ihres Feindes aus Grabesnacht und dem Wahnſinn der Verzweiflung zu werden. Nie ſah ich Gottes Finger deutlicher, und von Wonneſchauern über ſein hochherrliches

Walten ergriffen, bet' ich in tiefſter Andacht im Staube an: Herr, mein Gott, wie wunderbar ſind Deine Gerichte und wie unerforſchlich Deine Wege! Erkennen Sie in dieſer außerordentlichen Fügung, wie der Herr Sie an Ihren Feinden und Gegnern rächt! Sie haben ſtill und im ächten Chriſtenſinn die boshaften Verläumdungen und Verſpottungen erduldet, die eine verworfene Partei gegen Sie aufgebracht, und ſiehe da, durch Gottes gerechte Fügung muß alle Welt erfahren, daß Sie in ſtiller Mitternacht auf dem Grabe Ihres Feindes beten. So weiß es Gott zu veranſtalten, daß die Wahrheit glänzend an den Tag kommt und verkannte und geſchmähete Tugend offenbar wird. Wer wird nun noch wagen dürfen, Sie der Heuchelei zu beſchuldigen? Beten etwa auch die Heuchler in ſtiller Mitternacht, ungeſehen von Menſchenaugen, auf den Gräbern ihrer Feinde? O wie ſind Ihre Verfolger von Gott ſelbſt beſchämt worden! und wie dürfen Ihre Freunde und Verehrer jubeln! Singen wir mit dem königlichen Pſalmiſten: Gott, Du biſt derſelbe, mein König, der Du Jakob Hülfe verheißeſt. Durch Dich wollen wir unſre Feinde zerſtoßen; in Deinem Namen wollen wir niedertreten, die ſich wider uns ſetzen. Denn ich verlaſſe mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen; ſondern Du hilfſt uns von unſern Feinden, und machſt zu Schanden, die uns haſſen. Wir wollen täglich rühmen von Gott, und ſeinem Namen danken ewiglich, Sela. — Ich bitte Sie, verehrter Herr, nehmen Sie das beifolgende kleine Andenken von Ihrer Ihre Tugend bewundernden Fürſtin: es ſoll nichts ſein als ein kleines Zeichen meiner Hochachtung und erhält für Sie vielleicht

Werth, indem ich Sie verſichre, daß ich den Ring ſelbſt getragen habe ꝛc.

Ein koſtbarer Brillantring begleitete den herrlichen Brief.

Weiter lief ein Belobungsſchreiben der Landesregierung ein mit der goldnen Medaille, welche für diſtinguirte Perſonen beſtimmt war, die ein Menſchenleben gerettet hatten. Ebenſo wurde in der nächſten Nummer der Saſſenauer privilegirten Zeitung Herrn Ebenezer Dreyßig's rettende That von der Oberbehörde öffentlich gerühmt. Endlich ein Brief Roſa's — und das war der wichtigſte — worin ſie meldete, daß die Rettung des Hofraths Martloff in der Herrnhofsangelegenheit entſcheidend geweſen ſei. Das Miniſterium habe auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs den Beſchluß gefaßt, Herrn Ebenezer Dreyßig in Betracht ſeiner Verdienſte um das allgemeine Wohl die Privilegien des Hauſes zu übertragen, ſobald der Trauſchein deſſelben mit der Frau Katharina Uſſemhof und die gerichtliche Erklärung derſelben, daß ihr Ehemann zu ihrem Erbe eingeſetzt ſei, vorgelegt werde. Darauf hin erfolgte am nächſten Sonntag das kirchliche Aufgebot ein für allemal des Herrn Ebenezer Dreyßig und der Frau Katharina Uſſemhof und am Montage früh der andern Woche die ſtille Trauung nur im Beiſein einiger Zeugen. An demſelben Tage wurde der Ehepakt abgeſchloſſen und die Erklärung Ebenezer's zum Erben ſeiner Frau vor dem Amte abgegeben. Die Documente wurden dem Miniſterium eingeſandt, und noch in derſelben Woche lief die herzogliche Belehnung des Herrnhofs mit allen Privilegien und Pertinenzien auf Herrn Ebenezer Dreyßig ein.

Das Ziel war erreicht, wonach Vater und Sohn mit unabläſſigem Eifer geſtrebt, alle noch ſo großen Hinderniſſe mit eiſerner Beharrlichkeit beſiegend. Was den Meiſten unmöglich geſchienen, lag in goldner Erfüllung vor. Der einſt arme Flickſchuſter, der Knecht des reichen Hauſes, ſah jetzt ſeinen Sohn im Beſitz deſſelben, einer Quelle von Reichthum, welche klug benutzt, unerſchöpflich war. Das Hochzeit- und Familienfeſt wurde von Matthies bis zum Ablauf des Trauerhalbjahrs verſchoben. Dann ſollten die Hochzeiten aller Familienglieder zuſammen gefeiert werden.

Der Hofrath Markloff ſtarb nach einigen Wochen wirklich und wurde zum zweiten Mal begraben. Er war nicht wieder zur Beſinnung gekommen. Es war keine Rede mehr von ihm. Der kurz vorher öffentlich verſpottete Ebenezer Dreyßig war jetzt der angeſehenſte Mann in der Stadt, ja einer der wichtigſten Männer des Landes.

Als der Müller Uſſemhof die dreitauſend Thaler erheben wollte, die ihm laut Contract nun zukommen mußten, erfuhr er zu ſeinem Schrecken, daß die übrigen Uſſemhof'ſchen Erben gerichtlichen Beſchlag darauf gelegt und erſt nach Ausgang des Proceſſes, den ſie gegen ihn anhängig gemacht, darüber verfügt werden könne. Die Mühle wurde gerichtlich ſubhaſtirt und kam für ein Spottgeld in Ebenezer Dreyßig's Beſitz, der ſie ſofort abbrechen ließ, um ſie nach ſeinem langgehegten Plan in großartiger Weiſe wieder aufzubauen. Uſſemhof rettete nichts als das nackte Leben. Sein vornehmer Freund und Duzbruder, der jetzige Herr Kammerherr von Wiesbach, Ehrencavalier Ihrer Hoheit der Frau Herzogin Wittwe, kannte ihn nicht mehr und wies eine ſchüchterne verlegene Annäherung deſſelben mit ſo entſchiedener ariſtokratiſcher Kälte zurück, daß dem armen Meiſter Andreas alle Luſt zu einer zweiten verging. Was er von Roſa's glänzenden Umſtänden erfuhr, war eben auch nicht geeignet, ihm Muth zu einem Beſuch bei ihr zu machen. Er begriff endlich ſeine Lage in ihrer vollen Troſtloſigkeit. Einige Verſuche, ſeine Künſtlerträume zu verwirklichen, brachten ihm Spott und Hohn ein; die Träume vergingen ihm, und der Hunger machte ſein Recht geltend. Er dachte in ſeinen düſtern Stunden wohl manchmal daran, ſich zu erſchießen, aber er erſchoß ſich nicht, ſondern wurde in einer Mühle im Gebirge — Müllersknecht. Ebenezer ſaß dem Glück im Schoos — was die Welt eben Glück nennt — wer durfte wagen, ihn darin zu ſtören? Doch gab es einen Menſchen, der es wagte, und der ſchlimme Waffen gegen ihn in der Hand hatte.

Ein kleiner Zwiſchenfall ſtörte die glücklichen Bewohner des Herrnhofs kaum. Guſtel, um welche der Collaborator geworben und die eben mit ihm verlobt werden ſollte, war eines ſchönen Morgens verſchwunden. Es ſtellte ſich bald heraus, daß der Schauſpieler Ilerdt ſie in der Nacht entführt hatte. Matthies behauptete ſogleich, ſie ſei mit ſeiner Erlaubniß verreiſt und drohte, Jeden zu verklagen, der anders ſagte. Er ſelbſt reiſte ihr nach.

Es fiel doch vielen Leuten in Elbena auf, daß der Zeugſchmied Frischling ſeit der letzten Meſſe wenig arbeite, und daß es trotzdem in ſeinem Hauſe bei weitem nicht mehr ſo knapp und kümmerlich zugeſchnitten war als früher. Wenn er über dieſen Punkt von Bekannten befragt wurde, ſo antwortete er lachend: er treibe Handel, Holzhandel und andern, d. h. Holzdiebſtahl, aber Niemand ſah ihn mit geſtohlnem Holze, er verkaufte kein Holz, er bot auch keine andern Waaren feil und doch hatte ſeine kranke Frau manches Labſal, was ſie erſt hatte entbehren müſſen, doch ſpeiſte die Familie in der Woche zweimal Fleiſch, woran ſonſt nicht zu denken geweſen war. Meiſter Friſchling ſelbſt war wenig zu Hauſe zu treffen, und wenn ja in der Schmiedeeſſe hantirt wurde, ſo war's der unmündige Sohn Kurt; in den erſten Stunden des Tags, wo er am wenigſten überraſcht zu werden fürchten durfte, trieb der Vater eine ſeinem Handwerke ziemlich fern liegende Beſchäftigung, er ſchrieb, und vorher verriegelte er ſtets die Hausthür. Ebenezer Dreyßig ließ ihn nicht aus dem Auge; die kleinen Geldgeſchenke, die er ihm einigemale gegeben, konnten unmöglich ſo nachhaltig ſein. Dann war der Kleinſchmied nicht wieder gekommen und ſchien überhaupt den Herrnhof zu meiden. Ebenezer hatte das bängliche Gefühl, daß ihm von dieſem Menſchen Gefahr drohe, aber er wußte ihm nicht beizukommen. Seine Spione unter den Handwerksleuten konnten ihm durchaus nichts Genügendes berichten. Niemand in der ganzen Stadt wußte weiter, wovon Friſchling den Aufwand für ſeinen und der Seinigen Lebensunterhalt beſtritt, als Anton Schmettau und Adolfine von Remſcheidt. Der Erſtere ſtahl ſehr geſchickt und legte an beſtimmten Abenden das geſtohlne Geld im Gartenhauſe am Berge nieder, dort holte es Friſchling in der Nacht. In perſönliche Berührung kamen ſie faſt nicht. Aber auch das Fräulein hatte ſich der Kleinſchmied dadurch tributär zu machen gewußt, daß er ihr geſagt, er wiſſe um ihr nächtliches Liebesgeheimniß. Da mußte denn Adolfinens Lotteriegewinnſt aus der Noth helfen. Dieſe Quellen waren dem frechen Manne bei weitem nicht genügend, und als er mit ſeinen geheimnißvollen Schreibereien und andern Vorbereitungen fertig war und ſeine Zeit erſehen hatte, that er Schritte, ſich ergiebigere zu eröffnen. Er paßte nun eine Zeit lang auf eine Gelegenheit, wie er ſie für ſeine Zwecke nöthig erachtete, trieb ſich vigilirend und ſpionirend in der Gegend umher und war oft des Nachts aus ſeinem Hauſe abweſend, woran die Seinigen übrigens ſchon längſt gewöhnt waren.

Die erwünſchte Gelegenheit kam plötzlich und von einer Seite, von der er ſie nicht erwartet hatte. Friſchling hatte ſeinen Plan mit der größten Schlauheit angelegt. —

Das ſchöne ſchlanke Dortchen von Oberndorf war trotz dem Tode ihrer Mutter und gleich nach demſelben die Ehefrau des Lieſcherkey geworden, eines blutarmen, ziemlich einfältigen Burſchen, der Schnallenſchmied war. Jammer und Elend waren ihre Hochzeitgäſte geweſen. Sie erhielten zwar Arbeit, als Ebenezer von der Meſſe zurück war, und brachten es durch ſeine Großmuth auch zu einer Ziege, aber an Dortchens Herzen nagte der Gram. Sie dachte fort und fort an den Cantors Adolf, der nun in der fernen Stadt Würzburg ein Arzt wurde, und weinte ſich die Augen faſt aus. So überraſchte ſie denn in der Mitte des September eine in zwiefacher Beziehung verfrühte Niederkunft, die nicht nur dem kaum begonnenen Leben des Kindes, ſondern auch dem übrigen ein raſches Ende machte. Das ſchöne zarte junge Weib zerknickte wie eine Blume, die eine harte tölpiſche Hand berührt. Sie wurde ohne Sang und Klang, ohne Gebet und Spruch in der erſten kalten Frühe eines nebligen Herbſttages begraben, wie ihre Mutter begraben worden war und wie alle Armen des Orts begraben wurden. Hoch oben am Berge, dicht am Waldrande, wo die Gräber armer ſchnell vergeßner Menſchen ohne Kreuz und Stein, ohne Blatt und Blume, nur von wildem Gras überwuchert, ſich aneinander reiheten, war auch das ihrige.

Der Zeugſchmied Friſchling hatte kaum ihren Tod erfahren, als er mehre Nächte hintereinander nicht nach Hauſe kam.

Eines Morgens fuhr der alte Herſch Blumenfeld mit ſeinem Korbwagen in ſeinen einſamen Hof in der abgelegenen Schmelzergaſſe in Jaelfingen ein und war etwas erſtaunt, den ihm wohlbekannten Kleinſchmied ſich begrüßen zu ſehen. Doch dankte er nach ſeiner bekannten Art ſehr höflich. „Ei, ſchönſten Dank und beſten Morgen zurück, Meiſter Friſchling! Was verſchafft mir doch die Ehre, Sie in ſo ungewohnter Morgenſtunde bei mir zu ſehen? Ein Gaſt, den meine vier Pfähle noch nicht geſehen! Ein Geſchäftchen? Nun was wird's ſein? Heraus damit!“

„Hier im Hofe kann ich's Ihnen nicht ſagen, Herr Blumenfeld,“ verſetzte Friſchling geſchmeidig. „Ich bitte, führen Sie mich doch auf eine Stube oder Kammer, wo wir allein miteinander reden können. Ich muß etwas Wichtiges mit Ihnen ſprechen.“

Der Jude ſchüttelte den Kopf etwas unwillig. Was konnte doch der arme und verrufene Mann ihm Wichtiges mitzutheilen haben. Er ſpannte das Pferd aus, gab ihm ein Futter, und nahm dann ein kleines, mit alter Packleinwand umwickeltes Päckchen aus dem Wagen und warf's in einen Stall, von deſſen Thür, nachdem er ſie verſchloſſen, er den Schlüſſel abzog und zu ſich ſteckte. Der Kleinſchmied ſtand unterdeſſen wartend in der Hofthür und ſah zu; ein hämiſches Lächeln ſpielte um ſeinen von böſen Säften blaßblau gefärbten Mund.

„Na, wenn's gefällig iſt," ſagte endlich der alte Jude und führte den Schmied in ein ſchmutziges, von hunderterlei Trödel angefülltes Gemach und bot ihm einen alten zerbrechlichen Stuhl, den er vorher von einer Menge Gegenſtänden geſäubert hatte. Er ſelbſt ſetzte ſich nicht. Der Schmied aber auch nicht; er trat vielmehr dem Juden nah, faßte ihn ſcharf in's Auge und ſagte langſam leiſe: „Herr Blumenfeld, ich will Ihnen nichts Böſes zufügen. Behüte! Ich will nur, daß Sie mir etwas Gutes zufügen ſollen. Wohlverſtanden, ich will Sie nicht in's Verderben ſtürzen, ich will nur, daß Sie mich aus dem Verderben ziehen."

„Was ſoll das heißen, Mann?" fragte der Jude verdutzt.

„Das ſoll heißen: ich weiß, wo Sie in der vergangenen Nacht geweſen ſind und was für ein Geſchäft Sie verrichtet haben."

„Wo werd' ich geweſen ſein? Was werd' ich verrichtet haben?" ſtotterte der beſtürzte Herſch, ſich ſchnell faſſend. „Das geht keinem Menſchen etwas an, am wenigſten dem Meiſter Friſchling. Ich bin meiner Nahrung nachgegangen. Was iſt's weiter?"

„Gemach!“ ſagte der Schmied die Zähne fletſchend, wie ein biſſiger Hund. „Zu Ihrer Nahrung gehört nicht Leichen ſtehlen, Herr Blumenfeld.“

„Menſch! Menſch! Seid Ihr bei Verſtand!“ polterte der Jude.

„Ereifern Sie ſich nur nicht! Ich ſagte Ihnen ja gleich, ich will Ihnen nichts Böſes zufügen, ich will mich vielmehr mit Ihnen vertragen. Nach Umſtänden, heißt das, verſteht ſich. Denn wenn Sie ſich etwa unwirſch gegen mich benehmen ſollten, ſo hab' ich meine Maßregeln gut getroffen. Sehen Sie, daß ich ſogar auf das Aeußerſte gefaßt bin.“ Mit dieſen Worten ſchlug er den ſchäbigen Mantel voneinander und deutete auf ein Paar Piſtolen und ein Meſſer, die in einem ihn umſpannenden Gürtel ſteckten. „Sie ſind doppelläufig und alle vier Läufe ſcharf geladen. Dies zur Nachricht.“

Der Jude erblaßte und zitterte. Der Schmied ſprach noch leiſer: „Sie haben mit Herrn Ebenezer Dreyßig in dieſer Nacht die Leiche der jungen Frau des Fleiſcherkop in Oberndorf auf dem dortigen Gottesacker ausgegraben und mit der Leiche ihres neugebornen Kindes in einen Sack geſteckt und denſelben in den Wald geſchleppt. Darauf haben Sie das Grab wieder zugeworfen und Herr Dreyßig hat Wache geſtanden. Vorher beim Aufgraben haben die Herrn abwechſelnd gearbeitet und Wache geſtanden. Als das Grab wieder zu war, haben Sie Beide den Sack hinauf in den Wildemannsweg getragen, da ſtand Ihr Wäglein. Sie haben die Waare eingeladen und ſind durch die Ellerich hinab in den Grund gefahren. Da iſt Herr Ebenezer auch zurückgelaſſen und war ſelbſt, von allem Muth verlaſſen, mit einer kleinen Heeresabtheilung nach Wallis geflohen. Briſtol wurde ſogleich hart belagert; die darin eingeſchloſſenen Königlichen empörten ſich gegen den alten Spencer, nahmen ihn gefangen, öffneten die Thore und überlieferten ihn dem herein ziehenden Grafen Hainault. Dieſer verſammelte ſogleich alle die rebelliſchen Barone ſeines Heeres, und im Kriegsrathe verdammten ſie ſämmtlich ihren größten Feind ohne Anklage, Verhör, Zeugniß und Verantwortung oder ſonſt ein rechtliches Verfahren; ließen ihn denſelben Tag noch an einen Galgen henken, am andern Morgen herab nehmen, in Stücke zerhauen und einem Haufen hungriger Hunde zum Futter verwerfen. Seinen Kopf aber ſandten ſie nach Wincheſter, weil ihm der König den Grafentitel von dieſer Stadt gegeben; dort wurde dieſe Trophäe auf einen Pfahl gepflanzt und den Verhöhnungen des Pöbels Preis gegeben. So ſchrecklich hatte der faſt neunzigjährige Greis geendet.

Dieſe Nachricht machte einen furchtbaren Eindruck auf das Gemüth des jungen Spencer; und wenn ſeine Ritter und Edeln in ſeinem Gemüthe zeither ſchon einen an ihm niemals wahrgenommeeingeſtiegen. Vor der Stadt ſind Sie den Steinweg hinaufgefahren und haben an Gundermann's Gartenecke die Leiche ausgeladen und über den Gottesacker bis an die hintere Seite des Engelbaumens getragen. Herr Ebenezer hat von innen ein Fenſter geöffnet, Sie haben die Leiche hineingeſchoben, und ſind dann durch die Kegelbahn in das Thurmgewölbe gegangen. Dort in der hintern Kammer mit der neuen Thür iſt die Leiche ausgezogen worden und ihre armſeligen Lumpen haben Sie in dem Päckchen mitgebracht, das Sie vorhin in den Stall warfen. — He, hab' ich Recht oder nicht? Wagen Sie es wohl, mir das Alles in's Geſicht abzuläugnen? Thun Sie's nur! Ich habe meine Maßregeln getroffen, daß ich Sie überführen kann."

Der Jude ſtand ſprachlos vor Schrecken. Seine Augen erloſchen faſt, ſein Mund zapperte und ſeine Hände zitterten, während er ſich an dem Stuhl anhalten wollte.

„Werfen Sie ſich doch in Ihren Wagen und jagen Sie nach Elbena zurück, um mit Herrn Ebenezer die Leiche ſchnell im Gewölbe oder in einem Keller zu begraben. Eh' Sie hinauf kommen, hab' ich die Anzeige beim Amte gemacht und das Haus beſetzen laſſen, denn im Schwan ſteht ein ſchnelles Pferd für mich. Sie ſehen, ich bin auf Alles gefaßt. Sie mögen ſich drehen und wenden, wie Sie wollen; Sie entgehen mir nicht. Aber ich ſage Ihnen zum dritten Male: ich will nicht Ihr Unglück. — Sehen Sie, ich weiß auch, wie's mit der Rettung des Hofraths Markloß zugegangen iſt. Den haben Sie und Herr Dreyßig auch aus dem Grabe geſtohlen, und erſt als er draußen war, kam er wieder zum Leben. — Haben Sie doch ſogar die Frau

Sabine Dreyßig aus den Grabesbanden befreit. Ich habe Buch und Rechnung über alle Leichen geführt, denen Sie und Herr Dreyßig eine fröhliche Auferſtehung bereitet haben. Ich weiß auch recht gut, wozu die Leichen gebraucht werden und in welche Kiepen ſie wandern. Liefert doch auch der Abdecker von Oberndorf das Aas des gefallenen Viehs in das Blaufarbenwerk und die Leimſiederei des Herrn Dreyßig. Nun ſehen Sie, beſter Herr Blumenfeld, ich könnte darauf antragen, daß alle die leeren Gräber geöffnet würden, daß der Werkführer Hammelſtich im Blaufarbenwerk ſogleich gefänglich eingezogen und im Amte befragt würde; aber ich ſage zum vierten Mal: ich will Ihr Verderben nicht."

Der Jude war halb todt. „Aber was wollen Sie denn, Meiſter Frühling?" fragte er mit ſchwacher Stimme.

„Nicht mehr der arme getretene Hund ſein. Ihr ſollt mich aufnehmen in euern Bund, und ich will Theil haben an Euerm Gewinn. Ich kann Ihnen und Herrn Dreyßig viel nützen, aber ich will auch was Rechts dabei verdienen. Ich will nicht Euer Feind, ich will Euer Freund ſein."

Der Jude athmete auf, ſah aber den Schmied immer noch mit beſtürzten und mißtrauiſchen Augen an. „Zuerſt geſtehen Sie nur ohne Weiteres ein, daß ſich Alles ſo verhält, wie ich Ihnen angegeben. Was hülfe das Läugnen? Das würde mich nur böſe machen und zu Ihrem Unglück ausſchlagen."

„Aber ſind Sie denn allwiſſend?" fragte der überliſtete Jude.

„Gewiſſermaßen ja. Wie ich hinter dieſe Schliche gekommen, das iſt meine Sache. Ich kann und weiß eben mancherlei, was andre Menſchen nicht können und nicht wiſſen. Es gibt geheime Künſte, Herr Blumenfeld — — Na laſſen wir das!“

„Lieber Herr Meiſter Frühling,“ fing jetzt Herich zu jammern an. „Ich bin, ſo wahr mir Gott helfe, nicht ſo ſchuldig in der Sache, wie Sie glauben. Der Herr Ebenezer Dreyßig hat mich gezwungen, ihm zu helfen. Ich hab's immer mit Zittern und Zagen gethan und hab' ihn faſt fußfällig gebeten, er ſolle doch ablaſſen von dem gefährlichen Handel, aber er iſt nicht davon abzubringen geweſen, ich hab's verſuchen können, wie ich gewollt. Sehen Sie, beſter Freund, wenn ich ihn nicht abgehalten, wenn ich mich nicht baumsdick dawider gelegt, er hätte den Hofrath Markloff gleich mit der Hacke todt geſchlagen, als wir zu unſerm Schrecken bemerkten, daß der Mann, den wir aus dem Grabe geholt, wieder Leben bekam. Aber ich litt's nicht, partu nicht. Und das iſt ihm nachher zum größten Glück ausgeſchlagen; ich hab' nichts davon gehabt, gar nichts. O ich hab' einen Grimm auf den Ebenezer, ich kann's Ihnen nicht genug ſagen! Er iſt ein grundſchlechter Kerl! aber was ſoll ich thun? Ich bin einmal mit ihm verheddert. Meinetwegen könnt' er am Galgen hängen; ich gönn's ihm von Herzen; er hat ihn genugſam verdient. Möcht' er hängen, der Böſewicht, wenn ich nur nicht dabei intereſſirt wäre!“

„I bewahre!“ meinte der Kleinſchmied. „Herr Ebenezer ſoll nicht hängen, ſo wenig, wie Sie und ich. Er iſt ein Glückskind; er wird noch ein großer und vornehmer Mann werden. An einen ſolchen muß man ſich anſchließen, mit ihm gehen, zu ihm halten. Wir müſſen ſeine Sache zu der unſrigen machen, damit von ſeinem Vortheil auch etwas für uns abfällt. Das iſt meine Meinung von der Sache."

„Ich ſehe, Sie ſind ein Mann von Einſicht und Billigkeit, Herr Friſchling, ein verſtändiger Mann, ein vernünftiger Mann, ein ſchätzenswerther Mann. Leben und leben laſſen, das iſt der rechte Grundſatz, der bringt goldne Früchte. Es ſoll Ihr Schade nicht ſein, daß Sie die Sache mit rechten Augen anſehen. Kann ich mit ein paar Ludjedor dienen? Ich hab's eben baar. Nehmen Sie's, gebrauchen Sie's geſund; ich geb's herzlich gern."

Damit ſchob er dem Kleinſchmied einige Goldſtücke in die Hand, die er aus einem alten Pulte herausgekramt hatte und die dieſer grinſend einſteckte.

„Eigentlich möcht' ich doch wiſſen, wie Sie zu dem gefährlichen Betrieb des Leichendiebſtahls gekommen ſind."

„Sie ſollen's ſogleich erfahren; will's Ihnen haarklein erzählen, Alles, Alles, und Sie werden daraus erſehen, daß ich unſchuldig bin, gänzlich unſchuldig. Sehen Sie, hören Sie, liebſter Freund, wie die Sache zuſammenhängt. Der Herr Geheime Hofrath Wandsbeck, der Director der Anatomie auf der Univerſität ***, hat manchmal ſonſt vor Jahren ein Geldgeſchäftchen mit mir gemacht. Da ſagte er einmal zu mir: Hört, Herſch, ſagte er, ihr ſeid ein geſcheidter, anſtelliger und verſchwiegner Mann, der ſich zu einer Sache gebrauchen läßt, wo etwas dabei zu verdienen iſt. Ich ſagte: Herr Geheimer Hofrath, halten zu Gnaden, ich verdiene eben ſo gern Geld wie irgend Einer. Drauf ſagte er: Ich will euch ein

Geſchäft auftragen, das ganz für euch gemacht iſt. Die Anatomie erhält nur die Leichen der Selbſtmörder und der Hingerichteten. Ja du lieber Himmel! es will ſich kein männliches Subjekt erſchießen und kein weibliches erſäufen. Es ſitzt kein Menſch auf Leben und Tod. Die Studenten der Medicin ſitzen aber da und wollen etwas lernen, die können nicht warten, bis es einmal einem Narren gefällig iſt, ſich ſelbſt hinzurichten oder hinrichten zu laſſen. Wir müſſen Leichen haben. Ihr macht euch alſo verdient um die Wiſſenſchaft, wenn ihr euch der Sache annehmt und mir aus der Noth helft. In euern Bergen da oben ſtirbt jahraus jahrein eine Menge armes Volk, und wenn's in die Erde geſcharrt iſt, ſo iſt's vorbei und kein Hahn kräht mehr danach. Für uns Anatomen iſt aber damit ein Schatz begraben, ein unerſetzlicher Schatz. Wir können uns die Cadaver nicht beim Mechanicus oder Bildſchnitzer beſtellen, wie ein hölzernes Bein. Das Fabrikat, das wir brauchen, muß aus Gottes Hand hervorgehen. Und das gräbt man ein, wie einen unnützen Miſt, und wir leiden ſchmachvollen Mangel daran. Was iſt zu thun? Wir müſſen nehmen, wo iſt, und hinthun, wo nicht iſt. Nun kann ich mir doch die Leichen nicht ſelbſt aus den Gräbern holen. Dazu gehören Leute, die die Gelegenheit kennen. Ich zahl' euch für jeden ausgewachſenen todten menſchlichen Körper zehn Ludjedor und für die kleinern ſechs, auch wohl ſieben, je nachdem ſie hübſch ſind. Schafft mir nur bald gute Waare. — Ich überlegte mir die Sache; das Geſchäftchen war lockend. Aber ich konnt's nicht allein ausführen, auch hatt' ich kein Lokal, wo ich die Leichen hätte aufbewahren können. Ich ſprach mit dem Einen und dem Andern von unſern Leuten; wir brachten's auch auf vier oder fünf Stück, aber wir wären faſt erwiſcht worden. Die Sache war allzugefährlich. Die Geſchäftsfreunde ſprangen aus Furcht ab. Das Händelchen lag lange todt. Endlich entdeckte ich mich dem Herrn Matthies Dreyßig. Der ging ohne Zögern drauf ein. Und wir machten manche gute Lieferung. Herr Matthies kennt keine Furcht. Hernach wurde ſein Sohn Ebenezer mit in's Geheimniß gezogen. Das geſchah bei einer beſondern Gelegenheit. Hihihi! Freundchen, das war euch eine merkwürdige Geſchichte! Aber Ihr haltet doch reinen Mund, Meiſterchen? Was?"

„Zweifeln Sie daran nicht, Herr Blumenfeld! Ich bin ja ſchon lange im Beſitz Ihres Geheimniſſes und hab's keinem Menſchen verrathen."

„Es iſt wahr! Sie ſind ein Prachtsmann! Sie können das Geſchäftchen mit mir übernehmen; denn ich mag mit dem Ebenezer nichts mehr zu thun haben. Wie wir den Hofrath auferſtehen ließen, hat er mich arg getückt. Er hätte mich faſt ſelbſt zur Leiche gemacht, der Unmenſch."

„Nun aber die Geſchichte, die Geſchichte!" rief der Schmied ungeduldig.

„Die hat ſich alſo zugetragen. Der Alte hatte einen Auftrag, der ihm viel Geld einbrachte. Eine vornehme Dame war in Noth, verſtehn Sie mich, Freundchen! Sie ſollte Mutter werden und war doch keine Ehefrau. Die Welt durfte bei Leibe nichts davon erfahren. Sie kam in Dreyßig's Haus nach Oberndorf als eine Verwandte der Frau Sabine. Da wohnte ſie hinten hinaus nach dem Berge zu in einem Stübchen als eine Kranke, und Ebenezer kam und beſorgte die ganze Angelegenheit, damit der Alte durch ſein perſönliches Auftreten keinen Verdacht erregte. Die Dame wollte ſich ihres Kindes für immer abthun, das iſt ſo die Art ſolcher vornehmen Sünderinnen. Da wurde denn ein Plänchen ausgeheckt, das unſer Leichenhandel an die Hand gab. Die Dame ſollte geſtorben ſein, während ſie im Hinterſtübchen ihr Wochenbett abwartete. Ebenezer und ich holten in Steinbach die Leiche einer jungen Frau, die im Wochenbett geſtorben war. Die wurde dann in Oberndorf noch einmal begraben, nachher holten wir ſie zum zweiten Mal und verkauften ſie der Anatomie. Die eigentliche Wöchnerin reiſte bald geſund und friſch heimlich in Matthieſens Wagen ab und ließ ihr Kind im Hauſe."

„Das iſt der Anton Schmettau."

„Ganz recht; er iſt's. Man ſagt, ein Prinz ſei ſein Vater und eine Gräfin ſeine Mutter. Matthies hat viel Geld bei dem Handel verdient. — Ebenezer hat aber Geſchmack gefunden an dem Verdienſtchen, und als er in den Herrnhof kam, griff er die Sache wieder auf, zumal er durch den Chemiker in der Farbenfabrik, den Hammelſtich, eine merkwürdige Entdeckung machte. Das Berlinerblau wird nämlich durch Menſchenfleiſch weit feiner, und der Leim davon iſt ein koſtbarer Artikel. Seit der Zeit hat Ebenezer prächtige Geſchäfte in Farben und Leim gemacht. Sein Abſatz hat ſich verzehnfacht; ſeine Waare iſt berühmt. Er richtete im Engeldaumen ein Lokal ein, wo die Leichen ſicher verborgen waren. Nun Sie kennen's ja, wie ich gehört habe. Wir theilen uns jetzt. Was an die Anatomie kommt, iſt mein, was er verarbeitet, iſt ſein. So ſteht der Handel, aber er gefällt mir nicht mehr."

„Jetzt will ich Ihnen etwas ſagen, Herr Blumenfeld," grinſte der Kleinſchmied.

„Na, was werd' ich hören?"

„Alles was wir miteinander geſprochen haben, halten Sie vor den beiden Herren Dreyßig ganz geheim. Es bleibt unter uns. Ich laß mich eher drauf todt ſchlagen, als daß ich geſtände, ich hätte ein Wort von Ihnen erfahren. Machen Sie's ebenſo."

„Das iſt mir ſchon ganz recht. Es kann mir nichts erwünſchter ſein. Und das Geſchäftchen machen wir nun miteinander. Den Preis für die Leichen theilen wir, nach Abzug der kleinen Unkoſten für Reiſen, Geſchirr u. ſ. w. Die Kleider der Leichen hab' ich zeither allein erhalten und ſie an einen Geſchäftsfreund nach Poſen verkauft; aber, wenn Sie wollen, theil' ich den Erlös ebenfalls mit Ihnen."

„I bewahre! Der ſoll Ihnen auch jetzt allein verbleiben."

„Wollen Sie? Na das iſt ſchön von Ihnen. Sie ſind ein Ehrenmann. Ich wollte, ich hätte mich gleich an Sie gewandt. Mit Ihnen wär' ich beſſer durchgekommen, wie mit dem abſcheulichen Ebenezer, der den Hofrath todt ſchlagen wollte, als ich Leben in dem Manne entdeckte. Pfui! Das iſt ſchlecht. Und wie er mich behandelte! Das vergeſſ' ich dem Herrn Ebenezer nicht."

„Wir werden uns gewiß nicht veruneinigen, Herr Blumenfeld."

„Kommen Sie mit herauf zu meiner Alten und nehmen

Sie ein kleines Frühſtück mit uns ein. Ich hab' einen delicaten alten Nordhauſer, ein Prachtströpſchen. So etwas trinken Sie nicht alle Tage."

Dieſer Ausſicht konnte Friſchling nicht widerſtehen.

Die auf Ebenezer's Befehl eines Morgens im großen Eiſenhammer verſammelten Eiſenarbeiter aller zum Herrnhof gehörigen Gewerke waren nicht wenig erſtaunt, als ihr nunmehriger wirklicher Herr mit dem ſtattlich herausgeputzten Kleinſchmied Friſchling ankam und ihnen denſelben als ihren Obermeiſter und Werkführer vorſtellte, von welchem ſie Befehle anzunehmen und zu befolgen hätten. Sie mußten beiden mit Handſchlag Gehorſam geloben. Friſchling verſprach ihnen dagegen eine gute Behandlung. Nachher erhielten die Leute ein nach ihrer Weiſe ſplendides Frühſtück, an welchem Ebenezer und der neue Obermeiſter Theil nahmen. Der Erſtere ſah blaß und angegriffen aus und konnte es nicht zur Fröhlichkeit bringen, ſo viel Mühe er ſich auch zu geben ſchien. Es ſchmeckte ihm weder Eſſen noch Trinken. Der Letztere ſetzte dagegen ſeine Kau- und Verdauungsorgane in ſtarke Bewegung und war ungemein luſtig. Als er ſich das dritte Stück kalten Braten zulangte und ſein Glas füllte, bog er ſich zu Ebenezer's Ohr und flüſterte grinſend: „Es iſt noch nicht viel über ein halbes Jahr, als Sie mir in Ihrem Laden ſagten, Sie wollten mich noch Heu freſſen lehren. He! Nun hab' ich Sie gelehrt, mich mit Braten aus Ihrer Küche zu füttern. Wer zuletzt lacht, lacht am beſten."

„Da haſt Du recht,“ verſetzte der Principal mit einem giftigen Blick auf den boshaften Sprecher, der von dieſem aber nicht bemerkt wurde.

Auf dem Heimwege ſagte der nüchterne und angeſäuerte Ebenezer zu dem halbberauſchten und gutgelaunten Friſchling vertraulich: „Nun hab' ich all' Deinen Willen erfüllt, Ephraim. Ich habe Dir eine hübſche Summe gegeben, um Dich von Schulden frei zu machen und anſtändig einzurichten; ich habe Dich an einen einträglichen Poſten geſtellt, und Du haſt für die Zukunft keine Sorge mehr. Ich werde immer für Dich bedacht ſein. Wenn Deine Alte mit Tod abgeht, verſchaff' ich Dir eine junge Frau, die Batzen hat. Es kann's kein Menſch beſſer mit Dir meinen als ich. Aber nun ſag' mir auch aufrichtig: wie biſt Du zu den Papieren gekommen, die ich ſo gut aufgehoben hatte? Wie biſt Du in das Gewölbe des Engeldammens gekommen, das ſo gut verſchloſſen iſt? Wie und von wem haſt Du die Dinge alle erfahren, die Du mir ſchriftlich vorgelegt haſt?“

„Ich hab's Ihnen ja ſchon geſagt: durch magiſche Künſte, durch Zauberei.“

„Dummes Zeug! Halte mich doch für keinen Eſel, dem Du ſolche Albernheiten vorſchwatzen kannſt. Heraus mit der Sprache! Ich will und muß es wiſſen. Nicht wahr, Köpchen hat mit Dir unter einer Decke geſpielt?“

„Bah! mit Speck fangt man Mäuſe. Ich kann und will Ihnen weiter nichts ſagen. Da iſt ein Wort ſo gut wie zehn. Bilden Sie ſich nur nicht ein, Sie könnten noch mit mir umgehen, wie ſonſt. Ne, Herr, damit iſt's aus. Jetzt hab' ich das Heft in der Hand. Verſtehen Sie mich?“

nen Tiefſinn und eine träumeriſche Unthätigkeit bemerkt hatten, ſo ſahen ſie zu ihrem Schrecken ihn jetzt einer grenzenloſen Traurigkeit hingegeben. Der kühne und tapfre junge Mann, die Seele ſeines Heeres, ſchien die Sorge für daſſelbe ganz vergeſſen zu haben und, erſchlafft vor dem drohenden Anblick des Unglücks, der Gunſt oder Ungunſt des Augenblicks ſein Schickſal überlaſſen zu wollen. Beſorgt über dies unmännliche Beginnen, thaten ſich die Ritter zuſammen, beriethen ſich und traten dann vor den Feldherrn mit der Aufforderung: über dem Todten nicht die Lebenden zu vergeſſen und der Pflichten eingedenk zu ſeyn, die er dem Könige und ihnen ſchuldig ſey, und einen entſcheidenden Schritt gegen die Stadt zu thun; denn ſchon ſey im Lager allgemein die Kunde verbreitet, der Graf Kent ziehe mit einem großen Haufen heran, die Stadt zu entſetzen. In ſolch kritiſcher Lage ſey man nicht ſchuldig, den Bürgern das Verſprechen des Waffenſtillſtandes zu halten; vielmehr gebiete die Pflicht der Selbſterhaltung, die Stadt zu überrumpeln und ſich in derſelben gegen den Andrang des Grafen Kent feſtzuſetzen.

Sir Hugh Spencer hatte den erwählten Spre-

Ebenezer biß die Zähne aufeinander; aber gleich darauf lächelte er wieder und ſagte: „Du biſt ein Narr, Ephraim. Du trauſt mir noch nicht recht. Aber es wird ſchon kommen, und dann ſagſt Du mir's doch. Ich werde doch wahrlich keinen Lärm von der Sache machen.“

„Vielleicht ſag' ich's ſpäter,“ antwortete Friſchling wieder begütigt.

„Aber die Papiere händigſt Du mir jetzt aus.“

„Da wär' ich eben ein Narr.“

„Ich gebe Dir gleich hundert Thaler dafür.“

„Ah, Sie geben mir ſchon mehr. Aber heute will ich nicht. Später einmal wollen wir davon reden. Ich muß eben meine Wieſe wieder herausſchlagen und was mir ſonſt noch abgerupft und abgezupft iſt. Ich muß mir's erſt überlegen.“

„Ich muß die Papiere jetzt haben!“ rief Ebenezer grimmig.

„Und gerade deshalb geb' ich ſie nicht, und wenn Sie mir tauſend Thaler dafür auf den Tiſch zählten,“ verſetzte der Kleinſchmied trotzig.

Den übrigen Theil des Wegs legten ſie ſchweigend zurück.

Gleich nach Tiſche verreiſte Ebenezer und kehrte erſt am dritten Tage zurück.

Es verging eine Woche, während welcher der Kleinſchmied in den großen Hammer zog und ſich auffallend patzig und hochfahrig benahm. Alle Leute, die davon Kenntniß erhielten, verwunderten ſich darüber. Man begriff nicht, wie Ebenezer die Flegeleien und Unausſtehlichkeiten des plötzlich ſo aufgeblaſenen Menſchen dulden konnte.

Da trat denn eines Tags ein noch ziemlich junger Mann in's Comptoir, welcher dem Principal einen Brief überreichte. Es war eins jener wüſten Geſichter, die man die Leichenſteine der untergegangenen edlen Menſchennatur nennen könnte. Ein dämoniſcher Geiſt blitzte aus dieſem Auge, ſprach aus dieſen Formen, die einſt gewiß einen beſſern Gaſt beherbergt hatten. Genial ſah der Menſch noch immer aus; aber welch ein Wuſt von Gemeinheit und Lüderlichkeit hatte ſich in den einſt edlen Zügen abgelagert! Dieſes freche Auge ſchreckte vor nichts mehr zurück; um dieſen Mund zuckte, wie eine Schlange, eine fürchterliche Menſchenverachtung, ein teufliſcher Hohn über Alles, was das Menſchenherz zu erheben, zu ſtärken und zu begeiſtern vermag. Er war vornehm gekleidet, aber die Kleider vernachläſſigt.

Ebenezer überblickte die Geſtalt des Fremden, erbrach ahnungsvoll den Brief und las:

„Mein theurer Freund!

Die meergrüne Farbe hilft aus aller Noth. Der Ueberbringer dieſes, Herr Plättner, iſt ganz meergrün, ein trefflich gefärbter Mann, ganz wie Sie ihn brauchen. Sie werden mir für das Engagement dieſes Freundes gewiß Dank wiſſen, vorzüglich, da es ſo ſchnell contrahirt worden iſt. P. hat urſprünglich Medicin, Phyſik, Chemie u. dgl. ſtudirt, iſt dann Soldat und zuletzt Schauſpieler geweſen, beſitzt vielſeitige Kenntniſſe und große Gewandtheit. Ueber ſeine Functionen in Ihrem Geſchäft iſt er bereits vollſtändig unterrichtet und wird ſich denſelben mit dem größten Eifer unterziehen. Meinem Ziele komm' ich auch mit jedem Tage näher.

‚Die Ernte reift, der Schnitter wetzt die Sichel.'

Die Feige macht in Saſſenau enormes Glück und iſt Löwe.

Schönſten Gruß von Ihrem

von Wiesbach, Kammerherr."

„Herr Plättner!" ſagte Ebenezer grinſend.

„Doctor Plättner," verſetzte der Fremde mit der Würde eines Halunken.

„Freut mich ſehr. Wollen Sie mir gefälligſt auf mein Zimmer folgen, Herr Doctor!"

Die Schurſtube nahm die beiden Bundesbrüder auf. Sie ſaßen auf dem Sopha; ſie wechſelten in Blick, Händedruck und Rede die Erkennungszeichen; ein feiner Rheingauer duftete aus grünen Bechern vor ihnen.

„Sie müſſen mit der größten Vorſicht zu Werke gehen," belehrte der Chef des Hauſes den neuen Freund. „Der Kerl iſt ſchlau, durchtrieben, mißtrauiſch, ein ſehr gewandter gemeiner Schurke."

„Hat nichts zu ſagen," verſetzte der Doctor lachend. „Wir wollen ihn ſchon faſſen. Je ſchwieriger die Arbeit, deſto mehr reizt ſie mich."

„Sie treten zum Schein als Vorſteher meiner Porzellanfabrik hier auf. Ob Sie ſich ſpäter feſt in meinem Geſchäft placiren wollen, hängt von Ihnen ab."

„Wir wollen ſehen, wie wir uns mit einander vertragen."

„Ihre Bedingungen für das jetzige Engagement?"

„Die Gage wird ſich ganz nach dem Grade Ihrer Zufriedenheit mit meiner Leiſtung richten."

„Fordern Sie vorher, damit ich eine Norm habe."

„Funfzig Friedrichsd'or als Baſis.“

„Gut. Wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, ſollen Sie es mit mir ſein. Es verſteht ſich, daß ich auf keine Weiſe compromittirt werden darf, die Fälle mögen kommen wie ſie wollen.“

„Dieſe Bedingung brauchen Sie gar nicht zu machen. Die Bundesordnung ſchließt ſie ſchon in ſich. Und wenn ich dumm wäre, würde mich Herr von Wiesbach Ihnen nicht empfohlen haben.“

„Der Menſch hat mehre ſehr wichtige, den Bund betreffende Aktenſtücke in der Hand, die er mir auf eine unbegreifliche Weiſe entwendet hat. Dieſe müſſen Sie ihm vorher abnehmen. Es wird großer Kunſt von Ihrer Seite bedürfen, um ihn dazu zu bringen.“

„Ich denke, ich habe ſchon ſchwierigere Aufgaben gelöſt.“

„Nun denn auf gut Negoz!“

„Und auf die hülfreiche Maskopei!“ Die Becher wurden geleert. —

Doctor Plättner wurde den Arbeitern der Porzellanfabrik mit derſelben Feierlichkeit vorgeſtellt, wie Friſchling den Eiſenarbeitern. Wiederum ein Frühſtück, wozu der Kleinſchmied ebenfalls gezogen wurde. Plättner entwickelte einen unerſchöpflichen Fond von jenem derben hausbacknen Humor, wie er in den unterſten Schichten der Geſellſchaft Glück macht. Seine Witze und Späße erregten allgemeine Heiterkeit, und Friſchling ſchwur Stein und Bein, ſolch ein „prächtiger Kerl“, wie der Doctor, ſei ihm noch nicht vorgekommen, und dieſer gab ihm dagegen die Verſicherung, „der Obermeiſter ſei ein famos fideles Haus“. Ebenezer lachte, wie ihn noch Keiner hatte lachen ſehen, und trank ſogar ein ganzes Paßglas Lagerbier, was auch noch kein Menſch geſehen hatte. Nachher ließ er die beiden neuen Bekannten allein ſitzen (die Arbeiter waren längſt abgegangen), die denn auch bis in die Nacht hinein eine bedeutende Menge des ſtarken Biers vertilgten, in großer Seligkeit fraterniſirten und endlich fein brüderlich auf einer Matratze aneinander geſchmiegt ſchnarchten.

Von dieſem Tage an waren Friſchling und Plättner die intimſten Freunde, gleichſam unzertrennlich und ein Herz und eine Seele. In dem ſonſt ſo mißtrauiſchen Kleinſchmied ſtieg auch nicht der kleinſte Verdacht gegen den neuen Duzbruder auf. Der Grund dieſer an ihm auffallenden Erſcheinung war nicht ſowohl Plättner's gutes Spiel, ſondern vielmehr das in ihm ſelbſt ſchlummernde ſtarke Bedürfniß nach vertrautem Umgang. Jedermann, ſelbſt ſeine Standesgenoſſen, hatte zeither den übelberüchtigten und verwegenen Menſchen gemieden; er hatte ſein Leben zumeiſt einſam in den Wäldern zugebracht; jetzt fühlte er ſich durch die ihm von einem ſo geſcheidten und vielerfahrnen Glücksritter wie Plättner entgegengebrachte Freundſchaft nicht nur ſeeliſch befriedigt, ſondern auch geſchmeichelt. Sie ſaßen jeden Abend zechend beiſammen und erzählten ſich die wilden und ſchmutzigen Abenteuer ihres verworfenen Lebens, wobei es nicht ohne Aufſchneiderei abging. Die Wilddieberei ſpielte natürlich in Friſchlings Berichten die Hauptrolle.

„Kannſt Du auch ſchießen, Bruderherz?"

„Na, wenn Einer Soldat geweſen iſt, wird er doch ſchießen können."

„Ich meine aber, ob Du einem Thier eins auf die Platte brennen kannſt?"

„Oh! Ich habe mir manchen Haſen geholt. Aber einen Hirſch hab' ich noch nicht geſchoſſen."

„Hör', Doctor, wir gehen zuſammen. Ich will morgen ein gutes Gewehr für Dich auftreiben. Ich weiß eine prächtige Doppelläufige und bekomm' ſie billig. Im Oberndorfer Forſt geht jetzt ein Rudel gutgefütterter Thiere, davon müſſen wir uns bald eins holen."

„Topp! Du biſt ein alter holder Junge. Wenn Du mich mit auf die Jagd nimmſt, werd' ich Dir einen wichtigen Gegendienſt leiſten."

„Worin beſteht der?"

„Das mag ich jetzt noch nicht ſagen. Wenn wir den erſten Rehbock zuſammen geſchoſſen haben, ſollſt Du's erfahren. Ich ſage Dir aber, es iſt von der größten Wichtigkeit, und Du wirſt daran erkennen, wie baumſtark meine Freundſchaft zu Dir iſt. Paß auf, Brüderchen, ich will Dich zu etwas machen, daß Dir das Herz im Leibe lachen ſoll."

„So ſpiel' doch den Trumpf aus! Wozu machſt Du mir die Zähne lang und hältſt mich hin. Gib's von Dir, ſonſt kann ich nicht davor ſchlafen."

„Hier auf der Bierbank nicht. Draußen im Freien."

Sie gingen den Berg hinauf in den Wald. Dort drängte der Schmied wieder.

„Du mußt Mitglied eines geheimen Bundes werden, zu dem ich gehöre, lauter Staatskerle, wie Du und ich, Brüder vom Stern der Nacht, die ſich einander beiſtehen und aushelfen in aller Noth und große Dinge zuſammen ausführen.

Wer unſerm Bunde angehört, iſt ein geborgner Mann. Da kannſt Du Deine guten Kräfte üben und wirſt bald eine Hauptrolle ſpielen.“

„Donnerwetter! So etwas hat mir gefehlt. Ich habe ſeit einiger Zeit immer daran gedacht. Sag' mir, wie heißt der Bund?“

„Die meergrüne Maskopei.“

„Ha! Ich dachte mir's wohl! Doctorchen, ich kenne den Bund ſchon.“

„Das iſt nicht möglich!“

„Das hat gute Wege. Ich weiß mehr davon, als manchem Bundesbruder angenehm iſt.“

„Du flunkerſt. Wie könnteſt Du etwas von der Maskopei erfahren haben?“

„Ich hab's ſogar ſchriftlich, Aktenſtücke, die den Bund betreffen.“

„Es iſt nicht wahr. Ich kann's nicht glauben. Du ſchneideſt mit dem großen Meſſer.“

„Dummes Zeug! Ich kann Dir gleich den Beweis liefern. Was die Augen ſehen, glaubt das Herz. Du ſollſt mit eignen Augen ſehen. Komm mit mir!“

Frühling führte den Doctor hinauf in ſeine Wohnung, zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſchloß damit einen Wandſchrank auf, aus welchem er ein Bündel Papiere herauskramte.

„Da lies und glaube dann!“

Plättner las und ſtellte ſich ſehr ungeberdig. „Bruder, woher haſt Du dieſe wichtigen Documente?“

„He?“ lachte der Kleinſchmied mit Selbſtkitzel. „Glaubſt Du's nun?“

„Woher haſt Du die Papiere?“

„Das werd' ich Dir ſchön nicht ſagen.“

„Das mußt Du mir ſagen, ſonſt iſt's mit unſrer Freundſchaft aus.“

„Paperla! So läßt ſich Ephraim Friſchling nicht fangen. Ich bin kein Schuljunge mehr, Brüderchen. Erſt muß ich Bundesglied ſein, ordentlich aufgenommen, verbrieft und beſiegelt, nachher ſollſt Du Alles erfahren, früher kein Wort' Beim Teufel und ſeiner Großmutter!“ Damit nahm er trotzig die Papiere weg und ſchloß ſie ein.

„Borge mir die Papiere auf ein paar Stunden. Ich will ſie durchſtudiren.“

„Oho!“ rief Friſchling. „Ich habe Dich nicht für ſo dumm gehalten, gelehrter Doctor, daß Du mir eine ſolche Dummheit zumuthen könnteſt. Dieſe Papiere bleiben in meinen Händen. Verſtehſt Du mich?!“ Er ſchloß ſie ein, und ſein unruhiges Weſen zeigte klar, daß er Verdacht geſchöpft hatte. Aus dieſem Grunde unterließ Plättner auch einen zweiten Verſuch, ſich auf dieſem Wege in den Beſitz der Papiere zu ſetzen.

Der Kleinſchmied wurde aber gar nicht mehr nüchtern. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht nahm er eine fabelhafte Quantität Lagerbier und Branntwein zu ſich, bekümmerte ſich faſt gar nicht um die Arbeit und führte ſo freche Reden und verblümte Drohungen gegen Ebenezern, daß dieſer von einer nicht endenden Angſt gemartert wurde.

Es ſchien gefährlich, den ſtets berauſchten und mißtraulichen Menſchen an die gemeinſame Wilddieberei zu erinnern, und doch mußte er das gegebene Verſprechen vergeſſen haben oder nicht halten wollen. Ihn noch mehr zu cajoliren mußte ebenfalls Verdacht erregend erſcheinen. Plättner hielt es für gerathener, den Verletzten gegen ihn zu ſpielen und mit ihm zu ſchmollen. Das half. Friſchling war bereits an den Umgang des luſtigen Abenteurers gewöhnt und konnte ihn nicht entbehren. Nach einigen Tagen fand beim Lagerbier eine geräuſchvolle Verſöhnung ſtatt, und Friſchling brachte nun ſelbſt die Wildſchützerei wieder auf's Tapet. Die folgende Nacht wurde von ihm zur Ausführung beſtimmt.

Plättner erhielt ein ſehr gutes Gewehr und lud es ſelbſt mit großer Sorgfalt. Als es dunkel geworden war, brachen ſie auf, aber nicht zuſammen. Jeder ging einen andern Weg. Sie hatten verabredet ſich an einer gewiſſen Stelle im Walde zu treffen. —

Als der Tag anbrach, ſtand der Wandſchrank in Friſchling's Wohnung im Hammer offen und die Papiere waren daraus verſchwunden.

Der Kleinſchmied kehrte weder an dieſem noch am folgenden Tage zurück. Seine Familie machte daraus nichts. Am dritten Tage wurde ſeine Leiche in einem ſehr einſamen Waldgrunde im Oberndörfer Forſte von einem Kreiſer gefunden. Er war durch die Bruſt geſchoſſen. Ohnfern von ihm lag ein erlegtes Reh und neben ihm ſeine abgeſchoſſene Doppelflinte. Da er allgemein als Wilddieb bekannt und ſchon mehrmals in Unterſuchung geweſen war, da er, wie der Thatbefund lehrte, offenbar auf der Wilddieberei ertappt und in flagranti getödtet worden war, ſo wurde gerichtlich angenommen und auch allgemein geglaubt, er ſei von einem herrſchaftlichen Jäger oder Reiter erſchoſſen worden, der ſich nur, um Weitläufigkeiten zu entgehen, nicht zu der That bekennen wolle. Niemand machte etwas aus dem gewaltſamen Tode dieſes frechen und liederlichen Menſchen, der doch eigentlich Allen zur Laſt geweſen war. Man ſprach kaum davon. Als die Nachricht ſeines Todes im Herrnhof anlangte, lachte Ebenezer und ſagte für ſich: „Wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Sagteſt Du nicht ſo, Meiſter Ephraim? — Nun, Kerl, ſollſt Du mir ſelbſt in die Kiepe!“

Das Juſtizamt hielt in Friſchling's Wohnung auf Ebenezer's Betrieb und mit ſeiner perſönlichen Aſſiſtenz eine genaue Hausſuchung. Es wurden einige Gegenſtände gefunden, welche für den Beſitzer des Herrnhofs nicht gleichgültig waren.

Auf einen Menſchen machte des Kleinſchmieds ſchnelles Ende einen peinlichen, ja furchtbaren Eindruck, auf Anton Schmettau. Mit ſtiller ſteigender Angſt hatte er die wachſenden Glücksumſtände deſſelben geſehen und ihren Grund geahnt; durch eine Art Seherblick war ihm nun auch der Grund ſeines Todes klar. Er errieth ſogar den ganzen Zuſammenhang der verborgenen Fäden und wußte, als wenn es ihm der Thäter ſelbſt anvertraut hätte, welche Hand das mörderiſche Blei in des Kleinſchmieds Bruſt entſendet hatte. Von dieſem Augenblick an zitterte er für ſein eigenes Leben und dachte an nichts, als an ſchleunige Flucht. Er würde cher ſtumm und Anfangs, wie es ſchien, theilnahmlos angehört; aber allmählig fing es tief in ſeinem Auge zu glühen an, ſein Blick flog endlich feurig umher, ſeine Geſtalt erhob ſich, ſeine Hand fuhr heftig an das Schwert und wie ein erwachter Löwe rief er: „Ich ſchwör' Euch, dieſe Nacht werden wir die Stadt erſtürmen!“ — Ein lauter Freudenruf ſeiner Krieger begrüßte dies, und augenblicklich wurden von ihm und Allen die ſchleunigſten und kräftigſten Anſtalten zum Sturme gemacht.

Kaum war am Abende deſſelben Tages Miß Mary's Schifflein bei Nertlbrigg gelandet, als Sir Walter Gaveſten mit haſtigen Schritten aus ſeinem Felſenverſteck eilte, von wo er, wie von einer Warte, den Fluß überſchauen konnte und die nach jenem Gipfel ſpähende Jungfrau ſchon lange begrüßt hatte.

Geſenkten Augs erduldete ſie die feurigen Umarmungen des Ritters und hörte mit Entzücken die liebeathmenden Worte deſſelben:

„Geſegnet ſeyſt Du auch heute für die ſelige Stunde, die mir Deine holde Gegenwart bereitet!

ſie auch ohne Zögern in's Werk geſetzt haben, wenn Adolfine gegenwärtig geweſen wäre. Sie war ſeit Anfang Auguſt mit ihrer Mutter und dem Präſidenten von Bels und deſſen Tochter nach Karlsbad, und Anton erwartete ihre Rückkehr täglich. Die Unruhe ſeines Gemüths zehrte an ſeiner Geſundheit, der Schlaf floh ihn, er konnte vor Angſt und Furcht kaum einige Biſſen Nahrung zu ſich nehmen und ſah blaß und hohläugig aus. Er fürchtete ſich jeden Augenblick zu verrathen. Dazu kam die täglich ſich ſteigernde barbariſche Strenge ſeines Principals. Es ging keinen Tag ohne Fauſtſchläge für ihn ab. In der ſchrankenloſen Wuth, mit welcher er von Ebenezern behandelt wurde, glaubte er zu erkennen, daß der Kleinſchmied zu ſeinem Vortheil über ihr Verhältniß nicht ganz reinen Mund gehalten haben möchte. Dieſes Leben wurde ihm ſchier unerträglich, und er ſehnte ſich nach einer Erlöſung. In dieſem qualvollen Zuſtand wurde er am nächſten Sonnabend-Abend durch eine Einladung in das Haus der Frau von Remſcheidt angenehm überraſcht, welche ein ihm von einem Dienſtmädchen dieſes Hauſes heimlich zugeſtecktes Zettelchen enthielt. Er glaubte natürlich nichts Gewiſſeres, als daß Adolfine angekommen ſei, obgleich es ihm ſcheinen wollte, daß der Zettel nicht von ihrer Hand geſchrieben ſei. Vor Ungeduld konnte er kaum die Stunde erwarten, wo es ihm vergönnt war, zu ſeinen Freundinnen zu eilen. Alle ſeine Seelenkräfte waren in einem ſtürmiſchen Aufruhr, und Angſt und Furcht miſchten ſich mit Sehnſucht und Hoffnung. Es war ſchon Nachmittags ziemlich ſpät, als er endlich loskommen konnte, und ſeine Hand zitterte vor Aufregung, als er ſie auf den Thürdrücker des Remſcheidt'ſchen Hauſes legte; die Knie wankten ihm, als er die Treppe hinaufſtieg; der Athem verſagte ihm faſt, als er an die Zimmerthür klopfte; denn keine Dienſtperſon war zugegen, um ihn anzumelden. Ein freundliches „Herein!" ertönte. Frau von Remſcheidt trat ihm allein entgegen.

O wie reizend war ſie! Das Bad hatte ſie aufgefriſcht und verjüngt. Mehr noch die jugendlich bewegte Seele. Anton ſtand von ihrem Anblick wie bezaubert. Wie ſein begehrliches Auge in ihren Reizen, ſo ſchien ſein Fuß in dem Boden zu wurzeln. Sein Gruß war befangen, ſchüchtern, verlegen; ſeine Worte zuckten wie Flämmchen aus ſeiner Seele, Verkünder ſeiner heimlichen Glut. Und wie anmuthig, wie liebevoll, wie zärtlich empfing ſie ihn! War das mütterliche Theilnahme? War das der Ton, der Blick der beſorgten Freundin? War dieſe leichte, geſchmackvolle, verlockende Kleidung die züchtige Hülle einer Matrone, die einen Knaben empfängt, deſſen Wohlthäterin ſie werden will?

Er mußte ſich zu ihr auf's Sopha ſetzen und ſie erzählte: ſie ſei geſtern allein angekommen, Adolfine mit Fräulein von Bels nach Saſſenau gereiſt, und auch ſie werde morgen dorthin gehen und ſich noch einige Wochen da aufhalten, vorzüglich um das Hoftheater zu beſuchen, auf welchem Roſa Feige Epoche mache. Ein nicht aufſchiebbares Geſchäft habe ſie aber erſt hierh[illegible]gerufen, und damit habe ſie den lebhaften Wunſch verbunden, ihn zu ſehen, um ihm zu ſagen, daß ſie den Prinzen Heinrich im Bade getroffen, der ſich ſeiner gnädig erinnert und ihr die huldreiche Verſicherung gegeben, daß er nächſtens für ihn ſorgen und ihm die ſeinem Talente angemeſſene Laufbahn eröffnen wolle.

Anton lächelte bitter; er konnte nicht auf die in's Unbeſtimmte hinausgeſchobene prinzliche Verheißung warten. Wenn er hätte ahnen können, weshalb Frau von Remſcheidt eigentlich allein nach Elbena gekommen war, er würde nicht ſo trüb gelächelt haben. Wußte es denn aber die ſchöne Witwe ſelbſt? Sie wußte es, aber ſie geſtand es ſich nicht ein, und ſie verhüllte ſich die klare Abſicht mit dem duftigen Nebel der Gefühlsſchwärmerei. Sie verſchloß die Augen zu drei Viertel und ging doch auf ihr Ziel los. Seit Anna von Vels mit Anton und ſeinen Geiſtesprodukten bekannt geworden war und ihrer Hauswirthin ein mehr als lebhaftes Intereſſe an dem ſchönen und genialen Kaufmannslehrling verrathen hatte, ſeit ſie faſt täglich das begeiſterte Lob deſſelben aus dem Munde der jüngern Freundin hörte, war ſie ſelbſt ſich allmälig klarer über ihre Gefühle zu Anton geworden. Aber ſie ſträubte ſich gegen dieſe Erkenntniß; ſie hätte ihrem Gefühl um Alles nicht das rechte bezeichnende Wort geben können. Und doch wurde es täglich mehr lodernde Leidenſchaft. Sie hätte den Beweis dafür in der Eiferſucht finden können, wenn ſie nur gewollt hätte, mit welcher ſie Anna's eigenthümliche Herzensergießungen über Anton anhörte und die leuchtenden Blicke ihrer eignen Tochter bei dieſen Gelegenheiten ſah. Wirklich war Frau von Remſcheidt auf Beide zugleich eiferſüchtig, und dieſe Leidenſchaft ſtieg während der Badeſaiſon zur Qual. Sie handelte nun wie eine Nachtwandlerin. Es war ihr, als würden ſie alle Drei von einer in einſamer Verborgenheit blühenden herrlichen Blume entzückt und Jede ſtrebe danach, ſich in den Beſitz derſelben zu ſetzen, Jede ſcheue ſich aber vor der Andern. Frau von Remſcheidt empfand den unwiderſtehlichen äſthetiſchen Drang, unbeirrt von den beiden Andern im köſtlichen Duft dieſer Wunderblume zu ſchwelgen. Der Vorwand, allein nach Elbena zu reiſen, war bald gefunden. Da war ſie nun, und die Blume neigte ihr den Kelch entgegen. Sie bat den Jüngling, mit ihr zu ſpeiſen und den Abend bei ihr zuzubringen. Um vor Verrätherei ſicher zu ſein, habe ſie ihre Dienerſchaft entfernt. Sie ſelbſt wolle ihn bedienen. Mit tiefem Schmerz erklärte er ihr, daß er nicht bleiben könne und ſogleich wieder fort müſſe, daß er nur gleichſam auf den Sprung zu ihr gekommen ſei. Die Strenge ſeines Principals überſteige jetzt alle Grenzen.

„O mein Gott!“ rief die ſchöne Frau erblaſſend, „und ich habe mich ſo ſehr darauf gefreut, ja geſteh' ich's nur, ich habe mich danach geſehnt, einmal ein paar Stündchen mit Ihnen zu verplaudern.“

Es wurde ihm ſiedend heiß. Sie hatte ſeine bebende Hand gefaßt und ſchaute ihm in's Auge. Es ſchwindelte ihm.

„Können Sie es nicht möglich machen, Abends noch eine Stunde hier zuzubringen? O und wenn Sie Ihre neuen Gedichte, die Ihnen die Muſe während meiner Abweſenheit geſchenkt hat, mitbrächten und mir vorläſen, würde mich das unausſprechlich glücklich machen!“

„Ich könnte wohl kommen, aber erſt ſpäter,“ verſetzte er mit einer von einem Gefühl, das ihm ſchier die Beſinnung raubte, halb erſtickten zitternden Stimme.

„Sie können kommen? O wie herrlich! Wann?"

„Erſt nach elf Uhr."

„Können Sie ſich denn ſo ſpät noch entfernen und ausbleiben?"

„Ja, aber heimlich."

„Deſto ſchöner und beſſer. Ich erwarte Sie. Vergeſſen Sie aber ja die Gedichte nicht!"

„Nein! Ich bringe ſie gewiß mit."

Er gab ihr die Hand, um ſich zu beurlauben. Sie hielt ſie feſt mit der ihrigen umſpannt, und eh' ſich's beide verſahen, lag ſein lockiges Haupt an ihrer Bruſt, heftete ſich ſein Mund auf den ihrigen. Hatte ſie ihn gezogen? hatte er ſich geneigt? Wer konnte es wiſſen? Aber er glühte wie eine junge Roſe, er athmete kaum.

„Ich will Dir Deine Lieder von den Lippen küſſen," hauchte ſie leidenſchafttrunken. Er ſtürzte hinaus. Ob er ging oder flog, ob die Häuſer liefen oder flogen, er wußte es nicht. Zu ſeinem Glücke ſchenkte ihm Niemand im Herrnhof Aufmerkſamkeit. Ein einziger Blick auf ſein erhitztes verſtörtes Geſicht, auf ſein düſter flammendes Auge würde ihn verrathen haben.

Immer heftiger ſtürmten ſeine Pulſe, je näher die Stunde der Nacht rückte. Träumeriſch ſuchte er ſeine Lieder zuſammen, die zum Theil an Adolfinen gedichtet waren. Kaum war der letzte Schlag der elften Stunde von der Thurmuhr verhallt, als er auf der Strickleiter an der Wand hinabglitt und über das Berggelände hinhaſtete, wie ein flüchtiges Reh. Athemlos trat er in das Haus ſeiner Freunhin; eine weiche Hand faßte ihn in der Dunkelheit, um ihn zu führen, ein heißer Mund brannte auf dem ſeinigen.

Als Anton ſein Zimmer wieder erreichte, hatte er kaum noch Zeit, die Strickleiter heraufzuziehen, abzubinden und unter das Bett zu ſchleudern; denn ſchon hörte er Jane's Schritte auf dem Gange, und gleich darauf ertönte ihr Pochen an der Thüre. Nach wenigen Minuten ſtand er an der Kaffeetrommel. Welch ein Wandel! welch ein Contraſt ſeines Lebens innerhalb einer einzigen Stunde! Es war ihm ungeheuerlich zu Muthe. Wie ein ſchwerer Druck laſtete es ihm in Haupt und Bruſt. Seine Gedanken, wenn man das Irrlichtern ſeines Geiſtes ſo nennen konnte, gingen weit ab von ſeinem Geſchäft, wild, zügellos, fieberhaft. Er machte Alles verkehrt, und wenn Jane nicht aufgemerkt hätte, er würde allen Kaffee verbrannt haben. Dafür mußte er ſich heftige Scheltworte der erzürnten Küchenmagd gefallen laſſen, er, der vor einer Stunde noch vom Munde einer ſchönen vornehmen Frau vergöttert worden war. Er ſchwieg zu Jane's Zorn, aber ſeine wirren Gefühle ſchlugen immer mehr in das einer dumpfen Angſt zuſammen, die ihm allmälig die Bruſt einſchnürte. Nachdem er den Kaffee geſiebt und ſein frugales Frühſtück eingenommen hatte, erhielt er von Ebenezern den Befehl, unverzüglich ein Oxhoft Eſſig, welches Abends zuvor angekommen war, abzuziehen und die Flüſſigkeit in Eimern in den Keller zu tragen. Der zunächſt für das Materialgeſchäft gebrauchte Keller hatte ſeinen Eingang in der an den Laden angrenzenden Waarenniederlage, die Treppe war ſehr ſteil und hatte in der Mitte eine Wendung, wodurch ſie einen rechten Winkel bildete. Dieſe Conſtruction machte den Transport eines Stückfaſſes in den Keller ſehr ſchwierig, und deshalb wurden die Flüſſigkeiten aus einem ſolchen oben abgezogen und in Eimern auf die im Keller lagernden Fäſſer gefüllt. Dieſe etwas mühſame Arbeit kam in der Regel dem Lehrling zu, und er hatte ſie ſchon oft verrichtet. Das abzufüllende Faß wurde nämlich ſo an den Eingang des Kellers gelegt, daß die Spundöffnung ſich der Treppe zuneigte. Mit einem Winkelheber wurde nun die Flüſſigkeit in die auf den Treppenſtufen ſtehenden Eimer gelaſſen. Anton bedurfte dazu eines Gehülfen, der den Heber hielt, wenn er die vollen Eimer in den Keller trug und dort auf das beſtimmte Faß entleerte. Er bediente ſich dazu des vierzehnjährigen Sohnes des Hausknechts. Heute ging der Lehrling verdroſſen an dieſe Arbeit. Doch wurde ſie raſch gefördert. Das große ſchwere Eſſigfaß, aus Eichendauben beſtehend, war bereits über die Hälfte leer, ſo daß der Heber nicht mehr zog. Anton wollte es alſo ſo drehen, daß das Spundloch noch tiefer zu liegen käme, damit der Heber wieder faſſe. Er packte das Faß an beiden Enden am Rande, aber träumeriſch und zerſtreut, wie er heute früh war, hatte er das Faß für noch voller gehalten, als es in Wirklichkeit war, und wendete viel mehr Kraft an, als nöthig war, um es zu drehen. Durch den allzuſtarken Druck ſtieg es plötzlich und gegen Anton's Erwarten auf die hohe Kante. In demſelben Augenblick fiel der Heber ihm zwiſchen die Beine. Der Knabe, ſein Helfer, der dicht neben ihm auf der Stufe ſtand, griff danach und ſtieß unvorſichtig einen der Eimer um, welche unmittelbar vor Anton's Füßen ſtanden. Er ſelbſt hatte nur den letzten Rand der Stufe unter den Füßen, alſo nur ſehr wenig Halt und Widerſtand. Der umfallende Eimer raubte ihm dieſen, er verlor das Gleichgewicht und ſtürzte rücklings den ſteilen Keller hinab und das ſchwere Faß, nicht rollend, ſondern auf der hohen Kante köpfend, ihm nach. Während des höchſtgefährlichen Sturzes hörte er nur den Nothſchrei des Knaben, der raſch zur Seite geſprungen war, und hatte nur zwei Gedanken, den an ſeinen gewiſſen Tod und den an Adolfinen. Merkwürdiger Weiſe dachte er nicht an ihre Mutter. Er fühlte noch, wie er mit dem Hinterkopfe aufſchlug und daß er in demſelben Nu einen heftigen Schlag des Faßrandes auf den Vorderkopf erhielt. Dann verlor er die Beſinnung. —

Ein Tritt, den er auf den Unterleib erhielt, brachte ihn wieder zu ſich. Die erſte Geiſtesregung, die er empfand, war — Neugierde. Er glaubte nämlich todt zu ſein und zum zweiten Leben zu erwachen. Verwundert warf er die Augen umher und war eben nicht angenehm überraſcht, ſich noch auf der Kellertreppe zu finden. Er hörte Geſchrei und heftige Worte im Keller und raffte ſich auf. Auf allen Vieren kriechend erreichte er die obere Treppenmündung. Wunderbarer Weiſe war er mit dem Hinterkopf gerade in den mit Erde oder Kehricht angefüllten Winkel der Treppe gefallen, einen Zoll länger hätte er ſich den Kopf an der maſſiven Treppenwand zerſchmettert, einen Zoll kürzer an der ſcharfen Steinſtufe. Das Faß war in den Keller hinabgeſtürzt und hatte mit ſeiner gewaltigen Wucht von den vordern dort lagernden Fäſſern die Hähne und Zapfen abgeſchlagen, ſo daß Wein, Branntwein, Eſſig und Oel luſtig durch- und ineinander ſprangen. Herr Ebenezer und ſeine Leute waren von dem donnernden Geräuſch und dem Geſchrei des Knaben ſchnell herbeigerufen und in den Keller geeilt. Keiner von den Unmenſchen hob den ihnen im Wege liegenden Lehrling auf. Auf ſeinen Körper tretend eilten ſie über ihn weg. Als Anton emportauchte, ſtarrte ihn Frau Katharina, ſtets ſeine Feindin, durch ihre großen Brillengläſer an und ſagte giftig: „Lebt der verfluchte Bankert doch noch. Ich dachte, Du hätteſt den Hals geſtürzt, Junge!“ Anton ging wie betrunken vorwärts und erreichte den Hof. Da erſt fühlte er es warm in ſeinen Nacken und Buſen herabrennen, er griff danach. Er war mit Blut wie übergoſſen. Jetzt bemerkte er auch eine eigenthümliche Bewegung ſeiner Stirn, die, ſich bei jedem Schritte vorwärts neigend, ſeine Augen verdunkelte. Seine taſtende Hand entdeckte eine furchtbare Kopfwunde. Der Schlag des Faßrandes hatte ſeine Hirnſchale in der Naht zerſchmettert und den Vorderkopf vom Hinterkopf losgetrennt. Er zog ſein Taſchentuch aus der Taſche und band den Kopf ſo feſt als er vermochte über der Stirn zuſammen. Dann wankte er zum Brunnen und ließ den friſchen kalten Waſſerſtrahl aus der Röhre auf den verwundeten Kopf ſprudeln, um ſich vom Blute zu reinigen. Wahrſcheinlich war dieſes friſche Bad ſeine Rettung. Mit Mühe erreichte er ſeine Kammer, fiel auf das Bett und wurde ohnmächtig. —

Ein Lichtſtrahl ſtach in ſeine Augen; er ſchlug ſie auf und ſtarrte in Ebenezer's von den häßlichſten Leidenſchaften verzerrtes, vom Licht, das er in den Händen hielt, widrig beleuchtetes Geſicht. Ein Entſetzensſchrei entfuhr ihm unwillkürlich.

„Es iſt gut, daß Du noch lebſt, nichtswürdiger Junge,“ ſagte der Herr Principal mit halb unterdrückter zorniger Stimme. „Denn eh' Du zum Teufel fährſt, dem Du gehörſt, mußt Du mir erſt Deine Verbrechen bekennen, Du Schurke!“

Anton erbebte in der innerſten Seele. Er vermochte die Zunge nicht zu bewegen; ſie war ihm wie eingefroren, während eine entſetzliche Fieberhitze ihn überbrühte.

„Wirſt Du antworten, Du Dieb?“ fuhr der gottesfürchtige Mann fort. „Ich weiß zwar ſchon Alles. Die Beweiſe für Deine Ruchloſigkeit haben ſich in des Kleinſchmieds Hauſe vorgefunden, und ſeine Tochter Gevatter hat bereits auf Dich bekannt, daß Du ihrem Vater das geſtohlne Gut zugetragen und mit ihm zuſammengehalten haſt, aber ich will das Bekenntniß aus Deinem Munde hören.“

Anton konnte nicht antworten.

„Wenn Du nicht gleich Alles bekennſt, ſo erwürge ich Dich, Spitzbube!“ Das fürchterliche Wort wurde von einer nicht minder fürchterlichen Geberde begleitet. Und wenn der gräßliche Menſch wirklich Hand an ihn gelegt hätte, Anton hätte kein Wort von ſich geben können, ein ſolch ungeheures Grauſen ging durch ſeine Seele. Er ſchloß die Augen wieder, halb mit Fleiß, halb unwillkürlich, und erwartete in Todesangſt die Ausführung der Drohung.

„Wart', ich will Dich zum Sprechen bringen,“ ſagte Ebenezer und verließ mit eiligen Schritten die Kammer.

Ach, Mary!“ fuhr er in einem wehmüthigen Tone fort und legte ſein Haupt ſchwermüthig auf ihre Schulter, „ich habe dir heute viel, ſehr viel zu erzählen und mehr, als ſonſt; aber meine Zunge wagt nicht Alles auszuſprechen, wovon meine Seele erfüllt iſt, wenigſtens vermag ſie es nicht, ſo lange noch der Widerſchein des Abendroths aus deinen liebevollen Augen ſtrahlt. Nacht muß es um uns ſeyn, finſt're Nacht — und es iſt gut, daß der Mond dieſe Nacht nicht mehr beleuchten wird, wie die frühern unſrer Liebe — wenn ich dir das ſagen ſoll, wozu mich das Herz drängt.“

Miß Mary fuhr mit Schrecken und Erſtaunen zurück und bemerkte erſt jetzt den ungewöhnlichen, traurigen Blick ihres Geliebten. „Walter, was ſollen deine Worte bedeuten?“ rief ſie. „Zögre nicht mit der Enthüllung deines furchtbaren Geheimniſſes; und furchtbar muß es ſeyn, ſonſt würdeſt du es nicht mit ſolch unheilſchwangern Worten angedeutet haben. Biſt du heute gekommen, mein treues, von unausſprechlicher Liebe gegen dich erfülltes Herz zu brechen? Biſt du gekommen, dein mir gegebenes heiliges Gelübde zu vernichten? deine Eide zurückzufordern? mir anzuſagen das Schrecklichſte,

„Er wird ſogleich wiederkehren und Dich ermorden, wie er den Kleinſchmied hat ermorden laſſen, und Dein Tod wird auf Rechnung Deines Sturzes kommen.“ Das war Anton's Gedanke, der ihn emporſchnellte. Er gab ihm ungeheure Kraft. Mit feſter Hand griff er unter das Bett, riß die Strickleiter hervor, band ſie am Kreuzſtock an, warf ſie hinaus, ſchwang ſich in's Fenſter und legte den oft gemachten Weg raſcher als je zuvor zurück. Am Boden angelangt, keuchte er im Sturmſchritt den Berg hinan dem Walde zu. Es war tiefe Nacht, er bemerkte es kaum; es regnete ſtark, er fühlte es nicht. „Rettung! Rettung aus der Mörderbande!“ war ſein einziger Gedanke, der ihn vorwärts peitſchte, und wie ein gehetztes Wild ſtürmte er durch den öden finſtern Bergwald, ohne Pfad unter den Füßen und ohne Bedeckung des ſchwer verwundeten Hauptes.

In der erſten unfreundlichen Frühe eines Octobermorgens hielt eine Droſchke vor dem ſchönen Pavillon in der herzoglichen Reſidenzſtadt Saſſenau, welchen Fräulein Roſa Elbena, die gefeierte Künſtlerin, bewohnte. In ihrem prächtig ausmöblirten Schlafzimmer war ſie ſelbſt beſchäftigt, einer andern jungen Dame, die, wie die Umgebung bewies, bei ihr zum Beſuch geweſen war, den letzten Putz anzulegen. Sie ſetzte derſelben einen ſeidnen Hut auf und zog ihr den Schleier vor das Geſicht.

„So, mein ſüßer Junge,“ kicherte ſie dazu; „kein ſterbliches Auge wird in Dir den trefflichen und ehrenfeſten Herrn Studioſus Adolf Baumann erkennen, der ſeiner geliebten Roſa einen zärtlichen Beſuch abgeſtattet hat, ſo wenig es übermorgen der züchtigen Braut des Herrn Matthies Dreyßig vor dem Altar ein Auge anmerken ſoll, welche Schelmereien ſie mit ihrer angeblichen Freundin getrieben hat. Nun laß Dir nur gleich das Bärtchen wieder wachſen, welches Du mir zum Opfer gebracht haſt, ein ſchönes Opfer auf dem Altar der Liebe."

„Ach, Roſa, es ärgert mich doch, daß ich nun'geben und Dich einem alten Schuft überlaſſen muß."

„Tröſte Dich, mein Dölfchen, mit der Zukunft. Wie lang kann der Alte leben! Unterdeſſen haſt Du ausſtudirt und promovirt; ich aber ſorge ſchon, daß Du dann ein ſteinreicher Mann wirſt. Ich thue ja Alles Deinetwegen, mein holdes Aeffchen. Dir bring' ich das Opfer, einen alten widerwärtigen Menſchen zu heirathen und ſeine ekelhaften Liebkoſungen zu erdulden. Aber was thät' ich nicht für Dich, um Dir ein Deinen Wünſchen und Talenten angemeſſenes Leben zu bereiten."

„Beim Styx, wie wollen wir uns nobel einrichten!" jauchzte Adolf bei dieſer ſchönen Perſpective und ſchnalzte mit der Zunge. „Jedermann ſoll darauf ſchwören, wir wären Beide gräflicher Abkunft. Und wie wollen wir das Wohl der Menſchheit fordern!"

„Es iſt mir auch gar nicht bange, Dir den Adelsbrief zu verſchaffen. Ich kenne jetzt die Leute, von welchen dergleichen Papier zu erwerben iſt, und verſtehe ſie zu behandeln. Und biſt Du erſt geadelt, ſo wirſt Du dann gleichſam von ſelbſt zum Freiherrn und Grafen avanciren. Du mußt Leibarzt und allmächtiger Miniſter eines Königs werden, wie Struenſee, und wirſt Dich klüger benehmen als er und den alten Adel nicht vor den Kopf ſtoßen, ſondern gemeinſame Sache mit ihm machen. Kein Menſch hat die Könige beſſer in der Hand und kann mit ihnen machen, was er will, als ihr Leibarzt. Dann wirſt Du der Wohlthäter der leidenden Menſchheit werden und Dir einen unſterblichen Namen machen.“

„Roſa, Du biſt göttlich!“ —

„Und hier, mein Zuckerpüppchen, zum Abſchied ein Portefeuille, deſſen Decken ich ſelbſt geſtickt habe. Der Inhalt ſoll, denk' ich, Deine Bedürfniſſe des Winterſemeſters hinlänglich decken. Du ſollſt mir nicht karg leben.“

„Immer nobel!“ declamirte Adolf und zählte die Staatspapiere im geöffneten Portefeuille. Seine Züge nahmen ein noch ſonnigeres Gewand an; er war mit dem Geſchenk der Geliebten zufrieden.

„Nun verſprich mir noch einmal bei Deinem Ehrenwort, Adolf, Dich, ſo lange der Alte lebt, ganz fremd gegen mich zu ſtellen und mich in keiner Weiſe zu compromittiren. Sobald es die Umſtände erlauben, ſo daß ich vor jeder Entdeckung, ja jedem Argwohn ſicher bin, beſtell' ich Dich zu einem Rendezvous. Unſre Correſpondenz geht durch Veilchen's Hand und die empfangenen Briefe werden hüben und drüben ſogleich nach der Durchleſung verbrannt. Deine Kaſſe werd' ich natürlich immer füllen, ſo daß mein Schätzchen ſtets nobel wie ein Edelmann leben kann.“

„Auf mein Ehrenwort, es ſoll geſchehen, wie Du es willſt!“

Noch eine feurige Umarmung von Roſa's überſtrömender Zärtlichkeit, die ſich Adolf's Eitelkeit gefallen ließ, dann hinaus, hinab in den Wagen, der den metamorphoſirten Galan raſch entführte.

Die Couliſſen wurden verſchoben; eine andre Scene ſpielte. Roſa ließ ſich von ihrer Servante ſchmücken. Gegen Mittag fuhr ein Galawagen vor, der Groom ſprang vom hintern Bocke und half einem ſehr vornehm und fein gekleideten alten Herrn heraus. Herr Matthies Dreyßig in vollſtändiger Umwandlung, ſeit acht Tagen herzoglich ſaſſenauiſcher Kommerzienrath. Die Roſen der Geſundheit blühten auf ſeinen Wangen, die Wonne des Glücks ſtrahlte aus ſeinen Augen. Sie flog ihm entgegen die lächelnde Grazie, ſie ſchloß ihn in die Arme, ſie küßte ihn mit der jugendlichen Begeiſterung einer glückſeligen Braut. Sein Lächeln, ſeine Blicke, ſeine Worte, ſein Weſen, ſein ganzer äußerer und innerer Menſch, wie er ſich ihr darſtellte, war die Antwort auf ihren Kuß. Man ſah und hörte es ihm an, daß ſie ihn auf die höchſte Staffel irdiſchen Wohlbefindens gehoben hatte. Er führte ſie zum Wagen; ihre Koffer wurden aufgepackt. Veilchen nahm neben dem Groom Platz. Neben der Geliebten ſitzend dünkte ſich Matthies dem Prinzen im Märchen gleich, der die verzauberte Prinzeſſin erlöſt hat und entführt.

Sie holten noch ein zweites Brautpaar in der Stadt ab, den Herrn Collaborator Hammer, welcher mit Matthies von Elbena gekommen war, und Fräulein Guſtel Dreyßig, welche, ſeit ihr Vater ſie dem wohlwollenden Liebhaber wieder abgejagt und von ihrer improviſirten Verwandtſchaftsreiſe zurückgebracht, in Saſſenau gelebt hatte. Weder Herr

Hammer war ſo glücklich, wie Herr Matthies, noch Fräulein Guſtel ſo wie Fräulein Roſa. Sie gaben ſich nicht einmal die Mühe, es auch nur zu ſcheinen. Guſtel hatte verweinte Augen und Hammer ſah wieder ſo ſchläfrig aus wie ehedem. Nachdem ſie zuſammen ein Frühſtück eingenommen, ging die Reiſe fort.

Vor Elbena begegneten ihnen einige blumengeſchmückte Wagen. Daraus ſtiegen lauter Leute, die ſehr glücklich waren oder ſchienen; der Herr Organiſt Luchſer mit ſeiner Braut, Frau Suschen, der Herr Gottfried Dreyßig mit ſeiner Braut Frau Eichler, der Herr Ebenezer Dreyßig mit ſeiner Gemahlin Frau Katter, die Kinder des Organiſten Theodor und Cornelia, Gretchen, das Töchterchen der Frau Breiting, die Kinder der Klippert, die Kinder der Frau Eichler und andre Verwandte und Freunde. Solenne Begrüßung und Beglückwünſchung; der Organiſt führt das Wort in ſehr ſententiöſer Weiſe. Darauf große Auffahrt in die Stadt und den Herrnhof. Das Haus iſt wieder geſchmückt, wie an Roſa's Tauftage. Frau Gertrud und ihr Mann ſtehen an der Thür. Neue Empfangsfeierlichkeiten. Gertrud fällt Roſa'n um den Hals und dankt ihr weinend, daß ſie ihren alten Vater ſo glücklich mache.

Am andern Tage machte Matthies mit ſeiner Braut Viſiten in der Stadt; er präſentirte ſich ſeinen Freunden und Bekannten zuerſt als Kommerzienrath und nahm zwiefache Gratulation an. Auswärtige Hochzeitgäſte trafen ein. Die ganze Stadt war in angenehmer Erregung.

Die Sonne des nächſten Morgens brachte der Familie Dreyßig ein Feſt, wie es wenigen Familien zu feiern vergönnt iſt: die Hochzeit von fünf Paaren (denn Ebenezer's Hochzeit wurde auch erſt heute gefeiert). Das war ein Zug nach der Kirche, wie man noch keinen geſehen. Vorab der Herr Kommerzienrath mit ſeiner in weißer Seide ſtrahlenden Braut, den Myrtenkranz im dunkeln Haare, dann Ebenezer mit ſeiner Frau, die als Hochzeiter mit aufzogen, Gottfried mit ſeiner Braut, Luchſer mit ſeiner Braut, Hammer mit ſeiner Braut, Flippert mit ſeiner Frau. Röschen mit Cornelia Luchſer, Theodor Luchſer mit Gretchen Breiting, hinten nach die Schaar der Hochzeitgäſte paarweiſe. Es wollte kein Ende nehmen, denn Alles was reich und vornehm in Elbena und der Umgegend war eingeladen. Aus Saſſenau und Igelſingen eine Menge Menſchen. Der Herzog hatte zwei Kammerherren, die Herzogin zwei Hofdamen mit Geſchenken geſchickt. Vor dem Zuge das Militärmuſikchor aus Saſſenau, einen Jubelmarſch blaſend. Die ganze Stadt auf den Beinen. Alle Arbeitsleute des Herrnhofs machten am Kirchberge Spalier bis zum Eingang in die Kirche. Das Gotteshaus war wieder ſo überfüllt, wie bei Roſa's Taufe.

Jubelhymnen ertönten und auf die Kanzel trat verklärten Angeſichts — der Herr Kirchenrath Lehmann und verherrlichte in glänzender Rede das Haus Dreyßig, den Text zu Grunde legend: Heute iſt meinem Hauſe Heil widerfahren. Er verglich das Haus Uſſemhof dem König Saul, Matthies dem kleinen David, der nachher König ward, und Ebenezern dem König Salomon, der den Tempel des Herrn baute. Dann erhielt jedes einzelne Paar ſeine Portion ſchmeichelhaftes Lob. Sich ſelbſt pries er glücklich, daß er der Freund dieſes Hauſes ſei, und daß durch ſeine prieſterliche Hand das geweihte Band geſchlungen werde, welches dieſe gottesfürchtigen edlen Herzen vereinigen ſolle für Zeit und Ewigkeit.

Nach der Predigt eine Cantate des Stadtcantors, dann die Trauung. Der fromme Oberprieſter ſprach die Traurede und reſp. Formel wie ein Verzückter.

Die Feſttafel im Herrnhof war großartig glänzend hergerichtet. Den Ehrenplatz oben an nahm der Herr Kirchenrath; dann folgten dem Alter nach die fünf Paare und die ſämmtlichen Familienglieder, dann die vornehmen Gäſte, unter welchen der Kammerherr von Wiesbach und der Hofagent Blumenfeld ſich hervorthaten. Der Kirchenrath ſprach wieder das Tiſchgebet mit ungewöhnlicher Salbung und rief den Segen des Himmels für ewige Zeiten auf dieſes Haus und ſeine Beſitzer, die Familie Dreyßig, herab. Wiesbach brachte den erſten Toaſt aus. Er verglich die Uſſemhof mit dem Königshauſe der Merovinger und die Dreyßig mit dem der Karolinger, die auch erſt Diener der Erſtern geweſen waren. Roſa wurde zur Schutzheiligen des neuen Königshauſes erhoben. Andre folgten in dieſem Tone nach.

Die Arbeiter und Fabrikanten wurden in den untern Räumen geſpeiſt, und jeder Arme, der da kam, erhielt eine tüchtige Bratwurſt, einen großen Wecken und ein Maß Lagerbier.

Der Ball war im Schießhauſe und ſehr glänzend. Roſa ſtrahlte wie ein Stern. Die Arbeiter tanzten an drei verſchiedenen Orten.

Das Feſt dauerte drei Tage und kein Geld wurde geſpart, um es zum großartigſten zu machen, welches die Genießenden erlebt.

Am dritten Ballabend ſtand Roſa ſinnend allein, da näherte ſich ihr der Kirchenrath und flüſterte ihr zu: „Ich habe die Segel vor Ihnen geſtrichen und Sie als Meiſterin anerkannt. Sie haben nicht nur den Müller Uſſemhof, ſie haben auch den Collaborator Hammer, den Kirchenrath Lehmann, und ſogar Seine Durchlaucht ſelbſt köſtlich dupirt und ohnſtreitig das beſte Theil erwählt. Ich bringe Ihnen meine aufrichtige Huldigung dar und biete Ihnen ewigen Frieden und Freundſchaft.“

Sie reichte ihm die Hand.

Ende.

Bayeriſche Staatsbibliothek

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

was meine Ohren je vernehmen können, nämlich, daß wir uns auf ewig trennen müſſen? Ach, du hätteſt beſſer gethan, mich der Gewalt der Wellen zu überlaſſen, als zur Hälfte nur den grauſamen Mord an mir zu vollbringen, indem du mich für das namenloſe Elend aufbewahrteſt, welches ein gebrochenes Herz und betrog'ne Liebe bereiten!"

„Trockne dieſe Thränen, meine ſüße Geliebte," erwiederte der junge Ritter, „und vernimm auch heute den wiederholten Schwur, daß ich dein bin, ſo lang ich lebe. Nicht um dein edles Herz zu brechen, mein ſüßes Mädchen, bin ich gekommen — wie vermöchte ich, ſolch gräßliches Werk zu vollbringen! ich wollte eher tauſendfache Seelenqual erdulden —; nein, um dich zu warnen vor einer nahen und großen Gefahr. Die Wälle von Hereford ſind ſtark und die Arme und Herzen ſeiner Bürger feſt und ſtandhaft; aber ihre Stunde iſt gekommen, und die geheime Bahn des Eroberers gleicht dem Strome, der ſich eine Zeit lang unter der Erde verbirgt, dann aber um ſo ſtärker und unwiderſtehlicher hervor bricht."

„Deine Worte ſind dunkel und furchtbar; aber ich kenne keinen Grund der Furcht, noch irgend ein

Hiſtoriſche

Hausbibliothek.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Friedrich Bülau.

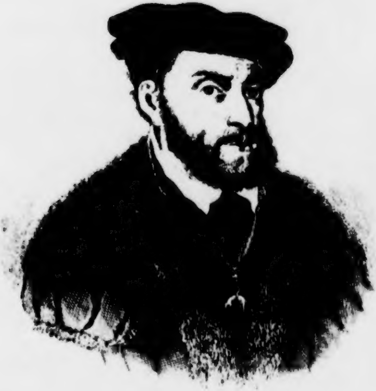
Neunundzwanzigſter Band.

Geſchichte Karl's des Fünften

von

Ludwig Storch.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1853.



Geſchichte

Kaiser Karl's des Fünften

von

Ludwig Storch.

Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Weltlage gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts.

Nothwendigkeit der Reform in Staat und Kirche. — Frankreich — England. — Spanien. — Italien — Türkei. — Deutſches Reich. — Erwerbung Burgunds. — Grund der langjährigen Feindſchaft zwiſchen den beiden Herrſcherhäuſern Habsburg und Valois. — Eroberung und Theilung Neapels. — Ligue von Cambrai. — Heilige Ligue. S. 11—25.

Zweites Kapitel.

Familienverbindung des Erzhauſes Oeſterreich mit dem ſpaniſchen Königshauſe.

Die Kinder Ferdinand's von Aragonien und Iſabella's von Caſtilien. — Erzherzog Philipp, Herzog von Burgund. — Johanna die Wahnſinnige. — Ihre Kinder. — Karl's Geburt. — Philipp's Tod. — Ferdinand des Katholiſchen Regentſchaft und Tod. S. 25—31

Drittes Kapitel.

Karl König von Spanien.

Erzherzog Karl von Oeſterreich Herzog von Burgund. — Seine Erziehung. — Cardinal Ximenes Regent von Spanien. — Karl's Reiſe nach Spanien. — Ximenes' Tod. — Karl in Valladolid und Saragoſſa. — Erzherzog Ferdinand. — Widerſtand der Spanier gegen das niederländiſche Raubſyſtem. — Kaiſer Maximilian's Tod. — Karl's Wahl zum deutſchen Kaiſer. — Karl in Barcelona. — Volksempörung in Valencia. Volksbewegung in Caſtilien. — Karl's Abreiſe nach Deutſchland. S. 31—42.

Viertes Kapitel.

Kaiſer Karl zwei Jahre in Deutſchland.

Feindſchaft zwiſchen Karl und König Franz I. von Frankreich. — Karl's Beſuch bei Heinrich VIII. von England. — Karl's Krönung in Aachen. Verwirrung in Deutſchland. — Aufringen des deutſchen Geiſtes. — Beginn der Kirchenreformation. — Reichstag zu Worms. S. 42—52.

Fünftes Kapitel.

Kämpfe in Neuſpanien und Oberitalien.

Feindſeligkeiten Franz' I. — Soliman's Eroberung von Belgrad. — Ferdinand Cortez. — Eroberung von Mexico. — Undank des Kaiſers. — Bündniß des Papſtes mit dem Kaiſer wider die Franzoſen in Mailand. — Tod Leo's X. — Wahl Adrian's von Utrecht zum Papſt. — Zweiter unglücklicher Feldzug der Franzoſen in Oberitalien. — Kriegserklärung Heinrichs VIII. an Franz I. — Zweiter Beſuch Kaiſer Karl's bei Heinrich VIII. — Feindſeligkeiten der Engländer gegen die Franzoſen. — Eroberung der Inſel Rhodus durch Soliman. S. 52—59.

Sechstes Kapitel.

Die Revolution in Spanien.

Empörung in Toledo. — Juan de Padilla. — Empörung in Segovia. — In Medina del Campo. — Die heilige Junta. — Maßregeln des Kaiſers. — Der Bürgerkrieg. — Beſiegung der Junta. — Unterdrückung der Volksbewegung in Valencia. — Auf der Inſel Majorca. — Allgemeine Amneſtie des Kaiſers. S. 60–64.

Siebentes Kapitel.

Der zweite franzöſiſche Feldzug.

Karl's Ankunft in Spanien. — Papſt Adrian's Abreiſe nach Italien. — Seine Unbeliebtheit. — Neues Bündniß gegen Franz I. — Der Connetable von Bourbon. — Bonnivet. — Tod des Papſtes Adrian. — Wahl Clemens' VIII. — Unbedeutende Erfolge der Engländer, Spanier und Deutſchen gegen die Franzoſen. — Das neue Bundesheer. — Rückzug der Franzoſen aus Italien. — Tod des Ritter Bayard. S. 65–68.

Achtes Kapitel.

Förderungen und Hemmungen der Reformation.

Eindruck des Wormſer Edicts. — Karlſtadt und die Wiedertäufer. — Günſtige Stimmung des Reichsregimentes für die Reformation. — Sickingen. — Reichstag in Nürnberg. — Die Herzöge von Baiern vom Papſte gewonnen. — Verſammlung in Regensburg. — Karl's Verbot des Reichstags in Speier. — Karl's geſpanntes Verhältniß zu den Reichsfürſten. — Städtetag in Speier. — Oppoſition gegen das Wormſer Edict. S. 68–75.

Neuntes Kapitel.

Bauernkrieg und Fürſtenverbindungen.

Bewegungen unter dem Landvolke. — Bauernkrieg in Oberdeutſchland. — Die zwölf Artikel. — Münzer in Mühlhauſen. — Luther's Stellung zu den Bauern. — Tod Friedrich's des Weiſen. — Niederlage der Bauern bei Frankenhauſen. — Verſammlung katholiſcher Fürſten in Deſſau. — Verbindung Philipp's von Heſſen und Johann's von Sachſen in Torgau. — Vorſtellung der katholiſchen Fürſten an den Kaiſer. S. 75–82.

Zehntes Kapitel.

Der dritte franzöſiſche Feldzug.

Bourbon's Einfall in die Provence. — Franz in Italien. — Schlacht bei Pavia. — Gefangennahme Franz'. — Entfremdung zwiſchen Heinrich VIII., Clemens VII und Karl. — Verbindung italieniſcher Mächte zu Franz' Befreiung. — Vertrag von Madrid. — Verbindung zu Cognac gegen Karl. — Erweiterung des Torgauer Fürſtenbundes — Reichstag in Speier. — Günſtiger Abſchied für die Evangeliſchen. S. 82–90.

Elftes Kapitel.

Römiſcher Feldzug und Krieg in Ungarn.

Vorgänge in Rom. — Bourbon's Zug gegen Rom. — Meutereien. — Eroberung der Stadt. — Bourbon's Fall. — Clemens' VII. Gefangennahme. — Niederlage der Ungarn und Tod Ludwig's II. bei Mohacz. — Johann Zapolya. — Erzherzog Ferdinand König von Böhmen und Ungarn. S. 90—96.

Zwölftes Kapitel.

Der vierte franzöſiſche Krieg.

Bündniß Englands und Frankreichs gegen Karl. — Vertrag Karl's mit Clemens VII. — Belagerung Neapels durch die Franzoſen. — Misliche Lage Karl's. — Andreas Doria's Abfall von der franzöſiſchen Partei zum Kaiſer. — Günſtige Stellung der Kaiſerlichen in Oberitalien — Friedensſchluß Karl's mit dem Papſte zu Barcelona. — Friede zu Cambrai — Soliman's Einfall in Ungarn. S. 97—100.

Dreizehntes Kapitel.

Fortſchreiten der Reformation in Deutſchland und in der Schweiz.

Kirchenviſitation in Sachſen, Heſſen. Niederdeutſchland und Schleſien. — Säculariſation Preußens. — Packiſche Händel. — Reiſe Karl's nach Italien. — Kaiſerkrönung in Bologna. — Reiſe nach Deutſchland. — Reichstag in Speier. — Proteſtation der Evangeliſchen. — Reformation in der Schweiz. — Ulrich Zwingli. — Luther hindert die Einigung unter den Evangeliſchen. — Colloquium in Marburg. — Vereitelte Einigungsverſuche zwiſchen Zürichern und Wittenbergern. S. 100—108.

Vierzehntes Kapitel.

Politiſche Verbindung der Proteſtanten.

Reichstag zu Augsburg. — Augsburgiſche Confeſſion. — Den Proteſtanten ungünſtiger Reichstagsabſchied. — Schmalkaldiſcher Bund — Ferdinand römiſcher König. — Erweiterung und Conſtituirung des Schmalkaldiſchen Bundes. S. 108—113.

Funfzehntes Kapitel.

Die Eroberung von Peru.

Erſte Expedition Pizarro's und ſeiner Theilnehmer. — Pizarro's Misgeſchick. — Entdeckung von Peru. — Pizarro's Reiſe nach Spanien. — Thronfolgekrieg in Peru. — Treuloſigkeit Pizarro's. — Eroberung von Peru und Chile. — Spaniſche Coloniſation. — Empörung. — Krieg zwiſchen Pizarro und Almagro. — Hinrichtung des Letzteren. — Verſchwörung gegen Pizarro. — Sein Untergang. — Spaniſches Colonieweſen. S. 113—117.

Sechszehntes Kapitel.

Machtäußerungen der proteſtantiſchen Partei.

Neue Rüſtungen Soliman's. — Reichstag in Regensburg. — Religionsfriede von Nürnberg. — Tod des Kurfürſten Johann von Sachſen. — Osmaniſcher Krieg. — Enge Verbindung des Papſtes mit Frankreich. — Zuſammenkunft Karl's mit Clemens in Bologna. — Zuſammenkunft Clemens' und Franz' in Marſeille. — Franz' Verbindung mit deutſchen Fürſten. — Herzog Ulrich von Württemberg wird wieder eingeſetzt. — Ausbreitung des Lutherthums. — Die Wiedertäufer in Münſter. — Ereigniſſe in Lübeck. — Wullenweber. S. 117—126.

Mittel, ſie zu vermeiden, wenn die Gefahr wirklich droht. Erkläre dich alſo deutlicher, mein Walter!“

„Fliehe! fliehe mit mir, mein Mädchen!“ rief Walter mit einer Heftigkeit, welche Miß Mary noch nicht an ihm wahrgenommen hatte und die ſie erbeben machte. „Sieh!“ fuhr er ſanfter fort, „ich will es dir geſtehen, daß ich heute gekommen bin, dich zur Flucht mit mir zu bereden und nicht eher in das Lager zurück zu kehren, als an deinem Arm. Vergiß dieſe ſtarken Wälle und dieſe halsſtarrigen Bürger mit Seelen von Eiſen, wie ihre Helme und Harniſche; und Herzen, ſo kalt, wie das Waſſer ihres Fluſſes. Deine weiche Seele taugt nicht für die Scenen der nächſten Mitternacht. Laß' darum Alles zurück, geh' mit mir in's Lager und werde heute noch mein Weib.“

„Nein, nein! um Gottes und aller Heiligen willen nicht!“ rief Mary angſtvoll. „Das Haupt meines Vaters iſt grau, ſein Haus verödet, ſeine Gattin ſtarb ihm, ſeine Söhne und Töchter; ich blieb allein übrig, und alle die Liebe, die er für jene gehegt, hat er nun auf mich allein übergetragen; er ſetzt ſein ganzes Vertrauen in mich; alle ſeine irdiſchen Hoffnungen wurzeln in mir. Ach,

Siebzehntes Kapitel.

Karl's Zug nach Tunis und der fünfte franzöſiſche Krieg.

Chaireddin Barbaroſſa — Die Expedition nach Tunis. — Neue Feindſeligkeiten Franz' I. — Seine Eroberung Savoyens. — Karl's Einfall in Frankreich. — Franz in offener Verbindung mit den Osmanen. — Heinrich's VIII. Emancipation vom Papſtthum. S. 127–134.

Achtzehntes Kapitel.

Conſolidirung der proteſtantiſchen und katholiſchen Partei.

Gutes Einvernehmen zwiſchen Ferdinand und den Proteſtanten — Erweiterung des Schmalkalder Bundes. — Einigung der Proteſtanten unter ſich. — Paul III. beruft ein Concilium. — Irrungen zwiſchen dem Hofe und den Proteſtanten durch Dr. Held. — Bund katholiſcher Fürſten. — Türkiſch-franzöſiſcher Krieg. — Waffenſtillſtand zu Nizza. — Zuſammenkunft des Kaiſers und des Königs von Frankreich an der franzöſiſchen Küſte. — Unterhandlungen Karl's mit den Proteſtanten in Frankfurt. S. 134–140.

Neunzehntes Kapitel.

Neue Machterweiterung der Proteſtanten.

Tod des Herzogs Georg von Sachſen. — Reformation in den albertiniſchen Landen und in Kurbrandenburg. — Aufſtand in Gent. — Cleveſche Händel. — Die Unterhandlungen mit Frankreich zerſchlagen ſich. — Verhandlungen in Worms. — Reichstag in Regensburg. — Colloquium zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen Theologen. — Karl's Annäherung an die Proteſtanten. — Declaration. S. 141–149.

Zwanzigſtes Kapitel.

Neuer franzöſiſch-türkiſcher Krieg.

Soliman in Ungarn. — Unterredung Karl's mit dem Papſte in Lucca. — Expedition nach Algier. — Feldzug in Ungarn. — Ermordung franzöſiſcher Geſandten. — Krieg in den Niederlanden und Navarra. — Franzöſiſch-osmaniſcher Krieg. — Irrungen unter den Proteſtanten. — Braunſchweigiſcher Krieg. — Reichstag in Nürnberg. S. 149–155.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Krieg Karl's und Heinrich's VIII. gegen Frankreich.

Cleve'ſcher Krieg. — Verbindung Karl's mit Heinrich VIII. — Gemeinſchaftlicher Krieg gegen Frankreich. — Reichstag zu Speier. — Gutes Vernehmen zwiſchen Karl und den Proteſtanten. — Karl's franzöſiſcher Krieg im Bunde mit England. — Friede zu Crespy. — Händel in Köln. — Der Herzog von Braunſchweig in Gefangenſchaft. — Reichstag in Regensburg. S. 156–163.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Hervortreten der katholiſch-imperialiſtiſchen Tendenzen Karl's.

Friede mit der Pforte. — Bündniß Karl's mit Paul III. — Reichstag in Regensburg. — Karl gewinnt Anhänger unter den Proteſtanten. — Verhältniſſe des Schmalkaldiſchen Bundes. S. 163–168.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Schmalkaldiſche Krieg.

Kriegsereigniſſe an der Donau. — Beſetzung Kurſachſens durch Herzog Moritz. — Trennung des Bundesheeres an der Donau. — Die oberdeutſchen Bundesſtädte ergeben ſich. — Beendigung der kölniſchen Händel. S. 169—176.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Untergang der Schmalkaldiſchen Verbündeten.

Das Concil von Trient 1546. — Rebellion in Böhmen. — Günſtige Stellung Johann Friedrich's in Sachſen. — Krieg an der Elbe — Gefangennahme des Kurfürſten. S. 177—184.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Sieg der kaiſerlichen Tendenzen.

Verhaftung Philipp's von Heſſen. — Unterwerfung Böhmens. — Krieg in Niederdeutſchland. — Reichstag in Augsburg. — Misſtimmung zwiſchen Kaiſer und Papſt. — Beſchlüſſe über die innern Verhältniſſe des Reichs. — Moritz Kurfürſt von Sachſen. — Interim. S. 185—193.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Karl auf dem Höhepunkt ſeiner Macht.

Einführung des Interims. — Umſturz der ſtädtiſchen Verfaſſungen. — Julius III. — Succeſſionsentwurf. — Das Concil von Trient. — Krieg im Mittelmeere. — Verluſt von Tripolis. — Krieg in Siebenbürgen. — Parmeſaniſcher Krieg. S. 194—202.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Oppoſition gegen den Kaiſer.

Krieg gegen Braunſchweig. — Reichskrieg gegen Magdeburg. — Allgemeine Erbitterung gegen den Kaiſer. — Verbindung der Proteſtanten mit Frankreich. — Magdeburg ergiebt ſich an Moritz von Sachſen. S. 203—209.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Sturz des Kaiſers.

Krieg der Proteſtanten gegen den Kaiſer. — Deſſen Noth und Flucht von Insbruck. — Unterhandlungen zu Linz und Paſſau. — Paſſauer Vertrag. — Markgraf Albrecht von Culmbach erkennt ihn nicht an. — Befreiung Johann Friedrich's und Philipp's von Heſſen. S. 209—215.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Anarchiſche Zuſtände in Deutſchland.

Franzöſiſch-osmaniſcher Krieg. — Belagerung von Metz. — Verbindung des Kaiſers mit Albrecht von Culmbach. — Waffenſtillſtand mit Frankreich. — Siena entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche. — Krieg im Mittelmeere. — Albrecht von Culmbach brandſchatzt die geiſtlichen Fürſtenthümer. — Neues Hervortreten des kaiſerlichen Succeſſionsentwurfs. — Vereinigung von Reichsfürſten zu Wimpfen und Heidelberg. — Verbindung gegen Albrecht von Culmbach. — Schlacht von Sievershauſen. — Tod des Kurfürſten Moritz. S. 215—222.

Dreißigſtes Kapitel.

Beruhigung Deutſchlands durch die Reichsfürſten.

Verluſt von Siebenbürgen. — Vergleich zwiſchen den beiden ſächſiſchen Linien. — Friede des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, Philipp's von Heſſen und der oberdeutſchen Fürſten mit Albrecht von Culmbach. — Deſſen Untergang. — Heinrich von Braunſchweig ſtellt die Ordnung im Reiche her. — Reſtauration des Katholicismus in England. S. 223—229.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Feſtſtellung der religiöſen und politiſchen Verhältniſſe.

Krieg in den Niederlanden und in Italien. — Uebergabe von Siena. — Feldzug in Piemont. — Complot in Metz. — Reichstag in Augsburg. — Religionsfriede. S. 229—236.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Kaiſer und Papſt im Kampfe.

Paul IV. verbündet ſich gegen den Kaiſer mit Frankreich. — Karl legt ſeine Kronen nieder. — Erneuertes Bündniß zwiſchen Paul und Heinrich II. von Frankreich. — Feindſeligkeiten des Papſtes. — Alba fällt in das römiſche Gebiet ein. — Waffenſtillſtand. — Der Herzog von Guiſe im Königreiche Neapel. — Philipp II. gewinnt den Beiſtand Englands. — Niederländiſcher Feldzug. — Schlacht von St. Quentin. — Friede mit dem Papſte. — Eroberung von Calais, Guines und Thionville durch Guiſe. — Schlacht bei Gråvelingen. — Friede von Chateau-Cambreſis. S. 237—244.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Karl in Spanien.

Reiſe Karl's und ſeiner Schweſtern nach Spanien. — Zuſammentreffen mit Don Carlos. — Einzug der Königinnen in Valladolid. — Verhandlungen über Navarra. — Don Carlos, Infant von Spanien. — Karl in Jarandilla. S. 244—252.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Karl's Kloſterleben.

Einzug in Yuſte. — Das Haus des Kaiſers. — Einrichtung und Lebensweiſe. — Karl's Einnahmen. — Finanzoperationen. — Politiſche Angelegenheiten. — Sorgen und Freuden. — Beſuche. S. 253—259.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Letzte Schickſale, Krankheit und Tod Karl's.

Böſe Kunde vom Kriegsſchauplatze. — Zuſammenkunft der Königin mit der Infantin von Portugal. — Tod Eleonorens. — Beſuch Maria's in Yuſte. — Sie läßt ſich bei Valladolid nieder. — Feſtlichkeit im Kloſter. — Karl's religiöſe Gewiſſenhaftigkeit. — Seine Abdication wird vom Reiche angenommen. — Ketzereien und Inquiſition. — Unternehmung der Türken auf die Balearen. — Don Juan d'Auſtria in Yuſte. — Die Krankheit des Kaiſers wird gefährlich. — Karl begeht ſein Leichenbegängniß. — Sein Tod. — Seine Perſönlichkeit. — Schlußwort. S. 260—269.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Weltlage gegen Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts.

Nothwendigkeit der Reform in Staat und Kirche. — Frankreich. — England. — Spanien. — Italien. — Türkei. — Deutſches Reich. — Erwerbung Burgunds. — Grund der langjährigen Feindſchaft zwiſchen den beiden Herrſcherhäuſern Habsburg und Valois. — Eroberung und Theilung Neapels. — Ligue von Cambrai. — Heilige Ligue.

Dem prächtigen Doppelbaue eines gothiſchen Domes vergleichbar, der in zwei Thurmſpitzen ausläuft, mit wunderlichen Anbauten und Schnörkeleien verunziert, welche dennoch den gewaltigen Eindruck des Großen und Ganzen nicht zu ſtören vermögen, ſteht die zwiefache, aus- und ineinander gewachſene Schöpfung des mittelalterlichen Geiſtes da: Feudalismus und Hierarchie, mit ihren Ausläufen Kaiſerthum und Papſtmacht. Ihre Grundveſten waren Treue, Glaube, Gehorſam, mit jener ſtarken romantiſchen Färbung, welche die volle Ausbildung und den freien Gebrauch der menſchlichen Vernunft nicht zuläßt, und die gänzliche, willenloſe Hingebung an die Autorität kategoriſch fordert. Doch der menſchliche Geiſt konnte ſich nicht ewig in dieſen ſelbſterbauten Schranken halten; die Idee brach ſiegreich durch; die Form, ſo gewaltig und großartig ſie war, zerfiel, weil ihr der Geiſt entflohen war, und aus ihren Trümmern ſollte eine neue, dem Zeitgeiſte entſprechende erſtehen. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte die Aufgabe, mit ſeinen Erfindungen und Entdeckungen dieſe beiden Koloſſe des Mittelalters gerade in ihren Grundveſten zu erſchüttern und andere, angemeſſenere Fundamente für den Neubau der Lebensform beizuſchaffen. Freilich hatten ſchon im dreizehnten Jahrhunderte Prieſterthum und Adelsweſen bedeutende Stöße erfahren; letzteres namentlich durch das Aufblühen der Städte und des Bürgerthums; aber von den kräftigſten Stößen fällt kein feſtes Haus, ſobald noch Schwellen und Grundmauern taugen. Erfolgreicher waren die Angriffe, wie geſagt, zwei Jahrhunderte ſpäter, da das Fundament unterwühlt und morſch war.

Dieſen Kampf, die mittelalterlichen Formen des Lebens abzuſtreifen und neue zu bilden, wollen wir ſchildern und zugleich zeigen, warum dieſes Streben zum Theil ohne Erfolg bleiben mußte. Wir haben aus doppelten Gründen beſondere Rückſicht auf Deutſchland zu nehmen, einmal weil unſer Vaterland die Hauptwerkſtätte für den Bau der Neuzeit war und die tüchtigſten Werkmeiſter ſtellte, und dann, weil hier die Umgeſtaltung der ſocialen und kirchlichen Verhältniſſe auf einem ſo eigenthümlichen und von der Weiſe anderer Länder ſo gänzlich abweichenden Wege verſucht wurde, daß unſer höchſtes Intereſſe dadurch in Anſpruch genommen wird. Während nämlich in Frankreich, England, Spanien und andern Reichen die Umbildung der mittelalterlichen Formen von der fürſtlichen Autorität vermittelt und befördert wurde, wie wir ſogleich näher erfahren werden, geſchah in Deutſchland das Umgekehrte.

An der Spitze des Reiches ſtand Kaiſer Maximilian, keineswegs unempfindlich für die Forderungen der Zeit, aber zu alt und lebensmüde, um dem Drange der Nation genügen zu können. Ihm folgte ſein Enkel, im Auslande geboren und erzogen, der großartige, kühne Pläne im Kopfe trug, aber kein Herz und kein Verſtändniß für Deutſchland hatte. Die Nation mußte ſelbſt Hand ans Werk legen, und ſo haben wir das eigenthümliche Schauſpiel, wie ein Stand nach dem andern den Verſuch macht, die Reform auszuführen. Indem aber jeder derſelben ſeine Standesintereſſen vorſchiebt, und mehr oder minder feindlich gegen die andern Stände auftritt, macht er ſich dieſe zu Feinden und ſcheitert. Die Reichsfürſten, der Adel, der Bauernſtand, das Bürgerthum, der Kaiſer ſelbſt verſuchen nach einander, die Doppelaufgabe zu löſen; alle ſcheitern, bis es endlich Luthern, der innerhalb der Kirche ſelbſt reformirte, gelang, wenigſtens eine theilweiſe Reform herzuſtellen. Freilich war von ihm eine Umgeſtaltung des Staates nicht zu erwarten. Nur den Reformatoren in der Schweiz war es durch eigenthümliche Verhältniſſe vergönnt, Staat und Kirche zugleich umzugeſtalten. Ein neuer Reformator trat nach Luther in der Perſon des Kaiſers auf; er wollte Staat und Kirche nach ſeiner Anſicht beſſern. Ein Herr und ein Glaube ſollte ſein. Spaniſcher Abſolutismus und Katholicismus waren die Mittel, ihn zum Herrn über die Leiber und Seelen ſeiner Unterthanen zu machen. Als er ſein Werk vollendet glaubte, ſcheiterte er an dem nationalen und religiöſen Widerwillen des Volks und ſeiner Vertreter, der Reichsfürſten, denen zuletzt die Aufgabe zufiel, das Reformwerk zu beendigen.

Unſere Aufgabe iſt, zunächſt nachzuweiſen, wie der Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit in denjenigen Ländern bewerkſtelligt wurde, welche im 16. Jahrhundert mit Deutſchland zuerſt in engeren Verkehr und in Wechſelbeziehung getreten ſind, dann die Vorbereitungen zu den Reformkämpfen in unſerem Lande ſelbſt zu ſchildern, um hierauf, mit genügender Einſicht in die damaligen europäiſchen Verhältniſſe, zu unſerer eigentlichen Hauptaufgabe, übergehen zu können, zur Schilderung der Regierungsgeſchichte Karl's V., jener denkwürdigen Zeit verſuchter und mislungener Reform in Kirche und Staat.

Gerade der Zuſtand tiefſter Erniedrigung, in welchen Reich und Krone von Frankreich zu Anfang ſeiner Regierung verſunken waren, gab Karl's VII. Schlauheit die Mittel an die Hand, die Macht des Thrones zu heben. Kaum war nämlich zu Folge der allgemeinen Anſpannung und Schwärmerei, welche das Auftreten der Jungfrau von Orleans hervorgerufen, die Macht der Engländer gebrochen und ihr Beſitz in Frankreich auf wenige Städte beſchränkt, als es ſich der junge König ſehr angelegen ſein ließ, den Dank des Thrones an den Lehensadel für die geleiſteten Dienſte dadurch zu zahlen, daß er vermittelſt Errichtung eines ſtehenden Heeres, des erſten in Europa, ihm den Lehensnerv zerſchnitt. Beruhte doch die Geltung und Stellung des Vaſallenthums einzig auf der Idee, die die Nation von ihm als Vertheidiger und Schirmer in Zeiten der Fährlichkeit hatte. Karl wagte ſogar, ohne Beiſtimmung der Stände durch ein einfaches königliches Edict Steuern aufzuerlegen. Sein Sohn Ludwig XI. fand demnach den Boden ſchon hinlänglich bearbeitet, um das angefangene Werk, Frankreich aus einem Lehensſtaat zu einem abſoluten Königthume zu machen, rüſtig fortſetzen zu können. Hatte ſein Vater immer noch Rückſichten der Dankbarkeit für geleiſtete Dienſte gegen den Adel beobachten müſſen, ſo legte es Ludwig gefliſſentlich darauf an, ihn in ſeinen Standesvortheilen zu ſchmälern, in ſeinen Standesvorurtheilen zu kränken. Die wichtigſten und ehrenvollſten Aemter, auf welche von Seiten des Adels gern Familienanſprüche erhoben wurden, beſetzte er mit Leuten von zweifelhafter, ja notoriſch niedriger Herkunft. Ferner nahm er den Baronen die Gelegenheit, an Hoftagen durch glänzenden Aufzug dem gemeinen Manne die Wichtigkeit ihrer Stellung in's Gedächtniß zurückzurufen. Der König zog den Aufenthalt in einem düſtern Schloſſe einem ſchimmernden Hoflager und die Unterhaltung ſeines Barbiers der Courtoiſie ritterlicher Höflinge vor. Einer Exploſion von Seiten des zurückgeſetzten, misvergnügten Adelſtandes kam die Argliſt Ludwigs dadurch zuvor, daß er geſchickt die erblichen Zwiſtigkeiten unter den Familien nährte und dergeſtalt eine Partei zur Demüthigung der andern benutzte. Wagten einzelne Barone, ſich gegen den Willen des Königs aufzulehnen, ſo gab ihm dies erwünſchte Gelegenheit, durch Anwendung der härteſten und entehrendſten Strafen den Beweis zu liefern, daß zwiſchen ſeinen Unterthanen keinerlei Verſchiedenheit ſei. Er erfand die Kunſt, ſich auf die Reichsſtände und ihre Beſchlüſſe einen ſteten Einfluß zu wahren, indem er ein vollkommenes Beſtechungs- und Einſchüchterungsſyſtem anwandte, und machte auf dieſe Weiſe, da er die Beſchirmer der Volksfreiheit zu dienſtergebenen Vollſtreckern ſeines Willens erniedrigte, die Freiheit ſelbſt illuſoriſch. Trotz dieſer für ſeine zeitgenöſſiſchen Unterthanen ſehr drückenden Weiſe muß die Regierung dieſes Fürſten als eine Epoche machende bezeichnet werden, indem, ganz abgeſehen von dem Vortheile, den Frankreich durch territoriale Erwerbungen aus derſelben zog, durch ſie auch für andere Reiche die Grundzüge der modernen Staatenpolitik aufgeſtellt wurden, jener Politik der Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes unter den Monarchieen, die an die Stelle der mittelalterlichen Apathie in Bezug auf ausländiſche Verhältniſſe trat.

In England endigte ſich um dieſe Zeit der dreißigjährige verderbliche Krieg der Roſen durch die Thronbeſteigung Heinrich's VII. Seine Anſprüche auf die Krone waren aber ſo zweifelhaft, wie ſie denn auch von der Hälfte der Nation geleugnet wurden, und ſeine moraliſche Berechtigung ſo gering, daß er das dringende Bedürfniß fühlte, was ihm an politiſcher Macht und perſönlicher Autorität abginge, auf irgend eine andere Weiſe zu erſetzen. Ludwig's XI. Verfahren gegen den franzöſiſchen Lehensadel führte ihn auf den richtigen Weg zur Erreichung ſeines Zieles. Hatte nun Heinrich bei der Verfolgung ſeiner Politik den Vortheil vor Ludwig voraus, daß zufolge der Invaſionskriege in Frankreich ſowie des langjährigen Streites zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter die Blüthe des engliſchen Feudaladels gefallen, die Reihen der Ariſtokratie gelichtet waren, ſo mahnte ihn eine von den franzöſiſchen Verhältniſſen ganz abweichende Sachlage zur ängſtlichſten Behutſamkeit beim Fortſchreiten. In Frankreich mußte das ungewohnte Schauſpiel eines tief gedemüthigten Adels, eines Standes, der Jahrhunderte lang mit königlichen Anmaßungen aufgetreten war, den gemeinen Mann nothwendig mit geheimer Befriedigung erfüllen und ihn mit einem Despotismus ausſöhnen, der ſich in gleicher Härte gegen Alle, ſelbſt ſeine früheren Herren, äußerte. Die engliſche Nation beſtand aus zwei Heerlagern, die nur zeitweiſe die Waffen niedergelegt hatten; noch glimmte das Feuer unter der Aſche. Dieſe große allgemeine Theilung hatte den feudalen Ständeunterſchied gemindert; das Intereſſe der Faction war zum Theil an die Stelle des Standesintereſſes getreten. Sonach durfte der König, wenn er den Adel demüthigte, nicht auf den Beifall des Bürgers rechnen; jeder derſelben würde die Beleidigung eines Barons als Schimpf für die Faction empfunden und zu rächen geſucht haben. Die erſten Schritte Heinrich's beweiſen auch zur Genüge, wie vollkommen er die Natur ſeiner Stellung begriff. Er erlaubte dem Adel, die feſtgeſetzte Erbfolge in ſeinen Baronien zu ändern, ja ſeine Beſitzungen ſelbſt zu veräußern, ſuchte durch Verordnungen zu verhindern, daß bewaffnete Schaaren von Lehensträgern beſtändig auf den Beinen blieben, ließ dem Ackerbau und dem Handel reichliche Aufmunterungen zu Theil werden und gewöhnte die Nation an die Segnungen des Friedens und an einen geſetzlichen Zuſtand. Durch ſolche tief eingreifende, wenn auch langſam wirkende Mittel gelang es ihm, einen mächtigen Umſchwung ſowohl im Charakter der Nation ſelbſt, als in den geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſen des Landes herbeizuführen, der ſeinen Nachfolgern eine bedeutende Machtentwickelung geſtattete, ſolange ſie eine vernünftige Politik verfolgten.

Wie im Verlaufe des Mittelalters die tapfern Enkel der Weſtgothen den friedlichen Moriscen eine Landſchaft der pyrenäiſchen Halbinſel um die andere im fanatiſchen Kampfe wieder abrangen, ſo entſtand eine Menge kleiner, von einander ganz unabhängiger Feudalkönigreiche, die uns ein deutliches Bild dieſer ſtaatlichen Form gewähren und von deren Inſtitutionen wir auf diejenigen anderer Reiche ſchließen dürfen. Der König war ein Edelmann und der Erſte unter Seinesgleichen; er trug die Krone, weil eben Einer an der Spitze ſtehen mußte; die Regierung führte eine aus Mitgliedern der weltlichen und geiſtlichen Ariſtokratie und der vornehmſten Städte zuſammengeſetzte Verſammlung, Cortes genannt. Dies iſt das allgemeine Bild des ſtaatlichen Zuſtandes dieſer Königreiche.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts waren dieſelben bis auf zwei zuſammengeſchmolzen, Caſtilien und Aragon, die den geſammten Ländercomplex bis auf Südſpanien in ſich ſchloſſen. Die Erben der beiden Kronen, Iſabella von Caſtilien und Ferdinand von Aragon, verheiratheten ſich, gleichſam als hätte es für Spanien eines doppelten Maßes von Regentenklugheit in innigſter Vereinigung bedurft, um einen neuen Zuſtand der Dinge anzubahnen. In der That war auch in keinem andern Feudalreiche die Macht des Adels ſo bedeutend, wie in Spanien; zur Souverainetät fehlte ihr nichts als der Name. Die Geſchichte liefert hinlängliche Beweiſe für das Vorhandenſein dieſes anarchiſchen Zuſtandes. Die Catalonier empörten ſich im Jahre 1462 gegen ihren Souverän, den König Johann II. von Aragon, widerriefen feierlich den ihm geleiſteten Huldigungseid und entſetzten ihn und ſeine Nachkommenſchaft des Thrones. Faſt um dieſe Zeit hielt der caſtiliſche Adel ein öffentliches Gericht bei der Stadt Avila über ſeinen laſterhaften König Heinrich IV. Auf ein Gerüſt ward eine Puppe mit den königlichen Inſignien geſetzt; vor dem Throne ward die Anklage verleſen und dann das Urtheil geſprochen, daß der Thron erledigt ſei. Das Königsbild ward darauf von den vornehmſten Würdenträgern der Inſignien beraubt und ſchließlich vom Throne herabgeſtoßen. Die Aragonier begnügten ſich nicht blos, die königliche Würde durch die Cortes, in deren Hand ohnehin ſchon die Gewalt lag, einzuſchränken, ſondern ſie ſuchten auch durch die Errichtung der Juſticia- oder Oberrichterwürde jedem erdenklichen Uebergreifen des Königs zu begegnen. Der Juſticia, deſſen Amt einige Aehnlichkeit mit demjenigen der ſpartaniſchen Ephoren hatte, beaufſichtigte den König bei der Handhabung der Geſetze; er war in ſtreitigen Fällen die oberſte Autorität, der ſich alle, den König nicht ausgenommen, beugen mußten; er konnte aus eigener Machtvollkommenheit ſelbſt die Miniſter des Königs zur Rechenſchaft ziehen. Für die Ausübung dieſer mehr als königlichen Gewalt war er nur den Cortes verantwortlich. Als hätten die Aragonier gleich von vorn herein ihre Könige an ihre Ohnmacht erinnern wollen, leiſteten ſie ihnen die Huldigung auf eine ungewöhnliche Weiſe. „Wir,“ ſchwur der Juſticia im Namen des aragoniſchen Adels, „Wir, die Einzelnen jeder für ſich eben ſo gut als Ihr und zuſammengenommen mächtiger als Ihr, verſprechen Eurer Regierung Gehorſam, wenn Ihr unſere Rechte und Freiheiten beſchützt; wo aber nicht, ſo habt Ihr keinen von uns zu erwarten.“

Aehnlich wie die aragoniſche, wenn auch in ihnen das Königthum nicht ſo empfindlich eingeſchränkt war, erſcheinen die Verfaſſungen der andern Königreiche; und dies war der Zuſtand, in welchem Ferdinand und Iſabella ihre Erblande überkamen. Er mußte für dieſe begabten, ehrgeizigen, von ihrer Fürſtlichkeit eingenommenen Menſchen unerträglich ſein. Aber in dem Beſtreben, eine Veränderung der Verhältniſſe herbeizuführen, war die größte Behutſamkeit nöthig; der Huldigungseid der Aragonier enthielt keine leere Prahlerei; einzelne Edelleute konnten ſich an Macht kühn mit dem Könige meſſen; der Adel insgeſammt hatte ein furchtbares Uebergewicht; denn der beiweitem größere Theil des Grundeigenthums war in ſeiner Hand. An dieſen ſeinen Saugwurzeln den ſtolzen, Alles überragenden Baum des Adelsweſens zu benagen, war einer der erſten Schritte Ferdinand's. Bald mit Gewalt, bald durch Urtheilsſprüche, die er bei den Gerichtshöfen ausgewirkt hatte, drang er dem Adel bedeutende Ländereien ab, die von ſeinen Vorgängern an denſelben verſchleudert worden waren. Wie Ludwig XI., ſuchte er die mächtigen Dynaſtenfamilien dadurch herabzuſetzen, daß er Kronbedienſtungen und Staatsämter, welche vorher durch ihre Glieder beſetzt geweſen waren, an Jungadelige verlieh, die ihm für dieſe Bevorzugung durch deſto größere Ergebenheit dankten. Den empfindlichſten Schlag verſetzte er der Ariſtokratie durch Beſchränkung der Patrimonialgerichtsbarkeit, in die ſie gerade ihren Stolz ſetzte, indem er ein vorgefundenes Inſtitut, es hat mir ſchon unendlichen Schmerz bereitet, daß ich ihn betrogen und nichts von meiner Liebe zu dir entdeckt habe. Aber meine Leidenſchaft iſt ein glühendes Meer, das alle Ufer und Schranken überfluthet und vernichtet; bei Gott! ich kann nicht anders, ich muß dich lieben, Walter, und ich liebe dich mit einer Stärke, für die ich keinen Vergleich weiß. Und meinen Vater darf ich nichts von unſerer Liebe ſagen; denn er haßt deine Sache und jeden ihrer Anhänger. Als ich ihm ausführlich erzählte, wie ein Fremder ſeine Tochter aus den Wellen gerettet habe, hob er ſeine Hände gen Himmel und ſegnete ihn. Ich ſagte ihm, daß der Fremde einer von Spencer's Anhängern wäre; er hielt ſeine unvollendeten Segenswünſche zurück und verfluchte ihn. Darum kann ich nicht mit dir fliehen; ſein Fluch würde auch mich treffen und uns das Leben hindurch als ein ſchwarzer Dämon verfolgen. Aber wenn du mit mir in die Stadt gingeſt, wenn du Spencer's gottverfluchte Sache verließeſt und mit mir vor den Vater träteſt, wenn er dein edles Herz, Walter, und deine treue Liebe zu mir kennen lernte, dann würden Zeit und Bitten ihn unſern heißen Wünſchen geneigt machen."

die heilige Hermandad oder Verbrüderung, welches ähnlichen ſocialen Zuſtänden wie der Hanſabund ſeine Entſtehung durch die Städte verdankte, mit ſeiner ganzen königlichen Autorität kräftigte und nach ſeinen Abſichten lenkte. Auch das Aeußere des Königthums wußte Ferdinand durch Erfindung der ſpaniſchen Hofetiquette und dadurch, daß er die Großmeiſterſtellen der drei Kriegerorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara auf immer mit der Krone vereinigte, zu heben. Aber trotz dieſer bedeutenden Fortſchritte in der Machterweiterung war Ferdinand's Regierung eine der beſchränkteſten; erſt ſeinem Enkel ſollte es gelingen, den unbändigen Freiheitstrieb der Spanier zu zähmen.

Italien bot zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einen Anblick dar, welcher von dem der beſprochenen Länder ganz verſchieden war. In eine Maſſe von Staaten der widerſprechendſten Form zertrennt (es enthielt, außer dem Kirchenſtaate, das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand und die Freiſtaaten Florenz, Genua und Venedig), ward es von einer beſtändigen Strömung widerſprechender Intereſſen und particulariſtiſcher Beſtrebungen in Bewegung geſetzt, die dem Lande nicht geſtattete, die zu einer nationalen Entwickelung ſo nöthige Ruhe zu finden, ſondern es fortwährend zum Spielballe und Zankapfel auswärtiger Mächte herabwürdigte.

Der Papſt nahm natürlich vermöge ſeiner geiſtlichen Stellung die oberſte Stelle unter den italieniſchen Autoritäten ein, die ihm als weltlichem Herrn ſchwerlich zuerkannt worden wäre. Die Hierarchen hatten ſich zwar frühzeitig, in der Einſicht, daß ihre geiſtliche Herrſchaft, von einer bedeutenden weltlichen Macht unterſtützt, noch viel furchtbarer und unwiderſtehlicher ſein müſſe, als ohne ſie, ernſtlich um Ausbreitung ihrer weltlichen Jurisdiction bemüht; aber die Künſte, welche ſie mit ſo vielem Erfolge bei Erweiterung der pontificalen Macht angewandt, ſchlugen hier nicht an; und ſie mußten ſich mit dem Erwerbe begnügen, den ihnen die ſtupide Frömmigkeit der apuliſchen Normannen geſtattete. Waren doch die Päpſte oft viele Jahre hindurch, vermöge der Anmaßungen ſtolzer Barone und der Zügelloſigkeit des gottloſen römiſchen Volks, nicht Herren in ihrer eigenen Hauptſtadt. Beſonders hatte der ſiebzigjährige Aufenthalt in Avignon der Entwickelung der weltlichen Papſtmacht geſchadet, wie er dazu beitrug, die geiſtige zu brechen. Erſt zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gelang es Alexander VI. und Julius II., einen ähnlichen Wechſel herbeizuführen, wie ihren Zeitgenoſſen und der Zwitternatur des Papſtthums diejenige Vollendung zu geben, welche allein in den folgenden Kämpfen die Päpſte nöthigte, ihr geiſtliches Intereſſe nach dem weltlichen abzumeſſen und ſie ſomit verhinderte, den jungen Trieb der Religionsfreiheit mit dem Gewicht klerikaler Autorität zu erdrücken.

Nächſt dem Papſte griff Venedig erfolgreich in die Ereigniſſe des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts ein. Dieſer Staat hatte ſich, durch eine mit eiſerner Conſequenz ausgebildete und erhaltene ariſtokratiſche Form und durch geſchickte Benutzung der Weltereigniſſe, aus kleinen Anfängen im Verlaufe des Mittelalters zur erſten See- und Handelsmacht emporgeſchwungen, deren Flagge die Meere beherrſchte und die es ſelbſt im Landkriege mit Kaiſer und König aufnahm. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte dieſe Republik adeliger Kaufleute den Höhepunkt ihrer Macht erreicht, und wir werden bald weiter unten die Energie zu bewundern Gelegenheit haben, mit welcher ſie ſich in den ſchwierigſten Lagen benahm.

Die übrigen italieniſchen Staaten nehmen eine zu untergeordnete Stellung in dem Gange der Ereigniſſe ein, als daß wir nöthig hätten, ihrer an dieſem Orte beſonders Erwähnung zu thun; es wird ſich ſpäter die Gelegenheit ergeben, das Nöthige über ſie beizubringen.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ſich im Südoſten Europas, nach Vernichtung des byzantiniſchen Kaiſerthums, die Herrſchaft des Türkenſultans feſtgeſetzt, welche für die abendländiſchen Fürſten um ſo gefährlicher war, da ſie in vollem Maße das beſaß, was jenen abging, wonach ſie ſo hitzig und zum Theil ganz vergeblich ſtrebten, nämlich die uneingeſchränkte Verfügung über die Kräfte eines großen, blühenden Landes und ſeiner Bewohner und ein fanatiſirtes, tapfres und kriegserfahrenes Heer. Auch dieſes Reich hatte, begünſtigt durch das Glück einer ununterbrochenen Thronfolge ſeit der Zeit des Eroberers von Konſtantinopel, in den erſten Decennien des ſechszehnten Jahrhunderts den Gipfel ſeiner Macht erreicht, und ſein Beherrſcher verfehlte nicht, der chriſtlichen Welt die ſchlagendſten Beweiſe dafür zu liefern.

Wir haben bereits oben des eigenthümlichen Ganges erwähnt, den das Reformwerk in Deutſchland nahm, indem die Nation den Vortritt ergriff und ihre Fürſten zur Nachfolge zwingen wollte, bemerkten aber auch zugleich, welche nachtheiligen Folgen aus dieſem Verlaufe der Dinge erwuchſen. Es iſt nun an uns, mit wenigen Worten die Gründe dieſer Erſcheinung anzugeben. Wir glauben dieſe einmal in der politiſchen Verfaſſung des deutſchen Reiches und zweitens in den Perſönlichkeiten zu finden, welchen zu der Zeit, da in andern Staaten der Uebergang zu modernen Lebensformen vermittelt wurde, das Geſchick Deutſchlands anvertraut war.

Es kann uns natürlich nicht einfallen, hier ein Syſtem der deutſchen Reichsverfaſſung zu geben, die bekanntlich viele Phaſen durchlaufen hat; wir wollen vielmehr nur auf zwei Punkte aufmerkſam machen, die auf die nationale Entwicklung Deutſchlands ſicher einen unheilvollen Einfluß ausgeübt haben. Der erſte iſt das hartnäckige Beſtreben der deutſchen Könige, den zwar großartigen, aber unpraktiſchen Gedanken einer Erbübernahme des römiſchen Cäſarenthums und der damit verbundenen Weltherrſchaft zu verwirklichen; der zweite: der Mangel einer geordneten Thronfolge.

Durch dieſe Römerzüge, die zuerſt im elften Jahrhundert von den ſächſiſchen Kaiſern unternommen wurden, verſchleuderte man die Kraft Deutſchlands auf eine unnütze Weiſe, indem das durch Parteiungen zerriſſene Italien auch ohne dieſelben dem Einfluſſe eines ſtarken und einheitlichen Deutſchlands ſich nicht hätte entziehen können; aber was noch ſchlimmer war: die Aufmerkſamkeit der Kaiſer richtete ſich erſt nachträglich der Feſtſtellung der innern Verhältniſſe, einer weiſen Ausgleichung der Stammesfeindſchaften, und ſtatt deſſen der Verfolgung eines Phantoms zu, welches ſie nie erreichen ſollten. Während ſie der römiſchen Kaiſerkrone nachſtrebten, ließen ſie ihren Reichsbaronen volle Zeit, die deutſche Königskrone zu ſchwächen, und während ſie der Herrſchaft der Welt nachjagten, geriethen ſie durch die beſtändige Berührung mit der Papſtmacht in eine ſchimpfliche Abhängigkeit von dieſer, welche ihnen nie ſo verderblich werden konnte, ſobald ſie ſich innerhalb der Grenzen ihres Reiches gehalten hätten. Die Geſchichte Frankreichs und Englands beweiſt das. Außerdem wurde durch dieſe Prätenſion der römiſchen Weltherrſchaft von Seiten der deutſchen Kaiſer eine nachhaltige Eiferſucht und Rivalität der übrigen Fürſten, deutſcher wie ausländiſcher, erweckt, welche bei jedem Verſuche einer Reform ſogleich den kräftigſten Widerſtand leiſteten. Und es fehlte nicht an ſolchen Verſuchen, trotzdem die Ohnmacht und Abhängigkeit des Kaiſers von den Wahlfürſten des Reichs geſetzlich war. Lebte doch das Andenken an ſeine einſtige Macht in den pomphaften Titeln, in den ſinnberauſchenden Ceremonien bei ſeiner Wahl und Einſetzung fort.

Und dann der beſtändige Wechſel einzelner Regenten und regierender Häuſer, der das Land ſtets in neue Parteiungen und Wahlumtriebe ſtürzte, den neugewählten König immer ſchwächer und abhängiger von ſeinen Wählern machte und den Päpſten willkommene Gelegenheit gab, durch Aufſtellung von Prätendenten und Gegenkaiſern den Samen der Zwietracht zu ſtreuen. Als endlich ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Haus Habsburg die Regentenfolge behauptete, war das Uebel ſchon unheilbar. Freilich wären auch unter günſtigeren Verhältniſſen die aus dieſer Familie hervorgegangenen Kaiſer nicht im Stande geweſen, einen heilſamen Umſchwung der Dinge herbeizuführen. Albrecht **II.** iſt nie im Reiche geweſen; Friedrich **III.** kam in ſiebenundzwanzig Jahren nicht dahin. Da nun doch eine Regierung ſein mußte, ſo nahmen ſich die Kurfürſten derſelben an. Maximilian **I.** hatte eine recht gute Einſicht in die Lage der Dinge; aber theils war er zu mittellos, theils mit ſeiner Familienpolitik zu ſehr beſchäftigt, um energiſch in das allgemeine Ganze eingreifen zu können. Als der Sturm endlich losbrach und das Volk in ſeinen bedeutendſten Männern reformiren wollte, eiſtete er wenigſtens keinen Widerſtand. Beſſer war es, ein junger räftiger Fürſt hätte an der Spitze geſtanden, der den Willen der Nation erſtanden und zur Ausführung ſeinen Arm geliehen hätte — aber dieſer war Deutſchland verſagt.

Bald traten Ereigniſſe ein, welche den Fürſten Gelegenheit boten, re neu erworbene Macht anzuwenden, und ihre neu angenommene Po- tik gegenſeitiger Abwägung und Ueberwachung in Ausführung zu brin en. Das erſte derſelben war die Vermählung Maria's von Burgund, er Erbin großer, reicher und blühender Länder. Das burgundi he Herrſcherhaus war ein Nebenzweig der franzöſiſchen Königsfamilie nd ſtand im Vaſallenverhältniß zu dieſer; dazu waren mehrere Beſitzun- n des Erſteren von Frankreich abgeriſſen. Grund und Berechtigung genug für Ludwig XI., um alles Ernſtes an die Einverleibung der burgundiſchen Lande in ſein Reich zu denken. Dies konnte natürlich nur auf dem Wege der Verheirathung geſchehen. Unglücklicherweiſe war der Dauphin erſt acht Jahre alt und hatten die Niederländer im Vollgenuß und Gefühl ihrer Privilegien einen wohl gerechtfertigten Abſcheu, unter den franzöſiſchen Despotismus zu gerathen. Den Herzog von Angouleme, einen Prinzen des königlichen Hauſes, mit Maria, die, wie ihr Volk, gern darauf eingegangen wäre, zu vermählen, dazu konnte ſich Ludwig nicht entſchließen, weil in dieſem Falle die Erbſchaft allerdings der Krone entgangen wäre. Statt dieſen geraden Weg einzuſchlagen, der das Abhängigkeitsverhältniß Burgunds von Frankreich erneut und die Bewerbungen anderer Freier zu Gunſten ſeiner Familie vereitelt haben würde, zog Ludwig die Umwege vor, an welche er einmal gewöhnt war, und beſchloß, die Provinzen, welche Maria von Frankreich zu Leben trug, mit Waffengewalt wegzunehmen und ſeine Eroberungen dann auf die übrigen Beſitzungen auszudehnen. Er führte dieſen Plan auf eine Weiſe aus, welche ihn mit Recht zum Gegenſtande des Haſſes und Abſcheues für ſeine Zeitgenoſſen machte. Während deſſen unterhandelten die Städte von Flandern mit Kaiſer Friedrich III. bezüglich einer Vermählung ſeines Sohnes, des Erzherzogs Maximilian, mit Maria von Burgund. Der Abſchluß kam bald zu Stande, 1477, zum Schmerz des betrogenen argliſtigen Ludwig, und mit ihm ward der Grund zur nachherigen Größe Karl's V., aber auch zu einer bittern Feindſchaft zwiſchen Frankreich und Oeſterreich gelegt.

Indeß der Tag der Rache für Frankreich kam. Zufolge eines Friedenstractates hatte der Dauphin Karl Maximilian's Tochter, Margarethen, heirathen ſollen, die zu dieſem Behufe am franzöſiſchen Hofe aufgezogen wurde. Als aber Karl König wurde, ſchickte er ſeine Verlobte zurück und fügte zu dieſer Beſchimpfung noch die andre hinzu, daß er Maximilian's Braut, Anna von Bretagne, auf ihrer Brautfahrt raubte und ſie zwang, ſeine Hand anzunehmen. In der Befriedigung über die Erwerbung einer ſo großen und reichen Landſchaft, wie die Bretagne war, lieh er ſein Ohr den argliſtigen Einflüſterungen Ludwig Sforza's, Oheims des Herzogs von Mailand, der ihn an die Anſprüche ſeines Hauſes auf das Königreich Neapel mahnte und einlud, dieſes Land zu dieſer günſtigen Zeit in Beſitz zu nehmen. Sforza ſelbſt wünſchte nur, bei dieſem frevelhaften Unternehmen: ſeinen Neffen vom Throne zu ſtoßen und ſich ſelbſt darauf zu ſetzen, einen mächtigen auswärtigen Beſchützer zu finden, da er auf einheimiſchen Beiſtand nicht rechnen durfte. Karl war ſo ungeduldig, auf das Unternehmen einzugehen, daß er die Grafſchaft Rouſſillon an Ferdinand von Aragon und die von ſeinem Vater erworbenen Städte an Maximilian abtrat, damit dieſe Fürſten während ſeiner Abweſenheit Frankreich nicht beunruhigen möchten. Er brach darauf 1494 mit 20,000 Mann auf und durchzog Italien als Sieger und Herr; er fand nirgends Widerſtand und nahm den Thron von Neapel ruhig ein. Indeß er aber in dieſer Stadt mit Triumphzügen und Feſtſpielen die Zeit verlor, bildete ſich, von Ferdinand und Maximilian unterſtützt, eine drohende Verbindung der italieniſchen Staaten gegen ihn, welche ihre particulariſtiſchen Streitigkeiten bei Seite ſetzten, um gemeinſam gegen den Nationalfeind handeln zu können. Karl, aus ſeinen Siegesträumen aufgeſchreckt, ſah keine andere Rettung, als eilige Rückkehr nach Frankreich. Aber ſchon vertrat ihm ein italieniſches Bundesheer den Weg. Die verzweifelte Tapferkeit der Franzoſen erkämpfte die Rückkehr; die Eroberungen gingen eben ſo ſchnell verloren, als ſie gemacht waren. Dieſes Ereigniß trug weſentlich dazu bei, der Lehre vom politiſchen Gleichgewichte Anhänger, namentlich unter den kleineren italieniſchen Staaten zu ſchaffen. Aber auch in anderer Beziehung war dieſer Feldzug lehrreich, da er den Vorzug ſtehender Heere und eines tüchtigen Fußvolks (deren ſich Karl VIII. bedient hatte) vor der ſchwer und langſam mobil zu machenden und nur kurze Zeit dienenden Lebensmiliz klar herausſtellte. Sowohl Max als Ferdinand bemühten ſich, gegen die in franzöſiſchen Dienſten ſtehende Macht des Schweizer-Fußvolks ein Gegengewicht zu finden; Erſterer durch Erfindung der Landsknechte, der Andere durch Herſtellung der ſpaniſchen Infanterie.

Karl der VIII. war im Jahre 1498 geſtorben und hatte ſeine mehr als nichtigen Anſprüche auf Neapel ſeinen Anverwandten Ludwig von Orleans hinterlaſſen. Dieſer nahm bei ſeiner Thronbeſteigung ſogleich den Titel dieſes Königreichs, ſowie des Herzogthums Mailand an, indem er alte Familienanſprüche auf dieſen Beſitz geltend machte. Nachdem er ſich mit dem Papſte Alexander VI., mit Venedig, Florenz und andern kleinen Staaten zur Behauptung ſeiner zweifelhaften Rechtstitel verbunden hatte, brach er los und eroberte in kaum vierzehn Tagen das ganze Herzogthum: der elende Sforza fiel in ſeine Hände und ward in Frankreich eingekerkert. Nach dieſem Schlage dachte Ludwig an die Wiedereinnahme des neapolitaniſchen Thrones. König Ferdinand, der ſich weder entſchließen konnte, Ludwig die ganze Beute zu überlaſſen, noch ihm dieſelbe mit Waffengewalt zu wehren, trug ſich ihm als Raubgenoſſe an. Der Theilungsvertrag über das Königreich Neapel wurde am 11. November 1500 zu Granada abgeſchloſſen. Die Welt erlebte nun das widerwärtige Schauſpiel, zwei chriſtliche Fürſten einen dritten unter den nichtigſten Anſprüchen ſeines Beſitzes berauben zu ſehen. Ludwig XII. erfuhr indeſſen das Schickſal, welches ſeine Thorheit und Gewiſſenloſigkeit verdiente; er wurde von ſeinem Verbündeten bei der Ausführung des Theilungstractates übervortheilt und nach ausgebrochenem Kampfe aller neapolitaniſchen Eroberungen beraubt. Seine unerſättliche Ländergier ſuchte, da ihre Beſtrebungen im Süden Italiens vereitelt waren, Befriedigung im Norden, und ſo ſchloß er am 10. December 1508, fünf Jahre nach dem Verluſte Neapels, mit denſelben Fürſten, welche er ſoeben noch feindlich bekämpft hatte, Kaiſer Maximilian und Ferdinand dem Katholiſchen, die Ligue vor Cambrai; der Papſt Julius II. und andere Fürſten, welche das trotzige Umſichgreifen der Venetianer verletzt hatte, ſchloſſen ſich dem Bündniſſe trotz aller mit jenen abgeſchloſſenen Tractate an. Die offen ausgeſprochene Tendenz der Ligue war, die Beſitzungen Venedigs unter die Contrahenten zu theilen. Einer ſolchen Uebermacht konnte dieſer Staat nicht widerſtehen; nachdem ſeine Macht in der blutigen Schlacht von Agnadel, 14. Mai 1509, gebrochen war, gab er ſeine feſtländiſchen Beſitzungen preis und beſchränkte ſich auf die Vertheidigung der Hauptſtadt. Aber bald änderte ſich die Lage der Dinge. Sobald das Theilungsgeſchäft begann, erwachte die alte Eiferſucht unter den Verbündeten. Venedig benutzte geſchickt den Umſchlag in der Geſinnung ſeiner Feinde; es verſöhnte ſich zuerſt mit Julius II., bei dem der alte Widerwille gegen die Franzoſen erwachte; bald genug trat Ferdinand einem Bündniſſe bei, der heiligen Ligue, die den Zweck hatte, die Franzoſen aus Italien zu vertreiben, und veranlaßte ſogar ſeinen Schwiegerſohn, Heinrich VIII. von England, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Dem Kaiſer Maximilian wurden die Hände durch einen Waffenſtillſtand mit Venedig gebunden. Nach verſchiedenen Feldzügen in Italien, in Navarra und in der Picardie ſah ſich Ludwig XII., erſchöpft von ſo vielen Anſtrengungen, genöthigt, mit ſeinen Gegnern Friede zu ſchließen und ſeine italieniſchen Erwerbungen mit Ausnahme der Citadelle von Mailand und einiger unbedeutenden Städte in dieſem Herzogthume, fahren zu laſſen.

Dies ſind, in groben Umriſſen geſchildert, die Ereigniſſe vor Karl's V. Regierung ſeit Erfindung des neuen Syſtems. Ritter- und Vaſallenthum ſchwinden, aber leider mit ihnen auch die ehrenhafte Geſinnung, Treu und Glaube, deren Hervortreten in früherer Zeit oft rührende Züge liefert.

Zweites Kapitel.

Familienverbindung des Erzhauſes Oeſterreich mit dem ſpaniſchen Königshauſe.

Die Kinder Ferdinand's von Aragonien und Iſabella's von Caſtilien. — Erzherzog Philipp, Herzog von Burgund. — Johanna die Wahnſinnige. — Ihre Kinder. — Karl's Geburt. — Philipp's Tod. — Ferdinand des Katholiſchen Regentſchaft und Tod.

Die ehrgeizigen Pläne Karl's VIII. hatten die andern Staaten zum Zuſammenhalten und zu einer gewiſſen Vertraulichkeit gedrängt, deren Folge Heirathsverbindungen unter den königlichen Familien waren. Das ſpaniſche Ehepaar hatte einen Sohn und vier Töchter:

Iſabella, geb. 1470, war 1490 mit Alonſo, dem Erben der portugieſiſchen Krone, vermählt worden und nach deſſen Tode 1497 mit König Emanuel von Portugal.

Juan, Prinz von Aſturien, geboren 1478, und **Juana**, geboren 1479, wurden mit den Kindern des Kaiſers Maximilian verbunden, Erſterer mit Margarethen, der einſtigen Braut Karl's VIII., Juana mit dem Erzherzoge Philipp, dem Erben Burgunds, 1496 und 1497.

Maria, geboren 1482, und endlich Katharina, geboren 1485, an den Prinzen Arthur von Wales und nach deſſen Tode an Heinrich, nachmals als König von England den Achten, vermählt.

Da Juan ohne Nachkommenſchaft und der Sohn Iſabella's und Emanuel's von Portugal zwei Jahre alt ſtarb, ſo erhielt der älteſte Sohn Juana's und Philipp's von Burgund die Anwartſchaft auf die ſpaniſchen Kronen. Dies war Karl, das zweite Kind ſeiner Eltern, geboren am 24. Februar 1500 zu Gent. Seine Mutter war ſo wenig auf ſeine Ankunft vorbereitet, daß der künftige Herr der Welt im heimlichen Gemache das Tageslicht erblickte; einem Ort, den ſelbſt der Niedrigſte nicht als Geburtsſtätte zu begrüßen pflegt. Um die Ueberſicht über Karl's Familienverhältniſſe zu erleichtern, führen wir hier ſeine übrigen Geſchwiſter an. Das älteſte Kind Philipp's und Juana's war Eleonore, geboren 1498 in Löwen, 1519 mit Emanuel, König von Portugal, ihrem Oheim, ſpäter 1530 mit Franz I., König von Frankreich, vermählt. Karln zunächſt war Iſabella, geboren 1501 in Brüſſel, 1515 mit Chriſtiern II., König von Dänemark, vermählt. Darauf Ferdinand, geboren 1503 zu Alcala de Henarez, vermählt mit Anna von Ungarn und Böhmen 1521, ſeit 1526 König dieſer Länder, ſeit 1558 Kaiſer.

Maria, geboren 1505, 1521 mit König Ludwig von Ungarn und Böhmen vermählt, ſeit 1530 Statthalterin der Niederlande.

Katharina, geboren 1507 nach ihres Vaters Tode, vermählt mit Johann III., König von Portugal.

Da die einzige Hoffnung Ferdinand's und Iſabella's auf dieſem Zweige ihrer Familie beruhte, ſo hielten ſie es für nothwendig, ihren Schwiegerſohn Philipp von Burgund mit ſeiner Gemahlin nach Spanien einzuladen, damit ihr Erbrecht von den Cortes anerkannt und Erſterem Gelegenheit würde, ſich mit ſeinen künftigen Unterthanen bekannt zu machen. Das junge Herrſcherpaar nahm auf ſeiner Reiſe 1501 den Weg durch Frankreich, wo es von Ludwig XII. am Hofe zu Blois köſtlich bewirthet wurde. Die Anerkennung ſeiner Rechte erfolgte in Caſtilien und Aragon ohne Anſtoß im Frühjahre und Sommer 1502; aber der lebensluſtige Philipp gefiel ſich ſo wenig an dem ſteifen, durch den Tod des Prinzen von Aſturien und der Königin von Portugal noch mehr verdüſtertem Hofe ſeiner Schwiegerältern, daß er im December trotz allen Vorſtellungen über Frankreich nach den Niederlanden ohne Begleitung ſeiner Gemahlin zurückreiſte, die darüber in Tiefſinn fiel und in dieſem Zuſtande einige Monate ſpäter den Infanten Ferdinand gebar. Zu jener Zeit lag gerade Ludwig XII. mit Ferdinand dem Katholiſchen wegen der Theilung Neapels in Streit; Erzherzog Philipp hatte ſich ſeinem Schwiegervater als Vermittler angeboten und von dieſem Vollmachten zum Abſchluſſe eines Tractates erhalten. Der eitle junge Mann überſchritt dieſelben aber und benahm ſich ſo unklug, daß Ferdinand den Vertrag von Lyon nicht anerkannte, namentlich da ſein Feldherr in Neapel, Gonſalvo de Cordova, bedeutende Vortheile über die Franzoſen errungen hatte. Dieſer Vorfall verſtärkte den Widerwillen, den Schwiegerſohn und Schwiegereltern gegeneinander gefaßt hatten. Die Königin Iſabella ſtarb im November 1504 und ſetzte ihren Gemahl Ferdinand zum Regenten in Caſtilien ein, bis ihr Enkel Karl das zwanzigſte Jahr erreicht haben würde. Dieſe Maßregel erweckte bei einem großen Theile des caſtiliſchen Adels entſchiedenen Widerwillen, weil man Ferdinand's argliſtige Gemüthsart und ſein Beſtreben, die Ariſtokratie niederzudrücken, hinlänglich kannte. Der Regent ſah ein, daß man keinen Anſtand nehmen werde, Gewaltthätigkeiten gegen ihn zu wagen, ſobald von Brüſſel aus Anlaß dazu gegeben würde. Dieſer ließ denn auch nicht auf ſich warten. Philipp war viel zu ehrgeizig, als daß er eine derartige Ausſchließung ſeiner Perſon von der Regierung Caſtiliens ruhig hätte ertragen ſollen, und da er von der ihm günſtigen Stimmung des dortigen Adels durch maſſenweiſes Zuſtrömen deſſelben an ſeinen Hof genügende Beweiſe erhielt, ſo that er bald wirkſame Schritte. Namentlich unterſtützte ihn dabei mit ſeinem Rathe Don Juan Manuel, Ferdinand's Geſandter am kaiſerlichen Hofe. Ein gelehriger Schüler ſeines Herrn in den diplomatiſchen Künſten, zögerte er keinen Augenblick, deſſen Intereſſe zu verrathen und ſich der neu aufgehenden Sonne zuzuwenden. Ein Briefwechſel mit den unzufriedenen Edelleuten wurde eingeleitet und Ferdinand ſelbſt von ſeinem Schwiegerſohne aufgefordert, der Regentſchaft Caſtiliens zu entſagen und nach Aragon zurück-

„Ach, meine Mary!“ lächelte der junge Krieger bitter, „deine unſchuldige Liebe weiß nichts von dem blutigen Streit unſres Landes und dein zärtliches Auge ſieht nur den Geliebten in mir, nicht den Parteigänger. Wie ſchrecklich, daß die Welt ſo ganz ſchroff mit unſern Wünſchen und Hoffnungen in Widerſpruch tritt! Großer Gott! die Schrecken des Bürgerkriegs werden ſich zwiſchen mein und dein Herz wälzen; und ich bin mit diamantenen Ketten an meine Verhältniſſe gebunden. Du unſchuldige Seele hoffſt von Zeit und Bitten bei deinem Vater; ach, Bitten ſind vergeblich — glaub' es mir, und die Zeit mit Adlerflug davon geeilt. Schon ſchwingt die ſchwarze Stunde ihre Rabenfittige über unſern Häuptern. Armes Kind, du hörſt ihr unglückbringendes Rauſchen nicht! Doch dein Vater ſoll gerettet werden — verlaſſ' dich auf mich. Zittre nicht für ſein Leben; vertraue mir; was ich verſpreche, kann ich halten. Aber du, meine Geliebte, ſollteſt nicht in die Stadt zurück kehren, die in wenigen Stunden ein feuerflammendes, bluttriefendes Bild des Entſetzens ſeyn wird; deine frommen, treuen Augen ſollten die Gräu'l nicht ſchauen; du, die Wehrloſe, ſollteſt nicht der Gefahr zukehren. Der Hof Ferdinand's entvölkerte ſich immer mehr, und der König befand ſich in großer Verlegenheit. Vor Allem ſchien ihm nöthig, Ludwig XII. von Philipp's Intereſſe abzuziehen; allein er wählte hiezu ein ſo unkluges Mittel, daß er ſich durch Anwendung deſſelben ſeiner letzten Stütze, der Anhänglichkeit des caſtiliſchen Volks, beraubte. Er heirathete nämlich im vierundfünfzigſten Jahre, zufolge eines in Blois und Segovia 1505 abgeſchloſſenen Vertrages, die achtzehnjährige Nichte des Königs von Frankreich, Germaine von Foix. Philipp war anfangs betäubt von dem Schlage, der ihn ſeines franzöſiſchen Bundesgenoſſen beraubte, des einzigen, welchen er hatte, und alle ſeine glänzenden Hoffnungen auf Erwerbung der ſpaniſchen Doppelkrone in Frage ſtellte. Indeſſen ließ Don Manuel, der den unbeſchränkteſten Einfluß auf ſeinen jungen Gebieter gewonnen hatte, den Muth nicht ſinken. Am 24. November kam zu Salamanca eine Uebereinkunft zwiſchen den beiden Nebenbuhlern wegen der caſtiliſchen Regentſchaft zu Stande, deren Hauptinhalt war, Caſtilien ſolle unter dem vereinten Namen von Ferdinand, Philipp und Johanna regiert werden, Erſterer ſolle aber für ſeinen Antheil auf die Hälfte der öffentlichen Einnahmen Anſpruch haben. Ferdinand traute dieſem Vertrage, bei deſſen Abſchließung Philipp einzig die Abſicht gehabt hatte, ſeinen Schwiegervater in Unthätigkeit zu ſetzen, bis er ſelbſt nach Spanien käme. Im Januar 1506 ſegelten Philipp und Johanna aus einem Hafen in Seeland ab; ein Sturm zerſtreute aber ihre Flotte und Philipp's Schiff, das, in Brand gerathen, kaum dem Untergange entging, erreichte als Wrack die engliſche Küſte. König Heinrich VII. zog das Paar ſogleich an ſeinen Hof und hielt es faſt drei Monate mit unverkennbarer Abſichtlichkeit zurück, da dieſem Fürſten in Rückſicht ſeiner Hochachtung und verwandtſchaftlichen Verbindung mit Ferdinand daran gelegen war, eine Vermittlerrolle zu übernehmen. Am 28. April landete endlich Philipp in einem Hafen von Galicien. Der caſtiliſche Adel, jedes Zwanges ledig, ſtrömte in großer Anzahl mit ſeinen Vaſallen herzu, und der Vertrag von Salamanca wurde für ungiltig erklärt. Nach langem Anſuchen von Ferdinand und ſtetem Ausweichen von Philipp kam endlich am 23. Juni bei Puebla de Senabria, an der Grenze von Galicien, eine perſönliche Zuſammenkunft der Beiden zu Stande, die natürlich keinen Erfolg hatte. Ferdinand überließ ſeinem

Schwiegerſohne das Feld und zog ſich nach Aragon zurück, in der Hoffnung, irgend ein Ereigniß werde ihm den Rückweg nach Caſtilien eröffnen. Daſſelbe trat wider Erwarten bald ein. Am 25. September 1506 ſtarb Philipp I. zu Burgos an einem Fieber, achtundzwanzig Jahre alt, und die Lage der Dinge änderte ſich ſehr ſchnell. Namenloſe Beſtürzung verbreitete ſich unter ſeinen caſtiliſchen und flamländiſchen Anhängern; die wenigen Freunde Ferdinand's, an ihrer Spitze der Erzbiſchof Ximenes, hoben wieder das Haupt und ſahen vertrauensvoll auf Ferdinand. Allein dieſer fühlte ſich nicht geneigt, ſeine nach Neapel unternommene Reiſe aufzugeben; vielleicht beſtimmte ihn dazu der Gedanke, die Caſtilier eine Zeit lang unter der Anarchie leiden zu laſſen und ihnen durch Entfernung ſeine Regierung deſto wünſchenswerther zu machen. Die Königin Juana nämlich, welche ihren Gemahl leidenſchaftlich liebte, war nach deſſen Tode völligem Irrſinn verfallen und in dieſem Zuſtande nicht zu vermögen, ein Document zu unterſchreiben. Die flamländiſche Partei hatte ſich wegen Uebernahme der Regentſchaft an Kaiſer Maximilian gewendet; dieſer machte auch im Namen ſeines Enkels Karl die ſchönſten Verſprechungen, hielt aber Nichts, da es ihm an Geld, Ausdauer und Thatkraft mangelte. Den Bemühungen ſeiner Freunde und dem klugen Benehmen Ferdinand's gelang es, den Widerwillen der Caſtilier zu beſiegen; am 21. Auguſt 1507 hielt er ſeinen Einzug in das Land. Durch ein mildes und freiſinniges Benehmen, das aber keineswegs eine energiſche Handhabung der Geſetze ausſchloß, verſchaffte er ſich Anſehen bei Adel und Gemeinen, und nie verrieth er ein Rachegefühl wegen der trüben Erfahrungen, welche er zur Zeit von Philipp's Kronübernahme an den Caſtiliern hatte machen müſſen. Auch der Glanz auswärtiger Eroberungen überſtrahlte die Epoche ſeiner Regentſchaft. Oran, eine wichtige muſelmänniſche Beſitzung an der Oſtküſte von Afrika, wurde auf Veranlaſſung und unter perſönlicher Anführung des Erzbiſchofs und Cardinals Ximenes, der die Koſten des Feldzugs aus ſeinen Mitteln beſtritt, erobert (1509). Eine Reihe anderer Staaten und Städte, wie Bugia, Algier, Tunis, Tremecen, Tripolis, unterwarf ſich dem ſpaniſchen Scepter. Der Theilnahme Ferdinand's an der Ligue von Cambray und der Kriegsereigniſſe, die aus derſelben entſprangen, iſt bereits Erwähnung geſchehen; wir haben nur noch eine Epiſode aus denſelben anzuführen. Die Grenze zwiſchen Frankreich und Spanien bildend, beſtand ſeit ſieben Jahrhunderten das kleine Königreich Navarra, deſſen Herrſcherhaus Foix mit den königlichen Familien von Frankreich und Spanien gleichmäßig verwandt war. Schon 1483 hatten Ferdinand und Iſabella verſucht, durch die Verheirathung ihres Sohnes mit der Erbin von Navarra, Katharina, dieſes Land mit ihren eigenen Beſitzungen zu vereinigen; die Mutter derſelben, Gemahlin Ludwig's XI., hatte dies verhindert und ihre Tochter mit einem franzöſiſchen Edelmanne, Jean d'Albret, vermählt; ein Misgriff, der die Veranlaſſung zu vielem Elende wurde. So lange Iſabella von Caſtilien lebte, beſtand ein freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen den beiden Familien; in den nachfolgenden Händeln Ferdinand's des Katholiſchen mit Ludwig XII. ſchloß ſich Navarra an Frankreich; Erſterer benutzte die Gelegenheit, ſeinen alten Plan auszuführen, eroberte Navarra 1512 und verleibte es ſeinem Reiche ein. In dem den 1. April 1513 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand ließ Ludwig der XII. treuloſer Weiſe ſeinen Verbündeten fallen. Die Anſprüche Kaiſer Maximilian's und das Fortbeſtehen einer intriguanten öſterreichiſchen Partei unter dem caſtiliſchen Adel erzeugte bei Ferdinand eine gründliche Abneigung gegen ſeinen Enkel Karl, die ſich bis zum Widerwillen ſteigerte, ſeitdem ſeine Hoffnung auf eigene Nachkommenſchaft durch den Tod ſeines Söhnchens getäuſcht worden war. Um die abgehende Lebenskraft zu erſetzen, griff er zu künſtlichen Mitteln, die ihn vollkommen ſchwächten. Im Januar 1516 nahm ſeine Krankheit einen drohenden Charakter an; der König verſchloß vor der herannahenden Gefahr die Augen und konnte nicht vermocht werden, einen Beichtvater vor ſich zu laſſen. Die Aerzte machten ihn endlich auf ſeinen gefährlichen Zuſtand aufmerkſam, und er entſchloß ſich zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten. Schon im Jahre 1512 hatte er durch teſtamentariſche Verfügung dem Infanten Ferdinand, welcher unter ſeinen Augen aufgewachſen war und den er ſehr liebte, die Regierung Caſtiliens und Aragons während der Abweſenheit ſeines Bruders Karl übertragen. Auf die Vorſtellungen ſeiner Freunde, daß durch eine ſolche Beſtimmung nothwendig Eiferſucht und Mistrauen zwiſchen den Brüdern erweckt werden müſſe, ſtand er davon, wie von der Uebertragung des Großmeiſterthums der drei Kriegerorden an ſeinen Liebling, ab und ernannte den Cardinal Ximenes zum Reichsverweſer für Caſtilien, für Aragon den Erzbiſchof von Saragoſſa, ſeinen natürlichen Sohn. Den Tag nach Unterzeichnung der Urkunde ſtarb Ferdinand am 23. Januar 1516 im vierundſechszigſten Lebensjahre.

Drittes Kapitel.

Karl König von Spanien.

Erzherzog Karl von Oeſterreich Herzog von Burgund. — Seine Erziehung. — Cardinal Ximenes Regent von Spanien. — Karl's Reiſe nach Spanien. — Ximenes' Tod. — Karl in Valladolid und Saragoſſa. — Erzherzog Ferdinand. — Widerſtand der Spanier gegen das niederländiſche Raubſyſtem. — Kaiſer Maximilian's Tod. — Karl's Wahl zum deutſchen Kaiſer. — Karl in Barcelona. — Volksempörung in Valencia. — Volksbewegung in Caſtilien. — Karl's Abreiſe nach Deutſchland.

Der dereinſtige Beſitzer dieſer reichen Erbſchaft, **Karl**, war unter der Obhut ſeiner Tante Margarethe, die nach ihrer kurzen ſpaniſchen Ehe auch Wittwe des Herzogs von Savoyen geworden, und ſeiner Urgroßmutter Margarethe von York, Wittwe Karl's des Kühnen, aufgewachſen. Nach dem Tode ſeines Vaters Philipp 1506 hatte ſein Großvater Maximilian mit beſchränkter Autorität die Regentſchaft der Niederlande erlangt. Er übertrug Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, die Oberaufſicht über die Erziehung ſeines Enkels; unter dieſem war als Lehrer des Prinzen der Dechant Adrian von Utrecht, ein gelehrter, rechtſchaffner Mann, angeſtellt, den ſpäter die Dankbarkeit ſeines Zöglings zu der höchſten geiſtlichen Würde erhob, trotzdem Karl wenig Gewinn von dem Unterrichte in den damals üblichen gelehrten Dingen zog. Mehr Geſchmack fand er am Umgange mit Chièvres, der ihn in ritterlichen Künſten und kriegeriſchen Uebungen unterwies. Auch in der Geſchichte und in den Staatswiſſenſchaften wurde er von ſeinem Oberhofmeiſter unterrichtet und nach ſeinem Regierungsantritt 1515 zu den Staatsgeſchäften angeleitet. Der junge Fürſt, ſtill, ernſt und dem Willen ſeines

Erziehers ganz ergeben, verrieth noch nichts von jenem ſtarren Sinn, der ſpäter die Welt unter ſich beugen zu wollen ſchien.

Adrian von Utrecht war noch vor Ferdinand's Tode in Spanien erſchienen, angeblich um einige Punkte in der Regentſchaft zu ordnen, eigentlich aber um den Verlauf von des Königs Krankheit abzuwarten. Sobald derſelbe verſchieden war, brachte er Vollmachten vom Herzog Karl zum Vorſchein, die ihm die Leitung der Geſchäfte übertrugen. Ximenes vereinigte ſich mit ihm, daß ſie Beide dieſelben gemeinſchaftlich führen wollten, bis weitere Befehle von Karl eingegangen ſein würden. Ximenes' Regentſchaft wurde in denſelben beſtätigt und vollſtändig anerkannt, Adrian als bloßer Geſandter beglaubigt. Trotzdem theilte der Erzbiſchof-Cardinal mit ihm den Titel eines Regenten von Caſtilien, was bei des Dechanten ſtiller, unpraktiſcher Weiſe ungefährdet geſchehen konnte. Ximenes ſollte übrigens bald genug das Mißliche ſeiner Lage erkennen, Verweſer eines jungen Fürſten zu ſein, der fern von ſeinem Lande, unkundig der Verhältniſſe deſſelben und in Abhängigkeit von herrſchſüchtigen Günſtlingen lebte. Der Prinz verlangte nämlich, ihn als König ausrufen zu laſſen; dieſe Förmlichkeit verſtieß aber, noch zu Lebzeiten der Königin Juana, der eigentlichen Erbin Caſtiliens und Aragons, vorgenommen, ebenſoſehr gegen den Landesbrauch, als gegen die kindliche Pietät und mußte deshalb die Spanier doppelt erzürnen. Vergebens waren die Abmahnungen des Regenten; Karl, von ſeinen flamländiſchen Rathgebern beſtärkt, beſtand auf ſeinem Vorſatze, und der Cardinal, ſich wohl bewußt, wie ſehr durch den Schritt ſeine Popularität leiden werde, beſchloß zu gehorchen. Er berief eine Verſammlung der Prälaten und Vornehmſten des Reichs nach Madrid und legte ihnen Karl's Wunſch vor. Es zeigte ſich allgemeiner Widerſtand. Erbittert durch denſelben ließ der Erzbiſchof ohne Zuſtimmung der Verſammlung am folgenden Tage Karl in der Hauptſtadt als König ausrufen; die andern Städte Caſtiliens folgten mit geringem Widerſtande. In Aragon, deſſen Bewohner größere politiſche Freiheit hatten, geſchah dies nicht eher, als bis Karl einen perſönlichen Eid geleiſtet hatte, die Reichsverfaſſung zu achten und zu ſchützen.

Ximenes griff die alte Politik Ferdinand's und Iſabella's wieder auf, die auf Erweiterung des Rechts der Krone und auf Schmälerung der Adelsprivilegien hinzielte. Ein reiches Einkommen, durch weiſe Sparſamkeit noch vermehrt, ſeine Verdienſte um das Land, ſein hohes Alter und ſein ehrwürdiger Stand verliehen ihm mächtige Unterſtützung bei ſeinem Streben. Eine der erſten Maßregeln war die wichtige Verordnung, durch welche er die Bürgerſchaften veranlaßte, ſich militäriſch zu organiſiren und ein Volksheer zu bilden, welches unter ſelbſtgewählten Anführern die Volksfreiheiten ſchützen ſollte. Mit dieſer Macht in den Händen ſetzte Ximenes ſeine Reformpläne fort. Er ordnete die Verwaltung der Staatseinnahmen, bei welcher in Ferdinand's letzten Lebensjahren mancherlei Ungehörigkeiten eingeriſſen waren, ſtellte eine genaue Unterſuchung der Gelder der Kriegerorden an, hob überflüſſige Staatsämter auf, ſtellte das Verhältniß der Beſoldungen feſt und zog die von Ferdinand und Iſabella bewilligten Jahrgehalte ein, von denen er beſtritt, daß ſie auf Lebenszeit verwilligt ſeien. Leider kamen die Früchte dieſer Sparſamkeit nicht dem Staate zu gut, ſondern einzig dem jungen Könige und ſeinen flämiſchen Hofleuten, welche Spanien wie ein erobertes Land ausſogen.

Der Adel ertrug nur mit dem größten Unwillen dieſes neue prieſterliche Joch; allein alle Anſtrengungen, ſich ihm zu entziehen, waren vergeblich. Die Geſchichtſchreiber überliefern eine Anekdote, die, wenn ſie auch nicht ſicher verbürgt iſt, doch charakteriſtiſch genug ſcheint. Die vornehmſten Edelleute ſollen eines Tages zu Ximenes gegangen ſein und ihn gefragt haben, auf welches Recht hin er ſo unumſchränkt regiere. In ſeiner Erwiderung bezog er ſich auf das Teſtament Ferdinand's und den Erlaß Karl's. Als ſie ſich damit noch nicht zufrieden erklärten, zeigte er auf das unten aufgefahrene Geſchütz und rief: das ſind meine Beglaubigungsſchreiben!

Mit gleichem Muthe und gleicher Kraft verfuhr der Regent in den äußern Verhältniſſen des Staates. In den ſüdlichen Seeſtädten ließ er Zeughäuſer errichten und im mittelländiſchen Meere zahlreiche Flotten gegen die Seeräuber der Berberei ausrüſten. Der vertriebene König von Navarra, Jean d'Albret, hatte den Tod Ferdinand's, die Entfernung Karl's und das Misvergnügen des ſpaniſchen Adels für günſtige Umſtände zur Wiedereroberung ſeines Landes gehalten. Ximenes ſchickte ihm aber ein bedeutendes Heer entgegen, welches die franzöſiſchen Hilfstruppen d'Albret's zurückſchlug; um vor ähnlichen Verſuchen in Zukunft geſichert zu ſein, ließ er eine Maſſe kleiner Feſtungen ſchleifen, welche zu ſchwach waren, das Land zu ſchützen und nur dem fliehenden Feinde Sicherheit gewährten. Einen Flecken auf den Charakter dieſes großen Mannes wirft ſein Verfahren in Bezug auf das Ketzergericht, zu deſſen Herſtellung nach der Unterwerfung Granada's weſentlich beigetragen zu haben, ſein trauriges Verdienſt iſt. Im Jahre 1512 hatten die „neuen Chriſten“ Ferdinand eine große Summe Geldes zur Führung des navarreſiſchen Krieges geboten, wenn er das Gerichtsverfahren der Inquiſition dahin abändern wolle, daß dem Angeklagten Ankläger und Zeuge gegenüber geſtellt würden; daſſelbe Geſuch unter gleichen Bedingungen wurde 1516 von den ſpaniſchen Juden geſtellt. Beide Male vereitelte der fromme Cardinal die Gewährung durch das Gegengewicht ſeines Anſehens.

Die eigenmächtige Handlungsweiſe deſſelben verdroß aber nicht allein den caſtiliſchen Adel, ſondern auch den Dechanten von Löwen, Adrian von Utrecht, der ſich neben ſeinem Collegen zur gänzlichen Unbedeutendheit herabgedrückt ſah. Zufolge ſeiner Gegenvorſtellungen ſchickte der flämiſche Hof nach einander zwei Geſandte, welche mit dem Erzbiſchofe die Regierung gemeinſam führen ſollten, allein ſie theilten das Loos ihres Vorgängers, von Ximenes verdunkelt zu werden.

Die Macht des Regenten konnte zwar Ausbrüche der Unzufriedenheit dämmen, allein keineswegs verhindern, daß dieſelbe, trotz ſeiner anerkannten perſönlichen Regententüchtigkeit, im Volke immer weiter um ſich griff. Die Urſache derſelben lag in den unverſchämten Erpreſſungen der Niederländer und der augenſcheinlichen Theilnahmloſigkeit, welche der junge König für ſein Land bewies. Die wichtigſten Aemter wurden feilgeboten und unter allerlei Vorwänden den Staatskaſſen ungeheure Summen entzogen. Die Stellung des Cardinals wurde ſehr peinlich, da er von der einen Seite dem Trotze des Adels ausgeſetzt war und eine Verantwortung für Misgriffe übernehmen mußte, denen er keinen Widerſtand entgegenſetzen konnte, auf der andern Seite in der Ausführung ſeiner liebſten Pläne ſich durch flamländiſche Eiferſucht und Unkenntniß der Verhältniſſe geſtört und gehemmt ſah.

Endlich entſchloß ſich Karl zur ſpaniſchen Reiſe und zur Uebernahme ſeiner Länder. Vorher aber unterzeichneten die ſpaniſchen und franzöſiſchen Abgeordneten den Vertrag von Noyon am 13. Auguſt 1516, dem zufolge Karl das Königreich Navarra an die früheren Beſitzer zurückgeben und ſich mit der Tochter Franz' I. vermählen ſollte; dieſer trat als Mitgift ſeiner Tochter die franzöſiſchen Anſprüche auf Neapel ab. Der Vertrag wurde indeſſen nie vollzogen. Bei der Landung Karl's in einem aſturiſchen Hafen lag Ximenes krank in einem Franziscanerkloſter bei Aranda am Douro. Die Kunde von dem freudigen Ereigniſſe wirkte belebend auf den alten Mann. Er richtete mehrere Schreiben voll heilſamer Rathſchläge, wie er ſich die Liebe der Spanier erwürbe, an ſeinen jungen Gebieter und empfing dagegen Verſicherungen von ſeines Königs Gnade und dem lebhafteſten Antheile an ſeinem Wohle. Indeß ſollte bald ein verhängnißvoller Wechſel in dieſem freundlichen Verhältniſſe eintreten. Das niederländiſche Gefolge Karl's, namentlich Chièvres, hatte Alles von einer perſönlichen Zuſammenkunft deſſelben mit dem Cardinale zu befürchten; denn es ſtand zu erwarten, daß Ximenes in ſeiner offenen und geraden Weiſe dem jungen Könige die Augen über ſeine Umgebung öffnen würde. Deshalb verzögerten die Flamländer dieſe Zuſammenkunft, je mehr Ximenes darum bat, indem ſie Karl ſolange als möglich im Norden aufhielten, und benutzten die Zeit, das argloſe Gemüth des Jünglings durch boshafte Erzählungen von des Cardinals willkürlichem Betragen und mürriſcher Sinnesart mit Widerwillen gegen denſelben zu erfüllen. Es gelang ihnen nur zu gut. Von ihren Einflüſterungen bethört, ſchrieb Karl an Ximenes jenen merkwürdigen Brief, der den ſchwärzeſten Undank athmet. Er dankt in demſelben dem Cardinal für alle ſeine früheren Dienſte, bezeichnet den Ort einer perſönlichen Zuſammenkunft, wo er die Wohlthat ſeiner Rathſchläge für ſein Betragen und für die Regierung ſeines Königreichs entgegennehmen könne; nachher ſolle es ihm geſtattet ſein, ſich in ſeinen Sprengel zurückzuziehen und vom Himmel diejenige Belohnung zu erflehen, die dieſer allein, ſeiner Verdienſte würdig, gewähren könne. Nach der Behauptung mehrerer Schriftſteller gab der Inhalt dieſes Schreibens Ximenes den Tod; allein dies iſt nicht der Fall; der Geiſt dieſes Mannes war zu ſtark, um ſich von dem Gewichte königlicher Ungnade erdrücken zu laſſen. Er wurde zwar auf das Schmerzlichſte von dem Undanke des jungen Königs ergriffen, der ihm ſeine Krone zu verdanken hatte, und bekam einen Rückfall ſeines

Fiebers, aber Kummer und die Laſt der Jahre hatten ihn ſchon vorher für den Tod gereift, auf welchen er ſich nun ernſtlich vorbereitete. Derſelbe traf ihn am 8. November 1517 im einundachtzigſten Jahre ſeines Lebens.

Kurz darauf zog Karl mit ungeheurer Pracht in Valladolid ein, wohin er die Cortes von Caſtilien zuſammengerufen hatte. Sie erkannten nach vielen Ränken und Drohungen der Miniſter ſeinen königlichen Titel an; doch beſtimmten ſie, daß in allen Erlaſſen der Name ſeiner Mutter Juana dem ſeinigen voranſtehen ſolle. Zugleich bewilligten ſie ein freiwilliges Geſchenk von ſechsmalhunderttauſend Ducaten, wie es in ſolcher Größe frühern Herrſchern nie bewilligt worden war. Trotz dieſer Freigebigkeit war die Unzufriedenheit nicht gering, und ſie nahm mehr überhand, da man den jungen König in völliger Abhängigkeit von Chièvres und den andern Niederländern ſtehen ſah. Zudem ſprach Karl das Spaniſche ſehr mangelhaft und konnte alſo durch perſönliches Hervortreten den übeln Eindruck ſeiner Regierung nicht mindern; er gerieth nach und nach in den Verdacht eines beſchränkten Geiſtes.

Von Valladolid reiſte er nach Saragoſſa, der Hauptſtadt Aragons, um der Verſammlung der Cortes beizuwohnen. Vorher ſandte er ſeinen Bruder Ferdinand, unter dem Vorwande, ſeinen alten Großvater Maximilian zu beſuchen, nach Deutſchland; in der That wollte er ſich nur von einem Nebenbuhler befreien, der ihm bei der gegenwärtigen Aufregung doppelt gefährlich werden konnte, da er ein geborner Spanier und, wie man wußte, von ſeinem mütterlichen Großvater urſprünglich zum Beherrſcher Spaniens beſtimmt geweſen war. Auch fehlte es Ferdinand weder an Ehrgeiz, gegen ſeinen Bruder aufzutreten, noch an Freunden, die ihn dazu ermunterten.

Noch größern Widerſtand, als bei den Caſtiliern, fand Karl bei den Aragoniern. Sie hatten ihn bisher noch nicht als König anerkannt und wollten nun auch nicht zugeben, daß die Cortes in ſeinem Namen verſammelt würden; es geſchah im Namen des Juſticia, dem dieſes Recht während einer Zwiſchenregierung zukam. Nur mit großer Mühe erlangte Karl von ihnen, daß ſie ihm in Verbindung mit ſeiner Mutter den königlichen Titel übertrugen und ein Geſchenk von zweimalhunderttauſend Ducaten verwilligten, das jedoch von den widerſpenſtigen Gebern zum größern Theile zur Tilgung alter Kronſchulden verwendet wurde. Während dieſer Verhandlungen kamen Geſandte von Franz I. und dem jungen Könige von Navarra nach Saragoſſa, die dem Vertrage von Noyon gemäß die Wiederherſtellung dieſes Reiches verlangten. Allein weder Karl, noch der caſtiliſche Adel, welchen er um Rath fragte, waren geneigt, darauf einzugehen, und die Verhandlungen zerſchlugen ſich, nachdem *man kurz darauf* in Montpellier noch eine gütliche Ausgleichung verſucht hatte.

Die Caſtilier, welche am meiſten von der Raub- und Herrſchſucht der Niederländer gelitten hatten und noch leiden mußten, wurden immer ungeduldiger, und mehrere Städte erſten Ranges, unter andern Toledo, Sevilla, Segovia, ſchloſſen ein Bündniß zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten und legten, obwohl der Adel feige ſchwieg, dem in Catalonien weilenden Könige eine Beſchwerdeſchrift vor. Dieſer jedoch hörte die Klagen ſeiner Unterthanen mit der äußerſten Theilnahmloſigkeit an und ſchien nicht zu bedenken, daß Beſchwerdeſchriften ſelten der letzte Zweck von Städtebündniſſen ſind. Es war ein Ereigniß eingetreten, das ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und ihn unempfindlich für die Leiden der Spanier, ſowie für die ihm erwachſende Gefahr machte. Am 12. Januar 1519 war ſein Großvater, Kaiſer Maximilian, geſtorben. Deſſen Lieblingswunſch in den letzten Jahren war geweſen, die Kaiſerkrone bei ſeiner Familie zu erhalten und ſeinen Enkel zum Nachfolger wählen zu laſſen. Allein da er nicht vom Papſte gekrönt und eigentlich ſelbſt nur römiſcher König war, ſo ward ihm die Wahl eines Thronerben, der dieſen Titel führte, abgeſchlagen. Freilich war auch Eiferſucht und Furcht vor der anwachſenden Macht des Hauſes Oeſterreich mit dabei im Spiele geweſen. Der formale Weigerungsgrund der Kurfürſten war durch den Tod des Kaiſers gehoben und Karl zögerte nicht, ſich öffentlich um die deutſche Krone zu bewerben. Indeſſen trat ihm in Franz I. ein unverhoffter Nebenbuhler entgegen, und es entſpann ſich nun ein Kampf der Intrigue, der das höchſte Intereſſe Europa's auf ſich zog, ſowohl um der Stellung und Perſönlichkeit der Wettſtreitenden willen, als auch wegen des Kampfpreiſes.

Karl rechnete bei ſeiner Bewerbung auf die Abneigung der Deutſchen, einem fremden Fürſten die Kaiſerwürde zu übergeben, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch Eigenthum ihrer Nation geweſen war, und dich Preis geben; denn, obgleich meine Macht hinreicht, deinen Vater vor Unglück zu ſchützen, würde es ihr leichter ſeyn, die Blumen auf den Wällen der Stadt vor dem Fuße des Eroberers zu retten, als eine ſo ſchöne, ſo ſchwache Blume, wie Du, aus ſeiner Gewalt und Begierde. Darum laß dich erflehen, Mary, gehe mit mir in das Lager; dorthin will ich dir den Vater unverſehrt bringen aus dem Gewühle des Kampfes heraus; auf ihn allein will ich mein Augenmerk haben. Komm, komm! Die Zeit drängt furchtbar."

„Nimmermehr!" rief Mary heftig und entſchieden. „Wer du auch biſt, du haſt mein Herz mit einem Zauber erfüllt, der es für immer an dich feſſelt; aber, bei Gott! eher wollte ich meine Hand mit der des wilden, gräßlichen Spencer, deines Herrn und Gebieters, ſelbſt verbinden, wenn ſie noch vom Blute der beſten Bürger Hereford's rauchte, als daß ich meinen Vater verließe, wenn ſeine grauen Haare in Gefahr ſind, und meine Geburtsſtadt, wenn Verrath durch ihre Straßen ſchleicht und die Gewalt ſich ihren Wällen nähert. Glaube nicht, daß die Liebe mich blind mache für die gerechte Sache des Volks, das von ſeinem ſchwachen und grauſamen namentlich dem Beherrſcher eines Volkes, das von dem übrigen in jeder Beziehung ſo verſchieden war; er zählte ferner auf die Schritte, welche Maximilian zu ſeinen Gunſten bereits gethan hatte und die, wenn ſie auch damals erfolglos geblieben waren, doch die Nation mit dem Gedanken an ſeine Nachfolge vertraut gemacht hatten. Als beſte Empfehlung ſeiner Wahl ſah er jedoch die vortheilhafte Lage ſeiner Erbländer an, welche am beſten geeignet waren, das deutſche Reich vor der drohend anwachſenden Macht und etwaigen Einfällen der Türken zu ſchützen. Dieſes waren die Gründe, auf welche ſich Karl ſtützte; allein ſo wichtig ſie ihm ſelbſt ſcheinen mochten, vertraute er ihrer Wirkung nicht allein. Große Geldſummen, die man von Spanien nach Deutſchland brachte, unterſtützten ſie.

Nicht minder lebhaft betrieb Franz I. ſeine Wahl, und auch er fand Gründe genug auf, die den Vorzug ſeiner Perſon vor der ſeines Nebenbuhlers in ein klares Licht ſetzen ſollten. Seine Anhänger machten auf die Gefahr aufmerkſam, in welche das Reich durch Karl's Erhebung gerathe, aus einem Wahlreiche ein Erbreich zu werden; wolle man ſie vermeiden, ſei es höchſte Zeit, einen andern Fürſten zum Kaiſer zu machen, der Verſtand und Erfahrung genug habe, um ein von neuen Meinungen ſo durchwühltes Land, wie das deutſche Reich, beherrſchen zu können, der aber auch Macht genug beſitze, um es vor den Einfällen der Türken zu ſchützen, ja den Erbfeind vielleicht in ſeinem eigenen Lande anzugreifen. Franz habe hinlängliche Beweiſe ſeiner fürſtlichen und kriegeriſchen Befähigung gegeben. Es ſtehe nicht zu befürchten, daß die beiden Nationen unter einem Herrſcher ſich nicht gütlich vertragen würden; ſei doch gerade die Zeit ihrer Vereinigung die glänzendſte Periode in der Geſchichte der Deutſchen und Franzoſen. Uebrigens werde Karl's Wahl gegen ein Staatsgrundgeſetz verſtoßen, demzufolge der Inhaber des neapolitaniſchen Thrones von der Bewerbung um die Kaiſerkrone ausgeſchloſſen ſei. Auch würden Karl's Anſprüche auf das Herzogthum Mailand im Falle ſeiner Erhebung das deutſche Reich in einen Bürgerkrieg verwickeln, der jedenfalls jenſeits der Alpen aus denſelben erwachſen würde. Was dieſen Gründen an Gehalt abging, ſuchte Franz durch reichliche Geldſpenden und noch größere Verſprechungen an die deutſchen Fürſten zu erſetzen, und zwar wurden dieſe Beſtechungen mit einer Offenheit betrieben, welche in gerechtes Erſtaunen ſetzt.

Franz' Bewerbung hatte einen guten Fortgang genommen; mehrere Kurfürſten waren ihm geneigt, eine Menge Fürſten und Kriegshäupter gewonnen. Indeſſen ſenkte ſich doch die Schale zu Gunſten Karl's. Die größere Geſchicklichkeit der öſterreichiſchen Anhänger, die Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Parteigänger, die Erinnerung an Franz' unbeſchränkte Regierungsgewalt und an ſeine Gewöhnung unbedingten Gehorſams, wobei die deutſche Freiheit ſchlecht beſtehen würde, trugen dazu bei. Ferner die Stellung, welche die andern Staaten zu der Kaiſerwahl einnahmen. Die Schweizer, in ſchmerzlicher Erinnerung an die Niederlage von Marignano, welche ihre Söhne durch Franz erlitten hatten, ließen ſich leicht für Oeſterreich gewinnen. Die Könige von England und Böhmen hatten erſt Luſt, als Bewerber um die Kaiſerkrone aufzutreten, wozu ſie ſich durch frühere Entwürfe Maximilian's in Bezug auf die Nachfolge berechtigt fühlten; Heinrich VIII. ſchickte ſogar einen Geſandten nach Deutſchland; allein er bequemte ſich bald zu einer neutralen Haltung, und König Ludwig von Ungarn und Böhmen gab ſeine Anſprüche zu Gunſten der öſterreichiſchen Familie auf, mit der er bald in verwandtſchaftliche Beziehung treten ſollte. Nur Venedig trat aus Eiferſucht gegen Oeſterreich entſchieden auf Franz' Seite. Papſt Leo X. erkannte allein, welche Stellung er einzunehmen habe. Er hatte ebenſoviel von einem Kaiſer zu fürchten, der König von Neapel war, als von einem, der Mailand und Genua beherrſchte. Er ſah alle Conflicte voraus, welche aus einer ſo nahen Berührung der kaiſerlichen und päpſtlichen Gewalt entſtehen mußten. Die Politik des Stuhles Petri ſtimmte darin mit derjenigen der deutſchen Kurfürſten: keinen zu mächtigen Fürſten zum Kaiſer zu machen. Dieſen Rath ertheilte Leo X. unter der Hand, und er fand natürlich Anklang.

Am 17. Juni 1519 kamen die Kurfürſten in Frankfurt zuſammen. Sie dachten zuerſt daran, Joachim, Kurfürſten von Brandenburg zu wählen; aber deſſen eigener Bruder Albrecht von Brandenburg, Kurfürſt von Mainz, war wider ihn, weil die Behauptung der Kaiſerwürde, ſelbſt wenn er ſie erlange, die ganze brandenburgiſche Familie erſchöpfen würde. Darauf faßte man den Kurfürſten von Sachſen ins Auge.

Friedrich der Weiſe genoß ſchon lange hohen Anſehens; vermehrt hatte er daſſelbe neuerdings durch ſein Auftreten in der luther'ſchen Angelegenheit; allein Friedrich war ſchon zu alt und zu wenig ehrgeizig, als daß er die Ausſichten, die ſich ihm von verſchiedenen Seiten her boten, hätte verfolgen ſollen. Außerdem wußte er zu gut, daß die unabhängigkeitslüſternen Reichsfürſten nur durch die bedeutende Hausmacht eines Kaiſers in Schranken gehalten werden konnten. Er erklärte ſich für Maximilian's Enkel und gab mit ſeiner Anſicht den Ausſchlag. In der feierlichen Wahlſitzung der Kurfürſten am 28. Juni 1519 wurde Erzherzog Karl von Oeſterreich, Prinz von Burgund, König von Spanien und Neapel, zum Kaiſer erwählt; Franz hatte nicht eine einzige Stimme.

Die Kurfürſten dachten ſogleich daran, die deutſche Freiheit gegen einen ſo mächtigen Herrn zu wahren. Es ward eine ziemlich ſtrenge Capitulation aufgeſetzt: Aemter ſollten nur mit Deutſchen beſetzt, die Verhandlungen in deutſcher Sprache geführt, Reichsverſammlungen nur innerhalb der deutſchen Grenzen abgehalten werden. Den Kurfürſten ward Theilnahme an der Regierung zugeſichert; ohne ihre Einwilligung ſollte kein Krieg, kein Bündniß geſchloſſen, kein Reichstag angekündigt, keine Steuer ausgeſchrieben werden; was mit Rath und Hilfe der Stände im Kriege gewonnen werde, ſolle auch immer dem Reiche verbleiben.

Dieſe Capitulation unterſchrieben Karl's Geſandte ſogleich im Namen ihres Herrn; er ſelbſt beſchwor ſie nachher bei der Krönung.

Die Nachricht von dieſer Wahl kam in neun Tagen von Frankfurt am Main nach Barcelona, wo ſich Karl, von den cataloniſchen Cortes hingehalten, immer noch aufhielt. Er empfing ſie mit der Freude, die man von einem neunzehnjährigen jungen Manne erwarten kann. Er nahm ſogleich den Titel Majeſtät an, welchen vor ihm kein europäiſcher Fürſt geführt hatte. Die Spanier ſahen indeß die Erhebung ihres Königs nicht mit demſelben Vergnügen an, wie er ſelbſt; denn es entſtand die nicht grundloſe Beſorgniß bei ihnen, daß von nun an ihre Reiche nur da ſein würden, um Karl zur Stärkung der Kaiſermacht die Mittel zu gewähren. Dieſer achtete indeſſen gar nicht auf ihr Murren, ſondern nahm die kaiſerliche Würde an, welche ihm der Pfalzgraf als Haupt einer feierlichen Geſandtſchaft im Namen der übrigen Kurfürſten antrug und verſprach, zur perſönlichen Beſitzergreifung nächſtens nach Deutſchland zu kommen.

In Valencia entſtand um dieſe Zeit eine Erhebung des Volks gegen den Adel, der in dieſem Königreiche mehr wie anderswo ſeine Vorrechte misbrauchte. Der Aufſtand wurde organiſirt; eine Volksbewaffnung bildete ſich und Abgeordnete gingen mit einer Beſchwerdeſchrift an den Kaiſer ab. Dieſer war bereits von dem beſorgten Adel um die Erlaubniß angegangen worden, die Waffen gegen die Aufrührer ergreifen zu dürfen. Karl, auf die Edelleute erbittert und ungeduldig, nach Deutſchland abzureiſen, legte dem Handel keine Wichtigkeit bei und übergab dem Cardinal Adrian Vollmacht, die Cortes von Valencia in ſeinem Namen abzuhalten. Dieſe nahmen jedoch eine ſolche Stellvertretung als höchſte Beſchimpfung auf und erklärten, daß ſie nach den Grundgeſetzen ihrer Staatsverfaſſung eine abweſende Perſon nicht als König anerkennen und alſo auch keine Steuern bewilligen könnten. Dieſe Erklärung verdroß den Kaiſer ungemein, und er ließ ſich von ſeinem Unwillen zu der Erlaubniß an das Volk hinreißen, die Waffen fortzuführen. Dadurch erhielt der Aufſtand die Billigung des Kaiſers ſelbſt und neue Nahrung; alle Edelleute wurden aus der Stadt gejagt; man übertrug die Regierung ſelbſtgewählten Obrigkeiten und trat in eine große Verbrüderung zuſammen, welche unter dem Namen Germanada das Königreich in große Verwirrung ſtürzte.

Auch in Caſtilien brach, auf die Nachricht von der Reiſe Karl's nach Deutſchland, ein allgemeiner Unwille aus, der ſich ſteigerte, als jener die Cortes nach Compoſtella, einer Stadt Galiciens, berief und noch vor Ablauf der Steuerperiode neue Geldforderungen ſtellte, um in Deutſchland mit einem ſeiner hohen Würde entſprechenden Glanze auftreten zu können. Der Hof hatte allen Einfluß aufgeboten, um fügſame Abgeordnete in die Verſammlung zu bringen, allein nicht mit dem gewünſchten Erfolge. Zwei Abgeordnete von Toledo erſchienen nur, um gegen die Geſetzmäßigkeit der Cortes Proteſt einzulegen; zwei von Salamanca weigerten ſich, den üblichen Eid der Treue zu leiſten, bevor nicht der Verſammlungsplatz geändert wäre; die Bevollmächtigten der andern Städte wieſen die Forderung einer neuen Steuer als unerhört, geſetzwidrig und unnöthig zurück. Indeſſen erlangte der Hof durch Beſtechungen, Verſprechen und Drohungen eine Majorität, da ſich der Adel, geſchmeichelt durch der Niederländer Benehmen und eiferſüchtig auf die Volksfreiheit, ihm zuwandte. Gegen den Willen der Nation und mit Verletzung der alten Reichsgeſetze bewilligten die Cortes die vom Kaiſer verlangte Summe. Eine Vorſtellung über die Beſchwerden des Volkes beachtete er nicht; hatte er doch erlangt, was er begehrt hatte! vielmehr traf er alle für ſeine Entfernung von Spanien nöthigen Maßregeln.

Zur Erbitterung der Caſtilier ſetzte er ihnen den Cardinal Adrian als Statthalter vor, der ſchon früher dieſe Stelle mit nicht großem Ruhme bekleidet hatte; zu Vicekönigen von Aragonien und Valencia wurden einheimiſche Edelleute erwählt. Am 22. Mai 1520 ſegelte Karl von Corunna ab, ungeduldig, die Kaiſerkrone auf ſein Haupt zu ſetzen, während hinter ihm ein furchtbarer Sturm ſich erhob, der ihm leicht die ſpaniſchen Kronen entreißen konnte.

Viertes Kapitel.

Kaiſer Karl zwei Jahre in Deutſchland.

Feindſchaft zwiſchen Karl und König Franz I. von Frankreich. — Karl's Beſuch bei Heinrich VIII. von England. — Karl's Krönung in Aachen. Verwirrung in Deutſchland. — Aufringen des deutſchen Geiſtes. — Beginn der Kirchenreformation. — Reichstag zu Worms.

Der Vorzug, welchen Karl erfahren hatte, erbitterte den König von Frankreich ungemein, und es ſtand zu erwarten, daß er den Schimpf der Zurückſetzung nicht ruhig ertragen werde. Ueberhaupt war auf franzöſiſcher wie öſterreichiſcher Seite zu viel geſchehen, als daß man an Frieden zwiſchen beiden Mächten hätte glauben können. Karl hatte den Vertrag von Noyon gebrochen, durch den er Johann d'Albret zu reſtituiren angehalten war. Frankreich beſaß noch Provinzen von Karl's Erbland, die Ludwig XI. einſt Marien von Burgund entriſſen, und unterhielt ſtets Verbindungen mit dem Herzoge von Geldern, dem Erbfeinde des burgundiſchen Hauſes. Franz machte Anſprüche auf Neapel, um deſſen Beſitz ſein Vorgänger von Ferdinand dem Katholiſchen ſchmählich betrogen worden war. Der Kaiſer war berechtigt, das Herzogthum Mailand, welches ſein Nebenbuhler erobert und ohne Inveſtitur beſaß, als Reichslehen wieder zu fordern.

Beide Fürſten ſahen ſich nach Verbündeten um und richteten ihre Blicke zunächſt auf den Papſt. So gern Leo X. gehabt hätte, wenn ſich Franz und Karl gegenſeitig ſchwächten, ſo wußte er doch, daß Italien der Schauplatz ihrer Kämpfe ſein würde, und ſo ſuchte er die hieraus entſtehenden Nachtheile wenigſtens durch eine neutrale Stellung zu mindern.

Die Macht, welche nächſt dem Stuhle Petri in Betracht kam, war England. Heinrich VIII., ſeit 1509 König, war nicht unempfindlich für die Vortheile, welche ihm die unzugängliche Lage ſeines Landes, ſowie die von ſeinem Vater geſtärkte königliche Gewalt gewährten, aber er war ein Sclave ſeiner Leidenſchaften und ſeines Günſtlings, des Cardinals Wolſey, den er aus dem Staube erhoben hatte. Franz hatte ſchon im Jahre 1518 dieſen hochmüthigen Emporkömmling durch einen blinden Gehorſam gegen ſeine Rathſchläge und durch Auszahlung eines Jahrgeldes gewonnen, ſodaß er ſeinen Herrn zu einem bedeutenden Zugeſtändniß an Frankreich, zu einem Heirathsvertrag zwiſchen dem Dauphin und der Prinzeſſin Maria und zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Franz beredete. Karl betrachtete dieſes herzliche Einverſtändniß nicht ohne Unruhe und da er den ſchon feſtgeſetzten Beſuch ſeines Oheims Heinrich in Frankreich nicht mehr hintertreiben konnte, ſuchte er deſſen Wirkungen wenigſtens zu ſchwächen. Auf der Fahrt von Spanien her landete er zum Erſtaunen der engliſchen Nation in Dover. Wolſey kannte den Zweck des kaiſerlichen Beſuchs; denn derſelbe war zwiſchen ihm und Karl verabredet. Letzterer erhöhte ſogleich das Jahrgeld von 3000 Pfund, welches er dem Cardinal ſeit ſeiner Thronbeſteigung in Caſtilien zahlte, um 7000 Ducaten. Heinrich, bereits auf dem Wege nach Frankreich, empfing ſeinen Neffen mit der größten Achtung und es gelang dieſem während ſeines viertägigen Aufenthaltes, nicht nur den König, ſondern auch Wolſey völlig für ſich zu gewinnen, Letzteren namentlich durch das Verſprechen, ihm zur Tiara zu verhelfen. Die Zuſammenkunſt der Könige von England und Frankreich fand mit großer Pracht ſtatt; aber ſie hatte nicht die Folgen, welche Franz erwartet hatte; denn der gute Eindruck, welchen er auf Heinrich gemacht hatte, wurde bald wieder durch Wolſey's argliſtige Reden und durch einen Gegenbeſuch in den Niederlanden verwiſcht. Karl hielt ſich in den Niederlanden nicht lange auf; ſchon am 23. October 1520 wurde ihm in Aachen die Krone Karl's des Großen mit ungeheurer Pracht aufgeſetzt. Faſt um dieſelbe Zeit beſtieg Soliman, ſein größter Widerſacher, den Thron des osmaniſchen Reichs.

Die erſte Regierungshandlung Karl's V. war, daß er einen Reichstag nach Worms ausſchrieb, um gemeinſam mit den Ständen des Reichs deſſen Angelegenheiten zu berathen und zu ordnen. Vorher aber müſſen wir einen Blick auf die Zuſtände und Ereigniſſe in Deutſchland vor Karl's Erhebung werfen.

Zufolge der vielfachen vereitelten Verfaſſungsverſuche, da die höchſte Gewalt weder Geltung noch Anerkennung gewinnen konnte, entſtand in den letzten Jahren Kaiſer Maximilian's eine allgemeine Gährung, ein chaotiſches Ringen nach feſten, geordneten Verhältniſſen.

In den Fürſtenthümern erſtarkte die Landeshoheit mehr und mehr; eine Landesgeſetzgebung und allgemeine Verwaltung zeigt ſich in leiſen Anfängen. Nicht ſelten breiten die Fürſten ihre Hoheit auf gewaltſame Weiſe aus, ſowohl über bisher freie Landſchaften, als über geiſtliche Beſitzthümer.

Die von der Fürſtenmacht eingeengten Ritterſchaften ſuchten ſich durch Verbindungen zu ſichern und zu ſtärken; in Schwaben entſtanden ſolche unter dem Schutze des Bundes; auch in Franken wurden dergleichen angeſtrebt. Noch immer herrſchte unter einem großen Theile des Adels der wilde, zügelloſe Geiſt des Mittelalters; Buſchklepperei, Wegelagerei und Fehden waren Alltagserſcheinungen. Götz von Berlichingen's Händel ſind ja bekannt genug. Franz von Sickingen nahm die Gegner des vom Kaiſer eben wieder eingeſetzten Rathes in Worms in ſeinen Schutz. Er beginnt die Feindſeligkeiten gegen die Stadt und fällt in die Acht. Nun belagert er den Feind ſogar, daß die Pfingſtmeſſe in zwei folgenden Jahren nicht gehalten werden kann.

Schlimm waren die Städte daran; ſie wurden vom Reiche, von Fürſten und Rittern bedrängt; aber ſie wehrten ſich auch tapfer. Lübeck hielt den Nachbaradel in Furcht und Achtung und ſetzte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch ein Bündniß mit benachbarten mittelbaren Städten dem Uebergreifen der Fürſtenmacht Schranken; an der Spitze mehrerer demüthigte es den König von Dänemark auf's Tiefſte. Von oberdeutſchen Städten war namentlich Nürnberg eine Vorkämpferin municipaler Freiheit. Die adelige Nachbarſchaft erblickte nicht ohne Grauen ihre Zinnen und Mauern, innerhalb deren Mancher aus ihrer Sippſchaft durch das Henkerbeil geendet. Erlitten die fränkiſchen Handelsſtädte durch Krieg und Fehde in ihrem Handel und Wandel oft Beeinträchtigung, ſo wurde das reich erſetzt durch die neuen Verbindungen mit den Niederlanden und Spanien und durch weitere Handelsunternehmungen nach Oſt- und Weſtindien. Wenn auch an keine ruhige Fortentwickelung und an kein ſicheres Gedeihen gedacht werden konnte, ſo behaupteten die Städte unter dieſen chaotiſchen Verhältniſſen doch immer eine achtungswerthe Stellung. Aber auch im Innern der Städte herrſchte eine große Gährung. Durch die häufigen Geldforderungen, welche an ſie geſtellt wurden, wurde der alte Streit zwiſchen Räthen und Gemeinden erweckt, der oft blutige Gewaltthaten herbeiführte. Wir erinnern an das tolle Jahr in Erfurt, an die Aufſtände in Regensburg, Worms, Köln, Speier, Lübeck, Nürnberg und andern Städten.

In nicht geringerer Aufregung befand ſich das Land, wozu einestheils die immer höher geſchraubten Anforderungen des Reichs, der Landesherren, der Kirche und der Edelleute an ſeine geplagten Bewohner beitrugen, anderntheils die Kunde von dem Glücke der Schwyzer Bauern, die ſich von der Reichsunterthänigkeit eben losgemacht hatten, von der Unterjochung der Frieſen und dem Siege und der Standhaftigkeit der Ditmarſchen. Im Jahre 1493 hatte ſich im Elſaß eine Vereinigung misvergnügter Bauern und Bürger gebildet, ſie iſt unter dem Namen Bundſchuh bekannt, von dem Wahrzeichen, welches ſie führte. Man wollte hinfort nur nach eigener freier Bewilligung ſteuern, Zoll- und Umgeld abſchaffen, die Geiſtlichen beſchränken, die Juden tödten und ihre Güter theilen. Die Verſchwörung wurde zwar unterdrückt, aber nicht vernichtet. Im Jahre 1502 kam man ihr aufs Neue auf die

Spur. Von Seiten des Reichs war man keineswegs blind gegen
Gefahr, welche durch einen maſſenhaften, organiſirten Aufſtand
Bauern drohte. Man dachte auf Reichstagen an Erleichterungen
gemeinen Mannes und widerſetzte ſich neuen Auflagen, um das
nicht zur Verzweiflung zu bringen. Im Jahre 1514 brach in Wür
berg der Aufſtand aus, unter dem Namen des armen Konrad; er w
mit Waffengewalt unterdrückt; aber die ganze geſellſchaftliche und
liche Ordnung ruhte auf einem Vulcane. Der Reichstag von W
1517 ſtellte das Unvermögen der bisherigen Machthaber, eine durch
fende politiſche Reform vorzunehmen, auf eine klägliche Weiſe ans
In Bezug auf Kirche und Religion war Deutſchland nicht beſſer d

Die Anmaßungen des Papſtthums, welche namentlich ſeit d
Siege über das Kaiſerthum im dreizehnten Jahrhundert hervorge
waren, erwieſen ſich im fünfzehnten nicht weniger groß; ſie erlitten
nen Eintrag durch die Beſtrebungen der damaligen Päpſte, ihre Te
rialmacht zu erweitern, oder ihren Nepoten Land und Leute zu verſch
Jemehr die Oppoſition in den Laien erwachte, deſto unleidlicher w
die klerikale Arroganz. Man verſchmähte dabei kein Mittel der Ge
und nach Huß empfand noch manches andere Opfer die Uebermach
Hierarchie. Der berüchtigte Hexenhammer wurde zu Anfang des
zehnten Jahrhunderts von zwei deutſchen Dominicanern abgefaßt
Juden überall in Deutſchland verfolgt und die Kölner Dominicaner
gen dem Kaiſer vor, ein Inquiſitionsgericht gegen ſie anzuſtellen
zu unterſuchen, inwieweit ſie vom alten Teſtamente abgewichen
Die deutſchen Univerſitäten, welche von der Pariſer ausgegangen w
mußten dazu dienen, den ſcholaſtiſch-hierarchiſchen Geiſt zu erhalte
zu nähren. Und wie ſich derſelbe in der Wiſſenſchaft ſpiegelte, ſ
in der Kunſt, namentlich in der Architektur und Malerei. Dama
Ausgang des fünfzehnten und zu Beginn des ſechszehnten Jahrhu
wurden Münſter und Dome zu Nürnberg, Straßburg, Augsburg,
burg, Bern vollendet, zum Theil neu gebaut. Die Malerei b
ganz auf der Religion; dieſe durchdrang aber alle Verhältniſſe, al
ſtrebungen der Menſchen. Der Mariendienſt war ein Hauptthe
religiöſen Cultus; Reliquien wurden eifrig geſammelt und verehrt;

chen und Wunder geſchahen überall; im Jahre 1512 ward in Trier der Rock Chriſti aufgefunden.

Indeſſen fehlte auch nicht die Oppoſition gegen Papſt- und Kirchenthum. Die Erfolgloſeſte ging vom Reiche aus. Schon mit den erſten Verfaſſungsentwürfen zur Herſtellung einer nationalen Staatsgewalt waren Mahnungen und Beſchwerden an den päpſtlichen Stuhl verbunden. Kaiſer Maximilian dachte daran, für Deutſchland die Vortheile einer pragmatiſchen Sanction herzuſtellen, wie ſie Frankreich genoß; im Jahre 1511 betheiligte er ſich lebhaft an der Berufung eines Conciliums nach Piſa, nach welchem ſich die ganze Chriſtenheit ſehnte. Beſondern Anſtoß nahm man an den Annaten, einer unendlich läſtigen Steuer, durch welche ganze Landſchaften in tiefe Schulden geriethen. Man berechnete überhaupt die Summe, welche jährlich nach Rom floß, auf 300,000 Gulden, ohne die Proceßkoſten und den Ertrag der Pfründen, während für Bedürfniſſe des Reichs, ſo dringend ſie waren, ſelten Geld geſchafft wurde.

Großen Anſtoß erregte ferner die geiſtliche Gerichtsbarkeit, die mit der weltlichen ſtets in Conflict kam und dem Streben der Staaten nach einer territorialen Abgeſchloſſenheit widerſtrebte. In Sachſen namentlich hatte dieſer Uebelſtand ſeinen Höhepunkt erreicht. Denn nicht allein die drei Landesbiſchöfe hatten hier ihre beſondere Gerichtsbarkeit, ſondern auch die Erzbiſchöfe von Mainz und Prag, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, Halberſtadt, Havelberg, Brandenburg und Lebus. Kein Wunder, wenn man hier das Bedürfniß einer kirchlichen Reform am ſtärkſten fühlte.

Dazu kamen noch die allgemeinen und wohlgegründeten Klagen über die Habſucht und Sittenloſigkeit der Geiſtlichen, welche der populären Literatur ein unerſchöpfliches Thema boten. Die Oppoſition, welche von dieſer Seite ausging, war darum nachhaltiger und erfolgreicher, als die der Stände und des Kaiſers. Um ihren ſehr derben, aber gediegenen Charakter anzudeuten, brauchen wir nur auf die vorzüglichſten Erſcheinungen hinzuweiſen; die Faſtnachtsſpiele Hans Roſenplüt's, Sebaſtian Brant's Narrenſchiff, der Eulenſpiegel und die Bearbeitung des Reineke Fuchs vom Jahre 1498 ſind der lebendige Ausdruck der damaligen Volksſtimmung. Dieſer Oppoſition der populären Literatur ſchloß

Könige und von den ſtarken und noch weit grauſamern Spencern furchtbar mißhandelten Volks. Nein, Walter, ich liebe dies Volk und ſeine Sache; ich liebe dieſe Bürger und ihren Muth; ich liebe dieſe Stadt ſo glühend, wie dich, und ich haſſe den König und ſeine ſchlechten Rathgeber, die Spencer; ich haſſe eure Sache, und liebe nur dich allein, nicht fragend nach deiner Meinung und deiner Partei. Nein, Walter, du ſollſt dein Mädchen nicht verachten; du ſollſt mich ſchätzen. Ich weiß, was jetzt zu thun mir obliegt, und ich werde mich von meinem Herzen an meine unerläßliche Pflicht nicht mahnen laſſen."

Mary's eifrige Worte hatten Walter'n einen Augenblick mit dem größten Erſtaunen erfüllt, und, wie von einem Blitze aus blauem Himmel getroffen und geblendet, war er einige Schritte zurück gewichen. Er bedurfte, gänzlich außer Faſſung gebracht, Minuten, um ſich zu ſammeln und zu überlegen, was er in dieſer höchſt ſchwierigen Lage zu thun habe. Aber eh' er mit ſich in's Reine kommen konnte, war Miß Mary, flüchtig, wie damals, als er ſie zuerſt hier fand, den Felſenpfad hinab geeilt und glücklicher in ihrem Schiffchen angelangt, ſich nun die Gelehrte entſchieden an. Ein neues geſundes Leben erhielt dieſelbe von Italien aus, wo nach Wiederaufleben der claſſiſchen Wiſſenſchaften der friſche Geiſt des Alterthums erwacht war. Der Einfluß Italiens auf Deutſchland war zunächſt ein äußerlicher; der lateiniſche Ausdruck wurde verbeſſert. Bald zeigt ſich ſchon Agricola claſſiſch durchgebildet, der durch Heranbildung ſeiner Freunde gut wirkte. In größerem Maße und weiteren Kreiſen geſchah dieß durch Erasmus von Rotterdam und Johann Reuchlin. Beſonders war ihre philologiſche Thätigkeit in Bezug auf die heiligen Schriften entſcheidend, obſchon ſie auch durch populäre Schriften Licht und Kenntniß zu verbreiten ſuchten. Durch dieſe Männer wurde denn auch die Trennung der Nation in zwei Lager herbeigeführt; ſie ſelbſt ſtanden an der Spitze der tüchtigſten Geiſter, der Fortſchrittsmänner; die Pfaffen- und Dunkelmännerpartei handelte unter der Leitung der Kölner Dominicaner. Der Papſt ſelbſt und das Cardinalscollegium in ſeiner Majorität waren in dem bekannten Talmud-Handel auf Seiten des arg verketzerten Reuchlin und ſtimmten voll Widerwillen gegen die Dominicaner, wenn man es auch nicht öffentlich ausſprach; einen ſo bedeutenden Sieg gewann die deutſche Philologie ſchon in ihrer Kindheit. Die Lichtpartei behauptete das Feld; ſie fühlte es auch und bald ſehen wir an allen Univerſitäten Männer der neuen Richtung, wie Hutten, Heß und andere zugleich rüſtige Kämpfer in der Preſſe: das volksthümliche Streben dieſer Leute zeigt ſich recht eigentlich in den Epistolis obscurorum virorum, in denen auf das Lieblingsthema, die Verſpottung des fanatiſchen, dummen, genußſüchtigen Pfaffenthums, eingegangen wird.

Trotz der Huſſitenkriege und aller Verfolgungen hatten die Lehren des böhmiſchen Märtyrers in Deutſchland nie ganz ausgerottet werden können; ihre Bekenner warteten nur auf eine günſtige Gelegenheit, um offen hervortreten zu können. Von Bedeutung war ferner, daß einzelne Theologen im fünfzehnten Jahrhundert die Lehre Auguſtin's in ihrer ganzen Strenge annahmen und verfochten. Eine Oppoſition gegen die Dogmen der Kirche war unvermeidlich. Tauler's Predigten, welche in mehreren Ausgaben damals erſchienen, fanden einen großen Leſerkreis; ſie waren ganz geeignet, ein deutſches Gemüth zu befriedigen, welches ſich mit Widerwillen von den ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeiten anderer Theologen abwandte. Die ſtrengere Richtung der auguſtiniſchen Lehre vertrat die deutſche Provinz der Auguſtiner Eremiten mit ihren aufeinanderfolgenden Vicaren Proles und Staupitz. Im Jahre 1502 gründete Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, die Univerſität zu Wittenberg; auf die Beſetzung der Lehrerſtellen hatte Staupitz beſondere Einwirkung, die im Jahre 1508 der Anſtalt aus dem Auguſtinerkloſter zu Erfurt in Martin Luther ihre Zierde zuführte. Aus den Banden des Zweifels und aus dem Jammer der Gottverlaſſenheit hatte ſich dieſer durch das Leſen der Bibel und der Auguſtin'ſchen Schriften emporgearbeitet. Bei dieſer Gelegenheit hatte Staupitz wahrgenommen, welcher gewaltige Geiſt in dem jungen Mönche wirke. Schon in ſeinen erſten Schriften aus den Jahren 1515 und 1516 zeigt ſich eine Richtung ſeiner Ideen auf Kirchenreformation, obgleich dieſelben noch keineswegs gereift und geklärt waren. Es bedurfte dazu eines äußern Anſtoßes, und dieſen erhielt er durch das Auftreten des Ablaßhändlers Tetzel. Erbitterte der Kunſtgriff des römiſchen Hofes, ungeheure Summen aus dem Reiche zu ziehen, patriotiſche Männer, wie den Kurfürſten von Sachſen, ſo mußte der Misbrauch eines Kirchendogmas zur niedrigſten Finanzſpeculation Luther's tiefernſtes Gemüth, ſein ſittliches Gefühl tief verwunden. Furchtlos ſchlug er am 31. October 1517 an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg ſeine 95 Streitſätze über die Kraft des Ablaſſes an. Der Kampf war eröffnet. Auf ſeiner Seite ſtanden alle wahrhaft frommen Gemüther, die gleich ihm durch dieſe heilloſe Art der Sündenvergebung verletzt waren; die Literatoren, welche ſich ſchon mit den Obſcuranten gemeſſen, erkannten ihn bald als Haupt an, ebenſo die Vertreter einer ſich verjüngenden Theologie, ferner die Feinde der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, und endlich hing die Nation Luthern als dem Manne an, der der öffentlichen Meinung genug gethan und ihr einen kräftigen Ausdruck geliehen hatte. Seine Feinde waren die ſeiner Verkämpfer: die Verfechter der alten Autorität.

Das war der Zuſtand, in welchem Karl V. das Reich überkam; alle Keime zu einer nationalen Entwicklung lagen da; es bedurfte nur eines ſcharfen Blickes, ſie in der chaotiſchen Verwirrung zu entdecken, und einer gewaltigen Hand zu ihrer Pflege.

Als Karl 1520 den Rhein heraufzog, wandten ſich alle Hoffnungen auf ihn: Hutten, der ſich mit ganzer Seele der Sache Luther's ergeben, richtete eine feurige Anſprache an den Kaiſer; von allen Seiten kamen dieſem Reformvorſchläge zu. Karl ſelbſt, ein junger Mann von zwanzig Jahren, blaß, ernſt, wenn auch nicht unfreundlich, ließ das Alles an ſich vorübergehen; ſeinem Miniſter Chièvres lag die Sorge für Geſchäfte ob. Wie hätte er bei ſeinem Alter und ſeiner Erziehung das wunderbare Ringen und Streben eines ihm ganz fremden Volkes verſtehen können! In der Propoſition, mit welcher er am 28. Januar 1521 den Reichstag zu Worms eröffnete, ſprach er die Hoffnung aus, das römiſche Reich, dem einſt beinahe die ganze Welt gehorcht, mit Hilfe ſeiner Königreiche und Erbländer wieder zur alten Glorie zu bringen. Dieſe Sprache fand Anklang; es kam nur darauf an, wie er ſeinen Vorſatz ausführen werde. Vor Allem nahmen Kaiſer und Reichstag darauf Bedacht, die Parteigänger des Königs von Frankreich, deren Gewaltthätigkeiten allgemeine Entrüſtung und Misſtimmung gegen ſie ſelbſt und gegen Franz hervorgerufen hatten, ſtreng zu züchtigen. Herzog Ulrich von Württemberg, der ſich namentlich hervorgethan hatte, wurde ſeines Erblandes verluſtig geſprochen. Die Freunde und Anhänger des öſterreichiſchen Hauſes empfingen dagegen gebührenden Lohn. Erzherzog Ferdinand, der Bruder des Kaiſers, erhielt die Belehnung mit den fünf öſterreichiſchen Herzogthümern und mit Württemberg, und ſtiftete mit dieſem Acte die deutſche Linie des Hauſes Habsburg. Auch die von Maximilian I. bereits eingeleitete Doppelverbindung mit der königlichen Familie von Ungarn und Böhmen wurde vollzogen. Nachdem dieſe leichtern Geſchäfte erledigt waren, ſchritt man zur Herſtellung eines Reichsregiments, welches bei vorausſichtlicher öfterer Abweſenheit des Kaiſers die Geſchäfte führen ſolle; auch auf das Reichskammergericht erſtreckte ſich die Fürſorge der Stände. Darauf kam die lutheriſche Angelegenheit zur Verhandlung. Hier traten für Karl andere Geſichtspunkte ein, als bei der Ordnung der innern nationalen Verhältniſſe; er wollte ſich den Papſt verbinden, da er einen Römerzug beabſichtigte, und ein Krieg mit Frankreich vor der Thüre ſtand. Denn der König von Frankreich konnte nicht ruhigen Auges die immer wachſende Größe ſeiner einſtigen burgundiſchen Vaſallen anſehen, deren Enkel jetzt ſogar höher geſtiegen war, als er ſelbſt. Im Falle eines Krieges war der Papſt ein werthvoller Bundesgenoſſe. Ferner beruhte Karl's, wie ſeiner Vorgänger Macht in Spanien auf Erhaltung und Durchführung des ſtarr katholiſchen Princips; das Intereſſe der hierarchiſchen Gewalt war demnach auch das ſeine. Indeſſen konnte er nichts ohne Mitwirkung der Reichsſtände in der Sache thun, und dieſe ſträubten ſich entſchieden gegen eine Verdammung Luther's ohne vorherige Unterſuchung. Derſelbe wurde alſo nach Worms berufen und bekannte ſich unerſchrocken zu den Anſichten, die er ſeit ſeiner Excommunication und ſeinem Abfalle von der Kirche in mehreren Schriften niedergelegt hatte. Wie ſehr er auch ſeinen Landsleuten Genüge geleiſtet hatte, misfiel er doch den auf dem Reichstage anweſenden Ausländern, beſonders den Spaniern. Karl ſelbſt, der nur niederländiſch-deutſch verſtand und keinen rechten Begriff von des Mannes Streben hatte, empfing einen unangenehmen Eindruck. Der ſoll mich nicht zum Ketzer machen, rief er. Am folgenden Tage ſchon, 19. April, erließ er eine eigenhandige, franzöſiſch abgefaßte Erklärung an die Reichsſtände, in der er ſeine Abſicht kundthat, den Glauben beizubehalten, den ſeine Vorfahren, rechtgläubige Kaiſer und katholiſche Könige, gehabt hätten. Dazu rechne er Alles, was in den Concilien, namentlich auch in dem Koſtnitzer feſtgeſetzt worden ſei. Seine ganze Macht, Leib und Leben, ja die Seele ſelbſt wolle er daran ſetzen. Nach den Beweiſen von Verſtocktheit, welche Luther geſtern gegeben, bereue er, ihn bisher verſchont zu haben, und werde gegen ihn als einen offenbaren Ketzer verfahren. Zu gleichem Verfahren forderte er die Fürſten auf, wie es ihre Pflicht und ihr Verſprechen gegen ihn erfordere.

Dieſe Erklärung, welche gegen alle Formen des Reiches verſtieß, brachte große Aufregung unter Luther's Freunden hervor. In den kaiſerlichen Gemächern fand man einen Zettel, auf dem geſchrieben ſtand: Weh dem Lande, deſſen König ein Kind iſt! Ein Anſchlag am Rathhauſe kündigte den Romaniſten und namentlich dem Erzbiſchofe von Mainz die Feindſchaft von vierhundert verbündeten Rittern an. Es wurden mehrere Verſuche gemacht, Luther zu vermögen, wenigſtens einige ſeiner ſchroffen Behauptungen zu mildern; allein er konnte ſich zu nichts verſtehen und reiſte ab. Am 8. Mai war ein enges Bündniß zwiſchen Karl und Leo geſchloſſen worden und am 25. Mai entriß der Kaiſer den noch anweſenden Kurfürſten (die von Sachſen und der Pfalz waren ſchon abgereiſt) durch Ueberraſchung die Billigung eines Edictes, durch welches Luther in die Acht erklärt wurde. Die Hoffnung der Fortſchrittspartei, den Kaiſer für ihre Pläne zu gewinnen, war vollkommen geſcheitert; er war ſeinen eigenen Weg gegangen, der ihn mit den Abſichten des päpſtlichen Stuhles zuſammenführte. Der Tractat zwiſchen Leo X. und Karl V. war ohne Vorwiſſen Chièvres', der ſich als Niederländer ſicher einem franzöſiſchen Kriege widerſetzt hätte, durch Don Juan Manuel, den einſtigen Vertrauten Philipp's von Caſtilien, am 8. Mai 1521 abgeſchloſſen worden; auch Heinrich VIII., unter Wolſey's Einwirkung, verbündete ſich auf's Engſte mit dem Kaiſer.

Fünftes Kapitel.

Kämpfe in Neuſpanien und Oberitalien.

Feindſeligkeiten Franz' I. — Soliman's Eroberung von Belgrad. — Ferdinand Cortez. — Eroberung von Mexico. — Undank des Kaiſers. — Bündniß des Papſtes mit dem Kaiſer wider die Franzoſen in Mailand. — Tod Leo's X. — Wahl Adrian's von Utrecht zum Papſt. — Zweiter unglücklicher Feldzug der Franzoſen in Oberitalien. — Kriegserklärung Heinrichs VIII. an Franz I. — Zweiter Beſuch Kaiſer Karl's bei Heinrich VIII. — Feindſeligkeiten der Engländer gegen die Franzoſen. — Eroberung der Inſel Rhodus durch Soliman.

Ende Mai 1522 verließ Karl die Niederlande, um ſich nach Spanien zu begeben, wo ſeine Anweſenheit wegen der ausgebrochenen Unruhen nothwendig war. Seine Aufmerkſamkeit wurde aber auch nach verſchiedenen andern Seiten gelenkt. An der Grenze von Spanien, wie in den Niederlanden, hatte Franz die Feindſeligkeiten begonnen, wenn auch nicht offen. Dort hatte er einen Verſuch der Kinder Johann d'Albret's auf Navarra unterſtützt, hier den Grafen von der Mark zu ſeiner tollen Fehde gegen den Kaiſer angereizt. Im Oſten hatte Soliman mit ſeinen fanatiſchen Schaaren Belgrad, das alte Bollwerk der Chriſtenheit in jenen Gegenden, erobert. Zugleich war der Krieg mit den Franzoſen in Italien entbrannt, und endlich wurden die Blicke des Kaiſers nach der neuen Welt gezogen, wo eine Handvoll kühner Abenteurer ſoeben ein mächtiges Reich für ihn erobert hatte. Wir berichten über dieſe Begebenheit zuerſt, da ſie zu den andern keinen directen Bezug hat.

Ferdinand Cortez, 1485 von armen adeligen Eltern geboren, war im Jahre 1504 einer Einladung ſeines Verwandten Ovando, Statthalters auf Hayti, gefolgt, der ihm erlaubte, 1511 in die Dienſte des Statthalters Don Diego Velasquez zu treten. Dieſer, welcher die bedeutenden Eigenſchaften des jungen Mannes bald erkannte, übertrug ihm den Oberbefehl über eine Expedition nach dem Feſtlande von Amerika. Schon zweimal hatte Velasquez vergeblich verſucht, feſten Fuß hier zu faſſen. Kaum war Cortez am 18. November 1518 von St. Jago auf Cuba unter Segel gegangen, als Velasquez, voll Reue, dem kühnen Manne den Oberbefehl anvertraut zu haben, alle möglichen Schritte that, um das Unternehmen rückgängig zu machen. Allein ſeine Bemühungen wurden durch Cortez' Feſtigkeit und das Anſehen, welches er ſich bei ſeinen Gefährten erworben, vereitelt. Am 10. Februar 1519 ſegelte er mit elf Schiffen von Havannah ab; ſeine Mannſchaft beſtand aus 670 Mann, von welchen 508 Soldaten für den Dienſt zu Lande waren; 13 hatten Feuergewehre, 32 Armbrüſte, die andern Schwert und Lanze. Außerdem führte man 16 Pferde, 10 Feldkanonen und 4 Falkonette mit ſich. Zwei Geiſtliche betheiligten ſich bei dem Zuge, um der Seelſorge bei den Kriegern obzuliegen und die Indianer zu bekehren; denn dieß war nicht minder der Zweck der Spanier, als die Erwerbung von Schätzen. Auf der Inſel Cuzumel, zu welcher Cortez durch widrige Winde verſchlagen wurde, hatte er das Glück, einen vor 8 Jahren von den Indianern gefangenen Spanier zu finden, der als Dolmetſcher diente. Er umfuhr darauf die öſtliche Spitze von Yucatan, ſegelte an der nördlichen Küſte weiter und lief in den Fluß Tabasco ein, indem er von den Einwohnern eine gleich gute Aufnahme hoffte, wie ſie ſeinem Vorgänger zu Theil geworden war. Er mußte jedoch die Landung erzwingen und einen Kampf mit den Indianern beſtehen, der mit ihrer völligen Niederlage endigte. Sie unterwarfen ſich, verſprachen Tribut und lieferten zwanzig Sclavinnen; unter dieſen befand ſich eine Mexicanerin, welche den Spaniern die größten Dienſte als Dolmetſcherin leiſtete, da ſich herausſtellte, daß Mexicaner und Tabascaner verſchiedene Sprachen redeten, jener Spanier aber nur letztere verſtand. Cortez ſchiffte in nordweſtlicher Richtung weiter und landete bei St. Juan de Ulloa den 21. April 1519. Noch vor der Landung erſchienen Abgeſandte der mexicaniſchen Statthalter jener Gegenden, um ſich nach der Abſicht der Expedition zu erkundigen und ihre Dienſte anzubieten; am Tage nach der Ausſchiffung erſchienen die zwei Regierungsbeamten ſelbſt mit zahlreichem Gefolge. Cortez behauptete, Aufträge von ſeinem Könige zu haben, die er dem Beherrſcher des Landes ſelbſt überbringen müſſe; er verlangte Zutritt zu demſelben. Um ihn von dieſer Forderung abzubringen, beſchenkten ihn die Statthalter, reizten aber durch dieſe Geſchenke, unter welchen ſich auch Goldarbeiten befanden, ſeine Habſucht. Er ſchickte Gegengeſchenke an den Kaiſer Montezuma und führte mit ſeinen Truppen ein Manöver vor den Statthaltern auf, welches einen tiefen Eindruck auf ſie machte. Von Mexico kam ein abſchlägiger Beſcheid auf Cortez' Geſuch, der durch koſtbare neue Geſchenke verſüßt werden ſollte. Allein Cortez beſtand auf ſeinem Willen, da ſich Montezuma unſicher und ſchwankend benahm. In ſeinem Heere ſelbſt aber entſtand Zwietracht, da ein Theil deſſelben die Heimkehr verlangte. Die Ordnung ward wieder hergeſtellt, und Cortez benutzte die Gelegenheit, um eine von Cuba unabhängige Colonie, Villa rica de vera Cruz, zu gründen. Die Unzufriedenheit einiger Kaziken mit Montezuma's Oberherrſchaft benutzend, brach er am 16. Auguſt 1519 nach Mexico auf, nachdem er vorher ſeine Flotte zerſtört hatte, um die Verbindung ſeiner Soldaten mit Cuba zu hindern. Er beſiegte die Tlascalaner und machte ſie zu ſeinen Bundesgenoſſen, gelangte dann nach Cholula, wo er ein furchtbares Blutbad unter den Eingeborenen anrichtete, die ſich gegen die Spanier verſchworen haben ſollten. Ende October 1519 nahte Cortez der Hauptſtadt. Der Herrſcher und die erſten Männer des Staats zogen ihm entgegen. Er zog mit ſeinen Truppen in Mexico ein, wo ihnen Quartiere angewieſen wurden. Die unſichere Stellung der Spanier inmitten einer volkreichen, täglich feindſeliger geſtimmten Stadt, ſowie unglückliche Ereigniſſe an den Grenzen des

Reichs führten Cortez zu dem verwegenen Plane, Montezuma in ſeiner eigenen Hauptſtadt gefangen zu nehmen, um in ihm ein Pfand der Sicherheit zu haben. Derſelbe gelang, hatte indeß nicht ganz den erwarteten Erfolg; der Grimm der Einwohner gegen die goldſüchtigen fanatiſchen Fremdlinge wuchs. In dieſer Noth erreichte ihn die angenehme Botſchaft von der Ankunft einer ſpaniſchen Flotte: allein dieſe, die 800 Mann Fußſoldaten, 80 Reiter, 120 Armbruſtſchützen und 12 Kanonen unter Anführung von Narvaez führte, hatte die Beſtimmung, Cortez mit ſeinen Officieren gefangen nach Cuba zu führen und die Eroberung Mexicos für den Statthalter von Cuba fortzuſetzen. Cortez' Heldengeiſt wurde nicht gebeugt. Er ließ 150 Mann in Mexico als Beſatzung und Wache Montezuma's zurück und rückte mit 250 Mann ſeinen feindlichen Landsleuten entgegen. Er überfiel ſie bei Nacht, ſchlug ſie und nahm den größten Theil gefangen. Auf die Kunde eines Aufſtandes in Mexico kehrte er eiligſt dahin zurück, vermochte aber denſelben, der durch die ſchlechte Behandlung Montezuma's von ſeiner Seite neue Nahrung erhalten hatte, mit der größten Anſtrengung nicht zu dämpfen. Das letzte Mittel, die perſönliche Einwirkung Montezuma's auf ſeine Unterthanen, ſchlug fehl; als derſelbe ſie zum Frieden ermahnte, wurde er durch Pfeile und Steinwürfe getödtet. Die Stellung der Spanier wurde unhaltbar; ſie verließen bei Nacht die Stadt, erlitten aber in der Nähe derſelben eine bedeutende Niederlage. Beſtändig von Feinden umſchwärmt, Sieger gegen eine unermeßliche Ueberzahl, erreichten ſie Tlascala und fanden, trotz ihres Unglückes, freundliche Aufnahme und Unterſtützung. Eine unfreiwillige Unterſtützung von Seiten Velasquez' kam ſehr gelegen. Cortez faßte den Plan, Mexico zu erobern. Nach Montezuma's Tode war deſſen Bruder auf den Thron erhoben worden, der umfaſſende Kriegs- und Vertheidigungsmaßregeln traf, aber noch vor Beginn des Kampfes an den Blattern ſtarb. Ihm war ſein Sohn Guatimozin gefolgt. Im Anfange des Jahres 1521 eroberte Cortez die zweite Hauptſtadt des Reiches, Tezcuco, die er zu ſeinem Hauptquartiere machte, und mehrere kleine Städte; den Angriff auf Mexico verſchob er bis zur Vollendung ſeiner Brigantinen; denn er wollte die Stadt zu Waſſer und zu Lande angreifen. Während dieſer Unternehmungen unterdrückte er durch ſeine Klugheit eine furchtbare Verſchwörung gegen ſein

Leben. Am 10. Mai begannen die Operationen gegen die Hauptſtadt; die Waſſerleitungen, die ſie mit Trinkwaſſer verſorgten, wurden zerſtört die Brigantinen vernichteten die indiſchen Canoes. Ein allgemeiner Sturm auf die Stadt mislang zufolge des Ungehorſams eines ſpaniſchen Officiers und der Geſchicklichkeit, mit welcher Guatimozin dieſen Umſtand zu ſeinem Vortheile benutzte. Am 13. Auguſt 1521 gelangte endlich die Stadt, nach verzweifeltem Widerſtande, in die Macht der Spanier; der Kaiſer ſelbſt wurde gefangen. Da indeſſen die gemachte Beute den Erwartungen der Sieger keinesweges entſprach, gab Cortes zu ſeiner Schande den Befehl, den gefangenen Fürſten durch die Folter zu einem Geſtändniß in Betreff verborgener Schätze zu zwingen. Späterhin wurde der Unglückliche auf den Verdacht eines Complots ohne vorhergegangene Unterſuchung gehängt. Wenige Wochen nach der Eroberung kam ein Abgeſandter des Biſchofs Fonſeca, Oberaufſehers der indiſchen Angelegenheiten im ſpaniſchen Miniſterium, um Cortez abzuſetzen, gefangen zu nehmen, ſein Vermögen zu confiſciren und eine Unterſuchung über ſeine Handlungen einzuleiten. Begreiflicherweiſe wurden dieſe Befehle nicht vollzogen. Um ſolchen Gefahren ferner nicht ausgeſetzt zu ſein und eine feſte Autorität zu gewinnen, an der es ihm bis jetzt gänzlich gemangelt hatte, ſandte Cortez zwei ſeiner Gefährten an den Kaiſer, deren einer jedoch auf der Reiſe ſtarb, der andere ſein Ziel erſt nach einer Gefangenſchaft bei den Corſaren erreichte. Bei dem Beſtreben, das Land zu ordnen, ſtieß Cortez auf unendliche Schwierigkeiten; er verfuhr mit Strenge und machte ſich viele Feinde. Der Hof blieb nicht gleichgiltig gegen deren Klagen und Verleumdungen, und unſer Held fand es für das Beſte, ſich perſönlich zu verantworten. Karl nahm ihn huldvoll auf, überließ ihm aber doch nur die Militairgewalt in Neuſpanien, wie das Land nun hieß. Allein bald erfuhr er Karl's Undank in vollem Maße; ein Anderer ward zum Vicekönig ernannt; Cortez ging, um ſeinen Kummer zu vergeſſen, auf neue Entdeckungsreiſen aus; es glückte ihm, Californien aufzufinden. Noch einmal nach Spanien zurückgekehrt (1540) und ſehr kalt vom Kaiſer aufgenommen, zog er ſich ins Dunkel des Privatlebens zurück und ſtarb 1547.

Die franzöſiſche Herrſchaft war den Mailändern beſonders wegen der Strenge und Willkür des Statthalters, Marſchalls von Lautrec, unerträglich. Einer der Mailänder Flüchtlinge, Hieronymus Morone, Vicekanzler von Mailand, ein intriguanter kühner Mann, wandte ſich an Franz Sforza, deſſen Bruder Maximilian er zuvor verrathen hatte, und machte in deſſen Namen dem Papſte den Vorſchlag, vermittelſt der Verbannten und Flüchtlinge die Mehrheit der mailändiſchen Städte den Franzoſen zu entreißen. Leo X. ging gern darauf ein, ſchoß zu dem Zwecke eine beträchtliche Summe vor und wies den Verbannten die päpſtliche Stadt Reggio als Zufluchtsort an, falls der Verſuch mislingen ſollte. Der Marſchall de Foix, der Bruder Lautrec's, der von dem Anſchlage gehört, ließ ſich verleiten, um die Feinde ſeines Königs in Schrecken zu ſetzen, die Stadt Reggio anzugreifen. Dieſe Gebietsverletzung gab Leo erwünſchte Gelegenheit, mit Frankreich zu brechen und ſich offen mit dem Kaiſer zu verbinden. Er hatte bereits einige tauſend Schweizer in Sold genommen, allein die kaiſerlichen Truppen erſchienen erſt im Herbſt 1521, unter der Anführung Proſper Colonna's, im Felde. Franz, von der drohenden Gefahr benachrichtigt, warb, da ſeine Macht in den Niederlanden und an der ſpaniſchen Grenze vertheilt war, eiligſt einige Haufen Schweizer und befahl Lautrec, ſich auf ſeinen Poſten zu begeben, ohne ihn jedoch mit Geldmitteln zu verſehen. Der Marſchall vermied in dieſer traurigen Lage jedes entſcheidende Treffen und hoffte die Verbündeten auf dieſe Weiſe zu ermüden. Allein die Cantons riefen die Schweizer von beiden Parteien ab, um nicht die Söhne eines Landes ſchmählich gegen einander kämpfen zu laſſen; die Boten an die kaiſerlichen Söldner wurden vom Cardinal von Sion, dem erbitterten Gegner Frankreichs, beſtochen, ſodaß ſie den Befehl im kaiſerlichen Lager zurückhielten, während die Zurückberufung an die Schaaren im franzöſiſchen Dienſte pünktlich erging. Von ſeinen beſten Truppen verlaſſen, konnte Lautrec nicht mehr im Felde erſcheinen; er ging nach Mailand zurück und ſchlug ſein Lager an den Ufern der Adda auf, um die Feinde an dem Ueberſchreiten dieſes Fluſſes zu verhindern. Aber Colonna ſetzte über und zwang den Marſchall, ſich hinter den Mauern der Stadt zu vertheidigen. Während ſich die Verbündeten zur Belagerung derſelben rüſteten, erſchien ein Unbekannter im Lager und meldete, wenn das Heer in der Nacht anrücke, würde die kaiſerliche Partei in der Stadt es in den Beſitz eines der Stadthore ſetzen. Die Ueberraſchung gelang vollkomwelches ſogleich mit gutem Winde raſch nach Hereford zutrieb.

Wie erſtarrt ſtand der junge Krieger und war nicht im Stande, ſie zu verfolgen. Als das Schiffchen in der Nacht verſchwunden war, ſchlug er ſich vor die Stirne und rief wild und verzweifelt: „Verdammt ſey meine verliebte Narrheit, daß ich vielleicht um ein Paar funkelnder Augen willen, die mir's angethan haben, den ſchönſten Kriegsplan zerſtört. Ich muß fort, oder das falſche Mädchen wird die ſchlummernden Bürger wecken und zur Vertheidigung aufrufen, ehe die That geſchehen iſt.“ Raſch ſtieg er den wilden Waldgehegen zu, die die Felſen krönen und an deren gegenſeitigem, die Stadt berührendem Saume das Lager aufgeſchlagen war. Aber noch hatte er die Höhe nicht erreicht, als plötzlich mehre Krieger vor ihm ſtanden, die er wegen der Dunkelheit nicht erkennen konnte. In demſelben Augenblick redete ihn die feiſte Stimme des Pater Anton folgender Maßen an: „Im Namen des ehrenwerthen Sir Hugh Spencer biſt du gefangen, Verräther! Ich habe dich dieſen Abend mit der ſchönen Bürgermeiſterstochter von fern geſehen und mich überzeugt, wie ſchändlich du das men; Lautrec rettete ſich mit den Reſten ſeines Heeres ins Venetianiſche; die andern mailändiſchen Städte ergaben ſich den Verbündeten; Parma und Piacenza wurden mit dem Kirchenſtaate vereinigt, und die Franzoſen behielten nichts, als die Stadt Cremona, die Citadelle in Mailand und einige unbedeutende Forts.

Wenige Wochen nach dieſen glücklichen Ereigniſſen ſtarb Leo X., den 22. December 1521, im Alter von ſechsundvierzig Jahren an einem Fieber, welches er ſich, nach der Behauptung der Franzoſen, aus Freude über den Sieg ſeiner Partei zugezogen hatte.

Durch einen jener Zufälle, wie ſie bei Wahloperationen vorkommen, gelangte Adrian von Utrecht, gegen den Willen und zum eigenen Erſtaunen der Cardinäle, auf den päpſtlichen Stuhl. Wohl mag Karl's Einfluß durch das Mittel des ſchlauen Don Juan Manuel viel zu der Wahl ſeines Lehrers beigetragen haben. Franz ſah mit Schrecken die immer ſteigende Macht des Kaiſers, der jetzt ſogar den päpſtlichen Stuhl beſetzte, und beſchloß, aufs Neue gegen ſie anzukämpfen. Er erhielt von der Eidgenoſſenſchaft die Freiheit, 10,000 Mann anzuwerben, und ſetzte mit dieſem Heerhaufen und einer Geldſumme Lautrec in den Stand, gegen Mailand zu operiren. Colonna konnte keinen bedeutenden Widerſtand leiſten, da er nach dem Abzuge ſeiner Schweizer nur noch wenige Truppen hatte. Die Eidgenoſſen waren aber auch in dieſem Feldzuge wieder das Verderben der Franzoſen. Eine Geldſendung aus Frankreich, von welcher ihr Sold beſtritten werden ſollte, war von den Kaiſerlichen aufgefangen worden, und die erbitterten Söldner drohten, Lautrec zu verlaſſen, wenn er ſie nicht folgenden Tages zur Schlacht führe. Gegen ſeine Ueberzeugung mußte dieſer nachgeben. Der Sturm gegen das feſte Lager Colonna's wurde angeordnet; die Schweizer litten entſetzlich von der Artillerie des Feindes und zogen, zurückgeſchlagen, aber nicht überwunden, ab. Am folgenden Tage kehrte der Reſt von ihnen in ihr Vaterland zurück. Lautrec warf nach Cremona und einige andere Plätze Beſatzungen und ging nach Frankreich zurück; im Mai 1522. Am Ende dieſes zweiten Feldzuges blieb den Franzoſen nichts übrig, als die Citadelle von Cremona; ſelbſt Genua ging an Colonna über.

Zu dieſem Ungemach kam noch eine Kriegserklärung Heinrich's VIII. an Franz, 29. Mai 1522, Folge eines geheimen Bündniſſes, welches

Wolſey vor Kurzem mit dem Kaiſer, bei einem Beſuche von dem in Calais unter Heinrich's Vermittelung abgehaltenen Congreſſe kaiſerlicher und franzöſiſcher Geſandten zur Beilegung der Streitigkeiten, abgeſchloſſen hatte. Franz war zwar befremdet über dieſe plötzliche Sinnesänderung eines Freundes und Vermittlers zwiſchen ihm und Karl, wie ſich der König von England noch zu Calais gezeigt hatte, allein er traf entſchloſſen alle Anſtalten, um dem neuen Feinde zu begegnen.

Während deſſen bemühte ſich Karl, ſeinen Oheim immer feſter an ſein Intereſſe zu ketten, und ſtattete deshalb auf ſeiner Reiſe nach Spanien England einen zweiten Beſuch ab. Während der ſechs Wochen ſeines Aufenthaltes glückte es ihm, ſowohl Wolſey's Verdruß über ſeine getäuſchten Hoffnungen in Betreff der Papſtwahl zu beſänftigen, als auch Heinrich für alle ſeine Entwürfe zu gewinnen. Noch vor ſeiner Abreiſe landete der Graf von Surrey mit der engliſchen Flotte an der franzöſiſchen Küſte, verwüſtete die Normandie und plünderte einige Plätze in der Bretagne. Darauf vereinigte er ſeine Hauptmacht mit dem niederländiſchen Heere und rückte in die Picardie ein. Allein bald mußte er ſich mit ſeinen durch Mangel an Lebensmitteln und kleine Scharmützel erſchöpften Truppen zurückziehen, da der franzöſiſche Feldherr Vendome Hauptſchlachten vermied und ihn hinderte, ſich feſter Plätze zu bemeiſtern.

Während dieſer eiferſüchtigen Kämpfe eroberte der Großherr Soliman, ermuthigt durch ſeinen Erfolg über Belgrad, die Inſel Rhodus, trotz des verzweifelten Widerſtandes der Ordensritter, welche vergebens alle Fürſten der Chriſtenheit um Beiſtand angefleht hatten. Um die gewichtigen Vorwürfe, die ihm aus ſeiner Theilnahmloſigkeit für das Schickſal der Unglücklichen erwuchſen, zu mildern, überließ der Kaiſer den Johannitern die kleine Inſel Malta.

Sechſtes Kapitel.

Die Revolution in Spanien.

Empörung in Toledo. — Juan de Padilla. — Empörung in Segovia. — In Medina del Campo. — Die heilige Junta. — Maßregeln des Kaiſers. — Der Bürgerkrieg. — Beſiegung der Junta. — Unterdrückung der Volksbewegung in Valencia. — Auf der Inſel Majorca. — Allgemeine Amneſtie des Kaiſers.

Karl langte am 17. Juni 1522 in Spanien an und fand dieſes Land noch blutend von den Wunden, welche es ſich ſelbſt im Bürgerkriege geſchlagen hatte.

Kaum hatten nämlich die zu Compoſtella 1519 verſammelten caſtiliſchen Cortes, gegen den Willen des Volks und mit Verletzung der alten Reichsverfaſſung, dem Kaiſer die verlangte Steuer zugeſtanden und dafür nicht die geringſte Abſtellung ihrer Beſchwerden erhalten, ſo brach ein allgemeiner Aufſtand los. Die Bürger von Toledo bemächtigten ſich der befeſtigten Stadtthore und der Citadelle, ſetzten alle Beamten ab, die königlich geſinnt ſchienen, und führten die republikaniſche Staatsform ein, zu deren Schutze ſie Truppen anwarben. Bei dieſen Vorgängen zeichnete ſich Don Juan de Padilla, der älteſte Sohn des Commendadors von Caſtilien, durch Klugheit und Entſchloſſenheit aus. In Segovia berief Tordeſillas, einer der Abgeordneten zu den Cortes, ſeine Wähler nach dem Gebrauch in eine Kirche, um Rechenſchaft von ſeinem Verfahren zu geben. Dieſer ſcheinbare Trotz erbitterte das gemeine Volk ſo ſehr, daß es die Thore der Kirche ſprengte, den unglücklichen Deputirten ergriff und durch die Straßen nach dem Richtplatze ſchleifte. Derſelbe Geiſt der Empörung bemächtigte ſich anderer Städte Caſtiliens; nur daß die Abgeordneten, von Tordeſillas' Unglück gewarnt, ſich gleichem Schickſal entzogen. Der Statthalter von Caſtilien, Adrian von Utrecht, berief auf die Nachricht von dieſer Empörung den geheimen Rath, in welchem die Mehrheit den Beſchluß der ſtrengſten Maßregeln gegen die Aufwiegler durchſetzte. Ronquillo, ein königlicher Richter, erhielt den Auftrag, gegen die Stadt Segovia, welche ſich zuerſt empört hatte, gerichtlich zu verfahren; für den Fall der Widerſetzlichkeit ward ihm ein ſtarkes Commando Truppen mitgegeben. Die Bewohner bewaffneten ſich und ſchloſſen die Thore; Ronquillo erklärte ſie für Aufrührer und Geächtete, bemächtigte ſich aller Zugänge zur Stadt und hoffte, ſie durch Abſchneidung der Zufuhr bald zur Uebergabe zu zwingen. Allein die Städter, durch ein Hilfscorps von Toledo unter Padilla's Anführung verſtärkt, griffen Ronquillo herzhaft an und zwangen ihn, mit Verluſt ſeines Gepäckes und ſeiner Kriegskaſſe abzuziehen.

Nun befahl der Statthalter Antonio da Fonſeca, den der Kaiſer zum Feldherrn ſeiner Macht in Spanien ernannt hatte, ein Heer zuſammenzuziehen und Segovia förmlich zu belagern. Allein die Bewohner von Medina del Campo, wo ſich das Zeughaus für das Königreich befand, widerſetzten ſich mit Erfolg der Wegführung des Geſchützes. Fonſeca ſteckte einige Häuſer in Brand, um die Bürger von den Mauern zu locken; aber die Bürger ließen lieber den größeren Theil ihrer Stadt und die ungeheuren Vorräthe und Kaufmannsgüter, welche zur bevorſtehenden Meſſe in ihr aufgehäuft waren, abbrennen, als daß ſie dem General durch Wegführung der Artillerie die Mittel gewährt hätten, ihre Landsleute zu unterjochen. Dieſe unkluge und grauſame That Fonſeca's entflammte die Caſtilier bis zur Raſerei; er ward der Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues, und ſelbſt die Bürger von Valladolid, durch die Gegenwart des Statthalters bisher zurückgehalten, ſchloſſen ſich dem Aufſtande an. Adrian glaubte durch Nachgeben die Ruhe zurückführen zu können; er erklärte, Fonſeca habe ſeine Vollmachten überſchritten, und entließ die Truppen, welche er nicht länger bezahlen konnte. Jedoch dieſe Milde kam zu ſpät; ſie diente nur dazu, die rebelliſchen Städte beharrlicher in Durchführung ihrer Pläne zu machen, welche auf vollkommene Befreiung von den Laſten der Feudaltyrannei hinzielten. Kein Zeitpunkt war ihnen dabei günſtiger: der König fern, die Regierung durch das unkluge Benehmen der Miniſter ohne Autorität und ohne Heer, das Volk in Waffen, der königliche Schatz erſchöpft, an der Spitze des Staats ein Ausländer ohne ſtaatsmänniſche Eigenſchaften. Dieſe Vortheile beſchloſſen Padilla und die andern Anführer der Bewegung zu benutzen. Vor Allem ſchien es ihnen nöthig, eine feſte Vereinigung unter den Mißvergnügten herzuſtellen, welche auch durch die Abgeordneten faſt aller wahlberechtigten Städte ohne weitere Schwierigkeit zu Avila im Auguſt 1520 unter dem Namen „heilige Junta“ zu Stande kam. Während die Verſammlung den Beſchluß faßte, durch eine Deputation Adrian zur Niederlegung ſeiner Statthalterſtelle zu vermögen, bemächtigte ſich Padilla nach der Entſetzung Segovia's der Perſon der Königin Juana, Kaiſer Karl's Mutter. Bei der Verſtellung, welche er ihr von den Leiden ihrer Unterthanen machte, ſchien die arme Wahnſinnige wie aus einem tiefen Schlafe aufzuwachen; ſie gab ihre Theilnahme zu erkennen und beauftragte den Ritter, die nöthigen Schritte zur Beſſerung der Verhältniſſe zu thun. Padilla glaubte ſie von ihrem Uebel geneſen und berief eiligſt die Junta nach Tordeſillas in ihre Umgebung; allein Juana konnte nie bewogen werden, ein Document zu unterſchreiben. Die Junta verheimlichte dieſen Umſtand und benutzte das Gerücht von ihrer Wiederherſtellung, um unter ihrem Namen zu regieren. Bei der Zuneigung, welche die Caſtilier zur Tochter ihrer geliebten Iſabella hatten, erſtarkte die Autorität der Verſammlung ungemein. Sie benutzte dieſelbe ſofort, um den Statthalter ſeiner Würde zu entkleiden und den geheimen Rath in Valladolid aufzuheben. Der Kaiſer, der die Kunde von dieſen drohenden Ereigniſſen in Flandern erhielt, erließ, da er vor der Hand nichts weiter thun konnte, an alle caſtiliſchen Städte ein Mahnungsſchreiben, die Waffen niederzulegen; er verſprach den treugebliebenen Städten und denen, die zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, die von den letzten Cortes bewilligte Steuer nicht erheben zu laſſen, und machte ſich verbindlich, öffentliche Aemter nur Eingebornen zu übergeben. Zu gleicher Zeit forderte er aber auch den Adel auf, ſeine und der Krone Rechte gegen die übermäßigen Anforderungen des Bürgerſtandes zu vertheidigen, und ernannte den Großadmiral Don Fadrique Enriquez und den Großconnetable Inigo de Velaſco, zwei einflußreiche Edelleute, zu Mitregenten Adrian's.

Die den Städten gemachten Zuſagen würden vor Karl's Weggang aus Spanien vollkommen zur Erhaltung der Ordnung gedient haben, jetzt machten ſie keinen Eindruck mehr, die Junta fühlte ſich viel zu ſehr in ihrer Macht. Sie arbeitete eine Verfaſſung aus und legte ſie dem

Kaiſer vor, welche alle Beſtimmungen zur Herſtellung der bürgerlichen Freiheit aufſtellte, dabei aber nothwendig die Adelsvorrechte und Feudalprivilegien aufhob. Die Ariſtokratie, jede Einſchränkung der Krone mit Vergnügen wahrnehmend, ward durch dieſe Eingriffe in ihre Privilegien höchlichſt erbittert und zeigte ſich geneigt, mit dem Kaiſer den gemeinſamen Feind zu bekämpfen. Mittlerweile meldeten die Abgeordneten der Junta, welche dem Kaiſer die neue Verfaſſung in Deutſchland vorlegen ſollten, ſie dürften nicht wagen, ſich dem Kaiſer vorzuſtellen, wenn ſie nicht ihr Leben gefährden wollten. Dies brachte die Volkspartei aufs Aeußerſte; daß ein caſtiliſcher König ſeinen Unterthanen Gehör und Zutritt verweigere, war unerhört. Der einſtimmige Beſchluß der Junta ging dahin, da die Hoffnung vereitelt ſei, bittweiſe Abſtellung der Beſchwerden zu erhalten, müſſe man ſich jetzt mit angeſtrengten Kräften der Vereinigung des Königs mit dem Adel zur Unterdrückung der Städte widerſetzen.

Die Junta ſtellte 20,000 Mann ins Feld; aber bei der Anſtellung des Feldherrn geſchah ein unſeliger Misgriff; ſtatt des talentvollen Padilla gab man den Oberbefehl Don Pedro de Girone, einem ſehr vornehmen, aber ſeiner Stellung nicht gewachſenen Manne. An der Spitze der Kaiſerlichen ſtand hingegen ein erfahrener Soldat, der Graf von Haro. Da Letztere ohnehin den Vorzug der Disciplin und Kriegskunſt vor dem Bürgerheere hatten, konnte der Ausgang der Unternehmung nicht lange zweifelhaft ſein. Am 5. December bemächtigte ſich Haro der Stadt Tordeſillas, ward Herr von der Perſon der Königin und nahm viele Glieder der Junta gefangen. Durch dieſen Schlag verlor dieſe alles Anſehen, deſſen ſie ſich erfreut hatte, ſolange ſie im Namen der Königin zu handeln ſchien; alle bis jetzt unſchlüſſigen Edelleute ſchloſſen ſich nun den Regenten an. Die der Gefangenſchaft entflohenen Glieder der Junta ſammelten ſich in Valladolid und ernannten einen Ausſchuß unter ſich, dem ſie die Leitung der Geſchäfte übertrugen. Das Heer wurde durch neue Verſtärkungen und durch Uebergabe des Oberbefehls an Padilla ermuthigt, neue Geldmittel durch Einziehung der Kirchenſchätze von Toledo gewonnen. Indeſſen machten die Regenten, welche es mit der Junta nicht aufs Aeußerſte kommen laſſen wollten, öfters nicht unbillige Friedensanträge, weil ſie einſahen, daß einer Unterdrückung des Bürgerſtandes die Demüthigung des Adels nothwendig folgen müſſe; allein unter den Gliedern der Junta herrſchte große Uneinigkeit, die keine ruhige Betrachtung der Verhältniſſe zuließ; Mistrauen und Eiferſucht fingen an, die Bande zu löſen, welche Freiheits- und Vaterlandsliebe geknüpft hatten. Der entſcheidende Schlag fiel am 23. April 1521; das Heer der Junta wurde bei Villalar beſiegt und auseinandergeſprengt, Padilla ſelbſt mit ſeinen vornehmſten Officieren gefangen und am folgenden Tage ohne Unterſuchung enthauptet. Die verbündeten Städte öffneten den Siegern die Thore; nur Toledo, angefeuert von Padilla's hochherziger Gemahlin, hielt ſich bis Ende October.

Einen ähnlichen Verlauf nahm die Volksbewegung in Valencia, welche der Kaiſer, durch ſeinen Unwillen über den widerſpenſtigen Adel verleitet, ſelbſt veranlaßt hatte. Eine Abtheilung caſtiliſcher Reiterei, welche die Regenten nach Padilla's Untergang dem Adel zur Hilfe ſchickten, gab den Ausſchlag. In Aragon verhinderte das kluge Betragen des Unterkönigs den Ausbruch der Empörung; auf der Inſel Majorca hingegen wurde der Aufſtand am ſpäteſten geſtillt.

So erlag das Volk durch Uneinigkeit und alte Nationaleiferſucht dem Adel und der Krone, die ihr gemeinſames Intereſſe wohl verſtanden; es war die letzte Regung bürgerlicher Freiheit in Spanien für nachfolgende Jahrhunderte.

Trotz aller Abmahnungen ſeines geheimen Rathes erließ Karl am 28. October 1522 eine allgemeine Amneſtie, von welcher nur achtzig Perſonen ausgeſchloſſen wurden, und gewann durch dieſe Großmuth die Herzen der Spanier, wie keiner ſeiner Vorgänger.

Siebentes Kapitel.

Der zweite franzöſiſche Feldzug.

Karl's Ankunft in Spanien. — Papſt Adrian's Abreiſe nach Italien. — Seine Unbeliebtheit. — Neues Bündniß gegen Franz I. — Der Connetable von Bourbon. — Bonnivet. — Tod des Papſtes Adrian. — Wahl Clemens' VIII. — Unbedeutende Erfolge der Engländer, Spanier und Deutſchen gegen die Franzoſen. — Das neue Bundesheer. — Rückzug der Franzoſen aus Italien. — Tod des Ritter Bayard.

Faſt zu derſelben Zeit, da Karl in Spanien landete, reiſte Adrian zur Beſteigung des päpſtlichen Stuhles nach Italien ab. Als redlicher Mann brachte er den feſten Willen mit, die Gebrechen der Kirche, welche er zum Theil erkannte, zu beſſern und den Frieden in der Chriſtenheit herzuſtellen, um mit vereinten Waffen gegen die drohenden Uebergriffe der Ungläubigen anzukämpfen. Aber ein ſolcher gerader, offener Charakter paßte nicht zu dem argliſtigen Getriebe der päpſtlichen Politik. Adrian verſcherzte ſich durch einige Proben ſeiner Redlichkeit die Achtung ſeiner moraliſch tief geſunkenen Unterthanen. Auf ſeine Ermahnungen und auf die Bulle, in welcher er die chriſtlichen Fürſten zu einem dreijährigen Waffenſtillſtande aufforderte, erhielten die engliſchen, franzöſiſchen und kaiſerlichen Geſandten in Rom Vollmachten, darüber zu verhandeln. Indeſſen ſetzten die Fürſten ihre Rüſtungen fort. Der Erfolg dieſer Unterhandlungen war ein neues Bündniß gegen Franz I., dem ſich auch ſeine bisherigen Freunde, die Venetianer, Adrian ſelbſt und die übrigen italieniſchen Staaten anſchloſſen, 28. Juni 1523.

Franz' volle Energie ward durch die drohende Gefahr geweckt. Ehe noch die Verbündeten Geld und Soldaten zu dem Feldzuge aufgebracht hatten, war er ſchon mit einem gewaltigen Heere auf dem Wege nach Italien. Die Entdeckung einer einheimiſchen Verſchwörung hemmte jedoch plötzlich ſeine Bewegungen. An der Spitze dieſer gefahrbringenden Unternehmung ſtand Herzog Karl von Bourbon, ein Prinz des königlichen Hauſes und Connetable von Frankreich. Die ſchmählichſten Beleidigungen und Verfolgungen, wie ſie nur ein intriguantes, rachſüchtiges Weib erfinden kann, hatte er von des Königs Mutter, Luiſe von Savoyen, deren Hand er verſchmäht, erduldet; zur Verzweiflung gebracht, erbot er ſich, ſeine Lebenspflicht von ſeinem angebornen Souverain auf den Kaiſer zu übertragen und ihm bei der Eroberung von Frankreich beizuſtehen. Sowohl Karl als Heinrich VIII. nahmen dieſen Antrag mit großem Vergnügen auf; Beide ſchloſſen den Connetable als Hauptperſon in ihren Vertrag mit ein; in demſelben wurden ihm die Grafſchaften Provence und Dauphiné mit dem königlichen Titel zugeſichert. Der Kaiſer wollte über die Pyrenäen in Frankreich eindringen; Heinrich, von den Niederländern unterſtützt, gedachte, in die Picardie einzufallen; Bourbon verſprach, 6000 Mann unter ſeinen Freunden und Vaſallen im Innern des Königreichs aufzubringen; 12,000 auf gemeinſchaftliche Koſten geworbene Deutſche ſollten in Burgund zu ihm ſtoßen. Das Unternehmen ſollte ausgeführt werden, ſobald der König mit ſeinem Heere die Alpen überſchritten hätte. Um den Herzog noch feſter an ſich zu ketten, bot ihm Karl ſeine ältere Schweſter Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, mit einer reichen Mitgift als Gemahlin an.

Erſchreckt von der Verſchwörung, die er wegen der glücklichen Flucht Bourbon's in ihrem Umfange nicht kannte, wagte Franz nicht, ſich aus dem Lande zu entfernen und gab den Oberbefehl über das Heer an Bonnivet, der weiter kein Verdienſt hatte, als ein geſchmeidiger Höfling, ein muthiger Mann und ein erbitterter Feind des Connetables zu ſein.

Der kaiſerliche Feldherr im Mailändiſchen, Colonna, hatte aus Geldmangel nicht die nöthigen Vertheidigungsmaßregeln treffen können. Vergeblich verſuchte er, den Franzoſen den Uebergang über den Teſſino zu wehren und zog ſich dann nach Mailand, entſchloſſen, die Stadt zu verlaſſen, ſobald Bonnivet davor erſcheinen würde. Allein dieſer zögerte drei Tage lang auf eine unbegreifliche Weiſe; die Bürger und die Kaiſerlichen ſchöpften Muth und gewannen Zeit, ſich zu verſtärken und zu verproviantiren, ſodaß ſie im Stande waren, eine Belagerung auszuhalten. Nach einigen fruchtloſen Verſuchen auf die Stadt bezogen die Franzoſen die Winterquartiere.

Am 14. September 1523 ſtarb Papſt Adrian, trotz ſeines redlichen Strebens unbetrauert, und der Cardinal von Medici, Neffe Leo's X., der ſchon bei der vorigen Wahl die meiſten Ausſichten gehabt hatte, beſtieg, von der kaiſerlichen Partei kräftig unterſtützt, den Stuhl Petri als Clemens VII.; Cardinal Wolſey, zum zweiten Male getäuſcht, ſann auf Rache gegen Karl; mit ſtaatsmänniſcher Klugheit verbarg er ſein Inneres jedoch vollkommen.

Nach langen, müßigen Verhandlungen mit dem Parlamente über die Gewährung der zu ſeinem Feldzuge nöthigen Summen, verſchaffte ſich der König von England dieſelben durch einen despotiſchen Act; allein es war ſo viel Zeit darüber hingegangen, daß die Engländer erſt im October 1523 ihre Unternehmungen anfingen. Suffolk, ihr Feldherr, durch ein bedeutendes Corps Niederländer verſtärkt, durchzog die Picardie ohne Hinderniß, da Franz dieſe Gegenden von Truppen hatte entblößen müſſen und näherte ſich Paris bis auf eine geringe Entfernung. Die ſtrenge Jahreszeit und Mangel an Lebensmitteln nöthigten ihn aber, bevor etwas Beſonderes ausgerichtet worden, zum Rückzuge.

Nicht beſſer liefen die Unternehmungen des Kaiſers auf Burgund und Guienne ab; Spanier und Deutſche wurden hier wie dort zurückgeſchlagen. Und ſo endigte ſich das Jahr 1523, welches Frankreich durch innere und äußere Feinde den Untergang zu bringen ſchien, noch ziemlich glücklich für dieſes Land.

Clemens VII., als Cardinal ein erbitterter Feind der Franzoſen, weigerte ſich, aus Eiferſucht über die Macht des Kaiſers, der Allianz gegen die Franzoſen beizutreten, und gab ſich große Mühe, den Frieden zu vermitteln. Aber ſeine Schritte waren vergeblich. Anfangs März 1524 war das Bundesheer bei Mailand verſammelt, über welches nach Colonna's Tode Lannoy, Unterkönig von Neapel, Karl von Bourbon und der Marquis von Pescara den Oberbefehl erhielten. Dem Mangel an Gelde und einer daraus erwachſenen Meuterei der Truppen wurde durch eine Anleihe bei Mailändiſchen Bürgern abgeholfen.

Dieſen Gegnern war Bonnivet weder an Truppenzahl noch Talenten gewachſen. Nach mehrern kleinen Treffen und Scharmützeln, durch welche ſein Heer unendlich litt, ſah er ſich, beſonders durch den Trotz von 6000 Schweizern, die ſich weigerten, zu ihm zu ſtoßen, in die Nothwendigkeit verſetzt, durch das Thal Aoſta den Rückzug nach Frankreich zu verſuchen. Beim Uebergange über den Fluß Seſſia wurde er ſelbſt ge-

Vertrauen deines edlen Feldherrn mißbrauchſt und wie ſchlecht du die von ihm erhaltenen Befehle erfüllſt. Nehmt ihn feſt, ihr Knechte! und führt ihn vor den Feldherrn, damit er ſeine Strafe erhalte."

Während dieſer effektvollen Anrede hatte ſich Walter einem der Lanzenknechte genähert und demſelben einige Worte in's Ohr geflüſtert, unbemerkt von dem Pater, deſſen Eifer ſeinen Augen die wenige Wahrnehmungskraft noch nahm, die die Dunkelheit der Nacht ihm übrig gelaſſen hatte. Kaum hatte er nun jene Rede beendigt und erwartete, daß die Knechte ſogleich über den Ritter herfallen würden, als er zu ſeinem Erſtaunen ſah, daß die Knechte ſich gegen ihn kehrten, ihn faßten und die Hände auf dem Rücken zuſammen banden. Es half ihm nichts, daß er, ein Verſehen vermuthend, mit Löwenſtimme rief: „Was thut ihr, ihr Wahnſinnigen! Ich bin ja nicht der Verräther! ich bin der Pater! Dort ſteht er. Eure Augen führen euch irr. Was ſoll das? Hört ihr nicht? Verflucht ſey euer Beginnen! Seyd ihr raſend geworden? Ich werde euch bei Sir Hugh verklagen, und er wird euch die Köpfe abſchlagen laſſen, ihr Schurken!" Es war alles vergebens. Stumm verrichteten die fährlich verwundet; den Befehl über die Nachhut erhielt der berühmte Ritter Bayard, welcher im heftigen Kampfe um die Rettung ſeiner Landsleute das Leben verlor. Wiederum hatte Franz nach einem kurzen Feldzuge allen Beſitz in Italien und alle Bundesgenoſſen verloren.

Achtes Kapitel.

Förderungen und Hemmungen der Reformation.

Eindruck des Wormſer Edictes. — Karlſtadt und die Wiedertäufer. — Günſtige Stimmung des Reichsregimentes für die Reformation. — Sickingen. — Reichstag in Nürnberg. — Die Herzöge von Baiern vom Papſte gewonnen. — Verſammlung in Regensburg. — Karl's Verbot des Reichstags in Speier. — Karl's geſpanntes Verhältniß zu den Reichsfürſten. — Städtetag in Speier. — Oppoſition gegen das Wormſer Edict.

Der Kurfürſt von Sachſen hatte Luther auf deſſen Heimreiſe im nordweſtlichen Thüringerwalde, um ihn vor den Folgen der Achtserklärung zu bewahren, heimlich aufheben und in ein ſichres Verſteck, auf die Wartburg, das alte Stammſchloß der Thüringiſchen Landgrafen, bringen laſſen, wo er ungeſtört ſeiner Muße leben konnte. Sein Verſchwinden — denn Niemand wußte zu ſagen, wohin er gekommen war — machte aber im Deutſchen Reiche ungeheures Aufſehen und verurſachte einen kaum geringern Schrecken, als das Wormſer Edict ſelbſt. Indeſſen war die Beſtürzung über das Eine und das Andere dieſer unerwarteten Ereigniſſe nicht nachhaltig. Der Geiſt der Oppoſition gegen die hergebrachte Autorität wurzelte zu tief im Geiſte der Nation. Vielmehr diente das Edict, deſſen Entſtehung man kannte, und das unerſchrockene Benehmen Luther's dazu, ihm zahlreiche neue Freunde zu erwerben. Seine Sache fing an, Nationalangelegenheit zu werden. Den Beſtimmungen des kaiſerlichen Erlaſſes ward keine Folge geleiſtet; Flugſchrift erſchien auf Flugſchrift trotz der ſcharfen Cenſurbeſtimmungen; ja Hutten wagte, den päpſtlichen Nuntius, den Verfaſſer des Edictes, offen anzugreifen. In Wittenberg ging trotz Luther's Abweſenheit alles ſeinen Gang fort; die neue Lehre wurde vor reichlich gefüllten Auditorien verkündigt. Als die Sorbonne ſich dem Verdammungsurtheile über Luther anſchloß, trat Melanchthon, der junge und gelehrte Mitkämpfer Luther's, ſeiner ſonſtigen Schüchternheit vergeſſend, muthig für den abweſenden Freund ein und ſchleuderte der alma mater von Paris den Vorwurf der Unchriſtlichkeit, welchen ſie den Wittenbergern gemacht, zurück. Da die frühere Lehre tief in das Leben und in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe eingegriffen hatte, mußten mit der Erſchütterung jener nothwendig Veränderungen in dieſen ſtattfinden. Cölibat und Mönchsweſen erfuhren die erſten Angriffe; die Meſſe nach altem Ritus hörte in Wittenberg durch einen verwegenen Schritt Karlſtadt's auf. Bald aber brachte dieſer unklare Geiſt ſtörende Elemente in die Bewegung. Er verband ſich mit zwickauer Wiedertäufern, in denen das Huſſitenthum, freilich verworren, nachhallte, ſchaffte Meßgewand und Ohrenbeichte ab und veranlaßte eine bilderſtürmeriſche communiſtiſche Bewegung. Es entſtand eine allgemeine gefährliche Schwärmerei, der Niemand ernſtlich entgegentrat; der Kurfürſt, in ſeiner gewiſſenhaften zaudernden Weiſe, hinderte die Neuerungen nicht, obſchon ſie ihm nicht gefielen; eine gewiſſe Berechtigung konnte er ihnen doch nicht ableugnen. Luther, die eigene Gefahr über der ſeines Reformationswerkes vergeſſend, kehrte am 22. März 1522 nach Wittenberg zurück und brachte durch ſein Anſehn und ſeine Beredtſamkeit das Volk ſchnell wieder zur Beſinnung. Kein Gebrauch ward fernerhin gewaltſam abgeſchafft, ſofern er nicht wider die Bibel verſtieß, indem Luther die Anſicht feſthielt: wenn ſeine Lehre die Geiſter recht durchdrungen habe, werde ein Wechſel der Formen und eine Umgeſtaltung der äußern Verhältniſſe von ſelbſt eintreten. Zur Beſchleunigung dieſes Proceſſes gab er im September 1522 ſeine Ueberſetzung des neuen Teſtamentes heraus.

Reichsregiment und Kammergericht, wie ſie Karl V. in ſeiner Wahlcapitulation hatte bewilligen müſſen, waren im Herbſte 1521 in Nürnberg zuſammengetreten und erſteres hatte von vornherein eine Luthern günſtige Stellung eingenommen. Dies ging klar aus der Antwort an den päpſtlichen Nuntius hervor, welche ein Ausſchuß des Regimentes zur Vorlage für die Stände ausarbeitete. Adrian hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1523 eine Beſchlußfaſſung über die lutheriſche Sache angeregt, deren Entſtehen und Wachſen er in ſeiner orthodoxen Anſicht als eine Strafe Gottes für die Sünden der Hierarchie anſah. Die Forderung eines allgemeinen Concils trat auch in dem Antwortſchreiben wieder ſtark hervor und erhielt, von der höchſten Macht in Deutſchland ausgegangen, politiſche Bedeutung. Welche reißende Fortſchritte die Reformation durch dieſe offenbare Begünſtigung der Reichsregierung machte, läßt ſich begreifen. Das Schulweſen, gelehrte und populäre Literatur entwickelten ſich vortrefflich.

Wie die Reformation aus dem Bedürfniſſe der Nation, in der Religion das mittelalterliche Weſen abzuſtreifen, hervorgegangen war, ſo ſtellte das Reichsregiment ſich als Product des reformirten Staates dar. In ſeiner Bildung lag aber etwas dem Widerſprechendes. Die Macht des Kaiſers war früher durch die übergreifende Fürſtenhoheit geſchwächt worden. Das wollten Adel, Städte und Bauern nicht mehr. Nun bildete ſich aber eine Reichsgewalt eben wieder aus dieſen mächtigen Fürſten, die das kaiſerliche Anſehen ganz zu vernichten ſtrebten. Eine Oppoſition war daher natürlich, und ſie ging, bei dem Mangel einer wirkſamen executiven Gewalt, aus dem Ungehorſam des Adels hervor, der nicht ohne Beſorgniß wahrnahm, wie die Ausſicht auf ein feſtes, wohlgeordnetes Regiment immer gewiſſer wurde. Franz von Sickingen, durchdrungen von den neuen Religionsmeinungen, im Gefühle ſeiner Macht und ſeines Anſehens als erſter Ritter des Reiches, gedachte die Sache des Adels durchzufechten, mit welcher er ſeine eigenen Pläne auf völlige Umbildung des Reiches verknüpfte. Eine Schrift Hutten's vom Mai 1522 an die Reichsſtädte ſtrozt von Vorwürfen und Anklagen der Fürſten und fordert die Städte auf, ſich mit dem Adel zur Abſchaffung des Reichsregimentes zu verbinden.

Sickingen's erſter Feind war ein Prieſter und Fürſt, der Erzbiſchof von Trier, dem er am 27. Auguſt 1522 Fehde ankündigte; Abmahnungen des Regiments, ſowie die Entſcheidung des Kammergerichtes wies er zurück. Seine Freunde wurden mit ihren Zuzügen von wohlbedachten Landesherrn überall zurückgeſchlagen und aufgehalten; er ſelbſt konnte Trier nicht einnehmen; der Kurfürſt von der Pfalz und der Landgraf von Heſſen rüſteten ſich, ihrem gefährdeten Nachbar zu Hilfe zu kommen:

Sickingen ſah ſich genöthigt, nach einer achttägigen Belagerung von Trier abzuziehen, 14. September. Die verbündeten Fürſten züchtigten ſeine Bundesgenoſſen ſo empfindlich, daß das Reichsregiment ſelbſt ſie endlich in ſeinen Schutz nahm. Sickingen wurde im Frühjahre 1523 in ſeiner Burg Landſtuhl umlagert; dieſelbe konnte ihn jedoch gegen die neue Kriegskunſt nicht ſchützen. Am 23. April wurde Sickingen tödtlich verwundet, die zerſchoſſene Feſte übergeben. In Franz' Fall wurde auch die fränkiſche Ritterſchaft verwickelt, welche ihn zu ihrem Hauptmanne erwählt und Theil an ſeinen großartigen Plänen hatte. Die Macht des unabhängigen Adels wurde in Deutſchland für immer gebrochen, gerade da er, begeiſtert von den Ideen religiöſer Freiheit, einen hohen Aufſchwung nehmen wollte. Hutten, ſeines Schützers beraubt, floh in die Schweiz und erlag ſeinem widrigen Geſchicke.

Auch die Städte traten in Oppoſition gegen das Reichsregiment, weil es im vorigen Jahre den Entwurf eines Grenzzolles ausgearbeitet, der auch vom Kaiſer die Beſtätigung erhalten hatte. Die Kaufmannſchaften glaubten ſich durch eine ſolche Einrichtung, welche in politiſcher Hinſicht unbeſtritten die größten Vortheile für Deutſchland gebracht hätte, in ihrem Erwerbe beeinträchtigt und widerſtrebten, durch mehrere Zurückſetzungen von Seiten des Reichsregiments gereizt, der Einführung. Sie ſchickten eine Geſandtſchaft zum Kaiſer nach Spanien, und es kam zwiſchen den Städten und dem Hofe eine Vereinigung gegen die bisherige Regierung zu Stande; man dachte daran und ſprach es aus, den Bruder des Kaiſers zum römiſchen Könige zu ernennen.

Hatte das Reichsregiment mächtige Widerſacher, ſo lebten ihm im Erzherzoge Ferdinand, den Kurfürſten von Sachſen, Mainz und Brandenburg tüchtige Stützen, allein ſie konnten gegen ſo verſchiedenartige Einflüſſe, wie ſie Geld- und Kaiſermacht ausübten, die Majorität bei den Berathungen auf dem Reichstage in Nürnberg 1524 nicht behaupten. Man löſte das Regiment zwar nicht auf, aber man beſchloß, die bisherige Beſetzung zu ändern. Das war freilich nicht viel beſſer. Es kam nun darauf an, ob die neuen Beiſitzer der kirchlichen Reform ebenſo gewogen ſein würden wie die frühern. Clemens VII., entſchloſſen, nichts von ſeiner päpſtlichen Autorität zu vergeben und ſeine weltliche Macht nach Möglichkeit zu vergrößern, ſchickte den Cardinal Campeggi an den Reichstag.

Dieſer bemerkte zu ſeinem Schrecken, wie weit der Geiſt der Neuerung vorgeſchritten ſei und wie man ſich von Seite der Lutheriſchen in Nürnberg ſelbſt nicht den geringſten Zwang anthue. Das Abendmahl in beiderlei Geſtalt wurde öffentlich von Vornehm und Gering gefeiert; die Schweſter des Kaiſers und des Erzherzogs ſelbſt, Iſabella, Königin von Dänemark, genoß es in dieſer Form auf dem Schloſſe in Nürnberg. Ferdinand mochten dieſe Erfahrungen den Schutz des Regimentes, von welchem die religiöſen Neuerungen begünſtigt worden waren, verleidet haben; er ließ es, zum Glück für den Katholicismus, vielleicht von Campeggi theilweiſe veranlaßt, fallen. Aber auf dem Reichstage machten die Vorſtellungen des Legaten nicht den geringſten Eindruck; ſeine Mahnungen um Ausführung des Wormſer Edictes erbitterten die Städte aufs Höchſte. Alles was er erlangte, war das Verſprechen der Stände, das Edict ſoviel als möglich auszuführen. Zugleich ward aber auch die Forderung eines allgemeinen Concils an den Papſt erneuert.

Noch war bei allen Streitigkeiten zwiſchen Altgläubigen und Lutheriſchen an keine eigentliche Spaltung in der Nation zu denken, vielmehr ſchien gerade durch die Ausbreitung der Lehre, ſofern ſie nur ohne verletzende Gewaltthätigkeiten vorſichging, eine nationale Conſolidirung befördert zu werden. Wenn ſich beide Parteien auf dem nächſten Reichstage in Speier verſtändigten, war viel gewonnen. Clemens VII. mußte natürlich Alles daran gelegen ſein, dieſe Vereinigung zu hintertreiben, welche der päpſtlichen Autorität die höchſte Gefahr drohte. Man brauchte vor allem Verbündete und dieſe fanden ſich in den Herzögen von Baiern, welche ſeit 1521 ihre Oppoſition aufgegeben und ſich dem Stuhle Petri genähert hatten. Mehrere Urſachen hatten das bewirkt, beſonders weitgehende Zugeſtändniſſe von Rom im Betreff der Verwaltung des geiſtlichen Vermögens und der Handhabung der Disciplin über die Prieſter und Mönche. Oeſterreich wurde durch die Bewilligung eines Drittheils aller geiſtlichen Einkünfte zur Führung des Türkenkrieges gewonnen, der Erzbiſchof von Salzburg durch das Zugeſtändniß vorher beſtrittener geiſtlicher Gerechtſame. Trotz dieſer neu gewonnenen Partei hatte der Legat in Nürnberg nicht durchdringen können; er beantragte daher eine Verſammlung in Regensburg, welche von der Volksſtimme nicht abhängig ſei. Sie fand Ende 1524 ſtatt; außer dem Erzherzog Ferdinand und den Baiernherzögen war ſie nur von hohen Geiſtlichen beſucht oder beſchickt. Zuerſt wurden die Geldbewilligungen ins Reine gebracht; die Bairiſchen verſprachen, den fünften, die Oeſterreichiſchen den vierten Pfennig ihrer Einnahme an die weltliche Herrſchaft zu zahlen. Was das Geiſtliche betraf, ſo wurden die Kirchenväter als Autorität in Glaubensſachen anerkannt; der Gottesdienſt ſollte nach der Väter Weiſe beibehalten werden; Luther's Bücher wurden verboten, den Unterthanen der verbündeten Fürſten der Beſuch der Wittenberger Univerſität bei ſchwerer Strafe unterſagt. Um den Forderungen der Zeit zu genügen, ſollten die Erpreſſungen des niedern Klerus aufgehoben, die Verhältniſſe der Pfarrer zu ihren Gemeinden durch eine geiſtlich-weltliche Commiſſion neugeordnet werden; bei Anſtellung von Geiſtlichen wurde die perſönliche Würdigkeit als maßgebend angenommen; die Geiſtlichen ſelbſt ſollten auf die Heiligkeit ihres Berufes achten.

Durch dieſe einſeitigen Beſchlüſſe der Regensburger Verſammlung, die ſo ganz den Wünſchen des Papſtes entſprachen, wurde eine Vereinigung beider Parteien und eine Oppoſition gegen den Papſt, die jedenfalls in Speier hervorgetreten ſein würde, vereitelt und die Spaltung veranlaßt, da die Regensburger Reformen dem nationalen Bedürfniſſe durchaus nicht genügten. Auch der Kaiſer ward gewonnen. Eben im Begriff, Franzen in ſeinem Königreiche ſelbſt anzugreifen, konnte er dem Papſt, der dieſes Unternehmen ohnehin nicht billigte, unmöglich durch Verweigerung ſeiner Bitte noch mehr erzürnen. In einem Ausſchreiben vom 27. Juli beſchwerte er ſich über Nichtachtung des Wormſer Edictes, beklagte ſich, daß man auf ein allgemeines Concil angetragen habe, ohne ihn zu befragen, nannte Luther's Lehre unmenſchlich und verglich ihn ſelbſt mit Mohamed; ſchließlich verbot er die Verſammlung.

So wurde das nationale Werk wiederum durch den Mangel einer deutſchen Politik des Kaiſers in ſeiner Ausführung vereitelt. Erſt war dies durch Verwerfung des vorher gebilligten Zollſyſtems geſchehen, mit welchem zugleich das erſtarkende Reichsregiment fiel, jetzt wieder durch das Zurückkommen auf das Wormſer Edict, das doch unausführbar war. Und doch that er nichts Ernſtliches, um die gegründeten Beſchwerden gegen Rom zu heben. Auch mit den Reichsfürſten perſönlich ſtand Karl ſchlecht. Das ſächſiſche Haus hatte er tief verletzt, indem er die Verbindung ſeiner jüngſten Schweſter Katharina mit dem Herzoge Johann Friedrich, dem Neffen des Kurfürſten, rückgängig machte; das Haus Brandenburg war durch den Sturz des Reichsregimentes unangenehm berührt; die rheiniſchen Kurfürſten dachten daran, weil der Kaiſer die Capitulation nicht erfüllt habe, eine andere Art Regierung herzuſtellen. Selbſt Herzog Wilhelm von Baiern trug ſich mit der Idee, ſelbſt noch die Krone zu gewinnen.

Da gerade im entſcheidenden Momente, wo die Idee von der Berechtigung und Nothwendigkeit einer einheitlichen Regierung allgemein durchgedrungen war, die Verwirklichung fehlſchlug, ſo verfolgten die einzelnen Landesregierungen ihre einmal angenommenen Grundſätze. Im Bairiſchen, Salzburgiſchen, in den öſterreichiſchen Landen begannen wüthende Verfolgungen gegen alle lutheriſcher Geſinnung Ueberwieſenen oder Verdächtigen, Prieſter wie Laien. Dagegen hielten die Städte nach dem Regensburger Convent einen großen Städtetag zu Speier ab und beſchloſſen, ihre Prieſter ſollten nichts als das Evangelium, die prophetiſche und apoſtoliſche Schrift predigen. Nach dem Verbote jener zu Nürnberg feſtgeſetzten Verſammlung in Speier verbanden ſie ſich am Ende des Jahres zu gegenſeitigem Beiſtande gegen Durchführung des Wormſer Edictes. Ihnen ſchloß ſich ein großer Theil der Ritter und Grafen an. Markgraf Caſimir von Brandenburg vereinigte ſich mit ſeinen Landſtänden, daß in ſeinem Gebiete nur das heilige Evangelium und Gottes Wort alten und neuen Teſtamentes nach rechtem, wahrem Verſtande lauter und rein gepredigt werden ſollte. Selbſt der Feind des Reichsregimentes, Philipp von Heſſen, dem man Abneigung gegen deſſen reformatoriſche Tendenzen zutrauen mußte, erließ am 18. Juli 1524 ein Mandat, worin er unter anderm befahl, das Evangelium rein und lauter zu predigen. Der verjagte Herzog Ulrich von Württemberg, Herzog Ernſt von Lüneburg, ſchon ſeit 1521 in Oppoſition zu Oeſterreich, der König Friedrich I. von Dänemark waren für Luther's Sache gewonnen. Auch ein hoher geiſtlicher Fürſt, der Ordensmeiſter Albrecht von Preußen, der nach dem Sturze des Reichsregimentes keine Hilfe vom Reiche gegen die Polen erwarten konnte, hörte, als er auf der Rückkehr vom Nürnberger Reichstag Luther ſprach, deſſen Rath, ſich zu vermählen und Preußen in ein erbliches Fürſtenthum zu verwandeln, keineswegs ungnädig an. Noch entſprach das Verwerſen des Alten hier nicht dem gewaltſamen Feſthalten deſſelben auf der andern Seite; noch war das Benehmen der Anhänger Luther's in vollkommenem Einklang mit dem Geſetze, aber die Spaltung mit ihren unmittelbaren und zukünftigen Folgen war vorhanden.

Neuntes Kapitel.

Bauernkrieg und Fürſtenverbindungen.

Bewegungen unter dem Landvolke. — Bauernkrieg in Oberdeutſchland. — Die zwölf Artikel. — Münzer in Mühlhauſen. — Luther's Stellung zu den Bauern. — Tod Friedrich's des Weiſen — Niederlage der Bauern bei Frankenhauſen. — Verſammlung katholiſcher Fürſten in Deſſau. — Verbindung Philipp's von Heſſen und Johann's von Sachſen in Torgau. — Vorſtellung der katholiſchen Fürſten an den Kaiſer.

Die erſteren zeigten ſich denn auch bald. Seit der Aufhebung des Reichsregimentes, für welches kein giltiger Erſatz gegeben wurde, war die feſte Ordnung in Deutſchland erſchüttert. Luther hatte im Jahre 1522 die wilden Ausbrüche des Fanatismus blos durch die moraliſche Gewalt niederzuhalten vermocht, welche ihm aus der Begünſtigung ſeiner Lehre durch das Regiment erwuchs; jetzt war er ohnmächtig und die niedergehaltene Flamme ſchlug aufs neue empor, beſonders in Kurſachſen. Karlſtadt, Münzer und andere Geiſtliche ſprachen Lehren aus, welche den Umſturz des beſtehenden ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtandes in Ausſicht ſtellten. Die Verweiſung der Beiden trug nur dazu bei, dieſe Doctrinen noch weiter zu verbreiten, welche bei der Unzulänglichkeit der beſtehenden Verhältniſſe um ſo größern Anklang finden mußten. Es iſt ſchon oben von der Gährung unter den Bauern die Rede geweſen und von den Verſuchen in Württemberg und andern Gegenden, ihre Lage zu beſſern. Ein ſtarkes religiöſes Element war bei dieſen Aufſtänden immer vorherrſchend, ſchon vor Luther's Auftreten. Deſſen Lehre mußte daſſelbe bedeutend ſtärken. Auf dem Schwarzwalde, dem frühern Schauplatze der Bewegungen, regte es ſich im Sommer 1524 zuerſt wieder. Die Nähe der Schweiz, die Strenge der öſterreichiſchen Regierung, die Anweſenheit Thomas Münzer's, eines thüringiſchen Pfarrers, der ſchon weit über die Wittenberger hinaus gegangen und, vor Kurzem aus Thüringen vertrieben, über Nürnberg in den Klettgau heraufgezogen war, trugen weſentlich dazu bei. Indeſſen wurden die Bauern genöthigt, im Herbſte die Waffen niederzulegen. Aber gleich im Januar 1525 zwang das Landvolk des Abtes von Kempten, welches ſchon dreißig Jahre früher aufgeſtanden war, dieſen zu einem höchſt nachtheiligen Vergleiche. Dieſer erſte Sieg war eine große Aufmunterung für andere. Im Februar empörten ſich die Allgauer gegen den Biſchof von Augsburg; die Bauernſchaften am Bodenſee ſchloſſen ſich ihnen an. Anfangs März zog ſich ein dritter Haufe an der Iller zuſammen, ungeſtört vom ſchwäbiſchen Bunde, der einen Einfall des Herzogs Ulrich von Württemberg abzuwehren hatte. Erſt nachdem dieſer von ſeinen ſchweizer Bundesgenoſſen im Stiche gelaſſen war, konnte ſich der Bundeshauptmann Georg von Truchſeß gegen die Bauern wenden; allein er vermochte ihnen nichts anzuhaben, die durch immer neue Haufen verſtärkt wurden. Jeder Bauer wußte, wofür er zu den Waffen griff; denn allenthalben wurden die zwölf Artikel verleſen, welche beſtimmte und meiſtens billige Forderungen enthielten. Man wollte Freiheit der Jagd, des Fiſchfanges, der Holzung, Abſtellung des Wildſchadens. Ferner ward die Abſchaffung neu aufgelegter Laſten, die aus dem Umſichgreifen der Herrſchaften erwuchſen, gefordert; endlich wollten die Bauern nicht mehr Leibeigene ſein, weil auch ſie von Chriſtus erlöſt ſeien; ſie verweigerten den kleinen Zehent und beanſpruchten, ſich ihre Prediger ſelbſt zu wählen.

Durch die zwölf Artikel aufgeregt, hatten ſich auch die fränkiſchen Bauern Ende März im Odenwalde und an andern Punkten erhoben und Hauptleute gewählt; in Rothenburg an der Tauber ſchloß ſich ihnen, nachdem der Rath geſtürzt war, die Gemeinde an. Die kleinen fränkiſchen Herrn vermochten den zwei gewaltigen Haufen, die ins Feld rückten, nicht zu widerſtehen und unterſchrieben die vorgelegten Bedingungen. Wer Widerſtand wagte, war verloren; das ſchreckliche Schickſal des Grafen von Helfenſtein in Weinsberg machte einen tiefen Eindruck; alle Edelleute vom Odenwalde bis an die ſchwäbiſche Grenze beugten ſich vor den Bauern; die Grafen von Hohenlohe lieferten ihnen ſogar ihre Geſchütze aus. Die Haufen fühlten ſich jetzt ſtark genug, um Würzburg anzugreifen; den Odenwälder führte Götz von Berlichingen, den Rothenburger Ritter Florian Geier von einer andern Seite herbei. Die Bürger von Würzburg empfingen ſie freudig und verſchworen ſich mit ihnen, den Frauenberg, das letzte Bollwerk der Ritterſchaft und des Fürſtenthums in Franken, zu brechen. In dieſer Zeit, Anfangs Mai 1525, waren in ganz Oberdeutſchland die Bauern Herren. Der Biſchof von Speier, der Kurfürſt von der Pfalz hatten die zwölf Artikel, die in den verſchiedenen Landſchaften nach den örtlichen Bedürfniſſen einige Veränderungen zeigten, genehmigt; Zabern im Elſaß, die Reſidenz des Biſchofs, war in ihren Händen; der Markgraf von Baden, der ſich nicht hatte fügen wollen, war verjagt. Selbſt Truchſeß an der Spitze ſchwäbiſcher Bundestruppen mußte mit den Bauern tagen; faſt ganz Württemberg gehörte der chriſtlichen Brüderſchaft an. Der Biſchof von Bamberg, der Statthalter des Erzbiſchofs von Mainz in Aſchaffenburg, der Abt von Hersfeld, der Coadjutor von Fulda hatten geiſtliche und weltliche Forderungen ihrer Bauern erfüllt; der Graf von Henneberg trat in den Bund ein. Die Rheingauer drangen auf Herſtellung ihrer alten Verfaſſung und auf eine Zuziehung der geiſtlichen und weltlichen Herren zu den Gemeindelaſten. Die kleinern und mittlern Städte in Franken und Schwaben waren faſt ſämmtlich in den Bund eingetreten; aber auch in den größern Städten fand die Sache der Bauern Anklang und Nachahmung. Mainz forderte ſeine reichsſtändiſchen Privilegien zurück; der Rath in Trier beſteuerte die Geiſtlichen und begehrte Antheil an dem Einkommen der Domkirche; der Rath in Frankfurt mußte die von der Bürgerſchaft vorgelegten Artikel annehmen. Straßburg, Ulm und Nürnberg ſtanden in Verdacht, mindeſtens Sympathieen für die Sache des gemeinen Mannes zu verrathen.

Bald tauchten unter den Bauern Ideen auf, welche bewieſen, daß ſie nicht nur ihre eigene Lage verbeſſern wollten; man dachte daran, das ganze Reich zu reformiren. Was den Fürſten in ſo vielen Jahren und nach ſo mannichfachen Verſuchen nicht gelang, woran Sickingen und ſeine

Knechte ihr Werk, ließen den geiſtlichen Mann an Händen und Füßen gebunden liegen und gingen mit Sir Walter davon.

Die Mitternachtsſtunde ſchlug auf den Thürmen der Stadt. Sir Hugh Spencer ſtand gepanzert und bewehrt in der Mitte ſeiner Ritter. Das ganze Heer war auf den Beinen, die Waffen in der Hand, und erwartete ungeduldig das Zeichen zum ſtillen und geheimen Aufbruch nach der Stadt. Ahnungsſchaurige Finſterniß lag über Berg und Thal, über Stadt und Lager, und kein troſtblickender Stern konnte durch die düſtre Wolkenhülle dringen, die den Himmel überzogen hatte.

„Ritter und Barone!“ ſagte Spencer, „es gilt dieſe Nacht, gottverfluchte Rebellen zu beſtrafen, die ſich freventlich gegen ihren, ihnen von Gott gegebenen König aufgelehnt haben; es gilt ferner, meinen Vater zu rächen und ſeinen blutigen, Rache begehrenden Schatten zu ſühnen. Der Sieg iſt uns gewiß; Hereford's Bürger ſchlafen, auf den Waffenſtillſtand vertrauend, und eine ſtarke Partei in der ritterlichen Genoſſen ſcheiterten: das wollten jetzt die Bauern nach ihrer Weiſe durchführen. Es ſollte blos eine Herrſchaft ſein, mit dem Kaiſer an der Spitze, die geiſtlichen Güter ſollten ſäculariſirt und von ihnen die weltlichen Fürſten entſchädigt werden; man wollte die Gerichte umgeſtalten und durch Zuziehung von Beiſitzern aus allen Ständen populär machen, weil der Bauer nichts mehr haßte, als das römiſche Gerichtsverfahren. Die Geiſtlichen ſollten nichts ſein, als Seelſorger ihrer Gemeinden. Fürſten und Ritter ſich der Schwachen nicht überheben, ſondern ihnen brüderlich beiſtehen. Eine Münze, gleiches Maß und Gewicht ſolle überall gelten. Zur Durchführung dieſer Pläne war ein Regierungsausſchuß in Heilbronn niedergeſetzt; ein ſtändiger Haufen Bewaffneter ſolle zu ſeiner Verfügung ſein, die großen Maſſen vor der Hand zu ihren Verrichtungen nach Hauſe entlaſſen werden.

Es ſchien in der That, als ſolle das Reich ganz umgewandelt werden, denn die Bewegung breitete ſich immer weiter aus. Heſſen und die ſächſiſchen Lande, Baiern, Theile von Weſtphalen, die öſterreichiſchen Vorlande, Tyrol wurden ergriffen. In Thüringen nahm der Aufſtand nach Münzer's Rückkehr einen von andern Landſchaften verſchiedenen Charakter an, das religiöſe und politiſche Element floß hier mehr zuſammen. Münzer hatte in Mühlhauſen Aufnahme gefunden, wo der geringere Bürger mit Beiſtand des Landvolks den Rath ſtürzte und ein neues Regiment errichtete. Durch ſeine kühnen, in geheimnißvolle Worte gekleideten Ausſprüche und Predigten gelangte er zu hohem Anſehen und ſelbſt in den Rath. In dieſer Stellung leitete er die Unternehmungen der Bauern auf dem Eichsfelde und in Thüringen; der offen ausgeſprochene Grundſatz des Propheten, der Feind müſſe vertilgt werden, wurde ſchonungslos in Anwendung gebracht; zerſtörte Abteien und Burgen ſchienen zu beweiſen, daß eine neue Zeit nahe und die Gleichſtellung der Menſchen mit ſich führe.

Luther, in ſeiner Anſicht, daß Geiſtliches und Weltliches zu trennen ſei, daß das Evangelium zwar die Seele frei mache, aber nicht Leib und Gut, wandte ſich von der Volksbewegung ab. Anfangs hatte er vermitteln wollen, hatte den Fürſten und Herren ihre unmenſchliche Härte gegen die Bauern, dieſen das Sündhafte ihrer Selbſtwehr vorgeworfen; als dieſes nichts half, ſchlug er ſich ganz auf die obrigkeitliche Seite. Hundertmal, ſagte er, ſolle ein frommer Chriſt den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige: die Obrigkeit ſolle kein Erbarmen haben; die Zeit des Zornes und des Schwertes ſei gekommen; ſie ſolle drein ſchlagen, weil ſie eine Ader regen könne; das ſei die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in dieſem Dienſte umkomme, der ſei ein Märtyrer Chriſti.

Sein ehrenwerther Freund Melanchthon ſtand ihm in dieſen Beſtrebungen bei. Es war für die ganze Reformation entſcheidend, daß Luther ängſtlich jede Einmiſchung in Weltliches mied, wie ſchon vorher in Sickingen's Handel, und an der Ueberzeugung feſthielt, Evangelium und Wahrheit bedürften der Gewalt nicht zu ihrer Verbreitung und Erhaltung, in geiſtlichen Dingen ſei das Schwert unzuläſſig. Die Fürſten und Herren ſchöpften friſchen Muth, als ſie den hochangeſehenen Mann ſo entſchieden ihre Partei ergreifen ſahen. Der Landgraf von Heſſen, welcher ſchon Sickingen mit zu Falle gebracht, ſpielte auch bei Unterdrückung dieſer zweiten Bewegung eine Hauptrolle. Nachdem er mit Hilfe ſeiner getreuen Ritterſchaft die eigenen Grenzen geſchützt hatte, erſtickte er den Aufſtand im Fuldaiſchen und Hersfeldiſchen, und zog dann ſeinen Vettern, den Herzögen von Sachſen, zu Hilfe. Gerade in dieſen Tagen war zu Lochau am 5. Mai 1525 Kurfürſt Friedrich der Weiſe, der Feind jeder Unterdrückung, der freudige Anerkenner der Menſchenrechte, ſanft verſchieden und ſein Bruder Johann hatte die Regierung angetreten. Dieſer hatte nichts von ſeines Vorgängers mildem Weſen: den aufrühreriſchen Bauern war der Untergang beſtimmt. Verſtärkt durch den Zuzug der Herzöge Georg und Heinrich und des Landgrafen griff er Münzern an, der an der Höhe über Frankenhauſen ſeine Schaaren aufgeſtellt hatte. Aber ſchon war die moraliſche Kraft aus dieſen gewichen; Zweifel und Furcht hatten ſich der Gemüther bemeiſtert; zugeſagte Hilfe war ausgeblieben und Münzer ſelbſt war kein Feldherr. Seine Hindeutungen auf ein Wunder konnten nicht den Mangel guter Anordnungen erſetzen. Die Niederlage der Bauern war furchtbar; faſt ohne Vertheidigung wurden ſie niedergemetzelt. Mühlhauſen und die anderen Städte ergaben ſich; Münzer wurde hingerichtet. Aehnlich verlief die

Sache im Elſaß; in Württemberg wüthete Truchſeß von Waldburg, der nach ſeiner Vereinigung mit den Kurfürſten von Trier und Pfalz das Bundesheer nach Franken führte. Der Frauenberg bei Würzburg hatte einen Sturm ſeiner Belagerer abgehalten, die nach vergeblichen Verſuchen, zu unterhandeln, in einzelnen Haufen von dem verbündeten Heere geſchlachtet wurden. Würzburg mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Auch am Mittel- und Oberrhein erlag die Sache der Bauern. Es war dies der dritte Verſuch, das Reich zu reformiren. Aber das Landvolk und die Städte waren ebenſo unglücklich, wie Fürſten und Ritter. Erlangten doch die Bauern nur in wenigen Landſchaften eine Erleichterung ihrer ſocialen Lage, wie in der Grafſchaft Sulz, im Breisgau, in Oeſterreich, Tyrol und Salzburg; ſonſt überall wurde ihnen das alte ſchwere Joch aufgebürdet, unter welchem dieſer Stand ſolange erlegen und verkümmert iſt. Die Bewegung des gemeinen Mannes hatten lutheriſche und altgläubige Fürſten gemeinſam bekämpft, als eine gemeinſame Gefahr der localen Landeshoheiten, aber ſchon bei der Verfolgung und Beſtrafung des Aufruhrs trat die weitgehende Spaltung wieder zu Tage. In den fränkiſchen Bisthümern und in Schwaben benutzte man die gute Gelegenheit, mit den Rebellen auch zugleich die Anhänger der neuen Lehre zu vertilgen, welche öfters an dem Aufſtande gar nicht betheiligt waren. Man hatte die Anſicht, das ganze Uebel habe ſeine Wurzel in Wittenberg, und das ſicherſte Mittel gegen Rückfälle ſei gewaltſame Wiederherſtellung des alten Glaubens. Auch in Mitteldeutſchland hatte dieſe Anſicht Vertreter, namentlich den Herzog Georg von Sachſen, der ſich eifrig bemühte, ſeinen Schwiegerſohn, Philipp von Heſſen, und ſeinen Vetter, den Kurfürſten Johann, zu derſelben zu bekehren; ferner die Kurfürſten von Mainz und Brandenburg und den Herzog Heinrich von Braunſchweig, welche mit Georg in Deſſau entſprechende Verabredungen trafen. Letzterer trat bald ſehr ſcharf in ſeinem Lande gegen die Reformation auf; in Leipzig ließ er zwei Bürger wegen des Verbrechens, lutheriſche Bücher zu beſitzen, hinrichten. Allein trotz dieſen gefährlichen Ausſichten war die Reformation nicht ohne ſtarke Stützen. So eifrig auch Landgraf Philipp das Ueberſchreiten derſelben auf weltlichen Boden bekämpfte, ſo entſchieden hing er der Doctrin an. Kurfürſt Johann von Sachſen verfolgte die Bahn ſeines Vorgängers mit einem Eifer und einer Beharrlichkeit, welche ihm den Beinamen des Standhaften einbrachten. Glieder des ſchwäbiſchen Bundes, der die Reformation zugleich mit dem Aufſtande zu unterdrücken ſuchte, wie Augsburg und Nürnberg, gaben ſich eine evangeliſche Organiſation; ſelbſt in dem ganz unterdrückten Württemberg mußte der Neigung des Volks nach dem reinen Evangelium nachgegeben werden. In Sachſen, Heſſen und Brandenburg fing man an, ſich der biſchöflichen Jurisdiction zu entziehen. Eine ähnliche Tendenz: den Biſchöfen die weltliche Gerichtsbarkeit abzunehmen, verfolgte Erzherzog Ferdinand; er ſäculariſirte das Stift Brixen und ſchlug es zu ſeinen Landen, ja der Erzbiſchof von Salzburg ſchwebte einige Zeit in größter Gefahr, ſeine weltliche Herrſchaft einzubüßen. Ueberhaupt gewann die Anſicht immer mehr Raum, eine allgemeine Säculariſation der geiſtlichen Güter vorzunehmen, und zwar von Kaiſer und Reich aus; dieſelbe fand ihren Ausdruck in einem Entwurfe, der in dieſem Jahre entſtand und auf mehreren Reichstagen zur Beſprechung kam. Eine ſtarke Oppoſition von Seiten des noch kräftigen geiſtlichen Fürſtenthums erhob ſich dagegen, welche ſich, unterſtützt vom ſchwäbiſchen Bunde und Herzog Georg von Sachſen, zum Widerſtande gegen dieſe Neuerungen und zur Wiedererlangung des ſchon Verlorenen auf dem nächſten Reichstage rüſtete. Das führte denn die beiden Fürſten, welche auf Neuerungen am meiſten bedacht geweſen waren, den Landgrafen von Heſſen und den Kurfürſten von Sachſen, näher zuſammen; zu Torgau Anfangs October 1525 und bald darauf auf dem Jagdſchloſſe Friedenwald am Sullinger Walde, wo der Landgraf und der Kurprinz Johann Friedrich perſönlich zuſammen kamen, einigte man ſich, auf dem nächſten Reichstage gemeinſchaftlich für das Evangelium einzuſtehen, und ſoviel als möglich Meinungsgenoſſen zu gewinnen. Der zu Anfang December nach Augsburg einberufene Reichstag konnte indeſſen wegen Unvollzähligkeit der Stände nicht abgehalten werden; die nächſte Verſammlung ward für den erſten Mai des folgenden Jahres nach Speier angeſagt; der Reichstagsabſchied war für die Lutheriſchen noch ebenſo günſtig, wie diejenigen von 1523 und 1524. Während Sachſen und Heſſen, die in Augsburg außer den Nürnberger Abgeordneten keine Theilnehmer hatten finden können, ihre Sache noch entſchiedener anzugreifen beſchloſſen, vereinigten ſich der Kurfürſt zu Mainz, Herzog Georg von Sachſen, Herzog Heinrich von Braunſchweig und darauf auch der Biſchof von Straßburg zu einer Vorſtellung an den Kaiſer, in welcher ſie erklärten: bei dem beſtändigen Umſichgreifen „der verdammten lutheriſchen Lehre" ſei nichts als eine Wiederholung des Aufruhrs, ein Umſturz alles Beſtehenden zu erwarten; ſie ſelbſt hätten immer Anfechtungen zur Annahme derſelben zu erleiden, und da dieſe vergeblich ſeien, ſcheine man ſie durch Aufwiegelung ihrer Unterthanen dazu nöthigen zu wollen; ſie bäten deshalb um die Unterſtützung des Kaiſers. Heinrich von Braunſchweig reiſte von der Verſammlung zu Augsburg nach Spanien, um die Vorſtellung perſönlich zu überbringen. Er, wie ſeine Gleichgeſinnten, hatten die beſten Hoffnungen; hatte doch der Kaiſer im Mai des Jahres Abſtellung alles Deſſen verſprochen, von dem ſich eine Störung des heiligen Glaubens beſorgen laſſe.

Zehntes Kapitel.

Der dritte franzöſiſche Feldzug.

Bourbon's Einfall in die Provence. — Franz in Italien. — Schlacht bei Pavia. — Gefangennahme Franz'. — Entfremdung zwiſchen Heinrich VIII, Clemens VII und Karl. — Verbindung italieniſcher Mächte zu Franz' Befreiung. — Vertrag von Madrid. — Verbindung zu Cognac gegen Karl. — Erweiterung des Torgauer Fürſtenbundes. — Reichstag in Speier. — Günſtiger Abſchied für die Evangeliſchen.

Nachdem die Franzoſen durch das Thal von Aoſta zurückgeſchlagen worden waren, erwachte in den Siegern ſogleich der Gedanke, den Feind in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen. Bourbon drang im Juli 1524 an der Spitze des kaiſerlichen Heeres von 5000 Deutſchen, 3000 Spaniern und einer Anzahl Italiener ungehindert vor, nachdem er den Titel eines Grafen von Provence angenommen und Heinrich VIII. den Lehnseid geſchworen, beſetzte Toulon und andere Städte dieſer Provinz und ließ ſich huldigen. Am 19. Auguſt langte er vor Marſeille an und begann die Belagerung. Indeſſen kam es nicht zum Sturme, da Franz ein tüchtiges

Heer bei Avignon zuſammengezogen hatte, und die Anſicht im Kriegsrath der Kaiſerlichen überwog, er beabſichtige, Marſeille preiszugeben, und nach Italien zu ziehen. Zufolge deſſen ward am 28. September die Belagerung aufgehoben. In der That war der König auch nicht davon abzubringen, mit ſeinem Heere die Wiedereroberung der italieniſchen Beſitzungen zu verſuchen. Er ſchlug den Weg über die Oberalpen ein, und Franzoſen und Kaiſerliche überſchritten den Teſſino zu gleicher Zeit. Letztere konnten freilich nicht wagen, ſich im offenen Felde dem Feinde gegenüberzuſtellen, man begnügte ſich, die Citadellen von Mailand, Pavia, Lodi und Cremona zu beſetzen. Der König wandte ſich zuerſt gegen Pavia, in der Hoffnung, wie man ſagt, die Deutſchen zum Abfalle zu bewegen; ſie betrog ihn freilich. Er verſuchte vergeblich, den Teſſino abzuleiten und mußte ſich im Januar 1525 begnügen, die Stadt eng einzuſchließen, um ſie auszuhungern. Ein großer Fehler war, daß er 6000 Mann unter dem Herzog von Albanien zur Eroberung Neapels marſchiren ließ. Indeſſen führte Bourbon aus Deutſchland achtzehn Fähnlein Landsknechte und eine Abtheilung Reiterei unter dem Grafen Salm herbei; der Vicekönig von Neapel überſandte eine Summe an den wackern Feldhauptmann Georg Frundsberg, deſſen Sohn in Pavia mit eingeſchloſſen war. Auch dieſer ſtellte elf Fähnlein ins Feld. Beide Haufen vereinigten ſich mit dem italieniſchen Heere bei Lodi. Am 4. Februar langte dieſe Truppenmacht vor Pavia an und ſuchte den König aus ſeinem feſten Lager hervorzulocken. Da dies nicht gelang, entſchloſſen ſich die kaiſerlichen Officiere zum Angriff, weil es gänzlich an Geld fehlte, die Soldaten auf die Dauer zu bezahlen, und an Lebensmitteln, um ſie zu ernähren. Im franzöſiſchen Lager dagegen herrſchte das größte Wohlleben. Am 24. Februar begann der Kampf mit dem Verſuche, die Franzoſen in ihrem Lager zu überfallen, er misglückte; die kaiſerlichen Truppen wurden geworfen, und Franz glaubte ſchon Sieger zu ſein. Die Franzoſen rückten unter beſtändigem Feuer ihrer Geſchütze vor. Frundsberg mit anderen Hauptleuten bildete den linken Flügel des kaiſerlichen Heeres, Pescara, der jene zurückgeworfenen Truppen an ſich gezogen, mit Spaniern und Deutſchen den rechten. Bei ihm hielt auch die durch 1500 Hakenſchützen verſtärkte Reiterei, welche bei dem erſten Verſuche etwas in Unordnung gekommen war. Auf dem rechten Flügel begann das Treffen; König Franz an der Spitze ſeiner

Hommes d'armes ſchlug ſich mit der kaiſerlichen Reiterei; im Centrum griff Alençon mit Reiterei und achtundzwanzig Fähnlein Schweizer Pescara's deutſche und ſpaniſche Haufen an; gegen den linken Flügel der Deutſchen, Frundsperg und ſeine Genoſſen, ſtürmten die ſchwarzen Fähnlein der Deutſchen aus Geldern und Lothringen, die dem Könige von Frankreich dienten. Der wüthende Haß der kaiſerlichen und franzöſiſchen Deutſchen führte hier die Entſcheidung herbei. Die Letzteren wurden faſt bis auf den letzten Mann niedergehauen; ihr vortreffliches Geſchütz fiel den Kaiſerlichen in die Hände. Im Centrum gaben die Hakenſchützen, vor deren Schüſſen der beſte Panzer nicht ſchützte, und ein Angriff Pescara's auf die Schweizer, den Ausſchlag; die Niederlage der ſchwarzen Fähnlein, das ſiegreiche Vordringen der kaiſerlichen Reiterei, ein Angriff der Beſatzung von Pavia im Rücken des Feindes, trieben die Franzoſen und Schweizer unwiderſtehlich zur Flucht. König Franz, der muthig auf dem rechten Flügel kämpfte, wurde in dieſelbe hineingezogen und, da er nur langſam zurückwich, von den verfolgenden Deutſchen eingeholt und gefangen genommen. Im Zeitraume von zwei Stunden ward eines der beſten franzöſiſchen Heere beſonders durch deutſche Tapferkeit vernichtet; ganz Italien lag zu den Füßen des Siegers, der ſogar ſeinen Gegner perſönlich in die Gewalt bekommen hatte.

Alle Blicke richteten ſich auf Karl V., der ruhig in Caſtilien lebte, kaum von einer Krankheit geneſen, während ſeine Feldherren ihm einen ſolchen Sieg erfochten. Er empfing die Nachricht, als er ſich in einem Zimmer des Schloſſes zu Madrid mit ſeiner Umgebung eben von der gefährlichen Lage ſeines Heeres in Italien unterhielt. Er war wie betäubt und konnte einige Augenblicke nicht ſprechen, darauf wiederholte er: Der König gefangen und in meiner Gewalt, die Schlacht für mich gewonnen! ging in ein Nebenzimmer, wo ſein Bett ſtand und warf ſich im Gebete vor einem Marienbilde nieder. Er ließ Proceſſionen veranſtalten und Gott bitten, ihm im Kampfe gegen die Ungläubigen gleiche Gnade zu verleihen.

Die erſte Sorge war, den Glücksfall zu benutzen, um die ſchon zweimal mislungene Eroberung von Frankreich durchzuſetzen, worauf Heinrich's VIII. durch eine zu Folge der Schlacht von Pavia abgeordnete Geſandtſchaft drang. Derſelbe hatte nichts Geringeres im Sinn, als ſich ſelbſt in den Beſitz von Frankreich zu ſetzen, mit Zurückgabe der Theile an den Kaiſer, welche früher von Burgund oder dem Reiche abgeriſſen ſeien. Allein Karl ging auf dieſen verwegenen Plan nicht ein, ſchon weil dieſer Siegesantheil mit der von England geleiſteten Beihilfe in keinem Verhältniſſe ſtand, und die geheimen Verhandlungen Wolſey's mit Frankreich in Madrid nicht unbekannt geblieben waren. Wie gefährlich wäre auch eine Vereinigung Englands und Frankreichs Karl's Plane geweſen, Oeſterreichs Uebergewicht auf immer feſtzuſtellen! Dies hoffte er ſicherer zu erreichen, wenn er Franz vermochte, ſeine italieniſchen Anſprüche fallen zu laſſen, Burgund ſeinem Hauſe zurückzugeben und die Anſprüche des Reiches auf Provence und Dauphiné anzuerkennen. Die erſtere ſollte Bourbon erhalten. Heinrich empfand die Verwerfung ſeines Antrags übel und entfernte ſich mehr und mehr vom Kaiſer. In Rom nahm man die Siegesbotſchaft mehr mit Schrecken als Freude auf. Ueberhaupt waren ſeit einiger Zeit Mishelligkeiten ernſter Art zwiſchen Clemens VII. und dem Kaiſer ausgebrochen. Als im Jahre 1524 die Franzoſen aus Italien vertrieben waren, forderte der Papſt Beiſtand wider den Herzog von Ferrara, der ihm nach dem Vertrage zwiſchen Leo X. und Karl zugeſichert war. Allein die Kaiſerlichen, im Begriff, in Frankreich einzufallen, gingen nicht darauf ein, um keinen Feind im Rücken zu haben. Nach dem mislungenen Verſuche auf Marſeille knüpfte er Unterhandlungen mit König Franz an. In Folge des Sieges von Pavia ſah er ſich freilich genöthigt, dem Kaiſer eine beträchtliche Summe zu zahlen und den Bundesvertrag zu erneuern; allein die Neigung zum Abfalle war da, die noch durch die Beſorgniſſe vor einer Uebermacht des Kaiſers verſtärkt wurde. Seit Anfang März betrieb er eine Ausſöhnung zwiſchen Frankreich und England, welche ihm bei der Stimmung der Betheiligten bald gelingen mußte. Aber Clemens war auch ein Träger der italieniſchen Unabhängigkeitsidee; er hatte mit der Schweiz über Truppenſtellung verhandelt, den Herzog von Mailand und die Venetianer gewonnen: Frankreich wurde ein ſtattliches Heer zur Befreiung Franz' verſprochen, ſobald es ſeine mailändiſchen Anſprüche zu Gunſten Sforza's, ſeine neapolitaniſchen zu Gunſten des Papſtes aufgebe. Eine Uneinigkeit zwiſchen den kaiſerlichen Feldherren Lannoy und Peſcara ſchien dieſe Entwürfe zu begünſtigen. Die Verbündeten verſuchten den Letzteren durch das Verſprechen der neapolitaniſchen Krone zum Abfalle zu verlocken. Allein Pescara unterrichtete den Kaiſer von dem ihm gemachten Antrage und ergriff, von dieſem bevollmächtigt, energiſche Maßregeln. Der Herzog von Mailand mußte ſeine feſten Plätze den kaiſerlichen Truppen übergeben und ward in einen Proceß wegen Felonie verwickelt. Trotzdem war das italieniſche Bündniß noch nicht als geſcheitert anzuſehen. Die kaiſerlichen Truppen, die in Italien auf Koſten der Bewohner lebten, wurden immer mehr verhaßt; Pescara ſtarb, und was das Wichtigſte war: die Verhandlungen des Kaiſers mit ſeinem Gefangenen, der inzwiſchen nach Spanien geführt worden war, nahmen einen Gang, welcher die allgemeine Theilnahme und Mitwirkung in der Streitſache erwarten ließ. Statt ſich mit einer Reſignation Franz' auf ſeine italieniſchen Anſprüche zu begnügen, beſtand Karl hartnäckig auf der Herausgabe von Burgund; Franz konnte und wollte nicht in eine Zerſtückelung ſeines Reiches willigen. Bewies der Kaiſer nicht die geringſte Mäßigung und Großmuth, deren ſeine Natur nicht fähig war, ſo zeigte ſich Franz als würdiger Nachfolger Ludwig's **XI.** Der Gefangenſchaft überdrüſſig, unterzeichnete er am 14. Januar 1526 die vom Kaiſer geſtellten Bedingungen, zufolge deren er alle ſeine italieniſchen Anſprüche, die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois, ſeine Verbindungen mit den Gegnern des Kaiſers aufzugeben verſprach und ſich mit der Schweſter des Kaiſers, Eleonore, Witwe des Königs Emanuel von Portugal, verlobte. Er beſchwor den Vertrag mit einem heiligen Eide, nachdem er einige Augenblicke zuvor in ſeinem Zimmer eine Proteſtation unterzeichnet, in welcher er den einzugehenden Vertrag für null und nichtig erklärte. Nach Abſchluß deſſelben herrſchte zwiſchen den beiden Monarchen große Vertraulichkeit; aber ſchon zeigten ſich deutliche Merkmale des Sturmes, welcher dieſem trügeriſchen Sonnenſchein folgen ſollte. Franz wurde frei und ſtellte ſeine Söhne, den Dauphin und den nachmaligen König Heinrich **II.**, als Geiſeln. Der Papſt ſprach Franz ſogleich von ſeinem Eide los und lud ihn zur Theilnahme an der italieniſchen Verbindung ein. Der König ging nicht ſogleich darauf ein; vielmehr bot er dem Kaiſer nochmals eine Entſchädigungsſumme für Burgund, nachdem ihm die Stände dieſes Landes das Recht beſtritten hatten, daſſelbe von der Krone Frankreich abzutrennen. Karl, aufs Höchſte erbittert, forderte ihn auf, in die Gefangenſchaft zurückzukehren, wenn er die Friedensbedingungen nicht erfüllen könne; aber die Zeiten Friedrich's des Schönen und Ludwig's des Baiern waren vorüber. Franz ſchloß lieber den Bund mit den Italienern zu Cognac ab, 22. Mai 1526. Man wollte den Kaiſer nöthigen, die franzöſiſchen Prinzen gegen ein Löſegeld freizulaſſen, Mailand an Franz Sforza zurückzugeben und ſeinen Zug zur Kaiſerkrönung mit nur ſoviel Truppen anzutreten, als Papſt und Venedig geſtatten würden. Auch Heinrich VIII. begünſtigte die Ligue, wenn er auch nicht in dieſelbe eintrat.

Dies waren die Folgen der Schlacht von Pavia, hervorgerufen durch die Beſorgniß vor dem wachſenden Glücke des Kaiſers. Dieſer ſtellte dem Papſte noch einmal die billigſten Bedingungen, aber vergebens. Waffengewalt ſollte aufs Neue entſcheiden, wer die höchſte Gewalt innehabe. Noch ſtanden Karl bisher unbenutzte Kräfte zu Gebote, welche zu gebrauchen er nunmehr keinen Anſtand nahm.

Wie oben gezeigt wurde, hatten hauptſächlich die Vortheile einer Verbindung mit dem Papſte Karl's katholiſche Stellung beſtimmt und noch im Frühjahre 1526, wo er durch den Madrider Frieden die franzöſiſchen Streitigkeiten für immer beſeitigt hoffte, ſchien er ſie beibehalten zu wollen; waren doch in dem Vertrage ſelbſt mit Franz gemeinſame Unternehmungen gegen die Türken und Ketzer im Schoße der heiligen Kirche verabredet. Heinrich von Braunſchweig, der eben zur Vermählung Karl's mit Iſabella von Portugal nach Spanien kam, erhielt, da man noch an die Verwirklichung jener Friedensbedingungen glaubte, den günſtigſten Beſcheid. In einem Erlaſſe vom 23. März 1526 ermahnt er einige Fürſten und Herren im Reich, beim alten Glauben zu verharren und auch ihre Nachbarn zu Gleichem zu vermögen, und zeigt an, daß er in Kurzem nach Rom gehen werde, um dann die Ketzerei gründlich auszurotten; er ſtellt ſich ganz auf den Standpunkt jenes anti-evangeliſchen Bündniſſes Georg's von Sachſen, Heinrich's von Braunſchweig und der andern Theilnehmer, welche er um ihrer Verdienſte willen rühmt. Dieſer Erfolg derſelben und kecke Aeußerungen veranlaßten denn Philipp von Heſſen und Kurſachſen, den zu Torgau einſeitig ratificirten Bund in Gotha feſt abzuſchließen, Ende Februar 1526; zugleich beſchloß man ernſtlich, Bundesgenoſſen, namentlich unter den Reichsſtädten, zu gewinnen. Dieſe, ſowie die Kurfürſten von Trier und von der Pfalz, gingen

Stadt huldigt dem Könige und empfängt uns mit Jubel. Laſſ't uns aufbrechen."

„Es macht mir bange," erwiederte Sir Henry Sulton, einer der erſten Anführer, „daß der Pfaffe, der uns in die Stadt führen wollte, nicht wiedergekehrt iſt. Er erſchien dieſen Abend im Lager, während Ihr ausgegangen war't, Sir Hugh, um die Gelegenheit der Stadt zu erſpähen, und beſchuldigte einen unſrer Ritter des Verraths, den er Euch ſelbſt überliefern wollte, wenn ich ihm einige Knechte mitgäbe. Allein weder die Knechte, noch er ſelbſt haben ſich wieder bei mir gemeldet."

„Sorgt darum nicht," verſetzte Spencer; „wir finden den Weg auch allein zur Stadt, und auf meinen einſamen Spazirgängen habe ich mich mit der Umgebung derſelben ganz vertraut gemacht. Sir Henry, gebt das Zeichen zum Aufbruch!"

Gleich darauf ſetzte ſich das Heer in Bewegung und langte nach kurzer Friſt an den mit Waſſer gefüllten Gräben an. Schnell wurden eine Menge Floße, die die Knechte am Tage zugerichtet hatten, hinein geſenkt, die Sturmleitern hinüber gezogen, und nach einer Stunde war das Heer auf mehren Wegen bis an die innern Wälle gelangt. Hier zwar nicht darauf ein; aber die Herzöge Ernſt von Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Fürſt Wolf von Anhalt, Graf Albrecht von Mansfeld unterzeichneten, erſchreckt von dem Erlaſſe des Kaiſers aus Sevilla, das Torgau-Gothaer Bündniß zu Magdeburg am 12. Juni 1526; auch Magdeburg ſelbſt, obgleich keine Reichsſtadt, ward in daſſelbe aufgenommen, weil man an ihm einen geeigneten Mittelpunkt für Niederdeutſchland gewann. Beide Parteien hatten ſich conſolidirt und ausgerüſtet, als im Sommer 1526 der Reichstag in Speier zuſammenkam. Die Propoſition vom 25. Juni, in welcher die Stände aufgefordert wurden, über Mittel und Wege zu berathſchlagen, „damit chriſtlicher Glaube und wohlhergebrachte chriſtliche Uebung und Ordnung bis zu einem freien Concilium gehandhabt werde,“ wurde von jeder Partei nach ihrem Sinne aufgefaßt. Im fürſtlichen Collegium, wo die Berathungen begannen, beſchloß man, in Sachen des Glaubens keine Determination zu machen und die wohlhergebrachten guten Gebräuche zu beobachten. Als man aber zur Hebung der Misbräuche kam, traten die Parteien hervor: die Geiſtlichen leugneten, daß dies Geſchäft zur Competenz des Reichstags gehöre und wollten es für ein Concil aufgehoben wiſſen. Sie unterlagen in dieſer Frage den Weltlichen, welche ſich auf die Worte der Propoſition und die Dringlichkeit einer ſolchen Maßregel ſtützten. Die Städte nahmen dieſen Beſchluß der Fürſten ſogleich an, indem ſie die guten Gebräuche als ſolche auslegten, welche dem Glauben an Chriſtum nicht zuwider ſeien. Die Geiſtlichen widerſetzten ſich dieſer Auffaſſung in einer Weiſe, die ihnen die allgemeine Abneigung des Reichstags zuzog. Dieſe Misſtimmung gegen den Klerus wurde noch durch die gewinnende Erſcheinung der verbündeten evangeliſchen Fürſten geſteigert; die Gutachten, welche die Ausſchüſſe zur Berathung über die abzuſtellenden Misbräuche abgaben, trugen das Gepräge dieſer Stimmung. Namentlich war dasjenige des fürſtlichen Ausſchuſſes bemerkenswerth, indem hier noch einmal der Verſuch einer Vermittelung zwiſchen Päpſtlichen und Evangeliſchen gemacht wurde. Prieſterehe und Abendmahl in zweifacher Geſtalt wurden empfohlen, Faſten und Beichtzwang ermäßigt, die Privatmeſſe abgeſtellt, bei Taufe und Abendmahl lateiniſche und deutſche Sprache vereinigt; die Predigt ſolle nach der Beſtimmung von 1523 Gottes Wort nach rechtem, wahrem Verſtand, nach Auslegung der von der chriſtlichen Kirche angenommenen Lehren geben. Schon war dieſes Gutachten, welches auf jeden Fall eine Majorität gewonnen und ſo die böſe Spaltung im Reiche geheilt haben würde, einem Ausſchuſſe aus allen Ständen zur Berathung überwieſen, als die kaiſerlichen Commiſſarien eine Inſtruction zum Vorſchein brachten, welche mit der erſt vorgelegten ſchlecht ſtimmte und ſie verpflichtete, in keinen Beſchluß des Reichstags zu willigen, der dem alten Herkommen in Lehre oder Gebräuchen entgegenlaufe, vielmehr das Wormſer Edict aufs Neue einzuſchärfen. Ein großer Schrecken verbreitete ſich unter den Evangeliſchen: die Städte waren plötzlich dem ſächſiſch-heſſiſchen Bunde geneigt, um in Zeiten der Gefahr Beiſtand zu finden. Nachdem ſich die erſte Aufregung gelegt hatte, entſtand Zweifel über die Meinung des Kaiſers, wie ſie ſich in der Inſtruction ausſprach; denn man bemerkte das weit zurückgehende Datum derſelben und wußte von der Verbindung zu Cognac, die nothwendig eine Aenderung der Haltung des Kaiſers in religiöſen Fragen herbeigeführt haben mußte. Auf den Antrag der Städte beſchloß der große Ausſchuß, eine Geſandtſchaft nach Spanien zu ſchicken, die den Kaiſer um Berufung eines Concils und bis dahin um Beanſtandung aller drückenden Maßregeln bitten ſollte. Das treuloſe Benehmen des Papſtes machte Karl für ſolche Vorſchläge ſehr geneigt; am 27. Juli ſchickte er ſeinem Bruder einen Entwurf ſeines Staatsraths, der die Beſtimmungen des Wormſer Edictes aufhob und ein Concilium feſtſetzte. Ferdinand, wahrſcheinlich aus Beſorgniß, der Kaiſer werde ſich die päpſtlichen Reichsſtände zu Feinden machen, hielt ihn zurück; allein er war eben ſo wenig geneigt, auf allgemeine Durchführung des Wormſer Edictes zu dringen. So fiel die endliche Beſtimmung über die Sache den Landesmächten zu. Der Ausſchuß beſchloß: „jeder Stand möge ſich ſo verhalten, wie er es gegen Gott und gegen den Kaiſer zu verantworten gedenke,“ das heißt, er möge thun, was er ſelbſt für rathſam finde. Durch dieſen Beſchluß wurde die religiöſe Spaltung Deutſchlands ſanctionirt; Katholicismus und Lutherthum verdanken ihm ihre Exiſtenz; erſterer würde ſich nach förmlicher Aufhebung des Wormſer Edictes nicht haben halten können; der andere wäre durch eine ſtrenge Ausführung deſſelben erdrückt werden. Der Vereinigung des Papſtes und Kaiſers verdankte jenes ſeine Entſtehung; es zerfiel in ſich, ſobald dieſe Verbindung ſich löſte.

Elftes Kapitel.

Römiſcher Feldzug und Krieg in Ungarn.

Vorgänge in Rom. — Bourbon's Zug gegen Rom. — Meutereien. — Eroberung der Stadt. — Bourbon's Fall. — Clemens' VII. Gefangennahme. — Niederlage der Ungarn und Tod Ludwig's II. bei Mohacz. — Johann Zapolya. — Erzherzog Ferdinand König von Böhmen und Ungarn.

In Italien hatten während der Verhandlungen in Deutſchland die Feindſeligkeiten ſchon begonnen. Die Kaiſerlichen hatten zwar Zeit gehabt, die Empörung in Mailand zu dämpfen und ſich des Caſtells zu bemächtigen, aber ſie befanden ſich in der aufrühreriſchen Stadt ohne Sold ſehr ſchlecht. Im September waren die Verbündeten, nach Wegnahme von Lodi und Cremona, durch ein bedeutendes Corps Schweizer und franzöſiſcher Hommes d'armes verſtärkt, Meiſter im Felde. Ein kühner Streich der Colonna änderte die Sachlage. Sie zogen im Neapolitaniſchen Truppen zuſammen; Clemens, argwöhniſch gemacht durch die Zuſammenkünfte der Colonna mit dem Feinde, die unter ſeinen Augen ſtattfanden, ſtellte ebenfalls Soldaten auf. Nun boten ihm Jene einen Vertrag an; der Papſt nahm ihn an und entließ unbeſorgt einen großen Theil ſeiner Truppen. Darauf hatte man von der andern Seite gewartet. Am 19. September überfielen Colonna's Schaaren plötzlich Rom; ohne Widerſtand ward der Vatican beſetzt. Der Papſt, der ſich in die Engelsburg geflüchtet hatte, mußte einen Waffenſtillſtand eingehen, nicht nur für Neapel und die Colonna, ſondern zugleich für Mailand und Genua, für alle ſeine Truppen zu Land und zur See. Clemens ſtand ſeinen Gegnern an Treuloſigkeit nicht nach. Sobald er es im Stande war, griff er die Colonna und das neapolitaniſche Gebiet an, unterſtützt durch franzöſiſche und engliſche Subſidiengelder; den Waffenſtillſtand in Mailand und Genua hielt er eben ſo wenig. Doch dies war nur das Vorſpiel der Gefahren, welchen Clemens entgegengehen ſollte; eine größere erhob ſich, denn der Kaiſer griff jetzt zur Anwendung nie vorher gebrauchter Kräfte. Zugleich mit dem Entwurfe ſeines Staatsrathes über die Beſeitigung des Wormſer Edictes ließ er ſeinem Bruder die Aufforderung zugehen, entweder als ſein zweites Selbſt nach Italien aufzubrechen, oder ein ſtarkes Heer hinzuſchicken. Da Ferdinand durch die ungariſchen Angelegenheiten gehindert wurde, dem erſten Wunſche zu entſprechen, wendete er ſich an den Ritter Frundsperg, den Vater der Landsknechte, der dem Vertrauen entſprach. Um Geld zu ſchaffen, verpfändete Ferdinand Land und Leute, Schlöſſer und Städte; Frundsperg verſetzte das Geſchmeide ſeiner Frau; ſelbſt die italieniſchen Generale ſchickten Geld, um ſchnell Hilfe für ſich zu gewinnen, ohne die ſie ſich nicht mehr halten konnten. Schnell ſammelten ſich die Haufen, als in den oberländiſchen Reichsſtädten die Trommel gerührt wurde: es ging ja gegen den Papſt. Im November 1526 ſtand ein Heer von 11,000 Mann auf den Beinen, zu welchem in Trient die eben aus Cremona abgezogene Beſatzung ſtieß; 4000 Freiwillige machten den Zug mit, „ein auserleſener Haufen, wie er bei Menſchengedenken nicht in Italien geſehen worden.“ Ein kühner proteſtantiſcher Geiſt herrſchte in Führer und Heer; er drohte dem Papſte das Schlimmſte. Frundsperg überſchritt die Alpen auf einem engen, von dem Feinde unbeſetzten Pfade über die Sarkaberge. Vom Feinde verhindert, ſich mit dem Heere in Mailand zu vereinigen, ohne Geſchütz, um eine der Nachbarſtädte zu nehmen, mußte er den Uebergang über den Po verſuchen, um eine Vereinigung mit Bourbon anzuſtreben. Am 12. Februar 1527 gelang dieſelbe bei Firenzuola. Da Bourbon und der Herzog von Ferrara dieſelbe Geſinnung gegen den Papſt hegten, wie Frundsperg, beſchloß man, Rom ſelbſt anzugreifen. Am 22. Februar nahm das Heer, 20,000 Mann ſtark, ſeinen Weg dahin. Eine gefährliche Stimmung herrſchte unter den Soldaten: religiöſer Widerwille und politiſcher Haß gegen den Papſt. Goldgier, erzeugt durch den gegenwärtigen Mangel und den Ruf von den in Rom zuſammengehäuften Schätzen, führte endlich zu dem Plane, die

Stadt zu erobern und zu plündern. Ein im Ganzen unbedeutendes Ereigniß zeigte, welche Leidenſchaften hier herrſchten. Der Vicekönig von Neapel hatte Anfangs März einen Waffenſtillſtand mit dem Papſte geſchloſſen, in welchem die an das Heer zu leiſtenden Geldzahlungen übergangen, oder nicht gehörig beſtimmt, dagegen deſſen Rückzug in die Lombardei verabredet war. Das bloße Gerücht von dieſem Vertrage, der jedenfalls weder vom Kaiſer ratificirt, noch von den Führern angenommen worden wäre, rief eine furchtbare Meuterei unter dem Heere hervor; Bourbon entkam mit Noth den Händen ſeiner Spanier; ſein Zelt wurde geplündert; der alte Frundsperg wurde bei dem Verſuche, ſeine frommen Landsknechte durch gütliches Zureden zu beruhigen, mit dem Tode bedroht und bekam einen Schlagfluß, der ihm Sprache und Beſinnung raubte. Dieſer Unfall brachte die Meuterer zu ſich, ſie baten Bourbon, ſie weiter zu führen. Langſam zog das Heer vorwärts; ihm folgte der Feind in einiger Ferne, ſeinen Rückzug bedrohend, nicht ſein Vorrücken hindernd. Noch immer wußte man nicht, wem der Schlag gelten ſolle. Als endlich der Papſt anfing, Beſorgniſſe zu hegen, daß ihn ſein Vertrag mit Lannoy ſchwerlich ſchützen werde, verſuchte er durch Zahlung von 150,000 Scudi das Heer zum Rückzuge zu bewegen; allein die Summe genügte nicht, und die Feldherren wußten, daß ſie für dieſen Fall keine Macht über ihre Truppen hatten. Während deſſen tauſchten Karl und Clemens jene gangbare Münze des Jahrhunderts aus, Verſicherungen friedlicher und wohlwollender Geſinnung, welche auf Täuſchung berechnet waren und doch Keinen von Beiden täuſchten; Jeder war entſchloſſen, ſein Glück in den Waffen zu verſuchen; namentlich war Karl mit dem Zuge nach Rom einverſtanden. Am 4. und 5. Mai 1527 langte das Heer vor der Stadt an. Clemens ſchrieb den ungehinderten Marſch des Feindes dem mit Lannoy abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande zu, der ſeine Verbündeten irre gemacht, und hoffte, es werde nach Aufhebung deſſelben zeitig genug Unterſtützung aus Toscana herbeikommen. Er hielt ſich bei einer Beſatzung von 5000 Hakenſchützen, von demſelben Hauptmann befehligt, der Bourbon vor drei Jahren von Marſeille abgehalten, für vollkommen ſicher. In der Nacht zum 6. Mai wurde der Sturm vorbereitet; man beichtete und machte ſein Teſtament; auch Bourbon that dieß; er gab überdem ſeinem Beichtvater noch Aufträge an den Kaiſer; derſelbe möge vor Allem die Deutſchen befriedigen, ohne die er Italien nicht im Zaume halten könne, und ſich dann in Rom krönen laſſen.

Am 6. Mai, früh bei ſtarkem Nebel, griffen die Kaiſerlichen die Mauern des Vaticans an; oberhalb des Thors St. Spirito die Spanier, unterhalb deſſelben die Deutſchen. Bei den Erſteren fiel Bourbon gleich zu Anfang durch den Schuß einer Hakenbüchſe. Dieß gab kein Hinderniß ab. In kurzer Zeit waren die Verſchanzungen genommen, die Mauern erſtiegen, das Thor für den großen Haufen geöffnet. Der Papſt hatte kaum Zeit, die Engelsburg zu erreichen. Nochmals wurde ihm der Vorſchlag gemacht, 300,000 Scudi zu zahlen und als Pfand die Uebergabe der transtiberiniſchen Stadt verlangt. Clemens, in der eitlen Hoffnung, das Heer werde in den nächſten Stunden nachrücken, wies ihn zurück. Darauf wurde nach vierſtündigem Zögern Trastevere und die eigentliche Stadt ohne den geringſten Widerſtand eingenommen. Bis Mitternacht hielten die Truppen in guter Ordnung, die Spanier auf der Piazza Navona, die Deutſchen auf Campofiore. Darauf begann die Plünderung der Stadt, in welche ſeit ſiebzig, achtzig Jahren, durch Aufbieten aller geiſtlichen Kunſtgriffe, die reichſten Schätze aus der ganzen Welt zuſammengeſtrömt waren. Das gab gute Beute für die ſpaniſchen und deutſchen Kriegsknechte. An 20,000 Menſchen zahlten in den nächſten Tagen die Schatzung; weder Privathaus noch Kirche war ſicher; der Kaiſerliche litt, wie der Anhänger des Papſtes; das Grab St. Peter's wurde durchwühlt, der Leiche Julius' II. der Ring vom Finger gezogen. Am ſchlimmſten erwieſen ſich die Neapolitaner, am beſten noch die Deutſchen. Auf ihrem Standplatze kam ein hohes Spielen in Gang; ein paar hundert Gulden wurden oft auf einen Wurf geſetzt. Als Cardinale verkleidet, ritten die Soldaten, mit einem ſelbſtgemachten Papſte, in muthwilligem Aufzuge durch die Stadt und an der Engelsburg vorbei; da wurde denn gehalten; der zurechtgeputzte Nachfolger St. Peter's ſchwang ein Glas und gab den Cardinalen ſeinen Segen, und was dergleichen Scherze noch mehr waren. Lannoy war nach Rom zurückgekehrt und hatte wieder mit dem Papſte unterhandelt; allein dieſer war in der Hoffnung der bevorſtehenden Entſetzung noch immer hartnäckig; erblickte er doch vom Caſtell aus den Vortrab des verbündeten Heeres unter dem Herzoge von Urbino. Allein dieſer zog ſich, aus Privathaß gegen das Haus Medici, welches ihn vor wenig Jahren von Land und Leuten verjagt hatte, zurück, ohne nur einen Verſuch zur Befreiung der Stadt gemacht zu haben. Unter dieſen Umſtänden mußte ſich Clemens ergeben und Bedingungen eingehen, wie ſie ihm geſtellt wurden. Er verſprach 400,000 Scudi ratenweiſe zu zahlen, als Unterpfand überließ er die feſten Plätze Modena, Parma und Piacenza in der Lombardei, Oſtia und Civitavecchia in der Nähe den Kaiſerlichen zur Beſetzung. Dieſer Vertrag wurde am 5. Juni geſchloſſen, am folgenden Tage ſchon ward das Caſtell von Deutſchen und Spaniern beſetzt. Nach ſolchem Siege durfte ſich der Kaiſer der Hoffnung hingeben, auch mit dem letzten Feinde in Italien, den Venetianern, leichtes und ſchnelles Spiel zu haben. Am kaiſerlichen Hofe wurde übrigens nicht nur jede Aeußerung der Freude unterlaſſen, ſondern ſogar Trauer angelegt und die Feſtlichkeiten bei Gelegenheit der Geburt des Prinzen Philipp eingeſtellt. Karl erklärte ſogar, daß Bourbon Rom ohne ſeinen Befehl geſtürmt habe; er habe von deſſen Abſichten überhaupt nichts gewußt. So ſuchte der Kaiſer den Vorwurf der katholiſchen Welt, die erſte Stadt der Chriſtenheit auf barbariſche Weiſe mishandelt zu haben, von ſich abzuwälzen.

Wir haben ſchon oben erwähnt, daß Ferdinand der Aufforderung ſeines Bruders, das italieniſche Heer in Perſon anzuführen, nicht habe entſprechen können, weil die ungariſchen Verhältniſſe ſeine Gegenwart in dieſem Lande nothwendig machten; dieſelben nahmen einen für das Haus Oeſterreich ſehr günſtigen Verlauf. Maximilian hatte ſchon durch eine Wechſelheirath ſeiner Enkel mit den Kindern des Königs Wladislaw II. von Ungarn und Böhmen eine Erwerbung dieſer Länder angebahnt; durch beſondere Ereigniſſe wurde ſie jetzt nahegerückt. Im Jahre 1516 gelangte Ludwig II., unter Vormundſchaft des Kaiſers und des Königs Sigismund von Polen, auf den Thron, der jedoch bei dem Uebermuthe des mächtigen Adels, namentlich Johann Zapolya's, Grafen von Zips und Woiwoden von Siebenbürgen, auf ſehr ſchwankenden Stützen ſtand. Dieſem traurigen Zuſtande des Reiches war die Wegnahme von Belgrad durch die Türken zuzuſchreiben, ſowie der Plan Soliman's, beſtärkt durch ein Geſuch des Königs von Frankreich aus ſeinem Gefängniſſe zu Madrid und durch die Betrachtung der europäiſchen Verhältniſſe, jetzt nach fünf Jahren Ungarn zu erobern und dem Hauſe Oeſterreich dabei einen empfindlichen Schlag zu verſetzen. Der Sultan brach mit einem Heere von 100,000 Mann auf, welches durch beſtändige Zuzüge verſtärkt wurde; der junge König von Ungarn zog am 24. Juli 1527 mit einem Gefolge von 3000 Mann ins Feld, welches durch die Truppen einiger Geſpanſchaften und Magnaten und kleine Hilfscorps vom Papſt und dem Könige von Polen bis auf 20—24,000 Mann wuchs; das Türkenheer zog, an 300,000 Mann ſtark, die Donau herauf und überſchritt dieſelbe. Ohne Geſchütz und Fußvolk, aber voll Selbſtvertrauen, erwarteten am 29. Auguſt 1527 die Ungarn in der Ebene von Mohacz den Feind, der mit allen Mitteln der neuern Kriegskunſt reichlich ausgerüſtet war. Ihre Niederlage war entſcheidend; die vornehmſten Edelleute fielen; der junge König kam auf der Flucht elend um. Aller Widerſtand war gebrochen; der Sultan hielt ſeinen Einzug in Ofen und kehrte zurück, ohne es der Mühe werth zu achten, ſich den Beſitz ſeiner Eroberungen zu ſichern. Die Kronen von Ungarn und Böhmen waren durch dieſen einen Schlag erledigt, und Erzherzog Ferdinand ſäumte nicht, ſeine Anſprüche geltend zu machen, allein er fand mächtige Nebenbuhler, und die beiden Nationen hatten, bei der Wahlverfaſſung ihrer Reiche, die Hauptſtimme. In Ungarn trat Johann Zapolya nach dem Abzuge der Türken mit einem mächtigen Heere als Kronbewerber auf, lebhaft unterſtützt von König Franz. Derſelbe wirkte auch in Böhmen, deſſen Krone die Herzöge von Baiern an ſich zu bringen ſtrebten. Ferdinand benahm ſich in dieſer ſchwierigen Lage äußerſt klug. Er verſicherte ſich der Geneigtheit der mächtigſten Großen und vermied ſorgfältig jeden Schritt, der die Wahlfreiheit der Nation zu beeinträchtigen ſchien. Dabei gab ihm die antirömiſche Stellung ſeines Hauſes, die Schonung, welche er in ſeinen Erblanden den neuen religiöſen Anſichten bewieſen hatte, bei einem großen, utraquiſtiſch geſinnten Theile des Volkes ein bedeutendes Uebergewicht über den ſtreng katholiſchen, unduldſamen Herzog von Baiern. Bei der Wahl am 23. October 1526 erhielt er eine bedeutende Majorität; am 24. Februar 1527 wurde er in Prag gekrönt. In Ungarn fand er größere Hinderniſſe zu beſiegen. Zapolya hatte die Hofpartei durch ſein gewichtiges Auftreten für den Augenblick unterdrückt; die Hauptſtadt des Reichs hatte ſich in ſeinen Schutz begeben; er war von da nach Stuhlweißenburg auf den Reichstag gezogen und durch die Anſtrengungen ſeiner Partei zum Könige gewählt und gekrönt worden, 11. November 1526. Auch in Croatien wurde er auf einem Landtage anerkannt. Er beſetzte die durch die Niederlage bei Mohacz erledigten Stellen aus ſeinem Anhange und bemühte ſich, ſeiner Herrſchaft durch äußere Verbindungen, mit Venedig, Rom, München und Konſtantinopel, Halt zu geben. Die Hofpartei raffte ſich indeſſen zuſammen und hielt auch im November einen Reichstag in Preßburg, auf welchem Ferdinand zum Könige erwählt wurde. Die Erwerbung der böhmiſchen Krone gewährte dieſem die Mittel, mit einem ſtarken Heere nach Ungarn einzurücken; bei demſelben befanden ſich die tüchtigſten und bewährteſten Führer aus dem italieniſchen Kriege. Bei ſeinem Erſcheinen fielen mehrere Große von Zapolya ab und ſtießen mit ihren Vaſallen zu ihm. Jener konnte das Feld nicht behaupten; er gab die Hauptſtadt auf und ging in ſeine Grafſchaft zurück. Am 20. Auguſt zog Ferdinand in Ofen ein. Die deutſchen Truppen ſuchten Zapolya auf, ſchlugen ihn bei Tokay und nöthigten ihn, Ungarn zu verlaſſen. Am 3. November 1527 wurde Ferdinand zum Könige von Ungarn gekrönt; aber er fühlte ſich in dem Beſitze dieſer Krone ebenſo wenig ſicher, wie in dem der von den Baiernherzögen ſtets angeſtrebten Böhmiſchen; denn ſchon rüſtete ſich Soliman, Ungarn für ſeinen Vaſallen Zapolya wieder zu erobern.

Zwölftes Kapitel.

Der vierte franzöſiſche Krieg.

Bündniß Englands und Frankreichs gegen Karl. — Vertrag Karl's mit Clemens VII. — Belagerung Neapels durch die Franzoſen. — Mißliche Lage Karl's. — Andreas Doria's Abfall von der franzöſiſchen Partei zum Kaiſer. — Günſtige Stellung der Kaiſerlichen in Oberitalien — Friedensſchluß Karl's mit dem Papſte zu Barcelona. — Friede zu Cambrai — Soliman's Einfall in Ungarn.

Die Einnahme und Plünderung Roms ſowie die Gefangenhaltung des Papſtes rieſen großes Entſetzen in der Chriſtenheit hervor und beſchleunigten den Abſchluß eines engen Bündniſſes zwiſchen Franz I. und Heinrich VIII., 11. Juli 1527; man vereinigte ſich zu einem gemeinſamen Handeln in Italien, indem man den frühern Plan, die Niederlande anzugreifen, aufgab. Die billigen Vorſchläge des Kaiſers wurden abgewieſen; ja die gegenſeitige Erbitterung Franz' und Karl's verſtieg ſich bis zu einer förmlichen Herausforderung. Bereits im Auguſt 1527 rückte ein franzöſiſches Heer unter Lautrec nach Italien, nahm Pavia ein und überſchritt im October den Po, um in den Kirchenſtaat einzudringen. Der Kaiſer war voller Beſorgniſſe, daß der Papſt durch den Beiſtand der Verbündeten befreit werden möchte, zu einer Zeit, wo Heinrich VIII. den ernſtlichen Entſchluß gefaßt hatte, ſich von ſeiner Gemahlin, Katharina von Aragon, der Tante des Kaiſers, durch den Papſt ſcheiden zu laſſen. Konnte dieſer eine beſſere Gelegenheit finden, ſich an dem Kaiſer zu rächen, als wenn er ſeinen Befreier ſich verbindlich machte? Die Abneigung Heinrich's vor ſeiner Gemahlin gab dem Papſte ein bedeutendes Uebergewicht über ſeinen Beſieger. Hauptſächlich aus dieſer Rückſicht ſchloß der Kaiſer am 26. November einen Vertrag mit dem Papſte, in Folge deſſen Clemens reſtituirt wurde; er ſoll ſich damals durch mündliches Verſprechen ſchon verbindlich gemacht haben, in die Eheſcheidung des Königs von England nicht zu willigen. Sobald er frei war, forderten ihn die Franzoſen auf, die Verbindung der Feinde Karl's zu

BAYERISCHE
STAATS-

aber trafen ſie auf unerwarteten Widerſtand. Die Wälle waren mit bewaffneten Bürgern beſetzt und ſogleich begann der heftigſte Kampf.

„Der Pfaffe hat Recht gehabt,“ rief Sir Henry dem Feldherrn zu: „es iſt ein ſchändlicher Verräther unter uns. Dieſe Bürger ſind auf unſern Angriff vorbereitet.“

„Es iſt ſchlimm, daß der Pfaffe Recht hat,“ ſeufzte Sir Hugh, „aber es iſt ein Mal ſo, und jetzt kann uns nur das Schwert retten.“

Und mit der wilden Tapferkeit, die auf das Leben verzichtet hat und nichts weiter mehr im Sinne führt, als den Gegner zu vernichten, ſtürzte ſich der kühne Spencer in die Schaar der Bürger; ihm nach ſein kampfglühendes Heer. Die Vertheidiger der Wälle wurden geſchlagen und in die Stadt zurückgeworfen. Dort wüthete bald darauf der Kampf weit ſchrecklicher und vernichtender in den Straßen. Alle Schreckensgebilde des Bürgerkriegs waren hier entfeſſelt, und Opfer fielen auf Opfer. Während die Bürger mit Streitärten, Kolben, Partiſanen und andern ſchweren Waffen auf die Königlichen los ſchlugen, warfen ihre Weiber ungeheure Steine aus den Fenſtern der Häuſer auf die vollgeſtopften beſtätigen: aber der Papſt war verſtimmt und mistrauiſch gegen beide Parteien, da Florenz ſeine Familie vertrieben und eine Republik unter franzöſiſchem Schutze hergeſtellt und Venedig ſich zweier päpſtlichen Städte bemächtigt hatte: er zögerte mit ſeiner Erklärung. Das kaiſerliche Heer in Rom, deſſen Commando ſeit Bourbon's Tode der Prinz von Oranien führte, konnte den Franzoſen den Eintritt ins Neapolitaniſche nicht wehren und beeilte ſich, wenigſtens die Hauptſtadt zu ſchützen. Ende April 1528 begann Lautrec die Belagerung derſelben und er hatte die beſte Hoffnung auf ihre baldige Einnahme, da die Genueſer unter Filippino Doria und die Venetianer die Uebermacht zur See behaupteten. Karl's Anſehen war ſo geſunken, daß dem Papſte gerathen wurde, ihn abzuſetzen und die Kurfürſten zu einer neuen Wahl zu vermögen. Der Abfall des einen Mannes, Andreas Doria's, reichte indeſſen hin, der Sache des Kaiſers einen neuen Aufſchwung zu geben. Dazu kam, daß eine Seuche unter dem franzöſiſchen Belagerungsheere vor Neapel ausbrach, welcher Lautrec ſelbſt erlag; glückliche Ausfälle der Belagerten erhöhten das Elend. Der Reſt des Heeres dachte an den Rückzug, als er am 29. Auguſt 1528 angegriffen und vernichtet wurde. In Zeit von wenigen Wochen war das Verhältniß ganz umgeändert worden: die Kaiſerlichen gewannen das Königreich bis auf einige feſte Plätze wieder und waren Sieger. Der Papſt, der ſich zu ſeinem Glücke neutral gehalten, fing jetzt an, ſich dem Kaiſer zu nähern, ohne daß er jedoch ſeine Ränke gegen ihn eingeſtellt, ſeine Verbindungen mit Franz und Heinrich abgebrochen hätte; die deutſchen Truppen, durch die Seuche ebenfalls ſehr geſchwächt, waren abgezogen und neue Verwickelungen und ernſte Kämpfe drohten, da kurz darauf im Sommer 1528 ein neues franzöſiſches Heer in Italien einrückte und ſich den größten Theil der Lombardei unterwarf, nachdem ein Verſuch auf Genua misglückt war. Man hatte ſchon Hoffnung auf die Einnahme von Mailand. Jetzt zeigte ſich, wie bedeutend der Verluſt von Genua für die Franzoſen war: der Kaiſer ſchickte eine ſpaniſche Hilfstruppe dahin, die nach Mailand vordrang und dem kaiſerlichen Feldherrn Antonio de Leiva eine willkommene Verſtärkung gewährte. St. Pol, ſein Gegner, ſah ein, daß er unter dieſen Umſtänden nicht viel werde ausrichten können, und beſchloß, ſich von Mailand zurückzuziehen; allein Leiva überfiel ihn in der Nacht, beſiegte ihn und nahm ihn gefangen mit nach der Stadt zurück. In ganz Italien war jetzt der Kaiſer Herr, und es war Niemand im Stande, ihm entgegenzutreten. Alle Parteien waren zum Frieden geneigt, beſonders aber der Kaiſer, aus Gründen, die ſogleich entwickelt werden ſollen. Zuerſt kam gleichzeitig mit den erwähnten Mailänder Ereigniſſen der Abſchluß mit dem Papſte in Barcelona zu Stande, 29. Juni 1529. Der Papſt belehnte den Kaiſer mit Neapel, ohne den herkömmlichen Tribut zu beanſpruchen und ließ die Sache Sforza's in Mailand fallen; ferner geſtattete er den kaiſerlichen Truppen freien Durchzug von Neapel nach Oberitalien. Der Kaiſer verſprach Wiedereinſetzung der Mediceer in Florenz und Rückgabe der von Ferrara und Venedig entriſſenen Landſchaften. Dem künftigen Herzoge von Florenz verlobte er ſeine natürliche Tochter. Der Papſt verband ſich, in Heinrich's VIII. Eheſcheidung nicht zu willigen; der Kaiſer gelobte Unterdrückung der lutheriſchen Ketzereien; er vergaß es, daß nur dieſe ihm den Sieg über den Papſt verſchafft hatten.

Der Friede mit Frankreich wurde durch Franz' Mutter, Luiſe von Savoyen, und Karl's Tante, Margarethe, zu Cambrai am 5. Auguſt 1529 abgeſchloſſen. Franz bezahlte zwei Millionen Scudi, wofür Karl ſeine Anſprüche an Burgund aufgab, leiſtete auf alle Rechte und Verbindungen in Italien Verzicht und entſagte ſeiner Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois. Auch gegen dieſen Vertrag proteſtirte Franz, wie früher gegen den Madrider Frieden. Heinrich's VIII. Antheil an dem Kriege war zu unbedeutend geweſen, als daß der Kaiſer einen beſondern Friedenstractat mit dem Könige hätte abſchließen ſollen; derſelbe wurde mit in den franzöſiſchen eingeſchloſſen, und dennoch brachte dieſer Vertrag bedeutende Veränderungen für England hervor. Nach der Vereinigung des Papſtes mit dem Kaiſer hatte die Eheſcheidungsangelegenheit, nach faſt zweijährigem Hinhalten, eine für Heinrich ſehr unangenehme Wendung genommen; Wolſey, der ſeine Exiſtenz an die Erfüllung des königlichen Wunſches gekettet hatte, fiel; allein die Verhältniſſe, welche er angeknüpft hatte, wirkten fort.

Karl machten die Verhältniſſe in Ungarn und Deutſchland zum Frieden geneigt. Sobald Ferdinand ſein neues Königreich verlaſſen hatte, brach Zwieſpalt unter ſeinen eigenen Anhängern aus; eine allgemeine Gährung und Verwirrung herrſchte, die Johann Zapolya von ſeinem Zufluchtsorte Tarnow aus zu erhalten und zu ſteigern nicht unterließ. Es gelang ihm, viele Große durch das Verſprechen türkiſchen Beiſtandes zu gewinnen. Denn ſchon zu Anfang des Jahres 1528 hatte er mit Soliman einen dahin zielenden Vertrag abgeſchloſſen. Am 4. Mai 1529 ſetzte ſich der Sultan mit einem gewaltigen Heere in Bewegung; er fand keinen Widerſtand, da die öſterreichiſche Regierung kein Geld hatte, um ein Heer zu unterhalten, oder die Feſtungen zu beſetzen. Zapolya war gleich Anfangs bei Mohacz zum Padiſchah geſtoßen; er wurde allgemein als König begrüßt, zumal als ſelbſt die heilige Krone in ſeine Hände gefallen war; die wenigen von deutſchen Truppen beſetzten Feſten konnten ſich nicht halten. Es war vorauszuſehen, daß der Sultan ſeinen Siegerlauf nicht auf Ungarn beſchränken werde.

Dreizehntes Kapitel.

Fortſchreiten der Reformation in Deutſchland und in der Schweiz.

Kirchenviſitation in Sachſen, Heſſen, Niederdeutſchland und Schleſien. — Säculariſation Preußens. — Packiſche Händel. — Reiſe Karl's nach Italien. — Kaiſerkrönung in Bologna. — Reiſe nach Deutſchland. — Reichstag in Speier. — Proteſtation der Evangeliſchen. — Reformation in der Schweiz. — Ulrich Zwingli. — Luther hindert die Einigung unter den Evangeliſchen. — Colloquium in Marburg. — Vereitelte Einigungsverſuche zwiſchen Zürichern und Wittenbergern.

Aber auch in Deutſchland war ſeit dem Speirer Reichstage 1526 Vieles geſchehen, was den Kaiſer ernſtlich beunruhigte; ſeine Stellung hatte ſich freilich jetzt ganz anders geſtaltet wie damals: aus dem offenen Gegner des Papſtes war er deſſen Verbündeter geworden. In Folge des damals aufgeſtellten Grundſatzes, jeder Reichsſtand möge ſich ſo verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiſer verantworten könne, ſchritten die evangeliſch Geſinnten zu einer völligen Trennung von der alten Kirche.

Einen eigenthümlichen Gang nahm die Sache in Heſſen, indem hier Ideen zu einer Kirchenverfaſſung ſich geltend machten, wie ſie ſpäterhin in Schottland und Amerika verwirklicht wurden. Daß eine ſolche demokratiſche Geſtaltung der Kirche nicht allgemein durchdrang, hatte mehrere Gründe. Einmal fehlte die unentbehrliche Grundlage dazu: die Bildung und der lebhafte Gemeinſinn der Gemeindemitglieder; dann aber hatte die evangeliſche Kirche ſchon bei ihrer Entſtehung einen Charakter erhalten, der jener demokratiſchen Verfaſſung widerſtrebte; ſie war unter Einwirkung der Fürſtenmacht zu Stande gekommen, während die ſchottiſche und amerikaniſche ihr Daſein der Oppoſition gegen die Staatsgewalt verdankten. So nahm die Kirchenangelegenheit in Sachſen ihren natürlichen und entſprechenden Verlauf: ſie entwickelte ſich von oben her. Der Kurfürſt ordnete eine Kirchenviſitation an; es ward eine von Melanchthon verfaßte Inſtruction an die Pfarrer vertheilt, in welcher ſie angewieſen wurden, ſich aller Angriffe auf Papſt und Biſchöfe zu enthalten und nur das Evangelium zu lehren. Man ſagte ſich nicht völlig von dem alten Ritus los, ſondern ſchaffte nur Dasjenige ab, was in offenbarem, nicht auszugleichendem Widerſpruche mit der Schrift ſtand. Damals erhielt jene Innerlichkeit und Gottesdurchdrungenheit in allen menſchlichen Verhältniſſen, welche das ſpecifiſche Weſen des Lutherthums bildet, recht eigentlich ihre Geltung und Ausprägung. Luther's Katechismus vom Jahre 1529 bildet den Höhepunkt dieſer Beſtrebungen. Freilich artete jene Innerlichkeit des deutſchen Weſens ſehr leicht in gänzliche Vernachläſſigung der Realität, jene Gottesdurchdrungenheit in eine Misachtung alles Irdiſchen aus. Gerade dieſe Eigenthümlichkeiten des deutſchen Geiſtes haben unſere Nation zugleich groß gemacht und geſchwächt. Um die Exiſtenz der Kirchendiener zu ſichern und Schulen herzuſtellen, verfügte man über die Güter verlaſſener Klöſter; ſolche, die noch beſetzt waren, erfuhren keine Beeinträchtigung.

Die ſächſiſchen Anordnungen wurden in Heſſen genau nachgeahmt; nur daß nach Verſorgung der Mönche und Nonnen die Kloſtergüter eingezogen und theilweiſe zur Stiftung der Univerſität Marburg und anderer nützlicher Anſtalten verwendet wurden. In den fränkiſchen Fürſtenthümern ward von dem Markgrafen Georg von Brandenburg nach ſeines Bruders Caſimir Tode Sachſens Beiſpiel befolgt; gemeinſam mit Nürnberg ſtellte man eine Kirchenviſitation an. Auf ähnliche Weiſe ordneten ſich die kirchlichen Verhältniſſe in Niederdeutſchland und Schleſien.

Merkwürdig war, was 1525 in Preußen geſchah. Am Ende des vierten Kapitels haben wir bereits eine Andeutung gegeben. Albrecht von Brandenburg blieb, nach ſeinem vergeblichen Hilfgeſuch auf dem Wormſer Reichstage, bei den eigenthümlichen Verhältniſſen des Ordenslandes nichts übrig, als entweder ſich den Bedingungen des Thorner Friedens von 1466 zu fügen, zu Folge deſſen die größere Hälfte des Ordensgebiets an Polen abgetreten, für die kleinere deſſen Lehnsherrlichkeit anerkannt wurde, oder zu abdiciren. Dies konnte für ſeine Perſon geſchehen im Sinne des Ordens, oder ſich auf das ganze Land zu Gunſten König Sigismund's beziehen. In dieſer verwirrten Lage, während die Stände den Rittern, dieſe Polen opponirten, wurde Luther's Lehre von den Ordensgliedern und den Laien mit größtem Eifer angenommen; der Hochmeiſter ſelbſt vertiefte ſich immer mehr in ſie; die Ueberzeugung ſtieg in ihm auf, ſeine Stellung im Leben ſei eine verfehlte; Luther's rathende Worte mochten ihn tief getroffen haben. Auf der andern Seite durfte er ſein Amt nicht leichthin aufgeben; die Landſchaft mahnte ihn dringend an ſeine fürſtlichen Pflichten. Durch Vermittelung zweier nahen Verwandten knüpfte er neue Verhandlungen mit Polen an, wo der Reichstag eben beſchloſſen hatte, der Hochmeiſter ſolle entweder huldigen, oder mit dem Orden aus Preußen vertrieben werden. Man kam ſchnell zum Ziele. Sigismund von Polen belehnte am 10 April 1525, mit Genehmigung des Reichstags, ſowie andererſeits des Ordens, den Hochmeiſter als erblichen Herzog von Preußen. Der Orden ſäculariſirte ſich ſelbſt.

Durch die Anordnungen der evangeliſchen Fürſten in Kirchenſachen wurden nun freilich viele alte Gerechtſame, geiſtliche Jurisdictionen verletzt und beeinträchtigt; zahlloſe Beſchwerden liefen am kaiſerlichen Hofe ein; es entſtand eine allgemeine Spannung. Vermehrt wurde dieſelbe durch die Folgen einer hinterliſtigen Täuſchung, welche Philipp von Heſſen und nach ihm ſeine Glaubensgenoſſen erfuhren. Er wurde nämlich von dem Kanzleiverweſer des Herzogs Georg von Sachſen durch Vorlegung gefälſchter Documente veranlaßt, das Daſein eines mächtigen antilutheriſchen Bundes anzunehmen; mancherlei Anzeichen ſchienen das zu beſtätigen. Die Sache erregte begreiflicher Weiſe große Beſtürzung unter den

Evangeliſchen; ein enger Bund zwiſchen Heſſen und Kurſachſen war die unmittelbare Folge; Truppen wurden zuſammengezogen: Otto von Pack, dem man die Kunde von den Abſichten der Altgläubigen verdankte, wurde ſogar vom Landgrafen nach Ungarn an Zapolya geſandt, um eine Verbindung einzuleiten. Auf Luther's Mahnungen, der ſeinem Grundſatze nach die Sache des Evangeliums nicht durch Blutvergießen beflecken wollte, zog man vor, das Bündniß bekannt zu machen und die betheiligten Fürſten zur Verantwortung aufzufordern. Nun ſtellte ſich der Betrug klar heraus. Aber ein Schatten fiel auf die evangeliſche Partei, die ſich ſo grob hatte täuſchen, ſich in Philipp ſogar zum Landfriedensbruche verleiten laſſen. Die Misſtimmung wurde vermehrt durch die Verfolgungen der Evangeliſchgeſinnten in Oeſterreich, Tyrol, Baiern, in Schwaben und am Rhein; auch Georg von Sachſen zeigte ſich noch ſtreng; Kurfürſt Joachim von Brandenburg brachte ſeine eigene Gemahlin Eliſabeth, Nichte des Kurfürſten von Sachſen, ſo weit, daß ſie um des Evangeliums willen von Gatten, Land und Leuten floh. Jeder Fortſchritt der Lutheriſchen hatte ein Rückſchreiten der Altgläubigen zur Folge.

Den Kaiſer bewogen alle dieſe Verhältniſſe, ſich perſönlich nach Deutſchland zu begeben, wo der Macht ſeines Hauſes durch Ketzer und Ungläubige bedeutender Abbruch drohte. Am 27. Juli 1529 langte er in Genua an und entwickelte die Pracht eines Siegers; doch benahm er ſich, in Hinblick auf die deutſchen und ungariſchen Verhältniſſe, wider Erwarten mild gegen ſeine Feinde. Der Herzog von Mailand fand Gnade und wurde durch die Vermählung mit einer Nichte des Kaiſers, einer Tochter Chriſtian's II. von Dänemark, an das Intereſſe Oeſterreichs gekettet; auch mit dem Herzoge von Ferrara und den Venetianern wurde auf billige Bedingungen hin unterhandelt; nur die Florentiner hatten Grund zur Klage, da bei ihnen die mediceiſche Herrſchaft wieder hergeſtellt wurde. Nach Abſtellung des Friedens von Bologna, wo eine perſönliche Zuſammenkunft Karl's und des Papſtes ſtattgefunden, und nach ſeiner Krönung zum König und Kaiſer, bei welcher Gelegenheit er durch den Einſturz einer Treppe faſt das Leben verloren hätte, verließ Karl Italien im Februar 1530, um ſich nach Deutſchland zu begeben.

Hier war denn, auf die Mahnung des Papſtes, ſich der Religion kräftig anzunehmen, ein Reichstag nach Speier auf den 1. Februar 1529 ausgeſchrieben worden. Die Stände verſammelten ſich ſehr zahlreich; die geiſtlichen Fürſten waren ſtark vertreten. Schon in der Propoſition zeigte ſich, daß eine Wendung der Dinge eingetreten war. Indem nach geſchehener Einwilligung des Papſtes ein Concilium mit Beſtimmtheit in Ausſicht geſtellt und dabei die Frage berührt wurde, wie man es bis zu deſſen Eintreten halten wollte, ſchlug man vor, jenen Artikel des Reichstagsabſchiedes von 1526, durch welchen alle Neuerungen veranlaßt worden ſeien, zu widerrufen und dafür eine andere, die geiſtliche Obrigkeit begünſtigende Beſtimmung zu geben. Der Begutachtungsausſchuß, in welchem die Altgläubigen die Majorität hatten, billigte den Vorſchlag, welchem er einige die Evangeliſchen noch mehr feſſelnde Beſtimmungen beifügte. In der Ueberzeugung, daß dadurch das Werk der Reformation völlig in Frage geſtellt werde und tiefe Eingriffe in die Verhältniſſe der einzelnen Gebiete geſchähen, vereinigten ſich Heſſen, Kurſachſen, Lüneburg, Anhalt, Markgrafſchaft Brandenburg, nach vergeblichen Verſuchen um Zurücknahme des Beſchluſſes, zu einer Proteſtation, die ihnen den Namen Proteſtanten verſchaffte und beſonderes Gewicht dadurch bekam, daß bedeutende Reichsſtädte dieſelbe unterſchrieben. Es waren: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Koſtnitz, Reutlingen, Windsheim, Lindau, Memmingen, Kempten, Heilbronn, Isny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen. Man ſtützte ſich in dem Actenſtücke beſonders auf den Grundſatz, daß die einſeitige Aufhebung eines feierlich beſchloſſenen und zu voller Rechtsgiltigkeit gelangten Reichstagsabſchiedes für ſie durchaus unverbindlich ſei. Zum erſten Male trennte ſich ein Reichstag in völliger Uneinigkeit. Die Evangeliſchen geriethen in eine gefährliche Lage. Ihr ganzes Verfahren war biſher geſetzlich geweſen; jetzt wurde nicht nur ihre aus dem Gefühle der Loyalität erwachſene Zuverſicht erſchüttert, ſondern ihre ganze Exiſtenz in Frage geſtellt. Man that ſogleich Schritte, um dieſe ſicherzuſtellen. Schon am 22. April 1529 ſchloſſen Sachſen und Heſſen mit den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg ein Vertheidigungsbündniß für den Fall, daß man um des Glaubens willen vom ſchwäbiſchen Bunde, von Seiten des Kammergerichtes, oder ſelbſt der Reichsregierung angegriffen werde. Eine ſolche Verbindung eröffnete den Lutheriſchen die Ausſicht auf die Unterſtützung der Schweiz, Venedigs, ja ſelbſt Frankreichs; denn Landgraf Philipp unterhielt lebhaften Verkehr mit Zürich; Straßburg und Koſtnitz traten in Bürgerrecht mit Zürich und Bern. Es zeigten ſich Keime zu einer religiös-politiſchen Oppoſition, welche dem Kaiſer und ſeiner Politik ein entſchiedenes Gegengewicht ſtellen konnte. Allein die Sache ſcheiterte an Luther's und ſeiner Anhänger in ſolchen Dingen ſehr ſtarrem Sinne, der nicht das Mindeſte von einem Grundſatze opfern wollte; „zu lebendiger Zeit“ erwachte „unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.“ Um im Folgenden verſtändlich zu werden, müſſen wir etwas zurückgreifen.

Die Reformation in der Schweiz war aus ähnlichen Verhältniſſen hervorgegangen, wie in Wittenberg. Von dem Ankämpfen gegen den Ablaß war Ulrich Zwingli ebenſo zu einer völligen Oppoſition gegen die Kirche fortgeſchritten, wie Luther. Aber bald mußte die Bewegung dort einen von der ſächſiſchen ganz verſchiedenen Charakter annehmen, weil einmal die politiſchen Verhältniſſe in beiden Ländern ganz entgegengeſetzt, und daher auch das perſönliche Wirken der Leiter verſchieden war. Während Luther in der einſamen Kloſterzelle nach Erkenntniß und Wahrheit rang und ſchmachtete, nahm ein vielbewegtes Leben bei ſeinem Zeitgenoſſen Zwingli den Läuterungsproceß vor. Nachdem derſelbe auf den Univerſitäten zu Wien und Baſel die claſſiſchen Studien eifrig betrieben, wurde er, zweiundzwanzig Jahre alt, im Jahre 1506 Pfarrer in Glarus. Auch da noch ſetzte er die Beſchäftigung mit den Alten fort und ſtudirte auch das griechiſche neue Teſtament in der Ausgabe von Erasmus. Dieſe Lectüre erzeugte zuerſt eine Abneigung gegen das Kirchenweſen in ihm. Als Pfarrer zu Einſiedeln machte er mehrere Feldzüge der Eidgenoſſen nach Italien mit; der Schlacht von Marignano wohnte er bei, und er gewann während dieſer Zeit einen klaren Einblick in die trüben Verhältniſſe ſeiner Heimat, die namentlich durch das Factions- und Werbeweſen entſtanden; er ſelbſt wurde ein entſchiedener Franzoſenfeind. Im Jahre 1519 wurde er zum Leutprieſter am großen Münſter nach Zürich berufen, und hier eröffnete ſich ihm ein ſeinen Kräften entſprechender Wirkungskreis, als Luther's Auftreten auf die Schweiz einwirkte. Er ergriff ſogleich deſſen Partei gegen den Papſt und wirkte, trotz aller Anfechtungen, durch ſeine freimüthigen, allgemein verſtändlichen Predigten in entſchieden evangeliſchem Sinne. Allein in dieſem Streben wich er ſchon ſehr von Luther ab. Nicht wie dieſer tiefſinnig über die Grundideen des Chriſtenthums grübelnd, und ſich in gewaltigem Seelenkampf vom Alten losreißend, um eine neue Doctrin aufzuſtellen, ſah Zwingli, als echter Sohn eines Freiſtaats, ſein Lebensziel darin, den ſittlichen und politiſchen Zuſtand ſeines Vaterlandes durch das Mittel des Evangeliums zu beſſern.

Der Rath in Zürich trat ſchon 1522 entſchieden auf ſeine Seite, und gebot den Geiſtlichen, nichts vorzunehmen oder zu lehren, was ſie nicht aus dem Worte Gottes beweiſen könnten. Wie ganz anders entwickelten ſich die kirchlichen Verhältniſſe bei dieſer Selbſtregierung der Gemeinde, welche der Rath eben repräſentirte, als in Wittenberg und Deutſchland, wo die letzte Entſcheidung auf die ſchwankende Abſtimmung eines Reichstags ankam! Und es iſt bemerkenswerth: wohin auch die Schweizer Lehre in der Folge drang, nirgend verleugnete ſie ihren Urſprung aus der alten Stätte bürgerlicher Freiheit. Mit der Aufklärung in religiöſen Dingen brachte ſie zugleich praktiſche Ideen über Geſtaltung des Lebens in Gemeinde und Staat, wie ſie ſich in der Schweiz herangebildet hatten. Es iſt wohl fraglich, ob die Niederländer jemals verſucht hätten, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen, wenn Luther's Lehre mit ihrer leidenden Auffaſſung des Lebens unter ihnen geherrſcht hätte. Indem die Wittenberger Doctrin im Kampfe um ihre Exiſtenz eines Anhaltepunktes bedurfte (die Verbindung mit den ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen hatte ſie, wie wir wiſſen, verſchmäht), ließ ſie den römiſchen Grundſatz der Unterordnung des Staates unter die Kirche nicht nur ganz fallen, ſondern fügte ſich ſelbſt gänzlich der fürſtlichen Autorität, welche ſie durch dieſen Schritt ungemein ſtärkte. Man darf wohl ſagen, daß das Lutherthum Schöpfer des eigentlichen monarchiſchen Principes iſt, das heißt der modernen, nüchternen, aller Romantik entkleideten Verjüngung des Monarchismus in ſeiner ſtarren Ausſchließlichkeit, denn vom monarchiſchen Princip, das iſt vom Monarchismus in ſeiner heutigen abſoluten Bedeutung, kann vor der Reformation nicht die Rede ſein. Während der Zwinglianismus und Calvinismus Freiſtaaten hervorrief, ſchuf das Lutherthum neue abſolute Dynaſtien, wie Preußen und Dänemark.

Die bisher beſtandene Einigkeit zwiſchen den Züricher und Wittenberger Reformatoren wurde durch die unerquickliche Abendmahlsſtreitigkeit ſeit dem Herbſt 1524 geſtört. Die Sache iſt zu allgemein bekannt und ſelbſt für unſere Tage zu unwichtig, als daß wir näher darauf einzugehen brauchten. Auch für die damalige Zeit gewann der Streit eigentlich nur wegen ſeiner traurigen Folge Bedeutung, und weil ſich in ihm die Verſchiedenheit der Zwingliſchen und Lutheriſchen Reformthätigkeit klar zeigt. In Zürich verwarf man Alles, was ſich nicht durch die Schrift beweiſen ließ; in Wittenberg behielt man vom Alten Alles bei, was nicht unbedingt gegen das Evangelium verſtieß.

Zwingli's gleichzeitiges Auftreten gegen die Penſions- und Werbemisbräuche machte Viele ſeinen kirchlichen Beſtrebungen feind: die Tagſatzungen von 1523 und 1524 faßten Beſchlüſſe gegen ſein Wirken; aber dafür drang ſeine Lehre immer tiefer ins Volk, und Bern und Baſel nahmen dieſelbe an; Glarus, Appenzell, Graubündten, St. Gallen, Mühlhauſen folgten bald. Auch außerhalb der Eidgenoſſenſchaft gewann ſie Haltung. Straßburg, Lindau, Memmingen bekannten ſich zu Zwingli; in andern Städten Schwabens fand ſeine Lehre beredte Verkündiger.

Luther, der die Verbindung mit den Anhängern Zwingli's auf dem Reichstage zu Speier von vornherein verdammte und, wie bekannt, ein Feind jeder Einmiſchung des Politiſchen in Glaubensſachen war, bot Alles auf, um den Kurfürſten von einem Bündniſſe mit Leuten abzuziehen, „welche wider Gott und das Sacrament ſtreben. Da gebe man mit Leib und Seele der Verdammniß entgegen." Seine Bemühungen waren mit Erfolg gekrönt; eine Verſammlung von Abgeordneten der proteſtirenden Mächte, welche den Bund hatten feſt begründen ſollen, führte zu keinem Ziele.

Landgraf Philipp, der dies ſchmerzlich empfand, ſuchte die Uneinigkeit zwiſchen den beiden Parteien zu heben, indem er ſie auf Michaelis 1529 zu einer Beſprechung nach Marburg einlud. Die angeſtrebte Vereinigung ſcheiterte an der Hartnäckigkeit, mit welcher bei den Verhandlungen über das Abendmahl Luther die wörtliche Auffaſſung des „Iſt" in der Einſetzungsformel, Zwingli die figürliche Bedeutung verfocht.

Und gerade zu einer Zeit bildete ſich dieſe Spaltung unter den Evangeliſchen aus, wo ſich der Kaiſer ihnen entſchieden feindſelig bewies; führte er doch die Geſandten, welche ihm die Proteſtation nach Italien überbracht hatten, eine Zeitlang als Gefangene mit ſich, bis es ihnen gelang, zu entſpringen. Nach jener erſten, durch Luther erfolglos gemach-

Straßen und goſſen glühendes Öl und Pech, ſchleuderten brennenden Schwefel und lodernde Reisbündel auf die Spencer'ſchen Krieger. Dieſe ſahen ſich, trotz ihrer Tapferkeit, mit den örtlichen Verhältniſſen der Stadt unbekannt und von der nächtlichen Finſterniß behindert, in den Straßen eingeſchloſſen. Von hinten und vorn drangen die wüthenden Bürger auf ſie ein, ſchlachteten ſie oder nahmen ſie gefangen; von oben her wütheten Steine und Feuer gegen ſie; ihre Tapferkeit war durch das wilde Gedränge gebunden und, die nicht an beiden Enden waren, mußten unthätig bleiben, wollten ſie nicht ſich unter einander ſelbſt morden. Die Häuſer waren alle feſt verrammelt, und ſo mußten die Unglücklichen ſich ſchmachvoll todtwerfen oder verbrennen laſſen. Die ganze Stadt war gegen Spencer aufgeſtanden; Greiſe, Weiber und Kinder dienten dem Mord als Knechte.

Sir Hugh überzeugte ſich bald, daß Alles verloren ſey, und, ſeinem Geſchick fluchend, ſchlug er ſich mit einem Häuflein ſeiner Tapferſten und Getreueſten muthig durch mehre Bürgerhaufen und hatte faſt den Wall erreicht, um ſich zur Flucht zu wenden, als ſich ihm eine neue Schaar entgegen warf, ten Verſammlung fanden ſich im October 1529 die oberdeutſchen Abgeordneten in Schwabach ein; allein es kam wiederum nicht zum Abſchluſſe eines Bündniſſes, weil man lutheriſcher Seits dazu Glaubenseinheit für nöthig hielt; ebenſowenig verſtändigte man ſich im December zu Schmalkalden, trotz den wohlbegründeten Erinnerungen des Landgrafen von Heſſen an das Benehmen des Kaiſers. Die ganze proteſtantiſche Combination ging an dem ſtarren Glaubenseifer und tiefem Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Widerſtandes gegen den Kaiſer zu Grunde.

Vierzehntes Kapitel.

Politiſche Verbindung der Proteſtanten.

Reichstag zu Augsburg. — Augsburgiſche Confeſſion. — Den Proteſtanten ungünſtiger Reichstagsabſchied. — Schmalkaldiſcher Bund — Ferdinand römiſcher König. – Erweiterung und Conſtituirung des Schmalkaldiſchen Bundes.

Solcher Uneinigkeit, ſolcher Ungewißheit über ihr Recht auf Seiten der Proteſtanten ſtand nun der Kaiſer als natürlicher Vertheidiger des Katholicismus mit ſeiner ganzen Macht gegenüber. Er hatte weiter keine Gegner zu bekämpfen, als dieſe; denn Soliman hatte ſich nach einer fruchtloſen Belagerung Wiens von Ende September bis Mitte Octobers zurückgezogen, nachdem er den Ungarn Zapolya als König zurückgelaſſen hatte. Vorher jedoch mußten noch Verſuche gemacht werden, die Proteſtanten auf friedlichem Wege zu gewinnen; denn Karl hatte noch andere Pläne, zu deren Ausführung er ihres Beiſtandes bedurfte. Sein Bruder Ferdinand hatte ſich ihm in den bisherigen Kämpfen als ein ſo treuer Bundesgenoſſe und Helfer erwieſen, daß er ihm verſprochen, ſeine Wahl zum römiſchen König durchzuſetzen. Der Einfall der Türken hatte den Beweis geliefert, daß ſelbſt Deutſchland in der höchſten Gefahr ſchwebe, wenn nicht entſchiedene Maßregeln gegen den Erbfeind ergriffen würden; natürlich mußten dieſelben zugleich den Ländern und der Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich zu Gute kommen. Um alle dieſe wichtigen und dringenden Angelegenheiten zu berathen, hatte der Kaiſer für den Juni 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeſchrieben.

Unter den günſtigſten Erwartungen von Katholiken und Proteſtanten hielt der Kaiſer am 15. Juni ſeinen prachtvollen Einzug in dieſe Stadt; er war von Innsbruck, wo er einige Zeit Hof gehalten hatte, über München gezogen. Unmittelbar nach ſeiner Ankunft, noch unter dem Eindrucke derſelben, ließ er den Kurfürſten von Sachſen, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Landgrafen Philipp und den Herzog von Lüneburg durch ſeinen Bruder Ferdinand in einem Zimmer der kaiſerlichen Pfalz auffordern, die Predigt abzuſtellen. Da der Landgraf widerſprach, wiederholte der Kaiſer ſeine Forderung etwas hitzig. „Herr," ſagte der alte Markgraf Georg entſchloſſen, „ehe ich von Gottes Wort abſtände, wollte ich lieber auf dieſer Stelle niederknien und mir den Kopf abſchlagen laſſen!" Beſtürzt über einen Widerſtand, der ſelbſt vor ſolchem Ausgange nicht bebte, erwiderte der Kaiſer in ſeinem gebrochenen Niederdeutſch: „Lieber Fürſt, nicht Kopf ab!" Die proteſtantiſchen Predigten hörten erſt dann auf, als auch der Gegenpartei Schweigen auferlegt war. Auch der Theilnahme an der Frohnleichnamsproceſſion weigerten ſich die evangeliſchen Fürſten. In der Propoſition, die bei Eröffnung der Verhandlungen am 20. Juni verleſen wurde, beanſpruchte der Kaiſer zunächſt angemeſſene Rüſtungen gegen die Türken, erklärte aber zugleich ſeinen Entſchluß, die religiöſen Wirren gütlich zu löſen und forderte, wie dies bereits beim Ausſchreiben des Reichstages geſchehen war, Jeden auf, „ſeine Meinung, Gutbedünken, Opinion" ſchriftlich einzureichen. Demzufolge reichten die Proteſtanten ein Glaubensbekenntniß ein, welches Melanchthon mit Zugrundlegung der zu Schwabach aufgeſtellten Glaubensartikel und mit möglichſt engem Anſchluß an die Dogmen der alten Kirche ausgearbeitet hatte. Am 15. Juni 1530 wurde dieſe ſogenannte Augsburgiſche Confeſſion in der Capitelſtube des biſchöflichen Hauſes, wo der Kaiſer wohnte, der Reichsverſammlung in deutſcher und lateiniſcher Abfaſſung überreicht; letztere behielt er für ſich; erſtere übergab er dem Reichserzkanzler. Unterſchrieben war das Actenſtück vom Kurfürſten und Kurprinzen von Sachſen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Franz und Ernſt von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, der jedoch erſt einer Anmahnung Luther's dazu bedurfte, dem Fürſten Wolfgang von Anhalt und den Abgeordneten der Städte Nürnberg und Reutlingen.

Eine Gegenerklärung von katholiſcher Seite, wie die Proteſtanten erwarteten und der Kaiſer wünſchte, kam nicht zum Vorſchein, da die altgläubige Majorität verſchmähte, als Partei da aufzutreten, wo ſie den Richter zu ſpielen geſonnen war. Der Kaiſer mußte ſich fügen. Vor Allem ward eine Widerlegung des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes in Angriff genommen; Leonhard Eck, Luther's alter Widerſacher, arbeitete mit daran. Am 3. Auguſt kam man mit derſelben zu Stande und der Kaiſer, welcher ſich ganz der katholiſchen Majorität anſchloß, verlangte nun in aller Strenge, die Evangeliſchen ſollten nun wieder zur alten Kirche zurücktreten, welche doch nichts von ihrem Syſteme aufgegeben hatte. Bei aller Verehrung, welche Kurfürſt Johann und ſeine Geſinnungsgenoſſen für die Autorität des Kaiſers hatten, konnten ſie ſich dazu nicht entſchließen. Sicher beſtärkte ſie Luther, der, in Koburg zurückgeblieben, die Verhältniſſe von einem freien Geſichtspunkte aus betrachtete, in dieſer Standhaftigkeit. Er traute dem herzlichen Einverſtändniſſe, das nach ſo ſchweren Kränkungen zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſt und dem Könige von Frankreich herrſchte, gar nicht, und war er ſich der drohenden Lage ſeiner Anhänger wohl bewußt, ſo überhob ihn ſein Gottesvertrauen aller Zaghaftigkeit. Ein herrlicher Ausdruck dieſer Stimmung, die er auch bei ſeinen Freunden zu wecken ſuchte, iſt das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," welches jenen ſtürmiſchen Tagen ſeine Entſtehung verdankt.

So entſchloſſen die Majorität des Reichstags zur Anwendung von Gewaltmaßregeln ſein mochte, ſo war man ſich doch bewußt, welche Gefahren für ſie ſelbſt bei einem Conflicte erwüchſen. Einmal war man in Glaubensſachen ſeiner eigenen Unterthanen durchaus nicht ſicher, und wer ſtand dafür, daß die Türken nicht verſuchten, den beſten Gewinn von einem innern Kriege in Deutſchland zu ziehen? Man entſchloß ſich zu einem Vermittelungsverſuche; daß die zu dieſem Zwecke anberaumten Conferenzen zu keinem Erfolge führten, lag nicht an den Proteſtanten, die das Mögliche zugeſtanden, um eine Einigung herbeizuführen, ſondern einzig an dem unheilvollen Einfluſſe der päpſtlichen Curie auf die katholiſchen Wortführer, die immer mehr verlangte, je mehr man gegneriſcherſeits zugab. Der

Kaiſer nahm perſönlich die Angelegenheit noch einmal in die Hand; allein wie vermochte er, der gar kein Verſtändniß von der Natur der religiöſen Bewegung hatte, den Proteſtanten geeignete Vorſchläge zu machen? War er doch nichts als ein Organ der Majorität. Seine wiederholten Drohungen waren ebenſo wirkungslos, da Fürſten und Städte um ihrer Ueberzeugung willen zum Aeußerſten entſchloſſen waren. Der Kaiſer hatte den Gedanken, ſie unmittelbar anzugreifen, die Majorität ſtimmte für einen Aufſchub der Waffengewalt und für Erlaß eines neuen Religionsmandats auf Grund des Wormſer Edictes; weigere man ſich evangeliſcherſeits der Annahme, dann ſei das Verfahren gegen die Widerſpenſtigen einzuleiten. In dieſem Sinne wurde der Reichstagsabſchied denn auch ausgefertigt.

Johann von Sachſen fühlte ſich nicht nur in ſeiner religiöſen Ueberzeugung und in ſeiner Eigenſchaft als Reichsſtand gekränkt, er erfuhr auch Beeinträchtigungen als Kurfürſt, indem man ihn bei der bevorſtehenden Wahl Ferdinand's zum römiſchen Könige als Ketzer ſeines Wahlrechts berauben wollte. Zwar geſchah dies, namentlich auf den Widerſpruch der Pfalz, nicht, allein ſeine Theilnahme ſollte mindeſtens nach der Beſtimmung eines päpſtlichen Breve der Giltigkeit der Wahl keinen Eintrag thun. Sich gegen derlei Gewaltthaten zu ſchützen, vereinigten ſich der Kurfürſt, der Herzog von Lüneburg, der Landgraf von Heſſen, der Fürſt von Anhalt, der Markgraf von Brandenburg, die Grafen von Mansfeld und mehrere Städte am 22. December 1530 in Schmalkalden zu gemeinſchaftlichem Schutz und Beiſtand, wenn einer von ihnen in Sachen des Glaubens rechtlich belangt werde; man erkennt daraus, daß aus den Religionsſtreite ein Rechtsſtreit geworden war. Der Vorſchlag eines allgemeinen Widerſtandes gegen die Königswahl Ferdinand's ſcheiterte an Nürnbergs und des Markgrafen Widerſpruch, die nicht zu weit gehen wollten; auch ſchloſſen ſie ſich von einem Bündniſſe der andern Stände aus, welches den Zweck hatte, Demjenigen von ihnen, der um des göttlichen Wortes willen angegriffen werde, zu Hilfe zu eilen, weil es eigentlich gegen den Kaiſer gerichtet war, deſſen Neigung zu gewaltſamen Maßregeln gegen die Proteſtanten bekannt war. Der Reichstagsabſchied hatte die treuherzige Scheu vor dem kaiſerlichen Namen doch etwas gemindert. Die Vortheile einer feſten, widerſtandsfähigen Verbindung traten ſehr bald hervor. Am 5. Januar 1531 wurde Ferdinand in Köln von fünf Kurfürſten zum römiſchen Könige erwählt, und einige Tage darauf in Aachen gekrönt; der Proteſt Sachſens, vom Kurprinzen überbracht, wurde natürlich nicht beachtet. Ferdinand wurde in ſeiner Wahlcapitulation auf den Augsburger Reichstagsabſchied als das für die katholiſchen Intereſſen wichtigſte Reichsgeſetz, verpflichtet. Der Kaiſer trat nun ſeinem Bruder die Reichsverwaltung zum größten Theile ab, indem er ſich nur einige Vorrechte zurückbehielt. Indeſſen das ganze Wahlverfahren hatte große Misſtimmung in Deutſchland erzeugt, und die am meiſten katholiſch geſinnten Fürſten, die Herzöge von Baiern, die ihre Bewerbungen um die Krone keinen Augenblick ausgeſetzt hatten, vereinigten ſich mit den Proteſtanten in der Nichtanerkennung Ferdinand's. Auf einer zweiten Verſammlung derſelben zu Schmalkalden wurde der Bund auf ſechs Jahre abgeſchloſſen und beſtimmt, eine Anzahl Reiter in Sold zu nehmen, bis man ſich über eine Kriegsverfaſſung geeinigt haben würde. Eine bedeutende Verſtärkung erhielt die evangeliſche Partei durch den Zutritt der oberdeutſchen Städte, die nach der katholiſchen Reaction in der Schweiz ihren Stützpunkt dort verloren hatten, und durch entſchiedene Einführung der Reformation in den niederdeutſchen Städten, wie Magdeburg, Braunſchweig, Goßlar, Einbeck, Hamburg, Bremen, Lübeck, wo zugleich mehr oder weniger bedeutende Veränderungen in der politiſchen Verfaſſung eintraten. Die bedeutendſten dieſer Städte traten dem Schmalkalder Bunde bei, deſſen Verfaſſung zu Nordhauſen im November und zu Frankfurt im December 1531 feſtgeſtellt wurde. Zu Bundeshauptleuten ernannte man den Landgrafen von Heſſen und den Kurfürſten von Sachſen. Es wurden neun Stimmen errichtet, von denen vier zwiſchen den Städten getheilt wurden; die neunte ſollte den übrigen Fürſten und Herren gemeinſchaftlich ſein. Die Koſten, um ein Heer von 10,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde herzuſtellen, wurden für den Monat auf 70,000 Gulden angeſchlagen, den Fürſten und Herren die eine Hälfte die andere den Städten auferlegt. In Kurzem gewann der Bund eine große politiſche Bedeutung, da alle dem Hauſe Oeſterreich widerſtrebenden Elemente ſich ihm näherten: der Herzog von Geldern, Jülich, dem man ſoeben Ravenſtein entzogen hatte, der König von Dänemark, der einen Angriff von Karl's Schwager, dem abgeſetzten Chriſtiern, befürchtete, endlich ſelbſt Baiern mit ſeinem Anhange. Es kam bald die Zeit, wo der Kaiſer dem Bunde Schritte entgegen thun ſollte.

Funfzehntes Kapitel.

Die Eroberung von Peru.

Erſte Expedition Pizarro's und ſeiner Theilnehmer. — Pizarro's Misgeſchick. — Entdeckung von Peru. — Pizarro's Reiſe nach Spanien. — Thronfolgekrieg in Peru. — Treuloſigkeit Pizarro's. — Eroberung von Peru und Chile. — Spaniſche Coloniſation. — Empörung. — Krieg zwiſchen Pizarro und Almagro. — Hinrichtung des Letzteren. — Verſchwörung gegen Pizarro. — Sein Untergang. — Spaniſches Colonieweſen.

In dieſer Zeit erfuhr der Kaiſer ohne ſein Zuthun eine bedeutende Erweiterung ſeiner Macht auf der andern Hemiſphäre. Die Eroberung Mexiko's und die Heldenthaten Ferdinand Cortez' verſtärkten die Sucht nach Abenteuern und den Golddurſt, der ohnedies die weſtindiſchen Spanier verzehrte, bis zum höchſten Grade. Von dieſen Beweggründen getrieben, ſegelte Francisco Pizarro, Baſtard eines Edelmanns, ein gänzlich ungebildeter, aber kühner und kluger Menſch, der an allen Kriegen und Abenteuern in der neuen Welt mit Auszeichnung Theil genommen, im November 1524 von Panama in einem Schiffe mit hundertundzwölf Mann ab, um in den Ländern an der Südſeeküſte Eroberungen und Beute zu machen; Diego Almagro und Hernando Luque waren die Theilhaber des Unternehmens. Erſterer führte Verſtärkungen herbei, nachdem das kleine Heer durch Krankheit und Entbehrungen ſehr zuſammengeſchmolzen war. Pizarro und er drangen gegen die Küſte von Quito vor, wo ſie auf die Anzeichen eines wohlgeordneten Reiches ſtießen, aber auch die Ueberzeugung gewannen, daß ihre Macht zur Eroberung deſſelben ungenügend ſei. Pizarro zog ſich deshalb auf eine benachbarte Inſel zurück, bis Almagro neue Mannſchaften von Panama herbeigeholt haben würde.

Der Befehlshaber dieſes Platzes ſah aber das ganze Unternehmen mit ſehr ungünſtigen Augen an, und erließ den Befehl an Pizarro, mit ſeinen Leuten zurückzukehren. Dieſer war entſchloſſen, nicht zu gehorchen, und ſetzte bei ſeinen Soldaten dieſelbe Geſinnung voraus. Allein er täuſchte ſich. Alle, verließen ihn bis auf dreizehn, mit welchen er ſich auf die entferntere Inſel Gorgona begab, um hier abzuwarten, welchen Erfolg die Bemühungen ſeiner Freunde haben würden. Nach fünf Monaten endlich langten dieſelben mit einigen Mannſchaften an; man entdeckte die Küſte von Peru; nachdem er ſie unterſucht und einige Proben von dem Reichthum und den Erzeugniſſen des Landes geſammelt hatte, kehrte Pizarro gegen Ende des Jahres 1527 nach Panama zurück. Da der Statthalter auch jetzt noch jede Unterſtützung des Unternehmens verweigerte, reiſte Pizarro nach Spanien und erregte durch glänzende Schilderungen vom Reichthume des Landes die Aufmerkſamkeit des Kaiſers. Er erhielt die Würde eines Statthalters und Generalcapitains in den zu erobernden Ländern und die Erlaubniß, die nöthige Kriegsmacht auf ſeine Koſten herzuſtellen. Obſchon von Cortez, der nach Spanien zurückgekehrt war, unterſtützt, reichten dennoch ſeine Mittel dazu nicht hin. Ueberdies zürnte ihm Almagro mit Recht, da Pizarro am kaiſerlichen Hofe treulos deſſen Verdienſte übergangen hatte. Indeſſen wurde die Eintracht wiederhergeſtellt, und im Februar 1531 landete Pizarro mit hundertundachtzig Mann, worunter ſechsunddreißig Berittene, an der peruaniſchen Küſte. Er zog an derſelben hin; allein die Feindſeligkeiten, welche die Spanier an den Einwohnern ausübten, gereichten ihnen ſelbſt zum Nachtheil, da man ſie Mangel leiden ließ. Sie erreichten endlich eine goldreiche Provinz, von wo aus Pizarro Schätze nach Panama und Nicaragua ſchickte, um neue Abenteurer herbeizulocken. Er eroberte die Inſel Puna im Meerbuſen von Guyaquil, die Stadt Tumbez, wo Verſtärkungen eintrafen, und legte ſüdlich von ihr die erſte ſpaniſche Colonie in Peru, St. Michael, an. Ein Krieg zwiſchen den beiden Söhnen des verſtorbenen Inka von Peru, Huaskar und Atahualpa, begünſtigte Pizarro's Pläne, da Beide ſeinen Beiſtand anriefen. Mit hundertundzwei Mann Fußvolk und zweiundſechzig Reitern wagte er, in das Innere des Landes, nach Caxamalca zu ziehen, wo Atahualpa mit ſeinem Heere lagerte. Mit ebenſo viel Treuloſigkeit als Verwegenheit bemächtigte er ſich der Perſon desſelben und ſetzte die Peruaner dadurch ſo in Schrecken und Beſtürzung, daß ſie nicht einmal den Verſuch wagten, ihren Herrſcher zu befreien. Während für dieſen das Löſegeld geſammelt wurde, durchzogen die Spanier ohne Gefährde in Truppen das Land nach allen Richtungen hin. Die Gerüchte von dem Eldorado zogen neue Schaaren golddürſtiger Abenteurer unter Almagro's Anführung herbei. Selbſt die kühnſten Erwartungen wurden durch den Antheil der Beute, welchen jeder Einzelne erhielt, übertroffen; allein die Habgier wuchs mit dem Beſitze. Obſchon der Inka das verſprochene Löſegeld bezahlt hatte, ließ ihn Pizarro dennoch nicht frei, um noch mehr Schätze von ihm zu erpreſſen. Eiferſüchtig und beſorgt, Jener möge aus dem Beſitze des Gefangenen noch größere Vortheile für ſich allein ziehen, beſtand Almagro darauf, den Inka zu tödten, der unter den unhaltbarſten Beſchuldigungen zum Feuertode verurtheilt wurde. Nachdem ſich der unglückliche Fürſt aus Furcht hatte taufen laſſen, wurde er öffentlich erdroſſelt. Durch neue Haufen verſtärkt, konnte Pizarro nun einen Angriff auf die alte Hauptſtadt des Reiches, Cuzco, wagen, die er einnahm; zur ſelben Zeit eroberte einer ſeiner Unterbefehlshaber Quito. Der Kaiſer erweiterte auf die Nachricht dieſer Siege Pizarro's Statthalterſchaft noch um ſiebzig Stunden längs der Küſte nach Süden; Almagro wurde zum Statthalter des ſüdlich davon gelegenen Gebietes ernannt. Letzterer eroberte Chile, während Pizarro ſich mit der Organiſation ſeiner Statthalterſchaft beſchäftigte. Im Jahre 1534 gründete er die neue Hauptſtadt Ciudad de los Reyes, ſpäter Lima, und zeigte im Ganzen viel Gewandtheit und Umſicht in den Regierungsgeſchäften. Kurz darauf erregte jedoch die barbariſche Grauſamkeit gegen die Eingeborenen, welche als Mitmenſchen anzuſehen die Spanier ſich nicht entſchließen konnten, eine furchtbare Empörung derſelben. Pizarro wurde in ſeiner neuen Stadt, ſeine drei Brüder in Cuzco eingeſchloſſen, wo einer davon bei der Belagerung das Leben verlor. Als Almagro von der Noth ſeiner Landsleute hörte, eilte er, um ſich wegen der mannigfachen erlittenen Kränkungen zu rächen, aus Chile herbei, ſchlug die Peruaner vor Cuzco und nahm die beiden Pizarro gefangen. Francisco, der ſich in Lima behauptete und ſeine Brüder noch von den Peruanern bedrängt glaubte, ſchickte eine Abtheilung von fünfhundert Mann zu ihrem Beiſtande. Dieſe wurden von Almagro geſchlagen, der aber nun ſo unbeſonnen war, ſich mit Francisco in Unterhandlungen einzulaſſen und ſeine Brüder freizulaſſen. Kaum war dies geſchehen, als Pizarro dieſe mit einer Schaar von ſiebenhundert Mann gegen Almagro nach Cuzco ſandte. Im April 1538 lieferten ſich beide Parteien eine Schlacht, in welcher Almagro vollkommen beſiegt wurde. Er ſelbſt gerieth in die Gefangenſchaft ſeines Feindes, der ihn zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. Pizarro herrſchte nun nach Willkür und unumſchränkt, belohnte ſeine Anhänger durch Verleihung großer Länderſtrecken, während er Almagro's Freunde unberückſichtigt ließ. Dieſe verſchworen ſich daher mit dem Sohne ihres ehemaligen Hauptes gegen Pizarro's Leben, und führten ihren blutigen Vorſatz am 26. Juni 1541 aus. Nach langer Gegenwehr fiel Francisco mit ſeinem Stiefbruder unter ihren Streichen.

Einige Bemerkungen über die ſpaniſchen Colonieen dürften wohl hier an geeigneter Stelle ſein. Golddurſt, religiöſer Fanatismus und Ruhmſucht waren die drei mächtigen Hebel, durch welche die Spanier zu ihren Eroberungen in Amerika in Bewegung geſetzt wurden. Dieſe Leidenſchaften waren auch bei der Coloniſation der Länder maßgebend. Die neuen Erwerbungen ſchienen nur gemacht, um einer Anzahl von verwegenen Abenteurern Schätze und Ehrenſtellen, um der Kirche einen neuen Zuwachs gläubiger Seelen zu verſchaffen. Aus einem Lande abſtammend, in welchem Despotie, Feudalweſen und Hierarchie in ſeltener Vereinigung die höchſte Blüthe erreicht hatten, konnten die ſpaniſchen Coloniſten füglich nicht anders, als die Verfaſſung des Mutterlandes, welche Spanien zu Macht und Anſehen hingeführt hatte, auf ihre neue Heimath übertragen. Schon der Zuſtand der eroberten Länder führte darauf. Man hatte ausgebildete Staaten vorgefunden, und es bedurfte wiederum einer feſten ſtaatlichen Gliederung, um ſich den Ureinwohnern gegenüber zu behaupten. So ſehen wir in der neuen Welt Reiche entſtehen, welche in jeder Beziehung Nachbildungen des Mutterlandes ſind; das ganze mittelalterliche Unweſen, wie es ſich durch die Kreuzzüge gegen die Mauren allein in Spanien erhalten hatte: der Feudalismus mit Leibeigenſchaft, die Hierarchie mit geiſtiger Knechtſchaft, der ſpaniſche Despotismus mit ſeiner erdrückenden Gewalt ſuchten und fanden einen neuen Sitz. Dieſer Zuwachs des Despotismus und Katholicismus, der für alle Verluſte in Europa entſchädigen konnte, ſchien in ſeiner Rückwirkung auf Europa ſehr gefährlich. Allein er brachte nur dem Mutterlande ſelbſt und den Colonien Verderben. Spanien, durch die Kämpfe gegen die Bekenner des Islam und durch deren Vertreibung ohnehin in ſeiner Bevölkerung geſchwächt, ſiechte noch mehr durch die maſſenhafte Auswanderung der Arbeitskräfte, für welche der fabelhafte Reichthum der Silberflotten einen ſchlechten Erſatz bot. In den Colonien ſelbſt war ein friſches geiſtiges und gewerbliches Aufleben von vorn herein durch die Stupidität der Mönche und Pfaffen und die rohe Anmaßlichkeit der Edelleute unmöglich gemacht. Das Bürgerthum mit ſeinen Segnungen fand keinen Boden in dem ſpaniſchen Antheile der neuen Welt. Es ſollte ſich von germaniſchen Anfängen aus, unter entgegengeſetzten günſtigen Umſtänden, in Nordamerika auf einem Raume entwickeln, der vorher noch keine Cultur gehabt und in welchen man vom europäiſchem Weſen wenig mehr hineintrug, als die proteſtantiſche Geiſtesfriſche, Genügſamkeit und Energie.

Sechszehntes Kapitel.

Machtäußerungen der proteſtantiſchen Partei.

Neue Rüſtungen Soliman's. — Reichstag in Regensburg. — Religionsfriede von Nürnberg. — Tod des Kurfürſten Johann von Sachſen. — Osmaniſcher Krieg. — Enge Verbindung des Papſtes mit Frankreich. — Zuſammenkunft Karl's mit Clemens in Bologna. — Zuſammenkunft Clemens' und Franz' in Marſeille. — Franz' Verbindung mit deutſchen Fürſten. — Herzog Ulrich von Württemberg wird wieder eingeſetzt. — Ausbreitung des Lutherthums. — Die Wiedertäufer in Münſter. — Ereigniſſe in Lübeck. — Wullenweber.

Nach dem vergeblichen Verſuche der Türken auf Wien im Herbſte 1529 war es Ferdinand nicht gelungen, Zapolya Ungarn wieder zu entreißen. Da dieſer ſich rühmte, keinen Tribut an die Pforte zu zahlen, ſo hoffte man in Wien, dieſe durch eine Geldbewilligung zu gewinnen:

in deren Reihen ſich Fackelträger befanden. Das Licht dieſer Kienfackeln erleuchtete den wild beginnenden Kampf abenteuerlich. Aus den Ausrufungen der Bürger erkannte Sir Spencer bald, daß er jetzt mit dem Oberhaupte der Stadt, mit Sir Euſtatius Ghanden ſelbſt zu thun habe. Wirklich focht der ſilberlockige Greis mit dem Jünglingsmuth in der Mitte ſeiner Getreuen und, als er von den Fackelträgern vernahm, Sir Hugh ſey unter den Gegnern, riß ihn das Feuer ſo weit hin, daß er bald dieſem gegenüber ſtand und ihre Schwerter ſich begegneten. Aber wie Blitzesflamme zuckte des Jünglings Stahl auf den Greis herab, und getroffen ſank dieſer nieder. Ein Wehgeſchrei der Bürger erhob ſich bei dieſem Anblicke: „Sir Euſtatius Ghanden iſt gefallen!“ und viele von ihnen wendeten ſich zur Flucht, ſo daß es den Königlichen gelang, zu entkommen und das Thor zu erreichen. Sir Hugh Spencer hatte aber kaum den Namen des Greiſes vernommen, den ſeine Jünglingskraft gefällt, als er, ſtatt die Gelegenheit zur glücklichen Flucht, wie ſeine Freunde, zu benutzen, ſich raſch zu dem Verwundeten niederbeugte und, nicht ohne einen Ausdruck von Schmerz, die Hauptwunde unterſuchte

Ferdinand machte in Konſtantinopel einen dahin gehenden Antrag, der jedoch zurückgewieſen wurde. War doch Soliman genau von dem Vorhaben eines Türkenkrieges, aber auch von der Uneinigkeit in der Chriſtenwelt unterrichtet! Er gab deutlich genug zu verſtehen, daß er ſich durch das Fehlſchlagen eines Verſuchs nicht werde vom weitern Verfolgen ſeines Lieblingsplanes, die Welt zu erobern, abſchrecken laſſen. Die Gefahr wuchs, Ferdinand beſtürmte ſeinen Bruder in ängſtlichen Schreiben, die Rüſtungen nicht zu verſchieben; die Politik der Beiden mußte unter dieſen Einwirkungen eine andere werden. Ferdinand rieth Karln, ſich friedlich mit den Proteſtanten zu verſtändigen, um ihre Hilfe gegen die Türken zu gewinnen; nochmals demüthigte er ſich vor der Pforte, allein vergeblich. Schon am 26. April 1532, ſetzte ſich Soliman zu Waſſer und zu Land in Bewegung, um ſeinen Nebenbuhler Karl zu bekämpfen. Das Heer wurde auf dritthalbhunderttauſend Mann geſchätzt.

Am 17. April 1531 hatten die Verhandlungen des Reichstags in Regensburg begonnen. Der Kaiſer beanſpruchte Anfangs eine größere Mannſchaft, als in Augsburg bewilligt worden war; da die Geſandten für eine ſolche Erhöhung der Contingente keine Inſtruction hatten, begnügte er ſich mit dem vorher bewilligten Satz von 40,000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern. Zum Sammelplatz ward jetzt Wien beſtimmt; am 15. Auguſt ſollten die Mannſchaften beiſammenſein. Nun galt es die Proteſtanten zu gewinnen, mit denen man ſchon ſeit einiger Zeit in Unterhandlungen getreten war; vor dem Losbruche der Türken waren ſie freilich lau genug geführt worden. Die Proteſtanten forderten die Verkündigung eines allgemeinen Friedens und Einſtellung des rechtlichen Verfahrens gegen ſie von Seiten des Kammergerichtes. Die katholiſche Majorität der Stände und der päpſtliche Legat widerſetzten ſich dem zweiten Verlangen, und der Kaiſer konnte ſich nur dadurch aus der Verlegenheit reißen, daß er daſſelbe, nicht wie den allgemeinen Frieden in einem öffentlichen Erlaſſe, ſondern in einer abgeſonderten Verſicherung von Nürnberg aus zugeſtand, im Auguſt 1532. Kurz darauf ſtarb Johann der Beſtändige am Schlagfluſſe. Die katholiſche Majorität war ſehr entrüſtet über die Conceſſionen, welche den Proteſtanten gemacht worden waren, und nahm eine feindſelige Haltung gegen den Kaiſer an; der Bund zwiſchen Beiden hatte nicht lange Beſtand, und nur durch eine

Vereinigung Heſſens und Baierns, welche die Einberufung eines allgemeinen Concils zum Zweck hatte, konnte Karl vermocht werden, in dem Reichstagsabſchied von Regensburg zu verſprechen, wenn das allgemeine Concil nicht binnen ſechs Monaten vom Papſte ausgeſchrieben und binnen eines Jahres nicht wirklich gehalten werde, eine Reichsverſammlung zu berufen, welche die Mittel zur Abſtellung aller Misverhältniſſe berathen ſolle. Da er einſah, wie leicht er auf ſolche Weiſe zu Beſchlüſſen über religiöſe Dinge gedrängt werden könne, welche in Widerſpruch mit ſeiner Ueberzeugung ſtanden, ſo berief er nachher acht Jahre lang keinen Reichstag zuſammen.

Soliman hatte am 20. Juli auf zwölf Schiffbrücken die Drau in der Gegend von Eſſek überſchritten und zog Ungarn herauf. Zagen überfiel die Anhänger Ferdinand's, die ſich dem Feinde preisgegeben ſahen, denn erſt jetzt begannen ernſtliche Rüſtungen in Deutſchland. Aber ſie wurden auch in allen Kreiſen mit großem Eifer und dem beſten Willen betrieben; der Kaiſer ſelbſt, obwol wegen einer Verletzung am Beine, die er ſich auf der Wolfsjagd zugezogen, ſehr leidend, war voll guten Muthes. Er ſelbſt hatte 12,000 Landsknechte geworben, die er bei Augsburg muſtern ließ. Italieniſche Truppen trafen unter dem Herzoge von Ferrara und Hippolyt Medici, dem Neffen des Papſtes, ein. Die ganze Macht, deren Kern die Reichstruppen bildeten und die ſich auf dem Tulnerfelde in der Nähe von Wien zuſammenzog, wird auf 76—86,000 Mann geſchätzt. Der Sultan, der erwartet hatte, der Kaiſer werde wegen der Spaltungen in der Chriſtenheit kein bedeutendes Heer aufbringen können, wagte jetzt doch keinen Angriff im offenen Felde und wandte ſich nach Steiermark, um Graz einzunehmen. Seine leichten Truppen, 15,000 Mann ſtark, welche er nach Oeſterreich geſchickt hatte, wurden aufgerieben; Graz fiel nicht ſogleich in ſeine Hände; es mochten von der See her, wo Doria im ioniſchen Meere die Oberhand behauptete, ungünſtige Nachrichten eingetroffen ſein: kurz Soliman entſchloß ſich zum Rückzuge. Ferdinand verſuchte, das deutſche Heer zur Wiedereroberung Ungarns zu bewegen, aber man begnügte ſich mit dem errungenen Vortheile, den Feind von den Grenzen des Reiches zurückgeſchreckt zu haben; überdies war die frühere Neigung der Proteſtanten zum König Ferdinand wegen ſeines neuerdings gezeigten katholiſchen Eifers erkaltet, und im Intereſſe aller

Reichsſtände lag es, den römiſchen König nicht zu mächtig werden zu laſſen.

Schon bei Gelegenheit des Friedensſchluſſes von Cambrai iſt die Ungeneigtheit des Königs Franz erwähnt worden, die Bedingungen deſſelben einzuhalten. Zu Folge deſſelben war er verbunden, Oeſterreich in ſeinen Unternehmungen gegen die Türken zu unterſtützen; er erbot ſich, Aegypten auf eigene Hand anzugreifen; da der Kaiſer nicht darein willigte, zog er ſich ganz von dem Unternehmen zurück. Ebenſowenig wollte er ſich an einem Kriege gegen die Schweiz und an der Einberufung eines allgemeinen Concils betheiligen, weil er wußte, wie peinlich die letzte Angelegenheit für Clemens ſei, und er, durch eine Verbindung mit dem Papſte am geeignetſten die Friedensbedingungen von Cambrai umſtoßen zu können meinte. Zu dem Zwecke ſchlug er eine Vermählung ſeines zweiten Sohnes, Heinrich's von Orleans, mit der Nichte des Papſtes Katharina von Medici vor. Dieſer ging mit Freuden darauf ein, und der betreffende Vertrag wurde am 9. Juni 1531 abgeſchloſſen. In demſelben wurde die Bildung eines Fürſtenthums in Oberitalien feſtgeſtellt, mit welchem Mailand und Genua vereinigt werden ſollten; Clemens ſolle zur Wiedereroberung dieſer beiden Gebiete behilflich ſein. In Bezug auf den letzten Punkt erfolgte noch keine beſtimmte Zuſage; die ganze Verabredung wurde überhaupt geheim gehalten. Sonderbare Vorſchläge und Verbindungen des Papſtes, die an die Zeiten der Ligue von Cambrai erinnerten, wurden durch den Einfall der Türken vereitelt. Am 5. December 1532 kam nun der Kaiſer auf der Rückreiſe nach Spanien wiederum nach Bologna zu einer Beſprechung mit Clemens; lag ihm doch vor allen Dingen daran, die Angelegenheit des allgemeinen Concils ins Reine zu bringen. Er kannte die Geſinnung des Papſtes darüber recht wohl, allein er rechnete auf den Eindruck ſeiner perſönlichen Gegenwart und auf die Wirkung, welche die Drohungen der Reichsſtände, die Schlichtung der Religionsſtreitigkeiten ſelbſt in die Hand zu nehmen, hervorbringen mußten. Der Papſt fürchtete aber nichts in der Welt ſo ſehr, als ein Concil, und ſo erklärte denn in ſeinem Sinne das Cardinalscollegium, vor Berufung deſſelben müßte verſucht werden, die Uneinigkeit zwiſchen den chriſtlichen Fürſten zu heben. Der Kaiſer war ſehr unzufrieden, da er ſich bei dem widerwärtigen Handel von Clemens in Stich gelaſſen ſah. Nicht viel beſſer war der Erfolg ſeiner Unterhandlungen wegen der italieniſchen Verhältniſſe. Er befürchtete einen Angriff des Königs Franz auf Genua und beabſichtigte zu deſſen Abwehr eine Verbindung der italieniſchen Mächte. Dieſelbe wurde zwar geſchloſſen, aber ſie trug den Keim der Auflöſung von vorn herein in ſich; die Venetianer entzogen ſich derſelben durch die Erklärung, daß ihre Beziehungen zu der Pforte ſie hinderten, einem Bunde zu Andreas Doria's Vortheile beizutreten. Hinſichtlich der Streitigkeiten des Papſtes mit Ferdinand konnte derſelbe nur mit Mühe zu einem achtzehnmonatlichen Waffenſtillſtande bewegt werden. Im October 1533 führte der Papſt ſeine Nichte Katharina von Medici perſönlich nach Frankreich und hatte in Marſeille eine Zuſammenkunft mit Franz. Der Anſpruch, welchen Heinrich von Orleans, Katharina's Gemahl, auf Urbino erhob, ſowie das Anſinnen des Königs Franz an den Kaiſer, das Herzogthum Mailand herauszugeben und Sforza durch ein Jahrgeld abzufinden, waren Folgen der zu Marſeille gepflogenen Verabredungen. Franz beſchränkte ſich aber nicht auf Italien, um feindſelig gegen das Haus Oeſterreich zu wirken. Schon bei der Vereinigung der opponirenden Fürſten im Jahre 1532 hatte er ſich für den Fall eines Kriegs zur Zahlung von 100,000 Kronen verbindlich gemacht; bei der Wahloppoſition gegen Ferdinand war er ſehr thätig geweſen. Das Jahr 1533 gab ihm neue Gelegenheit, ſich in deutſche Verhältniſſe zu miſchen. Der Sohn des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg war vom kaiſerlichen Hofe entflohen und betrieb, von ſeinen Oheimen, den Herzögen von Baiern, unterſtützt, beim ſchwäbiſchen Bunde lebhaft die Reſtauration ſeiner Familie. Im Intereſſe für die württembergiſche Angelegenheit begegneten und fanden ſich König Franz und Philipp von Heſſen, ein perſönlicher Freund Ulrich's von Württemberg. Franz ſchloß 1534 einen noch engern Bund wegen der Wahlangelegenheit mit deutſchen Fürſten und bewilligte dem Landgrafen, dem es blos an Geld zur Wiedereinſetzung ſeines Freundes fehlte, bei einer perſönlichen Zuſammenkunft hinlängliche Mittel. Darauf reiſte Philipp ſelbſt an die Höfe von Trier und Pfalz, um die Kurfürſten, welche Ferdinand gewählt hatten, zu beruhigen. Baiern verſprach, nach Wiedereinſetzung des württembergiſchen Hauſes, ſich mit der Wahl zufrieden zu geben. Von Seite der betheiligten Kurfürſten ſtand nun dem Unternehmen kein Hinderniß mehr entgegen. König Ferdinand ſah ſich von aller Welt verlaſſen. Mit einem kriegsluſtigen Heere von 20,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferd zog der Landgraf gegen den um die Hälfte ſchwächern Feind zu Felde. Bei Laufen am Neckar kam es am 12. Mai 1534 zum Treffen: der Mangel der Reiterei auf öſterreichiſcher Seite verſchaffte dem Landgrafen einen bedeutenden Vortheil, und er verfolgte denſelben am nächſten Tage ſo entſchieden, daß er den Feind vollſtändig auseinanderſprengte. Das Land fiel dem Sieger zu, und Herzog Ulrich ward wieder eingeſetzt. Kein Zeitpunkt konnte für Franz zur Ausführung ſeiner Pläne gegen Oeſterreich günſtiger ſein, als da ein ſiegreiches Heer an der öſterreichiſchen Grenze ſtand, der Papſt ſich mehr als kaltſinnig gegen Ferdinand's Hilfsgeſuche gezeigt und der barbariſche Seeheld Barbaroſſa die neapolitaniſche Küſte weit und breit geplündert und Tunis erobert hatte. Er meinte, ſicher werde der Kaiſer unter ſo manichfachen Bedrängniſſen ſeine Forderung auf Genua, Montferrat und Mailand zugeſtehen. Allein dieſer ſchickte eine bedeutende Summe, um Truppen anzuwerben, und die deutſchen Fürſten hatten weder die Kraft, den Krieg auf die Länge hin durchführen zu können, noch den Willen, Frankreichs wegen die Spannung aufs äußerſte zu treiben. Es kam zwiſchen ihnen und dem römiſchen Könige ein Friede zu Stande, in welchem Ferdinand Württemberg zwar nicht völlig abtrat, es aber als Afterlehen an Herzog Ulrich mit Sitz und Stimme im Reiche gab. Der Kurfürſt von Sachſen mit ſeinen Anhängern erkannte Ferdinand nun feierlich als römiſchen König an. Die Reſtauration des württembergiſchen Fürſtenhauſes war hinſichtlich der Religion von großer Wichtigkeit. Denn indem Ulrich ſein Land, das er mit Hilfe lutheriſcher Fürſten wieder bekam, reformirte, gewann das Lutherthum in Gegenden Boden, welche durch die Maßregeln des ſchwäbiſchen Bundes katholiſch erhalten worden waren: faſt in allen Oberlanden, in denen theilweiſe die religiöſe Bewegung früher gewaltſam unterdrückt worden war, erhob ſie ſich aufs Neue. Auch in den anhaltiſchen Landen, in Pommern und in Weſtphalen errang, unter nicht unbedeutenden innern Kämpfen, die Reformation den Sieg. Höchſt merkwürdig geſtaltete ſich die Sache in Münſter. Die Gemeinde, der religiöſen Neuerung günſtig, hatte die Majorität im Rathe gewonnen und den lutherſchen Prädicanten die Kanzeln eingeräumt: Kleriſei und Minorität des Rathes verließen die Stadt, welche nun von dem neuen Biſchofe, von Ritterſchaft und Capitel bedrängt wurde. Ein kühner Schlag ſchaffte den Bürgern für einige Zeit Erleichterung. Der Biſchof war zur Weihnachtszeit 1532 mit den Landſtänden zu Telgte, eine Meile von Münſter, verſammelt. In der Nacht zum zweiten Feiertag überfielen die von Münſter, ein ſtattlicher Haufe mit Geſchütz, die Verſammlung und nahmen den größern Theil der Stände gefangen: durch die Rückſicht auf ſie wurde der Biſchof von ernſtlichen Maßregeln zurückgehalten. Unter heſſiſcher Vermittelung kam im Februar 1533 ein für die Stadt vortheilhafter Friede zu Stande: der Biſchof kehrte dahin zurück und Alles ſchien geordnet. Allein auch in Münſter tauchten bald jene Ideen auf, welche bei dem damaligen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft die Verbeſſerung der Religion und Kirche begleiteten, die ſelbſt in Wittenberg zum Vorſcheine gekommen waren und hier nur durch Luther's kräftiges Auftreten hatten unterdrückt werden können: jene wiedertäuferiſchen Lehrmeinungen, die auf völlige Gleichſtellung der Menſchen und auf Gütergemeinſchaft hinausliefen. Erweckt und verbreitet wurden dieſelben durch niederländiſche Emiſſäre, unter denen Jan Bokold, auch Bockelſohn und Beukelſohn genannt, von Leiden bald eine hervorragende Stellung einnahm. In Kurzem gewann die wiedertäuferiſche Partei das Uebergewicht und ſchonungslos vertrieb ſie ihre nicht wiedergetauften Mitbürger Ende Februar 1534 aus der Stadt. Der Biſchof, von den Nachbarſtaaten Cleve und Köln unterſtützt, ſtrengte ſich nun ernſtlich an, den Sectirern die Stadt zu entreißen; im April und Mai wurde ſie von allen Seiten eingeſchloſſen. In ihr waren die vorherangedeuteten Ideen des Anabaptismus verwirklicht. Da ſich aber die Einrichtung eines ſtädtiſchen Gemeinweſens nicht mit dieſem kriegeriſch-religiöſen Weſen vertrug, wie es ſich unter den gegebenen Verhältniſſen ausgebildet hatte, ſo gewann der feurige, ſchöne Jan Bokold bald den Rang eines prieſterlichen Königs. Alle Ausſchweifungen, zu denen ein erhitztes Gehirn verführt, wurden begangen. Der wahnſinnige Prophet führte die Vielweiberei ein und wähnte alles Ernſtes, er werde in nicht langer Zeit von dem Stuhle David's, den einzunehmen er ſich rühmte, die ganze Welt beherrſchen. Religiöſe Aufzüge wechſelten mit anſtößigen Hochzeitsfeſten und gräulichen Hinrichtungen, die der tolle König zuweilen ſelbſt vollzog. Am 30. Auguſt 1534 verſuchte der Biſchof einen Sturm auf die Stadt, der an dem Muthe der Wiedertäufer und an ihren guten Vertheidigungsanſtalten vollkommen ſcheiterte: er mußte ſich begnügen, die Stadt mit einigen Blockhäuſern zu umgeben. Bisher hatte er die Sache auf eigene Hand und mit Unterſtützung ſeiner Freunde führen müſſen: jetzt endlich nahmen ſich die zunächſtgelegenen Kreiſe, der kurrheiniſche, der weſtphäliſch-niederrheiniſche und der oberrheiniſche ſeiner an; allein auch ſie hielten ſich nicht für ſtark genug, Münſter zu erobern und riefen die Hilfe des Reiches an. Dieſe trat denn inſoweit ein, daß man die Blokade bis zur Aushungerung der Stadt fortſetzen konnte. Die Eingeſchloſſenen hofften auf Erſatz und Beiſtand aus den Niederlanden; in der That entſtand unter den dortigen Wiedertäufern eine ſtarke Bewegung, welche jedoch durch die bewaffnete Macht erdrückt wurde. In der Johannisnacht 1535 ging die Stadt endlich durch Verrath über. Sie wurde ihrer Freiheiten beraubt, der Katholicismus hergeſtellt, die Wiedertäufer ausgerottet und ihre Propheten auf eine gräuliche Weiſe hingerichtet.

Nicht minder anziehend ſind die Vorgänge in Lübeck: ebenfalls aus der Reformation erwachſen, tragen ſie doch einen ganz verſchiedenen Charakter. Entſtand in Münſter als natürliche Oppoſition gegen das hierarchiſch-ariſtokratiſche Regiment eine Bewegung von theokratiſch-ſocialiſtiſcher Natur, ſo zeigte ſich die Bewegung in der kaufmänniſch-kriegeriſchen, patriziſch-ariſtokratiſch regierten Reichs- und Hanſeſtadt als rein demokratiſche. Wir haben ſchon oben die politiſchen Veränderungen angedeutet, die in Lübeck und andern niederdeutſchen Städten mit Einführung der Reformation vorſichgingen. Im fünfzehnten Jahrhunderte verfiel die Macht der Hanſa, welche auf der Vereinigung aller deutſchen Seeſtädte von Navarra bis Brügge und auf der Abhängigkeit der ſkandinaviſchen Königreiche beruhte, durch den Abfall der niederländiſchen Städte vom Bunde und durch das Streben der nordiſchen Herrſcher, die Vortheile des Handels und der Induſtrie ihren eigenen Ländern zu gewähren; namentlich verfolgte der letzte Unionskönig Chriſtiern II., Schwager Karl's V., dieſes Ziel. Er verletzte die alten Verträge mit der Hanſa, auf ſeine Verbindung mit den niederländiſchen Seeſtädten bauend, und der Kampf begann, in welchem bekanntlich der König erlag und vertrieben wurde, nachdem Lübeck Guſtav Waſa als König in Schweden eingeſetzt hatte. Chriſtiern machte fortwährend Verſuche, ſich wieder in den Beſitz des Thrones zu ſetzen, allein es lag ganz in Lübecks Intereſſe, die neuen Herrſcher von Schweden und Dänemark zu ſchützen. Noch enger wurde dieſe Vereinigung, als Chriſtiern, wohl ſeinen Schwägern zu Gefallen zum Katholicismus zurücktrat, den er früher aufgegeben. Jetzt bekam ſein neueſter Reſtaurationsverſuch im October 1531 eine religiöſe Färbung, und Lübeck wie König Friedrich von Dänemark ſuchten den Beiſtand des ſchmalkaldiſchen Bundes. Dieſer machte ſich unnöthig; die Lübecker allein griffen Chriſtiern in Norwegen an und brachten ihn in Verbindung mit der däniſchen Macht im Mai 1532 ſo weit, daß er ſich gefangen gab. Die Niederländer waren ſeine Bundesgenoſſen, und der Kampf zwiſchen ihnen und Lübeck entbrannte im Jahre 1533, nachdem daſelbſt die demokratiſche Faction die Oberhand erhalten und ihr Haupt Georg Wullenweber zum Bürgermeiſter gemacht hatte. Die Entwaffnung ihres natürlichen Feindes Chriſtiern, das ihnen unangenehme Emporkommen der Volkspartei, endlich der Druck, welchen die hanſeatiſche Handelspolitik auf ſie und ihre Länder ausübte, entfremdete die Könige von Schweden und Dänemark dem Intereſſe Lübecks. Letzterer ſtarb, und den Lübeckern eröffnete ſich die Ausſicht auf Verbindungen mit den demokratiſchen Factionen der däniſchen und ſchwediſchen Hauptſtädte, ja ſelbſt mit Heinrich VIII. In dem Grafen Chriſtoph von Oldenburg fand ſich ein Anführer zu dem Kampfe gegen die Ariſtokratie; man wandte vor, den Feind derſelben, König Chriſtiern, zu befreien, welcher doch durch die Bemühungen der Lübecker erſt ins Verderben gerathen war. Am 19. Juni 1534 ging Graf Chriſtoph zur See, und ſogleich brach der Aufſtand gegen Geiſtlichkeit und Adel aus. Kopenhagen ergab ſich am 15. Juli; überall wurde dem vertriebenen König Chriſtiern aufs neue gehuldigt. Auch in den ſogenannten wendiſchen Städten gewann die demokratiſche Partei das Uebergewicht und betheiligte ſich an den gemeinſamen Unternehmungen durch Hilfeleiſtungen an Geld oder Schiffen. Dabei unterhielten die Lübecker ihre Verbindung mit England ſorgfältig und geſtanden in einem Vertrage vom 2. Auguſt 1534 dem Könige die freie Verfügung über die däniſche Krone zu, wogegen er ihnen ihre alten Privilegien ſicherte. Der ganze Handel machte begreiflicher Weiſe ungeheures Aufſehen und die niederländiſche Regierung ſowohl, wie der kaiſerliche Hof wurden ernſtlich beſorgt. Aber ſchon hatten die Lübecker einen nicht zu verachtenden Feind in der Nähe gefunden. Es war dies Herzog Chriſtian von Holſtein, der Sohn des verſtorbenen Königs Friedrich von Dänemark. Man hatte ihm die däniſche Krone zuerſt angetragen, und da er ſie ausgeſchlagen, weil er ſie nicht der Gewalt verdanken wollte, ihn ſelbſt angegriffen. Vom Landgrafen von Heſſen unterſtützt, erſchien er im September 1534 vor der Stadt und verſuchte, ſie durch Sperrung der Trave vom Meere abzuſchneiden; es gelang ihm, und Wullenweber ſchloß mit ihm über die holſteiniſchen Angelegenheiten Frieden; für die däniſchen behielt man ſich eine weitere Entſcheidung durch Waffengewalt vor. Chriſtian war indeſſen von den hartbedrängten däniſchen Ständen zum Könige erwählt worden und zog nach Jütland, welches er im December 1534 in ſeine Gewalt bekam. Von ſeinen Schwägern, dem Könige von Schweden und den Herzögen von Preußen und Pommern, zu Land und See und mit Geld unterſtützt, gewann er bald das Uebergewicht gegen die Lübecker, obgleich dieſe den Herzog Albrecht von Mecklenburg auf ihre Seite gezogen hatten. Lübecks Land und Seemacht unterlag im Juni 1535. Jetzt griff auch die Reichsgewalt in die innern Verhältniſſe der Stadt ein. Während Wullenweber's Abweſenheit wurde die alte Verfaſſung wieder hergeſtellt; als jener zurückkehrte, mußte er ſich fügen. Doch ein Mann wie Wullenweber gab ſeine Sache nicht ſo leicht auf. Im Lande Hadeln ſtanden einige Haufen Landsknechte, die in Chriſtoph's von Oldenburg Namen geworben waren; zu denen begab er ſich. Auf der Reiſe ward er aber von ſeinem bitterſten Feinde, dem Erzbiſchofe von Bremen, aufgefangen und von dieſem, der ſeine prieſterlichen Hände nicht mit Blut beflecken wollte, zur Hinrichtung an ſeinen Bruder, den Herzog Heinrich von Braunſchweig, ausgeliefert. Mit Wullenweber's und ſeines Freundes Meier Tode erloſch die Bewegung in Lübeck. Die politiſche Reform in Deutſchland ſollte einmal weder im Ganzen, noch im Einzelnen gelingen.

Siebzehntes Kapitel.

Karl's Zug nach Tunis und der fünfte franzöſiſche Krieg.

Chaireddin Barbaroſſa. — Die Expedition nach Tunis. — Neue Feindſeligkeiten Franz' I. — Seine Eroberung Savoyens. — Karl's Einfall in Frankreich. — Franz in offener Verbindung mit den Osmanen. — Heinrich's VIII. Emancipation vom Papſtthum.

Karl hätte ſicher Rache wegen der Wiederherſtellung Württembergs an den betheiligten Fürſten genommen, wenn nicht ein bereits erwähntes Ereigniß ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit nach einer andern Seite hin gezogen hätte. Es war dies die Eroberung von Tunis durch den Korſarenhäuptling Chaireddin Barbaroſſa. Söhne eines Töpfers zu Lesbos, hatten er und ſein älterer Bruder Urutſch ſich zu Herren des Meeres gemacht und im Jahre 1516 Algier eingenommen. Nach dem Tode des Letztern fand Chaireddin, im beſtändigen Kampfe mit chriſtlichen Mächten und einheimiſchen Fürſten begriffen, für rathſam, ſich unter den Schutz des Großherrn zu begeben, der gegen dieſen Zuwachs ſeiner Herrſchaft nicht unempfindlich war und den mächtigen Seeräuber zum Begler-Beg des Meeres ernannte. In dieſer neuen Eigenſchaft ſetzte Barbaroſſa, auf dem Wege von Konſtantinopel, im Jahre 1534 Neapel durch ſeine plötzliche Annäherung in Schrecken. Er unternahm jedoch keinen ernſtlichen Angriff auf die Stadt, ſondern begnügte ſich, die Schiffswerfte an der Küſte zu zerſtören, einige unbedeutende Caſtelle zu nehmen und das Land ein paar Meilen weit zu verwüſten. Darauf zog er ab. Nachdem er die Küſten Sardiniens geplündert, griff er plötzlich Tunis an. Dieſer Staat war ebenfalls bis jetzt unabhängig von der Pforte; Thronſtreitigkeiten, welche unter der Familie der Benihafs ausgebrochen waren, ſollten jetzt dazu dienen, dieſes Verhältniß zu ändern. Chaireddin nahm den Schein an, als beabſichtige er, an die Stelle des grauſamen Muley Haſſan den vertriebenen älteren Fürſten Reſchid, der ſeine Hilfe angeſprochen und argliſtig nach Konſtantinopel gelockt worden

Weil er nicht genau ſehen konnte, lief er einem Fackelträger nach, entriß ihm die Fackel und beleuchtete damit den Kopf des Bürgermeiſters. Die Wunde war bei weitem nicht ſo ſchlimm, als er Anfangs gefürchtet hatte; aber auch dieſe zu verbinden, löſte Hugh ſeine Feldbinde vom Panzer. Über dieſem Geſchäfte fanden ihn die zurück gekehrten Bürger, und er ward ihr Gefangener, wie ſehr viele Andre ſeines Heeres.

Das Blutvergießen hatte aufgehört, die Gefangenen wurden eingeſperrt, mit ihnen Sir Spencer; an die Verfolgung der Geflohenen dachte man nicht, ſondern überließ ſich bacchantiſcher Freude. So war von den Königlichen gerettet, wer das Thor hatte erreichen können; die Übrigen lagen todt oder ſterbend auf den Straßen oder lebendig in den Gefängniſſen. Als der junge Tag ſein Auge aufſchlug, erblickte er die Straßen voll Bluts und zum Theil durch Brand verſtümmelter Leichen, über welche der Jubel der Einwohner in wilden Tänzen und Geſängen dahin raſete. Aber ſo wie die ſiegreichen Bürger kein Maß und Ziel in ihrer Freude hielten, eben ſo wenig konnten ſie ein ſolches in ihrer Rache finden. Man ſah berauſchte Weiber mit unmenſchwar, auf den Thron zu ſetzen. Getäuſcht durch dieſes Vorgeben, erhoben ſich die Bewohner von Tunis, zwangen den verhaßten Muley Haſſan zur Flucht und öffneten Chaireddin die Thore. Dieſer nahm die Stadt und die Citadelle Goletta im Namen Soliman's in Beſitz und betrieb ſeine Seeunternehmungen gegen die chriſtlichen Staaten in einem noch größern Umfange, als bisher. Die ſpaniſchen und italieniſchen Küſten litten furchtbar von ſeinen Einfällen, und der Kaiſer, durch die beſtändigen Klagen ſeiner Unterthanen beunruhigt, entſchloß ſich, alle andern Pläne vor der Hand aufzugeben und einzig hier auf Abhilfe zu denken. Beſtärkt wurde er in dieſem Vorſatze, als Muley Haſſan ihn um Beiſtand erſuchte. Die Gelegenheit, ſich als großmüthigen Beſchützer eines unglücklichen Fürſten und als Glaubenskämpfer zu zeigen, war zu verlockend, als daß der Kaiſer ſie hätte ungenutzt vorbeigehen laſſen ſollen. Die ganze Unternehmung erhielt einen ſtarken religiöſen Anſtrich. Vor der Abfahrt von Barcelona machte der Kaiſer unſerer Frau von Montſerrat einen Beſuch und nahm an einer Proceſſion unbedeckten Hauptes, wie die Andern, Theil; die Fahne auf dem Admiralſchiffe zeigte Jeſus am Kreuze; der ſollte auch Anführer ſein, wie Karl ſagte, der Kaiſer nur ſein Fahnenträger; der Großadmiral, Andreas Doria, hatte zu dem Zuge gegen die Ungläubigen einen geweihten Degen erhalten.

Die ſpaniſche und italieniſche Flotte vereinigten ſich an der ſardiniſchen Küſte bei Cagliari; am 14. Juni 1535 brachen ſie von da nach Tunis auf und landeten ohne Hinderniß im Golf. Barbaroſſa ſcheint dem Gerücht von den Rüſtungen des Kaiſers keinen Glauben geſchenkt zu haben, denn er war durchaus nicht vorbereitet, den Angriff des Kaiſers auf das Schloß und Arſenal Goletta zurückzuweiſen. Deſto mehr Schwierigkeiten bot die Stadt ſelbſt; zwar machte Muley Haſſan, der ſich im Lager der Chriſten befand, dem Kaiſer Hoffnung, ſein Anhang in der Stadt werde bald das Uebergewicht erhalten und die Eroberung erleichtern; allein Chaireddin hatte, unter dem Vorgeben, der Kaiſer beabſichtige, den Islam zu vertilgen, die benachbarten arabiſchen Fürſten zu ſeinem Beiſtande gewonnen und hielt durch dieſen Zuwachs ſeiner Macht die Stadt vollkommen im Zaum; wider ihren Willen mußten die Tuneſen, 9000 Mann ſtark, ihrem Unterdrücker beiſtehen.

Am 20. Juli brach der Kaiſer nach Tunis auf, in der Abſicht, die Nacht in einiger Entfernung von der Stadt bei einer antiken Waſſerleitung, wo ſich Baumpflanzungen und ein Brunnen vorfanden, zuzubringen. Als er jedoch mit dem erſchöpften Heere nach Mittag bei dem Orte anlangte, fand er ihn zu ſeinem Schrecken bereits vom Feinde beſetzt. Dieſer mochte über 50,000 Mann ſtark ſein; die Kaiſerlichen zählten etwa 26,000 Mann. Beide Parteien waren mit etwas Geſchütz verſehen; das der Kaiſerlichen hatten deutſche Landsknechte, deren ſich 8000 Mann beim Zuge befanden, mühſelig auf den Armen herbeigeſchleppt. Schon beim erſten Feuer waren die Chriſten im Vortheil, und als ein Angriff der afrikaniſchen Reiterei von dem ſpaniſch-deutſchen Vortrabe zurückgeſchlagen wurde, begannen die Tuneſen die Flucht, welchen bald die Mauren folgten, ſodaß endlich auch der Kern von Chaireddin's Heer, die Türken und Renegaten, mit theilweiſem Verluſt des Geſchützes den Rückweg antreten mußten. So leicht der Sieg geweſen war, ſo unbedeutend war ſeine Frucht. Der Kaiſer nahm den Brunnen ein, aber das Waſſer reichte für das allgemeine Bedürfniß nicht zu, und mit ſeinem ganz erſchöpften Heere, ohne Belagerungsgeräthe, ſollte er am folgenden Tage eine wohlbefeſtigte Stadt bezwingen; er bereute für einen Augenblick das ganze Unternehmen. Allein das Glück war ihm günſtig. In der Verwirrung, die der Verluſt der Schlacht in Tunis herbeiführte, war es einigen tauſend Chriſtenſclaven gelungen, ſich zu befreien und das Schloß einzunehmen; dadurch ſah ſich Chaireddin genöthigt, ferneren Widerſtand aufzugeben. Der Kaiſer zog in Tunis ein und überließ dann die Stadt der Wuth und Beutegier ſeiner Soldaten. Als Tauſende der Einwohner erſchlagen, noch mehrere zu Sclaven gemacht waren, hielt man dem heiligen Jacob zu Ehren ein feierliches Hochamt in dem Franziscanerkloſter. Muley Haſſan erhielt die Herrſchaft über Tunis und das Innere des Landes zurück und trat dafür dem Kaiſer Goletta und die Küſtengegend ab. Große Hoffnungen knüpften ſich an dieſen Sieg über die Ungläubigen; alte Prophezeiungen von einem Kaiſer, der die ganze Welt zur Anbetung des Kreuzes zwingen werde, tauchten auf; man glaubte denſelben in Karl zu ſehen; dieſer ſelbſt war ſehr geneigt, den Zug nach Tunis nur als Vorſpiel eines Hauptunternehmens gegen die Türken anzuſehen. Allein die politiſchen Verhältniſſe vergönnten ihm nicht, dieſen Lieblingsplan ſeines Hauſes in Ausführung zu bringen. Schon nahte von Weſten her ein Sturm, der lange loszubrechen gedroht hatte. Als der Kaiſer von ſeinem Feldzuge über Sicilien zurückkehrte, ſtarb der Herzog von Mailand, Franz Sforza, und der König von Frankreich, der ſich einen Ruhm daraus machte, Karl während des afrikaniſchen Feldzugs nicht angegriffen zu haben, verfehlte nicht, ſeine Anſprüche jetzt entſchieden geltend zu machen. Von kaiſerlicher Seite aus war man geneigt, dem dritten Sohn Franz', dem Herzoge von Angouleme, Mailand mit der Hand der verwittweten Herzogin, der Nichte des Kaiſers, zu übergeben; allein der König, welcher offenbar keinen Frieden wollte und, eiferſüchtig auf Karl's neuen Ruhm, um jeden Preis die verlorene Stellung in Italien wiederzugewinnen trachtete, verwarf alle billigen Vorſchläge und überbot ſich in hochgeſpannten Forderungen. Mailand wollte er für ſeinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, der durch ſeine Vermählung mit der Nichte Clemens' VII., Katharina von Medici, bereits Anſprüche in Italien erworben; er ſelbſt wollte auf der Stelle in den Nießbrauch des Herzogthums Mailand eintreten. Ferner trat Franz in dieſem Augenblicke ernſthaft mit einem Anſpruche hervor, den er ſchon ſeit längerer Zeit erhoben hatte; er verlangte nämlich das Herzogthum Savoyen als Eigenthum, indem er behauptete, dem jetzigen Herzoge, als Sproſſen der zweiten Ehe ſeines mütterlichen Großvaters Philipp, gebühre nicht das Land, ſondern ihm, dem Erben Luiſens, der Tochter erſter Ehe. Der Grund dieſer Forderung lag in der Politik des regierenden Herzogs, der ſich im Gegenſatze zu ſeinen Vorgängern dem Hauſe Oeſterreich anſchloß. Ein Krieg, in welchen derſelbe im Januar 1536, Genfs wegen, mit mehreren Gliedern der Eidgenoſſenſchaft gerathen war, gab dem Könige von Frankreich gute Gelegenheit, das beſiegte und erſchöpfte Savoyen einzunehmen; ſchon am 3. April hielt er ſeinen Einzug in Turin. Dieſe Kunde, ſowie die Nachricht, daß Soliman aus Perſien nach Konſtantinopel zurückgekehrt und Barbaroſſa bei ihm angekommen ſei, erreichte den Kaiſer auf dem Wege nach Rom. Alle hohen Gedanken, die aus dem Siege in Tunis erſtanden waren, mußten unter dieſen Umſtänden ſchwinden; jetzt galt es nur, einem ſchlagfertigen Feinde entgegenzutreten. Franz nahm in der That eine ſo bedeutende Stellung ein, wie er ſie je beſeſſen. Er hatte einige deutſche Fürſten und die nordiſchen Mächte auf ſeiner Seite; durch die Beſetzung Savoyens und Piemonts gewann er neuen Einfluß in Italien, ja er ſchloß ſoeben einen Vertrag mit Soliman. Man unterhandelte zwar, allein auf der kaiſerlichen Seite überzeugte man ſich immer mehr von der Ungeneigtheit des Königs zum Frieden und beſchloß, nochmals denſelben in ſeinem Lande anzugreifen. Im Juni 1536 hatte Karl ein Heer von 50,000 Mann beiſammen und bereits im Juli griff er Frankreich mit zwei Heeren an, im Norden durch den Grafen von Naſſau, im Süden commandirte er ſelbſt. Seine Hoffnung, den König zu einer Feldſchlacht zu bewegen, wurde vereitelt; Franz zog vor, durch zwei feſte Lager die Ufer der Rhone und der Durance zu decken; außerdem führte ſein Feldherr Montmorency den Vertheidigungskrieg mit größtmöglicher Vorſicht. Aufs Neue wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft, allein der König, durch die Vortheile ſeiner Stellung noch trotziger gemacht, weigerte ſich des geringſten Zugeſtändniſſes. Selbſt der um dieſe Zeit eintretende Tod des Dauphin's, durch welchen der Herzog von Orleans die Thronfolge erhielt und die Abſicht des Kaiſers auf den Herzog von Angouleme begünſtigt wurde, änderte nichts. Im kaiſerlichen Lager trat bald Mangel ein; Seuchen rafften eine Menge Volks hinweg; ſelbſt Antonio de Leyva erlag. Ein Verſuch des Kaiſers, Marſeille zu überraſchen, ſchlug fehl; wie Bourbon im Jahre 1524, mußte er ſich ohne Erfolg zurückziehen. Ebenſo fruchtlos war der Einfall des niederländiſchen Heeres in Frankreich geweſen. Der König, berauſcht von ſeinem Glücke, beanſpruchte die früher aufgegebene Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern, und ſchickte ſich an, in dieſe Länder einzufallen; mit den Türken trat er von nun an in offenen Bund, ſchon im Jahre 1536 waren die osmaniſche und franzöſiſche Flotte vereinigt; für das folgende Jahr verabredete Franz mit ſeinem neuen Bundesgenoſſen einen gemeinſamen Angriff auf den Kaiſer. Dieſe Verbindung des allerchriſtlichſten Königs mit den Ungläubigen iſt aber bedeutungsvoll. Schon früher zwar hatten ſich abendländiſche, meiſt benachbarte Staaten, mit den Osmanen verbunden, aber nur in Zeiten der größten Noth und im tiefſten Geheimniſſe. Man faßte einen ſolchen Schritt als Verrath an der mittelalterlichen chriſtlichen Staatenfamilie auf. Jetzt zum erſten Male geſchah er ohne Scheu, offen und ohne zwingende Nothwendigkeit, von einem Fürſten, der auf der andern Seite dem Katholicismus treu blieb, gleichſam als beſorge er, daß ſchon dieſer politiſche Abfall zu bedeutend ſei; und war er es weniger, als der religiöſe der Proteſtanten? Frankreich trat von nun an als rein politiſche Macht auf und ging andern Reichen hierin voran; der chriſtliche Staat diente bald nur noch als Vorwand.

Noch ein anderer Staat emancipirte ſich um dieſelbe Zeit vom Mittelalter, aber nicht wie Frankreich blos einſeitig vom abendländiſchen Kaiſerthum, ſondern auch von der Papſtmacht; es war dies England. Heinrich VIII. war mit ſeinem Eheſcheidungsproceſſe faſt ſechs Jahre vom päpſtlichen Stuhle hingehalten worden, als ihm endlich die Geduld ausging. Er ſah am Ende ein, daß er vom Papſte, den das kirchliche Intereſſe ſtets an den Kaiſer band, ſo groß auch ſeine perſönliche Abneigung ſein mochte, für ſich nichts zu hoffen habe, und beſchloß, ſeinen eigenen Weg zu gehen. Es galt vor Allem, eine Autorität in ſeinem Proceſſe zu ſchaffen, die ſich mit der päpſtlichen meſſen konnte; denn Heinrich wollte nicht nur von ſeiner erſten Gemahlin geſchieden ſein, ſondern auch eine neue Ehe mit der Ausſicht legaler Nachkommenſchaft ſchließen. Er ſchaffte ſich dieſelbe mit großer Klugheit. Der Proteſtantismus hatte in England große Fortſchritte gemacht und drohte hier, wie überall, eine Spaltung hervorzurufen: Heinrich unterdrückte ihn mit unerbittlicher Strenge und gewann durch dieſen katholiſchen Eifer den hartbedrängten Klerus ganz für ſich, der nicht verfehlte, für den König gegen den Papſt Partei zu nehmen. Heinrich verfolgte den Vortheil, der ihm aus dieſer Stimmung erwuchs und ſah ſich, vom Parlamente unterſtützt, bald als Herr und Gebieter der engliſchen Geiſtlichkeit. Im März 1533 legte er ihr denn ſeine Eheſcheidungsſache vor; günſtige Gutachten waren von den bedeutendſten Univerſitäten beigebracht worden. Nach zehn Tagen kam der Beſchluß der Verſammlung zu Stande, daß der Papſt kein Recht gehabt habe, Heinrich wegen der Vermählung mit der Braut ſeines verſtorbenen Bruders Arthur von Wales Dispens zu geben. Die Ehe mit Katharina von Aragon ward für null und nichtig erklärt, die Verbindung des Königs mit Anna Boleyn ſanctionirt. Der päpſtliche Stuhl konnte natürlich eine ſolche Misachtung ſeiner Autorität nicht ruhig hingehen laſſen. Das Conſiſtorium der Cardinäle erließ am 23. März 1533 die Sentenz, daß die zwiſchen Heinrich und Katharina geſchloſſene Ehe aufrechtzuerhalten ſei und der König, wenn er bis Ende September ſeine einzig legitime Gemahlin in ihre Rechte nicht wieder eingeſetzt habe, excommunicirt werden ſolle. Dieſe Maßregel hatte weiter keine Folge, als daß Macht und Anſehen des Königs auf Koſten der päpſtlichen Autorität wuchſen. Man kam nämlich zu der ſehr natürlichen Frage, woher das päpſtliche Primat in England ſtamme und fand bald die Antwort, daß es auf Zugeſtändniſſen früherer Könige beruhe, welche der Nachfolger zu jeder Zeit zurückzunehmen berechtigt ſei. Die Univerſitäten von Oxford und Cambridge und die geiſtlichen Autoritäten gaben Erklärungen in dieſem Sinne; von den Kanzeln ward der Satz verkündigt, daß Rom und England ferner keine Gemeinſchaft hätten, und mit Begeiſterung aufgenommen. Nach und nach, aber conſequent, wurden die Bande zwiſchen der engliſchen Kirche und dem päpſtlichen Stuhle gelöſt. Die Appellationen nach Rom hob das Parlament im Jahre 1533 auf; im folgenden Jahre verbot es, Diſpenſe dort nachzuſuchen; dieſelben wurden den beiden Erzbiſchöfen für ihre betreffenden Sprengel zugewieſen. Biſchöfe wurden fernerhin von den Capiteln unter dem Einfluſſe des Königs gewählt, welchem ſie für ihre amtliche Wirkſamkeit verantwortlich waren. Durch Parlamentsbeſchluß ward er ausdrücklich zum Oberhaupte der engliſchen Kirche gemacht. Damit war denn die Trennung derſelben von der allgemein chriſtlichen ausgeſprochen. Doch nicht ohne Blutvergießen ward ſie vollzogen. Moore und Biſchof Fiſher ſtarben als Märtyrer für die Idee der Einheit der abendländiſchen Kirche. Wie in Deutſchland fühlte man das Bedürfniß, die heiligen Schriften, welche mit ihren Ueberlieferungen und Lehren eine mächtige Unterſtützung im Kampfe gegen Rom gewährt hatten, durch eine Ueberſetzung in die Landesſprache allgemein zu machen und auf dieſe Weiſe der Reformation in der Ueberzeugung des Volkes eine dauernde Grundlage zu geben. Zu Anfang des Jahres 1535 erſchien das Werk, auf die Ueberſetzung des vom Könige hart bedrängten, in den Tod getriebenen William Tyndall gegründet. Bald darauf veröffentlichte man ein Gebetbuch, deſſen Inhalt ſchon in entſchiedenem Widerſpruche mit den römiſchen Lehren ſteht. In der nächſten Zeit beſchäftigte man ſich damit, die Glaubensartikel der neuen Kirche aufzuſtellen. Der Einfluß der Wittenberger Lehren iſt in einzelnen Punkten unverkennbar, wenn auch die hierarchiſche Geſinnung der Geiſtlichkeit, welche den Laien gegenüber ganz die frühere Stellung behaupten wollte, ein näheres Anſchließen an dieſelbe verhinderte. Die gänzliche Aufhebung der Klöſter, deren ſämmtliches Vermögen an den König fiel, erhöhte deſſen Einnahme um mehr als das Doppelte und gab ihm die Macht, den Bullen des Papſtes und jedem Verſuche von Seiten des Kaiſers oder eines andern katholiſchen Fürſten, dieſelben in Ausführung zu bringen, Trotz zu bieten. Mit dem gewonnenen Gelde baute er Feſtungen, ſetzte England und Irland in Vertheidigungszuſtand und unterhielt eine ſchlagfertige Flotte in neu eingerichteten Häfen.

Achtzehntes Kapitel.

Conſolidirung der proteſtantiſchen und katholiſchen Partei.

Gutes Einvernehmen zwiſchen Ferdinand und den Proteſtanten. — Erweiterung des Schmalkalder Bundes. — Einigung der Proteſtanten unter ſich. — Paul III. beruft ein Concilium. — Irrungen zwiſchen dem Hofe und den Proteſtanten durch Dr. Held. — Bund katholiſcher Fürſten. — Türkiſch-franzöſiſcher Krieg. — Waffenſtillſtand zu Nizza. — Zuſammenkunft des Kaiſers und des Königs von Frankreich an der franzöſiſchen Küſte. — Unterhandlungen Karl's mit den Proteſtanten in Frankfurt.

Die Bedrückungen und Quälereien der nicht verbündeten proteſtantiſchen Stände von Seiten des Kammergerichts, ſowie einzelner altgläubiger Fürſten, dauerten indeſſen fort und machten, bei dieſem widerwärtigen Zuſtande von Feindſeligkeiten und Unſicherheit, in denſelben das Verlangen rege, in den Schmalkalder Bund einzutreten und der Wohlthat des Nürnberger Friedens theilhaft zu werden. Da aber in dieſem Vertrage die Theilhaber namentlich aufgeführt waren, ſo fragte es ſich, ob die Sicherheit ſich auch auf die neu eintretenden Glieder erſtrecke, oder ob nicht die Aelteren durch deren Aufnahme in die Gemeinſchaft ihren Vortheil einbüßten? Die Entſcheidung konnte nur bei demjenigen liegen, der ihn gewährt hatte.

Wiederum war es Franz I., der die Sache der deutſchen Proteſtanten förderte. Er ſuchte im Jahre 1535 die evangeliſchen Stände auf ſeine Seite zu bringen, um das Gegengewicht gegen das Haus Oeſterreich herzuſtellen. Dem Kaiſer und Ferdinand mußte aber alles daran gelegen ſein, eine Vereinigung ihrer Gegner zu hintertreiben, deren üble Folgen ſie im vorigen Jahre erſt gemerkt hatten. Dazu kam, daß in Ferdinand's deutſchen Erblanden, ja ſelbſt an ſeinem Hofe, ſich mächtige Sympathien für das Lutherthum regten. So näherte man ſich, da man ſich gegenſeitig nöthig hatte. Landgraf Philipp und Herzog Ulrich von Württemberg wurden in Wien gut aufgenommen; Letzterer erhielt ſein Land, zwar als öſterreichiſches Afterlehn, aber unter leidlichen Bedingungen zurück. Auch Kurfürſt Johann Friedrich erfuhr im November 1535 eine gute Aufnahme in Wien und empfing die Belehnung mit der Kur. Er verſäumte nicht, die Sache ſeiner Glaubensgenoſſen zur Sprache zu bringen, indem gerade Augsburg, welches ſich Zwingli's Lehre zuneigte, von den Herzögen von Baiern ernſtlich bedroht wurde. Es konnte aber den Oeſterreichern an der Machterweiterung eines Hauſes, deſſen Ergebenheit ſehr zweifelhaft war, nichts liegen, ebenſo wenig an der Ausbreitung der vielgefürchteten Schweizerlehren. Der Kurfürſt, befragt, was zu thun ſei, äußerte, die Augsburger würden ſich wohl entſchließen, die augsburgiſche Confeſſion anzunehmen, wenn man ſie in den Nürnberger Frieden und in den Cadanſchen Vertrag, durch welchen Ulrich von Württemberg reſtituirt wurde, mit aufnehme. Da man, ohne Baiern aufs Tiefſte zu beleidigen, Augsburg allein dieſen Vortheil nicht gewähren konnte, ſo mußte man ihn auf alle evangeliſchen Stände ausdehnen. Ferdinand verſprach, dem Kammergerichte Einhalt des Rechtsverfahrens gegen die Proteſtanten zu gebieten, und ließ dabei die namentliche Aufführung weg. Nach Erlangung dieſes wichtigen Zugeſtändniſſes eilte Johann Friedrich nach Schmalkalden, wo die Mitglieder des Bundes bereits verſammelt waren. Auch ein franzöſiſcher Geſandter hatte ſich mit Aufträgen ſeines Königs eingefunden. Man wies dieſelben nicht geradezu ab, ſtellte aber eine Bedingung zum Abſchluſſe eines Bündniſſes, welche deſſen Zweck von vorn herein aufhob. Darauf beſchloß man, den Bund auf zehn Jahre zu erneuen und Alle in denſelben aufzunehmen, welche einzutreten begehrten und die augsburgiſche Confeſſion anerkannten. So wurden denn im Frühjahre 1536 Herzog Ulrich von Württemberg, die Herzoge von Pommern, die Fürſten von Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt, Hamburg, Hannover und Kempten aufgenommen. In dieſer Zeit kam das bisher ſtets vereitelte Werk der Einigung zwiſchen den oberländiſchen und Wittenberger Theologen zu Stande, indem die Erſteren die augsburgiſche Confeſſion annahmen und dafür von Luther als Brüder im Glauben anerkannt wurden; auf beiden Seiten geſtand man zu und erkannte an.

Dergeſtalt politiſch und kirchlich geeinigt und geſtärkt, im beſten Einverſtändniß mit Kaiſer und König, zufolge deſſen Johann Friedrich ſogar Hilfstruppen zum niederländiſchen Heere hatte ſtoßen laſſen, ſchien die Sache der Evangeliſchen nie ſo gut geſtanden zu haben. Selbſt das Mißlingen des kaiſerlichen Planes, dem Pfalzgrafen Friedrich die Krone Dänemarks zu verſchaffen, ſchlug zu ihrem Vortheile aus, da der neue lutheriſch geſinnte König Chriſtian ſeinen deutſchen Glaubensgenoſſen einen mächtigen Rückhalt gewährte. Um ſo auffallender war es, daß gerade jetzt Schritte gethan wurden, um ſie wieder in den Schooß der alten Kirche zurückzuführen.

Am 25. September 1534 ſtarb Clemens, und Alexander Farneſe beſtieg unter dem Namen Paul III. den päpſtlichen Stuhl. Da er wohl wußte, wie unabweislich das Verlangen nach einem allgemeinen Concil und nach Reformen in der Kirche ſelbſt bei allen guten Katholiken, namentlich am kaiſerlichen Hofe, war, ſo erklärte er von vornherein ſeine Bereitwilligkeit, ein ſolches zu berufen. Mit Recht ſchlug der kluge Mann die Nachtheile höher an, welche aus der ſteten Verweigerung dieſes Verlangens erwachſen waren, als die, welche jemals bei ſchlauer Leitung und Ueberwachung einer ſolchen Verſammlung für das Papſtthum hätten entſtehen können. Bereits 1535 erſchien ein Nuntius in Deutſchland, um Mantua als Verſammlungsort vorzuſchlagen; im Frühjahr 1536 wurde das Concilium für dieſelbe Zeit des folgenden Jahres ausgeſchrieben. So vorſichtig man in der Ankündigung deſſelben alle verletzenden Ausdrücke vermieden hatte, ſo konnten die Proteſtanten der ganzen Sachlage nach kein Zutrauen faſſen. Und bald genug ließ denn auch der Papſt die Maske fallen. In einer Bulle ſprach er offen aus, das Concilium habe den Zweck, die lutheriſche Ketzerei auszurotten. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß man eine Verſammlung, der ſolche Tendenzen untergelegt wurden, auf proteſtantiſcher Seite nicht als das gewünſchte allgemeine freie chriſtliche Concil anerkennen konnte. Die Frage war nur, in welcher Form die Verwerfung geſchehen ſolle. Auf einer Bundesverſammlung zu Schmalkalden im Februar 1537 beſchloß man denn, die Einladungsſchreiben des Papſtes nicht einmal anzunehmen und in einer Eingabe an den Kaiſer nicht allein dieſes Verfahren zu begründen, ſondern auch um ein wahrhaft freies Concilium, welches keinen Parteizwecken diene, auf deutſchem Boden zu bitten. Es tauchte ſogar die kühne Idee auf, durch Luther oder die Stände ein Concil nach Augsburg oder einer andern bedeutenden Stadt zuſammenzuberufen, welches, auf dem Grunde der heiligen Schrift fußend, der päpſtlichen Verſammlung ſich entgegenſetzen ſolle. Freilich war der Gedanke zu kühn für die Verbündeten, als daß er hätte ausgeführt werden können. Die Verhandlungen über das Concilium von Seiten des Papſtes ſtockten überhaupt bald wieder, da ſie ohnehin nicht mit Ernſt betrieben worden waren, und auch Frankreich und England aus verſchiedenen Gründen Widerſpruch erhoben hatten. Dagegen wurden die Verbündeten von einer Seite her beunruhigt, von welcher ſie es am wenigſten erwarten durften. Es erſchien nämlich in Schmalkalden der kaiſerliche Vicekanzler, Dr. Matthias Held, der es ſich zur Aufgabe ſtellte, das Verfahren des Kammergerichts zu rechtfertigen und die verbündeten Stände, mit gänzlichem Ignoriren des Friedens von Cadan und der Wiener Verabredungen, zum leidenden Gehorſam gegen daſſelbe zurückzuführen. Die Proteſtanten geriethen natürlich in die größte Aufregung; mußten ſie nicht das bisherige Benehmen des Kaiſers und des Königs für ſchändliche Verſtellung, alle freundlichen Zuſicherungen für Täuſchung halten? Allein Held hatte, aus perſönlichem Widerwillen gegen die Schmalkalder Verbündeten, ſeiner Inſtruction gerade entgegen gehandelt, wohl in dem Gedanken, daß bei der ſchwankenden Stellung des Kaiſers der von ihm eingeſchlagene Weg bald wieder verfolgt werden müſſe. Der Haß und Argwohn zwiſchen den altgläubigen und evangeliſchen Fürſten erwachte aufs neue in ſeiner ganzen Stärke und führte die widerwärtigſten Händel herlicher Luſt die Leichname noch mehr verſtümmeln, und die edelſten Bürger der Stadt, befangen von der Barbarei des Zeitalters, fanden ein Vergnügen darin, Galgen in den Straßen aufzubauen. Drei Tage lang hatte man ſich damit beſchäftigt; da kam die feierliche Geſandtſchaft zurück, welche der Königin Iſabella die Siegesnachricht überbracht hatte, und verkündete den mit neuem Jubel empfangenen Befehl, alle Gefangene, ohne Unterſchied, als Miſſethäter zu behandeln und öffentlich hinzurichten. Man hatte dieſen Befehl gewünſcht und erwartet: um ſo bereitwilliger zeigte man ſich alſo, ihn auszuführen, und Männer und Weiber ſtürzten in raſender Siegstrunkenheit nach den Gefangniſſen, die Schlachtopfer ihrer bacchantiſchen, blutdürſtigen Wuth zu den in allen Straßen, auf allen Plätzen zahlreich aufgebauten Galgen zu ſchleppen. Die tapfern königlichen Krieger erduldeten alle, ohne Auszeichnung der Geburt und des Standes, die ſchimpfliche Strafe.

Und mitten durch dieſe Gräu'l hindurch jubelte ein bunter, ungeheurer Zug, in deſſen Mitte man einen Siegeswagen, von phantaſtiſch gekleideten Menſchen gezogen, erblickte. Auf dem Wagen aber ſaß Miß bei. Hauptſächlich durch Dr. Held's Bemühungen kam in Nürnberg am 10. Juni 1538 ein Bund der eifrigſten katholiſchen Fürſten zu Stande, zu welchem auch der Kaiſer und König traten, da das durch Held herbeigeführte Misverſtändniß nicht gelöſt werden konnte, ohne ſich jene zu Feinden zu machen. Beide Parteien ſtanden ſich ſchroff gegenüber, jeden Augenblick bereit, mit Waffengewalt ihr Recht und ihre Anſprüche geltend zu machen. Doch noch einmal verhinderte das Einwirken allgemeiner Verhältniſſe den Ausbruch der Feindſeligkeiten.

Im Frühjahre 1537 hatten der König von Frankreich und ſein Verbündeter, Soliman, den verabredeten Angriff auf die Länder des Kaiſers unternommen. Ein türkiſches Heer landete in Apulien und verwüſtete es auf eine gräuliche Weiſe; feſten Fuß konnte es nirgends faſſen. Die Franzoſen machten Fortſchritte in Piemont. Dagegen fielen die Kaiſerlichen von den Niederlanden aus wiederum nicht ohne Erfolg in Frankreich ein. In Oberitalien hielten ſich beide Feinde das Gegengewicht. Durch die Bemühungen des Connetable von Montmorency und der Königin Maria von Ungarn, der Schweſter des Kaiſers, kam endlich eine Waffenruhe zu Stande. Franz hatte ſeinen Zweck, eine würdige Stellung in Italien zu gewinnen, erreicht, und wurde ſelbſt über die Fortſchritte ſeines Verbündeten Soliman unruhig, welcher ſich für ſeine erfolgloſen Angriffe auf das Gebiet des Kaiſers an den venetianiſchen Beſitzungen im Archipelagus entſchädigte. Während deſſen erlitten auch die Oeſterreicher in Ungarn eine furchtbare Niederlage durch die Türken, ſodaß ſelbſt Zapolya, deſſen Stern in Konſtantinopel erblichen war, für ſich zu fürchten begann. Er ſowohl, wie Venedig, dieſes unter Vermittelung des Papſtes, ſchloſſen Verträge mit Karl und Ferdinand, unter Bedingungen, welche für das Haus Oeſterreich ſehr günſtig waren. In Frankreich machte der Bund gegen die Türken großes Aufſehen, und Franz fühlte zum erſten Male die Nachtheile ſeiner unchriſtlichen Politik, da ſie ihn verhinderte, dem brennenden Eifer der Nation, die Ungläubigen zu bekämpfen, genugzuthun. Der König lieh deshalb den Vermittelungsverſuchen Paul's geneigtes Ohr, und begann im Mai 1538 zu Nizza eine Unterhandlung mit dem Kaiſer, die einen zehnjährigen Waffenſtillſtand herbeiführte; eine perſönliche Zuſammenkunft in Aiguesmortes an der franzöſiſchen Küſte befeſtigte das gute Einverſtändniß. Weltliche und kirchliche Verhältniſſe bildeten den Gegenſtand der Beſprechungen zwiſchen den beiden Herrſchern. Der Papſt verſchob das bereits angekündigte Concilium, bis die religiöſen Streitigkeiten in Deutſchland beigelegt ſein würden, und Karl verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, um die Spaltung in der Kirche gütlich aufzuheben. Die wichtigſte Folge der Zuſammenkunft war wohl die, daß Franz den Unternehmungen des Kaiſers gegen die Osmanen im Jahre 1538 kein Hinderniß in den Weg legte; allein die Erfolge waren dennoch gering. Als Karl für das nächſte Jahr energiſche Zurüſtungen treffen wollte, hatte er durch Held's Machinationen ſchon alles Vertrauen der Proteſtanten verloren, auf deren Unterſtützung er ſtark gerechnet hatte. Zum Glück bildete ſich zwiſchen den beiden ſchlagfertigen Parteien eine vermittelnde. Es ward ein Tag in Frankfurt a. M. angeſetzt, auf welchem über Aufrechthaltung des Vertrages zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und Zapolya und die zu gewährende Reichsunterſtützung verhandelt werden ſollte. Der junge Kurfürſt von Brandenburg, Joachim II., Zapolya's Schwager, und Ludwig von der Pfalz, nahmen die Angelegenheit in die Hand. Der Kaiſer, der Held ſeine Ungnade hatte zu Theil werden laſſen, ſchickte den Erzbiſchof von Lunden nach Frankfurt im Februar 1539, mit der Inſtruction, unter möglichſt günſtigen Bedingungen einen Vergleich mit den Proteſtanten abzuſchließen. Dieſe hatten den Vortheil, aufgeſucht werden zu ſein, und richteten demnach ihre Forderungen ein. Sie verlangten einen „beſtändigen, wahrhaftigen, undisputirlichen Frieden,“ ſowohl für ſich, als für Die, welche künftig ihren Glauben annehmen würden, und eine theilweiſe Beſetzung des Kammergerichts mit Leuten ihrer Confeſſion. Ferner ſolle, zur Vermeidung künftiger Streitigkeiten, kein Theil ſich um die Kirchengüter in fremden Gebieten kümmern. Der König von Dänemark, der Herzog von Preußen, die Städte Riga und Reval, und der Herzog von Liegnitz ſollten in den Frieden mit einbegriffen werden. Der Erzbiſchof von Lunden, der gleich von vornherein die Bedingungen des Nürnberger Uebereinkommens zu Grunde gelegt hatte, wies dieſe Forderungen entſchieden zurück, und die Verhandlungen geriethen eine Zeit lang ins Stocken. Die Proteſtanten zeigten ſich unter dieſen Umſtänden ſehr ungeneigt, etwas gegen die Türken zu thun, über deren Fortſchritte und neue großartige Zurüſtungen beunruhigende Nachrichten einliefen. Der kaiſerliche Commiſſair ſah ſich zur Nachgiebigkeit genöthigt. Er bewilligte Beanſtandung des Rechtsverfahrens auf achtzehn Monate für die gegenwärtigen Anhänger der Augsburgiſchen Confeſſion. Die Proteſtanten gingen unter der Bedingung darauf ein, daß auch in den katholiſchen Bund Niemand aufgenommen werde. Der Erzbiſchof geſtand dies einſtweilen auf ſechs Monate zu, bis des Kaiſers Willensmeinung über den Punkt eingeholt worden ſei. Schließlich einigte man ſich, auf einer im nächſten Sommer zu haltenden Verſammlung der Stände einen Ausſchuß von Theologen und Laien auf eine „löbliche chriſtliche Vereinigung handeln" zu laſſen. Kaiſerliche und königliche Commiſſaire ſollten Theil nehmen; was der Ausſchuß beſchließe, ſolle den Ständen vorgelegt und vom Kaiſer ratificirt werden. Die Anweſenheit eines Nuntius verbaten ſich die Proteſtanten. Dies waren die Reſultate der Frankfurter Verſammlung, günſtig genug für die Evangeliſchen. Das Kammergericht mit ſeinen widerwärtigen Vexationen und Executionen war unſchädlich gemacht; ſtatt eines Concils unter päpſtlichem Einfluſſe ſollte einer einheimiſchen Verſammlung die Beilegung der Irrungen übergeben werden. Ferner hatte der katholiſche Fürſtenbund in dem Kaiſer ſein Haupt verloren; derſelbe nahm wieder ſeine vorige unabhängigere Stellung ein. Kurz, der Schmalkalder Bund hatte Frucht getragen.

Neunzehntes Kapitel.

Neue Machterweiterung der Proteſtanten.

Tod des Herzogs Georg von Sachſen. — Reformation in den albertiniſchen Landen und in Kurbrandenburg. — Aufſtand in Gent. — Cleveſche Händel. — Die Unterhandlungen mit Frankreich zerſchlagen ſich. — Verhandlungen in Worms. — Reichstag in Regensburg. — Colloquium zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen Theologen. — Karl's Annäherung an die Proteſtanten. — Declaration.

Zu dieſem moraliſchen Siege des Lutherthums kam ſogleich eine beträchtliche territoriale Ausbreitung. Am 17. April 1539 ſtarb Herzog Georg von Sachſen, mit dem Kummer, ſein Land und die Vertheidigung des katholiſchen Glaubens nicht einem Sohne zurücklaſſen zu können. Bis hierher hatte er das Eindringen der Ketzerei in ſein Gebiet energiſch verhindert; mit ſeinem Ableben, das wußte er, brach das Werk ſo vieler Jahre zuſammen. Denn zum Erben hatte er ſeinen evangeliſch geſinnten Bruder Heinrich, der die bei weitem kleinere Portion der albertiniſchen Länder, Freiberg und Wolkenſtein, beſaß. Georg hatte nach dem Ableben ſeines vierten Sohnes und kurz vor ſeinem eigenen Ende, aus Haß gegen ſeine abtrünnigen Verwandten, den unerhörten Beſchluß gefaßt, ſein Land an den Kaiſer und an Ferdinand zu vererben, und einen betreffenden Entwurf ſeinen Ständen vorgelegt; allein er war geſtorben, ehe derſelbe rechtskräftig geworden war. Ferdinand, der davon gehört hatte, wollte deshalb Heinrich nur unter der Bedingung in ſeinem neuen Beſitze anerkennen, wenn er ſich verbindlich mache, den Nürnberger Bund zu halten, welchen Georg für ſich und ſeine Landſchaft eingegangen ſei. Die Schmalkalder Verbündeten verſicherten den Bedrohten ihres Beiſtandes, und die Sache hatte ihr Bewenden. Mit Zuziehung der Stände und unterſtützt von den Wittenberger Profeſſoren, reformirte Heinrich das Land. Der Widerſtand der Biſchöfe und Geiſtlichen war vergebens. Auch Brandenburg wurde für die neue Lehre gewonnen. Ebenſo wie Georg von Sachſen, war Kurfürſt Joachim I. bemüht, über die Dauer ſeines Lebens hinaus ſein Gebiet katholiſch zu erhalten. Er hinterließ zwei Söhne, die er bei der Erbtheilung feierlich verpflichtete, an den Reichstagsabſchieden von Augsburg und Regensburg und am Halle'ſchen Bündniſſe nicht allein ſelbſt feſtzuhalten, ſondern auch fernerhin ihrer Nachkommenſchaft die gleiche Verpflichtung aufzuerlegen. Bei der Theilung der Länder glaubte ſich der jüngere Bruder, Markgraf Johann, der ſchon lange lutheriſch geſinnt war, von Mitgliedern des Halle'ſchen Bundes, welche die Auseinanderſetzung der Brüder beſorgten, übervortheilt. Er trat aus dem Bunde aus und ſchloß ſich den Schmalkalder Verbündeten an. Die katholiſche Partei, beſonders Heinrich von Braunſchweig, ſuchte ſich nun des älteren Bruders umſomehr zu verſichern. Allein auch Kurfürſt Joachim II. zeigte ſich dem Lutherthum geneigt; mochte doch ſchon das Beiſpiel ſeiner Mutter, die um ihrer Ueberzeugung willen Gatten und Kinder verlaſſen, früh auf ihn eingewirkt haben. Es lag jedoch nicht in ſeiner Weiſe, die alten Bande gewaltſam zu zerreißen; er ließ die Reformation in ſeinem Lande geſchehen. Die Sache ſelbſt nahm eigentlich der Biſchof von Brandenburg, Matthias von Jagow, im Frühjahre 1539 in die Hand, der, ohne die Wittenberger Einrichtungen ſclaviſch nachzuahmen, doch den reformatoriſchen Geiſt zur Geltung brachte. Selbſt Ferdinand und der Kaiſer erkannten die neue Kirchenordnung an. Das Beiſpiel der brandenburgiſchen Brüder wirkte auch auf die Schweſter, die Herzogin von Braunſchweig-Calenberg. Nach dem Tode ihres Gemahls wurde ſie Regentin und erhielt die Vormundſchaft über ihren Sohn. Unterſtützt von der Stimmung des Landes, reformirte ſie daſſelbe nach dem Vorbilde Joachim's. Auch der Erzbiſchof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, erlaubte ſeinen norddeutſchen Unterthanen, was er ihnen zu verbieten nicht im Stande war. Nachdem die Stände der Stifte Magdeburg und Halberſtadt auf dem Landtage zu Kalbe im Jahre 1541 die theilweiſe Tilgung der erzbiſchöflichen Schulden übernommen hatten, erlangten ſie vom Erzbiſchofe Zulaſſung evangeliſcher Prediger. Nur ſeine Reſidenz Halle wollte Albrecht katholiſch erhalten; allein es entſtanden aufrühreriſche Bewegungen unter der Bürgerſchaft, und der Erzbiſchof mußte erleben, daß ſelbſt ſeine getreueſte Stadt zu ſeinen Gegnern überging. Erbittert verlegte er ſeine Reſidenz nach Mainz.

Herzog Magnus von Mecklenburg, Biſchof von Schwerin, war in Norddeutſchland der einzige geiſtliche Fürſt, der die Reformation in ſeinem Lande veranlaßte und bewerkſtelligte. Auch die Aebtiſſin von Quedlinburg ließ nach dem Tode Georg's von Sachſen Stift und Stadt durch den Superintendenten von Stolberg reformiren.

Nur Heinrich von Braunſchweig blieb dem alten Glauben treu; er war das einzig überlebende Glied des Halle'ſchen und Nürnberger katholiſchen Bündniſſes. Außer ihm war faſt ganz Norddeutſchland für den Proteſtantismus gewonnen.

Die Nachricht von den Verhandlungen in Frankfurt am Main bewirkte einen großen Schrecken am päpſtlichen Hofe. Noch vor Kurzem hatte Paul den Kirchenbann gegen den König von England ausgeſprochen und den Kaiſer mit der Execution beauftragt; jetzt mußte er ernſtlich fürchten, daß derſelbe das Beiſpiel ſeines Oheims befolgen werde. Er proteſtirte gegen den Frankfurter Vertrag, billigte den einſeitigen Waffenſtillſtand, den die Venetianer mit den Osmanen abgeſchloſſen, billigte Franz' Verſuche, vermöge ſeiner Verbindung mit ihnen auch die anderen Mächte des Bundes zu den Unterhandlungen herbeizuziehen: das Intereſſe der Chriſtenheit war ſogleich vergeſſen, als das päpſtliche Primat in Gefahr kam. Hatte der Papſt des Türkenkrieges wegen die Eintracht zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich angeſtrebt, ſo dachte er jetzt daran, ihre gemeinſamen Kräfte auf Bekämpfung der Ketzerei hinzulenken. Auf Karl machten die Vorſtellungen Paul's großen Eindruck, und er beſtätigte jetzt den Nürnberger Bund, der freilich den Proteſtanten keine Gefahr mehr brachte; zu weiteren Schritten konnte er aber nicht vermocht werden. Er beſorgte eine Vereinigung Englands und der deutſchen Proteſtanten. Die Unterhandlungen mit Frankreich betrieb er indeſſen eifrig, aber wohl weniger, um dem Papſte gefällig zu ſein, als aus eigenem Intereſſe. In den Niederlanden herrſchte ſchon lange großes Mißvergnügen darüber, daß man die Kräfte des Landes für fremde Zwecke hinopfern müſſe und den einheimiſchen Fürſten ſo ſelten bei ſich ſehe. Eine Kriegsſteuer, welche in Folge des letzten franzöſiſchen Kriegs ausgeſchrieben und von den andern drei Ständen der Grafſchaft Flandern bewilligt worden war, wurde von der Stadt Gent verweigert. Die Bürger forderten Privilegien zurück, die ihnen in Folge früherer Unruhen entriſſen worden waren, und gingen bald zur offenen Empörung über. Wie gefährlich für die Regentin und den Kaiſer wäre der Aufſtand geworden, wenn ihnen Franz wirklich die Unterſtützung geleiſtet hätte, um die ſie baten! So aber waren dieſem die Hände durch die Verhandlungen mit Karl gebunden. Dieſe wurden bald ſehr intimer Natur, wie man denn in dem gegenſeitigen Verhalten der beiden Fürſten einen beſtändigen wunderbaren Wechſel von tödtlicher Feindſchaft und Kampfluſt zum vertrauten perſönlichen Verhältniſſe bemerkt. Auch jetzt wurden wieder mannichfache Heirathsprojecte zwiſchen den beiden Herrſcherfamilien in Vorſchlag gebracht. Karl zog aus dieſem guten Einverſtändniß den Vortheil, durch Frankreich den Weg in die Niederlande nehmen zu können. Es gelang ihm ſchnell, mit Hilfe der Regierungspartei, den Aufſtand und die Pöbelherrſchaft in Gent zu unterdrücken. Er änderte die Verfaſſung der Stadt und ſicherte für die Zukunft der Regierung eine bedeutende Einwirkung auf ihre Angelegenheiten. Zu dieſem Zwecke ließ er eine Feſtung in Gent anlegen.

Der Enkel des Papſtes, Alexander Farneſe, eilte in die Niederlande, um die Verhandlungen zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich, deren Abſchluß man in Rom ſchon bei des Erſteren Reiſe durch Frankreich erwartet hatte, zu Ende zu führen. Allein in der Geſinnung Karl's war eine große Veränderung eingetreten. König Ferdinand hatte ſich nämlich gleichfalls in den Niederlanden eingefunden und machte ſeinem Bruder die dringendſten Gegenvorſtellungen über die Zugeſtändniſſe an Frankreich, die dem burgundiſchen Hauſe lediglich zum Verderben gereichen müßten. Noch andere Rückſichten kamen zur Erwägung. Der Herzog Karl von Geldern, der Erbfeind der Burgunder, hatte ſein Land dem Könige von Frankreich zugedacht; allein die Stände, welche weder franzöſiſch, noch burgundiſch werden wollten, widerſetzten ſich und ſchloſſen mit dem Herzog Johann von Cleve im Januar 1538 einen Vertrag ab, zu Folge deſſen ſein Sohn Wilhelm Beſitz von Zütphen und Geldern ergreifen ſolle. Dies geſchah ſchon im Juni nach Karl's von Geldern Tode. Im Februar 1539 erbte Wilhelm die Länder ſeines Vaters, und wurde einer der mächtigſten Reichsfürſten. Karl und Ferdinand waren äußerſt entrüſtet über den Verluſt von Provinzen, welche ſie als ihr Eigenthum anzuſehen immer gewohnt waren, und ließen Drohungen gegen Wilhelm von Cleve fallen. Allein die Angelegenheit wurde noch ſchwieriger. Einmal drang Johann Friedrich von Sachſen, der Wilhelm's Schweſter, Sibylle, zur Gemahlin hatte, fortwährend auf Beſtätigung ſeiner jülichſchen Heirathsverträge, und er war das Haupt des Schmalkadiſchen Bundes. War nicht als ſicher anzunehmen, daß Herzog Wilhelm, vom Kaiſer bedrängt, Schutz in demſelben ſuchen werde? Ferner vermählte ſich Heinrich VIII., dem in ſeiner drohenden Lage viel daran gelegen war, mit einem dem Kaiſer benachbarten und feindlichen Hauſe in Verbindung zu kommen, mit Anna von Cleve. Trat er doch ſelbſt durch dieſe Heirath in eine indirecte Verbindung mit dem Schmalkaldiſchen Bunde. Er verfehlte nicht, den Gliedern deſſelben alles Ungünſtige, was er vom kaiſerlichen Hofe her über ſie vernahm, mitzutheilen, und es entſtand bedeutende Aufregung unter den Proteſtanten. Aber auch bei den katholiſchen Reichsſtänden äußerte ſich große Verſtimmung gegen den Kaiſer; man meinte, er wolle mit Hilfe Frankreichs die deutſche Freiheit unterdrücken; die Verſuche der niederländiſchen Regierung, ihre Oberherrlichkeit über Utrecht, Lüttich, Köln und andere Stifter auszudehnen, erregten allgemeinen Widerwillen; man fühlte ſich nicht geneigt, auch Geldern an Burgund kommen zu laſſen. Ein Kurfürſtentag in Gelnhauſen nach alter Weiſe ward beſchloſſen, dem eine allgemeine Fürſtenverſammlung folgen ſollte, um über die deutſchen Angelegenheiten zu berathen.

Daß unter dieſen Umſtänden ein Abſchluß mit Frankreich dem Kaiſer große Verlegenheiten bereiten mußte, war klar. Dennoch machte er dem Könige nochmals einen ſehr annehmbaren Vorſchlag. Er wollte ſeine Tochter dem Herzoge von Orleans vermählen und dem Paare die Niederlande, die Grafſchaft Burgund und die zu erobernden Landſchaften Geldern und Zütphen übergeben. Dagegen ſollte der König die alten Verträge von Madrid und Cambrai beſtätigen, Savoyen herausgeben und den Kaiſer in ſeinen Unternehmungen gegen die Türken und den Herzog von Cleve unterſtützen. Aber Franz ging darauf nicht ein; Mailand und Savoyen waren ihm lieber, als die Niederlande. Die Verhandlungen zerſchlugen ſich an den wiederum wach gewordenen italieniſchen Streitigkeiten. Als das franzöſiſche Bündniß zurücktrat, ſchwand auch die Gefahr von Seiten der Kurfürſten und Reichsſtände. Der Kaiſer wandte ſich den Proteſtanten wieder zu, und gab ihren zu Frankfurt begründeten Anſprüchen nach, indem er eine Verſammlung nach Speier ausſchrieb, „um die Dinge dahin zu richten, daß der langwierige Zwieſpalt der Religion einmal zu chriſtlicher Vergleichung gebracht werde.“ Farneſe gerieth über die ganz veränderte Sachlage faſt in Verzweiflung; aber es blieb dem römiſchen Hofe nichts übrig, als ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken und ſie möglichſt zu benutzen.

Obgleich die Proteſtanten auf der vom Kaiſer ausgeſchriebenen Verſammlung, die, ſtatt zu Speier, im Juni 1540 in Hagenau zuſammentrat, eigentlich nur die Einhaltung des Rechtsverfahrens durchſetzten, ſo war doch die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zuſtandes der katholiſchen Religion ſelbſt von ihren eifrigſten Anhängern in dem Maße anerkannt, daß man ſich zu dem Beſchluſſe einigte, von beiden Parteien friedfertige und verſtändige Männer in gleicher Zahl zu verſammeln, um ſich freundlich, chriſtlich und der heiligen Schrift gemäß über alle ſtreitigen Punkte zu beſprechen und ſie wo möglich zur Vergleichung zu bringen. Den Vorſchlag Ferdinand's, die Beſchlüſſe der letzten Augsburger Verſammlung zu Grunde zu legen, lehnten die Proteſtanten ab; vielmehr drangen ſie mit ihrem Antrage durch, ihre Confeſſion und deren Apologie als Grundlage der Beſprechungen anzunehmen. So ſollte denn der allgemeine Wunſch, der ſeit Anfang der Reformation gehegt worden war: die religiöſen Streitigkeiten innerhalb der Nation zu beſeitigen, ſeine Erfüllung haben.

Im November 1540 begannen die Verhandlungen in Worms. Die Proteſtanten hegten die zuverſichtliche Hoffnung, im freien Austauſche der Meinungen ihren Anſichten allgemeine Geltung verſchaffen zu können. Ueberdem zeigten ſich ihnen die kaiſerlichen Commiſſäre, Naves und Granvella, geneigt. Unter den geiſtlichen und weltlichen Fürſten that ſich ein guter Wille, den Frieden zu fördern, kund. Die Proteſtanten legten beſonders Gewicht auf den Gedanken, daß ſie nicht Abtrünnige ſeien, ſondern die wahren eigentlichen Katholiken, indem ſie nicht allein an den prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften, ſondern auch an den alten Synoden feſthielten. Ein Unglück für ſie war es, daß man in Hagenau die Zulaſſung eines päpſtlichen Nuntius dem Kaiſer anheimgeſtellt und dieſer einen ſolchen an der Verſammlung Theil nehmen ließ. Morone, ſo hieß er, war ſich der Gefahr, welche der päpſtlichen Autorität in Deutſchland drohte, vollkommen bewußt, wenn eine von Kaiſer und Reich berufene Verſammlung Beſchlüſſe im Sinne der Neuerung gefaßt hätte. Man behauptet ein Einverſtändniß zwiſchen ihm und den bairiſchen Herzögen, welches durch „wunderbare Verträge" über die Bisthümer befeſtigt worden ſei. Auch der Abgeordnete von Mainz hing ihm an. Den gewonnenen Einfluß benutzte er zu einem Verſuche, die mündlichen Verhandlungen zu hintertreiben und ſtatt deren ſchriftliche einzuführen. Das Ganze würde zu einem Austauſche von Streitſchriften geworden ſein. Allein er drang damit nicht durch. Nach den widerwärtigſten Zänkereien zwiſchen ihm und Granvella über die Form des Geſprächs begannen endlich die Verhandlungen am 14. Januar 1541 unter den drückendſten Einſchränkungen. Allein noch ehe man mit dem erſten Artikel zu Ende war, löſte Granvella im Auftrage des Kaiſers die Verſammlung auf und lud ſie zur Fortſetzung der Verhandlungen auf den bevorſtehenden Reichstag in Regensburg ein. Wiederum war es den römiſchen Künſten gelungen, das nationale Werk zu hindern und den drohenden Sturm zu beſchwören.

Am 5. April 1541 wurde der Reichstag in Regensburg eröffnet. Gleich in ſeiner Propoſition ſtellte der Kaiſer die Beilegung der religiöſen Streitigkeiten als den wichtigſten Gegenſtand der Berathungen hin und erbot ſich, einige friedliebende Männer zu ernennen, um ſich über die ſtreitigen Punkte zu beſprechen. Trotz des Widerſtandes einiger katholiſchen Fürſten, ſetzte er ſeinen Willen hierin durch. Außer Eck und Melanchthon, den gewöhnlichen Verfechtern ihrer Partei, ernannte er Gropper und Julius Pflug von der einen, Butzer und Piſtorius aus Heſſen von der andern Seite zu Collocutoren. Die ſpeculativen Fragen, deren Mittelpunkt die Lehre von der Rechtfertigung bildet, wurden auf eine für beide Seiten genügende Art erledigt, da die tiefere Auffaſſung von der Rechtfertigung auch in Italien Anklang gefunden hatte; der päpſtliche Legat Contarini ſelbſt theilte ſie. Ueberhaupt trug ein Vereinigungsentwurf Butzer's, der ſich ſchon früher das Verdienſt erworben, die Streitigkeiten unter den Evangeliſchen beizulegen, viel zum gegenſeitigen Einverſtändniſſe bei. Allein ſchon im nächſten Artikel, von der Kirche, ging man in der Auffaſſung über die Geltung der Concilien auseinander. Nun kam die Lehre vom Abendmahle. Die Katholiken blieben beim Be-

Mary Chandon in fürſtlichem Schmuck, eine Mauerkrone auf dem Haupte; ihr zur Rechten hatte ihr Vater, der alte Bürgermeiſter, mit verbundenem Kopfe Platz genommen — die Freude hatte ihn von ſeiner leichten Wunde ſchnell wieder hergeſtellt — zur Linken aber ſaß Pater Anton, mit einem frommſtolzen Geſichte, mit der einen Hand ein Crucifix über der Menge ſchwingend, während die andre Miß Mary's Hand gefaßt hielt. Sein Mund theilte Segensſprüche über das Volk aus und Belobungen im Namen des Himmels wegen des erfochtenen Sieges.

„Heil der Retterin unſrer Stadt!" jauchzte die unüberſehbare Menge, „Heil Miß Mary Chandon, die uns vor dem Untergange bewahrt! Heil auch Sir Euſtatius Chandon! Heil dem Pater Anton! Heil den Rettern Hereford's!" Und wenn Jemand im Volke fragte, wie denn der Pater, dem man nie recht getraut, zu der Ehre komme, für einen Retter der Stadt zu gelten, ſo wurde von Mönchen und Laien mit vielem Pompe erzählt: Pater Anton habe aus wahrgenommenen Bewegungen im feindlichen Lager Vermuthungen gezogen, und, um ſich zu überzeugen, ſey er über die Felſen nach dem Lager gegriffe der Wandlung, auf der allerdings alle Ceremonien beruhten; die Proteſtanten verwarfen die Transſubſtantiation gänzlich. Eine Vereinigung war hier bei der Hartnäckigkeit des Legaten, am Althergebrachten feſtzuhalten, unmöglich. Indeſſen gab man die Hoffnung auf eine ſolche nicht auf, nachdem man ſich über Wichtigeres verſtändigt hatte. Das Collegium der Kurfürſten gab in ſeiner Majorität das Gutachten ab, es möge bei den verglichenen Artikeln bis zu einem Concilium oder zu einer Nationalverſammlung ſein Verbleiben haben. Die Städte ſtimmten dem bei. Die proteſtantiſchen Stände empfahlen in einer amtlichen Eingabe vom 14. Juli die Annahme der verglichenen Artikel „zu einem guten chriſtlichen Anfange der Concordia“; nur um Aufhebung des Augsburger Abſchiedes baten ſie, der die Eintracht ſtöre. Allein die Sache ſcheiterte an dem Starrſinne des Fürſtenrathes, in welchem ſich der Einfluß der bairiſchen Herzöge, ſowie franzöſiſche und päpſtliche Einwirkungen ſtark geltend machten. Der Papſt, der König von Frankreich und die deutſchen Fürſten fürchteten, bei einer Vereinigung von Deutſchland möge der Kaiſer mächtiger werden, als gut ſei. In dem Gutachten des Fürſtenrathes ward die Annahme der verglichenen Artikel entſchieden verworfen. Der Kaiſer wagte nicht, an denſelben feſtzuhalten, da ihm die Katholiken ohnedies ſträfliche Lauheit für ihre Religion vorwarfen. Statt ſich, wie feſtgeſetzt war, unter einander zu verſtändigen, überließen die Stände wieder dem Legaten die Entſcheidung. Der Reichstagsabſchied verwies die Verhandlungen der Collocutoren auf ein Concil. Damit wurde die Hoffnung einer nationalen Einigung auf Grund der religiöſen abermals zunichte. Die beiden Parteien ſtanden ſich wieder ſchroff gegenüber, und dem Kaiſer blieb nichts weiter übrig, als mit beiden zu unterhandeln. Dieſem mußte für ſeine Perſon Alles daran liegen, ſich vor den Einwirkungen auswärtiger Feinde ſicherzuſtellen. Deshalb machte er einerſeits den Proteſtanten in einer beſondern Declaration wichtige Zugeſtändniſſe: die Proceſſe wurden ſuſpendirt; die Verpflichtung der Kammergerichtsbeiſitzer auf den Abſchied von Augsburg ſollte ungiltig ſein; auch Proteſtanten ſollten in das Kammergericht aufgenommen werden können; Klöſter und Stifte ſollten zwar nicht zerſtört, aber doch zu chriſtlicher Reformation angehalten werden können. Aber andrerſeits erneuerte er den Nürnberger Bund, deſſen Tendenz gegen die Proteſtanten ging, und vermochte den Papſt, als Glied in denſelben einzutreten. Die Sorge, ſich nach allen Seiten hin ſicherzuſtellen, führte ihn auch zu einem Bündniſſe mit dem Landgrafen von Heſſen, 13. Juni. Dieſer verſprach, gegen eine Amneſtie wegen aller frühern Unternehmungen, fortan ſich zur politiſchen Partei des Kaiſers zu halten, jede Verbindung des Schmalkaldiſchen Bundes mit Frankreich oder England zu verhindern, den Herzog von Cleve nicht in den Bund aufzunehmen, noch ſonſt zu unterſtützen. Man machte ſogar den Verſuch, die alte Verbindung zwiſchen den Häuſern Oeſterreich und Sachſen wieder herzuſtellen. Allein Johann Friedrich ging nicht darauf ein, da er wohl die Abſicht derartiger Anträge merkte, ihn von ſeinem Schwager, dem Herzog von Cleve, abzuziehen, den man, trotz Heſſen, in den Schmalkaldiſchen Bund aufgenommen haben würde, wenn nicht die Zuſicherungen des Kaiſers ſo befriedigend ausgefallen wären. Beſſer glückte es dem Kaiſer mit dem Kurfürſten Joachim von Brandenburg. Dieſer verſprach, ihn in der cleviſch-geldriſchen Angelegenheit zu unterſtützen und nicht in den Schmalkaldiſchen Bund einzutreten. Er erhielt dafür die Erlaubniß, ſeine Kirchenordnung beibehalten zu dürfen, bis zu einem Concil, oder bis die Reichsſtände etwas Beſſeres aufgeſtellt hätten.

Zwanzigstes Kapitel.

Neuer franzöſiſch-türkiſcher Krieg.

Soliman in Ungarn. — Unterredung Karl's mit dem Papſte in Lucca. — Expedition nach Algier. — Feldzug in Ungarn. — Ermordung franzöſiſcher Geſandten. — Krieg in den Niederlanden und Navarra. — Franzöſiſch-osmaniſcher Krieg. — Irrungen unter den Proteſtanten. — Braunſchweigiſcher Krieg. — Reichstag in Nürnberg.

Karl wußte wohl, warum er ſo eifrig nach allen Seiten hin ſich möglichſt vor Angriffen zu ſichern ſuchte. Noch während des Reichstages in Regensburg trafen beunruhigende Nachrichten aus Ungarn ein. Wir haben oben des Vertrages erwähnt, den Johann Zapolya aus Furcht vor den Osmanen mit Ferdinand ſchloß. Nach demſelben ſollte auch der Theil Ungarns, in deſſen Beſitze er ſei, nach ſeinem Tode mit Uebergebung eigener Nachkommenſchaft an den römiſchen König fallen. Dieſer war aber nicht im Stande geweſen, den Erwartungen auf Beiſtand zu entſprechen, unter welchen Johann den Vertrag abgeſchloſſen hatte. Soliman war dagegen auf die Nachricht von demſelben in die ärgſten Drohungen ausgebrochen. Der König-Woiwode war in der übelſten Lage von der Welt. Ein Einfall der Türken ſtand jeden Tag zu erwarten; das Land war erſchöpft, das Volk und der Adel unzufrieden mit der Regierung, welche nichts that, um das drohende Unheil abzuwenden; ſchon entſtand in Siebenbürgen ein Aufruhr mächtiger Woiwoden. Während Johann, im Kampfe mit ihnen begriffen, umkam, wurde ihm ein Sohn geboren. Ferdinand ſäumte nicht, ſeine zwiefachen Anſprüche geltend zu machen und wurde auch von einem Theile der Magnaten anerkannt. Andere bezeigten dazu keine Neigung, am wenigſten Diejenigen, unter deren Obhut Zapolya's Sohn war. Seine Anſprüche auf die einzig zweckmäßige Art, nämlich mit einem ſtarken Heere, geltend zu machen, dazu waren Ferdinand's Mittel zu gering und die Eiferſucht und der Zwieſpalt unter den deutſchen Reichsſtänden zu groß. Während ſein Feldoberſter Rogendorf, ein alter unentſchloſſener Mann, Anſtand nahm, Ofen zu beſchießen, welches die Gegner ſeines Gebieters beſetzt hielten, wurde ſein Heer von dem Vortrabe des Sultans, der Aufnahme in Ofen gefunden hatte, vernichtet. Am 25. Auguſt 1541 langte Soliman ſelbſt vor Ofen an. Die Partei Zapolya's hatte ſich geſchmeichelt, er werde deſſen Witwe und Sohne die Regierung laſſen, aber der Sultan, der den König-Woiwoden immer nur als ſeinen Statthalter angeſehen und über deſſen Verhandlungen mit Ferdinand höchſt erbittert war, ſetzte eine völlig osmaniſche Regierung mit einem Paſcha an der Spitze ein. Die Königin-Witwe und der Prinz Stephan erhielten Siebenbürgen, wo die öſterreichiſche Faction ganz unterdrückt war. Ferdinand wiederholte ſeinen Antrag an den Sultan, ihm die ungariſche Krone, gegen einen jährlichen Tribut an die Pforte, zu überlaſſen; allein wie früher wies man ihn auch jetzt ab. Ob der Kaiſer die Gefahr in Ungarn nicht mehr für ſo dringend anſah, als ſie wirklich war, oder ob er die italieniſchen und franzöſiſchen Angelegenheiten plötzlich für noch dringender erachtete:

genug er reiſte nach Beendigung des Reichstages nach Italien, um die dortigen Verhältniſſe zu ordnen und mit dem Papſte wegen eines Concils zu verhandeln. Er hatte mit ihm eine Unterredung in Lucca. Dieſelbe führte jedoch zu keinem Reſultate; ebenſo vergeblich war die Mühe des Papſtes, die Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich beizulegen, welche jeden Tag den Ausbruch des Kampfes drohten. Karl beſchäftigte vorzugsweiſe der Plan, die Küſte von Afrika von Seeräubern zu reinigen, an deſſen Ausführung er ſchon vor fünf Jahren durch den franzöſiſchen Krieg verhindert worden war. Diesmal hatte er beſonders Algier im Auge, wo ſich ein Gefährte Chaireddin's, Haſſan Aga, feſtgeſetzt hatte und die Spanier nicht weniger als jener in Tunis beunruhigte. Der Kaiſer genügte durch eine Expedition gegen dieſen Raubſtaat nicht weniger den Wünſchen ſeiner Unterthanen, als er ſelbſt ſich neuen Ruhm zu erwerben hoffte. Erſt vor Algier vereinigte er ſeine deutſchen und italieniſchen Streitkräfte mit den ſpaniſchen. Am 24. October 1541 landete er einen Theil ſeiner Truppen und forderte Haſſan zur Uebergabe auf. Dieſer verweigerte ſie. Während die Chriſten am folgenden Tage mit dem Landen des Kriegsmaterials beſchäftigt waren, erhob ſich ein Sturm, der die Schiffe zerſtreute, und ein kalter Regen mit Hagel, der Vorbote der ungünſtigen Jahreszeit, trat ein. Zugleich erfolgte ein Angriff der mauriſchen Reiterei, der unter dieſen Umſtänden unwiderſtehlich war. Der Kaiſer mußte ſich zurückziehen und an die Rückkehr nach Europa denken. Es dauerte bis zum 1. December, ehe er Carthagena unter vielen Gefahren und in traurigen Umſtänden erreichte.

Ferdinand mußte ſich, nach Verwerfung ſeines demüthigen Antrages von Seiten des Sultans, an die Reichsſtände wenden, welche im Jahre 1542 in Speier zuſammenkamen. Die Gefahr, welche für ſie ſelbſt aus der Nachbarſchaft der Osmanen erwuchs, ließ ſie ungewöhnlich geneigt erſcheinen, auf die Vorſtellungen des römiſchen Königs einzugehen. Sie bewilligten unverzüglich die Aufſtellung eines Heeres von 40,000 Mann zu Fuß und 8000 Mann zu Pferd, welches unter Anführung Joachim's von Brandenburg den Erbfeind aus Ungarn verjagen ſolle. Freilich verſtanden ſich die Proteſtanten nicht eher zu etwas, als bis König Ferdinand die Regensburger Zuſicherungen ſeines Bruders für weitere fün

Jahre beſtätigt hatte. Es war nämlich das Gerücht zu ihnen gedrungen, der Kaiſer habe bei ſeiner Zuſammenkunft mit dem Papſte dieſe ſeine Declaration abgeleugnet. Die Vorkehrungen zu dem Feldzuge wurden, wie gewöhnlich, ſehr ſchlecht betrieben; ſtatt der bewilligten Zahl rückten 25—26,000 Mann zu Fuß und 5000 Mann zu Pferd ins Feld. In Folge der ſchlechten Anſtalten riſſen anſteckende Krankheiten unter dem Heere ein, welches Ende September nach Peſth verrückte. Da man aber von Seiten der Ungarn die erwartete Unterſtützung nicht erhielt, zog ſich Joachim, getäuſcht und mismuthig, zurück.

Wir kennen die Neigung Franz', den alten Streit um Mailand wieder aufzunehmen. Ein unglücklicher Zufall, der ſich in dieſer Zeit ereignete, gab ihm den erwünſchten Vorwand. Zwei franzöſiſche Bevollmächtigte, deren einer nach Venedig, der andere nach Konſtantinopel beſtimmt war, wurden auf der Reiſe durch die Lombardei von der ſpaniſchen Garniſon in Pavia überfallen und ermordet. Man beſchuldigte den Marcheſe Guaſto, Oberbefehlshaber in Mailand, allgemein des Frevels. König Franz nahm denſelben hoch auf, beſchwerte ſich bei allen Höfen und ließ merken, daß er ihn ahnden werde. Während der algieriſchen Expedition hielt er ſich ruhig. Unmittelbar nach derſelben begannen die Feindſeligkeiten. Der König ſchickte fünf Heere ins Feld und fand in dem Sultan, in den Königen von Dänemark, Schweden und Schottland, in dem Herzog von Cleve Bundesgenoſſen. Der Dauphin griff mit dem einen Heere die Grafſchaft Rouſſillon an und belagerte Perpignan; allein er richtete wenig aus, da Karl, der ſich in Spanien befand, ſeine ganze Sorge auf die Vertheidigung der Grenze richtete. Ein zweites Heer unter dem Herzoge von Orleans eroberte mit reißender Schnelligkeit Luxemburg, verlor es aber ebenſo raſch wieder. Am meiſten richtete noch der Feldhauptmann Roßheim aus, der mit geldriſchen, däniſchen und franzöſiſchen Haufen Brabant in Schrecken ſetzte, wenn er auch nicht im Stande war, bedeutende Eroberungen zu machen. Das Frühjahr 1543 ſchien größere Gefahr für Karl zu bringen. Während Roßheim ſeine Raubzüge wieder anfing, griff Franz die Niederlande ſelbſt an, die vorher durch kleine Expeditionen des franzöſiſchen Adels, ſowie durch die Verſuche einer däniſchen Flotille beunruhigt worden waren. Er eroberte Landrecy und befeſtigte es ſtark. Auch Soliman brach am 23. April von Adrianopel auf, und eine türkiſche Flotte wurde in Marſeille von einem Heere unter dem Herzoge von Enghien erwartet, um einen gemeinſamen Angriff auf den noch uneroberten Theil von Piemont, namentlich auf das feſte Nizza zu machen.

Karl hatte den Schrecken, welchen der Einfall auf die Spanier machte, geſchickt benutzt, um die Cortes zu ungewöhnlich ſtarken Opfern zu bewegen; er hatte ſich außerdem durch Verpfändung der molukkiſchen Inſeln an den König von Portugal bedeutende Summen verſchafft, und von den Ständen von Aragon war ihm bei der Anerkennung ſeines Sohnes Philipp als Nachfolger das übliche Geſchenk bewilligt worden. Mit dieſen Mitteln in der Hand eilte er noch vor Ankunft der türkiſchen Flotte nach Italien. Der Papſt ließ ihm eine neue Zuſammenkunft in Bologna antragen, aber Karl ſchlug ſie ab. Das Verhältniß zwiſchen den Beiden war nicht ſehr herzlich, ſeitdem ſich die von Paul ſo eifrig betriebene Verbindung des Kaiſers mit Franz zerſchlagen hatte. Der Erſtere glaubte noch beſondern Grund zur Unzufriedenheit zu haben. Bei der Zuſammenkunft in Lucca hatte der Kaiſer um Berufung eines Concils gebeten, und in der bezüglichen Bulle hatte Paul die Verzögerung deſſelben in einer für Karl kränkenden Weiſe den beiden ſtreitenden Fürſten zugeſchrieben. Als Franz' Verbindung mit den Ungläubigen offen an den Tag trat, hatte er, trotz der Vorſtellungen des Kaiſers, einen Legaten nach Frankreich abgeordnet und eine neutrale Stellung eingenommen. Unter dieſen Umſtänden konnte der Vorſchlag des Papſtes, ihm für ſeinen Enkel Ottavio Farneſe das Herzogthum Mailand gegen eine bedeutende Summe abzutreten, keinen Anklang finden, auch wenn nicht politiſche Rückſichten die Abtretung eines ſo wichtigen Beſitzes verhindert hätten. Bei Florenz war dies nicht der Fall; gegen eine beträchtliche Zahlung zog der Kaiſer die ſpaniſchen Beſatzungen aus den Feſtungen. Da ſich Karl auf dieſe Weiſe überall von Gegnern umgeben ſah, mußte er den Beiſtand Derer, welche er im Jahre 1540 hatte bekriegen wollen, nämlich Englands und der deutſchen Proteſtanten, nachſuchen.

Unter dieſen waren mittlerweile Entfremdungen und Irrungen eingetreten. Der unbeſonnene Schritt des Landgrafen von Heſſen, bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin und ohne kirchliche Auflöſung des Ehebundes, noch eine zweite Ehe einzugehen, im März 1540, zu welchem Luther und Melanchthon, freilich nach langem Sträuben, ihre Einwilligung gegeben hatten, machte nicht nur auf die Katholiken, ſondern auch auf die Proteſtanten den übelſten Eindruck. Um ſich vor den rechtlichen Folgen ſicherzuſtellen, beantragte Philipp beim Kurfürſten von Sachſen, ihr gegenſeitiges Vertheidigungsbündniß auch auf den Fall gelten zu laſſen, daß er ſeines neuen Verhältniſſes wegen angegriffen würde; allein dieſer ging nicht darauf ein und Philipp näherte ſich dem Kaiſer, mit welchem er ſchon früher durch Vermittelung der Königin Maria von Ungarn in Verbindung getreten war.

Ein andrer Handel drohte noch ärgern Zwieſpalt herbeizuführen. Im Jahre 1541 war Herzog Heinrich von Sachſen geſtorben und hatte ſein Land unter ſeine zwei Söhne, Moritz und Auguſt, vertheilt. Der Kurfürſt vermittelte, daß Erſterer die Regierung ungetheilt überkam. Bald aber kamen Beide in Zwiſt. Als im Jahre 1542 eine Türkenſteuer ausgeſchrieben wurde, erſchien der Biſchof von Meißen, über deſſen Sprengel beide Linien des ſächſiſchen Hauſes gemeinſchaftlich die Hoheit hatten, nicht auf der Ständeverſammlung des erneſtiniſchen Landes und verweigerte, ſein Benehmen zu rechtfertigen. Der Kurfürſt ließ darauf das Amt Wurzen, welches zum Biſthum Meißen gehörte, und über das die erneſtiniſche Linie ſchon ſeit längerer Zeit die Landeshoheit allein ausgeübt hatte, militairiſch beſetzen und die Steuer von den verſammelten Ständen des Amts einfordern. Herzog Moritz nahm dieſe Maßregel ſehr übel auf und zog mit einer bedeutenden Schaar ſeiner Vaſallen zu Felde. Der Kurfürſt ſtellte ihm nicht minder zahlreiche Truppen entgegen, und man ſchien von beiden Seiten ernſtlich entſchloſſen, die Sache mit dem Schwerte durchzufechten. Den Bemühungen Luther's und des Landgrafen von Heſſen gelang es endlich, eine friedliche Abkunft zwiſchen den fehdeluſtigen Vettern zu Stande zu bringen.

Herzog Heinrich von Braunſchweig, der Stadt Goslar ſchon lange aufſäſſig, hatte Klagen wider ſie beim Kammergerichte anhängig gemacht, weil ſie einige Klöſter hatte niederreißen laſſen. Trotz aller Vertheidigung war die Acht über ſie verhängt worden, welche Heinrich vollziehen wollte. Die Proteſtanten nahmen ſich indeſſen der Stadt an und ſetzten durch, daß der Kaiſer die Acht in Regensburg 1541 ſuſpendirte und König Ferdinand im folgenden Jahre bei Erneuerung der Declaration die Suſpenſion der Acht mit einſchloß. Herzog Heinrich nahm nicht die mindeſte Rückſicht darauf. Tollkühn, denn er konnte auf keinen Beiſtand von irgend einer Seite rechnen, begann er die Feindſeligkeiten gegen Goslar und Braunſchweig. Vergebens erließ König Ferdinand eine Mahnung an ihn; der Schmalkaldiſche Bund beauftragte ſeine beiden Hauptleute, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um den befreundeten Städten zu helfen. Die heſſiſchen und ſächſiſchen Haufen vereinigten ſich bei Gandersheim; auch Braunſchweig und Goslar ſtellten ihre Mannſchaften, ſodaß ein Heer von etwa 20,000 Mann beiſammen war. Heinrich war einer ſolchen Macht durchaus nicht gewachſen. Er beſetzte die Feſten, beſonders Wolfenbüttel und verließ mit ſeinem Sohne das Land, um Hilfe herbeizuholen. Während er aber überall, wohin er kam, Vorwürfe ſtatt einer Unterſtützung erhielt, fiel ſein Land in die Hände ſeiner Feinde, die es dem Kaiſer in Sequeſter überließen. Allein es genügte den Proteſtanten nicht, die Vollſtreckung der Acht gegen ihre Glaubensgenoſſen gehindert zu haben; das Kammergericht ſelbſt in ſeiner gegenwärtigen Beſetzung, von dem derlei Urtheile immer zu erwarten ſtanden, war ihnen zuwider. Nachdem Philipp von Heſſen und Kurfürſt Johann Friedrich bereits am 4. December 1542 ſich gegen die Competenz deſſelben verwahrt hatten, beſchwerten ſich die Proteſtanten auf dem zu Nürnberg am 31. Januar 1543 eröffneten Reichstage wiederum und verlangten die Auflöſung und neue Beſetzung des Kammergerichts. Obgleich ſie hiermit in der Minorität blieben, war doch der Abſchied für ſie günſtig; überhaupt nahmen ſie eine Achtung gebietende Stellung ein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Krieg Karl's und Heinrich's VIII. gegen Frankreich.

Cleve'ſcher Krieg. — Verbindung Karl's mit Heinrich VIII. — Gemeinſchaftlicher Krieg gegen Frankreich. — Reichstag zu Speier. — Gutes Vernehmen zwiſchen Karl und den Proteſtanten. — Karl's franzöſiſcher Krieg im Bunde mit England. — Friede zu Crespy. — Händel in Köln. — Der Herzog von Braunſchweig in Gefangenſchaft. — Reichstag in Regensburg.

Die Karl und ſeinem Hauſe drohende Gefahr war im Laufe des Sommers 1543 eingetreten. Soliman wandte ſich gegen den letzten chriſtlichen Beſitz in Ungarn; die Franzoſen eroberten Hennegau und Luxemburg; Roßheim mit ſeinen cleviſch-däniſchen Schaaren verwüſtete Brabant; die vereinigte türkiſch-franzöſiſche Flotte beherrſchte das mittelländiſche Meer und eroberte am 20. Auguſt Nizza. Ungeachtet die mannichfachſten Beziehungen zwiſchen den mit Frankreich verbündeten Königen von Dänemark und Schweden und dem Schmalkaldiſchen Bunde beſtanden, neigten die Glieder deſſelben ſich doch mehr dem Kaiſer zu. Einmal trug deſſen geſpanntes Verhältniß mit dem Papſte dazu bei, dann auch die beſondere Verbindung Philipp's, die ihm die Verpflichtung auflegte, nichts gegen den Kaiſer zu unternehmen. Und dann machte ſich doch das Mitleiden mit der unglücklichen Lage Ungarns geltend. Ferner erregte der Herzog von Cleve, deſſen intimes Verhältniß zu Frankreich ohnehin Vielen mißfiel, durch den Trotz, mit welchem er jeden Vermittlungsverſuch des Kaiſers zurückwies, den Unwillen ſeiner nächſten Freunde. Er war der Feind, der Karl in ſeinen niederländiſchen Beſitzungen am meiſten beunruhigte, da er den Dänen und Franzoſen bei ihren Einfällen und Märſchen ſtets die Brücke ſchlug. Mit einem Heere von 35,000 Mann, worunter 8000 kriegsgeübte italieniſche und ſpaniſche Soldaten, zog Karl rheinab, Mitte Auguſt 1543. Der Herzog, der ſich auf Frankreichs Beiſtand verlaſſen, ſah ſich betrogen und that nach Eroberung ſeiner Feſte Düren im Lager des Kaiſers vor Venlo fußfällig Abbitte. Durch einen Vertrag leiſtete er auf Geldern und

Zütphen, ſowie auf ſeine Verbindungen mit Dänemark und Frankreich Verzicht. Nach Demüthigung dieſes Gegners, der nun in ſeine frühere Unbedeutendheit zurückſank, beſchloß Karl, ſich gegen ſeinen mächtigſten Feind, den König von Frankreich, zu wenden. Es gelang ihm, Heinrich VIII. zu gewinnen, der durch die Trennung ſeiner Ehe mit Anna von Cleve ſeine Sinnesänderung ſchon angedeutet hatte. Verſchiedene Urſachen hatten dieſelbe herbeigeführt. Schon das enge Verhältniß, in welches ſein Neffe, König Jakob V. von Schottland, durch ſeine zwiefache Vermählung mit franzöſiſchen Prinzeſſinnen, zu Franz I. trat, war ihm zuwider geweſen. Er ſchlug darauf, um ſeinen Einfluß auf den Nachbarſtaat zu ſichern, vor, Jakob ſolle der Suprematie des Papſtes ebenfalls entſagen und die engliſche Kirchenordnung in ſeinem Reiche einführen; auch hier war ihm der franzöſiſche Einfluß hindernd entgegengetreten. Verletzt darüber, fing er unter leicht aufgefundenen Gründen Krieg mit Schottland an. Der Kaiſer indeſſen verſäumte nichts, um Heinrich's veränderte Geſinnung zu ſeinem Vortheile zu benutzen; mit dem Tode der Königin Katharina war der Grund ihres Haders weggefallen. Heinrich ſtellte das Andenken derſelben wieder her und erkannte ihre Tochter Maria als erbberechtigt an. So kam denn im Jahre 1545 zwiſchen den beiden Fürſten ein Bündniß zu Stande, mit ähnlichen Tendenzen, wie zur Zeit der engliſch-burgundiſchen Kriege. Noch in demſelben Jahre leiſteten die Engländer Beiſtand, allein es kam zu keiner Entſcheidung, und es gelang dem Kaiſer nicht, Landrecy wieder einzunehmen. Wollte er für das nächſte Jahr bedeutende Vortheile gewinnen, ſo mußte er ſich entſchließen, die Anſprüche ſeiner Nichten, der Kinder Chriſtian's II., und des pfälziſchen Hauſes, auf die däniſche Krone fallen zu laſſen und die holſteiniſche Dynaſtie anzuerkennen. Dazu nöthigte ihn beſonders die Rückſicht auf die Niederlande, die durch die Maßregel der Dänen, den Sund vor ihnen zu ſchließen, in ihrem Handel großen Schaden erlitten. Noch mußte Karl, was für ihn das Wichtigſte war, verſuchen, die deutſchen Reichsſtände zu einem Kriege gegen Frankreich zu bewegen.

Auf dem Reichstage zu Speier 1544 forderte er nicht geradezu zum Kriege gegen Franz auf, ſondern er beanſpruchte eine Reichshilfe gegen die Türken. Dabei wies er aber nach, daß man dieſelben nur gangen. Einige Soldaten hätten ihm auf ſeine ſchlauen Fragen auch bereits das Geheimniß des Überfalls verrathen; und er ſey eben im Begriff geweſen, nach der Stadt zu eilen, um die Anzeige zu machen, als ein Dritter von Spencer's Heer, wahrſcheinlich ein Ritter, hinzugekommen und, als dieſer kaum vernommen, daß der Pater von allem unterrichtet, befohlen habe, ihn zu binden. Der Pater habe die ganze Nacht gebunden auf dem Felſen gelegen und als ein Märtyrer für die Stadt gelitten; ja, wenn die Kriegsknechte nicht Ehrfurcht vor ſeinem heiligen Stande gehabt, ſo hätte er gar den Märtyrertod ſterben müſſen. Früh ſey er von Landleuten aus Northbrigg, die in die offne Stadt geſtrömt ſeyen, um die Feſte des Siegs mitzufeiern, gefunden, erlöſt und im Triumph in die Stadt geführt worden. Ihm, als dem Märtyrer für die errungene Freiheit, gebühre demnach der dritte Platz auf dem Triumphwagen.

Und Niemand machte ihm denſelben ſtreitig; vielmehr drängte ſich das Volk, wie unſinnig, etwas von ſeinen Segenswünſchen zu erhaſchen, und wer ſo glücklich geweſen war, von Pater Anton's Crucifix berührt zu werden, wurde von frommen Schauern wirkſam züchtigen könne, wenn man vorerſt ihren Bundesgenoſſen mit Krieg überziehe. Der Unwille, den ſich Franz I. durch ſeine Verbindung mit den Ungläubigen bei Katholiken und Proteſtanten zugezogen hatte, unterſtützte das Verlangen des Kaiſers ungemein. Man war der Anſicht, der Kampf mit den Franzoſen ſei einem Türkenkriege ganz gleichzuſtellen. Bei dieſer Stimmung wurde die Forderung des Kaiſers auf 24.000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd für die Zeit von acht Monaten bewilligt. Bevor man zu weiteren Berathungen über die zu gewährende Hilfe überging, verlangten die Proteſtanten vor Allem allgemeine Anerkennung der kaiſerlichen Declaration von 1541. Erreichten ſie dies auch nicht vollſtändig, ſo geſtand doch die Majorität zu, daß ſie dem Kaiſer kein Maß ſetzen wolle, wenn er aus ſeiner Machtvollkommenheit Ordnung gebe. In Bezug auf das Kammergericht geſtand man ihnen zu, daß am nächſten Reichstage von den berechtigten Ständen auch proteſtantiſche Beiſitzer präſentirt werden könnten, und daß das gemeine Recht und die früheren Reichstagsabſchiede auf Religionsſachen keine Anwendung mehr finden ſollten. Für den nächſten Reichstag wurde allen Ständen bewilligt, Reformentwürfe über die religiöſen Angelegenheiten beizubringen, welche bei Gelegenheit eines für Religionsſachen zu berufenden Reichstages untergelegt werden ſollten. Vor der Hand wies er jedoch wieder auf ein allgemeines freies chriſtliches Concilium hin. Es herrſchte die beſte Stimmung zwiſchen den Proteſtanten und dem Kaiſer. Dieſer begann wieder Unterhandlungen mit Kurſachſen wegen einer Familienverbindung. Der Landgraf von Heſſen ſtand in hohen Gnaden bei ihm.

Im Juni 1544 rückte der Kaiſer mit einem ſtattlichen Heere, meiſt aus Deutſchen beſtehend, ins Feld. Wie ſehr hatten ſich die Verhältniſſe geändert! Vor vier Jahren wollte er im Bunde mit Frankreich und dem Papſte England und die Proteſtanten angreifen, jetzt zog er im Bunde mit England und den Proteſtanten gegen Frankreich, auf deſſen Seite der Papſt ſtand. Noch während des Reichstages in Speier hatten die Franzoſen, unter dem kühnen und tapfern Herzog von Enghien, den kaiſerlichen Feldherrn Marcheſe Guaſto bei Ceriſoles am 11. April aufs Haupt geſchlagen. Dagegen hatten ſie im Mai Luxemburg wieder verloren, und Karl ſah ſich dadurch in den Stand geſetzt, in Frankreich einzurücken. Er nahm die feſten Plätze Ligny und Commercy, und wandte ſich dann gegen St. Dizier, einen wichtigen Punkt an der Marne, der, erſt vor Kurzem neu befeſtigt, durch eine tapfere Beſatzung unter dem Grafen von Sancerre vertheidigt wurde. Nach einem vergeblichen Sturme und einer mehrwöchentlichen regelmäßigen Belagerung ergab ſich die Feſte am 17. Auguſt. Der König von England, der ſchon einen Monat früher in Frankreich gelandet war, befolgte das Beiſpiel, welches ihm der Kaiſer gab und machte, ſtatt auf Paris loszugehen, wie urſprünglich feſtgeſetzt war, Eroberungen auf ſeine eigene Hand. Ohne die mindeſte Rückſicht auf Karl's Vorſtellungen zu nehmen, beſtürmte er Boulogne, deſſen Eroberung leicht ſchien und für ihn ſehr vortheilhaft war. Der Rückzug bot, bei dem rückſichtsloſen Benehmen ſeines Verbündeten eben ſo viel Gefahren für den Kaiſer, als das Vorrücken; er entſchloß ſich daher, das angefangene Unternehmen allein durchzuführen. Nach der Wegnahme von Vitry wandte er ſich gegen das damals befeſtigte Chalons; die Franzoſen hatten zur Deckung des Punktes ein dem kaiſerlichen an Zahl gleiches Heer auf dem linken Ufer der Marne aufgeſtellt. Der Kaiſer ließ zum Scheine Zelte aufſchlagen, zog aber die Marne abwärts die Straße nach Paris, und zwar ſo unbemerkt, daß er beinahe den Feind jenſeits des Fluſſes überraſcht hätte. Epernay und Chateau Thierry fielen Anfangs September in ſeine Hände, und ein ungeheurer Schrecken bemächtigte ſich der Stadt Paris, da ſie den Feind in ſo unmittelbarer Nähe ſah. König Franz, ſeit der Niederlage von Pavia mistrauiſch geworden, war zu keiner Schlacht zu bewegen. Er beſetzte die zunächſt liegenden Orte Meaux, Lagny und la Ferte, und traf Vertheidigungsanſtalten in Paris ſelbſt. Karl befand ſich in nicht geringerer Verlegenheit als Franz. Einmal war ein hartnäckiger Widerſtand in den der Hauptſtadt zunächſt gelegenen Plätzen vorauszuſehen, welchen er mit ſeinen meuteriſchen und ſchwierigen Truppen zu beſiegen nicht hoffen durfte. Ferner hatte er ein friſches feindliches Heer hinter ſich, welches der Einnahme und Plünderung von Paris nicht ruhig würde zugeſehen haben. Unter dieſen Umſtänden ſchloß er die Unterhandlungen, die ſchon vor St. Dizier eingeleitet worden waren, in ſeinem Hauptquartiere zu Soiſſons; am 14. September wurde der Friede zu Creſpy geſchloſſen. Alle Eroberungen, die ſeit dem

Waffenſtillſtande von Nizza gemacht worden waren, wurden zurückgegeben. Der Kaiſer verſprach dem Herzoge von Orleans, drittem Sohne des Königs, die Hand ſeiner älteſten Tochter, oder der zweiten Tochter Ferdinand's; Erſtere ſolle die Niederlande, die Zweite Mailand als Mitgift erhalten; auch gab er ſeine Anſprüche auf Burgund auf. Franz dagegen machte ſich verbindlich, dem Herzoge von Savoyen den eroberten Theil ſeines Landes bis auf Pignerol und Montmelian zurückzugeben, ferner allen Anſprüchen auf Neapel und auf die Oberherrlichkeit von Flandern und Artois zu entſagen und den vertriebenen König von Navarra ferner nicht mehr zu unterſtützen. Schließlich ſagte er dem Kaiſer ſeine Unterſtützung gegen die Türken und bei ſeinen Schritten, die zur Wiedervereinigung des Glaubens dienten, zu. Der letzte Punkt, der durch einen geheimen Artikel erläutert wurde, erregte große Aufregung. Dieſer Artikel iſt nicht bekannt geworden; wahrſcheinlich enthielt er Verabredungen über die Proteſtanten. Allein für jetzt ließ die Politik des Kaiſers auf nichts dergleichen ſchließen. Vielmehr ſchien ſich dieſelbe gegen den Papſt richten zu wollen, der wegen der Nachgiebigkeit des Kaiſers gegen die Proteſtanten und wegen ſeiner Verbindung mit dem ketzeriſchen Könige von England ſehr entrüſtet war, und ſeine Geſinnung ſehr deutlich hatte merken laſſen. So ſehr eine Einigung Frankreichs und des Kaiſers vordem im Intereſſe Paul's gelegen hatte, ſo ängſtlich machte ſie ihn jetzt, da eine ſichtliche Entfremdung zwiſchen Franz und ihm eingetreten war. Er beeilte ſich daher, das Concil zu berufen, um nur die Sache nicht in die Hände der beiden Fürſten fallen zu laſſen. Der Kaiſer aber erließ nach Beendigung des Feldzuges gegen die Franzoſen, welchen man ja als Einleitung zum eigentlichen Türkenkrige angeſehen hatte, an die Reichsſtände eine Aufforderung, den gemeinen Pfennig zum Türkenkriege zu ſammeln. Doch ſollte es jetzt dazu nicht kommen.

Während des guten Einvernehmens zwiſchen dem Kaiſer und den Häuptern des Schmalkaldiſchen Bundes war die Reformation in Regensburg und in der Pfalz, zum großen Verdruſſe der Herzöge von Baiern, und in Niederöſterreich durchgedrungen. Auch an der weſtlichen Grenze des Reiches, in Metz, zeigten ſich reformatoriſche Bewegungen, die aber für jetzt unterdrückt wurden. Am merkwürdigſten war indeß der Reformationsverſuch des Erzbiſchofs von Köln, des Grafen Hermann von

Wied. Auf den Regensburger Reichstagsabſchied vom Jahre 1541 ſich ſtützend, der die Prälaten verpflichtete, ihre Untergebenen chriſtlich zu reformiren, berief er Butzer zu dieſem Zwecke zu ſich. Allein das Domcapitel und der Rath der Stadt Köln widerſetzten ſich der Neuerung entſchieden, während die weltlichen Stände auf der Seite des Kurfürſten ſtanden und ihn in ſeinem Unternehmen beſtärkten. Sie genehmigten den von Butzer unter Mitwirkung Melanchthon's ausgearbeiteten Reformationsentwurf. Trotz der Abneigung des Domcapitels und des Kölner Stadtrathes griff lutheriſche Lehre und lutheriſcher Cultus immer weiter um ſich. Der Kaiſer ſah dieſer Veränderung mit ſehr ungünſtigen Augen zu, da der Uebertritt des Erzbiſchofs von Köln einen bedeutenden Eindruck auf die der Reformation geneigten Niederlande machte, welche er um jeden Preis vor der Anſteckung bewahren wollte. Er hatte dort aus dieſem Grunde die alten Bücherverbote erneuert, die ſtrengſte Cenſur eingeführt und ſtrenge Maßregeln gegen der Ketzerei verdächtige Perſonen angeordnet. Das Alles mußte ſich nutzlos erweiſen, wenn in der Nachbarſchaft ein hochangeſehener Erzbiſchof ſelbſt reformirte. Er ſah es daher gern, als Domcapitel, Univerſität und Geiſtlichkeit von Köln ſeinen und des Papſtes Schutz gegen den Erzbiſchof anriefen und ihm hiermit die Gelegenheit gaben, ſich in die ſeine Intereſſen ſo nah berührende Angelegenheit zu miſchen. Die römiſche Curie leitete einen Prozeß gegen den Kurfürſten ein; Capitel und Klerus verklagten ihn beim Kaiſer als Uebertreter des Wormſer Edicts und des Augsburger Reichstagsabſchiedes. Mit Einwilligung ſeiner weltlichen Stände erließ der alſo Bedrängte ein Hilfegeſuch an den Schmalkaldiſchen Bund, der gerade in Frankfurt am Main verſammelt war: Vor allem möge er den Kaiſer angehen, von dem Verfahren gegen Köln abzuſtehen und den ganzen Handel als Religionsſache anzuſehen. Dieſem Begehren wurde entſprochen; die Schmalkaldiſchen Verbündeten machten die Vorſtellung des Erzbiſchofs an den Kaiſer zu der ihrigen und bereiteten ſich, im Falle ihr neuer Freund einen Angriff erleiden ſollte, auf eine ſchnelle und kräftige Unterſtützung vor. Der Kaiſer war über die Einmiſchung des Bundes in eine Angelegenheit, die ihm perſönlich ſo naheging, aufs Höchſte erbittert und ein tiefer Grimm gegen die Häupter deſſelben wurzelte ſeit der Zeit bei ihm. Und ein anderes Ereigniß, bei welchem Jene eine ſeinen kaiſerlichen Stolz verletzende Rolle ſpielten, ſollte dieſe feindſeligen Gefühle noch verſtärken.

Herzog Heinrich von Braunſchweig hatte Mittel gefunden, mit einem ſtattlichen Söldnerhaufen im September 1545 ſich wiederum ſeines Landes zu bemächtigen. Mit der kühnſten Zuverſicht zog er den beiden ſächſiſchen Fürſten Johann Friedrich und Moritz und dem Landgrafen von Heſſen entgegen. Allein beim Anblicke der feindlichen Uebermacht brachen ſeine Söldner in offene Meuterei aus und nöthigten ihn, bei ſeinen Feinden Schutz vor ihrer Wuth zu ſuchen. Er ward als Kriegsgefangener behandelt und nach Ziegenhain geſchafft. Das Anſehen des Bundes ſtieg ungemein; es war bald größer, als das des Kaiſers. Nach dem Vortritte Kölns unterhandelte auch der Kurfürſt von der Pfalz über ſeine Aufnahme, und den nach Albrecht's von Brandenburg Tode neugewählten Erzbiſchof von Mainz ſchien nur die mangelnde kaiſerliche und päpſtliche Beſtätigung von gleichem Schritte zurückzuhalten. So kam es, daß das Kurfürſtencollegium ſich noch einmal für den Erzbiſchof von Köln beim Kaiſer verwandte und ernſtlich daran dachte, ſich den alten Einfluß und das Uebergewicht über den Fürſtenrath zu ſichern.

Dem Papſte konnte bei Berufung eines Concils kein anderer Gedanke verſchweben, als die Leitung deſſelben in ſeine Hand zu nehmen. Allein der Kaiſer war keineswegs gewillt, ihm dieſelbe zu überlaſſen. Er wollte wirklich eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, und kannte die Rechte und Pflichten, die ihm aus der kaiſerlichen Würde erwuchſen, recht gut. Aber ſein Verhältniß als Beherrſcher ſüdeuropäiſcher Länder ſchrieb ihm doch wieder ſtrenges Feſthalten an der römiſch-katholiſchen Kirche vor. In dieſem Sinne inſtruirte er ſeine Commiſſaire zum Reichstage von Worms 1545. Mit geringen Modificationen, wie ſie die veränderten Umſtände erforderten, hielt er an dem Speierſchen Uebereinkommen feſt. Nichts wünſchte er ſehnlicher, als die Gutachten der katholiſchen und proteſtantiſchen Stände über die nöthige Reformation, welche er keineswegs dem Concil allein überlaſſen wollte, zu vernehmen. In Worms ſtießen aber ſeine Räthe gerade mit dieſer Anſicht bei den Katholiken ſehr an, und die Proteſtanten lehnten ſich entſchieden gegen das Concil auf, welches weder allgemein, noch frei, noch chriſtlich ſein, ſondern ganz unter dem Einfluſſe des Papſtes ſtehen würde. Der Kaiſer konnte von ſeinem

Standpunkte aus nicht auf dieſe Einreden achten; es war ihm endlich gelungen, den Papſt zu dem lang gewünſchten Concil zu vermögen; er hatte alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um den Einfluß des römiſchen Hofes auf denſelben zu brechen, und nun widerſetzten ſich Diejenigen, um deren willen das Concil hauptſächlich berufen war. Auch wenn er keinen andern Grund zum Misvergnügen über ſie gehabt hätte, ſo mußte er ſie zur Theilnahme zwingen. Der Krieg ſchien unvermeidlich.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Hervortreten der katholiſch-imperialiſtiſchen Tendenzen Karl's.

Friede mit der Pforte. — Bündniß Karl's mit Paul III. — Reichstag in Regensburg. — Karl gewinnt Anhänger unter den Proteſtanten. — Verhältniſſe des Schmalkaldiſchen Bundes

Während der Kaiſer auf dem Reichstage beſtändig auf die Unterſtützung der Stände zum Türkenkriege drang, ſchloß er und ſein Bruder Ferdinand unter franzöſiſcher Vermittelung einen Waffenſtillſtand auf achtzehn Monate, und ein nicht ſehr ehrenvolles Abkommen mit der Pforte. Für den Beſitz der ungariſchen Grenzplätze, auf welche der Sultan ſtets Anſpruch gemacht hatte, verſtanden ſie ſich zu einem jährlichen Tribut von 10,000 Ducaten. Karl opferte alle Vortheile, welche ihm die Parteiungen zwiſchen der Sultanin Roxelane und dem Thronerben Muſtapha, ſowie die Zwiſtigkeiten der Pforte mit Perſien in einem Kampfe boten; er ſchlug die Neigung der Stände, ihn bei ſeinem Unternehmen kräftig wie nie zu unterſtützen, für nichts an, nur um freie Hand gegen die Proteſtanten zu bekommen. Das Glück begünſtigte ihn von einer andern Seite her. Noch bevor der Herzog von Orleans nach den Friedensbedingungen von Crespy Ferdinand's Tochter zur Gemahlin und Mailand als Lehen erhalten hatte, ſtarb er im September 1545, und der Kaiſer ſah ſich durch dieſen Fall der doppelten Verlegenheit überhoben, Mailand preiszugeben, oder den Frieden zu brechen. König Franz ſchlug zwar für den erledigten Punkt eine andere Ausgleichung vor, allein der Kaiſer vermied, darauf einzugehen. Jener, noch immer mit Heinrich VIII. im Kampf um Boulogne verwickelt, konnte ebenſo wenig, als ſein Gegner, den Angelegenheiten Karl's Aufmerkſamkeit ſchenken. Auf dieſe Weiſe vor jeder auswärtigen Einmiſchung geſichert, führte er die Unterhandlungen mit dem Papſte, welche bereits in Worms geführt worden waren, zum Abſchluſſe. Paul war vor Allem daran gelegen, das für ihn furchtbare Einverſtändniß des Kaiſers mit den deutſchen Ständen zu ſtören, und jenen von jeder Einwirkung auf das Concil fernzuhalten, welches am 13. December 1545 feierlichſt eröffnet wurde. Der Papſt verſprach 12,000 Mann zu Fuß und 500 Mann zu Pferde ſechs Monate im Felde zu erhalten, und eine bedeutende Summe Geld zu zahlen. Dieſes Uebereinkommen ward zu Anfang des Jahres 1546 getroffen.

Während eine gewaltſame Entſcheidung immer näher rückte, veranſtaltete der Kaiſer noch ein Colloquium zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen. Es mußte um ſo gewiſſer ſcheitern, da man abſichtlich auf katholiſcher Seite ganz papiſtiſch geſinnte Colloquenten ausgeſucht hatte, die vor allem jene Punkte, beſonders den Artikel von der Rechtfertigung, angriffen, über welche man ſich im Jahre 1541 vereinigt hatte.

Der Reichstag wurde für das Jahr 1546 in Regensburg abgehalten. Dem Kaiſer lag vor Allem daran, jeden aufkeimenden Verdacht der Proteſtanten zu zerſtreuen. Auf eine Verwendung der Kurfürſten für ihren kölniſchen Collegen, verſprach er, in dieſer Sache wie in andern nur mit zeitigem, gutem Rathe der Kurfürſten, Fürſten und Stände verfahren zu wollen. Die kaiſerlichen Räthe gaben die beruhigendſten Zuſicherungen. Daſſelbe that der Kaiſer, als er auf dem Wege nach Regensburg mit dem Landgrafen Philipp zu Speier, am 28. März, zuſammentraf. Er ſchien ſich noch immer zu ſcheuen, das letzte entſcheidende Wort auszuſprechen, obgleich er von ſeinem Beichtvater und den Spaniern an ſeinem Hofe unabläſſig zum Kriege gedrängt wurde. Vor Allem kam es doch darauf an, wie ſich ſein Verhältniß zu den katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten herausſtellen werde. Es gelang ihm, den mächtigſten unter jenen, den Herzog Wilhelm von Baiern, der nach dem Tode ſeines Bruders allein regierte, durch nicht geringe Zugeſtändniſſe zu gewinnen. Er verſprach, die Kurwürde auf Baiern zu übertragen, wenn der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, ſein naher Anverwandter, ſich nicht gehorſam beweiſe, und das Concilium von Trient anerkenne. Ferner erhielt der Erbe von Baiern die Zuſage auf die Hand der älteſten Tochter Ferdinand's mit der Zuſicherung der Nachfolge in Böhmen, wenn die berechtigte Nachkommenſchaft des Königs ausſterben ſollte. Herzog Wilhelm verſprach dagegen als heimlicher Bundesgenoſſe 50,000 Gulden zu zahlen, und Kriegsbedürfniſſe zu ſchaffen, unter der Bedingung, beim Friedensſchluſſe für ſeine Leiſtungen entſchädigt zu werden. Das Meiſterſtück der kaiſerlichen Politik war aber, daß Karl unter den Proteſtanten ſelbſt Verbündete erwarb. Die Herzogin von Kalenberg, mit ihrem Sohne Erich, der Markgraf Hans von Küſtrin und der Markgraf Albrecht von Culmbach, mit dem Herzoge Heinrich von Braunſchweig verwandt und befreundet und über ſein Schickſal beſorgt, erſchienen auf dem Reichstage in Regensburg und näherten ſich dem Kaiſer, um von ihm Heinrich's Reſtituirung zu erlangen. Bei weitem wichtiger war jedoch der Uebertritt des Herzogs Moritz von Sachſen, der ſchon ſeit dem Jahre 1541, wo ihn ſein Schwiegervater, Philipp von Heſſen, zu der mit Karl geſchloſſenen Verbindung heranzog, die Theilnahme des Kaiſers gewonnen hatte. In dem Türkenkriege 1542 hatte er ſich ausgezeichnet, ſodaß ihm in dem Kriege gegen den Herzog von Cleve eine Befehlshaberſtelle angetragen wurde. Schon damals ſcheint ihm Granvella Ausſicht auf Uebertragung der Kur, von der ſchon zu Georg's Zeiten die Rede geweſen war, eröffnet zu haben. Die Unterhandlungen führten aber zu keinem Reſultate; das gute Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge blieb. Obgleich derſelbe dem Schmalkaldiſchen Bunde nicht angehörte, verſprach er doch im Frühjahre 1545 bei einem Beſuche in Kaſſel, Gut und Blut an die Vertheidigung des evangeliſchen Glaubens zu ſetzen; im Herbſte betheiligte er ſich, wie wir wiſſen, an dem Unternehmen gegen den Herzog von Braunſchweig, und zu Anfang des Jahres 1546 an dem Verwendungsgeſuche für den Erzbiſchof von Köln. Ein Unglück war aber, daß die Neckereien und Feindſeligkeiten zwiſchen ihm und dem Kurfürſten von Sachſen fortgingen, ein noch größeres, daß Luther, der einzige Mann, der vermöge ſeines Anſehens auf beiden Seiten ſchon früher, bei Gelegenheit des Wurzener Handels, Friede geſtiftet, und der auch jetzt durchgedrungen ſein würde, gerade im entſcheidenden Augenblicke ſtarb. Deſto mehr machte ſich nun der Einfluß Chriſtoph's von Carlowitz, des Herzogs Rath, der als ein alter Diener Georg's den vollen Haß gegen die Erneſtiner hegte, bei dem jungen Fürſten geltend. Auf dem Reichstage von Worms, wohin er von ſeinem Herrn geſandt war, trennte er deſſen Sache von der allgemeinen proteſtantiſchen, und leitete im Frühjahre 1546 zu Maſtricht ein näheres Verſtändniß mit dem Kaiſer ein. Auf dem Reichstage in Regensburg kam es durch ein großes Opfer, welches man dem Herzoge brachte, zu Stande. Er, der proteſtantiſche Fürſt, erhielt die Schutzherrlichkeit über die Stifter Magdeburg und Halberſtadt. Moritz erſchien ſelbſt in Regensburg und trat unter der Bedingung, Abgeordnete auf das Trienter Concil zu ſchicken, in kaiſerliche Dienſte. Albrecht von Culmbach, der Markgraf von Küſtrin und Andere folgten ſeinem Beiſpiele. Dieſer Glücksfall, ſowie weitere günſtige Zugeſtändniſſe des römiſchen Hofes und Zuſicherungen reicher Geldunterſtützungen von Seiten des Prinzen Philipp und des ſpaniſchen Staatsrathes, die während des Monats Mai einliefen, brachten den Entſchluß des Kaiſers zum Kriege endlich zur Reife. Nie zuvor hatte ſeine Macht ſo hoch geſtanden. Von keinem auswärtigen Feinde beunruhigt, im Bündniſſe mit dem Papſte und den mächtigſten Reichsfürſten, ſtand er im Begriff, den letzten Widerſtand gegen die Verwirklichung der Idee des römiſchen Kaiſerthums auf katholiſcher Grundlage niederzuwerfen. Er, wie ſein Bruder, waren ſich der Vortheile ihrer Stellung bewußt; ſie beriethen in Regensburg darüber, wie ſie die Kaiſerwürde in ihrem Hauſe erblich machen könnten. Unter dieſen Verhältniſſen mußte es Karl freilich ſonderbar genug vorkommen, als die Proteſtanten auf dem am 5. Juni eröffneten Reichstage bei Gelegenheit der Berathungen über die Religionsſache, welche in Folge der Propoſition von den Ständen angeſtellt wurden, gegen das Trienter Concil Verwahrung einlegten und auf den alten Vorſchlag eines Nationalconcils zurückkamen, bis zu deſſen Zuſtandekommen man die Beſchlüſſe von 1544 feſthalten, und ihnen und Denen, die zu ihrem Glauben übertreten würden, Frieden zugeſtehen möge. Der Kaiſer verlor über dieſe Treuherzigkeit und Einfalt die Faſſung und lachte, als ihm dieſe Antwort am 13. Juni überreicht wurde. Bis jetzt hatte man ſich über ſeine Rüſtungen in der gröbſten Täuſchung erhalten; der

Ausbruch kaiſerlicher Luſtigkeit bei einer ſo ernſten Sache riß den Nebel von den Augen des Kurfürſten, und ließ ihn die Gefahr erkennen, in welcher die Proteſtanten ſchwebten. Ihre Geſandten fragten nun, gegen wen die kaiſerlichen Rüſtungen gerichtet ſeien, und erhielten den Beſcheid, der Kaiſer denke noch wie zuvor auf Vergleichung zwiſchen den Ständen; wer ihm darin folge, der ſolle ſeinen allergnädigſten Willen ſpüren; ſollte ihm aber Jemand den Gehorſam verweigern, gegen Den werde er ſein Anſehen gebrauchen. Der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf Philipp hielten es gar nicht für möglich, daß ſie damit gemeint ſein könnten, und glaubten erſt an ihr drohendes Geſchick, als der Kaiſer auf die nochmalige Anfrage des Kurfürſten von der Pfalz antwortete: die ungehorſamen Fürſten ſeien Diejenigen, welche unter dem Scheine der Religion gegen ihn Praktiken trieben, die Rechtspflege des Reiches nicht leiden wollten, und geiſtliche Güter zu Misbrauch einzögen. Es blieb den beiden Fürſten nichts übrig, als auf Vertheidigung zu denken. Der Schmalkaldiſche Bund ſollte ſeine Probe beſtehen. Vor allem war ein großer Misſtand bei demſelben, daß mehrere proteſtantiſche Fürſten von Bedeutung demſelben nicht angehörten, wie der Kurfürſt von Brandenburg, der nur unter der Bedingung der Nichttheilnahme die kaiſerliche Beſtätigung ſeiner Kirchenreformation erhalten hatte, Herzog Moritz von Sachſen, der König von Dänemark, der Markgraf von Küſtrin, und daß die fränkiſchen Städte immer eine abgeſonderte Stellung zu den anderen Bundesgliedern eingenommen hatten. Ueberhaupt fehlte es nicht an Misverſtändniſſen. Die Fürſten klagten darüber, daß bei ihren wichtigſten Angelegenheiten der Bund ſie im Stich laſſe; ein Umſtand, der den Kurfürſten von der Pfalz vom förmlichen Eintritte zurückhielt, da ihm der Schutz des Bundes gegen Baierns Angriffe auf ſeine Kur verweigert wurde. Die Städte im Gegentheile beſchwerten ſich, daß der Bund bei Unternehmungen in Anſpruch genommen werde, die ſeiner Tendenz ganz fremd ſeien. Auch an dem Verhältniſſe der Glieder zu einander und zum Allgemeinen gab es mancherlei auszuſetzen, und es geſchahen verſchiedene auf eine neue Organiſation bezügliche Vorſchläge. Dieſelben wurden um ſo dringender geſtellt, je näher der Bund ſeinem Ende zuging. In Frankfurt am Main hatte man im December 1545, im folgenden Jahre in Worms und Regensburg über die Einſetzung eines ſtändigen Bundesrathes, der die laufenden Geſchäfte beſorgen und die Streibefallen und konnte der Verſuchung ſchwer widerſtehen, ſich ſelbſt für einen halben Heiligen zu halten.

Miß Mary ſaß ernſt und bleich, wie eine geſchmückte Statue, im Wagen und heftete das Auge ſtarr auf die Menge, unempfindlich für ihren Jubel und zermartert von dem entſetzlichen Gedanken, plötzlich an einem der Galgen ihren geliebten Walter hängen zu ſehen. Seit dem Augenblicke, wo ſie ihrer patriotiſchen Pflicht ein ſo ſtrenges Genüge gethan, war ihr weiches Herz von den furchtbarſten Qualen zerfleiſcht worden. Am Tage hatte ſie ihren wüthenden Schmerz vor den Augen der ungeſtümen Freude verbergen müſſen; um ſo wilder war er Nachts wiedergekehrt, und ſie hatte die Nächte durch geweint und in troſtloſer Verzweiflung die Hände gerungen. Deßhalb ſaß ſie ſo ſchauerlich bleich und ſtarr auf dem Wagen, deßhalb ließ ſie ſich wie ein gefühlloſes Götzenbild anſtaunen, anjauchzen, mit Blumen und Bändern überſchütten und umherziehen; in ihrem eiskalten Herzen pulſirte nur der eine gräßliche Gedanke, wie eine Todtenuhr: Walter's Mörderin zu ſeyn.

Der Abend deſſelben Tags war dazu beſtimmt, tigkeiten der Mitglieder ſchlichten ſollte, über eine Feſtſtellung der Stimmverhältniſſe nach den geleiſteten Beiträgen, und über eine Umgeſtaltung der Hauptmannſchaft beſtändig Berathungen gepflogen, war aber zu keinem definitiven Beſchluſſe gekommen. Mitten unter dieſen Verhandlungen drohte dem Bunde mit einem Male furchtbare Gefahr von Seiten eines ſchonungsloſen Feindes, der ſtark auf die in ſeinem Innern herrſchende Unentſchloſſenheit rechnete. Allein der Kaiſer täuſchte ſich doch, wenn er meinte, die Städte würden auch dieſes Mal einen Krieg gegen die beiden Fürſten als eine dem Bunde fremde Angelegenheit betrachten und behandeln. Sie ſahen recht wohl ein, daß es der Sache des Evangeliums überhaupt gelte. Die entſchiedenſte Stimmung gab ſich unter den Mitgliedern kund; die Bundesgeſandten ſchwuren mit aufgehobenen Händen, Gut und Blut für Freiheit und Religion einzuſetzen. Die beiden Bundeshauptleute, Johann Friedrich und Philipp, kamen zu einer Berathung in Ichtershauſen zuſammen und beſchloſſen, da man nicht wiſſen konnte, wohin der Kaiſer ſeinen Angriff zuerſt richten werde, mit vereinten Kräften den Punkt zu vertheidigen, wo derſelbe erfolgen werde. Sie wollten dabei keine Rückſicht auf ihre eigenen Länder nehmen, um nicht Gefahr zu laufen, getrennt von einander ohne Mühe vom Kaiſer unterdrückt zu werden. Der Oberbefehl ſolle, wie bei dem erſten braunſchweigiſchen Kriege, unter Beiden getheilt ſein; bei Meinungsverſchiedenheit ſollte ein Kriegsrath die Entſcheidung geben. Auf den 20. Juli 1546 ſetzten ſie die Vereinigung ihrer Truppen, 16,000 Mann zu Fuß und 5000 Mann zu Pferde, jenſeits des Thüringer Waldes feſt. Die oberländiſchen Bundesglieder, Württemberg, Augsburg, Ulm, Konſtanz waren nicht weniger eifrig und raſch in ihren Rüſtungen. Innerhalb einer Woche ſtellten ſie ein Heer von 12,000 Mann auf, über welches Sebaſtian Schärtlin, ein kriegserfahrener Feldhauptmann aus der Schule Maximilian's, der auch bei der Eroberung Roms thätig geweſen war, den Oberbefehl erhielt. Noch waren die Rüſtungen des Kaiſers nicht beendigt, als er ſchon ins Feld rückte. Es war dieſer Vortheil um ſo höher anzuſchlagen, da die Hilfsgeſuche der Proteſtanten bei der Republik Venedig, bei der Eidgenoſſenſchaft und bei den Königen Englands und Frankreichs ohne Erfolg blieben. Es galt nur, ihn zu benutzen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Schmalkaldiſche Krieg.

Kriegsereigniſſe an der Donau. — Beſetzung Kurſachſens durch Herzog Moritz. — Trennung des Bundesheeres an der Donau. — Die oberdeutſchen Bundesſtädte ergeben ſich. — Beendigung der kölniſchen Händel.

Schärtlin faßte den ſehr guten Plan, die Haufen, welche der Kaiſer bei Neſſelwang und Füßen zuſammenziehen ließ, zu zerſtreuen und ſich den Weg nach Regensburg zu bahnen, wo der Kaiſer mit einigen hundert Soldaten unter einer aufgeregten, kaum zu zähmenden proteſtantiſchen Bevölkerung weilte. Dieſen rettete aus der augenſcheinlichen Gefahr der Gefangenſchaft nur ſein heimliches Bündniß mit Baiern. Herzog Wilhelm erklärte jede Ueberſchreitung ſeiner Grenzen für einen Kriegsfall und der proteſtantiſche Kriegsrath, aus Beſorgniß, er möge ihr Feind werden, was er doch ſchon war, erließ die Weiſung an Schärtlin, das bairiſche Gebiet nicht zu betreten. Dadurch ſah ſich dieſer nun freilich verhindert, nach der Einnahme von Füßen ſeinen Plan auszuführen. Er faßte nun einen andern, nicht weniger vortheilhaften. Er wollte nach Tyrol ziehen und die Grenze von Deutſchland gegen die Truppen abſperren, die dem Kaiſer aus Italien zuzogen. Jedoch auch die Ausführung dieſes Gedankens vereitelte die Bedenklichkeit der Kriegsräthe. König Ferdinand hatte ſich noch nicht offen als ihr Feind erklärt, und ſie fürchteten, durch die Beſetzung ſeines Gebietes ihn dazu zu machen. Der ſchlimmſte Feind der Proteſtanten war ihre eigene Verblendung. Im höchſten Grade erbittert, mußte Schärtlin ſeine Truppen zurückziehen und den Rückweg nach Augsburg antreten. Während des Zuges der Verbündeten nach Tyrol feierte der Kaiſer in aller Ruhe die Vermählung zweier ſeiner Nichten mit dem Sohne des Herzogs von Baiern und dem Herzog von Cleve. Unmittelbar nach den Feſtlichkeiten erließ er, am 20. Juli 1546, die Achtserklärung gegen Johann Friedrich und Philipp. Dieſelbe wurde durch die Packiſchen Händel und durch die Württembergiſche und Braunſchweigiſche Angelegenheit begründet; Dinge, die doch längſt beigelegt waren. Ueberhaupt war die Aechtung ein Staatsſtreich; nach deutſchem Rechtsbrauch mußte Prozeß und Urtheilsſpruch vorhergehen. Karl fand jetzt nicht für nöthig, darauf Rückſicht zu nehmen. Die beiden Fürſten wurden für Aufrührer und ihrer reichsſtändiſchen Rechte für verluſtig erklärt; ihre Unterthanen wurden von den Pflichten gegen ſie losgeſprochen. Jetzt zogen ſich auch die kaiſerlichen Truppen zuſammen. Aus Ungarn kamen zwölf Fähnlein Spanier, die in Ungarn gedient; durch Böhmen führten Markgraf Albrecht und der Deutſchmeiſter 500 in Niederdeutſchland geworbene Reiter. Im Anfang Auguſt brach der Kaiſer von Regensburg auf, vereinigte ſich mit den in jenen Gegenden geworbenen drei Regimentern und zog den durch Tyrol heranrückenden neapolitaniſchen und päpſtlichen Truppen entgegen. Am 12. Auguſt vereinigte man ſich bei Landshut. Karl's Heer, deſſen Fußvolk er gegen ſeine Wahlcapitulation zur größern Hälfte aus Ausländern gebildet hatte, beſtand, ohne die niederländiſchen Haufen, welche ſoeben den Rhein heraufzogen, aus 34,000 Mann zu Fuß und 5000 Mann zu Pferde. Es war in ſeinen vorwiegend romaniſchen Elementen ein recht geeignetes Werkzeug zur Durchführung der Idee des Kaiſers, das Deutſchthum dem Romanenthume unterzuordnen. Er wendete ſich nach Regensburg zurück, wo er ſein Geſchütz zurückgelaſſen; denn ſoeben rückten die Verbündeten heran, die nach ihrer Vereinigung bei Donauwörth ein Heer von 35,000 Mann zu Fuß und 6000 Mann zu Pferde bildeten. Ein glücklicher Zufall ſpielte ihnen intereſſante Schriftſachen der feindlichen Partei in die Hände, z. B. ein Ausſchreiben des Papſtes an die katholiſchen Stände der Schweiz, worin er erklärte, die Verſtocktheit der Proteſtanten und ihr Widerſtand gegen das Concil treibe ihn zum Kriege; ferner den Vertrag des Kaiſers mit dem Papſte; endlich ein Ablaßverſprechen für diejenigen, welche auf eine beſtimmte Weiſe und Zeit für Ausrottung der Ketzerei beten würden. Dadurch wurden die Bedenken der Proteſtanten über die Rechtmäßigkeit ihres Kampfes gegen den Kaiſer gehoben; ſie ſahen in demſelben weiter nichts, als ein gefügiges Werkzeug zur Durchführung der ſchnöden Abſichten der päpſtlichen Curie. Der Kurfürſt und Philipp erließen eine Widerlegung der in der Reichsacht wider ſie erhobenen Beſchuldigungen, die auf jeden einzelnen Punkt genau einging und nachwies, wie nicht ſie der Vorwurf der Meineidigkeit und Pflichtvergeſſenheit treffe, ſondern den Kaiſer, dem man deshalb zu widerſtehen vollkommen berechtigt ſei. Leider ſtand aber die Verfahrungsweiſe der Proteſtanten nicht in Einklang mit dieſer kühnen, entſchloſſenen Sprache. Vor Allem waren ſie über das Verhältniß zwiſchen Papſt und Kaiſer in einer Täuſchung befangen. Des Letztern Zweck war doch hauptſächlich, die Proteſtanten dem Concil zu unterwerfen, nicht dem Papſte, und die kaiſerliche Autorität aufrechtzuerhalten; an einer Unterordnung unter den Papſt war ihm nichts gelegen. Daß dem ſo ſei, bewieſen die Dienſte, die ihm in dem Kriege von eifrigen Proteſtanten geleiſtet wurden. So ſehr nun auch die Verbündeten den Punkt der Vertheidigung ihres Glaubens hervorhoben, ſo lag doch, im Fall ſie ſiegten, die Veränderung der Reichsgewalt im Hintergrunde; man hatte ja Karl als Oberhaupt anzuerkennen verweigert. Die Folgerungen waren bis jetzt von ihnen noch nicht gezogen worden, aber ſie ließen ſich nicht wegleugnen. Ein verhängnißvoller Umſtand für die Verbündeten war, daß der Kurfürſt, der ſeiner Leibesbeſchaffenheit wegen ſonſt an kriegeriſchen Unternehmungen nicht Theil zu nehmen pflegte, jetzt mit zu Felde zog. Indem nun der Oberbefehl bei ihm und dem Landgrafen zugleich war, und bei eingetretener Meinungsverſchiedenheit der Ausſchlag bei dem aus den Hauptleuten der verſchiedenen Bundesſtädte zuſammengeſetzten Kriegsrathe ruhte, wurde die zur raſchen und glücklichen Führung eines Feldzuges nothwendige Einheit des Willens aufgehoben. Ein beſtändiges Berathen über die kleinſte Operation trat an die Stelle des entſchloſſenen Befehls.

Nach ihrer Vereinigung bei Donauwörth beſchloſſen die Verbündeten, den Kaiſer in Regensburg aufzuſuchen und ihm eine Schlacht anzubieten. Sie überſchritten den Fluß und ſprachen ſogar davon, ihm bis nach München oder Landshut entgegenzugehen. Die Furcht indeſſen, er möge ſie von ihren Ländern abſchneiden, trieb ſie wieder auf das linke Ufer der Donau zurück, um ſich hier dem Kaiſer, der nach Regensburg zurückzog, entgegenzuſtellen. Wiederum verhinderte ſie die Rückſicht auf den Herzog von Baiern, ſich des feſten Ingolſtadt zu bemächtigen. Während ſie nun am Fluſſe hinabzogen, rückte der Kaiſer, der ſich hütete, den Feind in Regensburg zu erwarten, auf dem andern

Ufer herauf, ging am 24. Auguſt über die Donau und nahm die Stellung bei Ingolſtadt ein, welche die Verbündeten verlaſſen hatten. Dieſe eilten zurück und ſchlugen ihr Lager dem Kaiſer gegenüber bei Raſſenfels auf. Der Landgraf ſchaffte am 30. Auguſt Geſchütz auf einen das feindliche Lager beherrſchenden Punkt und beſchoß es; doch konnte er den Kaiſer nicht zwingen, ſein verſchanztes Lager zu verlaſſen. Er beſtand darauf, daſſelbe anzugreifen; allein der Kurfürſt und die Kriegsräthe, welche jetzt das Verhältniß Baierns zum Kaiſer durchſchauten, beſorgten eine Beſchießung ihrer angreifenden Truppen von Ingolſtadt aus, welche ihnen, noch ehe es zum Kampfe mit dem Feinde gekommen wäre, zum Verderben ausſchlagen mußte. Während deſſen gewannen die niederländiſchen Truppen unter Büren, durch die Fahrläſſigkeit Reiffenberg's, Befehlshabers der bündiſchen Truppen in jener Gegend, das rechte Rheinufer, und rückten mit 10,000 Mann zu Fuß und 7000 Mann zu Pferde durch Franken zur Vereinigung mit dem Kaiſer herbei, die ſie trotz des Verſuches des Feindes, ſie vorher aufzureiben, am 17. September bewerkſtelligten. Dadurch erhielt der Kaiſer das Uebergewicht, während es außerdem auf Seite der Proteſtanten geweſen ſein würde; denn bereits war Chriſtoph von Oldenburg mit einer bedeutenden Truppe von Landsknechten und 1000 Mann zu Pferde bis nach Frankfurt gekommen, als Büren über den Rhein ſetzte. Dann konnte er ihm freilich nichts anhaben.

Sobald der Kaiſer dieſe beträchtliche Verſtärkung bei ſich ſah, änderte er ſeine Kriegsweiſe und ſchritt zum Angriffe. Als er ſich nach der Einnahme von Neuburg der Donau gänzlich bemeiſtert hatte, beſchloß er, den Krieg nach Württemberg zu verlegen. In dieſer Abſicht gedachte er, ſich der Stadt Nördlingen zu bemächtigen, um von da aus einzudringen und erließ eine Aufforderung zur Uebergabe an die Stadt. Sie verweigerte dieſelbe und forderte den Beiſtand der Verbündeten. Karl erhob ſich, um ſie zu zwingen, und unbemerkt von einander nahten ſich das kaiſerliche und das proteſtantiſche Heer. Der Kaiſer wandte ſich darauf gegen Ulm, ſtieß aber auch hier zu ſeinem Verdruſſe auf den Feind. Um nicht bei einem Sturme auf die Stadt zwiſchen zwei Feuer zu kommen, hielt er ſich in ſeinem Lager zwiſchen Sontheim und Brenz. Die Proteſtanten verſchanzten ſich bei Giengen. Kleine Plänkeleien, ein misglückter Verſuch des Kaiſers, ſich zur Nachtzeit der Stadt zu bemächtigen, waren die Ereigniſſe vor Ulm; zu etwas Entſcheidendem kam es nicht. Obgleich der Kaiſer die Uebermacht hatte, wagte er ebenſowenig, wie früher die Proteſtanten, das feindliche Lager anzugreifen. Ueberdieß machten ſich die Einflüſſe des deutſchen Klima's (man war im Anfange des Novembers) auf ſein Heer, das, wie ſchon erwähnt, zum größern Theile aus Südländern beſtand, auf eine bedenkliche Weiſe geltend; es entſtanden tödtliche Seuchen in ſeinem Lager, und die Zahl der von ihnen Hingerafften und der in den Scharmützeln Gebliebenen wurde auf 15.000 berechnet. Ueberdem ging die Capitulation mit dem Papſte zu Ende; der Abzug ſeiner Truppen ſtand vor der Thüre. Die Proteſtanten hofften, den Kaiſer durch dieſe Umſtände nachgiebiger geſtimmt zu finden und machten Friedensanträge unter der Hauptbedingung, daß es keinem Stande verwehrt ſein ſolle, ſich zur Augsburger Confeſſion zu bekennen. Allein der Kaiſer war durch ihre Proclamation im Gefühle ſeiner Würde zu ſehr verletzt, um darauf einzugehen; er verlangte unbedingte Unterwerfung. Er würde in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht eine ſo ſtolze Sprache geführt haben, hätte er nicht einen Rückhalt gehabt. In der That griff zur gelegenen Zeit ſein mächtigſter Bundesgenoſſe, Moritz von Sachſen, in den Gang der Ereigniſſe ein. Bis zur Achtserklärung hatte er eine neutrale Stellung einzunehmen ſich geſtellt: nach derſelben war er von der Kurfürſtin zum Schutze ihres Landes angerufen worden, und er warf die Maske nicht eher ab, als bis er die Befürchtungen ſeiner Landſtände, der Kaiſer habe es auf die evangeliſche Religion abgeſehen, durch eine Erklärung deſſelben gehoben hatte, im October 1546. Aber auch dann noch ſtellte ſich ſeinem Vorhaben, die Execution der Acht zu übernehmen, der lebhafteſte Widerſtand entgegen, den er nur durch die Vorſtellung brechen konnte, daß bei einer Weigerung von ſeiner Seite König Ferdinand die Acht ausführen würde. Darauf eilte er nach Prag, um mit Ferdinand, der die böhmiſchen Stände gleichfalls willfährig gemacht hatte, Abrede über die Theilung der kurfürſtlichen Lande zu nehmen. Auch die Kur wurde jetzt ſchon auf Moritz übertragen; der Kaiſer unterzeichnete die Urkunde am 27. October in ſeinem Lager zu Sontheim. Nun gab Moritz alle Rückſichten auf. Er ſtieß mit ſeinen Truppen zu den böhmiſchen, die am 30. October die Grenze überſchritten. Ein eilig zuſammengeraffter Haufe thüringiſchen und voigtländiſchen Landvolkes wurde bei Adorf zerſtreut; eine Stadt nach der andern ergab ſich und leiſtete Moritz, gegen das Verſprechen, ſie bei ihrem Glauben ſchützen zu wollen, den Huldigungseid. Wie abgeneigt man auch im proteſtantiſchen Lager war, ſich zu trennen, und obſchon man die Nachtheile eines ſolchen Schrittes wohl erkannte, mußte er doch gethan werden. Der Kurfürſt konnte nicht zuſehen, wie man ihm ſein Land entriß und verwüſtete; überdem machten ſich die Einwirkungen der rauhen Jahreszeit auch im proteſtantiſchen Lager geltend und vor Allem fehlte es an Geld, um die Landsknechte zu bezahlen. Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich wegen einer Anleihe zerſchlugen ſich. Am 23. November zog man in einem üblen Zuſtande von Giengen ab; der Kaiſer, ſelbſt darüber erſtaunt, daß er das Feld behauptete, verfolgte den Feind eine Strecke, ohne ihn einzuholen. Die Verbündeten hatten bei ihrem Abzuge den Widerſtand keineswegs aufgegeben. Sie gedachten im Oberlande irgend ein Stift durch ein Winterlager von 6000 Mann zu Fuß und entſprechender Reiterei zu beſetzen, Kurſachſen wieder zu erobern und im nächſten Frühjahre den Feldzug mit friſchen Kräften zu beginnen. Die finanzielle Verlegenheit war gehoben und man hatte ſich zur Deckung der Kriegskoſten über Erhebung eines gemeinen Pfennigs verſtändigt. Zu ihrem Nachtheile ließen die Verbündeten den Plan fallen, ein Winterlager in Franken zu errichten. Der Landgraf zog nach Heſſen und der Kurfürſt rückte durch Württemberg, den Neckar entlang nach der Bergſtraße, in das Stift Mainz, und durch Fulda in ſeine Lande. Der Kaiſer benutzte die Nachläſſigkeit der Bundeshauptleute und die Verſtimmung, die ſich bei den ſchwäbiſchen Städten über die Anforderungen, die ſie von Bundeswegen erfuhren, kundgab. Am 23. December unterwarf ſich Ulm, die mächtigſte Bundesſtadt im Oberlande, gegen die Zuſicherung, in ihrem Glauben unbeirrt zu bleiben. Sie entſagte dem Schmalkaldiſchen Bündniſſe, gab der Kirche und den Geiſtlichen zurück, was man ihnen entriſſen hatte, entließ ihr Kriegsvolk, gelobte Gehorſam gegen das im Reiche herzuſtellende Kammergericht, und zahlte eine Geldſtrafe von 100,000 Gulden. Der Kaiſer gewann ſeine bedeutenden Siege, als der Krieg beendigt war. Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen folgten dem Beiſpiele Ulms bald. Dadurch ſah ſich denn auch der alte Herzog von Württemberg zur Unterwerfung und Demüthigung gezwungen. Er mußte ſeine Feſtungen an öſterreichiſche Beſatzungen auf unbeſtimmte Zeit übergeben und 300,000 Gulden Buße zahlen. Am 29. Januar 1547 unterwarf ſich Augsburg, in welchem zuletzt doch der kaufmänniſche Geiſt eines Fugger und Baumgärtner die begeiſterte Opferfreudigkeit der Bürger und die kriegeriſche Geſinnung, die vom ergrauten Schärtlin unterhalten ward, überflügelte. Die Stadt mußte 150,000 Gulden zahlen, zwölf Stück Geſchütz und eine kaiſerliche Beſatzung aufnehmen, und ſich mit der mündlichen Verſicherung Granvella's begnügen, daß es mit der Religion beim Alten bleiben ſolle. Ein nicht geringerer Schlag für die Sache des Bundes war der Abfall von Frankfurt, das ſich am 29. December dem Grafen von Büren; gegen die Zuſicherung, bei ſeiner Religion geſchützt zu bleiben, ergab, als er mit ſeinen niederländiſchen Truppen auf dem Heimwege begriffen war.

Unter ſo glücklichen Umſtänden ſäumte der Kaiſer nicht, die kölniſche Angelegenheit zu beendigen, welche zum Ausbruche des Krieges beſonders beigetragen hatte. Die päpſtliche Excommunication war zwar ſchon im April 1546 erfolgt, allein der Kaiſer hatte ſich damals, es war die Zeit vor dem Regensburger Reichstage, nicht geneigt bewieſen, ſie rechtlich in Vollzug zu bringen; vielmehr hatte er ſich begnügt, den Erzbiſchof nochmals zu warnen. Er hätte befürchten müſſen, ihn durch ein hartes Verfahren in die Arme der Schmalkaldiſchen Verbündeten zu treiben. Der alte Kurfürſt ließ ſich in der That berücken. Er zog ſich in dem ſchmeichelhaften Wahne, eine huldreiche Berückſichtigung von Seiten des Kaiſers zu erfahren, von der Entſcheidung zurück, ohne zu bedenken, daß ſeine Sache mit der proteſtantiſchen ſtehen und fallen müſſe. Die Verbündeten hatten das Feld aufgegeben, und der Kurfürſt ſollte dieß ſogleich an ſich merken. Der Kaiſer ſchickte aus dem Lager bei Sontheim ſeinen Commiſſair Viglius von Zuichen, mit dem Grafen Hochſtraaten, Statthalter von Geldern, nach Köln, um die Excommunication in Vollzug zu bringen. Die Stände, welche immer auf der Seite des Kurfürſten geſtanden hatten, wurden auf den 24. Januar 1547 einberufen;

um aber jede Einwirkung des Erzbiſchofs auf ſie zu hindern, verbot man ihm, ſelbſt zu erſcheinen, wie er geneigt war, ſtatt ſich durch Abgeordnete vertreten zu laſſen. Der Coadjuter hatte ſchon früher ſeine Dienſtergebenheit gegen Kaiſer und Papſt bewieſen; trotz allem Widerſpruche ſetzten ihn die kaiſerlichen Commiſſaire und das Domcapitel als Erzbiſchof ein. Hermann von Wied, ein achtzigjähriger Greis, war gern geneigt, ſich zu fügen, wenn ihm die Erhaltung der Reformation und die Wiedereinſetzung der evangeliſch geſinnten Domherren zugeſichert würde. Allein an Erfüllung ſolcher Bedingungen war nicht mehr zu denken. Der neue Erzbiſchof nahm mit gewaffneter Hand vom Stifte Beſitz und führte den katholiſchen Ritus wieder ein; Wied reſignirte, von den Ständen nicht unterſtützt, 25. Februar 1547.

Alle oberländiſchen Städte, mit Ausnahme von Konſtanz, hatten ſich der Gnade des Kaiſers übergeben; ſelbſt Straßburg, die vierte mächtige Reichsſtadt, hatte ſich zu dem ſchweren Schritte verſtehen müſſen. Schon äußerten ſich auch in Niederdeutſchland Rückwirkungen ſeines Sieges. So mächtig er in dem Augenblicke daſtand, ſo weit war er davon entfernt, die Forderungen des Papſtes auf Ausrottung der Ketzerei erfüllen zu können. Nur mit Hilfe der Proteſtanten, denen er bedeutende Zugeſtändniſſe hinſichtlich ihrer Religion hatte machen müſſen, war es ihm möglich geweſen, ihre Glaubensgenoſſen niederzuwerfen und die Bundesſtädte hatten ſich nur um den Preis freier Religionsübung gebeugt. Dieß mußte nothwendig zu einer Art Entfremdung zwiſchen Karl und dem römiſchen Stuhle führen, die durch das Mißvergnügen des Erſtern an dem Gange der Verhandlungen beim Tridentiner Concil geſteigert wurde. Wir werfen einen Blick auf dieſelben, ehe wir die Geſchichte des Schmalkaldiſchen Krieges weiter erzählen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Untergang der Schmalkaldiſchen Verbündeten.

Das Concil von Trient 1546. — Rebellion in Böhmen. — Günſtige Stellung Johann Friedrich's in Sachſen — Krieg an der Elbe — Gefangennahme des Kurfürſten.

Im Frühjahre 1546 hatte ſich das Concil in Trient verſammelt. Daſſelbe genügte jedoch in keiner Weiſe den Erwartungen und Vorſtellungen, welche mit dem Gedanken einer allgemeinen Kirchenverſammlung verbunden waren, indem es zumeiſt nur aus Spaniern und Italienern beſtand. Die Deutſchen, um deren willen das Concil gehalten wurde, hielt die Sorge um ihre Exiſtenz während des Krieges zurück; Franzoſen und Polen hatten ſich nur in geringer Zahl eingefunden. Außerdem hatte der Papſt durch eine Verordnung, die den Prälaten die Abordnung von Stellvertretern erſchwerte, das Erſcheinen Vieler abſichtlich unmöglich gemacht. Die den Prälaten zur Seite ſtehenden Theologen gehörten den Mönchsorden an, und die ſcholaſtiſche, dominicaniſche Theologie, deren Verwerfung ein Hauptgedanke der Reformation war, machte ſich bereit, über dieſe zu Gericht zu ſitzen. Wir wiſſen, mit welchen Hintergedanken der Kaiſer und der Papſt ſich über die Berufung des Concils geeinigt hatten: Jeder von Beiden wollte die Leitung deſſelben in die Hand nehmen. Es war vorauszuſehen, daß einem klugen Papſte dieſelbe ſchwerlich vorenthalten werden konnte. Die päpſtlichen Legaten ſpielten denn auch bald die Meiſter in der Verſammlung; ſie hatten das Recht, Vorſchläge einzubringen und trugen Sorge, daß dieſelben Berückſichtigung fanden. Die Theologen, welche abgeſondert von den Prälaten ihre Berathungen hielten, zeigten ſich ganz fügſam, da ſie die Beſtätigung ihrer ſcholaſtiſchen Lehren vom Papſte und Concile wünſchten. Die Legaten ließen dafür über kein Decret beſchließen, welches nicht erſt von jenen in Betracht gezogen war. Daß die Proteſtanten einem ſolchen Concile, das weder frei, noch allgemein, noch chriſtlich, ſondern das die im Kampfe Gefallenen zu entfernen. Es war von Seiten des Stadtregiments beſchloſſen, nach den Tagen der Freude nun eine Nacht der Trauer zu widmen. Bis jetzt hatte man alle Leichen, ohne Unterſchied, auf Befehl des Burgermeiſters vor die Stadt auf einen großen Platz getragen und dort Freund und Feind an einander gereiht. Nun ſollten die Bürger der Stadt Hereford ausgeleſen und in ein geweihtes Grab mit großer Feierlichkeit beerdigt werden; die Königlichen aber, ſowohl die Gebliebenen, als auch die Gehenkten — denn auch dieſe waren auf den Anger gebracht worden — ſollten keines Bettes in der Erde theilhaftig, — ſo weit trieb man die Grauſamkeit — ſondern, dem Fluſſe übergeben, ein Fraß der Fiſche des Meeres werden.

Als nun der Abend gekommen war, hielt man mit Fackeln, die ihren blutrothen Schein auf das Leichenfeld goſſen, die Muſterung der Todten. Die Angehörigen der gefallenen Bürger ſuchten dieſe heraus und trugen ſie unter Weinen und Wehklagen auf den Gottesacker, wo ſie verſammelt wurden. Um die übrigen bekümmerte man ſich nicht. Nur zwei ganz verſchleierte und verhüllte Frauen

Gegentheil von allen ſchien, ſich nicht unterordnen wollten, war ihnen von ihrem Standpunkte aus gar nicht zu verdenken.

Die gefaßten Beſchlüſſe entſprachen natürlich dem Charakter der Verſammlung. Die Frage über den Unterſchied zwiſchen den kanoniſchen und apokryphiſchen Schriften wurde dahin erledigt, daß man die Entſcheidung des Concils von Florenz vom Jahre 1441 für maßgebend anſah und jeden Zweifel an der Echtheit der in die Sammlung der heiligen Schriften aufgenommenen Bücher mit einem Fluche belegte. Ferner wurde die lateiniſche Ueberſetzung derſelben, die Vulgata, für authentiſch erklärt, um der Sprachwiſſenſchaft jede Einwirkung auf Glaubensſachen abzuſchneiden. Eine mündliche Ueberlieferung wurde angenommen, die ſich vom Munde Chriſti und ſeiner Jünger bis zum heutigen Tage fortgepflanzt und der dieſelbe Autorität beizulegen ſei, wie der heiligen Schrift. Dieſe zu erklären, habe nur die Kirche das Recht. Damit wurde der Begriff der Unfehlbarkeit derſelben, aber auch die entſchiedene Verwerfung der evangeliſchen Lehren ausgeſprochen, welche eben auf die Urquellen des Chriſtenthums zurückgingen und die Prüfung der Zuthaten ſpäterer Zeiten vorbehielten.

In dieſer Stimmung ging man zur Beſprechung der Glaubensartikel über, bei der man den entſchiedenen katholiſchen Standpunkt einnahm, wie er in den letzten Colloquien mit den Proteſtanten hervorgetreten war. Der Kaiſer, der den üblen Eindruck auf dieſe befürchtete, wünſchte dieſe Verhandlungen verſchoben zu ſehen, allein er konnte ſie nicht hindern.

Die proteſtantiſchen Lehren von der Sünde und von der Rechtfertigung wurden verworfen. Der tiefinnerlichen, auf ſeeliſches Bedürfniß geſtützten Auffaſſung gegenüber, machte ſich die ſinnliche und praktiſche geltend, die den Ausſprüchen der Schrift alte Beſchlüſſe der Kirchenverſammlungen und den feſtgeſetzten Brauch entgegenſtellte. Der Kaiſer war mit dieſem Verfahren durchaus nicht einverſtanden, da ihm eine gänzliche Verwerfung der proteſtantiſchen Dogmen die Möglichkeit abſchnitt, die Evangeliſchen zur Kirche zurückzuführen; mit Gewalt allein konnte er dies nicht ausrichten. Er ſetzte durch, daß dieſe Beſchlüſſe vor der Hand geheim blieben, um nicht eine gefährliche Aufregung hervorzurufen. Dem Papſte war die Einmiſchung des Kaiſers und die Leitung des Concils nach deſſen Abſichten ungemein läſtig: es gefiel ihm ſchon nicht, daß das Concil in einer Stadt war, die unter einer deutſchen Regierung ſtand. Dies war aber ein Punkt, auf welchen Karl ſtreng halten mußte, da er durch den Aufenthalt der Verſammlung in Trient dem Anſpruche der Nation auf ein in Deutſchland abzuhaltendes Concil einigermaßen entſprach. Schon im Sommer war der Antrag auf Verlegung deſſelben geſtellt worden; im Herbſte wurde er wiederholt. Beide Male widerſetzte ſich der Kaiſer entſchieden und machte auf die üblen Folgen aufmerkſam, welche dieſer Schritt nothwendig nach ſich ziehen müſſe. Die Katholiken würden in Verzweiflung gerathen, die Proteſtanten friſchen Muth faſſen, die Fürſten, welche ſich dem Concile unterworfen hätten, eine günſtige Gelegenheit erhalten, vorwurfslos von ihrer Verpflichtung zurückzutreten; er ſelbſt würde die Anklage über ſich ergehen laſſen müſſen, ſeine beim Reichstage gegebenen Zuſagen nicht erfüllt zu haben. Indeſſen machten dieſe Vorſtellungen beim römiſchen Stuhle wenig Eindruck, beſonders da beim Concil jetzt Fragen zur Verhandlung kamen, die in die Reformpläne des Kaiſers einſchlugen, dem Papſte aber ſehr widerwärtig ſein mußten. Sie betrafen die Nothwendigkeit der Reſidenz der Biſchöfe und deren Verhältniß zum Oberhaupte der Kirche; namentlich unter den Spaniern tauchten ſehr drohende Anſichten auf. Dazu kamen die Zuſicherungen, die der Kaiſer den ſich unterwerfenden proteſtantiſchen Städten wegen der Religion machte, wie er überhaupt den päpſtlichen Nuntius ganz unberückſichtigt ließ und deutlich die Abſicht verrieth, nächſtens in den Gang der Tridentiner Verhandlungen entſchieden einzugreifen. Alles Das drängte den Papſt zu einem entſchiedenen Schritte. Er veranlaßte vor Allem, ohne Rückſicht auf den Kaiſer zu nehmen, die Bekanntmachung der gefaßten Beſchlüſſe, 13. Januar 1547, durch die eine Vereinigung mit den Proteſtanten für immer vereitelt wurde, und rief, da die Capitulation zwiſchen ihm und dem Kaiſer abgelaufen war, ſeine Truppen vom Heere deſſelben ab. Das waren zwei feindſelige Schritte auf einmal, die der ohnedies von ſchwerer Krankheit angegriffene Kaiſer tief genug empfand und über welche er ſich bitter und laut beklagte. Die Spannung zwiſchen Beiden wurde immer größer. Der Papſt ging wieder Verbindungen mit Franz I. ein, der ſchon lange Karl's Siege in Deutſchland mit eiferſüchtigen Augen betrachtete. Ueberall in Italien tauchten die alten dem Kaiſer feindlichen Elemente auf. In Genua verſchwor ſich der junge Graf Fiesco mit andern Feinden des Hauſes Doria gegen die unter kaiſerlichem Schutze beſtehende republikaniſche Verfaſſung und nur ſein zufälliger Tod vereitelte das ſchon halb geglückte Unternehmen. Auch in Siena, Toscana und Neapel herrſchte ungeheure Gährung, die in der letzteren Stadt in offenen Aufruhr ausbrach. Die Fäden aller dieſer Bewegungen liefen in Rom zuſammen. In Venedig war die Beſorgniß vor der anwachſenden Macht des Kaiſers ſo groß, daß der päpſtliche Nuntius einen Bund gegen denſelben vorſchlagen durfte. Indeſſen hatte alles Dieſes keinen Erfolg; noch ſtand Karl's Anſehen zu feſt. Das ſetzte aber Paul doch durch: er verlegte unter dem Vorwande, in Trient herrſche eine anſteckende Krankheit, das Concil nach Bologna, einer päpſtlichen Stadt. Eine Minderheit der Prälaten, die ſich nicht ſo geradezu dem Papſte untergeben wollte, blieb. Der Kaiſer konnte vor der Hand nichts thun, als eine Drohung ergehen laſſen; der Krieg in Deutſchland nahm ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit jetzt vorzugsweiſe in Anſpruch.

Johann Friedrich war im December 1546 mit etwa 20,000 Mann in Thüringen erſchienen und hatte nicht nur ſein eigenes Land wiedererobert, ſondern auch die Städte und Schlöſſer ſeines Gegners Moritz, außer Dresden und Leipzig, eingenommen. Er wandte ſich zuerſt nach dem Stifte Magdeburg, von welchem, nebſt Halberſtadt, ſein Vetter ſo eben Beſitz ergreifen wollte, und nahm in Halle die Huldigung von Rath und Bürgerſchaft, ſowie der Vaſallen beider Stifter entgegen; der Erzbiſchof Johann Albert reſignirte gegen eine Jahresrente von 10,000 Gulden. Der Kurfürſt behauptete wieder eine ſtarke Stellung, da er die Sympathien des Volkes für ſich hatte. Die niederdeutſchen Städte, welche Anfangs willens geweſen waren, ſich ebenfalls dem Kaiſer zu unterwerfen, ermannten ſich und verbündeten ſich aufs Neue mit dem Kurfürſten zur Vertheidigung des Glaubens. Bremen behauptete ſich mannhaft gegen einen Angriff der Kaiſerlichen; die andern Städte, Hamburg, Lüneburg und Braunſchweig, ſtellten eine Schaar, unter dem Grafen Chriſtoph von Oldenburg, zum Schutze der bedrohten Bundesſtadt ins Feld. In den böhmiſchen Landen, namentlich in der Hauptſtadt, erhob ſich eine drohende Bewegung, als König Ferdinand den Krieg gegen den

Kurfürſten zu rüſten befahl. Auf dem Sammelplatze der Vaſallen zu Leitmeritz kündigte die Mehrzahl den Gehorſam auf und zog ſchaarenweiſe nach Prag, um der Vereinigung der dortigen Gemeinden beizutreten. Da der König verweigert hatte, einen Reichstag zu berufen, ſo conſtituirten ſich die Verſammelten als ſolchen und ſtellten ein Heer ins Feld, um das Eindringen „des fremden unchriſtlichen hiſpaniſchen Volkes“ zu hindern. Unter dieſen Umſtänden konnte der argbedrängte Moritz auf keinen großen Beiſtand von Ferdinand rechnen, deſſen Hauptſorge war, ſich ſelbſt zu halten. Der Kaiſer ſchickte ihm indeſſen zehn Fähnlein und 12,000 Reiter unter Albrecht von Kulmbach. Am 2. März 1547 gedachte dieſer ſich mit Moritz zu vereinigen und den Kurfürſten, der bei Altenburg lagerte, anzugreifen. Johann Friedrich, von der ihm geneigten Bevölkerung mit Nachrichten wohl bedient, überfiel den Markgrafen in Rochlitz, wo er ſein Hauptquartier hatte und den Faſtnachtsvergnügungen oblag, an dem beſtimmten Tage und nahm ihn mit ſeinen Truppen gefangen. Letztere wurden, gegen das Verſprechen, binnen 6 Monaten nicht gegen den Kurfürſten zu dienen, entlaſſen. Während Moritz' Sache ſich durch dieſes Ereigniß ſehr verſchlimmerte, ſodaß ſein Vetter ihn ſchon als einen Verjagten bezeichnete, ſtieg das Anſehen des Kurfürſten ungemein. Aus den Lauſitzen zogen ihm böhmiſche Vaſallen, die Ferdinand aufgeboten hatte, zu, und die böhmiſchen Stände ſchickten Geſandte ins ſächſiſche Lager, um über Abſchließung eines Bündniſſes und Erneuerung der alten Erbverträge zwiſchen Kurſachſen und der Krone Böhmen zu unterhandeln. Aber Johann Friedrich war nicht der Mann, der entſchloſſen und thatkräftig die günſtige Stimmung ſeiner Glaubensgenoſſen zu entſcheidendem Handeln hätte ſteigern können, der rückſichtslos niedergeworfen hätte, was der allgemeinen Herrſchaft ſeiner Ueberzeugung Widerſtand leiſtete. Der Kaiſer ſah deſto beſſer ein, wie viel auf dem Spiele ſtand, da Franz I. ſoeben den Proteſtanten Subſidien verſprochen hatte und die Räthe der engliſchen Krone nach dem Tode Heinrich's VIII., 28. Januar, ſich zu gleicher Unterſtützung, wie die Franzoſen, verpflichteten. Beſonders die Unruhe über den Zuſtand in Böhmen trieb ihn, trotz ſeiner Krankheit, zum Aufbruche von Ulm. In Nürnberg, wohin er am 24. März kam und wo ſich ſein Heer geſammelt hatte, machte der Herzog von Cleve noch einen Verſuch, ſeinen Schwager, den Kurfürſten, mit dem Kaiſer zu verſöhnen; allein er mußte damit ſcheitern, weil Jeder der Beiden Bedingungen aufſtellte, die für den Andern unerfüllbar waren. Der Tod des Königs Franz, der gerade jetzt erfolgte (31. März), erfüllte den Kaiſer mit Zuverſicht; bei dem eintretenden Regierungswechſel hatte er ſicher nichts von Frankreich zu beſorgen. Er gelangte ohne Hinderniſſe nach Eger, wo Ferdinand und Moritz ſich mit ihm vereinigten, und beſchloß, von da aus ſeine Operation zu beginnen. Verlockt durch die Vortheile, die ihm die Verbindung mit Böhmen zu gewähren ſchien, hatte der Kurfürſt die Unvorſichtigkeit begangen, ſeine Macht zu zerſplittern, indem er einen Theil ſeiner Truppen an die böhmiſche Grenze ſchickte, um die Verbindung zu unterhalten, und mit der Hauptmacht ſich an der mittlern Elbe bei Meißen aufſtellte, wo er das böhmiſche Heer am bequemſten an ſich zu ziehen dachte. Allein ſeine Verbündeten, die aus Scheu vor dem kaiſerlichen Namen ſich dem Ueberſchreiten ihrer Grenze durch Karl nicht widerſetzt hatten, wagten noch weniger, als offene Bundesgenoſſen ſich mit ſeinem Feinde zu vereinigen. Der Kaiſer überſchritt mit einem Heere von 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferde, 13. April, die ſächſiſche Grenze und ſchnitt den Kurfürſten, indem er ſeinen Weg über Adorf und Plauen nach Altenburg nahm, von Thüringen ab. Nirgends fand er Widerſtand. Johann Friedrich, der mit 4000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde bei Meißen noch immer auf den böhmiſchen Zuzug rechnete, ſah endlich ein, daß er getäuſcht war, und zog nach dem feſten Wittenberg. Während er ſeinen Marſch auf dem rechten Ufer der Elbe nahm, rückte der Feind auf dem linken vorwärts. Der Kaiſer gedachte Anfangs die Brücke bei Meißen, welche der Kurfürſt abgebrochen, wieder herzuſtellen und ihn dort aufzuſuchen oder ihm nachzufolgen. Dieſer hatte indeſſen bei Mühlberg eine Stellung eingenommen, welche man für ſehr feſt hielt, um hier die nach Böhmen geſandten Truppen an ſich zu ziehen. Dies mußte der Kaiſer, um jeden Preis zu verhindern ſuchen, denn er durfte nicht hoffen, den Feind nochmals ſo ſchwach anzutreffen. Sobald man ihm ſagte, daß der Uebergang über den Fluß bei Mühlberg nicht unmöglich ſei, war er entſchloſſen, ihn zu verſuchen, und brach von ſeinem Quartiere zwiſchen Oſchatz und Lommatzſch, wo er zehn Tage geruht hatte, auf. Der Kurfürſt war eben im Abzuge nach Wittenberg begriffen, als Herzog Moritz und der Herzog von Alba am Ufer anlangten.

Sie bemächtigten ſich ſeiner Schiffbrücke, die dem nachrückenden Kaiſer zum Ueberſetzen der ſchweren Reiterei und des Fußvolkes vortrefflich zu ſtatten kam. Die kurfürſtliche Reiterei machte einen Verſuch, das Ufer zu vertheidigen. Da ſie indeſſen in den Uebergeſetzten weiter nichts ſah, als Begleiter des Herzogs Moritz, ſo ſetzte ſie ihren Abzug fort. Gleich darauf erſchien der Kaiſer, den die Hoffnung, ſeinen Gegner zu vernichten, faſt geneſen machte und überſchritt nach Moritz, Alba und dem Könige Ferdinand in einer bequemen ſichern Furt die Elbe. Während des Ueberganzes der ſchweren Reiterei und des Fußvolks verfolgten die Huſaren und die italieniſchen leichten Reiter den Feind. Der Kurfürſt, der ihre Angriffe ſchon mehrmals abgewehrt, hätte leicht mit ſeiner Reiterei Wittenberg erreichen können; allein er wollte ſein Fußvolk nicht verlaſſen und machte endlich in der Nähe von Koßdorf Halt. Auch er glaubte nur von Herzog Moritz verfolgt zu werden und hatte keine Ahnung, daß ihm ſein böſes Schickſal in der Perſon des Kaiſers nahe ſei. Dieſer ließ den Angriff ſogleich beginnen. Der Kurfürſt hatte ſeine Macht an einen Wald gelehnt, der beide Flügel deckte. Dieſe bildeten fünf Reiterhaufen, welche theils vor dem aus Fußvolke gebildeten Centrum vorgeſchoben waren, theils in deſſen Rücken hielten. Der Angriff erfolgte um vier Uhr Nachmittags, 24. April, an einem Sonntage, zuerſt von der kaiſerlichen Reiterei. Die Kurfürſtlichen hatten denſelben wohl ausgehalten, wäre ihnen nicht gerade der Kaiſer mit der heranrückenden Hauptmacht zu Geſichte gekommen. So verloren ſie den Muth; die ungünſtige Stellung der Flügel an dem Walde, in welchen die Feinde eindrangen und ihre Reiterei in Verwirrung brachten, vollendete die Niederlage. Die Reiterei floh, und das Fußvolk, welches keine Rettung vor ſich ſah, warf das Gewehr weg und folgte. Johann Friedrich ſelbſt gerieth in Zweikampf mit einem Huſaren; einem herannahenden Vaſallen des Herzogs Moritz ergab er ſich. Während ſeinen flüchtigen Völkern nachgeſetzt wurde, führte man ihn, der noch vor Kurzem der mächtigſte Mann im Reiche geweſen war, gefangen vor den Kaiſer. Der ſah ihn wohl mit Befriedigung ſchon von weitem herankommen. Er winkte ihm zu, ſitzen zu bleiben, als der Kurfürſt demüthig vom Pferde abſteigen wollte. Erkennt Ihr mich nun für einen römiſchen Kaiſer? rief er ihm zu. Johann Friedrich antwortete: Ich bin auf dieſen Tag ein armer Gefangener.

Ew. Majeſtät wolle ſich gegen mich als einen geborenen Fürſten halten. — Ich will mich ſo gegen Euch halten, wie Ihr Euch gegen mich gehalten. war die Erwiderung des Kaiſers. Dann redete König Ferdinand den Gefangenen leidenſchaftlich an: Ihr ſuchtet mich und meine Kinder von Land und Leuten zu verjagen; Ihr ſeid mir ein feiner Mann!

Nach einer Raſt von zwei Tagen brach der Kaiſer nach Wittenberg auf, um mit der Eroberung dieſer wichtigen Feſtung den Krieg zu beendigen. Der Kurfürſt, dem er im friſchen Grimme ſogar das Leben hatte abſprechen laſſen, wurde im Triumphe mit fortgeführt, ohne daß man ihm durch die ärgſten Demüthigungen ſeine großartige Seelenruhe hätte nehmen können. Allein die Ausſicht, das feſte und wohlverproviantirte Wittenberg zu erobern, war ſchlecht. Die Bürger und die Beſatzung, durch einen Haufen verſtärkt, der ſich mit dem Kurprinzen aus der Schlacht gerettet, waren durch das Unglück ihres Herren nicht gebeugt: hatten ſie doch noch ſeine Familie zu vertheidigen. Ferner waren die Spanier läſſig; ſie hatten keine Luſt, für den Herzog Moritz Eroberungen zu machen. Es erwachten wohl gar Beſorgniſſe in der Umgeburg des Kaiſers, daß man den gewonnenen Kriegsruhm vor den feſten Mauern Wittenbergs einzubüßen Gefahr laufe. Es galt vielmehr, den erſten Schrecken gegen den noch übrigen Feind, Philipp von Heſſen, zu benutzen und gegen ihn freie Hand zu bekommen. Der Biſchof von Arras erhielt Auftrag, mit dem Kurfürſten zu unterhandeln. Die erſte Bedingung, ſich den Beſchlüſſen des Tridentiner Concils und der Autorität des Kaiſers in Religionsſachen zu unterwerfen, ging Johann Friedrich durchaus nicht ein; in die Abtretung der Kur und ſeiner Leben willigte er endlich. Moritz, dem Beides beſtimmt war, verpflichtete ſich, dafür den Söhnen des Kurfürſten ein Einkommen von 50,000 Gulden zu laſſen. Dieſer überlieferte ſeine Feſtungen, nicht ohne Bedenken von Seiten der Wittenberger. Eine kaiſerliche deutſche Beſatzung zog in ihre Stadt ein; nun konnte ſich der Kaiſer gegen ſeinen zweiten mächtigen Feind, den Landgrafen von Heſſen, wenden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sieg der kaiſerlichen Tendenzen.

Verhaftung Philipp's von Heſſen. — Unterwerfung Böhmens. — Krieg in Niederdeutſchland. — Reichstag in Augsburg. — Misſtimmung zwiſchen Kaiſer und Papſt. — Beſchlüſſe über die innern Verhältniſſe des Reichs. — Moritz Kurfürſt von Sachſen. — Interim.

Während des Feldzuges hatte Moritz fortwährend in Unterhandlungen mit ſeinem Schwiegervater geſtanden, ja er hatte noch, als der Kaiſer bereits vor Wittenberg lagerte, eine Zuſammenkunft mit ihm in Leipzig gehabt. Sie war freilich von keinem Erfolge geweſen, da der Kaiſer Ergebung auf Gnade und Ungnade und Ueberlieferung der Feſtungen verlangte. Philipp wollte aber höchſtens die eine und andere vom Kaiſer beſetzen laſſen und vor Allem wiſſen, weſſen er ſich bei der Unterwerfung zu verſehen habe. Auf die Vorſtellungen der vermittelnden Fürſten, des Herzogs Moritz und Joachim's von Brandenburg, gab, wie die amtliche Relation berichtet, der Kaiſer die Zuſicherung, die Ungnade des Landgrafen ſolle ſich nicht auf Leibesſtrafe, noch auf ewiges Gefängniß, wie dies beim Kurfürſten geſchehen war, erſtrecken. Von der andern Seite wird behauptet, es habe ſtatt „ewiges,“ „einiges“ geheißen, und in der That ſchickten die vermittelnden Fürſten dem Landgrafen den Entwurf einer Capitulation zu, worin ſie ſich verbürgten, daß er, außer den darin getroffenen Beſtimmungen, weder Gefängniß, noch ſonſt Beeinträchtigungen zu gewärtigen habe. Ob die beiden Fürſten zu dieſen weitumfaſſenden Zugeſtändniſſen durch Irrthum oder durch Täuſchung verleitet worden ſind, liegt im Dunkel. Folgendes beſtärkte ſie noch: der Kaiſer billige die Capitulation, nach welcher der Landgraf ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und einen Fußfall zu thun hätte, ohne der frühern Uebereinkunft zu gedenken. Die beiden Fürſten glaubten dieſe um ſo mehr beſeitigt, da in der Capitulation Artikel enthalten waren, welche Philipp nur auf freiem Fuße erfüllen konnte, und dieſe Capitulation hatte der Kaiſer wiederholt beſtätigt. Allein der Kaiſer gab keineswegs ſeine vorher geſtellten Bedingungen auf. Ihm war vor Allem daran gelegen, einen Feind in die Gewalt zu bekommen, und er hatte das vorher offen ausgeſprochen. Er hielt zurück, obgleich ihm der Irrthum der beiden Vermittler nicht unbekannt ſein konnte. Der Landgraf erſchien denn, auf die nach Verhältniß günſtigen Bedingungen, unter dem Geleite der beiden Fürſten im Lager zu Halle. Am 19. Juni, Nachmittags vier Uhr, leiſtete er vor dem Kaiſer knieend Abbitte; die Ceremonie ging im ſogenannten neuen Bau vor ſich. Der kaiſerliche und der heſſiſche Kanzler tauſchten die Förmlichkeiten aus; der Landgraf erhob ſich ungeheißen, da der Kaiſer zögerte, ihm zu winken; dieſer reichte ihm auch die Hand nicht, wie das ſonſt bei Ausſöhnungen Sitte war. Dies konnte auffallen, erregte aber keinen Verdacht. Der Landgraf wurde mit dem Kurfürſten von Brandenburg und Moritz vom Herzoge von Alba zum Abendeſſen eingeladen. Nach demſelben erklärte Derſelbe, den Landgrafen bei ſich behalten zu müſſen. Vergebens waren die Vorſtellungen der beiden Fürſten beim Herzoge und andern Tags beim Kaiſer. Er ſetzte ihnen das Uebereinkommen entgegen, nach welchem der Landgraf blos nicht für ewig eingekerkert werden ſollte. Philipp blieb Gefangener, trotz der Verzweiflung der beiden Fürſten, die endlich hoffnungslos und grollend das kaiſerliche Hoflager verließen. Karl führte ſeine beiden Gefangenen, froh über den glücklichen Ausgang eines ſo gefährlichen Kampfes, mit ſich fort.

Es galt nun zunächſt Böhmen zu unterwerfen und zu züchtigen. Sogleich nach dem glücklichen Ausgange des Kampfes gegen Johann Friedrich wandte ſich Ferdinand mit der Reiterei und dem Geſchütze, welches ihm ſein Bruder lieh, dahin; Herzog Auguſt, Moritz' Bruder, verſtärkte ihn mit 1000 Reitern und zwanzig Fähnlein Fußvolk. Außerdem erwartete er noch Unterſtützung von anderen Fürſten. Am 3. Juni kam er nach Leitmeritz, und erließ ein Mandat, welches Denen Verzeihung zuſicherte, die ſogleich zu ihm übertreten würden. Zweihundert Edelleute und einige Städte leiſteten den Aufforderungen Folge. Vor Allem lag dem König nach der Auflöſung des feindlichen Bündniſſes daran, die Hauptſtadt Prag zu gewinnen. Nachdem ſchon das Schloß, die Kleinſeite und die Brücke in ſeiner Gewalt war, erließ die Stadt noch ein Ausſchreiben in die Kreiſe um Unterſtützung. 6. Juli. Ein Haufen Kreistruppen wurde jedoch vom Könige, dem acht Fähnlein unter Marignano zuzogen, geſchlagen. Bei dem allgemeinen Abfalle konnte ſich Prag gegen dieſe Uebermacht nicht länger halten. Am 8. Juli demüthigten ſich die Bürgermeiſter, Räthe und Vertreter der Gemeinden auf dem Hradſchin. König Ferdinand zeigte ſich als kein gnädiger Herr. Die Stadt mußte ihren Bündniſſen entſagen, ihr Geſchütz ausliefern; ſie verlor alle ihre Privilegien, Herrſchaften und Zollgerechtigkeiten. Ueberdies behielt ſich der König vor, Einzelne noch beſonders wegen ihrer Betheiligung am Aufruhre an Leib und Leben zu ſtrafen. Ebenſo verhielt er ſich gegen die anderen Städte; die noch nicht übergetretenen Edelleute mußten ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, und verloren ihre Güter. Ein Landtag im Auguſt 1547 beſtätigte die neue Geſtaltung der Dinge. Der König wurde unumſchränkter Herr. Die Böhmen mußten den Mangel an Entſchiedenheit und rechtzeitigem energiſchen Handeln ſchwer büßen.

Während allerwärts die Glieder des Schmalkaldiſchen Bundes daniederlagen, hielten ſie ſich noch in Niederdeutſchland. Es iſt bereits oben erwähnt worden, wie wacker ſich Bremen, mit Hilfe der befreundeten Städte Hamburg, Lüneburg und Braunſchweig, nach dem Feldzuge an der Donau gegen kaiſerliche Truppen wehrte. Am 20. April nahte ſich aber eine ernſtliche Gefahr. Herzog Erich von Kalenberg erſchien, vereinigt mit den bereits abgezogenen kaiſerlichen Schaaren, und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. Seine Macht wurde auf 29,000 Mann geſchätzt, und er erwartete noch Verſtärkung. Die Stadt ließ indeſſen den Muth nicht ſinken; ſie war gut befeſtigt und mit Nahrungsmitteln hinlänglich verſehen. Indeſſen hatten ſich, wie ebenfalls erwähnt wurde, die niederdeutſchen Städte vereinigt und unter Chriſtoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld ein Heer ins Feld geſtellt, welches nach der Niederlage Johann Friedrich's durch verſprengte ſächſiſche Haufen verſtärkt wurde. Dieſes verwüſtete zuerſt Erich's Gebiet und zog dann die Weſer hinab, ihn ſelbſt anzugreifen. Um nicht zwiſchen zwei Feinde zu gerathen, zog der Herzog von Bremen ab, und wandte ſich nach der Grafſchaft Hoya. Im Mai ſtießen die Heere unvermuthet bei Drakenberg aufeinander. Erich hatte eine feſte Stellung auf dem Kroppelsberge eingenommen, und hegte die feſte Zuverſicht auf Sieg. Allein die proteſtantiſchen Truppen widmeten allein den Königlichen ihre volle Aufmerkſamkeit. Die eine von ihnen trug eine Fackel und leuchtete jedem in's Geſicht — ein ſchauerliches Geſchäft. Es war Miß Mary mit ihrer Zofe, die ihres Walter's Leiche ſuchte. Die ganze Nacht brachte die Unglückliche mit dieſer grauſigen Beſchäftigung zu und kümmerte ſich nicht, allein mit ihrer Dienerin unter den Todten zu wandeln, noch bezeigte ſie Luſt, dem feierlichen Todtenamte beizuwohnen, welches Pater Anton mit dem Biſchofe auf dem Gottesacker der Stadt den gebliebenen Bürgern in der Mitternachtsſtunde hielt, und wohin die ganze Bevölkerung Hereford's geſtrömt war; ſie ſuchte emſig und unermüdlich den Geliebten, aber ſie fand ihn nicht. Als der Morgen graute, war ſie mit der Muſt'rung fertig und kehrte, das Herz voll neuer Hoffnungen, nach Hauſe zurück. Weder unter den Gefallenen, noch unter den Gehenkten hatte ſie ihren Walter gefunden, und das Auge der Liebe hatte ſcharf geſehen, der Muth der Verzweiflung eifrig geſucht: Walter's Züge hätten ihr, ſelbſt in der Entſtellung des Todes, nicht entgehen können. Alſo war ihm die Flucht aus der Stadt gelungen, wie vielen Andern; er war gerettet, und ſie faßten, in dem Gedanken, daß das Heil ihrer Sache auf ihnen allein noch beruhe, einen begeiſterten Muth, und ſchlugen den Herzog völlig aufs Haupt. Dieſer entkam mit einem Theile ſeines Heeres durch eine Furt der Weſer, nachdem er vierthalbtauſend Todte auf dem Schlachtfelde gelaſſen. Dritthalbtauſend Gefangene, die Rüſtwagen und ſämmtliches Geſchütz fielen in die Hände der Sieger. Dieſe wandten ſich darauf nach Bremen. Der Kaiſer hatte Anfangs auch die niederdeutſchen Gegenden unterwerfen wollen, wozu ihn ſein Bruder Ferdinand dringend aufforderte. Aber einestheils hielt ihn nach dem Abzuge des Königs der Mangel an Reiterei von ſeinem Vorhaben zurück, und dann der Hinblick auf die allgemeinen Verhältniſſe, die er nach der Niederlage ſeiner Hauptgegner zu keiner günſtigern Zeit nach ſeinen Wünſchen ordnen zu können hoffte. Hatte er doch in Deutſchland wenigſtens keinen Widerſtand mehr zu beſorgen. Darin beſtärkte ihn noch überdies der Gedanke, daß es einigen niederdeutſchen Landſchaften und Städten ſchwerlich gelingen würde, ſich dem Zwange zu entziehen, den er vermöge ſeiner neuen Machtſtellung auf die übrigen Stände des Reichs ausüben konnte.

Vorerſt faßte er die religiöſe Angelegenheit und ſein Verhältniß zum Papſte ins Auge. Paul hatte es doch nicht gewagt, dem Willen des Kaiſers insoweit zu trotzen, daß er den nach Bologna übergeſiedelten Prälaten und Theologen die Bedeutung und Rechte eines Concils zugeſtand; und Karl hatte, als er am 1. September 1547 den Reichstag in Augsburg eröffnete, die günſtigſte Ausſicht, die Religionsſache in ſeinem Sinne durchzuführen. Was von proteſtantiſchen Elementen auf demſelben gegenwärtig war, ſtand entweder in unmittelbarer Abhängigkeit von ihm, oder hatte ſich auf Bedingungen unterworfen, die jede Oppoſition unmöglich machten, oder war endlich viel zu eingeſchüchtert, um daran zu denken. Die Forderung des Kaiſers auf Anerkennung des Tridentiner Concils wurde demnach ohne Anſtand vom Reichstage erfüllt; indeſſen wurde beſonderer Nachdruck darauf gelegt, daß daſſelbe gerade in Trient abgehalten werden müſſe. Gewiß noch freudiger ſtimmten die Stände dem Misfallen bei, welches der Kaiſer über die Veröffentlichung der Decrete jener Verſammlung äußerte. Von Seiten der Proteſtanten traten ſehr entſchiedene Anſichten an den Tag. Dem Kaiſer war das nicht gerade zuwider, da Alles auf die Vergrößerung der kaiſerlichen Autorität dem Papſte gegenüber hinauslief. Am 9. November ſandte er Madrucci, Cardinal von Trient, an denſelben, um die Rückverlegung des Concils nun auch im Namen des Reiches zu verlangen. Aber Paul, der einen mächtigen Kaiſer weit mehr fürchtete, als alle Proteſtanten, der mit Vergnügen den Widerſtand der Schmalkaldiſchen Verbündeten und mit Unruhe ihre Niederlage bemerkt und Alles aufgeboten hatte, um eine Ligue gegen Karl zu Stande zu bringen, war durch die Ermordung ſeines Sohnes in eine Stimmung verſetzt worden, die ihn zu jedem Verſtändniſſe mit dem Kaiſer unfähig machte. Pier Luigi Farneſe, Herr von Parma und Piacenza, hatte wie ein Tyrann gehauſt und fand das Ende eines ſolchen; er fiel als Opfer einer Verſchwörung. Der kaiſerliche Statthalter in Mailand, den man der Mitwiſſenſchaft beſchuldigte, beſetzte Piacenza ſogleich im Namen des Reiches, da Farneſe ohnedies an allen Intriguen und Verbindungen ſeines Vaters gegen den Kaiſer ſtets den lebendigſten Antheil genommen hatte. Die Wuth des Papſtes war unbeſchreiblich, und man beſchuldigte ihn ſogar, an eine Verbindung mit dem Sultan gedacht zu haben. Unter dieſen Umſtänden hatte ſich der Cardinal Madrucci mit ſeinen Forderungen in Betreff des Concils keiner beſondern Aufnahme zu erfreuen. Indeſſen mußte Paul, aus Rückſicht vor der Welt, an ſich halten. Er übergab die Sache einem Ausſchuſſe von Cardinälen, der ſich dahin äußerte: ſie ſei der Verſammlung in Bologna zur Entſcheidung vorzulegen. Die dortigen Prälaten, die ſonach in eigener Angelegenheit zu entſcheiden hatten, ſtellten Bedingungen für die Rückkehr nach Trient, die einer Verweigerung ſehr ähnlich waren. Dem Kaiſer kam das nicht unerwartet; er ſchickte zwei Procuratoren nach Bologna, und ließ feierlich gegen die dortige Verſammlung proteſtiren, 16. Januar 1548.

Schon nach dem Feldzuge an der Donau hatte Karl den Gedanken gefaßt, ſeine Lieblingsidee, den ſchwäbiſchen Bund, mit einigen Modificationen wieder ins Leben zu rufen. Doch erſt nach Beendigung des ſächſiſchen Feldzuges konnte er den Verſuch machen. Im Mai 1547 wurde ein Bundestag in Ulm anberaumt, wo kaiſerliche Commiſſaire zur Theilnahme an dem Bunde einluden. Derſelbe ſollte alle Stände des Reiches umfaſſen, und die Reichsconſtitution, die an einer Maſſe alter Förmlichkeiten, namentlich aber an zu großer Selbſtſtändigkeit der Stände litt, eigentlich überflüſſig machen. Der Kaiſer gedachte ſich durch den Beitritt ſeiner Niederlande und Oeſterreichs das Uebergewicht zu ſichern. Der Plan ſcheiterte indeſſen an dem lebhaften Widerſtande der Städte wie der Fürſten, nachdem er vom Kaiſer an den Reichstag gebracht worden war. Erſtere erſchracken vor den beſtändigen Kriegen, die ſie für das kaiſerliche Haus würden führen müſſen, und vor den ungeheuren Koſten. Die Fürſten erkannten wohl die Gefahren, die im Falle der Verwirklichung des Planes ihrer Herrſchaft drohte. Der Kaiſer tröſtete ſich um ſo eher, da er die Haupttendenzen, welche ihm bei Errichtung des Bundes vorſchwebten, auf dem gewohnten Wege der Reichstagsverhandlungen durchzuſetzen hoffte. Das Fürſtencollegium bewies ſich ihm auch ſehr willfährig, nachdem er jenen Plan hatte fallen laſſen. Die Beraubungen der Geiſtlichen wurden mit unter die Störungen des Landfriedens aufgenommen. Die Fürſten ſetzten Beſetzung des Kammergerichtes durch Katholiken durch, und überließen die Ernennung der Beiſitzer deſſelben für dieſes Mal dem Kaiſer. Eine neue Ordnung für dieſen Gerichtshof wurde abgefaßt. Das gute Einverſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten hatte die Folge, daß der Wunſch des Erſteren, eine nähere Vereinigung der Niederlande mit dem Reiche herzuſtellen, wie es ſchon in dem Bundesentwurfe verſucht worden war, von jenen unterſtützt wurde. Gegen den Schutz des Reiches für ſeine niederländiſchen Beſitzungen machte ſich Karl verbindlich, den Anſchlag eines Kurfürſten zwiefach zu bezahlen. Am 26. Juni kam der Vertrag nach einigen Bedenklichkeiten des Reichstags zu Stande. Die Fügſamkeit deſſelben veranlaßte den Kaiſer, mit einem andern bedeutungsvollen Vorſchlage herauszutreten. Er beantragte nämlich die Bildung einer Reichskriegskaſſe, indem er auf die Nachtheile der bisherigen Einrichtung hinwies, die ſich in frühern Kriegszeiten zum Nachtheile des Reiches ſattſam herausgeſtellt hätten, und die Vortheile hervorhob, welche für das deutſche Kriegsweſen erwüchſen, wenn die nöthigen Mittel zur Rüſtung und Aufſtellung eines Heeres nicht erſt mit großem Zeitverluſte von den einzelnen Ständen aufgebracht werden müßten. Auch dieſer Vorſchlag erhielt, wenn auch nach einigem Widerſtande, die Genehmigung des Reichstags, obſchon er ſich keineswegs die der Reichsfreiheit drohende Gefahr verhehlte, wenn ein ſo mächtiger Fürſt auch beſtändig über bedeutende Mittel gebieten könne. Dafür ſchlug Karl den Ständen ihr Geſuch um Entfernung der ausländiſchen Truppen ab, ſo unterthänig es auch abgefaßt war. Was kümmerte ihn eine Verletzung der Reichsverfaſſung? Er war Sieger und hatte die Entſcheidung über Angelegenheiten, welche die mächtigſten Fürſtenhäuſer nahe angingen, in ſeiner Gewalt. An ſeinem Geburtstage, 24. Februar, belohnte er ſeinen Getreuen, Moritz, mit der Kur. Am 8. April wurde in ſeiner Gegenwart Adolf von Schaumburg zum Erzbiſchof von Köln geweiht; zwei Kurfürſten, die ihm ihre Würde zu verdanken hatten. Und ſogar über eine dritte Kur hatte er in dem Augenblicke zu entſcheiden. Der Herzog von Baiern verlangte nämlich, als Lohn für ſeine Unterſtützung des Kaiſers, die pfälziſche Kur, die ihm allerdings zugeſichert worden war, wenn ſich der Kurfürſt nicht füge. Dieſer hatte ſich aber treu erwieſen, und der Kaiſer wies die baieriſche Forderung zurück. König Ferdinand, die günſtigen Zeitumſtände benutzend, erhob Anſprüche auf Württemberg, weil der Herzog durch ſeine Theilnahme am Schmalkaldiſchen Kriege den Cadanſchen Vertrag gebrochen habe. Nur das unverwirkte Recht des jungen Herzogs Chriſtoph konnte dem entgegengeſetzt werden. Einen ſchon ſeit zwanzig Jahren ſchwebenden Proceß zwiſchen Heſſen und Naſſau entſchied der Kaiſer zu Gunſten des letztern. Auch die preußiſche Angelegenheit kam wieder in Anregung; ein Ausſchuß ward zu ihrer Erledigung niedergeſetzt, der das Gutachten abgab, es müſſe bei der längſt ausgeſprochenen Acht bleiben; der Kaiſer möge aber noch einmal den Weg der Güte verſuchen. Der Kurfürſt von Brandenburg hatte daſſelbe mit unterſchrieben. Eine Minorität, Baiern an der Spitze, drang auf Execution. Der Kaiſer ließ aber die Angelegenheit ruhen, um ſich das Haus Brandenburg, das ſie ſo nahe anging, aufs Neue zu verpflichten.

Seine ganze Stellung war zu günſtig, als daß er nicht hätte die religiöſen Angelegenheiten entſcheiden ſollen. Von dem Concil war nichts zu erwarten, als ein vollſtändiges Zurückgehen auf den frühern Zuſtand; dieſes war aber auf die deutſchen Verhältniſſe unanwendbar. Man griff daher einen frühern Gedanken der lutheriſchen Partei auf: innerhalb des Reiches, ohne Theilnahme des Papſtes, eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen. Der Umſtand, daß der Fürſtenrath die Entſcheidung in Religionsſachen gleich zu Anfang des Reichstags dem Kaiſer bis zum Schluſſe des Concils in die Hand gegeben hatte, begünſtigte dieſe Abſicht ungemein. Soeben erfolgte nun der Bruch mit dem Papſte, der die Sache nur beſchleunigte. Der Kaiſer ernannte eine Verſammlung von Männern beider Religionsparteien, welche ſich indeſſen nach einigen Tagen auflöſte, da jeder Verſuch einer Einigung von vorn herein ſcheiterte. Es mußte daher auf andere Weiſe verſucht werden. Der Biſchof von Naumburg, Julius Pflugk, der eine freiſinnigere Richtung des Katholicismus verfolgte, Michael Helding, Vertreter des altkatholiſchen Princips, und der proteſtantiſche Hofprediger des Kurfürſten von Brandenburg, Johann Agricola, erhielten den Auftrag, die Ideen des Kaiſers zu verwirklichen. Dieſe waren weniger religiöſer, als kirchlich-politiſcher Natur. Es kam ihm darauf an, die Hierarchie zu erhalten, auf welcher das römiſche Kaiſerthum beruhte. Die Hauptpunkte waren: Prieſterehe, Abendmahl, Rechtfertigungslehre, Meſſe. Ueber die beiden erſten kam man ſchnell hinweg, da hier die Neuerung zu allgemein war, als daß das Concil nicht ſollte Rückſichten nehmen müſſen. Bei der Lehre von der Rechtfertigung, in welcher man zu Trient eine der lutheriſchen Auffaſſung widerſprechende beſchloſſen hatte, ſuchten die Bevollmächtigten einen Mittelweg einzuſchlagen, da der Kaiſer die Tridentiner Decrete noch nicht anerkannt hatte und den Proteſtanten die Beiſtimmung ermöglichen wollte. Bei dem Artikel über die Meſſe konnte man ſich ihrer Auffaſſung umſomehr accommodiren, da hierüber beim Concil noch keine Verhandlungen ſtattgefunden hatten. Daſſelbe geſchah beim Artikel über die Kirche; der Papſt wird als Oberhaupt anerkannt, doch auch den Biſchöfen ihr Recht gewahrt; die Kirche legt die Bibel aus, ſetzt Lehren daraus feſt und beſtimmt die Ceremonien. Die ſieben Sacramente werden beibehalten, ebenſo die Anrufung der Heiligen, das Halten der Faſten, und die Ordnung und Pracht des Cultus. Es war eben die alte Kirche mit einigen geringen Modificationen, die den Proteſtanten den Rücktritt leichter machen ſollten, und mit etwas mehr Unabhängigkeit vom Papſte. Der Kaiſer legte den Entwurf, welcher ſo recht eigentlich ein Bild ſeiner Reformideen gab, und der den Namen Interim führt, weil ſeine Beſtimmungen zeitweiſe bis zum Schluſſe des Concils maßgebend ſein ſollten, zuerſt den proteſtantiſchen Fürſten vor. Die Kurfürſten von Brandenburg und von der Pfalz ſahen durch denſelben die Möglichkeit gegeben, daß ſich gewiſſe proteſtantiſche Ideen im ganzen Reiche geltend machten, da das Interim für Katholiken und Proteſtanten beſtimmt war. Sie nahmen daſſelbe an. Der

Kurfürſt Moritz hatte ſich, auf Zuſagen des Kaiſers geſtützt, bei ſeiner Landſchaft für Beibehaltung ihrer Religion verbürgt. Er gerieth in große Verlegenheit und erklärte endlich auf das Drängen des Kaiſers, er könne ſich zwar in dieſer Sache für ſeine Unterthanen nicht verpflichten, aber er denke, ſie würden wohl einſehen, daß er nicht ändern könne, was alle anderen Fürſten und Stände beſchloſſen hätten. Der Kaiſer nahm das für eine Einwilligung an und verſicherte ſich der proteſtantiſchen Fürſten, von denen jedoch Einige ſich dem Entwurfe ſehr abgeneigt zeigten. Allein ſie waren zu ohnmächtig, um irgend einen Einfluß auf den Gang der Angelegenheit üben zu können. Sie wurde nun vor die Katholiken gebracht. Herzog Wilhelm von Baiern, der wegen Verweigerung der Kur und anderer Anſprüche dem Kaiſer zürnte, ſchickte den Entwurf, deſſen Tendenz doch hauptſächlich gegen den römiſchen Stuhl ging, an den Papſt und fragte, ob er eine Genehmigung deſſelben billige. Die Antwort fiel natürlich verneinend aus, und die Erklärung des Fürſtencollegs war im Sinne des Papſtes abgefaßt. Erzürnt gab ſie der Kaiſer zurück, allein er konnte ſeinen Willen nicht durchſetzen und mußte darin nachgeben, daß das Interim für die Altgläubigen keine Geltung haben ſolle. Am 15. Mai 1548 wurde den verſammelten Reichsſtänden das Interim zur Annahme vorgelegt. Die mächtigen proteſtantiſchen Fürſten ſtaunten, daß das Interim nur für ihre Glaubensgenoſſen gelten ſolle, und leiſteten einigen Widerſtand, aber der Kaiſer ſetzte ſeinen Willen durch. Einem päpſtlichen Nuntius, der ſoeben angekommen war und jedenfalls Einſpruch gegen die Bekanntmachung des Interims erhoben hätte, gab er erſt nach der Verſammlung Audienz. Obgleich es ihm nicht gelungen war, die Katholiken zur Annahme des Interims zu bewegen, gab Karl den Gedanken doch nicht auf, gewiſſe allgemein gewünſchte Reformen in der katholiſchen Kirche durchzuſetzen, die auf eine zeitgemäße Wiederbelebung der erſtarrten hierarchiſchen Formen hinzielten; er legte in dieſer Beziehung einen Entwurf vor, der manche anſprechende Umänderung vorſchlug. Vor Allem kam es jetzt darauf an, die Einführung des Interims durchzuſetzen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Karl auf dem Höhepunkt ſeiner Macht.

Einführung des Interims. — Umſturz der ſtädtiſchen Verfaſſungen. — Julius III. — Succeſſionsentwurf. — Das Concil von Trient. — Krieg im Mittelmeere. — Verluſt von Tripolis. — Krieg in Siebenbürgen. — Parmeſaniſcher Krieg.

Durch das Scheitern des urſprünglichen Plans, dem Interim allgemeine Geltung zu verſchaffen, geriethen die Proteſtanten offenbar in einen Nachtheil: ſie allein ſollten jetzt Opfer bringen, während ſie außerdem den Troſt gehabt hätten, für ihre Verluſte durch die allgemeine Herrſchaft der im Interim enthaltenen reformatoriſchen Ideen entſchädigt zu werden. Es kamen noch äußere Umſtände dazu, den Widerwillen der Proteſtanten zu ſteigern, namentlich der reichsſtädtiſchen. Die religiöſe Entwickelung war bei ihnen in voller Freiheit vor ſich gegangen; reine Ueberzeugung hatte ſie die Lehre Luther's annehmen laſſen, die mit den Inſtitutionen ihres bürgerlichen Lebens im Verlaufe der Jahre innig verwachſen war. Jetzt ſollten ſie auf einmal in der wichtigſten Angelegenheit, welche ſie bisher mit vollkommener Selbſtherrſchaft behandelt hatten, einen drückenden Zwang erleiden, und Lehren und Gebräuche hoch und heilig achten, die man ſie gelehrt hatte, als papiſtiſch und verdammlich zu verachten. Indeſſen man mußte ſich fügen. Der Reichstag hatte das Interim angenommen, der Widerſpruch einiger kleinen Fürſten war zum Schweigen gebracht worden. Was konnten die Städte unter dieſen Umſtänden anders thun, als nachgeben? Nürnberg fügte ſich zuerſt, Augsburg und die andern folgten nach einigem Sträuben. Es war ein ſchmerzlicher Schritt der Nothwendigkeit für die wackern Leute, ihre Ueberzeugung der rohen Gewalt opfern zu müſſen, blos um die Vaterſtadt vor dem Verderben zu retten, welches die kaiſerliche Ungnade mit ſich führte. Der Kaiſer, der recht wohl merkte, daß dieſe Art von Gehorſam ſeinen Plänen nicht dienlich ſei, und daß es vor Allem darauf ankomme, die Verfaſſung der Städte zu ändern, wenn er einem Wechſel der Religion Dauer verſchaffen wolle, ſcheute ſich nicht vor Gewaltthaten; er zeigte ſich in ſeiner wahren Geſtalt. Mit Augsburg, wo er ſich aufhielt, machte er den Anfang. Er ſtellte das Regiment der Geſchlechter wieder her, indem er die Zünfte aufhob, den bisherigen Rath abſetzte und einen neuen, aus Patriziern gebildeten, verordnete, der mit Anrufung der Heiligen auf das Interim vereidigt wurde. Aehnliches geſchah in Ulm. Koſtnitz, das die Schuld der anderen Städte: proteſtantiſch zu ſein und eine demokratiſche Verfaſſung zu haben, theilte, und welches ſtets Anfechtungen vom Hauſe Oeſterreich erleiden mußte, wurde plötzlich, während ſeine Abgeordneten noch mit dem Kaiſer verhandelten, in die Acht erklärt (6. Auguſt 1548) und zugleich von ſpaniſchen Truppen angefallen. Allein die Stadt erwehrte ſich des Feindes, beſonders durch die heldenmüthige Aufopferung eines Bürgers. Schon hatten die Spanier die Vorſtadt erobert und zeigten ſich auf der Rheinbrücke, ſodaß man beſorgte, ſie möchten mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt eindringen. Da erfaßte jener Bürger, ein neuer Horatius Cocles, zwei Spanier, mit denen er kämpfte, und ſtürzte ſich mit lautem Aufruf zu Gott in den Rhein. Seine Mitbürger gewannen dadurch Zeit, das Thor zu verſchließen, und ſich in wehrhaften Zuſtand zu ſetzen. Die Stadt unterwarf ſich endlich im October mit Verluſt ihrer reichsſtädtiſchen Freiheit; die Annahme des Interims half ihr nichts; die katholiſche Religion wurde wieder hergeſtellt.

Der nächſte Sturm richtete ſich gegen die Prediger, die das Interim anzunehmen verweigerten. Man zählte im Oberlande an vierhundert verjagte. Auch in Brandenburg und in den ſächſiſchen Landen beider Linien erhoben die Geiſtlichen Widerſpruch gegen die kaiſerliche Glaubensnorm. Die Fürſten waren in der größten Bedrängniß. Am lebhafteſten war der Widerſtand von Seiten der niederdeutſchen Städte, welche ſich der kaiſerlichen Autorität überhaupt noch nicht unterworfen hatten, beſonders von Magdeburg, das ohnehin in der Acht lag. Von großem Einfluſſe auf das Benehmen der Proteſtanten war die würdige Haltung des gefangenen Johann Friedrich, den weder Vorſtellungen noch Drohungen des Kaiſers zur Annahme des Interims bewegen konnten. Man erſchwerte ſeinen Zuſtand durch Wegnahme ſeiner lutheriſchen Erbauungsbücher; er blieb dennoch feſt. Landgraf Philipp bewies ſich weniger ſtandhaft. Sein unruhiger, leidenſchaftlicher Geiſt ertrug die Gefangenſchaft mit der größten Ungeduld. Da ihm jede Ausſicht auf Befreiung genommen war, erbot ſich Philipp, unter der Bedingung ſeiner Freilaſſung, zur Annahme des Interims, wurde aber zu ſeiner Beſchämung vom Kaiſer abgewieſen, der wohl wußte, wie gering in Religionsſachen die Autorität des Landgrafen bei ſeinen Glaubensgenoſſen war. Die Schwäche Melanchthon's, der ſich durch die bedingsweiſe Freundlichkeit ſeines neuen Gebieters zur Annahme des Interims verleiten ließ, warf dagegen wieder den Samen der Zwietracht und des Zweifels unter die evangeliſche Partei. In Heſſen, Pommern, Cleve, im Lippe'ſchen wurde die kaiſerliche Religionsordnung angenommen, die äußere Einheit in der Kirche wieder hergeſtellt. Berauſcht von dieſem Erfolge, dachte Karl daran, die nordiſchen Königreiche und England für ſeine Maßregeln zu gewinnen.

Vergeblich waren die Bemühungen Paul's III., die Angelegenheit von Piacenza mit dem Concil in Verbindung zu bringen und von einander abhängig zu machen; der Kaiſer ſonderte beide Verhandlungen ſcharf und nöthigte endlich den Papſt zur Anerkennung des Interims und der darin enthaltenen Zugeſtändniſſe an die Proteſtanten. Im September 1549 gab denn Paul auch darin nach, daß er die Verſammlung in Bologna, welche ohnehin nie Lebenskraft gehabt hatte, auflöſte und die Religionsangelegenheit in einer zu Rom abzuhaltenden Verſammlung zu fördern verſprach. Sein am 10. November erfolgter Tod vereitelte die Ausführung dieſes Gedankens. Nach langen Verhandlungen im Conclave gelangte der Cardinal di Monte durch die kaiſerliche Partei auf den römiſchen Stuhl, 7. Februar 1550; er nahm den Namen Julius III. an. Er erkannte ſeine Verbindlichkeit gegen den Kaiſer an und verſprach, ihm in der Angelegenheit des Concils gefällig zu ſein. Nichts konnte Karl erwünſchter ſein, als daß der Papſt freiwillig auf ſeine Ideen einging, der ſich als Cardinal und Beauftragter ſeines Vorgängers denſelben hatte widerſetzen müſſen. Bei der Eröffnung des Reichstages in Augsburg, am 26. Juli 1550, theilte Karl dieſe Entſchließung des römiſchen Stuhls, das Concil in Trient fortzuſetzen, den Verſammelten mit. Ueber das Verhältniß der Proteſtanten zu demſelben hielt er ſich in einer abſichtlichen Unbeſtimmtheit; er bewahrte nach beiden Seiten hin ſeine Freiheit; daſſelbe ſollte durch künftige Verhandlungen feſtgeſtellt werden. Es genügte ihm, ſein Anſehen durch die Autorität des Concils gehoben und verſtärkt zu ſehen.

Wir haben oben erwähnt, daß der Kaiſer ſchon auf dem Reichstage in Regensburg 1546 ſich über die Mittel berieth, die Kaiſerkrone dem habsburgiſch-burgundiſchen Hauſe zu erhalten. Zu Folge der neuen Ereigniſſe modificirte Karl dieſe Gedanken: er dachte ſeit 1548 ernſtlich daran, ſeinen Sohn zum Nachfolger zu machen, er war aber, aus Beſorgniß, die ohnehin beſtehende Eiferſucht gegen ſeine Familie noch zu ſteigern, nicht damit hervorgetreten. Jetzt ſchien die Zeit günſtig. Vor Allem mußten die Deutſchen doch Philipp kennen lernen. Die Anerkennung ſeiner Erbanſprüche in den Niederlanden gab einen genügenden Vorwand zur Reiſe, einmal den Spaniern gegenüber, die mit der Entfernung ihres Regenten unzufrieden waren und ſich nur durch die Ankunft des Erzherzogs Maximilian, des Neffen und Schwiegerſohns des Kaiſers, tröſten ließen, dann auch bei den Deutſchen, die ſich bei dieſer Gelegenheit ein Urtheil über den jungen Fürſten bilden ſollten. Philipp that Alles, um daſſelbe ſo günſtig wie möglich zu geſtalten, und er wurde in manchen Kreiſen als künftiger Gebieter angeſehen und behandelt. Kurfürſt Moritz hatte den Prinzen in Trient eingeholt und war in ein ſehr vertrautes Verhältniß mit ihm getreten. König Ferdinand erfuhr ziemlich ſpät von der Sache, noch dazu durch das übertriebene Gerücht, ſein Bruder gedenke, ihn zur Abdankung zu zwingen und ſeinen Sohn Philipp zum römiſchen Könige wählen zu laſſen. Seine Schweſter Maria, die er um Auskunft bat, beruhigte ihn in der letzteren Beziehung und eröffnete ihm nach einiger Zeit, der Plan des Kaiſers ſei, die Würde der Brüder auf ihre Söhne zu vererben, ſodaß Philipp römiſcher Kaiſer, Ferdinand's Sohn römiſcher König werden ſollte. Ein ſolcher Plan verſtieß eines Theils gewaltig gegen deutſche Gewohnheit und die Verfaſſung des Reichs, und verletzte andererſeits die Hoffnungen zu ſehr, welche Ferdinand an den Beſitz der römiſchen Königskrone geknüpft hatte, als daß er hätte darauf eingehen können. Auf dem Reichstage traf er mit dem Kaiſer zuſammen: allein nie war zwiſchen ihnen oder ihren Räthen davon die Rede. Der Grund war: man wollte die Königin Maria, welche größeren Einfluß auf ihren jüngeren Bruder ausübte, aus den Niederlanden herbeikommen laſſen. Ferdinand, der dieſe Ränke durchſchaute, beſtand auf der Rückkehr durfte hoffen, ihn wieder zu ſehen. Die ſtarre Eisrinde, womit die Verzweiflung ihr Herz umſponnen hatte, wich, berührt vom warmen Frühlingshauche der Hoffnung, und fiel, alſo zerſchmolzen, als Thränenthau aus ihren ſchönen Augen. Neues Leben ſtrömte durch Mary's Bruſt, und nun erſt war ſie fähig, Theil an der Freude zu nehmen, welche nun milder und gemäßigter durch die Stadt zog.

Von allen Gefangenen hatte man allein Sir Hugh Spencer noch am Leben gelaſſen; nicht etwa, um ihm daſſelbe zu ſchenken, ſondern um ihn wegen ſeines hohen Ranges und des äußerſten Grades von wüthendem Haß aller Einwohner Hereford's gegen ihn, als das letzte und beſte Opfer, aufzuſparen und ſeine Hinrichtung, mit allen möglichen Ceremonien ausgeſchmückt, zu einem ſehr feierlichen Tag für die Stadt zu machen.

Nicht das Mitleid oder irgend eine andre milde, menſchliche Empfindung hatte ihm das Daſeyn noch um einige Tage gefriſtet, ſondern der Haß. Man wollte ſich rechte Zeit zu der Tigerwonne nehmen und ſie mit recht bequemer und feierlicher Muße genießen, den verfluchten Gegner in Todesangſt zu ſehen.

ſeines Sohnes Maximilian aus Spanien, in deſſen Abweſenheit er ſich auf nichts einlaſſen könne. Als dieſer erſchien, traf auch Maria aus den Niederlanden wieder ein, und nun begannen im December 1550 dieſe wichtigen Verhandlungen. Das Reſultat derſelben war ein am 9. März 1551 zwiſchen dem König Ferdinand und dem Infanten Philipp abgeſchloſſener Vertrag, worin der Erſtere verſprach: die Kurfürſten „nach den glücklichen Tagen des Kaiſers“ und nach ſeiner (Ferdinand's) Kaiſerkrönung zu veranlaſſen, daß ſie Philipp zum römiſchen Könige wählten und nach Ferdinand's Hinſcheiden und Philipp's Kaiſerwahl dem Erzherzog Maximilian die römiſche Königswürde übertrügen. Sollten ſich, wie voraus zu ſehen war, die Kurfürſten weigern, auf einen ſo verwickelten und weit hinausreichenden Plan einzugehen, ſo verſprach Philipp, zu ſeiner Zeit dem Erzherzog und Kronprinzen Maximilian zum Königthum zu verhelfen und ihm die Verwaltung des Reiches zu übertragen, wie Karl ſeinem Bruder gethan habe.

Drohungen vom franzöſiſchen Hofe, der über das gute Einverſtändniß des Kaiſers und Papſtes unruhig wurde, eine Nationalkirchenverſammlung zu berufen, beſchleunigten den Eifer des Letztern für die Herſtellung des Concils. Ende April 1551 wurde den bei der Translocation deſſelben nach Bologna zurückgebliebenen kaiſerlich geſinnten Prälaten die Genugthuung, daß das Concil in Trient fortgeſetzt wurde; die Verhandlungen begannen mit dem 1. September. Die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, nebſt vielen hohen Würdenträgern der deutſch-römiſchen Kirche, fanden ſich ein. Das Erſcheinen der Vertreter des Proteſtantismus wurde durch zwei Bekenntnißſchriften vorbereitet, deren Eine Melanchthon zum Verfaſſer hatte, und ihre erſte Maßregel in der Angelegenheit mußte ſein, daß ſie den Decreten der frühern Verſammlung die Anerkennung verweigerten und zugleich auf eine Abänderung des Verfahrens drangen, damit nicht die Päpſtlichen Richter in eigener Sache würden. Der kaiſerliche Bevollmächtigte, Licentiat Vargas, trat mit dieſen Anforderungen ganz auf ihre Seite. Unter ſolchen Verhältniſſen mußte die katholiſche Partei die Erſcheinung der Proteſtanten auf dem Concil nicht gern ſehen. Am 24. Januar 1552 traten die Erſten im Concil auf: es waren weltliche Procuratoren; die würtembergiſchen überreichten ihr Glaubensbekenntniß und verlangten nochmals Berathung über die ſchon verhandelten Artikel und Aufſtellung unparteiiſcher, dem Papſte nicht verpflichteter Richter. Daſſelbe Verlangen ſprachen am Nachmittage die ſächſiſchen Abgeordneten aus; außerdem wollten ſie die heilige Schrift als maßgebend für die zu faſſenden Beſchlüſſe betrachtet wiſſen. Ihre Rede machte großes Aufſehen und verſetzte den römiſchen Hof und ſeine Anhänger in nicht geringes Schrecken, da man nicht mit Unrecht dem Kaiſer gleiche Geſinnung zuſchrieb. Es war für Dieſen die Stunde gekommmen, die Reformation an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Aber, wie ihm das ſchon früher mehrere Male begegnet war, während er nahe daran war, das Ziel zu erreichen, zogen ihn die allgemeinen Angelegenheiten von der Verfolgung deſſelben ab.

Als Entſchädigung für den Verluſt von Rhodus hatte Karl bei Gelegenheit ſeiner Kaiſerkrönung den Johannitern Malta, Gozzo und Tripolis unter den günſtigſten Bedingungen eingeräumt, ſodaß die Belehnung ſich wenig von einer völligen Abtretung unterſchied. An der afrikaniſchen Beſitzung war den Rittern im Anfange wenig gelegen, doch änderte ſich ihre Stimmung nach der Eroberung von Tunis, da ſie jetzt hoffen durften, ſich in der Nähe einer kaiſerlichen Stadt zu behaupten. Im Jahre 1541 begannen ſie auch, ſich in Malta eigentlich feſtzuſetzen, nachdem das verunglückte Unternehmen des Kaiſers auf Algier nicht die üblen Folgen gehabt hatte, die ſie befürchteten. Für den Kaiſer war dieſe Anſiedelung inſofern vortheilhaft, als ihm die Vertheidigung dieſer Grenzpunkte ſeiner Staaten nun nicht mehr allein oblag. Seit dem Jahre 1541 machte ſich Chaireddin's Nachfolger, Thorgud Thorgudſcha-Beg, beſonders furchtbar an der Nordküſte von Afrika. Er bemächtigte ſich der Stadt Mediah und beunruhigte von hier aus bald die Küſten von Valencia, wo er unter den dortigen Morisken Anhang hatte, bald das Ufer des Gebietes von Genua. Im Frühjahr 1550 unternahm eine ſpaniſch-italieniſche Flotte eine Expedition gegen ihn, welche aber ihren eigentlichen Zweck inſofern nicht erfüllte, als ſie zwar ſein Raubneſt am 10. September zerſtörte, ihn ſelbſt aber mit ſeiner Seemacht verfehlte. Endlich hatte Andreas Doria das Glück, ihn in dem Golfe von Dſcherbe einzuſchließen, allein der kühne Corſar entkam dennoch und hatte ſchon wieder Schrecken an den benachbarten Küſten verbreitet, ehe der Genueſer erfuhr, daß er ihm entwiſcht war. Soliman, der es für eine Beſchimpfung hielt, wenn eine Stadt, die ſeine Oberhoheit anerkannt hatte, in der Gewalt des Feindes war, ſchickte im Juli 1551 eine große Flotte unter Sinan und Thorgud in die ſiciliſchen Gewäſſer. Sinan forderte von den beiden Vicekönigen von Neapel Mediah zurück und griff nach der Verweigerung die Beſitzungen der Johanniter an, die in einem ähnlichen Verhältniſſe zum Kaiſer ſtanden, wie die Corſaren zum Sultan. Von Malta ſtand er ab, da es zu wohl befeſtigt war. Tripolis dagegen konnte ſich nicht halten, beſonders da Andreas Doria fehlte, der den Prinzen Philipp aus Spanien führte und den Erzherzog Maximilian aus Deutſchland dahin abholte. Es ergab ſich am 14 Auguſt 1551. Für den Kaiſer war der Verluſt empfindlicher, als für den Orden; ſtatt eines feſten Bollwerkes gegen die Angriffe der Ungläubigen hatte er nun einen Vorpoſten derſelben ſo nahe an ſeinem Gebiete. Um ſo empfindlicher war der Schlag, da Tripolis ein ſpaniſches Beſitzthum aus der Zeit Ferdinand's des Katholiſchen war.

Wir wiſſen, daß nach Johann Zapolya's Tode der Sultan Ungarn für ſich genommen und deſſen Witwe und hinterlaſſenem Sohne Siebenbürgen eingeräumt hatte. Auch hier leitete Georg Martinuzzi, der Miniſter des Königs-Woiwoden, die Regierung faſt unumſchränkt. Der Königin-Witwe war dieſes Verhältniß unerträglich, und ſie wandte ſich mit einem Hilfegeſuch an den Großherrn, der den gewaltigen und klugen Prieſter ohnehin haßte. Der Paſcha von Ofen fiel in Siebenbürgen ein, wurde aber zurückgeſchlagen; doch merkte Martinuzzi aus dieſem Verſuche, wie aus andern Anzeichen, welches Schickſal ihm von Konſtantinopel her drohe. Er ſtand nicht an, denjenigen Schritt zu thun, der ihm allein zu ſeiner Rettung übrig blieb. Er wandte ſich an den König Ferdinand und erbot ſich, den alten Vertrag in Ausführung zu bringen und ihm die heilige Krone und Siebenbürgen zu überliefern. Nach längern Verhandlungen, die, von öſterreichiſcher Seite aus nicht ohne Mistrauen geführt wurden, kam man überein: die Königin mußte ſich fügen und Siebenbürgen gegen einige Herrſchaften in Schleſien abtreten. Martinuzzi wurde zum Woiwoden und Cardinal ernannt und regierte ebenſo uneingeſchränkt, wie früher, das Land im Namen Ferdinand's. Der Sultan ſchickte zur Geltendmachung ſeiner Anſprüche noch im Herbſte des Jahres 1551 ein ſtarkes Heer ab. In Siebenbürgen wurde die Mannſchaft aufgeboten und die öſterreichiſchen Truppen nahmen den Türken wieder einige Eroberungen ab; allein einen bedeutenden Vortheil konnte man nicht über ſie erlangen. Daraus entſtand eine Misſtimmung zwiſchen den Befehlshabern und Martinuzzi. Die Erſteren beſchuldigten den Woiwoden der Abſicht, Siebenbürgen für ſich zu gewinnen und Ferdinand, der ähnliche Andeutungen von Konſtantinopel her erhalten hatte, ſoll ſeine Einwilligung zur Ermordung des Cardinals gegeben haben. Es wurde nichts mit dieſer That gewonnen. Die Angelegenheiten Siebenbürgens verwirrten ſich nur um ſo mehr, da die feſte ordnende Hand fehlte.

Schon ſeit längerer Zeit herrſchte ein geſpanntes Verhältniß zwiſchen dem franzöſiſchen und kaiſerlichen Hofe. Der Krieg mit England über Boulogne hatte aber Heinrich verhindert, ſeine feindſelige Geſinnung gegen den Kaiſer zu bethätigen. Der Friede war geſchloſſen, die Vereinigung Schottlands mit England verhindert, der König konnte nun ſeine ganze Macht gegen Karl richten. Es fehlte nicht an Veranlaſſungen dazu. Nach der Ermordung ſeines Sohnes hatte Paul **III.** Parma zurückgenommen: Julius **III.** gab es dem Enkel ſeines Vorgängers, Ottavio Farneſe, wie er verſprochen, bei ſeiner Thronbeſteigung zurück. Dieſer hoffte von ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer, ſogar Piacenza zurückzuerhalten. Allein Karl war keineswegs dazu geneigt, ſondern erhob im Gegentheile Anſprüche auf Parma, da ihm die Vermählung des jüngſten Farneſe, Horatio, mit der Tochter des Königs von Frankreich ſehr zuwider war. Vom Papſte, der die Forderung des Kaiſers billigte, war nichts zu hoffen; die Farneſen wandten ſich daher um Beiſtand an Heinrich **II.** Bei ſeiner Geneigtheit kam ein Vertrag zu Stande, in welchem ſich der König verbindlich machte, eine zur Vertheidigung Parma's hinlängliche Mannſchaft aufzuſtellen. Ottavio dagegen ſolle die Fahnen von Frankreich fliegen laſſen und ohne Beiſtimmung ſeines Verbündeten kein Abkommen mit dem Kaiſer treffen. Dieſer war im höchſten Grade über die neue Einmiſchung der Franzoſen in Italien erbittert, die noch dazu von ſeinem Schwiegerſohne veranlaßt wurde. Nicht weniger Julius **III.**, der nicht anſtand, den Kampf gegen ſeinen rebelliſchen Vaſallen, im Bunde mit dem Kaiſer, aufzunehmen. Im September 1551 entbrannte der Streit mit der alten Erbitterung in Piemont, und was das merkwürdigſte war. Franzoſen und Kaiſerliche kämpften, ohne Krieg miteinander zu haben, jene als Verbündete des päpſtlichen Vaſallen, dieſe als Beiſtand des Papſtes. Daß man bei der gegenſeitigen feindſeligen Stimmung zwiſchen dem Könige von Frankreich und dem Kaiſer bald ohne Zwiſchenparteien aneinander gerathen werde, darüber herrſchte kein Zweifel. Während des Kampfes ſchickte Heinrich einen Geſandten an den kaiſerlichen Hof, der nach Aufzählung aller Beſchwerden und Klagepunkte die Erklärung ſeines Herren abgab: da die Freundſchaft des Kaiſers nur in Worten beſtehe und ſich bei jeder Verhandlung in das Gegentheil verkehre, ſo ſei er entſchloſſen, dies nicht mehr mit anzuſehen, ſondern ſeine Angelegenheiten ſelbſt in Acht zu nehmen, wie es Gott erlauben werde.

So brach die alte Feindſchaft wieder aus. Im Oſten und Süden von Europa erhob ſich aufs Neue der blutige Streit zwiſchen Kreuz und Halbmond; im Weſten drohte wiederum die franzöſiſche Macht, an deren Spitze ein junger kriegsluſtiger Fürſt ſtand, der, bis jetzt von keiner Niederlage gebeugt, vor Verlangen glühte, die alte Scharte an dem Erbfeinde Frankreichs auszuwetzen. Wir ſahen, daß Karl nur unter der Bedingung des Friedenszuſtandes mit ſeinen alten Feinden zu der Macht in Deutſchland gelangen konnte, wie er ſie die Jahre über entwickelt hatte. Kaum geräth er wieder in Verwickelungen mit dieſen, ſo übt das ſeine Rückwirkung auf Deutſchland aus.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Oppoſition gegen den Kaiſer.

Krieg gegen Braunſchweig. — Reichskrieg gegen Magdeburg. — Allgemeine Erbitterung gegen den Kaiſer. — Verbindung der Proteſtanten mit Frankreich. — Magdeburg ergiebt ſich an Moritz von Sachſen.

Im Jahre 1547 waren die niederdeutſchen Städte nach ihrem Siege über den Herzog Erich von Kalenberg unterworfen geblieben; der Kaiſer hatte darauf kein Gewicht gelegt, in der Meinung, ein dauernder Widerſtand würde ihnen bei dem Verhalten der übrigen Stände nicht möglich ſein.

In der That wurde Albrecht von Mansfeld, der ſich in den Stiftern Bremen und Verden eine neue Grafſchaft zuſammenerobern zu wollen ſchien, nachdem er die ſeinige eingebüßt, von der Ritterſchaft jener Gegend genöthigt, ſeinen neuen Beſitz gegen Entſchädigung aufzugeben. Herzog Heinrich von Braunſchweig, dem die Siege des Kaiſers den Rückweg in ſein Erbland geöffnet, ſuchte Alles auf den alten Fuß zu ſetzen. Nachdem er die proteſtantiſchen Geiſtlichen und Edelleute vertrieben, führte er einen wahren Raubkrieg gegen die Stadt Braunſchweig; er überfiel ihre Waarenzüge, ſengte und brannte ihre Saaten, zerſtörte ihre Dörfer; allein die Bürger begegneten ihm muthig und ihre Mannſchaften gewannen manchen Vortheil über ihn, ſodaß er endlich im September 1550 ſein Lager bei der Stadt verließ.

Magdeburg ſtand in demſelben kriegeriſchen Verhältniſſe zu dem benachbarten Adel, welchen der Kaiſer aufgereizt hatte. Ernſtlicher wurde die Sache, als der junge Herzog Georg von Mecklenburg, der Heinrich von Braunſchweig unterſtützt hatte, mit einem Theile ſeiner Truppen, auf dem Wege in ſeine Heimat im Magdeburgiſchen erſchien und ſich einige Feindſeligkeiten erlaubte. Die Bürger zogen ihm entgegen, erlitten aber am 22. September 1550 eine Niederlage. Nun wandte ſich Georg gegen die Stadt ſelbſt. Die benachbarten Fürſten ſahen die Einmiſchung des Fremden ungern und erſchienen im Lager Georg's. Es waren die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg und Markgraf Albrecht mit den vornehmſten Domherren und einigen Mitgliedern der Ritterſchaft. Da die Stadt die Uebergabe verweigerte und Truppen in Sold nahm, entſchloß man ſich zur Belagerung und rief die Hilfe von Kaiſer und Reich an, die damals in Augsburg verſammelt waren. Die Fürſten wünſchten lebhaft, daß der Kaiſer in Perſon das Unternehmen ausführen möge; allein er bezeigte keine Neigung, einen Krieg in Deutſchland auf ſeine Koſten zu führen und ſtimmte bei, daß Kurfürſt Moritz die Sache im Namen und auf Koſten des Reiches durchſetzen möge. Dieſer hegte ohnehin eine Privatfeindſchaft gegen die Stadt. Am 28. November bemächtigte er ſich der Neuſtadt und befeſtigte ſich darin. Darauf wendete er ſich mit allem Nachdrucke gegen die Altſtadt. Trotz der günſtigſten Vorſchläge, die er that, waren die Bürger entſchloſſen auszuhalten. Sie beſorgten mit Recht, der Kaiſer werde ſie nach der Uebergabe doch ſpäter zwingen, wozu er wolle. Die empörendſten Vorfälle in den oberländiſchen Städten rechtfertigten ihre Furcht. Die Stadt war übrigens in gutem Vertheidigungsſtande, auf mehrere Jahre mit Lebensmitteln verſehen und von einem faſt fanatiſchen Geiſte beſeelt, den die zahlreichen nach Verweigerung des Interims hier aufgenommenen Theologen nährten. Aufgeſtellte Wachpoſten hatten Viſionen; allgemein unter den Bürgern war der Glaube, der Feind ſehe bei ihren Ausfällen einen Helden auf weißem Roß vor ihnen herziehen. Am 19. December gelang den Magdeburgern ein Anſchlag auf die ſtiftiſchen Truppen; ſie nahmen mehrere Hundert bei einem Gelage gefangen; das Stiftsbanner ſelbſt fiel in ihre Hände. Georg von Mecklenburg wollte dieſen Schimpf in Abweſenheit des Kurfürſten Moritz, der einen neu geſammelten Heerhaufen einholte, rächen, fiel aber bei dem Verſuche am 20. December 1551 in die Hände der Belagerten. Moritz dämpfte die Freude über dieſen Glücksfall, indem er mit den neuen Truppen heranzog und ein fünftes Lager aufſchlug. Man war in Magdeburg keineswegs blind gegen die drohende Gefahr. Aber es traten Veränderungen ein, die ſie minderten.

Dieſe waren vorerſt innerer, geiſtiger Natur. Die Gewaltthaten, die der Kaiſer in Augsburg, Ulm und Regensburg begehen ließ, der

Uebermuth der ſpaniſchen Beſatzungen in den Städten, die wegwerfende Art und Weiſe, mit welcher Karl die wiederholten Klagen der Reichsſtände wegen Ueberſchreitungen ſeiner Wahlcapitulation aufnahm, hatten eine tiefe Entrüſtung, einen nationalen Widerwillen hervorgerufen. Kein Kaiſer hatte bis jetzt gewagt, den höchſten Fürſten des Reichs ſo beleidigend zu begegnen, wie Karl, und ſeine ſpaniſchen Höflinge verhöhnten ganz offen, was den Deutſchen am Heiligſten galt: ihren Glauben und den Ruhm ihrer Nation und ihrer Verfaſſung. Ueberdies nahm der Kaiſer nicht die geringſte Rückſicht auf das Herkömmliche, wie ſich bei der Belehnung ſeines Sohnes mit den Niederlanden ſoeben gezeigt hatte. Am meiſten trug jedoch die fortwährende Gefangenſchaft des Landgrafen von Heſſen dazu bei, eine gereizte Stimmung unter den Fürſten zu erhalten. Sie ſahen in ihm nur den mishandelten Reichsfürſten. Philipp war während des erſten Augsburger Reichstages in Nördlingen, Heilbronn und Hall in Haft gehalten worden; darauf hatte man ihn nach den Niederlanden geführt und in Oudenarde bewacht; ſeit dem Sommer 1550 ſaß er in Mecheln. Obgleich er regierender Fürſt war, erfuhr er doch von den ihn bewachenden Spaniern oft die ſchmachvollſte Behandlung, ſodaß er, ohnedies durch einen abſcheulichen Betrug zum Gefangenen geworden, oft in Verzweiflung gerieth und ſich zu einem Nachgeben verleiten ließ, wie in der Sache des Interims, das er nachher bereute. Vergeblich war die wiederholte Verwendung der Kurfürſten. Ein mislungener Fluchtverſuch des Landgrafen machte ſeinen Zuſtand noch ſchlimmer; er befürchtete nicht mit Unrecht, nach Spanien geführt zu werden. Im October 1551 bildete ſich in Augsburg, auf Anregung der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, die nicht nur eine moraliſche, ſondern auch die vertragsmäßige Verpflichtung hatten, die Befreiung des Landgrafen beim Kaiſer zu befürworten, eine Verbindung deutſcher Fürſten zur Verfolgung dieſes Zieles. Mecklenburg, Holſtein, die pfalzgräflichen Höfe, Württemberg, Baden, Baiern, das durch einen Regierungswechſel eine andere Richtung bekam, ja ſelbſt der Bruder des Kaiſers, König Ferdinand, trat in dieſelbe ein. Der Haß gegen den Kaiſer, als den Unterdrücker der deutſchen Freiheit, griff mehr und mehr um ſich. Karl nahm ihn ſelbſt in Tyrol wahr, wohin er von Augsburg 1551 ging. In nicht geringerem Grade machte ſich dieſes feindſelige Gefühl bei Fürſt und Volk gegen den Kurfürſten Moritz laut; er galt als ein Verräther an der heiligen Sache des Evangeliums, der deutſchen Freiheit und an ſeiner Familie, als ein Werkzeug zur Unterdrückung Deutſchlands in der Hand des Kaiſers. Seine eigenen Vaſallen wurden in der Treue gegen ihn wankend und richteten ihre Blicke auf ſeinen Bruder Auguſt; das Volk war ihm ohnedies wegen ſeiner Haltung in der Religionsangelegenheit abgeneigt.

Dazu kam noch der Hinblick auf das Concil in Trient, von welchem im günſtigſten Falle nichts weiter zu erwarten war, als eine Anerkennung und Feſtſtellung des Interims, und die Beharrlichkeit, mit welcher der kaiſerliche Hof trotz des allgemeinen, deutlich zu Tage gelegten Widerwillens die Succeſſionsangelegenheit betrieb. Hier ſtieß er nun bei der nächſten Stelle auf einen entſchiedenen Widerſtand. Ferdinand zwar hatte nachgegeben; allein weder deſſen Sohn, noch die königlichen Räthe waren zu gewinnen. Es trat eine gewiſſe Kälte ein, da namentlich die Theilnahme Ferdinand's an der Fürbitte für Philipp von Heſſen den Kaiſer unangenehm berührt hatte. Auch das brandenburgiſche Haus zog ſich zurück. Albrecht von Culmbach fühlte ſich durch die Hinrichtung eines Oberſten verletzt, der gegen Karl's Verbot in franzöſiſchen Dienſt getreten war: Johann von Küſtrin hatte von Anfang Aergerniß am Interim genommen. Als der Streit zwiſchen ſeinen Neffen, den Herzögen von Mecklenburg, bei Georg's Theilnahme an der Belagerung von Magdeburg nicht zum Ausbruche gekommen war, veranlaßte er Johann Albrecht, die gegen ſeinen Bruder geworbenen Truppen der bedrohten Stadt zu Hilfe zu ſchicken. Die Unterſtützung war aber zu gering; auch wagte man doch nicht, geradezu gegen den Kaiſer aufzutreten. Entſcheidende Schritte zur Wahrung der proteſtantiſchen und reichsfürſtlichen Intereſſen zu thun, war Sache des Kurfürſten Moritz; von ſeiner Haltung hing Alles ab.

Dieſer ſah ein, daß es jetzt nothwendig ſei, gegen den Kaiſer aufzutreten, und er faßte ſeinen Entſchluß. Er beſtärkte heimlich den Erzherzog Maximilian in ſeiner Oppoſition gegen den kaiſerlichen Succeſſionsentwurf und knüpfte Unterhandlungen mit dem jungen Landgrafen von Heſſen an. Indeſſen mistraute man ſich einander doch noch zu ſehr, als daß eine Vereinigung deutſcher Fürſten mit ſcharf beſtimmter Tendenz hätte zu Stande kommen können. Dies geſchah erſt, als jene mecklenburgiſchen Truppen, wie erwähnt, zur Unterſtützung Magdeburgs herangezogen. Moritz ſchlug ſie und nahm ihren Anführer Heideck gefangen. Ungeachtet derſelbe vom Kaiſer nicht zu Gnaden angenommen worden war, machte ihn der Kurfürſt zu ſeinem Vertrauten und hatte durch Heideck's Vermittelung eine Zuſammenkunft mit dem Markgrafen Johann, die zu einem Vertrage zwiſchen den beiden Fürſten führte. Moritz verſprach Anerkennung der Augsburgiſchen Confeſſion und Erhaltung derſelben mit aller ſeiner Macht. Der Markgraf verpflichtete ſich zu einer Unterſtützung des Unternehmens mit 2500 Reitern. Vor Allem hielt er eine Verſöhnung der beiden ſächſiſchen Linien für nöthig und ein offenes Anſchließen an die Proteſtanten von Seiten des Kurfürſten. Dann hoffte er, den Herzog von Preußen, die Herzöge von Mecklenburg, Lüneburg, Pommern und Holſtein zum Eintritt in den Bund zu bewegen. Derſelbe ſollte defenſiver Natur ſein und der Erhaltung des evangeliſchen Glaubens und der deutſchen Freiheit dienen. Bei der Unzulänglichkeit der Mittel, über welche die Fürſten verfügen konnten, lag der Gedanke nahe, den Beiſtand des franzöſiſchen und engliſchen Hofes zu ſuchen, die beide eine feindſelige Stellung zum Kaiſer einnahmen. Bei einer neuen Zuſammenkunft Moritz' und Johann's in Torgau, im Mai 1551, zu der ſich Johann Albrecht von Mecklenburg und Landgraf Wilhelm, Philipp's älteſter Sohn, einfanden, beſchloß man, Geſandte an die beiden Mächte abzuordnen. In dem Geſuche an England hob man beſonders den religiöſen Punkt hervor, in demjenigen an Frankreich den politiſchen. Heinrich II. nahm den Antrag, der ſeinen eigenen Wünſchen entgegenkam, mit Freuden an. Nur verlangte er ein Offenſivbündniß und die Ermächtigung, die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai als Reichsvicar in Beſitz nehmen zu dürfen. Ein drittes Verlangen, daß man ihm geſtatte, die geiſtlichen Fürſten in ſeinen Schutz zu nehmen, ließ er bei dem entſchiedenen Widerwillen der Fürſten fallen. Die andern Bedingungen gingen die Verbündeten ein, und es iſt ihnen ein gerechter Vorwurf daraus erwachſen. Freilich war die Wahl ſchwer für ſie.

Der alte Burgermeiſter ließ große Anſtalten machen: ein ungeheueres Galgengerüſt wurde auf dem Markte der Stadt aufgeführt und Spencer's Range und Reichthum gemäß decorirt; dicht daran waren große Eſtraden für die Ritterfamilien, und die mittelſte und dem Platze der Hinrichtung nächſte hatte Sir Euſtatius für ſich und ſeine Tochter beſtimmt.

Alle Einwohner hatten ſich am beſtimmten Tage wie zu einem beſondern Feſte geſchmückt, und der Markt war voll Menſchen. Jedermann wollte den wilden Spencer ſehen, wenn der Verhaßte den Lohn ſeiner Thaten empfinge. Die allgemeine Freude, den Feind des Adels und des Volks, den verwünſchten Feind in ihrer Gewalt zu haben und ſterben zu laſſen, war ſo groß, daß ſelbſt die Frauen und zarten Töchter der Ritter und ausgezeichnetſten Bürger ſich auf die Eſtraden um das Schaffot drängten, um den mit dem Leben unter den Händen des Henkers büßen zu ſehen, den ſie für die alleinige Urſache all ihres Unglücks hielten.

Miß Mary Chandon war nicht unter dieſer Anzahl; ihr zarter weiblicher Sinn ſträubte ſich, Zeugin eines ſo gräßlichen Schauſpiels zu ſeyn. Aber ihr in leeren Formen befangener Vater hielt es für

Scheuten ſie ſich hier, ein Stück vom deutſchen Reiche zu opfern, ſo drohte ihnen auf der andern Seite Unterdrückung ihrer reichsfürſtlichen Rechte und ihres Glaubens. Moritz war kalt, klug und ehrgeizig. Er hatte ſein Ziel, die Kur, erreicht; mehr konnte ihm der Kaiſer nicht gewähren. Dafür ſtand er in einer Abhängigkeit von dieſem, die nicht allein drückend war, ſondern ihn in den Augen von Europa herabſetzte. Der Abfall vom Kaiſer hingegen eröffnete ihm eine neue Bahn des Ruhmes: als Verfechter der evangeliſchen Religion und der deutſchen Freiheit aufzutreten. Da der junge König von England ſich bedenklich zeigte, mit dem Kaiſer zu brechen, kam man um ſo eher mit Frankreich überein. Dieſe Macht verſprach für die Dauer des Krieges monatlich 60,000 Thaler, für die drei Monate bis zum Beginn und zur Vorbereitung deſſelben 240,000. Der Vertrag wurde am 15. Januar 1552 abgeſchloſſen.

Während aller dieſer Verhandlungen ſetzte der Kurfürſt die Belagerung von Magdeburg zum Schein fort. Erſt Ende Auguſt 1551, als man die Zuſage von Frankreich hatte, fing er an, in Unterhandlung mit der Stadt zu treten. Er behielt die frühern Bedingungen der Uebergabe auf Gnade und Ungnade, Vollziehung der letzten Reichstagsabſchiede und der künftigen zum Beſten des Reiches getroffenen Anordnungen wohl bei, gab aber ſo eigenthümliche Erklärungen darüber, daß die Magdeburger ihm gern die Thore öffneten. Am 9. November 1551 hielt der Kurfürſt ſeinen Einzug und nahm die Huldigung entgegen. Er entließ die Truppen nicht, da ſie noch Soldrückſtände hatten, und gewann während der Zeit, durch Vermittelung des frei gewordenen Georg von Mecklenburg, die Hauptleute. Im Februar theilte er den Landſtänden in Torgau ſeinen Entſchluß mit, den Landgrafen von Heſſen zu befreien; ihre Abmahnungen waren natürlich vergeblich. Auch die heſſiſchen Stände wurden von ihren Fürſten in Kenntniß geſetzt; ſie verſprachen die lebhafteſte Unterſtützung. Heinrich II. erklärte zu derſelben Zeit dem Parlamente ſeine Abſicht, den alten Feind zu züchtigen, und wurde durch eine Beiſteuer des Klerus, der eine Beſchränkung ſeiner Gerichtsbarkeit damit abkaufte, in ſeinem Unternehmen weſentlich unterſtützt. Schärtlin und Andere führten deutſche Landsknechte herbei; aus Italien kamen die Truppen, die den Krieg in Piemont ruhmreich geführt hatten; in Frankreich ſelbſt wurde mächtig gerüſtet. Der König nahm ſich vor, von der Champagne her an den Oberrhein zu rücken, um den neuen Erwerb zu beſetzen und die ſchwachen Fürſten vor der Uebermacht des Kaiſers zu ſchützen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Sturz des Kaiſers.

Krieg der Proteſtanten gegen den Kaiſer. — Deſſen Noth und Flucht von Insbruck. — Unterhandlungen zu Linz und Paſſau. — Paſſauer Vertrag. — Markgraf Albrecht von Culmbach erkennt ihn nicht an. — Befreiung Johann Friedrich's und Philipp's von Heſſen.

Anfang März 1552 ſammelten ſich die heſſiſchen Truppen bei Kirchhain, erzwangen in dem mainziſchen Amöneburg die Auslieferung des daſelbſt aufbewahrten ſchweren Geſchützes und zogen dann unter Anführung des Landgrafen Wilhelm nach Frankfurt, um die Stadt zu überraſchen, in welcher man auf proteſtantiſche Sympathien gerechnet hatte. Der Verſuch ſchlug fehl und man rückte nach Fulda zu, um ſich mit dem Kurfürſten zu vereinigen. Dieſer hatte ebenfalls einen Haufen geſammelt, den er über den Thüringerwald nach Franken führte, wo Markgraf Albrecht einen dritten aufgebracht hatte. Zu Rothenburg an der Tauber geſchah die Vereinigung, und ſogleich nahm man den Weg nach Augsburg. Die Härte, mit welcher der Kaiſer beſonders dieſe Stadt behandelt hatte, trug ihnen die Frucht. Die Gemeinde, welche der Rath nach der Aufforderung zur Uebergabe berufen hatte, erklärte ſich für den befreundeten Feind vor den Thoren; die Beſatzung verließ die Stadt am 4. April. Zwei Stunden darauf rückten die Verbündeten ein.

Die Franzoſen waren indeſſen ins Feld gezogen und ihre erſte Unternehmung war, die Herzogin von Lothringen, eine Nichte des Kaiſers, von der Regierung des Landes zu entfernen und ſie zur Auslieferung ihres

Sohnes zu zwingen. Mit Einwilligung der Stände wurde die Verfaſſung des Landes geändert. Der Connetable Montmorency nahm vermittelſt der katholiſchen, franzöſiſch geſinnten Partei, die die Evangeliſche unterdrückt hatte, Metz ohne Widerſtand ein. Auch hier wurde die Verfaſſung umgeſtoßen.

Der Kaiſer lebte während der Zeit in Insbruck, um in dieſer Nähe recht wirkſam auf den Gang des Concils einwirken zu können. Außerdem beſchäftigte ihn der Succeſſionsentwurf fortwährend. Er faßte nicht den geringſten Verdacht, obſchon er zum Oeſtern gewarnt wurde, und gegen Ende des Jahres 1551 Moritz' Abfall und die Verbindung gegen den Kaiſer allgemein bekannt waren. Karl glaubte zu ſeinem Unglück nicht daran. Er unterlag der größten Täuſchung hinſichtlich Moritz', der noch am 27. März den Kaiſer um Loslaſſung des Landgrafen bat, während er ſchon ſeine Kriegshaufen zuſammenzog. Wußte doch ſelbſt ſein vertrauter Rath Carlowitz bis zum letzten Augenblicke nichts von ſeinem Vorhaben. Endlich konnte der Kaiſer ſich doch nicht länger verhehlen, daß ſein ehemaliger Günſtling feindliche Abſichten gegen ihn habe; doch meinte er immer noch, man wolle nur den Landgrafen Philipp befreien. Er gab auf die dahin zielende Bitte die Antwort, er wolle den Leib des Landgrafen theilen laſſen und beide Parteien auf dieſe Weiſe befriedigen. Die Manifeſte Moritz' und Albrecht's von Culmbach klärten ihn vollkommen über ihr Vorhaben auf. Außer der Befreiung des Landgrafen waren die Erhaltung der proteſtantiſchen Religion und der deutſchen Reichsverfaſſung als Tendenzen des Krieges gegen den Kaiſer angegeben, der durch Aufſtellung des Interims, durch die Nöthigung der Proteſtanten, ſich dem Concile unterzuordnen, durch die Einführung fremder Truppen in's Reich und die Eingriffe in die Verfaſſungen der Städte die deutſche Freiheit beeinträchtigt habe. Zu dem Schmerze Karl's, ſich von ſeinem Günſtlinge und Schüler überliſtet zu ſehen, kam der Kummer über ſeine wirklich verzweifelte Lage. Er ging, in der Hoffnung, bei den Katholiken Unterſtützung gegen die proteſtantiſche Bewegung zu finden, zuerſt die geiſtlichen Kurfürſten an, welche ſich auf die Kunde der eingetretenen Ereigniſſe anſchickten, Trient zu verlaſſen. Allein ſie gaben ausweichende Antworten; Mainz verlangte ſogar von ihm Hilfe. Ebenſo erfolglos waren ſeine Verſuche bei den alten Verbündeten und bei ſeinen Verwandten. Ferdinand erklärte, alle ſeine Kräfte gegen die Türken anwenden zu müſſen. Die Augsburger Wechslerhäuſer verweigerten eine Unterſtützung, ſo günſtige Bedingungen er auch ſtellte. Jetzt ſchlug in der That Untreue ihren Herrn: er mußte für ſeine Politik büßen. Die ihm treu und redlich gegen Papſt, Türken und Franzoſen beigeſtanden hatten, ſodaß er der mächtige Kaiſer des Abendlandes geworden war, hatte er argliſtig niedergeworfen. Jetzt ſtürmte der Erbfeind wieder heran, im Bunde mit Denen, die ſich einſt zu Werkzeugen ſeiner Ränke und Pläne hergegeben. In Ungarn hauſten drei türkiſche Heerhaufen; eine Flotte erſchien drohend vor Malta; die Franzoſen zogen im Elſaß und am Oberrhein umher, während die verbündeten Proteſtanten auf Augsburg losgingen.

Karl wollte ſich Anfangs in die Arme ſeines Bruders werfen: doch welche Hilfe konnte ihm der gewähren? Ferdinand ſelbſt widerrieth es ihm. Nach Italien getraute er ſich mit ſeiner geringen Umgebung nicht; der Krieg war dort nicht glücklich für ihn geführt worden, und das Volk in großer Aufregung. Auch hätte er von dort einen Beſuch in Spanien nicht verſagen können; eine Seereiſe ſetzte ihn aber der Gefahr aus, in die Hände der Franzoſen oder Türken zu fallen. Er entſchloß ſich endlich, nach den Niederlanden zu fliehen. Am 6. April brach er mit zwei Kammerherren und drei Dienern heimlich von Insbruck auf; er hoffte durch die Ehrenberger Clauſe nach Ulm entkommen zu können. Am 7. erreichte er dieſelbe, die geheimſten Waldwege aufſuchend, erfuhr aber, daß Moritz an dieſem Tage Füßen beſetzen wollte. Unfehlbar würde er ihm bei weiterem Vorgehen in die Hände gefallen ſein. Es blieb nichts übrig, als nach Insbruck zurückzukehren und den Fortſchritt des Feindes durch Unterhandlungen und irgend ein Abkommen zu hemmen. Durch Vermittelung Ferdinand's, der mit Moritz in gutem Vernehmen geblieben war und am 18. April eine perſönliche Zuſammenkunft mit ihm in Linz hatte, kam ein Waffenſtillſtand zu Wege, dem eine allgemeinere Verhandlung in Paſſau folgen ſollte. Derſelbe ſollte mit dem 26. Mai beginnen. Der Kaiſer benutzte die kurze Friſt, um bei Frankfurt, Ulm und Reitti, unweit der Ehrenberger Clauſe, Truppen für ſich ſammeln zu laſſen. Allein die verbündeten Fürſten kannten ſeine Weiſe; ſie ſtanden nicht an, noch während des Stillſtandes, am 18. Mai, die bei Reitti geſammelten Haufen auseinanderzuſprengen und die Clauſe ſelbſt zu beſetzen. Sie wollten ſogar „den Fuchs weiter in ſeiner Spelunke“ ſuchen, wie ſie einen Ueberfall des Kaiſers in Insbruck bezeichneten; allein eine Meuterei hinderte ſie daran und gewährte dem Kaiſer Zeit, ſich von Insbruck zu flüchten. Am 19. Mai kündigte er ſelbſt dem gefangenen Johann Friedrich von Sachſen ſeine Freiheit unter der Bedingung an, daß er ihm nachfolgen ſolle: Abends 9 Uhr brach er auf, krank und verzweifelt. Er nahm für den Augenblick ſeine Zuflucht in Brunecken, einem Schloſſe des Cardinals von Trient. Am andern Morgen folgte ihm Johann Friedrich, von keinem Spanier mehr bewacht und gequält, wie das ſeit fünf Jahren ſein ſehnlicher Wunſch geweſen war: er ſang unterwegs ein Danklied. Am 23. Mai rückte Moritz mit ſeinen Truppen in Insbruck ein; er war jetzt der Mächtigſte; denn ängſtlich floh vor ihm ins Gebirge hinauf nach Villach der Kaiſer und ließ die Brücken hinter ſich abreißen; das Concil in Trient ſtob auseinander, nachdem es ſich ſchon am 28. April auf Anregung des Papſtes vertagt hatte. Wie war doch mit einem Schlage zerſtört, woran Karl Jahre lang mit dem größten Eifer gebaut hatte! Bei einer Verſammlung oberländiſcher Fürſten ſoll ſogar von ſeiner Abſetzung die Rede geweſen ſein. Indeſſen ſtanden ihm doch noch viele Hilfsquellen offen; er war zwar überraſcht von dem unvermutheten plötzlichen Schlage, aber keineswegs ohnmächtig.

Am 18. April kamen verabredetermaßen König Ferdinand und Kurfürſt Moritz in Linz zuſammen. Außer der Freilaſſung des Landgrafen Philipp und einer Amneſtie für diejenigen, welche die Waffen ergriffen, verlangte der Letztere ein Zurückgehen auf die günſtige Stellung, welche die Proteſtanten auf dem Reichstage zu Speier 1544 eingenommen hatten. Dieſe Bedingung ſchloß Interim und allgemeines Concil aus und ſetzte dafür ein nationales. So geneigt ſich Ferdinand zeigte, auf dieſelbe einzugehen, ſo ſehr ſträubte ſich der Kaiſer. Dem Landgrafen zwar geſtand er die Freiheit zu, verwahrte ſich aber gegen alle daraus entſpringenden Folgen. Von einem Nationalconcil wollte er gar nichts wiſſen und ſtellte ſich entſchieden auf den Standpunkt der bisherigen Reichstagsbeſchlüſſe. Da er nicht nachgab und Moritz für ſich allein keine anderen Bedingungen ſtellen konnte, ſo beſchloß man, die Unterhandlungen auf einer weitern Zuſammenkunft zu Paſſau für den 26. Mai fortzuſetzen; die Kurfürſten und andre weltliche und geiſtliche Fürſten wurden zu derſelben eingeladen. Zu der feſtgeſetzten Zeit fanden ſich denn, außer Ferdinand und Moritz, die Abgeordneten der fünf übrigen Kurfürſten, der Herzöge von Braunſchweig, Jülich, Pommern, Württemberg, des Markgrafen Johann und des Biſchofs von Würzburg in Paſſau ein; der Herzog Albrecht von Baiern, der Erzbiſchof von Salzburg, der Biſchof von Eichſtädt erſchienen perſönlich. Wie der franzöſiſche Einfluß auf die Verhandlungen vermieden wurde, ſo auch der kaiſerliche; weder den Geſandten Heinrich's II., noch den König ließ man Theil nehmen. Die katholiſchen Fürſten erkannten von vorn herein das Uebergewicht der Proteſtantiſchen an, da ſie keinen Rückhalt hatten und den Schutz des Kaiſers, ſelbſt wenn er ihnen ſolchen hätte gewähren können, hinlänglich zu würdigen wußten. Moritz kam wieder auf ſeine frühere Forderung zurück: Herſtellung des rechtlichen Verhältniſſes der Proteſtanten, wie es ſich in Speier 1544 herausgeſtellt hatte; ferner, was damit zuſammenhing: Nationalconcil, ein unbedingter Friede. Dieſe letzten Forderungen geſtanden die Fürſten zu und legten ihre gefaßte Meinung in einem Gutachten nieder, am 6. Juni 1552; auch König Ferdinand gab am folgenden Tage ſeine Zuſtimmung. Die verlangte Anerkennung der Speierſchen Beſchlüſſe ſtieß doch auf einigen Widerwillen: Ferdinand verwies die Verhandlungen darüber auf einen Reichstag. Man kam endlich überein, daß die endgiltige Entſcheidung dem Reichstage überlaſſen bleibe; aber im Voraus erklärte man, daß bei der Beſetzung des Kammergerichts die Form des Eides freigegeben und den Proteſtanten Gleichheit zugeſtanden werden ſolle. Nachdem man ſich über die Hauptſache vereinigt, verſtändigte man ſich ſchnell über die Freilaſſung des Landgrafen und über die Amneſtie und Reſtitution der um der Religion willen Vertriebenen und Geächteten. Eine große Schwierigkeit erwuchs für die Vereinigung aus der Weigerung des Kaiſers, die vereinbarten Artikel anzunehmen, trotz der Vorſtellungen ſeiner Bevollmächtigten und ſeines Bruders. Er ſah durch die Billigung derſelben das eifrig verfolgte Ziel ſeines Lebens: die Einheit der abendländiſchen Kirche durch ein allgemeines Concil herzuſtellen, verrückt. Des beſtändigen Friedens weigerte er ſich, da dann das Interim fallen und alle unterdrückte Ketzerei wieder zu Tage kommen würde. Die andern Bedingungen ging er ein. Er hatte eben nicht das geringſte Verſtändniß für die Bedürfniſſe der Zeit. Ferdinand reiſte Anfang Juli ſelbſt von Paſſau nach Villach und ſtellte dem Kaiſer die Folgen ſeines Verhaltens vor. Er mußte mit einem abſchlägigen Beſcheide zurückkehren. Das erregte natürlich nicht geringes Aufſehen unter den Fürſten. Moritz, der, wieder einmal nach Paſſau zurückgekehrt, den Stand der Dinge mit Unzufriedenheit bemerkte, faßte gerechten Argwohn über die Abſichten des Kaiſers und griff den Sammelplatz der kaiſerlichen Truppen bei Frankfurt am Main an. Allein die Stadt nahm dieſelben in ihre Mauern auf und ſchlug alle Angriffe zurück. Der junge Herzog Georg von Mecklenburg fand ſeinen Tod. Das Mislingen dieſes Unternehmens führte zu einer Bereitwilligkeit von Seiten Moritz', auf die Bedingungen des Kaiſers einzugehen, die er außerdem ſchwerlich bewieſen haben würde. Aber er hätte einen neuen erbitterten Kampf mit der keineswegs zu verachtenden Macht des Kaiſers und die Wiederherſtellung Johann Friedrich's befürchten müſſen. Am 29. Juli nahm er den Vertrag an. Er wiederholte ſein Verſprechen an Ferdinand, ihm in Ungarn beizuſtehen, und die Truppen der Verbündeten leiſteten Jenem den Eid. Der König dagegen bat ſeinen Bruder, Johann Friedrich nicht eher zu entlaſſen, als bis er ſich mit Moritz verſtändigt habe. Allein Karl, der ſeine Kräfte wieder wachſen fühlte, hatte gar keine Luſt mehr, den Vertrag in der von ihm ſelbſt aufgeſtellten Form zu ratificiren, und nur die flehentlichen Bitten Ferdinand's, ihm nicht ſolche Schmach anzuthun und ihn des einzigen Mittels, Ungarn wiederzugewinnen, zu berauben, vermochten ihn endlich dazu. Durch den Vertrag war im Ganzen nichts gewonnen; die Proteſtanten hatten weder einen beſtändigen Frieden, noch ein Aufgeben jenes Strebens nach der Einheit des Chriſtenthums erlangt; ja man legte nicht einmal auf allen Seiten die Waffen nieder. Markgraf Albrecht, der während der Zeit die geiſtlichen Beſitzungen in Franken und Schwaben geplündert hatte, erkannte die Paſſauer Uebereinkunft gar nicht an und führte den Krieg gegen Stifte und Städte an Rhein und Moſel auf ſeine Hand fort.

Am 1. September 1552 entließ der Kaiſer in Augsburg den Dulder Johann Friedrich mit der Erklärung: er habe an ſeinem Verhalten während der Verſtrickung ein gnädiges Gefallen gehabt; er hoffe, auch künftig zu allen Gnaden Veranlaſſung zu haben. Standhaft hatte ſich der Fürſt des Verſprechens geweigert, den Beſchlüſſen eines Concils oder Reichstags in der Religion Folge zu leiſten; die andere Bedingung, mit ſeinem Vetter Moritz ſich zu vertragen, war er eingegangen, und er zeigte ſich entſchloſſen, das zu halten. Mit ſeinem treuen Freunde Lucas Cranach, der die Gefangenſchaft mit ihm getheilt, betrat er in Koburg ſein Gebiet. Wohin er auch kam, erhielt er die rührendſten Beweiſe treuer Liebe. Auch Landgraf Philipp, der bis zur letzten Stunde den Quälereien ſeiner ſpaniſchen Wächter ausgeſetzt war, erhielt nach der definitiven Annahme des Vertrages ſeine Freiheit. Als er nach Kaſſel kam, war ſein erſter Gang in die Martinskirche, wo er lange in Gebet und Nachſinnen vor dem Denkmale ſeiner indeß verſtorbenen Gemahlin kniete. Selbſt die vertriebenen Prediger kehrten zum Theil zurück; mußte doch ſogar in Augsburg der Kaiſer neben den interimiſtiſch geſinnten Geiſtlichen auch rein evangeliſche dulden.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Anarchiſche Zuſtände in Deutſchland.

Franzöſiſch-osmaniſcher Krieg. — Belagerung von Metz. — Verbindung des Kaiſers mit Albrecht von Culmbach. — Waffenſtillſtand mit Frankreich. — Siena entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche. — Krieg im Mittelmeere. — Albrecht von Culmbach brandſchatzt die geiſtlichen Fürſtenthümer. — Neues Hervortreten des kaiſerlichen Succeſſionsentwurfs. — Vereinigung von Reichsfürſten zu Wimpfen und Heidelberg. — Verbindung gegen Albrecht von Culmbach. — Schlacht von Sievershauſen. — Tod des Kurfürſten Moritz.

Sogleich nach Unterzeichnung des Paſſauer Vertrages, zog Moritz an der Spitze eines Heeres von 5000 Mann zu Fuß und 6000 Mann zu Pferd nach Ungarn, wo Ferdinand's Sache ſehr ſchlecht ſtand. Der Sandſchak von Ofen, Ali, war ſchon im März 1552 ins Feld gerückt.

zur Zeit des Schmalkaldiſchen Krieges. Mit der günſtigen Wandelung ſeiner Lage tauchte bei Karl auch wieder der Gedanke auf, ob er nicht ſein Uebergewicht zur Herſtellung des vorigen Verhältniſſes in Deutſchland, zur Durchführung ſeiner Lieblingsideen benutzen ſolle. Indeſſen ſiegte die Rückſicht auf die Niederlande und Ungarn, welche bei Ausführung des Gedankens unzweifelhaft eine Beute ſeiner Feinde werden mußten. Er zog vor, das Reich in Frieden zu laſſen und ſeine Waffen gegen Frankreich zu wenden, da der Verluſt von Metz, Toul und Verdun ſeinen Stolz aufs Tiefſte verletzt hatte. Am 19. October erſchien er vor Metz. Auf franzöſiſcher Seite hatte man indeſſen den Angriff vorhergeſehen und bei der Wichtigkeit des Platzes alle Vorkehrungen zu ſeiner Behauptung getroffen. In der Perſon des Herzogs von Guiſe erhielt die Stadt einen tapfern und befähigten Befehlshaber. Eine höchſt merkwürdige Stelle übernahm Markgraf Albrecht in dieſem Feldzuge. Bei der Annäherung des Kaiſers zog er ſich mit ſeinen räuberiſchen Schaaren nach Lothringen zurück, als beabſichtige er, die Partei des Königs von Frankreich zu ergreifen; er ſchien aber nur noch abwarten zu wollen, auf welcher Seite er den höchſten Kaufpreis erhalten würde. Endlich trat er auf die Seite des Kaiſers, überfiel eine Abtheilung franzöſiſcher Truppen unter dem Herzoge von Aumale und nahm dieſen ſelbſt gefangen, 4. November 1552. Verſtärkt durch die 10,000 Mann Albrecht's betrieb Karl die Belagerung aufs eifrigſte; allein alle ſeine Anſtrengungen ſcheiterten an der Vorſicht, Wachſamkeit und Tapferkeit der Beſatzung. Die ſchlechte Jahreszeit begann, ihren verderblichen Einfluß auf das kaiſerliche Heer, namentlich die italieniſchen und ſpaniſchen Soldaten, auszuüben. Karl ſah ſich endlich genöthigt, die Belagerung aufzuheben, Anfang Januar 1553. So großen Ruhm der Vertheidiger von Metz, Franz von Guiſe, davon trug, ſo bitter waren die Vorwürfe gegen den Herzog von Alba, der durch ſeinen Eigenſinn ein tüchtiges Heer ins Verderben geſtürzt hatte.

Einen nicht weniger ungünſtigen Gang nahm die kaiſerliche Sache in Italien. Während ſeines Aufenthaltes in Villach hatte Karl, gegen eine Anleihe, das Fürſtenthum Piombino an den Herzog Coſimo von Florenz verpfändet und dadurch dieſen nicht allein faſt unabhängig gemacht, ſondern auch die große Unzufriedenheit der Familie Appiani erregt, in deeinen Ehrenpunkt, an der Seite der Retterin der Vaterſtadt, Spencer's Hinrichtung beizuwohnen; er nöthigte die Arme durch ſtrengen Befehl, ſich wieder auf's Koſtbarſte zu ſchmücken und die von der Stadt zum Lohn für ihre That empfangene Mauerkrone auf's Haupt zu ſetzen.

Er ſelbſt warf ſich in ſein reiches Bürgermeiſterornat und ging alſo an der Seite ſeiner Tochter, jetzt doppelt ſtolz auf ſie, von ſeinem zahlreichen Gefolge geleitet, nach dem Markt, um dort, begrüßt von dem Beifallruf der ungeheuren Volksmenge, den erſten Platz einzunehmen.

Schon war der Nachmittag herbeigekommen, da kündeten die Glocken der Domkirche dumpf und feierlich mit inhaltsſchwerem Geläute die Todesſtunde des unglücklichen Spencer an. Mit dieſem ſchauerlichen Glockenklange lagerte ſich plötzlich eine ſchwermüthige, faſt ängſtliche Stille auf die Menge, und das grinſelnde Lächeln ſelbſt auf dem Geſichte des Herzloſeſten erſtarrte plötzlich zu einem wunderbaren Ernſte, gleichſam berührt vom Hauche der ſtrafenden Gottheit ſelbſt.

Der traurige Zug näherte ſich dem Markte; langſam und feierlich bewegte er ſich dem Blutgeren Beſitz die Stadt war. In Mailand und Genua herrſchten franzöſiſche Sympathieen; das Schlimmſte war indeſſen die Feindſchaft und Eiferſucht, welche unter den kaiſerlichen Machthabern ſelbſt herrſchte. Unter ſolchen Verhältniſſen war es natürlich, daß die päpſtlich-kaiſerliche Unternehmung auf Parma zu keinem Ziele führte. Julius III. war endlich der Sache müde und ſchloß im April 1552 einen Waffenſtillſtand mit den Franzoſen, dem der Kaiſer, zum Triumphe König Heinrich's, in Kurzem beitrat. Die franzöſiſchen Parteigänger tauchten wiederum auf. Am empfindlichſten für die Kaiſerlichen war der Schlag, der ſie in Siena betraf. Karl hatte die Volkspartei in dieſem Freiſtaate in Schutz genommen, der ihr indeſſen bald läſtig wurde. Auf den erſten Verſuch, ſich deſſelben zu entledigen, war eine ſpaniſche Beſatzung, unter dem kaiſerlichen Miniſter in Rom, Mendoza, in die Stadt gelegt worden. Der bekannte Uebermuth und die Habſucht der ſchlecht bezahlten kaiſerlichen Soldaten rief eine zweite Empörung hervor. Um ferneren Ausbrüchen vorzubeugen, ſchritt Mendoza zur Anlegung eines Caſtells. Da brauſte der republikaniſche Geiſt unwiderſtehlich auf; mit Hilfe einiger Flüchtlinge und Franzoſen vertrieb die Bürgerſchaft die ſpaniſche Beſatzung aus der Stadt und empfahl ſich dem Schutze des Königs von Frankreich.

Schon im Jahre 1552 waren Heinrich II. und Soliman übereingekommen, ihre Flotten gemeinſam vorſchreiten zu laſſen; doch geſchah die Vereinigung erſt im folgenden Jahre. Man griff zuerſt Neapel auf Veranlaſſung des Fürſten von Salerno an, des vornehmſten Edelmanns in dieſem Königreiche, der ſich im vorigen Jahre mit dem Vicekönig entzweit und Zuflucht am franzöſiſchen Hofe geſucht hatte. Von da wendeten ſich die vereinigten Flotten nordwärts; während die Türken, wie vorher Neapel, die Küſten von Toscana verwüſteten, eroberten die Franzoſen einen Theil der Inſel Corſica, indem ſie den Widerwillen der Eingeborenen gegen ihre genueſiſchen Gebieter benutzten.

Nicht ganz mit Unrecht nannte man dieſes Jahr das unglücklichſte in der Regierung Karl's. Zwar hatte er eigentlich nirgends eine Niederlage erlitten und beſaß noch Macht genug, um ſeinen Gegnern einen wirkſamen Widerſtand entgegenzuſetzen; allein was ihm hauptſächlich ſchadete, war der Mangel einer feſten Haltung, der ſich auf eine faſt verletzende Weiſe durch ſeine Verbindung mit dem berüchtigten Markgrafen Albrecht zu Tage gab. Nachdem jenes oft erwähnte Ziel ſeines Lebens im Augenblicke ſeiner Vollendung geſcheitert war, ſchien der Kaiſer des feſten Rückhaltes zu entbehren, der ihn vor wenigen Jahren noch unwiderſtehlich gemacht hatte.

Eben jener Markgraf Albrecht war beſtimmt, im Jahre 1553 eine wichtige Rolle auf dem Schauplatze der Ereigniſſe zu übernehmen. Obgleich er zu Anfang des vorigen Jahres das gegen den Kaiſer gerichtete Bündniß der proteſtantiſchen Fürſten mit dem Könige von Frankreich in deren Namen ſelbſt abgeſchloſſen hatte, war er doch nicht in daſſelbe eingeſchloſſen geweſen; er hatte an dem Kriege freiwillig Theil genommen. So eifrig er auch für die proteſtantiſche Sache geſtimmt war, ebenſo ſehr nöthigten ihn ſeine zerrütteten Vermögensverhältniſſe, auf Erwerbung von Mitteln bedacht zu ſein. Konnte er der Religion und ſeinem Privatintereſſe zugleich beſſer dienen, als wenn er die reichen Stifte und Städte in Contribution ſetzte? Die Zuſicherung Moritz' bei Beginn des Krieges: was er von ſolchen Ständen, die ſich bei dem Unternehmen nicht betheiligen würden, durch Brandſchatzung oder auf eine andere Art erlange, ſolle ihm und ſeinem Kriegsvolke zu Gute kommen, faßte er auf ſeine Weiſe auf und führte ſeine Pläne mit einer gewiſſen Berechtigung durch. Er warf ſich zuerſt auf den Biſchof von Bamberg, den er durch förmlichen Vertrag zur Abtretung eines Drittheils ſeines Stiftes zwang. Ebenſo nöthigte er den Biſchof von Würzburg zu einigen Abtretungen und zur Uebernahme eines Theils ſeiner Schulden. Der Stadt Nürnberg ſtellte er die unverweigerliche Wahl zwiſchen der Betheiligung an dem Feldzuge gegen den Kaiſer oder Erlegung von 200,000 Gulden. Albrecht war ernſtlich entſchloſſen, ſeine Erwerbungen zu behaupten: er knüpfte ſeinen Beitritt zu dem Paſſauer Vertrag an die rechtliche Anerkennung und Belehnung mit der biſchöflichen Beute. In jenem Uebereinkommen hatten die Proteſtanten jene Bedingung, die ſie erſt geſtellt: Verjagung der hohen Geiſtlichen und Beibehaltung deſſen, was man ihnen entriſſen, fallen gelaſſen. Von dem Tage an faßte Albrecht einen tiefen Groll gegen Moritz. Von Franken aus hatte er ſich an den Rhein gewendet und die dortigen Bisthümer mit Feuer und Schwert heimgeſucht. Wie ein wildes Wetter fuhr er einher mit Donner, Blitz und Einſchlagen. Er hauſte gerade im Erzbisthum Trier, als der Kaiſer zur Belagerung von Metz herbeizog. Gegen alle Anerbietungen der Franzoſen trat er in deſſen Dienſte, da ihm Karl ein unſchätzbares Gebot machte: die Anerkennung und Beſtätigung jener mit den Biſchöfen abgeſchloſſenen Verträge. Möglich, daß Karl in ſeiner wohlberechnenden Politik nicht nur für die gegenwärtige Unternehmung auf Metz, ſondern auch für Durchführung ſeines Succeſſionsentwurfes, den er ſoeben wieder aufnahm, in dem rückſichtsloſen, ſchlagfertigen Markgrafen ſich eines kräftigen Beiſtandes verſichern wollte. Neujahr 1553 ſtellte er beim Kurfürſten von Brandenburg den Antrag, die Kurfürſten möchten, ſobald König Ferdinand Kaiſer geworden ſei, den Prinzen Philipp ſogleich zum römiſchen Könige wählen. Um denſelben Freunde zu machen, zeigte er den Deutſchen eine ungewohnte Rückſichtsnahme. Er dachte daran, einen Reichshofrath zu errichten, deſſen Beiſitzer allein Deutſche ſein ſollten, und erwies den religiöſen Meinungen Schonung. Allein dieſe Selbſtverleugnung wurde nicht belohnt; die Fürſten hatten denſelben Widerwillen gegen das Project, wie früher, und am 5. Februar 1553 kam eine Vereinigung katholiſcher und proteſtantiſcher Fürſten in Wimpfen zu Stande, die den Zweck hatte, ſich dem Plane des Kaiſers zu widerſetzen. Auch von dem Verhältniſſe des Markgrafen Albrecht zu den Biſchöfen war, auf Karl's Aufforderung, hier und in Heidelberg, wohin die Fürſten ſich begaben, die Rede. Der Biſchof und das Capitel von Würzburg wollten ſich dem Vertrage und dem Willen des Kaiſers fügen; allein der Biſchof von Bamberg widerſtrebte entſchieden. Dadurch wurde auch Würzburg, vermöge alter Verträge, von der Erfüllung ſeines Vertrages zurückgehalten. Da Albrecht's Erwartung, die verſammelten Fürſten würden ihm zur Durchfechtung ſeines Handels beiſtehen, getäuſcht war, beſchloß er, die Sache auf eigene Hand auszuführen. Er zerſtreute würzburgiſche Truppen, die Bamberg zu Hilfe zogen, bemächtigte ſich dieſer Stadt am 16. April 1553, und nahm das ganze Stift bis auf Forchheim ein. Der nächſte Schlag war gegen Nürnberg gerichtet, welches ſich mit ſeinen Nachbarn zum Widerſtand gegen den gemeinſamen Quäler verbunden hatte. Er ſprengte eine ſchleſiſche Reiterſchaar, die durch Böhmen und das Eichſtädtiſche der Stadt zuzog, auseinander, brandſchatzte und zündete Laufen und Altorf an, und bemächtigte ſich im Verlaufe des Mai faſt des ganzen Würzburgiſchen und Nürnbergiſchen Gebietes. Auch Schweinfurt, obſchon eine Reichsſtadt, beſetzte er, da er die Annäherung einer drohenden Gefahr merkte. Nicht alle Fürſten ſahen ſein Verhalten mit ſo gleichgiltigen Augen an, wie die oberdeutſchen; beſonders war es Kurfürſt Moritz, der das Umſichgreifen des Markgrafen mit ſteter Aufmerkſamkeit verfolgte. Er wußte, wie ſehr ihm dieſer wegen ſeiner Beeinträchtigung durch den Paſſauer Vertrag zürnte, und nun dieſer wilde, verwegene Mann im Bunde mit dem Kaiſer, der Moritz ſeinen Abfall nie vergab! Es war eine drohende Lage für den Kurfürſten; er mußte raſch handeln. Er verband ſich mit König Ferdinand, den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig gegen den Markgrafen. Aus Furcht, in Franken von allen Seiten angegriffen zu werden, beſchloß derſelbe, ſich nach Niederdeutſchland zurückzuziehen und ſeinen vornehmſten Gegner, den Herzog Heinrich, anzugreifen, der ſoeben, durch ſeine Verbindung neu geſtärkt, ſeinen Vetter Erich von Kalenberg und ſeine Städte und Edelleute bedrängte. Erich unterſtützte den Markgrafen mit 1000 Reitern und verband ſich mit ihm zum Kriege gegen Heinrich, der der Uebermacht bald weichen mußte. Ueberall, wo er Sieger war, machte Albrecht das proteſtantiſche Partei geltend; die Evangeliſchen bis nach Böhmen hinein ſahen in ihm den Verfechter ihrer Sache. Die Parteien und Perſönlichkeiten in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen waren in der That bunt durcheinander gewürfelt. Auf der einen Seite der kriegeriſche Markgraf im Bunde mit Erich von Kalenberg und den Proteſtanten, als deren Verkämpfer offenbar vom Kaiſer begünſtigt, der, zum Erlaſſe von Edicten wegen Landfriedensbruch genöthigt, zum allgemeinen Erſtaunen nicht einmal den Namen des Markgrafen darin nannte. Dort der proteſtantiſche Moritz im Einverſtändniſſe mit dem eifrig katholiſchen Heinrich von Braunſchweig, den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg, die er Alle noch vor Kurzem bekämpft, und mit dem Könige Ferdinand, den, wie die Andern, die bedeutende Stellung Albrecht's mit Beſorgniſſen erfüllte. Die Stimmung zwiſchen den Häuptern der beiden Bündniſſe war von der Art, daß an eine friedliche Ausgleichung nicht zu denken war. Anfang September 1552 hatte Moritz ſein Verhältniß zum Könige von Frankreich erneuert, der ihn nun aufforderte, die Niederlande anzugreifen. Der Kurfürſt verſprach das, ſobald er den Markgrafen niedergeworfen haben würde. Im Juli 1553 ſuchte er ſeinen Feind auf, an der Spitze des verbündeten Heeres von 8000 Mann zu Fuß und 7500 zu Pferde, worunter 1000 böhmiſche Reiter unter dem Grafen von Plauen waren. Da Albrecht ihm nicht gewachſen war, beabſichtigte er, an ihm vorbeizugehen und hinter ſeinem Rücken die ſächſiſchen Lande anzugreifen. Moritz durchſchaute ſeinen Plan und beſetzte eine Furt bei dem Dorfe Sievershauſen, welche den Uebergang ins Magdeburgiſche möglich machte. Am 9. Juli näherte ſich Albrecht dem Punkte und erlitt von Moritz einen hitzigen Angriff; eine Abtheilung ſeines Fußvolkes wurde geworfen. Er benutzte indeſſen die Unordnung, in welche dadurch die kurfürſtliche Reiterei gekommen war, warf ſie ſeinerſeits und nahm die Furt ein. Moritz und Herzog Heinrich in Perſon machten ihm den Beſitz ſtreitig, und es kam zu einem hartnäckigen Kampfe. Zwei Söhne des Herzogs von Braunſchweig, Herzog Friedrich von Lüneburg, und viele angeſehene Leute fielen; Moritz ſelbſt wurde von einer Kugel getroffen; allein ſeine Partei behauptete den Platz. Doch wurde der Sieg theuer genug erkauft; denn die Schußwunde des Kurfürſten, welche er ſelbſt für nicht bedeutend gehalten hatte, machte nach zwei Tagen ſeinem Leben ein Ende (32 Jahre alt), 9. Juli 1553. Sein Tod war zunächſt ein Glück für den Kaiſer, denn was würde aus den Niederlanden geworden ſein, wenn Moritz nach der Niederlage Albrecht's, im Bunde mit Heinrich II., ſich auf dieſelben geworfen hätte? Eben war dieſer daran, die vierte ihm zugeſagte Stadt, Cambrai, an der Spitze eines bedeutenden Heeres einzunehmen. Allein Karl hatte ſich wohl gerüſtet und konnte, da er von Moritz' Seite nichts mehr zu beſorgen hatte, ſeine Aufmerkſamkeit dieſem Feinde ungetheilt zuwenden. Er ſelbſt brach, obſchon von ſeiner Krankheit arg heimgeſucht, von Brüſſel in das feſte Lager bei Valenciennes auf, welches die Franzoſen nicht anzugreifen wagten. Die ſchlechte Jahreszeit nöthigte ſie endlich zum Rückzuge.

Dreissigstes Kapitel.

Beruhigung Deutſchlands durch die Reichsfürſten.

Verluſt von Siebenbürgen. — **Vergleich zwiſchen den beiden ſächſiſchen Linien.** — **Friede des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, Philipp's von Heſſen und den oberdeutſchen Fürſten mit Albrecht von Culmbach.** — **Deſſen Untergang.** — **Heinrich von Braunſchweig ſtellt die Ordnung im Reiche her.** — **Reſtauration des Katholicismus in England.**

Eine neue Beeinträchtigung der öſterreichiſchen Herrſchaft in Siebenbürgen hielt dem in den Niederlanden gewonnenen Vortheil das Gegengewicht. Wir erinnern uns, daß zu Folge des im Jahre 1551 mit Martinuzzi abgeſchloſſenen Vertrags die Witwe Zapolya's Siebenbürgen hatte abtreten müſſen, und als Erſatz Beſitzungen in Schleſien angewieſen erhielt. Die Ermordung des Cardinals ſtürzte das Land in eine heilloſe Verwirrung u[illegible] brachte ihren Urhebern kein Heil. Der üble Eindruck, den die That hervorbringen mußte, verbunden mit den Erpreſſungen, die ſich Ferdinand's Kriegsoberſten theils aus Geldgier, theils von der Nothwendigkeit gedrängt, ihre Söldner zu befriedigen, erlaubten, erzeugte eine allgemeine Gährung, die bald zu einem Aufſtande der Szekler, zu feindlichen Einfällen der Walachen und eines türkiſchen Heeres führten. Dieſe allgemeine Verwirrung ſuchte die Königin-Witwe zu benutzen, um die Krone des Landes wiederzuerlangen, die ſie nur mit dem höchſten Widerwillen niedergelegt hatte. Sie verließ im tiefſten Geheimniſſe Schleſien und erſchien mit ihrem Sohne in Siebenbürgen, um ſeine Anſprüche auf den Thron geltend zu machen. Ihre Berechnung auf das allgemeine Misvergnügen über die öſterreichiſche Herrſchaft trog ſie nicht. Aber nicht nur eine mächtige Faction der Großen bildete ſich für ſie, ſondern auch der Paſcha von Belgrad nahm ſich auf Befehl des Sultans der Sache des Prinzen an. Der öſterreichiſche Befehlshaber Caſtaldo konnte um ſo weniger dem Prätendenten ein Hinderniß in den Weg legen, da ſeine ſpaniſchen und deutſchen Mannſchaften in eine Meuterei ausbrachen und auf die Rückkehr nach Deutſchland drangen. Es blieb ihrem Oberſten nichts übrig, nachdem alle Verſuche, die Truppen zu ihrer Pflicht zurückzuführen, geſcheitert waren, als Siebenbürgen preiszugeben und an der Spitze der Haufen davonzuziehen, um ſie wenigſtens durch ſein Anſehen von Gewaltthätigkeiten in den deutſchen Landen zurückzuhalten. Ferdinand war zu ſehr mit ſeinem Kriege gegen den Markgrafen Albrecht beſchäftigt, auch war ſeine Geldverlegenheit ſtets zu groß, als daß er wirkſame Maßregeln zur Behauptung ſeiner Herrſchaft hätte ergreifen können. Selbſt die günſtige Gelegenheit, welche ihm die ausgebrochenen Zerwürfniſſe im Hauſe Soliman's boten, mußte er ungenützt laſſen. Der Haß zwiſchen der Sultanin Roxelane und dem älteſten Sohne des Sultans hatte endlich zu einer Kataſtrophe geführt. Es war dem ehrgeizigen und ränkeſüchtigen Weibe gelungen, Soliman's Argwohn und Haß gegen Muſtapha zu wecken, ſodaß er ihn und ſeinen Anhang tödten ließ.

Der Regierungsantritt des Herzogs Auguſt als Kurfürſt von Sachſen trug weſentlich zu einer allmäligen friedlichen Schlichtung der verwirrten Verhältniſſe in Deutſchland bei; zugleich hinderte das kluge Verhalten des Kaiſers den Ausbruch eines neuen Haders. Unmittelbar nach Moritz' Tode hatte nämlich Johann Friedrich um Zurückgabe der Kur und der ihm entriſſenen Landestheile gebeten. Aber Karl ſchlug das ab, weil Auguſt damals zugleich mit ſeinem Bruder belehnt worden ſei. Der neue Kurfürſt ſah das Verhältniß zu ſeinen Vettern überhaupt mit mildern Augen an; er knüpfte Unterhandlungen an, die im Februar 1554 zu einem für die erneſtiniſche Linie nicht gerade ungünſtigen Vergleiche führten. Johann Friedrich erhielt Altenburg, Eiſenberg, Herbsleben, Altſtädt zurück und ſtarb kurz darauf mit dem Troſte, daß ſein Haus die furchtbare Kataſtrophe überdauert habe. Auch mit dem Markgrafen Albrecht ging der friedliebende Auguſt am 11. September unter Vermittelung ſeines Schwiegervaters, des Königs von Dänemark, und des Kurfürſten von Brandenburg einen Vergleich ein, der eine Vorbereitung für den aufzurichtenden allgemeinen Frieden ſein ſollte. Der Landgraf von Heſſen folgte dieſem Vorgange, und die alte Erbverbrüderung der drei Häuſer Brandenburg, Sachſen und Heſſen wurde erneuert. Auch der Bund oberdeutſcher Fürſten behielt ſeine ſchon vorher gegen den Markgrafen Albrecht beobachtete Neutralität bei, trotz der Bemühungen

Ferdinand's, der jetzt in denſelben eingetreten war und ihm öſterreichiſche Tendenzen unterlegen wollte. Wie der römiſche König, ſo waren auch Albrecht's andere Feinde, Herzog Heinrich von Braunſchweig und die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, mit der Stadt Nürnberg, nicht zum Frieden zu bewegen. In der Nähe von Braunſchweig unterlag am 12. September der Markgraf der Uebermacht ſeiner Feinde und verließ Niederdeutſchland, um ſeiner bedrängten Heimat zu Hilfe zu eilen. Der Herzog wendete ſich nun gegen die Stadt Braunſchweig. Es kam ein für beide Theile genehmer Vertrag zu Stande, in welchen auch die benachbarten Städte eingeſchloſſen waren, und am 29. October hielt Heinrich ſeinen Einzug. Der langjährige Streit, der ſo bedeutend auf die allgemeinen deutſchen Verhältniſſe eingewirkt, war endlich beigelegt. Schon vorher hatte Herzog Erich von Kalenberg Friede geſchloſſen; jetzt verſtand ſich auch die Ritterſchaft dazu, und Heinrich, ſeines eigenen Landes ſicher, konnte nun ſeinen fränkiſchen Verbündeten zu Hilfe ziehen. Unterwegs ſchloß er mit ſeinem alten Feinde Johann Friedrich einen „endlichen, ewigen und gütlichen Hauptvertrag.“

Während Markgraf Albrecht ſein Weſen in Niederdeutſchland trieb, hatten d[illegible] biſchöflichen und ſtädtiſchen Truppen, in Verbindung mit Kriegshaufen des Königs Ferdinand, unter dem Grafen von Plauen, das Erbland ihres Feindes eingenommen und Neuſtadt an der Aiſch, den Hauptort, angezündet. Plötzlich überfiel Albrecht das öſterreichiſche Kriegsvolk in Plauen, ſprengte es auseinander und hatte die beſte Hoffnung, ſeinen Gegnern alle ihre Eroberungen wieder zu entreißen. Zu ſeinem Unglück erſchien aber Herzog Heinrich. Gegen ſolche Uebermacht konnte ſich Albrecht nicht behaupten; am 7. November wurde er bei Lichtenfels beſiegt, kurz darauf bei Culmbach. Dieſer Ort, ſowie Baireuth und Hof, kamen in die Gewalt des Feindes. Die Achtserklärung, welche ſoeben publicirt wurde, brachte den Bedrängten vollends zur Verzweiflung; er wies den Antrag ſeiner Gegner, der durch Vermittelung ſeiner Vettern und der Heidelberger Verbündeten an ihn erging, die Waffen niederzulegen und, unter Bürgſchaft ſeiner Verwandten, Ruhe zu halten, trotzig zurück und hielt ſeine vom Kaiſer beſtätigten Anſprüche feſt. Unter dieſen Umſtänden lieh er den Anträgen des Königs von Frankreich, der für das Jahr 1554 einen neuen Feldzug rüſtete, geneigtes Ohr und zog ſich nach Niederdeutſchland. Heinrich II. ließ beträchtliche Werbungen in Deutſchland anſtellen und bemühte ſich, die alten bewährten Parteigänger, wie Chriſtoph von Oldenburg und Andere, in ſeine Dienſte zu ziehen. Eine Verbindung mit ihm, der durch Beſetzung deutſcher Städte das Reich offenbar ſchädigte, fand jetzt keinen Anklang bei den deutſchen Fürſten, und diejenigen, welche im Verdachte franzöſiſcher Geſinnung, oder in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht ſtanden, ſuchte Herzog Heinrich im Frühjahre 1554 mit einer bedeutenden Macht ſchwer heim, wie die Herzöge von Lauenburg und Lüneburg, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und Andere. Zugleich ſprengte er die Mannſchaften auseinander, welche ſich unter Albrecht's Namen auf verſchiedenen Muſterplätzen geſammelt hatten. Dieſem blieb nichts weiter übrig, da der Kaiſer, deſſen Dienſt er verlaſſen hatte, die Mandate zur Execution der ausgeſprochenen Reichsacht erließ, als nach Franken zurückzuziehen. Er warf ſich nach Schweinfurt, das ſeit mehreren Monaten von den verbündeten Truppen belagert wurde. Doch konnte er ſich nicht halten, da die Stadt an Mangel der Lebensmittel und an Krankheiten litt. Am 13. Juni verließ er ſie mit der ſämmtlichen Mannſchaft und brach nach Rothenburg auf, wo er Verſtärkung erwartete. Die Feinde holten ihn zwiſchen Volkach und Kiſſingen ein; ſein Kriegsvolk zerſtob; Geſchütz, Gepäck und Effecten fielen in die Hände des Feindes; kaum entkam der Markgraf über den Main. Schweinfurt, obſchon der Gnade der Belagerer überlaſſen, wurde in Brand geſteckt. Daſſelbe Schickſal erfuhr die Plaſſenburg, die letzte Feſtung Albrecht's. Dieſer floh nach Frankreich. Während er ſich der Reue über ſein wildes Leben hingab, nahmen die Verbündeten die Markgrafſchaft Culmbach in Beſitz.

Nach Albrecht's Kataſtrophe ſtand der Neigung der Reichsfürſten, einen allgemeinen Friedenszuſtand herbeizuführen, nichts mehr im Wege. Das Verhältniß Württemberg's zum römiſchen Könige ward auf dem dortigen Landtage 1554 in Betracht genommen, und noch andere Streitfragen, wie die zwiſchen den ſächſiſchen Linien, fanden in dieſer Zeit ihre Erledigung.

Im Juli 1533 ſtarb Eduard VI., König von England, unverhofft in jugendlichem Alter, und die volle Aufmerkſamkeit Karl's ward auf dieſes Reich gelenkt. Der Verſuch Jane Gray's, ſich des

Thrones zu bemächtigen, ſcheiterte an der Theilnahmloſigkeit des Volks. Maria, die ältere Tochter Heinrich's VIII. von ſeiner ſpaniſchen Gemahlin Katharina, Geſchwiſterkind mit Karl, wurde Königin. Sie zeigte große Anhänglichkeit für ihre mütterlichen Verwandten, beſonders für den Kaiſer, der ſich in dem Eheſcheidungsproceſſe ihrer Mutter ſo treu angenommen hatte. Dieſer beſchloß, dieſe günſtige Stimmung zur theilweiſen Verwirklichung eines alten Planes Ferdinand's des Katholiſchen zu benutzen: nämlich England, die Niederlande und Spanien unter einem Herrſcher zu vereinigen. Karl gedachte, drei gleich mächtige Linien ſeines Hauſes zu ſtiften: eine deutſch-öſterreichiſche, eine ſpaniſch-italieniſche und eine niederländiſch-engliſche. In dieſer Abſicht bot er der achtunddreißigjährigen Königin, mit der er einſt ſelbſt verlobt geweſen war, die Hand ſeines ſiebenundzwanzigjährigen Sohnes Philipp an, welcher eben von ſeiner erſten Gemahlin, Maria von Portugal, Witwer war. Dieſer hatte vor Kurzem Unterhandlungen mit dem portugieſiſchen Hofe wegen einer zweiten Vermählung mit ſeiner Couſine, der Tochter Eleonorens und Emanuel's, angeknüpft; er brach dieſe ſogleich ab und ging begierig auf den Vorſchlag ſeines Vaters ein, obſchon die engliſche Königin nichts weniger als reizend war. Sie nahm mit Freuden den Antrag an, und im Marz 1554 kam der Ehevertrag zu Stande. Philipp, von ſeinem Vater ſchon vorher zum Könige von Neapel und Herzoge von Mailand ernannt, um ſeiner Gemahlin würdig entgegentreten zu können, erhielt den Titel eines Königs von England und einigen Antheil an der Regierung; ſeine Nachkommen aus dieſer Ehe ſollten neben England auch die Niederlande beherrſchen. Philipp erſchien kurz darauf in England zur Vollziehung ſeiner Vermählung und trat mit der größten Vorſicht auf. Er hielt gewiſſenhaft die Bedingungen des Vertrages, welche ſich auf ſeine Perſon bezogen; ja er machte ſogar von manchen ihm zuſtehenden Rechten keinen Gebrauch. Indeſſen konnte dieſes Benehmen dennoch die öffentliche Meinung in England nicht mit der Verbindung verſöhnen. Derſelbe inſtinctartige Widerwille gegen das ſpaniſche Weſen trat hervor, wie früher in Deutſchland. So günſtig ſich auch der römiſche Hof für die Ehe ausſprach, fand ſie doch bei den Katholiken nicht allgemeinen Anklang; die Proteſtanten, nicht unbekannt mit Philipp's eifrig katholiſcher Geſinnung, fürchteten nicht nur ſeinen verderblichen Einfluß auf ihre Königin, rüſte zu; Aller Herzen ſchlugen ängſtlich. Während aber in den Augen der das Schlachtopfer umgebenden bewaffneten Bürger und Krieger eine zornige Freude glänzte, gaben die Augen der übrigen Zuſchauer, vorzüglich der weiblichen, einen Glanz anderer Art von ſich: es war der von Thränen der Rührung, ein Tribut menſchlichem Gefühle, das wohl auf eine Zeit verläugnet, nie aber ganz unterdrückt werden kann und in gewiſſen Augenblicken um ſo ſtärker hervorbricht. Jener Glanz wurde in vielen Augen zu Thränenbächen, als ſie die ſchöne männliche Geſtalt des dem Tode geweiheten jungen Mannes erblickten, geeigneter, den Hof eines Königs oder vielmehr einer Königin als prangendſter Edelſtein oder als prächtigſte Blume im Kranze der Hofherrn zu zieren, oder der angebetete Gegenſtand einer jungen leidenſchaftlich glühenden Dame zu ſeyn, als wegen armſeligen Parteihaſſes das traurige Schickſal zu erdulden, dem ſich zu unterwerfen er mit Ergebung bereit war.

Des bedauernswürdigen Jünglings Haupt war entblöst und ſein langes blondes Haar fiel in reichen Locken auf die breiten, ſtarken Schultern herab und ließ ſeine edeln, ausdrucksvollen, feingebildeten, ſondern auch ſeine gewaltthätige Einmiſchung in die religiöſen und politiſchen Verhältniſſe ihres Landes. Ihre Beſorgniſſe waren nicht ungegründet. Nach der Krönung der Königin wurde ein Parlament einberufen, in welchem die zur Herrſchaft gelangte katholiſche Partei die Mehrheit bildete. Die unter Eduard VI. erlaſſenen geſetzlichen Beſtimmungen über die Religion wurden aufgehoben und man ging zu denjenigen zurück, die Heinrich VIII. feſtgeſtellt hatte. Dieſe Erfolge gaben der königlichen Faction Muth zu neuen Rückſchritten. Nachdem man den Adel wegen Herausgabe der geiſtlichen Güter beruhigt hatte, ſtellte man im November 1554 die engliſche Kirche wieder unter die Autorität des Papſtes. So beglückt ſich der Kaiſer in dem Gedanken fühlte, daß durch ſein Haus ein mächtiges Reich für die katholiſche Kirche wiedergewonnen war, ſo verhehlten weder er, noch ſeine Kinder ſich, daß die Reſtauration nur in dem Falle Beſtand haben würde, wenn Maria Nachkommenſchaft erhielte. In der That hegte dieſe einige Zeit die Hoffnung, aber ſie ſtellte ſich als Irrthum heraus. Man ſchien nun dem Katholicismus auf andere Weiſe Lebenskraft geben zu wollen. Es wurde eine Art Inquiſitionsgericht hergeſtellt, welches durch Verurtheilung der angeſehenſten Proteſtanten zu entehrenden und grauſamen Strafen, Maria's Regierung mit Schmach befleckt hat. Man verfehlte den Zweck ganz. Die proteſtantiſche Geſinnung des Volkes erſtarkte mächtig bei den Qualen und Leiden der Märtyrer für ihre Ueberzeugung, wenn es ſich auch äußerlich dem katholiſchen Zwange fügte. Es bildete ſich eine ſtumme, aber nicht weniger kräftige Oppoſition. Dieſelbe äußerte ſich, als man Philipp ſein Verlangen, als König von England gekrönt zu werden, entſchieden abſchlug. Er fühlte wohl, daß ſeine ganze Exiſtenz in England mit dem Leben ſeiner Gemahlin oder der Geburt eines Kronerben verknüpft ſei, daß er kein perſönliches Recht habe. Der Widerwille, der ſich ſchon vor ſeiner Ankunft in dem Aufſtande des Ritters Wyat kundgegeben, wuchs nur, indem man ihn als den Urheber und Beförderer des grauſamen, das engliſche Rechtsgefühl tief verletzenden Verfahrens gegen die Proteſtanten anſah. Ein anderer Umſtand, der die Lebenskraft der Regierung brach, war die Herausgabe der geiſtlichen Güter, zu der ſich Maria in ihrem Gewiſſen verpflichtet hielt. Wir wiſſen, welchen ungeheuern Aufſchwung Heinrich's VIII. Politik und Macht damals nahm, als er, mit einem Kriege von Karl V. und Frankreich bedroht, zur Säculariſation der

Stifter und Klöſter ſchritt. Jetzt verlor die Regierung die Hälfte ihrer Einnahmen und damit ihre halbe Macht; Schulden mußten contrahirt werden; man konnte die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen; der Credit ging verloren. Dazu kam die Kränklichkeit der Königin. Bald richteten ſich die Blicke nicht allein der Proteſtanten, ſondern der ganzen Nation auf ihre jüngere Halbſchweſter Eliſabeth, die wegen ihrer religiöſen Geſinnung vom Hofe viel zu leiden hatte.

Einunddreissigstes Kapitel.

Feſtſtellung der religiöſen und politiſchen Verhältniſſe.

Krieg in den Niederlanden und in Italien. — Uebergabe von Siena. — Feldzug in Piemont. — Complot in Metz. — Reichstag in Augsburg. — Religionsfriede.

Durch das energiſche Auftreten des fränkiſch-braunſchweigiſchen Bundes geſchah es, daß die Franzoſen zum erſten Male Krieg anfingen, ohne deutſche Fürſten zu Verbündeten zu haben, wenn auch deutſche Mannſchaften auf ihrer Seite fochten. Im Juni 1554 eröffnete der König den Feldzug und fiel in die Niederlande ein. Während ein Heerhaufen die Grenzen von Artois verwüſtete, zog die Hauptarmee unter dem Connetable von Montmorency durch den Ardennerwald in die Provinzen Lüttich und Hennegau; Marienburg, Bouvines und Dinant fielen in ihre Gewalt. Der Kaiſer ſammelte ſeine Macht in Namur, die jedoch, trotz der Talente des Prinzen von Savoyen, ihres Anführers, der franzöſiſchen nicht gewachſen war. Man vermied deshalb auf kaiſerlicher Seite eine Schlacht, ließ den Feind die Sambre überſchreiten und in den Hennegau eindringen. Plünderung und gräßliche Verwüſtung bezeichneten den Weg, welchen er eingeſchlagen. Indeſſen wurde er durch den Mangel an Lebensmitteln bald zum Rückzuge genöthigt. Um ſeinen ruhmreichen Feldzug zu krönen, machte Heinrich noch einen Verſuch auf die Feſte Renty. Allein der Kaiſer, der inzwiſchen Verſtärkungen erhalten, und dem viel an der Behauptung des Platzes lag, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres und zog zum Entſatze herbei. Er vermied ſorgfältig eine Schlacht und nöthigte endlich den Feind, ſich in ſeinen Grenzen zurückzuziehen. Kaum hatte Heinrich Beſatzungen in die Grenzfeſten geworfen und die übrigen Mannſchaften entlaſſen, als Karl in die Picardie eindrang und vollſtändige Rache für die Verwüſtungen der Franzoſen in den Niederlanden nahm.

Noch übler geſtalteten ſich die Verhältniſſe der Franzoſen in Italien. Die Beſchützung republikaniſcher Tendenzen in dem benachbarten Siena mußte dem Herzoge von Florenz, Coſimo von Medici, höchſt zuwider ſein, da ſeine eigene Herrſchaft noch ſchwankend war. Er ſah voraus, daß es dem Kaiſer wegen des niederländiſchen Krieges und ſeines Verhältniſſes zu England für jetzt unmöglich ſein werde, die Franzoſen aus Siena zu vertreiben, und erbot ſich daher gegen Karl, das Unternehmen auf eigene Hand auszuführen, wenn man ihm bis zur Erſtattung der Kriegskoſten die gewonnenen Plätze als Pfand überlaſſen wolle. Der Kaiſer ging gern auf den Antrag ein und Coſimo machte ſogleich Zurüſtungen, um die günſtige Zeit, während welcher König Heinrich ſeine meiſten Kräfte in den Niederlanden verwenden mußte, nicht zu verſäumen. Durch die Verheirathung ſeiner Töchter mit dem Neffen des Papſtes und dem Herzoge von Orſino ſuchte er dieſe beiden Machthaber in ſein Intereſſe zu ziehen und beredete den Marquis von Marignano, den Oberbefehl über ſeine Truppen anzunehmen. Heinrich übergab das Commando ſeiner Mannſchaften dem Erbfeinde der Medici, Peter Strozzi, der den Krieg ſogleich ins Florentiniſche verlegte. Marignano mußte ſich von der Belagerung Siena's abwenden und den Feind aufſuchen. Am 3 Auguſt 1554 kam es bei Merciano zur Schlacht, in welcher die Franzoſen eine völlige Niederlage erlitten; Strozzi, ſelbſt verwundet, rettete ſich mit Mühe. Marignano kehrte zur Belagerung von Siena zurück, welches von der franzöſiſchen Beſatzung, unter Montluc, und den Bürgern mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde. Da mehrere Verſuche, die Stadt zu überraſchen, an dem Eifer und der Wachſamkeit der Belagerten geſcheitert waren, und Marignano ſich nicht ſtark genug zu einer Beſtürmung fühlte, verwandelte er die Belagerung in eine Blokade, in der Hoffnung, die Stadt auszuhungern. Zehn Monate lang hielt ſie ſich unter den ſchrecklichſten Entbehrungen; dann erſt ergab ſie ſich unter vortheilhaften Bedingungen. Allein die Willfährigkeit, mit der man ſie ihnen zugeſtanden hatte, erregte in einer großen Zahl Bürger den gerechten Argwohn, der Herzog und der Kaiſer würden bei nächſter Gelegenheit ihre Zuſage brechen. Sie beſchloſſen, von Siena wegzuziehen und ſich in Monte Alcino, Porto Ercole und andern Orten im Gebiete ihres Freiſtaates niederzulaſſen. Coſimo zeigte bald, wie richtig man ihn beurtheilt. Ohne die mindeſte Rückſicht auf die Capitulation zu nehmen, erlaubte er ſich Eingriffe in die Verfaſſung Siena's und behandelte die Einwohner wie rebelliſche Unterthanen. Empört über dieſe Treuloſigkeit, aber zu ſchwach, um ſich den Gewaltthätigkeiten des mächtigen Feindes zu widerſetzen, wandte ſich eine große Zahl Bürger zu ihren Landsleuten nach Monte Alcino. Beunruhigt über dieſe neuen Pflanzſtätten republikaniſcher Freiheit, befahl Coſimo dem Marquis von Marignano, ſie anzugreifen; nach kurzem Widerſtande ergab ſich Porto Ercole. Im Begriff, ſich gegen Monte Alcino zu wenden, erhielt er den Befehl vom Kaiſer, den größten Theil ſeiner Mannſchaft nach Piemont rücken zu laſſen. Der Kaiſer beachtete den Vertrag mit Siena ebenſowenig, [illegible] der Herzog von Florenz; er gab die Stadt ſeinem Sohne Philipp zu Lehen, der ein ſpaniſches Regiment in ihr einrichtete.

Die Sache des Kaiſers ſtand in Piemont, dem talentvollen Anführer der Franzoſen, Briſſac, gegenüber, ſo ſchlimm, daß Karl ſich zu neuen Anſtrengungen verſtehen mußte. Um ſeine Macht in jenen Gegenden zu verſtärken, befahl er nicht nur dem Marquis von Marignano, mit dem größern Theile ſeiner Truppen aus dem Gebiete von Siena herbeizurücken, ſondern ſchickte auch den Herzog von Alba als Generalſtatthalter mit den weiteſten Vollmachten und einem beträchtlichen Heere auf den gefährlichen Schauplatz. Allein derſelbe richtete nichts aus, da Briſſac's Truppen zwar an Zahl geringer waren, als die Kaiſerlichen, aber dafür aus den tapferſten Leuten beſtanden, die den Krieg in jenen Gegenden vortrefflich zu führen verſtanden. Nicht nur, daß Alba keine neuen Eroberungen machte, es gingen ſogar während des Feldzuges noch einige feſte Punkte in die Gewalt der Franzoſen über.

Aehnlich war der Stand der Dinge in den Niederlanden. Weder die Kaiſerlichen, noch die Franzoſen führten einen bedeutenden Schlag aus, da beide Theile zu ſehr erſchöpft waren. Indeſſen hätte ein Zufall dem Kaiſer beinahe das Uebergewicht dort verſchafft und ihm einen Platz in die Hände geſpielt, den er mit der größten Kraftanſtrengung nicht hatte wiedergewinnen können. Im Franciscanerkloſter zu Metz entſtand, auf Anregung des Bruder-Guardian's Leonhard, ein Complot, um die Stadt in die Gewalt des Kaiſers zu bringen. Die Regentin der Niederlande, der man ſich anvertraute, verſprach, froh über die Gelegenheit, eine ſo wichtige Erwerbung für ihren Bruder zu machen, die lebhafteſte Unterſtützung des Vorhabens. Man kam überein, die Mönche ſollten eine Schaar in Franciscanerkutten verkleideter Soldaten einführen, der Gouverneur von Thionville zu einer beſtimmten Zeit ſich der Stadt nähern und die Wälle erſteigen; in dem allgemeinen Tumult ſollten die Mönche Metz anzünden und die verſteckten Soldaten einen Ausfall machen. Bruder Leonhard verlangte, für dieſen wichtigen Dienſt zum Biſchof von Metz ernannt zu werden. Allein faſt in der letzten Stunde wurde das Complot dem Commandanten von Metz, Vieilville, verrathen. Er bemächtigte ſich der Verſchworenen und der im Kloſter verſteckten Soldaten. Darauf legte er ſich vor der Stadt in einen Hinterhalt, überfiel die ſorglos von Thionville heranziehenden kaiſerlichen Truppen und ſprengte ſie auseinander. Bruder Leonhard, mit den andern Kloſterleuten zum Tode verurtheilt, wurde mit andern Rädelsführern im Gefängniſſe von ſeinen Leidensgenoſſen aus Rache ermordet.

In der Verfolgung ſeiner dynaſtiſch-katholiſchen Zwecke in England begriffen, hatte der Kaiſer in der letzten Zeit nur wenig Einfluß auf die deutſchen Verhältniſſe ausgeübt. Die Territorien waren auch ohne ſeine Mitwirkung zu Ruhe und Frieden zurückgeführt worden; man ſchritt auch ohne ihn zur Löſung der wichtigſten, Alles bewegenden Frage über die Religionsangelegenheit. Im Paſſauer Vertrage war ſie dem nächſten Reichstage zugewieſen worden. Ferdinand, der von ſeinem Bruder umfaſſende Vollmachten erhalten hatte, eröffnete denſelben zu Augsburg, am 5. Februar 1555. Aber gleich die Propoſition erregte großen Anſtoß bei den Proteſtanten, indem darin auf die Angelegenheit des Religionsfriedens nur geringes Gewicht gelegt, hingegen Ergreifung von Sicherheitsmaßregeln gegen Landfriedensſtörungen als beſonders dringend hervorgehoben wurde. Als zweckdienlich empfahl der König Beſtimmungen, über die man ſich auf einem Kreistage zu Frankfurt im vorigen Jahre geeinigt hatte. Dieſelben liefen darauf hinaus, daß die Majorität der Stände in jedem Kreiſe einen Machthaber wähle, dem die Sorge des Friedens obliege. Am dringendſten wünſchten die auf dem Reichstage ſtark vertretenen geiſtlichen Fürſten die Erledigung dieſer Angelegenheit, bevor man zur Aufſtellung eines Religionsfriedens ſchreite. Das Intereſſe der Proteſtanten verlangte das Gegentheil. Wie gefährlich konnte ihnen dieſe an ſich heilſame Einrichtung werden, wenn ſie nicht durch eine geſetzliche feſte Stellung vor den Zufälligkeiten einer Wahl und vor den Ueberſchreitungen eines Ermächtigten ſicher ſtellte, dem es beliebte, das Bekenntniß ihres Glaubens für einen Landfriedensbruch anzuſehen? Und welche Bürgſchaft hatten ſie, daß nicht der Reichstag, nachdem dieſe politiſche Einrichtung ins Leben gerufen worden war, entlaſſen und der Religionsfriede, unter leicht aufgeſuchten Urſachen, von einem Reichstage zum andern verſchoben wurde? Dieſe Betrachtungen bewogen die Proteſtanten, erſt auf Erledigung der Religionsangelegenheit zu dringen, ehe man zu andern Punkten übergehe. Es war dies ohnehin im Paſſauer Vertrage feſtgeſetzt worden. Das Collegium der Kurfürſten bewilligte dieſe Forderung; längern Widerſtand leiſtete der Fürſtenrath; doch gab man endlich nach, als die Beſorgniß der Katholiken, nach Herſtellung des Religionsfriedens werde die zweite wichtige Angelegenheit nicht zur Berathung kommen, durch befriedigende Zuſagen der Proteſtanten gehoben worden war.

Das proteſtantiſche Grundprincip: Verwerfung der päpſtlichen und conciliaren Autorität vor der Autorität der heiligen Schrift, welches den Schmalkaldiſchen Krieg und zum größten Theil Moritz' Verfahren gegen den Kaiſer hervorgerufen hatte, und das Karl mit ebenfalls principiellem Widerwillen im Paſſauer Vertrage anzuerkennen verweigert hatte, trat denn jetzt wieder in aller Schärfe hervor. Nicht umſonſt hatte der Kaiſer ſeinem Bruder die Leitung der Verhandlungen übertragen; als er einſah, er werde wegen des Sinkens ſeiner Macht und wegen des vorausſichtlichen Fehlſchlagens ſeiner Pläne auf England, die leitende Idee ſeines Lebens nicht durchführen können, zog er ſich vom Schauplatze des Handelns zurück; er wollte wenigſtens ſeiner Niederlage nicht beiwohnen. Doch war der Erfolg der Proteſtanten durch das Gefühl der Sicherheit, welches durch die Wirkſamkeit des fränkiſch-braunſchweigiſchen Bundes bei den geiſtlichen Fürſten hervorgerufen worden war, und durch ihre zahlreiche Vertretung auf dem Reichstage immer noch etwas in Frage geſtellt. Die friedliche Stellung des Kurfürſtenrathes war entſcheidend; ſchon in der Vorfrage hatte er auf den Fürſtenrath zu Gunſten der Proteſtanten eingewirkt. In ſeinem Ausſchuſſe kam ein Entwurf zu Stande, der ſich namentlich auf den Speierſchen Reichstagsabſchied von 1544 bezog. Im Fürſtenrathe ſtieß derſelbe auf lebhaften Widerſpruch, ſodaß Ferdinand die ganze Berathung über den Religionsfrieden abzubrechen verſuchte. Allein Herzog Chriſtoph von Württemberg nahm ſich der Sache mit allem Eifer an, und das Gutachten des Fürſtenrathes trat, als nach dem Tode Julius' III., 24. März 1555, die beiden heftigſten Widerſacher der Proteſtanten, die Cardinäle Morone und Truchſeß von Augsburg, den Reichstag verlaſſen hatten, dem Entwurfe nicht feindlich entgegen. Auch die in dieſen Tagen erneuerte Erbverbrüderung zwiſchen Brandenburg, Sachſen und Heſſen, bei welcher man ſich zugleich über Annahme der augsburgiſchen Confeſſion und Nichtanerkennung der Majorität in Religionsſachen geeinigt, hatte Einwirkung auf die Fürſten gehabt. Die einzelnen Punkte wurden unter dieſen günſtigen Umſtänden leicht feſtgeſtellt. Die geiſtlichen Fürſten hatten nur anzuerkennen und zu genehmigen, was ohnedieß nicht mehr zu ändern war. Die Proteſtanten gewannen mit dem Verſprechen, die Capitel in ihren Städten in Ruhe zu laſſen, die allgemeine rechtliche Anerkennung ihrer Kirchen. Auch das ſetzten ſie durch, daß der Religionsfriede Denen zu Gute kommen ſolle, die in Zukunft ihr Bekenntniß annehmen würden; allein ihr Verlangen, daß dieſe Begünſtigung ſich auch auf die übergetretenen geiſtlichen Fürſten erſtrecken ſolle, ſtieß auf den lebhafteſten Widerwillen. Trotz ihren Vorſtellungen machte ſich die Anſicht geltend, daß ein Kirchenfürſt mit Annahme der augsburgiſchen Confeſſion den Verzicht auf ſeine geiſtlichen Würden ausſpreche. Es lag an dem König Ferdinand, zu beſtätigen, worüber man ſich vereinigt, zu entſcheiden, wo man auseinanderging.

Man ſchritt nun zur Berathung über den Landfrieden, deſſen Beſtimmungen man zwar ausreichend fand, aber der in der Ausführung vieles zu wünſchen übrig ließ. Auf dem Kreistage in Frankfurt hatte man ſich vereinigt, in jedem Kreiſe einen Oberſten zu ernennen, der mit Räthen, welche von den Ständen ernannt, aber ihrer Unterthanenpflichten erledigt wurden, Beſchlüſſe faſſen und Unternehmungen ausführen ſollte. Zwei Generaloberſten ſollten ferner mit Wiſſen des Kaiſers von den geſammten Kreiſen angeſtellt werden, einer für die ſechs oberländiſchen, der andere für die vier niederländiſchen Kreiſe, die in ein ähnliches Verhältniß treten ſollten, wie ihre Untergebenen. Die Stellen der Generaloberſten verwarf man jetzt, da ſie den Inhaber leicht zum Misbrauch ſeiner Gewalt verlocken konnten. Ein anderer Vorſchlag Sachſens: den Fürſten, der in ſeinem Kreiſe die Ständeverſammlungen auszuſchreiben pflegte, zugleich zum Oberſten des Kreiſes zu machen, ſcheiterte an der Eiferſucht und dem Mistrauen der Fürſten gegen einander. Die Mehrheit im Kurfürſtenrath beſchloß: die Entſcheidung darüber der Wahl der Stände zu übergeben; die Gehilfen der Oberſten ſollten aber ihrer Unterthanenpflichten gegen ihre Obrigkeiten enthoben werden. Im Betreff der Aufſtellung von Mannſchaften in den Kreiſen blieb man bei den Reichsanſchlägen ſtehen. In Fällen der Noth ſollten fünf Kreiſe zuſammentreten u[illegible] dem Oberſten des Bedrängten die Anführung zuſtehen.

Vergeblich ſuchten die geiſtlichen Fürſten, als der Entwurf in den Fürſtenrath kam, die Ernennung der Kreisoberſten dem Kaiſer in die Hand zu ſpielen. Die Verhältniſſe hatten ſich in der letzten Zeit zu günſtig ohne ſeine Mitwirkung geſtaltet, als daß man ſich hätte geneigt fühlen ſollen, dieſelbe aufs Neue hervorzurufen. Der Entwurf der Kurfürſten ging durch und wurde zum Reichsgeſetze erhoben, das nicht allein bei Störung des innern Friedens, ſondern auch für den Fall eines Angriffes von außenher Giltigkeit haben ſolle. In Bezug auf die Niederlande überließ man dem Kaiſer, ob er ſie der Reichsgerichtsbarkeit und der neuen Beſtimmung unterwerfen wolle. Auch in Bezug auf das Reichskammergericht erreichten die Proteſtanten das Ziel jahrelangen Strebens. Die Beiſitzer durften evangeliſch ſein, wurden auf das gemeine deutſche Recht, die jetzt getroffenen Beſtimmungen über die Religion und auf Handhabung des Landfriedens verpflichtet, und leiſteten den Eid bei Gott und dem heiligen Evangelium.

Ferdinand bangte, als man ſo große Zugeſtändniſſe von ihm verlangte, und er faßte die Abſicht, den Reichstag zu prorogiren, die er auch ausſprach. Allein die Proteſtanten widerſetzten ſich, und er mußte endlich ſeine Reſolution ertheilen, am 30. Auguſt 1555. Er verwarf die Annahme der Beſtimmung, daß der Religionsfriede auch dann eintreten ſolle, wenn man ſich nicht verglichen, und trat der Anſicht der geiſtlichen Fürſten auf Ausſchließung Evangeliſcher von geiſtlichen Stiftern oder dem ſogenannten geiſtlichen Vorbehalt bei. Den erſten Punkt nahm er ſchon nach einigen Tagen zurück; bei dem zweiten blieb er ſtandhaft. Auf Anregung des Kurfürſten Auguſt gab man nach, indem man aber Sicherheit evangeliſcher Unterthanen vor den Angriffen ihrer katholiſchen Landesfürſten beanſpruchte. Ein ungeheurer Sturm entſtand über dieſes billige Verlangen, welches endlich von katholiſcher Seite bewilligt wurde. Am 25. September 1555 kam der Reichstagsabſchied zu Stande, der zwar noch viele Fragen für die Zukunft offen ließ, mit dem aber das Reich in ein neues Stadium trat. Die Idee der Einheit im abendländiſchen Chriſtenthum und des mittelalterlichen Kaiſerthums, wie es Karl V. erſtrebt, war abgethan; vielmehr erhielt die Spaltung der einen Kirche in viele Landeskirchen, die Bildung und Kräftigung moderner deutſcher Staaten auf Koſten der Einheit des Reiches im alten Sinne hier zuerſt eine geſetzliche Beſtätigung. Die für das Ganze nöthige Einheit, deren Bedürfniß man wohl erkannte, ſuchte man durch Auskunftsmittel zu erreichen, welche die Landeshoheit nicht einſchränkten.

Zweiunddreissigstes Kapitel.

Kaiſer und Papſt im Kampfe.

Paul IV. verbündet ſich gegen den Kaiſer mit Frankreich. — Karl legt ſeine Kronen nieder. — Erneuertes Bündniß zwiſchen Paul und Heinrich II. von Frankreich. — Feindſeligkeiten des Papſtes. — Alba fällt in das römiſche Gebiet ein. — Waffenſtillſtand. — Der Herzog von Guiſe im Königreiche Neapel. — Philipp II. gewinnt den Beiſtand Englands. — Niederländiſcher Feldzug. — Schlacht von St. Quentin. — Friede mit dem Papſte. — Eroberung von Calais, Guines und Thionville durch Guiſe. — Schlacht bei Grävelingen. — Friede von Chateau-Cambreſis.

Wäre Karl's Idee auch nicht an dem Widerſtande der Proteſtanten geſcheitert, ſo würde ihre Ausführung durch ein anderes Ereigniß, das ſoeben eintrat, unmöglich geworden ſein. Im Jahre 1555 wurde nämlich, nach dem Tode Julius' III. und der einundzwanzigtägigen Zwiſchenregierung Marcell's II., Johann Peter Caraffa, ein geborner Neapolitaner und alter Feind des Hauſes Oeſterreich, unter dem Namen Paul IV. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben. Sein erſter Schritt war, daß er mit dem Könige von Frankreich ein Bündniß einging, um gemeinſam mit ihm Florenz und Neapel anzugreifen, 15. December 1555. Dort wollte man die republikaniſche Verfaſſung wieder herſtellen, das letztere Königreich ſollte einer der Söhne des Königs als Kirchenlehn erhalten. Dieſe Vereinigung ſtellte den Ausbruch des alten erbitterten Kampfes zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum in Ausſicht, wie denn Paul ſeinem Feinde gegenüber eine Sprache annahm, die an das zwölfte Jahrhundert erinnerte. Karl ergriff, um dieſem neuen Sturme auszuweichen, das einfachſte Mittel; er trat ſeinem Sohne, welchen er ſchon bei Gelegenheit ſeiner Vermählung zum König von Neapel und Herzog von Mailand gemacht hatte, alle italieniſchen Beſitzungen ab. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten wichen, und der Herzog von Alba nahm im Juni 1555 im Namen ſeines Gebieters Philipp Beſitz. Doch wurden die italieniſchen Angelegenheiten immer noch eine Zeit lang vom Kaiſer obgleich von der Sonne und den Mühwaltungen der letzten Zeit gebräunten Geſichtszüge — die aber dadurch an Reiz gewonnen hatten — unbedeckt. Er trug die Kleidung des königlichen Heeres, und ein Stern auf ſeiner Bruſt zeigte ſeinen Feldherrnrang an. In der einen Hand hielt er ein ſchön verziertes Buch, worein er zuweilen blickte; in der andern ein elfenbeinernes Crucifix, welches er oft und mit Inbrunſt küßte. Sein Verhalten war ſtandhaft und ſtolz, und ſeines frühern Lebens würdig; wenn er aber das geiſtreiche Auge über ſeine Umgebung hingleiten und auf den theils mißgeſtalteten, theils lächerlich martialiſch herausgeputzten Geſtalten ſeiner Wachen haften ließ, dann flog wohl ein leiſes Lächeln des Spottes über ſein reizendes Geſicht, und er mußte ſchnell in das Buch ſehen, um ſeine Gedanken wieder himmliſchen Gegenſtänden zuzukehren. Der Anblick des Galgens jedoch, der fünfzig Fuß hoch über dem Schaffot empor ragte, ſchien ihn in Schrecken zu verſetzen, da er nicht über die ſchimpfliche Art ſeines Todes unterrichtet worden war. Erblaſſend und mit Thränen im ſchmerzgetrübten Auge rief er, auf den verfluchten Baum hindeutend: „Iſt es der abſcheuliche Tod am Galgen, ihr rebelliſchen in Berathung genommen, ehe er ſie nach London an ſeinen Sohn ſandte. Ein ſoeben eintretendes Familienereigniß reifte einen Entſchluß, den Karl ſchon lange erwogen haben mochte. Seine Mutter, die irrſinnige Donna Juana, deren Name neben dem ihres Sohnes noch immer auf den königlichen Erlaſſen prangte, ſtarb nämlich jetzt in ihrem ſechsundſiebzigſten Jahre, und es ſchien nöthig, daß entweder Karl oder Philipp nach Spanien ging, um den Spaniern die gewohnte Anweſenheit eines königlichen Hauptes zu gönnen. Philipp konnte füglich nicht aus ſeinen neugeſchaffenen Verhältniſſen ſcheiden; den Kaiſer dagegen beſtimmte die Sorge für ſeine zerrüttete Geſundheit und eigene Neigung zu der Veränderung ſeines Aufenthaltes. Philipp erſchien im September 1555 in den Niederlanden, und es ergab ſich faſt von ſelbſt, daß ihm auch die Regierung über ſie zufiel. Am 21. October ließ Karl in einem Capitel der Ritter des goldnen Vließes ſeinen Sohn zum Meiſter des Ordens wählen. Am 25. verſammelte er die Stände im Palaſte zu Brüſſel und ließ die Entſagungsurkunde vorleſen, zufolge deren er ſeinem Sohne die Regierung der Niederlande überließ. Darauf erhob er ſich von ſeinem Thronſeſſel und ſprach, auf den Prinzen von Oranien geſtützt, von ſeinen Plänen: Kaiſerthum und Reich zu kräftigen und zu mehren, von den Mühen, Feldzügen und Reiſen nach Deutſchland, Italien, Frankreich, Spanien, Afrika, die er in dieſer Abſicht unternommen, von dem Widerſtande, den er dabei gefunden. Seine Kräfte ſeien erſchöpft; er müſſe die Regierung kräftigern Händen überlaſſen. Seinen Sohn ermahnte er, an der alten Religion feſtzuhalten und die Geſetze und Freiheiten des Landes zu achten. Die Anweſenden waren von dem Schauſpiele tief ergriffen, das ihnen die Vergänglichkeit irdiſcher Größe vor Augen führte, und Karl ſelbſt ſprach mit Thränen in den Augen den Schmerz aus, ſein Vaterland verlaſſen zu müſſen, da ſeine Mutter geſtorben ſei. Darauf legte die Königin von Ungarn und Böhmen die Statthalterſchaft über die Niederlande nieder, welche ſie fünfundzwanzig Jahre lang geführt hatte. Am folgenden Tage beſchwor Philipp die Verfaſſung des Landes und nahm die Huldigung der Stände entgegen. Der Kaiſer wurde bald zu einem weitern Schritte gedrängt. Bei dem engen Zuſammenhange, in welchem ſeine verſchiedenen Reiche ſtanden, mußte eine plötzliche Trennung der Regierung mit den größten Schwierigkeiten verbunden ſein, zumal wenn, wie eben jetzt, zufolge der Verbindung zwiſchen dem Könige von Frankreich und dem Papſte ein Krieg in Ausſicht ſtand. Dazu kam die Betrachtung, daß Philipp die Niederlande und die italieniſchen Beſitzungen nicht wohl ohne Unterſtützung von Spanien aus behaupten konnte. Frühere Gedanken und Neigungen zu klöſterlicher Einſamkeit, die im Geräuſche des Lebens zurückgetreten waren, machten ſich in dem kränklichen und verſtimmten Kaiſer aufs Neue geltend. Dazu kam die niederbeugende Ueberzeugung, das Ziel ſeines Lebens verfehlt zu haben. Genug, er entſchloß ſich, ſeine übrigen Kronen ebenfalls niederzulegen. Am 15. Januar 1556 trat er in einer Verſammlung vornehmer Spanier auch die Königreiche Caſtilien und Aragon an Philipp ab. Zugleich ſandte er ſeinen Geheimſchreiber Pfinzing an den Reichstag nach Augsburg und an ſeinen Bruder, um ihm ſeinen Verzicht auf die Kaiſerkrone mitzutheilen und ihn zu den nöthigen Schritten beim Reichstage zu veranlaſſen. Allein er ſollte eben geſchloſſen werden. Ferdinand, der mit Karl wieder im beſten Vernehmen ſtand, bot Alles auf, um ſeinen Entſchluß rückgängig zu machen; der Kaiſer verweigerte jede Theilnahme an der Regierung, ſchickte keine Abgeordneten zu dem Reichstage in Regensburg 1556 und ordnete im Herbſte eine Geſandtſchaft, an deren Spitze der Prinz von Oranien ſtand, an die Kurfürſten ab, welche die Entſagungsurkunde überbrachte. Bei der Beſorgniß jener, Karl gebe nur die Verwaltung aus der Hand, wolle ſich aber Titel und Krone und damit die Berechtigung vorbehalten, auch die Verwaltung wieder an ſich zu nehmen, oder der Papſt werde die günſtige Gelegenheit, alte Anmaßungen wieder geltend zu machen, nicht vorübergehen laſſen und über die Kaiſerkrone zu Gunſten des Königs von Frankreich verfügen, wurde die Angelegenheit erſt nach anderthalb Jahren auf einer Kurfürſtenverſammlung in Frankfurt erledigt. Alle Bedenklichkeiten wurden durch das Erſcheinen des Prinzen von Oranien und durch die Erklärungen, welche er gab, gehoben. In der Capitulation für Ferdinand ward vor Allem auf die Reichstagsbeſchlüſſe von 1555 Bezug genommen; alle frühern ſollten nur Giltigkeit haben, inſofern ſie zu dieſen ſtimmten. Am 14. März 1558 beſchwor Kaiſer Ferdinand I. die Capitulation in der Bartholomäuskapelle vor den Kurfürſten; dann ſetzte ihm der Erzkämmerer des Reiches, Kurfürſt Joachim II. von Brandenburg, die goldene Krone auf.

Indem ſomit für Kaiſerthum und Reich eine neue Grundlage gewonnen war, die beſonders in dem erneuten Kurverein von 1558 ihren Ausdruck fand, konnte es wenig Eindruck machen, daß Paul IV. weder den Augsburger Religionsfrieden, noch die Abdication Karl's, noch die Thronbeſteigung Ferdinands anerkannte. Nur auf ein einheitlich römiſches Reich hatte der Papſt einwirken können; das war es aber nun in Wahrheit nicht mehr, wenn man es auch noch ſo nannte.

Karl konnte ſeinem Sohne nicht, wie er ſehnlich wünſchte, die Länder in Ruhe und Frieden abtreten. Zwar hatte er noch vor ſeiner Abdankung einen Waffenſtillſtand unter wirklich nachtheiligen Bedingungen mit dem Könige von Frankreich abgeſchloſſen, 5. Februar 1555, aber es gelang den Ränken des Papſtes, der ſich zu ſeinem Schrecken plötzlich der Rache ſeiner Gegner preisgegeben ſah, den wankelmüthigen Heinrich wieder auf ſeine Seite zu ziehen. Am 31. Juli erneuerten beide Monarchen ihr Bündniß, und Paul, der drohenden Gefahr entgangen, gab ſich ganz ſeiner Leidenſchaft hin. Er ließ den ſpaniſchen Geſandten an ſeinem Hofe in Verhaft nehmen, belegte das kaiſerlich geſinnte Haus der Colonna mit dem Banne und beraubte das Haupt dieſer Familie des Herzogthums Paliano, welches er ſeinem Neffen verlieh. Nicht genug damit, ließ er beim Collegium der Cardinäle eine Unterſuchung gegen König Philipp wegen Felonie einleiten, da er, als König von Neapel und demnach Vaſall des päpſtlichen Stuhles, ſich mit den Feinden deſſelben in Verbindung geſetzt hätte. Philipp, der die Grundſätze des ſtarrſten Katholicismus von Jugend auf eingeſogen hatte, gerieth in große Bedrängniß über dieſes harte Verfahren Sr. Heiligkeit und konnte ſich erſt dann zum Angriff entſchließen, als ſeine Gewiſſensſcrupel durch einen beifälligen Ausſpruch ſpaniſcher Theologen gehoben waren. Der Herzog von Alba fiel am 5. September 1555 mit 12,000 Veteranen, begleitet von den vertriebenen Anhängern der kaiſerlichen Partei, in das Gebiet von Rom ein und bemächtigte ſich, da ihm kein Feind entgegentrat, in kurzer Zeit deſſelben zum größern Theile. Rom ſelbſt gerieth in Schrecken und der Papſt, um Zeit zu gewinnen, ſah ſich genöthigt, um Waffenſtillſtand zu bitten. Alba, der ebenfalls Verſtärkung erwartete, ging denſelben auf zehn und dann auf vierzig Tage ein, 19. November. Die Annäherung eines franzöſiſchen Heeres unter dem Herzoge von Guiſe ermuthigte den Papſt zu neuen Feindſeligkeiten. Philipp wurde durch eine Sentenz der Krone Neapels für verluſtig erklärt und die päpſtlichen Botſchafter von den Höfen Philipp's und Karl's V. ſowie ihrer Verbündeten abberufen. Der übliche Fluch gegen die Feinde der Kirche, der am Gründonnerſtage ausgeſprochen wird, wurde dieſes Mal auf den Herzog von Alba und ſein Heer ausgedehnt, das Kirchengebet für den Kaiſer unterlaſſen. Die Zurüſtungen Paul's entſprachen keineswegs ſeiner kriegeriſchen Wuth. Der Herzog von Guiſe fand bei ſeiner Ankunft in Rom alles im ſchlechteſten Stande und ſah ſich hauptſächlich auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen. Er rückte in das Königreich Neapel ein und belagerte drei Wochen lang vergeblich Civitella, eine Grenzfeſtung. Um die Scharte auszuwetzen, ging er auf Alba ſelbſt los und bot ihm eine Schlacht an. Dieſer vermied aber eine ſolche und hielt ſich in ſeinem verſchanzten Lager. Guiſe, deſſen Heer von Krankheiten ſehr litt, überwarf ſich mit dem Anführer der päpſtlichen Haufen und dem römiſchen Stuhle ſelbſt und gerieth durch die Nachläſſigkeit ſeiner Verbündeten in ſolche Noth, daß er ſeinen König um friſche Verſtärkung oder um Abberufung bat.

Während der italieniſchen Ereigniſſe hatte Philipp, der aus der Entblößung der franzöſiſchen Grenzen Vortheil ziehen wollte, ein Heer in den Niederlanden geſammelt; es war ihm ſogar gelungen, ſeine Gemahlin Maria zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich und zur Unterſtützung ſeines Unternehmens zu bewegen. Der Herzog von Savoyen, der den Oberbefehl über das Heer erhielt, täuſchte den Feind über ſeine Abſichten und fiel in die Picardie ein, wo man ſeinen Angriff am wenigſten erwartet hatte. Er beſtürmte St. Quentin und würde dieſen wichtigen Platz bald eingenommen haben, wenn ſich nicht der Admiral von Coligny, Gouverneur der Picardie, mit einer eilig zuſammengerafften Mannſchaft in die Feſte geworfen und ſie hartnäckig vertheidigt hätte. Dieſer ſah indeſſen die Unmöglichkeit ein, ſich auf die Dauer gegen den Angriff der Niederländer und Engländer zu behaupten, und bat ſeinen Oheim, den Connetable von Montmorency, um Unterſtützung. Ein Heer rückte zum Entſatze heran, aber es erlitt durch die Unbeſonnenheit des Connetable, welche Graf Egmont, Befehlshaber einer Reiterſchaar, vortrefflich benutzte, eine bedeutende Niederlage. Paris bangte ſchon wieder vor einem drohenden Angriffe; indeſſen begnügte ſich Philipp, der nach dem Siege perſönlich im Lager von St. Quentin erſchien, damit, die Belagerung dieſes Platzes fortzuſetzen. Am 27. Auguſt wurde er übergeben. König Heinrich traf die geeigneten Anſtalten zur Vertheidigung ſeines Reiches, ſammelte die Reſte von Montmorency's Heer und warb neue Haufen; er bot ſeine Lebensmiliz auf und rief ſeine Mannſchaften aus Piemont und Neapel ab. Zugleich wendete er ſich um Unterſtützung an ſeinen alten Bundesgenoſſen, den Sultan, und ſuchte die Schotten zu einem Einfalle in England zu bewegen. Zufolge dieſer energiſchen Zurüſtungen gab Philipp jeden Gedanken an einen Einfall in das Innere auf, für welchen er ohnedies nicht ſehr geſtimmt war; er eroberte indeß die beiden feſten Plätze Ham und Catelet, und lebte ſeinem Vergnügen über den Sieg bei St. Quentin, den er in der Folge durch Erbauung des Escurials verherrlichte.

Der Herzog von Guiſe empfing mit Freude den Befehl zum Abzuge, der ihn aus einer drückenden Lage auf den Schauplatz des Ruhms berief. Trotz den eindringlichſten Vorſtellungen des Papſtes leiſtete er ihm Folge, 29. September 1557. Paul ſah ſich mit einem Male in die frühere Noth verſetzt und war froh, durch die Vermittelung der Venetianer und des Herzogs von Florenz einen Frieden unter leidlichen Bedingungen zu erhalten. Philipp's Friedensliebe ging ſogar ſoweit, ſich in der Perſon Alba's vor dem Papſte zu demüthigen und zwei Städte, die ihm ſein Vater abgetreten hatte, zu opfern, indem er Piacenza an Octavio Farneſe und Siena an Coſimo überließ.

Guiſe, mit Begeiſterung in Frankreich aufgenommen, eröffnete, trotz der ſpäten Jahreszeit, an der Spitze eines muthigen und zahlreichen Heeres, bei welchem ſich deutſche und Schweizer-Haufen befanden, den Feldzug. Er wendete ſich zunächſt gegen Calais, ſeit dem Siege bei Creſſy ein engliſches Beſitzthum, und ſchloß die Stadt ein, 1. Januar 1558. Nach acht Tagen fiel ſie in ſeine Gewalt. Sogleich griff er Guines an und zwang auch dieſe Feſtung zur Uebergabe. So groß die Beſtürzung über dieſe Schläge auf ſpaniſch-engliſcher Seite war, ſo ſehr ſtieg des Herzogs Anſehen bei ſeinen Landsleuten, die den letzten Reſt der engliſchen Herrſchaft in Frankreich in der kürzeſten Zeit vertilgt ſahen. Nach der Vermählung der jungen Königin Maria von Schottland mit dem Dauphin, begann der Herzog den Feldzug mit einem Unternehmen auf Thionville, den feſteſten Punkt des Feindes im Herzogthum Luxemburg, und wegen der Nähe von Metz für die Franzoſen von beſonderer Wichtigkeit. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung zwang er die Beſatzung, zu capituliren, 22. Juni 1558. Indeß erlangte der Feind auf einem andern Schauplatze einen bedeutenden Vortheil. Der Gouverneur von Calais, de Termes, hatte, ohne Widerſtand zu finden, einen Einfall in Flandern gemacht und an der Spitze eines Heeres von 14,000 Mann nach einer fünftägigen Belagerung Dünkirchen eingenommen. Auf dem Marſche nach Nieuwport begriffen, wurde er, durch die Annäherung Egmont's an der Spitze einer überlegenen Zahl Truppen, zum Rückzuge bewogen. Bei Gravelingen, am Ausfluſſe der Aa in die See, ſtießen beide Heerhaufen aufeinander. Eine Zeit lang ſchwankte der Sieg, da die Franzoſen eine günſtige Stellung in dem Winkel einnahmen, den die Mündung des Fluſſes bildet. Allein engliſche Kriegsſchiffe, die, an der Küſte kreuzend, auf das Donnern des Geſchützes die Aa heraufſegelten und den rechten Flügel der Franzoſen beſchoſſen, gaben den Ausſchlag. Die Letztern erlitten eine beträchtliche Niederlage; de Termes ſelbſt fiel mit andern bedeutenden Officieren in die Hände der Sieger. Guiſe eilte auf die Kunde der Niederlage ſogleich in die Picardie, um ihren Folgen vorzubeugen und zog bedeutende Verſtärkungen an ſich. Auch das feindliche Heer hatte ſich zuſammengezogen, und beide Gegner lagerten ſchlagfertig gegenüber. Allein es kam zu keiner Schlacht, obſchon ſowohl Heinrich als Philipp perſönlich im Felde ſtanden. Vielmehr dachten Beide ernſtlich an Frieden. Philipp wünſchte ſehnlich, nach Spanien zurückzukehren, wo ſoeben ein ihn nahe angehendes Ereigniß eingetreten war; Heinrich wurde durch eine Hofintrigue beſtimmt. Die Bevollmächtigten kamen in Cercamp zuſammen. Der Tod der Königin Maria von England und die Thronbeſteigung Eliſabeth's hemmten zwar die Unterhandlungen für einige Zeit; allein bei der Geneigtheit der beiden Monarchen, ſowie der neuen Königin, den Frieden herzuſtellen, kam man endlich in Chateau-Cambreſis, wo die Unterhandlungen fortgeſetzt wurden, zum Ziele. Am 2. und 3. April 1559 kam der Friede zu Stande, der dem lange erſchütterten Europa endlich die erſehnte Ruhe gönnte. England gab Calais unter ehrenvollen Bedingungen auf; Frankreich erſtattete Savoyen und Piemont zurück; der Herzog dieſer Länder erhielt die Hand Margarethens, der Schweſter des Königs. Dieſer verſprach ferner, ſeine Beſatzungen aus den Gebieten von Florenz, Siena und der Inſel Corſica zu ziehen. Philipp dagegen verlobte ſich mit der Tochter Heinrichs, Eliſabeth, welche für ſeinen Infanten Don Carlos beſtimmt war. Während der glänzenden Feſtlichkeiten zu Ehren des Friedens, den man in Frankreich für ſehr ſchimpflich hielt, und der doppelten Vermählung, endigte König Heinrich II. ſein Leben auf ſehr tragiſche Weiſe, 10. Juli 1559, 48 Jahre alt. Bald darauf ſtarb der Papſt Paul IV. am 18. Auguſt. In kurzer Zeit ſaßen auf allen Thronen andere Herrſcher, und die europäiſche Geſchichte fand ſomit einen natürlichen Abſchnitt.

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Karl in Spanien.

Reiſe Karl's und ſeiner Schweſtern nach Spanien. — Zuſammentreffen mit Don Carlos. — Einzug der Königinnen in Valladolid. — Verhandlungen über Navarra. — Don Carlos, Infant von Spanien. — Karl in Xarandilla. — Tafelfreuden.

Hauptſächlich ein Zuſammenſtoß äußerer Verhältniſſe hatte Karl zur Abdankung gedrängt; dann erſt war die in ſeinem Innern ſchlummernde Neigung zu einem einſamen, aſcetiſchen Leben erwacht. Schon mit ſeiner Gemahlin Iſabella von Portugal († 1538) hatte er ſich über das romantiſche Vorhaben geeinigt, dereinſt ein klöſterliches Leben zu führen, er unter Mönchen, ſie in einem Nonnenkloſter. Mitten im bewegteſten Leben taucht dieſe ſtille Sehnſucht wieder in ihm auf. Der ſchlaue Staatskünſtler war zuweilen unwillkürlich genöthigt, dem von ihm ſo oft verletzten Menſchenthum ſittliche Rechnung zu tragen und auf eine Stimme in ſeinem Innern zu horchen, die alle Eingebungen diplomatiſcher Klugheit übertönte. Jetzt kamen noch Gewiſſensſcrupel hinzu, weil er aus Liebe zu ſeinem Sohne ſich nicht wieder vermählt und daher Sünden begangen hatte, für welche er büßen wollte.

Indem wir Karl in ſeine Zurückgezogenheit begleiten, überſchreiten wir unſere Aufgabe, eine Geſchichte ſeiner Regierung zu ſchreiben, nicht; weil er der Theilnahme an den Geſchäften nie entſagte, vielmehr noch manche Anordnungen ſelbſtſtändig traf. Es geht daraus hervor, daß von einem eigentlichen Kloſterleben nicht die Rede iſt. Ueberhaupt iſt der Heiligenſchein, den Karl's Lobredner um ſein Haupt zu ziehen bemüht waren, durch eine gründliche Beleuchtung ſeiner Zurückgezogenheit erloſchen, und wir faſſen den Mann um ſo genauer ins Auge, da uns weder dieſer Nimbus, noch die Kronen auf ſeinem Haupte blenden.

Begleitet von ſeinen Schweſtern Eleonore und Maria, ſeinem Sohne Philipp, ſeiner Tochter Maria und deren Gemahl Maximilian, begab ſich Karl, nach einem kurzen Aufenthalte in Gent, ſeiner Geburtsſtadt, in Vliesſingen auf die Flotte, die ihn nach dem Lande ſeiner Sehnſucht führen ſollte, Anfang September 1556. Seine Schweſtern hatten ebenfalls die Abſicht, in Spanien ein Aſyl zu ſuchen. Eleonore, die Witwe Emanuel's von Portugal und Franz' I., ſtand im achtundfunfzigſten Jahre und war ſehr leidend. Obgleich ſie die Lieblingsſchweſter des Kaiſers war, hatte ſie doch ſtets unter ſeiner ſelbſtſüchtigen Politik leiden müſſen. Zweimal perſönlich geopfert, hatte ſie erſt vor drei Jahren die Kränkung erfahren, daß Philipp II., auf Veranlaſſung ſeines Vaters, die Unterhandlungen wegen einer Vermählung mit ihrer Tochter Maria von Portugal abbrach, um Maria Tudor zu gewinnen. Ihre fünf Jahre jüngere Schweſter Maria, Witwe des bei Mohacz umgekommenen Ludwig's II., Königs von Ungarn und Böhmen, über deſſen Verluſt ſie ſich nie tröſten konnte, war das Gegentheil der ſanften und milden Eleonore. Körperlich abgehärtet und entſchloſſenen Geiſtes, füllte ſie den Platz, den Karl ihr angewieſen, die Statthalterſchaft der Niederlande, zu ſeiner völligen Zufriedenheit aus. Nach einer elftägigen Fahrt warf das Schiff des Kaiſers im Hafen von Laredo in Biscaya Anker, 28. September. Karl wurde vom Biſchof von Salamanca und einem Alcalden des Hofes auf Befehl der Regentin Juana bewillkommnet. Die Ankunft der hohen Geſchwiſter erregte großes Erſtaunen, da noch wenige Zurüſtungen für ihre Aufnahme getroffen waren. Der Admiral der Flotte, Carvajal, ſandte ſogleich ſeinen Bruder mit der Nachricht ihrer Ankunft an den Hof nach Valladolid. Die Regentin unterrichtete ſofort den Oberhofmeiſter des Kaiſers, Quixada, welcher nach Spanien vorausgereiſt war, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und der ſich nun auf ſein Landgut bei Valladolid begeben hatte. Am 4. October fand er ſich in Laredo ein, wo große Noth herrſchte. Die Hälfte des kaiſerlichen Gefolges war krank; einige geringere Bedienten waren geſtorben; kein Arzt, kein Prieſter war in der Nähe; nun noch Mangel an Lebensmitteln für das zahlreiche Gefolge, nicht einmal ein Courier zur Hand, um Schreiben zu befördern: dazu herrſchte die übelſte Witterung. Die Flamländer ergoſſen ſich in laute Klagen und ſchauderten davor, in dieſes unwirthliche Land vorzudringen. Der Alcalde, mit den Zurüſtungen zur Reiſe beauftragt, verlor den Kopf; der Kaiſer fühlte ſich krank und gerieth wegen der ſchlechten Vorkehrungen in die übelſte Laune; bei Quixada's Erſcheinen wurde er heiterer. Die Zurüſtungen wurden energiſch betrieben, und am 6. October brach man von Laredo auf. Wegen des ſchwachen Zuſtandes, in welchem ſich der Kaiſer befand, machte man ſehr kleine Tagereiſen: er legte den Weg bald in einer von Pferden gezogenen Sänfte, bald in einem Tragſtuhle zurück. An ſeiner Seite ritt gewöhnlich Quixada; die Dienerſchaft folgte zu Pferde; dem Zuge voraus ritt der Alcalde mit fünf Alguazils, die mit ihren Amtsſtäben einen Zug von Gefangenen zu führen ſchienen. Karl zeigte ſich in keinem kaiſerlichen Aufzuge; er war unempfindlich gegen die äußere Schauſtellung geworden. Zwiſchen Ampuero und La Neſtoſa ſtießen Don Enrique Guzman und Don Pedro Pimendel auf die Reiſegeſellſchaft. Erſterer führte Lebensmittel herbei; der Kaiſer verſuchte ſogleich Eingemachtes, das ſich unter dem Vorrathe befand, und nahm es für ſich in Beſchlag; der Andere, Cavalier des Prinzen Don Carlos, Enkels des Kaiſers, brachte Begrüßungsſchreiben von ſeinem jungen Gebieter, der ſeinem Abgeſandten den Ort einer Zuſammenkunft anzugeben bat. In der kleinen Stadt Medina de Pomar hielt der Kaiſer einen Raſttag und nahm hier die perſönlichen Huldigungen und Adreſſen der Umwohnenden und der benachbarten Städte entgegen. Am 13. October kam er in Burgos an, feierlich von dem alten Connetable von Caſtilien, Velasco, und einer Schaar Edelleuten eingeholt. Bei ſeinem Einzuge begrüßten ihn die Glocken der Kathedrale, deren Thürme bei Nacht ihm zu Ehren illuminirt wurden. Die Entbehrungen der bisherigen Reiſe, die ihren Grund in dem Umſtande haben, daß der Kaiſer früher eintraf, als man ihn erwartete, ſcheinen die Veranlaſſung jener Gerüchte zu ſein, als habe der Kaiſer während ſeiner letzten Jahre, von ſeinem Sohne mit Undank gelohnt, Noth zu leiden gehabt. Selbſt Robertſon erzählt dies und berichtet von dem dürftigen und nachläſſigen Empfange, der Karl in Burgos von einigen Edelleuten zu Theil geworden ſei. Im Gegentheil gab der Kaiſer während ſeines zweitägigen Aufenthalts in dieſer Stadt den vornehmſten Granden Audienz. Der Admiral von Caſtilien, die Herzöge von Medina-Celi, Medina-Sidonia, Maqueda und Andere bewieſen ihm ihre Huldigung. Unter den geringern Edelleuten erſchien auch der Bruder des Rebellen Juan von Padilla, der in dem damaligen Kampfe auf königlicher Seite gefochten, und dafür zu Gunſt und Ehren gelangt war, während Juan auf dem Schaffot geendigt hatte. Am 16. October brach der Kaiſer von Burgos nach Valladolid auf; eine Reiterſchaar unter Anführung Franciſco's de Beaumont erſetzte zu Quixada's Freude den Alcalden und die Alguazils. In Palenzuela fand Karl eine Sendung Butten vor. Fiſche waren ſeine Lieblingskoſt, aber ſie bekamen ihm nicht, und das Unwohlſein, welches ihn in Torquemada, dem nächſten Ruheorte, überfiel, rührte wahrſcheinlich von ihrem Genuſſe her. An dieſem Orte empfing ihn der Biſchof von Palencia mit einem Vorrathe von Lebensmitteln und Leckerbiſſen. Karl erſcheint keineswegs für irdiſche Genüſſe abgeſtorben, und ſeine getreuen Unterthanen kannten ſeine Neigung dazu. In Cabezon, einem Dorfe, welches zwei Stunden von Valladolid entfernt liegt, erwartete ihn, ſeiner Anweiſung gemäß, der Infant Don Carlos. Er umarmte ſeinen Enkel zärtlich und ließ ihn mit ſich ſpeiſen. Der Prinz fand über Tiſch Wohlgefallen an einem kleinen tragbaren Kohlenbecken, welches der Kaiſer, um ſich zu wärmen, in der Hand hatte, und bat es ſich zum Geſchenk aus. Der Kaiſer verſprach, ſeine Bitte ſolle erfüllt werden, wenn er ſelbſt todt ſei und es nicht mehr brauche. Er verbat ſich einen feierlichen Empfang in Valladolid und äußerte den Wunſch, man möge ihn den beiden Königinnen zu Theil werden laſſen, welche ihm nachfolgten. Am 21. October zog er prunklos in

Hunde, zu welchem ihr den Erben von Wincheſter führt? Ha, könnt ihr mich nicht einen ehrenvollen Tod ſterben laſſen, wie ihn mein Rang und meine Tapferkeit von euch fordern?" Ein hohniſches, bitteres Lächeln war die Antwort ſeiner Wachen; und tief aufſeufzend fuhr der ſchöne Jüngling fort: „O Gott! im Felde, in den Wellen, ſelbſt im Feuer, auf dem Blocke, der ſo oft vom beſten und edelſten Blute rauchte, hätte ich lächelnd ſterben wollen; aber ſo —"

Seine innere Bewegung ſchien ſich zu ſteigern; aber raſch und entſchloſſen unterdrückte er plötzlich jedes äußere Zeichen derſelben und drängte das wehmüthig bitt're Gefühl in das Herz zurück, das in wenigen Augenblicken nicht mehr ſchlagen ſollte. Denn das ſchadenfrohe Vergnügen der rohen und gemeinen Natur, das ſich auf den verzerrten Geſichtern ringsumher als widriges Grinſen äußerte, das Vergnügen über den ohnmächtigen Zuſtand, in welchen ſie das ſtolze Herz ihres vor kurzem noch ſo mächtigen Feindes ſahen, war der Seele des Jünglings beängſtigender, ſelbſt als der ſchimpfliche Tod, zu welchem er ſich von gemeiner Rachſucht verdammt ſah.

Valladolid ein und wurde im Schloßhofe von Don Carlos und der Regentin Juana empfangen. Letztere war die jüngere Tochter des Kaiſers und Wittwe Juan's, Prinzen von Braſilien, Thronfolgers von Portugal. Nach dem Tode ihres Gemahls und nach der Geburt Sebaſtian's, deſſen tragiſches Schickſal bekannt iſt, hatte ſie ſich nach Spanien zurückgezogen und war Regentin der Königreiche geworden. Am folgenden Tage wurden die Königinnen von den Großen, den Würdenträgern der Kirche und den Behörden feierlich eingeholt. Den feſtlichen Tag beſchloß ein Banket und Ball, dem auch der Kaiſer beiwohnte. Er fühlte ſich ſehr wohl und war in der beſten Stimmung. Am 27. October erſchien ein Botſchafter ſeines Schwagers Johann's III. und ſeiner Schweſter Katharina, der Beherrſcher von Portugal, um ihn zu bewillkommnen. Der Kaiſer empfing ihn mit der größten Huld, da er ein doppeltes Unrecht am portugieſiſchen Hofe gutzumachen hatte. Nicht allein war Philipp II. auf Betrieb ſeines Vaters wortbrüchig gegen eine Prinzeſſin deſſelben geworden, ſondern der Kaiſer ſelbſt hatte die Bewerbung des Prinzen Ludwig von Portugal um die Hand Maria's von England vereitelt. Dieſe doppelte Kränkung von Seiten der Habsburger mochte auch die Urſache geweſen ſein, daß Juana den portugieſiſchen Hof und ihren Sohn im Stich zu laſſen ſich gedrungen fühlte. Die Spannung dauerte auch jetzt noch fort, von Frankreich ſorgfältig unterhalten, und man vermuthete, daß der Krieg in Flandern zum Theil mit braſiliſchem Golde geführt wurde. In Valladolid hatte der Kaiſer jeden Tag lange Conferenzen über die Geſchäfte mit der Regentin und dem Geheimſchreiber Vazquez. Er, der ſo lange das Ruder geführt, konnte ſich nicht enthalten, den künftigen Lenkern noch gute Lehren zu ertheilen. Allerdings währte das bis zu ſeinen letzten Lebenstagen in Yuſte. Für jetzt war er indeſſen entſchloſſen, jeder fernern Theilnahme an der Verwaltung zu entſagen, wie er ſeinem Sohne unter dem 30. October in einem Briefe erklärte, der hauptſächlich gewiſſe Anerbietungen des Prätendenten von Navarra betraf. Wir erinnern uns, daß dieſes Königreich zu Anfang des Jahrhunderts von Ferdinand dem Katholiſchen ſeinem rechtmäßigen Beſitzer, Johann d'Albret, entriſſen worden war, und daß ein Verſuch deſſelben, ſich ſeines Erbes zu bemächtigen, durch die Entſchloſſenheit des Cardinals Ximenes vereitelt wurde. Auch die ſpäteren Bemühungen Franz' I., die d'Albrets, zufolge des Vertrags von Noyon, wieder einzuſetzen, hatten keinen Erfolg gehabt. Die Anſprüche auf Navarra waren nach dem Tode Heinrich d'Albret's auf ſeinen Schwiegerſohn Anton von Bourbon übergegangen, den Vater Heinrich's IV. Von den Guiſen in ſeinem letzten Beſitze, dem Fürſtenthum Bearn, bedroht, ſuchte er, gegen Aufgabe ſeiner Anſprüche auf Navarra, Schutz bei dem mächtigen Nachbar. Der Kaiſer legte die Entſcheidung ganz in die Hände ſeines Sohnes und ſprach in ſeinem Briefe ſchließlich die Erwartung aus, daß ſich der Prinz von Oranien und ſein Geheimſchreiber mit dem König Ferdinand über die letzten Schritte ſeiner Thronentſagung für das römiſche Reich verſtändigt haben möchten. Er war indeſſen ſo zurückhaltend über ſeine Abſichten, daß ſeine Umgebung nicht genau wußte, ob er ſich wirklich nach Yuſte zurückziehen wolle. Er ließ jedoch den Prior des dortigen Conventes und den General des Hieronymitenordens nach Valladolid kommen und ertheilte ihnen ſo oft Audienzen, daß ſeinen Flamländern in der That der Muth ſank. Der Verkehr des Kaiſers mit ſeinem Enkel dauerte fort; doch hatte Karl wenig Gefallen am Erben ſeines Namens. Der Infant hatte, trotz ſeinem jugendlichen Alter, er war elf Jahre alt, ſchon Spuren jener geiſtigen Zerrüttung gezeigt, die das Leben ſeiner Urgroßmutter umnachtete. Der Trotz und die Leidenſchaftlichkeit, die ſeiner Laufbahn ein ſo frühes Ziel ſteckten, traten ſchon damals ſtark hervor; er lag in beſtändigem Streite mit ſeiner Tante. Dichter und ſentimentale Geſchichtſchreiber haben ihn zum Märtyrer für Volks- und Gewiſſensfreiheit gemacht; in der Wirklichkeit iſt er das nicht geweſen. Sein Großvater ſah ihn jetzt als ein eigenſinniges, ungezogenes Kind an, an dem die Ruthe für ſein künftiges Heil nicht geſpart werden dürfe. Der üble Eindruck, den der Knabe auf den Kaiſer gemacht hatte, ſoll weſentlich zu Philipp's Widerwillen gegen ſeinen Sohn beigetragen haben. Am 4. November brach Karl von Valladolid auf; eine Eſcorte Reiter und eine Schaar von Landsknechten deckte den Zug. Er war noch nicht weit vorgerückt, als der Kaiſer einen Anfall bekam, der jedoch durch Auflegung heißer Kiſſen auf den Magen gehoben wurde. Die zweite Nachtruhe hielt man in Medina del Campo, wo Karl's Großmutter, Iſabella von Caſtilien, 1504 geſtorben war. Der Kaiſer nahm ſein Quartier nicht in der königlichen Reſidenz, ſondern im Hauſe eines reichen Geldmäklers, der, wie einſt die Fugger in Augsburg, unter andern koſtbaren Vorkehrungen ein goldenes Kohlenbecken aufgeſtellt hatte, das nicht, wie gewöhnlich, mit verkohlten Weinranken, ſondern mit dem feinſten Zimmet von Ceylon gefüllt war. Der Kaiſer nahm jedoch dieſe Prahlerei übel, ließ ſeinen Wirth nicht zum Handkuſſe und befahl beim Abſchied, ſein Nachtlager zu bezahlen. Am vierten Tage drang man in das Gebirge vor, das ſich in weiten Verzweigungen von Moncayo in Aragon bis nach Liſſabon erſtreckt und deſſen Mittelpunkt die wilde Sierra von Bejar bildet. Das Regenwetter hörte auf, und der Kaiſer fühlte die Einwirkungen der rauhen Gebirgsluft. Eine Sendung Eiderdunenkiſſen vom Hofe aus kam unter dieſen Umſtänden ſehr erwünſcht. Karl hatte urſprünglich den Weg nach Xarandilla, dem Yuſte zunächſt gelegenen Dorfe, wo er einſtweilen ſeinen Aufenthalt nehmen wollte, über Plaſencia gewählt, allein aus Scheu vor den Empfangsfeierlichkeiten in jener Stadt zog er den geraden, aber ſchwierigen Weg durch das Gebirge vor. Am 12. November brach er von Tornavacas auf, begleitet von einem Haufen Fiſchern und Landvolks, die ſich beim Uebergang der ſteilen ungebahnten Wege ſehr nützlich erwieſen. Auf der Höhe angelangt, von wo aus er eine Ausſicht auf die vor ihm liegende reizende Landſchaft hatte, ſagte der Kaiſer ſich umblickend: das iſt der letzte Paß, den ich je durchſchneiden werde. Er nahm, in Xarandilla angelangt, ſein Quartier in dem Schloſſe des Grafen Oropeſa. Seine Umgebung ſtaunte, wie wenig angegriffen er von der mühſamen Reiſe war. In dem ſtillen, nachmals durch ganz Spanien ſo berühmten Thale, beſchloß der Kaiſer ſein Leben abzuſpinnen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er je zuvor durch eigene Anſchauung eine Vorliebe für dieſe Gegend gefaßt habe; vielmehr mag ihn mündliche Anpreiſung derſelben zu der Wahl veranlaßt haben. Karl wohnte in dem Hauſe der Grafen Oropeſa, welches ſeitdem verfallen iſt, faſt drei Monate, um hier die Vollendung ſeiner Reſidenz in Yuſte abzuwarten. Er lebte nur einige Tage als Gaſt hier; da er eine längere Dauer ſeines Aufenthaltes vorausſah, richtete er ſeinen eigenen Haushalt ein, und ſeine Wirthe empfahlen ſich, weil ihr gewöhnlicher Sitz nicht hier war. Während des Novembers herrſchte die ſchlechte Jahreszeit mit allen ihren Schrecken, Regengüſſen und undurchdringlichem Nebel. Der Kaiſer indeß war in der beſten Stimmung. In einen Rock, der aus den Eiderdunenkiſſen der Infantin gefertigt war, eingehüllt, ſaß er am Feuer in Geſellſchaft des Geheimſchreibers Gaztelu, welcher ihm die täglich von Valladolid eintreffenden Depeſchen vorlas und die Antworten nach dem Dictate ſchrieb, oder genoß der belehrenden Unterhaltung ſeines claſſiſch gebildeten Lieblings, des treuen van Male, der ſeit ſechs Jahren Karl's unverdroſſener Wärter und Geſellſchafter bei Tage und bei Nacht war. Beſonders nahmen die Ereigniſſe in den Niederlanden und die Händel mit Paul IV. das Intereſſe des Kaiſers in Anſpruch. Aber es fehlte auch nicht an andern Anregungen. Die Königin Eleonore wünſchte, ihre Tochter, die Infantin Maria von Portugal, zu ſehen, und hoffte ſie zu bewegen, ihren Aufenthalt bei der Mutter zu nehmen. Aber Maria, durch die Treuloſigkeit Philipp's und durch den Mangel an Ausſicht, jemals vermählt zu werden, verbittert, beſchloß, als ſechsunddreißigjährige Jungfrau ins Kloſter zu gehen und war nicht ſehr geneigt, den Wünſchen ihrer Mutter nachzukommen. Der Kaiſer mußte ſich endlich, auf Bitten ſeiner Schweſtern und ſeiner Tochter der Sache annehmen und er ertheilte dem portugieſiſchen Geſandten mehrere Audienzen während ſeines zweitägigen Aufenthaltes in Xarandilla. Auch Anton von Bourbon empfahl durch einen Agenten ſeine Angelegenheit wiederholt der Aufmerkſamkeit des Kaiſers. Ferner erſchien im Anfange des Decembers ein Jude aus der Berberei und überbrachte Papiere, welche geheime Verhandlungen des Königs von Frankreich mit dem Beherrſcher von Fez zum Zweck eines Angriffes auf die ſpaniſchen Küſten bewieſen. Vor Allem beſchäftigte den Kaiſer indeſſen der Fortſchritt ſeiner häuslichen Einrichtung in Yuſte. Dieſelbe wurde ſchon ſeit drei Jahren betrieben; der Kaiſer ſoll den Riß zu dem Hauſe ſelbſt entworfen haben. Auf der Reiſe nach England beſuchte Philipp, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, deſſen zukünftigen Aufenthaltsort. Der Ordensgeneral der Hieronymiten und ein anderer Frater hatten die Oberaufſicht über den Bau, der im tiefſten Geheimniſſe ausgeführt wurde. Schon früher nach Valladolid berufen, hatten ſie auch jetzt, nebſt dem Prior des Kloſters, häufige Audienzen beim Kaiſer. Trotz Regen und Nebel beſuchte Karl in ſeiner Sänfte das Kloſter, verrichtete, da das Feſt der heiligen Katharina war, ſein Gebet in der Kirche und zeigte ſich von ſeinem künftigen Wohnorte ſehr befriedigt; er befahl, vierzig Betten darin aufzuſtellen und gedachte, Mitte December einzuziehen. Die flämiſche Dienerſchaft betrachtete den neuen Aufenthalt mit ſehr ungünſtigen Augen; auch der Mayordomo und der Geheimſchreiber ergoſſen ſich in bittern brieflichen Klagen gegen den Staatsſecretair in Valladolid. Eine Anzahl Mönche, die, um Platz für die Ankömmlinge zu gewinnen, in andere Klöſter verſetzt werden ſollte, weigerte ſich, die gnadenbringende Nähe des Kaiſers aufzugeben, und es entſtand Zank und Streit im Kloſter, der ſelbſt zu den Ohren des unſchuldigen Veranlaſſers drang. Seinen Verdruß über dieſen Zwieſpalt und die Klagen der Diener erhöhte noch ein Brief der Königin Maria, die ihren Bruder bat, ſich zweimal zu bedenken, ehe er ſich an einem ſo ungeſunden Orte wie Yuſte niederlaſſe. Karl fand, wie ſeine Leute, Troſt für alle Mishelligkeiten beim Mahle. Er hatte den Freuden der Tafel, trotz ſeiner ſchwachen Conſtitution und der Gicht, zu der er ſchon frühe Anlage zeigte, ſtets eifrig gefröhnt. Seine Leiſtungen bei Tiſche erregten öfters das Erſtaunen fremder Botſchafter, und der kaiſerliche Koch, Monfalconetto, gerieth zuweilen in Verzweiflung, den Anſprüchen ſeines Gebieters nicht genügen zu können. Auch jetzt noch war die gute Beſetzung ſeiner Tafel eine wichtige Sorge für dieſen, ſowie der Hauptgegenſtand der Correſpondenz zwiſchen dem Mayordomo und dem Staatsſecretair. Der wöchentliche Courier von Valladolid nach Liſſabon mußte ſeinen Weg ändern, um jeden Donnerſtag friſchen Fiſch für die Freitagsfaſten mitzubringen. Von allen Seiten wurden genießbare Geſchenke aller Art eingeſandt, die Quixada jedoch, die phyſiſche und moraliſche Schwäche des Kaiſers kennend, nur mit Unwillen annahm. Sein Dienſt war ſchwierig, da er nach beiden Seiten hin immer abwehren mußte.

Vierunddreissigstes Kapitel.

Karl's Kloſterleben.

Einzug in Yuſte. — Das Haus des Kaiſers. — Einrichtung und Lebensweiſe. — Karl's Einnahmen. — Finanzoperationen. — Politiſche Angelegenheiten. — Sorgen und Freuden. — Beſuche.

Zu Anfang des Jahres 1557 litt Karl noch an einem Gichtanfalle, der in den letzten Tagen des Decembers eingetreten war. Den portugieſiſchen Geſandten, der in Angelegenheiten der Infantin Maria zu ihm kam, empfing er im Bette. Mit dem von Alba eingegangenen vierzigtägigen Waffenſtillſtande war er ſehr unzufrieden; er hatte den Herzog im Verdachte, vom Papſte beſtochen worden zu ſein, und er ſchrieb in dieſem Sinne an den König, der die von ſeinem Feldherrn eingegangenen Bedingungen nicht beſtätigte. Ende Januar und Anfangs Februar forderte er die Regentin dringend auf, Rüſtungen zum Kriege anzuſtellen, das von den Mauren bedrohte Oran und die Grenze von Navarra gegen etwaige Verſuche der Bourbonen ſicher zu ſtellen. In den letzten Tagen des Januar wurde der künftige Haushalt hergeſtellt; achtundneunzig Diener wurden nach Flandern entlaſſen, etwa zweiundfünfzig für Yuſte zurückbehalten. Auch die Hellebardirer und Alguazils bekamen ihren Abſchied; der Alcalde erhielt die überflüſſigen Pferde zum Geſchenk. Ein kleines, einäugiges Pferd, acht Maulthiere, zwei Sänften, einen Trageſſel behielt man bei. Am 3. Februar entließ der Kaiſer die abgedankte Dienerſchaft und richtete an jeden Einzelnen ein freundliches Wort. Um drei Uhr beſtieg er die Sänfte und kam nach zwei Stunden vor den Thoren von Yuſte an. Vom Prior empfangen, ſtieg er aus und wurde in einem Seſſel zur Kirchthüre getragen. Die Kloſterbrüder waren ihm in Proceſſion entgegengegangen und ſangen bei Orgelklang ein Tedeum. Altäre und Chorgang waren glänzend mit Kerzen erleuchtet; der reichſte Schmuck war ausgeſtellt. Karl kniete nieder, dankte Gott für die glückliche Beendigung ſeiner Reiſe und wohnte der Veſper des St. Blaſiusfeſtes bei. Darauf beglückwünſchte ihn der Prior in einer Rede, wobei er ihn, zum Aergerniß der Höflinge, ſtatt Majeſtät, hochwürdiger Vater anredete, und ſtellte ihm die Glieder des Convents vor, deren jedes ihm die Hand küßte und dafür eine brüderliche Umarmung empfing. Während der Ceremonie weinte und jammerte die Dienerſchaft, welche in voller Anzahl den Gebieter zum Ziel ſeiner Reiſe geleitet hatte. Nach einer Beſichtigung des Kloſters zog ſich der Kaiſer in ſeine Gemächer zurück.

Yuſte iſt, wie ſchon erwähnt, ein Haus der Hieronymiten, einer Abzweigung des Franziscanerordens, und liegt in einem lieblichen Thale, etwa zwei Stunden weſtlich von Jarandilla und ſieben öſtlich von Plaſencia am Abhange des Gebirges, welches, ſo weit das Auge reicht, mit Eichen- und Kaſtanienwaldung bekleidet iſt. Eine halbe Stunde ſüdlich liegt tiefer an dem Abhange das Dorf Cuacos, zwiſchen Obſt- und Maulbeerbaumgärten verſteckt. Das Kloſter verdankt ſeinen Namen nicht dem heiligen Juſtus, ſondern einem Bache, der von der Sierra hinter ſeinen Mauern herabfließt, ſeinen Urſprung aber einem gewiſſen Sancho Martin von Cuacos, der im Jahre 1402 ein Stück Waldung an zwei Eremiten von Plaſencia verlieh. Dieſe würdigen Männer legten, unter mancherlei ernſten Anfechtungen, den Grund zu dem ſpäter ſo berühmten Hauſe.

Karl's Palaſt, wie die Mönche zu ſagen beliebten, hatte zwei Stockwerke; die Vorderſeite ging nach dem Garten zu; hinten ſtieß es an die ſüdliche Mauer der Kirche. Jedes Stockwerk hatte vier Zimmer, zwei auf jeder Seite eines Corridors, der das Haus von Oſten nach Weſten durchſchnitt und an beiden Enden in eine offene, von Säulen geſtützte Galerie auslief. In jedem Zimmer war ein großes Kamin angebracht, wie es niederländiſche Sitte und die Schwäche des Kaiſers verlangte. Die Zimmer nach dem Garten zu waren hell und freundlich, die an der Nordſeite dunkel, da ihnen das Licht nur durch den Corridor oder die düſtern Galerien zukam. Das Schlafzimmer Karl's befand ſich in der nordöſtlichen Ecke; eine Thüre oder ein Fenſter war durch die Kirchenmauern gebrochen und geſtattete die Ausſicht auf den Hochaltar. Das Arbeitszimmer lag an der entgegengeſetzten Seite des Corridors und nach dem Garten zu. Die Ausſtattung der Gemächer war kaiſerlich; köſtliche niederländiſche Tapeten und die Meiſterwerke der bedeutendſten Maler wie Tizian's, dienten ihnen zum Schmuck. Das Gefolge bewohnte theils eigene Häuſer, theils Zimmer im Kloſter; der Reſt hatte ſeinen Sitz in dem Dorfe Quacos. Uebrigens war jede Communication zwiſchen dem kaiſerlichen Haushalte, der in Allem etwa aus ſechzig Perſonen beſtand, und den Kloſterbauten abgeſchnitten; verſchiedene Eingänge führten ins Kloſter und in Karl's Reſidenz. Die Ueberlieferungen von Karl's knapper Einrichtung haben ſich als falſch erwieſen. Er hatte an Gold- und Silbergeſchirre über dreizehntauſend Unzen, und das geringſte Geräthe in ſeinem Zimmer war von edlem Metalle. In ſeiner Kleidung hatte er nie Prunk geliebt, und dieſelbe Sparſamkeit, die ihn einſt bei Regen ſeinen neuen Sammethut abſetzen ließ, um ihn nicht verderben zu laſſen, wird er in Yuſte beibehalten haben. So reich der Kaiſer an Koſtbarkeiten und herrlichen Gemälden war, eine ſo unbedeutende Bibliothek beſaß er; ſie überſtieg kaum dreißig Bände und beſtand zumeiſt aus hiſtoriſchen und Erbauungsbüchern. Da er die Muſik ſehr liebte, beſonders Choralſingen, hatte der General der Hieronymiten die beſten Sänger des Ordens nach Yuſte verſetzt, und man hörte Karl oft vom Fenſter ſeines Schlafzimmers aus ihren Geſang begleiten. Dabei merkte er jeden falſchen Ton und zugleich den Sünder; ein Soldatenfluch oder Schimpfwort unterbrach dann wohl die Aufführung.

Der Kaiſer führte übrigens eine ſehr einfache und regelmäßige Lebensweiſe, die recht gut mit ſeinem jetzigen Aufenthalte harmonirte. Sein Beichtvater Regla kam jeden Morgen vor ſein Bett, erkundigte ſich, wie er geſchlafen habe, und verrichtete die Morgenandacht mit ihm. Karl erhob ſich dann, ließ ſich ankleiden und wohnte der Meſſe bei. Nach derſelben hielt er eine lange Mahlzeit, da er ſehr viel aß und die Steifheit ſeiner Hände und der Mangel der Zähne ihm das Verſchneiden und Kauen ſehr erſchwerte. Ueber Tiſch unterhielt er ſich mit ſeinem Arzte über naturgeſchichtliche Gegenſtände, hörte nach geendigtem Mahle den Beichtvater einen Abſchnitt aus Auguſtin, Hieronymus oder Bernhard vorleſen, und begann eine Unterhaltung über das Gehörte. Um drei Uhr hielt einer der kaiſerlichen Prediger eine Rede vor den Mönchen, oder es wurde ein Abſchnitt aus der Bibel vorgeleſen. Karl hörte ſtets aufmerkſam zu; war er durch Krankheit oder Geſchäfte verhindert, beizuwohnen, ſo ließ er ſich beim Prior förmlich entſchuldigen und ſich von ſeinem Beichtvater den Inhalt der Predigt oder der Vorleſung berichten. Die übrigen Stunden des Nachmittags waren Beſuchen und der Erledigung der Geſchäfte gewidmet. Der Kaiſer war ein großer Liebhaber der Mechanik und brachte ſeine Mußeſtunden oft bei Torriano zu, einem geſchickten lombardiſchen Meiſter, der ihm in ſeine Zurückgezogenheit gefolgt war. Darauf kam die Vesper; ihr folgte die Abendmahlzeit, die an Ausdehnung und Fülle dem Mittagstiſche nicht viel nachſtand.

Zu Anfang des Jahres 1557 befand ſich der Kaiſer im beſten Wohlſein, obgleich er ſeine Neigung für die Freuden der Tafel nicht im Mindeſten einſchränkte, und verwandte auf die Staatsgeſchäfte regelmäßige Stunden. In allen ſeinen Depeſchen nannte er ſich noch römiſcher Kaiſer, bis der Reichstag 1558 ſeine Abdankung angenommen hatte. Da es bald bekannt wurde, daß Spanien zum Theil von Yuſte aus regiert werde, ſo fanden ſich Bittſteller aller Art ein, die man jedoch, Misgriffe fürchtend, höflich nach Valladolid verwies. Aus dem Geſagten geht klar genug hervor, wie ungegründet die Erzählungen von Karl's ſteter Reue über ſeine Machtentäußerung ſind. Sie beruhen auf einer falſchen Auffaſſung ſeiner Lage in Yuſte. Er beſaß die frühere Macht und handhabte ſie, ſo lange er hören und ſehen konnte. Karl wies im Gegentheil mehrere Vorſchläge, ſein Aſyl zu verlaſſen, ab. Namentlich drängten ihn Philipp und die Regentin oft, den Prinzen von Oranien zu inſtruiren, daß er die Entſagungsurkunde ſo lange als möglich zurückhalte, indem man eine Einmiſchung des Papſtes in die innern Angelegenheiten des Reiches und eine Minderung des ſpaniſchen Einfluſſes auf Europa, beſonders auf Mailand fürchtete. Allein Karl war nicht zu bewegen, ſeinen Willen zu ändern.

Was ſeine Einnahmen betraf, ſo gebot er über bedeutende Mittel. Er hatte ſich den ſechzehnten Theil der Kroneinkünfte und einen Antheil des Gewinnes aus den Minen von Guadalcanal ausbedungen. Außerdem lagen auf der Feſtung Simancas dreißigtauſend Ducaten zu ſeiner Verfügung. Er bezog ſeine Gelder regelmäßig, obgleich der Hof, wiewohl er das Geldland beſaß, faſt ſtets in Geldverlegenheit war. Granvella war der Urheber des verkehrten Finanzſyſtems, welches Spanien ungeachtet ſeiner reichen Hilfsmittel ruinirte. Die Staatseinnahmen von den Colonien wurden auf mehrere Jahre voraus an die genueſiſchen

Wechsler verpfändet, welche zu ungeheuren Zinſen die für den gegenwärtigen Augenblick nöthigen Summen ſchafften. Im Frühjahr 1557 ſchickte Philipp ſeinen Liebling, den Grafen Silva, ſpätern Fürſten von Eboli, zu ſeinem Vater, um ſich mit ihm über die verwickelte Lage der Dinge zu berathen. Karl empfing den Grafen herzlich, ließ ihn ſogar während der Dauer ſeines Aufenthalts im Bereiche des Kloſters logiren und hatte zwei lange Unterredungen mit ihm; der König ließ unter Andern den Kaiſer bitten, ſeinen Wohnort näher am Sitze der Regierung zu wählen und ihn um ſeine Meinung fragen, ob man Don Carlos nach Flandern ſchicken und als Erben des Landes vorſtellen ſolle. Letztere Maßregel widerrieth der Kaiſer, da er ſeinen Enkel wegen ſeiner geiſtigen Beſchaffenheit für den Eintritt in die Welt noch nicht geeignet hielt. Die Verhältniſſe nahmen allerdings die volle Aufmerkſamkeit eines Regenten in Anſpruch. In den Niederlanden war der Kampf bereits ausgebrochen; an den Grenzen von Navarra mußte man ſtets auf einen Angriff des zweideutigen Anton von Bourbon gefaßt ſein, der zu gleicher Zeit, wie man vermuthete, mit dem ſpaniſchen Hofe über die Abtretung ſeiner Anſprüche, mit dem franzöſiſchen über eine Unterſtützung zur Geltendmachung derſelben unterhandelte. In Italien bedrohte ſoeben der Herzog von Guiſe Neapel, und die Spanier waren in großem Nachtheile; im Mittelmeere herrſchten wieder die Flotten der Osmanen. Silva hatte den Auftrag, achttauſend Caſtilier für den Herzog von Savoyen in den Niederlanden auszuheben; allein die Regierung hatte kein Geld. Der Kaiſer rieth, die reichen Schätze der Kirche in Anſpruch zu nehmen, und der Verſuch gelang ausnehmend; in Kurzem ſah man ſich im Beſitze bedeutender Mittel. Silva erſchien noch zweimal in Yuſte und hatte lange Unterredungen mit dem Kaiſer. Bei ſeinem letzten Beſuche begleiteten ihn zwei Agenten Bourbon's, welche die Belehnung ihres Herrn mit Mailand als Bedingung aufſtellten, unter der er Navarra aufgeben wolle. Karl ſchlug das nicht unbedingt ab, um den Prätendenten bei Hoffnung zu erhalten. Aber im Auguſt ging derſelbe nach Rochelle, wie man erzählte, um das Geſchwader zu beſichtigen, welches Heinrich II zum Angriffe auf die jährliche Silberflotte ausrüſtete.

Am 11. Juni ſtarb der König von Portugal Johann III. in Liſſabon, der, trotz ſeiner nahen Verwandtſchaft mit Karl (er war mit ihm Geſchwi-

Er ſtieg auf das Schaffot, und ſo wie er auf der Höhe deſſelben erſchien, hatte ſein ſchönes Geſicht wieder die vorige Ruhe und den ſtolzen Ausdruck beleidigter Würde angenommen, und mit anſcheinender Munterkeit ſchritt er vorwärts. Der Pater Anton, welcher ihn auf dem Blutgerüſte erwartet hatte, trat jetzt auf ihn zu, um ihm, auf den Wunſch der Stadtoberhäupter, im letzten Augenblicke geiſtlichen Zuſpruch zu gewähren. So wie Hugh Spencer den Pfaffen in's Geſicht bekam, verfinſterten ſich ſeine Züge und, indem er mit der Hand eine unwillige, abwehrende Bewegung gegen den falſchen Kirchendiener machte, nahmen ſeine Mienen den Ausdruck des tiefſten Abſcheu's an; aber eben ſo ſchnell wandte er ſich ab und drehte ſich nach den Eſtraden hin, auf welchen Hereford's vornehme Welt verſammelt war, und ließ ſein Auge ruhig über ſie hingleiten, gleichſam als ſuche er Jemand in ihren Reihen. In dieſem Augenblicke traf ein furchtbares, herzzerreißendes Geſchrei das Ohr der Zuſchauer von der Seite der Eſtraden her, und ehe man noch Zeit fand, ſich nach der Quelle deſſelben umzuſehen, ſtürzte ein weibliches Weſen todtenbleich, wüthenden Jammer ausheulend und die ſchwiſterkind, Bruder ſeiner Gemahlin, Gatte ſeiner Schweſter, Schwiegervater von zweien ſeiner Kinder) nie in beſonders freundlichem Verhältniſſe zu ihm geſtanden hatte. Guzmann, der Oberhofmeiſter des Don Carlos, wurde nach Liſſabon geſchickt, um die Beileidsbezeigungen des Kaiſers an ſeine Schweſter Katharina zu überbringen. Es wurde ihm ausdrücklich verboten, in ſeinen Unterhaltungen mit der Königin oder den Miniſtern, der Prinzeſſin von Braſilien, der Tochter des Kaiſers, Erwähnung zu thun, obgleich derſelbe ebenſo ſehr wie ſeine Tochter wünſchte, daß ſie die Vormundſchaft über ihren Sohn Sebaſtian und die Regentſchaft über ſein künftiges Reich erhalten möge. Allein die portugieſiſche Eiferſucht vereitelte alle Bemühungen der Höfe zu Valladolid und Yuſte. Die Kunde von dem Siege bei Quentin tröſtete den Kaiſer über das Fehlſchlagen dieſes Planes. Aber vergebens erwartete er die Nachricht von dem Einrücken ſeines Sohnes in Paris. Die Friedensunterhandlungen mit dem Papſte verſtimmten ihn ſehr. Sie ſind das einzige Geſchäft, welches Philipp, ohne ſeinen Vater vorher befragt zu haben, abſchloß. Dieſer war auch ſehr misvergnügt darüber, und noch Wochen ſpäter, nachdem er den Vertrag kennen gelernt, hörte man ihn darüber Worte des Unwillens murmeln. Wäre ihm Paul IV. mit dieſer unerhörten Anmaßung entgegengetreten, er würde das Schickſal Clemens' VII. gehabt haben; die Welt hätte noch einmal das Schauſpiel eines gefangenen Papſtes und einer Stürmung Roms erlebt.

Es fehlte nicht an andern Sorgen. Die Erziehung ſeines Enkels beſchäftigte den Kaiſer ſehr, aber leider waren die Berichte, die der Gouverneur des Prinzen über ihn gab, ſehr ungünſtig und mußten die ſchon in Valladolid gefaßte Abneigung des Großvaters für ſeinen Enkel verſtärken. Die Bewohner von Quacos, obſchon die Mildthätigkeit des Kaiſers ihnen am meiſten zu Gute kam, verübten allen möglichen Schabernack, ſodaß man die Thäter dem Gerichte übergeben mußte. Gegen derartige Kümmerniſſe ſuchte Karl ein Mittel in der Pflege ſeines Blumengartens und ſeines Federviehes; er legte zwei Fiſchteiche an und richtete ſich ſeinen Neigungen gemäß ein. Gedachte er doch noch manches Jahr zu leben. Er ließ ſich Tapeten aus Flandern kommen und entwarf Pläne zur Vergrößerung ſeines Hauſes. Es fehlte auch nicht an anregenden Beſuchen. Ein häufiger Gaſt war Don Louis de Avila, Soldat, Staatsmann und Geſchichtſchreiber, der in Eſtremadura Beſitzungen hatte. Stets willkommen war Franciſco Borja, der, mit den königlichen Familien von Portugal und Spanien nahe verwandt, ſich vor einigen Jahren aller irdiſchen Ehren und Würden entſchlagen hatte und in den Jeſuitenorden getreten war. Der Kaiſer beehrte den Bruder Franciſco, den Sünder, wie er ſich nannte, mit demſelben Vertrauen, wie einſt als Herzog von Gandia. Ihm zuerſt hatte er im Jahre 1542 ſeine Abſicht, die Kronen niederzulegen, mitgetheilt. Am 28. September kamen die beiden Königinnen von Valladolid auf Beſuch; ſie nahmen ihr Quartier in dem Schloſſe zu Xarandilla und verweilten hier zehn oder elf Wochen. Eleonore war ſo ſchwach und hinfällig, daß ſie während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes nur dreimal nach Yuſte kam. Beide Frauen hatten noch keinen feſten Wohnort gefunden, und die Wahl deſſelben, ſowie die von Eleonoren erſehnte Zuſammenkunft mit ihrer Tochter, bildeten den Gegenſtand der Unterhaltung mit dem Kaiſer. Er ſchrieb ſelbſt in der Angelegenheit an ſeine Nichte, die endlich einwilligte, nach Badajoz zu reiſen. Am 14. December brachen die Frauen dahin auf; am 20. deſſelben Monats kehrte Borja von ſeiner vergeblichen Miſſion nach Liſſabon zurück und wurde, wie immer, freundſchaftlich vom Kaiſer empfangen und beherbergt.

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Letzte Schickſale, Krankheit und Tod Karl's.

Böſe Kunde vom Kriegsſchauplatze. — Zuſammenkunft der Königin mit der Infantin von Portugal. — Tod Eleonorens. — Beſuch Maria's in Yuſte. — Sie läßt ſich bei Valladolid nieder. — Feſtlichkeit im Kloſter. — Karl's religiöſe Gewiſſenhaftigkeit. — Seine Abdication wird vom Reiche angenommen. — Ketzereien und Inquiſition. — Unternehmung der Türken auf die Balearen. — Don Juan d'Auſtria in Yuſte. — Die Krankheit des Kaiſers wird gefährlich. — Karl begeht ſein Leichenbegängniß. — Sein Tod. — Seine Perſönlichkeit. — Schlußwort.

Im Januar 1558 drang das Gerücht zu Karl's Ohren, Alba ſei kürzlich nach Brüſſel gekommen und habe ſich erboten, das Vicekönigthum in Neapel und den Oberbefehl in Italien niederzulegen. Es machte den übelſten Eindruck auf ihn, und er gewann es erſt einige Tage nach ihrem Einlaufen über ſich, die Depeſchen über die italieniſchen Angelegenheiten anzuhören. Die ganze Verhandlung mißfiel ihm um ſo mehr, da man ſeinen Rath, wie es ſcheint, abſichtlich, nicht eingeholt hatte. Kurze Zeit darauf lief ein Schreiben Alba's ein, welches das Gerücht beſtätigte und die Abſicht des Herzogs kundgab, nach Spanien zurückzukehren und eine Zeit lang zu ruhen. Der Kaiſer würdigte den Brief keiner Antwort und wollte überhaupt von den Details der öffentlichen Angelegenheiten nichts wiſſen. Er warf ſeit der Zeit einen Groll auf den Herzog, den dieſer, als bloßer Vollſtrecker des königlichen Willens, nicht verſchuldet hatte. Am 2. Februar kam die Schreckensnachricht von dem Verluſte der Stadt Calais nach Yuſte. Der Kaiſer geſtand ſeinem Geheimſchreiber Gaztelu, nie in ſeinem Leben habe ihn ein ſo ſchmerzlicher Schlag betroffen. Er forderte die Regentin zu der äußerſten Kraftanſtrengung auf, um den Verluſt gutzumachen und das Heer des Königs zu verſtärken. Die Mutterhoffnungen der Königin Maria von England, die ſich freilich bald genug als irrig erwieſen, waren ein Troſt für jenes Unglück. Der Kaiſer litt dabei ſeit Beginn des Jahres fortwährend an der Gicht und ſeine Finger waren zuweilen ſo ſehr gekrümmt, daß er die Depeſchen nicht unterzeichnen konnte. Der Rock und die Polſter von Eiderdunen ſchützten ihn nicht mehr vor Froſt; ſein Appetit fing an, ſich zu verlieren; dennoch nahm er die ſchwerverdaulichſten Lebensmittel zu ſich.

Nach ihrer Zuſammenkunft mit der Infantin von Portugal, bei welcher Mutter und Tante ſie vergeblich beſtürmt hatten, fernerhin bei ihnen zu wohnen, brachen die beiden Königinnen von Badajoz auf. Aber nach einer Reiſe von drei Stunden erkrankte Eleonore, die ſchon in Badajoz ſehr gelitten hatte, ernſtlich und blieb in dem kleinen Städtchen Talaverilla liegen. Ihre Tochter, die ſich noch an der Grenze von Portugal befand, wurde ſogleich von der Gefahr der Königin benachrichtigt, allein ſie weigerte ſich, umzukehren. Auch an den Kaiſer wurde ein Courier geſchickt; Quixada erhielt den Befehl, nach Talaverilla zu reiſen. Er kam, um Zeuge ihres Todes zu ſein, der den Kaiſer ſo ſchmerzlich berührte, daß er in Thränen ausbrach. Er hatte ſie am meiſten von ſeinen Geſchwiſtern geliebt, wenn er auch nicht angeſtanden hatte, ihr Lebensglück ſeiner ſelbſtſüchtigen Politik zu opfern. „Wir waren nur fünfzehn Monate im Alter verſchieden“, ſagte er, „und in weniger Zeit als dieſer werde ich wieder bei ihr ſein.“ Er mochte ſelbſt fühlen, wie tief ihn der neue Schlag verwundet hatte. Die Königin Maria erſchien am 3. März, vierzehn Tage nach dem Tode ihrer Schweſter, in Yuſte, blieb einige Nächte im Kloſter und bezog dann ihren frühern Wohnſitz in Xarandilla. Am 15. nahm ſie Abſchied von ihrem Bruder, den ſie nicht wiederſehen ſollte, und brach nach Valladolid auf; Quixada reiſte voraus, um für ihre Reiſebedürfniſſe zu ſorgen. Zugleich hatte er Aufträge an die Regentin und die Abſicht, die Ueberſiedelung ſeiner Familie nach Eſtremadura zu bewerkſtelligen. Die Königin Maria nahm ihren Wohnſitz in einem königlichen Palais in Cigales, in geringer Entfernung von der Hauptſtadt, nachdem ſich die Regentin, ihre Nichte, entſchieden geweigert hatte, nach dem Wunſche des Kaiſers, ihr einen Antheil an der Regierung einzuräumen. Was die Aufträge Quixada's an die Regentin betraf, ſo ſcheinen es Vorſchläge des Kaiſers zur Hebung der Finanzen geweſen zu ſein. Ein Gutachten des geheimen Rathes, welches zur Beſtätigung nach Yuſte geſchickt wurde, ſchlägt wenigſtens eine Erhöhung des Salzpreiſes, den Verkauf von Beſitzungen der Kriegerorden, den

Verkauf gewiſſer Ehrenämter, von Adelsbriefen und von Legitimitäts-Erklärungen für Kinder der Geiſtlichen vor.

Der Jahrestag der Ankunft Karl's in Yuſte wurde durch Meſſe, Predigt, Tedeum und eine Proceſſion gefeiert. Nachmittags bewirthete der Kaiſer das ganze Kloſter köſtlich im Freien, da die Brüderſchaft den Zutritt eines neuen Mitgliedes durch ein Pickenick zu feiern pflegte. Das Landvolk aus der Umgegend hatte eine Anzahl Rebhühner und Hühner geliefert. Viele von der niederländiſchen Dienerſchaft des Kaiſers, Männer und Frauen, waren von Quacos herübergekommen.

Wir haben ſchon früher Karl's Gewiſſenhaftigkeit in Erfüllung der äußerlichen religiöſen Pflichten erwähnt, ſie war ſo groß, daß er ihr ſelbſt ſeine Neigung zu den Tafelfreuden unterordnete. Er hielt die Faſten ſtreng und forderte das auch von ſeiner Umgebung. Obgleich er Nachlaß hatte, aß er nie, wenn er communicirte, außer im Falle großer Schwäche, und hörte zweimal die Meſſe an dem feierlichen Tage. Am Aſchermittwoch mußte ſein ganzer Haushalt das Abendmahl genießen und er ſelbſt ſah nach, ob Alle theilnahmen. Während der Faſtenzeit, die er zweimal in Yuſte erlebte, geißelte er ſich zur Erbauung der Frommen bis aufs Blut; die Geißeln wurden ſpäterhin im Escurial als werthvolle Reliquien bewahrt. Am Charfreitag betete er das heilige Kreuz durch dreimaliges Niederwerfen an, bevor er es küßte, obgleich er ſo ſchwach war, daß er nicht allein gehen konnte. Das Feſt des heiligen Matthias beging Karl mit beſonderer Andacht, da es der Tag ſeiner Geburt, ſeiner Krönung, ſeiner Siege bei Bicoca und Pavia, und der Geburtstag ſeines Sohnes Juan d'Auſtria war. Er erſchien zur Meſſe im Staatskleide, mit dem Ordenszeichen des goldnen Vließes geſchmückt, und opferte eine reiche Spende. Mit den Kloſterbrüdern ſtand er in freundlichem Vernehmen; er kannte ſie alle von Anſehn und beim Namen, und ließ ſich öfters mit ihnen in ein Geſpräch ein; zuweilen ſpeiſte er ſogar mit ihnen im Refectorium. Indeſſen kehrte der alte Soldat doch auch die rauhe Seite heraus. Vor dem Kloſterthore hatte er verdächtige Verſammlungen junger Frauensperſonen bemerkt, welche Almoſen zu bitten vorgaben. Karl war früher ein Verehrer des weiblichen Geſchlechts geweſen; ein Zeitgenoſſe beſchuldigte ihn, die Wege der frommen Zeiten zu verfolgen, „ehe Vielweiberei zu einer Sünde wurde;" ein Anderer freilich lebte ihn, daß er das Fenſter ſchließe, wenn er eine hübſche Frau auf der Straße gehen ſähe. Jetzt beſchwerte er ſich beim Prior über die Verſucherinnen, ließ, da dies nichts half, ſie ſelbſt verweiſen, die Almoſen auf den Dörfern vertheilen und die ungalante Bekanntmachung ergehen, daß jede Frauensperſon, die dem Kloſterthore näher komme, als auf zwei Büchſenſchüſſe, hundert Streiche erhalten würde. Am 3. Mai 1558 empfing der Kaiſer mit großem Entzücken die Nachricht vom Staatsſecretair, daß ſeine Verzichtleiſtung auf die Kaiſerkrone vom Reichstage angenommen worden ſei. Von dieſem Tage an ſchrieb er ſich nicht mehr Kaiſer und ließ ſich andere Siegel anfertigen, „ohne Krone, Adler, Vließ oder andere Deviſe.“ Indeſſen titulirten ihn die Regentin und die andern Correſpondenten trotzdem fortwährend „heilige kaiſerliche katholiſche Majeſtät.“

Zu der religiöſen Bewegung, welche im Jahre 1558 in Spanien unter Geiſtlichen und Edelleuten ſtattfand, ohne Wurzel im Volke gefaßt zu haben, und die deshalb ſo raſch und gründlich unterdrückt werden konnte, nahm der Bewohner von Yuſte eine Stellung ein, die uns, wie wir ihn kennen, nicht wundern wird. Als er erfuhr, daß Cazalla, ein ausgezeichneter Theolog und vor zehn Jahren des Kaiſers Prediger in Deutſchland und den Niederlanden, der ſich damals durch ſein Eifern gegen das Lutherthum hervorgethan, mit ſeiner Schweſter und andern vornehmen Frauen vor das Inquiſitionsgericht geſtellt war, und daß man auf den Dominicaner Domingo de Roxas, Sohn eines Marquis und hochangeſehen wegen ſeines heiligen Lebenswandels, fahndete, erließ er, empört, nicht über dieſe Behandlung, ſondern über die Ketzerei, die ſolches Verfahren erfordere, zwei Schreiben an die Regentin, das eine für die Oeffentlichkeit beſtimmt, das andere für ihre Perſon allein, in welchen ſich ein wilder Fanatismus kundgiebt. Er räth in dem letztern, Alle, die ſchuldig befunden würden, zu beſtrafen ohne die geringſte Ausnahme; wenn es ihm ſein Geſundheitszuſtand erlaube, verſpricht er, ſich jeder Beſchwerlichkeit zu unterziehen, um ein ſo abſcheuliches Verbrechen (Zweifel an den Satzungen der Kirche) zu züchtigen und ein ſo großes Uebel zu heilen. Zum Prior von Yuſte ſagte er im Verlaufe einer Unterhaltung über dieſen Gegenſtand: „Vater, wenn mich irgend Etwas aus dieſer Zurückgezogenheit reißen könnte, ſo wäre es nur, um dieſe Ketzer züchtigen zu helfen. Wegen ſolcher Geſchöpfe jedoch, wie die jetzt im Gefängniß, iſt es nicht nöthig; aber ich habe der Inquiſition geſchrieben, ſie alle zu verbrennen, denn keines von ihnen wird jemals ein wahrer Katholik werden, oder iſt würdig, zu leben.“

Eine Menge Verhaftungen von Mitgliedern der höhern Stände erfolgte, da der Generalinquiſitor Spione unter die Verdächtigen geſchickt hatte. Alle Kerker waren überfüllt. Der Kaiſer widmete der Angelegenheit ſeine volle Aufmerkſamkeit und ſuchte die Regentin und den König durch die dringendſten Vorſtellungen zu dem ſtrengſten Einſchreiten zu vermögen. Am liebſten hätte er die Beſtimmungen des Kriegsrechts angewandt und die Ketzerei wie Aufruhr in einem kurzen ſummariſchen Verfahren behandelt. Ende Mai hatte Quizada eine Zuſammenkunft mit dem Generalinquiſitor auf Befehl des Kaiſers und drang bei ihm auf ſchnelle Beförderung des Ketzerprozeſſes, ja ſelbſt auf Beiſeiteſetzung der gewöhnlichen Formalitäten. Einige Tage ſpäter theilte der Erzbiſchof dem Kaiſer verſchiedene Maßregeln mit, welche ihm zur Ausrottung der Häreſie geeignet ſchienen. Das Glaubensgericht ſollte auf die Provinzen Galicien, Biscaya und Aſturien, die bisher damit verſchont waren, ausgedehnt werden. Ferner beantragte er, Beichte und Abendmahl für alle Unterthanen des Königs bindend zu machen und eine Liſte Derer anzulegen, die ſich gewöhnlich dieſer Sacramente enthielten. Keinem Schullehrer dürfe die Ausübung ſeines Berufs geſtattet werden, bis er durch einen geiſtlichen und weltlichen Examinator dazu berechtigt werde. Endlich wurde der Buchhandel aufs Härteſte beſchränkt. Für ungeſetzlich ſollte gelten, wenn ein Buch ohne den Namen des Verfaſſers und Druckers und ohne Erlaubniß des heiligen Officiums gedruckt würde; dieſe Erlaubniß mußte auch eingeholt werden, bevor ein Buch in das Königreich eingeführt werden durfte. Ferner ſollte unterſagt ſein, Bücher zu verkaufen; auswärts gedruckte ſpaniſche Bücher ſollten ganz verboten ſein; Buchhändler wären anzuhalten, in ihren Läden Verzeichniſſe aller Bücher aufzuhängen, welche ſie zu verkaufen hätten. Denuncianten ſollten mit einem Drittheil oder Viertheil des Vermögens ſolcher Perſonen belohnt werden, welche durch ſie der Uebertretung dieſer Geſetze überführt würden. Der Kaiſer, welcher die Unklugheit, Ungerechtigkeit und Unausführbarkeit dieſer Maßregeln keineswegs eingeſehen zu haben ſcheint, billigte ſie, und ſchon im nächſten Jahre veröffentlichte der Generalinquiſitor in Valladolid ein Verzeichniß verbotener Bücher, Vorläufer und Vorbild für den römiſchen Index, welchen **Paul IV.** als beſtändigen Proteſt des römiſchen Stuhles gegen die fortſchreitende Wiſſenſchaft ins Leben rief. In Kurzem wurden andere Perſonen eingezogen, die in Beziehung zum Kaiſer ſtanden. Der königliche Bildhauer Leoni wurde verurtheilt, einem Autodafe beizuwohnen und auf ein Jahr in ein Kloſter eingeſperrt zu werden. Ein anderer berühmter Geiſtlicher, Ponce de la Fuente in Sevilla, Schriftſteller von Bedeutung und vorher Prediger und Almoſenier des Kaiſers in Deutſchland, der eine Schrift von ihm in Yuſte auf ſeinem Bücherſchrank hatte, verfiel der Inquiſition. Karl erlebte die Hinrichtung ſeiner beiden Geiſtlichen nicht.

Wie fanatiſch den Kaiſer ſein Aufenthalt in Yuſte machte, zeigt die tiefe Reue in Sack und Aſche, die er empfand, weil er einſt dem Ketzer Luther Wort gehalten, und ſeine Genugthuung wegen ſeiner Verfolgungen der Ketzer. Jene Geſchichte von den Uhren, die der Kaiſer nicht in gleichen Gang bringen konnte, und ſeine Aeußerung bei dieſer Gelegenheit, iſt zum Unglück für Spanien und zur Unehre Karl's nicht gegründet.

Der Verluſt von Thionville ging ihm ſehr nahe, doch tröſtete ihn bald der glänzende Sieg von Grävelingen. Gerüchte von neuen Unternehmungen der Osmanen zur See kamen im Mai dem Kaiſer zu Ohren; man ſprach von einem Vertrage zwiſchen Frankreich und dem Papſte, Venedig und den Türken. Mitte Juni bedrohte die osmaniſche Flotte Majorca, zog ſich aber zurück und ſegelte nach Minorca. Die Stadt Ciudadella wurde ſieben Tage lang beſchoſſen und einigemal geſtürmt. Ein Feuer brach in der Stadt aus und nöthigte die Belagerten, die Stadt zu verlaſſen; ſie machten mit Frauen, Kindern und Verwundeten einen Ausfall, und ſchlugen ſich, wenn auch mit ſchwerem Verluſte, nach der Inſel Mahon durch. Die Türken plünderten und verheerten die Stadt und gingen in derſelben Nacht wieder zur See. Da ſie nordwärts ſegelten, vermuthete man, ſie hätten ihre Richtung nach Marſeille genommen. Energiſche Vorkehrungen wurden getroffen, um die Grenzen und Küſten von Spanien zu ſichern. Der Kaiſer nahm ſo lebhaften Antheil an dieſen Vorgängen, daß er befahl, man ſolle ihn zu jeder Stunde der Nacht wecken, wenn ein Courier vom Meere her einträfe. Anfangs Juli kam Quizada nach Yuſte zurück und führte ſeine Gattin und den künftigen Sieger von Lepanto mit ſich. Es war dies Don Juan d'Auſtria, der natürliche Sohn des Kaiſers, der in der beſcheidenen Geſtalt eines Pagen der Gattin Quizada's auftrat. Als vierjähriger Knabe im Jahre 1550 unter der Fürſorge eines gewißen Maſſi, eines Lieblingsmuſikers des Kaiſers, nach Spanien gekommen, lebte er bei der Witwe dieſes Mannes in Leganes bei Madrid bis zum Jahre 1554, wo er ſeiner jetzigen Pflegerin übergeben wurde. Dieſe ſelbſt vermuthete nur, wer der Knabe war: das ganze Verhältniß war bis zum Tode des Kaiſers in das tiefſte Geheimniß gehüllt. Der junge Held bereitete ſich ſchon jetzt durch Angriffe auf die Obſtgärten in Quacos für ſeine künftige Laufbahn vor, wurde aber auch öfter von den groben Bauern überraſcht und mit Steinen geworfen.

Es fehlte im Laufe des Sommers nicht an bedeutenden Beſuchen. Mitte Auguſt kam Garcilaſſo de la Vega, wahrſcheinlich ein Neffe des Dichters, der Geſandter in Rom geweſen und von Paul IV. in Verhaft genommen worden war. Der Kaiſer behielt ihn zehn Tage bei ſich und ſandte ihn dann nach Valladolid, um der Königin von Ungarn den Wunſch ihres Bruders mitzutheilen, daß ſie die Regentſchaft über die Niederlande wieder übernehme. Im Juli oder Auguſt erſchien zum letzten Male der Jeſuit Borja als Gaſt, wie man ſagt, auf Einladung Karl's, der ihn bei dieſer Gelegenheit wahrſcheinlich in Betreff ſeiner Memoiren um Rath fragte. Karl war nicht gleichgiltig gegen die Stellung, die man ihm in der Geſchichte anwies, wie ſeine Fürſorge zur Erhaltung gleichzeitiger Geſchichtswerke beweiſt; auf der andern Seite wollte er durch Herausgabe ſeiner Aufzeichnungen nicht den Vorwurf irdiſcher Eitelkeit auf ſich ziehen. Man kennt weder Borja's Antwort, noch das Schickſal der Memoiren; allein es iſt nicht anzunehmen, daß der Jeſuit, ſo ſtreng er auch gegen ſich und ſeine Neigung war, das Manuſcript dem Feuertode beſtimmt hätte; dazu war er in Yuſte noch zu ſehr der alte geſchmeidige Höfling.

Im Frühjahre 1558 hatte ſich der Kaiſer ziemlich von den Leiden des Winters erholt, aber er begann auch, ſobald er ſich beſſer fühlte, ſeine frühere luxuriöſe Lebensweiſe. Die Vorſtellungen ſeines Arztes waren vergeblich. Seine Hände verſagten ihm oft den Dienſt; ſeine Finger waren unterſchworen, und von einem Jucken und Brennen in den Beinen, welches ihn hauptſächlich quälte, fand er nur zeitweilige Erleichterung, indem er mit unbedeckten Beinen ſchlief, und ſich dadurch, trotz aller Polſter und Decken, eine gefährliche Erkältung der obern Theile zuzog. Anfälle von Gicht kehrten wieder, und ſeine Eßluſt verlor ſich faſt ganz. Seine Umgebung beſorgte nichts Uebles; erſt am 9. Auguſt wurde Doctor Mathys, ſein Leibarzt, ernſtlich unruhig über den Zuſtand des Kranken. Um das peinliche Jucken zu heilen, hatte Karl, gegen den Willen ſeines Arztes, zu kaltem Baden ſeine Zuflucht genommen; allein das Uebel blieb und ſein Hals verſtopfte ſich mit Schleim. Trotzdem arbeitete er noch und ärgerte ſich über Kleinigkeiten, zum Beiſpiel, als der Froſt einige Melonen, die für ſeine Tafel reiſten, verdorben hatte. Am 16. und 17. bekam er ſtarke Entleerungen und Kopfſchmerz, der eine verdächtige Aehnlichkeit mit der Gicht hatte. Die Symptome verloren ſich, und man glaubte, er habe ſich durch Schlafen bei offenen Thüren und Fenſtern eine Erkältung zugezogen. Das Wetter war ſehr wechſelnd, und es fehlte nicht an andern Patienten. In dieſen Tagen verdüſterte ſich der Geiſt des Kaiſers immer mehr. Seelenmeſſen für ſich und ſeine Verwandten beizuwohnen, war ſeine tägliche Erholung. In dieſer Stimmung beging er denn auch ſein eigenes Leichenbegängniß zum Heil ſeiner Seele. Am 30. Auguſt fand die ſonderbare Feier ſtatt. Ein Katafalk ward errichtet und, wie der Hochaltar und die ganze Kirche, mit Wachskerzen erleuchtet. Die Brüder waren alle an ihren Plätzen, an Altären und auf dem Chore; die Dienerſchaft des Kaiſers war in tiefer Trauer zugegen. Der Kaiſer ſelbſt in ſchwarzem Kleide mit einer Kerze in der Hand, wohnte ſeinem Begräbniſſe bei. Während die Todtenmeſſe geſungen wurde, ſchritt er vor und gab ſeine Kerze in die Hände des functionirenden Prieſters, zum Zeichen ſeines Wunſches, daß er ſeine Seele in die Hände ſeines Schöpfers übergeben wolle. Vielleicht hatte der Vorgang des Biſchofs von Lüttich, Eberhardt von der Mark, der jährlich ſein Begräbniß feierte, auf Karl eingewirkt. Nach der Ceremonie ſpeiſte er in ſeinem Zimmer ein wenig und ſaß den größern Theil des Nachmittags in der freien Luft. Abends bekam er wieder heftigen Kopfſchmerz und begab ſich zu Bett. Am andern Morgen fühlte er ſich etwas

Luft erfüllend mit entſetzlichem Geſchrei, auf das Schaffot und ſchloß den Verurtheilten mit krampfhafter Bewegung in die Arme. Das prächtige, ſchier gar fürſtliche Kleid derſelben hing unordentlich um ſie her, ihr Haar flatterte in der Luft und, wie zum furchtbarſten Hohne, hing noch die koſtbare Mauerkrone auf ihrem Scheitel. Das größte Erſtaunen feſſelte die Athemzüge der Menge in ihrer Bruſt; Jedermann hatte Miß Mary Chanden, die Tochter des Bürgermeiſters, in der erkannt, welche den gehaßten Feind in ſolch gräßlichem Ausbruch des Schmerzes und der Leidenſchaft an ihre hochaufwallende jungfräuliche Bruſt drückte und dazu ein wahnſinniges Geſchrei ausſtieß.

„Walter, Walter!“ ſtöhnte Mary in wahnſinniger Verzweiflung, „dich wollen ſie ſtatt des Spencer hinrichten? Du willſt dich aufopfern für den Tyrannen? Nimmermehr! Dir dürfen ſie das Leben nicht nehmen, du edelſter und bravſter aller Menſchen! — Hinweg, ihr blutdürſtigen Raubthiere! es iſt nicht Hugh Spencer, ſondern Walter Gaveſton, ein Ritter aus Spencer's Heere. Ihn könnt ihr nicht tödten, ihn dürft ihr mir nicht entreißen; denn er iſt mein Geliebter. Nein! bis daß meine beſſer und ging zur Meſſe. Er äußerte gegen ſeinen Beichtvater, daß die Leichenfeier geſtern ihm ſehr gut gethan habe. Der Sonnenſchein verlockte ihn wieder, ſich in die offene Galerie zu ſetzen. Er ließ ſich das Bildniß ſeiner Gemahlin bringen und betrachtete es lange Zeit, in tiefe Gedanken verſunken; dann verlangte er noch zwei andere Lieblingsgemälde: den im Garten betenden Herrn und eine Skizze des jüngſten Gerichts von Tizian. Er ſchien in dieſen Gemälden Abſchied von der Kunſt zu nehmen, welche er im Leben ſo ſehr geliebt hatte. Durch die Anrede des Arztes aus ſeiner Träumerei geriſſen, klagte er, es ſei ihm übel. Er hatte ſtarkes Fieber und wurde zu Bette gebracht: er erſtand nicht wieder daraus. Das Fieber peinigte den Patienten in den erſten Tagen ſtark, ſodaß noch ein zweiter Arzt herbeigeholt wurde. Die Regentin, von der Krankheit ihres Vaters benachrichtigt, bat um Erlaubniß, ihn zu beſuchen; allein er ſchlug die Bitte ab. Große Freude empfand der Kranke, als am 8. September Vega die Einwilligung der Königin Maria, die Regentſchaft der Niederlande anzunehmen, überbrachte Die Nachricht von dem Untergange des ſpaniſchen Vicekönigs in Afrika und ſeines Heeres durch die Türken und Araber verſchwieg man ihm. In dieſen Tagen ließ er ſeinem Teſtamente, das er bereits am 6. Juni 1554 in Brüſſel aufgeſetzt hatte, ein Codicill hinzufügen. Er bat darin vor Allem ſeinen Sohn Philipp, bei ſeiner Liebe und Ergebenheit und bei ſeiner Hoffnung auf Erlöſung „Sorge zu tragen, daß die Ketzer vor aller Welt ſtreng unterdrückt und gezüchtigt würden, wie ihre Verbrechen verdienten, ohne Anſehn der Perſon und ohne Rückſicht auf eine Ausrede zu ihren Gunſten."

Am 19. September empfing er die letzte Oelung, wie ſie bei Geiſtlichen angewendet wird, und ſtarb am 21. September früh zwei Uhr als ein guter katholiſcher Chriſt. Seine Leiche ward in der Kloſterkirche beigeſetzt, bis Philipp II. die Reſte ſeiner Angehörigen im Escurial ſammelte.

Karl war von mehr kleiner als mittler Statur und von zartem, faſt zierlichem Körperbau. Seine Repräſentation entſprach keineswegs ſeiner Stellung als Herr eines Reichs, in welchem die Sonne nicht unterging; ſie war mehr die gewandte eines Höflings als die majeſtätiſche eines Königs. Sein Kopf war klein, ſeine Geſichtszüge waren regelmäßig und nicht unangenehm, aber kalt und gewöhnlich. Im matten Ausdruck ſeines Auges lag der ſtarre Fanatismus ſeines Geiſtes. Seine Geſichtsfarbe war kränklich blaß, ſein Bart und Haar röthlich blond. Er trug den vollen Bart. Für alle ſinnlichen Genüſſe war er ſehr empfänglich, weit weniger für die des Geiſtes. Seine wiſſenſchaftliche Bildung war von ſehr geringem Umfang. Er war ein Kopf von gewöhnlicher, guter Begabung, in vieler Beziehung ſehr beſchränkt, ohne Tiefe und Höhe, ohne echte Begeiſterung, aber gewandt und weltklug. Die großartige Bewegung im deutſchen Geiſtesleben, welche von hochbegabten Männern in allen Schichten der Geſellſchaft ausgegangen, die größte Epoche der Weltgeſchichte bezeichnet und einen noch nie gekannten Aufſchwung in allen Lebenszweigen hervorrief, vermochte Kaiſer Karl nicht, ihrem ganzen Inhalte nach zu verſtehen und zu würdigen. Zwei ſeiner Schweſtern, die Königin von Ungarn und die Königin von Dänemark, ſtanden geiſtig weit höher als er, und betheiligten ſich mehr oder minder an der Zeitbewegung.

Wenn dieſe ein geringeres Reſultat lieferte, als man den vorhandenen Kräften und ihren Leiſtungen nach hätte erwarten ſollen, ſo hat Karl V. an dieſem Ausgange vielen Theil.

Wenn er einen umfaſſenderen Geiſt, wenn er ein Herz für Deutſchland gehabt hätte, wie viel ſchneller würde dieſes Land, ja die ganze civiliſirte Welt, die Geſchichtsperiode, welche kurze Zeit vor ſeiner Geburt mit der Entdeckung Amerikas begann, durchlebt haben! Wie würde namentlich Deutſchland zu Macht und Größe emporgeſtiegen ſein! So aber wird ſich jene Periode erſt dann völlig ſchließen, wenn Karl's Regierungsgrundſätze, als mit dem wahren Heil der Völker unvereinbar, überall gänzlich aufgegeben worden ſind.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Fr. Ries in Leipzig.

Verlag von Carl B. Lorck in Leipzig.

Durch alle Buchhandlungen Deutſchlands und des Auslandes iſt zu beziehen:

Hiſtoriſche Hausbibliothek.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Friedrich Bülau.

Subſcriptionsbedingungen.

Jeder Band von circa 25 enggedruckten Bogen mit einem Stahlſtich bildet ein abgeſchloſſenes Werk und iſt **einzeln** zu haben für den Preis von nur 1 Thlr.

Es findet durchaus **kein Abnahmezwang** ſtatt, ſodaß ſich Jeder nach ſeinem Bedürfniſſe oder ſeiner Neigung eine gewählte Bibliothek zuſammenſtellen kann, weshalb auch jeder Band mit einem Doppeltitel verſehen iſt.

Alle Bände ſind auch in **gleichförmigen** geſchmackvollen engliſchen Einbänden vorräthig, ſodaß dieſe, ſelbſt zu verſchiedenen Zeiten beſtellt, doch genau an einander paſſen; ſie dürften ſich ſo ganz beſonders zu Geſchenken und Prämienbüchern eignen. Preis des Einbandes iſt 10 Ngr.

Band. Inhalt der bis jetzt erſchienenen Bände.

1. **Geſchichte Friedrich's des Großen.** Von Fr. Kugler. Mit dem Portrait Friedrich's nach Schadow.
2. **Geſchichte von Belgien.** Von Hendrik Conſcience. Mit Stahlſtich: Egmont's Tod nach de Hoy.
3. **Geſchichte des Kaiſers Napoleon.** Nach P. M. Laurent. Mit dem Portrait Napoleon's nach Delaroche.
4. **Geſchichte Kaiſer Joſeph's II.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait Joſeph's.
5. **Erzherzog Karl von Oeſterreich.** Von A. Groß-Hoffinger. Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl.
6. **Nelſon und die Seekriege von 1793—1813.** Von J. de la Gravière. Mit d. Portrait Nelſon's nach Abbot.
7. **Geſchichte Peter's des Großen.** Von Ed. Pelz (Treumund Welp). Mit dem Portrait Peter's nach Le Roy.
8. **Johann Huß und das Concil zu Coſtnitz.** Nach E. de Bonnechoſe. Mit dem Portrait Johann Huß'.
9. **Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. 1789—1813.** Von F. A. Mignet. Mit d. Portrait Mirabeau's nach Raffet.
10. **Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten.** Nach E. Williards. Mit d. Portrait Waſhington's v. Longhi.
11. **Geſchichte Dänemarks bis auf die neueſte Zeit.** Von F. A. Allen. Mit dem Portrait Chriſtian's IV. Nach Karl von Mandern.

Band.

12. **Geſchichte der Februar-Revolution.** Nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's.
13. **Geſchichte Kaiſer Maximilian's I.** Von Karl Haltaus. Mit dem Portrait Maximilian's nach Albrecht Dürer.
14. **Geſchichte der engliſchen Revolution bis zum Tode Karl's I.** Von F. Guizot. Mit dem Portrait Karl's I.
15. **Geſchichte der Wiener Revolution.** Von F. A. Nordſtein. Mit dem Portrait des Erzherzogs Johann.
16. **Das Leben Mohamed's.** Von Waſhington Irving. Mit dem Portrait Mohamed's.
17. **Geſchichte Karl's des Großen.** Nach Joh. Friedr. Schröder. Mit d. Portrait Karl's des Großen nach A. Dürer.
18. **Geſchichte Norwegens.** Von Andr. Faye. Mit dem Portrait Peter Tordenſkjold's nach Denner.
19. **Der Hanſabund.** Von Dr. Guſtav Gallois. Mit dem Portrait Jurgen Wullenweber's von Milde.
20. **Geſchichte Spaniens.** Nach Ascargorta. Mit dem Portrait Philipp's II. nach van der Werff.
21. **Geſchichte der Königin Maria Stuart.** Von F. A. Mignet. Mit dem Portrait Maria's nach Zucchari.
22. **Geſchichte Guſtav Adolph's.** Nach Andr. Fryxell. Mit dem Portrait Guſtav Adolph's nach Ant. van Dyk.
23. **Geſchichte Frankreichs** von den älteſten Zeiten bis zum Ausbruche der Revolution. Nach E. de Bonnechoſe. Mit dem Portrait Richelieu's nach Phil. Champagne.
24. **Geſchichte des Herzogs von Marlborough und des ſpaniſchen Erbfolgekrieges.** Von Archibald Aliſon. Mit dem Portrait Malborough's nach Kneller.
25. **Geſchichte Peter's des Grauſamen von Caſtilien.** Von Merimée. Mit d. Portr. Peter's nach A. Carnicero.
26. **Geſchichte Franz Sforza's und der italieniſchen Condottieri.** Von Dr. Fr. Steger. Mit dem Portrait Franz Sforza's.
27. **Geſchichte des osmaniſchen Reichs** von der Eroberung Konſtantinopels bis zum Tode Mahmud's II. Von Baptiſtin Poujoulat. Ueberſetzt und bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt von Jul. Seybt. Mit dem Portrait des Sultan Abdul Medſchid nach Duſſault.
28. **Das Ruſſiſche Reich** ſeit dem Wiener Congreß. Vom Grafen de Beaumont-Vaſſy. Mit dem Portrait des Kaiſers Nikolaus, geſt. von Weger.
29. **Geſchichte Kaiſer Karl's** V. Von Ludwig Storch. Mit dem Portrait Karl's nach Tizian.
30. **Geſchichte der alten und mittleren Zeit** (bis 1500). In biographiſcher Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
31. **Geſchichte der neueren Zeit** (bis 1815). In biographiſcher Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.
32. **Geſchichte der neueſten Zeit** (von 1815—1853). In biographiſcher Form bearbeitet von Dr. Adolf Geisler.

Geſchichte Kaiſer Karl's des Fünften

von

Ludwig Storch.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1853.

Die Königin.

* * *

Hiſtoriſcher Roman

von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch:

In der Provinz.

Arme im Tode erkalten, will ich ihn ſo umſchlingen und der Welt, die uns zu trennen verſucht, trotzen."

„Ach, Mary, theuerſtes Mädchen!" ſeufzte der Verurtheilte, „das iſt zu viel! Meine Seele vermag dieſen Jammer nicht zu ertragen. Großer Gott! der Kelch iſt ſehr herbe, den du mich bis zum Boden leeren läßt. O, Mary! ich hoffte, deinen lieben Augen dies Schauſpiel zu erſparen; aber die kalten Bürgerbarbaren haben es ſo beſchloſſen. Laſſ' mich, Mary! laſſ' mich! Es iſt Alles vergeblich. Erſchwere mir den Tod nicht grauſam. Herzloſe Mörder, verſchont dieſe Jungfrau, die ich liebe!"

„Aber ſo ſage doch nur ein Wort," flehte Miß Chandon, „ſage nur das eine: daß du nicht Hugh Spencer biſt, und du biſt gerettet. Dann muß dich mein Vater befreien. O Walter! Walter! du darfſt nicht ſterben. Ich liebe dich zu glühend, zu ſtark; du darfſt nicht für Spencer ſterben."

„Armes Kind! ſiehſt du denn nicht, daß ich Hugh Spencer bin? Ach! ich habe deine Unſchuld hintergangen, habe mich unter falſchem Namen in dein reines, unſchuldiges Herz geſchlichen — und dies

1.

Zwei Geſchäftsfreunde.

In einem gewölbten, nicht ſehr lichten Zimmer deſſen ſchmale vergitterte Fenſter die unfreundliche Ausſicht auf einen engen dumpfen und düſtern Hof gewährten, und deſſen einfache Ausſtattung mit Schreibtiſchen und Repoſitorien voll großer dicker Handlungsbücher auf ſeine Beſtimmung als Zahlſtube eines Kaufmanns hinwies, befanden ſich zwei Männer in einer dem Orte angemeſſenen Beſchäftigung. Der eine von ihnen, ein langer hagerer gravitätiſcher Herr, auf deſſen Geſichte ſich der ganze Ernſt ſeines Geſchäftes abſpiegelte, zählte auf den vor dem Fenſter aufgeſtellten Zahltiſch blanke Gold- und Silberſtücke, indem er dabei öfter in ein aufgeſchlagenes Buch auf dem daneben ſtehenden Schreibtiſche blickte; der andere, von Natur bedeutend kleiner und mit einem wohlhäbigen, beſchränkten Geſichte, auf welchem ſelbſt die Wichtigkeit des gegenwärtigen Geſchäftes die Spuren einer herzlichen Gutmüthigkeit nicht hatte verwiſchen können, überzählte die ſchon berechneten Poſten, indem auch er ſich der

Hülfe eines Rechnungsbuches bediente, und ſtrich dann die richtig befundenen Summen in einen großen ledernen Beutel ein.

Beide ſtanden ſchon in höherem Mannesalter; während der Lange etwas hektiſch ausſah, zeigte der Körper des Andern eine Fülle guter, derber Geſundheit; Arbeit und geregelte Lebensweiſe ſchienen dieſer eine erfreuliche Dauer verliehen zu haben. Man errieth im erſten Augenblick, daß man ſich einer der an Leib und Seele tüchtigen, an Geiſt etwas ſchwachen ehrenhaften Naturen des goldenen Mittelſtandes gegenüber befand, der die unerſchütterlichen Grundpfeiler der Staaten bildet.

Die Abrechnung, bei welcher die beiden Geſchäftsleute nur wenige Worte getauſcht hatten, war beendigt, man hatte beiderſeits die nöthigen Notizen in den Büchern gemacht und dieſelben zugeklappt; während der wohlgenährte Kleine ſeinen Lederbeutel mit äußerſter Sorgfalt verwahrte, ſagte der lange Hagere, die Brille von der Naſe nehmend, mit einem ſchwachen Lächeln: „Nun, werther Freund und Gevattersmann, ſo wäre denn wieder einmal unſer Geſchäft abgeſchloſſen und, wie ich denke, zu gegenſeitiger Zufriedenheit.“

„Gewiß, gewiß, mein lieber Champollion,“ erwiederte der Andre lebhaft, indem er den ledernen Geldbeutel in einen unſcheinbaren groben Linnenſack ſenkte, den er vom Boden aufgehoben hatte, und ſein Rechnungsbuch unter den Arm nahm. „Das Geſchäft blüht, und das muß uns für vieles andre Trübſal tröſten.“

„Es iſt in der That merkwürdig, welchen Aufſchwung der Handel in Luxusgegenſtänden genommen hat," bemerkte Herr Champollion. „Da fällt mir ein; vergeſſet ja nicht, werther Freund, ſogleich nach euerer Heimkehr meine Beſtellung in halbſeidenen Stoffen ausführen zu laſſen und ſendet mir das Zeuch durch Fuhrgelegenheit. Meine Vorräthe in dieſem Artikel ſind, wie ſchon geſagt, merkwürdig geſchmolzen, und die Nachfrage wird immer ſtärker."

„Ich komme wirklich in eine ſonderbare Verlegenheit," erwiederte der Geſchäftsfreund mit einem halb ängſtlichen Lächeln. „Ganz dieſelbe Sprache habe ich von meinen andern Kunden gehört. Man hat mich mit Beſtellungen überhäuft, wie noch nie zuvor. Es iſt das auf der einen Seite ein ſchmeichelhaftes Zeugniß für mich, indem man mein ſolides Fabrikat anerkennt, auf der andern gerathe ich dadurch in nicht geringe Noth, denn ich habe nicht Hände genug, um alle Beſtellungen ausführen zu können. Aber verlaſſet euch auf mich, werther Freund und Landsmann, ihr ſollt allen andern vorangehen. Das iſt mir ein ſchlechter Spruch, den ich nie habe leiden können: im Handel gelte keine Freundſchaft. Ich habe ſie in meinem Geſchäfte wohl gewahrt und bin gut dabei gefahren. Ich muß zuſehen, daß ich noch einige geſchickte Arbeiter auftreibe, und meine eigenen Burſche arbeiten gern für einige Zeit eine Stunde länger, wenn es die Ehre des Geſchäfts gilt. Alſo euere werthen Aufträge werden ausgeführt, ſo wahr ich Valery heiße."

„Topp!" erwiederte Champollion und ſchlug in die dargebotene Rechte des Seidenfabrikanten. „Immer der alte Zuverläſſige! Kann mir wohl denken, daß die Seidenhändler euch arg zuſetzen. Luxus und Hoffahrt nehmen tagtäglich zu; Alles will in Sammt und Seide prunken; und wer die echten Stoffe nicht bezahlen kann, täuſcht ſich ſelbſt und Andre mit unechten, damit nur der Schein gewahrt werde. Die Verſchwendung geht vom Hof aus, wo der unſinnigſte Luxus getrieben wird; der Adel ruinirt ſich, es dem Könige möglichſt nachzuthun, und die Beamten und Bürger eifern wieder, es den adeligen Familien gleichzutreiben. Es iſt ein wahres Wettrennen nach dem Abgrunde zu. Ich habe viele verſtändige Leute, vor deren Einſicht ich große Achtung hege, ſagen gehört: Dieſer Zuſtand ſei eine große Calamität für unſer Land und werde ihm eines Tages zum ſchweren Verderben gereichen. Mag ſein, ich bekümmere mich nicht darum; mag die Verantwortung tragen, wer die Schuld auf ſich ladet. Mich tröſtet der Gedanke, daß unter den Verhältniſſen, ſo ſchlecht ſie auch ſein mögen, viele fromme rechtſchaffene Leute ihr gutes Auskommen finden.“ Dabei griff Herr Champollion in die Taſche ſeines kurzen Beinkleides, in welche er vorhin eben den Schlüſſel zu ſeiner Kaſſe verſenkt hatte.

„Gewiß,“ erwiederte Herr Valery und preßte unwillkürlich den Sack an ſeine Bruſt. „Gott ſegnet den Frommen ihre Güter. Können wir armen geknechteten niedergedrückten Leute der Sündhaftigkeit Einhalt thun? Schreit man nicht, wenn wir uns zu rühren wagen, ſogleich in unſer Ohr: Philiſter über dir? Aber der

Herr hat uns in unſerem Jammer nicht ohne Troſt gelaſſen. Wie gern vertilgten uns die Elenden! Doch ſie können uns nicht entbehren, ſie brauchen unſern Fleiß, unſere Emſigkeit und Geſchicklichkeit zur Befriedigung ihrer Hoffart, ſie müſſen uns das Geld hingeben, welches ſie dem armen Bauer und Bürger abgerungen; ſie ſind ſogar unſere Schuldner.“

„Ja, ja, ihr habt Recht, Valery,“ erwiederte Champollion mit ungewohnter Lebhaftigkeit und rieb ſich erregt die langen magern Hände. „Das tröſtet einen über Manches. Mögen die Frommen noch ſo heuchleriſch ihr Kreuz vor uns Ketzern ſchlagen und denken: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieſer! mögen die Vornehmen noch ſo verächtlich auf uns Canaille herabſehen: wir haben auch unſern Gott, der uns zu tröſten und zu helfen weiß, und haben auch unſern Stolz, den wohlbegründeten, auf unſere Induſtrie, unſer merkantiles Genie, unſern Spekulationsgeiſt, der uns jede Kränkung von Seiten eines adeligen Taugenichts verſchmerzen läßt.“

Ein junger Menſch trat in das Zimmer und lud die beiden Herren im Namen der Frau vom Hauſe zum Abendeſſen ein.

„Mein Gott,“ ſagte Valery ſich zuſammenraffend. „Ich wollte ja in meinen Gaſthof gehen und packen, damit ich morgen in aller Frühe die Rückreiſe antreten kann. Aber wo bleibt denn auch mein Theodore? Er müßte ja der Verabredung nach längſt zurück ſein.“

„Beruhiget euch nur, Freund,“ erwiederte der Hausherr. „Ihr eſſet mit uns zu Nacht, unterdeſſen wird

Herr St. Julien ſchon zurückkommen. Vertrauet mir euere Baarſchaft und euer Buch während der Zeit an; mein Burſche wird es euch in euer Logement tragen.“

Herr Champollion nahm ſeinem Geſchäftsfreund Beutel und Buch ab und ſtellte beides in ein Schränklein, welches er zuklappte; Valery fügte ſich in das, was nicht zu ändern war.

„Ihr müſſet den Abend hier bleiben; wir haben eueretwegen eine kleine Feierlichkeit veranſtaltet,“ ſagte der Hausherr mit etwas geheimnißvollem Tone. Ein Geräuſch ließ ſich im Nebenzimmer hören, und er flüſterte Herrn Valery etwas ins Ohr.

Der Ausdruck im Geſichte des wackern Fabrikanten, der ſo eben hohe Ueberraſchung bekundet, zeigte eine feierliche Rührung; und er ſagte, ſeinem Geſchäftsfreunde die Hand drückend: „Meine Seele dürſtet nach Gott, dem lebendigen Waſſer. Wie dankbar bin ich euch, mein Freund und Bruder in Chriſto, daß ihr mir zu ſeinem Anſchauen und Genuſſe verhelfen wollt!“

„Nun ſo kommt, Freund!“

Die beiden Männer verließen die Zahlſtube, welche Herr Champollion hinter ſich verſchloß, und ſchritten durch ein größeres Zimmer, das ebenfalls mit Schreibtiſchen für die Geſchäftsdiener und mit Realen für Bücher und Vorräthe verſehen war, und an welches nach vorn zu der vielbeſuchte Laden der Herren Champollion und Co. ſtieß.

Nachdem beide ihren Weg über einen geräumigen

Vorſaal genommen, öffnete der Wirth die Thür eines Zimmers und erſuchte ſeinen Gaſt einzutreten.

In der Mitte der hell erleuchteten Stube war an einem gedeckten Tiſche die Hausfrau, Madame Champollion, mit dem Zerlegen von Geflügel beſchäftigt. An der einen Seite des Zimmers ſtanden mehrere beſcheiden ausſehende Leute, offenbar die Diener des Geſchäftes. Unter ihnen zeichnete ſich einer ſowohl durch ſein vorgeſchrittenes Alter, als durch ein ſicheres würdevolles Weſen aus, welches merklich von dem timiden Benehmen der andern Diener, dem Principale, ſeiner Gattin und ihm ſelbſt gegenüber, abſtach. Mit dieſem Manne, der ein kühnes geiſtreiches Geſicht zeigte, hatte ſich Madame Champollion unterhalten. Jetzt wandte ſie ſich dem in Begleitung des Hausherrn eintretenden Gaſt- und Geſchäftsfreunde zu.

„Nun, Herr Gevatter, bekommt man euch endlich einmal wieder zu Geſichte?“ fragte ſie freundlich ihm die Hand zum Willkomm reichend. „Das vergißt vor lauter Geſchäften Eſſen und Trinken, Frau und Hausſtand. Nicht genug, daß ihr euch hartnäckig weigert, unſer beſtändiger Gaſt zu ſein, ſo lange ihr in Paris verweilt, man hat ſogar die größte Noth, euch nur einmal an ſeinem Tiſche zu ſehn. Und meiner Treu, ich habe ſo viele Fragen angeſammelt nach euerer Familie, den guten Freunden in Alais, daß ihr Noth haben werdet, ſie noch alle zu beantworten. Man hat euch aber auch in den vier Tagen, die ihr hier weilet, kaum ordentlich geſehen; geſchweige daß ihr einem Rede geſtanden.“

„Liebe Gevatterin," erwiederte Valery. „Mich ſcheltet, wie ihr wollt, nur dem Geſchäfte laßt ſeine Ehre. Das muß uns das erſte von allen menſchlichen Dingen ſein. Und was euere gütige Einladung betrifft, ſo kennt ihr meine Anſicht. Ihr Leute in Paris ſeid ſo beſchränkt mit euerem Raume, daß es eine Sünde wäre, euch zur Laſt zu liegen; bei uns in der Provinz iſt es anders; wir haben Stuben und Kammern in Ueberfluß; ich glaube, es könnten unvermuthet zwanzig liebe Gäſte zu mir ins Haus kommen, meine Weiber brächten ſie alle unter, ohne Beläſtigung für uns. Deshalb ſtellt ihr euch nur bald bei uns ein."

„Ach, ich ſehne mich recht ſehr aus der großen Stadt wieder einmal in unſer herrliches Heimatland zu kommen!" ſeufzte die Hausfrau. „Als ich zum letztenmale dort weilte, war mein Pathchen Manon ein kleines Kind. Jetzt iſt ſie eine Jungfrau."

„Gut," ſagte Champollion, „es wird hiermit abgemacht; meine Frau kömmt zur Hochzeit ihrer Pathe Manon, ich zu der meines Pathen Job. Wollt ihr uns alſo bald haben, ſo verheirathet euere Kinder bald."

„Es iſt wahr, Herr Valery, ihr wohnt in einem ſchönen Lande," nahm jener von Allen ſo rückſichtsvoll behandelte greiſe Geſchäftsdiener das Wort, der auch von dem Fabrikanten mit Achtung begrüßt worden war. „Wem ſchlägt im Norden nicht ſehnſuchtsvoll das Herz, wenn er die Namen Provence und Languedoc hört? Mit dieſen Klängen iſt ſogleich vor eines Jeden geiſtigem Auge ein Bild der Herrlichkeit Gottes in der Natur hingezaubert. Der gütige Vater im Himmel hat dieſes Land zu einem Garten der Wonne geſegnet; der Fluch der menſchlichen Leidenſchaften hat es in ein Land der Seufzer verwandelt."

Alle ſeufzten bei dieſen mit kräftiger Stimme geſprochenen Worten.

„Ach, ihr habt nur allzu Recht, Herr Barrot!" ſagte Valery traurig. „Ja, es iſt ein ſchönes Land, Languedoc, aber es wohnen viele betrübte Leute darin, weil ſie ihren Gott nicht verehren ſollen, wie ſie ihr Herz treibt, und wie ihre Väter gethan."

„Gott beſſer's!" nahm Champollion das Wort. „Sind wir doch hier zu Lande nicht beſſer daran, ſo zu ſagen unter den Augen des Königs."

„Er ſiehet wohl mit den leiblichen Augen," bemerkte Barrot, „aber ſein Herz iſt blind."

„Euer Reiſegefährte iſt noch nicht zurückgekehrt, Herr Valery," ſagte die Hausfrau; „er verſprach zur beſtimmten Stunde zu kommen, allein es ſcheint, als habe er eine unerwartete Abhaltung erfahren. Ich habe ihm Speiſe zurückgeſtellt. Ihr andern Herren kommt nun zu Tiſch und vergällt euch nicht die Himmelsgabe durch ſolche Reden. Klaget, ſo viel ihr wollt, ihr werdet immer trauriger werden; verſucht es mit Gott froh zu ſein, und die Traurigkeit wird bald von euch weichen."

„Ihr habt recht und weiſe geſprochen, Frau Champollion," ſagte Barrot. „Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Laßt uns verſuchen, im Herrn froh zu ſein!"

iſt der einzige Grund, weßhalb ich meinen Tod für gerecht und verdient halte.“

Mary ſtand einen Augenblick wie verſteinert; dann kreiſchte ſie wild auf: „Glaubt es nicht; glaubt es nicht! Er iſt Walter Gaveſton, mein Geliebter, mein Gemahl, und er will grauſam ſterben, um mich für den gräßlichen Verrath zu beſtrafen, den ich an ihm und ſeiner Liebe beging. Walter, ich bin eine verabſcheuungswürdige Verrätherin, aber ich liebe dich mehr als mein Leben; habe Erbarmen, habe Mitleid mit mir! Stirb nicht, Walter! ſtirb nicht! Lebe für deine Mary. Ach! ich rühre dich nicht; ich will mich an einen Andern wenden.“ — „Mein Vater!“ rief ſie den in kleiner Entfernung ſtehenden, heftig zitternden alten Mann an, „mein Vater, rette ihn! Er rettete dein Kind!“

„Er muß ſterben!“ ſagten die Stadtalteſten mit finſtern Geſichtern, und auf ihren Wink faßten die Lanzenknechte Miß Mary, um ſie von dannen zu führen. Sie ſträubte ſich heftig, ihr Kleid zerriß, die Krone fiel von ihrem Haupte und wurde zertreten. Immer wilder jammernd blickte ſie auf Spencer hin, aus deſſen Augen ein Thränenſtrom hervorbrach. Sie verfiel in Convulſionen; ein mehr thieri-

Man ſetzte ſich. Valery und Barrot, der ein kurzes kräftiges Tiſchgebet ſprach, erhielten die Ehrenplätze.

„Daß in euerer Familie alle geſund ſind,“ nahm die Frau wieder das Wort, „habe ich euch glücklicherweiſe bei euerem erſten Eintritte in unſer Haus abgelauſcht. Aber die nähern Nachrichten fehlen mir noch. Was treibt euere gute Ehewirthin Ulrique? wie hat ſie ſich in ihr Schickſal gefunden? ich denke mir immer, es hat ſie mehr angegriffen, als ſie ſich äußerlich merken läßt. Wie geht's meinem lieben Pathchen Manon? Ach, könnt' ich ſie doch an mein Herz drücken! Wie gern hätt' ich ſie zu mir genommen, das holde Kind! Aber wer kann euch verdenken, wenn ihr euch eines ſolchen Schatzes nicht entäußern wollt? Hat ſich ihr noch kein Bürgersſohn in Alais werbend genaht? Sie hat das Alter und muß zur ſchönen Jungfrau erblüht ſein. Macht Job noch keine Miene, euch eine Schnur ins Haus zu führen, der wackere Jüngling? Was macht Madeleine, was Pierre und die andern Söhne, die ich kenne und liebe, als wären ſie mein eigen? Hat mir doch der liebe Gott meine eigenen Kinder genommen, ſo daß ich mein Herz an die Sproſſen meiner Freunde hänge. Wie geht's dem jüngern Nachwuchs, den ich nicht kenne?“

„Wird euch nicht Angſt, Freund Valery, bei dieſer Fluth von Fragen, die über euer Haupt hereinſtürzt?“ fragte Champollion lachend. „Ja fallt nur den Weibern erſt in die Hände.“

„Wie ſollte mir bange werden?“ erwiederte Valery. „Iſt doch jede dieſer Fragen ein ſprechender Beweis von der Liebe und Theilnahme, welche ihr, werthe Frau, für mein Haus habt. Seht, da geht alles ſeinen ruhigen Gang fort; in der Provinz kennt man die Aufregung und Abwechſelung im Leben nicht ſo, wie in der Hauptſtadt. Die Frauen haben ihre beſtimmten Geſchäfte, die täglich wiederkehren und ihren Sinn vollkommen in Anſpruch nehmen. Große Begebenheiten fallen unter uns ſtillen Leuten nicht vor; und wenn der König nicht geruht hätte, uns Soldaten über den Nacken zu ſchicken, um durch unſere Bekehrung ſeine Sünde zu büßen, oder unglückliche Leute, die nicht davon abſtehen, ihren evangeliſchen Glauben auch äußerlich zu bekennen, vor die Gerichte ſtellen zu laſſen, um ſie in Kerker zu begraben oder auf die Galeeren zu ſchicken, würde unſer Leben ganz ſtill verfließen. Aber gerade die Quälereien, die unſere Glaubensgenoſſen erleiden müſſen, verbittern es uns. Wir ſelbſt ſind Gott ſei Dank davor ſicher, da wir uns gleich euch zum Scheine bekehrt haben, aber es ſchmerzt uns doch alle dieſe abgedrungene Verleugnung gar ſehr, und wenn wir eine Sünde begangen haben, ſo wälzen wir ſie auf das Haupt desjenigen, der uns Gewalt angethan. Sonſt befinden ſich meine Frau und die Kinder alle wohl; daß André und Madeleine mich faſt zu gleicher Zeit zum Großvater gemacht, habe ich euch damals ſchriftlich gemeldet. Job und Manon habe ich bis jetzt von dem, wonach ihr fragt, noch nichts abgemerkt. Auch

Blancs und Levaillants befinden ſich in guten erwünſchten Umſtänden und haben mich beauftragt, euch ihren freundlichen Gruß zu überbringen."

„Danke euch herzlich," erwiderte die Hausfrau.

„Wenn uns der liebe Gott nur geſund erhält," fuhr Herr Valery fort, „ſo läßt ſich ſchon Manches ertragen. Es iſt freilich gar zu traurig, daß wir armen Leute ſo viel ausſtehen müſſen."

„Sind wir in Paris beſſer daran? meint ihr, wir heimlichen Hugenotten ſäßen hier in einem Roſengarten?" fragte Champollion mit einem bekümmerten Blicke. „Der König hat einen alten Span auf die Bewohner ſeiner Hauptſtadt; das ſchreibt ſich noch aus ſeiner Jugend vom Kriege der Fronde her, wo er damals die Stadt mit dem Rücken anſehen mußte. So was können ſolche Herrn nie vergeben und vergeſſen, und ihr mögt euch denken, wie ſich die Pfaffen den Widerwillen des Königs zu nutze machen! Man ſucht ihn zu bereden, unſere Glaubensbrüder ſeien damals wie immer die Unruhſtifter und Störefriede geweſen, und Ludwig glaubt gern, was ſein Herz wünſcht. Ach, es ſind elende Zeiten! Wo ſind die Tage des guten Heinrich hingeſchwunden, da die Anhänger des unverfälſchten Evangeliums die Meiſter waren in Frankreich und ihren König auf den Thron ſetzten?"

„Wohl haben wir Grund zu klagen," ſagte Valery, „denn die Tage des Ruhms und der Herrlichkeit ſind auf ewig für uns vorüber. Zum Lohne für die Verdienſte unſerer Väter um den Thron bedrängt und verfolgt man uns; ja man möchte uns wohl gern ausrotten; der entartete Enkel ſchmälert uns auf jede Weiſe die Rechte, welche uns die Dankbarkeit des Großvaters gab, und die Enkelin unſeres großen Glaubenshelden d'Aubigné facht die fanatiſche Wuth ihres königlichen Freundes gegen ihre ehemaligen Glaubensbrüder immer von neuem an. Ihr habt Recht, Champollion, es ſind elende Zeiten."

Die jungen Leute erhoben ſich vom Tiſche und verließen, nachdem ihr Principal ihnen einige Worte zugeflüſtert hatte, das Zimmer.

„Und ihr, Herr Barrot, ſeid ſo ſchweigſam?" fragte die Hausfrau den Mann im beſcheidenen Gewande eines Geſchäftsgehülfen. „Hätte Jemand Urſache zu gerechter Klage, ſo ſeid ihr es."

„Was helfen Klagen, Frau?" erwiederte der Angeredete, der, nachdem er eine kurze Mahlzeit gehalten, in trübem Sinnen bei Tiſche geſeſſen hatte. „Ihr ſcheltet die Zeiten ſchlecht, ihr Leute. Das iſt eine leichte Ausrede. Was ſind die Zeiten? Wer macht die Zeiten? Doch einzig die Menſchen, die in ihnen leben. Wälzt nicht den gerechten Vorwurf, der nur uns allein gebührt, auf einen leeren Begriff. Sind die Zeiten wirklich ſchlecht, dann ſind es nur eben die Menſchen, die gerade leben. Klagt und ſcheltet nicht, das hilft nichts; wollt ihr die Zeiten beſſer haben, dann fangt mit der Beſſerung zuerſt bei euch ſelbſt an. Ihr habt recht, Gott hat uns ſchwer gezüchtigt, daß er uns in die Hand eines böſen Königs und ſeines Kebsweibes gab. Aber verdienen wir nicht zu dulden und zu büßen? Gott züchtigt Niemand, der es nicht verdient. Wir ſind abgefallen von ihm, und ihr wollt, daß er euch helfe? Ihr betrachtet mit Blicken des Neides das Glück euerer Väter, die ſtark durch den heiligen Geiſt über ihre Feinde triumphirten. Aber das waren treue Helden in Gott, die friſch und froh Gut und Leben opferten zur Ehre und Herrlichkeit ſeines Namens. Sagt, welches Opfer habt ihr für euern Vater im Himmel gebracht? Habt ihr ihn nicht alsbald verleugnet und verlaſſen, da der Verſucher zu euch trat? Ihr ſcheltet jenes Weib, das dem Könige zuhält, weil ſie dem Glauben, für den ihre Väter geblutet, untreu geworden, weil ſie von euch nichts wiſſen will? Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie. Was ſiehſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirſt nicht gewahr des Balkens in deinem Auge! Wie könnt ihr mit gutem Gewiſſen verlangen, daß jene treu zu euch halten ſoll, da ihr doch ſelbſt euch verrathen habt? O ſchmäht nicht auf die Zeiten! Denkt an die großen und ſtarken Blutzeugen der evangeliſchen Wahrheit! Denkt an die herrlichen Menſchen, die für ihre Ueberzeugung freudig in Schmach und Tod gingen! Wir ſind elend und ſchlecht geworden, da wir vom rechten Glauben abgefallen ſind und das güldene Kalb anbeten.“

Die beiden Herren waren über dieſe unerwartete Strafpredigt, welche, wie ihre verlegenen Geſichter bezeugten, wohl einige Berechtigung hatte, nicht wenig beſtürzt. Namentlich zeigt ſich der Fabrikant aus Alais zerknirſcht; leiſe vor ſich hinmurmelnd ſchlug er ſich an die Bruſt wie ein reuiger Zöllner. Die Hausfrau hatte ſich unbemerkt entfernt.

„Wir verdienen euern ſchweren Vorwurf,“ ſagte Champollion demüthig aber gefaßt, da er an ſolche Ausbrüche von Seiten ſeines Hausgenoſſen mehr gewöhnt ſchien. „Aber ihr erinnert euch wohl, Herr Barrot, daß ich damals, als der König und ſeine nichtswürdigen Helfershelfer mich zum äußern Abfalle drängten, (denn in meinem Herzen werde ich ſtets dem Gott meiner Väter dienen, ſoweit das ſchwache Fleiſch es vermag), in meiner Verzweiflung mich an euch wandte und fragte, was ich thun ſollte. Ihr riethet mir damals zu thun, was ich nicht laſſen könne.“

„So ſagte ich,“ erwiederte Barrot mit einem bittern Lächeln; „und ihr ſchlugt euere Handlungsbücher nach und berechnetet, wie theuer euch das freie Bekenntniß eueres Glaubens zu ſtehen kommen werde. Nachdem ihr die Bilanz gezogen, entſchloßt ihr euch den Menſchen mehr zu gehorchen als Gott. Und was hättet ihr wohl gethan, wenn ich euch anbefohlen hätte, Gut und Blut für das Evangelium einzuſetzen?“

„Müſſen wir nicht dem Willen des Königs gehorchen?“ rief der Hausherr verzweifelt. „Was ſollen wir armen Bürger gegen die Uebermacht ausrichten? O wähnt nicht, Herr Barrot, daß wir nur den Mammon anbeten! der Gram, daß wir unſern Gott auch nur zum Schein und vor der Welt haben verleugnen müſſen, nagt wie ein Wurm an unſerem Herzen Tag und Nacht.“

„Ja, ja, ſo iſt es,“ murmelte Valery und ſchüttelte wehmüthig den Kopf. „Mehrt unſer Herzeleid nicht durch Vorwürfe, Herr Barrot, ſo gerecht ſie auch ſein mögen; tröſtet uns mit dem milden Worte des Evangeliums, denn wir bedürfen des Troſtes.“ — —

„Nein, das iſt zu arg, zu ſchändlich!“ Mit dieſen Worten trat Frau Champollion in großer Aufregung ins Zimmer, gefolgt von einer bürgerlich gekleideten Frau, die ſich den Aeußerungen eines heftigen Schmerzes hingab. „Hört, ihr Herren, was ich ſo eben habe vernehmen müſſen! Ihr müßt wiſſen,“ wandte ſie ſich an Valery, „das iſt die Frau eines Tiſchlers, der neben uns wohnt; kreuzbrave Leute, die ein ſchönes Geſchäft haben. Sie ſind von den Unſerigen und haben ſich durch keine Ueberredung und keine Rückſicht vom Bekenntniß des wahren Glaubens abbringen laſſen, wie viele andre arme Leute thun mußten. Sie haben drei Kinder, zwei ſchöne Mädchen und einen Knaben, die Mutter kann ſtolz auf ſie ſein, ich ſag' es in ihrem Beiſein.“

„Ach, meine arme Madeleine!“ rief die Frau ſchmerzlich und rang die Hände.

„Madeleine, die älteſte, ein Mädchen von achtzehn Jahren, iſt ihr in Abweſenheit ihres Mannes ſo eben entriſſen worden,“ fuhr Madame Champollion fort. „Diener des Erzbiſchofs — der Himmel beſtrafe dieſen ſchändlichen Prieſter! — haben ſie von dannen geführt, um ſie in ein Kloſter zu ſperren, damit ſie da unberührt bleibe von der Anſteckung der Ketzerei. Die beiden jüngern Kinder ſind zum Glück nicht zu Hauſe geweſen; ſonſt würden ſie wohl ebenfalls das Schickſal ihrer Schweſter getheilt haben."

„Schrecklich!" ſeufzte der Fabrikant. „Nun ſeh ich wohl, daß ihr in Paris keinen Vorzug der Schonung vor uns genießt."

„Sie fallen uns an wie Wölfe die Schafherden; ſie kennen kein Erbarmen," ſagte Barrot düſter.

„Arme Madeleine!" ſeufzte Champollion, „du biſt in böſe Hände gefallen. Was wird der Erzbiſchof Harlai, der lüſterne Frauenjäger, aus dir machen! Das iſt in kurzer Zeit nun ſchon der dritte Fall, daß hugenottiſchen Eltern ihre Kinder geraubt worden ſind, um ſie in Klöſtern unterzubringen. Wagen es mitleidige Menſchen die Flucht ſolcher armen Weſen zu fördern, ſchickt man ſie auf die Galeere."

„Nun gebt mir guten Rath, ihr Nachbarn und Freunde, was fang' ich an in meiner großen Noth?" jammerte die Schreinersfrau. „Der Schrecken hat mich ganz ſinnlos gemacht."

„Vor allem," erwiederte Champollion, „müſſen wir die Rückkehr eueres Mannes abwarten; ſobald er zurückkommt, wollen wir überlegen, was zu thun iſt. Es wird, Gott ſei's geklagt! freilich nicht viel ſein. Euere Tochter muß das Beſte thun; iſt ſie ſtandhaft, ſo muß man ſie am Ende wohl gehen laſſen. Es giebt nur leider zu viel Mittel in der Hand dieſer falſchen Apoſtel, ein armes Kind zu bethören.“

„Beruhigt euch,“ redete Barret die Frau an, welche ſich auf's neue ihrem Schmerze hingab. „Hebt euere Augen zu dem auf, der allein helfen kann, und fleht ihn um ſeinen Beiſtand. Er wird euere arme Tochter und euch ſelbſt Stärke in dieſer Prüfung verleihen.“

Madame Champollion führte ihre wehklagende Nachbarin unter tröſtendem Zuſpruche aus dem Zimmer.

„Bei Gott!“ ſagte der Hausherr. „Es iſt ein ſchönes Ding, Vater guter und ſchöner Kinder zu ſein. Aber in dieſer Zeit iſt es ein großer Kummer, und ich danke meinem himmliſchen Vater jetzt aus tiefſtem Herzen, daß es ihm gefiel, die meinen früh zu ſich zu nehmen; jetzt erkenne ich ſeinen weiſen Rathſchluß, den ich damals nicht durchſchauen konnte.“

So kurz dieſe Zwiſchenſcene gewährt, hatte ſie doch einen tiefen Eindruck des Entſetzens auf den Fabrikanten aus der Provinz gemacht. Er erhob ſich unruhig vom Tiſche, trocknete ſich mit dem Tuche die feuchte Stirn und ſagte mit beklemmter Stimme: „Großer Gott, was werden meine Leute zu Hauſe machen! wenn ich mir denke, daß ein ſolches Schreckensereigniß während meiner Abweſenheit vorfiele, daß eines meiner Kinder —“ Er brach ſchaudernd ab.

„Entſchlagt euch ſolcher Gedanken,“ verſuchte ihn Champollion zu tröſten. „Wie wäre ſo etwas in euerer Familie möglich? Habt ihr doch dem Willen des Königs und ſeiner Statthalter gehorcht und ſeid zur herrſchenden Kirche getreten. Mein Nachbar Pierrot, müßt ihr bedenken, widerſtrebte immer, indem er ſich hartnäckig auf ſein gutes Recht berief. Was gilt unſer Recht der Gewalt gegenüber? Was könntet ihr aber auch durch euere Gegenwart euerer Familie helfen, wenn Gott ein ſolches Unglück über euch verhängt hätte?"

Herr Valery hatte nur halb auf dieſe Worte gehört, die freilich des Troſtes wenig genug enthielten. „Ich bin voll ſchwerer Beſorgniſſe," ſagte er. „Ich weiß nicht, ob ich euch bereits mitgetheilt habe, daß auch mein Haus ſo glücklich iſt, einem arg verfolgten Apoſtel evangeliſcher Wahrheit als Zufluchtsſtätte und Verſteck zu dienen. Der würdige Herr Benoit, ein Vetter meiner Frau, wohnt ſchon ſeit einigen Wochen bei uns und erquickt unſere durſtigen Herzen mit dem unverſiechbaren Quell des lauteren Evangeliums. Treue zuverläſſige Nachbarn finden ſich dann zu uns, und wir verleben ſchöne Stunden chriſtlicher Andacht. Denkt, wenn er entdeckt würde, wir wären bei der furchtbaren unnachſichtlichen Strenge unſeres Intendanten Basville und bei dem Fanatismus der katholiſchen Prieſter in unſerem Städtlein verloren."

„Faßt euch, Herr Valery," redete Barrot den verzweifelt vor ſich hinſtarrenden Fabrikanten an. „Wir ſtehen alle in Gottes Hand, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt."

„Nun kömmt noch eine andere ſchwere Sorge hinzu," fuhr Valery jammernd fort. „Da muß ich nun ſches, als menſchliches Wuthgeſchrei brach aus ihrem Herzen, dann ſank ſie bewußtlos und ohnmächtig in die Arme ihrer Umgebung.

„Das iſt dein Werk, Pfaffe!“ wandte ſich Spencer jetzt zum Pater Anton; „ich hoffe, der Himmel wird es dir nicht unvergolten laſſen.“

Der Pater erblaßte einen Augenblick, und als er in dem Buche, welches Spencer jetzt an die Lippen drückte, ſein der Miß Mary geſchenktes Laienbrevier erkannte, ſuchten ſeine unſtäten Augen einen andern Gegenſtand.

Sir Spencer hatte unterdeſſen den hinter ihm ſtehenden Henker einige Worte zugeflüſtert; raſch eilten beide die Leiter hinauf, und eine Minute ſpäter hatte der verhängnißvolle Strang dem jungen Leben Hugh Spencer's ein Ende gemacht.

Um acht Uhr Abends glitt täglich, Winter und Sommer über, das bekannte ſchöne Schifflein von Hereford nach Northbrigg auf dem Strome dahin; weder Wind noch Wetter, Regen und Sturm waren dem geſchmückten Fahrzeuge ein Hinderniß. Drinnen aber ſaß eine ſchöne, bleiche Wahnſinnige, den armen Theodore, den ich liebe wie meinen eigenen Sohn, allein und ſchutzlos in dieſer feindlichen Welt laſſen. Wie ſoll er ſich in ſeiner Herzenseinfalt wahren vor der Tücke und Argliſt, wie ſie hier zu Lande herrſcht? Ach mir iſt recht bange um ihn!"

„Seine Herzenseinfalt wird der beſte Panzer ſein," tröſtete Barrot.

„Was ſagt ihr? allein und ſchutzlos!" fuhr Champollion mit gutmüthiger Heftigkeit auf. „Und das ſagt ihr *mir* ins Geſicht. Der junge Menſch wird weder allein, noch ſchutzlos daſtehen. Dafür laßt mich ſorgen. Er hat mir gefallen, und wenn er etwas braucht, ſoll er ſich nur an David Champollion wenden. Aber macht uns doch," fuhr er theils aus wirklichem Intereſſe für die erwähnte Perſon, theils in der Abſicht, die Gedanken ſeines Gaſtfreundes von den traurigen Bildern, welche denſelben bis jetzt beſchäftigt hatten, abzulenken, mit gutgemeinter Zudringlichkeit fort, „wenn ſonſt nichts entgegenſteht, mit euerm Verhältniß zu dem jungen Menſchen bekannt, ſo weit es die neu einzunehmende Stellung deſſelben betrifft."

Er ſchien ſeine doppelte Abſicht zu erreichen, denn der ängſtliche Ausdruck verſchwand raſch von des Fabrikanten Geſichte, auf welchem ſich die Anfänge eines behaglichen Lächelns zeigten. Es war offenbar, der Mann erzählte gern. Er nahm ſeinen Sitz am Tiſche wieder ein, welchen er vorhin in ängſtlicher Aufregung verlaſſen hatte, und begann: „Die Art und Weiſe, wie ich mit Theodore St Julien und ſeiner Mutter bekannt geworden bin, wißt ihr aus frühern gelegentlichen Mittheilungen von mir; es wäre wohl deshalb nicht nöthig, das zu wiederholen.“

„Thut es immerhin, werther Freund,“ ermunterte Champollion. „Die einzelnen Umſtände ſind meinem Gedächtniſſe wieder entſchwunden, auch denke ich, wird Herr Barrot Theil daran nehmen, wenigſtens ſchien ihm euer Theodore ebenfalls behagt zu haben.“

„Ohne Zweifel,“ ergriff dieſer das Wort; „wer ſollte einem Jünglinge nicht gewogen werden, deſſen Geſicht die treueſte beſte Seele ſo klar widerſpiegelt, wie das eueres jungen Freundes?“

„Es mögen wohl über zwanzig Jahre ſein,“ fing Herr Valery an, froh darüber, daß er von vorn erzählen durfte, „als ich eines ſchönen Tags von einem meiner wenigen Geſchäftsfreunde — ich muß nämlich ſagen, daß ich damals meine Weberei noch ziemlich beſcheiden trieb — alſo ich bekam eine Zuſchrift von Nimes, worin mir mein Geſchäftsfreund und Glaubensbruder ſchrieb, er ſei beauftragt, für eine Dame ſeiner Bekanntſchaft, ebenfalls Hugenottin, eine Wohnung in Alais zu ſchaffen. Dieſelbe ſei die Witwe eines Offiziers und habe einige Zeit in Nimes unter dem Schutze eines alten Oheims, der dort evangeliſcher Prieſter geweſen, gelebt. Dieſer ſei geſtorben, und es leide ſie nun nicht ferner in der Stadt, wo ſie weiter keinen Freund habe und ſtets den Erinnerungen ihres ſchmerzlichen Verluſtes ausgeſetzt ſei. Sie habe während ihres Aufenthaltes in Nimes das Städtchen Alais einmal berührt und Gefallen an der Lage gefunden, zumal es voll guter Calviniſten ſei. Der reine Glaube erlitt ja damals noch keine Anfechtung. Er, mein Geſchäftsfreund nämlich, habe ſogleich meiner gedacht und bei der Madame St. Julien Erwähnung gethan; ich möchte demnach eine geeignete Wohnung beſchaffen und die Anſiedelung der Dame auf mich nehmen; meine Bemühungen würden mir anſtändig vergütet werden. Ich war auf die ſolide Empfehlung meines Geſchäftsfreundes hin gar nicht abgeneigt, das Geſchäft zu machen, aber in meinem eigenen damaligen Hauſe zu ſehr beſchränkt, als daß ich ihr eine Wohnung daſelbſt hätte ablaſſen können, miethete ich in der Nachbarſchaft ein hübſches Quartier, meublirte es möglichſt anſtändig aus und fuhr, nachdem Alles bereit und die Leute in Nimes davon in Kenntniß geſetzt waren, hinab, um meine Pflegebefohlene zu holen. Ich fand indeſſen zwei ſtatt eines. Zu meinem Erſtaunen trat mir eine blutjunge Dame, die höchſtens zwanzig Jahre alt ſein konnte, entgegen; ſie war wunderſchön und in dunklen Trauerkleidern, die bei ihr keine Lüge zu ſein ſchienen, denn ſie zeigte ſich ſehr traurig und weinte gleich bei meiner erſten Begegnung mit ihr. An ihrem Halſe hing ein allerliebſter Junge von anderthalb Jahren. Sie ſagte mir, daß ſie ſehr unglücklich ſei und keinen Freund mehr auf der Welt habe. Ich that mein Beſtes ſie zu tröſten, aber das ſchien nicht ſehr anzuſchlagen. Sie fuhr dann mit mir, und ich brachte ſie in ihr Quartier, wo ſie von meiner Frau und meiner damals noch lebenden Schweſter empfangen wurde. Die guten Weiber hatten es ſich nicht nehmen laſſen, Kränze und Gewinde überall aufzuhängen, wo nur Platz war, und dieſe Aufmerkſamkeit, ſo wie der herzliche Empfang von Seiten meiner Frauen ſchien Madame St. Julien aufs innigſte zu rühren.“

Herr Champollion war ſchon öfter unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her gerückt und hatte einigemale vernehmlich gehuſtet, als wolle er den Erzähler zur Eile ermuntern oder vor dem betretenen Abwege warnen. Sein ängſtlich verdroſſenes Geſicht zeigte dabei, wie tief er ſeine vorhinnige Nachgiebigkeit gegen ſeinen redſeligen Geſchäftsfreund bereue.

„Ihr verzeiht, daß ich euch unterbreche, werther Landsmann und Freund,“ ſagte er unerbittlich; „aber dieſe Umſtände ſind ſowohl mir als Herrn Barret, dem ich ſie bereits mitgetheilt, vollkommen bekannt. Madame St. Julien blieb in Alais, nachdem die ſchöne Jahreszeit ſchon längſt verfloſſen, ſie war eine ächte fromme Chriſtin und ſie wohnt bis auf die heutige Stunde noch daſelbſt. Sie wurde eine Freundin eueres Hauſes ſie ließ ihren Sohn mit eueren Kindern erziehen; ihr ſelbſt beſorgtet ihre Geldgeſchäfte für ſie. Das Alles wiſſen wir, Dank frühern Mittheilungen von euerer Seite. Aber ein Umſtand iſt unklar. Wie kömmt der junge Mann nach Paris? Auf weſſen Veranlaſſung iſt das geſchehen? Seine Mutter lebt abgeſchloſſen von aller Welt in einem ſüdfranzöſiſchen Landſtädtchen ohne Freunde und Bekannte in der ganzen Welt, wie ſie ſelbſt ſagt. Eine Menge verdienter Offiziere nagt am

Hungertuche, und die Witwe eines unbekannten namenloſen Mannes, der vor Gott weiß wie viel Jahren geſtorben iſt, bezieht fortwährend ein anſtändiges Jahrgeld. Das muß Jedem auffallen, der mit den Verhältniſſen näher vertraut iſt, wie ich es zufällig durch die Natur meines Geſchäftes bin, welches mich mit vielen vornehmen Leuten in Berührung bringt."

Als ſich Herr Valery ſo ſchonungslos den Faden ſeiner Erzälung abgeſchnitten ſah, zeigte ſein verblüfftes Geſicht einen ſo komiſchen Ausdruck der Ueberraſchung, daß ſein Anblick ſelbſt auf Barrots ernſten Zügen ein Lächeln hervorrief. In der That mochten aber auch die Empfindungen des wackern Seidenfabrikanten denjenigen eines Mannes gleichen, der ſich in zierlichem Kahne wohlgefällig auf den Wogen des Meeres ſchaukelt und ſich plötzlich, Gott weiß durch welchen Anſtoß, auf das harte Ufer geſchleudert ſieht.

„Alſo ihr wißt das Alles ſchon, und Herr Barrot auch?" fragte er kleinlaut.

„Wie ſchon bemerkt," erwiederte Champollion. „Unſer würdiger Freund fand Wohlgefallen an dem jungen Menſchen und ich erzählte ihm über denſelben, was ich von euch wußte."

„Ja, was ſoll ich euch da noch ferner mittheilen?" ſagte Valery verdroſſen; „ich weiß ſelbſt weiter nichts. Théodore iſt von Anfang zum Soldaten beſtimmt geweſen, und ich habe ihn jetzt mit hergebracht, um ſeine Beſtimmung, die zugleich ſeine Neigung iſt, zu erfüllen."

Es muß dahin geſtellt bleiben, ob Herr Valery wirklich ſeine Mittheilungen über die Verhältniſſe des jungen Mannes ſo völlig erſchöpft habe, daß ihm nichts mehr zu berichten übrig blieb, oder ob er, was beinah wahrſcheinlich war, nichts mehr ſagen durfte und wollte. Herr Champollion wenigſtens hatte die letztere Anſicht, wie ſein ungläubiges Kopfſchütteln bewies. Wäre der Fabrikant aber auch zu fernern Auslaſſungen über ſeinen jungen Freund willig geweſen, ſo würde er doch daran verhindert worden ſein, denn ſo eben trat derſelbe in Begleitung der Hausfrau und überhäuft mit ihren freundlichen Vorwürfen wegen ſeines ſpäten Kommens ins Zimmer. Der junge Mann, eine höchſt gewinnende Erſcheinung, begrüßte die Anweſenden mit ungezwungenem freien Anſtande und ſagte dann: „Wüßtet ihr, werthe Frau, wie viel Leute ich heute beſucht und wo ich mich umhergetrieben, ihr würdet ſicher nicht ſchmollen, ſondern euch wundern, daß ich überhaupt wieder da bin. Aber der Preis iſt auch der Mühe werth. Denkt euch, ich bin Offizier in der königlichen Garde geworden und nur meinem feſten Willen gelang es, mich heute Abend frei zu halten, um mit euch und Vater Valery noch einige Stunden zuſammen zu ſein.“

Geſchäftig hatte Madame Champollion die zurückgeſtellten Speiſen aufgeſetzt, welche St. Julien ohne weitere Nöthigung in Angriff nahm.

„Offizier in der königlichen Garde!“ wiederholte Champollion mit unverhehltem Erſtaunen. „Dann müßt ihr in der That ſehr gute Freunde am Hofe haben, und einflußreiche dazu, denn dieſe Stellen pflegen das Ziel zu ſein, welchem die vornehmſten jungen katholiſchen Edelleute nachſtreben. Und ihr ein Calviniſt! Man pflegt die Calviniſten aus den Aemtern und Stellen des Königs zu entfernen, und wenn ſie noch ſo tüchtig ſind. Begreif' es wer kann!"

„Es iſt wahr," erwiederte der neue Offizier; „wohin ich auch kam, wurde ich mit ungemeiner Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen und behandelt. Das Patent lag eigentlich ſchon für mich bereit, wie ich merkte, und Eines ſchickte mich zum Andern, wie es mir vorkam, nur in der Abſicht, um mich perſönlich kennen zu lernen. Man ſchien allgemein vorauszuſetzen, daß ich katholiſch ſei; denn keiner der vornehmen Herren fragte mich nach meinem Glauben, und ich fand nicht für nöthig, ohne Veranlaſſung davon zu ſprechen."

Champollion warf einen fragenden Blick auf ſeinen Geſchäftsfreund aus der Provinz, allein dieſer bemerkte ihn nicht, er ſaß mit niedergeſchlagenen Augen da und ſchien über etwas nachzudenken.

„Junger Mann," nahm Barrot mit ernſter, ja feierlicher Stimme das Wort, nachdem St. Julien ſeine Mahlzeit beendigt hatte. „Ihr ſeid im Begriff, eine höchſt wichtige, aber auch ſchwierige Stellung einzunehmen. Ihr ſollt gleichſam ein Vorpoſten ſein für euere Brüder dem Feinde gegenüber, ein Bollwerk des evangeliſchen Glaubens. Fühlt ihr euch auch feſt im Wollen und im Glauben, um ſolchen Platz, auf den euch Gott ſtellt, würdig auszufüllen?"

„Ich hoffe es zu Gott," erwiederte der Jüngling feſt. „Ich werde dem Glauben, in dem man mich erzogen und der mich glücklich, freudig und muthig macht, treu bleiben, und der feſte Wille lebt in mir, meinen armen gedrückten Brüdern zu helfen, wo und ſoweit ich nur kann."

„Kommt denn, Freunde," ſagte Barret, indem er ſich erhob und von den Andern gefolgt, das Zimmer verließ. Von Seiten Theodore's geſchah das nicht ohne Verwunderung. Man ſchritt über den Vorſaal hinweg und ging über mehrere Gänge, ohne daß eines ein Wort geſprochen hätte. Herr Champollion, der ſeine Gäſte ſtellenweiſe am Arme durch die Räume ſeines alterthümlich gebauten Hauſes geleitet hatte, blieb endlich vor einer Thüre ſtehen, durch deren Spalten Lichtſtrahlen und aus deren innerem Raume ein Gemurmel drang. Als ſich Theodore umſah, erblickte er außer dem Hausherrn und Vater Valery nur noch Madame Champollion; Barret war verſchwunden. Champollion öffnete die Thür, und ſie traten in ein geräumiges zur Kapelle umgewandeltes Gemach, in welchem eine nach dem Verhältniſſe des Raumes zahlreiche andächtige Menge verſammelt war. Sie beſtand aus dem geſammten Hausperſonal Champollions und den erprobten Nachbarn, Freunden und Verwandten der Familie, welche von den baulichen Verhältniſſen des Hauſes Vortheil ziehend ihren Gottesdienſt heimlich und gegen den Willen eines fanatiſch katholiſchen Staatsoberhauptes hielten. Die Eintretenden wurden von den bereits Verſammelten mit feierlicher Freundlichkeit bewillkommt. Herr Valery befand ſich in einer ſo erregten Stimmung, ſo weit ſie gerade ſeine geſetzte und jeder Exaltation unzugängliche Natur erzeugen konnte. An dem ihm angewieſenen Platze, faltete er inbrünſtig die Hände und ſprach für ſich ein Dankgebet, daß es ihm vergönnt ſei, ſeinen Schöpfer ohne verhaßte abgöttiſche Ceremonien zu verehren. Als er die Augen aufrichtete, fiel ſein Blick auf die unglückliche Nachbarsfrau, der man heute Abend ihre Tochter entriſſen hatte, um ſie vielleicht an Leib und Seele zu verderben. Sie hatte ihre beiden jüngern Kinder an ihre Bruſt gezogen, als wolle ſie dieſelben vor dem Schickſale ihrer Schweſter bewahren; und ihr Geſicht zeigte ſchon ſo viel Ergebung, ein ſo feſtes Vertrauen, daß ein barmherziger Gott die Bosheit ihrer Feinde vereiteln möge, daß der Fabrikant aus ihrem Anblicke neue Nahrung und friſchen Troſt für manches Bekümmerniß ſchöpfte, das er im Herzen trug.

Bei Theodore bewirkte das wärmere Blut der Jugend, eine leichter zu erregende Phantaſie und die Ergebniſſe der letzten Tage, durch welche er Bekanntſchaften gemacht und Verhältniſſe angeknüpft hatte, die von ſeinen bisherigen ſo ganz verſchieden waren, ihn in eine bei weitem lebhaftere Aufregung zu verſetzen, als dies bei ſeinem älteren Freund der Fall war. Der Gedanke, daß es ihm in ſeiner neuen Stellung fernerhin unmöglich ſein werde, den Gott ſeiner Jugend in der gewohnten ungeſchmückten Weiſe, im Geiſt und in der Wahrheit und in der Reinheit des Herzens anzubeten, überwältigte ihn; Thränen traten ihm in's Auge und befeuchteten ſein jugendlich männliches Antlitz. Er trauerte in tiefſter Seele um ein koſtbares Gut, das er verlieren ſollte, um die Wahrheit; hatte doch ein für ſein Alter ziemlich ſcharfer Blick erkannt, daß er fernerhin vor der Welt der Heuchelei huldigen müßte.

Als die andächtige Verſammlung einen jener franzöſiſchen Pſalmen geſungen, wie ſie die Stifter des proteſtantiſchen Cultus ſtatt der lateiniſchen Hymnen eingeführt, trat aus einer Seitenthüre Herr Barrot, nicht mehr im unſcheinbaren Kleide eines Geſchäftsdieners, ſondern in ein prieſterliches Gewand gehüllt. In offenbar freiem Vortrage wies er in ſcharfer, zu Herzen gehender Rede auf das Unglück hin, in welchem ſich die proteſtantiſche Kirche Frankreichs befinde; die Urſache und den Grund deſſelben ſuchte und fand er in den Gliedern derſelben; er warf ihnen Lauheit und Feigheit vor. Er erörterte die frühere Machtſtellung der Hugenotten und zeigte, daß ihre Väter ſie durch thatkräftigen Glauben und unerſchütterlichen Muth den Gewalthabern gegenüber errungen und behauptet hätten, und er ermunterte ſeine kleine Gemeinde, ſich jene Heldengeſtalten zum Muſter zu nehmen, welche Gott gefürchtet und vor den Königen der Erde nicht gezittert hätten. Mit einer geſchickten Wendung ging er dann auf Theodore's beſonderes Schickſal über und ſprach davon in einer Weiſe, die den tieferen Sinn ſeiner Worte nur den näher Vertrauten klar machte, ohne für die übrige Zuhörerſchaft unverſtändlich oder ſtörend zu ſein. Zum

Miß Mary Ghandon, die Beſitzerin des Schiffleins. Starr und regungslos verweilte ſie den ganzen Tag über in ihrem Zimmer, und außer ihrem Vater durfte Niemand hinein kommen, wenn man ſie nicht in die heftigſte Raſerei verſetzen wollte; ſelbſt dem alten, unglücklichen Manne geſtattete ſie nur ſelten Zutritt. Speiſe nahm ſie wenig, und die Sorge für ihren Körper kam niemals mehr in ihre Seele. Wenn aber der Abend nahete, begann ſie lebendiger zu werden, und obgleich ſie ſich nie um Zeit und Stunde kümmerte, ſo kleidete ſie ſich doch Punkt Sieben an und beſtieg im Hofe ihres Hauſes Punkt Acht das Schiffchen. Derſelbe Ruderknecht, der ſie ſonſt bedient, mußte ſie jeden Abend hinaus führen. Lächelnd ſaß ſie erſt auf ihrem Platze; wenn das Schiff aber jenem Felſen ſich näherte, von welchem Spencer ſeine Geliebte begrüßt hatte, ſtand ſie auf, trat vor und ſtarrte mit geſpannter Erwartung nach dem Gipfel deſſelben. Dieſe Spannung ſteigerte ſich, wann ſie landete, ſchnell ausſtieg und mit Gemſenflüchtigkeit den Felſenpfad hinaufeilte, wo ihr Spencer ſtets begegnet war. Dort blieb ſie, oft im härteſten Winter, im heftigſten Regen, ſtehen bis zur Mitternachtsſtunde, ſtets ſtarren Aug's den

Schluſſe ſeiner gewaltigen Rede, welche den Mann als einen jener kühnen Nachfolger Zwingli's und Calvins verrieth, welche wie ihre Meiſter ohne Menſchenfurcht dem Despotismus in Kirche und Staat entgegentraten und mit gewaltigem Geiſte den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts vorarbeiteten, bat Herr Barrot ſeine Zuhörer, ihr Gebet mit dem ſeinen für eine arme Mutter und eine ſchwergeprüfte Tochter zu vereinigen, welche in die Hände ſchonungsloſer Feinde gefallen ſei.

Der Gottesdienſt ſchloß mit einem Pſalme, wie er begonnen, und die Zuhörerſchaft zerſtreute ſich. Barrot erſchien wieder in ſeinem gewöhnlichen Anzuge, Valery drückte ihm ſtumm die Hand, der wackre Mann war vor Rührung ſprachlos. Theodore dankte dem alten Prieſter für die begeiſternden Worte, die er für ihn geſprochen, und wiederholte ſein Gelöbniß, feſtſtehen zu wollen.

„Gott ſegne euch auf euerm neuen Lebenswege, mein wackrer junger Mann!“ ſprach der Geiſtliche warm. „Erhält er euch bei dieſer guten Geſinnung, ſo kann aus euch wohl dereinſt ein Coligny, d'Aubigne oder Sully werden. Es fehlt uns an tüchtigen aufopferungsfähigen Männern, ja an Männern überhaupt. Das Schlingkraut des Eigennutzes und der Habſucht hat die edlern Gefühle in uns erſtickt. Alles fügt ſich und ſchmiegt ſich der frömmelnden Laune eines Despoten und verräth ſeinen Gott, ſeinen Glauben, das Höchſte was der Menſch hat, um eiteln Vortheils willen. Es iſt ein erbärmliches Geſchlecht.“

Man begab ſich wieder in's vordere Zimmer, und Valery und St. Julien rüſteten zum Aufbruche, denn die Nacht war bereits weit vorgeſchritten.

„Noch eins, Theodore,“ ſagte der Erſtere. „Ich habe mit meinem werthen Freunde Champollion die Verabredung getroffen, daß der Briefwechſel zwiſchen mir und dir durch ſeine Hände geht. Du wirſt alſo unſere Briefe hier abholen und die deinigen Herrn Champollion übergeben. Es iſt um der größeren Sicherheit willen. — Und nun, werthe Freunde und Gevattersleute,“ wandte er ſich an die Uebrigen, „lebt wohl und nehmt meinen herzlichen Dank für die fromme Feier dieſes Abends, an deren Erinnerung ich während der Reiſe zehren werde. Gott ſei mit euch und euerm Hauſe, Landsmann! Lebt wohl werthe Frau Gevatterin! Möge euch der Himmel noch lange die Kraft geben, Herr Barrot, die Herzen zu rühren und zu erbauen!“

„Glückliche Reiſe! Grüßt mir die Bekannten und Freunde im Süden! Gott ſegne euern Heimweg! Euch, Herr St. Julien, ſehen wir morgen vor euerer Reiſe nach Verſailles? Ich kann euch zu mancher Bekanntſchaft verhelfen, die am Ende nicht ſo ſehr vornehm, aber deſto erſprießlicher iſt.“ Mit ſolchen und ähnlichen Abſchiedsgrüßen wurden die beiden Leute aus Languedoc entlaſſen, welche ſich beeilten ihren Gaſthof aufzuſuchen. An der Thüre deſſelben angelangt, nahm Herr Valery von dem jungen Menſchen, der ſie mit einer Laterne geleitet, ſeinen Geldſack und ſein Rechnungsbuch entgegen, aber dieſer überreichte außerdem noch ein ziemlich gewichtiges Kiſtchen mit dem nochmaligen Wunſche einer glücklichen Reiſe von Seiten der Madame Champollion und entfernte ſich raſch.

Die beiden Männer begaben ſich noch nicht zur Ruhe. Herr Valery packte mit der ängſtlichſten Sorgfalt eine Maſſe Gegenſtände ein, welche er für die Glieder ſeiner Familie zu Geſchenken beſtimmt hatte; Theodore ſaß an einem Tiſche und ſchrieb beim düſteren Schein einer Lampe. Nach Verlauf einer Stunde endlich erloſch dieſelbe.

2.

Der unerwartete Reiſegefährte.

Ein nebelfeuchter unfreundlicher Herbſtmorgen hielt noch mit den dunkeln Gewändern ſeiner Mutter, der Nacht, angethan, die ſtille ſchlaftrunkene Hauptſtadt Frankreichs in den Armen. Nur in einzelnen geringen Häuſern der Vorſtädte und der armen Stadtbezirke hatten die Bewohner ihr Lager verlaſſen. So war es auch in dem Gaſthofe „Zum heiligen Geiſt,“ einer eben nicht vornehmen Herberge, beſſer bekannt unter dem Spottnamen „die gebratene Taube,“ weil über der Thüre als Kennzeichen des Hauſes eine ſolche in Stein ausgehauen war, die, inmitten zweier männlichen Geſtalten, den Vater und den Sohn ſehr ungeſchickt und plump darſtellend, unentſchloſſen ſchien, in weſſen von

Beiden geöffneten Mund ſie fliegen ſolle. Frau Leudet, die ehrbare Beſitzerin des Gaſthauſes, welche ſelbſt einem ausgeſtopften Täublein glich, hörte dieſen Spottnamen nie, ohne über dieſe Blasphemie einige abwehrende Kreuze zu ſchlagen und die kecken Spötter zu verwünſchen. Der Hof, in einer der engen und kleinen Gaſſen gelegen, welche in den ſüdlichen Theil der Straße St. Martin münden, war meiſt von auswärtigen Krämern, Handels- und Fuhrleuten beſucht, die in der nördlichen Stadt „la Ville“ kleine Geſchäfte machten, und hatte deshalb wenig Anſprüche an Eleganz und Bequemlichkeit, obgleich beide durch Ludwigs des Vierzehnten glanzliebende Regierung Mode geworden waren. Aber Pracht und Luxus in Kleidung und häuslicher Einrichtung, ſo ſehr ſie auch in den obern Schichten der Geſellſchaft überhand genommen, waren noch nicht in die unterſten Regionen derſelben gedrungen, und der durch Heinrich den Vierten geſchützte Proteſtantismus, der einfache Gegner aller unnöthigen Verſchwendung, der pedantiſche Feind alles hoffährtigen Aufwandes, hatte, ſo geneigt auch ſeine Bekenner waren, dem verfeinerten Geſchmack der Vornehmen durch ihren Fleiß und ihre Erfindungsgabe zu dienen, doch andrerſeits jenem berauſchenden Strome der Mode, einen kräftigen Damm entgegengebaut.

Ein mürriſcher Hausknecht und eine nicht mehr verführeriſche Kellnerin bedienten die wenigen Gäſte, welche noch vor oder mit Tagesanbruch abzureiſen gedachten.

Valery und Theodore hatten ſich frühzeitig vom Lager erhoben, um die letzten Vorbereitungen zur Abreiſe zu treffen, denn auch der junge Mann gedachte bald, nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte Verſailles abzugehen.

„Lieber Vater,“ ſagte Theodore, den die Nähe des Abſchiedes weich ſtimmte, „bald müſſen wir uns trennen. Bringt meiner Mutter und den guten Lieben in Alais noch tauſend Grüße von mir und ſagt ihnen, daß ich tagtäglich ihrer gedenken werde. Die Bilder der Meinen ſollen mich ſtets umſchweben. — Ich habe einige Zeilen an meine gute Mutter geſchrieben, die ſie von meinen Erfolgen in Kenntniß ſetzen; ſie ſteht nun allein — nicht wahr, ihr verſprecht mir, ſie nicht zu verlaſſen — ſie in ihrem Schmerze zu tröſten?“

Der Fabrikant mit dem Zuſammenſchnüren eines Sackes beſchäftigt, richtete ſich auf und ſagte mit leiſer Stimme, indem er einen ſchmerzlichen Blick auf den jungen Mann richtete: „Noch nicht, lieber Theodore! Wir bleiben ja noch zuſammen; wir frühſtücken erſt noch. Warum ſchon Abſchied nehmen? Du machſt mir das Herz vor der Zeit ſchwer.“

„Hier iſt noch ein anderer Brief an den guten Job,“ fuhr Theodore fort; „ſagt ihm, ich werde ſeine Liebe und Freundſchaft nie vergeſſen.“

Der Fabrikant nahm die beiden Briefe, der an ſeinen Sohn gerichtete war ziemlich ſtark. Er richtete einen fragenden Blick auf Theodore, indem er das Schreiben in der Hand hielt. Theodore, der denſelben ſogleich verſtand, erröthete leicht und ſagte: „Es liegt ein Zettelchen an meine gute Schweſter Manon in Jobs Brief; ſie war immer ſo liebevoll gegen mich, daß ſie wohl einige freundliche Worte aus der Ferne von mir erwarten durfte.“

Nach Beendigung ihrer Reiſevorbereitungen trugen die beiden Männer die Koffer, Kaſten und Säcke ſelbſt in den Hof, wohin bereits der Hausknecht zwei tüchtige Pferde aus dem Stalle zog, um ſie an das Fuhrwerk Herrn Valery's anzuſchirren.

„Dein Sitz bleibt nun leer, Theodore,“ ſagte dieſer wehmüthig. „Wie einſam werde ich mich auf der Reiſe fühlen! — Doch komme herein und laß uns unſer Frühmahl nehmen.“

Beim Eintritte in das düſtre, von ein Paar Oellampen matt erleuchtete Gaſtzimmer überfluthete ſich der Fabrikant gleichſam mit dem Waſſer des alten ſchmutzigen Weihkeſſels, der neben der Thüre hing, obgleich weder dieſes, noch der Rosmarinzweig, der zum Behufe des Beſprengens darin ſteckte, ebenſo wenig durch Anſehen als durch Geruch beſonders einladend waren. Dann zog der kleine fromme Mann mit ſchier lächerlicher Ziererei einen ungewöhnlich großen Roſenkranz aus glänzenden, in die Augen fallenden Goldperlen und duftenden Ambrakugeln zuſammengeſetzt, aus der Taſche, ließ ſich nicht ohne einiges Geräuſch vor dem hölzernen bunt angeſtrichenen Marienbilde, das, von einer gemalten Glorie umgeben, auf einem Poſtamte an der Wand klebte, nieder und begann mit halblauter Stimme, unbekümmert um die Unterhaltung der übrigen Gäſte und von ihr nicht geſtört, ſeine Paternoſter und Ave Maria's abzubeten. Sein jüngerer Gefährte verrichtete alle dieſe Ceremonien mit derſelben Genauigkeit und nur ohne die Oſtentation, welche dem Beginnen des Aelteren eigen war. Einer aufmerkſamen Beobachtung würde ebenſo wenig entgangen ſein, daß der junge Beter weiter nichts that, als ängſtlich den Vorgang des bejahrten zu folgen, als überhaupt Menſchenkenntniß dazu nöthig geweſen wäre, in Herrn Valery einen gutmüthigen Scheinheiligen zu erkennen; denn wer hätte daran zweifeln ſollen, dies alles geſchehe nur, um die Leute glauben zu machen, er und ſein Pflegeſohn ſeien gute Katholiken? Aber keiner der anweſenden Gäſte hatte die hinlängliche Aufmerkſamkeit oder Befähigung, oder gab ſich überhaupt die Mühe, denn es war die Zeit der großen Scheinheiligkeit und Heuchelei, wo die tiefſte moraliſche Verderbniß die Maske der Frömmigkeit vorgenommen hatte; wo jeder ein guter katholiſcher Chriſt ſcheinen wollte und es keiner vom andern glaubte; wo die Unnatur der Geſinnung und Geſittung ſo weit getrieben worden war, daß man die zur Schau geſtellte peinlich beobachtete Form der Kirche und den Schein der ſogenannten Rechtgläubigkeit als nothwendige Aeußerlichkeiten des gröbſten Egoismus und der gemeinſten Sinnlichkeit erachtete; wo das feine Gift der Gleisnerei in alle Adern des geſellſchaftlichen Körpers gedrungen war und an ſeiner Zerſetzung zu arbeiten begann, mit einem Worte: es war die Zeit, wo die heuchleriſche Witwe des Dichters Scarron den ſchwachen vierzehnten Ludwig von Frankreich, nachdem er ſich in den Armen der Marquiſe von Montespan entnervt, zum Frömmler bekehrt hatte und mit vollen Händen die blutige Saat ausſtreute, welche hundert Jahre ſpäter für die Sichel der Revolution reif war, und deren gute Früchte — denn die böſeſte Saat trägt in der Weltgeſchichte zuletzt doch noch gute Frucht, wenn die böſe Ernte abgemäht und in's Feuer geworfen worden iſt — erſt unſere Nachkommen genießen werden. Aber der Mann, der hier im Schoße des „Heiligen Geiſtes“ — ein Gaſthofsname, der den verdorbenen Geſchmack der Zeit ſchon genugſam bezeichnete, wie ihn denn der unverdorbene geſunde Witz des gemeinen Mannes alsbald traveſtirt hatte — mit ſo viel augenfälligem Geräuſch betete; der Jüngling, deſſen ſchönes offenes Geſicht vertrauensvoll die Welt anlachte; ſie Beide ſahen doch nicht aus wie ſinnliche Gleisner, wie augenverdrehende Lüſtlinge; Beide trugen vielmehr die Farbe der Geſundheit, der Zufriedenheit, des Glücks. Welch' ein Widerſpruch in ihrem Thun und Weſen! Mußte ſich denn auch die ſchlichte anſpruchsloſe Wahrheit in die prunkenden Lappen der Lüge kleiden? Sah ſich ſchon die offene Redlichkeit der Jugend zu nichtswürdiger Verſtellung und Heuchelei genöthigt? Mußte denn der ſelbſtändige unerfahrene Mittelſtand aus der Provinz zur Gleisnerei greifen, wie der abhängige in dieſen Künſten gewandte Hofadel?

Als die beiden Leute die Ceremonien ihrer Morgenandacht verrichtet hatten, ſetzten ſie ſich zu dem frugalen

Frühſtücke, welches inzwiſchen die Kellnerin auf einen Tiſch abſeit von andern Gäſten geſtellt hatte, der ſich durch eine aufgelegte Decke als der für ausgezeichnetere Gäſte beſtimmte Platz erwies. Ohngeachtet des Kummers, der ſich deutlich auf dem ehrlichen Geſichte des Fabrikanten zeigte, frühſtückte er doch mit vielem Appetit und übertraf ſeinen jungen Freund in den die Füllung des Magens bezweckenden Leiſtungen bei weitem.

„Theodore“, ſagte er leiſe, indem er ſich zugleich des heimiſchen Patois bediente, um durchaus von Niemandem verſtanden zu werden. „Ich lege dir nochmals an's Herz, was der wackere Herr Barrot dir geſtern Abend ſagte. Sei klug und ſtehe feſt auf deinem neuen Poſten. Man hat mir immer geſagt, der Boden am Hofe ſei glatt. Und kannſt du etwas für deine armen Glaubensgenoſſen thun, ſo zögere nicht. Kommt dir etwas von Ränken unſerer Feinde zu Ohren, ſo laß es uns wiſſen, denn ſie wollen nicht ruhen und raſten, bis ſie den reinen Glauben gänzlich unterdrückt haben, damit die Gefahr uns nicht unvorbereitet überraſche.“

Noch viele gute Lehren und Rathſchläge, reichlich mit Stellen aus den heiligen Schriften belegt und gewürzt, gab der wackere Mann ſeinem jungen Freunde während der Mahlzeit; freilich zeugten ſie mehr von ſeinem guten Willen für das Wohlergehen Theodore's als von Kenntniß der neuen Verhältniſſe, in welche derſelbe eintreten ſollte.

„Ich weiß nicht“, ſagte er nach einer Pauſe, „mich überkömmt mit einem Male ein Gefühl der Bangigkeit, als ſollte mir irgend etwas Schlimmes widerfahren. Schon längſt, mein Sohn, wäre ich aus dieſem ſündhaften Babel, wo die Luft mir den Athem verſetzt, gewichen, allein ich wollte die letzte Friſt unſeres Beiſammenſeins nicht kürzen. Doch was hilft es: es muß geſchieden ſein. Laß uns aufbrechen!“

Auf einen Wink erſchien die Kellnerin, die Zeche ward berichtigt, und Valery verließ mit ſeinem Gefährten das Zimmer. Soeben hatte der träumeriſche Knecht das Geſchäft des Auſchirrens beendigt und öffnete das Hofthor, um dem Wagen den Durchgang auf die Straße zu ſchaffen. Herr Valery umging noch einmal muſternd die Pferde, die ihn luſtig anwieherten, und das Fuhrwerk, um zu ſehen, ob alles in Ordnung ſei. Das letzte war ein ziemlich plumper breterner Kaſten, durch eine Wand in zwei ungleiche Hälften getheilt; die vordere kleinere hatte nur einen Sitz von Holz; die hintere umſchloß einen großen leeren Raum, deſſen Zweck dem Beſchauer Veranlaſſung zu mancherlei Muthmaßungen geben konnte.

Der harrende Hausknecht erhielt ſein dürftiges Trinkgeld, dann wandte ſich der Reiſefertige an Theodore.

„Laß es uns kurz machen, mein Sohn!“ ſagte er mit bebender Stimme und ſchloß den jungen Mann in ſeine Arme. „Halte dich wacker, wie bisher, und kommſt du in eine Noth, ſo wende dich an Champollion; er wird dir zur Seite ſtehn. Lebe wohl!“

„Grüße mir die Theuren alle zu Hauſe, meine Mutter, Mutter Ulrique, Manon, Job, alle, ich werde

Pfad nach dem Felſengipfel hinſchauend. So wie aber die Mitternacht eintrat, that ſie einen lauten Entſetzensſchrei, dem gleich, welchen ſie auf dem Schaffot ausgeſtoßen hatte, und ſtürzte in raſender Eile den Pfad hinab, warf ſich in's Schiff und wehklagte herzzerſchneidenden Jammer bis zur Stadt.

So trieb ſie es über zwei Jahre täglich, und die heimkehrenden Landleute, die ſie ſahen, erzählten ſich ihre unglückliche Geſchichte und bekreuzten ſich dazu.

In einer Herbſtnacht, zur jährigen Zeit, wo ſie Spencer'n hatte kennen gelernt, hörte ſie der Ruderknecht noch weit jämmerlicher ſchreien, als ſonſt; auch ſtürzte ſie mit einer Schnelligkeit den Pfad herab, wie er ſie noch nicht hatte laufen ſehen. Es war ihm, als folge ihr ein weißer Schatten auf dem Fuße nach. Die Nacht war dunkel, nur einzelne Sterne waren zu ſehen, und dieſe ſchienen zu weinen. Mary that einen weiten Sprung in das Schiff; aber die Gewalt deſſelben warf ſie wieder zurück, wie damals, als ſie Spencer verfolgte, um ſie gefangen zu nehmen: ſie ſtürzte in den Fluß. Der Ruderknecht ſprang ihr nach; aber von beiden ward nichts wiedergeſehen, und das Schifflein trieb allein den Strom hinab.

immer in Gedanken bei euch ſein. Du ſelbſt, mein guter Vater, reiſe mit Gott glücklich! Dich hab' ich doch die Hoffnung wieder zu ſehen. Grüße mir das ſchöne Land Languedoc, mein Jugendland!“

Als fürchte er, bei längerem Verweilen ſeine Faſſung gänzlich zu verlieren, wickelte ſich der Fabrikant raſch in eine lange wollene Decke, nahm haſtig auf der hölzernen Bank im Wagen Platz, empfing die hanfenen Zügel der Pferde und die Peitſche und fuhr mit einem letzten Abſchiedszuruf an Theodore, der traurig und mit Thränen im Auge in's Haus zurückging, raſſelnd auf die Straße hinaus. Dort nahm er die ſüdliche Richtung nach der Seine zu.

Aus der finſtern unfreundlichen Nacht war unterdeſſen eine ſchier noch unfreundlichere Dämmerung geworden; der Nebel hing ſich in Tropfen an die Gegenſtände, und auf dem Fluſſe lagerte er dicht und maſſenhaft wie aſchgraue Berge.

Als der Reiſende aus der Straße herausfuhr, um den öden Kai zu durchſchneiden und die nach der Cité hinüberführende Brücke Notre Dame zu paſſiren, ſtand plötzlich ein weibliches Weſen, vom Kopfe an mit einem großen dunkelfarbigen Tuche wie mit einem Nonnenſchleier überhängt, der kaum ein blaſſes Geſicht frei ließ, zur Seite des langſam dahinſchreitenden Geſpannes, deſſen Lenker, aus tiefen Gedanken emporfahrend, nicht wußte, wie die Geſtalt dahin gekommen war, und ſich erſchrocken alſo angeredet hörte: „Wer ihr auch ſein mögt, mein Herr, wenn ihr an Gott und die heilige

Jungfrau glaubt und ein menſchlich fühlendes Herz in der Bruſt tragt, ſo erbarmt euch einer Unglücklichen, die nichts verbrochen hat, und nehmt mich mit aus der Stadt, ſo weit ihr könnt oder wollt; ich habe einiges Geld und will euch gern euere Mühe bezahlen.“

Verdutzt ſtarrte der Beſitzer der ſchwerfälligen Equipage, die ſcheuenden Pferde anhaltend, die Sprecherin einige Augenblicke an, ohne ihr eine Antwort zu geben, weniger wohl aus Mangel an gutem Willen, als von der auffallenden Erſcheinung eines verhüllten Frauenzimmers an dieſem Orte und von der Ungewöhnlichkeit des Antrags überraſcht. Da fuhr jene mit erhöhter Stimme fort: „Wenn ihr nicht ſogleich meine Bitte erfüllt, ſo werdet ihr mich in zwei Minuten in den trüben Gewäſſern der Seine untergehen ſehen; denn ich bin, bei Gott und ſeinem Sohne! feſt entſchloſſen, vor euern Augen hinein zu ſpringen, falls ihr euch weigert, Chriſtenpflicht an mir zu üben; aber mein Tod komme über euch und euere unchriſtliche Hartherzigkeit.“ Noch mehr erſchrocken reichte der wackere Fabrikant aus Alais der ſeltſamen Bittſtellerin hurtig die bebende Hand und hob ſie mit einem Ruck zu ſich herauf auf den hölzernen Sitz. „Solltet ihr vielleicht Urſache haben, euch zu verbergen?“ ſagte er dann leiſe und ängſtlich mit einer ergänzenden Pantomine.

„Aber wohin?“ fragte ſie.

Der Mann ſchob ſchnell ein Fach in der Rückwand wie ein Thürchen auf und half der unerwarteten Reiſegefährtin ſo ſchnell als möglich in den hintern, großen und leeren Kaſten ſeines Wagens. Die Thür raſch wieder ſchließen, ſich beſorgt nach allen Seiten umſehen, ob er auch keinen Zeugen ſeiner Barmherzigkeit habe, die Zügel ergreifen, die Pferde zum Lauf antreiben, waren die kaum einen Augenblick ausfüllenden Handlungen des furchtſamen Reiſenden. Er war wirklich blaß geworden und zitterte an allen Gliedern; die Pferde mußten ſcharf daran, und er wagte nicht eher wieder tief aufzuathmen, als bis er die Barriere eine Strecke hinter ſich hatte. Nun bog er ſich, immer zufahrend, von ſeinem Sitze heraus, und ſpähete erſt zurück, dann vorwärts auf der Straße, und als er ſie, ſo weit ſein Auge in der nebeligen Dämmerung reichte, leer ſah, begann ſein Herz etwas ruhiger zu ſchlagen. Nichtsdeſtoweniger ſchenkte er den Pferden noch nichts, und ſie mußten trotz des eben nicht guten Wegs in einer Stunde eine größere Linie zurücklegen, als ſie ſonſt in dreien gethan hatten. So war er ſchon, immer beſorgt ſich umblickend, durch mehrere Dörfer gekommen, die Straße war mit dem vorrückenden Morgen lebendiger geworden, und er hatte nirgend angehalten, immer voll Furcht, die unbequeme Zugabe möchte, irgend wie entdeckt, ihm Unheil oder Verderben bringen. Er machte ſich allerlei ſeltſame Gedanken, wer wohl die Unbekannte ſein und was ſie zu ſolch verzweifeltem Mittel bewogen haben möchte; er erwog alle Möglichkeiten und war nach langem Deliberiren endlich der Meinung, ſie müſſe durchaus eine Verbrecherin ſein, die ſich auf dieſe Weiſe der Ahnung der Geſetze für eine böſe That zu entziehen verſuche und ihn ſelbſt dadurch möglicher Weiſe in ſchlimme Verwickelungen reißen könne. Schon war er mehrmals entſchloſſen, ſtill zu halten und ſie zum Ausſteigen zu nöthigen, aber ein ihm unerklärliches Etwas hielt ihn von der Ausführung dieſes Entſchluſſes zurück. Er kam wieder auf andere Gedanken, milderte ihre Schuld, faltete zuweilen fromm die Hände und ſprach, ohne ſich jedoch des Roſenkranzes dabei zu bedienen, ein einfaches Gebet, etwa: „Wenn ich eine Sünde thue, Vater im Himmel, ſo vergieb mir! Es war und iſt nicht mein Wille zu ſündigen; ich wollte nur ein armes Weib, deſſen Schuld ich nicht kenne, vom Selbſtmorde erretten. Sie drohete mir ja, mich vor deinem Richterſtuhle anzuklagen, wenn ich ſie aufzunehmen verweigerte. Iſt ſie eine Verbrecherin, ſo wirſt du ſie finden und beſtrafen; denn wer könnte deinem Auge entgehen, o Herr? So ſagt dein frommer Knecht David: Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt? Und wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußerſten Meer, ſo würde mich doch deine Hand daſelbſt führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich, Finſterniß möge mich decken, ſo muß die Nacht auch Licht um mich ſein. Denn auch Finſterniß nicht finſter iſt bei dir, und die Nacht leuchtet, wie der Tag; Finſterniß iſt wie das Licht. Denn du haſt meine Nieren in deiner Gewalt und wareſt über mir im Mutterleibe."

Dieſe ſtill geſprochenen Gebete waren ſowohl ihrer Form als ihrem Weſen nach ſo ganz verſchieden von dem prunkenden Wortgetön, welches die Wände der großen Gaſtſtube im „heiligen Geiſt“ widergehallt hatten, daß man hätte ſchwören mögen, es ſei nicht ein und derſelbe Mund, aus dem ſie hervorgegangen.

Innerlich geſtärkt und erhoben fuhr der Mann weiter. Er hatte die Sache Gott anheimgeſtellt und ſeine Ruhe im Gebete wiedergefunden. Seine Gedanken kehrten allmälig aus den höhern Regionen zur Weltlichkeit zurück; er dachte mit Vergnügen an den Erfolg ſeiner jetzigen Pariſer Geſchäftsreiſe, überzählte im Kopfe den Gewinn, welchen ſie ihm abgeworfen und berechnete mit freudelächelndem Geſicht, welche Vortheile ihm aus den neu erhaltenen Aufträgen erwachſen würden. Sein geiſtiges Auge überſah einen reichen Segen, der auf ſeinem Geſchäfte ruhte, das er mit den Seinigen in Fleiß, Sitteneinfalt und Gottesfurcht betrieb, und ſein leibliches Auge richtete ſich dankbar dem Himmel zu, von welchem ihm nach ſeinem Glauben dieſe Segnungen zuſtrömten.

„Gott!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „werden die wackern Jungen die Hände und Füße rühren müſſen, um dieſe Maſſe von Dutzenden ſeidener Strümpfe und von Stücken Seidenzeugs zu liefern! Aber ſie freuen ſich der Arbeit und lieben ſie. Wie wunderbar ſind doch deine Wege, allgütiger Vater! Auch die ſchlimmen Eigenſchaften der Menſchen wendeſt du zum Guten: Wie ſollten die armen Leute in unſern rauhen Bergen leben, wenn ihnen nicht der Prunk und die verſchwenderiſche Hoffahrt der Vornehmen und Reichen hinlängliche Arbeit und das tägliche Brot ſchüfe? So ſchlägt durch deine allweiſe Vorſorge Alles zum Beſten aus.“

Dann eilte er in Gedanken weit voraus nach dem kleinen Landſtädtchen, das ſeine Welt, ſein Glück, ſein Alles umſchloß. Er ſah ſein behäbiges Haus vor ſich auf der kleinen Anhöhe liegen, die Seinen kamen ihm bewillkommnend entgegen, er fühlte das ganze Entzücken des Wiederſehens und hieb mechaniſch auf die Pferde, um den Schauplatz ſo vieler reiner Wonne ſchneller zu erreichen. Im Geiſt trat er in ſeine Häuslichkeit ein, begrüßte ſeine Arbeiter und ward mit lärmender Freude von ihnen empfangen; er ſah ſich als Herrn eines geſegneten Wohlſtandes, als deſſen Schöpfer er ſich mit Recht bezeichnen durfte, war auch ſein gerechter Stolz durch den dankbaren Rückblick auf die Mitwirkung des Himmels gemildert. Er ſah mit dem Blicke der Phantaſie die theuren Lieben alle um ſich — nein, ein werthes Glied fehlte in dem Kreiſe, der ſeine irdiſche Seligkeit umſchloß, Theodore, den er unter fremden Leuten hatte zurücklaſſen müſſen. Eine Wolke überſchattete ſogleich das verklärte Antlitz des Fabrikanten. Er ſeufzte, und ſeine Gedanken wanderten wieder zurück nach der Hauptſtadt, um in der Erinnerung noch einmal die letzten Stunden zu durchleben, welche er mit ſeinem geliebten jungen Freunde, den ſeine Liebe nicht von den eigenen Kindern unterſchied, zugebracht hatte. Die Begebenheiten der jüngſten in Paris verlebten Tage ſpiegelten ſich noch einmal in ſeinem Geiſte ab; am lebhafteſten glitten die Erlebniſſe des geſtrigen Tages in bunten Bildern an ſeinem innern Auge vorüber. Plötzlich fuhr er zuſammen; ein erſchreckender Gedanke durchzuckte ihn. Die jammernde verzweifelte Geſtalt der Mutter, welcher man ihr Kind geraubt, um es an Leib und Seele zu verderben, ſtand in aller Lebendigkeit vor ihm. Er hörte ihre das Herz durchbohrenden Klagerufe und erinnerte ſich der Worte, welche ihm Champollion zugeflüſtert. Raſch ſein eben gehabtes Abenteuer mit der Erfahrung von geſtern Abend in Verbindung ſetzend, rief er ſchreckensbleich, während die Zügel faſt ſeinen bebenden Händen entglitten: „Ja ſo iſt es, es kann nicht anders ſein; der Unglücklichen hat daſſelbe ſchreckliche Unglück gedroht, wie jenem armen Mädchen. Man hat ſie ihrem Gotte und der Tugend abſpenſtig machen wollen, und da iſt ſie entflohen, um im ſchlimmſten Falle lieber rein und ohne Schuld zu ſterben, als ein ſchuldvolles, beflecktes Leben zu führen. Ach, mein Gott, welche ſchwere Prüfungen legſt du deinen Kindern auf! Deiner Vorſorge vorgreifen und uns des Lebens zu berauben, das wir uns nicht gegeben haben, iſt eine ſchwere Sünde, aber es iſt auch hart, ſehr hart, deinen Namen verleugnen zu müſſen und den Pfad des Laſters zu wandeln. Ganz recht, Champollion ſagte, daß dieſe ſchändlichen Kinderräubereien in Paris an der Tagesordnung ſeien.“

Der Angſtſchweiß brach jetzt auf der Stirne des wackern Mannes aus, und er ſchaute unwillkürlich mit großer Unruhe rückwärts und vorwärts auf der Fahrſtraße, denn ihm fiel plötzlich der ſchlimme Zuſatz zur

Mittheilung ſeines Geſchäftsfreundes über dieſes ſchändliche Verfahren ein: „Wagen es mitleidige Menſchen, die Flucht ſolcher armen Weſen zu fördern, ſo ſchickt man ſie auf die Galeeren." Furchtbare Worte, deren Erinnerung unſerem Samariter den letzten Reſt von Beſinnung raubte. Er ſchauderte zuſammen und fuhr eine lange Strecke geradezu bewußtlos vor Entſetzen. Endlich brachte ihn das Gefühl der großen Gefahr, in welcher er im Falle einer Entdeckung ſchwebe, wieder zu ſich.

„Barmherziger Gott!" ſtöhnte er aus Herzensgrund; „was ſoll ich thun? Soll ich die Unglückliche dem Verderben preisgeben, um mein eigenes Haupt zu ſichern, oder ſoll ich meine Ehre und mein Leben wagen zu ihrer Rettung aus den Klauen deiner falſchen Diener? Wie ſagt dein heiliges Wort: was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Vorwitz! und ich handle vorſichtig und redlich bei denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hauſe. Das Weib iſt mir fremd, ich kenne ſie nicht; ſoll ich um ihretwillen den Zorn des Königs auf mich laden, den ich mit dem ſchwerſten Opfer meines Bekenntniſſes abgewendet? Freilich ſagt die Schrift auch wieder: durch die Liebe diene einer dem andern und einer trage des andern Laſt. Was iſt aber die Liebe? Der Apoſtel nennt ſie des Geſetzes Erfüllung und das Geſetz heißt: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt."

Noch lange ließ der gute Mann das Zünglein an der Waage ſeiner Entſchließung ſchwanken, indem er bald hier, bald dort einen gewichtigen Spruch auſlegte. Er fand keinen Troſt in dem geſchriebenen Worte, bis er endlich der lebendigen Stimme Gottes in ſeinem Herzen, welche bereits leiſe geſprochen, Gehör gab. Jener einfache und klare Ausſpruch des Chriſtenthums wie der reinen Menſchlichkeit: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch, drang bei ihm durch und triumphirte nach einem allerdings ſchweren Kampfe über alle Hinderniſſe, welche Menſchenfurcht und Selbſtſucht ihm entgegen ſtellten.

„So ſei es denn in Gottes Namen gewagt!“ ſagte er bei ſich ſelbſt, „und du, Allgütiger, nimm mich und das arme Kind in deinen gnädigen Schutz! Wie wäre mir zu Muthe, wenn ich gehaßt und verfolgt von meinen Feinden eines Mitbruders Liebe in Anſpruch nähme, und er wieſe mich ſchnöde zurück! Nein ich will dieſe Schuld nicht auf mich laden. Wie tröſtlich ſagt der Heiland: „Was ihr gethan habt einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Du, Herr, wirſt uns durch die Haufen unſerer Feinde führen und ihre Augen blenden, daß ſie nicht ſehen!“

Als er dieſen männlichen Entſchluß gefaßt hatte, fühlte Herr Valery einen freudigen Muth in ſeinem Innern erwachen; er klatſchte munter mit der Peitſche, und die Pferde griffen tüchtig aus. Dennoch konnte er eine innere Scheu nicht beſiegen, einmal nach ſeinem Schützlinge zu lugen, der im Kaſten hinten auch nicht das mindeſte Lebenszeichen von ſich gab. So fuhr er weiter.

„Endlich nöthigte die zunehmende Ermattung der Roſſe den haſtenden Fuhrmann Halt zu machen. Aber der Vorſichtige hütete ſich wohl, dieß in einem Dorfe oder an einem Wirthshauſe zu thun, vielmehr erſah er ſich dazu ein von einem kleinen Bache, welcher der Seine zuſtrömte, durchſchlängeltes Gehölz. Hier hielt er unter einem dichtbelaubten Baume, um ſich vor dem feinſprühenden Regen einigermaßen zu ſchützen, in welchen ſich der Nebel des Morgens verwandelt hatte, und ſchickte ſich an, die ermüdeten Pferde zu füttern und zu tränken. Aber ſein Vorrath von Hafer und Heu befand ſich in dem hinteren Kaſten ſeines Wagens, und er mußte jetzt nothgedrungen denſelben öffnen. Es dünkte ihm ſchier ein Traum, daß er vor fünf oder ſechs Stunden im Nu ein Weib da hineingeſteckt hatte, und er war faſt verſucht an der Wirklichkeit dieſer Begebenheit zu zweifeln, als er die hintere Seite des Wagens, die eine Thür bildete, mit bebender Hand geöffnet hatte, und nichts ſah, als ſeine Heubündel, ſeinen Haferſack und die Säcke und Pakete mit ſeinen Einkäufen. Verwundert rieb er ſich die Stirn; er konnte ſich das Räthſel nicht löſen. Hatte ihn wirklich ein böſer Traum oder ein geſpenſtiſches Trugbild der Nacht, von welchem wohl hin und wieder im Volke ſchauerliche Sagen umliefen, geäfft? War das Weib, das ſich ihm auf ſo ungewöhnliche Weiſe genaht, auf dem entſprechenden Wege wieder verſchwunden? Hatte ſie es nicht für nöthig erachtet, ihm ein Wort des Dankes oder des Abſchiedes zu ſagen, und war ſie nicht

Noch in derſelben Nacht ſegelte der alte Bürgermeiſter auf dem Strome umher, wie vor zwei Jahren, um ſein Kind zu ſuchen. Er ſuchte verzweifelt die ganze Nacht, er fand es nicht; und als man ihm andern Morgen das leere Schiff brachte, legte er ſein kummervolles Haupt nieder und entſchlief.

Pater Anton hielt ihm eine prächtige Leichenrede und ſorgte für ein pomphaftes Begräbniß. Denn Pater Anton war unterdeſſen von der Königin Iſabella, vom Kronprinzen Edward, vom Könige von Frankreich, von den großen Grafen und Baronen Englands mit Gnadenbezeugungen und Geſchenken überhäuft worden; der Pabſt hatte ihm eine güldne Roſe geſchickt; die Cleriſei hatte ihn zum Biſchof Hereford's erwählt, und als ein reicher und mächtiger Kirchenfürſt verlebte er ſeine Tage in Wonne und Luſt.

Mary Ghanden's traurige Liebesgeſchichte machte auf die Gemüther des Volks einen unauslöſchlichen Eindruck, der ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht, vier Jahrhunderte hindurch, gleich ſtark fortpflanzte. Der Grund dieſer ſtets gleichen Theilnahme an dem Schickſale der bemitleidswürdigen Bürgermeiſterstochter lag darin, daß man allgemein behauptete, geneigt geweſen abzuwarten, welche Entſchließung er hinſichtlich ihrer faſſen und welches Schickſal ihr daraus erwachſen würde? Alle ſeine Befürchtungen, ſein Schwanken, ſeine großmüthige Entſchließung waren demnach eitel und vergeblich geweſen. Mit ſolchen Gedanken ſtieg Herr Valery eben nicht ſehr geſchickt und behende auf den Speichen eines Hinterrades in den Kaſten. Allein ſein Zuſtand der Verwunderung ſollte nicht nur nicht enden, ſondern in erhöhtem Maßſtabe fortwähren. Zu ſeinem Erſtaunen erblickte er nämlich mit einem Male ein junges ſchönes Antlitz von der edelſten Bildung, dem der ſüße Schlummer ſein lebhaftes Kolorit verlieh. Den Körper hatte die Schläferin ſich mit den Heubündeln zugedeckt, das niedliche kleine Haupt in den Haferſack gegraben und zum Theil mit ihrem Tuche überhüllt, und ſo lag ſie da, ein rührendes Bild jugendlicher Unſchuld. Betroffen blieb der Fuhrmann ſtehen und beobachtete, ſich ſelbſt vergeſſend, dieſe lieblichen Züge, über welche ein unwiderſtehlicher Zauber von holder Anmuth und ſüßem Himmelsfrieden ausgegoſſen war. Das hatte ſich der gute Mann nicht gedacht. Die trübe Dämmerung, die graue Umhüllung, der eigne Schrecken und die Haſt ihrer Aufnahme in den Wagen hatten ihn verhindert, ſie näher zu betrachten, und ſeine Phantaſie hatte ihm während der Fahrt die abgeſpannten und zerriſſenen Züge eines verlornen Kindes der Hauptſtadt vorgeſpiegelt, eine bleiche hohläugige Verbrecherin. Und nun ſah er ein niedliches, reizendes Geſichtchen vor ſich, aus dem Herzensreinheit, Frohſinn, ein klein wenig Schelmerei und noch etwas ächt Weibliches, was man mit dem Namen eines „allerliebſten Trotzköpfchens“ bezeichnet, herauslachten. Und dazu dieſe Wolluſt des Schlaf's! Ein Engel des Himmels hatte ſeine ruhefächelnden Schwingen über dieſen kleinen anmuthigen Mund, um den holde Scherze zu lagern ſchienen, über dieſes runde leicht zurückgeſchobene, etwas fleiſchige Kinn, über dies bezaubernd ſchöne, viel Klugheit verrathende Näschen, über dieſe zartgewölbte Stirn und über die vom ſanfteſten Roth ſtrahlenden Wangen gebreitet. In dieſem holden Kindergeſichtchen war nichts Düſtres, nichts Verſtecktes, nichts Unklares, da war alles Licht und Wahrheit. Obgleich der Mann, der vor ihr ſtand, eben kein ſonderlicher Phyſiognomiker ſein mochte, ſo ſagte er doch halblaut vor ſich hin: „Nein, ich habe mich nicht geirrt. Das kann keine Verbrecherin ſein! So ſchläft die Schuld nicht auf der Flucht. Liegt ſie nicht da, ſorglos lächelnd und mir vertrauend, als wenn ſie mein eigenes wohl erzogenes Kind wäre? Auf dieſes Geſichtchen ſind noch keine böſen Gedanken aus einer umnachteten Seele geſtiegen; denn ſie laſſen Spuren ihres Daſeins zurück; — über dieſe Stirn iſt noch kein unreines Gefühl gewandelt; hier wohnen die Engel noch. Gewiß, meine Ahnung hat mich nicht getäuſcht; ſie iſt Eine von den Unſerigen, die wie eine ſchüchterne Taube vor den Krallen des Geiers, ein ſanftes Reh vor dem grimmen Wolf, gefährlicher noch, da er im Schafskleide naht, die eilige Flucht ergriffen hat. Armes, armes Kind, wie mag man dir begegnet ſein, daß du, zum Aeußerſten getrieben, verzweiflungsvoll die heimiſche Stätte fliehen mußteſt und außer meinem Wagen keine andere Rettung ſaheſt als den Tod in den Fluthen der Seine! Freilich, wozu wird der Menſch nicht getrieben, wenn man ihm den Glauben ſeines Herzens und die Unſchuld entreißen will! Aber ich erkenne dankbar den klaren Willen des Himmels an, der mich zu deinem Retter auserſehen hat, demuthsvoll nehme ich die unſichtbare Hand der Vorſehung wahr, die hier ſo weiſe und offenbar in unſer Beider Schickſal eingegriffen hat, und ich werde mit Eifer und Treue den Pflichten nachzukommen ſuchen, welche ſie mir in Bezug auf das mir übergebene menſchliche Weſen, mit welchem ich überdieß durch die Einheit des Glaubens verbunden bin, auferlegt."

Von dieſem Augenblicke an war die Lage des kleinen ſchönen Flüchtlings geſichert.

3.

Ein Raubanfall.

Das ſich ungeſtüm äußernde Bedürfniß der Pferde brachte den in die bezeichneten Gedanken verſunkenen Mann in neue Verlegenheit. Er konnte ſich nicht entſchließen, die reizende Schläferin zu wecken, und doch war dies nicht zu verhindern, wenn er die Pferde nicht ungebührlich lange hungern laſſen wollte. Das baldige

Füttern war aber zur raſchen Weiterreiſe eine höchſt nothwendige Bedingung. Aus dieſer Unentſchloſſenheit wurde er auf eine ſehr unangenehme Weiſe geriſſen. Nahende Schritte zogen ſeine Aufmerkſamkeit von dem ſchönen Gegenſtande ſeiner Betrachtungen im Wagen ab und nach einer andern Seite hin. Er wendete eben den Kopf, als er ſich plötzlich rücklings am Rocke gezogen fühlte und den Schreckensruf vernahm: „Euere Baarſchaft, Herr! Ohne Umſtände! Wir haben wenig Zeit zu verlieren.“

Mit einem halben Blicke ſah Herr Valery zwei mit Knitteln bewaffnete junge Leute vor dem Wagen ſtehen; ihre Geſichter vermochte er nicht zu unterſcheiden, da er zufolge des Ruckes an ſeinem Kleide, wohl mehr aber noch vor Schrecken über dieſen unvermutheten Angriff bei hellem Tage hinterrücks vom Wagen und in die Arme des einen Buſchkleppers geſtürzt war.

„Euere Baarſchaft!“ wiederholte der Eine; „oder es geht euch an's Leben.“

Statt der Antwort erhob der Ueberfallene, welcher, glücklich wieder auf die Beine gekommen, um ſogleich in die Knie zu ſinken und, in der ſichern Erwartung, jeden Augenblick einen der Knittel auf ſeinem Kopf zu ſpüren, furchtſam die Augen ſchloß, ein erbärmliches Jammergeſchrei. Vergeblich bedrohte ihm einer der Räuber mit dem Tode, wenn er nicht ſchweige; der arme Mann ſchien entſchloſſen, von ſeiner Lunge und Gurgel, ſo lange beide noch in unverletztem Zuſtand ſeien, den beſten Gebrauch zu machen.

„Du mußt ihm den Mund zuſtopfen, Charles,“ ſagte der eine Räuber leiſe zum andern mit einiger Aengſtlichkeit. „Die Landſtraße iſt nahe, und ſein Geſchrei könnte uns leicht verderblich werden.“

Charles fiel ſogleich über den jedes Widerſtands unfähigen Fabrikanten her, um ihm ein Tuch in den Mund zuſtopfen. Der bedrohte unterließ das Schreien.

„Gnade! Barmherzigkeit, ihr Herren!“ wimmerte er. „Ich bin ein armer Fuhrmann und habe kein Geld bei mir. Verſtopft mir nicht den Mund; ich kann das nicht vertragen. Gewiß, ich verſpreche euch, ich will ruhig ſein. Aber ſchonet mein und laßt einen armen braven Mann ungefährdet ziehen!“

Der Räuber ſchien durch das jammervolle Gebahren und die Todesangſt ſeines Opfers mild geſtimmt zu werden; wenigſtens ſagte er in einem Tone, der bei weitem weniger barſch wie früher war: „Ihr müßt doch Geld bei euch führen, Mann; gebt heraus, was ihr habt!“

Valery, der an dem Tone dieſer Rede ſogleich einen für ſeine Perſon günſtigen Wechſel in der Stimmung ſeines Feindes bemerkte, wagte es jetzt die Augen zu öffnen und ſah zu ſeiner Verwunderung einen jungen Menſchen vor ſich ſtehen, deſſen Erſcheinung durchaus nicht dem Schreckbilde entſprach, welches ſich ſeine geängſtigte Phantaſie von ſeinem Berauber entworfen hatte. Die Kleidung des Mannes war zwar von ſchonungsloſem Gebrauch und von der Witterung ſehr mitgenommen, ſo daß ſie jetzt einen ſehr trübſeligen Anblick bot, aber ihr Schnitt war der der Kleidung eines anſtändigen Mannes. Das noch jugendliche Geſicht, das die Spuren von Leiden und Entbehrungen trug, verrieth eine ängſtliche Spannung und eine peinliche Unruhe, aber durchaus keine Bosheit oder Verruchtheit, wie man nach dem Auftreten und der Handlungsweiſe der Perſon zu vermuthen berechtigt geweſen wäre.

Durch ſeine phyſiognomiſche Entdeckung hinſichtlich der Befürchtungen für ſein theures Leben einigermaßen beruhigt, griff Herr Valery, der Aufforderung ſeines Quälers zu gehorchen in die Taſche, und war eben im Begriffe, noch immer in knieender Stellung jenem ein eben nicht reichlich geſpicktes Beutelein als Opfer darzubringen, als die Scene unvermuthet und raſch wechſelte. Ein Piſtolenſchuß krachte, und der zweite Räuber, der, um Beute zu ſuchen, in den Wagen geſtiegen war, während ſich ſein Gefährte mit der Perſon des Fuhrmanns beſchäftigte, fiel mit einem lauten Schrei aus dem Kaſten zurück. Zugleich ertönte ein muthiger Ruf aus dem Innern deſſelben. Ohne Valery's Beutel empfangen zu haben, ſtürzte Charles, den verwundeten Gefährten ſeinem Schickſale preisgebend, Hals über Kopf davon. Ein zweiter ihm nachgeſendeter Schuß beſchleunigte ſeine Flucht noch mehr.

Der Fabrikant hatte noch immer die Stellung inne, welche er vorhin eingenommen, um das Herz ſeines Angreifers zu rühren; er behielt ſie auch jetzt noch bei, denn ſie entſprach ganz den Empfindungen, welche ſein Inneres bewegten. Er faltete die Hände und ſchickte mit einem dankbaren Blicke ein wortloſes Dankgebet zum Himmel auf für ſeine wunderbare Rettung. Dann richtete er, noch immer keines Wortes mächtig, das Auge auf ſeinen ſchönen Schützling, der ſoeben, mit zwei Piſtolen bewaffnet, aus dem Wagenkaſten ſprang. Welch' ein ſeltſames, räthſelhaftes Mädchen war doch das! Es wollte ihn bedünken, als ſei nicht er ihr Beſchützer, ſondern ſie ſein Schutzgeiſt, ſein guter Engel, der ſich auf eine ſo außerordentliche Weiſe ſichtbar gemacht habe. Und wie ſie jetzt vor ihm ſtand in einem ſchneeweißen züchtigen Gewande, ſchlank und zierlich mit fliegenden Locken, friſch und blühend, ein reizendes Frühlingskind, hätten wohl minder fromme Leute als der Reiſende ſie für ein wohlthätiges Weſen höherer Art halten können.

„Iſt der Schuft todt?“ fragte ſie mit einem allerliebſten Anſtrich von Naivität und beugte ſich zu dem Räuber nieder. „Mein Gott, ſeht nur Herr,“ fuhr ſie zu Valery gewendet fort, der ſich inzwiſchen erhoben und nahe getreten war; „welch' ein hübſcher junger Mann dieſer Räuber iſt!“

Der Fabrikant konnte trotz ſeinem wohl gerechtfertigten Abſcheu vor dem niedergeſtreckten Feind nicht umhin, dieſer Bemerkung wenigſtens innerlich beizupflichten. Das Geſicht des jungen Mannes, denn auch er wie ſein Gefährte konnte die Mitte der zwanziger Jahre noch nicht weit überſchritten haben, war allerdings von einer eigenthümlichen Geſtaltung; die Bläſſe, welche jetzt über daſſelbe ergoſſen war, ließ aber die edeln Formen beſtimmter hervortreten, gab aber zugleich einem Zuge von Trotz und Wildheit, der dieſe Phyſiognomie ſo anziehend machte, ein ſtärkeres Relief. Die Kleidung des Menſchen war von derſelben Art wie die ſeines Gefährten; ſie zeugte von ehemaliger Anſtändigkeit und gegenwärtiger argen Verkommenheit.

„Mein Gott, welche Aehnlichkeit!“ murmelte das Mädchen, indem ſie den daliegenden Räuber mit großer Aufmerkſamkeit muſterte. „Es iſt in der That wunderbar. Wer mag dieſer Menſch ſein?

„Laßt uns eilen,“ drängte Valery, dem die Betrachtung des Fremden durchaus nicht die Einſicht in ſeine eigene Lage geſchmälert zu haben ſchien. „Mir wird unheimlich an dem Orte. Laßt uns die Landſtraße aufſuchen, wo Menſchen hin- und wiedergehen.“

„Todt iſt er nicht,“ ſagte das Mädchen, die ängſtliche Aufforderung ihres Gefährten nicht beachtend; „ich habe ihm nur die Schulter zerſchmettert. Das wird ihm ein Denkzettel ſein. Er ſieht doch nicht aus wie ein Dieb von Profeſſion. Konnte er, wenn er in Noth war, nicht unſere Güte in Anſpruch nehmen? ſicher hätten wir ihn nicht unbeſchenkt entlaſſen. So hat er gleich Gewalt gebraucht und iſt ſelbſt überwältigt worden. Aber dennoch, trotzdem er ſich als unſer Feind erwieſen hat, wollen wir Chriſtenpflicht an ihm üben und ſeine Wunde verbinden. Nicht wahr, Herr? Er iſt ein Menſch, ein Geſchöpf Gottes, unſer Mitbruder, wenn auch einer, der vom rechten Wege abgekommen iſt. Er kann ſich ja beſſern und noch ein guter Chriſt werden. Jedenfalls hat er Anſprüche auf unſere Barmherzigkeit. Meint ihr nicht auch, Herr? Ihr habt Barmherzigkeit an mir geübt, ſo will ich nun ein Gleiches an dieſem unglücklichen Menſchen thun, denn alle Sünder und Verbrecher ſind ſehr unglücklich und jedenfalls mehr zu bedauern als zu haſſen und zu verabſcheuen.“

„Thut, wie euch euer Herz eingibt,“ verſetzte der Angeredete gerührt, der das ſchöne barmherzige Mädchen mit entzückten Blicken betrachtete. „Gewiß iſt ſie eine von den Unſeren,“ ſagte er zu ſich. „Ihr ſind die goldenen Lehren und Sprüche des Evangeliums früh in's jugendliche Herz eingepflanzt worden, ſo daß ſie nun herrliche Frucht tragen.“ Er griff ſelbſt trotz ſeiner Abneigung vor vergoſſenem Blute mit zu und war ihr behilflich, die Wunde des ohnmächtigen Räubers zu entblößen. Flink nahm das gewandte Mädchen den am Wagen hängenden Ledereimer, ſprang zum nahen Bache, der ſich ihr durch ſein Rauſchen verrathen, brachte Waſſer und wuſch mit zarter Hand die Wunde aus, zerriß ihr graues Tuch und verband ſie. Das Alles ging ihr bewunderungswürdig raſch von der Hand, und in jeder ihrer Bewegungen und Handlungen drückte ſich neben gewinnender Anmuth eine auffallende Entſchloſſenheit aus.

„Vielleicht ſind dieſe Menſchen von Armuth und Dürftigkeit zu ſolchem Verbrechen getrieben worden,“ ſagte ſie, als ſie fertig war. „Bin ich doch ſelbſt ein armes unglückliches Mädchen und weiß aus eigener bitterer Erfahrung, wozu uns die Verzweiflung treiben kann. Ich will dem jungen hübſchen Manne einen Zehrpfennig in die Hand geben, daß er ſich ohne Nahrungsſorgen heilen laſſen kann. Wenn er bedenkt, wie ihm Gott geholfen, ſo kommt er vielleicht zur Erkenntniß und kehrt zur Tugend zurück.“ Damit langte ſie ein Goldſtück aus einem Beutel und legte es in des Räubers hohle Hand.

„Eilt euch nur!“ rief ihr der über das Alles ſehr verwunderte Fuhrmann ängſtlich zu, voll Furcht, es möchte ihm zu zwei heute erlebten Abenteuern noch das dritte und ſchlimmſte begegnen. „Der entflohene Spitzbube dürfte uns leicht mit Succurs wieder auf den Hals kommen, und weder euere Tapferkeit noch euere Barmherzigkeit vermögend ſein, uns zum anderen Mal aus der Klemme zu helfen.“

Da ſtand der Räuber auf, der nicht ohnmächtig geweſen war, ſondern ſich aus Vorſicht nur ſo geſtellt hatte. Herr Valery prallte mit einem Schreckensrufe einige Schritte zurück, ſelbſt das Mädchen erſchrak über dieſe unerwartet raſche Geneſung des Patienten. Dieſer aber machte mit der Hand eine beruhigende Bewegung und ſagte mit Anmuth: „Seid ohne Beſorgniß, Herr! Euch wird kein Haar gekrümmt. Auch ein Räuber muß am Ende von ſolcher wahrhaften Tugend gerührt werden, und ein Räuber ſo beſonderer Art wie ich, am erſten und tiefſten. Ich zweifelte bis jetzt an ihr. Heute, in der Stunde meiner höchſten Noth und Verzweiflung habe ich ſie zuerſt kennen gelernt und bin mächtig von ihr erſchüttert worden. Habt Dank dafür, edles Heilinach acht Uhr Abends fahre ein schmales, schön geschmücktes Schiffchen auf dem Flusse zwischen Hereford und Northbrigg mit einem weiblichen Weſen, das, ſammt dem Fahrzeuge, wie aus Duft und Nebel zuſammengewebt ſey; das Schiffchen gleite mit der größten Schnelligkeit, gleich einem weißen Vogel im Fluge, über die Wellen, ſelbſt gegen den Wind und mit einer unheimlichen Stille, ſo daß man weder den Wind in ſeinem Segel, noch die Wellen an ſeinem Kiele rauſchen höre. Nicht weit vom Dorfe lande die geſpenſtige Schifferin am öſtlichen Ufer, verweile bis zur Mitternacht auf dem Felſen, ſtoße dann ein fürchterliches Klagegeſchrei aus, eile in das Schiffchen zurück und ſegle wieder pfeilſchnell der Stadt zu; Boot und Mädchen verſchwänden dann aber auf einer gewiſſen Stelle des Fluſſes in der Nähe der Stadt, wie ſie mehre Stunden früher hier eben ſo unvermerkt plötzlich ſichtbar wären. Die Strecke der Wye, auf welchem man dies ſchauerliche Schiff ſehen wollte, hieß bald allgemein die Geiſterfahrt, und die Seglerin das Mädchen von Hereford.

Unter dieſem Namen hat ſich die Sage in der Umgegend Hereford's bis jetzt erhalten, ein Beweis, genbild! Ihr habt meinem jungen Leben wiederum einen feſten Halt verliehen, welchen es bereits verloren hatte. Euere Ausſaat iſt in meinem Herzen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Er war nur verwildert, weil ich in den Menſchen nur ſelbſtſüchtige Heuchler und elende Komödianten entdeckte. An dieſes Goldſtück, euer großmüthiges Geſchenk, welches ich mit gerührtem Herzen annehme, ſoll mir ein Goldſchmied ein Oehr machen, und dann werde ich es auf der Bruſt tragen als Marienpfennig oder Reliquie, die mich heilige, oder auch als Talisman, der jeden böſen Gedanken von mir abhalte. Noch einmal wärmſter Dank! Lebt wohl und verzeiht mir Beide das Schlimme, welches ich mit meinem Freunde im Begriff ſtand euch anzuthun. Gott iſt mein Zeuge, daß nur die ärgſte Verzweiflung uns zu ſolch' frevelhaftem Beginnen trieb, denn nie zuvor befleckten wir unſere Hände mit dem Eigenthume Anderer. Und ich danke inbrünſtig dem Himmel, daß er mein Verbrechen vereitelte, welches ich mein Lebelang hätte bereuen müſſen, und mich durch euere züchtigende Hand auf den Weg des Rechts zurückführte. Ihr habt an mir ein Werk in wenigen Minuten zu Stande gebracht, was allen Pfaffen und Tugendſchwätzern von ganz Frankreich in fünfzig Jahren nicht gelungen wäre. Euer Bild, ſchönes Mädchen, wird ſtets in meinem dankbaren Herzen fortleben. Gott behüte euch!"

Ehe es das kühne und mitleidige Kind verhindern konnte, hatte er ihr mit einer anmuthigen Verbeugung die Hand gedrückt und verſchwand mit zwei Sätzen im

Gebüſche. Die beiden Zurückgebliebenen ſtanden einige Augenblicke einander ſtumm gegenüber, dann ſagte der Mann: „Obgleich meine armen Pferde des Futters ſehr bedürfen, ſo eracht' ich doch für beſſer, dem Worte des Räubers nicht zu trauen und ſo raſch als möglich weiter zu fahren, damit wir aus dem Walde kommen.“

„Euer Wort in Ehren, Herr,“ verſetzte das Mädchen; „ich bin aber der entgegengeſetzten Meinung. Ich habe mir dieſen Räuber ſcharf ins Auge gefaßt und möchte getroſt einen Eid darauf ablegen, daß er Wort halten wird. Dieſem Menſchen iſt ſein Verſprechen ſicher heiliger, als den Grafen und Baronen um Ludwigs Thron. Die armen Thiere müſſen ihr Futter haben, denn ſie haben ihre Schuldigkeit gethan. Ich werde ihnen ſogleich friſches Waſſer herbeiholen und das duftende Heu vorwerfen, auf welchem ich ſo ſanft geſchlafen. Ihr mögt ihnen die Körner beſorgen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ſprang ſie mit dem Eimer wieder nach dem Bache, und ein paar Augenblicke darauf ſtand ſie ſchon mit der klaren flüſſigen Labe vor den durſtigen Roſſen und tränkte ſie geſchickt wie eine Magd, während ihre kleine Hand liebkoſend in den Mähnen wühlte und ihre Fingerchen die Stirnen derſelben krabbelten. Mit wohlthuendem Erſtaunen und froh zufriedenem Auge ſah der Mann der hurtigen freundlichen Geſchäftigkeit ſeiner Reiſegefährtin zu, die ihm noch ſo unbekannt und doch ſchon ſo bekannt war, als ſei ſie ſein eigenes Kind.

„Wahrlich,“ ſagte er bei ſich ſelbſt; „ſie gleicht ganz dem Bilde, welches uns die heilige Schrift von jenem holden Kinde des Morgenlandes gibt, Rebecca, wie ſie ſtrahlend in Schönheit und Anmuth am Brunnen die durſtigen Kameele tränkt. Sonderbar dieſe Aehnlichkeit, und daß ſie mir gerade aufſtößt! Jenes Mädchen erzeigte die Wohlthat denjenigen, welche ſie davon führen ſollten zu ihrem künftigen Gatten; die Spendung der Labe war das Zeichen, an welchem ſie erkannt wurde. Hm, hm! — Die Fügungen des Himmels ſind oft wunderbar.“

Selbſt die Thiere legten ihr Wohlbehagen an der flinken und geſchickten Bedienung durch Blicke, Wiehern und ruhiges Verhalten an den Tag.

„Ich muß euch geſtehen,“ ſagte Herr Valery laut zu dem Mädchen; „daß ich mich nicht genug über meine Pferde verwundern kann; ſie, die mir durch ihre Wildheit ſchon ſelbſt manche Verlegenheit bereitet haben und ſich ſonſt von Niemand anders bedienen laſſen als von mir ſelbſt, ſind unter euerer Hand wie Lämmer.“

Ehe ſich es der Zuſchauer verſah, reichte ſie den Thieren ſchon das Heu, und das ward alles ſo ſchnell und gut beſorgt, daß es in der That eine Luſt war zuzuſehen.

„Meßt mir den Hafer ab, den euere Pferde auf ein Futter bekommen!“ rief ſie dem bewegten Manne zu, der über ihren Anblick alles Andre vergeſſen hatte, und er eilte nun ſeinerſeits, nicht hinter ihr zurückzubleiben.

Sobald die Pferde beſorgt waren und ruhig fraßen, wandte ſich der Mann mit der Frage an das Mädchen: „Iſt euch nicht auch gefällig, Speiſe zu euch zu nehmen? Es muß Mittag ſein.“

„Wenn ihr einen Biſſen Brot für mich übrig habt, werde ich ihn dankbar annehmen,“ verſetzte ſie eben ſo beſcheiden, als unbefangen, und er holte ſeinen Kober aus dem Wagen und tiſchte ihr unter dem Baume mit den freundlichſten Worten ſeine kalte Küche auf. Beide aßen mit gutem Appetit.

„Wir haben nun ſchon eine Gefahr zuſammen beſtanden,“ fing endlich Valery nach einigen Minuten verlegenen Schweigens an; „und ich verdanke euch mein Leben, oder wenigſtens einen Theil meiner Habe; erlaubt mir alſo die Frage, wie ich mich euch dankbar bezeigen kann? Wohin wünſcht ihr, daß ich euch führe?“

„Werther Herr, nicht ihr ſeid mir Dank ſchuldig, ſondern vielmehr ich euch. Wenn ihr aber euerer an mir geübten Barmherzigkeit die Krone aufſetzen wollt, ſo nehmt mich mit euch in euere Heimath, wo ſie auch ſei, und vergönnt mir, euch oder einem euch befreundeten Hauſe als Magd dienen zu dürfen. Ihr braucht mir keinen Lohn zu zahlen, nur euer Brot laßt mich eſſen. Ihr könnt mich mit der geringſten Koſt erhalten, dafür will ich all euere Arbeit thun. Ich habe ſo viel Geld, um mir mehrere Jahre lang die Kleider zu kaufen; dann wird Gott weiter helfen. Nehmt mich an; es ſoll euch nicht gereuen!“

Nicht ohne Verlegenheit hatte der Seidenfabrikant dieſe rührende Bitte angehört. Er ſchien einiges Bedenken zu tragen, und doch vermochte er nicht ſie abzuſchlagen. „In Gottes Namen!" ſagte er endlich. „Ihr müßt freilich erſt zuſehen, ob es euch auch bei mir gefällt. Wenn nicht, ſo will ich für euer anderweitiges Unterkommen ſorgen."

„Darum habt keine Sorge. Euer redliches, edles Angeſicht iſt mir Bürge einer ruhigen, glücklichen Zukunft, wenn ihr auf die Dauer mit mir zufrieden ſein werdet. Ich danke euch für euere zweite Wohlthat und begrüße in euch meinen Herrn und Gebieter. Sagt mir aber euern Namen, wenn es euch gefällig iſt, damit ich euch reſpectvoll bei demſelben nennen kann."

„Ich heiße Timothée Valery und bin ein Seidenfabrikant aus Alais in Lyonnais, am Fuße der Sevennen gelegen, wohin ich jetzt zurückkehre, nachdem ich in Paris meine Waaren, Seidenſtoffe und Strümpfe, die in meinen Werkſtätten gewebt werden, verkauft habe. Der Raum meines Wagens, in welchem ihr euch während dieſes Morgens verborgen gehalten habt, war auf dem Herwege mit den genannten Waaren angefüllt."

„Schönſten Dank, Herr Valery, für euere Auskunft! Mein Name iſt Margot du Clos. Nennt mich nun „du", wie es euerer Magd zukommt."

„Wer ſagt euch, daß ich euch nicht eine beſſere Stelle in meinem Hauſe zugedacht? Doch welche auch, ſo werdet ihr es mir nicht als Unbeſcheidenheit auslegen, Margot, wenn ich, nachdem ich euch die Erfüllung eueres Wunſches in mein Haus aufgenommen zu werden, zugeſagt habe, mich nach euern nähern Verhältniſſen und vorzüglich nach der Veranlaſſung befrage, die euch dieſen Morgen in meinen Wagen trieb. Ihr ſeid mit zwei geladenen Piſtolen bewaffnet geweſen, und obgleich mir dieſe im Augenblick der Gefahr in euerer Hand die beſten Dienſte leiſteten, ſo müßt ihr doch zugeben, daß —"

Er ſchwieg verlegen, und Marget antwortete: „Ich habe dieſe Frage von euch erwartet. Ich bin wie eine Verbrecherin in euern Wagen geſprungen, und die beiden Piſtolen ſind nicht geeignet, eine vortheilhaftere Meinung von mir hervorzurufen. So mögt ihr denn wiſſen, daß ich gezwungen werden ſollte, heute hinter den mir verhaßten Mauern eines Kloſters von der ſchönen Welt auf ewig Abſchied zu nehmen, und daß ich in der erſten Frühe des Tags grauſamen Banden entſprang, feſt entſchloſſen, mich auf jegliche Weiſe zu retten, die mir der Himmel anbieten würde, aber auch mich gegen meine Verfolger mit den Waffen, deren ich mich bemächtigt hatte, auf Tod und Leben zu vertheidigen, ja mich eher dem Tode als meinen Peinigern zu ergeben."

„Wußt' ich's doch!" rief der Fabrikant triumphirend. „Die Stimme des Herzens trügt nicht. Man hat auch dich der Religion wegen verfolgt; auch dir, du arme Taube, haben dieſe Raubvögel nachgeſtellt, um dir den Glauben und die Unſchuld deines Herzens zu rauben! Auch dich hat man zwingen wollen, deinen Glauben in einem Kloſter abzuſchwören. O ich habe von dieſen ſchlechten Prieſtern in Paris gehört, die den

Namen deſſen ſchänden, welchen ſie ihren Meiſter nennen. Erſt geſtern Abend erlebte ich einen Auftritt, der mein Herz erzittern machte; ich ſah und hörte eine Mutter, der man ihre gute und ſchöne Tochter entriſſen und ins Kloſter geſchleppt hatte, um ſie katholiſch und elend zu machen. Auch dir ſtand alſo dieſes ſchreckliche Loos bevor, doch du haſt dich ihm durch eine muthige Flucht entzogen.“

Herr Valery war viel zu ſehr mit der wunderbaren Beſtätigung deſſen beſchäftigt, was ihm, wie er behauptete, ſein Herz geſagt hatte, oder, ſchärfer gefaßt, er gab ſich viel zu befangen dem Triumphe einer kleinen frommen verzeihlichen Eitelkeit hin, als daß er die Wirkung ſeiner Worte auf das angeredete Mädchen hätte bemerken ſollen. Wäre dieß aber auch der Fall geweſen, ſo hätte doch der wackere Mann, deſſen Herz beſſer ausgeſtattet war als ſein Kopf, ſich ſicherlich von ſeiner vorgefaßten Meinung hinreißen laſſen, wie ſich das ſogleich zeigen ſollte.

Auf dem Geſichte des Mädchen ſpiegelte ſich beim Beginne ſeiner Rede ein eigenthümliches Erſtaunen, welches aber bald dem Ausdrucke einer lebhaften Beſtürzung, ja eines unverhohlenen Entſetzens wich. Sie erhob ſich unwillkürlich, als ſei ſie bereit zu fliehen und ihrem Munde entfuhr die Frage: „Was ſagt ihr, Herr?“

Herr Valery blickte auf und bemerkte das verſtörte Geſicht der Fragerin. „Fürchte dich nicht, mein Kind!“ ſagte er beruhigend. „Sei vielmehr getroſt und froh! Denn der Herr hat dich in deiner höchſten Noth wunderbar zum rechten Manne geführt. Wohl dürſen wir mit dem Pſalmiſten ſagen: erkennet doch, daß der Herr ſeine Heiligen wunderlich führet. So wiſſe denn, daß ich ſelbſt ein Hugenott bin. Wenn auch dem fürchterlichen Drange der Umſtände nachgebend, mich nebſt allen andern Bürgern meiner Vaterſtadt zum Scheine zu den gotteslästerlichen Formen der Papiſten und Sünder bekennend, ſind wir im Herzen doch unſerm Gotte treu geblieben und erſehnen mit Ungeduld den Tag, der unſere Prüfung beendigen wird, wo wir wieder öffentlich mit lautem Munde uns zum reinen und wahren Glauben des Evangeliums bekennen können. Siehe den Finger Gottes, der dich zu mir geleitet, dem eifrigſten Hugenotten! Komm' an mein Herz, du gerettete Seele, und laß uns Gott inbrünſtig danken, daß er dich aus den Schlingen des Satans glücklich befreit! Komm', komm', Marget! Du ſollſt nicht meine Magd, du ſollſt meine Tochter ſein! Wie Boas die fromme Ruth aufnahm in ſeinem Hauſe, da ſie arm war und Aehren las auf ſeinem Felde, ſo will ich dich aufnehmen in dem meinigen, armes Kind, aber nicht als mein Weib, ſondern als meine Tochter; denn der Herr hat mir ſchon ein treffliches Weib gegeben und auch gute Kinder, deren Schweſter du ſein ſollſt. Komm' und nenne mich Vater!"

Marget hielt, während der Mann ſo ſprach, den ſcharfen Blick fortwährend auf ihn geheftet, als wolle ſie ihm ins Herz ſchauen. Dann ſagte ſie, gerührt an die Bruſt des edeln Mannes ſinkend: „Wie ungewohnt klingt meinem Ohre dieſe Sprache, die bei euch der Ausdruck des ſchönſten Gefühls iſt! Ich werde mich bemühen, euch eine gute Tochter zu ſein, mein Vater."

„Der Herr führet uns wunderbar", ſprach Valery mit Salbung; „wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte und unerforſchlich ſeine Wege! Siehe an, meine Tochter, ich nahm aus meiner Vaterſtadt einen jungen Mann mit mir nach Paris in meinem Wagen, einen mir theuern Jüngling, der ſich in meinem Herzen Sohnesrechte erworben hatte, einen treuen Anhänger an den apoſtoliſchen Glauben. Höhere Pflichten riefen ihn von uns, und unſer Herz blutete ob der Trennung. Aber die Wege des Herrn ſind eitel Güte und Wahrheit, und ich erkannte es wohl, daß mein lieber Theodore unſerer Sache in ſeiner Stellung am Hofe mehr nützen könnte und würde als bei uns. Er iſt nämlich als Offizier in die Leibgarde unſeres gottloſen Königs Ahab berufen worden; wie das zugegangen, erzähle ich dir auf unſerer Weiterreiſe. Als ſolcher hat Theodore St. Julien Gelegenheit, ſchnell zu erfahren, wenn uns Verrath oder Gefahr droht und kann uns davon benachrichtigen. Denn die Gerechten müſſen wachſam ſein in dieſer argen Zeit und ihre Feinde nicht aus dem Auge laſſen. So haben wir in Theodore einen Vorpoſten mitten unter ſie geſtellt, den ſie für einen der Ihrigen halten. Freilich treiben wir da ein verſtecktes Spiel. Aber nöthigt uns dieſe Höllenbrut bei Hofe nicht ſelbſt dazu, die nicht zufrieden damit, ſich vom Schweiß und Blut des armen Volks zu mäſten, ihm auch noch ſein theuerſtes Gut, den Glauben, nehmen will? Der Verluſt aber, der uns durch das Entbehren von Theodore's uns theuer gewordener Perſon erwachſen iſt, wird uns durch dich ſogleich wieder erſetzt. Iſt das nicht Gottes ſichtbare Güte? Ja, du ſollſt ſogleich ſeine Stelle in meinem Hauſe und in meinem Herzen einnehmen. — Doch ſieh, unſere Roſſe ſind geſättigt. Laß uns aufbrechen, damit wir noch vor Einbruch der Dämmerung unſer beſtimmtes Nachtquartier erreichen. Leicht könnten wir ſonſt wieder einen ähnlichen Angriff erleiden, wie vorhin, der aber vielleicht eine nicht ebenſo glückliche Wendung nähme. Die Noth und Armuth iſt unter den Menſchen groß, und mancher ehrliche Mann mag jetzt durch die Verzweiflung zu Dingen getrieben werden, die er unter andern Umſtänden verabſcheut. Du haſt nun deinen Platz neben mir, wo Theodore auf der Herreiſe ſaß, und erzähleſt mir dein Schickſal; ich werde dich von meinem Hauſe und deſſen Gliedern unterhalten."

„Ihr glaubt nicht, wie ſehr euere Mittheilung über die Stellung eueres Pflegeſohnes meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme erregt", erwiederte Margot; „und ich bin euch für euer Vertrauen ſehr dankbar. Aber ſollte nicht euer Urtheil über die Leute bei Hofe zu ſtreng ſein? Sie ſind doch die Vornehmen, die, nach der Ordnung Gottes, über die Niedern und Geringen geſetzt ſind, aber ſie ſind es auch, die ihr Geld für Putz, ſchönes Geräthe u. ſ. w. hingeben und dadurch einer Maſſe Leuten Beſchäftigung und Unterhalt geben."

daß die Theilnahme der Menſchen an einer unglücklichen Liebe ſelbſt nach einem halben Jahrtauſend nicht erlöſcht. Noch vor hundert Jahren hätte man dem ärmſten Schiffer nach acht Uhr Reichthümer bieten können, er hätte einen nicht von Nortbrigg nach Hereford gefahren; denn der Volksglaube behauptete, daß es lebensgefährlich ſey, dem Mädchen von Hereford zu begegnen.

Die Schlacke hat ſich endlich vom Golde getrennt; ſie iſt verſchwunden und das edle, reine Metall zurückgeblieben. Der Aberglaube und die Geſpenſterfurcht vor dem Mädchen von Hereford ſind gewichen; aber die Theilnahme an Mary Chandon's und Hugh Spencer's unglücklicher Liebe wird fortleben in allen Herzen, die davon erfahren, und manche gefühlvolle Seele, die dieſe Blätter lieſt, wird dem edlen Paare eine Thräne weinen.

„Das iſt wahr“, ſagte Valery. „Mein Geſchäft beruht zum großen Theile auf der Verſchwendung des Adels, und einzelnen Unternehmungen mag dieſelbe zu Gute kommen. Aber trotzdem halte ich den ganzen Zuſtand für ein Unglück; und dieſe vornehmen Leute, welche nichts thun und wie die Drohnen ſich vom Honig Andrer nähren, für eine Plage des Landes. Ich bin ein einfacher Mann und kann meine Behauptung nicht ſo klar ausdrücken, wie ich es fühle. Woher bekommen denn die Adeligen das Geld, das ſie in Prunk und Putz verſchwenden? Sie verdienen es doch nicht, denn ſie arbeiten Nichts; ſie nehmen es aus der Taſche arbeitſamer Menſchen, denen es zur Unterſtützung und Erweiterung ihrer Geſchäfte viel dienlicher wäre. Und dafür, daß ſie das Geld aus unſerem Beutel nehmen, verachten und ſchimpfen ſie den fleißigen Bürger und Bauer, der ſie in ihrem Wohlleben erhalten muß. Wer iſt nöthiger im Königreiche, wir oder ſie? ſie können uns nicht entbehren, wir aber ſie. — Nun, mein Kind, ich habe das dir im Vertrauen geſagt, weil das Geſpräch gerade darauf kam“, lenkte Valery ein. „Sonſt pflege ich nie oder ſelten über dergleichen zu reden. Die Zuſtände ſind einmal ſo, und wir armen geplagten Leute werden ſie nicht ändern. Gott ſei's geklagt! Wo ſind die Zeiten hin, da es des Königs von Frankreich wichtige Sorge war, jedem Bauer für den Sonntag ein Huhn in den Topf zu ſchaffen?“

Der Fabrikant erhob ſich nach dieſen Worten, um den Kober, in welchen er die Reſte der Mahlzeit gepackt hatte, wieder an ſeinen alten Platz im Wagenkaſten zu bringen.

„Was haben wir denn da?“ ſagte er ſich bückend und eine zierlich aus Saffian gearbeitete Brieftaſche vom Boden aufhebend. „Ich muß geſtehen, daß ich heute Glück habe, wie man zu ſagen pflegt. Erſt finde ich in dir, mein Kind, eine liebe Reiſegefährtin und künftige Hausgenoſſin, dann werde ich von Räubern überfallen und komme mit dem bloßen Schrecken davon, und jetzt thue ich noch einen Fund. Vermuthlich hat die Taſche einer der Beiden verloren. Gott weiß freilich, wem ſie dieſelbe zuvor abgenommen haben!“

„Ach erlaubt mir!“ ſagte lebhaft Marget, die ſich raſch bei dem Anrufe Valery's erhoben hatte. „Laßt mich das Ding unterſuchen, derweil ihr den Wagen fertig macht.“

„Iſt was Beſondres drin; etwa Wechſelbriefe oder dergleichen?“ fragte der Fabrikant, als er den Haferſack wieder in den Wagen legte.

„Nur Briefe“, erwiederte Marget zögernd und mit einer Ueberraſchung, die dem beſchäftigten Wagenlenker freilich entging. „Sie tragen die Aufſchrift an den Grafen von Menonville.“

„Wo wird der arme Graf ſein?“ bemerkte Valery. „Schwerlich hat er die Brieftaſche gutwillig hergegeben. Wenn du etwas Anziehendes in den Schreiben heut Abend beim Leſen findeſt, ſo theile es mir mit, denn wir dürfen den Fund doch mit gutem Gewiſſen als unſer Eigenthum anſehen."

„Wie artig! wie wunderſchön! kommt ſchnell und ſeht!" rief jetzt das Mädchen und hielt dem herbeigeeilten Manne zwei kleine Porträts zur Anſicht vor, welche ſie ſoeben in der Taſche gefunden hatte. Das eine ſtellte einen vornehmen Krieger in der maleriſchen Tracht jener Zeit vor; ein Küraß deckte die Bruſt, in der Hand hielt er einen Commandoſtab; das andere zeigte eine vornehme Dame im höchſten Putz; ihren Kopf ſchmückte eine kleine Krone. „Ach, die Brieftaſche und die Bilder müßt ihr mir ſchenken, mein Vater!" bat Margot.

„Gern, mein Kind", erwiederte Valery. „Für mich hat das Alles keinen Werth."

„Findet ihr nicht, daß das Porträt dieſes Generals hier die ſprechendſte Aehnlichkeit mit dem jungen Mann hat, mit dem wir das ſonderbare Abenteuer beſtanden?"

„Ich habe für derlei gar kein Auge", ſagte der Fabrikant und fuhr fort, ſeinen Wagen zurecht zu machen. Margot ſtand noch immer mit dem Inhalte der Brieftaſche beſchäftigt und überhörte ſogar einen Zuruf Valery's. Endlich nahm ſie an ſeiner Seite Platz, und der Wagen rollte, von den friſchen Kräften der Pferde getrieben, ſchnell auf der Straße dahin.

„Nun, mein Kind, was ſinneſt du?" fragte der Fabrikant das Mädchen, welches träumeriſch und ſtumm neben ihm ſaß.

Margot erröthete leicht und antwortete nach einem kurzen Zögern: „ich durchflog vorhin einen der Briefe, die an den jungen Grafen gerichtet ſind.“

„Welchen jungen Grafen?“ fragte jener erſtaunt.

„Ich meine den Menſchen, mit welchem wir den ſonderbaren Auftritt hatten“, erwiederte das Mädchen verwirrt.

„Der ein Graf! Nun das wäre mir doch ein merkwürdiger Graf, der friedliche Leute anfällt, um ihnen ihr Geld abzunehmen. Vor dreihundert Jahren mögen das die Edelleute gethan haben, jetzt verfahren ſie feiner dabei. Aber woher weißt du denn, daß er ein Graf iſt?“

„Die Brieftaſche muß ihm gehört haben, da die Aehnlichkeit zwiſchen dem Kriegshelden und dem jungen Manne zu bedeutend iſt; die Dame ſtellt jedenfalls ſeine Mutter vor, und dieſe hat eine Grafenkrone auf dem Kopfe. Ferner ſpricht der Brief an den Grafen von Menonville von dem Vater deſſelben als einem General. Auch iſt mir der Name dieſer gräflichen Familie bekannt.“

Herr Valery warf einen halb mißtrauiſchen, halb verwunderten Seitenblick auf ſeine Gefährtin und ſagte: „Du ſcheinſt mit den vornehmen Leuten und ihrem Weſen und Treiben recht bekannt zu ſein, mein Kind. Ich muß geſtehen, daß ich niemals weder Zeit noch Neigung gehabt habe, mich um die Kronen der Grafen, Freiherrn und Herzöge zu bekümmern.“

„So geht es mir gerade“, lachte das Mädchen unbefangen. „Aber man lernt das in Paris kennen, ohne daß man ſich darum kümmert. Was man täglich und ſtündlich ſieht und hört, bleibt doch am Ende haften, ſelbſt wenn es uns im Grunde gleichgiltig oder gar widerwärtig iſt.“

„Das iſt wahr“, ſagte der Fabrikant beruhigt. „Täglicher Anblick und Umgang gewöhnt den Menſchen an Alles; es ließen ſich dafür viele Beiſpiele anführen. Nun was fandeſt du denn in dem Briefe, das dein Nachdenken erregte?“

„Die Bemerkung, welche mich beinahe beſtürzte, war folgende: Der Briefſchreiber, wahrſcheinlich ein naher älterer Verwandter des Empfängers, ſchreibt an dieſen, er bedaure ſehr, daß er ſich gänzlich außer Stand ſehe, ſeinem Vetter in ſeiner großen Noth zu helfen; es ſcheine faſt, als ſei derſelbe von ſeiner Geburt an zum Unglück beſtimmt geweſen.“

„Und was ſetzt dich daran in Erſtaunen, meine Tochter?“ fragte Herr Valery mit der unbefangenſten Miene von der Welt. „Iſt doch dieſer Ausſpruch nichts weiter als eine ſchwächere Wendung für jenen wichtigen Lehrſatz unſerer Religion, zufolge deſſen ein Theil der ſündhaften Menſchheit für ewig vom Angeſichte Gottes verworfen iſt. Dieſen Zuſtand der Verlaſſenheit von Gott nennen die Menſchen gewöhnlich Unglück, und es iſt ganz in der Ordnung, daß derſelbe mit der Geburt des einzelnen Menſchen beginnt und mit ewiger Verdammniß endigt. Wie kömmt es, daß dir dieſer Glaubensſatz voll tiefer Bedeutung und Wichtigkeit entgehen konnte?“

„Ich hab' euch noch nicht mitgetheilt“, ſtammelte Margot, „daß meine religiöſe Erziehung durch ein trauriges Schickſal ſehr mangelhaft geblieben iſt; man hat mich mehr in weltlichen Dingen unterwieſen.“

„Sie zogen deine Seele ab von Gott, um ſie dem Satan zu überliefern. Das ſoll ſich ändern. Es dürfte ſich die Gelegenheit für dich ergeben, dieſe unſelige Verſäumniß nachzuholen. Vor der Hand will ich dir die Wichtigkeit und Nothwendigkeit jener Lehre, welche dein unvorbereitetes Gemüth überraſchte, ſo gut ich es vermag, nachweiſen. Das erſte Menſchenpaar lebte im Stande der Unſchuld und kannte die Sünde nicht. Aber Adam und Eva übertraten das Gebot Gottes, indem ſie die Frucht vom verbotenen Baume genoſſen, und die Sünde wurde geboren, die in das Fleiſch und Blut der Nachkommen jenes erſten Menſchenpaares übergegangen, mit den nachfolgenden Geſchlechtern zur Welt kam und ſich als Erbſünde vom Ahn zum Enkel fortpflanzte. Sie machte den Menſchen unfähig zur Tugend und riß ihn beſtändig wieder zur Sünde hin. So würde denn die ganze Menſchheit in unausſprechlichem Jammer dahin wandeln, da keiner zu Folge des Sündenfalls unſerer Voreltern und der daraus entſtandenen und auf uns vererbten Verderbniß die ſelbſtſtändige Kraft in ſich hat, ſeiner urſprünglichen Verdammniß entgegenzuwirken, wenn nicht Gott in ſeiner unausſprechlichen Barmherzigkeit und Gnade durch eine unmittelbare Einwirkung, indem er ſich ſelbſt als ſein Sohn von einer Jungfrau zur Erlöſung von der Sünde ins Fleiſch gebären ließ, einen freilich kleinen Theil der Menſchen, den er im Voraus zur Seligkeit auserſah, erleuchtete und beſſerte. Das ſind die Prädeſtinirten, die für ſein Himmelreich ausgewählten, die wahren Kinder Gottes."

Ein ſelbſtzufriedenes Lächeln glänzte auf dem Geſichte des Fabrikanten, als er dieſen religiöſen Vortrag geendigt hatte.

Das Mädchen betrachtete mit tiefem Erſtaunen, welches aber eine Beimiſchung von Entſetzen hatte, den Mann, welcher mit dem treuherzigſten Geſicht und dem gutmüthigſten Lächeln von der Welt ein ſo fürchterliches Verdammungsurtheil über Millionen ſeiner Mitmenſchen ausſprach. „Aber das iſt ja ganz entſetzlich", ſagte ſie nach einer Weile. „Der liebe Gott im Himmel, deſſen Gnade und Barmherzigkeit über alle menſchliche Begriffe geht, ſoll ſo viele Menſchen um der Sünde des erſten Menſchenpaares willen der Verdammniß übergeben!"

„Die Sünde der Väter wird gerochen bis in's tauſendſte Glied."

„Und hat Gott ſeinen eingebornen Sohn nicht geopfert, um alle Menſchen von Tod und Sünde zu erlöſen?"

„Nur diejenigen, welche er für die Erlöſung ausgewählt hatte. Denn unſer Vater im Himmel wußte in ſeiner göttlichen Vorausſehung, daß nicht Alle, die Jeſu Namen trügen, der Erlöſung fähig ſeien, ſondern daß ihre angeborne ſündhafte und verderbte Natur ſie ſogar verleiten würde, das Werk des Heils womöglich zu vernichten. Sehen wir es nicht vor Augen, das verruchte Treiben derer, die ſich Chriſten nennen? Leben ſie beſſer wie die Heiden und unvernünftigen Thiere? Iſt nicht ihr ganzer Sinn auf Wolluſt und Sinnenreiz gerichtet? Haben ſie nicht ſelbſt das heilige Sakrament des Abendmahls geſchändet, indem ſie ſich den Becher entreißen ließen? Da uns doch der Heiland ausdrücklich zu Erben ſeines Leibes und ſeines Blutes einſetzt? Das ſind alles die Folgen jener Erbſünde, die vom Apfelbiß der Eva herſtammt."

„Ich kann mir wohl denken", fuhr der Mann nach einer Weile fort, „daß dieſe Lehre für ſanfte Gemüther im Anfange etwas Erſchreckendes hat, aber ſie bildet einen feſten Grundſtein im Bau unſeres Glaubens; den müſſen wir erhalten, ſonſt erleben wir den Einſturz des Ganzen. Ich ſelbſt geſtehe offen, daß ich Stunden des Zweifels gehabt habe, wenn ich die Herrlichkeit und Pracht der Natur um mich ſah, in der ſich doch die Vorſorge des Allgütigen für alle Menſchen ſo deutlich zeigte. Da fiel mir ſtets der ſchöne Spruch ein: denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Dann beruhigte ich mich wieder mit dem Gedanken, daß mir einfachem, ungelehrtem Manne nicht zu zweifeln ziemt an dem, was ſo viele gelehrte und heilige Männer feſtgeſetzt haben. Wäre das, wir würden allen Halt verlieren unſeren Feinden gegenüber; der Väter Glauben wenigſtens müſſen wir uns zu erhalten ſuchen, da wir ihre Kraft und Stärke nicht mehr beſitzen. Und gerade dieſe Lehre befördert ein chriſtliches Verhalten gegen andere Menſchen mächtig. Triumphiren meine Feinde über mich, dann beuge ich mich in Geduld eine Weile, wiſſend, daß ſie ihrem Verderben doch nicht entgehen; ſind ſie im Elende, dann ſtimmt mich der Gedanke, daß ihnen noch größere Trübſal nach ihrem Tode bevorſteht, zu herzlichem Mitleid. Haben wir doch auch nicht Grund, vor der Gnadenwahl zu zittern. Uns hat Gott ſchon zu ſeinen Kindern von vornherein ausgewählt, da er uns im rechten Glauben geboren werden ließ. Wegen des Loſes der Anderen müſſen wir dem weiſen Rathſchluſſe des Höchſten unbedingt vertrauen."

„Sonderbar!" ſagte Margot. „Ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß der proteſtantiſche Glaube mit dem katholiſchen ſo viel Aehnlichkeit habe. Auch die Katholiken, wie ich oft gehört, übergeb'n die von ihren Lehrſätzen Abweichenden der Verdammniß."

„Hm, hm!" meinte Herr Valery. „Das ſind alte Lehren und Streitigkeiten, die wir am beſten thun, den ſtudirten Dienern der Religion zu überlaſſen. Denen kömmt es zu, mit den geiſtlichen Waffen den Glauben zu vertheidigen; wir die Ungelehrten fahren am beſten, denke ich, ihnen zu glauben und Jeſu zu gehorchen, der uns befiehlt, unſere Nächſten zu lieben, wie uns ſelbſt. Das Andere ſei Gott anheimgeſtellt."

„So iſt's recht, mein Vater!" ſagte Margot lebhaft. „Jetzt ſeid ihr wieder der Alte; vorhin erkannt ich euch nicht mehr."

Der gutmüthige Fabrikant, welchen einzig und allein eine kleine Eitelkeit als Lehrer und Kenner kirchlicher Glaubensſätze aufzutreten, verführt hatte, wozu er wie die meiſten Menſchen weder im Wiſſen, noch im Können ausgerüſtet war, freute ſich ſelbſt, daß er von dem todten Buchſtaben wieder zur lebendigen Liebe zurückgekehrt ſei, in welcher er ſich ſtärker fühlte, als in der Entzifferung des erſten. Er drückte dem Mädchen mit einem freundlichen Lächeln die Hand und trieb ſeine Pferde an, welche, ſich die Redſeligkeit ihres Lenkers zu Nutze machend, ſehr bedächtig vorgeſchritten waren.

4.

Die Reiſe im Gebirge.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der alten berühmten Stadt Orleans, wo Herr Valery einige Geſchäfte zu beſorgen hatte, überſchritten die Reiſenden die Loire und ſtrebten mit ſchnellen Roſſen dem Süden zu. Lyon war das nächſte Ziel, welches ſie munter und wohlbehalten erreichten. Hier verweilte der Fabrikant einen vollen Tag, im Verlaufe deſſen Margot ihn nur auf Augenblicke zu ſehen bekam. Das Mädchen hatte bei dieſem Aufenthalte nicht die geringſte Langeweile. Herr Valery hatte ihr des Breiteren die genaueſten Mittheilungen über ſeinen Hausſtand, ſeine Verwandten und Freunde, ſeine Freuden und Leiden gemacht, und

J. und Y.

Ein Scherz.

ſie hatte ihm dagegen wenn auch mit einer Kürze, die zu ſeinen Expektorationen einen ſtarken Gegenſatz bildete, erzählt, daß ſie die Tochter eines Kaufmanns ſei, welcher jedoch bereits verſtorben und ſie mit ihrer Mutter und Geſchwiſtern in beſchränkten Verhältniſſen hinterlaſſen habe. Dieſe ſeien von reichen Verwandten benutzt worden, ſie in ein Kloſter zu ſtecken. Sie war offenbar froh, als ſie dieſes kahle Bekenntniß abgelegt hatte, und Herr Valery ſich damit zu begnügen ſchien.

Die Pracht der ſüdlichen Natur trat ihr entgegen und nahm ihren ſtaunenden Sinn in den erſten Tagen, nachdem man die Scheidelinie zwiſchen dem Norden und Süden überſchritten hatte, vollſtändig gefangen. Der herbſtlich graue Himmel mit ſeinen Nebeln ſchwand, und eine reine tiefblaue Decke ſpannte ſich vor ihren entzückten Blicken aus. Eine üppige Vegetation ergötzte das Auge, welches von dem raſchen Wechſel der Bilder, die ſich ihm darboten, faſt ermüdet wurde. Ihr Weg führte die Reiſenden an Weinbergen vorüber, an welchen herrliche Trauben, vom heißen Strahle der Sonne getroffen, entzückender Reife entgegenkochten. Mit Verwunderung ſah Margot hier Gewächſe als Bäume mächtig ſtark in der freien Natur gedeihen, welche ſie vorher nur als dürftige Treibhauspflanzen gekannt hatte. Gewaltige Akazien und Aloen, junge Pinien, Cypreſſen, Roſen-, Feigen- und Lorbeerbäume, die bald in dichten Gruppen in der Nähe von Gehöften und Häuſern ſtanden, umrankt von Epheu und andern Schlingpflanzen, bald wieder für ſich kleine Gehölze bildeten, gaben der

Landſchaft einen eigenthümlichen Reiz. Brach dann Margot in enthuſiaſtiſche Lobpreiſungen dieſes milden klaren Himmels und des reichgeſegneten Landes aus, ſo verklärte ein ſtolzes Lächeln das Geſicht des Fabrikanten, und er ſagte: „Ja, ich möchte um alles in der Welt nicht im Norden leben; da drängt ſich das Volk in der großen Stadt Paris zuſammen, hungert und entbehrt, während im Süden noch viele Tauſende ihr Leben in Freuden genießen könnten.“

Auch die Verſchiedenheit zwiſchen der Bevölkerung ihrer nördlichen Heimath und derjenigen der ſüdlichen Landſchaften fiel dem Mädchen auf. Der Menſchenſchlag erſchien ihr in den Kennzeichen ſeiner Verwandtſchaft mit den ſüdeuropäiſchen Völkern, dunklen Haaren und Augen, anziehender, das Benehmen ſelbſt gemeiner Leute ungezwungener und lebhafter, die Sitte freier. Zu ihrem Erſtaunen nahm ſie bald nach ihrem Eintritte in die mittäglichen Provinzen ihres Vaterlandes wahr, daß ſie eine Fremde hier ſei, denn ſie verſtand die Sprache der Leute nicht mehr und wurde ſelbſt nicht mehr verſtanden. Herr Valery freute ſich wie ein Kind über die Verlegenheit des Mädchens, als ſie eines Tages der Wirthin eines Gaſthofs, in welchen die Reiſenden eingekehrt waren, auf ihre wohlklingende Anrede nichts zu erwiedern vermochte. Es eröffnete ſich für ihn eine weite angenehme Ausſicht zur Belehrung und Unterweiſung; während die raſchen Pferde das Fuhrwerk durch die lachende Landſchaft dahin zogen, ſuchte er ihr die Eigenthümlichkeiten des ſüdlichen Idioms und ſeine Verſchiedenheit von der Sprache des Nordens zu erklären, und wunderbar raſch begriff und merkte die gelehrige Schülerin. Ueberhaupt verrieth das Mädchen eine für ihren Stand als Bürgerstochter nicht gewöhnliche Bildung, die ſich öfters unwillkürlich in gelegentlichen Aeußerungen und Bemerkungen kund gab; ſie wußte für ihr jugendliches Alter ſehr viel und ſetzte den guten Fabrikanten oft in Erſtaunen durch ihre Kenntniſſe von Dingen, deren Namen er ſelbſt kaum kannte. Auf der andern Seite zeigte ſie ſich in der Erziehung vernachläſſigt; das bewies ein gewiſſes exaltirtes, trotziges und herriſches Weſen, welches zuweilen plötzlich bei ihr hervorbrach, aber ebenſo raſch wieder verſchwand und von dem Manne über den Auslaſſungen reiner Herzensgüte ſchnell vergeſſen wurde. Ferner zeigte ſie ſich in den proteſtantiſchen Glaubensſatzungen ſehr unerfahren, doch erklärte ſich dieſen beklagenswerthen Umſtand Valery aus der Geſchichte ihres Lebens, welche ſie ihm gelegentlich und ſtückweiſe mitgetheilt hatte. Eigentlich war ihm das gar nicht unlieb, da ſich ihm daraus die Gelegenheit bot, ſein dogmatiſches Licht noch oft leuchten zu laſſen.

Die Stimmung ſeiner jungen Reiſegefährtin, welche er trotz manchem Räthſelhaften in ihrem Weſen herzlich lieb gewonnen, wechſelte oft im Zeitraume eines Tages zwiſchen der lebendigſten Munterkeit, welche bei dem geringſten Anlaſſe froh aufjauchzte, und tiefem ſchweigſamen Ernſt, der oft ſelbſt zu trüber Schwermuth wurde. Fragte ſie ihr Beſchützer nach dem Grunde ihrer Verſtimmung, ſo ſchüttelte ſie ſtumm den Kopf. Herr Valery beruhigte ſich dann in dem Gedanken, daß es wohl Dinge geben könnte, die uns traurig ſtimmen, ohne gerade zur Mittheilung an einem Freund geeignet zu ſein. Und daß ſie ihn für ihren Freund hielt, bewies ſie bei jeder Gelegenheit, mochte ſie betrübt oder froh ſein. Eine andere Eigenthümlichkeit von ihr, welche ihm auffiel, war, daß er ſie in den Städten, in welchen ſie ſeiner Geſchäfte wegen einen Aufenthalt hatten, ſehr ſelten dazu bringen konnte auszugehen. So lange man noch im Norden war, billigte er dieſe Aengſtlichkeit vollkommen, ſpäterhin begriff er ſie nicht. Zuweilen überraſchte er ſie, wie ſie in tiefem Sinnen jene beiden Portraits betrachtete oder über den Briefen brütete, die ſie in der Brieftaſche des Räubers gefunden.

Fand Herr Valery in ſeiner Gefährtin Manches, über das er ſich erſt von der Folgezeit vollkommenen Aufſchluß verſprach, ſo hätte Margot, wäre ſie mehr zu einer genauen Beobachtung ſeines Thuns und Treibens geneigt und nicht ſo ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt geweſen, ebenſo gut manches Räthſelhafte an ihm bemerken können.

Die Reiſenden näherten ſich den Grenzen der Provinz Lyonnois und dem Sevennengebirge, deſſen ſpärlich bewachſene Granithäupter Margot's Aufmerkſamkeit ſchon aus der Ferne erregt hatten. Hier war der Fabrikant wie zu Hauſe; überall, wohin ſie kamen, kannte man ihn, und er verkehrte oft mit Leuten, mit welchen er ſchwerlich Geſchäfte machte. Oefters wurde der Wagen an einſamen Stellen des Wegs, welcher mehr und mehr den Charakter eines ſchwierigen Gebirgsüberganges annahm, von Jägern, Bauern und Leuten ärmlicher Kleidung angehalten, welche Herrn Valery anredeten und heimlich mit ihm ſprachen. Dieſer war ſtets nach ſolchen Begegniſſen niedergeſchlagen und ſeufzte, allein er ließ ſich nicht weiter aus.

Ein Umſtand war geeignet, Margot's Aufmerkſamkeit zu erregen und ihr Entzücken an den herrlichen Gegenden von Languedoc, welche ſie durchreiſt hatte, zu ſtören; ſie glaubte nämlich in den Ortſchaften, durch welche ſie fuhren, häufig Spuren einer gewaltſamen Verwüſtung und Zerſtörung wahrzunehmen, dieſelbe Beobachtung machte ſie in den Gärten, Weinbergen und Feldern. Häufig überholte das Fuhrwerk Schaaren von elenden und zerlumpten Menſchen, denen ihr Gefährte mit einer ungewöhnlichen Gemüthsbewegung anſehnliche Gaben reichte, ſelbſt ohne deshalb angegangen worden zu ſein. Es kam ihr überdies vor, als vermeide er ſoviel wie möglich derlei Stätten der Verwüſtung zu berühren.

Es war ein köſtlicher Abend, der trotz der herbſtlichen Jahreszeit allen Zauber der ſüdlichen Natur entfaltete. Der letzte Schein der Sonne ruhte auf den Bergen, ihre kahlen Scheitel mit leiſen Finger vergoldend; in dem Thale, durch das die Reiſenden fuhren, herrſchte ſchon jene eigenthümliche Dämmerung, welche ſo ganz geeignet iſt, einen empfänglichen Sinn, der nahe daran war unter der Wonne des Tages zu ermatten, von neuem zu erfriſchen und für die Entzückungen einer ſüdlichen Nacht vorzubereiten.

„Wir haben uns heute verſpätet,“ bemerkte Herr Valery, die Pferde zu raſchem Laufe antreibend. „Der Mond wird zum Glücke bald aufgehen, und dann haben wir nicht mehr weit zum nächſten Orte, von dem ich wünſchte, daß du ihn zuerſt am Tage geſehen hätteſt. Er hat eine ſehr angenehme Lage am Fuße des Gebirges, und was ihn mir noch werther macht, er iſt durchaus von Bekennern unſeres Glaubens bewohnt.“

Margot war in jener träumeriſch nachdenklichen Stimmung, wo der Geiſt beſchäftigt iſt, die Tags über gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücke noch einmal vorzunehmen, durchzukoſten und ſie dann in ſeine Schatz- und Vorrathkammern niederzulegen. Bei dieſem Geſchäfte ſchließt er ſich gern von äußerer Störung ab. Margot ſprach demnach während der abendlichen Fahrt nicht oder nur das Nothwendigſte, und auch der Fabrikant war ungewöhnlich wortarm.

Der Mond ging auf und übergoß die Landſchaft mit ſeinen zauberiſchen Lichten. Rieſenhaft ragten die Berghäupter mit ihren wunderlich geſpaltenen und zerklüfteten nackten Felſenſpitzen in den Himmel hinein, ungeheuerliche Schatten werfend; das Thal, welches ſich zur weiten Fläche auseinander gedehnt hatte, glich mit ſeinen mondſchein beglänzten Fluren und Feldern einem tiefen ruhigen See, ummauert von gewaltigem Felſenufer. Die Töne des Lebens ſchwiegen, wie wenn ſie vor den Entzückungen dieſer Nacht verſtummt ſeien;

das Rollen des Fuhrwerks, der Hufſchlag und das Wiehern der Pferde unterbrachen allein das heilige Schweigen.

„Ich weiß nicht, ob mich meine Augen trügen,“ nahm Herr Valery das Wort, welcher einige Minuten gerade vor ſich ausgeſchaut hatte: „mir iſt es, als ſähe ich Feuer. Faſt will es mich auch bedünken, als ſtiegen Rauchwolken empor. Der Mondſchein läßt es mich nicht genau unterſcheiden.“

Margot wandte ihre Augen nach der Richtung, und ſie mußte die Vermuthung des Fabrikanten beſtätigen.

„Großer Gott!“ ſagte er erſchrocken; „ich will nicht hoffen, daß der hübſche Ort ein Raub der Flammen geworden iſt. Wir haben ohnedieß Unglücks genug im Lande.“

Er fuhr raſch zu, und in Zeit einer halben Stunde war man dem Dorfe genaht, deſſen Zerſtörung, durch ſeine baum- und gebüſchreiche Umgebung dem Auge verborgen, jetzt ſich dem entſetzten Blicke darbot. Die Hütten lagen meiſtens in Trümmern darnieder, nur einzelne ſtanden noch als traurige Gerippe, der Dächer und der Bekleidung durch das zerſtörende Element beraubt, welches hie und da noch an den Balken und aus den Aſchenhaufen mit matter Zunge emporleckte. Gleich am Eingange des Orts, etwas ſeitab vom Wege, ſtand etwas höher als die übrigen Häuſer, eine Kapelle oder vielmehr die Ruine derſelben, denn das Dach war zerſtört und die Thür offenbar mit Gewalt zertümmert.

Der Fabrikant ſtieß bei dieſem Anblick einen Schrei des Entſetzens und der Wuth aus; er hielt unwillkürlich die Pferde an, die ſelbſt ſich vor dem grauſen Schauſpiel zu ſcheuen ſchienen und ſich wiehernd bäumten, und ſtarrte unverwandten Blickes das Werk der Zerſtörung an. Endlich ſtöhnte er aus tiefer Bruſt: „Gewiß, das hat deine verruchte Hand vollbracht, Ungeheuer!“

„Aber mein Gott!“ ſagte Marget, die ebenſo ſehr über dieſen ſtürmiſchen Ausbruch der Leidenſchaft bei dem gutmüthigen Manne, wie über die Scene grauſamer Verwüſtung erſchrocken war; „wer hat das gethan? iſt's doch, als hauſte ein Feind mit Feuer und Schwert in dieſem Lande?“

„So iſt es,“ erwiederte Herr Valery dumpf; „und das Schlimmſte iſt, daß dieſer grimme Feind des Landes der Statthalter ſeines Königs iſt. Ach, du beſcheidenes liebes Dörfchen, ſo iſt auch an dich die Reihe gekommen, von dem Tyrannen in Nimes verderbt zu werden!“

„Ich verſtehe euch gar nicht, Vater!“ ſagte Marget ängſtlich. „Ihr ſprecht von einem Tyrannen in Nimes? Wer darf es wagen, ſolche Greuel im Königreiche Ludwig's des Vierzehnten zu begehen?“

„Ich ſpreche vom Intendanten des Königs Basville in Nimes; er verübt ſie im Namen und auf Befehl ſeines Herrn. Wohl kann man von ihm ſagen: er geht umher im Lande wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wen er verſchlinge.“

„Auf Befehl des Königs!“ rief Margot lebhaft. Das iſt nicht möglich, das kann nicht ſein! Wie könnte der König befehlen, daß die Wohnungen, Felder und Weinberge ſeiner Unterthanen zerſtört würden?“

„So ſagen Viele. Wie kann aber dem Könige verborgen bleiben, was ganz Frankreich weiß? Es muß doch ſein Wille ſein, daß unſere Brüder vernichtet werden.“ Margot ſchwieg und verſank in Nachdenken.

„Laß uns zuſehen,“ nahm der Fabrikant wieder das Wort, „ob wir nicht irgend Jemanden treffen, der uns über das traurige Schickſal des Ortes Aufſchluß gebe. Unſere Pferde bedürfen auch der Fütterung, denn wir müſſen nun noch einige Stunden weiter fahren, ehe wir eine Herberge finden. Ich gedachte, die Nacht wie ſchon öfter hier zuzubringen.“

Sie durchfuhren den Ort, oder vielmehr die Ruinen deſſelben langſam, aber einen Menſchen konnten ſie nicht entdecken. Endlich glaubte Valery im Schatten eines verſengten und verſtümmelten Baumes an der einen Seite der durch zwiſchenliegende Gärten ſehr verlängerten Häuſerreihe ein menſchliches Weſen zu erkennen. Er übergab Margot die Zügel und ſtieg von ſeinem Sitze herab. Als er näher kam, ſah er, daß es eine Frau war, die am Stamme des Baumes zuſammengekauert ſaß.

Bevor er ſie noch angeredet, rief ſie ihm mit einer heiſern Stimme entgegen: „Kommt ihr endlich? Ich habe lang auf euch gewartet. Beinah' kommt ihr zu ſpät, wie die Buntröcke. Sie hatten mich da zurückgelaſſen, damit ich ihnen den Willkomm ſagen ſollte. Ich that es auch und rief: ſeid verflucht, ihr Hunde! ha, ha! Da haben ſie mich geſchlagen, daß mir die Funken aus den Augen ſprangen, und es wurde ein mächtiges Feuer daraus."

Der Fabrikant war über dieſe Anrede ſo beſtürzt, daß er kein Wort verbrachte. Die Frau murmelte einige Worte vor ſich hin, dann ſagte ſie laut: „So eilt euch doch; ich habe Hunger; es iſt ja Niemand da."

Valery ging raſch zum Wagen zurück und unterrichtete ſeine Reiſegefährtin mit wenigen Worten von ſeiner Entdeckung. Er holte einige Nahrungsmittel hervor, indem er Marget zugleich bat, die Sorge für ihr Geſpann zu übernehmen, und begab ſich wieder zu der Frau zurück, in der Hoffnung, er werde doch etwas Näheres von ihr über das traurige Los des Dorfes erfahren, wenn ihr phyſiſches Bedürfniß befriedigt ſei. Eines ſchien er aus ihren verwirrten Aeußerungen entnommen zu dürfen, daß nämlich die Einwohner dem ſie bedrohenden Schickſale durch eine zeitige Flucht entgangen ſeien. Nur war ihm nicht klar, warum die alte geiſtesſchwache Frau allein zurückgeblieben war. Dieſe aß mit einer furchtbaren Gier von der gereichten Speiſe; allein der Fabrikant ſah ſich in ſeiner Hoffnung betrogen. Nachdem ſie ihren Hunger geſtillt, barg ſie den Kopf in ihren Schoß und verharrte ſchweigend. Valery wartete eine ziemlich lange Zeit, daß ſie wieder ſprechen würde, allein vergeblich; ſie ſchien eingeſchlafen

zu ſein. Er faßte ſie endlich beim Arme und ſchüttelte ſie. Mit einem entſetzlichen Schrei, vor dem der Wißbegierige erſchrocken zurückprallte, ſprang ſie auf und enteilte mit einer Schnelligkeit, die den erſchrockenen Mann noch außerdem zum Erſtaunten machte. Als er nach ſeinem mißlungenen Verſuche in geſteigerter Aufregung zum Geſchirre zurückkehrte, fand er Margot heftig weinend.

Der Anblick einer zerſtörten Menſchenwohnung hat für den Gefühlvollen immer etwas Ergreifendes; ein tiefes Bedauern geht ihm durch die Seele, daß es wiederum eine Stätte menſchlicher ſtiller Glückſeligkeit, die ohnedieß ſo ſelten ſind, weniger gebe; ein Geiſt ſcheint um die Trümmer zu ſchweben, der die Augenblicke der Wonne, in dem beſcheidenen Raume der Hütte erwachſen, beſeufzt. Steht eine wild empörte Natur in Einklang mit dem Bilde ſolcher Zerſtörung, ſo wird bei allem Entſetzen und aller Furcht, welche den Zuſchauer ergreifen, doch das Herz deſſelben nicht ſo ſchmerzlich ergriffen, und zerriſſen, als wenn eine friedliche Mondſcheinnacht und ein feierliches Schweigen, wie dieß hier der Fall war, einen grauſamen Gegenſatz zum Werke ruchloſer Verwüſtung bilden. Der Mond ſchien verwundert auf den Schauplatz wüſten Greuels zu blicken, den er bis daher nur als Stätte emſiger Rührigkeit und ſtiller Frömmigkeit gekannt, auf den ſtillen Frieden dieſes Bergthales, der ſo rauh und ſo grauſam für lange Zeit verſcheucht worden war. Vielleicht waren es noch andere Gedanken und Bilder, die durch die

Trauerſcene geweckt in Margot's Seele emporgeſtiegen und ſie zur Wehmuth ſtimmten.

Der Fabrikant war bei all' ſeiner Geſchäftstüchtigkeit doch ein viel zu gefühlvoller Mann, als daß er über die Thränen ſeiner Gefährtin und den Urſprung derſelben einen Augenblick hätte unklar ſein ſollen. War es ihm doch faſt, als müſſe er ſelbſt weinen. Indeſſen ſuchte er ſeine Empfindungen zu verbergen oder zu verkleiden.

„Ihr armen Thiere," ſagte er an die Pferde herantretend und ihnen liebkoſend mit wehmüthiger Stimme; „ihr müßt heute hart dran. Ihr habt euer Tagewerk redlich vollbracht; und doch ſteht euch noch ein tüchtiges Stück Arbeit über Feierabend bevor. Ihr ſolltet es morgen neugeſtärkt überwinden, aber ihr ſeht, es geht nicht anders."

Die Pferde ſchienen nicht unempfindlich gegen dieſe Anſprache zu ſein, denn willig ſetzten ſie ſich von neuem in Bewegung. Beide Reiſende warfen noch einen betrübten Blick auf die Trümmer des Gebirgsortes, bevor ſie aus dem Bereiche derſelben waren. Eine kurze Strecke hinter dem ehemaligen Dorfe begann eine merkliche Steigung; die Pferde konnten nur Schritt gehen.

„Wir haben noch drei tüchtige Stunden zurückzulegen," ſagte Herr Valery, „und können Gott danken, wenn wir vor Mitternacht unſer Nachtquartier erreichen. Glücklicher Weiſe iſt die Witterung ſo herrlich, daß man im ſchlimmſten Falle im Freien übernachten könnte. Eine Reiſe im Gebirge übt immer einen wunderſamen Einfluß auf den Menſchen von Geiſt und Empfindung aus. Jemehr der Körper ſich über die Linie erhebt, unterhalb deren er gewöhnlich verkehrt, in dem Maße ſchwingt ſich auch die Seele über die gewohnte Sphäre hinaus, ihre Thätigkeit potenzirt ſich, und die reine Bergluft, welche der Körper einathmet, ſcheint den Geiſt ſchwunghafter zu machen. Wie erhebt nun erſt eine Gebirgsreiſe in einer Mondſcheinnacht! Ein ſo ungewöhnliches Mädchen, wie Marget Duclos war, mußte für den Zauber einer ſolchen um ſo empfänglicher ſein. Das Emporſteigen zur Höhe und der kühle Nachtwind hatten nicht verfehlt, beruhigend auf ihre empfindlich erregten Nerven zu wirken; ihre Augen, in welchen keine Thränen ſchmerzlichen Mitgefühls mehr zitterten, ſchauten mit kindlichem Staunen auf die Wunder, welche die Mondſcheinnacht herzauberte. Ungeheuere Felskoloſſe in den abenteuerlichſten Bildungen, keck überragt von andern Berggipfeln, ſtanden zu beiden Seiten des Gebirgspaſſes wie rieſenhafte Wächter; zwiſchen den Bergen dehnten ſich beträchtliche Tiefen, welche der Mond mit ſeinen Strahlen nicht zu meſſen vermochte. Vom Mondſcheine getroffen, erglänzten die ferner und höher gelegenen kahlen Granithäupter in wunderbar ſchöner Beleuchtung. Immer höher hinauf ſtiegen ſie, wo die Vegetation mehr und mehr abnimmt, denn auf dem felſigen Grunde gedeiht kein Baum, keine Pflanze; immer öder und trauriger will die Gegend werden, nur der Mond überkleidet den ſtarren Granitboden mit ſilberner Decke. Aber wo ſich durch Regengüſſe oder übergetretene Waldbäche ein wenig Erde angeſetzt hat, da wachſen luſtig Kräuter, Sträuche und Bäume, deren Wipfel der Nachtwind leiſe ſchüttelt.

Wie könnte es anders ſein, als daß die Großartigkeit der Gebirgslandſchaft, welche der Mond mit ſeinem märchenhaften Glanze übergießt, kühne und große Gedanken in der Seele des Mädchens erwecken ſollte? Sie fühlt ſich friſch und frei auf dieſer Höhe, freilich nicht froh, aber feierlich geſtimmt, denn das Erlebniß des Abends hat ihrer geiſtigen Erhebung einen ernſten Charakter aufgedrückt. In raſchen Bildern jagt ihr letztvergangenes Leben an ihr vorüber. Den Anfang macht ein düſter verworrenes Bild von tiefen Kränkungen ihres Herzens, von häuslichem Jammer und Elend. Sie möchte das geiſtige Auge ſchließen, wenn ſie es könnte, um das unheilvolle Bild nicht zu ſehen, jetzt nicht und nie wieder. Daneben ragt die düſtere Kloſtermauer empor, in welche man ihre Jugend, ihre Blüte, ihr heißglühendes Herz voll Anſprüche an die Luſt des Lebens bannen wollte; dann die Schreckensnacht der Flucht mit ihrer Angſt und Verzweiflung, aus deren düſteren Nebeln das freundliche Bild des Mannes hervortaucht, der jetzt neben ihr ſitzt und ſie aufgenommen wie ein Kind. Ferner das bunte wechſelvolle Ergebniß des Raubanfalls; wieder ſtand der junge ſchöne Straßenräuber, der ſo wild und trotzig zuvor in ſeinem Blute da gelegen, vor ihr mit dem ſelbſtbewußten Anſtande eines Cavaliers und dankte ihr, daß ſie ſeine Seele vom Verderben gerettet, trotz allen Pfaffen des Königreichs; wieder pries ſie ihr eigener Retter, weil ſie nun ſeine Retterin geworden ſei. Endlich drängte ſich ihr das Bild des zerſtörten Dörfleins auf. Sie fühlte jetzt nicht mehr die ohnmächtige Schwäche, welche ihr vorhin Thränen in die Augen getrieben, ſie empfand nicht mehr, ſondern dachte oder träumte. Wunderliche Gedankenbilder im Kopfe eines achtzehnjährigen Mädchens, welches darauf ſinnt, den grauſamen Verfolgungen der Hugenotten durch einen königlichen Intendanten unter Ludwig dem Vierzehnten Einhalt zu thun!

Der Ideengang des Fabrikanten nahm einen bei weitem nicht ſo hohen Flug, entweder weil ſeine Seele eines derartigen Aufſchwunges von Haus aus nicht fähig war, oder weil er ſich gewöhnt hatte, als ein guter Geſchäftsmann ſeine Gedanken nicht über die Grenzen der Wirklichkeit und Möglichkeit hinausſchweifen zu laſſen. Nachdem der erſte heftige Sturm leidenſchaftlichen Zornes über die Zerſtörung des reizenden Gebirgsortes ſich gelegt hatte, erging er ſich in Muthmaßungen, welches Vergehen der Bewohner wohl die rächende Hand des Statthalters in Bewegung geſetzt haben möchte; denn darüber war er keinen Augenblick in Zweifel, daß nur Herr von Basville Lamoignon, der Alba ſeiner Landſchaft, im Stande ſei, eine ſo gründliche Verwüſtung anzurichten. Er wußte das aus eigner Erfahrung, und dieſe hätte ihn eigentlich vor jedem Ausbruche der Leidenſchaft bewahren ſollen. Denn er hatte in den letzten Jahren ſo viele zerſtörte proteſtantiſche Kirchen, in Trümmer gelegte Wohnungen der Ketzer und grauſame

Mißhandlungen ſeiner halsſtarrigen und widerſpenſtigen Glaubensgenoſſen mit angeſehen, daß er füglich an dieſe Schauſpiele, welche der Intendant ſo freigebig aufführte, hätte gewöhnt ſein können. Aber Herr von Basville verfehlte bei Herrn Valery wie bei allen andern Leuten, die ein Herz und Nerven hatten, den gewünſchten Erfolg: je mehr er wüthete und ſtrafte, deſto verhaßter machte er ſich und die Sache, welche er verfocht, deſto werther war den armen gepeinigten Leuten ihr Glaube, den man Rebellion gegen den König nannte.

Bei allem Grimme, der noch in den Nerven des Fabrikanten nachzitterte, freute er ſich doch zugleich herzlich, daß es dem Wütherich allem Anſcheine nach nicht gelungen war, ſich der Bewohner zu bemächtigen, um ſie dem ſogenannten Geſetze zu opfern; dieſe hatten ſich, wie er ſich gern überreden wollte, vor der drohend heranwälzenden Lauine, mit ihrem ganzen Hausſtand in ihren natürlichen Zufluchtsort, das ſteile, öde und unzugängliche Gebirge geflüchtet. Das hatten ſchon Tauſende mit Glück und Erfolg gethan. Freilich dachte der Fabrikant mit Seufzer daran, was mit der Zeit aus der ohnehin ſchwachbevölkerten Landſchaft werden ſolle, wenn ſo viele tüchtige Arbeitskräfte von ihren Aeckern und Triften getrieben, dem induſtriellen Verkehr entzogen würden, indem ſie ſich ſchließlich ins Ausland zögen. Nicht allein als Hugenott und als Menſch von Herzen und Gefühl, auch als ein Mann von berechnenden Verſtand und als Induſtrieller mußte Herr

Valery die wahnſinnige Verfolgung ſeiner fleißigen und regſamen Glaubensbrüder verwünſchen.

Er wurde von dieſem Fluge, den ſein Geiſt nahm, herabgeriſſen, indem die Pferde ſchnaufend hielten. Seufzend dachte er an die Herberge, welche er und das Geſpann durch des Königs verkehrte Politik und grauſame Maßregeln gegen ſeine andersgläubigen Unterthanen entbehren mußte, und verſuchte, in unerfreulichem Hinblick auf die noch bedeutende Strecke ſchwierigen und ſteilen Wegs, welche er bis zur nächſten Herberge zurücklegen mußte, die Thiere durch leiſes ſchmeichelndes Zureden zum Weitergehen zu vermögen. Dieß war vergebens, und als ein verſtändiger Fuhrmann berückſichtigte Herr Valery dieſes Zeichen der Erſchöpfung an ſeinen Roſſen.

„Schläfſt du, Margot?“ fragte er ſeine Gefährtin, welche eine lange Zeit, in ihr Tuch eingehüllt, um ſich vor der kühlen Gebirgsluft zu ſchützen, ſtumm neben ihm geſeſſen hatte.

„Ich ſchlafen?“ erwiederte dieſe, aus ihrer Träumerei emporfahrend. „O nein, ich dachte nur an ſo Mancherlei.“

„Die Thiere ſind erſchöpft und bedürfen einige Augenblicke der Ruhe. Ich will abſteigen und ihnen die Decke überlegen; ſie dampfen ſtark durch die Nüſtern und müſſen in Schweiß gebadet ſein. Strengt es dich nicht zu ſehr an, ſo laß uns eine Strecke dieſes ſteilen Wegs zu Fuß gehen; ſchon dies wird den armen Thieren eine Erleichterung ſein.“

„O wie gern!“ erwiederte das Mädchen und ſtieg ebenfalls ab. Während ihr Gefährte den Pferden die Decken hurtig überwarf, Steine unter die hintern Wagen[illegible]der legte, um das Rückfahren des Geſchirres zu verhüten, und einige Stücken Brotes unter die Thiere vertheilte, richtete Marget den Blick rückwärts. Nebel ſtieg aus den Bergſchluchten und Thälern empor und ſuchte die Höhen zu gewinnen; vom Licht des Mondes beſchienen, glichen dieſe hin- und herziehenden durchſtrahlten Wolken einem wogenden Meere, aus welchem die Kuppen und Gipfel wie kleine Eilande emporragten, auf deren höchſten Punkte oft ein wunderbarer Felſenbau thronte, einer Burg oder Seewarte gleichend. Ergriffen von dieſem einzigen Schauſpiele, brach Marget in einen Ruf des Entzückens aus.

„Ach, wie herrlich iſt doch das Land, das ihr bewohnt!“ ſagte ſie. „Wahrlich erſt in einem Gebirge kömmt der Menſch zum Bewußtſein der Natur und ſeiner ſelbſt! Was ſind die ungeheuern Häuſermaſſen von Paris, was ſeine ſtolzen Paläſte gegen dieſe Berglandſchaft!“

„Es iſt ohne Zweifel ſehr ſchön hier,“ erwiederte der Angeredete kleinlaut, den die Noth ſeiner Pferde etwas unempfindlich gegen die Herrlichkeit der Natur geſtimmt hatte; „aber es wäre mir doch lieber, meine Pferde ſtänden in einem guten Stalle und wir lägen in einem warmen Bette. Der Nachtwind fängt an mir ziemlich kalt um die Ohren zu pfeifen.“

Marget hatte dieſe proſaiſche und materielle Erwiederung überhört, da ihre Aufmerkſamkeit von einer andern Erſcheinung gefeſſelt wurde. Tief unten ſeitwärts im Thale ſah ſie nach einander Lichter auftauchen, die, an verſchiedenen Stellen zum Vorſchein kommend, ſich allmälig vereinigten und eine Reihe leuchtender Punkte bildeten. Jetzt nahm ſie auch dergleichen in der Höhe wahr, welche ſich langſam fortbewegten. Ihr geſpanntes Ohr fing überdieß aus dem tiefen Schweigen der Nacht ein leiſes Geräuſch auf, welches der Wind herüberzutragen ſchien; es klang wie Singen aus unendlich weiter Ferne. Sie machte Herrn Valery auf ihre Entdeckung aufmerkſam. Dieſer ſchaute nach der bezeichneten Richtung hin, konnte aber nichts unterſcheiden, hörte auch nichts von dem Summen.

„Hm,“ ſagte er; „wenn dich das Mondlicht nicht trügt und der Wind nicht äfft, wäre es ſchon möglich, daß die flüchtigen Bewohner des verwüſteten Dorfes ſich ihren Weg durch das Gebirg ſuchen, um der Rache des Tyrannen von Nimes zu entgehen, die ſie Gott weiß durch welches Verſehen auf ſich gezogen haben. Die Lichter ſind auf verſchiedenen Punkten wahrzunehmen, ſagſt du? Das weiß ich mir nicht zu erklären. Es müßte denn, was der gerechte Gott verhüten wolle, was mir aber nur zu wahrſcheinlich dünkt, über andere Ortſchaften ebenfalls ein Strafgericht ergangen ſein, ſo daß verſchiedene Gemeinden auf den Bergen umherzögen. Es iſt ein Jammer, wie die Obrigkeit mit den Menſchen umgeht. Doch komm, laß uns weiter gehen.“

„Aber was ſoll denn aus den armen Leuten werden?“ fragte Marget, ihren Weg fortſetzend. „Sie können doch unmöglich lange in dieſen öden rauhen Bergen ihr Leben friſten.“

„Freilich. Auf den Bergen ſind ſie zwar frei, aber ſie haben auch keinen Unterhalt. Nach einigen Wochen bleibt ihnen nichts übrig, als ein Vaterland zu verlaſſen, in welchem ſie in ihren heiligſten Menſchenrechten gekränkt werden. Viele Hunderttauſende haben auf dieſe Weiſe ſchon Frankreich gemieden, ein unerſetzlicher Verluſt für das Reich. Aber die Machthaber wollen es nicht anders; und die Lande erſeufzen unter der Laſt des Mißgeſchicks.“

Das Geräuſch nahender Schritte, welches in ihrem Rücken erſchallte, ſtörte die Unterhaltung der Beiden. Sie ſchauten ſich um und ſahen einen einzelnen Fußgänger, der mit rüſtigem Schritte die langſam neben dem Fuhrwerk Herwandelnden einholte. Der Mann hatte einen Kittel an und trug auf dem Rücken ein Tabulet, wie es wandernde Krämer als Vorrathsmagazin ihrer Waare zu führen pflegen.

„Hätt' ich doch nicht geglaubt,“ begann er nach einem Gruße mit der Leuten ſeines Geſchäfts eigenthümlichen Geſprächigkeit, „daß ich auf dieſem einſamen Wege und zu ſo ſpäter Stunde noch Reiſegeſellſchaft finden würde. Und, irre ich nicht, ſo iſt es der ſehr geſchätzte Herr Valery von Alais, in deſſen Begleitung ich gehe.“

„Ihr kennt mich?“ fragte der Angeredete. „Auch euere Stimme kommt mir bekannt vor.“

Der Beſuch

„Die Wechſel von Schultheß und Compagnie müſſen auf John Holtz und Walbern girirt werden," decretirte Herr Toll Max, Banquier und Kaufmann, auch Senator einer nordiſchen bedeutenden Handelsſtadt, in ſeinem Geſchäftspredigertone hinter ſeinem mit Büchern, Papier, Waarenkiſtchen und allerhand Kram wohlverſchanzten Sitze am hohen Comptoirtiſche hervor, und der gegenüber ſitzende Buchhalter verſetzte mit devotem Nicken: „Sehr wohl, mein Herr Prinzipal!"

„Auf Gebrüder Flamann ſind heute 16,000 Mark Banco zu ziehen, nebſt Intereſſen und Proviſion vom 3. März an," fuhr der Banquier in ſeinem ſchnarrenden Tone fort, welchen die Feder des mit: „Sehr wohl, mein Herr Prinzipal," antwortenden Buchhalters nachahmen zu wollen ſchien.

„Es iſt ein Beſuch angekommen," ſagte der an der Thüre ſtehende Diener des Hauſes, ein ver-

„Wie ſollte ich den reichſten und frömmſten Mann in der Gegend, deſſen Landsmann und Kunde ich überdieß die Ehre zu ſein habe, nicht kennen, der Hunderten von Leuten ihr tägliches Brot ſchafft und die Zierde unſerer guten Stadt Alais iſt?" erwiederte der Kaſtenträger mit einem geſchraubten Tone. „Ich bin der Tabuletkrämer Blanchart, und mein Geſchäft führt mich allenthalben im Lande umher, aber wohin ich auch komme, wird mit Achtung von euch geſprochen, Meiſter; ſo wahr mir Gott helfe! Daß ihr euch meiner nicht ſogleich erinnert, kann Niemanden wunder nehmen. Was kümmert ſich der Löwe um die Maus?"

„Doch, doch, jetzt weiß ich ſchon, wie ich mit euch daran bin. Ihr ſeid mir keineswegs ein unbekannter Mann. Ich wußte nur nicht gleich, wohin ich euch ſtellen ſollte," ſagte der Fabrikant nachdenklich und ſah dem Fremden forſchend ins Geſicht. „Ihr habt denſelben Weg zurückgelegt wie wir und müßt ebenfalls das zerſtörte Dorf Cinqfontaines berührt haben. Was iſt da vorgefallen? ihr müßt wiſſen, daß ich ſoeben aus dem Norden des Reichs zurückkomme."

„Ach, das iſt eine traurige Geſchichte!" erwiederte der Gefragte. „Im Vertrauen geſagt, der Herr Intendant hat ſich da kein Ehrendenkmal geſetzt. Was haben die armen Leute gethan? Was jeder gute evangeliſche Chriſt thut, wenn er unbemerkt zu ſein glaubt. Sie haben ihren Gott auf ihre Weiſe verehrt. Das thut Jeder, ſage ich, und er hat recht, denn Gottesdienſt geht über Herrendienſt. Meint ihr nicht, Herr?"

Der Fabrikant antwortete nichts auf dieſe Gewiſſensfrage. „Nun was thaten ſie denn, das den Zorn des Intendanten reizte?“

„Man hatte den Leuten ihre Kirche verſchloſſen, da kein katholiſcher Pfaff da war, die Meſſe zu leſen. Denjenigen, welchen ſie zuerſt erhielten, hatten ſie glücklich fortgebracht; ſie gingen nämlich nicht in die Kirche und thaten überhaupt nicht, als ſei nur ein Klerikus vorhanden. Das konnte er nicht länger aushalten und ging ſeiner Wege. So iſt lange keine Kirche in Cinqfontaines gehalten worden. Nun ging einer im Dorfe ab und zu, der im Gebirge bekannt genug iſt. Der lag den Leuten in den Ohren und ſtachelte ſie auf, dieſem abſcheulichen Zuſtand ein Ende zu machen. Er gewann immer größeren Anhang; denn er beſitzt ein eigenthümliches Geſchick, die Menſchen zu überreden, und hat dann eine Macht über ſie, größer als die des Herrn Intendanten. Er kann von ihnen verlangen, was er nur will, ſie folgen ihm aufs Wort und ohne Widerrede.“

„Wer iſt der Mann, der ſolches vermag?“ fragte der Fabrikant haſtig.

„O ihr kennt ihn ſehr gut und beſſer als mich!“ verſetzte der Tabuletkrämer. „Ich brauch' ihn euch nur zu nennen., es iſt Jean Laporte, der Grobſchmied von Alais.“

„Ach der!“ rief Valery mit großer Theilnahme. „Ich hätte mir's denken können. Laporte iſt ein gefährlicher Menſch, der die Leute mit ſeiner verwegenen

Zunge ins Verderben führt. Der Intendant läßt ſchon lange auf ihn fahnden."

„Er wird ihn ſchwerlich erwiſchen. Genug, Laporte hatte endlich das ganze Dorf auf ſeiner Seite. Die Leute öffneten vor einigen Wochen eines Sonntags früh das Gotteshaus und gingen zur Andacht und Erbauung wie in den guten alten Zeiten. Laporte betrat die Kanzel und hielt eine Predigt, die Alles hinriß. Hernach communicirten ſie. Das iſt ihr Verbrechen, und es iſt eine Sünde und eine Schande, daß man die Leute deswillen ſtraft. Der Herr Intendant erfuhr die Sache, die ſich an den folgenden Sonntagen wiederholte, und hat auf einer ſeiner Reiſen durch die Provinz, die er von Zeit zu Zeit unternimmt, um arme Leute unglücklich zu machen, auch das Dorf heimgeſucht. Schade um den ſchönen Ort, ich habe hübſches Geld darin gelöſt. Aber ich ſage nochmals, es iſt eine Schande, daß man mit guten frommen Leuten ſo unbarmherzig verfährt."

„Ihr bedient euch harter Ausdrücke gegen euere Obrigkeit, Mann," ſagte Valery mit einem eigenthümlichen Ton ſeiner Stimme. „Die Leute kannten das Verbot des Königs und haben es dennoch übertreten. Es geziemt einem frommen Unterthan nicht, ſich gegen die Vorſchriften ſeiner Obrigkeit, auch wenn ſie ihm noch ſo hart dünken, eigenmächtig aufzulehnen. Sie mußten es wiſſen, daß Laporte ein gefährlicher Verführer iſt, der den Leuten nur Unglück und Verderben bringt. Ich muß bekennen, daß mich der Anblick der

Verwüſtung dort unten ſehr gerührt hat; aber nach dem, was ihr mir ſagt, kann ich den Bewohnern mein Mitleid nicht mehr ſo uneingeſchränkt ſchenken, da ſie ſich ihr Schickſal ſelbſt zugezogen haben. Am meiſten iſt freilich Laporte zu verdammen, der die größte Schuld trägt.“

„Wie?“ ſagte der Krämer erſtaunt. „Ihr, Herr Valery, beurtheilt den Schritt der Leute ſo ſtreng? Dann ſind ſie freilich doppelt unglücklich, da ſie nicht einmal das Mitleiden ihrer angeſehenen Glaubensgenoſſen ſich erfreuen dürfen.“

„Ich muß euch bemerken,“ erwiederte der Fabrikant mit ungewöhnlicher Entſchiedenheit, „daß ich die Religion habe, welche der König hat. Uebrigens iſt die ganze Angelegenheit keine religiöſe. Man hat ein Geſetz der Obrigkeit übertreten und büßt dafür; das iſt Alles.“

„Gut, ich will das zugeben,“ antwortete der Krämer eifrig; „obgleich die Sache mir nicht ganz ausgemacht ſcheint. Aber ſteht das Vergehen im geringſten Verhältniß zur Strafe? Wie will man fürder Mord, Straßenraub und andere ſchlimme Verbrechen ſtrafen, wenn man dieſem Vergehen eine ſo ſtarke Buße auferlegt?“

„Mein Freund,“ erwiederte der Fabrikant etwas gereizt: „ihr verirrt euch auf ein Gebiet, wohin ich euch nicht folgen kann. Ueberdieß ſcheint es mir, als wär' es auch für euch beſſer, ihr hieltet euern Fuß zurück. Es führt zu nichts. Sagt mir lieber, habt ihr nichts über das Schickſal der Dörfler gehört? Iſt Lavorte und ſind die übrigen Rädelsführer in die Hand der ſtrafenden Gewalt gefallen, oder ſind ſie flüchtig auf den Bergen?“

„Ich kann euch darüber nichts berichten,“ ſagte Blanchard, wie es ſchien, mit einigem Verdruß. Er begann ein unbedeutendes Geſpräch, in welches er auch Margot hereinzog. „Ihr ſeid der Sprache nach aus dem Norden? eine Verwandte des geſchätzten Herrn Valery?“

„So iſt's.“

„Da habt ihr einen Ehrenmann zum Vetter, den Gott ferner ſegnen möge, und wenn ihr in ſeinem gutbeſtellten Hauſe wohnt, ſo wird euch dieſer Segen auch zu gut kommen!“

Der Mann gefiel Margot nicht. Bald darauf empfahl er ſich bei einem Scheidewege.

„Wollt ihr nicht in der Herberge einkehren, Blanchard, welche wir bald erreichen werden?“ fragte Valery.

„Mein Weg geht rechts,“ erwiederte der Krämer. „Ich wünſche euch und der Jungfrau eine gute Nacht und glückliche Heimkehr.“

Margot hatte dem Geſpräche zwiſchen den beiden Männern mit Intereſſe gelauſcht, bei welchem ihr die eigenthümliche Rolle eines Vertheidigers auffiel, die ihr Reiſegefährte bezüglich der Grauſamkeit des Intendanten übernahm. Sie äußerte ihm offen ihre Verwunderung über dieſen Widerſpruch mit ſeinen Aeußerungen gegen ſie.

„Liebes Kind,“ erwiederte er lächelnd, „dich hab' ich in mein Herz ſehen laſſen; das geſtatt' ich Anderen nicht, am wenigſten einem ſo zweideutigen Menſchen, wie dem Krämer. Wer bürgte mir dafür, daß ſolch ein Kerl hinginge und mich anzeigte, ich habe mit Haß und Verachtung von den Maßregeln der Regierung geſprochen? Er würde einen hübſchen Lohn und ich mein ſchweres Unglück davon haben. Die Zeit iſt ſchlimm. Wir wiſſen ganz genau, daß der Intendant und der Biſchof in Nimes elende Leute unſeres Glaubens gewonnen haben, ihnen als Verräther, Angeber und Spione zu dienen. Das Verderben kömmt alles von oben her. Und ich bin ſehr geneigt, dieſen mir von ſonſt nicht unbekannten Tabuletkrämer für einen ſolchen Spion des Intendanten zu halten."

Margot geſtand ſich, daß ſie ein ähnliches Gefühl habe.

„Aber ich bin Keiner, der ſich von ſolch einem Subjekt fangen läßt," fuhr Valery fort. „Auch du, mein liebes Kind, mußt die Maske der Verſtellung vornehmen und dich ſtets für eine Katholikin ausgeben. Es iſt traurig genug, daß wir das thun müſſen, aber zwingen unſere Feinde uns nicht die Maske ſelbſt auf? Sie wollen betrogen ſein."

5.

Die Kinder Gottes in der Wüſte.

Herr Valery hatte endlich das ſehnlich erwünſchte Ziel des Tages erreicht; er ſaß mit ſeiner Margot in dem Gaſtzimmer der Herberge, wenn man einen hohen weiten Raum, der das Dach ſelbſt zur Decke hatte und außer den Bewohnern des Hauſes und ihren Gäſten auch noch einigem Federvieh und anderen friedlichen Hausthieren zum Aufenthalte diente, mit dieſem Namen bezeichnen durfte. Trotzdem daß die ganze Einrichtung von der Art war, um ſelbſt die beſcheidenſten Anſprüche auf Bequemlichkeit unerfüllt zu laſſen, befand ſich der Fabrikant doch wieder in der beſten Laune; ſeine Pferde waren verſorgt, und wenn auch ſein perſönlicher Wunſch nach einem warmen Bette zu den frommen und unausführbaren gerechnet werden mußte, ſo gedachte er ſich bei einem guten Abendbrote im voraus für die Heubündel zu entſchädigen, welche ſein Nachtlager bilden ſollten. Während er munter mit Margot plauderte, richtete er den Blick oft erwartungsvoll nach dem ungeheuern Kamine, vor welchem die Wirthin, eine noch junge Frau von anſprechendem Aeußern, für die ſpäten wohlangeſehenen Gäſte in Tiegeln und Töpfen ein Mahl zubereitete.

Margot theilte keineswegs die behagliche Stimmung ihres Reiſegefährten. Der Aufenthalt in dem Zimmer, das ſeiner Beſchaffenheit nach nur ſehr ſpärlich erleuchtet ſein konnte, kam ihr unheimlich vor, und ſie hätte lieber die Nacht in dem Wagenkaſten zugebracht. Nicht wenig trug der Umſtand dazu bei, ihre Befangenheit zur Aengſtlichkeit zu ſteigern, daß in den der Thüre zunächſt gelegenen und vom Mondlichte, das durch ein Fenſter fiel, nur ſchwach erleuchteten Räumen ſich bald nach ihrer Ankunft Geſtalten bewegten, zu welchen ſie ihrem äußern Erſcheinen nach kein gutes Zutrauen faſſen konnte. Einige in ihrer Gebirgstracht wild ausſehende Männer ſaßen um einen Tiſch und ließen einen Krug, welchen ein Schänkmädchen mehrere Male füllte, im Kreiſe umhergehen; andere gingen ab und zu, und es ſchien Marget, als wenn ſich die Blicke der Leute während ihres in flüſterndem Tone gehaltenen Geſpräches öfters verſtohlen, aber bedeutungsvoll und drohend nach ihr und ihrem Gefährten umſchauten. Der Kellnerin, welche die Gäſte bediente, hatte ſie gerade nicht ſonderlich Acht; ſie ſah nur, daß dieſe ein junges flinkes Mädchen war, und von den Gäſten zu öftern Malen „Marthen“ gerufen wurde. Marget konnte endlich nicht umhin, Herrn Valery ihre Befürchtungen wegen der unheimlichen Menſchen mitzutheilen, indem ſie zugleich auf die Abgelegenheit des Hauſes hinwies.

Der Fabrikant unterbrach ſeine Mahlzeit einen Augenblick, um ſich einem Ausbruche ſeiner frohen Laune hinzugeben. „Nun beruhige dich“, ſagte er lachend, „und laß dir den Appetit nicht verderben. Wir ſind noch nie ſo ſicher geweſen als unter dieſen braven

Leuten. Sie ſehen zwar etwas wild aus, ſind aber die ehrlichſten Kerle von der Welt und würden ſich ſehr gekränkt fühlen, wenn ſie eine Ahnung hätten, wofür du ſie hältſt. Es ſind Hirten, Schäfer, Steinbrecher, Bergleute, Eiſenarbeiter und Waldbauern aus der Umgegend, die mich kennen, wie ich ſie meiſt kenne, die eifrigſten und treueſten Bekenner des gereinigten Evangeliums. Du wirſt ſogleich ſehen, mit welcher Freude ſie mich begrüßen. Laß uns nur unſere Mahlzeit erſt beenden.“

Nachdem dies geſchehen war, erhob ſich der Fabrikant vom Tiſche und näherte ſich der Gruppe der Männer, welche von ihren Sitzen aufſtanden und ihn achtungsvoll begrüßten. Einer überreichte ihm mit einem Glückwunſch wegen ſeiner glücklich beendigten Reiſe den friſch gefüllten Krug. Herr Valery trank, der patriarchaliſchen Sitte des Landes folgend, aus dem ſchmuckloſen Gefäß und reichte es ſeinem Nachbar zur Rechten. Margot hörte ihn nach dem Schickſale des Dorfes Cinqfontaines fragen; es entſpann ſich darauf eine lebhafte Unterhaltung unter den Männern, welcher ſie aber nicht folgen konnte, da in demſelben Augenblicke die freundliche Wirthin zu ihr trat und, neugierig wie alle Gebirgsbewohner, ein Geſpräch über ihre Reiſe, ihr Verhältniß zu Herrn Valery und zehn andere Dinge anfing. Nach einigen Minuten kam dieſer zurück; ſein Geſicht war ernſt geworden.

„Gehe du nun zur Ruhe, mein Kind“, ſagte er. „Du wirſt mit der Wirthin das Bett theilen müſſen, wie ſie dir vielleicht ſchon geſagt hat. Die Leute ſind nicht auf ſo vornehmen Zuſpruch eingerichtet. Du biſt müde und abgeſpannt und bedarfſt des Schlafs, dem du dich ſicher und ohne Sorge überlaſſen magſt. Laß dich auch durch Nichts ſtören; es dürften noch mehr Leute kommen, die da laut werden oder ſonſt ſich bemerkbar machen. Ich ſelbſt habe mit den Männern hier noch Einiges zu beſprechen, dann ſuch' ich mir mein Lager auf dem Heuboden oder im Pferdeſtalle, wie das ſchon oft in meinem Leben geſchehen iſt. Gute Nacht, meine gute Marget.“

Von der Wirthin begleitet, die eine zierlich geformte, mit wohlriechendem Oele gefüllte Lampe in der Hand trug, verließ das Mädchen das Zimmer und betrat ein etwas abgelegenes Schlafgemach, welches trotz dem höchſten Maße von Einfachheit in ſeiner Ausſtattung doch einen erfreulichen Gegenſatz zu der Gaſtſtube bildete. Nachdem die Frau mit einem treuherzigen Gutenachtwunſch ſich wieder entfernt, da ſie noch zur Bedienung ihrer Gäſte nothwendig war, legte ſich Marget raſch nieder. Aber trotz ihrer Müdigkeit und Abſpannung konnte ſie nicht ſogleich einſchlafen; ſie verſank in jenen Mittelzuſtand zwiſchen Wachen und Schlaf, der bei einer vorhergegangenen ſtarken Aufregung einzutreten pflegt. Während ſie in dieſem Halbſchlummer lag, hörte ſie dicht am Fenſter der Kammer eine männliche Stimme die Worte ſagen: „Bei Gott, es hilft nichts; er muß ſterben. Laßt euch nicht durch eine thörichte Aengſtlichkeit oder durch albernes Abreden feiger ſchmutztes Geſicht, und aus ſeinem Stehen ließ ſich abnehmen, daß er den Beſuch wohl ſchon mehrmals angekündigt, ohne eine Antwort erhalten zu haben.

„Fleiſcher und Sohn melden wir, daß wir ihre Papiere prompt acceptirt hätten und ſeiner Zeit honoriren und ſie mit dem Saldo belaſten würden,“ fuhr der Banquier auch dies Mal fort, ohne die mindeſte Notiz von der Meldung des Dieners zu nehmen; und der Buchhalter machte ebenſo ſeinen Bückling und gab die frühere Antwort mit derſelben ſingenden Beugung der Stimme, und ſchrieb eifrig, ohne vom Blatte aufzuſehen.

„Es iſt ein Beſuch angekommen,“ warf der Diener mit erhöhter Stimme ein.

„Den Gebrüdern Born ſchreiben wir 5000 Rthlr. Wechſelzahlung gut und melden ihnen ſolches,“ fuhr der kleine Prinzipal hinter dem Tiſche fort und durchblätterte die zur Beantwortung vor ihm liegenden Briefe, und der Buchhalter wurde durch das Wort des Herrn, wie eine Gelenkpuppe durch den Faden, in bückende und ſprechende Bewegung geſetzt. Aber an das weiche, ſingende: „Sehr wohl, mein Herr Prinzipal!“ ſchloß ſich dies Mal unmittelbar das derbe: „Es iſt ein Beſuch angekommen!“

ſchwachköpfiger Menſchen abhalten, die Gelegenheit zu benutzen, die ſo günſtig nicht leicht wiederkehren wird. Aber laßt nur dem alten Schwätzer ja nichts vorher von unſern Abſichten merken."

„Wenn er ſie nur nicht ſchon gemerkt hat!" verſetzte eine andere Stimme.

„Der Satan hat ihn gerade dieſen Abend hierher geführt", ſagte eine dritte. Nun wurden die Stimmen undeutlich und entfernten ſich.

Erſchreckt und taumelnd fuhr Margot in die Höhe. Wer konnte hier anders gemeint ſein als ihr Vater Valery? Ihn wollte man tödten, berauben. Entſetzt über dieſe Vorſtellung erhob ſie ſich raſch vom Lager, warf die Kleider über und ſuchte tappend den Weg nach der Gaſtſtube. Mit klopfendem Herzen blieb ſie an der Thüre ſtehen und lauſchte. Offenbar waren die Männer, deren Stimme ſie gehört hatte, ſoeben eingetreten; denn ihr ſcharf geſpanntes Ohr vernahm Begrüßungen und Willkommenheißen und dazwiſchen mehrmals den Namen „Laporte", der ihr ſeit dem Zuſammentreffen mit dem Tabuletkrämer ein intereſſanter geworden war. Darauf hörte ſie Herrn Valery das Wort nehmen, und wenn ſie auch ſeine längere Rede nicht ganz verſtand, da er ſehr ſanft ſprach, ſo entnahm ſie doch aus einzelnen Sätzen und Worten, die ſie aufzufaſſen vermochte, daß der gutmüthige Mann den Gebirgsleuten gütlich zuredete und ſie von Exceſſen abmahnte, die er ihnen als thöricht und verderblich ſchilderte.

Hierauf replicirte eine andere jugendlich kräftige

Stimme mit ziemlicher Heftigkeit. Das war dieſelbe, die vorhin unter ihrem Kammerfenſter geſagt hatte: „Bei Gott, er muß ſterben!“ Jetzt ſchilderte ſie mit einer eigenthümlichen Kraft und Lebendigkeit die durch den Intendanten und die Soldaten des Königs herbeigeführte entſetzliche Noth und Drangſal der hugenottiſchen Bevölkerung des Gebirges und ging dann auf die Grausſcenen über, welche bei der Verwüſtung Cinqfontaines vorgefallen waren. Der Sprecher war offenbar bemüht, das grellſte Licht auf den Intendanten Basville fallen zu laſſen, von deſſen unmenſchlichem Benehmen er haarſträubende Beiſpiele anführte und ihn als einen vollendeten Teufel ſchilderte. Seine Rede entlockte den Zuhörern ein Wuthgeſchrei. Auch Margot zitterte vor Aufregung; ſie hatte das Meiſte verſtanden.

„Was ſoll nun geſchehen?“ rief der Sprecher. „Sollen wir uns Alle von dieſem Menſchenſchlächter hinwürgen laſſen wie dumme wehrloſe Schafe? Sind wir nicht Männer, und zur Verzweiflung getriebene Männer, deren Pflicht es iſt, ſich des grauſamen Drängers zu erwehren?“

„Laporte! Laporte!“ ſchrie Valery. „Ich warne dich! Ich mache dich verantwortlich vor Gottes Richterſtuhl! Nicht der Intendant allein iſt ein böſer Geiſt; auch du biſt ein ſolcher. Hätteſt du die Leute von Cinqfontaines nicht verleitet, die Kirche gewaltſam zu öffnen und Gottesdienſt zu halten, das Dorf ſtände noch. Hüte dich, daß du nicht noch größeres Unheil über das Gebirge bringſt. Du biſt verwegen genug, die armen Leute zu einem Attentat auf das Leben des Intendanten aufzureizen. Und das wäre dann ſicherlich Aller Untergang!“

Ein verworrenes Durcheinander der aufgeregten Stimmen reihte ſich an dieſe ernſtliche Warnung.

Während deſſen bemerkte Margot, daß in der zweifelhaften Nacht, welche ſelbſt hier im Schatten des Hauſes von dem draußen leuchtenden Mondſchein durchdämmert war, ein Mann vorſichtig heranſchlich und ſie, die er hier in horchender Stellung fand, leiſe fragte: „Biſt du's, Marthon? Haben ſie drin ſchon verhandelt und einen Beſchluß gefaßt? Was für Vorſchläge hat Laporte gemacht? Was hat Herr Valery dazu geſagt? Doch lauf und hole mir erſt einen friſchen Trunk! Die Zunge klebt mir am Gaumen. Ich habe auf einem Umwege hierher laufen müſſen, weil ich unterwegs auf den alten Seidenfabrikanten traf, und dem durft' ich nicht merken laſſen, daß auch ich hierher wollte, er hätte mich verrathen. Lauf, ich will derweil horchen! Nachher kannſt du mir Bericht abſtatten.“

Margot entfernte ſich eilig. Die Monddämmerung kam ihr gut zu ſtatten. Ohne ſie hätte ſie in dem ihr fremden Hauſe nicht weiter gekonnt. Vorhin hatte ſie bemerkt, daß eine zweite Thür in den hintern Raum des Gaſtzimmers in einen Verſchlag führte, aus welchem der Wein geholt wurde. Dieſe Thür ſuchte und fand das ſchnell entſchloſſene Mädchen. Sie trat hinein. Die im Verſchlag weilende Wirthin erſchrak vor ihr und fragte ängſtlich: „Iſt euch etwas begegnet, Jungfrau?“

„Ruft mir heimlich und ſchnell den Schmied Laporte herbei!“ war die Antwort.

Die Wirthin gehorchte. Gleich darauf ſtand ein ſtämmiger junger Mann vor ihr und ſtarrte das ihm fremde engelſchöne Mädchen wie eine übernatürliche Erſcheinung an.

„Brecht die Unterhandlungen ab!“ flüſterte ſie ihm zu. „Ihr werdet von einem Spion behorcht! Traut der Schänkmagd Marthon nicht!“

Laporte war ſprachlos vor Erſtaunen. Als er ſich etwas gefaßt hatte, war Margot verſchwunden. Sie kehrte zu ihrem Schlafzimmer zurück und vergaß bald alle Befürchtungen und Sorgen in der Umarmung eines tiefen Schlafs.

In der Gaſtſtube wurde es aber plötzlich ſtill. Selbſt das Flüſtern verſtummte. Einzelne Männer ſtürmten hinaus, um das Haus zu umkreiſen. Der Tabuletkrämer wurde nicht gefunden. Der ſchlaue Kerl hatte zur rechten Zeit gemerkt, daß die vermeintliche Kellnerin ihn verrathen.

Am anderen Tage ging die Reiſe mit den friſchen Kräften der Pferde weiter über das öde traurige Gebirge, deſſen tiefe Einſamkeit und Verlaſſenheit recht geeignet war, eine ſchwermüthige Trauer zu erwecken. Nur ſelten bot ein Blick in eines der Gebirgsthäler eine Abwechslung, aber dann auch keine Freude. Eine Meierei mit dürftiger Umhegung, in deren Nähe eine Schafherde weidete, eine ärmliche Hütte mit einer Spanne Land, welche die Ausdauer ihres Bewohners dem Felsboden abgerungen, ein kleines Dörfchen wurde ſichtbar, das fleißige und genügſame Menſchen an die Stelle gebaut, wohin die Gewäſſer Erde von den Höhen herabgeſchwemmt haben. Die beiden Reiſenden waren denn auch in einer Stimmung, welche mit dem düſteren Charakter dieſer Gebirgslandſchaft harmonirte. Herr Valery war ungewöhnlich ſchweigſam, und es war Margot, die ihn zum Reden veranlaſſen mußte. Sie fragte nach dem Schickſale der Bewohner jenes zerſtörten Gebirgsortes, über welches er jedenfalls in dieſer Nacht Auskunft erhalten haben würde.

„Gott ſei gedankt!“ ſagte er ſeufzend. „Die Leute haben ſich mit ihrer beweglichen Habe in die Berge gerettet, bevor das Verderben über ſie hereinbrach. Durch einen Zufall erhielten ſie Kunde von dem, was ihnen bevorſtand, und gewannen auf dieſe Weiſe Zeit, mehr als das nackte Leben zu retten. Aber Herr mein Gott, was ſoll aus dem Lande werden? Der Intendant zieht wieder einmal umher wie ein Würgengel und hat geſchworen, Alles zu vernichten, was aus Trotz gegen den König bei ſeinem Irrthum (ſo nennt er den gereinigten Glauben) beharre oder gar in denſelben zurückfalle. Und je härter und ärger er es treibt, deſto brünſtiger klammern ſich die geängſtigten Herzen an den reinen Dienſt deſſen, der in ſolch' ungeheurer Noth allein helfen kann. Da man die Verkündiger des Evangeliums überall verjagt oder zum Abfalle gezwungen und die Verehrung Gottes nach der Weiſe unſerer Väter unmöglich gemacht hat, ſo verſammeln ſich die nach himmliſcher Labe durſtigen Seelen trotz den ſtrengſten Verboten an wüſten Stellen in Berg und Thal und tröſten und erquicken ſich gegenſeitig nach beſtem Vermögen. Eben die Leute, welche du geſtern in ſo ungerechtem Verdachte hatteſt, Schafhirten, Fabrikarbeiter und anderes ehrliches Volk, luden mich zu einer Andacht in der Wüſte ein; die armen Leute laſſen ſich einen weiten beſchwerlichen Weg nicht verdrießen, ſie achten die ſchreckliche Gefahr, in welche ſie ſich begeben, für nichts, um einmal in Gemeinſchaft mit ihren Glaubensgenoſſen ihre Klagen vor dem Throne Gottes niederzulegen. Meine Abmahnungen und Warnungen, wie ſehr ſolche Widerſpenſtigkeit den Intendanten, der auf dem nicht fern gelegenen Schloſſe eines Edelmannes eingekehrt iſt, erbittern müſſe, ſobald ſie ihm verrathen werde, waren vergeblich. Gott gebe, daß meine Befürchtungen nicht in Erfüllung gehen! Aber eine ſtille Angſt quält mich, daß irgend etwas im Werke ſei; mein Gefühl täuſcht mich darin ſelten, und die verblümten Reden des verwegenen Schmieds Laporte, der auch zugegen war, haben mich darin beſtärkt. Was geht es dem Herrn Intendanten an, ob er ein paar hundert fleißige Leute in's Verderben bringt, und unſere Induſtrie ruinirt! Wenn er nur bei ſeinem allergnädigſten Herrn gut angeſchrieben ſteht.“

Margot konnte ſich nicht enthalten, ihm die Worte mitzutheilen, welche ſie vor dem Fenſter des Schlafzimmers vernommen, und die Befürchtungen, die ſie daraus geſchöpft, und die Schritte, die ſie in Folge derſelben gethan.

„Da haben wir's!“ rief Valery die Augen ſtarr auf das Mädchen gerichtet. „Deshalb waren ſie plötzlich mäuschenſtill. Und dieſer unſelige Laporte! Nun es iſt gut, daß ich durch dich Gewißheit erhalten habe. Ich werde die verwegenen gottloſen Pläne des gefährlichen Aufwieglers vereiteln. Wie ſchon oft geſagt, dich hat Gott mir zugeſchickt. Ich erkenne es immer deutlicher. — Und der Blanchard iſt wirklich ein Spion, wie ich mir gedacht. Die friedlichen Gebirgsleute! Von dem Einen aufgehetzt, von dem Andern verrathen! Es iſt entſetzlich!“

„Aber man reizt dieſe armen Menſchen muthwillig zur Verzweiflung,“ ſagte Margot. „Auch der ſanfteſte Menſch wird am Ende zum Tiger, wenn er ſeine Exiſtenz, ſeine heiligſten Rechte jeden Tag durch die launenhafte Willkür eines Tyrannen gefährdet ſieht. Ihr tadelt wohl den Schmied; was mag aber Alles geſchehen ſein, um den Mann zum Aufwiegler zu machen!“

Valery entgegnete hierauf nichts; er mochte wohl die Richtigkeit dieſer Bemerkung an ſich ſelbſt wahrgenommen haben.

Man rückte nur langſam vorwärts, da der Weg einerſeits Schwierigkeiten bot, und der Fabrikant auf der anderen Seite ſeine Pferde ſchonen wollte, die Tags zuvor zu ſtark angeſtrengt worden waren.

Es war gegen Abend, und die Reiſenden befanden ſich in einer öden und einſamen Gegend, deren Langeweile Valery durch Erzählungen aus der Leidensgeſchichte der Hugenotten zu mildern ſuchte. Das war freilich ein unerſchöpfliches Thema. Da reihte ſich ſchier ein Märtyrthum an das andere, aber immer war aus der blutigen Saat eine frohe Ernte erwachſen. „Aber jemehr man von papiſtiſcher Seite die Bekenner des reinen Glaubens verfolgt und gequält,“ ſchloß Valery ſeinen trüben Bericht, „deſto inniger war in ihnen die Ueberzeugung erſtarkt, daß ſie die wahren Nachfolger Chriſti ſeien. Hatte nicht dieſer unſer göttlicher Herr und Meiſter geſagt: Hütet euch aber vor den Menſchen, denn ſie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuſer und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Könige und Fürſten führen um meinetwillen. — Und müſſet gehaſſet werden von Jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis an's Ende beharret, der wird ſelig!“

Margot hing mit Aufmerkſamkeit an ſeinem Munde, der die ſchlichten Lehren des Meiſters ſo beredt ausſprach und die Drangſale der unglücklichen Bewohner des Landes in vergangener und gegenwärtiger Zeit ſo einfach und doch ſo lebendig ſchilderte.

Während ſie Beide ſich dergeſtalt dem ſchwermüthigen Vergnügen hingaben, der Fabrikant, die Paſſionsgeſchichte ſeiner Glaubensgenoſſen zu erzählen, Margot ſie anzuhören, trat plötzlich hinter einem Felſenſtücke, welches den Weg einfaßte, ein Menſch in ärmlicher Gebirgstracht an den Wagen, grüßte achtungsvoll und ſagte: „Schon längere Zeit harr' ich euer, Meiſter Valery. Beliebt es euch, einen Augenblick abzuſteigen; ich habe einen Auftrag an euch.“

„Ach, du biſt es, Michel,“ erwiederte der Angeredete verwundert und leiſtete der Aufforderung Folge. „Wie kömmſt du hierher? Haſt du dir meine Vorſtellungen zu Herzen genommen und willſt nicht zu der Verſammlung in der Wüſte gehen?“

Der Mann machte dem Fabrikanten mit leiſer Stimme eine Mittheilung in's Ohr, welche denſelben in großes Erſtaunen zu ſetzen ſchien. Es entſpann ſich ein lebhaftes Zwiegeſpräch zwiſchen den Beiden, von welchem Margot, die ihren Sitz behauptet hatte, nichts verſtand. Nach einigen Minuten wandte ſich Herr Valery zu ihr; ſein Geſicht verrieth, daß er ſich in einiger Aufregung, um nicht zu ſagen Verblüfftheit, befand.

„Meine Tochter,“ ſagte er, „unſere Reiſe wird wiederum eine unerwartete Unterbrechung erfahren. So unangenehm mir dieß einerſeits iſt, da meine Angehörigen mich ſchon ſeit einigen Tagen erwartet haben werden, ſo iſt auf der anderen Seite die Veranlaſſung dieſes neuen Aufenthaltes eine zu ehrenvolle und ſchmeichelhafte, als daß ich darüber zürnen könnte. Ich bitte dich deshalb abzuſteigen und bedauere dich vorne weg, daß du genöthigt ſein wirſt, einige Stunden auf dem ſteilen harten Gebirgsweg zu Fuß zu gehen, wenn du nicht vorziehen willſt, die Nacht in einem unſern gelegenen Bauernhauſe zuzubringen, freilich ohne meine Geſellſchaft.“

Margot ſtieg ab und erbot ſich zur Begleitung, indem ſie ſich zugleich neugierig nach dem Grunde von alle dem erkundigte. Herr Valery nahm eine wichtige und geheimnißvolle Miene an und erwiederte, er habe Botſchaft von einigen bekannten und befreundeten Edelleuten erhalten, welche in dringender Angelegenheit eine Zuſammenkunft mit ihm wünſchten. Dieſelbe ſolle in einem Bauernhauſe ſtattfinden, welches einige Stunden von hier ſeitab liege. Dem ſcharfblickenden Mädchen, welches bei dieſer Mittheilung einige Augenblicke nachſinnend vor ſich hinſah, als ringe ſie mit einem Entſchluſſe, entging auf die Dauer nicht, wie unendlich geſchmeichelt Herr Valery ſich durch dieſe Beſtellung ſeiner hochgebornen Freunde fühlte, es ſprach ſich ſeine Befriedigung darüber zu deutlich in ſeiner Rede, im Tone ſeiner Stimme, der etwas reſpectvoll vertrauliches durchſchimmern ließ, und in ſeinem Mienenſpiele aus, welches alle Merkmale geſchmeichelter Eitelkeit gab. Aber dieſes Benehmen des Mannes ſtand in zu ſchroffem Widerſpruche mit früheren häufigen Aeußerungen ſeiner Abneigung gegen den Adel, als daß Margot, während der Bauer mit Hilfe eines Anderen, der auf ſeinen Ruf herbeigekommen war, den Wagen vom Wege in einen des Dieners an, und es war dies Mal ſo laut geſprochen, daß der Banquier unwillig den Drehſtuhl knarren ließ und ſich mit der barſchen Frage wandte: „Wer iſt ſo albern, mich an einem Poſttage zu beſuchen?“

„Es iſt ein Fremder und hat mir ſeinen Namen nicht geſagt.“

„Lieber Herr Meyer,“ wandte ſich der Banquier jetzt in einem Tone, in welchen ſich aber der Ärger miſchte, an den Buchhalter, „ſehen Sie doch zu, was man an einem Hauptpoſttage von mir will, und wenn es kein Geſchäft iſt, kein dringendes Geſchäft, ſo beſtellen Sie den Herrn nach Abgang der Leipziger Poſt; eher bin ich heute durchaus nicht zu ſprechen.“

Der Buchhalter repetirte, ſich verbeugend, ſeine Antwort, wie ein Papagei, ſtrich das ſchwarze glänzende Haar glatt auf dem Kopf und ging freundlich lächelnd.

Der Banquier nahm, ungeduldig über die unwillkommene Störung, die neu eingelaufnen Briefe zur Hand, erbrach und las einen nach dem andern und notirte ſeine Bemerkungen darunter. Plötzlich ſtutzte er nach Eröffnung eines ſolchen Briefs, und

Seitenpfad ablenkte, eine Bemerkung in dieſer Beziehung hätte unterdrücken können.“

„Schütte das Kind nicht mit dem Bade aus! iſt ein wahrer Spruch,“ erwiederte der Fabrikant, „deſſen man ſich im Leben ſtets erinnern muß, wollen wir nicht tauſendfaches Unrecht begehen. Wohl mißbillige ich den Adel als Stand, der für die Maſſe von Vorrechten, welche ihm gewährt ſind, nichts leiſtet, eine Laſt für den Staat iſt und das Aufkommen des fleißigen Bürgers und Bauers hemmt. Das darf mich aber nicht abhalten, Edelleuten, die ihre wahre Stellung im Staate erkannt haben und ausfüllen, die, ſoweit es die Umſtände geſtatten, als Verfechter des Landes gegen die Herrſcherlaunen eines gottloſen Königs auftreten, meine unbedingte Achtung und Ergebenheit zu zollen. Und von der Art ſind die drei Edelleute, welche du ſehen wirſt, und die zu den vornehmſten Männern der Provinz gehören. Der Marquis von Salgas iſt ein Ehrenmann im vollen Sinne des Worts; ein Vater ſeiner Unterthanen, deren Wohl ſeinem Herzen nahe liegt. Trotz allen Anmuthungen hat er, wie ſeine beiden jungen Freunde, Herr von Aigalier, der ihm in Biederkeit nacheifert, und der Baron von St. Come, einer der reichſten und geachtetſten Edelleute, ſtandhaft den Glauben bewahrt, für deſſen Vertheidigung ſeine Väter einſt ihr Blut verſpritzt; und ſo hoch ſtehen dieſe drei Männer, die an Alter zwar verſchieden, aber an Tugend und Unbeſcholtenheit gleich ſind, in der Achtung ſelbſt unſerer Feinde, daß man nicht gewagt hat, ſie wegen ihrer Widerſetzlichkeit gegen den Willen des Königs zur Rechenſchaft zu ziehen. Ich bin öfters von dieſen Herren mit Aufträgen beehrt worden, da ich, wenn die Gelegenheit ſich gerade ergibt, auch Geldgeſchäfte betreibe; und ſo habe ich ſie näher kennen gelernt.“

Unter ſolchen und ähnlichen Mittheilungen, welche Marget's Intereſſe ſchon deswegen in Anſpruch nahmen, weil ſie aus ihnen auf die bemerkenswerthe Stellung des Fabrikanten in ſeiner Heimath richtige Schlüſſe ziehen konnte, gelangte man auf dem harten, ſteilen und durch Felſengeröll oft ſchwierig gemachten Pfad vorwärts; das Mädchen unterdrückte manchen Seufzer, der ihr entfahren wollte, wenn ſie den zarten Fuß an einen Steinblock anſtieß, und verbarg ihre zunehmende Müdigkeit nach beſten Kräften. Der eine Bauer diente ihnen als Führer und Begleiter, während der andere das Geſchirr zu einem kleinen Meierhofe geführt hatte, welcher beim Beginn der Wanderung in einiger Entfernung ſichtbar war und den Herr Valery als Wartepunkt für Marget beſtimmt hatte, im Falle ſie die Begleitung auf ſeine Miſſion verweigern würde. Endlich wurde ein für die Verhältniſſe der Gegend anſehnlicher Meierhof, von einiger Länderei und einem kleinen Wäldchen umgrenzt, ſichtbar.

„Das iſt mein Haus,“ ſagte der Führer hinweiſend. „Euere Mühe iſt nun zu Ende; ſie würde euch haben ganz erſpart werden können, hätte ich gewußt, daß Herr Valery noch Jemanden bei ſich habe. Ich hätte dann einen Mauleſel geſattelt und ihr wäret hergeritten.“

Die Wanderer traten in die Halle ein, welche in dieſen Gegenden den Hauptgelaß der ländlichen Wohnungen bildet. Die drei Edelleute, die an einem Tiſche in der Nähe des Kamins bei einem Kruge Weines ſaßen, rieſen ihnen ein Willkommen zu. Der Fabrikant näherte ſich unter höflichen Begrüßungen dem Tiſche, während ſich Margot abſeit niederſetzte, da ſie ſich von dem Gange ungemein ermattet fühlte.

„Ihr kommt uns als ein Freund in der Noth, Meiſter,“ ſagte der Bejahrteſte von den Dreien, welchen der Fabrikant als Marquis von Salgas angeredet, und reichte ihm die Hand. Wir ſind wirklich in einer verzweiflungsvollen Lage, aus der ihr uns, ſo Gott will, retten ſollt.“

„Nun?“ fragte Valery höchſt geſpannt und ſah Einen nach dem Anderen an.

„Vor Allem, Jeanette,“ wandte ſich einer der beiden jüngeren Edelleute an die geſchäftig umhertrippelnde und dabei das Nöthigſte überſehende Bäuerin, „einen Sitz für Meiſter Valery's müde Beine und einen Krug für ſeine durſtige Leber.“

„Wen habt ihr denn da bei euch, Meiſter? fragte der Dritte, der Margot's Geſtalt bei der nicht genügenden Beleuchtung möglichſt ſorgfältig muſterte. „Iſt es eine von eueren hübſchen Töchtern? Laßt ſie näher kommen.“

„Nicht ſo eigentlich, Herr Baron,“ erwiederte der Fabrikant huſtend. „Eine Verwandte, eine Bekennerin unſeres Glaubens, welche ich mit aus Paris genommen habe, da ſie von gottloſen Verwandten dem Kloſter und dem Papismus überliefert werden ſollte.

„Eine Pariſerin!“ rief der Baron St. Come. „Ah, wollt ihr euch unſerer Geſellſchaft entziehen? Ihr müßt freilich mit uns ungehobelten Provinzialvolk verlieb nehmen.“

„Jeanette!“ rief Herr von Aigalier; „bring noch einen Seſſel für das junge Frauenzimmer. Und ſchleppe herbei, was du im Hauſe haſt; es gibt Gott ſei's geklagt! auf euerm Felſenneſte hier nicht viel. Kommt, mein ſchönes Kind, und laßt es euch hier gefallen.“

Margot trat zum Tiſche, und das Erſtaunen über ihre reizende Erſcheinung ſpiegelte ſich deutlich genug auf den Geſichtern der beiden jungen Cavaliere ab; ſie warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu und gaben unwillkürlich die etwas gerekelte Stellung auf, die ſie bisher eingenommen hatten. Selbſt der Marquis von Salgas, der ſich halblaut mit dem Fabrikanten unterhalten, ſchaute das Mädchen mit angenehmer Ueberraſchung an.

„Guten Abend, mein ſchönes Kind,“ dankte er ihr mit würdevoller Freundlichkeit. Dann ſagte er zu Valery: „Man muß geſtehen, ihr habt ſchöne Leute in euerer Familie und Verwandſchaft. Das junge Mädchen ſieht ſo fein aus, daß ſie ſogleich am Hofe in Verſailles auftreten könnte. Doch laßt uns zu unſerer Sache zurückkehren! Meine jungen Freunde werden ſich bemühen euere Verwandte auf's beſte zu unterhalten. Das iſt leichtſinniges Jugendblut. Sieht es ein hübſches Geſicht, vergißt es Alles und wenn es ihm an Kopf und Kragen ginge. Nachdem alſo der Intendant ſeine Inſpectionsreiſe, wie er das zu nennen beliebt, beendigt hatte, kehrte er auf die Einladung des Vicomte in deſſen Schloß ein, wie ich euch bereits mitgetheilt, um einige Jagden mitzumachen. Seine militäriſche Begleitung, mit dem Ruhme ſo vieler zerſtörter friedlicher Hütten bedeckt, zog weiter nach Nimes zu. Für uns benachbarte Edelleute war die Einkehr des Intendanten das Zeichen, zu Hof bei ihm zu erſcheinen. Denn das iſt eben das Unglück und der Verderb des Adels, daß er in jeder Provinz einen Machthaber hat, vor dem er im Staube liegen muß, und dieſe kleinen Könige ſind nicht weniger ſtolz und anſpruchsvoll als der große in Verſailles. Kaum haben wir drei uns dort eingefunden, ſo kömmt ein Bauer d'Aigaliers, der uns verräth, es ſolle eine große religiöſe Verſammlung in den Bergen gehalten werden, zu welcher auch viele Unterthanen von uns ſich begeben wollten. Wir erſchraken über dieſe Verwegenheit unter den Augen des Intendanten und in der gerechten Beſorgniß, man werde uns den Herren das Vergehen unſerer Bauern zur Laſt legen, verabſchiedeten wir uns unter allerlei Vorwänden, um womöglichſt die Verſammlung zu hintertreiben oder wenigſtens die Unſerigen davon abzuhalten."

„Es iſt freilich eine ſchmerzliche Aufgabe," bemerkte der Fabrikant, während der Edelmann innehielt, um einen tüchtigen Trunk aus ſeinem Kruge zu thun, „wenn man den Leuten von der Verehrung Gottes abreden ſoll. Sie haben das heftigſte Verlangen nach der Labe des reinen Wortes, und durch die Vertreibung der Diener unſerer Kirche iſt ihnen jede Möglichkeit abgeſchnitten, dieſes Verlangen auf entſprechende Weiſe zu befriedigen. Und doch iſt es unſere Pflicht, die armen Leute von der Uebertretung des Geſetzes und von dem Verderben, das ihnen daraus entſpringt, zurückzuhalten.“

„Sagt ich euch, daß wir ſchon über die Nachricht von der beabſichtigten Verſammlung erſchraken,“ fuhr der Marquis fort, „ſo mögt ihr euch unſer Entſetzen vorſtellen, als uns der Bauer von weiteren Plänen des gemeinen Mannes erzählte, die auf nichts Geringeres als Mord und Todtſchlag hinauslaufen. Die Erbitterung iſt ungemein geſtiegen. — “

„Herrlich!“ rief St. Come, Margot mit leuchtenden Augen betrachtend. „Als ihr die Unmöglichkeit einſaht, ferneren wirkſamen Widerſtand zu leiſten, zogt ihr vor, das Weite zu ſuchen. Das nenne ich Muth und Entſchloſſenheit bei einem jungen Mädchen.“

„Bei Gott!“ ſagte d'Aigalier, nicht weniger angeregt durch die Unterhaltung mit Margot als ſein Freund, „wenn ich mir euch vorſtelle als Nonne in grauem Gewand, euer Antlitz halb verhüllt von dem neidiſchen Schleier, das wäre ja entſetzlich!“

„Ich dachte ähnlich,“ berichtete Margot lächelnd, „und deshalb zog ich vor, mich der Welt in die Arme zu werfen, aus der man mich verbannen wollte. Zum

Glück traf ich Herrn Valery und begab mich unter ſeinen Schutz.“

„Glücklicher Valery!“ ſeufzte der Baron. „Wer wäre nicht gern euer Beſchützer, ſchönes Kind!“

„Ihr erzählt mir ſchreckliche Dinge, Herr Marquis!“ ſeufzte der Fabrikant. „Doch hab' ich auch einige Andeutungen davon bekommen.“

„Ihr könnt euch ganz auf meine Angabe verlaſſen,“ bekräftigte dieſer. „Jener verwegene Burſch von Alais, Laporte, iſt der Anſtifter oder wenigſtens der Beförderer des ſchrecklichen Unternehmens, welches, wenn ausgeführt, unſere ganze Landſchaft in Schande und Verderben ſtürzte. Aber wir Edelleute können allein nichts ausrichten, unſer Anſehen iſt, Gott ſei's geklagt, daß ich es ſagen muß, beim Volke ſehr geſchwächt, aber der Adel trägt durch ſeine niederträchtige Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter die Despotenlaunen des Königs und ſeiner Satrapen die Schuld. Deshalb war es uns ungemein erwünſcht, als uns Michel euere Ankunft meldete. Ihr ſeid ganz der Mann, um mit Erfolg auf die bethörten Maſſen einzuwirken; ihr ſeid vielen als Arbeitgeber, ſowie als reicher und unabhängiger Mann bekannt. Das macht Eindruck.“

„Der Herr Marquis iſt ſehr gütig,“ bemerkte der Fabrikant; „man darf nicht zu viel darauf bauen. Indeſſen wir thun unſere Schuldigkeit und überlaſſen den Ausgang Gott. Und ich habe ſchon geſtern Abend zu Frieden und Ruhe ernſtlich gemahnt. Aber Laporte iſt ein ſchlimmer Geſelle.“

„So laßt uns denn nicht ferner zögern. Ihr habt euch, denk' ich, von der Mühe des Weges erholt, und jeder Augenblick iſt koſtbar. Auf denn, meine Freunde!"

Man rüſtete ſich zum Aufbruch; der Bauer führte die Pferde der Herren und zwei Maulthiere für Valery und Margot vor.

„Meiner Treu!" ſagte St. Come leiſe zu d'Aigalier; „wenn alle Pariſer Bürgermädchen ſo ſind wie dieſe, dann iſt die Hauptſtadt ein gefährlicher Ort."

„Ah nicht doch!" erwiederte dieſer. „Salgas hat recht; ſie ſieht aus und benimmt ſich wie eine Hofdame."

* * *

Auf einem durch die im Wege liegenden Felsbruchſtücke faſt unzugänglichem ſteilen Pfade, der die drei Edelleute ſchon längſt genöthigt hat, von den unſichern Pferden abzuſteigen und die Thiere an der Hand zu leiten, gelangt die Geſellſchaft auf einen kleinen unebenen freien Platz, dem Anſcheine nach rings von Felſen eingeſchloſſen. Hunde ſpringen den Ankömmlingen mit wüthendem Bellen entgegen, laſſen ſich aber ſchnell von dem vorangeeilten Michel beruhigen, zugleich verſtändigt er ſich mit dem Manne, der ihn antritt und der jedenfalls ein Wächter iſt. Der Platz ſelbſt ſieht bunt genug aus; eine Maſſe Bauernwagen ſtehen da; Pferde, Rinder, Eſel, Maulthiere weiden umher und ſuchen das dürftige Gras zwiſchen dem Steingerölle am Boden. Faſt ſcheint es, als habe ſich ein

Nomadenvolk zeitweiſe in dieſen unwirthlichen Bergen niedergelaſſen. Menſchen ſind nicht ſichtbar, aber aus der breiten Spalte jenes ungeheueren Felskoloſſes dringt ein Singen wie aus weiter Ferne.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Marquis von Salgas; wir kommen nicht zu ſpät.“

Die beiden jungen Cavaliere halfen Margot galant von ihrem Träger. „Aber ich begreife wahrhaftig nicht, wo wir unſere Thiere unterbringen oder anbinden,“ ſagte St. Come ſich umſchauend; „da iſt kein Baum, kein Strauch zu erblicken.“

„Das Einfachſte wird wohl ſein,“ bemerkte d'Aigalier; „wir ahmen dem Beiſpiele der Leute nach, indem wir es dem freien Willen der Beſtien überlaſſen, wo ſie ſich hinſtellen wollen.“ Mit dieſen Worten ließ er ſeinem Pferde die Zügel, und die Anderen thaten wie er.

Man näherte ſich jener Oeffnung, aus welcher der gedämpfte Geſang erſchallte.

Dieſe fünf Menſchen waren von eben ſo vielen Hauptaffecten bewegt. Der Marquis von Salgas, ganz von dem menſchenfreundlichen Verlangen erfüllt, das Verderben von ſeinen geliebten Glaubensbrüdern, Landsleuten und Unterthanen abzuwenden, welches er unfehlbar über ſie hereinbrechen ſah, wenn ſie ihr leidenſchaftliches und verbrecheriſches Vorhaben ausführten, hatte für nichts weiter Sinn, als die Leute zu beruhigen und nach Hauſe an ihre Arbeit zu ſchicken. Der Baron St. Come begann ſich auf einmal ſtark zu wundern, wie er eigentlich dazu komme, das Geſindel in ſeinen Schlupfwinkeln aufzuſuchen, um es von Dingen abzubringen, die ihn im eigentlichen und wahren Grunde ſehr wenig berührten; denn obgleich Hugenott, weil es ſeine Vorfahren geweſen, war er doch weit mehr Ariſtokrat und die unmittelbare Berührung mit dem gemeinen Volke ihm eine äußerſt widerwärtige. Sein Freund d'Aigalier zerbrach ſich den Kopf, wie der alte Valery zu dem prächtigen jungen Mädchen gekommen ſein möge; die Kloſtergeſchichte und der ganze Zubehör kam ihm etwas märchenhaft vor; ihr ganzes Benehmen ſtimmte nicht mit ihren eigenen Ausſagen und denen des Fabrikanten. Was dieſen wackeren Mann betrifft, ſo befand er ſich keineswegs in einer behaglichen Stimmung. Er konnte den niederſchlagenden Gedanken nicht bannen, daß er, der loyale Unterthan, im Begriff ſtehe, gegen den Willen des Königs zu handeln, und die hochgeborne Theilnehmerſchaft an ſeinem Vergehen konnte ihn über ſeine Scrupel nicht beruhigen. Noch ſchlimmer ward ihm zu Muthe, wenn er bedachte, wie ihm im Falle eines Verrathes jede Rechtfertigung vereitelt ſei, wenn er ſie nicht durch ein Preisgeben vieler braver Leute erkaufe. Margot's Gefühle und Gedanken endlich waren von ſehr gemiſchter Natur. Alles was ſie ſah und hörte, war ihr neu, barock, bizarr und ungeheuerlich. Die Eindrücke beſtürmten gleichſam ihre empfängliche Seele, welche von den furchtbaren Leiden und Kämpfen des Volks, von ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen nie eine Ahnung gehabt hatte. Sie befand ſich in einer ihr ganz fremden Welt; ſie ſtand gleichſam kaum hatte er einige Blicke hineingethan, als er, kirſchbraun im Geſicht und zornfunkelnden Auges, den Brief zerriß und hinüber auf den Schreibepult ſeines Buchhalters ſchleuderte. Dieſer trat in demſelben Augenblick, mit einem Bückling, ſüß lächelnd in die Comptoirſtube.

„Nun, was gibt's?" donnerte ihm Herr May entgegen; der Buchhalter aber verſetzte, nicht irre gemacht durch des Prinzipals böſes Geſicht und deſſen wilden Ton, mit freundlich ſingender Stimme: „Es iſt ein junger Herr, ein ſchöner Herr, ein feiner Herr, und trägt ſich gekleidet nach der neueſten Mode, ſitzt bei der Jungfer Mary auf dem Sopha, auf dem Sopha ſitzt er mit ihr und hielt ſeinen Arm um ſie geſchlungen, als ich in die Stube trat, und lachte mit ihr und ſchäkerte mit ihr und hat ihr einen Kuß gegeben."

„Was? Was!" lärmte Herr May dazwiſchen; „ſind Sie toll, lieber Herr Meyer?"

„Ich bin nicht toll, ich habe wohl meinen Verſtand; ich hab's geſehn mit meinen Augen. Darauf hat Jungfer Mary geſagt: ich ſolle nur wieder gehen, mit mir habe der Herr gar nichts zu ſprechen; was derſelbe anzubringen habe, tauge ganz allein als Zuſchauerin vor einer Bühne, auf welcher ein ihr unbekanntes, aber ſie mächtig ergreifendes Drama aufgeführt wurde. Sie vergaß ſich ſelbſt darüber ſo ſehr, daß vor allen ſchmerzlichen und ſtaunenden Gefühlen zuletzt das heftigſte Verlangen in ihrer Seele vorherrſchend wurde, ſelbſt mit zu agiren und nach Kräften in den Gang der Handlung einzugreifen.

Der Felſenſpalt, welcher höchſtens drei neben einander gehenden Menſchen zu gleicher Zeit Raum zum Eingange geſtattete, mündete nach wenigen Schritten in eine jener weiten hohen Höhlen aus, welche die Granit- und Schieferformation der Sevennen häufig bildet, und die in der Geſchichte dieſer Gebirgslandſchaft eine ſo bedeutende Rolle ſpielen. Der Raum war von Menſchen beiderlei Geſchlechts und jeden Lebensalters gefüllt, die theilweiſe in Gruppen um Feuer lagerten, theils ſtanden. Die Erleuchtung war nur ſpärlich, da ſie von dieſen Feuern und mehreren in Felsſpalten eingeklemmten Weinranken ausging. Trotz der Anweſenheit einiger hundert Menſchen herrſchte eine ziemliche Stille, und die allgemeine Aufmerkſamkeit war auf einen Menſchen gerichtet, der auf einem Felsblocke inmitten des Raumes ſtand und von da aus zu der Verſammlung redete. Er unterſchied ſich in der Kleidung nicht von vielen ſeiner Zuhörer, aber ſein Geſicht, grell beleuchtet von dem Scheine der Fackeln, welche einige der ihm zunächſt Stehenden in die Höhe hielten, zeigte einen Ausdruck von wilder Entſchloſſenheit und Schwärmerei, wie er um jene Zeit auf den ſanften gutmüthigen

Geſichtern der Sevennolen ſelten gefunden werden mochte. Das zweifelhafte Licht, ſowie die allgemeine Aufmerkſamkeit, die der Redner, in welchem Margot den viel beſprochenen Laporte wieder zu erkennen glaubte, für ſich in Anſpruch nahm, mochte die Urſache ſein, daß der Eintritt der neuen Ankömmlinge nicht gemerkt wurde.

„Da ſpricht ja der verwegene Burſche zu der Verſammlung“, ſagte der Marquis leiſe; „ein gefährliches Subject, das unſeren Behörden ſchon manche ſchlafloſe Nacht verurſacht hat.“ Valery nickte. Es war ihm beim Anblick des fanatiſchen Schmieds ganz unheimlich zu Muth geworden.

„Wehe, wehe!“ rief der Redner. „Israel iſt ein verwüſteter Weinſtock, ſeine Frucht iſt eben auch alſo. Die Kraft iſt von euch gewichen, und der Herr hat euch in die Hände euerer Feinde gegeben. Denn es ſteht geſchrieben: werdet ihr ihn verlaſſen, ſo wird er auch euch verlaſſen. Und ferner: es iſt deiner Bosheit Schuld, daß du ſo geſtäupet wirſt, und deines Ungehorſams, daß du ſo geſtraft wirſt. Alſo mußt du inne werden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringet, den Herren, deinen Gott, verlaſſen und ihn nicht fürchten, ſpricht der Herr Herr Zebaoth.“ In dieſem Tone ſprach der Mann weiter, indem er ſeine Anrede reichlich mit Stellen aus der Bibel würzte und kräftige, jenem wunderbaren Buche der Bücher, welches einem Jahrtauſende und den verſchiedenſten Kulturſtufen eines ſchon an ſich eigenthümlichen Volkes ſein Daſein verdankend, ebenſowohl der Tugend und Rechtſchaffenheit als dem Fanatismus und der Leidenſchaft zu aller Zeit bereitwillig Gewährſtellen und Beweisthümer geliefert hat. „Wo ſind die Klugen?“ fragte Laporte im weiteren Verlauf ſeiner Rede. „Wo ſind die Schriftgelehrten? wo ſind die Weltweiſen? Hat nicht Gott die Weisheit dieſer Welt zur Thorheit gemacht? Nicht viel Weiſe nach dem Fleiſche, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle ſind berufen, ſondern —“

„Was ſoll das heißen, du Schelm?“ rief bei dieſen Worten der Baron von St. Come laut, welcher der Scene mit finſterem Antlitze beigewohnt und ſich getroffen fühlte.

Es entſtand ein ungeheurer Aufruhr; Laporte richtete das glühende Auge nach der Gegend zunächſt dem Eingange und ſprang von ſeinem natürlichen Rednerſtuhle herab, indem er Einem die Fackel entriß. Ein Haufen Männer und Weiber mit allerhand Waffen drängte ſich nach der Oeffnung der Höhle, von wo der beleidigende Ausruf erſchallt war.

„Seid ihr toll?“ raunte der Marquis von Salgas dem Barone zu, welcher den Degen zog und geneigt ſchien, einen Kampf einzugehen. „D'Aigalier, haltet den Baron zurück, ſonſt ſind wir Alle verloren. Kommt Valery!“ Und er faßte den Fabrikanten, dem durchaus nicht wohl zu Muthe war, am Arme. „Beruhigt euch, ihr Leute!“ rief er den Andringenden zu. „Wir ſind euere Freunde, und du ſollſt den ſtörenden Ruf nicht auf dich beziehen, Laporte. Ich bin der

Marquis von Salgas, hier Meiſter Valery, hinter uns die Herrn von St. Come und Aigalier und eine Verwandte des Meiſters hier.“

Die Ueberraſchung über den vornehmen Zuſpruch bei ihrem nächtlichen Gottesdienſte hemmte die Bewegung der Leute für einige Minuten. Sie ſahen ſich erſt überraſcht an und richteten dann den Blick des Staunens auf den vornehmen Edelmann, der nicht verſchmäht hatte, ſich ihnen zuzugeſellen. Schon wurde hier und da ein einzelner Ruf der Freude und des Willkommens laut, nur Laporte und einige Andere, welche den Ankömmlingen zunächſt ſtanden, richteten düſtere Blicke auf dieſelben; doch ſchienen ſie ungewiß, was zu thun ſei.

„Jetzt iſt's Zeit, Meiſter“, flüſterte Salgas Herrn Valery zu. „Ihr ſeid hier ein Mann von Gewicht und verſteht es, den richtigen Ton bei den Leuten zu treffen. Ermahnt ſie zu Frieden und Gehorſam und widerlegt den wilden Burſchen mit ſeinen Bibelſtellen durch andere.“

So redſelig der Fabrikant auch ſich im gewöhnlichen Leben zeigte, und ſo unbefangen er Abends vorher in der Herberge zu den dort verſammelten Männern in gleichem Sinne geſprochen hatte, ſo war er doch nichts weniger als ein Volksredner, und fühlte ſich nicht im Stande, vor dieſen Leuten allen ein einziges Wort hervorzubringen. Er hätte etwas Anderes darum gegeben, wenn er mit Margot auf ſeinem Wagen ſitzend rüſtig in die mondhelle Nacht hätte hinausfahren können. Doch da half nichts. Er erwiederte dem Marquis haſtig und gepreßt: „Am beſten iſt es, wenn der Herr Marquis ſelbſt ſpricht, ich will nochmals privatim mit Laporte verhandeln.“ Er trat auf den Menſchen zu und ſagte: „Komm, Laporte, laß mich noch ein herzliches Wort zu dir reden! Ich war geſtern Abend zu heftig gegen dich und bin dir zu nah getreten. Laß es gut ſein! Ich war zu aufgeregt und ſehe mein Unrecht ein. Hier nimm meine Hand! Du kennſt mich als einen Freund des Evangeliums und ſeiner Bekenner; auch als deinen Freund!“

Laporte nickte mit dem Kopfe und ließ ſich willfährig einige Schritte von dem Fabrikanten abſeit führen.

„Ihr Leute“, ſprach der Marquis von Salgas laut, „euer Vorhaben iſt mir nicht unbekannt, und ich bin gekommen, euch davon abzurathen. Laßt euch von euerer Wuth und Rachſucht nicht zu einem Verbrechen hinreißen, welches Gott durch den Arm der Gerechtigkeit hier auf Erden ſchon ſchrecklich beſtrafen läßt. Ihr wollt den Intendanten, einen Diener eueres Königs, überfallen und erſchlagen, wie man mir berichtet hat, weil er euere Häuſer, Gärten, Felder und Weinberge zerſtören und euch ſelbſt und euere Kinder hat quälen und ſchädigen laſſen. Ich weiß recht gut, wie bitter ſolche Prüfungen ſind, aber es ſind eben Prüfungen von Gott, um zu erproben, ob ihr recht ſtark im Glauben, Hoffen und Lieben ſeid. Bedenkt euch, daß es beſſer iſt, unrecht zu leiden als zu thun. Befiehlt uns nicht unſer Meiſter ſelbſt unſere Feinde zu lieben? Und dieſer hochgeſtellte Mann, den ihr alſo nennt, iſt unſere Obrigkeit, der wir Gehorſam und Treue ſchuldig ſind. Deshalb bitte ich euch inſtändigſt, füget euch in Geduld und gehorchet dem Geſetz, wenn es auch hart iſt, und macht unſre Sache durch Widerſetzlichkeit und gottloſe Exceſſe nicht noch tauſend Mal ſchlimmer. Ich höre, daß ein Theil von euch von dannen ziehen will in fremde Lande, wo man Gott in reinem Dienſte verehren darf; ich kann euch nicht davon abreden, aber die von euch, welche wandern wollen, mögen nicht vorher eine That begehen, welche ſie ſelbſt der Strafe Gottes ausſetzt und die Rache des Königs auf die unſchuldigen Zurückbleibenden und dies arme ſchon ſehr geprüfte Land lenkt. Denn wird die unſelige That, die ihr vorhabt, ausgeführt, ſo ſchickt der König ein ganzes Heer Soldaten, und ihr ſeid Alle des Todes mit Frau und Kind. Dennoch bitte ich euch, höret auf das Wort eines Mannes, der es gut mit euch und mit Allen meint."

„Ja glaubet, hoffet und liebet", rief Laporte, ſich raſch von Herrn Valery abwendend, mit lauter Stimme, „indeß euer Feind kein Erbarmen kennt. Je treuer, gehorſamer und geduldiger ihr ſeid, deſto grauſamer quält und würgt man euch. Haben wir es nicht ſeit zwanzig Jahren erlebt, daß uns ein heiliges Recht nach dem andern verkümmert, verdreht und genommen wurde, bis wir endlich bei aller Treue und allem Gehorſam ſo weit gekommen ſind, daß man uns todtſchlägt, wie Hunde, wenn wir es wagen, einen Pſalm zur Ehre Gottes zu ſingen?"

Der Marquis von Salgas erwiederte hierauf nichts; vielleicht war er ſelbſt von der Wahrheit und Richtigkeit der Worte Laporte's betroffen.

„Ich ſage euch“, fuhr Laporte fort, „hätten wir vor zwanzig Jahren mannhaft unſere Rechte vertheidigt, mit dem Schwerte in der Hand, wie unſere Väter einſt gethan unter dem großen Herzog von Rohan, es wäre beſſer mit uns. Aber es gibt keinen Rohan mehr; wir haben nur noch Marquis und Barone, die katholiſch werden, wenn es der König haben will, und zum Frieden mahnen.“

„Laßt mich, laßt mich!“ knirſchte der Baron von St. Come und ſuchte ſich von d'Aigalier's Arm loszuwinden; „ich muß dem Schurken meinen Degen in den Leib ſtoßen; er wagt es, den geſammten Adel zu beſchimpfen. Willſt du ſchweigen, Schuft!“ rief er dem kecken Sprecher zu, da auch der Marquis herantretend ihn zurückhielt. „Das Wort bringt dich auf das Rad.“

„Mäßigt euch, St. Come“, flehte d'Aigalier; „ihr vereitelt durch euere Heftigkeit den Zweck unſeres Hierſeins.“

„Hat er nicht recht?“ ſagte Salgas mit einem trüben Lächeln. „Jedes Wort des Menſchen klang wie ein Donnerſchlag in meinem Ohre; ich kann nichts weiter gegen ihn ſagen; verſucht ihr nun euer Glück, d'Aigalier.“

„Und zu dieſem Geſindel wollt ihr, ſollen wir halten?“ fragte der Baron von St. Come wüthend. „Mit Mördern und Räubern uns verbinden?“

Der Marquis zuckte die Schulter. „Es ſteht bei euch. Doch in den Menſchen lebt noch der alte proteſtantiſche Geiſt. So waren unſere Väter, die als ein ſchwacher Haufe in keckem, freudigem Muthe es mit ſechs Heeren zugleich aufnahmen und ſie ſchlugen. Das ſind freilich fünfundfünfzig Jahre; damals lebte der große Rohan noch. Von uns weiß keiner etwas von dieſen Tagen des Ruhms. Aber unter dem Volke ſind dieſe Heldenkämpfe noch in friſcher Erinnerung.“

„Seht dieſen armen Knaben“, ſagte Laporte und hob einen hübſchen Kleinen von zehn oder elf Jahren in die Höhe; „es iſt der Sohn meines Bruders; viele von euch haben ihn gekannt; es war ein einfältiger, frommer Mann, der ſeinen Weinberg in Frieden und Gottesfurcht baute. Da brachen die bewaffneten Rotten zu ihm ein, die Stätte ſeines Fleißes verheerend. Er vertheidigte ſein Haus, das man anzünden wollte, der Elende, ſtatt treu und gehorſam mit zu helfen, und ſie ſchlugen ihn todt. Der Herr Intendant ſagte: ſo müſſe es allen Ketzern gehen, die ſich ihrem Herrn freventlich widerſetzen. Und der Herr Intendant ſitzt nun auf dem Schloſſe ſeines treuergebenen Freundes, trinkt behaglich den Wein, welchen ihm die todtgeſchlagenen und verjagten Bauern gezogen haben, und freut ſich, daß wir ſo ſanft und gehorſam ſind.“

Ein Schrei der Wuth erſchallte durch die Höhle, und ein Klirren von Waffen ließ ſich hören. Ein zufriedenes Lächeln glitt über Laporte's finſtre Züge. Da fühlte er ſich am Arme gefaßt, und als er ſich umwandte, ſtand zu ſeinem Erſtaunen wiederum jenes ſchöne, junge Mädchen vor ihm, welches ihn geſtern Abend wie ein Engel des Himmels vor der ſchleichenden Gefahr gewarnt hatte. Margot ſah ihn mit blitzenden Augen an und ſagte: „Ihr ſeid ein braver Mann, Laporte, aber ſchändet euch nicht durch Meuchelmord! Laßt euere Feinde jetzt ſchlemmen; es wird ein Tag kommen, wo ihr ihnen im offenen Kampfe entgegentreten mögt. Ein Ehrenmann wie ihr ſoll nie zu einem unehrlichen Mittel greifen, ſich ſeiner Dränger zu erledigen. Wenn die rechte Stunde da iſt — und ich ſchwöre euch zu, ſie wird erſcheinen, dann tretet mit den Waffen, die Gott geheiligt, in der Hand, euern Feinden entgegen und ſchlagt ſie zu Boden, wie euere Väter gethan haben. Nur keinen Mord! verſprecht mir das!“

„Wer ſeid ihr?“ ſtammelte Laporte mit weit geöffneten Augen und ſtreckte die Hand nach Margot aus, wie um ſich zu vergewiſſern, daß ſie ein menſchliches Weſen und kein Phantom ſeiner aufgeregten Sinne ſei. „Ihr ſeid geſtern ſchon wie ein Bote des Himmels zu mir getreten, und Niemand konnte mir berichten, von wannen ihr ſtammt. Herr Valery ſelbſt ſcheint euch für keine gewöhnliche Sterbliche zu halten.“ Das Mädchen faßte die ausgeſtreckte Rechte als ein Pfand ſeiner Zuſtimmung ihres Verlangens.

„Laßt euch heute die Verſicherung genügen, daß ich euere Freundin bin. Und euere Hand nehme ich als Verſprechen an, daß ihr meiner Mahnung folgen wollt.

Ihr gefallt mir, Laporte. Ich liebe den kecken Muth. Ihr ſeid aus Alais? Dort werdet ihr mich noch öfter ſehen; auch ich bin dort wohnhaft.“ Dann beugte ſie ſich zu dem kleinen Knaben herab, der ſie wie ſein Oheim mit erſtauntem Blicke betrachtete. „Wie heißt du, mein Kind?“

„Roland“, erwiederte der Knabe.

„Sieh, das iſt ein ſchöner Name, der Name eines großen Helden. Du mußt werden, wie der, welcher ihn zuerſt trug; ein tapferer großer Mann, der Schrecken ſeiner Feinde, der Schützer der bedrängten Unſchuld.“

„Ja, das will ich,“ ſagte der Knabe. „Ich will meine Feinde tödten; ſie haben meinen Vater ermordet.“

Während deſſen hatte Herr von Aigalier an die Verſammelten das Wort gerichtet: „Ich wende mich an euere Einſicht; es ſind viele verſtändige Leute unter euch, die ſich nur durch ihre Leidenſchaft haben fortreißen und betäuben laſſen. Es iſt wahr, wir haben keinen Rohan mehr, aber immer noch gibt es Edelleute, die mit Blut und Leben für das Evangelium einſtehen. Aber die Zeiten ſind auch anders, König Ludwig der dreizehnte beſaß nicht die Macht und das Anſehn, welches ſein Sohn hat; die Bekenner des reinen Glaubens waren damals eine ſtarke Vereinigung von ungeheueren Kräften, und doch unterlagen ſie zulezt. Was wollt ihr armen, unbewaffneten, kriegsunkundigen Leute beginnen, wenn der König gereizt durch eine Frevelthat von euerer Seite, ſeine zahlloſen Regimenter über euch ſchickt? Ach, ſeid vernünftig und bedenkt euer eigenes für die Ohren des Herrn Papa, es ſey hier weder von einem Wechſel, noch von einem Handel die Rede, die Angelegenheit betreffe ganz allein Familienverhältniſſe. Dann haben ſie mich wieder ſtehen gelaſſen und mit einander fortgeſpaßt, als wenn ſie ſchon Braut und Bräutigam wären.“ Das Gift, welches der freundlich ſingende Mann in ſeine Worte gelegt hatte, verfehlte ſeine Wirkung nicht.

„Meine Mary! mein einziges Kind!“ bausbackte der Alte; „einen Liebhaber, einen Freier, ohne daß ich ein Wörtchen davon weiß! Und heute, an einem Hauptpoſttage eine Werbung! Nichts da! An einem Poſttage vergeb' ich die Hand meiner Tochter nicht, und wenn's ein Bethmann von Frankfurt wäre. Aber es iſt kein Kaufmann, kein Geſchäftsmann, kein verſtändiger Mann, ſonſt käm' er nicht an einem Poſttage. Ein junger Sauſewind iſt's, ein Springinsfeld, der ſich in mein Bischen Eigenthum ſetzen will, um's zu verzehren. Fort, fort! Er kann, er darf, er ſoll meine Tochter nicht haben! Gehen Sie, lieber Herr Meyer, gehen Sie und ſagen Sie ihm das!“

Als der Buchhalter mit ein klein wenig Beſorgniß im freundlichen Geſicht aufſtand, dem ſonderba-

Heil! Damit aber Niemand ſage: unſere Edelleute verlaſſen uns in unſerer tiefen Noth, ſo verſpreche ich euch hier bei meinem Ritterwort, daß ich in wenigen Tagen euere gerechten Klagen vor den Thron des Monarchen bringen will. Der Marquis von Salgas und der Baron von St. Come werden ihren ganzen Einfluß beim Intendanten und beim Militärgouverneur anwenden, um ſie zur Milde und Gerechtigkeit zu bewegen. Und nun trennt euch, ihr Leute, und glaubt mir, ich ſpreche aus einem Herzen, das für unſere heilige Religion und euer Beſtes glüht. Ihr aber, die ihr den heimiſchen Boden verlaſſen wollt, lebt wohl und ſeid glücklich! Der Herr der Heerſchaaren nehme euch unter ſeinen Schutz und verleihe euch ſelige Tage!"

Die Wirkung dieſer aus einem redlichen Herzen geſprochenen Worte war entſcheidend. Es entſtand eine Bewegung, die nicht mißgedeutet werden konnte.

„Von neuem berückt, wiederum den Faden der Geduld ein Stück länger gedreht," ſagte Laporte leiſe und bitter mehr zu ſich ſelbſt als zu Anderen. „Einmal kommt es doch, und je ſpäter, deſto ärger. Nun will ich das arme Volk wenigſtens über die Grenze bringen. Der letzte Liebesdienſt, den ich ihm erweiſen kann. Die Anderen mögen dulden und leiden und warten, was die Herren Edelleute zu Wege bringen." Er lachte ſpöttiſch. Dann als er den Baron von St. Come mit den Anderen die Höhle verlaſſen ſah, murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Mit dir, ſtolzer Ritter, werde ich dereinſt Abrechnung halten."

6.

Ankunft in der Heimat.

Alais, dicht am ſüdlichen Fuße des rauhen und ſteilen Sevennengebirges im Thale des Gardon, das hier ſich etwas erweitert, war zu jener Zeit von neuntauſend gewerbthätigen Menſchen bevölkert. Der Seidenbau, die Wollzucht und die ſtarke Fabrikation ſeidener und wollener Zeuche hatten einen behaglichen Wohlſtand hier verbreitet; der Fleiß, das ſegenvolle Erbtheil aller Länder, die ſich von der katholiſchen Mutterkirche losgeriſſen, brachte auch hier geräuſchlos goldene Früchte und eine irdiſche Seligkeit, welche die frommen Einwohner dankbar genoſſen, unbekümmert darum, daß die Kirche, welche ſich die alleinſeligmachende nennt, ihnen die ewige überirdiſche abſprach. Hingen ſie doch treu und feſt am Evangelium, welches ihnen die Liebe Gottes und ein ewiges Leben als Lohn ihres reinen Glaubens zuſagte.

Schon im Alterthume hatte das wunderſame Volk der Hellenen, welches die Welt mit Handelsſchiffen eroberte und durch Geſittung beherrſchte, durch Gründung zahlreicher blühender Pflanzſtädte aus den nordweſtlichen Küſtenländern des Mittelmeeres einen blühenden Garten geſchaffen, als deſſen ſchönſte Zierde Maſſalia, ſpäter Maſſilia, jetzt Marſeille galt, reich an Schätzen, noch reicher an Bildung. Die Römer waren ſtolz auf den Beſitz dieſer geſegneten Landſchaften, welche ſie mit Vorliebe ihre Provinz nannten; und ſo lange das Weltreich derſelben beſtand, erfreuten ſich die Provençalen, einige ſtürmiſche Perioden abgerechnet, einer gedeihlichen Entwickelung und Förderung ihrer materiellen und geiſtigen Intereſſen. In jener ſchreckensvollen Zeit der ſogenannten Völkerwanderung, welche wie die lavaglühende Eruption eines Vulkans blühende Länder in Einöden verwandelte, gewaltige Reiche und Staaten bis auf den Namen vertilgte und eine neue Weltordnung zur Folge hatte, ſetzten ſich die wilden Weſtgothen, die Eroberer Spaniens, zugleich hier feſt; ſie wurden von den Burgundern verdrängt, welche ihre Beute wiederum den Franken überlaſſen mußten. Aber alle Schreckniſſe, welche ein ſo raſch aufeinander folgender Umſturz alles Beſtehenden erzeugen mußte, waren nicht im Stande geweſen, den alten helleniſchen Geiſt, der ſich noch deutlich genug in der klaſſiſch ſchönen Körperbildung manifeſtirte, ganz zu unterdrücken. Er ſchien ſich an den zahlreichen Reſten und Ruinen aus dem Zeitalter der Griechen und Römer, den beredten ſtummen Zeugen einſtiger Herrlichkeit, anzuklammern und aus ihrem Anblick Muth und Kraft zu neuer Thätigkeit, neuer Kulturblüte zu gewinnen. Dieſe Gegenden waren es zuerſt in Europa, wo wildes Vaſallenthum und rauhe Heerfolge, berührt vom milden Hauche des Chriſtenthums, ſich zu feiner edler Ritterlichkeit geſtaltete, welche Gottesfurcht, Tugend und Frauendienſt ſich zum ſchönen Ziele ſteckte. Durch die häufige Berührung mit dem Morgenlande gedieh, von einem milden Himmel begünſtigt, von edler Weiblichkeit gepflegt, zuerſt im Occident die Wunderblume der Poeſie und entfaltete üppig ihre farbenprächtigen ſüßduftenden Kelche. Die provençaliſchen Dichter waren die Väter der europäiſchen Literatur. An ihnen begeiſterten ſich in der Folge zu neuen unſterblichen Meiſterwerken ein Dante, ein Petrarca und Boccaccio, ein Wolfram von Eſchenbach und Walter von der Vogelweide. Geſittung und Aufklärung herrſchten, und die Anmaßungen des Biſchofs von Rom, der werdende Papismus ſtieß in dieſen Gegenden auf hartnäckigen wohlbegründeten Widerſpruch. Arnold von Brescia, der kühne und geiſtreiche Schüler Abailards, war nicht umſonſt im Kampfe gegen die Kleriſei unterlegen, nicht vergeblich hatte der ſpäter heilig geſprochene Abt Bernhard von Clairvaux gegen die Uebergriffe der Päpſte geeifert; ihre Stimme fand ein Echo in Südfrankreich. Ein Bürger von Lyon, Pierre de Vaux, gerieth durch die Lectüre eines Theils der h. Schriften und der Kirchenväter auf den Gedanken, ſich mit ſeinen zahlreichen Anhängern, die man nach ihm Waldenſer nannte, von der römiſchen Kirche loszuſagen. Zahlreiche andere Sekten in Gascogne, der Grafſchaft Toulouſe und in der Gegend von Alby, welche man unter dem Namen Albigenſer begriff, ſollten ein ſchreckliches Loos mit ihnen theilen. Denn dieſe Blüte der Bildung und Geſittung war zu zart, ſie ſtand zu vereinzelt, als daß ſie dem barbariſchen Anhauche des fanatiſchen düſtern mittelalterlichen Geiſtes hätte widerſtehen können; noch war die Aufgabe des Papſtthums in der Weltgeſchichte, den wilden germaniſchen Sinn zu brechen und für höhere allgemeine Geiſtesthätigkeit empfänglich zu machen, nicht erfüllt; noch hatte die Hierarchie einige Staffeln ihrer Entwickelung zu erklimmen; was ſich ihr dabei entgegenſetzte, mußte zu Grunde gehen. Die Inquiſition wurde eingerichtet, der Dominicanerorden entſtand, und es entbrannte ein ſchrecklicher Vernichtungskrieg gegen die ſüdfranzöſiſchen Ketzer und ihren Schützer, den Grafen von Toulouſe, deſſen Land endlich dem heiligen Ludwig von Frankreich anheimfiel. Die herrlichſten Gegenden der Provence und von Oberlanguedoc waren zu Einöden geworden, und Feuer und Schwert wütheten unter dem Reſte der Bewohner. Der Name der Albigenſer ging unter. Viele flohen damals nach Aragon, Savoien und Piemont, wo ſie im unzugänglichen Gebirge ſich neue Zufluchtsſtätten für ihren Glauben ſuchten. Feuer und Schwert ſchüchtern wohl ein, bekehren aber nicht. Es kamen wieder einzelne Sonnenblicke, und die Saat des apoſtoliſchen Glaubens gedieh aufs Neue. Vergeblich ſpann von Avignon aus, wo er ſich niedergelaſſen, der „Antichriſt" gleich einer fleißigen Kreuzſpinne ſeine grauen Netze, um den Geiſt religiöſer Empörung in jenen Geburtsſtätten europäiſcher Bildung einzufangen und zu erſticken; mit kühnem Flügelſchlage zerriß derſelbe die feinen Fäden und begrüßte mit Jubelruf und Entzücken den neuen Tag, der weit im Oſten, in der Stadt Wittenberg, aufgegangen war und ſich nach Zürich und Genf fortgepflanzt hatte. An den Namen Calvins kettet ſich von nun an das Schickſal der ſüdfranzöſiſchen Proteſtanten; ſo wie er in den engen ſchwer zugänglichen Thälern unter dieſen uralten Widerſachern des Papſtes, den gründlichen Verächtern des unſittlichen Roms, der „großen Hure Babel," nach ihrem bibliſchen Ausdruck, unter denen ſich der unverfälſchte Geiſt des Evangeliums erhalten, einen günſtigen, der Ausſaat gewärtigen Boden fand für ſeine Lehre wie nirgend ſonſt, ſo begrüßte man ihn hier als den Mann des Heils, der dem alten, durch die Blut- und Feuertaufe geheiligten Glauben einen neuen kräftigen Ausdruck verlieh. Die Verfolgungen von Seiten der herrſchenden Kirche hatten damit kein Ende; ſie traten nur in ein neues Stadium; ſie erſtreckten ſich von jetzt an über das ganze Reich, beſchränkten ſich nicht allein auf die ſüdlichen Provinzen. Franz I., der die an den antiken Meiſterwerken in Italien erwachte Kunſt und Wiſſenſchaft pflegte und doch ihre erleuchtende Einwirkung auf die Geiſter fürchtete und haßte, der die deutſchen Proteſtanten mit aller Kraft unterſtützte, verfolgte die franzöſiſchen Sektirer mit kalter Grauſamkeit und errichtete in allen Provinzen die Inquiſition. Brennende Dörfer und qualmende Scheiterhaufen gaben Zeugniß, wie human der Vater der franzöſiſchen Kunſt und Literatur war. Sein Sohn Heinrich II. ſuchte den greuelhaften Hinrichtungen der Ketzer durch ſeine königliche Gegenwart noch mehr Schrecken zu verleihen; Alles war vergebens, er konnte die Häreſie nicht einmal an ſeinem Hofe unterdrücken und ſtarb, als er eben im Begriff war, einen entſcheidenden und vernichtenden

Schlag gegen die neuen Meinungen zu führen. Eine entſetzliche Zeit bürgerlicher und religiöſer Kämpfe mit nur geringen Unterbrechungen folgt unter den drei folgenden Königen; aus dem Dunkel leuchtet in blutig rothem Scheine die That der Bartholomäusnacht. Aber ſie diente nur dazu, die Bekenner der neuen Lehre zu neuen Kraftanſtrengungen aufzuſtacheln, welche ihnen endlich den Sieg über ihre Gegner verſchaffte. Nach dem Ableben des alten faulen Königsſtammes ſetzten ſie ihren Häuptling, den jungen Heinrich von Bearn, auf den Thron, deſſen Beſitz er ſich durch den Uebertritt zur katholiſchen Kirche ſicherte. Dankbar gewährte er ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen durch das Edikt von Nantes volle Glaubensfreiheit. Aber ſchon ſein Sohn Ludwig XIII. vergaß, daß ſein Haus durch den kräftigen Arm der ſüdfranzöſiſchen Hugenotten die Krone Frankreichs gewonnen hatte: er verweigerte treulos die Beſtätigung des königlichen Wortes, das ſein Vater im Namen aller Könige ſeines Geſchlechtes als ſchuldige Dankzahlung den Proteſtanten gegeben hatte. Da griffen dieſe wiederum zu den Waffen, um ſich Anerkennung und Gleichberechtigung zu erzwingen. Ein gewaltiger Held und einſtiger Freund Heinrich IV., der Herzog von Rohan-Gié, ſtand als Feldherr an ihrer Spitze, und in blutigen Kämpfen zwang er den wortbrüchigen König zur Beſtätigung des Duldung zuſichernden Edikts von Nantes. Trotz allen Anſtrengungen ging die politiſche Machtſtellung der Proteſtanten verloren; zu viele unreine politiſche und ehrgeizige Elemente waren ein gedrungen; die heiligen Intereſſen des Evangeliums wurden öfter als Deckmantel des ſchändlichen Egoismus mißbraucht. Ueberhaupt nahm der lebendige Eifer für die Angelegenheiten der Religion unter den Gebildeten beider Parteien ab; ein neues Dogma kam in jener Zeit durch Richelieu und Mazarin auf: das des abſoluten Königthums; nur in dem Volke glühte noch der alte Feuereifer. Ludwigs XIV. frivole, glänzende und kriegeriſche Regierung hatte im Anfange wenig Zeit, ſich um die religiöſen Angelegenheiten zu kümmern; nur dann und wann erinnerte eine ungerechte und unſinnige Maßregel, daß ſie den allerchriſtlichſten König zum Herrn hatten. Aber das ſollte ſich ſchrecklich ändern. Ludwig fühlte Gewiſſensbiſſe wegen der Sünden ſeiner Jugend, und heuchleriſche Maitreſſen, Beichtväter und Hofſchranzen wieſen auf die Ketzer hin, durch deren Bekehrung er ſich die Seligkeit im Himmel und den ſchönſten Ruhm auf Erden erwerben könne. Das Mittel war zu bequem, um ſich nicht des königlichen Beifalls zu erfreuen. Beſonders hatte man ſein Augenmerk auf Languedoc gerichtet. Da ſanfte Erinnerung und Ueberredung nichts fruchtete, gebrauchte man Gewalt der Waffen bei den Bewohnern dieſer Landſchaften.

Die einfache Natürlichkeit dieſer fleißigen und gewerbthätigen Menſchen verabſcheute die von Rom ausgehende pfäffiſche Gleisnerei, und die patriarchaliſche Tugend, welche fort und fort von Geſchlecht zu Geſchlecht als theuerſtes und höchſtes Gut vererbt war, hielt ſich ſtreng abgeſchloſſen von der galanten Unzucht, welche

Katharina von Medicis mit über die Alpen gebracht und in Paris mit dem glänzendſten Erfolge angepflanzt hatte. Die Bewohner von Languedoc waren nicht allein durch die Sprache, wie der Name dieſes ſüdlichen Länderſtrichs andeutet,*) ſondern durch Sitte, Glauben, Beſchäftigung, Kleidung, Geiſtes- und Körperbildung, kurz in jeder Hinſicht von den Nordfranzoſen verſchieden; ja durch die rauhen, menſchenarmen Gebirge, welche zwiſchen Languedoc und Auvergne in vielfachen Verzweigungen ſich ausbreiten, waren ſie wie durch eine natürliche Mauer vom nördlichen Frankreich getrennt und kamen mit demſelben nur in ſehr ſpärliche Berührung. Seit dem Erlaſſe des Edikts von Nantes erfreute ſich das Sevennengebirge eines hohen ſittlichen und gewerblichen Aufſchwunges. Dieſes zwiſchen der Rhone und der Loire beginnende und ſüdöſtlich nach den Pyrenäen hinabziehende Gebirge (eigentlich ein Arm der Pyrenäen) beſteht nach Süden aus drei parallelen Höhenzügen; der erſte und niedrigſte ſind kahle unfruchtbare Kalkhügel; hinter dieſen Vorbergen zieht ſich eine zweite wenig fruchtbare Region, darauf folgt endlich das eigentliche Hauptgebirge, welches in ſeiner Granitformation den Anbau ebenſowenig begünſtigt wie die Gneus- und Schieferlager des zweiten Höhenzuges.

---

*) Languedoc: Sprache von Oc, Ausſprache des Wortes Ja! als Oc, im Gegenſatze des übrigen Frankreich, welches im Mittelalter Languedoui genannt wurde: Ausſprache von Oui, ja.

Wo aber die Natur ſich karg und ſpröde zeigt, da erſtarkt der Menſch im Kampfe mit ihr geiſtig und körperlich. Wie alle Gebirgsbewohner ſind die Sevennolen fleißig, ausdauernd, erfinderiſch und genügſam. Wo in den ſteilen engen Schluchten einmal der Boden weniger abſchüſſig iſt, hat ein wackerer Bauer ſeine Hütte angebaut und den Felſenboden umher durch aufgetragene Erde in ein kleines Paradies des Fleißes und der Genügſamkeit umgeſchaffen. Weingelände, Oel und Maulbeerbäume bilden dieſe niedlichen Oaſen in den gebirgigen Wüſten, welche ſich oft ſtundenweit erſtrecken. Dieſe kleinen Punkte der Kultur gewähren dem Auge aber auch die einzige Erholung nach ſolcher wilden traurigen Einöde. Denn einen freundlichen Eindruck macht das Sevennengebirge an und für ſich nicht; arm an großen Waldungen, dagegen reich beſetzt mit einzelnen Gehölzen gibt es der Landſchaft mit ſeinem bloßliegenden Schiefergeſteine, wo daſſelbe aus den Thonlagern ſich erhebt, einen düſtern Charakter; gemildert wird derſelbe keineswegs durch die vom Gebirge nach allen vier Himmelsgegenden herabſtürzenden Ströme und Bäche, deren Waſſer von der vielen Schiefererde, welche ſie mit ſich führen, ein ſchmutziges Anſehn bekömmt und übel riechend und verderben wird, da es durch wenige beſchattete Thäler in einem breiten Bette, wie die Frühlingsfluth ſie ſich ſchafft, in die Ebene herabfließt.

Bei dieſen Verhältniſſen des Bodens ſind die Sevennolen natürlich vom Ackerbau abgeſchnitten und auf andere Erwerbsquellen hingewieſen. Es wurde beren Befehle Folge zu leiſten, fuhr der Banquier, den zerriſſ'nen Brief erblickend, im erhöhten Eifer fort: „Soll ich mich denn todt ärgern? Denken Sie nur, lieber Herr Meyer, erbrach ich da einen Brief, iſt's eine Etabliſſementsmeldung aus Berlin; ein Gelbſchnabel, ein Neuerer verhunzt, verſtümmelt meinen alten ehrlichen Namen, ſchreibt Mai mit dem J. Man möchte berſten vor Ärger. Schreibt: Sie werden ſo gütig ſeyn mit dem J; 's iſt zum toll werden. Im ganzen Briefe kein Y! Und mit mir Geſchäfte machen! Schreiben Sie dem jungen Manne: ein altes ſolides Haus ließe ſich nicht mit ſchwebelnden Neuerern ein, die klüger ſeyn wollen, als die Alten. Baſta!"

„Sehr wohl, Herr Prinzipal!" Und der Freundliche notirte. „Was befehlen Sie aber, daß mit dem jungen Manne eben werden ſoll?"

„Was ich befehle?!" kreiſchte Herr May und hüpfte hoch vom Stuhle in die Höhe. „Hab' ich's Ihnen nicht geſagt, lieber Herr Meyer; aber Sie wollen mich heute auch nur erzürnen! Gehen Sie und führen Sie den unverſchämten Menſchen zur Treppe hinab, und wenn er nicht gutwillig geht, ſo nehmen Sie ein Paar Packknechte und laſſen reits erwähnt, daß die Wollen- und Seidenmanufactur hauptſächlich betrieben wird. Den Sommer über ſteigen die Arbeiter in die Ebene herab und beſchäftigen ſich als Taglöhner mit Seidenwürmerzucht und mit ländlichen Arbeiten. Denn die Küſtengegend vor den Garriken, ſo heißen nämlich die Vorberge der Sevennen nach dem Meere zu, iſt ein reiches geſegnetes Land. Ohne daß die Erde mühſam bearbeitet und gedüngt werden müßte, vergilt ſie die leichte Mühe ihrer Bebauer durch reiche Ernten in Getreide, Wein, Oel, Seide, ſo daß nicht nur das Gebirge und die nördlich liegenden Landſchaften Velai, Gevaudan, Vivarais, Lodeve und ein Theil von Auvergne von hier aus ihren Bedarf beziehen, ſondern auch eine reichliche Ausfuhr durch die Häfen der Landſchaft Cette und Aiguesmortes in überſeeiſche, von der Natur minder begünſtigte Länder ſtattfindet. Am herrlichſten und fruchtbarſten in ganz Niederlanguedoc war die Gegend um Nimes, ein wahrer Garten Gottes, vor Allem aber das entzückende Vaumage, das Thal von Nages, welches die zur Hälfte reformirten Bewohner in frommer Erinnerung Kleinkanaan nannten. Doch ein giftiger Mehlthau war auf dieſe gottgeſegneten Fluren gefallen, der die Blüthe des Landes verderbte: der Despotismus mit ſeinem furchtbaren Verbündeten, dem Fanatismus. Es bedurfte nur der Grille eines bigotten Selbſtherrſchers, wie Ludwigs XIV., um Hunderttauſende im Genuſſe der muthig erſtrittenen religiöſen Freiheit und der Früchte ihres Fleißes beſeligter Menſchen durch einen verwegenen

Eingriff in die heiligſten Rechte der Menſchheit in Noth und Jammer zu ſtürzen, um den blühenden Garten Gottes in eine menſchenleere verwüſtete, aber ſcheinbar gut katholiſche Landſchaft umzuwandeln.

Und dennoch trotz dem ſchweren Drucke, unter welchem das Land erſeufzte, gab es hier glückliche Menſchen. Glücklich, weil ſie ihr Heil in weiſer Beſchränkung ſuchten, eine Kunſt, welche die meiſten Menſchen nicht verſtehen auf das Leben anzuwenden. Aus dem Palaſte, wo man ſie in goldnen Schlingen und Netzen feſtzuhalten ſucht, entflieht ſie, die wunderliche Göttin mit der Binde um den Augen, und ſiedelt ſich in den reinlichen Räumen des Bürgerhauſes an; aber da wohnt ſie am liebſten als beſcheidene Häuslerin, wo Gottvertrauen und Liebe das Haus gebaut und ſeine Gemächer mit Licht und Ordnung geſchmückt haben. Sie verſchmäht gleich glänzenden Reichthum und drückende Armuth und tritt freundlich in die Wohnung des beſcheidenen Wohlſtandes, wohin ihr Zufriedenheit den Weg gebahnt. Am nächtlichen Lebenshimmel wandelt ein heller Morgenſtern, er heißt Arbeit; die Nacht flieht, er ſteht noch in der prächtigen Morgenröthe, die nun den Himmel ziert; ihr Name iſt Zufriedenheit, und beide ſind die Vorläufer und Herolde der großen ſtrahlenden Lebensſonne, die Alles mit Licht und Wärme erfüllt und alle Keime weckt und zeitigt, der Sonne Glück. Die nächtlichen Freudenfeſte der Reichen und Mächtigen der Erde beleuchtet und erhellt ſie nicht; die werden nur von den irdiſchen Kerzen des Scheinglücks beſtrahlt; deſto lieber ſucht ſie den arbeitſamen, zufriedenen Mann in Hain und Flur, in der Werkſtatt und im Kreiſe einer geſunden, ſich wahrhaft liebenden Familie.

Einen ſchönen Beweis dafür lieferte das Haus des Seidenfabrikanten Timothée Valery zu Alais. Wie ſtattlich glänzte das weitläufige Gebäude mit ſeinen Ställen und Schoppen, maleriſch am Abhange eines grünen Berges gelegen! Die meſſingnen Beſchläge der künſtlich ausgeſchnitzten Hausthüre und Fenſterläden, die Klinke in der Geſtalt einer Muſchel, der Hammer in der eines Delphins waren blank geputzt und glitzerten im Sonnenſtrahle wie pures Gold, die ausgeſchnörkelten Balken, welche die Vorderwand durchſchnitten und in Fächer theilten, mit dunkelgrüner Oelfarbe angeſtrichen, die ausgekalkten Fächer mit ſchimmernder Kreidefarbe, auf welcher fromme Bibelſprüche mit kunſtreichen geſchnörkelten Buchſtaben roth ſchimmerten. Die runden Fenſterſcheiben leuchteten wie polirter Stahl. Vor der Fenſterreihe des obern Stocks zog ein künſtlich gearbeitetes grünes Blumenbret, beſetzt mit wohlgepflegten Scherben, die Augen des Vorübergehenden auf ſich; da ſtand der dunkelgrüne Aronſtab mit ſeiner Laternenblüthe, die gelbe Winterveil, die purpurne und violette ſüßduftende Veil, die Nelke in verſchiedenen Zeichnungen, das ſcharfriechende Katzenkraut, die kleine Myrte, das Aſchkraut und andere, alle ſo ſchön gehalten, daß es eine Luſt war. Um das Dach waren weiße Regenröhren gelegt und ungeheuere Drachenköpfe ſperrten

Rachen mit ſcharfgezackten Zähnen auf, um die ihnen auf einen Augenblick anvertraute Fluth auf die Straße hinabzuſpeien. Auf dem Dache ſelbſt fehlte kein Ziegel, kein Moos wucherte hier, und der Firſt ſchimmerte mit platten Sandſteinen getäfelt. Vor dem Hauſe ein reinliches Pflaſter, aus welchem ſich kein Gräschen hervorwagen durfte, hinter demſelben ein lachender Hof, zwiſchen den Ställen ſich ausbreitend und in der Mitte ein einfacher Springbrunnen mit kryſtallklarem Waſſer. Die Ställe eben ſo blank, eben ſo wohl verwahrt. Ueber dem Hofe und von dieſem durch eine Mauer geſchieden, der reizende Berggarten, nicht vornehm, nicht gekünſtelt, aber einladend und anmuthig. Vorn ein kleines Blumengärtchen, höher hinauf ein Gemüſegarten, noch höher eine Weinpflanzung und zuletzt ein ſchattiges Gebüſch. Daneben ein Grasgarten, grün und üppig wie ein Sammetteppich, mit einer großen Maulbeerbaumplantage, deren Blätter der zahlreich gehegte Seidenwurm in den für ihn beſtimmten Gemächern des Hauſes in ſein glänzendes Geſpinnſt verwandelte. Kein Unkräutchen auf den Beeten und in den Gängen, an den Obſtbäumen kein Moos, kein dürrer Aſt. Ueberall, wohin man auch das Auge wendete, Ordnung und Reinlichkeit. Derſelbe gute Geiſt trat einem im Hauſe ſelbſt noch anmuthiger und augengefälliger entgegen, ſchaute freundlich aus jedem Winkel deſſelben, bot einem in jedem Zimmer die Hand. Kein Stäubchen auf der mit rothen gebrannten Ziegelſteinen kunſtvoll ausgelegten Flur, auf den Treppen, in den Gängen, in den

Gemächern. An Möbeln kein Ueberfluß, aber auch kein Mangel, keine Pracht, aber auch keine Aermlichkeit. Hier mußte das Glück wohnen oder nirgends. Und hier wohnte es wirklich und hatte ſchon ſo lange hier gewohnt und ſich ſo feſt geſeſſen, daß es unmöglich ſchien, es aus dieſen hellen Räumen zu vertreiben. Ein klapperndes, ſtets eintöniges, nie aufhörendes Geräuſch verkündete ſchon ſeine Nähe; dieſe Töne kamen von den in den beiden großen Flügeln des Hauſes aufgeſtellten Weberſtühlen der Seidenarbeiter.

Mehr noch als an den lebloſen Gegenſtänden that ſich aber der Segen Gottes an den lebenden Weſen im Hauſe kund. Da waltete eine verſtändige kluge, ihrer Klugheit ſich etwas mehr als nöthig bewußte Hausfrau mit Umſicht und milder Strenge, und Söhne und Töchter wandelten um ſie, wie ſeine Trabanten um einen Planeten, ſchön und ſittig, geſund und kräftig, fromm und einfach, arbeitſam und gehorſam. Ja hier war Gottes Segen wahrhaftig eingekehrt; denn Frau Ulrique hatte ihrem Gatten zehn geſunde und ſchöne Kinder geboren; alle hatte der Herr am Leben erhalten, die meiſten waren ſchon erwachſen und wohl gerathen, und der älteſte Sohn ſowie die älteſte Tochter bereits glücklich in der Stadt verheirathet. Jedes der Kinder hatte ſein beſonderes Geſchäft, und für alle gab es kein größeres Glück als ein lobendes Wort der Eltern.

Die Sonne eines freundlichen Herbſttages, — um ſo angenehmer, als lange regneriſches Wetter geweſen war — neigte ſich eben zum Untergange, als die ſanfte ſchöne Manon, die ſiebzehnjährige Tochter des Hauſes mit ſchnellem Schritte ſich in den Berggarten begab, wo die Trauben der Kelter entgegenreiften. Haſtig erſtieg ſie die Höhe, von wo man auf einem Felsvorſprunge die Straße von Norden überſehen konnte, und ſchaute ſpähenden Auges aus, während ein unbewußter Seufzer der Sehnſucht ihre Bruſt hob. Dann ſchritt ſie weiter und gewahrte bald ihren Bruder Job, welchen ſie ſuchte, in den Maulbeerpflanzungen beſchäftigt. Bei ihrem Herannahen trat ihr dieſer, ein kräftiger Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, entgegen.

„Nun, ihr ſeid wieder zurück?“ fragte er. Sein Geſicht drückte große Spannung aus, und ſein Blick ruhte forſchend auf den Mienen der Schweſter. „Deinem Geſichte nach ſcheint euch Paulette keine tröſtliche Auskunft ertheilt zu haben.“

„Ach doch!“ erwiederte Manon mit einem halb verlegnen Lächeln. „Aber ſonderbar war der Spruch. Ich und Sara hatten kaum den Fuß über die Schwelle ihrer Hütte geſetzt und unſer Anliegen noch gar nicht vorgebracht, als ſie uns entgegenrief: wollt ihr machen, daß ihr nach Hauſe kommt! Denn die Sonne wird nicht lange untergegangen ſein, ſo wird euer Vater eintreffen. —“

„Wirklich!“ rief Job lebhaft, „dann dürfen wir ihn ja jeden Augenblick erwarten. Haſt du der Mutter Paulettens Prophezeiung mitgetheilt?"

„Nein; dieſe enthielt noch etwas, das mir doch gar zu abgeſchmackt vorkommt. Das iſt ja gar nicht möglich. Ich wollte dir die ganze Geſchichte erſt mittheilen, damit wir der Mutter nicht eine vergebliche Freude machen. Das wenigſtens, was Paulette hinzuſetzte, kann gar nicht eintreffen."

„Nun, was war denn das ſo Sonderbares?" fragte Job neugierig.

„Denke dir! ſie ſagte: ſo wird der Vater heimkehren und — euere Schweſter!"

„Schweſter?" wiederholte Job erſtaunt und ungläubig.

„Ja, Schweſter. Das iſt doch dumm. Als hätte eine von uns die Reiſe mit dem Vater gemacht."

„Das iſt freilich merkwürdig genug. Aber du erinnerſt dich, daß Paulette oft Dinge verkündigt hat, über die wir im Anfange gelacht haben, und dann ſind ſie doch eingetroffen. Weißt du was, ihr könnt ja der Mutter euern Beſuch bei Pauletten ganz verſchweigen."

„Wenn du meinſt, will ich es thun, aber dann geſchieht es nur, um der Mutter Täuſchung oder Verdruß zu erſparen. Ach, wie freue ich mich, wenn der Vater wieder kömmt! Was wird er mir mitbringen? Ich möchte nur wiſſen, was ſeine Ankunft verzögert hat? Wir Mädchen waren alle recht ängſtlich, und die Mutter hat die ganze Nacht nicht geſchlafen."

„Ihr ängſtigt euch jedenfalls ohne Grund. Es war zuweilen übles Wetter ſeither, das hat den Vater am raſchen Reiſen gehindert. Vielleicht haben ſich ſeine Geſchäfte in Paris auch in die Länge gezogen.“

„Nun da Paulette uns ſeine Ankunft verkündigt hat, iſt meine Furcht geringer geworden, wenn ich auch noch nicht ganz beruhigt bin. Aber es thut auch Noth, daß der Vater heimkehrt, wenn unſere Kränze und Blumengewinde nicht vertrocknen ſollen; wir haben ſie ſchon geſtern befeuchten und beſprengen müſſen. Bleibt er noch länger aus, wird er leicht einen dürren Willkommen erhalten. Wie freue ich mich auf Nachrichten von meiner guten Pathe Champollion, welche meiner ſtets mit ſo viel Liebe gedenkt!“

„Und an ihn, unſern lieben guten Theodore, denkſt du gar nicht; nach ihm fragſt du mit keinem Worte?“ ſagte Job vorwurfsvoll und richtete einen ſtrengen Blick auf ſeine Schweſter. „O ihr Mädchen taugt alle nichts; da iſt eine wie die andere, aber von dir hätte ich nicht geglaubt, Manon, daß du ſo undankbar und herzlos wäreſt. Wie viele Freundſchaft und Liebe hat dir Theodore von Klein an bewieſen, du wareſt ihm die liebſte von allen meinen Schweſtern, und kaum iſt er fort, ſo denkſt du nicht mehr an ihn. Geh', das hätte ich nicht von dir geglaubt.“

Eine Purpurröthe ſtieg in dem zarten Geſichte des Mädchens empor, welche ſchnell einer erſchreckenden Bläſſe wich; ſie ſchlug das Auge nieder, aus welchem ſchwere Tropfen fielen.

„Freilich,“ fuhr Job in ſeiner Strafpredigt fort

„was geht dich denn Theodore jetzt an? Aus den Augen, aus dem Sinne! heißt's bei euch. Wer hat ihm denn geheißen, dir ſo viele Stunden zu opfern, um dich in allem möglichem zu unterrichten, wovon ihr Mädchen ſonſt in euerm Leben nichts zu hören bekommt, ſo daß du geſcheidter wurdeſt wie die anderen? Gott ſei's geklagt! es wäre aber vielleicht beſſer geweſen, du wäreſt ohne ſeine Unterweiſung aufgewachſen wie deine Schweſtern, ich brauchte jetzt nicht an deinem Herzen irre zu werden.“

„Ach!“ erwiederte das arme Kind ſchluchzend und weinend.“ Du thueſt mir ſchweres Unrecht. Könnteſt du in mein Herz ſehen, dann würdeſt du gewiß erkennen, daß ich jeden Augenblick an Theodore gedacht habe, ſeitdem er fort iſt, und daß ich ſeine Freundlichkeit für mich nie vergeſſen werde.“

„Wenn ihr nicht weiter könnt, ſo weint ihr; das ſoll dann Alles gut machen. Armer Theodore! Du haſt dein Pfund ſchlecht angelegt. Aber wenn ſie dich auch Alle vergeſſen, meine Freundſchaft bleibt dir bis an's Ende des Lebens. Sieh', Manon, ich will dir ein Geheimniß verrathen, damit du erkennſt, wie ſehr Theodore dir gewogen war und zu deinem Schmerz erfähreſt, welches treue Freundesherz du mißachtend zurückweiſeſt. Du weißt, ich war ſein beſter Freund, und wir liebten uns inniger als Brüder. Da ſprach er oft, wenn wir ſo allein wandelten: ſieh', Job, mein einziger Wunſch iſt, daß Manon mir ſo zugethan wäre, wie ich es ihr bin. Und Tags vor ſeiner Abreiſe nahm er mich bei Seite und redete zu mir: wenn du merkſt, daß Manon mich auch ein wenig lieb hat, ſo ſage ihr, daß ich ſie mehr liebe als die ganze Welt. Ich kann es ihr nicht ſagen. Aber ſie ſoll auf mich vertrauen. — Was ſoll ich ihm nun ſchreiben? Daß du ſchon nach wenigen Wochen ſeine Freundſchaft und Zuneigung vergeſſen haſt!“

Ein ſüßer Schrecken durchfuhr Manon's Seele bei dieſen Worten, und durch die verweinten thränenſchweren Augen drang ein Blick des Entzückens auf den erzürnten Bruder, der ihr ſo weh gethan und ſie ſo überglücklich gemacht hatte. Antworten konnte ſie Nichts. Job ſtand indeſſen mit einem böſen Geſichte dabei; der gute Junge hatte keine Ahnung davon, welch' eine Maiwonne er in der Bruſt ſeiner Schweſter aufgerufen hatte, und wie da Gedanken und Empfindungen, von ſeinem belebenden Worte wie von der Frühlingsſonne getroffen, keimten und ſproßten, Ideen und Gefühle, welche den Blüthenſchmuck des weiblichen Herzens für das Leben bilden ſollen. Dieſes Drängen und Treiben ſchien Manon's zarte Bruſt nicht ferner ertragen zu können; das Mädchen fürchtete, ihr Herz möchte ihr ſpringen, wenn ſie ſich noch länger Gewalt anthun müſſe, die freudigen Regungen in ihrem Innern zu bergen; ſie ſagte daher mit bebender Stimme: „Ich will hinabgehen zur Mutter.“

„Thue das“, erwiederte Job ernſt. „Ich werde hier bleiben, weil ich von dieſer Höhe aus die Ankunft ihn hinabwerſen. — Wie? Was? An einem Poſttage! Mir brennt der Kopf! Fort, fort!“ Das Geſicht des Zornigen war immer dunkelrother geworden, die Stimme war zuletzt in die Fiſtel übergeſchnappt und, als er die letzten Worte heraus hatte, fing er plötzlich an zu keuchen, ſtreckte alle Viere und ſchrie: „Mein Übel, mein Übel!“ In der That kam ein ſo furchtbar ſtarker Stickhuſten über ihn, daß der lächelnde Buchhalter, obgleich mit dem Übel des Prinzipals bekannt, das Ärgſte befürchtete, denſelben in einen Lehnſtuhl brachte, wo er Minuten lang ausblieb und dann eilig wieder hinauf lief zur Jungfer Mary, um ihr den böſen Zufall des Vaters anzuſagen.

Wilhelm.

Erſchrocken ſprang das liebliche Kind auf und eilte die Treppe hinab in die Comptoirſtube; der junge Mann hinter ihr her. Dieſen betrachtete der Herr Buchhalter Meyer mit recht freundlichen Blikken, es lag aber Katzenfalſchheit und Schlangentücke des Vaters, an welcher ich nicht mehr zweifle, zuerſt werde bemerken können.“

Das junge Mädchen entfernte ſich langſam und ſtieg zögernd die Terraſſen des Berggartens hinab. Welche Seligkeit ſtrahlte von dieſem jugendlichen unſchuldigen Antlitz! Ein mildes Feuer glühte in dem dunkeln Auge, und ein Lächeln ſeliger Befriedigung ſpielte um ihren Mund. Doch plötzlich ſtürzten wieder reiche Thränen aus ihren Augen, Zähren des Entzückens, ſie preßte die Hände auf die Bruſt, als wolle ſie die aufgeregten Gefühle in ihr niederdrücken, und ihre Lippe ſtammelte leiſe: „Theodore!“

Als ſie hinab auf den Hof gekommen war, trat ſie an den Brunnen und wuſch ſich Geſicht und Hände, als habe ſie eine Arbeit im Garten verrichtet. Wie wohl that das Naß ihren brennenden Wangen! Sie ſchickte ſich eben an, in's Haus hineinzugehen, als Job mit dem lauten Rufe: „Der Vater kommt! Ich habe den Wagen geſehen!“ den Berggarten herabeilte.

„Der Vater kommt!“ rief Manon in's Haus hinein, und Frau Ulrique, die Hausmutter, trat nach einigen Minuten aus der Thüre, eine wohlgenährte Frau von mittlerer Statur. Ein ſtattliches Doppelkinn gab ihr ein ſehr würdiges Anſehen, und an ihrem ruhigen, ſcharfen, Ehrfurcht fordernden Blicke, an der geſetzten, etwas pretiöſen Haltung ihres mit einer Bandhaube geſchmückten Kopfes und dem gravitätiſchen Gange konnte man leicht erkennen, daß ſie das eigentliche Haupt des Hauſes ſei, zumal wenn man Gelegenheit gehabt hatte, vorher Herrn Valery's Bekanntſchaft zu machen.

Dieſe würdige Frau ging jetzt in der Mitte ihrer Kinder, welche auf den wiederholten Ruf Job's und Manon's aus allen Theilen des Hauſes herbeigekommen waren, um dem „lieben Vater“ vor das Thor des Städtchens entgegenzueilen und ihn herzlich zu begrüßen.

„Sieh, ſieh, Manon“, flüſterte Sare, ein recht hübſches Mädchen, ihrer Schweſter zu, als man den Wagen von fern heranfahren ſah. „Da ſitzt wahrhaftig eine Frau beim Vater. Ob das die Schweſter iſt, von welcher Paulette geſprochen hat? Ich zittere vor Ungeduld und Neugier.“

Jubelnd umringten die Familienglieder jetzt den Wagen, und mancher neugierige Blick fiel auf Margot. Herr Valery ſprang herab und ſchloß ſeine Ehegenoſſin in die Arme; ſie erwiederte dieſe Zärtlichkeitsbezeigung mit einiger Zurückhaltung, Folge ihrer Begriffe von weiblichem Anſtande. Dann küßte der Fabrikant ſeine Kinder, Gott dankend für ihre Geſundheit.

„Wen bringſt du uns denn da?“ fragte Frau Ulrique mit einem verwunderten Blick auf ſeine Reiſegefährtin.

Ohne zu antworten, eilte Herr Valery ſchnell zum Wagen zurück und hob Margot heraus, welche mit einer Art frohem Erſtaunen dieſe Bewillkommnung angeſehen hatte. Jetzt, als ſie ihre Hand in die Valery's legte, zitterte ſie heftig, und ihr Blick flog mit einem wehmüthig flehenden Ausdruck nach dem Geſichte der Frau

Ulrique, deſſen Züge allerdings in dieſem Augenblicke eine kalte und abſchreckende Strenge angenommen hatten, nicht gemildert durch die ſich darin abſpiegelnde Neugierde, da auch dieſe eben nicht freundlicher Natur war. Die ſcharfſichtige Margot hatte auch ſchon ſeit einigen Stunden eine gewiſſe Unruhe im Weſen ihres Beſchützers bemerkt, welche ſie nicht allein der Freude, bald wieder im Kreiſe ſeiner Familie zu ſein, beimaß. Dieſe Unruhe war jetzt zur ängſtlichen Unſicherheit in Blick und Haltung geworden, und er nahte ſich ſeiner ihn befremdet anblickenden Ehehälfte mit einer gewiſſen ſcheuen Haſt, welche er vergebens durch ein wohlwollendes Lächeln zu maskiren verſuchte.

„Hier, herzliebes Weib“, begann er mit einem Uebermaße von Freundlichkeit die auf ihrer Stelle wie angewurzelte Frau anzureden, „bring' ich dir noch eine Tochter. Sie iſt ein um ihres und unſeres Glaubens willen verfolgtes Weſen, und unſer Heiland ſpricht: wer ein ſolches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Liebe ſie, als ob du ſie geboren hätteſt; ſie wird ſich deiner Liebe würdig zeigen. Liebe ſie, denn ſie iſt die Retterin meines Lebens und meiner in Paris gemachten Löſung geweſen. Ohne ſie würdeſt du mich wahrſcheinlich nicht wieder geſehen haben. Sie iſt die ganze Herreiſe über wie ein Engel Gottes ſchützend mir zur Seite geweſen.“

Dieſe letzten Mittheilungen wurden mit großem Nachdruck und erhöhter Stimme geſprochen, offenbar um die befürchtete Stimmung ſeiner Frau zu beſſern und ihren Antheil für die Fremde zu gewinnen. Er hatte ſich in dieſer Hinſicht auch nicht verrechnet; denn das unwillkürliche, leiſe, mißbilligende Kopfſchütteln der Frau Ulrique verwandelte ſich ſchier unmerklich in ein beiſtimmendes Nicken, die Doppelfalte auf der Stirn ſchmolz zu einer einzigen zuſammen, und der etwas zurückgeworfene Kopf ſenkte ſich, ſo daß das Doppelkinn wieder in ſeine gemüthliche Form kam; und als nun vollends Marget mit beſcheidener Demuth die Hand der Hausfrau ergriff und mit einem tiefen Knix einen Kuß darauf drückte und mit recht wehmüthiger Stimme zu ihr hinauf liſpelte: „Vergönnt mir nur, daß ich euch als Magd diene, werthe Frau! ich bin ein armes, ganz verlaſſenes Kind, das Niemanden auf der Welt hat und gern euere Liebe gewinnen möchte“ — da verſchwand die Wolke des Unmuths vollends von Frau Ulrique's Stirn; eine Thräne des Mitgefühls erglänzte in ihrem Auge, und ſie zog das ſchöne Mädchen in einer weiblichen Aufwallung an ihre Bruſt mit den Worten: „Sei mir willkommen, woher du auch kommſt! Wen mein Gatte als Kind anerkannt hat; wem er Leben und Gut verdankt, der verdient gewiß auch meine Liebe.“ Und ſomit küßte ſie die weinende Marget auf die reine hochgewölbte Stirn.

„Sieh, Marget, das iſt Manon, von der ich dir ſo viel Gutes erzählt!“ rief Herr Timothée jetzt plötzlich ſeelenvergnügt. „Der ſtämmige Burſche da iſt mein Job, den du auch ſchon dem Namen nach kennſt.“

Der Jüngling wurde roth bis an die Ohren und bot verlegen der unerwartet erhaltenen Schweſter die Hand, während Manon, die erſte mädchenhafte Scheu raſch beſiegend, ſie mit einem herzlichen „Willkommen!“ umarmte.

„Das iſt Rebecque, und dieſe hier Sare“, fuhr der überglückliche Vater in der heiterſten Laune fort, ſeine Kinder dem neuen Zuwachs ſeiner Familie vorzuſtellen. „Dort ſtehen Pierre und Zacharie, und hier Jeanette und Marie. Kommt, Kinder, zu Hauſe werdet ihr euch bald genug kennen lernen.“

Der wackere Valery nahm ſchmunzelnd ſeines Weibes Arm; denn es war mit ihr Alles über ſeine Erwartung gut gegangen. Die Mädchen umringten mit naiver Neugierde und Freude Margot; Alle wollten die Hände der neuen ſchönen Schweſter faſſen, von der ſich jede etwas unbeſtimmtes Gutes und Schönes in der Zukunft verſprach. Nur Job ging verdutzt und befangen von fern und warf zuweilen nur einen ſcheuen verſtohlenen Blick auf Margot's reizende Geſtalt; ſchnell aber ſchlug er das trunkene Auge erröthend nieder, wenn er glaubte, eine ſeiner Schweſtern habe es bemerkt, und war ſtill und zerſtreut, als habe ihm Jemand etwas angethan.

7.

Die Familie Valery und ihre Freunde.

„Gott ſei Dank!“ rief Herr Valery, als er mit ſeiner Gattin, gefolgt von den Kindern, in das Haus eintrat, wo ihm in Kränzen und Gewinden auf der Flur und im Familienzimmer ein grüner freundlicher Willkommen entgegenlachte. „Gott ſei Dank, daß ich wieder bei den Meinigen bin! Hier darf ich die Maske der Verſtellung einen Augenblick ablegen und frei aufathmen.“ Und er drückte der Hausfrau die Hand, zog den Roſenkranz aus der Taſche und warf ihn nachläſſig, ja faſt verächtlich auf den Tiſch, als wolle er Alles von ſich entfernen, was auf ſeine angenommene Rolle Bezug hatte.

„Job“, wandte er ſich zu ſeinem Sohne, der ſoeben in's Zimmer trat, nachdem er Pferde und Geſchirre in Stall und Schoppen untergebracht hatte. „Du wirſt das kleine wohlbekannte Kiſtchen aus dem Wagen herbeiholen und als galanter Bruder und Sohn vertheilen, was darin iſt. Jeglich Ding iſt mit dem Namen des Empfängers bezeichnet. Für Manon iſt von ihrer Frau Pathe noch ein beſonderes Kiſtchen im Wagenkaſten.“

Eine freudige Bewegung entſtand unter den Mädchen, als Job, mit den beiden Schreinen unter dem Arme, nach wenigen Minuten zurückkehrte.

„O ich wußte es, daß meine gute Pathe Champollion wieder an mich gedacht hat!“ ſagte Manon vergnügt.

„Hätten wir Anderen doch auch Pathen in Paris“, ſchmollte Rebecque; „du haſt es beſſer als wir; du erhältſt faſt immer doppelten Antheil.“

„Biſt du neidiſch, Schweſter? Warte, du ſollſt meinen Antheil vom Vater haben.“

„Man hört, daß der Vater von Paris kommt“, rief dazwiſchen mit lautem Lachen die muntere Marie, das jüngſte Kind des Hauſes. „Er führt ſo eigenthümliche Redensarten im Munde. Job galant! Ha, ha!“

„Nun, was lachſt du denn da, kleine Lachtaube?“ fragte der Vater. „Glaubſt du denn nicht, daß dein Bruder Job galant ſein kann? Jetzt freilich macht er ein recht ärgerliches Geſicht, aber daran biſt du Schuld.“

Unter Scherzen und Lachen wurden die Geſchenke ausgetheilt, deren Hauptwerth darin beſtand, daß ſie von einem geliebten Vater oder einer verehrten Pathe und aus der Metropole, der Geburtsſtätte der Mode, kamen. Außer dem Antheile, den Frau Ulrique aus der Kiſte erhielt, beſchenkte ſie ihr Gatte noch mit einem prächtig in ſchwarzen Sammet gebundenen Büchlein, das er vorſichtig in einer inneren Taſche des Rockes verborgen getragen hatte. Es war ein neues Teſtament, welches mit dem Roſenkranze friedlich unter derſelben Führung den Weg hierher gewandert war. Dieſer kleine Umſtand charakteriſirte den Mann und ſein Verhältniß. In der bequemen handlichen Taſche, jeden

Augenblick bereit zum Gebrauche, trug er das Verdeckungsmittel der Verſtellung, das ſichtbare Zeichen der allgemeinen Lüge, welche dazumal Frankreich von einem Winkel bis zum anderen und alle Schichten der Geſellſchaft durchdrang; wohl verborgen an ſeinem Herzen ruhte das Heiligthum ſeines Glaubens. Frau Ulrique dankte mit wenigen herzlichen Worten, drückte das Buch mit einem Ausdrucke von ſeliger Andacht, der ihr Geſicht ungemein verſchönte, an ihr Herz und verbarg es ſorgſam in ihrem Buſen. Nun kamen ihre vier Töchter herbei und hingen ſich mit Küſſen und Schmeichelworten an den Hals des guten Vaters, der ſich vor dieſer wirklichen Laſt des Glückes kaum zu halten wußte.

Das neue Glied des Hauſes betrachtete mit feuchten Augen die rührende Gruppe. Als Herr Valery endlich von den Banden der kindlichen Liebe und Dankbarkeit wieder frei geworden war und hoch aufathmete, denn die Küſſe ſeiner Töchter hatten ihn faſt erſtickt, ſagte Marget mit einem ſchalkhaften Seitenblicke auf Zacharie, Pierre und Job, der nach geendigtem Geſchäfte des Austheilens ſtumm und befangen am Tiſch ſtand: „Aber, lieber Papa, bekommen denn die Herren Söhne nichts?“

„Hätte ich ihnen ein ſchöneres und beſſeres Geſchenk mitbringen können“, erwiederte der Hausherr munter, „als dich, theure Marget, die du gleich in der erſten Stunde ſo viel freundliche Theilnahme und Aufmerkſamkeit für ſie zeigſt?“

Die jungen Leute errötheten; Marget wandte ſich lachend zu den Mädchen und betheiligte ſich lebhaft und mit allſeitiger Anerkennung ihres feinen Geſchmackes an den ziemlich geräuſchvollen Verhandlungen, welche ſich über Verwendung der erhaltenen Putzgegenſtände erhoben.

Die Söhne hatten das Zimmer verlaſſen, und Herr Valery und ſeine Gattin zogen ſich von dem munteren Kreiſe etwas zurück und führten mit halblauter Stimme ein Geſpräch von augenſcheinlich ernſter Art, denn die Mienen des Ehepaares, welche ſoeben noch vom Schimmer elterlicher Zärtlichkeit widergeſtrahlt hatten, waren jetzt von einem Ausdrucke tiefer Bekümmerniß beſchattet.

„Deine wenigen Worte von vorhin waren inhaltſchwer genug“, ſagte der Hausherr. „Großer Gott, ſollen wir Ruhe, Frieden und Sicherheit nicht einmal um den hohen Preis unſeres Uebertrittes erkauft haben? Erſt hat man uns mit Haß betrachtet und jetzt mit Mißtrauen. Wahrlich, unſere Feinde ſind unverſöhnlich. Doch was ſage ich? unſere Feinde? ſind es nicht unſere Brüder, unſere Landsleute, die uns ſo arg peinigen? Iſt es nicht unſer eigener König, der uns ausrottet mit der Brandfackel und der Kriegswaffe, er, dem der Allmächtige die Herrſchergewalt verlieh, damit er uns, ſeine Unterthanen, ſchützen ſolle? Ach Ulrique, an der Schwelle meines Hauſes ſchon empfängſt du mich mit ſolcher Unglücksbotſchaft!“

Frau Ulrique ließ dieſen Ausbruch ſüdländiſcher Leidenſchaftlichkeit vorübergehen; ſie war hinlänglich an den plötzlichen Wechſel zwiſchen freudigen und ſchmerzlichen Empfindungen gewöhnt, der bei ihrem Gatten einzutreten pflegte.

„Klagen helfen nichts, lieber Mann,“ ſagte ſie gelaſſen. „Es kömmt alles auf unſer Benehmen in der Sache an. Noch iſt keine wirkliche Gefahr vorhanden. Ein Gerücht, ein Gerede, das bald aufhören wird, wenn wir uns dazu verſtehen, noch eifriger katholiſch zu — ſcheinen.“

Die Frau preßte bei dieſen Worten die Hand an den Buſen und ſenkte den Blick nieder, während eine ſchwache Röthe ihr Geſicht überzog. Ihre Gelaſſenheit ſchien doch mehr eine äußere zu ſein.

„Der König befahl, und wir gehorchen,“ murmelte Herr Valery. „Wir gehen zur Meſſe, da er es will, aber über unſere Herzen, über unſern Glauben hat nur der König der Könige zu befehlen.“

Es entſtand eine Pauſe, in welcher beide Gatten ihren ſchmerzlichen Gedanken nachhingen.

„Und was meineſt du, das zu thun ſei?“ fragte endlich der Hausherr.

„Wie ich dir ſagte; wir müſſen unſeren Eifer für die katholiſche Kirche verdoppeln. Es bietet ſich dir eben die beſte Gelegenheit. Du biſt Gott ſei Dank! geſund und wohl zurückgekehrt; opfere der Kirche von deinem Gewinn; laſſe Dankgebete anſtellen und bezahle ſie gut. Ferner nimm Antoine vor und verbiete ihm mit der größten Strenge, deren du fähig biſt, die Theilnahme an den Verſammlungen unſerer Glaubensgenoſſen, da dieſelbe ihn und uns ins Verderben ſtürzen wird, darin. Dann folgte er, unverſtändliche Worte vor ſich hin murmelnd, nach. Als er an der Küche vorüber ging, trat die Haushälterin, ein dickes Weib mit einem ſpottwohlfeilen Geſicht, deſſen einziger, ſehr geringer Werth in einigen ſehr impertinenten Zügen lag, heraus und mit der Frage auf den Buchhalter zu:

„Was gibt's denn, Herr Meyer? Was rennen Sie hin und her?"

„Gott's Wunder! Ein Freyer oben und unten der Stickhuſten! Beide müſſen aus dem Hauſe, Frau Heyſe; fort müſſen ſie! Was ſoll mir der Menſch da? Wer iſt der Maulaffe? Warum haben Sie ihn hereingelaſſen, liebe Frau? Ich könnte mich ereifern."

„Ich bin eben auf dem Hofe geweſen," entſchuldigte Frau Heyſe; „ich habe von nichts gewußt. Doch laſſen Sie mich nur machen. Er muß wieder abziehen mit einem Korbe; er bekommt die Mary nicht. Ich halt' Ihnen mein Wort, Herr Meyer: kein Andrer fängt das Geldfiſchchen, als Sie. Laſſen Sie mich nur ſorgen! Sie bedenken mich dafür ſchon auf's Beſte. Nicht wahr, Freundchen?" Damit kneipte ſie ihm in die Backen und trollte vor und vor allem den gefährlichen Umgang mit dem übel berüchtigten Laporte, auf welchen man von oben ein beſonders ſcharfes mißtrauiſches Auge zu haben ſcheint."

„So iſt es, ſo iſt es," ſagte Herr Valery und ſeine Züge heiterten ſich etwas auf. „Geſchenke an die Kirche, das heißt die Prieſter. Gold wird uns die Herzen unſerer Gegner verſöhnen. Wäre es das erſte Mal, daß Ruhe und Sicherheit mit klingendem Metall erkauft worden wäre? Ja, du haſt recht, liebe Frau, wir wollen ihnen den plaudernden Mund mit Gold ſtopfen. Und was Antoine betrifft, ſo ſoll er ſich nicht unterſtehen, die religiöſen Verſammlungen in der Wüſte nochmals zu beſuchen und ſich in Laport's Geſellſchaft blicken laſſen, ſonſt ſchicken wir ihn fort, wenn er auch mein Pathe und beſter Arbeiter iſt. Will er gerade einen Vorzug haben vor anderen ſeines Glaubens? Müſſen ſie nicht ebenſo des Troſtes belehrender und erbauender Predigt entbehren? Gewiß hat ihn der verwegene Laporte verführt, den ich durchaus nicht los werden kann. Wie wäre ſonſt der Junge auf ſolche Gedanken gekommen?"

„Sei aber auch nicht ungerecht, Timothée," erwiederte ſeine Gattin ernſt und ſah ihn mit ihren klugen Augen faſt vorwurfsvoll an. „Wie würde dir ſein, wenn uns Gott nicht bei Nacht und Sturm den wahren Verkündiger ſeines Wortes ins Haus geführt hätte, der uns in unſerer Trübſal tröſtet und erquickt? Hat er mich nicht mit ſeinem milden Zuſpruch von Verzweiflung gerettet, da ich voll Reue und Scham über unſeren

Abfall zu vergehen glaubte? Nein, ſo meinte ich die Strenge nicht. Antoine iſt ein wackerer Junge, voll ſchönen und feurigen Eifers für ſeinen Glauben, der ſich unglücklich genug darüber fühlt, daß wir ihn unſerer Schuld theilhaftig gemacht, während es unſere am Altare Gottes übernommene Pflicht war —“

„Sprich nicht weiter, liebe Frau,“ unterbrach Valery ihre Rede, den die Erinnerung an ſein Abenteuer auf dem Gebirge plötzlich ſehr mild ſtimmte. Hatte er ſich doch deſſelben Vergehens ſchuldig gemacht, welches er ſo eben hatte ſtreng ahnden wollen. „Drücke den Stachel nicht noch tiefer in meine Bruſt. Meine Worte waren unbeſonnen und bei Gott nicht ſo ſchlimm gemeint. Du kennſt mich ja. Wie wäre ich fähig, meinen guten Antoine zu verſtoßen! Der Allmächtige ſollte mich vor einer ſolchen Sünde bewahren! Nein, wir wollen ihn lieber in das Geheimniß hereinziehen und ihn, der nach Belehrung und Erbauung dürſtet, an den Andachtsſtunden unſerer kleinen häuslichen Gemeinde Theil nehmen laſſen, die dein Vetter, unſer würdiger Gaſt, hält. Was meineſt du?“

„Ich denke, wir können ihm vollkommen vertrauen,“ verſetzte Frau Ulriane. „Und ſind wir ihm nicht einen Erſatz ſchuldig? Wie wird ſich Benoit freuen, zwei faſt verlorene Glieder unſerer armen gedrückten Glaubensgenoſſenſchaft um ſich ſammeln und wieder für uns gewinnen zu können!“

„Du erinnerſt mich,“ ſagte ihr Gatte, „daß ich Benoit begrüße und ihn mit unſerer Margot bekannt mache. Er würde uns auch am beſten in unſerer jetzigen Verlegenheit rathen können.

„Kein Wort davon zu ihm! Wir würden ihn auf der Stelle verlieren, wenn der edle Mann glaubte, ſeine Anweſenheit in unſerem Hauſe könne nur einen Schatten von Gefahr bringen.“

„Du haſt Recht wie immer,“ erwiederte Herr Valery lächelnd. „Gott gab mir mit dir die Ueberlegung ins Haus. Was wäre ohne dich aus mir geworden!“ Und er küßte ſie dankbar auf die Stirne. „Alſo kein Wort darüber zu ihm! Hat er doch Angſt und Leiden genug ertragen wie ein treuer Apoſtel ſeines Herrn.“

Eben als Herr Valery im Begriffe ſtand das Zimmer zu verlaſſen, öffnete ſich die Thür deſſelben, und es trat ein Mann von mehr als Mittelgröße in ſchwarzer Kleidung herein. Man konnte ihn keine angenehme Erſcheinung nennen. Dunkles Haar hing nachläſſig und ohne Pflege am Kopfe herunter, den ſein Beſitzer nach vorne zu neigte; das Geſicht war farblos und hatte jenen unbeſchreiblichen Typus, der ſogleich verrieth, daß der Mann ein Geiſtlicher und zwar ein katholiſcher war. Eine Brille, unter der hervor ſeine Augen wie aus einem Verſtecke ihre Blitzſtrahlen auf alle Anweſenden entſendeten, war nicht geeignet, den erſten unangenehmen Eindruck aufzuheben. Eine wunderliche Miſchung von natürlicher Arroganz und angelernter Demuth zeigte ſich bei dem Eintretenden, als er, den dreieckigen Hut mit der Linken wie zum Segensgruß hebend, mit ſanfter Stimme die pathetiſchen Worte ſprach: „Die Kirche, mein theurer Herr Valery, hat euch mit ihrem Segen entlaſſen; ſie empfängt euch auch wieder ſegnend in euerer Heimath durch ihren unwürdigen Diener. Wie ſchön iſt es, daß ich zufällig der Erſte bin, der euch begrüßt! Das kann nicht Zufall ſein.“

Das lebhafte Geſpräch der beiden Kinder war mit dem Eintritte des ſchwarzgekleideten Herrn plötzlich verſtummt; Manon hatte einen Verſuch gemacht, den bunten Flitterkram, die Geſchenke des Vaters, bei Seite zu raffen, er war indeſſen nicht gelungen; ſo fröhlich die Geſichter der Töchter des Hauſes vorher geweſen waren, ſo trübſelig erſchienen ſie jetzt, nur im Geſichte der beiden Jüngſten kämpfte noch der Muthwille mit dem Ernſte; ſie hatten die Häupter geneigt wie Blumen, die ein böſer ſengender Wind angehaucht. Und war es anders? Hatte ſie doch auch der Gifthauch des religiöſen Fanatismus berührt, als Herr Jerome Berger, Vikar des Stadtpfarrers in Alais, mit ſeinem Segensgruße ins Zimmer trat. Auf Mergot allein ſchien die Erſcheinung des Geiſtlichen nicht den bewältigenden Eindruck zu machen wie auf ihre neuen Schweſtern. „Unſer Beichtvater!“ hatte ihr Manon mit bebender Stimme zugeflüſtert. Sie ſtand ruhig und betrachtete, nachdem ſie ſeinen Gruß erwiedert hatte, den Geiſtlichen aufmerkſam, deſſen Perſönlichkeit ihre Theilnahme zu erregen ſchien.

„Ich empfange den Segen der Kirche, welchen euer frommer Mund über mich ausſpricht, Herr Vikar, mit gebührender Ehrfurcht,“ ſagte der Hausherr, nahm ſeinem Gaſte demüthig Hut und Stock ab und lud ihn zu einem Sitze ein. „Ich ergreife zugleich die Gelegenheit, euch meinen aufrichtigen Dank für die ſorgliche geiſtliche Ueberwachung meines Hauſes, deren ihr euch während meiner Abweſenheit unterzogen habt, abzuſtatten. Meine Frau hat mir gar ſehr gerühmt, wie unverdroſſen ihr bemüht geweſen ſeid, die Sorge und Angſt meiner Familie um mich durch religiöſen Zuſpruch zu lindern. Und wahrlich, euer Gebet und die Fürſprache der Heiligen haben mich vor ſchwerer Gefahr des Leibes und Lebens bewahrt, wie ich euch gelegentlich mittheilen werde, ſo ihr es begehrt.“

Frau Ulriane, welche dem Vikar ihre ehrfurchtsvolle Reverenz gemacht hatte, verließ ſchnell das Zimmer und kehrte bald mit einer Flaſche und zwei Gläſern zurück.

Herr Berger, welcher alle dieſe Demuth und Freundlichkeit als ſchuldigen Tribut hinzunehmen ſchien, hatte indeſſen Platz genommen und muſterte durch ſeine blitzenden Augengläſer die Gruppe der jungen Mädchen.

„Wer iſt denn die junge Perſon hier?“ fragte er den Hausherrn mit augenſcheinlichem Intereſſe, indem er rückſichtslos auf Margot deutete, die er während Valery's Dankſagungen neugierig angeſtarrt hatte. „Sie kann nicht von hier ſein, denn ich habe ſie weder in euerem Hauſe noch in unſerer Stadt je zuvor geſehen. Sie iſt wohl mit euch gekommen, Herr Valery?“

„Ein künftiges Beichtkind von euch, Herr Vikar, Margot Duclos,“ erwiederte der Gefragte verlegen und ſtotternd, eine entfernte Verwandte von uns aus Paris, welche heute mit mir angekommen iſt und ein Glied unſerer Familie ſein wird."

Aengſtlich ſah er ſich nach ſeiner Frau um, welche er zur Beantwortung etwaiger fernerer Fragen für viel geſchickter hielt, als ſich ſelbſt; ſie trat zu ſeiner Beruhigung ſo eben mit einer Flaſche köſtlichen Lunels ein. Dieſe ſchien die Aufmerkſamkeit des Geiſtlichen von dem Mädchen abzuziehen. Er trank und eine Art freundliches Schmunzeln überlief ſeine düſteren Züge.

„Nun erzählt, wie trafet ihr die auserwählte Braut Chriſti auf euerer Reiſe? Iſt die Saat an anderen Orten ebenſo reich aufgegangen als in unſerer guten Stadt Alais und in unſerer Provinz? Wahrlich bei uns ſind Wunder geſchehen in der Erkenntniß der Wahrheit, nachdem der erlauchte Herzog von Noailles im Vereine mit dem Herrn Intendanten von Basville-Lamoignon und Sr. Eminenz unſerem hochwürdigſten Biſchofe Flechier in Nimes ſich des Geſchäftes der Bekehrung mit ruhmwürdigem Eifer unterzogen haben. Wo aber ſolche Kräfte in ſchönem Vereine wirken, in der That, da muß Großes geſchehen."

Herr Valery gab einen kurzen Bericht von ſeiner Reiſe und verſicherte, daß ganze Landſtrecken, deren Bewohner ſonſt in Ketzerei befangen geweſen, jetzt für den wahren Glauben gewonnen ſeien, Dank den energiſchen Anſtrengungen der königlichen Intendanten und der Biſchöfe. Man habe übrigens in Paris ſich in die Ohren geraunt, daß der König auf Zureden der Frau von Maintenon noch ſtrengere Verordnungen gegen die Widerſpänſtigen erlaſſen werde.“

„Gott und alle ſeine Heiligen mögen den königlichen Herrn und ſeine erhabene Freundin tauſendfältig dafür ſegnen! Das ganze ſchöne Frankreich, wie es nur einen Herrn hat, ſoll nur einen Glauben haben, will er, und welcher kann dieß anders ſein als der allein ſeligmachende? O wir werden es noch erleben, daß der heilige Vater unſeren glorreichen König kanoniſirt. Und wer verdiente es mehr? Hat er nicht das größte Wunder verrichtet, indem er in kurzer Zeit Tauſende von irrenden Seelen auf den Weg des Heiles zurückführte? Ja, Ludwig der Vierzehnte zeigt ſich in Wahrheit als den allerchriſtlichſten König.“

Auf den Mienen der Anweſenden ſpiegelte ſich nicht undeutlich der Abſcheu, den dieſe Rede des Geiſtlichen hervorrief, doch wagte Niemand ein Wort zu entgegnen. Herr Timothée nahm ſein Glas zur Hand und trank; Frau Ulrique hatte die Hände in einander geſchlagen und ſaß mit geſenkten Augen, ebenſo die Mädchen. Nur Margots Blick begegnete Herr Berger, als er ſich, um die Wirkung ſeiner Worte zu beobachten, umſchaute, derſelbe ruhte kalt und theilnahmlos auf ihm. Ein leiſer Seufzer erſchallte, man wußte nicht, aus welcher beängſtigten Bruſt er aufgeſtiegen war. Herr Berger ſchien von alle dem nichts wahrzunehmen; er rückte ſich die Brille auf die Naſe, trank ſeinen Wein aus und erhob ſich.

„Selig ſind auch die zu preiſen, welche die zärtlich liebende Mutter Kirche wieder in ihren Schoß aufgenommen hat; die Engel und alle Heiligen im Himmel jauchzen und freuen ſich ob der Rettung ihrer Seelen. Die aber, ſo das Heil verſchmähen und die, welche meinen, das Auge der Mutter zu täuſchen, ſie tragen die Schuld ſelbſt, wenn jene ſie züchtigt aus Liebe und Erbarmen."

Die Stimme des Geiſtlichen, in welcher bei den erſten Worten etwas wie leiſer Hohn durchgeklungen war, verlor ſich zuletzt in ein Flüſtern.

Jetzt griff er nach Hut und Stock.

„Ich habe noch eine Bitte, Herr Vikar," ſagte Herr Valery. „Die heilige Jungfrau hat ihren unwürdigen Verehrer großer Gnade werth gehalten; meine Geſchäfte und meine Reiſe haben unter ihrem Schutze einen gedeihlichen Verlauf genommen, und ich möchte mich ihr dankbar erweiſen."

„Am beſten geſchieht das durch ein gläubiges Herz."

„Sehr wahr, dieſen Dank opfere ich der Hochheiligen ohnedieß alle Tage," verſetzte Herr Valery mit niedergeſchlagenen Augen. „Doch ſcheint es mir billig, daß ich der Kirche, deren Segen unfehlbar mein Geſchäft gedeihen machte, von dem Gewinne ein Dankopfer bringe."

„Die Kirche braucht nichts für ſich als den Glauben ihrer Bekenner," erwiederte der Prieſter. „Ich werde euer Geſchenk annehmen, um es an arme Seelen zu verwenden, welche noch in Zweifel und Irrthum befangen ſind. Schwer ruht die Laſt meines Amtes auf mir, ſeitdem mir die Sorge für ſo viele heilbedürftige Seelen zugefallen iſt, doch wo es den Dienſt unſerer heiligen Religion gilt, wird Jerome Berger die letzte Kraft aufbieten."

„Bitte, Herr Vikar, begleitet mich auf meine Zahlſtube."

Der Geiſtliche wandte ſich nach den Frauen um, neigte den Kopf ein wenig und ſchritt zur Thüre hinaus, die Herr Valery ihm dienſtwillig öffnete, um dann ſelbſt nachzufolgen.

Sobald die düſtere Erſcheinung verſchwunden war, athmeten alle im Zimmer Anweſenden frei auf.

„Ich hege ernſtliche Beſorgniſſe," nahm die Hausfrau das Wort, „daß der Vikar einen Verdacht hinſichtlich unſeres Gaſtes hegt, ſo ſorgfältig wir auch deſſen Charakter verborgen gehalten. Herr Berger kömmt öfter in unſer Haus als ſonſt, und dieſe verſteckte Drohung —" Sie ſchüttelte bekümmert den Kopf.

„Weißt du, Mama, warum der Vikar ſo oft kommt?" fragte die kleine Jeanette altklug. „Du ſetzeſt ihm ſtets den köſtlichen Muscatwein vor, und nie geht er eher fort, als bis —"

Ein mißbilligender Blick der Mutter ſchloß dem muthwilligen Mädchen den Mund. Glückliches Kind, deſſen jugendlich heiterer Sinn durch keine düſtere Ahnung getrübt werden konnte!

Auch Margot war ernſt geſtimmt, der plötzliche Uebergang vom Schauſpiele des ſchönſten häuslichen Glückes zu dem Anblicke der moraliſchen Erniedrigung, welche dieſe braven Leute erduldeten, hatte einen ſchmerzlichen Eindruck auf ſie gemacht.

„Der Mann hat mir nicht gefallen,“ ſagte ſie; „er gleicht einem finſteren Dominikaner, der über Ketzer zu Gericht ſitzt.“

„Und doch wirſt du dich vor ihm beugen müſſen, wie wir Alle, armes Kind,“ ſeufzte Frau Ulrique. „Laß ihn deine Abneigung ja nicht merken. Hat er doch leider Gewalt über uns. O wie gern wollte ich mit Gatten und Kindern am Bettelſtabe aus dieſem theuren Hauſe ziehen, in welchem ich nun dreißig Jahre geſchaltet, wenn wir unſern Gott frei und offen verehren könnten wie vormals!“

Mit Thränen in den Augen wandte ſich die arme Dulderin ab.

„Komm, liebe Marget, laß uns gehen,“ flüſterte Manon ihrer neuen Schweſter zu. „Die Mutter hat ihre trübe Stunde ſtets, wenn der Vikar da war. Wir wollen dir Haus und Gärten zeigen.“

Unter Manons Vorgange verließen die Mädchen das Zimmer. Die Mutter holte das Geſchenk ihres Gatten hervor, küßte das Buch und ſuchte mit trüben Augen Troſt für ihre Leiden in der Schrift, welche ſie ſo vielen Tauſenden ſchon geboten hat.

Während Marget mit dem Mädchen die Treppe hinauf in die obern Räume des Hauſes ſtieg, warf ſie einen Blick durch das Fenſter, welches auf den Hof ihm her in die Comptoirſtube, um ihre etwa nöthige Hülfe anzubieten. Dieſe wurde auch ſofort in Anſpruch genommen; denn der junge Mann ſchrieb eben ſchnell etwas auf ein Stückchen Papier und rief: „Schnell, ſchnell! dies Recept in die Apotheke, und eben ſo eilig mit der Arznei zurück!“ Frau Heyſe ſah den Fremden zweifelhaft an; ein Blick auf den im Lehnſtuhl bewußtlos liegenden Hausherrn überzeugte ſie bald, daß die Gefahr da und Eile Noth ſey, und ſo humpelte ſie fort, vor ſich brummend: „Alſo ein Doktor.“

Mary lag weinend über dem Vater her und trocknete ihm die dicken Schweißtropfen von der hochrothen Stirne ab. Kaum aber fing der Patient an, wieder regelmäßig zu athmen, als ihm auch ſogleich der häßliche Huſten wieder von Neuem zuſetzte.

„Sey nur nicht ängſtlich, liebe Mary,“ ſagte der fremde junge Arzt; „deine kindlichen Beſorgniſſe werden ſich heben, ſobald die Medicamente da ſind.“

Der Buchhalter horchte hoch auf. „Die duzen ſich ſchon,“ brummte er mit dem freundlichſten Geſicht und „liebe Mary,“ fluchte er: „daß ihr den den Talles hättet! Ich will's euch vertreiben.“

ging und die Ausſicht auf die Einfahrt des Hauſes gewährte. Sie ſah eine Perſon, welche ſie vorhin bei ihrem Eintreffen als Dienerin des Hauſes kennen gelernt, in demüthiger Haltung mit bittend gefalteten Händen vor dem Vikar ſtehen; er hatte die Rechte wie drohend erhoben und ſchien dem Mädchen eindringlich zuzureden. Sein Geſicht kam ihr im flüchtigen Hinblicke noch finſterer und abſchreckender vor als im Zimmer. Das Mißbehagen an dem Manne, welches ſie kaum überwunden hatte, ward auf's neue rege und ſteigerte ſich zu einer inſtinktartigen Abneigung, die aus dem ahnenden Gefühle hervorging, dieſer Mann werde einmal auf ihr und ihrer neuen Freunde Leben einen unheilvollen Einfluß ausüben. Dieſe unangenehme Stimmung beherrſchte ſie ſo ſehr, daß ſie zerſtreut und einſilbig bei allem muntern Geplauder ihrer Geſellſchafterinnen blieb und zum Erſtaunen derſelben kalt und theilnahmlos die Schätze des Hauſes betrachtete, ungeheuere Vorräthe von glänzenden Linnen- und Seidengeweben, welche die Schweſtern in naiver Prahlerei vor ihr ausbreiteten.

„Der geiſtliche Zuſpruch des Herrn Berger ſcheint dich verſtimmt zu haben, liebe Margot,“ ſagte Rebecque. „Er hatte auch bei uns früher dieſe Wirkung. Doch jetzt haben wir uns an das Unvermeidliche gewöhnt und entſchlagen uns immer ſchnell des Trübſinns, den der düſtere Mann erwecken muß.“

Margot fand nicht für nöthig, ihr den Grund ihrer Mißſtimmung mitzutheilen, war ſie ſich doch desſelben ſelbſt nicht klar bewußt; ſie nahm ſich indeſſen zuſammen und verbarg dieſelbe ſo gut als möglich.

„Siehſt du, liebe Margot,“ ſagte Sare, „in jenen Nebengebäuden arbeiten unſere Leute, wie dir das Raſſeln und Knarren der Webſtühle ſchon verräth. Dort hinten nach dem Garten zu ſteht die Menagerie, das Gebäude, worin die Seidenwürmer gezogen werden. Alles das werden dir unſere Brüder zeigen, welche es uns Schweſtern übel nehmen würden, wollten wir ſie dieſes Vergnügens berauben.“

Jetzt kam der Vater aus einem Seitenflügel im Hofe heraus, erſtieg die Treppe und ſtieß auf die Mädchen.

„Gut, Margot,“ ſagte er, „daß ich dich treffe. „Du haſt vorhin unſeren Plagegeiſt kennen gelernt, jetzt will ich dich zu unſerem Schutzgeiſt führen.“

Er faßte ſie bei der Hand und leitete ſie einige Schritte weiter zu einer Thüre, an welche er beſcheidentlich anklopfte. Eine wohlklingende, etwas ſchwache Stimme rief: „Herein!“ Als die Beiden eintraten, erhob ſich von einem Lehnſtuhle ein Mann in mittler Größe, mit einem ausdrucksvollen, aber blaſſen Geſichte, welchem die Leiden unverkennbar ihren ehrwürdigen Stempel aufgedrückt hatten. Belebt wurde daſſelbe durch ein Paar ſanfte und ſchwermüthige Augen, aus welchen Entſchloſſenheit und Geiſt hervorblitzten. Er trat den Eintretenden raſch entgegen, und eine gewinnende Freundlichkeit verbreitete ſich über ſeine Züge.

„Ah, mein theuerer Herr Couſin,“ ſagte er und reichte dem Hausherrn die Hand; „da ſeid ihr ja zurückgekehrt und Gott ſei Lob! geſund und wohl, wie ich ſehe. Schon wollte ich hinabeilen, euch zu begrüßen, da gewahrte ich noch zur rechten Zeit den Mann von der anderen Seite, und ich ſtand gern dem Vertreter der herrſchenden Kirche nach.“

„Ja, ja, der widerliche Menſch muß mir ordentlich aufgelauert haben,“ erwiederte Herr Valery und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn als wolle er unangenehme Erinnerungen verwiſchen. „Doch wie kräftig und wohlgemuth ihr mir entgegentretet, verehrter Freund! Ich bin freudig erſtaunt.“

„Wer ſollte nicht geſunden unter den Händen ſo liebenswürdiger Pflegerinnen wie meine werthe Couſine und ihre Töchter ſind!“ erwiederte der Andere mit einem milden Lächeln. „Und doch fühle ich mich noch krank an Kopf und Herz, aber das iſt ein Uebel, welches kein irdiſcher Arzt jemals heilen wird. Doch wen bringt ihr mir da, lieber Freund? wer iſt das junge Mädchen? Bitte, nehmet Platz, meine Tochter,“ wandte er ſich an Margot, die während der wechſelſeitigen Begrüßung der Männer den Blick geſpannt auf der intereſſanten Figur des ihr ſchon aus Valery's geſprächigen Mittheilungen bekannten Hausgenoſſen geheftet hatte. Auch dieſer ſchien überraſcht, da er das Mädchen näher in's Auge faßte.

„Ihr ſehet in der guten Margot Duclos hier eine Tochter meines Hauſes, denn das wird ſie ſein, und ein neues Glied unſerer kleinen heimlichen Gemeinde.

Ihr ſeid erſtaunt über dieſen Zuwachs meiner Familie, doch dieſem Mädchen habt ihr es zu danken, wenn ihr mich geſund und wohl vor euch ſehet. Sie hat mir Leben und Vermögen gerettet. Ihr ſollt Alles erfahren. Du, liebe Margot," wandte ſich der Hausherr an ſeine Pflegetochter, „haſt in dieſem würdigen Manne Herrn Charles Benoit vor dir, bis vor kurzer Zeit der verehrte Seelſorger einer reformirten Gemeinde in Guienne, jetzt der treue Hüter eines zwar kleinen, aber der Tröſtungen des apoſtoliſchen Glaubens nicht minder bedürftigen Häufleins, dem es Gott ſei's geklagt nicht geſtattet iſt, dem Herrn öffentlich auf ſeine Weiſe zu dienen, denn der Gottloſe lauert auf den Gerechten. Ich habe dir auf der Reiſe von Herrn Benoit nur als dem Verwandten von meiner Frau geſprochen, jetzt da dich meine Familie als Glied aufgenommen und anerkannt hat, darf ich dir dieſen Beweis höchſten Vertrauens nicht ferner vorenthalten."

Ueberraſcht blickte Margot auf die bleichen edeln Züge des Geiſtlichen, der mit einem ſchmerzlichen Lächeln die Rede ſeines Gaſtfreundes angehört hatte. Jetzt reichte er ihr die Hand und ſagte:

„So ſeid uns denn willkommen, theuere Tochter, in unſerem kleinen Kreiſe! Hier fallen die Masken, die Lüge des Lebens wagt ſich nicht in unſer ſtilles verborgenes Heiligthum der Wahrheit, und die Herzen und Sinne vereinigen ſich in ungeheuchelter Liebe. Doch ſoviel Erhebung und Tröſtung ihr in unſerem ſtillen Bunde finden möget, auf ſo viel Erniedrigung und ſchmerzliche Verleugnung müßt ihr euch gefaßt machen. Ihr werdet ein Märtyrthum, das ärger iſt als alle Quälungen des Leibes, denn ihr werdet die Pein des Geiſtes erdulden. Aber alle Wunden, wenn auch langſam, heilt der ſüße Balſam geiſtiger Erkenntniß.“

„O unſere Margot hat ſchon den bitteren Kelch der Leiden gekoſtet!“ nahm Herr Valery das Wort. „Schon hat man mit Bitten und Gewalt verſucht, ſie auf die Bahn der Lüge zu locken, aber ſie hat wacker widerſtanden und lieber Alles geopfert, Heimath, Verwandtenliebe und Vermögen, ehe ſie ihrer Ueberzeugung ungetreu geworden iſt.“

Eine hohe Röthe hatte bei dieſen lobenden Worten die Wangen des Mädchens überzogen und ſie ſenkte verſchämt den Blick, als ſie Herr Timothée liebkoſend an ſich zog und ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

„Nun gehe, mein Töchterchen,“ fuhr er fort. „Deine Schweſtern werden dich erwarten. Ich habe mit unſerem werthen Freunde noch ein paar Worte zu reden, dann folgen wir ſogleich.“

Margot verließ raſch das Zimmer, begleitet von den wohlwollenden Blicken der beiden Männer. Sie fand die Mädchen nicht mehr vor, und ſie war in der That froh darüber. Es hatte ſich in ihrem Innern ein Aufruhr widerſtreitender Empfindungen erhoben, der ſie zu jedem gleichgiltigen Geſpräch, ja zu jeder Berührung mit irgend einem Bewohner des Hauſes unfähig machte. Sie bedurfte der Einſamkeit, um den Kampf in ihrer Bruſt austoben zu laſſen und wieder diejenige Ruhe zu gewinnen, deren ſie in ihren neuen Verhältniſſen ſo nöthig bedurfte. Raſch glitt ſie die Treppe hinab, gelangte unbemerkt an der Thüre des Familienzimmers vorbei, aus welchem ein Gewirre von Stimmen an ihr Ohr ſchlug, in den Garten und überließ ſich hier dem Sturme ihrer Gefühle. Was mochte ihre Bruſt in ſo heftige Wallungen verſetzen und dieſes ſchöne Auge, das nur Freude und Liebe zu blicken ſchien, mit ſchmerzlichen Thränen füllen? Fühlte ſie ſchon jetzt die Qualen der Erniedrigung und Verleugnung, deren Eintreten ihr der Geiſtliche verkündigt hatte? Oft rang ſie wie verzweifelt die Hände und barg das Geſicht in ihnen, als wage ſie nicht, den ſchuldbewußten Blick zu heben. Allmälig je höher ſie den Berggarten hinaufſtieg, deſto ruhiger wurde ſie. Ein ſtilles Sinnen hatte ſich ihrer bemeiſtert, ein Entſchluß ſchien in ihr zu reifen, der ſiegreich die feindſeligen Gefühle in ihrem Buſen niederkämpfte. „Ja, ihm will ich wahr entgegentreten,“ flüſterte ſie. „Er wird mir das Beſte rathen.“

„Aber wo bleibſt du Margot?“ unterbrach Jeanette, die ſich ihr athemlos näherte, den Strom ihrer Gedanken. „Das ganze Haus ſucht dich, Niemand wußte, wohin du gekommen ſein mochten. Komm, man wartet auf dich,“ ſetzte die kleine Marie hinzu, die ſoeben hinter einem Buſche auftauchte.

An der Hand der lieben Kinder ſtieg Margot zum Hauſe herab, mit den kleinen Freundinnen lachend und koſend.

Stets hatten ſich die Hugenotten vor ihren katholiſchen Mitbürgern durch einen einfachen reinen Lebenswandel und durch patriarchaliſche Sitten ausgezeichnet; ſeit durch die jüngſten Bedrückungen der größere Theil von ihnen zur gewaltſamen Bekehrung gezwungen worden war, zeigten ſich dieſe Tugenden bei ihnen in erhöhtem Grade, wie dieß bei tüchtigen ſeelengeſunden Menſchen immer die Folge unverdienter Leiden iſt. Der entartete Enkel des menſchenfreundlichen Heinrichs IV. hatte durch ſeinen ungerechtfertigten Glaubenseifer Zuſtände herbeigeführt, wie ſie in Spanien unter Ferdinand dem Katholiſchen und ſeinen fanatiſchen Nachfolgern herrſchten. Hier wie dort hatte die rohe Gewaltthat die Akatholiken zwar äußerlich der herrſchenden Kirche unterworfen, aber ſie hatte auch zugleich die Märtyrer in ihrer innerlichen Ueberzeugung geſtärkt oder ein ſtarres Feſthalten am Hergebrachten hervorgerufen, wie die Neigung dazu ſelbſt bei dem ſanftmüthigen Fabrikanten hervortrat. Daß die Bande der Anhänglichkeit unter den Verfolgten feſter geknüpft wurden, war die Folge gegenſeitiger Abſonderung der beiden Religionsparteien. Nur ſelten wurde Einer zum Verräther, wenn Andere die läſtigen und verhaßten Gebote der gewaltſam aufgedrungenen Religion übertraten und insgeheim Gott verehrten, wie die Väter gewohnt geweſen waren. So beſtand ein enger Zuſammenhang unter den Proteſtanten Frankreichs und namentlich unter denen in Languedoc; um nicht dem Willen des Königs gegenüber ungehorſam zu erſcheinen, fügte die Mehrzahl ſich ſcheinbar durch Aufzeichnung auf die Bekehrungsliſten, wie ſie namentlich in Languedoc durch den Marſchall Noailles eine Rolle ſpielten, oder durch den Beſuch der Meſſe. Welches moraliſche Elend im franzöſiſchen Reiche durch dieſen unnatürlichen Zuſtand erzeugt wurde, iſt unmöglich zu überſehen. Bis in die fernſten Winkel des Landes, bis in die unterſten Schichten der Bevölkerung, die zu anderer Zeit feſt wie Meeresgrund von allen Ereigniſſen und Stürmen auf der Oberfläche unberührt zu bleiben pflegten, wurde der Same der am Hofe Ludwigs üppig blühenden Heuchelei geſtreut und der erſte Grund zu einer Abneigung des Volks gegen dieſes entſittlichende Königthum gelegt, die freilich noch mancher frevelnden That der Ludwige bedurfte, um nach hundert Jahren den Thron umzuſtürzen.

Dieſe Zuſtände fanden auch in der kleinen gewerbfleißigen Stadt Alais ſtatt, deren Bewohner faſt zur Hälfte aus Neubekehrten beſtand. Als die proteſtantiſchen Kirchen geſchloſſen wurden (die beiden Geiſtlichen hatte der Intendant Herr von Basville ſchon längſt in Gefängniß ſetzen und ihnen den Prozeß machen laſſen, zufolge deſſen ſie die Gnade genoſſen, des Landes verwieſen zu werden) und als darauf einige Compagnien Soldaten einrückten, welche den harmloſen Bewohnern von Alais die Ueberzeugung beibrachten, der große König Ludwig ſei nicht nur Herr ihrer Leiber, wie ſie bisher in tiefſter Unterthänigkeit irrthümlich geglaubt hatten, ſondern auch ihrer Seelen, da entſtand unbeſchreiblicher Jammer und Noth. Aber die uniformirten Apoſtel, welche man in die Häuſer einquartirte, verſtanden ihr Geſchäft. Die Männer wurden erbärmlich geprügelt, den Frauen that man Gewalt an, bis ihr verſtockter Sinn erweicht wurde; zugleich ließ man die Bekehrungsliſten umhergehen und als mit anderen angeſehenen Leuten auch Herrn Valery's Name als eines neuen Katholiken darauf prangte, füllten ſich die Bogen raſch. In kürzeſter Zeit war Alais eine rein katholiſche Stadt geworden. Was kümmerte es die Offiziere, ob einige arme Teufel, die nichts zu verlieren hatten, um des Glaubens willen aus der Stadt entflohen waren, oder ob Männer und Frauen den ſchändlichen Mißhandlungen viehiſcher Soldaten erlagen? Heil ihnen, ſie wurden wenigſtens als Rechtgläubige begraben! Der Biſchof Flechier von Nimes hatte eine rechtſchaffene Freude über den raſchen Zuwachs ſeiner Herde und ſtellte in dem würdigen Herrn Berger einen ſorgſamen Hirten für die neugezimmerte Hürde an, in welcher er manchen ſtörrigen Bock argwohnen mochte. Vor den Augen der Welt war die Einwohnerſchaft von Alais eines Glaubens, aber die Kluft zwiſchen den beiden Religionsverwandten war hier wie überall nach der gewaltſamen Bekehrung tiefer und weiter als vorher; der größere Theil der altgläubigen Bevölkerung mußte ſich geſtehen, daß eine durch Gewaltthat erzielte Bekehrung unmöglich eine aufrichtige ſein könne, ſo wünſchenswerth eine ſolche auch in ihren Augen war. Die verſtändigen und gefühlvollen Katholiken ſchämten ſich, daß man ihre Religion zum Vorwand und Deckmantel unmenſchlicher

Grauſamkeit gemacht hatte; die Gefühle der gequälten und bewältigten Proteſtanten gegen ihre Peiniger und deren Glaubensgenoſſen laſſen ſich errathen. Wie im Gewitterſturm die geängſtigte Schafherde ſich eng zuſammendrängt, ſo ſchloſſen ſich auch die armen hugenottiſchen Dulder in Städten, Dörfern und Landſchaften an einander an, bang den Edikten des königlichen Deſpotismus entgegenſehend, welche Donnerſchlägen gleich eine Stütze ihrer bürgerlichen Exiſtenz und ihres Menſchenrechts um die andere zerſtörten. Herr Valery war ein Haupt ſeiner unterdrückten Glaubensgenoſſen, ſo wenig begierig er auch nach dieſer gefährlichen Ehre und ſo wenig befähigt er auch in geiſtiger Beziehung zu einer ſolchen Stellung war. Allein er war ein reicher Mann, gab Vielen Arbeit und Brot, war von Herzen der beſte Menſch und hatte dieſelbe Gewalt erleiden müſſen wie der Geringſten Einer. Das war genug, um ihn in den Augen ſeiner Mitdulder zu erheben. Durch eine ängſtliche Beobachtung des katholiſchen Formenweſens hatte ſich Valery auch einen guten Namen bei den Katholiken gemacht, welche ſich gar gern überredeten, ſeine Bekehrung ſei eine aufrichtige, und war auf dieſe Weiſe im Stande geweſen, manche kleine Wetterwolke, wie ſie unbedachter Eifer ehrgeiziger Subalternbeamten ſchuf, von den Häuptern ſeiner Schützlinge durch ein rechtzeitig angebrachtes Geſchenk oder ein gutes Wort abzulenken. So galt Herr Valery bei den Behörden und bei den Katholiken als ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche und als ein gehorſamer Unterthan

Der Leidende ſchlug die Augen auf und ſah den Arzt verwundert an, wurde aber durch den immer fort neckenden Huſten von jeder anderweitigen Expectoration abgehalten und nahm ſogar, nachdem Frau Heyſe zurückgekehrt war, auf Mary's beſorgte Bitten die von ihr dargereichte Arznei willig ein. Wirklich legte ſich alſobald der Huſten und der alte Herr ſank, von der Anſtrengung entkräftet, in Schlummer. Mary blieb an ſeiner Seite ſitzen und flüſterte ſehr vertraulich mit dem jungen Arzte, der, neben ihr ſtehend, ſein ſchönes blondlockiges Haupt oft bis zu ihrem Buſen herabbog; und Herr Meyer, der Buchhalter, hatte ſeinen Platz, ſtatt am Pulte, um mit der Feder die Befehle des Herrn Prinzipals ſchuldiger Maßen auszuführen, am Fenſter genommen und kaute eifrig an den Nägeln, indem er unter ſeinen ſchwarzen Brauen hervor die freundlichſten Blicke nach dem plaudernden Paare warf. Frau Heyſe hatte ſich in ihr Gynäkaion zurückgezogen.

„Lieber Herr Meyer," wandte ſich endlich das kleine braunäugige Mädchen an ihn, „Sie thun mir gewiß recht gern die Gefälligkeit und gehen in den Pelikan, um das Gepäcke aus Nro. 13 her zu uns des Königs; bei ſeinen Glaubensgenoſſen als ein im Herzen guter Hugenott, deſſen einziger Kummer es ſei, den Katholiken ſpielen zu müſſen, deſſen größte Freude, einem armen Glaubensgenoſſen durchhelfen zu können. Die Anhänglichkeit an das Valeryſche Haus zeigte ſich bei jeder Gelegenheit; und ſo war denn kaum die Heimkehr des Hauptes bekannt geworden, als eine Menge von Beſuchern erſchien, die ſich theilnehmend nach dem Verlaufe der Reiſe und nach den Erlebniſſen des guten Herrn Valery erkundigten. Zuerſt ſtellte ſich Herr Levaillant, reicher Glasfabrikant, Nachbar und Gevatter Valery's, mit ſeiner Ehehälfte ein; ein wohlgenährtes Paar von umfangreichen Dimentionen, auf welche die Noth ihrer Glaubensgenoſſen bis zu dieſer Stunde noch keinen nachtheiligen Einfluß ausgeübt hatte; ferner Frau Blanc, das kleine freundliche Weib eines Weinhändlers, welchen ſie entſchuldigte, und noch Andere. Die näheren Bekannten und Freunde, die verheiratheten Kinder des Hauſes mit Angehörigen wurden eingeladen, das Abendeſſen zu theilen, und ſo fand ſich bald eine ziemlich zahlreiche Tiſchgeſellſchaft zuſammen, welcher der Hausherr mit einiger Weitläufigkeit ſein Zuſammentreffen mit der Fremden, freilich in einer Darſtellung, welche vom wirklichen Verlaufe der Dinge bedeutend abwich, und ſeine weiteren Reiſeabenteuer mit den Räubern erzählte, indem er die Scene mit ſüdlicher Lebhaftigkeit beſchrieb und die Entſchloſſenheit ſeiner Retterin gebührend hervorhob.

„Aber wo iſt ſie, wo iſt meine gute Margot?“

fragte er, nachdem er die Erzählung ſeiner Erlebniſſe beendet.

„Schon habe ich die Kinder ausgeſchickt, ſie zu ſuchen, ſie muß ſogleich erſcheinen", erwiederte ſeine Gattin.

„Wie mein werther Vetter hier, werdet auch ihr erſtaunen, verehrte Freundin", wandte ſich der Hausherr an eine neben ihm und Benoit ſtehende Dame, die einſt von großer Schönheit geweſen ſein mußte und ſich durch elegantere Kleidung und ein gewiſſes vornehmes Weſen vor den anderen Frauen auszeichnete; „wie ein ſo zartes ſchwaches Mädchen, denn das iſt Margot, ſolcher Entſchloſſenheit fähig ſein kann. Sie ſcheint nur geſchaffen, um Jedermann durch Liebreiz für ſich einzunehmen oder zu entwaffnen, wie es ihr denn mit mir und meiner lieben Ulrique ſogleich gelungen iſt, aber ſie hat bewieſen, daß ſie nöthigenfalls auch von Pulver und Blei Anwendung macht, um ſich Geltung zu verſchaffen."

Entſchloſſenheit und Muth ſind Eigenſchaften, die ihrem Beſitzer zu jeder Zeit zu überſchwänglicher Anerkennung verhelfen werden; vereinigt er mit denſelben noch Schönheit und Anmuth, ſo vermehrt dies den natürlichen Antheil der Nebenmenſchen noch mehr; kömmt nun noch überdies der Umſtand hinzu, daß der glückliche Beſitzer ſo beneidenswerther Eigenſchaften dem von Natur ſchwächeren und zaghafteren Geſchlechte angehört, ſo iſt ein ſteter Triumph deſſelben vorausſichtlich und wohl gerechtfertigt. Es war daher begreiflich, daß die Blicke der Geſellſchaft während der lobpreiſenden Erzählung des Hausherrn mit nicht geringer Spannung an der Stubenthüre hafteten, durch welche der erſehnte Gegenſtand der Neugier, Bewunderung und ſicher auch der liebevollen Theilnahme, eintreten mußte.

In Begleitung ihrer beiden kleinen Führerinnen erſchien jetzt die Erwartete. Die anweſenden Gäſte verſtummten und betrachteten mit erſtaunten Blicken die auffallende Erſcheinung. Offenbar waren alle Vorſtellungen übertroffen. Während ſich Valery ſchmunzelnd die Hände rieb und ein zufriedenes Lächeln Frau Ulrique's Geſicht verklärte, die mit den älteren Töchtern den Tiſch ordnete, ließ Margot einen flüchtigen Blick über die anweſende Geſellſchaft gleiten und ſchritt unbefangen auf den Hausherrn und die ihm zunächſt ſtehenden los.

„Mein Kind, ich muß dich mit einigen Freunden unſeres Hauſes perſönlich bekannt machen", nahm dieſer das Wort und faßte die Hand ſeiner Pflegetochter. „Dem Namen nach kennſt du dieſe Dame ſchon, da ich dir unterwegs ſo manches von ihr und ihrem wackern Sohne Theodore erzählt habe. Es iſt Madame Adele St. Julien. Hier mein werther Freund Levaillant und ſeine Frau, hier Madame Blanc, deren wackeren Gemahl du noch kennen lernen wirſt. Ich hoffe, ſie werden dir ihre Freundſchaft nicht verſagen."

„Gewiß nicht", verſetzte Madame St. Julien lebhaft und zog das junge Mädchen an ihre Bruſt, während die Anderen in ſcheuer Verlegenheit ſich verneigten und einige Worte murmelten. „Schon durch die Errettung dieſes Biedermanns“, fuhr jene fort, „habt ihr einen mächtigen Anſpruch an unſere Dankbarkeit und Liebe.“

„O ihr beſchämt mich mit euerem Lobe, Madame“, erwiederte das junge Mädchen. „Verſtand ſich das nicht von ſelbſt? Hat er mich nicht erſt dem Verderben entriſſen?“

„Ja, wohl wiſſen wir es, doch ihr habt glänzend wiedervergolten.“

„Der Herr gab ihr einen Muth wie der kühnen Judith“, nahm der vertriebene Geiſtliche das Wort, „ſo daß ſie ſich nicht entſetzte vor dem Feinde und ſeiner Macht, ſondern ihn ſtürzte.“

„So iſt es ohne Zweifel“, ſagte Herr Valery und nickte überzeugt mit dem Kopfe, „der Herr ſelbſt gab ihr den Muth; doch warum gebraucht ihr das kalte Ihr gegen unſere Tochter, verehrte Freunde? Hat ſie das an uns verdient?“

Auf den Geſichtern Benoit's und der Madame St. Julien ſtieg ein verlegenes Lächeln auf; ſie ſahen ſich einander an, dann ſagte die letztere: „Gott behüte, daß wir die gute Margot kränken ſollten. Aber es liegt in ihrem Weſen etwas, das unſer Gefühl rechtfertigt. Sie ſieht ſo vornehm aus.“

Die Anderen alle nickten beiſtimmend; das war das rechte Wort. Eine flammende Röthe überzog Margot's Wangen; ſie lachte, dann wurde ſie auf einmal ganz ernſthaft und erwiederte: „O ſagt das nicht, Madame;

es thut mir wirklich wehe, obſchon ich weiß, daß es nur Scherz von euch iſt.“

„Beruhige dich, mein Kind“, erwiederte die Dame, „allerdings war es ein Scherz, und ich würde den Ausdruck nicht gebraucht haben, hätte ich gewußt, daß er dir peinlich ſei. Du wirſt meinem Herzen ſehr nahe ſtehen, das ſeit dem Weggange des guten Theodore ſich nach einem neuen Gegenſtand mütterlicher Liebe ſehnt. Du ſollſt die leere Stelle ausfüllen.“

„O wie ſoll ich mich ſo vieler Liebe würdig machen!“ ſtammelte Margot. „Wie ungewohnt bin ich ſolcher Zärtlichkeit!“

Die Worte wurden mit einem ſo rührenden Ausdruck geſprochen, daß ſich die Geſellſchaft lebhaft ergriffen fühlte.

„Hört einmal, Frau Gevatterin“, ſagte Levaillant leiſe zur Hausfrau. „Euer Gemahl hat da ein hübſches Geſchäft gemacht, aber ich denke, vor zehn Jahren noch wäre der Artikel nicht ſo ganz willkommen geweſen. Ha, ha! Was meinſt du, Frau?“

„Hier ſtehen auch noch Leute“, ſagte die Hausmutter zu Margot, „die ſchon lange auf den Augenblick warten, dir ihre herzlichen Gefühle zu erkennen zu geben. Hier mein Aelteſtgeborener André mit ſeinem guten Weibe Suzanne, da mein zweitälteſtes Kind Madeleine mit ihrem Gatten Iſac.“

Schüchtern und mit treuherziger Freude begrüßten die beiden Paare den Ankömmling und ſprachen in einfachen Worten ihren Dank und ihre Freude über des Vaters und Margot's Rettung aus.

„Doch ich ſehe, der Tiſch iſt bereit“, rief Herr Valery. „Nach ſo viel Rührung und Thränen wird uns ein Stück Schinken und ein Glas Wein wohl bekommen.“

Man nahm Platz. Auffällig war es für Margot, daß alle am Tiſche Sitzenden einige Augenblicke ſich regungslos und mit geſenktem Haupte verhielten; ſchnell errieth ſie, daß man bete. Als man eben begonnen hatte zu eſſen, öffnete ſich die Thür und herein hüpfte ein nicht mehr junger kleiner Mann, der mit großer Sorgfalt gekleidet war.

„Das vortreffliche Haupt unſerer Stadt! Unſer würdiger Maire Herr Mercier“, rief Valery, der mit den übrigen Tiſchgenoſſen ſich erhoben hatte und dem Beſuche entgegenging.

„Er ſelbſt — er ſelbſt“, rief das zierliche Männchen ſich verbeugend, „der ſich das Vergnügen — aber meine verehrten Freunde, ihr bringt mich wirklich zur Verzweiflung — ergebenſter Diener, meine Damen — bitte tauſendmal, nehmt euere Plätze ein — beſter Herr Valery, ſetzt euch — Mesdames, thuet mir die einzige Liebe — aber Mademoiſelle, was macht ihr?“ wandte er ſich an Manon, die flink ein Gedeck herbeigebracht, während einer der Söhne vom Hauſe einen Stuhl an den Tiſch gerückt hatte.

„Ihr ſeid ein reizendes ungehorſames Kind, liebe Manon“, ſagte der galante Maire. „Ihr berückſichtigt den Willen euerer Obrigkeit nicht im mindeſten, es bleibt weiter nichts übrig, als euch zu gehorchen.“ Damit nahm er Platz. „Nun, verehrter Freund“, wandte er ſich an den Hausherrn, „die Reiſe iſt euch wohl bekommen, wie ich ſehe. Was giebt's Neues? Habt ihr Se. Majeſtät geſehen? Was ſpricht man von der unvergleichlichen Madame de Maintenon? Erquicket mein mattes Provinzherz mit etwas Intereſſantem aus der Hauptſtadt. Wir ſitzen hier ganz trocken, als gäb' es gar kein Nimes mehr in der Welt.“

„Leider bin ich außer Stande, eueren Wunſch zu befriedigen“, erwiederte der Hausherr dem ungeſtümen Frager. „Ich habe weder das Glück gehabt, den König zu ſehen, noch etwas von Frau von Maintenon zu hören. Doch eine Neuigkeit habe ich mitgebracht, die euch ſicher Vergnügen machen wird.“

„Und die wäre?“ fragte der Maire geſpannt und hob ſein Weinglas.

„Dort kömmt ſie“, entgegnete Herr Valery und wies auf Margot, die ſoeben mit Sare eine neue Tracht Speiſen auftrug.

Der Andere ſetzte das Weinglas vom Munde ab und ſchaute das Mädchen in naiver Verwunderung einige Augenblicke an, ohne ein Wort zu ſagen. Er ſchien ganz erſtarrt. Endlich löſte ſich ſeine Verblüfftheit in den Worten: „Meiner Treu, das iſt eine gute Neuigkeit, die ihr da mitgebracht habt, Herr Valery. Und darf man fragen, verehrter Freund —“

„Ihr ſeht in ihr die hinterlaſſene Waiſe eines von mir geſchätzten Geſchäftsfreundes in Paris; Margot Duclos, der ſie mir ſchon vor längerer Zeit in ſeiner letzten Krankheit teſtamentariſch vermachte. Umſtände indeß verhinderten —“

„Mein ſchönes Kind“, unterbrach ihn der Maire, der die Worte des Hauswirthes gar nicht gehört hatte, mit poſſirlicher Galanterie, indem er aufſtand, „ihr ſeht in mir eueren ergebenſten Diener, Ritter ſagt man, wenn ich nicht irre, in Paris, und nebenbei Maire dieſer guten Stadt.“

„Ich hatte ſchon vorhin die Ehre von euch begrüßt zu werden“, erwiederte Margot mit dem freundlichſten Geſicht; das arme Mädchen hatte Noth, einen Ausbruch des Lachens zu unterdrücken.

„Und ich Unglücklicher habe euch nur einen flüchtigen Blick geſchenkt! Doch ich verdiene Verzeihung, denn wer ſollte nicht geblendet werden, wo ſoviel Schönheit und Jugend verſammelt iſt.“

Dieſe Worte riefen ein heiteres Kichern hervor.

„Herr Maire, ihr werdet uns die Mädchen ganz verderben,“ bemerkte die Hausfrau.

„Geſetzt auch, ich vermöchte das, ſo würde euer gutes Beiſpiel, beſte Frau, Alles wieder gut machen.“

„Ich weiß ſchon, mit euch wird man nicht fertig,“ erwiederte jene, und ein Lächeln überflog ihr ernſtes Geſicht.

„Da ihr eine Pariſerin ſeid,“ wandte ſich der redſelige und neugierige kleine Mann von neuem an Margot, ſo müßt ihr uns von Paris erzählen. O wer die Weltſtadt, den Sitz der Bildung und des feinen Anſtandes mit dem glänzendſten Hofe aller Zeiten nur einmal ſehen könnte! Bitte, erzählt mir! Oft ſchon hat mir mein werther Freund hier berichtet, was er auf ſeinen Beſuchen in der Hauptſtadt geſehen und erlebt hat, aber meine Wißbegier iſt durch ſeine Mittheilungen nur geſteigert worden."

Bei den erſten Worten des Maire hatte eine Wolke Margots freundliche Mienen überflogen, doch genügte ſie dem Wunſche des Neugierigen, durch neue Fragen zu neuen Mittheilungen angeregt.

Während die jungen Mädchen und Frauen ebenfalls begierig Margots Worten lauſchten, nahm der männliche Theil der Geſellſchaft nicht auf gleiche Weiſe Intereſſe an der Unterhaltung. Herr Beneit hatte ein Geſpräch mit ſeiner Nachbarin, der Madame St. Julien angeknüpft; der älteſte Sohn des Hauſes unterhielt ſich mit ſeinem jüngern Bruder und ſeinem Schwager; Job ſaß mit etwas umwölkter Stirn, anſcheinend theilnahmlos, und doch fing er in Wahrheit jedes Wort aus Margots Munde mit entzücktem Ohre auf. Doch warum ſprach ſie gerade zum Maire ſo freundlich? Das war in ſeinen Augen freilich ein wichtiger Mann, aber er hatte das Gefühl, er ſei ihrer Güte viel würdiger, als der kleine läppiſche Stadtregent. Auch Herrn Valery's hatte ſich eine Verſtimmung bemächtigt. Der gute wackere Mann, dem nie vorher ein unwahres Wort im gewöhnlichen Leben entfallen war (ſein gezwungener Uebertritt und was damit zuſammenhing war eine Sache für ſich, in ſeinem Herzen abgebüßt und ausgeglichen) fühlte ſich ſehr unbehaglich, da er ſich genöthigt geſehen hatte, Margots wegen heute ſchon drei oder vier richtige nackte Lügen auszuſprechen. Vergeblich bemühte er ſich einen Vermittlungspunkt aufzufinden und gewann erſt dann Ruhe, als er ſich vorgenommen, ſeinen geiſtlichen Vetter in dieſer Gewiſſensſache zu conſultiren.

Marget gerieth allmälig in jenes vertrauliche Plaudern, welches ihrem Geſchlecht in allen Ständen eigen zu ſein pflegt, und womit es ſich ſelbſt ein ſo beſonderes Genügen gewährt. Sie erzählte vom Könige und ſeiner mächtigen Geliebten, theilte manche intereſſante Anekdote mit, und es währte nicht lange, ſo ſprach ſie allein am Tiſche, da ſie Perſonen und Zuſtände berührte, die allen Anweſenden von höchſtem Intereſſe ſein mußten. Nächſt Herrn Mercier verfolgte Madame St. Julien Margots Erzählungen mit größter Theilnahme, oder vielleicht war die ihrige noch größer, nur weniger auffällig.

„Du ſcheinſt die Verhältniſſe am Hofe und in Paris genau zu kennen, mein Töchterchen,“ ſagte ſie mit abſichtlichem Accent.

„Wundert euch nicht darüber, Madame“, erwiederte Marget nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, der indeſſen von Niemanden bemerkt zu werden ſchien, „mein Vater hatte mit dem Hofe zu thun, da erfährt man vielerlei; ich bin ſelbſt öfter in Verſailles ſchaffen zu laſſen. Es gehört dem Herrn Doktor hier, der bei uns wohnen wird. Die Wirthsrechnung iſt ſchon berichtigt."

„Zu unterthänigſtem Befehl!" grinſte der Buchhalter und griff dienſtfertig nach dem Hute.

„Das kann ich unmöglich zugeben," wandte der Arzt ein; „ich werde meine Sachen ſelbſt beſorgen."

„Du bleibſt hier, lieber Wilhelm!" bat die Kleine; „der Vater bedarf ja deines Beiſtandes noch und ich nicht minder deiner mir ſo theuren Gegenwart. Herr Meyer iſt ja ſo gefällig, wie du ſiehſt, und nimmt mir die Bitte auch gar nicht übel. Gehen Sie nur, Herr Meyer!" So lange der Buchhalter noch im Zimmer war, verzog ſich keine Falte ſeines Geſichts; als er aber die Thüre hinter dem Rücken hatte, blickte er wie ein Baſilisk, und eine Fluth leiſer Flüche rann glühend und ſtill, wie ein Lavaſtrom, über ſeine Lippen.

„Der Menſch iſt gewiß ein Jude," ſagte der Arzt.

„Wenigſtens einer geweſen," verſetzte die Helde, „und wenn das Judenthum, wie man ſagt, nicht ſowohl im Glauben, als vielmehr in Bein und Fleiſch ſteckt, ſo iſt er noch einer. Er iſt ein getaufter Jude."

geweſen und habe Sr. Majeſtät und die Frau von Maintenon geſehen.“

Die Querbemerkung der Frau St. Julien hatte vielleicht Margots Luſt am Erzählen geſtört; ſie hörte auf. Der Maire und Madame St. Julien, die in der Nachbarſchaft wohnte, empfahlen ſich; erſterer in ſchrecklicher Ungewißheit, welcher Schönen in dem befreundeten Hauſe er ſich vorzugsweiſe widmen ſolle. Rebecque, Manon, Sare waren prächtige Mädchen, Kinder der Natur und alte Bekanntſchaften, aber Margot, dieſer pikante Ankömmling, war auf dem beſten Wege, die alten Flammen zu löſchen und einen neuen unvertilgbaren Brand im liebevollen Herzen des Maires anzuzünden.

„Noch nie hab' ich den Maire ſo vergnügt geſehen,“ ſagte Rebecque, als ſie mit den anderen Mädchen ſchlafen ging. „Gewiß, Margot, du haſt's ihm angethan.“

Einige Zeit noch war ein luſtiges Geplauder in den Zimmern, welches die blühenden Töchter des Hauſes einnahmen. Dann verſtummten ſie allmälig, eine um die andere. Margot wollte noch über vieles denken und ſinnen, aber ſie war plötzlich vom Schlummer überwältigt ſie wußte nicht wie. Ein wahrer Gottesfrieden ruhte auf dem Hauſe.

8.

Häusliche Ereigniſſe.

Wie in allen kleinen Städten zu aller Zeit, hatte auch in Alais die Neugierde zahlreiche Altäre (man könnte ſagen, in jedem Hauſe einen), ſtets bereit, Opfer anzunehmen, welche ſich zum Verdruſſe der ſchönen Prieſterinnen nur allzu ſelten finden ließen. Margots Ankunft war eine willkommene Gelegenheit, um den geiſtigen Heißhunger des beliebten Götzen mehrere Wochen zu reizen. In allen Häuſern der höhern Bürgerklaſſen wurde von ihr geſprochen, nachdem ſie von ihren neuen Schweſtern als eine verwaiſte Verwandte aus Paris bei Freunden und Bekannten eingeführt worden war, und überall wurden vertrauliche Seſſionen abgehalten, um über die perſönliche Erſcheinung, den Anzug und das Benehmen des Ankömmlings Urtheile zu fällen. Es bildete ſich hier wie ſtets in ſolchen Fällen eine Art ägyptiſches Todtengericht, nur noch ſchrecklicher als dieß, da es über einen Lebenden abgehalten wurde, welcher den Ausſpruch an ſich empfinden ſollte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß zugeſtanden werden, daß Margot durchaus nicht ſo tadellos aus dieſen Unterſuchungen hervorging, als man bei einem ſo ausnehmend ſchönen, klugen und wackeren Mädchen vielleicht erwarten wird. Nur war es ſonderbar, daß keine ihrer Richterinnen (denn nur von dieſen iſt die Rede, da die Männer alle ſich ganz entzückt über ſie ausſprachen) anzugeben wußte, was an ihr auszuſetzen ſei. Der Einen war Margot zu klug und zu gebildet, eine Andere gab zu, daß ſie recht hübſch, aber auch zu gefallſüchtig ſei, eine Dritte nannte ſie geziert, dieſe fand ſie im Gegentheile zu frei, jene warf ihr vor, daß ſie zu hochmüthig ſei. Alle vereinigten ſich darin, daß Margot in ihrer Erſcheinung und in ihrem Weſen etwas Apartes habe, das von den entzückten Männern nobler Anſtand, von den Weibern Vornehmthuerei genannt wurde. Es war überhaupt nicht unwahrſcheinlich, daß die ſtrenge Kritik der Frauen ihren Grund nur in einer Oppoſition gegen den Enthuſiasmus der Gatten, Söhne und Brüder hatte.

Diejenige, welche ſo viele geläufige Zungen in Bewegung geſetzt hatte, lebte ahnungslos und ruhig im Schoße ihrer neuen Familie. Nach einigen Wochen ſchon war ſie in die Reihe der Glieder völlig eingeordnet, und es war Allen, als ſei das von jeher ſo geweſen. Harmloſe vertrauende Menſchen leben ſich ſo ſchnell in einander. Margot bekam wie die anderen Kinder des Hauſes ihr beſonderes ſtehendes Geſchäft, welches darin beſtand, die ungeheuren Maſſen der Leinenwäſche in Ordnung und Stand zu erhalten, außerdem hatte ſie mit Rebecque, nach Madeleines Verheirathung der älteſten Tochter im Hauſe, einem ſanften beſcheidenen Mädchen von neunzehn Jahren, die ſogenannte Woche, während welcher ſie unter Oberaufſicht der Mutter und mit Beiſtand einer Magd die laufenden Geſchäfte des bedeutenden Haushaltes beſorgen mußte. Nach Verlauf der Woche traten dann Sare und Manon in den Dienſt ein. Oeſters wurde die Bemerkung laut, wie förderlich Margots Anweſenheit für die Hausordnung ſei, welche durch die Verheirathung der älteſten Tochter und durch den Umſtand eine Störung gelitten hatte, daß Jeanette, die fünfte jetzt vierzehnjährige Tochter noch zu jung war, um Madeleinen erſetzen zu können. Margot that ihr Beſtes, um ſich die Zufriedenheit der Familie zu erwerben, und da der gute Wille hauptſächlich zum Gelingen menſchlicher Verrichtungen beiträgt, gelang ihr dieß auch. Sie lernte von Manon, einer tüchtigen Näherin, das Nähen, worin ſie ſich ſchwach fühlte, und lehrte ihr dafür die feine Stickerei, wovon die kleine Provinzialin noch keine Kenntniß hatte.

Herr Valery hatte es ſich ſogleich nach ſeiner Heimkunſt eine angelegentliche Sorge ſein laſſen, dem Mangel an religiöſer Bildung abzuhelfen, welchen er unterwegs bei Margot entdeckt hatte: es koſtete nicht die geringſte Schwierigkeit, dieſen Vorſatz auszuführen, da der wackere Herr Benoit, ſobald es ſeine Geſundheit einigermaßen verſtattete, unaufgefordert ſich der Fortbildung der Töchter des Hauſes, namentlich Manons, welche er vor allen liebte, angenommen hatte; Margot brauchte alſo nur einzutreten. Der ehemalige Geiſtliche war ein viel zu geiſtvoller Mann, als daß er ſich hätte darauf beſchränken ſollen, den Mädchen bloß Glaubensſätze zu lehren. Er wußte wohl, daß die Religion nur die Blüthe des Geiſtes und das höchſte Produkt der Bildung iſt; daß alſo erſt der Geiſt mit Kenntniſſen genährt und eine Bildung erzeugt werden muß, wenn es eine wirkliche Blüthe und nicht eine künſtlich aufgeſetzte, gemalte Blume werden ſoll, welche beim erſten Regenſturm die Farbe läßt und ungeſtalt wird. Er unterrichtete daher mit zweckmäßiger Sichtung des Stoffes ſeine Schülerinnen in den meiſten Fächern des menſchlichen Wiſſens.

Das waren denn Stunden des herrlichſten Genuſſes für den geiſtvollen Lehrer und für die begabten Schülerinnen, von beiden Seiten mit Ungeduld erwartet. Aller ſeiner körperlichen Leiden vergeſſend, ſaß der bleiche Mann im Lehnſtuhle; ſein Auge ſtrahlte, und ein leichtes Roth ſtahl ſich auf ſeine Wangen, während er den aufmerkſam lauſchenden Mädchen von den Wundern der Natur oder von den Begebenheiten der Geſchichte erzählte. Er war ſelig, denn er genoß das höchſte Glück, in Margot eine Seele gefunden zu haben, welche ihm nachfühlte, und einen kühnen Geiſt, der ihn verſtand. Neidlos ſahen die gutmüthigen Töchter des Hauſes, wie weit ihnen ihre neue Schweſter in geiſtiger Beziehung überlegen war, und fanden die Bevorzugung, welche dieſe von Benoit erfuhr, ganz natürlich. Mit frohem Erſtaunen nahmen die Hausgenoſſen wahr, welchen günſtigen Einfluß die Unterrichtsſtunden, ſeitdem Margot Theil nahm, auf die Stimmung des Geiſtlichen ausübten; er zeigte ſich im Kreiſe der Familie heiter und beglückwünſchte oft den Hausherrn, daß er einen ſolchen Schatz von ſeiner Reiſe heimgebracht. Befand er ſich allein auf ſeinem Zimmer, verfiel er jedoch als Beute einer Unruhe und Träumerei, welche dieſem ruhigen und klaren Geiſte ſonſt fremd geweſen waren. Vergrößert wurde dieſelbe noch, da er zu bemerken glaubte, und er beobachtete des Mädchens Thun und Treiben fortwährend ſcharf, daß Margot ebenfalls an einer inneren Gemüthsbewegung zu leiden ſchien; ſie ſeufzte öfters, und ihre trüben Augen verriethen die Spuren von Thränen. Der wackere Geiſtliche erkannte mit Schrecken, daß er auf dem Punkte ſtehe, das Opfer einer Leidenſchaft zu werden, welche für den reifen Mann in ſeinen Verhältniſſen verhängnißvoll ſein mußte. Er, der heimathloſe, flüchtige Prieſter ein junges Mädchen lieben, welches dem Alter nach ſeine Tochter ſein konnte! Er erröthete, und doch durchzitterte bei dem flüchtigen Gedanken ein Entzücken ſein Herz, welches bis jetzt die Liebe zum Weibe nicht gekannt hatte. Und wer war dieſes wunderbare Geſchöpf, welches ihm auf ſeinem rauhen Lebenswege in holdſeliger Anmuth entgegentrat? Ihr Weſen, ihre Erſcheinung, ihre vorzügliche Bildung, welche ſie, wie er bald genug wahrnahm, zu verbergen bemühte und doch ſtets unwillkürlich verrieth, widerſprachen durchaus den Angaben, welche ſie über ihre Herkunft gemacht hatte. Benoit beſchloß ſeinem peinlichen Zuſtande ein Ende zu machen.

Als die Unterrichtsſtunde eines Tags geendigt war, bat er Margot, noch einen Augenblick zu bleiben, da er etwas mit ihr ſprechen wolle. Die beiden anderen Mädchen verließen das Zimmer, und Margot wartete in offenbarer Aufregung, was ihr Lehrer ihr ſagen würde. Dieſer war aufgeſtanden und kramte abgewandten Geſichtes und mit haſtiger zitternder Hand in einigen Büchern und Schreibereien, welche auf einem Seitentiſche lagen. Der arme Mann rang nach Faſſung. Endlich wandte er ſich um, ließ ſich auf einem Stuhle nieder und bat Margot gleichfalls Platz zu nehmen.

„Mein gutes Kind,“ ſagte er leiſe zu ihr, faßte ihre Hand und ſah ſie mit einem Blicke an, in welchem ſich die Neigung eines edeln Herzens ausſprach, „du ſiehſt einen wahren Freund in mir, der mit dem tiefſten Schmerze bemerkt, daß eine Laſt auf deiner Seele ruht. Schenke mir dein Vertrauen; gern will ich ſie mit dir theilen. Was quält und drückt dich? Es iſt ja der ſchöne Beruf eines Dieners der Religion, Troſt und Linderung zu ſpenden Jedem, welcher deſſen bedürftig iſt.“

Margot begann heftig zu weinen. „Ihr ſollt erfahren, was mich quält, mein würdiger Freund. Schon längſt hab' ich euch mein Herz eröffnen wollen, und nur die Furcht ſchloß mir wieder den Mund. Ich bin nicht diejenige, für die man mich im Hauſe hält; ich habe euch Alle hintergangen, aber ich ſchwöre es euch mit dem heiligſten Eide zu, ich bin unſchuldig an dieſem Betruge.“ Eine Thränenfluth erſtickte ihre Stimme.

Benoit lächelte, aber es lag etwas Schmerzliches in dieſem Lächeln. „Wohl hab' ich es gleich erkannt, daß du keine Bürgerstochter von Paris ſeieſt, mein Kind, ſondern einem höheren Stande angehöreſt. Mein Blick iſt in dieſer Beziehung geſchärft worden; ich habe viele Jahre als Lehrer in Familien von hohem Range gelebt und kenne die Art der Hochgeſtellten. Ein Bürgerlicher kann ſich unter günſtigen Umſtänden wohl das vornehme Weſen aneignen und es mit der Zeit dahin bringen, die Leute über ſeine Abkunft zu täuſchen, nie oder höchſt ſelten wird die Sache umgekehrt gelingen. Und nun, meine Tochter, willſt du mir dein Herz nicht ganz eröffnen?“

„Jetzt nicht, jetzt nicht,“ erwiederte Margot in ſchmerzlicher Erregtheit. „Laßt mich erſt die Faſſung erringen, die mir in dieſem Augenblick abgeht! Dieſen Abend oder morgen früh ſollt ihr Alles erfahren, mein väterlicher Freund. Ihr habt recht; ich war eine von den Hochgeſtellten, doch ich bin herabgeſtiegen von der Höhe, wo die Luft eiſig weht und die Herzen erſtarrt. Ich mußte fort, ſonſt wäre auch ich verkommen wie die Anderen, deren Seelen die Hofluft vergiftet hat. Hier in dieſer Niedrigkeit athme ich wieder auf, ich erwarme wieder an Menſchenherzen und ich fühle mit Entzücken mein eigenes wieder ſchlagen. Hier will ich bleiben und leben, ich mag nie auf jene Höhe zurückkehren. Aber werdet ihr mich auch nicht verrathen? Sonſt möchte ich leicht mit dem feurigen Schwerte aus meinem Paradieſe vertrieben werden.“

Der Geiſtliche ſah das Mädchen, während es dieſe Worte ſprach, mit einem traurigen Blicke an und ſagte dann: „Ihr erlaubt mir, mein Fräulein, daß ich das vertrauliche Du ferner gebrauche, welches die Verhält-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03683/020

niſſe einmal mit ſich gebracht haben. Spreche ich doch auch zu euch mit der Liebe eines Vaters, eines bürgerlichen Vaters zu ſeiner Tochter.“

Ein bittender Blick Margots ließ ihn fortfahren.

„Ich kenne die Leiden und Trangſale nicht, welche du, mein liebes Kind, im Hauſe deiner Eltern erfahren haſt; aber ich muß ſie mir wohl unerträglich vorſtellen, da ein ſo entſchloſſenes und kluges Mädchen kein anderes Mittel fand, ihnen zu entgehen, als die Flucht. Solche Verhältniſſe, ſo entſetzlich ſie ſind, kommen wohl in allen Ständen vor. Aber meine liebe Tochter, du verräthſt einen Gedanken, vor deſſen Ausführung ich dich freundlich, aber entſchieden warnen muß. Du ſagſt, du wollteſt nie auf jene Höhe zurückkehren und dein Leben in dieſer Niedrigkeit zubringen. Haſt du auch recht bedacht, was es heißen will, aus ſeinen Verhältniſſen ganz herauszutreten? Sie ſind nicht wie ein Kleid, welches man ſo leichthin wechſeln kann; ſie gleichen mehr der Haut auf unſerem Leibe und ſind mit unſerer Perſon dicht verwachſen. Ein Wechſel geht da nicht ohne tiefe Wunden und heftiges Weh vor ſich. Du nennſt den Aufenthalt in dieſem Hauſe ein Paradies und, mit deinem früheren Wohnorte verglichen, mag er unendliche Vorzüge haben. Es leben gute wackere Leute hier, aber ein Paradies — giebt es nirgends; es hat ſeine Exiſtenz nur in der menſchlichen Einbildung. Wähnen wir auch einmal das Thal des Friedens erreicht zu haben, ach! nur zu bald wird es durch unſere eigene oder Anderer Thorheit und Leidenſchaft-

„Seine Phyſiognomie und das ewige Lächeln ſeines altteſtamentariſchen Geſichts weiſſagen nichts Gutes. Es gefällt mir nicht.“

„Mir auch nicht,“ lachte Mary: „aber er iſt des Vaters rechte Hand und hat bei demſelben einen großen Stein im Brete. Wer ſeinen lieben Herrn Meyer beleidigt, greift ihm an's Leben. So lang ich mich beſinnen kann, iſt er im Hauſe und ich habe mich an ihn gewöhnt. Als die Mutter noch lebte, habe ich den Vater oft zu ihr ſagen hören, daß Herr Meyer ihm unentbehrlich ſey; deßhalb muß man ſchon etwas auf ihn halten.“

Nach einer Viertelſtunde erwachte der Vater neu geſtärkt. Sein Auge ruhte mit Verwunderung auf dem jungen Mann und im Tone des Unwillens fragte er die Tochter nur halb leiſe: „Wer iſt der Herr? Was will er?“

„I Papachen,“ rief Mary, „es iſt ja der Vetter Wilhelm aus Breslau. Er iſt Ihnen aus dem Geſichte gewachſen, wie mir; ich kannte ihn auch nicht gleich.“

Des Alten Geſicht erheiterte ſich. Er reichte dem jungen Manne die Hand und ſagte mit einem Anhauch väterlicher Milde: „Sey willkommen, Neffe.

lichkeit zur dornigen ſteinigen Wüſte. Wird es hier anders ſein? Nur zu früh wird dir die Leidenſchaft aufdringlich entgegentreten, und die Thorheit dir dein Paradies verleiden; ja die Gemeinheit wird dir um ſo widerwärtiger erſcheinen, da ſie der Hülle der Zierlichkeit und Anmuth entbehrt, an welche dein Auge von Jugend an gewöhnt iſt."

„O gewiß nicht, mein theurer Lehrer," betheuerte Margot eifrig. „Kann es in der Welt etwas Abſcheulicheres geben als jene Niedrigkeit der Seele, welche ſich unter den Formen des feinen Anſtandes, der edeln Sitte, der Ritterlichkeit und Religion, ja der engſten Familienbande zu verſtecken ſucht? Tritt die Verworfenheit den Menſchen in ihrer ſcheuſeligen Nacktheit an, ſo wird ſein Gefühl empört, ſchleicht ſie ſich unter glatten gleißenden Formen an ihn heran, ſo wird ſein Herz vergiftet und ſein Verſtand berückt, ehe er es merkt. Ach, ich kenne ſie ja, dieſe übertünchten Gräber! und ich kann nicht wieder zu ihnen zurückkehren."

Benoit erwiederte nichts; auch er mochte ſeine Erfahrungen in dieſer Beziehung gemacht haben. Nach einer Pauſe fragte er in ruhigem Tone: „Du biſt natürlich eine Katholikin, meine Tochter?"

Margot ſah ihn mit einem flehenden Blicke an und hauchte ein leiſes „Ja."

„Der Aufenthalt in dieſem Hauſe wird dir auf jeden Fall von Nutzen ſein, mein liebes Kind," fuhr der Geiſtliche fort. „Deßhalb bleibe, aber — ich wiederhole meine Warnung dringend — erhalte dir die

Möglichkeit des Rücktrittes. Dich unglücklich zu wiſſen, was im entgegengeſetzten Falle nothwendig folgen müßte, würde auch mich elend machen. Um hier zu bleiben, iſt es denn freilich erforderlich, dein Incognito beizubehalten, denn, wie du richtig vermutheſt: ein Lüften des Schleiers würde die ſchönen Verhältniſſe in der Familie gänzlich ſtören; es wäre ein ſchrecklicher Schlag für meine Verwandte, in ihrer lieben Margot die katholiſche Tochter eines vornehmen Hauſes zu erkennen. Ich ſelbſt werde das Geheimniß aufs ſtrengſte bewahren. Aber, meine Theure,“ fuhr der Geiſtliche zögernd fort; „auch unſer gegenſeitiges Verhältniß wird ſich der Natur der Dinge gemäß ändern müſſen. Die Hugenottin durfte ich in unſerer Religion unterrichten; der Katholikin dieß zu thun, verbieten mein Gewiſſen und die ſtrengen Befehle des Königs.“

Aus Margots Wangen war alles Blut gewichen, und ſie ſaß einige Augenblicke wie vernichtet. „Wie!“ ſtammelte ſie endlich. „Ihr wollt mir die Pforte der Wahrheit grauſam verſchließen, nachdem ich das innere Heiligthum kaum mit einem Blicke geſehen habe? Ach, habt Erbarmen mit mir, ich beſchwöre euch bei Gott und allen Heiligen!“

Benoit lächelte ſchwach über dieſe unproteſtantiſche Form der Bitte und faßte dann zärtlich die Hand des Mädchens. „Armes Kind!“ ſagte er gerührt. „Du dauerſt mich tief in der Seele.“

„Könnt ihr nicht gegen euer Gewiſſen,“ fuhr Margot eifrig bittend fort; „dann laßt mich wenigſtens zugegen ſein, wenn ihr die Töchter des Hauſes unterrichtet. Ich kann euere Unterweiſung nicht miſſen."

„Wohl," erwiederte Benoit; ſo ſei es, und du magſt thun wie der Apoſtel räth: prüfet Alles und das Beſte behaltet. Doch nun, mein Kind, gehe hinab. Dein Geheimniß ruht ſtill in dieſer Bruſt; wahre auch du es und ſei meiner Worte wohl eingedenk! Und wenn du dich gefaßt und geſammelt haſt, mir dein böſes Schickſal vor Augen zu legen, dann komm' und gieße deinen Schmerz in meine Bruſt aus. Es iſt die Bruſt deines treueſten Freundes."

Mit leichtem Herzen verließ das ſchöne Kind das Zimmer, nachdem ſie noch einmal ihren heißen Dank ausgeſprochen und die ausführliche Mittheilung für den nächſten Tag zugeſagt hatte. Benoit ſah ihr gedankenvoll nach; eine tiefe Trauer überſchattete allmälig ſein edles bleiches Geſicht, und ein ſchwerer Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner männlichen Bruſt.

Wiederum waren Briefe von Theodore eingelaufen, welche eine allgemeine herzliche Freude im Hauſe des Fabrikanten hervorriefen. Er gefiel ſich ſehr in ſeiner Stellung, welche eine recht angenehme Geſtaltung annahm und ihm, wenn auch keine bedeutende Einahmen, doch Ehre und Anſehen genug gab. Das Lebensſchifflein des jungen Mannes ſchien im Begriff, einen recht ſtolzen Lauf zu unternehmen. Er theilte gleich zu Anfang des Schreibens an ſeine Mutter mit, daß er dem

Könige vorgeſtellt und von demſelben mit überraſchender Huld empfangen worden ſei. Der Souverän hatte ſich mit großer Theilnahme nach der Mutter des jungen Offiziers erkundigt und überhaupt ein wohlwollendes Intereſſe an der kleinen Familie St. Julien zu erkennen gegeben. Da dieſer Umſtand in den Brief an Valery's nicht ſo weitläufig beſprochen war, ſo brachte Madame St. Julien eines Nachmittages (es war der folgende Tag nach dem Einlaufen der Briefe) den ihrigen mit, um Frau Ulriquen die wichtige Begebenheit nach der ausführlichen Berichterſtattung mitzutheilen.

Die menſchliche Erfahrung kennt kein heiligeres und reineres Gefühl als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde und ihre Freude an deſſen Glück und Wohlergehen. Solche Empfindungen heiligen aber auch das Herz des Weibes und machen es mild und demüthig. Aber, leider war dieß keineswegs in dem gewünſchten Maße bei Madame St. Julien der Fall. Ihre Freude hatte einen ſtolzen hoffährtigen Anſtrich und ein triumphirendes Lächeln ſpielte um ihren Mund, befriedigte Eitelkeit blitzte aus ihrem Auge, als ſie die Stelle des Briefes verlas, wo der gnädigen Erkundigung des Königs nach ihr Erwähnung geſchah. Frau Ulrique ſowohl wie Margot, welche der Vorleſung beiwohnte, fanden mit feinem Sinn den faulen Fleck am Mutterherzen der Madame St. Julien heraus, und beſonders die erſtere fühlte ſich verſtimmt. Eine Stelle des Briefes hatte die gute Dame beim lauten Vorleſen übergangen, nicht etwa weil ſie dieſelbe für zu unwichtig hielt. Im Gegentheile war ſie dadurch ſehr unangenehm berührt worden, Theodore nämlich ſchrieb: bei ſeinem guten Glücke hoffe er in wenigen Jahren im Stande zu ſein, den Lieblingswunſch ſeines Lebens, Manon heimzuführen, erfüllen zu können. Welchen fatalen Strich dieſe Neigung ihres Sohnes durch die Rechnung der Dame zu machen drohte, läßt ſich denken.

„O ich wußte es wohl!“ ſagte ſie mit einem triumphirenden ſtolzen Blick den Brief zuſammenfaltend, „der König konnte meinen Sohn nicht verlaſſen. Er hat uns die alte Huld bewahrt, und durch ſeine Gnade wird der Glanz unſeres Hauſes neu erſtehen. Ach, Theodore! wenn er nur nicht thöricht ſein und die Anſtrengungen des Glückes zu unſerem Emporkommen durch eine kindiſche Schwäche ſeines Herzens vereiteln wollte! Was können ihm Kindereien helfen, welche ſeinen künftigen Verhältniſſen durchaus unangemeſſen ſind! Denn jedenfalls iſt er zu großen Dingen beſtimmt, und es wird dann die Sorge des Königs ſein, ſeiner Stellung durch die Verbindung mit einer hohen Familie noch mehr Glanz und Feſtigkeit zu geben. Aber ich kann dieſe Faſeleien nicht ferner leiden; ich bin ſeit lange zu nachſichtig geweſen und werde Theodore ernſtlich veranlaſſen, ſein Glück nicht durch ſentimentale Schwärmereien ſelbſt zu verſcherzen. Mein Gott, du weißt es, wie ſehnſüchtig ich ſelbſt des Augenblicks harre, der mich aus der langen Dunkelheit und Erniedrigung erlöſt!“

Frau Ulrique hatte dieſe Rede mit dem tiefſten

Unwillen angehört, welchen zu verbergen ſie ſich nicht die mindeſte Mühe gab. „Ihr ſprecht da ſonderbare Dinge,“ ſagte ſie mit gereizter Stimme. „Ihr wünſchet und wollet darauf hinarbeiten, daß euer Sohn lieblos unſerer Zuneigung gegen ihn vergeſſe? Ich muß euch zu meinem Bedauern ſagen, daß ich das gar nicht ſchön finde. Wir Alle haben uns herzlich gefreut, daß Gott ihn zu Freude und Wohlergehen geführt hat und haben ihm inbrünſtig dafür gedankt. Euch aber ſcheint die Gnade Gottes, welche dem guten Theodore zu Theil geworden iſt, ſtolz und hoffährtig zu machen. Die lange Prüfungszeit, welche euch der Herr nach dem Tode eueres Gatten aufgelegt hat, ſcheint euern Sinn nicht mit Demuth erfüllt zu haben. Euer Herz ſtrebt wieder nach dem eiteln Glanz, ſobald nur ein Schimmer des Glückes euer Auge berührt hat, und ſchnell iſt aus euerm Herzen die Erinnerung an alle Freundſchaft verwiſcht, die ihr zur Zeit des Unglücks erfahren habt. Schämt ihr euch unſer? Sehet zu, ob ihr in euerer Hoheit ſolche Freunde findet, als die wir uns gezeigt haben.“

So wohl am Platze eine Zurechtweiſung geweſen wäre, ſo war doch dieſe zu derb, um Madame St. Julien zur Einſicht ihres Fehlers zu bringen. Tief beleidigt erhob ſie ſich, lispelte einen Abſchiedsgruß und entfernte ſich. Frau Ulrique war ſelbſt viel zu aufgeregt, um ſie mit einem freundlichen Worte zurückzuhalten. Die gute Frau hatte die verblümten Anſpielungen ihrer Hausfreundin gar nicht verſtanden und deren Worten eine ſo allgemeine Beziehung auf das Verhältniß Theodore's zu ihrer Familie gegeben, wie ſie Madame St. Julien durchaus nicht genommen haben wollte. Dieſe hatte ihres Sohnes Liebe zu Manon gemeint, in der falſchen Vorausſetzung, daß dieſelbe bei deren Mutter heimliche Hegung und Begünſtigung finde; Frau Ulrique, die in dem Benehmen Theodore's gegen ihre Tochter nichts ſah als Freundſchaft von der Kinderzeit her und brüderliche Zuneigung, mußte die Anſpielungen ihrer Freundin nothwendig auf alle Glieder des Hauſes beziehen. Margot, welche den wahren Sachverhalt kannte, denn Manon hatte ſie bereits in das Geheimniß ihres jungen Herzens eingeweiht, fühlte ſich nicht berufen, das Mißverſtändniß zu löſen, aber es überkam ſie eine Bangigkeit um die erſte Liebe ihrer ſchönen Schweſter.

„So ſind dieſe vornehmen Leute“, ſagte Frau Ulrique, ihrer zürnenden Freundin einen nicht ſehr freundlichen Blick nachſendend. „Da hat die Frau nun zwanzig Jahre, wie es ſchien, in Demuth und Stille dahin gelebt und ihr Unglück betrauert. Aber der Funke des Hochmuths hat immer unter der Aſche geglimmt; jetzt, da kaum ein günſtiges Windchen ſich erhoben hat, bricht er in heller Flamme aus und wir — ſind ihr nicht mehr gut genug. Ja, ich traue ihr ſogar zu, daß ſie um den Preis einer glänzenden Stellung ihren Glauben, den ſie zeither nur zum Schein aufgegeben hat, gänzlich ableugnet nach dem Beiſpiel der Frau von Maintenon. Art läßt nicht von Art.“

Margot ſagte einige Worte, um die aufgeregte Frau zu begütigen und um Madame St. Julien in einem weniger ſchuldigen Lichte erſcheinen zu laſſen, als Ulrique ſie ſah. Es gelang ihr dieſer löbliche Vorſatz um ſo mehr, da die Hausfrau zu fühlen anfing, daß ſie ſelbſt von ihrer gerechten Erbitterung ſich zu weit hatte fortreißen laſſen.

„Aber ſage mir doch, Mutter", forſchte Margot, „wer iſt denn eigentlich dieſe Madame St. Julien? Ihre Aeußerungen über ehemaligen Glanz und einſtige Hoheit ſind mir aufgefallen. Sie muß doch von ſehr vornehmer Herkunft ſein."

„Das iſt ſie auch; ſie ſtammt aus einer adeligen Familie im Fürſtenthume Oranien, Namens Chateauneuf und iſt an einen Offizier verheirathet geweſen, der jung geſtorben und ſie als Witwe mit einem kleinen Sohne hinterlaſſen hat. Sie iſt von Nimes, wohin ſie ſich nach dem Tode ihres Gemahls begeben und wo ſie einen Verwandten hatte, hierher gezogen. Sie bezieht eine Penſion, welche der Vater in Paris für ſie erhebt. Das iſt Alles, was ich dir über ihre Vergangenheit ſagen kann. Sie iſt von jeher ſehr zurückhaltend in dieſer Beziehung geweſen, ſo vertraut und freund wir auch ſonſt im Laufe der Jahre geworden ſind. Es iſt auch möglich, daß ſie nichts beſonders Wichtiges aus ihrem Leben zu erzählen weiß. Aus einzelnen Aeußerungen habe ich entnommen, daß ſie eine glänzende Jugend gehabt und in großartigeren Verhältniſſen gelebt haben muß, als dies allerdings ſeit langen Jahren der Fall iſt. Aber guter Gott, das Glück des Lebens beruht ja nicht auf eitlem Schimmer, das ſollte die gute

Frau bedenken. Ich ſollte meinen, die glücklichſte Zeit ihres Lebens habe ſie hier zugebracht. Noch fällt mir ein, daß ſie einen jüngeren Bruder hat, welcher Schiffskapitain des Königs iſt. Er pflegt ſie in längeren Zwiſchenräumen zu beſuchen, und ſie erwartet ihn, wie ſie mir neulich ſagte, ſchon ſeit einiger Zeit. Er ſollte ſchon vor Theodore's Abreiſe eintreffen und dieſen nach Paris geleiten. Da er nicht eintraf, hat der Vater ihren Sohn dorthin gebracht.“

Die drei Töchter des Hauſes machten durch ihren Eintritt in's Zimmer der Unterhaltung ein Ende.

„Wir ſprechen eben darüber“, ſagte Rebecque, „was nur Job hat. Er iſt ganz aus ſeiner Art geſchlagen und begeht die ſonderbarſten Streiche. Ich muſterte eben die Ställe, um nachzuſehen, ob die Thiere ordentlich abgewartet ſeien; da höre ich Job's Liebling, das ſchöne Bläßchen, kläglich brüllen. Neugierig, was dem Thiere fehlen möge, welches Job ſtets ſelbſt abgewartet hat, trete ich herzu und ſehe, daß es keinen Halmen Heu zu freſſen hat und ganz kraftlos vom Faſten iſt. Zum erſten Male gab ich ihm Futter, und das arme, von ſeinem Herrn ſo arg vernachläſſigte Thier, bezeigte ſeine Dankbarkeit deutlich genug.“

„Der arme Job muß recht krank ſein“, nahm nun Manon das Wort. „Alles, was ihm lieb und theuer war, vernachläſſigt er. Seine beiden Nachtigallen liegen todt im Käfig, beinah ſcheint es mir, als wären ſie vor Hunger umgekommen. Was ſollte den guten Thierchen, die noch geſtern auf's ſchönſte ſangen, ſo plötzlich angekommen ſein?"

„Hat er die Vöglein verhungern laſſen", fuhr Sare in des Bruders Sündenbericht fort, „ſo hat er ſeine herrlichen Blumen verdurſten laſſen. Ich war eben im Garten, um nach unſerem Gemüſe zu ſehen, da führte mich der Zufall an Job's Beeten vorüber. Ach, da ſah es betrübt und traurig aus! Die Blumen hatten ihre Häupter geneigt und waren welk; es kam mir vor, als ſähe ich lauter kleine Leichen. Der Anblick hat mir recht leid gethan."

Mittlerweile war auch der Hausherr mit den übrigen Gliedern der Familie eingetreten, denn die Zeit der Nachmittagsmahlzeit war gekommen. Er hatte Sare's Worte gehört und ſagte nun: „Job muß krank ſein, obgleich er es auf meine beſorgte Anfrage entſchieden in Abrede geſtellt hat. Er iſt bei der Arbeit zerſtreut und unaufmerkſam, vergißt, was man ihm einen Augenblick vorher geſagt hat und bereitet mir, der ich gewohnt bin, mich ganz auf ihn zu verlaſſen, nur Verlegenheit. Jetzt, wo die Arbeit ſo ſehr drängt, kömmt mir das ſehr ungelegen. Was fangen wir an, liebes Weib? ich weiß mir gar keinen Rath in der Noth."

Frau Ulrique war durch dieſe Mittheilungen, welche ihr von den verſchiedenſten Seiten über Job's ſonderbares Benehmen zukamen, ſehr beſtürzt. Ihr ſelbſt war es ſchon ſeit mehreren Tagen aufgefallen, wie ſchweigſam und ſcheu ihr Sohn ſich benahm, wie er öfters im Hauſe deiner Väter! Ich freue mich, daß du da biſt. Haſt ausſtudirt; was Tüchtiges gelernt? He? Soll mir lieb, ſehr lieb ſeyn."

„Ich dächte, Papachen, Sie hatten eine Probe ſeiner Kunſt an ſich ſelbſt erfahren," ſagte Mary zutraulich. „Wenn Sie ſonſt von dem abſcheulichen Stickhuſten befallen wurden, dann hielt er ein, zwei Tage, ja wohl noch länger an und wollte nicht weichen, noch wanken, Trotz der Angriffe unſers Herrn Medizinalraths Berger; und jetzt haben Sie kaum ein Paar Tropfen von Wilhelm eingenommen, ſo ſind Sie wieder munter und geſund."

„Alſo die Arznei haſt du mir verſchrieben?" ſchmunzelte der Alte. „Ei, ei, das läßt ſich hören! Die Tropfen haben mir ſehr wohl gethan. Ja, wenn du mich ganz von dem Übel befreien könnteſt! Das wäre doch eines hübſchen Dankes werth."

„Ich hoff' es," verſetzte der Arzt.

„Du gefällſt mir," fuhr der Banquier fort, „biſt ein bildhübſcher Junge geworden, und, wenn's inwendig ſo gut ausſieht wie auswendig, ſo werden wir gewiß gute Freunde. Doch, ſage mir, was macht dein Vater, der Trotzkopf? Hab' in acht Jahren nichts von ihm geſehn und gehört; hätte meiohne eine denkbare Urſache erröthete und durchaus nicht die frühere Zutraulichkeit gegen Eltern und Geſchwiſter bewies. Sie hatte ſich ſchon darüber ihre Gedanken gemacht, war aber damit noch zu keinem rechten Erfolge gekommen.

„Wo iſt Job?“ fragte ſie; „ich will mit ihm reden; ich denke, er wird ſeiner Mutter vertrauen und mir ſein Herz öffnen. Einer von euch, Pierre oder Zacharie, mag hinaus zu Pauletten gehen und ſie erſuchen, noch dieſen Abend zu uns zu kommen. Ihr Rath und ihre Erfahrung haben uns oft ſchon gute Dienſte geleiſtet.“

„Job iſt auf ſeine Kammer gegangen“, ſagte Zacharie; „ich ſoll ihn beim Eſſen entſchuldigen.“

„Job ißt gar nicht mehr“, bemerkte die jüngſte Tochter Marie; „ich begreife gar nicht, wie er das aushalten kann; ich habe immer Hunger.“

„Es fiel mir ſchon geſtern auf,“ wandte ſich Pierre an Manon und Margot, „daß Job ſo wenig Freude über den Empfang des Briefes von Theodore äußerte. Wie glücklich fühlte er ſich, als ihm der Vater den erſten Brief übergab!“

„Vorhin bin ich recht erſchrocken“, flüſterte Manon in Margots Ohr. „Ich kam eben die Treppe herab, als Madame St. Julien mit einem ganz rothen Kopfe aus dem Zimmer hier ſchritt. Ich rief ihr einen Gruß zu, aber ſie dankte mir gar nicht und warf mir einen recht bitterböſen Blick zu, wie ich ihn von der guten Frau nie erwartet hätte. Was iſt denn vorgefallen?

warſt du nicht im Zimmer, während ſie die Mutter beſuchte? was kann ſie bewegen, ſo unfreundlich gegen mich zu ſein, die ich ihr nicht das mindeſte zu Leide gethan habe?“

Herr Valery ſaß in der Zahlſtube über ſeinen Büchern, als er durch den Eintritt des Maires in ſeiner Beſchäftigung unterbrochen wurde. Der Anblick des Beſuchers war ganz geeignet, den Fabrikanten in einige Verwunderung zu ſetzen. Herr Mercier war offenbar im höchſten Staate. Ein fein betreßtes Hütlein ſaß zierlich und keck auf ſeinem runden Kopfe; ſeinen Leib ſchmückte eine weiße, buntgeblümte Atlasweſte, aus welcher vorne eine Fluth von Spitzen hervorquoll; über die Weſte ſchmiegte ſich der kurze Rock nach dem neueſten Muſter; an ein köſtliches Sammtbeinkleid ſchloſſen ſich ſeidne Strümpfe, welche die ſtattlichen Waden des Oberhauptes der getreuen Stadt Alais in vortheilhaftem Lichte ſehen ließen. In der Rechten hielt der angeputzte Mann einen duftenden Strauß von Orangen-, Granat- und anderen Blüthen. Dazu das feiſte, runde, lachende Geſicht des Mannes, auf welchem ein Ausdruck unendlich komiſcher Feierlichkeit und ſchmachtender Liebesſehnſucht lag. Wie ein Blitz durchfuhr Herrn Valery ein Gedanke, der ſicher richtig war: daß der Maire auf Freiersfüßen wandle.

„Werthgeſchätzter Freund,“ begann dieſer ſeine Anrede und pflanzte ſich in ſeiner ganzen Größe, die allerdings ein ſehr beſcheidenes Mittelmaß nicht überſchritt, vor den Hausherrn, deſſen Mienen ſchnell die für den Moment paſſende Feierlichkeit angenommen hatten. „Seit vielen Jahren ſchon beſteht trotz früherer Verſchiedenheit im Glauben eine genaue und herzliche Verbindung zwiſchen unſern Familien, welche immer zu den erſten dieſer Stadt gehört haben. Ihr ſeid ſchon ein Freund meines Vaters geweſen und ſeid auch der meinige geworden. Da iſt denn unter dem Beiſtand des Himmels der gute Gedanke in mir erwacht, meinem Junggeſellenſtande zu entſagen, ein Weib zu nehmen und die Freundſchaft unſerer Familien noch enger zu ſchließen, indem ich es mir aus euerm Hauſe hole."

Mit gefalteten Händen den Blick zu Boden gerichtet, hatte Valery dieſe Eingangsrede angehört, welche er mit einem wiederholten bekräftigenden Kopfnicken begleitete. Jetzt ſah er den zierlichen Freiersmann, welcher Athem ſchöpfend einen Augenblick inne hielt, mit einem wohlwollenden Blick an, um ihn zu ermuthigen, nunmehr auf die Sache ſelbſt oder vielmehr auf die betreffende Perſon einzugehen. In der That war der Fabrikant geſpannt, zu erfahren, welcher von ſeinen Töchtern es gelungen ſei, das flatterhafte Schmetterlingsherz des Maires, welches ſo lange in ſeinem Hauſe umhergegaukelt, einzufangen.

„Da iſt denn nun, nachdem ich viele Nächte im Gebete zur heiligen Jungfrau um Erleuchtung gerungen, meine Wahl auf euere holdſelige Nichte **Margot Duclos** gefallen. —"

„Margot Duclos!“ rief Valery in unverhehltem Erſtaunen, denn er hätte eher des Himmels Einfall erwartet, als gerade ihren Namen zu hören.

„Ja, ſie iſt es, für die mein Herz ſchlägt,“ beſtätigte der Maire mit gerührtem Tone.

„Hm, hm,“ ſagte Valery und rieb ſich in großer Verlegenheit die Hände. „Ich muß euch offen bekennen, daß mich euer Antrag ungemein überraſcht hat. Es dürften ſich da einige Erörterungen nöthig machen, damit ihr nicht Täuſchungen in gewiſſer Beziehung unterliegt. Hm, hm! Ihr müßt wiſſen, daß ich Margot große Verbindlichkeiten ſchulde, ungemein große, und ich habe ſie dafür in meine Familie aufgenommen. Aber Vermögen hat ſie nicht.“

„So! kein Vermögen?“ fragte der Maire gedehnt und kleinlaut und zog ſein rundes Geſichtchen etwas in die Länge.

„Es iſt meine Schuldigkeit, euch das zu ſagen, damit ihr keinen Mißgriff thut. Ihr ſeid alſo vorher gewiſſenhaft berichtet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn Margot heirathet, ich ſie nicht wie eine Bettlerin aus meinem Hauſe laſſe. Dieſe Schande werde ich ihr und mir ſelbſt niemals anthun, aber Vermögen kann ich ihr natürlich nicht mitgeben, denn ſie hat keins.“

„Aber ſie iſt doch von gutem Herkommen?“ fragte der Maire.

„Gewiß, gewiß,“ verſetzte Valery in immer ſteigender Verlegenheit; „ihr Vater war ein bedeutender Kaufmann, mit welchem ich ſchöne Geſchäfte gemacht habe, ein Modewaarenhändler — hm, hm! — aber, verſteht ihr, der Mann hatte Unglück — es ging ſchief, die vornehmen Leute, wie er ſie zu Kunden hatte, vergeſſen häufig das Bezahlen; das iſt in großen Städten ſo — meine Frau weiß die Geſchichte ganz genau — ſie ſoll ſie euch erzählen. —“ Und äußerſt hurtig war er zur Thüre hinaus, um die gewöhnliche Retterin aus ſeinen Nöthen zur Hülfe zu rufen.

„Kein Vermögen!“ ſagte Herr Mercier, als er ſich in der Zahlſtube allein ſah, ſpreizte die Beine und ſteckte die Hände in ſeine Hoſentaſchen, nachdem er den Bräutigamsſtrauß auf den Tiſch gelegt. „Kein Vermögen! wie iſt es möglich, daß ein ſo ſchönes, gutes, kluges Mädchen kein Vermögen hat? Aber was fang' ich nun an? Zurücktreten —! Ach Margot, reizender Engel von Paris, hätteſt du doch nur zehntauſend Livres! und wenn es fünftauſend wären; ich wollte ſogar mit zweitauſenden zufrieden ſein, aber gar nichts iſt freilich zu wenig. Dich fahren laſſen, holdes Kind, iſt auch ein ſchrecklicher Gedanke. Hm, hm! ich habe genug, mehr als genug, um hier die meinem Stande angemeſſene Rolle zu ſpielen. Es wäre auch nicht übel, großmüthig zu ſein und ein armes Mädchen zu heirathen. In unſern Gedichten kömmt es oft vor, daß ein Prinz eine Schäferin von der Wieſe weg heirathet. — Hab' ich doch in meinem an Margot gerichteten Gedichte auch ſo etwas Schwärmeriſches geſagt.“ Er zog einen Bogen Papier aus der Taſche und ſah die Schrift darauf mit triumphirender Miene an. „Hier hab' ich ſie immer meine Königin genannt. Das iſt ſie nun freilich nicht, da ſie kein Vermögen hat. — Gott und ihr Heiligen alle, helft mir! Was thu' ich? heirathe ich Rebecque oder Sare oder Manon oder Margot? In ſolcher Noth hat ſich noch kein Mann auf Freiersfüßen befunden. — Es kann ſo übel auch nicht ſein, wenn die Frau gar nichts eingebracht hat; ſie fügt ſich mehr, iſt geſchmeidiger und gehorſamer. Eine reiche tritt gleich anders auf, ſie ſtellt ſich dem Gemahl gleich, macht Anſprüche, beruft ſich auf ihre Mitgift, während jene immer ſanft iſt und für Alles danken muß."

Der Maire überließ ſich von neuem ſeinem ſtillen Erwägen. Plötzlich rief er mit einem ſchlauen vor Freude ſtrahlenden Geſicht: „Kein Vermögen! Alter Fuchs, beinah' hätteſt du mich überliſtet! Wie verlegen er war! Ueberraſcht von meinem Antrage! Er hatte erwartet, ich werde um eines ſeiner Gänschen anhalten, und den Goldfaſan hätte er für einen ſeiner Rüpel von Jungen gerupft. Halt, guter Timothée! Hier ſind noch Leute, die den Kopf auf dem rechten Flecke ſitzen haben. Ha, ha, ha! Wie er mich herumbringen wollte! er wußte gar nicht, was er ſagen ſollte. Aber wo bleibt denn der alte Schleicher? er wird mir doch nicht etwa gar den Braten vor der Naſe wegſchnappen."

Beunruhigt von dieſem Gedanken, raffte Herr Mercier Strauß, Gedicht, Hut und Stock an und verließ die Zahlſtube. Auf dem Vorſaale lauſchte er, ob er nicht die Stimme Margots vernehme, aber er hörte in der Wohnſtube nur das laute Lachen der beiden jüngſten Mädchen. Ein unbeſtimmter Drang trieb ihn an, den Garten aufzuſuchen, ob er vielleicht dort den Gegenſtand ſeines Verlangens ſinde. Vorſichtig ging er in den Hof und ſchlich ſich, da er auf demſelben zwei der Töchter des Hauſes ſtehen ſah, welche ihm zum Glück den Rücken zuwandten, wie ein Dieb durch die Thür, welche zum Garten führte. Er athmete auf, als er ſich aus dem nächſten Bereiche der muthwilligen Kinder ſah, welche ihm in ſeinen lobenswerthen Abſichten ſehr hinderlich ſein konnten, und erſtieg die Terraſſen, ſorgſam nach Marget umherſpähend. Endlich ſah er ſie ganz oben auf einer Bank ſitzen. Sie hatte, wie es ſchien, einen Brief in der Hand und las. Geduckt und mit der äußerſten Behutſamkeit näherte er ſich bis auf wenige Schritte ihrem Ruheplatze. Hier ſtand ein dichter, ziemlich hoher Buſch, der ſeinem ferneren Heranſchleichen zwar ein Ziel ſetzte, aber ihm auch einen trefflichen Beobachtungspunkt abgab. Er bog mit der Hand einen Zweig weg, welcher ihm die Ausſicht auf die Bank verdeckte, und ſeine trunkenen Blicke ruhten nun auf dem reizenden Mädchen, das ſich unbemerkt glaubend in einer bequemen anmuthigen Stellung auf der Bank ſaß und dergeſtalt doppelt ſchön war. Das Leſen des Schreibens ſchien ſie in Aufregung zu ſetzen, und es kam dem Maire vor, als mache ſie eine Bewegung, um ſich die Augen zu trocknen; dann blickte ſie wieder gedankenvoll nach der gegenüber liegenden Anhöhe, von welcher ſich die Straße von Norden herabſchlängelte.

Der Maire wagte hinter ſeinem Buſche kaum zu athmen. „Zum Henker!“ dachte er. „Das iſt immer eine verdächtige Sache, wenn junge Mädchen über Briefen weinen und ſo ſehnſüchtige Blicke über die Berge werfen. Sie wird doch nicht einen Geliebten in Paris haben, nach dem ſie ausſchaut? Aber dann hätte mir doch der Alte etwas geſagt — wenn er es nämlich ſelbſt weiß. Bah! der Brief kann auch von einem Bruder, einer Mutter oder Freundin ſein, wenn es überhaupt einer iſt.“

Plötzlich zerbrach der Zweig, welchen der Maire im Eifer der Beobachtung zu ſtark gebogen hatte. Auf das Geräuſch hin barg Margot das Schreiben in ihrem Buſen, ſprang auf und eilte auf den Buſch zu. Zu ihrer Ueberraſchung ſah ſie den Maire hinter demſelben knieen. Zum Tode erſchrocken über die unerwartete Störung ſeines Schaugenuſſes, hielt er die gefalteten Hände flehend empor.

„Ach der Herr Maire!“ ſagte das Mädchen munter. „Ihr befindet euch wohl hinter dem Buſche in Berufsgeſchäften als Sicherheitsbeamter? Was gibt es denn hier zu vigiliren?“

Keines Wortes mächtig, warf der Maire der, wie er meinte, erzürnten Schönen einen Erbarmen heiſchenden Blick zu. Zugleich griff er in die Taſche und überreichte ihr einen gefalteten Bogen Papier.

„Ein Polizeirapport?“ fragte Margot muthwillig. „Aber erhebt euch doch, Herr Maire. Warum dieſe unbequeme Stellung, welche euerm glänzenden Anzuge nur Nachtheil bringen kann? — Wie Verſe?! Ihr ſeid alſo auch ſelbſt Poet, nicht bloß ein Freund der Literatur, als welchen ich euch bis jetzt nur kannte. Laßt ſehn! — Herz — Schmerz — Gluth — Wuth — Ah, eine Liebeserklärung! Das iſt zu nett. Aber ihr ſeht für einen Dichter viel zu ſolid aus, Herr Mercier. Ich bitte, erhebt euch doch! Und ihr wollt haben, daß ich euch mein Urtheil über die Verſe ſage? Sie ſind ganz niedlich, darf ich euch ohne Schmeichelei geſtehen, und werden nicht verfehlen, jedes weibliche Herz, welches von euerer Liebenswürdigkeit ſchon vorher gerührt worden iſt, vollends zu gewinnen. Darf man wiſſen, für wen dieſes Papier beſtimmt iſt?"

„Für wen anders als für euch, reizende Margot?" ſtotterte der kleine Dichter.

„Für mich?" fragte das Mädchen in luſtigem Erſtaunen und maß darauf den Maire mit einem etwas hochmüthigen Blicke von oben bis unten. „Wißt ihr, was ihr ſeid, Herr Maire?" fuhr ſie dann wieder munter fort. „Ein Verräther, ein arger Verräther. Erſt habt ihr meinen drei Schweſtern, einer nach der anderen, den Kopf verrückt, daß die armen Dinger vor Gram und Liebesſchmerz ſterben wollen; und nun gedenkt ihr mir daſſelbe Schickſal zu bereiten. Aber ich werde ſie herbeirufen, damit ſie euch auf der That ertappen und für euere Treuloſigkeit züchtigen."

Geſchmeichelt durch dieſe Mittheilung und ängſtlich, das ſchöne Zuſammentreffen geſtört zu ſehen, machte der Maire eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich ſchwöre euch bei Gott und allen Heiligen im Himmel,“ ſagte er mit komiſcher Feierlichkeit; „ich bin unſchuldig an dem Unglücke. Was kann ich dazu, wenn ſich die Mädchen in mich verliebt haben? Es iſt das nicht der erſte Fall, ich verſichere es euch bei meiner Ehre, daß hübſche Kinder ohne mein geringſtes Zuthun ſich etwas in den Kopf geſetzt haben. Nein, liebenswürdige Margot, mein Herz gehört euch allein, und die Verſe, die ihr ſo hübſch gefunden habt, ſind nur ein ſchwacher Widerſchein der Flammen, welche in meinem Inneren brennen.“

„Ein ſehr feuriger Vergleich; er will mit der ruhigen Beſcheidenheit, die ihr ſo eben bewieſen, gar nicht harmoniren. Aber, Herr Maire, ihr ſagt, euer Herz gehöre mir. Das iſt ein gefährliches Beſitzthum, von welchem ich nicht die leiſeſte Ahnung hatte. Bedenkt, was ſoll aus mir werden, wenn alle die Schönen, die an euch ihr Herz verloren haben, auf mich einſtürmen und von mir das euere verlangen!“

„O gebt euch nicht unnützen Beſorgniſſen hin! Hier liege ich zu euern Füßen, euch Herz und Hand anbietend,“ rief der Maire aus, welchem bei dem bisherigen Tone der Unterhaltung etwas unbehaglich wurde. „Doch wie iſt's mit euerm Herzchen? — iſt es noch frei? — darf ich hoffen, der glückſeligſte Maire im ganzen Königreiche zu werden? Ich ſah euch vorhin in einem Briefe leſen —.“

„Ah, ihr habt gelauſcht,“ erwiederte Margot ernſthaft, denn ſie fühlte, daß des Scherzes nun genug ſei, nen Beſuch wohl erwiedern können, aber ich kenn' ihn. Da denkt er gleich, er müſſe etwas von mir annehmen, einen Biſſen Brot von mir eſſen."

„Er erfreut ſich immer noch des beſten Wohlſeyns," verſetzte der junge Mann, „und ſchickt Ihnen hier dieſen Brief."

Bei'm Anblick des Briefes fuhr der Banquier aus dem Armſtuhl hoch empor. „Ein Brief!" rief er, „Himmel, was fällt mir ein! Es iſt ja heute Poſttag, und ich bin um zwei Stunden gekommen. Es war aber auch ſehr albern von dir, Wilhelm, an einem Poſttage zu kommen. Nun geh' nur, gehe nur mit Mary. Schwätzt, erzählt euch, eßt, trinkt zuſammen, nur laßt mich jetzt in Ruhe und Frieden; ich habe bis um ſechs Uhr noch Geſchäfte. Aber wo iſt denn Herr Meyer? Iſt er toll geworden, an einem Poſttage davon zu gehen?" Damit ſchob er das junge Pärchen zur Thür hinaus; und beide waren das Alleinſeyn recht wohl zufrieden. Und als Herr Meyer, kochend von Gift und Galle, wieder in die Comptoirſtube trat, erhielt er noch einen rechten Wiſcher vom Prinzipal, daß er an einem Poſttage und noch dazu, da alle Geſchäfte auf ihm gelegen, die thörichte Bitte eines einfälti-

und daß der Maire bei allem Komiſchen, was er hatte, ein achtbarer Mann ſei und auf ſeine Anfrage eine geziemende Antwort beanſpruchen könne. „Beruhigt euch, der Brief iſt von meinem Bruder und von ihm höre ich nie ohne Bewegung, da ich ihn ſehr liebe. Ihr fragt, ob mein Herz noch frei ſei? Das iſt eine leichte Frage, die ſich ſchwer beantworten läßt. Ich weiß es nicht. Es kömmt auch nichts darauf an, da ich euern Antrag, Herr Maire, ſo ehrenvoll und ſchmeichelhaft er für ein junges Mädchen iſt, nicht annehmen kann und darf.“

Das Geſicht des Maires dehnte ſich jetzt zu einer Länge aus, welche man ihm in der That nicht zugetraut hätte. „Ihr wollt mich nicht? Iſt mir der Fuchs vielleicht doch zuvorgekommen?“

„Ich verſteh' euch nicht, Herr Maire.“

„Hat vielleicht der alte Herr Valery über eine gewiſſe Sache mit euch geſprochen, bevor ich in den Garten kam?“

„Welche Sache? Ich habe meinen Papa Valery ſeit Mittag nicht geſehen.“

„Hm, alſo das war es nicht,“ murmelte Herr Mercier. „Begreife es, wer kann! — Aber warum weiſt ihr dieſes für euch glühende Herz zurück, grauſame Margot?“ wandte er ſich in kläglichem Tone wieder an das Mädchen.

„Ein Mann wie ihr iſt wohl berechtigt, nach den Gründen einer ſolchen Weigerung zu fragen; aber ich bitte euch dringend, erlaßt mir die Antwort.“

„Tigerherz! Unbegreifliche Sphynx! So eben ſagte mir Herr Valery, daß ihr vermögenslos wäret und —"

„So iſt es, mein Vater hat die Wahrheit geſagt. Ich ſtehe allein in der Welt und habe nichts, was ich mein nennen könnte."

„In der That?" erwiederte der Maire, auf den dieſe Worte einen tiefen Eindruck machten. „Und dennoch weiſt ihr einen Mann zurück, der ſich zu den beſten Partien zählen kann und —" hier ließ er einen ſelbſtgefälligen Blick an ſich heruntergleiten — „gerade nicht zu den unſchönen gehört, der auf viele Herzen ſchon Eindruck gemacht hat, wie euch ſelbſt bekannt iſt, der euch außer ſeinem Herzen ſeine Weinberge, Gärten, Aecker und Wieſen zu Füßen legt, der euch nicht nur zu einer der reichſten, ſondern auch zur vornehmſten Frau in Alais machen will. O wie glücklich würde eine Andere an euerer Stelle ſein! Margot, ſchönſte Margot, laßt euch bewegen! kann nichts Eindruck auf euch machen?"

Eine Zornesröthe ſtieg bei dieſer eindringlichen Mahnung in Margots Geſicht; doch ſie faßte ſich und erwiederte ruhig: „Ihr ſetzt mir hart zu, Herr Maire; und doch muß ich bei meiner vorhinnigen Antwort bleiben. Glaubt mir, ich bin durchdrungen von der Ehre, welche ihr mir zugedacht habt. Aber ihr wißt ſicher aus euerer eigenen Lebenserfahrung, daß oft Verhältniſſe den Lauf des Menſchen gegen ſeinen Willen beſtimmen."

„Brecht dieſe Verhältniſſe, welche euch hindern, dem Zuge eueres Herzens zu folgen," rief der Maire, welcher aus dieſen Worten friſche Hoffnung ſchöpfte.

„Wir ſind nicht Herren der Verhältniſſe," erwiederte Margot trübe lächelnd; „ſondern ſie meiſtern uns. Mich wirbelt das Schickſal vielleicht ebenſo plötzlich wieder hinweg aus dieſem ſchönen Lande, als es mich hergeführt hat. Ich weiß es nicht. Aber ich muß bereit ſein und darf nicht Bande ſchließen, welche dann zu löſen ſchwer und ſchmerzlich ſein würde. Aber was auch komme, und wie unſere Looſe fallen, erhaltet mir euere Freundſchaft, Herr Maire. Euere Liebe wendet einer Würdigeren zu; es gibt ſo viel ſchöne, reiche Mädchen hier, welche es ſich, wie ihr ſelbſt vorhin richtig bemerktet, zum größten Glücke anrechnen werden, in euern Weinbergen und Gärten als Gebieterin zu walten. Warum wollt ihr ſie alle der Armen, Fremden, Unbekannten nachſetzen?"

Wenn der gute Maire hätte die Frage beantworten können! Obgleich er jetzt überzeugt war, daß der alte Valery ihm in Bezug auf Margots äußere Verhältniſſe die Wahrheit geſagt hatte, ſo war der Liebesflamme in ſeinem Inneren doch durch dieſe Mittheilung kein Abbruch geſchehen. Im Gegentheil war der Zauber, unter welchem er lag, durch die gehabte Unterredung noch ſtärker geworden. Das nachdenkliche, etwas trübe Weſen, welches Margot nach der vorherigen ſchalkhaften Munterkeit zeigte, hatte einen unwiderſtehlichen Eindruck auf ihn gemacht; und man konnte ihn in der That nicht ganz mit Unrecht einem Maikäfer vergleichen, der mit einem Faden am Beine gern von dannen fliegen möchte, und ſich beſtändig wieder durch eine unwiderſtehliche, für ihn unbegreifliche Gewalt zurückgezogen fühlt. Nach einer feierlichen Verſicherung, daß er die Hoffnung, Margots Bedenken zu überwinden, keineswegs aufgebe, entfernte er ſich, verfolgt von einem ſchalkhaften Blick des Mädchens, welchen er freilich nicht gewahrte. Gewiß würde ihn derſelbe im entgegengeſetzten Falle etwas irre gemacht haben.

9.

Ein Brief Margots.

„Dein Brief, mein geliebter Bruder, iſt glücklich in meine Hände gekommen, und ich erſehe daraus mit Freuden, daß auch dir die geheimnißvolle Depeſche, die ich an dich abſandte, und worin ich dir meine Schickſale ſeit unſerer Trennung und die Menſchen, bei denen ich jetzt lebe, ſchilderte, ungefährdet erhalten haſt. Durch das Handlungshaus Champollion und Compagnie in Paris, welches mit Herrn Timothée Valery in enger Handelsverbindung ſteht, kannſt du auch ferner deine Briefe unter der dir angegebenen Adreſſe meiner Amme Margot Duclos an mich gelangen laſſen; es vergeht kein Monat, wo nicht gegenſeitige Correſpondenz ſtattfindet. Nur ſchreibe ſtets italieniſch und nenne keine Namen, wenn es nicht unumgänglich nothwendig iſt.

Der Brief, welchen ich von dir erhielt, hatte Aufmerkſamkeit erregt. Es war ein Glück, daß du deinen Namen nicht vollſtändig unterzeichnet hatteſt. Die kleine Manon ſetzte mir mit Neckereien und Schmeicheleien ſo lange zu, bis ich, um kein Mißtrauen zu erwecken, ihr ſagte, der Brief ſei von meinem Bruder, Clerc bei einem Advokaten, und ihr das Schreiben ſelbſt gab, deſſen Sprache ſie nicht verſtand. Ich überſetzte ihr Einiges.

Die Amme ſoll jeden Monat zweimal bei Champollion nach Briefen an ſie fragen, die ich für meine Tante und Pathe ausgegeben habe, um den mit meinem jetzigen ganz gleichen Namen zu erklären. Auf dieſe Weiſe bleiben wir in Verbindung mit einander, ohne daß unſere Eltern etwas von meiner Exiſtenz ahnen. Das war mir in deinem Briefe eine tröſtliche Nachricht, daß ſie mich für todt halten. Aber bitter iſt es doch, recht bitter, daß ſie keinen Tag, keine Stunde um mich getrauert haben. Das hätteſt du mir nicht ſchreiben ſollen, Roger! Es hat mir wie ein eiskalter Waſſerſturz den letzten Funken kindlicher Liebe in der Bruſt erſtickt. Nun iſt's aus, für ewig aus zwiſchen ihnen und mir. Ich bin für die Frau, welche mich geboren hat, eine Todte; ſie iſt für mich eine Fremde. Ich weiß nur wie aus Zufall, daß in Paris eine Frau Marquiſe von D. lebt und daß ich ſie einmal als die Frau, die mich unter dem Herzen getragen, gekannt habe; übrigens geht ſie mich nichts weiter an; jedes Band iſt zwiſchen uns zerriſſen. So wird durch Unnatur, Lüge, Verkehrtheit, vornehme Erbärmlichkeit das

Heiligſte auf Erden vernichtet. Großer Gott! Eine Mutter treibt durch widerſinnige Strenge und unnatürliche Gleichgiltigkeit ihre einzige Tochter zur Verzweiflung! Die Unglückliche giebt ſich in der Blüte der Jugend den Tod, und das rührt die entſetzliche Frau nicht. Es geht alles ſeinen nüchternen Gang, als wäre nichts vorgefallen. Sie läßt ſich nach wie vor ihre eiskalte Bruſt von der Zofe mit den koſtbarſten Brüſſeler Spitzen behängen, ihr ſtolzes Haupt vom Friſeur toupiren, kniet dann mit Anſtand am Betpult nieder und ſagt die beſtimmte Anzahl Paternoſter her, die ihr der gefällige Abbé aufgegeben, nimmt dann den Morgenbeſuch vom jungen Marquis, dem geliebten Sohne, an, läßt ihm ſeine Poſituren machen, wie einen abgerichteten Pudel, ſagt ihm ein paar ſüße Worte, küßt ihn auf die duftende Stirn und fährt mit ihm zur Meſſe. Zurückgekehrt empfängt ſie den Beſuch des Herrn Marquis, von dem die Welt weiß, daß er ihr Gatte iſt. Sie ſagt ihm, wo ſie heute die Predigt hören wird, welch ein Abbé oder Pater von der Geſellſchaft Jeſu heute bei ihnen ſpeiſen wird, daß ſie der Vesper in Verſailles beiwohnen wird. Sie erzählt mit einem ſtolzen Anflug von Freude, daß Frau von Maintenon den Einband ihres Gebetbuches gelobt, und der Pater la Chaiſſe ihren regelmäßigen Kirchenbeſuch beim Könige gerühmt habe. Der Marquis empfiehlt ſich wieder, entzückt von der Frömmigkeit ſeiner Gemahlin. Kein Wort von dem unglücklichen Mädchen, daß ſich, wie ſie nicht anders wiſſen, geſtern oder vorgeſtern ins Waſſer geſtürzt, nach deſſen Leiche man vergeblich geforſcht, und dieſer Marquis iſt der Vater, dieſe Marquiſe die Mutter jener Armen. Man vermißt ſie nicht, man weiht ihrem Andenken keine Thräne, man fürchtet nicht an ihr eine Sünde begangen zu haben. Der galante Abbé Roux, der mir immer mit ſeinen widerwärtigen Liebkoſungen läſtig fiel, ſtellt ſich jeden Tag um zwölf Uhr ein, die Frau Marquiſe verſchließt ſich gewohnter Maßen eine Stunde mit ihm in ihr Boudoir; er hat nichts an ihr zu tröſten. Sie bedarf des Troſtes nicht. Der Abbé kommt ja mit ihr zu beten. O das Herz in der Bruſt möchte mir zerſpringen vor Wehmuth und zwar jetzt erſt, nachdem ich ſchon drei Monate von all den Gräueln entfernt bin! denn jetzt erſt bin ich ganz geſchickt geworden, edle Liebe, wahre Tugend, ächte Frömmigkeit kennen zu lernen. So lange ich im elterlichen Hauſe war, hielt ich dieſe höchſten und reichſten Geſchenke des Himmels für ſchöne Märchen, erfunden, unſchuldige Gemüther zu täuſchen. Ich ſah ſie ja täglich nur als Lockbeeren, um Andere zu fangen und niedrige Zwecke zu erreichen, oder als ſchöne Hüllen gebraucht, um unter ihrem Deckmantel jede gemeine Leidenſchaft frech walten und ſchalten zu laſſen. In der erſten Zeit meines Aufenthaltes unter einfachen, wahren Menſchen wurde es mir ſchwer, an ihre reine uneigennützige Tugend zu glauben, aber jetzt weiß ich, daß es noch Tugend gibt auf Erden, und daß Gott noch in den Herzen ſeiner Menſchen wohnt, wenn auch nicht in Paris und Verſailles. — Ja, Roger, preiſe mich glücklich! Ich bin aus dem kalten verpeſteten Bereiche liebeloſer Heuchelei wie durch einen Zauberſchlag in die herzenswarmen wonnigen Gefilde frommer Liebe verſetzt worden; ich habe Vater und Mutter gefunden, herzige, treffliche Menſchen, voll reinſter Seelenunſchuld, voll Güte, Menſchenliebe, Glaube, Vertrauen. In dem einfachen Hauſe, deſſen Glied ich jetzt bin, blüht jede Tugend und trägt reichliche Frucht. In meinem erſten Briefe konnte ich dir nur meine Rettung umſtändlich beſchreiben, ich war noch zu voll von den vielen empfangenen, mir ganz neuen Eindrücken, und noch nicht zu der Ruhe gekommen, die nöthig iſt, alle Gegenſtände richtig zu beurtheilen. Nun habe ich ein Vorurtheil um das andere abgelegt, ich bin ein umgewandelter Menſch und kann mich in den irdiſchen Himmel finden, in welchen mich mein gutes Geſchick verſetzt hat. — Ja ich bin ganz verwandelt, und um dir das zu beweiſen, um auch jetzt ſo aufrichtig gegen dich zu ſein, wie ich es immer war, muß ich dir Geſtändniſſe machen, die dich in Erſtaunen ſetzen werden. Aber ich kann und werde dir das nicht übel nehmen; denn du lebſt ja noch in jenen künſtlichen, unnatürlichen Verhältniſſen der vornehmen Welt und kannſt, obgleich das bravſte Herz, den einfachen ſtillen Frieden, der mich umwaltet, nicht recht beurtheilen. Weiß ich doch, wie ſchwer es mir wurde, und ich lebte ſchon darin. Wie ich dir bereits verſichert, ich habe mich für ewig von der vornehmen Welt losgeſagt und auf Stand und Geburt ſtillſchweigend verzichtet; ich habe die prunkvollen falſchen Götter abgeſchworen, welche in jenen Kreiſen, in die mich meine Geburt geworfen, angebetet werden, denen man dort ſtündlich lügneriſche und ſchwelgeriſche Opfer bringt, und habe mich dafür dem keuſchen Dienſte einfacher Hausgötter zugewendet. Hier umgeben mich liebende Eltern, zärtliche Geſchwiſter, treue redliche Freunde. Die fünf Jahre, welche ich zu Paris im elterlichen Hauſe verlebt habe — kann man aber ſolch eine gedankenloſe eitle Exiſtenz wirklich Leben nennen, an welcher weder Kopf noch Herz irgend einen Antheil haben? — das Alles liegt wie ein dumpfer verworrener Traum hinter mir, und ich kann mich oft nur mit Mühe überreden, daß mein jetziger Zuſtand nicht eine ununterbrochene Fortſetzung der Jugendglückſeligkeit iſt, die wir in der Bretagne auf unſerem Familiengute genoſſen. Dank ſei der Mutter, die uns beide von ihrem gefühlloſen Herzen verſtieß und uns ſo die Glückſeligkeit wahrer Mutterliebe durch die gute Claire zu koſten Gelegenheit gab! Wie lebhaft tritt nicht in dem Augenblicke, da ich wieder in ähnlichen Verhältniſſen bin, das Glück jener Zeiten vor meine Seele! Wie tobten wir mit den Kindern des Pächters in Ställen, Scheunen und auf Wieſen wild umher, wie oft ſtrichen wir, die Flinte im Arme, durch die Forſte, während unſere Bonne ihr Gebetbuch durchbuchſtabirte! Wie manchen luſtigen, ja wilden Streich führten wir aus! Wie geſagt, mein jetziges Leben iſt die naturgemäße Fortſetzung des damaligen. Wie ich dort ſpielte, ſo arbeite ich hier; an die Stelle wilder Luſt iſt harmloſer heiterer Scherz getreten, ſo weit ihn eben die Verhältniſſe erlauben. Ich komme auf dieſen Punkt zurück. Ich kann dir unmöglich beſchreiben, welches Vergnügen ich empfand, da ich vor einiger Zeit Schwielen in meinen Händen wahrnahm. Sie erſchienen mir wie eine Berechtigung meiner Exiſtenz auf der Welt. Vor einem halben Jahre noch würde ich über ihr Erſcheinen in Verzweiflung gerathen ſein. Aber Schwielen in den Händen und Ruhe des Herzens ſcheinen im Wechſelverhältniß zu ſtehen. Oft wenn ich mit dem Beſen bewaffnet, ein Zimmer reinige, muß ich mich ſelbſt fragen: biſt du dieſelbe Perſon, die im vorigen Winter noch auf den langweiligen, prunkenden Hoffeſten zu Verſailles glänzte, und welche man glücklich pries, wenn ihr Frau von Maintenon mit dem Fächer ein Zeichen des Beifalls zuwinkte? Du, mein theurer Roger, biſt das einzige Band, das mich noch mit jener Welt zuſammenhält; du aber gehörſt mir mehr an als ihr. Ich wollte, ich könnte dich zu mir herüberziehen in mein ſtilles Paradies, wo der Menſch gilt, was er werth iſt. Aber du biſt ein Mann, du kannſt und wirſt handeln. Daß dich die Peſt der Lüge und des Laſters nicht anſtecke, dafür bürgt mir die moraliſche Empörung, mit der du ſtets das Unweſen unſeres elterlichen Hauſes betrachteteſt, und der Haß, mit welchem unſere Mutter dich ebenſo verfolgt wie mich ſonſt. Doch nach dieſer Vorrede zur eigentlichen Geſchichte meiner gänzlichen Verwandlung!

Als ich zum rechten Selbſtbewußtſein meiner glückgen Kindes erfüllt und nicht den Diener Henry geſchickt hätte, der zu dieſer Verrichtung tauglicher geweſen wäre, als er. Der junge Chriſt nahm den Verweis mit gewohnter Freundlichkeit hin und machte eine Fauſt in der Taſche.

Bei'm Thee.

Die Poſt war fort und Herr Tyll May ſaß in behaglicher Ruhe auf dem Sopha, neben ihm ſeines Bruders Sohn, vor beiden der blanke Theetiſch, mit Kannen, Taſſen, Wärmemaſchine, und brennenden Kerzen auf hohen ſilbernen Leuchtern, und Onkel und Neffe ſchmauchten aus koſtbaren Meerſchaumköpfen das wohlduftendſte virginiſche Blatt. Mary ſervirte mit leuchtenden Augen den Thee und ihre feurigen Blicke ſuchten und fanden gar zu oft die des allerliebſten Vetters. Dieſer hatte, während der umſtändlichen Unterhaltung des Oheims, Muße genug, denſelben von Kopf bis zu Fuß zu betrachten und ſeine anthropologiſchen Studien in Anwendung zu bringen, die ihm denn auch Gelegenheit genug gaben, ſich über Manches an und in dem Bruder lichen Lage kam, und das war nach Abſendung meines erſten Briefs an dich erſt der Fall, ſchmerzte mich eins ſehr, nämlich, daß ich meinem guten herzigen Vater Valery in Bezug auf meine Verhältniſſe nicht die lauterſte Wahrheit geſagt hatte. Ich habe dir in meinem vorigen Briefe umſtändlich erzählt, wie der treffliche Mann, ohne daß ich ihm Veranlaſſung dazu gegeben hatte, mich für eine Hugenottin hielt und ſich ſelbſt mir als ein heimliches Glied dieſer verfolgten Glaubenspartei zu erkennen gab, und wie ich ſchwach genug war, ihn in dieſem Wahne zu laſſen und darin zu beſtätigen. Er war ſo glückſelig darin, und es that mir ſo wehe, ihn herauszureißen. Eben ſo bedenklich war's, ihn mit meinen bürgerlichen Verhältniſſen bekannt zu machen. Seine Furcht vor den Machthabern war ſo groß, daß er vor dem Gedanken zitterte, ich könne verfolgt, erkannt und er in mein Verderben mit hineingezogen werden. Er beruhigte ſich erſt vollkommen, als ich mich für das Kind bemittelter hugenottiſcher Bürgersleute ausgab, nach deren Tode mich reiche katholiſche Verwandte hätten zwingen wollen, katholiſch zu werden und in's Kloſter zu gehen. Er geſtand mir ſpäter ſelbſt, daß mein Thun und Weſen ihm die Ahnung erweckt haben, ich gehöre den höheren Ständen an, und daß dieſer Gedanke ihm große Angſt verurſacht. Du ſiehſt eine einzige Unwahrheit, die noch dazu in der beſten Meinung geſagt wurde, hat ſowohl mich als auch dieſe achtungswerthen Leute mit einer Kette von Verwickelungen und Verlegenheiten umringt. Um meine Gegenwart in ſeinem Hauſe zu rechtfertigen, hat Herr Valery zu allerhand Märchen und Erfindungen ſeine Zuflucht nehmen müſſen, und das ſchmerzt mich doppelt, weil ich merke, wie ſauer ihm das wird. Ich ſelbſt muß beſtändig auf der Hut ſein, um mich nicht zu verrathen. Madame St. Julien, die Mutter des jungen Gardeoffiziers, welchen ich deiner Beachtung empfahl, und eine Dame, über deren Verhältniſſe ich nicht im Klaren bin, hat mich ſchon oft durch ihre Fragen in Noth gebracht. Sie ſcheint Connexionen am Hofe zu haben, da ſie Kenntniſſe der Verhältniſſe verräth, und ich hege in Bezug auf ſie Vermuthungen, die ich dir ſpäter mittheilen werde, ſobald ſie Wahrſcheinlichkeit gewinnen.

Auf der Reiſe hierher tröſtete ich mich immer, es werde ſich ſchon eine ſchickliche Gelegenheit darbieten, die Wahrheit zu bekennen; aber nachdem ich hier als Glied in dieſem ehrlichen Hauſe aufgenommen war, überzeugte ich mich bald, daß ein Bekennen der Wahrheit den Frieden deſſelben für immer zerſtören würde. Sie ſcheuen ſich vor jedem Katholiken, den ſie nicht durch jahrelange Bekanntſchaft als tolerant erprobt haben, und betrachten ihn als ihren natürlichen Feind; und wahrlich dieſe friedlichen harmloſen Kinder der Natur, die kein Thier betrüben, geſchweige einen Menſchen, haben ihres einfachen, wahren chriſtlichen Glaubens wegen Haß, Verfolgung, Mord und jede ſcheußliche Unbill von Katholiken zu erfahren, daß man es ihnen nicht verargen kann, wenn ſie jeden Anhänger der päpſtlichen Satzungen für ein Kind der Hölle und einen Genoſſen des Teufels halten. O welche Dinge habe ich erfahren! Die gute Frau Ulrique, die ein ſchmerzliches Vergnügen daran zu finden ſcheint, das Märtyrerthum ihrer Glaubensgenoſſen zu rühmen, an welchen ſie nicht hat Theil nehmen können, hat mir Mittheilungen über die von den uniformirten Bekehrern verübten Grauſamkeiten gemacht, bei denen ich im wahren Sinne des Worts vor Entſetzen erſtarrte. Du kannſt dir außer augenblicklicher Ermordung (und ein ſchneller Tod würde eine Wohlthat geweſen ſein) keine Beſchimpfung grauſam, keine Marter raffinirt genug denken, welche dieſe frommen und friedlichen Leute, die beſten Bürger des Staates, nicht haben erdulden müſſen. Und nun halte die heuchleriſchen, lügenvollen Berichte des Marſchalls Noailles über ſein Apoſtelgeſchäft in dieſer Landſchaft dagegen, mit denen man ſich am Hofe ſo bereitwillig täuſchen ließ. Da hatten die „verblendeten“ Hugenotten nur auf den Wunſch des Königs gewartet, um ſogleich aus voller Ueberzeugung katholiſch zu werden, die verirrten Lämmer hatten kaum den ſanften Ruf des Hirten vernommen, als ſie ohne Anwendung von Gewalt wieder in die gemeinſame Hürde zurückkehrten. Abſcheuliche ſchurkiſche Verdrehung der Wahrheit! Die Soldaten haben ärger gewüthet wie in Feindes Land, denn hier galt es ja, Ketzer im eigenen Lande auszurotten, wer von den Verfolgten fliehen konnte, floh ins Ausland, Tauſende bargen ſich in den Wäldern vor der fanatiſchen Wuth ihrer Mitbürger, Unzählige konnten weder durch Drohungen noch durch Qualen zur

Verleugnung ihres Glaubens gebracht werden; diejenigen endlich, welche man in Schrecken ſetzte, oder welche Verhältniſſe und andere wichtige Rückſichten nöthigten, ſich dem Willen der Machthaber zu fügen, wie meinen guten Vater Valery, der durch Widerſtand oder Flucht den Ruin ſeines Geſchäftes und dadurch vieler armer Familien herbeigeführt haben würde; alle dieſe ſind im Herzen noch gute Proteſtanten und fügen ſich nur mit Gram und Abſcheu in das heuchleriſche Spiel. O der verblendete König! Wollte er doch beachten, was die Schrift zu ihm und ſeines Gleichen ſagt: „Euch iſt die Obrigkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchſten, welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forſchen, was ihr ordnet.“

Unter dieſen Umſtänden iſt es unmöglich, dieſe guten Leute davon zu überzeugen, daß nicht alle Katholiken unmenſchliche Barbaren ſind; denn alle, die ſie kennen lernten, haben ſich ihnen als ſolche bewieſen. Das Bekenntniß, daß ich keine Hugenottin ſei, würde mich ihnen auf ewig entfremdet haben, und das wäre für ſie, die mich ſo lieb gewonnen, ein großes Unglück geweſen, für mich aber das größte, die ich mich ganz in ſie hineingelebt und die Seligkeit des Friedens, der Liebe, der Tugend mit unbeſchreiblicher Seelenwolluſt genoſſen. Mir war ja wie einem Menſchen, der in öden Steppen gelebt, ſtets mit der Ahnung und der Sehnſucht nach paradieſiſchen Gefilden in der Seele, und der nun plötzlich in das erſehnte Paradies verſetzt worden iſt. Ein ſolcher genießt ja noch weit größere Wonne, als der im Paradies Geborene und Aufgewachſene. Sollte ich mich nun durch ein wahres, aber unkluges Bekenntniß wieder aus dem Himmel verbannen? Und wohin ſollte ich? Noch ſchlimmer hätte ich es mit einer Enthüllung meines Standes gemacht. Ach, du glaubſt nicht, in welchen Mißkredit der hohe Adel der Hauptſtadt bei dieſen Naturmenſchen ſteht! Aber dieſe ſündhafte, dünkelvolle Kaſte hat es ſelbſt verſchuldet. Sie iſt die ſtets üppig grünende Pflanzſchule der böſen Dämonen für dieſe unſchuldigen Leute. Wüßten Valery und die Seinigen, wer ich eigentlich bin, ſie würden in ſteter Angſt leben. Aber nichts in der Welt könnte mich vermögen, meinen Wohlthätern alſo zu vergelten. Alſo ruhe für ſie auf meinem früheren Leben der Schleier eines ewigen Geheimniſſes, von dem ſie nicht einmal etwas ahnen dürfen. Und doch drückte mich die Lüge ſchwer und ſchmerzte mich um ſo empfindlicher, je mehr Glück und Liebe ich hier genoß. Sie war der herbe Tropfen, der mir den Becher der reinſten Freude vergällte. Der Gedanke war mir unerträglich, gegen diejenigen, welche die offenſte Wahrheit gegen mich waren, unwahr ſein zu müſſen. Aber der Himmel erbarmte ſich meiner Noth und ſchickte mir einen Helfer, da ich ihn am wenigſten erwartet. Ich fand nämlich im Hauſe meiner Pflegeeltern einen vertriebenen und geächteten proteſtantiſchen Geiſtlichen vor, einen Verwandten Frau Ulrique's. Herr Valery hatte unterwegs nur in dieſer letzteren Eigenſchaft ſeiner gegen mich erwähnt. Ich darf unbedingt ſagen, daß die Bekanntſchaft mit dieſem

Manne das bedeutendſte und ſegensreichſte Ereigniß in meinem Leben iſt. Als ich zuerſt dieſes edle Duldergeſicht ſah, denn Herr Beneit hat für ſeine Ueberzeugung viel Elend und Schmach erleiden müſſen, ſchmerzte mich meine zweideutige Stellung ungemein, und ich fand nur Beruhigung in dem feſten Vorſatz, dieſem Manne mein volles Vertrauen zu ſchenken. Im Begriffe, aus ſeinem Vaterlande zu fliehen, wo man ihm nicht nur jede Wirkſamkeit abgeſchnitten hat, ſondern wo auch ſein Leben beſtändig bedroht war, iſt er aus Guienne im Spätherbſt nach Alais gekommen, von Mißhandlungen und langer Kerkerhaft gebrochen, um nach einigen Ruhetagen ſeinen Weg zu Waſſer oder zu Lande, wie es ſich am beſten ſchicke, in's Ausland fortzuſetzen. Er gab indeſſen den flehenden Bitten ſeiner Verwandten nach, die ſo lange der Belehrung hatten entbehren müſſen, und blieb; es bot ſich ihm ein Feld des Wirkens dar; er konnte Unterricht und Troſt ſpenden. Der Gefahr, die ein ſolches Beginnen bringen müſſe, achteten beide Theile nicht. Ihm nun wurde ich, als in der religiöſen Erziehung vernachläſſigt, übergeben. Und war ich es nicht wirklich? O, lieber Bruder, ich habe viel gelernt und viel erfahren! In dem kleinen freundlichen Zimmer, an der Seite meines Lehrers ſitzend, lerne ich das Weſen der Menſchheit und der Welt durchſchauen, mein geiſtiges Auge übt ſich, in das Getriebe des Alls zu blicken; mein Geiſt, von großen und edelen Gedanken genährt, beginnt ſich der drückenden Feſſeln des Vorurtheils und der Eitelkeit zu entledigen, und mein Herz erwarmt an der milden Menſchlichkeit, die den Maßſtab meines Lehrers zur Beurtheilung der Erſcheinungen abgibt. So bin ich denn allmählig da hingekommen, daß ich mich vor Gott und meinem Gewiſſen feierlich von der Gemeinſchaft mit der katholiſchen Kirche losgeſagt habe und in der That und Wahrheit eine Hugenottin geworden bin. Du würdeſt mich nicht um dieſen Schritt tadeln, wenn du gleich mir unter dieſen reinen, frommen, edeln Menſchen lebteſt, und die einfachen, auf die Ausſprüche des Evangeliums gegründeten Lehren ihres Glaubens kennteſt. Man hat ſich ſtets bemüht, uns und allen katholiſchen Kindern davon eine grundfalſche Vorſtellung beizubringen. Es iſt Alles anders. Auf dieſer Seite ſteht Chriſtus, hier iſt ſeine hohe Tugend, hier ſeine göttliche Liebe; die Hugenotten ſind ſeine wahren Bekenner, ſeine ächten Schüler. Ich will damit keineswegs behaupten, daß die katholiſche Kirche nicht auch ächte Nachfolger Chriſti erziehe, aber ſie wandeln nicht in den vornehmen Kreiſen zu Paris und Verſailles. Dort bei euch iſt Alles Gleisnerei, Heuchelei, übertünchtes Laſter, Gottesläſterei und Schändung des Heiligen. O wie ekelt mir vor der Frömmigkeit dieſer Maintenon und ihrer Kreaturen! Dieſe hochmüthigen, herrſchſüchtigen Phariſäer in ihrer ſtolzen Demuth, in ihrer frechen Beſcheidenheit, in ihrer laſterhaften Tugend! Wie verachte ich dieſe Menſchen, die Gott und die Heiligen ſtets im Munde führen und nichts Göttliches, nichts Heiliges im Herzen haben. Sie würden Chriſtum verfolgen und kreuzigen, wie ſie jetzt deſſen treueſte Schüler und Anhänger, die Hugenotten, verfolgen und morden. Ich bin mit vollſter Ueberzeugung Hugenottin geworden, und erſt ſeit dieſer Zeit empfinde ich die gewünſchte Seelenruhe vollkommen und bete mit einer Seligkeit zu Gott, von der ich früher keine Ahnung hatte. — Dies iſt die innere Seite meiner Verwandlung: ich komme zur äußeren. In der erſten Zeit meines Hierſeins quälte mich noch zuweilen der Gedanke, ich ſei zu etwas Höherem berufen, als mein Leben hier ſtill' und in niederer Sphäre abzuſpinnen, wie die Raupe am Blatte. Ich klagte in ſchwachen Stunden die Grauſamkeit meiner Mutter an, daß ſie mich ſo weit gebracht, mein Loos in unrühmliche Dunkelheit vergraben zu müſſen, und konnte nicht umhin, meinen ſchimmernden Träumen zuweilen eine ſtille Thräne zu weihen. Sind wir vornehmen Leuten doch in Tauſend Verkehrtheiten und Vorurtheilen aufgewachſen, und es hält ſo ſchwer, ſich von Allen loszureißen! Es war der letzte Reſt vornehmer Vorurtheile in meinem Herzen. Es gab ſogar Augenblicke, wo ich mich auf die glänzende Bahn ſehnte, zu der mich Geburt, Jugend und Talent berechtigten. Freilich wünſchte ich ſie unter anderen Verhältniſſen zu betreten, als die unſeres elterlichen Hauſes waren, und nur der Gedanke an unſere tyranniſche Mutter, an den Schattenmann, den wir Vater nannten, und an den verzärtelten Schwächling, der, weil er der Erſtgeborne unſerer Eltern war, das Recht hatte, alle Liebe derſelben — wenn dies wirklich Liebe war — vorweg zu nehmen und uns dafür grauſam zu drangſalen, vertrieb mir mit ſeiner Bitterkeit die eiteln Wünſche meines momentan ſchwachen Herzens. Ja nur der Haß gegen dieſen unſeren Bruder und das herbe Gefühl unſerer Eltern vermochten die hochmüthigen Gedanken in mir wieder zu erſticken, aber ich bereute zuweilen, nicht nach Verſailles gegangen zu ſein und mich denen entdeckt zu haben, die dem Könige nahe ſtehen. Ich machte zu manchen Zeiten noch glänzende Pläne für die Zukunft; ich hatte Stunden lang den feſten Vorſatz, nicht in dieſer beſchränkten Lage zu bleiben, ſondern die erſte Gelegenheit zu ergreifen, um mit meinem angeborenen Rechte auf den höheren Wegen der Geſellſchaft meinen Drängern mit Hohn und Trotz entgegenzutreten und glänzende Rache an ihnen zu nehmen. — Sieh, alſo düſter war meine Seele oft bewegt. Ich war noch ein thörichtes Kind; nun bin ich mündig geworden. Das Alles iſt vorbei, und ich bin gründlich geheilt. Aber jetzt — Gott ſei gelobt! — weiß ich es der unmenſchlichen Mutter Dank, daß ſie die Veranlaſſung geworden, mich zur Vernunft zu führen. Dieſe Heilung verdanke ich zumeiſt dem edlen Dulder Benoit. Todt ſein will ich für jene Leute, das ſoll meine einzige Genugthuung ſein, und ach, es iſt ein ſo ſüßheimiſches und doch wieder ſchauerliches Gefühl, von ſeinen Peinigern für todt gehalten zu werden! Aber für mich will ich leben und für die treffliche Familie, deren Glied geworden zu ſein ich ſo glücklich bin, und du, mein lieber Bruder, ſollſt ſtets davon wiſſen; ein Daſein reinen wahren Glückes ſoll für mich beginnen.

Ich werde hier bleiben und dereinſt die Frau eines wackeren Bürgers, eines Seiden- oder Wollenfabrikanten werden und Kinder erziehen, welche in Gottesfurcht und Herzenseinfalt, unbekannt mit dem hohlen nichtigen Prunk, der die Wiege ihrer Mutter umgab, das Geſchäft ihres Vaters mit reger Arbeitſamkeit fortſetzen, fleißige Bienen im Staate ſind und nicht faule Drohnen und ſo des wahren und einzigen irdiſchen Glückes genießen.

Weißt du, daß ich in der Zeit meines Hierſeins ſchon eine entſchiedene Eroberung gemacht und ſogar einen Heirathsantrag erhalten habe? Gott weiß, was ich für kühne gewaltige Dinge von dem träumte, den ich einſt mit meiner Liebe belohnen wollte, wie eine wohlthätige Göttin! Ein Held ſollte er ſein, ein Wohlthäter der Menſchheit, ein Schrecken feiger Tyrannenknechte, ein Beſchützer der Tugend und Unſchuld, ein Rächer jeder öffentlichen Unbill, ein zweiter Cid; dann ſollte er in den ſchönen Künſten des Friedens nicht minder erfahren ſein, wie in den rauhen des Krieges, einen Troubadour ſah ich im Geiſte an meiner Seite, einen ritterlichen galanten Herrn, der ſchöne Lieder dichtete zu meiner Verherrlichung, ähnlich unſerem Ahn, dem berühmten Baron Savaric von Mauleon, dem liebenswürdigſten Troubadour. Ja auch einem alten adeligen und berühmten Hauſe mußte mein geträumter Gemahl entſprungen ſein; ich wollte nicht nur ſtolz ſein auf ſeine geiſtigen und körperlichen Vorzüge, nein auch auf ſeine Geburt, auf ſeinen Rang, auf ſeinen Reichthum.

ſeines Vaters zu verwundern. Ein kleiner, faſt unanſehnlicher Mann, mit einem breiten, von oben her zuſammengedrückten Geſicht, das durch eine dicke, ſchier unförmliche, braunroth gefärbte Naſe noch mehr verſtellt war. Aus den feinen Zügen um den Mund ging Trotz und Eigenſinn hervor, und in den kleinen blinzelnden Augen lag etwas Mißtrauiſches. Sein Korpus war im Verhältniß zu den kleinen krummen Beinen viel zu lang, deßhalb verlor er alle Würde, die er ſitzend behauptet hatte, ſobald er aufſtand; und das mochte wohl der Grund ſeyn, weßhalb man Herrn May ſtets hinter ſeinem Schreibtiſch ſitzend fand und er alle möglichen Geſchäfte in dieſer Poſition abzumachen pflegte. Noch auffälliger, als ſeine Geſtalt, war ſeine Kleidung. Seine kalbledernen Halbſtiefel hatten vorn faſt lächerlich lange Spitzen, waren oben mit rothem Saffian zierlich eingefaßt und ließen an ihrer Stirn ein Paar ſchöne Quäſtchen läuten. Die fleiſchfarbne Tricothoſen lagen ſo knapp an, daß man hätte glauben können, ſie wären ihm angewachſen; das kaſtanienbraune Kaſimirweſtchen war ringsum mit Litzchen in verſchiedenen Schnörkeln und Windungen beſetzt; Hemd und Halstuch waren ſorgfältig in die

So ſchwärmte ich und dann am tollſten und bunteſten, wenn ich von unſerer Mutter am grauſamſten tyranniſirt wurde. Das Seitenſtück zum Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, war in meiner Phantaſie fertig. Gott! welch' ein Abſtand zwiſchen dem Mann meiner Träume und dem der Wirklichkeit!

Ich lernte im Hauſe meiner Pflegeeltern gleich am Tage meiner Ankunft Herrn Mercier, den Maire der Stadt, kennen. Obſchon Katholik, iſt er ein gern geſehener Hausfreund; ich glaube, ſeine und unſere Familie ſind ſchon von alter Zeit her befreundet. Er iſt mehr als tolerant und bis auf ſeine Narrheiten, welche man in der Stadt ſogar als Ausbrüche ſeines Genies zu betrachten ſcheint, ein ganz ehrenwerther und ziemlich leidlicher Mann. Als ich ihn zuerſt ins Geſicht bekam, fiel mir ſogleich auf, daß ich dieſe kleine zierliche Figur ſchon irgendwo geſehen habe; allein mein Nachſinnen, wo dieß geſchehen ſei, oder wer von meiner früheren Bekanntſchaft dieſe frappante Aehnlichkeit mit Herrn Mercier habe, war lange Zeit ohne Erfolg. Endlich kam eine Situation, in welcher ich dieſen reſpektablen Herrn erblickte, meinem Gedächtniſſe zu Hilfe. Der Maire gleicht auf ein Haar jener kleinen zierlich gearbeiteten Nippfigur im Glasſchranke der Frau Marquiſe, welche, einen Strauß emporhaltend vor einer Schäferin kniet. Betrachteſt du den kleinen Mann, ſo haſt du ein treues Bild von dem Anbeter deiner Schweſter. Denn er iſt es, welcher mir die Ehre ſeiner Hand antrug. Ich war in der That aufs Höchſte und, muß ich hinzuſetzen, aufs Luſtigſte überraſcht. Letzteres, weil mir bei der komiſchen Scene plötzlich das Räthſel meiner früheren Bekanntſchaft mit meinem Verehrer gelöſt wurde; erſteres aus folgendem Grunde. Obſchon der Maire eigentlich längſt über die Jahre jugendlichen Leichtſinnes hinaus iſt, gefällt er ſich doch gar ſehr darin, den flatternden Schmetterling zu ſpielen, freilich flattert er etwas ſchwerfällig; aber man wägt hier nicht mit der Goldwage und nimmt den guten Willen für die That. Die hübſchen Töchter des Hauſes hatten ſich vor allen ſeiner galanten Aufmerkſamkeiten und oft etwas läppiſchen Courtoiſien zu erfreuen. Gegen mich benahm er ſich ungemein artig und wenn ich ſo ſagen darf würdevoller als gegen andere Mädchen. Er mochte wohl merken, daß ſeine Galanterien auf mich nicht den erwünſchten Eindruck machten, und verſuchte es, ſich auf andere Weiſe beliebt und geachtet zu machen. Eines Tages zog er mich mit einer ſehr wichtigen und geheimnißvollen Miene bei Seite, ſo daß ich in der That neugierig wurde, was da herauskommen ſolle. Nun fragte er mich: ich ſei ja eine Pariſerin, ob ich jemals von einem gewiſſen Racine gehört habe, welcher Trauerſpiele verfertige? Ein Freund habe ihm unter unendlichem Rühmen des Mannes, welcher in ganz Europa bekannt ſei, ein Stück zum Leſen zugeſandt; es führe den Titel Phädra. Ich erwiederte ihm, daß ich den Herrn Racine einige Male geſehen habe, allein die fragliche Tragödie ſei mir unbekannt; ich war wirklich begierig, das Urtheil des poſſierlichen Mannes zu hören.

Da gerieth er denn in einen heiligen Zorn; er meinte, es ſei eine Schmach, daß ein ſolches unſittliches Stück gedruckt werde und ſeinem Verfaſſer noch obendrein Ruhm und Geld einbringe. Wer ſolche Schändlichkeiten mit anſehen ſolle? er ſei beim Leſen ſchon roth geworden. Während ſolche Schandwerke Glück machten, bleibe beſcheidenes Dichterverdienſt unerkannt und ungewürdigt. In dem Tone ging es weiter. Um es kurz zu machen, ich lernte in Herrn Mercier, da er durch mein vorſichtiges Benehmen zutraulich wurde, mit der Zeit einen Dichter kennen. Die erſte Probe ſeines Talentes, die mir in die Hand kam, war die Erklärung ſeiner Liebe; und ſie war unwiderſtehlich komiſch.

Erſt dieſer Tage fiel es mir recht auf, wie das Schickſal in erhabener Ironie mir in dem werthen Herrn Mercier eine groteske Ueberſetzung meiner phantaſtiſchen Träumereien in die nüchterne Wirklichkeit vorgeführt hat. Ich träumte von einem Helden, einem Wohlthäter der Menſchheit, einem Schrecken der Böſen, einem Schirm der Schwachen, einem Rächer der gekränkten leidenden Unſchuld. Wenn wir den Helden ausnehmen und den Begriff der Menſchheit auf die Einwohnerſchaft von Alais beſchränken, ſo trifft alles Andere auf den Mann. Er iſt ſchon von Amtswegen der Schrecken der Vagabunden und Diebe und verhilft nach Möglichkeit kraft des Geſetzes jedem Geſchädigten zu ſeinem Rechte. Herr Mercier iſt zwar kein Baron des Reiches, aber er iſt unbeſtritten der vornehmſte Mann in Alais; er iſt ferner ſehr reich und kann ſich in dieſer Beziehung mit manchem Edelmann meſſen. Und damit ihm nichts von den glänzenden Eigenſchaften meines geträumten Gemahls fehle, er iſt Dichter in der ſüßen Sprache der Troubadours; er iſt ſelbſt ein Troubadour, wie ein ſolcher in dem nüchternen ſiebzehnten Jahrhundert möglich iſt.

Und doch — gerade vielleicht, weil er eine ſo bizarre Karikatur zu meinem Ideale iſt — habe ich verſchmäht, ſeine Dame zu werden. Die Werbung des kleinen kecken Freiersmannes wird übrigens im Hauſe ganz ignorirt, und wenn ich es nicht von meiner Manon unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit erfahren hätte, wüßte ich gar nicht, daß Herr Mercier auch beim Vater Valery um mich angehalten hat. Es kömmt mir beinahe ſo vor, als nehme man es dem Maire übel, daß er nicht eine Tochter vom Hauſe begehrt hat. Es iſt das eine bloße Vermuthung von mir; vielleicht täuſche ich mich. Der Maire kömmt übrigens nach wie vor; ob er den Unbefangenen ſpielt, oder ob er es wirklich iſt, kann ich nicht unterſcheiden.

Die ganze Sache hat einen luſtigen Anſtrich. Aber die Enttäuſchung mußte einmal kommen, und Herr Mercier iſt mir immer noch lieber als die Cavaliere bei Hof. Giebt es denn unter dieſen Erbärmlichen einen Mann, wie ich ihn träumte? Die Zeiten, wo die Tugend beim hohen Adel des Landes wohnte, iſt längſt vorüber; die Elenden haben ſie hinausgejagt und ſtatt ihrer die Gleisnerei, die Kriecherei, das Laſter aufgenommen. Die vertriebene Tugend hat ſich zu den hugenottiſchen Bürgern des ſüdlichen Frankreichs geflüchtet und wird hier hoch verehrt. Und wo die Tugend weilt, da ſoll auch mein Haus ſtehen. Ich werde keine glänzende, prächtige Laufbahn haben, aber auch der Purpur der Schamröthe wird ihr erſpart ſein. Der Adel der Geſinnungen, die Heiligkeit der Sitten wird ſich auch durch mich dereinſt fortpflanzen, und meine ſpäten Enkel, auf welche ich die Grundſätze der Tugend und Loyalität vererbt, werden mein Andenken ſegnen.

Du wunderſt dich, daß ich in dieſem Briefe noch mit keinem Worte, des Grafen Carcaſſes gedachte. In meinem erſten Briefe ſo viel von ihm, in dieſem nur ein paar Zeilen, bevor ich ſchließe. Hinſichtlich des Grafen lebte ich in einer Täuſchung, wie in Betreff der meiſten Dinge. Ich glaubte ihn zu lieben, und dieſer Wahn entſtand wahrlich nur aus dem Umſtande, weil meine Mutter ihn haßte. Sie verbot mir mit der fürchterlichſten Strenge, auch nur an ihn zu denken, und ich ſetzte mein Leben dran, ihn heimlich zu ſprechen. Trotz war es, nichts als Trotz gegen meine mütterliche Tyrannin. Da haſt du meine ganze Liebe zum Grafen. Da der Widerſtand aufgehört, hat auch die Liebe ihre Endſchaft erreicht. Du nennſt mich ja ſelbſt dein Trotzköpfchen. Doch ſollteſt du mich jetzt ſehen. Keine Spur mehr meines alten Weſens; kein Widerſtand, kein Auflehnen, kein Streit, keine Heimtücke, kein Trotz. Das macht, weil ich mit Liebe behandelt werde, und man mir nichts befiehlt. Hätte mir Mutter befohlen, den Grafen zu lieben, ich wäre noch im elterlichen Hauſe.

So wenig hat ſie mich je zu behandeln verſtanden. — Seit du mir nun geſchrieben, wie leichtſinnig und gleichgiltig ſich der Graf bei der Nachricht von meiner Selbſtentleibung benommen, iſt mir der Menſch zuwider. Daß ich all dieſen Leuten den Gefallen gethan und mir das Leben genommen hätte! Nein, ich lebe noch, bin glücklich und will glücklich ſein, ſo lange ich lebe.

Noch einer Perſon auf unſerem Familientheater muß ich Erwähnung thun, welche die leider nur zu wichtige und einflußreiche Rolle des Beichtvaters ſpielt. Es iſt dies der Inhaber der zweiten neugegründeten katholiſchen Pfarrerſtelle; er iſt uns allen ſehr zuwider, da er ein düſtrer Menſch iſt, uns oft mit ſeltſamen myſtiſchen Geſprächen langweilt und ängſtigt und mit großer Strenge auf die Erfüllung der religiöſen Pflichten ſieht. Alle im Hauſe verſichern übrigens, daß er ſich ſeit meiner Ankunft viel milder und umgänglicher zeige. Was das Komiſchſte iſt, ich bemerkte gleich am erſten Tage und einige Male ſpäter, daß der wunderliche Heilige Beziehungen zu unſerer Magd habe. Alles wie bei uns! Ich hielt dieſer meine Beobachtung eines Tages vor; ſie wurde todtenblaß, ſtammelte einige Worte, daß ich ihr nichts Unrechtes zutrauen ſolle, und bat mich dringend um Verſchwiegenheit. Du ſieheſt, auch dieſes friedliche Haus hat ſeine Geheimniſſe und dunkeln Verhältniſſe; es iſt dies kein Privilegium der Vornehmen.

Leb wohl, mein geliebter, mein einziger Bruder! Schreibe mir bald, wie viel Bosheiten du an dem nichtswürdigen Hilaire, den ich nun nie mehr Bruder nenne, verübt, wie viel Aerger du dem alten Spitzbuben, unſerm Hofmeiſter, bereitet haſt, und wie oft die Frau Marquiſe Urſache hatte, dich auszuſchelten, und Papa, der Gute, ſich vor dir in ſeine innerſten Gemächer zurückzog, fürchtend, du möchteſt ihn ärgern. Ich ergötze mich an deinen Schelmenſtreichen und halte das Zerrbild der Unnatur aus dem Hauſe, dem ich entſprungen bin, gar gern gegen das erhabene Bild der Natur in dem Hauſe, in welchem ich aufgenommen worden bin. Tauſend Küſſe für dich! Mein Geheimniß ſei dir heilig!“

10.

Eine Warnung.

Wurde die Werbung des Maires auch im Valeryſchen Hauſe wie auf Verabredung mit Stillſchweigen übergangen, ſo war die Sache doch keineswegs damit abgethan; ſie hatte noch mehr Inſtanzen durchzulaufen, und eine ſolche beſtand in jeder Familie, welche heirathsfähige Töchter zu ihren Gliedern zählte. Gott weiß, wie ſich ſolche Dinge als Herzens- und Heirathsanträge verbreiten, wenn auch die Betheiligten ſie mit dem dichteſten Schleier des Geheimniſſes verhüllt zu haben wähnen. Erklären läßt ſich indeß das Bekanntwerden von derlei myſteriöſen wichtigen Angelegenheiten, wenn man bedenkt, daß heirathsfähige Männer immer ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit ſind, und daß es überall alte Jungfern und Weiber gibt, welche, von einer krankhaften Sucht beſeſſen, ſich um anderer Leute Angelegenheiten, die ihnen nichts angehen, bekümmern und unter Umſtänden jene Aufmerkſamkeit auf das junge Volk bis zur Controle ſteigern. Auf den Maire richteten ſich ſchon wegen ſeiner geſellſchaftlichen Stellung gern die Blicke. Möglicherweiſe hatte ihn auch ſeine Eitelkeit verleitet, einem vertrauten Freundesherzen ſeine Abſichten auf Margot mitzutheilen; genug, der Freiersgang des Herrn Mercier wurde in allen nobeln Cirkeln von Alais gründlich beſprochen. Da das Gerücht indeſſen durchaus nichts von der Aufnahme des Antrages, von einer Verlobung und anderen entſchiedenen Schritten zur Anbahnung eines Verhältniſſes berichtete, ſo wagten endlich einige erfahrene Leute kopfſchüttelnd den Schluß, die Werbung des Mairs müſſe nicht nach Wunſch aufgenommen worden ſein. Diejenigen, welche dieſe Annahme glaubwürdig fanden, nahmen ſogleich die Partie des Mairs, was im glücklichen Falle ſeiner Werbung ſchwerlich geſchehen ſein würde, und ſchmähten aus gekränktem Patriotismus auf die Fremde, welche es gewagt hatte, das Oberhaupt der Stadt abzuweiſen. Am meiſten thaten ſich bei dieſer landsmannſchaftlichen Kundgebung diejenigen hervor, welche ſich wegen eigener Abſichten auf Herrn Mercier innerlich am meiſten über ſeine Verſchmähung freuten. Andere nahmen Anſtand, ſo unbedingt der Verwerfung ihres Stadthauptes Glauben zu ſchenken, da der Maire nach wie vor das Valery'ſche Haus beſuchte, welches er außerdem als ein tiefgekränkter Mann von Stund' an hätte meiden müſſen. In der That war er das gar nicht, da er als einer von den Glücklichen, welche ſich nicht ſo leicht entmuthigen laſſen, Margots Weigerung auf ſeinen Antrag für weiter nichts als jungfräuliche Ziererei hielt, die ſeiner Unwiderſtehlichkeit bald genug weichen würde.

An der Werbung des Maires ſollte ſich übrigens zeigen, wie öfters Handlungen, welche wir rein in unſerem eigenen Intereſſe unternehmen, einen Erfolg und eine Wirkung nach einer Seite hin haben, wo wir es am wenigſten erwarten.

Die Neuigkeit drang durch Vermittelung ſeiner Magd auch in die einſame, abgelegene Wohnung des Vikars Jerome Berger, welche derſelbe ſeit mehreren Wochen faſt nur verließ, um den Dienſt in der Kirche zu verſehen. Der junge Geiſtliche fühlte ſich ſeit einiger Zeit von einer Zerſtreutheit, Unruhe und Aufregung heimgeſucht, die eine große Veränderung in ſeinem Weſen bewirkten. Er, der unverdroſſen und mit fanatiſchem Eifer die Pflichten ſeines ſchweren Amtes zu erfüllen pflegte, war jetzt matt und mißmuthig, mied die Geſellſchaft der Menſchen ſo viel wie möglich und brachte ſeine Zeit am liebſten in ſeinem düſteren Zimmer zu. Da ſaß er, bald mit verzückten Augen das dickleibige

Werk eines frommen Kirchenheiligen anſtarrend, in welchem er keine Zeile las, ja nicht einmal ſah, bald kniete er vor dem ungeheueren Crucifix und ſuchte vergeblich im Gebete die alte Freudigkeit und Kraft. Was ihm fehlte? Ach, er ſelbſt wußte es nicht, durfte und wollte es nicht wiſſen! Er vermied es, über ſich ſelbſt nachzudenken, waren doch ſchon die Träume, welche er wachend hatte, die Bilder, welche ſeine erhitzte Phantaſie ihn ſehen ließ, ſein fieberiſch kochendes Blut, Sünde.

Er war lange nicht in das Baleryſche Haus gekommen. Er hatte eine inſtinktartige Abneigung vor der Familie, namentlich vor den Frauen, da er fühlte, daß man ihn trotz aller anſcheinenden Höflichkeit und Freundlichkeit mit Empfindungen der Furcht und Feindſeligkeit empfange. Trotz ſeinem Widerwillen, der durch den nahe liegenden Verdacht, ihr Uebertritt zur Staatskirche ſei wie bei den anderen Neubekehrten eine Folge äußeren Zwanges, nicht wirklicher Ueberzeugung, noch geſteigert wurde, und vielleicht gerade wegen des geheimen Haſſes, den er im Herzen trug, quälte er ſich ſelbſt und die Leute durch häufige Beſuche und eifrige Bemühungen um ihr Seelenheil. Durch dieſe Sorge war er in ein eigenthümliches Verhältniß zur Magd des Hauſes getreten, auf deſſen Spur Margot durch Zufall kam, und deſſen Natur ſie, wie zur Ehre des Geiſtlichen geſagt werden muß, verkannte.

Dieſer hatte, wie bemerkt, das Haus des reichen Fabrikanten ſeit einigen Wochen nicht beſucht; er fürchtete mit einer wahren Gewiſſensangſt die Begegnung kleinſten Fältchen gelegt; die Metallknöpfe auf Weſte und Rock ſo blank wie Spiegel geputzt, eben ſo die Silberbeſchläge der Meerſchaumköpfe, und Onkelchen hatte dem Neffen bereits mit großer Umſtändlichkeit erzählt, daß er dieſe Gegenſtände ſelbſt mit einer beſondern Putzerde täglich polire, und beſagte Erde war bereits den ſtaunenden Augen des jungen Arztes vorgehalten worden. Der papageigrüne Rock des alten Herrn hatte etwas Militäriſches im Zuſchnitt, was vorzüglich der ſtehende Kragen ausmachte. Das Geſicht war ſorgfältig raſirt und das Haar glatt gekämmt; denn Herr May pflegte täglich zwei Mal Toilette zu machen: früh, eh' er ſich auf's Comptoir verfügte, und Nachmittags, eh' er in Geſellſchaft ging; an Poſttagen raſirte er ſich zum zweiten Mal erſt nach Abgang der Poſt. Eine in Maroquin gebundne, mit purpurrothem Sammet ausgeſchlagene Kapſel mit einem halben Dutzend der beſten engliſchen Scheermeſſer war ebenfalls ſchon durch die Hände des Neffen gewandert, der denn auch nicht ermangelt hatte, ſie gehörig zu bewundern, zur ſichtbaren Freude des alten Herrn. Aus all dieſen Umſtänden ging dem jungen Mann ein achtenswerther Geiſt der Ordnung und Genauigkeit mit dem fremden ſchönen Mädchen, welches eine ſo unheilvolle Veränderung auf ihn hervorbrachte. Denn ihr verlockendes Bild umgaukelte ihn am Hochaltare, beim Meßopfer, trat zu ihm, wenn er in ſein einſames Zimmer zurückkehrte. An ſie nur dachte er, nur von ihr träumte er. Er fühlte nicht die Kraft in ſich, dem Urbilde zu begegnen.

In dieſem Zuſtande traf ihn die Nachricht von der Bewerbung des Maires um Marget, und die Angſt, ſie im Beſitz eines anderen Mannes zu ſehen, reifte wie glühender Sonnenſtrahl die Gefühle des Geiſtlichen für das Mädchen zur furchtbaren Leidenſchaft. Der Kampf zwiſchen ihr und ſeiner Pflicht, zwiſchen Todſünde und prieſterlicher Heiligkeit zehrte ihm an Mark und Leben, rieb ihn faſt auf. Dunkele Erinnerungen von Verhältniſſen und Beichtſtuhlgeheimniſſen ſehr weltlicher Natur ſtiegen in verlockenden Bildern in ſeiner Seele auf. Aber dagegen erhoben ſich drohende und finſtere Geſtalten; es waren die ehrwürdigen ſeiner Vorgeſetzten, die ihn einſt zum Prieſter geweiht, zum reinen Gefäß des heiligen Geiſtes, die ihn am Altare ſeine Gelübde hatten ablegen laſſen und ihn jetzt daran mahnten; es waren die Verklärten der Heiligen und Märtyrer und der frommen Kirchenväter, welche die ſündige Fleiſchesluſt als das ärgſte Verbrechen am heiligen Geiſt aufgeſtellt und mit nachdrücklicher Stimme vor dem Fall auf dem apoſtoliſchen Wege prieſterlicher Enthaltſamkeit und Tugend gewarnt hatten.

Eines Abends trat ein junger gewandter Kerl in das einſame Zimmer des Vikars, der wie gewöhnlich beim trüben Schein einer Lampe vor einem Buche ſaß und träumte. Ein Schein von Freude überflog ſein finſteres Geſicht bei der Erſcheinung des Menſchen und er fragte haſtig:

„Was bringſt du, Blanchard?"

„Eine Maſſe guter Neuigkeiten," erwiederte der Tabuletkrämer in keckem Tone, der etwas gegen ſeine ehrfurchtsvolle Begrüßung abſtach und eine enge Vertraulichkeit zwiſchen ihm und dem Geiſtlichen bekundete. „Aber," ſetzte er mit einem frechen Lachen hinzu, „bei allen Heiligen im Himmel! ich habe ſie theuer genug erkaufen müſſen. Denkt, es koſtet mich nicht weniger als ein Eheverſprechen und einige recht ſchwere Sünden, für die ich euch um Abſolution bitten muß, nämlich auch für das Eheverſprechen. Mein Gewiſſen fängt an mich ſehr zu peinigen wegen der Rolle, die ich bei dem Mädchen ſpielen muß. Ich habe es gern für die heilige Kirche, die mich reuigen Sohn wieder angenommen hat, und für euch gethan, und ich denke, ich habe ihr redlich und treu gedient. Aber jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Hat ſich noch nichts für mich gefunden, keine paſſende Stelle? mag ſein, was es will; ich bin geſchickt, wie ihr wißt und finde mich in Alles."

„Wähne nicht, Blanchard, daß meine Vorgeſetzten oder ich deiner Dienſte vergeſſen; um ſo weniger, da du einer von den wenigen Treuergebenen biſt. Vor kurzem erſt habe ich in meinem Bericht an den Biſchof deiner wiederholt rühmend erwähnt und bei der innigen

Harmonie, welche zwiſchen ihm und dem Herrn Intendanten herrſcht, darfſt du einer glänzenden Belohnung entgegenſehen.“

„Am liebſten wäre es mir, wenn ich ganz aus der hieſigen Gegend fort könnte.“

„Man wird auf deine billigen Wünſche unfehlbar Rückſicht nehmen. Doch nun ſag' an, was haſt du erkundet? Hat ſich mein Verdacht beſtätigt?“

„Vollkommen. Die gute Louiſon hat mir in ſchönen Stunden, welche ich bei ihr zubrachte, erzählt, was ich nur wiſſen wollte. Valery's ſind heimliche Hugenotten; in der Stube oben, wo der fremde Vetter wohnt, halten ſie mit einigen befreundeten Familien wie Blancs, Levaillants und andere religiöſe Verſammlungen. Die Frau Valery lieſt faſt täglich in einer Bibel, die ihr Gatte ihr zum Geſchenk von Paris mitgebracht hat. Beſtändig werden in der Familie, ſo bald ſie ſich ſicher glaubt, Geſpräche gehalten, welche auf Schmähung und Verſpottung der heiligen katholiſchen Religion hingehen. Was die Arbeiter betrifft, ſo herrſcht unter ihnen ein ganz ruchloſer Geiſt. Das Mädchen glaubt, einige betheiligten ſich an den Verſammlungen, welche von verdorbenen Menſchen zum Hohn gegen das Geſetz, zur Nachtzeit an abgelegenen Orten abgehalten werden, und in denen man die Heiligen verſpottet. Ja es iſt mir von anderer Seite ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß ſelbſt vornehme und angeſehene Leute, welche Buße gethan und ſich bekehrt haben, an dieſen Greueln Theil genommen haben.“

Eine düſtere Glut loderte bei dieſem Berichte im Antlitz des Vikars auf. „Wir wiſſen wohl,“ ſagte er, „daß die Neubekehrten uns, ja Gott ſelbſt zu täuſchen ſuchen, aber er ſieht in das Verborgene und wird die Schuldigen ſchrecklich züchtigen.“

„Nicht alle ſind ſo,“ wandte der Krämer in heuchleriſchem Tone ein; „es gibt manchen Wackeren, der die Irrthümer ſeines vergangenen Lebens aufrichtig bereuet und Alles, was in ſeinen Kräften ſteht, aufbietet, um auch ſeine verblendeten Brüder auf den Weg des Heils hinzuführen.“

Der Vikar erwiederte nichts auf dieſe Worte. „Haſt du nichts über den fremden Vetter gehört, der ſeit einiger Zeit ſo zurückgezogen bei Valery's lebt?“

„Auch über ihn kann ich die beſten Aufſchlüſſe geben. Er ſcheint allerdings ein Verwandter der Frau vom Hauſe zu ſein, aber er iſt kein Kaufmann, für welchen ihn die Familie ausgibt, ſondern ein verkappter hugenottiſcher Geiſtlicher, der aus ſeiner Heimath geflüchtet iſt, um der Strafe für ſeine Irrlehren zu entgehen. Er iſt lange krank geweſen, da ihm die treuen Diener des Königs übel mitgeſpielt haben mögen. Jetzt hat er ſich ſo ziemlich wieder erholt, doch verläßt er ſein Zimmer nur ſelten, wahrſcheinlich um nicht mit gewiſſen ungern geſehenen Beſuchern des Hauſes zuſammenzutreffen. Er leitet die ſchon erwähnten Conventikel auf ſeinem Zimmer und ertheilt außerdem den Töchtern des Hauſes Unterricht, das heißt, er vernichtet, was ihr, hochwürdiger Herr, gut macht und ſtreuet den Samen des Irrglaubens in die Herzen der armen Lämmer.“

Der Vikar war haſtig von ſeinem Stuhle aufgeſprungen. Eine Röthe war in ſein blaſſes Geſicht geſtiegen, auf welchem eine wilde Freude glänzte und ſeine Augen funkelten von fanatiſcher Glut. „Haſt du Beweiſe,“ ſtammelte er, „daß es wirklich einer von dieſen verfluchten Irrlehrern iſt? Dann wehe ihm! er iſt einem ſchmählichen Tode verfallen.“

„Welcher Beweiſe bedarf es da noch?“ erwiederte Blanchard ruhig. „Ihr laßt ihn verhaften; man fragt ihn, wer er iſt, und er wird nicht läugnen. Ihr kennt dieſe Leute nicht, welche ſich gern die Bekenner der Wahrheit nennen. Am Ende thut ihr ihm noch gar einen Liebesdienſt damit, denn dieſe gottverlaſſenen Menſchen bilden ſich oft etwas darauf ein, ihrem Könige ungehorſam zu ſein und in ihren Sünden dahinzufahren, als reuig die Irrthümer ihres Lebens abzubüßen.“

Der Geiſtliche war wieder kraftlos auf ſeinen Stuhl zurückgeſunken; ein Gedankengang ſchien die plötzlich in ihm aufflackernde Energie erſtickt zu haben.

„Und haſt du mir nichts über das junge Mädchen in Valery's Hauſe zu berichten? wer ſie iſt? wie heißt ſie doch?“ fragte er leiſe und mit ſtockender Stimme.

„Ach, ihr meint die ſchöne Fremde; Margot Duclos iſt ihr Name. Louiſon wußte nicht viel, und ich geſtehe offen, daß ich nicht recht klug aus ihr werden kann. Für eine Verwandte des Hauſes ſieht ſie mir zu vornehm aus, allein mit ihrer Religion ſcheint es auch ſchlecht zu ſtehen, da Louiſon öfter gehört haben will, als habe ſich das ſchöne Kind der Aufnahme in ein Kloſter durch die Flucht entzogen. Für ihre Ketzerei ſcheint mir der Umſtand zu ſprechen, daß ſie die Hand des ſehr achtbaren Herrn Maire zurückgewieſen hat. Denn welcher andere Grund könnte ein fremdes Mädchen ohne Vermögen dazu bewegt haben, als der daß ſie als Sektirerin keinen Rechtgläubigen heirathen will."

„Wie! ſie hat die Bewerbung des Maires zurückgewieſen!" rief der Vikar gleichſam, als ſei ihm dieſe Nachricht neu, in aufflammender Freude, welche dem lauernden Blicke des Krämers keineswegs entging.

„Ihr wißt es nicht, daß ſie ihn mit einem Korbe heimgeſchickt hat? Freilich hat er ſich ſehr geſträubt, ihn anzunehmen, oder vielmehr er thut als habe er gar keinen bekommen und fängt ſeine Freiersbemühungen unverdroſſen von vorn an. Man ſuchte die Sache nach Möglichkeit zu vertuſchen, aber das wahre Bild von ihr iſt nach und nach dennoch hervorgetreten."

„Blanchard," ſagte der Vikar, „ich kann dich von deinem Späherdienſte im Valery'ſchen Hauſe noch nicht losſprechen. Noch ſind deine Bemühungen an dieſem Orte von der höchſten Nothwendigkeit. Behalte namentlich das junge Mädchen im Auge. Bedenke, welches Verdienſt wir uns um ihre unſterbliche Seele erwerben, wenn wir ſie vor den verderblichen Einflüſſen ihrer verruchten Umgebung bewahren. Ich habe hier von frommer Hand eine Spende erhalten, die zum Lohne treuer

Dienſte für die Mutter Kirche dienen ſollte. Wer wäre einer ſolchen Anerkennung würdiger, als du, mein treuer Diener? Nimm dieſes Gold. Es ſei eine Ermunterung für dich zu fernerem unverdroſſenen Dienſte.“

„Schönen Dank dem hochwürdigen Geber,“ ſagte der Krämer mit einem bedeutungsvollen Lächeln und ſteckte das Geld ein. „Ich werde mich bemühen, der Bedingung zu genügen, welche an das Geſchenk geknüpft iſt. Aber für dieſen Fall habe ich eine dringende Bitte, Auf euere Veranlaſſung habe ich mit dem Mädchen angebunden; da die Religion ihr die Zunge nicht allein zu löſen vermochte, haben wir die Liebe mit zur Hülfe genommen. Allein ich kann eueres prieſterlichen Beiſtandes bei dem Unternehmen nicht entbehren. Louiſon leidet an einer Schwachheit, welche meine Zärtlichkeit für ſie durchaus nicht heilen kann, und welche beweiſt, daß noch immer Wurzeln des alten Irrglaubens in ihrer Seele haften: ſie hat nämlich häufig Gewiſſensbiſſe über ihre Handlungsweiſe gegen ihre Herrſchaft. Sie nennt das in böſen Stunden Verrath und iſt in den letzten Zuſammenkünften, welche ich mit ihr hatte, ſo ſchwermüthig geweſen, daß ich faſt allen Geſchmack an ihr verloren habe. Mein Verſprechen, ſie zu heirathen, von dem ihr die Güte haben werdet, mich loszuſprechen, wie ihr bereits in früheren ähnlichen Fällen gethan, hat ſie nur wenig beruhigt. Unter dieſen Umſtänden würde es ſich nöthig machen, daß ihr ſie durch religiöſen Zuſpruch und durch Vergebung einiger kleinen Sünden ſtärktet und ihr das Verhalten gegen ihre Herrſchaft unter dem richtigen Lichte darſtelltet. Sie ſoll zu euch in den Beichtſtuhl kommen.“

„Gut, ſchick' ſie mir zu. Die Kirche hat einen reichlichen Vorrath von Heilmitteln für kranke und ſchwache Seelen. Wir brauchen das Mädchen noch, wie? weiß ich ſelbſt noch nicht; ich bin krank und mein Kopf braucht Zeit, die Maſſe von Stoff, die du mir heute zugeführt, zu verarbeiten. Doch gehab' dich wohl! Schon ſchlägt die Stunde Mitternacht, und mein müder Leib bedarf der Ruhe, welche die Sorge für das Heil ſo vieler unglücklicher, in Nacht befangener Seelen mir immer und immer raubt.“

Der Krämer hörte dieſe Worte mit einem ironiſchen Lächeln an und ging. Als er über den weiten Vorſaal hinſchritt und die enge Stiege hinabging, glaubte er ein Athmen zu hören, als ſei Jemand hinter ihm. Von der großen Thurmuhr ſchallte es zwölf. Es wurde dem ſtarken Manne unheimlich in dem alten düſteren Gebäude, und er beeilte ſich aus ſeinem Bereiche zu kommen. Unmittelbar nach ihm huſchte eine zweite Geſtalt aus der Pforte, welche den entgegengeſetzten Weg einſchlug; die Thür des Hauſes wurde hinter ihr verriegelt.

Der Schlaf, dieſer milde Tröſter und Freund Aller, die reines Herzens ſind, floh das Lager des Vikars. Er konnte vor Freude nicht ſchlafen. Aber es war die wilde Freude eines Raubthieres, welches nach langem Umherſuchen ſeine Beute endlich ruhig gelagert und unfähig zum Widerſtand gegen einen unerwarteten mörderiſchen Angriff findet. Endlich war es ihm gelungen, die verhaßte Familie Valery in ſeinem Netze zu fangen, und es ſtand nur bei ihm, ſie dem Verderben zu weihen. Wie weidete er ſich an der Vorſtellung, dieſe vornehmen und geachteten Leute die ſchrecklichen und entehrenden Strafen erleiden zu ſehen, welche barbariſche Verordnungen jenes als human vielgerühmten Zeitalters für das ſchwere Verbrechen des Rückfalles zur Ketzerei beſtimmten! Das ſtolze Haus dem Erdboden gleich gemacht, die Männer hingerichtet, deportirt oder auf die Galeere geſchmiedet, die Frauen — der Vikar erſchrak; er erbebte vor dem Bilde Margots, welche im Armenſündergewande vor ihm ſtand, den Blick vorwurfsvoll auf ihn gerichtet, der ſie in Schande und frühen Tod geſtürzt. Der wüſte Phantaſt preßte die Hände vor das Geſicht, um dieſes entſetzliche Bild zu verdrängen. Es gelang ihm nach langer Zeit, während er keuchend und ſeufzend auf dem Lager ſaß, ſie in ihrem vollen Liebreiz, als ein Bild ſtrotzender Lebensluſt vor ſeinen Blick zu zaubern. Wiederum wurde das Herz des wach träumenden Mannes mit Freude erfüllt; auch dieſe Gefühle waren nicht von edler Natur, aber doch nicht tigerartig wie die früheren. Er triumphirte, daß Marget Herrn Merciers Hand zurückgewieſen hatte — den Maire, welchen er zu haſſen angefangen, weil er es gewagt, die Hand nach dieſem Kleinod auszuſtrecken. Und warum dieſe Freude? Was konnte ihm, dem geweihten Prieſter, für den die Liebe des Weibes Todſünde war, daran gelegen ſein, ob das ſchöne Kind dieſem oder einem anderen ſeine Hand reichte? Doch die Leidenſchaft hat keine Vernunft. Freilich marterte ſich der Geiſt des Vikars in einem furchtbaren hoffnungsloſen Kampfe ab. Die Liebe zu dieſem Mädchen, ſelbſt ſchon eine ſchwere Sünde, trieb ihn wieder zu einer anderen noch größeren, zu einer Verletzung ſeiner Pflicht als Seelſorger, zu einem Verrath an der heiligen Kirche und Religion, an Gott und den Heiligen ſelbſt. War es nicht ſeine Pflicht, den ruchloſen Frevel mit der Religion, welchen die Familie Valery trieb, zur Anzeige und zur Strafe bei den Wächtern der königlichen Verordnungen zu bringen? und war es nicht einzig die Rückſicht auf jenes Glied des verdammenswerthen Hauſes, welches ihn daran hinderte? und wer war ſie ſelbſt, die einen ſo dämoniſchen Einfluß auf ihn ausübte? Schien ſie nicht blos Gott weiß woher gekommen zu ſein, um ihn krank, elend, pflichtvergeſſen zu machen? War ſie nicht ſelbſt eine Ketzerin, oder hatte ſich dem heiligen Dienſte der Religion hinter Kloſtermauern entzogen? Und eine ſolche Frevlerin — Todſünde, ihrer zu ſchonen — Wahnſinn, an ſie zu denken! Und doch dachte er an ſie, doch ſtand ſie vor ihm, liebreizend, unſchuldig, ſchalkhaft, lächelnd!

Margot ſaß gegen Abend mit einer Arbeit an ihrem Lieblingsplatze oben im Berggarten allein. Oft ſank ihre Hand in den Schoß; ſie blickte nachſinnend vor ſich hin, und ein trüber Schatten flog über ihr feines edles

— die Seele des Geſchäftslebens — aber auch ein ſchrankenloſer Eigenſinn und eine an's Abgeſchmackte ſtreifende Kleinigkeitskrämerei hervor. Hielt er den Charakter ſeines Vaters und ſeinen eignen daneben, ſo mußte er ſich das Geſtändniß machen, daß dieſer Geiſt des Eigenſinns ein Familienfehler ſey.

Bei dieſer Gelegenheit war denn auch die Rede auf die Familienverhältniſſe gekommen, und der alte Herr, vergnügt und redſelig, wie er ein Mal war, perorirte:

„Es iſt mir gar ſehr angenehm, lieber Wilhelm, daß doch ein Mal ein andrer May, als ich ſelbſt, über die Schwelle dieſes ehrwürdigen Hauſes getreten iſt, welches ſeit länger als zwei hundert Jahren den May's gehört hat. Weiß der liebe Gott, warum wir drei Brüder ſo unverträglich zuſammen waren; ſo viel iſt gewiß, an mir hat die Schuld nicht gelegen. Dein Vater war aber ein eigenſinniger Menſch, wollte mich immer hofmeiſtern, hatte bald Dies, bald Jenes an mir zu tadeln, wollte Alles beſſer wiſſen, als ich, und — was das Schlimmſte war — er verband ſich mit dem Chriſtoph gegen mich. So hatte ich beide Brüder zu Feinden; und ich mußte doch das Geſchäft des Vaters führen und

Geſicht. War doch ſo Manches im Laufe der letzten Wochen geſchehen, das ſie zum Nachdenken reizte; und dieſe Gedanken ſelbſt waren von ernſter Art. Seit jenem Tage, wo der muntere Maire um ihre Hand an dieſer Stelle gebeten, glaubte ſie bei den Gliedern des Hauſes eine gewiſſe Zurückhaltung wahrzunehmen, welche ſie ſehr unglücklich machte. Sie bemerkte häufig, daß bei ihrem plötzlichen Eintritt in das Zimmer das Geſpräch verſtummte, ein deutlicher Beweis, daß man ſich von ihr unterhalten; die Glieder der Familie waren öfters in den Zimmern des oberen Stockes verſammelt, was vorher nie geſchehen war, und zwar bemühte man ſich ihr dieſe Vereinigung geheim zu halten; man ſchien es gern zu ſehen, wenn ſie das Haus verließ und in den Garten ging, wo ſie dann wie eben jetzt lange Zeit allein blieb; höchſtens kamen einmal die beiden jüngſten Töchter und ſchauten nach ihr aus. Uebrigens behandelten Herr und Frau Valery ſie noch mit derſelben Liebe und Zärtlichkeit und machten keinen Unterſchied zwiſchen ihr und den eigenen Kindern; dieſe ſelbſt verkehrten mit Margot ganz wie mit ihres Gleichen. Und doch war eben eine Kluft, wenn auch eine ſchmale und verdeckte, wie ſie vielleicht nur ein ſehr feines Gefühl oder ein argwöhniſcher Sinn merken konnte. Am meiſten fiel ihr Manons, des ſonſt ſo zutraulichen und offenen Mädchens, Benehmen auf. Die Kleine war noch eben ſo zärtlich, und doch hatte ſie etwas im Rückhalt, was oft ſchalkhaft rührend aus ihren treuen guten Augen blitzte. Was ihre Brüder betraf, ſo kamen ſie ihr nicht mehr ſo treuherzig gutmüthig vor, ſondern höflicher, rückſichtsvoller. Margot fühlte ſich durch dieſe Wahrnehmungen tief verletzt, aber gerade deshalb konnte ſie es nicht über ſich gewinnen, Jemanden zum Vertrauten ihres Kummers zu machen. Dazu kam noch die Beſorgniß, welche ſie ungemein beunruhigte, ob vielleicht ihr Geheimniß auf irgend eine Weiſe enthüllt worden und dieſe Entdeckung die Veränderung im Benehmen der Familie Valery bewirkt habe.

Als ſie wieder einmal die Augen von ihrem Nadelwerke aufſchlug, ſah ſie zu ihrer Beſtürzung wenige Schritte von ihrem Sitze einen fremden Mann in demüthiger Haltung ſtehen, der ſie mit einer achtungsvollen Aufmerkſamkeit anblickte. Sobald er gewahr wurde, daß ſie ſeine Erſcheinung bemerkt hatte, zog er ſeine Mütze vom Kopfe, welche wie ſeine übrige Kleidung den Mann aus dem Volke anzeigte, und trat einen Schritt näher.

„Ich bitt' euch, erſchreckt nicht über meine unvermuthete Gegenwart an dieſem Orte," ſagte er. „Ich komme in der beſten Abſicht von der Welt hierher. Schon den ganzen Nachmittag hab' ich auf der Lauer gelegen, um euch allein zu treffen, da ich euch etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Ich weiß nicht, ob ihr euch meiner noch erinnert?"

Das ſcharfmarkirte kühne Geſicht des Mannes, der etwa dreißig Jahre ſein mochte, kam Margot bekannt vor, die beruhigt von der freundlichen Anrede ihn genau muſterte, allein ſie konnte ſich in dem Augenblicke nicht erinnern, wo ſie den Menſchen ſchon geſehen hatte. Sie äußerte das.

„Es war auf euerer Herreiſe in den Sevennen, Nachts in der Herberge und in der anderen Nacht in der Höhle", ſagte der Mann mit halblauter Stimme, indem er ſich vorſichtig umſchaute und dabei wiederum einen Schritt näher rückte.

„Ach, ihr ſeid Laporte!" erwiederte Margot, der jene bunten lebendigen Gebirgsſcenen mit einem Male vor die Erinnerung traten. Sie blickte den verwegenen Sprecher und Rädelsführer jener Nächte mit wohlwollender Theilnahme an und fragte: „Was habt ihr mir Wichtiges zu ſagen, Meiſter Schmied?"

„Mademoiſelle", nahm der Schmied mit einer Art roher Galanterie wieder das Wort: „Ihr habt in jenen beiden Nächten Worte der Güte an mich gerichtet, die einen um ſo tiefern Eindruck auf mich gemacht haben, je ſeltener ich deren, ſo lange ich ein Mann bin, zu hören bekam; ich werde ſie nie vergeſſen, aber ich bin euch außerdem tief verpflichtet, da ihr mich und meine Freunde von einem tollen Streiche zurückhieltet — ihr erinnert euch deſſen, was wir vorhatten — der ausgeführt, uns unfehlbar Alle ins Verderben geſtürzt hätte. Schon längſt hätte ich gern gewünſcht, euch zu ſehen und zu danken, aber es will ſich nicht ſchicken, daß Leute meines Schlages euch nahen, wenn ſie ihre Gegenwart nicht durch eine Dienſtleiſtung rechtfertigen können. Das iſt, Gott ſei Dank, jetzt der Fall."

„Nun!" fragte Margot geſpannt.

„Ich muß ein biſchen weit ausholen“, fuhr Laporte fort, „damit ihr in den Zuſammenhang kommt; ich will mich ſo kurz wie möglich faſſen. Ihr müßt wiſſen, daß ſeitdem der Intendant in Nimes und der Biſchof dahin trachten, alle ordentlichen Leute von ihrem richtigen Glauben abzubringen, eine heilloſe Wirthſchaft im ganzen Lande iſt. Ihr werdet während eueres Aufenthalts hier ſchon ſo manches gemerkt haben. Die Edelleute und das vornehme Volk in den Städten iſt denn gleich nach ſeiner Art zu Kreuze gekrochen; ich glaube, ſie würden Türken, wenn es der Intendant verlangte; nur der gemeine Mann, der noch Ambition im Leibe hat, fügt ſich nicht und läßt ſich lieber todtſchlagen, als daß er dem Evangelium untreu würde. Das iſt den Herren in Nimes nun freilich nicht recht. Sie können wohl die Pfarrer fortjagen, die Kirchen einreißen, den Leuten verbieten, Pſalmen zuſammen zu ſingen, ſie können ſie aber nicht zwingen zu glauben, wozu ſie keine Luſt haben, und können ſie auch nicht auf Schritt und Tritt verfolgen, wenn ſie an einem einſamen Orte Gott verehren oder gar das Land meiden wollen; und wenn ſie noch mehr Soldaten und Aufpaſſer hätten, das geht nicht. Hierher ſetzte der Biſchof für die Neubekehrten einen Vikar — nun ihr kennt ihn ja; das iſt einer nach ihrem Herzen, ein Erzpfaff, der am liebſten Alle, die den Papſt verabſcheuen, auf den Scheiterhaufen ſetzte. Der Vikar muß, wie die anderen Geiſtlichen, welche neu eingerichtete Stellen beſitzen, ein wachſames Auge auf ſeine neuen Beichtkinder haben, damit ſie nicht etwa rückfällig werden, dabei muß er aber auch den paar verſtockten und verirrten Schafen, die ſich nicht bekehrt haben, ſeine Aufmerkſamkeit zuwenden, damit ſie nicht etwa in der Stille einen Pſalm ſingen oder ſich gegenſeitig mit Gottes Wort tröſten und ſomit den Katholiken ein Aergerniß bereiten. Nun hatte ich vor Jahren einen guten Freund; er war mein Schul- und Spielkamerad, ein geſcheidter, munterer Burſche, mit dem ich ſtets einig war und manchen tollen Jugendſtreich ausgeführt habe. Die Zeit der allgemeinen Bekehrung kam und mit ihr das Elend. Blanchard, ſo hieß mein Freund —"

„Blanchard, der Tabuletkrämer?" fragte Margot.

„Ihr kennt ihn, wie ich höre."

„Er ſtieß auf uns im Gebirge an demſelben Abend, wo ich euch einige Stunden ſpäter in der Herberge kennen lernte."

„Er war alſo auch dort bei Wege! Ich bin ihm auf die Sprünge gekommen. Er treibt ſich als guter Hugenot in den Bergen herum und kundſchaftet, ob die armen Leute eine Verſammlung halten, die er verrathen kann."

„Da ihr das wißt, Laporte, ſo brauch' ich euch auch kein Geheimniß daraus zu machen, daß es Blanchard war, der in der Herberge heranſchlich, um euch zu behorchen und mich in der Dunkelheit für die Schänkmagd hielt, mit der er jedenfalls auf vertrautem Fuße ſteht."

„Nun ja doch, die Mägde weiß er zu gewinnen;

er ſchenkt den eitlen Dingern etwas von ſeinem Kram. Es fiel oft auf, daß alle geheimen Verſammlungen, alle Fluchten, von denen Blanchard gewußt hatte, verrathen und überfallen wurden; er entkam jedes Mal. Ich beobachtete ihn genau und fand, daß er ſich ſehr verändert hatte; er war nicht mehr ſo offen, luſtig und rückſichtslos. In meiner Seele ſtieg der ſchreckliche Verdacht auf, welcher ſich ſpäter beſtätigen ſollte: Blanchard war heimlich katholiſch geworden und verrieth uns, ſeine Freunde und Glaubensgenoſſen. Lange Zeit zerbrach ich mir den Kopf, wie wir der Verrätherei Blanchards ſicher begegnen könnten, ohne ihn ſelbſt argwöhniſch zu machen. Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hülfe; er ſelbſt ſollte mir den Weg anzeigen, ihn zu überliſten. Ich bin mit dem Pathen von Meiſter Valery, einem guten, fleißigen Jungen, bekannt, der mich ſo lange plagte, bis ich ihn mit in die Wüſte nahm. Das war, bevor der Meiſter ſo geſcheidt war, ihn an den Betſtunden, welche Herr Benoit hielt, Theil nehmen zu laſſen.“

„Wie? ihr wißt?“ wollte Margot erſtaunt fragen.

„Ah“, unterbrach ſie Laporte errathend mit einem ſtolzen Tone. „Herr Benoit und ich kennen uns; er weiß, daß er ſich auf mich verlaſſen kann. Alſo Antoine theilt mir eine Entdeckung mit, die er gemacht hat. Die Magd nämlich hier habe ein Verhältniß mit Blanchard, der öfters in der Nacht zu ihr komme. Er wollte Lärm machen; ich bat ihn, das zu verſchieben, weil ich eine Ahnung hatte, als würde mir die Sache zum Vortheil ausſchlagen. Richtig; gleich darauf erfahre ich aus ſicherer Quelle, daß Blanchard mehrere Male noch ſpät Abends zum Vikar gegangen war. Ich nahm meine Einrichtungen und war ſo glücklich, die Anſchläge unſerer Feinde mit meinen eigenen Ohren zu hören.“

„Wie iſt das möglich?“

Laporte erwiederte mit einem ſchlauen ſelbſtgefälligen Lächeln: „Es iſt zwar nicht üblich, daß ein Feldherr ſeine Kriegsliſten bloß legt, aber bei euch kann man das ſchon wagen. Ich befolgte nur Blanchards Beiſpiel. Der Vikar hat eine Magd, die er ganz überſieht, weil ſeine Augen nur auf ein ſchönes, junges Mädchen gerichtet ſind, das erſt vor Kurzem nach Alais gekommen iſt und im Hauſe eines reichen Seidenfabrikanten wohnt.“

„Was ſagt ihr?“ fuhr Margot überraſcht auf.

„Ich machte Bekanntſchaft mit der Pfaffenköchin; ſie erzählt mir, wer bei ihrem finſteren, griesgrämigen Herrn war und was man geſprochen hat; zuweilen höre ich auch ſelbſt zu. So belauſchte ich denn ein Geſpräch Blanchards mit dem Vikar, das geſtern Abend ſtattfand. Dank der Verrätherei Louiſons weiß der Pfaff Alles; er kennt Herrn Benoits Stand, er weiß, daß ihr Betſtunden haltet, daß Frau Valery Troſt in einer Bibel ſucht; daß ihr, mit einem Worte, heimliche Hugenotten ſeid, und daß ihr ſelbſt euch durch die Flucht der Einſperrung im Kloſter entzogen habt.“

„Das iſt ja entſetzlich!“ rief Margot, vor Schrecken bleich. „Jeder Augenblick kann uns in's Verderben ſtürzen. Was fangen wir an?“

„Die Sache iſt allerdings gefährlich“, erwiederte Laporte mit einer Ruhe, welche in ſtarkem Widerſpruche mit ſeiner Mittheilung ſtand. „Doch wird der Vikar auf der anderen Seite durch gewiſſe zärtliche Rückſichten gegen eine Bewohnerin dieſes Hauſes, welche ich ſchon vorhin andeutete, zurückgehalten, von den Mittheilungen Blanchards Gebrauch zu machen. Ihr gewinnt durch dieſen günſtigen Umſtand Zeit zur Ueberlegung, was zu thun ſei.“

„Was ſollen euere Anſpielungen?“ fragte Margot, „ſprecht offen!“

„Ich meine, daß der Vikar vor Liebe zu euch ein Narr geworden iſt“, erwiederte Laporte trocken. „Seine Magd fürchtet ſich ſchon lange vor ihm; er ſitzt zu Hauſe und ſtarrt vor ſich hin, genießt kaum ein Weniges den Tag über, liſpelt eueren Namen, kniet vor ſeiner hölzernen Jungfrau, die er zuweilen für euch zu halten ſcheint, und ſchleicht wie ein Geſpenſt umher.“

„Iſt's möglich!“ ſtammelte Margot in Verwirrung. „Aber dennoch dürfen wir keinen Augenblick zögern. Mein theurer Lehrer, meine guten Eltern in ſo ſchrecklicher Gefahr! Mein wackerer Laporte, ich danke euch aus tiefem Herzen für euere Warnung; wir werden ſie benutzen; und ich werde euch meinen Dank ſogleich thätlich beweiſen.“

„O laßt das! davon iſt keine Rede, ich habe mehr Geld als ich brauche. Nur eines bitt' ich euch. Saget

Herrn Valery nicht, von wem ihr die Warnung erhalten habt; denn wenn er erfährt, von mir, wird ſie wohl vergeblich ergangen ſein.“

„Und was berechtigt euch zu dieſer Annahme?“

„Seht“, erwiederte der Schmied mit einem verlegenen Lächeln, „Herr Valery iſt mir, ſeitdem er ein Katholik geworden iſt, und ich unſerem Glauben treu geblieben bin, nicht mehr ſo recht gewogen. Ich glaube, es verdrießt ihn, daß ich, der arme Teufel, mich unterſtanden habe, dem Könige ungehorſam zu ſein. Wenigſtens hat er mich ſeit der Zeit oft ſchlecht genug behandelt, nicht grob mein' ich, aber ihr verſteht mich ſchon. Man kann Jemand in aller Liebe und Güte zum Tollwerden bringen. Ich habe in der Beziehung von anderen reichen und vornehmen Leuten viel erdulden müſſen; man hat mich in meinem Geſchäft als Grobſchmied und Eiſenhändler und in meinem Credit geſchädigt, weil ich nicht eben auch zu Kreuze gekrochen bin. Freilich, ſie ſchämen ſich, und das Gewiſſen rührt ſie, wenn ſie einen Menſchen noch umherlaufen ſehen, der der Verſuchung widerſtanden hat.“

„Gewiß thut ihr meinem Vater Unrecht. Ihr dürft nicht vergeſſen, daß ein Fabrikant ein Arbeitgeber iſt, der nicht allein an ſich denken darf, ſondern auch das Wohl und Wehe vieler Familien berückſichtigen muß, welche ihren Unterhalt von ihm beziehen.“

„Das iſt ſehr richtig. Aber glaubt ihr nicht, daß, wenn alle reichen Leute, wie Herr Valery, ſich von Anfang an einſtimmig und bis zum Aeußerſten entſchloſſen den Eingriffen in ihre Rechte widerſetzt hätten, von der anderen Seite ihnen keine entehrenden Zumuthungen geſtellt worden wären? Früher bin ich in dem Hauſe viel ein- und ausgegangen, jetzt muß ich den Weg durch den Zaun nehmen. Frau Ulrique hat mir viel Wohlwollen gezeigt, das ich mir zu erhalten bemüht geweſen bin; ſie hat mich oft in Tagen des Unglücks mit milder Hand unterſtützt und mir ſelbſt ihr Wohlgefallen zu erkennen gegeben, daß ich der Religion meiner Väter treu geblieben bin. Mein Herz weiß ihr das immer Dank. Um ihret- und euretwillen bin ich gekommen und um den wackern Herrn Benoit zu retten Die Anderen — ſie kennen mich nicht mehr, ſie gehen mir aus dem Wege. Was hab' ich mich alſo um ſie zu kümmern? Ich nehme nur Theil an ihnen, weil die edle Frau Ulrique, ihr und Herr Benoit mit ihnen durch die Bande der Liebe und Neigung verbunden ſeid."

„Ihr ſeid ein wilder Menſch, Laporte", ſagte Margot.

„Glaubt das nicht, Mademoiſelle. Ich bin ein Lamm gegen die, welche mich mit Güte behandeln. Doch ihr wollt gehen, und ich nehme meinen Rückzug. Erſucht, wenn es euch gefällig iſt, Herrn Benoit in meinem Namen, ſich heraufzubemühen, damit ich mit ihm Abrede treffen kann; er iſt doch am Ende diejenige Perſon, um welche es ſich am meiſten handelt. Ich werde ihn hier erwarten. Und vergeßt doch nicht meinen Rath hinſichtlich meiner Mittheilungen."

die Schlingel mit ernähren, das gab mir natürlich auch ein Gewicht und Selbſtbewußtſeyn. Die Liebe deines Vaters zum Soldatenſtande hatte für mich immer ſehr viel Anſtößiges; aber Chriſtoph's vornehm thuiges, großfahriges Weſen war mir vollends unausſtehlich. Der Menſch ging, ritt und fuhr ſtets einher wie ein Graf, hielt ſich einen beſondern Reitknecht und hatte die Dreiſtigkeit zu behaupten, aus ihm werde ein Mal noch etwas recht Großes und Tüchtiges. Er verthat das Geld, und ich ſollte es verdienen und noch dazu ſtets die Zielſcheibe ſeines impertinenten Spottes ſeyn. Im Grunde betrachtet, war dein Vater nicht viel beſſer gegen mich geſinnt und hat mir manchen unbrüderlichen Streich geſpielt. Ich habe ihm aber nichts nachgetragen. Na, er hat's ſpäter auch eingeſehen und, obgleich er mir nie wieder in's Haus gekommen iſt — und ich habe ihn doch vor acht Jahren beſucht — ſo hat er mir doch ſeinen wackern Jungen geſchickt, und ich bin ihm dankbar dafür."

„Sie müſſen den Vater entſchuldigen," verſetzte der Doktor. „Der beſchwerliche Soldatendienſt läßt ihm keine Zeit übrig, eine ſo weite Reiſe zu machen. Das hat er Ihnen ja auch geſchrieben."

Margot ſah ſich durch die rückſichtsloſen Mittheilungen Laporte's aus einem angenehmen Traume aufgeſchreckt, dem Phantaſiebilde von einem paradieſiſchen Aufenthalte im Valery'ſchen Hauſe, wo ſie in Unſchuld und Freude, nicht berührt von den Unannehmlichkeiten des Lebens ihre Tage in Arbeit und harmloſem Genuß hinbringen könne. Mit großem Mißbehagen mußte ſie jetzt zugeſtehen, wie richtig die Bemerkung ihres Lehrers Benoit geweſen war, daß eben die Thorheit und Leidenſchaftlichkeit der Menſchen kein Paradies auf Erden aufkommen laſſen. Mit Entſetzen ſah ſie, wie der Luſtgarten, in welchem ſie ſeither gewandelt war, auf einem Vulkane ruhte, der ſie ſelbſt, ihre Freunde und das ganze Paradies jeden Augenblick durch einen unvermutheten Ausbruch zerſtören konnte. Die Leidenſchaft des Vikars für ſie war nun ſchon die zweite Flamme, die ihr entgegenloderte und ihrem Glücke, ihrem ſchönen häuslichen Verhältniß Verderben drohte, denn war nicht bereits durch die Liebe des Maires ein Mißton in die reine Harmonie der Familie Valery gekommen? Hatte ſie der Antrag des Herrn Mercier erheitert, ſo grauſte ihr vor der düſteren frevelhaften Glut des Prieſters; und ſie wußte es Laporte wenig Dank, daß er ihr das unſelige Geheimniß mitgetheilt hatte.

Sie glaubte den guten Rath des Schmieds im Betreff ſeiner Urheberſchaft zu dieſen Entdeckungen nicht befolgen zu dürfen. Nachdem ſie ſich etwas geſammelt, eilte ſie ins Haus und theilte ihrem Vater Valery mit, was ſie erfahren hatte. Dazu trieb ſie das Gefühl, ſie dürfe vor dem wackeren Manne in all dieſen Dingen kein Geheimniß haben, gerade weil ſie in Bezug auf ihren Stand und Herkommen nicht offen gegen ihn ſein durfte. Sie war erſtaunt über die Ruhe, mit welcher der ſonſt ſo ängſtliche Mann dieſe Schreckenskunde anhörte.

„Alſo Laporte hat dir das Alles geſagt?“ fragte er, nachdem das Mädchen ihren Bericht geendigt. „Nun will ich dir etwas ſagen. Nimm dir das Geſchwätz ja nicht zu Herzen, denn daran iſt kein wahres Wort. Du biſt erſtaunt, doch du magſt es nur glauben: Laporte iſt ein Kerl, dem es auf ein paar gut oder ſchlecht erfundene Lügen nicht ankömmt, wenn er einen Zweck damit zu erreichen glaubt. Und den verfolgt er jetzt. Du mußt wiſſen, daß der Schmied ſonſt viel in unſer Haus kam, und mehrere ſeiner Verwandten für uns arbeiteten. Aber die ganze Sippſchaft taugt nichts. Wir hatten ihn gern, und ich habe ihm oft kleine Summen zu ſeinem Eiſenkram vorgeſchoſſen, ohne ſie in meine Bücher zu notiren. In der Folge änderte ſich das. Laporte wurde wild und trotzig, fügte ſich nicht in Geſetz und Ordnung, er kam in übeln Ruf, ſo daß die Bekanntſchaft mit ihm keine Ehre machte, und ich genöthigt war, ihm das zu verſtehen zu geben. Nun du haſt ja ſelbſt gehört und geſehen, was der unbändige Menſch für gottloſe Pläne ſchmiedet; ſie laufen auf Mord und Todtſchlag. Als ich damals nach Hauſe kam, erfuhr ich, daß er mir meinen Pathen Antoine, einen guten treuen Jungen, auch ſchon zum Auflehnen gegen das Gebot der Obrigkeit verlockt und damit uns Alle großer Gefahr ausgeſetzt hat. Dadurch hat er nun unſer Wohlwollen ganz eingebüßt. Aber ihm liegt viel daran, es wieder zu gewinnen, und darum bietet er Alles auf, was ihm eine Wichtigkeit in unſeren Augen geben kann. Da hat er denn das alberne Märchen ausgeſonnen und macht ſich auch kein Gewiſſen daraus, unſchuldige Leute zu verdächtigen und zu verläumden. Unſere Louiſon iſt eine fromme, treue Magd, die ſchier von Kindesbeinen an in unſerem Hauſe lebt, mit meinen Mädchen aufgewachſen und eines ſolchen Verraths durchaus gar nicht fähig iſt. Ich weiß nicht, ob ſie einen Umgang oder eine Bekanntſchaft mit dem Tabuletkrämer hat; ich glaub' es aber auch nicht. Wir können uns ja erkundigen. Was man ſelbſt nicht weiß, darüber berichten einen Andere. Ich kann mir aber auch nicht vorſtellen, daß dieſer Mann eine ſo ſchändliche Rolle ſpielen ſollte. Du wirſt mir deine eigenen Beobachtungen aus der Gebirgsherberge gegen ihn anführen. Aber war das auch wirklich Blanchard? Und ſpielte dir deine Aufregung nicht einen Poſſen. Gott weiß wie das zuſammen hing. Man muß von guten Hugenotten nie das Schlimmſte glauben. Nur die Katholiken ſind Ungeheuer, von welchen man Alles zu fürchten Urſache hat. Nein, nein, Margot. Alle dieſe entſetzlichen Dinge exiſtiren nur in Laporte's Kopf; und er hat ſie ins Daſein gerufen, weil er jedenfalls Geld braucht. Doch wir wollen der Mutter die Sache mittheilen; ſie wird uns ihre Meinung ſagen, und ich denke, dieſelbe wird mit meiner Anſicht übereinſtimmen. Herrn Benoit und meinen Kindern gegenüber laß uns ſchweigen, damit ſie ſich nicht unnöthige Sorge machen.“

Margot fiel bei Erwähnung Benoits der Auftrag Laporte's ein, und ſie begab ſich in das Zimmer ihres Lehrers, um denſelben auszurichten. Benoit hörte die Erzählung ihrer Unterredung mit Laporte mit einer Beſtürzung an, welche er ſich vergeblich mühte vor ſeiner jungen Freundin zu verbergen, und die einen auffallenden Gegenſatz zu der gleichgiltigen Ruhe Valery's bei derſelben Gelegenheit bildete. Er ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte und verließ haſtig das Zimmer, um der ergangenen Aufforderung zu genügen. Margots Beſorgniſſe, welche durch die Sicherheit ihres Pflegevaters eingeſchläfert worden waren, regten ſich zufolge dieſes Benehmens aufs neue. Sie zog in Erwägung, daß Laporte im voraus ſie auf die zwiſchen Herrn Valery und ihm beſtehende Entfremdung aufmerkſam gemacht und die Erfolgloſigkeit ſeiner Warnung in Ausſicht geſtellt, ſobald er ſelbſt Herrn Valery als Urheber genannt werde. Das konnte möglicher Weiſe eine argliſtige Vorſicht ſein, ein Verſuch, Margots Vertrauen zu beirren. Aber die Frage mußte ſich ihr ſogleich aufdrängen: zu welchem Zwecke ſollte der Mann ein Gewebe von Lügen und Verläumdungen geſponnen und ſo viele Täuſchungen gewagt haben, da Valery's Verdacht, er ſpekulire auf Geld, ſich in der That als falſch erwieſen; er hatte ja Margots Anerbieten einer Belohnung zurückgewieſen. Margot traute ihm wilde verwegene Handlungen, liſtige Streiche zu, aber Falſchheit hatte ſie in ſeinem Benehmen nicht gefunden. Und, das fiel ſchwer bei ihr ins Gewicht, würde ſich Herr Benoit wohl in nähere Verbindung, wie ſie nach Laporte's Aeußerungen und ſeinem Benehmen beſtand, mit einem Menſchen eingelaſſen haben, der ſo ruchlos handeln könnte? Und endlich ſprach der Umſtand nicht ſtark zu des Schmieds Gunſten, daß er, alle weltlichen Vortheile verachtend, den Glauben ſeiner Väter und ſeinen eigenen Ueberzeugungen, trotz aller Verſuchung von der einen und Verfolgungen von der anderen Seite unerſchütterlich treu geblieben war und ſich gegen Andere, die das nicht gethan, erbittert zeigte? Konnte das ein ſchlechter Charakter ſein?

Margot hatte dieſen Betrachtungen nachgehangen, während ſie im oberen Stocke auf dem Vorſaale an einem Fenſter ſtand, welches die Ausſicht auf den Berggarten gewährte. Sie ſah ihren würdigen Lehrer mit einer ungewohnten Haſt die Terraſſen erklimmen. Sobald er oben angelangt war, erſchien Laporte wieder, allein diesmal nicht allein; es war noch ein anderer Mann bei ihm. Alle drei verſchwanden bald in den Anpflanzungen auf der oberſten Terraſſe des Gartens. Gedankenvoll ſtarrte Margot noch einige Augenblicke auf den Punkt, wo ſie zuletzt ſichtbar waren. Dann begab ſie ſich wieder hinab.

Herr Valery hatte ſeine Gattin mittlerweile von dem Vorfalle in Kenntniß geſetzt. Nahm auch Frau Ulrique die Sache nicht ganz ſo leicht, wie ihr Eheherr, ſo legte ſie doch auch nicht dasjenige Gewicht auf die Warnung Laporte's, welche dieſe nach Margots Anſicht verdiente. Sie ſah darin weiter nichts als eine Wiederholung früherer Redereien und Gerüchte. Auf ihre Veranlaſſung nahm man wenigſtens die Magd insgeheim vor und hielt ihr die Anſchuldigungen gegen ihre Treue vor. Louiſon betheuerte mit hellen Thränen und vielen Schwüren ihre gänzliche Unſchuld. Da man die Unterſuchung, wenn der Ausdruck für dieſes gutmüthige Verfahren erlaubt iſt, mit dem beſten Vorurtheil gegen die Beklagte angefangen, ſo führte ſie natürlicher Weiſe zu keinem Erfolge. Man glaubte den Thränen und Schwüren der Dienerin, weil man ihnen von vorn herein glauben wollte, und der Hausherr dachte wunders etwas gethan zu haben, da er dem Mädchen bei dem geringſten neuen Verdachte mit augenblicklicher Verſtoßung drohte.

Margot wurde durch den Vorgang, bei welchem ſie allein von den Kindern zugegen war, ſehr wenig gerührt. Das Benehmen Louiſons, welcher ſie eigentlich nie hatte Gefallen abgewinnen können, ſchien ihr bei der Gelegenheit von der Art geweſen zu ſein, daß es nur ſo harmloſen und gutmüthigen Menſchen wie Valery's nicht auffällig ſein konnte. Margots Verdacht fand friſche Nahrung, und ſie nahm ſich vor, das Mädchen genau zu beobachten und ihre Geſchwiſter zu gleicher Vorſicht zu ermuntern.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Königin.

Hiſtoriſcher Roman

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1858.

Erſtes Buch:

In der Provinz.

(Fortſetzung.)

„Nun ja doch; ich will auch gar nicht ſchmollen. Aber dafür ſollſt du bei uns bleiben. Deine Abſtammung erleichtert dir hier die Erlangung des Rechts der medizinischen Praxis. Du wohnſt bei mir hier im Hauſe, iſſeſt an meinem Tiſche und betrachteſt mich als deinen Vater, ſo wie ich dich als Sohn anſehe.“

„Mein gütiger Oheim!“ rief der junge Arzt überraſcht, „Sie kommen ſelbſt den kühnſten meiner Wünſche noch weit zuvor. Möchten Sie mich dieſer Güte nur erſt recht würdig finden.“

„Nun das wird ſich zeigen. Dir, mein Braunchen, iſt's wohl nicht zuwider, wenn der Vetter bei uns bleibt?“ fragte Herr May die Tochter faſt ſchelmiſch. „Sie hat, ſeit wir in Breslau bei euch waren, und da zählte ſie ja kaum zehn Jahre, immer von dir geſprochen. Ich hoffe, ihr werdet euch gut vertragen.“ Mary ſchlug die Augen erröthend nieder und der Doktor nickte dem herzlichen Alten lachend zu. „Was der Eigenſinn und Trotz der Väter von einander hielt, ſoll die Liebe der Kinder vereinigen,“ fuhr der Banquier vergnügt fort. „Und die Luſt wäre vollkommen, wenn mir Chriſtoph auch

11.

Paſſionstage.

Der Frühling war ins Land gekommen und lag auf allen Wegen und Stegen, auf allen Pfaden und Straßen, die ſeine Mutter, die Sonne, im ſchönen Südfrankreich beleuchtete. Welch' ein herrliches geſegnetes Land! Fruchtbare Ebenen, von waldigen Gebirgen durchſchnitten, von einem majeſtätiſchen Strome durchwallt, dem aus allen Thälern helle Bäche und Flüſſe jugendlich zueilen, Eichenwälder und Rebenhügel, Kornfelder und die maleriſchen Ufer des mittelländiſchen Meeres! Und überall im Gebirge und im flachen Lande die Menge der Städte und Dörfer, in welchen ein an Körper und Geiſt geſunder kräftiger Menſchenſchlag hauſt, arbeitſam, fromm, mildthätig, voll Liebe zu Gott und den Mitmenſchen und die einfache Sitte der Väter heilig haltend und getreu dem nachfolgenden Geſchlecht überliefernd. Hier zwingen ſie dem Schoße der Berge die Eiſenſtufe ab und verarbeiten ſie in ihren Schmelzöfen, in ihren Hämmern und Schmieden zu den Geräthen des Friedens und des Krieges, dort pflegen ſie den ihnen an raſtloſer Thätigkeit ſo ähnlichen Seidenwurm und weben ſein Geſpinnſt zu prächtigen glänzenden Stoffen, hier wartet der Weingärtner die edle Pflanze, dort pflügt der Bauer ſein einträgliches Feld, nach Norden führt der Handel ſchwerbeladene Wagen, im Süden fliegt das belaſtete Schiff von der Küſte.

O Ludwig, laß den Bewohnern dieſes Landes die Glaubensfreiheit, die ihnen dein Großvater feierlich zugeſagt und gelobt, laß ſie Gott und den Erlöſer verehren nach ihrer einfachen herzlichen Weiſe, und du wirſt Frankreich zum glücklichſten Lande der Welt machen! Nimmſt du ſie ihnen, frömmelnder verblendeter König, trittſt du im entſetzlichen Wahn Gott zu dienen und mit deinen Sünden zu verſöhnen, die heiligſten Menſchenrechte mit tyranniſchen Füßen, mordeſt du deine treueſten Unterthanen ihres reinen Chriſtenglaubens wegen, ſo wirſt du Frankreich in unſägliches Elend ſtürzen und deinen Namen für die Ewigkeit mit Fluch und Schande beladen! —

Vierzehn Tage waren ſeit den letzten Ereigniſſen im Valery'ſchen Hauſe vergangen. Die Charwoche war herbeigekommen, und eine feierliche Stimmung hatte ſich aller Glieder des Hauſes Valery bemächtigt. Es waren Tage ſtiller heiliger Gemüthserhebung. Wie nichtig und gering erſchienen ihnen alle Verfolgungen und Drangſale, die die Anhänger der evangeliſchen Kirche Chriſti erdulden mußten, gegen die Leiden, die ihr Herr und Meiſter für ſeine hohe Menſchenliebe ertragen hatte! Und doch fühlten ſie ſich durch die erfahrene Erniedrigung und Schmach ſeiner Jüngerſchaft erſt würdig; ſie war ja die Weihe, mit der er ſeine Anhänger geſegnet hatte. Hatte er nicht geſagt: „ich ſende euch wie Schafe unter die Wölfe,“ und „hütet euch aber vor den Menſchen, denn ſie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuſer und werden euch geißeln in ihren Schulen, und man wird euch vor Fürſten und Könige führen um meinetwillen.“ Ueber alles Leiden, alles Trübſal leuchtete die frohe Siegeshoffnung hervor. Wie Jeſus über Nacht und Tod triumphirt, ſo durchglühte auch die Herzen dieſer Tiefgebeugten die freudige Gewißheit, daß auch ſie, die ſich für ſeine wahren Nachfolger und die echten Erben ſeiner Lehre hielten, und mit ihnen die Wahrheit ſiegen würden.

Am Gründonnerſtag Abende bot das Zimmer des Herrn Benoit einen feierlichen Anblick dar. Es war durch einfache Vorrichtung zur Kapelle geworden. Nicht fern von der einen Wand des Zimmers ſtand ein Tiſch, der durch eine ſchwarze Bekleidung zum Altare umgewandelt war, auf demſelben erblickte man das Symbol des duldenden und erlöſenden Chriſtenthums, den Gottesſohn am Kreuz; zu beiden Seiten ſtanden mächtige ſilberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen, trotzdem der ſcheidende Tag noch durch die Fenſter herein ſchien; ferner einige ſilberne Kannen und Pokale und Teller mit Brotſchnitten. Stühle waren reihenweiſe in dem übrigen Raume des Zimmers aufgeſtellt. Hinter dem Crucifixe lag eine aufgeſchlagene Bibel. Alles war bereit zu der Feier, die ſchon ſeit Wochen der erſehnte

Wunſch und vielbeſprochene Gegenſtand für das Haus geweſen war. Herr Benoit durchſchritt mit gefalteten Händen in tiefem Sinnen und ſtiller Vorbereitung, ſeiner kleinen Gemeinde harrend, den ſpärlichen Raum, der ihm zur Ausübung ſeiner geiſtlichen Funktionen zugemeſſen war. Auf dem Geſichte des würdigen Mannes lag eine feierliche Ruhe, aber ein ſchmerzliches Zucken in den Mundwinkeln und ein wehmüthiger Schein, der zuweilen über ſeine Mienen flog, zeigten an, daß die Ruhe durch einen ſchweren Kampf erkauft war. Sein Antlitz glich der See, die noch wogt, auf der aber wieder friedlicher Sonnenſchein glänzt. Oefters blieb er ſtehen und ſchaute mit ſeinem geiſtvollen Auge ſinnend durch das Fenſter in die Ferne, als wolle er dort ſuchen, was ihm hier fehle. Sein Entſchluß war gefaßt; er wollte nach dem Oſterfeſte von dannen ziehen, und die bevorſtehende Feierlichkeit ſollte zugleich als Abſchieds- und Erinnerungsfeſt für ihn ſelbſt dienen. Die Ausführung dieſes Entſchluſſes, mit welchem er ſich ſchon lange getragen, ſobald er eingeſehen, daß er für die Ruhe ſeines Lebens nothwendig ſei, hatte er aus menſchlicher Schwäche immer wieder verſchoben. Jetzt drängten ihn die Ereigniſſe dazu und mehr als die eine perſönliche Rückſicht. Schon hatte er mit Laporte Verabredungen getroffen, der ihm als Führer auf ſeinen gefahrvollen Wegen dienen ſollte. Er ſelbſt wollte zum Schluſſe der Feierlichkeit ſeinen Freunden verkündigen, was ihm und ihnen bevorſtehe, daß die Rückſicht auf ihr eigenes Heil und die Pflicht gegen ſich ſelbſt ihn von dannen treibe, daß ſie ſeiner in Liebe gedenken ſollten, wie er ihrer, ſo lange noch ein Athemzug ſeine Bruſt belebe. — Ach, ihm bangte recht vor dem Augenblicke, wo er das Alles ſagen ſollte!

Die Thür öffnete ſich, und Herr Valery mit ſeiner Gattin ſchritt herein, beide in ihren beſten Kleidern, paarweiſe gefolgt von ihren Freunden und Kindern, alle im feſtlichen Schmucke. Auch Madame St. Julien trat an Pierre's Seite herein, denn ſchon längſt wieder hatte ſich die gutmüthige Dame mit Frau Ulriquen ausgeſöhnt. Margot wurde von Job geleitet; den Zug ſchloß das Dienſtmädchen des Hauſes Louiſon mit dem eifrigfrommen Antoine, dem Pathen des Hausherrn, welche beide der Theilnahme an den Verſammlungen dieſer ſtillen Gemeinde gewürdigt worden waren. Ein heiliger Ernſt, durch eine ſtille Verklärung gemildert, lag auf Aller Mienen; am rührendſten trat er bei Frau Ulrique hervor. Wonach ihr Herz in bangen verzweifelten Stunden ſich geſehnt: ihren Gott und ihren Erlöſer unter theuern Freunden und Glaubensgenoſſen nach der Väter ſchlichter Weiſe zu verehren, das ſtand ihr jetzt in ſchöner Gewährung bevor. Eine Thräne um die andere tropfte aus ihrem geſenkten Auge auf das ſchwere Seidenkleid hernieder, das ihren Leib umrauſchte.

Nächſt Frau Ulriquen war wohl Margot am meiſten ergriffen. Wie hätte auch ihr gefühlvolles Herz ungerührt bleiben können beim Anblick des ehrwürdigen Paares, welches in patriarchaliſcher Sitteneinfalt erſchien, fromme Eltern frommer Kinder, um Gott für den reichen Segen zu danken, den ſeine Gnade und Liebe gewährt! Und hier ihre Kinder; geſunde Zweige eines kräftigen Stammes, hatten ſie theilweiſe ſchon neue kräftige Sproſſen gezeugt, zum Theil prangten ſie noch in friſcher Jugendblüthe, herrliche Früchte verſprechend, des Urſtammes würdig. Alle aber blickten ſie mit Vertrauen, Hingebung und Liebe nach dem Elternpaare, blind ihrem Vorgange folgend, denn ſie wußten, daß ſie nur auf dem Pfade wandelten, den das Herz als den rechten anerkennt, wenn ihn auch Menſchenſatzung als Irrweg und Verbrechen bezeichnet. Ein Wonneſchauer durchrieſelte Margot, als ihr dieſe Gedanken flüchtig durch die Seele gingen, und als ſie die ernſtfrohen feierlich geſpannten Mienen um ſich ſah, und alle dieſe gottgerührten Menſchen in dem ſtillen kleinen Heiligthum der Liebe. Ja hier war Liebe, ſie ſelbſt fühlte ſich von ihr durchweht, durchläutert und entzündet. Mit einem niegefühlten Entzücken gab ſie ſich ihren Empfindungen hin. Alles Blut wich ihr aus den Wangen und trieb nach dem Herzen hin, das ihr von neuen ſeligen Gefühlen geſchwellt wurde.

Job, der neben ihr, in ihrem Anſchauen verſunken, ſaß (es war der Blick eines Kindes, das einen lieben Theuern um eine Gabe bitten möchte) bemerkte, wie ſie blaß wurde, und fragte leiſe, ob ihr etwas fehle?

„Mir iſt ganz wohl,“ erwiederte ſie und lächelte ihn an wie ein Engel. „Bin ich blaß, ſo iſt es vor Freude, denn mir iſt, als wäre ich im Himmel.“

Herr Benoit war hinter den Altar getreten und ſprach, einen wohlwollenden Blick auf die kleine Verſammlung werfend: „Unſer Herr und Meiſter gibt uns die troſtreiche Zuſicherung: wo zween oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Laßt uns alſo getroſt, ſo gering auch unſer Häuflein ſei, ihm nacheifern und ihn verehren, der da geſagt hat: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe, und: ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Mein Vater iſt der Weingärtner. Eine jegliche Rebe, die nicht Frucht bringt, wird er wegnehmen; und eine jegliche, die da Frucht bringt, wird er reinigen, daß ſie mehr Frucht bringe. Ihr ſeid jetzt rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. Bleibet in mir und ich in euch. Gleich wie die Rebe kann keine Frucht bringen aus ihr ſelber, ſie bleibe denn am Weinſtock, alſo auch ihr nicht, ihr bleibet denn in mir. Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viele Frucht. Denn ohne mich könnt ihr nichts thun. Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen, wie eine Rebe und verdorrt, und man ſammelt die dürren Reben und wirft ſie ins Feuer, daß ſie verbrennen. So ihr in mir bleibet und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Darinnen wird mein Vater geehret, daß ihr viele Frucht bringet und werdet meine Jünger. Gleich wie mich mein Vater liebet, alſo liebe ich euch auch. Bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, ſo bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und bleibe in ſeiner Liebe. Das iſt mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er ſein Leben läſſet für ſeine Freunde. Ihr ſeid meine Freunde, ſo ihr thut, was ich euch gebiete. Ich ſage hinfort nicht, daß ihr Knechte ſeid, denn ein Knecht weiß nicht was ſein Herr thut. Euch aber habe ich geſagt, daß ihr Freunde ſeid; denn Alles was ich von meinem Vater gehört habe, das habe ich euch kund gethan. Ihr habt mich nicht erwählet, ſondern ich habe euch erwählet und geſetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und euere Frucht bleibe, auf daß ſo ihr den Vater bittet in meinem Namen, daß er es euch gebe. Das gebiete ich euch, daß ihr euch untereinander liebet. So euch die Welt haſſet, ſo wiſſet, daß ſie mich vor euch gehaſſet hat. Waret ihr von der Welt, ſo hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt ſeid, ſondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum haſſet euch die Welt. Gedenket an mein Wort, das ich euch geſagt habe: der Knecht iſt nicht größer als ſein Herr. Haben ſie mich verfolget, ſie werden euch auch verfolgen; haben ſie mein Wort gehalten, ſo werden ſie eueres auch halten. Aber das Alles werden ſie euch thun um meines Namens willen; denn ſie kennen den nicht, der mich geſandt hat. — Alſo ſpricht der Herr unſer Heil und Hort zu euch, ſeinen Auserwählten."

Er ſchwieg, und Herr Valery als Haupt und Aelteſter der kleinen Gemeinde nahm ſeine Bibel zur Hand und las mit lauter Stimme den zwölften und dreizehnten Pſalm vor, Worte der tiefſten Seelenangſt und des gläubigen Aufringens zum Vertrauen auf den Allmächtigen. Die Stimme des wackeren Mannes ſchwankte, und reichliche Thränen entſtrömten den Augen ſeiner Zuhörer, als er die ſchmerzlichen Fragen las: „Wie lange ſoll ich ſorgen in meiner Seele und mich ängſtigen in meinem Herzen täglich? wie ſoll ſich mein Feind über mich erheben?“ Frau Ulrique ſchluchzte laut auf; wie oft hatte ſie in verzweifeltem Harme ähnlich fragend zum Himmel aufgeblickt! Als milder Balſam auf die wunden Herzen ertönten die Worte des feſten altteſtamentariſchen Gottvertrauens: „Ich hoffe aber darauf, daß du ſo gnädig biſt; mein Herz freuet ſich, daß du ſo gerne hilfſt. Ich will dem Herrn ſingen, daß er ſo wohl an mir thuet.“

Nach dieſer Verleſung, welche die Stelle des Geſanges vertreten mußte (das Pſalmenſingen, ein integrirender Theil des hugenottiſchen Gottesdienſtes, mußte unterbleiben, weil es die Verſammelten unfehlbar verrathen haben würde), nahm der Geiſtliche das Wort und ſpendete in reichlichem Maße den armen Bedürftigen Beruhigung und Troſt, wie ihn ein menſchenfreundliches Herz aus dem vollen Schatze chriſtlicher Verheißungen nur gewähren kann. Er wies in wenigen treffenden Zügen nach, wie die Wahrheit, obſchon ſtets blutig verfolgt, nie habe unterdrückt werden können, ſondern früher oder ſpäter zum Triumph gelangt ſei, weil ſie eben von Gott ſtamme. Der göttliche Verkündiger derſelben ſelbſt habe einen ſchimpflichen Tod erlitten, dennoch ſei er, der ſich ſelbſt die Wahrheit genannt, wieder erſtanden; ſeine Jünger und Anhänger, die den Samen ſeines Wortes weiter ausgeſtreuet, ſeien verfolgt und zum Theil getödtet worden um der Wahrheit willen, wie er ihnen voraus verkündet, aber um ſo fröhlicher ſei die Saat aufgegangen. Auch ſie, die Bekenner des reinen Evangeliums, hätten ſchwere Leiden erduldet und noch größere ſtänden ihnen vielleicht bevor, aber ſie müßten ſie freudig tragen um des Namens Jeſu willen, der Leiden und Martern als das Loos aller ſeiner Jünger und Bekenner in Ausſicht geſtellt. Als Lohn verheiße er ihnen dagegen das ewige Leben. „Das iſt aber“, ſchloß er ſeine einfachen troſtreichen Worte, „daß ſie dich, daß du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen.“

Eine Pauſe in dem Gottesdienſte, welche der Geiſtliche benutzte, um die auf dem Altare aufgeſtellten Geräthe, für die zu folgende Feierlichkeit zu ordnen, gewährte Margot volle Muße, die empfangenen Eindrücke auf ſich einwirken zu laſſen. Sie verglich in Gedanken dieſe einfache demüthige Verehrung der Gottheit mit dem prächtigen Kultus der katholiſchen Kirche. Dort war ſtets nur ihr Auge befriedigt worden; hier fühlte ſie ihr Herz erwärmt und begeiſtert, ihren Glauben geſtärkt und ihr Verſtändniß durch wohlwollende Belehrung erweitert. Jetzt begriff ſie vollkommen Frau Ulrique's und der übrigen Familienmitglieder ſchmerzliche eins ſeiner Kinder von Nordamerika herüber ſchickte. Na, wer weiß, was geſchieht!“

„Haben Sie denn gar keine Nachrichten vom Onkel Chriſtoph?“ fragte Wilhelm.

„Ich habe gute Gründe, keine Nachricht von ihm zu wollen. Er hat mich zu ſehr beleidigt, zu empfindlich gekränkt. Vergeben hab' ich's ihm im Herzen; aber ich mag nichts wieder von ihm ſehn und hören. Vor zehn oder zwölf Jahren ſuchte mich ein Mal ein Kaufmann aus Baltimore auf, der mir erzählte, daß Chriſtoph ein bedeutendes Haus dort bilde und viel gewonnen habe. Nun, er kann's beſſer brauchen, als ich; denn er gibt auch viel aus. Sowohl er, wie dein Vater, haben ihr väterlich Erbtheil verthan: Chriſtoph auf ſeinen weiten, unnützen und koſtſpieligen Reiſen, Kaſpar, dein Vater, im Lager und Felde.“

„Ich gönne ihnen die Freude,“ verſetzte Wilhelm; „und hat mein Vater auch nichts wieder erwerben können, ſo hat er mich von ſeinem Gehalte ſtudiren laſſen, und ich habe ſo viel gelernt, daß ich mich anſtändig ernähren kann, und was braucht der Menſch weiter?“

„Deine Anſichten gefallen mir,“ ſagte Herr Doll

Sehnſucht nach dieſem Gottesdienſte „im Geiſte und in der Wahrheit.“ Ueber ihr eigenes Gefühl war ſie nicht im mindeſten unklar; das theatraliſche, geſchmückte Weſen ihres geſammten bisherigen Lebens hatte ſie ja elend bis zur Verzweiflung gemacht; hier fand ſie, was ſie ſo heiß erſehnt hatte, Wahrheit, Aufrichtigkeit, den beſeligenden Geiſt der Liebe. Aus dieſen herzerhebenden Betrachtungen wurde ſie durch den Geiſtlichen geriſſen, der von Neuem das Wort nahm.

„Schon lange habt ihr, werthe Freunde“, ſprach er, „durch eine ſchmerzliche Fügung das Sakrament des Nachtmahls entbehren müſſen, wie es unſer Glaube und unſere Kirche heilig hält. Ihr Alle ſchmachtet nach der Feier deſſelben als nach einer Gewähr euerer inneren Ueberzeugung. Wie der Herr unſer Gott durch den Mund ſeines Propheten Jeſaias, rufe ich euch ſeine Worte zu: Ich will Waſſer in der Wüſte und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten. Und weiter am anderen Ort: Wohlan, die ihr durſtig ſeid, kommet her zum Waſſer! Und ſo laßt uns denn die hehre Feier begehen mit wehmüthiger Freude zum Gedächtniſſe deſſen, der für die Menſchheit in den Tod ging. Die Erinnerung an ſein Leiden wird uns Kraft geben für Prüfungen, die uns noch bevorſtehen, und uns Troſt ſpenden, wenn wir verzagen wollen. Da nun mehrere von euch, meine Freunde, des Unterrichts längere Zeit haben entrathen müſſen, ſo wollen wir uns die letzten Ereigniſſe im Leben unſeres Meiſters vergegenwärtigen und hören, was ſein treuer Jünger davon berichtet.“

Und mit gedämpfter Stimme trug er die düſtere Erzählung des Evangeliſten vom Verrathe des untreuen Jüngers und dem letzten Beiſammenſein des Meiſters mit ſeinen Schülern vor. Die kleine Verſammlung ſaß regungslos, wunderbar beleuchtet von den letzten Lichtern des ſcheidenden Tages, die durch das Fenſter fielen, und durch den Schein, der von den Kerzen auf dem Altare ausging. Der Kampf des Lichtes mit der einbrechenden Dämmerung ſtand in eigenthümlichem Einklange mit dem, was die kleine Verſammlung beſchäftigte: dem Untergange des leuchtenden Geſtirnes, das über Paläſtina aufgegangen war. Ein Theil der Anweſenden hielt in ſtummer Trauer das Haupt geſenkt, die Jüngeren richteten in banger Erwartung die Blicke auf das Geſicht des Vorleſers, das, vom Scheine der Kerzen grell beleuchtet, einen wehmüthig ernſten Ausdruck hatte. Als der Geiſtliche mit erſtickter Stimme jenen rührenden Vorwurf des Meiſters an ſeine Jünger las: „Wahrlich, ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen“, erſchallte hinter Margots Rücken ein dumpfer Schrei. Ihr und der Uebrigen zurückgewendeter Blick fiel auf Louiſon, die Magd des Hauſes, welche ihren Platz gerade hinter dem ihrigen hatte. Margot erhob ſich ſofort zu ihrer Hülfe, ebenſo der neben ihr ſitzende Antoine; es wurde ein allgemeiner Aufſtand. Auch Benoit hielt in ſeiner Vorleſung inne.

Der Hausherr hatte mit einigem Mißvergnügen die Störung wahrgenommen; als er ſah, daß Margot und Antoine im Stande waren, das bewußtloſe Mädchen allein fortzuſchaffen, erſuchte er die Uebrigen, ihre Sitze wieder einzunehmen, und verneigte ſich bittend gegen den Geiſtlichen, der ſogleich die Feierlichkeit fortſetzte.

Louiſon kam wieder zu ſich, ſobald ſie mit Unterſtützung Margots und Antoine's das Zimmer verlaſſen hatte. Sie winkte dem letzteren ungeduldig, daß er ſie verlaſſen ſolle, und ſchwankte am Arme ihrer jungen Herrin ihrer Kammer zu. Ueber das lange Ausbleiben ſeiner Pflegetochter beunruhigt, veranlaßte der Hausherr nach einiger Zeit Manon, nach den beiden Mädchen zu ſehen. Allein zur Beſtürzung der Familie war keine von ihnen trotz dem ängſtlichen Rufen und Suchen zu finden.

Ruhig und ſicher mochte die Familie Valery ihrem Gotte dienen, denn ein Paar ſcharfer Augen und Ohren wachten für die Betenden drinnen in der Dämmerung des Abends außen; Laporte umkreiſte wie ein treuer Hund das Haus. Ueberall war Stille, er ſah und hörte nichts Verdächtiges, tiefe Ruhe lagerte auf dem Städtlein, und dennoch veranlaßte ihn eine eigenthümliche Unruhe, deren Pein ihn ſchon hergetrieben zur Bewachung des Hauſes, zu immer erneutem Umgange. Er wußte, welche Feier in dem oberen Zimmer, durch deſſen Fenſter ein ſchwacher Kerzenſchein fiel, begangen wurde, und ſein Auge ſuchte öfters beim Vorgehen die Richtung, wo die Stube des Herrn Benoit war. Das ſchien nicht ohne Einwirkung auf ſeine Stimmung zu bleiben. Es war, als ob die Worte des Friedens, welche dort oben für ſein Ohr unvernehmbar geſprochen wurden, auf einem geheimnißvollen Wege in ſein Gemüth eindrängen und deſſen Bewegungen ſänftigen. Von ſeinen frommen Gefühlen übermannt, ſank der wilde Mann endlich auf die Knie und weinte wie ein Kind. Das Herz dieſes armen, elenden, verrufenen Menſchen war in dieſen Augenblicken voll edler und göttlicher Empfindungen, und ein reineres Gefäß des heiligen Geiſtes, als wohl ſelbſt manches Herz oben im Zimmer. Eine tiefe Reue über manchen Entſchluß, zu dem ihn ſein heißes Blut getrieben, über manche That, welche er aus leidenſchaftlicher Unluſt an ſeinen Verhältniſſen verübt, peinigte glühend ſeine Seele, aber der Frieden und die Vergebung, welche Jeſus allen Mühſeligen und Beladenen verheißt, linderte auch ihm mit mildem Hauche die Qual.

Plötzlich öffnete ſich die Thür des Hauſes und in jähem Laufe eilte ein weibliches Weſen, ohne den Knienden zu bemerken, heraus; Laporte glaubte Louiſon zu erkennen und ging ihr raſch nach. Schnell hatte er ſie eingeholt und faßte ſie am Arm.

„Laßt mich, laßt mich!“ ſagte Louiſon, denn ſie war es und verſuchte ſich loszureißen.

„Nicht von der Stelle, ſag' ich dir!“ raunte ihr

Laporte zu. „Oder du biſt des Todes. Wo willſt du hin, Mädchen?“

„Was haltet ihr mich? Wer ſeid ihr? Ach, laßt mich los! ich muß fort,“ jammerte das Mädchen, welches ganz außer ſich zu ſein ſchien.

„Sprich, was iſt geſchehen? Kennſt du mich nicht? ich bin Laporte.“

„Einer unter euch wird mich verrathen,“ murmelte Louiſon im Tone der tiefſten Verzweiflung; „ach, und das bin ich geweſen. Hört ihr kein Geräuſch? Die Häſcher kommen; laßt mich;“ und ſie machte einen neuen Verſuch, ſich loszuwinden.

„O du elende Kreatur!“ ſagte Laporte, dem jetzt Alles klar, zu ihr. „Fühlſt du die Judasqual in deinem Herzen? Und nun eilſt du dahin, um die zehrende Flamme durch einen Sprung ins Waſſer zu löſchen! Höre mich, Louiſon! Du verdienſt nichts Beſſeres, als daß ich dich ſelbſt in den Fluß würfe, wenn du etwa ſchaudernd zurückbebteſt, oder daß ich dich hier mit meinen Händen erwürgte, da du die treueſten und beſten Menſchen, deine Wohlthäter von Jugend an, deiner Eitelkeit und Dummheit zum Opfer gebracht haſt. Aber wem geſchieht ein Nutzen damit? Nein, lebe, bereue und mache wieder gut, was du geſündigt haſt. Jetzt komm ſogleich mit hinauf ins Haus, bekenne offen dein Vergehen, damit die etwa mögliche Rettung bereitet werde.“ Mit dieſen Worten wollte er ſie fortziehen.

„Nein, nein, laßt mich,“ rief das Mädchen verzweifelt widerſtrebend. „Ich kann ſie nicht wiederſehen.

Auch hab' ich mein Vergehen ſchon bekannt; ich habe es Mademoiſelle Margot geſtanden, was ich gethan habe."

„Haſt du das? und wo iſt ſie denn?"

„Ich weiß es nicht. Mir wurde ganz ſchwindelig, als Herr Benoit vorlas; es war mir, als hörte ich die Poſaunen des jüngſten Gerichtes. Da führte ſie mich in meine Kammer, und ich ſagte ihr, was ich verbrochen. Da ſtand ſie ein paar Augenblicke ſchweigend und meinte dann: ich muß zu ihm. Vielleicht iſt noch Rettung möglich! — Sie eilte hinaus; ich aber fürchtete mich, allein zu ſein und konnte doch auch die Anderen nicht wiederſehen; da verließ ich das Haus."

„Du haſt ihr geſagt, daß du die Familie an den Vikar verrathen haſt?" fragte Laporte.

Das Mädchen nickte, und ein tiefes Stöhnen entrang ſich ihrer Bruſt.

Der Mann ſchloß, Margot müſſe das Haus verlaſſen haben, während er in einiger Entfernung von demſelben mit dem Mädchen verhandelte, er errieth, welche Richtung ſie auf ihrem abendlichen Gange eingeſchlagen hatte. Jedenfalls hatte ſie die Wohnung des Vikars aufgeſucht.

„Komm' mit," ſagte er zu dem Mädchen und ſchritt vorwärts.

„Nur nicht wieder ins Haus," murmelte Louiſon, welche ohne Kraft zum Widerſtand zu haben, ſich mit fortreißen ließ. „Bei Gott! ich kann ſie nicht wiederſehen. Lieber erwürge mich."

„Komme nur," wiederholte etwas milder Laporte, den die Verzweiflung des Mädchens zu rühren ſchien. „Du ſollſt ſie nicht wiederſehen. Aber merke dir, dein Leben hat nur noch Werth, ſofern du deine Sünde büßeſt.“

Zu dem lichten freundlichen Hauſe der Valery bietet jenes alte finſtere Gebäude, deſſen maſſive Bauart ſeinen Urſprung aus dem Mittelalter verräth, und in welchem der Vikar Berger ſeinen Wohnſitz hat, einen bedeutungsvollen Gegenſatz. Es iſt ein Flügel der Stadtkirche und trägt weit mehr noch wie dieſe Spuren von der zerſtörenden Hand der Zeit an ſich. Die kleinen Fenſter im erſten und zweiten Stocke, welche Luftlöchern gleichen, ſind vergittert, aber hier und da fehlt ein Gitterſtab, den der morſche Kalk nicht mehr zu halten vermochte. Die ausgetretene ſteinerne Wendeltreppe führt in das zweite Stock und an die niedere Thüre zur Wohnung des Geiſtlichen. In dem kleinen Zimmer, welches mit ſeinen vergitterten Fenſtern und ſeiner ärmlichen Ausſtattung eher einem Gefängniſſe gleicht, als der Wohnung eines Prieſters, ſchreitet der Bewohner, in einen dürftigen Hausrock gekleidet, mit unſtätem ſchwankenden Schritte auf und nieder. Jetzt ſetzt er ſich in einen ledergepolſterten Armſeſſel, der vor einem unſcheinbaren Tiſche ſteht, um beim Scheine einer Oellampe, welche nur einen kleinen Kreis des Zimmers erhellt, während der übrige Theil deſſelben im Halbdunkel iſt, in einem Schreiben zu leſen, welches wie der Erlaß einer Behörde ausſieht. Es iſt eine ſchriftliche Anerkennung von Seiten des Biſchofs in Nimes für den Eifer, mit welchem der Vikar in ſeiner Stellung für die Kirche wirkt, und eine Ermunterung zu ferner unverdroſſener Ausdauer bei der Arbeit im Weinberge des Herrn. Aber mit einem tiefen Stöhnen ſcheint er den Vorſatz ſogleich wieder aufzugeben, denn er ſetzt nicht einmal die Brille auf, welche neben dem Schreiben liegt, ſondern er lehnt ſich, die Hände krampfhaft auf die Bruſt gefaltet, in dem Stuhle zurück. Die Lampe beleuchtet ſein todtenbleiches Geſicht; ſeine Augen ſind tief eingeſunken und glühen von einem leidenſchaftlichen Feuer, während er träumeriſch vor ſich hinblickt; ſeine Bruſt hebt ſich von einem tiefen Seufzer, und auf ſeiner ſchmalen hervortretenden Stirn blitzen beim Licht der Lampe Tropfen, die er mit der Hand unbewußt abſtreift. Von einer inneren Unruhe gepeinigt, erhebt er ſich, ſchreitet zum Fenſter und öffnet es, um ſeiner erſtickenden Bruſt die kühle Abendluft zu gönnen. Er betrachtet die dunkel in den Abendhimmel ragenden Baulichkeiten der Stadtkirche, welche ihm die Ausſicht und das Licht ſperren, murmelt einige Worte, die halb wie Gebet, halb wie Verwünſchung klingen, und ſchließt das Fenſter wieder. Von neuem beginnt er ſeine Wanderung durch das Zimmer, indem er öfter ſtehen bleibt, den Kopf zur Erde ſenkt und die Hände ringt; zuweilen wirft er einen ſcheuen Blick auf das mächtige Crucifix an der Wand, das vom Lichte nur ſpärlich beleuchtet, einen unheimlichen Anblick gewährt und mit einigen grob ausgeführten Heiligenbildern den, wenn man ſo ſagen darf, einzigen Schmuck der armſeligen Wohnung ausmacht. Mit einem tiefen Stöhnen tritt er jetzt auf das Bild des Gekreuzigten zu und ſinkt auf einen Betſchemel vor demſelben nieder, wo er regungslos in heißem Gebet verharrt. Jetzt ergreift ſeinen Körper ein convulſiviſches Zittern; er entledigt ſich raſch des Rockes, greift nach einem entſetzlichen Werkzeuge — und ſchwere Geißelhiebe fallen auf den entblößten Rücken, von dem aus kaum geſchloſſenen Wunden dicke Blutstropfen hervorquellen. Schmerzliche Seufzer entringen ſich dem Gepeinigten, die bald zum jammervollen Stöhnen werden, aber die grauſame Hand ſcheint einem anderen Willen zu gehorchen; unermüdlich ſchwingt ſie das Inſtrument der Selbſtbüßung. Endlich ermattet ſie; der Vikar zieht Hemd und Rock wieder an und erhebt ſich ſchwerfällig. Er taumelt nach dem Tiſche zu und thut einen langen Zug aus dem dort ſtehenden Waſſerkrug, dann ſinkt er erſchöpft auf ſeinen Seſſel. Doch noch immer nicht ſcheint der wilde Dämon, der ihn beſeſſen hält und welchen er mit Geißelhieben niederſchlagen wollte, beſiegt; er grinſt aus ſeinen fahlen, geſpannten, vom Schmerz verzerrten Geſichtszügen; er glüht aus ſeinen hohlen Augen mit ſtärkerer Macht als vor der Peinigung. Armer Vikar, du kämpfeſt einen verlornen Kampf! Denn der Geiſt, der dich beſeſſen hält und dich ſeine Gewalt fühlen läßt, und den du in fanatiſcher Verblendung für den böſen anſieheſt, er iſt ein guter und erhabener, er iſt der höchſte und heiligſte der Welt, er iſt die Natur, er iſt der mächtige, gewaltige leben- und glückſchaffende Trieb des vernunftbegabten Weſens. Der Büßende ſaß, das Geſicht in beide Hände vergraben, während ſeine Bruſt ſchwer aufathmete. Langſam ließ er endlich die Hände ſinken, aber er hob ſie ſchnell wieder, um ſich die Augen zu wiſchen. Und doch; es war keine Täuſchung, kein Traum. Kaum zwei Schritte vor ihm ſtand eine weibliche Geſtalt; und er erkannte ſie trotz dem düſteren Scheine der Lampe, trotz ſeinem ſchwachen Auge; ſie ſelbſt war es, die den wilden Geiſt in ihm erweckt, deſſen er nicht Herr werden konnte trotz Gebet und Geißelung; ſie war es ſelbſt, der böſe Feind in verlockender Geſtalt. Er machte einen vergeblichen Verſuch ſich zu erheben, fühlte ſich aber durch einen unwiderſtehlichen Zauber feſtgebannt. Ein Schauer des Entzückens und des Entſetzens durchrieſelte ihn, und ſeine weitgeöffneten Augen ſchienen die nächtliche Erſcheinung verſchlingen zu wollen.

„Ihr habt mein Klopfen und meinen Gruß nicht gehört, Herr Vikar,“ ſagte Margot, denn ſie war es, die einen ſo lähmenden Einfluß auf den Bewohner des Zimmers ausübte, mit zitternder Stimme.

Der Angeredete gab keine Antwort, ſondern blickte mit ſtarren Augen ſeinen ſeltſamen Gaſt an.

Das junge Mädchen ſchien unruhig zu werden. Mit feſterem Tone fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort: „Louiſon hat mir ſoeben ſchreckliche Geſtändniſſe gemacht. Ihr habt durch den Einfluß und durch die Würde, die euch euere Stellung gibt, das arme Geſchöpf zu Handlungen verführt —“

Max, den Neffen auf die Schulter klopfend; „es ſind weder die deines Vaters noch deines Onkels Chriſtoph, ſondern die meinigen. Nun, Geld und Gut iſt auch nicht zu verachten, iſt eine ſchöne Gabe Gottes und ſtiftet Himmelsſegen in guter Hand. Sey du nur getroſt und froh, mein Sohn; es wird ſich Alles recht gut machen. Schade iſt's, daß du kein Kaufmann biſt, wahrlich, ſehr Schade; du träteſt in mein Geſchäft als Compagnon. Das wäre himmliſch! Das wär' eine Freude für mich! Nun der Menſch ſoll nicht zu viel vom Himmel verlangen, und ich begnüge mich.“

Alſo plauderte der Alte fort, und Wilhelm und Mary wechſelten bedeutungsvolle Blicke mit einander.

Der Geburtstag.

Drei Monate waren ſchon in's Land; Wilhelm hatte die Praxis und durch einige geſchickte und glückliche Kuren großen Ruf erlangt; der alte Herr Senator Toll Max war den Keuchhuſten los und wußte ſich was Rechtes auf ſeinen tüchtigen Neffen, den Jedermann liebte und ſchätzte. Wilhelm

Wiederum hielt ſie inne, in der Erwartung, einen Sturm losbrechen zu hören, aber der Vikar ſchwieg; er hielt ſein Auge ſtarr auf ſie geheftet, und alle ſeine geiſtigen Kräfte waren offenbar irgend einer höheren Gewalt unterlegen.

„Herr Vikar,“ fuhr Margot mit dem rührendſten Tone ihrer Stimme fort, da ſie ſein Schweigen mißdeutete. „Welches auch euere Abſicht bei der Entdeckung unſeres Geheimniſſes geweſen ſein mag, ihr ſeid ein Prieſter der Kirche, welche die Liebe zu ihrem erſten Geſetze macht! O ſeid ein edler Mann, Herr Vikar! — Ihr ſeht meine Angſt, die mich noch zu ſpäter Stunde zu euch treibt — ihr werdet uns nicht verrathen — Welche Freude kann es euch machen, eine ehrenwerthe Familie in grenzenloſes Unglück zu ſtürzen?“

In der Aufregung war Margot näher getreten; jetzt erſt erkannte ſie den erſchöpften Zuſtand des Prieſters; einige Tropfen Blutes, die unter ſeinem Rockärmel hervorrieſelten, erregten eine Ahnung in ihr von dem, was kurz vor ihrer Ankunft in dem düſteren Aufenthalte geſchehen war; ein raſcher Umblick im Zimmer, bei welchem ſie die am Boden liegende Geißel erblickte, beſtätigte dieſelbe. Betreten wich ſie von dem Fanatiker zurück.

„Was willſt du von mir, Satan?“ fragte der Geiſtliche mit ſchwacher Stimme; er hatte offenbar nichts von Margots Rede verſtanden.

Die ſonderbare Anrede, das glühende Auge, der ganze Zuſtand des Mannes erweckten in Margot den

Verdacht, er ſei wahnſinnig; raſch griff ſie nach einem Meſſer, welches ſie in ihrem Buſen verborgen hatte; aber ein Blick auf die hinfällige Geſtalt vor ihr gab ihr Gewißheit, daß ſie nichts zu fürchten habe, daß vielmehr der Vikar ganz in ihre Gewalt gegeben ſei. Sie beſchloß raſch von der günſtigen Lage der Dinge Gebrauch zu machen.

„Ich verlange zweierlei von euch,“ nahm ſie das Wort. Einmal ſollt ihr uns nicht verrathen. Schwört bei dieſem Buche hier, beim Evangelium und bei euerer Prieſterwürde! Legt die Hand auf die Wundenmale des gekreuzigten Gottes!“ Und in gewaltiger Aufregung riß ſie das Crucifix von der Wand und hielt es ihm drohend, befehlend entgegen, eine überwältigende Erſcheinung, gleichgültig dagegen, ob ſie dem niedergeworfenen Büßer als ein Engel des Himmels oder als ein Dämon der Hölle erſcheinen mochte.

Mechaniſch legte er die Finger auf das Holzbild und flüſterte: „ich ſchwöre!“ Dabei ſtöhnte er tief auf.

„Und nun ſchreibt! Schreibt euern Namen!“

„Willſt du meine Seele verſchrieben haben, ſie iſt ſchon dein eigen.“

Aus dieſen Worten, welche ſie mit einem Schauer hörte, erkannte Margot, wie richtig in jeder Beziehung die Beobachtungen und Mittheilungen Laporte's geweſen waren. Doch jetzt war keine Zeit, ſich ſolchen Betrachtungen hinzugeben; ſie ſchob haſtig einen Bogen Papier, von welchem ſie auf dem Tiſche Vorrath fand, dem willenloſen Manne hin, ſie drückte ihm die mit

Tinte befeuchtete Feder in die Hand. Mit zitternder Hand ſchrieb dieſer ſeinen Namen auf die Stelle des leeren Blattes, welche ſie ihm bezeichnete, und ſank ſeufzend in den Stuhl zurück. Unterdeſſen ſuchte ſie aus ſeinem Schreibzeuge das Wachs und Petſchier des Vikars hervor, heftete an der kümmerlichen Flamme der Lampe ein Siegel auf das Papier, nahm es an ſich und verſchwand ſchnell durch die Thür.

Athemlos trat ſie ins Zimmer, in welchem die Familie in völliger Rathloſigkeit über ihr und Louiſons Verſchwinden beiſammen ſaß. Die jungen Leute waren eben im Begriff, das Haus zu verlaſſen und ſie aufs geradewohl zu ſuchen. Ein Ausruf der Herzenserleichterung entfuhr der Mehrzahl der Anweſenden bei ihrem Erſcheinen; man umringte ſie und beſtürmte ſie mit Fragen. Aber ein Thränenſtrom war die einzige Erwiederung, welche Margot gab. Beunruhigt von dieſem auffallenden Benehmen, tauſchte man bedenkliche Blicke aus.

„Ach, wundert euch nicht über meinen Zuſtand, liebe Mutter, und ihr anderen Theuern!“ ſagte ſie etwas gefaßter und ſchlang den Arm um Frau Ulrique's Hals, die beſorgt und theilnehmend ihre Hand gefaßt hatte; „ich habe in der kurzen Zeit, da ich nicht in euerer Mitte war, viel Schreckliches erfahren.“

Und nun erzählte ſie, während ſtarres Entſetzen ſich bei jedem ihrer Worte der Zuhörer mehr und mehr bemeiſterte, wie Louiſon, im innerſten Gewiſſen getroffen, ihr unter heißen Thränen geſtändig geweſen ſei, daß ſie, ſchon ſeit Monaten vom Vikar und von Blanchard, der ſie mißbraucht, gedrängt, Herrn Benoit und ihre Herrſchaft verrathen habe. Es ſei von ihr in der beſten Abſicht geſchehen, da ihr der Prieſter immer vorgeredet habe, nur dann könne er erfolgreich für das Seelenheil der Familie wirken, wenn er genau wiſſe, ob ſie auch aufrichtig den früheren Irrthümern entſagt habe. Höchlich beſtürzt über dieſe Mittheilung, habe ſie ſelbſt ſich raſch entſchloſſen, den Vikar ſogleich aufzuſuchen, in der geheimen Hoffnung, den drohenden Schlag noch abzuwenden. Sie habe ſich nicht getäuſcht; der Vikar ſei in einem Zuſtande geweſen, der ihn geneigt gemacht habe, auf ihre Vorſtellungen einzugehen.

„Aber freilich dürfen wir uns nicht verhehlen," ſchloß ſie ihren Bericht, in welchem ſie allerdings nicht erwähnte, daß ſie unter des treuen Laporte Geleite den Rückweg angetreten; „daß dieſe Rettung nur eine augenblickliche iſt. Es iſt nicht anzunehmen, daß der Geiſtliche bei dieſer Geſinnung verharren wird. Wir müſſen alſo von der gewährten Friſt möglichen Gewinn ziehen."

Es entſtand eine lange Pauſe; die Frauen weinten leiſe, die Männer brüteten gramvoll; Alle wußten, welches ſchmerzliche Ereigniß ihnen drohte: die Trennung von ihrem geliebten Freunde, Lehrer und Tröſter, nachdem ſie ſoeben den köſtlichſten Gewinn von ſeiner Gegenwart gezogen hatten.

„Gebt euch nicht dem Kleinmuthe hin, werthe Freunde," begann Benoit mit einer Miene, in welcher die Freudigkeit des Gehorſams gegen eine höhere Schickung die Spuren des Seelenſchmerzes zu vertilgen ſtrebte; „wir alle wiſſen, was uns bevorſteht. Laßt uns die Fügung des Himmels mit Demuth und Kraft entgegennehmen; laßt uns das bittere Wort Scheiden mit anſtändiger Gelaſſenheit ausſprechen, damit ſich unſere Seele deſto leichter daran gewöhne.“

„Ach, wohl habt ihr recht, theuerer Vetter!“ ſchluchzte Frau Ulrique. „Ihr dürft euer koſtbares Leben nicht länger der Gefahr ausſetzen. Selbſtſüchtig haben wir nur an uns gedacht, an unſere Belehrung, an unſere Freude, an unſeren Seelengenuß, indem wir euch in dieſem Lande des Unglücks zurückhielten. Längſt wäret ihr außerdem in Sicherheit und wirktet in einem ſegensvollen Wirkungskreis.“

„O wie könnt ihr ſo reden, werthe Couſine!“ erwiederte Benoit warm. „Waret ihr es nicht, die ihr dem unglücklichen Flüchtlinge eine Zufluchtsſtätte, dem Armen, der ſchon an ſich und ſeinem Vaterlande zu verzweifeln begann, die Gelegenheit botet, von ſeinen Kräften und Kenntniſſen Gebrauch zu machen? Fand ich nach ſo viel Leid und Mißgeſchick hier nicht treue Freunde, eine fromme Gemeinde, lernbegierige Schüler des göttlichen Wortes? Nein, bei Gott! nicht aus Rückſicht für mich weiche ich; aber euere Familie durch meine Gegenwart ins Verderben geſtürzt zu ſehen, würde mir meine letzten Augenblicke verbittern. Darum laſſet uns den herben Kelch des Abſchiedes getroſt leeren; es iſt Gottes Wille ſo, und was er thut, iſt wohlgethan.“

„Nächſt dem Schmerze, euch verlieren zu müſſen, theuerer Vetter," nahm Herr Valery mit bebender Stimme das Wort, „quält mich beſonders der Gedanke, wie es euch möglich ſein wird, den Schlingen unſerer Feinde zu entgehen, in welche meine Verblendung euch geliefert. Ach Herr, errette mich von der Hand meiner Feinde und von denen, die mich verfolgen!" Rathlos ſchüttelte er das Haupt und trocknete ſich die naſſen Augen.

„Tröſten wir uns," erwiederte Benoit, „mit dem Spruche: wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, ſo macht er auch ſeine Feinde mit ihm zufrieden. Iſt es der Wille des Allmächtigen, mich in die Hände meiner Widerſacher zu geben, ſo wird er mich auch der Kraft würdigen, muthig für Chriſti Namen in den Tod zu gehen."

„Vielleicht iſt Herrn Benoit mit dieſem Papiere gedient," ſagte Margot und zog jenen Bogen aus dem Buſen. „Ich hatte es in der Aufregung ganz vergeſſen." Herr Valery griff haſtig danach.

„Was iſt das?" rief er aus. „Eine von Jerome Berger, Pfarrvikar an der Kirche St. Martin unterſchriebene und beſiegelte Carte-blanche! Wie kömmſt du zu dieſem Papier, Mädchen?"

„Als ich beim Vikar war, durchzuckte mich beim Anblick von Papier und Petſchaft, das auf ſeinem Tiſche war, der Gedanke, ihn zur Ausſtellung einer Carte-blanche zu vermögen. Es gelang mir durch Gottes Hilfe. Füllt ſie nun als Legitimation für euch aus und legt euch welchen Namen ihr wollt bei. Laßt uns wohl bedenken, wie wir dieſes unſchätzbare Papier am beſten für euch und euern Reiſezweck benutzen.“

So ſehr auch die Anweſenden Urſache zur Trauer hatten, ſo regte ſich doch bei allen ein lebhaftes Gefühl der Freude über die vorausſichtliche Rettung ihres Freundes, aber zugleich der gerechten Bewunderung für das wunderbare Mädchen, dem das Unglaubliche, von Allem für unmöglich Gehaltene, gelungen war.

„Goldkind!“ jauchzte der Hausherr und umarmte Margot. „Du haſt uns einen ſchweren Stein von den Herzen gewälzt. Komm, laſſe dich zum Danke küſſen!“ Nachdem er ſeine Lippen auf ihren reizenden Mund gedrückt, überließ er das frohe Mädchen den Anderen, ihr zu danken und zu liebkoſen. Benoit that nichts, als daß er die Hand ſegnend auf ihr Haupt legte, ohne ein profanes Wort des Dankes auszuſprechen. Aber dieſe einfache Handlung, in der für ſie eine Welt voll Gefühl lag; und der warme mütterliche Kuß, den Frau Ulrique auf ihre Stirn preßte, rührten ſie mehr als alles Küſſen, Händedrücken und Lobpreiſen der Uebrigen.

„Ich habe verſucht, mir nach deiner Erzählung das Wunder dieſes Abends zu erklären, liebe Tochter,“ ſagte Madame St. Julien. „Es wohnt dir ein mächtiger Zauber inne. Mögeſt du ſtets durch ihn ſo Gutes und Freudiges vollbringen wie eben jetzt!“

Mit vielmehr Faſſung, als man nach der vorhergegangenen Niedergeſchlagenheit der Anweſenden hätte erwarten ſollen, wurden die Anſtalten zur Reiſe Benoits beſprechen. So ſchrecklich dies Ereigniß für Alle war, ſo war es unvermeidlich, und man hatte ſich an den Gedanken gewöhnt. Dieſe Faſſung der Seelenkräfte iſt eines der größten Güter, mit welchem die Natur einen Theil der Menſchen ausgeſtattet hat; ſie iſt der Schlüſſel zur Pforte der Glückſeligkeit, die ſich nur dem öffnet, der mit jenem erhabenen leichten Sinn den Weg vor ſich und hinter ſeinem Rücken mißt. Ein Theil der Menſchen erhält, wie geſagt, dies Geſchenk freiwillig von der Natur, andere müſſen es ſich mühſam aneignen und auf den Stufen der Weisheit zum Tempel des Menſchenglückes emporklimmen.

Herr Benoit ſprach die Abſicht aus, ſeinen Weg über Savoyen in die Schweiz zu nehmen, wohin die proteſtantiſchen Geiſtlichen aus den ſüdlichen Provinzen außer denjenigen, die durch Verleugnung ihres Glaubens eine elende Exiſtenz erkauft, bei den zunehmenden blutigen Verfolgungen ihre Zuflucht genommen hatten. In dieſem Sinne wurde die Carte-blanche als Reiſelegitimation für Herrn Jean Duvernoy, Seidenhändler aus Alais auf ſeiner Geſchäftsreiſe in die Schweiz ausgefüllt. Herr Valery beſtand darauf, ſeinen Gaſt perſönlich bis an die Grenze von Languedoc zu fahren, allein dieſer wies den Vorſchlag, ſo wie das Anerbieten, wenigſtens einen Sohn vom Hauſe zum Begleiter zu nehmen, mit gerührtem Danke, aber entſchieden zurück. Er machte ſeine Freunde auf die Gefahr aufmerkſam, die ihnen drohte, wenn bei etwaigen Nachforſchungen von Seiten der Behörde eines der Familienglieder fehle.

„Ich danke euch, werthe Freunde. Der Schlag trifft mich nicht ſo unvorbereitet, wie ihr meint. Im Stillen habe ich mich bereits zur Wanderſchaft gerüſtet, welche mir eines Tags früher oder ſpäter bevorſtand. Schon hab' ich einen ſicheren Mann gewonnen, der mich geleiten wird,“ ſchloß er ſeine Auseinanderſetzung. „Wollt ihr noch etwas thun, ſo gebt mir den wackeren Antoine mit, ihn vermißt man bei der Menge euerer Arbeiter nicht ſo leicht, und mir ſelbſt wird er ſicher von Nutzen ſein, da er Weg und Steg im Gebirge kennt.“

Die helle Freude ſtieg im Geſichte des guten Burſchen empor; er trat aus der beſcheidenen Entfernung hervor, in welcher er ſich bisher von den Hauptperſonen gehalten hatte, und ſagte: „Gewiß wird euer Vertrauen nicht getäuſcht werden. Wir werden euch auf manchem geheimen Weg zu manchem ehrlichen Freund führen, der die Stunde ſegenen wird, in der ihr unter ſein Dach tretet.“

Alle wußten, daß der eigentliche Führer Laporte ſein würde, obgleich man ſeinen Namen nicht ausſprach. Reumüthig bat ihm der Fabrikant im Stillen das Unrecht ab, welches er ihm angethan.

„Aber wo mag Louiſon ſein, Margot?“ fragte eine der Töchter, die ſich bei den Worten Antoine's durch eine natürliche Gedankenverbindung des verſchwundenen Mädchens erinnerte.

„Ja, wo iſt Louiſon?“ fragten nun mehrere.

„Iſt ſie nicht hier?“ erwiederte Margot erſtaunt, der Laporte nichts von ſeinem Zuſammentreffen mit dem

Mädchen geſagt hatte. „Ich verließ ſie in ihrer Kammer, ihr Zuſtand war ſchrecklich.“

Eine düſtere Ahnung, das unglückliche betrogene Mädchen möge vielleicht einen verzweifelten Schritt gethan haben, bemächtigte ſich Aller, aber Niemand wagte auszuſprechen, was er dachte.

„Der Herr halte ſeine ſchirmende Rechte über ſie und ſammele das verirrte Lamm wieder zu ſeiner Heerde!“ ſagte Benoit und erhob ſich. „Nun, lieben Freunde, werdet ihr mir einige Stunden Schlafs geſtatten, damit ich neugeſtärkt mit dem Früheſten aufbrechen kann. Ohnedieß will ich vorher noch mein kleines Bündel packen. Laßt uns demnach ſcheiden, da ein Theil von euch auswärts wohnt, und da ich auch meine Gaſtfreunde nicht im Schlafe ſtören will.“

Aber davon war keine Rede. In leiſer Verhandlung hatten die Frauen unter ſich ſchon die Verabredung getroffen, daß die ganze kleine Gemeinde hier im Hauſe zuſammenblieb, um mit dem geliebten Freunde ſo lange als möglich wenigſtens unter einem Dache zu verweilen und in der Frühe bei ſeiner Abreiſe zugegen zu ſein. Wie hätte Benoit dieſer reinmenſchlichen Aeußerung der allgemeinen Zuneigung zu ihm, die den bitteren Augenblick des Scheidens ſo lange wie möglich hinausſchiebt und mit den letzten Stunden des Beiſammenſeins geizt, widerſtehen können? Gerührt wünſchte er Allen gute Nacht und zog ſich auf ſein Zimmer zurück.

Während die Töchter vom Hauſe das Nachtlager für die Gäſte bereiteten, war die Mutter mit den ande-

und Mary waren ſchon lange über ihre Gefühle eins; ſie hatten ſich gar kein Hehl daraus gemacht, was in ihnen vorging, und ihr verwandtſchaftlich zutrauliches Verhältniß hatte ihnen alle Verlegenheiten erſpart. Die ganze Stadt nannte das Pärchen auch Braut und Bräutigam, und obgleich zwiſchen dem Vater und den Kindern noch keine beſtimmte Beſprechung über ihr Verhältniß Statt gefunden hatte, ſo ſchöpften doch die Letztern aus den Äußerungen der Erſteren die ſchönſten Hoffnungen. Des Herrn Buchhalters freundliches Geſicht war zwar vor wüthendem Ärger einen Grad ſchwärzer geworden, und Frau Heyſe erkühnte ſich ſogar, in des Hausherrn Beiſeyn einige Male ein Paar giftige Wörtchen über die Sünde der nahen Verwandtſchaft hinzuwerfen; aber Herr May ſchien es das erſte Mal zu überhören und machte das zweite Mal ein ſo grimmiges Geſicht, daß die Haushälterin ſchwieg und nur in den geheimen Berathungen mit der getauften Judenſeele ihren hausbacknen Grimm ausließ, der freilich die Sache ſo wenig änderte, als Herrn Meyer's abentheuerliche Hoffnungen auf irgend einen ihm günſtigen Zufall, der die Lage der Dinge umgeſtaltete.

ren Frauen beſchäftigt, für ihren ſcheidenden Freund eine Reiſeausſtattung herzuſtellen. Wäſche, Kleider und Nahrungsmittel bildeten einen ziemlichen Pack, der Antoine's Sorge beſtimmt ward. Indeß die Frauen von Schrank zu Schrank wanderten und ihre Muſterung und Auswahl hielten, die keineswegs in kurzer Zeit abgethan war, war Herr Valery nicht weniger vorſorglich für Benoit beſchäftigt. Er zählte in einen ledernen Beutel eine recht artige Summe ab, die den Beſitzer in Stand ſetzte, wohl noch manche Strecke über ſein vorgeſetztes Ziel zu reiſen, und ſchrieb an einige Geſchäftsfreunde Briefe, in welchen er ſeinen Gaſt aufs wärmſte empfahl.

Trotz dem freundlichen Gutnachtwunſche Benoits ſchloß außer ihm und den beiden jüngſten Kindern, die vor lauter Kummer und Thränen einſchliefen, Niemand ein Auge. Mit Tagesgrauen weckte Valery ſeinen Gaſt und geleitete ihn in das Familienzimmer hinab, wo ſchon ſämmtliche Glieder des Hauſes verſammelt waren. Antoine ſpannte auf dem Hofe die Pferde an den wohlbekannten Wagen.

„Mein Sohn Job will es ſich nicht nehmen laſſen, euch wenigſtens einige Meilen zu fahren. Durch eine Zurückweiſung würdet ihr ihn kränken,“ ſagte Vater Valery.

Es wurden einige Erfriſchungen aufgetragen, aber nur Benoit genoß etwas. Vergebens verſuchte der Hausherr und nach ihm ſeine Gattin ein Geſpräch in Gang zu bringen; die Geiſter waren niedergedrückt;

kaum wagte Eines das Andere anzuſehen, als fürchte es, in dem fremden Geſichte den eigenen Kummer abgeſpiegelt zu ſehen. Hin und wieder ſtieg ein Seufzer aus beengter Bruſt auf, der beredter ſprach als alle Worte. Antoine klatſchte draußen zum Zeichen, daß der Wagen fertig ſei. Das gab Allen einen Stich in das Herz. Benoit, der über ſeinem Frühſtücke Faſſung errungen hatte, erhob ſich und trat auf ſeine Gaſtfreunde zu, um Abſchied zu nehmen. Er that dies in einfachen herzlichen Worten, wie einer, der ſich klar bewußt fühlt, wie viel Gutes ihm geworden, und was er dafür zum Austauſch erſtattet. Zuletzt verſagte dem wackeren Manne die Stimme. Er erhielt keine Antwort. Denn Herr und Frau Valery, deren jedes eine ſeiner Hände gefaßt hielt, als könnten und wollten ſie ihn nicht laſſen, weinten die bitterſten Thränen. Sie weinten Alle. Benoit erſchöpfte allen Troſt, welchen er auffinden konnte, es war freilich nicht viel, um den wilden Schmerz ſeiner Freunde zu beruhigen, aber der Verſuch mißlang hier wie jedesmal. Ein tiefes Leid verſchmäht jede Tröſtung von außen her, es trägt den linden Balſam in ſich ſelbſt. Der würdige Mann fühlte ſeine mühſam errungene Faſſung erſchüttert und beſchloß die angreifende Scene zu enden. Er riß ſich los, ſtammelte einige Segensſprüche über dieſes Haus der Gerechten und verließ das Zimmer. Klagend und weinend folgte ihm ſeine nun verwaiſte Schaar. Draußen wollte ihm Jedes noch einmal die Hand drücken. Während Antoine und Job von Seiten der Eltern und Geſchwiſter deſſelben noch dieſe und jene Anweiſungen und Rathſchläge erhielten; andere unter Anleitung der Madame St. Julien das Innere des Hinterwagens, in welchem Herr Benoit vorſichtshalber ſeinen Sitz haben ſollte, möglichſt bequem einzurichten, ſagte Margot, die in troſtloſem Schmerz und rothgeweinten Augen neben Benoit ſtand, zu ihm leiſe:

„Vergeſſet die arme verlaſſene Margot nicht!“

„Nie,“ erwiederte er, der den tiefen Jammer in ihren Worten verſtand. „Noch ein offenes Freundeswort beim Scheiden, meine inniggeliebte Tochter!“ und er faßte ſie beim Arme und zog ſie einige Schritte ſeitwärts. „Ich kann fernerhin dein Rathgeber und Lehrer nicht mehr ſein, und das macht mir den Abſchied aus dieſem Hauſe des Friedens zwiefach ſchwer. Was ſoll mit dir werden, mein Kind? Willſt du mit deiner Bildung, die dich über dieſe einfachen Leute erhebt, mit allen Verhältniſſen brechen, in denen du erwachſen biſt? Willſt du dich für immer an dieſes Haus feſſeln? Wird nicht einſt Reue, und was noch ſchlimmer wäre, Verzweiflung und Haß über ſelbſtgeſchaffene Verhältniſſe eintreffen? Bald, mein gutes Kind, wird dir die Entſcheidung unabweisbar nahe gerückt werden. Darum überlege mit dem Geiſte und prüfe vor allem dein Herz! Weißt du auf Erden keinen Rath, ſo wende dich an den, der der beſte Berather iſt. Und nun lebe wohl, meine gute Tochter und bewahre mir ein freundliches Gedächtniß!“

Laut weinend ſchied Margot von dem beſten Manne, den ſie kennen gelernt hatte.

„Noch eines müſſet ihr mir zu meiner Beruhigung verſprechen, lieber Couſin,“ ſagte Frau Ulrique. „Ihr ſeid zu offen und gewohnt, ſtets die Wahrheit zu reden. Ich — wir alle bitten euch flehend, macht nur dieſes Mal eine Ausnahme. Das kann vor Gott keine Sünde ſein. Thut es um unſeretwillen.“

„Beruhigt euch, werthe Freunde,“ erwiederte der Geiſtliche mit einem leiſen Lächeln. „Ich werde kein unnützes Märtyrthum ſuchen. Und nun ſei Gott mit euch heute wie immerdar!“

Er ſtieg ein, und der Wagen raſſelte fort durch das Thor und die kleine Anhöhe vor dem Hauſe hinab, von thränenden Blicken verfolgt, bis er verſchwand. Draußen tauchte Laporte's geſchmeidige Geſtalt aus dem Nebel der erſten Frühe auf und ſchwang ſich raſch neben Antoine auf den Vorderſitz des Wagens.

12.

Die Verlobung.

Nur einige Tage waren ſeit Benoits Abreiſe verfloſſen, und ſchon ging im Valery'ſchen Hauſe alles wieder ſeinen alten Gang; die entſtandene Lücke begann ſich allmälig zu füllen. Und das geſchah nicht aus

Vergeſſenheit oder Undankbarkeit; es war die natürliche Folge der eingetretenen Wirkung. Unwillkürlich ſchließen ſich die Rückbleibenden enger an einander an; neue Verhältniſſe entſtehen, friſche Ereigniſſe treten ein, bei denen der Ausgeſchiedene nicht mehr betheiligt iſt; das tägliche Leben mit ſeinen tauſend Anforderungen und Zerſtreuungen drängt mit der Zeit ein theueres Andenken in den Winkel des Herzens zurück, wo es begraben liegt, bis es dann durch irgend einen Zufall erweckt mit aller Lebendigkeit hervortritt. Aber dann iſt es von der Zeit und der Erinnerung verklärt. Durch beſondere Umſtände wurde dieſer Proceß der Vergeſſenheit, der außerdem länger gedauert haben würde, in Valery's Hauſe beſchleunigt. Zuerſt trat die Sorge für die eigene Sicherheit in den Vordergrund; mit einer ängſtlichen Spannung wartete man am Charfreitage ab, ob von Seiten des Vikars etwas erfolgen würde, allein dieſer Tag wie der folgende verging ruhig. Am erſten Oſterfeiertage machte der Maire ſeinen Freunden einen Feſttagsbeſuch, fragte theilnehmend nach dem Vetter und bedauerte, als er deſſen plötzliche Abreiſe erfuhr, daß er dem wackeren Manne nicht habe Lebewohl ſagen können. Als Neuigkeit theilte er mit, der Vikar liege ſeit einigen Tagen an einem hitzigen Fieber hart danieder und faſele beſtändig vom Teufel, der ihn heimgeſucht habe. Die Zuhörer ſahen ſich bei dieſer grauenhaften Erzählung, welche der kleine ſelbſtgefällige Mann mit unendlicher Wichtigkeit vortrug, bedeutungsvoll an. Nach dieſer Seite hin durfte man dem Anſcheine nach mit ziemlicher Sicherheit die Befürchtungen fahren laſſen und Gedanken und Plänen angenehmerer Art Raum geben.

Margot beſaß nicht die glückliche Geiſtesconſtitution ihrer Familie. Wie fähig ſie auch raſcher Entſchlüſſe und kühner Thaten war, bedurfte ſie doch längere Zeit, um ſich in neue Verhältniſſe hineinzufinden. Ihr Geiſt war mehr ſtark als elaſtiſch. Mit ängſtlicher Sorgfalt hielt ſie jetzt jeden neuen Eindruck möglichſt von ſich fern, um den Umgang mit Benoit, der die wichtigſte Periode in ihrem bisherigen Daſein bildete, noch einmal zu durchleben, ſich alle Lehren der Tugend und Lebensweisheit, welcher ihr dieſer wahrhaft fromme und welterfahrene Freund gegeben, nochmals zu vergegenwärtigen. So führte ſie in den nächſten Tagen nach Benoits Abreiſe, ohne ſich von dem Familienleben auszuſchließen oder zurückzuziehen, für ſich ein Leben der Erinnerung, welches um ſo weniger eine Störung erlitt, als die anderen Hausgenoſſen ebenfalls auf ihre Weiſe geiſtig in Anſpruch genommen waren. Als ſie all die herrlichen Stunden der Belehrung und Unterhaltung im Geiſte noch einmal durchgekoſtet hatte und nun zum wirklichen öden Leben erwachte, merkte ſie mit Schrecken, welchen großen Verluſt ſie eigentlich erfahren habe, und ihr Herz bangte, wie ſie ihn in Zukunft ertragen ſolle. Aber edle Gemüther drückt ein Leid nie ganz darnieder; ihre Tüchtigkeit hebt ſie über die Klippen hinweg, an denen minder gute ſcheitern. So goß der Gedanke, daß ſie ja nicht allein leide, daß der Verluſt ihren

Pflegevater, ihre Mutter und Geſchwiſter vielleicht ſchwerer verwundet habe, als ſie ſelbſt, daß es an ihr ſei, durch einen doppelten Aufwand von Liebe dieſen Verluſt möglichſt zu erſetzen: dieſer Gedanke goß einen wunderbaren Troſt in Margets Herz und führte ſie dem wirklichen Leben zurück.

In ſolche Betrachtungen verſunken, wanderte ſie allein mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt im Berggarten. Die eigenthümliche und ſie ſtill ſchmerzende Zurückhaltung der Familie gegen ſie war nach Benoits Scheiden ihr noch ſchmerzlicher geworden. Sie fühlte ſich fremd und allein ſtehend in dem ihr ſo theueren Hauſe. Es war ſo Manches, was ihr die Seele drückte. Den Nachmittag des dritten Oſterfeiertags ſchmückte ein herrliches Frühlingswetter; die Natur hatte all ihren glänzenden Schmuck ausgelegt, wie er ihr in einem geſegneten Lande verliehen iſt.

Marget hatte ſich eben auf ihrem gewöhnlichen Sitze niedergelaſſen, von wo aus man eine liebliche Ausſicht auf die Stadt und ihre lachende Umgebung hatte, als Herr Valery, wie es ihr ſchien, mit einer gewiſſen Würde, auf ſie zukam und ſich neben ihr niederließ.

„Meine liebe Tochter,“ begann er mit jener tragiſchen Färbung der Rede, die auf die Enthüllung eines dem Herzen wichtigen Geheimniſſes vorbereitet, „du gehörſt unſerem Hauſe noch kein halbes Jahr an, und doch iſt's, als wärſt du immer ein Glied deſſelben geweſen, und jedes von uns denkt mit Kummer daran, daß wir dich wieder verlieren könnten. Haben wir doch ohnehin bereits zwei herbe unerſetzliche Verluſte erlitten. Allein wir kennen des Weibes Beſtimmung und ehren ſie: die Tochter muß das Vaterhaus verlaſſen und dem Manne folgen, der ihr Herz gewonnen hat.“

„Ich werde euch nie verlaſſen, mein Vater,“ fiel ihm Margot in die Rede. „Ich würde jegliche Werbung, die mich euerm, mir ſo unausſprechlich theuer gewordenen Hauſe entführen wollte, zurückweiſen und dabei nur der Stimme meines Herzens folgen, welches nur euch und den Euern gehört, nur ihnen ſchlägt. Habe ich euch nicht ſchon den Beweis gegeben?“

„Verſteh' ich dich recht, Margot?!“ rief Valery freudig aus. „Sollteſt du in Jobs Blicken geleſen haben, was ſein Mund dir nicht zu geſtehen wagt, eingeſchüchtert von der Hoheit deines Weſens? Du willſt uns allein und für immer angehören? Wie könnte das anders ſein, als wenn du meines Sohnes Weib würdeſt? Willſt du es werden, Margot, und dem Glücke meines Hauſes dadurch die Krone aufſetzen. Willſt du Jobs Gattin ſein?“

Die Blicke des braven Mannes leuchteten vor Wonne der Erwartung, er breitete die Arme nach dem holden Mädchen aus. Ihr ſchwanden ſchier die Sinne vor jäher Ueberraſchung, und ſie ſank mit einem halbunterdrückten Aufſchrei, den der entzückte Fabrikant zu zu ſeinen Gunſten deutete, an ſeine Bruſt.

„So preiſe ich Gott für die Barmherzigkeit, die er an mir und meinem Hauſe gethan hat, und heute iſt ein zwiefaches Feſt der Auferſtehung des Herrn für uns. Nun komm, meine Tochter, ja jetzt wahrhaft meine Tochter, und laß uns Allen im Hauſe die Freude verkünden, der guten Mutter Ulrique, dem wackeren Job, den Nachbarn und Freunden. Heute muß Freude auf jedem Geſichte ſtrahlen. O daß unſer theuerer Benoit dieſen herrlichen gottgeſegneten Tag nicht noch in unſerem glücklichen Hauſe hat erleben dürfen! Das iſt der Wolkenſchatten, der über das ſonnenhelle Feld unſeres Glückes wandelt.“

Im Hofe ſtand Job in banger Erwartung. Er wollte ſich verſtecken, als er Vater und Geliebte haſtig die ſteinerne Treppe herabkommen ſah, aber das freudetrunkene Auge des Erſteren hatte ihn bereits entdeckt, und der Mund, des Auges Diener, rief ihm von weiten zu: „Hier haſt du ſie, Job! Umarme ſie als deine Braut! Sie will dir gehören in Leben und Tod.“

Ohne Worte ergriff Job Margots Hand und drückte einen Kuß darauf; ſie zu umarmen, ihre Lippen zu berühren, wagte er nicht. Es war dem einfachen Jünglinge, als könne und dürfe er noch nicht an ſein Glück glauben. Der lautere Vater legte die Hände auf ihre Häupter und ſegnete ſie mit den Worten Raguels, als dieſer ſeine Tochter Sara dem jungen Tobias zum Weibe gab: „Der Gott Abrahams, der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs ſei mit euch und helfe euch zuſammen und gebe ſeinen Segen reichlich über euch!“

Von ſeinem Jubel herbeigezogen, kamen Frau

Ulrique und ihre Töchter, Manon fiel weinend um Margots Hals und auch dieſe vergoß Thränen. „Du biſt glücklicher in der Liebe, als ich," flüſterte die unſchuldige Manon der Schweſter zu und ahnte nicht, was im Herzen derjenigen vorging, die ſie ſo glücklich pries. Darin glühte nicht bräutliches Entzücken, ſondern ein bitteres Weh, nachdem der erſte ungeheuere Schreck überſtanden war. Alle die reizenden Bilder eines idylliſchen Lebens, welche ihre geſchäftige Einbildung erzeugt, waren mit einemmale verwiſcht, und vor ihre bangende Seele trat die troſtloſe Ausſicht auf ein einförmiges, geiſtesarmes Leben. Trübe Ahnungen umzogen wie ſchwarze Wolken den blauen Himmel ihres Paradieſes. Aber an einem Gedanken klammerte ſie ſich zur Faſſung und Selbſtbeherrſchung feſt; ſie wollte ſich ſelbſt dem Glücke der Familie zum Opfer bringen. Sie rang mit Heldenmuth, den Weg feſten und freudigen Schrittes zu verfolgen, den ſie als den ihrer Pflicht erkannte. Aber wie ſehr ſie ſich auch abmühte, ein friedliches, ruhiges, glückliches Leben, ein ſtilles Paradies am geſegneten Herde dieſes Hauſes ſich ſelbſt in Ausſicht zu ſtellen, ein fremdes, ſie beängſtigendes, ihr unerklärliches Gefühl hatte ſich von dem Augenblicke an, wo der verehrte Vater Valery ihre Beſtürzung für Zuſage genommen, ihrer bemeiſtert und ſprach ihrem beſten Willen, froh zu ſein, Hohn; eine ſeltſame, ſie mit Bangen erfüllende Unbehaglichkeit legte ſich wie eine enge Schnürbruſt um ihr Herz; während ſie ſich zum Lächeln zwang, ſtiegen ihr Thränen des Unmuths ins

Im Sonnenſchein der jungen Liebe verging der einen Partei die Zeit, der andern im Nachtſchatten der Bosheit, durch welche kaum der leiſeſte Schein eines Hoffnungsſternes, wie ein Wahnlicht, durchdämmerte, bis zum Geburtstage des alten Herrn.

Die Liebenden verabredeten ſich, ihm an dieſem feſtlichen Tage ihre Wünſche auszuſprechen und ihn um ſeinen väterlichen Segen zu ihrer ehelichen Verbindung zu bitten. Wilhelm beſchloß, ihn in einem Glückwünſchungsgedichte, das er ſelbſt anfertigen wollte, auf die Scene vorzubereiten, und Mary fand dieſe Idee allerliebſt. Der viel beſchäftigte Arzt mühte ſich nun täglich eine Stunde ab, recht rührende Verſe zu drechſeln, und las am Tage vor dem Feſte, als der alte Herr auf dem Comptoir beſchäftigt war, ſeiner Geliebten das Gedicht vor, die darüber Freudenthränen vergoß. Sie zweifelte auch keinen Augenblick, daß der Vater, eben ſo gerührt, ohne Weiteres ihre Hände in einander legen und die ſeinigen ſegnend darüber ausbreiten werde. Die Saat ihrer Hoffnungen ſtand in der ſchönſten Blüthe, und Mary traf die Vorbereitungen zu dem Wiegen- und Verlobungsfeſte mit ſo heiter'm Muthe, mit ſo ausgelaſſ'ner Fröhlichkeit, daß die ſtrenge

Auge, und wie geſchäftig ihr Verſtand ihr von ihrem künftigen Glücke vorraiſonnirte, ihr Gefühl ſagte ihr dunkel, ſie werde nicht glücklich ſein. Plötzlich fühlte ſie ſich in dem Hauſe, welches ihr einige Stunden vorher noch als ein Tempel des höchſten irdiſchen Erdenglücks erſchienen war, verlaſſen und von Niemand verſtanden; die Ahnung, die ſie vorher zuweilen nur flüchtig angewandelt, und die ihr Benoit's klare Worte oft beſtätigt hatte: ſie ſtehe in geiſtiger Beziehung weit über den Gliedern dieſes Hauſes, wurde ihr jetzt zur vollſten Gewißheit; ſie begriff, wie einſam ſie werde durch's Leben gehen müſſen, ſie verſtand, daß zu Glück und Liebe außer Frieden und Thätigkeit auch ein geiſtiges Niveau gehöre, und daß dieſes, nicht jene die Hauptbedingung einer wahrhaft glücklichen Ehe ſei. Alle leiſen Andeutungen und Warnungen ihres geſchiedenen Freundes traten jetzt in erſchreckender Bedeutſamkeit vor ihre Seele. Unter dem Vorwande, ſich mit dem Himmel und ihrem Herzen zu berathen, machte ſie ſich von Manon los, deren unſchuldiges Geplauder ihr läſtig war, und floh, an Job vorübereilend, der ihr mit einem langen ausdrucksvollen Blick nachſah und nicht zu folgen wagte, in die einſamſte Laube des Gartens. Ahnte der einfache, beſchränkte Jüngling, daß Margots Seele nicht bräutlich bewegt war? Margot machte ſich Vorwürfe, daß ſie nicht aufrichtig gegen die edelſten Menſchen ſei, daß ſie es nie geweſen, ja daß ſie in dieſem Augenblick die treffliche Manon hintergangen habe, und ſie betrachtete den peinlichen Zuſtand, in welchen ſie ſich plötzlich verſetzt ſah, als eine gerechte Strafe der von ihr begangenen Sünde der Lüge. Aber dieſe Gedanken waren es nicht allein, die ſie marterten. Wie ſehr ſie auch ihren Bruder Roger im letzten Briefe betheuert hatte, ſie habe mit der höheren Welt der Geſellſchaft abgeſchloſſen und ſei frei von jedem eitelen Wunſch, ſo ſehr ſie dies auch ſelber glauben mochte, ſo war es doch nicht der Fall, und die oft wiederholte Verſicherung gegen Roger hätte dieſen ſchon mißtrauiſch machen können. Jetzt wo es darauf ankam, ihr ſchönes Raiſonnement durch die That zu bewähren, drängten ſich plötzlich wieder Bilder früherer Träume, die ſie in ihrem Briefe an Roger beſchrieben, noch vor ihre Seele und raubten derſelben die Ausſicht auf Job und deſſen ſtilles väterliches Haus. Margot lebte eine Viertelſtunde lang in einer anderen Welt; ſie vermochte dem mächtigen Zuge der Natur und dem tiefeingewurzelten Vorurtheile der Erziehung nicht zu widerſtehen. Das weibliche, das ſtolze Herz machte ſich geltend. Aber Dankbarkeit, Ehrgefühl, ja ſelbſt der neue liebgewonnene religiöſe Glaube traten als Kämpfer dagegen auf. Der Streit war hart, aber als der Thränenſtrom aus des Mädchens Augen ſchoß, war er zu Ende. Die Pflicht hatte geſiegt, und die vorhin einen Augenblick daran denken konnte, heimlich aus dem Hauſe zu fliehen, ging jetzt gefaßten Muthes hinab, um der Mutter und den Schweſtern beizuſtehen, welche bereits Anſtalten zur öffentlichen und feierlichen Verlobung machten. Niemand ahnte, welch eine Heldin unter den geſchäftigen Leuten herumwandelte; ihre rothgeweinten Augen kamen auf Rechnung des Gefühls und waren für Job eine ſchöne Bürgſchaft. Schon weniger ſcheu, trat er an ſie heran und küßte ſie auf die Stirn, ſie lächelte ihm entgegen, und Jedermann pries ihr frommes, züchtiges Weſen.

Da nun einmal die Sache ſo weit gediehen war, fand ſich Margot leichter hinein, als ſie anfangs geglaubt hatte. Sie betete oft und inbrünſtig und flehte nicht vergebens zu Gott um Kraft und Ruhe. Herr Valery ſchwamm in einem Meere von Wonne; zu allen Freunden und Bekannten ging er, das Glück ſeiner Kinder und ihre Zärtlichkeit für einander mit vielen Worten zu rühmen, ſowie zu der am folgenden Sonntage ſtattfindenden Verlobungsfeier einzuladen. Der Anhang der Valery'ſchen Familie freute ſich über Jobs Wahl, denn das ſchöne fremde Mädchen hatte Vieler Herzen für ſich zu gewinnen gewußt, und man wünſchte dem Paare Glück und Segen und zweifelte nicht im mindeſten an der Erfüllung dieſes Wunſches. Einige genauere Bekannte ſchüttelten freilich für ſich den Kopf; es wollte ihnen nicht recht einleuchten, daß der gute ehrliche Job und die geiſtreiche Tochter der Hauptſtadt zuſammenpaſſen ſollten. Herr Levaillant äußerte im Vertrauen gegen Freund Blanc, es komme ihm vor, was man oft in alten Liedern leſe, als wenn ſich ein blöder Schäfer um die Gunſt einer Königstochter bewerbe. So ganz unrecht hatten die Hausfreunde nicht. Margots Seelenkampf war um ſo ſchwerer, da es ſich bei ihr nicht blos um ein Aufgeben aller Anſprüche, die ihr Rang und Geburt an das Leben zu ſtellen erlaubten, handelte, ſondern auch, wie ſie ſich mit Seelenangſt eingeſtanden hatte, um ein Herabſteigen in eine niedrigere geiſtige Sphäre. Sie hatte den Kampf rühmlich beſtanden; die ſanften Regungen des Gemüths hatten über alle wohlgegründeten Einreden ihres Verſtandes triumphirt. Ein eigenthümliches Gefühl hatte ſich in ihrem Herzen gegen ihren Bräutigam und deſſen Eltern und Geſchwiſter ausgebildet, das ſich am beſten als ein mildes Erbarmen bezeichnen läßt, die Empfindungen eines ſtarken und hohen Geiſtes, der bemüht iſt, ſich ſchwächeren gleich zu ordnen. Noch einmal ſchien der bereits beruhigte Kampf in ihrem Inneren ausbrechen zu wollen, als Antoine mit der Nachricht, daß Herr Benoit zur See glücklich den Boden Frankreichs verlaſſen habe, ihr einige ſchriftliche Abſchiedsworte des Flüchtlings übergab, in denen er ſeine Ermahnungen bezüglich ihres Schickſals wiederholte.

„Das iſt nun alles vorüber", ſagte ſie mit einem trüben reſignirten Lächeln, und hob das Papier als Erinnerungszeichen unter ihrem Eigenthume auf.

So glücklich ſich auch Job in der Ausſicht auf den Beſitz ſeiner Geliebten fühlte, ſo konnte er doch ein leiſes Unbehagen, das in den Tiefen ſeiner Seele lauerte, durchaus nicht bannen. Ein durch ſeine Erziehung und ſein Weſen begründetes Mißtrauen in ſeine Kräfte; das inſtinktartige Gefühl, daß er mit Margot nicht auf einer Stufe des Geiſtes und der Bildung ſtehe: dieſe Empfindungen troffen immer als Wermuth in den Becher ſeines Glückes. Natürlich waren ſie in ihrer Unbeſtimmtheit durchaus nicht zur Mittheilung an Jemanden geeignet; und ſo erfuhr weder ſeine vertraute Schweſter Manon, noch ſonſt ein Glied ſeiner Familie, was den armen Jungen beſeligte und quälte. Würden ſie ihn auch verſtanden haben, der ſich ſelbſt nicht verſtand? In dieſem Zweifel gegen ſich ſelbſt und in dem lebendigen Bewußtſein, daß keine Seele auf der Welt treuer und hingebender lieben könne als er, war ſein Troſt, ſich jedes freundliche Wort und jeden huldvollen Blick, deſſen er ſich jemals von ihr zu erfreuen gehabt, in ſein Gedächtniß zurückzurufen und aus dieſen Erinnerungen das Ankerſeil zuſammenzuſetzen, an welchem er das Schifflein ſeines Glücks befeſtigen wollte.

Marget ſtand eben in ihrem Zimmer, mit einem Entſchluſſe ringend. In ihrer Hand hielt ſie jene beiden Bilder, welche Vater Valery nach dem Zuſammentreffen mit den Räubern gefunden und ihr überlaſſen hatte, welche ſie oft in einſamen Stunden träumend betrachtet und deren Beſitz auf ihre Gedanken und Entſchließungen in einem höheren Grade Einfluß gehabt hatte, als ſie ſich deſſen ſelbſt bewußt ſein mochte. Ihr Blick flog von den beiden Piſtolen, dem Eigenthum ihres Bruders Roger, das ſie ſich einſt in verzweiflungsvoller Stunde angeeignet, und welchen ſie dann auf der Reiſe einen ſo merkwürdigen Erfolg verdankt hatte, auf die zierlichen Kunſtwerke, und ruhte dann auf dieſen mit einem ſo eigenthümlich innig-ſchwärmeriſchen Ausdrucke, beſonders auf demjenigen, welches den glänzenden jungen Krieger darſtellte, daß der gute Job, wäre er Zeuge dieſes Anſchauens geweſen, ſicher nicht wenig beunruhigt worden wäre. Die Piſtolen und die Bilder ſtanden ja in einer ſo engen und ihr ſo werthen Beziehung zu einander.

„Ihr ſeid die letzten Reſte vergangener Herrlichkeit,“ ſagte das junge Mädchen bei ſich ſelbſt. „Und wie ſonderbar! gerade in dem Augenblicke, wo ich im Begriff ſtand, mit meinem früheren glänzenden, aber elenden Leben abzuſchließen, warf mir das Schickſal dieſe Bilder in den Weg, als wolle es mich noch einmal erinnern, wie viel ich zu opfern bereit ſei, als wolle es mich prüfen, ob ich auch die Kraft dazu habe. Gott ſei Dank, ich habe ſie! ich habe ſie durch ſchweren Kampf errungen. Fort mit euch, ihr glänzenden Bilder, die ihr nur dazu dienen könnt, mein Herz mit neuem Trug zu umſtricken und die eiteln Vorſpiegelungen meiner Einbildung zu kräftigen! Einſt träumte ich auch von einem kühnen, ſtarken Helden im blanken Panzer, der als aller Welt Sieger nur mich als ſeine Herrin anerkannte, der edel, tapfer, großmüthig, zärtlich, wahr ſei. Es gibt ja keine ſolche Helden mehr, ſie müßten ſich denn auf der Landſtraße als Räuber umhertreiben. — Mein Loos iſt anders gefallen. Ewig werd' ich geſchieden von allem eitlen Schimmer, der wie beim Holze das Zeichen der Fäulniß iſt, von aller Heuchelei und Lüge, von allem Ahnenſtolz und ſtolzer Anmaßung.

Nicht in ein Schloß werd' ich als Herrin einziehen, welches deſto ſtolzer prangt, je elender die Hütten ſind, die es umgeben. — Kindiſche Träume einer Thörin! — nein, ich werde ein anſpruchsloſes, arbeitſames Haus bewohnen, wo die Liebe und Genügſamkeit waltet und mit ihm der Segen. Nicht das Schwert, das eiſerne Werk der Zerſtörung, wird mein Gatte führen, wohl aber das flinke Weberſchiffchen, das er emſig und raſtlos wirft, einen Pfeil des Friedens, der keine Wunden macht, ſondern welche heilt. — Was hab' ich alſo noch mit euch zu ſchaffen, ihr bunten, kecken Bilder? Ihr paßt nicht ferner zu mir; wir müſſen uns von einander trennen. Noch einen Dienſt ſollt ihr mir erweiſen; ihr ſollt als Opfer des Vertrauens, das zwiſchen mir und meinem Verlobten beſtehen ſoll, fallen."

Sie eilte raſch die Treppe hinab, als wolle ſie ſich nicht die Zeit gönnen, in ihrem Entſchluſſe wankend zu werden, und bat Job, der auf dem Hofe beſchäftigt war, mit ihr in den Garten zu gehen. Freudig überraſcht folgte dieſer der Aufforderung.

„Mein guter Job," ſagte ſie mit freundlichem, herzgewinnendem Tone, „unſere guten Eltern wünſchen unſere Verbindung. Wäre ich ihnen auch nicht durch Dankbarkeit und Liebe ſo ſehr verbunden, wie dies wirklich der Fall iſt, würde ich dennoch dieſem Wunſche gern und freudig genügen, da ich dein edles und wohlwollendes Herz erkannt und deinen beſcheidenen, anſpruchsloſen Sinn liebgewonnen habe. Die erſte Bedingung zu einem gegenſeitigen wahren und dauernden

Glücke iſt wechſelſeitiges Vertrauen. Ich kann dir aus gewiſſen Gründen, welche du ſpäterhin ebenfalls erfahren ſollſt, in dieſem Augenblicke noch nicht den vollen Aufſchluß über meine Verhältniſſe, bevor ich in euer Haus kam, geben. Allein nach unſerer Vereinigung werde ich dir dieſes Geheimniß offen enthüllen, und es wird dann bei dir ſtehen, ob du noch andere zu Mitwiſſern machen willſt. Du wirſt dann erfahren, daß du dich der Wahl deiner Gattin nicht zu ſchämen haſt."

„Ach, Margot, wie kannſt du ſo reden!" ſtammelte Jeb und faßte aufs tiefſte ergriffen ihre Hand. „Behalte dein Geheimniß. Ich vertraue dir. Biſt du nicht ein gutes und edles Mädchen? Sie haben mir viel vorgeredet, ja gute Freunde haben mich ermahnt, recht vorſichtig zu ſein; meine Eltern haben ſich hin und her beſonnen und berathen und abgeängſtigt; ich wußte, was ich wollte. Kannte ich dich doch."

„Du biſt ein guter Menſch," erwiederte Margot, tiefgerührt durch dieſe Aeußerung herzlichen Vertrauens, die ihr zugleich das Benehmen der Familie in der letzten Zeit erklärte; „und du ſollſt dich nicht in mir getäuſcht finden. Jetzt ſollſt du wenigſtens mein Herz kennen lernen. In Paris führte mein Bruder einen jungen Mann von gutem Herkommen in unſer Haus; er warb um meine Zuneigung. Meine Angehörigen ſahen ſeine Bemühungen um mich nicht mit günſtigen Augen an, und gerade deshalb liebte ich ihn oder glaubte ihn zu lieben."

„Wie?“ unterbrach ſie Job erſtaunt. „Du liebteſt ihn, weil deine Verwandten ihn nicht wollten?“

„Mein guter Job,“ antwortete Margot mit einem ſchwachen Lächeln. „Nicht alle Eltern in der Welt ſind ſo gut und wacker wie die deinen. Doch ich wiederhole dir, ich liebte ihn nicht wirklich. Es war eine kindiſche Täuſchung von mir; ich bin von meinem Irrthum zeitig genug zurückgekommen, und ich überliefere das Andenken dieſes Menſchen der verdienten Vergeſſenheit.“

Sie ſchwieg eine Weile, und eine gewiſſe Verlegenheit ſpiegelte ſich auf ihrem Antlitze. Dann fuhr ſie fort: „Du weißt aus den öfteren Erzählungen deines Vaters, daß wir bei unſerer Herreiſe ein beſonderes Abenteuer zu beſtehen hatten; wir wurden von Straßenräubern überfallen. Einer derſelben hat dieſe Brieftaſche mit den beiden Bildern und einigen Briefen verloren; ich habe ſie bisher aufbewahrt, ich übergebe ſie dir hiermit.“

Margot überreichte ihrem Verlobten die Brieftaſche, der ſie mit einiger Verwunderung annahm und öffnete.

„Ei, die niedlichen Gemälde!“ rief er überraſcht aus. „Der ſchöne, ſtattliche Herr, gewiß ein vornehmer Krieger, und die feine Dame! Sieh, wie gut das gemalt iſt! Sie hat ein ſchweres braunes Seidenkleid an, wie ſie jetzt wieder in Aufnahme kommen. Ein herrlicher Stoff! Und dieſe glänzende Stickerei! Aber theuere Margot; was ſoll ich mit den Bildern thun; behalte du ſie doch.“

„Mache damit, was du willſt, verbrenne ſie oder wirf ſie in's Waſſer."

„Ah, das wäre doch Schade, wir wollen ſie lieber aufhängen; ſie werden unſer Zimmer recht ſchmücken."

„Nein, nein," rief Margot heftig; „ſie müſſen fort, ſie müſſen mir aus den Augen, ich mag ſie nicht mehr ſehen."

Kopfſchüttelnd ſteckte Job die Taſche zu ſich. Dann ſagte er: „Aber ich, liebe Margot, habe dir nichts mitzutheilen. Du biſt das erſte Mädchen, welches mir gefällt, und was der gute Gott verhüten möge, ſollte ich dich aber verlieren, ſo wird mir keine Zweite gefallen. Weiter weiß ich dir nichts zu ſagen."

Margot war zufrieden damit. Das treue Auge und das gutmüthige Geſicht Jobs waren beredter wie ſein Mund, der nur verſtand, einfache Gefühle mit einfachen Worten auszudrücken.

Am Sonntage nach Oſtern herrſchte die helle Freude im Valery'ſchen Hauſe; ſie ſchaute aus den blank geputzten Fenſtern in die Welt hinein; ſie ſchaukelte ſich auf den Kränzen und Gewinden, die in Hausflur, Zimmern und Vorſälen hingen, ſie glänzte auf den Geſichtern der Menſchen, die entweder geſchäftig hin- und herrannten oder mit feierlich heiterem Weſen einherſchritten. Die oberen Räume, für gewöhnlich dem Verkehre entzogen, waren heute für die feſtliche Menge geöffnet; in dem größten Zimmer, das mit den Gaben

Frau Heyſe mehrmals den Kopf bedenklich und mißbilligend ſchüttelte. Wilhelm ſchrieb das Gedicht fein ſäuberlich mit dem größten kalligraphiſchen Fleiße auf einen goldberänderten Velinbogen; Mary wand einen Kranz von Immortellen dazu, und, als der Vater in ſeinem Kabinete ſchlief, putzten beide das Zimmer mit Guirlanden aus und ſetzten den Kranz mit dem Gedichte auf den Tiſch, auf welchen, wenn er früh aus dem Kabinet kam, ſein erſter Blick fallen mußte.

Mary konnte vor ſüßer Erwartung faſt die ganze Nacht keine Auge zuthun, und auch der Doktor ſchlief unruhig.

Am andern Morgen hatte er kaum die nothwendigſten Patienten abgewartet, als er mit hochklopfendem Herzen auf den Zehen in Mary's Zimmer ſchlich. Verwundert ſah er ſie auf dem Sopha ſitzen, das Köpfchen an ein hochgeſtelltes Polſter gelehnt.

„Fehlt Du etwas, liebe Mary?“ fragte er beſorgt. Sie wandte ſich und zeigte ihm ein Paar verweinte Augen. „Das iſt nicht das Geſicht, was ich erwartete. Was gibt es denn gerade heute früh?“ fragte er beſtürzt weiter.

des Frühjahrs reich und ſinnig ausgeſchmückt war, ſtand eine lange Tafel zur Feier des Tages für die geladenen Gäſte bereitet; auf ihr prangte was das Haus an köſtlichen linnenen Gedecken und werthvollem Geſchirr, aus edlem Metalle künſtlich verfertigt, beſaß: ſchwere ſilberne Schüſſeln, Teller und Krüge, goldene Becher und Schalen; Schätze, die nur bei hohen Gelegenheiten in Gebrauch kamen. Aus der Küche ſtiegen die herrlichſten Düfte und verbreiteten ſich durch das Haus, vielverſprechende Verkündiger von Frau Ulrique's und ihrer Töchter culinariſcher Kunſt. In edlem Wetteifer mit den Anſtrengungen der Köchinnen war der Hausherr mit ſeinen Söhnen bemüht, durch die Getränke Ehre einzulegen; was Languedoc und Provence an edlem Wein erzeugte, davon ſollte heute zu Ehren der lieben Kinder fließen.

Die Gäſte ſtellten ſich zur rechten Zeit ein. Das war ein Beglückwünſchen des Brautpaares, ein Händedrücken und Küſſen! Der arme Job ward zuletzt ganz betäubt und verlegen von allen den ſchönen Dingen, die man ihm ſagte. Seine Eitelkeit, wenn der ehrliche beſcheidene Junge Anlage dazu hatte, mußte erregt werden, da man ihn von allen Seiten beneidete, weil gerade er den ſchönen Preis von Margots Hand davontrage. Während ſeine Altersgenoſſen und Freunde ihm dergeſtalt das Herz ſchwellen machten, wurden ſeine Eltern nicht weniger mit Komplimenten überhäuft wegen der prachtvollen Zurüſtungen, die ſie getroffen hatten. Aber beide lehnten alle Ausdrücke der Anerkennung und Bewunderung mit einem Lächeln ab, welches zu ſagen ſchien: das iſt noch alles nichts; wartet nur erſt die Hochzeit ab; da ſollt ihr erſt ſtaunen.

Unter den Eingeladenen befand ſich natürlich auch das Oberhaupt der Stadt. Herr Mercier zürnte, das muß offen geſtanden werden, Margot nicht, daß ſie Job ihm vorgezogen. Aber von dem Augenblicke an, wo er die Nachricht von ihrer Verlobung empfangen, änderte er ſeine Meinung über ſie gründlich. Den feinſten Mann in Alais, den vornehmſten, den geiſtreichſten, einem Tölpel vorziehen, das konnte nur die Dummheit; und dieſer mußte man vergeben. Gegen den Fabrikanten war er nicht ſo großmüthig geſtimmt. Sein alter Verdacht, von Valery's überliſtet worden zu ſein, war auf's neue geweckt worden, und ein tiefer Groll gegen die Familie lagerte ſich in ſeinem Herzen. Je weniger er ſich Mühe gab, ſeine geniale Geringſchätzung Margots zu verheimlichen, deſto ſorgfältiger verbarg er ſeine Feindſeligkeit gegen ſeine ehemaligen Freunde. Er gewann es ſogar über ſich, auf ſeine fehlgeſchlagene Bewerbung um Margot ſcherzhafte Anſpielungen zu machen. Als der würdige Mann ſeinen Glückwunſch abgeſtattet hatte, trat er vor Job hin, faßte ihn vorn am Rock und ſagte mit einer ſtrengen Amtsmiene: „Nun, das muß ich ſagen, einen ſolchen Streich hätte ich dem jungen Monſieur da nicht zugetraut. Alle Welt macht er durch ſein blödes Weſen Gott weiß wie ſicher und fängt uns unter der Hand den ſchönſten Vogel weg. Wir Anderen ſtehen nun da und gaffen ihm nach. Iſt das auch erlaubt? Ja, ja, ſtille Waſſer ſind tief; der alte Spruch bewährt ſich."

Das Feſtmahl nahm ſeinen ruhigen Verlauf, inſoweit die helle Fröhlichkeit der Gäſte dies geſtattete. Trinkſpruch folgte auf Trinkſpruch; Herr Blanc verſetzte auch bei dieſer Gelegenheit wie ſchon früher durch ſein glückliches Improviſationstalent in gerechtes Entzücken. Der feurige Wein that das ſeinige, um die Saiten der Luſt immer höher zu ſtimmen. In den Jubel der Gäſte miſchte ſich der der Arbeiter, die Herr Valery im unteren Stocke bewirthen ließ. Wie zwei Flammen, die ſich gegenſeitig entzünden und nähren und zuweilen in eine helle Lohe zuſammenſchlagen, glühte unten und oben die Freude. Selbſt Job, durch einige Gläſer Wein und die allgemeine Heiterkeit ermuthigt, flüſterte der Braut einige Worte der Liebe zu, die der ſchüchterne Jüngling außerdem nimmermehr gewagt haben würde.

Es kam, wie das Thema bei einer ſolchen Gelegenheit nahe liegt, die Rede darauf, an wen es nun zunächſt komme, ſich zu verloben und zu heirathen. Alle Stimmen vereinigten ſich im Maire.

„Es iſt die höchſte Zeit bei euch," ſagte Levaillant zu dieſem und zwinkerte ſeinem Freunde Blanc mit den Augen zu.

„Höchſte Zeit," nahm dieſer das Wort, „denn wenn man euer Alter bedenkt —"

Der Maire wurde bei dem Worte ſichtlich unruhig und verſuchte ein Geſpräch mit ſeiner Nachbarin, der

Madame St. Julien, allein die beiden Schelme ließen ihm keine Ruhe.

„Ich denke, wir können das ganz genau berechnen,“ ſagte Blanc.

„Gewiß, bis auf den Tag,“ fuhr Levaillant fort. „Der Maire iſt höchſtens einige Jahre jünger wie ich. Wie ich als Kaufmann ausgelernt hatte, verließ —“

„Meine Herren,“ unterbrach ihn der Maire in Todesangſt. „Ich bringe das Wohl der zwei nächſten Täuflinge aus, von denen einer gewiß Herrn Levaillant angehören wird.“

Ein lautes Jubelgeſchrei erfolgte. Der allgemeine Drang nach Luſt hatte eine Ableitung gefunden und ergoß ſich nun in vollen Strömen.

Margot fühlte ſich, je höher der Rauſch der Gäſte ſtieg, mehr und mehr ernüchtert. Eine tiefes Mißbehagen bemächtigte ſich ihrer immer mehr, je größeren Zwang ſie ſich auflegen mußte, um ihre Stimmung nicht zu verrathen. Es fiel nichts vor, was gegen die Sitte verſtoßen hätte, und doch fühlte ſie ſich im Herzen tief verwundet. Es war eben die Gewöhnlichkeit, die Geiſtloſigkeit, die ihr hier entgegentrat, von keinem anderen Gefühle oder Ereigniſſe mit einem Schimmer umkleidet und verdeckt, wie das bisher geſchehen war, um Margots Augen zu blenden. Während die Anderen lärmten und lachten, hob ſich ihre Bruſt von manchem leiſen Seufzer.

13.

Die gefährliche Bekanntſchaft.

Madame St. Julien war ſoeben mit ihrem Bruder, der geſtern angekommen, in ihre Wohnung zurückgekehrt. Der Vicomte von Chateauneuf, Fregattenkapitän des Königs, war ein ſchöner Mann, der in der Mitte der dreißiger Jahre ſtehen mochte. Sein ganzes Weſen verrieth eine verwegene Keckheit, welche nur durch einen gutmüthigen jovialen Zug in ſeinem männlichen wettergebräunten Geſichte gemildert wurde. Beim Eintritte in die nicht ohne Eleganz ausgeſtattete Wohnung ſeiner Schweſter, ſchleuderte er ſeinen Hut auf den Tiſch und ſank anſcheinend erſchöpft in einen Lehnſeſſel.

„Nun, wie haſt du Valery's gefunden, lieber Raoul?“ fragte Madame St. Julien, indem auch ſie es ſich bequem machte.

„Noch eben ſo langweilig wie vor ſechs Jahren. Ein paar Runzeln mehr im Geſicht, die Kinder größer und etwas weniger läppiſch, das iſt die ganze Veränderung. Ich bin ganz mürbe von dem Beſuche geworden. Ich begreife nicht, wie du ſo lange Jahre her es mit den Leuten aushalten konnteſt, Adele.“

„Was thut die Gewohnheit nicht? Ich habe mich an den Umgang dieſer Leute gewöhnt, obſchon ich nie ganz vertraut mit ihnen wurde. Es liegt ſtets eine weite Kluft zwiſchen ihnen und mir, und ich habe mich nie entſchließen können, ſie zu Mitwiſſern meines einſtigen Glückes oder Unglückes zu machen, weil ich die feſte Ueberzeugung habe, ſie würden mich in ihrer Beſchränktheit nicht begriffen, ja ſich vielleicht ſogar kalt und mitleidlos von mir abgewandt haben.“

„Ich kenne dieſe ſogenannte ſtrenge Tugend,“ erwiederte der Kapitän, während ein Schatten über ſein offenes Geſicht zog, „und weiß ſie zu würdigen. Selbſt das Mitleid ſolcher Leute verletzt und empört das Gefühl mehr, als der ärgſte Hohn von anderer Seite her.“

„Sehr richtig,“ bemerkte Adele. „Die Familie Valery iſt ſtets voll Liebe und Theilnahme für mich geweſen, es wäre Unrecht, das verkennen oder verleugnen zu wollen, und doch erfüllt mich der Gedanke mit Entzücken, daß ich durch Theodore aus dieſem Kreiſe erlöſt werde. Wenn ſich ſeine Stellung in Verſailles weiter ſo günſtig geſtaltet, wie ſie begonnen hat, ſo habe ich zur baldigen Erlöſung alle Hoffnung.“

„Wie ſchon geſagt, Schweſter, es thut mir unendlich leid, daß ich den guten Jungen nicht mehr angetroffen. Ich würde ihn, ſo kurz auch für dieſes Mal meine Zeit gemeſſen iſt, doch ſelbſt nach Verſailles geführt haben. Aber ich möchte dich warnen, liebe Adele, dich nicht zu frohen Hoffnungen hinzugeben. Wenn auch der König, woran nicht zu zweifeln, Theodoren mit einem gnädigen Auge anſieht, ſo haben ſich doch ſeit einigen Jahren die Verhältniſſe bei Hofe, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, weſentlich geändert, als daß ein junger, hübſcher Mann ſo leicht wie früher ſein Glück machen konnte. Der Hof iſt ſtill und bigott geworden; es herrſcht eine traurige Atmoſphäre daſelbſt, ich glaube immer Weihrauch und Kerzenduft zu riechen, ſo daß ich nach meinem letzten Beſuche in Verſailles wirklich froh war, als ich wieder friſche Seeluft einathmen konnte und keine ſcheinheiligen Pfaffengeſichter mehr ſah, ſondern in die ehrlichen Geſichter meiner wackeren Jungen blickte.“

„Die Veränderungen in Verſailles ſind mir in meiner Zurückgezogenheit nicht unbekannt geblieben, da ich noch Verbindungen daſelbſt unterhalte. Seit dem wunderbaren Emporkommen der Madame Scarron hat finſterer Fanatismus ſeine Herrſchaft dort gegründet, welche früher nur Schönheit und Liebenswürdigkeit beſaßen. Dennoch bangt mir nicht für Theodore. Ich habe im Gegentheil ein frohes Vorgefühl, daß mein Sohn ſein Glück machen wird.“

Der Vicomte ſchüttelte leiſe den Kopf. „Iſt Theodore noch derſelbe wie vor ſechs Jahren, ſo wird das ſeine Schwierigkeiten haben. Du ſelbſt, liebe Schweſter, haſt ihm die größte bereitet, indem du ihn die bornirten hugenottiſchen Anſichten bei Valery's einſaugen ließeſt. Was ſoll er damit an dem bigotten Hofe? Er muß entweder ein mühſames und gefährliches Heuchelſpiel treiben, oder es ſteht ihm der ſchwere Uebertritt bevor. Beides hätteſt du ihm erſparen können, wenn du nach dem Tode unſeres Ohms von Nimes aus dich nach einer größeren Stadt gewendet und ihn im herrſchenden Glauben erzogen hätteſt. Am liebſten wäre es mir geweſen, ich hätte ihn mit zur See nehmen können. Dahin paßt ſein offener Sinn beſſer, als in die Vorzimmer von Verſailles."

„Wer hat vor zwanzig Jahren vorausſehen können, daß es ſo kommen würde?" erwiederte Adele traurig. „Ich wollte meinen eigenen unüberlegten Abfall ſühnen, daß Theodore wieder den Glauben unſerer Väter haben ſolle; und ich will es dir, mein Raoul, offen bekennen," fügte ſie hinzu, indem ein lebhaftes Roth ihr ſchönes Antlitz überzog; „ich that es aus Verzweiflung und aus Rache gegen ihn, weil er mich ſo herzlos und leichtſinnig verſtoßen."

„Die Rache war unüberlegt, denn ſie fällt auf dich und deinen Sohn zurück. Du haſt ihm den ſchweren Schritt ſelbſt zugeſchoben, den er über lang oder kurz wird thun müſſen, wie ſo viele Andere und auch ich. Der König will keine Proteſtanten mehr in ſeinem Reiche, und wir müſſen gehorchen."

Es entſtand eine Pauſe in der Unterhaltung der beiden Geſchwiſter. Beide ſchienen ſich übrigens das Schickſal, welches ihrem Theodore drohete, nicht beſonders nah zu nehmen. Der Vicomte ſchauete träumeriſch vor ſich hin, was ſeinem kühnen Geſichte ganz eigenthümlich ſtand; im Antlitz ſeiner Schweſter zeigte ſich mehr Verdruß und Mißvergnügen, als Kummer.

„Ich hätte ſehr gewünſcht, lieber Raoul," begann die Dame endlich wieder, „daß du Theodore noch hier getroffen hätteſt."

„Ich habe dir bereits geſagt, wie leid es mir thut, zu ſpät gekommen zu ſein. Wie gern hätt' ich ihn ſelbſt in Verſailles eingeführt! Wenn ich ihm auch nicht viel nützen konnte durch Empfehlungen und Vorſtellungen, denn ich habe mich vom Hofe immer möglichſt fern gehalten, ſo habe ich doch noch einige Bekanntſchaften, welche ihm in dieſem Chaos von Falſchheit, Ränken und Intriguen von Vortheil ſein können. Das läßt ſich übrigens nachholen; ich werde Theodoren einige Empfehlungsbriefe zuſenden."

„Thue das, lieber Bruder. Doch mein Wunſch hatte noch einen anderen Grund. Unter meinen Augen, überſehen von mir, hat ſich ein zärtliches Verhältniß zwiſchen Theodore und der kleinen Manon entwickelt, welches mich ernſtlich beunruhigt. Er iſt ſogar ſo thöricht geweſen, ihr ſeine Hand zu verſprechen. Ich bitte dich, was ſoll daraus werden?"

„Gar nichts," lachte der Kapitän. „Beunruhige dich deswegen ja nicht und begehe nicht die Thorheit, dich in die Sache zu miſchen. Du würdeſt dadurch nur die Flamme anfachen, welche ungeſtört und ſich ſelbſt überlaſſen ſchnell genug verlöſchen wird. Lieber Gott, man kennt das! Da reißt ſich ein junger Mann in der Provinz von ſeiner Schönen los, um nach Paris zu eilen und dort ſchleunigſt ſein Glück zu machen. Er will nur Geld und Ehre gewinnen, um beides zu den Füßen ſeiner Theueren niederzulegen. Die erſten Briefe ſind voll der ſchönſten Hoffnungen, voll Liebe und Treue, aber ſie werden mit der Zeit immer ſeltener und kälter und bleiben mit der Zeit zuletzt gar aus. Das bewegte Leben zieht ihn in ſeine Strudel und Wirbel, neue Verhältniſſe und Pflichten entſtehen, die Erinnerungen bleichen, und nach längerer oder kürzerer Zeit begreift er gar nicht mehr, wie er eigentlich in ein ſolches Verhältniß mit dem Gänschen gerathen konnte. So wird es mit Theodore kommen, wie mit unzähligen Tauſenden. Deshalb mache dir keinen Kummer.“

„Du gibſt mir einen guten Troſt. Ich muß geſtehen, daß das ganze Gebäude meiner Hoffnungen einen empfindlichen Stoß durch die Entdeckung dieſer Liebe erhielt. Dieſes Mädchen würde für Theodore ein unſeliger Hemmſchuh auf dem Wege zu ſeinem Glücke geworden ſein.“

„Bah! Davon iſt keine Rede. Der König wird ihm ſchon eine Gemahlin geben, wenn es Zeit iſt. Da fällt mir ein, wer iſt denn das junge Mädchen mit dem intereſſanten Geſichte, welche wir bei Valery's trafen? Sie gehört doch unmöglich zur Familie, wie man mir dort weiß machen wollte.“

„Iſt dir die ſchöne Margot aufgefallen?“ lächelte ſeine Schweſter. „Sieh, ich machte dich mit allem Fleiß nicht erſt auf ſie aufmerkſam, ehe wir in das Valery'ſche Haus gingen; ich wollte dein Urtheil über Margot in keiner Weiſe beſtechen und zuſehen, welch' einen Eindruck ſie auf dich machen würde. Deshalb ſchwieg ich. Nimm dich in Acht vor ihr; ſie iſt allen Männern hier und in der Umgegend gefährlich geworden. Niemand weiß eigentlich, wer ſie iſt. Vor einem halben Jahre hat ſie der alte Valery mit von Paris gebracht, als Erſatz für Theodore, wie er ſagt. Ihrem

„Ach, der Vater iſt ſo böſe, ſo grimmig, wie ich ihn noch nicht geſehen habe.“

„Und weßhalb denn?“

„Über dein Gedicht.“

„Über mein Gedicht? Wie iſt das möglich? Was könnte ihm darin anſtößig vorgekommen ſeyn? Was ſeinen Zorn ſo ſehr gereizt haben? Ich kann's nicht begreifen.“

„So viel mir aus dem heftigen Ausbruch ſeines Grimms klar geworden iſt, muß es ein J oder ein Y ſeyn, was ihn ſo ſehr verletzt hat; und er behauptete mir in's Geſicht, es ſey deine Abſicht geweſen, ihn zu pikiren und zu ärgern.“

„J oder Y? das begreife Einer!“ rief der Doktor und ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirne. „Wo iſt er denn?“

„Er iſt auf das Comptoir gegangen und hat mir alle Feſtlichkeiten ſtreng unterſagt; die Kränze ſollen weggenommen werden, Niemand ſoll ihm gratuliren, noch ſonſt durch etwas an ſeinen Geburtstag erinnern. Er war ganz außer ſich.

„Das iſt, bei Gott, höchſt ſeltſam!“ rief Wilhelm. „Ich muß mir Licht verſchaffen und gehe ſelbſt auf das Comptoir.“

Weſen und Benehmen nach muß ſie von anſtändigem Herkommen ſein. Sie ſelbſt gibt ſich für die Tochter eines Kaufmanns aus. Man wird nicht recht klug aus ihr. Valery's ſelbſt ſind ſehr wortkarg in Betreff ihrer Verhältniſſe, doch läßt ſich vermuthen, daß der Alte ein gutes Geſchäft mit ihr macht, denn ſo fromm er iſt, verachtet er doch keineswegs irdiſchen Gewinn, und dann hat er ſich des Mädchens dadurch verſichert, daß er ſie nächſtens mit ſeinem Sohne Job verheirathen wird. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß er dies ohne Erlangung eines bedeutenden Vortheils thun würde.“

„Wie!“ rief Raoul mit einer verdächtigen Lebhaftigkeit. „Den Menſchen ſoll ſie heirathen? Das iſt ja abſcheulich!“

Seine Schweſter ſah ihn einen Augenblick mit einem verwunderten lächelnden Blick an und ſagte dann: „Und warum denn, wenn man fragen darf?“

„Aber wie kannſt du fragen? Wie paßt dieſes Mädchen zu dem Duckmäuſer, zu dem Seidenwurm! Ich habe nur einige Worte mit ihr gewechſelt, aber ſogleich anerkannt, daß ſie nicht das gewöhnliche Fahrwaſſer hält.“

„Hat ſie dich im Garn wie jeden Anderen?“ ſagte Adele und drohete ihrem Bruder mit dem Finger. „Hab' ich doch meine Noth mit meinen beiden Männern, daß ſie ſich in Valery's Hauſe verlieben.“

„Bah!“ erwiederte der Kapitän lachend und ſtrich ſich reſolut den Bart. „Was hat die ſchöne Margot mit dem Bürgervolk zu ſchaffen, und ich mit ihr!“

Acht Tage waren ſeit der Ankunft des Vicomte in Alais vergangen. Trotz der großen Langeweile, welche er bei ſeinem erſten Beſuche im Valery'ſchen Hauſe erfahren hatte, war er doch ein täglicher Gaſt deſſelben und auch ein gern geſehener. Er erzählte den Frauen mit vieler Lebendigkeit von ſeinen Fahrten nach Nordamerika, Weſtindien und Oſtindien und von den Wundern jener Länder. Margot hörte dieſen Erzählungen mit reger, unverkennbarer Theilnahme zu; ein leichtes Roth ſtieg in ihre bleiche Wange, und ihr müdes Auge blitzte im alten Feuer, wenn der Kapitän von Fährlichkeiten zu Waſſer und zu Lande mit einer gewiſſen natürlichen Beredtſamkeit ſprach. Es war das ein herrlich erfriſchendes Element in der Eintönigkeit ihres Alltagslebens. Der Vicomte wurde ſeinerſeits wieder durch dieſe lebendige Theilnahme erregt und belebt und bald genug erzählte er eigentlich nur Margot. Sehr natürlich und verzeihlich war es, daß er von dem Intereſſe, welches das ſchöne Mädchen ſeinen Abenteuern erwies, einen bedeutenden Antheil für ſeine eigene Perſon in Anſpruch nahm. Der wackere Kapitän geſtand mit aller Offenheit ſeines Weſens erſt ſich ſelbſt und dann ſeiner Schweſter, daß er in Margot ſterblich verliebt ſei. Madame St. Julien erſchrak ungemein über dieſes Bekenntniß, obſchon ihr daſſelbe nicht unerwartet kam, und beſchwor ihren Bruder hoch und heilig, nicht das häusliche Glück einer Familie zu ſtören, welcher ſie ſo viele Verbindlichkeiten ſchulde. Sie kannte nur zu gut das rückſichtsloſe Weſen ihres Bruders und hegte ernſtliche Beſorgniſſe wegen eines unbeſonnenen Schrittes von ſeiner Seite. Der Vicomte beruhigte ſie, doch er hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Vor Allem wollte er über das Verhältniß des Mädchens zur Familie Valery klar werden, und er wußte keinen beſſeren Weg, als ſich geradezu an Marget zu wenden. Daran würde ſich, dachte er, eine Erörterung ihres Verhältniſſes zu Job ganz bequem und einfach anknüpfen laſſen. Der Abſtand, welchen er zwiſchen ihr und ihrem Verlobten entdeckt zu haben glaubte, die Niedergeſchlagenheit und das ſtille Leidthum der Braut, ihre bleichen Wangen, ihre trüben Augen waren ebenſo viel Ermunterungen für ihn, ſich durch keine kühlen Vorſtellungen ſeiner Schweſter von ſeinem menſchenfreundlichen Vorhaben abbringen zu laſſen. Ein derartiges Geſpräch konnte nur unter vier Augen abgehalten werden; aber alle ſeine Bemühungen, Margot einmal allein anzutreffen, waren vergeblich. Es kam ihm faſt vor, als fürchte ſie ſich, allein mit ihm zu ſein; und dieſe Wahrnehmung, mochte ſie irrig oder richtig ſein, erhöhete nur den Muth des ohnehin kecken Seemannes.

Das Pfingſtfeſt, welches zum Vollzug der Verbindung zwiſchen Marget und Job beſtimmt war, rückte heran, und es war in der Familie Valery die Rede davon, eine Fahrt nach Nimes zu unternehmen, um mancherlei Einkäufe zu der bevorſtehenden Feſtlichkeit zu machen. Als der Vicomte davon hörte, bat er, ihn als Reiſegefährten mitzunehmen, da ſeine Zeit abgelaufen ſei, und ſein Schiff im Hafen von Toulon ihn erwarte. Allem freundlichen Drängen, erſt der Hochzeitfeier beizuwohnen, ſetzte er die gebieteriſche Nothwendigkeit des Dienſtes entgegen und lud dagegen das Brautpaar und die übrigen Theilnehmer der Fahrt nach Nimes ein, ihn in den Hafen zu begleiten, um ſein Schiff und das bewegte Leben und Treiben einer Seeſtadt kennen zu lernen. Der Vorſchlag zündete. Lächelnde, fragende, verlangende, bittende Blicke richteten ſich auf Papa Valery, der ſchmunzelnd und ſich die Hände reibend die Einladung des Kapitäns angehört hatte. Niemand von der ganzen Familie hatte jemals ein Seeſchiff geſehen: hier bot ſich die Gelegenheit, welche im Leben vielleicht nie wiederkehrte, unter der Leitung eines ſachkundigen und erfahrenen Mannes alles aufs genaueſte kennen zu lernen. Chateauneuf bot ſeine ganze Beredtſamkeit auf, und er fand bei dem jüngeren weiblichen Theile der Familie redliche Unterſtützung. Der Vater verſprach die Sache mit Mutter Ulriquen in beſondere Ueberlegung zu ziehen.

Der Zufall erfüllte endlich den heißen Wunſch des Kapitäns; er traf Margot allein im Garten und beſchloß, den günſtigen Wind zu benutzen und das flotte Fahrzeug anzugreifen. Mit etwas nachdenklichem Geſichte, denn er war mehr über das Ziel ſeines Unternehmens mit ſich einig als über den Weg es auszuführen, ließ er ſich an ihrer Seite nieder.

„Sagt mir aufrichtig, ſchöne Margot,“ begann er;

„ihr ſeid doch, wie ich vernommen, aus der muntern Stadt Paris, wie in aller Welt könnt ihr es in dem Neſte hier aushalten?“

„Ich war der großen Stadt recht müde und ſehnte mich nach dem Aufenthalte in einer kleinen, wo man ohne die ſtete Zerſtreuung ſich ſelbſt leben kann.“

„Es war demnach euer freier Willen, von Paris nach Alais überzuſiedeln?“

„Gewiß,“ erwiederte Marget mit einem verwunderten Blick auf den Frager.

„Ich meine, ihr theilt da mit vielen Tauſenden eine irrige Anſicht. Einſam leben kann man nur auf einer verlaſſenen Inſel, in einem Wald, einer Wüſte oder in einer großen Stadt. In einer kleinen vermögt ihr das nicht. Ihr müßt wohl oder übel ein Glied in dem großen Klatſchzirkel werden, wo die kleinen elenden Verhältniſſe des Alltagslebens gemacht und beſprochen werden, wo von nichts die Rede iſt als von Cocons, ſeidenen und wollenen Zeuchen, Strümpfen und Tüchern, miſerabeln Verbindungen, Hochzeiten, Gevatterſchaften und gewaltſamen Belehrungen. Ich kenne Alais ſchon ſeit lange; und ihr wollt euer Leben hier zubringen? ihr wollt euch wie eine Seidenraupe einſpinnen in dieſe niederen Verhältniſſe?“

„Es war mein freier Entſchluß, und ich weiß mich zu fügen,“ ſagte Marget mit einem halberdrückten Seufzer.

„Warum denn ſich fügen, wenn ihr euer eigener Herr ſeid? Setzt die Seegel ein und fahrt mit gutem

Wind davon, ſonſt ſteh' ich nicht dafür, daß ihr an dieſem Granitgebirge ſcheitert. Hört mich einen Augenblick ruhig und geduldig an, mein gutes Kind," lavirte der Kapitän und rückte etwas näher. Er war mit einem Male ſehr lebendig geworden. Vielleicht war Margots erſtickter Seufzer, der ihm nicht entgangen war, die ſeine Segel ſchwellende Briſe. „Ihr ſeht einen Freund in mir, den ihr zwar erſt ſeit wenigen Tagen kennt, der es aber redlicher mit euch meint als die, welche euch Wunders wie viel Liebe anthun wollen. Ich kann meine Meinung nicht in zierlichen Worten ausdrücken, weil ich ein rauher Seemann bin, aber mein Herz iſt ſanft und weich, und ihr dauert mich herzlich, mein gutes Kind, weil ich ſehe, daß ihr dem Schiffbruch ſchnurſtracks entgegenlauft. Ihr verſteht, was ich meine. Als ich hierherkam, ſagte ich gleich zu meiner Schweſter: was iſt das für eine elende Geſchichte! Da hat ſich ein ſtolzer Wallfiſch aus dem hohen Meer in kleines Waſſer verirrt; nun kommen die feigen Landratten, die nicht wagen würden, ihn in ſeinem eigenthümlichen Element anzugreifen, und harpuniren das ſtolze Thier, das ſich nicht wehren kann, in der Pfütze. Nichts für ungut, mein ſchönes Kind! Ich kann euch verſichern, ich habe meinen Fuß an manches Ufer geſetzt, aber ich ſchwöre euch bei Neptun und allen Göttern des Waſſers zu, ich habe nie ein ſchöneres Mädchen geſehen als euch. — Ah, bleibt und laßt mich ausreden. Ihr ſeid eine verſtändige Perſon, die nicht gleich aus der Haut fahren möchte, wenn man ihr ſagt, daß ſie hübſch iſt. Vielleicht habt ihr es noch gar nicht gewußt; das kömmt auch vor, mag aber ſelten ſein. — Nun ſeht, ich kann mir recht wohl denken, daß der Seidenwurm Geſchmack an euch findet; er hat ja ein paar Augen im Kopf, wenn auch nicht viel Verſtand, ſonſt hätte er jene nicht zu euch erhoben. Mein Gott! paßt denn Hecht und Schmerl zuſammen oder wenn ihr lieber wollt, Zaunkönig und Adler?"

„Herr Vicomte," ſtammelte Margot, welche ſich mühſam von der Ueberraſchung über dieſe ſonderbare Anrede erholte und erhob ſich; „ich habe euch hierauf weiter nichts zu erwiedern, als daß ihr die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes auf unverzeihliche Weiſe verletzt."

„Bah! Kenne das. Redensarten," erwiederte der Kapitän mit der größten Seelenruhe. „Habe euch gleich von vornherein gebeten, mich ruhig anzuhören. Iſt ein alter Pirat, der Timothée, hat euer ſchmuckes Schiffchen gegen alles Völkerrecht gekapert."

„Ich weiß nicht," ſagte Margot mit Thränen des Verdruſſes in den Augen, „was euch zu ſolchen Verläumdungen berechtigt, die ich auf keinen Fall mehr anhören werde. Doch erkläre ich euch, daß es ganz mein freier Wille iſt, Job Valery zu heirathen und daß von keiner Kaperei, wie ihr das zu nennen beliebt, die Rede ſein kann. Ich achte und liebe meinen Verlobten und jede bittere Aeußerung gegen ihn oder ſeine Eltern iſt eine Beleidigung für mich." Damit ging ſie.

Der Kapitän ſah ihr vergnügt nach. „Es iſt gut," ſagte er bei ſich ſelbſt; „ſie iſt leck geworden und ſchöpft Waſſer. Die Uebergabe wird nicht lange dauern."

Als Chateauneuf nach Hauſe kam, traf er den Baron von St. Come.

„Iſt das auch eine Art," rief ihm dieſer entgegen, „ſeine Freunde ſo zu vernachläſſigen? Habt ihr vergeſſen, wo mein Schloß liegt? Wenn man euch ſehen will, kömmt man hübſch zu euch. Himmliſch grobes Volk, die Seeleute!"

Der Kapitän begrüßte den alten Bekannten mit Herzlichkeit. „Schon vor einigen Tagen wäre ich hinaus zu euch geritten, aber die Reiſe von Toulon herauf hat mich wirklich angegriffen; ihr wißt, Seeleute ſind ſchlechte Reiter; noch immer fühl' ich eine gewiſſe Steifheit in meinen Gliedern."

„Laßt's gut ſein mit euern Ausreden," ſcherzte der Baron. „Euere Schweſter hat mir ſchon gebeichtet. Ihr habt neue Bekanntſchaften gemacht, und denen müſſen die alten nachſtehen. Aber nehmt euch in Acht; wir dulden nicht ſo ohne Weiteres einen fremden Eindringling; die ſchöne Margot gehört uns, und wir laſſen ſie uns nicht von fremden Seefahrern entführen."

„Euch wollt' ich ſie wohl gönnen, aber gehört ſie euch? Ich habe von ganz anderen Anſprüchen an ſie gehört."

„Nun laßt das jetzt! Ich komme eben, euch für morgen nach St. Come einzuladen; wir wollen euch zu

Ehren ein kleines Gelage anſtellen. Klemmt deshalb euere ſpröden Seemannsbeine an den Bauch eines Gauls. Ihr trefft lauter gute Bekannte aus der Umgegend, die ich theilweiſe ſelbſt einladen will. Alſo ihr kommt! Madame, ich grüße euch. Wenn erſt eine Hausfrau in meinen Hallen ſchaltet, hoffe ich auch euch willkommen heißen zu können."

Im ſtattlichen Saale des Schloſſes von St. Come ſaß eine Zahl junger Edelleute beim frohen Gelage. Die feurigen Weine des Landes hatten die Gäſte des Barons bereits in jenen heiteren Zuſtand verſetzt, wo die gewöhnlichen Rückſichten der Convenienz aus den Augen geſetzt werden, und der Verkehr immer geräuſchvoller und ungezwungener wird. Man ſchwatzte, lachte, ſang, brachte Geſundheiten aus und trank vor allem. Chateauneuf hatte ſeine Bekanntſchaft mit den Eingeladenen erneuert und die fröhliche Stimmung durch manche Erzählung aus ſeinem bewegten Seemannsleben erhöht.

„Sagt einmal, ihr Herren," rief er jetzt, da der Tumult gerade etwas weniger ſtark war; „ich ſehe manches liebe Haupt und werthe Antlitz, wohl bekannt von früher her, um mich verſammelt. Aber einen alten Freund miſſ' ich ungern. Wo ſteckt d'Aigalier?"

Zehn, zwölf Stimmen erhoben ſich, um zu antworten; es entſtand ein verwirrtes Geſchrei, mit lautem

Gelächter vermiſcht. Chateauneuf hob abwehrend die Hand.

„Lieben Leute," ſagte er lachend. „Ich bin ſchon zufrieden, wenn einer antwortet. Seid ihr ſo gut, Florville, und gebt mir Aufſchluß."

„Unſer Freund d'Aigalier," nahm ein junger Edelmann das Wort; „iſt außer Landes, ſonſt würde er ſicher zugegen ſein. Und wißt ihr, wo er ſteckt? In den Vorzimmern von Verſailles treibt er ſich umher."

„Was zum Guckuck macht er denn da?"

„Es wird wohl nicht viel ſein. Er iſt an den Hof gereiſt, um Petitionen und Bittgeſuche der Proteſtanten zu überbringen, denen herzlich ſchlecht mitgeſpielt wird, wie ihr vielleicht gehört habt."

„Das ſieht unſerem ehrlichen ernſthaften Freunde ganz ähnlich," ſagte Chateauneuf und machte eine Bewegung mit der Rechten, als verzweifle er an dem Unternehmen. „Und hat er nichts von ſich hören laſſen?"

„Kein Wort. Er muß nicht beſondere Geſchäfte machen, ſonſt würde er ſicher geſchrieben haben."

„Der gute d'Aigalier kennt den Hof nicht, ſonſt würde er Zeit, Mühe und Geld geſpart haben," bemerkte der Vicomte. „Kenne das."

„Kommt, Freund, ich muß ein paar Worte im Vertrauen mit euch ſprechen," ſagte St. Come zum Vicomte und zog ihn am Arme vom Stuhle auf. „Wie mir euere Schweſter geſtern geſagt hat, habt ihr den Sprung hinüber gethan."

„Half nichts; ſie plagten mich zu ſehr. Da über-

„Nimm dich aber um Gotteswillen mit ihm in Acht, Wilhelm! Du kennſt ſeinen Eigenſinn und ſeine Launen noch lange nicht genug. Widerſprich ihm in Nichts, ſonſt wird er wüthend.“

„Laſſ' mich nur,“ verſetzte Wilhelm, und ging hinab. Mary ſchlich ihm mit angſtbeklommener Seele nach.

Der junge Arzt trat mit einer beſcheidnen Verbeugung in das Zimmer; der alte Senator dankte kaum dem Gruße und zog ein höchſt verdrießliches Geſicht. Herr Meyer dagegen grüßte ſehr freundlich, aber eine teufliſche Schadenfreude leuchtete aus ſeinen Augen.

„Ich höre ſo eben von Mary,“ begann der Doktor feſt, „daß Sie, Herr Onkel, den kleinen poetiſchen Erguß meiner freudigen Theilnahme an Ihrem Wiegenfeſte nicht ſo aufgenommen haben, wie es mein Wunſch und Beſtreben war. Wenn auch die Poeſie von keinem Werthe, ſo waren doch die darin ausgeſprochnen Gefühle wahr und aufrichtig.“

„Ei was, von der Poeſie verſteh' ich nichts! Hab' mein Lebtag kein Geſchreibſel eines Poeten geleſen, das Geſangbuch in der Kirche ausgenommen.“

legte ich mir die Sache. Ich dachte: jetzt machſt du dir Freunde und Gönner durch den Uebertritt, den du ſpäter doch nehmen mußt, wenn du nicht deine Stellung verlieren willſt. Genug, ich entſchloß mich kurz und ſchwur friſch ab. Ich glaube den Teufel nicht an ihre heilige Jungfrau, und was geht mich der Papſt in Rom an? Auf meinem Schiff bin ich Herr."

„Nur ein Narr wird euch verdenken, Chateauneuf," ſagte St. Come. „Man macht ſich durch ſeine Hartnäckigkeit nur Feinde; ich könnte euch manches Liedchen davon ſingen."

„Kenne das. Aber wozu widerſtreben? Man verlangt von euch weiter nichts, als daß ihr heucheln ſollt wie die Anderen. Meint ihr denn, daß ſie am Hofe ſo vernagelt wären, den Unſinn zu glauben? Nein, man ſtellt ſich ſo und kann es nicht leiden, wenn ein paar tauſend Starrköpfe gegen den Strom ſchwimmen wollen. Ich muß euch bekennen, daß ich mir die Geſchichte auch viel ſchlimmer vorgeſtellt habe. Ich habe einen prächtigen Kerl von Pfaffen an Bord, dem es allemal Angſt wird, wenn er Abendmahl halten ſoll. Er bekommt den ſchlechteſten Wein dazu und muß ihn allein trinken; wir Laien wiſſen uns ſchon zu entſchädigen. Und mit den Faſten wird's nicht ſo ſtreng genommen, wenn wir auf offener See umherſchwimmen. Wir ſind dann froh, wenn wir an einem Stücke Pökelfleiſch herumkauen können."

„Ich will euch offen geſtehen," ſagte der Baron, „ich habe ſchon längſt den Entſchluß gefaßt, überzuſpringen. Es kommt bei fernerem Widerſtand nichts heraus, als Ungnade des Königs und Feindſchaft des Intendanten. Aber ich habe, verleitet vom alten Salgas und d'Aigalier, zu lange gezögert. Ich muß nun eine günſtige Gelegenheit abwarten, um mit Anſtand, gleichſam gezwungen von den Verhältniſſen, den Schritt zu thun. Aber ſobald es nur irgend geht, geſchieht es. Man hat, Gott weiß es, verdammt wenig Ehre von der Genoſſenſchaft der Hugenotten. Der Intendant Basville hat mich ſchon oft angegangen und mir das vorgeſtellt. Das iſt ein prächtiger, liebenswürdiger Mann. Genau und ſtreng in ſeiner Verwaltung, aber das gerade gefällt mir von ihm, daß er die Canaille im Zaume hält; ſie wird von Tage zu Tage ſtörriger und widerſpenſtiger. Es iſt Schade, daß euer jetziger Aufenthalt zu kurz währt; ſonſt würde ich euch bei ihm einführen; er ſcheint mich wirklich in's Herz geſchloſſen zu haben."

Dieſes Geſpräch war zwiſchen den beiden Herren geführt worden, während ſie Arm in Arm etwas abſeit von der übrigen Geſellſchaft am Tiſche durch den Saal ſpazierten. Jetzt erhob ſich unter den Zechern an der Tafel ein betäubendes Geſchrei; alle waren mit dem Glaſe in der Rechten von den Sitzen aufgeſprungen. Der Ruf erſchallte: „Chateauneuf! St. Come! hierher! angeſtoßen! Es gilt der ſchönen Margot in Alais." Beide Edelleute folgten der Aufforderung und leerten ihre gefüllten Gläſer.

„Ihr Herren!" rief der Wirth mit etwas ſchwerer

Junge, denn die Maſſe des genoſſenen Weines begann ihm, wie ſeinen Gäſten, gewaltig zuzuſetzen. „Ich ſtelle euch im Vicomte hier einen neuen Verehrer der holden Margot vor. Ihr müßt wiſſen," wandte er ſich an dieſen, „daß wir Alle, die hier zugegen ſind, dieſe Liebhaberei mit euch theilen."

Ein Jauchzen erhob ſich unter den jungen Leuten auf dieſe Worte; man leerte die Gläſer von neuem auf das Wohl der Liebhaber der ſchönen Pariſerin im Hauſe des Seidenfabrikanten in Alais.

„Einen nehme ich natürlich aus," ſagte Chateauneuf, nachdem ſich der Sturm gelegt hatte; „das iſt ihr Verlobter, der junge Valery. Aber überſehen dürfen wir ihn nicht. Es freut mich, ihr Herren, daß ihr meinen Geſchmack theilt, aber ich darf euch nicht verhehlen, daß unſere Liebe ſehr gefährdet iſt. Margot iſt verlobt und wird in wenigen Wochen verheirathet ſein, wenn die Sache ihren ruhigen Gang nimmt."

„Was ſoll denn geſchehen?" fragten Einige.

„Vor allem fragt es ſich: will ſie die Seidenraupe oder nicht?" meinte Einer.

„Wie kannſt du fragen, Charles? Kann ein ſo ſchönes Mädchen einen ſolchen Strohkopf gern haben?"

„So viel ich gemerkt habe," ſagte der Vicomte, „fühlt ſich Margot keineswegs glücklich in ihrem Verhältniſſe, was ſehr natürlich iſt."

„Aber was ſoll geſchehen?" fragte man wieder von mehreren Seiten.

„Eines iſt klar," nahm Florville das Wort; „daß wir ſie nicht Alle haben können. Es wäre alſo vor allem zu entſcheiden, wem ſie zufallen ſolle. Ich ſchlage vor, wir würfeln um ſie; wer den höchſten Wurf thut, führt die Braut heim!"

Lautes Lachen und Beifallsrufen folgte dem Antrage. Der Baron von St. Come befahl einem Diener, einen Becher mit Würfeln herzubringen.

„Ich bin feſt überzeugt," raunte der Kapitän dem Wirthe zu: „man thut dem reizenden Kinde ſelbſt den größten Gefallen, wenn man ſie von dem Tölpel losmacht, der ihrer gar nicht werth iſt. Der Teufel weiß, wie ſie zu dem Volk gekommen iſt! Es muß da irgend etwas dahinter ſtecken."

„Erinnert mich daran; ich will euch ſpäter erzählen, wo ich das reizende Mädchen zuerſt geſehen habe; es war bei einer verdammt intereſſanten Gelegenheit."

„Ihr Herren!" rief Florville. „Noch ein paar Worte, ehe wir mit Würfeln anfangen, damit ſpätere Streitigkeiten von vorn herein unmöglich gemacht werden. Nur Einer kann der Glückliche ſein. Alle Anderen ſollen aber nicht ganz leer ausgehen. Ich ſchlage vor, daß ſie ſich bei ihrem Ritterworte verbindlich machen, dem Gewinner zur Erlangung der Beute behülflich zu ſein und zu dieſem Zwecke allen ſeinen Anordnungen unbedingte Folge leiſten."

„Richtig! ſehr gut! ſo ſoll es ſein! wir ſchwören!" ſchallte es von allen Seiten, und das frevelhafte Spiel begann. Bald trat eine tiefe Stille ein, welche durch einen derben Fluch oder ein Aufjauchzen unterbrochen wurde, je nachdem ein Spieler hoch oder niedrig geworfen hatte. Diejenigen, welche von vorn herein hoffnungsloſe Würfe gethan hatten, ſuchten Troſt für ihren Verluſt in der Flaſche; ihre Zahl mehrte ſich, bis endlich Chateauneuf bei dem mehrfachen Umgang des Bechers als Gewinner aus dem Spiele hervorging.

Er erhob ſich mit gefülltem Glaſe und ſtammelte mit leuchtenden Augen und geröthetem Antlitze: „Stoßt an auf mein gutes Glück und die ſchöne Margot! Gönnt mir die Beute, wie ich ſie jedem von euch gegönnt hätte, und helft mir redlich ſie gewinnen. Nun hört mich an, wie ich euere Unterſtützung beanſpruche.“

Während die edeln Herren oben im Saale tafelten und zechten, ſaß unten in der Flur des Schloſſes ein gemeiner Mann, der ſich an einem Stück Braten und einer Flaſche Wein nicht weniger gütlich that, Traktamente, welche ihm die gefällige Köchin mit manchem zärtlichem Blick vorgeſetzt hatte. Neben ihm ſtand ſein Tragkaſten. Es war der Tabuletkrämer Blanchard, der, gern geſehen von allen dienenden Geiſtern in den umliegenden Schlöſſern, hier Einkehr gehalten hatte. Die Beſchäftigung ſeiner Eßorgane hinderte ihn keineswegs, auch von ſeinen Ohren Gebrauch zu machen; er lauſchte eifrig dem Geſchrei und Gelächter, welches von oben herabdrang. Jetzt kam ein einfältig ausſehender Burſche, welchem aus jeder Naht ſeines Bedientenrocks der tölpelhafte Bauer hervorſah, lachend die Treppe herabgewankt.

„Nun, David," redete ihn Blanchard zutraulich an; „dein Herr hat heute das Haus voll vergnügter Gäſte. Man lacht, man ſingt, man ſchreit, ſo daß ich von bloßem Zuhören ganz luſtig geworden bin."

„So geht mir's gerade, Vetter Blanchard," erwiederte der Diener lachend. „Bin von bloßem Zuſehen und Zuhören ſo vergnügt. Ach, die Herren machen auch zu niedliche Späße. Es iſt zum Todtlachen."

„Nun erzähle mir doch auch etwas davon, guter Junge. Komm, trink das Glas Wein hier. Du ſcheinſt von dem Zuſehen nicht bloß ſehr luſtig, ſondern auch ſehr durſtig geworden zu ſein. Trink, mein Junge, auf das Wohlſein deines Herrn, deines Mädchens und aller vergnügten Leute im Lande!"

David zwinkerte pfiffig und leerte das Glas.

„Nun was gab's denn oben, was deine gute Laune ſo mächtig angeregt hat?" fragte der Krämer wieder.

„Ach, ich kann's gar nicht ſagen; es iſt zu luſtig. Ha, ha! Aber ich darf's auch nicht ſagen, ſonſt bekomme ich Prügel von meinem Herrn, mit der Peitſche. Ha, ha! Das iſt zu luſtig."

„Nun, es wäre gar nicht übel, wenn er dir den Rock ausklopfte. Du haſt dich hier gar ſehr an der Wand angeſtrichen. Aber ich kenne dich ſchon, David, du biſt ein ungeheuer ſchlauer Burſche, der nichts umſonſt thut, nicht einmal ſprechen. Sieh' einmal hier das ſchöne bunte ſeidne Halstüchlein; das müßte deinen

Suzanne vortrefflich ſtehen, wenn du ſie auf dem Tanzboden umherſchwenkſt."

„Aber ich darf doch nicht, erwiederte David, einen lüſternen Blick auf den Köder werfend, den ihm der liſtige neugierige Krämer vorhielt. „Mein Herr ſagte zu mir heute Morgen: David, du wirſt uns bei Tiſche bedienen; wenn Du aber von unſeren Geſprächen etwas verräthſt, ſchneid' ich dir deine langen Ohren ab und gerbe dir das Fell unbarmherzig."

„Daran hat dein Herr ſehr recht gethan. O der Herr Baron iſt ein ſehr verſtändiger Mann, daß er die Leute nicht wiſſen laſſen will, was an ſeinem Tiſche vorgeht! Aber ich bin dein Vetter, David, und von mir erfährt keine Seele etwas. Du ſollſt nur nicht gegen ſchwatzhafte Leute ausplaudern, hat der Herr Baron befohlen; ordentlichen verſchwiegenen Leuten kannſt du ſchon etwas im Vertrauen mittheilen. An mich hat dein Herr nicht gleich gedacht, ſonſt würde er mich von vornherein ausgenommen haben. Komm, David, nimm das hübſche Tuch, trinke noch einmal und ſage mir dann in's Ohr, welchen ſchönen Spaß ihr dort oben ausgeheckt habt."

„Wißt ihr noch, Vetter," flüſterte David, der ſo vielfacher Verführung nicht zu widerſtehen vermochte, „daß vor zwei Monaten unten im Dorfe eine Kuh ausgeſpielt wurde? Ihr waret ja dabei und hättet ſie faſt gewonnen. Könnt ihr euch noch beſinnen?"

„Sehr genau, mein Kind," erwiederte Blanchard, mit etwas enttäuſchtem Geſichte. „Erregt das nach zwei Monaten die Heiterkeit der gnädigen Herren da oben noch?"

„Wenigſtens etwas ganz Aehnliches. Heute haben ſie hier wieder etwas ausgewürfelt. Rathet einmal was? Die Bauern würfeln um Kühe, und die vornehmen Herren um ſchöne Mädchen."

„Schöne Mädchen?" wiederholte der Krämer mit einem erſtaunten Blick auf ſeinen Vetter.

„Freilich, das iſt ja eben der Spaß," lachte David. „Wenn ich euch ſage, ein ſchönes Mädchen haben ſie ausgewürfelt, und Einer hat ſie gewonnen. Es war Schade, daß ſie nicht mit dem Strick um den Hals dabei geſtanden hat und gleich übergeben worden iſt."

„Höre, David, das iſt allerdings ein Spaß zum Kranklachen. Wer war denn die Ausgeſpielte? Haſt du nicht vielleicht ihren Namen gehört?"

„Ei freilich; ich kenne ſie. Das ſchöne fremde Mädchen, das bei Herrn Valery in Alais iſt."

„Aha, Margot Duclos. Und wer hat ſie denn gewonnen? Der wird ſich ſchön gefreut haben."

„Der fremde Herr aus Alais, um deſſentwillen mein Herr die Geſellſchaft eingeladen hat. Er heißt Herr von Chateauneuf; ſie tituliren ihn Kapitän; er will ſie auf ſeinem Schiff mit fortnehmen, und die Anderen haben verſprochen, ihm dabei zu helfen. Das iſt doch ein Spaß."

„Ein köſtlicher Scherz. Aber weißt du, David, du darfſt keiner lebenden Seele weiter etwas davon erzählen. Auf meine Verſchwiegenheit kannſt du vollkommen rechnen. Hörſt du? jetzt rufen ſie dich oben.“

Der Diener ſchritt wieder die Treppe hinauf; der Krämer ſuchte dagegen die Küche auf, wohl in der klugen Abſicht, ſich auch für künftige Zeiten einen freundlichen Empfang zu ſichern. In die Hausflur zurückgekehrt, ſtand er im Begriffe, ſeinen Tragkaſten wieder aufzuhocken und das Schloß zu verlaſſen, als David ſich oben an dem Treppenabſatze zeigte und ihm zurief: „Vetter, ihr ſollt heraufkommen; die Herren wollen euch wahrſcheinlich in Nahrung ſetzen.“

„Haſt du doch von mir geſchwatzt, Plaudertaſche?“ erwiederte der Krämer, welcher der Aufforderung mit Vergnügen Folge leiſtete, da er mit den angeheiterten Herrſchaften ein profitabeles Geſchäft zu machen hoffen durfte.

Es ſah wild genug in dem Saale aus, in welchen er eintrat. Am Boden waren große Fluthen verſchütteten Weines, zerbrochene Flaſchen und Gläſer lagen zerſtreut unten und auf der Tafel, welche ebenfalls von dem vergeudeten Naſſe ſchwamm und triefte. An ihr ſaßen einige Herren mit ſehr rothen Geſichtern und verſchwommenen Augen in einer Stellung, welche deutlich genug zeigte, daß ſie ihrer Gliedmaßen nicht mehr Meiſter waren. Andere ſchwankten, indem ſie die Arme umeinander geſchlungen hatten, wohl eben ſo ſehr aus dem Bedürfniſſe einer Stütze als aus Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, mit unſicherem Gange umher, lachen, Singen, Schwatzen, Geſchrei machten die Scene noch lebhafter.

„Komm', Kerl, zeig' uns deine Schätze!“ rief einer der Edelleute beim Erſcheinen Blanchards. „Wir — wir wollen eine Ausſtattung kaufen.“

„Ja, ja, eine Ausſtattung für eine ſchöne Braut!“ brüllten ein paar Andere.

„Pack deinen Kram aus. Was haſt du Schönes?“

Blanchard hatte ſich mit ſeinem Kaſten dem Tiſche genähert, deſſen Befeuchtung durch den vergoſſenen Wein er mit Verlegenheit betrachtete. „Ich kann meine Zeuche nicht wohl hier auflegen,“ meinte er; „ſie würden Schaden leiden.“

Aber ſchon hatten ſechs, acht Hände die Fächer ſeines Kaſtens geöffnet, wühlten darin herum und ſchleuderten den Inhalt über Gläſer und auf den weinfluthenden Tiſch.

„Seht, hier ein Stück feines Linnen!“ rief Florville. „Das paßt zur Ausſtattung von Chateauneuf's Liebchen. Gefällt's ihr nicht, kann er Segel daraus machen.“

„Willſt du ſchweigen?“ ſtammelte der Kapitän und verſetzte dem Grafen einen derben Stoß, der ihm das ohnehin ſchwankende Gleichgewicht vollends nahm und ihn zu Boden riß.

„Kein Segel!“ ſagte St. Come lachend und verſuchte es, ſeinem geſtrauchelten Freunde aufzuhelfen. „Aber ein Betttuch für Florville iſt es geworden.“

„Nun, was iſt Ihnen denn in dem gutgemeinten Gedichte ſo anſtößig?“

„Gut gemeint?“ fragte der Alte argwöhniſch und lugte nach dem jungen Arzte herüber.

„Zweifeln Sie daran?“ fragte Wilhelm ärgerlich mit ſteigendem Affect der Stimme.

„Sey ein Mal aufrichtig, junger Mann, iſt es denn Abſicht oder Manier, daß aus dem ganzen Gedicht das Y verbannt und an ſeine ihm wohlgebührende Stelle jedes Mal ein ſchlechtes I geſetzt iſt? Ja, ſchreibſt du denn wirklich deinen Namen, den ehrlichen Namen deiner und meiner Väter, mit einer ſo unerhörten Verſtümmlung, Mai ſtatt May, wie du in dieſem Gedichte gethan haſt, oder haſt du mich nur kränken wollen?“

„Es ſey nun fern von mir, Ihnen mit Abſicht wehe zu thun. Das Y iſt meiner, auf die beſten Gründe geſtützten Überzeugung zu Folge ein ganz überflüſſiger Buchſtab im deutſchen Alphabet, und deßhalb brauche ich ihn niemals, ſondern ſetze ſtatt ſeiner ſtets das richtige I. Um mir aber conſequent zu ſeyn, ſchreibe ich ſchon ſeit vier Jahren meinen Namen Mai mit dem I.“

Die blutrothe Flamme des Zorns war in des

„Kommt," wandte ſich Chateauneuf an einen jungen Edelmann und verſuchte ihm eine Schürze, welche er in der Hand hielt, um den Hals zu binden. „Da iſt was für euch. Beim Trinken verſchüttet ihr den Wein immer und beſudelt euer feines Spitzenvorhemd. Die blaue Schürze da wird es ſchützen! Sie ſteht euch wie ein Chorhemd, und ihr könnt uns Meſſe leſen."

Blanchard war im Anfange vor Schrecken und Zorn außer ſich, als er ſah, wie man mit ſeiner Waare umging. Dann bat er flehend: „Aber meine gnädigen Herren, der Wein auf der Tafel verdirbt mir Alles."

„Halte deine Schnauze auf den Tiſch und ſchluck' ihn weg," lachte einer.

„Sag', Burſche, was koſtet die Elle von dem Bande da?" fragte ein Anderer. „Schneide mir zwei Ellen ab. Es iſt doch feſt und gut, ſo daß es einen Mann hält. Wir wollen dich nachher daran aufhängen."

Schon hob der Krämer die Elle, ungewiß und verlegen, ob er den ſonderbaren Auftrag vollziehen ſolle. Ueberhaupt war ihm ſehr unbehaglich zu Muthe, und er verwünſchte den Zufall, der ihn in die trunkene Geſellſchaft geführt. Der junge Edelmann hatte die Bewegung des Krämers mißverſtanden; er meinte in ſeinem verwirrten Zuſtand, dieſer wolle ihn mit der Elle ſchlagen. Wüthend holte er aus und ſchlug ſie ihm aus der Hand. Der harmloſe Maßſtab wurde zum Wurfgeſchoß, welches einen an der anderen Seite der Tafel Sitzenden an den Kopf traf. Dieſer erhob ſogleich ſein halbvolles Weinglas und warf es dem Krämer ins Geſicht. Das Beiſpiel fand Nachahmung, Blanchard ſah ſich zu ſeinem unbeſchreiblichen Aerger und Schrecken plötzlich als Zielſcheibe für Flaſchen und Gläſer, gefüllt und leer, zerbrochen und ganz.

„Aber meine Herren,“ rief er wüthend, indem er einige Schritte zurückſprang und ſich vor den Würfen zu ſichern ſuchte. „Ich muß euch gehorſamſt bemerken, daß ich dieſes Benehmen ſehr unverſtändig finde. Man beſtellt mich herauf, um mir abzukaufen, ſtatt deſſen mißhandelt man mich.“

„Höre, Blanchard,“ ſagte der Baron St. Come, indem er, um das Gleichgewicht beſſer zu halten, mit etwas geſpreizten Beinen vor ihn trat. „Mir iſt's gerade, als würdeſt du grob. Ich bin hier Herr und darf nicht leiden, daß du grob wirſt, Schlingel. Iſt das nicht Ehre genug für dich, daß wir dich haben heraufkommen laſſen, um unſeren Spaß mit dir zu haben, du Eſelskopf?“

„Herr Baron,“ rief der Krämer immer wüthender. „Ich bin ein ehrlicher Mann, der nicht dazu da iſt, um Anderen zum Geſpötte zu dienen. Die Herren haben mir einen Theil meiner Waare befleckt und verdorben; ich darf erwarten, daß ihr mir den Schaden erſetzt.“

„Ein Hohngelächter erhob ſich. „Geld will er, der Hund! Ha, ha! Nehmt ihn beim Kragen und werft ihn hinaus, wenn er Geld will.“

„Blanchard, du wirſt immer alberner,“ ſagte der Baron; „ich bin der Wirth hier und darf das nicht leiden. Niemand hat deine Tücher verdorben, gut ſind ſie geworden durch den Wein, den ſie geſchluckt haben. Paſſe nur auf, daß ſie nicht etwa betrunken werden. Ha, ha! Nun packe deinen Kram zuſammen, Blanchard, und du, David," wandte er ſich an ſeinen Bedienten, der mit glotzenden Augen und einem blöden Lächeln den ganzen Vorgang von einiger Entfernung aus verfolgt hatte, „wirfſt ihn nachher zur Treppe hinunter. Fall' aber nicht ſelbſt mit. Ich bin der Wirth hier und darf das nicht leiden."

Blaß vor Wuth war Blanchard an die Tafel getreten und hatte ſein zerſtreutes und beſudeltes Eigenthum haſtig zuſammengepackt. Nachdem er fertig war, faßte er ſein Tabulet an, warf noch einen Blick voll Grimm und Trotz auf die Geſellſchaft, deren Aufmerkſamkeit, wenn überhaupt hier noch von einer geiſtigen Thätigkeit die Rede ſein konnte, wieder auf einen anderen Gegenſtand gelenkt war, als wolle er die Theilnehmer ſeiner Beſchimpfung ſich ins Gedächtniß einprägen, und verließ ohne Abſchiedsgruß den Saal. David geleitete ihn, aber keineswegs in der Abſicht, um den Befehl ſeines Herrn in Ausführung zu bringen, ſondern aus einer inſtinktartigen Beſorgniß, die Herren möchten ihn in Ermangelung eines anderweitigen Opfers zum Spielballe ihrer erregten guten Laune machen. Ohne einen freundlichen Zuruf von dem Küchenraume her zu achten, ſchritt Blanchard mit finſterem Geſichte durch die Halle der Burg. Als er im Begriffe ſtand, die Anhöhe zu verlaſſen, auf der der ſtolze mittelalterliche Bau lag, wandte er ſich um und erhob mit einer drohenden Geberde die geballte Fauſt.

14.

Das Attentat.

So gern Frau Ulrique ſich ſelbſt und ihren Kindern ein erlaubtes Vergnügen gönnte, würde ſie doch ſchwerlich ihre Einwilligung zu der projectirten Reiſe nach dem Seehafen gegeben haben, wäre es ihrem Gatten, der ihre Charaktereigenthümlichkeit recht wohl kannte, nicht mit ſeiner Diplomatik gelungen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, das heißt die Vergnügungsreiſe nach Toulon in ihren Augen zugleich als eine Geſchäftsreiſe darzuſtellen. Aber nicht etwa aus niederem Geiz war Frau Valery ſo ſcrupulös. Vergnügungsreiſen ſind erſt in neuerer Zeit unter dem Bürgerſtande gemein geworden; damals gehörten ſie noch mit zu den Privilegien des hohen Adels. Es iſt daher begreiflich, daß ein ſolcher Ausflug in den Augen einer tüchtigen Hausfrau ein ganz unberechtigtes Ding ſein mußte.

Unter den jungen Mädchen herrſchte helle Freude, welche nur durch die Nothwendigkeit getrübt wurde, daß eine von ihnen zurückbleibe, um das Haus in Ordnung zu halten. Da entſtand denn ein ſchöner Wetteifer unter den Mädchen; jede wollte, wenn auch mit wehmüthig geſtimmtem Herzen, aber freudig dem Vergnügen entſagen, um es den Anderen zu ſchaffen. Die gute Rebecque ſetzte es endlich durch, daß man ihr Opfer annahm. „Ihr erzählt mir“, ſagte ſie gutmüthig lächelnd, „wie es geweſen iſt. Das macht mir dann auch rechte Luſt.“

„Alles ſollſt du erfahren“, ſagten die Anderen, „was wir nur ſehen und kennen lernen. Und paß' auf, was wir dir Schönes mitbringen. Will einmal der Vater eine von uns mit nach Paris nehmen, dann haſt du unbedingt das Vorrecht.“

Die Reiſegeſellſchaft beſtand ſonach aus acht Perſonen, aus dem Brautpaare, aus den Valery'ſchen Ehegatten, dem Kapitän mit ſeiner Schweſter, und aus Sare und Manon. Aber es ſollte ſo nicht bleiben. Am Abend vor der Reiſe liefen von Geſchäftsfreunden mehrere Briefe ein, welche für das Geſchäft von Bedeutung waren. Nach kurzem Bedenken erklärte Job ſeinen feſten Entſchluß, zu Hauſe bleiben zu wollen, um die erhaltenen Aufträge zu fördern.

„Du biſt ein guter Sohn und ein tüchtiger Geſchäftsmann“, ſagte ſein Vater gerührt und umarmte ihn. „Aber du ſollſt des Vergnügens nicht beraubt werden; ich will hier bleiben.“

„Nein, nein“, erwiederte Job mit Entſchiedenheit; „das gebe ich auf keinen Fall zu. Meine Freude würde dadurch ganz geſtört ſein. Für mich iſt das größte Vergnügen, wenn ich euch froh und glücklich draußen weiß und ſelbſt hier ſtill ſchaffe und wirke.“

Der alte Valery machte keinen Verſuch weiter, ſeinen Sohn von dem gefaßten Entſchluſſe abzubringen; er kannte deſſen Feſtigkeit in dieſer Beziehung. Sare und Manon waren ſehr mißvergnügt über den geſchäftlichen Zwiſchenfall, der die ganze Partie zu vereiteln drohte, denn kaum hatte Margot Jobs Abſicht erfahren, als auch ſie ihren Rücktritt erklärte. Da gab es denn gute Worte, Vorſtellungen von allen Seiten. Madame St. Julien ſprach ſich faſt heiſer, um das gänzliche Aufgeben des Ausfluges zu vereiteln. Der Kapitän nahm die Gelegenheit des allgemeinen lauten Deliberirens wahr, um Margot zuzuflüſtern: „Ich kann nicht anders, als euere ſtarre Weigerung einem Unwillen gegen mich zuzuſchreiben, der noch in euerer Seele haftet, und den ich bei Gott nicht verdiene. Meine Abſichten mit euch ſind die beſten; ſeid deſſen gewiß.“

Ihrem Gefühle folgend, welches ſie richtig leitete, widerſtand Margot allem Drängen von anderer Seite her, bis Job, mit den anderen ſich vereinigend, ſie bat, ihr eigenes und ſein Vergnügen nicht durch eine fernere Weigerung zu ſtören. Sie gab nach, und die durch dieſe Verhandlungen etwas gefährdete Heiterkeit kehrte zurück; man traf unter fröhlichem Lachen und Plaudern noch die nöthigen Zurüſtungen zu dem Ausfluge, der morgen mit dem früheſten angetreten werden ſollte.

Der Vicomte von Chateauneuf hatte ein oder zwei

Mal flüchtig erwähnt, daß einige ſeiner Freunde die Abſicht hätten, ihm das Geleite zu geben, aber dieſe Aeußerungen waren im Tumulte der Reiſevorbereitungen von Niemandem recht beachtet worden. Wie erſtaunte daher die Familie, als am Morgen der Abfahrt der Baron von St. Come, der Graf von Florville und noch zwei andere vornehme junge Edelleute mit ihren Reitknechten vor das Haus ſprengten und, nachdem man ſie mit Ehrerbietung empfangen, ihre Abſicht erklärten, ſich der Geſellſchaft anzuſchließen und den Kapitän zu geleiten. Der Fabrikant fühlte ſich von der Ehre, deren er ſich annahm, äußerſt geſchmeichelt; ſeine Frau ſchien nicht ſehr davon gerührt und ſchüttelte den Kopf. Sie wußte aus guter oder vielmehr übler Erfahrung, daß die vornehmen Herren nie herablaſſender und freundlicher zu ſein pflegen, als wenn ſie etwas gegen den Bürger im Schilde führen. Doch da ließ ſich nichts ändern; man mußte gute Miene zum böſen Spiele machen und die Augen offen halten. Manon und Sare dachten mit Zittern und Erröthen daran, daß ſie während der Fahrt immer in Geſellſchaft der glänzenden Kavaliere ſein ſollten. Marget betrachtete beim Erſcheinen derſelben den Kapitän, der mit ſeiner Schweſter ſo eben reiſefertig ſich eingeſtellt, mit einem forſchenden Blicke; ein ahnungsvolles Mißtrauen ſtieg in der Tiefe ihrer Seele auf, daß hier etwas im Werke ſein möchte, und zwar gegen ſie ſelbſt. Der Vicomte war ihr mit einem Male unendlich zuwider.

Es waren zwei Wagen für die Geſellſchaft beſtimmt. In den einen ſetzte ſich Herr Valery mit ſeiner Gattin, raſch geſellte ſich ihnen Margot zu, um nicht etwa mit Chateauneuf zuſammen zu kommen, und lud Manon zu ſich mit ein. Der Vicomte, welcher allerdings ſtark darauf gerechnet hatte, neben ſeiner Angebeteten zu ſitzen, und dem nichts erwünſchter kam, als des langweiligen Job Zurückbleiben, mußte ſich, einen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelnd, zu ſeiner Schweſter und zu Saren ſetzen. Sein Aerger ſtieg noch mehr, nachdem die vier Kavaliere ſich vertheilten und zu beiden Seiten der Wägen ritten, da St. Come ſich nahe an Margots Wagenſeite hielt und ihr angelegentlich den Hof machte.

„Warte, mein Täubchen", murmelte der Kapitän grimmig. „Hab' ich dich erſt auf meinem Geſchirre, dann wird ſich kein Anderer zwiſchen uns drängen. Dort wird nach meiner Pfeife getanzt."

„Nun, Vicomte, ihr ſeid ſo ſchweigſam und ernſt", redete ihn der an ſeiner Seite reitende Edelmann an. „Geht euch der Abſchied vom ſchönen Alais ſo nahe? Oder wird euch Seekrebs im Wagen ſo zu Muthe wie uns Landratten auf dem Schiffe? Seid munter, Herr! Ihr habt ein ſchönes Kind an der Seite, das begierig iſt, auch von euch ein freundliches Wort zu vernehmen. Hab' ich nicht recht, Mademoiſelle? Was mag eueren Bruder ſo griesgrämig machen, Madame St. Julien?"

„Wißt ihr nicht", erwiederte dieſe lächelnd, „daß Scheiden und Meiden traurig macht? Meinem Bruder wird dieſes Mal der Abſchied ſaurer, da er zwei zurückläßt, die ſeinem Herzen nahe ſtehen.“

„Bah!“ rief Chateauneuf und zwinkerte dem Kavaliere zu. „Wir wollen gar nicht an Abſchied und dergleichen denken. Ein Seemann iſt überall daheim; ſein Schiff iſt ſein Haus, und er ſucht es ſich ſo wohnlich wie möglich zu machen, indem er mitnimmt, was ihm werth iſt.“

Eine lebhafte Unterhaltung entſpann ſich nun hier, wie beim vorderen Wagen. Froh und heiter fuhr man durch die lachende Frühlingslandſchaft nach Nimes, der alten ehrwürdigen Hauptſtadt des Landes, zu.

Der Krämer Blanchard war ſeit dem auf dem Schloſſe St. Come erlittenen Schimpf und beziehentlich Schaden, wie ſich vorausſetzen läßt, nicht in der beſten Laune, und ſeine Betrachtungen nicht von der angenehmſten Art. Sein ohnehin heißes Blut kochte jedes Mal in ihm, wenn er an die erlebte Scene und an die ſchimpfliche Rolle, welche er dabei geſpielt hatte, dachte, und er dachte in der That mehrere Tage hintereinander ſehr oft daran.

„Hölle und Teufel!“ grollte er. „Iſt mir jemals eine ſolche Unverſchämtheit vorgekommen? Sind ehrliche Leute auf der Welt, um dieſen übermüthigen Baronen zum Scherz zu dienen? Und er ſagt es mir auch geradezu in's Geſicht, ich ſoll es mir zur Ehre anrechnen, von ihm und ſeinen Cumpanen gehänſelt zu werden! Und der Schade, der Schade, den ich erlitten habe! Ich bin ein ruinirter Mann. Meine ſchönſten und beſten Waaren haben ſie mir verderbt und mich jämmerlich verhöhnt, da ich verlangte, was Rechtens war. Wartet, wartet, ihr Herren, ihr ſollt es mir doch theuer bezahlen, den Schimpf und die verderbte Waare. Aber wie gelange ich zur Rache? Ich bin ein elender niedriger Wurm gegen dieſe hochbeinigen Raubvögel. Aber büßen müſſen ſie mir den angethanen Schimpf, eher ruhe und raſte ich nicht.“ Solcher und ähnlicher Art waren die Betrachtungen auf ſeiner Wanderung.

Wieder neigte ſich ein Tag. Blanchard ſtand ſtille, ſtemmte ſeinen Stock unter den Tragkaſten, um bequemer über ſeinen Rachepläne brüten zu können. Zu ſeinen Füßen breitete ſich eine wenn auch etwas einförmige, aber angenehme Landſchaft aus; friedliche Dörfer tauchten hier und da aus den wogenden Aehrenfeldern und grünſchimmernden Wieſen empor; unmittelbar unter der Anhöhe lag in idylliſcher Ruhe ein freundlicher Ort. Aber Blanchards Auge ruhte kalt und theilnahmlos auf den beſcheidenen Reizen dieſes kleinen Winkels Erde.

„Wie komme ich ihnen bei? Wo iſt ihre verwundbare Stelle? — Ha, was beſinne ich mich lange! Hatte ich doch vor Wuth und Aerger vergeſſen, was mir der gute David mittheilte. Lagen nicht noch Becher und Würfel auf der weinbefeuchteten Tafel, womit ſie die ſchöne Margot Duclos ausgeſpielt haben? Kann

Onkels zuſammengedrücktem Geſicht aufgeſtiegen, die ſtark bebuſchten Augen warfen Blitze, die Glieder zitterten und die kurzen geſchweiften Beine rumorten unter dem Tiſche. „Wärſt du denn wirklich ſo unverſtändig, ſo anmaßend, einen unentbehrlichen, von Anfang unſrer Sprache in derſelben beſtehenden Buchſtaben verdrängen zu wollen? Könnteſt du denn ſo abgeſchmackt ſeyn, dich jenen Alles verbeſſernden Windköpfen anzuſchließen, denen der der Staat nicht gut genug iſt, und die Religion nicht, und die Sprache nicht, die ſtatt y i ſchreiben, ſtatt c k, die das h weglaſſen, wenn es Dehnungszeichen iſt, die das ph verdrängen und ſtets f dafür ſchreiben, die — Gott läugnen und die Fürſten und Herren fortjagen möchten. Wilhelm! du wäreſt auch ein ſolch entſetzlicher Menſch?“

„Sie ereifern ſich über die Kleinigkeit viel zu ſehr, lieber Oheim!“

„Nein, es iſt keine Kleinigkeit, es ſind dies Dinge von der höchſten Wichtigkeit; und ich hätte mir eher des Himmels Einfall eingebildet, als daß ich einen ſolchen Neophyten und Reformer im Hauſe hätte.“

„Aber ſo hören Sie mich doch nur an, liebſter mir denn etwas gelegener kommen? Ich wollte freilich, der Baron von St. Come oder ein Anderer hätte ſie gewonnen, aber auch euch jage ich die Beute wieder ab, Herr Vicomte von Chateauneuf. Das ſoll meine Rache ſein für die Ausſtattung, die ihr habt kaufen wollen. Ach, meine ſchöne Waare! Was wird der alte Valery für ein merkwürdiges Geſicht ziehen, wenn er erfährt, daß ſeine vornehmen Freunde ſeine Pflegetochter wie eine Kuh ausgeſpielt haben! Es iſt wahr, mein ſchlauer Vetter David hat Recht, die Geſchichte iſt zum Todtlachen. Aber das iſt eben die verwünſchte Sache; wie komme ich an den Alten? Der geiſtliche Vetter iſt weg, und die alberne Louiſon, die auch ſpurlos verſchwunden iſt, hat jedenfalls geplaudert. Es könnte freilich auch Zufall geweſen ſein, daß der Pfaff abgereiſt iſt, aber wahrſcheinlich iſt es nicht. Wie fange ich es nur an, daß der Alte von dem Vorgange auf dem Schloſſe erfährt, und daß ich eine Belohnung erhalte? Denn er wird tief in den Geldkaſten greifen und denjenigen reich belohnen, der ihm die Schande erſpart, die Braut ſeines Sohnes entführt zu ſehen. Ich muß Geld haben, wie ſoll ich ſonſt den Schaden ertragen, den ich auf dem Schloſſe erlitten, und den Verluſt, welchen mir der Vikar zugefügt hat? Ach, ich bin wirklich ein Unglücksmenſch! Wir hatten den Herrn Benoit ſo ſchön im Netze, der Eſel von Vikar brauchte nur zuzugreifen. Nein, er thut es nicht, der Teufel weiß, warum; und als es die höchſte Zeit war zum Handeln, legt ſich der alberne Menſch hin und wird krank. Ich aber wiſche mir den Mund. Nun, Herr Vikar, ihr werdet es mir nicht verdenken, wenn ich meinen Vortheil auch einmal auf der anderen Seite ſuche. Erſt kömmt das Geld und dann erſt der Glaube und die Religion. Weiß der Gukuck, was den Menſchen angefochten hat! Er war erſt recht auf dem Zeuge. Oefters kam es mir faſt vor, als ſei er ſelbſt ſterblich in die ſchöne Margot verliebt, und ich ſei nur angeſtellt, um ihm Nachrichten von ihr zu überbringen. Die Perſon richtet ſchrecklichen Schaden unter dem Männervolke an. Solche Apoſtel ſollten ſich der Intendant und der Biſchof von Nimes anſchaffen; in vier Wochen wäre die ganze Landſchaft katholiſch. Aber wie komm' ich dem alten Valery bei? Hingehen zu ihm kann ich nicht. Ich müßte eines ſchlechten Empfanges gewärtig ſein. Am Ende glaubt er mir nicht einmal; und dieſe Unverſchämtheit der Herren Edelleute iſt auch faſt unglaublich. Aber doch brauche ich Geld und dürſte vor allem nach Rache. Blanchard, hat der Aerger dich ſo dumm gemacht, daß du keinen Streich erſinnen kannſt, den du den Herren unverſehens beibringſt und für den du mit einem guten Stück Geld bezahlt wirſt?"

Aber er konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen, und ſein ſchlauer Sinn ſchien ihn für dieſes Mal in Stich laſſen zu wollen. So ſehr ihn einerſeits Rachſucht und Habgier anſpornten, das Vorhaben der Edelleute zu verrathen, ſo hielt ihn doch wieder ſein böſes Gewiſſen, aber zugleich auch eine gewiſſe Tücke ab, Valery's unter die Augen zu treten; ferner mußte er beſorgen, bei einer derartigen Handlungsweiſe von ſeiner Seite ſich ſelbſt in den Augen ſeiner bisherigen Gönner bloßzuſtellen und ſich die Edelleute vollends zu Feinden zu machen. Dieſer Widerſtreit der äußeren Rückſichten und der Empfindungen in ſeinem Innern, unter denen ſich die Erinnerung an den erlittenen Schimpf und das Verlangen nach Vergeltung immer verdrängten, machte ihn faſt toll. Er wanderte nun ſchon einige Tage in der Umgegend von Alais, nach welcher Richtung ihn ein inſtinktartiges Gefühl getrieben hatte, eigentlich zwecklos umher, denn ſein Geiſt war ſo eingenommen und beſchäftigt, daß er nicht daran dachte, ein Geſchäft zu machen. An dieſem Abend nun trat er verdroſſen und mit ſich ſelbſt zerfallen in die Schänke eines Dorfes ein. Er fand in derſelben Laporte vor, der ein gefülltes Felleiſen neben ſich liegen hatte und wie es ſchien, von einem Handelsgange bei einem Kruge Wein Erholung ſuchte. Ein Schatten überflog das Geſicht des Eiſenhändlers beim Anblicke ſeines verrätheriſchen Freundes, aber ſogleich heiterten ſich ſeine Züge wieder auf, und er ſprach dem Tabuletkrämer freundlich zu. Dieſer erwiederte den Gruß kurz und verdroſſen, entledigte ſich ſeines Kaſtens und ſetzte ſich zu dem Kruge, welchen der Wirth ihm hinſtellte.

„Machſt ein böſes Geſicht, Blanchard,“ ſagte der Eiſenhändler, indem er den Krämer lächelnd fixirte. „Das will nicht für einen Handelsmann paſſen, der ſeine Waare vortheilhaft an den Mann zu bringen gedenkt. Geht das Geſchäft nicht? Tröſte dich mit anderen, die auch den Krebsmarſch gehen. Ich ſollte aber meinen, wer wie du auf allen Schlöſſern weit und breit umherkriecht und mit großen Herren zu thun hat, dem könnte es gar nicht fehlen. Bei unſer Einem, der hauptſächlich auf den gemeinen Mann hingewieſen iſt, iſt es kein Wunder, wenn man Fleiſchergänge macht. Was wollt' ich für ein vergnügtes Geſicht machen, wenn ich ſo vornehme Kunden hätte, wie du!"

„Der Teufel hole ſie!" brummte Blanchard.

„Oho!" meinte Laporte und ſah den Krämer aufmerkſam an. „Das klingt ſchlecht und iſt wohl auch dein Ernſt nicht. Holte ſie der Teufel, würdeſt du bald genug auch nachfahren, denn du ſtehſt und fällſt ja mit ihnen, ich meine, du lebſt von ihnen. Kömmſt du auf ein einſam gelegenes Schloß oder eine Meierei, Gott, das iſt eine Herrlichkeit! Die Weiber empfangen dich wie einen lieben Freund. Da regnet es Geld in Fülle."

„Und dann geht auf einmal wieder zum Teufel, was man in ein paar Wochen Gewinn gemacht hat."

„Freilich, Handel iſt ein unſicheres Ding. Man wird auch nicht immer ſo freundlich empfangen, zuweilen auch etwas barſch abgewieſen."

„Oder hinausgeworfen," ergänzte der Krämer mit einem bittern Lachen und that einen tüchtigen Zug aus ſeinem Kruge, als wollte er einen Aerger hinabſpülen.

Laporte fing an hell auf zu lachen. „Höre, mein Junge," ſagte er mit einem liſtigen Seitenblick auf ſeinen Gefährten; „es kömmt mir ſchier ſo vor, als wäre dir eben etwas dergleichen begegnet."

Blanchard erwiederte nichts, ſondern griff mit finſterem Geſicht wieder zur Kanne.

„Ich will dir was ſagen, mein Freund," begann der Eiſenhändler in einem harmloſen Tone zu plaudern. „Du biſt noch zu empfindlich, noch nicht genug abgehärtet; das Glück hat dich verwöhnt. Ein Handelsmann braucht ein dickes Fell. Lieber Gott, wie oft bin ich nicht in meinem Leben hinausgewieſen worden! Hinausgeworfen gerade nicht," fügte er lächelnd hinzu und legte ſeine großen, harten und ſchwieligen Fäuſte auf den Tiſch; „das hat ſeine Gründe. Ich könnte dir da viele Fälle erzählen. Aber das ſchönſte iſt, daß mich vorigen Herbſt einmal, da ich meinen Geſchäften nachging, der Herr Baron von St. Come gar todtſtechen wollte. War blos ein gnädiger Spaß von ihm, den ich nie vergeſſe, und über welchen ich jetzt noch lachen muß."

Der Krämer ſah Laporte bei dieſer Mittheilung mit Intereſſe an. „Ja, bei allen Teufeln! das iſt ein wilder, hochmüthiger Mann."

„Der iſt's, der dich hinaus bekomplimentirt hat?" warf der Schmied gleichgültig hin, aber ſein lauernder Blick haftete auf Blanchard.

Eine verrätheriſche Röthe ſtieg in des Krämers Geſicht auf, während er grimmig brummte: „Hol' ihn der Satan!"

„Da hätte er viel zu thun," lachte Laporte. „Ueberhaupt kümmert er ſich nicht ſonderlich um uns armes Volk, hat mit den Vornehmen und Reichen genug zu ſchaffen.“

„Aber es iſt doch ſchändlich,“ rief Blanchard, den der zweite Krug Wein erhitzter und geſprächiger gemacht hatte, „einen ehrlichen Mann ſo zu behandeln und zu ſchädigen.“ Und er erzählte in leidenſchaftlicher Erregung, was ihm auf dem Schloſſe des Barons begegnet war.

„Aber was iſt denn das weiter?“ bemerkte Laporte darauf mit köſtlicher Ironie. „Du biſt viel zu hitzig, mein Junge. Wozu haben wir denn vornehme Herren, als daß ſie uns ſchlecht behandeln?“ Ich will dir einen guten Rath geben: gehe hin, verklage den Herrn Baron, laſſe dich auslachen und — lache ſelbſt mit. Freilich war es eine Ehre für dich, den Herren zum Spaße zu dienen; wenn du blind biſt und das nicht einſiehſt, kann dir kein Menſch auf der Welt helfen.“

„Ich begreife dich gar nicht, Laporte,“ ſagte der Krämer mit einem wüthenden Blick und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Du biſt doch ſonſt der Mann nicht, der alles ruhig erträgt; das wirſt du mir doch nicht weiß machen wollen?“

„Bin jetzt durch Schaden klug geworden, mein Junge. Es iſt mir vergangen, immer wieder den Stachel zu löcken. Ich mache es jetzt wie andere Leute und ducke mich fein. Nächſten Sonntag will ich in die Meſſe gehen, damit die geſtrengen Herren meinen guten Willen wahrnehmen. Wenn du mich begleiten willſt, du biſt eingeladen. Es ſtände beſſer um mich, wenn ich guten Rath ſchon früher befolgt hätte. Aber man wird immer zu ſpät klug. Der wackere Mann, Meiſter Valery, hat ſich früher viel Mühe gegeben, mich von meinem Trotze zu kuriren, ehe er mir ſein Haus verbot. Es half nichts; ich war verblendet; jetzt ſind mir die Augen aufgegangen, und ich ſehe, was ich verſäumt habe. Ich könnte auch mein Schäfchen im Trocknen haben, wie Herr Valery. Was iſt das für ein Mann, beliebt und angeſehen bei allen hohen Herrſchaften, die ihn ſchier ſich gleich ſtellen. Geſtern iſt er verreiſt, und kaum hab' ich meinen Augen getraut, die vornehmſten Edelleute ritten an der Seite ſeines Wagens, wie bei einem hohen Herrn."

Ein tückiſches Lächeln trat auf Blanchards Geſicht. „Meiſter Valery wird auch ſonderbare Dinge auf ſeiner Reiſe erleben," ſagte er; „ich habe ein Vöglein ſingen gehört. Die Herren Edelleute ſchenken ihm nicht umſonſt die Ehre ihrer Begleitung."

„Nun, was iſt denn das, wenn es kein Geheimniß iſt?" fragte der Eiſenhändler lauernd.

„Es iſt ein Geheimniß," erwiederte Blanchard kurz.

„Dann darfſt du es freilich nicht ſagen," warf Laporte gleichgiltig hin und griff nach ſeinem Kruge. „Nun ſag' einmal, Freund, wie viel beträgt denn dein Schaden — von dem Schloſſe oben her?"

Ein ſchwerer Fluch entfuhr den Lippen des Krämers. „Es reichen ſicher keine funfzig Livres. Da rechne ich darauf, daß ich die verſchändete Waare verſchleudern muß. Nimmt mir ſie aber kein Menſch ab, was ich Niemanden verdenken kann, ſo iſt mein Schade noch viermal größer.“

„Ei, ei! Du biſt ein armer Teufel und dauerſt mich. Nun ſieh', ich will dir einen recht guten Rath geben. Verklagen willſt du einmal den Baron nicht; ſo gehe denn, wenn er von ſeiner Reiſe zurück iſt, in's Schloß hinauf und erkundige dich bei der Dienerſchaft, welche das immer ganz genau weiß, ob er gute Laune hat. Iſt das der Fall, ſo gehſt du zu ihm und bitteſt ihn demüthig um Verzeihung wegen deiner Ungezogenheit. Dann ſchenkt er dir vielleicht ein paar Livres; und du gewinnſt auf dieſe Weiſe wenigſtens eine kleine Vergütigung deines Verluſtes.“

„Tod und Teufel!“ fuhr Blanchard wild auf. „Ich ihn um Verzeihung bitten! Das brauche ich noch lange nicht. Da kennſt du mich auch ſchlecht. Da weiß ich doch noch einen beſſeren Weg. — Höre, Laporte,“ fuhr er mit einer Art Zutraulichkeit fort und rückte ſeinen Stuhl dem ſeines Geſellſchafters näher. „Meinſt du wohl, daß der alte Valery etwas anwendet, wenn man ihm einen Wink giebt?“

„Ja, wie meinſt du das? Einen Wink!“

„Nun einen Wink, daß man etwas gegen ihn vorhat oder gegen die Seinigen.“

„Narr, was ſind dem reichen Manne ein paar Louisd'or? — Das iſt wohl das Geheimniß? Aber, mein Junge, Geheimniſſe darf man nicht verrathen, das iſt unrecht. Und ich für meinen Theil will es gar nicht wiſſen; ich mag nichts damit zu thun haben. Unſer einer bleibt dann allemal in der Patſche ſitzen. Alſo behalte deine Geheimniſſe für dich.“

„Aber es iſt ja gar kein Geheimniß. Die Sache iſt ja am hellen Tage verhandelt werden; ich habe davon gehört und bin Niemandem Verſchwiegenheit ſchuldig, und am wenigſten denen, die mich wie einen Hund behandelt haben. Laporte, biſt du verſchwiegen und willſt du ehrlich ſein?“

„Merkwürdige Frage! Ob ich verſchwiegen bin? ich weiß ja nichts und will auch gar nichts wiſſen, verſtehſt du mich? Ehrlich? bin ich denn ein Finanzpachter?“

„Schwöre mir zu, daß du mich nicht verrathen willſt, mit dem höchſten Eide. Wir wollen ein hübſches Geſchäft zuſammen machen; ich muß aber ſtiller Compagnon ſein. Die Hälfte des Gewinnes theilen wir ehrlich, wenn du es eben ſein willſt; ich muß mich ganz auf dich verlaſſen.“

„Nun, nun, du biſt zu eifrig und hitzig,“ ſagte Laporte ruhig. „Was wird doch da herauskommen?“ Hier haſt du meine Hand. Die Ehrlichkeit fällt mir nicht ſchwer, ſonſt wär' ich kein armer Teufel. Alſo deinen Namen ſoll ich nicht nennen. Nun, ſo hab' ich das Verdienſt allein, wenn es etwas Gutes iſt. So erzähle mir denn deine Geſchichte, da du es doch einmal nicht laſſen kannſt.“

Der Krämer theilte nun ſeinem Geſchäftstheilhaber mit, was er von dem Plane des Vicomte von Chateauneuf und ſeiner Freunde im Bezug auf die Entführung Margots gehört hatte. „Du ſiehſt,“ ſchloß er ſeinen Bericht mit einem hämiſchen Lächeln; „daß Herr Valery auf die Geſellſchaft der Herren nicht ſehr ſtolz zu ſein braucht; ſie haben ſehr eigennützige Abſichten. Aber klar iſt auch, daß der Fabrikherr einige Louisd'or nicht anſehen wird, wenn er vor der drohenden Gefahr gewarnt wird.“

„Aber es iſt zu ſpät,“ murmelte Laporte, dem bei Anhörung dieſer Schändlichkeit ſchier Hören und Sehen verging; „die Leute ſind ja geſtern früh ſchon fort. Aus dem Geſchäfte wird wohl nichts werden, du wirſt keinen Erſatz für deine verderbten Waaren, keine Genugthuung für den erlittenen Schimpf erhalten. Ja, wenn du bei Zeit geſprochen hätteſt! So weiß ich in der That nicht, was geſchehen ſoll. Nachlaufen? Man würde auch das Nachſehen haben.“

Blanchard ergoß ſich in gräulichen Verwünſchungen ſeines böſen Schickſals.

„Das hilft alles nichts,“ ſagte Laporte. „Ich will verſuchen, was ſich thun läßt. Du ſollſt von mir hören.“ Er nahm ſeinen Ranzen auf, bezahlte ſeine Zeche und nahm Abſchied vom Krämer, der ſich, den Baron, Valery's und alle Welt verwünſchte.

Sobald Laporte Haus und Dorf hinter ſich hatte, ließ er die Maske der Verſtellung fallen und ſeine mühſam zurückgehaltene Leidenſchaftlichkeit brach los. „Kömmt dir der Lohn für deine Verrätherei, du Hund!“

Onkel! Das Streben einer vernünftigen Zeit und eines vernünftigen Mannes geht dahin, das Leben ſo viel, wie möglich, zu vereinfachen, oder beſſer: durch die kleinſten und einfachſten Mittel die möglich größten und vortheilhafteſten Zwecke zu erreichen. Wenn unſre Zeit darauf hinarbeitet, den Staat zu vereinfachen, ſeine Einrichtungen zu verbeſſern, Mißbräuche abzuſchaffen, veraltete Formen zu verjüngen, ungeheuere Summen zu erſparen, ſo iſt das doch ſehr lobenswerth: wenn wir eben ſo den unverſtändlichen Schwulſt geiſtloſer, oft lächerlicher Dogmen aus der Religionslehre entfernen und dieſelbe vereinfachen, ſo ſehe ich nur Löbliches darin. Ebenſo haben wir in der Sprache viel Überflüſſiges, und unſer Alphabet kann eben ſo gut die Buchſtaben c, v und ph entbehren, wie die deutſche Sprache den größeren Theil der ausländiſchen Wörter. Die drei Buchſtaben ſind ebenfalls ausländiſch und, wie ich Ihnen gleich zeigen werde, gänzlich überflüſſig. Für einen Laut braucht man auch nur ein Zeichen; denn man kann ja dieſen Laut doch nie anders ausſprechen, als nur auf eine und dieſelbe Art. Nun hören Sie gefälligſt. Das C iſt ein römiſcher Buchſtabe und war jedenfalls das K der rief er ingrimmig lachend. „So muß es dir gehen. Gerade die Leute, denen du dienſt, vor denen du herumkriechſt, müſſen dich treten. Ha, ha! ich möchte das eitle ſtolze Bürſchchen geſehen haben, wie die Herren Barone ihren gnädigen Scherz mit ihm getrieben haben. Nun weiß der alberne Menſch nicht, was er vor Wuth anfangen ſoll. Er fürchtet ſich, die Leute zu verrathen, weil ſie vornehm ſind, und doch möchte er ſich an ihnen rächen. Zu Valery's getraut er ſich wieder nicht, weil er ein böſes Gewiſſen hat. Und nun macht er mich zum Vertrauten. Es iſt zum Todtlachen!"

Noch einige Zeit überließ er ſich dem Vergnügen über dieſe komiſche Wendung des Zufalls; dann aber faßte ihn eine furchtbare Angſt, wenn er an das Schickſal Margets dachte, die für ihn Gegenſtand tiefer Verehrung war. „Ich muß verſuchen, ſie aus den Händen dieſer Schelme zu retten, und du, barmherziger Gott, ich flehe in meiner Niedrigkeit zu dir, ſegne mein Unternehmen, nicht um meinetwillen, denn ich weiß, daß ich ſolcher Gnade unwürdig bin durch viele Miſſethat, aber um ihretwillen, die gewiß rein vor dir daſteht! Ich wende mich an dich, Allmächtiger, denn ich weiß keine andere Hülfe auf der Welt. Stärke mich mit Kraft und Muth."

Unter ſolchen frommen Gebeten, durch welche er ſeine wankende Zuverſicht neu geſtärkt fühlte, eilte er ſpornſtreichs in die Stadt und nach dem Hauſe des Fabrikanten. Er überlegte, ob er Job zum Mitwiſſer ſeines Geheimniſſes machen ſolle. „Nein," entſchied er ſich endlich. „Einmal kann er auch nichts helfen, obgleich es dem guten Jungen recht geſund wäre, wenn er die Angſt auch mit ausſtände. Aber er glaubt mir am Ende kein Wort und behandelt mich noch überdieß grob. Die Jungen ſind alle ſo einfältig wie ihr Vater und ſehen den Baum nicht eher, als bis ſie ſich mit der Naſe davor gerannt. Nichts da! Er erfährt den Handel noch zeitig genug, dann wird er ſchon daran glauben. Aber Geld, Geld muß ich haben. Ich will ſehen, ob mein guter Antoine was hat.“

Er ſchlich durch die Thorfahrt auf den Hof, er ſpähete überall nach ſeinem jungen Freund, allein er konnte ihn nicht entdecken. In das eigentliche Wohngebäude getraute er ſich nicht. „Schlechte Ausſichten!“ murmelte er verzweifelt. „Der Junge iſt nicht zu finden. Wo bekomm' ich Reiſegeld her, denn nach Toulon iſt es bei Gott kein Spaß. Wer borgt mir Etwas?“ Sinnend blieb er ſtehen. „Halt, Louiſon! Sie muß einiges Geld haben. Sie will ich aufſuchen; ihr will ich die Sache mittheilen. Auf denn in Gottes Namen!“ Raſch verließ er das Haus, um in der eigenen Wohnung ſeinen Ranzen abzulegen. Nicht lange darauf ſchritt er durch das Thor nach Nimes zu.

Gegen Mittag traf die Reiſegeſellſchaft in der beſten Stimmung in der Seeſtadt Toulon ein. Nachdem man in dem Abſteigequartier einen Imbiß genommen, empfahlen ſich der Kapitän und Herr Valery; erſterer wollte bei ſeiner Behörde die für ſeine Fahrt nöthigen Papiere holen und dann auf ſein Schiff hinausfahren, um daſelbſt einige Anordnungen für den Beſuch ſeiner werthen Gäſte zu treffen, der noch im Laufe des Nachmittags ſtattfinden ſollte. Der Fabrikant, der zu allen Zeiten und Gelegenheiten ſtets ſeines Geſchäftes gedachte, hatte einige Beſuche bei Freunden vor. Beide verſprachen, möglichſt bald zurück zu ſein. Chateauneuf erfuhr auf ſeinem erſten Gange nicht die geringſte Verſäumung; ſeine Ausfertigung lag zu ſeinem Erſtaunen bereits für ihn da; und er konnte ſonach jeden Augenblick auslaufen, noch dazu da eine günſtige Briſe wehte. Dieſe beiden Umſtände bewirkten eine Aenderung in ſeinem Plane, inſofern er denſelben noch an dieſem Abend auszuführen gedachte. Es kam noch ein dritter Beweggrund dazu, die Beſchleunigung ſeines Vorhabens zu veranlaſſen. Er hatte mit großem Mißvergnügen die zärtlichen Aufmerkſamkeiten wahrgenommen, welche der Baron von St. Come und ſeine Freunde der ſchönen Margot erwieſen, und es durchzuckte ihn der Gedanke, daß dies ſehr zweideutige und unzuverläſſige Helfer bei ſeinem Unternehmen ſein möchten. Wer bürgte ihm dafür, daß die Herren nicht im entſcheidenden Augenblicke die Spitze gegen ihn, den Verbündeten, kehrten und ihm die holde Beute wieder abjagten? Er kannte ſie genug, um ihnen einen ſolchen Streich zutrauen zu dürfen. Genug, er beſchloß allen derartigen Möglichkeiten zuvorzukommen. Er ließ ſich auf ſein Schiff rudern, von deſſen Mannſchaft er mit Jubel begrüßt wurde. Unverzüglich ließ er zur Feier ſeiner Rückkunſt eine Ration Branntwein unter die Leute austheilen, welche Freigebigkeit den Jubel noch vergrößerte. Während deſſen viſitirte er das Schiff und nahm die Rapporte der Offiziere und des Steuermannes entgegen. Letztere lud er nebſt dem Schiffspater dann in ſeine Cajüte ein, traktirte ſie tüchtig mit Wein und theilte ihnen mit, was er dieſen Abend vorhabe, indem er ſie zugleich um ihre Mitwirkung bat. Der Vorſchlag zum Abenteuer ward mit allgemeiner Begeiſterung aufgenommen und die Ausführung deſſelben näher beſprochen. Der Kapitän fuhr mit dem Steuermann und zehn der reſoluteſten Jungen an das Ufer zurück, führte ſie in eine Kneipe, machte beim Wirthe derſelben die nöthigen Beſtellungen und kehrte dann in den Gaſthof zurück, indem er dem Steuermanne die Sorge überließ, die Matroſen mit dem Geſchäfte des Abends bekannt zu machen.

Die im Gaſthauſe zurückgebliebene Geſellſchaft hatte ſich indeſſen, nachdem ſich der Kapitän und der Fabrikant entfernt, ſo gut als es gehen wollte, unterhalten. Die Frauen hörten mit heldenmüthiger Aufopferung die faden Galanterien der Edelleute an, welche bei dieſer Gelegenheit Uebungen für künftige Eroberungen zu machen ſchienen. So wenig wohlgeneigt auch Marget dem Kapitän nach deſſen letztem Auftreten war, ſo wünſchte ſie doch mit einiger Ungeduld deſſen Rückkunſt, um von der läſtigen Unterhaltung loszukommen. Sie ſtand in dem Gemache, welches die Geſellſchaft einnahm, halb dem Fenſter zugewandt und richtete zuweilen einen verlangenden Blick auf die Straße, auf welcher ein belebtes Treiben herrſchte. Plötzlich gewahrte ſie draußen eine bekannte Geſtalt, welche an der anderen Seite der Straße ſtand und die Augen unverwandt auf ſie geheftet hielt. Es konnte keine Täuſchung ſein; das war Laporte. Sie öffnete das Fenſter, und der Mann drückte durch eine lebhafte Geberde ſeine Freude darüber aus, daß er von ihr bemerkt worden war. Dann winkte er ihr ängſtlich herabzukommen. Allein dazu war keine Ausſicht. Man würde ſie unmöglich allein aus dem Zimmer haben gehen laſſen; jedenfalls hätte einer der Cavaliere oder eine der Frauen ſie begleitet. Und doch hatte ſie das Gefühl, daß Laporte nur eben ſie ſprechen wolle, nur ihretwegen hier ſei. Das Erſcheinen des Menſchen weckte die düſteren Ahnungen, welche ſie bereits in Alais angewandelt, wieder in ihrer Seele. Sollte Laporte, der ſich ihrer immer als ein treuer und ergebener Menſch erwieſen, ohne die triftigſten Gründe den weiten Weg zurückgelegt haben? Wer war in ihrer Umgebung die falſche Perſon, vor welcher ſie ſich hüten mußte? Und wie ſollte ſie überhaupt ihre Vorſicht beweiſen? Dieſe Gedanken erfüllten ſie mit großer Aengſtlichkeit; gerade das geheimnißvoll Drohende erſchreckte ſie. Noch einige Zeit ſah ſie Laporte ſtehen, dann war er plötzlich verſchwunden. Gleich darauf trat Papa Valery ſehr vergnügt ins Zimmer.

„Da bin ich," ſagte er, „und wie ich zu meiner Freude ſehe, der Erſte. Schon fürchtete ich, man warte auf mich, und das hab' ich nicht gern. Nun, der Kapitän wird, hoff' ich, auch nicht auf ſich lange warten laſſen."

Aber die Hoffnung des Fabrikanten wurde getäuſcht. Eine Stunde um die andere verrann, ohne daß der Erſehnte ſich zeigte. Schon trat der Mißmuth über eine vereitelte Freude auf den Geſichtern Manons und Sare's deutlich zu Tage; ſchon berieth man ſich, ob man nicht wenigſtens den herrlichen Abend im Freien zubringen ſolle, nachdem das Vergnügen des Nachmittags zu Nichts geworden war, als der Vicomte endlich erſchöpft und athemlos erſchien.

„Nur zu deutlich," ſagte er, „leſe ich mein Verdammungsurtheil in den Mienen und Blicken meiner ſchönen Freundinnen. Aber ich bitte um Gnade und ihr werdet ſie mir nicht verweigern, wenn ich meine Unſchuld beweiſe. Werfet euern gerechten Zorn auf die Marineverwaltung, welche mich Unglückſeligen ſechs lange bange Stunden hinhielt und mich ſchließlich auf morgen vertröſtete, wo ich das Vergnügen noch einmal haben kann. Für heute iſt es zu einem Beſuche auf meinem Schiffe zu ſpät, da daſſelbe etwas weit draußen im Hafen liegt, aber ich lade die Herren und Frauen für morgen ein. Indeſſen, um den heutigen Tag nicht ganz ungenützt verſtreichen zu laſſen, ſchlage ich einen Spaziergang an den Hafen vor. Der Abend iſt köſtlich, und ich verſpreche mir viel Vergnügen von dem Gange."

Der Vorſchlag wurde natürlich mit Vergnügen angenommen und bald in Ausführung gebracht. Das bunte und bewegte Leben und Treiben des Hafens nahm die Geſellſchaft auf. Mit ſtaunenden Blicken betrachtete man dieſe ſchwimmenden ungeheueren Feſtungen, welche in ihrer Unthätigkeit ſelbſt einen gewaltigen Eindruck auf den Beſchauer machten und eine großartige Vorſtellung von der Macht des Staates erweckten.

„Habt ihr gute Augen,“ wandte ſich der Kapitän an Margot, „ſo werdet ihr jenes Schiff dort deutlich erkennen; das iſt „die Hoffnung,“ deren Commandeur ich die Ehre habe zu ſein.“

„Ein ſchöner Name,“ bemerkte Margot, indem ſie in der angedeuteten Richtung hinblickte. „Und euer Schiff ſcheint ihn zu verdienen; es ſchaukelt ſo ſicher und zutrauenerweckend auf dem Waſſerſpiegel, daß man in der That Hoffnung und Vertrauen zu ſeinem Glücke faſſen muß.“

„So iſt es. Es iſt ein herrlicher Segler; nun ihr werdet ihn kennen lernen.“

„Und wohin denkt ihr, daß euere nächſte Fahrt gehen wird, Herr Vicomte?“

„So viel ich heute gehört habe, nach Amerika, nach Neufrankreich.“

„Ach, das iſt eine Reiſe, um die ich euch beneide! Wie oft habe ich mein Schickſal angeklagt, daß es mich nicht zum Manne machte! Euch ſteht die weite ſchöne Welt offen mit ihren Freuden und Gefahren; wir Frauen —“ Sie brach ab, und ein tiefer Verdruß verdüſterte ihr Geſicht.

Der Vicomte hatte dieſe Aeußerung mit kaum verhehltem Entzücken gehört. „Warum," ſagte er mit leuchtenden Augen, „ſollte nur uns die Welt offen ſtehen? Nicht das Geſchlecht hält die Frauen zurück, nur ihr eigener Wille, der ſich gern auf einen kleinen Kreis beſchränkt. Das kann keine Regel für die Frauen ſein, welche Sinn, Muth und Entſchloſſenheit haben, ſich der Welt in die Arme zu werfen."

Marget ſchüttelte den Kopf und wandte ſich wieder zu den Anderen.

„Wißt ihr, Freund," ſagte der Baron von St. Come zu dem Grafen Florville, mit welchem er gerade etwas abſeit von der übrigen Geſellſchaft ging, „daß wir bei Lichte beſehen in der ganzen Geſchichte eine ſehr einfältige Rolle ſpielen?"

„Wie ſo?" fragte Florville verwundert.

„Nun daß wir ſelbſt das ſchönſte Kind unſeres Landes dieſem Haifiſche in den Rachen treiben. Das iſt doch offenbar ſehr großmüthig von uns, um nicht zu ſagen: dumm."

„Aber ſie iſt ſein; er hat ſie in ehrlichem Spiele gewonnen," warf der Andere bedenklich ein.

„Ach, das ſind Redensarten. Jeder gewinnt, der wagt."

„Und überdies haben wir unſer Wort gegeben, ihr erinnert euch doch."

„Freilich das haben wir. Aber das ganze Unternehmen iſt von der Art, daß die Redlichkeit nicht viel damit zu thun hat. Hört, ich will euch nachher, wenn wir mit den beiden Anderen allein ſind, einen vernünftigen Vorſchlag machen. Was geht uns der Vicomte an? wir wollen die ſchöne Margot für uns in Beſchlag nehmen."

Als bei Herrn Valery das erſte Staunen über die koloſſalen Waſſerburgen vorüber war, kam ihm, wie das bei einem guten Geſchäftsmanne nicht anders ſein konnte, der Gedanke, zu berechnen, wie theuer dieſes großartige Schauſpiel wohl zu ſtehen komme. Er ſtellte demgemäß einige Fragen an den Kapitän über die Herſtellungskoſten eines Kriegsſchiffes und erſchrack über die ungeheuere Summe, welche ihm genannt wurde.

„Großer Gott!" ſagte er und ſchlug die Hände zuſammen. „Das geht ja in die vielen Millionen. Und das liegt nun hier im Hafen, ein todtes Kapital, für Nichts."

„Was? für Nichts!" fuhr Chateauneuf auf. „Rechnet ihr Frankreichs Ruhm und Macht für Nichts? Iſt das Nichts in euern Augen, daß unſer glorreiches Banner alle Meere beherrſcht?"

„Ah, ihr mißverſteht mich, Herr Vicomte," erwiederte der Fabrikant in einiger Verwirrung. „Ich meine das nur im Vergleich mit Handelsſchiffen. Ja, das iſt was Herrliches. Die rentiren ſich. Sie führen unſere Erzeugniſſe aus und bringen dagegen, was uns fehlt."

„Und werden von unſeren Feinden und Seeräubern weggenommen als eine gute Priſe. Und ihr macht ein langes Geſicht hinterher. Ich möchte wohl wiſſen, was aus dem franzöſiſchen Handel würde, wenn dieſe ſtolzen Bauten, mit tüchtigen Leuten beſetzt, nicht wären! Nein, ſchmäht mir nicht auf die Kriegsflotte; ſie ſoll eines jeden Franzoſen Stolz ſein, vor allen aber der Fabrikanten und Kaufleute, denen ſie am erſten dient."

Herr Valery erwiederte nichts auf dieſe Zurechtweiſung, da er ſich auf dieſem meerfeuchten Gebiete dem Kapitän nicht gewachſen fühlte. Die Sonne war unterdeſſen untergegangen, und ſchon fing die Dämmerung der Nacht an, ſich mit der in ſüdlichen Gegenden gewöhnlichen Schnelligkeit zu verbreiten. Die Scene im Hafen wurde immer belebter und tumultuariſcher. Haufen von Seeleuten, Hafenarbeitern, gemeines Volk aus der Stadt wogten umher. Die Geſellſchaft gerieth endlich in ein Menſchengedränge. Die Frauen wurden ängſtlich, da die meiſten der ſie umgebenden Geſichter eben nicht ſehr vertrauenerweckend waren. Margot hatte ſich kurz zuvor von der läſtigen Aufdringlichkeit der begleitenden Edelleute losgemacht und ſchritt zwiſchen Frau Ulriquen und Madame St. Julien. Plötzlich erhob ſich ein Geſchrei aus zwanzig, dreißig rauhen Kehlen, Knüttel wurden geſchwungen und fielen auf die Köpfe der um Margot Zunächſtſtehenden, wilde verwegene Geſichter drängten ſich an die Familie und ihre Begleitung heran; es entſtand ein furchtbarer Tumult. Margot gewahrte zu ihrem Entſetzen, daß eine derbe Fauſt nach ihr griff, ſie wollte ſchreien, aber die Stimme verſagte ihr. Da fühlte ſie ſich von hinten gefaßt; eine bekannte Stimme flüſterte ihr zu: „Xaverte!" Ein

Römer; denn ſie haben neben dem C kein K. Sie ſchreiben aber Wörter, welche die Griechen mit dem K ſchreiben, mit dem C, und umgekehrt ſchreiben die Griechen lateiniſche Wörter, die das C haben, mit dem K; Beweis genug, daß beide Buchſtaben nur einen Laut bezeichnen, und daß man nicht geſagt hat Zizero, ſondern Kikero, Käſar u. ſ. w. Wir Deutſche thäten daher am beſten, wir ſchrieben überall K, wo das C wie K ausgeſprochen wird, und überall Z, wo es wie z ausgeſprochen wird. Noch überflüſſiger iſt das Y. Wie man ſich auch abmühen mag, man kann es nicht anders ausſprechen, als i. Wozu nun zwei Zeichen für ein und denſelben Laut? Und noch dazu iſt das Ypſilon ein griechiſcher Buchſtabe und bezeichnet durchaus nicht den I-Laut, ſondern vielmehr unſer Ü, welches die griechiſche Sprache außerdem nicht beſitzt. Wir aber haben I und Ü; wozu nun noch das Y? Mit dem Ph iſt es derſelbe Fall; es iſt der F-Laut der Griechen, und dieſe haben weiter kein F. Wir haben aber ein ſolches und brauchen deßhalb das griechiſche Ph nicht."

Der alte Herr hatte ſchweigend zugehört; aber nicht ohne geheime Freude bemerkte der Halbjude, Tuch ward ihr über den Kopf geworfen; mit einem halben Blicke ſah ſie noch, wie wild ausſehende Männer ein Weib nach dem Uferdamme zuſchleppten.

„Heiliger Gott!“ ſagte Herr Valery zu dem Vicomte, mit welchem er ſich aus dem Menſchenknäuel gearbeitet hatte. „Muß ich noch in meinen alten Tagen in eine wilde Prügelei gerathen! Mein Lebelang habe ich mich ängſtlich gehütet. Und wie ich zugerichtet bin! Der Hut fort, der Rock zerriſſen! Ach, wie wird es den armen Frauen ergangen ſein! Sagt mir, iſt das auch Recht und Ordnung? Und der wackere Fabrikant trocknete ſich die Stirne und ſchauete beſorgt nach den Seinen umher.

„Tröſtet euch mit dem Gefühle euerer Unſchuld,“ erwiederte der Vicomte lachend. „Iſt es euch doch nicht allein ſo übel ergangen. Seht mich an, wie ich ausſehe!“

„Gott ſei Dank, da kommen ſie!“ rief Valery froh, als er die Frauen, von den Edelleuten begleitet, herankommen ſah. Aber Alle trugen mehr oder weniger Spuren von der unfreiwilligen Theilnahme an dem Exceſſe, und die Herren machten verdrießliche Geſichter.

„Aber wo iſt Marget?“ fragte der Vater.

„Marget? Marget?“ erwiederten Frau Ulrique und Madame St. Julien mit Beſtürzung; „ſie war ja ſo eben noch bei uns.“

„Barmherziger Himmel!“ jammerte der Fabrikant; „es wird ihr doch nichts widerfahren ſein?“

„Beruhigt euch!“ tröſtete der Kapitän. „Sie iſt durch das Gedränge von ihrer Begleitung weggeriſſen worden und wird bald hier erſcheinen, wenn ſie nicht vorgezogen hat, nach Hauſe zu gehen.“

„So wird es ſein,“ ſtimmte Madame St. Julien bei. „Die jungen Herren ſind ſo gütig und ſuchen auf dem Hafenplatze, während wir uns nach Hauſe wenden.“

Dieſem Rathe, als dem beſten unter den obwaltenden Umſtänden, ward Folge geleiſtet. Valery bedeckte ſeinen Kopf mit dem Taſchentuche und ſchlug verſtört mit ſeinen nicht weniger beunruhigten Frauen den Rückweg ein. Als er im Begriff ſtand, in den Gaſthof einzutreten, faßte ihn Jemand am Rocke.

„Ruhig!“ flüſterte ihm eine Stimme zu. „Ich bin es, Laporte. Sie iſt gerettet!“

„Laporte!“ ſtammelte der Fabrikant in höchſter Ueberraſchung. „Wie kommſt du hierher?“

„Um euere Tochter aus dem Netze der Edelleute zu reißen. Tag und Nacht bin ich gelaufen. Wiſſet, der Kapitän wollte ſie mit über Meer nehmen, und die Edelleute ſind da, um ihm zu helfen.“

Valery war einige Augenblicke ſprachlos vor Schrecken. „Und wo iſt Margot?“ fragte er endlich mit bebender Stimme.

„In einem ſicheren Verſtecke. Sie will ſogleich nach Alais zurück, da ſie ſich hier wie verrathen und verkauft fühlt. Mir fehlt es aber an Geld, um ſie fortſchaffen zu können.“

„Hier, hier, haſt du Geld,“ und der Fabrikant gab dem Manne ſeine Börſe. „Aber woher haſt du das Alles erfahren?“

„Alles ſollt ihr wiſſen. Wollt ihr euere Tochter ſehen, ſo kommt mit. Das wird ſie tröſten, denn ſie iſt außer ſich.“

„Nur einen Augenblick warte, lieber Laporte. Ich will hinauf, mich bei den Frauen verabſchieden und ſogleich wieder hier ſein.“ Und raſch eilte er die Treppe hinauf.

„Nun, ich denke, wir brauchen uns mit Suchen nicht ſehr anzuſtrengen,“ ſagte St. Come verdrießlich; „die ſchöne Margot wird wohl in guten Händen ſein.“

„Ich denke ſo,“ erwiederte Chateauneuf mit einem triumphirenden Lächeln.

„Aber hört einmal, Vicomte,“ ſagte Florville, „die Prügel, die wir bekommen haben, waren über die Verabredung.“

„Allerdings. Aber ich habe ſie nicht veranlaßt und bin alſo auch nicht für die Schläge, die ihr erhalten, verantwortlich. Kommt und vergeßt ſie bei einem Kruge Wein. Ich werde euere Geſellſchaft ſpäter ſuchen. Jetzt muß ich nach meinem Schiffe. Alſo auf Wiederſehen, ihr Herren.“

„Er wird es wohl bleiben laſſen, wiederzukommen,“ meinte einer der Edelleute.

„Es ärgert mich ſchmählich, daß uns das Seethier zuvorgekommen iſt,“ murmelte St. Come. „Ich meine, er hat uns hinter das Licht geführt.“

„Alles in Ordnung?“ fragte der Kapitän den Steuermann, als er auf das Verdeck ſeines Schiffes ſtieg.

„Vollkommen,“ erwiederte dieſer. „Sie iſt in euerer Kajüte und ziemlich vernünftig.“

Mit klopfendem Herzen und ſeine ganze Zuverſicht zuſammenraffend, trat der Kapitän in ſeine Kajüte. Ein wildfremdes Mädchen ſaß auf einem Stuhle. Der Kapitän ſtand erſtarrt.

„Wer ſeid ihr? Wie kommt ihr hierher?“ fragte er, nach Faſſung ringend.

„Ich ging im Hafen, da ward ich plötzlich ergriffen und hierher geſchleppt.“

„Aber wer ſeid ihr? Wie heißt ihr?“

„Ich heiße Louiſon Gaudin.“

Der Kapitän ſchritt einige Male verzweifelt in der Kajüte umher. „Seid ihr aufrichtig, mein Kind,“ ſagte er jetzt mit drohendem Geſichte, „ſo ſoll euch nichts geſchehen; verſucht ihr, mich zu belügen, ſo ſetzt ihr in euerm Leben den Fuß nicht wieder auf’s Land. Kennt ihr den Baron von St. Come?“

„Ja,“ flüſterte das Mädchen.

„Und er war es, der euch zu dieſem Spiele anſtellte?“ donnerte Chateauneuf.

Louiſon ſank auf die Knie vor ihn.

„Verdammter Schurke!“ murmelte er ingrimmig. „Aber ich begreife nicht, wie die Verwechslung möglich war. Ich werde euch mein Wort halten,“ ſagte er laut zu dem ängſtlich weinenden Mädchen, „beſſer wie euer Schuft von Baron thut.“

„Steuermann!“ rief er. Dieſer erſchien. „Der Teufel und ein Schuft haben uns den Spaß verdorben. Das iſt nicht die Rechte.“

„Nicht die Rechte!“ erwiederte der Seemann, indem ein halb luſtiges, halb verlegenes Lächeln über ſein wettergebräuntes Geſicht glitt. „Das geht ja mit dem Teufel zu. Ich ſelbſt griff zuerſt nach ihr; ſie muß ſich in demſelben Augenblick verwandelt haben.“

„Das iſt nun alles einerlei. Das Spiel iſt verloren. Iſt der Lieutenant am Bord? Gut, laßt ihn kommen. Er ſoll ſogleich an meinen guten Freund St. Come meine Herausforderung überbringen. Mit dem Lieutenant ſetzt ihr zugleich das Mädchen an das Land; laßt ſie ungeneckt; ich habe es ihr verſprochen.“

Louiſon und der Steuermann verließen die Kajüte, und bald darauf trat der Lieutenant ein.

15.

Die Prophezeihung.

Die eheliche Verbindung Jobs und Margots war von den Eltern auf das heilige Pfingſtfeſt anberaumt worden. Das ganze Städtchen freute ſich darauf als auf ein willkommenes Spektakel, welches die Einförmigkeit des Alltagslebens auf eine angenehme Weiſe unter brechen würde. Unter den Seidenwebern war eine ſtille und große Bewegung. Man wußte, daß Herr Valery am Hochzeitstage alles Dageweſene überbieten werde; er hatte außer den Verwandten und Freunden ſeines Hauſes Jeden eingeladen, der es ſich an ſeinem Tiſche wollte gefallen laſſen. Große Vorräthe wurden dazu angeſchafft. Die Leute in der Stadt beſprachen ſich in verſchiedenen Gruppen, auf welche Weiſe ſie das Brautpaar und das Valery'ſche Haus auf eine ausgezeichnete Weiſe ehren und erfreuen wollten.

Die Vorbereitungen zu den kommenden Feſtlichkeiten nahmen die Glieder der Familie ſo ſehr in Anſpruch, daß man nicht viel mehr an Madame St. Julien, an den Vicomte von Chateauneuf und die erlittene Kränkung dachte. Geſchah aber wirklich einmal ihrer Erwähnung, ſo äußerte ſich bei Frau Ulriquen und ihren Töchtern eine gewiſſe Befriedigung, daß es ſo gekommen war. Mehrere Verſuche Adelens, welche ſie im Bewußtſein der Schuld ihres Bruders zum Behufe einer Ausſöhnung machte, ſcheiterten, obwohl von Margot unterſtützt, welche ſich nicht entſchließen konnte, an eine Mitſchuld Adelens zu glauben, an dem energiſchen Widerſtreben der Hausfrau, die durchaus dieſe Mitwiſſenſchaft behauptete (den Beweis blieb ſie freilich ſchuldig) und demgemäß nichts mehr von Madame St. Julien wiſſen wollte. Wie das oft im Leben geht, man war froh, einen etwas plauſibeln Grund zur Löſung eines Verhältniſſes gefunden zu haben, welches ſeit geraumer Zeit nur noch durch Gewohnheit beſtand und des feſten Bandes der Zuneigung und des Wohlgefallens entbehrte. Der frühere Bruch war verhängnißvoll geweſen; ſeine Heilung, wie immer in ſolchen Fällen, eine nur oberflächliche. Jetzt wiederholte er ſich und er ſchien unheilbar werden zu wollen. Nur der Gedanke an Theodore trübte das behagliche Gefühl der Leute über die Trennung einer Freundſchaft, welche keine mehr war. Was würde der gute Junge dazu ſagen, wenn er von dieſem Zwieſpalt in der Heimat erfuhr? Man fühlte allgemein, daß hier etwas geſchehen müſſe, wenn Theodore ſich nicht mit Recht über eine gänzliche, liebloſe Vernachläſſigung beklagen ſolle; es wurde daher im vollzähligen Familienrathe beſchloſſen, demnächſt ein Schreiben an ihn abzuſenden, worin nach Darlegung des Thatbeſtandes das Benehmen der Familie gegen ſeinen Oheim und ſeine Mutter eine Rechtfertigung finden ſollte. Dieſer Beſchluß fand um ſo mehr Beifall, da man annehmen mußte, daß Madame St. Julien nicht zögern werde, ihren Sohn von den veränderten Verhältniſſen in Alais Kenntniß zu geben und Beſchwerde über Valery's zu führen. Natürlich war von dieſer Seite nur eine parteiiſche Darſtellung der Ereigniſſe zu erwarten und man mußte befürchten, Theodoren durch den mütterlichen Brief voreingenommen zu ſehen, wenn nicht deſſen vorausſichtliche Wirkung ſchnell durch ein gleichzeitiges Schreiben von ihrer Seite gelähmt wurde.

Madame St. Julien hatte ihre Pflicht gethan; ſie hatte um Verzeihung für eine Handlung gebeten, die ſie nicht begangen hatte. Man hatte ſie nicht ſehr höflich abgewieſen; und ihr Stolz erlaubte keinen ferneren

Schritt gegen die unhöflichen Leute, wie ſie Valery's nannte. Ihr Schmerz über die Löſung des Verhältniſſes war übrigens ebenſo gering wie der ihrer ehemaligen Freunde. Wirkte doch bei ihr derſelbe Grund; ein mit der Zeit und trotz allen geleiſteten Dienſten und Gefälligkeiten immer mehr gewachſener Ueberdruß an der Fabrikantenfamilie, die Ueberzeugung, welche ſich ihr ſeit dem Steigen von Theodore's Glücksſtern in Verſailles immer ſtärker aufdrängte, daß ſie eigentlich niemals, und am allerwenigſten jetzt, zu den Leuten gepaßt habe und paſſe. Noch ein anderer Umſtand kam hinzu, der ſie die neue Wendung der Dinge mit Vergnügen betrachten ließ. Sie glaubte in dem unfeinen und ungerechten Benehmen der Valery's gegen ſie ein wirkſames Mittel gefunden zu haben, um Theodore von ſeiner ihr läſtigen Vorliebe für ſie zu heilen. Konnte er als ein guter Sohn noch ferner die gemeinen Menſchen lieben, noch an eine Verbindung mit ihnen denken, welche ſeine Mutter ſo gröblich behandelt hatten? Sie erkannte recht wohl, daß ſich daraus eine ſcharfe Waffe ſchmieden ließ, und ſie zögerte nicht, es zu thun. Sie hatte den großen Vortheil, daß ſie ſelbſt auch nicht ein Schatten von Schuld traf, und daß irgend eine Beſchuldigung ihrer Perſon von Seiten Valery's wegen eines Complottes in Theodore's Augen wie in denen jedes Anderen lächerlich erſcheinen mußte.

Nur ein Umſtand erfüllte Madame St. Julien bei der neuen Sachlage mit innigem Bedauern: daß ſie den Umgang der ſchönen und feinen Margot entbehren mußte, und nur deshalb grollte ſie ihrem Bruder nach, der das vortreffliche Mädchen ſo ſchmählich beleidigt und bloß geſtellt hatte. Sie fühlte das Bedürfniß, ſo viel an ihr lag, das Unrecht ihres Bruders gut zu machen.

Einige Tage vor dem Pfingſtfeſte ließ eine Freundin Margots ſie erſuchen, ſobald als möglich zu ihr zu kommen; man habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen. Als Margot, der Einladung folgend, in's Zimmer trat, fand ſie Madame St. Julien ihrer wartend. Dieſe erhob ſich und trat ihr entgegen, indem ſie die Hand zum Gruße ausſtreckte.

„Es iſt weit mit uns gekommen, liebe Margot," ſagte ſie mit einem traurigen Lächeln, „daß ich ſolche Kunſtgriffe gebrauchen muß, um dich zu ſprechen."

Margot begrüßte die Dame mit Freundlichkeit und ſagte: „Niemand kann es leider thun, als mir, daß es ſo gekommen iſt, aber ich bin nicht Schuld daran."

„Auch ich nicht, liebes Kind. Denn du glaubſt mir gewiß mehr wie deine Pflegeeltern, daß ich an der Thorheit meines Bruders keine Schuld habe."

„Ich bin feſt davon überzeugt und habe alles verſucht, euere Unſchuld in der Sache wahrſcheinlich zu machen, aber meine Bemühungen ſind vergeblich geweſen."

„Es liegt auch am Ende daran ſo ſehr viel nicht," verſetzte die Dame in ſtolzem Tone. „Die Leute wollen nicht überzeugt ſein; laſſen wir ihnen ihren Glauben! Etwas Anderes iſt es mit dir, mein Kind. Es muß uns daran liegen, die gute Meinung von uns bei dir aufrecht zu erhalten; du biſt verſtändig und vorurtheilsfrei. Mein Bruder hat ſchwer gegen dich gefehlt, und das Gefühl ſeiner Schuld iſt bei ihm nicht ausgeblieben, ſobald ihm die Beſonnenheit zurückgekehrt iſt. Ich kenne ihn, und er hat es mir in einem Briefe geſtanden, den ich geſtern erhielt. Er iſt kein ſchlechter Mann, und ſeine übereilte That hatte keine unmoraliſchen Motive. Raoul iſt trotz ſeinen Fehlern ein wackerer Cavalier geweſen, und es kann ihm natürlich nicht gleichgiltig ſein, daß er bei Leuten, welche er liebt und achtet, in einem zweideutigen Lichte erſcheint. Ich ſelbſt begreife durchaus nicht, wie er ſich ſo weit hat vergeſſen können. Indeſſen läßt ſich ſeine Sünde durch die Umſtände, unter welchen ſie begangen wurde, einigermaßen entſchuldigen. Der arme Menſch glaubte dich unter dem Drucke deines Verhältniſſes leiden zu ſehen, während du ſelbſt dich ungemein glücklich und zufrieden fühlſt; freilich war ſein eigener Blick durch eine tiefe Leidenſchaft, welche er zu dir gefaßt hatte, getrübt. War es ein Wunder, daß der kühne Menſch ſich raſch entſchloß, dich aus deiner, wie er glaubte, unerträglichen Lage zu reißen? Ihm kam der Gedanke gar nicht bei, daß er damit dein Lebensglück zertrümmern würde. Er meinte es gerade auf dieſe Weiſe begründen zu helfen. Das war freilich ein unverzeihlicher Irrthum, den er mit Recht dadurch büßt, daß er deine Achtung verloren hat.“

Margot entging keineswegs die Ironie, welche in von ſeinem Buche aufſchielend, das zunehmende Zittern des Prinzipals und die dunkler werdende Röthe ſeines Geſichts.

„Alſo mich belehren willſt du, junger Menſch?“ platzte der Alte endlich heraus. „Geh' du hin und mache erſt meine Erfahrungen! Ich ſoll mein Leben vereinfachen! Hör' nur Einer! über meine Wirthſchaft zu räſonniren. Wenn es dir nicht anſteht, ſo kannſt du gehen.“

„Mein Gott, Sie haben mich ganz falſch verſtanden. Es war ja blos von Ihrer Schriftſprache die Rede.“

„Eben ſo mir zuzumuthen, ich ſoll den Namen meines Vaters, meines Großvaters und all der lieben redlichen Ahnen ſchänden und entſtellen! Mir ſo etwas nur zuzumuthen!“ — Der Zorn erſtickte ſeine Stimme. Er brach in Thränen aus.

„Liebſter Onkel!“ rief der junge Mann, von Theilnahme ergriffen, und nahte ſich dem Alten.

„Höre,“ fuhr dieſer auf; „ich will nicht die Schuld auf mich laden, als hätt' ich dich ungewarnt dem Verderben überlaſſen. Nimm Vernunft an und die gute Lehre eines alten erfahrnen Mannes. Ja, ich will mich herablaſſen, dich zu bitten. Wilhelm!

den Worten der Madame St. Julien lag; aber da ließ ſich nichts thun; ſie mußte die kleine Züchtigung für die Taktloſigkeit ihrer Pflegeeltern ſchon hinnehmen.

„Was den Vorfall auf Schloß St. Come betrifft,“ fuhr die Dame fort; „ſo iſt er nicht hoch in Anſchlag zu bringen. Die Herren waren vergnügt, hatten viel getrunken und waren vor allem unter ſich. Daß da manches geſchieht, manches geſprochen wird, was nicht für Frauenohren paßt, läßt ſich denken. Aber nur entſchieden böſer Wille kann aus einem in der Freude des Gelages unbedachten Scherze eine Anklage des Charakters ſchmieden wollen. Der beſte Mann vergißt ſich oft beim Weinglaſe. Ich denke, mein Kind, dieſe Betrachtungen werden dazu dienen, meinen Bruder in deinen Augen, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch weniger ſchuldig ſcheinen laſſen, und dich ſeiner Bitte um Verzeihung geneigt zu machen. Er hat ſelbſt das Wort an dich gerichtet und mich erſucht, dir dieſe Zeilen zu überreichen.“ Damit hielt ſie Margot ein zuſammengefaltetes Billet hin.

Dieſe zögerte, es anzunehmen. „Was ſoll ich damit? ich vergebe euerm Bruder von Herzen, laßt ihn doch das wiſſen.“

„Du darfſt die Zeilen getroſt leſen, mein Kind,“ ſagte Madame St. Julien über Margots Bedenklichkeit lächelnd; „ſie ſind das Bekenntniß eines reuigen Sünders.“

„Es ſteht doch nichts darin, was ich als Verlobte und als Glied des Valery'ſchen Hauſes nicht leſen darf?“

„Beruhige dich, meine Tochter,“ erwiederte Adele ſtolz; „deiner Eltern und deines Verlobten iſt mit keinem Worte gedacht; mein Bruder hat gelernt, deine Herzensneigungen zu ehren.“

„Nur aus Rückſicht für euch nehme ich den Brief an, den ich jedoch meinem Verlobten und meinen Eltern zeigen werde.“

„Thue das, mein Kind. Und ich wünſche von Herzen, daß es dieſen Zeilen gelingen möchte, auch bei Valery's die Erinnerung an den Leichtſinn meines Bruders auszulöſchen, und ihm und zugleich mir ein freundliches Andenken zu bereiten.“

„Auch euch?“ fragte Margot verwundert.

„Ja, mein Kind. Ich werde nur noch kurze Zeit hier verweilen. Nichts auf der Welt kann mich hier mehr feſſeln, da meine Freundſchaft zu Valery's ein Ende hat. Ich werde vor der Hand mich wieder nach Nimes wenden, um von dort aus nähere Verabredungen mit meinem Sohne zu treffen. Hier, meine liebe Margot, iſt ein Andenken, ein Hochzeitgeſchenk für dich. Nimm dieſes Armband und trage es einer Frau zu Ehren, welche dich recht lieb gehabt hat, und welche dir ſtets gewogen ſein wird. Ich ſelbſt habe es in beſſeren Tagen getragen. Sei glücklich, ſo gut du kannſt, lebe wohl und denke meiner mit Liebe.“

Weinend ſchloß ſie Margot in ihre Arme, die lebhaft ergriffen ebenfalls Thränen vergoß.

„Nimmer hätte ich geglaubt, ſo von euch ſcheiden zu müſſen,“ ſchluchzte das Mädchen.

„Es mußte ſo kommen," ſagte die Dame. „Ich habe das ſchon lange eingeſehen; und das giebt mir Troſt."

In Alais und der Umgegend herrſchte damals die Sitte, daß die noch nicht verheiratheten Geſpielinnen der Braut, Tags vor der Hochzeit zuſammen kamen und den Brautkranz flochten, der wo möglich aus lebenden Blumen beſtand. Litt es die Jahreszeit, ſo wanderten ſie mit der Braut in ein nahes Gebirgsdorf und ließen es hier nicht beim Winden des einen Kranzes bewenden. Da die ſtrengen und ernſten Glaubenslehren des Calvinismus den heimlichen Hugenotten rauſchende und die Leidenſchaften aufregende Vergnügungen, vorzüglich den Tanz, unterſagten, und die Hochzeitsfeierlichkeiten nur als ſtille Familienfeſte begangen werden durften, ſo half ſich der allmächtige Trieb nach heiterer geſelliger Freude in der Bruſt der jungen Mädchen mit dem Kranzfeſte, der Vorfeier der Hochzeit, wo ſie ihrer Jugend das unſchuldige Opfer der Luſt brachten, welches jene zu aller Zeit und bei allen Völkern, trotz den finſterſten und freudefeindlichſten Religionsgeſetzen von ihren glücklichen Kindern gebieteriſch fordert. Die holden Jungfrauen tanzten auf einer grünen Thalwieſe oder ſpielten mancherlei Spiele an einem Berghang und duldeten dabei durchaus keine männliche Geſellſchaft, ſo daß ſie ſicher waren, nicht verrathen und kritiſirt zu werden, wenn ſie's auch ein wenig bunt und ausgelaſſen trieben.

Gewöhnlich fand ſich auch eine der alten Prophetinnen bei ihnen ein, wie es deren im Sevennengebirge damals viele gab, die aus den Zügen des Geſichts oder den Linien der Hand weiſſagten und oft, wie von einem fremden Geiſte ergriffen, in einem exaltirten Zuſtande die wunderbarſten Dinge ausſagten. Eine ſolche Prophetin war in der Regel der Gegenſtand des größten Verlangens der Braut und der Brautjungfern, um über die zu ſchließende Ehe irgend etwas voraus zu erfahren.

Auch Margot, die bereits viel von dieſer Sitte gehört hatte, wurde von ihren Freundinnen am Morgen des Pfingſtheiligenabends nach einem faſt zwei Stunden von der Stadt in einer tiefen Thalſchlucht einſam gelegenen Bergdörfchen geführt, wo diesmal der Kranz gewunden werden ſollte. Dieſe Wahl wurde durch den Umſtand geleitet, daß in dieſem Dörfchen die berühmteſte Prophetin wohnte. Margot war weniger neugierig etwas über ihr künftiges Geſchick zu hören, das ja kein anderes ſein konnte, als wie ſie es ſelbſt ihrem Bruder Roger ausgemalt, als vielmehr die weiſſagende Frau kennen zu lernen, von deren wunderbar eingetroffenen Prophezeihungen ihr die ſeltſamſten Geſchichten zu Ohren gekommen waren. Paulette, ſo hieß die Bäuerin, war, ſo lange Margot im Valery'ſchen Hauſe weilte, etwa zweimal in daſſelbe von den hülfsbedürftigen und gläubigen Bewohnern gerufen worden, um mit ihren Kenntniſſen und Gaben Hülfe in der Noth zu leiſten. Aber beidemal hatte der Zufall gewollt, daß Margot ſie nicht kennen lernte. Dieſe merkwürdige Pythia hatte die unwahrſcheinlichſten Dinge vorausgeſagt, an deren mögliches Eintreffen kein einziger Menſch geglaubt, die deshalb verlacht und verhöhnt worden war, und doch hatte ſich zu aller höchſter Verwunderung der Verlauf der Sache Zug für Zug ſo geſtaltet, wie ſie ihn früher angegeben. Margot war im leichtfertigen, heuchleriſchen Treiben der höheren Stände der Hauptſtadt noch nie mit einem Menſchen von tieferer und myſtiſcher Lebensrichtung in Berührung gekommen, und deshalb ſehr geneigt, nicht an jene Wahrſagereien zu glauben und das Wunderbare daran auf die gutmüthige, dem Aberglauben ſehr geneigte, Beſchränktheit der Leute zuſchreiben.

Geſchmückt und ſingend ſtiegen die Mädchen Hand in Hand in das Gebirge hinauf. Unterwegs fiel es Einer ein auszumachen, der alten Paulette durch Nichts merken zu laſſen, welche von ihnen die Braut ſei, und ihren prophetiſchen Scharfſinn auf dieſe Weiſe auf die Probe zu ſtellen, ja ſelbſt, wenn ſie es erriethe, dennoch hartnäckig Suzanne, die Tochter eines wohlhabenden Weinhändlers, dafür auszugeben. So glaubten die loſen Mädchen vielfachen Scherz zu erleben. Das herrlichſte Frühlingswetter begünſtigte die frohe Bergfahrt der ſchönen Kinder. Das Gold der Sonne, das Blau des Himmels, das Grün der Bäume und Thäler und die abwechſelnde Farbenpracht der Waldblumen wetteiferten mit einander, ihren Pfad reizender zu machen. Selbſt aufgegangene prächtig blühende Frühlingsblumen, gaukelten ſie um die Quelle am Wege oder lagerten die Köpfchen anmuthig ſenkend auf Waldwieſen. Und wie der Schmetterling eine Frühlingsblüthe zu ſein ſcheint, die von unbändiger Sehnſucht gequält ſich vom Stengel losgeriſſen, der ſie erzeugt, und deren Seele, zu höherem Leben erwacht, nun ihre farbenbunten Blätter als Schwingen gebraucht, auf denen ſie in die Unendlichkeit hinausfliegt, ſo flatterten auch die fröhlichen Kinder, als freigewordene Blumen, als Schmetterlinge von einer Berghöhe zur anderen, bis ſie in das tiefe Thal hinabflogen, in welchem ſich das Dorf, ihr Ziel, an einem wildrauſchenden Bache gelagert hatte. Margot war von einer wehmüthigen Freude erfüllt, ihr Herz war ſo weich und ſo empfänglich, daß ihre Wimper oft naß wurde, und ſie ſtill die Anderen gewähren ließ, ohne jedoch viel an ihren Spielen Theil zu nehmen. Bald war der Platz unter dem weit ſich breitenden Dache einer großen Eiche am Ufer des ſchäumenden Baches gefunden, die Lebensmittel aus den Körben der Trägerinnen gepackt, und während die Einen Anſtalten zum Kochen und Braten machten, ſuchten die Anderen nach Laub und Blumen, um Kränze zu winden, wieder Andere ſpielten harmloſe Spiele, und Einige waren in das Dorf gegangen, um die alte Paulette zu holen. Margot und Manon hatten ſich zuſammengelagert, und die Letztere erzählte mit den girrenden Tönen der Liebe und Sehnſucht von Theodore St. Julien, ihrem Geliebten. Das arme Kind ſah düſtere Wolken den heiteren Himmel ihrer Liebe verfinſtern, und mit Thränen und Seufzern legte ſie ihren Kummer im Herzen der Freundin nieder. — Alle wurden jedoch durch die Ankunft der Wahrſagerin ſchnell wieder vereinigt, die von mehreren gleichſam im Triumphe herbeigeführt wurde. Margot, deren Phantaſie ihr eine alte ſchmutzige häßliche Hexe mit allen Merkmalen phyſiſcher Schwäche und feiler Schlauheit vorgemalt hatte, war ſehr erſtaunt, eine in glänzende Linnen und Seide gekleidete, äußerſt reinliche Matrone von der einnehmendſten Geſichtsbildung und einem edeln, Ehrfurcht einflößenden Weſen vor ſich zu ſehen, die ſich im Kreiſe der jungen Mädchen mit Würde und Anſtand benahm, und keineswegs ausſah, als wolle ſie ſich zur Spielpuppe ihrer Umgebung gebrauchen laſſen, oder durch unheimliches berechnetes Weſen die Mädchen in ſcheue Furcht ſetzen. An ihrer äußeren Erſcheinung verrieth nichts die berühmte Wahrſagerin, und nur aus ihrem tiefliegenden, wunderbar feurigen und bewegten Auge blitzte je zuweilen ein fremder Geiſt. Margot betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit und fühlte in ihrer Bruſt ſich etwas wie Ehrfurcht für ſie regen.

„Nun, meine lieben Kinder,“ ſagte Paulette, „welche iſt denn das Bräutchen, daß ich ihr meinen Glückwunſch darbringe und bei ihr anfange, ihr allen Gottesſegen zu weiſſagen, der in der guten Stadt Alais zu wohnen pflegt? Glaubt nur, mein Spruch über dem Haupte der Braut iſt mehr werth, als alle anderen Glückwünſche und kommt dem Segen des Prieſters gleich, wenn er ihn nicht gar noch übertrifft! Das hab' ich oft erprobt. Alſo ſchnell, welche iſt die Braut?“

„Ei, Mutter Paulette!“ rief der kleine Schalk

Ninon, eine ſechszehnjährige üppige Brünette, die von Herrn Levaillant, ihrem Vater, die gute Laune geerbt zu haben ſchien, und die den Vorſchlag zu dieſer Verheimlichung gemacht hatte, „daß mußt du ja durch deine große Kunſt ſchon wiſſen oder noch errathen. Sieh nur zu, ob ich es bin!“ Damit hielt ſie der Prophetin die Hand hin und ſtellte ſich ihr unter die Augen. Die Wahrſagerin ſchaute lächelnd hinein. „Du wirſt in einigen Jahren einen braven fleißigen Mann erhalten und die Mutter einer zahlreichen Nachkommenſchaft werden.“

Schnell zog das rothgewordene Mädchen die Hand zurück und verkroch ſich mit niedergeſchlagenen Augen unter dem Kichern ihrer Geſpielinnen hinter dem Baume. Eine Andere trat vor. „Ich habe dir im vorigen Jahre ſchon prophezeiht,. du wirſt einen tapfern Soldaten zum Manne haben.“ Nun hielten drei oder vier die Hände zu gleicher Zeit hin. „Ich ſehe nichts als Krieg!“ ſagte die Alte, ernſter geworden. „Kinder, es iſt eine ernſte Zeit vor der Thüre. Ihr werdet die Frauen von Männern werden, die einen wilden Krieg führen und doch eigentlich keine Soldaten ſind. Der Himmel beſchütz' euch!“ —

Die Reihe kam an Manon. Paulette forſchte lange in der Hand und im Geſichte des Mädchens. „Armes Kind“, ſagte ſie endlich nach langem Nachdenken, „ich ſehe Abſchied, Trennung, Schmerz in den Linien deiner Hand, doch hier vereinigen ſie ſich wieder. Nach langem Leid wirſt du mit dem, den du liebſt, wieder zuſammentreffen. Möchteſt du recht lange mit ihm vereint ſein!“ — — Das Auge der alten Frau hatte ſich gewiſſermaßen tiefer in ſeine Höhlen zurückgezogen und leuchtete nach innen, während ihre bleich gewordenen Züge einen fremdartigen Ausdruck annahmen. Sie ließ des beſtürzten Mädchens Hand fallen und ihre eigenen Arme ſchlaff am Leibe herabhängen. Endlich ſchloß ſie die Augenlider ganz, ihre Lippen bewegten ſich zuckend, bis ſie endlich zu flüſtern begann: „Wenn der Hirt ſich in den Wolf verwandelt und die Lämmer wüthend anfällt und erwürgt, wirſt du viel Angſt und Noth leiden um Gottes und Chriſti willen. Aber der Herr wird dir eine Taube ſenden, die dich über ein großes Meer trägt.“ —

Anſcheinend erſchöpft, ſetzte ſich die Seherin unter dem Baume nieder, neben Margot und lehnte, um auszuruhen, das Haupt an den Stamm deſſelben. Die Mädchen ſahen ſich verwunderungsvoll an, und keine vermochte in den erſten Minuten ein Wort zu ſprechen. So ſeltſame Prophezeihung hatte noch keine aus Paulette's Munde gehört, und jede dachte über den räthſelhaften Sinn derſelben nach. Manon war davon ſichtbar beſtürzt in Gedanken verſunken. Doch nur wenig Minuten, und der Frohſinn der verdutzten Kinder gewann wieder die Oberhand; ſie lachten, ſchäkerten und machten die geheimnißvolle Prophezeihung ſogar zum Gegenſtand ihrer Scherze. „Was die alte Mutter nicht alles weiß!“ rief Ninon, „aber wer die Braut iſt, weiß ſie doch nicht. Da habt ihr die Hexerei!“

Ein allgemeines frohes Gelächter folgte der Rede. Paulette erhob ſich wieder und ſagte zu Margot: „Warum giebſt du mir deine Hand nicht? Ich will doch ſehen, ob ich den Spott dieſer kleinen loſen Dirnen nicht zum Schweigen bringen kann! — Du biſt die Ernſteſte von Allen und ſcheinſt mir deshalb die Braut zu ſein. Hab' ich es errathen? Laß doch ſehen!“ Zögernd überließ ihr Margot die Hand. In der tiefſten Seele zitterte es ihr, wie Furcht, ihr Geheimniß dürfte durch ein Wort entdeckt oder angedeutet werden. Sie war mit ſich ſelbſt uneinig, ob ſie den Reden der alten Frau Glauben ſchenken ſollte oder nicht, und dieſer innere Zwieſpalt erzeugte ihr ein unangenehmes Gefühl. Doch zwang ſie ſich jetzt, in das Lachen der Uebrigen einzuſtimmen. Paulette ſah in die Hand — ſah ſchärfer, ſtarrte lange, ergriff die andere Hand und überblitzte mit einem unheimlichen Blicke, der ſchmerzlich in die Seele des Mädchens fuhr, das Geſicht derſelben. Die Mienen der Prophetin wurden immer ernſter, ja erhabener und deutungsvoller. Es war, als flöge ein Glanz von ihrem Auge aus über ihr Geſicht.

„Nein, du biſt die Braut gewiß nicht!“ ſagte ſie darauf mit der größten Zuverſicht. „Du wirſt nimmer das Weib eines geringen Seidenwebers.“ Die Mädchen jubelten und lachten toll durcheinander über die Kurzſichtigkeit der Mutter Paulette. Dieſe ließ ſich aber dadurch nicht ſtören, ſondern erhob ſich mit einer Art befremdender Feierlichkeit, die gegen ihr früheres unbefangenes Weſen ſeltſam abſtach, und verneigte ſich drei änd're deine läſterliche Schreibart. Schreibe das Ypſilon wenigſtens in deinem Namen, der ja mit dem J gar nicht mehr derſelbe iſt; ſchreibe das Y in den Worten, in welchen es platterdings nicht zu entbehren iſt, wie in „ſeyn" (esse), welches man ja ſonſt nicht vom Pronomen „ſein" unterſcheiden kann; ſchreibe ferner das Y im Diphthong ey, wenn er am Ende ſteht, als in Ey, frey, Geſchrey; es ſieht ja ſonſt gar nicht aus, wie ein deutſches Wort."

„Den Namen meines Vaters fürchte ich nicht zu ſchänden," verſetzte der Vetter ernſt. „Worin beſtände denn die Schande, wenn ich ein J ſchreibe, wo er ein Y ſchreibt?"

„Aber es iſt eine alte goldne Regel, die man um Gottes willen nicht umgehen ſollte, daß man nichts, gar nichts an ſeinem Namen veränd're," ſprach der Banquier ſchier bittweiſe und mit ſehr herabgeſtimmtem Tone. „Der Staat ſollte ſo etwas nicht leiden," fuhr er eifriger fort. „Es iſt ein Frevel an der Familie, an Freunden und Verwandten, an ſich ſelbſt, an ſeinen Kindern und Enkeln, an der ganzen Welt. Es ſollte mit Zuchthaus und Zwangsarbeit beſtraft werden." Er trocknete ſich den Schweiß von der Stirne; denn er hatte zuletzt

Mal tief vor Margot mit den Worten: „Ich grüße dich ehrerbietigſt, hohe Jungfrau! Dein Geſchick überragt die der Uebrigen, wie das granitene Haupt einer Alp die Sandhügel der Meeresküſte. Nie ſtand ich vor einem Menſchen, dem ein glänzenderes Loos beſtimmt war. Ja, du wirſt nicht nur von einem Könige geliebt werden, du wirſt ſelbſt die Königin eines großen Landes werden. Heil dir, mächtige Herrſcherin eines tapferen Volkes! der Stempel der Majeſtät glänzt auf deiner Stirn. Heil dir, hohe Königin! Heil auch mir, die ich berufen bin, durch das Wort meines Mundes dein Geſchick zu löſen! Dieſer Tag, dieſe Stunde, das Wort, das ich eben zu dir ſpreche, bringt es zur Entſcheidung. Aus dem erſten Spiegel, vor welchen du trittſt, wird dir dein großes Schickſal in der Geſtalt eines dir theueren Mannes entgegen ſpringen. Die Hand, die dich ſchlägt, wird dir Segen bringen, und die dich erniedrigt, wird dich erhöhen. Und daß du ein Zeichen habeſt der Wahrheit meiner Worte, ſo wirſt du morgen ſchon dein koſtbares Königskleid zum Geſchenk erhalten. Leb' wohl, Königin! Wir ſehen uns nie wieder; aber du wirſt meiner oft gedenken.“ —

Mit dieſen Worten ging die Frau von dannen, und Keine wagte, ſie zurück zu halten. Die ſchalkhaften Brautjungfern hatte neues, ſchier ängſtliches Staunen erfaßt. Sie ſahen der Prophetin nach und dann ſich unter einander an, endlich waren alle Blicke auf Margot gerichtet, die blaß und verwirrt das Auge zu Boden ſchlug. Aber die fröhliche Ninon begann wieder: „Ich glaube, die Alte iſt toll geworden, oder ſüßen Weines voll. Solch' kauderwelſches Zeug hat ſie noch nie geſprochen."

„Ah!" rief eine Andere, „jetzt verſteh' ich ſie erſt. Sie hat gewußt, daß wir ſie foppen wollen; und nun hat ſie uns köſtlich gefoppt. Merkt ihr denn nicht, daß ſie uns Jeder ein Näschen gedreht und zu dem Behufe ſo erſtaunliche Dinge geſagt! Das ſeht ihr ja deutlich daran, daß ſie unſere Marget ausdrücklich als die bezeichnete, die die Braut nicht ſei. Es iſt zum Todtlachen: die Braut ſei ſie nicht, aber ſie werde eine Königin, ich glaube gar Königin von Frankreich werden. Wir ſind angeführt!"

„Wir ſind angeführt!" lachten die Mädchen und machten ſich wiederum über die ſchlaue Prophetin luſtig, die da meine, ſie würden ſich nun den Kopf über ihre wunderlichen Weiſſagungen zerbrechen. „Aber wir haben ſie doch errathen und lachen ſie aus." Und ſie ſprangen und tanzten und ſpielten wieder, ſammelten Blumen, flochten Kränze, ſangen und ſchmauſten bis der duftige Frühlingsabend ſich in das Thal ſenkte und an den Aufbruch mahnte. Selbſt Marget war wieder unbefangen und fröhlich geworden. Die Prophezeiungen der alten Paulette in Bezug auf ihre Perſon erſchienen ihr ſo albern und abgeſchmackt, daß ſie dieſelben ebenfalls für einen Scherz der ſchlauen Dörferin hielt, und ſie ſich bald wieder aus dem Sinne geſchlagen hatte. Ja ſo ſehr ſie über die erſten Worte derſelben erſchrocken war, ſo ſehr belachte ſie ſie jetzt, und im Stillen nahm ſie die ganze Prophezeiung als eine Verhöhnung ihrer früheren hochfliegenden Plane und als Strafe für dieſelben hin. Wehmüthig heiter und ſtill glücklich reichte ſie ihrem Job die Hand, als er Abends mit anderen Jünglingen aus dem Städtchen ihnen halben Wegs entgegen kam.

„Mir iſt eine recht große Freude widerfahren," ſagte er zu ihr; „mein Taufpathe Champollion aus Paris iſt eingetroffen, um an meinem Ehrentage zugegen zu ſein. Er iſt ſehr geſpannt darauf, dich kennen zu lernen."

Mit Geſang zogen Jünglinge und Jungfrauen durch die Straßen, und in mancher Bruſt mochte der Wunſch keimen, daß bald das eigene Kranzfeſt nahen möchte.

16.

Das unterbrochene Hochzeitsfeſt.

Der erſte Sonnenſtrahl des ſchönſten Feſtes weckte die glückliche Braut. Fromm faltete ſie die Hände zum Gebet, dann ließ ſie ihr geiſtiges Auge ruhig über ihre Vergangenheit gleiten und hielt es ohne Zagen auf die Zukunft gerichtet, die ihr wie eine ſanfte mondüberglänzte Landſchaft erſchien. Sie hatte nichts zu bereuen, nichts zu wünſchen, die Stürme ihrer Bruſt waren beſchwichtigt; es war tiefer wehmüthiger Friede in ihr.

Bald belebte ſich das Haus; freundliche Geſchäftigkeit eilte durch alle Gemächer deſſelben, und das Städtchen bot denſelben erfreulichen Anblick dar; ganz Alais nahm Theil an dem Ehrentage des beliebten Job Valery und ſeiner ſchönen Braut. Als dieſe ins Zimmer trat, überraſchte ſie der herzliche Empfang der ganzen Familie, die gekommen war, ihr Glück zu wünſchen und ihr Geſchenke zu bringen. Jedes überreichte ihr eine werthvolle Gabe, der Vater ſchöne Armbänder, die Mutter ein Halsband mit einem Medaillon, Manon einen Schleier und eine Spitzenkrauſe, die Uebrigen einen Fächer, ſchöngeſtickte Schuhe, durchwirkte Strümpfe, Strumpfbänder und dergleichen; Job aber den ſchönſten ſeidenen Brautanzug, den er nach einem von ihm neu erfundenen Muſter hatte weben und anfertigen laſſen. Dieſes ausgezeichnet prächtige Kleid war von dunkelgrüner Farbe mit hellgrünen Blumen durchwebt, ein koſtbarer Stoff, wirklich werth von einer Königin getragen zu werden. Herr Champollion führte ſie zuletzt mit bedeutungsvollen Blicken in ein Zimmer, wo ein großer moderner Spiegel ſtand, welchen er für ſie aus der königlichen Fabrik in Paris zum Hochzeitgeſchenk mitgebracht hatte. Alle folgten nach und bewunderten den Spiegel. Margot kam gar nicht dazu hineinzublicken; ſie küßte vielmehr Alle mit Freudenthränen in den Augen und folgte dann der Mahnung der Mutter, nun an ihre Toilette zu denken, da die Brautjungfern mit dem Kranze ſich bald einſtellen würden. Manon ſollte ihr beim Ankleiden behülflich ſein. Job trug den Spiegel hinauf in Margots Zimmer und ſetzte ihn auf einen Tiſch, um es der holden Braut ganz bequem zu machen. Dann verließen Alle das Zimmer, um ſich an ihre verſchiedenen Geſchäfte zu begeben, und Margot ſtieg mit Manon, der zärtlichen Schweſter, in das obere Stock.

„Alle meine genauen Nachforſchungen ſind vergeblich geweſen, werther Freund und Gevattersmann," ſagte Herr Champollion zu Valery. „Der Name Duclos iſt zu häufig, aber das darf ich behaupten, daß ein Kurzwaarengeſchäft dieſes Namens gegenwärtig nicht exiſtirt. Ich habe demnach die Eltern euerer Margot nicht ausfindig machen können."

So ſprach der wackere Mann, aber er verſchwieg ſeine geheimſten Gedanken; denn er glaubte die ſchöne Braut zu kennen, die wirklich in ſeinem Laden Einkäufe gemacht hatte. Ihr gegenüber ſpielte er jedoch den Unbefangenen, den Fremden. Er fühlte keinen Beruf in ſich, ein Verhältniß zu ſtören, das ſo weit gediehen war. Wer hätte es ihm Dank gewußt?

„Komm, mein Sohn, hierher zu uns," rief Valery, der nur mit halbem Ohr Champollions Mittheilung angehört hatte, ſeinem Sohn Job an, der ſoeben die Treppe herabkam. Eine gewiſſe Feierlichkeit hatte ſich plötzlich über des Fabrikanten Geſicht verbreitet, der ſeinen Geſchäftsfreund durch eine Geberde einlud, ihm gleichfalls zu folgen. Er ſchritt auf ſein Comptoir zu. Hier ſetzte er ſich würdevoll in ſeinem Seſſel nieder und winkte den Beiden ſich auch niederzulaſſen.

„Dank ſei dem Höchſten," begann er dann mit gefalteten Händen, „der ſeinen frohen Segen über uns ausgießt! Wohin ich auch blicke, iſt Wohlſein und Freude, und die Trauer über manches ſchwere Leid iſt in den Hintergrund unſerer Seelen getreten. Du, mein Sohn, feierſt heute den glücklichſten Tag deines Lebens und haſt an uns, deinem Taufpathen, deinen Eltern und Geſchwiſtern, frohe Theilnehmer deſſelben. Doch nicht allein deine Familie, faſt die Hälfte der Stadt nimmt Theil an deinem Glücke. Das iſt gar ein gutes Zeichen für dich, mein lieber Job, und auch für uns, denen du angehörſt; es liegt darin eine freiwillige Anerkennung deiner Redlichkeit und deines Fleißes, welche uns ſehr gerührt hat, und die dich ungemein erheben und anfeuern muß. Ich darf aber nicht hinter deinen Freunden zurückbleiben, denn wem kömmt es am erſten zu, dir eine Anerkennung deines Werthes zu Theil werden zu laſſen als mir, deinem Vater, dem Beſitzer des Geſchäftes, für welches du mit unermüdlichem Eifer gewirkt und geſchafft haſt? Ich ernenne dich alſo von heute an zu meinem Compagnon und ſtelle dich als ſolchen hier unſerem beſten Geſchäftsfreunde vor, in der feſten Ueberzeugung, daß ich keinen treuern, geſchickteren, fleißigeren Mann finden würde als meinen guten Job."

„Mein theurer Vater!" rief dieſer auf's höchſte überraſcht und ſank in die Arme des würdigen Mannes, der nicht weniger gerührt war wie ſein Sohn. Champollion brachte ſeinen Glückwunſch dar. Draußen aber erhob ſich ein Jubelgeſchrei der Arbeiter, welche ſich ſammelten, um in feſtlichem Aufzuge das junge Paar zur Kirche zu geleiten, gleichſam als hätten ſie Kunde von dem, was hier im Hauſe vorging.

„Es ſoll das dein Hochzeitgeſchenk von mir ſein,“ fuhr Herr Valery fort, nachdem er ſich wieder gefaßt hatte. „Auch magſt du es als Mitgift Margots anſehen, welche dir außer ihrer Tugend und Schönheit kein Heirathsgut mitbringt. Ich betrachte mich gewiſſermaßen auch als ihren Vater, der ſie ausſtattet, indem er ihren Gatten zum Geſchäftstheilnehmer macht. Fand doch zwiſchen deinem älteren Bruder Pierre und ſeinem damals noch lebenden Schwiegervater Matthieu ein ähnliches Verhältniß ſtatt. Eine Ermahnung an dich, mein Sohn, deiner Zukünftigen nie fühlen zu laſſen, daß ſie vermögenslos iſt, würde bei deinem Charakter und bei deiner großen Liebe zu ihr überflüſſig ſein; wäre aber dieß nicht, würde ein einfacher Hinblick auf den Gang unſeres Geſchäftes dir ſicher Geſinnungen einflößen, wie du ſie jetzt ſchon beſitzeſt. Seitdem das theuere Kind Mitglied unſerer Familie iſt, ſtrömt Gottes Segen in wunderbarer Fülle auf uns hernieder; Beſtellung auf Beſtellung läuft ein, und ich weiß in der That nicht, wie wir die Aufträge ausführen ſollen. Wir müſſen in den nächſten Tagen uns darüber ordentlich berathen; die Sache geht dich ja eben ſo nahe an wie mich. Doch nun laßt uns ein feſtlich Kleid anthun und unſere Sinne vom Irdiſchen weg zu Ihm in Demuth wenden, deſſen Gnade wir heute vor allem bedürfen.“

Von Herrn Valery und ſeinen Söhnen bewillkommt, hatten ſich die Hochzeitgäſte allmälig angeſammelt, um zuerſt in feſtlichem Aufzuge das Paar zur Kirche zu geleiten. Der Tag war herrlich; die Sonne ſchien in ungetrübter Klarheit auf dieſen Schauplatz des Glücks und der Wonne; Alles athmete Luſt und Freude. Alle Gäſte waren feſtlich geſchmückt, und die jüngeren Leute trugen Kränze und Blumenſträuße, wie auch das Haus gleichſam in einen Blumengarten verwandelt ſchien. Die ſüdliche Natur hatte ihre ſchönſten Schätze in die Räume des glücklichen Daches ausgeleert. Der gute Job, berauſcht von den Beglückwünſchungen und der Theilnahme ſo zahlreicher Freunde und faſt erdrückt von der Menge der Hochzeitgeſchenke, mit denen man ihn überhäufte, ging mit einem ſeligen Lächeln wie ein Träumender von Einem zum Anderen und ſchüttelte die Hände. Sprechen that er faſt gar nicht. Die höchſte Seligkeit hat ja das mit dem tiefſten Entſetzen gemein, daß ſie ſich der Sprache, der Mittheilung nach außen enträth, als wolle die Natur, daß dieſe Empfindungen von dem Einzelnen ungetheilt und ungeſchwächt in ihrer oberſten Stufenleiter durchgekoſtet werden ſollten.

Deſto beſſer erfüllte der Hausherr ſeine Wirthspflicht, die Gäſte zu unterhalten. Der Strom ſeiner Rede floß in einem flachen breiten Bette dahin und machte öfters nicht unbeträchtliche Abweichungen und Biegungen. Er erzählte von ſeiner eigenen Hochzeit, und kam bei der Gelegenheit auf ſeinen ſeligen Vater und deſſen zwei Hochzeiten zu ſprechen. Das erinnerte ihn an einen Freund deſſelben, der zum Schurken an ihm geworden, auch enthielt er ſeinen aufmerkſamen Zuhörern die Lebensgeſchichte dieſes Ehrenmannes nicht vor, der ſeinen Vater um ſo und ſo viel tauſend Livres betrogen hatte.

Im beſten Fluſſe hielt er plötzlich inne, denn zur Thüre des Zimmers ſchritt, von einem jüngeren Sohne des Hauſes demüthig geleitet, ein Gaſt herein, auf welchen durchaus nicht gezählt worden war. Kaum traute er ſeinem Auge, kaum erkannte er ihn; es war der Vikar.

„Ihr ſeid überraſcht, mich hier zu ſehen, Herr Valery," ſagte der Geiſtliche mit einem nicht gerade wohlwollenden Lächeln zum Hausherrn, der ſich ihm eilfertig genähert und vor Schrecken über die unerwartete Erſcheinung ſprachlos war.

„In der That, allerdings," ſtammelte er. „Erſt vor einigen Tagen noch habe ich mich nach euch erkundigt und nicht ohne Bedauern vernommen, ihr ſeiet noch hart daran, und heute ſehe ich euch außer Bette; daher mein gerechtes Erſtaunen."

„Ihr ſehet, ich bin friſch und geſund. Gott und die Heiligen haben ein Wunder an mir gethan."

Valery ſchien von dem Wunder nicht recht überzeugt zu ſein, und er war darum nicht zu verdenken. Der Vikar ſah aus, als ſei er aus dem Grabe geſtiegen und hielt ſich offenbar nur mit Anſtrengung aufrecht.

„Mein Beſuch in euerm Hauſe,“ fuhr dieſer fort, „ſoll zugleich mein Abſchied ſein. Der Herr Biſchof hat mich auf mein Anſuchen für einige Zeit verſetzt, bis ich wieder im Stande ſein werde, mit friſcher Kraft und neuem Eifer zu wirken. Die Trauung eueres Sohnes wird die letzte prieſterliche Handlung ſein, bei welcher ich in Alais mitwirke.“

„Ihr wollt uns verlaſſen,“ fragte Valery mit ſchlecht verhehlter Freude.

„Tröſtet euch; meine Stelle wird durch einen Mann erſetzt, deſſen Glaubenseifer und prieſterliche Würde die meinigen übertreffen. Doch erlaubt mir, euere werthen Gäſte zu begrüßen und mich auch von ihnen zu verabſchieden.“

Herrn Valery war plötzlich ſehr unbehaglich geworden, und da er bemerkte, daß ſeine Gattin erſchienen war, die ihn als Wirthin vertreten werde, beſchloß er zu ſeiner Erheiterung einen Augenblick hinab zu den Arbeitern zu gehen, die im Hofe in frohem Gewühle verſammelt waren. Es waren dies nicht allein ſeine eigenen Leute, ſondern die Seidenweber, ſowie die Arbeiter aller anderen Manufakturanſtalten von ganz Alais, die ſich die Ehre ausbedungen hatten, an Jobs Ehrentage in Corpore mit Fahnen und Wahrzeichen auszuziehen. Die Flaſche kreiſte unter dem luſtigen Völkchen wie toll geſchrieen. Nun klopfte er dem mitleidig lächelnden Doktor auf die Schulter und ſprach plötzlich mit Anklängen von Wehmuth in der zitternden Stimme: „Sieh', Wilhelm! es könnte irgend ein Max unſres Geſchlechts — denn von meines Vaters Brüdern ſind einige ausgewandert — ohne Nachkommen ſterben und uns eine reiche Erbſchaft zufallen; ich bitte dich um Alles: du wärſt ja ausgeſchloſſen mit deinem verfluchten Y; du gehörteſt ja nicht mehr zur Familie, du hätteſt dich ja ſelbſt losgeſagt.“

„Und auch auf die Gefahr hin will ich nicht gegen meine Überzeugung handeln. Ich bedarf keiner Reichthümer. Und um keinen Preis nehme ich das Ypſilon wieder an in meinem Namen, dieſen verwünſchten Buchſtaben, der wie ein alter gebückter Laſtträger ausſieht oder wie ein ungeſtalter Menſch, durch ſeine Naſeweisheit vollends unausſtehlich, mit der er ſich überall hindrängt, wohin er nicht gehört, oder wie ein alter zuſammengebückter Greis, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, der ſeine veraltete Spießbürgerei überall eigenſinnig durchſetzen will und dadurch dem jungen kräftigen Geſchlecht läſtig wird. So lange wir Deutſche noch das ver-

und erhöhte noch die natürliche Heiterkeit. Einige ſchwenkten die mit Bändern und Blumengewinden reich behangenen Fahnen, um ſich auf Manöver einzuüben, die ſie während des Zuges anſtellen wollten; Andere ſchmückten ihre Hüte mit bunten Bändern und Blumenkränzen, welche Antoine und ein zweiter Arbeiter Valery's in großer Maſſe herbeiſchafften; viele Gruppen ſtanden außerdem lachend, plaudernd und trinkend da.

Herr Valery betrachtete mit vielem Vergnügen das frohbewegte Treiben von der Thüre aus, die zum Hofe führte. Plötzlich erhob ſich ein allgemeines Freudengeſchrei, das ſich auf die Straße fortpflanzte und dort einen lauten Wiederhall erweckte, zum Beweiſe, daß auch dort eine zahlreiche Menge Volks harrte. Der Willkommen galt Herrn Valery und Job, der ſeinem Vater gefolgt war; ſie waren ſoeben von den Nächſtſtehenden bemerkt worden. Beide traten heran und richteten einige freundliche Worte an die Leute. Antoine, der ein ungeheueres Blumengewinde ſchärpenartig über Bruſt und Schulter trug, unter welchem der lederne Fahnenhalter verborgen war, trat mit einem gefüllten Becher in der Hand auf ſeine Principale zu und trank unter lautem Zujauchzen das Wohl des Brautpaares und der glücklichen Eltern. Vater und Sohn tranken ihm nach, und jeder drückte dem gewandten Burſchen einige Livres in die Hand.

Zu welcher Gruppe ſich auch der Vikar nach ſeiner Unterhaltung mit dem Hausherrn, der von ihr ſo unangenehm berührt worden war, wenden mochte, verſtummte das frohe Geplauder, und die Geſichter wurden ernſthaft. Die Wirkung, welche ſeine düſtere Erſcheinung hervorrief, und die noch erhöht wurde durch ſeine augenſcheinlich erzwungene Freundlichkeit, glich derjenigen des Meduſenhauptes, wie ſie in der Mythe dargeſtellt wird.

Mit Recht durften diejenigen von der Geſellſchaft, denen Margets Abenteuer mit dem Vikare ſowie deſſen Verhältniß zur Familie Valery bekannt war, ſich erſtaunt fragen, warum der ſonderbare Mann ſich und anderen zur Qual auf dem Feſte erſchien und ſich wie ein dunkler Schatten über die helle Freude hin lagerte. Sollte ihn vielleicht gerade die Ueberzeugung, daß ſeine verhaßte Gegenwart dazu dienen würde, einen Tropfen Wermuth in den Becher der Freude zu miſchen, veranlaßt haben, ſeine eigene Pein zu vergeſſen und zu kommen? In der Seele dieſes jungen Mannes loderte jene mächtige Flamme, welche Alles verzehrt, was ihr nahe kommt, und die Schönheit des irdiſchen Lebens vernichtet, um damit eine unausſprechliche Herrlichkeit des überirdiſchen ewigen Lebens zu erſtreben, die Flamme Fanatismus. Er kannte kein Glück und kein Heil als in der ſtrengen Befolgung der Satzungen der katholiſchen Kirche, und die Herrlichkeit des Papſtes war ihm die Herrlichkeit Gottes. Seine eifrige Sorge um das Seelenheil Anderer führte ihn zwar zur Stellung eines

Beobachters, die ſeiner nicht würdig war, und reifte den Entſchluß in ihm, ſeine ſogenannten Freunde zu verrathen. Aber hatten ſie nicht ihn, und was mehr, die Kirche, Gott und die Heiligen ſelbſt getäuſcht? Er war vollkommen in ſeinem Rechte. Es war nichts in ſeinem Weſen, was eine unedele Abſicht ſeines Erſcheinens vorausſetzen ließ.

Aber neben dem Feuereifer für ſeinen Glauben tobte noch eine andere Leidenſchaft im Herzen des Prieſters, die mit ihrer Uebermacht alle Anſtrengungen und Erfolge ſeines Fanatismus bewältigte und vereitelte: die Liebe. Er hatte gerungen und geſtritten gegen den fremden mächtigen Geiſt in ſeiner Bruſt, den er für Satan hielt, weil dieſer Geiſt das rein Menſchliche in ſeiner Seele faßte und griff, und den finſtern Dämon der Glaubenswuth, den der Vikar für das göttliche Element in ſich zu betrachten gewohnt war, niederwarf. Aber in den langen Tagen der Krankheit hatte ſich der Beſiegte mit aller Macht aufgerafft, denn wenn der Körper krankt und leidet, iſt auch der Geiſt umnachtet, und wieder vollen Beſitz von der Seele des Vikars genommen; er hatte den jungen hoffnungsvollen Keim der Menſchlichkeit und Liebe erſtickt. Aber die Erinnerung an den Kampf in ſeinem Inneren war dem Vikar geblieben, und ſie peinigte ihn wie eine Todſünde. Die wollte er abbüßen durch den Anblick derjenigen, die er in den Tagen geiſtigen Abfalles mehr geliebt als die Mutter Gottes, die ihn mit ihrem zauberhaften Weſen zu verbrecheriſcher Schonung der Feinde ſeiner Kirche verlockt, die ihn faſt zum Bruch von Eid und Gelübde, zum Wahnſinn getrieben. Er wollte ſie als ſeine einſtige Verführerin verfluchen und haſſen lernen. Deshalb war er gekommen. Und noch ein anderer Grund trieb ihn her. Die Ereigniſſe jenes Abends waren ſeinem Gedächtniſſe faſt entſchwunden, oder vielmehr er war ſich ihrer gar nicht recht bewußt geworden, da die Krankheit ihn in jener Stunde ſchon mit ſchwarzem Fittige umrauſcht hatte. Nur ein ſchwacher Dämmerſchein von Erinnerung war in ihm haften geblieben, daß eine fremde weibliche Erſcheinung bei ihm geweſen war, von welcher er ahnete, Margot ſei es geweſen. Aber was ſie von ihm gewollt oder was ſie gethan, wußte er nicht mehr. Seine Stimmung hatte während der Zeit einen Umſchwung erlitten, der ihm als höchſtes Ziel erſcheinen ließ, ſein Vergehen an der Kirche und am Geſetze gut machen zu können. Er warf deshalb hier und dort bei Freunden des Hauſes die Frage nach Herrn Benoit hin, erhielt aber weiter keine Auskunft, als daß derſelbe in Handelsgeſchäften ſchon vor Oſtern abgereiſt ſei, da die Gefragten entweder ſelbſt weiter nichts wußten oder ſich hüteten, auf eine ſo gefährliche Unterhaltung einzugehen. Da waren Räthſel, die er ſich nicht zu entziffern vermochte, und er verzweifelte, den anderen Theil ſeines Vorhabens ausführen zu können. Jetzt bedauerte er lebhaft ſeine Abberufung von Alais, die er noch zaghaft durch die Erinnerung an ſeine geiſtige Sünde mit Freuden begrüßt hatte, weil ſie ihn vom Schauplatze ſeiner Erniedrigung entfernte; nun, da er jenen Leuten Aug' in Auge gegenüber geſtanden, fühlte er die alte Zuverſicht in ſich zurückkehren, aber ſich auch die Möglichkeit abgeſchnitten, ſeinen Plan zu verfolgen. Denn er durfte nicht hoffen, ſeinen Collegen, den Stadtpfarrer, einen ſchon bejahrten Mann, der ſeine religiöſen Anſichten nicht theilte, für denſelben zu gewinnen, und auf ſeinen Nachfolger im Amte, den er zwar von früher her als einen eifrigen Diener der Kirche kannte, war bei ſeiner natürlichen Unkenntniß von Stadt und Leuten in dieſer Beziehung nicht zu zählen. Blanchard hatte ſich aber nicht wieder bei ihm ſehen laſſen, und Louiſen war aus Valery's Hauſe verſchwunden. So fehlten dem fanatiſchen Prieſter alle Beweiſe für die Schuld der Familie des Seidenfabrikanten, und er war mit dem Erfolge ſeines Strebens eben nicht ſonderlich zufrieden.

Während der Zeit verſtrichen Margot und Manon unter ſüßem Geplauder die Stunden; der Putz wurde geordnet und zurecht gelegt, und dann die ſchöne Braut Stück für Stück damit bekleidet; als es endlich an das köſtliche Kleid kam, äußerte ſich Margot gegen die Schweſter ſtaunend über den hohen Werth und die ſeltene Pracht deſſelben. Obgleich ſie ein Kind der höheren Stände der Geſellſchaft war, hatte doch noch nie ein ſolcher Stoff ihre jungfräulichen Glieder umhüllt, und nur an den erſten Damen des Hofs erinnerte ſie ſich Aehnliches geſehen zu haben.

„Mein Bruder wird dir gewiß das Beſte geben, was unſere Weber erzeugen können,“ ſagte Manon, „und wie es die eiteln Damen des Hofs aus unſerer Fabrik erhalten haben, ſo auch du, und noch beſſer; denn mein Bruder liebt dich als ſein höchſtes Kleinod und will dich geſchmückt ſehen wie eine Königin. Hat es dir doch geſtern Mutter Paulette vorhergeſagt, daß du heute das Kleid einer Königin geſchenkt erhalten würdeſt.“

Wie ein Blitzſtrahl durchzuckten die letzten Worte Margots Seele. Sie erſchrak und erblaßte. „Die alte Närrin,“ fuhr Manon fort, „konnte von einem der Weber leicht erfahren haben, welch ein koſtbares Kleid für dich bereitet werde und wiſſen, daß es dir heute zum Geſchenk gemacht werde, dazu brauchte man keine Prophetin zu ſein. Das war kein ſonderliches Kunſtſtück der Alten.“ Margot beruhigte ſich wieder etwas, doch hingen ihre Gedanken unwillkürlich der Prophezeihung nach, die ſich ihr Wort für Wort wieder aufdrängte, und wie ſie auch zu ſcherzen verſuchte, ſie konnte ſie nicht wieder davon abbringen. Inzwiſchen wurde ſie fertig angekleidet, und man meldete, daß die Brautjungfern im Putzzimmer mit dem Kranze warteten, um ihn der Braut mit Ceremonie aufzuſetzen. Ein ſonderbares, unerklärliches Bangen kam plötzlich über Margots Herz.

„Geh,“ ſagte ſie zu Manon, „unterhalte die Mädchen noch einige Augenblicke. Laß mich allein und meine Gedanken noch einmal zu Gott ſammeln; mir iſt ſo wehmüthig.“

Manon küßte ſie auf die Stirn und ging.

„Ich begreife gar nicht, wo unſer guter Maire bleibt,“ ſagte Herr Valery zu ſeinem Sohne, nachdem ſie einige Augenblicke bei den Arbeitern im Hofe verweilt, und ſchritt mit ihm nach dem Hausthore zu, um nachzuſehen, ob der Erwartete nicht käme. „Er iſt, ſo viel ich überblickt habe, der einzige Gaſt, der noch fehlt. Er wird doch nicht dem Vikar als ſeinen Stellvertreter hergeſchickt haben. Das wäre mir ein merkwürdiger Tauſch.“

Beide traten an die Thür und wurden von den an derſelben verſammelten Leuten, meiſtens Frauen und Mädchen, die achtungsvoll bei ihrem Nahen zurückwichen, mit einem frohen Zuruf bewillkommt.

„Ich wünſche, Herr Job,“ ſagte ein ältliches Weib, „daß euere Ehe ſtets ſo ſonnig und heiter ſein möge, wie euer Hochzeittag.“

„Das war ein guter Wunſch, Frau,“ erwiederte Vater Valery, „und ich weiß ihn nicht beſſer zu lohnen als durch einen guten Trunk, und den laßt euch drinnen geben.“

„Das war gut,“ riefen Andere. „Herr Valery iſt ein braver Mann. Ein gutes Wort findet immer eine gute Statt bei ihm. Es lebe Herr Valery und ſein Haus!“

„Du ſcheinſt nicht heiter, mein Sohn?" wandte ſich der Vater an Job, der theilnahmlos die Huldigungen der Arbeiter und der hier verſammelten Menge hingenommen hatte.

„Ach, ich weiß nicht, wie mir iſt!" erwiederte dieſer, und Thränen traten ihm in die Augen. „Mein Herz möchte vor übergroßer Seligkeit ſpringen, und doch habe ich eine heimliche Bangigkeit, als ſei ich ſo großen Glückes nicht werth."

„Na, na, das kennt man ſchon," erwiederte Valery lächelnd. „Geh' hinauf und trinke einige Gläſer Wein. Das wird dich ſtärken. Du biſt noch nüchtern, und da iſt man ſtets zaghaft. Doch was kommt da?"

Von einer Anzahl Gaſſenbuben geleitet fuhr ein zweiſpänniger Wagen die Straße herauf. Zu beiden Seiten deſſelben ritten bewaffnete Reiter. Unſern vom Hauſe machte man Halt, und die Dragoner ſtiegen ab.

Auch die Aufmerkſamkeit des Straßenpublikums war auf die neue Erſcheinung gelenkt worden.

„Gewiß kommt der Herr Intendant zur Hochzeit unſeres guten Valery," ſagte ein alter Mann, den ebenfalls nach einem Glaſe Wein zu gelüſten ſchien.

„Wo denkt ihr hin, Meiſter Jacques?" unterbrach ihn lebhaft eine junge Frau mit einem Kind auf dem Arm. „Seit wann hätte man den Herrn von Basville bei einer frohen Gelegenheit geſehen? Der verläßt Nimes nur, um arme Leute, die ſich nicht vom wahren Glauben abbringen laſſen, ins Unglück zu ſtürzen."

„Seid ihr des Kuckuks, Weib? — Seht ihr, wie zornig Herr Valery hierherblickt? — Soll euch euer eigener vorlauter Mund ins Verderben ſtürzen?" So und ähnlich erſchallte es um die Sprecherin, die ſich beſtürzt zurückzog. Augen und Gedanken des Haufens wurden von einem neuen Reiz der Neugierde angezogen. In Begleitung des Maire, der ſich reſpectvoll einen halben Schritt zurückhielt, erſchien ein junger Mann, mit einem rothen Rock bekleidet, ein funkelndes Kreuz war an ſeiner Bruſt befeſtigt, der ganze Anſtand ließ auf Vornehmheit ſchließen. Beide ſchritten raſch auf das Haus zu.

„Hier iſt es alſo?" fragte der fremde Herr ſeinen Begleiter und überblickte die Front des Hauſes, als wolle er eine Erinnerung bei ſich zurückrufen oder eine Vergleichung anſtellen. Während deſſen eilte der Maire auf Herrn Valery los, der mit gleicher Neugier wie das übrige Publikum den Fremden anſtarrte, und ſagte haſtig zu ihm: „Der Herr verlangt euere Margot Duclos zu ſprechen."

„Job, führe den Herrn zu Margot," befahl Valery ſeinem Sohne, vergebens bemüht, ſeine Beſtürzung zu verbergen. Auch dieſer war erblaßt; es war ihm, als ſei das Erſcheinen dieſes Fremden verhängnißvoll für ihn. Derſelbe grüßte leicht, aber höflich und ſchritt in Jobs Begleitung zur Treppe hinauf.

„Und wen bringt ihr mir da?" wandte ſich Herr Valery an den Maire.

„Fraget nicht! — laßt mich! — ich weiß es nicht,“ erwiederte dieſer in der peinlichſten Verlegenhe und trocknete ſich die Stirn.

„Was habt ihr denn?“ fragte der Hausherr, de jetzt das Benehmen ſeines Freundes ſehr verdächti vorkam.

Doch dieſer kehrte ihm, ohne Antwort zu gebe den Rücken.

Valery gerieth in die peinlichſte Verlegenheit; wußte in der That nicht, wie er daran war.

„Iſt es euch nicht gefällig zur Geſellſchaft z gehen? Der Zug zur Kirche wird bald beginnen, ſagte er zum Maire, um nur etwas zu ſagen.

„Ich bin nicht als Gaſt hier,“ erwiederte dieſ ſtockend und vermied Valery anzuſehen; „es thut m wahrhaftig in der tiefſten Seele leid, euch ſagen z müſſen, daß ich blos als Diener Sr. Majeſtät hi erſcheine.“

Während der Hausherr über dieſe mit einer zagende Wichtigkeit geſprochenen Worte nachdachte, die ſein höch unbehagliches Gefühl nur noch vermehrten, erſchall plötzlich aus dem oberen Stocke ein dumpfer Lärme und ein verwirrtes Geſchrei. Von einer böſen Ahnun getrieben, eilte Valery der Treppe zu.

Als Margot allein war, faltete ſie die Hände u betete inbrünſtig. Die Ruhe des erſten Gebets dieſ Morgens war aber von ihr gewichen; ihr Herz klopf hörbar. Sie ſchrieb alles dem wichtigen Momente z

Rechte Ypſilon ſchreiben, wird's nicht beſſer mit uns. Dieſer Buchſtabe iſt der wahre Repräſentant des deutſchen alten Schlendrians, des alten überflüſſigen Wuſtes von Mißbräuchen, der alten geſpreizten Unvernunft, mit der man ſich jeder heilſamen Verbeſſerung widerſetzt. Das Ypſilon iſt der Buchſtab der Ariſtokraten, und ſo lange ein deutſcher Mann noch „frey" und „Freyheit" mit dieſem ekelhaften Buchſtaben ſchreibt, ſo lange iſt's eine wahre Ypſilonsfreyheit, das heißt eine, die nicht eine Priſe Taback werth iſt." Der Doktor war auch Feuer und Flamme geworden, und als er endlich ſchwieg, kreiſchte der Alte, wie außer ſich: „Herr Meyer, lieber Herr Meyer! reden Sie doch mit dem Menſchen, Sie haben ja das ehrenwerthe Ypſilon auch in ihrem Namen; ich kann vor Zorn nicht mehr ſprechen."

„Mein verehrteſter Herr Doktor Mai mit dem J," begann der Jude lächelnd, wie immer, „Sie wollen mir gefälligſt zu gute halten, wenn ich erinnere, daß Sie in Betreff beſagten Ypſilons ſehr im Irrthum ſind, ſintemal dieſer Buchſtabe ſeit undenklichen Zeiten iſt gedruckt, geſchrieben, gemalt, geſchnitten und auf and're und mehrfache Art noch dem ſie entgegenzugehen im Begriff war. Die Prophezeihung war über dem Gebete vergeſſen. Als ſie ſich etwas gefaßter fühlte, trat ſie vor den Spiegel, in welchen ſie noch nicht geblickt hatte, da Manon bis jetzt ihr redender Spiegel geweſen war. Nun wollte ſie ſich ſelbſt einmal ſehen. Ein zufriedenes Lächeln flog über ihre Züge. Ihre mädchenhafte Eitelkeit geſtand ſich, daß ſie ſchön ſei. Sie hörte neuen Lärm im Hauſe, den ſie von den ungeduldigen Mädchen ausgehend wähnte. Noch war ihr eine Falte der Spitzenkrauſe über der linken Bruſt nicht recht; ſie legte dieſelbe und blickte wieder in den Spiegel. Aber ein fürchterlicher Schrecken faßte ſie in dieſem Augenblicke, denn hinter ihrem eigenen Geſichte drängte ſich ein ihr wohlbekanntes Jünglingsantlitz, das ſie hier nicht erwarten konnte und durfte, aus dem Spiegel heraus. Sie hatte kaum noch Kraft, ſich umzuwenden; ein junger ſchlanker Mann im rothen Kleide, mit dem Maltheſerkreuz geſchmückt, ſtand vor ihr und hinter ihm Job in devoteſter Haltung.

„Gabriele!“ rief der Ritter und ſchloß die Erbleichende in die Arme. „Gottlob! noch iſt das Schlimmſte nicht geſchehen.“

Aber ohnmächtig mit dem Worte „Neger!“ auf den Lippen knickte die Braut zuſammen. Der Ritter hob ſie mit kräftigen Armen empor und trug ſie aus dem Zimmer.

„Mein Herr!“ rief Job erſchrocken und faßte den

Anderen am Arme; „wohin wollt ihr mit meiner Braut? Ich ſtehe ja eben im Begriff, ſie zum Altare zu führen.“

„Und ich ſtehe im Begriff,“ erwiederte der Maltheſerritter trocken, „ſie im Namen und auf Befehl Sr. allerchriſtlichen Majeſtät zu verhaften und fortzuführen. Der König geht voran. Drum Platz, Burſche!“

Job taumelte zurück und erhob ein klägliches Geſchrei, auf welches die Brautjungfern, die Glieder der Familie und die Hochzeitgäſte beſtürzt und mit Ausrufen des Schreckens herbeieilten. Es war eine heilloſe Verwirrung, ein ängſtliches Hin- und Herdrängen.

„Platz, im Namen des Königs!“ rief der Ritter: vor dem Zauberworte wich Alles ſcheu zurück.

Als der Malteſer mit ſeiner ſchönen Laſt die Treppe herabkam, trat ihm der Seidenfabrikant beſtürzt, doch entſchloſſen entgegen: „Mein Herr, mit welchem Rechte —“

„Wo iſt der Maire? Zeigt ihm den Befehl des Königs vor!“

Der Gerufene trat mit ernſter Miene vor, zog aus der Taſche ein Pergamentblatt, faltete es von einander und hielt es dem erbleichenden Valery hin. Er erkannte es ſogleich als einen jener fürchterlich renommirten Lettres de cachet, die wie die Allmacht Gottes wirkten, und las mit halblauter zitternder Stimme: „Im Namen des Königs. Es ergeht der Befehl an die Behörde der guten Stadt Alais, das junge Fräulein, welches ſich unter dem Namen Margot du Clos im Hauſe des Seidenfabrikanten und Magiſtratsherrn Timothée Valery zu Alais aufhält zu verhaften und durch den Inhaber dieſes Briefes an uns abzuliefern."

Letellier Marquis von Louvois.

Das Blatt entglitt der Hand des zum Tod erſchreckenen Mannes. Sein Schrecken pflanzte ſich auf die Umſtehenden, die Familienglieder, die Gäſte, die Arbeiter, die verſammelte Menge vor dem Hauſe, die ſich hereingedrängt hatte, fort. Ein Blitzſtrahl war aus heiterem Himmel herabgefahren und hatte Alle gelähmt. Der Ritter hatte den Eindruck, den die Verhaftung gemacht, benutzt, um ſeine ſchöne Laſt in den Wagen zu bringen, der dicht ans Haus herangefahren war; er ſtieg dann ſelbſt ein.

„Barmherziger Gott!" rief Job wie wahnſinnig. „Helft, rettet meine unglückliche Braut!"

„Zurück im Namen des Königs! ſchrie ihm der Maire zu.

„Zurück!" wiederholte ſein Vater kalt. „Du haſt keinen Theil an ihr. Was haben wir mit dieſer Schuldigen zu ſchaffen? Hat ſie nicht auch uns lange Zeit ſchmählich getäuſcht? Ueberlaß ſie ihrem gerechten Schickſale."

Aber der Jüngling ließ ſich nicht halten; er ſtürzte hinaus in die Pferde, und Manon und die Geſpielinnen kreiſchten nur noch lauter. Ein Stoß eines Dragoners warf ihn zurück, aber nur noch wüthender wollte er den Wagen aufhalten. Da traf ihn ein Säbelhieb, er ſtürzte unter die Pferde und der Wagen fuhr über ihn hin. Starres Entſetzen feſſelte die Zuſchauer. In dieſem Augenblick begannen die Glocken der Stadtkirche wie zum grauſamen Hohne ihr feierliches melodiſches Geläute, welches dem glücklichen Brautpaare das Herannahen des Augenblicks verkünden ſollte, der ſie auf ewig vereinigte. Aber ein Opfer des Despotismus wurde die Braut ohne Bewußtſein von raſchen Pferden fortgeriſſen, während man den blutenden Bräutigam unter Weh- und Jammergeſchrei in das Hochzeithaus trug, deſſen Scene ſich ſo ſchnell und ſo gräßlich verändert hatte. Die Menge vor dem Hauſe zerſtob, um die Kunde des außerordentlichen Ereigniſſes in der Stadt zu verbreiten, der größte Theil der Gäſte verlor ſich mit verlegenen und ängſtlichen Geſichtern; nur wenige näher Befreundete der hart betroffenen Familie blieben.

Der Maire machte ſich eilig davon. „Gelobt ſei die heilige Jungfrau, daß ſie mir dieſe Schande erſpart hat!“ flüſterte er vor ſich hin. „Eine Verbrecherin, vielleicht gar eine Majeſtätsverbrecherin! Mir grauſt's bei dem Gedanken, daß ich heute der Bräutigam ſein könnte. Alle vierzehn heilige Nothhelfer würden mir nichts nützen. Damals war ich ärgerlich, daß ſie mich höflich abwies, heute dank' ich's allen Heiligen. Merke: wenn dir ein Unangenehmes begegnet, ſo denke: wer weiß wofür es gut iſt! Und wart's ab. Dieſem Schickſal bin ich glücklich entgangen!“ —

Unbemerkt entfernte ſich auch der Vikar; ein triumphirendes Lächeln umſpielte ſeinen Mund, als er beim

Durchſchreiten der von Menſchen geleerten Hausflur halblaut vor ſich hinſprach: „Wunderbar weiſe ſind deine Fügungen, o Himmel! Schon verzweifelte ich Kleinmüthiger, daß dieſe Heuchler und Verräther an deinem Namen und der Kirchen Glorie ihre Strafe finden würden, da ſchlägt ſchon dein rächender Blitzſtrahl hernieder und zermalmt die Elenden.“

Zweites Buch:

Am Hofe zu Verſailles.

1.

Nach Verſailles.

Als Gabriele aus der Ohnmacht erwachte, lag das Städtchen ſchon weit hinter dem Wagen. Mit zagender Verwunderung blickte ſie um ſich, und ihr Auge fiel auf das liebend beſorgte Geſicht ihres Bruders. Sie legte die Stirn in die Hand, um ſich einen Augenblick zu ſammeln und zu beſinnen, was mit ihr vorgegangen ſei. Dann rief ſie ſchmerzlich weinend: „Um Gottes willen, Roger, was iſt geſchehen? was haſt du mit mir vor?“

„Vor allem beruhige dich, theure Schweſter, meine innigſt geliebte Gabriele! Dann werde ich dir mit wenigen Worten enthüllen, was eine ſo ſchnelle Aenderung deiner Lage hervorgerufen hat.“

Gabriele ging einige Augenblicke mit ſich zu Rathe, und plötzlich verirrten ſich ihre Gedanken wieder zu den ſeltſamen Ausſprüchen der alten Paulette von geſtern, die für ſie ſo ſehr an Wichtigkeit zu gewinnen ſchienen. Sie war ungewöhnlich von der Wahrnehmung erſchüttert, daß ſchon zwei Punkte von der Prophezeihung eingetroffen waren, das Geſchenk des königlichen Gewandes, in welches ſie ſich gekleidet ſah, und das Erſcheinen eines ihr theueren Mannes im verhängnißvollen Spiegel, ſobald ſie zum erſtenmale in denſelben geblickt hatte. Wenn ſie nun auch mit Manon anzunehmen geneigt geweſen war, die Prophetin habe ſich in Bezug auf das ſeidene Kleid wohl vorher unterrichten können, ſo fiel doch in Betreff der Erſcheinung ihres Bruders im Spiegel jede Möglichkeit einer natürlichen Erklärung hinweg, denn Roger verſicherte ihr auf ihre Anfrage, daß er die ganze Nacht gefahren ſei, gleichſam getrieben von einer inneren Angſt, um Alais noch zu erreichen. So wie das Mädchen einige Stunden vorher bei der Entdeckung des Eintreffens der erſten Vorherſagung erſchrocken und unruhig geworden war, ſo trat jetzt in ihrem Gemüthe, indem ſie das Eintreffen der zweiten überdachte, der entgegengeſetzte Zuſtand ein; ſie wurde ruhig und überflog in Gedanken ſchnell die übrigen Worte der Prophetin und die Folgen, welche dieſelbe an das Erſcheinen des Mannes im Spiegel geknüpft hatte. Eine Königskrone hatte ſie daraus aufſteigen laſſen; das Kleid, das ſie bereits trug, ſollte das königliche ſein. Ihr Geiſt vermochte ſich von dieſer Ideenverbindung nicht wieder los zu reißen, und die Ausſagen der alten Gebirgsbewohnerin erſchienen ihr bei weitem nicht mehr ſo ungereimt und abgeſchmackt mehr, wie geſtern. Zwei wunderbare Punkte ihrer Prophezeihung waren unerwartet eingetroffen, der dritte, daß ſie die Braut nicht ſei und nimmermehr die Frau iſt ausgedrückt und dargeſtellt worden. Nun haben wir die Buchſtaben nicht erfunden und gemacht, ſo wenig, wie die Sprache; alſo ſollen wir auch nicht ändern und davonthun, eben weil uns ſolches nicht zukommt."

„Sie verſtehen den Teufel von der Sprache und ihrem Studium," unterbrach der Doktor, ungeduldig über das langweilige und geiſtloſe Geſchwätz, den Buchhalter unhöflich und heftig. „Bekümmern Sie ſich um Ihre Handlungsbücher, Ihre Briefe und Rechnungen, und ſchreiben Sie Ihren Namen, ſo viel Sie wollen, mit dem Ypſilon; aber ſprechen Sie nicht über Dinge, welche Sie nicht verſtehen."

„Was?" polterte der Alte jetzt wieder auf. Welche Frechheit! hier in meinem Angeſicht, auf meiner Comptoirſtube, mir meinen Herrn Meyer zu beleidigen, zu inſultiren! Fort, fort! Den Augenblick pack Er ſich aus meinem Hauſe, Er Grobian! Iſt das der Dank für die Liebe und Güte? Fort! Und komm Er mir nicht mehr vor die Augen!"

Der Alte zeigte nach der Thüre und machte Miene, dem Doktor den Weg ſelbſt zu weiſen. Dieſer nahm, im höchſten Grad entrüſtet über die beiſpiellos unwürdige Behandlung, den Hut und eilte, eines Seidenfabrikanten werden würde, war durch ihre heutige Abreiſe bis zur höchſten Wahrſcheinlichkeit geſteigert werden, und das Eintreffen der vorhergeſagten Erſcheinung im Spiegel war wirklich ſo wunderbar und außerordentlich, daß Gabriele ſchon ſehr geneigt war, ſie vorzüglich für eine Bürgſchaft der Wahrheit der übrigen Punkte der Prophezeihung zu nehmen. Eben ſo gut wie die bereits eingetroffenen konnten auch die übrigen eintreffen, ja Paulette hatte ja die Erfüllung der erſteren als ein Zeichen der Erfüllung der ganzen Prophezeihung hingeſtellt. Sonderbar! Das Mädchen, welches im Hauſe des Herrn Valery zu Alais ſo glücklich und zufrieden geweſen, das die Verhältniſſe und Zuſtände der höheren Geſellſchaft mit ſo viel moraliſcher Empörung verabſcheut hatte, das Mädchen, das ohne den Beſuch bei der alten Paulette ſich jetzt unausſprechlich unglücklich und der Verzweiflung preisgegeben gefühlt haben würde, dachte jetzt kaum mit einer leichten Anwandlung ſchmerzlicher Empfindung an das Haus zurück, in welchem ſie ſo viel Liebe genoſſen, und dem ſie ſo eben gewaltſam entriſſen worden war. Es beſtätigte ſich nur zu ſehr, daß ſie den guten Job wirklich nicht geliebt und nur aus Dankbarkeit und dem Wohlgefallen an der Einfachheit und der ſcheinbar idylliſchen Ruhe der kleinen Welt, die ſie umgeben, in die Verbindung mit ihm gewilligt hatte. Das Eintreffen des erſten Theils der empfangenen Prophezeihung hatte Gabriele wie mit einem Zauberſchlage verwandelt und die Geiſter ihrer Bruſt, die ſie früher in Valery's Hauſe mit ſo viel Standhaftigkeit gebannt und gefeſſelt, wieder beſchworen und entbunden. Ja, es fehlte ſchon nicht viel daran, daß ſie ihr gewaltſames Entfernen aus der kleinen Stadt für ein Glück anſah; jedenfalls, meinte ſie, ſei ſie dadurch, als durch ein mittelbares Eingreifen der Vorſehung in ihre Lebenskreiſe, vor einem Fehltritt, einer Erniedrigung bewahrt worden, die ſie ſpäter zu bereuen gehabt hätte; ſie könne und dürfe ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß ſie nicht in jenes Haus gepaßt, daß ſie ihren hohen und aufſtrebenden Geiſt gewaltſam und künſtlich habe herabziehen und niederdrücken, die ſie durchlebende mächtige Flamme ſtets habe dämpfen müſſen, um daraus ein ſo beſcheidenes Lichtchen zu machen, wie die übrigen geweſen ſeien, daß ſie niemals von dieſen gutmüthig beſchränkten Hugenotten verſtanden worden ſei, was doch endlich ſpät oder früh zu troſtloſem Jammer und gebrochenem Herzen habe führen müſſen. Sie ſchauderte ſchon, wenn ſie ſich als Weib Jobs dachte, und blickte ihren Bruder als ihren Retter mit einem dankbar zärtlichen Blicke an; dann wurde ihre Bruſt von einem kühnen, verlangenden Seufzer gehoben, der Adler ihres Geiſtes ſtrebte mit entbundenem Fittich ſonnenwärts, und ihr innerer Blick durchdrang mit aufflammender Kühnheit Wolken- und Sternenweiten, um ein Ziel zu erſpähen, wovon ihr ein prophetiſches Wort zugekommen war. Das Alles hatte die alte Paulette bewirkt. Gabriele war auf dieſe Weiſe ſchneller gefaßt und beruhigt, als Roger nach den äußeren Umſtänden urtheilend, erwartet hatte; deshalb ergriff er freudig ihre Hand, als ſie ihm ankündigte, daß er ihr nun getroſt die nöthigen Mittheilungen machen könne; ſie ſei vollkommen in die unerwartete Wendung ihres Schickſals ergeben.

„Wohlan,“ ſagte er, „dein Muth vertilgt ſchnell die Schamröthe von meinen Wangen, die das Geſtändniß hervorrufen muß, daß meine Unvorſichtigkeit dich verrathen hat. Eine unangenehme Geſchichte, in die ich verwickelt war, brachte unſerer Mutter deine Briefe an mich in die Hand und rief Entſchlüſſe in mir hervor, zu deren Ausführung ich mich drängte, um nur Schlimmeres von dir abzuwenden.“

„Tröſte dich, mein Bruder! Es hat ſo kommen müſſen,“ verſetzte Gabriele mit einer Reſignation, die wunderlich von ihren Briefen abſtach und für Roger deshalb ganz unverſtändlich war. „Erzähle mir nur ruhig Alles, wie es zugegangen iſt, und ſei verſichert, daß ich dich um nichts tadeln werde. Niemand vermag den Gang des Schickſals zu hemmen oder zu wenden, und wie es beſchloſſen iſt, ſo muß es erfüllt werden.“

„So höre! Als zu Neujahr unſer bevorzugter Bruder, der Erbe der Güter und Standeswürde unſeres Vaters, nach dem Willen unſerer Mutter, dem Hofe mit allem möglichen Pomp und Aufwand vorgeſtellt wurde, wie ich dir geſchrieben, erhielt er auch eine zahlreiche Dienerſchaft, während ich mich mit einem einzigen Diener begnügen mußte. Mein Kerl war eine verſchmitzte habgierige Seele, neidiſch, daß er ſich nicht unter den goldbordirten Knechten des jungen Herrn Marquis brüſten konnte, aber von meiner freilich beſcheidenen Freigebigkeit ſo weit gewonnen, daß er mir einſt geſtand, er ſei von unſerem Haushofmeiſter erkauft, alle meine Schritte zu belauern und das Wahrgenommene genau zu berichten. Der Aerger, ſich nicht zum Kammerdiener meines Bruders befördert zu ſehen, machte ihn zum Verräther an den Verräthern, und von nun an war er mir treu. Vorzüglich neidiſch war er auf einen jungen hübſchen Menſchen im Dienſte meines Bruders, der auf Empfehlung des Haushofmeiſters in das Haus gekommen war. Dieſer Jüngling, Namens Pierre, hatte ſehr angenehme Manieren und verſtand es, ſich in die Gunſt meiner Mutter zu ſetzen, von der er oft beſchenkt wurde. Eines Abends berichtete mir mein Jean, der Pierre ſei ein Spitzbube, der Mancherlei heimlich aus dem Hauſe fortſchleppe. Ich ſelbſt war auf den Menſchen, der bei unſerer Mutter beſſer ſtand, als ich, pikirt, und es freute mich, einmal eine Gelegenheit zu finden, um diejenigen zu beſchämen und verlegen zu machen, von denen ich ſo viel Zurückſetzung erfahren mußte, obgleich ich durch Bande des Bluts mit ihnen verbunden war. Ich beſchloß daher, mich von Pierre's Schuld zu überzeugen und den Entlarvten vor meine Mutter zu ſtellen, um mich an ihrem Verdruß zu weiden. Ich gab daher Jean den Auftrag, den Menſchen nicht aus den Augen zu laſſen. Am folgenden Abend, als ich mich zur Ruhe zu begeben im Begriff war, meldete er mir, Pierre habe ſo eben mit einem Päckchen heimlich und furchtſam ſchleichend das Haus verlaſſen. Hurtig warf ich Hut und Mantel um und hinterher. Jeans Luchsaugen entdeckten den vermeintlichen Dieb, wie er ſich an den Häuſern hindrückte. Wir nach von einer Straße in die andere, ſo gelangen wir in die winklichen Gäßchen hinter dem Grevekai. In einem derſelben tritt er in ein Haus; Jean iſt ihm ſchier auf der Ferſe. Ich ziehe den Degen und erwarte in eine Diebshehlerhöhle zu kommen. Da es in dem Hauſe dunkel iſt, ſo rufe ich Jean zu, den Schuft zu faſſen und feſtzuhalten. Der Menſch ſtürzt mit einem Schrei zu Boden und will entwiſchen. Aber er läuft mir in die Hände und vermag nicht zu entkommen. Der Lärm zieht Leute mit Lichtern herbei, und ich ſehe ein wunderſchönes Mädchen von ohngefähr ſechszehn Jahren im ärmlichen Nachtkleid mit einer alten plumpen Oellampe vor mir ſtehen, die, kaum gewahrend, was hier vorgeht, mir zu Füßen ſtürzt und ihre Bitten um Gnade, in einem unwiderſtehlichen rührenden Tone vorgebracht, mit denen Pierre's vereinigt. Gnade! Gnade! weinen ſie beide, unſerer armen kranken Mutter wegen, die ſonſt Hungers ſterben muß. Was haſt du geſtohlen, Schurke? rufe ich barſch und entreiße ihm das Päckchen, ſchlage es von einander, und ſehe zu meinem Erſtaunen nichts als armſelige Speiſeüberreſte von unſerer Tafel.

Was iſt das? fragte ich ſchier beſchämt. — Ach, Herr Ritter, es ſind die übrig gebliebenen Broſamen vom Tiſche euerer Eltern, die ich meiner kranken, alten Mutter bringen wollte. Weder ſie, noch meine Schweſter Henriette iſt im Stande etwas zu verdienen, und beide ſind auf mich gewieſen. Darum Gnade für ſie und mich!

Mein Zorn war entwaffnet. Führe mich zu deiner Mutter, ſagte ich, und ſchickte Jean fort. Ich trat in ein kleines äußerſt ärmliches Stübchen. Eine alte Frau, die, wie ich bald erfuhr, ſeit Jahren gelähmt und ans Bett gefeſſelt war, weinte verzweiflungsvoll und erſchrak faſt zum Tod, einen fremden Mann eintreten zu ſehen. — Fürchtet euch nicht, Madame, ſagte ich ſo mild als möglich. Wenn Alles, was ich ſoeben in Bezug auf euch von euerem Sohne gehört habe, Wahrheit iſt, ſo ſollt ihr an mir keinen Feind gefunden haben. — Sie konnte Anfangs vor Schluchzen nicht antworten, und auch das ſchöne Mädchen ſtand zitternd und todtenbleich da; Pierre lag ſchon wieder vor mir auf den Knien. Ich war in einer peinlichen Lage. Auf meine wiederholte Aufforderung, mich aufzuklären, gewann endlich die Alte Worte. O zürnt meinem Sohne nicht; er iſt ein edler und trefflicher Menſch, der, um mich und ſeine Schweſter nicht im Elend umkommen zu laſſen, ſeine Studien, die er mit ſo viel Talent machte, aufgegeben hat und Diener geworden iſt! — Mich übermannte die Rührung mehr als einmal, als ich nun aus dem Munde der Mutter und Tochter erfuhr, daß die erſtere Witwe eines Notars war, der vor zwei Jahren geſtorben und wenig hinterlaſſen hatte, weil er ein grundredlicher Mann geweſen war. Pierre hatte mit den beſten Vorkenntniſſen eben damals ſeine juridiſchen Studien begonnen; er glühte für die Wiſſenſchaft, und wollte Alles daran ſetzen, ſein Ziel zu erreichen. Es war nicht möglich. Obgleich die Mutter Alles opferte, die Mittel reichten nicht aus, und die kleine Familie, viel zu edel und zu ſtolz, um zu betteln, ſank in die tiefſte Armuth. Die unheilbare Krankheit der Mutter vermehrte die Noth. Da entſchloß ſich Pierre zum Aeußerſten. Er wollte die Studien vor der Hand aufgeben und Diener in einem reichen Hauſe werden, dabei, wo möglich, fortſtudiren, ſich etwas erſparen, und dann von neuem, auf ſein Ziel losſteuern. Er meldete ſich bei einem Dienervermiether und wurde, weil er hübſch, gewandt und von guten Manieren war, unſerem Haushofmeiſter empfohlen, der eben die Dienerſchaft für Hilaire zuſammenſuchte. So war Pierre in unſer Haus gekommen. In der kurzen Zeit hatte Henriette, ſeine holde Schweſter, der er all ſein Erſpartes anvertraute, ſchon ein kleines Sümmchen für ihn geſammelt, während Mutter und Tochter ſich von den Brocken nährten, die er ihnen Abends zutrug. Pierre geſtand mir, daß er dann faſt die ganze übrige Zeit der Nacht dazu verwende, zu ſtudiren. O Gabriele! ich ſtand in einem Tempel der Liebe und Tugend, und weinte Thränen der Bewunderung und des Mitgefühls auf den Altar deſſelben. Doch was erzähle ich Dir noch lange? Henriette war ein Engel an Leib und Seele und dabei für ihr Alter ſehr gebildet. Nichts that mir in dieſem Augenblick weher, als daß ich von meinen Eltern ſo kurz gehalten, ſo kalt zurückgeſetzt war und über Nichts zu verfügen hatte; doch gab ich Pierre die beſten Hoffnungen, obgleich ſelbſt nicht wiſſend, wie ich ſie erfüllen ſollte. Aber daran dacht' ich in dieſer

Stunde der Herzenserhebung nicht. Es drängte mich zu helfen, wie es auch gehe. Ich verabredete mit Pierre, dem meine häuslichen Verhältniſſe bekannt waren, daß er vor der Hand in ſeiner Lage bleiben ſollte, bis es uns gelungen ſei, eine größere Summe aufzubringen. Ich will dir nicht verhehlen, daß ich von nun an ſehr oft am Bette der Witwe Clopin ſaß, und daß ich Henrietten liebte und von ihr geliebt wurde, ehe wir es ahnten. Wer hätte auch mit dieſer reinen ſüßen Unſchuld, die täglich höhere Körperreize entfaltete, umgehen können, ohne ſie zu lieben? Und in eines Mädchens Herzen iſt von der Dankbarkeit zur Liebe nur ein kleiner Schritt. Ich aber rechnete es mir zur größten Sünde an, auch nur einen Sous auszugeben, der nicht in Pierre's Hände fiel. Ueberdies war ich ſtets auf Mittel und Wege bedacht, mir kleine Summen zu verſchaffen, um meine Freunde zu unterſtützen und verkaufte deshalb Bücher, Waffen, Kleider, Alles was ich für entbehrlich hielt, und ich machte, von der Liebe begeiſtert, in der Entbehrungskunſt Rieſenfortſchritte. Anfangs hatte ich den Plan, mich meiner Mutter zu entdecken, aber ich kannte ihr ſteinernes Herz; ich fürchtete, ſie möchte Pierre nur als Diener gewogen ſein, und ich zitterte, daß mein ſüßes Glück, an das ich mich mit allen Kräften meiner Seele feſt und feſter anklammerte, geſtört und vernichtet werden würde. — So war unſere ziemlich hülfloſe Lage, als zwei kurz hintereinander folgende Ereigniſſe dieſelbe ſehr veränderten. Henriettens Mutter ſtarb vor ohngefähr ſechs Wochen an Entkräftung. Die treffliche Frau ſegnete mich ſterbend und befahl mir die Jugend, das Wohl, das Leben ihrer Tochter an. Ihr werdet ihr Vater und Mutter erſetzen, ſagte ſie; ich weiß es, denn ich kenne euer Herz, Herr Ritter, und Gott wird es euch nicht unvergolten laſſen. — Ich ſchwur in der Sterbenden Hand, Henrietten zu ſchützen und nicht zu verlaſſen, und ihre Tugend heilig zu halten. Mit Segnungen auf den Lippen verſchied die getröſtete Frau. Dieſer Todesfall ſetzte mich in große Verlegenheit; Henriette konnte nicht allein für ſich wohnen, ohne daß ihr guter Ruf gefährdet war, und mir fehlten die Mittel, ſie in eine Penſion zu geben. Da opferte Pierre freiwillig die kleine erſparte Summe, um uns einſtweilen Rath zu ſchaffen. Als Henriette dies merkte — denn er hatte ihr nichts davon geſagt — entſtand ein rührender Streit von Großmuth, den ich dahin entſchied, daß ich feierlich verſprach, Alles wieder zu erſetzen, ſobald es mir gelungen ſein würde, mich in Beſitz einiger Mittel zu bringen. O wie viel Tugend und Edelmuth lernte ich kennen, deren wirkliches Daſein auf Erden ich bezweifelt hatte! Henriette kam in die Penſion, und ich erhielt von einem Juden endlich eine Summe geborgt, die ich mit dem Eintritt meiner Mündigkeit nebſt hohen Intereſſen wieder zu bezahlen verſprach. Henriette ſchrieb mir von jener Zeit zuweilen herrliche Briefe, glänzende Zeugniſſe ihres edlen Herzens und ſich immer mehr ausbildenden Verſtandes. Da nun eben Pierre mit Aufträgen meiner Mutter, deren ganzes Vertrauen er erworben hatte, auf unſere

Güter geſchickt worden war, ſo waren mir dieſe Briefe durch eine andere Hand und zwar nicht vorſichtig genug zugeſtellt worden, als daß unſer Spion und Bedrücker, Dupont, nicht davon hätte Wind bekommen ſollen. Es lag aber nicht in ſeinem Plan, damals Notiz davon zu nehmen. Dies änderte ſich inzwiſchen bald. Hilaire ſtürzte nämlich um dieſe Zeit bei einem raſchen Ritt, der für ſeine ſchwachen Kräfte zu kühn war, vom Pferde und bekam mehrere Blutſtürze. Die herbei gerufenen Aerzte machten keine Hoffnung, und unſere gute Mutter lief die größte Gefahr, ihren Liebling zu verlieren. Ihr troſtloſes Auge fiel nun auf mich, den muthmaßlichen Erben der Titel und Güter unſeres Vaters, und ob es ihr auch Ueberwindung koſten mochte, ſo wurde ich doch von nun an mit Aufmerkſamkeit behandelt. Sie hatte ſogar die Gnade, mich in ihren Apartements zu empfangen, und ich durfte einigemale mit ihr ausfahren. Es war die Rede davon, mich zu verheirathen. Meine kalte Weigerung verdutzte und beunruhigte die Frau Marquiſe. Der Haushofmeiſter erhielt Befehl, mich im Stillen zu beobachten. Das hatte der Mann, der nur dazu ein bedeutendes Talent empfangen, bereits für ſich gethan und mit ſeiner Spionirnaſe glücklich herausgerochen, daß ich in eine ernſthafte Herzensangelegenheit verwickelt ſei. Unſere Mutter erhielt Nachricht von Briefen, die ich empfangen. Sie befahl ſogleich, ſich dieſer Briefe zu bemächtigen. Ich hatte Henriettens Briefe mit den deinigen wohl verwahrt, als meine größten Heiligthümer. Aber die Nichtsglühend vor Zorn, hinaus. Vor der Thüre wartete ſeiner neue Beſtürzung. Marie lag ohnmächtig am Boden. Sie hatte gehorcht, und der unglückliche Ausgang des Geſprächs ihr die Sinne geraubt. Wilhelm wollte die Arme ſogleich in ärztliche Pflege nehmen, aber der Alte war ihm auf der Ferſe und ſchrie: „Nicht anrühren ſollſt du ſie mir, undankbarer Menſch! Fort! ſag' ich. Und Sie, lieber Herr Meyer! ſpringen Sie doch gefälligſt zum Medicinalrathe und bringen Sie ihn ſogleich mit her.“ Der Jude lief mit malitiöſem Lächeln; Frau Heyſe kam auf des Principals Ruf zitternd und ſchreiend herbei und bemächtigte ſich der Ohnmächtigen; und der Doktor ſtieg trotzig die Treppe hinauf

Verbannung.

Als Wilhelm, Nachmittags von ſeinen Krankenbeſuchen heimkehrend, wieder in ſein Zimmer trat, folgte ihm Frau Heyſe keuchend auf dem Fuße, knixte mit einem impertinenten Geſichte, und ſagte, ein Billet überreichend: „Vom Herrn Meyer.“

Der Doktor öffnete und las:

würdigkeit weiß zu jedem Schloſſe einen Schlüſſel aufzufinden, und ſo machte die Frau Marquiſe zwei wichtige Entdeckungen auf einmal. Daß du den Tod in den Wellen geſucht, hatte ſie ſehr wenig angegriffen, wie denn überhaupt Pater Roux der einzige Menſch in unſerem Hauſe war, der ſich um dich bekümmerte; die Sache war ohne Eclat vorübergegangen; aber daß ein Sprößling des Hauſes Derval zu der niederen Sphäre des Bürgerthums, zum Plebſe herabſinken, daß die Tochter einer der frömmſten Frauen am Hofe des Königs verderblicher Ketzerei verfallen ſollte, dagegen ſträubte ſich ihr hochadliges Blut, ihr gut katholiſches Gewiſſen. Vor deiner Denk- und Handlungsweiſe, die einen Schritt, wie du ihn gethan haſt, unter den gegebenen Umſtänden für vollkommen gerechtfertigt, ja für gebieteriſch nothwendig hielt, war ſie erſchrocken, je weniger ihr Geiſt fähig war, ſich zur Höhe derſelben emporzuſchwingen und ſie in ihrer ganzen Tragweite zu erfaſſen. Ihr Kopf hatte nie an die Möglichkeit ſolcher Schritte gedacht. Der Fall war ſo außerordentlich, die Angelegenheit ſo wichtig für ſie, daß ſie dieſelbe nicht auf ihren Schultern zu tragen vermochte. Sie eilte nach Verſailles zu ihrer Freundin, der Frau von Maintenon, um ſich bei dieſer Raths zu erholen. In wie weit ſie dieſelbe bei dieſer wichtigen Familienangelegenheit ins Vertrauen gezogen hat, kann ich bis jetzt noch nicht beurtheilen. Ich weiß nur ſo viel, daß unſere gnädige Frau Mutter ſehr getröſtet von ihrer Freundin zurückkam, indem ſich Frau von Maintenon bereitwillig erboten hat, an die Rettung deiner Seele und deines Adelſtolzes ſelbſt Hand anzulegen und dir eine Stelle als Hoffräulein zu verſchaffen. Die Mutter brachte einen Verhaftsbefehl des Königs mit. Ein Offizier mit einem Detachement Dragoner ſollte ſogleich aufbrechen, um dich zu holen. Meine eigene Angelegenheit war über der deinigen, wie es ſchien, vergeſſen worden. Jetzt ſteckte ich mich hinter den Vater und ſtellte ihm vor, daß es der Ehre ſeines Namens zuwider laufe, wenn ſeine einzige Tochter von Soldaten nach Verſailles geführt werde; darauf warf ich mich zu Füßen der Mutter und flehete ſie an, dieſe Miſſion mich übernehmen zu laſſen. Der Vater unterſtützte mein Geſuch ſo nachdrücklich als er vermochte. Läge Hilaire nicht ſo hart danieder, man würde mich wahrſcheinlich in die Baſtille geſchickt haben ſtatt nach Alais; aber die eine Rückſicht ſchob alle anderen in den Hintergrund. Ich erhielt endlich die Erlaubniß, dich ſelbſt als Gefangene deinem Aſyl zu entführen. Ich täuſchte mich auch nicht, als ich annahm, die Dragoner würden ſpeciellen Befehl erhalten haben, mich ſammt dir gefangen zu nehmen, wenn ich nur Miene machte, dich zu retten; ſie haben es mir auf der Herreiſe geſtanden. Dieſe Vorſicht war übrigens eine unnütze; denn ich geſtehe dir offen, daß ich dies Ereigniß für eine Fügung des Himmels halte, dich Verhältniſſen zu entreißen, die deiner ganz unwürdig ſind.

„Auch ich halte es dafür,“ verſetzte Gabriele nach einem kurzen Schweigen. „Die Schickſale des Menſchen unmittelbare Nähe des Königs führen mußt. Wer weiß, was mir beſchieden iſt, für die edeln Hugenotten zu thun! Ich ſage dir, es geſchieht nichts ohne Vorherbeſtimmung, und es fällt kein Haar von deinem Kopfe ohne des Herrn Willen."

„Wohl dir bei dieſem Glauben, Gabriele! Ich kann mich nicht zur Höhe deſſelben emporſchwingen. Ich bin aber ſehr glücklich, dich ſo ruhig und gefaßt zu ſehen. Als ich dieſen Morgen in Alais erfuhr, du würdeſt heute dem Sohne deines Wohlthäters angetraut werden, fürchtete ich einen ſchlimmen Stand dir gegenüber zu haben. Und nun macht ſich Alles über alle Erwartung gut."

„Das iſt die Frucht meines Glaubens", entgegnete Gabriele, aber von den merkwürdigen Ausſprüchen der Prophetin ſagte ſie kein Wort.

Und ſo legten ſie die Reiſe unter gegenſeitigen liebevollen Mittheilungen in heiterer Laune zurück, und Gabriele fand nicht viel Zeit, an ihren unglücklichen Bräutigam zu denken.

2.

Die Aufnahme bei Hof.

In den Vorzimmern der Frau von Maintenon war ein reges Wogen und Treiben. Herren in goldgeſtickten Hofkleidern, die ſich untereinander mit den höchſten und niedrigſten Adelstiteln anredeten, ſchritten aufgeblaſen durch die Menge, oder ſtanden in Gruppen beiſammen, leiſe untereinander flüſternd und den Blick oft zaghaft auf die Thür gerichtet, die in die inneren Gemächer führte. Andere unterhielten ſich mit Damen von Rang, die hier erſchienen waren, um der gefeierten Günſtlingin des Monarchen den Hof zu machen. Hier brüſtete ſich ein Kardinal in den violetten Abzeichen ſeiner Würde, demuthsvoll von einem Haufen Geiſtlicher und Mönche aller Orden umringt und bekomplimentirt; dort wisperte ein geſchniegelter Poet ſeine boshaften Spottgedichte auf die Feinde ſeiner Gönnerin einem Kreiſe grinſender Karikaturen vor. Unreinliche Kapuziner und geſchmeidige Väter von der Geſellſchaft Jeſu drängten ſich an Marſchällen und hohen Offizieren vorüber, die ſich bemühten, den militäriſchen Schritt zum leiſen Höflingsgange zu dämpfen. Zierliche Abbé's, dieſe Zwittergeſchöpfe zwiſchen Kleriker und Weltmann, die unter ihrem ſchwarzen Kleide in gleicher Weiſe den Dichter, Gelehrten, Diplomaten und Lebemann, am ſeltenſten den Prieſter bargen, koſeten hier auf galante Weiſe mit den Damen, plauderten dort anmuthig mit einem Höfling, führten an anderen Orten wieder ernſte Geſpräche über Kunſt und Literatur, Politik und Tagesneuigkeiten. Den ruhigſten und beſcheidenſten Theil der Verſammlung, wenn auch keineswegs den geringſten, bildeten die eigentlichen Supplikanten, deren Keinem die Freigebigkeit und Milde der Frau von Maintenon den Zutritt verſagte. Schüchtern und demüthig machte das Unglück dem Prunk und der Hoffart Platz, die ihm dafür das Ohr der Patronin vorwegnahm. In der That unterſchieden ſich alle dieſe Herzöge, Fürſtinnen, Grafen und hochgeborenen Herren von jenen verſchüchterten Bittſtellern nur wenig. Während dieſe auf weiter nichts Anſpruch machten, als auf eine kleine Unterſtützung oder ein Wort des Troſtes von der Vorſteherin und Begründerin des Barmherzigkeits-Vereins, beſtürmten die vornehmen Bettler die Freundin und Vertraute des Königs um Gunſt, um ein Lächeln, um einen Titel, um eine Penſion.

Ein Lakei riß die nach außen führende Thür auf, und in das Antichambre trat ein ſchöner ſtattlicher Herr in glänzender Kleidung. Auf ſeinem ausdrucksvollen Geſichte, das Anmaßung und Stolz als Eigenſchaften des Mannes verrieth, lag unverhüllt die Wolke des Mißmuthes, als finde er ſelbſt es unpaſſend, ſich an dieſem Orte zu ſehen. Als er vorwärts ſchritt, wich Alles reſpektvoll vor ihm zur Seite, und er ſtand nun vor zwei Herren, die ein nicht minder vornehmes Weſen zeigten als er ſelbſt.

„Wie? ſeh' ich recht?“ ſagte der eine von ihnen und zog ſeinen Arm aus dem ſeines Geſellſchafters, um den Nahenden zu begrüßen. „Auch unſer ſtolzer Louvois hat es endlich über ſich gewonnen, bei unſerer neuen Göttin zu antichambriren? Wie wird ſich die Maintenon freuen, euch, lieber Marquis, nach langem Gegenkampfe gezähmt zu ihren Füßen zu ſehen!“

„Ich begreife euer Erſtaunen über meine Erſcheinung hier vollkommen, aber ihr werdet auch nicht unbillig finden, wenn ich mich wundere, euch hier zu finden, Herzog", erwiederte der Kriegsminiſter. „Ich darf euch verrathen, daß ich im Auftrage des Königs erſchien, aber ihr, der Bruder der Frau von Monteſpan, im Begriff deren Nebenbuhlerin die Aufwartung zu machen — das iſt eine Unparteilichkeit, die Anerkennung findet." Und er lachte.

„Alſo der König hat euch hergeſchickt, Louvois?" fragte der Dritte leiſe, den ſchon früher Bekannte, auf die er ſtieß, als Fürſten Marſillac begrüßt hatten. „Sonderbar! Auch mir iſt dieſe Ehre widerfahren. Faſt möchte ich vermuthen, daß uns die ſchlaue Madame Scarron zu derſelben ſelbſt verholfen hat, da es ihr allerdings ein ſehr behagliches Gefühl bereiten muß, uns Beide gerade in ihrem Vorzimmer wartend zu wiſſen. Bei dem guten Mortemar hier hat ſie eine ſolche Kriegsliſt nicht für nöthig gehalten; ſie wußte, daß der von ſelbſt kam. Nicht wahr, lieber Herzog?"

„Spottet nur, Boshafter! Aber wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Und das bin ich, akkompagnirt von Madame de Maintenon. Wenn ich ihr huldigend nahe, wird ſie, die freie Entſchließung anerkennend, mich huldvoll aufnehmen; ihr hingegen, die ihr nur kommt, weil ihr beordert ſeid, werdet euch nicht eines ſo guten Empfanges zu erfreuen haben. Und warum wundert ihr euch, lieber Marquis, mich hier zu ſehen? Weil ich der Bruder der Monteſpan bin? Meine gute Schweſter wird mir den Schritt, wenn ſie vernünftig iſt, nicht verdenken können. Ich habe mich lange Jahre an den Strahlen der Gnadenſonne, die meine Schweſter beſchien, gewärmt und bin wohl dabei gediehen; ſoll ich ſie nun miſſen, da die Sonne weiter gegangen iſt? Gott behüte, ich gehe ihr nach, ich ſuche ſie auf, um der Wohlthat noch ferner theilhaft zu ſein. Iſt das nicht vernünftig?"

„O vollkommen!" — „Ihr habt ganz recht, lieber Mortemar!" erwiederten die beiden Herren auf dieſe mit halblauter Stimme vorgetragene Darlegung höfiſcher Philoſophie.

„Ob freilich die Marquiſe Montespan den Abfall ihres Bruders trotz aller Vernünftigkeit ſo ruhig ertragen wird", ſetzte Fürſt Marſillac hinzu, „muß einſtweilen dahin geſtellt bleiben. Die Entſcheidung wird jedenfalls nicht lange auf ſich warten laſſen."

Der Herzog zog die Schulter, ohne etwas zu erwiedern, doch ſagten ſeine Minen deutlich genug, daß er ſich in der Verfolgung ſeines Weges, den er vernünftig nannte, ſchwerlich werde irre machen laſſen.

Ein ſtämmiger, vierſchrötiger junger Mann mit einem geſund ausſehenden, einfältigen Geſichte näherte ſich der Gruppe mit etwas hinkendem Schritte. Er trug einen hellgrünen goldgeſtickten Rock und ſtützte ſich auf einen Rohrſtock. Er grüßte die beiden anderen Herren mit oſtenſiblem Reſpekt, den Fürſten Marſillac etwas vertraulicher.

„Ah, ihr da, Graf St. Preux", ſagte dieſer mit einiger Freundlichkeit. „Glaubte ich euch doch nach euerm Sturz vom Pferde ans Krankenlager geheftet unter den Händen des unerbittlichen Fagon; ſtatt deſſen wandelt ihr einige Tage nach dem Unglück wieder ganz munter umher, wenn auch auf drei Beinen.“

„Es war zum Glück kein Bruch,“ erwiederte St. Preux, „ſondern nur eine Verſtauchung, und ſo habe ich mich denn heute wieder erheben können, um Frau von Maintenon meinen unterthänigen Dank für ihre Theilnahme an meinem Fall abzuſtatten.“

„Der Herzog ſollte ſich eigentlich dem Grafen hier anſchließen; ſie haben ziemlich einerlei Geſchäft, und die Aehnlichkeit ihres Schickſals macht ſie ohnedies zu natürlichen Genoſſen,“ bemerkte Marſillac. „Der einzige Unterſchied iſt, daß St. Preux mit ſeiner Stute geſtürzt iſt, und Mortemar mit ſeiner Schweſter. Die Theilnahme der Frau von Maintenon an dem letzten Fall wird gewiß nicht geringer ſein, und daher eine Dankſagung nicht überflüſſig. Was meint ihr, lieber Herzog?“

Während Marquis Louvois lachte, erwiederte der Geſoppte: „Ich meine, daß ihr die boshafteſte Kreatur ſeid, die jemals von der Sonne königlicher Gnade beſchienen wurde.“

St. Preux, der nichts von dem Wechſelgeſpräch verſtand, zog ſich etwas beiſeit.

„Ich fange wirklich an, Madame Scarron für eine Art Circe zu halten,“ flüſterte Marſillac dem Marquis Louvois ins Ohr, „nur daß ſie nicht wie jene die Menſchen in Thiere verwandelt, ſondern umgekehrt, Beſtien zu Hofleuten macht. Seht hier dieſen Nimrod

St. Preux; erweckt er nicht die Idee in uns, daß sei Geſtalt vor noch nicht langer Zeit als ſtattlicher B die Waldungen ſeines heimiſchen Ardennerwaldes durc trollt; und wie geleckt iſt er ſchon! Er kömmt, u einer Dame ſeinen unterthänigen Dank für ihre zar Theilnahme an ſeiner verſtauchten Tatze abzuſtatte Das iſt Zauberei. Geſteht es zu.“

„Gern, lieber Fürſt. Ich dachte ſo eben Aehnliche und will euch einen noch eklatanteren Beweis von de Zaubermacht unſerer frommen Fee geben. Geht e wirklich natürlich zu, daß Prinzen von Geblüt, de hohe Adel Frankreichs, Alles, was ſich nur durch Gebur und Geiſt auszeichnet, in dem Vorzimmer einer Fra drängt, die viele von uns als die Gattin eines hungerigen Literaten und elenden Poſſenreißers, alle als die Gouvernante der Kinder der Montespan geſehen haben? Durch welchen magiſchen Kunſtgriff iſt es ihr gelungen, den bedeutenden, wohlgerechtfertigten Widerwillen unſeres königlichen Herrn nicht nur zu beſiegen, ſondern auch Gefühle entgegengeſetzter Art in ihm zu erregen und dieſelben auf eine Weiſe zu ſteigern, daß ſeine früheren ſüßen Egarements faſt ganz erlöſchen. Was ſagt ihr zu dieſer magiſchen Produktion?“

Die Herren würden ihrem Unmuthe über die bevorzugte Stellung der neuen Favoritin vielleicht noch einen weiteren Ausdruck geliehen haben, wenn nicht hinter ihrem Rücken eine lebhafte Bewegung entſtanden wäre. Sie wandten ſich um.

An der Seite der wohlbekannten Kammerfrau der

„Von des Herrn Senators May Gütigkeyt beauftragt, habe ich die Ehre, Ihnen zu ſchreiben, daß Sie durch Ihr unfeynes Benehmen den Wunſch deſſelben herbeygeführt haben, ſich ſobald, als möglich, von Ihrer Gegenwart befreyt zu ſehen. Sie möchten dahero ſich nicht länger in des Herrn Principals Hauſe verweylen, ſondern noch heute unverzüglich daſſelbe meyden.

Mit unterthäniger Verehrung

Dero

Johann Tobias Meyer.“

„Es iſt gut, Frau Heyſe,“ ſagte der junge Arzt bitter. „Ich werde den Wunſch meines Onkels ſogleich erfüllen. — Aber ſagen Sie mir, beſte Frau, wie befindet ſich meine Mary? Der Alte wird mir doch nicht wehren, Abſchied von ihr zu nehmen?

„Der Herr Senator haben ausdrücklich befohlen, Sie nicht vor die Jungfer zu laſſen,“ verſetzte das Weib keck und ſtemmte die Arme in die Hüften. „Das Zimmer ſoll immer verſchloſſen ſeyn; ſo will es der Herr. Übrigens liegt die Jungfer im Bette und befindet ſich leidlich.“

„Durch Ihre Vermittlung, Frau Heyſe, könnte ich ja wohl das geliebte Mädchen zuweilen heimlich

Favoritin rauſchte eine jugendliche Frauengeſtalt herbei. Ein ſchweres ſeidenes Kleid umſchloß den ſchlanken Körper, koſtbare Spitzen bedeckten Nacken und Bruſt; ihr Haupt war mit einem thurmartigen, mit Bändern und Spitzen ausgezierten Aufbau von Haaren geſchmückt, der an ein hohes Diadem erinnerte; man nannte dieſe Friſur von der unwillkürlichen Erfinderin, einer Geliebten des Königs, a la Fontanges; in der Hand hielt die junge Dame einen köſtlich gearbeiteten Fächer. Willig machten die Herren ihr und der Kammerfrau Platz, als ſie ihren Weg nicht nach dem Haupteingange in die inneren Gemächer, ſondern quer durch das Vorzimmer nach einem Nebeneingange nahmen, der, wie man wußte, nur für vertraute oder beſonders bevorzugte Beſucher beſtimmt war. Alle, Herren und Frauen, blickten mit Verwunderung der reizenden Erſcheinung nach, welche die Aufmerkſamkeit um ſo mehr in Anſpruch nahm, da man die Kammerfrau deutlich hatte ſagen hören: „Meine Gebieterin erwartet euch mit Ungeduld und hat mir befohlen, euch ſogleich in ihre Nähe zu führen.“ Hier und dort tauchte die Frage auf: „Wer iſt ſie? Wer muß das ſein, den die Maintenon mit Ungeduld erwartet? Der das Vorrecht des Vortrittes vor uns Allen genießt?“ Aber Niemand von der großen Menge Anweſender wußte ſie zu beantworten. Keiner der vielen galanten jungen Ritter vermochte das ſchöne Räthſel zu löſen.

„He, St. Preux, Blume der Ritterſchaft des heiligen Hubertus!“ rief Fürſt Marſillac den unweit ſtehenden, der blendenden Erſcheinung gedankenlos nachſtarrenden Jagdjunker an, der ſogleich herantrat. „Ihr Graf als junger Eroberer könnt' uns jedenfalls Auskunft geben, wer der Engel iſt, der ſo eben an uns vorüberſchwebte.“

„Ich war eben daran, mich zu beſinnen, Herr Fürſt,“ erwiederte St. Preux; „ich kenne ſie, weiß aber nicht für den Augenblick, wer ſie iſt. Hm, hm!“

Plötzlich ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirn. „Nein, ſoll doch das heilige Gewitter —!“ rief er aus, allein er brach ab, da ihn der Fürſt am Arm faßte und zuraunte:

„Habt ihr Sehnſucht nach euern Urwäldern, Graf, oder wünſcht ihr zu avanciren wie ein Krebs, daß ihr im Vorzimmer unſerer Heiligen zu fluchen euch unterſteht?“

Erſchrocken ſah ſich der Jäger um, ob Jemand ſeinen Fluch vernommen habe; beruhigter wandte er er ſich dann zu ſeiner Geſellſchaft.

„Ich muß um Verzeihung bitten,“ ſagte er mit einem treuherzigen Lächeln, „aber ich kann mich noch nicht recht an den Hofton gewöhnen. So eben iſt mir eingefallen, wer die junge Dame iſt, die euere Aufmerkſamkeit erregt hat: Es iſt die Tochter des Marquis von Derval, Gabriele. Graf Carcaſſes, einer meiner Freunde, hatte das Glück Wohlgefallen vor ihren Augen zu finden. Allein ſeit unendlich langer Zeit hab' ich ſie nicht geſehen, wenn ich nicht irre, war ſie geſtorben, verreiſt oder ſonſt etwas, und daher erkannte ich ſie nicht.“

„Alſo eine Derval. In der That ein reizendes

Geſchöpf. Wußte ich doch gar nicht, daß der Marquis eine Tochter habe,“ erwiederte Marſillac. „Sie kann nicht bei Hofe vorgeſtellt geweſen ſein.“

„Doch, mein Fürſt. Ich weiß das von Carcaſſes; ſie hat einigen Feſtlichkeiten beigewohnt; dann war ſie plötzlich auf eine räthſelhafte Weiſe verſchwunden; man hat ſie wohl gar todt geſagt; ja wenn mir recht iſt, wurde ſogar behauptet, ſie habe in der Seine ein kaltes Bad genommen.“

„Merkwürdig, in der That, und eine Geiſtererſcheinung, wie ſie hier noch gefehlt hat, um das Maß des Außerordentlichen voll zu machen!“

Marquis Louvois hatte die Zeit, anſcheinend theilnahmlos, dem Geſpräche zugehört; jetzt wandte er ſich zu ſeinen Geſellſchaftern und ſagte: „Ich bemerke dort eben den Kammerdiener der Frau Maintenon; er wird uns die beſten Aufſchlüſſe über Fräulein Derval geben können; nehmen wir ihn vor und forſchen ihn aus.“

„Recht ſo, Louvois,“ ſtimmte Marſillac ein; „ihr ſeid ganz meiner Idee. Marquis, Grafen, Herzöge und Kammerdiener ſind einander unentbehrliche Stützen und Helfer. Guten Morgen, Herzog! Guten Morgen, Graf!“

Gabriele, denn ſie war es, trat zitternd in das Heiligthum der mächtigen Göttin ein, in deren Vortempel ſie eine Maſſe Hoher und Großer hatte harren ſehen; der letzte Reſt ihrer Zuverſicht war bei dieſem Anblicke gewichen. Man redet viel von dem mächtig ſtärkenden Bewußtſein freier Menſchenwürde oder eines ſchuldloſen Bewußtſeins; die meiſten guten und unſchuldigen Menſchen werden von ihm in Stich gelaſſen werden, ſobald ihnen der Pomp und die Schauſtellung irgend einer phyſiſchen oder moraliſchen Macht verblüffend entgegen tritt.

Als Gabriele ſich von ihrer Beſtürzung erholte und den geſenkten Blick zu erheben wagte, ſah ſie ſich in einem einfach, aber im feinſten Geſchmacke ausmöblirten Boudoir. Die edle ſchlanke Geſtalt der Bewohnerin deſſelben ſtand mit einem ältlichen Herrn in halb geiſtlicher Tracht, in welchem Gabriele den Beichtvater der Frau von Maintenon, den Abbé Gobelin, vermuthete, im leiſen Zwiegeſpräche begriffen in einer Fenſterniſche. Beide kehrten ihr den Rücken zu und ignorirten ihre Gegenwart, welche die dienſtthuende Kammerfrau angezeigt hatte. Dies gab Gabrielen Zeit, ſich völlig zu ſammeln und einen prüfenden Blick in dem Zimmer umherzuwerfen. Von jenem tauſendfältigen Tand, jenen zierlichen unnützen Nippes, wie der verdorbene Geſchmack der Zeit dergleichen ſelbſt erzeugte und aus dem Oriente einführte, um die Gemächer vornehmer Frauen auszuſchmücken und ihre laſcivdevoten armen Geiſter zu unterhalten, war nichts im Boudoir der Frau von Maintenon zu ſehen, zum Beweis, daß ihre Gedanken ſich nicht mit ſolchen niederen Gegenſtänden beſchäftigten, ihr geläuterter Geſchmack keinen Gefallen an dieſen Spielereien fand. Ein mächtiges Crucifix, das in erſchreckender Nachahmung der Natur an der Wand über einem Betſchemel hing, zeigte deutlich genug, welche Geiſtesrichtung die Herrin dieſer Räume verfolge. Eine kleine Sammlung in ſchwarzen Saffian und Sammt eingebundener Bücher, offenbar religiöſen Inhaltes, auf einem niedlichen Repoſitorium aufgeſtellt, vervollſtändigte dieſen frommen Zimmerſchmuck.

Jetzt wandte ſich Frau von Maintenon, noch im Geſpräche mit dem Abbé, und ließ ihr großes ſchwarzes Auge ruhig über Gabrielen hingleiten. Unwillkürlich ſenkte dieſe den Blick vor der ſtillen gewaltigen Macht dieſes Auges; und ein Rückfall ihres vorigen bänglichen Zuſtandes trat wieder ein.

Die Unterhaltung der Beiden war jetzt geendet, und mit dem gewinnendſten Lächeln trat die bigote Freundin des Königs auf Gabriele zu, während Abbé Gobelin ſeinen Platz am Fenſter behauptete.

„Haben wir euch wieder, kleiner Wildfang? Ei, was das für Streiche macht!“ redete die einflußreiche Dame mit gewinnender Würde und faßte freundlich die Hand Gabrielens, die vor Ueberraſchung wegen dieſes unerwartet gütigen Empfanges eigenthümlich bewegt war. „Aber wie ſchön ihr geworden ſeid, mein Kind! Der Aufenthalt in der Provinz iſt euch vortrefflich bekommen. Apropos, in welche Landſchaft unſeres ſchönen Frankreichs hattet ihr euch zurückgezogen?“

„Ich war in Languedoc, Madame.“

„Ein herrliches, fruchtbares Land, dem der Allmächtige ſeinen Segen in reichem Maße zukommen läßt, obſchon viele Unwürdige darin wohnen. Doch wie ſagt die Schrift, Abbé. Der Herr läßt ſeine Sonne aufgehen —?“

„Denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte“, ergänzte der Abbé mit einer Stentorſtimme, die eher geeignet ſchien, eine Kompagnie Soldaten zu kommandiren, wie ſie früher in der That gethan, als Bibelſprüche herzudeklamiren.

Ein bitteres Lächeln ſchlich ſich auf Gabrielens Lippen; ſie kannte dieſen Ausſpruch des Evangeliſten und hatte ihn im Hauſe der Pflegeeltern zu Alais oft gehört, freilich in anderer Anwendung und nicht mit Weglaſſung des Vorderſatzes, der den Menſchen die Feindesliebe gebietet, da auch der allgütige Vater die Böſen und Ungerechten mit ſeinen Segnungen wie die Guten überhäuft.

„Ja“, fuhr Frau von Maintenon fort, „dieſe Häreſie iſt noch ein ſchwarzer Flecken auf Frankreichs Ruhme und ein Gegenſtand großen Kummers für unſeren vortrefflichen König, und alle Seelen, die von Verehrung zu ihm und für Frankreichs Wohl erglühen. Zwar iſt in jüngſter Zeit viel zu unſerer Beruhigung in dieſer Hinſicht geſchehen, und die Autorität der Kirche und des Königs hat in jenen Gegenden wackere Stützen an dem erleuchteten Biſchof Flechier, an dem wackeren Marſchall Noailles und an meinem werthen Freunde Basville, aber dennoch giebt es noch viele verſteckte Gemüther, die ihren Irrthum nicht einſehen, die Wahrheit auf Seite der Kirche nicht anerkennen wollen.“

„Das iſt eben die Argliſt des Teufels, die die Unſeligen verblendet", donnerte Abbé Gobelin dazwiſchen.

„Ihr habt Recht, Abbé", fuhr Frau von Maintenon mit ſanfter Stimme fort, in deren Tone etwas von wehmüthiger Rührung durchzitterte. „Gerade der Anſchein von Wahrhaftigkeit, den dieſe Irrthümer an ſich tragen, macht ſie erſt recht gefährlich. Die Unglücklichen vertrauen mit bedauernswerther Hartnäckigkeit dem trügeriſchen Schimmer, dem Irrlichte der Vernunft, und büßen dabei ihr zeitliches und ewiges Heil ein. Wohl denen, die ein barmherziger Gott gewürdigt hat", ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu und ſchlug die Augen fromm zur Zimmerdecke auf, „bei Zeit noch zu erkennen, daß ſie im Irrwahne befangen waren, und von Gott und den Heiligen begnadet werden, denſelben wieder gut zu machen."

Der Abbé hatte die Hände gefaltet, da er ſeine Beichttochter ſo fromm reden hörte; Gabriele hielt die Augen niedergeſchlagen, als ſchäme ſie ſich vor Frau von Maintenon.

„Nun ſagt mir", fuhr dieſe, die ſich von ihrer Extaſe erholt hatte, zu fragen fort; „wie kommt ihr dazu, liebes Kind, mitten im Winter, und wenn ich euere vortreffliche Frau Mutter recht verſtanden habe, eigentlich ohne direkte Einwilligung euerer Eltern, einen Beſuch in der Provinz zu machen?"

Gabriele warf einen erſtaunten Blick auf die Fragerin; wußte dieſe den Grund ihrer Flucht wirklich nicht, oder ſtellte ſie ſich nur ſo? Auf jeden Fall hin beſchloß ſie die Wahrheit zu ſagen. Sie erzählte demnach in den vorſichtigſten Ausdrücken ihren Zwieſpalt mit der Mutter, der aus der parteiiſchen Hintanſetzung der jüngeren Kinder zu Gunſten des muthmaßlichen Erben hervorgegangen ſei und wie derſelbe mit ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe geendigt, um ſich der Einſperrung in einem Kloſter zu entziehen.

Frau von Maintenon hatte mit einem zerſtreuten Lächeln dieſen Bericht vornehmen häuslichen Elendes angehört. Als Gabriele ſchwieg, ſagte ſie: „O, daran erkenn' ich meine gute Derval! Ihr werdet dieſe Frau als Mutter mehr und mehr ſchätzen lernen, wie ich ſie als treue Freundin bewährt gefunden habe. Dieſe aufopfernde Mutterliebe, die in gleicher Weiſe lebhaft für das ewige und zeitliche Wohl der geliebten Kinder beſorgt iſt, dieſes ſtete Sorgen und Bangen um das Wohl der Angehörigen, um den Glanz und die Repräſentation der Familie; es hat etwas zu Rührendes. Nicht wahr, lieber Abbé?“

Gabriele war blaß vor Schrecken geworden über dieſe ungeheuere Lüge, die ihr ſo ſchamlos ins Geſicht geworfen wurde. Frau von Maintenon bemerkte das.

„Nicht erſchrecken, mein liebes Kind!“ ſagte ſie begütigend mit allem Zauber berückender Liebenswürdigkeit, die ihr ſo reichlich zu Gebote ſtand. „Gewiß, euere gute Mutter ging etwas zu weit in ihrem heiligen Eifer. Ins Kloſter ſollt ihr mir nicht; dafür laßt mich ſorgen. Es wäre in der That ein zu großer Verluſt für die Welt, wenn ſo viel Jugend und Schönheit in einer einſamen Zelle verbleichen ſollten. Ueberlaſſen wir das Herzoginnen, die ſchwer geſündigt haben und harter Buße bedürfen. Nicht wahr, lieber Abbé?"

Auch Gabriele war inſoweit mit den Verhältniſſen des Hofes bekannt, um die liebloſe Anſpielung auf des Königs ſchöne und edele Geliebte, die Herzogin von La Vallière, zu verſtehen, die nach dem Verluſt von Ludwigs Herzen den Schleier in einem Karmeliterkloſter genommen hatte.

„Ein frommes Gemüth", fuhr Frau von Maintenon fort, „ſollte ich meinen, findet erſt eigentlich in der ſündigen Welt ſeinen Wirkungskreis. Die das Gute und Rechte erkennen, aber zu ſchwach ſind, den Lockungen der Sünde zu widerſtehen, bedürfen eines ſtärkenden, ermuthigenden Vorbildes, die Verblendeten der warnenden, die Verſtockten der ſtrafenden Stimme. Ach, es iſt etwas Herrliches um einen ſolchen himmliſchen Beruf!"

„Welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht", perorirte der Beichtvater.

„Recht, lieber Abbé", erwiederte die Beichttochter mit einem verbindlichen Blick gegen den prieſterlichen Schmeichler. „Apropos", wandte ſie ſich zu Gabrielen, „wie hieß der Edelmann in — ſagtet ihr nicht: Languedoc — bei dem ihr einige Monate in ländlicher Abgeſchiedenheit verlebt habt? Jedenfalls ein Verwandter euerer Familie?"

Gabriele gerieth in Verlegenheit, da ſie auf dem

Punkte ſtand, entweder eine Lüge oder eine Sottiſe ſagen zu müſſen, die jedenfalls viel verderben mußte. Aber in ihrer größten Noth trat zum Glück der Kammerdiener der Frau von Maintenon ins Zimmer und meldete den Marquis von Louvois, der im Auftrage Seiner Majeſtät um die Gunſt einer Unterredung nachſuchte.

Ein Lächeln der Befriedigung glitt über das Geſicht der frommen Dame.

„Der Herr begehrt meiner geringen Dienſte,“ ſagte ſie demüthig zu Gabrielen. „Habt die Güte, mein liebes Kind, in dieſes Nebenzimmer zu treten; mein guter Abbé wird euch ſogleich Geſellſchaft leiſten.“

Gabriele befolgte die Aufforderung und trat in ein Gemach, das noch einfacher ausgeſtattet war wie das Hauptzimmer. Heiligenbilder und Martyrien dienten auch hier als Schmuck der Wände. Gabriele hatte vollkommene Muße ſich ſowohl in ihrem Aufenthaltsorte zu orientiren als auch über ihre Situation nachzudenken, die ſchnell ihre Aufmerkſamkeit von der Betrachtung des Zimmers abzog. Vor allem peinigte ſie die Unklarheit, in welcher ſie über das Benehmen der Frau von Maintenon war. Hatte Roger ſie unabſichtlich getäuſcht in ſeinem Berichte über die Schritte, welche Frau von Derval zur Habhaftwerdung ihrer Tochter gethan? Hatte dieſe ſelbſt ihren Sohn irre geführt im Bezug auf das was geſchehen ſolle, um ihn und Gabrielen durch das Schreckbild einer ſtrengen Züchtigung gefügig zu machen? Oder hatte ſie, wie Roger den Fall darſprechen? Es ſollte Ihr Schaden nicht ſeyn, Frau Heyſe!“ Und bedeutungsvoll klapperte er mit Geld in der Weſtentaſche.

Aber die ehrenfeſte Haushälterin blies ſich auf, wie ein welſcher Hahn, und ſchrie: „Wie kommen Sie mir vor, Herr Doctor? Mich zum Verrath an meiner Herrſchaft verführen wollen! Da ſieht man ja, was die Herren vom I für ein ſaubres Völkchen ſind! Nein, Herr Doctor Mai mit dem I, wir können nicht gute Freunde werden; denn auch ich führe ein Y in meinem ehelichen Namen, und mein Mann würde ſich im Grabe umwenden, wenn er vernähme, daß ich mit einem Ypſilonsfeind gute Freundſchaft hielte. Und mit der Liebe zu unſrer Jungfer iſt es auch aus. Daß die nicht Ihre Frau wird, dafür iſt in allen Kirchen gebetet. Laſſen Sie ſich das nur vergehen. Weder öffentlich, noch heimlich ſollen Sie ſie ſprechen, dafür will ich ſchon ſorgen. In dieſem Hauſe haben Sie ferner nichts mehr zu ſuchen, wo Sie auf lauter Ypſilon ſtoßen, die Ihnen ſo ſehr verhaßt ſind. Herr Tyll May hat, als Haupt des Hauſes, zwei Y im Namen; Herr Meyer hat eins; meine Wenigkeit iſt ſtolz darauf, eins zu haben. Mary May hat als Tochter geſtellt, wirklich ihrer Leidenſchaft nachgegeben und ihr Verhältniß zu der mächtigen Freundin zur Befriedigung ihres unmütterlichen Rachegefühls gegen die Tochter benutzt? Aber welchen Grund konnte dann die Favorite haben, alle dieſe Inſinuationen der Mutter zu ignoriren und gegen die „ſchuldige" Tochter ein Benehmen anzuwenden, wie es einer Perſon gegenüber erklärlich und ſtatthaft war, deren Wohlwollens ſie ſich verſichern wollte? Das alles waren Räthſel, die ſich Gabriele nicht zu löſen vermochte, und die ſie nicht wenig beunruhigten. Sie fühlte mit Schaudern, daß ſie auf einem glatten Boden ſtand, der keine geſicherte Stellung zuließ, und dem Unerfahrenen jeden Augenblick mit Fall bedrohte. Und unerfahren war ſie, ja zu ihrer Ehre ſei es geſagt, ſie war einfältig im ſchönen Sinne des Wortes. Sie war nicht vor der offenen friſchen Gefahr erblichen; muthig war ſie den Straßenräubern im Kampfe gegenüber getreten, mit kühner Entſchloſſenheit hatte ſie das ſcheußliche Werk eines fanatiſchen Prieſters zerſtört; aber vor dem blaſirten hinterliſtigen halb zerſtreuten Lächeln, vor jenen ungewiſſen Blicken, vor den freundlichen, lauernden Halbworten der Frau von Maintenon bebte ſie. Unwillkürlich entrang ſich ihrer Seele ein heißes Gebet ohne Worte zum Höchſten, ein ſtilles Gelübde, den Weg der Wahrheit zu wandeln, zwar mit Klugheit und Vorſicht, aber ohne Falſch, und feſt dem Ziele nachzuſtreben, welches das Schickſal ſelbſt ihr vorgeſteckt zu haben ſchien. Vielleicht war von dieſen Zimmern nie zuvor ein ſo brünſtiges Gebet zum

Himmel aufgeſtiegen. Gabriele wurde ruhiger, wie dies ſtets geſchieht, wenn wir unſere kleinen menſchlichen Sorgen der Vorſehung anheimgeſtellt, ſie mit dieſer identificirt haben. Heitere Bilder ſtiegen vor ihrer Seele auf. In ihre Erinnerung trat die freundliche liebevolle Geſtalt ihres Lehrers Benoit; ſie meinte, ſein kluges wohlwollendes Auge auf ſich gerichtet zu ſehen, ſeine Worte voller Güte, Menſchlichkeit und Lebensweisheit zu vernehmen. Ach, wenn er jetzt nahe wäre und ihr rathend zur Seite ſtände! Mit einem aus Trauer, Wehmuth und Freude gemiſchten Gefühle dachte ſie an ihre Pflegeeltern und Geſchwiſter in Alais und an den armen Job! — Ach, wenn er ſie jetzt ſähe, der gute, treue, ehrliche Burſche! Was dachten die wackeren Leute von ihr? In welchem Lichte mußte ſie ihnen erſcheinen, da ſie ſo plötzlich und gewaltſam, ohne Aufklärung, ohne ein Wort der Verſtändigung vom Schickſale aus ihrem Kreiſe hinweggerafft worden war? Sie wünſchte ſie wieder zu ſehen, um ihnen ihr Herz offen darzulegen, woran ſie vordem durch einen böſen Dämon verhindert worden war, und dann froh und als Freundin von ihnen zu ſcheiden. Ja, ſelbſt in dieſem Augenblicke, wo ſie die ganze Bitterkeit höfiſchen Truges und ihrer unſicheren Lage durchgekoſtet, war ſie ſich doch klar bewußt, daß eine Vereinigung für das Leben mit jenen guten und beſchränkten Leuten für ſie unmöglich ſei. Wie deutlich erkannte ſie jetzt Benoits Scharfblick, der ſie ſo dringend vor dem Herniederſteigen in jene Sphäre gewarnt, und ihr den ihr gehörigen Beruf, in den höheren Regionen für Gott und Menſchenthum zu wirken, klar vorgezeichnet hatte!

Gabriele wurde in der Verfolgung dieſes Ideenganges durch das Eintreten des Abbé Gobelin verhindert.

„Ich hoffe, ihr habt euch mein Ausbleiben nicht lang werden laſſen,“ ſagte er, das gegen Erwarten dauerte. „Der Anblick der Leiden und Belohnungen dieſer heiligen Männer und Frauen,“ er wies dabei auf die Bilder und Darſtellungen der Heiligen und ihrer Martyrien, die an den Wänden hingen, „wird euch jedenfalls beſſer unterhalten haben, als deren unwürdiger Nachfolger.“

Das junge Mädchen erwiederte nichts auf dieſe beſcheidene Ausſage, da ihr die Vorſtellung, ſie ſolle ſich mit den abſcheulichen Kreuzigungen, Köpfungen, Geißelungen der Märtyrer überhaupt und dann noch beſſer unterhalten als mit einem Menſchen, ſonderbar genug erſchien. Während ſie noch bemüht war, den komiſchen Eindruck der Worte des Abbé's zu bekämpfen, ließ ſich ein leichtes Klopfen an der Thür vernehmen, und der Beichtvater verſchwand mit einem „Entſchuldigt, Fräulein!“ durch dieſelbe.

Abbé Gobelin war Kavalleriekapitän geweſen. Man weiß nicht, ob er durch ein äußeres Ereigniß wie St. Martin, Loyola und andere kanoniſirte Haudegen, dazu gebracht wurde, den Kriegsrock mit dem Prieſterkleide zu vertauſchen, oder ob ihm die Anregung von innen herauskam; genug, er wurde Doktor der Sorbonne.

Da er die Welt nur ſeines Seelenheiles wegen verlaſſen, und wußte, wie gefährlich dieſem das Studium war, ſo trachtete er, eingedenk des Spruches: Jeſum lieb haben iſt beſſer denn alles Wiſſen, mit Verzichtleiſtung auf das Licht, welches das Studium gibt, einzig nach dem Lichte der Gnade. Er beſſerte ſeine Sitten, paßte ſie ſeinem Stande an und wurde ein vollkommener Clericus, der mit dem Eifer des Prieſters die Offenheit des Soldaten vereinigte und ſich durch ſeine Strenge einen Namen machte. Er trieb die chriſtliche Einfalt, die der Argliſt ſo oft als Maske dient, ſo weit, daß man geneigt war, ihn für einen Dummkopf zu halten. Er würdigte ſich aus Demuth herab und ſchwatzte Unſinn aus Gewiſſensſcrupeln. Trotz aller Frömmigkeit und göttlichen Erleuchtung hegte Abbé Gobelin eine ausnehmende Verehrung für irdiſche Größe, eine entſchiedene Vorliebe für Rechtshändel und das volle Mißtrauen eines unruhigen intriguanten Geiſtes. Er proceſſirte, predigte und kroch ſein ganzes Leben. Dabei ſtrebte er immer nach Vollkommenheit und verlangte von ſchwachen Sterblichen Rieſenſchritte. Leute, die nur Schlaffheit liebten, beſchuldigten ihn, daß er alles übertreibe. Er ächtete die harmloſeſten Vergnügungen, verordnete ein Leben ſteter Kaſteiung und hielt es für ſicherer, die Leidenſchaften zu zerſtören als zu regeln. Dies war der Mann, der vor zwanzig Jahren Madame Scarron, die geiſtvolle Witwe von Frankreichs ſpaßhafteſtem Schriftſteller, den philoſophiſchen Schöngeiſt, vor den Augen der Welt zur Frömmigkeit bekehrt hatte, und ſeitdem ihr geiſtlicher Berather weder zu ihrem noch ſeinem Nachtheile geweſen war.

Gabriele befürchtete, als der Abbé wieder erſchien, er werde die Unterhaltung über ihren Aufenthalt in Alais fortſetzen, allein ihre Beſorgniß war ungegründet. Andere wichtigere Dinge mußten ſeine Seele beſchäftigen, denn er ſchritt einigemal ſchweigend im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich vor Gabrielen ſtehen und ſchaute ihr gerade ins Geſicht.

„Sagt mir gefälligſt, Mademoiſelle, kennt ihr die Familie Rochechouart? Die Marquiſe von Montespan mit ihren Geſchwiſtern?“ fragte er.

„Ich habe nie die Ehre ihrer näheren Bekanntſchaft gehabt,“ erwiederte Gabriele, etwas erſtaunt über dieſe Frage.

„Aber man kennt euch? Ihr habt die unheiligen Feſte und Bälle am Hofe beſucht?“

„Nach meiner Vorſtellung bei Hofe am neuen Jahre genoß ich die Auszeichnung, zwei oder dreimal zu den Feſtlichkeiten bei Hofe gezogen zu werden.“

„Hm,“ ließ ſich der Abbé vernehmen und ſchritt wieder ſchweigend durch das Zimmer. „Man hat euch durch das große Vorzimmer hierher geführt, Mademoiſelle, nicht ſo?“

Gabriele bejahte, neugierig, was dieſe Prüfung eigentlich bezwecken ſolle. Die ſonderbare Unterhaltung fand jedoch ein Ende, indem Frau von Maintenon die Thür öffnete und hereinrief: „Kommt, meine Tochter und ihr, Abbé; wir ſind wieder unter uns.“ Als Gabriele in das erſte Zimmer zurückkehrte, fand ſie die Dame nicht allein, wie ſie erwartet hatte, ſondern in ihrer Geſellſchaft noch eine zweite ältere, mit einem eigenthümlichen Ausdruck ſich beſchränkender Genügſamkeit im Geſichte, welches ihr bekannt vorkam. Ein koſtbarer Roſenkranz hing an ihrer Seite herunter.

„Die Frau Herzogin von Arpajon, eine Freundin von mir und euerer Mutter,“ ſagte die Inhaberin des Zimmers zu Gabrielen, „die auch ihr gewiß bald als ſolche erkennen werdet.“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte die alte Dame ſtatt Gabrielens, die ſich ſtumm verneigte, und fuhr fort dieſe mit neugierigen Blicken zu muſtern.

Der Kammerdiener trat ein und übergab dem Abbé ein Päckchen zuſammengefalteter Schreiben. Es waren Bittſchriften armer Hülfsbedürftiger und vornehmer Gunſt- und Stellenjäger an die Freundin des Königs. Die letzteren, an den adeligen Siegeln kennbar, behandelte der geiſtliche Berather mit großer Rückſicht; die erſteren, von denen die meiſten offen waren, mit unverhohlener Geringſchätzung; einige der Papiere ſteckte er geradezu in ſeine Taſche. Darauf ergriff der Hochwürdige eine Liſte der von der Großmuth ſeiner Beichttochter Unterſtützten, durchlas ſie aufmerkſam und ſtrich einige Namen aus.

„Die Frechheit dieſer Ketzer geht zu weit,“ ſagte er. „Statt ihren Unglauben als Grund ihres Unglückes anzuſehen, berufen ſie ſich, um Mitleid zu erwecken, auf die unſelige Periode eueres Lebens, wo auch ihr noch im Irrthume befangen waret, Madame."

„Streicht ſie aus, die Schamloſen!" rief die Angeredete hart. „Selbſt verſchuldetem Unglück iſt meine helfende Hand verſagt. Jaques," wandte ſie ſich an den Kammerdiener, „Ihr werdet künftig keine derlei Geſuche mehr annehmen; der Herr Abbé wird die Güte haben, euch die betreffenden Perſonen zu nennen. — Habt ihr meinen Wagen befehlen? — Nun, liebe Herzogin, ich bin bereit; ich denke, unſer Barmherzigkeitsverein wird heute recht ſtark beſucht ſein, nachdem unſer vortrefflicher Hebert, am letzten Sonntage, ſo herrliche Worte darüber geſprochen hat. — Meine liebe Tochter," wandte ſie ſich zu Gabrielen; „wie unendlich bedauere ich, mich euerer Geſellſchaft nicht länger erfreuen zu können, aber meine höhere Pflicht, die Pflicht der Chriſtin, ruft mich. Jaques, ihr werdet dieſer Dame ein Zimmer anweiſen. Morgen werde ich das Vergnügen haben, euch wieder zu ſehen."

Sie machte eine graziöſe Handbewegung; Gabriele verneigte ſich tief und folgte dem voranſchreitenden Diener.

3.

Ein Amt mit Nebengeſchäften.

Das Lever war eben vorüber. Mit dem geſenkten demüthigen Blick, dem Ausdruck ſeiner Bigoterie, den er ſeit einigen Jahren angenommen hatte, durchſchritt König Ludwig ſeine Gemächer im Schloſſe zu Verſailles, um ſich zu ſeiner frommen Freundin zu begeben, welche unter ihm wohnte.

Madame Françoiſe Scarron, geborene d'Aubigné, oder wie ſie ſich lieber nennen hörte, Frau von Maintenon, ſaß an einem Fenſter ihres Boudoirs; eine würdevolle, impoſante und dabei reizende Geſtalt. Ueber die ganze Figur war jener Zauber der Ueberreife ausgegoſſen, der einen ſo gründlichen Kenner weiblicher Schönheit ſchon allein hätte feſſeln müſſen, auch wenn ſich mit ihm zu dieſem Zwecke nicht noch andere Reizungen verbunden hätten. Alles was ohne Jugendfriſche ſchön ſein kann, war es auch an ihr; die Hände und Arme vollkommen; der untere Theil des Geſichtes von großem Liebreiz; der Wuchs majeſtätiſch, wie ihn keine Frau am Hofe hatte; die Augen ſo lebendig und feurig, daß man errieth, was ſie ſagen wollte; ihr Lächeln ſo bezeichnend, daß man errieth, was ſie geſagt hatte; das Geſicht von einer ſo blendenden Weiße und ſo geiſtvoll, daß die Flammen aus dem Schnee hervorzukommen ſchienen. Indeß lag in ihren Zügen viel erkünſtelte Ruhe, die ſich wie Spannung ausnahm und ihnen etwas Kaltes und Peinliches gab. Der gütige Ausdruck des Auges verſöhnte wieder in etwas mit dieſem empfangenen Eindruck. Dazu nun die feinſte Berechnung und Kenntniß, was die Natur verloren hatte, durch Kunſt zu erſetzen, durch die Grazie, die an kein Alter gebunden iſt, und durch tauſend Kleinigkeiten, deren jede doch weſentlich zur Wirkung des Ganzen beiträgt. Der Anzug der Frau von Maintenon war ſehr einfach, aber elegant. Keine lebhafte Farbe, kein Schmuck störte den harmoniſchen Eindruck ihrer Erſcheinung. Auch jetzt war ſie wie faſt immer halbverſchleiert, ſei es aus Furcht, ſich den Blicken zu ſehr auszuſetzen, oder weil ſie ſo mehr Grazie hatte. Die Farbe ihres Kleides war braungelb, die ſie als den Teint und das Feuer ihrer großen ſchwarzen Augen günſtig hervorhebend beſonders liebte. Ihr Gewand ſchloß ſich am Halſe eng an und verdeckte züchtig jede Form des Buſens. Ebenſo fiel eine Spitzenhaube in leichten Falbeln über ihre hohe gebieteriſche Stirn. In der Hand hielt ſie ein Gebetbuch mit ſilbernen Ecken und Schloß aufgeſchlagen, worin ſie andächtig zu leſen ſchien, doch flogen ihre Blicke zuweilen über den Rand des Buches hinaus nach einem ſchmächtigen Jüngling von ungefähr ſechzehn Jahren in auffallend prächtiger Kleidung, deſſen ſchönes, mit ein paar boshaften Zügen verſehenes Geſicht und gezwungene Haltung die größte Langeweile ſeiner Seele kundgab. Ungeduldig trommelte er leiſe an der Fenſterſcheibe, durch die er in die Gartenanlagen hinabblickte. Es war dieß der Herzog von Maine, ein Sohn des

Königs und der Marquiſe von Montespan, den Madame Scarron mit ſeinen beiden jüngern Geſchwiſtern erzogen, und wodurch ſie ſich dem Könige zuerſt empfohlen hatte.

„Herzog,“ ſagte die Dame, ihr Gebet wieder unterbrechend, endlich ſtrenge, „legt die Miene euerer übeln Laune ab, der König wird ſogleich hier erſcheinen, damit man nicht Urſache hat, ihm zu ſagen, welch' ein ungehorſames Kind ihr ſeid.“

Der junge Herzog warf die Lippen trotzig auf, trommelte noch ſtärker und ſagte dann im ärgerlichſten Tone faſt weinend „Werdet ihr mir beim König die Erlaubniß mit St. Julien nach Paris zu gehen auswirken oder nicht?“

„Liebes Kind,“ verſetzte Frau von Maintenon mit einem ſanften Tone, aber der Prinz, der ſie kannte, hörte, daß es ein erzwungener war, „der König wird das nimmermehr zugeben. Paris iſt ein Ort der Verderbniß, das habe ich euch ſchon hundert Mal geſagt, und ihr ſeid noch zu unerfahren, um allen Fallſtricken, die man euch dort legen würde, ausweichen zu können. Ihr fühlt, welch' eine ſchwere Verantwortlichkeit ich, die ich die innigſte Mutterliebe vorzüglich zu euch trage, Herzog Louis, durch die Erlaubniß zu dieſem Beſuche auf mich laden würde. Wollt ihr, daß ich mich zu todt härme, während euerer Abweſenheit? Und dieſen Offizier St. Julien, von dem ihr mir ſeit einigen Wochen mit ſo viel Wärme und Anhänglichkeit ſprecht, ich kenne ihn nicht; ich weiß nicht, ob ich ihm den Liebling meiwieder zwei, und Henry als Diener wieder nur eins. Sonach finden Sie hier ſieben Ypſilon. Hüten Sie ſich vor der böſen Zahl!“ Mit dieſen Worten ging das unverſchämte Weib von dannen. Der Doktor packte ärgerlich ſeine Sachen zuſammen und ging, um ſich nach einer neuen Wohnung umzuſehen. Sobald er dieſe gefunden, ließ er ſeine Habſeligkeiten dorthin bringen, und wollte er auf dem Comptoir vom Onkel Abſchied nehmen. Herr Meyer trat ihm aber freundlich entgegen und verſicherte: der Herr Senator wolle den Neffen durchaus nicht wieder ſehen und habe, deſſen Beſuch befürchtend, ſich wegbegeben; laſſe auch den Herrn Doktor Mai mit dem J höflichſt erſuchen, ſich niemals zum Herrn Senator May mit dem Y zu verfügen, ſintemal das Y platterdings ferner nichts mehr mit dem J zu thun haben wolle.

Der Doktor entfernte ſich lächelnd. Es that ihm ſehr wehe, auf dieſe Weiſe aus dem Hauſe eines Mannes verwieſen worden zu ſeyn, den er in ſo vieler Hinſicht hochſchätzte, den er als zweiten Vater lieben gelernt hatte. Er war mit dem Vorſatz gekommen, nachzugeben, ſo weit es nur möglich, in Betracht des Kummers, welchen die arme Mary nes Herzens anvertrauen darf. Warum kommt der junge Mann, dem ihr ſo viel Intereſſe zeigt, nicht, ſich mir vorſtellen zu laſſen? Iſt er zu ſtolz oder zu ſchüchtern? Was auch die Urſache ſei, ſein Benehmen gefällt mir nicht. Wie ſoll ich wagen, dem Könige etwas von euerm Vorhaben zu ſagen, zu deſſen Unterſtützung mir weder Kopf noch Herz etwas eingeben?“

„Dafür könnt ihr euch verſtellen,“ rief der junge Herzog boshaft. „Und ich will mit St. Julien nach Paris, und ihr müßt mir die Erlaubniß dazu auswirken, Maman, oder“ — hier wurde ſeine Stimme gedrückt und ziſchend, und ſein Auge nahm den lauernden Ausdruck einer Katze an — „ich gehe heute noch nach Meudon an den Hof von Monſeigneur, wo ich mit offenen Armen aufgenommen werden werde. Denn ihr müßt wiſſen, daß man mir geſagt hat, ihr ſtrebtet danach, die Gattin des Königs zu werden, und daß kein Prinz von Frankreich mit Ehren bei euch bleiben könne. Zur rechten Zeit aber iſt mir eingefallen, daß ich Louis Auguſt von Bourbon, Prinz von Frankreich bin.“

Dem Schoße der Frau war das Gebetbuch entglitten und zu Boden gefallen von der unwillkürlichen Bewegung des Schreckens, die ſie während der letzten Worte des Herzogs gemacht.

„Louis!“ rief ſie erſchüttert, „das könntet ihr? Ihr mein Liebling könntet mich verlaſſen, dem der König durch meine Vorſorge alle Liebe zuwendet?“

Der Prinz lächelte ihr hämiſch zu. In dieſem Augenblicke ging die Thür auf und der König trat herein. Zugleich war im Geſichte der Dame wieder Alles in der alten Ordnung; ſie erhob ſich, den Monarchen zu empfangen; und der Herzog, ein würdiger Schüler ſeiner Erzieherin, beeilte ſich mit den freundlichſten Mienen, das Gebetbuch aufzuheben und ihr zu überreichen.

„Wie habt ihr geſchlafen, Franziska?“ fragte der König mit ungewöhnlich warmer Theilnahme.

„Geſchlafen, Sire?“ ſagte ſie mit einem Seufzer und ein paar Thränen ſchwammen in ihren ſchönen Augen. „Von Haß verfolgt, geſchmäht, verläumdet, von aller Welt verkannt, bringe ich meine Nächte jetzt meiſt ſchlaflos zu und flüchte mich in die Arme meines mich allein kennenden und liebenden Gottes. Ja, Sire, ich habe auch dieſe Nacht zum Herrn des Himmels und der Erde inbrünſtig gebetet, ich habe alle Heiligen um gütige Fürſprache angeflehet für das dauernde Wohl des beſten, des mildeſten und ebenfalls verkannten Königs; ich habe gebetet, Gott möchte euer Herz endlich bewegen, daß ihr mich der ſchwierigen Lage, die mich allen Pfeilen des Haſſes blos ſtellt, entheben und mir erlauben möchtet, mich in ein Kloſter zurückziehen zu dürfen, um ganz ungeſtört für meinen königlichen Freund und Wohlthäter beten zu können.“

Des Königs Auge ruhte mit Wohlgefallen auf den ſchönen bleichen Zügen der Frau, die ſo deutlich das Gepräge der Seelenleiden und der frommen Begeiſterung trugen.

„Was iſt geſchehen, Franziska, das dieſen neuen Sturm auf mein Herz veranlaßt?“

„Sire, euere Kinder — Gott mag ihnen ihre Handlungsweiſe gegen Ew. Majeſtät vergeben, mir kömmt es nicht zu, ſie zu tadeln, aber ich muß zu meinem unausſprechlichen Schmerz täglich hören, daß man mich als die Urſache der unſeligen Spannung im königlichen Hauſe bezeichnet, mich, die ich ſtündlich des Himmels beſten Segen auf dieſes Herrſcherhaus herabflehe, die ich auf Erden nichts wünſche als Friede und Gottesfurcht, Liebe zu Gott und dem König, dem beſten Herrn. Sire, entfernt die vermeintliche Urſache jener Spannung, gönnt mir die ſüße Befriedigung als Sühnopfer zu weichen, damit Verſailles und Meudon ſich nicht ferner ſo kalt gegenüber ſtehen.“

Euere wiederholten Bitten erhöhen nur meine Hochachtung vor euerm Herzen, Madame; aber ich werde mich nie entſchließen, gewiſſer Leute wegen, die da meinen, meine Liebe wäre kein freies Geſchenk, ſondern eine nothwendige Pflicht, die nicht erwiedert zu werden brauchte, dieſes edle, große Herz, das einzige, das mich wahrhaft liebt, grauſam von mir zu ſtoßen, und mein eigenes Herz, das der Liebe jetzt noch weit mehr bedarf, als ſonſt, weil es matter zu ſchlagen angefangen hat, in eine troſtloſe Einſamkeit hinein zu quälen. Franziska, laßt uns Gott bitten, daß er dieſen Kelch von uns nehme! Ich habe viel Sünden abzubüßen; ich muß täglich beten: Herr, ſiehe nicht an die Sünden meiner Jugend um deiner Barmherzigkeit willen! Wer hilft mir tragen, büßen, beten? Ihr, Franziska. Ich kann euch nicht entbehren, wenn ich beſſer werden ſoll. Noch bin ich zu ſchwach, den öden Weg allein zu wandeln. Ihr dürft mich nicht verlaſſen.“

Sie hatte ihn ſanft und unbemerkt zu dem Betpulte gezogen, welches im Hintergrunde des Zimmers ſtand, dort ſank ſie auf die Knie, faltete die Hände zu dem Kruciſix hinauf und vergoß einen Strom von Thränen. Der König kniete neben ihr und betete ebenfalls, doch glitten zuweilen ſeine Blicke mit ſichtbarem Wohlgefallen, ja mit einer Beimiſchung von lüſterner Begehrlichkeit über ihre volle Geſtalt.

„Gott gibt mir Kraft, daß ich das Schwerſte ertrage,“ flüſterte ſie ihm endlich zu, und beide erhoben ſich.

Der fünfzehnjährige Herzog von Maine hatte dieſe Scene nur mit kurzen ſatyriſch lächelnden Blicken betrachtet, ſich übrigens aber mehr mit den Pferden beſchäftigt, auf welchen die Gardeoffiziere über den Hof ſprengten. Jetzt trat er vor und verneigte ſich vor dem König, indem er auf ſeine ehemalige Erzieherin einen bedeutungsvollen ſchier befehlenden Blick warf.

„Was will der Herzog?“ fragte der König ſeine Vertraute.

„Er hat Freundſchaft mit einem jungen liebenswürdigen Offizier von der Garde, Namens St. Julien, geſchloſſen, den ich Ew. Majeſtät Wohlwollen zu empfehlen wage, und wünſcht mit dieſem eine Woche in Paris zubringen zu dürfen. Ich ſtehe nicht an, das Geſuch des Prinzen zu unterſtützen. Veränderung wird ihm wohlthätig ſein, und die genauere Kenntniß der

Hauptſtadt thut ihm Noth. Prinz Louis von Bourbon iſt kein Kind mehr. Der große Geiſt ſeines Vaters regt und hebt die Flügel in ihm, um den Flug in die ihm noch neue Welt zu wagen.“

„St. Julien iſt für ihn ein paſſender Geſellſchafter,“ ſagte der König wohlwollend, „es freut mich, daß der Herzog ſo gut gewählt hat.“

„Ihr kennt den Offizier näher?“ fragte Frau von Maintenon mit Erſtaunen.

„Ich hatte Gelegenheit ihn kennen zu lernen“, verſetzte der König ausweichend. „Obgleich im Süden geboren und aufgewachſen, iſt er doch ein guter Katholik. — Da fällt mir ein, St. Julien iſt aus Alais, wohin ſich euer Schützling, das Fräulein von Derval, geflüchtet. Der intereſſante kleine Tollkopf iſt ja wohl angelangt, einer meiner Diener hat mir davon geſagt.“

„So iſt's, Sire. Geſtern iſt ſie angekommen, und ſchon heute kann ich es wagen, ſie Ew. Majeſtät vorzuſtellen und eurer Gnade mit gutem Gewiſſen zu empfehlen, da ſie ſich weit fügiger und verſtändiger zeigt, als man nach ſolchen Exceſſen erwarten durfte.“

„So iſt ſie wohl nicht ſo ſchlimm, wie ihre Mutter, die Marquiſe, ſie zu ſchildern bemüht war?“

„Ich kenne die gute Marquiſe, eine wackere fromme Dame, die leider nur zu geneigt iſt, die ſchlimmſte Meinung von ihren Nebenmenſchen zu haben, ſollte es ſelbſt ihre Tochter ſein. Nach ihrem Berichte erwartete ich den hartnäckigſten Widerſtand und war auf die heftigſten Stürme gefaßt, und ſiehe, das Kind iſt ſanft, ſieht die begangenen Fehler ein und liefert dadurch den Beweis, daß ſie von der kalten Strenge ihrer Mutter falſch behandelt worden iſt.“

„Aber was hatte das Fräulein mit der Marquiſe eigentlich vor, daß es zu ſolch merkwürdigem Bruche zwiſchen Tochter und Mutter kam? Ich mißtraute den Erzählungen der Marquiſe ebenfalls; gewiß ſeid ihr beſſer unterrichtet.“

„Das Vermögen des Marquis von Derval hat durch allerlei Unglücksfälle bedeutend gelitten, und die Frau Marquiſe ſucht die Reſte deſſelben ungeſchmälert auf den älteſten Sohn zu bringen, um den Glanz des Hauſes ſo viel als möglich zu erhalten. Ueberdies iſt Hilaire, der junge Marquis, ein ausgezeichneter Jüngling, der Liebling ſeiner Mutter. Der jüngere Sohn, Roger, wurde deshalb Malteſerritter, und die Tochter zum Kloſter beſtimmt, damit das himmliſche Theil der Familie auch gehörig vertreten werde. Man kann keinen ſchönern und edlern Plan haben, als die Marquiſe, der den Glanz, die Ehre und die Seligkeit des Hauſes gleich vortrefflich bezweckte. Aber die kleine Gabriele hegte bereits allzuſtarke irdiſche Gefühle. Der junge Graf Carcaſſes hatte ihr zu gefallen gewußt, und es kam zu leidenſchaftlichen Erklärungen zwiſchen Mutter und Tochter. Die letztere ſollte zum Kloſter gezwungen werden, entfloh aber denſelben Morgen dem elterlichen Hauſe, und gelangte nach mancherlei Abenteuern nach Languedoc, wo ſie eine den Abſichten ihrer Mutter entgegenlaufende Verbindung eingegangen wäre, wenn ſie nicht durch einen Zufall entdeckt werden wäre; denn ſchlau genug hatte ſie die Vermuthung zu erregen gewußt, ſie habe den Tod in den Wellen geſucht.“

„Intereſſant! In der That es gehört viel Muth dazu. Das entſchloſſene Kind muß dafür belohnt werden. Da ſie ſich vernünftig zeigt, ſo iſt es billig, daß man ihre Verbindung mit dem Grafen Carcaſſes vermittelt. Doch wünſche ich, daß ſie noch einige Zeit unter euerer Obhut verbleibe, Franziska, und von euern trefflichen Grundſätzen profitire, damit ſie in der Tugend und Frömmigkeit feſt werde und nicht in Gefahr komme, wieder auf Abwege zu gerathen.“

In dieſem Augenblick trat die Kammerfrau der Favoritin herein und flüſterte ihr etwas zu.

„Sie iſt gekommen, um mir die Hand zu küſſen,“ wandte ſich dieſe an den König.

„Sie mag eintreten,“ verſetzte Ludwig. „Ich bin neugierig, einen in ſolcher Jugend ſo entſchiedenen Charakter kennen zu lernen.“

Die Thür ging auf, und Gabriele trat herein. Als ſie den König erblickte, übergoß das herrlichſte Roth ihre zarten Wangen, und ſie ſchlug, ihn nach der üblichen Sitte begrüßend, die Augen, gleichſam von ſeiner Hoheit geblendet, zu Boden. Der König fühlte ſich von dieſer auffallenden Bewegung geſchmeichelt und betrachtete das reizende Mädchen mit dem größten Wohlgefallen.

„Suchet das dauernde Wohlwollen der Frau von Maintenon zu gewinnen, die mehr als eine Mutter für euer irdiſches und himmliſches Heil beſorgt iſt,“ ſagte er gütig zu dem verlegenen Mädchen, „und alles Vorgefallene ſoll vergeben und vergeſſen ſein. Man wird euch dann mit euerer Familie wieder auszuſöhnen ſuchen, und euern billigen Wünſchen gewiß ferner nicht entgegen ſein.“

„Sire, dieſe hohe Gnade —“ ſtammelte Gabriele.

„Macht euch derſelben würdig,“ redete Frau von Maintenon zu ihr, „Ihr ſehet, daß die Majeſtät euch, ſtatt mit Strafen zu belegen, die ihr verdient hättet, mit Gnadenbezeugungen und Wohlthaten überhäuft. Wartet auf euerm Zimmer, bis ich euch rufen laſſen werde, um euch mitzutheilen, auf welche Weiſe die Gnade Sr. Majeſtät über euch verfügen wird. Gehet, mein liebes Kind.“

Der König bewegte die Hand gnädig nach ihr hin; wiederum ergriff Gabriele dieſelbe, um ſie zu küſſen; er überließ ſie ihr mit unverkennbarem Vergnügen. Schon als ſie aus der Thür war, ſah er noch lange nachdenklich vor ſich hin. Frau von Maintenon fixirte ihn einen Augenblick ſcharf; ſie ſchien dieſen Blick zu kennen, und als er ſich zerſtreut empfohlen hatte, ſchüttelte ſie mißbilligend mit dem Kopfe. Der Herzog von Maine beurlaubte ſich mit dem ihm eigenen malitiöſen Lächeln, um mit St. Julien nach Paris zu gehen, und die ſchlaue Witwe Scarrons warf ſich nachdenklich in ihren Fauteuil und überließ ſich ihren nicht freundlichen Gedanken.

„Gewiß, meine Tochter, ihr ſeid ein Glückskind zu nennen," ſagte Frau von Maintenon lächelnd zu Gabrielen, als ſich dieſe einige Stunden ſpäter bei ihr eingefunden hatte; „was begabte und ausgezeichnete Menſchen als das höchſte Ziel mühevollen Strebens anſehen, die Gnade ihres Monarchen zu gewinnen, das wird euch ohne euer Zuthun durch eine Etourderie zu Theil."

„Es wird mein heißes Beſtreben ſein," erwiederte Gabriele aufrichtig, „mich dieſer unverdienten Gnade würdig zu machen und die Laune des Schickſals einigermaßen auszugleichen."

„Ihr ſeid ein würdiger Sprößling des ehrenwerthen Hauſes Derval, deſſen Glieder als bewährte Stützen und hohe Zierden ſtets den Thron umſtanden. Mein Gefühl hat mich richtig geleitet, da ich in euch alle jene heiligen Gefühle der Loyalität vorausſetzte, die vorzugsweiſe die Seelen unſeres Adels beleben ſollten. Leider iſt das nicht ſo. Doch euch, meine theure Tochter, da der rechte Geiſt euch belebt, ſoll die Gelegenheit werden, euere Treue und Ergebenheit gegen den König durch die That zu beweiſen."

„Gebt mir das Mittel, Frankreich und meinem Könige mit meinem Herzblut zu helfen, und ihr macht mich zur Glücklichſten meines Geſchlechtes!" rief Gabriele in ſchönem Enthuſiasmus aus.

Frau von Maintenon ſah ſie einen Augenblick erſtaunt und prüfend an und fuhr dann mit einer gewiſſen Befriedigung fort. „Nicht euer Herzblut verlangt man; man ſtellt nicht ſolche lebenvernichtende Anforderungen an euch, und die Dienſte, die man ſeinem Fürſten mit Blut zahlt, ſind nicht immer die werthvollſten für dieſen. Hört mich denn, mein Kind! Eine ſpätere Erfahrung wird auch euch die traurige Ueberzeugung aufdringen (mögen die Heiligen geben, daß ſie noch lange von euerm warmen jugendlichen Herzen fern bleibe!) daß nur wenige durch die Stimme der Religion und Ehre, wie ſie in uns laut iſt, auf dem Pfade der Pflicht feſtgehalten werden; die meiſten Menſchen verfolgen denſelben nur aus dunklem Inſtinkt, aus Gewohnheit und aus Eigennutz; ſobald ihr Intereſſe von einer anderen Seite her mehr angeregt wird, ſtehen ſie keinen Augenblick an, den gewohnten Weg zu verlaſſen."

„Es iſt ein allgemeines Vorurtheil," fuhr die Dame mit einem tiefen Seufzer fort, an deſſen Aufrichtigkeit man zweifeln durfte, und rückte mit einiger Behaglichkeit in ihrem Fauteuil zurecht; „daß die geſalbten Häupter glücklich ſein müßten; o nein, dem iſt nicht ſo. Der Thron hebt ſie zwar über die anderen Menſchen empor, aber er entrückt ſie auch deren Freuden und Gefühlen. Glanz und Schimmer umgibt ſie zwar, allein nur zu oft iſt er nicht geeignet, den Seelengram und die Wunden des Herzens zu verdecken; Gehorſam und Huldigungen werden ihnen in reichem Maße dargebracht; aber leider zu häufig ſind die letzteren nur der Deckmantel des Haſſes und Verrathes. Kaum ſollte man es für möglich halten, und doch iſt es traurige Wahrheit, daß auch unſer gütiger König mit anderen Geauszuſtehen haben möchte, das geliebte Mädchen, von deſſen innigſter und aufrichtigſter Zuneigung er mehr als einen ſchönen Beweis erhalten. Was ſollte er aber nun thun, abgewieſen von dem glatten, heimtückiſchen Juden? Sollte er ſeine beſſ're Überzeugung der despotiſchen Laune eines alten wunderlichen Mannes ſo ganz und gar opfern, daß er ſich ihm aufklebte? Dies litt der edle Stolz des jungen kenntnißreichen Arztes nicht. Sein beſſ'res Selbſt empörte ſich über die rückſichtsloſe, ſchroffe Behandlung des Senators; er ging und, ob er jetzt erſt, von Mary getrennt, fühlte, wie wahr und ſtark er ſie liebe, wie ſchwer es ihm werde, ohne ihren liebevollen Umgang zu leben, ſo bekämpfte er ſich doch als ein Mann und überließ der Zeit, die unglückliche Wendung ſeines in ſchönſter Bahn dahin gleitenden Schickſals wieder durch beſſ're und glücklichere Führung zu verſöhnen.

Es konnte aber nicht fehlen, daß der widrige Vorfall ihn ſehr verſtimmte und ſeine zahlreichen Freunde ſeit jener Zeit einen ungewohnten Trübſinn auf ſeiner Stirne gelagert fanden; und eben ſo ſehr mußte es auffallen, daß er ſo plötzlich das Haus ſeines Oheims verlaſſen und allen Umgang mit dem kränten dieſes elende Loos theilt. Die **Verläumdung** begeifert die wenigen treuen Herzen, die für ihn ſchlagen, und die er als ſolche anerkannte und liebt, und ſein eigenes leidet unſäglich dabei! — — Wären es Fremde, die voll Neid über ſeine Größe und ſeinen Ruhm durch niedere boshafte Stachelreden ſein Gemüth verwunden wollten, er würde lachen über die vergeblichen Anſtrengungen der Gemeinheit, wie die ſtrahlende Sonne triumphirend die Bemühungen mißgünſtiger Wolken, ſie zu verdunkeln, vereitelt. Aber die Fremde erkennt neidlos unſeres Ludwigs Größe an. — Es ſind Franzoſen,“ fuhr Frau von Maintenon mit einer tragiſchen Färbung der Stimme fort, „die ſich der Sünde nicht ſcheuen, die Größe ihres Königs und ſomit ihres Staates zu verläſtern; es ſind Leute, die ſein milder gnädiger Sinn mit Wohlthaten überhäuft hat; es ſind Perſonen, die das heilige Band des Blutes allein ſchon zu ſeinen ergebenſten Freunden machen müßte; ja es ſind endlich Menſchen, die die heiße Liebe eines großen Königsherzens, wie ſie Ludwig ihnen ſchenkte, durch ſchnöden Verrath lohnen.

Ihr entſetzt euch vor ſolcher Verderbniß, und ich leſe in euerm begeiſterten Auge den Wunſch eueres Herzens, dieſem Unweſen nach Kräften zu ſteuern. Er ſoll befriedigt werden. Vor Allem gilt es, eine Perſon an unſerem Hofe unſchädlich zu machen, der die Milde des Königs zu ihren ſchmählichen Ränken einen zu großen Spielraum gelaſſen hat. Es iſt jener entartete Sproß des Hauſes Rochechouart, die ſchamloſe Ehebrecherin, Montespan, der es einſt gelang, durch die Künſte des Satans Ludwigs edles Herz zu umſtricken und ihn mit ſich in den Pfuhl der Sünde hinein zu ziehen. Lange rang ſein beſſeres Selbſt gegen die ſteten Verführungen dieſer Schlange aus dem Paradieſe, die ihn in tauſend Windungen umklammert hielt. Endlich erbarmte ſich ein frommes mitleidvolles Gemüth des in Zauberbanden ſchmachtenden Helden und nahte ſich zu ſeiner Befreiung. Aber die Schlange verfolgt ſie dafür mit dem Haſſe der Hölle und ſucht ſie mit giftigem Biſſe zu verwunden. Ihr ſollt Gelegenheit haben, ſie genau kennen zu lernen. Man wird euch von jener Seite her mit Vertrauen entgegen kommen, da man euch von mir hart und grauſam behandelt glaubt und in euch meine Feindin vermuthet. Ihr verſteht mich, mein theueres Kind: ihr werdet die Mittheilungen, die man euch von dort in gutem Glauben machen wird, dazu benutzen, um dem Heil des Königs und Frankreichs zu dienen. Se. Majeſtät hat auf meine Verwendung die Gnade gehabt, euch zur Hofdame bei der Frau Dauphine zu ernennen: dieſe Stellung wird euch befähigen, dem wahren Intereſſe des Königs ſehr zu nützen, und wir ſetzen in euern Geiſt und in euere Ergebenheit die Hoffnung, daß dies geſchehen wird. Gehet jetzt zur Herzogin von Arpajon, Ehrendame Ihrer königlichen Hoheit, und ſtellt euch ihr in euerer neuen Eigenſchaft vor. Ihr habt die Dame bereits geſtern bei mir geſehen. Obgleich die Natur ihr leider den Scharfſinn verſagt hat, der in ihrer Lage ſie in Stand ſetzen würde, der guten Sache zweckmäßig zu dienen, ſo wird ſie euch doch hin und wieder mit gutem Rathe und einem Winke zur Hand gehen können, da ſie in den Details des Hoflebens ſehr erfahren iſt. Nun gehet mit Gott, mein liebes Kind, betet zum Herrn der himmliſchen Heerſchaaren, daß er euch einen ſeiner Engel als Beiſtand ſende zu einem frommen heiligen Werke.“

4.

Hotel de Derval.

Es war Vormittag. An dem mit einem adeligen Wappen gekrönten Thore eines maſſiven Gebäudes von vornehmen düſterem Ausſehen lehnte der träge Portier, bald gedankenlos auf das rege Treiben der Straße glotzend, bald aus Herzensgrund gähnend. Wenn er ſich der letzteren Thätigkeit hingab, trat ſeine entſchiedene Aehnlichkeit mit einem Bullenbeißer zweifellos hervor, die man beim ruhigen Verhalten ſeiner Geſichtszüge nur dunkel ahnte.

„Pſt, pſt!“ ließ ſich eine Stimme hinter ihm im Thorwege vernehmen. Langſam drehte ſich der Thürſteher nach der Hausflur um, und erblickte eine Frau in der Kleidung der dienenden Klaſſe, die die Treppe herabgekommen war. Er trat ihr völlig ermuntert entgegen.

„Iſt der Herr Ritter noch nicht nach Hauſe zurück, Vetter?“ fragte jene.

„Noch nicht, Frau Duclos,“ erwiederte er in reſpektvollem Tone. „Darf man fragen, wie es oben ſteht?“

„Schlecht, ſehr ſchlecht,“ erwiederte die Amme und hob bedeutungsvoll die Hände. „Ihr könnt immerhin einige Paternoſter für den armen jungen Herrn ſprechen; ich denke, er wird's nicht mehr lange machen.“

Der Portier ſchüttelte wie unwillig den Kopf. „Man ſollte es nicht für möglich halten,“ ſagte er; „ſo ein junger Herr und ſchon ſterben! Er kann ja höchſtens drei und zwanzig Jahre alt ſein, und von Nebenwegen ſcheint er doch kein Freund geweſen zu ſein, denn in den fünf Jahren, ſeit ich den Dienſt hier verſehe, habe ich ihm die Thür höchſtens drei oder vier Mal zur Nachtzeit aufgemacht. Da hat's der Herr Ritter anders getrieben, beſonders in der letzten Zeit. Jede Woche ſieben Mal hat er mich ſpät in der Nacht aus dem Bette gejagt, und der ſieht aus wie eine Roſe, während der junge Herr Marquis ſchon lange wie eine verwelkte Levkoie ausſah; er hat mich immer gedauert, wenn er an mir vorüberſchlich zum Wagen.“ Und der brave Mann ſchüttelte wieder bedenklich mit dem Kopfe.

„Ja, lieber Vetter, das hat ſo ſeine Gründe,“ bemerkte die Amme geheimnißvoll und ſchüttelte ebenfalls mit dem Kopfe. „Seine ſehr beſonderen Gründe,“

wiederholte ſie mit Nachdruck, als wolle ſie um dieſelben befragt ſein.

Der Portier that ihr den Gefallen.

„Seht, lieber Vetter; es werden nun neunzehn Jahre, daß ich im Hauſe bin; ich kam damals als ein junges Weibchen her, um das arme junge Fräulein zu ſäugen — Gott und alle Heiligen mögen ihr eine fröhliche Urſtänd bereiten und ihr Barmherzigkeit angedeihen laſſen dafür, daß ſie ſich den Tod gegeben! Ach, ſie war ein gar zu gutes Fräulein!“ und der Amme liefen die hellen Thränen die Wangen herab. „Und nicht einmal ein anſtändiges Begräbniß iſt ihr zu Theil geworden; die Heiligen mögen wiſſen, wo ſie das Herzenskind eingeſcharrt haben. Und Niemand denkt mehr an ſie, weder der Herr Vater, noch die Frau Mutter, noch der Herr Ritter, der ſie doch ſo lieb hatte; nicht einmal ihr Liebhaber, der Herr Graf von Carcaſſes, der vor lauter Liebe immer unſinnig werden und ſich todtſchießen wollte. Nur die arme alte Marget Duclos wird ihr junges Fräulein bedauern, ſo lange ſie lebt.“ Hier brach der treuen Dienerin die Stimme und laut ſchluchzend trocknete ſie ſich mit der Schürze ihr thränenfeuchtes Geſicht.

Der Thürſteher, der ſtatt die erwartete vertrauliche Mittheilung entgegen zu nehmen, wider alle Vermuthung hatte Zeuge dieſes Ausbruches tiefen Gefühls werden müſſen, gerieth in große Bewegung, die ſich durch ein heftiges Schütteln ſeines Kopfes kund gab. Endlich ſagte er: „Ihr, dient ſchon ſo lange in einem adligen

Hauſe, beſte Frau Duclos, und wißt ihr noch nicht, daß das vornehm iſt? Wodurch unterſcheiden ſich denn die Herrſchaften ſonſt von uns gemeinen Leuten, die Kleidung und das Geld abgerechnet, das ſie verſchwenden? Seht, einen Todten beweinen das iſt gemein; das thun nur Ammen, Thürſteher, Schuſter, Schneider und ſolches Volk. Vornehme Leute bezahlen den Pfaffen ein paar hundert Todtenmeſſen, binden einen Flor um den Hut, ziehen ſchwarze Kleider an und treten die Erbſchaft an, auf die ſie ſchon lange ungeduldig gewartet. — Hm, hm! — Aber was wolltet ihr mir denn eigentlich mittheilen, Frau Duclos? Wir ſind ganz abſeit gekommen. Ihr wolltet mir die Gründe ſagen, warum der junge Herr dem Tode ſo nahe ſei."

„Hab' ich's euch noch nicht geſagt? So hört, Vetter. Ich bin nun neunzehn Jahre im Hauſe, und nie iſt ein unrechtes Wort über die Herrſchaft meinem Munde entwiſcht, aber das kann ich ſagen, und will es ihr geradezu in's Geſicht ſagen —", dabei ſah ſie ſich vorſichtig nach allen Seiten um und näherte ihren Mund dem geſpitzten Ohre des Cerberus. „Verſündigt, ſchwer verſündigt hat ſich die gnädige Frau an ihren beiden jüngeren Kindern; und nun ſtraft ſie der liebe Gott, der den Gräuel nicht mehr hat mit anſehen können, daß er ihren Liebling wegnimmt. Wäre das nicht, würde ihm der kleine Fall vom Pferde nichts geſchadet haben."

„Iſt es euch nicht gefällig, ein wenig mit in meine Loge einzutreten," ſagte der Portier, nach ferneren

Mittheilungen lüſtern, „wir können dort ungeſtörter plaudern. Die Thür kann ich von drinnen aus eben ſo gut im Auge behalten, und die Glocke hört ihr d'rin ebenſo vernehmlich wie hier.“

„Was kann auch unſer eins für Dienſte leiſten, wo alle menſchliche Hülfe eitel iſt?“

Das würdige Paar ſtand eben im Begriffe, in die Portierloge zu ſchlüpfen, als durch das Thor ein Geiſtlicher in der Ordenstracht der Väter Jeſu eintrat. Es war ein ſchöner Mann in den mittleren Jahren mit einem ſchlauen Geſichte, in das er vergeblich den Ausdruck prieſterlicher Würde zu legen ſuchte. Die beiden Domeſtiken machten eine tiefe Reverenz, allein der ſtolze Levit achtete ihrer nicht im geringſten, ſondern ſchritt eilig zur Treppe hinauf. Der Thürſteher ſchnitt ihm ein biſſiges Geſicht nach.

„Kann der Pfaff nicht danken, wenn man ihn grüßt?“ knurrte er. „Sobald dieſe Menſchen die Kutte auf dem Leib haben, reitet ſie der Teufel des Hochmuths. Wie oft hab' ich den bei ſeinem Grindkopf gehabt, wenn wir uns im Straßenkoth umherbalgten; er war ja mein Nachbar und ſein Vater ein Schuſter. Der Junge mußte geiſtlich d. h. vornehm werden; nun der alte Meiſter Pechdraht hatte ſeine Freude an ihm; der Burſche ſtolperte ſpäter über ſeinen eigenen Vater weg und hat ihn im Elende ſterben laſſen.“

„Ja, ja,“ ſagte Marget. „Kleider machen Leute.“

„Und Kutten Heilige,“ bellte der Portier.

„Von dem Herrn Pater Roux ließe ſich auch manche Legende erzählen,“ meinte die Amme.

„Nun kommt herein,“ drängte jener, deſſen ganze Neugier wieder erwacht war. „Es fällt mir eben ein, daß ich euch noch mit einem Gläschen Roſoglio aufwarten kann. Wir alten Junggeſellen in der Thürſteherloge haben auch unſere ſtillen Freuden.“

Mit dieſen Worten nöthigte er die Amme zum Eintritt in ſeinen Käfig.

Während ſie ſich ihren ſtillen Freuden hingeben, verfolgt der Prieſter ſeinen Weg über die ſteinerne Treppe, die durch ihren Anſchein von Neuheit beweiſt, daß ſie in der Regel nur von vornehmen Schuhträgern betreten, und niemals von einem vulgären Stiefel entweiht wird, zu einem hohen weiten hallenartigen Vorſaal. Eine kalte nüchterne vornehme Atmoſphäre herrſcht hier; einige Gypsſtatuen, Götter und Heroen des Alterthums vorſtellend, vergrößern den unheimlichen Eindruck allgemeiner Erſtarrung; das ſteinerne Palais ſcheint nur verſteinerte Geſchöpfe in ſich zu ſchließen; es erinnert an jenes verzauberte Schloß, in welchem alles Lebende in Todtenſchlaf verſunken war; kein Ton, kein Geräuſch läßt ſich vernehmen. Doch nein, aus jener Thür dringt ein leiſes Wimmern. Dort hinein geht der Jeſuit.

Durch einen mit kalter Pracht ausgeſtatteten Saal, an deſſen Wänden die Bilder der erlauchten Familie hingen, Männer in reichverzierten Panzern und mit finſteren verſchloſſenen Geſichtern, Frauen in köſtlichen Staatskleidern mit ſtolzen herzloſen Mienen, ſchritt am

Arme der gebieteriſch blickenden Herrin ein todtenbleicher abgezehrter Jüngling mit einem verdroſſenen langweiligen Geſichte. Es war der kranke Hilaire. An einem Fenſter ſtehen zwei Männer, die mit einander flüſtern. Der Geiſtliche mit dem ſtolzen Geſichte und hochmüthigem Benehmen grüßte erſt die Dame und den Kranken, dann die beiden Anderen. In ſeinen Mienen ſpiegelte ſich dabei eine bedeutende Verlegenheit; er war durchaus nicht auf die ernſte Scene vorbereitet, die unter ſeinen Augen hier verging, und in welcher er in ſeiner Eigenſchaft als Prieſter eine keineswegs angenehme Rolle ſpielen zu müſſen befürchtete. Der erſte der ſchon anweſenden Herren verrieth ſich durch ſeine ungeheuer wichtige, aber ſehr gleichgiltige Geſchäftsmiene als Arzt; er war es, der in einer ſubmiſſen Weiſe öfters das Wort an den Anderen richtete. Dieſer, auf's feinſte gekleidet, als ſei er im Begriff an den Hof zu gehen, war der Hausherr, oder beſſer der Gemahl der Hausherrin. Die vornehme blaſirte Miene, mit welcher er bald dem Geflüſter des Arztes und dann des hinzugetretenen Prieſters lauſchte, dann wieder die Jammergeſtalt ſeines Aelteſtgebornen betrachtete, verrieth Geiſt, der aber von der Wolke der Charakterloſigkeit und Feigheit überſchattet war. An der Thüre endlich ſtand in devoteſter Haltung der Haushofmeiſter Dupont, eine verſchmitzte Phyſiognomie. Hilaire am Arme ſeiner Mutter weinte; ob vor Abſpannung, ob vor Verdruß blieb ungewiß.

„Ruhig, mein theurer Sohn," tröſtete die Mutter.

„Dokter Donai hat die Verſicherung gegeben, daß für euer Leben nichts zu beſorgen ſei, wenn ihr euch von dieſem Zuſtande der Aufregung nicht zu ſehr hinreißen laßt. Deshalb beſchwöre ich euch, euch zu beruhigen, mein Geliebter; ihr gebt auch mir dann die Ruhe wieder."

Auf dem Geſichte des Arztes ſpiegelte ſich bei dieſer Berufung auf ſeinen nicht ſehr ernſtlich gemeinten Ausſpruch ein halb verlegenes Lächeln, das er durch die Operation einer Priſe geſchickt genug zu decken wußte.

„Und doch iſt Roger auf freiem Fuß und hat mein Windſpiel mitgenommen", weinte Hilaire. „Ihr hattet mir verſprochen, Maman, daß Roger ſogleich nach ſeiner Rückkehr von Languedoc Stubenarreſt erhalten ſollte, und nun ſchweift er doch umher und nimmt noch dazu mein Windſpiel mit, das er ganz als ſein Eigenthum betrachtet, während ich fort und fort das Zimmer hüten muß. Glaubt er, ich ſei ſchon todt und er der Erbe? Da ſoll ich nun ruhig ſein; todtärgern könnt' ihr mich. Ich will es nicht leiden, daß er frei iſt und ſchalten und walten kann, wie er will. Und mein Windſpiel, mein Windſpiel! — —" Und er zitterte und ſchwankte heftig am Arme ſeiner Mutter.

„Schafft den Hund!" herrſchte die Marquiſe dem Haushofmeiſter zu. Doch dieſer antwortete achſelzuckend: „Der Herr Ritter hat ſich heimlich damit entfernt; man muß ſeine Rückkehr abwarten."

Der Kranke brach bei Anhörung dieſer Worte vor krankhafter Erregung in einen Thränenſtrom aus.

alten Senator abgebrochen, ſo wie das bekannt gewordʼne Verhältniß mit Mary aufgegeben habe. Der Medicinalrath Berger hatte über Maryʼs Krankheit Manches verlauten laſſen; der Jude hatte im großen Triumph ſeiner Schadenfreude und wieder eröffneten glänzenden Spekulation geplaudert, und Frau Heyſe nicht geſchwiegen, und ſo war das allzeit wißbegierige Publikum durch glückliche Combinationen zum Schlüſſel des Geheimniſſes gekommen. Ein Freund des Doktors ſetzte dieſem einſt zu, und, da Wilhelm die lächerliche Geſchichte ein Mal verrathen ſah, ſo bekannte er Alles haarklein.

„Du hätteſt — wärſt du mit den ſkurrilen Eigenheiten des Alten und der Geſchichte derſelben bekannt geweſen — dieſen Bruch leicht verhüten können,“ ſagte der Freund. „Durch dein Malheur haben ſich ältere Leute freilich erinnert, daß ganz dieſelbe Geſchichte ſchon mit einem Bruder des Senators vorgefallen iſt, der ſich ſpäter in Nordamerika etablirt hat. Weißt du davon nichts?“

„Ich weiß wohl, daß die Brüder uneinig ſind, aber den wahren Grund ihrer Disharmonie habʼ ich nie erfahren.“

„Mein Vater iſt ein ſpecieller Freund des Ame-

„Wozu werdet ihr bezahlt“, ſchmählte ſeine Mutter mit dem Diener, wenn ihr eueren Dienſt ſo ſchlecht verſeht? Warum ließt ihr den Ritter ausgehen?“

„Er that es heimlich, dem erhaltenen Befehle zuwider.“

„Gewiß iſt er zu der Perſon“, fuhr ſie halblaut fort, nachdem ſie den hülfloſen Kranken ſich ſelbſt überlaſſen hatte und dem Haushofmeiſter näher getreten war, „die ihm die albernen Briefe ſchrieb. Habt ihr noch immer nicht herausgebracht, wo das Geſchöpf ſich aufhält?“

„Alle Nachforſchungen waren vergebens. Der Herr Ritter hat ſich damit beſſer vorgeſehen, als mit ſeinen Briefen.“

„Euer Scharfſinn iſt abgeſtumpft, Herr Dupont“, ſchalt die erzürnte Frau. „Wenn Pierre da wäre, ich wette, er hätte es herausgebracht. Es giebt keinen feineren und geſcheidteren Diener. Wenn er zurückkehrt, ſeid ihr euerer Dienſte überhoben.“

Der Haushofmeiſter verbeugte ſich, aber eine grimmige Wuth wetterleuchtete auf ſeinem alten Geſichte.

Der Kranke war mittlerweile vom Arzte und dem Geiſtlichen zu einem Divan geleitet worden, auf dem er bleich und ſchwer athmend lag. Der Arzt hielt ſeinen Puls gefaßt, als wolle er berechnen, wie lange dieſe dürftige Lebensflamme noch anhalten werde, bevor ſie verlöſche. Der Prieſter, der ſeine Aufgabe an dem Orte endlich begriffen zu haben ſchien, hatte ſich in eine andächtige Poſitur geworfen und hielt ein kleines

Krucifix in ſeiner Hand, das durch Eleganz und Pracht ſich eher als ein kokettes Spielwerk verrieth, denn als Wahrzeichen des duldenden Glaubens. Der Marquis hatte ſich ebenfalls dem Lager ſeines Sohnes genähert, aber ſeine Minen verriethen nichts von dem Schmerze, der ein Vaterherz bei den Leiden eines geliebten Angehörigen quält. Auch die gnädige Frau näherte ſich nach Beendigung ihres leiſen Zwiegeſprächs mit dem Haushofmeiſter ihrem Sohne, der anſcheinend theilnahmlos an ſeiner Umgebung da lag. Ihre Minen, die ſoeben noch einen recht häßlichen Ausdruck der Härte und Herrſchſucht gezeigt hatten, waren jetzt wieder wie durch Zauber ſanft, theilnehmend und mitfühlend geworden. Freilich ſchien es, als ſei das Gefühl nur außen auf dem Geſichte vorhanden. Der Arzt hatte ſeine Prüfung des Patienten beendigt und ſchritt nun leiſe zum Haushofmeiſter, dem er einige Worte ins Ohr flüſterte. Mit unverkennbarer Beſtürzung nahm dieſer den Auftrag entgegen, verbeugte ſich tief und verſchwand durch die Thür.

„Maman“, ſagte der Kranke jetzt mit einem eigenthümlich tiefen Tone der Stimme und richtete ſein Auge ernſt auf die Marquiſe: „ich habe eben darüber nachgedacht; wißt ihr, wer an meinem Tode ſchuld iſt? denn daß ich ſterben muß, weiß ich.“

„O redet nicht ſo, mein Sohn! Ihr zerreißt mir das Herz“, erwiederte die Mutter mit Gefühl.

Der Patient ſchüttelte ungeduldig mit dem Kopfe. „Wißt ihr, wer die Schuld trägt? Ihr!“

„Ich!“ hauchte die Marquiſe, zum Tod entſetzt, und der letzte Tropfen Blut wich aus ihren Wangen. „Ich!“

„Ja ihr! Ihr habt mich verzogen und verwöhnt. Statt daß ihr mich wie andere Kinder und wie meine Geſchwiſter auf dem Lande hättet aufwachſen laſſen ſollen, wo ich gelaufen und geſprungen wäre, Hunger gelitten und mich mit anderen Knaben herumgeprügelt hätte, habt ihr mich ſtets in dem düſtern, freudenleeren Hauſe zurückgehalten, habt mir allen Willen gethan und mich mit Biscuit und Wein krank gemacht. Dafür muß ich nun ſterben. Ach, Roger und Gabriele, wie glücklich ſeid ihr!“ Und er wandte ſich tief ſeufzend ab.

„O, dieſe ſchwere Beſchuldigung aus euerem Munde, mein Sohn!“ ſagte die Marquiſe mit erſterbender Stimme und ſank, vom Rieſengewicht der Wahrheit in Hilaire's ſchonungsloſer Beſchuldigung getroffen, in großer Seelenpein vor dem Lager auf die Kniee nieder. „Habe ich gefehlt, dann trägt meine allzugroße Mutterliebe die Schuld, die nicht zuließ, den Liebling meines Herzens von mir zu geben. Ach, wie muß ich meine Zärtlichkeit büßen!“ Und ſie befeuchtete die Hand Hilaire's, welche ſie ergriffen, mit ihren Thränen.

„Und ich muß dafür ſterben“, ſagte dieſer trocken und unerbittlich.

Während Hilaire ſeiner Mutter dieſe peinigenden Vorwürfe machte, hatte ſich ein höhniſches Lächeln auf die feinen Züge des Marquis gelagert, und er blickte mit einer Art Triumph bald auf das elende Opfer unſinniger Mutterliebe, bald auf ſeine Gemahlin, der ſo ganz unerwartet und offen ihre ſchwere Schuld von dem Betheiligten aufgebürdet wurde.

Auch der Hausarzt war nicht theilnahmlos geblieben. Er nickte bei Hilaire's Worten, als habe dieſer die Urſache ſeines elenden Zuſtandes ganz richtig ergründet und bezeichnet. Jetzt näherte er ſich der Marquiſe und bat ſie durch einen Wink, mit beiſeite zu treten.

„Madame", ſagte er leiſe, „ich bedaure unendlich, euch ſagen zu müſſen, daß meine Kunſt erſchöpft iſt. Bereitet euer mütterliches Herz auf das Schlimmſte vor; der junge Herr hat nicht viel Stunden mehr zu leben. Ich war ſo frei, nach dem Meßner zu ſenden, damit ihm der Pater die letzte Wegzehrung reichen kann."

„Alſo wirklich!" ſeufzte die Hausherrin und trocknete ſich die Thränen. „Gott und die Heiligen haben mir eine harte Prüfung auferlegt, damit es ſich zeige, ob ich ſtark und glaubensfeſt ſei."

Der Haushofmeiſter trat mit einem Teller ein, auf welchem ein Brief lag.

„An die gnädige Frau," ſagte er und überreichte ihn der Marquiſe. „Ein Expreſſer hat ihn ſo eben von Verſailles gebracht."

„Ich will — nicht — ich will nicht ſterben," rief der kranke Hilaire und wehrte den Prieſter mit dem Krucifix durch den letzten Aufwand ſeiner Kraft ab. „Laßt mich in Ruhe. Was gibt es Neues von Verſailles, Maman? Hat man die böſe wilde Gabriele recht gezüchtigt, die mich immer ſo ſehr geärgert hat? Leſet mir den Brief vor, Maman."

Die Marquiſe, auf deren Geſichte ſich während der Durchleſung des Billets ein hohes Erſtaunen geſpiegelt hatte, warf bei dem Verlangen ihres Sohnes einen bedenklichen Blick auf den Arzt, der nicht weniger erſtaunt war über die plötzliche Munterkeit ſeines Kranken.

„Leſet, Maman," wiederholte dieſer, und ein krampfhaftes Zittern überlief ſeinen Körper.

Die Marquiſe las: „Meine Freundin, ich beeile mich, euch die frohe Kunde zukommen zu laſſen, daß der König wiederum einen glänzenden Beweis ſeiner Gnade für euer frommes Haus gegeben hat. Auf meine unterthänige Verwendung hat er euere liebenswürdige Tochter, deren Herz ich ſchnell gewonnen, wie ich das der edeln Mutter ſchon beſitze, zur Hofdame bei der Frau Dauphine zu ernennen geruht und ſo ſteht dieſem allerliebſten kleinen Wildfange —"

Ein dumpfer Schrei unterbrach die Vorleſerin; erſchrocken blickte ſie auf, und das Papier entglitt ihrer Hand. Ein dicker Blutſtrahl ſchoß aus Hilaire's Wunde, der ſich, durch das Eintreffen des Briefes aufgeregt, ein wenig mit Hülfe des Arztes emporgerichtet hatte, und nun leblos zurückſank.

„Hilf Jeſus und Maria!" kreiſchte die bebende Marquiſe. „Er ſtirbt, mein Hilaire ſtirbt!"

Sie wollte der Ottomane zueilen, aber ſie ſchwankte und würde gefallen ſein, wenn ſie ihr Gemahl nicht rechtzeitig geſtützt hätte.

„Mein Gott, echauffirt euch doch nicht dergeſtalt, meine Theuere!“ bat ſie dieſer im feinſten Hoftone; „noch bleibt uns ja ein zweiter kerngeſunder Sohn als Stütze unſeres Hauſes.“

„Gott der Barmherzigkeit!“ ſtöhnte die Dame. „Fürchtet ihr euch denn keiner Sünde? O mein Hilaire!“

„Fürchtet ihr euch keiner Sünde?“ wiederholte der Marquis in ſchneidendem Tone. „Das iſt euer Werk; gebet und betrachtet es!“

„Er iſt todt,“ ſagte im Geſchäftston der Arzt, der ſich um Hilaire bemühte. „Wohl ihm, die Freude über das Glück ſeiner Schweſter hat ihn getödtet. Gott und die Heiligen mögen reichlichen Troſt in die bekümmerten Elternherzen gießen!“

„Ach, er war ein edler Menſch und liebevoller Sohn!“ klagte die Mutter, das boshafte Lächeln ihres Gemahls nicht bemerkend.

„Der himmliſche Vater wird ihm dafür die Krone des ewigen Lebens reichen,“ ſprach Pater Roux mit vieler Salbung. „Laßt uns, meine Theuern, die unſterbliche Seele, die ſich ihrer Hülle entledigt, mit unſere heißen Gebeten zu ihrem künftigen Aufenthalte geleiten!“

Er ließ ſich mit Anſtand auf die Kniee nieder, der Marquis und ſeine Gemahlin beugten die ihrigen mit höfiſcher Etiquette, der Hausarzt mit der Miene eines reſignirten Mannes, der das letzte Gebot einer unangenehmen Pflicht erfüllt.

Dann verließen alle das Zimmer; der Arzt empfahl ſich; die Marquiſe zog ſich in Begleitung ihres Beichtvaters nach ihren Gemächern zurück; ihr Gemahl begab ſich auf ſeine Zimmer. Wortkarge Diener kamen und machten ſich ein trauriges Geſchäft mit der Leiche. Dann verſtummte auch dieſes geringe Leben, das der Tod hervorgerufen hatte. Finſteres Schweigen waltete wieder im Saale, in den Zimmern und auf den Gängen. Die geharniſchten Ahnherren blickten auf den lebloſen Körper des entarteten Enkels, der nicht wie ſie auf dem Schlachtfelde blutig geendet, ſondern auf üppigem Lager ein feiger Schwächling an weibiſcher Verweichligung und an Neid und Bosheit geſtorben war. Sie ſchwiegen vor Grimm über den unwürdigen Sprößling. Und dieſer ſchwieg auch, das weiße Tuch ſchien über ihn gedeckt, um ſeine Schande zu bergen.

Endlich ging die Thür auf, und der Ritter trat ein. Zögernden Schrittes näherte er ſich der Ottomane und zog das Tuch von der Leiche ſeines Bruders. Lange Zeit ſtarrte er ſie in tiefem Sinnen an; ſeine Mienen wurden immer finſterer, denn an ſeinem Geiſte ging ſein ganzes vergangenes junges Leben vorüber, das heißt, alle Leiden, alle Demüthigungen, alle Schmach, die er und ſeine liebe arme Schweſter um dieſes willen hatten erdulden müſſen. War ihnen nicht die Lenzzeit des Lebens, die holden Kindertage vergällt und verbittert werden um dieſes willen? War nicht Alles geſchehen, um den Frieden und die Unſchuld ihrer jungen Herzen zu vergiften, um dieſes willen? — Doch allmälig zertheilten ſich die finſteren Wolken auf Rogers Stirne, je mehr er das blaſſe Leichenantlitz anſchaute, das eiſig und erſtarrt, von keiner Leidenſchaft mehr verzerrt werden ſollte. Was klagſt du mich an? ſchien es zu ſagen; ich bin kalt und todt, und was ich verſchuldet, hab' ich gebüßt, daß ich vom frohen ſüßen Leben als ein junger ſchwacher Greis ſchied. Mein Tod gleicht Alles aus; ich war elend und bin nun ſelig; du wareſt unglücklich und wirſt nun glücklich ſein! Heiße Thränen ſtürzten aus den Augen des Ritters; er faßte die eiſige Hand des Todten und drückte ſie an ſeine Bruſt.

„Ruhe ſanft in Gott!“ ſchluchzte er. „Der Tod gleicht Alles aus.“ Sorgſam deckte er die Leiche wieder zu und verließ den Saal.

„Der Herr Marquis wünſcht euch zu ſprechen,“ ſagte der Haushofmeiſter, der ihm auf dem Vorſaale begegnete. In geſchmeidigem Tone ſetzte er hinzu: „Ich ergreife zugleich die Gelegenheit, mich der bekannten Großmuth meines künftigen Gebieters angelegentlichſt zu empfehlen.“

„Laßt das,“ ſtammelte Roger, empört von der herzloſen Schmeichelei. „Meldet meinem Vater, ich würde alsbald erſcheinen.“ Er begab ſich auf ſein Zimmer, um in der Einſamkeit ſeiner Gefühle einigermaßen Herr zu werden.

Die Marquiſe ſaß in ihrem Boudoir, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch in der Hand. Sie ſchien chriſtlich gefaßt über den ſchweren Schlag, der ihr Haus betroffen, und unterhielt ſich mit ihrer Kammerfrau über die Wahl der Stoffe, welche man zu den Trauerkleidern verwenden wollte. Die Rückkehr Pierre's, des Dieners ihres verſtorbenen Sohnes, wurde ihr gemeldet; die Kammerfrau verließ auf einen Wink das Zimmer, und die gnädige Frau erhob ſich mit einer lebhaften Bewegung. Ein junger ſchöner Mann mit dem edelſten Anſtand trat in Reiſekleidern ein. Das Auge der Marquiſe begegnete dem ſeinigen mit einem Blicke, der mehr als die Huld der Gebieterin ausdrückte.

„Was hab' ich hören müſſen, Madame!" begann Pierre mit wohllautender Stimme, welche das Gefühl der Trauer durchzitterte. „Welch' ein harter Schlag hat euer fühlendes Mutterherz betroffen! Ach, mein armer junger Gebieter!"

„Ja, lieber Pierre," erwiederte die Marquiſe mit einem Seufzer, deſſen Entſtehung in der That zweifelhaft war; „der Himmel hat mich ſchwer heimgeſucht, indem er mir den geliebten Sohn nahm."

„Es iſt wahr, ein unerſetzlicher Verluſt! Doch das Beſtreben euerer beiden übrig gebliebenen Kinder, des Herrn Ritters und des Fräuleins Gabriele — und darf ich, ohne unbeſcheiden zu ſein, hinzuſetzen, eueres ergebenen Dieners Pierre Clopin, den ihr ſo vieler Huld würdigt — das heiße Beſtreben Aller wird ſein, durch einen doppelten Aufwand von kindlicher Liebe und uneigennütziger Treue euern ſchweren Verluſt zu erleichtern.“

„Ich kenne deine Ergebenheit, lieber Pierre, erwiederte die Dame huldvoll, „und weiß ſie wohl zu ſchätzen. Kann mich irgend etwas in meinem Unglück tröſten, ſo iſt es der Gedanke, einen ſo ſeltenen Diener zu beſitzen, deſſen einziges Trachten und Streben auf den Vortheil ſeiner Herrſchaft gerichtet iſt. Da deine Pflichten gegen meinen ſeligen Sohn aufgehört haben, wirſt du künftig ganz in meinen beſonderen Dienſt treten, und ich hoffe dich für deine Treue belohnen zu können. Was du von meinen Kindern ſagſt, ſie würden dahin ſtreben, meine ſchwere Wunde zu heilen, ſo führet dich dein gutes Herz zu einem Irrthume. Von meiner Tochter will ich ſchweigen; ich habe ſie aufgegeben.“

„O ſagt das harte Wort nicht, Madame!“ flehte der Diener. „Ich habe nicht die Ehre, Mademoiſelle zu kennen, aber ich kann es mir nicht denken, daß die Tochter ſo edler Eltern, die Schweſter ſo wackerer Cavaliere ganz entartet ſein kann.“

„Lenkt Gott ihr Herz zum Guten, und bereuet ſie ihren ſchweren Fehltritt, dann —“

„Dann wird ein erbarmendes Mutterherz nicht zaudern, ſie mit neuer Liebe zu umfaſſen.“

„Bei allen Heiligen! Du könnteſt mich zu Allem bereden, Pierre, was ich mir vorgenommen hätte, nicht zu thun“, bemerkte die Marquiſe lächelnd. Dann fuhr ſie wieder ernſt werdend fort: „Ich werde dir einen rikaners geweſen und hat mir die Geſchichte ausführlich erzählt. Chriſtoph Mai iſt ein höchſt talentvoller, ja genialer junger Mann geweſen, aber auch voller Schwänke und toller Poſſen. Dein Vater hat ihm darin wenig nachgeſtanden, und Beide haben viel Geld durchgebracht. Der gute Tyll iſt dagegen der Hauchammel geweſen, ein tüchtiger Arbeiter und ſpekulanter Kaufmann, aber dabei etwas bornirt und für die Freuden des Lebens unempfänglich. Mit ſeiner brüderlichen Liebe hat er ſtets Rauferei gehabt, und Chriſtoph hat nie unterlaſſen, zu thun, was den armen Tyll geärgert. So iſt auch Chriſtoph nach des Vaters Tode darauf gekommen, kein Ypſilon mehr in der Schrift anzuwenden, und alſo auch nicht in ſeinem Namen; wahrſcheinlich aus keinem andern Grunde, als weil Tyll die Ypſilon ſehr geliebt und deren mehr geſchrieben, als nöthig geweſen. Über dieſe Neuerung kam Tyll ſo in Wuth, daß er ſich ganz von ſeinem Bruder trennte, und Beide haben ſich nicht wieder geſehen.“

„Meinetwegen möchte doch der alte Narr ſelbſt zum Ypſilon werden,“ rief Wilhelm ärgerlich, „wenn er mir doch nur nicht allen und jeden Umgang mit ſeiner liebenswürdigen Tochter unterſagt hätte, die neuen Beweis meines Vertrauens geben, aus deſſen Natur du erkennen wirſt, wie mein Sohn Roger nie aufhört, mir Sorge und Pein zu machen. Wir haben in deiner Abweſenheit entdeckt, daß Roger einen ernſtlichen Liebeshandel mit einem Mädchen von niederer Geburt hat, deren Namen und Aufenthalt wir aber nicht haben ausfindig machen können. Ihre Briefe an ihn ſind in meinen Händen; es geht daraus hervor, daß ſie durch ihren Bruder Rogern zugekommen ſind, und daß er ſich auch für dieſen Bruder intereſſirt, der die Rechte ſtudirt oder ſtudiren will. Den alten Dupont hat ſein guter Geiſt verlaſſen oder, was ich auch vermuthe, er ſteckt mit im Komplott. Wäre mein guter Hilaire noch am Leben, dann hätte die Sache nichts auf ſich. Unſere ſündhafte Zeit iſt einmal ſehr nachſichtig gegen ſolche Verhältniſſe, die junge Kavaliere mit Perſonen unter ihrem Stande eingehen. Der Ritter iſt aber jetzt die einzige Stütze unſeres Hauſes; er muß aus dem Orden treten und ſich ſeinem Range gemäß vermählen. Er bedarf einer frommen, vornehmen und reichen Gattin; ich habe ſchon an einige Partien gedacht und werde weitere Rückſprache mit meiner hochverehrten Freundin, der Frau von Maintenon, nehmen. Es iſt klar, daß unter dieſen Umſtänden der verliebte Handel mit der Perſon aufhören muß. Setze demnach alle Triebfedern deines ſchlauen Geiſtes in Bewegung, um das Mädchen auszukundſchaften. Gelingt es dir, ſo wartet deiner ein Lohn, wie ich ihn noch keinem Diener gewährte."

Zu Pierre's Glück hatte ſie im Eifer der Rede ſeinen Schrecken nicht bemerkt; er hatte ſich ſchnell gefaßt und drückte auf die Hand, die ſie ihm darreichte, einen Kuß mit den Worten: „Ehe eine Woche vergeht, Madame, ſoll das Mädchen ausgemittelt ſein. Ich glaube ſchon ihre Spur errathen zu haben. Wenigſtens kenne ich den Studenten, mit welchem der Herr Ritter heimlich verkehrt, und der jedenfalls der Bruder ſeiner Geliebten iſt.“

„Vortrefflich! Ich wußte ja, daß du helfen würdeſt. So beeile dich denn, meinen Auftrag beſtens auszuführen.“

„Ich werde alle Kräfte aufbieten, um die Zufriedenheit meiner gütigen Herrin zu gewinnen. — Doch nun geſtattet mir, Madame, euch Rechenſchaft über meine Reiſe und den Zweck derſelben abzulegen. Hier ſind die Gelder, hier die Papiere.“

„Laß das jetzt, mein guter Pierre!“ erwiederte die Marquiſe gütig; „ich bin überzeugt, daß du das Geſchäft aufs pünktlichſte und ſolideſte beſorgt haſt, und daß du mit gefüllter Kaſſe kommſt; du kannteſt ja durch mich unſere bedrängte Lage. Liefere deshalb nur einſtweilen das Geld in meine Hand; die Rechnung kannſt du ſpäter ablegen.“

Sie entließ ihn mit einem freundlichen, ſchier zärtlichen Lächeln, das die paſſirten vornehmen Frauen jener Zeit ſehr gut mit den ernſten frommen Mienen der Andacht zu vereinbaren verſtanden. Dann griff ſie wieder zu ihrem Gebetbuche, während Pierre den Weg nach dem Zimmer des Ritters einſchlug.

5.

Die zurückgeſetzte Geliebte.

In einem Corridore des Verſailler Schloſſes trafen ſich Marquis Louvois und Fürſt Marſillac.

„Ihr ſeht verdrießlich aus, Louvois,“ ſagte der letztere. „Wollt ihr auch die Mode der verfinſterten Geſichter mit machen, die Madame Scarron bei uns eingeführt hat?“

„Wohl wäre es Zeit, Chamade zu ſchlagen,“ erwiederte der Kriegsminiſter mit einem Seufzer, „und uns der Feindin mit Wehr und Waffen zu übergeben. Sie gewinnt uns mehr und mehr Terrain ab und verdrängt uns aus den gedeckteſten Poſitionen. Ach, die Monteſpan iſt ein zu dummes Weib! Mit ihrer Leidenſchaftlichkeit hat ſie alles verderben, da ſie den König zwingen wollte, zu ihr zurückzukehren.“

„Ei, das hätte noch nicht ſo viel ausgemacht,“ ſagte der Fürſt. „Die Majeſtät iſt in der Beziehung etwas abgehärtet, aber daß die gute Dame zuletzt in ihrer Verzweiflung auf den unſeligen Einfall kam, die Fromme ebenfalls zu ſpielen, das war ein ſchwerer Fehler. Einmal hat die Scarron hier den Vortheil des Prevenir, und dann verſteht ſie das Fach beſſer;

daſſelbe harmonirt mehr mit ihrer Vergangenheit, während das, bei allen Göttern! bei unſerer Freundin nicht der Fall iſt. Aber der Hauptfehler war und iſt, daß ſie entſetzlich ſentimental und thränenreich geworden iſt und beſtändig die acht Kinder im Munde führt, welche ſie dem König geboren hat. Da muß ja ein Lamm wüthend werden."

„Ja, es iſt vorbei mit der guten Dame", ſeufzte Louvois, „und mit uns auch. Und was mir das Schrecklichſte iſt, der König verläßt die Maintenon gar nicht mehr, und ſchon zwei Mal ſchallte das Donnerwort: Heirathen in meine erſchreckten Ohren."

„Nehmt euch das nicht zu nahe", beruhigte der Fürſt. „Das Donnerwort iſt ſchon oft gefallen und hat nicht eingeſchlagen. Seht, lieber Freund, während ihr euch einem unnützen Kummer hingegeben habt, war ich gar nicht unthätig; ja, der Umſtand, daß der König ſeit einer Woche etwa mehr Zeit bei der Maintenon zubringt als früher, ſcheint mir das ſichere Reſultat gewiſſer Operationen von meiner Seite zu ſein. Es iſt weiter nichts, als daß er ſie ſicher machen will."

„Sicher machen?" fragte der Marquis verwundert; gegen wen denn?"

„Mein lieber Louvois, welche Unterhaltung meint ihr ſei die angenehmere? Stets Vorwürfe wegen ſeiner Untreue zu hören, alle Viertelſtunden an ſeine acht Kinder erinnert, alle halbe Stunden fußfällig um Verzeihung gebetten zu werden wegen der Injurien, die man ſich in der Zwiſchenzeit hat ſagen laſſen müſſen, oder am anderen Orte ein Traktement von Bibelverſen und frommen Liedern, zur Abwechslung eine lange langweilige Vorleſung aus jenen dicken ſchwarzen Büchern mit Goldſchnitt und auf dem Deckel gedruckten Kreuzen, die die Bibliothek dieſes Schöngeiſtes ausmachen, und zur Krönung des Ganzen ein vereinigtes langwährendes Niederknieen vor dem ungeheuern Krucifix? Nun, Marquis, welche Unterhaltung würdet ihr vorziehen?"

„Keine von beiden", erwiederte dieſer lachend.

„Haltet ihr den König nicht für eben ſo weiſe? Er hat das Ding eine hübſche Weile ertragen, aber der Faden ſeiner Geduld läuft aufs Ende zu; ich habe das ſchon bemerkt. Es ſind dieſelben Symptome zum Vorſchein gekommen wie vor vier Jahren beim Auftreten der Fontanges. Der König bedarf wieder einer jungen ſchönen Geliebten."

„Freilich, freilich. Und wir bedürfen wieder eines Werkzeugs, das ihn geſchmeidig macht, auf unſere Wünſche einzugehen. Aber woher ein ſolches Weſen ſchaffen, das dem Könige eine ernſtliche Neigung einflößen könnte? Die ſchlaue fromme Scarron hat ja einen wahren Vertilgungskrieg gegen alle hübſchen Geſichter und wohlgebauten Figuren geführt; alle Stellen bei Hof ſind mit häßlichen Kreaturen beſetzt, um den König und ſeine Diener nicht in Verſuchung zu führen. Wir werden ja wahrhaft zur Tugend getrieben und geſtoßen."

„Was die gute Dame verbrochen, hat ſie glänzend wieder gut gemacht, ohne es zu wollen. Sie ſelbſt hat uns die tauglichſte Perſon von der Welt zugeführt ich habe mir bereits das beſcheidene Verdienſt erworben, die königlichen Blicke nach der gewünſchten Richtung zu lenken, und war überraſcht, eine Prädispoſition bei unſerem Herrn zu entdecken. Er kannte ſchon und würdigte unſeren Schatz.“

„Nun beim Himmel, redet! wer iſt es denn?“ fragte Louvois ungeduldig.

„Gabriele von Derval, Hofdame bei der Frau Dauphine. Ihr erinnert euch doch des herrlichen Weſens, welches wir vor wenigen Wochen bei der Scarron antichambriren ſahen?“

„Himmel und Hölle! Jetzt erinnere ich mich. Ein reizendes Geſchöpf! Niemand kannte ſie außer dem St. Preux. Und dieſe habt ihr dem Könige beſtimmt? Das iſt ja himmliſch! Wie ſteht's aber, entſpricht ſie im Uebrigen unſeren Wünſchen? iſt ſie dumm?“

„Was ich über ſie vernommen, läßt auf eine gewiſſe Einfalt ſchließen. Sie hatte eine Liebſchaft mit dem lüderlichen Carcaſſes; ſie ſollte von ihrer Mutter dem Kloſter übergeben werden, ſie zog jedoch vor, heimlich in die Provinz, wahrſcheinlich zu Verwandten, zu flüchten, und ſtand eben im Begriff, ſich mit einem Krautjunker zu verheirathen, als ſie auf Veranſtaltung der Frau von Maintenon hierher gebracht wurde.“

„Gut, ſehr gut,“ ſagte Louvois. „Ganz wie wir ſie nöthig haben. Keine hohen Gedanken, lenkſam, fügſam. Verſchafft mir ihre Bekanntſchaft.“

„Nun ihr kommt doch heute zur Abendgeſellſchaft der Monteſpan. Da wird ſie ſein.“

„In dieſem Falle werde ich mich einfinden; außerdem wäre ich fortgeblieben.“

„Kommt; ich darf's euch ſagen, der König wird auch erſcheinen; Madame Scarron iſt auf einen Tag verreiſt, da hat er Ferien. Wir wollen in der Zeit nicht müſſig ſein.“

„Ah, das iſt allerliebſt! Ich ſtelle mich auf jeden Fall ein, um, wenn's Noth thut, Kohlen zum Feuer zu legen.“

„Wie artig von euch, mein Fräulein, daß ihr kommt, mich abzuholen!“ Mit dieſem Gruße trat die Herzogin von Arpajon Gabrielen entgegen. „Und in dieſem koſtbaren Anzuge wollt ihr zu Frau von Monteſpan gehen? Sie wird euch das hoch aufnehmen. Gewiß ein Geſchenk von hoher Hand? Das Kleid ſteht euch zum Entzücken, und ihr werdet entſetzliche Verwüſtungen unter der Männerwelt anrichten.“

Es war das Hochzeitsgeſchenk des armen Job Valery, das ſeine einſtige Braut jetzt ſo königlich ſchmückte.

„Euere Güte ließ mich hoffen, Frau Herzogin,“ erwiederte dieſe, daß ihr mich bei der Frau Marquiſe von Monteſpan einführen würdet.“

„Ich hatte mir die Ehre von unſerer guten Frau von Maintenon ausgebeten. Die brave Dame, wie beſorgt ſie für euer Amuſement iſt! Ihr frommer Sinn hält ſie zwar ab, ſelbſt ſolche weltliche Vergnügungen zu koſten, aber doch urtheilt ihr ſcharfer Verſtand ganz richtig, daß Leute von zwanzig Jahren nicht die Weisheit der Fünfzigjährigen haben können.“

Die Worte wurden mit unverkennbarer Ironie geſprochen; erſtaunt blickte Gabriele die Dame an und begriff im Augenblicke, daß dieſelbe doch nicht ſo einfältig ſein möchte, als man ſie ihr geſchildert hatte.

„Aber, Beſte, ſetzen wir uns,“ bat die Herzogin; „wir haben faſt noch eine Stunde Zeit und können dieſelbe recht angenehm verplaudern. Bitte, mein Fräulein, nehmt Platz.“

„Die Marquiſe wird ſehr darüber erfreut ſein, daß ihr ihrer Einladung Folge leiſtet,“ fuhr die Herzogin fort. „Ich habe ihr Mittheilungen über euch in dem Sinne gemacht, wie Frau von Maintenon wünſchte, und ihr werdet aus der Art, wie man euch aufnehmen wird, auf das Intereſſe ſchließen können, welches man an euerer liebenswürdigen Perſon nimmt. Ich habe mir allerdings die Freiheit genommen, auch in *meinem* Sinne von euch zu ſprechen, und daß dies der freundlichſte, wohlwollendſte iſt, davon bitte ich euch, euch überzeugt zu halten

„Ich finde überall ſo viel unverdiente Huld,“ erwiederte Gabriele, „daß ich in der That nicht weiß, wie ich allen Verpflichtungen genug genügen ſoll.“

„O redet nicht davon, mein gutes Fräulein! Was ich zu euerm Beſten thun kann, geſchieht ohne Eigennutz. Man muß ſich überhaupt nicht zu viele Verpflichtungen aufbürden laſſen. Ich will euch mein Syſtem mittheilen. Vor allem lieb' ich Frieden und Eintracht. In ſo weit dieſe nicht geſtört werden, diene ich meinen Freunden gern. Zum Beiſpiel verehre ich Frau von Maintenon und Frau von Montespan ungemein, allein ich gebe mich keiner gefangen, ich behaupte meine Unabhängigkeit, trotzdem von beiden Seiten ernſtliche Verſuche gemacht worden ſind, mich für eine und die andere Partei zu gewinnen, und will mich lieber hier kalt, dort ſchwachköpfig ſchelten laſſen, als daß ich mich in dieſe widrigen Eiferſüchteleien miſche."

„Das iſt ſehr weiſe gehandelt," ſagte Gabriele voll Unmuth, daß ein widriges Schickſal ſie zur Sklavin der einen Partei machte.

„Seht, mein liebes Kind, ich will ganz offen mit euch reden. Ich begreife nicht, wie euere vortreffliche Frau Mutter ſich ſo unbedingt der Maintenon hat anſchließen können. Die Heiligen mögen mich behüten, daß ich von dieſer etwas Nachtheiliges ſagen ſollte; ihrem Einfluſſe verdanke ich meine Stellung als Ehrendame bei der Frau Dauphine, und ich werde lebenslang dankbar ſein. Aber mein Gott, wir können und dürfen doch nie vergeſſen, wer wir ſind und wer ſie iſt. Sie ſtammt zwar urſprünglich aus einem vornehmen Hauſe, iſt aber durch ihre Verheirathung mit dem unſeligen Literaten zum Pöbel herabgeſunken. Wir aber ſind Mütter, Gattinnen, Schweſtern und Töchter der Pairs von Frankreich. Dazwiſchen liegt doch eine weite Kluft.

Ich muß bekennen, es ſchmerzt mich tief, wenn ich die Vertreter unſerer vornehmſten Häuſer ſich bücken ſehe vor — der Witwe Scarron, wenn ich bedenke, daß unſer herrlicher Ludwig in der größten Gefahr ſteht, ſich gänzlich einer Frau hinzugeben, die, was ihr an Nobleſſe abgeht, durch Bigoterie erſetzen will. Schon erbleicht der Glanz unſeres Hofes vor dem Heiligenſchimmer der Madame Scarron; ſchon wird ſein europäiſcher Ruf übertönt von den Wundergerüchten über die Frau, die den fröhlichſten Hof zum frömmſten und uns Alle zu halben Nonnen und Mönchen bekehrt hat."

„Man hat mir viel Schönes erzählt von dem Hofleben zu der Zeit, da Frau von Montespan das Glück hatte, das Herz unſeres Königs uneingeſchränkt zu beſitzen," bemerkte Gabriele, der jetzt die Sonderbarkeit der Freundſchaft zwiſchen der Herzogin und der Frau von Maintenon vollkommen klar war.

Frau von Arpajon ſchüttelte das Haupt. „Ich glaube gern, daß man euch viel Schönes berichtet hat, ich könnte euch dagegen viel Häßliches erzählen. Das iſt nicht das Verhältniß, in welchem ich unſeren großen Ludwig wiederum ſehen möchte. Sein moraliſcher Ruf litt zu ſehr durch den Umgang mit der Ehegattin eines Anderen; ein Souverain darf ſich Alles erlauben, nur hüte er ſich, offen und ungeſcheut die Gebote der bürgerlichen Moral zu übertreten; mit dieſen Gefühlen erſchüttert er die Grundpfeiler ſeiner Macht in den Gemüthern ſeiner Unterthanen. Pfui doch, es war ein ausſieht, wie ein ſchönes ſchlankes I, und durchaus nicht in das vertrackte und verkrüppelte Ypſilonshaus paßt. Ich glaube, der alte Ypſilon hat ſie nur deßhalb Mary ſtatt der guten Marie genannt, damit ſie ein ſolch buckliches, abſcheuliches Ypſilon in ihrem Namen habe.“

„Ei freilich aus keinem andern Grunde!“ lachte der Freund. „Aber dir, Märtyrer des edlen I müſſen alle fröhlichen Leute behülflich ſeyn — denn die Heitern lachen ja in I und kein Menſch in Y — und deßhalb biete ich dir hiermit meine Dienſte an. Du weißt, daß meine Braut eine Freundin Mary's iſt und beide Mädchen oft zuſammen kommen. Durch ſie kannſt du Mary'n ſchreiben, bei ihr deine Geliebte ſprechen. Beredet mit einander einen Plan, und dann handelt ſchnell.“

Wilhelm umarmte zum Dank den gefälligen Freund. Er ſchrieb dem geliebten Mädchen, welches darauf ſchnell geſund wurde; er ſprach ſie, trotz der Arguswachſamkeit der Frau Heyſe. —

Plötzlich war der allgemein beliebte Doktor Mai aus der Stadt verſchwunden, Niemand wußte, wohin. Nirgend hatte er perſönlich Abſchied genommen, ſondern nur Karten geſchickt; ſeine Kunder

Skandal, und Frau von Maintenon verdient den Dank aller rechtſchaffenen Leute, daß ſie dieſe abſcheuliche Verbindung geſtört hat.“

Gabriele hatte Zeit, ſich ihrem vollen Erſtaunen hinzugeben, denn die Herzogin ſchwieg einige Augenblicke nachdenklich. Die Dame war weder eine Freundin der Frau von Maintenon noch der Frau von Montespan, obſchon ſie, wie es ſchien, von beiden dafür gehalten wurde. Was wollte, was bezweckte ſie eigentlich? welches war der Grund ihres Vertrauens?

„Die Montespan iſt zu leidenſchaftlich und gibt jeden Augenblick der kalten Berechnungskunſt der Witwe Scarron bedenkliche Blößen, welche dieſe nie verfehlt zu ihrem Vortheil zu benutzen. Sie hat die weibliche Würde verletzt und dadurch in den Augen ihres königlichen Geliebten jenen Zauber eingebüßt, der die Herzen bindet. Das taugt nichts; ſie hat verſpielt. Wie kann der König eine Perſon lieben, die er nicht mehr achten kann? Was will ſie noch am Hofe? Die gute Dame will nicht begreifen, daß ſie blos geduldet iſt, daß ihre ganze Exiſtenz hier auf der Gutmüthigkeit des Königs und einem Reſte alter Anhänglichkeit und der Rückſicht für die Mutter ſeiner Kinder beruht; die Thörin ſchmeichelt ſich, die Liebe Ludwigs wieder zu gewinnen, während es ihr ſchon unmöglich ſein würde, ihm wieder Achtung einzuflößen.“

Die Kammerfrau der Herzogin erſchien jetzt, um den Anzug ihrer Gebieterin zu vervollſtändigen. „Ihr verzeiht gütigſt, wenn ich meine Toilette in euerer Gegenwart vollende," ſagte Frau von Arpajon. „Es wird im Augenblick geſchehen ſein."

Der Augenblick dauerte ziemlich lange; während die Dame mit ihrer Kammerfrau ſprach, muſterte Gabriele den Inhalt eines Putzſchrankes dem Anſcheine nach ſehr aufmerkſam, in der That ſah ſie aber die niedlichen Nippes gar nicht an, ſondern bemühte ſich, die ihr aufſtoßenden neuen Räthſel zu löſen. Aber trotz allem Forſchen fand ſie keine Schlüſſel zu ihnen und beſchloß endlich, Alles was ihr aufſtieße, achtſam zu merken und zu benutzen.

„Nun ſeht ihr mich fertig," ſagte die Herzogin zu Gabrielen, als ihre Kammerfrau ſie aus den Händen ließ; „ſo gut ſich eben eine alte Frau herausputzen kann. Nun, ich hoffe, es werden einige Strahlen von euerm Jugendglanze zu meinem Vortheile abfallen. Ein Glück iſt, daß mein guter François euch heut Abend nicht ſieht, er würde ſein Herz unfehlbar verlieren. Aber wird er ſeinem Schickſale entgehen können? Ich erwartete ihn ſchon heute von Orleans; das gute Kind ſehnt ſich aus ſeiner Caſerne nach dem Herzen ſeiner Mutter. Doch laßt uns gehen, meine Liebe!"

Von Fackeln tragenden Dienern geleitet, ſchritten die beiden Damen in lebhaftem Geſpräche durch die weiten Gänge des Schloſſes nach den Gemächern der Marquiſe von Montespan. Sie traten in Zimmer, in welchen ungeheure Pracht herrſchte. Was nur die Kunſt und der Luxus Reizendes erſonnen hatten, um den verwöhnteſten Sinnen zu genügen, hatte zum Schmucke dieſer

Wohnung dienen müſſen, in welcher eine Göttin zu hauſen ſchien. Und war die mächtige Geliebte des großen und allgewaltigen Königs nicht auch eine Göttin, in den Augen der damaligen Menſchen wenigſtens? Die Genoſſin des neuen Jupiter hatte zwar deſſen Gunſt und ihre Machtvollkommenheit mit einer Nebenbuhlerin theilen müſſen, ja war am Ende ſelbſt von ihr verdrängt worden; doch aber behauptete ſie in der äußeren Repräſentation noch den Schein ihrer ehemaligen Stellung.

Eine glänzende ziemlich zahlreiche Geſellſchaft bewegte ſich bereits in dieſen Räumen, denn Frau von Monteſpan hatte an dieſem Abend alle ihre Freunde, das heißt die wenigen, die es wirklich waren, die große Zahl derer die ſich dafür ausgaben, und endlich ſolche Leute, die gewonnen werden ſollten, bei ſich ſehen wollen. Ein ſchöner Anblick, wie dieſe geputzten, lächelnden Menſchen in dem herrlich geſchmückten Saale umherwandelten oder ſich zu Gruppen vereinigten! Unſere beiden Damen wurden von der Wirthin, die ihre ankommenden Gäſte in der Mitte des Zimmers ſtehend empfing, mit einem Uebermaße von Höflichkeit und Freundlichkeit begrüßt. Gabriele hatte durch ihren Aufenthalt im bürgerlichen Hauſe der wackeren Valery's ſo ſehr alles vornehme höfiſche Weſen abgeſtreift, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, die Verſtellung der Herzogin von Arpajon zu bewundern, vermöge deren ſie eine kurz vorher arg geſchmähte Frau jetzt mit ſo viel Herzlichkeit behandelte.

„Ich ſtelle euch hier, liebe Marquiſe, Fräulein von

Derval vor, Hofdame bei der Frau Dauphine. Sie wünſcht euch ihren Dank für euere freundliche Einladung abzuſtatten.“

Die Marquiſe von Montespan, welche noch immer auf den Namen einer ſchönen Frau Anſpruch machte, obgleich ihre jetzige Geſtalt nur wenig von dem Reiz ſich erhalten, der Ludwig vor ſechszehn Jahren in Liebeswahn geſtürzt hatte, daß er Religion, Sitte, Ehre und alle menſchliche und göttliche Satzung übertrat, um zu ihrem Beſitze zu gelangen; ſie trat jetzt mit einem gewinnenden Lächeln, welches ihr von Leidenſchaft und Sinnlichkeit zeugendes Geſicht etwas veredelte, an Gabrielen heran und ſagte: „Wie ſehr bin ich erfreut, ein Glied des Hauſes Derval wieder bei mir zu ſehen! Einſt hatte ich das Glück, euere Frau Mutter zu meinen Freundinnen zählen zu dürfen, aber ſpäter ward ſie mir untreu wie ſo viele.“ Hier traf ein ſcharfer Blick die Herzogin von Arpajon. „Seiet ihr, die Tochter, mir beſtens willkommen! wir werden uns noch näher kennen und ich hoffe es, lieben lernen.“

Während die Marquiſe ſich neuen Gäſten zuwendete, flüſterte die Herzogin Gabrielen zu: „Das iſt Sirenengeſang, mein theueres Fräulein; laßt euch ja nicht berücken! Nun ſollt ihr mir einige Bekanntſchaften machen; da ſitzt ja unſere gute Frau von Thianges mit ihren Töchtern, denen will ich euch doch gleich vorſtellen. Dort iſt auch die Aebtiſſin von Fontrevault, die andere Schweſter der Marquiſe und die unverſöhnliche Feindin unſerer Frau von Maintenon. Auch die ſollt ihr kennen lernen. Man weiß nicht, wo man die eine oder die andere Perſon einmal brauchen kann.“

Plötzlich fielen Gabrielens Augen auf einen ſtattlichen jungen Mann, der unfern von ihr ganz iſolirt ſtand; das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit ſprach ſich deutlich genug auf ſeinem verdrießlichen Geſichte aus. Dieſe Geſtalt, dieſe Züge waren ihr bekannt. Sie machte ihre Begleiterin auf die Erſcheinung aufmerkſam und fragte, ob ihr der junge Mann bekannt ſei.

„Gefallt er euch, mein Kind?“ fragte die Herzogin lächelnd. „Ein hübſcher Kavalier, aber richtet euere Blicke weg von ihm, das iſt nichts für euch. Wer er iſt? wartet, er heißt Aiguemont — nein, aber ſo etwas iſt's. Denket, wie weit die Thorheit der Menſchen geht! Er iſt ein Hugenott aus dem Süden, der die merkwürdige Idee hat, Vortheile für ſeine bedrängten Glaubensgenoſſen hier erlangen zu wollen. Da muß ihm denn ein Schalk gerathen haben, ſich an Frau von Maintenon zu wenden und an ihre hugenottiſchen Sympathien zu appeliren. All' ihr Heiligen! da iſt er ſchön angekommen! Nun iſt der arme Menſch zur Montespan übergegangen, die ihn mit Freuden aufgenommen und ihm Gott weiß was alles verſprochen hat, um einen ſo hübſchen Statiſten für ihre Salons zu gewinnen. Da ſteht nun der arme Landjunker aus Languedoc, und Niemand kümmert ſich um ihn.“

So leid Gabrielen das Schickſal des wackeren Herrn von Aigalier that, ſo erforderte doch die Rückſicht für ihre eigene Sicherheit, ihn zu meiden; und ſie that dies aufs ängſtlichſte. Doch beſchäftigte ſich ihre Phantaſie lebhaft mit dem Contraſte der Situationen, in welchen ſie ihn zuerſt geſehen und jetzt ſah. Damals in der groteſk erleuchteten, mit flüchtigen armen Gebirgsbewohnern gefüllten Felſenhöhle der Sevennen, wo der Schmied Laporte das rachedurſtige Wort geführt, jetzt im durchdufteten lichtwogenden Salon einer ebenfalls racheglühenden abgedankten Königsgeliebten. Hier Menſchengedränge wie dort, aber welch ein Unterſchied unter ihnen!

Die eingeladene Geſellſchaft ſchien endlich beiſammen zu ſein, denn die Wirthin wandte ſich zu einzelnen Gruppen ihrer Gäſte, wie ſie Neigung oder Zufall zuſammen geführt hatte. Die Spieltiſche wurden von den älteren Herren und Damen beſetzt, die jüngeren Leute vereinigten ſich zur Unterhaltung und zu galanten Scherzen, wie ſie am Hofe Ludwigs XIV. früher noch mehr wie jetzt beliebt waren, wo die ſchwere Atmoſphäre der Frömmelei anfing, derlei ritterlichen Uebermuth zu erſticken. Die Marquiſe von Monteſpan, obwohl ſie ſelbſt die Fahne der Devotion aufgeſteckt hatte, ermunterte und begünſtigte dieſen liebenswürdigen Unſinn möglichſt, indem ſie bald hierhin, bald dorthin ein galantes, wohl auch frivoles Witzwort warf und dabei ihrer abweſenden Nebenbuhlerin keineswegs ſchonte; ſie ſuchte abſichtlich den Gegenſatz zwiſchen der altfrauenhaften verdüſternden freudloſen Frömmelei der Frau von Maintenon und der jugendlichen (ſie ſelbſt rechnete ſich trotz ihren ſieben und vierzig Jahren noch zu den Jungen) heiteren Lebensluſt hervorzuheben. Aber die Anſpielungen auf Frau von Maintenon fanden keinen rechten Anklang, ſei es, daß viele der Anweſenden ihr dankbar freundlich zugethan waren, oder was wahrſcheinlicher war, jeder Gaſt fürchtete, der mächtigen Abweſenden verrathen zu werden und einen Scherz arg zu büßen. Gelang es der Wirthin nicht, durch feinen und boshaften Witz den alten frivolen Geiſt bei der Geſellſchaft zu wecken, ſo war ihr Sohn, der Herzog von Maine, der ſeiner Mutter die Ehre ſeines Beſuches geſchenkt hatte, deſto glücklicher; durch die Sottiſen, die er den Damen, durch die Impertinenzen, die er den Herren ſagte, erregte er allgemeine Heiterkeit: Jedermann fühlte ſich beglückt, an den der hoffnungsvolle Prinz überhaupt das Wort richtete, und bei jeder Gruppe, auf welche Ludwigs häßlicher Lieblingsſohn zuhinkte, entſtand ein freudiges Leben.

Gabriele war von der Herzogin von Arpajon mehreren Herren und Damen vorgeſtellt worden; bei dieſem Umgange war ſie auf einige Bekannte geſtoßen, ebenfalls Hofdamen der Dauphine; zu ihnen hielt ſie ſich, als ihre bisherige Führerin ſie verlaſſen hatte. Nachdem ſie ſich einige Zeit mit dieſen unterhalten, bemerkte ſie die Herzogin wenige Schritte von ihr ſich mit einem Herrn unterhalten, der ſie beſtändig fixirte; und ſie war eben im Begriff, ſich dieſer unangenehmen Oeillade zu entziehen, als die Herzogin mit dem Herrn auf ſie zukam.

„Der Marquis Louvois wünſcht euere Bekanntſchaft zu machen, liebes Fräulein,“ ſagte die Dame, ſtellte die beiden einander vor und zog ſich zurück.

„Aber mein Gott, Fräulein,“ redete der Marquis Gabrielen an, „ihr begeht ein unverzeihliches Unrecht an der Geſellſchaft, indem ihr euch in dieſen Winkel zurückzieht. Laßt das Licht euerer holden Schönheit leuchten, das die Herzen der Ritter um ſo eher entzünden wird, als es das einzige in dieſen Räumen iſt. Doch was ſage ich? wären auch hunderte von den Schönſten der Schönen hier, das reizende Fräulein von Derval würde ſie alle überſtrahlen.“ Damit wollte er ſie bei der Hand faſſen und in den Vordergrund des Zimmers führen.

Gabriele kannte die ſchwülſtige Sprache höfiſcher Galanterie zu gut, als daß ſie nicht etwas ſpöttiſch hätte lächeln ſollen. Sie dankte dem Marquis einfach für ſeine gute Meinung und ſeine angebotene Dienſtleiſtung, bat ihn aber, ſie hier bei ihren Bekannten zu laſſen.

Der Marquis machte noch einige höfliche Einwendungen in demſelben Stil wie vorher und zog ſich endlich, offenbar in einiger Verwirrung, zurück. Indeſſen hatte er Gabrielen keineswegs ſo unverſchämt geſchmeichelt, als es dieſer vorkam. Es waren in der That keine jugendlich ſchönen Geſichter in der Geſellſchaft, und des Marquis frühere Aeußerung, daß Frau von Maintenon, die lieber fromme Mienen als reizende Züge am Hofe wollte, Urſache dieſer Erſcheinung ſei, ſchien nicht ganz grundlos zu ſein. Die kurze Unterredung mit Louvois hatte aber doch Folgen für Gabrielen, wenn auch gerade keine angenehmen. Sie bemerkte nämlich mit einem Male zu ihrer Beſtürzung, daß ſich Gruppen von Herren und Frauen in einiger Entfernung um ſie bildeten, offenbar in keiner anderen Abſicht, als um ſie zu muſtern. Es entſtand ein Flüſtern, man ſteckte die Köpfe zuſammen, man warf bewundernde, neidiſche, herausfordernde Blicke auf die junge Hofdame, die auf dieſe Weiſe bald der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit wurde. Verlegen wollte ſie ſich in den Kreis ihrer Bekannten zurückziehen, als ſie auf die Marquiſe von Montespan ſtieß.

„Mein Gott, hier endlich find' ich euch, mein Fräulein,“ ſagte dieſe im liebenswürdigſten Tone und legte ihren Arm vertraulich in den Gabrielens, „in dieſer Zurückgezogenheit? Wißt ihr, daß ihr die ganze Geſellſchaft alarmirt? Alle Herren beſtürmen mich und wünſchen euch vorgeſtellt zu werden, Marquis Louvois faſelt wie ein Knabe von ſiebenzehn Jahren; die jungen Damen ſind außer ſich, da ſie ihre Ritter an euch verlieren; die verheiratheten und älteren ſind entzückt von euch; ſo meine Schweſtern, beſonders die Aebtiſſin, ſind eueres Lobes voll. Lange genug habe ich nun als gute Wirthin euch der Geſellſchaft zum Genuß überlaſſen und das Vergnügen einer Unterhaltung mit euch verſagt; jetzt will ich mich ſchadlos halten und lege hiermit Beſchlag auf euch. Laßt uns doch ein wenig in dieſer Fenſterniche niederſitzen!“

Das Plätzchen war wie zu einem vertraulichen Geplauder geſchaffen. Ein prachtvoller ſchwerer ſeidener Vorhang ſchied den Fenſterraum, an deſſen beiden Seiten üppig ſchwellende Ottomannen angebracht waren, von dem inneren Zimmer in der Art, daß der Hierſitzende beobachten und reden konnte, ohne von dorther geſehen und gehört zu werden.

„Nun ſagt mir aufrichtig, mein Fräulein,“ begann die Marquiſe; „wie gefällt es euch bei Hofe?“

„Nicht ſonderlich,“ erwiederte Gabriele. „Wenn ich meinem freien Willen folgen dürfte, würde ich ein zurückgezogenes Leben vorziehen. Nur gezwungen bin ich an den Hof gekommen.“

„Ihr habt Recht,“ erwiederte jene ernſt, faſt traurig. „Auch ich beklage oft in bitteren Augenblicken mein Schickſal, das mich nach Verſailles führte!“ — In leichtem Tone fuhr ſie darauf fort. „Mein Gott, es iſt auch jetzt entſetzlich langweilig! Sonſt herrſchte Freude und Leben, jetzt Tiefſinn und Schweigen. Freilich eine gewiſſe fromme Frau nahm Aergerniß an dem heiteren lebendigen Treiben und hat mit ihren Gebeten und Bannſprüchen die Geiſter des Frohſinns und der Luſt vertrieben. Hört man die ewige Litanei und das unabläſſige Bußpredigen, ſo glaubt man ſich auf Augenblicke in das Escorial verſetzt, wo die ſpaniſchen Könige ihre trübſeligen Tage zubringen und melancholiſche Feſte feiern. Wer ſollte freiwillig an einen ſolchen Hof gehen! Die Herzogin von Arpajon hat mir euer trauriges Schickſal erzählt — à propos, hütet euch vor der Frau!

einem andern Arzte übergeben, und ſein Freund behauptete, er werde niemals wiederkehren; denn pure Verzweiflung über den Starrſinn des alten Herrn Ypſilon, womit ſelbiger dem Neffen den Zutritt in die Ypſilonsburg verweigert — ſo nannte man den Herrn Senator Toll May und deſſen Haus allgemein — habe ihn fortgetrieben. Die Leute ſprachen ſechs Wochen lang davon; nach einem halben Jahre dachte Niemand mehr an den Doktor Mai

Der Amerikaner.

Kein Menſch war über des Doktors Abreiſe vergnügter, als der freundliche Buchhalter Meyer. Er war ſeit der Zeit noch ein Mal ſo freundlich, noch ein Mal ſo liebevoll. Seine geheimen Conferenzen mit Frau Heyſe erhielten neues Leben und Bewegung, und wurden zuweilen noch durch ein drittes Glied vermehrt, durch den Diener Henry. Nicht ſchülermäßig hatte der Jude berechnet, daß dieſer verſchmitzte Kerl trefflich zu brauchen ſey, und der gute Fortgang der Sache lehrte bald genug, daß ſich Herr Meyer nicht getäuſcht habe.

Sie iſt zweideutig, falſch, eine Achſelträgerin. — Euer Unglück hat euch ſogleich mein Herz gewonnen, bevor ich euch kannte, da ich in euch eine Mitdulderin ſah. Da habt ihr nun die vielgerühmte Frömmigkeit, Barmherzigkeit und chriſtliche Liebe der devoten Madame Scarron! Sie macht ſich kein Gewiſſen daraus, eine liebende Braut vom Altare weg, aus den Armen eines verzweifelnden Geliebten zu reißen, blos weil dieſer nicht das Glück hat, die Gunſt der Witwe Scarron zu beſitzen. Ihre Frömmigkeit läßt es zu, ja gebietet ihr, wie ein böſer Engel zwiſchen das liebende Herz des Königs und das vertrauensvolle argloſe ſeiner Freundin zu treten; ihre Wohlthäterin und Gönnerin, die ahnungslos die Schlange in ihrem Buſen genährt hatte, zu verrathen, weil Madame Scarron Luſt hatte, ihre Stelle einzunehmen. — Ich weiß es,“ fuhr die Marquiſe in dem früheren traurigen Tone fort: „ich habe ſchwer vor Gott geſündigt und habe mit blutigen Thränen die Schuld von meinem ſündigen, liebevollen Herzen abwaſchen wollen, aber wie ſchwer ich mich auch vergangen habe, ich habe aus Liebe gefehlt, und ich hoffe, es werde an mir das Wort der Barmherzigkeit in Erfüllung gehen, daß mir Gott um der Liebe willen verzeiht. Ja, ich habe geliebt und ach, ich liebe noch! — Ihr ſeht in mir eine Sünderin, mein Fräulein, ich bekenne es offen, und die Welt weiß es, aber im Gefühle meiner tiefen Schuld und Erniedrigung behaupte ich doch: jene Gleisnerin, jenes kalte, ehrgeizige Weib ohne Liebe und ohne Leidenſchaft iſt eine noch größere

Sünderin als ich. Oder iſt es nicht eine Todſünde, die Liebe zweier gleichgeſtimmter Seelen zu verrathen, Haß zwiſchen ihnen zu ſäen und Undank für Wohlthaten zu geben?“

Gabriele war von dem leidenſchaftlichen Erguſſe der lebhaften Frau auf's innigſte gerührt worden, aber dieſe verwiſchte ſelbſt wieder den Eindruck, den die ungeſtüme Sprache des Herzens auf jedes Gemüth macht, bei ihrer Zuhörerin, indem ſie nach einigen Augenblicken, während deren ein Ausdruck triumphirender Freude den früheren wilder Melancholie auf ihren Zügen verdrängt hatte, mit frohlockender Stimme fortfuhr: „Aber ihre Argliſt wird zu Schanden werden; alle Guten werden ſich verbinden, um den König aus den Händen dieſer Circe zu retten und ihr argliſtiges Regiment zu vernichten. Ich kenne den König und ſein gutes Herz; er hat ein angebornes Genie zur Treue. Er kehrt wieder, und ich werde vom neuen glücklich ſein. Wißt ihr,“ flüſterte ſie Gabrielen zu, „daß ich ihn erwarte? Er ließ heute morgen die Liſte der Gäſte von mir erbitten; das iſt ein gutes Zeichen. Er kömmt ſicher.“

Gabriele empfand einen freudigen Schrecken bei dieſer Kunde; ſie wußte nicht warum; ein ſeltſames bänglich ſüßes Zagen überkam ſie, von dem ſie ſich keinen Grund angeben konnte. War es eine Ahnung, daß irgend eine Entſcheidung, eine günſtige Wendung für ſie eintreten würde?

„Ich werd' ihn gewinnen und wieder feſſeln.

Bin ich nicht noch im Beſitze reicher Mittel, um Ludwig ein Götterglück zu bereiten? Dann wehe aber der ſtolzen Gleisnerin! In den Staub zurücktreten will ich die Natter, aus dem ich ſie ahnungslos einſt hob."

Die Marquiſe erging ſich noch länger in Ausbrüchen ihrer Eiferſucht und im Aufbauen ſtolzer Luftſchlöſſer, ohne jedoch bei ihrer zerſtreuten Zuhörerin die frühere Theilnahme erwecken zu können. Plötzlich entſtand eine lebhafte Bewegung im Salon, den die Marquiſe von ihrem Sitze aus ſtets im Auge behalten hatte. Raſch verließ ſie Gabrielen. Es erſcholl der Ruf: „der König!" Die Thüren öffneten ſich, und mit würdevollem Anſtand trat Ludwigs noch jetzt herrliche Geſtalt, gehoben durch einen reichen und geſchmackvollen Anzug, gefolgt von mehreren Hofherren, unter ihnen Fürſt Marſillac, ins Zimmer. Alle Anweſenden hatten ſich von den Spiel- und Geſellſchaftstiſchen erhoben und ſchauten beglückt das Lächeln, welches auf dem Geſichte ihres königlichen Herrn ſpielte. Die Marquiſe trat auf ihren hohen Gaſt zu und begrüßte ihn mit ehrfurchtsvollen Worten, die ein Hauch von Zärtlichkeit durchwehte.

„Mein Herz iſt zur Freude geſtimmt", ſagte der König huldvoll zu ihr; „zu wem anders ſollte ich es bringen, als zu euch, liebe Marquiſe, die ihr mir ja ſtets auch ein frohes Herz entgegenbrachtet? Ich ſuche nur frühere Wohlthat gut zu machen."

„Ich glaube wirklich, die Marquiſe iſt einfältig genug, ſich einzubilden, wir ſeien ihretwegen hergekommen", flüſterte Marſillac der Herzogin von Arpajon zu, die ihm nahe an einem der vorderen Tiſche ſtand.

„Aber mein Gott", ſagte dieſe ebenſo leiſe, „ich ſehe ja unſere Kleine gar nicht; man muß wirklich nach ihr gehen; ſie iſt ſo beſcheiden und anſpruchslos, daß ſie im Stande iſt, ſich irgendwo zu verbergen."

Der König ſchritt langſam an der Reihe der Gäſte hin, bald gnädige Worte an die Einzelnen richtend, bald ehrfurchtsvolle Antworten auf ſeine Fragen und andere Aeußerungen huldvoll entgegennehmend, aber er ſchien bei dieſem ceremoniöſen Verkehre zerſtreut, oft durchirrte ſein Auge den Saal, als ſuche er Jemanden, dann wieder richtete er den Blick fragend auf Marſillac, der leiſe den Kopf ſchüttelte.

„Nun bei Gott und allen Heiligen! dacht' ich mir's doch gleich, daß ihr in irgend einem Winkel verborgen ſein würdet. Kommet, kommet, Fräulein! Der König muſtert ſeine getreuen Vaſallen in Verſailles; da darf eine Derval nicht fehlen." Mit dieſen Worten ſchreckte die Herzogin von Arpajon Gabrielen aus ihrer ängſtlichen Befangenheit auf, der ſie ſich in der Fenſterniche hingegeben hatte. Nicht ohne Zagen verließ die junge Hofdame am Arme der älteren das ſichere Aſyl und trat in den Salon. Der König war ſoeben die eine Reihe ſeiner Getreuen vorübergegangen und trat den beiden Damen entgegen. Er begrüßte zuerſt die Herzogin mit einigen freundlichen Worten und richtete darauf, da die Herzogin ſich taktvoll abgewandt hatte, das Wort an Gabrielen.

„Ihr meidet euern König?“ fragte er mit einer leiſen Vibration der Stimme und umſchlang mit einem glühenden Blicke die jugendherrliche Geſtalt.

„Wie würde ich ſo große Schuld auf mich laden, Sire?“ erwiederte ſie lächelnd, denn ſie hatte ihre ganze Unbefangenheit wieder gewonnen, und wunderte ſich ſelbſt über ihre vorhinnige Aengſtlichkeit — „Nur befangen und ſchüchtern war ich, und ſollte ein armes Mädchen nicht erbeben, wenn es ſeinem Könige entgegentritt?“

„Beim Himmel!“ erwiederte Ludwig mit dem Ausdrucke der Aufrichtigkeit. „An euch iſt es nicht zu zagen, mein Fräulein; das überlaſſet den armen Männern, die euch gegenüber ſtehen. Ihr blicket ſo ſiegesgewiß, ſo ſtolz und jugendfroh darein, daß es wahrhaftig kein Wunder wäre, wenn ſelbſt ein König ſeiner fürſtlichen Würde vergäße und ſich vor dieſer natürlichen beugte.“

„O Sire, ihr leget es darauf an, eine unbedeutende Hofdame in Verwirrung zu bringen! Welchem Herrſcher hat der Himmel den göttlichen Stempel klarer auf die königliche Stirne gedrückt als euch, Sire? Wem hat die gütige Natur zugleich mehr Huld und Leutſeligkeit gewährt, als dem Souveraine Frankreichs? ſo daß die Franzoſen ſich wohl rühmen können, den größten König unter allen Völkern zu beſitzen, aber auch den ausgezeichnetſten aller Männer.“

Ueberraſcht und angenehm berührt ſchaute Ludwig Gabrielen einige Augenblicke an und ſagte leiſe: „Ein gütiger Himmel hat euch zum ſchönen Leib die noch ſchönere Seele gegeben“, dann verneigte er ſich und ſchritt weiter.

„Die Sache läßt ſich über alle Erwartung gut an“, ſagte Marſillac zur Herzogin von Arpajon. „Der König iſt Feuer und Flamme, ich kenne ihn, und was mir viel Vergnügen macht, unſer guter Freund Louvois hat auch, wie ſein Herr, ſein Herz zum neunundneunzigſten Male verloren. Nun gilt es vor allen Dingen, dem Könige außer den natürlichen Schwierigkeiten noch einige künſtliche zu ſchaffen. Er muß einen ordentlichen Feldzug zu führen, Strapazen zu erleiden haben, bis ihn der Sieg krönt.“

„Nun laßt doch die künſtlichen Schwierigkeiten vor der Hand bei Seite“, erwiederte die Ehrendame. „Ich fürchte faſt, wir werden natürliche genug zu überwinden haben.“

„Der König läßt ſich zum Spiele nieder. Auf Wiederſehen, Frau Herzogin!“

6.

Pläne und Ränke.

In einer abgelegenen Weinſchenke auf dem Boulevard Montmartre ſaß Roger von Derval eines Morgens und blickte ungeduldig durch die Fenſterſcheiben, als ob er jemanden erwarte. Sein Aeußeres war ſehr verändert. Er trug nicht mehr das Abzeichen des Maltheſerordens, und ſein Geſicht war bleich und ernſt; es ſchien, als habe er das kleine funkelnde Kreuz nur abgelegt, um ein anderes gewichtiges, wenn auch unſichtbares, dafür einzutauſchen. Oefters verſank er in ein tiefes Sinnen, eine Gewohnheit, die dem lebensfrohen jungen Manne, trotz allem erlittenen Drangſale und Aergerniſſe, nicht eigen geweſen war. Jetzt öffnete ſich die Thür und herein trat haſtig ein anderer junger Mann mit hellen heiteren Zügen und von ſoldatiſchem Ausſehen.

„Endlich, mein Theodore!“ rief Roger aus und erhob ſich lebhaft, um den Kommenden zu begrüßen.

„Ich habe dich warten laſſen, lieber Bruder“, erwiederte der Andere, „und muß ſehr um Entſchuldigung bitten. Die Urſache der Verzögerung nachher. Noch Wein her, Wirth!“

„Vor allen Dingen“, ſagt St. Julien, indem er ſein Glas hob, „ſoll man dir gratuliren oder kondoliren? Ich dächte das erſtere. Du haſt einen Bruder verloren, aber guter Gott, was für einen! Ich wünſche ihm alle himmliſchen Seligkeiten und bin feſt überzeugt, daß du ſeine Stelle auf dieſer miſerablen Welt viel beſſer ausfüllen wirſt. Uebrigens muß ich dir das Kompliment machen, daß deine Trauermiene nichts zu wünſchen übrig läßt: ſie entſpricht mehr als gut den ſchärfſten Anforderungen des feinen frommen Tons.“

Ein mattes Lächeln überflog bei dieſen Worten

Rogers ernſte Züge; er ſtrich ſich mit der Rechten über Stirn und Augen und ſagte dann: „Du irrſt, lieber Freund, wenn du in meinem Geſichte nur ein Zugeſtändniß an die Konvenienz ſiehſt. Ich habe in den letzten Tagen wirklich viel Schmerz und Kummer durchgefühlt, und der mag wohl ſeine Spuren auf meinem Antlitze eingegraben haben. Einmal hat mich der Tod meines Bruders doch ſehr angegriffen; du weißt, wir haben uns nie geliebt; ja, ich glaubte oft Urſache zu haben, ihn haſſen zu müſſen, aber dieſes plötzliche, gewaltſame Hinwegraffen eines mir ſo nah ſtehenden Menſchen hat für mich etwas Erſchütterndes und Peinigendes, und ich kann mich nicht dazu bringen, gegen den Todten jene früheren feindlichen Gefühle zu hegen, wie gegen den Lebenden. Er kann ſie ja nicht erwiedern, er iſt wehrlos. — Gott ſchenke ihm die ewige Ruh'!"

„Ich verſtehe deine Gefühle", ſagte Theodore, ihm die Hand ſchüttelnd. „Du biſt ein edler Menſch; beruhige dich, dein Bruder war deiner nicht werth, ich wette darauf."

„Dazu kommen zweitens die Sorgen", fuhr Roger fort, „welche die Veränderung in meinen bürgerlichen Verhältniſſen mit ſich bringen. Ich bin aus dem Orden ausgetreten und Erbe der Familiengüter geworden. Da giebt es ſchweren Aerger; mein Vater hat ſich nicht um die Geſchäfte bekümmert, und unter den Händen meiner Mutter iſt eine heilloſe Verwirrung eingeriſſen."

„Neue Würde, neue Bürde," bemerkte St. Julien.

„Ich fürchte faſt, die Bürde wird größer ſein als die Würde. Das Streben meiner Mutter, den Glanz unſeres Hauſes angemeſſen beim Spieltiſche leuchten zu laſſen, hat den Brennſtoff ſehr vermindert. Aus dieſem Grunde wälzt mir denn die Frau Marquiſe andere Laſten auf. Sie hat mir dieſe letzten Tage über ſchon mehrere Male ihre Abſicht kundgegeben, mich an eine reiche Dame zu verheirathen, natürlich frommer Gattung. Ich habe einen neuen Sturm wegen Henriettens zu beſtehen gehabt, zwar wehr' ich mich wie ein Löwe, aber das alles ermattet und greift mich an."

„Glaub' es gern, lieber Bruder," ſagte St. Julien theilnehmend. „Nur nicht den Kopf verloren! wenn ich dir irgend helfen kann, geſchieht es, wie du weißt, mit Freuden. Komm, trinke dir Lebensmuth!"

„Eine Art Scham, vor meinen Augen als Verſchwenderin und Spielerin dazuſtehen," fuhr Roger durch Freundeszuſpruch etwas erheitert fort, „hält meine Mutter bis jetzt ab, mit offener Feindſeligkeit gegen mich zu handeln, aber ich darf für die Dauer um ſo weniger auf Schonung rechnen, da ſie jetzt ſchon heimlich gegen mich agirt. Komiſcher Weiſe hat ſie Pierre, der ſich ihr Zutrauen erworben, beauftragt, ſeine Schweſter Henriette aufzufinden und in ihre Gewalt zu bringen. Der arme Junge iſt in der peinlichſten Verlegenheit, und ich nicht weniger. Da fielſt du mir ein, ob du nicht rathen und retten könnteſt. Dies iſt der Hauptgrund, warum ich dich zu ſo ungewöhnlicher Zeit um eine Zuſammenkunft gebeten und dich angenehmerer Geſellſchaft beraubt habe."

St. Julien machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Keine Umſtände, Freund!“ ſagte er. „In weſſen Geſellſchaft wäre ich lieber als in der deinen, der mir zuerſt und einzig in Paris und Verſailles ein warmes Herz entgegentrug?“

„Wir heben gegenſeitig auf, lieber Theodore, und keine Berechnung weiter, was der Eine dem Andern iſt oder gethan hat! — Kein Unglück kömmt aber bekanntlich allein. Dupont, der Haushofmeiſter, hat ſich aus unſerem Hauſe entfernt, weil ihm der Vorzug, den Pierre von meiner Mutter erfährt, unerträglich iſt. Er hat vor ſeinem Abgange Drohungen gegen Pierre ausgeſtoßen und geſchworen, er wolle ihn entlarven und verderben. Der Menſch iſt tückiſch und boshaft im höchſten Grade. Er ſteht mit allen Spionen und gemeinen Schurken in Verbindung, und ich zweifle keinen Augenblick, daß es ihm gelingen wird, Henrietten aufzuſpüren und ihr wahres Verhältniß zu Pierre zu erfahren. Dann wären wir alle Drei verloren. Der arme Pierre und die holde Henriette müßten ihre Treue und Liebe im tiefſten Kerker vielleicht Jahre lang büßen. Wie gern würde Frau von Maintenon meiner Mutter einen ſo wohlfeilen Freundſchaftsdienſt leiſten! Aber wohin ſoll ich mit dem lieben guten Kinde? Meine Mittel ſind gänzlich erſchöpft, und ich bin in reiner Verzweiflung.“

„Hm, hm! daß ich kein Geld habe, glaubſt du mir ſicher ohne Schwur. Allein klingende Münze ließe ſich am Ende auftreiben, wenn alles damit abgemacht

Der ſchlaue Jude fing nun allmählich an, ſich ſorgfältiger zu kleiden, ſich des Geſchäfts noch emſiger anzunehmen, nicht anders, als wenn's ſein eignes wäre, ſo viel, als nur immer möglich, Apoſtillen zu ſchreiben, und der künftigen Erbin des Geſchäfts auf eine ſüßlich verzerrte Weiſe den Hof zu machen. Es erfüllte ihn mit den angenehmſten Hoffnungen, daß Mary ſeine Bewerbungen nicht geradezu zurückwies und um den unſichtbar gewordenen Geliebten ſich auch nicht im mindeſten zu grämen ſchien. Der alte May ſchien die Bemühungen ſeines Buchhalters ganz zu überſehen und ließ die beiden Leute fertig werden.

Dadurch ermuthigt, wagte ſich endlich Herr Tobias Meyer bei ſeinem Prinzipale mit einer förmlichen Werbung um Mary's Hand heraus. Dies war ohngefähr ein Jahr nach des Doktors Entfernung.

„Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze, mein lieber Herr Meyer, und ich wünſche mir in der Welt keinen andern und liebern Schwiegerſohn, als Sie," verſetzte der Banquier. „Sie ſind durch Ihren Eifer, Ihre Treue, Ihr muſterhaftes Betragen, Ihre große Brauchbarkeit gewiſſer Maßen ſchon zum Gliede meiner Familie geworden, und werden Sie es durch wäre. Aber wohin ſollen wir jungen Leute denn mit dem jungen Mädchen? Das iſt der Angelpunkt. — Könnte denn nicht deine Schweſter in Verſailles dir von Nutzen ſein?"

„Ich bin an ihr irre geworden; ſie iſt mir ein Räthſel," erwiederte Roger; ſie bekümmert ſich nicht um mich und ſcheint überhaupt alle Theilnahme für ihre einſtigen Freunde verloren zu haben. Als ich ihr den Tod unſeres Bruders meldete, hat ſie einen ſehr gut abgefaßten Kondolenzbrief eingeſandt und bezüglich meiner nur die Hoffnung ausgeſprochen, mich bald in Verſailles zu ſehen. Ich mag ſie in dieſer meiner Herzensangelegenheit nicht angehen, bevor ich nicht weiß, wie ich eigentlich mit ihr daran bin."

„Wenn ich die Dinge auch nicht mit ſo mißtrauiſchen Blicken betrachte wie du, ſo iſt doch auch mir ihr Benehmen in der Umgebung der großen Heuchlerin nicht begreiflich. Alles, was mir der Herzog Maine von ihr erzählt, deutet darauf hin, daß ſie ihre Geſinnungen gründlich geändert hat. Iſt es nicht im höchſten Grad auffallend, daß ſie meine Bekanntſchaft zu machen noch nicht verſucht hat? Und doch legte ſie dir vorher in ihren Briefen die Pflicht auf, mich zum Freunde zu gewinnen und wurde ſo die Begründerin unſeres ſchönen Bundes."

„Begreif' es, wer kann! Ob die Luft in Verſailles inficirt iſt, ſo daß man Kälte und Gleichgültigkeit einathmet? ob im Dunſtkreis der Madame Scarron alle anderen Gefühle als die der Bigoterie verkümmern?"

„Freund," fuhr der Offizier, der während Rogers letzter Worte ſinnend dageſeſſen, lebhaft auf; „jetzt iſt mir ein Plan eingefallen, der uns gründlich aus aller Verlegenheit hilft."

„Laß hören!"

„Wenn wir die Maintenon ſelbſt für Henrietten zu intereſſiren ſuchten —"

„Wie wäre das möglich?"

„Ich geſtehe dem Herzog von Maine, daß ich eine Geliebte habe, ein frommes, unſchuldiges Mädchen, von Adel, aber arm und ohne Eltern; daß mir ihr Unterhalt ſchwer fällt; ich bitte ihn, ſich bei ſeiner alles vermögenden Erzieherin für ſie zu verwenden, mich aber nicht zu verrathen. Der Herzog, das weiß ich, wird ſich durch dieſen Beweis meines Vertrauens ſehr geſchmeichelt fühlen; und die Maintenon vermag ihrem ungezogenen Liebling durchaus nie etwas abzuſchlagen, theils aus Liebe, theils aus Abſichten, die ſie mit ihm hat. Er iſt eines der wirkſamſten Mittel, wodurch ſie den König feſſelt, und der junge Königsſohn verſteht ſie vortrefflich zu traktiren. Er erlangt durch Bitte, Trotz, Schmeichelei und Unverſchämtheit alles von ihr, was er will. So bringen wir Henrietten unter den Schutz der mächtigen Frau, vielleicht gar in ihre Nähe. Weiß ſie ihr zu gefallen, ſo iſt euer Glück gemacht. Denn dann erfährt dieſe bei einer paſſenden Gelegenheit den wahren Zuſammenhang und wenn ſie euerer Liebe wohl will, ſo muß deine Mutter ſchweigen."

„Vortrefflich!" rief Roger. „Ja dir vertraue ich

Henrietten an: ich weiß ja, wie ſehr du deine Manon liebſt, und ihr Hugenotten ſeid gewiſſenhafte Leute und liebt nie mehr als ein Weib auf einmal. Kann ich doch ſelbſt nicht anders, ſeit dies reine Kind mich am ſchneeweißen Bande ihrer Unſchuld gefangen hält.“

St. Julien lächelte ſchmerzlich. „Sei deshalb ohne Sorgen. Meine Liebe macht mir ſchon Kummer und Pein genug, daß ich kein Auge für andere Schönen habe. Geht mir es doch wie dir; meine Neigung hat einen ſchweren Kampf mit den Vorurtheilen meiner Mutter zu beſtehen.“

„Aber wie läßt ſich der Plan ausführen? Die Sache drängt, und du biſt an des Herzogs Vergnügungsſucht gefeſſelt. Ich verzweifelte ſchon, daß du heute kommen würdeſt.“

„Unſer Aufenthalt hier, der ſich von acht Tagen zu drei Wochen ausgedehnt hat, geht zu Ende. Der Herzog ſtürzte ſich anfangs mit Wolluſt in den Strudel der Vergnügungen, die ihm der loyale Adel bereitete. Der König, erfreut über die Aufnahme, die man ſeinem Lieblinge bereitete, erweiterte gern die Friſt unſeres Verweilens in Paris; jetzt iſt aber der Herzog ſelbſt erſchöpft und ſehnt ſich nach ſeiner gewohnten ruhigen Lebensweiſe zurück. Wie mir während dieſer Zeit zu Muthe war, kannſt du dir denken! Stets an dieſes verhätſchelte eigenſinnige Kind gefeſſelt, immer verdammt, Zeuge ſeiner Faſeleien und der niederträchtigſten Schmeicheleien des Adels ſein zu müſſen, habe ich nach dem Augenblicke geſchmachtet, der mich auf eine Stunde mit dir vereinigen würde. Die Zuneigung des Herzogs iſt mir unendlich läſtig; er will ſtets um mich ſein, und ich muß wohl ein ſüßes Geſicht zu der ſaueren Koſt machen. Was thut man nicht ſeiner Freunde wegen; und in Bezug auf dieſe hätte ich keine beſſere Acquiſition machen können als Maine's Freundſchaft. Er weiß alles, was bei der Maintenon vorgeht, deren Liebling er iſt, und plaudert mir alles wie ein Staar."

„Du wirſt auf dieſe Weiſe deinen Freunden in Alais mehr nützen können, als Gabriele, die der Sache der guten Leute, für die ſie erſt ſchwärmte, abtrünnig geworden zu ſein ſcheint."

„Da fällt mir ein: ſeit ich hörte, daß Gabrielens Briefe aus Alais an dich von deiner Mutter aufgefunden worden ſeien, habe ich in der größten Unruhe gelebt. Was ſteht in den Briefen in Bezug auf mich, und in weſſen Hände ſind die Briefe?"

„In den meinigen, mein Freund. Nach Hilaire's Tod gab ſie mir meine Mutter auf meine Bitten zurück. Von dir ſteht weiter nichts drinne, als daß Manon dich zärtlich liebe, und daß du aller Ausſagen nach ein ausgezeichneter trefflicher Menſch ſein müßteſt, um deſſen Freundſchaft ich mich bewerben ſolle, und um mir dazu Gelegenheit zu geben, bäte ſie mich, Jobs Auftrag an dich auszurichten, der denn auch der Grundſtein unſerer Freundſchaft geworden iſt."

„Und ſind dieſe Briefe wirklich von deiner Mutter der Frau von Maintenon vorgelegt worden, wie man mir geſagt hat?"

„Glaube doch den Unſinn nicht! Sie wird ſich hüten, ſo viele bittere Wahrheiten der Freundin des Königs mitzutheilen. Halte die Marquiſe von Derval für klüger. Niemand weiter hat ſie geſehen als der Spitzbube Dupont, der ſie ausſpionirt, und der nicht italieniſch verſteht, ſie auch alſo nicht hat leſen können, und meine Mutter. Sie aber hat deinen Namen als den eines unbedeutenden Menſchen, an dem ſie kein Intereſſe nimmt, längſt wieder vergeſſen. Du kannſt alſo in dieſer Beziehung ganz außer Sorge ſein.“

„Und doch quält mich eine Ahnung, der ich mich nicht entſchlagen kann, es drohe mir von dieſen Briefen aus Verrath. Du weißt, ich ſpiele in Verſailles ein gewagtes Spiel.“

„Ich werde Gabrielens Briefe verbrennen, damit jede fernere Gefährlichkeit durch ſie unmöglich gemacht werde.“

Bald darauf trennten ſich die Freunde, nachdem ſie ihre Gläſer auf das Gelingen ihres Planes und ihr ferneres Glück geleert hatten.

Gabriele ſaß in ihrem Zimmer im Schloſſe zu Verſailles, ſie war ſo eben von Frau von Maintenon, der ſie über die Aſſemblée der Marquiſe von Montespan berichtet hatte, mit freundlichen Worten entlaſſen worden. Der Anzug des jungen Mädchens deutete leicht die Trauer um den Erben ihres Hauſes an, ohne deshalb weniger prächtig und elegant zu ſein als früher.

Ihr Geſicht hatte in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes bei Hofe eine merkliche Veränderung erfahren; jener Ausdruck kindlicher Unſchuld und Naivetät war ihm verloren gegangen; aber dafür war ihm ein neuer höherer Reiz geworden, der der Intelligenz. Ihre Mienen waren mehr vergeiſtigt. So eben ſpielte ein ironiſches Lächeln auf ihnen, denn Gabriele hielt einen Brief ihrer Mutter in der Hand, die Antwort auf ihr Beileidsſchreiben wegen Hilaire's Ableben.

„So iſt die vornehme Welt,“ ſagte ſie ſeufzend und warf das Papier auf den Tiſch. „Heuchele, verſtelle dich, heule mit den Wölfen, nimm die gangbare Münze der Phraſe anſcheinend gläubig an und gib ſie lächelnd wieder aus. Dann biſt du wohlgelitten, geſchätzt und geliebt. Wagſt du es aber offen und wahr zu ſein, bieteſt du dein unverfälſchtes Herz; man entreißt es dir und tritt es mit Füßen; man entehrt und ſchmähet dich. Wer in die höhere Geſellſchaft tritt, läßt ſich bei einer großen Schauſpielergeſellſchaft anwerben, welche das langweilige Drama Geſchichte improviſirt. Vom König und von Frau von Maintenon bis zum Pagen herab ſpielen ſie alle Komödie mit einander. Alle wiſſen es, und Jeder ſtellt ſich an, als habe er keine Ahnung davon. Das iſt eben die Kunſt des Spiels. Wem es einfallen wollte, auch nur eine Stunde wahr zu ſein, der wäre verloren. Alle verſichern es einander, Jeder belügt Jeden und wird von Jedem belogen. Welch' eine abſcheuliche Fäulniß! Wohlan dann es gilt! Ich werde nicht die ſchlechteſte Actrice auf dieſem Theater ſein. Wie gütig und gnädig iſt doch die Mama jetzt, da ich ſie mit den beliebten Phraſen bediene und mein wahres Geſicht unter der Maske der Verſtellung berge! Sie ladet ſogar die innig geliebte Tochter in ihr Haus ein, um ihr gramgebeugtes, kummerſchweres Herz an dem meinigen aufrichten zu können. Herz! Herz! was habt ihr damit zu thun, ihr übertünchten Gräber? warum mißbraucht und ſchändet ihr auch dieſes Wort, wie alle anderen, die das Beſte und Edelſte bezeichnen? Soll dem Redlichen und Einfältigen kein Ausdruck bleiben für die wahren Gefühle, für aufrichtige Tugend die nicht in euerm Munde befleckt iſt? Gut denn, wenn ihr betrogen ſein wollt, ſo geſchehe euch nach Belieben. Heucheln Andere aus ſchnödem Eigennutze, ſo werde ich es thun, um meinen armen Freunden und ihren Glaubensgenoſſen zu helfen; ich will heucheln, damit es rechtſchaffene Leute ferner nicht brauchen. Ach Himmel, gieb mir Kraft zu dem ſchweren ſaueren Werk des Truges, das ich um der Wahrheit willen unternehme! Laß mich über die Schwäche dieſes eiteln Königs triumphiren, der eine Gebieterin nicht entbehren kann! Iſt es Vermeſſenheit von mir zu hoffen, daß ich dein Rüſtzeug ſein werde, um Frieden auf Erden herzuſtellen, nachdem der räthſelhafte Schickſalsſpruch, an den ich nicht glauben wollte, und den ich doch jetzt als deine Stimme betrachten muß, faſt ganz in Erfüllung ging? Königin! O wie ſchwindelt mir! Beherrſcherin eines freien frommen und glücklichen Volkes zu werden! Haſt du mir dieſes hohe Loos beſtimmt, dann gib mir ein Zeichen, damit ich nicht ermatte auf dem rauhen dornigen Weg zum Ziele!“

Ein leiſes Klopfen an die Thür unterbrach ihr begeiſtertes Selbſtgeſpräch. Sie wurde halb geöffnet, und der Kopf eines jungen Menſchen ſchaute vorſichtig herein.

„Seid ihr allein, mein Fräulein?“ fragte er. „Ich hörte laut reden und befürchtete Beſuch bei euch.“

„Tretet unbeſorgt näher, mein Herr,“ erwiederte Gabriele mit Herzklopfen, denn ſie erkannte einen von den Pagen des Königs. Dieſer, ein hübſcher Burſche von ſiebzehn oder achtzehn Jahren im prachtvollen-Anzug, ſprang raſch und gewandt zur Thüre herein.

„Dann hab' ich euch wohl in euerer Andacht unterbrochen?“ fragte er in affektirt demüthigem Ton und ließ während dem ſeine Blicke im Zimmer umherſpazieren.

„Nein, nein,“ erwiederte Gabriele erröthend und mit einem verſchämten Lächeln. „Ich ſprach nur mit mir ſelbſt; meine Gedanken wurden unwillkürlich zu Worten.“

„Mein Fräulein,“ nahm der Page, wie es ſchien durch den Umblick im Zimmer befriedigt das Wort; „mich ſchickt der König, um euch ein Zeichen ſeiner Gnade zu überbringen.“ Damit zog er aus der Taſche eine kleine köſtlich gearbeitete Chatoulle und überreichte ſie Gabrielen.

„Mein Gott, wie hab ich dieſe Huld verdient!“ ſtammelte ſie in angenehmer Beſtürzung, und nahm das

Käſtchen, welches ſich durch den daran ſteckenden Schlüſſel öffnen ließ. Es war mit Goldſtücken gefüllt.

„Marcel, ſagte der König zu mir freundlich, als er ſeine Chokolade trank,“ fuhr der Page ſelbſtgefällig fort; „es iſt ein neuer Stern an unſerm Hofe aufgegangen. — Ich ſpitzte die Ohren, neugierig, wo Sr. Majeſtät hinaus wollte, denn ach! ſeit Jahren herrſcht düſtere Nacht an unſerem Himmel. Kennſt du nicht das junge ſchöne Fräulein von Derval, Spitzbube? — Wie ſollte ich die reizendſte Dame in Verſailles nicht kennen, Sire? erwiederte ich gekränkt. — Das arme Fräulein iſt übel daran, wie ich höre, fuhr der König huldvoll fort; ſie hat ihren Bruder verloren. Was meinſt du, Marcel, wir müſſen ſie in ihrem Leide zu tröſten ſuchen? — Die Welt weiß bereits, erwiederte ich, welch' chriſtlich barmherziges Gemüth Ew. Majeſtät für den Kummer der Damen hat, und wie ihr kein ſchönes Antlitz vom Kummer entſtellt ſehen möget. — So iſt es. Wir können natürlich nicht das Unglück aufheben, das der Himmel über ſie verhängt hat, aber es ſteht in unſerer königlichen Macht, daſſelbe zu lindern. Geh' mein Knabe, bringe dem holden Fräulein dieſe Chatoulle und ſag' ihr: ſie möge ſo oft an Ludwig von Bourbon denken, als ſie ihn im Bild in die Hand nimmt.“

„Es iſt mehr als billig, mein wackerer Marcel, ſagte Gabriele, „daß ihr an der Gnade des Königs einen vollwichtigen Antheil habt, da ihr Sr. Majeſtät in ihren wohlwollenden Geſinnungen gegen mich beſtärktet, wie ich aus euerer Erzählung entnehme.“ Mit dieſen Worten nahm ſie eine Anzahl der Goldſtücken und ließ ſie dem Pagen in die geöffnete Hand gleiten.

Entzückt über die reiche Spende, faßte er die freigebige Hand und preßte ſie an ſeine Lippen.

„O mein Fräulein! ein lachender Himmel öffnet ſich wieder vor meinen hoffnungsreichen Blicken, ein Himmel mit Sonnenſchein und einer frohen Ausſicht auf reiche Ernte,“ jauchzte er. „Die Sonne iſt die königliche Gnade, die ihre glühenden Strahlen auf euch herabſchickt; der lachende Himmel aber iſt euer reizendes Antlitz. Da wird das alte frohe minneliche Leben wieder erwachen, das ich auf ewig eingeſchlafen wähnte, und Luſt und Freude, das holde Geſchwiſterpaar, wird wieder an unſerm Hofe herrſchen und die düſteren trüben Geiſter, die ſich eingeniſtet, und die flatternden Scherze und Liebesblicke wie Spinnen in ihren Netzen gefangen und erwürgt haben, triumphirend verjagen. O ich muß es euch verrathen, mein Fräulein,“ fuhr der Page erregt fort; „der König liebt euch!“

„Wie ſagt ihr mein Herr?“ rief Gabriele, und eine glühende Röthe überzog ihre Wangen.

„Die Freude hat meinem Munde das Geheimniß entriſſen,“ lachte Marcel. „Und wiſſet ihr, mein Fräulein, was mich in dieſen frohen Zuſtand verſetzt, was alle Angſt und Bedrückung von mir genommen hat, mit der ich zu euch ging? was mich euch ergeben macht? Ich ſehe bei euch kein triſtes Krucifix, keines jener grauenhaften Marterbilder, deren Anblick ein heiteres ein heiliges Band nun wirklich, ſo kann mir das nur erwünſcht ſeyn. Nur werden Sie über dieſen Punkt mit meiner Mary ſelbſt fertig. Denn nichts in der Welt ſollte mich bewegen, das Mädchen zu zwingen. Ich habe in dieſer Hinſicht ein ſchreckliches Exempel ſtets vor Augen. Das iſt meine Selige. Die war auch von ihren Eltern gezwungen worden, mich zu heirathen. Hilf Himmel! was war das für eine trübſelige Ehe. Ein gutes freundliches Wort will ich bei Mary für Sie einlegen, mein lieber Herr Meyer; mehr aber verlangen Sie nicht von einem redlichen Vater. Ich denke auch, das wird hinreichen, Sie zum Ziele Ihrer Wünſche zu bringen. Mary kennt ja Ihre Vorzüge und müßte blind ſeyn, wenn Sie nicht ſähe, daß Sie ein bildhübſcher Mann in den beſten Jahren ſind.“

Dieſe ſchmeichelhaften Äußerungen des Prinzipals entzückten den Buchhalter; freudetrunken taumelte er ſeiner geliebten Freundin, der Frau Heyſe, an die Bruſt, und dieſe begann nun bei jeder ſchicklichen Gelegenheit die Tochter des Hauſes, nach ihrer Meinung ſehr geſchickt, zu Gunſten des Herrn Meyer zu bearbeiten. Mary hörte die verblümten Anſpielungen der Haushälterin geduldig an und ging, Jugendblut erſtarren macht; ich ſehe kein ſchwarzes Gebetbuch auf euerm Tiſche geöffnet liegen, das uns jeden Augenblick unſern ſchweren Sünderſtand ins Gedächtniß zurückruft. Und der König liebt euch, trotzdem ihr keine fromme Heuchlerin ſeid, wie gewiſſe Damen bei Jahren, die die Mängel der Schönheit durch fromme Mienen und ein heiteres Geplauder friſcher Lippen durch Bibelſprüche erſetzen wollen, und die ich haſſe bis zum Tode. Ach, ich habe meinen Gebieter ſchon ſeit einigen Tagen unruhig geſehen; ich kenne ihn und weiß, was ihn quält. Noch fürchtet er ſich,“ flüſterte er, Gabrielen etwas näher tretend, „vor den Moralpredigten der Witwe Scarron und vor der Eiferſucht der Marquiſe von Montespan. Doch das währt nicht lange; das Feuer der Liebe wird jeden Tag ſtärker in ſeinem Herzen und verzehrt nach und nach alle Rückſichten, alle Furcht. So war es vor vier Jahren mit der Herzogin von Fontanges. Die Freude ſproßte unter ihren Tritten, und ihre Hand floß über von Freigebigkeit. Feſt drängte ſich auf Feſt. Lachen, Scherz und Vergnügen führten ein fröhliches Regiment, das wieder ein goldenes Zeitalter am Hofe zurückführen zu wollen ſchien. Aber ach! Fräulein von Fontanges beſaß zwar die Schönheit eines Engels, aber auch leider jene himmliſche Einfalt, die wir ſündhaften Menſchen nicht nur nicht ſchätzen, ſondern auch unerträglich finden. Der König ward nach und nach ſcrupulös, denn noch lebte die Königin, und ein Glück war es, daß die gute

Herzogin von Fontanges zu ihren engliſchen Schweſtern verſetzt wurde; ſie würde ſonſt die Stelle einer verlaſſenen Geliebten eingenommen haben wie Frau von Montespan. Doch was plaudere ich euch da alles her, mein Fräulein? Ihr werdet lächeln über den geſchwätzigen Marcel, der doch ſo froh iſt, eine Herrin gefunden zu haben, die keine Betſchweſter, ſondern eine edle liebenswürdige Dame iſt, die ihn nicht verrathen wird. O mein Fräulein, welche Ausſicht öffnet ſich euch! Der König verliebt, der ewigen Moral ſeiner frommen Freundin überdrüſſig; ohne Furcht vor Gewiſſensbiſſen, da er frei iſt und ſeiner geliebten Dame einen würdigen Platz neben ſich ſchaffen kann; ihr ſelbſt, ſo ſchön und klug. Denkt, wenn ihr den Gipfel erklimmt habt, an den armen Pagen, der euch euer Glück prophezeit hat. Nur Vorſicht, Vorſicht, mein Fräulein! Damit die beginnende Flamme in unſeres Königs Bruſt nicht durch die Waſſerfluth einer Moralvorleſung der Frau von Maintenon oder durch einen kecken zerſtörenden Eingriff der Marquiſe von Montespan verlöſche."

Mit dieſen Worten zog er Gabrielens Hand an ſeine Lippen und war raſch durch die Thür verſchwunden.

„Was war das?" fragte das Hoffräulein und ſchaute dem leichtfüßigen Edelknaben nach, der ſolche Wunderdinge geſprochen. „War es der ſchmeich'leriſche Trug eines Traumes oder Wahrheit? Doch hier das königliche G [illegible] Wie käme Ludwig dazu, einer armen Hofdame [illegible] ſolche Gabe zu reichen, wenn ſie ihm gleichgültig wäre? Hat der Himmel ſelbſt ſeine Augen auf dieſe geringen Reize gelenkt, daß ſie Gnade vor ihm gefunden haben?“

Sie durchſchritt in großer Aufregung das Zimmer; ein glänzendes Luftſchloß um das andere ſtieg vor ihrem Geiſte auf, erbaut von kühnen Träumen und hochfahrenden Plänen künftiger Größe und Macht. „Paulette!“ rief ſie, „du haſt durch deine prophetiſchen Worte einen Feuerbrand in meine Seele geworfen, der mich verzehren wird. Nun werd’ ich nicht Ruhe noch Raſt finden, bis die letzte Bedingung erfüllt iſt, und die Krone, die du mir verheißen haſt, meinen Scheitel berührt hat.“

Dieſer Paroxismus, ſo erklärlich bei einem jungen Mädchen von natürlich lebhafter Einbildungskraft, die überdies noch durch ein wunderbares Zuſammentreffen von Umſtänden erhitzt war, ging vorüber, und die ruhige Ueberlegung gewann wieder die Oberhand. Da fiel es ihr denn doch ſchwer aufs Herz, daß ihr die weibliche Eitelkeit einen ſchlimmen Streich geſpielt haben mochte in einem freundlichen Blick des Königs, in einigen galanten Worten, die er nach ſeiner Weiſe an alle Damen und auch an ſie gerichtet hatte, in dem eiteln Geſchwätze eines lockeren Pagen etwas Beſonderes zu ſuchen. So ſehr ſie ſich indeſſen jetzt, da ſie kühl geworden und zum anderen Extrem überzuſpringen geneigt war, bemühte, ihre Ahnungen und Beobachtungen weg zu disputiren und alles der Erregtheit des Abends, hervorgerufen durch den Glanz der Geſellſchaft und die Gegenwart des Königs, beizumeſſen; im Inneren ihres Herzens blieb doch eine Stimme laut trotz allem ihren Vernünfteln, die ihr ſagte: Paulette werde doch Recht behalten, Blick und Worte Ludwigs hätten mehr verrathen als das Wohlwollen eines Königs gegen ſeine Unterthanin; das Geſchenk ſei eine Beſtätigung ſeiner Gefühle, und die Plaudereien des Edelknaben, wenn auch einige abſichtliche Täuſchung und eigennützige Berechnung mit unterliefen, könnten unmöglich aller Begründung ermangeln.

So gelangte ſie denn auf dem ruhigen beſonnenen Wege des Kombinirens nach und nach wieder ziemlich auf denſelben Punkt, wohin ſie vorhin die Phantaſie auf raſchem Adlerfittiche mit einem Male fortgeriſſen hatte. Aber in der kälteren Gemüthsſtimmung, in welcher ſie ſich jetzt befand, konnte ſie ihr Auge nicht vor den ſchier unüberwindlichen Schwierigkeiten ſchließen, welche ſich ihrem kühnen Plane, ſich an die Seite ihres Königs emporzuſchwingen, entgegenſetzten. Wie ſollte ſie, die zwar ihre Umgebung in ihrer ganzen moraliſchen Schwäche erkannte, aber doch zu unerfahren in jenen argliſtigen Hofkünſten war, durch die in Verſailles Alles ausgerichtet wurde, ſich mit zwei Nebenbuhlerinnen meſſen, die im Vollbeſitz der ihr fehlenden Mittel waren? Ihre Stellung, das ließ ſich nicht läugnen, war für den Augenblick ſo vortheilhaft, als ſie ſich der kühnſte Wunſch nur erdenken konnte; der Frau von Maintenon war ſie ziemlich ſicher, da dieſe ihrer ſicher zu ſein und in ihr ein gefüges Werkzeug zu beſitzen meinte; Frau von Monteſpan war ihr mit all dem rückſichtsloſen Vertrauen entgegengekommen, welches ihr raſcher leidenſchaftlicher Charakter mit ſich brachte. Aber konnte Gabriele auf die Dauer hoffen, wenn Ludwig ſich ſeiner Neigung gegen ſie mehr entäußerte, den beobachtenden argwöhniſchen Blick der Witwe Scarron zu täuſchen; hatte der Monarch im entſcheidenden Augenblicke ſo viele Stärke, um ſeine neue Geliebte den peinigenden Vorwürfen der frommen Freundin, den leidenſchaftlichen Angriffen der Marquiſe gegenüber zu halten? Hatte nicht Frau von Maintenon die Mitwiſſenſchaft, wenn nicht gar die Beweiſe ihrer Ketzerei in Händen, die dem Könige vorgelegt ſie unfehlbar verderben mußten? Eines, das ſah ſie ein, war unbedingt nothwendig; ſie mußte das Beiſpiel jener beiden Frauen befolgen; ſie mußte wie dieſe Wachpoſten und Beobachter in der Umgebung ihrer Rivalen haben, die ſie beſtändig in Kenntniß über die Stimmung in jenen Kreiſen unterhielten und nöthigenfalls einem auftauchenden Argwohn beſchwichtigend, einer beſchloſſenen Maßregel offen oder heimlich lähmend entgegentraten. Für den Poſten bei der Marquiſe von Monteſpan beſtimmte ſie in Gedanken die Frau von Arpajon, die von beiden Favoritinnen des Königs zu ihren Freundinnen gezählt, keine von beiden liebte und von der Maintenon lieber für dumm und von der Monteſpan für eine Betſchweſter gehalten ſein wollte, als daß ſie eine andere verrathen hätte. Gabriele glaubte ſich nicht zu täuſchen, wenn ſie der Herzogin eine wohlwollende Geſinnung für ſich zuſchrieb, die ſie wohl veranlaſſen könnte, ihrem Vortheil zu dienen, ſobald die gute alte Dame eigenen Gewinn dabei ziehen konnte. Aus einer gelegentlichen Aeußerung derſelben hatte ſie zu ihrer Ueberraſchung entnommen, daß Madame St. Julien, die Mutter Theodore's, eine Bekannte der Herzogin war; und ſie hatte ſchon daran gedacht, ob die Zuneigung der Dame zu ihr vielleicht daher ſtamme. Aber das war ja nicht gut möglich. Madame St. Julien kannte ſie ja nicht unter ihrem wahren Namen. Aber Roger? Theodore? Hier war ein Weg, dunkel und verſchleiert, wie alles, was ſie umgab. Dahingegen war Gabriele in Bezug auf die Umgebung des Königs und die Frau von Maintenon völlig rathlos. Sie dachte an den luſtigen Pagen — es war ein keineswegs zu unterſchätzender Beiſtand, aber war ſie ſeiner gewiß? Konnte ſie, die Mittelloſe, den Sold überbieten, den er wie Andere ſeines Gleichen vielleicht von der Maintenon bezog? Hätte Gabriele eine Ahnung von den Geſinnungen des Fürſten Marſillac, des Marquis von Lauvois und anderer Hofherren im Bezug auf ſie gehabt, ſie würde nicht ihre Gedanken ſo einſchließlich auf den unbedeutenden Edelknaben gerichtet haben. Nun aber blieb Frau von Maintenon übrig; Gabrielen ſank der Muth, da ſie keine Möglichkeit ſah, bei dem kleinen Haushalte und bei der an Zahl geringen Umgebung der Dame einen ergebenen Freund zu finden. Es war dies um ſo ſchmerzlicher, da er an dieſer Stelle am nöthigſten war. Denn Madame Scarron war ſehr klug und durch üble Erfahrungen vor vier Jahren in ihrer natürlichen Vorſicht und Wachſamkeit noch beſtärkt worden. Das Alles wußte Gabriele.

Sie wurde in ihren ſtrategiſchen Plänen auf eine angenehme Weiſe unterbrochen. Ihre Zimmerthür öffnete ſich und Roger erſchien in derſelben.

„Mein Bruder,“ rief Gabriele und eilte auf ihn zu. Dieſer wandte ſich ſeitwärts und zog ein ſchönes junges Mädchen zum Zimmer herein und ſeiner Schweſter entgegen.

„Liebe Gabriele,“ ſagte er, „ich bringe dir meine Henriette. Nimm ſie freundlich auf um meinetwillen.“

„Willkommen!“ rief Gabriele mit großer Freude und zog die Erröthende und Schüchterne in ihre Umarmung. „Wüßte ich auch nicht, daß nur ein edles Mädchen die Liebe Rogers gewinnen kann, ſo würde mir dein Anblick ſchon, meine liebe Schweſter, ſagen, daß du eine der Guten und Edlen biſt. Welche Freude haſt du mir bereitet, lieber Roger!“

Dieſer hatte entzückt den Empfang Henriettens angeſehen; jetzt ſagte er mit einer herzlichen Verlegenheit: „Liebe Schweſter, ich habe ein großes Unrecht an dir gut zu machen. Ein Stein lag auf meinem Herzen, aber er iſt jetzt herabgerollt, und ich will ihn mit dem Fuße weit hinwegſtoßen. Wir Alle, deine Freunde und ich, waren an dir irre geworden. Dein Benehmen, ſeitdem du in Verſailles biſt, war uns Allen unerklärlich, und wir hatten ernſtliche Beſorgniſſe, daß dein Herz unter der eiſigen Zugluft der Hofatmoſphäre erkaltet ſei. Gott Lob, ich ſehe, wir haben uns getäuſcht!“

„Ach, ihr Guten, wenn ihr mich verkennt, wäre es ein Wunder, daß ich ſelbſt an mir irre würde?“ ſagte Gabriele ſchmerzlich bewegt. „Mein Herz gehört euch, ſo lange es ſchlägt, mein Sinnen und Trachten iſt einzig für euch. Wohl ſehe ich es ein, mein Benehmen war rückſichtslos und geeignet, Zweifel zu erwecken. Doch denke dich an meine Stelle und vielleicht wirſt du eine Entſchuldigung für mich finden. Ich mußte mich in den Augen dieſer Leute mit einer großen Schuld behaftet glauben; dieſes Bewußtſein mußte mich auf dem fremden Boden unſicher machen; viele Tage ſind vergangen, ehe ich nur einigermaßen feſten Fuß gewinnen konnte auf dieſer Eisfläche, und noch bin ich keine Stunde ſicher, daß ich nicht auf dieſem gefährlichen Wege ſtrauchle und ausgleite.“

„O ich kann mir dieſe verzweifelte Lage recht lebhaft vorſtellen!“ erwiederte Roger. „Aber eben deshalb wunderten wir uns, warum du bei der iſolirten Stellung, die du nothwendig einnehmen mußteſt, nicht die Bekanntſchaft unſeres guten St. Julien machteſt und dich ſeiner freundſchaftlichen Dienſtleiſtungen verſicherteſt.

Er hat dieſe Vernachläſſigung ſchmerzlich empfunden und ſich öfter bei mir beklagt.“

„Mehrfache Gründe nöthigten mich dazu. Ich habe oft an den wackeren Geliebten meiner theueren Manen gedacht und lebhaft bedauert, daß ich mich ſeiner Kenntniß der Verhältniſſe und ſeines freundſchaftlichen Rathes nicht bedienen konnte. Aber wie mich ihm nähern? Mußte ich mich nicht ſtets von Beobachtern umgeben glauben? Konnte ich wiſſen, ob nicht meine eigene Zofe angeſtellt ſei, mich auszuhorchen? O du kennſt den ränkevollen Hof zu Verſailles nicht, lieber Roger! Mußte ich ferner nicht fürchten, daß durch eine beiderſeitige Annäherung St. Julien kompromittirt werde, ich ſelbſt mich aufs neue verdächtig mache?“

„Freilich,“ ſagte Roger lächelnd, „kennteſt du damals nicht ahnen, was wir jetzt wiſſen. Es hat ſich nämlich herausgeſtellt, daß unſere gute Mutter deine Briefe der Frau von Maintenon nicht übergeben, derſelben überhaupt von deinen Ketzereien nichts verrathen hat. Die Hauptanklage der Mutter gegen dich vor dem Gerichtshof ihrer Freundin lautet auf die beabſichtigte Verehelichung unter deinen Stand. Wie hätte es der fromme Stolz unſerer Mutter über ſich gebracht, ihrer rechtgläubigen Familie ein ſolches Dementi zu geben, und ihre, wenn auch verloren geachtete Tochter, als Ketzerin blos zu ſtellen! Unſere Beſorgniſſe waren eitel: wir hatten dieſe ehrenwerthe Seite am Charakter der Dame beim Spiele nicht mit in Rechnung gebracht.“

„Deine Mittheilung iſt mir von äußerſter Wichtigkeit,“ ſagte Gabriele nachdenklich. „Ich ahnte ſchon etwas vom wahren Zuſammenhange, aber die Gewißheit gibt mir nun neue Sicherheit und Kraft. Alſo die Mißheirath hat mir Frau von Maintenon geneigt gemacht! Ganz eigenthümlich! — Doch wir plaudern immerfort, Roger, ohne auf unſere gute Henriette Rückſicht zu nehmen, die mit ihren Taubenaugen bald dich, bald mich anſchaut und ſich bei alledem recht gründlich langweilen muß.“

„Gewiß nicht, meine theuere Schweſter,“ erwiederte Henriette lächelnd; „was könnte meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme mehr in Anſpruch nehmen, als euere Angelegenheiten? Könnte ich nur etwas thun, um euch, mein volles dankbares Herz offen darzulegen.“

„Mein liebes Kind,“ ſagte Gabriele zärtlich, „wie ſehr freue ich mich auf ein öfteres Zuſammenſein mit dir, um im harmloſen Geplauder manchen ſchweren Traum zu vergeſſen und aus deinen lieben unſchuldigen Augen Muth zu harter Pflichterfüllung zu ſchöpfen. Bald werd' ich dich in Paris aufſuchen, hat doch meine Mutter das Verbannungsurtheil über mich aufgehoben.“

„Du ſollſt es bequemer haben,“ ſagte Roger. „Henriette bleibt hier.“ Und er erzählte nun, wie der Aufenthalt ſeiner Geliebten in der Penſion unmöglich geworden, und St. Julien durch des Herzogs von Maine Vermittelung ihr eine Stelle als Geſellſchaftsfräulein bei Frau von Maintenon verſchafft habe. „Daß ich wenn ſie eben bei Laune war, auch darauf ein; ja, es ſchien ihr ſogar zuweilen Vergnügen zu gewähren, daß ſie durch Vermittlung der Frau Heyſe dem ſpeculanten Buchhalter Hoffnungen machte. Als nun der Vater mit ſeinem guten Wort herausrückte, erklärte ſie: ſie wolle noch einige Jahre warten; ſie ſey ja zu jung zum Heirathen, ſie wolle ihre Jugend erſt noch genießen u. dergl. m. Der Vater konnte dagegen nichts haben und Herr Meyer wurde wieder mit Hoffnungen vertröſtet. So verging wieder ein Jahr; Mary war eine herrliche, üppige Jungfrau geworden und zog die Augen aller heirathsfähigen Männer auf ſich; aber keiner trat ihr näher, weil ſie in der ganzen Stadt für die Braut des Herrn Tobias Meyer galt. Und wenn auch Frau Heyſe dies Gerücht nicht mit allem erdenklichen Fleiß ſtets unter die Leute gebracht, wenn auch Herr Meyer nicht ſüß lächelnd die Gratulationen vor der Hand noch abgewieſen und der Herr Senator May nicht ſtets von ſeines Buchhalters Lobe übergefloſſen wäre, man würde ſchon aus dem dienſtbaren Betragen des Halbjuden erſehen haben, welche Abſichten er hege und wie nahe er daran ſey, dieſelben zu erlangen. Begleitete er doch die ſchöne auf deine Mitwirkung bei der Angelegenheit verzichten mußte, war nothwendig. Denn Henriettens Gebieterin darf nicht erfahren, wer ſie iſt, vor der Hand wenigſtens noch nicht. Weiß ich doch nicht, ob unſere Mutter die Hülfe ihrer Freundin nicht wiederum in Anſpruch genommen hat; eine Empfehlung von deiner Seite würde Henrietten jedenfalls verrathen haben."

Gabriele horchte hoch auf, dann verſank ſie einige Augenblicke in eine Art Träumerei. „Das iſt heute ein Tag, der mir viel unverhoffte Freude bringt," ſagte ſie endlich und reichte dem Bruder und der neuen Freundin ernſt die Hand. „Wunderbar, wie der Himmel meine Wünſche erfüllt, deren ſcheinbar unmögliche Erfüllung mich vor euerer Ankunft traurig ſtimmte. Du führſt mir zu, was mir fehlte."

„Wir müſſen nun aufbrechen, liebe Schweſter. Ich will Henrietten zu St. Julien bringen, der ſie durch eine Bekannte der Maintenon überliefern laſſen will."

„Kannſt du deinen Freund nicht nachher mit zu mir führen?" fragte Gabriele. „Ich muß eine langverſäumte Pflicht nachholen; und wann könnte es beſſer geſchehen, als jetzt durch dich? Ohnedies bin ich heute frei vom Dienſt."

„Gern. Zuvor jedoch muß ich mich dem Könige vorſtellen und Frau von Maintenon; Du weißt, als Erbe des Hauſes, Se. Majeſtät hat die Gnade gehabt, mir für heute eine Audienz zu gewähren."

„Gut. So erwart' ich euch ſpäter. Meine liebe

Henriette, auf baldiges Wiederſehen! Wie gut, daß wir einander ſo nah' haben! Oft hab' ich mich ſchmerzlich nach einer Freundin geſehnt, die ein mittheilendes Herz für mich hätte. Nun wird mir dies Glück ſo unerwartet."

Roger und ſeine Geliebte verließen, nach mit der Schweſter ausgetauſchten zärtlichen Umarmungen, das Zimmer.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig

Die Königin.

Hiſtoriſcher Roman

von

Ludwig Storch.

Dritter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zweites Buch:

Am Hofe zu Verſailles.

(Fortſetzung.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

7.

Ein verzweifelter Liebhaber.

„Iſt dein Herr zu Hauſe?“ fragte der rieſige Graf St. Preux, der ſo eben die Treppe eines eleganten Hauſes erſtiegen, einen ihm entgegentretenden Diener.

„Ja, Herr Graf,“ erwiederte dieſer. „Mein Gebieter iſt ſogar noch zu Bette; er iſt krank; der Schlag hat ihn getroffen wie mich auch.“ Und er wies mit einem wehmüthigen Lächeln auf ſeine Wange, die bedeutend angeſchwollen war.

„Was iſt das für ein Unſinn?“ ſagte St. Preux mit einem zweifelnden Blick auf den Sprecher. „Der Schlag hat euch getroffen? Deinem Backen nach ſcheinen es eher Schläge geweſen zu ſein.“

Der Diener nickte pfiffig lächelnd. „Wir hatten geſtern Abend ein kleines allerliebſtes Abenteuer, das einen ſehr traurigen Ausgang nahm. Man traktirte uns wie Plebejer, nicht wie Kavaliere.“

„Ihr werdet euch wohl wie Plebejer aufgeführt haben,“ meinte der Graf trocken und ſchritt in das Zimmer, deſſen Thür der Diener ihm geöffnet hatte.

„Wer iſt da?“ erſchallte eine Stimme aus dem Nebengemache, und ein Hund ſchlug an.

„Biſt du munter, Carcaſſes? ich bin's, St. Preux.“

„Nur näher!“

Der Graf folgte dem Ruf und trat in das Schlafzimmer, in welchem es echt junggeſellenhaft ausſah. Nichts war an ſeinem gehörigen Platze. An dem Thürhaken hing ein Paar große Stiefeln, das Geſchirr ſtand auf einem Nachttiſche am Bette, auf den am Boden liegenden Kleidern hatte ſich eine große Dogge bequem gebettet, die jetzt den Eintretenden durch ein Wedeln mit dem Schweife als Bekannten grüßte. St. Preux ſchenkte der herrſchenden Unordnung keine Aufmerkſamkeit, weil er ſie ſchon bei ſeinem Freunde Carcaſſes gewöhnt war, oder ſie ſelbſt in der eigenen Wirthſchaft hatte, ſondern wendete ſich dem im Bette liegenden Kumpane zu. Er ſchlug aber eine fürchterliche Lache auf, als er denſelben ins Auge faßte.

„Was zum Teufel haſt du denn?“ fragte Carcaſſes erſtaunt über dieſen Gruß.

Ohne zu antworten und ſich im Ausbruche ſeiner fröhlichen Laune ſtören zu laſſen, hakte St. Preux einen zunächſt an der Wand hangenden Spiegel ab und hielt ihn dem Freunde hin. Dieſer ſtieß einen ſchweren Fluch aus, als ſein Blick ſeinem eigenen zur abſcheulichen Fratze verunſtalteten Geſichte begegnete. Die Naſe war geſchwollen und zeigte einen rothblauen Streifen, der noch zum Theil über die rechte aufgelaufene Wange hinlief; über dem einen Auge war eine blutrünſtige

Banquierstochter auf alle Bälle, in alle Geſellſchaften, auf allen Spaziergängen, wie ihr Schatten, trug ihr den Shawl und das Körbchen, bediente ſie nach Kräften an öffentlichen Orten und zu Hauſe, kam ihren kleinſten Wünſchen zuvor, machte ihr kleine und große Geſchenke und betrug ſich ganz als Mary's Bräutigam. Da nun Niemand in des ſchönen Mädchens Geſichts Unwillen über den ſüßlichen Juden las, ſo fehlte es nicht an einer Menge junger Leute, die das große Glück des unausſtehlichen Menſchen von ganzen Herzen beneideten. Inzwiſchen erhielt ſich das Verhältniß zu Aller Erſtaunen auf dieſem äußern conventionellen Tone; man erwartete täglich die Verlobungskarten, und ein Monat um den andern verging, ein Jahr war wieder hinab — und Herr Meyer noch um keinen Schritt weiter. Da erhielt der Schneckengang dieſer Heirathsangelegenheit plötzlich eine andere raſche Wendung, die von einer Seite kam, von welcher ſie der freundliche Buchhalter am wenigſten vermuthet hatte.

Eines Nachmittags rollte ein ſchöner engliſcher Reiſewagen mit vier ſchlanken Iſabellen vor das Haus; ein Lohnbedienter aus der Stadt ſprang vom Bocke, eilte in das Comptoirzimmer und meldete

Stelle, und die Anſchwellung der Backe und eine hohe Beule auf der Stirn vollendeten die Verunſtaltung eines der hübſcheſten Kavaliere.

„Deine Naſe ſcheint einem wackeren Schmiedeburſchen als Ambos gedient zu haben,“ lachte St. Preux.

„Ich bin wie gerädert,“ erwiederte Carcaſſes, „und es iſt gerade, als wäre eine Windmühle in meinem Kopfe.“

„Aber wie zum Gukuk kommſt du denn zu dieſem durchgebläuten Geſichte?“

„Widerwärtige Geſchichte!“ brummte Carcaſſes, nicht ſehr geneigt, ſeine Abenteuer zu erzählen, bei denen er jedenfalls keine Heldenrolle geſpielt hatte. „Kann Jedem paſſiren. Denke von einem hübſchen Mädchen mit Kuß und Umarmung empfangen zu werden, ſtatt deſſen ſetzt der Teufel einen wüthenden Kerl mit einem Knüttel an ihre Stelle.“

„Und Herr und Diener laſſen ſich geduldig durchprügeln, denn dein guter Jaques hat auch eine artige Anzahl von Indicien, die auf die unangenehme Bekanntſchaft mit einer derben Handlangerfauſt hindeutet.“

„Du weißt, Bacchus und Amor pflegen beiſammen zu ſein; ich hatte erſt dem fröhlichen Gotte mit der lechzenden Zunge ein allzu reichliches Brandopfer gebracht und war meiner Gliedmaßen nicht recht mächtig, ſonſt hätt' ich dem Schurken meinen Degen durch den Leib gerannt.“

Carcaſſes hatte ſich mittlerweile vom Lager erhoben und betrachtete wiederum mit Wehmuth ſein argzugerichtetes Antlitz.

„Ich wollte nur Eines,“ ſagte St. Preux, der einen neuen Anfall ſeiner heiteren Laune bekam; „daß dich nämlich Fräulein Derval in deiner jetzigen aufgefriſchten Verfaſſung ſähe; ihre Liebe würde jedenfalls reichliche Nahrung aus dem Anblicke deiner Verjüngung ziehen.“

„Wer?“ fragte Carcaſſes gedehnt und ſah den Anderen erſtaunt an.

„Nun die Derval; haſt du denn ſo viele Liebſchaften in der Zeit gehabt, daß du die alte ganz vergeſſen haſt?“

„Derval — Gabriele von Derval,“ ſtotterte Carcaſſes, „die Ertrunkene?“

Wiederum lachte St. Preux hell auf. „Aber Menſch, hat dir denn der Grobſchmied mit ſeinen Schlägen das Gehirn verrückt? Ertrunken? Unſinn! Hofdame iſt ſie in Verſailles ſeit ſo und ſo viel Wochen. Ich denke, Alles iſt bei euch wieder im ſchönſten Gange, noch dazu da der ältere Herr Bruder abgeſegelt iſt; weiß der Menſch nicht einmal etwas von ihrer Exiſtenz.“

Carcaſſes hatte das alles in ſtarrem Erſtaunen mit angehört; jetzt griff er ſich wie verzweifelt in die Haare und rannte im Zimmer auf und ab. „O ich elender Narr!“ rief er aus. „Treibe mich wochenlang in ſchlechten Kneipen umher, jage widerwärtigen Kreaturen nach, laſſe mir von einem Hundsfott die Phyſiognomie verhunzen, und in Verſailles ſitzt mein reizendes Liebchen, mein liebenswürdiges Trotzköpfchen, und ich weiß kein Sterbenswort davon, wähne ſie längſt im Magen hungriger Fiſche. Was muß ſie von mir denken? Aber wie haſt du ſie geſehen, wo? Erzähle, Bruderherz! Du ſiehſt, ich lechze nach Kunde.“

Bereitwillig erfüllte St. Preux den Wunſch ſeines Freundes, berichtete, wie er ſie zum erſten Male vor einiger Zeit im Vorzimmer der Maintenon, dann öfter bei anderen Gelegenheiten geſehen, und vergaß nicht hervorzuheben, welchen unwiderſtehlichen Eindruck Gabrielens herrlich entfaltete Schönheit jedes Mal auf ihre Umgebung gemacht habe.

„Ach, ſie war ſchon damals ein köſtliches Kleinod, eine Wunderblume!“ ſagte Carcaſſes mit einem Schmunzeln, welches ſein aufgeſchwollenes Geſicht unwiderſtehlich komiſch machte; „wie muß ſie erſt jetzt ſein, da ſie ihre Blüte ganz entfaltet hat! — — Jacques, Jacques!“ Der Diener erſchien. „Laß die Pferde ſatteln, wir reiten aus.“ Jacques warf einen fragenden Blick auf den Freund ſeines Herrn, und ein Lächeln ſuchte ſich durch ſeine dicken Wangen Bahn zu machen.

„Du wirſt verzeihen, lieber Freund“, wandte ſich Carcaſſes zu St. Preux; „aber du ſiehſt ein, ich muß auf der Stelle fort.“

„Ich ſehe gar nichts ein“, erwiederte dieſer lächelnd; „wohin willſt du denn mit deiner aufgedunſenen und geſchundenen Fratze? Dich etwa zu den Füßen deiner grollenden Schönen werfen und ſie um Verzeihung bitten, weil du geglaubt haſt, ſie ſpiele mit den Engeln Verſtecken hinter dem Throne des Allmächtigen? Man kann dir Erfolg verſprechen, denn du ſiehſt zum Erbarmen aus."

Carcaſſes, der über der wichtigen Nachricht von der Exiſtenz ſeiner Geliebten ſein eigenes Elend ganz vergeſſen hatte, fluchte wieder wild auf, da er ſich durch einen neuen Blick in den Spiegel ſein trauriges Bild wieder vorgeführt hatte. Dann ſtöhnte er tief und wandte ſich mit wehmüthig kläglicher Stimme an ſeinen Freund und den Diener: „Was fang' ich an, um wieder menſchlich auszuſehen? Die Ungeduld verzehrt mich faſt."

„Laß dir Umſchläge von warmen Eſſig machen und die Geſchwulſt wird ſich bald ſetzen. Was die verdächtigen blaurothen Flecken betrifft, ſo kannſt du ja etwas Bleiweiß auflegen, wie die Liebhaber auf dem Theater, ſobald ſie eine recht angreifende Scene zu ſpielen vorhaben."

„Das iſt gut", erwiederte Carcaſſes, jedes Mittel billigend, das ihm dem Ziele ſeiner Wünſche näher führte. — „Jacques, mache Eſſig warm."

„Ich habe euch noch nicht geſagt, Herr Graf", meldete der Diener, „daß Herr Dupont, Haushofmeiſter im Hotel de Derval heute Morgen wieder hier war, um euch in ſehr wichtigen Angelegenheiten zu ſprechen. Er bedauerte um ſo mehr, nicht vorgelaſſen zu werden, da er euch bereits drei Mal vergeblich aufgeſucht habe."

„Und warum hat man ihn nicht vorgelaſſen?"

„Monſieur ſchlief noch und hat befohlen —"

„Der Teufel hat befohlen", ſchrie der Graf, froh, einen Gegenſtand gefunden zu haben, an dem er ſeine Wuth auslaſſen konnte. Allein Jacques fand nicht für gut, die Fortſetzung dieſes vielverſprechenden Anfanges abzuwarten, ſondern ſchob ſich ſehr eilig zur Thüre hinaus.

Sein Herr ſchickte ihm einen grimmigen Blick nach und ſagte dann: „Das iſt ein verwünſchtes Pack! Kömmt ein Manichäer und will uns in ſehr dringenden Angelegenheiten ſprechen, die laſſen ſie gewiß ein. Sie haben eine heimliche Freude an den Verlegenheiten ihrer Herren, die Spitzbuben! Dupont hat mir jedenfalls wirklich wichtige Mittheilungen machen wollen, und es iſt mir äußerſt unangenehm, daß ich ihn nicht gleich bei ſeinem erſten Beſuche geſprochen habe; ich würde dann auf keinen Fall Gabrielen gegenüber in Verlegenheit gerathen."

„Bei St. Hubert! Iſt dein Hirn unter den Fäuſten deines Nebenbuhlers ſo ſehr gelähmt worden, daß es nicht einmal eine armſelige Lüge erfinden kann?"

Carcaſſes ſchüttelte den Kopf, als wolle er andeuten, daß man bei ſeiner Schönen mit Lügen nicht weit komme.

„Nun, Freund, ich wünſche gute Beſſerung", ſagte St. Preux und griff nach dem Hute, als er den Diener mit den empfohlenen Linderungsmitteln eintreten ſah. „Ich habe verſchiedene Beſuche in Paris zu machen und werde erſt Abends nach Verſailles zurückkehren. Jedenfalls treff' ich dich."

„Auf Wiederſehen“, entgegnete Caracaſſes und ſetzte hinzu, indem er den Finger an ſeine geſchwollene Naſe legte: „Discretion!“

„Wenn dein Geſicht nichts verräth“, erwiederte der Jagdjunker lachend; „ich werde ſchweigen, mein Wort darauf!“

Unter dem Beiſtande des emſigen Jacques nahm der Graf die verſchiedenartigſten Proceduren vor, um ſeine arg verſtellten Geſichtszüge wieder in ihr gehöriges Verhältniß zu bringen. Waſchungen, Einreibungen, Umſchläge wechſelten, und der verwundete Ritter ſchritt in gräulicher Vermummung, aber ſeelenvergnügt, im Zimmer umher. Das Bild ſeiner reizenden Geliebten, das längſt in ſeiner Erinnerung verbleicht, ja faſt erlöſcht war, gewann wieder helle, volle Farben und ſtand bezaubernd verlockend vor ihm.

„Der Himmel ſelbſt ſchickt mir das goldene Kind wieder zu; es war höchſte Zeit, denn ich bin ein ruinirter Mann“, räſonnirte der Graf bei ſich. „Bruder Hilaire iſt in die beſſere Welt hinübergegangen, wo man kein Geld braucht. Roger iſt Erbe der Güter, und meine ſüße Gabriele wird eine hübſche Ausſteuer erhalten. Die wird uns ſehr zu ſtatten kommen. Freilich die Alte! Ah, ſie wird ſich darein geben, zumal ihr Goldſohn nicht mehr da iſt, deſſen Erbe wir ſchmälern könnten. Ich muß mich hinter die Maintenon ſtecken, daß ſie ein gutes Wort für mich einlegt. Die gute Witwe Scarron iſt froh, einem Kavalier von meiner Diſtinction einen Dienſt leiſten zu können. — Gott, welche Freude wird Gabriele haben, wenn ſie ihren — wie nannte ſie mich immer? — ihren — weiß ich doch das Wort nicht mehr — war's nicht Romeo? — wieder ſieht!" Bei dieſem Punkte ſeines eiteln Ideenganges angelangt, pflanzte ſich der Graf wieder vor den Spiegel und lüftete den Verband. Er jauchzte laut auf, als er ſein Geſicht wieder ziemlich in die alten Formen zurückgebracht ſah; die kleine Narbe über dem Auge bemerkte man nach dem Verſchwinden der Anſchwellung kaum noch.

„Jacques, Jacques, jetzt ſattle die Pferde, in zehn Minuten geht's fort!" rief er dem Diener zu, machte mit ungewöhnlicher Haſt Toilette und ſprengte nach einer Viertelſtunde mit ſeinem Knechte zum Thore nach Verſailles hinaus. —

Frau von Maintenon verlebte im Umgange ihrer beiden Freundinnen Gabriele und Henriette, denn das waren ſie ihr ſchnell geworden, genußreiche ſelige Tage. Endlich, nach einer vieljährigen ſchmerzlichen Einſamkeit mitten unter einem Schwarme ſchmeichelnder und heuchelnder Höflinge, hatte ſie das unausſprechliche Glück, zwei Perſonen zu finden, denen ſie unbedingt vertrauen zu können glaubte. Der gewaltigſte Geiſt auf Erden verträgt eine dauernde Abſchließung von anderen Kreaturen ſeiner Gattung nicht; er bedarf der Anregung, Ermunterung, Theilnahme, um in ſeinem eigenthümlichen Weſen ſelbſt feſter, klarer und ſtärker zu werden;

ſeine Ideen erhalten erſt ihre Weihe, ſeine Pläne die beſtimmte Faſſung, wenn er ſie in einem gleichorganiſirten Weſen mittheilt. Beſonders wohlgeſinnt war Frau von Maintenon Henrietten, weil dieſe vermöge ihrer Stellung faſt immer in ihrer Geſellſchaft war, und weil das rührend unſchuldige Weſen des jungen Mädchens eine Einwirkung auf das von Ehrgeiz, Selbſtſucht und Heuchelei überwucherte Gemüth der Dame ausübte wie Frühlingsſonnenſchein auf eine ſchneebedeckte Flur; die Decke ſchwand, und den holden Kindern des Lenzes gleich, ſproßten wieder Empfindungen auf wie zu jener ſchönen Zeit, wo ſie arm und unglücklich, aber rein und ohne Schuld als „ſchöne Indierin“ ſich manches Herz gewonnen hatte, das ſpäter ſich ihr wieder entfremdete.

Erfüllte Henriette auf dieſe Weiſe ein ſehnliches Bedürfniß, ſo genügte Gabriele, die durch fleißige Berichte und öftere Mittheilung ihrer Beobachtungen über die feindlichen Kreiſe ihr völliges Vertrauen gewonnen hatte, mehr ihrem, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, politiſchen Bedürfniſſe, ohne daß jedoch an eine ſtrenge Sonderung deſſen, was die Ergebenheit Beider bot, gedacht werden müßte. Ein ſo kluges gewandtes und dabei ſo uneigennütziges Mädchen wie Fräulein von Derval war, hatte Frau von Maintenon noch nicht gefunden, und ſie ſegnete die Stunde, wo die Marquiſe ſie um den Freundſchaftsdienſt bat, ſich ihrer Tochter anzunehmen, durch deſſen Erfüllung ihr ſelbſt der größte Dienſt geſchehen war. — Aber wer Trug ſäet, wie kann der Wahrheit ernten wollen? Es war eine ſtrenge, aber gerechte Nemeſis, welche die heuchleriſche argliſtige Frau auf ihrer Bahn des Ehrgeizes zum öftern empfindlich züchtigte, daß ſie, wenn wirklich einmal aufrichtiges Wohlwollen ihr vereiſ'tes Herz zu ſchmelzen ſchien, mit Schmerz und Entſetzen ſtatt eines roſigen Blumengewindes, wie es die Freundſchaft reicht, die buntſchillernde Natter des Verrathes in der Hand hielt. So war es auch jetzt; ſie liebte beide Mädchen, Henriette wie eine ſchöne gute Tochter, Gabrielen wie eine begabte beſcheidene Freundin — und beide täuſchten ſie! Und war etwa Gabrielen ein Vorwurf daraus zu machen, daß ſie dieſe gefühlvollen Anwandlungen der Frau von Maintenon nicht als maßgebend zur Beurtheilung ihres Charakters anſah, daß ſie dieſelbe lieber nach ihrer Vergangenheit, nach ihren täglichen Handlungen und nach der Einwirkung abſchätzte, die ſie auf ihre Umgebung ausübte? wenn ſie die Zuneigung, welche die Dame für ſie bewies, mehr einem ſelbſtſüchtigen Motive zuſchrieb als dem uneigennützigen Drange des Herzens? Gewiß hatte ſie ein Recht zu dieſer Auffaſſung; und im Gefühle deſſelben, betrieb das ſchöne Hoffräulein ihren Vortheil, der ſie mit dem allgemeinen der rechtſchaffenen Leute in Alais und ganz Languedoc identificirte, mit beſter Benutzung des freundſchaftlichen Verhältniſſes zu der Frau, die ſie ſtürzen wollte.

Anders verhielt es ſich mit Henrietten. Ihr reines Gemüth, deſſen klarer Spiegelglanz noch nicht vom Hauche des Mißtrauens und bitterer Lebenserkenntniß getrübt war, ertrug nur mit Schmerz den ſchweren Selbſtvorwurf, daß ſie treulos gegen ihre Beſchützerin handele, indem ſie ihr gegenüber eine fremde Rolle übernommen hatte. Sie öffnete Gabrielen ihr bedrängtes Herz, die ſie bisher nur mit Mühe und durch Hinweiſung auf die Nothwendigkeit des Spiels von einer unbeſonnenen Entdeckung des wahren Verhältniſſes zurückgehalten hatte. Gabriele fühlte die Pein des armen Kindes lebhaft mit; erinnerte ſie ſich doch mit einer Art ſtiller Wehmuth an die Seelenleiden, die ſie unter ähnlichen Verhältniſſen im Valeryſchen Hauſe erduldet hatte. Welche Aehnlichkeit freilich zwiſchen Madame Scarron und der Familie Valery! Dennoch konnte ſich Gabriele nicht entſchließen, die Gewiſſensbiſſe ihrer Freundin durch den Hinweis zu lindern, wie wenig ihre Schützerin dieſelben verdiene. Wer raubt der Unſchuld gern den ſchönen Glauben an den Werth eines Menſchen? es iſt das eine für beide Theile ſchmerzhafte Operation: einem Anderen die alle Gegenſtände roſenroth färbende Hülle vom blöden Auge zu reißen, und ſie wird am ſchlechteſten gedankt, wenn ſie am beſten gelingt. Das Letztere ſtand bei Henrietten ſehr zu bezweifeln, denn ſie hatte in ihrem Leben nur edle Menſchen kennen gelernt. Und das kam daher, weil der Elendeſte ſelbſt den Drang hat, einer lieben Unſchuld gegenüber die beſte Seite herauszukehren.

Mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, ſaßen die drei Frauen Nachmittags im Boudoir der Frau von Maintenon. Dieſe war mehr als je mittheilſam und erzählte den Sir Henry May, Neffen des Herrn Senators May, aus Amerika, überreichte auch zugleich eine koſtbare Karte, auf welcher zu des alten Tyll's unausſprechlicher Freude ſeine erſtaunten Augen mit goldnen Buchſtaben den Namen „Henry May“ erblickten. In Haſt ſchob er ſich hinter dem Schreibtiſche hervor und bewegte ſeine krummen Beine in unglaublicher Schnelligkeit durch die Hausflur bis an den Wagen. Hier ſchrie er ein: „herzlich willkommen!“ aus voller Bruſt, war aber ſchier erſchrecken, als plötzlich zwei brandſchwarze Kerle in prächtigen Livreen zu ſeinen Seiten ſtanden, ihn höflich aus dem Wege ſchoben, den Kutſchenſchlag öffneten und einen jungen Mann heraushoben, der mit aller amerikaniſchen Kälte an dem Senator vorüber ging und im gebrochenſten Deutſch, das kaum zu verſtehen war, den aus dem Hauſe zurückgekehrten Lohnbedienten fragte, ob Sir Tyll May ſeine Aufwartung annehmen werde. Der Gefragte deutete auf den Senator mit dem Bemerken, der Sir ſtehe bereits vor ihm; und kaum hatte der Amerikaner dieſe Worte kapirt, als er auf den Senator los ging, denſelben mechaniſch in die Arme ſchloß und im reinſten geläufigſten Engliſch ſeine Freude ausihren jugendlichen Zuhörerinnen Partien aus ihrem wechſelvollen vielbewegten Leben, wie ſie dieſelben für ihr Ohr paſſend hielt. Sie that dieß gern und oft, auch Anderen gegenüber, denn der kleinliche Stolz, der ſich früheren Elends ſchämt und bei der Erinnerung einſtiger Niedrigkeit kindiſch erröthet, wurde bei ihr durch ein gewiſſes Hochgefühl erſtickt, vermöge deſſen ſie in ſich ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen zur Bekehrung des Königs und zur Ausrottung der herrſchenden Frivolität, in ihren niedrigen Schickſalen aber nur Läuterungen und Prüfungen ſah, beſtimmt, ſie zu ihrer hohen Aufgabe vorzubereiten und würdig zu machen. Daß ſie bei ſolchen Gelegenheiten gewiſſe Zeiträume ihres Lebens mit Schweigen oder mit einigen flüchtigen Andeutungen überging, zum Beiſpiel die Geſchichte ihrer Ehe mit Herrn Scarron, wer konnte ihr das verargen? So viel Kummer und Trübſal ſie auch in dieſer Periode erduldet hatte, ſo war dies für nichts gegen die fatale Erbſchaft zu erachten, die ihr Gemahl hinterließ: einen zwar berühmten, aber auch lächerlichen Namen, der nur ſchlecht zu ihrem angeblich göttlichen Beruf paßte.

So erzählte ſie denn Gabrielen und Henrietten mit einer beſcheidenen Hindeutung auf den Viehſtall, in welchen der Heiland geboren wurde, wie ſie ſelbſt ſeine eifrige Nachfolgerin, das Licht der ſündhaften Welt im Gefängniſſe zu Niort erblickt und in einem anderen Kerker aufgewachſen ſei; wie ſie als vierjähriges Kind, nachdem ſie durch die ſichtbare Hand Gottes dem Tod im Meere und der Gefangenſchaft entzogen worden, über den weiten Ocean geſegelt ſei in die neue Welt, um auf dem herrlichen Eiland Martinique nach ſo vielem Elende alle Wonnen und alle Freuden zu genießen, die der herrſchenden weißen Race ſich dort darbieten. Nach einem Beſuche im Vaterland, den ſie mit Mutter und Bruder unternommen, um Familienangelegenheiten zu ordnen, ſtirbt der Vater, der in ihrer Abweſenheit ſein ganzes Vermögen verſpielt; und arm und hülflos kehrt die Witwe mit den Waiſen zurück nach Frankreich. Endlich nimmt ſich die Tante der kleinen Françoiſe an, aber ſie begeht die Todſünde, ſie in der calviniſtiſchen Ketzerei zu erziehen, deren mächtige Stütze die Familie d'Aubigné leider war, beſonders Françoiſens Großvater, der Vertraute und Waffenbruder Heinrichs IV. Die folgende Periode ihres Lebens, wo ſie wegen ihrer Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter viele Drangſale zu erdulden hatte, überging Frau von Maintenon und pries nur die Urſulinerinnen in Niort, denen es durch die Barmherzigkeit Gottes gelungen war, ſie zum alleinſeligmachenden Glauben zu bekehren und ihre Perſon zu ihrem hohen Berufe erſt tauglich zu machen.

Während die gute Henriette mit frommer Scheu zu dem verkörperten Schickſale Frankreichs aufblickte, das ſo anmuthig die wechſelnden Bilder eines abenteuerlichen Lebens ihren Augen vorführte, ertrug die ſcharfſinnige Gabriele nur mit Unwillen den maßloſen Hochmuth dieſer Frau, die in jedem geringfügigen Umſtand ein Eingreifen der göttlichen Vorſehung zu ihren

Gunſten ſah. Dabei empörte ſie die Art und Weiſe tief, wie die Dame über ihr einſtiges Ketzerthum ſich ausließ, denn Gabriele mußte ſie für viel zu gebildet und aufgeweckten Geiſtes halten, als daß ſie aus Ueberzeugung die Religion ihrer Väter verlaſſen habe. Was Fräulein d'Aubigné aus kluger Berechnung ihrer Verhältniſſe und in Erinnerung an ihr Märtyrthum gethan, das hatte die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes ſelbſt bewirkt!

Frau von Maintenon berührte dann Einiges aus ihrem ſpäteren Leben, erwähnte ihrer Freunde, die ſich der armen Witwe mit dem poſſierlichen Namen hilfreich angenommen, und beklagte dann in den härteſten Ausdrücken den Undank und die Verrätherei, welche ſie von Freunden und Schützlingen habe erfahren müſſen.

„Aber einen Troſt bei ſolchen ſchmerzlichen Erfahrungen,“ ſchloß die bigote Dame ihre Erzählung, „gewährte mir der gute Gott immer. Er rührte das Herz ſolcher Falſchen, bevor er ſie von der Welt nahm, daß ſie ihre ſchwere Sünde gegen mich erkannten und bereuten. Ich will nur die Herzogin von Richelieu anführen, die mir große Dienſte, welche ich ihr leiſtete, durch ſchmählichen Undank gelohnt hatte. Aber Gottes Hand rührte ſie, und ſie ſtarb in großer Zerknirſchung darüber, ihre aufrichtigſte Freundin jemals verrathen zu haben.“

Frau von Maintenon wurde in der weiteren Verfolgung dieſes für ihre Eigenliebe ſo angenehmen Themas auf eine eben ſo plötzliche als unerwartete Weiſe unterbrochen. Henriette nämlich, die mit ungeheuerer Seelenpein die letzten Ergießungen ihrer Gebieterin angehört hatte, ſtürzte leichenblaß und mit thränengefüllten Augen zu deren Füßen nieder, die ſie krampfhaft umklammerte. Gabriele erſchrak heftig bei dieſem Anblicke, denn ihr ahnte was kommen würde.

„Ach Madame,“ ſagte das arme kniende Mädchen; „werdet ihr mir verzeihen? Auch ich habe euch hintergangen, aber Gott hat auch mein Herz gerührt, daß ich die Schuld bekennen muß, die mich ach! ſo ſchwer drückt.“

Frau von Maintenon war durch dieſen Wechſel der Scene aufs höchſte überraſcht, und dieſe Empfindung ſpiegelte ſich deutlich auf ihrem bleichen Geſichte, als ſie nach einer kleinen Pauſe mit etwas unſicherer Stimme erwiederte: „Mein Gott, was iſt das? Du mich hintergangen, mein Kind! Wie ſoll ich das verſtehen? Was iſt vorgefallen?“ Und ſie blickte Henrietten dann Gabrielen mit einem mißtrauiſchen Blicke an.

Das unſchuldige Mädchen legte nun zu Gabrielens unausſprechlicher Pein eine vollſtändige Beichte über die Geſchichte ihrer Liebe ab. Die Mienen der Dame heiterten ſich während des Berichtes allmählig wieder auf, ja einmal ſtieg ſogar ein leiſes Lächeln über Henriettens Naivetät auf, das aber unbemerkt von den beiden Mädchen wieder ſchwand. Als das Bekenntniß abgelegt war, ſagte Frau von Maintenon mit milderer Stimme als Henriette und Gabriele zu hören erwartet hatten:

„Nun ſehe mir eins die kleinen Heuchlerinnen!

Iſt man nicht in Wahrheit verrathen und verkauft? Wer hätte ſo viel Schalkheit in der unſchuldigen Henriette geſucht?" Dabei überließ ſie der ſchluchzenden Sünderin ihre Hand, welche dieſe mit Küſſen bedeckte. — „Und auch ihr, Fräulein," wandte ſie ſich mit einem eiſigen Lächeln an Gabrielen, „gehet darauf aus, mich zu täuſchen?"

„Madame," erwiederte dieſe und blickte ihrer heimlichen Gegnerin ruhig ins Auge; „werdet ihr mir glauben, wenn ich euch die Verſicherung gebe, daß man auch mich erſt ins Geheimniß gezogen hat, nachdem Henriette bereits in euern Dienſt aufgenommen worden war? Ich habe geſchwiegen, weil es Geheimniß meines Bruders war, und er den kleinen Betrug bei euch vertreten wollte."

„Wie gern glaub ich euch, meine theuere Gabriele!" erwiederte Frau von Maintenon mit all ihrer gewinnenden Freundlichkeit. „Aber was fangen wir mit dieſer kleinen Sünderin an?" fragte ſie und deutete lächelnd auf Henrietten, die blaß und mit rothgeweinten, verſchämt niedergeſchlagenen Augen daſtand.

„Ach, vergebt mir, Madame," bat die Kleine. „Ich werde nie wieder eine Unwahrheit ſagen."

„Nun es ſei," ſagte Frau von Maintenon und ſetzte hinzu, indem ſie drohend den Finger hob: „Aber hüte dich, denn du ſieheſt, daß Gott die Schuldigen zu finden weiß. — Aber jetzt ſage mir doch, wer hat denn das feine Plänchen erſonnen? Du oder Herr von Derval?"

„Herr von St. Julien kam auf den Gedanken, den er Roger mittheilte und darauf auch ausführte,“ erwiederte Henriette. „Durch ihn wurde mir das Glück, in euere Dienſte zu kommen.“

„Immer dieſer St. Julien,“ murmelte Frau von Maintenon für ſich, und ein Schatten flog über ihr heiteres Geſicht. „Dieſer räthſelhafte junge Mann fängt an bedeutungsvoll in mein Leben einzugreifen. Man muß ſich ernſtlich um ihn bekümmern. Ohne mein Zuthun beſitzt er des Königs Gunſt; er gehöre entweder zu meinen Freunden oder zu meinen Gegnern und verderbe dann. — Nun ſo gehe denn jetzt hin, kleine Verrätherin,“ wandte ſie ſich wieder freundlich zu Henrietten, „in dein Kämmerlein und bitte alle Heiligen um Fürſprache beim himmliſchen Vater, daß er dich nicht wieder der Verſuchung zum Opfer fallen laſſe. Auch ich will zu Ihm und ſeinem eingeborenen Sohne beten, daß er mich gnädig vor den Fallſtricken meiner Feinde bewahre.“

Das war denn für die Mädchen ein Wink, das Zimmer zu verlaſſen; Gabriele verabſchiedete ſich mit dem frohen Gefühle, einer Demüthigung überhoben geweſen zu ſein, die ſie im Anfang erfahren zu müſſen fürchtete. Bei Henrietten überwog ſchon die Freude, ſo gelinde davon gekommen zu ſein, unmerklich den Schmerz, eine ſo gütige Gebieterin getäuſcht zu haben.

Es iſt nicht anzunehmen, daß Frau von Maintenon nur einen Augenblick über den ihr geſpielten Betrug ernſtlich erzürnt geweſen ſei. Im Gegentheil war die ganze Sachlage von einer Art, wie ſie ihr nur erwünſcht ſein konnte. Sie war eine von Haus aus viel zu kluge Frau, und war doch durch ſchlimme Erfahrungen in der Beziehung noch mehr gewitzigt worden, als daß ſie nicht hätte wiſſen ſollen, ein wie gebrechliches Ding die Freundſchaft unter vornehmen Leuten iſt, wenn ſie nur auf dem unſoliden Grund gegenſeitiger Neigung oder Verpflichtung beruht und des feſteren Kittes ermangelt, indem nämlich ein Theil von dem anderen abhängig iſt und daher in ſteter Furcht vor ihm ſchwebt. Ein ſolches ſolides Fundament hatte bisher ihrem freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Frau von Derval gefehlt, und nun war dieſem Mangel auf eine ſo angenehme als gründliche Weiſe abgeholfen. Gab es ein feſteres Band, die ſtolze Marquiſe an ihr Intereſſe zu ketten, als die beſtändige Furcht, die Vertraute des Königs werde die unanſtändige Liebe ihres Sohnes beſchützen und befürworten? Gab es für die Maintenon ein einfacheres und wirkſameres Mittel etwaigen Abfall oder Verrath zu züchtigen als die Vereinigung des Paares, durch welche Maßregel ſie ſich zugleich neue ergebene Freunde ſchaffte? Auf ſolchen kleinlichen Konjunkturen und Intriguen hat ja die Macht der Frau von Maintenon allein beruht; ſie herrſchte durch das Uebergewicht eines Alles beobachtenden, berechnenden, abwägenden und zum eigenen Vortheil wendenden Geiſtes; eine eigentliche Autorität, eine geſetzliche Gewalt hat ſie auch in ſpäterer Zeit nie beſeſſen.

Während ſie ſich dem angenehmen Gedanken hingab, Mutter und Tochter auf gleiche Weiſe verbunden zu haben, letztere durch wirkliche Ergebenheit für den Schutz, den ſie ihr angedeihen ließ, erſtere durch Eigennutz und nöthigen Falls durch Furcht, wurde ihr der Graf von Carcaſſes gemeldet. Sie erinnerte ſich des Beſitzers dieſes Namens als eines leichtſinnigen, nichtsnutzigen Menſchen, wie ſie die frühere Periode des Hoflebens erzeugt und erzogen hatte, doch war ihr nicht mehr gegenwärtig, in welchen näheren Bezuge der junge Edelmann zu ihrem Kreiſe geſtanden hatte.

Der Graf eilte mit ritterlicher Galanterie auf die Dame los, faßte ihre Hand und zog ſie ehrerbietig an ſeinen Mund.

„Madame,“ ſagte er anſcheinend in großer Aufregung, „der Ruf euerer Milde, der ganz Frankreich durchdrungen hat, gibt auch mir den Muth, euern gütigen Beiſtand zu erbitten, obſchon das Schickſal mir noch nicht die Huld gewährt, euer Wohlwollen verdienen zu können. Es betrifft die wichtigſte Angelegenheit meines Lebens —“

„Die wichtigſte Angelegenheit des menſchlichen Lebens iſt die Religion,“ unterbrach ihn Frau von Maintenon ſalbungsvoll. Dann ſetzte ſie ironiſch hinzu: „Bedürft ihr vielleicht eines frommen Mannes zum Beichtvater und wünſcht, daß ich euch einen ſolchen vorſchlage?“

Der Graf machte ein einfältiges Geſichte. „Nicht das, Madame,“ ſtotterte er; „ich bin mit meinem Beichtvater zufrieden, ſo wie er mit mir, und wünſche keinen Wechſel. — Meine Bitte betrifft vielmehr eine junge Dame, die ich unendlich liebe, und von der ich mich ebenſo heißgeliebt glauben darf. Es iſt Fräulein von Derval.“

„Ach, wirklich!“ rief Frau von Maintenon überraſcht. „Ihr meinet Fräulein Gabriele von Derval?“

„Ganz dieſelbe, Madame. Unſere Liebe datirt ſeit Jahr und Tag, nur unterbrochen durch die — die Abweſenheit des Fräuleins.“

„Seltſam!“ ſagte Frau von Maintenon.

Der Graf, der dieſen Ausruf nicht zu deuten wußte, fuhr fort: „Leider ſtellt ſich eine Laune der Mutter, der Frau Marquiſe von Derval, unſerem Glücke entgegen, aber vor euern freundlichen Vorſtellungen würde dieſelbe bald ſchwinden, wenn ihr der Schutzengel unſerer Liebe werden wolltet.“

Frau von Maintenon ſah ein paar Augenblicke gedankenvoll vor ſich hin, dann ſagte ſie mit einem Anflug von Lächeln in ihren feinen Zügen: „Ich befürchte beinahe, Herr Graf, daß euch euere lebhafte Einbildung einen kleinen Streich ſpielt. Wie ihr wiſſen werdet, iſt Fräulein von Derval Hofdame bei der Frau Dauphine, und ſie hat die Gelegenheit benutzt, die freundſchaftlichen Gefühle, die ich für ihre Mutter habe, auch für ſich rege zu machen. Durch ihre Mittheilungen in vertrauten Stunden liegt ihr junges Leben offen vor mir; aber nie hat ſie, wie ich zu meinem Bedauern, aber offen geſtehen muß, eines Verhältniſſes von ſo delikater Natur erwähnt.“

„O Madame,“ erwiederte Carcaſſes mit unerſchütterlichem Selbſtvertrauen. „Daran erkenne ich die glühende Leidenſchaft meiner Gabriele für mich. Sie iſt nicht geartet wie Andere. Während dieſe das Glück ihrer Liebe Anderen mittheilen würden, verſchließt ſie es tief in ihren Buſen.“

„Mag ſein,“ erwiederte die Dame etwas piquirt von dieſer großartigen Eitelkeit. „Aber was ſagt ihr dazu, mein liebenswürdiger Ritter, wenn ich euch verrathe, daß Gabriele auf dem Punkte ſtand, ſich in der Provinz zu verheirathen; und daß der Vollzug der Ehe nur durch Umſtände verhindert wurde, die das Fräulein nicht überwinden konnte.“

„Sich verheirathen!“ ſtammelte der Graf, und ſein Geſicht verlängerte ſich merklich. „Aber das iſt unmöglich!“

„Ihr ſollt es aus ihrem eigenen Munde erfahren,“ erwiederte Frau von Maintenon, die es müde war, mit dem Gecken zu ſtreiten, und ſich eine komiſche Scene verſprach, wenn ſie Gabrielen herbeiholen ließ. Sie klingelte und befahl dem eintretenden Diener, Fräulein von Derval herzubitten.

Dem Grafen Carcaſſes ward es jetzt doch etwas unheimlich, da er die Widerlegung ſeiner Ausſagen mit ſo feſtem Tone ausſprechen hörte, und ſeine gewohnte Zuverſicht fing an ihn zu verlaſſen. Aber er bedachte zugleich, wenn er ſich ſelbſt verloren gebe, ſei alles verloren, und ſchraubte ſeinen geſunkenen Muth wieder in die Höhe.

Sobald Gabriele eintrat, bemerkte das beobachtende drückte, endlich den theuren Oheim kennen zu lernen. Der Senator ſuchte in aller Eile ſein Bischen Engliſch zuſammen und fragte: ob denn der Herr Neffe nicht auch Deutſch gelernt habe. Doch dieſer verſetzte, ihm nicht zum Troſt, daß es damit ſehr ſchlecht bei ihm beſtellt ſey und er im Hauſe des Oheims erſt ſeine Vaterſprache zu lernen gedenke.

„Na, daß du ein May biſt, kannſt du nicht verläugnen," ſchmunzelte der Alte, und überſetzte ſeine Herzensergießungen dann jedes Mal, ſo gut es geben wollte, in's Engliſche. „Du haſt ein ächtes Maygeſicht und ſiehſt deinem Vater wie — er in deinen Jahren war, wo ich ihn zum letzten Mal geſehen — zum Sprechen ähnlich. Nun komm nur herauf; die Mary wird ſich freuen." Damit zog der hocherfreute Mann den amerikaniſchen Neffen in das Haus. Auf der Treppe konnte er aber eine Frage nicht länger unterdrücken, die ihm, ſeit er die Karte erblickt, ſchwer auf dem Herzen lag, und zutraulich ſchmunzelnd ſagte er: „Sag' mir nur ſchnell, lieber Neffe, wie kommt es denn, daß du unſern gemeinſchaftlichen Namen mit einem Ypſilon ſchreibſt, wie ich und unſere Vorfahren, da ihn doch dein Vater, der Chriſtoph, mit dem J ſchreibt?"

Auge der Frau von Maintenon auf ihrem Geſichte alle Anzeichen einer lebhaften Verwunderung beim Anblick des Grafen, aber nichts von jenem verrätheriſchen Farbenwechſel, der bei jungen Leuten ſtets einzutreten pflegt, ſobald ſie unverhofft den Gegenſtand ihrer zärtlichen Zuneigung zu Geſichte bekommen. Sie machte dem Grafen, der Miene zeigte, ſie mit der Vertraulichkeit eines Liebhabers zu begrüßen, eine froſtige Verbeugung und fragte Frau von Maintenon nach ihrem Wunſche. Dem guten Carcaſſes ſank der mühevoll aufgeraffte Muth vollkommen, als er das Fräulein eintreten ſah. Gott im Himmel, was war aus der kleinen wilden trotzigen Gabriele geworden!

„Ihr ſollt Schiedsrichterin in einem Streite ſein, den ich mit Herrn von Carcaſſes hatte,“ erwiederte Frau von Maintenon. „Er behauptet nämlich im Beſitze eueres Herzens zu ſein.“

„Wirklich?“ erwiederte Gabriele und ſah dem Grafen, der in peinlichſter Verlegenheit daſtand, mit einem eigenthümlichen Blicke an. Tiefe Trauer und verächtliches Mitleid lagen abwechſelnd darin. „Der Herr Graf beliebt ohne Zweifel zu ſcherzen.“

„Aber mein Fräulein,“ ſtotterte Carcaſſes; „erinnert ihr euch der Zeit nicht — mein Gott es iſt ja noch keine Ewigkeit — wo ich euch Alles war, wo unſere Herzen in ſchönem jugendlichen Bunde —“

„Damals beliebte ich zu ſcherzen, Herr Graf,“ unterbrach ihn Gabriele gleichmüthig.

Der unglückſelige Liebhaber erblaßte vor Wuth.

„Wie? ſcherzen!“ ſagte er. „Scherzt man mit dem Grafen von Carcaſſes?“

„Scherzt man mit Fräulein von Derval? ihr vergeßt aber ſo ſchnell als ihr euch langſam erinnert; deutet das nicht auch auf Scherz von euerer Seite?“

Frau von Maintenon, die den Verlauf der Sache mit großer Befriedigung verfolgt, da ſie Gabrielen höchſt ungern ihrer Umgebung entzogen geſehen hätte, faßte jetzt Mitleid für den armen Ritter und beſchloß ſeiner peinlichen Lage ein Ende zu machen. Auf einen Wink von ihr verließ Gabriele das Zimmer. Dann ſagte ſie zu Carcaſſes: „Diesmal habt ihr den Prozeß verloren, Herr Graf. Gebt mir Gelegenheit, euch zu anderer Zeit beſſer dienen zu können.“

Halb ſinnlos verließ Carcaſſes das Zimmer.

8.

Die Vorleſung beim Könige.

Mit dem Scharfblicke des Argwohnes und der Eiferſucht hatte Frau von Montespan bald genug wahrgenommen, daß die Annäherung des Königs an ihre Perſon eine ſcheinbare, eine auf Täuſchung berechnete geweſen ſei, daß Ludwig in der That keine Liebe mehr für ſie fühle und ſein Verhältniß zu ihr nur als Deckmantel einer neuen Leidenſchaft benutzen wolle. Um den Gegenſtand derſelben zu erfahren, bedurfte es keines großen Scharfſinnes. Wäre ſie aber noch irgend in einem Zweifel befangen geweſen, ſo würden ſie ihre guten Freunde ſchnell davon befreit haben. Zu keiner Zeit ſind dieſelben ja dienſtfertiger, eifriger, mittheilſamer, als wenn es gilt, uns mit einer übeln Nachrede, einem unerwarteten Schickſalsſchlag, die wir erleiden, bekannt zu machen. Die Erbitterung der Dame war um ſo heftiger, je größer ihre Hoffnung geweſen war, das Herz ihres Königs von neuem zu rühren, und ſie ſchwur in ihrer leidenſchaftlichen Weiſe derjenigen Rache, die nach ihrer Meinung dieſe Hoffnung vereitelt hatte. So hatte Gabriele eine Todfeindin in einer Perſon, der ſie die wohlwollendſten Geſinnungen für ſich zuſchrieb, und erfuhr die genaueſte Ueberwachung und Beobachtung von einer Seite her, von welcher ſie es am wenigſten vermuthete.

Die Marquiſe ſchwankte einige Tage nach der Entdeckung des Geheimniſſes, wie ſie ihre neue Feindin angreifen und verderben ſolle, und kam endlich zu dem Entſchluſſe, ſich ihrer Nebenbuhlerin, der Frau von Maintenon, anzuvertrauen und mit ihr gemeinſam zu operiren. Die Erſcheinung iſt ja nicht ſelten, daß zwei hitzige Kämpfer für eine Weile Waffenruhe machen, um gemeinſam gegen einen Dritten zu ſtreiten, der von ihrer Zwietracht Vortheil ziehen will, und dann den Kampf unter ſich von neuem aufnehmen. An etwas Aehnliches dachte Frau von Montespan. Die Beſeitigung Gabrielens, dieſer reizenden, jugendlichen, fürchterlichen Gegnerin der beiden Damen, ſchien ihr vor allem nöthig; mit der fünfzigjährigen Witwe Scarron ſchmeichelte ſich das eitele ſtolze Weib vermöge ihrer eigenen Reize fertig zu werden. Eine günſtige Gelegenheit, Präliminarien mit der bisherigen Gegnerin einzuleiten, fand ſich unerwartet und ſchnell, ohne daß ſie die Demüthigung hätte überwinden müſſen, die erſten Schritte entgegen zu thun. Man fand ſich auf neutralem Boden.

Angeregt durch eine Idee der Marquiſe hatte der König, der ſich ſo gern mit Cäſar Auguſtus vergleichen ließ und doch ſo wenig Aehnlichkeit mit ihm beſaß, ſich einen Genuß bereitet, der mit dem aſiatiſch-deſpotiſchen Charakter ſeiner Regierung vollkommen harmonirte, während Ludwig, durch die niederträchtige Schmeichelei ſeiner Höflinge und höfiſchen Dichterlinge vollends irre geführt, allen Ernſtes meinte, dem römiſchen Fürſten durch ſeine Anordnung würdig zur Seite zu treten. Die beiden Akademiker und königlichen Hiſtoriographen Racine und Boileau erhielten den Befehl, Ludwigs Geſchichte zu ſchreiben, dem ſie mit aller Devotion jener Zeit nachkamen. Wahrſcheinlich nur in der Abſicht, um etwaige Irrthümer der Verfaſſer kurz und ſchnell berichtigen zu können, ließ der König ſich Stücke aus dieſem Meiſterwerke der Schmeichelei vortragen. Es waren dieß Stunden göttlicher Befriedigung für „Ludwig den Großen," wie er ſich ſelbſt mit königlicher Beſcheidenheit zu nennen liebte, denn er genoß das ſeltene Glück ſchon jetzt, während er noch als Sterblicher einherwandelte, den ſüßen Duft des Weihrauchs einzuſchlürfen, mit welchem man die Bewohner des Himmels zu ehren pflegt. Nichts war natürlicher, als daß der König Zeugen dieſer Rauchopfer wünſchte, um zu erfahren, wie olympiſch glückſelig er ſei, und wie groß er in der Weltgeſchichte daſtehe. Frau von Maintenon genoß die Auszeichnung, zu dieſen Akademien hinzugezogen zu werden; eine Ehre, die ihr unter den Höflingen viel Neid und Haß, aber noch mehr Langeweile brachte; auch die Marquiſe erhielt Einladungen; ſei es, um ihr zu ſchmeicheln, oder ſie zu täuſchen oder zu beſänftigen. Bei dieſer Gelegenheit nun beſchloß ſie, Unterhandlungen mit der Frau von Maiatenon anzuknüpfen; ſie hatte kurz zuvor, ehe ſie die letzten bedeutungsvollen Aufſchlüſſe über das neue Intriguenſpiel am Hofe erhielt, eine Einladung vom Könige empfangen.

In einem luxuriös ausgeſtatteten Gemache ruhte Ludwig in einer halb ſitzenden, halb liegenden Stellung auf einem bequemen Sofa. Den Kopf hatte er auf ein Kiſſen gelehnt, und ſeine Geſichtszüge trugen den Ausdruck jener ſtolzen Zufriedenheit, wie ſie eitle und befangene Geiſter bei ſorgſam unterhaltener Selbſttäuſchung empfinden. Ihm zu beiden Seiten ſaßen die zwei Favoritinnen auf Tabourets; in ihren Mienen kämpfte das Entzücken, dem Gott der Erde ſo nahe zu ſein, mit der Pein vorausſichtlicher entſetzlicher Langeweile. Die beiden Akademiker waren ſoeben in das Allerheiligſte zugelaſſen worden und ſtanden in devoteſter Haltung an der Thüre, beſchäftigt, die keineswegs kurz dauernden Reverenzen zu machen, welche der Kultus des Hofes vorſchrieb, und welche Racine's etwas plumpe Geſtalt keineswegs anmuthig ausführte. Ludwig erwiederte dieſe Huldigungen durch eine leichte Neigung des Hauptes und eine gefällige Bewegung mit der Rechten. Die Damen dankten mit graziöſer Freundlichkeit.

„Nun meine Herren, wie befindet ſich die Muſe?" fragte der König in huldvollem Tone, indem er den Dichtern winkte näher zu treten.

„Sie nährt ſich reichlich vom Ruhme Ew. Majeſtät," erwiederte Racine.

„Das heißt, ſie ruht auf ihren Lorbeeren," ſetzte Ludwig lachend hinzu. „Meiner Treu, ihr Herren, ihr ſolltet euch zuſammen nehmen, um nicht der Läſterung böſer Zungen zu verfallen. Wiſſet ihr, was man euch nachſagt? Seit dem wir euch zu unſeren Hiſtoriographen gemacht hätten, ſei es aus mit euerer poetiſchen Schöpferkraft. Iſt das nicht köſtlich? Alſo wir mit unſerer königlichen Huld ſind die Mörder eueres Genies! Und was das Schönſte iſt: die Sache hat wirklich etwas für ſich. Herr Racine ſchweigt beharrlich, ſeitdem wir ihm ſeine Ernennung zugeſchickt haben, und auch Herr Boileau iſt ſehr unfleißig geworden. Die Erfahrung ſollte uns in der That warnen, Poeten fernerhin Gönner zu ſein, da wir ſo ſchlechten Dank für unſere Sorge um dieſe Singvögel ernten. Noth und Mangel ſcheinen beſſere Ermunterungen für ſie zu ſein als Gehalte und Jahrgelder."

Ein faſt wehmüthiges Lächeln ſtieg bei dieſen Worten im Geſichte des Dichters der Phädra auf; Boileau ſchüttelte in verhehltem Unmuth leiſe den Kopf. Wie richtig hatte der König im übermüthigen Scherz den Grund der Sache getroffen, ohne freilich ſelbſt recht klar darüber zu ſein! Als friſche und freie Männer hatten ſie einſt, begeiſtert von dem Aufſchwunge einer neuen Zeit und der wachſenden Größe ihrer Nation und hinwiederum getragen und erhoben vom gerechten Beifall ihrer Landsleute, unſterbliche Meiſterwerke geſchaffen. Dann aber hatte der Despotismus, der ſich, vom eigenen Dämon getrieben, Alles zu eigen und dienſtbar machen muß, der keine freie ſelbſtſtändige Regung des Geiſtes ertragen kann, liege ſie auch ſcheinbar noch ſo fern von der Herrſchaft über die Erde, ſie mit Gnadenketten, huldvollen Phraſen und ſüßem Lächeln gefeſſelt, und ſiehe da! — der frohe Aufſchwung des Geiſtes war ihnen unmöglich gemacht worden, in der ſchwülen verpeſteten Hofluft ſchien der friſche Quell der Poeſie für immer verſiecht zu ſein. Sie hatten Gold für die Freiheit, Hofgunſt für die Wonne der Dichtung eingetauſcht. Es erging ihnen nun, wie die Mythe vom geflügelten Dichterroß erzählt. Ludwig, der wie alle Despoten die Dichter nur begünſtigte, weil ſie ſeinem Hang zu Vergnügungen befriedigten und einen neuen Schimmer um ſein Haupt ſchufen, gebrauchte ſeine Poeten zu nützlichen Zwecken; ſie mußten ſeine Geſchichte ſchreiben, damit ſein Name unſterblich werde; er erniederigte und zog ihre Seelen in den Staub herab, um geiſtreiche witzige Höflinge zu haben, die ihm nicht auf die vulgäre Art ſchmeichelten; er ſuchte die göttliche Dichterflamme in ihnen zu erſticken, damit der metalliſche Glanz ſeiner Krone nicht durch ſie verdunkelt werde.

„Sire," nahm Boileau das Wort: „Der Vorwurf, daß ſowohl mein Freund Racine wie ich, uns ſeit längerer Zeit nicht in ſelbſtſtändigen Schöpfungen verſucht haben, iſt gerecht, allein wir durften ihn nicht aus dem Munde Ew. Majeſtät erwarten. Euch ſteht die Verfügung über unſer Talent und unſere Zeit zu; und es hat euch gefallen, eine ſolche zu treffen."

„Konnte uns," unterbrach ihn Racine, der fürchtete, der König möge an Boileau's Freimuth Anſtoß nehmen, „eine größere Ehre und Gnade beglücken, als gewürdigt zu werden, das Leben des größten Monarchen zu beſchreiben? Unſere Anſtrengungen ein Werk zu liefern, welches ſeines glorreichen Gegenſtandes würdig ſei, ſind in der That nicht gering und halten uns von Nebenarbeiten zurück. Dafür hoffen wir mit Recht, bei dem Adlerfluge zur Unſterblichkeit den Ew. Majeſtät unternimmt, mit in die Höhe gefitticht zu werden."

„In Wahrheit," ſagte Boileau, „das muß unſer Troſt ſein, denn auf eigenen Schwingen werden wir die Fahrt nicht zu unternehmen vermögen.„ Ihr theilet das Mißgeſchick eueres großen Vorgängers Cäſar Auguſtus, der wie Alexander der Große ſich mit Recht beklagen durfte, keinen Homer gefunden zu haben."

Boileau verglich ſeinen Gebieter abſichtlich mit dem römiſchen Herrſcher, um ſelbſt einen anderen Horaz zu repräſentiren. Vermochte er auch wirklich in mancher Beziehung mit dem berühmten Römer um die Palme zu ringen, ſo hatte doch dieſer vor ſeinem ſpäten Nacheiferer den unbeſtrittenen großen Vorzug der Klugheit und des Muthes, mit welchem er beharrlich die unwürdige Inſinuation zurückwies, der „Homer“ ſeines erlauchten Gönners zu werden. Boileau wie ſein Freund erlagen geiſtig faſt unter der ehrenvollen huldreichen Aufgabe, die ſie, moraliſch verderbt, durch die Einwirkung des Hofes, benutzten, um andere Schöngeiſter von demſelben zu verdrängen und ſich zu Gabietern in der Akademie aufzuwerfen.

„Tröſten wir uns alſo mit Cäſar Auguſtus,“ ſagte der König. „Er hatte an ſeinem Hofe einen Virgil und Horaz; wir fahren, mein' ich, nicht ſchlechter mit unſerem Boileau und Racine.“

„Herr Racine hat mir übrigens verſprochen, er werde uns, ſobald das Geſchichtswerk beendigt ſei, mit einer neuen Tragödie beſchenken,“ nahm Frau von Maintenon das Wort. „Er denkt uns nach ſo vielen großartigen Handlungen, in denen die Leidenſchaften und Furien die Fackel wilder Zerſtörung ſchwingen, und durch die in unſerer Seele ein tiefes Grauſen vor dem geheimnißvollen Walten des Schickſales erregt wird, ein Gemälde reinen Gottesfriedens und ſüßer Unſchuld zu geben. Die fromme Seele unſeres Dichters ſehnt ſich, durch ſein Genie die Eintracht, die Ruhe, die tiefen und heiligen Gefühle einer reinen Menſchenbruſt zu verherrlichen.“

„Gewiß, Madame,“ erwiederte Racine lebhaft; „ſo iſt es. Seitdem ich in meiner Phädra verſucht habe, die ſchauerlichen Tiefen einer Menſchenbruſt dem beſtürzten Blicke zu eröffnen und zu zeigen, wie das Samenkorn der herrlichſten Frucht der menſchlichen Seele, der Liebe, auf einen unſtatthaften Boden gefallen, zum entſetzlichen Giftkraut wird, das raſch emporſchießend, alle anderen edlen Gefühle erſtickt und endlich den ganzen Menſchen faſſend, ihn zur Raſerei und zum ſchmählichen Untergange hinführt; verlangt es mich recht, wieder eine edle weibliche Natur zu zeichnen, die, das Herz voll von ihrem Gott und Heiland, allen Eigennutz und alle Selbſtſucht auf dem Altare reiner Liebe zum Opfer bringt und den einzigen Lohn darin findet, Frieden und Freude um ſich zu verbreiten. Es drängt mich um ſo mehr dazu, da ein gütiges Geſchick mir die ſchönſte Gelegenheit gewährt, meine Studien zu einem ſolchen Charakter an einem Urbilde zu machen, wie es nur einzig in ſeiner Art vorhanden iſt.“

Ein anerkennender Blick der Frau von Maintenon lohnte dem Schmeichler. „O wie freue ich mich ſchon jetzt auf dieſes Werk!“ ſagte ſie. „Iſt es euch gelungen, ein ſo muſterhaftes Bild von den Nachtſeiten der weiblichen Natur zu entwerfen, welch' herrliches Gemälde eines edeln weiblichen Charakters dürfen wir von euerer Meiſterhand erwarten! Ich weiß es, die Gegenſätze

„Ha, das iſt's ja eben, was mich nach Europa getrieben hat und in ihre Arme, theuerſter Onkel!“ verſetzte der Amerikaner. „Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich über das falſche J in ſeinem Namen mit ihm zerfallen bin, mich von ihm getrennt habe und nun komme, das Unrecht, welches mein Vater Ihnen angethan, nach Kräften wieder gut zu machen.“

„J du Goldjunge!“ rief der Senator außer ſich vor Freuden und ſchloß den Neffen auf der Treppe in die Arme und küßte ihn wacker auf den ſtarken Schnauzbart, der die Oberlippe des Amerikaners bedeckte. In ſeiner Herzenswonne riß Herr Tyll die Thüre weit auf und ſchrie: „Mary, Mary! ein neuer allerliebſter Neffe aus Amerika, ein Sohn meines Bruders Chriſtoph, ein Prachtjunge, und am kleinen Finger mehr werth, als der alberne Doktor mit dem J.“

Gegenſeitige ſtumme Verbeugungen. Mary radbrechte das Engliſche auch ein wenig; man machte ſich die Freude über die neue Bekanntſchaft verſtändlich, und der alte Herr umarmte Eins um das And're und bemerkte mit bedeutungsvollem Lächeln, daß jedes von ihnen zwei Ypſilon im Namen führe: Tyll May, Mary May und Henry May, und daß berühren ſich bei Schriftſtellern. Iſt doch Herr Boileau auch unſer witzigſter und unſer erhabenſter Lyriker."

„Das wiſſet ihr ſicher noch von dem ſeligen Herrn Scarron, euerem Gemahle her," fiel jetzt plötzlich die Marquiſe von Montespan mit lauter Stimme ein. Sie hatte während der ganzen Unterhaltung unbeachtet und aufs höchſte gelangweilt dageſeſſen; der Unmuth über dieſe unangenehme Lage hatte ſie zu dieſen Worten veranlaßt, die nach der offenkundigen gegenſeitigen Stellung der Damen als ein harter Ausfall gelten mußten.

Frau von Maintenon warf der unberufenen Sprecherin einen vernichtenden Blick zu, ohne etwas zu erwiedern; der König, der in dem Manuſcripte blätterte, welches ihm Boileau überreicht hatte, ſtellte ſich als habe er nichts gehört; doch verrieth ein leichtes Runzeln der Stirn ſeinen Unwillen über dieſe Indiskretion der Marquiſe.

„Nun ich ſehe, meine Herren," ſagte Ludwig, „ihr ſeid ſehr fleißig an unſerer Geſchichte geweſen, es freut mich das ungemein. Es iſt ein ſchmeichelhafter Beweis für mich, daß unſere Regierung ein Stoff iſt, der einen Geſchichtſchreiber begeiſtert und antreibt, und wir dürfen ſonach hoffen, daß der Leſer hinwiederum ſich an dem Feuer des Verfaſſers entzünde. Ich bitte Herrn Boileau den Abſchnitt hier über die Verwaltung vorzutragen, einen Zweig unſeres Regimentes, dem wir ſtets beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben."

In den Mienen der übrigen Anweſenden entſtand bei dieſen Worten eine eigenthümliche Bewegung; ſie glich einem mühſam unterdrückten krampfhaften Gähnen. Der unglückſelige Dichter empfing mit einer Miene ſtiller Ergebung das Heft aus der Hand ſeines Gebieters, warf einen mitleidheiſchenden Blick auf die ebenſo beklagenswerthe Zuhörerſchaft, räusperte ſich und begann mit ſeelenloſer Stimme ſeinen Vortrag.

Während die beiden Damen und der arme Racine einen ſchweren Kampf hatten, ihre Geſichtszüge in der hofmäßigen Verfaſſung zu erhalten, ſchlürfte der König mit Wohlbehagen die Weihrauchwolken ein, die der beredte Mund des Herrn Boileau ausſtieß. Die beiden Verfaſſer hatten die Aufgabe ihres Werkes wohl begriffen; es galt eine Verherrlichung des Despotismus, und ſie ſchufen eine ſolche. Alles, was wirklich Bedeutendes und Großes unter Ludwigs Regierung geſchehen war, das war nach ihrer Angabe durch ihn geſchehen; die weiſen Maßregeln eines Colbert hatte er veranlaßt; ihm wurde der Siegeslorbeer für ſo viele Triumphe zuerkannt; er hatte die Gelehrten, zu Gelehrten, die Dichter zu Dichtern gemacht; er war mit einem Worte der Alles ſchaffende, Alles vermögende, der ſichtbare Gott auf Erden. Ein jeder andere Fürſt unter ähnlichen Verhältniſſen würde eine ſolche Auffaſſung der Sachlage für die ſchnödeſte Ironie gehalten und geahndet haben, allein die Herren Boileau und Racine wußten aus guter Erfahrung, was man in dieſer Beziehung der Geiſtesbeſchränktheit des eitelſten aller Kronenträger bieten durfte, deſſen fixe Idee es ſein Lebelang war, allein und für ſich regieren zu wollen, während er in der That von ſchlauen Maitreſſen und verſchmitzten Beichtvätern ſtets am Gängelbande geführt wurde.

Mochte eine Art Betäubung zufolge der Einathmung der ſtarken Weihrauchwolken eingetreten ſein, oder die Schwüle des Tages erſchlaffend auf den König einwirken, genug, er ſchlief nach einer halben Stunde ein. Die Marquiſe von Montespan, welche ſeinen der Unterhaltung ſehr angemeſſenen Zuſtand zuerſt bemerkte, ließ etwas in der etikettenmäßigen Haltung ihres Körpers nach, öffnete dann ihren reizenden Mund und gähnte herzhaft und ziemlich laut. Frau von Maintenon und Herr Racine entledigten ſich unwillkürlich ebenfalls des peinlichen Zwanges und folgten ihrem Beiſpiele; ſelbſt der Vorleſer unterbrach ſich mitten im Worte, um der gequälten Natur gerecht zu werden. Dann warf er einen ungewiſſen Blick auf die Geſellſchaft und fuhr nach einigem Zögern weiter fort.

„Madame“, ſagte die Marquiſe, die den günſtigen Augenblick zur Mittheilung ihrer Entdeckungen an Frau von Maintenon gekommen glaubte, mit flüſternder Stimme und neigte ſich zu jener hin; „ich habe euch etwas von Wichtigkeit mitzutheilen.“

„Und was könnte das anders ſein, als ein neuer unglücklicher Verſuch, mich zu beleidigen?“ erwiederte dieſe mit einem verächtlichen Blicke, in Erinnerung an die vorherige Anſpielung der Marquiſe auf Herrn Scarron.

„Ach! Beleidigt man euch, wenn man Gutes von euerem ſeligen Gatten ſpricht? Das wußte ich freilich nicht", erwiederte die Marquiſe höhniſch, die recht gut wußte, daß die Nennung des Namens Scarron eine Kränkung für ihre Rivalin war. „Doch bei Gott! ihr habt mich nicht verſtanden."

„Wenn hätte ich das je gethan, ſeitdem ich eueren boshaften Sinn einmal erkannt habe? Es wird mir nie einfallen, mich eines Gatten zu ſchämen, der die Stelle eines Vaters und Wohlthäters bei mir vertrat, und ich ſchätze ihn, wenn er auch nur ein armer Literat war, hundert Mal höher, als manchen hochgeborenen Marquis, der ſich gefallen läßt, daß ſeine Gemahlin das Liebchen eines Anderen iſt."

Die Marquiſe erblaßte bei dieſen mit ſo viel Nachdruck geſprochenen Worten, da ſie unfehlbar von den beiden Dichtern gehört ſein mußten. Indeſſen Herr Racine wie ſein Freund beſaßen Hofton genug, um für Worte taub zu ſein, die nicht direkt für ihre Ohren beſtimmt waren. Frau von Montespan überſah ihre Lage ſchnell genug, als daß ihr nicht hätte daran liegen ſollen, das Geſpräch von einem Punkte wegzulenken, auf welchem ſie ſich der Gegnerin gegenüber ſehr ſchwach fühlte. Sie unterdrückte gewaltſam den aufwallenden Zorn und erwiederte mit ſanfter Stimme:

„Nun ſeht doch, wie wir die Rollen gewechſelt haben. Ihr ſeid hitzig und auffahrend, die ſonſt ſo milde und ſanft iſt; ich dagegen, die wilde und leidenſchaftliche, ertrage nicht nur euere Angriffe geduldig, ſondern ſtehe auch im Begriffe, ſie durch einen wichtigen Dienſt zu vergelten."

„Ich fürchte die Danaer, auch wenn ſie Geſchenke bringen", erwiederte Frau von Maintenon in gelehrter Erinnerung und mit einem ſpöttiſchen Blick auf die Dienſtfertige.

Frau von Montespan verſtand die klaſſiſche Anſpielung nicht, die auch ſchwerlich für ihr Ohr beſtimmt war. Sie fuhr deshalb mit leiſer Stimme fort: „Ich weiß aus ſicherer Quelle, Madame, es iſt eine neue Intrigue im Werke; es gilt, uns beide in die Luft zu ſprengen. Die Herzogin von Arpajon, Fürſt Marſillac und der Marquis von Louvois ſind im Spiele, und wiſſet ihr, wer die Hauptrolle im Spiele übernommen hat? Fräulein von Derval."

„Frau Marquiſe!" ſagte Frau von Maintenon mit lauter Stimme. „Das iſt zu arg! So lange ihr mich mit dem Gifte euerer Bosheit begeifert habt, ertrug ich es gelaſſen, aber daß ihr die wackere Tochter meiner Freundin verunglimpfet, werde ich nie leiden, und ich erſuche euch daher, euerer böſen Zunge Schweigen aufzuerlegen."

In der Marquiſe loderte bei dieſer unerwarteten Zurechtweiſung auf ihre Mittheilung der lange mühſam unterdrückte Zorn gewaltſam auf. Sie wurde bleich und wieder roth und ſagte mit wuthzitternder Stimme, indem ſie ſich von ihrem Sitze erhob: „Es ſcheint, Madame Scarron, als hättet ihr bei der Hitze den Verſtand verloren, indem ihr euch eine Sprache gegen mich erlaubt, wie man ſie etwa einer Stallmagd gegenüber führt. Sollte je eine derartige Sprache zwiſchen uns eingeführt werden, ſo wäre doch wohl kein Zweifel, wer ſolche Worte ſagte und wem ſie geſagt würden.“

„Wie ſoll ich das verſtehen, Madame!“ fuhr jetzt Frau von Maintenon mit blitzenden Augen auf. „Ihr werdet immer unverſchämter. Meinet ja nicht, in mir eine Perſon zu haben, die euere Sottiſen geduldig erträgt. Es ſind nicht mehr die Zeiten wie ſonſt, Madame, wo ihr euch ungeſtraft eueren böſen Launen gegen mich überlaſſen zu können glaubtet. Ihr freilich ſcheinet das in euerer Verblendung nicht einzuſehen.“

Die Marquiſe ſchlug eine ſpöttiſche Lache auf. „Spielet immer die Vornehme, meine Theure“, ſagte ſie mit affektirt zärtlicher Stimme; „damit man vergeſſe, wie die pauvre Witwe Scarron das Ohr des Königs belagerte, bei allen Perſonen von Diſtinktion und Einfluß umher bat und bettelte, um eine Penſion zu bekommen, und wie ſich die thörichte Marquiſe von Montespan der Bittſtellerin erbarmte und ſie zur Gouvernante ihrer Kleinen machte. Ha, ha! Gouvernante!“

Eine dunkle Röthe ſtieg in die bleichen Wangen der Frau von Maintenon, und ihr ſchwarzes Auge ſchleuderte einen vernichtenden Blitz auf die gehaßte Nebenbuhlerin. Mit ſanfter Stimme, in der nur ein leiſes Zittern die Bewegung der Sprecherin verrieth, erwiederte ſie: „Bei Gott! wenn es ſchon Schande bringt, die Erzieherin jener Kinder geweſen zu ſein, was muß erſt der Frau zu Theil werden, die ihre Mutter iſt!“

Keine Marter in der Welt kann mit der Pein nur im entfernteſten verglichen werden, welche die beiden unglückſeligen Akademiker ausſtanden, während dieſes in den königlichen Gemächern ungewohnte Wechſelgeſpräch zwiſchen den beiden Damen mit halbunterdrückter und darum um ſo charakteriſtiſcher Stimme ſtattfand. Herr Racine, ohnedies von ſehr unbehülflicher Natur, ſaß wie auf Kohlen, und ein krampfhaftes Zittern überlief zuweilen ſeinen eckigen, ungeſchmeidigen Körper, während er kein Auge zu den zürnenden Göttinnen zu erheben wagte. Noch übler war ſein Kollege Boileau daran. Er las und las, indeſſen der Sturm ſich ſchon zuſammenzog, und als der Kampf zwiſchen den beiden Parteien entbrannte, las er noch immer mit einer Stimme, die vor Entſetzen nahe daran war zu erlöſchen, von der Stellung der Mannſchaften zum Kriegsdienſt und von der Lieferung des Proviantes. Zuweilen wurde ſeine Stimme von einzelnen leidenſchaftlichen Ausbrüchen der Kämpferinnen übertönt, oft hielt er erſchöpft inne, um ſich die Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen und einen rathloſen Blick auf ſeinen Freund zu werfen, der denſelben nicht gewahrte. Dann las er weiter, las manchen Satz zwei Mal in der Verwirrung und überſprang Zeilen, aber er las fort, denn ſein gnädiger Herr hatte es ihm befohlen und den Befehl nicht widerrufen. Er warf einen und zwei ſchüchterne Blicke auf dieſen, der ſich noch immer eines göttlichen Schlafes erfreute, und las ſeufzend weiter.

Jetzt endlich wurde Ludwig durch die kreiſchende Stimme der Marquiſe von Monteſpan ermuntert, die den letzten Angriff ihrer Nebenbuhlerin auf eine ihrem Charakter entſprechende Weiſe erwiederte. Erſtaunt ſah er ſich einige Augenblicke die ſonderbare Gruppe an. Vor ihm ſeine beiden Freundinnen in einer Stellung, welche andeutete, daß der Streit unter Umſtänden noch mit anderen Körpertheilen als dem Munde geführt werden dürfte, weiter die beiden Herren, in deren jämmerlichen Geſichtern ſich ein ungewöhnlicher Vorgang abſpiegelte.

„Mein Gott! was giebt es denn da?“ rief der König und richtete ſich halb auf.

Jetzt erſt wurden die Damen ſein Erwachen gewahr und verſtummten; nur Herr Boileau, der vor Angſt Hören und Sehen verlernt zu haben ſchien, las mechaniſch weiter.

„Ruhe!“ herrſchte der König, und der Vorleſer verſtummte. „Geſtehet es, meine Damen, ihr habt euch wieder einmal gezankt. Gerechter Himmel! Soll ich nie die Freude erleben, euch einig und in Freundſchaft zu ſehen? Ich kann leichter in Europa den Frieden herſtellen, als zwiſchen euch Beiden.“

„Sire,“ nahm Frau von Maintenon mit noch zitternder Stimme das Wort; „ihr kennt mein zu Frieden und Verſöhnung geneigtes Gemüth, das gern und willig eine Kränkung verzeiht, allein mit der Frau Marquiſe, die ſtets geradezu darauf ausgeht zu verletzen, in Einigkeit zu leben, iſt in der That rein unmöglich.“

„So iſt's recht,“ höhnte Frau von Montespan;

„waſchet euch rein, Madame, damit der Makel an mir hangen bleibe. Aber nein, warum ſoll ich ſchweigen? Mögen es Alle hören. Nicht ich war die Urſache des Streites, ſondern ein ſchönes Hoffräulein der Frau Dauphine und ein gewiſſer Seigneur, den — Gott lange erhalten möge!"

„Was redet ihr da?" ſtammelte Ludwig und entfärbte ſich ein wenig, Dann trat er auf die beiden Akademiker zu, die blaß und zitternd in einiger Entfernung ſtanden und ſich im Innern gewiß zehn Meilen von der Scene weg wünſchten. „Meine Herren," ſagte der König zu ihnen; „wir ſind heute nicht aufgelegt, euere Vorleſung weiter anzuhören; wir werden euch nächſtens wieder zu uns befehlen." Und leiſe ſetzte er hinzu, indem er den Zeigefinger der Rechten nachdrücklich hob: „Wir befehlen euch die ſtrengſte Diskretion über das an, was ſich hier zugetragen hat, bei unſerer höchſten Ungnade! Lebt wohl!"

Halb todt vor Schrecken machten die beiden Dichter tiefe Reverenzen und zogen ſich zurück.

„Merkwürdige Geſchichte das!" ſagte Boileau, als er mit ſeinem Freunde eine Gallerie des Verſailler Schloſſes durchſchritt. Er ſchüttelte ſich bei den Worten, als wolle er den peinlichen Eindruck der beigewohnten Scene los werden.

Racine faßte ihn vorſorglich am Arme und ſchaute ſich ängſtlich ringsum. „Ich muß euch bekennen, der Zank der beiden Damen hat einen Eindruck auf mich gemacht, wie nie zuvor etwas. Mein Gott! welche großartige Leidenſchaft! welcher Zorn! dieſes Feuer in den Augen! Dieſe Röthe der Wangen! dieſe grandiöſen Bewegungen der zwei Königinnen! So denk ich mir, müſſen ſich zwei hohe Frauen des Alterthums um die Liebe eines Königs geſtritten haben, etwa Klytämneſtra und Kaſſandra um Agamemnon. Ich möchte in der That den Auftritt zu einem Trauerſpiele benutzen.“

„Mir iſt die Sache nicht ſo tragiſch vorgekommen,“ erwiederte Boileau lächelnd, „obgleich ich einen Schrecken davon hatte, den ich noch jetzt kaum überwinden kann. Zur Tragik ſpielte doch der König eine zu komiſche Rolle. Habt ihr nicht gemerkt, daß er ſich vor den zwei Frauen fürchtet? Es gäbe eine köſtliche Satire im Style des Horaz.“

„Und als Honorar wünſchet ihr wahrſcheinlich freie Koſt und Wohnung in unſeren modernen Muſeum, welches ſich vor ſeinem antiken Vorgänger dadurch auszeichnet, daß außer Gelehrten auch andere Leute, die etwas verdient haben, Unterkommen darin finden?“

„Die Baſtille; nicht ſo? Nun laſſen wir die Satire, wir machen die Welt damit nicht beſſer.“

Aufgeregt und verdrießlich kehrte Frau von Maintenon in ihre Gemächer zurück. Es war ihr nicht gleichgiltig, daß der ſchöne Plan, einen treuergebenen Anhänger als Beobachter in den Umgang ihrer Widerſacher einzuſchmuggeln, vereitelt war; und ſie konnte ſie alſo gleichſam für einander beſtimmt wären. Auch lobte er die Engländer und ihre Sprache, als eigentliche Ypſilonmänner und Ypſilonsſprache, ſo auch deßhalb, daß noch Niemand, weder in Altengland noch in Amerika, auf den albernen Gedanken gekommen ſey, aus dem uralten Y ein J zu machen. Wenn es möglich geweſen wäre, die Freude des alten Herrn zu ſteigern, ſo wäre es gewiß geſchehen, als er auf Anfrage vom Neffen erfuhr, daß dieſer ſeines Gewerbes Kaufmann und Banquier ſey, eine ungeheure Bekanntſchaft in Nord- und Südamerika habe und, ein Mal vom Vater verſtoßen und zu ſtolz, ſich bei ihm anzubetteln und ſeine Überzeugung dem despotiſchen Willen deſſelben zu unterwerfen, groſſe Luſt habe, in das Geſchäft des Oheims zu treten und jene Bekanntſchaften zur Vergrößerung deſſelben zu gebrauchen.

„Du ſollſt an mir einen beſſern Vater finden,“ jubelte der Alte, „und dazu einen Freund und Rathgeber. Seit der eigenſinnige Doktor aus dem Hauſe iſt, hat es mich oft gewurmt, daß ich der einzige May darin ſeyn ſollte; aber lieber keinen, als einen mit dem J. Nun ſind ja meine Wünſche ſo herrder ganzen Sachlage nach die confidentielle Mittheilung der Marquiſe nicht anders anſehen, als einen groben Kunſtgriff, um ihr die eigene Helferin verdächtig zu machen. Sie fand den Abbé Gobbelin ihrer harren und dieſem langjährigen Freunde theilte ſie den ſtattgehabten Auftritt mit. Der würdige Mann ſchüttelte den Kopf.

„Madame,“ ſagte er, „ihr verzeihet mir, wenn ich die Sache von einem etwas verſchiedenen Geſichtspunkte anſehe, allein meine Erfahrungen nöthigen mich dazu. Vielleicht werdet ihr meine Anſicht theilen, wenn ich ſie euch communicirt habe. Es ſei fern von mir, gegen irgend Jemanden einen direkten Verdacht auszuſprechen! Aber es iſt gewiß, daß ein Komplot gegen euch im Werke iſt, als deſſen Unternehmer mir dieſelben Perſonen bezeichnet wurden, welche euch die Marquiſe von Montespan nannte. Ihr wiſſet, meine Quellen ſind andere, als dieſe Dame und ihr Anhang; ſie entſpringen tief in Marſtällen, Küchen und Bedientenſtuben, aber ſie ſind dafür auch lauter wie Gold. Auch in jenen Regionen leben Menſchen wie wir, neugierig, ſich um anderer Leute Angelegenheiten bekümmernd, die ihnen nichts angehen, beſonders der Vornehmen; der Freundſchaft der Kirche und ihrer Diener bedürftig. Man muß ſich um dieſes Völkchen bemühen; es bringt beiden Theilen Gewinn. Verſchmähte doch ſelbſt unſer Heiland den Umgang der ſündhaften und niederen Zöllner nicht. In dieſen Regionen alſo iſt allgemein das Gerücht verbreitet, ihr ſeiet euerm Sturze nahe. Weitere ſorgfältige Nachforſchungen haben mich dann überzeugt, daß euere Widerſacher euch an einem gefährlichen Punkte, zu faſſen gedenken. Man will den König überreden, daß euer Uebergang zu unſerer Kirche nur Schein, daß ihr im Herzen eine Hugenottin ſeiet und geheime Verbindungen mit eueren Glaubensgenoſſen unterhieltet, welche ſich euerer beſonderen Unterſtützung zu erfreuen hätten. Welche Folgen ein Gelingen dieſes Planes bei dem gerechten Haſſe des Königs gegen alle Häreſie für euch haben müßte, iſt leicht zu ermeſſen."

Eine ſchreckhafte Bläſſe überzog bei dieſen Worten das Geſicht der Dame, und ſie ſprang athemlos vom Seſſel auf. „Wie!" rief ſie ſtammelnd. „Iſt ſolche Bosheit, ſolcher Wahnſinn erhört? An meiner heiligen Ueberzeugung wagt man zu zweifeln! meinen Glauben ſucht man zu verdächtigen!"

„Ihr habt vollkommen recht, wenn ihr die ganze Intrigue als einen Wahnſinn bezeichnet, Madame," fuhr der Prieſter gelaſſen fort. „Aber die Erfahrung wird euch gelehrt haben, daß ein Gerücht, eine Beſchuldigung deſto mehr Glauben bei den Menſchen findet, je abenteuerlicher und abgeſchmackter ſie ſind. Laſſet euch durch das Bewußtſein euerer Unſchuld nicht zu einer Unterſchätzung der Sache verleiten, die vielleicht verderbliche Folgen haben könnte. Es gilt zu handeln. Ihr werdet euch erinnern, wie ich euch ſchon oft warnte, das Füllhorn euerer Wohlthaten nicht auf die Ketzer auszuſchütten; euer gutes argloſes Herz ließ euch den verſtändigen Rath nicht befolgen und hat euern Feinden ſonach gefährliche Waffen in die Hand gegeben. Jetzt iſt es unumgänglich nöthig, daß ihr irgend einen Schritt thut, um den Hof und die Welt auf eine eclatante Weiſe von euerm echt katholiſchen Eifer zu überzeugen.“

„Ihr habt vollkommen recht, Abbé,“ erwiederte Frau von Maintenon, die ihre Faſſung wieder gewonnen hatte. „Die Beſchuldigung hat mich in große Beſtürzung verſetzt, doch bin ich jetzt wieder ruhig. Wenn meine Feinde ſcheitern, dann lachen wir darüber, gelingt ihnen ihr Anſchlag, müſſen wir es mit Faſſung ertragen. Aber wahren wollen wir uns!“

9.

Der verhängnißvolle Brief.

Nichts glich der Verzweiflung, welche ſich des Grafen Carcaſſes nach ſeinem mißlungenen Verſuche auf Gabrielen bemächtigte. So tief war ſeine Eitelkeit noch nie gekränkt, ſo arg ſein Selbſtvertrauen noch niemals getäuſcht worden. Er lief Tage lang wie unſinnig umher, um ein Mittel auszuſinnen, wie er ſeinen tollen Streich wieder gut machen, Gabrielens verſcherzte Neigung wieder gewinnen, oder ſie dafür züchtigen könne, daß ſie ihn nicht mehr liebe und ſo kalt und ſtolz zurückgewieſen habe. Noch immer ſuchte er ſich zu bereden, daß ſeine ehemalige Geliebte nur durch ſein unzartes Preisgeben ihrer Liebe zur Verleugnung derſelben getrieben werden ſei. Freilich machte ihn dann wieder ihre empörende Kälte bei dem Zuſammentreffen, und ihr gänzliches Ueberſehen ſeiner nach der Zeit in ſeinem ſtolzen Gedankengange irre. Er ſchmiedete die abenteuerlichſten Pläne, um die Wahrheit zu erfahren, hatte aber nicht den Muth, ſich zum zweiten Male Gabrielen vorzuſtellen. Dieſe Gedankenarbeit war jedoch dem guten Grafen ſo neu und mühſam, daß ſie ihn ungemein angriff; ſeine Nerven befanden ſich in fortwährender fieberhaften Aufregung; und der arme Jacques hatte ſchlechte Tage. Seine geſchwollene Wange war noch immer nicht zur Ruhe gekommen, da ſie von der Hand ſeines Herrn beſtändig wieder aufgeſtört wurde.

Nachdem er ſich ziemlich eine Woche lang aufs ärgſte abgemartert hatte, blieb Carcaſſes eines Tages auf einer unruhigen Wanderung durch das Zimmer plötzlich ſtehen, ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn und ſagte: „der Teufel ſelbſt hat es mir offenbar angethan. Ich ſehe den Wald vor Bäumen nicht. Wer in der Welt könnte mir denn beſſern Aufſchluß geben über das, was in der Ruhezeit unſerer Liebe vorgefallen iſt, als die alte Schachtel von Amme? und an ſie hab' ich gar nicht gedacht. Wenn es durchaus nicht anders geht, verſuchen wir unſer Glück auch beim Bruder Roger, obſchon wir in den letzten Monden keineswegs intim geſtanden haben. — Jacques, Jacques!“

Der Diener ſteckte vorſichtig nur den Kopf zur

Thüre herein, um nöthigenfalls einen leichten Rückzug bewerkſtelligen zu können, als er aber die Mienen ſeines Herren frei von den Wolken ſah, welche die Tage über darauf gelagert hatten, trat er froh und zuverſichtlich ins Zimmer.

„Freue dich, Jacques. Die Krankheit iſt vorbei, und die guten Tage kommen nun wieder. Ich muß ausgehen; kleide mich an.“

Behend vollzog der Diener den Befehl, und bald befand ſich der Graf auf der Straße. Er ſchlug die Richtung nach dem Hotel de Derval ein. Der Thürſteher, der ſeinen gewohnten Platz am Eingange des Hauſes behauptete, empfing ihn mit freundlichem Knurren und wedelnden Kratzfüßen.

„Lange nicht die Ehre gehabt, euch bei uns zu ſehen, Herr Graf. Iſt vielerlei geſchehen während der Zeit. Der junge Herr iſt zu den himmliſchen Freuden eingegangen, und es hat ſich viel geändert bei uns. Wollet ihr nicht näher treten, Herr Graf; unſer neuer junger Herr iſt zu Hauſe; er wird ſehr erfreut ſein.“

„Jetzt nicht, mein Freund, aber ihr könnt mir eine Gefälligkeit erweiſen“, erwiederte der Graf und drückte dem Manne ein Goldſtück in die Hand; „wenn ihr die Amme, die alte Margot Duclos, herbeiriefet. Ich habe etwas mit ihr zu reden. Man darf wohl für einen Augenblick in euere Portierloge eintreten.“

„Zu viel Ehre für mich, Herr Graf!“ ſagte der Thürſteher ungemein geſchmeidig. „Ich werde eueren Befehl ſogleich ausführen. Beliebet nur einzutreten;

die alte Frau — Gott ſteh' mir bei! wenn ſie es hörte — wird alsbald zu euerer Verfügung ſein.“

Carcaſſes trat in das niedere Zimmerchen ein, und es währte nicht lange, ſo trippelte die Begehrte über die Schwelle.

„Gott und alle Heiligen! ſeh' ich recht? Iſt es wirklich mein goldener Herr Graf, mein zuckerſüßer Ritter? Ach ihr habet lange Zeit die Thürklinke dieſes Hauſes nicht in die Hand genommen! Ja, ja, die Freuden fliehen und das Leid bleibt. Iſt's mir doch, als müßte ich nun gleich fortgehen und unſer liebes Fräulein holen, wie ehedem, damit ihr euch herztet, küßtet und lieb hättet. Das iſt nun Alles aus, das arme Fräulein lobſingt und preiſt nun mit ihrem Bruder den Ewigen und Allmächtigen; wir Anderen aber wandeln noch in dieſem Jammerthale.“

„Aber was faſelt ihr denn da, liebe Frau?“ unterbrach ſie der junge Mann ungeduldig. „Gabriele iſt ja gar nicht todt. Sie lebt ja in Verſailles als Hoffräulein der Frau Dauphine. Wißt ihr denn das nicht?“

„Nicht todt!“ rief die Amme und riß die Augen weit auf. „Alſo lebt ſie noch? O du mein Gott! kein Sterbenswörtchen weiß ich. Und da ſagt mir auch keine Menſchenſeele im Hauſe ein Wort. Das iſt ja abſcheulich, mich heulen und jammern zu laſſen, während mein herziges Fräulein noch lebt. Aber wo iſt ſie denn? was macht ſie? warum hört und ſieht man nichts von ihr?“

Der Graf war ſehr verdrießlich geworden, denn er ſah ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht, durch die Amme auf eine Spur geleitet zu werden. Er beantwortete demnach den Schwall ihrer Fragen ziemlich kurz. „Beſinnt euch, Frau“, ſagte er zuletzt, um ein Ende zu machen, „habt ihr während ihrer Abweſenheit gar nichts bemerkt, was Bezug auf ſie hatte? habt ihr nicht in oder außer dem Hauſe von ihr ſprechen hören? etwa daß ein Anderer meine Stelle in ihrem Herzen eingenommen? ihr ſpitzt doch ſonſt die Ohren immer.“

„Alſo in Verſailles lebt ſie herrlich und in Freuden, während die arme Margot die Undankbare täglich beweinte. Ei, wie hab' ich das um ſie verdient? und von euch will ſie auch nichts mehr wiſſen, die Loſe? wer hätte das gedacht! Aber Gott verzeih' mir's, ſie hat nie viel getaugt. Ei, ei! ſuchet euch eine Andere, Beſſere, Herr Graf. Einem ſo ſchmucken Kavalier kanns nicht fehlen. — Ja, was ich ſagen wollte, ich vergeſſe mein eigenes Wort vor Aerger — gehört hab' ich während jener Zeit gar nichts; es war nie die Rede von ihr, wie ſie es denn auch nicht beſſer verdient, da ſie ihre beſten Freunde auf Erden ſchlecht behandelt. Alſo daß ich nicht wüßte, irgend etwas über ſie vernommen zu haben. Selbſt der Herr Ritter, jetzt unſer zukünftiger gnädiger Herr, der ſie doch ſo ſehr liebte, erwähnte ihrer nie, und ich kann mir gar nicht erklären, warum er mir nicht geſagt hat, daß ſie noch lebt; er ſah mich doch immer mit verweinten Augen umhergehen und wußte, wie lieb ich ſie hatte; ich muß ihn nur darüber befragen.“

Ungeduldig, dem Strome dieſer natürlichen Beredtſamkeit zu entgehen, hatte der Graf bereits die Thürklinke ergriffen, als folgende Worte der Amme ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Schritte feſſelten.

„Nur eines Umſtandes erinnere ich mich, der meine Wißbegierde damals erregte und der bewies, wie ſchnell unſer junger Herr ſeine Schweſter vergeſſen hatte. Einige Wochen nach ihrem Verſchwinden hatte er einen Liebeskram angefangen, und ich mußte bei einem gewiſſen Seidenhändler Champollion in der St. Denisſtraße zuweilen Briefe holen oder dorthin tragen. Die einen und die andern waren ſtets mit meinem Namen bezeichnet, was mir ſehr ſeltſam vorkam. Aber ich durfte nicht fragen, ſondern mußte die Briefe an den Ritter und Herrn Champollion abliefern, ſo hatte mir der Erſtere unter Androhung ſchwerer Strafe für Ungehorſam anbefohlen. Er hatte ſtets eine unmenſchliche Freude, wenn ein ſolches Papierchen ankam. Aber die Sache muß ſich zerſchlagen haben, denn man hat nichts wieder gehört.“

Den Grafen durchzuckte es wie eine freudige Ahnung. „Champollion und Compagnie in der Straße St. Denis meint ihr, liebe Frau“, ſagte er lebhaft und ſchritt nachdenklich im Zimmer auf und ab. Er kettete Vermuthung an Vermuthung. Das genannte Haus handelte mit Seidenwaaren, die es aus Provence und Languedoc bezog; Gabriele hatte ſich, wie er in Erfahrung gebracht, in der letzten Provinz aufgehalten; von wem konnten die Briefe, die Roger durch das Haus bezogen, und über die er ſo große Freude geäußert, anders gekommen ſein als von ſeiner todtgeglaubten Schweſter? an wen konnten die, welche er dem Seidenwaarenhändler zur Beſorgung überſchickte, anders gerichtet ſein, als an ſie? Lag für dieſe Vermuthung nicht ſchon ein Beweis in dem Umſtande, daß die angekommenen und abgehenden Briefe beide mit der Addreſſe der Amme verſehen waren? Alſo hatte Gabriele incognito unter dem Namen der Amme in der Provinz gelebt, und ſie mußte ſehr wichtige Gründe gehabt haben, daß ſie ihre Briefe an Roger wiederum unter der Addreſſe der Amme nach Paris geſchickt hatte. Hier lag ein bedeutungsvolles Geheimniß! hier war eine Spur zu verfolgen. Es beſtanden jedenfalls noch Beziehungen zwiſchen den Geſchwiſtern einerſeits und ihren Freunden in der Provinz, die ihm vollkommenen Aufſchluß über die ihm ſo wichtige Angelegenheit geben mußten, und mit welchen er ſich um jeden Preis bekannt machen wollte.

„Gute, liebe Margot", wandte er ſich plötzlich an die Amme, die in ihrer Weiſe gemüthlich fortplauderte, in dem ſchmeichelhaften Wahne, einen aufmerkſamen Zuhörer an dem Grafen zu haben. „Ihr ſeid mir immer gefällig und dienſtbereit geweſen, und ich habe mich dafür erkenntlich gezeigt. Jetzt ſollt ihr mir den wichtigſten Dienſt leiſten; ſeht, dieſes Goldſtück iſt euer, wenn ihr thut, was ich euch heiße."

Die Amme warf einen lüſternen Blick auf den funkelnden Louis und ſagte ſchmunzelnd:

„Der Herr Graf hat ſich immer als ein freigebiger Kavalier gegen mich benommen, und manches ſchwere Stück in der Sparbüchſe der armen Witwe ſtammt von euch. Gott und alle Heiligen mögen euch dafür lohnen! Befehlet nur; was eine alte Frau für euch ausrichten kann, geſchieht gern.“

Das Goldſtück glitt in ihre geöffnete Hand.

„Wohlan! ſo macht euch auf und geht in das Geſchäft von Champollion und Compagnie und fragt im Namen eueres Herren, ob nicht ein Brief für ihn da ſei. Bekommt ihr etwas, ſo übergebt ihr es mir, ich werde an der Straßenecke auf euch warten. Verſteht ihr mich?“

Das Verfahren des Herrn von Carcaſſes war ohne Zweifel ein ſchändliches. Was würde aber ein Splitterrichter dem Grafen haben erwiedern können, wenn ſich dieſer auf den Marquis von Louvois berufen hätte, der das Briefgeheimniß ſyſtematiſch verletzte, um die ängſtliche Neugier ſeines königlichen Herren zu befriedigen. Verliert nicht leider eine Schändlichkeit von ihrem ſchwarzen Ausſehen, wenn ſie ein Hochgeſtellter begeht?

„Wäre es denn das erſte Mal in meinem Leben, daß ich Briefe beſorgte?“ lachte die Amme und liebäugelte noch immer mit dem ſo leicht verdienten Goldſtück in ihrer Hand. „Ich ſtehe ſogleich zu eueren Dienſten; der Gang wird ſchnell gethan ſein.“

Beide verließen die Portierſtube und ſchritten an lich erfüllt! Nun, die Geſchichte mit dem Doktor erzähl' ich dir ein ander Mal."

Ypſilonsärger.

Das ſüße freundliche Geſicht des Herrn Tobias Meyer war bei Tiſche in Augenblicken, wo er ſich unbeachtet glaubte, eſſig-ſauer, und ſeine blinzelnden Augen ruhten dann alle Mal argwöhniſch auf dem neuen Gaſte.

„Wenn unſer Vetter Henry nicht dunkelbraune Haare und den ſtarken Schnauz- und Backenbart hätte, ſo ſähe er aus wie dem Doktor aus den Augen geſchnitten," ſagte der Senator zu Mary. „Es iſt wirklich merkwürdig, die Söhne ſehen ſich noch ähnlicher, als die Väter."

„Einige Ähnlichkeit iſt allerdings vorhanden," verſetzte Mary gleichgültig; „doch find' ich ſie nicht ſo groß, als Sie, lieber Papa! Beide Vettern haben, meiner Meinung nach, nur die Familienzüge, und wenn Vetter Wilhelm zugegen wäre, würde man den Unterſchied zwiſchen den beiden Herrn erſt recht gewahr werden. Sehen Sie nur: Wilhelm den Thürſteher vorbei, der ſich vor dem vornehmen Beſucher ſeiner Stube tief verbeugte.

„Daß ihr Niemandem, auch euerer Herrſchaft nicht, etwas von meinem Beſuche und meiner Unterredung mit Frau Duclos ſagt“, erwähnte Carcaſſes dem Portier, als er zum Hauſe hinaus ſchlüpfte. „Es ſoll euer Schade nicht ſein.“

„Verlaſſet euch ganz auf meine Verſchwiegenheit,“ murmelte dieſer mit einer tiefen Verneigung und ſchaute dem ſchnell dahineilenden Paare verwundert nach. „Was zum Teufel hat denn der Junker Taugenichts mit der dummen Alten vor! Gewiß eine Nichtswürdigkeit nach Kavaliermanier. Die Sache müſſen wir doch dem jungen Herrn vermelden.“

Carcaſſes hatte kaum mit ängſtlich klopfenden Herzen ſeinen Poſten an der Straßenecke eingenommen, als er ſich von einer bekannten Stimme begrüßt hörte. Er wandte ſich um und ſchaute in das freundlich grinſende Geſicht des Herrn Dupont. In dieſem Augenblicke gerade war ihm das Zuſammentreffen nicht angenehm, doch faßte er ſich und ſuchte den Mann möglichſt ſchnell los zu werden, damit nicht die Amme dazwiſchen komme. „Herr Dupont! Freue mich euch zu ſehen und bedaure zugleich herzlich, daß ihr mich einigemal nicht zu Hauſe getroffen habt.“

„Zu gütig, Herr Graf. Mir war es in der That äußerſt unangenehm, daß ich nicht die Ehre haben konnte, mit euch zu reden. Ich hatte euch mitzutheilen, was damals wenigſtens von einiger Wichtigkeit für euch ſein konnte. Jetzt freilich wird es euch keine Neuigkeit mehr ſein, daß ſich Fräulein Gabriele nicht ertränkt hat, und daß euer gehorſamer Diener nicht mehr Haushofmeiſter im Hotel de Derval iſt.“

„Doch, doch, Herr Dupont, das letzte iſt mir neu. Ihr ſteht nicht mehr im Dienſte des Marquis!“ ſagte der Graf, für welchen der Mann jetzt an Intereſſe gewann. „Aber, mein Gott, wie iſt denn das gekommen? Ihr ſchienet ja mit dem Hauſe ganz verwachſen zu ſein.“

„Man hat eine zwanzigjährige erprobte Treue für nichts erachtet,“ deklamirte der ehemalige Haushofmeiſter; „man hat mich ſchmählich in meiner Stellung gekränkt und beeinträchtigt, und unſereins hat auch ſeine Ehre. Ferner konnte ich, der ich gewohnt war, einem reichen Hauſe zu dienen, mich nicht entſchließen, meine Dienſte einer Familie zu widmen, die im beſten Zuge iſt, zu verarmen. Unſer eines merkt das ſtets am erſten.“

„Was ſagt ihr, Herr Dupont?“ unterbrach ihn Carcaſſes erſchrocken. „Die Familie Derval verarmen! Mein Gott, wie iſt denn das möglich? Man rechnet ſie ja zu den begütertſten im Königreiche.“

„War es auch, Herr Graf. Hat herrliche Beſitzungen, aber der Ziegel auf dem Dache iſt verſchuldet. Fraget die Frau Marquiſe, wohin die ſchönen Kapitalien gewandert ſind? An den Spieltiſch! Dabei eine ſchlechte Wirthſchaft im Hauſe; keine Kontrole der Dienerſchaft. O, ich habe ſchweren Aerger gehabt in den letzten Jahren! Der junge Herr ſchränkt ſich ungemein ein und ſieht der gnädigen Mama etwas auf die

Finger, aber es iſt ſehr die Frage, ob er den Ruin wird abwenden können. Im Vertrauen geſagt, Herr Graf, hierin lag auch der Grund, warum die Frau Marquiſe ſich ſo hartnäckig einer Vermählung mit euch widerſetzte; gegen euch hatte man nichts, aber gegen die Verheirathung überhaupt, denn das erforderte eine der Würde des Hauſes angemeſſene Ausſteuer, und woher ſollte die kommen? Mit dem Kloſter kam man billiger weg. Auf das Fräulein wurde keine Rückſicht bei dem Calcul genommen, nun dafür nahm ſie auch keine."

Im Innern des Grafen ging bei Anhörung dieſer Rede eine bedeutende Veränderung vor. Geliebt hatte er Gabrielen nie. Menſchen wie Carcaſſes vermögen nur ſich ſelbſt anzubeten. Der Vorzug, den ihn das wilde, kluge, reiche und ſchöne Mädchen zu Theil werden ließ, hatte ihm geſchmeichelt, und er hatte eine Verbindung mit der Erbin eines begüterten und vornehmen Hauſes gewünſcht, um ſich aus der ſchlimmen Verwirrung ſeiner eigenen Vermögensverhältniſſe zu befreien. Jetzt ſchwanden mit einemmale alle Illuſſionen; er fühlte mit bitterem Schmerze die Beſchimpfung, die er von Gabrielen, dem blutarmen Hoffräulein hatte erleiden müſſen, und gelobte ſich Rache dafür zu nehmen.

„Herr Graf," unterbrach ihn Dupont in ſeinen feindſeligen Gedanken: „ich bin ſehr glücklich, euch geſehn zu haben. Solltet ihr meiner bedürfen, ich bin ein alter Mann und verdiene gern etwas, da ich keine Stelle wieder gefunden habe. Ich habe mir ein kleines

Kommiſſions- und Macklergeſchäft zugelegt; wenn ihr mich unter euern Freunden empfehlen wolltet — die Herren ſind zuweilen in kleinen Verlegenheiten — ich werde alle geehrten Aufträge aufs pünktlichſte und diskretſte beſorgen. Ich werde ſo frei ſein und euerm Jacques meine Wohnung angeben. Euer ergebenſter Diener."

„Spitzbube!" ſagte der Graf, ihm nachſehend. „Wie viel mag wohl vom Derval'ſchen Vermögen in ſeine Taſche gefallen ſein?" — Gleichviel! der Kerl iſt zu brauchen, und iſt mit allen Waſſern gewaſchen."

Jetzt kam die Amme wieder zu ihm und berichtete in ihrer weitläufigen Art, daß ſie keinen Brief habe; es ſei zwar ein ſolcher von der Provinz eingelaufen, allein die Aufſchrift laute an Herrn Theodore St. Julien, Gardeoffizier in Verſailles. In Carcaſſes Seele fiel ein zündender Funke.

„St. Julien, der Offizier, den ich immer mit Derval ſehe, und den ſich der Herzog von Maine zum Mignon auserſehen hat, er ſtammt, wie ich mich erinnere aus dem Süden und iſt noch nicht lange hier. Gewiß, er iſt Gabrielens neuer Liebhaber. Das erklärt auch die Bekanntſchaft mit Derval. Er und meine Holde haben ſich in der Provinz kennen gelernt, und hier ſetzt man den Handel fort. So erklärt ſich auch die Gunſt, in welche Gabriele ſo ſchnell bei Hofe gekommen. St. Julien hat auf den Herzog von Maine gewirkt, der Herzog auf Frau von Maintenon, Frau von Maitenon auf den König. Das wäre ziemlich klar, aber ich muß Ueberzeugung haben und ganz auf den

Grund ſehen. Wie! wenn ich den Brief abfinge — Tod und Teufel! Gewißheit muß ich haben.“

Der ehrenwerthe junge Mann hatte einmal die Bahn der Nichtswürdigkeit betreten; ein Dämon, ein Inſtinkt der Rache trieb ihn auf ihr weiter; er beſchloß ſich des Briefes um jeden Preis zu bemächtigen. Er verabſchiedete Margot, welche er bei dem Wageſtücke nicht brauchen konnte und ſchlenderte noch ſchwankend, wie er ſein Vorhaben am leichteſten ausführen könne, einige Zeit auf der Straße umher. Endlich trat er keck in den Laden der Herren Champollion und Compagnie ein, der von kaufluſtigen Beſucherinnen überfüllt war.

„Mein Freund St. Julien,“ wandte er ſich an einen der Diener, „erwartet einen Brief aus ſeiner Heimath. Da er ſelbſt durch Krankheit verhindert iſt, den Brief abzuholen, hat er mich erſucht, ihm dieſe Gefälligkeit zu erweiſen. Ich bin der Ritter von Riancourt.“

„Ich ſtehe ſogleich zu euerm Befehle, mein Herr. Was fehlt Herrn von St. Julien? Ich hoffe, es hat keine Gefahr.“

„Nicht im Geringſten. Die Folgen einer kleinen Extravacanz, wie ſie unter den Militaires nicht ungewöhnlich ſind.“

Der Diener ſchüttelte leiſe den Kopf, ging zu einem Schreibtiſche im Laden und brachte einen Brief herbei, den er nicht ohne Zögern dem angeblichen Ritter übergab. Derſelbe empfahl ſich ſogleich.

Der Diener ſah ihm nach und ſchüttelte wiederum leiſe den Kopf. „Unſer guter Herr St. Julien Extravacanzen! Das klingt ſehr märchenhaft. Er, der tüchtigſten und frömmſten Einer unter den Bekennern des reinen Glaubens! Höre, Luc,“ wandte er ſich leiſe an einen der anderen Diener; „mir iſt genau ſo, als hätte ich einen recht dummen Streich gemacht, daß ich den Brief aus Alais dem Ritter übergeben habe. Vorſicht iſt in allen Dingen gut, freilich kömmt ſie etwas ſpät. Geh' doch dem Menſchen nach, ſieh', wohin er ſich wendet und erkunde womöglich, ob er der iſt, für den er ſich ausgab.“

Kaum ſah ſich Carcaſſes im Beſitze des Briefes, als er voller Ungeduld nach Hauſe eilte, um ihn zu öffnen und irgend etwas daraus zu erfahren, was ihm zur Ausführung ſeiner Racheplänе gegen Gabrielen dienlich ſein könne. In ſeiner Wohnung angekommen, bis zu welcher ihn ein junger ſchmächtiger Menſch beharrlich und vorſichtig verfolgt hatte, der dann in einen Nachbarladen eintrat und ſich etwas zu ſchaffen machte, befahl der Graf ſeinem Diener, Niemanden den Zutritt zu ihm zu geſtatten und machte ſich dann daran, das fremde Schreiben zu öffnen, deſſen Handſchrift ſich als eine weibliche verrieth. Carcaſſes erblickte etwas enttäuſcht das unbehülfliche und unorthographiſche Gekritzel einer Frauenhand und las verdrießlich:

„Ich ſchreibe ganz heimlich, nur Job weiß davon, der dich herzlich grüßen läßt und meinen Brief mit beilegt, und ich habe auch etwas Angſt, denn ich weiß nicht, ob ich Unrecht thue, daß ich ohne Vorwiſſen meiner Eltern an Jemanden ſchreibe, aber ich meine, wir ſind uns ja nicht fremd, du gehörteſt ja ſtets zu unſerer Familie, und wir Alle hatten dich ſehr lieb. Dann trieb mich aber auch mein Herz gar heftig, dir zu danken, daß du die arme Manon in den glänzenden Verſailles, wo gewiß viele vornehme, reiche und ſchöne Damen ſind, nicht vergeſſen haſt. Auch ich denke alle Tage deiner, wenn ich es dir auch nicht ſo ſchreiben kann, und denke mit Freude und Wehmuth an die Zeit zurück, wo du noch bei uns wareſt und täglich in unſer Haus kameſt, um mit uns zu ſpielen, da wir noch klein waren, oder du uns ſpäter Stunden gabſt, damit wir nicht ſo dumme Mädchen blieben. Ach, wir hatten dich Alle dafür ſehr lieb! Aber, das iſt nun vorbei, und wir müſſen uns mit der Erinnerung begnügen." —

„Mein Gott! ich bin wirklich ein Unglücksvogel," ſagte Carcaſſes abbrechend mit geſteigertem Verdruß. „Nach dem ſtolzen Hecht hab' ich meine Netze ausgeſtellt, ſtatt deſſen laufen mir Schmerlen ins Garn. Das iſt ja ein ganz ordinärer ſentimentaler Liebesbrief, aus dem man weiter nichts erfährt, als daß der Herr St. Julien eine Flamme in der Provinz hat, ein Gänschen von der dümmſten Art. Ein Verhältniß mit Gabrielen ſcheint er nicht einmal zu haben, wie ich glaubte. Nun leſen wir weiter; wir haben einmal das Prachtexemplar von Liebesbrief angefangen."

„— Für deinen lieben Brief, der vor der ganzen Familie vorgeleſen wurde, danken wir dir Alle aus Herzensgrund, er hat viel zu unſerer Beruhigung beigetragen. Das war aber auch eine ſchlimme Zeit vorher, an die ich mein Lebenlang mit Schaudern zurückdenken werde. Der Hochzeitstag Jobs, den wir als einen Tag des Glücks und der Freude begrüßt hatten, ſah uns im tiefſten Elend und Jammer. Unſere theure Margot auf Befehl des Königs gewaltſam entführt, Job verwundet und zum Sterben krank, wir anderen vor Furcht und Entſetzen halb todt. Job hat noch viele Wochen krank gelegen, nachdem ſeine Kopfwunde bereits geheilt war, einer der Soldaten hatte ihn mit dem Säbel gehauen, da er ſich Margots Wegführung widerſetzte. Der Arzt meinte, die ſchlimmere Wunde ſei innen, und wir verzweifelten, daß er wieder aufkommen würde. Aber Gott ſei Dank! er iſt geſund geworden, wenn er auch in mancher Beziehung nicht mehr ſo iſt wie früher. Dabei hatten wir noch einen anderen ſchweren Kummer. Denn wir beſorgten immer, und wurden durch Anderer Reden darin beſtärkt, daß der König einen ſchweren Zorn auf uns geworfen haben müſſe und uns ſicher über kurz oder lang verderben werde. Es ſteht ja geſchrieben, in des Königs Worten iſt Gewalt, und wer mag zu ihm ſagen: was machſt du? da ſind uns nun aus eitler Menſchenfurcht viele gute Freunde ungetreu geworden; der Maire, Herr Mercier, kömmt nicht mehr und thut fremd, was uns Mädchen namentlich leid thut, denn er war gar ein artiger Mann, der uns vielen Spaß gemacht hat; auch Blancs ſind weggeblieben, was uns gar ſehr ſchmerzt, ſo langjährige Freunde verloren zu haben. Er hat gemeint, er dürfe um ſeiner Kinder willen nicht Freundſchaft halten mit Leuten, die beim Hofe in Ungnade ſtänden. Wir tröſten uns über den Verluſt mit dem Gedanken, daß Blancs nie aufrichtige gute Freunde geweſen ſind, denn ſolche halten treu aus bei ihrem Nächſten. Dagegen haben ſich Levaillants bewährt; ſie wollen ſtehen bleiben bei uns, was auch geſchehe. Wir hätten das von den ſpaßhaften Leuten weniger erwartet wie von Blancs, aber in ſolchen Zeiten lernt man ſeine Freunde kennen und ſchätzen. Glücklicher Weiſe ſind unſere Befürchtungen grundlos geweſen, und wir ſind unangefochten geblieben. Gott der Allmächtige weiß, was wir ausgeſtanden haben! der Vater war gar ſehr ängſtlich, und wir mußten fleißig in die Kirche gehen, was uns gar ſauer wurde. Ein Glück war es, daß der widerwärtige Vikar nicht mehr hier iſt; ſein Nachfolger läßt uns in Frieden und kommt nur ſelten. Job wurde endlich zu unſerer großen Freude wieder geſund, aber wir merkten bald mit Schmerzen, daß er ein ganz anderer Menſch geworden war. Er arbeitet noch viel mehr wie früher, iſt ſtill und verſchloſſen und hält ſich apart. Selbſt mit mir, die ich immer am beſten mit ihm ſtand, läßt er ſich nicht viel ein, obgleich er gegen uns Alle freundlich und liebevoll iſt. Wir nahmen wahr, daß er ſich viel zu Antoine hielt, dem Pathen meines Vaters, und ſollten bald noch mehr erfahren. Beide wurden ertappt, daß ſie die Nächte öfter vom Hauſe weg waren, und Job, darüber befragt, erklärte ganz offen, er ſei in der Wüſte mit

Antoine geweſen und habe dem Gottesdienſte unſerer Glaubensgenoſſen beigewohnt. Den Schrecken und die Verzweiflung unſeres guten Vaters kannſt du dir vorſtellen. Er bat und beſchwor unſeren Bruder, von dieſem verwegenen Beginnen abzulaſſen, erinnerte ihn an die ſtrengen Verbote der Obrigkeit, die von Gott eingeſetzt ſei, auf daß wir ihr Gehorſam leiſteten, rief ihm die ſchrecklichen Strafen ins Gedächtniß zurück, die über die Ungehorſamen täglich verhängt würden, und flehte ihn an, ſich und ſeine unſchuldige Familie nicht ins Verderben zu ſtürzen. Job hörte das gelaſſen an, dann ſagte er, er habe bisher ſeinem Vater und dem Könige blind gehorcht, aber es ſtehe geſchrieben: man ſolle Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Er habe dieſe Pflicht verſäumt, und der Herr habe ihn dafür gezüchtigt. Dem habe er nun Herz und Nieren zugewandt und ergeben. Er werde unfehlbar ſterben, wenn man ihn an Erfüllung des Gottesgebotes, das an ihn ergangen ſei, hindere; beſſer er ſterbe in Beobachtung deſſelben. Ach, das gab einen Auftritt! Wir alle weinten, und der Vater mit uns, obſchon er unwillig ſein wollte. Die Mutter rief unter Thränen: laß ihn, er hat Recht, er iſt der beſte von uns. Iſt es nicht beſſer ſterben als Unrecht thun? ſo leben wir denn nun wieder in beſtändiger Angſt, daß Job und Antoine von irgend einem ſchlechten Menſchen einmal verrathen werden und ihr frommes Wageſtück büßen; und wir mit ihnen. Doch wir wollen gern alles dulden um unſeres Glaubens willen, was Er über uns verhängt.

hatte eine kleinere zierlichere Naſe, hatte weit blondere Haare, einen ganz andern Blick und keine Spur von einem ſo furchtbaren amerikaniſchen Bart. Aber Vetter Henry gefällt mir deſſen ungeachtet weit beſſer, als Vetter Wilhelm.“

„Mir auch, mein Kind,“ ſchmunzelte der Alte. „Was iſt Ihre Meinung, mein lieber Herr Meyer?“

„In unterthänigſtem Gehorſam, mir ebenfalls,“ verſetzte der Jude und ſchluckte gewaltig an einem Biſſen.

Der Neffe Henry gefiel aber dem alten Herrn täglich beſſer; denn er war ein noch weit geſchickterer Arbeiter, als Herr Meyer, und ein ſo glücklicher Speculant, daß ſchon in den erſten Wochen ſeines Hierſeyns einige tauſend Thaler durch ſeine Thätigkeit gewonnen waren. Und welche glänzende Ausſichten gewahrten erſt die durch ihn eingeleiteten Handelsverbindungen in Amerika! Was aber dem alten Senator beſonders an Henry gefiel, war der höchſt anſtändige Aufwand, den derſelbe machte, und der niemals an Verſchwendung ſtreifte; vielmehr war der junge Mann zu Hauſe acht kaufmänniſch ſparſam, behielt aber ſeine glänzende Equipage und die beiden ſchwarzen Dienſtgeiſter bei, was natürlich nicht wenig Aufſehen machte. Der Banquier

Da kam denn nun dein lieber Brief; obſchon er viel Bitteres und Schmerzliches enthält, hat er uns doch glücklich gemacht. Die qualvolle Ungewißheit hörte auf; wir wußten nun, was aus Margot geworden war und durften uns freuen, daß es ihr wohlging. Freilich war uns gar eigen zu Muthe, als wir erfuhren, daß unſere Schweſter Margot Duclos, die wir als unſeres Gleichen behandelt und geliebt hatten, die Tochter eines vornehmen Marquis ſei und jetzt als Hofdame zu Verſailles in hoher Gunſt ſtehe. Das frappirte uns auch noch in anderer Beziehung, wie du gleich erfahren ſollſt. Aber das muß ich ſagen, wenn ich Margot heute ſähe, würde ich zu ihr ſprechen: liebſt du mich noch ſo, wie ich dich liebe oder ſchämſt du dich der armen Manon? Ach, ich weiß, was ſie thun würde! Ich bin nicht irre an ihr geworden. Unſer guter Vater aber erzürnte ſich ſehr über ſie, weil ſie ſich bei ihm für eine Hugenottin und eine Bürgerstochter ausgegeben hatte. Das verrathe einen falſchen Sinn, ſagte er. Aber er vergißt, daß Umſtände eintreten können, wo man ſich zur Verſtellung genöthigt ſieht; er vergißt, daß er und wir Alle in dieſer Lage ſind. Wenn uns nun Margot deshalb zürnen wollte, daß wir äußerlich Katholiken ſind! und wurde ſie nicht nachher unſeres Glaubens, da ſie den Unterricht des herrlichen Dulders Benoit genoß? Iſt ſie der gewonnenen Ueberzeugung treu geblieben oder — was mich tief ſchmerzen würde — hat ſie ſich dem Baalsdienſte wieder angeſchloſſen? darüber mußt du mir ſchreiben. —“

„Heiliger grauer Leib!“ rief Carcaſſes mit leuchtenden Augen. „Die Entdeckung iſt köſtlich! Fräulein Gabriele eine Ketzerin. Der Brief des Satanskindes in dem Neſt lohnt doch meine Bemühungen.“

— „Mit dem Zorne unſeres guten Vaters iſt es übrigens nicht weit her, du kennſt ja ſein edles Herz. Ich bin überzeugt, wenn Margot mit ihrem unwiderſtehlichen Weſen vor ihn hinträte und ihm erklärte, warum ſie ſo gehandelt habe und nicht anders, es wäre Alles wieder gut. Job hat die Nachrichten über ſie mit ſeinem gewöhnlichen Gleichmuth hingenommen; wir begreifen ihn nicht; er liebte ſie mit aller Tiefe und Gluth ſeines Gemüthes; jetzt iſt ſie für ihn todt; nie nennt er ihren Namen. Er hat freilich recht: welche Gemeinſchaft kann zwiſchen ihm und der vornehmen Marquiſe ſtattfinden?“ —

„Alſo ein Seidenweber der Bräutigam meiner ſtolzen Göttin!“ lachte Carcaſſes.

— „Was uns Andere betrifft, ſo fiel uns freilich nachher, da wir Beſcheid wußten, Vieles ein, was uns hätte auf die Spur leiten müſſen, daß Margot nicht unſeres Gleichen war. Die Mittheilung, daß ſie beim Könige in großer Gunſt ſtehe, hat uns aber in eine Art freudiger Beſtürzung verſetzt. Die Sache verhält ſich ſo: Wir Mädchen gingen wie gewöhnlich mit der Braut vor dem Hochzeittag Kranzflechten. Paulette wurde herbeigeholt, und ſie prophezeihete uns Allen gar merkwürdige Dinge. Margot aber begrüßte ſie als — Königin, und ſie knüpfte die Erfüllung ihres Wortes an Bedingungen, die zu unſerem Erſtaunen durchweg eingetroffen ſind. Und nun ſchreibſt du uns, daß Margot oder Fräulein Gabriele in großen Gnaden beim Könige ſtehe! Du weißt, wie Paulette's Weiſſagen immer zutrafen, ſelbſt nach deinem Weggange geſchah dies einigemal, daß den Leuten das Grauſen ankam. Wir Alle leben des feſten Glaubens, daß Margot Königin werden wird. Da fällt mir auch meine Prophezeihung ein; ſie klang nicht tröſtlich, aber wenn du uns lieb behältſt und der Allmächtige uns auch ferner gnädig ſchützt, will ich Alles ertragen. Was du von Intriguen und Ränken am Hofe gegen unſere Glaubensgenoſſen mittheilſt, hat uns ſehr traurig geſtimmt. Wir hören täglich von Hinrichtungen und Prozeſſen. Gott im Himmel ſei den armen Duldern gnädig und laſſe den gereinigten Glauben nicht untergehen! Der Vater meinte, er werde mündlich mit dir darüber reden, da er nächſtens wieder eine Geſchäftsreiſe nach Paris unternehmen wird. Behalte uns Alle lieb und ſtelle dich, als hätteſt du keinen Brief von mir erhalten. Deine treue Schweſter Manon Valery."

Der Brief entglitt der Hand des unberufenen Leſers; Carcaſſes war einige Zeit lang wie betäubt. „Gabriele — Königin! ſtammelte er endlich und ſprang auf, wie elektriſirt von dieſem Zauberwort. „Ja, ja, die Prophezeihung iſt richtig, und ich bin der unglückſeligſte Menſch! Wer kann ſie ſehen, ohne ſie zu lieben? Ach, der König iſt ein weiſer, großer Mann! Er hat ſie geſehen, er liebt ſie, er heirathet ſie; wer in der Welt kann ihm das wehren? Und der elende Carcaſſes fällt in Ungnade, weil er ſo albern war, mit der Thüre ins Haus zu fallen. O, ich möchte mir den dummen Kopf an der Wand einrennen! Wie wohl hätte es mir gethan, vorausgeſetzt ich wäre kein Eſel geweſen, wenn mich der König eines Tages hätte rufen laſſen und zu mir geſagt hätte: Carcaſſes, aus euerer Heirath mit Fräulein Gabriele kann nichts werden; ich will ſie zu meiner eigenen Gemahlin erheben; bittet euch dafür eine Gnade aus! — O, Carcaſſes, Carcaſſes, du biſt unter einem Unglückszeichen zur Welt gekommen!“

Wie faſt alle ſeine Standesgenoſſen war Carcaſſes abergläubiſch, und die Prophezeihung eines alten Weibes war ihm ein göttlicher Pythiaſpruch. Die Gebildetſten ſeiner Zeit glaubten feſt an dergleichen Orakel. Die Ausſprüche einer weiſen Frau ſtanden in demſelben Anſehen, wie die Dogmen der Kirche, und die Wahrſager und Kartenſchläger wurden in ihren Schlupfwinkeln eben ſo eifrig aufgeſucht, wie die Beichtſtühle der Jeſuiten und fanden eben ſo viel Andacht und Glauben bei ihrem Spiele wie dieſe. Dieſe Mißſtände werden ſtets eintreten, ſobald der blinde Glaube zur Richtſchnur des geiſtigen Lebens erhoben wird.

„Aber wäre es unmöglich, die Sache wieder ins Gleiche zu bringen? fuhr der Graf in ſeinem verzweifelten Selbſtgeſpräch fort. „Niemand in Paris und Verſailles weiß bis jetzt etwas von der Prophezeihung und hat eine Ahnung von Gabrielens Zukunft. Wenn es mir indeſſen gelänge, ſie zu verſöhnen! Aber zum

Teufel! ſie ſelbſt weiß es, darum war ſie ſo ſtolz und kalt, gerade wie eine Königin. Hm! hm! Wenn ich nur den verwünſchten Brief wieder los wäre! — Götter, gebt mir ein Licht in dieſer Nacht! Wie gewinn ich die Gunſt des Mädchens wieder und damit Ehre und Reichthum? Mag ſie dann der König behalten und aus ihr machen was er will.“

Der Graf wurde in ſeinen diplomatiſchen Gedanken durch das haſtige Eintreten ſeines Dieners unterbrochen, der beſtürzt meldete, daß fünf Perſonen Zutritt zu ihm verlangten. Kaum hatte Carcaſſes Zeit, den Brief aus der Provinz in die Taſche zu ſtecken, als Roger von Derval und ein anderer Kavalier eintraten, den er mit tödtlichem Schrecken als den Adreſſaten des unterſchlagenen Briefs erkannte.

„Mein Herr,“ ſagte Rogers Begleiter; „ich heiße St. Julien und komme in dreierlei Abſicht. Erſtens will ich euch für die Mühe danken, die ihr euch genommen habt, einen Brief für mich in Empfang zu nehmen, zweitens möchte ich mir denſelben ausbitten und drittens euch fragen, wie ihr überhaupt dazu kommt, euch um mich und meine Angelegenheiten zu kümmern?“

„Herr von —“, ſtammelte Carcaſſes, nach Faſſung ringend, „ich verſtehe nicht, was ihr ſaget. Wer gibt euch überhaupt das Recht, auf dieſe Weiſe in meine Wohnung einzudringen? Ich weiß nichts von einen Briefe; verlaſſet mich!“

„Ihr verſtehet nicht, was ich ſage, und wiſſet nichts von einem Briefe?“ hohnlachte St. Julien, während

Roger der Thüre zuſchritt. „Euer Gedächtniß wird gleich angefriſcht werden.“

Roger öffnete die Thür, und herein traten ſchüchtern der Thürſteher vom Hotel de Derval, die Amme Marget Duclos und der Ladendiener der Herren Champeſſion und Compagnie. Der Graf ſah dieſe Perſonen mit einem wilden und verſtörten Blick an.

„Erzähle, Portier!“ befahl ſein Gebieter.

Der Mann berichtete, ſo viel er von dem Beſuche des Grafen in ſeiner Wohnung wußte, darauf legte die Amme ein vollſtändiges Bekenntniß ab, ſie faßte ſich dabei ungewöhnlich kurz, und ſchließlich theilte der Ladendiener mit, auf welche Weiſe ſich Carcaſſes in dem Beſitz des Briefes geſetzt.

„Auch jetzt noch wiſſet ihr nichts von dem Briefe, Herr Graf?“ fragte St. Julien furchtbar ernſt.

Carcaſſes ſchäumte vor Wuth. „Eine Unterſuchung gegen mich in meinem eigenen Haus! Das iſt ja herrlich! Eine Confrontation, wenn ich recht begreife. Dem Grafen von Carcaſſes ſtellt man zwei Domeſtiken und einen Ladendiener entgegen. Verlaſſet mein Haus auf der Stelle, ich weiß nichts von euerm Briefe, und ich hoffe, ihr werdet das Wort eines Kavaliers höher achten als die Faſeleien von hundert ſolcher Schurken. Verlaſſet mich oder ich mache Gebrauch von meinem Hausrechte.“

„Infamer Dieb und Lügner!“ rief St. Julien, vor Grimm außer ſich und faßte mit einem tüchtigen Griff den Grafen bei der Bruſt. „Wie? du wagſt es, ehrliche Leute zu beſchimpfen, du Ausbund aller Niederträchtigkeit! Sieh, dir geſchieht jetzt, wie Kavaliere deines Schlages verdienen.“ Und er gab ihm bei dieſen Worten einen derben Backenſtreich.

„Halt ein, St. Julien,“ rief Roger und faßte ſeinen Freund beim Arme. „Es gibt beſſere Wege, von einem Edelmann Genugthuung zu erlangen.“

„Laß mich den Buben züchtigen!“ erwiederte St. Julien. „Er iſt kein Edelmann, und trägt ſeinen Namen mit Schanden. Wo haſt du den Brief, Schuft? Iſt es dir noch immer nicht eingefallen?“

„Zu Hilfe! Jacques, wirf ſie hinaus! Diana, faſſ' an!“ rief der Graf unter den Händen des wüthenden Gardeoffiziers, der ihn endlich erſchöpft los ließ. Niemand nahte dem Mißhandelnden als Beiſtand; die drei Belaſtungszeugen wohnten ſtumm, zitternd und regungslos dem peinlichen Schauſpiele bei. „Herr Graf,“ nahm Roger jetzt das Wort, „die Leidenſchaft meines Freundes hat ihn zu einem Betragen gegen euere Perſon hingeriſſen, das ich ſelbſt nicht billigen kann. Ihr habt das Recht, Genugthuung von uns deshalb zu fordern, und keiner von uns Beiden wird ſich derſelben weigern. Mein Freund St. Julien wird ſich ſo lange in Paris aufhalten, bis es euch gefällig ſein wird, mit dem Degen in der Hand Genugthuung von ihm zu verlangen. Habet die Güte, euern Sekundanten zu mir zu ſenden, damit ich mit dem Herrn das Nöthige verabreden kann. Lebet wohl!“ Die Uebrigen verließen mit ihm das Zimmer.

Carcaſſes ſank, als man ihn allein gelaſſen, erſchöpft auf einen Seſſel. Sein Geſicht war todtenbleich bis auf die eine Wange, welche der entehrende Schlag getroffen hatte, er keuchte tief auf, und aus ſeinen weitgeöffneten Augen glühten Wuth und Rachedurſt. Ein Zug von Aengſtlichkeit trat auf ſeinem Antlitze allmälig immer ſtärker hervor. Er dachte mit Schaudern an den bevorſtehenden Doppelzweikampf. Erſt geſchlagen und entehrt und zur Satisfaktion erſtochen! Es war allerdings zum Verzweifeln. Die Furcht, die ſich ſeines Weſens bemächtigte und alle anderen Empfindungen niederdrückte, brachte ihn wieder zu ſich. Als er ſich haſtig von ſeinem Sitze erhob, knitterte der vorhin in der Taſche verborgene Brief. Er zog ihn hervor und betrachtete ihn mit einer wilden düſteren Freude.

„Du kleines Liebesbriefchen ſollſt mich retten und rächen. Was wird ſie doch ſagen, die ſtolze fromme Freundin des Königs, die mich ſo höhniſch empfing und an dem ganzen Elende allein ſchuld iſt, wenn ich ihr die wunderbare Zeitung überbringe?“

Er ging einigemal ſinnend in ſeinem Zimmer auf und ab. „So iſt's recht, ſo wird es ſich thun,“ ſagte er endlich und ſetzte ſich zum Schreiben nieder. Als er fertig war, rief er ſeinen Diener, der ſich nicht ohne Zittern nahte, denn ſein böſes Gewiſſen warf ihm vor, daß er vorhin ſeinen Herrn ſchmählich in Stich gelaſſen habe. Allein Jacques konnte nicht gegen ſeine Natur, er hatte einen tiefen Widerwillen vor Allem, was mit Selbſthilfe oder Gewaltthätigkeit in Verbindung war, und er glich darin ſeinem Herrn ungemein. Der Graf erwähnte mit keinem Worte Jacques' verrätheriſcher Feigheit, ſondern überreichte ihm zwei Briefe. „Sie ſind dringend, ſporne demnach den Gaul tüchtig und halte dich nirgend auf. Ich werde mich erkundigen, wann du in Verſailles angekommen biſt. Spute dich!“

10.

Beſuche und Stelldichein.

Ein üppiger Morgen lag ſich wollüſtig dehnend in den blühenden Gärten von Verſailles; in den blanken Gängen zwiſchen den ſchnurgeraden mit der Scheere zierlich geformten Taxuswänden regte und rührte ſich nichts. Die Natur ſchien ſelbſt den Athem an ſich zu halten, als fürchtete ſie ſich vor der drohenden Sonnenſchwüle.

In der dichteſten Wand verborgen an einer der entlegenen Partien des Gartens befand ſich eine kleine Laube, nur mit zwei Sitzen ausgeſtattet, ein dunkelgrünes, ſchattiges trauliches Plätzchen, wohin die verwegenſten Strahlen der Sonne nicht zu dringen vermochten. Vor dem Eingange zu demſelben ſtand ein Steinbild Amors, wie er eben im Begriff iſt, den Pfeil abzudrücken; er ſchien eine doppelte Aufgabe zu haben; den trauten Raum als ein Heiligthum ſeiner Verehrung vor profaner Annäherung durch die Waffe zu ſchützen und dem Ort ſelbſt durch ſeine Gegenwart noch mehr Weihe und Heiligkeit zu geben. Zwanzig Schritte von der Laube nach dem Schloſſe zu hatte ſich der muntere flinke Marcel, des Königs Page, in eine Niche des Zaunes gedrückt, die hinten einen engen Ausgang hatte, ſo daß er ſchnell und unvermerkt entſchlüpfen konnte. Er lugte bald nach der Laube, durch die es manchmal wie ein weißes Kleid ſchimmerte, dann wieder den Gang entlang dem Schloſſe zu; er bemerkte aber nicht, daß ein anderer Page hinter dem Zaune ſtand und ihn durch die Zweige beobachtete.

Bald nahten leichte Schritte; beide Beobachter ſtrengten Auge und Ohr an. Ein Mann im weißen Morgenanzug, den Federhut tief ins Geſicht gedrückt, ſchritt daher. Es iſt der König. Aber nein! das iſt ja nicht Ludwigs langſamer, gebückter, ſchleichender Gang, das Haupt ſinkt nicht auf die Bruſt, die Hände ſind nicht gefaltet, kein Gebetbuch unter ſeinem Arm, weder ſeine fromme Freundin, noch ſein Beichtvater la Chaiſe in ſeiner Begleitung. Und doch iſt es der König, aber er ſcheint ſich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben, und er geht wieder den feurigen Schritt, der ihn einſt zu ſeiner Geliebten la Valiere trug. Welche ſüßen Erinnerungen ſind über ihn gekommen, daß er plötzlich alle Gewiſſensſcrupel und alle Ermahnungen der Frau von Maintenon vergeſſen hat und wieder in den Tagen ſeiner geſchwundenen Jugend zu leben vermeint, die es mit einer kleinen Sünde nicht ſo genau nahm? Er fühlte, daß der Neffe geſchickt und vielleicht von der Natur auserſehn ſey, ſein Haus mit einem ſeltnen äußern Glanz zu umgeben, wozu er, der Alte, zwar ſtets die objectiven, niemals aber die ſubjectiven Mittel beſeſſen hatte. Er ſagte daher oft zu Mary: „Der Vetterjunge hat alle Tugenden ſeines Vaters, aber keinen ſeiner Fehler und Laſter.“

Es war nichts natürlicher, als daß Vetter Henry die liebenswürdige Mary ſonntäglich, auch gar oft in der Woche in der ſchönen Equipage ſpaziren fuhr, ſie auf alle Bälle, in alle Geſellſchaften begleitete, und daß er und ſeine Schwarzen ihr ſtets zu Dienſten waren. Herr Tobias Meyer ſaß aber daheim und kaute mit dem freundlichſten Geſicht von der Welt an den Nägeln. Bald hieß es denn nun auch in der Stadt: zum Fräulein Ypſilon hat ſich nun ein Herr Ypſilon aus Amerika gefunden; und wer das Pärchen beobachtete, ſah gar bald, wie Mary's ſtrahlende Augen mit ſchwärmeriſchem Entzücken am Geſicht ihres Vetters hingen und mit welcher Leidenſchaft er ihr überall und zu allen Zeiten den Hof machte. Man erwartete nun täglich eine Verlobungskarte mit vier Ypſilons; aber auch ſieht den Pagen in der Niche fragend an; dieſer deutet auf die Laube und fängt geſchickt die Börſe auf, welche ihm ſein Gebieter zuwirft. Der Monarch verſchwindet in der Taxuswand. Der zweite Page kriecht raſch auf Händen und Füßen fort bis er nach einigen Minuten auf der entgegengeſetzten Seite der Laube ſteht. Als der König eintritt, erhebt ſich ein weibliches Weſen von der Bank, um dem Gebieter die übliche Huldigung zu erweiſen. Aber raſch kömmt ihr Ludwig zuvor und zieht ihre kleine zarte Hand an ſeine Lippen. Er läßt ſie nicht los; er preßt einen, zwei und mehr heiße Küſſe darauf, während ſein glühender Blick voll Verlangen auf der jugendlich ſchönen Frauengeſtalt vor ihm wurzelt. Gabriele von Derval, denn ſie iſt es, die mit dem Könige in dieſem Heiligthume der Liebe zuſammentrifft, zuckt zuſammen vor dieſer Berührung, und ihr jungfräuliches Herz erbebt.

„Endlich, endlich habt ihr meinem Drängen nachgegeben, grauſame Gabriele,“ ſtammelte Ludwig mit dem Accente der Leidenſchaft. „Wie ein reizendes Kind des Feenreiches ſeid ihr herabgeſtiegen aus märchenhaften Gefilden, immer anziehend und verlockend, und ewig unnahbar und unerreichbar. Mein Gott, was habt ihr aus mir gemacht? aus der ſtolzen Ruhe, in die ich mich in ungeheuerer Selbſttäuſchung eingewiegt hatte, habt ihr mich emporgeriſſen; in dieſem Herzen, das ich längſt kalt und ausgeglüht wähnte, habt ihr einen Brand entzündet, der mein Inneres gänzlich zu verzehren droht und der nie mehr verlöſchen wird; all mein Sinnen und

Denken habt ihr gefangen genommen; mein Trachten nach Ruhm und Ehre erſcheint mir eitel und nichtig, und ich habe keinen anderen Gedanken mehr, als zu eueren Füßen zu liegen, euch um einen Blick der Liebe aus dieſem wundervollen Auge zu flehen und ewig euer Sklave zu ſein.“

„O mein König!“ hauchte Gabriele. „Wohl darf ich die Frage zurückgeben: was machet ihr aus mir? Ein armes Mädchen ſtehe ich zitternd vor euch, Sire, der ihr euch nicht damit begnüget, der größte und mächtigſte Monarch zu ſein, ſondern auch an Liebenswürdigkeit und Huld alle übrigen Männer übertrefft. Wäre es auch möglich, dem Befehle des Königs Widerſtand zu leiſten, wer könnte der Bitte des zartfühlenden Ritters taub ſein?“

Das Paar hatte ſich auf die in der Laube angebrachten Sitze niedergelaſſen. Der König faßte Gabrielens Hand, neigte ſich zu ihr über und flüſterte zärtlich: „Euere Worte, theuere Gabriele, geben meinem zagenden Herzen neue Hoffnung und der Glut, die in meinem Innern tobt, neue Nahrung. Wie! ich dürfte mich dem entzückenden Gedanken hingeben: Ludwig von Bourbon wird von der holden Gabriele von Derval geliebt! Seligkeit, die ich kaum erfaſſen kann! Jugendliche Wonne durchdringt alle meine Adern, da mir der Gott der Liebe zu einer Zeit, wo ich ihn längſt meiner uneingedenk glaubte, ſein herrlichſtes Geſchenk beſcheert: die freie Liebe eines edeln Frauenherzens. Ach, redet nicht vom Befehle eines Königs, der euch hierher führt!

Die Vorſtellung allein, daß dies der Anlaß eueres Hierſeins ſei, macht mich elend. Hier iſt kein König; nur eine Königin iſt hier, und das ſeid ihr, reizende Gabriele; ich aber bin euer Ritter, euer Diener, euer Sklave.“ Mit dieſen Worten glitt er ſanft auf ein Knie nieder.

„Sire,“ erwiederte Gabriele verſchämt. „Ihr begebt euch eines Vortheiles abſichtlich, weil ihr wiſſet, daß euch ein neuer größerer aus dieſem Verzichte erwächſt. Ihr leget den Purpurmantel beiſeite und dem geblendeten Auge zeigt ſich nun die ſtrahlende Geſtalt eines Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, eines Mannes, den die Natur mit dem Füllhorn ihrer Gaben überſchüttet hat. Aber, Sire,“ und ſie ſchüttelte leiſe das Haupt; „ſo großartig und ehrenvoll euer Verſuch iſt, den König und den Mann in euerer erhabenen Perſon zu ſondern: er muß mißlingen. Wann könnte Frankreichs größter König aufhören, den Ruhm eines untadeligen Ritters und des beſten aller Männer mit dem Ruhme ſeiner Fürſtlichkeit zu einen, und wann wäre es je möglich, daß Ludwig von Bourbon aufhörte, König zu ſein, ſelbſt wenn er dies wollte?“

„O ich verſtehe euch, Grauſame!“ erwiederte Ludwig etwas verdrießlich und erhob ſich wieder. „Aus einer ſicheren Verſchanzung hervor, ſelbſt unverwundbar, entſendet ihr wie ein weiblicher Amor euere verderblichen Geſchoſſe hervor, und kalt wie ein Götterbild von Stein fühlet ihr kein Erbarmen mit dem Verwundeten. Das Bollwerk aber, deſſen ihr euch ſo geſchickt wie ein Feldherr bedient, iſt mein königlicher Stand. O gebet es auf, theuere Gabriele! die Liebe verſchmäht ſolche Vertheidigung; ſie ergibt ſich ohne Bedingungen."

Ein trüber Schatten flog bei dieſen Worten über Gabrielens Geſicht. Dem Könige entging dieſes augenblickliche Mienenſpiel nicht; wiederum vertraulich ihre Hand faſſend, fuhr er in gewinnendem Tone fort: „O wenn ihr wüßtet, wie ſelig mir zu Muthe war! Hoch in die Lüfte trug mich der ſtolze Adlerflug meiner Liebeshoffnung, ich ſchwebte froh und leicht dahin wie jener Zauberer mit ſeinen wachsgebildeten Flügeln, von dem das Alterthum erzählt. Da traf mich der vernichtende Blitz eueres kalten Wortes, und ich ſtürzte jählings herab in das Meer der Verzweiflung. Soll ich darin umkommen? Redet Gabriele, redet ein Wort! Soll ich vergehen in Verzweiflung? Wollet ihr mir die rettende Hand verſagen?"

Gabriele antwortete nicht, ſie ſenkte das Haupt und ließ dem Könige ihre Hand, der einen leiſen Druck derſelben wahrzunehmen glaubte. Befriedigt von dieſer ſtummen Antwort fuhr Ludwig fort: „Ihr habt keine Ahnung von dem Sturme der Leidenſchaft, der in dieſer Bruſt tobt. Gabriele! bei Gott und allen Heiligen ſchwöre ich es, kein Opfer ſollte mir zu groß ſein, kein Entſchluß zu verwegen, der dazu führte, die glühende Sehnſucht meines Herzens zu ſtillen. Und bei meinem Schutzpatron! ich würde ſelbſt nicht anſtehen, den Purpurmantel abzulegen, wenn er ein Hinderniß für die Vereinigung unſerer Herzen ſein ſollte."

Raſch hob das Mädchen das Auge, in welchem ein Strahl der Freude blitzte. „Haltet ein, Sire!“ ſagte ſie; „ihr frevelt. Das wäre eine ſündhafte, verwerfliche Liebe, die Frankreichs Monarchen zu ſolchem unſeligen Entſchluß brächte. Und ſchon die bloße Vorſtellung macht mich erzittern, daß ich als deſſen unſchuldige Urſache von der Welt verdammt würde. Nein, Sire, ihr ſeid als König geboren, und die Vorſehung wird euch dem Reich noch lange erhalten. Auch als Herrſcher wird euch die Liebe ihre Kränze winden, und gewiß, ein Frauenherz wird euch gehören, das in dem Könige den guten Menſchen liebt und in dem wackeren Mann ſeinen Gebieter verehrt.“

„Schon wieder ein Pfeil aus euerer ſichern Hand, wilde Diane!“ ſeufzte der König. „Und ach, ich fühle es, er ſitzt. — Saget mir offen, holde Gabriele, habt ihr geliebt?“ Er blickte ſie erwartungsvoll an.

„Nein, Sire,“ erwiederte ſie einfach und aufrichtig.

„Und doch wolltet ihr euere Hand einem Manne reichen, wie man mir geſagt hat.“

„Man hat die Wahrheit geſagt. Ich liebte den Mann nicht und war dennoch entſchloſſen, mich mit ihm zu vereinigen aus Dankbarkeit gegen ſeine Eltern und Geſchwiſter, denen ich große Verpflichtungen ſchuldete, und welche die Verbindung wünſchten.“

„Aus Dankbarkeit euer Herz zum Opfer bringen, edle Seele! Glückſeliger, beneidenswerther Mann, für den dieſes reine Herz ſchlagen wird! — O Gabriele, habt Mitleiden mit mir! Reißet mich aus dieſer qualvollen Ungewißheit! Euere Worte, euere Blicke fachen einmal die Flamme in meiner Bruſt an wie mit glühendem Hauche, dann wieder fallen ſie als rieſige Regenfluth auf ſie und drohen ſie zu löſchen. O ſprechet, dränget nur ein kleines Wörtchen durch dieſe ſüßen Lippen; damit ich weiß, ob ich durch Frauenhuld der Seligſte oder durch Gleichgiltigkeit und Haß der Unſeligſte aller Sterblichen bin!“

„Sire,“ ſtammelte Gabriele, und eine flammende Röthe überzog ihre Wangen. „Ihr ſcheltet mich grauſam; und ihr verlanget von einem ſchüchternen verſchämten Mädchen, daß es euch die heiligen Gefühle, die unbewußt in der Tiefe des Herzens ruhen, geſchützt und geborgen in der Dämmerung, damit ſie froh und ſchön erwachſen können, verrathe und preisgebe, ſie aus dem bergenden Schreine hervorziehe an das rauhe grelle Tageslicht? Iſt das nicht grauſam, Sire? Laſſet mein Herz mit ſeinem ſüßen verſchämten Geheimniſſe. Auch ich flehe um Schonung und Erbarmen.“

„Gabriele!“ jauchzte der König und ſprang entzückt auf. „Iſt es nicht Täuſchung? ihr liebet mich? O komm in meine Arme, an mein Herz, liebreizendes Weib! Die Gluth, die mich durchlodert, ſoll auch dich entzünden; wie ein anderer Pygmalion will ich dich, du göttliches Steinbild, durch meine Umarmung beleben. Mein Gott, welche Seligkeit! welches Entzücken! Meine Sinne vergehen mir ſchier vor Wonne. O, wir werden das Glück der Götter genießen, reizende Gabriele! Nicht mehr einſam oder arg gelangweilt und moraliſch mißhandelt werde ich meine Tage verleben. Mein Leben wird fortan dem Laufe eines muntern Stromes gleichen, der, obſchon er eine Strecke zurückgelegt hat, doch mit jugendlicher Kraft vorwärts eilt zwiſchen lachenden Wieſen und heitern Gärten vorbei und manche Blüthe, manchen Zweig als frohe Beute entführt. Uns wird ein ewig heiterer Himmel lachen, durch keine Wolke irdiſcher Sorge getrübt, Minneglück wird unſer Morgenroth, Verkünderin der Tagesfreude, Liebeſeligkeit unſer Abendroth ſein, das glühend neue Wonnen verheißt."

„Welche Ausſicht eröffnet ihr mir, Sire!" ſagte Gabriele freudig. „Bei Gott! es ſchlägt ein hochfühlendes edles Herz in euerm Buſen, deſſen das meine mit ſeinen Regungen und Empfindungen nicht unwürdig iſt; ich fühle das und ſpreche es offen, ohne falſche Beſcheidenheit aus. Es wird ein herrlicher Bund ſein, wenn dieſe beiden Herzen an einander ruhen und für einander ſchlagen. Und doch dürfen ihm zwei Dinge nicht abgehen, wenn er in Wahrheit ein beglückender werden ſoll."

Gabriele war mit einemmale ſehr ernſt geworden und ein feierlicher Ausdruck lag auf ihren Mienen. Der König ſah ſie fragend an.

„Dieſe zwei Dinge ſind: die Weihe der Kirche und die Anerkennung der Welt. Ihr ſeid hoch über die Häupter der armen kleinen Menſchen geſtellt, Sire, faſt einem Gotte gleich, und doch ſtehet ihr unter der

Meinung des Volks, das ſich einem Wurme gleich vor euch krümmet. Ihr könnt der Beiſtimmung, der Billigung, des Preiſes und Lobes, des Ruhmes nicht entbehren; der Tadel, der Verwurf, ſelbſt die ſtumme Mißbilligung, die ihr bei der Menge vorausſetzen müſſet, macht euch ungewiß, lähmt euch in der Ausübung euerer Königsgewalt, gießt euch Wermuth in den Becher der Freude. Dann auf der andern Seite thront hoch und gewaltig über euch der König aller Könige, der ſein Geſetz für alle Erdgebornen ohne Unterſchied gleichgegeben hat. Einen Funken ſeiner unendlichen Liebe hat er in die Welt geworfen zur Beglückung der Menſchen; aber er will die Liebe göttlich erhalten wiſſen und rein von irdiſcher Beſleckung. Deshalb hat er Mann und Weib zuſammen erſchaffen und ſie zu Gütern dieſer himmliſchen Flamme eingeſegnet. Des göttlichen Segens bedarf es ſtets zu ſolchen Bunde der Herzen. Wer aber gegen Gottes Gebot thut, der ſündigt und wird unglücklich."

Gabriele ſchwieg, und es entſtand eine Pauſe. Der König war in ein tiefes Nachdenken verſunken. Endlich ſagte er tiefbewegt mit einem faſt ſcheuen Blick auf ſie: „Ihr habt recht, Gabriele. Ihr ſeid ein herrliches Mädchen, ein reiner Engel. Wir dürfen nicht ſündigen. — Mein Herz gehört euch für immer — ihr ſollt meine Gattin werden vor aller Welt — ich bin frei — ich bin König und will eine Königin."

Mit dieſen Worten zog er einen koſtbaren Brillantring vom Finger und ſteckte ihn an Gabrielens Hand, die heftig zitterte. Das Mädchen ſank in ſeine ausgebreiteten Arme.

„Bald, bald, mein Engel, wirſt du mein ſein,“ flüſterte Ludwig und preßte heiße Küſſe auf ihren Mund. „Wie herrlich wird das Diadem von Frankreich auf dieſer hohen Stirn prangen! Nie hatte dieſes Reich eine lieblichere reizendere Königin. Glückſeliger Ludwig! Durfteſt du ſo viel Seligkeit noch erwarten!“

Gabriele entzog ſich ſeinem Arme und lauſchte. „Hörtet ihr nicht ein Geräuſch?“

„Ich höre und ſehe nichts als euch mein Engel.“

„Doch, Sire, wir müſſen ſcheiden. Noch gehören wir nicht uns; noch bindet uns der Zwang.“

„Zwang? Wer dürfte wagen den König zu etwas zwingen zu wollen. Doch ich verſtehe! ihr meinet gewiſſe Rückſichten. Bald werden ſie verſchwinden, wie Nebel vor der Sonne. Tröſtet euch! Ich werde meiner Tochter, der Dauphine, einen Ball geben, und hier vor meinen Pairs und Hofleuten will ich Gabrielen von Derval als ihre künftige Gebieterin vorſtellen.“

„Sire, welches Uebermaß von Huld! ihr werdet die treuſte Dienerin an mir haben, ſo lange dieſes Herz ſchlägt.“

Noch eine Umarmung von Seiten des Königs, und das Paar ſchied. Gabriele verließ den Platz erſchöpft wie eine Actrice, welche ſoeben eine anſtrengende Rolle geſpielt hat.

In einem Zimmer des Verſailler Palaſtes, welches hell und freundlich und nicht ohne Eleganz ausgeſtattet war, ſaßen zwei Perſonen in lebhaftem Geſpräche zuſammen. Der eine, ein Mann von mittleren Jahren im bequemen Hausrock eingehüllt, ruhte in einem Lehnſtuhle. Sein Geſicht war edel geformt und ſchön und würde für untadelhaft haben gelten müſſen, hätte nicht ein vorherrſchender Zug von Aengſtlichkeit und gezwungener Sanftmuth für den ſcharfen Beobachter den angenehmen Eindruck zerſtört, welchen die ganze Erſcheinung der Perſönlichkeit gemacht hatte. Es war der Beichtvater des Königs, Pater La Chaiſe, vom Orden der Jeſuiten. Der andere, an welchen er ſich im eifrigen Geſpräche mit dem ſichern Anſtande eines hochgeſtellten Mannes wendet, iſt jener ſtolze Levit, der am Sterbelager des jungen Herren von Derval ſtand, **Pater Roux**, ebenfalls von der Geſellſchaft Jeſu. Freilich trug der letztere jetzt nicht jene hochmüthige Miene zur Schau, vielmehr zeigte ſein Geſicht den Ausdruck der tiefſten Ergebenheit und des leidenden Gehorſams, wie ihn die Ordensregel den Mitgliedern der Geſellſchaft Vorgeſetzten gegenüber vorſchreibt. Eine Flaſche Wein, ſchon halb geleert, ſtand auf dem Tiſche, an welchem die beiden Herren Platz einnahmen; wahrſcheinlich hatte ſie ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch verdrängt, das jetzt abſeit lag; zum Beweis, wie die weltklugen Väter die goldene Lebenspraxis und die Kunſt des Daſeins immer höher achten als Gelehrſamkeit, ſo dieſe kam nicht, ſondern ſo manches And're, was man nicht erwartet hatte.

Herr Tobias Meyer war nämlich nicht der Mann, der einen ſo herrlichen Plan ohne Weiteres aufgab, weil ihm ein bedeutendes Hinderniß in den Weg kam. Sein ganzes ſtilles Dichten und Trachten ging vielmehr dahin, wie er beſagtes Hinderniß glücklich überwinden möge, und es wurden zu dem Zwecke viele geheime Zuſammenkünfte zwiſchen ihm, Frau Heyſe'n und dem Diener Henry gehalten.

So blühend nun auch, ſeit des Amerikaners Ankunft, das Geſchäft geworden war, ſo ereigneten ſich einige an ſich unbedeutende, aber für Herrn Tyll May ſehr unangenehme Vorfälle, welche aber nur die Vorboten zu viel unangenehmeren ſeyn ſollten.

Bei der Vergrößerung des Geſchäftes hatten einige Leute mehr angeſtellt werden müſſen, und es lag Herrn Meyer ob, dieſe Neulinge erſt förmlich auf das Ypſilon einzuüben, womit ſie in dieſer ausgedehnten Anwendung gänzlich unbekannt waren, damit ſie dem Herrn Prinzipale kein Ärgerniß geben möchten. Inzwiſchen konnte es nicht fehlen, daß, Trotz aller angewandten Mühe des Buchhalters, zuweilen dennoch ein J durchrutſchte und dem ſehr ſie dieſelbe auch als Mittel zur Erreichung höherer Ziele pflegen.

„Wie ich euch bereits ſagte, mein Bruder,“ ließ ſich Pater La Chaiſe mit ſanfter Stimme vernehmen; „wir haben einen ſchweren Stand, aber das gerade muß die rechten Streiter Chriſti mit dem wahren Muthe erfüllen. Wir haben verloren durch die Bemühungen des abſcheulichen Pascal, der ſich erfrecht hat, das heiligſte und ehrwürdigſte Inſtitut der Mutter Kirche mit dem Kothe ſeines Witzes zu bewerfen, und der Bewohner jener Wespenneſter Port Royal in Paris und hier in unſerer Nähe, aber ich hoffe zu Gott und allen Heiligen, daß uns der Sieg dennoch verbleiben und ein Tag ſchwerer Vergeltung für jene Rotte Korah, will ſagen, die ketzeriſchen und verdammungswürdigen Janſeniſten herannahen werde.“

„Mögen ſie in der Hölle den verdienten Lohn empfangen für ihre Werke!“ ſagte Pater Roux mit finſtern Fanatismus.

„Wir müſſen der Wahrheit die Ehre geben,“ fuhr La Chaiſe mit heiliger Miene fort, „ſelbſt wenn es ſchmerzt. Unſer Herr im Himmel verhängt keine Züchtigung, die nicht verſchuldet iſt. Wir haben große Vergehungen gegen ſeinen heiligen Geiſt begangen. Die Fortſchritte und Erfolge, mit denen Er uns begnadigte, haben uns berauſcht gemacht und uns der Demuth vergeſſen laſſen, die ſich ſtets bewußt iſt, daß alles was gut iſt, einzig von Ihm kommt. Wir aber, von Hoffahrt verblendet, meinten, unſere Erfolge rührten von unſerem frommen Eifer und unſerer Geſchicklichkeit her und nannten, was nur Ausfluß Seiner übergroßen Gnade und Barmherzigkeit war, Glück, wie die alten Heiden. Wo aber die Demuth ihrem anmaßlichen Bruder, dem Hochmuthe, hat weichen müſſen, da fliehen auch die anderen unſchätzbaren, unentbehrlichen Tugenden des Lebens verſchüchtert davon. Mit der Beſcheidenheit und Mäßigung legten wir auch die Klugheit ab, und ach! das war der herbſte Verluſt, den wir am härteſten haben büßen müſſen. Nicht vergebens, nein in tiefer Bedeutung ermahnt unſer göttlicher Meiſter ſeine Jünger: ſeid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben! Aber wir, vorzugsweiſe zu ſeiner Nachfolge beſtimmt, ſind ſeines Wortes uneingedenk geworden, wir haben die Schlangenklugheit abgelegt und ſind ungetreue Jünger geworden."

Der Sprecher hielt hier in dem Schuldbekenntniſſe, welches er im Namen ſeiner ganzen Geſellſchaft ablegte, und das ſein Genoſſe in düſterem Schweigen mit anhörte, inne und ſtärkte ſich durch ein Glas Wein.

„Doch ein bedeutender Schritt zur Beſſerung des Uebels und zum Wiedergewinne des Heiles iſt ſchon geſchehen," ſprach der königliche Beichtvater weiter, der aus dem dunkelglühenden Wein Troſt und neue Zuverſicht geſchöpft zu haben ſchien.

„Wir ſehen doch unſeren Fehler klar ein, und von der rechten Erkenntniß zum rechten Handeln iſt, wenn der Allmächtige unſerer zerknirſchten Reue ſeine Gnade wieder zuwendet, die Entfernung nicht ſo beträchtlich wie von dem Vergehen zur Einſicht deſſelben. Unſer früherer untadelhafter Wandel, unſere geſegneten Erfolge in der alten und neuen Welt, bei heidniſchen wilden Völkern und ketzeriſchen Königen zum Heile der Kirche, haben uns ſelbſt in deren Schoße viele Neider und Widerſacher erweckt, die mit verdammlicher Schadenfreude den Angriffen, welche wir erlitten, zuſahen und nichts unterließen, um die niederträchtigen Verläumdungen gegen unſere ehrwürdige Genoſſenſchaft als wohlbegründete Wahrheit hinzuſtellen. Es muß daher von Seiten unſerer Geſellſchaft etwas geſchehen, etwas Großes, eine erſtaunliche That, in deren Urhebern ſelbſt ein von Neid und Eiferſucht höchſt geſchärfter Blick keinen Zug von Eigennutz, den man uns ja ſo gern und bereit zum Vorwurfe macht, als wären wir die einzigen Egoiſten in der Welt, entdecken kann. Wahr iſt es, unſere Stellung in Frankreich iſt trotz allen boshaften Invektiven und Verdächtigungen eine ſichere, angenehme und ehrenvolle. Der König, der den Titel eines Allerchriſtlichſten zur Wahrheit machen will, beehrt uns mit ſeinem Vertrauen; ein unwürdiges Werkzeug in der Hand des Höchſten bemühe ich mich, Ludwigs Rechtgläubigkeit, die durch keine unchriſtliche Erziehung und durch kein verderbliches Wiſſen erſchüttert worden iſt, ſo wie ſeinen lebhaften Sinn für die Autorität in Kirche und Staat, welche jede ſelbſtſtändige bürgerliche Regung und jegliche eigenmächtige Meinung in Glaubensſachen mit Haß und Entſetzen betrachtet, von Tag zu Tag mehr zu ſtärken. Dank ſei Gott und allen

Heiligen! Meine Bemühungen ſind mit Erfolg geſegnet worden. Schon iſt der König gewohnt, die abſcheulichen Janſeniſten und Hugenotten mit Unwillen und geheimer Furcht zu betrachten. Aber, mein theuerer Bruder in Jeſu, die Wirkſamkeit unſeres Ordens findet nicht ihre Grenzen in denen Frankreichs. Ihm gehört die Welt als Schauplatz ſeiner Thätigkeit! Und, was wir nicht vergeſſen dürfen, die Anklage und Vorwürfe, welche man gegen uns geſchleudert hat, ſind nicht nur gegen unſere franzöſiſchen Brüder gerichtet, ſondern haben die Glieder unſerer Geſellſchaft in Italien, Deutſchland, Spanien, Portugal aufgeſucht und ſie in ihrer heiligen Thätigkeit gehemmt. Deshalb müſſen wir handeln, nicht für Frankreich, ſondern für die Welt, aber in Frankreich, weil ſich von hier aus der Sturm gegen uns erhob, und weil wir in der Rechtgläubigkeit des Königs und ſeiner Gnade gegen uns eine feſte Stütze haben, deren wir allerdings zu unſerem großen Werke bedürfen. Denn dieſe That ſoll den Namen unſerer Geſellſchaft mit einem neuen Schimmer umgeben, ſie ſoll und muß das in ſchwachen Gemüthern erſchütterte Zutrauen zu unſerer gerechten Sache wieder herſtellen. Ich habe die Angelegenheit bereits der vollen Aufmerkſamkeit unſeres ehrwürdigen Generals empfohlen, und die Genugthuung wurde mir geſtern zu Theil, daß er ſeine Zufriedenheit mit dem Plane brieflich ausſpricht und meinem Eifer für das Wohl des Ordens ſeine Anerkennung zu Theil werden läßt. Es iſt ein erhebender Gedanke, daß die Pläne, welche wir hier in Paris und Verſailles haben, in Kurzem eine auserleſene Schaar heiliger, mit dem Geiſte Gottes reich ausgeſtatteter Männer nicht nur in Europa, ſondern in allen Welttheilen beſchäftigen werden. Mein Plan, den ſonach unſere Genoſſenſchaft zu dem ihrigen machen wird, zielt auf nichts weiter hin als die Abſchaffung jenes abſcheulichen Ediktes von Nantes, welches ein Schandfleck in der Verfaſſung dieſes katholiſchen Königreichs iſt und den Beinamen ſeines Beherrſchers, als des Allerchriſtlichſten geradezu zu nichte macht. Die ſchwierigſten Vorarbeiten ſind ſchon überwunden. Man hat den größten Theil der Ketzer im Süden bereits zum allein ſelig machenden Glauben bekehrt, und ich hoffe, es wird nicht allzuſchwer ſein, den König zu überzeugen, daß er der Herr eines durchaus katholiſchen Reiches und jene geſetzliche Beſtimmung einer verwerflichen Toleranz nicht nur überflüſſig, ſondern auch ſchmählich iſt. Ich lege euch, mein theuerer Bruder, den Plan offen vor, da ich euch als ein an Geiſt und Begabung vorzugsweiſe reiches Glied unſerer Geſellſchaft in dieſer Provinz kenne, dem außerdem die günſtige Gelegenheit in ſeiner Stellung als Beichtvater vornehmer Familien gegeben ward, die beſten Beobachtungen über die in dieſen Kreiſen herrſchende Stimmung anzuſtellen. Die Hauptſache ſcheint mir zu ſein, daß wir auf den König von verſchiedenen Seiten her einwirken. Ihr kennt ja ſeine Eigenthümlichkeit," (hier ſchlich ein feines Lächeln über das Geſicht des Paters) „vermöge deren er ſich jedem überwältigenden Einfluß von einer Seite her zu entziehen ſucht. Er will einmal ſelbſtändig ſein; laſſen wir ihm den ſchmeichelnden Wahn. Wir müſſen alſo Leute in unſer Intereſſe ziehen, von denen man ſolches nicht vermuthet, und die ſchon der Natur ihrer Stellung nach eine Einwirkung auf ihn haben. Welche Perſonen haben aber den König von jeher mehr beherrſcht als ſeine Geliebten? und dieß geſchah um ſo ſicherer und unmerklicher, weil die Bande, in denen er ſchmachtete, Blumengewinde waren, und weil ein liebender Mann ſich nur zu leicht dem Wahne hingibt, er ſei der Sieger, während er in Wahrheit der Ueberwundene iſt. Die erſte Frage kann als erledigt betrachtet werden; wir müſſen die Maitreſſe für uns gewinnen, die dem Könige unſere Gedanken auf eine Art beibringt, als ſeien ſie in ſeinem eigenen Kopfe erſtanden. Die andere bei weitem wichtigere Frage bleibt uns zur Löſung übrig: wer wird dieſes Werkzeug in unſerer Hand ſein?“ Der Pater ſchenkte aufs neue die Gläſer voll, trank und fuhr, einen lächelnden Blick auf ſeinen Geſellſchafter richtend, fort: „Ihr ſehet mich, mein Bruder, erſtaunt an, daß ich als Fundament unſeres heiligen Werkes eine Schwäche des Königs, ein laſterhaftes Verhältniß annehme, ich, der ich ſtets dagegen geeifert habe und nicht ohne Erfolg. Euere Verwunderung iſt nicht ungerecht. Unzucht iſt eine Sünde, daß weiß Jeder, allein unſere Caſuiſten machen mit Recht darauf aufmerkſam, daß ſie in gewiſſen Fällen eine abſolute Nothwendigkeit, ein Verdienſt, eine Tugend werden kann. Der Fall tritt hier ein. Genügte der König ſeinem leidenſchaftlichen Temperamente nicht auf dieſem Wege, ſo würde ſeine innere Gluth ſich anderer Gegenſtände bemächtigen; er würde dem Ehrgeize fröhnen und einen Brand in Europa entzünden, der dieſen Welttheil der größten Gefahr ausſetzen würde. Außerdem würde unſerem Orden ein Weg zur ſicheren Einwirkung auf ſeinen Sinn verſchloſſen ſein; und wie ſehr würde die Kirche, der ganze Erdball darunter leiden! Doch wir brauchen von dieſer Exception keinen Gebrauch zu machen; es iſt nicht nöthig, den beſchränkten Pfad bürgerlicher Moral zu verlaſſen. Der König iſt geneigt zu heirathen, nur ſchwankt er noch, wen er zum Altare führen ſoll, oder vielmehr, wir haben uns noch nicht entſchieden, wen wir ihm zur Gemahlin geben ſollen."

„Ich kann euch da eine recht artige Aeußerung mittheilen, welche mir dieſer Tage zu Ohren gekommen iſt," bemerkte Pater Roux; „vielleicht iſt ſie euch noch unbekannt. Eine ſehr vornehme Dame hat geäußert: man muß ſich beeilen, den König ſchicklich zu vermählen, ſonſt heirathet er vielleicht die erſte beſte Wäſcherin, die ihm gefällt."

„Es liegt in dieſen Worten," erwiederte der Beichtvater des Königs mit einigem Stolze, „eine Anerkennung meiner Bemühungen um den ſittlichen Zuſtand unſeres Monarchen, die mich unendlich freut. Gewiß Ludwig, auf deſſen Herz meine ſanften Ermahnungen zur Tugend Eindruck gemacht haben, würde eher ein Waſchmädchen heirathen, als wiederum mit einer Marquiſe buhlen. Doch es ſoll keines von beiden ſtattfinden. Laſſet uns nun die Candidatinnen um die erledigte Stelle an der Seite des Königs prüfen. Die Marquiſe von Montespan können wir füglich übergehen; ſie hat durch ihr herriſches und unkluges Betragen die Zuneigung des Königs auf immer verſcherzt; ſie hat zwar neuerdings wieder einen ſtarken Anfall von Reue und Bußfertigkeit, der ſie veranlaßte, meinen geiſtlichen Zuſpruch zu begehren, allein ich traue dieſen launenhaften und dabei verſchmitzten Weibe nicht. Laſſen wir ſie fallen. Wir haben nun Frau von Maintenon. Ich bekenne offen, daß ſie die einzige Perſon am Hofe iſt, über deren Charakter ich nicht ganz im Klaren bin, und von der ich demnach nicht weiß, ob man ſich auf ſie wird verlaſſen können. Ich hatte in dieſer Beziehung bereits vor einigen Tagen eine ernſte Unterredung mit dem Abbé Gobelin, der mir indeſſen keine genügenden Aufſchlüſſe zu geben vermochte."

„Mit Abbé Gobelin, ihrem Beichtvater!" fiel der andere Jeſuit mit unverhohlenem Erſtaunen ein. „Iſt der Mann nicht ganz im Intereſſe ſeiner Beichttochter?"

„Ihr würdet dieſem würdigen Prieſter durch eine ſolche Annahme unrecht thun. Er verfolgt einzig das Intereſſe der Kirche, deren getreuer Diener er iſt; und beklagt nichts ſo ſehr, als nicht ein Mitglied unſeres Ordens zu ſein. Indeß ſucht er dieſen Mangel durch eine aufrichtige Ergebenheit und Dienſtbefliſſenheit gegen die Geſellſchaft auszugleichen. — Was nun meine Anſicht über Frau von Maintenon betrifft, ſo halte ich ſie für ſehr klug, für zu klug, als daß man ſich verſprechen könnte, an ihr dasjenige blinde Werkzeug für Erreichung unſerer Zwecke zu haben, wie wir es bedürfen. Ferner hat die Dame trotz allem Elende, in welchem ſie aufgewachſen iſt, und welches ſie noch ſpäter erlitten hat, ſich eine ſeltene Bildung des Geiſtes zu eigen gemacht, die mich zu dem Schluſſe berechtigt, daß ihre Bekehrung bei ſo viel natürlicher Begabung und bei einer ſo gründlichen Bildung mehr ein Akt politiſcher Berechnung als Sache der Ueberzeugung iſt. Charaktere, wie Frau von Maintenon iſt, können ihre religiöſe Ueberzeugung nicht wechſeln, weil dieſelbe das Ergebniß ihres feſten unwandelbaren Weſens iſt. Ferner dürfen wir ihre Abſtammung aus einer Familie nicht vergeſſen, die der Ketzerei die hartnäckigſten Vorkämpfer lieferte; die Ketzerei iſt ein Erbübel in der Familie d'Aubigné; ſollte die Enkelin deſſelben ſo plötzlich ledig geworden ſein? Alles das erfüllt mich mit Mißtrauen gegen die Dame, und wir dürfen nur im äußerſten Nothfalle zu ihr greifen. Da hätten wir denn nun endlich Fräulein von Derval, deren Glücksſtern erſt im eigentlichen Aufſteigen begriffen iſt. Sollte ich blos meinem Gefühle folgen, ſo müßte ich ihr meinen unbedingten Beifall geben; die edle vollendete Geſtalt, das geiſtvolle, ſchwärmeriſche Auge gefallen mir ungemein, allein ich ordne mein Präjudicium gänzlich den Beobachtungen und Erfahrungen unter, welche ihr als Beichtvater des Hauſes über die junge Perſon gemacht haben müſſet. Redet alſo, mein Bruder; wie iſt euch das Fräulein erſchienen?"

„Ich muß freilich von vorn herein bemerken," nahm Roux mit einem Anflug von Lächeln das Wort, „daß ich in meiner Stellung zum Hauſe Derval der Tochter deſſelben nicht meine volle Aufmerkſamkeit habe zu Theil werden laſſen, welche ich mehr der Marquiſe und dem nun verſtorbenen älteren Sohne zuwandte. Wer konnte ahnen, daß die kleine wilde Gabriele eine Perſon von Wichtigkeit für uns werden würde? Die beiden jüngeren Kinder des Hauſes haben eine unregelmäßige Erziehung genoſſen und ſind zum größeren Theile in wilder Ungebundenheit auf dem Lande erwachſen, da die Marquiſe, die Herrin im Hauſe, ſie nicht wohl leiden mochte. Dadurch hat ſich im Charakter des Mädchens etwas Urſprüngliches, Unbändiges erhalten, das man bei den wohlgeſchulten Kindern der anderen vornehmen Familien nicht findet. Fern von der Berührung mit der Welt erwachſen, ſchien ſie mehr ſich eine eigene wunderbare geſchaffen zu haben, zu deren Konſtruktion die Erzählungen ihrer bäueriſchen Umgebung weſentlich beigetragen haben mochten. Daß ſie wild und trotzig war und nur mit Unwillen die Zurückſetzung ertrug, welche ſie nebſt ihrem jüngeren Bruder erfuhr, iſt wohl ein wichtiges Moment zu ihrer Charakteriſtik. Man könnte ſie kurz als geiſtvoll, aber fantaſtiſch und verſchroben ſchildern.“

Pater La Chaiſe hatte während dieſer Rede öfters beiſtimmend gelächelt und zufrieden mit dem Kopfe genickt. „Gut, recht gut,“ ſagte er nun. „Habt ihr nichts von einer Liebe, einem zärtlichen Verhältniſſe oder dergleichen gemerkt?“

Herrn Senator zu Geſicht kam, der dann alle Mal einen verderb'nen Tag hatte. Was aber noch ſchlimmer war, die Leute ſchrieben das Y meiſt ſo undeutlich, daß man es bald für ein G, bald für ein Ch, bald für ein P oder Z anſah, und daraus mancher ärgerliche Fall entſtand. So hatte einer in einem Brief an einen Lieferanten geſchrieben: „Von Roſinen laſſen Sie mir beſonders feyne,“ der Mann antwortete aber ärgerlich: und wenn die Beſtellung noch größer wäre, er könne die Waare nicht noch beſonders fegen laſſen; er hatte das y für g, das n für e und das e für n geleſen, wie das oft geſchieht. Ein ander Mal war eine Partie Waaren ſtatt an Herrn Heyer, an Herrn Heper, einen andern Handlungsfreund gekommen, woraus eine heilloſe Verwirrung entſtand. Das Drolligſte von dieſer Art war aber, daß ein reicher aber tauber Jude, welcher ſich von einem Diener die Adreſſe des Hauſes hatte geben laſſen, um Geſchäfte mit ihm zu machen, bei ſeiner perſönlichen Aufwartung, den Herrn Senator ſtets Herr Maz und immer wieder Herr Maz nannte, und ſich zu des Alten unbeſchreiblichem Ärger anfänglich gar nicht wollte belehren laſſen, bis er, ſchier inſultirt, die Adreſſe

„Gewiß,“ erwiederte der Andere; „ſie hatte ein ſolches mit einem gewiſſen Grafen von Carcaſſes, einem jungen Taugenichts, den ſie durch ihren Bruder kennen lernte.“

„Vortrefflich!“ rief der königliche Beichtvater. „Ganz die Perſon, deren wir bedürfen. Die Leute, die ſich eine eigene Welt des Traumes geſchaffen haben und in derſelben, unbeirrt durch alle Einwirkungen von außen, fortvegetiren, ſind die paſſendſten Werkzeuge für uns. Man ſchiebt ihnen einen ſchönen Hintergrund auf ihre Schaubühne, wo ſie ſelbſt immer die Heldenrollen ſpielen; man ſetzt ihnen irgend ein blendendes Ziel vor die Augen, und man kann ſie ſicher hinführen, wohin man will. Ich werde mich ſonach der Partei des Fräuleins bei Hofe anſchließen, nachdem ich zuvor ihre Bekanntſchaft geſucht, und meinen ganzen Einfluß auf den König zu ihren Gunſten anwenden. Frau von Maintenon und die Marquiſe von Montespan, die ſtets Feindinnen waren und ſo oft in heißen Kampf geriethen, mögen ſich friedlich einen, damit die eine die andere tröſten kann. Wir aber, mein theuerer Bruder, wollen uns in Demuth vor dem Herrn der Heerſchaaren beugen, daß er uns aufs neue ſeine Gnade angedeihen laſſe, daß er uns klug und weiſe mache und uns mit allen den Eigenſchaften wieder ausrüſte, die einem wackeren Streiter für den Ruhm der Kirche zukommen. Gilt es doch ein großes heiliges Werk, das den geſegneten Namen unſerer ehrwürdigen Geſellſchaft mit neuem Glanze ſchmücken ſoll, gilt es doch den Preis und größeren Ruhm Gottes ſelbſt!“

„Brüſte dich nur, Schwätzer!“ ſagte Pater Roux bei ſich, als er nach ſeiner Zuſammenkunft mit dem Beichtvater des Königs die Gänge des Verſailler Schloſſes durchſchritt. „Wie ſchlau du die Sache auch angefangen zu haben meinſt, doch wirſt du überliſtet. Alles geſchieht zum größeren Ruhme Gottes und unſerer Geſellſchaft. Glaubt ihr, mein eitler Pater la Chaiſe, ihr wäret das geeignetſte Werkzeug, unſera großen Pläne in Ausführung zu bringen? Ihr werdet von dieſem Irrthume zurückkommen, wenn ich euere Stelle als Beichtiger des Königs einnehme. Königlicher Beichtvater! Beherrſcher dieſer einen Seele und durch ſie Lenker von Millionen! Erhabenes Ziel meines Ehrgeizes, dem ich in glühendem Eifer nachgeſtrebt, ſeitdem ich ein Mann war! Wie anders würden ſich die Geſchicke Frankreichs geſtalten, wenn ich dieſen Poſten ſeither an la Chaiſe's Stelle eingenommen hätte, der in Ueppigkeit und Verweichlichung verſunken, das Schiff der Kirche hat faſt ſtranden laſſen. Hohes Ziel, dem ich unermüdet nachgejagt, wirſt du mir jetzt wieder entgehen, wo ſich alles vereint, mich ihm entgegenzuführen? Gabriele, meine Gabriele die Geliebte, die Gemahlin des Königs durch meine Liſt und meine Anſtrengung! Gott und alle Heiligen im Himmel! Wird ſie mir nicht Alles, Alles, was dieſes nach Macht und Ehre durſtige Herz begehrt, gewähren, wenn ich dem lieben Kinde ein Wort ſage, wenn ich ihr ein Geheimniß mittheile, das wie ein Saatkorn im Schreine meiner Bruſt gelegen, des Augenblicks gewärtig, welcher ihm Sonne, Luſt und Raum geben würde, um luſtig emporzuſchießen und Frucht zu tragen? O wie will ich euch dann niederſchmettern, die ihr dem Sohne des Handarbeiters mit einem Blicke nur zu nahe getreten ſeid, ihr hochadeligen Hofbedienten! Doch ich bin außer mir und bedarf jetzt vor allem der Sammlung und Geiſtesgegenwart. — Pater Gobelin iſt alſo gewonnen. Wohl, ich habe um ſo leichteres Spiel mit ihm, und es bedarf deshalb keiner Beobachtung und Umſtellung jenes heuchleriſchen Weibes. Im Uebrigen Vorſicht! Meine natürlichen Verbündeten müſſen die Leute ſein, die ich ſpäter zu demüthigen gedenke, der hohe Adel. Leiſe und unmerklich, wie die Schlange im Raſen hinkriecht, muß ich meine Thätigkeit ausüben, denn ich will ſie ja Alle überliſten. Wie leicht würde man mir als dem Beichtvater der Familie auf die Spur kommen, wenn ich der Vorſicht vergäße! — Und wenn es mißlänge, das verwegene Spiel? Nun, dann ziehe ich meinen Kopf aus der Schlinge und meine gute Gabriele büßt ihre und meine Sünden im Kloſter. Ha, ha! Alſo auf, zur Herzogin von Arpagon und zum Pater Gobelin, da ich einmal in Verſailles bin."

Und leichten gewandten Ganges, mit einem ſtolzen, ſiegesgewiſſen Lächeln, ſchritt der ſchlaue Jeſuit von dannen.

11.

Hoffnungen und Niederſchlag.

Ein prachtvoller Wagen, auf deſſen Schlage eine herzogliche Krone prangte, hielt vor dem Hotel de Derval; der Lakei ſprang von ſeinem Standorte hinten ab und eilte in das Haus hinein. Nur wenige Minuten währte es, daß der neue Haushofmeiſter Pierre Clopin, aufs ſtattlichſte herausgeputzt, erſchien, um den Beſuch zu empfangen, der ſeiner Herrſchaft willkommen war. Der Diener, in ſeiner Begleitung zurückgekehrt, riß den gekrönten Wagenſchlag auf, und die Herzogin von Arpajon „en grande Parüre“ ſtieg aus, geſtützt auf den Arm des zierlichſten und feinſten aller Haushofmeiſter. Auf einem Abſatze der Treppe empfing ſie die Dame des Hauſes, in Trauerkleider gehüllt. Die beiden Frauen begrüßten ſich durch eine Umarmung.

„Seiet willkommen in dieſem Hauſe, Frau Herzogin!“ ſagte die Marquiſe, „das ihr unrechter Weiſe ſo äußerſt ſelten beſuchet, während ihr doch wiſſet, daß euch treue Freunde hier leben.“

„Sehr gütig, Madame“, erwiederte die Herzogin. „Ich könnte euch leicht hundert Gründe anführen, deren jeder einzelne mich in eueren Augen vollkommen rechtfertigen würde, allein ich unterlaſſe das, weil ihr das Alles ebenſo gut wiſſet wie ich. Ich gebe euch überdies die Verſicherung, daß ich die freundſchaftlichen Gefühle, die ihr für mich heget, wohl zu ſchätzen weiß und durch die That zu erwiedern mich bemühe, da es mir nicht vergönnt iſt, meine Gegengefühle durch Worte auszudrücken."

„Ihr findet uns in tiefer Trauer; der Herr hat unſer Haus ſchwer heimgeſucht, indem er ihm die eine ſeiner Stützen entzog."

„Ich habe euern großen Verluſt lebhaft mitgefühlt. Es war Schade um den ſchönen jungen Herrn. Tröſtet euch mit dem Gedanken, Marquiſe, daß er zu gut für dieſe ſchlechte Welt war. Ihr dürfet euch euerm Kummer nicht ſo beſtändig hingeben; die Welt hat viel Anſprüche an euch. Ich glaubte euch getröſteter zu finden, da ich den allerliebſten Domeſtiken in euerm Hauſe ſehe, der mich mit aller Grazie eines feinen Hofmannes empfangen hat. Wer anders ſollte ihm das beigebracht haben als ſeine Herrin?" Ein feines boshaftes Lächeln der Herzogin begleitete dieſen letzten Theil ihrer Rede.

„Dem iſt nicht ſo", erwiederte die Marquiſe ruhig, „der junge Menſch war Diener meines ſeligen Hilaire und deſſen Liebling. Nach dem Ableben meines Sohnes nahm ich ihn dieſem zu Ehren, und weil er geſchickt und anſtellig war, in unſeren Dienſt, den er recht gut verſieht."

Die beiden Damen waren in das Boudoir der Marquiſe von Derval eingetreten und hatten Platz genommen.

„Nun erzählet mir etwas Neues vom Hofe, Herzogin", ſagte die Dame vom Hauſe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

„Ihr fraget nach Neuigkeiten von Verſailles?“ erwiederte dieſe erſtaunt. „Bei euch müßte man doch freilich die genaueſte Kenntniß der Tagesbegebenheiten vorausſetzen.“

„Warum? Nur ſelten betritt Jemand dieſes Haus der Trauer, und ich ſelbſt habe mich ſeit dem Hinſcheiden meines unvergeßlichen Hilaire von aller Geſellſchaft zurückgezogen und die Gemeinſchaft mit Gott und den Heiligen geſucht.“ Bei dieſen Worten warf ſie einen frommen Blick auf ein großes Krucifix, welches ihrem Sitze ſchräg gegenüber an der Wand befeſtigt war.

„Aber mein Gott, ihr habt doch eine Tochter am Hofe, die mitten in den Ereigniſſen darin ſteht. Hat euch denn Fräulein Gabriel ein jüngſter Zeit nicht wichtige Mittheilungen über gewiſſe Vorfälle gemacht?“

„Der Verkehr zwiſchen mir und meiner Tochter iſt nicht ſehr lebhaft. Es ſind von ihrer Seite Dinge geſchehen, welche das innige Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter lockern mußten. Ich freue mich, daß es Gabrielen gelungen iſt, die Gunſt der Frau von Maintenon zu gewinnen; ſie hat damit Gelegenheit erlangt, frühere Vergehungen gegen ihre Familie gut zu machen.“

Die Herzogin gerieth vor Erſtaunen außer ſich, da ſie ſich endlich überzeugen mußte, daß die Marquiſe über die neu entſtandenen Verhältniſſe am Hofe in gänzlicher Unwiſſenheit erhalten worden. Zugleich aber keimte der ſehr natürliche Vorſatz in ihr auf, ſich dieſen

Umſtand zu nutze zu machen und ihre Verdienſte um Gabrielens Glück möglichſt hervorzuheben.

„Ich weiß nicht, welcher Vergehungen gegen ihre Familie ſich Fräulein Gabriele ſchuldig gemacht hat“, ſagte ſie; „aber mag es ſein, was es will, durch die raſtloſen uneigennützigen Bemühungen ihrer Freunde wird es der jungen Schönen bald gelingen, alle Vorwürfe von Seiten der Ihrigen verſtummen zu machen, oder beſſer in laute Lobpreiſungen zu verwandeln.“

„Wirklich! Ich bin erfreut, das zu hören. Frau von Maintenon hat mir mehrere Male ihre Zufriedenheit mit Gabrielen zu erkennen gegeben, und der Güte dieſer Freundin hat ſie es zu danken, daß der König ſie nicht, wie ſie eigentlich verdiente, mit ungnädigen Augen angeſehen hat.“

„Ach! hat ſie das wirklich gethan, die wackere Freundin? die Ungnade des Königs abgewendet! das will viel ſagen. Frau von Maintenon iſt eine herrliche Frau, der ihr allerdings zu großem Danke verpflichtet ſeid“, erwiederte die Herzogin mit ungeheurem Hohne. „Ich möchte euch aber doch ein paar gute Rathſchläge geben, liebe Marquiſe. Einmal, daß ihr euch doch mit euerer liebenswürdigen Tochter auf einen beſſeren Fuß ſetzen möchtet, als er gegenwärtig zu beſtehen ſcheint. Es dürfte euch vielleicht ſchwer gereuen, den Wink nicht zu befolgen. Und zweitens möchte ich euch doch rathen, nicht gerade die Leute als euere Freunde anzuſehen, die die Euerigen vor der Ungnade des Königs bewahren, ſondern lieber ſolche, die ihnen den Weg zu Gunſt und Macht bahnen.“

Die Marquiſe wurde durch dieſe Worte aus ihrer Apathie emporgeriſſen; ſie warf einen forſchenden Blick auf die Rathgeberin und ſagte: „Ich bin euch unendlich verbunden für euere wohlmeinenden Worte, aber ich verſtehe ſie nicht. Ich bitte, redet deutlicher. Was iſt mit meiner Tochter geſchehen?“

„Höret denn und ſtaunet, beneidenswertheſte aller Mütter, was euere unermüdlichen Freunde in aller Stille für euer Haus gethan haben! Schon ſeit geraumer Zeit ertrug eine Anzahl Perſonen vom hohen Adel nur mit dem tiefſten Unwillen das ſchmähliche Joch, welches jene Dame, die ſich Frau von Maintenon nennen läßt, dem Könige und ihnen ſelbſt auferlegt hat. Ihr ganzes Streben ging dahin, dieſem widerwärtigen Zuſtande ein Ende zu machen. Es bildete ſich ein Komplot, an welchem ſich der Fürſt Marſillac, Letellier, von Louvois und euere aufrichtige Freundin mit mehreren anderen Perſonen vom höchſten Range betheiligten. Mit großem Bedauern vermißten wir den Namen Derval in unſeren Reihen. Es galt, unſeren Herrn aus den Händen einer ſchlauen Intriguantin zu befreien, ihn für Freude und Lebensgenuß wieder zu gewinnen, die ihn im Umgange mit jener Frömmlerin verleidet waren, und ſein Herz, das unter dem unheilvollen Einfluſſe jener Frau faſt erſtarrt war, durch eine neue Liebe zu erwärmen; es galt, ein ſchönes junges Weſen aufzufinden, das im Stande war, den König aufs Neue zu entflammen und jene alte Gleisnerin von dem Platze zu verdrängen, der ihr in keiner Hinſicht gebührt. Und höret, Marquiſe! wir haben unſer Ziel erreicht: Frau von Maintenon ſteht auf dem Punkte, einem reizenden Geſchöpfe zu weichen, deſſen Name Gabriele von Derval iſt!"

Die Marquiſe, welche athemlos und mit ungeheurer Spannung die Rede der Herzogin angehört hatte, fuhr bei den letzten Worten wie elektriſirt in die Höhe.

„Meine Tochter die Geliebte des Königs!" ſtammelte ſie und ſtrich ſich mechaniſch mit der Hand über die Stirn, als träume ſie.

„Ihr könnt euer Glück nicht faſſen, Theure," ſagte die Herzogin mit triumphirenden Lächeln; „ich glaube es gern."

„Mein Gott, wie iſt denn das möglich? ich kann noch immer nicht daran glauben."

„Es iſt mein beſcheidenes Verdienſt, die Augen des Königs auf den Schatz gelenkt zu haben, der ihm beſtimmt war. Denket wie komiſch! die Zuſammenkunft fand in einer Abendgeſellſchaft der Montespan ſtatt, und die arme Närrin hatte nicht einmal eine Ahnung davon, daß ſie einer Andern den Steigbügel halte."

„Aber wie iſt es euch denn gelungen, die Maintenon zu hintergehen?" fragte die Marquiſe weiter, die voll frohen Erſtaunens und halb berauſcht von der Mittheilung im Zimmer auf- und abſchritt.

„Ihr wiſſet ja: wen Gott verderben will, den ſchlägt er mit Blindheit. Es war unſere eifrigſte Sorge, ſie in dieſem Zuſtande zu erhalten.“

„Gabriele! Gabriele, die Favorite des Königs!“ rief die glückſelige Mutter. „Wer hätte ſich das je träumen laſſen! Und euch und Louvois und Marſillac verdanken wir das?“

Um der Marquiſe von Derval einen härteren Verwurf wegen ihrer niederträchtigen Freude über das Glück ihrer Tochter: Maitreſſe des Königs zu werden, zu erſparen, als ihr in der That gebührt, iſt es nöthig einen Blick auf den Geiſt und die Geſinnung jenes ſo gefeierten Zeitalters Ludwigs XIV. zu werfen.

Durch die langwährenden Religions- und Succeſſionskriege in Frankreich zu Ausgang des ſechzehnten Jahrhunderts war der zu aller Zeit mehr oder weniger unabhängigkeitslüſterne Adel in ſeiner Macht ſehr geſchwächt und gedemüthigt, in ſeiner einſt ſo gerühmten ritterlichen Geſinnung völlig depravirt werden. Durch die ſiegreichen Waffen der proteſtantiſchen Partei, an deren Spitze ſich der kluge Heinrich von Navarra, ein entfernter Verwandter der verkommenden Königsfamilie geſtellt, und durch ſeinen politiſchen Uebertritt zur herrſchenden Kirche wurde zwar dem unglücklichen Lande die äußere Ruhe wieder gegeben, aber die böſe Saat ſittlicher Verderbniß, welche die ſchlimme Katharine von Medicis aus Italien herübergebracht und die Stürme eines langen, alle böſen Leidenſchaften reifenden Bürgerkrieges gezeitigt hatten, wucherte unter Heinrichs IV. Regierung luſtig fort. Und zwar trug dieſer Monarch, hinhielt, auf welcher ſich das Y an May freilich wie ein Z ausnahm.

Dieſe offenbaren Neckereien — denn Zufall konnte das öftere Wiederholen dieſer Dinge nicht ſeyn — erſtreckten ſich endlich auch auf Herrn Tobias Meyer, und zwar auf eine Weiſe, die den armen freundlichen Junggeſellen in gränzenloſe Wuth verſetzte, die, was bei ihm noch nie geſchehen war, ſelbſt zum Ausbruch kam und einen lang gehegten Entſchluß zur Reiſe brachte. Es lief nämlich eines Tags mit der Stadtpoſt ein Brief an Herrn Tobias Meyer ein, nach deſſen Durchleſung ſein gelbes Geſicht ſchwarz wurde, ſeine freundlichen Mienen ſich zu einer Furiengeſtalt verzerrten und ſeine Augen Wuth und Verderben blickten. Das Blatt entſank ſeiner Hand und er dem Stuhle, und mit dem gräßlichſten Fluche, den die Söhne des alten Teſtamentes uber die Lippen bringen, raffte er ſich wieder auf und ſchleuderte den erhaltenen Brief mit einer reſpektswidrigen Frechheit dem alten Herrn beinahe in's Geſicht, mit den Worten: „Es muß rein ſeyn zwiſchen uns; denn ich will nicht ſeyn ein Spott unbärtiger Knaben!“

Der Senator las, erſtaunt über ſeines Buchhalder wie ſein Enkel ſtets überſchätzt zu werden pflegt, große Schuld an dieſem tief in das geiſtige Leben der Nation freſſenden Uebel. Wäre Heinrichs Lebenszeit in eine ſtrengere reinere Periode gefallen, er würde vielleicht ein untadelhafter Fürſt geworden ſein. Allein er hatte nicht ungeſtraft am Hofe jener Medea aus Florenz gelebt, die ihre eigenen Kinder einem verruchten Ehrgeize zum Opfer brachte, nicht umſonſt hatte er ſeine beſſeren Lebensjahre im Feldlager einer fanatiſirten Partei zugebracht, und ſich mit Waffengewalt und Liſt gegen die Angriffe und boshaften Ränke ſeiner Schwiegermutter wehren müſſen, als daß nicht ſeine Seele am Ende hätte müſſen angefreſſen werden vom Gifte der moraliſchen Verderbniß. Er konnte deshalb, als er die Krone endlich erlangte, Frankreich wohl den inneren Frieden wiedergeben, aber er war nicht im Stande, dem Umſichgreifen des krebsartigen Geſchwüres Einhalt zu thun. Vielmehr richtete das böſe Beiſpiel der Unſittlichkeit, welches er in ſeiner Perſon gab, mehr Unheil an, als alle weiſen Regierungsmaßnahmen ſeines wackeren Miniſters Sully gut machen konnten, und es wirkte um ſo ſchlimmer, als Heinrich ſeine Verderbtheit mit einem beſtechenden Glanze von Ritterlichkeit und Bonhommie umkleidete, welche auf die Franzoſen ihre Einwirkung nie verfehlt und ſie leider veranlaßte, Heinrichen als das Muſter eines guten Königs zu verherrlichen und nach Vermögen nachzuahmen. Dieſer fiel endlich als ein Opfer der Verruchtheit, zu deren Abſtellung er während ſeiner Regierung nichts gethan hatte, und das Land erhielt unter ſeinem Sohne einen Vorgeſchmack der Segnungen, die Frankreich von der Herrſchaft der Familie Bourbon zu erwarten hatte, bis endlich ein kühner geiſtreicher Mann den rechten Weg erkannte, um das Land vor moraliſchem Untergange zu retten: Niederdrückung des ganz verderbten Adels und Hebung der noch unberührten Klaſſen der Geſellſchaft. Mit eiſerner Fauſt übte Richelieu den Despotismus aus, deſſen Schöpfer er war, und in ohnmächtigem Grimme fügte ſich der hohe Adel dem Drucke. Der Vorwand der Religion ward von dieſem Kardinale verächtlich zurückgewieſen, er kannte zu wohl deſſen Wichtigkeit und wußte, daß eine inficirte und corrumpirte Generation nur eine Religion hatte, die des Eigennutzes, und eben die gedachte er abzuſchaffen. Er wollte einen neuen Kultus einführen, den des Königthums, und er zwang Katholiken und Proteſtanten in gleicher Weiſe, dieſen anzuerkennen. Die gänzliche Durchführung dieſes großartigen Planes überließ er einem fähigen Nachfolger, den er ſich ſelbſt ausgeſucht, dem Kardinal Mazarini. Noch einmal, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV., machte der Adel eine ungeheuere Anſtrengung, ſich den Anforderungen dieſes neuen geſellſchaftlichen Zuſtandes zu entziehen. Aber dieſer Verſuch, bekannt als Krieg der Fronde, bewies nur, wie geiſtig ohnmächtig der Stand geworden war, der über die anderen Klaſſen der Geſellſchaft Herrſchaft und Vorrang beanſpruchte. Das Unternehmen mußte mißlingen, weil dieſe ſtolzen Pairs dem unmoraliſchen, aber kräf tigen Regimente des Kardinals nichts entgegen zu ſtellen hatten als den letzten faſt verblichenen Schimmer des einſt ſo glanzvollen franzöſiſchen Ritterthums, keine wahre Würde, keine edle patriotiſche Geſinnung, wie ſie zu Franzens I. und Heinrichs II. Zeiten noch hervorgetreten waren. Von Allem, was ihm einſt wahrhaft geziert, beſaß der hohe Adel nur noch das Aeußerliche, den Schein, oder die Verdünnung und Abſchwächung des ehemaligen Vorzugs; vom Ritterthum noch den Titel und Namen, von der ritterlichen Geſinnung die Phraſe, von der aufrichtigen Verehrung des weiblichen Geſchlechtes das hohle galante Weſen; aus einer Maitreſſe, das heißt einer Geliebten, einer Herrin in überſchwänglichem Ausdrucke der Chevalerie war, mit unbefangenen Augen betrachtet, eine Buhlerin geworden. Der Adel, der nur Standesintereſſen, nur den Eigennutz verfochten hatte, wurde wie billig gedemüthigt; und unter Ludwig XIV. nahm er die Stellung ein, die ihm gebührte, die der Hofbedienten. Um ſeine Erniedrigung vor ſich ſelbſt und der Welt einigermaßen zu entſchuldigen, hob er Ludwig hoch über andere Menſchen empor und wies ihm die Stellung und den Rang eines Halbgottes an, vor dem es keine Schande ſei in Anbetung niederzufallen. Indeſſen hatten ſich, während der Adel immer tiefer ſank, die anderen Schichten der Geſellſchaft gehoben. Unter den höheren Bürgerklaſſen erwachte im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts ein regeres Leben; nachdem ihre geſellſchaftliche Stellung einigermaßen befeſtigt war, bemächtigten ſie ſich der Künſte und Wiſſenſchaften. Da man in Betreibung derſelben dem herrſchenden Principe des Despotismus huldigte, ſo begünſtigte der König dieſe Neigung und der Adel mit ihm, der für die verlorene Poſition nach oben hin in der Demuth der Bürgerlichen einen Erſatz ſuchte. Man würde freilich ſehr irren, wenn man die franzöſiſche Literatur zur Zeit Ludwigs XIV. als eine Frucht der Nationalbildung, anſehen wollte; man kann ſie höchſtens als Produkt der Bildung von Paris gelten laſſen; ſie war vielmehr ein glänzender Firniß, der über die tiefe Roheit und Verſunkenheit des damaligen Zeitalters geworfen war. Das Volk war noch in mittelalterlichen Aberglauben und in Unwiſſenheit befangen, der kleinere, geiſtig etwas aufgeklärte Theil der Nation, die Hugenotten, ſah ſich durch den Druck des Despotismus und durch die ſteten religiöſen Verfolgungen, die man geſchickt ins politiſche Gebiet hinüberzuſpielen wußte, in ſeiner bürgerlichen Stellung ſtets gefährdet und daher an jedem gedeihlichen Fortſchritt verhindert. Der Adel, zur Stellung von Lakaien herabgewürdigt, nahm die Geſinnung derſelben an; er intereſſirte ſich für die Literatur, weil der König an einigen harmloſen Zweigen derſelben Gefallen fand; er war frivol, als es der König war, er wurde bigott, als die Jeſuiten ſich Ludwigs bemächtigt hatten; er fühlte ſich geſchmeichelt, wenn Ludwig die Töchter der vornehmſten Häuſer ſeiner Lüſternheit opferte, ja die Infamie ging ſo weit, daß einzelne Familien ihre wohlgebildeten Töchter zu Buhlerinnen des Königs erzogen und ſie demſelben zuführten.

Die Freude der Marquiſe von Derval bei der Nachricht von Gabrielens bevorſtehender Erhebung zum Poſten einer königlichen Favoritin gereichte ihr gewiß zur Schmach, aber das größere Gewicht derſelben fällt auf die unter dem ganzen Adel herrſchende unwürdige und laſcive Geſinnung. Galt ja doch ganz gemein die Anſicht, daß die unter den erwähnten Umſtänden geſchehene Vermiſchung mit dem königlichen Blute nicht nur nicht ſchände, ſondern ſogar ehre. Die Marquiſe hatte indeſſen noch einen ſpeziellen Grund zur Zufriedenheit. Nach dem Tode ſeines älteren Bruders hatte Roger die Zügel des Hausregiments in die Hand genommen, nach Kräften unterſtützt von ſeinem Vater, der zwar nie ſelbſt hinlängliche Energie beſeſſen, um dem gräulichen Unweſen in ſeinem Hauſe ein Ende zu machen, aber doch den Muth hatte, offen auf die Seite des Reformers zu treten. Mit aller Ehrfurcht und mit der größten Entſchiedenheit zugleich nahm der junge Erbe ihr das Hausregiment ab, das ſie ſo leichtſinnig und verderblich geführt, und ſchüchterte jeden Widerſpruch dagegen, ſowie jedes Auflehnen gegen ſeine ökonomiſchen Anordnungen durch eine Darlegung der finanziellen Lage des Hauſes, welche durch die Schuld der Hausherrin eine verzweifelte geworden war, vollkommen ein. Hatte ſich doch der wackere Roger zu ſeiner Betrübniß genöthigt geſehen, ſeinen Lieblingsplan, Pierre

Clopin die Mittel zum Studium zu gewähren, für die nächſte Zeit aufzuſchieben. Die Marquiſe ſchmachtete ſonach unter einem ihr unerträglichen Druck, welchen ihr Schuldbewußtſein, dem arg mißhandelten Roger gegenüber, noch bitterer machte. Nicht die Trauer um ihren verlorenen Sohn hatte ſie an ihre Häuslichkeit gefeſſelt, ſondern das niederdrückende Gefühl, nicht mehr wie früher die Verſchwenderin ſpielen zu können. Mit welcher Wonne mußte dieſes ſtolze und ehrgeizige Weib demnach ein Ereigniß begrüßen, welches ihr die Wiederholung eines glänzenden Auftretens in dreifach erhöhtem Maße in Ausſicht ſtellte, und für deſſen ſchmachvolle Seite ſie mit einem bedeutenden Theile ihrer Standesgenoſſen kein Verſtändniß hatte! Sie jubelte, von Rogers Oekonomik emancipirt zu werden, und dachte nicht daran, daß ſie Gabrielen noch ärger mißhandelt hatte.

Der Beſuch der Herzogin von Arpajon bei ihrer theuerſten Freundin währte noch einige Zeit, und die gute Dame that ihr Möglichſtes, um ihre Verdienſte in der fraglichen Angelegenheit ins hellſte Licht zu ſetzen. Endlich ſchied ſie im Herzen voll froher Hoffnungen, ſich bei der Mutter der künftigen Machthaberin völlig beliebt gemacht zu haben, und den billigen Lohn für ihre uneigennützigen Dienſte demnächſt zu finden. Die Marquiſe gab dem angenehmen Gaſte, der ſo frohe Kunde gebracht, wiederum das Geleite; mit Kuß und Umarmung ſchieden die Freundinnen.

„Bald, hoff' ich, wird auch meinen Wagenſchlag eine Herzogskrone ſchmücken“, ſagte Frau von Derval mit ſtolzer Zuverſicht zu Pierre Clopin, der Frau von Arpajon beim Einſteigen unterſtützt hatte. „Herzogin von Derval! es klingt nicht übel.“

Während ſie die Treppe aufſtieg, fragte ſie den Diener: „Iſt mein Sohn, der Marquis, zu Hauſe?“

„Mein Gebieter iſt ſehr frühe mit einem Diener ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt“, erwiederte Pierre.

„So iſt doch mein Gemahl in ſeinen Gemächern? Geh, ich laſſ' ihn bitten, mich in meinem Boudoir aufzuſuchen.“

„Der Herr Marquis fühlt ſich ſehr unwohl und läßt euch durch mich höflichſt zu einem Beſuche in ſeinem Zimmer einladen.“

„Gut; ich werde zu ihm gehen. Unterdeſſen laß anſpannen; ich muß nach Verſailles zu meiner Tochter.“

„Ihr erlaubt mir, Madame, euch wegen dieſes Beſuches zu beglückwünſchen. Derſelbe iſt mir ein Beweis, daß das herzliche Einverſtändniß zwiſchen zwei vortrefflichen Damen wieder hergeſtellt iſt.“

„Du haſt Recht, Pierre; wie könnte ich länger einer Tochter zürnen, die den Ruhm und die Würde ihres Hauſes auf eine ſo glänzende Weiſe fördert! Da fällt mir eben ein, Pierre, laß doch ſogleich das unnütze Geräthe aus meinem Boudoir ſchaffen, links an der Wand?“

„Was ſolltet ihr meinen, Madame?“

„Nun mein Gott, die große hölzerne Figur, das

Krucifix; es verunſtaltet das Zimmer. Man ſchaffe es in eine Rumpelkammer.“

„Sehr wohl, Madame“, erwiederte Pierre, indem er ſein feines ſpöttiſches Lächeln durch eine tiefe Verbeugung deckte. „Ihr befehlet doch auch, daß der Betſchemel entfernt werde?“

„Gewiß; man melde mir, wenn der Wagen bereit iſt.“

Die Marquiſe trat zu ihrem Gemahle ein, der ſie trotz ſeinem Unwohlſein mit chevalereſker Artigkeit empfing. Das Paar beſprach ſich einige Zeit angelegentlich, und der Erfolg dieſer Unterredung war, daß ſich der Marquis von ſeiner Krankheit vollkommen befreit fühlte, ja ſogar in eine Art Entzücken über ſeine Tochter gerieth, ein Gefühl, welches, wie alle anderen, bei ſeinem höfiſch abgemeſſenen, kalten Weſen nur ſelten zum Entſtehen, noch ſeltener zur Aeußerung kam. Endlich, als die Marquiſe ſchon anfing, Ungeduld über die Verzögerung ihrer Abreiſe nach Verſailles zu empfinden, trat Pierre in das Zimmer ein, worin die Unterhaltung der Gatten ſtattgefunden, aber ſein Geſicht war bleich und ſein ganzes Weſen verſtört.

*

Auf einem freien Platze im Boulogner Gehölze war eine Gruppe von Männern verſammelt. Waffen blitzen in der Frühſonne, die Sekundanten ſchreiten den Boden abmeſſend hin und her, die Gegner ſtehen ruhig, ſich Blicke des Haſſes und der Verachtung zuſchleudernd, unfern von ihnen knieet am Boden ein Herr, der Inſtrumente von unheimlichem Ausſehen hervorkramt und ordnend auslegt, es iſt ein Wundarzt. Alles deutet darauf hin, daß hier der mordluſtigen Göttin zu Ehren ein blutiges Opfer gebracht werden ſoll. In einiger Entfernung, am Rande des Wäldchens, befindet ſich ein zweites Häuflein; es ſind die Diener der Duellanten mit den Pferden. Carcaſſes, der todtenbleich ausſieht, hat ſich während der Vorbereitungen zum Kampfe oft mit unruhigen, erwartungsvollen Blicken umgeſchaut; ein krampfhaftes Zittern bemächtigt ſich ſeines Körpers, als er das Terrain abgemeſſen, alle Anſtalten getroffen ſieht. St. Julien hat längſt ſeinen Rock abgeworfen und ſteht, den Degen in der Fauſt, auf ſeinen Gegner wartend.

„Eile dich“, ſagt St. Preux, der Sekundant des Grafen, zu dieſem, „damit wir fertig werden. Man könnte uns leicht überraſchen.“

Zögernd zieht Carcaſſes ſeinen Rock aus, immer troſtloſer wirft er den verzweifelten Blick umher. Als er den Degen aus der Hand ſeines Sekundanten empfängt, vermag er denſelben kaum feſtzuhalten. Sein Gegner, dem ſeine Angſt nicht entgeht, blickt ihn höhniſch und verächtlich an.

„Zum Henker! ich glaube gar, du fürchteſt dich Brüderchen“, raunt ihm St. Preux zu. „Ich bitte dich bei allen Göttern des Waldes, blamire dich und mich nicht für ewige Zeiten. Beiße die Zähne aufeinander und friſch drauf los!“

Carcaſſes verſucht zu lächeln, aber ſein Geſicht verzieht ſich zur abſcheulichen Fratze; antworten kann er nicht. Der Form wegen ſtellt Roger von Derval den Antrag, die Sache in Güte beizulegen, den natürlich St. Preux im Namen ſeiner Partei abweiſt. Der Kampf begann. St. Julien war nach einigen Finten, die den Zweck hatten, ſeinen Gegner ſicher zu machen, eben im Begriff, einen gewaltigen Stoß auszuführen, den des Grafen zitternder Arm ſchwerlich zu pariren vermocht hätte, als ſich bei der Gruppe der Diener ein lautes Geſchrei erhob. St. Julien hielt ein und richtete den Blick nach der Gegend, aber ſogleich verließ er ſeine Poſition, griff nach ſeinen Kleidern und begab ſich in der entgegengeſetzten Richtung in die Flucht. Alle Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele; Carcaſſes mit einem freudigen Geſichte, welches nichts weniger als eine unangenehme Ueberraſchung verrieth. Polizeiſoldaten, wie man wahrgenommen, hatten ſich der Diener und der Pferde verſichert; ein Theil von ihnen begab ſich auf die Verfolgung der Flüchtigen. Dieſe mußten bald alle Ausſicht des Entrinnens aufgeben, da ihnen noch auf zwei anderen Seiten der Weg von anderen Polizeibeamten abgeſchnitten wurde. Völlig erſchöpft, ſahen ſie ſich endlich genöthigt, ſich den Vollſtreckern des Geſetzes zu ergeben. Man führte die kleine Geſellſchaft eine Strecke fort zu einer Stelle des Gehölzes, wo zwei Wagen ters ungewohntes Weſen, das anonyme Billet, worin nur folgende Worte ſtanden: „Heyrathen Sie die Mary bald, ſonſt iſt das Goldfiſchchen für Sie verloren. Nur im Heyrathen liegt Ihr Heyl; denn Mary's Schatz wird Ihr Heyland; außerdem bleiben Sie ein unerlöſter Jude.“ Der Senator konnte Anfangs nicht begreifen, was den Buchhalter ſo aus aller Contenance gebracht habe, bis er ſah, daß die Ypſilen in dem Billet ſich alle wie ſtattliche P ausnahmen, und daß dadurch ein allen Juden unausſtehlicher Ton, das übelberüchtigte Hep herauskam. Der Senator ſuchte den Aufgebrachten ſo gut, wie möglich, zu beſänftigen, erſchrack aber ſchier, als dieſer rund heraus erklärte: er könne das Ding nicht länger mehr mit anſehen; entweder müſſe Mary in vier Wochen ſeine Frau ſeyn, oder er trete aus dem Geſchäft und etablire ſein eignes. Deßhalb wolle er dieſe Erklärung, im Fall, wie wahrſcheinlich ſey, er von Mary abgewieſen werde, zugleich als contractiſche Aufkündigung angeſehen wiſſen.

Dies hatte der Senator nicht erwartet, und der Gedanke, ſeinen lieben Herrn Meyer zu verlieren, gab ihm einen Stich in's Herz und war ihm unerträglich, wenn er bedachte, wie ſehr das Etabliſſeſtanden. Ein anſtändig gekleideter Herr trat höflich auf ſie zu und ſagte: „Meine Herren, ich habe den Befehl, Sie zu verhaften. Hier iſt die Lettre de cachet: Herrn Grafen von Carcaſſes als Herausforderer mit ſeinem Sekundanten, Herrn Grafen St. Preux, ferner Herrn von St. Julien nebſt Herrn von Derval. Ein fünfter Name iſt nicht genannt; es ſteht demnach dem Beſitzer deſſelben", wandte er ſich zu dem Arzte, „frei, hinzugehen, wohin er will. Sie aber, meine Herren, erſuche ich gefälligſt, in dieſem Wagen Platz zu nehmen. Ich ſelbſt werde mir das Vergnügen machen, dem Herrn von Carcaſſes in dem anderen Geſellſchaft zu leiſten."

Einen grimmigen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelnd, ſtieg St. Preux ein; Derval und St. Julien fügten ſich geduldig in das, was nicht zu ändern war; außer den Genannten nahmen noch zwei Sicherheitsbeamte in dem geräumigen Wagen Platz. Während der ziemlich langen Fahrt beſannen ſich die Verhafteten vergebens, auf welche Weiſe die Polizei von ihrem Vorhaben Kenntniß erlangt haben könne. Roger und Theodore tauſchten ihre mannichfachen Vermuthungen in italieniſcher Sprache aus.

„Ich halte dieſen Menſchen", ſagte der letztere, „mit welchem mich mein böſes Geſchick in Konflikt gebracht hat, für eines der gefährlichſten Subjekte, weil er feig, ſchwach und hinterliſtig iſt. Nur ein nichtswürdiger Feigling kann den miſerablen Muth haben, einen Brief zu unterſchlagen. Wenn mich nur meine böſen Ahnungen trügten! Ich möchte nur wiſſen, wie dieſer

Elende auf den Einfall geräth, ſich gerade in meine Angelegenheiten zu miſchen; ich habe nie in der geringſten Beziehung zu ihm geſtanden und habe ihn kaum von Anſehen gekannt. Es muß hier ein Verhältniß zu Grunde liegen, in welches ich noch keine Einſicht habe.“

Derval ſchüttelte bedenklich den Kopf; auch ſeiner hatte ſich eine Bangigkeit bemächtigt, die er vergebens niederzudrücken ſich bemühte. „Haſt du denn bemerkt, wie er zitterte und bebte, als ihr antratet, und wie ſein Geſicht ſich verwandelte! Ich traue dem Menſchen wahrhaftig zu, daß er der Polizei ſelbſt Anzeige von dem bevorſtehenden Zweikampfe gemacht hat, nur um ſich vor deiner drohenden Klinge zu ſichern. Freilich hatte er deine bloße Fauſt ſchon gekoſtet, als daß er nicht die ärgſte Furcht vor der bewaffneten hätte hegen ſollen. Allerdings ſpricht gegen eine derartige Vermuthung der Umſtand, daß er ſich ja mit verrathen und der Ahnung des Geſetzes preisgeben mußte, und ebenſo ſeinen Freund hier. Laß uns doch den ein wenig ausforſchen.“

Der wackere St. Preux hatte während der Zeit in einem Zuſtande dageſeſſen, in welchem ſich ein wilder Stier befinden mag, den man ſoeben in den weiten Ebenen Südamerika's eingefangen und der den beengenden Strick um den Nacken fühlt. Er antwortete ganz verkehrt auf die vorſichtig geſtellten Fragen ſeiner Schickſalsgenoſſen, indeß entnahmen dieſe doch ſo viel aus ſeinen bruchſtückartigen, mit wilden Flüchen verbrämten Mittheilungen, daß er nicht weit davon ſei, ihren Verdacht in Betreff einer Verrätherei von Seiten des Graſen Carcaſſes ſelbſt zu theilen; ſie merkten aber auch, daß ſein Sekundant bei dieſer neuen Niederträchtigkeit nicht betheiligt ſei.

Endlich hielt der Wagen; eine Brücke raſſelte hernieder, man hörte ein ſchweres Thor öffnen. Der Wagen fuhr in die Baſtille ein, jene gefürchtete Zwingburg des Despotismus. Mit ſchweren Herzen ſtiegen die Verhafteten aus. Während der eine der Polizeibeamten dem Kommandanten der Feſte den Verhaftsbefehl überreichte und leiſe zu ihm ſprach, ſchaute ſich Roger nach dem zweiten Wagen um, in welchen Carcaſſes eingeſtiegen war. Er bemerkte nichts. Ob er ſchon abgeliefert war oder noch nachkam, konnte er nicht entſcheiden, doch beſchloß er, alles aufzubieten, um die Sache zu ergründen, die ihm ein Räthſel einzuſchließen ſchien.

„Das iſt eine ſchöne Geſchichte," flüſterte ihm St. Julien zu. „Wollte Gott, wir kämen ſo ſchnell wieder aus dem Neſte heraus, als wir hereingekommen ſind! Was das Unangenehmſte iſt, ich habe nicht einmal Urlaub bei meinem Kommandeur genommen, weil ich hoffte, die Sache mit dem Schurken Carcaſſes würde ſchnell abgethan ſein. Da ſteht mir demnach, wenn dieſe Haft überſtanden iſt, noch eine zweite in Ausſicht. Aber ich denke nur an mich und vergeſſe ganz, daß du, mein armer Freund, um meinetwillen in dieſe widerwärtige Lage gekommen biſt. Ich werde Alles aufbieten, um dich wenigſtens ſchnell frei zu machen."

Der Kommandant, welcher an vornehmen Zuſpruch gewöhnt war, wandte ſich jetzt mit vieler Artigkeit an ſeine neuen Gäſte, hieß ſie willkommen und begrüßte St. Julien als Kameraden. Dann ließ er ihnen ihre Zellen anweiſen, die freundlicher waren, als man nach dem finſteren alterthümlichen Ausſehen der Baulichkeiten hoffen durfte.

Der Wagen, in welchen ſich Carcaſſes mit dem Polizeiofficianten geſetzt hatte, nahm eine andere Richtung als der andere, welcher zum Transporte ſeiner Mitverhafteten diente. Er ſchlug, wie der Graf bemerkte, denn ſein Fuhrwerk war nicht wie jenes verſchloſſen, den Weg nach Verſailles ein. Auch befand ſich unſer Gefangener in einer Stimmung, welche von derjenigen ſeiner Schickſalsgenoſſen ſehr verſchieden war. Der Ausdruck der Angſt, welcher ſeit dieſem Morgen auf ſeinem Geſichte gelegen hatte, ſchwand je mehr und mehr und machte einer gewiſſen Selbſtzufriedenheit Platz. Je weiter man ſich von dem verhängnißvollen Boulogner Gehölze entfernte, deſto munterer wurde er, und da die Freude die meiſten Menſchen mittheilſam macht, knüpfte er bald mit ſeinen improviſirten Reiſegenoſſen eine Unterhaltung an. Geſchmeichelt durch die Herablaſſung des vornehmen jungen Edelmannes, ging der Beamte darauf ein und theilte dem Grafen mit, daß er den Befehl habe, ihn nach Verſailles zu führen und in die Hände eines Geiſtlichen abzuliefern.

„Eines Geiſtlichen?“ fragte Carcaſſes verwundert.

„Was zum Geier hab' ich denn mit der Geiſtlichkeit zu thun? Wer iſt denn das?“

Der Officiant behauptete ſeinen Namen nicht zu kennen; der Ort, wohin er den Verhafteten führen ſolle, ſei ihm genau beſchrieben worden. Dem Grafen wurde es etwas unbehaglich zu Muthe; der Gedanke an heimliche Hinrichtung und verſchwiegenen Vorbereitungen zum Tode, von denen er geleſen und munkeln gehört hatte, durchzuckte ſein von der eben ausgeſtandenen Todesangſt noch erregtes Hirn; mechaniſch griff er nach Manons Brief, den er vorſorglich heute Morgen in die Taſche geſteckt hatte; er ſollte ihm als Talisman wider alle Fährlichkeiten dienen. Dieſe finſteren Bilder ſchwanden indeß wieder, als ihm ſein Begleiter ſagte, daß ſeine beiden Gegner ſowie ſein Freund jetzt bereits hinter den dicken Mauern der Baſtille verwahrt ſein würden. Carcaſſes empfand eine niederträchtige Freude bei dieſer Nachricht, und er ſchwelgte im Gefühle befriedigter Rache.

„Ihr ſollet die mir angethane Schmach noch bitterer büßen, ihr Herren,“ murmelte er vor ſich hin. „Trag' ich euer Schickſal nicht in meiner Taſche? verlaßt euch darauf, es ſoll nicht beneidenswerth ſein. Ein paar Monate lang mögt ihr euch dazu in der Baſtille vorbereiten.“

Vor einem unanſehnlichen Hauſe in einer der weniger frequenten Straßen von Verſailles hielt der Wagen ſtille, und Carcaſſes wurde erſucht auszuſteigen und mit ſeinem Begleiter das Gebäude zu betreten. Als die

Beiden das erſte Stock erſtiegen hatten, öffnete ſich eine Thür, und ein Mann in nicht ſehr wohlgehaltenem Hauskleide ſtand vor ihnen.

„Bringet ihr unſeren Arreſtanten, Herr Legrand?“ fragte er den Beamten mit ſtarker Baßſtimme. Als ſich dieſer bejahend verneigte, wandte er ſich an den Grafen, der durchaus nicht wußte, wie er daran war. „Seiet willkommen in meiner niederen Behauſung, Herr Graf von Carcaſſes! Bitte, beliebt in dieſes Zimmer einzutreten, derweile ich mit dem Herrn hier noch etwas abzumachen habe.“

Der Graf trat in die Stube ein, in welcher ſo viel Unordnung und Unſauberlichkeit herrſchte, daß ſie ſelbſt unſerem wackeren Carcaſſes auffiel, den wahrlich Niemand der Pedanterie in dieſer Beziehung beſchuldigen konnte. Man merkte eben, daß ein in jeder Bedeutung des Worts plebejer Menſch dieſe Räume inne hatte. An der einen Wand war ein überaus großes Crucifix befeſtigt, welches den Dulder faſt in Lebensgröße darſtellte. Der Graf fuhr bei dem Anblicke erſchrocken zurück; ſeine Nerven waren durch den raſchen Wechſel der verſchiedenartigſten Empfindungen ſehr irritirt. An der gegenüber befindlichen Wand hing, von Heiligenbildern und Marterſcenen umringt, die vollſtändige Armatur eines Dragoners. Bücher konnte der umherirrende Blick des unfreiwilligen Beſuchers nicht entdecken, wohl aber ſah er auf einem roh gearbeiteten Tiſche, in der Nähe der Fenſter, die Ueberreſte eines Frühſtückes ſtehen, deſſen Auswahl und Ueppigkeiten in ſeltſamen Widerderſpruche mit dem vulgären Ausſehen des Zimmers ſtand. Carcaſſes erkannte: ſo plebejiſch im Ganzen der Bewohner deſſelben ſein möge, einen nobelen Körpertheil habe er an ſich, den Gaumen. Und das iſt keine Kleinigkeit.

„Ich heiße euch nochmals willkommen, Herr Graf,“ ſagte beim Eintreten der Inſaſſe des Zimmers, der Pater Gobelin. „Ihr habt euch meiner Beichttochter, der Frau von Maintenon, erboten, ihr ein Geheimniß von höchſter Bedeutſamkeit, welches ihr und des Königs Wohl und Wehe betreffe, mitzutheilen, wenn man euch Schutz vor den mörderiſchen Waffen euerer Gegner angedeihen laſſe. Frau von Maintenon hat ihre Verpflichtung eingehalten, denn ich ſehe euch geſund und mit heiler Haut vor mir; es iſt nun an euch, die euerige zu erfüllen; ich bin beauftragt, euere gefälligen Mittheilungen entgegen zu nehmen.“

Dem Grafen konnte an einer ſolchen Zwiſchenträgerei und Vermittelung durch die zweite Hand, wodurch ſein eigenthümliches perſönliches Verdienſt nur vermindert wurde, durchaus nichts liegen. Er erwiederte deshalb mit vieler Artigkeit, aber zugleich mit aller Entſchiedenheit, deren er fähig war: „Die Sache iſt von ſo delikater Natur, daß ich durchaus darauf beſtehen muß, ſie der Dame ſelbſt mitzutheilen. Ueberdieß habe ich nicht einmal die Ehre, euch zu kennen, Herr Pater. Ich unterſtehe mich nicht, das geringſte Mißtrauen in euere achtungswerthe Perſon zu ſetzen — aber kurz, es geht nicht. Ich muß Frau von Maintenon ſelbſt ſprechen.“

Der Pater machte noch einen Verſuch, den Entſchluß des Kavaliers zu erſchüttern. Da er ſeine Bemühung vereitelt ſah, ſagte er mit einem klugen Lächeln, welches auszudrücken ſchien: ſperre dich nur; ich erfahre dein Geheimniß doch noch vor Schlafengehen. — „Ihr ſeid ein kleiner Starrkopf, doch meiner Treu, ich liebe das. Gut denn. Um euern Wunſch zu erfüllen, muß ich gehen und neue Inſtruktionen von Frau von Maintenon holen. Ihr gebet mir euer Ehrenwort, daß ihr dieſes Zimmer während meines Ganges zum Schloſſe nicht verlaſſen wollt. Ich ſtelle euch hier Speiſe und Trank auf, daß ihr mir nicht in der Zwiſchenzeit umkommet. Und zur Nahrung des Geiſtes, wenn ihr danach Verlangen tragen ſolltet, lege ich euch eine Lebensbeſchreibung des heiligen Martin bei, meines Schutzpatrons. Das Büchlein hat mich oft erquickt wie Manna die Kinder Israel in der Wüſte. Nun gehabt euch wohl, ich hoffe euch bald guten Beſcheid zu bringen.“

Trotz dem von Carcaſſes erhaltenen Ehrenworte, das Zimmer nicht zu verlaſſen, verſchloß der Pater die Thür. Er mochte ſeine eigenen Anſichten über die Ehre des Grafen gefaßt haben. Nach etwa zwei Stunden holte er dieſen zum Gange in das Schloß ab.

Während des unterbrochenen Zweikampfes im Boulogner Hölzchen hatte ſich Jacques, der Diener des Grafen Carcaſſes, auf ſeine eigene Hand ſalvirt. Seine natürliche Zaghaftigkeit war durch die grauenhaften Vorbereitungen zur Blutvergießung bis zu einer wahren Todesangſt geſteigert worden. Er konnte es unmöglich über ſich gewinnen, dem gefährlichen Schauſpiele beizuwohnen. Er band ſeine Pferde, während die Sekundanten das Terrain abmaßen, an einen Baum und zog ſich in den Wald zurück, um nichts zu hören und nichts zu ſehen. Allein er hörte bald nahende Schritte und ſah eine Anzahl Leute durch das Dickigt kommen, welche mit einander flüſterten. Raſch kroch Jacques in einen niederen dicken Buſch, der ihn vollkommen barg. Es war dieß ein Kunſtſtück, wie es nur dieſer wackere Burſche ausführen konnte. Gleich darauf hörte er Lärmen, eilige Schritte, dann war alles ruhig. Mit klopfendem Herzen lag Jacques in ſeinem Schlupfwinkel, und es währte einige Zeit, bevor er ſich entſchließen konnte, mit der größten Behutſamkeit und ängſtlich geſpitzten Ohren an den Rand der Holzung zu kriechen. Seine Geſellſchaft war verſchwunden, alles ruhig. Das Herz voll banger Sorgen, wagte ſich endlich der treue Diener aus ſeinem Verſtecke heraus und überlegte, wohin die Leute wohl gerathen ſein möchten. Nachdem er einige Zeit in dem Gehölze umhergeirrt, ſelbſt einige laute Rufe nach ſeinen Collegen riskirt, beſchloß er endlich heimzugehen, nicht ohne ängſtliche Betrachtungen wegen ſeiner Backe. Die Wohnung ſeines Herrn fand er verſchloſſen, auch hier war alles Rufen und Klopfen vergeblich. Jacques kam endlich zu dem richtigen Schluſſe, es müſſe dem Grafen etwas widerfahren ſein, wobei die Leute, vor denen er ſich verſteckt, betheiligt ſeien. Als er eben troſt- und rathlos das Haus wieder verlaſſen wollte, trat ihm der Diener des Grafen St. Preux entgegen.

„Glückskind!“ rief dieſer. „Wie haſt du es nur angefangen, davon zu kommen, während wir alle eingefangen wurden wie die Finken? Jetzt erſt komme ich los; ich will in meinem Leben nicht die elende Behandlung vergeſſen, die uns dieſe verdammten Spitze haben zu Theil werden laſſen. Sind wir deshalb vom Hof in Verſailles nach Paris gekommen, um uns puffen und ſchimpfen zu laſſen? Und wenn ich nur die Pferde erſt wieder hätte! Die Kerle ſcheinen mir nicht übel Luſt zu haben, ſie als Fanglohn anzunehmen. Aber ſage mir, Bruder, wie biſt du nur entwiſcht?“

Jacques theilte die Sache mit, indem er nur das Motiv ſeines Rückzuges in den Wald änderte.

„Und weißt du, was aus unſeren armen Herren geworden iſt?“ fuhr der Andere fort. „Ich denke, der Schlag rührt mich vor Schrecken, wie ich es höre. In die Baſtille hat man ſie geſchickt. — Doch da ich dich nun getroffen habe, muß ich vor allen Dingen meinem Magen etwas bieten, die ausgeſtandene Angſt hat ihn bedeutend angegriffen. Deshalb lebe wohl; ich ſehe an deinem melancholiſchen Geſichte, daß du nicht von der Partie ſein wirſt. Mein Gott, was kann das alles helment des Buchhalters der Firma Doll May zu ſchaden vermöge. Mit wenig Hoffnung freilich, verſprach Herr May dem wüthenden Meyer, nur um ihn zu beruhigen, daß er ernſtlich und väterlich mit der Tochter ſprechen und ihr aus Leibes- und Lebenskräften zureden wolle, ihm ihre Hand zu geben. Dies geſchah nun zwar; aber, wie voraus zu ſehen, erklärte Mary ohne Umſchweiſe: ſie werde niemals Herrn Meyer's Frau werden, er möge ſich nun etabliren, oder es bleiben laſſen; ſie ſey mit dem Vetter Henry ſchon ſo gut als im Reinen, und dieſer erwarte nur noch einen Brief aus Amerika, um dann bei'm Vater förmlich um ihre Hand anzuhalten. Der Senator, durch die zeitherigen Vorfälle ſchon ſehr verſtimmt, wurde nun ganz griesgrämlich. Er konnte Mary's Wahl nicht tadeln und doch war es ihm unendlich leid, ſeinen lieben Herrn Meyer zu verlieren; aber noch mehr kränkte es ihn, daß ein böſer Menſch das geliebte Ypſilon auf eine ſo ſchändliche Weiſe benutzt hatte, ſeinen Buchhalter damit zu ärgern. Obgleich nun keine direkte Erklärung von Seiten des Senators an den Buchhalter erfolgte, ſo wußte dieſer doch zu Genüge, woran er war, und bereitete Alles auf ſeinen baldigen Austritt aus dem Geſchäfte ſen? Ich werde hier ins heilige Kreuz einkehren. Komme, wenn du ausgetrauert haſt.“

Jacques dachte allen Ernſtes daran, wie ſeinem Herrn zu helfen ſein möchte und kam nach langer Ueberlegung auf den glücklichen Gedanken, die Sache im Hotel de Derval zu melden, deſſen Erbe das Schickſal ſeines Gebieters getheilt hatte. Er führte dieſen Vorſatz aus, und die Kunde dieſes Ereigniſſes war es, die Pierre Clopin ſo verſtört in das Zimmer ſeines Gebieters eintreten ließ.

Er trug den Fall in den ſchonenſten Ausdrücken vor. Einzig in ſeiner Art war das Mienenſpiel der beiden Gatten bei Anhörung dieſer Hiobspoſt. Der Marquis ſank mit einem halbunterdrückten Schmerzensruf auf ſein Lager zurück, denn ſein Uebel, das vorhin der frohen Botſchaft gewichen, kehrte mit erneuter Gewalt zurück. Auf dem Geſichte der Herrin, welches ſo eben noch von ſtolzer Freude geſtrahlt, nahm ein Ausdruck der peinlichſten Angſt Platz.

„Unter ſolchen Umſtänden,“ ſtöhnte der Marquis, „kann keine Rede von euerer Reiſe nach Verſailles ſein. Leicht könntet ihr einen Affront erfahren. Schicken wir einen Boten an unſere Tochter und bitten ſie um ihre Fürſprache bei dem Könige. Wir werden dabei am beſten Gelegenheit haben zu merken, ob die Herzogin von Arpajon uns myſtificirt hat oder nicht.“

Der Rath war unter dieſen Umſtänden der beſte und wurde daher befolgt. Die Marquiſe meldete ihrer Tochter die Sache, ſo wie den Beſuch der Ehrendame, und gleich darauf ſprengte Pierre Clopin, der ſich die Ehre ausgebeten hatte, den Brief zu übergeben, zum Thore hinaus.

12.

Sturm und Angriff.

Das war ein ſchlimmer Tag für Frau von Maintenon, da Pater Gobelin ihr den Grafen Carcaſſes zuführte. Der ſtolze Bau ihrer Macht, das raſtlos geförderte Werk ihres Lebens, erlitt mit einem Male zwei furchtbare Stöße, vor deren Gewalt er einzuſtürzen drohte. Der Brief der guten Manon erſchütterte durch die einfache Mittheilung der Prophezeihung aus Languedoc ihr verwegenes Vertrauen auf den unmittelbaren Beiſtand des Himmels, das halb auf Eitelkeit, halb auf Aberglauben trotz all' ihrer Bildung beruhte. Die Nachricht von dem Verlöbniſſe des Königs mit Gabrielen, welche der Pater von ſeinem Kundſchafter, dem Lauſcher an der Taxuslaube, erhalten, und aus Vorſicht bis jetzt für ſich behalten hatte, traf die ſichere Dame, ſobald er Manons Brief geleſen hatte, als zweiter furchtbarer Schlag, indem ſie ihr zeigte, wie weit ſie ſchon von dieſer heimlichen Nebenbuhlerin aus ihrer Stellung verdrängt ſei, während ſie dieſelbe gegen die offene Rivalität der Frau von Monteſpan wunders wie gut gewahrt zu haben glaubte. Jeder Verſuch, die verzweiflungsvolle Wuth dieſer Frau ſchildern zu wollen, müßte mißlingen. Je größer der Zwang, den ſie ſich immer auflegen mußte, je enger die Schranken, in welche ſie aus kluger Berechnung ein lebhaftes Temperament zu bannen pflegte, um deſto ungeſtümer überwogten jetzt die Fluthen natürlicher Leidenſchaft den künſtlich aufgeworfenen Damm, in ihrer urſprünglichen reinmenſchlichen Gewalt aller affektirten Selbſtbeherrſchung ſpottend. Wer Frau von Maintenon nur aus den Sitzungen des Barmherzigkeitsvereins kannte, in denen ſie ſanfte und engelmilde Worte der chriſtlichen Liebe wie köſtliche Perlen aus ihrem Munde gleiten ließ, würde ſie jetzt ſchwerlich wieder erkannt haben, da ſie mit leidenſchaftlich verzerrten Zügen und halb raſend in ihrem Zimmer umher ſchoß.

„Gabriele Königin!“ ſtöhnte ſie, und knitterte in der Hand krampfhaft den Brief zuſammen, welchen ſie wiederholt durchgeleſen hatte. „Gott, mein Gott! ſoll ich vergebens den heiligen Glauben meiner Väter aufgegeben, mein ganzes Weſen, meine Natur verleugnet, ſoll ich vergebens Hunger und Elend, Erniedrigung und Schmach erduldet, ſoll ich mich umſonſt vor den Launen einer frechen Buhlerin gedemüthigt, und die Anmaßungen eines kindiſchen Fürſten ertragen haben! Hat die Königin umſonſt auf ihrem Todtenbette den Ring von der verbleichenden Hand gezogen und mir gegeben als ein Zeichen, daß ich ihre Nachfolgerin ſein ſoll? Ein feſter Glaube gab mir die Rieſenkraft Alles zu tragen, ein ſicherer Hoffnungsſtern leuchtete mir ſtets Troſt zu, wenn Nacht mich rings umgab. Das war die frohe Zuverſicht, die mir aus dem Orakel erwuchs: nach vielen Leiden und Beſchwerden wird dich ein König lieben, und du wirſt herrſchen. — Und nun, tückiſches Schickſal, ſchleuderſt du auf meine Bahn zum Throne eine andere Kreatur, der du gleichfalls ein Diadem beſtimmt haſt! Nur eine kann den Purpur von Frankreich tragen; wir müſſen darum kämpfen. Ich kämpfe ſelbſt mit dir, neidiſcher Himmel! — Ach, elender Lüſtling mit der Krone auf dem Haupte, der du keinen Sinn für Geiſt haſt, weil du ſelbſt keinen beſitzeſt, kein Gefühl für Tugend, weil du ſie nie gekannt haſt! Da ſich dir dieſer jungfräuliche Leib nicht zum Opfer deiner Begierden hergab, wendeſt du dich von mir. Du haſt freilich nichts am Weibe ſchätzen gelernt als die Blüthen, die du frevelnd pflückteſt. — Und du, undankbare Schlange, deren Kopf ich hätte zertreten ſollen, ſtatt ſie an meinen Buſen groß zu ziehen, du, du wagſt es, mich um die Frucht jahrelanger Anſtrengung, Pein und Mühe, um den Gewinn meines Lebens zu betrügen! Wiege dich nur in ſtolzen Königsträumen! Nicht gutwillig räume ich dir den Platz. Du ſollſt eine ebenſo fürchterliche Gegnerin an mir haben, als du eine treue Freundin in mir fandeſt. O ich Thörin! ich ſelbſt habe ſie geſchützt und vertheidigt, da man ihre Ränke aufdeckte und ihre Falſchheit bewies. Aber ich kenne dieſe Waffen und weiß ſie auch zu führen; mich hat die Schule des Elends gebildet. — Was rede ich? Armes Kind, hat nicht das Schickſal ſelbſt mir die Waffen in die Hand gedrückt, mit der ich dich vernichte?

Dieſes Stücklein Papier, an Ludwigs fanatiſcher Seele entzündet, wird einen Brand erzeugen, der den ſchwindelnten Bau deines Glückes im Nu verzehrt. — Gütiger Himmel, du haſt es gut gemeint mit mir; verzeihe, wenn ich gegen dich gemurrt! mein Sinn iſt verwirrt, und mein Hirn fiebriſch erregt. — Eine Ketzerin Königin von Frankreich! Ha, ha! — Wer lacht da? Bin ich nicht auch eine Ketzerin? ich, die Enkelin des kühnen Hugenottenhäuptlings! — O ſie haben mich an einer empfindlichen ſchmerzhaften Seite gefaßt. Sie gedenken mich bei dem bigoten Könige und ſeinen ſtupiden Höflingen als einen gefährlichen Freigeiſt anzuſchwärzen. Aber nur ſtill: ihr habt die Wahl zwiſchen der Frömmlerin, wie ihr mich nennt, und der offenbaren Ketzerin. Eine muß euere Königin werden und wir wollen ſorgen, daß ich es bin. — Was ſagte mir denn mein würdiger Beichtvater, der mir gerade ſo lange treu anhangt, als er Gewinn von mir hofft: es bedürfe der Förderung eines großen Werkes von meiner Seite, um die Reinheit meines Glaubens zu beweiſen; dann ſei mit dieſem Briefe in der Hand Alles durchzuſetzen. — Ich will weiter nichts als Königin werden. Dient ihr mir zu dieſem Zwecke, dann bin ich die Euere. Aber herrſchen muß ich über dieſe ſtolzen elenden Fürſten und Pairs. Du, Gabriele, ſuche dir eine Krone, wo du willſt, dieſe muß mein ſein."

In dieſem Augenblicke führte ihr Unglücksſtern Henrietten ins Zimmer, welches den Schauplatz für die

Raſerei ihrer Gebieterin abgab; und der volle Sturm wandte ſich ſogleich gegen ſie.

„Was willſt du hier?“ rief ihr Frau von Maintenon mit blitzenden Augen zu. „Werd' ich auf jeden Tritt und Schritt verfolgt und behorcht? Gibt es keinen Winkel mehr, wo ich ſicher vor Verrätherei mich meinem Schmerze hingeben kann? Alles hat ſich gegen mich Unglückſelige verſchworen. Auch du, Elende, biſt im Complote meiner falſchen treuloſen Freunde, die meine Liebe, meine Wohlthaten durch Verrath und Verleumdung lohnen. Weh' mir! kein Herz, kein einziges auf dieſer weiten Welt ſchlägt aufrichtig für mich, ungeliebt und unverſtanden ſoll ich meine einſame Bahn durch das Leben wandeln. Geh', geh', Verrätherin, aus meinen Augen!“

Henriette, ſchon wegen des ungewohnten Ausſehens ihrer Gebieterin betroffen, entſetzte ſich über dieſe drohende Anrede, daß ſie leichenblaß und laut aufſchreiend in die Knie ſank.

„Was kreiſcht du, mein Püppchen?“ fragte Frau von Maintenon mit dem Weſen einer Tigerin. „Wird dir jetzt bange, weil du den Kampf mit mir begonnen haſt? Du hätteſt das freilich vorher überlegen ſollen. Sieh, Wurm, nun will ich dich zertreten, da du dich gegen mich aufzulehnen gewagt haſt. Denke dir, du haſt deinen Geliebten zum letzten Male geſehen; man wird dich in ein Kloſter führen, dir dein langes ſchönes Haar abſchneiden und dich zu einer Braut des Himmels machen.“

„Ach, Madame,“ ſchluchzte das arme Mädchen, und verſuchte ſich auf den Knien ihrer Herrin zu nähern, um ihre Füße zu umklammern; „wie habe ich dieſen furchtbaren Zorn auf mich geladen? Bei Gott und allen Heiligen! ich bin unſchuldig. Ich verſtehe die Vorwürfe nicht, mit denen ihr mich überhäufet.“

Der Anblick des ſchönen, in Thränen aufgelöſten Mädchens, welches ſich wie ein Wurm am Boden krümmte, mußte ſelbſt ein ſo erbittertes Gemüth, wie das von Frau von Maintenon jetzt eben war, einigermaßen erweichen.

„Ein Mittel giebt es, dich vor dem drohenden Geſchicke zu retten,“ fuhr ſie mit etwas weniger aufgeregter Stimme fort. „Merke wohl auf. Ein junger Edelmann, Namens Carcaſſes, wünſcht die Schweſter deines Geliebten zur Gemahlin. Beſtimme den letzteren, daß er Gabrielen zu der Partie zwingt und ſie vom Hofe wegzieht, dann ſollſt du jeder Buße überhoben und meiner Huld theilhaftig ſein. Mit Gabrielens Vermählung wird zugleich die deine gefeiert werden.“

„Dann bin ich verloren,“ ſchluchzte Henriette. „Denn ich weiß gar nicht, wie ich es machen ſoll, um Roger zu etwas zu überreden. Bis jetzt hat er immer mein Schickſal beſtimmt, und ich glaubte, das müßte beſtändig ſo ſein.“

Der Sturm im Innern der Frau von Maintenon hatte ausgetobt; ſie kam wieder zur Ueberlegung und ſah ſogleich das Thörichte ihrer Wuthausbrüche gegen das unſchuldige gutherzige Mädchen ein, welches jedenfalls in die Intriguen gegen ihre verehrte Gebieterin nicht eingeweiht war. Die Dame erwiederte daher mit einem Anfluge von Beſchämung: „Du haſt recht, mein Kind; ich habe deiner Unerfahrenheit und deinem liebenden Herzen eine zu ſtarke Zumuthung gemacht. Laß mich jetzt allein, wir ſprechen weiter über die Sache. Ich verzeihe dir, was du auch gegen mich begangen haben magſt. Und daß du mir gegen keine menſchliche Seele ein Wort von dem verräthſt, was ich zu dir geſprochen habe.“

Henriette erhob ſich, um die Hand der erzürnten Göttin zu faſſen und an ihre Lippen zu drücken. Einigermaßen verſöhnt, überließ dieſe ſie ihr.

Mit der Ruhe war Frau von Maintenon auch die Ueberſicht über ihre Situation und die vorhandenen Streitmittel wieder gekommen; und es fiel ihr ein, daß ſie einen weit beſſeren und wirkſameren Gebrauch von dem Geheimniſſe Henriettens und des jungen Derval machen könne, als zu welchem ihr unüberlegter Zorn ſie faſt verleitet hatte: Jetzt war der günſtige Augenblick gekommen, wo ihr dieſes Verhältniß eine vortheilhafte Stellung, der Prätenſionen der Familie Derval gegenüber, verſchaffte. Roger ſelbſt ſaß mit ſeinem verhaßten Freund St. Julien in der Baſtille, und ſie konnte ſeine Befreiung als eine gewichtige Bedingung der Verſöhnung aufſtellen. Wenn dieſe beiden Schreckmittel ihre Wirkung verfehlten, ihre Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen, dann blieb immer noch die entſcheidende Drohung übrig, den Brief aus der Provinz zum Sturze Gabrielens dem Könige vorlegen zu können.

Als die Dame durch dieſe Gedankenfolge den Boden wieder feſt unter ſich fühlte, überließ ſie ſich aufs neue dem Strome ihrer Empfindungen. Es war nicht mehr die leidenſchaftliche Wuth, welche ſie darüber fühlte, betrogen, überliſtet und verrathen zu ſein, ſondern der edlere Schmerz, ihre Neigung einer Perſon geſchenkt zu haben, die ſie derſelben unwerth halten mußte, das niederdrückende Gefühl peinlicher Verlaſſenheit und Einſamkeit.

Eine Thränenfluth ergoß ſich aus ihren Augen und klagend rief ſie: „O Gabriele! Ich habe dich wahrhaft geliebt; in dir glaubte ich die Freundin meiner Seele, die geiſtige Tochter gefunden zu haben, welche mir der Himmel grauſam bis jetzt verſagte. Täuſchung! Neue zu den vielen alten! Doch vielleicht urtheile ich zu hart über ein jugendliches heißfühlendes Herz, das betäubt von der verlockenden Stimme des Ehrgeizes, nur des warnenden Rufes wartet, um ſich ſeiner Pflichten zu erinnern. Ah, ſie war ſo klug, ſo beſcheiden und gebildet! ich werde keine ſolche Freundin wieder finden. Soll ich es wagen, die mahnende Stimme gegen ſie zu erheben? Wird ſie mich nicht wie eine ſtolze Königin zurückweiſen? — Nein, ich vermag es nicht, ſie zu ſehen. Beſſer, ich ſuche die Mutter auf, mit der mein Herz nichts zu thun hat. Da werde ich kalt und ruhig ſein und feſten Blickes meinen Vortheil wahren, wie es ſich in dieſer Sache ziemt.“

Am anderen Tage fuhr ein einfacher, aber eleganter Wagen am Hotel de Derval vor. Pierre Clopin bewillkommte die Dame, welche ſich hatte anmelden laſſen, im Namen ſeiner Gebieterin und unterſtützte ſie beim Ausſteigen. Frau von Maintenon, denn ſie war es, ſah dem Domeſtiken einen Augenblick ſtarr ins Geſicht und ſagte dann: „Euere Schweſter heißt Henriette Clopin, nicht wahr?“ Pierre bejahte, erſtaunt über dieſe Kenntniß einer vornehmen Dame mit ſeinen Familienverhältniſſen.

Die Marquiſe von Derval empfing ihren Beſuch mit der glatten kalten Höflichkeit einer Frau, die darin geübt iſt, ſelbſt ihren erbittertſten Feinden gegenüber ein artiges Lächeln zu zeigen. Und daß ſie ihre einſtige Freundin, Frau von Maintenon, jetzt zu dieſen rechnen mußte, ſowie den Grund dieſer Geſinnungsänderung hatte ihr der Beſuch der Herzogin von Arpajon gelehrt.

„In Wahrheit ein ſeltener und unerwarteter Gaſt,“ ſagte ſie, die Beſucherin von dem Vorſaale, wo ſie dieſelbe empfangen hatte, in ihr Boudoir einführend; „aber um deſto angenehmer. Seiet willkommen im Hotel de Derval!“

„Madame,“ erwiederte Frau von Maintenon, indem ſie ſich niederließ, mit ſchneidender Kälte. „Laßt uns dieſes Mal recht aufrichtig ſein. Ich bin nicht aufgelegt, Komödie zu ſpielen. Ich bin euch weder willkommen noch unerwartet; ihr wußtet, daß ich hier erſcheinen würde, und der Grund davon iſt euch ebenfalls ſehr wohl bekannt.“

vor, was den alten May ſchier zur Verzweiflung brachte. Je deutlicher aber der Jude die Gemüthsbewegung des Prinzipals wahrnahm, deſto planmäßiger und augenfalliger ging er zu Werke und labte ſich daran, dem alten Manne, dem er (er wußte es wohl) unentbehrlich geworden war — den Dolch des Schmerzes nur recht langſam und tief in's Herz zu ſtoßen. Jetzt ſchien es, als wären Herrn May's gute Tage vorüber.

Ypſilonstreue.

Als Herr Tobias Meyer die langjährigen Dienſte des Herrn Tyll May verließ, traf es ſich gerade, daß mehre ſehr ſtarke Wechſel auf das Haus liefen und der größte Theil des Vermögens, baar und in Banknoten, in Caſſe war, um jene Papiere einzulöſen. Vielleicht war dieſer Umſtand nicht bloßer Zufall.

Herr Meyer hatte ſchon ſeit einigen Tagen ſein neues Logis bezogen, und das Geſchäft ging auf dem May'ſchen Comptoir, auch ohne Herrn Meyer, beſſer, als der alte Senator ſich gedacht hatte. Da

Die Marquiſe nickte wie im Einverſtändniſſe, und Frau von Maintenon fuhr fort: „Wähnet nicht, Madame, daß ich etwa als eine Hülfeſuchende, Bittſtellerin hier erſcheine; im Gegentheil bin ich gekommen, um euch als Freundin vor einem Unternehmen zu warnen, welches jedenfalls zu euerm Verderben ausſchlagen muß.“

„Ihr wollt aufrichtig ſein, Madame, und nicht Komödie ſpielen?“ erwiederte die Marquiſe mit einem höhniſchen Lächeln.

Frau von Maintenon biß ſich auf die Lippe. „Ich danke euch für den Wink und werde ihn befolgen. Die Sachlage iſt alſo einfach die: Ihr wollet das ſchöne reine Verhältniß geiſtiger Harmonie, welches der König geruht hat mit mir einzugehen, ſtören, gewaltſam löſen; daß ich das im Intereſſe des Königs wie in meinem eigenen nicht zugeben kann und darf, verſteht ſich von ſelbſt; es käme alſo nur darauf an, euch vollſtändig von der dringenden Nothwendigkeit, jeden derartigen Verſuch aufzugeben, zu überzeugen.“

„Sehr wohl. Ich bitte fortzufahren.“

„Euer Sohn iſt geſtern wegen Uebertretung eines königlichen Geſetzes in die Baſtille geführt worden; der König iſt erbittert, weil die Edelleute ſich am meiſten ungehorſam gegen ihn beweiſen. Euer Sohn möchte wohl ſeinen Leichtſinn mit langer Haft büßen müſſen; ich verſpreche euch ſeine ſofortige Freilaſſung, wenn ihr euere Tochter vom Hofe entfernt und ſie paſſend verheirathet. Ich würde euch einen liebenswürdigen jungen Kavalier vorſchlagen, dem ſich glänzende Ausſichten im

Dienſte des Königs eröffnen. Ich meine den Grafen Carcaſſes. Ich denke, ich habe offen, ohne Theaterphraſen geſprochen."

„Ihr entſchuldigt gütigſt," ſagte die Marquiſe und ſchellte; ein Kammermädchen trat ein und entfernte ſich gleich wieder, nachdem ihre Gebieterin ihr einen leiſen Auftrag ertheilt hatte. „Ich bin euch ſehr dankbar für euere Aufrichtigkeit," wandte ſich die Hausherrin an den Gaſt; „ſie allein iſt für ſolche Verhandlungen zuläſſig und führt zum Ziele; ich werde ſie erwiedern. Da drängt ſich mir denn zuerſt die Frage auf: wer gibt euch das Recht und den Auftrag, das Intereſſe unſeres Königs in einer Angelegenheit des Herzens oder des Geiſtes, wie ihr es nennet, zu vertreten? Steht nicht die Wahl ſeines Umganges ſelbſt dem Niedrigſten frei? und ihr wollet euch unterſtehen, Madame, zwiſchen den König und ſeine Auserwählte zu treten!"

„Madame, ihr vergeſſet euch," erwiederte Frau von Maintenon mit ſcharfer Betonung. „Doch ich will euch ruhig antworten. Der König ſelbſt, indem er mir ſeine Gnade und Huld zu Theil werden ließ, hat mir das Recht gegeben und die Verpflichtung auferlegt, für ſein Wohl zu leben; ein Höherer gab mir den Auftrag, ſeinen Geiſt hinweg von allen Irrungen der Welt auf ein innerliches geiſtiges Leben hin zulenken."

„Wie ſchade, daß ihr nicht den König zur Krönung nach Rheims führen könnet!" höhnte die Marquiſe mit einer bittern Anſpielung auf das Mädchen von Orleans. „Indeſſen ſcheinet ihr doch über die Anſicht und die Geſinnung des Königs in Betreff eines vorhin erwähnten kleinen Ereigniſſes in einer Täuſchung befangen zu ſein. Das nimmt mich in der That Wunder."

Ehe Frau von Maintenon Zeit hatte, eine Antwort auf dieſe ihr dunkelen Worte zu geben, öffnete ſich die Thür, und Roger trat ein.

„Mein Sohn", wandte ſich die Marquiſe an ihren Beſuch; „der geſtern aus Mißverſtändniß zur Baſtille gebracht, und vor einer Stunde mit Verſicherungen der Gnade ſeines Königs, nebſt ſeinen Freunden entlaſſen wurde."

Der junge Kavalier näherte ſich galant der Frau von Maintenon, um ihre Hand zu küſſen, aber er ſchrak vor dem geiſterhaften Ausdrucke ihres Geſichts zurück.

„Ich wünſche euch Glück, Herr von Derval", ſtammelte ſie endlich mühevoll und verſuchte ein Lächeln. „Nicht jeder iſt ſo glücklich, nur eine einzige Nacht in dieſem Hauſe zuzubringen."

„Ich ſelbſt war überraſcht von der großen Gnade Sr. Majeſtät", erwiederte Roger, „deren ich nicht würdig bin."

„Eigentlich ſollten wir es faſt bedauern", ſagte die Marquiſe, „daß ihr bereits auf freien Fuß geſetzt ſeid, mein Sohn. Frau von Maintenon hier wollte ſich das Vergnügen machen, ein gutes Wort beim Könige für euch einzulegen, worin ihr unſere Tochter nun freilich zuvorgekommen iſt. Die Bedingung zwar, unter welcher ſie uns dieſen Freundſchaftsdienſt leiſten wollte, war beim beſten Willen nicht wohl acceptabel. Gabriele ſollte ſofort ihre Entlaſſung vom Hofdienſte nehmen und ſich vermählen — rathet doch mit wem, mein Sohn?"

„Ich kann in der That nicht errathen, welchen jungen Kavalier Madame de Maintenon ihrer Protektion würdigt. Jedenfalls gehört er zu den Ausgezeichnetſten unſeres Standes."

„Her von Carcaſſes, mein Sohn."

„Wie! dieſer Schurke — ihr werdet verzeihen, Madame", wandte ſich Roger mit der Röthe des Zornes im Geſichte zu Frau von Maintenon, der ihre peinliche Lage immer unerträglicher zu werden begann, „wenn ich euch auf mein Wort als Kavalier verſichere, daß dieſer Infame ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hat, welches er auf der Galeere büßen müßte. Er hat einen Brief, welcher an einen meiner Freunde gerichtet war, aufgefangen und unterſchlagen. Als mein Freund ihn wegen dieſer nichtswürdigen Handlung züchtigen wollte im ehrlichen Zweikampfe, da hat der Menſch, wie wir zu vermuthen berechtigt ſind, den Ehrenhandel ſelbſt der Polizei angezeigt. Ihn in unſere Familie aufnehmen! Unter keiner Bedingung! Ihr ſeid ſehr gütig, Madame."

Frau von Maintenon drängte ſich die ſchreckliche Ueberzeugung auf, daß ſie eine Stellung um die andere, einen Vortheil nach dem anderen verlor; und dieſes Gefühl brachte ſie faſt zur Raſerei. Schon zwei der ſcharfen Waffen, mit denen ſie die Gegner bekämpfen wollte, waren abgeſtumpft. Roger, auf deſſen Verhaftung, und die daraus entſtandene Rathloſigkeit der Familie, ſie ſo ſtark gezählt hatte, war frei, war frei durch ihre Nebenbuhlerin; ihr Einverſtändniß mit Carcaſſes und den Beſitz des verhängnißvollen Briefes wagte ſie nicht einzugeſtehen, nachdem ſie die Weiſe, wie er zu dieſem Dokumente gekommen war, erfahren hatte. Noch ein Geſchoß blieb ihr für jetzt zu verſenden; es war das Liebesverhältniß Rogers; ſie ſäumte nicht, davon Gebrauch zu machen.

„Die Sache hat ſich von ſelbſt durch euere Freilaſſung erledigt, Herr von Derval“, ſagte ſie. „Es bedarf deshalb keines Wortes weiter. Was euere Beſchuldigung gegen den Grafen Carcaſſes betrifft, ſo iſt ſie jedenfalls ſehr hart; ich darf mir kein Urtheil in einer ſo delikaten Angelegenheit erlauben. Geben wir uns vielmehr der Freude über die raſche und glückliche Wendung eueres Schickſals hin, das in Wahrheit drohend zu werden anfing. Denn ihr wiſſet, wer den Händen unſerer Staatsgewalt verfällt, wird leicht unter der Wucht der Maſchine gedrückt. Mein Gott, in welche Verzweiflung würde nicht euere arme Braut, Henriette Clopin, geſtürzt werden ſein!“

Roger erblaßte und warf einen flehenden Blick auf Frau von Maintenon, aber da war kein Erbarmen zu hoffen.

„Braut! Henriette Clopin!“ ſtammelte die Marquiſe im höchſten Erſtaunen, das auf eine nahe Exploſion ſchließen ließ.

„Ah, ich merke“, plauderte Frau von Maintenon, die jetzt heiter und froh blickte, weil ſie ſah, daß der Schlag gewirkt hatte. „Eine kleine prächtige Ueberraſchung für euer liebevolles Mutterherz, Frau Marquiſe! Wie ſchade, daß ich Schwätzerin das verrathen mußte! Doch Geſchehenes iſt nicht zu ändern. Denket euch ein allerliebſtes unſchuldiges Mädchen, welches ich, ſeit ſie in meinem Dienſte ſteht, erſtaunlich liebgewonnen habe. Sie ſieht ihrem Bruder, der Haushofmeiſter bei euch iſt, erſtaunlich ähnlich. Die gute Henriette!“

Die Marquiſe ſprang auf wie eine Hyäne. „Die Schweſter meines Haushofmeiſters und die Kammerjungfer von Madame, die Braut meines Sohnes!“ kreiſchte ſie. „Und ihr ſtehet hier, der Enkel hochgeborener Ahnen, und verſinket nicht vor Schaam in die Erde? Mein Gott, mein Gott! Womit haben wir verdient, eine ſolche Entartung in unſerem Hauſe zu erleben?“

„Ach, ihr ſolltet das liebe Kind ſehen!“ nahm Frau von Maintenon in ihrer affektirt harmloſen Weiſe wieder das Wort. „Sicher wird ſie ſich in der Stammfolge der Frauen eueres erlauchten Hauſes Derval einſt nicht ſchlecht ausnehmen. Mein Gott, wer kann für ſein weiches Herz! Ich habe den Bitten eueres Herrn Sohnes und dem Drängen der guten Henriette nachgegeben und verſprechen müſſen, ein gutes Wort bei euch einzulegen. Sicher werdet ihr einwilligen, Madame. Ich brenne nun einmal darauf, euere Kinder glücklich zu machen. Wie wäre es, wenn wir eine Doppelhochzeit ausrichteten? Graf Carcaſſes und euere Tochter, und euer Herr Sohn mit Henrietten. Eine Vermählung wenigſtens wird vollzogen werden, das darf man wohl behaupten. Wählet doch, Madame.“

Die Marquiſe war völlig darniedergeſchmettert von dem Schlage, der ſie deſto unerwarteter und ſchwerer getroffen, je ſiegesfroher ſie vorher geweſen war. Der Triumph war ihr von der Feindin entriſſen worden, die in ſchlauer Berechnung Zwieſpalt unter ihren Widerſachern erregt, um ſie gegen einander zu treiben und den Sieg über beide leicht davon zu tragen. „Madame iſt in der That ſehr beſorgt für meine Kinder“, ſtöhnte ſie mit dem letzten Aufwande von Hohn.

„Nicht einen Entarteten ſollt ihr mich nennen dürfen, Madame“, nahm jetzt Roger das Wort, der die Zeit über ſchweigend und mit niedergeſchlagenen Augen dageſtanden und den ſchwerſten Kampf ſeines Lebens gekämpft hatte. „Nicht ich will derjenige ſein, der das Glück ſeiner Schweſter und der Seinigen, durch eine eigennützige Liebe verblendet, ſtören wird. Ich verzichte auf Henrietten; ich entſage dieſer Verbindung ſo lange, als aus derſelben ein Unheil für meine Familie erwachſen kann.“

Die beiden Damen ſaßen ſtumm und athemlos nach Anhörung dieſes großartigen Entſchluſſes; jede bedurfte einiger Augenblicke Nachdenkens, um den vollen Sinn der Worte aufzufaſſen, ſo unerwartet waren ihnen dieſe.

„Mein Sohn, ich bitte euch um Verzeihung,“ ſagte die Marquiſe endlich mit gewöhnlich weicher Stimme und richtete ihre Blicke auf Roger, mit einem Ausdrucke, der faſt an Zärtlichkeit erinnerte. Ich habe euch groſes Unrecht gethan. Ihr ſeid ein würdiger Sprößling unſeres Hauſes. Ein rechter Derval kann wohl ſeines angebornen Adels für einen Augenblick vergeſſen, aber ſchnell wird er ſich der Anforderungen ſeines Standes erinnern.“

„Ach, laſſet das, Madame!“ erwiederte Roger mit leiſer Stimme. „Ich verdiene kein Lob. Nur die höhere, allgemeine Pflicht ſetze ich der perſönlichen vor; es kann einſt der Tag kommen, wo ich dieſer den Vorzug geben muß.“

Selbſt Frau von Maintenon konnte nicht umhin, mit Theilnahme auf den wackeren jungen Mann zu blicken, obſchon ſie ſich ſagen mußte, daß ihr durch deſſen unerwartete Handlungsweiſe die Palme des Sieges aus der Hand gewunden, und daß ihre Gegnerin nicht anſtehen werde, den neu gewonnenen Vortheil mit aller Schonungsloſigkeit zu benutzen.

„Ich will mich den Damen empfehlen,“ ſagte Roger, der den Sieg ſeiner Mutter durch das gebrachte Opfer geſichert glaubte. „Ich muß hinaus ins Freie; ohnedieß ruft mich eine Pflicht der Dankbarkeit.“

Er verließ das Zimmer, und auch Frau von Maintenon erhob ſich, um zu gehen, da ſie ſah, jetzt ſei nichts mehr für ſie hoffen.

„O daß ihr mich ſchon verlaſſen wollt!“ rief die Marquiſe affektirt. „Unſere Unterhaltung war zu intereſſant, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſie noch eine Weile fortzuſetzen.“

Henriette war die treueſte und gehorſamſte Dienerin, welche Frau von Maintenon jemals beſeſſen hatte; ſie betete ſie an wie eine Heilige, jedes Wort, das aus dem Munde ihrer Gebieterin kam, galt ihr als unzweifelhaftes Orakel. Durch den einen gewaltſamen Auftritt war wie von Sturmeswehen der Nimbus geronnen, den ihre kindliche Befangenheit um das Haupt der Dame gewoben hatte; deren furienhafte Erſcheinung und die harten Worte, die aus dieſem nur Liebe predigenden Munde erſchallten, hatten ſie gründlich von dem Wahne geheilt, daß Frau von Maintenon eine Halbgöttin ſei. Sie hatte einen tiefen ſchrecklichen Eindruck von jener Scene gefaßt, welchen das nachherige Einlenken der zur Beſinnung gekommenen Dame nicht mehr zu verwiſchen vermochte. Sobald es nur die Gelegenheit erlaubte, übertrat ſie das von ihrer Herrin auferlegte Gebot des Schweigens, und theilte Gabrielen ihr beunruhigendes Erlebniß und die fürchterlichen Drohungen mit, welche Frau von Maintenon gegen ſie ſelbſt und das Hoffräulein ausgeſtoßen. Zu ihrem Erſtaunen nahm dieſe den Bericht nicht nur ruhig, ſondern ſogar lächelnd auf.

„Aber, mein Gott, fürchteſt du dich denn gar nicht vor der Frau?“ fragte Henriette verwundert. „Mir zittern noch jetzt alle Glieder, wenn ich mir dieſes bleiche, von Grimm verzerrte Geſicht, die glühenden ſchwarzen Augen, dieſe wuthbebende Stimme, mit welcher ſie ſo harte Worte ausſtieß, ins Gedächtniß zurückrufe."

„Der Kampf bricht los; es mußte ſo kommen, ich durfte nichts Anderes erwarten. Gott ſei Dank, daß ſie ihren Fall nicht eher gemerkt hat, als bis ich des Königs ſicher war," ſagte Gabriele mehr für ſich. Dann wandte ſie ſich an Henrietten: „Sei getroſt! Die fromme Katze ſoll dir die Krallen nicht wieder zeigen. Nur noch einige Tage harre bei ihr aus, du ſollſt bald für die ausgeſtandene Angſt entſchädigt werden."

Gabriele erſchrak nicht im Mindeſten, als Pierre Clerin ihr die Hiobspoſt von ihres Bruders und St. Juliens Verhaftung mit der Bitte der Marquiſe überbrachte, ihren Einfluß zur Befreiung der jungen Leute anzuwenden. Es hätte deſſen nicht bedurft. Gabriele erkannte in dieſer Maßregel gegen ein Glied und einen Freund ihrer Familie, einen Schlag von Seiten der Frau von Maintenon, und ſie beeilte ſich von ſelbſt, die erwartete Wirkung deſſelben ſogleich zu lähmen. Sie forderte eine Audienz vom Könige und bat ihn um den Befehl zur Freilaſſung der beiden Gefangenen.

„Und wenn der Bruder der reizenden Gabriele ſich gegen unſer geheiligtes Leben verſchworen hätte, ich würde ihm um ihretwillen verzeihen," erwiederte der König entzückt ſeiner Theuern, durch Gewährung ihrer Bitte einen Beweis ſeines zärtlichen Wohlwollens geben zu können. „Und mein guter kreuzbraver St. Julien in der Baſtille! Das muß ein Mißverſtändniß ſein.

fehlte eines Morgens, als Herr May ſich ankleiden wollte, der Diener Henry. Frau Heyſe fand ſein Bett noch unangerührt, und doch war er Abends vorher da geweſen. Ärgerlich über des Menſchen ungewohnte Lüderlichkeit, verfügte ſich der Senator auf das Comptoir. Er wurde ſtutzig, als er die ſonſt ſtets wohlverwahrte Thüre deſſelben offen fand, die er, ſeines Wiſſens, doch Abends vorher ſelbſt verſchloſſen hatte. Aber Entſetzen faßte ihn, als er an den Schreibtiſch trat und ſeine Augen auf die daneben ſtehende, an den Boden angeſchraubte eiſerne Geldkiſte fielen. Der Deckel ſtand auf und die Kiſte war leer. Ein gräßlicher Laut der Verzweiflung entrang ſich dem Munde des alten Mannes, dann dunkelte es vor ſeinen Augen. Als der Unglückliche wieder zu ſich kam, fand er ſich in den Armen ſeiner höchſt beſtürzten Kinder. Durch den Amerikaner war bereits das ganze Haus von dem Statt gefundenen Diebſtahl unterrichtet. Der Senator war in einem Zuſtande, der ihn zum beſonnenen Handeln unfähig machte; er mußte zu Bette gebracht und ärztliche Hülfe für ihn angerufen werden. Mary lag, von Schmerz zerriſſen, vor ſeinem Bette auf den Knieen. Die Sorge, den Dieb zu

Man wird ſogleich einen expreſſen Boten an den Kommandanten der Feſtung nach Paris ſchicken, damit er die jungen Herren ſofort entläßt. Nun ſchöne Gabriele, ſeid ihr mit mir zufrieden?"

Trotz der neuen Probe königlicher Huld, welche ihre Herrſchaft über den liebekranken Fürſten klar bewies, lebte Gabriele doch in einer Art ängſtlicher Spannung. Nicht daß ſie wirkliche Furcht gehegt hätte, aber es war die Ungewißheit, welche ſie peinigte, wohin ihre Nebenbuhlerin den nächſten Angriff richten werde. Denn ſo klug wußte ſie Frau von Maintenon, daß dieſe ſich nicht mit bloßer Vertheidigung ihrer Stellung begnügen werde. Die Erſcheinung ihres Bruders Roger war ihr deshalb in mehrfacher Beziehung erfreulich. Einmal ſah ſie in ihm, den Befreieten, ein Zeichen ihrer jungen Macht, welches wohl geeignet war, ihren Muth zu heben. Dann aber ſehnte ſie ſich danach, ein befreundetes und verwandtes Haupt zum Mitwiſſer ihres Geheimniſſes, von welchem ihre Mutter, dem Briefe nach zu ſchließen, irgend eine Kunde hatte, und zugleich zum Mitkämpfer ihrer Sache zu machen, welche ebenſo die ihrer Familie war.

Roger war in einer ſehr trüben Stimmung. Seine Liebe zu dem ſchönen unſchuldigen Mädchen, welche er als die einzige und ſpäte Blüte ſeiner Jugend (alle anderen waren ihm ja von vorn herein verkümmert und in ihrer Entwickelung geſtört worden) ſorgſam im Dunkeln der Verborgenheit gewahrt hatte, ſah er von rückſichtsloſen grauſamen Händen ans Tageslicht gezogen und dem kalten Hohne gefühlloſer Menſchen ausgeſetzt. Er wußte jetzt Heil und Sicherheit der beiden Menſchen, Pierre's und Henriettens, welche ihm neben ſeiner Schweſter die Theuerſten auf Erden waren, gefährdet, und fühlte ſich zu ſeinem tiefen Gram außer Stande, ihnen hinlänglichen Schutz zu gewähren. Ein Zuſammenſtoß der Pflichten, wie er ihn nie geahnt, hatte ihn ſogar zur Entſagung ſeines Glücks getrieben, das er ſich ſtets als das reizendſte ausgemalt hatte, auf den Beſitz Henriettens, fern vom Treiben eines verderbten Geſchlechtes. Als er die Treppe herabſtieg, um aufzuſitzen, begegnete ihm Pierre. Er theilte ihm in kurzen Worten mit, wie ihr wechſelſeitiges Verhältniß ſo eben zur Kenntniß ſeiner Mutter gelangt ſei.

„Halte dich wacker, lieber Junge,“ ſagte er zu dem tödtlich erblaßten Haushofmeiſter; „es wird einen argen Sturm geben, aber ich ſtehe dir zur Seite.“

„Nein, nein, Herr von Derval,“ ſtammelte der Andere; „ich will, durch ſofortige und freiwillige Entfernung den Sturm beſchwören. Schon zu viel habt ihr unſertwillen erduldet.“

„Du bleibſt, wenn du mich lieb haſt,“ erwiederte Roger, indem er dem Freunde die Hand drückte. „Soll ich auch dich noch verlieren?“

Mit dieſen Worten eilte er die Treppe hinab, um ſeine Bewegung zu verbergen; ſeufzend und naſſen Auges ſah ihm Pierre nach.

Aber andere Gedanken machten den jungen Mann unruhig und aufgeregt, ſo daß er den Weg nach Verſailles in kurzer Zeit zurücklegte. Sie betrafen die Stellung Gabrielens am Hofe und ihr Verhältniß zum Monarchen, von welchem er vorhin erſt durch ſeine Mutter nach den Angaben, welche ihr die Herzogin von Arpajon geliefert, unterrichtet hatte. Wenn Roger von Derval auch durch die Schickſale ſeiner Jugend über die Corruption ſeiner Standesgenoſſen erhaben war, ſo blieb er in intellektueller und moraliſcher Beziehung doch ein Kind ſeiner Zeit, und war viel zu ſehr Edelmann, als daß er nicht über die Gnade, welche der König einem Gliede ſeiner Familie erwies, hätte entzückt ſein ſollen; er war ferner viel zu ſehr Franzoſe, als daß er eine derartige Verbindung, welche in anderen Ländern mehr oder weniger zur Unehre gereicht, mit dem ſtrengen Auge des Moraliſten hätte anſehen ſollen; aber doch fühlte er einen geheimen Unwillen, über den er ſich ſelbſt nicht recht klar war, daß gerade Gabriele ſeine Schweſter, die ſich ſtets ſo entrüſtet über die herrſchende Verderbniß geäußert, ihr ſelbſt jetzt anheim gefallen war. Es ſchmerzte ihn, daß alle die ſchönen Anſichten über Tugend und Ehrbarkeit, wie ſie dieſelben in ihren Briefen von Alais ausgeſprochen, jetzt gleichſam als Jugendträumereien erſchienen, die ſich mit dem wirklichen Leben nicht vereinbaren ließen. Die Betrachtungen erhöhten ſeine ohnedies düſtre Stimmung; er ſah eine Blume nach der anderen aus dem Kranze ſeiner Jugend verwelkt fallen, einen frohblinkenden Stern nach dem anderen verbleichen.

Roger war außer in der Abſicht, ſeine Schweſter zu ſprechen, auch noch aus dem anderen Grunde nach Verſailles geritten, um dem Könige ſeinen Dank für die erwieſene Gnade der Befreiung abzuſtatten, welche er ſeiner Schweſter zu verdanken, ihm ein aus Pein, Schaam und Vergnügen gemiſchtes Gefühl bereitete. Bevor er jedoch dieſe Pflicht der Höflichkeit erfüllte, wollte er von ſeiner Schweſter vollkommenen Aufſchluß über das Verhältniß erhalten, um dem Könige mit Sicherheit entgegentreten zu können.

Die Erſcheinung des jungen Kavaliers war, wie ſchon bemerkt, Gabrielen ſehr willkommen. Ihre Neugier in Betreff neuer Angriffspläne der Frau von Maintenon wurde ſogleich befriedigt, da Roger ihr von dem Beſuche der Dame im Hotel de Derval und von ihren Propoſitionen zum Behuf eines Vergleiches erzählte. Nicht ohne tiefe Genugthuung vernahm ſie von dem Eindrucke, welchen das plötzliche Eintreten ihres Bruders und deſſen Befreiung ohne ihr Zuthun auf Frau von Maintenon hervorgerufen habe. Dagegen erſchrak ſie, als Roger ihr mittheilte, welchen Gebrauch jene von ihrer Kenntniß des Verhältniſſes zwiſchen ihm und Henrietten gemacht.

„Ach, es durchzuckte mich gleich damals ein ahnungsvoller Schrecken, daß die Sache eine ſchlimme Wendung nehmen möchte, als die gute unſchuldige Henriette, gerührt von dem ſcheinheiligen Weſen ihrer Gebieterin, ſich zu einem Vertrauen hinreißen ließ, welches jetzt ſo übel gelohnt wird. Ich verſchwieg dir die Unbeſonnenheit deiner Geliebten, um dich nicht unnöthig zu ängſtigen, und hegte die geheime Hoffnung, die Sache werde nicht ſchlimm ausfallen, aber ich ſehe nun leider, daß ich mich getäuſcht habe."

„So iſt die Unkluge ſelbſt unſere Verrätherin geweſen!" rief Roger in verzweifeltem Schmerz. „Gut, ſo hat ſie ſich auch ihr Unglück ſelbſt zuzuſchreiben. Wie dringend hab' ich ſie gebeten, das ſtrengſte Schweigen über unſer Verhältniß zu beobachten, bis wir den rechten Zeitpunkt gekommen glaubten! Nun mag ſie ihre Schwatzhaftigkeit in einem Kloſter büßen, in welches ſie Frau von Maintenon, erzürnt über das Fehlſchlagen ihrer zweiten Mine, einſperren laſſen wird."

„Wie meinſt du das, lieber Roger?" fragte Gabriele.

Er erzählte, daß die Favorite ſeine Liebe als ein Mittel angewandt, um die Mutter zur Nachgiebigkeit und Gabrielen zum Aufgeben ihrer Stellung bei Hofe zu zwingen, und daß er dieſen Kunſtgriff durch eine einfache Verzichterklärung bezüglich Henriettens vereitelt habe. Gabriele wurde von ſo viel Großmuth, die beſcheiden und ohne Prunk auftrat, innig gerührt. Sie ſtand auf, legte den Arm um ſeinen Nacken und drückte ſanft ſein Haupt an ihre Bruſt. Nach einer Weile ſagte ſie mit milden Thränen im Auge: „Faſſe Muth, mein lieber Bruder. Ich weiß das ungeheure Opfer, welches mir dein liebevolles Herz gebracht hat, zu ſchätzen, und ich danke dem Himmel, daß er mir die Möglichkeit gewährt hat, dir zu vergelten. Ich bin dir ein Räthſel geweſen, ſeit ich am Hofe weile, ich weiß es wohl, aber ich war zugleich mir ſelbſt ein ſolches. Jetzt iſt die Löſung eingetreten; ich bin mir ſelbſt vollkommen klar geworden, und auch du, geliebter Roger, ſollſt nicht länger in Zweifel über mich ſein. Sicher warſt du über die Faſſung erſtaunt, welche ich damals bei meiner Verhaftnahme und Entführung aus Alais bewies, und die in ſo grellem Widerſpruche mit dem von mir in jenem Hauſe genoſſenen und dir geſchilderten Glücke ſtand. Um dich über den Grund derſelben aufzuklären, muß ich dir ein Abenteuer mittheilen, welchem ich im Augenblicke des Erlebniſſes und kurz nach demſelben nicht die geringſte Wichtigkeit beilegte, welches ſich aber im weitern Verlaufe als von höchſter Bedeutung für mein ganzes Leben herausgeſtellt hat."

Nun erzählte ſie dem hochaufhorchenden Roger die Verheißung der Dorfprophetin und die folgenden Ereigniſſe, welche dazu dienten, ſie dem vorgeſteckten Ziele näher zu bringen.

„So ſiehſt du in mir, deiner Schweſter, die baldige Gemahlin des Königs", ſchloß ſie ihren Bericht. „Das Wort der Prophetin ſoll in Erfüllung gehen. Unter ſolchen Umſtänden bedarf es deines edelmüthigen Opfers nicht, mein lieber Roger. Du wirſt in Kurzem mit deiner Henriette vereinigt werden, denn die Marquiſe von Derval wird ſchwerlich der Bitte ihrer Tochter widerſtehen, die Königin iſt. In einigen Tagen wird der König ſeiner Schwiegertochter einen Ball geben; man wird auch meine Angehörigen beſonders dazu einladen, und hier wird Ludwig mich dem verſammelten Hofe als ſeine Verlobte vorſtellen.“

Roger glaubte eines der Feenmärchen zu vernehmen, wie ſie der Geſchmack jener Zeit ſchuf. „Du Königin, Gabriele!“ rief er, nachdem ſie geendet, und holte tief Athem. „Mein Gott, wer hätte je nur ſo verwegen träumen können! Mir iſt noch immer, als ſei das alles gar nicht möglich.“ Der Anblick der köſtlichen Geſchenke, Beweiſe von des Königs freigebiger Zärtlichkeit, welche ihm ſeine Schweſter vorlegte, und die er mit einem halb träumeriſchen Auge betrachtete, mußte ihn endlich vollſtändig von dem Glücke überzeugen, welches ſeinem Hauſe bevorſtand.

„Nun iſt freilich kein Zweifel, daß du des Königs ſicher biſt, denn ſolche Geſchenke macht man nur einer Königin. Außerdem wären wohl Beſorgniſſe von der verzweifelten Erbitterung der Frau von Maintenon und ihrem Einfluſſe auf den König gerechtfertigt geweſen.“

„Man kann ihr den Groll und den Widerſtand nicht verdenken. Schon vor zwei Jahren, bald nach dem Tode der Königin, hat der König die Abſicht gehabt, ſich mit ihr zu vermählen, wie er mir ſelbſt geſagt hat. Obſchon nun, was dir bekannt ſein wird, den Beherrſcher Frankreichs durchaus keine Beſtimmung bei der Wahl ſeiner Gattin bindet und beſchränkt, darf er doch die Stimme der öffentlichen Meinung nicht ganz unberückſichtigt laſſen. Und dieſe fürchtete Ludwig zu beleidigen, wenn er die Witwe des Luſtigmachers Scarron zur Gemahlin nähme.“

„Freilich iſt es eine andere Sache, wenn er die Tochter eines edlen Hauſes ſich vermählt“, fiel ihr Roger mit Stolz ins Wort. „Sind wir nicht Pairs? Stehen wir nicht urſprünglich dem Könige an Rang gleich?“

Die beiden Geſchwiſter ergingen ſich noch einige Zeit in Verfolgung hoher Pläne.

„Jetzt will ich zum Könige“, ſagte endlich Roger, ſich erhebend, „um ihm für meine Befreiung zu danken. Bei dir, Gabriele, bedarf es keiner Worte, wir kennen uns. Welch' eigenthümliches Gefühl ergreift mich aber, wenn ich in meinem Souverain den künftigen Gemahl meiner lieben Schweſter ſehe.“

„Geh nur“, erwiederte Gabriele lächelnd; „ich denke, der König wird dich freundlich genug aufnehmen; du ſollſt es mir wieder ſagen.“

Roger ging voll froher Hoffnungen, hoher Pläne und reizender Ausſichten auf Macht, Ehre und Einfluß. Wie verwandelt war der junge Mann, welcher kurz zuvor liebekrank, verſtimmt und verzweifelt geweſen!

13.

Minen und verdeckte Gänge.

Frau von Maintenon hatte aus einem Reſte von Liebe zu Gabrielen, mehr noch aus Beſorgniß, ihres eigenen Glaubens willen verdächtigt worden zu ſein, einen Verſuch zum Vergleiche mit den Gegnern gemacht, indem ſie noch nicht wagte, von dem Dokumente in ihrer Hand Gebrauch zu machen. Der Verſuch war mißlungen, und zwar auf eine Weiſe, daß die fromme Dame voll Verzweiflung und halb wahnſinnig von ihrem Beſuche im Hotel de Derval zurückkehrte, in welchem ſie noch zuletzt die ſchnödeſten Kränkungen von dem übermüthigen Hohne der Hausfrau faſt wehrlos hatte erdulden müſſen. Sie beſchloß, den erduldeten Schimpf um jeden Preis an der Marquiſe und ihrer undankbaren Tochter zu rächen, und ſollte ſie ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Denn ſie konnte ſich nicht verhehlen, daß die Klugheit der Frau von Derval ſchwerlich ſie abſichtlich und mit Ueberlegung zu kränken gewagt hätte, wenn ſie nicht von dem gänzlichen Falle der Gegnerin vollkommen überzeugt geweſen wäre. Vergebens bemühte ſich Frau von Maintenon aus dem Benehmen des Königs gegen ſie während der letzten Zeit einen Schluß auf ihr bevorſtehendes Schickſal zu ziehen; Ludwig war ſich in ſeinem Verhalten gleich geblieben; er beſuchte ſie faſt täglich und ließ ſich von ihr in der früheren confidentiellen Weiſe unterhalten. Freilich war das kein bedeutender Moment. Sie wußte recht gut, daß der König auch gegen die Marquiſe von Montespan, nachdem er längſt mit ihr zerfallen war, den äußeren Schein des Einverſtändniſſes bewahrt hatte. Beobachtete der König nicht gerade, um ſie ſelbſt ſicher zu machen und zu täuſchen, das frühere Benehmen?

Sogleich nach ihrer Rückkunft in Verſailles ließ ſie den Pater Gobelin rufen und theilte ihm den ſchlechten Erfolg ihrer diplomatiſchen Unternehmung mit. Der Beichtvater ſchüttelte während der Erzählung unwillig den Kopf.

„Madame,“ ſagte er, als ſie fertig war, in ſeiner derben Art; „ihr werdet mir verzeihen, wenn ich euch ſage, daß euch ganz recht geſchehen iſt. Da unternehmt ihr, ohne Jemandem ein Wort davon zu ſagen, einen Schritt, deſſen übelen Ausgang euch ein Kind hätte vorausſagen können; ſetzt euch Beleidigungen aus, ärgert euch zum Krankwerden; und wenn man fragt, wozu das Alles? wird ſchwerlich Jemand eine Antwort geben können.“

„O die will ich euch ertheilen, mein weiſer Herr Abbé,“ verſetzte die Dame gereizt und empfindlich. „Weil ich in meiner Umgebung wie verrathen und verkauft bin, weil ich am Ende bei meinen Widerſachern noch mehr Aufrichtigkeit zu finden hoffen durfte, als bei meinen Anhängern.“

„Ihr thut euern Freunden großes Unrecht, Madame,“ erwiederte der Pater ruhig. „Denn während ihr euern nutzloſen und ärgerlichen Gang unternehmet, habe ich in euerm Intereſſe ſehr erfolgreiche Schritte gethan. Es iſt mir gelungen, die ganze einflußreiche und mächtige Partei der Frommen in ihren Häuptern für euch zu gewinnen; Biſchof Boſſuet, ſo hoch angeſchrieben beim Könige wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, Pater la Chaiſe, der Beichtvater des Königs, deſſen Gewiſſen er beherrſcht, verfolgen, überblieb dem Neffen; und dieſer fand, daß der Diener zu allen Schlöſſern müſſe Schlüſſel gehabt haben, weil nirgend ein gewaltſamer Einbruch zu bemerken war. Auch ergab ſich, daß er nicht allein das Geld und die Banknoten, ſondern auch mehre Wechſel mitgenommen hatte; und dieſer Umſtand konnte bei ſchnellen Vorkehrungen zur Habhaftwerdung des Diebes führen. Es wurde ſofort die Anzeige des Diebſtahls bei der ſtädtiſchen Polizei gemacht, ein genaues Signalement des Diebes geliefert; der Amerikaner ſchickte nicht nur Staffetten an die Handlungshäuſer, auf welche die entwendeten Wechſel liefen, ſondern er reiſ'te ſelbſt ſchon nach einigen Stunden, mit den nöthigen Vollmachten verſehen, mit Extrapoſt nach Hamburg, weil der vorzüglichſte Wechſel auf ein dortiges Haus lautete und überhaupt zu vermuthen ſtand, daß der Dieb dorthin ſeinen Weg genommen habe.

Der Zuſtand im May'ſchen Hauſe war ziemlich troſtlos und verſchlimmerte ſich von Tag zu Tage. Denn die einzulöſenden Wechſel liefen allmählich ein und gingen, da ſie nicht gedeckt werden konnten, mit Proteſt zurück; die Krankheit des alten Herrn verſchlimmerte ſich, und wahrhaft rührend war es

Pfarrer Hebert in Verſailles, der mit ſeinem beredten Worte unzählige Seelen lenkt; ſie ſtehen mit ihrem unermeßlichen Anhange zu euerer Verfügung. Man verlangt von euch nichts weiter, als daß ihr euch als aufrichtige und gute Katholikin manifeſtirt, und zum Beweis dafür einen Vorſchlag beim Könige unterſtützt, welchen man vor denſelben bringen wird. Ich darf euch verſichern, daß man auf jener Seite nicht das geringſte Mißtrauen gegen euch hegt; im Gegentheile wird die Vorlegung des Briefes den Herren ſchon eine gute Vormeinung von euerer kirchlichen Geſinnung geben, da man durch denſelben auf die Spur einer weitverzweigten irreligiöſen Verbindung gelangt. Ihr dürft den trefflichen Vater la Chaiſe jeden Augenblick hier erwarten, da ich, unbekannt mit euerm Ausfluge nach Paris, ihn hierher beſtellt habe. Ich bin überzeugt, daß ihr euch mit dieſem ſanften milden Manne ſchnell verſtändigen werdet."

Frau von Maintenon war in ein tiefes Nachdenken verſunken und auch der Abbé überließ ſich ſeinen Betrachtungen. Hätte die gute Dame eine Ahnung von der Natur derſelben und von demjenigen gehabt, was ihren Beichtvater die letzten Tage über bewegt hatte; ſie würde weit weniger dem Zweifel erlegen ſein und ihre Stellung mit mehr Sicherheit, und wahrſcheinlich in Folge deſſen mit größerem Glücke, vertheidigt haben. So viel Mühe ſich auch der wackere Geiſtliche gab, ſeine geheimen Feldzugspläne zu verdecken (er konnte die Soldatennatur in ſich nie ganz unterdrücken) ſo ging doch ziemlich klar hervor, daß er vor wenigen Tagen feſt entſchloſſen war, mit klingendem Spiel, mit Sack und Pack ins feindliche Lager überzugehen und die Vertheidigung ſeiner Beichttochter dem zu überlaſſen, welcher Luſt dazu habe. Zum Reifen dieſes Entſchluſſes hatte weſentlich die Parteinahme ſeiner jeſuitiſchen Freunde, denen er aus Vorliebe für die ſoldatiſche Organiſation ihres Ordens unbedingt ergeben war, für Fräulein von Derval beigetragen. Sein guter Engel ließ den verhängnißvollen Brief aus Alais in die Hände der Frau von Maintenon gerathen, bevor der Plan ausgeführt war. Nachdem der Abbé den Stand der Dinge erwogen, zog er nicht nur vor zu bleiben, wo er war, ſondern er überredete auch durch eine Andeutung auf den Inhalt jenes Schreibens die geiſtlichen Krieger, ſich dem bereits aufgegebenen Poſten wieder zu nähern.

Der Eintritt des Paters la Chaiſe machte der eingetretenen Pauſe ein Ende. Mit der Gewandtheit eines vollendeten Höflings ſchritt er auf Frau von Maintenon zu und ſagte mit allem Wohllaute einer einſchmeichelnden Stimme: „Wie glücklich fühle ich mich, mit der gefeierten Freundin meines Monarchen in ſo unmittelbare Berührung zu kommen! Bei Gott und allen Heiligen! Ihr hättet mir keinen größeren Dienſt erweiſen können, Abbé, als mir den Zutritt zu Frau von Maintenon ermöglichen."

„Auch ich ſchulde dem Abbé großen Dank," erwiederte die Dame, „daß er mir das Vergnügen verſchafft hat, euch als Freund willkommen zu heißen, Herr Pater. Wie gern hätt' ich dieß ſchon früher gethan! Es wäre, offen geſprochen, mancher Mißgriff nicht geſchehen, mancher Verdruß erſpart worden."

Die beiden geiſtlichen Herren huſteteten zu gleicher Zeit etwas verlegen, da ſie nicht anders meinten, als Frau von Maintenon habe einen verſtohlenen Blick in ihr verſtecktes Spiel gethan und wolle ihnen das zu merken geben.

„Der Verluſt auf meiner Seite wiegt ohne Zweifel ſchwerer," erwiederte Pater la Chaiſe; „indem ich erſt jetzt die Freude habe, einer ſo liebenswürdigen Dame, welche ein Muſter jeder weiblichen Tugend für unſeren Hof iſt, und die ich im Stillen und in der Ferne längſt innig verehrt habe, näher treten zu dürfen. Doch noch iſt eigentlich nichts verloren, Madame, noch immer können unſere gegenſeitigen intimeren Beziehungen die erſprießlichſten Früchte bringen. Vertrauen wir nur einander recht vollkommen, nachdem wir uns erkannt haben."

„Das eben meine ich ja," fiel Frau von Maintenon lebhaft ein. „Die Guten ſollen ſich vereinen und feſt zuſammenhalten, denn ihrer ſind nur wenige, damit ſie nicht einzeln von der Uebermacht der Böſen, von der Argliſt und ſchleichenden Intrigue umſponnen und zu Boden geworfen werden. Ich frage euch, meine Herren, wer an unſerem Hofe iſt nicht bereits von dem Scorpionſtiche der Verläumdung verwundet worden? Hat man ſich nicht ſogar erfrecht, die vergifteten Geſchoſſe nach dem geſalbten Haupte des Königs zu ſchleudern?. Niemand iſt ſeiner Ehre, ſeines guten Namens ſicher, der doch ein unſchätzbares Kleinod für den Niedrigſten ſelbſt bildet. Und woher rührt dieſer entſetzliche Zuſtand? Weil die Guten und Frommen es bis jetzt verſäumt haben, Einer für den Anderen einzuſtehen, eine feſte Mauer zu bilden, die offenem Angriffe wie geheimer Ueberraſchung wirkſamen Widerſtand leiſtet. Denkt euch nun die Vortheile eines ſolchen Tugendbundes dagegen! Eine ſtete erfolgreiche Ueberwachung der anderen Seite wäre möglich; nichts könnte geſchehen, kein boshafter Anſchlag ausgeſonnen werden, der nicht in der Geburt ſelbſt erſtickt werden würde."

„Ganz vortrefflich, Madame," ſprach der Beichtvater des Königs erregt und entzückt von dieſem Entgegenkommen. „Ihr bezeichnet mit klaren Worten das hohe Ziel, welches ſich unſere Geſellſchaft in erweitertem Kreiſe für die ganze Welt geſteckt hat. Ich reiche euch meine Hand zu ſolchem Bunde. Treue unter uns und Vernichtung dem Feinde ſei deſſen Wahlſpruch."

„Euere Geſellſchaft hat ſich in der That eine herrliche, ſeiner bedeutenden geiſtigen Kräfte würdige Aufgabe geſtellt," ſagte Frau von Maintenon. „Die Dummen und Boshaften überall unterdrücken, und dem Geiſte und der Tugend zur Herrſchaft verhelfen, welch' großartigeres Ziel kann es geben! Wohl denn, verfolgen wir daſſelbe vor allem in dem Lande, welches wir bewohnen, in den Kreiſen, in welchen wir uns bewegen und — dulden. Ich bin überzeugt, Herr Pater, daß euere Stellung als Beichtiger des Königs euch ſo manchen Einblick in Verhältniſſe geſtattet hat, welche für andere Menſchen ein ewiges undurchdringliches Geheimniß bleiben, und doch weiß ich, daß ihr eben ſo überraſcht ſein werdet wie ich es war, wenn ich euch den Beweis von dem Daſein eines Complotes liefere, welches gegen die Religion und gegen den König gerichtet iſt, und deſſen Zweck in wenigen Tagen erreicht werden dürfte, wenn nicht eben unſere Verbindung hindernd einſchreitet. Hier, leſet doch dieſen Brief.“

Der Pater griff mit Neugier nach dem verhängnißvollen Schreiben Manons. Während des Leſens entfärbte ſich ſeine Wange, und als er den Brief zurückgab, ſagte er mit bewegter Stimme: „Großer Gott und all' ihr Heiligen im Himmel! in welcher entſetzlichen Gefahr ſchwebt die Braut Chriſti und des Königs zeitliches und ewiges Heil! Ach, wie leicht wird nicht der ſchwache ſündhafte Menſch bethört, beſonders der ſich ſtark und ſicher vor Verſuchung wähnt, wenn Satan ihm ſeine reizenden Lockungen vorhält!“ Der Pater hielt einen Augenblick inne, legte wie in innerer Zerknirſchung die Hand auf die Bruſt und ſenkte das Auge zu Boden. Dann fuhr er mit leiſer Stimme fort, indem er den fanatiſch glühenden Blick auf Frau von Maintenon und den Abbé Gobelin richtete, welcher die ganze Zeit über mit gefalteten Händen dem Geſpräche zugehört hatte: „Aber Satan wird geſtürzt, und die Frommen triumphiren und ſingen ein lautes Hallelujah. Ja, Madame, wir werden ſiegen durch dieſes unbedeutende Stücklein Papier, welches euer aufrichtiger Eifer für das Wohl der Kirche mir ſoeben mitgetheilt hat; wir werden triumphiren, da wir uns als treu und unentbehrlich erkannt und vereint; wer könnte ſolchem Bunde widerſtehen!“

„Ah, das iſt ein ſeliger Augenblick in meinem Leben,“ erwiederte Frau von Maintenon. „Wie oft hab' ich in heißer Qual gerungen und in brünſtigem Gebete zum Himmel gefleht, daß er mir nur die eine Gnade gewähren möge, mir die Verkennung guter Menſchen nicht zu Theil werden zu laſſen! Preis und Dank ſei ihm auf meinen Knien dargebracht! Meine Bitte iſt erhört: ich habe aufrichtige Freunde gefunden, die dieſes demüthige gläubige Herz erkannt haben.“

Die Dame ließ ſich in frommer Extaſe auf ein Knie nieder und hielt die Hände gefaltet empor. Abbé Gobelin ließ das Auge mit einem ſchalkhaften Ausdrucke auf ihr ruhen, Pater la Chaiſe blickte einen Augenblick überraſcht; doch er ging ſchnell auf das Spiel ein.

„Ich als Prieſter der heiligen und ewigen Kirche ertheile euch meinen Segen, fromme Tochter,“ ſagte er mit vieler Salbung und ſtreckte die Hände über ihr Haupt aus. „Offenbar iſt es des Allmächtigen Wille, daß das Werk, welches wir bereiten, gedeihe, da er uns ſo ſichtbar ſeinen Beiſtand zur Vollbringung deſſelben verleiht. — Ihr werdet natürlich,“ fuhr er, in den gewöhnlichen Ton der Unterhaltung zurückfallend, fort, nachdem ſich Frau von Maintenon wieder erhoben hatte, „an geeigneter Stelle Gebrauch für euer perſönliches Intereſſe von dem Briefe machen. Allein derſelbe muß uns auch zur Förderung allgemeiner Zwecke vom höchſten Nutzen ſein. Schon ſeit lange iſt allen frommen und einſichtsvollen Leuten jenes Edikt von Nantes, welches die Ketzerei in Frankreich ſchützt und ſanktionirt, und damit natürlich Unordnung und Wirren, ein Dorn im Auge. Ihr habt es ja an euch erfahren, Madame; ſo lange es Proteſtanten in Frankreich gibt, werden ſie ſtets Unruhe, Ränke und argliſtige Streiche ausſinnen. Man muß dieſen widerſpenſtigen Geiſt vollends niederdrücken, wie dieß zum Theil bereits mit Erfolg geſchehen iſt, und um den Bethörten jede trügeriſche Hoffnung von vornherein abzuſchneiden, jenes Edikt, das Werk eines verblendeten Fürſten, der in ſeinem Leben nie zur Erkenntniß der Wahrheit durchdrang, abſchaffen.“

Ein leiſes Weh durchbebte bei dieſen Worten des Jeſuiten die Enkelin von Heinrichs des Vierten Waffenbruder. War es ein letztes Auflehnen ihrer inneren, noch nicht ganz erſtickten Natur gegen das entſetzliche Beginnen, welches ihr angemuthet wurde? Den ſchönſten Edelſtein aus Frankreichs Krone brechen, das Kleinod religiöſer Duldung! Sie, die Tochter, ſollte das Werk vernichten helfen, für deſſen Schöpfung ihre Väter auf den Schlachtfeldern gekämpft, geblutet und geſtorben!

„Wird der König die Macht haben, das Edikt aufzuheben?“ fragte ſie mit erſtickter Stimme. „So viel ich weiß, iſt das Geſetz ewig und unwiderruflich.“

„Bah!“ erwiederte Pater la Chaiſe. „Was ein König befohlen hat, kann ein König widerrufen. Ferner iſt nichts Weltliches für die Ewigkeit gemacht, nur die heilige Kirche mit ihren Satzungen iſt ewig. Wenn man unſerem Herrn die Sache unter dem richtigen Geſichtspunkte darſtellt, und wir rechnen dabei vorzugsweiſe auf euere freundliche Unterſtützung, kann ſie nicht fehlſchlagen."

„Meine ſchwachen Kräfte ſtehen zu euerer Verfügung," erwiederte Frau von Maintenon reſignirt.

„Der Herr iſt ſtark in den Schwachen," perorirte der Abbé Gobelin.

„Recht ſo, Abbé," ſagte der Pater, jenem freundlich zunickend; „redet der Dame Muth ein. Ich ſelbſt muß mich empfehlen, da mich meine geiſtlichen Pflichten zum Könige rufen. Verlaßt euch darauf, Madame, es wird da manches gewichtige Wort, wie ich weiß, auf guten Boden fallen, dem Saatkorn gleich; es wird eine volle reiche Ernte geben, und ihr als eine zweite fromme Ruth werdet einen hohen herrlichen Gewinn ziehen."

„Haſt du meine Aufträge vollzogen, Marcel?" fragte der König, der leichten munteren Schrittes in ſeinem Gemache umherwandelte, in augenſcheinlich guter Laune, den an der Thür ſtehenden Pagen.

„Alles aufs Beſte, Sire," erwiederte Marcel.

„Nun wie ſprach ſich die liebenswürdige Gabriele über die Geſchenke aus, die ich ihr für den Ball geſendet habe? Rede doch, du ſiehſt, wie geſpannt ich bin."

„Ach, Sire, ihr ſtellt ein Verlangen an mich, welches zu erfüllen außer aller Möglichkeit iſt! Wie könnte ich die ſüßen Worte des Dankes wieder geben, die ihrem holden Munde entſtrömten! In Wahrheit iſt mir auch das Einzelne entgangen, denn ich gerieth in eine Verwirrung, da ſie mir die ſchönen Reden ins Geſicht ſagte, daß es mir vor den Ohren ſauſte."

„Ja, ſie iſt ein Engel," flüſterte Ludwig mit einem brünſtigen Blicke und rieb ſich vor innerer Luſt die Hände. „Wie gefiel ihr die Buſennadel mit meinem Porträt."

„Ah — ganz recht — die Nadel, die ich noch hier in meiner Taſche habe," ſtotterte der Page, deſſen entzücktes Geſicht plötzlich ſehr verlegen geworden war.

„Leichtfuß!" ſagte der König mit einem Anfluge von Unwillen. „Mußt du gerade das Beſte vergeſſen? daß du deinen Fehler ſogleich verbeſſerſt!"

„Welche Strafe für meine Nachläſſigkeit, Sire! Ich werde noch einmal die Wonne erleben, Worte des Dankes aus dieſem reizenden Munde zu vernehmen."

„Sag', mein Knabe, du beobachteſt doch die nöthige Vorſicht, wenn ich dich zu Fräulein von Derval ſende?"

„Ich thue es, obgleich es meiner Treu nicht nöthig iſt, denn alle Welt weiß das Geheimniß."

„Was weiß alle Welt."

„Daß unſer allergnädigſter Herr Fräulein von Derval liebt. Einige wollten ſogar noch mehr wiſſen, daß wir nächſtens eine junge ſchöne, liebenswürdige Königin bekommen werden."

„Alſo weiß es auch die Maintenon," murmelte der König und blieb gedankenvoll ſtehen. „Was mag ſie wohl denken? Ich gäbe etwas darum, wenn ich einen Blick in ihr Herz thun könnte. Sie liebt mich, ich weiß es, mit der keuſchen Flamme eines reinen unbefleckten Herzens, und es mag ihr arg zuſetzen, daß ich ſie verlaſſen habe. Fahre hin, du blaſſes Frauenbild mit den großen dunkeln Augen, die mich immer ſo vorwurfsvoll anſahen, wann ich geſündigt! Verſchwinde vor den lieblichen reizenden Zügen meiner Gabriele! Engelbild, verſcheuche alle trüben Schatten!" — Er ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und wandte ſich mit aufgeklärten Zügen wieder zum Edelknaben.

„Nun, da alle Welt, wie du ſagſt, von der Sache weiß, was ſpricht man denn darüber?"

„Mein Gott, wie lange müßte ich erzählen, wenn ich Ew. Majeſtät all' das Gerede wiederholen wollte, das ich mit anhören gemußt habe. Indeſſen machen ſich beſonders zwei Anſichten geltend. Die Mehrzahl freut ſich, daß das Herz Ew. Majeſtät ſich von der frommen Kokette —"

„Willſt du wohl!" unterbrach ihn der König und drohte mit dem Finger.

„Aber, Sire," ſagte Marcel unerſchrocken; „ihr wünſchtet zu wiſſen, was die Leute reden, und da muß ich doch gehorchen."

„Weiter!"

„Alſo der größere Theil der Hofleute iſt froh, daß eine junge fröhliche Dame die Frau von Maintenon aus dem Herzen des Königs verdrängt hat, und nur ein kleiner Theil iſt unzufrieden damit. Welche daß der Schmerz, ſich in einem ſeiner [illegible] ſo ſchrecklich getäuſcht zu ſehen, weit ärger war, als der über den Verluſt ſeines Vermögens.

Bald kam auch ein Brief des Neffen an, worin derſelbe meldete: es ſey faſt unbegreiflich, mit welcher Umſicht und Sachkenntniß der Dieb verfahren ſey, was er nun und nimmermehr den Verſtandesfähigkeiten des Dieners Henry zutrauen könne. Hier ſey noch eine andere Hand, und zwar eine ſehr geſchickte und vorſichtige, mit im Spiele. Zwar wage er nicht ſeinen Argwohn auszuſprechen; doch werde er ſich's zur heiligſten Pflicht machen, gewiſſe Leute, die der Herr Onkel mit allzugroßem Vertrauen beehrt habe, künftig ſcharf in's Auge zu faſſen.“

Die Wechſel waren nämlich in einer faſt unglaublich ſchnellen Zeit in Hamburg ſchon verkauft worden, und zwar, wie ſich ermitteln ließ, von einem Juden, der aber nicht aufzufinden war. Eben ſo waren an den andern Plätzen die übrigen Papiere abgeſetzt, wovon Henry May bereits Nachricht hatte, und dies bewies klar, daß der Dieb einige wohlunterrichtete Helfershelfer habe, und weil dieſe, allen Anzeichen nach, unter den Juden ſteckten, ſo war dem Diebe ſehr ſchwer auf die Spur zu komfreundliche und wohlwollende Stimmung in dieſem Kreiſe herrſcht, geht aus einer Aeußerung des Abbé Gobelin hervor, des Mannes, der die königliche Uniform mit der himmliſchen Kutte vertauſcht hat. Als ich ihm neulich auf einer Botſchaft begegnete, raunte er mir mit grinſender Miene zu: Springe nur, mein Jüngelchen. Nimm dich aber in Acht, daß du den Hals dabei nicht brichſt. Welche Albernheit! ich ſolle mich hüten, den Hals nicht zu brechen, wenn ich Aufträge meines allergnädigſten Herrn beſorge."

Das vertrauliche Geſpräch zwiſchen dem König und ſeinem Diener nahm durch den Eintritt Louvois' ſein Ende. Denn ſo ſehr Ludwig dem Adel ſeine Majeſtät fühlen ließ, ſo war er in ſeiner Häuslichkeit nichts weniger als ſtolz; hier ruhte er von ſeiner Götterrolle aus. Er ſtand mit ſeinen Dienern auf einem anſtändig vertrauten Fuße, liebte es, ſie als perſönliche Freunde betrachten zu können und gab ihrem Einfluſſe in Vielem nach.

„Sire," ſagte der Miniſter, der mehrere Briefſchaften in der Hand hielt; „es ſind Depeſchen von Wichtigkeit angekommen; darunter iſt eine aus unſeren nordamerikaniſchen Colonien. Das Schiff, welches ſie überbracht hat, iſt vor zwei Tagen im Hafen von la Rochelle eingelaufen."

„Ah!" ſagte der König überraſcht. „Ich freue mich, etwas aus der neuen Welt zu hören. Wie befindet ſich unſer Neufrankreich?"

„Leider haben wir keine neue Kunde von unſeren Koloniſten am mexikaniſchen Meerbuſen, aber die canadiſche Kolonie iſt im blühendſten Zuſtande, wie dies bei den ausgezeichneten Vorkehrungen in der Adminiſtration, welche Ew. Majeſtät getroffen hat, nicht anders ſein kann. Das gute Einverſtändniß der Koloniſten mit den Eingeborenen befeſtigt ſich immer mehr und hat die vortheilhafteſten Rückwirkungen auf unſeren Pelzhandel, der einen immer großartigeren Aufſchwung nimmt. Das Schiff hat für den Hof eine Ladung der köſtlichſten Rauchwaaren mitgebracht, Geſchenke von Ew. Majeſtät treuen Dienern und Unterthanen.“

„Himmel! wie wird ſich unſere Damenwelt freuen! Man laſſe doch den Kapitän dieſes Schiffes mit ſeinen Offizierer von la Rochelle nach Verſailles kommen und bringe ihn in unſere königliche Gegenwart. Wir wünſchen über manche Einzelheiten, über Eigenthümlichkeiten dieſes merkwürdigen Landes und ſeiner Bewohner, an welchen wir großes Intereſſe nehmen, mancherlei Aufſchlüſſe zu erhalten.“

„Sofort ſoll ein Kourier nach la Rochelle geſendet werden, um den Befehl Ew. Majeſtät auszuführen.“

Der Beichtvater des Königs trat mit einem anderen Herrn in prieſterlicher Kleidung und würdevollen Anſehens in das Gemach. Es war dies der durch ſeine theologiſchen Schriften und ſeine Beredtſamkeit berühmte Biſchof Boſſuet. Er erfreute ſich ſeit langem einer ungemeinen Achtung beim Könige, der ihm die Erziehung des Dauphins anvertraut hatte. Beide Prieſter begrüßten ihren Monarchen mit der tiefſten Ehrfurcht, der ſie huldvoll empfing.

Nachdem die üblichen Komplimente ausgetauſcht oder beſſer geſagt, die erforderlichen Ceremonien des Königskultus vollzogen waren, fuhr Louvois in ſeiner Berichterſtattung fort: „So groß der Flor iſt, in welchem ſich unſere Kolonie befindet, ſo beklagt man lebhaft den Mangel an Menſchen, um dem fruchtbaren Boden einen noch höheren Ertrag abzugewinnen. Viele dringend nothwendige Arbeit kann nicht verrichtet werden, eine Menge Verbeſſerungen und Anordnungen zum Beſten der Kolonien muß unterbleiben, weil es an den erforderlichen Händen fehlt. Die dortige Verwaltung ſtellt deshalb das unterthänige Geſuch, ihr friſche Arbeitskräfte zuzuſenden.“

„Mein Gott!“ rief der König; „ſie ſollen deren in Menge haben. Hat Frankreich nicht überflüſſige Menſchen genug? Sind nicht alle Gefängniſſe mit Dieben gefüllt, die ſich am Eigenthum ihres Nächſten vergriffen haben, weil ſie nicht arbeiten konnten oder wollten? Man ſchicke ſie nach Amerika; wer arbeiten will, wird ſich wohl befinden; wer nicht will, verhungert. Auch gut. Haben wir nicht ferner die widerſpenſtigen nichtsnutzigen Hugenotten? Man ſchaffe ſie fort! Dort im Urwalde mögen ſie ihren verruchten Götzendienſt mit den Wilden treiben; ſie geben dann den guten Chriſten wenigſtens kein Aergerniß. Fehlt es dann noch immer an Händen, ſo leere man die Tollhäuſer. Was braucht es Verſtand da drüben? Geſunde Arme und Beine hat man nöthig, und dieſe beſitzen die Verrückten oft beſſer wie vernünftige Leute. Von jetzt an müſſen wir es uns alſo angelegen ſein laſſen, unſere Kolonien zu bevölkern.“

Mit tiefer Ehrfurcht hatten die Anweſenden dieſe Entwickelung des königlichen Kolonialſyſtems angehört, über welches wohl ein Jeder im Stillen ſeine eigenthümlichen Betrachtungen anſtellte.

Der König ging einige Augenblicke ſinnend im Zimmer umher. Dann fragte er: „Habt ihr noch etwas Amerikaniſches mitzutheilen, Marquis?“

„Ew. Majeſtät zu Befehl. Die Eingabe ſtellt das unterthänigſte Geſuch um Zuſendung einer Zahl tüchtiger Geiſtlichen, welche die frommen und unermüdlichen Väter Jeſu in der Miſſion bei den einheimiſchen Stämmen unterſtützten, indem ſie darauf hinweiſt, wie ein Paar ihrem erhabenen Berufe gewachſene und erfahrene Miſſionäre ein Bataillon Soldaten und manches Fort überflüſſig machen. Jenen Leuten werden auf dieſem Wege die Segnungen des Chriſtenthums zu Theil, und wir beherrſchen ſie ohne Störung von ihrer Seite.“

„Das Geſuch verräth zu viel praktiſchchriſtlichen Sinn,“ ſagte der König, „als daß wir es nicht mit Freuden gewähren ſollten. Gott allein weiß, wie ſehr uns das Seelenheil unſerer Unterthanen am Herzen liegt. Auch dieſen armen Heiden ſoll das Licht der Gnade aufgehen in der Nacht, in welcher ſie bisher gewandelt ſind. Sie ſollen dermaleinſt den Tag glücklich preiſen, welcher ſie unter Frankreichs Herrſchaft brachte und ihnen das Thor der Seligkeit öffnete. Wir müſſen uns an die Herren Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Abte und Prioren wenden, damit ſie uns geeignete Geiſtliche vorſchlagen, welche in Hinblick auf den Lohn im Jenſeit und in der Gewißheit unſerer königlichen Gnade, ſich dem hohen Berufe der Heidenbekehrung widmen und mit den frommen Jeſuiten vereint wirken wollen."

„Ich darf wohl die Erwartung ausſprechen, Sire," nahm Vater la Chaiſe das Wort; „daß eine ſolche Aufforderung an die Prälaten einen außerordentlichen Erfolg haben wird. Hier gilt es ja, die zwei höchſten Pflichten eines Prieſters vereint zu erfüllen, die Pflicht gegen den Allmächtigen, der zum Menſchen geworden, das Gebot erließ: Gehet hin und lehret alle Heiden und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und ferner die Pflicht gegen den Geſalbten des Herrn, der dieſes Gebot erneuet. Welcher franzöſiſche Geiſtliche ſollte nicht freudig dem Willen des Königs gehorchen, der ja der Wille Gottes iſt?"

Der bedauernswerthe Fürſt, welcher ſein Lebenlang verdammt war, immer nur niederträchtige Schmeichelreden und nie ein Wort der Wahrheit zu vernehmen, lächelte ſelbſtgefällig über die Aeußerung ſeines Beichtvaters und ſagte dann, ſich an Boſſuet wendend: „Nun, was meint ihr, Herr Biſchof? Ihr ſtehet ſo ſtumm und gedankenvoll hier. Werden wir wirklich ein Bataillon aus Neufrankreich zurückziehen und durch ein Dutzend Apoſtel mit Kreuz und Scapulier erſetzen können?"

„Sire,“ nahm der Biſchof das Wort. „Gott und alle Heiligen mögen euch für eueren frommen Eifer zur Verbreitung des Evangeliums ſegnen und ſchützen für und für! Aber es ſcheint mir eine außerordentliche Maßregel — ich bitte wegen meiner Kühnheit um gnädige Verzeihung — daß man die tüchtigſten Arbeiter im Weinberge des Herrn nach dem fernen Amerika entſenden will, während ihrer in unſerem ſchönen Frankreich genug des ſegenvollen Tagewerks harrt. Hunderttauſende unſerer Brüder wandeln in einer Nacht des Wahns und Irrthums, die bei Gott eben ſo traurig iſt als diejenige, welche über den Wäldern und Prärien Amerikas liegt.“

„Mein Gott! wir haben doch keine rothhäutigen Wilden in Frankreich,“ erwiederte der König.

„Wahrlich dieſe armen Indier haben ein beneidenswerthes Loos vor vielen unſerer Brüder! Harmlos und unverderbt leben ſie im Stande der Unſchuld und Natur und harren des Augenblicks, der ihnen die Verheißung des ewigen Lebens bringen wird; unſere Miſſionsbedürftigen hier verſinken von Tag zu Tag mehr in Finſterniß, welche ſie in ihrer heilloſen Verblendung und Verſtocktheit für Licht halten. O Sire, richtet den Blick chriſtlicher Barmherzigkeit auf die elenden ungläubigen Bewohner dieſes Landes: thuet hier das Werk der Liebe! Es ſind doch Franzoſen, die einen Vorrang der Zärtlichkeit in euerm königlichen Herzen beanſpruchen dürfen vor jenen Bewohnern des fernen Weſtens.“

„Ach ich verſtehe,“ ſagte der König mit einer Falte auf der Stirn. „Ihr redet von den Sektirern, den Hugenotten. Mein Gott, was ſoll ich denn thun? Ich habe mit der Wärme eines guten Chriſten die zahlreich eingehenden Berichte von maſſenhaften Uebertritten zum reinen Glauben vernommen. Was iſt aber mit denjenigen anzufangen, die durchaus bei ihren Irrthümern verharren wollen? Glaubet mir meine Herren, ich haſſe dieſe Elenden im tiefſten Grunde meiner Seele, denn ſie ſind Feinde Gottes, und ginge es meiner perſönlichen Neigung nach, ich würde ſie mit der äußerſten Härte verfolgen, um unſer Königreich von dieſer Peſt zu reinigen. Aber es geht nicht. Wir fühlen unſere Hände darin gebunden.“

„Und was könnte das ſein, was unſerem Könige die Hände in einer Angelegenheit bände, bei welcher ihm ſein eigenes großes Herz als beſter Wegweiſer dient?“ fragte Pater la Chaiſe mit großer Emphaſe.

„Ihr verſteht das nicht, Pater,“ erwiederte Ludwig mit milder Zurechtweiſung. „Der Heiland ſagt: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Es gibt Verhältniſſe im Leben, wo das Herz der Könige vor der Stimme der Politik ſchweigen muß. So iſt es der Fall hier. Mein königlicher Großvater, der die Irrthümer ſeines früheren Lebens nach Beſteigung des Thrones durch eine aufrichtige Bekehrung gut machte, gewährte ſeinen früheren Glaubensgenoſſen Gleichberechtigung als einen Akt königlicher Gnade; mein hochſeliger Vater, wie ich ſelbſt, haben das Edikt von Nantes ratificirt; ich kann als König nicht meinen eigenen Akt umſtoßen.

Wir müſſen uns darein ergeben. Außerdem verbieten noch andere Rückſichten eine derartige Maßregel. Was meint ihr, Louvois?“

Der Miniſter hatte nicht den moraliſchen Muth, in dieſer Frage den Standpunkt einzunehmen, welchen ihm ſeine geiſtige Bildung und ſeine Stellung als ein treuer Rathgeber ſeines Herrn anwieſen. Er erwiederte: „Sire, ihr habt ſoeben den Pater la Chaiſe von einem ihm fremden Gebiete verwieſen, ich würde dieſelbe Gefahr laufen, wenn ich ein Urtheil über dieſen religiöſen Fall wagen wollte. Es ſcheint hier in der That ein Konflikt zwiſchen den Pflichten gegen Gott und gegen Ew. Majeſtät Krone vorzuliegen. Erſtere möchte ich doch für die höhere und wichtigere halten.“

„Ew. Majeſtät iſt, ich hoffe es, doch nicht geneigt, jene Ratifikation des Ediktes gleichſam als ein Verſprechen an jene Sektirer zu betrachten?“ fragte der Beichtvater. „Verſprechungen an Ketzer, ſie mögen unter Umſtänden gegeben ſein, wie ſie wollen, ſind nach den Satzungen der Kirche ſtets null und nichtig.“

„Nicht das,“ erwiederte der König. „Heben wir das Edikt auf, ſo entſteht die gerechte Beſorgniß, daß die proteſtantiſchen Mächte Krieg mit uns anfangen, um für ihre Glaubensgenoſſen den zugeſagten Schutz zu erzwingen.“

„Und braucht Frankreich einen Krieg zu fürchten? Steht nicht deſſen König als der Allmächtige da, der den anderen Fürſten und Völkern Geſetze diktirt?“ rief Louvois aus, dem Alles daran lag, einen ſolchen Krieg entbrennen zu ſehen. Konnte er doch nur auf dieſem Wege die Allmacht, deren er ſich erfreute, und den Schein der Unentbehrlichkeit behaupten, wenn er ſeinem Gebieter neue Sorgen und neue Bahnen zur Befriedigung ſeiner Eitelkeit und Herrſchſucht eröffnete.

„Wären jemals Frankreichs Schaaren zu einem heiligeren Kampfe ausgezogen, mit Ausnahme jener frommen Heereszüge zur Wiedergewinnung des gelobten Landes, als wenn Ew. Majeſtät ſie gegen die Feinde unſerer Kirche ausſendet, die es wagen den ruchloſen Kampf zu beginnen?“ fragte Boſſuet.

„Ein ſolcher Krieg,“ ſagte Louvois, „iſt unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſchier undenkbar. Wo ſind die proteſtantiſchen Mächte, die Ew. Majeſtät den Fehdehandſchuh hinwerfen ſollten? Großbritanniens neue Majeſtät, der glorreiche Jakob II., iſt ein Herr von der vortrefflichſten Geſinnung für die katholiſche Kirche, der er ja ſelbſt angehört. Er wird ſicher die Aufhebung des Edikts mit dem lebhafteſten Beifall begrüßen, da ſie ſeiner Neigung, den katholiſchen Glauben in ſeinen Königreichen zu reſtituiren, ganz entſpräche. Und würden es die kleinen proteſtantiſchen Seemächte wagen, wenn ſie nicht ſchon von dem Applaus des katholiſchen Europa verſchüchtert wären, ſich mit unſeren ſiegreichen Flotten zu meſſen, vor deren Donner Genua, Algier, Tunis und Tripolis erſt jüngſt erzittert und ſich gebeugt haben?“

„Und hofft überhaupt Ew. Majeſtät einen Kampf mit den Ketzern und Heiden vermeiden zu können?“

fragte Vater la Chaiſe. „Ach, das wäre eine ſchmerzliche Täuſchung! Es lebt ein wilder, verwegener Geiſt des Widerſpruchs in dieſen Leuten; das iſt eben der Geiſt der Hölle, der ſie immer und immer von neuem zu Ungehorſam und Aufruhr treibt. Die zahlreichen Uebertritte vieler von ihrer verdammlichen Sekte zum alleinſeligmachenden Glauben, welche ſie die Unverſchämtheit haben, nicht der überzeugenden Kraft der Wahrheit zuzuſchreiben, ſondern der Anwendung von Gewalt und Beſtechung, hat die Ketzer in eine Raſerei verſetzt, welche euern rechtgläubigen Unterthanen Gefahr droht. Ich ſelbſt kenne den Süden unſeres Reichs genau; die Zuſtände ſind von der Art, daß ein Ausbruch der ſataniſchen Elemente durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Der Angſtruf der guten Chriſten iſt durch meinen Mund an euer königliches Ohr gedrungen, Sire; wollet ihr die beſten euerer Unterthanen unter den Händen fanatiſcher Ketzer enden laſſen?“

„Aber mein Gott!“ rief der König erregt. „Wie iſt denn das? Erſt ſagt man mir, es gäbe in Frankreich keine tauſend Ketzer mehr. Alle hätten ſich aus Dankbarkeit für unſere Sorge um ihr Seelenheil beeifert, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, und jetzt traut man ihnen Empörung und Mord ihrer Mitbürger zu? Ich bekenne, daß ich das nicht recht zuſammen reimen kann.“

„Wer kann überhaupt die tiefen Abgründe einer den finſtern Mächten verfallenen Seele ergründen?“ entgegnete Boſſuet verlegen. „Wahrlich, wir haben men. In Hamburg hatte ſich wenigſtens keine gefunden.

„Zugleich,“ ſchrieb er ferner, „muß ich noch eine and're, ebenfalls nicht erfreuliche Nachricht mittheilen, die mir hier durch einen Nordamerikaner, einen Freund meines Vaters, zugekommen iſt. Derſelbe war nämlich von meinem Vater beauftragt, mich in Ihrem Hauſe, lieber Onkel, aufzuſuchen, und freute ſich, als er mich in Hamburg traf, ſich einen Weg erſparen zu können. Er zeigte mir ein Dokument meines Vaters vor, worin dieſer feſt und unabänderlich erklärt, mich gänzlich enterben zu wollen, ſobald ich auf meinem Vorſatze beharre, meinen Namen ferner mit dem Ypſilon zu ſchreiben, und ſein ungeheures Vermögen einem Bruderſohn, dem Doktor Wilhelm Mai, welcher ſich jetzt in ſeinem Hauſe befinde, zu vermachen. Im Falle ich aber mich zu zu dem J bekehre, iſt der Freund meines Vaters beauftragt, mir eine ſehr große Summe anzuweiſen, mit welcher wir uns ſogleich wieder helfen können. Ich würde dann unſer Unglück meinem Vater melden, ihn um ſeine Einwilligung zu meiner Verbindung mit Mary bitten, deren Hand Sie, theurer Onkel, mir gewiß nicht verſagen würden, da ich ſchauderhafte Beiſpiele von den Wirkungen der Schwärmerei in der Geſchichte, und es würde einen neuen Lorbeer um euere Stirn geben, Sire, wenn ihr den Ausbruch des Fanatismus nicht allein verhindert, ſondern dem Wahne ſelbſt die Quelle ſtopftet durch die Erklärung: daß die Majeſtät von Frankreich fernerhin keinen Ketzer im Reiche duldet.“

„Ganz meine Meinung“, bemerkte der König. „In der That, es freut mich, daß unſere Anſichten ſo ganz übereinſtimmen, Herr Biſchof; ihr wiſſet, ich habe von euerer Intelligenz wie von euerm Herzen eine hohe Meinung. Alſo, Vater, ihr habt wirklich Kunde, daß ein widerſpenſtiger Geiſt in dem Volke lebt? Hm! die Leute ſind durch den Krieg etwas hart angeſtrengt worden; aber mein Gott, wozu ſind ſie denn da? Louvois, man ſoll ein ſcharfes Auge auf das gemeine Volk haben. Wir haſſen dieſen Geiſt der Widerſetzlichkeit. Die Könige hat Gott gemacht, um zu herrſchen, die Völker, um zu gehorchen.“

„Ein Gott, ein König, ein Glaube“, deklamirte Boſſuet.

„Sire“, mahnte der Beichtvater, „überlaſſet euch nicht einer Sicherheit, die leicht gefährlich, ja verderblich werden könnte. Wie nun! wenn die Partei des Satans, wohl wiſſend, daß ſie im offenen Kampfe vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes weichen muß, voll Verſtellung und Schlangenliſt ihre Freundin und Schützerin, die dunkle Nacht, erwartet, um im tiefſten Geheimniß ihren Feind aufzuſuchen und ihn meuchlings zu verderben? Wenn einigen verruchten Perſonen der hölliſche Plan gelungen wäre, ſich in die Nähe ihres Königs zu drängen, ſein Vertrauen, ſeine Liebe zu gewinnen, mit dem einzigen Gedanken, ihn abzuziehen von der Bahn des Rechten, die er bis jetzt mit Ruhm gewandelt, ihn vielleicht ſelbſt um ſein Heil zu betrügen. Wie dann, Sire?"

Der König war erblaßt. „Redet offen, Vater", ſtammelte er. „Was ſollen dieſe ſchrecklichen geheimnißvollen Anſpielungen? Beſteht ein Complot gegen unſer königliches Haupt?"

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach", murmelte der Jeſuit düſter.

Der König ſchritt in ſchrecklicher Aufregung einige Mal im Zimmer umher und rang die Hände, während Louvois und die beiden Prieſter, dieſe mit gefalteten Händen, ein peinliches Schweigen beobachteten.

„Man hat ſich nicht nur gegen Ew. Majeſtät verſchworen, ſondern auch gegen die Kirche", ſagte Pater la Chaiſe endlich. „Man wird euch bald die Beweiſe vorlegen."

Der König war tief erſchüttert und bedeckte ſein bleiches Geſicht mit den Händen. Als ſein Antlitz wieder frei wurde, hatte der Kummer ſeinen Stempel darauf zurückgelaſſen.

„Laſſet mich allein mit meinem Beichtvater, meine Herren", wandte er ſich mit ſchwacher Stimme an den vois und Boſſuet: „ich will mit ihm beten, daß mir die Heiligen Kraft verleihen, dieſe ſchwere Prüfung zu tragen.“

14.

Der Hofball.

Der hohe Tag war genaht, welcher Paulette's Prophezeihung erfüllen ſollte. Gabriele hatte ſoeben mit Hülfe ihrer Zofe jenes königliche Gewand, Jobs Geſchenk, in Stand geſetzt, um mit demſelben bekleidet dem Hofe als künftige Königin vorgeſtellt zu werden. Alles ſollte in Erfüllung gehen, was die weiſe Dorffrau einſt verkündet. Jetzt eben war ſie in dem angenehmen Geſchäfte begriffen, unter den reichen und koſtbaren Geſchenken, welche ihr der König gemacht hatte, den Schmuck für dieſen Abend auszuwählen. Das Leuchten und Funkeln dieſer Edelſteine und Perlen, der verführeriſche Schimmer des Geldes übte ſeinen dämoniſchen Einfluß auf ſie aus; ſtolze und kühne Gedanken ſtiegen gigantiſch in ihrem Geiſte auf; und die Dämonen der Tiefe, welche aus den Perlen und dem Geſteine hervorblitzten, ſchienen ſie berücken zu wollen. Sie öffnete einen Schmuckkaſten; ein Diadem von reichem Werthe funkelte ihr entgegen.

„Das war es, was ich brauchte“, flüſterte ſie für ſich. „Ein Diadem für die Königin. Alles Andere iſt eitler Tand. Noch dieſen Ring, mit dem ſich Ludwig mir zu eigen gab, und dieſe Nadel mit ſeinem Bild. So iſt's genug. Ich denke, damit für den Abend hinlänglich geſchmückt zu ſein. Heute, in wenigen Stunden ſoll ich's erreichen, das hohe glänzende Ziel, das mir von einem räthſelhaften Schickſale geſteckt ward, und dem es mich in ſo raſchem Laufe zuführte, über Untiefen und Klippen hinweg, ſo daß ich ſelbſt kaum begreifen kann, wie ich es ſchon erreichen konnte. Darf ich mir das Gelingen zuſchreiben? Wie ein Kind kam ich hierher, welches raſche Gewalt vom unſchuldigen, harmloſen Spiele auf blumiger Wieſe hinwegriß und auf eine glatte Eisfläche verſetzte, wo jeder unvorſichtige, unberechnete Schritt zum Falle bringt. Wer lehrte mir Vorſicht? Wer Berechnung? Hat mich eine höhere Hand durch dieſes Labyrinth geleitet, ohne daß ich es wahrnahm? Haben die klugen, alles berechnenden Leute meine Einfalt für den höchſten Grad von Liſt angeſehen und nicht gewagt, ſich mit der vermeintlichen Meiſterin zu meſſen? Wer kann dies verworrene Gewebe löſen? Wie dem auch ſei; die Bahn iſt zurückgelegt und ich ſtehe am Ziele."

In dieſem Gedankenſpiele unterbrach ſie ihre Zofe, welche meldete, daß zwei Herren ſie zu ſprechen wünſchten: Herr von St. Julien mit einem guten Freunde.

Als ſich die Thür öffnete, zeigte ſich im Eingange des Zimmers, zu Gabrielens unausſprechlicher Ueberraſchung die Geſtalt des wackeren Herrn Thimothée Valery aus Alais, den ſein junger Freund St. Julien bei einigem Widerſtreben von der anderen Seite hereinſchob. Der Fabrikant verneigte ſich mehrere Male tief vor der jungen Dame in der glänzenden Toilette, in welcher er ſchwerlich ſeine ehemalige demüthige und beſcheidene Pflegetochter erkannt hätte. Gabriele war einige Augenblicke in großer Verwirrung, denn bei Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne und über all' den Ränken und die geheimen Spiele, zu welchen ſie gedrängt worden war, hatte ſie die ehrlichen Valery's vergeſſen mit allen guten Vorſätzen, welche ſie beim Beginne ihrer Hoflaufbahn zum Beſten dieſer Familie wie deren Glaubensgenoſſen gefaßt hatte. Die Erſcheinung ihres Pflegevaters trat ſie jetzt an wie eine Mahnung aus der beſſern Welt. Indeſſen überwand das Gefühl des Vergnügens, dieſes theure Haupt geſund und friſch zu ſehen, jede Verlegenheit ſchnell, und ſie eilte mit einem Ausrufe der Freude auf den geliebten und verehrten Mann zu.

„Mademoiſelle“ — ſtammelte dieſer, der in devoter Haltung da ſtand und nicht wagte, den Kopf zu heben. „Da bring' ich euch unſeren guten Papa Valery,“ ſagte St. Julien lächelnd. „Und ſehet nur, wie ſteif und verdutzt er da ſteht! Da hab' ich nun den ganzen Morgen geſungen und gepredigt, um ihm Muth zu machen zu einer Zuſammenkunft mit ſeiner Tochter. Meine Mühe war vergeblich; ſeine gewaltſam aufgeraffte Zuverſicht war wie weggeblaſen, ſobald wir vor eurer Thüre ſtanden. — Aber, lieber Vater, ſo ſieh ihr doch nur ins Geſicht. Es iſt ja deine Marget.“

„Mein guter Vater, willſt du mir keinen Blick aus deinem treuen Auge ſchenken?“ fragte Gabriele mit ſchmelzender Stimme, denn die Ueberzeugung, wie innig dieſer einfache Mann hier ſie liebe, die auf einmal ſich ihr wieder aufdrang, hatte ſie tief gerührt und weich geſtimmt. Ihr Leben in dem ſchönen Familienkreiſe zu Alais ſtand auf einmal mit dem ganzen Zauber holder Erinnerung vor ihrer Seele.

„Ja es iſt ihre Stimme; es iſt Marget,“ murmelte Valery und richtete einen Blick voll unendlicher Zärtlichkeit auf Gabrielen, deren Hand er an ſeine Bruſt gepreßt hielt. Plötzlich ließ er ſie wieder los, drängte ſie ſanft von ſich und ſagte in ſchmerzlichem Tone: „Aber es giebt ja keine Marget Duclos; es war ein ſchöner Traum und eine bittere Täuſchung für uns. Ach, das war ein ſchweres Herzeleid! — Täuſchung! — “

„Liebet ihr nur den Namen an mir, die verdeckende Hülle, oder war euch mein eigenthümliches Selbſt, meine Seele und mein Leib theuer?“ fragte Gabriele. „Ich ſelbſt bin mir gleich geblieben; noch bin ich euch mit derſelben Zärtlichkeit zugethan. Es war eine Täuſchung von meiner Seite, aber eine unabſichtliche, mir ſelbſt aufgenöthigte, welche auch mir manche bittre Stunde geſchaffen hat.“

„Als Fräulein von Derval auf ihrer Flucht aus dem elterlichen Hauſe eben im Begriff war, dir ihr volles Vertrauen zu ſchenken,“ berichtete St. Julien, „da haſt du ihr, lieber Vater, durch einige Aeußerungen und ſcharf ausgeſprochene Vorausſetzungen, ſelbſt die

Rolle aufgezwungen, welche ſie dann ſpielte. Später ſchloß ihr die Furcht, aus euerm ſchützenden theueren Hauſe gehen zu müſſen und euere Abneigung vor vornehmen Katholiken den Mund. Wenn ich nicht irre, hab' ich dir alle dieſe Gründe, welche Fräulein Gabrielen vollkommen rechtfertigen, ſchon mitgetheilt. Deshalb wundere ich mich, mein lieber Vater, wie du ſo lange widerſtreben kannſt."

Es war keineswegs Hartherzigkeit, welche Herrn Valern in ſeinem Verhalten Gabrielen gegenüber ſo ſtarr und ſteif erſcheinen ließ. Längſt ehe noch St. Julien durch Darlegung des Verhältniſſes ihren vermeinten Trug gerechtfertigt, hatte ihr ſein weiches Herz vergeben, oder vielmehr er hatte dem Mädchen nie ernſtlich zu zürnen vermocht. Nur die Erbitterung, einen Lieblingswunſch ſeines Lebens, die Vereinigung Jobs mit Marget vereitelt zu ſehen, hatte ihn öfter zu harten Aeußerungen veranlaßt, welche er ſpäter bei ruhigem Blute ſelbſt bereute. Jetzt war es in der That weiter nichts, was eine Kluft zwiſchen ihm und Gabrielen offen erhielt, als Verlegenheit und das unbehagliche Gefühl, eine Perſon, welcher man ſich bis jetzt gleich erachtet, weit über ſich ſtehen zu ſehen. Dazu kam nun die inſtinktive Abneigung Valern's, wie ſeiner Glaubens- und Standesgenoſſen vor allem, was den höheren Ständen, dem Adel angehörte. Dieſe Abneigung des Bürgers vor der verderbten Kaſte war ja nur zu wohl begründet, und ſo entſtand denn im Innern des wackeren Seidenfabrikanten ein ſonderbarer

Widerſtreit der Empfindungen; die Abneigung vor dem Hoffräulein Gabriele von Derval ſtritt mit der Liebe zu ſeiner ehemaligen Pflegetochter Margot Duclos; doch ſchon neigte ſich der Sieg auf die edlere Seite.

„Zürnſt du noch, lieber Vater?“ fragte Gabriele wieder mit herzgewinnendem Tone. Die Augen des einfachen Mannes wurden feucht; er zog die wiedergewonnene Tochter haſtig an ſeine Bruſt; reden konnte er nicht.

„Alles wieder im alten Geleiſe,“ ſagte Theodore, der mit inniger Theilnahme dieſen Kampf der Empfindungen an ſeinem väterlichen Freunde beobachtet hatte. „Und nun meine Lieben, laßt uns ein ernſtes Wort zuſammen reden, denn Wichtiges und Schweres ſteht uns bevor.“ Die drei Leute nahmen Platz.

„Halt!“ rief Valery; „bevor wir das Ernſte vernehmen, laßt uns das Leichtere beenden.“ Damit verließ er eilig das Zimmer und kehrte ſogleich mit einem Packete in der Hand zurück. St. Julien lächelte und Gabriele blickte geſpannt. Aus der Verhüllung entwickelte ſich ein koſtbarer ſeidener Stoff. „Mein Hochzeitsgeſchenk,“ ſagte der Fabrikant mit etwas unſicherer Stimme und lächelte Gabrielen mit thränenfeuchten Augen an; „mein zweites; möge es dir viel Freude machen!“

„Ach, mein lieber Vater,“ ſtammelte Gabriele, aufs höchſte überraſcht; „wie gütig biſt du! Ich werde das Geſchenk hoch im Ehren halten wie euer erſtes. Sieh, dort liegt es; ich werde das Kleid heut Abend tragen, der der wichtigſte meines Lebens ſein wird.

Paulettens Prophezeihung ſoll auch in dieſem Punkte in Erfüllung gehen.“

„Ach, die Prophezeihung!“ ſagte Valery mit einem ſcheuen Blick auf Gabrielen. — „Die Fügungen des Himmels ſind in der That wunderbar.“

„Und nun — ſchon lange ſchwebt mir die Frage auf der Lippe — wie befinden ſich die Lieben Guten in Alais? Denkt die holde Manon, und ihre wackeren Brüder und Schweſtern meiner mit Freundlichkeit? Und die gute Mutter Ulrique — Gott ſegne ſie tauſendmal! — Und wie geht es Madame St. Julien, der lieben freundlichen Frau — ach, wie übermannt mich die Erinnerung an all' die Liebe, die ich bei euch guten einfachen Menſchen erfuhr!“

Eine gewiſſe Scheu hielt Gabrielen ab, geradezu nach dem Befinden ihres ehemaligen Bräutigams zu fragen. Sie erwartete, daß Valery von ſelbſt auf ihn zu ſprechen kommen würde. Allein ſie ward hierin getäuſcht; ein eben ſo richtiges und natürliches Gefühl lehrte dem einfachen Mann, dieſen delikaten Punkt zu vermeiden. Er berichtete nun im Allgemeinen über die im Ganzen unbedeutenden Vorfälle ſeines Hauſes und erwähnte mit kummervollem Geſichte, daß dort mancherlei Veränderung vorgegangen ſei. Gabriele, deren volle Theilnahme für die Familie aufs neue erweckt war, beſchloß ſich über die näheren Umſtände bei St. Julien zu erkundigen.

„Sicher wäre ich damals, als das Schickſal mich auf eine ſo grauſame Weiſe aus euerm Kreiſe riß, dem

Schmerz der Trennung und der Verzweiflung erlegen, wenn der Himmel ſelbſt mir nicht in jenem wunderſamen Spruche, der nun ſeiner Erfüllung nahe iſt, einen heilenden Balſam zugeſandt hätte.“

„Ein Glück, daß dem ſo iſt,“ ſagte St. Julien ernſt; „der Himmel beginnt ſich auf eine drohende Weiſe zu verfinſtern; und wer wäre beſſer befähigt, die ſchwarzen Wolken zu zerſtreuen als ihr, Fräulein, der Liebling des Königs?“

„Was iſt geſchehen?“ fragte Gabriele erſchreckt.

„Viele Greuel ſind an unſeren Brüdern begangen worden,“ ſagte Valery mit bebender Stimme; und das Schlimmſte ſteht uns noch bevor, wie mir mein guter Theodore mitgetheilt. Die Bekenner des reinen Evangeliums ſollen den bitteren Leidenskelch bis auf die Neige leeren. Nicht nur in meinem und meiner Familie Namen komm' ich zu dir, meine Tochter, denn für mich hätte ich ſchwerlich Muth und Kraft gehabt, mitten in dieſer blendenden Pracht und Herrlichkeit, welche dich umgiebt, meine geliebte Margot aufzuſuchen und zu finden; ich komme im Namen der Millionen tugendhafter Menſchen, deren Glaube, ſo viel ich weiß, ja auch der Deinige iſt. Sie alle ſind dem Verderben geweiht, wenn du dich ihrer nicht erbarmſt. Wie ich vernahm, haſt du wie eine zweite Eſther das Herz deines Königs gerührt durch die Schönheit deines Leibes und die Reinheit deines Sinnes, ſo daß du große Gewalt über ihn gewonnen haſt. Ach wende ſie an zum Beſten deiner Landsleute und Glaubensgenoſſen; wie einſt dem Volke das Herz des lieben Mädchens ſchon lange beſitze, und ſo würden durch ſeine Mithülfe unſre Aktien ſchnell wieder ſteigen — denn mein Vater iſt ein ſehr edler Mann — und zwiſchen ein Paar Brüdern ein fremdes Verhältniß endlich aufhören. Doch ich will nicht für mich handeln; ich will nichts ohne Ihren väterlichen Rath thun, mein Oheim. Sie ſollen entſcheiden. Soll ich das große Vermögen meines Vaters verſcherzen eines Buchſtaben wegen, oder mich ſeinem unabänderlichen Willen fügen? Antworten Sie mir bald, aber überlegen Sie wohl Alles, das zeitliche und ewige Glück Ihrer vortrefflichen Tochter, das Ihrige, das meinige."

Als Mary ihrem Vater den Brief vorgeleſen hatte, brach ſie in helle Thränen aus und faltete die Hände bittend gegen den im Bette liegenden Vater. Auf der Stirne deſſelben ſtanden eben ſo große Schweißtropfen, als Mary Thränentropfen vergoß, und ſein Auge irrte unſtät an der Decke umher. Der arme Mann hatte einen fürchterlichen Kampf zu kämpfen. Hier galt es, dem Ypſilon für ſeine Nachkommen zu entſagen oder einem großen Vermögen, ſein einziges Kind einem I-Mann zu überliefern oder der Armuth. Die Wahl war zu

Israel droht auch uns ein harter unmenſchlicher Spruch den Untergang."

„Mein Gott, was iſt das? ſprecht, St. Julien," ſagte Gabriele mit wachſender Beklommenheit.

„Wie!" antwortete dieſer hocherſtaunt. „Solltet ihr nichts von den Plänen und Ränken bemerkt haben, welche man am Hofe betreibt? Die Pfaffen und Jeſuiten ſind die Urheber dieſer Agitation, welche als eine Ausgeburt der ſchwarzen Nacht im Anfange das Tageslicht ſcheute. Jetzt, da ſie ſtark und kräftig geworden iſt, tritt ſie frech und ungeſcheut auf. Was man beabſichtigt? Man will den zweiten Akt der blutigen Tragödie aufführen, die in der Bartholomäusnacht vor hundert Jahren begann. Alle hundert Jahre ein friſcher Aufzug. Was wird wohl in hundert Jahren für eine Aktion aufgeführt werden?"

„Was ſaget ihr?" ſtammelte Gabriele todtenbleich. „Soll der ſchreckliche Fanatismus zum zweiten Male die Fackel des Verderbens in unſerem ſchönen Frankreich ſchwingen? wiederum ſollen ſich Franzoſen mit brudermörderiſcher Waffe anfallen zum Entſetzen der anderen Nationen? Und nichts, gar nichts vernahm ich von dem ſcheuslichen Complot, um es durch eine einzige Bitte beim Könige in ſeiner nächtlichen Geburt zu erſticken? Aber, mein Gott, wie iſt es möglich! Leben wir nicht in einem Zeitalter der Geſittung, deſſen erſtes Geſetz Duldung heißen muß? Haben denn alle unſere großen Geiſter umſonſt ſich bemüht, geſtritten, dem Reich der Finſterniß einen Fuß breit Boden nach dem anderen abgerungen, daß es einigen verwegenen und intriganten Köpfen ſo leicht gelingen ſollte, eine große Nation im Gange ihrer Bildung um ein Jahrhundert zurückzuſchleudern? Iſt die Rede vom Fortſchritte der Welt ein eitles Märchen?“

„O nein, das iſt es nicht,“ nahm St. Julien mit furchtbarem Hohne das Wort. „Wenn ihr mir erlaubt, will ich euch nachweiſen, in wiefern derſelbe ſtattgefunden hat. Vor hundert Jahren war man in unſerem Lande noch nicht ſo weit in der Kultur wie jetzt; Politur und Firniß fehlten, die man jetzt trägt, die Menſchen waren offener, natürlicher in Haß und Liebe. Der Hof und die katholiſche Partei haßt die Proteſtanten; man beſchloß ſich ihrer durch eine verwegene, aber furchtbar große That zu entledigen. Man war ſo ehrlich, ſie vor aller Welt als Ketzer abzuſchlachten; es war bei aller Argliſt und Heimtücke doch immer ein ehrlicher Mord. Sehet, jetzt iſt man viel weiter. Es will nicht gehen, daß man im erleuchteten Zeitalter Ludwigs XIV. die Religionnaires todt ſchlägt. Man läßt die verſtockten Menſchen durch die Soldateska ſo lange quälen und martern, bis ſie ihren Uebertritt erklären; dann ſagt man in Frankreich gibt es keine Proteſtanten mehr; wozu brauchen wir einen Schutzbrief für ſie? Wir wollen ihn aufheben. Wer ſich nun noch beigehen läßt, den Proteſtanten zu ſpielen, dem wird der Prozeß gemacht, nicht etwa weil er Proteſtant iſt — bewahre! Wie könnte man im erleuchteten Zeitalter Ludwigs XIV. Jemanden ſeiner religiöſen Ueberzeugung wegen hinrichten? — nein, weil er ſich gegen den Willen ſeines Herrn und Königs auflehnt, weil er ein Rebell iſt, ſtirbt er als Hochverräther den Tod durch Henkershand. Iſt das nicht ein bemerkenswerther Fortſchritt unſeres Jahrhunderts? Wähnet nicht, daß man in Wahrheit milder, menſchlicher geworden ſei; man hat nur gelernt, ſeine Tigerwuth in gewiſſe anſtändige Formen zu kleiden.“

„So iſt es, Gott ſei's geklagt!“ nahm Valery das Wort. „Auf meiner Reiſe hierher habe ich wieder drei Hinrichtungen mit anſehen müſſen — mich ſchauderts, wenn ich dran denke — die rechtſchaffenſten wackerſten Leute, wie mir im Vertrauen geſagt wurde — ihr einziges Verbrechen war, daß ſie Gott mehr gehorchten, als ihrem Könige, auf deſſen Wort und Zuſage ſie vertrauten. Von den Quälereien, welche die Statthalter in den Provinzen ausüben, habt ihr keinen Begriff, es iſt auf den völligen Untergang der Hugenotten abgeſehen. Man ruinirt ſie durch Prozeſſe, ſchleppt ſie von einem Kerker zum anderen, ſo daß diejenigen zu beneiden ſind, welche ihren Leiden erliegen; entſchlüpft einem dieſer Opfer eine Klage, ein Vorwurf, ſo ſtellt man ihn ſogleich vor das Blutgericht, und er büßt ſeine Widerſpenſtigkeit mit dem Tode. Es iſt unmöglich, daß der König von dieſen Greueln Kenntniß habe; er müßte ein Tiger ſein, wenn er Gefallen daran fände. Ich weiß, daß er uns haßt, aber ſo blutgierig kann er uns nicht würgen laſſen.“

„Du kennſt den König und den Hof nicht, lieber

Vater,“ ſagte Theodore traurig. „Der Monarch iſt in den Händen der Jeſuiten, welche ſeine natürliche Abneigung vor Allem, was wie Oppoſition gegen das Beſtehende ausſieht, geſchickt zum religiöſen Fanatismus ſteigern. Meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß unſere Freundin hier die Macht, welche die Zuneigung des Königs ihr gibt, anwendet, um jenen unheilvollen Einfluß zu lähmen. Gelingt das nicht, ſo ſind wir verloren.“

Bleich und niedergeſchlagen hatte Gabriele dieſe Reden angehört, welche ihr Herz wie ſchwere Anklagen trafen. Ihr eiteles ſelbſtſüchtiges Streben hatte alle guten Vorſätze, das hohe Ziel, welches ſie ſich einſt geſteckt, in den Hintergrund ihrer Seele gedrängt; ſie hatte nichts gethan, was ihrer Stellung in der Nähe des Monarchen würdig war, ſie hatte nur den Vorſatz, etwas zu thun, aber die glühende Begeiſterung war zum kühlen Willen geworden, und dieſes Gefühl ihrer Schwachheit machte ſie ſehr traurig. Theodore's letzte Worte richteten ſie wieder in etwas auf. Eine leichte Röthe ſtieg in ihre Wangen, als ſie lebhaft ſagte: „Wohl, meine Freunde; ihr möget auf mich zählen; ich bin die Euere. Ich werde verſuchen, den König von ſeinen ſchlechten Rathgeber frei und euch geneigt zu machen. Mißlingt das Unternehmen, ſo geh' ich mit euch zugleich unter.“

„Das war geſprochen wie eine Heldin,“ ſagte St. Julien und reichte ihr die Hand. „Muthig in dieſe Spinnennetze hineingegriffen! Wenn jeder ſeine Schultigkeit thut, iſt noch nichts verloren. Siehſt du, lieber Vater, Fräulein von Derval hat ihr Herz noch auf der rechten Stelle behalten; obſchon es Manchem, der an dieſen Hof kam, abhanden gekommen iſt. Nun will ich meinem guten Papa noch die Herrlichkeiten von Verſailles zeigen, damit er, nach Hauſe zurückgekehrt, etwas zu erzählen weiß.“

Die beiden Männer erhoben ſich.

„Gott ſegne dich, mein Kind!“ ſagte Herr Valery zum Abſchied. „Du haſt mir ſüßen Troſt eingeſchenkt in meinem bitteren Leide. Wie werden ſie in Alais jubeln und ſich freuen, wenn ich ihnen von der Herrlichkeit ihrer Margot erzähle! Gott ſei mit dir, meine Tochter, für und für, und erhalte dir auf deiner ſtolzen Höhe ein demüthiges Herz!“

„Du willſt Abſchied nehmen, lieber Vater?“ fragte Gabriele betrübt. „Noch nicht; wir müſſen uns noch einmal wenigſtens ſehen, bevor du die Heimkehr antrittſt. Noch beſſeren Troſt muß ich dir mitgeben können. Ich mache euch verantwortlich, mein Freund, daß unſer Vater noch einmal wenigſtens kömmt.“

„Gern will ich meine Abreiſe noch um einen Tag verſchieben,“ erwiederte Valery gerührt; „wenn ich dir damit eine Freude machen kann. Alſo auf Wiederſehen, meine liebe Tochter.“

Um dieſelbe Zeit fand in den königlichen Gemächern ein nicht weniger merkwürdiger und bei weitem folgenreicherer Auftritt ſtatt. Der König ſaß zuſammengeknickt in der Nähe des Kamins und nahm eine Stellung ein, als ſei er kraftlos und überwältigt von irgend einem Eindrucke auf den Stuhl hingeſunken. Sein Kopf war nach der Schulter geneigt; ſein Geſicht war bleich und zeigte abgeſpannte Züge, in welchen keine Spur mehr von der jovialen Stimmung der letzten Wochen zu ſehen war. Einen oder zwei Schritte von ihm ſtand Frau von Maintenon, in prachtvolle dunkele Gewänder gehüllt; ein Schleier war auf ihrem Haupte befeſtigt und fiel in ſchöner Haltung zu beiden Seiten herab, das edle blaſſe Antlitz ſcharf hervorhebend. Ein leiſer Zug des Triumphes lag auf demſelben; ſtand ſie doch auch als Siegerin über den mächtigen Beherrſcher Frankreichs da, ſeine Meiſterin durch ihren Geiſt; die Waffe, mit welcher ſie den Widerſpenſtigen, Treuloſen aufs neue in ihr Joch geſpannt hatte, lag am Fuße des Seſſels, auf welchem der König ſaß; es war das Brieflein der ~~guten Manon~~ Valery, welches dem entſetzten Manne nach der Durchleſung aus der kraftloſen Hand gefallen war.

„Ich habe euch Schmerz bereitet Sire,“ ſagte die Dame nach einer langen Pauſe mit allem Zauber eines weichen wohllautenden Organes und richtete ihr dunkeles Auge mit dem Ausdrucke des Mitleidens auf den König. „Wie weh thut es mir, euch leiden zu ſehen!“

„Ihr ſeid noch hier, Françoiſe?“ fragte Ludwig, das Haupt hebend und einen zaghaften Blick auf die Dame werfend. „Ihr ſeid noch hier und überlaſſet den Sünder nicht ſeiner Höllenpein? — Ach! mein Gott und Erlöſer! wie brennt es in meinem Buſen, den Satan zu ſeinem Wohnſitz auserleſen! Françoiſe, ſehet mich nicht mit euern dunklen Augen ſo erbärmend an; ich kann ſie nicht ertragen, dieſe Milde. — Scheltet mich, ſchildert mir mit beredtem Munde den Lohn, der meiner Sünden harret, zeiget mir, wie elend und verworfen ich bin: das wird mir wohl thuen. Aber daß ihr mich gleichſam noch um Entſchuldigung bittett für die Rettung welche ich von euch erfuhr, das bringt mich zur Verzweiflung. Ach, Françoiſe, ihr habt mir keinen Schmerz bereitet! Erkenntniß meiner ſelbſt habt ihr mir gegeben, und was könnet ihr dazu, daß die Scham mich zu Boden wirft?“

„Sire, ihr thuet Unrecht, euch dieſer Selbſtpeinigung zu unterwerfen und mit grauſam wüthender Hand euern eigenen Buſen zu zerfleiſchen. Wäre mir im Eifer für euer Wohl ein unbedachtes Wortt des Vorwurfs oder der Anklage entſchlüpft, wahrlich, ich verdiente, daß ich dieſe zügelloſe Zunge verlöre. Nein, Sire, ihr habt nichts gethan, deſſen ihr euch zu ſchämen, für das ihr zu büßen hättet; ihr habt nur das Schickſal edler Herzen getheilt, welche in dem ſüßen beglückenden Wahne, ihre Nebenmenſchen würden von demſelben hohen Herzſchlage durchzuckt, ſich jedem vertrauensvoll hingeben und deshalb leichter Täuſchungen von niedrigen verrätheriſchen Seelen erfahren, als der gemeine kluge Hauſe, der den Nächſten nach ſeinem Unwerthe zu beurtheilen pflegt und ſeltner irre geht. Eine ſolche Täuſchung habt auch ihr von zwei Elenden erfahren; das kann kein Vorwurf für euch ſein, Sire, es iſt im Gegentheil ein Beweis, daß ihr ein edles vertrauenvolles Herz in euerer Bruſt traget, das keines Truges gewärtig war.“

„Ihr ſeid ein tröſtender Engel im Leide,“ ſagte etwas gefaßter der König, auf welchen dieſer Zuſpruch Wirkung zu haben ſchien. Und ihr habt meine Untreue ſchweigend und geduldig ertragen, wunderbares Weſen?“

„Warum ſollte ich nicht? Schweigen und dulden gebührt dem Weibe. Und kannte ich nicht den hohen Sinn, das edle Herz meines Königs? Das ließ ſich wohl eine Zeit lang von ſchnödem Truge berücken, ſeine leiſe mahnende Stimme ließ ſich übertäuben von dem Sturme der Leidenſchaft; aber es mußte der Tag, die Stunde nahen, das war mir klar, wo der Sturm ſich legte und der Friede Gottes in die aufgeregte Bruſt wieder einzog.“

„Er iſt eingezogen mit dem milden Hauche euerer Worte; vor dieſem ſind alle trüben Nebel gewichen, welche meine Seele umlagert hatten. Klarheit iſt wieder eingetreten, ſchmerzliche und entzückende Klarheit. Mit Schaudern blicke ich zurück und ermeſſe den Abgrund, an deſſen Rand man mich Verblendeten bereits geführt hatte; mit Entzücken erkenne ich in euch die Retterin, welche mich trotz eigener Gefahr von dem jähen Sturze zurückhielt und mir mit ſtarker Hand die Binde von den Augen riß. Mein Blick iſt nun frei, und ich erkenne in meiner Verführerin den Dämon der Tiefe, der mich zu ſich hinabreißen wollte; in euch, der

Verrathenen, Zurückgeſtoßenen, tödtlich Gekränkten den Engel des Lichts, der mit aufgehobener Rechten mir den Weg andeutet zu den Regionen ewiger Klarheit, die zu erreichen unſer Streben hienieden ſein ſoll. Ach, Françoiſe, ſaget mir aufrichtig, könnet ihr mir vergeben, der euer liebendes Herz ſo arg gekränkt hat?"

„Sire, ich euch vergeben!" erwiederte ſtockend Frau von Maintenon, in deren bleiche Wange ein zartes Roth ſtieg. „Kennt ihr jenen herrlichen Ausſpruch des Apoſtels, jenes hohe Lied der wahren chriſtlichen Liebe? Das ſoll meine Antwort ſein. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, ſie blähet ſich nicht, ſie ſtellet ſich nicht ungeberdig, ſie ſuchet nicht das ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden, ſie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit, ſie verträget Alles, ſie glaubet Alles, ſie hoffet Alles, ſie duldet Alles."

„Françoiſe! Engel chriſtlicher Barmherzigkeit, deren Ruhm und Preis du verkündeſt," ſtammelte der König entzückt und gerührt von dem Zauber, mit welchem die Dame jene Worte der Liebe geſprochen. „Dich konnte ich verlaſſen! Schrecklicher Wahn, der mich gefangen hielt! Nie, ſo lange uns beſtimmt iſt, auf dieſer Erdenbahn zu pilgern, werd' ich dich verlaſſen und du ſollſt mein Schickſal von nun an theilen. Ich bedarf einer ſanften leitenden Hand auf dem ſteilen Pfade der Tugend, denn ich bin ſchwach und fürchte zu ſtraucheln." Ludwig hatte ſich raſch erhoben und ſich ſeiner

Freundin genaht, deren Hand er faßte und inbrünſtig an ſeine Lippe drückte.

„Ach Sire,“ erwiederte Frau von Maintenon mit zaghaftem Tone. „Ihr ſtellet mir eine hohe Aufgabe hin. Ich ſoll euere Führerin auf dem Wege zum Tempel der Tugend ſein? Wie, wenn ich nun ſelbſt auf dem ſchwer zugänglichen Pfade mich verirrte, von welchem tauſend ſchwer zu unterſcheidende Seitenwege abgehen! Mein Wille iſt wohl gut, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Nicht als Führerin kann ich euch dienen, mein König, das wäre anmaßend und verwegen von einem armen Weibe, das noch in den Banden des Irrthums und der Sündhaftigkeit liegt; aber mit vereinten Kräften wollen wir das ſchwere Unternehmen verſuchen, der Tugend theilhaftig zu werden; Eines mag das Andere mit ſanfter Zurede zurecht weiſen, wenn es den Mitpilger auf einen Abweg gerathen ſieht; den Irrthum, der dem ſcharfen Auge des Mannes entgeht, nimmt oft das Gefühl des Weibes wahr. So denk’ ich, werden wir, indem Eines das Andere führt, dem Ziele der Vollkommenheit näher rücken. Und alle heiligen Fürbitter werden uns beiſtehen.“

„Weiſet mich nicht zurück mit meiner Bitte, Françoiſe,“ flehete der König. „Ich weiß beſtimmt, daß ich unter euerer Leitung und bei euern Mahnungen wohl fahren, vom Wege der Tugend nicht ferner abweichen werde. Hat doch ſchon in Stunden, wo jene verwerfliche Leidenſchaft mein ganzes Sein in hölliſchen Banden gefangen hielt, die bloße Erinnerung an euere Vor-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03666/003

trefflichkeit mir für Augenblicke die Beſinnung zurückgegeben. Selbſt euer Bild, wenn es mahnend und vorwurfsvoll aus der Tiefe meines Herzens ſtieg, hat einen wohlthätigen Zauber auf mich ausgeübt. Darum geh' ich nicht ab von meiner Bitte, ich klammere mich an euch mit der Angſt eines Sünders, den ein Engel des Lichtes in ſeinem glühenden Wohnſitze zu tröſten kam. Verlaſſet mich nicht, Françoiſe!“

„Fühlet ihr etwas in meinem inneren Weſen heraus, Sire, das euch Troſt und Beruhigung gewährt, ſo will ich mich gern beſcheiden. Eine fernere Weigerung würde ein ſträfliches Widerſtreben gegen den beſtimmten Willen meines Königs, ein ſündhafter Ungehorſam gegen die Fügung Gottes ſein.“

„Dank euch, theuere Françoiſe,“ ſagte der König und preßte aufs neue ihre Hand an ſeinen Mund. „Ihr erwecket in mir die frohe Hoffnung, daß der Allmächtige mich ſeiner Barmherzigkeit nicht unwürdig finden werde. Alles will ich thun, was ihr mir rathet, um dieſes Glückes theilhaftig zu werden. Die Verführerin aber, welche mich mit hölliſchem Zauber in ihr Netz verlockt hat; ſie ſoll verderben, damit ſie keinen Anderen noch bethöre. Nicht ungeſtraft vergeht man ſich an den Königen. Sie hat argen Verrath gegen unſer fürſtliches Haupt geſponnen; und ſie ſoll es büßen. Ja, ſie hat eine ſchlimmere Schuld auf ſich geladen, wie der Frevler, der uns nach dem Leben trachten würde; denn ſie ſtrebte, uns das ewige Leben zu entreißen.

Ihre Strafe ſoll ihrem Vergehen angemeſſen ſein, ſchrecklich und unerhört.“

„Sire,“ ſagte Frau von Maintenon mit milder Stimme; „ſchon wieder gewähret ihr mir das beängſtigende Schauſpiel, daß ich euch, den edelſten und großmüthigſten der Könige, ſich dem Sturme der Leidenſchaft preisgeben ſehe. Gewiß, euer Vertrauen iſt ſchrecklich getäuſcht worden; man hat euere Zärtlichkeit auf eine unerhörte Weiſe mißbraucht; man hat ein Complot der entſetzlichſten Art gegen euere heilige Perſon gewagt, aber, Sire, es war doch nur ein armes ſchwaches Weib, welches dieſe Schuld auf ſich geladen hat; ein Weib, ſelbſt mißbraucht und verführt von ſchlauen argliſtigen Menſchen, die ſich feige in den Hintergrund zurückgezogezogen, während ihre elende Mitſchuldige das ſchnöde Spiel treiben mußte. Ihr kennet den nichtswürdigen Intriguanten, unerwartet iſt er durch jenen Brief entlarvt worden; ihn opfert euerm königlichen Zorne; ſeine Mitſchuldige, ich flehe euch dringend darum an, überlaſſet mir Sire; ich werde ſie in euerm Namen beſtrafen, auf eine Weiſe, die des großmüthigſten Königs würdig iſt.“

Ludwig, der ſich vorhin in frommer Wuth aufgerafft hatte, brach bei dieſen Worten ſeiner Freundin wieder ſichtbar zuſammen und wankte nach dem verlaſſenen Seſſel zurück.

„Die Sünden der Väter werden an den Kindern gerächt,“ murmelte er verzweifelt vor ſich hin. „Es iſt eine ſchreckliche Verheißung, aber ich habe ſie oft erfüllt geſehen. Ach, ihr habt Recht, Françoiſe, und doch iſt der junge Mann unſchuldig. Erlaſſet mir die Erklärung; es iſt zu viel für heute.“

Frau von Maintenon ſah ihn einen Augenblick forſchend an; dann ſagte ſie: „Faſſet euch, Sire. Laſſet uns vereint vor allem Trug, vor allem Leid der Welt Schutz und Troſt bei unſerem Vater und ſeinem eingebornen Sohn und bei dem heiligen Geiſte ſuchen, der mit ihnen Eines iſt. Legen wir uns an das große und erbarmungsreiche Herz der göttlichen Jungfrau, der Heilandsmutter, der Königin des Himmels! Die heiligen und alle ſeligen Fürſprecher werden unſer Flehen hinauf zum Himmel tragen. Von dort wird uns dann die Kraft und Einſicht kommen, um zu thun was nöthig und erſprießlich iſt.“ — Noch lange blieb Frau von Maintenon beim Könige. Als ſie endlich in ihre eigenen Gemächer zurückkehrte, ſetzte ſie ſich ſogleich zum Schreiben nieder. Eine Viertelſtunde ſpäter ſprengte ein berittener Bote mit einem zierlichen Schreiben auf der Straße nach Paris hin.

Feſtlich heitere Klänge rauſchten durch den prunkhaften Saal und drangen verlockend in die anſtoßenden Gemächer, durch welche die bunte glänzende Menge der Höflinge ſich wand und drängte. In den Mienen der Anweſenden ſpiegelte ſich die Luſt, welche einem vielfarbigen Schmetterlinge gleich auf den Wogen der Feſtmuſik, in dem von tauſend Kerzen entſpringenden

Lichtmeere und dem Schimmer der Edelſteine und Perlen an dem Anzuge der Damen dahin gaukelte. Das Auge war entzückt und geblendet von der Pracht reicher Gewänder, von dem bunten Wechſel der Farben, von dem Reichthum an Schmuck, welchen Herren und Frauen trugen und der in unzähligen Lichtfunken widerblitzte. Ein fröhliches Rauſchen und Flüſtern ging durch dieſe Räume königlicher Freude; luſtiges Plaudern, Necken und Scherzen erſchallte hier und dort; Witzfunken flogen in die Höhe und entzündeten unweit einen anderen Ausbruch der Luſt.

Endlich war die Stunde genaht, auf welche ſo mancher vergnügungsſüchtige Sinn mit Ungeduld gewartet; der mancher berechnende ehrgeizige Kopf mit Spannung entgegengeſehen. Alle Mienen aber ſtrahlten von ſorgloſem Vergnügen; wer die Freude nicht innerlich empfand, dem log ſie der helle Kerzenſchein auf das Geſicht. Es war unverkennbar, daß eine gewiſſe Spannung in der verſammelten Geſellſchaft herrſchte, die mehr und mehr zunahm. Es bildeten ſich hier und da Gruppen, welche in halblautem Geſpräche etwas anſcheinend Wichtiges verhandelten; Begegnende flüſterten und raunten ſich eine Neuigkeit zu, welche Staunen bei dem Einen oder Anderen erregte; Einzelne gingen von einem Zirkel zum anderen; man erwartete irgend etwas Ungewöhnliches. Die Marquiſe von Derval ſtand mit Gemahl und Sohn, umgeben von einem Kreiſe von Verwandten und Freunden. Die Dame war kaum mehr zu erkennen. Sie trug einen prachtvollen ihrer künftigen Stellung angemeſſenen Anzug, und ihr Geſicht ſtrahlte von Freude, Stolz und Glück.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie ziemlich laut zu ihren Geſellſchaftern; „euere Mienen, ihr Herren, ſtehen keineswegs im Einklang mit dem großen heilbringenden Ereigniſſe, welches uns bevorſteht. Während ich gewaltſam an mich halten muß, um nicht unſer Glück laut im Saale zu verkünden, ſehe ich auf dem Antlitze meines werthen Gatten die gewöhnliche Gleichgültigkeit thronen und auf dem euern, mein Sohn, ſammeln ſich ſogar Wolken.“

„Ich bitte ſehr um Verzeihung, Madame,“ erwiederte der Marquis; „es wird bei näherer Beobachtung euerm ſcharfen Auge ſchwerlich entgehen, daß ich mich in ungewöhnlicher freudiger Aufregung befinde. Mich beſchäftigte ſoeben der Gedanke, in welcher Weiſe der König künftighin das Verhältniß zwiſchen ſeiner erhabenen Perſon und uns feſtſetzen wird. Jedenfalls würde das Erſte ſein müſſen, daß er uns durch eine Erhöhung des Ranges dem Throne näher bringt.“

„Aber ich bitte euch dringend, nicht ſo laut zu reden,“ flüſterte Roger. „Ihr erregt die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden. Ihr wiſſet, meine Verehrten, daß die ganze Angelegenheit bis zum entſcheidenden Augenblicke das tiefſte Geheimniß bleiben muß; das iſt der ausdrückliche Wille des Königs, der euch durch Gabriele und mich kund geworden iſt.“

„Ein Geheimniß zwiſchen Sr. Majeſtät und uns!“ flüſterte Frau von Derval mit einem verzücktem Lächeln.

Im Bezug auf Roger hatte ſie recht geſehen; er litt an einer Verſtimmung, welche er trotz aller Anſtrengung nicht bemeiſtern konnte; die Urſache derſelben war, wie es oft geht, eine Kleinigkeit, wenn nicht eine dumpfe Vorahnung vom Herannahen eines Unglücks, die ſich bereits in ſeiner Seele rührte und durch das kleine Begebniß zur Verſtimmung aufgerufen wurde. Während er vorhin nämlich einen Umgang durch den Saal gethan hatte, war er plötzlich auf die Herren Carcaſſes und St. Preux geſtoßen, welche ihn, wie er bemerkt zu haben glaubte, mit einer Art höflichem Hohne begrüßten.

Fanfaren ertönten. Der Dauphin mit ſeiner Gemahlin, zu deren Ehren der König den Ball gab, traten mit ihrem beiderſeitigen Hofſtaate ein. Alles drängte ſich bei, um dem künftigen Herrſcherpaare ſeine Huldigung darzubringen; auch die Familie Derval folgte dem Vorgange der Anderen, Roger mehr in der Abſicht, ſich ſeiner Schweſter zu nähern, die ſich im Gefolge der Dauphine befand. Aber er mußte ſeinen Verſuch aufgeben, da Gabriele, königlich geſchmückt, von einem Schwarm galanter Höflinge eingeſchloſſen war, welcher wie eine Mauer jede weitere Annäherung unmöglich machte. Man ſchien die wohlbegründete Ahnung oder halbe Gewißheit zu haben, daß das reizende Fräulein von Derval die eigentliche Königin des Feſtes ſei. Verdrießlich wandte ſich Roger um, in der Hoffnung, daß der Zutritt zu Gabrielen bald frei ſein werde. Der Wunſch, ſeiner Schweſter wenigſtens nahe zu ſein und ihr einige Worte zuflüſtern zu können, wurde ihm auf eine eben ſo ſchnelle als überraſchende Weiſe erfüllt. Ein Herr in reicher Hoftracht trat ihn plötzlich mit den Worten an: „Die Frau Dauphine erzeigt dem Herrn Roger von Derval die Gnade, ihn zu ihrem Tänzer zu ernennen. Ich habe die Ehre, euch dieſen Befehl mitzutheilen.“

Roger war über dieſe Auszeichnung etwas betreten, jedoch er nahm ſich zuſammen, um nicht außer dem Neide, welchen ſein Glück nothwendig bei dem Höflingsſchwarme erwecken mußte, nicht auch einer giftigen Kritik derſelben anheim zu fallen, und begrüßte die hohe Dame mit ritterlichem Anſtand. Sie nahm ſeine Dank- und Ergebenheitsverſicherung mit großer Huld entgegen und reichte ihm den Arm. Bei einer Wendung des Tanzes wurde er gewahr, daß die Dame des Dauphins ſeine Schweſter war, die ihm nie ſchöner vorkam als an dieſem Abende. Ein milder Ernſt war über ihre Züge ausgegoſſen und ihr Auge glühete in einem ſanften Feuer. Oefters richtete ſie daſſelbe bedeutungsvoll auf ihren Bruder. Der Thronfolger wie ſeine Gemahlin betheiligten ſich nur kurze Zeit an dem Tanze; in einer Pauſe führte der Dauphin ſeine Dame aus den Reihen heraus, indem er damit für Roger ein Zeichen gab, ſeinem Beiſpiele zu folgen. Das hohe Paar richtete noch einige gütige Worte an die Geſchwiſter, eine Auszeichnung, welche mit der vorangegangenen in Verbindung geſetzt, den berechnenden Köpfen im Saale viel zu denken gab. Die Dauphine galt für eine Widerſacherin der Frau von Maintenon; und von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, gewann die den Geſchwiſtern gewährte Bevorzugung neues Gewicht.

„Wie ſonderbar, daß der König als Feſtgeber den Ball mit der Dauphine nicht eröffnet hat!“ ſagte Roger zu ſeiner Schweſter, als er ein zum Plaudern geeignetes Plätzchen aufgefunden. „Er muß irgend eine Verhinderung erfahren haben, daß er bis jetzt noch nicht erſchienen iſt. Vermuthlich hat er ſagen laſſen, man ſolle ſeine Ankunft nicht abwarten, damit das Vergnügen der Damen nicht verzögert werde.“

„Vielleicht kömmt er gar nicht“, ſagte Gabriele düſter.

Aufmerkſam gemacht durch den eigenthümlichen Ton ihrer Stimme, ſah Roger ſie aufmerkſam an und bemerkte eine ungewöhnliche Bläſſe an ihr. „Fehlt dir etwas, Gabriele?“ fragte er beſorgt.

„Ich fühle mich krank im Gemüthe“, erwiederte ſie. „Es war ein Glück, daß mich der Dauphin aus der Reihe führte; es würde mir unmöglich geweſen ſein, weiter zu tanzen.

„Mein Gott, was kann denn die Veranlaſſung dieſes Unwohlſeins bilden?“

„Die kenne ich genau und will ſie dir mittheilen.“ Und ſie erzählte ihm von Valery's und St. Juliens Beſuch und deren Mittheilungen in Betreff des Schickſales der Proteſtanten. „Ich kann die armen Dulder, welche in elenden Kerkern ſchmachten und auf den Richtplätzen den Geiſt aushauchen, nicht aus dem Sinne bringen. Immer glaube ich, aus der Muſik das Stöhnen und Wimmern der Gefolterten und die letzten Seufzer der Sterbenden heraus zu hören."

„Das iſt ja ganz entſetzlich!" erwiederte Roger ſchaudernd. „Aber wie kommſt du zu ſolchen wachen Träumen, welche gewöhnlich nur ein böſes Gewiſſen zu erzeugen pflegt? Haben wir Theil an dieſen Gräueln? Ueberlaſſe dieſe düſtern Vorſtellungen denen, welche Mitſchuldige ſind an dieſen Verbrechen."

„Ein Gedanke iſt es, der meinen Muth bricht und mich elend macht. Sieh dieſe zierlichen und graziöſen Geſtalten, wie ſie ſich auf den Wink ihres Herrn luſtig drehen und ſchwingen, unbekümmert, daß Tauſende ihrer edelſten Mitbrüder verbluten unter den Händen der Nachrichter; vielleicht gar erfreut über das tyranniſche Werk. Betrachte den König, der Luſtſchlöſſer baut, Bälle gibt und auf neue Luſtbarkeiten ſinnt, während auf ſeinen Befehl die Satrapen die beſten Bürger Frankreichs würgen oder ins Elend jagen. Und ich Thörin vermaß mich, das alles anders geſtalten, ein Regiment der Milde, Menſchlichkeit und Duldung begründen zu helfen! Kann ich die Menſchen beſſer machen, als ſie ſind? Vermag ich ihnen Geiſt in die leere Hülle einzuhauchen? Wird man mich nicht haſſen, verfolgen, wenn man mich erkannt hat? Es war ein ſchöner Traum, den ich träumte; ich bin erwacht und fühle mich unglücklich."

„Höre ein ruhiges, verſtändiges Wort, Gabriele! Haſt du gewähnt, wie die Fee in einem Mährchen, eigennützige, ſklaviſche Menſchen in großherzige, einen eiteln, herrſchſüchtigen König mit einem Schlage in einen Titus verwandeln zu können, ſo iſt es gut, wenn du aus dieſem Traume erwachſt, der nicht in Erfüllung gehen kann. Ein einziger edler und kluger Menſch kann viel wirken. Deine Aufgabe würde zunächſt ſein, die Schwächen des Königs zu deinen guten Zwecken auszubeuten. Er iſt eitel; wohl, ſtell' ihm den Ruhm vor, den er erlangen wird durch Duldung und Menſchlichkeit; er iſt herrſchſüchtig; zeig' ihm, welche Macht er gewinnt, wenn er die Sommitäten von Europa mit ſich verbündet; er iſt fromm; überzeuge ihn nach und nach, daß er Gott am beſten dient, wenn er ſeine ganze Sorge den ihm anvertrauten Völkern widmet. Das Alles muß nicht auf ein Mal kommen; nach und nach bemächtigſt du dich ſeines Weſens. Haſt du den König für das Gute gewonnen, ſo fallen dir die Hofleute von ſelbſt zu; ſie richten ſich im Rechten und Unrechten nach ihrem Gebieter. Ob ſie freiwillig und aus eigenem Antriebe der Vernunft huldigen oder nicht, kann dir einerlei ſein. Gewiß aber wird nach und nach die gute Natur in dieſen entarteten Menſchen die Oberhand gewinnen, vielleicht freilich erſt in ihren Kindern oder Enkeln. Aber eintreten muß der Fall, wenn wir nicht gänzlich an der menſchlichen Natur verzweifeln wollen.“

„Mein lieber Bruder“, erwiederte Gabriele mit einem trüben Lächeln, „du ſchiltſt mich eine Träumerin, und vergieb mir, du ſelbſt haſt mir ſoeben nur einen ſchönen Traum erzählt. Du kennſt den König und ſeinen Hof nicht; das iſt ein Glück für dich, weil es beſchwer. Zwar hatte ihm das Ypſilon ſeither ſchon wie ein neckiſcher Dämon manchen fatalen Streich geſpielt, ſonſt würde er unbedingt nach ihm gegriffen und das Vermögen ſeines amerikaniſchen Bruders fahren gelaſſen haben; aber deſſohngeachtet dauerte der Kampf eine Viertelſtunde, eine halbe, und Mary's Blicke hingen immer troſtloſer und trüber an ſeinem ſchwitzenden Geſichte.

Herr Meyer.

Da klopfte es an die Thüre und Herr Tobias Meyer trat mit einem ausnehmend freundlichen Geſichte herein. Zuerſt condolirte er mit großer Weitſchweifigkeit ſowohl den Verluſt des Vermögens, als auch die Krankheit des Herrn Senators, tröſtete auch gehöriger Maßen und meinte: der Schurke, dem man ſolche Nichtswürdigkeit niemals angeſehen, werde dem Arme der Gerechtigkeit nicht entlaufen, und das Geld wohl größtentheils wieder beigeſchafft werden; es ſey nur ſo ſehr zu beklagen, daß der Unfall gerade zu ſo höchſt unglücklicher Zeit gekommen ſey, da er nicht abſehe, wie ſich der Herr Senator vor dem Falliment ſchützen wolle.

weiſt, daß dein Sein noch rein und unbefangen iſt. Da iſt alles durch und durch Lüge, Hohlheit, Schwäche, geiſtiger Tod. Darüber haftet ein Firniß, der dem Dinge noch ein reſpektables Anſehen in den Augen des Volkes geben ſoll, der geborgte Schein der Frömmigkeit, die dick aufgetragene Schminke aus der Fabrik der Frau von Maintenon. Es iſt ja eben alles Schein und Heuchelei. Das ſind die wahren übertünchten Gräber."

„Nimm nur Frau von Maintenon und ihre Wirkſamkeit am Hofe; das ſpricht für mich!" ſagte Roger warm. „Wie iſt es dieſer Frau durch ein kluges Benehmen gelungen, ſich aus der Tiefe emporzuarbeiten! Welchen Einfluß hat ſie beſeſſen! Soll es denn ein Vorzug der Heuchelei und Nichtswürdigkeit ſein, ſolche Erfolge zu bewirken? Wird nicht die Tugend und Rechtſchaffenheit ſie ebenſo haben, wenn ſie ſich mit der Klugheit verbindet?"

Gabriele ſchüttelte ungläubig den Kopf: „Der Ausgang wird meine Befürchtungen rechtfertigen."

„Du ſiehſt die Dinge heute Abend in einem beſonders düſtern Lichte. Der Beſuch des Herrn Valery hat dich verſtimmt. Faſſe dich nur, wenn der König kömmt."

„Mir iſt, als werde er nicht kommen. Auch fällt es mir auf, daß St. Julien noch nicht hier iſt. Er verſprach mir, dieſen Abend an unſerer Seite zu ſein. Wenn die Hölle — doch fort düſtere Gedanken! Wie ſteht es mit deiner Liebe, Roger? wie hat unſere Mutter Henrietten aufgenommen?“

„Vortrefflich. Die Kunde, welche ich ihr von deiner bevorſtehenden Erhebung machte, hat das Herz der Dame dem Wachſe gleich gemacht, welches man in alle Formen drücken kann. Sie hat in meine Heirath gewilligt, freilich in der Hoffnung, daß der König den Flecken in Henriettens Geburt durch ein Diplom verdecken wird; und auch der gute Pierre, deſſen Wunſch zu ſtudiren nun in Erfüllung gehen ſoll, iſt von dem Sturme verſchont geblieben, welchen wir nach dem Beſuche der Frau von Maintenon befürchten mußten. Sieh, all das Glück verdanken wir dir. Vermag dich das nicht heiter zu ſtimmen?“

„Gewiß. Euch glücklich zu wiſſen iſt meine größte Freude. Sieh, da kömmt unſere Mutter, wie ihr Antlitz von Stolz und Vergnügen ſtrahlt! Zu einer anderen Zeit würde mich ihr Benehmen geärgert haben; jetzt rührt es mich.“

Die Marquiſe von Derval näherte ſich mit einem gezierten und lächerlichen Reſpekte ihrer Tochter.

— „Ihr kennt die beiden Herren dort, Chevalier?“ fragte der Marquis von Louvois einen jungen, reich gekleideten Mann mit einem ſchlauen Geſichte, der ihm auf einen heimlichen Wink in eine ſichere Ecke gefolgt war.

„Gewiß, Herr Marquis. Es ſind die Grafen St. Brem und Carcaſſes. Ihr Benehmen iſt mir ſchon aufgefallen; ſie haben ſich noch gar nicht vom Büffet entfernt und ſind in ſehr aufgereimter Stimmung.“

„Beobachtet doch die jungen Leute und ſtattet mir morgen Bericht ab.“ Damit entfernte ſich der Miniſter und der ritterliche Polizeiagent wandte ſich nach den genannten Beiden.

„Siehſt du, Bruder“, ſagte Carcaſſes mit ſchwerer Zunge; „ſo iſt unſer Glück gemacht. Du wirſt, wenn du zurückkommſt, was du willſt. Fordere nur gleich ordentlich; ich werde Gouverneur und das Liebchen bekomm' ich dazu. Aber das Geld iſt die Hauptſache.“

„Daß wir nur das Beſte nicht verabſäumen. Es iſt doch alles in Ordnung?“

„Alles in der beſten Ordnung“, lachte Carcaſſes weinfroh. „Dupont iſt ein Blitzkerl; jetzt hat er unten den Kutſcher und Bedienten vor und macht ſie berauſcht, damit ſpäter keine Confuſion entſteht.“

„Gut, ſo laß uns aufmerken, wenn ſie fortgeht. Und trinke nicht mehr, Carcaſſes, damit du nicht Confuſion machſt.“

Mit verlegenem Geſichte trat Fürſt Marſillac zu der Gruppe, welche die Familie Derval mit ihren Freunden bildete und meldete, der König werde den Ball gar nicht beſuchen, da er krank geworden ſei und ſich zur Ruhe begeben habe. Der Leibarzt ſei um ihn beſchäftigt; man munkle, die Majeſtät müſſe eine heftige Alteration erlitten haben. Der Freudenſchimmer im Antlitze der Marquiſe erblich und beunruhigt fragte ſie:

„Und ihr wiſſet nicht, was dem Könige begegnet iſt, Fürſt?"

„Leider habe ich nichts darüber erfahren können", erwiederte dieſer.

„Wie peinlich, daß er gerade heut Abend von dem Uebel befallen werden mußte!" ſeufzte die Dame unmuthig. „Kommet, Herzogin", wandte ſie ſich zur Frau von Arpajon: „wir müſſen Jemand finden, der uns Aufſchluß giebt; es muß hier etwas zu Grunde liegen, ich ahne es."

„Mein Gott, euere Kleine iſt doch nicht etwa zu ſpröde geweſen?" ſagte die Ehrendame, indem ſie ſich mit der Marquiſe wegwandte. „Der König liebt ein freundliches Entgegenkommen."

„Ich hoffe, meine Tochter hat ſich ſo klug wie möglich benommen. Sie iſt ja ein verſtändiges Mädchen."

„Wiſſet ihr, Marquis, daß die Maintenon heute einige Stunden beim Könige zugebracht hat?" flüſterte Marſillac Louvois zu, indem auch ſie Beide ſich in den Saal zurückzogen. „Leider hab' ich es hören müſſen. Es iſt eine Wendung in unſerer Angelegenheit eingetreten, die ich mir bis jetzt nicht erklären kann, obſchon ich auf der Spur zu ſein glaubte."

„Der König iſt nach ihrem Weggange außer ſich geweſen, wie mir der Kammerdiener Bontems verſicherte. Er hat die Maintenon noch zärtlicher als ſonſt entlaſſen. Wie in aller Welt muß es ihr gelungen ſein, ſeine Gunſt wieder zu gewinnen; ſie iſt ein Satansweib."

„Es iſt mir faſt nicht unlieb, daß es ſo gekommen iſt“, ſagte Gabriele zu ihrem Bruder. „Ich hätte heute Abend wirklich meine Rolle ſchlecht geſpielt. Nun will ich mich nach Hauſe begeben, da mich nur die Rückſicht auf den König zurückgehalten hat. Ich fühle mich unwohl und will mich niederlegen. Will die Mutter noch bei mir einſprechen, ſoll es mich freuen. Gute Nacht, mein lieber Roger. Ich ſehe dich morgen früh?“

„Ich ſollte dich begleiten, Gabriele.“

„Ich danke; der Wagen wartet unten, und in wenigen Minuten bin ich auf meinem Zimmer; er kehrt dann zurück, um ſpäter die anderen Hofdamen abzuholen. Grüße den Vater; ich ſehe ihn dort bei einigen Herren. Lebe wohl!“

Dahin ſchwebte die ſtolze königliche Geſtalt, verfolgt von einem träumeriſchen Blicke Rogers. Sie durchſchritt den Saal und einige Gänge, ſtieg die Treppe herab und rief nach ihrem Wagen. Er fuhr vor; ein Bedienter öffnete ſchnell den Schlag und half ihr beim Einſteigen. Das Raſſeln des ſchnell davon eilenden Fuhrwerks übertönte einen dumpfen Schrei im Innern deſſelben.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03684/021

15.

Die Gemahlin des Königs.

Zitternd ſtand St. Julien im Vorzimmer des Königs, zu welchem man ihn ſoeben aus langer Haft geführt. Als er am Abende des Hofballes aus dem Gaſthofe in Verſailles, in welchem er ſeinen guten Vater Valery untergebracht hatte, zurück kam, kündigte man dem Hochüberraſchten ſtrenge Haft an. Vergebens hatte er die Zeit über nachgeſonnen, durch welches Vergehen er ſich die Strafe zugezogen habe; er kam zu keinem Erfolge. Jetzt mußte ſich das Räthſel löſen; ſo unſchuldig er ſich auch nun wußte, war ihm doch bange. Endlich ließ man ihn in das Gemach des Königs eintreten. Dieſer ſaß vor einem Tiſche mit Papieren, dem Eingange den Rücken zugewandt. Nach Verlauf einiger Minuten erhob er ſich würdevoll und ließ ſchweigend eine geraume Zeit den Blick auf dem jungen Manne ruhen, der ſich tief verbeugte und das Auge nicht zu heben wagte. Der Ausdruck finſterer Strenge ließ in Ludwigs Mienen ein wenig nach, da er dieſe überwältigende Wirkung ſeines königlichen Blickes gewahrte; der König war eitel auf dieſen Zauber, der in ſeinem Auge lag.

„Ihr ſtehet vor euerm Monarchen“, nahm der König ernſt das Wort, „der euer Hab und Gut beanſpruchen darf, ja euer Leben. Wir verlangen jetzt nichts von euch als ein offenes Bekenntniß.“

Ein tiefes Erſtaunen malte ſich auf St. Juliens Geſichte. „Ein Bekenntniß!" murmelte er vor ſich.

„Ihr waret der Mitſchuldige eines Complotes gegen eueren König, geſtehet es. Ein offenes Bekenntniß wird euch das Leben retten."

Alles Blut wich aus Theodore's Wangen bei Anhörung dieſer furchtbaren Anklage. „Sire", ſtammelte er, „ich weiß nicht, wer die Sünde auf ſein Haupt geladen hat, einen Unſchuldigen in ſolchen entſetzlichen Verdacht zu bringen, aber ich kann Ew. Majeſtät die Verſicherung bei Allem, was dem Menſchen heilig iſt, geben, daß mein Herz immer voll loyaler Gefühle für das Wohl meines Königs geſchlagen hat."

„Ihr ſeid Hugenott?" fragte der König weiter mit etwas unſicherer Stimme.

Einen Augenblick nur zögerte St. Julien; dann erwiederte er mit feſter Stimme: „Ja, Sire."

„Gebietet euch euer — Glaube nicht, die Katholiken zu haſſen?"

„Haſſen? nein, Sire, gewiß nicht. Wir alle ſuchen das Gebot unſeres Herrn und Meiſters zu erfüllen, der da ſpricht: Liebet euere Feinde, ſegnet die euch fluchen, thuet wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen."

Das Geſicht des Königs hatte ſich merklich verfinſtert. „Ich wünſche und befehle, daß ihr von der Ketzerei ablaſſet; ich will keine Sektirer und Abgefallenen weder in meinen Heeren, noch in meinem Reiche, am wenigſten an meinem Hofe", ſagte er ſtreng.

St. Julien brach unter dem ſchweren Gewichte dieſes Befehles faſt zuſammen. „Ich ſoll die Religion meiner Väter verlaſſen!“ ſtammelte er und ſein Auge wurde dunkel von ſchweren Thränentropfen.

„Euerer Väter?! Was wiſſet ihr von eueren Vätern?“ fragte der König etwas milder, da ihn der Jammer des jungen Mannes zu rühren ſchien; „wollet ihr euch eine glänzende Laufbahn durch knabenhaften Sinn verſcherzen?“

„Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele“, ſagte Theodore mit leiſer, rührender Stimme.

Der König wandte ſich mit zornigem Geſichte ab und ſagte bei ſich: „Dieſe Menſchen ſind toll mit ihren Bibelverſen; ſie bringen ein Lamm zur Wuth!“ Dann ſich wieder zu dem armen Theodore kehrend, ſagte er mit drohender Stimme: „Ihr ſeid hartnäckig und trotzet mir? Denket daran, daß ich euch zertreten kann wie einen Wurm.“

„Mein Leben gehört Ew. Majeſtät; mein Glaube Gott; ich bin zum Sterben bereit“, erwiederte St. Julien mit düſterer Ergebung.

Ludwig betrachtete den jungen Glaubenshelden mit dem Ausdrucke unverhohlenen Erſtaunens, bald wich derſelbe aber dem einer tiefen Seelenangſt. „Unglücklicher!“ ſagte er, „ihr bauet ſo ſicher auf die Richtigkeit eueres Glaubens? Wenn man euch nun aber bewieſe, daß er falſch iſt, daß ihr durch ihn der Seligkeit verluſtig gehet?“

„Der Gerechte wird hingerücket, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch falſche Lehre ſeine Seele betrüge“, erwiederte St. Julien mit den Worten der Schrift. „Und wenn ich auch irrte, ſo iſt Gott barmherzig; er ſieht auf's Herz und auf die That.“

Ohne daß der junge Mann, der ſeine Augen niederſchlug, es wahrnahm, ging der König händeringend und mit kummervollem Geſichte einige Mal im Zimmer auf und ab. Endlich trat er jenem nahe, legte zutraulich die Hand auf ſeinen Arm und ſagte mit weicher Stimme: „Ihr ſeid jung und verblendet. Man hat euch nicht wohl erzogen, deshalb gebührt euch kein Vorwurf. Aber denkt euch nun: Wenn euer Vater hinträte vor euch und euch anflehte, durch ſtarren Trotz nicht euer ewiges Heil, nicht euer irdiſches Glück zu verſcherzen, würdet ihr auch dann noch widerſtehen können?“

„Ach, ich wüßte nicht, was ich für das Leben meines Vaters opferte!“ rief St. Julien mit kindlicher Sehnſucht aus. „Aber er verlangt kein Opfer von meiner Sohnesliebe; längſt fiel er als ein wackerer Krieger, treu ſeinem Könige und ſeinem Glauben.“

„Blicket auf“, ſagte Ludwig nach einer Pauſe, „Ich bin euer Vater! und ich flehe euch an, euch zu bekehren. Ja, ich, der König, habe euch gezeugt; und wollet ihr dem Befehle des Königs nicht gehorchen, ſo erfüllet ihr gewiß die angſtvolle Bitte des Vaters.“

St. Julien knickte zuſammen. Seine blaſſen Lippen murmelten: „Der König mein Vater und meine Mutter —!“

Der alte Banquier brach bei dieſen Worten in Thränen aus, und ſein ehmaliger Buchhalter rückte um einen Schritt näher. „Ich wüßte wohl, wie Ihnen gleich zu helfen wäre, mein hochverehrter Herr Senator und Prinzipal,“ fuhr nun der Jude fort; „Sie müſſen mir's aber zu Gnaden halten und nicht übel nehmen, ſonſt ſchweig' ich lieber ſtill.“

„Sagen Sie, ſagen Sie, lieber Herr Meyer!“ rief der Kranke.

„Sie wiſſen, ich habe mir in Ihrem Hauſe ein hübſches Kapital geſpart, und bekannt iſt Ihnen auch, daß mir meine Ältern eine artige Summe hinterlaſſen haben. Ich ſtrecke Ihnen mit großer Freude all mein Hab' und Gut vor, ſtell' es zu Ihrer Dispoſition; Sie ſollen damit ſchalten und walten, als wie mit dem Ihrigen. Aber das nicht nicht allein. Ich habe einen ſteinreichen Onkel in Frankfurt am Mayn, und ob er gleich ungehalten war, daß ich ein Chriſt geworden bin, ſo hat er mir doch verziehen und will mir helfen, wie er kann. Es iſt kein Zweifel, daß ich von ihm fünfzigtauſend Mark Banko erhalte, mein Geſchäft damit zu heben; aber es muß ſeyn mein Geſchäft. Verſtehen Sie wohl! Aber es iſt auch nichts leichter, als die

„Adele ſtand dieſem Herzen einſt ſehr nahe," ſagte Ludwig leiſe; „der Bund der Seele ſoll ſich erneuen durch unſeren Sohn, aber nicht in ſündhafter Gluth, ſondern in der reinen Flamme chriſtlicher Liebe. Wir werden ſie in unſere Nähe berufen, wo ſie weilen wird, bis ſich eine paſſende Aebtiſſinſtelle für ſie findet. Ihr aber, Marquis; denn zu dieſem Range erhebe ich euch, da euch Gott der Kirche, der ihr durch das Sakrament der Taufe ſchon von Beginn eueres Lebens angehöret, und euerm Vater wieder gewonnen ſeid, ſeiet meiner Huld und Gnade verſichert. Als einen zweiten Beweis meiner Zuneigung für euch nehmet hier euer Oberſtenpatent. Der Herzogsrang wird den Gehorſam des guten Sohnes einſt belohnen." Damit nahm er von dem Tiſche einige Papiere und überreichte ſie dem bewußtloſen St. Julien. „Mein drittes wird ſein, eine ſchöne tugendhafte Gemahlin für euch zu ſuchen. Nun gehet in dies Nebenzimmer; ihr werdet einen wahren Freund darinnen finden."

Mechaniſch verbeugte ſich der neue Marquis und wankte in das Gemach. Er fand hier den Pater la Chaiſe, der ihm mit der gewinnenſten Freundlichkeit entgegentrat.

„Meine aufrichtigen Glückwünſche zu euerer geiſtigen Wiedergeburt und zu euerer Standeserhebung, Herr Marquis," ſagte er. „Das iſt die reinſte Freude für uns, wenn wir einen edeln achtungswerthen Mann endlich ſeine Irrthümer aufgeben ſehen; ſelbſt der Beſte irrt, denn irren iſt ein Ding der Menſchheit. Gerade, daß ihr, der ſchon vermöge ſeiner Abſtammung im Beſitze der Tugend iſt, ſich zur Bekehrung gewandt habt, erfüllt mich mit ungemeinem Vergnügen."

„Ach Mutter! Ach Manon! Ach Vater Valery!" murmelte der unglückliche junge Mann, der von den Worten des Paters nichts gehört hatte. Dieſer bemerkte den Zuſtand St. Juliens und ſagte zu ſich: „Der König hat den armen Menſchen forcirt, das taugt nichts." Er trat jenem nahe und faßte zutraulich ſeine Hand. „Mein theurer Herr Marquis, ihr müßt euch die Sache nicht ſo ſchlimm vorſtellen. Sehet, ich ſpreche als ein wahrer Freund zu euch. Vergeſſet ganz, daß ich Prieſter bin; ich rede auch jetzt nicht als ſolcher, ſondern als euer aufrichtiger Freund. Und da darf ich euch ſchon etwas mittheilen, was man nicht Jedem ſagt. Sehet, Katholiken und Proteſtanten unterſcheiden ſich in ihrer Religion gar nicht ſo bedeutend, wie die Sache von Kanzeln und Lehrſtühlen gewöhnlich dargeſtellt wird. Ich bin überzeugt, doch das ſage ich nur euch, daß beide Parteien, ohne die unnöthigen Zänkereien der Prieſter, ſchon längſt wieder einig wären. Ferner ſind in der katholiſchen Religion Glaubensſätze, welche für die Einfältigen und Geiſtesarmen gegeben ſind, die Religion muß Allen ihre Segnungen und Tröſtungen bieten; wähnet nicht, daß man einen gebildeten Mann mit Annahme derſelben behelligen wird. Seiet ganz außer Sorgen. Nun gehet nach Hauſe, mein lieber junger Freund, ich werde euch beim Könige entſchuldigen. Ueberleget euch die Sache in aller Ruhe; jetzt ſeid ihr noch ein wenig aufgeregt, unſere Kirche will nicht durch Ueberraſchungen Gewinn ziehen; und ſtößt euch ein Scrupel, ein Bedenken auf, wendet euch vertrauensvoll an mich. So — gehet hier heraus.“

Nach St. Juliens Weggange trat Louvois in das Gemach des Königs ein. Er fand denſelben noch in großer Bewegung.

„Ich muß euch leider mit einer unangenehmen Sache behelligen, Sire,“ ſagte der Miniſter. „Meine Vermuthung im Betreff des Verſchwindens des Fräulein von Derval hat ſich beſtätigt. Graf Carcaſſes hat ſie entführt. Statt ſeinen Poſten anzutreten, welchen euere Gnade ihm gewährt, iſt er plötzlich in Paris aufgetaucht, hat ſich jener ſchändlichen That gerühmt und dabei ſolche verwegene Reden geführt —“

„Was hat er geſagt?“ fragte der König haſtig und in großer Verwirrung.

„Ich würde ſie nicht wiederholen können,“ erwiederte Louvois ruhig, indem er ſeinen verlegenen Gebieter ſcharf fixirte, „ohne mich einer Majeſtätsbeleidigung ſchuldig zu machen.“

„Wiſſet ihr was, Marquis?“ ſtotterte der König. „Dieſer Carcaſſes ſcheint mir ein ſehr gefährliches Subject, ſehr gefährlich. Laſſet ihn doch ohne Aufhebens in die Baſtille bringen. Da mag er ſeine Reden vor ſteinernen Wänden halten.“

„Ew. Majeſtät Befehl ſoll aufs pünktlichſte vollzogen werden," erwiederte der Miniſter mit einer Verbeugung. „Dann habe ich hier das Edikt wegen Aufhebung des Edikts von Nantes euch, Sire, zur Unterſchrift vorzulegen." Damit zog er ein Pergament hervor und legte es auf den Tiſch.

Während der König in der Schrift las, trat Pater la Chaiſe aus dem Nebenzimmer; er und der Miniſter begrüßten ſich mit der größten Freundlichkeit. Letzterer wies ſtumm, aber mit einer triumphirenden Geberde auf das Dokument in der Hand ſeines Gebieters, worauf der Pater fromm die Hände faltete und einen brünſtigen Blick nach der Decke des Zimmers warf.

„Die Arbeit ſcheint mir gut zu ſein," bemerkte der König, nachdem er den Erlaß flüchtig durchgeleſen. „Die Introduktion gefällt mir. Der Punkt in der Vorrede, daß unſer in Gott ruhender Großvater und Vater ſowie wir ſelbſt das Nanter Edikt nur in der Abſicht gegeben und beſtätigt, um mit deſto größerem Nachdrucke an der Zurückführung der Ketzer zur Mutter Kirche zu arbeiten, iſt gut hervorgehoben, die einzelnen Artikel ſind ſcharf gefaßt, die Beſtimmungen hinlänglich ſtreng, ſo daß wir uns der doppelten frohen Hoffnung hingeben können, daß das Unkraut der Ketzerei in Kurzem gänzlich ausgerottet ſein, und daß der Barmherzige mir für meinen Eifer um ſeine heilige Kirche, für welche ich zahlloſe arme Seelen rette, manche ſchwere Uebertretung ſeiner Gebote vergeben werde." Nach dieſen reuevollen Worten nahm er die Feder und unterzeichnete das Edikt.

„Amen!“ ſagte Pater la Chaiſe. „Ihr ſtehet geſühnt, Sire, durch die Vollziehung dieſes heiligen Werkes. Dieſe eine That wird euern Namen unſterblich auf Erden, wohltönend im Himmel machen, wenn auch das Andenken an euere übrigen Tugenden und Heldenthaten vergehen könnte.“

„Mein Vater, der Kanzler,“ ſagte Louvois, als er das Pergament an ſich nahm, ſieht dem Edikte wie einem anderen Akte der Welterlöſung mit wonniger Ungeduld entgegen. Gern wolle er ſein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen, nachdem er dieſen Tag des Heils erlebt.“ —

Mit Grauſen hört ihr von jenem knabenhaften Tyrannen in Rom, der in wahnſinniger Menſchenverachtung, zu welcher ihm die tiefe Entartung eines einſt edeln und mannhaften Volks getrieben, bedauerte, daß er der Menſchheit nicht mit einem Schwertſtreiche das Haupt vom Rumpfe trennen könne. Mit Abſcheu blickt ihr auf den finſteren Habsburger in Spanien und auf ſeinen Feldherrn, hart wie der Mordſtahl in der Hand ſeines Königs, welche die Ungläubigen und die Ketzer zu vertilgen trachteten durch das Reich hin, in welchem die Sonne nicht unterging. Und nun ſchaut auf dieſen Ludwig den Vierzehnten! Sein Bild erſcheint euch verklärt durch den Nimbus des Kriegsruhmes, durch den Glanz der Bildung und Aufklärung, weil zu ſeiner Zeit große Geiſter, unſterbliche Männer lebten, die er — demüthigte, weil er ſie fürchtete und haßte. Während ihr euch blenden laßt von dieſem Bilde, vergeßt ihr, daß Ludwig XIV. Aergeres that als Nero, daß er gröſere Schuld auf ſich lud als der zweite Philipp und ſein Alba. Was der jugendliche Tyrann von Rom, mit unreifem Verſtande und früh vergiftetem Herzen, zu thun ſich wünſchte, das that Ludwig XIV. der gereifte Mann, der allerchriſtlichſte König. Mit einem Federzuge vernichtete er die Exiſtenz von drei Millionen Menſchen. Philipp und Alba wütheten in einer von Religionshaß und Parteiung fieberiſch aufgeregten Zeit, gegen Menſchen fremden Namens, gegen die Abkömmlinge der Mauren und gegen die Niederländer, vor welchen die Spanier ſchon eine nationale Abneigung hegten; Ludwig opferte die Kinder ſeines Landes dem Verderben, die Enkel der Streiter, welche ſein Geſchlecht auf den Thron erhoben hatten; er der Schützer Racine's, Molière's, Boileau's und anderer Geiſter, gab ſie mit kaltem Blute dem Tode und dem Elende preis, um ſeine Sünden zu ſühnen! —

Der Pater la Chaiſe hatte ſich entfernt, vermuthlich in der Abſicht, die Sieges- und Freudenbotſchaft ſeinem Freunde zu verkündigen.

Der König hatte ſich vom Seſſel erhoben und ging einigemale im Zimmer auf und ab, offenbar in großer Verlegenheit. Der Miniſter wollte ſich entfernen.

„Wartet, Marquis, ich habe euch noch etwas mitzutheilen,“ ſagte Ludwig und rieb ſich unruhig die Hände. „Wiſſet: ich werde mich verheirathen.“

„Verheirathen!“ wiederholte Louvois erſchrocken. „Und darf euer ergebenſter Diener erfahren, Sire, mit wem?“

Der König zögerte. „Mit einer Dame, vor deren Herzen und Verſtand ich die tiefſte Hochachtung hege, die ich zärtlich liebe. Ueberdem iſt ſie in einem Alter, wo wir auf Nachkommenſchaft nicht zu rechnen brauchen. Wir haben von dieſer Ehe keine Zwiſtigkeiten in unſerem königlichen Hauſe zu fürchten.

„Und wer iſt die Glückliche, Sire?“ ſtammelte der Miniſter mit einer bangen Ahnung.

„Wer anders könnte ſie ſein als Frau von Maintenon,“ erwiederte Ludwig leiſe.

„Frau von Maintenon! nicht möglich!“

„Nicht möglich?“ wiederholte der König lebhaft. „Warum ſoll es nicht möglich ſein, daß ich Frau von Maintenon zu meiner Gemahlin erhebe?“

„Ich ſage nochmals: Es iſt nicht möglich, Sire. Der König von Frankreich die Witwe eines Literaten ehelichen! Es iſt nicht möglich!“

„Ach, ich kenne recht gut euere feindſelige Geſinnung gegen Frau von Maintenon, Marquis, aber ihr irret euch, wenn ihr meinet, ich werde euch zur Liebe das Glück meines Lebens opfern. Mein Entſchluß, wohl erwogen und begründet, ſteht feſt: Françoiſe d'Aubigné, die Enkelin berühmter Ahnen, wird Königin von Frankreich.“

„Sire,“ ſagte Louvois auf die Knie ſinkend; „ihr ſehet mich zu euern Füßen. O könntet ihr in meinem Herzen leſen, daß meine Worte nicht einer Feindſchaft gegen die edle Dame; deren ihr mich beſchuldiget ſondern der reinſten Ergebenheit für euere königliche Perſen, meinem heißen Drange für das Wohl Frankreichs entſpringen! Sire, ihr ſtehet im Begriffe —“

„Mein Gott, Marquis, laſſet die Komödie,“ unterbrach ihn Ludwig ungeduldig. „Ihr wiſſet, ich kann dergleichen Scenen nicht leiden. Stehet auf! Bontems kann jede Minute eintreten. Was ſoll das für ein Geſchwätz geben? Erhebet euch!“

„Nicht eher, Sire, als bis ihr mir euer königliches Wort gegeben habt, dieſe Ehe nicht ſchließen zu wollen. Jedem, der hereintritt, will ich zurufen, daß unſer König in einer entſetzlichen Gefahr ſchwebt, die ſchlimmer iſt als Lebensgefahr: die Achtung der Welt zu verlieren!“

Der König wollte auffahren.

„Höret mich, Sire! Ihr habt die uralte heilige Krone der Könige von Frankreich glänzend und rein von euern Ahnen überkommen. Ihr habt ihren Glanz vermehrt und manchen funkelnden Edelſtein eingefügt. Ihr habt es zur Aufgabe eueres Lebens gemacht, ſie ſo reich, mächtig und ſchimmernd herzuſtellen, daß ihr, Träger faſt einem Gotte gleich daſteht. Ihr habt herrliche Siege erfochten, großartige Triumphe gefeiert, wie keiner euerer Vorgänger; die Kunſt und Wiſſenſchaft, welche ihr in euern großmüthigen Schutz genommen, haben ſich dankbar erwieſen und euerm Namen gehuldigt, wie keinem Auguſtus zu Theil ward. Und all' dieſen Ruhm, dieſen Glanz, Sire, welchen ihr um euern Namen und Frankreichs Krone gehäuft, wollet ihr durch dieſe unſelige Heirath tilgen? O ihr dürfet es nicht, Sire. Hier hat euere Macht eine Grenze, ihr müſſet die Krone euerm Nachfolger rein und unbefleckt laſſen, wie ihr dieſelbe erhalten habt."

„Ihr vergeſſet euch, Marquis!" rief Ludwig zornig.

„Ach, Sire, tödtet mich," flehte Louvois und umfaßte die Kniee des Königs. „Ich habe gefrevelt, aber es geſchah aus Liebe zu euch. Ich werde euere Kniee umklammern mit der Kraft der Verzweiflung, bis ich Frankreichs Unheil abgewendet habe. Ich wende mich an euer großmüthiges Herz, Sire. Frankreich verlangt eine Entſagung von euch. Das iſt das traurige Loos der Könige, daß ſie ihre Macht durch Aufopferung ihrer Herzensneigungen erkaufen. Sire, wenn ich dieſe Bitte, die euch feindlich, grauſam erſcheint, ſo lange wiederholte, bis ſie erfüllt iſt, ſo genüge ich einer heiligen Pflicht gegen meinen königlichen Wohlthäter, der mich bildete, erzog und zu dem machte, was ich bin. Jetzt iſt der Augenblick gekommen, wo ich mich dankbar beweiſen kann, indem ich euch von einem unwürdigen Schritte zurückhalte, der euch die Achtung von Europa koſten würde, und ich kann dieſen Augenblick nicht vorüber laſſen. Das würde ein ſteter Vorwurf in meinem Leben ſein; und dann vielleicht würde mein Leiden noch vermehrt, wenn dereinſt Ew. Majeſtät zu mir ſagte: Auch ihr habt mich verrathen, Louvois, auch ihr habt mir die leitende Freundeshand verweigert, als die Leidenſchaft meinen Blick verdunkelt hatte. Nun ſtehe ich da, mißachtet von Europa, und fahre ruhmlos in die Grube. — Was ſoll ich dann ſagen, Sire?

Beſſer ich ſterbe jetzt zu euern Füßen, wie es einem treuen Diener ziemt, der ſeinen Herrn vor Unglück bewahren will, dann weiß ich, daß ihr im Vollgenuß eueres ungeſchmälerten Ruhmes, in der Vorahnung der Unſterblichkeit eueres Namens mir eine Zähre der Erinnerung weihen werdet."

„Stehet auf, Louvois!"

„Sire?"

„Ich werde meine Neigung Frankreichs Wohl opfern."

„Dank, Dank, Sire, im Namen Frankreichs, das ſolches Opfer zu ſchätzen wiſſen wird."

Frau von Maintenon ſaß in ihrem Boudoir. Wie reizend und zugleich würdevoll ſah ſie aus! Keine Spur mehr von jener peinlichen Erregtheit, welche in den letzten Wochen ihr Antlitz entſtellt; ein Ausdruck völliger Befriedigung ruhte jetzt auf ihren edlen Zügen. Lächelnd hielt ſie ein duftendes Brieflein in den Händen, welches ein Diener in wohlbekannter Livree überbracht, lächelnd erbrach ſie es und las: „Madame, ſo eben dringt die erfreuliche Kunde zu mir, daß der König euch zu ſeiner Gemahlin erheben wird, und ich beeile mich, die Erſte zu ſein, welche euch ihre aufrichtigen Glückwünſche darbringt. Glaubet nicht, daß ich mich über dieſes Ereigniß gewundert habe, Madame. So viel Tugend und Weisheit euerer liebenswürdigen Perſon mußte ihren Lohn finden, den höchſten Lohn, der allein ihnen angemeſſen war, wenn eine göttliche Ge-

Sache zu vermitteln, daß es Ihr Geſchäft bleibt und auch das meinige iſt, ſobald Sie mir Ihr Töchterchen geben und meine ſchon früher ausgeſprochenen Wünſche erfüllen. Feiern wir heute Verlobung, und von morgen löſ' ich alle laufenden Wechſel ein. In wenigen Wochen iſt das Geſchäft im Gange und wir können den Dieb dann mit aller Muße verfolgen. Schlagen Sie ein, Herr Senator, und Ihnen iſt geholfen.“

Des Alten Geſicht hatte ſich verklärt. „Von Herzen gern!“ rief er, und ſchlug in die dargebotne Rechte des Juden. „Sie ſind mir immer ein lieber Mann geweſen, Herr Meyer.“ Das Ypſilon hatte geſiegt und in froher Wallung hielt Herr May die Hand des Retters gefaßt.

„Wie?“ rief Mary aber dazwiſchen, die ſeither ganz ruhig am Fenſter geſeſſen hatte, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt. „Und mich fragen Sie nicht, mein Vater? Sie ſchlagen mich dieſem Manne um einen gewiſſen Preis zu, wie eine Waare, und fragen nicht danach, daß mein Herz Ihrem Neffen gehört und ich ihm mein heiligſtes Verſprechen gegeben habe?“

„Er iſt ja aber von ſeinem Vater enterbt und rechtigkeit über den Loſen der Sterblichen waltet. Alle Ränke Nichtswürdiger, aller Neid Mißgünſtiger muß vor dem klaren Willen des Himmels zerſtieben und verſtummen. Ich gehe, Madame; ich verlaſſe dieſen Hof, der meine Schmach ſah, aber ich gehe mit dem tröſtenden Gefühle, daß ich es war, die euch als ein blindes Werkzeug des Himmels euere glänzende Bahn eröffnete, die euch vor den Schlingen warnte, durch welche man euch noch kürzlich zu Falle bringen wollte. Möge euch der Himmel das Glück verleihen, Madame, deſſen ihr in ſo hohem Maße würdig ſeid; möget ihr den König und das ſchöne Frankreich glücklich machen können, wie euer edles Herz, ich weiß es, ſich beſtrebt; möget ihr endlich mit derjenigen Nachſicht und Freundlichkeit, welche euere Großmuth ſo gern übt, ſich einer Unglücklichen erinnern, die ſich nennt mit der Verſicherung ihrer tiefen und lebenslänglichen Ehrfurcht Marquiſe von Montespan. — — Es iſt wahr,“ ſagte Frau von Maintenon ſinnend; „die Marquiſe war die Erſte, welche mich vor den Ränken Gabrielens warnte; ich that ihr damals ſchmähliches Unrecht. Ich müßte das gut machen, auch wenn ſie nicht ſo weiſe geworden wäre. Gut, Frau Marquiſe, wir ſind großmüthig; wir vergeſſen alle Unbill, die wir in ſo reichem Maße in früherer Zeit von euch erduldet, und erinnern uns nur euerer Verdienſte. Der König, mein künftiger Gemahl, ſoll ihr einen Jahrgehalt ausſetzen, der unſerer Großmuth und ihrer einſtigen Stellung angemeſſen iſt. — Alle weichen ſie mir, Alle haben ſie ſich gebeugt. Du, ſtolzer Ludwig, den die Menſchen wie einen Halbgott anbeten, haſt vor mir im Staube gelegen, du, freche Buhlerin, beugſt dich vor meiner Macht und auch du — ach einſt ſo geliebte Gabriele! Dein Wille, Himmel, iſt geſchehen, ſo gewaltig die Geiſter der Hölle auch ſtrebten, ihn zu vereiteln. Meine Beſtimmung, mein Beruf iſt feſt. Die Geſchicke Frankreichs, ja Europens ſoll dieſe ſchwache Hand lenken, den Frieden des Himmels ſoll ſie auf die Erde verpflanzen, Frömmigkeit und Seligkeit verbreiten unter der verderbten Menſchheit. Wohl, die Stimme iſt an mich ergangen, und ich habe ihrem Rufe Folge geleiſtet. O ſo gib mir nun auch Weisheit und Kraft für das große Werk, zu dem du mich auserleſen haſt, Allmächtiger! ſchärfe meinen Blick, die dunkeln Ränke und Abſichten meiner Feinde zu durchſchauen und laß einen Abglanz deiner ſtrahlenden Herrlichkeit auf mich fallen, der meine Widerſacher blende und ſchrecke!"

Sie erhob ſich lebhaft von ihrem Sitze. „Die entſcheidende Stunde naht, und ein eigenthümliches Bangen ergreift mich. Freilich, es iſt ein ſonderbares Ding, das Weib eines Königs zu werden. Gott! wie anders, als ich zum erſten Male zum Altare ging! Ein armes, halbverhungertes Kind, das dem kränklichen bejahrten Manne ſich vermählte, um Speiſe von ihm zu erhalten. Fort mit euch, düſtre Bilder meiner Jugend! — Henriette!" rief ſie und ſogleich erſchien Rogers von Derval geliebtes Mädchen. Aber kaum hätte man ſie wieder erkannt, ſo bleich, ſo demüthig, ſo gedrückt ſah das vor Kurzem noch blühende Kind aus. „Henriette," ſagte Frau von Maintenon freundlich, „ich habe einen wichtigen Gang vor. Hole mir die köſtlichſten und prachtvollſten meiner Gewänder. Jetzt gilt es, allen Glanz zu zeigen, den wir entfalten können."

Verwundert hörte das Mädchen dieſen Befehl, es mußte etwas Außerordentliches ſein, welches ihre Gebieterin veranlaßte, von ihrer ſtets geübten Einfachheit im Anzuge abzuweichen, und mit leiſem Kopfſchütteln entfernte ſie ſich, um den ungewöhnlichen Befehl auszuführen.

Frau von Maintenon holte aus einem Schranke ein koſtbar gearbeitetes Käſtlein heraus und öffnete es. Es enthielt ihren Schmuck. Selbſt dieſe ſo ausgezeichnete Frau konnte ſich nicht enthalten, einige Augenblicke mit lächelndem Entzücken auf das königliche Geſchmeide zu blicken. Sie nahm einige Pretioſen heraus, welche ſie zu ihrem Anzuge verwenden wollte, ſteckte ſchon jetzt einen koſtbaren Ring an, auf welchem ſie einen triumphirenden Blick ruhen ließ, und brachte zuletzt ein zuſammengefaltetes Pergament hervor.

Henriette erſchien wieder und brachte das Begehrte, ſchwere Gewänder von Seide und Sammet mit reicher Stickerei. Sie zündete einige Kerzen an und ſtellte ſie auf den Putztiſch, vor welchem ihre Gebieterin Platz nahm. Das Geſchäft der Toilette begann. Gegen ſonſtige Gewohnheit, und darf man wohl ſagen gegen den üblichen Gebrauch, ſprach weder Herrin noch Dienerin ein Wort. Jede von beiden ſchien viel zu ſehr mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt. „Du weinſt, Henriette?“ fragte Frau von Maintenon plötzlich mit Ueberraſchung, da ein heißer Tropfen auf ihren entblößten Arm fiel. „Du weinſt, gutes Kind?“ und ſie wandte ſich nach Henrietten um, die mit dem Ordnen ihres Haares beſchäftigt hinter ihr ſtand. „Ahnſt Du, welches Glück deiner Gebieterin bevorſteht und macht die Freude dein Auge thränennaß? Gutes Kind, warte noch wenige Augenblicke, du ſollſt aus Freude über dich ſelbſt noch hellere Thränen vergießen.“

Henriette erwiederte nichts, aber dieſe Thränen ſtammten nicht von der Freude, ſie waren der Sehnſucht, der Wehmuth, dem Schmerze nach einem verlornen theueren Bilde entſprungen.

„Wunderbar,“ dachte Frau von Maintenon bei ſich, „daß der König gerade dieſe ungewöhnliche Stunde der Nacht gewählt hat. Er will mich überraſchen durch irgend eine großartige Feierlichkeit, ſicher bürgt mir dafür ſein ſtets empfänglicher Sinn für die äußere Form. Es iſt wahr, ein Gottesdienſt bei Nacht erregt in uns tiefere, heiligere Empfindungen; ein Schwur bei Nacht — großer Gott! wer wäre im Stande ihn zu brechen? Die Feierlichkeit ſelbſt wird feierlicher; Pomp und Pracht machen einen gewaltigeren Eindruck auf uns, wenn ſie durch den blendenden Schein von Fackeln und Kerzen vergrößert zu unſerem ſtaunenden Auge dringen. Die Stille draußen, das viel bedeutende Schweigen der Anweſenden, deren glänzende Reihen ſo ſtumm daſtehen, der rührende Geſang der Prieſter — o ihr habt Recht, Sire, die Stunde der Nacht zu wählen!“

Nach Verlauf einer ziemlich langen Zeit war die Toilette beendigt; Frau von Maintenon ſchritt in rauſchende ſchwarze Gewande gehüllt, eine impoſante Geſtalt. Das bleiche geiſtvolle Geſicht, gehoben durch einen Schleier von dunkler Farbe, der ſich, mit herrlicher Stickerei verſehen, an die zarten Wangen zu beiden Seiten anſchloß; der ſchöngeformte Kopf ſtolz erhoben, das dunkele Auge majeſtätiſch blickend. So trat ſie vor dem hohen Spiegel, um einen letzten prüfenden Blick auf ſich zu werfen. Ein Lächeln der Befriedigung ſpielte um ihre Lippe; ſie war ſchön und herrlich wie eine Königin. Endlich wandte ſie ſich und ihr Blick fiel auf Henrietten, welche in ihr bewunderndes Anſchauen verſunken daſtand; der Blick wurde freundlich.

„Henriette, treue Seele,“ ſagte ſie gütig, ja faſt zärtlich; „die Einzige, die ich auf meinem rauhen Lebenswege gefunden habe; die Zeit iſt genaht, wo ich dir lohnen kann. Wohl weiß ich, daß ſich Gefühle des Herzens nicht abſolden laſſen, wie die gewöhnlichen Dienſtleiſtungen des Lebens; der einzig mögliche und wahre Lohn iſt ihre Erwiederung. Du warſt mir mehr als Dienerin, du warſt eine ergebene Freundin, deren Treue nicht gewankt hat, da ihr ſelbſt die gefährlichſte Verſuchung nahte. Weine nicht, mein gutes Kind,“ bat ſie Henrietten, welche in krampfhafte Thränen ausbrach; „weine nicht um jene Unſelige; ſie iſt der Thränen aus deinem Auge nicht werth. Beklagſt du ihr

Schickſal? Hat ſie es ſich nicht ſelbſt geſchlagen? Während du jammerſt, lacht und ſcherzt ſie vielleicht in ſündhafter Luſt mit dem Buhlen, dem es ſo leicht ward, ſie von dieſem Hofe zu entführen. Sieh, dieſes Pergament," fuhr ſie fort; „es ſoll nicht dein Lohn für Treue und Liebe ſein, der ruht in meinem Herzen, aber es ſoll dir ein Beweis von meiner Freundſchaft ſein. Nimm es; es iſt ein wichtiges Stück Papier, es iſt die Brücke zu deinem Glücke, welche eine weite Kluft für dich aufhebt. Es hebt einen Mißgriff des Zufalls auf, der dich, du gutes Kind, mit dem adeligen Herzen in unteren Regionen geboren werden ließ; es ſtellt dich deinem Geliebten an Rang gleich. Dein ſüßeſter Wunſch wird in einigen Tagen in Erfüllung gehen, du wirſt jenem zum Altare folgen. Herr von Derval iſt ein edler junger Mann, ein erfreulicher Gegenſatz zu ſeiner entarteten Schweſter; ihm kann ich getroſt mein gutes treues Mädchen überlaſſen. Was die Frau Marquiſe von Derval betrifft, ſo wird auch dieſe liebenswürdige Dame dich gütig und zärtlich als Tochter begrüßen; ſie erwartet mit Ungeduld den Tag des Glückes. Nun, meine liebe Henriette, entlaſſe ich dich deines Dienſtes mit Bedauern, weil ich eine ſolche Dienerin nicht wieder finden werde, aber froh, da ich dich glücklich ſehe. Die Zeit über bis zu deiner Vermählung, deren Sorge der König die Gnade gehabt hat, mit mir zu übernehmen, bleibſt du mein Gaſt. Biſt du zufrieden, Henriette?"

Schon längſt war das Mädchen zu den Füßen der gütigen Herrin geſunken und hatte deren Hand gefaßt, welche ſie von Thränen überfließend mit Küſſen bedeckte. „Ach, Madame, wie gut ſeid ihr!“ Weiter vermochte ſie nichts zu ſagen.

„Steh auf, mein Kind,“ bat endlich ihre Gebieterin, nachdem ſie eine Zeit lang dieſen ſtummen leidenſchaftlichen Dank ertragen; „ſteh auf und verlaß mich. Die Stunde naht, und ich muß mich im Gebet zum Herrn der Heerſchaaren darauf vorbereiten. Ich bedarf der Sammlung in Ihm.“

Henriette erhob ſich und ſchwankte hinaus. Frau von Maintenon wandte ſich nach dem Spiegel und beſchaute noch einmal lange Zeit ihre majeſtätiſche Figur. Wiederum ſtieg jenes eitle weltliche Lächeln in ihr Geſicht. „Ich denke, der König wird mit mir zufrieden ſein,“ murmelte ſie. Dann nahm ſie aus dem zierlichen Bücherbrete ein Gebetbuch und nahte ſich dem Krucifix; in einer anmuthigen Weiſe kniete ſie auf dem Betſchemel nieder.

Der Pater la Chaiſe trat ein. „Seit ihr bereit, Madame?“ fragte er.

„Ich bin bereit,“ erwiederte die Dame und erhob ſich in ihrem vollen Glanze.

„Bei Gott und allen Heiligen, Madame, ihr ſehet aus wie eine geborene Königin,“ ſagte der Prieſter lebhaft. „Doch laſſet uns eilen; ſchon erwartet uns der König.“

„Und ihr ſeid allein hier mich zu begleiten?“ fragte Frau von Maintenon in höchſter Verwunderung.

„Könntet ihr den Gang unter beſſerem Geleite thun als dem eines Prieſters?“ erwiederte la Chaiſe, über deſſen Geſicht ein feines Lächeln ſtrich.

„Ich erwarte noch einige vertraute Freunde und Blutsverwandte, welche Zeugen meines Glückes ſein wollen.“

„Es iſt unmöglich, länger zu warten, da der König, wie ich euch bereits meldete, unſer harret.“

Mit etwas unwilligem Widerſtreben folgte die herabgeſtimmte Dame.

„Jacques,“ ſagte ſie zu ihrem Kammerdiener, der ſich im Vorzimmer aufhielt; „begleitet uns mit einem Lichte.“

„O laſſet den Mann, Madame; ich werde euch gut führen; wir haben ja übrigens nur eine kurze Strecke zurückzulegen.“

Der Pater holte eine Laterne aus ſeinem Rocke hervor, welche er anzündete, und ſchritt voran; Frau von Maintenon folgte, nicht wenig beunruhigt über dieſe ſonderbaren Maßregeln. Der Weg führte im Dunkel der Nacht über einen kothigen Hof, bei deſſen Ueberſchreiten die beiden Wanderer beregnet wurden, durch verſchiedene düſtere Korridore und öde Zimmer, bis man in eine Privatkapelle eintrat. Zum ſchreckhaften Erſtaunen der Dame, die ſich durch den Weg hierher ſchon in eine miſerable Stimmung verſetzt fühlte, befanden ſich nur fünf Perſonen außer ihrem Begleiter und ihr ſelbſt darin. Der Eine in reichem prieſterlichen Ornate war der Erzbiſchof von Paris, Harlay, der Andere der Marquis von Montchevreuil, ferner der

Marquis von Louvois, der Oberkämmerer des Königs, Bontems, und der König ſelbſt. Ludwig eilte ſogleich auf die Eintretende los, faßte ihre Hand, welche er zärtlich an ihren Mund preßte, und führte ſie vor den Altar, an welchem der Erzbiſchof und Pater la Chaiſe ſich aufſtellten; die übrigen Anweſenden, welche als Zeugen der Handlung dienen ſollten, gruppirten ſich um das Paar.

„Madame,“ wandte ſich der Erzbiſchof an Frau von Maintenon; „bevor wir dazu ſchreiten, das heilige Sakrament zu feiern, muß ich euch einen Eid abfordern, der euch ein ewiges Schweigen über die heilige Handlung hier auferlegt. Schwöret bei dieſem Bilde des leidenden Heilandes, nie verrathen zu wollen, daß ihr die Gattin des Königs von Frankreich ſeid!“

„Ich ſchwöre!“ hauchte Frau von Maintenon aus bewegter Bruſt. Ihr Blick ſuchte Louvois; ſie begegnete dem ſeinen, welcher mit dem Ausdrucke befriedigter Rache auf ihr ruhte.

„Dank euch, Françoiſe,“ ſtammelte der König, „für dieſes neue Opfer, welches euer edles Herz mir bringt.“

Die Trauungsceremonie nahm ihren Anfang.

Drittes Buch:

In der Kolonie.

kann uns nichts helfen," verſetzte der Vater, „und Herr Meyer iſt ja ein ſo hübſcher, lieber, guter Mann, der ſich ganz für uns aufopfern will. Bedenke, mein liebes Kind, daß ich die Schande des Falliments nicht überleben werde, daß ich Armuth nicht ertragen kann! Höre die Bitten deines kranken, verzweifelten Vaters! Verlaſſ' ihn nicht in der höchſten Noth! Von dir hängt jetzt ſein Leben oder ſein Tod ab. Schlägſt du Herrn Meyer aus, ſo bin ich morgen todt."

„Aber, lieb ,ſterbeſter Vater! der Vetter Henry iſt ja nicht enterbt; im Gegentheil hat er ſogleich über ein großes Kapital zu verfügen und bekommt einſt das ganze Vermögen ſeines Vaters, ſobald Sie ihm nun erlauben, das Y mit dem J zu vertauſchen."

„Fort mit dem J!" kreiſchte der Alte; „und nun kein Wort weiter! Herr Meyer hat mein Wort, und das iſt unzerbrechlicher, als Diamant. Du biſt Herrn Meyer's Braut und morgen iſt die Verlobung." Umſonſt waren Mary's Thränen. Herr Meyer empfahl ſich mit ſüßen Komplimenten, um, wie er ſagte, den Verlobungsring und die Verlobungskarten zu beſtellen. Mary's Schmerz betraf mehr die Verirrung ihres Vaters, als ihr eignes

1.

Ein Schiff und ſeine Ladung.

Von einem günſtigen Nordoſtwinde getrieben, der die Segelſtangen hin- und herwirft, daß ſie mit Geräuſch zuſammenſchlagen, und die Segel bläht, rauſcht ein ſtolzes Schiff, welches Frankreichs Banner trägt, durch die Fluthen des atlantiſchen Oceans. Matroſen klettern im Takelwerke umher, die Befehle der Offiziere auszuführen; andere ſitzen auf dem Verdecke und beſſern Segel aus; der Steuermann, ein alter Burſche mit wettergebräuntem Geſichte, wartet mit ernſthafter Miene ſeines Geſchäftes; der Kapitän, ein ſtattlicher, ſchöner Mann in einer Kleidung, welche ſeemänniſche Bequemlichkeit mit ritterlicher Eleganz vereinigt, ſteht am Hauptmaſte und ertheilt mit gemeſſener Stimme ſeine Befehle. In entgegengeſetzter Richtung taucht in der See ein Punkt auf, mit emſiger Sorgfalt von hundert ſcharfen oder mit Gläſern bewaffneten Augen beobachtet. Man rückt ihm im Laufe der Stunden immer näher, bis endlich das rothe Kreuz des engliſchen Banners dem Blicke ſichtbar wird. Jetzt fahren die beiden Schiffe in geringer Entfernung an einander vorüber; aus einigen Feuerſchlünden der franzöſiſchen Fregatte, deren ſie ſiebenzig zählt, donnert ein lauter Gruß hinüber; der Engländer erwiedert ihn höflich zum Zeichen des innigen Einverſtändniſſes, welches zwiſchen den Souveränen der beiden ſo mächtigen Nationen waltet, dem „großen“ Ludwig von Frankreich und dem Könige von Großbritannien, Jakob Stuart, ſeines Namens der Zweite. Bald hat man den Engländer, der nur mühſam gegen den Wind ſteuert, in raſchem Fluge aus dem Geſichte verloren; die Aufregung, welche die Begegnung mit dem Segler der befreundeten Nationen hervorgerufen, legt ſich wieder; Kapitän und Offiziere ertheilen von neuem Befehle und ordnen an, das Schiffsvolk geht wiederum an ſein Werk. Der Kapitän ſteigt endlich in ſeine Kajüte hinab. Nach einer Stunde lädt ein Junge die Offiziere ein, zu ihrem Vorgeſetzten zu kommen.

Dieſer empfängt ſie mit einem verdrießlichen Geſichte. „Meine Herren,“ ſagte er ernſt zu den meiſtens jungen Männern. „Ihr habt, wie ich zu meinem großen Leidweſen erfahren muß, meiner Bitte keine Berückſichtigung gegönnt; eben wieder iſt Klage über euch und euer Benehmen bei mir erhoben worden. Da ein höfliches Geſuch, eine freundliche Warnung, ein leiſer Wink von meiner Seite keinen Eindruck auf euch zu machen ſcheint, ſo wird dies hoffentlich mit meinem ſtrengen Befehle der Fall ſein. Ich ſehe mich deshalb genöthigt, euch meine Herren, jeden unerlaubten Verkehr mit den Frauenzimmern, die wir leider am Bord haben, aufs ſtrengſte zu verbieten, und ich werde jedes Zuwiderhandeln, wenn auch mit Bedauern, aber unerbittlich ahnden. Denn wie in aller Welt ſollte es möglich ſein, das gemeine Schiffsvolk von Zügelloſigkeiten zurückzuhalten, wenn ihr, die Vorgeſetzten, ihm mit ſolchem Beiſpiele vorangeht? Alle Disciplin, alle Subordination würde aufhören. Deshalb muß ich unbedingt auf meinem Befehle beſtehen, und um euch die Erfüllung euerer Pflicht zu erleichtern, werde ich die gefälligſten und verlockendſten dieſer Nymphen einſperren laſſen, damit ſie euch nicht ferner in Verſuchung bringen.“

Ein ziemlich vernehmbares Murren war die Erwiederung der jungen keцken Seeleute auf dieſe ſtrengen Worte.

„Nicht mich klaget an,“ fuhr der Kapitän milder fort, „ſondern euere eigene Unüberlegtheit, die mich gebieteriſch zu ſolcher Maßregel zwingt. Ihr alle wißt, daß ich kein Pedant, kein Frömmler bin, der ſeinem Nächſten das Vergnügen mißgönnt. Aber bedenkt, wir haben außer unſerem Schiffskaplan noch drei heilige Männer am Bord, welche die fromme Schafheerde über Meer geleiten ſollen, und dieſe drei gehören dem Orden Jeſu an. Der Pater Raimond hat mir ſoeben gedroht, höchſten Ortes eine Anzeige zu machen, wenn ſeine Vorſtellungen bezüglich Abſtellung der Zügelloſigkeiten der Mannſchaft nicht aufhören. Ich bitte euch, bedenkt, was das heißen will. Bei Gott und allen Heiligen! es hätte mir kein größeres Ungemach widerfahren können, als daß man mir dieſe räudigen Schafe und Sündenböcke, welche man aus allen Gefängnissen und ſchlechten Häuſern geſammelt und mit denen man Neufrankreich zur Blüte bringen will, mit ihren heiligen Hirten zum Transport aufgepackt hat. Kaum ſind ſie etwas von der Kalamität der Seekrankheit befreit, ſo geht die Noth des Liebesfiebers auf der „Hoffnung“ an. Ich bitt' euch nachdrücklich, ihr Herren, unterlaßt ferner jeden anſtößigen Verkehr mit den Dirnen; ich kann und darf derlei nicht dulden. Ich habe die ſchwerſte Verantwortung davon und fühle keinen Beruf in mir, durch euern Leichtſinn höchſten Orts Ungelegenheiten zu haben. Ihr alle wißt, wie man an unſerem Hofe derlei Ueberſchreitungen beurtheilt, und ihr habt drei Aufpaſſer hier. Kommen wir ans Land, dann treibt, was ihr wollt; entſchädigt euch für die Strenge des Dienſtes und die erduldeten Entbehrungen; hier auf dem Schiffe bin ich verantwortlich, und ich erſuche euch wiederholt, dieſen Umſtand für euer künftiges Verhalten auf unſerer Reiſe berückſichtigen zu wollen.“ Er verneigte ſich, und die Offiziere verließen die Kajüte.

„Der gute Mann,“ ſagte Einer der älteren leiſe zum Anderen, als ſie wieder auf das Verdeck zurückgekehrt waren; „mag ſich ſtellen, wie er will, man merkt ihm den Calviniſten doch immer an. Das Predigen iſt den Leuten angeboren. Er hätte ſeine Meinung viel kürzer von ſich geben können. Ich zum Beiſpiel, wäre ich Kommandirender, hätte geſagt: Wer noch ferner Verkehr mit einer Dirne am Bord unterhält, wird acht Tage in Arreſt geſteckt, und die Dame erhält fünf und zwanzig Hiebe über der Kanone. Das war viel kürzer und klarer.“

„Allerdings ſehr verſtändlich,“ lachte ſein Kamerad.

„Verdenken dürfen wir es dem Kapitän nicht,“ nahm ein junger Mann mit lebhaften Geberden das Wort, „daß er ſo aufgetreten iſt. Er war das ſeiner Stellung ſchuldig. Aber mich ärgert es, daß ihr Anderen es ſo arg getrieben habt, und ich unſchuldiges Lamm darunter leiden muß. Ich war ſo hübſch im Gange, hatte recht leidliche Fortſchritte in der Gunſt der hübſchen Fleurette gemacht; nun wird mir ein böſer Strich durch die Rechnung gemacht. Wäret ihr vernünftiger geweſen, hätte der Vater nicht geklagt, der Kapitän geſchwiegen, und ich —“

„Und du hätteſt das Exempel fertig gerechnet,“ unterbrach ihn lachend ein Anderer. „Tröſte dich mit der Hoffnung auf die neue Welt.“

„Fleurette iſt das niedlichſte Pariſer Stadtkind, das in einer Dachſtube aufgewachſen iſt,“ ſagte ein Dritter. „Gewiß, das wird niemand beſtreiten, der einmal ihr kleines ſchelmiſches Geſichtchen geſehen hat, aber, lieben Freunde, ſie iſt noch lange nicht die ſchönſte Jungfrau am Bord. Sie wird bei weitem von einer anderen übertroffen, die das reizendſte Mädchen iſt, welches meine Augen je geſehen haben.“

„Was ihr ſagt!“ erwiederte Fleurette's Anbeter ungläubig. „Ich habe doch, bevor ich meine Huldigungen an die hübſche Griſette richtete, den ganzen

Troß gemuſtert, aber keine ſchönere darunter entdecken können, als mein niedliches Dachſtubenblümchen."

„Das glaub' ich," erwiederte der Vorige lächelnd; „deſto glücklicher war ich, da ich ſie wenigſtens einmal zu Geſichte bekam. Das Vergnügen iſt mir freilich ſeitdem nicht wieder geworden. Aber ich ſchwelge noch immer in der Erinnerung."

„Nun wo zum Teufel liegt denn dieſer Schatz begraben, daß er allen Blicken entrückt iſt?" fragte ein Dritter neugierig.

„Sie hält ſich mit unten im Zwiſchendecke auf," erwiederte jener, um den ſich ſeine Kameraden jetzt geſpannt drängten, „aber die hat ſeit den drei Wochen, wo wir auf dem Waſſer ſchwimmen, noch keinen Fuß auf das Verdeck geſetzt, da das arme Kind, wie ich vernommen, ſehr krank iſt. Unten hat ſie ihr Lager abgeſondert von der übrigen ſaubern Geſellſchaft in einer Art Kammer, welche man aus Fäſſern und Kiſten gebildet hat. Die drei Patres pflegen und warten ſie und ſcheuchen jeden Unberufenen zurück."

„Nun, wie habt ihr ſie denn ſehen können?" fragten Einige.

„Ich hatte gerade den Wachdienſt, als wir in la-Rochelle vor Anker lagen; ihr anderen Herren und der Kapitän waret noch nicht an Bord zurückgekehrt; da wurde ſie von zwei jungen Herren und einem alten Kerle mit einem Spitzbubengeſichte auf das Schiff gebracht. Sie übergaben mir, da der Kapitän noch nicht da war, das Mädchen und ein verſiegeltes Schreiben, welches an jenen gerichtet war. Ich ließ den neuen Gaſt zu der anderen Geſellſchaft bringen; derſelbe ſchien aber ſchon halb oder ganz bewußtlos zu ſein, denn das gute Kind vermochte ſich kaum aufrecht zu halten und erwiederte auf die theilnehmenden Fragen, welche ich, betroffen von ihrer wunderbaren Anmuth, an ſie richtete, gar nichts."

„Ei, das iſt in der That ſonderbar," erwiederte einer der Offiziere. „Und wie hat ſich denn der Kapitän bei der Sache verhalten?"

„Als ich ihm bei ſeiner Rückkunft am Bord Rapport abſtattete, ſchien er von dem neuen Zuwachſe unſerer lebendigen Reiſefracht unterrichtet zu ſein; wie er mir kurz mittheilte, hatte er die drei Herren ſelbſt noch geſprochen."

„Und hat er ſie geſehen?"

„So wenig wie ihr. Sie wurde ſogleich von den geiſtlichen Herren in Empfang genommen, die wie ich bereits vermeldet, keine Seele von der Schiffsmannſchaft in ihre Nähe laſſen. Und da in den erſten vierzehn Tagen alle Unterröckchen auf der Hoffnung ſchwer ſeekrank danieder lagen, ſo hat man dieſer allein keine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken können."

„Ach, ich erinnere mich jetzt," nahm Fleurette's Verehrer das Wort, „daß mein niedliches Blümchen einigemal ihr kleines Haupt ganz betrübt neigte und von einer Kranken unten im Schiffsraume ſprach, die vielleicht gar noch ſterben würde. Daß dieſelbe ein ſolches

Wunder von Schönheit ſei, davon hat freilich der Schelm nichts verlauten laſſen."

„Ich verſichere euch, ihr Herren," ſagte Derjenige, welcher von der unſichtbaren Reiſegefährtin erzählt hatte; „es iſt ein Glück für uns und den Kapitän, daß er das ſchöne Mädchen nicht geſehen hat. Alle Vorſtellungen des frommen Pater Raimond, alle erbaulichen Reden, die er anſtatt unſeres vortrefflichen Schiffspaters jeden Sonntag hält, würden ſpurlos und ohne Eindruck auf ihn geblieben ſein. Es wäre eine heilloſe Wirthſchaft auf unſerer Fregatte geworden, und wir wären ſpäter alle in des Teufels Küche gekommen, wo wir Zeit und Gelegenheit hatten, die Luſt zu büßen."

„Der Pater muß dem Kapitän arg zugeſetzt haben," flüſterte ein junger Offizier dem anderen ins Ohr; „daß er auf einmal ſo den Splitterrichter macht. Sonſt iſt er gar nicht von der Art, und wenn die Aufpaſſer nicht da wären, wer weiß, was geſchähe. Denkt doch nur an das Abenteuer von dieſem Frühjahre."

„Nun damals hatte er übrigens die ſolideſten Abſichten von der Welt," entgegnete der Angeredete. „Der Schiffspfaff ſtand ſchon bereit, um ihn zum glücklichen Ehemann zu machen, als der Teufel die Hand ins Spiel miſchte und den ganzen Spaß verdarb. Doch ſtille, da kömmt er ſelbſt."

* * *

In einem durch Ballen, Kiſten, Koffer und anderen Ballaſt abgeſperrten Raum des Zwiſchendeckes, welcher nur wenige Menſchen faſſen konnte und durch ein kleines lukenartiges Fenſter ſpärlich erleuchtet wurde, lag auf einem dürftigen Bette ein weibliches Weſen, wie es ſchien, in den Banden ſchwerer Krankheit. Denn obgleich ſie in dieſem Augenblicke ſchlief, verrieth doch die fieberhafte Röthe, welche das abgezehrte Antlitz überzog, eine haſtige Bewegung der Hände, die Natur des Schlafes ſelbſt, daß die Schlummernde eine ſchwer Leidende ſei. So deutlich ihr Geſicht die Spuren des Gebreſten trug, ſo unverkennbar war dennoch die edle Bildung und außerordentliche Schönheit deſſelben, welche ſo eben durch die auf ihm erſcheinende Fieberglut eine wunderbare Wirkung hervorbrachte; dieſes Trugbild blühender Geſundheit war faſt noch reizender als dieſe ſelbſt.

Um die unruhige, im Fiebertraume oft tief aufſtöhnende Schläferin war eine intereſſante Gruppe verſammelt. Rechts zu ihrem Haupte ſaß ein Mann im Gewande der Geſellſchaft Jeſu, welches ebenfalls die Kleidung zweier anderen, in der improviſirten Krankenſtube Anweſenden bildete. Ein ſanftes, ſchönes Geſicht, in welchem dennoch die Anzeichen von Charakterfeſtigkeit, Muth und Entſchloſſenheit lagen. In dem geiſtvollen Auge, welches er aufmerkſam auf die Kranke geheftet hielt, glühte der Funke der Schwärmerei. Seine Rechte hielt wie ein prüfender Arzt die Hand der Dulderin umſpannt, als wolle er den Verlauf des Fiebers am Pulſe derſelben verfolgen.

„Die Kriſe iſt Dank Gott und allen Heiligen im Himmel überſtanden," ſagte er leiſe mit einem wohl-

Schickſal, ſie war ja im Beſitz eines ſüßen Geheimniſſes und wußte, daß ſie weder des Juden Meyer, noch des Amerikaners Henry May Frau werden würde, ſondern bald, recht bald ihrer erſten und heiligen Liebe, ihrem über Alles theuern Doktor angehören werde. Deßhalb ſah ſie auch getroſt dem folgenden Tage entgegen.

Dieſer kam, aber nicht Herr Meyer; er ging wieder, und Herr Tobias Meyer war zu des Senators und Mary's Befremden nicht gekommen. Der Alte war ſehr unruhig, obgleich er nichts äußerte, und Mary lallte kein Wörtchen von dem Pſeudo-Bräutigam. Ebenſo verging der folgende Tag; Herrn Meyer's Ausbleiben war unerklärlich. Der Alte fing an zu befürchten, es möchte dem lieben Herrn Meyer ein ſchweres körperliches Übel zugeſtoßen ſeyn, welches ihn gänzlich untauglich gemacht, irgend ein Lebenszeichen an ſeinen alten Freund und Prinzipal gelangen zu laſſen, und er bat deßhalb den Medicinalrath Berger bei deſſen nächſtem Beſuche, ſich doch in Herrn Meyer's Wohnung zu verfügen und ſich nach deſſen Geſundheitszuſtande zu erkundigen. Bereitwillig ging der Arzt, kam aber ſchon nach einer Stunde, noch Abends zutönenden Organe. „Die Gewalt des Fiebers fängt an, ſich vor der Uebermacht der guten Natur zu brechen. Seid ihr noch nicht fertig mit der Medicin, mein Bruder?“ wandte er ſich an einem Anderen, der damit beſchäftigt war, Heilmittel in einem kleinen ſteinernen Mörſer zu bereiten. „Unſere Patientin wird bald erwachen, und wir wollen die Gelegenheit benutzen, ihr von dem Medikamente einzugeben, welches ſo gute Wirkung bei ihr gethan hat.“

„Sogleich iſt das Präparat fertig,“ erwiederte der Angeredete und fuhr geſchäftig in ſeiner Arbeit fort.

„Ihr, mein Bruder,“ wandte ſich der Vorige an den dritten Ordensgeiſtlichen, der mit einem Breviere in der Hand an der anderen Seite des Krankenlagers in der Nähe des Fenſters ſaß. „Leſet uns noch einige jener brünſtigen Gebete, wie ſie die fromme Geſinnung heiliger Seelen für Gelegenheiten dieſer Art erzeugt hat. Wir dürfen nicht verabſäumen, unſere Seelen vor Gott und ſeinen Heiligen zu demüthigen, durch deren Gnade und Barmherzigkeit die Kunſt allein etwas vermag, und ohne welche dieſe ein eitles verwegenes Spiel wird. Auch erwächſt uns in unſerer Zaghaftigkeit ein ſtärkender Troſt und eine gewaltige Zuverſicht auf den Himmel und ſeine weiſen Rathſchlüſſe.“

Bei den letzten Worten ließ Vater Raimond ſeinen Blick mit einem wohlwollenden Ausdruck auf einen jungen Mann und ein Mädchen gleiten, die zu Füßen des Bettes ſaßen. Das tief in ſeiner Höhle liegende Auge des Erſteren haftete mit dem Ausdrucke ängſtlicher Spannung auf der Kranken. Sein Geſicht war blaß, und eine finſtere Traurigkeit ſprach aus den wohl gebildeten Zügen. Das Frauenzimmer verhüllte weinend ihr Geſicht, während der Pater, dem Gebote ſeines Bruders Folge leiſtend, mit eintöniger Stimme Gebete vorlas. Draußen ſchlugen die Wogen des Meeres an die dicken Planken des Schiffes, der Wind trieb ſein lärmendes Spiel im Takelwerk, und aus einiger Entfernung ſchallte oft ein luſtiges Lachen. Plötzlich öffnete die Kranke ihre Augen und ſtarrte eine Zeit lang, wie es ſchien, gedankenlos vor ſich hin. Als Pater Raimond dieſe ihre Bewegung wahrnahm, winkte er dem anderen Geiſtlichen, der mittlerweile ſein pharmaceutiſches Geſchäft beendigt und ihm jetzt eine Schale mit der bereiteten Medicin überreichte. Der Pater hielt der Patientin das Gefäß vor den Mund; mechaniſch öffnete ſie ihn und ſchlürfte den Trank, indem ſie ausdruckslos vor ſich hinſtarrte. Allmälich gewann jedoch ihr Blick Geiſt und Leben, das Mädchen betrachtete mit unverkennbarem Erſtaunen den Aufenthalt, in welchem ſie ſich befand, und dann die Perſonen, ſo weit ſie im Bereiche ihres Auges waren. Sie verſuchte das Haupt ein wenig nach der Seite ihres Arztes zu wenden, und eine Frage drängte ſich ihr offenbar auf. Ihre Lippen bewegten ſich, aber kein Ton drang zwiſchen ihnen hervor. Der heilkundige Pater ſah ſie mit einem wohlwollend verweiſenden Blick an und legte zum Zeichen, daß ſie ihre wenigen Kräfte ſchonen und ſchweigen ſolle, den Finger auf den Mund. Noch einige Zeit blickte die Kranke ihre unmittelbare Umgebung verwundert an; darauf ſchloß ſie ihre Augen wieder und ſchlief ein, wie es ſchien, ermüdet und überwältigt von den neuen Eindrücken, die auf ſie einſtürmten.

„Gott und alle Heiligen ſeien geprieſen!“ ſagte Pater Raimond; „ſie iſt gerettet. Aber ihre Natur hat einen furchtbaren Kampf mit den ſich ihr aufdrängenden feindlichen Elementen beſtanden. Das arme Mädchen hat einen ſchweren Angriff erlitten; eine tödtliche Erkältung ſcheint ſich mit einer ſtarken Gemüthsbewegung vereinigt zu haben, den Sturm gegen ihr Leben zu unternehmen. Jetzt iſt jede Gefahr vorüber, der böſe Feind iſt vertrieben, und unſere Patientin bedarf nur der Ruhe, um ihre verlorenen Kräfte wieder zu gewinnen. Doch ich halte es nun für meine Schuldigkeit, euch mein Herr, und euch, mein gutes Mädchen, die ihr faſt unabläſſig an dieſem Krankenlager gewacht habt, dringend zu ermahnen, euerer eigenen Natur nicht zu viel zuzumuthen, damit nicht, wenn dieſe Kranke erſtanden iſt, eines von euch ihren Platz einnehme. Geht, mein Herr, geht, meine gute Fleurette, und gönnet eueren müden Gliedern die Ruhe, welche ihr ihnen ſo lange verſagt habt; ihr möget es unbeſorgt um dieſe thun. Auch ihr, meine Brüder, ſuchet euer Lager, um neue Kräfte zu ſammeln.“

„Ich bin nicht müde, Herr Pater,“ erwiederte der junge Mann, der ſeinen Platz zu Füßen des Bettes hatte; „da ich, wie ihr wißt, in der vorigen Nacht einige Stunden geſchlafen habe. Aber ihr! ihr vergeßt euch ganz. Legt euch ſelbſt nieder, ihr müßt von der Anſtrengung erſchöpft ſein, mit welcher ihr ſeit drei Wochen wie ein rettender Engel am Lager dieſer Dulderin geſtanden habt. Ich bin jung und kräftig und kann ſolche Mühe leichter ertragen wie ihr.“

„Der Himmel gibt mir Kraft meine Schuldigkeit zu thun, und das Bewußtſein erfüllter Pflicht hält mich aufrecht,“ erwiederte der Pater mit einem milden Lächeln. „Befiehlt uns doch unſer Meiſter, daß wir nicht müde werden ſollen, Gutes zu thun.“

Die beiden anderen Geiſtlichen und das junge Mädchen, eine zierliche Geſtalt mit einem hübſchen Geſichte, hatten dem Geheiße des Paters Raimond Folge geleiſtet; dieſer ſelbſt hatte ſeinen Platz ebenfalls behauptet, aber nicht lange, ſo neigte er das Haupt und ſchlief ein. Der junge Mann ſaß lange Zeit in trübem Sinne auf einem Stuhle, dann erhob er ſich und ſchaute durch die faſt erblindeten Scheiben des Fenſters hinaus auf das Meer, deſſen rauſchende Wogen ihn immer weiter nach Weſten trugen. Endlich wandte er ſich und betrachtete die Schläferin mit einem Blicke zärtlicher Bekümmerniß. Vielleicht berührt von der Magie dieſes Anſchauens, ſchlug dieſe nach einiger Zeit die Augen auf und ſtarrte den jungen Mann an. Nach einigen Augenblicken, während welcher ſie ihre Erinnerung geſammelt zu haben ſchien, flüſterte ſie leiſe, aber ganz vernehmlich: „Menenville!“

Ein tiefes Erſtaunen zeigte ſich auf dem Geſichte des Anderen, als er das Wort, ſeinen Namen, von dieſen Lippen nennen hörte.

„Wie! ihr kennt mich noch, Mademoiſelle?“ fragte er haſtig. „Ihr wißt ſogar meinen Namen. Wie iſt das möglich?“

„Wo bin ich?“ fragte die Geneſende, welche noch zu ſehr mit ſich und ihrer Lage beſchäftigt ſchien, um ſich auf Beantwortung dieſer Fragen einlaſſen zu können.

„Auf dem Meere ſeid ihr, im Zwiſchendecke eines Schiffes,“ erwiederte ihr Geſellſchafter.

„Auf dem Meere?“ wiederholte das junge Mädchen und ſchien das nicht begreifen zu können, denn ſie ſchüttelte leiſe den Kopf. „Wie komm' ich denn auf das Meer?“

„Wenn ihr es nicht wißt,“ antwortete jener, „wird euch wohl ſchwerlich Jemand Aufſchluß zu geben vermögen. Ihr befindet euch mit einer großen Geſellſchaft auf einem Kriegsfahrzeuge, welches nach Canada beſtimmt iſt. Schon drei Wochen ſind wir unterwegs. Ihr freilich wißt nichts davon, da euch ein böſes Fieber, das ihr ſchon mit an Bord gebracht, der Beſinnung gänzlich beraubt hatte. Doch Dank dem Himmel und der Kunſt dieſes würdigen Geiſtlichen, der während euerer Krankheit faſt keinen Augenblick von euerm Lager gewichen iſt; ihr ſeid geneſen und zu einem neuen Leben erwacht. Euere Freunde, zu denen ich mich zählen darf, haben in großer Angſt um euch geſchwebt, doch jetzt iſt alle Gefahr beſeitigt.“

Das Mädchen hatte dieſe Worte anſcheinend theil nahmlos angehört; ſie lag in tiefem Sinnen, lebhaft bemüht, ſich das Räthſel ihres Aufenthaltes an dieſem Orte zu löſen. Der Pater erwachte wieder aus ſeinem kurzen Schlummer, und da er ſeine Pflegbefohlene munter fand, griff er nach ihrem Pulſe.

„Ihr ſeid geneſen,“ ſagte er; „und habt nur noch die Schwäche zu überwinden, was bei euerer guten Natur ſchnell geſchehen wird. Habt ihr kein Verlangen etwas Nahrung zu euch zu nehmen?“

„Ich fühle einigen Hunger,“ erwiederte die Patientin mit ſchon verſtändlicher Stimme.

„Ein Beweis mehr für euere Herſtellung. Ich gehe, um euch eine für euern Zuſtand paſſende Speiſe zu beſorgen. Erheitert euch indeß immer im Geſpräche mit euerm jungen Freunde, der ſo viel Sorgfalt und Theilnahme bei euerer Abwartung bewieſen hat. Seht, da kommt auch die gute Fleurette, der ihr ebenfalls Dank für manchen Liebesdienſt ſchuldet.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Pater.

Eine ziemliche Strecke entfernt von dem Krankenbette des jungen Mädchens, welchem der würdige Jeſuit ſo viel menſchenfreundliche Theilnahme bewies, lagerte eine bunte luſtige Geſellſchaft von etwa fünfzig bis ſechzig Perſonen beiderlei Geſchlechts, meiſtens noch dem jüngeren Lebensalter angehörend. Eine Menge Anderer trieb ſich ſchwatzend auf dem Verdeck umher, ſo daß die Anzahl ſämmtlicher Paſſagiere wohl über zweihundert Köpfe betragen mochte. Haltung, Kleidung, Benehmen der Leute verrieth ſie beim erſten Blicke als die verlorenen Kinder einer großen Stadt; in der That beſtand die ehrenwerthe Verſammlung aus einem auserleſenen Theil der Bewohnerſchaft der Gefängniſſe von Paris, Taſchendieben, Freudenmädchen, Griſetten, Spielern von Profeſſion und anderen Glücksrittern, Gamins und Taugenichtſen, welche Ludwigs XIV. Regentenweisheit zu Bürgern Neufrankreichs beſtimmt hatte. Es herrſchte ein ziemlich cordialer Ton in der Geſellſchaft; die Damen gingen oder lungerten in bedeutendem Negligee; einige von ihnen muſterten ihre Garderobe und beſſerten daran aus, andere ſchwatzten und lachten; die Männer thaten meiſtens gar nichts, als es ſich auf dem harten Boden ſo bequem wie möglich zu machen, oder mit einer der gefälligen Schönen zu koſen, über deren Zugänglichkeit und Mangel an Grauſamkeit der Kapitän der Fregatte ſeinen Offizieren gegenüber ſo bittere Aeußerungen gethan hatte.

Die größere Zahl dieſer unfreiwilligen Emigranten war um einen jungen Mann mit einem geſcheidten Geſichte verſammelt, auf welchem man deutlich leſen konnte, daß der Eigenthümer deſſelben ein Schelm war, der es, wie man zu ſagen pflegt, fauſtdick hinter den Ohren hatte. Er lag ungenirt auf dem Boden und lehnte den Kopf an den Buſen einer der Schönen, welche auf einer Kiſte ſaß.

„Wie ich euch bereits mittheilte,“ ſagte er, „ich war ſchon zweimal in Amerika und kann euch über euern künftigen Wohnſitz die beſten Aufſchlüſſe geben. Es iſt ein herrliches Land, dieſes Neufrankreich. Platz gibt es darin — ihr habt keine Vorſtellung davon; ihr mögt ſo viel Boden in Beſitz nehmen, als ihr nur wollt, je mehr, je beſſer. Ihr könnt ganze Herzogthümer und Grafſchaften mit Beſchlag belegen; Niemand iſt da, der es euch wehrt.“

„Aber die Wilden,“ warf ein Mädchen ſchüchtern ein.

„O das ſind ganz charmante Leute, denen man gewöhnlich ſchweres Unrecht thut! Dieſe fälſchlich ſogenannten Wilden ſind gar nicht wild, nur etwas ungenirt in manchen Dingen, wie man das übrigens in Paris ebenſo findet. So zum Beiſpiel haben ſie eine merkwürdige Paſſion für ſchöne Haare, nämlich für die anderer Leute, und das Einzige, was ſie ihren beſiegten Feinden abnehmen — erkennt daraus, wie gebildet dieſe Wilden ſind! — iſt das Haar. Freilich reißen ſie dann im Eifer der Liebhaberei und in der Hitze der Leidenſchaft auch die Kopfhaut mit ab. Das Beſte in dem Falle iſt allerdings, man hält ſtille, wenn man noch lebt, und gibt ſeinen Kopfſchmuck gutwillig her. Wahr iſt es ferner, daß dieſe gemüthlichen Leute noch einige üble Angewohnheiten an ſich haben, von denen ſie indeſſen der Umgang mit ſo liebenswürdigen und feinen Damen, wie ihr ſeid, bald befreien wird. Sie vergeſſen zum Beiſpiel oft ſich zu waſchen, und der Verbrauch an Seife iſt deshalb für die Größe des Landes und die Zahl ſeiner Einwohner ſehr gering.

Aber es bedarf ja in dieſer Rückſicht nur einer leiſen Erinnerung, eines zarten Hinweiſes auf das Waſchbecken. Ich ſelbſt habe die Abſicht, eine Seifenſiederei anzulegen, und ich denke, die Spekulation wird gut ſein, wenn die Indianer immer an das Waſchen erinnert werden. Ferner treiben dieſe gern Tauſchhandel in einer Weiſe, wie derſelbe auch in Paris viel vorkömmt und gewiß manchen von euch aus eigner Erfahrung bekannt ſein dürfte. Sie nehmen gern Schmuck, Hausgeräthe, Waffen und dergleichen an und überlaſſen dagegen dem anderen Theile das Nachſehen."

Ein frohes Gelächter belohnte dieſen Witz. Die Freude ſolche charmante Leute kennen zu lernen, ſprach ſich allgemein aus.

„Ihr ſeht," fuhr der Erzähler fort, „dieſe Wilden unterſcheiden ſich gar nicht ſo weſentlich von uns, die wir der gebildeten Nation angehören. Bis jetzt ſind nur ihre Vorzüge noch nicht in's rechte Licht geſetzt werden. Als ich in Montreal lebte, hatte ich einen Sachem der Huronen zum Freund, das iſt, was bei uns ein Marquis oder Graf iſt. Ihm verdanke ich vieles von meiner Kenntniß des Landes und der Leute. Wir tranken in einem Weinhauſe bei einem Glaſe trefflichen Neufundländers Brüderſchaft auf Tod und Leben. Der Treffliche hieß Guatelaxelitohin, das heißt auf franzöſiſch: Wonne der Wälder."

„Ein ſchöner Name," bemerkte eine der Nymphen, die den Fabeleien mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte; „aber ſchwer zu merken."

„Der treffliche Kavalier theilte mir an jenem unvergeßlichen Abende, wo ſein indianiſches Herz von Freundſchaft, Liebe und Vertrauen überfloß, die Geſchichte ſeiner Liebe und ſeines Leides mit, die mich noch jetzt, da ich wieder daran denke, faſt zu Thränen rührt. Er glühte für die Tochter ſeines Segamore, das iſt der Titel der huroniſchen Majeſtät. O es war zu angreifend!“ Und der Schalk bedeckte ſich mit einem Tuche das Geſicht, um das Lachen zu verbeißen.

„O erzählt, bitte, bitte, erzählt uns die Geſchichte des Grafen Gua —“ riefen drei, vier Stimmen von ſehr neugierigen Frauenzimmern.

„Wie gerne, ſchöne Fleurette, würde ich euere und euerer holden Schweſtern Bitte erfüllen,“ antwortete jener mit anſcheinend betrübtem Geſichte; „allein es geht nicht; mein indianiſcher Freund hat mir das Ehrenwort abgenommen, dieſe höchſt intereſſante Geſchichte Niemandem auf der Welt mitzutheilen, und ſein Ehrenwort muß man halten.“

„Ach, wie Schade! — Das iſt unangenehm. — Ihr ſeid auch zu gewiſſenhaft. — Ihr könnt auf die tiefſte Verſchwiegenheit von unſerer Seite rechnen,“ ſchallte es von hier und dort aus dem Munde der enttäuſchten Schönen.

„Doch über der rührenden Geſchichte meines würdigen Freundes,“ fuhr der junge ſcherzhafte Mann fort, „ſind wir ganz von der herrlichen Ausſicht abgekommen, die ſich für euch in der neuen Welt eröffnet. Denkt euch, ſobald ihr den Fuß ans Land ſetzt, wird rück und berichtete: Herrn Meyers Wohnung ſey verſchloſſen, und der Wirth habe ausgeredet: ſein Miethmann ſey geſtern in aller Eile abgereiſt. Das wár nun Allen ein Räthſel. Den folgenden Tag kam ein neues hinzu. In der Nacht war nämlich die Haushalterin, Frau Heyſe, entwichen und nirgends aufzutreiben. Und ſo ſah der Senator betrübt ſein Haus von den drei dienſtbaren Pſilen befreit, mit welchen er ſo lange gewirthſchaftet hatte. Er klagte das Schickſal der Harte an und mochte verzweifeln über den geheimnißvollen Schleier, der über der ſonderbaren Flucht des Herrn Meyer und dem eben ſo ſonderbaren Verſchwinden der Frau Heyſe hing. Dieſe ſeine trübſelige Stimmung wurde zum furchtbarſten Schrecken, als Tags darauf die Meldung einging: Frau Heyſe ſey todt im Waſſer gefunden worden, und habe ſich jedenfalls ſelbſt entleibt.

Was konnte die lebensluſtige Frau zu dieſem verzweifelten Entſchluſſe verleitet haben? Vergebens zerbrach ſich der alte Max den Kopf, er konnte es nicht ergründen; in Mary's Seele dämmerte aber eine Ahnung auf, und ſie wurde nicht von derſelben betrogen. Einige Tage nach dieſen Vorfällen wurde der entwichne Diener Henry mit Bewaffneeuch ein Glück zu Theil, dem die Frauenzimmer in Europa oft Jahre lang vergebens nachſtreben; ihr erhaltet nämlich ſogleich einen Mann."

Die Dirnen alle erhoben ein Freudengeſchrei, einige klatſchten vor Vergnügen in die Hände. „Sogleich einen Mann! Das iſt ja herrlich!"

„Ja, euer erſter Gang in Neufrankreich wird der zum Altare ſein. Außer dem Mann bekommt ihr noch Land, ſchöne Waldung und Wieſen. Und für all' dieſe großen Wohlthaten, die euch die Gnade des Königs erzeugt, habt ihr weiter nichts zu leiſten, als ſo viel Kinder wie möglich zur Welt zu bringen, damit Neufrankreich bald mit Neufranzoſen angefüllt wird. Fünf iſt der geringſte Satz; wer dem Staate das zehnte Kind ſchenkt, erhält eine Belohnung von hundert Livres. So iſt der Wille des Königs."

„O ſchweigt, ihr Schalk!" ſagte die ſchöne Liſette, in deren Schooß der Sprecher ruhte, und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Wer wird vor anſtändigen Damen ſolche Dinge reden?"

„Aber ſo laßt mich, Liſette," erwiederte der junge Mann, vor Lachen bald erſtickend. „Es iſt doch die Wahrheit, ihr werdet es bald genug erfahren. Und ſeht ihr denn, daß die Damen meine Mittheilungen übel aufgenommen haben? Im Gegentheil; ſie freuen ſich alle und nehmen ſich gewiß im Stillen vor, die königliche Gratification zu erlangen."

Ein luſtiger Aufruhr erhob ſich bei dieſen Worten unter den ſchon vorhin rebelliſch gewordenen Mädchen. Sie fielen den Spötter von allen Seiten an, der ſich ihre ſanften und ſcherzhaften Züchtigungen unter ſtetem Lachen ruhig gefallen ließ.

„Gerade euer Ingrimm beweiſt mir, daß ich die Wahrheit getroffen habe,“ rief er unter ihren Händen.

„Ach, ihr ſeid ein zu loſer Vogel, Herr Comtois — ihr habt uns zum Beſten — es iſt kein wahres Wort die ganze Zeit aus euerm Munde hervorgegangen. — Jetzt kömmt die Schellenkappe zum Vorſchein.“ Mit ſolchen und ähnlichen Vorwürfen ſah ſich der ſcherzhafte Mann überfluthet.

„Aber erkundigt euch bei euern Liebhabern, den Herren Offizieren und Matroſen; ihr werdet meine Angaben von ihnen beſtätigt finden.“

Nachdem ſich der Sturm gelegt hatte, ſagte Fleurette: „Iſt auch kein Wort von dem war, was Herr Comtois erzählt, ſo hört es ſich doch zu hübſch an. Er ſoll uns deshalb noch etwas erzählen; die Zeit vergeht, und wir unterhalten uns gut dabei. Ueberhaupt muß ich Herrn Comtois offen das Lob ertheilen, worin mir gewiß die übrigen Damen gern beiſtimmen, daß er neben Herrn Jacquinet unter unſeren reſpektabeln Reiſegefährten der liebenswürdigſte und galanteſte iſt. Aber gewiß erzählt er uns nach dieſer feierlichen Anerkennung ſeiner Verdienſte noch etwas Hübſches, eine Liebesgeſchichte oder ſo etwas.“

Kaum hatte die Griſette ihre Rede beendigt, ſo hüpfte mit großer Behendigkeit eine kleine poſſierliche

Menſchengeſtalt mit einem Höcker auf dem Rücken, einem dicken Kopfe und ſehr dünnen Beinchen von einer Kiſte herunter, auf welcher ſie bisher gehockt hatte, ſprang auf Fleuretten zu, faßte ihre Hand und preßte ſie an ſeinen Mund.

„Göttliche Fleurette,“ ſtammelte der Bucklige, indem er einen ſchmachtenden Blick hinaufſandte, denn ſeine Angebetete überragte ihn allerdings um ein Bedeutendes. „Süßduftende Blume meines Herzens. Durch euer Lob macht ihr mich ſtolz wie einen König.“

„Dem Verdienſte ſeine Krone,“ erwiederte Fleurette huldvoll herabblickend. „Ich habe nur die Wahrheit geſagt, indem ich euer zartes ritterliches Weſen rühmte.“

„Iſt er doch auch ein Ritter,“ erſchallte eine Stimme aus dem Hintergrunde; „wenn er nicht Schwert und Lanze führt, ſo handhabt' er dafür Nadel und Scheere.“

„Gern würde ich wie ſtets euerm ſchmeichelhaftem Begehren willfahren,“ antwortete Comtois, der ſeinen Dank für das Kompliment durch eine Bewegung der Hand und ein Neigen des Kopfes ausgedrückt hatte, „aber ich muß bekennen, daß ich für den Augenblick an Geſchichten ganz bankrott bin, und daß mir von vielem Schwatzen ohnedies der Mund weh thut. Aber bevor ich ihn ſchließe, will ich wenigſtens noch einen vernünftigen Vorſchlag thun. Wie wäre es, wenn die Damen nun uns einmal etwas erzählten?“

„Aber wir wiſſen nichts — wir ſind nicht ſo gelehrt, wie ihr,“ wahr die mehrſtimmige Antwort.

„Ah, das iſt eine leere Ausrede! Jeder Menſch gibt einen Ton von ſich, wenn die richtige Seite bei ihm berührt wird. Ihr alle wißt doch wenigſtens, was ihr erlebt habt. Gut, ſo erzähle denn jede der Damen, wie ſie dazu gekommen iſt, eine Bürgerin der neuen Welt zu werden. Es ſteht ihr natürlich frei, ſo viele Lügen zu machen, als ſie nur Luſt hat, doch müſſen ſie auf alle Fälle geſchickt und intereſſant ſein. Ferner ſoll es denjenigen Damen, welche weder den Muth haben, die Wahrheit zu ſagen, noch die Fertigkeit gut zu lügen, geſtattet ſein, ſich einen Stellvertreter unter der Geſellſchaft auszuwählen.“

Der Vorſchlag fand hauptſächlich bei dem männlichen Theile der Geſellſchaft hinlängliche Unterſtützung, da man ſich vielfachen Spaß verſprechen durfte, und die Bedenken und Einwendungen einiger prüden Damen wurden überſtimmt. Aber nun wollte wieder keine den Anfang machen.

„Gut! Die Schönſte fängt an,“ rief Comtois lachend.

Sogleich erhoben ſich vier, fünf Stimmen zu gleicher Zeit. „Es iſt wahr, ihr ſeid alle fünf die Schönſten neben einander, aber das will ſich nicht gut machen, daß ihr zugleich mit einander erzählt. Es wäre des Guten zu viel auf einmal. So denke ich denn, ohne übrigens durch meinen Vorſchlag eine Reihenfolge in den Reizen der Damen feſtſtellen zu wollen, woran ſelbſt Paris ſcheitern würde, die ſehr ſchöne Liſette fängt an uns zu erzählen, warum ſie ſich hier befindet; dann wird die reizende Fleurette uns intereſſante Mittheilungen machen; darauf folgt die holde Marianne, nach ihr kommt die liebenswürdige Dorine und ſo die Blumenkette durch.“

Nach einem ſchwachen Sträuben, welches die Geſellſchaft ohne Mühe überwand, begann die „ſehr ſchöne“ Liſette, welche ſich innerlich über die ihr widerfahrene Ehre äußerſt geſchmeichelt fühlte: „Meine Geſchichte iſt freilich nicht ſo intereſſant, wie diejenigen, welche Herr Comtois erzählt, aber ſie wird euch wenigſtens einen neuen Beleg für den Spruch geben, daß Undank der Welt Lohn iſt, und daß wahres Verdienſt immer verkannt wird. Unſere ehrenwerthe Familie, welche aus der Mutter und fünf erwachſenen Kindern, drei Brüdern und zwei Schweſtern beſtand, von denen ich die Ehre habe, das jüngſte zu ſein, hatte es ſich zur hohen Aufgabe geſtellt, die Welt klüger und beſſer zu machen, die wir auf dieſe Weiſe zu löſen ſuchten, daß wir leichtſinnigen jungen Leuten, die ihr vieles Geld nur verdarb, davon halfen und ſie ſonach zur Ordnung und Arbeitſamkeit nöthigten, verliebten alten Gecken Denkzettel anhängten, daß ihnen im Leben kein unrechter Gedanke wirder ankam und manchem Narren die eigene Schellenkappe zu ſchütteln, daß ihm die Ohren ſein Lebenlang gellten. Im Anfange des Jahres machte ich die Bekanntſchaft eines alten Herrn, der mir öfters die Ehre ſeines Beſuches ſchenkte; er war mir mit ſeinem affektirten läppiſchen Weſen, wodurch er mich vermuthlich über ſein Alter täuſchen wollte, ſehr zuwider, aber ich duldete ihn auf Zureden meiner Mutter, die ſich Gott weiß welche Vortheile von dieſer Bekanntſchaft verſprach. Eines Abends kam er ſpät in ſehr aufgeregtem Zuſtande; er war äußerſt aufgeräumt und erzählte mir mit ſtammelnder Zunge, daß er bei einer großen Feſtlichkeit zugegen geweſen, tüchtig getrunken, was ich beim erſten Blicke ſchon gemerkt, und eine hohe Summe im Spiele gewonnen habe. In mir keimte ſchnell der Gedanke, den widerwärtigen Menſchen abzuſchütteln und ihm zugleich eine tüchtige Lektion zu geben, da die Gelegenheit zu günſtig war. Wir beabſichtigen, am nächſten Tage unſere Wohnung zu verlaſſen; meine Mutter und einer meiner Brüder waren auf einer kleinen Geſchäftsreiſe abweſend. —"

„Gewiß mietheten ſie eine neue Wohnung für die Familie in dem ſchönen großen Hotel, das böſe Zungen Zuchthaus nennen," unterbrach ſie Comtois lachend.

„Spötter!" ſagte Liſette und gab ihm einen Klaps.

„Damit ich es kurz mache; wir ſtießen den Herrn Parlamentsrath, denn dieſe Stellung nahm mein Anbeter ein, ohne dasjenige Kleidungsſtück, in deſſen Taſchen die Männer ihre gefüllten Börſen zu tragen pflegen, auf die Straße; ich ſelbſt leerte, um ſeine unzeitige Gluth zu löſchen, ein Gefäß mit Feuchtigkeit über ſeinen Kopf. Dies Letztere war das einfältigſte, was ich thun konnte und gereichte uns zum ſchweren Verderben. Durch den Schreck oder die Abkühlung ſeiner

Kopfnerven war mein Sansculotte nüchtern geworden; unglücklicher Weiſe war eine Schaarwache auf ihn geſtoßen, deren Anführer er ſein Abenteuer berichtete. Wir glücklichen Unglücklichen ſaßen aber bei dem angenehmen Geſchäfte, die Goldſtücke des, wie wir meinten, geprellten Fuchſes zu zählen, als er mit den Polizeiſoldaten eintrat, uns die goldene Beute wieder abjagte und ſeine Rache an uns armen Leuten ſättigte. Wir wurden feſtgeſetzt, wie ſo mancher edle unſchuldige Dulder, und ich verließ den Kerker nur, um an Bord dieſes Schiffes zu kommen, welches mich einer neuen und wie ich hoffen will, angenehmen Zukunft entgegenträgt."

„Aber was iſt denn aus euerm Bruder geworden?" fragte Jemand.

„Mein Bruder?" ſagte Liſette. „Nun, wenn er nicht geſtorben iſt, wird er ſich ſicher wohl befinden; ein gutes Gewiſſen ſtärkt uns ja in allen Lagen des Lebens."

„Im Namen des männlichen Theiles der Geſellſchaft," nahm Comtois das Wort; „ſage ich der ſchönen Liſette unſeren ergebenſten Dank für das anmuthige Abenteuer, das ſie uns aufgetiſcht hat, und fordere nun die reizende Fleurette auf, dem ſchönen Beiſpiele zu folgen, welches ihre Freundin uns gegeben hat."

„Fleurette iſt nicht hier," bemerkte eines der Mädchen.

„Nun, das iſt aber doch ſonderbar, daß ſie gerade jetzt die Geſellſchaft verläßt, wo dieſe vollgültigen Anſpruch auf ſie machen darf," beklagte ſich Eine.

„Gewiß ſteckt ſie einmal wieder bei der Kranken dort im Winkel," ſagte eine Andere. „Sie kann gar nicht von ihr laſſen."

„Saget lieber von ihm," höhnte eine Dritte; „denn ich denke, der junge Herr bei der Kranken zieht ſie mehr an wie dieſe ſelbſt."

„Sie ſoll wieder auf dem Wege der Beſſerung ſein, ſagte Pater Bernard vorhin; da werden wir ja wohl nächſtens die geheimnißvolle Schöne ſehen. — Aber Unrecht iſt es von Fleuretten, daß ſie die Geſellſchaft ſo rückſichtslos behandelt."

„Aber meine himmliſch ſchönen Damen," rief der kleine buckelige Schneider. „Ihr thut der ſcharmanten Fleurette großes Unrecht an; ſie hatte den unabweisbaren Drang ſich zu entfernen, allein bevor ſie ging, hatte ſie die Güte, mich zu ihrem Stellvertreter zu ernennen, wie ihr dies nach den getroffenen Beſtimmungen geſtattet iſt. So ehrenvoll für mich dieſer Auftrag iſt, ſo verhehle ich mir keineswegs, daß die reſpektable Geſellſchaft bei dem Tauſche freilich verlieren wird; allein ich denke, eine mittelmäßige Unterhaltung iſt beſſer wie gar keine, und in dieſer tröſtlichen Vorausſetzung werde ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen."

„Herr Jacquinet erzählt — ſtille! — Das iſt ſchön! — O wie bin ich geſpannt!" ſo ſchallte es hier und dort.

„Reizende Damen, hochachtbare Herren," begann angefeuert von dieſen ſchmeichelhaften Zurufen, der Kleine, der ſich aus natürlichem Inſtinkt einen hohen Platz auf einer rieſenhaften Tonne erobert und jetzt ſeine Beinchen mit genialer Nonchalance baumeln ließ. „Ihr ſeht in mir einen jener kühnen Geiſter ohne unbeſcheiden zu reden, wie ſie die Natur erſchaffen hat, um das angefangene Werk der Schöpfung fortzuſetzen und zu vollenden. Sobald ich zur Erkenntniß meiner erhabenen Beſtimmung auf Erden kam, da ward mir auch durch einen Blitz göttlicher Erleuchtung klar, wie ich dieſelbe erfüllen ſollte; ich wurde ein Kleiderkünſtler. Unzählige Philoſophen haben nachzuweiſen verſucht, wie weiſe in jeder Hinſicht die Organiſation unſeres Körpers ſich zeige, wie derſelbe als ein vollkommener Diener unſerer geiſtigen Willensregungen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen ſei; aber dennoch haben ſie einen Mangel überſehen, das iſt der der Kleidung. Wir können nicht nackt gehen; Klima und Scham verbieten das mit gleicher Entſchiedenheit. Dieſer Mangel iſt jedoch in meinen Augen ein Beweis der höchſten Weisheit. Der Schöpfer gab uns Hände, er gab uns ein Hirn, er gab uns das Schamgefühl und den Sinn für das Schöne. Er ließ dem Genie und der Geſchicklichkeit des Menſchen ein weites Feld übrig, auf dem er wirken und ſtreben könne. Eifrig bemüht, meinem Berufe zu genügen, glücklich, mein Streben anerkannt zu ſehen, lebte ich Jahre lang in Paris, dem Sitze geiſtiger Bildung und ſchneiderlicher Vermenſchlichung. Eines Tages, es war ein wichtiger Tag in meinem Leben, und wie ich mir ſchmeichle, in der Geſchichte der Völkerkultur, fiel mir ein Buch in die Hand, welches von den hochwürdigen Vätern der Geſellſchaft Jeſu veröffentlicht worden war. Es enthielt eine Beſchreibung von Neufrankreich, von ihrer apoſtoliſchen Thätigkeit unter den Eingeborenen des Landes. Daraus erfuhr ich denn, daß es viele Tauſende franzöſiſcher Bürger gäbe, welche der Wohlthat eleganter Röcke und Beinkleider entbehrten. Ich hatte fernerhin keine Ruhe bei Tage und Nacht; es war ein gewaltiger unwiderſtehlicher Ruf des Himmels an mich ergangen: Mache dich auf, Phoebus Jacquinet, und verkünde den armen unwiſſenden Leuten die frohe Botſchaft von den Moden zu Paris und wie ſich die frommen Jeſuiten um ihr Seelenheil mühen, ſo kümmere du dich um ihr Körperheil!"

Schon ſeit einiger Zeit war vom oberen Theile des Schiffes ein verworrenes Geräuſch vernehmbar geweſen, aber Niemand von der Geſellſchaft hatte darauf geachtet, da man von Liſettens und Jacquinets Vorträgen zu ſehr in Anſpruch genommen war. In dieſem Augenblicke ſtürzte Fleurette wie wahnſinnig herbei und keuchte athemlos: „Revolte! Peitſchenhiebe! Kanonen!" Herr Jacquinet verſtummte bei dieſen Worten, welche einen ſo furchtbaren Gegenſatz zu ſeiner friedlichen Erzählung bildeten; Männer und Frauen drängten ſich mit Ausrufen der Neugier, der Spannung und Aufregung um Diejenige, welche ſie ausgeſprochen.

„Was gibt es Fleurette, ſprecht ins Teufels Namen! — Revolte! Kanonen! — Laßt ſie nur erſt zu Athem kommen," rief Dies und Jenes.

„Uns droht Schreckliches, ihr Mädchen," ſagte ten eingebracht und an die ſtädtiſche Polizei abgeliefert. Nun löſten ſich alle Räthſel. Der Menſch war durch des Neffen Wachſamkeit und Liſt wirklich noch in Hamburg entdeckt und aufgegriffen worden, und ſagte nun gleich im erſten Verhör aus: er ſey von Herrn Meyer zu dem Diebſtahl verleitet und vorbereitet worden; ja, dieſer habe ihn eigentlich begangen, und er und Frau Heyſe ſeyen nur dabei geweſen. Beide habe der Buchhalter durch große Geſchenke und noch größere Verſprechungen ſchon lange verlockt, ihm auf alle und jegliche Weiſe zum Beſitz der Jungfer Mary behülflich zu ſeyn, und ſie hätten ihm auch ihr Wort darauf gegeben. Da, als er in Gefahr gekommen, daß all ſeine Pläne ſcheiterten, habe er die Beraubung der Kaſſe als letztes und ſicherſtes Mittel angegeben und die Nachſchlüſſel alle ſelbſt machen laſſen. Dazu habe er ſich armer Juden in einer benachbarten Stadt bedient. Frau Heyſe habe ſich erſt aus allen Kräften dieſem Plane widerſetzt; als ihr der Jude aber klar gemacht, daß es nur ein Mittel ſey, Mary zu zwingen, ſo ſey ſie es endlich zufrieden geweſen. In der beſtimmten Nacht habe Herr Meyer ſelbſt einen Wagen im nächſten Dorfe halten laſſen; er, der

Fleurette ſchwer aufathmend. „Der Kapitän will uns einſperren laſſen; ja denkt euch, der Wütherich ſinnt darauf, Damen mit Peitſchenhieben zu regaliren.“

„Was! Einſperren! Peitſchenhiebe!“ erhob ſich ein verwirrtes Geſchrei. „Das iſt ſchändlich! Revolte! Bewaffnet euch! Widerſetzt euch!“

„Der ritterliche Sinn unſerer Freunde unter der Schiffsmannſchaft iſt empört darüber, und es iſt zu Exceſſen, zur Revolte gekommen. Auch wir dürfen ſolche Schmach nicht leiden. Ich hege das feſte Vertrauen in unſere männliche Reiſegeſellſchaft, daß ſie ſich mit den tapferen Seeleuten vereinigen und die Ehre ihrer Damen nöthigenfalls mit ihrem Blute vertheidigen wird.“

Ein entſetzliches Geſchrei erhob ſich, das aber vorzugsweiſe aus weiblichen Kehlen ſtammte, und einige gefürchtete Waffen, wie Pantoffeln, Beſen und dergleichen, wurden geſchwungen.

„Das fehlte noch,“ flüſterte Comtois einem Anderen ins Ohr, während er ſich aus dem Knäuel des Aufruhrs herausarbeitete; „daß wir uns um der Dirnen willen der Rache des Kapitäns ausſetzten, der volle Gewalt über uns hat und ein ganz freundlicher Mann iſt. Laßt ſie nur gehen; es gibt einen Hauptſpaß, wenn die Dämchen über die Kanone gelegt werden, die beſte Unterhaltung, die ſie uns Unbetheiligten gewähren können; wir brauchen uns nicht einmal zu bedanken.“

„Wo iſt Herr Jacquinet?“ fragten mehrere weibliche Stimmen.

Comtois ſah den Fuß des geſuchten Helden aus einer umgeſtürzten Kiſte hervorragen, in welche ſich der Kleine bei Beginn des Sturmes höchſt eilfertig von ſeinem Faſſe retirirt hatte. Comtois zog ihn am Fuße heraus und rief: „Hier iſt Herr Jacquinet, meine Damen, empfangt aus meiner Hand euern Anführer, der in ſtiller Zurückgezogenheit bereits den Angriffsplan überlegt hat.“

Herr Jacquinet fühlte ſich in die Höhe gehoben, man drückte ihm einen Beſenſtiel in die Hand, und ein kummervoller Seufzer, der aus ſeiner Bruſt aufſtieg, verhallte unter dem kriegeriſchen Geſchrei der aufrühreriſchen Schönen.

Fleurette wurde in ihrer aufreizenden Anſprache unterbrochen; ſie fühlte ſich berührt und als ſie ſich umwandte, ſtand Pater Raimond mit einem ſtrengen Geſichte vor ihr. Er zog ſie beiſeite und ſprach leiſe, aber nachdrücklich zu ihr. Dann wies er nach dem Winkel des Zwiſchendeckes, wo die Kranke ihren Aufenthalt hatte, und Fleurette zog ſich mit einem ſehr demüthigen und zerknirſchten Geſichte dahin zurück. Der Pater wandte ſich darauf zu der rebelliſchen Menge.

„Hört mich, ihr Leute,“ rief er laut. „Wollt ihr die ſchwere Schuld, die ihr durch euere Unzucht auf euch geladen habt, noch durch Widerſetzlichkeit gegen euere Obrigkeit vergrößern? Hütet euch wohl, die Strafe würde ſchrecklich ausfallen. Aber ihr ladet auch noch einen Mord auf euere Seelen, indem die Kranke, welche unfern von hier liegt, vor Schrecken über euer unſeliges Beginnen den Geiſt aufgeben wird."

„Was geht uns die Kranke an?" riefen einige kreiſchende Stimmen. „Wer heißt ſie ſo apart thun und krank ſein? Ich glaube, ſie ſtellt ſich nur ſo, das einfältige Ding, aus purem Hochmuth, um nicht mit anderen ehrlichen Leuten zuſammen kommen zu müſſen! Dieſes vornehme Dämchen iſt mir ſchon längſt zuwider geweſen."

„Nein, meine verehrten Damen," rief Jacquinet in heller Verzweiflung, denn er hatte ſchon einige entſchiedene, aber erfolgloſe Verſuche gemacht, wiederum den Boden und ein ſicheres Verſteck zu erreichen; „ich kann es bezeugen; der Herr Pater hat vollkommen recht; die junge Dame iſt lebensgefährlich krank und wird ſicher ſterben, wenn ihr euch nicht zur Ruhe begebt. O meine holden Schönen, laßt die natürliche Milde in euern Herzen wieder die Oberhand gewinnen. Ich bin überzeugt, das Ganze iſt nur ein Mißverſtändniß. Wie könnte ein Ritter wie der Herr Kapitän Damen wie euch durchprügeln laſſen wollen."

„Die Augen wollen wir ihm auskratzen!" kreiſchten einige Furien und ſetzten ſich nach der Treppe, welche zum Verdecke führte, in Bewegung. Jacquinet, immer getragen, rückte mit vorwärts, aber er hatte ſein Haupt geſenkt und das Beſenholz längſt wieder fallen laſſen.

Plötzlich erſchien Comtois von der Treppe her mit verſtörtem Geſichte und ängſtlichen Geberden, die aber keineswegs ſein inneres Vergnügen an dem ganzen luſtigen Handel verbergen konnten. „Was wollt ihr beginnen?“ rief er. „Ihr rennt in euer Verderben. Oben iſt alles wieder ruhig; euere Freunde haben kapitulirt und euch der Ungnade des Kapitäns preisgegeben. Eine Kanone iſt gleich bei der Treppe aufgepflanzt, um jeden niederzuſchmettern, der in feindlicher Abſicht heraufſteigt, Ich will euch einen guten Rath geben. Wählet drei oder vier von euch aus, laßt ſie Gnade rufend hinaufgehen, einen Fußfall vor dem geſtrengen Herrn Kapitän thun, und Pater Peccavi ſagen, das heißt: wir haben ſchwer geſündigt; wir wollen es aber nicht wieder thun, ſo lange wir am Bord ſind. Vielleicht iſt dieſer Mann des Friedens ſo gütig und geleitet euch.“

Pater Raimond, auf den er dabei wies, machte mit finſterem Geſichte eine abwehrende Bewegung.

Die ſchönen Damen, welche ſich von ihren Vertheidigern auf dem Decke und von ihrer männlichen Reiſegeſellſchaft in Stich gelaſſen ſahen, erkannten dieſen Rath als den beſten unter den gegebenen Umſtänden und ſchritten zu ſeiner Ausführung. Liſette, Dorine und Marianne gingen nach einer ziemlich lange währenden Debatte mit demüthigen reuigen Geſichtern, von einem ernſten Blick des Jeſuiten verfolgt, nach der Treppe, welche auf das Verdeck führte; Segens- und Glückwünſche geleiteten ſie. Nach ihrem Weggange trat eine Stille ein, welche merklich gegen den Tumult von vorhin abſtach.

Nach etwa zehn Minuten kehrten die drei Deputirten, mit zwar etwas verweinten Augen, aber freudigen Geſichtern zurück. „O der Herr Kapitän iſt ein guter Mann! Er hat den Bitten und der Verwendung ſeiner Herren Offiziere nachgegeben und uns alle Strafe erlaſſen. Wir erhalten keine Prügel und werden auch nicht eingeſperrt.“

Ein Freudengeſchrei erhob ſich, und der vorhin arg geſchmähte Kapitän ward mit den ſchmeichelhafteſten Lobpreiſungen aus manchem ſchönen Munde überhäuft. Liſette theilte der einen und der anderen Freundin ins Ohr flüſternd mit, der Herr Lieutenant d'Orguevill habe ihr auf gleiche Weiſe die Eröffnung gemacht und den Auftrag an die Uebrigen ertheilt: ſie möchten ſich nur beruhigen. Wenn er und ſeine Freunde den Damen auch nicht mehr bei Tage den Hof machen könnten, um die Herren Patres nicht zu reizen, die den ganzen Lärm verurſacht hätten, ſo würde ſich in der verſchwiegenen Nacht doch manche ſchöne Gelegenheit finden, kleine Intriguen und Liebesgeſchichten abzuſpinnen, wenn die frommen Herren in ihrer Hängematte lägen. Die Damen zeigten ſich von dieſer Erklärung ſehr befriedigt und die alte Ruhe trat wieder ein, wenn man anders ein Durcheinanderplappern von hundert und mehr wohlgeübter Weiberſtimmen mit dieſem Namen bezeichnen darf.

Der Jeſuit ſchien nicht gleicher Weiſe von dem Erfolge der Sendung erbaut. Mit umwölkter Stirn murmelte er, ſich zurückziehend: „Das iſt die Genugthuung, die ihr der Religion und Kirche gewährt, Herr Kapitän? Wir werden uns den Fall merken."

2.

Ein unverhofftes Wiederfinden.

„Auf einem Verbrecherſchiffe unter Dieben und Dirnen!" ſtöhnte Gabriele, denn ſie war es, welche in jähem Sturze von der Nähe des Thrones bis zu dieſer Erniedrigung gelangt war, und barg das Geſicht in ihren Händen. „Meine Feinde haben es ſehr ſchlimm mit mir gemeint."

„Mademoiſelle," ſagte Menonville, der mit der Wiedergeneſenen allein ſaß und ihr die verlangte Aufklärung über ihren Aufenthalt und das Ziel der Meerfahrt gegeben hatte. „Ich weiß nicht, wer euere Feinde ſind, und weſſen ſie euch anklagen, aber das weiß ich, daß ihr ſicher die einzig Unſchuldige hier ſeid, die wie ein Engel vom Himmel herabgeſtiegen iſt in dieſen mit Laſter und Elend gefüllten Schiffsraum, um uns durch euern Anblick in unſerem tiefen Jammer zu erquicken."

„O glaubt das nicht," erwiederte Gabriele traurig; „ich bin nicht unſchuldig; ich habe im Gegentheile ſchwer gefrevelt, und die Strafe, welche der Himmel über mich verhängt hat, iſt zwar hart, aber nicht ungerecht; ich darf nicht murren. Oder haltet ihr es nicht für ein ſchweres Verbrechen, wenn man am heiligen

Geiſte ſündigt? Wenn man ſein Leben dem Hohen und Edeln geweiht hatte und wieder herabſinkt zur Eitelkeit und Gemeinheit? Wenn man der Wahrheit und Rechtſchaffenheit zugeſchworen und doch wieder zur Lüge und Argliſt abfiel? Das Alles habe ich gethan, und erleide nun die gerechte Züchtigung.“

„Ich verſtehe euch nicht ganz, aber es kömmt mir vor als peinigtet ihr euch ſelbſt. Wir Menſchen ſind alle ſchwach und gebrechlicher Art; wer ſollte ſich ganz frei von Sünde und Thorheit fühlen? Aber wir wiſſen ja, daß uns ein gütiger und barmherziger Gott im Himmel lebt, deſſen Vergebung ſo leicht zu erlangen iſt. Wendet euch an Ihn und quälet euch nicht durch Rückerinnerung an Dinge, die nicht zu ändern ſind und bei denen euere Schuld ſicher nicht ſo groß iſt, als ihr euch denkt.“

Gabriele ſchüttelte trübe den Kopf und murmelte: „Ach, ihr wißt nicht, wie ſehr ich abgefallen bin! Ich habe die Achtung vor mir ſelbſt verloren.“

„O redet nicht ſo!“ erwiederte Menonville erſchrocken. „Was ihr auch Arges und Schlimmes verbrochen haben möget, das Alles ſchwindet vor dem Guten, das ihr an mir gethan. Ihr habt eine Seele von Verderben und Verzweiflung gerettet; ihr habt mich mir ſelbſt wieder gegeben, der ich mich aufgegeben hatte. Seht dieſes Denkzeichen an die heilige Stunde, in welcher ihr mich mit der Waffe niederſchluget und mit Worten chriſtlicher Liebe erhobet. Ich werde dieſes Goldſtück auf meinem Herzen tragen, ſo lange ich lebe; und ich wünſchte, daß der Anblick deſſelben in dieſem Augenblicke und die Erinnerung an ein gutes Werk ſo tröſtend und heilſam auf euch einwirkte, wie auf mich zu jeder Zeit." Der junge Mann barg das Goldſtück, welches Gabriele ihm, dem jungen ſchönen Räuber, einſt gegeben, und das er eingehenkelt an einer Schnur trug, wieder auf der Bruſt.

„Ich bin euch ſehr verbunden für euern guten Willen," ſagte Gabriele, welche ihre Liebesgabe mit einem ſchwermüthigem Blicke betrachtet hatte. „Aber wie ſoll ich Troſt und Erhebung aus der Erinnerung an jene Begebenheit ſchöpfen? Sie erhöht noch meine Pein. Damals war ich noch rein und unſchuldig; ich hatte zwar manchen Irrthum, manchen Fehlgriff begangen, aber ſie waren aus einem Herzen hervorgegangen, das heiß für Wahrheit und Tugend ſchlug; mein Geiſt war eben noch nicht zur rechten Erkenntniß angehalten worden. Damals als wir in der Nähe von Paris zuſammentrafen, war ich auf dem Wege zu meinem Glücke. Ich kam in ein Haus, wo Liebe, Tugend und Unſchuld walteten; ich lebte mit einem tugendhaften weiſen Manne, der mich bildete und für alles Edle, Gute und Schöne zu begeiſtern ſuchte — ach, ich habe alle Erwartungen ſchmählich betrogen; ich habe der Ehre und Wahrheit vergeſſen und bin eine Lügnerin und Heuchlerin geworden. Wehe mir!"

Menonville gerieth durch dieſe leidenſchaftliche und rückſichtsloſe Selbſtanklage Gabrielens in große Verlegenheit. „Faßt euch, Mademoiſelle," ſagte er flehend.

„Mein Gott, was fange ich an, um euern Geiſt von dieſen traurigen Betrachtungen abzuziehen? Der würdige Pater hat zwar die Krankheit eueres Leibes geheilt, über die Krankheit der Seele hat ſeine Kunſt nichts vermocht. Sollte es euch eine Erleichterung gewähren, euer Vertrauen einem Manne zu ſchenken, deſſen Leben hinfort euch gewidmet ſein wird, der Rechtſchaffenheit genug beſitzt, um daſſelbe zu verdienen und genug trübe Erfahrungen gemacht hat, um nicht hin und wiederum ein gutes Wort ſagen zu können?“

Gabriele ſchüttelte den Kopf. „Erlaßt mir das; ich muß mein Leid für mich tragen. Gern erkenne ich euere Freundlichkeit an, welche mit dem kleinen Dienſte, den ich euch erzeugt, in keinem Verhältniſſe ſteht. Welches Vergnügen kann es euch gewähren, welchen Nutzen mir, ein Leben voll Leichtſinn und Irrthum kennen zu lernen wie das meine iſt? Laßt mich die ſchwere Schuld, welche ich auf mich geladen, allein und ſchweigend abbüßen.“

Wie ſehr ſchmerzten den theilnehmenden Menonville ſolche Worte! Ihm war Alles daran gelegen, die Seele dieſes Mädchens, die einſt wie ein Engel des Lichts auf ſeinen dunkeln Lebensweg getreten war, von den niederdrückenden Feſſeln ſchwarzen Trübſinns zu befreien; und ſo ließ er denn nicht ab in ſeinem Bemühen, ſie zu zerſtreuen, zu erheitern, zu tröſten.

„Fern ſei es von mir,“ ſagte er nach einer Pauſe, „mich in euer Vertrauen eindrängen zu wollen. Meinem Vorſchlage lag die beſte Abſicht zu Grunde. Aber eine Frage müßt ihr mir doch erlauben; rechnet ſie der Neugierde, der Eitelkeit zu, oder welchem Gefühle ihr wollt. Wie kömmt es, daß ihr mich nach jener flüchtigen Begegnung ſofort wieder erkanntet, ja daß ihr ſogar meinen Namen wißt? Daß euer Bild in meine Erinnerung gegraben war, iſt zu natürlich. Wie hätte ich jemals die Züge meiner hochherzigen Retterin vergeſſen ſollen?"

Ein ſchwaches Roth ſtieg in Gabrielens blaſſe Wangen, und ſie erwiederte ſtockend: „Ich kannte euch ſchon früher, wenigſtens dem Namen nach; überdieß habt ihr große Aehnlichkeit mit einem meiner Verwandten. Daher erklärt ſich wohl dieſer für euch auffällige Umſtand."

Menonville betrachtete ſie einen Augenblick forſchend und ſagte dann: „Ich kann nur mein Schickſal beklagen, welches mir das Glück euerer Bekanntſchaft nicht früher zu Theil werden ließ; manches Unglück würde mich nicht betroffen haben, manche Thorheit würde nicht geſchehen ſein. Aber das ſchlägt mit in das Kapitel meines alten ſtetigen Unglücks, meiner Prädeſtination zum Mißgeſchick. Ich darf mich aber gar nicht beklagen," ſetzte er mit einem ironiſchen Lächeln hinzu, „denn es iſt mir gleich beim Beginne meines Lebens prophezeih't worden, wie es mir ergehen würde: Stets Unglück zu tragen bis zu einem gewiſſen Punkt, dann aber, als Ausgleichung, Gemahl einer Königin zu werden. Iſt das nicht zum Todtlachen?"

Diener, habe ihn um zwölf Uhr die Hausthüre geöffnet. Meyer ſey dann in das Comptoir gegangen, habe mit den Nachſchlüſſeln Alles aufgeſchloſſen, das Geld herausgenommen und ſich dann mit ihm entfernt. Frau Heyſe habe Wache gehalten und er habe geleuchtet. Darauf ſeyen ſie zuſammen in's nächſte Dorf gelaufen; dort habe ihm Meyer einen Theil des Geldes, ſo wie einen Wechſel und Briefe an einige Juden übergeben, und dem auf dem Bock als Kutſcher ſitzenden Juden ſcharf zu fahren befohlen. Sie ſeyen von der Landſtraße abgebogen und nähere Wege gefahren, überall hätten ſie bei den Juden friſche, von Herrn Meyer beſtellte Pferde gefunden, und ſo wären ſie in unglaubiger Schnelle nach Hamburg gekommen. Dort hätten wieder die Juden, an die er adreſſirt geweſen, Alles beſorgt. Herrn Meyer's Plan ſey geweſen: das Geld ſogleich wieder an ſich zu ziehen, ſobald er mit Mary vermählt ſey; er, der Diener, und Frau Heyſe hätten zehntauſend Mark bekommen ſollen.

Es fand ſich bald, daß der Diener auch nicht viel mehr von Meyer mit nach Hamburg bekommen hatte. Die Hauptſumme hatte der luſtige Ypſilonsmann behalten und war damit, auf die erſte Nach-

„Einer Königin! Wirklich!“ Wiederholte Gabriele mit ungewohnter Lebhaftigkeit.

„Vielleicht gewährt es euch eine kleine Unterhaltung,“ ſagte Menonville, erfreut ein Zeichen wiedererwachter Theilnahme für menſchliche Dinge bei dem Mädchen zu entdecken, welches er unheilbarer Apathie faſt verfallen glaubte, „aus dem Leben dieſes zukünftigen Gemahles einer Königin einige Fragmente zu hören. Außer der Unterhaltung hat vielleicht die Sache noch einen anderen Vortheil für euch; ihr werdet nämlich finden, wenn ihr euer Leben mit demjenigen anderer Menſchen vergleicht, daß ihr im Gegenſatz zu euern ſchwermüthigen Selbſtanklagen eine Taube unter Raben ein Lamm unter Wölfen ſeid.“

Ein ſchwaches Lächeln ſtieg in Gabrielens Geſicht auf, und ermuthigt durch deſſen Erſcheinen begann Menonville: „Jener Lehrſatz der Hugenotten, nach welchem ein Theil der ſündhaften Menſchheit unwiderruflich zu Unglück, Verderben und Verdammniß beſtimmt iſt, gewinnt in den Augen des aufmerkſamen Beobachters menſchlicher Dinge einige Achtung, wenn er ſieht, daß in der That ein Theil der Erdenbewohner nur zu dem Zwecke vorhanden zu ſein ſcheint, um dem andern Theil den Antheil Unglücks, welcher wie der des Glücks auf jeden Einzelnen kommen ſollte, abzunehmen und ihm dafür ſeine Portion Freude und Vergnügen abzutreten. Freilich treiben die ſtrengen und hartköpfigen Anhänger jener Sekte die Sache bis aufs äußerſte, bis in die letzten Conſequenzen und verpflanzen dieſen irdiſchen ungerechten Zuſtand von dieſem Jammerthale hienieden ſogar in die Gefilde des Paradieſes, indem ſie die recht beſcheidene Annahme hegen, daß ſie ſelbſt die von der Weisheit und Barmherzigkeit Gottes beſtimmten Glückspilze und Seligkeitsbefliſſene ſeien. Bis auf dieſe Annahme, zu der ich meinen gebrechlichen und ſündhaften Sinn durchaus nicht erheben kann, bin ich gar nicht abgeneigt, jenem Lehrſatze unter gewiſſen Einſchränkungen zu huldigen, wozu mich meine eigenen Lebenserfahrungen hingeführt haben. Mir ſelbſt nämlich kam es oft ſo vor, als ſei ich einer jener Unglücksvögel, dem das Mißgeſchick von drei anderen Theilen ſeinem eigenen zugelegt werden, während ſein bisheriger Antheil am Glücke und an den Freuden dieſer Welt Gott weiß wem zugefallen war. Ihr möget das ſchon daraus ſchließen, daß ich, unter Verhältniſſen geboren, welche mir unter allen Umſtänden eine glänzende Laufbahn zu gewähren ſchienen, mich auf einem Deportationsſchiffe befinde. Um nicht mißverſtanden zu werden, muß ich allerdings von vornherein bemerken, daß ich die großartige Thorheit, welche ich bewieſen habe, mit zu meinem Unglücke rechne. Und iſt ſie dies in der That nicht auch? Man ſagt zwar: Die Dummen haben Glück; aber ich war nicht ſo glücklich, zu dieſer Art Einfaltspinſel, denen das beſchieden iſt, zu gehören.

„Ihr verriethet vorhin Bekanntſchaft mit meinen Verhältniſſen,“ fuhr der Erzähler mit einer Anwandelung von Befangenheit fort; „ich weiß nicht, wie weit ſich dieſelbe erſtreckt und muß demnach um Entſchuldigung bitten, wenn ich euch Dinge erzähle, die ihre Unwichtigkeit nicht einmal durch den Reiz der Neuheit aufwiegen können. Mein Vater, der Graf von Menonville, ſtarb zu Folge von Wunden und Anſtrengungen, welche er in dem Kriege König Ludwigs gegen die Niederlande vor zwanzig Jahren erduldet hatte und hinterließ mich als eine elternloſe Waiſe, da meine Mutter meine Geburt nur einen Tag überlebt hatte; ein entfernter Oheim wurde mein Vormund. Ich werde euch nicht durch Aufzählung meiner Jugendſtreiche langweilen, aber ſchon damals zeigte ſich im Kleinen, welch' ein Unglücksvogel ich war. Beging ich etwas, ſo ward ich ſtets erwiſcht; unzählige Beulen, Narben, ein Arm- und Beinbruch gaben ein beredtes Zeugniß von meinem prädeſtinirten Mißgeſchicke. Als ich das gehörige Alter erreicht hatte, ſchickte mich mein Oheim nach Paris, damit ich auf der dortigen Rechtsſchule den Studien obliegen ſolle. Da unſere Familie wegen einiger Güter in Prozeß lag, war es ſehr wünſchenswerth, daß ich ſelbſt Juriſt würde, um auf dieſe Weiſe deſto entſchiedener in den Handel eingreifen zu können. Meinem Unglücke gemäß lernte ich in Paris mehrere junge Edelleute kennen, die ebenfalls der Studien wegen nach der Hauptſtadt geſchickt worden waren, und die allerdings ſich mancherlei Kenntniſſe daſelbſt erwarben, nur nicht in den gewünſchten Fächern. Sie hatten gelernt, ein ſchwelgeriſches nichtsnutziges Leben zu führen, ihr Vermögen mit Anſtand durchzubringen und Schulden zu machen, und ſie gaben ſich die größte Mühe, mich in dieſen nobeln Künſten zu unterrichten, was ihnen nur zu ſchnell gelang, da meine prädeſtinirte Unglücksthorheit ſie vortrefflich dabei unterſtützte. Ich erneuete meine Bekanntſchaft mit einem jungen Marquis, der mit mir aus derſelben Gegend ſtammte und mit welchem ich ſchon in der Provinz zuſammen geweſen war. Er hatte ſchon ein halbes Jahr in Paris gelebt und bewunderungswürdige Fortſchritte in den obenerwähnten adeligen Fertigkeiten gemacht, ſo daß er ſchon für ziemlich ruinirt in ſeinen Verhältniſſen galt. Wir wurden intime und unzertrennliche Freunde, und er zog mich in den Strudel des Lebens hinein, deſſen Gewalt ſich zu entwinden ſelbſt einem Glücklichern, als ich war, ſchwer geworden wäre. Nur zu oft überkam mich mitten in den Wogen geräuſchvoller Luſt ein ſchmerzlicher Gedanke an mein verfehltes Leben; ein erkältendes Gefühl, daß ich rettungslos einem Abgrunde zutaumelte, aber ich hatte nicht die Kraft, den Verſuchungen von Seiten meines Freundes zu widerſtehen, der eine dämoniſche Gewalt über mich ausübte. So war ich bei aller Luſt, welche ich genoß, ein elender Menſch. Meine Entartung mußte endlich meinem Oheime und Vormunde zu Ohren kommen, da er Freunde und Verbindungen genug in Paris hatte, um mich beobachten zu laſſen; es mochten wohl auch von Seiten meiner Gläubiger Anfragen, Erkundigungen und andere Zeichen gemüthlicher Theilnahme an meinen Verhältniſſen und Schickſalen bei ihm eingegangen ſeien. Der redliche Mann warnte mich treu und väterlich oft und öfter;

mein frivoler Freund Charles zerſtörte durch ſeine Witzeleien ſtets wieder den Eindruck, welchen dieſe Mahnungen bei mir gemacht hatten. Endlich geſchah, was keiner von uns erwartet hatte. Mein Oheim ſagte ſich von mir los, gab ſeine Vormundſchaft auf, da ich unterdeß majorenn geworden war, und heirathete, um, wo möglich, ſelbſt noch einen würdigeren Erben für ſein Vermögen zu erzieſen. Meine Schulden verſchlangen mein Vermögen, da ich in die Hände der nichtswürdigſten Wucherer gefallen war; und es blieb noch ein guter Theil derſelben unbezahlt. Alle meine Verſuche bei Freunden und Verwandten ſchlugen fehl; man wies mich mit Gleichgültigkeit, mit Hohn ab, man kannte mich nicht, ja einige, die mir mein Vermögen durchzubringen geholfen hatten, erfrechten ſich mir Vorwürfe wegen meines Leichtſinnes zu machen. Ein Verwandter, ein alter reicher Prieſter, behandelte mich am ſchmählichſten, und ich ſchöpfte damals einen tiefen Haß gegen alle Glieder ſeines Standes. Verzweifelt begab ich mich auf die Kunde von dieſer Kathaſtrophe in die Provinz zu meinem Oheime, um ihm Beſſerung zu geloben und ſeine Verzeihung zu gewinnen; mein Freund begleitete mich auch auf dieſem Wege wie mein böſer Engel. Meine Verſuche, vor das Antlitz meines erzürnten Verwandten zu kommen, waren vergeblich, er ließ uns beharrlich abweiſen. Wir ſahen uns endlich genöthigt, den Rückweg nach Paris zu Fuß anzutreten, da unſer Geldvorrath faſt ganz geſchwunden war. Unſere Stimmung war die miſerabelſte und verzweifeltſte, die ihr euch denlen könnt. Abgeriſſen und hungerig langten wir in der Nähe der Hauptſtadt an, ohne andere Ausſicht als die verzweifelte, uns nothgedrungen in einen Orden begeben zu müſſen, der mit ehrlichen Leuten nur in unangenehme Berührung kommt. Während wir in dem Gehölze an der Landſtraße an jenem Bächlein ruhten, um unſere ermüdeten Glieder zu erholen, über unſere verſumpfte Lage nachzuſinnen, denn ich brauche nicht zu erwähnen, daß Charles in der Zeit unſerer Bekanntſchaft von meinem Vermögen gelebt hatte und alſo auch mit mir litt, und Pläne für die Zukunft zu ſchmieden, hörten wir ein Fuhrwerk herankommen und unſern von unſerem Verſtecke halten. Es war euer Wagen. Mein Freund beredete mich, das erſte Probeſtück künftiger Ordensobliegenheiten zu machen, und wir begingen eine That, die, ſo ſchmählich ſie war, dennoch eine glückliche Wendung in meinem Leben herbeigeführt. Das Weitere wißt ihr ja am beſten. Ich ging von euch als ein neuer, verwandelter Menſch. Das Goldſtück, welches mir euere barmherzige Hand, die mich zuvor ſo trefflich gezüchtigt, reichte, ſchien wie ein Amulet mir Glück zu bringen. Der erſte Beweis, daß eine Wendung in meinem Leben eingetreten war, lag ſchon darin, daß ich meinen feigen nichtswürdigen Freund, meinen böſen Dämon, nach der Begegnung mit euch verlor; er war ſpurlos verſchwunden, und ich habe nie wieder etwas von ihm geſehen noch gehört. Ich ging nach Paris zurück. Auf der Straße begegnete ich einem jungen Edelmanne von meiner Bekanntſchaft, den ich aber früher nie ſonderlich beachtet hatte. In der Vorausſetzung, er werde mich nicht mehr kennen, wie ſo viele Andere, wollte ich an ihm vorübergehen, allein dieſer Wackere trat auf mich zu und erkundigte ſich mit vieler Theilnahme nach meinem Befinden, das meinem Aeußeren nach nicht ſonderlich ſein mußte. Ich geſtand ihm offen meine verzweifelte Lage; er lieh mir einiges Geld und verſprach mir, ſich für mich zu verwenden, damit ich eine Stelle auf irgend einem Comptoir bekomme. Einige Tage darauf war ich Gehülfe bei einem königlichen Steuereinnehmer, deſſen Vertrauen zu gewinnen mir durch Fleiß und Aufmerkſamkeit gelang. Ich befand mich in meiner geregelten Thätigkeit wohl, da ſie meinem Naturelle vielmehr entſprach als das frühere unordentliche Leben, welches ich geführt hatte, und ich blickte auf dieſes wie auf einen wüſten Traum zurück. Aber meine Beſtimmung war noch nicht erfüllt, ich hatte noch nicht das Alter erreicht, wo nach der Prophezeihung meiner Jugend mein Unſtern erlöſchen ſollte. Noch immer funkelte er im grimmen Glanze über mir. Ich ſollte an einem Umſtande ſcheitern, der ſchon für manchen Mann der Stein des Anſtoßes geworden iſt; an dem Haſſe einer Frau. Mein Principal hatte eine Tochter, ein häßliches ſinnliches Geſchöpf, welches ſich meine Eroberung vorgeſetzt zu haben ſchien. Da ſie ſich endlich überzeugen mußte, ihre Verſuche ſeien vergeblich (und ſelbſt die einer Venus würden es geweſen ſein, da ein holdes Bild in meinem Herzen lebte) ging ſie endlich ein Verhältniß mit einem der niederen Gehülfen ein, der es ſich zur Ehre und zum Ruhme anrechnete, der Geliebte ſeiner Principalstochter zu werden. Dieſe zärtliche Vereinigung hatte die gewöhnlichen natürlichen Folgen. Die Eltern des Mädchens waren außer ſich: es erfolgte eine ſchreckliche Scene; gedrängt, ihren Verführer zu nennen, beſchuldigte das Geſchöpf, wohl theils aus Scham über den niederen Stand ihres Geliebten, theils aus Rache wegen ihrer verſchmähten Liebe, mich des Vergehens. Der Vater bot mir ſeine Verzeihung und ſeinen Segen an, wenn ich die Ehre ſeiner Tochter wieder herſtellen wollte; aber ich fühlte durchaus keine Neigung gutzumachen, was ein Anderer verbrochen hatte. Ich antwortete in dieſem Sinne auf mehrere Anträge, die mir gemacht wurden. Mein Principal wurde wüthend und drohte mir mit ſeiner Rache. Schnell genug ereilte mich mein Geſchick. Als ich am Abend auf der Straße ging, überfielen mich Polizeiſoldaten und ſchleppten mich, trotzdem ich mich nicht im Geringſten widerſetzte, unter den empörendſten Mißhandlungen in das Gefängniß. Sie nahmen mir alle Pretioſen ab, die ich bei mir trug; zum Glück entging ein werthvoller Ring ihren Falkenaugen. Ich erfuhr denn bald, welches mein Schickſal ſein würde; ich ſollte mit der ſauberen Geſellſchaft, in welcher ich mich im Gefängniſſe befand und die noch jetzt unſere Reiſegenoſſenſchaft bildet, den Weg nach Canada antreten. Alle meine Anſtrengungen, zu einem Verhöre zu gelangen, waren vergeblich; wir leben ja unter der weiſen Regierung des großen Ludwig. Ich verfluchte mein Schickſal. — Thor, der ich war, da mir durch mein Mißgeſchick das unſchätzbare Glück zu Theil geworden iſt, wieder mit euch zuſammenzutreffen. Wie konnte ich freilich bei meiner Einſchiffung in la Rochelle eine Ahnung davon haben!“

„Dies iſt meine Geſchichte, Mademoiſelle. Sicher habe ich Schlimmeres begangen wie ihr geträumt habt; und hätte alle Urſache, die Züchtigung des Himmels als eine wohlverdiente hinzunehmen, aber ich bin weit davon entfernt, ſo zerknirſcht zu ſein. Warum ſollte ich mich ſo ſehr ſchämen und gebeugt ſein, weil ich geirrt und geſündigt habe? Nein, das iſt aller Menſchen Erbtheil von vornherein. Nur durch Irrthum gelangen wir zur Wahrheit; nur durch Sünde zur Rechtſchaffenheit. Schätzt nicht ſelbſt unſer Heiland den wiedergewonnenen verlorenen Sohn höher als den Frommen, der aus Bequemlichkeit, Temperament und Neigung nie nach links abwich? Mit allen meinen Fehltritten ſtelle ich mich ſtolz dem Frommen gegenüber und ſage: Ich bin ein Menſch und nichts Menſchliches iſt mir fremd.“

Hiermit endete Herr von Menonville ſeine Geſchichte und ſchaute Gabrielen mit zutraulicher Keckheit an.

„Ich bin euch ſehr verbunden für euere Güte, Herr Graf,“ erwiederte dieſe. „Vielleicht ſpäter, wenn der Kampf in meinem Innern ausgetobt hat, werdet ihr erfahren, welche Vergehen mich in dieſe Lage verſetzt haben; ſie ſind freilich mehr innerer Natur, aber gerade um ſo ſchwerer zu achten. Jetzt vermag ich das noch nicht.“

„So begierig ich auf jede Mittheilung aus euerm Munde ſein muß, wie ihr euch denken könnt,“ erwiederte der junge Kavalier; „ſo lag doch meiner Erzählung der Beweggrund gänzlich fern, euch die Verpflichtung ähnlicher Mittheilungen aufzuerlegen. Ich hatte blos die Abſicht, euch etwas zu erheitern, und dieſe iſt, wie ich zu meiner unausſprechlichen Freude wahrnehme, erreicht.“

„Ei, wie ſtattlich habt ihr euch wieder gemacht, Mademoiſelle!“ ſagte Vater Raimond zu Gabrielen. „Schon wieder ein leichter Anflug von Farbe auf euerm Antlitz. Das laſſ' ich mir eher gefallen, als wie ihr noch vor einigen Tagen waret: Bleich und leblos wie eine Bildſäule, daß uns allen recht bange um euch war. Nun will ich euch etwas ſagen: friſche Luft und ein wenig Bewegung wird euch recht dienlich ſein. Da habe ich denn mit dem Kapitän unſerer Fregatte geſprochen; er iſt ein Mann, der mit ſich umgehen läßt, wenn man ihn zu behandeln verſteht; er hat euch den Aufenthalt auf dem Verdecke für mehrere Stunden täglich geſtattet und zwar zu einer anderen Zeit als dem ſchlechten Troß dort drüben, damit ihr in keiner Weiſe mit dieſem in Berührung kommt und von ihm beläſtigt werdet. Das Wetter iſt ſehr ſchön, und ich würde euch rathen, ſogleich von der Erlaubniß Gebrauch zu machen. Ich werde euch geleiten, da ihr doch keinen Beſcheid wiſſet.“

richt von der Einziehung ſeines Helfershelfers, die ihm jedenfalls durch ſeine frühern Glaubensgenoſſen zugekommen war, mit denen er — wie ſich ergab — noch in der engſten Verbindung ſtand, ſogleich mit Courierpferden geflüchtet. Die Gerechtigkeit verfolgte ihn zwar mit Eile; aber man brachte nicht mehr heraus, als daß er zu Schiffe gegangen war und alſo ſeinen Raub in Sicherheit gebracht hatte.

Herr Tyll May ſtarb faſt vor Schrecken auf dieſe Nachricht. Es war ein gräßlicher Gedanke für ihn, ſich in allen ſeinen lieben Ypſilonsleuten ſo furchtbar getäuſcht zu haben. Ja, er ſprach ferner kein Wort mehr vom Ypſilon, und als der Neffe in einem langen Brief, worin er die Art, wie er den Dieb entdeckt, das Nähere berichtete, ſchrieb, er werde nicht eher zurückkehren, bis der Onkel ſich hinſichtlich des J erklärt, da befahl der ſchwer gedrückte Senator ſeiner Tochter mit einem tiefen Seufzer: ſie ſolle dem Herrn antworten, daß er ſich dem Willen ſeines Vaters fügen möge. So hatte denn endlich das J den Sieg davon getragen über das Ypſilon.

„Ach, mein guter Herr Vater,“ erwiederte Gabriele, „wie überhäuft ihr mich mit Wohlthaten, die ich armes Mädchen niemals vergelten kann! Herr von Menenville hat mir wohl verrathen, wie ihr Tag und Nacht bei meinem Krankenlager gewacht und dem Engel des Todes ſeine Beute entriſſen habt. Aber vielleicht wäre es beſſer geweſen, ihr hättet mich ſterben laſſen.“

„Stille, ſtille!“ unterbrach ſie der Jeſuit. „Wer wird ſo verzweifelt und gottlos reden! Ich euch ſterben laſſen! Nein, Alles habe ich aufgeboten, um ein ſo junges viel verſprechendes Leben zu retten, und der gütige Himmel hat meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Aber ihr ſeid mir deshalb keinen Dank ſchuldig, bringt ihn, wenn euer Herz davon erfüllt iſt, Gott und ſeinen Heiligen dar. Aber nun kommt herauf auf das Deck, damit ihr über den Anblick des herrlichen Meeres und des bewegten Seemannstreibens euere melancholiſchen Gedanken vergeſſet.“

Gabriele erſtieg in ſeiner Begleitung das Verdeck. Der Vater ſetzte ſich unfern von ihr auf eine Bank und las in ſeinem Breviere. Das Mädchen ſah dem Spiele der Wogen gedankenvoll zu, welche das Fahrzeug fortſchaukelten. Ihre Phantaſie führte ſie in das ſchöne Frankreich zurück, von dem ſie jeden Augenblick weiter entrückt wurde. Ein tiefes Stöhnen entrang ſich ihrer beengten Bruſt, wenn ſie an den furchtbaren Wechſel ihres Schickſales dachte. Sie, welche noch vor wenigen Wochen faſt erwartet hatte, in kürzeſter Zeit die Krone jenes Landes auf ihrem Haupte glänzen zu ſehen, ſie ſah ſich mit dem Auswurfe der Menſchheit vereinigt, bis zur tiefſten Schmach erniedrigt, verſtoßen und verbannt wie eine gemeine Verbrecherin. Darüber war ihr kein Zweifel, daß ihr jäher furchtbarer Sturz das Werk ihrer Nebenbuhlerin ſei, aber ſie vermochte ſich durchaus nicht zu erklären, durch welche Mittel es jener heuchleriſchen ränkevollen Frau gelungen war, ihr den ſchon errungenen Sieg wiederum zu entreißen. Nach langem Nachſinnen kam ſie endlich auf den Gedanken, daß Frau von Maintenon auf ihre Weiſe Kenntniß von ihrem Aufenthalte in Alais und von ihrem Verhältniſſe zu den Hugenotten erlangt und dieſe Entdeckung zum Verderben der Gegnerin angewandt haben müſſe. Da eröffnete ſich denn für Gabrielen, als ſie auf dieſem Punkte angelangt war, ein weites Feld der Erinnerung und ſchmerzlichbitteren Gefühls. Thränen eines heiligen Schmerzes befeuchteten ihre Wimpern, da ſie ihrer guten Pflegeeltern, ihrer wackeren Geſchwiſter und des armen treuen Job, ihres Verlobten, gedachte. Ach, wie tugendhaft und rein war ſie ſelbſt geworden durch den Umgang mit dieſen rechtſchaffenen Leuten, und wie tief war ſie von ihrer Höhe geſunken! Was würde ihr verehrter Lehrer Benoit ſagen, wenn er Kunde von ihrem geiſtigen Abfalle hätte? In dem Augenblicke, wo ſie den Bund mit dem wahren anſpruchsloſen Glücke für das Leben beſiegeln wollte, hatten die Dämonen der Lüge und Eitelkeit, welche ſie ſtets umlauert, bereit über ihr Opfer herzufallen, ſich ihrer bemächtigt, deren Sinn durch die tolle ſinnbe rückende Prophezeihung aus dem Munde der Sevenolin ſchon gefangen war. Königin! Gabriele lachte unwillkürlich in grimmiger Selbſtverſpottung. Eine Königin unter Dieben und Dirnen auf einem Schiffe im atlantiſchen Ocean, welches ſeine nichtsnutzige Ladung an einem fernen unbekannten Strand abſetzen ſollte.

„Es iſt auch gut,“ ſagte ſie in finſterer Reſignation bei ſich. „Meine Verwandten und Freunde werden ſich mein Verſchwinden nicht erklären können und zuletzt zu der Ueberzeugung kommen, ich ſei todt. Ach, mein theuerer Roger, was wird aus dir und deiner Liebe geworden ſein! Wird jenes Weib des Bruders ſchonen, nachdem ſie die Schweſter vernichtet hat? Ich verdiene mein Loos, denn ich bin meinen Eiden, meiner heiligen Ueberzeugung untreu geworden, habe mich der Hoffahrt, Heuchelei und Lüge ergeben, die ich zu bekämpfen geſchworen — aber du, armer Bruder, wirſt unſchuldig in das Verderben der ſchuldigen Schweſter verwickelt. Wie gern wollte ich ſterben, wenn ich dein Glück mit meinem Tode erkaufen könnte!“

„Mein Gott! Darf ich meinen Augen trauen? Ihr ſeid es, reizende Marget?“ unterbrach eine bekannte Stimme Gabrielen in ihrem Sinnen. Sie wandte ſich um und erblickte den Vicomte von Chateauneuf, den Kapitän des Schiffes. Beide ſahen ſich einige Augenblicke wie verſteinert an; Gabriele ſchwankte: dieſes Wiederfinden war zu viel für ihre ſchwachen Kräfte. Der Kapitän unterſtützte ſie und ſagte: „Ihr ſeid die Unbekannte, welche man während meiner Abweſenheit auf mein Schiff brachte? Großer Gott! Ihr ſeht mich außer mir. Was ich mir als das größte Glück gedacht und erſtrebt, euch auf meinem Schiffe zu haben, das iſt mir ſchon ſeit vier Wochen zu Theil geworden, ohne daß ich eine Ahnung davon habe. Aber kommt, laßt uns hinabſteigen in meine Kajüte, wo wir ungeſtört reden können. Ich bin ſo verwirrt und überraſcht durch dieſes plötzliche Wiederſehen, daß ich kaum Worte finden kann.“

Gabriele ſchien in derſelben Lage zu ſein, ſie erwiederte kein Wort und ließ ſich willig in die Kajüte des Kapitäns führen. Pater Raimond hob das Auge von ſeinem Breviere und ſchaute dem Kapitän mit einem faſt drohendem Blicke nach. Während dieſer einige Erfriſchungen herbeiſchaffte, ſuchte er ſeine Faſſung wieder zu gewinnen.

„Wie konnte ich freilich ahnen, welchen Schatz meine „Hoffnung“ barg, da ihr unter einem anderen Namen in die Schiffsliſte eingetragen ſeid, als der iſt, unter welchem ich euch kenne. Freilich weiß ich jetzt, was ich bei unſerem erſten Zuſammentreffen vermuthete, daß auch dieſer nur eine verdeckende Hülle iſt. — Aber trinkt, Mademoiſelle; ein Glas Wein wird euch wohl bekommen. — Meine theure unvergleichliche Margot, ihr erlaubt, daß ich euch ſo lange bei dieſem mir ſo lieb gewordenem Namen anrede, bis ihr mir euern wahren geſagt haben werdet, ihr merket ſicher, daß mich neben der Freude, euch wiederzuſehen und zwar innerhalb meiner eigenen Planken, noch ein anderes Gefühl bewegt; ihr werdet unſchwer errathen, von welcher Natur daſſelbe iſt. Ich ſchäme mich von Herzen der Kränkung, die ich euch in Toulon im Begriff ſtand anzuthun. Aber ſeid überzeugt, ich ſchwör' es euch bei St. Neptun und den übrigen Heiligen des Waſſers zu, ſie ging aus den beſten Abſichten für euer Heil hervor. Aber nun ſagt mir doch vor allen Dingen, denn ich habe noch kein einziges Wort aus euerm holden Munde vernommen, wie iſt es denn mit der Vermählung geworden?“

„Am Tage der Hochzeit wurde ich meinem Verlobten und meinen Pflegeeltern in Alais durch einen unerwarteten Schickſalsſchlag entriſſen“, erwiederte Gabriele, die ſich wieder etwas geſammelt hatte.

„Seht, das freut mich von Herzen!“ rief der Vicomte ſich fröhlich die Hände reibend. „Ihr nehmt mir das hoffentlich nicht übel. Aber ihr paßtet in keiner Weiſe zu den Leuten, weder im Betreff des Geiſtes und der Bildung, noch in Bezug auf den Stand. Ich habe von den dienſtbefliſſenen Burſchen, welche euch nach la Rochelle gebracht, und die ich zufällig noch zu ſprechen bekam, wohl erfahren, daß ihr eine Dame von Familie ſeid, welche bei Hof in Ungnade gefallen iſt, und die man in den Urwäldern von Amerika lebendig zu begraben wünſcht. Ich bitte euch in aller Welt, welches Glück hätte euch bevor geſtanden, wenn ihr die ehrſame Gattin eines Seidenfabrikanten in Alais geworden wäret?“

„Und welches Glück ſteht mir jetzt bevor?“ erwiederte Gabriele mit einem melancholiſchen Lächeln. „Habt ihr doch meine Beſtimmung ſo eben genannt: Lebendig in den Urwäldern von Canada begraben zu werden.“

„Theuerſtes Mädchen!“ ſagte der Vicomte und faßte mit Leidenſchaft ihre Hand. „Eine gänzliche Wendung eueres Schickſals liegt in euerer Gewalt. Sprecht ein einziges Wort aus, daß ihr mir mein früheres Unrecht gegen euch vergebt, daß ihr die treue uneigennützige Liebe eines rauhen, aber redlichen Seemannsherzens hoſſet dermaleinſt erwiedern zu können, und ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften ſteht, um euch vor dem drohenden Schickſale zu retten. Möget ihr bei Hoſe verbrochen haben, was ihr wollet; euere edle Seele iſt keiner Niedrigkeit fähig, und die wackerſten Leute pflegen dort in Ungnade zu fallen; ich trotze hierin keck dem Unwillen des Königs und ſeiner Favoritin. Ich kenne den Gouverneur von Neufrankreich genau; der Graf von Frontenac iſt ein vernünftiger Mann; ich thue meine Schuldigkeit, indem ich die mir übergebene Zahl von Paſſagieren abliefere; aber euch ſtelle ich ihm ſogleich als meine Gemahlin vor; ihr ſeid dann in Neufrankreich geweſen, und der Graf wird euch die Rückkehr nach Altfrankreich nicht wehren. Willigt ein, theure Marget, und macht mich zum glücklichſten aller Fregattenkapitäne. Pater Raimond, der euch ſo ſehr ins Herz geſchloſſen hat, wird mit Freuden unſerem Bunde die prieſterliche Weihe geben.“

Der Vicomte heftete ſein Auge in glühender Erwartung auf das Mädchen, aber ſie ſchien keineswegs von ſeinem Feuer entzündet. Im Gegentheile ſah ſie recht blaß und angegriffen aus, als ſie mit leiſer ſchwankender Stimme erwiederte: „Euere ſtandhafte wohlwollende Geſinnung für mich, Herr Kapitän, rührt mich tief: aber ihr erlaubt mir, euch auf einen wichtigen Punkt aufmerkſam zu machen, den euer warmer Eifer für mein Wohlergehen euch überſehen läßt. Welchen Makel würdet ihr in den Augen euerer Schiffsmannſchaft, euerer Offiziere dem ehrenvollen Namen euerer Familie anhängen, wenn ihr, dem eine glänzende Laufbahn und vortheilhafte Verbindungen offen ſtehen, eine deportirte Verbrecherin zu euerer Gemahlin machtet! Denn mag ich ſchuldig oder unſchuldig ſein, in den Augen der Welt bin ich entehrt durch die Strafe, die mich getroffen hat; und die Vereinigung mit dem Manne von der unbefleckteſten Ehre würde mich nicht reinigen, ſeiner Ehre aber einen unauslöſchlichen Schandfleck anhängen.“

Der Vicomte war einige Augenblicke von dieſem Einwurfe frappirt; dann aber rief er mit Heftigkeit aus: „Nein, nein! bei Gott im Himmel, es iſt nicht ſo wie ihr ſagt. Ihr eine Verbrecherin! Deportirt! Hölle und Teufel! Man möchte toll werden, wenn man es nur denkt. Nein, ihr befindet euch auf einem guten ehrlichen Schiffe, der Fregatte Hoffnung mit ſiebzig Stück Geſchütz, an welcher kein Makel haftet, und wenn der Miniſter ihm noch ſo viel elendes Geſindel aufbürdet. Beim Neptun! Dieſe Gauner und Diebe ſind wieder honnete Leute geworden, ſeitdem ſie den Boden dieſes ehrlichen Schiffs betreten haben. Ihr aber ſeid ein

Paſſagier darauf, ein unfreiwilliger zwar, aber nichts deſtoweniger ein geehrter und geachteter. Was geht euch das ſchlechte Volk im Zwiſchendecke an? Welche Gemeinſchaft habt ihr mit ihm? Sollte wirklich das Beiſammenſein mit dem Geſindel auf einem Schiffe Unehre bringen, dann würden wir, ich und meine Offiziere, ebenſo gut dadurch leiden wie ihr. Aber daran iſt ja gar kein Gedanke. In meinen Augen und ſicher auch in denen aller rechtſchaffenen Leute ſeid ihr ſo rein wie eine Taube. Laßt uns den Verſuch doch machen. Ich will mit euch hintreten vor meine Mannſchaft und will ſagen: Seht hier, ihr Herren und ihr Burſche, das iſt die junge Dame, die wir ſchon einmal entern wollten, die uns aber damals entwiſchte. Jetzt hat ſie ein glücklicher Zufall ſelbſt unter unſere Kanonen getrieben; ihre Feinde haben ſie unglücklich machen wollen, daß ſie ſie uns übergaben, wir aber wollen ſie glücklich machen. Wer hat etwas dagegen? O ihr ſolltet dann den Jubel hören! Wahrlich, ich wollte mich gleich am Maſtbaume aufhängen laſſen, wenn auch nur ein Einziger ein ſchiefes Geſicht zöge."

„Ihr entwickelt in der That viel Beredtſamkeit, Herr Vicomte," erwiederte Margot mit einiger Freundlichkeit, da ſie gegen die treuherzige Anhänglichkeit des Mannes nicht unempfindlich blieb, „um den Geſichtspunkt der Verhältniſſe zu verrücken. Aber bei mir wird euch das nicht gelingen; ich ſehe zu klar und weiß, wie ich daran bin. Ich muß euch bemerken, daß ich nicht wieder nach Frankreich darf, da ich den Gewalthabern perſönlich verhaßt bin. Jetzt hat man mich entwiſchen laſſen; wenn ich zurückkehrte, was unter den gegebenen Verhältniſſen durchaus nicht verſchwiegen bleiben könnte, ſo würde ich nicht nur ſelbſt in unvermeidliches Verderben ſtürzen, ſondern auch meine treuen Freunde mit hineinziehen; und das würde mein eigenes Elend noch zehnmal vergrößern. Ich habe auch kein Verlangen zur Rückkehr. Nein, laßt mich mein Elend in den einſamen Wäldern vergraben; dort will ich ein Leben der Buße und Beſchauung führen und in ruhiger Ergebung meine Tage hinſpinnen. Ich will büßen und bereuen, bis ich meine Schuld geſühnt, und für meine Freunde beten, denen ich treulos geworden bin.“

Der Kapitän ſchüttelte während dieſer Rede unwillig den Kopf. „Euern Freunden treulos! Ihr meint doch nicht gar die Valery's? Nun, ich will nichts über ſie ſagen; ich erinnere mich, daß ihr das nicht gern habt. — Aber, theuerſte Marget, malt euch um Gotteswillen den Aufenthalt in den Wäldern Neufrankreichs ja nicht reizend aus. Das iſt kein Languedoc mit dem ſonnigblauen Himmel und den Granaten- und Lorbeerbäumen, unter deren Schatten ihr oft ſüß geträumt haben mögt. In Neufrankreich iſt der Sommer nur ein kurzer Gaſt. Ach, das iſt ein trauriges, ſchreckliches Land! Große weite Landſtrecken mit Wald beſetzt, dann wieder unendlich weite Prärien. Hier und da eine dürftige Hütte in ſchauderhafter Einſamkeit, in welcher eine arme Familie meiſt vergeblich gegen den Hungertod kämpft. Hat eine jahrelange mühvolle Arbeit den Wald etwas gelichtet, dem Boden einige Erzeugniſſe abgerungen, ſo droht den Anſiedlern beſtändig ein Ueberfall von den wilden Eingeborenen, welche die weißen Eindringlinge haſſen und ſie bei jeder günſtigen Gelegenheit tödten oder in ihre Einöden fortſchleppen. Und dieſes entſetzliche Land ſoll euer künftiger Aufenthalt ſein? Ach, bedenkt euch wohl, ſüße Marget, und ſtoßt nicht die rettende Hand von euch! Was habt ihr ſo Entſetzliches begangen, daß ihr nicht wagen dürft, nach Frankreich zurückzukehren? Habt ihr die allmächtige Frau von Maintenon eine Heuchlerin genannt? Beſorgt nichts; man hat euch längſt vergeſſen. Das geht am Hofe zu wie in einer Schlacht. Die Reihen ſind dicht; ſtürzt der Eine oder der Andere, rückt ein Dritter ſogleich nach, und die Lücke iſt wieder gefüllt; was aus dem Gefallenen geworden iſt, kümmert die Uebrigen nicht. Deshalb mögt ihr die Rückkehr nach Frankreich getroſt wagen. Man iſt nicht ſo tollkühn, ſich ſogleich bei Hofe vorzuführen; die Zeiten ändern ſich, und mit ihnen die Verhältniſſe und Menſchen. In einigen Jahren mögen euere Gegner, die euch geſtürzt haben und jetzt ſicher und feſt zu ſtehen vermeinen, längſt ſpurlos verſchwunden ſein.“

Aber jetzt ſchüttelte Gabriele den Kopf. „Nein, nein,“ ſagte ſie leiſe, aber entſchieden. „Es geht nicht; ihr werdet mich nimmer überreden. Und vergeßt ihr, daß ich die verlobte Braut eines Anderen bin? Ich gehöre nicht mehr mir ſelbſt an.“

„Bah! ihr meint Herrn Job Valery,“ erwiederte

Der alte Herr hütete noch immer das Bett und die Arzneimittel wollten nicht recht bei ihm anſchlagen. Von Tag zu Tag erwartete er mit Ungeduld die Rückkehr ſeines Neffen, und dieſer hätte in der That ſchon lange wieder da ſeyn können. Früh und Abends ſprach er von ihm, und Mary merkte wohl, daß er etwas ganz Beſonderes auf dem Herzen haben müſſe. Zuletzt glaubte der Alte, er werde gar nicht eher geſund werden, bis der Amerikaner wieder im Hauſe ſey. Es hatte auch ſeine Richtigkeit, daß ihm etwas Beſonderes auf dem Herzen lag, und das war nichts weniger, als: mit der Tochter dem Neffen auch das ganze Geſchäft zu übergeben und ſich ganz in Ruhe zu ſetzen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ferner der Chef eines Comptoirs zu ſeyn, auf welchem man ſtets dem Ypſilon ſeine uralten Rechte heilig bewahrt und geſichert, Rechte, die nun gekränkt und geſchmälert werden ſollten; es war ihm nicht möglich, an einem Tiſche zu arbeiten, wo ferner das demokratiſche J ſeine verhaßte Pöbelherrſchaft ausüben ſollte. Mit dieſem Gedanken hatte er ſich ſchon lange getragen, Chateauneuf, der zu argwöhnen anfing, Gabriele ſuche nur nach Ausflüchten, um ſich vor ſeinem Antrage ſicher zu ſtellen. „Damit iſt's doch für immer aus, denk' ich. Ihr das Fräulein von Rang die Verlobte des Seidenwebers! Ihr in Canada, er in Languedoc! Haben euch nicht ſchon längſt Verſchiedenheit an Geiſt und Bildung, an Rang und Stand geſchieden, ſo trennt euch jetzt das weite Meer für ewig und löſcht euere Eide.“

„Ich habe mehr als ein heiliges Verſprechen gebrochen und bin mehr als zu ungetreu geweſen,“ murmelte Gabriele. „Es iſt Zeit, daß ich Umkehr halte. Armer, armer Job! Das Schickſal hat dich ſchwer an mir gerächt. Aber ich will gehen, Herr Vicomte. Die ſcharfe Seeluft und das unverhoffte Wiederfinden haben mich angegriffen; ich bedarf der Ruhe nach ſo viel Aufregung.“

Während ſie der Vicomte zurückführte, betrachtete er mit geheimen Entzücken das zarte Roth auf ihren Wangen und das ſanfte Feuer, welches in ihren Augen glimmte. Pater Raimond, der ihrer auf dem Decke harrte, erſchrak, als er ſie ſah und warf dem Kapitän einen vorwurfsvollen grollenden Blick zu; raſch führte er ſie in ihr Gemach zurück und bald umrauſchte wieder ein Fieber das Haupt der armen Gabriele.

Der Argwohn war in der Bruſt des Kapitäns einmal wach geworden. Nach ſeiner Ueberzeugung waren die Gründe der Weigerung, welche Gabriele ſeinem Antrage entgegengeſetzt, durchaus nicht ſtichhaltig; es mußte da noch etwas Anderes zu Grunde liegen. Er wollte etwas auffinden und fand es, nämlich die Bekanntſchaft Gabrielens mit dem jungen hübſchen Mann, welcher einen ſo vornehmen Namen trug, ſich ſo vortheilhaft von der übrigen Ladung der „Hoffnung“ unterſchied, und den er öfter im Verkehr mit ſeinen Leuten geſehen hatte. Nach Allem, was der Kapitän über den Verlauf von Gabrielens Krankheit wußte, konnte dieſe Bekanntſchaft nicht erſt auf dem Meere gemacht worden ſein. Der raſche leidenſchaftliche Mann ſtieß einen ſchweren Fluch aus, als er die Kunde von dieſem, wie er meinte, ihm ſo hinderlichen Verhältniſſe erfuhr. „Immer muß ich zu ſpät kommen, aber jetzt will ich vorſichtiger ſein, als das erſte Mal. Das Schickſal hat ſie mir ſelbſt ins Garn getrieben; es muß meine einzige Sorge ſein, daß ſie mir nicht wieder herausgeht.“

Dank dem energiſchen ärztlichen Eingreifen des Vaters war der bedrohliche Rückfall Gabrielens in die Krankheit abgewendet worden. Nach einigen Tagen ſaß ſie zum zweiten Male geneſen in der Geſellſchaft ihrer Freunde. Während der zweiten Periode ihres Fiebers hatten ſie namentlich Vorſtellungen über ihren künftigen Aufenthalt gepeinigt, welche durch die Mittheilung des Kapitäns hervorgerufen worden waren. Da ſie es liebte, klar zu ſehen und einer offen zu Tage liegenden Gefahr muthig entgegenzuſehen wagte, entſchloß ſie ſich, ihren geiſtlichen Freund, der ſchon viele Jahre in dem Lande gelebt hatte, zu befragen. Sie that es im Beiſein

Menonville's, Fleurettens und der beiden anderen Jeſuiten, welche eben auch friſch von Europa herüberkamen. Es war das demnach ein Gegenſtand von allgemeinem Intereſſe; und Gabrielens Bitte fand denn von Allen Unterſtützung.

„Gern will ich eueren Wunſch erfüllen," ſagte Pater Raimond freundlich; „und ich bin es wohl im Stande, da ich fünfzehn Jahre lang als ein Diener unſerer heiligen Kirche in dem Lande gelebt und es durch weite Wanderungen ziemlich genau kennen gelernt habe. Ich thue es um ſo lieber, da ihr durch eine wahrheitsgetreue Schilderung verhindert werdet, euch Illuſionen zu machen, denen eine fürchterliche Enttäuſchung folgen würde. Neufrankreich hat mit unſerem ſchönen Geburtslande weiter nichts gemein als den Namen. Obſchon es unter denſelben Breitengraden wie dieſes liegt, iſt ſein Klima doch kalt und rauh, was zum Theil aus dem geringen Anbau des Bodens und den zahlreichen Waldungen folgen mag. Denn Neufrankreich, an Areal das Mutterland zehn- und noch mehrmal übertreffend, zählt außer den Horden der wilden Indianer doch nur wenige Tauſende geſitteter Einwohner. Es liegt natürlich im Intereſſe der dortigen Anſiedler, ſo viel Menſchen als möglich hinüberzuziehen, damit die Kultur des Bodens zunimmt, Handel, Induſtrie und Verkehr wachſen, der Ertrag der Produkte ſteigt und das Leben dadurch leichter und angenehmer wird. Es fehlt demnach in Frankreich nicht an reizenden Schilderungen des Landes, um neue Bürger herbeizulocken. Die Regierung thut alles Mögliche, um dem Mangel an Menſchen abzuhelfen; ſie hat in dieſer Abſicht ſogar die Gefängniſſe leeren laſſen. Ob der Zweck erreicht wird, kann ich nicht beurtheilen; ich kümmere mich nicht um weltliche Dinge. Der König muß am beſten wiſſen, ob Leute, die zu Hauſe nichts getaucht haben, fähig ſind, eine Kernbevölkerung für ein neues Land zu bilden. Unſere geiſtliche Geſellſchaft betrachtet Neufrankreich mit großer Vorliebe, da ſich uns hier ein weites Feld der Apoſtelthätigkeit eröffnet hat; wir bemühen uns, die wilden Eingeborenen durch die ſanften Lehren des Evangeliums für die Kultur zu gewinnen; mancher tüchtige Arbeiter im Weinberge des Herrn ſtarb ſchon in ſeinem Berufe als ein Märtyrer für ſeinen heiligen Glauben, und auch mein heißes Gebet zum Himmel geht Tag und Nacht dahin, daß er mir ein ſo ſeliges Ende beſcheeren möge.“

„Was nun die Leute auf unſerem Schiffe betrifft,“ fuhr der Pater nach einer Pauſe fort, während welcher er in einer ſchwärmeriſchen Verzückung ſeine Augen geſchloſſen hatte, „ſo wird man die ſtärkſten Männer zur Arbeit in den Steinbrüchen, zur Ausrodung des Waldes und zur Urbarmachung des Landes verwenden. Eine äußerſt beſchwerliche und gefährliche Arbeit, welche manchem Neulinge ſeine Geſundheit, ja ſein Leben gekoſtet hat. Die Uebrigen werden nach den entlegenſten Gegenden des Landes an die Grenze der Wilden geſchickt. Wer nun aus Unkenntniß der eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen der Indianer ſie beleidigt, iſt bei dem empfindlichen und rachſüchtigen Charakter dieſer Volksſtämme keinen Augenblick ſicher, daß ihn ſein Feind, den er vielleicht nicht einmal als ſolchen kennt, mit einem Haufen ſeiner barbariſchen Landsleute überfällt, ſeine Wohnung anzündet und ihn ſelbſt erſchlägt und ſkalpirt oder ihn gefangen mit in ſeine Einöden ſchleppt, wo er ein trauriges und elendes Leben führt.“

„Ah! und Herr Comtois hat uns die Indianer als ſo brave gutmüthige Leute geſchildert,“ unterbrach Fleurette den Pater in naiver Verwunderung. „Er meinte, ſie unterſchieden ſich faſt gar nicht von den Franzoſen.“

So wenig geeignet auch die Darſtellung des Jeſuiten war, eine heitere Stimmung zu erzeugen, ſo lächelten doch alle, den Pater Raimond nicht ausgenommen, über die Aeußerung des Mädchens.

„Der Herr, von dem ihr ſprecht,“ ſagte der Geiſtliche, „ſcheint ſeine Kenntniß des Landes aus einer jener Schriften geſchöpft zu haben, die, wie ſchon erwähnt, zur Anlockung der Menſchen in die Welt geſchickt werden, oder er hat ſich einen Scherz mit euch getrieben. — Aber außer den Wilden haben unſere Landsleute noch mit einem andern Feinde zu kämpfen, der ſchier noch grauſamer und unerbittlicher iſt, als jene; dieß ſind die Engländer, die verdammlichen Ketzer, welche in der neuen Welt, wie in der alten unſere Nachbarn ſind, hier durch Einöden von uns getrennt, wie in Europa durch einen Arm des Meeres. Sie beneiden die Franzoſen um ihren vortheilhaften Pelzhandel mit den Eingeborenen und bieten alle Mittel auf, denſelben in ihren ausſchließlichen Beſitz zu bekommen. Zu all dieſem Unglücke ſich den Wilden oder den Engländern preisgegeben zu ſehen, geſellt ſich noch ein ſo großer Mangel an den unentbehrlichſten Bedürfniſſen des Lebens, daß wenigſtens der dritte Theil der Europäer, welche nach dieſem Welttheile verbannt werden, im unausgeſetzten Kampfe mit den Elementen und der gemeinſten Lebensnoth untergeht.“

„Bevor man aber die Deportirten in ihre Wohnſitze vertheilt, bemüht man ſich jedem eine Frau zu verſchaffen. Da das Cölibat der Laien für eine Art Staatsverbrechen in einer ſo menſchenarmen Kolonie gehalten wird, ſo müſſen die Ankömmlinge ſich gleich bei ihrer Ankunft in Quebek verheirathen.“

Hier horchte Fleurette, welche während der ganzen Erzählung ſehr niedergeſchlagen da geſeſſen hatte, hoch auf, und ein vergnügtes Lächeln ſtieg auf ihr ſo eben noch finſteres Geſicht. Der wackere Herr Comtois hatte alſo doch Recht. Mochten die Indianer noch ſo wild und grauſam gegen die Europäer ſein; wenn jeder weibliche Ankömmling ſogleich einen Mann erhielt, ließ ſich Alles ertragen.

„Es befindet ſich zu dem Zwecke,“ fuhr der Pater fort, „ein Haus in Quebek, deſſen Vorſteherin die wohlbekannte Madame Bourdon iſt, und in welchem man den Frauenzimmern, die aus Frankreich herüber kommen, ihren Aufenthalt anweiſt. Dieſe Frau wählt nun die Gatten für die ihr anvertrauten Frauenzimmer nach ihrem Gutdünken."

„Nach ihrem Gutdünken?" wiederholte Gabriele und warf Menonville einen fragenden Blick zu, den dieſer wohl verſtand.

„Wenn nun aber ein Mädchen ſich ſchon verſprochen oder ein Verhältniß eingegangen hat," fragte Fleurette etwas befangen, „wird ſie dann auch ſo mir nichts dir nichts an den erſten Beſten verheirathet?"

Ohne auf Beantwortung dieſer ängſtlichen Frage einzugehen, ſetzte der Pater mit einem feinen Lächeln auf dem Geſichte ſeine Schilderung fort. „Glücklich der Mann, welchem Madame Bourdon eine mit geſundem Körper und geſunder Seele verſehene Perſon zur Frau beſtimmt! Damit aber der Bräutigam ohne Widerwillen den ehelichen Segen über ſich ſprechen laſſen möge, ſo macht die Freiwerberin demſelben die reizendſte Schilderung von ſeiner künftigen Gattin."

Menonville ſchlug bei dieſen Worten eine helle Lache auf. „Wahrlich," rief er aus. „Das iſt eine luſtige Einrichtung, dieſe Heirathsanſtalt. Sie erinnert ſehr lebhaft an einen Trödlerladen, in welchem der Händler mit einem Blicke die Länge und Breite eines Menſchen, der in ſeine Kleiderkammer eintritt, überſieht und gerade ein Kleid vorräthig hat, welches dem Käufer paßt."

„So lächerlich auch dieſe Einrichtung, und nicht mit Unrecht, vorkommen mag, ſo hat ſie ſich doch in der Praxis nicht übel bewährt. Ich denke mir, der

Beſitz einer Frau, mag man zu derſelben gelangt ſein, wie man will, iſt unter allen Umſtänden für den Mann ein Sporn zur Thätigkeit, und ſo mag denn die gezwungene Verheirathung von Individuen, die außerdem eheloſe Tagediebe geblieben wären, einiges zum beſſern Anbau des Landes beigetragen haben. Was übrigens das Auffallendſte iſt, in der langen Zeit meines Hierſeins ſind mir nur wenige Fälle von unglücklichen Ehen vorgekommen. Der Franzoſe hat einmal ein angeborenes Talent, ſich in den auferlegten Zwang zu fügen.“

„Aber ich zum Beiſpiel würde dies nie thun,“ ſagte Menonville mit Entſchiedenheit.

„Ich eben ſo wenig,“ ſtimmte Gabriele bei.

„Euere Geſtalt, euere Bildung und feinen Sitten,“ erwiederte Raimond, „geben euch die Gewähr, daß ihr nicht das Schickſal des gewöhnlichen Haufens theilen werdet. Ich werde es ſchon durch meine Fürſprache verhindern, daß man euch nicht zu einer ſolchen Heirath zwingen ſoll.“

Die Beiden dankten dem Pater für ſeinen guten Willen, aber recht beruhigt im Innern war keines, ſo wenig es ſich auch darüber ausließ. Gabriele erkannte nun wohl, daß der Kapitän recht geredet habe, aber dieſe ihre Erkenntniß war keine Fürſprecherin ſeiner Anträge. Menonville ſah mit Unruhe in die Zukunft; die vage Zuſicherung des Paters vermochte ſeine Bangigkeit nicht zu heben; nicht für ſich zagte er; er war ſich ſeiner Kraft bewußt, allen Unwürdigkeiten zu widerſtehen, aber dieſes zarte, gebrechliche Weſen, welches kaum vom Krankenlager erſtanden war! Doch er gelobte ſich treu und dankbar bei ihr auszuhalten und ſie zu ſchützen, ſo weit er vermochte.

3.

Die Ankunft in der neuen Welt.

Der Donner der Salutſchüſſe krachte am Morgen eines unfreundlichen Novembertags vom Bord der Hoffnung; von den Forts und Batterien, welche den Eingang des Hafens von Quebek ſchirmten, ward der laute Willkomm erwiedert. Das Schiff ſchaukelte auf den majeſtätiſchen St. Lorenzſtrom, deſſen Waſſerbette in der Nähe der Stadt faſt ſechs Meilen breit iſt, nach den Kaien zu.

Die Hauptſtadt Neufrankreichs, auf einer hohen Landſpitze an der Nordweſtſeite des Fluſſes gelegen, bot den Ankommenden mehr durch ihre Lage als durch Größe oder Pracht der Baulichkeiten einen impoſanten Anblick; ſie beſteht nämlich aus zwei Theilen, aus der Oberſtadt, die auf einem Felſen von Kalkſtein oben auf der Landſpitze liegt, und aus der Unterſtadt, die am Fuße der Anhöhe nahe am Waſſer gebaut iſt. Der vortreffliche Pater Raimond hatte vollkommen Recht mit ſeiner Behauptung, daß Neufrankreich weiter keine Aehnlichkeit mit dem Mutterlande habe, als den Namen;

Quebek, die Metropole dieſer ungeheuern Landſtrecken, glich weder Paris noch Verſailles; es war in der damaligen Zeit ſehr klein, ſehr unbedeutend und vernachläſſigt. Die Blütenzeit der Stadt unter franzöſiſcher Herrſchaft war eigentlich ſchon vorüber, ehe nur an eine eigentliche Entwickelung gedacht werden konnte. Quebek war eine Schöpfung des Despotismus geweſen. Kardinal Richelieu hatte die Stadt und die Kolonien begünſtigt, nachdem er die Herausgabe der erſteren von den Engländern durchgeſetzt hatte, welche ſie 1626 unter Sir David Kirk erobert. Der Despotismus hatte im Laufe der Jahre ſeine Schöpfung vernachläſſigt, und ſie war natürlich verkümmert. Die Oberſtadt mit anſehnlichen Privatgebäuden, einem Fort, welches dem heiligen Ludwig gewidmet iſt; einer Kathedrale in ſchlechtem Geſchmacke, die aber einen hohen, Alles überragenden Thurm hat, wie um daran zu mahnen, daß die Mutter Kirche das Höchſte iſt auf Erden; einem Jeſuitenkollegium; einem Franziskanerkloſter; einem Johanniterhaus, einem Nonnenkloſter und noch anderen religiöſen Gebäuden, trug ganz den militäriſch-katholiſchen Charakter an ſich, welchen die Zeit der Bourbonen allen ihren Schöpfungen aufdrückte. Die Unterſtadt, meiſt von Kaufleuten bewohnt, bot einen ſehr traurigen Anblick dar. Man ſah es den unanſehnlichen Häuſern, den engen kothigen Gaſſen an, daß hier Leute wohnten, welche für nichts Anderes Sinn hatten als den Gewinn. Sie ſchienen ſich ſo nahe an dem Waſſer angeſiedelt zu haben, weil ihnen daſſelbe zur Erreials endlich der Reiſewagen des Amerikaners vor dem Hauſe ſtill hielt und die beiden Schwarzen den Schlag öffneten. Herr Tyll May fuhr freudig in die Höhe, als ihn Mary mit der Ankunft des Wagens bekannt machte, und ſtreckte die Arme der Thüre entgegen, durch welche die Tochter in liebender Haſt geeilt war; denn obgleich durch dieſe Thüre *ein* Mai *mit* dem J herein treten ſollte, durch welche er mit dem Y hinausgegangen war, ſo fühlte der alte Mann doch eine Regung in ſeinem Herzen, welche ſeine Ypſilonsliebe überragte, und ſeit ſeine Ypſilonsleute ſich ihm als Schurken bethätigt, ſeine Ypſilonsangelegenheiten ſchief gegangen waren, fühlte er ſich im Herzen bei weitem milder gegen das J geſtimmt, zumal dieſes wieder gut machte, was jenes verderben.

Die Thüre ging auf, aber Statt eines Mannes traten deren drei herein, zwei ältere und ein jüngerer. In dem Letztern erkannte der Senator ſogleich den Doktor Wilhelm Mai; der ſehnlichſt erwartete Neffe Henry war aber nicht dabei. Der Doktor trat, an jeder Hand einen der ältern Männer, lächelnd zu dem Bette und ſagte: „Kennen Sie dieſe Beiden, theurer Onkel?“ Verwundert chung ihres Zieles am beſten diente, aber auch um nach Anhäufung von Schätzen ſo ſchnell als möglich ein Land zu verlaſſen, für welches ſie keine Anhänglichkeit beſaßen, und ſich in ihrer ſchöneren Heimath für die Entbehrungen aller Reize des Lebens und für die Drangſale eines rauhen Klimas zu entſchädigen.

Unter einem bedeutenden Zuſammenlaufe Neugieriger, welche durch die Signalſchüſſe von der Ankunft des Schiffes unterrichtet waren, wurde die Landung bewerkſtelligt. So gering die Einwohnerzahl Quebeks in der damaligen Zeit ſein mochte, fehlte es doch nicht an einer Menge echter Franzoſen, deren Hauptgeſchäft in unruhigem Nichtsthun und deren größtes Vergnügen darin beſtand, etwas Neues aus der alten Welt zu hören. Ueberdieß war die Hoffnung das letzte Schiff, welches man in dieſem Jahre erwarten durfte, denn es war ſchon Ende November; Schnee lag auf der Landſchaft umher; der Himmel war finſter und bewölkt und drohte jeden Augenblick, die Hauptſtadt Neufrankreichs und diejenigen ihrer neugierigen Bewohner, welche auf der Rhede verſammelt ſtanden, mit einem Schneeſturm heimzuſuchen. Als die Reiſenden des Zwiſchendecks in mehreren Booten ausgeſchifft wurden, erhob ſich am Ufer ein lautes Jubelgeſchrei; man hatte nicht erwartet, daß das Kriegsſchiff neue Koloniſten herbeiführen würde, und war nun über den friſchen Zufluß von franzöſiſchen Unterthanen des großen und ruhmreichen Königs um ſo mehr erfreut. Die armen Opfer von Ludwigs des Vierzehnten Kolonialpolitik, die bei der kalten rauhen Luft zitternd und frierend in den Booten ans Ufer gerudert wurden (die meiſten waren in ihrer Garderobe keineswegs auf ein ſolch eiſiges Klima eingerichtet), wurden durch dieſen freundlichen Willkomm doch ein wenig erheitert und von den trüben Gedanken, welche ihnen der Anblick der rauhen Winterlandſchaft erwecken mußte, geheilt. Mit ſchwachen, zitternden Stimmen erwiederten ſie den Gruß, der ihnen aus der neuen Welt entgegenſchallte. Es waren doch die Laute der Heimath, die an ihr Ohr ſchlugen; es waren doch die zierlichen Redensarten des ſchönen Frankreichs, die in ihre Seele drangen.

Menonville ſtand mit den übrigen Paſſagieren auf dem Verdecke, ein dünnes Päcklein unter dem Arme, welches ſeinen ganzen Reichthum auf dieſer Welt enthielt; hatte er doch eben ſo wenig wie die Anderen bei ſeiner eiligen Entführung aus dem Heimathlande Zeit gehabt, ſich mit Reiſegepäck zu verſehen. Er erwartete jeden Augenblick ſeinen Namen rufen zu hören, damit er eines der Landungsboote beſteige, allein er harrte vergebens. Die Fahrzeuge waren alle mit ihrer Ladung vom Schiffe abgeſtoßen; ſo eben wurde das Kapitänsboot auf den Waſſerſpiegel herniedergelaſſen, jedenfalls um den Kommandeur mit ſeinen Offizieren ans Ufer zu tragen. Der junge Mann, welcher ſich nicht erklären konnte, warum man gerade ihn zurückbehalte, ſtand im Begriff, ſeine Verwunderung darüber gegen die drei Pater zu äußern, welche mit Gabrielen ſoeben die Treppe zum Verdecke erſtiegen, als ſich ihm einer der jüngeren Offiziere näherte und ſagte: „Mein Herr, der Kapitän wünſcht euch zu ſprechen.“

Neugierig folgte er und ſtand bald vor dem Vicomte, welcher mit allen Abzeichen ſeines Ranges angethan, wenige Schritte vom Steuer ſeinen Platz hatte; er ſprach mit einem ſeiner Untergebenen. Dieſer trat ſogleich beiſeite, als Menonville ſich näherte.

„Mein Herr,“ ſagte Chateauneuf nicht ohne Würde; „ihr führt den Namen eines Edelmannes und ſeid, wie man mich verſichert hat, durch ein niederträchtiges Complot hierher gekommen. Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, indem euer Betragen während der Ueberfahrt ganz eines Edelmannes würdig war; adeliges Blut verläugnet ſich in keiner Lage des Lebens. Auch in meinen Adern fließt ſolches, und ich halte es für meine Schuldigkeit, einen Standesgenoſſen, der unverdientes Unglück erlitten hat, vor Erniedrigungen zu bewahren, welche ihm leicht in dieſem jungen Lande zuſtoßen könnten. Ich werde euch dem Gouverneur, der mein Freund iſt, vorſtellen und von ihm eine Stellung für euch erbitten, welche euerm Stande angemeſſen iſt.

Menonville, über dieſen neuen Beweis von Güte Seitens des Kapitäns, von welcher er in den letzten Wochen der Reiſe ſchon mehrfache Proben erfahren hatte, aufs Aeußerſte überraſcht, konnte nicht Worte finden, um ſeinen Dank für eine Wohlthat auszuſprechen, welche wie ein günſtiger Wind die finſtern Wolken am Horizonte ſeiner Zukunft auseinander trieb. Er verneigte ſich ſtumm und ſchickte ſich an dem Kapitän und einigen der Offiziere ins Boot zu folgen, welches ſogleich abſtieß. Vergebens ſann er darüber nach, was den Kapitän, der ihn im Anfang der Meerfahrt gar nicht beobachtet, ihm ſo wohlgeneigt gemacht haben möge; er kam nicht weiter, als daß er dieſen Umſchlag zum Wohlwollen des Vicomte als eine Folge freundlicher Verwendung von Seiten des Paters Raimond anſah. Aus welcher anderen Quelle ſollte der Kapitän die Kenntniß ſeines Mißgeſchickes geſchöpft haben? Dieſe Betrachtung rief ihm ſeine Freunde ins Gedächtniß zurück, welche er in ſelbſtſüchtiger Freude ganz und gar vergeſſen hatte. Mit einer Art Schamgefühl blickte er ſich nach ihnen um und ſah eben ein Boot abſtoßen, in welchem er die drei Prieſter und zwei weibliche Perſonen ſitzend erkannte, in denen er Gabrielen und Fleuretten vermuthete. Die Entfernung zwiſchen den beiden Fahrzeugen war indeſſen ſchon zu groß, als daß er hätte rufen oder ein Zeichen geben können. Er getröſtete ſich indeſſen eines baldigen Wiederſehens. Das Boot, auf welchem ſich Menonville befand, landete etwas abſeit, wahrſcheinlich wollte der Kapitän ſowohl dem Tumulte der Ausſchiffung ſeiner Paſſagiere, als den lärmenden Begrüßungen der am Ufer verſammelten und ſich auf jenen Punkt zuſammendrängenden Menge entgehen. Raſch ſchritt die Geſellſchaft durch ein Pförtchen der Mauer, welche den Hafen einſchloß und gelangte, nachdem man ein ſchmales Gäßchen paſſirt, auf einen unregelmäßig viereckigen Platz, auf deſſen linker Seite eine kleine Kirche ſtand, links zwei einander parallel laufende Reihen ziemlich hübſcher Häuſer waren die Wohnungen der großen Kaufleute und der Händler, wie einige Laden in den erſten Stocken derſelben bewieſen.

„Nun, meine Herren, wie ſteht's," ſagte Chateauneuf, als man an dem Kirchlein vorüberging. „Wollen wir nicht den allerhöchſten himmliſchen Herrſchaften ein ſolennes Dankgebet abſtatten, weil ſie uns mit unſerer ſündigen Ladung barmherzig in das Land der Jeſuiten und Franziskaner geführt und nicht wie wir, denn Sünder ſind wir allzumal, wohl verdient hätten, den Haien als Leckerbiſſen beſtimmt haben? Man würde das, mein' ich, an geeigneter Stelle ſehr wohl aufnehmen."

„Wir müſſen unſer Gebet ſchon im Stillen ſprechen," erwiederte ein Offizier, der im Vorübergehen die Kirchthüren verſucht hatte. „Das Haus iſt verſchloſſen. Deſto beſſer; wir haben eine gute Ausrede."

Auf einer nicht ſehr wohlerhaltenen Treppe, welche für die Bequemlichkeit der Fußgänger angelegt war, erklimmte man darauf die ſteile Anhöhe, auf welcher die Oberſtadt lag.

„Willkommen, Vicomte, willkommen!" rief dem in ein hohes Zimmer der Feſtung eintretenden Chateauneuf ein bejahrter, aber noch kräftig ausſehender Mann mit lauter Stimme entgegen, welcher mit einem Fernrohre in der Hand an einem Fenſter ſtand und offenbar die Ausſchiffung der Paſſagiere der Hoffnung beobachtet hatte. Es war dieß Graf von Frontenac, Gouverneur von Neufrankreich. Mit feſtem Schritt und würdevollem Weſen trat er dem Kapitän entgegen, eine gewinnende und doch imponirende Figur, in einfacher kriegeriſcher Kleidung; das Haupthaar gegen die Sitte der Zeit kurz geſchoren; nur die Abzeichen der zwei höchſten Ritterorden Frankreichs, welche er auf der Bruſt trug, des St. Michaels- und des heiligen Geiſt-Ordens, deuteten auch äußerlich ſeine hohe Stellung an. „Willkommen! Doppelt willkommen, Vicomte," rief er in offenbarer Freude und ſchüttelte dem Eingetretenen die Hand; „da ihr in ſo zahlreicher Geſellſchaft kommt. Ich habe mir ſo eben euern Schnellſegler ein wenig betrachtet, meiner Treu eine wahre Arche Noäh, aus der manches Männlein und Weiblein ans Land kam, um ſeine Gattung fortzupflanzen. Wieviel Stück Menſchen habt ihr uns denn mitgebracht?"

„Es ſind ihrer einhundert ſechs und achtzig, vollzählig. Wir haben eine vortreffliche Fahrt gehabt und keinen einzigen Verluſt durch den Tod erlitten," antwortete der Kapitän und überreichte dem Gouverneur die Depeſchen und Papiere, welche er für ihn mitgebracht hatte.

„Ich wollte, es wären ihrer achthundert," ſagte Frontenac, indem er die Briefſchaften flüchtig anſah und dann bei Seite legte.

„Ich bitt' euch um Alles in der Welt," entgegnete Chateauneuf. „Womit hätten wir, ich und mein gutes Schiff ſolche Strafe verdient? Es wäre entſetzlich geweſen, achthundert ſolcher Geſchöpfe herüber zu bringen. Dieſe wenigen haben mir ſchon das Leben ſauer genug gemacht."

„Nun ihr ſcheint uns wieder eine ſchöne Auswahl franzöſiſcher Bürger zugeführt zu haben?" forſchte der Gouverneur, deſſen Züge ſich merklich verfinſtert hatten.

„Der König ſetzte das ſchmeichelhafte Zutrauen in euch, Herr Graf, daß ihr aus Taugenichtſen und Tagedieben ordentliche fleißige Leute, aus Gaunern Ehrenmänner und aus lüderlichen Dirnen ehrbare Weiber macht. Ich führe euch Stoff genug zu, um euer Talent für Beſſerung von Land und Leute zu üben."

Der Gouverneur ſchritt in heftigem Unwillen einige Male im Zimmer auf und ab. „Unglückſelige Verblendung!" brach er endlich los. „Da hab' ich nun vor dem zweiten Antritte meiner Stelle gebeten, habe Vorſtellungen gemacht, habe von hier aus Schreiben auf Schreiben eingeſandt; Alles vergeblich. Man ſchickt uns den Abſchaum zu, uns, die wir am erſten arbeitſame, an Entbehrungen gewöhnte, nüchterne Leute brauchen. Was denken denn nur die Herren in Paris und Verſailles? Man ſcheint Neufrankreich für einen Kloak anzuſehen, in welchen man alle faulen ſtinkenden Elemente im Staate ausgießen will. Nun wohl! ich habe nichts gegen eine ſolche Auffaſſung einzuwenden, aber man mache dann keine Anſprüche auf blühende Kolonien, auf Erweiterungen, auf Vergrößerung unſerer Herrſchaft den Engländern gegenüber. Die engliſchen Koloniſten ſind ganz andere Leute wie die unſeren.

Das iſt ein Kernvolk, ſag' ich euch im Vertrauen. Das weicht vor keiner Arbeit und Mühe zurück, ſei ſie noch ſo ſchwer, erſchreckt vor keiner Gefahr, ſei ſie noch ſo groß. Ein Glück für uns, daß wir mit England in Frieden leben; wäre das nicht und böten wir nicht Alles auf, um an den wilden Indianerhorden Freunde und einen Rückhalt zu haben, meiner Treu, bald genug würde das engliſche Banner wieder von der Zinne dieſer Feſtung wehen, wie dies ſchon einmal der Fall war. — Da ſchickt man uns nun Taugenichtſe und Diebe auf königlichen Schiffen zu, und glaubt Wunder etwas für die Kolonie gethan zu haben. Wir haben nichtsnutziges Volk ſchon zu viel hier, und übrigens findet das auch ſeinen Weg allein her. Wenn es nicht kömmt, iſt's deſto beſſer. Der König und die Miniſter können ſich noch immer nicht von der unendlichen Wichtigkeit unſerer Beſitzungen auf dem amerikaniſchen Kontinent überzeugen, ſo viele Mühe ich mir auch gegeben habe, darauf hinzuwirken. Wir dürfen einen Länderraum unſer nennen, der Frankreich, ich weiß nicht um wieviel hundert Male übertrifft an Ausdehnung; der Ritter von la Salle, mein Schützling und Freund, hat die franzöſiſchen Lilien bis an den mexikaniſchen Meerbuſen getragen, die heldenmüthigen Gebrüder Lemoine erweitern unſere Herrſchaft bis an die Hudſonsbai. Und nun bedenkt, daß in dieſem Reiche, dem größten in der Welt, in welchem viele hundert Millionen Seelen bequem und einträglich leben könnten, nicht ganz zwölftauſend civiliſirter Menſchen zerſtreut ſind. Das Alles hab' ich nicht ein Mal vorgeſtellt, nein zehn, zwanzig Mal, und da ſchickt man mir ein hundert achtzig nichtsnutzige Subjekte, mit denen ich Neufrankreich bevölkern ſoll."

Chateauneuf hatte nicht gewagt, dieſen Ausbruch eines, wie es ſchien, nicht ungerechtfertigten Unwillens zu unterbrechen; als der Gouverneur jetzt ſchwieg, ſagte er: „Und doch kann ich euch verſichern, daß der König das wärmſte Intereſſe für ſeine amerikaniſchen Beſitzungen hat und jede Kunde, die aus der neuen Welt zu ihm dringt, mit ungemeiner Theilnahme aufnimmt. Ich ſpreche aus eigener Erfahrung. Als ich von meiner vorigen Fahrt in la Rochelle eingelaufen war, wurde ich durch einen Courier an den Hof berufen, meine Offiziere mit mir, da der König über viele Dinge Aufſchluß von uns wünſchte. Ich kann euch verſichern, daß er ſehr gnädig war, mit der wärmſten Anerkennung von euch als einer der ſtärkſten Stützen ſeines Reiches ſprach und den beſten Willen zu erkennen gab, jetzt da er mit aller Welt im Frieden lebt, ſeinen transatlantiſchen Kolonien uneingeſchränkte Aufmerkſamkeit zu ſchenken."

Die Züge des Gouverneurs, vorher ſo finſter und verdroſſen, wurden bei Anhörung dieſer Worte ſonnenhell und freundlich. „Ja, ja," ſagte er freundlich erregt. „Ludwig iſt ein großer König, der beſcheidenes Verdienſt, mag es auch noch ſo fern von ihm zu Tage kommen, ſchätzt und anerkennt. Er hat die beſte Einſicht und den beſten Willen, das wußte ich ſtets. Ich wollte von Herzen, er ließe die Kriege in Europa, die ſo unendlich viel Blut und Menſchen koſten. Was gewinnt er dadurch? Ein paar verwüſtete Provinzen mit zerſtörten Städten und Dörfern und halb verhungerten Einwohnern. Hier kann er, ohne Blutvergießen, mit geringen Koſten, ohne Thränen und Unglück ein Reich ſich erobern, gegen welches ſein jetziges eine kleine unbedeutende Herrſchaft iſt. Ach, wollte es der König doch erkennen, was ihm frommt; wollte er doch ſeine ganze Macht zur Bevölkerung und Koloniſirung Amerikas verwenden! Ich ſehe es kommen: Der Beherrſcher von Nordamerika wird in nicht zu ferner Zeit das Schickſal der Welt in ſeiner Hand haben; Ludwigen bietet das Glück die Hand; er braucht nur zuzugreifen. Ach, wäre ich nicht zu alt — nein, das auch ſollte mich nicht abhalten — wäre ich entbehrlich hier, ich würde nächſtes Frühjahr nach Verſailles reiſen und mit aller Beredtſamkeit, welche die Begeiſterung für das Wohl meines Königs und Frankreichs gibt, ihm meine Gedanken und Pläne vorſtellen! Was iſt all der große Ruhm, welchen der König in ſeinen Feldzügen gegen Spanien, Holland und das deutſche Reich erlangt hat, gegen den, welchen er gewinnen würde durch die Kultivirung eines Welttheils? Bedenkt, welchen ungeheuren Aufſchwung würde der Handel Frankreichs nehmen? Wir würden alle Meere beherrſchen; und wer die Meere beherrſcht, beherrſcht auch die Länder. Wenn der große Colbert noch lebte! Sein Genie, dem es gelang, eine franzöſiſche Induſtrie ins Leben zu rufen, würde unſere Entwürfe zur Ausführung bringen. Aber er iſt hin! Frankreich hat einen Schutzengel an ihm verloren."

ſtarrte der Senator Einen um den Andern an, bis es plötzlich in ſeinem Kopfe zu dämmern und nun ſchnell licht zu werden begann, und er mit faſt erſtickter Stimme in höchſter Überraſchung ausrief: „Bruder Chriſtoph! Bruder Kaspar!“

„Wir ſind's!“ verſetzten dieſe und lagen an der Bruderbruſt.

„Aber, wie iſt mir denn?“ fragte der Senator weiter; „wo iſt denn dein Sohn, Chriſtoph? wo iſt denn mein lieber Neffe Henry? Iſt er denn nicht mit gekommen?“

„Hier ſteht er ja!“ verſetzte der amerikaniſche Bruder.

„Dieſer? Das iſt ja der Doktor, der Wilhelm, iſt ja dein Sohn, Kaspar!“

„Er iſt auch Chriſtoph's Sohn; der meinige der Geburt nach, der ſeinige der Adoption nach,“ entgegnete Kaspar. „Ja, Bruder Toll, der Junge hat dir einen ganz verdammten Streich geſpielt, toller, als Chriſtoph und ich dir jemals in unſrer Jugend einen aufgebunden haben, und Chriſtoph iſt deßhalb von Amerika gekommen und ich von Breslau, daß wir vereint deine Verzeihung anflehen wollen für den Sakramentskerl.“

„Lebt nicht derſelbe kühne Geiſt in ſeinem Sohne Seignelay, dem Marineminiſter!“ rief Chateauneuf.

„O er iſt ein tüchtiger Miniſter,“ erwiederte Frontenac. „Ein Mann von Geiſt, aber ſein Vater war ein Genie.“

„Genie iſt eine ſeltene Gabe des Himmels; Niemand kann dazu, ob ſie ihm verliehen oder verſagt werde,“ entgegnete der Kapitän. „Aber ich ſollte meinen, daß ein neidloſes vertrauensvolles Eingehen auf die Pläne, welche Leute von Kopf vorlegen, ein Befördern dieſer Abſichten Eigenſchaften ſind, welche ſelbſt den größten Miniſter zieren. Und in ihrem Beſitze iſt Herr von Seignelay. Die Art und Weiſe, wie Ritter la Salle in ſeinen Unternehmungen in Verſailles unterterſtützt wurde, beweiſt das.“

„Ach, la Salle! wer verdient es auch mehr?“ rief Frontenac warm. „Seht, Vicomte“, wandte er ſich herzlich an Chateauneuf; „ich darf kühn von mir behaupten, daß ich manches in meinem Leben gethan habe, was Frankreich zum Ruhm und Vortheil gereicht, und ich denke, daß der Name Frontenac auch der Nachwelt nicht ganz unbekannt und gleichgültig ſein werde; aber worauf ich am meiſten ſtolz bin, daß ich den König auf dieſen großen Mann aufmerkſam gemacht, der meinen Erwartungen entſprochen hat, für ſein Land ein Columbus, Vasco de Gama, Cortez, Pizarro zu werden. Dieſer eine Mann, der wie kein Anderer den Ritterſchlag von Ludwigs Hand verdiente, hat mit wenigen Leuten, ohne Vergeudung von Menſchenblut, ein Reich entdeckt und erobert, in welchem ſich die ganze jetzige Bevölkerung von Europa verlieren würde. Was ſind gegen die Beſitzergreifung des Miſſiſſippithales alle Heldenthaten und Eroberungen franzöſiſcher Feldherren, die mit dem Blute der Franzoſen erkauft wurden? Robert Cavellier von la Salle und Lemoine d'Iberville ſind Namen, welche in ewigem Ruhme ſtrahlen werden."

„Ihr vergeßt den dritten," unterbrach ihn der Vicomte, „es iſt der des Grafen Frontenac, euer eigener. Was wären jene Männer ohne euch? Cavellier würde ohne euch euere Unterſtützung und Empfehlung als Grundbeſitzer in la Chine leben und Pelzhandel treiben. Nein, Herr Graf, die Nachwelt wird gerechter gegen euch ſein, als ihr ſelbſt."

„Macht mich nicht eitel und ſtolz", wehrte der Gouverneur ab; „ich that nur, was ich nicht laſſen konnte. Möge der Himmel geben, daß die Koloniſirung Louiſiana's durch unſeren Ritter la Salle gedeihe! Die Nachrichten, welche über Frankreich von dem Geſtade des mexicaniſchen Meerbuſens zu uns gelangt ſind, waren nicht beſonders gut. Die Flotte, welche die Koloniſten übergeſetzt hat, verließ ſie in traurigen Umſtänden, aber ich hoffe von la Salle's erprobter Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart das Beſte."

„Es war ein Mißgriff, daß man Beaujeu zum Befehlshaber der Flotte machte", ſagte Chateauneuf; „er iſt ein beſchränkter, eingebildeter und unwiſſender Menſch, der gegen jeden kenntnißvollen und tüchtigen Mann von Neid erfüllt iſt; ich kenne den Herrn. Wenn aus dem Unternehmen, das ſo viel Geld und Kräfte koſtet, nichts wird, hat man es ihm zu danken. Beim Neptun! es gab noch andere Leute, die mit einem la Salle vereint, etwas Großes für Frankreichs Ruhm und Herrſchaft gethan hätten."

„Der Mißgriff iſt geſchehen; hoffen wir das Beſte. Aber ich möchte wohl wiſſen, wie ſich der wackre Ritter mit ſeiner Schaar von Koloniſten befindet. Ob man ihm wohl auch ſolche Kernleute mitgegeben hat, wie man ſie mir zuzuſenden beliebt? — Und wohin werdet ihr euere Fahrt zunächſt richten, Vicomte?" fragte der Gouverneur nach einer Pauſe.

„Nach unſeren weſtindiſchen Beſitzungen; ich habe mehrere Depeſchen an die dortigen Statthalter abzugeben. Bis Ew. Excellenz die Depeſchen für das Miniſterium ausgefertigt hat, wollen wir uns an den Vergnügungen in Neufrankreichs Hauptſtadt für die Strapazen der Reiſe entſchädigen; indeſſen wird unſere Hoffnung friſch verproviantirt."

„Spottet nur über unſer gutes Quebec", ſagte Frontenac. „Läge es an mir, es ſollte an Freuden nicht fehlen, denn nach der Arbeit ein Vergnügen iſt ein guter Spruch. Aber wir haben viel zu viel geiſtliche Elemente hier, als daß eine richtige Weltluſt aufkommen könnte. Unſere ganze Exiſtenz hier baſirt auf Crucifix und Weihwedel."

„Herr Graf", nahm Chateauneuf nach einer kleinen Pauſe das Wort; „ich habe eine Bitte an euch zu richten oder vielmehr zwei. Unter dem Haufen Geſindel, welchen ich euch zu beliebiger Verwerthung zugeführt, befinden ſich zufälliger Weiſe auch zwei ordentliche Leute, ein junger Mann und ein junges Mädchen. Letztere iſt von Stand und wie es ſcheint durch ein ſcheuſeliges Complot am Bord meines Schiffes gekommen. Ich kenne ſie ſchon von früher, ich liebe ſie und wünſche ſie zu heirathen."

„Nun das muß ich ſagen", rief Frontenac überraſcht. — „Ihr ſeid ein ſchöner Patriot. Zwei ordentliche Menſchen bringt ihr mir unter den Schwarme mit, und den einen wollt ihr uns gleich wieder fortnehmen. Wäre es für das Heil Neufrankreichs nicht beſſer, man verheirathete den ordentlichen jungen Mann mit dem ordentlichen jungen Mädchen, damit wir einen ordentlichen jungen Nachwuchs hier bekämen, woran es Gott ſei's geklagt, ſo ſehr fehlt? Aber was will ich machen? ich muß wohl oder übel meinen Patriotismus der Freundſchaft für euch nachſetzen, auf die Gefahr hin, es mit Madame Bourdon, der Vorſteherin unſeres Heirathsinſtituts, gründlich zu verderben. Schon lange hat ſie mir in den Ohren gelegen, daß es an tauglichen weiblichen Eheſtandskandidaten fehle, daß ſie den Bedarf nicht befriedigen könne, daß ſie den Ruin von Neufrankreich vor Augen ſehe u. ſ. w. Und nun nehmen wir ihr das einzige ordentliche Mädchen vor der Naſe weg."

Chateauneuf ſchien keinen rechten Geſchmack an dieſen Scherzen zu finden, durch welche Gabriele mit der famoſen Anſtalt in Verbindung gebracht wurde.

„Die junge Dame, von welcher ich rede,“ ſagte er mit einiger Empfindlichkeit, „würde doch auch ohne dieſen Fall vor Madame Bourdons Händen ſicher geweſen ſein; ſie iſt von Adel und war Hoffräulein.“

„Seht, werther Vicomte,“ erwiederte Frontenal, „auf unſerm Welttheile machen Titel und andere Nachklänge aus der alten Welt nicht den Effekt, wie jenſeits des Oceans. Man wird hier natürlicher. Wenn die junge Dame euch nicht heirathete, würde ſie einen Anderen zum Manne genommen haben; und ob ſich Madame Bourdon gefallen laſſen hätte, bei einer ſo wichtigen Aktien ganz bei Seite geſchoben zu werden, möchte ich ſehr bezweifeln; ſie lebt einmal von und in Heirathen. Wo habt ihr denn übrigens euere Schöne?“

„Ich habe einſtweilen den Vater Raimond gebeten, ſie in ſeine Obhut zu nehmen.“

„Vater Raimond wieder zurück?“ fragte der Gouverneur überraſcht. „Wir erwarteten ihn erſt nächſtes Frühjahr. — Alſo die junge Dame befindet ſich in ſeiner Obhut? Da müßt ihr euch freilich an ihn wenden wegen Verwirklichung eueres Planes, denn jedenfalls hat er ſeine Ernennung zum Vorſteher des Jeſuitenkollegs ſelbſt mitgebracht; ich habe in dieſem Falle, offen geſtanden, mit meiner Einwilligung nicht viel zu bedeuten.“

Der Kapitän ſah den Gouverneur mit einem erſtaunten Blick an.

„Ihr ſeid verwundert,“ ſagte Graf Frontenac; „aber euer Erſtaunen wird ſich ſogleich legen, wenn ich euch ein Geheimniß verrathe, welches Jedermann weiß, der einige Zeit hier gelebt hat, nämlich daß ich doch beim rechten Lichte beſehen bloß den Titel als Gouverneur führe, daß aber der eigentliche Befehlshaber drüben im Jeſuitenkollege wohnt. Und nicht mehr wie billig. Die frommen Väter und ihre geiſtlichen Vorgänger, die Franziskaner, haben die Kolonie mit Kruzifix und Kelch erobert, ſie erhalten ſie durch ihre Miſſionsanſtalten, welche uns beſſer ſchützen als unſere Forts und breiten ſie immer weiter nach Weſten und Süden aus durch ihre Apoſtelzüge und Bekehrungen. Kein Unternehmen findet ſtatt, an welchem die Geiſtlichen ſich nicht betheiligten. Was thut der Staat dagegen? Nichts. Jhr begreift demnach, daß wir Diener des Königs eine ſehr rückſichtsvolle Stellung den Jeſuiten gegenüber einnehmen. Da Pater Raimond euer Paſſagier war, wird er euch gern gefällig ſein, und wir hätten demnach eine fröhliche Hochzeit in Ausſicht; ich wünſche, euch herzlich Glück.“

Chateauneuf wurde durch die Mittheilung dieſes offenkundigen Geheimniſſes gerade nicht angenehm berührt, indem er ſich mit Mißbehagen einiger unangenehmen Auftritte erinnerte, welche er wegen der auf der Hoffnung ſtattgefundenen Unordnungen mit dem Pater Raimond gehabt hatte. Wie hatte er vermuthen können, daß dieſer einfache und alleweg anſpruchsloſe Prieſter der mächtigſte einflußreichſte Mann in Neufrankreich ſei? Und durfte er eine Gefälligkeit von ihm erwarten, dem er ſo wenig Rückſicht geſchenkt?

„Nun hattet ihr noch einen zweiten Wunſch,“ fuhr Frontenac fort. „Im Betreff eines jungen Mannes, den ihr mitgebracht. Ich hoffe, ihr wollt uns ihn nicht auch wieder entführen, ich bedarf gerade eines gebildeten zuverläſſigen Menſchen.“

„Es iſt keineswegs meine Abſicht, ihn euch wieder abſpenſtig zu machen,“ erwiederte der Kapitän lächelnd. „Im Gegentheile wünſche ich, daß er hier bleibe.“

Als der Kapitän zum Gouverneur vorgelaſſen wurde, blieb Menonville mit den Seeoffizieren, welche denſelben in das Fort begleitet hatten, im Vorzimmer zurück. Einige Offiziere von der Leibwache des Grafen Frontenac und von der Feſtungsbeſatzung fanden ſich zu ihnen, um alte Bekannte zu begrüßen und Neuigkeiten aus Frankreich zu vernehmen. Es entſpann ſich unter der Geſellſchaft eine ziemlich leichtfertige Unterhaltung, indem die jungen Seeleute von ihren hübſchen und gefälligen Paſſagieren erzählten. Menonville hatte eines Theils ſchon lange den Geſchmack an derlei Zeitvertreib verloren, andererſeits war er in der That zu unruhig und aufgeregt, als daß er ſich an dem Geſpräche hätte betheiligen ſollen. Da man ihn ohnedieß wenig beachtete, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit anderen Dingen zu. Die Ausſchmückung des ſaalartigen Zimmers, in welchem er ſich befand, nahm ſeine Blicke zunächſt in Anſpruch. Da hingen an der Wand einige größere und kleinere Gürtel, an denen zierlich und künſtlich Muſcheln und Knöpfe von verſchiedener Farbe, Größe und Geſtalt befeſtigt waren. Er trat näher, um ſich den ſonderbaren Schmuck, deſſen Zweck er ſich nicht erklären konnte, genau zu betrachten.

„Ah, ihr ſeid im Begriff, unſere Bundes- und Friedensdokumente zu ſtudiren, mein Herr,“ ſagte einer der Offiziere vom Fort, den Menonville als Hauptmann la Vallière hatte anreden gehört, und trat dem Ankömmlinge näher. „Wie ich ſo eben höre, ſeid ihr Willens, Dienſte zu nehmen. Da wird die Kenntnißnahme von dieſen Schriftakten unerläßlich für euch ſein.“

Menonville ſah den freundlich lächelnden Mann verwundert an, da er ſeine Worte nicht verſtand.

„Ihr glaubt, ich ſcherze, mein Herr,“ fuhr jener fort; „allein ihr möget mir auf mein Wort glauben, wenn ich euch verſichere, daß ihr in dieſen wunderlichen Gürteln und Halsbändern unſer Staatsarchiv vor Augen habt. Dieſe Wampums nämlich, wie man dieſen Schmuck nennt, vertreten mit ihren buntfarbigen Knöpfen und Muſcheln bei den Eingeborenen des Landes unſere diplomatiſchen Aktenſtücke mit dicken Siegeln und Namensunterſchriften. Ich brauche euch nur anzudeuten, daß die verſchiedenen Farben jede ihre beſtimmte Bedeutung hat, die Größe und Geſtalt der Kugeln fixiren den Sinn noch mehr. So iſt dieſer Gürtel zum Beiſpiel eine feierliche Zuſage der Nation der Algonquins oder Tſchippewäer, daß ſie uns freundlich geſinnt und verbündet ſein wird; hier habt ihr ein ähnliches Dokument von den Abenakis; und ſo ſeht ihr hier noch mehrere dergleichen von anderen Völkerſchaften, die uns mit ihrer Bundesgenoſſenſchaft beehren. Betrachtet ferner dieſes wunderliche Inſtrument; es iſt ein Calumet oder eine Friedenspfeife; ſie ſpielt bei unſeren rothen Brüdern eine nicht weniger wichtige Rolle als der Wampum; deshalb iſt das Rohr ſo bunt gemalt und mit Vogelfedern behängt. Bevor man einen wichtigen politiſchen Akt abſchließt, raucht man aus ihr als ein Zeichen treuen Feſthaltens an der eingegangenen Verbindlichkeit. Und dieſe Art von Eidesleiſtung, darf ich euch verſichern, wird von unſeren redlichen Indianern wohl gehalten. Hier dieſe wunderlich geformte Keule, welche zugleich Axt und Spieß iſt, nennt man Tomahawk, wegen ihrer dreifachen Natur in der Hand des Kundigen immer eine gefährliche Waffe. Daſſelbe gilt von dieſen ſtählernen Aexten und dem ungeheuern Bogen mit Pfeilen. Indeſſen verdrängt das Feuergewehr, mit welchem wir Europäer unkluger Weiſe die Eingeborenen verſehen, dieſe alten unzureichenden Waffen mehr und mehr. Dieſe Haarſchöpfe ſind nicht weniger als die Wampums Zeichen von der freundlichen Geſinnung unſerer Bundesgenoſſen. Es wird euch bekannt ſein, daß die Indianer ihren beſiegten Feind der Kopfhaut berauben; ſie ſind etwas beſcheidener als die Türken. Dieſe Skalpe ſtammen von unſeren Feinden, den Irokeſen und den Engländern. Ihr ſeht, beide Nationalitäten haben ihren Tribut zur Ausſchmückung unſeres Archives zahlen müſſen.“

Auf Menonville's Geſicht mochte ſich wohl ſein Abſcheu vor dieſen ſcheuſeligen Kriegstrophäen abſpiegeln. „Ich ſehe wohl," fuhr der Hauptmann fort; „ihr wundert euch, dieſe Siegesbeute hier zu finden, aber wenn ihr erſt ein paar Jahre im Lande ſeid, werdet ihr ſolcher kleiner Barbareien gewohnt werden. Ich bin überzeugt, daß im Hauſe des engliſchen Gouverneurs in Boſton ebenfalls Skalpe von unſeren Landsleuten und Verbündeten die Hallen zieren. Indem man ſich zu den Wilden herabläßt, ſie für die Kultur zu gewinnen, verwildert man ſelbſt unmerklich ein wenig. Wenn es euch beliebt," ſagte er jetzt leiſe zu Menonville, „wandeln wir ein wenig hinaus, damit ich euch unſere Feſte zeige. Offen geſtanden, ich bin über die Jahre hinaus, als daß ich an der Unterhaltung dieſer Herren Gefallen finden ſollte. Ihr ſcheint meinen Geſchmack in dieſer Hinſicht zu theilen, ich habe das gleich gemerkt. Wir haben auch hier ſelbſt beſſere Gelegenheit und Mittel, die Zeit mit Genuß hinzubringen. Ihr ſollt einen Blick auf die Umgegend thun, der euch ſicher Vergnügen bereiten wird. Wir haben immerhin eine gute halbe Stunde Zeit, da die Audienzen des Kapitäns ſtets lange währen. Ueberdies wird ſich der Gouverneur auch die Marineoffiziere vorſtellen laſſen."

Menonville drückte ſeine dankbare Geneigtheit zur Annahme des Vorſchlags aus, und beide verließen das Vorzimmer. Der Hauptmann führte ſeinen Gaſt überall in der Feſtung umher, welche dieſem von großer fortifikatoriſcher Bedeutung zu ſein ſchien, obſchon er ſeinem

„Nun, was iſt's denn? Sag't doch!“ rief der Kranke ängſtlich.

„Ei, merkſt du denn noch nichts?“ rief Chriſtoph lachend. „Der Doktor Wilhelm und der Kaufmann Henry ſind ja eine Perſon.“

„Eine Perſon?“ fragte der Senator verwundert, während Mary, purpurroth, die Sache, mit dem Kopfe nickend, verſicherte. „Eine Perſon?“ wiederholte der Alte kopfſchüttelnd. „Wie iſt denn das möglich? Ihr wollt mich wohl zum Beſten haben?“

„Es iſt ſo und nicht anders, wie Ihnen meine Väter ſagen,“ nahm der Doktor das Wort, „ich bin auch Ihr Neffe Henry. Verzeihen Sie mir das Spiel, zu welchem mich die glühendſte Liebe zu Mary verleitete.“

Aber der Alte ſchüttelte noch immer den Kopf und ſagte dann: „Es iſt wohl des Henry Ton in der Sprache, aber Henry ſprach ja das Deutſche ſo ſchlecht und bediente ſich deßhalb ſtets des Engliſchen. Auch hatte er ja braunes Haar, einen ſtarken Backenbart, einen Schnurrbart, eine dickere Naſe, eine höhere Stirn, hatte eine viel dunklere Geſichtsfarbe, war ſtärker und größer. Nicht wahr, Mary?“

Begleiter ſein Laienthum nicht verhehlte. Der Platz war ſchon durch ſeine hohe Lage ſehr begünſtigt und die Kunſt und Wiſſenſchaft hatte den beſten Gebrauch von dieſem natürlichen Vortheile gemacht. Indeſſen ſtieß Menonville's aufmerkſamer Blick doch hier und da auf Spuren der Vernachläſſigung; die Beſatzung des Forts ſchien ihn überdem in keinem Verhältniſſe zur Größe und Bedeutung des Platzes zu ſtehen. Er äußerte ſein Bedenken mit Beſcheidenheit und Behutſamkeit.

La Vallière zog die Schultern und ſagte: „Ihr habt einen natürlichen ſcharfen Blick, mein Herr. Euer Auge hat euch nicht getäuſcht. Die Feſtung iſt nicht in dem Stande, in welchem ſie ſich befinden ſollte. Seit fünf und zwanzig Jahren, wo das erlauchte Haus Stuart wiederum auf den Thron von Großbritannien eingeſetzt iſt, haben wir uns einer erſtaunlichen Sicherheit hingegeben, obſchon die Stimmung in den engliſchen Kolonien uns behutſam machen ſollte. Wir wiſſen genau, daß dort die größte Luſt herrſcht, Neufrankreich wegzunehmen, welches man ſchon einmal beſeſſen hat. Aber alle unſere Warnungen ſcheitern an der Gleichgültigkeit unſerer Miniſter, welche einmal keine Gefahr ſehen wollen. Möchte die Erkenntniß nicht zu ſpät kommen, und mit ihr die Reue!“

Die beiden Herren erſtiegen einen der Thürme des Forts. Eine entzückende Ausſicht auf die Unterſtadt, den Hafen und die Bai lohnte ihnen die Mühe des Heraufſteigens reichlich. Menonville's Blick verfolgte den Lauf des majeſtätiſchen Lorenzſtromes bis zum äußerſten Ende der Inſel Orleans, wo er ſich zwiſchen den Bergen, welche ihn zu beiden Seiten begrenzen, verliert. Das ſüdliche mit Einbiegungen und Vorgebirgen mannigfaltig abwechſelnde Ufer zeigte noch ganz die wilde Schönheit des Urzuſtandes; hier ſtanden mächtige hohe Bäume, die ſich oft in der Waſſerfluth abſpiegelten. Auf der entgegengeſetzten Seite, wo freundliche Anſiedelungen, freilich ſehr vereinzelt, einen angenehmen Wechſel boten, wurde die Ausſicht durch eine lange Gebirgskette geſchloſſen, die aus dem Waſſerſpiegel emporzutauchen ſchien. Gegenüber ragten die ſtattlichen Frauenberge empor.

„Ihr ſolltet erſt an einem ſchönen Sommerabend hier oben ſtehen,“ ſagte la Vallière auf eine Aeußerung des Entzückens von Seiten ſeines Begleiters. „Wie oft habe ich Stunden lang hier geſeſſen und dieſe Spiegelfläche betrachtet, worin alle prächtigen Farben des Himmels, dieſe gigantiſchen Bäume und felſigen Vorgebirge mit unbeſchreiblicher Schönheit reflectirt worden! Ich verſichere euch, Quebek iſt ſchön, und es verdiente wohl, noch von anderen Leuten bewohnt zu werden, als von Pelzhändlern, Geiſtlichen und Gründlingen aus der Hefe von Paris.“

Menonville ſah ſeinen freundlichen Führer mit einem Blicke des Einverſtändniſſes an, dann ſtiegen ſie beide wieder herab.

„Da fällt mir ein,“ ſagte der Hauptmann. „Erlaubt mir, euch einen guten Rath zu geben. Ihr ſeid fremd und kennt Land und Leute noch nicht; ich lebe ſchon ſechs Jahre hier. Wollt ihr euch in Reſpekt ſetzen und Glück machen, daß heißt Geld verdienen, ſo müßt ihr ein Pelzhändler werden wie alle Andere. Hier ſind alle Beamten und Diener des Königs Kaufleute, vom Gouverneur an bis zum Unteroffizier und vom Intendanten bis zum niedrigſten Clerc. Ich habe zu meinem Schaden an Ruf und Börſe zu lange verſäumt, mich der Landesſitte zu bequemen."

Menonville äußerte ſeine Unkenntniß in dem Fache.

„Das macht nichts aus," erwiederte ſein neuer Freund; „bezieht ihr euere Waare von den Eingebornen direkt, ſo ſeid ihr vor Schaden ziemlich ſicher, denn Ehrlichkeit iſt eine anerkennenswerthe Tugend von ihnen; habt ihr es mit Waldläufern zu thun, ſo nennt man diejenigen unſerer Landsleute, welche die Indianer in ihren Wigwams aufſuchen und ihnen die Häute abhandeln, ſo werdet ihr freilich im Anfange einige Male betrogen werden, allein bei dem Schaden habt ihr den Vortheil, daß ihr das Geſchäft um ſo ſchneller lernt."

Kaum waren die Beiden wieder in das Vorzimmer zurückgekehrt, ſo kam der Kapitän mit ſeinen Offizieren aus dem Gemache des Gouverneurs. „Mein Herr," wandte er ſich an Menonville. „Der Herr Gouverneur hat meiner Verwendung für euch eine freundliche Berückſichtigung zu Theil werden laſſen. Ihr werdet eine Stelle erhalten, die euch vor der Hand einen anſtändigen Unterhalt gewährt. Bei euerer Bildung und Tüchtigkeit kann eine baldige Beförderung nicht fehlen. Ich wünſche euch Glück zu euerer Laufbahn in Neufrankreich.“ Und ohne den Dank des überraſchten jungen Mannes abzuwarten, ſchritt er würdevoll grüßend mit dem Gefolge ſeiner Offiziere zum Gemache hinaus.

Menonville hatte nicht Zeit über dieſes ihm unerklärliche Wohlwollen des Vicomte nachzudenken, denn eine Ordonanz rief ihn in das Zimmer des Gouverneurs.

„Herr von Chateauneuf,“ redete dieſer den Eintretenden und ſich tief Verbeugenden an, „hat euch mir warm empfohlen, und ein glücklicher Zufall will, daß ich ſeinem Wunſche euch einen Dienſt zu verſchaffen ſofort und in geeigneter Weiſe entſprechen kann. Euer feſter Gehalt iſt freilich nur geringe, es ſind aber mit euerem Hauptgeſchäfte fünf bis ſechs Nebengeſchäfte verbunden, welche viel Geld einbringen. Ihr werdet in einem Fort an der Grenze der Huronen die Kaſſe für die Garniſon, welche nur aus fünfzehn Mann beſteht, führen. Zugleich habt ihr die Aufſicht über ihre Magazine, welche ihr ſtets in gehörigem Stande zu erhalten habt, damit die Wilden bei einem Angriffe ſie nicht zerſtören können. Auch wird euch die Hebung der Gefälle anvertraut werden, welche die Beſitzer der in der Nähe des Forts liegenden Wohnungen entrichten müſſen. Ihr laßt euch ferner angelegen ſein, ſo viel es von euch abhängt, mit den angrenzenden Wilden in freundſchaftlichen Verhältniſſen zu leben und dieſe nach und nach zu überreden, ſich unter franzöſiſche Botmäßigkeit zu begeben. Der Kommandant des Forts iſt ſchon ein bejahrter Mann; ſollte ſeine Stelle erledigt werden, ſo ſteht euch die nächſte Anwartſchaft zu. Da euere jetzige Stellung aus Mangel an einem geeigneten Mann ſchon längere Zeit offen bleiben mußte, was natürlich Unordnungen zur unausbleiblichen Folge hatte, ſo liegt an der raſchen Wiederbeſetzung viel. Ihr werdet deshalb morgen früh euere Reiſe in Begleitung von fünf Soldaten antreten, welche Lücken in der Beſatzung des Forts ausfüllen, damit ihr noch vor Einbruch des Winters das Ziel erreicht.“

Nach dieſen Worten neigte der Gouverneur leicht den Kopf, und Menonville trat ab. Ein Amt hatte er nun, aber es kamen auch gleich die Sorgen; vor Allem eine von zwar äußerlicher Natur, die ihn aber gewaltig peinigte. Er ſollte eine Stelle antreten, eine weite Reiſe machen, welche bedeutende Koſten erforderte, und er war nicht viel mehr als ein Bettler, der ſeine ganze Habe auf dem Leibe trug. Er dachte an ſeinen Ring, welchen er vor den Späheraugen der Häſcher bei ſeiner Verhaftung in Paris verborgen hatte. Aber wie ihn verwerthen, da er keine Seele in Quebek kannte? Ferner, wo ſollte er die Nacht zubringen? Niemand hatte ihn eingeladen. In dieſer bitteren Verlegenheit beſchloß er ſich an den freundlichen Offizier zu wenden, der ihm vorhin ſo viele Theilnahme verrathen hatte. Er fand denſelben bald auf und theilte ihm offen ſeinen Kummer mit.

„Aber wenn ich nicht ganz irre,“ ſagte Herr von la Vallière, „ſteht doch ein Koffer für euch da. Laßt uns ſehen.“

Die Sache verhielt ſich zu Menonville's angenehmer Ueberraſchung wirklich ſo. Ein Koffer, dem ein Zettel mit ſeinem Namen und den angeſiegelten Schlüſſel beigefügt war, ſtand zu ſeiner Verfügung bereit. Der junge Mann öffnete ihn und fand ihn mit Wäſche und Kleidern gefüllt, woran es ihm ſo ſehr gebrach. Mit dankbarem Herzen klappte er den Koffer zu, welchen la Vallière auf ſein Zimmer bringen ließ.

„Ihr ſeid natürlich für dieſe Nacht mein Gaſt,“ ſagte er zu Menonville. „Schlafen werden wir nicht viel, aber plaudern. Erzählt mir von Paris, Verſailles und dem ſchönen Frankreich; ich will euch von Amerika berichten. Wie glücklich bin ich, mit einem gebildeten Manne zuſammen zu treffen!“

Menonville'n quälte ein anderer Gedanke; das Bild Gabrielens, welche er über ſeinen perſönlichen Angelegenheiten faſt vergeſſen hatte, trat plötzlich vor ſeine Seele; und es fiel ihm erſt jetzt ſchwer auf das Herz, daß er ſie verlaſſen mußte. Je länger er ſich dieſem Gedanken hingab, deſto mehr war er geneigt, ſeine Anſtellung, welche er ſich eben noch zum größten Glücke angerechnet hatte, für ein Unglück anzuſehen, da ſie ſeine Trennung von Gabrielen bedingte. Sie allein und hülflos unter dieſen herzloſen Menſchen zurückzulaſſen, welche nur Sinn für Handel und Gewinn hatten und jeden neuen Ankömmling als einen Gegenſtand der Spekulation zu betrachten pflegten; dieſe Vorſtellung ängſtigte ihn ungemein. Auf jeden Fall mußte er ſie noch einmal ſehen; aber in der Tiefe ſeines Herzens tauchte anfangs ſchüchtern, dann immer verwegener, da er ſtets weniger unterdrückt wurde, ein Wunſch auf, der endlich genährt und erwärmt von dem Feuer in ſeinem Innern zum feſten Entſchluß erwuchs.

Nachdem er dem Hauptmanne das Nothwendigſte über Gabrielen und ſeine Bekanntſchaft mit ihr mitgetheilt hatte, äußerte er ſeine Abſicht, ſie aufzuſuchen und mit ihr zu reden. La Valière erbot ſich, ihn zum Pater Raimond ins Jeſuitenkolleg zu begleiten, da man von ihm erſt erfahren mußte, wo die junge Dame ſich aufhielt. Beide verließen das Fort.

„Kommt hier herein,“ ſagte der Hauptmann, vor einem kleinen Hauſe anhaltend, welches ſich als eine Schenke verrieth. „Laßt uns erſt einen Becher Wein auf gute Kameradſchaft leeren. Wein und Liebe gehören ja ohnedies zuſammen.“

Menonville folgte gerade nicht ungern. Hilft doch in ſchwierigen Tagen des Lebens ein verſtändiger Trunk oft über Verlegenheiten hinweg, welche die genaueſte Prüfung und das ſorgfältigſte Nachſinnen nicht im Stande ſind, aus dem Wege zu räumen.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Die Königin.

* * *

Hiſtoriſcher Roman

von

Ludwig Storch.

Vierter Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1858.

Drittes Buch:

In der Kolonie.

(Fortſetzung.)

„Und doch iſt er derſelbe, lieber Vater,“ verſetzte das ſchelmiſche Mädchen; „ich hab' es ja immer gewußt.“

Ein Schwarzer hatte unterdeſſen auf den Wink ſeines Herrn ein Käſtchen gebracht; daraus zog der Doktor eine ſchöne braune Perücke hervor, die mit einer Feder unverrückbar feſt auf dem Kopfe gemacht werden konnte, ferner den braungefärbten abgeſchornen Backen- und Schnauzbart, zeigte dem Senator Alles vor und fragte engliſch, ob er dieſe Dinge und ihn ſelbſt nun wieder erkenne. Da rief der Alte überraſcht: „Ei, du Erzſchelm, du biſt ein würdiger Sohn dieſer beiden alten Schelmen. Aber nun ſage mir nur, wozu die Mummerei?“

„Als mich Ihre Strenge — deren größten Theil ich auf Rechnung des ſchlechten Juden ſetze, der ſich Ihres Vertrauens gänzlich bemächtigt hatte — unerbittlich aus dem Hauſe verwies, war es mein einziges und höchſtes Beſtreben, Sie mir wieder zu verſöhnen, ohne daß ich meinem Stolze etwas vergäbe. Meine Liebe zu Mary und ihre zärtliche Neigung zu mir ließen uns vereint, wenn wir uns heimlich ſprachen, (was Trotz Ihres ſtrengen Verbotes und der Wachſamkeit der Frau Heyſe geſchah)

4.

Heirathsangelegenheiten.

Nach der Ausſchiffung der übrigen Zwiſchendeckspaſſagiere, ließen ſich auch die drei Pater ans Land ſetzen und räumten Gabrielen und Fleuretten Plätze in ihrem Boote ein. Die Letztere bewies eine noch geſteigerte merkwürdige Anhänglichkeit an das „gute und ſchöne Fräulein“, ſeitdem Pater Raimond vom Hauſe der Madame Boudon und vom Leben in der neuen Welt erzählt hatte, als ſuche ſie in dem Verhältniſſe zu der jungen Dame, die von allen Seiten mit ſo vieler Rückſicht behandelt wurde, für ihre eigene werthe Perſon Schutz gegen allerhand drohende Eventualitäten.

„Der Kapitän ſcheint viel Antheil an euch zu nehmen,“ bemerkte der Pater Raimond, der ſich mit Gabrielen etwas abſeit von den Anderen geſetzt hatte. „Ihr kennt einander von früher her?“

„So iſt es,“ erwiederte das junge Mädchen, in welchem durch dieſe Frage die unangenehme Erinnerung ihrer Begegnung mit dem Herrn auf dem Schiffe wachgerufen wurde. Es hatte ſich überdieß ſeit jenem Zuſammentreffen ihrer wieder jenes peinliche Gefühl einer dunkeln Ahnung bemächtigt, welches dieſer Mann ſchon einmal in ihr erregt; ſie wußte beſtimmt, daß er etwas gegen ſie beabſichtige; und in dieſer Stimmung ſetzte ſie hinzu: „Ich darf euch geſtehen, Herr Pater, daß neuerdings der Wunſch in mir rege geworden iſt, welchen ich euch ſchon früher ſagte, den Herrn Vicomte nie kennen gelernt zu haben, da ſeine Bekanntſchaft mir wenig Freude und Glück gebracht hat.“

Der Jeſuit ſah ſie einen Augenblick aufmerkſam an; dann erwiederte er: „Verſteh' ich euch recht, ſo wünſcht ihr ihn zu meiden. Seine Aeußerungen im Betreff euerer ließen mich das Gegentheil vermuthen. Er ſprach in Ausdrücken von euch, die den Glauben in mir erwecken mußten, als ſei euere Bekanntſchaft mit ihm von ſehr inniger Natur, obſchon es mir früher geſchienen hatte, als ſei euere Aufmerkſamkeit nach einer anderen Seite hingerichtet geweſen.“

„Ihr irrt, mein Vater,“ entgegnete Gabriele mit einem tiefen Seufzer, während zugleich eine lebhafte Röthe in ihre bleiche Wangen ſtieg; „wenn ihr mich für leichtſinnig genug haltet, in meiner verzweifelten Lage mich ſolchen Gedanken hinzugeben. Ich bitte euch im Gegentheile flehend, nehmt mich in euern Schutz und bewahrt mich vor Allem, was wie Zuneigung, Zärtlichkeit oder Liebe ausſieht, es mag kommen von welcher Seite es wolle. Ich habe ſchwer mit dieſen Gefühlen geſündigt, und ich bedarf der Einſamkeit, der Ungeſtörtheit, um meine Vergehungen zu büßen und mich mit Gott und meinem Gewiſſen auszuſöhnen.“

Der Jeſuit betrachtete mit Wohlgefallen das junge ſchöne Weſen, welches ſich ſo arger Schuld zeihte und ſich ſo bußfertig bewieß.

„Gut,“ ſagte er. „Es gereicht mir zur Freude und euch vielleicht zum Glücke, meine Tochter, daß ihr ſo aufrichtig geſprochen habt. Ich hatte erſt die Abſicht, euch in dem Hauſe eines reichen Kaufmannes, der in der Unterſtadt wohnt, einzuführen. Ihr würdet aber hier aus Gründen, die ihr euch denken könnt, euern löblichen Zweck keineswegs erreichen und vielfachen Störungen ausgeſetzt ſein. Der Herr Kapitän ſcheint mir nicht der geeignete Beſchützer für tugendhafte junge Mädchen zu ſein. Beſſer iſt es, ich führe euch in das Haus, deſſen Vorſteherin Madame Bourdon iſt, und wo ich euch zu ſchützen vermag. Erſchreckt nicht; ihr werdet nichts mit der Anſtalt zu thun haben, von der ich euch erzählt habe. Das Haus ſelbſt iſt nicht zu einem profanen Zweck gebaut und ſtammt aus einer frommen guten Zeit, die leider nicht mehr iſt. Mögen die Heiligen ſie uns bald zurückführen!“

Das Boot ſtieß ans Land. In einer ahnungsvollen Aufregung betrat Gabriele den Boden der neuen Welt. „Eine Schiffbrüchige, nackt und bloß, ſchleudert mich das Schickſal an dieſes Geſtade,“ ſagte ſie bei ſich ſelbſt. „Was wird noch aus mir werden? Haben die böſen Engel, die mich jenſeit des Oceans zu Falle gebracht, mich auch hierher verfolgt? Ach, ich denke, vor der Reue weicht die Eitelkeit, und mein Sinn iſt jetzt demüthig und gebrochen!“

„Seht, meine Tochter,“ nahm Raimond wieder das Wort, während man den Weg nach der Oberſtadt einſchlug; „dieſe gute Stadt Quebek iſt heiliger Erinnerungen voll, und der Boden dieſes Landes durch das Blut frommer Märtyrer geweiht worden. Heil unſerem Orden! Dieſe großen Männer gehörten ihm an und haben ihren Nachfolgern ein hohes Beiſpiel der freudigen Aufopferung ihres Lebens um des Namens Chriſti willen zurückgelaſſen. Ehrwürdige treue Streiter für das Himmelreich, die ihr jetzt im Chore der Seligen den dreimal heiligen Namen deſſen lobſingt, für den ihr geſtritten und geblutet habt, unterſtützt mit den lieben Heiligen allen mein heißes Gebet vor dem Throne Gottes, daß auch mir die Gnade vergönnt ſein möge, um die ich Tag und Nacht flehe, zu arbeiten, zu leiden und zu ſterben wie ihr um des Namens Chriſti willen! Das war eine heilige und große Zeit,“ fuhr der Jeſuit nach dieſem Ausbruche brünſtiger Begeiſterung fort, da Jean de Brebeuf, Daniel, Lallemand, Claude, Pijart, Charles Raymbault, Iſaac Jogues, Gabriel Dreuillettes und noch viele andere treue Nachfolger ihres Meiſters in hochherzigem Eifer an dieſem Geſtade landeten, um den armen wilden Heiden hier das göttliche Wort zu verkündigen. Mit einem erhabenen Muthe ausgerüſtet, zogen ſie in dieſe entſetzlichen Einöden und Wildniſſe, um Seelen für das Himmelreich zu gewinnen. Sie achteten keiner Mühe, keiner Gefahr bei ihrem menſchenfreundlichen Streben; mit einer edeln Standhaftigkeit trotzten ſie dem rauhen Klima, erwärmte ſie doch das Feuer einer heiligen Begeiſterung; unermüdet wateten ſie durch Waſſer und Schnee, indem ſie ihre Geduld durch die Erinnerung an die Leiden des Gottesſohnes ſtärkten; kein wärmendes Feuer war da, an welchem ſie ſich hätten trocknen, kein Biſſen Brot, an dem ſie ſich hätten ſtärken können. Dafür kräftigten ſie ſich an der Ausſicht, die ſich ihnen täglich und ſtündlich eröffnete, von der Hand derer, welche ſie zum ewigen Leben hinführen wollten, den Märtyrertod zu erleiden. Und ſie erreichten faſt alle dieſes hohe Ziel. Aber nicht umſonſt tränkten ſie das Land mit ihrem Blute; eine herrliche Gottesſaat ſproß auf, welche eine reiche Ernte in Ausſicht ſtellte. Unzählige der wilden Eingeborenen wurden im innerſten Herzen gerührt bei einem ſolchen erhabenen Schauſpiel; den Mördern ſelbſt entſank die Keule, und ſie beugten ihr Haupt vor dem Geiſte des wahren und einzigen Gottes, welcher ſchwache Männer zu muthigen Glaubenshelden gemacht hatte. Die Kunde von dem Erfolge unſerer Bemühungen im Weinberge des Herrn gelangte nach Frankreich und erweckte dort eine heilige Begeiſterung. In allen Kirchen des Reiches ſtiegen heiße Gebete zum Himmel auf für das Gelingen unſeres Werkes. Der König Ludwig der Dreizehnte mit ſeinem erlauchten Hauſe hörte mit chriſtlichem Wohlgefallen von der Bekehrung der Wilden und von dem Zuwachſe an rechtgläubigen Unterthanen; zu deren Belohnung und weiterer Anfeuerung er den Chriſten koſtbar geſtickte Kleider zum Geſchenke ſandte. Selbſt der heilige Vater in Rom ehrte ſeine treuen Söhne durch eine freudige Anerkennung ihres Verdienſtes um die Mutter Kirche. Um den im Lande verſtreuten Miſſionen einen Mittelpunkt zu geben, wurde ein Kollegium unſeres Ordens in dieſer Stadt gegründet, und die Eltern eines frommen Jünglings, des Marquis von Gamache, der gerührt von unſerem Apoſteleifer mit chriſtlichem Ungeſtüm darauf beſtand, ein Glied unſerer Geſellſchaft zu werden, gewährten die nöthigen Mittel zur Errichtung einer Bildungsanſtalt. Dies Alles geſchah anno 1635, alſo vor fünfzig Jahren. Aber noch viele andere Herzen erglühten vor der Flamme chriſtlicher Liebe, die Hab und Gut freudig opfert und bei der die Rechte nicht weiß, was die Linke thut. Die edle Nichte des erlauchten Kardinals Richelieu, die Herzogin von Aiguillon, gründete, von ihrem Oheim bei dieſem Werke der Barmherzigkeit reich unterſtützt, ein öffentliches Hoſpital, welches dem Sohne Gottes geweiht wurde, der ſein Leben für die ſündige Menſchheit dahin gab. Wie er geſagt hatte: kommt her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ſo ſtanden die Thüren dieſer frommen Stiftung nicht bloß den bedürftigen Einwanderern, ſondern auch den Gebrechlichen, Kranken und Blinden aller der zahlreichen Stämme zwiſchen dem Kennebeck und dem Obern-See offen. Zum ſchönen Beweiſe, daß die Flamme des heiligen Geiſtes auch in den Herzen der Frauen glühe, erſchienen auch drei barmherzige Schweſtern von

Dieppe, bereit bei Ausführung ihres menſchenfreundlichen Berufs der Strenge des Klimas und dem Hungertode zu trotzen. Von demſelben heiligen Eifer getrieben, kam Madame de la Peltier, eine junge reiche Witwe von Alençon, mit einer Nonne von Dieppe und zwei anderen von Tours in dieſes Land, deſſen Boden ſie bei ihrer Ausſchiffung küßten, um ein Urſulinerinnenkloſter zur Erziehung junger Mädchen zu gründen. Der Gouverneur empfing ſie mit ſeiner kleinen Beſatzung am Ufer; und die Wilden, gerührt von ſo uneigennütziger wahrhaft chriſtlicher Liebe, die ſich ihnen trotz ihrer Armuth und ihrem elenden Zuſtande immer von neuem thätig bewies, begleiteten unter lautem Freudengeſchrei die heldenmüthigen Ankömmlinge zur Kirche, wo ein Dankgebet gehalten und ein Tedeum geſungen ward.

„Ach, wo ſind die ſchönen Zeiten hin, welche an die Tage der heiligen Apoſtel erinnern, wo die Chriſten wetteiferten in Liebe, Erbarmen, Selbſtaufopferung und Wohlthun? Habe doch ſelbſt ich ſie nicht geſchaut, ſondern kenne ſie nur durch Ueberlieferung. Jener heilige Funke der Begeiſterung ſcheint erloſchen, oder glüht er noch unter der Aſche und wartet des belebenden Hauches aus einem gottgeſegneten Munde? Die Zeit des ſeligen Glaubens, der ſelbſtvergeſſenden Liebe, der freudigen Hoffnung ſcheint dahin zu ſein; todtes Wiſſen, verkältende Gleichgültigkeit und grübelnde Berechnung hatte jene heiligen Gefühle verdrängt. Ich war in Frankreich und wollte verſuchen, die erloſchene Begeiſterung für unſere Miſſionen wieder zu erwecken, aber meine

Bemühungen waren vergeblich; ich fand viel Sinn für Handel und Gewinn, keinen für Erweiterung des Reiches Gottes und aufopfernde Liebe; viel Schein und wenig Wahrheit, viel ſchöne Worte, aber keine That, ich fand endlich Frömmelei ſtatt Frömmigkeit. So bin ich denn zurückgekehrt mit zweien meiner Brüder und habe unſere Sache Gott und den Heiligen anheim geſtellt. Wir müſſen eben verſuchen, was wir mit unſeren eigenen Kräften ausrichten können. So ſchwach und gering ſie ſind, mögen wir doch wie unſere Brüder vor fünfzig Jahren viel wirken, wenn der Himmel uns ſeinen Segen gibt."

Die einfache Erzählung des Paters, der innige Ton, mit welchem er ſie vortrug, machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf Gabrielens leicht erregbares Gemüth, welches ohnehin durch die Selbſtpeinigung, der ſie ſich unterworfen, für Thaten frommer Buße und Aufopferung empfänglich gemacht worden war. Hier eröffnete ſich ihr auf einmal eine unerwartete Gelegenheit, die Schuld, welche ſie auf ſich geladen zu haben glaubte, durch werkthätige Liebe zu ſühnen. Schon früher hatte ſie zuweilen von den barmherzigen Schweſtern gehört, die ein Leben voll ſteter Mühe und Beſchwerde im ſtillen Dienſte der Menſchlichkeit dahin brachten. Der Gedanke erſchien ihr ungemein reizend, ſich dieſem erhabenen Berufe zu widmen, im Gewande der Demuth all' ihre Schuld der Eitelkeit und Hoffahrt zu ſühnen und die Gründerin eines neuen Vereins barmherziger Schweſtern zu werden.

„Ach, glaubt mir, mein Vater,“ ſagte ſie mit gerührter Stimme; „noch iſt nicht aller Sinn für chriſtliche Liebe und Aufopferung unter den Menſchen erloſchen. Euer Vertrauen in den Himmel wird ſicher nicht getäuſcht werden, der Funke der Begeiſterung iſt nicht erſtorben, er glimmt unter der ſchützenden Aſche und wird bald zur hohen Flamme wachſen. Es iſt viel Heuchelei und Verworfenheit in der Welt, aber es ſchlagen auch noch Herzen in reiner Gottergebenheit und aufrichtiger Menſchenliebe.“

Pater Raimond ſah ſie einen Moment prüfend und gedankenvoll an und ſagte: „Das wäre in der That eine hohe Freude für mich, wenn ich die beiden frommen Häuſer der Urſulinerinnen und der barmherzigen Schweſtern, deren eines leer ſteht, das andere von Madame Bourdon und ihren Schutzbefohlenen bewohnt wird, wieder von den gehörigen und rechtmäßigen Bewohnerinnen beſetzt ſähe. — Seht, da ſind wir ſchon! Wie ſchnell vergeht die Zeit in erbaulicher Unterhaltung! Ihr, meine Brüder,“ wandte er ſich an die beiden andern Jeſuiten, die mit demüthig geneigten Häuptern hinter dem älteren Bruder und ſeinen Begleiterinnen einhergewandelt waren, indem ſie mit eifrigem Ohre ſeiner Rede lauſchten; „tretet in jenes einfache Haus dort ein; es iſt unſer Collegium in Quebek. Ihr werdet willkommen daſelbſt ſein und möget immerhin meine Rückkehr melden. Ich aber werde meine Schutzbefohlenen geleiten und ihnen ein Unterkommen zu ſchaffen ſuchen, wo ſie ungeſtört ſich von auf Mittel denken, wie wir ungeſtört zuſammen leben und Sie endlich doch noch für unſre Verbindung gewinnen könnten. Da hörte ich von einem Kaufmann aus Baltimore, daß mein Onkel Chriſtoph ſeine Kinder durch den Tod verloren habe. Schnell war mein Plan fertig. Nach Allem, was ich von dem amerikaniſchen Oheim gehört hatte, war er mein Mann. Ich habe mich nicht getäuſcht; er iſt mir ein theurer Vater geworden. Ich beſchloß, nach Amerika zu gehen; Mary billigte mein Vorhaben. Es wurde ausgeführt. Dieſer gütige Mann nahm mich mit Freuden auf, und zuſammen ſchmiedeten wir das Plänchen, welches ich ſpäter ausgeführt habe.“

„Sag' lieber die reine Wahrheit,“ fiel Onkel Chriſtoph ein. „Ich will die Schuld, wie ſich gebührt, allein auf mich nehmen. Ich habe den Jungen zu der Schelmerei beredet, und Bruder Tyll iſt die Schelmenſtreiche von mir ſchon gewohnt.“

„Das weiß Gott!“ ſeufzte der Senator.

„Ich arbeitete zwei Jahre auf des Onkels Comptoir und machte mich mit dem Geſchäfte ganz vertraut. Hernach kam ich mit der Perücke mit gefärbtem Bart, den ich mir unterdeſſen hatte wachſen den Mühen der Reiſe erholen und unbeirrt über ihr zukünftiges Leben nachſinnen können.“

„Mir iſt ganz ſchwermüthig zu Sinne geworden von all' den traurigen Geſchichten,“ flüſterte Fleurette während deſſen Gabrielen zu. „Und ſeht nur, wie einſam es auf der Straße iſt; man ſieht und hört keine Seele. Ich glaube, wir führen ein recht trübſeliges Leben. Und habt ihr die gräulichen kupferfarbigen Menſchen mit dem ſonderbaren Anputz geſehen? Das müſſen Wilde ſein, aber ich habe mich auch ſehr vor den Leuten gefürchtet. Du lieber Gott und all' ihr Heiligen im Himmel! Hätte ich gewußt, daß ich in dieſe traurige Einöde verſchlagen würde, die ſie eine Stadt, noch dazu eine Hauptſtadt nennen, ich hätte Manches nicht gethan.“

„So folgt mir denn, meine lieben Töchter,“ ſagte Pater Raimond, nachdem er noch einige Worte mit ſeinen Ordensbrüdern gewechſelt hatte, und trat in die Thüre eines anſehnlichen Steinhauſes ein, über welcher ein in Stein ausgehauenes Heiligenbild eingemauert war. Eine in muntere Farben gekleidete Frau, die wohl in den fünfziger Jahren ſtehen mochte, worauf indeſſen der jugendliche Schnitt ihres Anzuges keineswegs hindeutete, kam den Eintretenden entgegen. Es war Madame Bourdon, die würdige Vorſteherin des wichtigen Inſtituts für heirathsfähige Einwanderinnen. Auf ihren breiten Geſichtszügen thronte jetzt wie immer die ſüßeſte Freundlichkeit, welche ein unentbehrliches Erforderniß ihres wichtigen und moraliſchen Geſchäftes war, die edeln Gefühle der Liebe in den rauhen Männerherzen zu wecken, Verbindungen für das Leben zu ſtiften oder wie ſie ſelbſt ſagte, ihre Mädchen unter die Haube und ihre lebende Waare an den Mann zu bringen. Jetzt vermiſchte ſich mit dem ſtereotypen verliebten Lächeln um ihren ziemlich großen Mund, welches durch den Umſtand, daß die gute männerfreundliche Dame mit dem einen Auge ſchielte, noch unwiderſtehlicher und gewinnender wurde, der Ausdruck einer lebhaften Verwunderung.

„Gott und all' ihr Heiligen; ſeh' ich recht?“ rief ſie, indem ſie ihre dicken fleiſchigen Hände, welche in einem richtigen Verhältniſſe zu der ganzen Perſon ſtanden, ſchallend zuſammenſchlug. „Es iſt wirklich unſer hochwürdigſter Pater Raimond, der ſo ſchnell wieder zu ſeiner vereinten Heerde zurückgeeilt iſt. Hatten wir uns Alle doch darein ergeben, euch erſt künftiges Frühjahr wieder zu ſehen. Aber ein treuer Hirt wartet ſeines Amtes. Und wen bringt ihr mir da, hochwürdiger Herr?“ fragte ſie, den zwiefach getheilten Blick auf die Begleiterinnen des Paters richtend. Es war dieß ein eigenthümlicher Geſchäfts- und Kennerblick, der die ganze Figur des Anderen von Kopf bis zu Fuß und die Breite hin mit einem Male umſchlang. „Recht hübſche Kinder, ſehen wirklich nach etwas aus, beſonders die Demoiſelle hier, paſſen aber nicht wohl hierher. Lauter gebrechliche Waare. Lieber Gott im Himmel, Herr Pater, dieſes Mal ſind wir ſchlecht verſorgt worden. Was hat man uns für Zeug geſchickt? Auf dem Sopha ſitzen, Chokolade trinken, Romane leſen, nach dem Galane zum Fenſter hinausſehen, das werden ſie können. Aber wie wird's ſein, wenn ſie in der Küche umher handiren, auf dem Acker arbeiten oder Holz machen ſollen? Mit gutem Gewiſſen kann ich eigentlich keine von den Dämchen einem Manne anempfehlen, und ich wäre in wahrer Verzweiflung, wenn ich nicht von früheren Zufuhren her noch einige tüchtige dauerhafte Artikel übrig hätte. Aber all' ihr Heiligen!" unterbrach die Dame ihren unaufhaltſamen Redeſtrom ſelbſt. „Was bin ich für eine gedankenloſe Schwätzerin? Laſſe euch hier in der Thorfahrt ſtehen. Bitte, Hochwürdigſter und ihr, meine ſchönen Kinder, tretet hier in das Sprechzimmer!"

„Laßt die beiden jungen Perſonen immer einſtweilen eintreten," erwiederte Pater Raimond, der mit anerkennenswerther Standhaftigkeit dieſes Sturzbad von Worten über ſich hatte ergehen laſſen. „Ich habe einiges mit euch zu ſprechen, Madame, und erſuche euch hier zu bleiben."

„Ach, Mademoiſelle!" ſagte Fleurette in heftiger Aufregung, als ſie ſich mit Gabriele im Sprechzimmer befand, welches in ſeiner Einrichtung noch immer Spuren ſeiner frühern klöſterlichen Beſtimmung trug. „Ich zittere vor dieſem Weibe. Habt ihr den Blick bemerkt, mit dem ſie uns muſterte? Er kam mir vor wie der eines Fleiſchers, welcher ein Stück Vieh taxiren will. Ich bitte euch flehentlich, ſtoßt mich nicht von euch, damit ich nicht in die Gewalt dieſer Frau falle; es wäre mein Tod. Auf euch nimmt man Rückſicht; ihr ſeid vornehm und ſchön, und wenn ihr ein gutes Wort bei dem Herrn Pater für mich einlegen wolltet, würde man mich ſicher ebenfalls mit einiger Schonung behandeln. Es iſt wahr," ſagte ſie ſchluchzend, „ich bin in meinem vergangenen Leben oft leichtſinnig geweſen, aber ich ſchwöre es euch zu, ich werde mich ernſtlich bemühen, eine Heilige zu werden, wenn ihr mich bei euch behaltet. Ich will euch gewiß eine treue Dienerin ſein."

Gabriele, auf welche die ehebefliſſene Madame Bourdon einen mehr komiſchen als fürchterlichen Eindruck gemacht hatte, mußte über dieſe ſonderbare Ironie des Schickſals lächeln, daß ſie, das hülfloſe ſchwache Weſen, welches ſich ganz der Willkür unbekannter Menſchen preisgegeben ſah, von einem anderen Geſchöpfe um Schutz angefleht wurde. Aber wie dies oft wunderbar im Leben geht; Fleurettens Bittgeſuch machte außer der komiſchen noch eine andere recht ernſte Einwirkung auf ſie; durch die Hoffnung, welche die arme verſchüchterte Griſette auf ſie ſetzte, wurde das Vertrauen in ihre eigene Kraft, welches ſie im Gefühle ihrer moraliſchen Schuld und tiefen Erniedrigung beinahe eingebüßt hatte, wieder erweckt. Sie verſprach dem verzweifelten Mädchen, ſich beim Pater Raimond für ſie zu verwenden und beruhigte ſie durch Hervorhebung des Umſtands, daß der Pater ſie ſchwerlich in ſeine Geſellſchaft werde gezogen haben, woſern er nicht von vornherein wohlwollende Abſichten gegen ſie hege.

Das Eintreten der Madame Bourdon in das

Gemach unterbrach Gabrielen in der weiteren Darlegung ihrer Troſtgründe. Die Dame des Hauſes war wiederum ſehr freundlich, aber in einer weniger unheimlichen Weiſe als vorher; ſie machte einen tiefen Knix vor Gabrielen und ſagte mit einem möglichſt gewinnenden Tone ihrer fetten Stimme: „Der hochwürdige Herr Pater hat mir einige Worte im Vertrauen zugeflüſtert. O, das iſt ein guter, frommer und weiſer Herr! Ich kann euch verrathen, wer bei dem gut ſteht, darf ſich gratuliren. Da ſind der Herr Gouverneur und der Herr Intendant ein Paar ſehr vornehme und angeſehene Männer, aber ſie thuen nichts, ohne erſt in dem Kolleg der Herren Patres angefragt zu haben. Nun iſt mir eben geſagt worden, daß mein armes Haus die Ehre haben ſoll euch in aller Stille zu beherbergen, ohne daß ihr durch unſer Geſchäft eine Störung erleidet. Seht, das iſt ein gutes und chriſtliches Geſchäft. Was ſollte aus den armen Dingern werden, wenn ſie über das weite Meer hergeführt und in unſerem ſchönen Neufrankreich ans Land geſetzt werden, wenn Madame Bourdon nicht wäre? Die verſchafft ihnen, was für jedes Mädchen das nothwendigſte Bedürfniß iſt: einen Mann. Vorher aber ſchult ſie ſie tüchtig ein, damit ſie etwas Ordentliches lernen, denn die meiſten kommen herüber, Gott ſei's geklagt, ſo dumm wie die neugebornen Kinder. Dann heißt's, ihnen die verrückten Einbildungen und Grillen, die ſie faſt alle mitbringen, aus den eiteln Köpfchen herauspракticiren. Die können wir hier nicht brauchen; dazu gibt's zu viel Urwald und unangebautes Land. Aber ich vergeſſe über dem Schwatzen ganz, was ich ſagen wollte. In dem Seitengebäude hinten ſind ein Paar allerliebſte kleine Zellen, da ſollt ihr ganz ungeſtört wohnen. Ich habe ſie in Ordnung erhalten in einer Art Ahnung, daß ſie benutzt werden möchten. Dahin will ich euch ſogleich führen und dann auftragen, was Küche und Keller vermag."

Mit dieſen Worten ſchritt die dicke ſchwatzhafte Dame voran, und Gabriele folgte ihr mit Fleuretten, deren Herz beträchtlich leichter geworden war.

Menonville war von ſeinem freundlichen Geſellſchafter, der ihm alles Glück zu ſeinem Vorhaben wünſchte, zum Jeſuitenkollegium hingeführt worden. Er bekam den Pater zwar nicht zu ſprechen, erfuhr aber auf Befragen wenigſtens, wo Gabriele ſich befinde. Es war ihm gerade recht, daß der Geiſtliche nicht zur Hand war, denn was er Gabrielen ſagen wollte, ließ ſich viel beſſer unter vier Augen mittheilen, als in Gegenwart eines Zeugen. Hatte er doch nichts Geringeres im Sinne, als ihr ſeine ſchützende Hand für dieſes Leben anzutragen. Durch ein ſchier fabelhaftes Glück hatte er, der kaum den Fuß an dieſes fremde unwirthliche Geſtade geſetzt, eine Stellung erhalten; die ihm nicht nur ſelbſt den Lebensunterhalt gewährte, ſondern ihn auch in Stand ſetzte, dieſer ſeinem Herzen theuern Perſon ein Schirmer zu werden. Er konnte ihr zwar kein glänzendes Loos bieten, aber wer vermochte das überhaupt in der neuen Welt? Das Wohlwollen, welches er ſo unerwartet von mehreren einflußreichen Perſonen erfahren hatte, ſchien ihm eine Gewährſchaft für eine beſſere Zukunft. Und was Gabrielen betraf, ſo ſagte ihm eine frohe ahnungsvolle Stimme in ſeinem Innern deutlich, daß er ihr nicht gleichgültig ſei. Ihre erſte Begegnung war ſo wunderbar geweſen, ihr Wiederfinden hatte unter ſo außerordentlichen Umſtänden ſtattgefunden, daß ſie gewiß ebenſo wie er ſelbſt frappirt ſein mußte. In einer recht frohen zuverſichtlichen Stimmung ging er deshalb den kurzen Weg vom Jeſuitenkollegium zum Hauſe der Dame Bourdon, um ſich Gabrielen als Beamter des Königs vorzuſtellen und jene Lebensfrage an ſie zu richten. Er wurde von der wohlbeleibten Vorſteherin der Anſtalt mit der größten Höflichkeit empfangen, erfuhr aber zu ſeinem Verdruſſe, daß dieſelbe Befehl habe, Niemanden den Zutritt zu den jungen Mädchen zu geſtatten, welche der Ruhe pflegten. Indeſſen bekam er den Troſt, Pater Raimond habe verſprochen, in einiger Zeit wieder zu kommen, man ſehe ſeinem Erſcheinen jeden Augenblick entgegen und werde es für eine Ehre anſehen, wenn der ſchöne junge Herr Platz nehmen und warten wolle. Menonville fühlte ſich von dieſer Wendung der Dinge unangenehm berührt, und ein leiſes Mißtrauen begann ſich in der Tiefe ſeines Herzens gegen Pater Raimond zu regen, dem er zuerſt von allen Männern ſeines Standes aufrichtige Hochachtung gezollt hatte. Indeſſen es ließ ſich nichts anderes thun als in Geduld warten. Er fing ein gleichgültiges Geſpräch mit Madame Bourdon an, und da die würdige Frau daſſelbe bald genug auf ihr Geſchäft lenkte, ſo erfuhr er Manches, was ſeine trübe Laune wohl erheitern konnte. Aber auch die natürliche Weiſe, mit der ſie über die Sache ſprach, beluſtigte ihn ungemein. Es hatte der Kolonie immer an Frauen gefehlt, um einen Stamm tüchtiger Koloniſten zu erzielen; die Klage darüber war beſtändig bei der Regierung des Mutterlandes wiederholt worden. Ein Genie hatte endlich herausgeklügelt, es ſei beſſer, die verlorenen Töchter der Hauptſtadt nach Amerika zu ſchicken, um dort Koloniſten zu erzeugen, als daß man ſie in Spinn- und Zuchthäuſern ernähre. So waren denn im Laufe der letzten Jahre einige Transporte ſolcher „barmherzigen Schweſtern“ nach dem neueſten Zuſchnitt in Quebek abgeſetzt worden, die man, weil gerade keine Nachfrage in dieſem Artikel ſtattfand, in dem verödeten Hauſe jener reinen jungfräulichen Genoſſenſchaft untergebracht hatte.

Madame Bourdon, die Witwe eines Schreibers im Bureau des Intendanten, war zur Vorſteherin dieſes für die Erhaltung von Neufrankreich wichtigen Inſtituts gemacht worden. Aber ſie beklagte in lebhaften Ausdrücken, daß die Spekulation in den meiſten Fällen eine verfehlte ſei, indem dieſe deportirten Mädchen ihre Schuldigkeit keineswegs erfüllten und nicht vermögend ſeien, ihren Dank gegen den Staat durch die ſo nothwendige Bevölkerung des Landes abzuſtatten. Wenn man nicht tüchtige kräftige Mädchen vom Lande für die Ueberſiedelung gewinne, werde die Kolonie bald genug zu Grunde gehen.

Während die Dame dergeſtalt ihrem Herzen Luſt machte, öffnete ſich die Thür, und herein hüpfte mit einem zierlichen Schritte Herr Jacquinet, der Kleiderkünſtler; ihm folgte Herr Comtois mit ſeinem Eulenſpiegelgeſicht. Madame Bourdon war offenbar von der zierlichen Erſcheinung des Modiſten angenehm überraſcht; ſie ummaß mit ihrem bekannten Geſchäftsblick das Männchen und war ſchneller wie gewöhnlich fertig; ein wohlwollendes zuckerſüßes Lächeln umſpielte ihren Mund. Die beiden Eingetretenen begrüßten Menonville artig, und während ſich Jacquinet der Dame zuwandte, flüſterte Comtois jenem zu: „Wollt ihr euch auch eine Frau holen? Paßt auf, es gibt einen rechten Spaß.“

„Was iſt euch gefällig, mein ſchöner Herr, fragte Madame Bourdon, den Gruß des Kleidermachers erwiedernd.

„Madame,“ nahm Herr Jacquinet mit Würde das Wort. „Ich bin mit großen Plänen in dieſes Land gekommen. Ich habe die Abſicht, Bildung, Kultur und Eleganz unter den rohen Ureinwohnern Neufrankreichs zu verbreiten und zur Geltung zu bringen. Um mit Glück und Erfolg meine Sendung zu erfüllen, bedarf ich aber des Beiſtandes einer Gattin, die fähig iſt, in meine weltbeglückenden Ideen einzugehen und ſie von ihrem Standpunkte aus zu befördern.“

„Ihr erlaubt, mein Herr,“ unterbrach ihn Madame Bourdon. „Welches Geſchäft bedenkt ihr zu betreiben? ich habe euch nicht recht verſtanden.“

„Die erſte Stufe zur Bildung iſt die Wahl eines ordentlichen Kleides; darauf gedenke ich vor allem die Herren Indianer hinzuführen; haben wir es erſt dahin gebracht, daß ſie ſich mit Geſchmack anziehen, dann iſt viel gewonnen.“

„Ihr ſeid alſo ein Schneider?“

Herrn Jacquinets Geſicht überflog eine Wolke. „Man nennt uns ſo, doch ſehr mit Unrecht. Dieſer Ausdruck deutet bloß eine äußerliche Manipulation unſerer Kunſt an und kann daher keine maßgebende vollgültige Bezeichnung derſelben ſein; ſie berückſichtigt das wichtigſte Element derſelben, das Ideelle, durchaus nicht. Wie ich vermuthe, befindet ſich eine junge Dame in euerm Hauſe, Madame, mit der ich die Reiſe von Frankreich herüber gemacht habe, und die, ſoviel ich wahrnehmen konnte, im Beſitz aller geiſtigen und phyſiſchen Eigenſchaften iſt, welche einen Mann von meinen Eigenſchaften und Abſichten durchaus befriedigen müſſen. Demoiſelle Fleurette iſt hübſch, geiſtvoll und führt die Nadel gut.“

„Sie befindet ſich allerdings in dieſem Hauſe,“ erwiederte Madame Bourdon. „Aber, mein guter Herr, im Vertrauen geſagt, das iſt nichts für euch. Sie iſt zu ſchwächlich, zu unbedeutend für einen Mann von euerm Schlage. Geſcheidt mag ſie ſein, aber was hilft euch aller Geiſt, wenn es an der Perſon fehlt; ihr wollt doch keinen Geiſt heirathen. Da hab' ich euch eine laſſen, mit gefärbtem Geſicht, mit auswattirten Kleidern und meinem Engliſch als Neffe Henry wieder. Mary war von Allem unterrichtet.“

„Als Ihnen der Jude das Geld ſtahl, war Onkel Chriſtoph bereits von mir zur Hochzeit eingeladen. In ſeinem Beiſeyn wollte ich mich decouvriren. Die Sache iſt etwas anders geworden, aber nicht ſchlimmer. Auf meiner Verfolgungsreiſe hinter dem diebiſchen Diener her, traf ich den Onkel in Hamburg; wir erlaubten uns noch den kleinen Scherz, Sie dem I geneigt zu machen. Dann reiſten wir nach Breslau, holten den Vater ab und ſind nun da, um Hochzeit zu halten.“

„Und das Siegesfeſt des I zu feiern,“ rief Onkel Chriſtoph.

„Vergeben Sie uns, theurer Vater!“ baten die Liebenden.

Der Alte winkte gewährend mit der Hand.

„Es hilft dir Alles nichts!“ ſagte Chriſtoph. „Mit der Herrſchaft des Ypſilons iſt es rein aus in dieſem Hauſe. Der Vetter Wilhelm Mai heirathet deine Tochter, die nun Marie Mai wird, alles mit dem I. Ich habe mein Bischen Hab' und Gut von Amerika mitgebracht und will bei dir, andere vorzuſchlagen; die kann auch gut nähen. Nun die Hauptſache bleibt doch immer, daß ihr die Nadel führt. Sie iſt eine ſtattliche Figur von üppigem Bau, brünett, ein ſehr ſchönes Geſicht, mit einem Worte, ganz zu einer tüchtigen Frau geſchaffen.“

Der treuloſe Kleiderkünſtler ſchmunzelte. „Dürfte ich die junge Dame nicht einmal ſehen, um ihr meine Huldigung darzubringen? Ich habe vergeſſen, euch zu bemerken, daß ich in dieſer zarten Angelegenheit ſehr eilig ſein muß. Man will mich ſchon morgen fünf und ſiebenzig Meilen von hier nach einer Gegend ſchicken, wo ich der einzige Künſtler meiner Art bin. Ich weiß wohl, daß eine ſolche Ueberſtürzung in Verhältniſſen des Herzens und der Neigung nicht paſſend iſt, aber ich weiß keinen anderen Rath. Uebrigens ſeht ihr leicht, daß ich eine Frau wohl glücklich machen werde.“

„Verlaßt euch ganz auf mich, ihr gefallt mir und ich werde euer Glück ins Auge faſſen. Sogleich nachher will ich die nöthigen Einleitungen treffen. Stellt euch heut Abend wieder ein. Sehen könnt ihr euere Zukünftige heute nicht, da ſie ein leichtes Unwohlſein ans Bett feſſelt. Aber morgen früh haltet euch bereit, euere junge reizende Gattin in Empfang zu nehmen.“

Mit einem jauchzenden Ausruf ſchnellte der kleine Schneider in die Höhe, machte eine tiefe Verneigung und verſchwand durch die Thür.

„Und was iſt euch gefällig, mein Herr?“ wandte ſich Madame Beurden an den zweiten ihrer Beſucher. Aber ſie fuhr vor dem ſtarren und verzückten Blick zurück, der ſie von Seiten des Herrn Comtois traf. Das war derſelbe Blick, mit welchem ſie vor fünf und zwanzig Jahren der ſelige Herr Bourdon angeſchaut, als er eines Tages athemlos in das Haus ihrer Eltern kam, um das glückliche Ereigniß ſeiner Anſtellung bei einem Finanzpachter mit ſechshundert Livres feſtem Gehalt zu verkünden und ſie zu bitten, denſelben mit ihm zu theilen. Seit jener Zeit war ihre eigene werthe Perſon nie wieder ſo angeſehen worden. Sie hatte verſchämt ihre Augen zu Boden geſchlagen und erwartete unruhig, was weiter kommen würde.

„Mein holder Engel!“ flüſterte Comtois.

Madame Bourdon machte eine gewaltſame, aber vergebliche Anſtrengung, ſich dem zauberartigen Einfluſſe ſeines Blickes zu entziehen; es erging ihr wie den kleinen Thieren, welche in den Bereich einer Klapperſchlange kommen; ſie hatte nicht die Kraft, jenen Zauberbann zu brechen; ſie wagte, ihn mit dem einen Auge ſchüchtern von der Seite anzuſehen; der gefährliche räthſelhafte Menſch ſtand in einer Poſitur da, wie ſie etwa ein Raubvogel einnimmt, der mit ausgebreiteten Fittigen im Begriff iſt, ſich über ſeine Beute herzuſtürzen. Den Kopf hatte Herr Comtois etwas zur Seite geneigt; die beiden Arme hielt er ſehnſüchtig nach ihr hingeſtreckt; ſein Körper nahm eine ſchwebende flugbreite Haltung an. Und dieſer rührend zärtliche Ausdruck im Auge!

„Aber was wollt ihr denn eigentlich, mein Herr?“

fragte die Dame wiederum mit der ſanfteſten Modulation ihrer Stimme.

„Was ich will, fragt ihr, blühende Roſe von Quebek?“ erwiederte Comtois. „Schaut her, was ihr in wenigen Augenblicken aus mir gemacht habt. Froh und frei kam ich hierher, um mir eine Gefährtin für meine Einſamkeit zu wählen — ach! freilich werde ich fernerhin nicht mehr einſam ſein, denn euer liebes Bild wird mich in die Einöde begleiten. O, charmante Dame, könntet ihr euch entſchließen, ſtatt des Bildes ſelbſt mir zu folgen? Redet, gebt mir Leben oder Tod mit einem Wort.“

„Aber, mein beſter Herr —“ ſtotterte die Dame in angenehmer Beſtürzung.

„Kein Aber; dieſes Wort kennt die Liebe nicht.“

„Aber — ich bin unendlich gerührt von euerer Zärtlichkeit — ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß es möglich ſei — meine Stellung hier —“

Ein Geräuſch von Stimmen ließ ſich draußen in der Hausflur vernehmen und befreite Madame Bourdon von ihrer großen Noth, ſo wie Menonville aus der Verlegenheit, fernerhin ein ernſthafter Zeuge dieſes Luſtſpiels zu ſein.

Ehe es die Dame recht gewahr wurde, hatte der verwegene Comtois ihre plumpe fleiſchige Hand gefaßt und einen herzhaften Kuß darauf gedrückt. Dann ſagte er mit ſchmachtendem Ausdrucke: „Ich komme wieder, mein Engel,“ und verſchwand raſch aus dem Zimmer. Madame Bourdon ſah ihm einige Augenblicke wie verſteinert nach, räusperte und ſchüttelte ſich und verlor ſich dann im Hintergrunde des Zimmers. Menonville hörte trotz dem lauten Huſten, welchen er heuchelte, um den Ausbruch eines lauten Gelächters zu maskiren, das Klirren eines Glaſes. Als die dicke Frau wieder vorkam, ſagte ſie mit Kopfſchütteln: „Das iſt ja ein merkwürdiger Menſch, der bringt einen ja um alle Faſſung. Wenn er nur nicht wieder kömmt! Iſt mir doch in meinem Leben noch keiner ſo vorgekommen; und dieſe Blicke! Man vergißt ſein Geſchäft und Alles darüber. Der kleine Schneider iſt ein niedliches Knirpschen, den will ich recht verwahren mit einer Frau; das ſoll die beſte von allen Ehen werden, die ich geſtiftet habe. Ich war recht in Verlegenheit mit dem Geſchöpfe, welches ich für ihn beſtimme. Es iſt nämlich ein wahrer Dragoner, welche das oberſte zu unterſt kehrt. Hätte ich dieſer Perſon einen Mann von ihrer Größe gegeben, ſo würden dieſe Eheleute ſich beſtändig in den Haaren gelegen haben. Jetzt wird aber der Schneider, wenn er erſt ſeine Frau kennen gelernt hat, ſich gewiß nicht unterſtehen, in ihrer Gegenwart zu muckſen. Das Paar kann auch noch Kinder bekommen, welche, wenn ſie ihrer Mutter nacharten, eine große Race Menſchen abgeben werden. Was aber für den kleinen Mann noch den meiſten Werth haben muß, iſt der Umſtand, daß er eine Gehülfin erhalten wird, welche vermöge ihres ſtarken Körperbaues und ihrer dauerhaften Geſundheit die Erde bebauen, ſäen und pflanzen und damit ihren Eheherrn ernähren kann. Denn was der Kniehoch da von ſeinen

Abſichten und Plänen für die Bildung der Leute faſelt, ſo werden ihm dieſe kühnen Gedanken ſchnell genug vergehen, ich habe das ſchon oft erlebt, und er wird froh ſein, wenn er eine ſtarke Perſon bei ſich hat, welche die ſchwerſten Arbeiten für ihn verrichtet."

„Armes Schneiderlein, wie wird es dir ergehen!" dachte Menonville bei ſich.

Jetzt trat Pater Raimond in das Sprechzimmer, welches Madame Bourdon auf einen leiſen Wink ſeines Auges verließ.

„Ich wünſche euch von Herzen Glück zu euerer Anſtellung, mein Herr," ſagte er auf Menonville zutretend und ihm die Hand reichend. „Ich war ſo eben beim Gouverneur, der mir von euch ſprach; ihr habt ihm gefallen, wie ich euch verrathen darf. Und nun wollt ihr uns euern Abſchiedsbeſuch machen, vermuthe ich?"

„So iſt es. Durch die gütige Verwendung des Herrn Kapitäns für mich iſt es dahin gekommen, daß mein erſter Gang zu Lande ein Abſchiedsbeſuch iſt."

„Unſere junge Freundin wird angenehm überraſcht werden durch euere ſchnelle Verſorgung, und ſie wird ſich doppelt freuen, daß gerade der Kapitän ſie euch verſchafft hat."

Menonville fühlte ſich von dieſen Worten eiſig angehaucht; er wußte, daß Gabriele und der Kapitän mit einander bekannt waren, wenn er auch keine genauere Einſicht in das Verhältniß hatte. Er war von den Menſchen zu oft getäuſcht und hintergangen worden, als daß ſich nicht eine vielleicht natürliche Anlage zum Mißtrauen in ihm hätte ausbilden ſollen. Der Gedanke kam ihm ganz von ungefähr, daß man ihm die Stelle nur in der Abſicht gegeben habe, um ihn auf eine gute Art zu entfernen. Er ſah den Kapitän und den Pater in einem Complot gegen ſich vereinigt, um ihn von Gabrielen zu trennen. Indeſſen ſuchte er ſeine Stimmung ſo viel als möglich zu beherrſchen.

„Herr Pater,“ ſagte er: „die Freude über meine Verſorgung würde noch größer ſein, wenn ich über das Schickſal unſerer jungen Freundin im Klaren wäre. Sie ſchutzlos und allein in dieſem fremden Lande zurückzulaſſen, iſt mir ein peinlicher Gedanke. Ich habe, wie ich euch früher mittheilte, heilige Verpflichtungen gegen ſie, und ſie darf von mir erwarten, daß ich Alles für ſie aufopfere. Selbſt dieſe Anſtellung iſt nichts in meinen Augen, wenn ſie den Zweck haben ſoll, mich an Ausübung einer Herzenspflicht zu hindern. Ich muß mit ihr reden; ich will ihr meinen Schutz anbieten; ich muß ſie fragen, ob ſie mir als meine Gattin folgen will, denn nur als ſolche kann ich ſie mit Erfolg vor Gefahren ſchützen, welche ihr meiner beſtimmten Ahnung nach bevorſtehen.“

Der Pater hatte dieſen leidenſchaftlichen Ausbruch ruhig angehört. Jetzt erwiederte er mit ſanfter Stimme, in welcher ein leiſer Vorwurf durchklang: „Ich weiß nicht, von welchen Gefahren ihr redet, mein Herr. Aber drohten ihr auch wirklich ſolche, meint ihr, die junge Perſon ſei ſchutzlos, wenn ihr ſie nicht ſchützt? Ich ſehe wohl, euer Sinn iſt wacker und gut, aber die Leidenſchaft blendet euch jetzt gerade. Ihr wollt euere junge Freundin vor eingebildeten Gefahren ſchirmen, indem ihr ſie in wirklich beſtehende ſtürzt. Sie, die kaum geneſen von ſchwerem Fieber, noch ſchwach und angegriffen von den Strapazen der Seereiſe iſt, wollt ihr mit euch nehmen auf euern Poſten? Wißt ihr auch, was das heißen will in dieſem Lande? Viele Tage lang unter unſäglichen Mühen und Drangſalen durch dieſe Einöden zu reiſen, wo euch kein menſchlicher Beiſtand dieſelben erleichtert? Und nun, mein junger Freund, wißt ihr auch ſo genau, ob ſie euern Schutz begehrt? Ich ſehe wohl, ihr mißtrauet mir, aber ihr thuet Unrecht daran, ich bin euch eben ſo ſehr gewogen als ihr. Kommt mit mir, fragt ſie, ob ſie euch folgen will; iſt es ihr ernſtlicher Wunſch, mit euch zu reiſen, dann ſteht euch für wahr kein Hinderniß entgegen, als euer eigenes Gewiſſen, welches euch ſicher den Vorwurf machen muß, den Gegenſtand euerer Zuneigung euerer Eigenliebe und Leidenſchaft geopfert zu haben. Kommt, geleitet mich zu Fräulein Gabrielen."

„Wartet einen Augenblick, Herr Vater!" erwiederte Menenville beſchämt; „ich habe euch Unrecht gethan und bitte euch um Verzeihung, aber die Sorge um das Mädchen hat mir in der That die Beſonnenheit geraubt. Ihr habt Recht, es wäre Wahnſinn, ihr die Zumuthung zu machen, meine Reiſe- und Lebensgefährtin zu werden. Ich hätte ihren Tod auf dem Gewiſſen. Sie iſt bei euch in den beſten Händen.

Wißt ihr was, grüßt ſie von mir, ſagt ihr, ich werde ſie in meiner Einöde nie vergeſſen, und der Gedanke ſei mein höchſtes Glück, daß auch ſie ſich des armen Menonville zuweilen erinnere. Und auch ihr, Herr Pater, habt meinen wärmſten Dank für die Liebe, die ihr Gabrielen und mir erzeigt habt. Behaltet mich in gutem Andenken.“

„Sonderbarer junger Mann,“ ſagte Raimond mit einem Lächeln und hielt jenen bei der Hand feſt, welche er ihm zum Abſchied gereicht hatte. „Erſt wollt ihr ſie uns Knall und Fall entführen, und jetzt gedenkt ihr euch ſo ſtill, ohne Sang und Klang davon zu ſchleichen. Das will ſich doch nicht paſſen. Kommt mit zu eurer jungen Freundin; ſetzt ſie von euerm Glücke in Kenntniß und nehmt Abſchied von ihr. Sie würde es euch mit Recht übel deuten, wenn ihr das unterließet.“

Mit einem zwieſpältigen Gefühle folgte ihm Menonville.

Wie ſelbſtzufrieden und ſtillvergnügt lächelte Herr von Chateauneuf vor ſich hin, als er von ſeinem Antrittsbeſuche beim Gouverneur Frontenac zurückging! Und warum ſollte er nicht? Hatte er doch eine edle großmüthige That verrichtet, indem er einem wackeren jungen Manne, der zwar nicht frei von jeglicher Schuld, aber doch unverdient in ſchmäliches Unglück gerathen war, die helfende Hand gereicht und ihm eine Laufbahn eröffnet hatte, die ſeinem Stande und ſeiner Bildung angemeſſen war. Aber doch würde Menonville, hätte er das Mienenſpiel des Kapitäns beobachten können, mit Recht an der edlen Geſinnung ſeines Wohlthäters irre geworden ſein, denn ein höhniſcher Triumph lagerte auf dem Geſichte deſſelben, als er das Fort verließ. Jene eigenthümliche Erregung und Anſpannung der Gefühle, welche man kurzweg Liebe nennt, übt einen wunderbaren Einfluß auf die Charaktere aus, indem ſie zuweilen einen Zug, eine Neigung des Menſchen hervortreten läßt, welche im gewöhnlichen Zuſtande ſchlummerte oder vor anderen zurücktrat. Der Muthige wird oft feig und zage; der Tapfere weichlich und üppig; der Rückſichtsvolle keck, der Leichtſinnige gedankenvoll und überlegſam. Chateauneuf, der verwegene rückſichtsloſe Seemann, wurde durch ſeine Liebe argliſtig und intriguant. Der eigentliche Grundzug ſeines Charakters kam dabei immer wieder zur Geltung, da er bei ſeinen Ränken durchaus nicht den Schauplatz der von ihm eingeleiteten Handlung und ſeine Umgebung in Obacht nahm. „Meiner Treu," dachte er bei ſich. „Ich bin ganz erſtaunt über mich ſelbſt. Hätt' ich doch nie geglaubt, daß ſolche diplomatiſche Talente in mir ſchlummerten. Dummes Zeug, daß die Liebe blind mache. Ich bin verliebt wie eine Waſſerratte und ſehe ſo klar wie nur irgend Einer. So muß es kommen. Der junge Herr hat nichts Eiligeres zu thun, als zu unſerem Liebchen hinzueilen, um ſie von ſeinem Glücke zu benachrichtigen, welches er meiner Großmuth verdankt. Das macht Eindruck auf ſie, ich kenne ſie zu genau. Chateauneuf iſt ein edler Mann, denkt ſie; er liebt mich ungeſtüm, aber aufrichtig. Er erweiſt denen ſogar Gutes, die er doch für die Begünſtigteren halten muß. Unterdeſſen kommt ihr der junge Herr aus dem Geſichte — aus den Augen, aus dem Sinne heißt es bei den Mädchen — aber ich mit meinem Edelmuth bleibe. Was mir Frontenac da vorgeredet hat, iſt Alles dummes Zeug. Solche alte Herren miſchen ſich nicht gern in Liebesangelegenheiten, bei den Weibern iſt es gerade umgekehrt. Er will nichts mit meinem Handel zu thun haben, deshalb ſchiebt er den Pfaffen vor, ich hab' es wohl gemerkt. Aber er hat mir ſein Wort gegeben, er hat eingewilligt, daß das ſchöne Kind mein Rückpaſſagier wird, und daran iſt's genug. Ich halt' ihn feſt bei ſeiner Einwilligung. Mit dem Pfaffen wollen wir ſchon fertig werden. Was die Schöne ſelbſt betrifft, wird ſie bald genug zur Vernunft kommen, wenn ſie eine Winterwoche in Neufrankreich unter dieſen Pelzhändlern und Kutten verlebt hat.“ Unter ſolchen Betrachtungen begab ſich der Kapitän auf ſein Schiff zurück, um einige Anordnungen zu treffen und den Erfolg ſeines diplomatiſchen Kunſtſtückes abzuwarten. Er war vom Gouverneur zur Tafel eingeladen worden, auf dem Wege zum Fort gedachte er bei ſeiner Theuern vorzuſprechen und die erſten Früchte ſeiner Liſt aus ihrem holden Munde entgegenzunehmen. Menonville mußte ja in der Zwiſchenzeit bei ihr geweſen ſein und ſein Lob verkündet haben. Zu ſeinem unbeſchreiblichen Verdruſſe fand er ſie jedoch, als er ſich nach im Hauſe unſrer Väter, wohnen, aber auch als Chriſtoph Mai mit dem J. Dein Geſchäft und deine Firma mit dem Ypſilon möge ſanft entſchlummern; wir wollen uns in Ruhe ſetzen.“ Und ſo griff er denn zu dem Glaſe alten Rheinweins, den Mary gebracht hatte, und alle griffen darnach, und er rief: „Es lebe das J!“ und ſelbſt Herr Toll May nippte vom Weine.

* * *

einigen Stunden auf den Weg machte, keineswegs bei dem Kaufmanne in der Unterſtadt, zu welchem Pater Raimond ſie ſeiner Anordnung gemäß hatte bringen ſollen. Der gute Pelzhändler wußte weder etwas von der Rückkehr des Jeſuiten, noch von einer jungen Dame. Chateauneuf hatte keine Zeit, Nachforſchungen anzuſtellen, wohin der ungetreue Pater das Mädchen geführt hatte, da die Stunde ſeiner Einladung herbeigekommen war. Erbittert über die eigenmächtige Handlungsweiſe des Jeſuiten, welche ihm die unbehagliche Erinnerung an die Aeußerungen des Grafen Frontenac im Betreff der Macht des Ordens in dieſem Lande zurückrief, erſtieg er das Fort. Der Gouverneur empfing ihn mit einer gewiſſen froſtigen Höflichkeit, welche merklich von dem cordialen Tone von heute Morgen abſtach. Als die Herren nach Tiſche bei einem Glaſe Wein und einer Pfeife Tabak zuſammenſaßen, ſagte Frontenac, indem er reſolut eine ungeheuere Rauchwolke aus dem Munde ſtieß: „Es thut mir leid, Herr Kapitän, euch zum Deſſert etwas Unangenehmes auftiſchen zu müſſen. Der Pater Raimond war bei mir; verſteht ihr? Ich hab' euch bereits heute Vormittag mitgetheilt, wie die Verhältniſſe hier ſtehen. Die Herren Patres ſind hier die Meiſter, wir königliche Beamte die Ignoranten. Das iſt die wahre Sachlage. Jene ſind ſo höflich und klug, ihre Oberherrſchaft nicht bei jeder Gelegenheit geltend zu machen; ſie überlaſſen uns das Unbedeutende und behalten ſich die Entſcheidung über das Wichtige vor. Treten ſie uns dann einmal mit einer beſcheidenen Vorſtellung an, dann wiſſen wir ſchon, was wir zu thun haben, nämlich ihrem Wunſche nachzukommen. Der Pater Raimond will nicht haben, daß ihr die junge Perſon, von welcher ihr ſprachet, wieder nach Frankreich zurückführet, und beim heiligen Schutzpatron unſerer guten Stadt Quebek! ich kann euch nicht helfen; ſie muß bleiben.“ Chateauneuf zerbrach vor Grimm die Pfeife, welche er in der Hand hielt, und blickte den Statthalter mit einem zorngerötheten Geſicht an.

„Ihr müßt am beſten wiſſen, wie ihr es mit dem heiligen Manne verdorben habt,“ fuhr der Graf fort. „Seine Art, ſich über euch zu äußern, zeigt deutlich genug, daß ihr ſein Wohlwollen nicht beſitzt; in kenne ihn ſeit Jahren; er iſt ſehr mild und fein, aber man verſteht doch, was er meint. Er äußerte: ſein Gewiſſen leide es nicht, euch Heil und Tugend eines jungen Mädchens anzuvertrauen; er habe Beweiſe dafür während der Reiſe geſammelt und könne ſie nöthigenfalls vorlegen. Iſt denn auf der Fahrt etwas vorgefallen?“

Der Kapitän ſtieß einen ſchweren Fluch aus. „Warum packt man mir alle ſchlechten Dirnen von Paris auf mein Schiff? Kann ich verhindern, wenn meine Leute ein Späßchen mit den Mädchen treiben? Ich habe Vorſtellungen gemacht, Bitten verſchwendet, Verbote erlaſſen, Strafen verhängt, es half eben nichts. Meine Offiziere ſelbſt drückten beide Augen über die Galanterien zu, von welchen ſie ſich nicht frei hielten.“ Der Gouverneur zog die Schulter. „Er hat euch da freilich in der Hand. Die Herren Patres verſtehen meiſterhaft, bei jedem die wunde Stelle zu finden.“

„Aber mein Gott!“ fuhr der Kapitän auf. „Soll ich denn für das büßen, was ich nicht verbrochen habe? Soll ich für jede Unſchicklichkeit einſtehen, die auf meinem Schiffe vorfällt? Es iſt ja gerade, als wollte man euch, Herr Gouverneur, für jede Ueberſchreitung des Geſetzes von Seiten der Bewohner Neufrankreichs verantwortlich machen.“

„Laßt das, werther Freund, begütigte Frontenac. „Ihr wißt eben ſo gut als ich, wie die Sachen ſtehen. Schlagt euch das Mädchen aus dem Kopfe, die einmal nicht die Euere werden kann. Ihr bekommt in Frankreich hundert andere.“

„Bah, ich kenne das!“ erwiederte Chateauneuf und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Die oder Keine. Aber ſagt mir, Herr Gouverneur, gerade heraus: könnt ihr denn gar nichts thun in der Sache? Euer Wort in Ehren! Aber euch mir als einen Figuranten, wie ihr ſelbſt ſagt, als einen Mann vorzuſtellen, der weiter nichts zu thun hat, als aufzupaſſen, wie der Wind vom Jeſuitenkloſter herüber weht, das fällt mir, ich geſteh' es euch offen, verdammt ſchwer. Ihr erinnert euch, ihr gabt mir am Vormittage euer Wort, daß ich das Mädchen mit mir nehmen dürfe. Ich halte mich an euch trotz allen Jeſuiten.“

Eine große Verlegenheit ſpiegelte ſich auf dem Geſichte Frontenacs. „Ich bemerkte euch ſoeben,“ ſagte er ſtockend, „daß die frommen Herren vortrefflich verſtehen, jeden an ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen. Das bezog ſich nicht allein auf euch, ſondern auch auf mich. Ich muß meine Einwilligung zurücknehmen, ſo leid es mir thut; und ihr werdet mir nicht zürnen, wenn ich euch mittheile, was mir der vortreffliche Pater zu Gemüthe geführt hat. Er gab mir erſtlich zu verſtehen, welcher große Widerſpruch in meiner Handlungsweiſe liege, indem ich einerſeits über den geringen Menſchenzufluß vom Mutterlande her klage und der Regierung dahin zielende Vorſtellungen mache, auf der anderen Seite nicht anſtehe, der Kolonie geeignete Kräfte zu entziehen. Dann machte er mich darauf aufmerkſam, wie ich Gefahr laufe, dem Willen des Königs ſchnurſtracks entgegen zu handeln. Die junge Perſon ſei als Gefangene in die Kolonie geſchickt worden, um hier zu bleiben wie die Anderen, und nur der König ſelbſt könne dieſe Beſtimmung ändern. Dagegen läßt ſich nicht das Geringſte einwenden, verſteht ihr? Zum Ueberfluſſe führte der Pater noch einen Grund an, der unter Umſtänden allerdings der triftigſte und ſchlagendſte von allen iſt. Er ſagte nämlich, das Mädchen wollte gar nicht mit euch nach Frankreich zurückreiſen; ich muß euch die Entſcheidung über ſeine Zuläſſigkeit überweiſen."

„Tod und Teufel!" murmelte der Kapitän und leerte ſeinen Becher. „Sie haben das arme kranke Kind in ihren Krallen; ſie muß wohl nachplappern, was ſie ihr vorſtorchen. Ich möchte die ganze Brut —"

„Die Herren Patres müſſen etwas vorhaben mit dem Mädchen," ſagte der Gouverneur, ohne auf die

Wuthausbrüche des Kapitäns zu achten. „Sie thun nichts ohne eine beſtimmte vorliegende Abſicht.“

„Verkuppeln wollen ſie ſie,“ fuhr Chateauneuf auf, „an den verdammten Taugenichts, den ich mitgebracht und überdies zu einer Stelle verholfen habe. Er hat ſich hinter den ſchlauen Pater geſteckt, und da wird nun Himmel und Hölle aufgeboten, um ſie mir abſpenſtig zu machen. O ich kenne das! Aber ſie ſollen mich auch kennen lernen.“

In dem Geſichte des Gouverneurs ging bei dieſen Worten eine merkliche Veränderung vor; es war, als wollte die Sonne einer frohen Heiterkeit durch die Wolken des Unmuthes brechen. „Ach, ihr meint den jungen Mann, den ihr mir vorgeſtellt. Nun, dieſe Abſicht des Paters verdiente an ſich keinen Tadel. Er meint es gut mit unſerer Kolonie und will ein hübſches junges Mädchen tauglich verwenden. Setzt euere Neigung dem Heile Neufrankreichs nach. Kommt, ſtoßt an!“

Stöhnend folgte Chateauneuf der Aufforderung. Er trank viel und ſchien im Weine Kühlung für die Gluth, welche ihn durchtobte, ſuchen zu wollen.

„Seid ihr der Zuneigung des jungen Mädchens gewiß,“ ſagte Pater Raimond zu Menonville, welchen er von ſeinem Abſchiedsbeſuche bei Gabrielen begleitete; „was kann euch hindern, im Frühjahre zu kommen und ſie in euere neue Heimath zu führen? Jetzt ging das nicht; ihr ſeht es ſelbſt ein. Darum faßt euch und tretet euere Stellung mit Freude an.“

Menonville ſchüttelte traurig den Kopf. Wenn er ſich ſicher im Beſitze von Gabrielens Liebe gewußt hätte, froh wäre er bis ans Ende der Welt gegangen, aufrecht gehalten von der Hoffnung, ſie einſt wieder zu finden und ſein nennen zu dürfen. Aber der Zweifel zernagte wie ein Wurm die Wurzeln des Glaubens, der Liebe und Hoffnung in ſeinem Herzen. Er hatte ihr die Kunde von ſeiner Anſtellung mitgetheilt und abſichtlich das großmüthige Benehmen des Kapitäns gegen ihn hervorgehoben, um Gabrielen zu erforſchen. Eine verklärte Freude hatte ſich bei ſeiner Erzählung auf ihrem Antlitze gezeigt und ſie hatte ausgerufen: „O wie freut mich das von Herrn von Chateauneuf! Ich wußte es wohl; er iſt raſch und leidenſchaftlich, aber er beſitzt ein großmüthiges und edles Herz.“ Das waren Dolchſtiche in Menonville's Bruſt geweſen; mit einem Gefühle ſchmerzlicher Entſagung verabſchiedete er ſich von dem Mädchen, an deren Wiederfinden er ſo frohe Hoffnungen geknüpft hatte. Jetzt blieb er auf der Straße ſtehen, um dies auch beim Pater zu thun. Er dankte ihm nochmals für die ihm erwieſene Freundlichkeit und Liebe, Gabrielens erwähnte er dabei nicht wieder und wünſchte ihm dafür Gottes Segen und Heil. Der Jeſuit erwiederte den Gruß mit Würde und Salbung. Während er ſprach, ſah Menonville den Kapitän herankommen. Der Anblick des Mannes, der ihm zwar wohl gethan, aber auch dafür das möglichſt ſchwere Opfer von ihnen erlangt hatte, brachte ſein Blut in Wallung.

Sobald Herr von Chateauneuf die beiden Männer gewahrte, eilte er auf ſie zu und rief, von Wein und Leidenſchaft erhitzt: „Gut, daß ich euch treffe, mein ſchöner junger Herr. Wir haben ein Hühnchen zuſammen zu rupfen. Wollt ihr euere ſchlechte Haut nicht von einen ehrlichen Spieß durchlöchert haben, ſo wehrt euch.“ Damit zog er den Degen und drang auf den überraſchten Menonville ein, der kaum Zeit hatte, mit ſeiner Waffe, welche er der Güte ſeines neuen Freundes la Balliére verdankte, einen wüthenden Stoß ſeines unvermutheten Angreifers zu pariren.

„Friede! Friede!“ rief Pater Raimond mit lauter Stimme. „Wollt ihr die ruhigen Bewohner dieſer Stadt durch einen ſündhaften mörderiſchen Kampf ärgern? Laßt ab!“ Und er trat würdevoll zwiſchen die beiden Kämpfer. Aber in demſelben Augenblicke traf ihm ein Stoß des raſenden Kapitäns, der weder auf ſeine Ermahnung, noch auf ſein Zwiſchentreten geachtet hatte. Mit einem Seufzer ſank der Pater zu Boden, welchen ſein Blut befeuchtete.

Menonville ſchrie vor Schrecken laut auf. Der Kapitän, den geſenkten Degen in der ſchlaffen Hand haltend, ſah ſtarr auf das Opfer ſeiner blinden Wuth, einen Wehrloſen, einen Prieſter. Der Lärmen und das Geſchrei zog die Bewohner der nächſten Häuſer herbei.

„Flieht, Herr,“ rief Menonville dem Betäubten zu, während er ſich zu dem Verwundeten niederbeugte.

„Gott vergeb' euch, daß ihr mir auch noch an das Leben wollt, nachdem ihr mir die Liebe des Mädchens geraubt habt."

Chateauneuf erwachte wie aus einem Traume. „O nun iſt mir Alles klar!" rief er. „Dieſer hier hat uns Beide hintergangen und der Himmel hat ihn durch meine Hand beſtraft." Raſch ſteckte er den Degen ein und floh, begünſtigt vom Dunkel des Abends.

5.

Die barmherzigen Schweſtern.

Wenn Einſamkeit und gänzliche Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt wirklich im Stande ſind, ruhig und glücklich zu machen, ſo hätte ein ſolch' beneidenswerther Zuſtand nothwendig bei Gabrielen eintreten müſſen. Seit Menonville's Abreiſe und ſeit der Kataſtrophe, zu Folge derer Pater Raimond als ein ſchwer verwundeter Mann auf das Krankenlager geworfen, der Schiffskapitän aber von den Furien der Rache aus dem Lande getrieben worden war, hatte ſie viele Wochen lang außer Fleuretten, der Dame Bourdon und dem Pater Bernard, der ihr öfters von dem Befinden ſeines Ordensbruders Bericht erſtattete, Niemanden ihre einſame Zelle betreten geſehen, die ebenfalls in den nächſten Tagen nach jenem blutigen Zuſammenſtoße zur Krankenſtube geworden war.

Aber Gabriele war weder glücklich, noch auch ruhig. Der menſchliche Geiſt iſt ein wunderbares und eigenthümlich componirtes Weſen. Er bedarf, iſt er einmal zum Selbſtbewußtſein und zur Selbſtthätigkeit erwacht, fortwährend eines Gegenſtandes, mit welchem er ſich beſchäftigte, an welchem er ſeine Kraft übe und ſtärke. Wird ihm dieſe Kraftäußerung auf ſeine Umgebung abgeſchnitten, ſo richtet er ſeine Thätigkeit um ſo ſtärker nach Innen. Dieſe Selbſtbeſchäftigung gleicht aber der Wirkung eines Giftes. In beſcheidenem Maße angewandt, heilt es die Seele und führt zur hohen Staffel der Weisheit: zur Selbſterkenntniß; auf das Uebermaß ausgedehnt, vergiftet es wohl gar den Geiſt. In den langen Stunden körperlicher und ſeeliſcher Ermattung, gequält von der Beſorgniß, den einzigen Freund und Beſchützer in ihrer Nähe zu verlieren, dachte Gabriele voll trüben Sinnes viel über ihr vergangenes Leben nach, das ihr wie eine ununterbrochene Kette von Selbſttäuſchung und Irrthum erſchien. In dieſer verzweiflungsvollen grenzenloſen Nacht leuchtete ihr nur ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer; es war ihr Vertrauen zu Gott. Mit dem letzten Reſte ihrer moraliſchen Kraft klammerte ſie ſich an den einen Gedanken, ihn zu verſöhnen, deſſen ſtrafende Hand ſie zu ſpüren wähnte, ihn, den ſie ſo ſchwer beleidigt zu haben glaubte. Die frohen lebensluſtigen Elemente ihres Weſens, ſchon geſchwächt und beeinträchtigt durch ihre Laufbahn am Hofe von Verſailles, verloren ſich gänzlich ſeit ihrer Entführung von dort und ſeit ihrem Aufenthalte in der neuen Welt; dafür bemächtigte ſich ihrer einſt ſo heitern friſchen Seele ſchwarzer Trübſinn und der Dämon des Fanatismus breitete die dunkelen Fittige aus, ihren vorher klaren Geiſt zu umnachten. Sie betete viel; ſie lag oft Stunden lang vor dem hölzernen Krucifixe in ihrer Zelle in jenem gedankenloſen empfindungsvollen Hinbrüten, welches die Kirche als die höchſte irdiſche Wonne des Menſchen preiſ't. Und wie hätte es anders kommen können! Gabriele war krank, mehr noch am Geiſte als am Körper. In ſolchem elenden Zuſtande bedarf der Menſch noch mehr als in geſunden Tagen der geiſtigen Aufrichtung, des erheiternden Zuſpruches. Gabriele hatte außer der verſchüchterten Fleurette, welche in den wenigen Wochen ihres Aufenthaltes im Hauſe ein ganz nonnenhaftes Weſen angenommen hatte, außer der Madame Bourdon, welche, wenn ſie das Fräulein beſuchte, alle Frivolitäten in ihrem Geſchäftslokale vorne zurückließ, und dem ernſten würdigen Pater Bernard, deſſen Unterhaltung nur dahin zielte, „das Fleiſch in ihr vollends zu tödten,“ keinen anderen Umgang als den mit ſich ſelbſt, und der führte ſie allein zu arger Selbſtpeinigung und zum Fanatismus.

Die Situation war gefährlich genug, aber zum Heile für dieſen reichen ſchönen Geiſt, der für alles Gute empfänglich und nur zu empfindlich gegen ſeine eigene Schwäche war, eröffnete ſich ihm eine Thätigkeit, ward ihm ein Ziel geſteckt, das zwar auch nur auf dem rauhen dornigen Pfade der Buße und Aufopferung erreicht werden konnte, durch deſſen Verfolgung

In demſelben Verlage ſind folgende
empfehlenswerthe Schriften
erſchienen
und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. oder fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. oder fl. 11.

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 125] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nüancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?“

Cooper's ſämmtliche Werke, 81 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 14.

er aber wenigſtens von dem unheilvollen dumpfen Brüten abgezogen wurde.

Als eines Tages Gabriele in brünſtigem Gebete vor ihrem Krucifix lag, öffnete ſich die Thür ihrer Zelle leiſe, und Pater Raimond trat ein. Das Mädchen erhob ſich mit einem ſchwachen Ausrufe freudiger Ueberraſchung und eilte auf ihn zu, den Geneſenen zu begrüßen. Das Geſicht des Geiſtlichen war noch bleich von ſeinem Siechthum, aber ein freundliches Lächeln lagerte darauf.

„So ſeh ich euch gern, meine Tochter,“ ſagte er mit einem verklärten Lächeln, die Hand auf ihr Haupt legend; „dieſer Anblick frommer Gottergebenheit erquickt mich im innerſten Herzen, und es thut mir recht wehe, daß ich euere Andacht unterbrochen habe.“

„Ich dachte euer in meinem Gebete,“ erwiederte Gabriele; „nicht, als ſei ich ſo verwegen zu wähnen, mein Flehen beim himmliſchen Vater könne von irgend einem Erfolge ſein, dazu fühl' ich mich zu ſündhaft. Aber ich dachte euerer mit der Angſt eines dankbaren Herzens, welches ganz verwaiſt geweſen, wenn Gott euch zu ſich gerufen hätte. Doch ihm ſei Preis und Dank! Ihr ſeid wieder hergeſtellt; der Arm des Herrn hat die tödtliche Waffe jenes Unmenſchen vom Sitze des edelſten Lebens abgelenkt, ihr, die Stütze und der Wohlthäter ſo vieler Hülfs- und Heilsbedürftiger ſeid uns erhalten.“

„Es war ſein Wille,“ ſagte der Pater. „Unſer Leben ſteht in der Hand des Allmächtigen; er hat darüber zu verfügen. Als das Schwert jenes Mannes in meinen Leib eindrang und ich blutend hinſank, da fühlte ich mich bereit, den Geiſt meines Vaters Händen zu übergeben. Es hat ihm gefallen, ihn noch länger in dieſer gebrechlichen Hülle zu laſſen, die Opfergabe nicht anzunehmen. Das ſcheint mir eine freudige Gewährſchaft dafür zu ſein, daß der Allgütige meine ſtete Bitte gnädigſt erfüllen werde, mich in der heiligen Arbeit: Bekenner für ſein Reich zu ſammeln, ſterben zu laſſen. Gibt es denn einen ſüßeren heiligeren Tod, als den für unſer himmliſches Heimathland?"

„Ach, welch' eine Bitterkeit überkommt mich, wenn ich euere wahrhaft chriſtliche Milde mit dem leidenſchaftlichen Ungeſtüm jenes Mannes vergleiche, der euch den Degen in die Bruſt ſtieß! Aber ſeinem Verbrechen iſt die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Während ihr voll heiliger Gefühle und Gedanken einherwandelt und durch euern bloßen Anblick ſchon Troſt, Segen und Heil verbreitet, flieht jener ruhelos und mit dem Stachel im Herzen durch die Meere, von dem Gefühle ſeiner Schuld gepeinigt und verfolgt."

„Friede ſei mit ihm! Ich habe manches heiße Gebet zum Himmel geſandt, daß ſeine Seele Ruhe finden möge. Wie gern hätte ich ihm die Hand der Verſöhnung gereicht! Da es nicht ſein konnte, folgt ihm meine Verzeihung in die Ferne. Ja, ich liebe den Mann und bin ihm Dank ſchuldig. War es doch ſeine Hand, die mich geſchickt vorbereitete, wenn einſt mir die Stunde ernſter Prüfung naht. Ja ich habe mich jetzt in der

Geduld geübt und hoffe unter dem Beiſtande meines Meiſters eines Tages wohl zu beſtehen.“

Gabriele war ganz in der Stimmung, um dieſe enthuſiaſtiſche Lebensanſchauung natürlich und nachahmenswerth zu finden; ſie ſah den Pater mit einem Blicke hoher Bewunderung an und ſagte: „Ihr habt es weit gebracht in der Selbſtverleugnung, mein Vater. Wie tief ſtehe ich Arme unter euch! kaum wage ich das ſcheue Auge zu euerer Höhe zu heben.“

„Ihr beſchämt mich, meine Tochter. Erinnert euch jenes Ausſpruches unſeres Meiſters, durch welchen er jede Ranggliederung unter ſeinen Jüngern und Nachfolgern aufgehoben wiſſen will. Er ſagt: Wer ſich ſelbſt erniedrigt, der ſoll erhöhet werden, und an einer anderen Stelle: Viele, die da ſind die Erſten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Erſten ſein. — Nein, redet nicht ſo. Ich ſehe euch auf dem Wege des Heils einherwandeln; iſt es ein größeres Verdienſt, denſelben früher betreten zu haben? Zähle ich nicht ſo viele Jahre mehr als ihr? Hat mich ein gütiges Geſchick nicht ſchon in meiner Jugend auf denſelben geleitet? Ach, nein! Ich bin oft geſtrauchelt, ſonſt müßte ich das hohe Ziel längſt erreicht haben. Laßt uns abbrechen hiervon, meine Tochter, wenn ihr nicht eine Schaamröthe auf meinen Wangen aufſteigen ſehen wollt. — Die einzigen irdiſchen Dinge, meine Theuere,“ fuhr der Pater fort, nachdem er ſich auf Gabrielens Einladung auf den Holzſeſſel in der Zelle niedergelaſſen hatte, „welche mich nächſt der Betrachtung der himmliſchen

Seligkeit in meinem Siechthume beſchäftigten, waren die Wohlfahrt von Neufrankreich, in welchem die irdiſchen Gefühle meines Herzens bisher ungetheilt wurzelten, und das Heil euerer Perſon, meine Tochter, die ihr, was meinem Herzen noch von Anhänglichkeit und Liebe übrig iſt, für euch in Anſpruch genommen habt. Um dieſes Land wie um euch war mir bange; wenn mich der Herr zu ſich rufen ſollte. Ihr ſeht daraus, wie ſchwach ich ſelbſt bin, und wie wenig ich euere Bewunderung verdiene. Gleichſam als hinge euer Heil von mir armer Kreatur ab, und als könne der Herr ſich nicht beſſerer Werkzeuge zu euerer Wohlfahrt bedienen. So iſt aber der gebrechliche Menſch. Ich hatte einen ſchönen Plan mit euch. Als ihr nämlich in la Rochelle bleich und bewußtlos, ſchier ein Bild des Todes, auf das Schiff geſchafft wurdet, auf welchem ich mich bereits mit meinen zwei Brüdern befand, wurde mein Herz von euerm Unglücke gerührt; als ich aber nach euerer Geneſung euern demüthigen bußfertigen Sinn erkannte und beobachtete, wie ſich euer Herz allmälig der irdiſchen Schlacken immer mehr entledigte, da fühlte ich auch meine Neigung für mich wachſen, und ich ſann lange nach, wie ich dieſe beiden Neigungen, die für euere Perſon, und die für dieſes Land, für beide nutzbringend vereinigen und zum größeren Ruhme Gottes verwenden könne. Die Prüfung, welche der Himmel über mich verhängt hat, hinderte mich bisjetzt daran, wahrſcheinlich damit ich alles wohl prüfe und nichts übereile. Ich habe denn das nach beſtem Vermögen gethan und meinen Brüdern heute die Reſultate meines Nachdenkens vorgelegt. Nun denkt euch wie wunderbar! Kaum habe ich begonnen, meine Meinung darzulegen, als zwei meiner Brüder, die Zierden unſeres Ordens, Thury und Viget, mir mit heiligem Ungeſtüm in die Rede fallen und mir ihrerſeits ganz dieſelben Gedanken und Abſichten enthüllen, die in der Tiefe meiner Seele, nur von Gott gekannt, erwachſen waren. Unſer Wille war gut, daß er die Eingebornen dieſes Landes zu Bürgern des Himmelreichs und zu gebildeten Unterthanen des Königs machen wollte, aber unſere Einſicht iſt zu ſchwach, unſere Eitelkeit zu groß, indem wir uns vermeſſen haben, allein und ohne Beihülfe dieſes große Unternehmen anzugreifen. Unſere Vorgänger waren demüthiger und weiſer in dieſer Beziehung. Sie bedienten ſich mit reichem Segen der Unterſtützung frommer Frauen, die beſſer wie die Männer verſtehen, die Herzen der Wilden zu zähmen und ſie für die Lehren der Menſchlichkeit und des ewigen Heiles empfänglich zu machen, welche die Unwiſſenden in den Künſten des Lebens unterrichten und den Nothleidenten die Pein lindern, damit die Seele, frei von deren Sorge, ſich den Strahlen chriſtlicher Wahrheit eröffne. Wie konnten wir der Frauen und ihres milden herzengewinnenden Einfluſſes vergeſſen? Haben wir nicht ein leuchtendes Vorbild von der Heiligkeit des Weibes und ihrem weltbeglückenden Berufe in der gebenedeiten Mutter Gottes, in den frommen Mägdlein, welche den Heiland gaſtlich empfingen und in anderen heiligen Jungfrauen? Hat ſich nicht der Segen weiblicher Wirkſamkeit ſchon hier in dieſem Lande reichlich gezeigt in jenen barmherzigen Schweſtern und den frommen Urſulinerinnen? Erzählt ſich nicht noch jetzt die neue Welt ſtaunend von den heiligen Thaten der gottbegnadigten Jungfrau, die aus Frankreich herüberkam, alle Reizungen der Welt verachtete und unter den gebenedeiten Namen Maria von der Empfängniß als eine treue Nachfolgerin ihres Meiſters hier lehrend und taufend wirkte? Dieſe Betrachtungen waren in den Gemüthern jener beiden Brüder, wie in meiner Seele, ohne daß Eines vom Anderen wußte, entſtanden; und ſtaunend hörte nun Einer an, wie der Andere ihm mittheilte, was er ſich vorgeſtellt. Die übrigen Brüder ſtimmten uns freudig in dem Eingeſtändniſſe zu, daß wir ſchwer gefehlt hatten, von dem Werke der Gnade dasjenige Geſchlecht auszuſchließen, dem die gebenedeite Mutter Gottes ſelbſt angehöre und dem wir ſchon ſo ſegensreiche Erfolge im Werke der Vermenſchlichung und Bekehrung zu danken hatten; ſie vereinigten ſich mit uns, dieſen großen Fehler ſchleunigſt gut zu machen, da der Herr ſelbſt uns ſeine hülfreiche Hand geboten hat; ich habe die Augen meiner Brüder auf euch gelenkt; ich habe ihnen euern frommen demüthigen Sinn geſchildert, wie euer einziger Wunſch es ſei, im Dienſte der Religion euer Leben hinzubringen und habe ſie ſchnell überzeugt, daß Gott der Allmächtige ſelbſt uns eine große Gnade und eine offenbare Begünſtigung unſerer Abſichten hat zu Theil werden laſſen, indem er euch in dieſes Land führte. Denn nur ein blinder Heide oder ein verſtockter Ketzer kann ſich abſichtlich die Augen verblenden und vom Zufall reden wollen, wo die Hand unſeres himmliſchen Vaters ſo ſichtbar im Spiele iſt.“

Das klang denn freilich ſüß und tröſtlich genug in Gabrielens Ohren. Es iſt eine zu reizende Vorſtellung, ſeine eigene unbedeutende Perſönlichkeit und deren kleine Schickſale mit dem großartigen Walten der Gottheit in Verbindung und Zuſammenhang zu wiſſen, als daß Gabriele nicht hätte Wohlgefallen an ihr finden ſollen, zumal ſie von einem würdigen Geiſtlichen, welchem Schmeichelei fremd war, in ihr erweckt wurde. Ohne daß ſie nur eine Ahnung davon hatte, feierte ihre Eitelkeit einen demüthigen Triumph und derſelbe fromme Wahn, an welchem ſie vorher bei Frau von Maintenon ſo viel Aergerniß genommen hatte, ſchien auch in ihren Geiſt Wurzel faſſen zu wollen.

„Wir haben nämlich die Abſicht,“ fuhr der Jeſuit fort, „eine neue Geſellſchaft barmherziger Schweſtern hier zu gründen und euch zur Vorſteherin derſelben zu machen. Indeſſen ſoll ſich doch unſere neue Stiftung weſentlich von dem frühern Inſtitute unterſcheiden. Nicht kranke Leiber ſollt ihr warten und pflegen, ſondern kranke Geiſter; ihr ſollt theilnehmen an dem erhabenen Geſchäfte der Menſchenbildung und Heidenbekehrung, welche unſer Orden bisher zum großen Theile allein betrieb. Euere Geſellſchaft ſoll ferner nicht geiſtlicher Art ſein, ſondern eine weltliche Verſchweſterung, die den Zweck verfolgen wird, außer den Segnungen unſeres allein ſeligmachenden Glaubens auch die Künſte des geſitteten Lebens unter den armen unwiſſenden Einwohnern zu verbreiten. In dieſer Abſicht ſollen die barmherzigen Schweſtern ſpäter auf den einzelnen Miſſionsſtationen vertheilt werden, um den Miſſionären mit ihrem gedeihlichen Wirken an die Hand zu gehen. Wir haben unter dem Schwarme von Mädchen, welche man uns von Frankreich aus zugeſchickt hat, eine Zahl tauglicher Individuen ausgeſucht; ſie ſind mehr oder weniger arge Sünderinnen vor Gott, aber wir glauben gerade, daß ſie im Bewußtſein ihrer Schuld um ſo eifriger und bereitwilliger ſein werden, die ihnen gebotene Gelegenheit zu benutzen, ihre Vergehungen gegen Gott und dem König zu ſühnen. Euch nun, meine Tochter, haben wir, wie bereits geſagt, zur Oberin dieſer neuen Schweſterſchaft auserleſen, welche gewiß in Zukunft eine bedeutſame und ſegensvolle Stellung in unſeren Kolonien einnehmen wird. Der Himmel hat euch mit ſchönen Gaben des Geiſtes und des Herzens ausgerüſtet, wie uns keineswegs entgangen iſt. Seid ihr gewillt, ſie dem Heile der Menſchheit, dem Dienſte der Religion zu widmen?“

„Alles, Alles will ich thun, was euer gottſeliger Sinn von mir verlangt, mein Vater!“ rief Gabriele enthuſiaſtiſch. „Wie könnte ich einen Augenblick zögern, den Weg des Heils einzuſchlagen, den ihr mir weiſ't?“

„Ich wußte es ja,“ ſagte der Pater, indem er die Erregte mit einem Blicke voll hoher Liebe anſah und die Rechte ſegnend auf ihren Kopf legte. „Es bedurfte nur weniger Worte, um euern frommen Sinn für unſer Vorhaben zu begeiſtern. Geſegnet ſei die Stunde, da ihr euern Fuß an dieſes Geſtade ſetztet! — Aber nun noch eins. Ihr ſeid der Sprößling eines vornehmen Hauſes und habt früher eine höhere Stellung im Leben eingenommen; euere Erziehung wird freilich nun nicht von der Art geweſen ſein, um euch mit den Fertigkeiten und der Kenntniß des Hausweſens vertraut und zur Lehrerin der unwiſſenden Mädchen in dieſen Gegenſtänden geeignet zu machen. Genaue Kenntniß des Wirthſchaftsweſens iſt aber ein unumgängliches Erforderniß bei unſeren barmherzigen Schweſtern, da ſie hinwiederum als Lehrerinnen der indianiſchen Frauen wirken ſollen. Wir werden deshalb des Beiſtandes der Madame Bourbon doch nicht, wenigſtens für die erſte Zeit entbehren können, ſo gern wir jeden Anſchein der Verbindung zwiſchen dieſer Perſon und unſerer werdenden Anſtalt vermieden geſehen hätten.“

„Ihr bedürft ihres Beiſtandes nicht, mein Vater,“ erwiederte Gabriele froh; „ich darf mich rühmen, in den Künſten des Hausweſens wohl bewandert zu ſein. Ich kann alles, was ihr von einer Hausfrau verlangen mögt. Eigenthümliche Erlebniſſe, deren Nothwendigkeit ich erſt jetzt klar einſehe, haben mir fern vom Vaterhauſe in einer arbeitſamen bürgerlichen Familie zur Erlangung dieſer Kenntniſſe verholfen, die meines Gleichen allerdings ſelten erwirbt.“

„Ganz vortrefflich!“ ſagte Pater Raimond freudig überraſcht. „Es iſt offenbar, der Himmel ſelbſt hat euch zu uns geführt. Wir brauchen demnach die Dame Bourdon gar nicht, was von unberechenbaren Vortheile iſt. Sobald das Kloſter der Urſulinerinnen wieder in Stand geſetzt ſein wird, verlaßt ihr mit euern Untergebenen dieſes Haus und zieht in jenes ein, welches fortan das Mutterhaus euerer Genoſſenſchaft ſein wird. Noch heute ſollen euch die künftigen Glieder derſelben vorgeſtellt werden. Und nun gehabt euch wohl, meine fromme Tochter! Der Herr und ſeine Heiligen ſeien mit euch für und für!“

Als der Pater ſie verlaſſen hatte, ſank Gabriele in einem brünſtigen Gebete vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder.

Der Plan der frommen Väter vom Orden Jeſu ging noch weiter, als Pater Raimond ihn Gabrielen vorzulegen für gut befunden hatte. Das Miſſionswerk war bis daher meiſtens in den Händen enthuſiaſtiſcher Menſchen geweſen, welche voll ſchönen heiligen Eifers, das Gebot ihres Meiſters zu erfüllen, nämlich in alle Welt zu gehen und zu lehren und zu taufen, mit erhabener Selbſtaufopferung ein Gebäude religiöſen Glaubens errichteten, welches die allgemeine Bewunderung erregte und das doch jeden Augenblick den Einſturz drohte, weil das ſichere Fundament mangelte. Glich doch dieſes huroniſche und irokeſiſche Chriſtenthum mit ſeinen gewinnenden Zügen und rührenden Erſcheinungen

29 gr. oder fl. 23. 12 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 9. 20 gr. oder fl. 15. 48 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. od. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. oder fl. 5. 30 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. oder 40 kr.

— — Novellen. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. oder fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpap. Rthlr. 5. od. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. od. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge. 1829 bis 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geh. à Rthlr. 1. 12 gr. oder fl. 2. 45 kr.

— — die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung.

in der That edlen Südfrüchten, welche man an Tannenbäume befeſtigt hat, ſo daß ein Unkundiger wohl glauben könnte, ſie ſeien dem nordiſchen Stamme entſproſſen. Man hatte über der Sorge um die Seelen dieſer Naturmenſchen gänzlich die Ausbildung ihres Leibes und Geiſtes, die Veredlung ihres phyſiſchen und intellektuellen Lebens vergeſſen, man hatte ſie in den Bund der katholiſchen Chriſten aufgenommen, ehe man ſie zu gebildeten Menſchen umgewandelt, gern und oft reichte man ihnen den Leib Chriſti und beging die übrigen Sakramente der Kirche, aber man vergaß ihnen Brot zu geben, ſie in die Myſterien des Ackerbaues einzuweihen und ſie mit den Kenntniſſen des ſocialen Lebens zu bereichern. Das gutmüthige neugierige, dem Pomphaften und Feierlichen zugeneigte Weſen der Indianer hatte die Selbſttäuſchung jener frommen Schwärmer, die katholiſche Kirche in den Urwäldern von Nordamerika feſt begründet zu haben, lange Zeit unterſtützt. An den Geſtaden jener Kette von Seen, welche jetzt die Grenze von Kanada und dem Gebiete der Vereinigten Staaten bilden, erſchallte in den verſchiedenen Miſſionsſtationen aus vielen hundert indianiſchen Kehlen das Lob der Jungfrau Maria und ihres Gottesſohnes, deſſen Kreuzbanner ſiegreich immer weiter nach Weſten und Süden getragen ward. Die Huronen und Irokeſen fanden Gefallen an den ernſthaften und feierlichen Ceremonien dieſes Gottesdienſtes, von dem ſie nichts verſtanden, und übten ſie mit all' der natürlichen Würde und Ernſthaftigkeit aus, welche ihrer Race vorzugsweiſe eigenthümlich ſcheint. Aber oft bei den unbedeutendſten Anläſſen brach die beſtialiſche Natur, wie durch die lange Zurückhaltung in ihren Ausbrüchen noch verſtärkt, mit aller Raſerei hervor; die frommen Miſſionäre büßten ihren ſchönen Wahn, als könnten die Lehren der Liebe und des Erbarmens wirklich bei Menſchen haften, die der erſten Anfänge aller Kultur entbehrten, nur zu oft durch einen martervollen Tod. Sie fühlten ſich ſelig in der Vorausſicht deſſelben und traten ihm mit dem Triumpf eines chriſtlichen Märtyrers entgegen — aber was gewann die Welt dabei? Es fehlte keineswegs an häufigen Kolliſionen, in deren Folge das Blut dieſer ſtets achtungswerthen Enthuſiaſten durch die Keulen und Beile der gereizten und rachgierigen Indianer floß, da den Heidenbekehrern dicht auf dem Fuße die gewinnſüchtigen betrügeriſchen Kaufleute folgten, welche die gutmüthige Einfalt der Wilden ſo lange mißbrauchten, bis dieſe, entrüſtet über dieſe Art praktiſcher Anwendung der Lehre von der Nächſten- und Feindesliebe gewaltſam explodirten.

Dieſes Mißverſtändniß, zu Folge deſſen ſo manches koſtbare Leben für einen ſchönen ſchmeichelnden Wahn geopfert wurde, konnte auf die Dauer unmöglich dem Scharfblicke kälterer und berechnender Naturen, wie ſie der Jeſuitenorden neben den enthuſiaſtiſchen zum Vortheile ſeines Gedeihens und Emporkommens ſtets unter ſeinen Gliedern gezählt hat, entgehen. Man ſann lange auf Abhülfe, aber dieſe war noch ſchwieriger als die Erkenntniß des Uebels. Zwar hatte die Geſellſchaft, wie bereits angedeutet worden iſt, zu Folge ihrer mächtigen Verdienſte um Sicherung und Ausbreitung der franzöſiſchen Macht auf dem amerikaniſchen Kontinent, einen bedeutenden Einfluß auf die Vertreter derſelben, aber die Mittel, welche dieſen von der Regierung des Mutterlandes zufloſſen, waren zu geringfügiger Natur, als daß von ihrer Anwendung irgend ein reeller Erfolg hätte erwartet werden können. Die frommen Väter ſahen ſich demnach auf die Hülfsmittel beſchränkt, welche ihnen ihr eigener Geiſt bot; und der Plan, den ſie zur allmäligen Erreichung ihrer hohen Aufgabe: der Chriſtianiſirung und Unterwerfung von Nordamerika, faßten, war originell genug. Sie ſuchten ſich aus den weiblichen Deportirten die hübſcheſten, geſchickteſten und tauglichſten aus, verbanden ſie zu einer Geſellſchaft mit religiöſer Färbung und weltlicher Tendenz; dieſe Schweſterſchaft ſollte unbedingt dem Intereſſe des Ordens dienen; die Glieder derſelben, in den Fertigkeiten und Kenntniſſen des Hausweſens unterrichtet, gedachte man zu mehreren in der Folge auf die verſchiedenen Miſſionsſtationen zu vertheilen, um die Frauen der Indianer in ihren Künſten auszubilden; auf dieſe Weiſe hoffte man durch eine geſchickte Benutzung des weiblichen Elementes wirkſam und entſchieden auf die wilden Naturſöhne, zunächſt auf die befreundeten Nationen einzuwirken. Dies war der eigentliche Plan der Jeſuiten, welchem eine gewiſſe Chance nicht abzuſprechen war; gelang es den barmherzigen Schweſtern, die Frauen der Indianer für die Genüſſe und Freuden der Kultur zu gewinnen, was freilich bei der Apathie derſelben eine Rieſenaufgabe ſchien, ſo konnte eine, wenn auch langſame Einwirkung auf die Männer nicht ausbleiben. Aber die Jeſuiten waren gar nicht abgeneigt, auf dieſe auf direktem Wege einzuwirken. Man gedachte nämlich unter geeigneten Umſtänden auch auf ſolche Weiſe über die barmherzigen Schweſtern zu verfügen, daß man ſie als Kitt des Bundes zwiſchen Franzoſen und Eingeborenen und als Lockung zur Verbrüderung mit neutralen und feindlichen Nationen an die Fürſten und Häuptlinge der Huronen- und Irokeſennationen verheirathen wollte. Das war freilich ein Artikel in den Beſchlüſſen der Ordensglieder, der vor der Hand Gabrielen und den anderen Auserwählten ganz verborgen gehalten wurde. In der That machte ſich irgend eine energiſche Maßregel, ein Lebenszeichen von Seiten der amerikaniſchen Franzoſen äußerſt nöthig, da die Neuengländer ihnen gegenüber eine immer drohendere Stellung einnahmen, trotz dem Frieden, der zwiſchen den beiderſeitigen Regierungen der Mutterländer beſtand. In den engliſchen Kolonien trat ſchon damals jener entſchiedene Geiſt hervor, welcher ſich nichts um die Vetterſchaft und das verwandte Intereſſe der beiden Könige Ludwig XIV. und Jacob II. kümmerte und der nach Verlauf eines Jahrhunderts den erſten rein demokratiſchen Staat der Neuzeit ins Leben rief. Wie das oft geſchieht, war dieſe Idee der Humaniſirung durch eine wirklich zu Tag getretene verwandte Erſcheinung hervorgerufen worden. Nichts war nämlich alltäglicher, als daß franzöſiſche Soldaten, welche zur Beſatzung der Einöden gelegenen Forts gehörten, des langweiligen einſiedleriſchen Dienſtzwanges überdrüſſig, deſertirten, zu den ihrer Garniſon nächſt gelegenen Indianern übergingen, ſich ein Weib nahmen, und, indem ſie die wenige Bildung, welche ihnen eigen war, in ihrem Kreiſe verbreiteten, der Welt und zunächſt ihrem Vaterlande noch immer mehr nützten, als wenn ſie hinter Schanze und Graben ausgehalten hätten. Die Miſſionäre ſtießen zuweilen auf ihren mühſamen Apoſtelzügen durch das Land auf die Spuren ſolcher Saatkörner der Kultur, welche nicht auf felſigen Boden gefallen oder von der Luft gänzlich verweht waren; und dieſer Umſtand führte die Jeſuiten zu dem Gedanken, dieſe Einwirkung auf die Eingeborenen durch das für dieſen Zweck geeignete weibliche Element anzuſtreben und zwar auf ſyſtematiſche Weiſe. So gab man ſich denn in ihrem Kollege den froheſten Hoffnungen hin; und die Energie, mit welcher trotz der winterlichen Jahreszeit die Herſtellung des Urſulinerkloſters, wo die neuen barmherzigen Schweſtern ihren Sitz finden ſollten, betrieben wurde, war ganz geeignet, ſie auch in den anderen Betheiligten zu erwecken.

Der April des Jahres 1686 ging zu Ende, und es trat jener wunderbare Wechſel in der Natur ein, wie er den nördlichen Gegenden des amerikaniſchen Feſtlandes eigenthümlich iſt. Jene reizenden Tage des europäiſchen Frühjahres, wo die Natur, noch halb im Winterſchlafe befangen und doch ſchon in der Vorahnung der Lenzwonne ſich leiſe träumeriſch rührt und regt, wo darauf ein erbitterter Kampf zwiſchen dem weißgelockten alten Herrſcher dem Winter und dem kecken jungen König Frühling um die Herrſchaft der Erde entbrennt, bis der erſtere eine Strecke Land um die andere von ſeinem Gebiete aufgebend, ſich grollend in die Gletſcher und Eisgebirge zurückzieht, um geduldig den Zeitpunkt abzuwarten, wo ihn durch den ewigen Wechſellauf der Dinge die Herrſchaft über Thal und Flur wieder zufällt — dieſe Tage langſamen allmähligen Werdens kennt Nordamerika nicht. Kein holdes Kind iſt der Lenz, welches im Spiele mit der träumenden Mutter Natur unmerklich wächſt; er entſteigt ſogleich ihrem Schoße als ein erwachſener kräftiger Jüngling, der dem lebensmüden greiſen Winter das Scepter ohne Mühe aus der kraftloſen Hand windet und mit einem Herrſcherwinke alle Spuren des vorigen Regimentes verſchwinden läßt.

Ein plötzliches Thauwetter hatte in den letzten Tagen des Aprils, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, den Schnee von Wald und Flur weggezehrt. Die Felder hatten ſich ſogleich in ihr ſchönſtes Grün gekleidet, und die Bäume den Schmuck des Jahres angelegt. Ueberall in der Natur ein haſtiges Treiben und Arbeiten, ein zauberſchnelles Hervorſchießen und Zutagetreten. Ein mildes Klima läßt die Schreckniſſe des Winters vergeſſen und bereitet auf die Hitze des Hochſommers vor.

Am erſten Mai, einem ſonnenhellen heiteren Tage, erſchallte ſchon am frühen Morgen feierliches Glockengeläute von allen Thürmen der Hauptſtadt Neufrankreichs; Kanonendonner dröhnte vom Fort St. Louis und den anderen Feſtungswerken; die Schiffe welche im Hafen lagen, ſtimmten in die Grüße mit ehernem Munde ein. Es war ein hoher Feiertag für Quebek, man wollte ein dreifaches Feſt in frommer Vereinigung begehen. Zuerſt feierte der Jeſuitenorden und mit ihm die franzöſiſche neue Welt das Gründungsfeſt ſeines Ordenshauſes, welches vor fünfzig Jahren von dem frommen Marquis von Gamache geſtiftet worden war; damit war zugleich eine Gedächtnißfeier aller der Brüder verbunden, welche in ihrem Apoſtelberufe als Märtyrer geſtorben waren. Die zweite Feier bezog ſich auf die Gründung der neuen Schweſterſchaft, welche heute für ihre Beſtimmung die kirchliche Weihe erhalten ſollte. Schon ſeit mehreren Wochen war das reſtaurirte Gebäude der Urſulinerinnen zur Aufnahme der neuen religiös-weltlichen Verbindung bereit geweſen, aber die frommen Väter hatten das Feſt der Weihe bis auf dieſen Tag verſchoben, um dem Jubiläum ihres Kollegs und der Gedächtnißfeier ihrer Märtyrbrüder, welche nach den beſtehenden Verhältniſſen nur zu leicht ein Feſt der Trauer und der Wehmuth werden konnte, durch Vorführung dieſer jungen Genoſſenſchaft eine heitere troſtreiche Folie zu geben. Mußte doch das zweite faſt ein ſprechender Beweis dafür ſein, daß die Kraft der Kirche und Religion noch keineswegs gebrochen ſei, daß ſie noch immer neue Blüten der Begeiſterung, der Entſagung und Aufopferung hervorbringen könne. Aber dem Doppelfeſt ſollte durch einen ganz unerwarteten Umſtand noch größerer Glanz, eine noch freudigere Beimiſchung verliehen werden. Das erſte Schiff der Regierung, welches von Europa anlangte, brachte die amtliche Kunde von dem Widerrufe des Edikts von Nantes. Es gab fernerhin in den Augen der Welt keine Ketzerei mehr in Frankreich; dieſer Staat war ein rein katholiſcher geworden; er war es durch das unbeſtrittene Verdienſt der Geſellſchaft Jeſu. Grund genug zur Freude und zum Jubel für die neufranzöſiſchen Glieder derſelben. Hatte doch der Orden eine große That für das Heil der Mutter Kirche verrichtet, deſſen neuer Ruhm auch ihnen zu Gute kam; hatte er doch ſeinen Einfluß und ſeine Macht im Mutterlande auf eine in die Augen ſpringende Weiſe dargethan, was den Vätern in der Kolonie die ſchönſten Ausſichten für ihre frommen Zwecke eröffnete und ihrer Stellung ſelbſt neue wichtige Bedeutung gab.

Von dem freudigen Zuſtrömen der Menge umwogt, durchſchritt eine feierliche Prozeſſion unter Kanonendonner und Glockengeläute die Straßen von Quebek. Den Zug eröffneten einige Compagnien der Beſatzung, hierauf folgten die Väter vom Orden Jeſu, deren ein Theil die Heiligthümer, Fahnen und Standarten trug; hierauf zeigte ſich mit ſeinen Prieſtern, unter einem Baldachin einherſchreitend, der Biſchof von Quebek im vollen Ornate ſeiner Würde, ein Zögling und

Freund der Jeſuiten. Hinter dem Prälaten zogen die neuen barmherzigen Schweſtern einher, in einer kleidſamen, das Weltliche und Religiöſe geſchickt vereinigenden Tracht; an ihrer Spitze Gabriele, von den anderen durch ein großes Perlmutterkreuz ausgezeichnet, welches ihre Bruſt ſchmückte. Eine der Schweſtern trug das Bildniß der Marie Magdalena, der Büßenden, die zur Schutzpatronin dieſer verlorenen und wiedergefundenen Mädchen erwählt worden war. Die Blicke der Zuſchauer hafteten bald genug auf der Vorſteherin der neugegründeten Genoſſenſchaft. Gabriele war himmliſch ſchön. Zwar war ihr Antlitz bleich und bot keine Roſe blühender Jugend und Geſundheit auf den Wangen, aber ſein Ausdruck war ſo begeiſtert, der Blick des Auges ſo ſchwärmeriſch verzückt, daß Niemand ſie ohne tiefe Bewegung anſchauen konnte. Bald genug verbreitete ſich unter dem müßig nebenher ſchlendernden Volke die Kunde, ſie ſei ein vornehmes Fräulein, welches mit Aufgebung von Rang und Reichthum ſich dem Dienſte Gottes und der Kolonie gewidmet habe, und dieß ſteigerte nur noch die allgemeine Theilnahme an ihrer Perſon. Nach den büßenden Schweſtern gingen vornehme und angeſehene Bürger und Kaufleute der Stadt. Die Prozeſſion beſchloſſen die weltlichen Beamten der Hauptſtadt, der königliche Intendant, und der Statthalter von Neufrankreich, umgeben von ſeinen Offizieren und ſeiner Leibwache.

Nach dem Umgange durch die Stadt begab ſich die Prozeſſion unter ſchallender Litanei in die Kathedrale;

das ſchauluſtige neugierige Volk, unter welchem manches kupferfarbige Geſicht bemerkbar war, drängte in Maſſen nach. Ein vielſtimmiges Tedeum eröffnete den Gottesdienſt, der mit allem möglichen Aufwande von Pracht abgehalten wurde. Bei dem feierlichen Hochamte fungirten der Biſchof und der Pater Thury, Vorſteher des Jeſuitenconvents. Dieſem jüngeren Ordensbruder war die Leitung der Geſellſchaftsangelegenheiten übertragen worden, nachdem Pater Raimond, der würdigſte und angeſehenſte unter den Genoſſen, ſie ausgeſchlagen hatte. Der fromme begeiſterte Mann fürchtete nämlich durch die Annahme dieſer Stellung an der Verfolgung ſeines hohen Zieles, Heidenbekehrung und Märtyrerende verhindert zu werden. Nach Abhaltung des Hochamtes hielt der Biſchof eine Rede, in welcher er auf die dreifache wichtige Bedeutung des Tages aufmerkſam machte und das ſegensvolle Wirken des Jeſuitenordens in dieſem Lande in das gehörige Licht ſetzte. Er pries die Glieder der hochwürdigen Geſellſchaft ſelig, welche den Tod in ihrem Apoſtelberufe gefunden, deren himmliſches Glück noch erhöht ſein müſſe, da ſie in ihren Nachfolgern dieſelbe Begeiſterung und Aufopferung wahrnehmen könnten. Aber die fromme Saat, die ſie durch ihr Wirken ausgeſtreut und mit ihrem Blute befeuchtet, habe auch in empfänglichen Frauenherzen Wurzel geſchlagen: eine Schaar von Jungfrauen ſtehe bereit, an dieſem heiligen Tage ihr Leben dem Heile der Kirche und dem Wohle dieſes Landes zu weihen. Endlich dankte er dem Himmel, daß er das Herz

2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 15 kr.

Döring, Georg, das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. oder fl. 8. 24 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. oder fl. 9.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakteriſirung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deshalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. geh. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Dieſe neueſte Dichtung des ausgezeichneten und beliebten Verfaſſers iſt ganz geeignet, die Zahl ſeiner Freunde und Leſer zu vermehren. Der Kampf des Lichtes mit der Finſterniß in den Tagen der erwachenden deutſchen Freiheit; — Fehde bis in den Tod dem tauſendjährigen Wahne, der Unvernunft, der geiſtigen Bevormundſchaft; — Treue bis in den Tod für Wahrheit und Recht, das ſind die Grundideen dieſes dramatiſchen Gedichtes. — Möge der zeitgemäße Grundton des Werkes in unſerer und jeder Zeit ſeinen kräftigen Wiederhall finden.

Edgeworth, Maria, die Gönnerſchaft. Aus dem Engliſchen von Louiſe Marezoll. 4 Theile. Rthlr. 4. 12 gr. oder fl. 7. 48 kr.

des Königs zum Beſten gelenkt habe, das heißt zur Aufhebung jener Verordnung, welche Frankreichs Ruhm als orthodoxen Staat ſiebenundachtzig Jahre lang befleckt. Er deutete an, wie viel der redliche Eifer der für das Heil der Kirche und den größeren Ruhm Gottes unermüdlichen Geſellſchaft auch in dieſer hochwichtigen Angelegenheit geleiſtet habe. Schließlich erinnerte er, daß ſchon der Erzfeind des orthodoxen Glaubens Coligni, den ſpäter die gerechte Strafe für ſeine Ketzerei ereilt, damit umgegangen ſei, dieſen Welttheil durch die Genoſſen ſeiner Ruchloſigkeit zu bevölkern, wie ſpäter am Anfange des Jahrhunderts unter der Regierung jenes Königs, deſſen Bekehrung nur zu zweifelhaft geweſen ſei, auch Neufrankreich in Gefahr geſchwebt habe, von Ketzern bevölkert und der Mutter Kirche abſpenſtig gemacht zu werden; nur der Energie und dem Eifer jener Wächter des reinen Glaubens habe man es zu danken, daß ſolch ein trauriger Fall nicht eingetreten ſei. Nach dieſer Lobrede des Jeſuitenordens von ziemlich fanatiſchem Anſtriche, welche die anweſenden Pater mit demüthig geneigten Häuptern und fromm gefalteten Händen anhörten, ſchritt der Biſchof zur Einweihung der neuen Verſchwiſterung. Dieſelbe beſtand außer Gabrielen noch aus acht Perſonen. Sie traten in einem Halbkreiſe um den Hochaltar, auf deſſen Stufe der Biſchof ſtand. Dieſer ermahnte ſie in eindringlicher Rede zu gewiſſenhafter Erfüllung der übernommenen heiligen Pflichten, nahm ihnen das Gelübde des unbedingten Gehorſams gegen die Vorſteher der Geſellſchaft Jeſu ab und ertheilte ihnen hierauf den Segen der Kirche. Es mochte manchem aufmerkſamen Zeugen der Feierlichkeit auffallen, daß man den Gliedern der jungen Genoſſenſchaft nicht noch die üblichen Gelübde der Armuth und Keuſchheit auferlegte, aber der Orden hatte die vorliegenden Verhältniſſe aufs Beſte berückſichtigt. Warum ſollte man die barmherzigen Schweſtern zur Armuth in dieſem Lande ſchwören laſſen, wo ihnen ſchwerlich eine Verſuchung zum Reichthume nahte? Was das dritte Gelübde betraf, ſo ließ es ſich durchaus nicht mit dem geheimen Plane der Patres und dem weltlichen Grundcharakter der Verſchwiſterung vereinigen. Mit dem Schwure des Gehorſams von Seiten der Mädchen ſchloß die Feier und in pomphafter Prozeſſion geleitete man ſie zu ihrem wiederhergeſtellten feſtlich geſchmückten Hauſe, welches nun ebenfalls durch einen kirchlichen Akt eingeweiht wurde.

Wenige Tage nach ihrer Einſegnung, als Gabriele in brünſtigem Gebete vor ihrem Kruciſixe lag, trat Schweſter Fleurette in ihre Zelle. Das Mädchen betrachtete die Beterin, welche ſich nicht ſtören ließ, mit einem verwundert lächelnden Blicke, zuckte dann die Schulter und ſagte: „Verzeiht, wenn ich euch in euerer heiligen Verrichtung unterbreche, allein wir können uns einmal der Welt nicht ganz entziehen, auch wenn wir wirklich Luſt hätten. Ein Hauptmann la Vallière läßt euch ſeine guten Dienſte anbieten; wenn ihr ihm einen

Brief nach Frankreich oder ſonſt wohin anvertrauen wolltet, würde er ihn gern beſorgen. Madame Bourdon hat ſich für den Fall erboten, ihm euer Schreiben zu überbringen; ich thäte es am liebſten ſelbſt, aber Gott ſei's geklagt, man darf ja keinen Schritt vor die Thür ſetzen.“

Gabriele erinnerte ſich, den Namen von Menonville bei ſeinem Abſchiedsbeſuche gehört zu haben, der ihr den Mann als Freund empfahl, als ſich Pater Raimond einen Augenblick entfernt hatte. Ein eigenthümliches Verlangen ergriff ſie mit einem Male, ihren Bruder Roger, deſſen Bild öfter vor ihrer Seele geſtanden, von ihrem jetzigen Glücke in Kenntniß zu ſetzen. Er hatte ſie ja ſtets ſo ſehr geliebt; wie würde er ſich freuen, wenn er nach ihrem Verſchwinden plötzlich von ihrem befriedigenden Zuſtande hörte! Sie ſchrieb haſtig und viel; einen klaren Gedanken hatte ſie nicht bei der Abfaſſung des Schreibens; es war ein Strom frommer Empfindungen, den ſie auf das Papier ergoß. Als ſie den Brief beendet und adreſſirt hatte, um ihn Fleuretten bei nächſter Gelegenheit zu übergeben, trat Pater Raimond ein; er ſah den Brief ſogleich.

„Ihr habt geſchrieben?“ fragte er halb erſtaunt, halb vorwurfsvoll.

„Es hat ſich mir die Gelegenheit geboten, einen Brief an meinen Bruder zu ſchicken, und ich wollte ſie nicht unbenutzt laſſen.“

„Ihr vertrauet mir doch recht, meine gute Tochter? Iſt dies der Fall, dann überlaſſet mir dieſen Brief.

An Herrn Roger von Derval; ich darf ihn doch leſen. Hegtet ihr den Wunſch, euerer Familie eine Nachricht von euch zu geben, warum äußertet ihr ihn nicht gegen mich? Es darf ſich nichts Fremdes zwiſchen uns drängen. Verlaßt euch darauf; euer Bruder ſoll Kunde von euch erhalten."

Wie gern fügte ſich Gabriele dem Wunſche ihres geiſtlichen Freundes! Sie fühlte das leiſe dämmerige Wohlbehagen eines Kindes, dem jedes Bedürfniß, jeder Wunſch liebevoll erfüllt wird, ehe er noch recht klar in ihm wurde.

Sie hatte die Kunde von der Wiederrufung des Edikts von Nantes, welche ihr Pater Raimond mit begleitenden Aeußerungen eines glühenden Fanatismus und mit einem frommdankbaren Aufblicke zum Himmel, der endlich das Auge der Herrſcher für ihr und der Welt Heil geöffnet, mittheilte, mit einem ſchwermüthigen bittern Lächeln angehört. Was ging die Welt mit ihren Händeln ſie jetzt an? Ja einſt hatte ſie hohe enthuſiaſtiſche Träume gehabt von Auflehnung gegen Gewalt, von Duldung und Freiheit. Das alles war vorüber; ſie war herabgeſunken von ihrer ſtolzen Höhe, ſie lag darnieder in einem Abgrunde von Erniedrigung; nur durch Demuth, Gehorſam, Buße konnte ſie ſich vor Verzweiflung retten. Mit Beharrlichkeit vermied ſie alles tiefere und weitere Nachdenken; ſie war in eine geiſtige Apathie verſunken, die ihr wohl that nach ſo vieler Anſtrengung des Geiſtes. Es ſchien gerade, als könnte ſie aus derſelben nur durch einen neuen gewaltigen Schickſalsſchlag geriſſen werden, wie ſie ein ſolcher in dieſen Zuſtand verſetzt hatte. Indeſſen berührte ſie trotz aller Gleichgültigkeit für die Dinge, welche ſie in ihrem Beruf nicht unmittelbar angingen, dennoch der auffallende, verletzende Widerſpruch in dem Weſen ihrer jeſuitiſchen Freunde, namentlich des Paters Raimond, welche in einer Bruſt die widerſtreitenden Empfindungen tödtlichen Haſſes gegen alle Nichtkatholiken und fanatiſcher Verketzerung akatholiſcher Beſtrebungen und einer glühenden Schwärmerei für das Heil der Mutter Kirche und einer enthuſiaſtiſchen Sehnſucht nach dem Märtyrertod vereinigten. Was erſtrebten dieſe wunderbaren Männer eigentlich? Wofür lebten, litten und ſtarben ſie? Mußten doch die gegenwärtigen Konventualen ſelbſt eingeſtehen, daß ſo manches theuere Leben geopfert worden ſei — ohne Erfolg, ohne Erreichung eines Zweckes. Das waren Fragen und Gedanken, welche ſich Gabrielen trotz ihrer ſelbſt doch zuweilen aufdrängten.

Ihr Streben, ſich aller peinlichen Erinnerungen und Gedanken zu entſchlagen, und ihr ganzes vergangenes Leben in den Strom der Vergeſſenheit zu verſenken, wurde durch ihre neue Stellung als Vorſteherin der barmherzigen Schweſtern ſehr erleichtert und gefördert. Die Väter von der Geſellſchaft Jeſu haben vom Anfange ihres Beſtehens meiſterhaft die ſchwere Kunſt geübt: den Individuen, die ihrer Leitung anvertraut waren, eine beſtimmte Richtung anzuweiſen, die ihnen kein Abweichen nach rechts und links geſtattet, und ſie durch Anwendung unbedeutend ſcheinender Mittel, welche aber auf der genaueſten Kenntniß von der Organiſation des menſchlichen Geiſtes beruhen, zu verhindern, zur Beſinnung und Selbſtſammlung zu kommen. Die jungen Mädchen waren keinen Augenblick des Tages unbeſchäftigt; die mannichfaltigen Verrichtungen und Geſchäfte des Haushaltes wechſelten beſtändig mit den verſchiedenartigſten geiſtlichen Uebungen ab, welche Pater Raimond muſterhaft leitete. Aus der Küche eilten die Mädchen zur Meſſe und vom Waſchkübel zur Veſper. Die ſtrengſte Ordnung war hergeſtellt und Ueberſchreitungen, welche bei den armen verſchüchterten Griſetten überhaupt ſelten vorkamen, wurden unnachſichtlich geahndet. Bald genug hatten die frommen Väter die Freude, ihre geiſtlichen Töchter, ſo geſchickt, ſo fromm und fanatiſirt zu ſehen, als ſie dieſelben nur wünſchen konnten. Mancher Blick, manches Gebet des Dankes ſtieg aus dem Kollege zum Himmel empor; kein ironiſches Lächeln, welches bei der Herſtellung des Inſtituts zuweilen auf dem Geſichte eines königlichen Beamten erſchienen war, zeigte ſich mehr. Die gewaltige Willenskraft des Ordens hatte einen neuen Triumph erlebt.

So vergingen in ununterbrochener Thätigkeit für Gabrielen Wochen und Monate. Die Zeit brachte immer neue Arbeit, indem friſche Zuzüge von Koloniſten und Gefangenen aus Frankreich anlangten, unter deren weiblichen Theile die Jeſuiten ſtets eine ſorgfältige Auswahl für ihr geliebtes Inſtitut hielten. Der Reſt fiel dann an Madame Beurdon, die ſich durch die reichlichen Zufuhren entſchädigt fühlte für den ſchweren

Verluſt, den ſie bei der Schöpfung der barmherzigen Schweſtern erlitten hatte. Schon war im Laufe des Jahres die eine und die andere Schweſter für tauglich befunden worden, auf die Miſſionsſtationen geſandt zu werden, um dort ihren eigentlichen Wirkungskreis anzutreten; und auch in Gabrielen keimte allmälig der Wunſch auf, das beneidenswerthe Loos ihrer Untergebenen zu theilen.

6.

Die Miſſion.

Schon zwei Winter hatte Gabriele in Quebek zugebracht, und zu Folge ihres ruhigen regelmäßigen Lebens, dem Abwechslung und Aufregung gleich fern blieb, war ihre Geſundheit wieder erſtarkt. Die Farbe der Jugend, die Schönheit war zurückgekehrt auf ihr Antlitz, aus welchem ebenſowohl eine gewiſſe Heiterkeit des Gemüthes ſprach. Sie war der Liebling der geiſtlichen Herren und wurde von ihren Mitſchweſtern wegen ihrer Herzensgüte und der muſterhaften Frömmigkeit, welche ſie durch gewiſſenhafte Befolgung der religiöſen Ceremonien bewies, hochverehrt. Die Anſtalt gedieh vortrefflich unter ihrer milden Leitung, und die jugendliche Vorſteherin hatte oft die Freude, eine laute herzliche Anerkennung ihrer Bemühungen von ihren Patronen zu erfahren. Dennoch wuchs zugleich mit ihren phyſiſchen Kräften der Wunſch und die Sehnſucht in Gabrielens Seele, den Schauplatz ihrer bisherigen Thätigkeit zu verlaſſen, und in einen lebendigeren, geräuſchvolleren Wirkungskreis einzutreten. Sie ſelbſt war ſich über die Natur dieſes ſtillen Verlangens nicht recht klar und ſuchte ſich ſelbſt zu täuſchen, indem ſie religiöſe Motive unterſchob; dieſe wirkten jedenfalls mit, um eine gewiſſe Beengung in ihr zu erzeugen, aber eine leiſe Empörung ihrer inneren Natur, welche allmälig anfing von ihrem moraliſchen Siechthume zu geneſen, gegen die aufgezwungene Abhängigkeit, war ſicher ein nicht unbedeutender Faktor bei dieſer Veränderung in ihrer Stimmung.

Im Frühjahre 1687 wurde der Jeſuitenconvent in Quebek durch die Kunde in große Trauer und Beſtürzung verſetzt, daß Pater Deſaix, Vorſteher von St. Joſeph, einer der wichtigſten Miſſionsſtationen am Huronenſee ſeit einigen Monaten ſpurlos verſchwunden ſei. Es lag nahe, daß der heilige Mann auf einem Berufswege von umherſtreifenden Irokeſen aufgegriffen und ihrem Haſſe als Opfer gefallen war. So groß und tief gefühlt die Theilnahme an ſeinem perſönlichen Schickſale ſich erwies, wurde ſie doch durch die Sorge um die ihres Seelenhirten beraubten huroniſchen Chriſten überwogen; die erledigte Stelle mußte ohne Verzug beſetzt werden. Bei aller Opferfreudigkeit machte ſich dennoch unter den Inſaſſen des Kollegs eine Art Bangen geltend, wem die Beſtimmung der Vorſteher treffen würde, dieſen gefährlichen Poſten einzunehmen.

Es war dies eine von denjenigen Miſſionen der Heidenbekehrer nach Weſten hin, welche den Angriffen der tapferen und kriegeriſchen feindlichen Nationen trotz den getroffenen Vertheidigungsmaßregeln fortwährend ausgeſetzt war, da das nächſte franzöſiſche Fort mehrere Tagereiſen von der huroniſchen Anſiedelung entfernt lag. Die Geſchichte dieſes kleinen Koloniſationspunktes hatte manche blutige Seite aufzuweiſen. Der Nachfolger des Pater Deſaix hatte demnach unter allen Umſtänden kein beſſeres Loos zu gewärtigen, als das, welches dieſen ſelbſt betroffen.

Bevor noch irgend eine Entſcheidung vom Vorſteher des Convents, Pater Thury, ausgegangen war, machte Pater Raimond allen Zweifel und Bedenken von dieſer Seite, wie aller Spannung und Aengſtlichkeit ſeiner Mitbrüder anderſeits durch die Erklärung ein Ende, er werde es für das größte Glück ſeines Lebens und für einen Beweis der Zufriedenheit, welche ſeine Vorgeſetzten in Bezug auf ſein bisheriges Leben und Wirken hegten, anſehen, wenn man ihn zum Nachfolger des Pater Deſaix beſtimme. Die ſanften Einwendungen wie die enthuſiaſtiſchen Lobpreiſungen, welche man ihm entgegen hielt, wies der Geiſtliche in gleicher Weiſe mit einem verklärten Lächeln zurück; er wußte, was er wollte und was er that. Noch erhöht wurde das allgemeine Erſtaunen, als Gabriele und Fleurette um die Vergünſtigung baten, ihren Beichtvater, Lehrer und Freund auf ſeine Miſſion begleiten zu dürfen. Nach einigen milden Einwendungen, welche eines Theils an dem feſten Entſchluſſe der beiden Mädchen, anderen Theils an der eigenen Freude des Vorſtehers über den Muth und Bekehrungseifer der Schweſtern ſcheiterten, geſtattete Pater Thury Gabrielen, ihr Vorſteherinamt an die Schweſter Liſette abzugeben, welche ſeit ihrer Theilnahme an dieſer jeſuitiſchen Schöpfung aus einer verworfenen Kreatur das Muſter einer fanatiſirten Perſon geworden war. Pater Raimond ſegnete, als er den Entſchluß und die Beſtimmung der Beiden erfahren hatte, die heldenmüthigen Mädchen tief gerührt und mit feuchten Augen.

Die Vorbereitungen zur Reiſe wurden ſchnell getroffen; der Augenblick des Scheidens nahte. Thränen und Segenswünſche folgten den Beiden, als ſie ihren bisherigen Aufenthaltsort Lebewohl ſagten.

„Ich werde gehen und nicht wiederkehren,“ flüſterte Pater Raimond mit einem wehmüthig heiteren Geſichte ſeinem Vorgeſetzten zu, der ihn mit den zurückbleibenden Brüdern an das Boot geleitete, und reichte ihm zum Abſchiede für dieſes Leben die Hand.

Pater Thury erwiederte nichts; glaubte er doch ſelbſt an kein Wiederſehen in dieſer Welt mit dem ſcheidenden Bruder. Schon mancher hatte beim Weggange geſprochen wie Pater Raimond, und die Folgezeit hatte ſeine Ausſage beſtätigt.

Die Reiſe nach Montreal gegen den Lorenzſtrom war mühſelig genug. Die Begleitung der drei Heidenbekehrer bildeten einige Soldaten, welche zu ihrem Schutze

Kupferſammlung zu Cooper's ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung. 20 gr. oder fl. 1. 24 kr. Zweite Lieferung. 16 gr. oder fl. 1. 12. Dieſelben enthalten: der Spion; der Letzte der Mohikaner; die Anſiedler; der Lootſe; Lionel Lincoln; die Steppe; der rothe Freibeuter; die Grenzwohner; die Waſſernire; der Bravo.

— — zu Irving's ſämmtlichen Werken. Erſte Lieferung. 16 gr. oder fl. 1. 12 kr. Zweite Lieferung. 8 gr. oder 36 kr. — Dieſelben enthalten: das Skizzenbuch; Erzählungen eines Reiſenden; Bracebridge-Hall; Eingemachtes; Leben und Reiſen des Columbus.

Lautir- Buchſtabir- und Leſe-Spiel für Kinder. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. In einem eleganten Käſtchen. 12 gr. oder 48 kr.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. od. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn Nänny gelingen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. od. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind *ſeine* oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon auf der Reiſe dienen und dann die Beſatzung des der Station nächſt gelegenen Forts verſtärken ſollten, ferner mehrere Indianer aus dem Orte St. Joſeph, welche das Verſchwinden des Pater Deſaix gemeldet hatten, und ein paar verheirathete Matroſen, deren man ſich lieber zu Führern bedient, als der ledigen, weil man vorausſetzte, das Verlangen, wieder in den Schoß ihrer Familie zurückzukehren, veranlaſſe ſie, das ihnen anvertraute gefährliche Geſchäft mit deſto größerer Gewiſſenhaftigkeit auszuführen. In Vereinigung mit den Soldaten, welche den Auftrag hatten, ihnen beim Flußaufwärtsfahren hülfreich zur Hand zu gehen, brachten dieſe Leute die Reiſenden wohlbehalten nach Montreal. In dem zweiten Hauptorte von Neufrankreich, der auf dem herrlichen Stromeilande liegt, hielten die frommen Pilger eine kurze Raſt und erfuhren hier, daß eine fernere Benutzung der Waſſerſtraße des Lorenzſtromes durch feindſelige Bewegungen der den Fluß anwohnenden indianiſchen Nationen unmöglich gemacht werde. Es blieb nichts übrig, wollte man nicht umkehren, als von Montreal aus aufs linke Ufer des Fluſſes überzuſetzen und ſich ſeinen Weg über Flüſſe und durch Einöden zu bahnen. Pater Raimond warf einen mitleidigen Blick auf ſeine Reiſegefährtinnen; der Kelch bitterer Leiden ſtand für ſie bereit. Aber die Mädchen waren muthig und getroſt und erklärten ſich bereit, jeder Gefahr ins Auge zu ſehen, fühlten ſie ſich doch ſtark und geſund. Die Veränderung des Aufenthaltes, der Wechſel der Sonne, die herrliche Pracht dieſer jungfräulichen Natur hatte ihren Geiſtern neuen Schwung und friſche Spannkraft verliehen.

Ihr Weg führte die Reiſenden über den Ottava und die mit demſelben in Verbindung ſtehenden Flüſſe. Die Schreckniſſe deſſelben übertrafen ſelbſt die kühnſte Vorſtellung. Wie oft zagten die armen Mädchen im tiefen Herzen und verzweifelten, daß ſie jemals dieſe grauenvollen Wälder, die morigen Einöden, dieſe durch ihre Einſamkeit ſchrecklichen Seen und die mühevollen und gefährlichen Stromübergänge überwinden würden, aber da war kein Ausweg möglich; das begonnene Unternehmen mußte durchgeführt werden und ſo zwangen ſie ſich denn, um durch ihre verzweifelte Stimmung nicht den Muth ihrer Reiſegefährten zu brechen, zu einer Heiterkeit und zu einer Entſchloſſenheit, die ihren Innern in der That fremd war. Viele Tage lang brachten ihre männlichen Begleiter mit Rudern hin, Pater Raimond nahm an dieſem mühſeligen Geſchäfte wie jeder Andere Theil; oft mußte man ganze Tage durch Waſſer oder ſumpfige Stellen waten, die beiden Frauen mußten dann getragen werden, und ihre unangenehme Lage wurde noch durch die niederſchlagende Betrachtung erhöht, daß ſie eine ſchwere Laſt für ihre Begleiter ſeien. Bei den häufigen Waſſerfällen welche die Flüſſe jener Gegend haben, mußte das Kanoe, in welchem man die Flußfahrt machte, oft meilenweit auf den Schultern durch den dicht verwachſenen Wald und über rauhe felſige Gebirgsgegenden getragen werden, häufig mußte man es mit den Händen über ſeichte Stellen oder wilde Strudel hinwegziehen. So brachte jeder Tag, jede Stunde neue unſägliche Mühe und Drangſal, deren Spuren bald genug in dem erſchöpften Ausſehen, in dem abgeriſſenen Aufzuge der Reiſenden deutlich genug hervortraten. Nur Einer ſchien unermüdlich in Muth, Geduld und Gelaſſenheit gegenüber der mannichfachen Beſchwerden; dieß war Pater Raimond, dem man bei flüchtiger Bekanntſchaft ſo viel Ausdauer und Energie ſchwerlich zugetraut hätte. Stets war er bereit, den Uebrigen, namentlich den beiden Mädchen, mit heiterem Sinne Muth einzuſprechen; und der Anblick ſeines Thuns und Treibens wirkte allerdings anregend und heilſam auf ſeine Genoſſen ein. Unverdroſſen ruderte, watete, ſchwamm und wachte er, das Brevier um den Hals gehängt, das Kruciſix in der Hand, wie jeder der Anderen. Dabei erzählte er von ſeinen eigenen Apoſtelzügen durch dieſes wüſte ſchreckliche Land und denen früherer Heidenbekehrer und verminderte oft das Schreckniß einer bevorſtehenden Gefahr oder Mühſeligkeit durch den Hinweis und die Erzählung eines ähnlichen Falles. Und boten nicht die heiligen Schriften genug der paſſenden Vergleichungen? Waren nicht auch die Erzväter des auserwählten Volks, deſſen von Gott erweckte Propheten in der Wüſte umherzogen mit und ohne Heerden? Heerden hatten ſie zwar nicht, aber die Thiere des Waldes gehörten ihnen, ſo weit ihr Geſchoß ſie erreichen konnte, und auch das Land ſelbſt beſtritt ihnen

Niemand, wie ja auch die Patriarchen Herren des Bodens geweſen waren, auf welchem ſie ihr Zelt aufgeſchlagen hatten. Hatte nicht auch Jacob einſt einen Stein zum Pfuhle genommen und die Nähe Jehovas gefühlt? War nicht Johannes der Täufer ein Bewohner der Wüſte geweſen und hatte Heuſchrecken verzehrt? Glich nicht manche alte Eiche, über die Jahrhunderte hingerauſcht waren, jenen Baum vom Mamre, unter welchem Abraham ſein Brot mit den Engeln theilte? Bald genug war der geringe Vorrath von Lebensmitteln verzehrt, welchen die Natur des Weges mitzunehmen erlaubt hatte und die Reiſenden ſahen ſich mit ihrer Nahrung auf die Jagdbeute angewieſen, welche die Soldaten und Indianer lieferten. Zuweilen ſtieß man auf die Hütte eines einſamen Jägers, der erſtaunt, aber gaſtfrei dieſe Beſucher der Wildniß empfing und ſie mit landesüblichen Maisbrei bewirthete. Zwei oder drei Mal gelangte man zu Anſiedlungen von Eingebornen. Da folgten dann Tage der Erholung, aber keineswegs eitler Muße; denn Pater Raimond und ſeine beiden Gehülfinnen begannen unverweilt ihre Apoſtelthätigkeit mit Belehren, Unterweiſen und Taufen. Von den dankbaren Indianern mit Lebensmitteln verſorgt, zogen ſie dann weiter ihrem Ziele zu. Die Nacht entſchädigte durchaus nicht für die Mühen des Tages. Nachdem die kärgliche Abendmahlzeit verzehrt war, die zumeiſt aus einem knappen Maß indianiſchen Korns mit Waſſer vermiſcht oder einem Stück Wildpret beſtand, lagerte man ſich auf den Felſenboden. Aber nie überließ man ſich dem, durch das Geſchrei und Geheul der wilden Thiere oft genug geſtörten Schlafe, nie erhob man ſich von der harten Lagerſtätte, ohne dem Allmächtigen durch Gebet und Geſang den ſchuldigen Dank für die Erhaltung des Lebens während der Gefahren bei Tag und Nacht dargebracht zu haben. Wie feierlich ſchallten dieſe heiligen Hymnen über Wald, Fluß und See! Die armen Dulder ſelbſt ſchöpften neuen Troſt aus den Klängen, welche ihre Bruſt erzeugte. Aber ſelbſt dieſe beſchwerliche Reiſe hatte ihre Reize, für die Gabriele keineswegs unempfänglich war. Schon die Freiheit im Gegenſatz zum früheren Kloſterleben war ein Gewinn; der Anblick dieſer majeſtätiſchen Natur, dieſer ſtolzen Wälder, die Fahrten auf den ſpiegelklaren Fluthen der Flüſſe und Seen, die Jagden ſelbſt, bei welchen ſich Gabriele trotz einem abmahnenden Lächeln des Paters und zum unermeßlichen Erſtaunen Fleurettens und der Anderen mit Geſchick und Erfolg betheiligte, waren herrliche, lang entbehrte, mit Wonne genoſſene Freuden.

Nach einer langen mühſeligen Fahrt erreichten die Wanderer endlich ihr Ziel, welches ihnen durch einigen Anbau des Bodens ſchon von ferne kenntlich war. Die Station St. Joſeph lag nordweſtlich vom See Toronto nahe am Ufer des Sees Iroquois, der eigentlich nur eine Bai des Huronenſees iſt. Ihre Entſtehung verdankte ſie dem Eifer der frommen Väter Jeſu, welche in den nächſten Jahren nach der zweiten franzöſiſchen Beſitzergreifung von Kanada, zwar gering an Zahl, Pater Raimond erwiederte einige paſſende Worte, in welchen er ſich und ſein Werk der Gunſt des großen Königs Grinnar-Bär empfahl, und überreichte ihm als Geſchenk eine koſtbar gearbeitete Flinte. Umſchwärmt und freudig begrüßt von gutmüthig neugierigen Weibern und Kindern, wurde er darauf mit ſeinen Begleiterinnen zu der Wohnung ſeines Vorgängers geführt, welche dicht an der hölzernen, dem h. Joſeph geweihten Kapelle lag. Bevor der Jeſuit an die Befriedigung ſeiner körperlichen Bedürfniſſe dachte, betrat er mit den beiden Mädchen das kleine Gotteshaus, ſank vor dem Altare auf die Knie nieder und ſprach ein langſames feierliches Gebet, in welchem er dem dreieinigen Gott und den Heiligen für gnädigen Schutz auf der Reiſe dankte und ihnen die Seele ſeines Vorgängers anempfahl.

Eine Mahlzeit aus Wildpret, Fiſch und Maisbrei wartete ihrer in dem Wohnhauſe, in welchem die Pietät der Huronen nicht die kleinſte Spur von dem Aufenthalte des früheren Seelenhirten vertilgt hatte. Gabriele und Fleurette erkannten beim Eſſen ſogleich, daß für ihre auf Unterweiſung der Frauen gerichtete Wirkſamkeit ein weites Feld offen ſtehe.

Das Leben auf der Miſſionsſtation war unendlich einfach und doch entbehrte es keineswegs alles Reizes und aller Abwechſelung. Gabriele's und Fleurette's Thätigkeit erſtreckte ſich auf den Unterricht und die Ausbildung der Frauen und Kinder; und ſie gaben ſich unſägliche Mühe, dieſe armen Geſchöpfe dem Schmutze und Elende und der geiſtigen Verkommenheit zu entziehen, aber alle ihre Anſtrengungen ſcheiterten an der Apathie dieſer Menſchen. Die beiden Mädchen geriethen endlich auf den Gedanken, die unverbeſſerlichen Frauen, mit Ausnahme einiger Wenigen, welche ſich gelehriger und empfänglicher zeigten, ihrer Unwiſſenheit zu überlaſſen und ihre Bemühungen auf die erwachſenen Mädchen und die Kinder beiderlei Geſchlechts zu beſchränken. Um ihren Unterricht beſſer koncentriren zu können, zogen ſie in eine geräumige Hütte ein, in welcher ein Theil ihrer Zöglinge, der bei den Eltern nur Störung im Unterricht erfuhr, ebenfalls Wohnung fand, und ahmten nun das Leben im Mutterhauſe ihrer Geſellſchaft in Quebek nach. Dieſe Einrichtung bewährte ſich als gut, und die beiden Lehrerinnen genoſſen die Freude, manchen Erfolg ihrer Arbeit zu ſehen. Freilich wurde dies Vergnügen bei Gabrielen mit der Zeit mehr und mehr getrübt, je mehr ſie ſich aus dem Zuſtande geiſtiger Befangenheit, in welchen ſie durch ihre Kataſtrophe gerathen war, herausarbeitete. Der Aufenthalt unter den Miſſionären in Quebek hatte ſie zuerſt der Verzweiflung und einem daraus entſpringenden Stumpfſinne entriſſen; ihre eigene apoſtoliſche Thätigkeit in St. Joſeph heilte ſie allmälig von ihrer geiſtigen Krankheit. Das ging alles ſehr langſam von Statten, aber ſicher. Eine Beobachtung ſchärfte ihren Blick für die andere ein Gedanke führte ſie zu einem Nachdenken. Das Saatkorn religiöſer Aufklärung und reiner Humanität war ihr zu günſtiger Zeit in Alais ins Herz geſenkt worden; eine Zeitlang konnte es wohl von dem üppigen Schlingkraut des Fanatismus, welches auf dem günſtigen Boden ihrer moraliſchen Erniedrigung emporſchoß, überwuchert werden, aber da der friſche Luftzug des Lebens dieſen Moraſt zu trocknen anfing, verlor auch die in ihm wurzelnde Pflanze die Kraft. Das Saatkorn bekam Raum und keimte auf. Der Zweifel, dieſes belebende und erfriſchende Element, das Salz des geiſtigen Lebens, beförderte ſein Wachsthum. Gabriele wurde zuerſt bei dem Religionsunterrichte, welchen ſie den Kindern zu ertheilen hatte, nachdenklich. Derſelbe beſtand nach der Anordnung des Jeſuiten in Erzählungen bibliſcher und Heiligengeſchichten, mit Betrachtungen verbunden, wie ſie dem jugendlichen Alter und dem Auffaſſungsvermögen der Schüler angemeſſen ſchienen. Wie anders war der würdige Benoit nicht verfahren! Auf alles Beiwerk verzichtend, hatte er die Stimme Gottes in der Bruſt ſeiner Schüler, die Vernunft, geweckt; Pater Raimond ſuchte ſie vollends zu erſticken, zu bewältigen. Ihr Gefühl fing an ſich zu ſträuben, daß ſie Dinge, gegen welche ſich ihre Vernunft auflehnte, als unbedingte göttliche Wahrheit hinſtellen ſollte, ihre bittere Verlegenheit wurde häufig durch die naiven Aeußerungen des Zweifels von Seiten ihrer Zöglinge vergrößert. Aber auch ihr Verſtand empörte ſich gegen dieſe Art der Unterweiſung. Was nützte dieſen halbwilden Menſchen hier die Kenntniß der Verhältniſſe in Paläſtina, von welchem ſie doch niemals eine richtige geiſtige Anſchauung erhalten konnten, der wunderbaren Sagen, an welchem dieſe einfachen Menſchen oft ſelbſt Anſtoß nahmen? War es nicht beſſer, man reinigte und hob ihre eigenthümlichen religiöſen Vorſtellungen, als daß man ihnen jenes fremde orientaliſche Element einzuimpfen ſuchte, welches ſich doch nie mit ihrem amerikaniſchen Weſen amalgamiren konnte? Solche Gedanken und Fragen beſchäftigten die junge Heidenbekehrerin oft und viel. Gleich in den erſten Tagen ihrer Ankunft in St. Joſeph war der Keim zu ſolchen Betrachtungen in ihre Seele gelegt worden. Der unbewußte Drang der Eingebornen, das ihnen aufgedrungene fremde Element zu ihrem Eigenthume zu verarbeiten, hatte ſich ihr, auf eine ihr religiöſes und äſthetiſches Gefühl ſehr verletzende Weiſe, geäußert. Mitten im Dorfe war ein großes Krucifix aufgerichtet, um welches die Bewohner regelmäßig unter der Leitung ihrer geiſtlichen Vorſteher Metten und Vesper abſangen. Das aus Holz gearbeitete Bild des Heilandes war auf eine äußerſt geſchmackloſe Weiſe mit Vogelfedern aufgeputzt, welche die Indianer zum Schmucke aller ihnen ehrwürdigen Dinge anwenden. Der leidende Chriſtus war zum leidenden Indianer geworden in der Vorſtellung der Einwohner, und ſie hatten dies auch äußerlich bethätigt. Gabriele wurde beim erſten Anblicke dieſes ſonderbar ausſtaffirten Bildes ſehr betroffen und nachdenklich; ſie hatte freilich nicht gewußt, daß körperliche, ſinnlich dargeſtellte Götter ſich ſtets den Ländern und den religiöſen Vorſtellungen, welche dort vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heiterer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

Platen, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. geh. 12 gr. oder 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. Rthlr. 1. 18 gr. od. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indiſche Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche, vermieden iſt, ſo daß ſie als eine innige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger, aber lieblichſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtung, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Schopenhauer, Johanna, Erzählungen. Acht Theile. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Auf Velinpap. Rthlr. 10. 20 gr. oder fl. 19. 24 kr. Auf Druckpap. Rthlr. 8. od. fl. 14.

Schopenhauer, Johanna, Novellen. Zwei Theile. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. oder fl. 4. 48 kr.

— — neue Novellen. Drei Theile. Rthlr. 3. oder fl. 5.

herrſchen, zu accomodiren pflegen. Es berührte ſie dabei unangenehm, mit welcher Geſchmeidigkeit ſich Pater Raimond oft den unter ſeinen Zöglingen waltenden Vorurtheilen fügte, nur um ſie zu gelegener Stunde für ſeinen Zweck zu nutzen. Er ſchmeichelte zum Beiſpiel der Nationalfeindſchaft, welche zwiſchen den Huronen- und Irokeſenvölkern beſtand, indem er ſeinen Zöglingen die letzteren, welche Freunde der Neuengländer waren, als Ketzer und ewig Verdammte darſtellte. Das alles gefiel Gabrielen nicht, je mehr ſie wieder eine ſelbſtſtändige und ſelbſtbewußte Stellung ihrer Umgebung gegenüber einnahm.

Auf der anderen Seite war wieder Vieles, was ſie tief rührte. Was waren doch dieſe Jeſuiten für wunderbare Leute! Pater Deſaix, der frühere Miſſionär war, wie ſie erfahren hatte, umgekommen, weil er trotz allen Abmahnungen und Bitten ſeiner Beichtkinder bei einem entſetzlichen Winterſturme von der Miſſionsſtation aufgebrochen war, um nach dem mehrere ſtarke Tagereiſen entfernten Fort zu wandern und die Beichte der dortigen Beſatzung anzunehmen. Und er war keineswegs blind gegen die drohende Gefahr geweſen, da er eine Begleitung ausgeſchlagen, um ſie derſelben nicht auszuſetzen. Welchen raſtloſen unermüdeten Eifer bewies nicht Pater Raimond um den chriſtlichen katholiſchen Glauben in dem Herzen dieſer Naturmenſchen zu wecken und zu ſtärken! Keine Anſtrengung war ihm zu groß, keine Mühe zu ſchwer, um ſie zu guten gläubigen franzöſiſchen Unterthanen zu machen. Wenn dann dieſe in ihren Hütten ſich längſt der Ruhe hingegeben hatten, lag Pater Raimond, wie Gabriele ſelbſt beobachtet hatte, vor ſeinem Krucifixe und geißelte ſich, was er zu wiederholten Malen an jedem Tage that, und flehte Gott und ſeine Heiligen in brünſtigem Gebete an, ihn bald den höchſten irdiſchen Lohn zu gewähren, den Märtyrertod.

Dann lag wieder etwas unendlich Ergreifendes in der Art, wie man dieſe nackten halbwilden Menſchen den gebildeten ganz gleichſtellte im Bezug auf die Tröſtungen und Heilmittel der Religion. Dieſe Gleichſtellung des einfältigen kindlichen Geiſtes mit den gebildetſten der europäiſchen Nationen iſt ein großartiger Zug der katholiſchen Kirche und ihrer Prieſter. Zeigte ſich der halbnackte oder zerlumpte Hurone zerknirſcht über ſeine Sünden, war er den Vorſchriften der Religion treu und gehorſam, ſo erhielt er mit den Worten des Segens von Pater Raimond die geweihte Hoſtie, den Leib des Herrn, die höchſte Gabe der Kirche, welche ſein Ordensbruder la Chaiſe ſeinem ſündhaften königlichen Beichtſohn oft verweigerte. Verdroß es zuweilen Gabrielen, wenn der Miſſionär ſich den irrigen Vorſtellungen der Eingeborenen zu ſehr anſchmiegte, ſo ließ ſich auf der anderen Seite wieder nicht verkennen, daß er durch dieſe Methode wieder viel nützte und gewann. Da der größere Theil dieſer Indianerſtämme ein äußerſt mühſames Jägerleben in den Wäldern führt, welches ſie allen Schreckniſſen einer ſtiefmütterlichen Natur ausſetzt und ihrem Weſen eben jenen ernſten Charakter ausdrückt, welche Vorſtellung konnte für dieſe Leute tröſtender und angenehmer ſein, als die einer ewigen Ruhe in den paradieſiſchen Gefilden, wo der Aufenthalt für ihre Neigung zum Feierlichen und Geheimnißvollen nach den phantaſievollen Berichten ihrer Bekehrer ſo entſprechend war? Die Krieger ſuchte man von ihrer barbariſchen Grauſamkeit durch den Hinweis auf den Zorn Gottes zu zähmen, welcher den Uebertretern ſeiner Gebote ein ewiges Feuer bereite, hundertmal qualvoller als alle Flammen, mit welchem die feindlichen Mohawks ihre Gefangenen zu peinigen pflegten.

Solche Gedanken und Beobachtungen kamen Gabrielen nicht auf einmal; ſie waren das Erzeugniß vieler Wochen und Monate. Sie lebte während dieſes geiſtigen Prozeſſes ſtets ihren Obliegenheiten, welche ſie nach ihrer jeweiligen Stimmung mit mehr oder weniger innerer Luſt verrichtete. Es ergab ſich dabei ſchier von ſelbſt, daß ſie ſich der Sprache der Eingeborenen bemächtigte, welche Fertigkeit ihr ein großes Uebergewicht über dieſelben ſicherte.

Was die Thätigkeit des Paters Raimond betraf, ſo war ſie nicht weniger vielſeitig als die ſeiner beiden Gehülfinnen. Mit Tagesanbruch beſuchten die Glieder ſeiner geiſtlichen Heerde, ſauber in ein großes Nachfell oder in ein aus mehreren Fellen zuſammengenähtes Kleid gehüllt, die Kirche. Dieſer Anzug war, beiläufig bemerkt, ein Gegenſtand tiefen Nachſinnens und ernſter Sorge für die Nadel gewandte Fleurette; lebendig und in allem Zauber der Erinnerung trat vor ihre kaſteite

Seele Herr Jacquinet, der geſchickte Bekleidungskünſtler mit allen ſeinen ſchönen Plänen für Humaniſirung der Wilden; im Stillen wünſchte ſie ſich, den kleinen liebenswürdigen Mann in der Nähe zu haben, vielleicht nicht bloß, um Kleider für die Huronen zu machen.

Der würdige Prieſter gab dann der verſammelten Gemeinde in ſeiner eigenthümlichen gewinnenden, ſich zur Bildungsſtufe der Leute herablaſſenden Weiſe Unterricht in den Fächern, deren Kenntniß ihnen zur Erleichterung ihres rauhen mühſeligen Lebens nöthig und wünſchenswerth war. Einige Lobgeſänge auf Gott und die Heiligen ſchloſſen den Unterricht. Hierauf folgte die heilige Meßhandlung, bei welcher die Männer auf der einen, die Weiber auf der anderen Seite ſtanden. Nachdem die Verſammlung entlaſſen war, beſuchte der Pater die Kranken im Orte, wobei ihn wenigſtens eine ſeiner Gehülfinnen begleitete. Die barmherzigen Schweſtern in Quebek waren neben anderen für ihren Erzieherberuf nothwendigen Kenntniſſen auch in der Heilkunde unterrichtet worden, weil die Jeſuiten aus guter Erfahrung wußten, daß einige Tropfen ſchmerzlindernder Arznei mehr zu ihren Erfolgen beitrugen, als Ströme chriſtlicher Beredtſamkeit. Der Arzt und Prieſter mußten in dieſem Lande vereinigt ſein, wenn ein Reſultat erzielt werden ſollte. Nachmittags verſammelte ſich die Gemeinde aufs neue zum Beſuche einer Prüfung und Erklärung des Katechismus. Alle ohne Unterſchied des Geſchlechtes und Alters wurden abgefragt. Abends vereinigte man ſich zu belehrenden Unterhaltungen, zu

Gebet und Geſang aufs neue und oft bis ſpät in die Nacht hinein erſchallten die feierlichen Melodien religiöſer Geſänge.

An Sonn- und Feiertagen hielt Pater Raimond eine Predigt. Sonnabend und Sonntag waren die zur Beicht und Kommunion beſtimmten Tage; jeder neue Chriſt genoß den Leib des Herrn zweimal des Monats. Nur dann erlitt dieſer regelmäßige Gang eine Unterbrechung, wenn der Pater von Zeit zu Zeit nach dem Fort reiſte, um den religiöſen Bedürfniſſen der dortigen Beſatzung zu genügen.

Es iſt bereits angedeutet worden, daß Gabrielens körperliche Schönheit wieder herrlich aufgeblüht war, und es fehlte ſelbſt in dieſer Wildniß nicht an einem Bewunderer derſelben, der zwar nicht zu den lauten gehörte, aber deſto inniger fühlte. Es war dies jener junge Fürſt der Huronen, welcher beim Empfange des Miſſionärs und ſeiner Begleiterinnen mit ſeinem Vater zugegen und thätig geweſen war. Kühner-Falk, ſo hieß er, war unſtreitig ein wohlgebildeter Mann; ſeine regelmäßigen Geſichtszüge verriethen Intelligenz, und er war auch unſtreitig einer der gebildetſten ſeines Stammes. Seine Bildung war freilich eine oberflächliche wie ſie der Umgang mit den Miſſionären geben konnte; er kannte den Katechismus recht gut, antwortete paſſend auf die ihm vorgelegten Fragen, und Pater Raimond zählte ihn zu ſeinen beſten Schülern. Nur zu oft aber verrieth eine naive Aeußerung, eine unbedeutende Handlung, wie wild und roh ſeine innere Natur trotz der angelernten Bildung ſei. Er näherte ſich Gabrielen ſchon in den erſten Wochen ihrer Ankunft mit einer gefälligen Zutraulichkeit und wohnte oft Stunden lang, ohne ein Wort zu reden, dem Unterrichte bei, welchen ſie ihren Schülerinnen ertheilte. Auf ſein Verlangen erzählte ſie ihm öfters von den Helden des alten Teſtamentes, von Simſon, den Makkabäern, Gideon; ſolche Geſchichten von Kämpfen und Schlachten ſchienen ſeine Theilnahme am meiſten zu erregen. Seine ſchwarzen Augen, die er ſtarr auf die Erzählerin geheftet hielt, funkelten dann, und ſein rothbraunes Geſicht zeigte einen erſchreckenden Ausdruck von Wildheit.

Eines Tages, als ihm Gabriele von der Heldentugend des Hirtenſohnes David und von ſeiner rührenden Freundſchaft zum Königsſohne Jonathan geſprochen, ſagte Kühner-Falk, der nach der Art ſeines Volkes in tiefem Schweigen der Erzählung zugehört hatte: „Ihr weißen Leute ſeid tapfer, klug und wißt mehr als der rothe Mann. Aber doch weiß ich dir auch etwas zu erzählen, woraus du erkennen wirſt, daß auch wir verſtehen, Gutes zu thun und für unſere Freunde zu leiden. Lange zuvor, ehe ich geboren wurde, lebte ein großer Krieger unter unſerem Volke, deſſen Name war Ahaſiſtari. Schwer traf ſein Tomahawk die Schädel unſerer Feinde, weithin durchbohrten ſeine gefiederten Pfeile ihre Herzen, und ſein Wigwam hing voll vom Schmucke ihrer Kopfhäute. Aber ſo mächtig und gefürchtet er ſich ſah, erkannte er, daß es noch einen Mächtigern gab, als er war; keinen Mohawk, keinen Onondaga, Seeaca oder einen von den anderen Irokeſen, ſondern einen mächtigen großen Geiſt, der oft die Axt und die Pfeile der Feinde von ſeinem Leibe abgewehrt. Er ſuchte ihn viele Jahre emſig im Walde und in der Heide, aber nimmer konnte er ihn finden. Da kamen die Väter mit den bleichen Geſichtern und den dunklen Kleide in das Land der Wyandots; ſie ſagten Ahaſiſtari, was er nicht wußte; daß jener Geiſt auf Erden, wo er einſtens in Menſchengeſtalt gewandelt, gelehrt, gelitten und ſchmählich geſtorben, nirgends zu finden ſei, ſondern daß er im Himmel in ſeiner Glorie throne inmitten zweier anderen Götter, die mit ihm Eines ſeien, und daß ſein Name Jeſus heiße. Alle Menſchen aber, mag ihre Haut weiß oder roth ſein, welche fromm und in ſeiner Furcht leben, betrachtet er als ſeine Kinder und nimmt ſie nach ihrem Tode zu ſich in ſein Himmelreich, wo ewige Ruhe und Freude ihrer warteten. Das alles erfuhr Ahaſiſtari, und er glaubte es gern, da ihm eine Stimme in ſeiner Bruſt ſagte, es ſei wahr. Er ward in den Bund der Chriſtenheit aufgenommen, für welchen er viele rothe Männer gewann und rief dann, indem er ſeine berühmte Streitaxt ſchwang: Wir wollen kämpfen, bis die ganze Welt an Chriſtum glaubt.

Mit ſeinen Kriegern, welche er für das Himmelreich gewonnen hatte, geleitete und ſchützte er die Väter, welche im Lande umherzogen, um den unwiſſenden rothen

Mann zu unterrichten. Einſt fuhr er auf vielen Kanoes mit einem derſelben auf dem breiten Fluſſe von der Stadt herauf, in welche der große Krieger eueres Stammes wohnt. Ahaſiſtari entdeckte bei Tagesanbruch die Spuren der grimmigen Bären, der Mohawks. Es können bloß drei Kanoes ſein, ſagte er, es iſt nichts zu fürchten. Aber Jeſus hatte ihm den Blick geblendet, da er ihn in ſein Himmelreich aufnehmen wollte. — Die Feinde brachen aus ihrem Hinterhalte hervor, wo ſie ſchon lange auf unſere Leute gelauert hatten, und griffen die Kanoes an. Dieſe ſchöpften Waſſer; ein Theil der Unſeren ſchwamm ans Ufer und gewann ein Verſteck. Aber der bleiche Vater war in die Hände der Mohawks gefallen, da er ſich nicht entſchließen konnte, ſeine rothen Freunde ungetauft ſterben zu laſſen. Als Ahiſiſtari erfuhr, wie dem Vater geſchehen war, ging er vor aus ſeinem Verſtecke und überlieferte ſich ſeinen Feinden, um mit jenem zuſammen zu ſein. Er ſagte zu ihm: Mein Bruder, ich habe dir geſchworen, dein Schickſal zu theilen, es ſei Tod oder Leben; hier bin ich, um meinen Schwur zu halten.

Seine Feinde verdammten ihn mit zwei ſeiner Krieger zum Feuertode, aber er lachte ihrer Wuth, hatte ihm doch ſein Freund verſichert, daß ſeine Seele vom Holzklotze zu Jeſus in den Himmel aufſchwebe.

„So hielt Ahaſiſtari die Treue,“ ſchloß der junge Indianer ſeine Erzählung. „Er genießt nun die ewige Ruhe und Freude, und ſein Name wird ewig ſtrahlen, ſo lange es noch rothe Leute in dieſem Lande giebt.

Ich aber bemühe mich zu leben und zu ſterben wie er. Aber ſein Tod iſt noch immer nicht hinlänglich im Blute der Feinde gerächt. Wehe, daß die Huronen in ſo manchen Kämpfen unterliegen mußten, daß ihre tapferen Krieger unter der Mordaxt gefallen ſind! Aber Kühner-Falk hat geſchworen, den Ruhm ſeines Volkes wieder herzuſtellen, und er wird ſeinen Schwur halten."

Gabriele betrachtete mit Theilnahme den jungen Krieger, deſſen Augen blitzten und in deſſen Körperbewegung ſich deutlich die Leidenſchaft ausdrückte, die ihn verzehrte.

Kühner-Falk erzählte noch öfter von den Heldenthaten ſeiner Nation, wie er ſich denn überhaupt in der Geſchichte derſelben ſehr bewandert zeigte. Dieſe Erzählungen waren meiſtens ſehr einförmig, ſie berichteten von den unmenſchlichſten Greueln, welche die feindlichen Indianerſtämme gegen einander verübten, und die nur in ſofern von Intereſſe für Gabrielen waren, als ſie daraus erkannte, daß es unendlich ſchwer, ja vielleicht unmöglich ſein werde, dieſe wilden Horden jemals zu einer Geſittung zu bringen, da ein vierzigjähriger Umgang mit den Franzoſen ſelbſt bei den Gebildetſten unter ihnen einen ſo geringen mildernden Einfluß ausgeübt habe.

Kühner-Falk ſuchte ſich bei der von ihm ſo hoch verehrten Dame möglichſt beliebt zu machen; er brachte ihr von ſeinen Streifzügen ſtets etwas mit, und Gabriele ſah ſich bald im Beſitze der köſtlichſten Pelze, wie ſie ſelbſt Königinnen in Europa nicht erhalten.

Die treuherzige Zuneigung des jungen Indianers erfreute ſie, und ſie dachte ſich in ihrer Argloſigkeit nichts dabei, um ſo mehr, da jener ſeine Geſchenke ſtets im Namen ſeines Vaters überreichte. Obgleich Kühner-Falk einige Jahre älter ſein mochte wie ſie ſelbſt, hatte ſie ſich daran gewöhnt, ihn wie ein Kind zu betrachten, das zwar an Körper erwachſen, aber an Geiſt zurück ſei.

Sie glaubte daher aus den Wolken zu fallen, als eines Tages Fleurette mit ſchalkhaften Lächeln zu ihr ſagte: „Man muß euch Glück wünſchen. Ihr ziehet immer das beſte Loos, freilich verdient ihr es auch. Der ſchönſte und vornehmſte Kavalier liegt zu euern Füßen.“

„Was meint ihr, Fleurette?“ fragte Gabriele erſtaunt.

„Nun bei allen Heiligen!“ erwiederte die bekehrte Griſette ihrerſeits verwundert. „Der rothe Prinz Kühner-Falk verzehrt ſich ſeit vielen Monden faſt in Liebe zu euch; nie kehrt er hier ein, ohne euch ein Zeichen ſeiner Zuneigung zu überbringen; iſt er hier, verfolgt er euch auf jeden Schritt und Tritt und iſt Stunden lang in euerm Anſchauen und in ſeinen zärtlichen Gedanken verſunken. Und ihr merket von alledem nichts? Das iſt in der That einzig.“ Und Fleurette lachte recht leichtfertig griſettenmäßig.

„Aber Fleurette!“ rief Gabriele, nachdem ſie ſich von ihrem tiefen Erſtaunen etwas erholt hatte. „Was redet ihr für tolles Zeug? Wo habt ihr euere Gedan-

Dieſe 5 Bände Novellen ſind neu und noch nicht in der Geſammtausgabe aufgenommen.

Serrius, Dr. A., Eloa. **Weiheſtunden der Andacht und des Gebets. Mit 1 Kupfer von Fleiſchmann. Geh. 12 gr. oder 48 kr.**

Dieſes Werkchen athmet die reinſte Gottesfurcht, und ſpricht dieſe in poetiſchen und melodiſchen Klängen aus, ſo daß neben der Erhebung des Gemüths auch die Bildung des Geiſtes gefördert wird.

Shakspeare, **William, The Plays. Vol. I. Containing:** ***The Merchant of Venice.*** **12. geh. 8 gr. oder 36 kr.**

— — Vol. II. Containing: King *Lear*. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

— — Vol. III. Containing: *Hamlet,* Prince of Denmark. 12. geh. 8 gr. oder 36 kr.

Starkloff, L., Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Stelldichein im Tivoli, das, oder Schuſter und Schneider als Nebenbuhler. Localpoſſe mit Geſang in zwei Acten. Vom Verfaſſer des „alten Bürgercapitain." Geh. 12 gr. od. 15 kr.

Storch, L., die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbeſſerte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 3.

— — **die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. 3 Theile.** Rthlr. 1. 20 gr. oder fl. 8. 21 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. oder fl. 3.

Thümmels, H. W. v., nachgelaſſene Aphorismen, aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen. **Elyſium und Tartarus.** Eine Fantasmagorie. Nebſt des Verfaſſers Biographie. Geh. 21 gr. od. fl. 1. 30 kr.

ken? Der junge Häuptling mich lieben? Mich, ſagt ihr? Nein, der Scherz geht zu weit."

„Ich weiß, was ich weiß," entgegnete Fleurette und wiegte ihr Köpfchen entſchieden hin und her. „Wollt ihr es für Scherz nehmen, ſteht es euch frei; ich halte es für Ernſt. Der mürriſche Kühner-Falk ſieht mir wie alle ſeine Landsleute auch gar nicht aus, als trieb er viel Scherz. Nein, nein, es iſt Ernſt; ihr habt das Glück, den ſchönſten und geſcheidſten von der Nation der Huronen, einen wahren Don Juan unter den Damen ſeines Volkes, in euerm Netze gefangen zu haben."

„Aber wie kommt ihr nur zu dem Unſinn," fragte Gabriele, von der Mittheilung und dem Weſen ihrer Mitſchweſter beluſtigt. „Wer hat euch denn das alles geſagt?"

Vergnügt lachend hielt Fleurette ihren kleinen Finger in die Höhe. Kopfſchüttelnd wandte ſich Gabriele ab.

„Ach!' rief die muntere barmherzige Schweſter. „Ihr freilich lebt in euerer Heiligkeit hin und hört nichts und ſeht nichts. Aber wozu hat man denn ſeine Augen und Ohren? Seit dem ich aus dem verwünſchten Kloſter in Quebek bin, hab' ich von dieſen meinen Körpertheilen wieder den gehörigen Gebrauch gemacht, und ich habe ſo viele niedliche Dinge gehört und geſehen, von denen ihr und der hochwürdige Pater euch gar nichts träumen laßt. Gewiß, verlaßt euch darauf, Prinz Kühner-Falk denkt ernſtlich daran, euch in ſeine väterlichen Hallen heimzuführen."

„Heimzuführen!“ wiederholte Gabriele. „Aber bedenkt doch, Fleurette, wer wir ſind. Sind wir nicht die Glieder einer religiöſen Genoſſenſchaft, deren erſte Bedingung doch Eheloſigkeit iſt?“

„Aber wer ſagt euch das?“ warf Fleurette ein. „Habt ihr gelobt, ehelos zu bleiben? Nein, ihr habt nur geſchworen dem hochwürdigen Orden Jeſu gehorſam zu ſein in allen Stücken. Hört, ich will euch etwas erzählen. Als wir damals von Quebek abreiſten, war ich etwas verſtimmt. Zwar that mir der Abſchied aus dem finſteren Hauſe nicht allzuleid, aber die Ausſichten auf den Weg und mein künftiges Leben waren doch noch weniger reizend. Von allen den Beſchreibungen, welche ich über den Aufenthalt in dem Lande gehört hatte, war mir himmelangſt geworden. Die dicke liebenswürdige Dame Bourdon hatte ſich auch im Hafen eingefunden, um uns abreiſen zu ſehen; ihr habt ſie vielleicht ganz überſehen, was allerdings ſchwer war. Als ich nun ſo verdrießlich daſtand flüſterte ſie mir ins Ohr: Tröſte dich, mein Hühnchen. Trotz deinen grauen Kleidchen kriegſt du doch einen Mann, iſt's kein weißer, thuts auch ein rother; ſpricht er nicht franzöſiſch, ſo züngelt er huroniſch; die Liebe verſteht alle Sprachen. Deshalb ſei getroſt, ich habe ein Vögelchen ſingen hören; ihr kommt doch noch alle an den Mann. Und das glaub' ich auch, und ihr macht hier den Anfang,“ ſchloß Fleurette ihre Argumentation.

„Und auf das Geſchwätz jenes einfältigen Weibes bin, welches nichts weiter im Kopfe hat als Heirathen ſtiften, ſtützt ihr euere Behauptung?“

„Nein, die ſtütze ich auf meine Augen und Ohren,“ erwiederte Fleurette etwas ſchnippiſch. „Was ich erzählt habe, ſollte nur zu euerer Unterhaltung dienen. Ihr wollt nichts hören und nichts ſehen; mir kann das ganz recht ſein. Ihr werdet bald genug von Pater Raimond hören, wie ſehr er ſich über euer inniges Verhältniß zu dem rothen Prinzen freuet.“

„Mein Gott! ich kann es mir gar nicht denken,“ ſagte Gabriele kopfſchüttelnd. „Eine gebildete Franzöſin einen Wilden heirathen; der Gedanke iſt ſchrecklich.“

„Aber warum?“ fragte Fleurette naiv. „Wenn ich keinen Weißen bekommen könnte, würde ich mit Freuden ſelbſt einen Schwarzen nehmen, vorausgeſetzt, daß ſeine Naſe nicht zu platt wäre. Aber dieſe Rothen ſind ſehr ſchöne Leute, ſtark, gewachſen wie die Tannen, ſprechen ſie ganz leidlich franzöſiſch. Was will man mehr? Heirathen doch Franzoſen indianiſche Weiber, warum ſollten wir nicht indianiſche Männer nehmen können? Die weiße Farbe dominirt doch immer; die Frau muß Herr im Hauſe ſein. Und denkt euch, welche angenehme Mühe, einen ſolchen Bären zu zähmen! Jeder Tag bringt euch neues Vergnügen, wenn ihr beobachtet, welche Fortſchritte euer Gatte in der feinen Bildung gemacht hat. Herr Jacquinet mit ſeinen Bekleidungsplänen und Herr Comtois mit ſeinen Reinigungsabſichten wären allerdings ſehr am Platze.“

Gabriele fand kein Gefallen an dem leichtfertigen

Geſchwätze und verſuchte über die Mittheilung Fleurettens zu lachen; aber eine gewiſſe Unruhe, welche ihre Unbefangenheit ſehr beeinträchtigte, war doch zu Folge derſelben zurückgeblieben.

Sie beobachtete in der nächſten Zeit ihre Umgebung mit ſcharfem Blicke, konnte aber durchaus nichts entdecken, was Fleurettens Angabe beſtätigt hätte. Sie kam endlich dahin, die ganze Sache für einen unpaſſenden Scherz des leichtſinnigen Mädchens zu halten. —

Mehrere Wochen nach jener Unterredung, als Gabriele dieſelbe beinahe vergeſſen hatte, war ſie nach dem Sonntagsgottesdienſte mit dem Pater Raimond allein in der Kapelle zurückgeblieben, um ihn beim Ordnen der heiligen Geräthe behülflich zu ſein. Beide unterhielten ſich über die Verhältniſſe ihrer Miſſion; und Pater Raimond äußerte ſeine Befriedigung über den guten Geiſt, welcher unter den Eingebornen herrſche.

„Meine theuere Tochter,“ ſagte er nach einer Pauſe in der Unterhaltung plötzlich in feierlichem Tone. „Ich darf euch wohl vom Herzen beglückwünſchen, denn die Zeit iſt gekommen, wo ihr eueren ſchönen Beruf auf Erden, euch für die Mutter Kirche und für das Wohl Frankreichs zu opfern, erfüllen ſollt.“

Gabriele horchte hoch auf.

„Ihr lebt lange genug in dieſem Lande,“ fuhr der Geiſtliche fort, um eingeſehen zu haben, daß die Macht und Geltung Frankreichs in Kanada einzig auf dem guten Einvernehmen beruht, welches wir mit den Eingebornen unterhalten. Wie konnte dies beſſer geſchehen, als wenn wir dieſe mit uns in Hinſicht der Bildung, des religiöſen Glaubens und der bürgerlichen Stellung auf dieſelbe Stufe zu heben ſuchten. Es iſt uns dies unter dem beſonderen Beiſtande Gottes und ſeiner Heiligen in einzelnen Fällen gar vortrefflich gelungen. Wir zählen unter unſern amerikaniſchen Mitbügern Männer, die ſich durch Innigkeit und Reinheit des Glaubens auszeichnen und in Wahrheit manchen Franzoſen in dieſen Stücken tief beſchämen könnten. Als ein Muſter in dieſer Beziehung führe ich euch den wackeren Kühner-Falk an, ihr werdet Gelegenheit genug gehabt haben, die vortrefflichen Eigenſchaften ſeines Herzens kennen und würdigen zu lernen, da er immer eine große Anhänglichkeit an euch bewieſen hat. Wir ſind es nun einerſeits dem wackeren Häuptlinge ſelbſt, auf der anderen Seite unſerer heiligen Kirche und dem Könige ſchuldig, dieſe Gefühle der Loyalität und Zuneigung, zu erwiedern, um ihn ſo recht klar vor ſeinen Landsleuten und Untergebenen auszuzeichnen und durch den ihm erwieſenen Vorzug, jene zu gleichen Gefühlen gegen uns anzuregen. Nach allen Erfahrungen läßt ſich nur auf dieſem Wege eine erfolgreiche Ausbreitung unſeres Glaubens und unſerer Herrſchaft erwecken.“

Der Vater hielt hier verlegen inne. Gabrielen drängte ſich vor Beſtürzung das Blut nach dem Herzen, da ſie mit einem Male klar erkannte, daß Fleurette damals doch recht geredet, daß die hochwürdigen Väter wirklich die Abſicht hegten, ſie zur Erreichung ihrer Zwecke einen Wilden hinzugeben. In dem Augenblicke dieſer furchtbaren Erkenntniß ſah ſie aber auch zugleich ein, daß die mögliche Rettung allein auf ihrer Entſchloſſenheit und Kraft beruhe, da ſie ganz allein ſtand, und ſie griff nach dem ſtets wirkſamen Mittel, welches die Natur dem Weibe gegeben hat, zur Verſtellung und Liſt. Mit einem Male ſank der Nebel von ihren Augen, der ihr den klaren Blick bis jetzt getrübt hatte; ſie ſah ein, was ſie durch ihre rückſichtsloſe Hingabe geworden war, ein Werkzeug in den Händen der klugen Väter von der Geſellſchaft Jeſu.

„Ich habe den jungen Mann, von dem ihr redet,“ ſagte ſie, „recht lieb gewonnen, und es würde mir unendliches Vergnügen bereiten, ihn glücklich zu ſehen und ſelbſt zu ſeinem Wohlergehen beitragen zu können. Verdient es irgend einer von unſeren eingeborenen Freunden, ſo iſt er es.“

„Wirklich, ihr hegt eine chriſtliche Neigung für ihn, wenn ich euch recht verſtehe?“ rief Pater Raimond erfreut, da er ſich ſo unverhofft über den ſchweren Stein des Anſtoßes hinweg gehoben fühlte. „O wie freut mich dieſes Bekenntniß aus euerm Munde! Und wahrlich ich darf euch doppelt beglückwünſchen, da euere Neigung mit euerer Pflicht zuſammen fällt. In der That, ſo iſt es meine gute Tochter. Unſere Geſellſchaft wünſcht euere Verbindung mit dieſem jungen Häuptlinge, welcher bei ſeinen mächtigen und weithin reichenden Einfluſſe die wichtigſten Vortheile für die Sache Gottes bietet. Es wird nicht ausbleiben, daß euer Vorgang Nachahmung findet; eine Vereinigung und Verſchmelzung unſerer Nation mit den Eingeborenen wird angebahnt, welche dieſen den Gewinn der Seligkeit und Geſittung, uns aber die Gelegenheit verſchafft, die Herrſchaft der Lilien und des Kreuzes immer weiter auszubreiten. Das Blut ſo vieler frommer Märtyrer wird nicht vergebens gefloſſen ſein, und andere werden mit Wonne dem Tode in die Arme ſinken, der ſo ſchöne Erfolge nach ſich zieht. Unſere Aufgabe iſt es ja, für die Kirche und für Frankreich zu ſterben, euere zu leben."

Noch vieles Andere ſprach der Pater in ſeiner chriſtlichen Freude über Gabrielens Bereitwilligkeit und hatte dabei nicht die mindeſte Ahnung, wie wenig ähnlich die Gefühle des Mädchens den ſeinigen waren. Als Gabriele wieder allein war, lief ſie einige Male Gefahr, von den Schreckniſſen ihrer Lage übermannt zu werden, aber ihr Geiſt gewann durch dieſen Sturm wieder an Kraft. Sie überdachte ihre verzweifelte Lage mit einiger Ruhe; ſie ſah keinen anderen Ausweg als die Flucht aus der Miſſion, wenn ſie ſich auch keineswegs die bedeutenden Schwierigkeiten einer ſolchen verhehlte. Aber ſie war entſchloſſen, eher den Tod zu erleiden, als das Opfer jeſuitiſcher Politik zu werden. Aber wohin fliehen? Der nächſte Ort, wo civiliſirte Menſchen wohnten, war das Fort, mehrere Tagreiſen von der Miſſion entfernt. Und was das Wort Tagreiſe in dieſem wilden Lande in ſich ſchloß an Schreckniſſen, Entbehrungen, Mühen und Drangſalen, hatte ſie auf der Herreiſe kennen gelernt. Aber das alles vermochte ſie nun nicht mehr zu ſchrecken; ihr Entſchluß war gefaßt. Sie dachte auch daran, daß ſie ihr Gelübde durch eigenmächtige Entfernung brechen würde, allein in ihren Innern wurde kein Vorwurf laut. Man hatte ſie argliſtig getäuſcht und mit einem Netze umgarnt, zu welchem man die Fäden von ihr ſelbſt entlehnt hatte; ihr Gewiſſen geſtand ihr das Recht zu, dieſes Truggewebe zu zerreißen. Während dieſer Ueberlegung trat oft Menonville's Bild vor ihre Seele, und ſie fühlte die gerechte Vergeltung des Himmels in ihrer jetzigen Verlaſſenheit für die Vernachläſſigung, welche ſie dieſem lieben getreuen Freunde hatte zu Theil werden laſſen, dem einzigen, welchen ſie jetzt in der neuen Welt beſaß, nachdem Pater Raimond durch die letzteren Enthüllungen jeden Anſpruch auf dieſen Namen verſcherzt hatte. Sie begriff ſich ſelbſt und ihre damalige Apathie nicht, welche ſie nicht einmal den Namen und die Lage der Feſtung, in welche Menonville verſetzt worden war, hatte merken laſſen. Es waren ſeitdem freilich faſt vier Jahre vergangen; und die Verbindung zwiſchen den einzelnen Oertern war ſo ſchwierig, daß ihr ſelbſt die Kenntniß von dem Aufenthalte ihres Freundes wenig erſprießlich geweſen wäre. Während ſie ſich mit der Löſung der peinlichen Frage beſchäftigte, wie ſie ihre Rettung vor der drohenden Vereinigung mit dem Indianerhäuptlinge bewerkſtelligen ſollte, übernahm das Schickſal ſelbſt die Vermittelung und erledigte die Frage auf eine furchtbare und gewaltige Weiſe.

Während die chriſtliche Gemeinde zu St. Joſeph eines Sonntags, es war im Hochſommer des Jahres 1689, verſammelt war, erſchallte draußen im Dorfe ein lauter entſetzlicher Ruf. Ein jäher Schrecken durchzuckt die Verſammlung; wer kannte dieſen Ruf: Es iſt das Schlachtgeſchrei der Mohawks. Aber der Pater Raimond hat der Gemeinde ſeinen Segen noch nicht ertheilt; er ſpricht ihn mit feſter Stimme, während eine himmliſche Verklärung auf ſeinem Antlitze leuchtete. Dann entläßt er in feierlichem Tone die Verſammlung, nimmt das Krucifix vom Altare und ſchreitet ſeinen Kindern voran zum Gotteshauſe hinaus. Hinter ihm drängen die ſtreitbaren Männer, ungeduldig, ſich ihrer Waffen zu bemächtigen, bevor es zu ſpät ſei. Aber der günſtige Augenblick der Abwehr iſt ſchon verſäumt. Hunderte rother Krieger in ihrem furchtbaren Aufputze ſind im Bereiche des Dorfes, hundert andere ſieht die erſchreckte Bewohnerſchaft überall die Paliſaden überſteigen. Mehrere Wigwams ſtehen bereits in Flammen. Es iſt Kühner-Falk und anderen Huronenkriegern gelungen, ſich ihrer Streitäxte und Schießgewehre zu bemächtigen; ein hoffnungsloſer ungleicher Kampf entſpinnt ſich unter einem furchtbaren Geſchrei von beiden Seiten. Dazwiſchen ertönen die Angſtrufe, die Seufzer und das Stöhnen der armen Weiber, die einen ſichern grauſamen Tod vor Augen ſehen. Pater Raimond mit einem ruhigen Antlitz, auf welchem die Heiterkeit über die nahe Erfüllung eines langgehegten Lieblingswunſches ausgegoſſen iſt, tröſtet, ermuthigt, ſegnet die Verzagten.

Gabriele, welche ſich einer Streitaxt bemächtigt hat, fühlt den alten Geiſt in ſich erwachen; ſie beſchließt ihr Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen; ſie hält ſich in der Nähe der befreundeten Krieger, deren verzweifelte Wuth ſie durch Zurufe noch mehr anzufeuern ſucht. Fleurette, aſchenfarbig und vor Todesangſt ihrer Sinne nicht mächtig, ſchwankt hinter ihr. Die Huronenkrieger ermatten, einer ſinkt nach dem anderen, todt oder verwundet. Kühner-Falk fällt mit ſeinem Vater lebend in die Hände ſeiner Feinde, welche ein lautes Triumphgeſchrei ausſtoßen. Eine Streitaxt, welche ein Irokeſe nach dem Haupte eines Feindes geſchleudert, fehlt ihr Ziel und trifft Gabrielen. Seufzend bricht ſie zuſammen; von ihrem Blute übergoſſen, fällt Fleurette ohnmächtig neben ihr auf den rothgefärbten Boden. Nur noch vereinzelt leiſten die Huronen Widerſtand. Mit dem Krucifix in der erhobenen Rechten tritt der Jeſuit dem grauſam wüthenden Feinden entgegen; er ermahnt ſie, vom Werke des Greuels abzulaſſen und der friedlichen Bewohner des Dorfes zu ſchonen. Einen Augenblick zwar verfehlt die würdige Erſcheinung des Prieſters nicht, Eindruck auf dieſe wilden Gemüther zu machen, aber die thieriſche Wuth gewinnt ſchnell wieder die Oberhand. Der Pater wird von einem Hagel von Pfeilen überſchüttet; zerfetzt und aus unzähligen Wunden blutend, fährt er immer noch fort, Ermahnungen zur Liebe und Barmherzigkeit an ſeine und ſeiner Kinder Feinde zu richten. Der Mordhaufen dringt mit gehobener Waffe, nachdem es keine

Männer mehr zu erſchlagen gibt, auf die ſchreienden Weiber und Kinder ein. Das Herz des Indianers kennt kein Erbarmen mit dem ſchwachen Geſchlechte und dem jugendlichen Alter. Vergebens ſucht der Jeſuit die Unglücklichen mit ſeinem eigenen Leibe zu decken; der gewaltige Schlag eines Tomahawks ſtreckt ihn mit zerſchmettertem Haupte zu Boden, und das Würgen beginnt. Die brennenden Wigwams; dieſe entſetzlichen Geſtalten, welche ſich über die Leichen ihrer erſchlagenen Feinde herbeugen, um die Siegestrophäe, die Kopfhaut, von ihnen zu nehmen; das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden, das Triumphgeſchrei der Sieger — dies alles bildet eine Scene, welche an Entſetzlichkeit alle Schauſpiele des Greuels und der Verwüſtung übertrifft.

Eine kleine wunderliche verwachſene Figur in dem wilden Aufputze eines Irokeſenkriegers kniet neben den Körpern der beiden barmherzigen Schweſtern und reinigt ihre Geſichter vom Blute. Bald beugt er ſich zu Fleuretten nieder, bald zu Gabrielen, um zu lauſchen, ob noch ein Athemzug ihre Bruſt bewegt. Als er ſich überzeugt hat, daß Beide noch leben, daß nur eine tiefe Ohnmacht ihre Sinne gefangen hält, erhebt er ſich und thut einen Freudenſprung. Darauf verſucht er Fleuretten vom Boden aufzuheben; da dies ſeinen unzureichenden Kräften nicht gelingt, holt er ſich von ſeinen Genoſſen einige Helfer, unter deren Mitwirkung die beiden Frauen aus dem Bereiche der Zerſtörung geſchafft werden.

Pater Raimond liegt im Sterben. Das hohe Ziel, nach welchem er ſeit Jahren geſtrebt hat, iſt erreicht; er leidet den Märtyrertod für ſeinen Glauben und ſein Vaterland. Seine matte Hand führt das Krucifix an ſeine Lippen; er küßt es inbrünſtig. Aber der Heiland an dem Kreuzesſtamme wird vor ſeinem brechenden Blicke größer und größer; er wird zu Fleiſch und Blut, die angenagelten Arme löſen ſich vom Holze, ſie umſchließen den treuen Nachfolger ſeines Meiſters; der Kuß des Friedens berührt die bleiche Lippe des Apoſtels.

„Zu dir, zu dir, mein Heiland!“ murmelt die erſterbende Stimme des Prieſters, der ſich von Jeſu Armen aufwärts zu lichten Höhen getragen fühlt.

7.

Eine Ueberraſchung.

Der große Schlag war geſchehen, der im vorletzten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts die Geiſter der alten und neuen Welt durchzuckte. Zum zweiten Male in dem kurzen Zeitraume von vierzig Jahren war durch die Einmüthigkeit, Feſtigkeit und den Freiheitsſinn des engliſchen Volkes die Königskrone von Großbritannien ihrem unwürdigen Träger vom Haupte geſtoßen worden. Nach einer Regierung von vier Jahren, welche ganz dem unſeligen Beſtreben ſeines Hauſes gewidmet war, den Despotismus und Papismus in ſeinen Reichen neu und feſt zu begründen, war König Jakob II. bei dem erſten Anzeichen eines einmüthigen und entſchloſſenen Widerſtandes von Seiten der Nation feig geflohen, indem er den verlaſſenen Thron ſeinem klugen Schwiegerſohne Wilhelm, Statthalter der Niederlande, welchen das Volk um Beiſtand angerufen, ohne weiteres überließ, und hatte ſich hülfeſuchend nach Verſailles zu ſeinem königlichen Vetter und Verbündeten gewandt. Obſchon Ludwig XIV. durch den gewiſſenloſen Ehrgeiz ſeines Kriegsminiſters Louvois bereits in einen neuen Krieg mit dem deutſchen Reiche verwickelt war, ſchien ihm doch die Aufgabe, einen rechtmäßigen Fürſten auf ſeinen Thron wieder einzuſetzen, zu ehrenvoll und lockend, als daß er ſie nicht hätte zu löſen verſuchen ſollen. Sicher war es der höchſte Triumph ſeiner Machtſtellung, daß der König des mächtigen Inſelreiches, welchen er wie ſeinen Vorgänger und Bruder Karl II. als wohlbezahlten Dienſtmann anſehen durfte, jetzt ſogar unter der Zahl ſeiner Höflinge erſchien, um ſich durch ihn zu ſeinem Rechte verhelfen zu laſſen, um die Krone Großbritanniens aus der Hand des franzöſiſchen Königs zu empfangen. So verführeriſch dieſe Aufgabe für Ludwigs Eitelkeit und Ruhmſucht war, ſo viele Schwierigkeiten bot ſie dar. Denn ſein ungezähmter Ehrgeiz, ſeine rückſichtsloſe Ländergier hatten ihm diejenigen Mächte, deren Tendenz auf die Erhaltung des althergebrachten und beſtehenden Zuſtandes hinzielt, zu bittern

Feinden gemacht. Oeſterreich und Spanien, welche doch das nämliche Princip der Legitimität, des Despotismus und Katholicismus vertreten, wie der Beherrſcher von Frankreich es jetzt verfechten wollte, zogen doch lieber vor, ſich mit dem revolutionären proteſtantiſchen England zu verbünden, als mit jenem, der ſich trotz allen ſchönen Grundſätzen und Phraſen kein Gewiſſen daraus machte, ſeine Nachbaren fortwährend in ihrem Beſitzſtand zu beeinträchtigen und zu beunruhigen. Ludwig XIV. ſtand als Kämpe für Jakobs II. Legitimität allein England, Holland, Spanien, Oeſterreich und dem deutſchen Reiche gegenüber. Die Vereinigung der conſervativen katholiſchen Mächte mit dem revolutionären proteſtantiſchen England war aber überhaupt nicht ſo unnatürlich, als es für den erſten Augenblick ſcheinen möchte, und dem wohlverſtandenen Intereſſe jener durchaus angemeſſen. Die eigentlichen Revolutionäre waren, und man ſcheint darüber nicht unklar geweſen zu ſein, Jakob II. und Ludwig XIV.; jener, indem er den geſetzmäßig beſtehenden Zuſtand ſeiner Reiche umzuſtürzen, und dafür einen anderen einzuführen beabſichtigte, welcher der Verfaſſung, dem Lande und dem Geiſte ſeiner Bewohner unangemeſſen war; dieſer indem er fortwährend darauf ausging, die Territorialverhältniſſe in Europa zu ſeinem Vortheile zu ändern und ein beleidigendes und drückendes Uebergewicht über die anderen Fürſten zu gewinnen. Wie conſervativ und loyal war im Vergleich damit das Benehmen des revolutionären Englands! Vier Jahre lang hatten ſeine

Bewohner geduldig die rückſichtsloſen Eingriffe eines Despoten in ihre heiligſten Rechte ertragen und ſich nur begnügt, die Vermittelung des königlichen Schwiegerſohnes anzurufen. Dieſer war erſchienen; man hatte ihn als Befreier mit Jubel empfangen, und der König hatte eilig die Flucht ergriffen. Nichts war mehr gerechtfertigt, als die Annahme, er habe durch dieſen Akt der Krone entſagt, über die die Verfügung an die Nation zurückfiel. Die Revolution von 1688 vermied ängſtlich jede Erinnerung an die frühere vor vierzig Jahren; die jetzige war von rein ariſtokratiſcher Natur; ſie liebte nicht die Freiheit des Volkes, ſondern die Privilegien und achtete jene nur, ſobald ſie zum Privilegium geworden war. Die jetzigen Häupter der Bewegung hatten nicht mehr die großmüthige Unerfahrenheit, ihrer Väter, welche dieſelben einſt verleitet hatte, Maßregeln gegen ihr eigenes Intereſſe zu ergreifen. Man begnügte ſich, das Princip der Legitimität gegen dasjenige des Konſtitutionalismus zu vertauſchen und ſetzte eine neue Dynaſtie ein, deren Stellung ſchon dadurch fixirt wurde, daß ſie den ihr beſtimmten Theil der Macht aus der Hand des Volkes empfing.

Die Fragen, welche die Staatsveränderung und der Krieg mit Frankreich hervorrieſen, waren nicht nur für die Mutterländer von Bedeutung, ſondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, für ihre amerikaniſchen Kolonien. Durch die Verbannung einer Dynaſtie wegen papiſtiſcher Tendenzen war dem Proteſtantismus und mit ihm der Freiheit der philoſophiſchen

Forſchung und des geiſtigen Fortſchritts der Sieg geſichert; durch die Aufhebung des Princips der Legitimität und die Aufſtellung des Grundſatzes der Theilung der Gewalt und der Selbſtbeſteuerung war der Weg zu der Volksherrſchaft angebahnt, welchen die neuengliſchen Kolonien von nun an als den ihrigen erkannten und langſam und ſicher wandelten. Die Koloniſten waren bereit, ſobald man ihnen den Genuß ihrer alten Rechte geſtatten wollte, Wilhelm II. zum König von Amerika zu machen. Es iſt bereits früher angedeutet worden, daß die Eroberung von Neufrankreich der ſtets gern gehegte Wunſch der Neuengländer war. Jetzt als die Principe der unbedingten Autorität in Kirche und Staat und der freien Forſchung und Selbſtregierung ſo hart an einander gerathen waren, ſteigerte ſich dieſer Wunſch zum ungeſtümen Verlangen und zu ſicheren Plänen, in welche England gern einſtimmte. Die kanadiſchen Franzoſen ihrerſeits, durch die Jeſuiten beeinflußt, ſchaarten ſich unter das Banner der kirchlichen und königlichen Autorität. Es kamen aber auch andere Intereſſen von mehr realer Natur ins Spiel, um die Feindſchaft der beiden Nationen auf dem amerikaniſchen Kontinent in hellen Flammen aufgehen zu laſſen.

Die einſeitige Ausbeutung der Fiſcherei an den Geſtaden von Neufundland, Neuſchottland und des Kaps Breton, welche heutzutage noch eine brennende Frage für die beiden großen Handelsnationen bildet, war ſchon zu jener Zeit ein Gegenſtand tödtlicher Eiferſucht zwiſchen Engländern und Franzoſen. Die Letzteren waren im Beſitz der genannten Länder und der für ihren Handel und die Hebung des Nationalreichthums ſo wichtigen Fiſchereien; die Engländer glühten vor Ungeduld, ſie ihnen zu entreißen und die Franzoſen überhaupt in ihren Fortſchritten an der Hudſonsbai und im Miſſiſſippithale zu hemmen. Wie ſo oft vereinigten ſich und verwuchſen auch jetzt die materiellen Intereſſen mit dem idealen, um die Menſchen zu bedeutenden Kraftanſtrengungen zu vermögen. Die Zahl der franzöſiſchen Koloniſten war im Verhältniſſe zu dem ungeheuern Gebiete, welches ſie für ihre Krone beanſpruchten, ſo unbedeutend, der franzöſiſche Cenſus für den amerikaniſchen Kontinent zählte nur wenige über elftauſend Perſonen, die etwa den zwanzigſten Theil der neuengliſchen Bevölkerung bildeten, daß der Kampf in den Kolonien nicht hätte zweifelhaft ſein können, wenn deſſen Entſcheidung auf der Bewohnerzahl allein beruht hätte. Aber jetzt zog Frankreich reellen Gewinn von dem heiligen Bekehrungseifer ſeiner jeſuitiſchen Miſſionäre. Die vereinzelten ſchwach beſetzten Forte, die hauptſächlich weſtlich von Montreal lagen, wären unmöglich im Stande geweſen, den Sturm von Neuengland aus zu widerſtehen, aber die Huronen und die mit ihnen verbündeten und verwandten Nationen, welche man „bekehrt“ hatte und deren alten Nationalhaß gegen die mit den ketzeriſchen Engländern alliirten Irokeſen man aufſtachelte und durch Religionshaß verſtärkte, bildeten ein ziemliches Bollwerk gegen feindliche Angriffe.

Die franzöſiſche Regierung, welche vor allen die

Sicherung der Fiſchereien im Auge hatte, errichtete unter Leitung zweier Jeſuiten eine Anſiedelung von Abanakiindianern am Penobscot im jetzigen Staat Maine, um die für äußerſt wichtig erkannte franzöſiſche Niederlaſſung in Neuſchottland zu decken, die mit allen Zugehörigkeiten kaum neunhundert Franzoſen zählte; eine andere durch den Baron Caſtin unweit davon, und ertheilte dem Gouverneur von Neufrankreich den Befehl, die Hudſonsbai wieder zu nehmen, Neuſchottland zu decken und eine franzöſiſche Flotte bei der Eroberung von New-York zu unterſtützen. Als Frontenac Ende September 1689 die Lorenzbai erreichte, erfuhr er die Zerſtörung von Montreal, welche vier Wochen vorher durch die Irokeſen ſtattgefunden hatte. Zu gleicher Zeit waren alle franzöſiſchen Poſten, Anſiedelungen und Miſſionen in der Richtung nach den Binnenſeen angegriffen und zum großen Theile überwältigt worden. Auch St. Joſeph hatte dieſes Schickſal erfahren.

Die beiden Mädchen erwachten ziemlich zu gleicher Zeit aus ihrer Betäubung. Denn die ausgeſtandene Todesangſt und das Entſetzen über den Fall ihrer Freundin hatten Fleurettens Geiſt in nicht weniger enge Bande geſchlagen als dies der Keulenwurf bei Gabrielen bewirkt hatte. Als dieſe bei zurückkehrendem Bewußtſein die Augen aufſchlug, fand ſie ſich neben ihrer Gefährtin auf einer plump gearbeiteten Tragbahre liegen, welche von zwei indianiſchen Männern getragen wurde. Der Kopf ſchmerzte ſie ſehr und bei näherer

Unterſuchung bemerkte ſie, daß ſie einen Verband darum hatte. Während ſie ſich noch damit beſchäftigte, ihre Erinnerungen zu ſammeln, kam auch Fleurette wieder zu ſich. Dieſe ſtieß einen tiefen Seufzer aus und blickte Gabrielen mit erſtaunten Blicken an.

„Gott ſei Dank!“ ſagte ſie; „ihr lebt noch; und auch mich hat das Entſetzen nicht getödet. Als ich euch blutend, wie faſt alle unſere Freunde, hinſtürzen ſah, glaubte ich zu vergehen.“

„Wohl leben wir noch,“ erwiederte Gabriele: „aber vielleicht wäre es beſſer für uns; wir hätten das Loos unſerer Freunde getheilt, ſtatt in die Hände unſerer blutdürſtigen Feinde zu fallen.“

„Ach, was wird mit uns geſchehen!“ jammerte Fleurette.

„Beruhigt euch, meine Damen,“ miſchte ſich eine bekannte Stimme in ihr Geſpräch; „ihr ſtehet unter meinem Schutze, und ich werde Alles aufbieten, um euch vor Mißhandlungen zu ſichern.“

Ueberraſcht blickten die beiden Mädchen nach der Seite, von welcher dieſe tröſtliche Zuſicherung in ihrer Mutterſprache und mit bekanntem Accent drang. Sie ging von dem kleinen irokeſiſchen Krieger aus, welcher ſich auf dem Schauplatze des Ueberfalls ſo angelegentlich um die beiden Mädchen bekümmert hatte, und der jetzt neben der Bahre einherſchritt.

„Sagt mir um Gotteswillen, Herr Jacquinet, ſeid ihr es?“ fragte Fleurette mit gedehnter Stimme, nachdem ſie ihren Beſchützer einige Augenblicke ſtarr angeſehen hatte.

Der Zweifel des guten Mädchens war wirklich zu entſchuldigen, denn an Herrn Jacquinets Erſcheinung war eben alles verändert, was nur einer Veränderung fähig war. Man konnte ſagen, er war aus einem eleganten Pariſer Kleiderkünſtler in einen indianiſchen Kriegshelden überſetzt werden. Die Grundidee war geblieben, aber der Ausdruck, die Form hatte einen totalen Wechſel erlitten. Die Eleganz, die Grazie hatte dem Schrecklichen und Sonderbaren Platz gemacht, aber doch war nicht jede Spur der ehemaligen Zierlichkeit verwiſcht, ſie umkleidete immer noch das Entſetzen in ſeiner Erſcheinung wie die Abendluft die urwäldliche Wildniß. Das Haupthaar des kleinen wilden Mannes war abgeſchoren bis auf einen Schopf oben am Scheitel. Dieſer Schopf war in verſchiedene Theile geſondert, deren jeder mit Knöpfchen und Federn von allerhand Figuren und Farben aufgeſteift und verziert war. Die einzelnen Theile waren wieder zuſammengefaßt und geflochten, ſo daß daraus ein wunderlicher Aufbau auf dem Kopfe entſtand. Und dieſer Kopf war bis an die Stelle, wo ſich einſtens Herrn Jacquinets Augenbrauen befunden hatten, roth gemalt; in den durchlöcherten Ohrenläppchen hingen Zierrathen. Um den Hals trug er eine Kette von Metallſtücken. An einer Schnur an der Bruſt wiegte ſich ein Meſſer. Ein hemdartiges Gewand bedeckte den Oberkörper, darunter hervor er-

ſtreckten ſich Beinkleider; die Füße waren mit Mocaſſins bekleidet; die Rechte hielt eine Streitaxt.

„Ich bin es, holde Fleurette, ich bin euer ergebener Freund und Diener Phöbus Jacquinet,“ erwiederte der kleine Irokeſe mit Selbſtgefühl. „Wie glücklich fühle ich mich, meine ſchönen Damen, daß es mir vergönnt war, euch wieder zu finden, euch vor dem Untergange zu retten! Wie lieblich klingen die Töne meiner Mutterſprache von euern ſüßen Lippen in meinen Ohren wider. Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem ich dieſen Genuß entbehren mußte.“

„Aber wie ſeht ihr aus! Wie hat man euch zugerichtet, Herr Jacquinet?“ fragte Fleurette, auf deren erſtauntes Gemüth die rührende Freude des Kleinen keinen Eindruck zu machen ſchien.

„Zugerichtet? wie meint ihr das, Mademoiſelle?“ fragte Jacquinet mit etwas verletztem Tone.

„Laßt euch Fleurettens Erſtaunen nicht auffallen, Herr Jacquinet,“ nahm Gabriele das Wort, indem ſie ihrer Gefährtin zugleich einen Wink gab, in ihren Ausdrücken etwas vorſichtiger zu ſein. „Wie konnten wir eine Ahnung von dem Glücke haben, euch, den Künſtler des Friedens, im Gewand des Kriegers, und den Landsmann unter den feindlichen Schaaren wiederzufinden? Ein Zuſammentreffen, wegen deſſen wir uns nur Glück wünſchen können, da es uns vermöge euerer Großmuth und Ritterlichkeit das Leben erhalten hat. Aber um die Dinge ſo zu geſtalten, müſſen ſonderbare Ereigniſſe ſtattgefunden haben; und macht es euch nicht zu viel Beſchwerde, ſo belehrt uns, wie das alles gekommen iſt, und gebt uns Aufſchluß, welchem Schickſale wir ſelbſt entgegen gehen.“

„Allerdings iſt eine kleine Veränderung mit mir vorgegangen,“ ſagte Jacquinet verſöhnt, „aber ich hoffe nicht zu meinem Nachtheile.“

„Nachtheile? Wie könnt ihr nur ſo reden, Herr Jacquinet?“ fiel ihm Fleurette ins Wort. „Ihr ſeht furchtbar ſchön aus, und es iſt kein Wunder, wenn ich zuerſt über euern Anblick beſtürzt war. Aber bitte, mein galanter Freund, macht nun unſerer Ungewißheit und Angſt ein Ende und ſagt uns, was aus uns werden ſoll?“

„Ihr kehrt mit uns in unſere heimiſchen Dörfer am Mohawk zurück,“ entgegnete Jacquinet, „wo es unſere eifrigſte Sorge ſein muß, euch Mademoiſelle Fleurette durch einen Gatten glücklich zu machen.“

„Bitte, bemüht euch meinetwegen ja nicht,“ erwiederte dieſe. „Nach den Proben von Liebenswürdigkeit, welche ich erlebt habe, bin ich durchaus nicht lüſtern nach einem eingebornen Manne.“

„Dann gelingt es euch vielleicht, einen Engländer zu erobern,“ erwiederte der Kleine.

„Pfui! einen rothborſtigen Engländer und einen Ketzer! Wo denkt ihr hin, Herr Jacquinet?“

„Eueren guten katholiſchen Glauben müßt ihr fahren laſſen, Mademoiſelle: der gilt nur in Neu-Frankreich.“

Müde des Geſchwätzes des leichtſinnigen Mädchens, welches kaum dem Tode entronnen ſich ganz wieder ihrem luſtigen Naturell überließ, ſagte Gabriele: „Im Ernſt, Herr Jacquinet, gebt mir Aufſchluß, wenn ihr es vermögt, was man mit uns beginnen wird! Ich hoffe, man wird uns beim Ueberfalle nicht verſchont haben, um uns nachher deſto qualvoller hinzurichten, wie leider von dieſen wilden grauſamen Menſchen oft geſchehen ſoll. Es wäre denn allerdings beſſer geweſen, ihr hättet uns unſerm Schickſale überlaſſen; es wäre nun alles überſtanden.“

„Faſſet Muth, Mademoiſelle,“ antwortete der Gefragte, keineswegs unempfänglich für den Ernſt in dieſen Worten. „Zum Unglück, wie ihr ſelbſt richtig bemerkt, herrſcht die grauſame Sitte bei dieſen Leuten, ihre Feinde, welche lebend in ihre Gewalt fallen, zu unerhörten Quälereien aufzuſparen. Ich will euch nicht verhehlen, daß dieß auch gegenwärtig mit einer Anzahl Huronen, welche bei dem Ueberfalle gefangen genommen worden ſind, der Fall ſein wird. Ihr Schickſal iſt nicht zu ändern; und ſie kennen es im Voraus, da ſie ihren Feinden bei umgekehrter Sachlage dieſelbe Behandlung widerfahren laſſen würden. Was aber euch Beide betrifft, ſo iſt euer Leben durch meine Fürbitte bei dem Anführer der Unternehmung, welcher ein Vetter von mir iſt, geſichert. Ihr werdet, wie ich bereits geſagt habe, mit in unſere Heimath zurückziehen und dort leben. Seid verſichert, daß von meiner Seite alles geſchehen wird, um euch den Aufenthalt ſo erträglich wie möglich zu machen. Vielleicht gelingt es uns ſpäter, in die engliſchen Kolonien zu entkommen; die Bewohner ſind zwar unſere Feinde, aber doch civiliſirte Menſchen. Deshalb faßt euch in Geduld, meine ſchönen Damen, und betrachtet es als den beſten Gewinn, daß ihr mit dem Leben davon gekommen ſeid, ein Glück, welches nur euch Beiden von den Bewohnern der Miſſion zu Theil geworden iſt."

„So ſind ſie Alle dem Tode verfallen oder beſtimmt, mit denen wir ſo lange verkehrten!" ſagte Gabriele ſchwermüthig. „All' unſer Eifer, unſere Mühe war vergeblich; ein Schlag hat die Arbeit ſo vieler Jahre, den Erfolg bitterer Opfer vernichtet! Auch Pater Raimond iſt todt? Oder wäre er gar lebend in die Hände dieſer Barbaren gefallen?"

„Er hat es überſtanden," erwiederte Jacquinet.

„Er hat ſein Ziel erreicht. Gott gebe ſeiner Seele die ewige Ruhe!" flüſterte Gabriele die Hände faltend, den frommen Blick nach oben gerichtet, und verſank in eine tiefe Träumerei.

Der Abend war herbeigekommen, und die Schlachthaufen der Irokeſen machten Halt, um der Ruhe zu pflegen und den glorreichen Tag auf die wilden Nationen eigenthümliche Weiſe zu feiern. Dieſe beſtand darin, daß man die Gefangenen auf das raffinirteſte marterte. Der Kampf in der Miſſion war ſo blutig und erbittert geweſen, daß der Verluſt der Sieger ſelbſt nicht gering war und außer Kühner-Falk nur wenige ſeiner

Stammesgenoſſen ſchwer verwundet, aber lebend ſich in ihrer Gewalt befanden. An ihnen übte ſich nun die kalte Wuth und Grauſamkeit der Irokeſen.

Herr Jacquinet, mit den Sitten und Gewohnheiten ſeiner neuen Landsleute bekannt und eifrig bemüht, wie ein kleiner Schutzengel alles Widerige von ſeinen Pflegebefohlenen abzuwehren und ihnen ihr trauriges Loos ſo viel als möglich zu erleichtern, führte die beiden Damen etwas abſeit von der Hauptſcene, damit ſie von den dortigen Vorgängen nichts merken möchten, und machte ihnen durch Herbeiſchaffung einiger Felle einen nach den Umſtänden ganz erträglichen Aufenthalt im Gehölze zurecht. Er ſchaffte Lebensmittel herbei, und die Sache ließ ſich wirklich beſſer an, als man geglaubt hätte.

„Die Nacht über werde ich mit gehobener Streitaxt vor euerm Lager Wache ſtehen,“ ſagte er. „Ueberlaßt euch demnach ruhig dem Schlummer, meine Damen.“

Gabriele überſchüttete ihn mit Dankſagungen, Fleurette mit Schmeicheleien, welche den kleinen kriegeriſchen Mann, derartiger angeborener Bedürfniſſe ſo lange ſchmerzlich entwöhnt, ganz berauſchten.

„Aber nun kommt, Herr Jacquinet,“ ſagte die erſtere, „ſetzt euch zu uns und erzählt. Ihr habt uns bereits ſo manchen Nachweis über euern Aufenthalt bei den Irokeſen mitgetheilt und über deren Leben und Treiben, aber noch haben wir nicht erfahren, wie ihr eigentlich zu ihnen gekommen ſeid.“

„Ja, bitte, thut das," fiel Fleurette lebhaft ein. „Eine Aeußerung von euch ſpannte meine Neugier bedeutend. Ihr nanntet den Anführer dieſer Haufen euern Vetter. Wie iſt das zu verſtehen? Ihr ſeid doch, ſo viel ich weiß, ein geborener Pariſer und könnt keine Verwandtſchaft unter dieſen rothen Leuten haben. Alſo erzählt beſter Herr Jacquinet, erzählt lang und breit."

„Meine ſchönen Damen, ihr befehlt," erwiederte der kleine Neu-Irokeſe, indem er ſich niederließ und das Knie ſchwermüthig auf ſeine kleine Streitaxt ſtützte, „und ich wage nicht ungehorſam zu ſein, obſchon die Erzählung meiner Erlebniſſe kaum verharſchte Wunden wieder aufreißen wird. Ich muß nämlich jener abſcheulichen Anſtalt in Quebek gedenken," fuhr er etwas verlegen nach einer kleinen Pauſe fort, welche unter der Leitung der Madame Bourdon ſteht, und welche die verwerfliche Beſtimmung hat, die ankommenden Koloniſten mit Frauen zu verſorgen. Ja verſorgen! Denn den meiſten dieſer Unglücklichen wird eine ſchwere Sorge aufgebürdet. Verwünſcht ſei die Stunde, in welcher ich den Fuß über die Schwelle des vermaledeiten Hauſes ſetzte! Es geſchah um euretwillen, holde Fleurette, denn man hatte mir geſagt, daß ihr mit den übrigen Damen der Dame Bourdon übergeben worden wäret. Ich ging hin, um euch von derſelben zu fordern. Ach! erlaßt mir, euch mitzutheilen, wie man mich behandelte, welche entſetzliche Gewalt man meinen Gefühlen anthat, welchem nichtswürdigen Zwang ich als Opfer fiel!

Vergebens waren meine Bitten, eitel meine Vorſtellungen, daß ich ein freier Mann ſei; ich wurde als Sklave behandelt; man verfügte über mich, über dieſe damals wehrloſe Hand. Als ein lediger Mann mit einem Herzen voll ſchöner Empfindungen hatte ich das verwünſchte Haus betreten, an ein Scheuſal gefeſſelt, bei deren Anblicke ſchon mein Inneres ſich krampfhaft zuſammenzog, verließ ich es. Schon am anderen Tage mußte ich abreiſen; mein böſes Geſchick begleitete mich in dem abſcheulichen Geſchöpfe, welches man meine Frau nannte. Tage bitteren Leides folgten; ich erlag faſt unter den Mißhandlungen meines böſen Genius, und nur der Gedanke hielt mich aufrecht, daß auch ich wie andere Männer, welche große Pläne mit der Welt vorhaben, meine Prüfungszeit beſtehen müſſe. Eines Tages, er iſt mir unvergeßlich, denn ich rechne ihn zu den glücklichſten meines Lebens, als ich mit jenem Geſchöpfe mit der Bearbeitung eines Stückes Landes beſchäftigt war, fuhr mir ein Pfeil dicht an der Naſe vorbei. Ich erſchrack, weil ich noch nicht wußte, daß er der Bote meiner Befreiung von einem unerträglichen Joche ſei. Faſt zu gleicher Zeit ſtürzten aus der nahe gelegenen Waldung einige Indianer mit furchtbaren Geſchrei herbei. Zwei derſelben fielen meine Mitarbeiterin an, die ihnen zunächſt war. Sie vertheidigte ſich wie eine Löwin, der man ihre Jungen nehmen will, aber ſie unterlag endlich. Ich hatte mich unterdeſſen mit dem dritten Irokeſen, der es auf mich abgeſehen hatte, verſtändigt; meine Erſcheinung ſchien ihm zu imponiren, und ich machte den beſten Gebrauch von dem Eindrucke, welchen ich offenbar auf ihn ausgeübt. Ich zog mit den drei Leuten von dannen; indem ich es für beſſer hielt, einen meinen Talenten und Kräften angemeſſenen Wirkungskreis ſelbſt unter den Feinden meiner Nation zu ſuchen, als bei meinen Landsleuten das elende Leben eines Holzhauern oder Ackerknechts zu führen. Ich wurde von den Mohawks mit wirklicher Freude aufgenommen, als ahnten die ehrlichen Leute, welche werthvolle Erwerbung ſie in meiner Perſon gemacht hatten. Ich fand ein reiches Feld für meine Thätigkeit, welche durch den Umſtand ſehr gefördert wurde, daß ich in eine der angeſehenſten Familien durch Adoption aufgenommen wurde. Daher mögt ihr euch meine Vetterſchaft mit dem Anführer dieſer Unternehmung erklären, holde Fleurette. Blutsverwandt bin ich nicht mit ihm, denn in meinen Adern fließt das Blut der Gallier. Durch dieſe meine wichtige Stellung iſt es mir gelungen, einigen meiner Ideen Eingang zu verſchaffen, und ich gebe mich in dieſer Beziehung frohen Hoffnungen hin, wenn ich auch viele meiner Pläne habe verſagen müſſen. Dies iſt meine Geſchichte, die ſich, wie ihr mir gewiß gern glaubt, leichter erzählen läßt als erleben. Ich habe nur euerer mir ſehr ſchmeichelhaften Theilnahme zu genügen geſucht und wünſche, daß es mir gelungen ſei, euch auf einige Augenblicke zu unterhalten.“

„Ach, wenn Wäre euch das jemals mißlungen!“ ſchmeichelte Fleurette, die es für gerathen hielt, ſich das Wohlwollen des kleinen Irokeſenhäuptlings zu ſichern.

„Seid von meiner herzlichen Theilnahme an euerm Mißgeſchicke überzeugt, Herr Jacquinet," ſagte Gabriele. „Aber glaubt uns, auch wir haben in dieſem Lande vieles erduldet, von dem wir bei unſerer Ankunft keine Ahnung hatten. Weiſe verhüllt die Vorſehung unſere Zukunft und geſtattet uns nur den Rückblick auf unſer Leben. Es liegt nun an uns, daß derſelbe ein heiterer ſei."

„Alſo ihr waret verheirathet, Herr Jacquinet?" fragte Fleurette, eigenthümlich lächelnd.

„Ja," erwiederte er kleinlaut. „Doch Alles iſt vorüber. Laſſen wir dieſe unangenehme Erinnerung; jene Tage ſollen aus meinem Leben geſtrichen ſein."

„Aber wie iſt es gekommen," fragte die geſprächſame Neugierige weiter, „daß ihr mit einem Herzen voll zärtlicher Gefühle, mit aller Liebenswürdigkeit eines Pariſer Stadtkindes keine neue Verbindung geſchloſſen habt? Es gibt ſchöne Mädchen unter den Indianerinnen, wie ich mich ſelbſt überzeugt habe, und ſie ſind keineswegs unempfänglich für die Huldigungen bleichgeſichtiger Männer."

Der kleine Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte mit einem bedeutſamen Blick auf Fleuretten: „Wie könnt ihr fragen, ſchönſte Fleurette? Thut ihr doch, als wüßtet ihr nicht, wer in meinem Herzen thront. Ach, hättet ihr ganz jene ſüßen Stunden des Beiſammenſeins, des Austauſches unſerer Gefühle, Hoffnungen und Pläne vergeſſen, welche wir auf der Reiſe von Frankreich herüber erlebt haben? Waren wir nicht ein Herz und eine Seele? —“

Während ſich das wieder vereinigte Paar in einer Unterhaltung erging, welche ganz Fleurettens Geſchmack entſprach, überließ ſich Gabriele ihren Gedanken. Vor allem fühlte ſie eine lebhafte Genugthuung darüber, der ſchrecklichen Gefahr entgangen zu ſein, einem halbwilden Menſchen als Bräutigam anheim zu fallen. Dieſer Freude miſchte ſich aber ſogleich ein bitteres Gefühl bei, wenn ſie der großen Täuſchung gedachte, welcher ſie in Bezug auf Pater Raimond und ſeine Ordensbrüder unterlegen hatte. Sie hatte wirklich Verehrung und Liebe für dieſen Mann gefühlt, und es that ihr im Herzen wehe, daß er in Wirklichkeit dem ehrwürdigen Bilde nicht entſprach, welches ſie ſich von ihm entworfen hatte.

„Er iſt todt, er ruhe in Frieden!“ ſagte ſie bei ſich. „Aber das Schickſal hat es wohl mit mir und ihm gemeint, daß es ihn hinweg genommen. Großer Gott! was wäre aus mir geworden, wenn man den abſcheulichen Plan meiner Verbindung ausgeführt hätte? Der Tod hat alle Schwierigkeiten, alle Verbindungen gelöſt. Heil mir! Ich bin wieder frei, die ich in argem Wahn befangen war; ich gehöre wieder mir ſelbſt an, die man um ihre Selbſtſtändigkeit, um ihren freien Willen betrogen hatte. Ich danke dir Gott für den harten Schlag, der auch mich betroffen hat; er war wohlgemeint; er hat die ſchweren Feſſeln geſprengt, unter denen ich mit der Zeit erlegen wäre. Mag aus

Novellen

von

Ludwig Storch.

Dritter Band.

Der Brandbrief. — Der Ritter vom ſilbernen
Schild. — Des rothen Königs Traum.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

mir werden, was da will, ich kann nicht ſchlimmer fahren, als es bereits geſchehen iſt.“

Sie gab ſich keineswegs Täuſchungen über die Gefährlichkeit ihrer neuen Lage hin, aber wie es auch kommen mochte, ſie hatte wenigſtens kein neues geiſtiges, unmoraliſches Joch zu befürchten, welches auf dem denkenden gefühlvollen Menſchen härter laſtet als alle körperliche Unfreiheit. So wenig ſie auch geneigt war, der Perſon des Herrn Jacquinet und ſeinen Erzählungen Gewicht beizulegen, ſo gereichte ihr doch die Gegenwart des kleinen Helden zu nicht geringem Troſte; es wär doch eine Vermittelung zwiſchen ihr und den künftigen Lenkern ihres Schickſals vorhanden, mochte ſie auch noch ſo ſchwach und unbedeutend ſein. Denn ſie konnte ſich durchaus nicht denken, daß der Schneider irgend eine Rolle von Bedeutung bei ſeinen neuen Angehörigen ſpiele, vielmehr ſchien es ihr, als beruhe ſein Anſehen mehr auf der komiſchen Kraft ſeiner Erſcheinung. Mochte das ſein, wie es wollte; ſie hielt es für ein unſchätzbares Glück, mit dem kleinen galanten Mann zuſammengetroffen zu ſein, der den beſten Willen zeigte, ſich ihr und ihrer Gefährtin nützlich zu machen.

Nicht weit von dieſer gemüthlichen Scene ging eine andere recht ſcheuſelige vor ſich, nur durch das Dickicht der Bäume vor den Blicken der harmlos Plaudernden verborgen. Die ſiegreichen Mohawks hatten ſich auf einer Lichtung des Waldes gelagert und machten ſich das Vergnügen und den Zeitvertreib ihre Gefangenen zu quälen. Bei allen indianiſchen Nationen herrſchte die grauſame Sitte, die unglücklichen Feinde, welche in ihre Hand gefallen waren, auf dem Heimwege zu peinigen, ſo gut oder vielmehr ſo ſchlimm man konnte, um ſie dann zu Hauſe einem martervollen Tode zu übergeben oder, je nachdem Laune oder Zufall es wollte, ſie in die Familien, welche im Kampf ein Glied verloren hatten, ſtatt der Gefallenen aufzunehmen und mit aller Zärtlichkeit von Blutsverwandten zu behandeln. Mit ernſten Geſichtern ſaßen die irokeſiſchen Krieger mehrfach hinter einander in einem Kreiſe, in deſſen Mitte das ſchreckliche Schauſpiel ſtattfand. Mehrere Pfoſten waren in die Erde eingerammt, an ihnen zwei Querhölzer befeſtigt, das eine zwei Fuß hoch von der Erde, das andere fünf bis ſechs Fuß höher. Auf dem unteren Querholze ſaß ein unglückliches Schlachtopfer entkleidet, ſeine Beine waren unterwärts gebunden, ſeine Hände aber ausgedehnt und an den Ecken des oberen Querbalkens befeſtigt. Den in dieſer Lage Wehrloſen ſengten junge Mohawkskrieger am ganzen Leibe. Das Feuer der Mohawks war berüchtigt und gefürchtet. Aber keine Klage entfuhr dem Munde des Gepeinigten, keine Bewegung des Körpers faſt verrieth den furchtbaren Schmerz, von dem er heimgeſucht ward; die Huronen wetteiferten in Standhaftigkeit mit der Grauſamkeit ihrer Quäler. Denn zum vollendeten Ruhme eines indianiſchen Kriegers gehörte nicht nur eine rückſichtsloſe tollkühne Tapferkeit, ſondern auch die ſchwerere Tugend des paſſiven Widerſtandes in der vollen Bedeutung des Wortes

Kühner-Falk war an einen Pfahl gebunden, um welchen man Feuer gelegt hatte, nah genug, um ihm die fürchterlichſten Schmerzen zu bereiten, aber zu ohnmächtig, ſeine Leiden durch den Tod zu enden. Der junge Hurone ſchritt raſch um den Pfahl, da ihm die Hitze nicht geſtattete ſtehen zu bleiben, indem er Blicke tödtlichen Haſſes auf ſeine Feinde warf. Ein ſtolzes verächtliches Lächeln war auf ſeinem Geſichte gelagert; ſah er doch die Blicke ſeines würdigen Vaters, der unfern von ihm litt, die ſeiner mitgefangenen Landsleute und vor allem die ſeiner Feinde auf ſich gerichtet.

„Ihr ſeid Weiber, feige, des Krieges unkundige Memmen!“ rief er den Irokeſen höhniſch zu. „Meint ihr mich mit dem Feuerchen hier zu peinigen, welches ich mit meinem Athem ausblaſen könnte, wenn ich wollte? Wir Huronen verſtehen es beſſer, unſere Feinde zu martern; euch hat euer Manitou den Verſtand genommen.“

Auf einen Wink des Mohawkhäuptlings ward friſches Reiſig um den Dulder am Pfahl aufgethürmt. Durch die entſetzliche Gluth und die dicken Rauchwolken tönte die Stimme des muthigen Helden.

„Euer Bemühen iſt kindiſch und eitel,“ rief er. „Ich ſpüre nichts von den Flammen, mir iſt kühl und wohl, als tauchte ich meine Glieder in die erfriſchenden Wogen des Sees, an deſſen Ufer mein Wigwam ſtand. Das kömmt daher, weil mich mein Meiſter Jeſus mit kühlem Odem anbläſt. Euch aber wird er in einen Pfuhl voll brennenden Peches ſtürzen, wo ihr unerhörte Qualen erleiden werdet; während ich neben Jeſus ſitzen werde, und ewiger Ruhe pflegen und zuſehen, wie ihr in der Hölle bratet. Ich werde froh und glücklich ſein in der Nähe meines Meiſters; ihr aber werdet jammern und heulen, wie es ſolchen elenden Memmen zukömmt."

Während ſich der junge Hurone bemühte durch ſolche und ähnliche Prahlereien und Schmähreden ſeine eigne Qual zu lindern und den Siegerſtolz ſeiner Feinde zu verletzen, entſtand unter dieſen eine fremdartige Bewegung. Ihre Aufmerkſamkeit wurde von dem ergötzlichen Schauſpiele abgezogen; eine gewiſſe Unruhe ſchien ſich der Leute bemächtigt zu haben. Junge Krieger kamen herbei und machten eine Meldung; mehrere der älteren erhoben ſich von ihren Sitzen und traten zuſammen, um kopfſchüttelnd ihre Meinungen auszutauſchen. Plötzlich erhob ſich in der Nähe ein furchtbares Schlachtgeſchrei und Flintenſchüſſe knallten. Zugleich tauchten in der Lichtung des Waldes Männergeſtalten auf, mit Flinten bewaffnet, deren Bajonette im Abendſcheine blitzten. Raſch ſprangen die gelagerten Irokeſen auf, griffen nach ihren Streitäxten und Schießwaffen und verſuchten vor dem gefährlichen Feind, dem Donner und Blitz zu Gebote ſtand, in das Dickicht des Waldes zu entweichen. Aber dieſer ſchien lebendig geworden zu ſein; ein wohlunterhaltenes Gewehrfeuer empfing die Eindringenden; entſetzt und verzweifelt über die unvermuthete Niederlage am Tage ihres Triumphes wandte ſich die Maſſe zurück und gerieth unter die Gewehre der anderen feindlichen Abtheilung und ſomit zwiſchen zwei Feuer. Ein entſetzliches ſchonungsloſes Morden begann.

Kühner-Falk war an ſeinem Pfahle die plötzliche Bewegung unter ſeinen Feinden keineswegs entgangen, und er ſtrengte alle ſeine Sinne an, um die Urſache derſelben zu ergründen; auch ſeine Leidensgenoſſen vergaßen ihre Pein. Als aber die Schüſſe knallten und der Schlachtruf ſeiner Landsleute laut wurde, ſtand der junge Hurone einige Augenblicke bewegungslos an ſeinem Pfahle; nur ein convulſiviſches Zittern, welches ſeinen Körper überlief, nur das Blitzen ſeiner Augen verrieth Leben in ihm. Dann ſtieß er einen lauten Schrei des Entzückens, der Wuth, der Rache aus, ſprengte mit einer furchtbaren Anſtrengung ſeine Bande und ſtürzte ſich in jähem Sprunge auf einen ihm zunächſt gelagerten Feind, dem er ſeine Streitaxt entriß. Dem altjüdiſchen Mythenhelden Simſon vergleichbar, der in ſeiner tiefſten Erniedrigung die gewaltige Gotteskraft in ſeinen Gliedern zurückkehren fühlte und ſie anſtrengte, um ſeine höhnenden Feinde zugleich mit in ſein eigenes Verderben zu ziehen, ſchlug Kühner-Falk, den Kriegsgeſang ſeines Volkes anſtimmend, auf die überraſchten Mohawks ein und gab einigen den Todesſtreich. Aber er allein mitten unter ſeinen Feinden erlag ſchnell unter ihren Tomahawks. Sein brechendes Auge ſah mit Wonne den Sieg ſeiner Landsleute, die ſchreckliche Rache, welche ſie für ſeinen eigenen und der Freunde Tod übten.

Herr Jacquinet wurde mitten in den zärtlichſten Erörterungen durch das Schreien und Schießen unterbrochen. Der Kleine entfärbte ſich und wurde unruhig.

„Was iſt das?“ fragte Fleurette aufhorchend.

„Ich weiß es nicht,“ ſtammelte ihr Anbeter. „Aber ſchwerlich etwas Gutes.“

Der Lärm kam näher; ein Geräuſch wie von ſchleichenden Männertritten drang aus dem Dickicht des Waldes.

„Laßt uns ſehen, was es iſt,“ ſagte Fleurette, bei welcher die Neugier die Furcht überwog, und erhob ſich.

„Ich bitt' euch um Gotteswillen, theuerſte Fleurette bleibt!“ flehte der Kleine mit bebender Stimme. „Es wird geſchoſſen, und das iſt kein Spaß. Bedenkt, wenn ihr von einer Kugel getroffen würdet! Es wäre entſetzlich! Ich kann mir gar nicht erklären, was das alles bedeutet. Unſere Leute führen doch keine Feuerwaffe.“

„Nun ſo geht ihr und ſeht, was es gibt,“ drängte das Mädchen.

„Aber wie könnt ihr mir eine ſolche Zumuthung machen, ſchönſte Fleurette!“ lallte der Nadelheld, dem die kleinen Beine vor Furcht und Schrecken zitterten. „Ich ſoll euch ſchutz- und wehrlos zurücklaſſen? Nein, das geht unmöglich. Wenn euch Damen etwas Schlimmes widerführe, würde ich mir ewig Gewiſſensbiſſe machen.“

„Ach, ich glaube, ihr fürchtet euch!“ höhnte Fleurette, deren Muth bei dem Anblicke dieſer Zaghaftigkeit wuchs.

„Ich mich fürchten?“ flüſterte Jacquinet. „Wo denkt ihr hin? Es iſt einzig die Sorge um euch, die mich zu ſolcher Vorſicht zwingt.“

Durch den ſteigenden Lärm und das Geſpräch der Beiden erwachte Gabriele aus einem leichten unruhigen Schlummer, in welchem ſie verſunken war. Sie erkundigte ſich nach der Urſache der Aufregung, und da man ſie ihr nicht anzugeben wußte, vereinigte ſie ihre Bitten mit denen Fleurettens. Ehrenhalber konnte Jacquinet ſich nicht länger weichern. Nachdem er die beiden Damen nochmals auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, welcher ſie durch ſeine Entfernung ausgeſetzt wurden, und alle Verantwortung für die daraus entſtehenden üblen Folgen von ſich abgewälzt hatte, erhob er ſich mit einem tiefen Seufzer und ſchlug ſich ſeitwärts in das Gebüſch nach der entgegengeſetzten Richtung, aus welcher die Schüſſe und das Geſchrei erſchallt waren. Aber es waren nur wenige Minuten ſeit ſeinem Weggange verfloſſen, als ſich in der Nähe ein entſetzliches anhaltendes Geſchrei erhob, welches die beiden zurückgebliebenen Mädchen als von ihrem irokeſiſchen Ritter ausgehend erkannten. Beunruhigt erhoben ſie ſich und verfolgten die Richtung, welche derſelbe ſo eben eingeſchlagen hatte. Fleurette führte die Streitart in der Hand, welche Jacquinet in ſeiner Zerſtreuung vergeſſen hatte. Sie waren nur wenige Schritte gegangen, als ſich ihnen ein in ſeiner Art einziges Schauſpiel darbot. Mit einer wunderbaren Behendigkeit, welche allenfalls derjenigen einer Katze verglichen werden kann, ſchlängelte und wand ſich in einiger Entfernung Herr Jacquinet um die Bäume, welche an dieſer Stelle des Waldes weniger dicht ſtanden, indem er bei dieſen gewandten Sprüngen und Windungen ein erbärmliches Geſchrei ausſtieß. Und allerdings hatte er Urſache dazu. Denn faſt in ſeinem Rücken ſaß das Bajonet eines Gewehres, welches ein ihn emſig verfolgender Mann in europäiſcher Kleidung gefällt im Arme trug.

„Bleib ſtehen und ergib dich, du Knirps! Es ſoll dir dann nichts geſchehen. Außerdem ſtoß ich dir das Eiſen in die Rippen,“ rief der Verfolger ſeinem Wilde in indianiſcher Sprache zu.

„Mein Gott, die Stimme kenne ich,“ flüſterte Fleurette Gabrielen zu, welche Beide hinter einem Baume verborgen der poſſierlichen Jagd zuſchauten.

Herr Jacquinet ſchien dieſelbe Entdeckung gemacht zu haben, wie ſeine Freundin, denn er benutzte den Moment, wo er einen kleinen Vorſprung durch eine unverhoffte kühne Wendung erlangt hatte, deckte ſich durch einen ſtarken Baum vor der fatalen drohenden Bajonetſpitze und rief tiefſchnaufend, indem er ſeinen Jäger fixirte: „Beim Himmel! Es iſt Herr Comtois, der mir ſo arg zuſetzt. Kennt ihr denn euern Freund Jacquinet nicht mehr? Es ſind zwar einige kleine Veränderungen in meinem Aeußeren vorgegangen, aber die können euch unmöglich hindern, mich wieder zu erkennen.“

Comtois ſtutzte und betrachtete das kleine Ungethüm aufmerkſam, welches hinter dem Baumſtamme mit einem Geſichte hervorſchaute, in welchem die Freude über die tröſtliche Entdeckung noch mit der Todesangſt kämpfte. Offenbar erkannte er ſeinen poſſierlichen Reiſegefährten und projektirten Geſchäftstheilhaber an der Stimme und an der Geſtalt, wie verputzt dieſelbe auch erſchien. Aber Herr Comtois war nicht der Mann, der ſich zu irgend einer Zeit die Gelegenheit zu einem Scherze entgehen ließ. Er rief deshalb anſcheinend wüthend, aber jetzt in ſeiner Mutterſprache: „Was, du Teufelsbraten, du häßlicher Wechſelbalg! Du willſt dich für meinen ſchönen, zierlichen und galanten Freund Jacquinet ausgeben? Der iſt längſt ein Engel im Himmel, nachdem die Wilden ihn auf dieſer Welt zum Frühſtück verzehrt haben. Fahre zur Hölle, du lügneriſches häßliches Ungethüm, woher du gekommen biſt!“ Und er drang aufs neue mit gefälltem Bajonet auf den unglücklichen Schneider ein.

In ſeiner frohen Erwartung getäuſcht und vom Laufen und der Angſt gänzlich erſchöpft, ließ Jacquinet den ſpähenden Blick verzweifelt umherſchweifen und ſah die beiden Mädchen hinter dem Baume hervortreten. Mit dem letzten Aufwand ſeiner Kräfte eilte er auf ſie zu und ſank mit einem Bittruf um Rettung zu ihren Füßen nieder.

„Herr Comtois, willkommen!“ rief Fleurette dem Herbeieilenden froh entgegen.

„Wir begrüßen euch mit Freuden, als unſeren Retter,“ ſagte Gabriele.

Comtois blieb in der höchſten Ueberraſchung einige Schritte vor den Mädchen ſtehen. „Mein Gott!“ ſagte er, „darf ich meinen Augen trauen? Ihr ſeid es, Fleurette, und auch euch, Mademoiſelle, find’ ich hier! So war meine Jagd doch nicht vergeblich. Freilich auf einen ſolchen Fang war ich nicht gefaßt. O, das wird einen herrlichen Spaß geben! Es iſt Jemand in der Nähe, der vor Freuden außer ſich ſein wird, wenn er von euerm Hierſein erfährt. Er heißt mit den erſten Buchſtaben Menonville.“

„Menonville!“ ſtammelte Gabriele, vor freudiger Ueberraſchung erblaſſend, und hielt ſich an Fleuretten feſt, denn ſie fürchtete ohnmächtig niederzuſinken.

„O dieſe Freude!“ rief Comtois. „Ich eile ihn von ſeinem und meinem Glücke in Kenntniß zu ſetzen. Das wird ihm bei der Affaire, die wir angefangen haben, doppelt ermuthigen. Es kann nicht fehlen, unſere Anſtalten ſind vortrefflich und der größere Theil unſerer Mannſchaft mit Feuergewehr verſehen. Aber mein Gott, ich ſtehe und ſchwatze da, und es gibt doch noch genug zu thun für mich. Ich muß doch Herrn von Menonville Rappert abſtatten, welche Wonne uns der Himmel beſcheert hat, und muß doch vor Freuden noch ein paar der rothen Schurken todtſchießen. Aber was fang’ ich an, wie ſoll ich euch vor den Chancen

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

des Kampfes ſichern, der, wie ihr hört, entbrannt iſt? Denn auf den Ritter, den ihr hier bei euch habt, iſt kein Verlaß. Seine Tollkühnheit möchte euch in die größte Gefahr ſtürzen; es muß doch wohl mein Freund Jacquinet ſein, den mir der Himmel ſo unverhofft mit euch wieder geſchenkt.“ Und er blickte lächelnd auf den zierlichen Landsmann im Irokeſenſchmuck, der ihn, durch eine kleine Entfernung vor der blanken Spitze geſichert, noch immer mit mißtrauiſchen und verdrießlichen Blicken betrachtete.

„Ich ſehe, ihr tragt ein Piſtol im Gürtel, Herr Comtois,“ ſagte Gabriele, bei der die momentane Schwäche einer hohen freudigen Aufregung gewichen war. „Ueberlaßt es mir mit etwas Munition, und ihr brauchet nicht weiter für uns Sorge zu tragen. Es wäre nicht das erſte Mal, daß ich ein Feuergewehr zu meiner Vertheidigung abdrückte. Fleurette hat eine Axt; ſo denk ich, werden wir wohl im Stande ſein, im Falle der Noth uns und unſeren wackern Freund Jacquinet zu vertheidigen. Ihr aber geht, Herr Comtois, und helft der guten Sache den Sieg erringen.“

„Gut; ich weiß keinen beſſern Rath,“ verſetzte dieſer und erfüllte Gabrielens Begehren; „Es kömmt allerdings bei unſerem Kampfe auf einen wohlbewaffneten Mann etwas an. Habt nur die Güte und ziehet euch links hin, wo ihr aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchlimmen Zufälligkeiten weniger ausgeſetzt ſeid. Auch weiß ich euch dann zu finden. Einſtweilen Gottbefohlen!“

„Hier bring' ich euch euern ſiegreichen Ritter, Mademoiſelle,“ ſagte Comtois, der mit Menonville ſich dem Verſtecke der beiden Mädchen und Jacquinets genah't hatte. „Und hier, Herr von Menonville,“ wandte er ſich an ſeinen Begleiter, „bin ich ſo glücklich, euch den Kampfpreis zu übergeben, von deſſen Daſein ihr ſicher keine Ahnung hattet.“

Menonville ſtand einen Augenblick wie verſteinert, denn Comtois hatte ihm nichts von der Ueberraſchung geſagt, welche ihm bevorſtand. Er ſah Gabrielen mit einem Blicke des Erſtaunens und Entzückens an; reden konnte er nicht; das Uebermaß der Empfindungen hat keine Worte. Das Gewehr, welches er in der Hand hielt, entſank derſelben. Mit einem jubelnden Aufſchrei, der die ganze Wonne ſeines redlichen Herzens verrieth, eilte er auf das wiedergefundene Mädchen los, und drückte ſie, die ſich ihm freudig gab, an ſeine Bruſt.

„Verzeihung, ſchöne Fleurette!“ ſagte Comtois, in deſſen Geſichte bei dem Anblicke liebender Vereinigung lachende Freude und herzliche Rührung einen wunderbaren Kampf führten. „Ich habe das Beſte vergeſſen, ich Klotz.“ Und ohne weiteres zog er das Mädchen, welches ſich das willig gefallen ließ, in ſeine Arme und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

Her Jacquinet, der ſich ſo plötzlich aller Wichtigkeit beraubt und ganz in den Hintergrund geſchoben ſah, warf einen giftigen Blick auf ſeinen Nebenbuhler, der ſo ohne Weiteres mit der unbefangendſten Grobheit von der Welt erlangte, was ihm mit dem größten Aufwand von Zierlichkeit und Galanterie nicht zu Theil geworden war, und ſchlich ſich, den Mund wiſchend, mit dem bitteren Gefühle eines überflüſſigen Menſchen bei Seite.

„Wie lebhaft werde ich eben jetzt an die Sonne unſerer erſten Begegnung erinnert,“ ſagte Menonville, der einen Schritt von Gabrielen zurückgewichen war und ſie mit leuchtenden Augen betrachtete. „Damals wie jetzt ſtandet ihr vor mir in Jugendſchöne prangend, die Feuerwaffe in der Hand, mit der ihr mich niederwarfet. Kaum kann ich mich überreden, daß fünf Jahre ſeit jenem ſchmerzlich ſüßen Begegniſſe vergangen ſind, wo ihr mir die Wunde ſchluget und ſie durch den Balſam liebevoller Theilnahme heiltet. Und faſt vier Jahre ſind es, daß ich euch in Quebek zurücklaſſen mußte. O Gabriele, mit welchen bitteren Gefühlen, mögt ihr euch denken! Ich war wiederum am Leben verzweifelt; ich hatte den kaum gewonnenen Halt verloren, und es gehörten alle Mühſeligkeiten eines rauhen Lebens dazu, das die ganze moraliſche Kraft in Anſpruch nahm, um mich aus meinem Jammer und tiefem Leide wach zu rufen. Tag und Nacht ſtand mir euer Bild vor der Seele; ich ſuchte mich mit dem Gedanken zu tröſten, daß ihr glücklich wäret, daß ihr meiner zu euerm Glücke nicht bedürftet. Aber immer vereitelte eine Ahnung, daß ihr unmöglich in der Geſellſchaft jener geiſtlichen Herren euerm Berufe zufrieden leben könntet, meine Bemühungen, mir ſelbſt Troſt zu geben.“

„Wie recht hattet ihr, mein theuerer Freund," ſeufzte Gabriele. „Ich darf euch bekennen, daß ich ſeit dem Tage unſeres Scheidens nicht glücklich war; und mein Gewiſſen hat mir oft Vorwürfe darüber gemacht, daß ich euere aufopfernde Freundſchaft damals nicht mit dem erkenntlichen Herzen aufnahm, wie es ſich gebührt hätte. Aber ich war krank, ſehr krank, ihr wißt es ja, an Geiſt und Körper. Deshalb verzeiht mir; ich will verſuchen, mein ſchweres Unrecht gegen euch gut zu machen."

„Mein Gott, redet nicht ſo, theuerſte Gabriele!" unterbrach ſie Menonville, in deſſen Geſicht eine Röthe aufgeſtiegen war; „das ſchneidet mir ins Herz. Ihr mir ein ſchweres Unrecht angethan, ihr die Güte und Liebe ſelbſt! Ihr wißt nicht, welche eigennützige Gedanken ich damals in Quebek hegte; wie ich im Begriffe ſtand, euer Wohl meinem Egoismus zum Opfer zu bringen. Doch nun beſchwöre ich euch vor allen Dingen, theilt mir mit, durch welche Verwickelung von Umſtänden ihr zu dieſem Irokeſenhaufen kommt; erzählt mir euere Erlebniſſe vom Tage unſerer Trennung an; die Erinnerung an vergangene Trübſale hat ja auch ihr Angenehmes, beſonders wenn ein Freund ſie mit uns theilt, und ſeid verſichert, daß jedes euerer Worte in meinem Herzen wiederklingt. Doch noch Eines erlaubt mir, bevor ihr beginnt. Herr Comtois," wandte er ſich zu ſeinen Gefährten, der mit Fleuretten koſend eine kleine Strecke hinter ihm und Gabrielen ging; „es thut mir leid, daß ich euere angenehme Unterhaltung ſtören muß, aber es werden ſich einige Vorkehrungen zu einem Nachtquartier für die beiden Damen nöthig machen. Da ihr nun lange Zeit das ſchöne Geheimniß ihres Hierſeins vor mir verborgen gehalten und mich demnach verhindert habt, dieſe Sorge ſelbſt zu übernehmen, ſo erſuche ich euch nun, dies zu thun. Ich bin überzeugt, Fleurette wird ſich wegen der kurzen Unterbrechung eueres Zwiegeſpräches tröſten, wenn ſie damit ein Lager erkauft, ſo bequem es ſich eben in dieſer Wildniß ſchaffen läßt. Wir ſind Sieger und wollen das Schlachtfeld behaupten. Ihr werdet Rückſicht darauf nehmen, Herr Comtois, daß die Augen und Ohren der Damen nicht durch den Anblick der Todten und die Klagen der Verwundeten verletzt werden."

„Sehr wohl, Herr von Menonville," erwiederte Comtois; „ich werde ſofort euern Befehl ausführen. Nur bitte ich die Damen im Voraus, ihre Erwartungen und Anſprüche auf Bequemlichkeit möglichſt herabzuſtimmen. Wer beim Himmel! konnte eine Ahnung haben, daß uns das Glück eines ſolchen Fundes zu Theil würde? — Schöne Fleurette, ihr erzählt mir nachher weiter von der fromm gewordenen Liſette; das iſt zu intereſſant." Damit entfernte er ſich.

„Fleurette," ſagte Gabriele, welche nachdenklich dageſtanden. „Ihr hört, es gibt Verwundete; unſere Pflicht ruft. Soll man uns vergebens in der Behandlung der Wunden unterrichtet haben? Kommt, laßt uns den Armen nach unſeren beſten Kräften und Wiſſen beiſtehen."

Fleurette ſchien keine große Luſt zu haben, der Aufforderung Folge zu leiſten; Comtois' Platz an ihrer Seite war bereits durch Herrn Jacquinet, der ſich nach der Entfernung ſeines Rivalen plötzlich wiedergefunden, ausgefüllt worden. Auch Gabrielen hielt Menonville zurück.

„So könnt ihr auch Wunden heilen, nicht bloß ſchlagen?“ fragte er mit einem innigen Blicke. „Aber entzieht euch unſerer Geſellſchaft noch nicht. Wir haben einen Wundarzt bei uns, der gleich nach Beendigung des Kampfes ſein Geſchäft begonnen hat. Dieſer ſelbſt währte kurze Zeit, da der Feind vollkommen überraſcht wurde und unſere Huronen trefflich mit dem Feuergewehr umzugehen gelernt haben. Sie begreifen die Konſtruction einer Flinte viel beſſer als die Myſterien des Katechismus. Doch es ſei fern von mir, euerem ſchönen Pflichteifer hindernd entgegen treten zu wollen. Nur ſchenkt erſt mir noch eine Viertelſtunde; der Menſch iſt einmal von Haus aus ein ſelbſtſüchtiges Geſchöpf und wird es trotz aller Anſtrengung der Moraliſten ewig bleiben. Alſo bitt' ich euch, theuere Gabriele, erzählt mir, was euch ſeit meiner Abreiſe von Quebek begegnet iſt.“

Gabriele erfüllte ſeinen Wunſch und berichtete von ihrem einſamen Leben im Hauſe der Dame Bourdon, von der langen Krankheit des Paters Raimond zu Folge ſeiner Verwundung durch den Kapitän, von deſſen Flucht, von der Errichtung der Genoſſenſchaft der barmherzigen Schweſtern und deren Tendenz.

„Ich habe ſchon einige Kunde von alledem durch den Pater Raimond ſelbſt erhalten," ſagte Menonville.

„Durch den Pater Raimond?" fragte Gabriele erſtaunt. „Aber wie iſt das möglich? Wann und wo habt ihr ihn geſehen und geſprochen?"

„Er kam gewöhnlich alle ſechs Wochen von St. Joſeph herüber in unſer Fort," erwiederte jener."

„Und ich und Fleurette waren zwei Jahre lang bei ihm in St. Joſeph als ſeine Gehülfinnen."

„Ihr waret in St. Joſeph!" rief Menonville und faßte krampfhaft Gabrielens Hand. „Wir waren die nächſten Nachbaren, und keines wußte vom Anderen etwas! Ich verzehrte mich in Angſt und Sehnſucht um euch, während es nur einiger Tagreiſen bedurft hätte, um ſie zu ſtillen! O das ſind dieſe Prieſter! Die Sorge, welche euch Pater Raimond auf dem Schiffe widmete, beſtach mich; ich unterdrückte mein ahnendes warnendes Gefühl. Wie oft habe ich mich bei ihm nach euch erkundigt, ſtets iſt er meinen beſorgten Fragen ausgewichen. Wie können ſolche Falſchheit und Liebe in einer Bruſt beiſammen wohnen!"

„Meßt ihm nicht alle Schuld bei," ſagte Gabriele; „ein Theil trifft mich und mein Betragen, das ihn wohl zu ſolchen Verfahren berechtigen mochte. Ich hatte mich ja dem Dienſte der Miſſion geweiht. Von ſeinem Standpunkte aus hatte er wohl Recht, uns von einander fern zu halten."

„Wohl ihm, er iſt todt!" ſagte Menonville, „aber ich kann ſein Andenken nicht ſegnen. Gern hätte ich ihn von den Mörderhänden der Mohawks gerettet; die Verſehung hat es nicht gewollt; wir haben nur ſeine Feinde züchtigen können. Es wäre mir peinlich geweſen, mit ihm zuſammen zu treffen.“

Menonville führte Gabrielen und Fleuretten nebſt ihrem Begleiter über den Kampfplatz, der bereits von den Leichen der Erſchlagenen geſäubert war, zu dem Lagerplatze ſeiner Leute. Allgemeiner Jubel begrüßte ſie, denn die gefangenen Huronen, welche nicht das Schickſal Kühner-Falks getheilt, namentlich deſſen Vater, Grimmer-Bär, hatten ihren Befreiern bereits von den wohlthätigen Wirken der beiden Mädchen in der Miſſion, beſonders Gabrielens, und deren ehemaliger Beſtimmung, Kühner-Falk zu ehelichen, erzählt. Dieſe gingen bei den Verwundeten umher, Troſt und Linderung ſpendend, aber ſie dehnten ihre menſchenfreundliche Theilnahme auch auf die gefangenen Mohawks aus, die wenige Stunden zuvor noch Herren ihres Schickſals geweſen waren. Mancher dankbare Blick, mancher Segenswunſch aus fieberheißen Lippen folgte den barmherzigen Schweſtern nach.

8.

Fort Bourbon.

Die Feſtung, zu deren Beſatzung Menonville mit einem Theile ſeiner Mannſchaft gehörte und in welche er mit Gabrielen, Fleuretten, Comtois und Jacquinet zurückkehrte, entſprach ihrem ſtolzen Namen eben ſo wenig, wie das gleichbenannte Fort an der Hudſonsbai. Sie beſtand aus ſechs, acht elenden Barraken, von einem Graben, und mit Palliſaden und Bruſtwehren umgeben; an geeigneter Stelle waren einige Geſchütze placirt. Beſſer als durch dieſe Vertheidigungsmittel wurde das Fort durch ſeine vortheilhafte Lage auf einer freien Anhöhe vor den Angriffen der Indianer geſchützt. Etwas tiefer unter dem Schutze der Kanonen, welchen freilich noch keine Gelegenheit gegeben war, ihn zu leiſten, lagen einige elende, von Koloniſten bewohnte Hütten, welche man mit dem Namen „die Stadt" beehrte. Die Feſtung wie die Stadt machten einen ſehr trübſeligen Eindruck; ein gänzlicher Mangel an Solidität und jenem heimiſchen Weſen, welches ſelbſt in einer Wüſte eine Stätte für glückliche und zufriedene Menſchen herzuzaubern vermag, fiel unangenehm auf; es war faſt, als hätten die Gründer dieſer Niederlaſſung und die Bewohner ein ſtilles ahnendes Gefühl: daß ihrer eigenen Schöpfung wie allen in Amerika, die von Frankreich ausgingen, keine lange Lebensdauer beſchieden, daß ſie ſelbſt wie der Sommer nur Gäſte in dem Lande ſeien, und als habe dieſes Vorgefühl ſie abgehalten, alle Kräfte aufzubieten, um ſich eine ſolide dauerhafte Exiſtenz zu ſchaffen.

Die Huronen zogen mit den gefangenen Irokeſen, welche man ihnen zu beliebiger Verwendung überließ, nach ihren in der Umgegend gelegenen Dörfern, nicht ohne zuvor von dem Kommandanten und den zurückgebliebenen Bewohnern des Forts wegen ihrer ſieghaften Theilnahme an der Expedition gerühmt und zu neuen Unternehmungen ermuntert worden zu ſein. Es herrſchte überhaupt große Freude in Bourbon über Menonville's Rückkehr und den guten Ausgang ſeines Zuges, da man ſich im Betreff deſſelben den ſchwärzeſten Befürchtungen hingegeben hatte.

Vor der Front ſeiner Mannſchaft, welche aus zwanzig Soldaten beſtand, empfing Herr von Clairville, der Befehlshaber von Bourbon, ein kleiner hagerer Fünfziger mit einem nicht gerade gewinnenden Geſichte, die zurückkehrenden Sieger und hieß dann die Damen Gabriele und Fleurette auf galante Weiſe unter dem Schutze ſeiner Kanonen willkommen. Herr Jacquinet hatte ſich in ſeiner Eigenſchaft als Kleiderkünſtler einer ebenfalls wohlwollenden, wenn auch nicht ſo zarten Aufnahme zu erfreuen; man gab ihm zu verſtehen, er ſolle vor allem ſeine eigene Perſon wieder in einen civiliſirten Stand ſetzen, bevor er die anderen ausbeſſere.

Die beiden Mädchen, welche von dem Marſche tödtlich ermüdet waren, brachte man einſtweilen in der Wohnung der Witwe von Menonville's Vorgänger un-

Der Brandbrief.

ter, welche dem wichtigen Poſten einer Garniſonköchin vorſtand. Als dieſe vorläufigen Anſtalten getroffen worden waren, begab ſich Menonville mit dem Kommandanten nach deſſen Wohnung, um ihm ausführlichen Bericht über die Unternehmung abzuſtatten.

Aus dem Geſichte Clairville's verſchwand, als er ſich mit ſeinem Untergebenen allein ſah, der letzte Reſt von Freundlichkeit, welche er bei dem Empfange der rückkehrenden Truppe zur Schau getragen hatte, und ein Zug von Aengſtlichkeit trat deutlich hervor. „Nun ſprecht," ſagte er; „ihr ſeht mich auf der Folter. Ihr kommt vermuthlich zu ſpät, um etwas für die Miſſion thun zu können."

„Leider," verſetzte Menonville. „Als wir noch zwei Tagemärſche von ihr entfernt waren, ſtießen einige Huronen zu uns, welche dem Gemetzel entflohen waren. Wir konnten bei unſerer Ankunft weiter nichts thun, als die Leichen des Paters und der anderen Ermordeten beſtatten. Der Feind hat ſchonungslos gewüthet; es war wirklich grauenhaft, wie ſie die armen Weiber und Kinder hingeſchlachtet hatten."

„Ich kenne ſie, ich kenne ſie," murmelte Clairville zwiſchen den Zähnen und nickte gleichgültig mit dem Kopfe dazu.

„Die unmenſchliche Grauſamkeit der Mohawks hatte wenigſtens die eine gute Folge, daß ſie unſere huroniſche Hülfstruppe zur höchſten Wuth entflammte und ſie daher um ſo geneigter machte, meinen Anordnungen zur Züchtigung des Ueberfalls unbedingte Folge zu leiſten."

Menonville erzählte nun, wie es ihm ſeinerſeits vollſtändig gelungen, die ſiegestrunkenen Irokeſen zu überraſchen und ihnen reichlich zu vergelten.

Der Kommandant hörte den Siegesbericht keineswegs mit der Freude an, die Menonville vielleicht erwartet hatte. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab und ſchüttelte ängſtlich den Kopf.

„Glaubt nicht," ſagte er zu ſeinem Untergebenen, nachdem dieſer ſeinen Bericht beendigt hatte, „daß ich unempfindlich gegen den bedeutenden Vortheil ſei, den wir euerer Tapferkeit und Geſchicklichkeit zu danken haben, aber es ſind in euerer Abweſenheit Nachrichten eingelaufen, zu Folge deren ich faſt fürchten muß, daß euer Sieg uns zum Verderben gereichen werde. Unſere Lage hier iſt in der That eine verzweifelte, und ich habe in den letzten Tagen bis heute in einer peinlichen Spannung gelebt, bis ihr wieder kommen würdet. Denkt euch, nicht nur Montreal iſt von Irokeſen eingenommen, ſondern unſer Hauptwaffenpunkt an den Seen, unſere beſte Wehr gegen Neuengland und die feindlichen Indianerſtämme, Fort Frontenac, iſt nicht mehr. Denonville, beſtürzt über die Eroberung von Montreal, hat die Feſtung räumen und raſiren laſſen. Die kleinen Forts ſind natürlich dem Beiſpiele gefolgt; bis Trois Rivières hinauf iſt alles gewichen und die mühſam hergeſtellte und unterhaltene Verbindung iſt unterbrochen."

Menonville war vor Schrecken blaß geworden. „Aber das iſt Feigheit, Verrath!“ rief er endlich zornig. „Eine Feſtung wie Fort Frontenac zu räumen und zu raſiren, ehe ſich noch ein Feind davor blicken läßt. Und mein Gott, was für ein Feind! Rohe, ungeordnete, undisciplinirte Indianerhaufen, welche bei dem erſten wohlausgeführten Geſchützfeuer wie Spreu zerſtieben. Nein, das iſt ſchmählich, und Herr von Denonville hat eine ſchwere Verantwortung auf ſich geladen, indem er durch dieſe unbeſonnene Maßregel uns nicht nur einer der ſtärkſten Stützen zur Vertheidigung des Landes beraubt, ſondern auch den Muth und das Vertrauen der Franzoſen in ihre eigne Kraft bricht und dagegen das Selbſtgefühl der Irokeſen mächtig hebt, da ſie ſich ſelbſt von franzöſiſchen Truppen ſo gefürchtet ſehen.“

„Ganz meine Anſicht,“ ſagte Clairville; „ganz meine Anſicht. Aber das Unglück iſt geſchehen, läßt ſich nicht ändern. Die Frage, die uns zunächſt beſchäftigen muß, iſt die: was fangen wir an? Sollen wir dem Beiſpiele der anderen Kommandeurs folgen und Fort Bourbon nebſt der Stadt räumen oder was iſt ſonſt zu thun? Ihr ſeid ein reſoluter verſtändiger junger Mann und außerdem ſind wir durch gemeinſames Geſchäftsintereſſe viel zu innig verbunden, als daß ich nicht hätte euere Meinung darüber einholen ſollen. Unſere Sache iſt verzweifelt, man betrachte ſie von welcher Seite man will. Bleiben wir, ſo können wir an einem ſchönen Morgen in den nächſten Tagen das Vergnügen haben, durch das Geſchrei von ein paar Tauſend Irokeſen aufgeweckt zu werden, die ſich den Spaß machen, über unſere Paliſſaden zu klettern und uns vor den Kopf zu ſchlagen. Es wird das um ſo weniger ausbleiben nach euerm Siege über ſie. Und dann ſitzen wir hier, wo die Füchſe einander gute Nacht ſagen; Niemand fragt recht nach uns, Niemand hilft uns. Denn den rothen Schurken, welche ſich gerade jetzt unſere Freunde nennen, iſt nicht über den Weg zu trauen; ſie werden keinen Augenblick anſtehen uns preiszugeben, wenn ſie dadurch den Frieden mit ihren bisherigen Feinden erkaufen können. Möchte der Teufel doch meinetwegen Neufrankreich holen, wenn nur unſer Geſchäft nicht litte!"

Menonville kannte ſeinen Vorgeſetzten zu genau, um über dieſe ſelbſtſüchtige unpatriotiſche Aeußerung in ein unbilliges Staunen zu gerathen; er wußte aber auch, welchen Reſpect Clairville vor ihm hatte und wie dieſer nichts that, ohne ſeinen Rath eingeholt zu haben. Mit Gründen der Ehre und Vaterlandsliebe ließ ſich auf den würdigen Mann nicht einwirken; ſollten dieſe Eindruck auf ihn machen, ſo mußten ſie in das Gewand ſeines perſönlichen Intereſſes eingekleidet werden. Ein großes Herz beſaß Herr von Clairville nicht, aber einen weiten Geldbeutel.

„Die Sache ſcheint mir einfach zu ſein," erwiederte Menonville. „Als gute Kaufleute dürfen wir nicht den ſichern Verluſt vor dem möglichen nehmen. Durch unſern Abzug würde aber unſer Pelzhandel gründlich und für immer ruinirt werden, ſelbſt wenn wir auch ſpäter auf unſere

Poſten zurückkehrten; andere Hände würden ſich dann deſſelben bemächtigt haben. Nein, wir müſſen auf jeden Fall bleiben; wollet ihr abziehen, ſo geſtattet mir wenigſtens den Platz zu behaupten und euer Intereſſe zu beobachten."

„Freilich, freilich," unterbrach ihn der Kommandant, „unſer ganzer ſchöner Handel würde in die Hände der Leute hinten im Walde gerathen, die mir ſchon lange durch ihre Concurrenz ein Dorn im Auge ſind. Aber bedenkt dagegen die Gefahr, wenn wir paar Leute in dem Neſte eingeſchloſſen würden, keine Hülfe von außen her zu erwarten."

„Wir müſſen unſere Anſtalten ſo treffen, daß wir derſelben allenfalls entbehren können. An Proviant fehlt es uns nicht; unſere Magazine ſind im Stande, eine zehnfach größere Zahl Menſchen als die Beſatzung beträgt, auf zwei, drei Monate zu erhalten. Die Befeſtigungen an unſerem Fort ſind freilich etwas defect; aber der Feind, dem ſie zu widerſtehen haben, hat auch keinen Begriff von der Belagerungskunſt; ſetzen wir die Graben in Stand und beſſern Bruſtwehr und Palliſaden aus, ziehen wir die umwohnenden Franzoſen an uns, ſo nehmen wir eine achtunggebietende Stellung ein und können einem etwaigen Angriffe von Seiten der Irokeſen ohne Bangen entgegen ſehen. Die Hauptſache bleibt immer, daß wir nicht ſelbſt den Kopf verlieren und uns aufgeben. Sieht der Feind, daß wir ihn nicht fürchten, ſo verliert er ſein Selbſtvertrauen, das durch unſeren Abzug bedeutend wachſen würde. Die Huronen werden aber nicht wagen, abzufallen, wenn ſie unſere entſchiedene Abſicht, den Platz zu behaupten, erkennen. Erſt wenn wir nach unſerem Siege über die Mohawks denſelben aufgäben, würden ſie mit Recht an uns irre werden können. Unſer Handel, alle Vortheile, unſer Ruf würden unwiederbringlich verloren ſein.“

Die mit ſo viel Zuverſicht vorgebrachten Gründe hatten nicht verfehlt, Eindruck auf den Commandanten zu machen. Der Ausdruck der Aengſtlichkeit auf ſeinem Geſichte war verſchwunden und ein Lächeln der Beruhigung zeigte ſich auf demſelben.

„Gut, gut, mein junger Freund, ſo ſoll es werden,“ ſagte er. „Ich dachte mir ſchon, daß ihr die Sache von dieſem Geſichtspunkte aus anſehen würdet. Laßt uns denn gleich die nöthigen Anſtalten treffen!“

Gabrielens Aufmerkſamkeit ward in den nächſten Tagen vollkommen dadurch in Anſpruch genommen, daß ſie ſich in der kleinen militäriſchen Welt, in welche ſie ganz unerwartet verſetzt worden war, zurecht zu finden ſuchte. Ein reges Leben entfaltete ſich im Fort Bourbon: man reinigte den an einigen Stellen verſchütteten Graben, beſſerte die Schäden an den Vertheidigungsmitteln aus, Proviant ward herbeigeſchafft, man fertigte Patronen an, Boten wurden nach den umliegenden franzöſiſchen Niederlaſſungen abgefertigt, welche die Koloniſten von der drohenden Gefahr benachrichtigen und ſie im Falle der Noth zum Rückzuge in das Fort auffordern ſollten, und man traf in demſelben Veranſtaltungen, um einen derartigen Zuwachs der Beſatzung bequem und paſſend unterbringen zu können. Kurz es geſchah Alles, um einem Angriffe der feindlichen Indianer, welchen Herr von Clairville jeden Tag mit Bangen entgegenſah, wirkſam begegnen zu können. Menonville, der die Seele aller dieſer Anordnungen war, ritt ſelbſt in einige der nächſtgelegenen Huronendörfer, um die Leute in ihrer freundlichen Geſinnung gegen die Franzoſen zu beſtärken und ſie zur Wachſamkeit gegen Ueberfälle von Seiten der Mohawks zu ermuntern.

Die Mitte des Septembers verging jedoch, ohne daß das Geringſte ſich ereignete; der Feind ſchien wirklich, wie Menonville vermuthet hatte, durch die ihm beigebrachte Niederlage, ſowie durch die energiſche Haltung der Franzoſen und ihrer Verbündeten eingeſchüchtert zu ſein. Von anderen Punkten her liefen ebenfalls wieder beſſere Nachrichten ein; man fing an ſich von der erſten Beſtürzung, welche die Eroberung von Montreal und der Fall des Forts Frontenac hervorgerufen, wieder zu erholen; und man dachte bereits daran, ſich wieder in Beſitz der theilweiſe leichtſinnig aufgegebenen Poſitionen zu ſetzen. Die Aufregung legte ſich auch im Fort Bourbon wieder; man begann freier aufzuathmen, ohne deshalb die Vorſicht ganz bei Seite zu laſſen. Man kannte den Charakter der Indianer zu wohl, der einen erlittenen Schimpf nicht ungeahndet läßt, ſollte auch die Rache noch ſo lange auf ſich warten laſſen. Als die Anſpannung der Geiſter wich, trat die Langeweile an ihre Stelle, welche in dem monotonen Garniſonleben eine reiche Nahrungsquelle hatte. Gabriele hatte zwar genug Stoff, über die günſtige Wendung ihres Schickſals, die ſie mit Menonville zuſammen geführt, nachzuſinnen und zu denken, aber ſie war zu ſehr an eine geregelte Thätigkeit gewöhnt, um den Mangel einer geeigneten Beſchäftigung nicht ſchmerzlich zu empfinden.

Als die kriegeriſchen Wolken ſich zu zerſtreuen anfingen, betheiligte ſie ſich öfter, wohlbewaffnet wie die Anderen, an den Ausflügen, welche Menonville nach den franzöſiſchen Anſiedelungen und nach den Ortſchaften der Huronen unternahm. In den letzteren ward die junge ſchöne Amazone bei ihrem erſten Erſcheinen mit allem Enthuſiasmus empfangen, deſſen dieſe Leute fähig waren, denn Gabrielens Ruhm hatte ſich längſt unter den Huronen verbreitet, ohne daß ſie die geringſte Ahnung davon hatte. Ihre Thätigkeit in der Miſſion hatte in den von den Irokeſen gefangenen und darauf wieder befreiten Männern Lobredner gefunden; die Pflege, welche ſie nach dem Kampfe und unterwegs den Verwundeten zu Theil werden ließ, hatte einen tiefen Eindruck gemacht; vor keinem Menſchen hat der Sohn der Natur mehr Ehrfurcht, keinem fühlt er ſich zu größerer Dankbarkeit verpflichtet, als dem, welcher ſeine Schmerzen lindert.

Dieſe Excurſionen boten zwar eine Unterhaltung und Zerſtreuung, aber freilich keine angenehme, denn Gabriele fand bei Franzoſen wie Indianern ſo viel Schmuz Elend und Entbehrung vor, daß die Beobachtung dieſes erbärmlichen, des gemeinſten Genuſſes ermangelnden Lebens ſie in der tiefſten Seele dauerte. Ihre Landsleute waren theilweiſe unfreiwillige Koloniſten, die ſich in der Lage, in welche ſie der abſolute Wille des Herrſchers verſetzt hatte, nicht zu helfen wußten und ſchlechte Lehrmeiſter für ihre rothen Mitbürger abgaben.

Bei öfterem Beſuche der verſchiedenen Niederlaſſungen drängte ſich Gabrielen eine Bemerkung auf, welche ſie ſehr nachdenklich machte. Die Leute lebten nämlich alle von Fleiſch und Pflanzenkoſt; den Genuß des Brotes mußten ſie entbehren. Sie erinnerte ſich aus dem Unterrichte ihres theuern Lehrers Bennoit, daß der Ackerbau und Genuß des Brotes in allen Ländern und bei allen Völkern die erſten ſichern Grundlagen der Kultur ſind, auf denen ſich im Laufe der Zeit der Bau der Geſittung und des Völkerglückes erhob. Den Beweis vom Gegentheil hatte ſie hier vor Augen. Der Mangel an Ackerbau und die Entbehrung dieſes wichtigen Nahrungsmittels hatte die entſprechende Veränderung im Weſen der eingewanderten Franzoſen hervorgebracht; ſie waren auf dem beſten Wege, zur Wildheit der Indianer herabzuſinken; ſie waren Jäger und führten ein wildes Waldleben wie dieſe.

Es entging Menonville'n keineswegs, daß Gabriele unter der Monotonie des Lebens im Fort und durch ihre eigene Geſchäftsloſigkeit litt, allein er, der ſonſt für alle Verlegenheiten Rath wußte, konnte doch hier nicht helfen. Der Kreis der weiblichen Beſchäftigung war ſehr beſchränkt, und Frau Lebel, die Köchin und Wirthſchafterin der kleinen Feſtung, viel zu ehrgeizig, um weitere Eingriffe in ihren Geſchäftsbereich zu geſtatten. Mußte ſie doch ſchon mit Widerſtreben dulden, daß Fleurette, die ſich merkwürdig ſchnell in der Gunſt des unverheiratheten Kommandanten feſtgeſetzt hatte, ihr die Beſorgung von deſſen Hageſtolzenwirthſchaft abnahm.

„Es iſt ein wenig langweilig im Fort Bourbon," ſagte eines Tages Menonville zu Gabrielen; „ihr werdet das bereits empfunden haben. Vergebens hab' ich mir ſchon den Kopf zerbrochen, eine Unterhaltung für euch aufzufinden, die euerm Geiſte und euerer Bildung entſprechend wäre."

„Glaubt nicht, mein theuerer Freund," erwiederte das Mädchen, „daß ich nach Zerſtreuungen verlange. Das Einzige, deſſen ich zu meiner Zufriedenheit bedarf, iſt Arbeit. Fort Bourbon, ſo klein der Kreis iſt, in welchem wir uns bewegen, erſcheint mir gegen unſere Miſſion wie ein bunter Markt des Lebens, und doch habe ich in der letzteren zwei Jahre raſch verlebt, da ich eine regelmäßige Beſchäftigung hatte. Laßt mich; ich habe das Gefühl, daß ich hier recht glücklich ſein werde in euerer Nähe, mein Freund, und ſchon iſt mir eine Idee gekommen, die meinem Bedürfniſſe genügen wird. Laßt ſie erſt noch reif werden bei mir, dann ſollt ihr ſie erfahren."

„In der That, ihr ſeid ſehr anſpruchslos und euere Worte freuen mich mehr, als ihr vermuthen könnet. Jetzt, da ihr hier ſeid, würde ich meine Unterhaltung nie auswärts zu ſuchen brauchen. Früher war

das anders. Der Kommandant iſt ein alter Soldat ohne alle Bildung, der die einzige Leidenſchaft hat, Geld zuſammen zu ſcharren. Ich bin ſein Compagnon in einem Pelz- und Häutehandel; er betrügt mich fortwährend, ich mag aber keinen Streit mit dem Menſchen anfangen und ſtelle mich, als merke ich nichts. Das erhält dann unſer gutes Einvernehmen. Mit ihm war keine Unterhaltung möglich; da brachte ich denn meine freien Tage, deren ich viele habe, da die Geſchäfte meiner Stellung unbedeutend genug ſind, in einer Anſiedelung hin, welche einige Meilen von unſerem Fort entfernt liegt. Es wohnen dort einige Familien, die, wie ich wohl bemerkt habe, Hugenotten, aber ſehr gebildete und liebenswürdige Leute ſind. Zum Theil ſind ſie ſchon lange hier wohnhaft, zum Theile ſind ſie erſt zu Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes hier eingewandert. Sie bekümmern ſich nicht um uns, da ſie uns nicht brauchen; ihre Anſiedelung iſt gegen feindliche Ueberfälle faſt beſſer geſchützt wie unſer Fort. Der Kommandant iſt den Leuten durchaus nicht gewogen, da ſie einen ſtarken Handel in den Landesprodukten treiben, was er als eine Beeinträchtigung ſeines eigenen Intereſſes anſieht. Ich habe ſehr angenehme Stunden dort verlebt; wünſcht ihr es, ſo unternehmen wir morgen oder in den nächſten Tagen einen Ausflug hin, und ich mache euch mit meinen neuen Freunden bekannt, die gewiß über den Zuwachs ihrer Bekanntſchaft ſehr erfreut ſein werden."

Gabriele fühlte ſich unangenehm berührt. Das

Wort Hugenotten, die Erwähnung des Edikts von Nantes rief einen Sturm ſchmerzlicher Gefühle in ihrer Bruſt wach. Sie erblaßte; die Thränen traten ihr in die Augen, und ſie ſagte mit bebender Stimme zu Menonville, der ſie verwundert anſah: „Jetzt nicht; jetzt will und kann ich euere Freunde nicht ſehen; vielleicht ſpäter. — Ihr ſeid erſtaunt, mein Freund, über meine auffallende Bewegung. Geduldet euch, ihr ſollt Alles erfahren, wie ſchwer ich mich vergangen habe.“ Damit enteilte ſie, verfolgt von Menonville's nachdenklichen Blicken.

Gabrielens Idee beſtand einfach darin, auf dem Fort eine Bäckerei anzulegen, welche die umwohnenden Koloniſten und Huronen zu jeder Jahreszeit mit Brot verſorgen konnte. Ein Ofen fand ſich zwar vor, in welchem der Bedarf für die Beſatzung gebacken wurde, allein er war in ſchlechtem Stande und genügte den vorausſichtlichen Anſprüchen nicht. Als ſie Menonville'n ihr Vorhaben mittheilte, ſagte dieſer überraſcht: „Meiner Treu! ihr habt da einen vortrefflichen Gedanken und werdet euch ein großes Verdienſt um die Landſchaft erwerben. Ihr kommt mir faſt vor wie eine andere Ceres, welche durch den Dienſt und die Myſterien der Aehre die wilden Völker zähmt. Sogleich wollen wir dem Kommandanten die Sache mittheilen und zur Herſtellung der nöthigen Vorkehrungen ſchreiten, damit ihr euer Werk ſchon in den nächſten Tagen beginnen könnt. Ich bin überzeugt, daß Herr von Clairville mit Freuden auf euern Plan eingehen wird, wenn er ſeinem

Charakter gemäß auch weniger das Verdienſt im Auge hat als den Verdienſt, welchen er ſich erwirbt. Aber, theuere Gabriele, je näher ich euch kennen lerne, deſto lieber werdet ihr meinem Herzen, aber auch deſto unbegreiflicher meinem Verſtand. Ihr, das hochgeborene Fräulein, die einſtige Hofdame, verſteht das Brotbacken! Werdet ihr euerm treueſten Freunde auf Erden nie dieſes Räthſel löſen?“

„Nur Geduld!“ ſagte Gabriele heiter lächelnd. „Ich verſpreche es euch: nächſtens ſollt ihr mich ganz genau kennen lernen. Ich fürchte nur, daß ihr mir dann die Freundſchaft aufkündigt.“

Armer Menonville! er litt ſchrecklich. Da wandelte ſie nun um ihn herum, ſchön und räthſelhaft, um die er ſich vier Jahre lang in ſchmerzlicher Sehnſucht gehärmt. Wochen waren vergangen, und er hatte noch immer nicht den Muth gefaßt, die entſcheidende Frage an ſie zu richten. Er war ſo zaghaft, er begriff ſich ſelbſt nicht. Er forſchte im Betreff Gabrielens vorſichtig bei Fleuretten, aber das ſchelmiſche Mädchen, welches trefflich merkte, wie die Dinge ſtanden, ſchenkte ihm ſchlechten Troſt ein; ſie erzählte ihm ſoviel von dem innigen Einverſtändniß jener mit dem Huronen Kühner-Falk, daß dem guten Menonville aller Muth ſank.

Gabriele überſah ſeine Leiden ganz in dem Beſtreben, welches ihr ſo angenehme Gefühle erzeugte, ſich dem Kreiſe, in welchem ſie lebte, nützlich zu machen. Es konnte nicht ausbleiben, daß ſich dieſem Vergnügen eine dankbare Erinnerung an ihrem Aufenthalte im

Valery'ſchen Hauſe zugeſellen, welchem ſie ihre Kenntniß der häuslichen und ökonomiſchen Verrichtungen verdankte. Noch vor kurzer Zeit war ſie heftig erſchrocken, als Menonville der Hugenotten erwähnte; jetzt erſchienen die Bilder ihrer proteſtantiſchen Freunde, die vorher nur finſter und grollend vor ihrer Phantaſie geſtanden hatten, heiter und verſöhnt; ſie fühlte ihre Schuld geſühnt, ihren Geiſt frei von der niederdrückenden Bürde, und ſie ließ mit einer wehmüthigen Freude die theuern Geſtalten vor ihre Seele treten in den verſchiedenſten Lagen, welche ſie in Alais erlebt hatte. Wie oft, wenn ſie in ihrem neuen Geſchäfte thätig war, glaubte ſie die Stimme der wackeren Mutter Ulrique, der ſanften Manon oder einer der guten Schweſtern hören zu müſſen! Häufig genug war's ihr als klinge in ihren Ohren das muntere Kichern der kleinen Jeanette oder Marie, bis ſich dann beim Erwachen aus ihrem Traume ergab, daß das Lachen von der luſtigen Fleurette ausging, die ihr treulich bei ihrer neuen Beſchäftigung half und irgend einen Scherz mit Herrn Comtois oder Jacquinet trieb. So lebte ſie ihren Aufenthalt in Alais noch einmal durch, und ihre zaghafte Erinnerung wagte ſich denn endlich auch an den darauf folgenden Abſchnitt ihres Lebens. Wohl ſeufzte ſie manchmal, oft erröthete ſie über ihre Verblendung, aber ſie vermochte doch jetzt ihre Hoflaufbahn mit feſtem Rückblicke zu betrachten. Eine eigenthümliche Erſcheinung war, daß die Bilder des Königs, der Frau von Maintenon, der Marquiſe von Montespan und anderer verſailler Bekannten durchaus nicht ſo friſch und lebendig vor ihrer Seele ſtanden, wie diejenigen ihrer ſüdfranzöſiſchen Freunde und ihres Bruders und ſeiner Geliebte; ſie waren erbleicht und unbeſtimmt. Indem ſich Gabriele dergeſtalt dem Genuſſe des Eingedenkens hingab und in ihrem Herzen eine ſtille, aber mächtige Sehnſucht erwuchs, von den ihr ſo theuern Menſchen eine Kunde zu erhalten, überſah ſie, wie das oft im Leben geſchieht, daß zunächſt liegende Moment, aus welchem ihr am erſten die Stillung ihres ſeeliſchen Verlangens hätte erwachſen können. Namentlich beunruhigte ſie das Schickſal des treuen Rogers, von dem ſie keine Antwort auf ihren Brief von Quebek aus erhalten. Hatte der Schlag, der ſie niedergeworfen, ſich auch auf ihn erſtreckt? War das Schreiben, welches Pater Raimond ihr zur Verſorgung abgenommen, überhaupt an ihn gelangt? Sie war nach ihren Erfahrungen in Betreff des Jeſuiten faſt geneigt, daran zu zweifeln und hatte bereits, da ſich ihr die Gelegenheit jetzt bot, einen zweiten Brief an ihren Bruder abgeſandt, in welchem ſie ihre Erlebniſſe ſeit dem verhängnißvollen Hofballe mittheilte.

Herr von Clairville hatte natürlich den Plan Gabrielens mit der größten Freude aufgefaßt und verwirklicht, da er ſich einen beträchtlichen Gewinn von dem Unternehmen verſprechen durfte. Das Geſchäft, welches er in Verbindung mit Menonville betrieb, war ein reiner Tauſchhandel; man nahm den huroniſchen und franzöſiſchen Jägern Häute und Pelze ab und gab ihnen dafür Branntwein, Wein und allerhand Waaren. Dieſe bezog man durch die Vermittelung von Kaufleuten in Quebek, welche für dieſe Lieferungen die Landesprodukte wieder an Zahlungsſtatt nahmen. Mit einem ſelbſtfabrizirten Tauſchmittel in der Hand, deſſen Herſtellungskoſten ganz unbeträchtlich waren, ſah ſich Clairville im Stande, die Vermittelung der Quebeker, welche die importirten franzöſiſchen Artikel möglichſt hoch und die gelieferten Produkte möglichſt niedrig anſchlugen, zu entbehren, und auf dieſe Weiſe eine Störung ſeines Handels und Verminderung ſeines Gewinnes zu vermeiden, welche andere Geſchäftsleute in dieſer Zeit erlitten. Durch den Krieg der beiden Seemächte war die Verbindung der Kolonie mit Frankreich ſehr gehemmt, ſo daß der Zufluß an franzöſiſchen Erzeugniſſen ſtockte. Nichts war natürlicher, als daß der Preis derſelben in Quebek bedeutend ſtieg, während andererſeits der Werth der Häute und Rauchwaaren, welche man nicht exportiren konnte, ſank. Dieſer drohenden Chance des Handels entgingen die Kaufleute im Fort Bourbon durch Gabrielens glückliche Idee und durch Menonville's Vorkehrungen, die eingetauſchten Waaren für die Dauer des Krieges nicht zu Markte zu bringen.

Die Verſuche Gabrielens und Fleurettens gelangen vortrefflich, ſo daß ſich die Beiden genöthigt ſahen, die Zahl der Brote von Tag zu Tag zu vermehren. Eine Menge Müßiggänger im Lande, welche fortwährend dem Hungertode zu verfallen befürchten mußten, durchſtreiften jetzt eilig die Wälder und brachten Elenn- und

Biberhäute nach dem Fort, um ſie gegen die langentbehrte Labe des Brotes zu vertauſchen. Die Kunde von der neuen wohlthätigen Einrichtung drang ſchnell durch die Wälder und Prärien in die einſamen Jägerhütten und Indianerdörfer. Wo vorher Hunger und Noth gewaltet, ward ſie jetzt durch den Anblick des täglichen Brotes gebannt, deſſen Genuß zu neuem Fleiße, zu neuer Kraftanſtrengung ermunterte. Viele Meilen weit kamen die wilden und verwilderten Männer nach Fort Bourbon, um das Labſal einzutauſchen, und es ging daſelbſt oft ſo lebendig her, wie auf einem Jahrmarkte.

Gabriele hielt ſich eines Tages länger wie gewöhnlich in der zur Bäckerei eingerichteten Lokalität auf, da ſie dem Kommandanten, deſſen Geburtsfeſt war, eine kleine leckere Ueberraſchung bereiten wollte. Sie hatte Fleuretten und ihre anderen Gehülfen entlaſſen und ſtand eben, um die letzte Hand an den Kuchen zu legen, der vortrefflich gerathen war, als ſich die Thür öffnete. Menouville trat in Begleitung eines Menſchen ein, bei deſſen Anblicke Gabriele einen Schrei ausſtieß. Der junge Mann auf der Thürſchwelle ſchien nicht weniger überraſcht; er blieb an der Stelle wurzeln; ſein Geſicht ward bleich und wieder roth und er ſah das Mädchen mit einem träumeriſchen Auge an.

„Margot?“ ſtammelte er und machte einen ſchüchternen Verſuch näher zu treten, als wolle er ſich überzeugen, daß ihn nicht ein Trugbild äffe.

„Job!" hauchte Gabriele mit einem todtenbleichen Antlitze und erlöſchenden Augen und ſtreckte den Arm nach dem nicht minder beſtürzten Manne aus. Die Bewegung war zweideutig; man wußte nicht, ob ſie die Erſcheinung abwehren oder zum Näherkommen einladen ſollte.

Menonville gerieth durch dieſen unerwarteten Auftritt in eine peinliche Verlegenheit. Ein neues Räthſel trat ihm an dem wunderbaren Mädchen entgegen, während er der Löſung der früheren noch immer entgegenſah. Er ſchwankte einen Augenblick, was er thun ſolle, da Gabrielens Benehmen zeigte, daß die Ueberraſchung keine angenehme für ſie war. Aber ſein Zartgefühl entſchied. Mit einem Anflug von bitterem Gefühle im Herzen, daß es ihm trotz aller Freundſchaft und Treue noch immer nicht gelungen war, Gabrielens Vertrauen zu erwerben, verließ er leiſe und unmerklich das Gemach.

„Marget, biſt du es wirklich?" fragte Job Valery mit erloſchener Stimme. „Aber wie iſt mir denn?" ſetzte er hinzu und legte mit einer ſeltſamen trüben Geberde die magere Hand über die bleiche Stirn. „Haben ſie mir denn nicht ſchon vor vielen Jahren geſagt, es gebe gar keine Marget Duclos? Die Perſon, die ſich ſo genannt, die bei uns gelebt, habe uns hintergangen? Ja, ja, es iſt richtig ſo: jetzt fällt es mir ein. Nicht wahr, ich habe Recht?" fragte er, indem er einen ſtrengen Blick auf Gabrielen richtete.

„Ihr zürnet mir noch, Job?" erwiederte dieſe mit ſanfter Stimme und richtete einen bittenden Blick auf den Angeredeten, der blaß, zitternd und befangen vor ihr ſtand. „Euer Vater, den ich ſpäter wieder traf, und, wie er ſagte, alle Glieder euerer Familie haben mir die Täuſchung verziehen, deren ich mich gegen euch ſchuldig gemacht habe. Wollet ihr allein unerbittlich ſein, Job? Gewiß nicht, ich kenne euer edles Herz, das einer Unſchuldigen nicht ferner grollen wird. Und unſchuldig bin ich. Ich war wahr und redlich in euerem Hauſe bis auf meinen Namen und Stand. Hat auch euer Vater bei ſeiner Rückkehr von Paris vor vier Jahren nicht von mir geſprochen? Ach wie glücklich war ich, als ich ihn wiederſah, als er das Wort der Vergebung ausſprach, als er mir ſeinen väterlichen Segen ertheilte! Und der Segen hat gefruchtet. Denn Gott riß mich gewaltſam hinweg von der Bahn des Trugs und der Heuchelei, auf welcher ich ſeit meiner Abreiſe von Alais gewandelt war, und führte mich auf wunderbaren Wegen wieder zur Erkenntniß der Wahrheit. Wie oft hab' ich in der letzten Zeit an unſer ſtilles gottgeſegnetes Haus in Alais gedacht, wo wir in Freude und Liebe neben einander lebten! Wahrlich, das iſt eine Vorahnung unſeres Zuſammentreffens geweſen! Aber ſagt, wo habt ihr eure Eltern und Geſchwiſter? Sind ſie auch hier oder ſeid ihr allein?"

„Die Freude und Liebe ſchwand mit euch,“ ſagte Job eintönig, der dieſe Fragen überhört zu haben ſchien. „Oefter ſagten meine Eltern und Geſchwiſter, ſie würden Gott danken, wenn er euch nicht ins Haus geführt hätte, ſo ſehr ſie euch auch liebten. Aber das iſt eitle Verblendung. Ich ſage im Gegentheil: Gott hat wohgethan daran. Denn wir kamen ſpäter zur Einſicht unſerer ſündhaften Schwäche, Verſtellung und Heuchelei; ihr waret das Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, uns zu züchtigen für unſere Vergehungen. Dank ſei ihm, daß wir durch ſeine weiſe Veranſtaltung zur rechten Einſicht gelangt ſind!“

Mit großer Verwunderung hörte Gabriele jetzt dieſe Sprache, welche wenige Monate früher nichts Auffälliges für ſie gehabt hätte; ſo gewaltig hatte ſich ihr Geiſt durch die raſch auf einander folgenden Schickſalsſchläge von allen Vorurtheilen des Fanatismus befreit. Sie hatte Ruhe genug gewonnen, um Vergleiche zwiſchen dem hugenottiſchen und dem jeſuitiſchen Fanatismus anzuſtellen, die gegen einander Feuer und Flamme ſpieen und ſich im Grunde doch ſo ſehr ähnlich ſahen und beide an denſelben Gebrechen litten. Dieſe Betrachtungen beförderten und befeſtigten ihre geiſtige Geſundheit ungemein. Sie wußte in der That nicht, was ſie auf Jobs Worte erwiedern ſollte und blickte ihn ungewiß und verlegen an, der in ſeine Erinnerungen und Ideen verſunken vor ihr ſtand, wie ein blöder verſtandesſchwacher Menſch. Die Aehnlichkeit, welche jetzt Job mit ſeinem Vater hatte, fiel ihr auf und rührte ſie.

Wer da weiß, wie einem zu Muthe iſt, wenn man bei nicht freundlichem Herbſtwetter bis ſpät in die Nacht hinein rauhe Gebirgspfade, recht eigentlich über Stock und Stein, gewandert iſt, den Rücken mit einer nicht unbeträchtlichen Laſt beſchwert — und nach langem Sehnen, mit Hunger und Durſt kämpfend, endlich die Lichter des freundlichen Bergſtädtchens durch das ungewiſſe, neblige Dunkel herauf leuchten ſieht, wenn man, ſchier aller Kräfte baar, die einzelnen Töne, theils Menſchen-, theils Thierſtimmen, dann ein dumpfes Geſurre, Schlagen und Klappern — köſtlicher Ohrenſchmaus für den müden Wandrer und ihm erquickender, als Mozart's unſterbliche Tongedichte! — thalaufwärts vernimmt, wenn der brennende Fuß noch einmal raſchern Gang bergab verſucht und der forſchende Blick durch die hinter dem Bergvorſprung bald verſchwindenden, bald wieder ſichtbaren Lichter, je nachdem ſich der Weg biegt, geneckt wird, wenn man nach manchem Seufzer, nach manchem hundert ſchmerzlicher Schritte, endlich — gottlob! endlich an dem gaſtlichen Wirths-

Dieſelbe Geſtalt, dieſelben Geſichtszüge, welche beim Sohne aber einen finſtern und verſchloſſenen Ausdruck hatten.

„Aber ihr zürnt mir nicht, Job, daß ich den ſtillen Frieden eueres Hauſes ſtörte?“ fragte Gabriele, durch die Erinnerung an die aufrichtige Liebe des wackeren Fabrikanten weich geſtimmt.

„Wie ſollt ich dir zürnen, Margot!“ erwiederte Job aus ſeinem Sinnen erwachend. „Dich hatte Gott zu ſeinem Werkzeuge erſehen. Wäre ich zornmüthig, müßte ich ja Ihm zürnen. Aber was Er thut, iſt wohlgethan. Ich beſann mich eben,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort; „hat man mir nicht geſagt, ihr wäret die Tochter eines mächtigen vornehmen Barons?“ Als Gabriele ſtumm nickte, ſetzte er mit einem triumphirenden Lächeln hinzu, welches auf das Mädchen einen unangenehmen Eindruck machte: „Nun ſehet, wie wunderbar die Wege des Herrn ſind! Aus dem ſündhaften Babel ſelbſt ſchickt Er euch zu uns, läßt euch bei uns wohnen, eſſen, trinken, froh und traurig ſein, läßt euch wieder gewaltſam fortführen — alles, damit wir zur richtigen Erkenntniß kommen.“

„Nicht ihr allein ſeid durch unſer Zuſammenleben zu derſelben gelangt,“ warf Gabriele ihm ein. „Nein auch die meinige ſtammt aus jener Zeit. Was ich bin, was ich weiß und vermag, verdank ich jenem glücklichen Halbjahre das ich in euerem Hauſe verlebte.“

Job hatte dieſen Einwurf überhört; er ſtand wieder ſinnend da und ſagte endlich halblaut: „Ich habe alle

Mühe mich zu überreden, daß wir nicht fortwährend beiſammen waren. Die Erinnerung kömmt mir allmälig wieder. Ihr müßt wiſſen; ich war lange Zeit krank; Gott hatte mich durch das Schwert meines Feindes niedergeworfen; ich habe viele Tage gelegen und geträumt und gedacht; und von Zeit zu Zeit kömmt das eigenthümliche Gefühl wieder wie ich es damals hatte; es iſt mir dann ſo wohl und ſo wehe, ſo dämmerig und wieder klar im Kopfe. Es tauchen mir dann Worte und Handlungen wieder auf, die ich längſt vergeſſen, und anderer wichtiger Dinge kann ich mich durchaus nicht erinnern. So geht es mir eben jetzt. Als mein Vater zurückkam von ſeiner Reiſe, ſagte er zu mir: „Tröſte dich, Job; ich habe Margot geſehen; ſie war im Palaſte des Königs und ſollte Königin werden, gleich der Eſther, wie Paulette es ihr prophezeih't hat. Ja, ſo war es: Königin ſolltet ihr werden."

„O redet nicht davon!" fiel ihm Gabriele tief erröthend in das Wort. „Es war ein Wahn von mir, erzeugt und genährt durch die Faſelei einer alten Thörin."

Job ſchüttelte den Kopf: „Scheltet Paulette nicht; ſie hat immer wahr geſprochen. Gott redet durch den Mund der Einfältigen und Schwachen. Hat ſie euch wirklich geſagt, ihr würdet eine Königin werden, dann geht der Spruch auch in Erfüllung. Aber nun ſagt mir doch: wie kommt ihr, die Tochter des Barons, die ihr eine Königin werden ſollt, aus dem Palaſt des Königs über das weite Meer in dieſe Einöden?"

„Jene Prophezeihung hatte mich eitel und hoffährtig gemacht,“ erwiederte Gabriele; „da ſchlug mich Gott, deſſen ich vergeſſen hatte, nieder und warf mich an das Geſtade der neuen Welt, damit ich wieder Demuth lernen ſollte. Ihr aber, Job Valery, gebt mir Beſcheid, worüber ich euch vorhin ſchon gefragt: Seid ihr allein hier? Iſt euere Familie bei euch? Wie befinden ſich euere Eltern und Geſchwiſter?“

Job ſchüttelte traurig den Kopf und antwortete: „Ich weiß es nicht; ich habe ſie in Jahren nicht geſehen. Ach, meine armen guten Eltern! ſie werden glauben, ich ſei todt, und mich beweinen. Gott ſchickt ihnen viel Leid, weil ſie ſein Gebot übertreten hatten. Aber er wird ihnen auch wieder ſüßen Troſt geben, wenn ihre Herzen ſich ihm ergeben.“

Gabriele wurde durch dieſen Ausbruch kindlichen Gefühls tief ergriffen. „Nun erzählt mir, Job, wie ihr hierher verſchlagen worden ſeid. Beſinnet euch und ſeid überzeugt, daß ich an euerm wie euerer Familie Schickſal den innigſten Antheil nehme. Seid ihr mir doch die liebſten Menſchen auf der Welt.“

„Ach Margot, Margot!“ murmelte Job, „wie viel ich um dich gelitten, weiß Gott, der die Nieren der Menſchen durchſchaut! Aber es mußte ſo ſein.“ Er legte die Hand wieder an die Stirn, wie um ſeine Erinnerungen zu ſammeln und begann dann ohne alle Einleitung: „Gott hatte mich darniedergeworfen und mich mit der Erkenntniß meiner Sünde begnadigt. Als ich erſtand, ging ich mit Laporte und anderen Freunden während der Nacht in die Wüſte, und ich ſang und pries den Herrn mit meinen Brüdern, den Kindern Gottes. Ich ward immer froher und getroſter und bedauerte im tiefſten Herzen die Meinigen, daß ſie nicht wagten zu thun wie ich, Leib und Seele dem Herrn zum Opfer darzubringen. Mein guter Vater verſuchte ſelbſt einmal, mir die Gänge in die Wüſte zu unterſagen, aber ich entgegnete ihm: mein himmliſcher Vater geböte ſie mir, dem müſſe ich mehr gehorchen als dem leiblichen; da ließ er ab. Ich lebte lange Zeit in dieſer Glückſeligkeit; unſere Verſammlungen wurden immer zahlreicher, wir hielten ſie nicht mehr in der Wüſte, ſondern offener. Es hieß, der König habe befohlen, diejenigen ungeſtört zu laſſen, die den reinen Glauben durchaus nicht aufgeben wollten. Als wir einſt in großer Menge auf einem ſchönen freien Platze in den Bergen Gott lobprieſen und verehrten, wurden wir von Soldaten überfallen. Laporte, ich und einige andere zogen uns zurück und flohen ins Gebirge, wir konnten die Anderen nicht retten; wir wanderten viele Nächte hindurch, die Tage brachten wir im Gebet und Geſang in verborgenen Schluchten und Höhlen zu. Wir gedachten Frankreich zu verlaſſen und unſern Gott in einem fremden Lande zu verehren, wie ſo viele unſerer Brüder. Als wir eines Tages in das Land herabſtiegen, um uns Lebensmittel einzukaufen, wurden wir angehalten."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür und Menonville's Geſtalt zeigte ſich vor derſelben. Als er die Beiden noch immer im Geſpräche ſah, wollte er ſich leiſe wieder zurückziehen, allein Job, der, den Blick nach der Thüre gewendet, ſaß, ihn bemerkt hatte, ſprang raſch empor und ſagte: „da iſt ja Herr Menonville wieder. Ich vergeſſe auch Alles, und zu Hauſe warten ſie gewiß mit Ungeduld auf mich. Marget, ich muß fort, aber nicht wahr, du beſuchſt uns? wir wohnen nicht weit von hier; wir haben uns ein kleines Tabor gebaut; Herr Menonville war oft bei uns. Du wirſt auch einen guten Freund dort treffen. Jetzt wollen wir unſer Geſchäft abmachen, Herr Menonville. Auf Wiederſehen, Marget!“ Und er verließ in auffallender Haſt das Zimmer mit ſeinem Freunde.

Gabriele blieb mit eigenthümlichen Empfindungen zurück; ſie fühlte eine ſchwere Laſt von ihrer Seele genommen und athmete frei auf. Ging nicht ſelbſt aus den oft verwirrten Aeußerungen Jobs hervor, daß man in Alais ihr keine Schuld mehr beimaß, trotz dem durch ſie ſchweres Unglück über die Familie hereingebrochen war? Hatte er doch von einer Verwundung, einer langen Krankheit geſprochen. Als ſie ſeinen Vater damals in Verſailles ſprach, war keine Rede von dieſem Unglücksfalle geweſen; der zartfühlende Mann hatte vermieden, wie ſie jetzt erkannte, von dem Mißgeſchicke ſeines Sohnes zu reden, an welchem ſie unſchuldiger Weiſe Schuld war. Eine hohe Freudigkeit lebte in Gabrielen auf, da ihr jetzt klar wurde, wie ihr Vergehen ein menſchliches geweſen und wie ſie es menſchlich gebüßt habe.

Als Job, der gleich darauf fortritt, ſie noch beim Abſchiede grüßte, durchzuckte ſie der Gedanke: wie wenn er nun ſeine Anſprüche auf dich geltend machen wollte? Biſt du ihm nicht verlobt? Selbſt dieſe Vorſtellung beunruhigte ſie nicht; ſie war ſich ihrer Stellung, ihrer Ueberlegenheit den Freunden von Alais gegenüber klar bewußt. Von einer ſolchen Vereinigung konnte nicht mehr die Rede ſein; wahre aufopfernde Schweſterliebe wollte ſie dem armen Job, der um ihretwillen ſo viel erduldet, gern bieten. Aber wer war der Freund, deſſen er ſo flüchtig Erwähnung gethan? Sie dachte mit Herzklopfen an Benoit. Eine Unruhe, ein ſpannendes Verlangen trieb ſie jetzt nach dem Wohnſitze der Hugenotten, welches eben ſo groß war, als vorher ihre Abneigung, mit den Leuten in Berührung zu kommen.

Als ſie bald darauf Menonville traf, erſchien er ihr blaß und traurig. Sie fühlte, daß ſie ihm Aufklärungen ſchuldig ſei. „Das war ein recht glückliches Zuſammentreffen für mich,“ ſagte ſie zu ihm. „Hätte ich eine Ahnung gehabt, daß ich dieſen Mann bei eueren Freunden treffen würde; längſt hätt' ich euch gebeten, mich zu ihnen zu führen. Nun quält mich nur noch die Ungewißheit über das Schickſal meines guten Bruders Roger, der, wie ich fürchte, in meinen Fall verwickelt werden iſt.“

„Ihr kennt den jungen Mann ſo genau,“ entgeggete Menonville.

„Ob ich ihn kenne! Er iſt ja mein Verlobter,“

entgegnete Gabriele lächelnd. „Er war es wenigſtens vor fünf Jahren," ſetzte ſie hinzu, da ſie Menonville's Beſtürzung wahrnahm. „Das Schickſal hat uns in dem Augenblicke getrennt, da wir für immer vereinigt werden ſollten. Es war gut ſo; denn ich war Job recht zugethan, aber ich paßte nicht in jene beſchränkten Verhältniſſe, in welchen er lebte. Doch ihr ſollt das Alles heut Abend erfahren; kommt herüber zu mir; ich darf euch, ohne ſchweres Unrecht zu thun, mein Vertrauen nicht ferner vorenthalten; die unerwartete Erſcheinung dieſes Mannes, eines ſo wichtigen Zeugen meiner früheren Verhältniſſe in ſeinem elterlichen Hauſe, löſt mir das Siegel vom Munde. Er hat die Stunde herbeigeführt, in der ich mich euch in meiner ganzen moraliſchen Schwäche zeigen werde. Und morgen reiten wir hinüber zu unſeren Nachbaren. Job Valery hat mir noch eines anderen Freundes erwähnt, den ich wiederfinden ſoll. Wenn mich meine Ahnung nicht trügt, kann es niemand anders ſein als mein treuer Lehrer. Iſt er es, dann werden ſich alle Schwierigkeiten leicht löſen. Darum bannt jedes Mißtrauen, vertrauet mir, mein Freund, ich werde auch euch vertrauen."

Entzückt von dieſen Worten, die ihm eine Gewährung ſeines Herzenswunſches zu verheißen ſchienen, faßte Menonville Gabrielens Hand und drückte ſie an ſeinen Mund. Als ſie dann leicht und graziös von ihm hinwegſchwebte, ſchaute er ihr freudig lächelnd nach. „Wunderbares Weſen!" ſagte er bei ſich ſelbſt. „Wie ſie mit wenigen Worten alle Wolken des Mißmuthes von meiner Seele verſcheucht und mir den klaren Himmel des Glücks eröffnet!“

Es war ein klarer wundervoller Herbſtmorgen, als Gabriele und Menonville vom Fort Bourbon wegritten, um ſich nach der Anſiedelung ihrer hugenottiſchen Freunde zu begeben. Der Wald, durch welchen ſie ihr Weg führte, prangte in dem bunten Farbenkleide, welches die Natur jenen Gegenden als Herbſtſchmuck verleiht, vielleicht um einen Erſatz für die ſtille Wonne des Frühlings zu geben, welche ihnen abgeht. Die beiden Reiſenden waren in einer herzlich frohen Stimmung; bei Gabrielen machten ſich ſogar leiſe Anfänge von Muthwillen und Schelmerei bemerklich, welche das Entzücken Menonville's noch ſteigerten. Beide hatten reine Bahn zwiſchen einander gemacht; Gabriele hatte dem Freunde die Geſchichte ihres wechſelvollen Lebens offen mitgetheilt; ſie hatte nichts verſchwiegen, nichts verkleinert oder vergrößert, denn ſie fühlte, daß, wenn jemals, vollkommene Offenherzigkeit hier am Platze ſei; und ſollte ſie ſelbſt Menonville's Achtung und Liebe einbüßen; eine Beſorgniß, die ſich ihr früher in trüben Stunden aufgedrängt hatte. Gabriele hat ſich immer zu ſtreng beurtheilt; aber wäre ſie auch wirklich ſo ſchuldbeladen geweſen, als ſie ſich vorwarf, Menonville's Liebe würde ſelbſt dann jeden Makel an ihr vertilgt haben. Wie die Sache aber wirklich war, betrachtete er mit Staunen und Bewunderung das junge Mädchen, welches ſo wunderbare Schickſale erlebt, dem Throne ſo nahe geſtanden und ſich in allen Lagen des Lebens mit Geiſt und Geſchick zurecht gefunden hatte. Bei Gelegenheit dieſer Erörterungen hatte ſich denn ein Umſtand herausgeſtellt, der Menonville mit den lebhafteſten Vergnügen erfüllte; er war durch Gabrielens Mutter, welche aus dem Hauſe Menonville ſtammte, mit ſeiner Geliebten verwandt; und aus dieſem Grunde war dieſer ſeine perſönliche Erſcheinung und ſeine Aehnlichkeit mit einem Ahnenbild im Hôtel de Derval und mit ihrem Bruder Roger bei der erſten Begegnung ſo auffällig geweſen.

Menonville betrachtete mit geheimen Entzücken die herrliche Geſtalt Gabrielens an ſeiner Seite, wie ſie ſicher und gewandt ihr Roß auf dem oft ungebahnten Wege lenkte. Was ſein Wohlgefallen an ihr erhöhte, war, daß ſie das graue Schweſterngewand heute zum erſten Male abgelegt und ein Kleid angezogen hatte, deſſen Schnitt und Farbe mit ihrem jugendlichen Lebensalter beſſer ſtimmte. Die Kleidung iſt kein ſo unweſentliches Moment im Bezug auf die Geſinnung und Beſtimmung des Menſchen. Kleidet alle Leute überein, und es werden ſchnell viele Schranken und Rückſichten fallen; die mögliche Gleichheit wird eintreten; wollt ihr geſonderte Stände aufrecht halten, Korporationen bilden; es wird ſich ſchwerlich ausführen laſſen ohne Ordenskleider, Abzeichen, Uniformen; macht doch der Rock den Mann. Gabriele ſchien ſich heute viel freier zu bewegen, und vielleicht hatte ihr Freund nicht ganz Unrecht, wenn er in dem Ablegen dieſes grauen Kleides eine gewiſſe, für ihn höchſt erfreuliche Bedeutung finden wollte.

Die Unterhaltung der beiden Reiſenden bewegte ſich vorzugsweiſe in dem Kreiſe der Beobachtungen, welche ſie in der umgebenden Natur machten, und dieſe lieferte freilich Stoff genug zu einer heitern und gehobenen Unterhaltung; auf das, was ihnen zunächſt lag, auf ihre eigenen Verhältniſſe erſtreckte ſie ſich nicht. Menonville verſuchte einige Male das Geſpräch nach dieſer Richtung hinzulenken, aber Gabriele wich ſtets mit einem muthwilligen Scherz aus und fing an von ihrem Geliebten Job zu ſprechen, ſo daß Menonville nur durch einen Blick auf ihr ſchelmiſch lächelndes Geſicht ſich vor der Wiederkehr alter banger Zweifel wahren konnte. Zuletzt beruhigte er ſich mit dem Gedanken, das kluge Mädchen wolle nicht eher eine Entſcheidung von ſich geben, ehe ſie frühere Verhältniſſe und Verbindlichkeiten gelöſt und Rückſprache mit ihrem Freund und Lehrer genommen habe, welchen ſie unter den Hugenotten zu finden hoffte. Mit dieſer Ueberlegung kehrte die Ruhe in ſeine Seele zurück, und er ging mit frohem leichten Sinn auf Gabrielens heitere Unterhaltung ein.

Die Kolonie der Hugenotten hatte denſelben Vortheil der geſchützten Lage wie das Fort Bourbon, allein das hatte die Bewohner keineswegs verhindert, ſich in den beſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Sowohl in Bezug auf die Feſtigkeit als auf ſtattliches Ausſehen übertraf die beſcheidene Schöpfung dieſer friedlichen Bürger bei weitem das Werk der Regierung, welches einen hauſe anlangt, mit beſcheidenem Gruße in die volle warme Stube tritt, aus der Einem der Duft eines friſch gebratnen Hammelsſchlägels gar lieblich und lockend in die Naſe ſticht; wer da weiß, welche Gefühle, Empfindungen und Wünſche die Bruſt und den Magen eines edlen hungrigen Mannes bei ſolcher Gelegenheit durchſtürmen, der nach einem tiefen Zuge aus dem ſchäumenden Bierkruge, von der jungen, ſchmucken Wirthstochter geboten, ſich gemächlich auf der Bank an der Wand bis in die bequeme Ecke ſchieben, ſich breit machen, die ihrer drückenden Bedeckung entledigten brummenden Beine ſo recht behaglich von ſich ſtrecken und nun aus der einen Schüſſel die ausgeſchlagnen, mit Speck reichlich geſchmälzten Eier, aus der andern ein mächtiges Stück des braunen Bratens langen darf; wer das Alles weiß, der kennt auch die Gefühle des Meiſter Chriſtoph Eiſenblut, eines jungen rüſtigen Nagelſchmieds, der ſich's im Gaſthofe «zum Schwan» des Städtchen's Adlerſtein eben köſtlich ſchmecken ließ; und weiß ſonach die Lage dieſes fünf und zwanzigjährigen Mannes zu beurtheilen. Aus Engelsbach, ſeiner Geburts- und Vaterſtadt, im flachen Lande gelegen, war er heute mit einem Felleiſen, voll ſeiner ſchweren, ſelbſt verfertigten Waare, an fünf ſo prahleriſchen Namen trug. Ein Dutzend Häuſer von ſolidem und hübſchen Ausſehen, welche in einiger Entfernung, von Gärten und Anpflanzungen umgeben, von einander lagen, wurden Gabrielens Blicken ſichtbar, als ſie mit ihrem Begleiter aus der Ebene einen ſanft ſich erhebenden Höhenzug erſtieg. Ihre Ankunft war nicht unbemerkt geblieben. Als ſie ſich der in gutem Stande befindlichen Paliſſadenumzäumung näherten, öffnete ihnen Job, in deſſen Begleitung ſich noch mehrere junge Leute beiderlei Geſchlechts und von rüſtigem Ausſehen, befanden, mit einem lauten: „Willkommen in Neu-Alais!“ in welches die Anderen laut einſtimmten, das Thor. Einige der jungen Koloniſten ſchoſſen zur Begrüßung ihre Gewehre ab. Gabriele war von dieſem Empfange aufs höchſte überraſcht und gerührt; es ward ihr bei Nennung des Namens Alais ganz heimiſch zu Muthe, und ſie gewann die Ueberzeugung, daß alle dieſe Menſchen ihre Freunde ſeien, obwohl ſie mit Ausnahme Jobs ſich nicht erinnern konnte, einen von ihnen jemals geſehen zu haben. Sie war wie Menonville abgeſtiegen; Job, der ſie dabei unterſtützt hatte, nahm ihr dienſtfertig und demüthig das Pferd ab, um es zu führen. Während deſſen ſagte er zu ihr mit leiſer flehender Stimme: „Vergebt mir, ich bitt' euch, mein geſtriges Benehmen; ich weiß es, die Ueberraſchung, euch ſo unerwartet wieder zu ſehen, hat mich manche Rückſicht aus dem Auge ſetzen laſſen.“

„Mein guter Job,“ verſetzte Gabriele; „wie ſoll ich euch vergeben, da ich nichts zu verzeihen weiß? Ihr waret überraſcht und erfreut über dieſes unvermuthete Wiederſehen, wie ich es auch war. Wer fühlte ſich wohl in einem ſolchen Augenblicke geneigt, jedes Wort auf die Goldwage zu legen, jede Miene und Geberde nach den Vorſchriften der Convenienz zu regeln? Alſo redet nicht mehr davon, ſondern macht mich lieber mit euern jungen Freundinnen hier bekannt, die mich ſo herzlich begrüßt haben."

Durch Aecker und Gartenanlagen, deren Ausſehen von dem Fleiße der Anpflanzer zeugte, führte der bequeme Weg eine leichte Anhöhe hinauf, auf deren Ebene ein hübſches Haus, von Nebengebäuden umgeben und von mächtigen Fichten umſtanden, hinter denen andere Wohnungen ſichtbar wurden, zur Einkehr einlud. Vor der Thüre deſſelben ſaß eine Anzahl Kinder, weiße und braunfarbene, auf Bänken und Stühlen; mitten unter ihnen eine Männergeſtalt, die ſich beim Nahen der Gäſte erhob. Sobald Gabriele derſelben gewahr wurde, eilte ſie den Uebrigen vorweg und ſank mit einem freudigen Ausruf an die Bruſt ihres treuen Lehrers und Freundes Beneit.

„So ferne vom Vaterlande muß ich dich wiederfinden, meine geliebte Tochter," ſagte er mit leiſer Stimme, indem er das weinende Mädchen an ſeine Bruſt drückte. „Wer hätte das je gedacht! Aber dem Allgütigen ſei Dank, daß er das ſo wunderbar gefügt hat! Der ſchönſte Wunſch meines Lebens, dich wiederzuſehen, den ich für unerfüllbar halten mußte, iſt mir ſo unerwartet gewährt!"

„Ach, mein theurer Lehrer!" ſtammelte Gabriele.

„Glaubt mir, mein Herz hat oft heiß und dringend nach euch verlangt. Es hätte ſich Manches in meinem Leben anders geſtaltet, wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, euch als Berather an meiner Seite gehabt zu haben.“

„Ich ſeh' es an deiner Stirn und in deinem Auge, mein Kind,“ ſagte Benoit mit mildem Ernſte; „du haſt viel gedacht, erlebt und erlitten. Gedanken und Leiden laſſen ihre Spuren auf dem Antlitze der Menſchen zurück; nur die harmloſe Fröhlichkeit, jene glückſelige Gedankenloſigkeit verſchwindet ſpurlos.“

„Und doch trug ich, ſelbſt in den ſchrecklichſten Lagen meines Lebens, immer eine geheime frohe Ahnung in meinem Herzen, daß ich euch einſt wiederfinden müſſe. Als mir der gute Job ſagte, ich werde noch einen Freund hier finden, wußte ich ſicher, es könne dies niemand anders ſein als ihr. Aber mein theurer Lehrer,“ ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu: „ihr findet mich nicht ſo wieder, wie ich dereinſt war. Ich habe manchen ſchweren Fehler begangen und war euerer Lehren oft uneingedenk. Dafür hat mich der Himmel wieder zu euch geführt, damit ihr mich zurecht weiſen und ich euere Schülerin in der Kunſt des Lebens von Neuem werden ſollte.“

„Wer kann ſich rühmen, ohne Fehl zu ſein, mein Kind?“ gegenredete der würdige Geiſtliche. „Nur wenigen mag es vergönnt ſein, auf dem angenehmen Pfade gänzlicher Reinheit und Schuldloſigkeit zu Gott und zur Wahrheit zu gelangen; die Mehrzahl der Strebenden muß ſich den dornigen Weg des Irrthums zu ihm bahnen. Wem wäre vorzuwerfen, was das Loos der meiſten Menſchen iſt?“

Wie ein lindheilender Balſam drangen dieſe milden Worte in Gabrielens Seele, die von düſterer Selbſtpeinigung, von fanatiſchem Zuſpruche ſo oft zerriſſen worden war. Wie wunderbar iſt doch des Menſchen Geiſt gebildet! Vor kurzer Zeit noch würde Gabriele vor dem Gedanken an ein Zuſammentreffen mit ihrem einſtigen Lehrer, deſſen Vorſchriften für Weisheit und Tugend ſie zu ihrem eigenen Schaden ſo wenig befolgt hatte, gezittert haben; jetzt erkannte ſie es als das größte Glück, wieder mit ihm vereinigt zu ſein.

Während der Begrüßung Benoits und Gabrielens hatten ſich die Bewohner der Anſiedelung, angeregt durch das Gerücht, Herr von Menonville ſei mit ſeiner Verlobten angekommen, welches ſich ſchnell in den Wohnungen verbreitete, vor dem Hauſe angeſammelt und betrachteten mit gutmüthiger Theilnahme das ſchöne und von Ausſehen vornehme Mädchen. Gabriele wandte ſich jetzt zu den Leuten und wurde mit Herzlichkeit bewillkommt. Als ſie einer Einladung folgte, in das Haus einzutreten und ſich umzuſehen, faßte Menonville Benoits Arm und zog ihn zurück.

„Erlaubt mir, mein würdiger Freund,“ ſagte er zu dem Geiſtlichen, „daß ich in einer hochwichtigen Angelegenheit eueren Rath erbitte; ich werde mich möglichſt kurz faſſen. Ich liebe Gabrielen, und es iſt ſeit Jahren mein ſehnlichſter Wunſch, zu ihrem Beſitze zu gelangen, weil ich nur in ihm eine Gewährſchaft meines Lebensglückes ſehe. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich bei dem holden Mädchen die Neigung vorausſetzte, meinen Wunſch zu erfüllen.“

„Was könnte natürlicher ſein!“ rief Benoit froh. „Ihr ein ſo tüchtiger junger Mann, ſie, ein ſo ſchönes und geiſtvolles Mädchen, beide an Stand und Bildung gleich. Es wäre in der That auffallend, wenn ihr keine Liebe zu einander gefaßt hättet. Wahrlich, es iſt das eine hohe Freude für mich; ich gönne euch einander; ihr werdet durch euere Vereinigung ſelbſt glücklich ſein und auch euern alten treuen Freund glücklich machen.“

„Und doch bin ich nicht über alle Bedenken hinaus,“ fuhr Menonville fort, „die freilich nicht von meiner Seite herrühren. Ich ſagte euch, ich glaube nicht zu irren, wenn ich bei Gabrielen eine Zuneigung für mich vorausſetzte; Gewißheit habe ich durchaus nicht darüber.“

„Aber, mein ſonderbarer junger Freund,“ erwiederte Benoit mit einem feinen Lächeln; die hättet ihr doch ſchon lange haben können. Warum habt ihr ſie denn nicht gefragt? Ich entdecke eine ganz neue Eigenſchaft an euch: ihr fürchtet euch vor einem jungen Mädchen.“

Menonville ſchüttelte den Kopf. „Glaubt das nicht! Ich habe unſere Unterhaltung oft auf dieſen Punkt zu lenken geſucht; erſt unterwegs noch; ſie weicht mir ſtets mit der größten Geſchicklichkeit und Freundlichkeit aus. Seitdem ſie mit dem guten Job zuſammengetroffen iſt, kann ich mir den Grund denken. Sie iſt äußerſt gewiſſenhaft, und es wird euch nicht unbekannt ſein, daß der junge Mann von früherer Zeit her gewiſſe Anſprüche auf ſie hat. Ihr würdet mich und jedenfalls Gabrielen unendlich verbinden, wenn ihr dahin wirken wolltet —“

„Beruhigt euch, mein junger Freund,“ unterbrach ihn Benoit. „Job wird ſicher nicht Anſprüche geltend machen, die er vernünftiger Weiſe nicht hat; ich weiß das aus Aeußerungen von ihm. Doch werde ich mit ihm und Gabrielen ſogleich reden, damit an dieſem Tage der Freude kein Freundesherz von Kümmerniß belaſtet ſei. Dort ſteht ja Job; ich will gleich mit ihm ſprechen.“

Gabriele kehrte nach einiger Zeit von der Beſichtigung des Hauſes und der Gärten zurück und eilte ſogleich wieder auf Benoit zu.

„Bin ich nicht eine recht Undankbare?“ ſagte ſie zu ihm. „Noch mit keinem Worte hab' ich mich nach euern Schickſalen erkundigt. Aber ihr glaubt mir ſicher, daß es nicht aus Theilnahmloſigkeit geſchehen iſt, ſondern nur aus freudiger Verwirrung über mein Glück, euch wieder zu beſitzen.“

Benoit erzählte ihr, wie er damals unter Laporte's ſicherer Führung glücklich ins Ausland entkommen, dennoch von Sehnſucht und Pflichtgefühl getrieben, bald wieder nach Frankreich zurückgekehrt ſei, um ſeinen verlaſſenen und unterdrückten Glaubensgenoſſen Troſt und

Erquickung zu bringen. Lange Zeit ſei er umhergezogen und habe in der Wüſte gepredigt. Endlich ſei er den Machthabern verrathen und in den Kerker gelegt worden, wo er zu ſeinem Troſte mit Job, der phyſiſch und moraliſch ſehr gelitten, zuſammengetroffen. Von ihm habe er das Schickſal Margots und der Familie Valery erfahren, ſo wie daß Laporte ſich durch ſein ſchlaues Benehmen vor Gericht zwar von der Kerkerhaft befreit, aber den Soldatenrock habe anziehen müſſen. Die Sucht der Regierung: die transatlantiſche Kolonie mit Menſchen anzufüllen, habe ihre Rettung bewirkt; man habe ſie mit Verbrechern aller Art nach Neufrankreich deportirt, wo ſie die Vorſehung zu der längſt blühenden Anſiedelung ihrer Glaubensgenoſſen geführt habe.

„Dies ſind meine einfachen Schickſale,“ ſchloß Benoit ſeine Erzählung; „die deinigen, um deren Mittheilung ich dich bitte, werden jedenfalls wechſelvoller und anziehender ſein. Der Allgütige hat es wohl mit mir gemeint. War ich doch auf Aergeres, auf den Tod ſelbſt gefaßt. Vielen meiner Amtsbrüder, die ſich deſſelben Vergehens ſchuldig gemacht haben wie ich, iſt er zu Theil geworden; mich hat Gott zu hohen Freuden aufgeſpart. Dazu zähle ich denn vor allen, daß ſich ein, deiner in jeder Beziehung würdiger Mann, gefunden hat, der deinen Werth zu ſchätzen weiß und ſein höchſtes Glück in deinem Beſitz finden will. Du liebſt den wackeren Menonville, mein Kind, und er verdient es; nichts ſteht euerer Vereinigung im Wege;

kein alter Anſpruch von irgend einer Seite, wie du geglaubt haſt, befürchten zu müſſen. Der gute Job wird der Erſte ſein, der euch ſeinen aufrichtigen Glückwunſch abſtattet. Wollet ihr aber recht weiſe ſein, ſo verſchiebt ihr euere Vermählung, bis der Friede in das Land zurückgekehrt iſt, welches von dem Hader der Tyrannen gar nicht berührt werden ſollte. Dort kömmt Menonville, laß uns ihm entgegengehen und ſein Herz durch unſere Anſprache zur Freude ſtimmen.“ Und er führte das erröthende Mädchen dem herbei eilenden, ſein Glück errathenden, jungen Manne zu.

Ein frohes Mahl vereinte die Bewohner der kleinen Kolonie und ihre Gäſte. Während deſſen erhob ſich Benoit und verkündigte allen Anweſenden, die es noch nicht wußten, daß ihr wackerer Freund Menonville und die gute Gabriele, welche er der Liebe Aller empfehle, ein Paar werden wollten, ein Entſchluß, welchen jeder der Anweſenden ſicher als ein glückliches und freudiges Ereigniß betrachten werde. Da brach ein lauter Jubel los; Jedermann drängte ſich herbei, den Beiden Glück zu wünſchen, auch Job that es mit einem Geſichte, auf welchem die Freude eine wehmüthige Trauer niederzukämpfen ſuchte. Benoits verſtändiger Rath wurde von dem Paare beherzigt; man entſchied ſich, die Vermählung bis nach Beendigung des Krieges zu verſchieben; ein Zeitpunkt, den man für nicht fern gelegen hielt.

„Ihr verlaßt dann den Dienſt des Königs,“ rieth Benoit; „kauft oder erbittet euch Land von der

Regierung und werdet euer eigener Herr. Jetzt ſeid ihr noch zu ſehr durch euere Stellung gebunden, um euch euerm Glücke ungeſtört hingeben zu können."

Nach dem Eſſen machte die Geſellſchaft einen Ausflug in die Umgebung der Anſiedelung. Gabriele erzählte ihrem Lehrer die Geſchichte ihres Hoflebens, welche dieſer mit dem höchſten Intereſſe anhörte.

„Ein verwegenes Spiel," ſagte er; „aber es mußte mißlingen, ſo weit ich die Verhältniſſe überſehen kann. Danke Gott, meine Tochter, daß er dich von den Stufen des Thrones hinwegriß. Da oben blüht kein wahres Glück."

Bei einer Wendung des Weges erblickte Gabriele plötzlich ein ziemlich großes Indianerdorf, von deſſen Vorhandenſein ſie bis jetzt nichts hatte wahrnehmen können.

„Du ſiehſt, wir ſind nicht ſo verlaſſen, als es Anfangs ſcheinen mochte," bemerkte Benoit. „Dort drüben wohnen uns treue Herzen; Liebe und Dankbarkeit feſſeln ſie an uns. Was wir an ihnen thun, ſuchen ſie zu vergelten; und ſo hat ſich ſeit dem Beſtehen der Kolonie ein gutes Einvernehmen erhalten. Die huroniſchen Jäger bringen uns ihre Beute; wir geben ihnen dafür, was ihnen das Leben leichter und angenehmer macht; wir unterrichten ſie in tauſend Dingen, ſchonen ihre Vorurtheile und ſuchen ſie allmälig zu heben. Der Umſtand, daß ſeit kurzer Zeit der Stammesfürſt ſeinen Wohnſitz hier aufgeſchlagen hat, befördert uns ſehr in unſerem Streben. Aber mein Gott, jetzt wird mir auf einmal klar. Du mußt ihn ja kennen, den „grimmen Bären," da er vorher in der Miſſion lebte. Schon öfter hat er ſich nach ſeiner „bleichen" Tochter Gabriele erkundigt, allein wir vermochten ihm keine Auskunft zu geben."

„Bei meinem nächſten Wiederkommen will ich den wackeren Mann aufſuchen, der eine herzliche Neigung zu mir gefaßt hat," ſagte Gabriele.

„Er iſt für ſeine Nation ein recht gebildeter Mann, und ich habe mich oft mit ihm recht wohl unterhalten," fuhr Benoit fort. „Ich hätte überhaupt nicht geglaubt, daß man ſo angenehm hier leben könne; der Sommer und Herbſt ſind reizend, der Winter führt uns aus der Umgegend mehrere hundert Gäſte zu, Glaubensgenoſſen, die zerſtreut angeſiedelt ſind. Da iſt denn ein reges freudiges Leben hier; da wird ſoviel geſcherzt, beſprochen und verhandelt, daß es wirklich eine Luſt iſt, dabei zu verkehren. Wir bilden gleichſam einen kleinen Staat für uns. Freilich hat unſere Exiſtenz hier auch ihre Schattenſeite; wir leben ja immer unter dem Scepter eines erzkatholiſchen Königs, der erſt jüngſt bewieſen hat, wie ſehr er uns haßt; in einem Lande, in welchem die Geſellſchaft Jeſu dominirt. Wir haben zwar weder vom Pater Teſair, noch vom Pater Raimond Anfechtungen erlitten, aber wir ſind keinen Augenblick ſicher. Das iſt die bedenkliche Seite unſerer Lage."

Die Stunde des Aufbruches kam herbei, welche die freundlichen Wirthe vergebens hinauszuſchieben ſuchten. Gabriele widerſtand, da ihrer im Fort Pflichten harrten.

Meilen weit zu Fuße gegangen, um den Herbſtjahrmarkt in Adlerſtein zu beziehen, dadurch ſein kaum ein Jahr altes Geſchäft zu heben und ſeinen vorräthigen Waaren Abſatz zu verſchaffen. Der Rücken, den das, Eiſengewicht gedrückt, ſchmerzte ihn nicht mider. als die Füße, die den beſchwerlichen Weg gemacht Und doch hatte er nur die feinern und theuern Sorten von Nägeln, Hacken u. d. gl. getragen; die gröbere Waare hatte auf dem Wagen eines Frachtfuhrmanns ini nem Fäßlein den Weg vorausgemacht. Das ſchwere Felleiſen lag nun in der Ecke, Schuhe und Kamaſchen waren abgeſtreift, die Bierkanne ſtand zur Seite und volle Schüßeln und Teller vor dem wackern Schmiede, der, wie der Augenſchein lehrte, mit Kinnbacken und Schlund nicht minder tüchtig, als mit Händen und Füßen zu arbeiten verſtand. Der Schweiß ſtand ihm bald auf der von der Feuerhitze ſeiner Eſſe gebräuten Stirne, und er hatte Anfangs, bevor das ſchreiendſte Bedürfniß befriedigt war, weder einen Blick für die freundliche Chriſtiane, die ſchöne Wirthstochter, die ihn bediente und ſich faſt mehr um ihn zu ſchaffen machte, als nöthig ſchien, noch Ohren für das laute Geſpräch der zahlreich verſammelten Gäſte, die theils aus, wegen des Jahrmarkts, herbeigeſtrömten Frem-

Aber ſie verſprach gern und von freien Stücken, in den nächſten Tagen mit ihrem Menonville wiederzukehren. Hatte ſie doch noch unendlich Vieles mit Benoit zu beſprechen und von Job zu erfragen, was ſie im Rauſche des Wiederſehens vergeſſen hatte. Ein Theil der jungen Leute ließ ſich nicht davon abbringen, dem Paare das Ehrengeleite zu geben, und ſo ſprengte denn, von den Abſchiedsrufen der Zurückbleibenden begrüßt, ein ſtattlicher Zug durch das Paliſſadenthor.

9.

Eine alte Bekanntſchaft.

Aus einem zweifachen Grunde hatte Gabriele, wie früher bemerkt wurde, die Bäckerei im Fort Bourbon unternommen. Sie ſtrebte damals ſich eine Beſchäftigung, eine Unterhaltung zu ſchaffen, um nicht mit ihrem, an Thätigkeit gewöhnten Sinn, einem peinlichen Müßiggange zu verfallen. Dann war es der in jedem wackeren Menſchen wache Trieb, ſich ihrer Umgebung möglichſt nützlich zu machen, der ſie veranlaßte, den armen Jägern und Koloniſten durch die Herſtellung des Brotes ihr mühſeliges Leben zu erleichtern. Nach dem Wiederfinden mit Benoit und Job Valery und nach ihrer Verlobung mit Menonville erledigte ſich dieſer

Grund von ſelbſt; ſie hatte jetzt ſo viel zu ſchaffen, um mit ihren eigenen häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu kommen, daß die Ausübung ihres Geſchäftes ihr oft hinderlich genug war. So oft es anging, ritt ſie mit Menonville hinaus zu ihren Freunden und beide verlebten in der Geſellſchaft ihres würdigen Freundes und der wackeren Hugenotten Stunden des geiſtigen Genuſſes, wie ſie Gabriele Jahre lang ſchmerzlich hatte entbehren müſſen. Häufig wohnte das Paar dem Gottesdienſte bei, welchen Benoit in einfacher geiſtvoller Weiſe hielt, denn nach der Zerſtörung von St. Joſeph, in den Wirren und in der Ungewißheit des Krieges war kein Jeſuit oder anderer katholiſcher Geiſtlicher in dieſen Gegenden ſichtbar geworden. Menonville wußte, in welcher geiſtigen Beziehung Gabriele zum Glauben der Hugenotten ſtand, er ſelbſt war in der rauhen Schule des Lebens zu gründlich von allen Vorurtheilen geheilt werden, um nicht die religiöſen Ueberzeugungen eines ihm ſo theuern Weſens zu ehren und aus eigener Erkenntniß der Art und Weiſe völlig beizuſtimmen, wie Benoit den Begriff der Religion und Gottesverehrung auffaßte. Der würdige Geiſtliche konnte ihn füglich als ein erleuchtetes Glied ſeiner proteſtantiſchen Gemeinde betrachten. Vergebens aber verſchwendeten Gabriele und Menonville Bitten und Einladungen, um ihren Freund zu einem Beſuche im Fort zu bewegen.

„Nach Allem, was ihr mir von Herrn von Clairville berichtet habt,“ ſagte er zu Menonville, „bin ich durchaus nicht geneigt, in irgend welche Berührung mit ihm zu kommen oder ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Das iſt eine ganz gemeine niedrige Seele, und ich wünſche nur, daß ihr mit dem Manne nicht in Konflikt gerathet. Bis jetzt hat euere Gutmüthigkeit und ein beſtändiges Nachgeben von euerer Seite dies verhindert, aber es dürfte doch der Tag kommen, wo ihr des beſtehenden Mißverhältniſſes zu ihm überdrüſſig würdet, und dann wird er ſich in ſeiner ganzen moraliſchen Blöße vor euch zeigen. Uns haßt er, daß wiſſen wir hier alle von unſeren Geſchäftsfreunden unter den Indianern und Jägern, weil wir ihn nach ſeiner ſelbſtſüchtigen Anſicht in ſeinem Geſchäfte beeinträchtigen; und wir ſind ſtets darauf vorbereitet und gefaßt, daß er, ſobald die günſtige Gelegenheit kömmt, ſeine feindſeligen Gefühle auf eine ſeinem Charakter gemäße Weiſe bethätigen werde.“

Trotz der neuen Geſtaltung ihrer Verhältniſſe, welche ihren Geiſt und ihre Körperkräfte vollſtändig in Anſpruch nahmen, würde Gabriele dennoch das Bäckereigeſchäft fortgeſetzt haben, um die armen Umwohner nicht des kaum froh gewordenen Genuſſes zu berauben, wenn nicht Benoits Vorherſagung und Warnung bezüglich des Kommandanten ſich als richtig bewährt hätte. Gabriele ſah durch ſeine Nichtswürdigkeit ihren ſchönen Zweck ganz vereitelt. Wie das bei habſüchtigen niedern Menſchen ſtets der Fall iſt; je mehr Herr von Clairville gewann, deſto gewinnſüchtiger wurde er. Er benahm ſich immer geldgieriger den Käufern gegenüber, die ihm für ſein Brot ſtets zu wenig an Tauſchwaaren brachten, und entwickelte ſeinen beiden Theilnehmern am Bäckereigeſchäft gegenüber ein wahres Betrugsſyſtem. Trotz aller Mäßigung und mehr als billigen Rückſichtnahme von Seiten der Letzteren gab es vielen Aerger und Verdruß, ja, es kam ſogar zu unangenehmen Auftritten. Menonville hatte, ſeit Gabrielens Eintritt in das Geſchäft und ſeit dem glücklichen Tage, der ihm die Gewißheit ihres Beſitzes gab, eine ſehr natürliche Veränderung in ſeinem Benehmen gegen Clairville eintreten laſſen. So geduldig er ſich früher hatte von dieſem übervortheilen laſſen, ſo wenig war er geneigt, dieſe Betrügereien an ſich und Gabrielen jetzt zu geſtatten, als deren natürlichen Schützer er ſich anſehen mußte. Daß bei dem Kommandanten keine freundlichen Gefühle für die junge Dame dadurch erweckt wurden, war erklärlich, aber auch dieſer wurde die ganze Sache gründlich verleidet; war doch ihre ſchöne, menſchenfreundliche Idee unter den ausübenden Händen dieſes Mannes eine niedere Geldſpekulation geworden, ſie war entwürdigt und deshalb Gabrielen zuwider. Eines Tages erklärte ſie dem Kommandanten rund heraus, daß ſie ihr Geſchäft einſtellen würde. Clairville erſchrak und machte trotz ſeinem geheimen Grolle die dringendſten Vorſtellungen gegen dieſen unpraktiſchen Entſchluß, wie er das nannte. Aber Gabriele blieb feſt. Sie hatte keine Luſt die Handlangerin und Tagelöhnerin zum Vortheil des Herrn von Clairville zu machen; ſie hatte die Handarbeit vergnügt gethan, ſo lange eine reine ſchöne Idee dieſelbe heiligte. Das hatte aber aufgehört, und ſo unterließ ſie auch die Arbeit. Clairville's Grimm wurde mächtig geſteigert, als er hören mußte, daß ſeine alten verhaßten Geſchäftsnebenbuhler ſich der Bäckerei ſogleich angenommen hatten, ſobald ſie im Fort Bourbon aufhörte. Gabriele ſelbſt war dazu Veranlaſſung geweſen, indem ſie ſich von ihren Freunden eine geeignetere Ausführung ihres Planes verſprechen durfte, wie die ſeitherige. Sie hatte bei einem ihrer Beſuche die nöthigen Einrichtungen getroffen und mehrere der jungen Mädchen unterwieſen, ſo daß ſich der Strom der brotgierigen Franzoſen und Indianer bald nach der neuen Richtung hinwandte. Vergebens ließ der Kommandant, um dies zu verhindern, von Frau Hebel und Fleuretten für ſeine alleinige Rechnung backen. Die Sache wollte nicht recht gelingen, da es beiden ſowohl am guten Willen als am Geſchicke fehlte. Fleurette hatte keine Luſt, es mit ihren Freunden zu verderben, und Frau Lebel war wenig geneigt, den ganzen Tag gegen knickerige Bezahlung vor dem Backofen zu ſtehen, damit Herr von Clairville ein ſteinreicher Mann werde. Das ganze Unternehmen hatte doch gar ſehr auf Gabrielens Perſönlichkeit beruht. Des Kommandanten gemeine, rachedurſtige Seele hatte bald ein Mittel aufgefunden, die erlittene Kränkung (denn jeder Selbſtſüchtige fühlt ſich gekränkt, wenn andere ſeinem Eigennutze nicht mehr fröhnen wollen) zu vergelten und mit einem bitterſüßen Lächeln ſagte er eines Tages zu Menonville: „Ich glaube, euch einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich euch unſere Geſchäftsſocietät aufkündige; ihr habt, wie es ſcheint, einen paſſenderen und angenehmeren Compagnon gefunden; ich will nicht im Wege ſein. Wer contrahirte nicht gern mit jungen hübſchen Perſonen. Hi, hi! Will euch die Liebe thun und zurücktreten!"

Das war freilich eine verhängnißvolle Gefälligkeit an Menonville. Es iſt bereits bemerkt worden, daß die beiden Compagnons ihre eingetauſchten Waaren zurückgehalten hatten, um beſſere Preiſe in Quebek und Montreal abzuwarten; es fehlte ihnen demnach auch an den üblichen europäiſchen Tauſchwaaren, deren Stelle bisher das Brot vertreten hatte. Clairville konnte ſich ſogleich helfen; er hatte Geſchäftsfreunde und Credit von früher her, um ſeine Waare nicht verſchleudern zu müſſen. Menonville war ganz von ihm abhängig geweſen und hatte ſich, wie jener meinte, überhaupt nicht um das Detail des Geſchäftes bekümmert. Zum Theil war dies der Fall, aber nur nicht in dem Grade, wie Clairville glaubte. Menonville hatte ſeine merkwürdigen Beobachtungen über die redliche Geſchäftsführung ſeines Compagnons aus einer Art großmüthiger Verachtung verſchwiegen, aber er war keineswegs ſo unpraktiſch und unerfahren, als der Kommandant vorausſetzte, der ſich herzlich freute, den Ungetreuen ohne Connexionen, ohne Erfahrung, ohne Mittel zu ſehen, ſeinen Vortheil allein ferner zu ſuchen. Von dem intimen Verhältniß, welches zwiſchen Menonville und den Anſiedlern hinten im Walde beſtand, konnte ein Mann wie er natürlich keine Vorſtellung haben; wie wäre es möglich geweſen, daß ſein Compagnon mit Geſchäftsrivalen, mit Concurrenten, welche ihn vor ſeinen Augen im Gewinne beeinträchtigten, Freundſchaft halten konnte? Die Beſuche Menonville's, ſo oft er von ihnen erfuhr, betrachtete er als durch deſſen amtliche Stellung veranlaßt. Menonville war über dieſe Perfidie ſehr entrüſtet und konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Unwillen in einigen entſchiedenen Worten auszudrücken.

„Ich weiß nicht, was ihr wollt," erwiederte der Kommandant darauf. „Erleide ich nicht den größten Schaden durch euer und der Demoiſelle Gabriele ganz unſtatthaftes Benehmen? Hab' ich das an euch verdient? Ich habe ſtets mit euch verfahren wie mit meinem Bruder oder Sohn, wenn ihr lieber wollt."

„Nun, Gott behüte jeden vor ſolchen Verwandtſchaftsverhältniſſen mit euch," unterbrach ihn Menonville höhniſch lachend.

„Schweren Schaden erleide ich. Ehe wir uns deſſen verſehen, beginnt wieder die Jagd, die Leute bringen Häute und Pelze und wir haben nichts, um ſie von ihnen einzutauſchen. Und gerade in einer Zeit, wo wir möglichſt viele Waare anſchaffen ſollten, denn nächſtes Jahr, vielleicht im Herbſte noch, wird ein bedeutender Export ſtattfinden, da der Himmel die Waffen unſeres glorreichen Königs geſegnet und den Lilien die beſtrittene Herrſchaft über das Meer aufs Neue und, wie ich meine, auf ewig verliehen hat. Ich muß mir ſelbſt helfen, thut ebenſo, wenn ihr es vermögt; es iſt keine Kleinigkeit, ſolche Verluſte tragen zu müſſen."

Menonville war viel zu ſtolz, um dem Manne gute Worte zu geben oder gar Gabrielen zu bewegen, das verleidete Bäckereigeſchäft wieder anzufangen, obgleich er durch die tückiſche Handlungsweiſe des Kommandanten in Verlegenheit gerieth. Er beſprach ſich mit ſeiner Verlobten über ſeine Lage, und ſie ertheilte ihm den naheliegenden Rath von der wohlwollenden Geſinnung ihrer Freunde Gebrauch zu machen.

„Gut, wir wollen mit Benoit reden,“ ſagte er; „aber zuvor wollen wir doch nachſinnen, ob wir uns nicht ſelbſt helfen können.“

Er betrachtete eine Anſprache an jene als das letzte und äußerſte Mittel, wähend Gabriele geneigt war, ſogleich zu ihm zu greifen. Die Männer ſind in dieſem Punkte difficiler und bedenklicher und laſſen ſich in ihrer Handlungweiſe von Motiven ſo delikater Natur beſtimmen, daß ſie ſelbſt zartfühlenden Frauen unbegreiflich ſind.

Das freundſchaftliche Verhältniß Menonville's zu den Hugenotten war ganz geiſtiger Natur; er hatte in ſeiner Eigenſchaft als Clairville's Geſchäftstheilhaber ſtets vermieden, über die Handelsverhältniſſe zu ſprechen und kannte ſie demnach nicht genau; nur zufällig hatte er erfahren, daß ſie einen heimlichen Hugenotten als Agenten in Quebek hatten. Ohne jemals in der Lage geweſen zu ſein, den Leuten einen weſentlichen Dienſt zu leiſten, ſcheute er ſich, ihnen gerade zu einer Zeit, wo die meiſten neufranzöſiſchen Handelsleute durch den Krieg und die Hemmung des Verkehrs mit dem Mutterlande mehr oder minder beträchtliche Verluſte erlitten hatten, einen derartigen Antrag zu machen. Wäre er nicht ſelbſt in Verlegenheit geweſen und hätte ihnen weſentliche Vortheile bieten können, er würde keinen Augenblick gezögert haben, ihnen eine Geſchäftsverbindung anzutragen. Noch ein anderer Umſtand kam hinzu. Durch das niederträchtige Benehmen Clairville's war das alte Mißtrauen in ſeiner Seele wieder wach geworden, zugleich aber auch ein heftiger Drang nach Selbſtſtändigkeit. Er beſann ſich lange Zeit hin und her, ob es nicht eine bekannte und für ſeine Abſichten geeignete Perſon in Quebek oder Montreal gebe, an welche er ſich in ſeiner gegenwärtigen Verlegenheit wenden könne. Er war geneigt, einem ſolchen Agenten ungewöhnlich hohe Vortheile zu gewähren, nur um nicht wieder in ein ſolches Verhältniß der Abhängigkeit zu anderen Leuten zu gerathen. Aber er ſtrengte ſein Gedächtniß umſonſt an; ſein Aufenthalt in beiden Hauptſtädten des Landes war von viel zu kurzer Dauer geweſen, um erſprießliche Bekanntſchaften zu machen; überdem waren Jahre darüber verfloſſen. Endlich fiel ihm jener Officier, im Fort St. Louis zu Quebek, ein, der ihn bei ſeiner Ankunft in Neufrankreich ſo freundſchaftlich behandelt hatte. Mit einiger Schwierigkeit beſann er ſich auf ſeinen Namen: la Vallière. Fünf Jahre war freilich eine lange Zeit. Der freundliche Mann konnte nach Frankreich zurückgekehrt oder durch die Kriegsereigniſſe umgekommen ſein. Und wenn er noch lebte und in Quebek in Garniſon lag, war Menonville ſicher, daß er ſich ſeiner erinnerte? Die Freundſchaft hatte doch eigentlich zwei Tage gedauert. Während er noch damit umging, einen Verſuch mit la Vallière zu machen, traten politiſche Ereigniſſe von großer Bedeutung ein, die auch in ſeine perſönlichen Verhältniſſe mächtig eingriffen.

Der Nachtheil, welchen die Franzoſen zufolge der Zerſtörung und Wegnahme von Montreal durch die Irokeſen im vorigen Jahre erlitten hatten, war durch die Verwüſtung der neuengliſchen Kolonien am Penobſcot im jetzigen Staat Maine bei weitem ausgeglichen; die Verbindung mit den Indianernationen gab den Franzoſen ein bedenkliches Uebergewicht. Die Neuengländer ſuchten durch eine engere Vereinigung mit den Mohawks daſſelbe aufzuheben, und hielten zu dem Zwecke im September 1689 eine Conferenz mit den Häuptlingen dieſer Nation zu Albany. „Wir haben Montreal verbrannt," erwiederten dieſe; „wir ſind Verbündete der Engländer und werden den Bund unverbrüchlich halten." Aber ſie konnten nicht überredet werden, gegen die den Franzoſen anhangenden Abenakis zu ziehen. Graf Frontenac bot ſeinerſeits Alles auf, um ſeine Feinde dieſes Rückenhalts zu berauben; er buhlte mächtig um die Freundſchaft und um ein Bündniß mit den Irokeſen, zum mindeſten gedachte er, ſie für eine Neutralität zu gewinnen. Um der Verbindung mit ſeiner Nation in den Augen der Eingeborenen einen deſto größeren Werth zu verleihen und ſie durch den, theils aus Einheimiſchen beſtanden. Doch ſo wie nun das Begehr des Magens allmählich befriedigt wurde, erwachte auch die Thätigkeit ſeiner übrigen Sinne, und das Erſte, wovon er außer der ergötzlichen Laſt des Tiſches Notiz nahm, war das kecke, gewandte, gar niedliche Mädchen, das ſich eben mit vollen Bierkrügen an ihm vorüber drückte und, indem ſie den weiter hinten ſitzenden Gäſten die gefüllten Gefäße zureichte, ihm einen leichten Stoß mit dem Ellenbogen an den Kopf gab.

«Ei, Jungfer Jane,» ſagte der Nagelſchmied, «ich küßte lieber Ihre kleine Hand oder — wenn mir ein Mal ein Kuß erlaubt iſt und die Wahl ſteht mir frei — noch weit lieber Ihren kleinen weichen Mund, als den etwas harten Ellenbogen, obgleich ich auch für den Kuß auf denſelben dankbar bin; nur Schade, daß mein linker Schlaf und nicht der Mund, dem doch das Recht des Kuſſes allein gebührt, dazu gelangte.»

«Ei, guten Abend, Meiſter Eiſenblut!» rief das Mädchen ſchelmiſch. «Glaubt' ich doch faſt, Er kennte mich gar nicht mehr, oder habe mich dieſen Abend noch nicht bemerkt, oder gar über dem Eſſen und Trinken das Sprechen verlernt.»

bedeutende Erfolge noch geneigter zum Abſchluſſe eines Bündniſſes zu machen, beſchloß der Gouverneur von drei verſchiedenen Richtungen her in die neuengliſchen Kolonien einzufallen. Dies geſchah zu Anfang des Jahres 1690 von Montreal, Trois-Rivières und der Hauptſtadt ſelbſt aus. Die öſtlichen Anſiedelungen waren das Ziel dieſer Raub- und Mordzüge, auf welchen die ſchändlichſten Grauſamkeiten verübt wurden. Die Neuengländer, beſtürzt über die Verwüſtungen ihrer Dörfer und die Niederlagen ihrer Landsleute, kamen zu der Einſicht, daß ein enges Zuſammenhalten und vereintes Wirken der einzelnen Provinzen nöthig ſei, um ſich vor ſolchem ferneren Unglück zu wahren. Die Regierung von Maſſachuſets ſtellte ſich an die Spitze und vermittelte dieſe Einigungsbeſtrebungen, und am erſten Mai 1690 verſammelte ſich in New-York der erſte amerikaniſche Congreß. Derſelbe faßte den Beſchluß, zur Eroberung Kanadas ein Heer, welches über den Champlainſee ſetzen und gegen Montreal rücken ſollte, zu entſenden, während Maſſachuſets Quebek durch eine Flotte angreiſe. Letztere, unter der Anführung des Sir William Phips eroberte ſchnell Neuſchottland; noch im Monat Mai ergab ſich ihr Port Royal. Mit vierunddreißig Schiffen, welche von zweitauſend Bürgern bemannt waren, ſegelte der Admiral ohne Lotſen den Lorenzſtrom herauf, ungeduldig, irgend welche Kunde über den Erfolg des Unternehmens auf Montreal zu vernehmen.

Es war den Franzoſen gelungen, durch ihre Einfälle in die feindlichen Anſiedelungen ihren Namen gefürchtet bei den Irokeſen zu machen. Im Auguſt aber wurde Montreal durch beunruhigende Gerüchte von dem Anrücken eines feindlichen Heeres geängſtigt. Frontenac gab ſogleich die Streitaxt in die Hände ſeiner Verbündeten, ſang, den Tomahawk ſchwingend, den Kriegsgeſang und tanzte den Kriegstanz. Allein mit Anfang September verſchwanden die Gerüchte, und ausgeſandte Spione konnten von dem neuengliſchen Heere, welches ſchon bis zum Champlainſee vorgedrungen ſein ſollte, nichts mehr entdecken. In der That war die ganze Unternehmung an der Uneinigkeit der Anführer geſcheitert; die Truppen zerſtreuten ſich und kehrten heim, ohne ſich mit den Franzoſen und ihren Verbündeten gemeſſen zu haben. Eben als Frontenac ſich ſeinem Triumphe über das vereitelte Unternehmen der Neuengländer hingeben wollte, ward ihm die Annäherung der feindlichen Flotte gemeldet. Raſch eilte er mit ſeinen Truppen nach Quebek zurück, woſelbſt er am vierzehnten Oktober anlangte.

Auf jene beunruhigenden Gerüchte hin waren die wehrfähigen Mannſchaften in den Grenzdiſtrikten zur Vertheidigung Montreals aufgeboten worden. Auch Menonville mußte ſich zu ſeinem Schmerze von Gabrielen und ſeinen proteſtantiſchen Freunden trennen. Die Politik der Großen nimmt bei ſolchen Gelegenheiten nicht die mindeſte Rückſicht auf die Gefühle und Neigungen Untergebener. Der junge Mann fühlte aber mehr wie je das Drückende und Beengende ſeiner Stellung. Was ging es ihn an, daß die Engländer einen ſtupiden Tyrannen, der den Pantoffel des heiligen Vaters mehr achtete, als die Verfaſſung ſeiner Reiche, verjagt hatten? Sollte er ſein Lebensglück darüber in die Schanze ſchlagen, weil Ludwig der Große den unglücklichen Einfall hatte, einer tüchtigen Nation einen König wieder aufzudringen, den ſie nicht ertragen wollte? Menonville war des Krieges zwiſchen den beiden Kolonien müde. Was war das überhaupt für ein Krieg? Er beſtand in zeitweiligen Expeditionen, von beiden Seiten her in der Abſicht unternommen, die Feinde, d. h. zum größten Theil arbeitſame Leute, die ihren Acker bauten und ſich um den Hader der europäiſchen Könige nicht im mindeſten bekümmerten, möglichſt zu ſchädigen. Die Franzoſen übertrafen bei dieſen traurigen Gelegenheiten die Engländer bei weitem, weil ſie, durch die Jeſuiten fanatiſirt, in jenen nicht nur National-, ſondern auch Religionsfeinde haßten. Dies ſollte ſein letzter Zug ſein, nahm ſich Menonville vor; nach demſelben gedachte er den königlichen Dienſt aufzugeben, in welchem er kein Heil für ſich erblühen ſah. Er beſchloß demnach die Gelegenheit wahrzunehmen, und in Montreal oder Quebek Handelsverbindungen anzuknüpfen, und dann als Landbauer und Kaufmann, mit Gabrielen vereint, in dieſem Lande zu leben, ſo lange es ihnen gefiele. Herr von Clairville, dem er ſeinen Entſchluß nicht verhehlte, ergrimmte mächtig im Innern, da er ſeinen Kunſtgriff vereitelt und ſtatt der bisherigen einfachen Concurrenz noch eine andere gefährliche in Ausſicht ſah. Der Ruin ſeines Geſchäftes war ihm ſicher, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß die Jäger und Waldläufer den Handelsverkehr mit dem honetten und geachteten Menonville lieber unterhalten würden, als ſich von ihm betrügen laſſen. Feig und falſch, wie Herr von Clairville war, verbarg er ſeinen Groll im Herzen und wartete die Stunde ab, welche ihm Rache für ſo viele vermeintliche Unbilden gewähren würde.

Menonville's Entſchluß, der dem Kommandanten zum ſchweren Aerger gereichte, erleichterte dem liebenden Paare den Abſchied von einander. Menonville übergab die Sorge für ſein Geſchäft dem ſcherzhaften Comtois, der aber in ſolchen Dingen ſehr ernſt war; ihm befahl er auch ſeine Braut an, möge ſie nun im Fort oder in der Kolonie bei Herrn Benoit weilen. Als er ſich von Clairville verabſchiedete, war dieſer ganz cordial, rieth ihm, nicht aus dem Dienſt zu treten, indem er ſelbſt dieſen Entſchluß gefaßt und ihn als ſeinen Nachfolger empfohlen habe, und in dem Tone weiter. Menonville dankte kühl, da er auf dieſe plötzliche Wiederkehr ſeiner Freundlichkeit nicht viel gab.

Als die verſammelte Mannſchaft vom Fort abgezogen war, kehrte der Kommandant mit einem hämiſchen Geſichte in ſeine Wohnung zurück. „Ziehe nur hin, junger Herr,“ ſagte er bei ſich. „Du wirſt, wenn du überhaupt wieder kommſt, Manches anders finden.“

Er nahm darauf einige Zuſchriften aus ſeinem

Schreibtiſche und überließ ſich, wie es ſchien, mit vieler Befriedigung ihrer Lektüre.

Der 16. Oktober 1690 war ein merkwürdiger Tag in den Annalen der Hauptſtadt von Neufrankreich. Kanonendonner erſchallte von der ſtolzen Felſenburg des heiligen Ludwig und von den übrigen Thürmen und Baſteien, welche das koſtbare Kleinod Quebek der Krone Frankreichs ſchirmen ſollten, um die zahlreiche Flotte der begehrlichen Erbfeinde abzuwehren, die durch ihr eigenes Intereſſe angetrieben, in ihrem Eifer noch mehr beſtärkt durch den Beifall ihres neuen Königs und durch den Schmerz über erlittene Verluſte, die jahrelangen Befürchtungen einſichtsvoller Leute in der franzöſiſchen Kolonie durch einen Angriff auf die Stadt endlich wahr machten. Allein der engliſche Admiral Phips war einem ſolchen heroiſchen Unternehmen durchaus nicht gewachſen. Hätte er mehr Energie und Klugheit beſeſſen, leicht hätte er vor der Rückkehr des Gouverneurs Stadt und Citadelle überraſchen können. Eine Verzögerung von drei Tagen und die Uneinigkeit unter den Führern des Landheeres vereitelten für jetzt die Eroberung von Kanada, welche erſt neunundſechszig Jahre ſpäter dem Feldherrntalent Wolfs gelingen ſollte.

Vergeblich waren der Muth und die Anſtrengungen von zweitauſend tüchtiger neuengliſcher Milizen, welche die Landung bei Beauport, einem nördlich von Quebek liegenden Dorf, erzwangen. Die Feſtungswerke waren in ziemlichen Stand geſetzt; das Terrain bot den Angreifern ſchier unüberwindliche Schwierigkeiten, ehe ſie zur Stadt gelangen und ſich mit den Gegnern meſſen konnten. Ueberdies übertraf die Zahl der Vertheidiger die ihrige um ein Bedeutendes. Die Bewohner der umliegenden Diſtrikte hatten bei dem langſamen Herannahen der Flotte Zeit gehabt, ſich in die bedrohte Hauptſtadt zu werfen; Frontenac ſelbſt führte eine nicht unbeträchtliche Schaar mit ſich herbei und ſo bildete die Beſatzung mit der verſtärkten Garniſon von regulärem Militär ein Heer von mehreren Tauſenden. Denn den dringenden Vorſtellungen und Bittgeſuchen des Gouverneurs um eine kräftige Unterſtützung von Seiten des Mutterlandes, hatte der König durch Ueberſchiffung einiger Compagnien Füſeliere und ein Antwortſchreiben entſprochen, in welchem er der rühmlich bewährten Tapferkeit ſeiner Koloniſten ſeine volle Anerkennung zu Theil werden ließ und ſeine Hoffnung darauf begründete, Neufrankreich werde ſelbſt am beſten verſtehen, alle feindlichen Angriffe nachdrücklich zurückzuweiſen. Ludwig brauchte ſeine Soldaten ſehr nöthig in Europa und hatte keine Luſt, ſich um einer Kolonie willen, für deren Wichtigkeit er kein rechtes Verſtändniß hatte, zu entblößen. So gering an Zahl das Hülfscorps war, verſprach es doch als eine regelmäßige, tüchtig geſchulte Truppe jetzt gute Dienſte zu leiſten. Der Herold, welcher in Phips Namen die Stadt zur Uebergabe aufforderte, ward unter ſolchen Umſtänden mit Hohn und Spott zurückgeſchickt. Die Operationen begannen daher.

Die Neuengländer hatten einen Theil ihres Geſchützes unter bedeutenden Anſtrengungen gelandet, mit welchem ſie ihrem Angriffe zu Lande den gehörigen Nachdruck zu geben gedachten. Dieſer Plan mußte von Seiten der Franzoſen um jeden Preis verhindert werden, denn war es dem Feinde erſt gelungen, Batterien aufzuwerfen und ſich feſtzuſetzen, ſo hatte eine baldige Vertreibung deſſelben Schwierigkeiten, zumal er in der Flotte eine mächtige Unterſtützung beſaß. Ein hitziger Kampf entbrannte. Man durfte den Engländern keine Zeit laſſen, von ihrem ſchweren Geſchütze Gebrauch zu machen. Vollkommenere Taktik und beſſeres Exercitium eines Theils der franzöſiſchen Streitmacht ſiegten endlich über die mehr naturwüchſige Tapferkeit der neuengliſchen Milizen; nach dem Verluſte ihrer Kanonen, welche man gegen ſie ſelbſt richtete, mußten ſie auf ihre Schiffe retiriren.

Menonville war mit ſeiner Truppe dem Gouverneur von Montreal nach dem bedrohten Quebek gefolgt; die Stimme der Ehre und des Patriotismus hatte alle perſönlichen Rückſichten zum Schweigen gebracht. Wo der Streit am heißeſten tobte in der Nähe einer Compagnie Füſeliere, hatte er mit andern Freiwilligen ſeines Diſtriktes ſeinen Stand. Während des lebhaften Gewehrfeuers, das auf Freundes und Feindes Seite manchen Wackeren niederſtreckte, fiel Menonville'n ein franzöſiſcher Soldat auf, der unfern von ihm ſtand, eine kräftige muskulöſe Figur. Sein Geſicht war vom Pulverrauch geſchwärzt und triefte von Schweiß, zu Folge der Anſtrengung, welcher ſich der Mann in ſeinem mörderiſchen Geſchäfte unterzog. Er übte dieſes, trotzdem die Kugeln der Feinde fortwährend um ihn pfiffen und einige Kameraden in ſeiner Nähe gefallen waren, mit einer bewundernswerthen Kaltblütigkeit und Ueberlegung. Er ſchoß ſelten ſein Gewehr ab, ohne einen Engländer niedergeſtreckt zu haben; ſein Falkenauge ſchien den dichten Rauch zu durchdringen.

„He, Kamerad, ihr gefallt mir,“ rief Menonville, den der Verlauf des Gefechtes in ſeine unmittelbare Nähe gebracht hatte. „Ihr ſchießt ja die Leute wie Spatzen todt.“

„Wollte lieber, es wären Spatzen als gute Chriſten,“ erwiederte der Soldat mürriſch, ohne ſich umzuwenden. „Die armen Burſchen dauern mich.“

„Niemand hat ſie kommen heißen,“ bemerkte Menonville, erſtaunt über dieſes Mitleiden bei dem Schützen. „Da ſie gewaltſam in unſeren Beſitz eindringen, müſſen ſie ſich gefallen laſſen, mit blutigen Köpfen heimgeſchickt zu werden.“

Als wollten die Engländer dem Soldaten einen ironiſchen Dank für ſeine freundliche Geſinnung abſtatten, traf in dem Augenblicke eine Kugel ſeine Bruſt, prallte aber, durch einen Widerſtand aufgehalten, machtlos ab. Der Getroffene hatte die Erſchütterung gefühlt und ſah nach der Stelle; die Kugel hatte ein Loch in ſeinen Rock bewirkt; etwas Rothes ſah durch die Oeffnung hindurch.

„Hört, Kamerad,“ rief ihm ſein Nachbar zu, ihn mit einem verwunderten Blick betrachtend; mit euch ſcheint es faſt nicht richtig zu ſein. Ihr ſeid ja ſchußfeſt. Seid ſo gut und lehrt mir euere Kunſt; man kann ſie in jetzigen Zeitläufen brauchen.

Der Angeredete antwortete nicht, ſondern betrachtete noch aufmerkſam die von der Kugel getroffene Stelle. Als er aufblickte, lag Menonville in ſeinem Blute, eine Kugel hatte ihn in dem Augenblicke niedergeſtreckt.

„Haben ſie euch getroffen?“ ſagte er zu dem Verwundeten. „Wartet; ich will euch bei Seite tragen; es wäre Schade um euch.“

„Ich werd' euch das nicht vergeſſen, mein Freund,“ murmelte Menonville halb ohnmächtig.

„Wo hab' ich den jungen Mann ſchon geſehen?“ dachte der Füſelier bei ſich, während er jenen aus dem Kampfgewühle trug. „Er kömmt mir ſo bekannt vor.“

„Ein Freudenrauſch herrſchte in der Hauptſtadt wie in ganz Neufrankreich, denn wäre Quebek durch das neuengliſche Landheer eingenommen worden, dann war es vorbei mit der alleinſeligmachenden Kirche, mit franzöſiſcher Nationalität in Kanada, mit Jeſuiten- und Soldatenherrſchaft. Prieſter und Krieger waren denn auch vorzugsweiſe die Stände, welche durch kirchliche Feſte, pomphafte Prozeſſionen und glänzende Paraden die Erhaltung ihrer Exiſtenz feierten. Der Biſchof verkündigte bei einem Dank= und Jubelgottesdienſt in der Kathedrale, daß Gott der Allmächtige ſelbſt die zwei furchtbaren Sturmwolken, welche Neufrankreich mit Untergang bedroht, mit ſeiner gewaltigen Rechten zerſtreut, indem er nicht wolle, daß dieſes echtgläubige Land in die Hände der verworfenen Ketzer gerathe. Ludwig der Große, der Freund und Schützer der alleinſeligmachenden Kirche habe nothwendig unter dem Beiſtande Gottes und der Heiligen ſiegen müſſen. Das ſei der gerechte Lohn des Himmels für das große Verdienſt, welches ſich der König durch die Aufhebung des Edikts von Nantes und die Ausrottung der Ketzerei in ſeinen Reichen erworben.

Zur ewigen Feier des denkwürdigen Ereigniſſes (dieſe Ewigkeit dauerte freilich nur noch neunundſechzig Jahre) ward für die Kirche in der Unterſtadt das jährliche Feſt Notre Dame de la Victoire eingeſetzt. In Paris, wo die Freude über die Niederlage der Engländer faſt nicht geringer war wie in der Kolonie, prägte man Medaillen auf des unüberwindlichen Ludwigs amerikaniſche Siege.

Menonville merkte von all' dem freudigen Tumulte nichts; er lag an ſeiner Schußwunde hart darnieder, die ſich durch leichtſinnige Behandlung ſehr verſchlimmert hatte. Ueber dem allgemeinen Jubel vergaß man leicht derer, welche mit ihrem Blute und Leben die Veranlaſſung dazu erkämpft hatten. Doch er hatte Pfleger, die, was ihnen an Kenntniß und Geſchicklich-

«Keins von allen iſt der Fall, und Ihr Spott, Jungfer! trifft höchſtens meinen Magen, nimmer meinen Kopf oder gar mein Herz. Gern hätt' ich Ihr ſchon manchen freundlichen Blick zugeſchickt, gern mich befragt, wie's Ihr ſeit dem Pfingſtmarkt ergangen; aber Sie hatte ja allzuviel mit Ihren Gäſten zu thun, und ich mit meinem Magen.»

«Kaum kann ich's glauben, daß Ihn der Magen von einem guten Gruß abgehalten; hab' ich doch alle Mägen in der ganzen Stube zu verſorgen, und habe für manche Leute doch noch Gruß und ein Paar Wörtlein übrig. Ich kann mir ſchon denken, was Ihn abgehalten hat, mir die Hand zu reichen wie ſonſt, wenn er zum Jahrmarkt kam.»

«Ich bin keiner, der hinterm Berge hält und anders ſpricht, als er's meint,» ſagte der Nagelſchmied treuherzig und ſah Chriſtianen mit ſeinen gutmüthigen blauen Augen recht zutraulich in's Geſicht; «hätte ich eine andre Urſache, als meinen ungezognen Hunger, ich würde ſie Ihr eben ſo wenig verſchwiegen haben, Jungfer.»

«So hat er wirklich nichts über mich erfahren, ſeit wir uns nicht geſehen?»

«Wahrhaftig nicht!» verſetzte Meiſter Eiſenblut, und der letzte Biſſen ſchwoll ihm ſo im Munde, keit abging, durch unermüdliche Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu erſetzen ſuchten; einer war jener Soldat, der ihn aus dem Kampfgewühle getragen und der ebenſoviel Gefallen an Menonville gefunden zu haben ſchien als dieſer am Schlachttage an jenem.

Als der Kranke aus ſeinem Fieber wieder zum Bewußtſein erwachte, ſaß der Füſelier an ſeinem Lager. Er trug jetzt die Auszeichnung eines Sergeanten an ſeinem Rocke.

„Ach, ihr ſeid es, mein Freund,“ ſagte Menonville. „Ich erinnere mich, euch verdank' ich mein Leben. Nehmet einſtweilen meinen herzlichen Dank. Ich hoffe euch euern Liebesdienſt noch beſſer vergelten zu können. Aber ſagt mir, wo bin ich denn?“ und er ſah ſich in dem kleinen reinlichen Zimmer um, in welchem er ſich befand.

„O laßt das!“ erwiederte der Andere. „Ich habe nur gethan, was recht war. Ihr ſeid auf meine Veranlaſſung hier im Hauſe einer armen Witwe, einer Bekannten von mir. Ich und ein Kamerad haben euch in euerm bewußtloſen Zuſtande aus dem Lazarethe hergetragen, wo ſich Niemand um euch bekümmerte.“

„Ich bemerke, euere Bravour iſt belohnt worden, ihr ſeid avancirt; ich wünſche euch herzlich Glück.“

„Ich danke euch. Es hat nicht viel zu ſagen. Unſerm Hauptmann und mehreren Kameraden widerfuhr daſſelbe Unglück wie euch; ich that ihnen wie euch, und da haben ſie mich zum Unteroffizier gemacht.“

„Nicht mehr wie billig; ihr habt nicht nur wie ein Löwe gefochten, ſondern habt euch auch das Verdienſt erworben, das Leben euerer Kameraden zu retten.“

Menonville's Blick fiel in dieſem Augenblicke auf ein rothes kleines Portefeuille, welches der Soldat geöffnet in der Hand hielt; er ſchien ſich vor dem Erwachen ſeines Pfleglings mit deſſen Inhalte beſchäftigt zu haben. „Was habt ihr denn da, mein Freund?“ fragte er aufmerkſam und langte nach dem Dinge. .

„Das iſt das Amulet, welches mich ſchußfeſt gemacht hat,“ erwiederte der Soldat mit einem ſchwermüthigen Lächeln. „Es iſt weiter nichts; für mich iſt es als Erinnerungszeichen werthvoll. Ein paar Bilder ſind darin und ein paar Briefe.“

Mit tiefem Erſtaunen fragte Menonville, der das Portefeuille geöffnet: „Aber ſagt mir, Freund, wie kommt ihr dazu? Das iſt mein.“

„Euer?“ rief jener.

„Dies ſind die Bilder meiner Eltern, ſeht die Aehnlichkeit zwiſchen meinem ſeligen Vater und mir; dieſe Briefe ſind an mich adreſſirt, denn ich heiße Menonville. Vor Jahren habe ich dieſes Büchlein auf einer Reiſe nach Paris verloren, damals ein ſchwerer Verluſt für mich, und nun finde ich es in Quebek wieder. Wie iſt es in euern Beſitz gekommen?“

Der Sergeant hatte mit wachſender Verwunderung zugehört. „Das iſt allerdings ein eigenthümlicher Zufall. Ich habe das Ding in meiner Heimath geſchenkt bekommen und halte es hoch, weil es früher eine junge

Dame beſaß, die ich ſehr verehre. Ihr zu Ehren trage ich es.“

„Und wollt ihr mir nicht euern und der jungen Dame Namen nennen?“ forſchte Menonville weiter.

„Ich heiße Laporte, die Dame Margot Duclos, wenigſtens hieß ſie damals ſo; man ſagte ſpäter, ſie ſei ein vornehmes Edelfräulein geweſen.“

„Laporte! Margot Duclos!“ rief Menonville. „Ich kenne euch ſchon, Laporte; meine Braut, eben dieſe Margot Duclos, hat mir viel Gutes von euch erzählt.“

„Euere Braut? So wißt ihr, wo das Fräulein iſt?“ fragte Laporte athemlos.

„Freilich, guter Laporte. Du ſollſt ſie wiederſehen, und deinen Freund Job Valery und Herrn Benoit; ſie alle weilen an einem Orte, der freilich viele Meilen von hier entfernt iſt.“

„Ach, das gute Fräulein! Und der würdige Herr Benoit!“ ſtammelte der Sergeant, der wie betäubt von ſo viel Glück daſaß. „Ach, großer Gott! nun müßt ihr krank ſein, Herr von Menonville, wo die Geſundheit am nöthigſten wäre. Darum kamt ihr mir damals bei der Affaire gleich ſo bekannt vor; ich kannte euch von dem Bilde her.“

„Damals? ſagt ihr, Laporte.“

„Nun, wenn es erlaubt iſt, ſind doch bald vierzehn Tage über der Sache verfloſſen.“

„Vierzehn Tage!“ ſagte Menonville erſtaunt.

„Ihr habt freilich nichts davon gemerkt, auch nichts von dem Geplärre und Jubel, den die Pfaffen angeſtellt haben, weil die Neuengländer unverrichteter Sache abgezogen ſind. Ihr waret gefährlich verwundet, und es wurde mir angſt, als euch ein rechter Tölpel von Feldſcheer, den ich mit Mühe heranziehen konnte, die Kugel aus der Bruſt zog. Aber wie fühlt ihr euch?“

„Ich fühle mich wieder geſund, aber noch ſchwach. Morgen oder übermorgen wollen wir die Heimkehr antreten; dann ſollt ihr alle die lieben Leute wiederſehen.“

„Ach, wer hätte gedacht, daß das jemals geſchehen würde,“ ſagte Laporte weich und mit einer Rührung, die einen milden Schein auf ſein markirtes hartes und broncefarbiges Geſicht zauberte. „Wie lange habe ich nicht zum Gott meiner Väter beten können in heiliger Gemeinſchaft!“

„Guter Laporte,“ nahm Menonville das Wort nach einer Pauſe, während deren er ſinnend dagelegen, „ihr könnt mir einen Dienſt erweiſen. Geht ins Fort, ihr kennt gewiß den Hauptmann la Vallière, ſagt ihm, es wünſche ihn Jemand zu ſprechen und nennt ihm meinen Namen. Nach zwei Stunden etwa bringt ihn her zu mir; ich habe mit ihm zu reden. In der Zwiſchenzeit, bis ihr wiederkehrt, will ich der Ruhe pflegen; ich fühle mich etwas ermüdet.“

„Gewiß will ich es thun und alles, was ihr wollt,“ erwiederte Laporte. „Ich kenne den Herrn recht gut, ich habe ihm ſchon angemerkt, daß er auch kein Pfaffenfreund iſt. Und nehmt es mir nicht übel, Herr, wenn ich in den Tag hineinrede; es iſt ſonſt meine Art gar nicht, aber die Freude, daß ich das gute Fräulein ſehen ſoll, und daß ſie euere Braut iſt, macht mich ganz geſchwätzig. Da will ich euch von Alais her noch viele ſchöne Geſchichten erzählen, wenn es euch Vergnügen macht."

„Gewiß, mein wackerer Laporte! Theilt ſie mir ſpäter mit; ſie intereſſiren mich alle."

Laporte ging und Menonville verſank in einen geſunden, tiefen Schlaf. Er hatte einen ſonderbaren Traum. Es war ihm, als ſtände er in einer wohlbekannten Gegend, in der Nähe der Anſiedelung ſeiner hugenottiſchen Freunde. Unfern von ſeinem Standpunkte ſah er einen Schwarm von Vögeln, deren Gefieder in den prächtigſten Farben ſpielte, auf einer Ebene ſich umherbewegen. Namentlich einer unter ihnen erregte ſeine Aufmerkſamkeit durch einen Schmuck köſtlicher Federn, die wie eine Krone ſein Haupt zierten. Mit einem Male entſtand eine Bewegung unter dieſen herrlichen Thieren, ſie ſchaarten ſich um den gekrönten Vogel, als wollten ſie ihn vor einer nahenden Gefahr ſchützen. In der That näherte ſich auch ein Schwarm grauſchwarzer Raubvögel, von denen einer mit Ungeſtüm auf jenen buntfarbigen einſtürmte. Da erhoben ſich dieſe zugleich hoch in die Luft, indem ſie einen melodiſchen Geſang erſchallen ließen, der wie Palmenſingen klang; der Gekrönte wandte ſich, indem er majeſtätiſch emporſtieg, und ſah den Träumenden mit einem Blicke an, der ihm ſo innig und vertraut ſchien. Raſch wie ein Gedanke war der bunte Schwarm entflogen, ehe noch die dunkelgefiederten Verfolger genaht waren.

Menonville erwachte und ſann über den Traum nach, der ihn zwar nicht beunruhigte, aber doch in einige Aufregung verſetzte. Dieſer eigenthümliche Blick des gekrönten prächtigen Vogels — es war Gabrielens Auge, das ihn ſo innig angeſchaut hatte. „Was mag das ſein?“ dachte er. „Gabriele, der Vogel mit der Krone auf dem Haupte, verfolgt und entflohen! Himmel! ſollte ich nach der Prophezeihung meiner Jugend nicht Gemahl einer Königin werden? Wie hell und leicht wird mir auf einmal. Der alte Grimmebär, der Fürſt der Huronen, liebt er ſie nicht wie ſeine Tochter? war Gabriele nicht ſchon zur Gattin ſeines Sohnes beſtimmt? O, daß mich mein Schickſal in Quebek hält, ihr zur Seite zu ſtehen! Doch ſie iſt ja ihren Feinden entkommen, das iſt mein Troſt.“

Seine Aufregung legte ſich wieder, und er lächelte ſelbſt, daß er ſich von einem Traumgeſichte habe hinreißen laſſen. Stimmen wurden jetzt vor der Thüre laut, ſie ward geöffnet, und Herr von la Vallière, welchen Menonville ſogleich wieder erkannte, trat mit Laporte ein.

„Es freut mich, daß ihr euch meiner erinnert, ſagte Menonville nach einer herzlichen Begrüßung. „Ich durfte das kaum nach unſerer flüchtigen Bekanntſchaft vor fünf Jahren hoffen.“

„Mein Gott! was glaubt ihr denn, beſter Herr!“ verſetzte der Andere. „Ich habe ja euern Namen oft genug nennen gehört. Ihr ſcheint nicht zu berückſichtigen, daß die Maſchinerie der Regierung von Neufrankreich, der des Mutterlandes ganz gleicht. Alles centraliſirt ſich in Quebek; ich glaube, wir wiſſen hier beſſer Beſcheid, was ſechs Meilen von euerm Wohnort vorgeht, als ihr ſelbſt. In den beiden letzten Jahren waren freilich die Verbindungsfäden zerriſſen, doch wird man ſie jetzt ſchnell genug wieder knüpfen, wenn uns der Feind ſonſt nicht wieder in unſerer Spinnenarbeit ſtört. Ihr habt euch durch euer muthvolles Aushalten beim vorjährigen allgemeinen Sturm und jüngſt wieder einen gar feinen Ruhm erworben. Aber es freut mich nur, daß wir euch überhaupt wieder haben; ihr waret ja rein verſchwunden, man hatte euch vor und in der Affaire bemerkt, aber ihr befandet euch weder unter den Todten, wofür Gott gedankt ſei, noch unter den Verwundeten, als man anfing, denſelben ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Euere Leute ſind in reiner Verzweiflung von dannen gezogen.“

„Der gute Laperte hier hat mich entführt und mich ſo wacker gewartet und gepflegt, daß ich raſch von einer ziemlich ſchweren Wunde geneſen bin.“

„Das bemerke ich mit Vergnügen. Wie iſt es euch ſonſt ergangen, werther Herr? Wie ſeid ihr mit dem alten Spitzbuben Clairville ausgekommen?“

Menonville erzählte kurz die Geſchichte ſeines Geſchäftslebens und fragte ſchließlich, ob la Vallière ihm nicht einen zuverläſſigen Agenten zuweiſen könne.

„Gewiß,“ entgegnete dieſer, „und zwar mich ſelbſt.

Ich verſtehe das Geſchäft jetzt aus dem Fundament und habe ſchöne Verbindungen in Frankreich. Man muß hier zu Lande Schacher treiben, es geht nicht anders. Erſt neulich hab' ich mich bei Gelegenheit des neuengliſchen Beſuchs erinnert, daß ich urſprünglich Soldat bin."

„Topp!" ſagte Menonville und ſchug ein. „Auf gute Compagnieſchaft!"

Die beiden jungen Männer vereinigten ſich ſchnell über die Bedingungen ihrer neuen gegenſeitigen Stellung.

„Apropos, wie ſtets mit eurer Flamme?" fragte der Hauptmann. „Was iſt aus dem Fräulein geworden, deren Schützer zu ſein, ihr mich damals batet. Es ging nicht; die Herren Patres hatten ſie vollſtändig eingeſponnen."

„Gott ſei Dank!" erwiederte Menonville; „ſie iſt dem Netze entronnen und wird bald meine Gattin werden; ich war ſo glücklich ſie den Händen der Irokeſen zu entreißen, in welche ſie bei der Verwüſtung von St. Joſeph gefallen war."

„Meinen herzlichen Glückwunſch!" ſagte la Vallière langſam und nachdenklich. „Aber ich muß euch doch etwas mittheilen. Ihr wißt doch, welche Stellung die junge Dame zum Orden eingenommen hat? Wohl, die Miſſion ſoll wieder hergeſtellt werden; ein Pater iſt bereits in euer Fort abgereiſt, und wenn ich nicht ganz irre, gedenkt man den Gehorſam und die Dienſte der beiden barmherzigen Schweſtern, die damals dem Blutbade entronnen ſind, wieder in Anſpruch zu nehmen.

Die Jeſuiten ſind zähe und halten gern ihre Beute feſt.“

„Ihr erſchreckt mich zu Tode,“ ſtammelte Menonville erblaſſend. „Sollte man es wagen, mir meine Braut zu entreißen?“

„Beruhigt euch. Tretet jeder Anmaßung entſchieden entgegen, und man wird nachgeben. Das Gelübde des Gehorſams, welches euere Verlobte abgelegt hat, wird ihr ſicher erlaſſen werden. Aber mein Gott, da hab' ich etwas Wichtiges euch zu ſagen vergeſſen! Vor etwa acht Tagen kam ein junger Edelmann aus Frankreich mit Empfehlungen an den Gouverneur, der ſich angelegentlich nach euch erkundigte. Er hieß, irre ich nicht, Derval. Er erinnerte mich durch ſeine Perſönlichkeit lebhaft an euch.“

„Roger von Derval, der Bruder meiner Gabriele!“ rief Menonville in freudiger Ueberraſchung. „Sagt mir um Gotteswillen, Freund, wo iſt er?“

„Er iſt in Geſellſchaft des Jeſuiten nach euerm Fort abgereiſt; man wußte eben nicht, wo ihr hingerathen waret.“

„Laperte, treuer Burſche,“ ſagte Menonville zu dem Soldaten, der reſpektvoll an der Thüre geſtanden. „Wir müſſen fort. Es leidet mich nicht länger hier. Vor allem zum Gouverneur!“

„Ihr ſeid eines freundlichen Empfanges bei ihm ſicher; eine Kommandantenſtelle ſteht euch in Ausſicht.“

„Ich danke, ich will meine Entlaſſung nehmen,“

erwiederte Menonville. „Es dürften Verhältniſſe eintreten, wo ich als freier Mann mich beſſer bewegen kann. Will mir der Gouverneur eine Gunſt erweiſen, mag er dem wackeren Laporte ſeinen Abſchied geben.“

„Ihr habt Recht; wer wollte euch verdenken? Als Beamter müßt ihr immer Rückſicht auf dieſe ſchwarzen Raubvögel nehmen.“

Dieſe Worte riefen Menonville ſeinen Traum ins Gedächtniß zurück; haſtig entfernte er ſich mit ſeinen Begleitern aus der Hütte, die ihn in ſeiner Krankheit geborgen.

10.

Eine Adoption.

Sogleich nach der Entfernung Menonville's und ſeiner Schaar legte der Kommandant ſeinem Uebelwollen gegen Gabrielen keinen Zwang mehr an und erlaubte ſich tauſend Unhöflichkeiten und Kränkungen, zu denen ein niedrer Sinn immer Gelegenheit findet, gegen ſie, ſo daß Gabriele, um dieſen immerhin ärgerlichen Unannehmlichkeiten zu entgehen, es für das Beſte hielt, ſich aus dem nächſten Bereiche des tückiſchen Mannes zurückzuziehen und ſich nach der Niederlaſſung ihrer Freunde zu wenden. Da war ja auch nach Menonville's Abreiſe ihre eigentliche Heimath, in der Nähe Benoits, daß er ihn nicht zu verſchlingen vermochte. Eine böſe Ahnung fuhr ihm durch den Sinn, und preßte ihm die Bruſt zuſammen, und mit Mühe brachte er die Worte hervor: «Nun darf man denn nicht erfahren, was ſich mit Ihr begeben, Jungfer Chriſtiane? Iſt Sie vielleicht Braut geworden in der Zeit?»

«Faſt hat Er's getroffen, aber doch noch nicht ganz!» lachte die Wirthstochter und hüpfte davon, um einige ungeſtüm fordernde Zecher zu bedienen.

Der Nagelſchmied würgte den Biſſen hinab, und wandte ſich dann an einen neben ihm ſitzenden jungen Mann, dem Anſcheine nach ein Bürger des Städtchens, mit der Frage: «Hat ſich etwa bei der Jungfer Chriſtiane ein Freier eingefunden, oder iſt ſonſt etwas Wichtiges mit ihr vorgefallen, wovon ſie ſo räthſelhaft ſpricht?»

«Mit dem Freier hat's ſeine Richtigkeit. Ich ſoll Euch kennen, Landsmann?»

«Und wer iſt der Freier? Iſt ſie mit ihm verlobt?» rief Eiſenblut heftig und ganz verwandelt.

«Ei, Ihr fragt haſtig und ungeſtüm, als wenn Euch Wunder was an der Wirthstochter gelegen wäre! Und doch habt Ihr meine Frage noch nicht beantwortet.»

Job Valery's, des alten Grimmen-Bären, der ſo freundlich und liebevoll gegen ſie war, und ſeiner rothbraunen Unterthanen, die von dem liebevollen Benehmen und der freundlichen ſchonenden Unterweiſung von Seiten der Hugenotten mit dankbarem Herzen Gewinn zogen. Gabriele verlebte in der That glückliche Tage in Neu-Alais, ſo glücklich, als dies unter den gegebenen Umſtänden überhaupt möglich war, und die ihr jene im alten Alais verlebten Tage, durch die Erinnerung verklärt, aber wehmüthig gefärbt, in die Seele zurückriefen. Wieder ſaß ſie lauſchend auf das Wort des geliebten Lehrers an ſeiner Seite, oder ſie wandelte durch das Dorf der Indianer, hier Belehrung, dort Rath und Troſt ſpendend, überall mit Ehrfurcht empfangen, mit Liebe behandelt. Freilich warf die Trennung von ihrem Geliebten, ein ſchmerzliches Verlangen nach ihrem theuern Bruder und den übrigen Freunden in Frankreich einen trüben Schatten auf dieſe hellen Stunden. Aber wo iſt Licht ohne Schatten? Entſteht nicht das Bewußtſein des Glücks gerade durch das leiſe Eingedenken des Leidens, das wie ein tiefer herzlicher Mollton den Accord der Freude durchdringt und dadurch die Melodie zur ſinnergreifenden macht?

Auch Comtois wurde in der Verwaltung von Menonville's Geſchäft von Herrn von Clairville auf jede Weiſe chikanirt, ſo daß der ſcherzhafte Mann nahe daran war, ſeine gute Laune einzubüßen. Er beſchloß endlich, da er gegen die Autorität des Kommandanten doch nicht aufkommen konnte, die Sache gänzlich liegen zu laſſen, bis Menonville ſelbſt wiederkehrte, deſſen Anſehen dasjenige ſeines Vorgeſetzten bei weitem überwog. Auch Fleurette hatte in ihrer Stellung als Wirthſchafterin einen ſchweren Stand; da ſie nicht von ihrer Verbindung mit Comtois und Gabrielen abzubringen war, fiel ſie in Ungnade bei dem geſtrengen Herrn Kommandanten und verlor ihren Poſten, welchen Frau Lebel mit großer Genugthuung wieder übernahm. Auf Fleurettens Klage erwiederte Clairville: ſie ſolle ſich nur tröſten, ſie werde bald genug wieder Beſchäftigung erhalten. Ueberhaupt trat die Rachſucht des Kommandanten gegen alles, was mit Menonville zuſammenhing, ſo ungeſcheut hervor, daß der ſonſt ängſtliche Mann einen Rückhalt haben mußte, um ſeiner Abneigung in dieſer Art ungeſcheut Raum zu geben. Er überſah in ſeiner blinden Wuth freilich, daß er ſelbſt ſich durch dieſe Handlungsweiſe bei ſeinen Untergebenen ſehr ſchadete. Menonville und Gabriele waren allgemein geachtet und beliebt, und mit einer tiefen Erbitterung, die, durch Comtois' loſe Zunge noch geſteigert, nur der Gelegenheit zum Ausbruche wartete, nahmen die Beſatzung und die umwohnenden Anſiedler ihre und ihrer Freunde Verfolgung wahr. Die einzigen ergebenen Anhänger, welche Clairville beſaß, waren Frau Lebel und Herr Jacquinet — ein altes Weib und ein buckeliger Schneider! Den Letztern hatte gekränkte Eitelkeit und verſchmähte Liebe zur Kreatur des Kommandanten gemacht. Die treuloſe Fleurette hatte ihn und ſein gefühlvolles Herz ſchnöde verrathen, indem ſie ihren Herzensbund mit dem luſtigen Comtois erneuerte. Phöbus bedurfte aber durchaus eines weiblichen Gemüthes, das ſeine menſchenfreundlichen Gedanken begriff und ihm ſchmeichelte. Da die Auswahl im Fort Bourbon ſehr beſchränkt war, hatte er ſeine verlangenden Blicke auf Madame Lebel gerichtet, die entzückt darüber in ihren Jahren noch eine ſo artige Eroberung zu machen, bereitwillig ſagte und that, was der galante Kleiderkünſtler nur verlangte.

Gabrielens Aufmerkſamkeit wurde in dieſer Zeit von den peinlichen Neckereien und Plagen, welche ihre im Fort zurückgebliebenen Freunde auszuſtehen hatten, abgezogen und nach einer anderen Seite gerichtet. Der alte Fürſt der Huronen, Grimmer-Bär, erkrankte gefährlich; die im vorigen Jahre bei Gelegenheit ſeiner Gefangenſchaft erduldeten Martern, der Gram über den Tod Kühner-Falks, ſeines letzten Sohnes, der einzigen Stütze ſeines Alters und des Stolzes ſeiner Nation; vielleicht auch der Kummer über das Unglück ſeines Volks, welches im Verlaufe ſeines Lebens auf eine erſchreckende Weiſe durch die fortwährenden Kämpfe mit den Irokeſen zuſammengeſchmolzen war, hatten die Lebenskraft dieſes Königs der Urwälder bedeutend geſchwächt. Gabriele bot im Verein mit Benoit alle ihre ärztliche Kunſt auf, um die Lebenstage des ihr in der That werthen Mannes zu verlängern. Ihre Bemühungen hatten einigen Erfolg; zu ihrer Freude beſſerte ſich der Zuſtand des Leidenden, was vielleicht mehr dem erheiternden Umgange Gabrielens als ihren Medikamenten zuzuſchreiben war.

Als das Mädchen eines Tages in das Indianerdorf herabkam und ſich dem beſcheidenen Palaſte ihres Freundes näherte, der ſich freilich nur durch ſeine größere Räumlichkeit und einen vermehrten Schmuck von Skalpen, Waffen, Wampums und anderen indianiſchen Koſtbarkeiten vor den übrigen Wigwams auszeichnete, ſah ſie mit Erſtaunen eine zahlreiche Verſammlung huroniſcher Sachems und Krieger darin; Grimmer-Bär ſaß auf einer köſtlich zubereiteten Büffelhaut; die anderen in ehrfurchtsvollem Schweigen um ihn herum, der Worte ihres Fürſten gewärtig. Als Gabriele ſich näherte, wurde ſie von den Verſammelten mit vieler natürlichen Würde begrüßt.

„Tritt näher, weiße Taube des Oſtens,“ ſagte Grimmer-Bär. „Ich dachte ſo eben deiner und wartete darauf, daß du kommen würdeſt. Du ſiehſt hier die Häupter unſerer großen Nation in feierlichem Kreiſe verſammelt, um mit mir das Wohl des Landes zu berathen. Der mächtige Manitou hat uns ſeit einer Reihe von Jahren ſchwer heimgeſucht, das Volk der Huronen iſt wie ein Wald, deſſen kräftige Stämme durch die ſcharfe Axt gefällt ſind; ich gleiche einem alten Baume, der der Zweige und Blätter beraubt, deſſen Wurzeln verfault ſind. Ich war einſt ein ſtarker Baum, der vier mächtige Sproſſen erzeugt hatte; ſie ſind mit dem ſcharfen Eiſen von mir getrennt worden, und ich habe mich verblutet. Aber der Stamm des Grimmen-Bären darf nicht ausſterben zur Freude der Mohawks und zu unſerer Schmach. Wer ſoll den Ruhm unſerer Väter und unſeren eigenen beſingen? Wer unſere Feinde fernerhin tödten, wer ſoll unſere Gräber warten und das Todtenfeſt feiern? Du, weiße Taube aus dem Lande, wo die Sonne aufgeht, biſt herüber zu uns gekommen, um dem rothen Manne Gutes zu thun; wir kennen dich, du haſt unſere Herzen gerührt durch deine Milde. Der weiße Vater, den die Mohawks erſchlugen, wollte, daß du dich mit dem Kühnen-Falken paarteſt, Manitou wollte es nicht. Kühner-Falk ward in ſeinem ſtolzen Fluge niedergeworfen, er iſt zu Jeſus gegangen, wie ihn ſtets verlangte. Ich aber ſah dich an wie das Weib meines Kindes, als wäreſt du von meinem Weibe geboren. Manitou hat ſtets Recht, du wareſt zu klug für Kühner-Falk, und das Weib ſoll nicht klüger ſein wie der Mann. Du haſt einen anderen gewählt, der ſchärfer blickt wie du, ſo iſt es recht. Auch wir ehren ihn, denn er iſt gerecht und weiſe und hat dem rothen Manne ſtets Gutes gethan. Möchte er hier ſein! aber er iſt fern, um gegen die Irokeſen und ihre weißen Freunde zu fechten. Der große Geiſt möge ihn ſchützen, daß er bald wiederkehrt! Aber die Faſern meiner Wurzeln ſind entzwei, ich kann nicht warten. Gern hätt' ich ihn an meinen verwitterten Stamm angeſetzt; es kann nicht ſein; ſo ſoll es mit dir geſchehen."

Einer der Häuptlinge erhob ſich bei dieſen Worten, ſchritt mit Anſtand auf die erſtaunte Gabriele zu und überreichte ihr zwei Gürtel, deren einer um den Nacken der andere um den Leib geſchlungen wurde. Kaum war dies geſchehen, ſo erhoben die Anweſenden ein lautes

Freudengeſchrei, das einen auffallenden Gegenſatz gegen das vorherige Schweigen bildete. Dann entfernten ſich einige der Sachems, und verkündigten den Bewohnern des Dorfs die feierliche Handlung der Adoption, welche ſo eben ihr Fürſt vorgenommen hatte. Von dem Orte aus enteilten bald darauf leichtfüßige Boten nach allen Richtungen hin, um die frohe Mähr in allen Dörfern und Anſiedlungen der huroniſchen und befreundeten Nationen zu verkünden. Auch in die nahe proteſtantiſche Kolonie begab ſich ein Krieger des Orts, um die Bewohner von dem Ereigniſſe in Kenntniß zu ſetzen und ſie zu den Feſtlichkeiten einzuladen, welche ſich an dieſe wichtige Staatshandlung reihen ſollten.

An demſelben ſchönen Herbſttage bewegte ſich ein ziemlich zahlreicher Zug bewaffneter Leute auf der Straße, welche nach dem Fort Bourbon führte; an der Spitze derſelben ritten ein Jeſuitenpater in ſeiner Ordenstracht, ein junger Mann in der ritterlichen Kleidung jener Zeit und einige Schritte hinter ihnen eine barmherzige Schweſter aus Quebek, kenntlich an dem grauen Büßerkleide; ihr Pferd leitete einer der Bewaffneten. Die beiden Männer ſchienen in einer ernſten Unterhaltung begriffen, wenigſtens ſpiegelte ſich auf dem ſchönen würdevollen Geſichte des jungen Kavaliers ein tiefer Ernſt, den man als faſt gramvoll bezeichnen konnte, während auf dem Antlitz ſeines Gefährten ein Ausdruck finſtern Hochmuthes lag, den er vergeblich durch ein höfiſches Lächeln zu mildern ſuchte.

„Nach allem was ich euch, Herr von Derval, über das heilige Leben eurer würdigen Schweſter in Quebek und auf der Miſſion mitgetheilt,“ ſagte er, „werdet ihr meine chriſtliche Freude gerechtfertigt finden, mit der Schweſter Gabriele vereint wirken zu dürfen. Ihr Name iſt hochgefeiert in den geiſtlichen Kreiſen von Neufrankreich; über ihr früheres Leben iſt der Mantel chriſtlicher Barmherzigkeit geworfen, deſſen wir alle gar ſehr bedürfen. Gerade ich als einſtiger Beichtvater eurer erlauchten Familie und insbeſondere als mehrjähriger Seelenfreund euerer würdigen, nun in Gott ruhenden Frau Mutter, fühle eine rechte Genugthuung über den geiſtigen Umſchlag euerer Schweſter, der ſie zu einer feſten Säule unſeres katholiſchen Baues in dieſem Welttheile gemacht hat.“

Roger von Derval ſchien die chriſtliche Freude des Paters Roux keineswegs zu theilen; er blickte gedankenvoll, ja ſchwermüthig vor ſich hin und ein leiſer Seufzer ſtahl ſich aus ſeiner Bruſt.

„Ihr müßt mir verzeihen, meine fromme Schweſter,“ wandte er ſich an die grau gekleidete Reiterin hinter ihm, „wenn ich euch dieſelben Dinge mehr als einmal frage. Aber Sorge und Kummer um meine einzige geliebte Schweſter, die unſern Armen ſo plötzlich entriſſen wurde, haben mein Gedächtniß in der That angegriffen. Hat Gabriele zuweilen meiner und ihrer

Freunde gedacht? Hat ſie ihres Bruders erwähnt, von mir geſprochen? Nur einmal habe ich längere Zeit nach ihrem Verſchwinden ſchriftliche Nachricht über ſie erhalten, ſie war aber ſo dürftig und dunkel, daß ſie meiner brüderlichen Liebe nicht genügen konnte."

„Ich kann euch verſichern mein Herr," erwiederte die Gefragte, „daß ſie ihres Brudes Roger oft gedacht hat und zwar auf die beſte Weiſe, welche einer büßenden Schweſter zukömmt, in ihrem Gebet zu den Heiligen. Sie war ein leuchtendes Vorbild an Frömmigkeit für alle ihre Untergebenen."

Der Soldat, welcher das Pferd der Schweſter führte, machte die Geſellſchaft jetzt auf das Fort Bourbon aufmerkſam, welches bei einer Wendung des Weges ſichtbar wurde. Man ſetzte die Pferde in Trab, und auch die Fußgänger beſchleunigten ihren Schritt, um das Ziel der mühſeligen Reiſe zu erreichen.

Herr von Clairville empfing ſeine Gäſte und die rückkehrenden Soldaten an der Spitze der Beſatzung, die Erſteren mit geziemendem Reſpekt, die Anderen gleichgültig. Er fragte nicht nach Menonville, der ſie zum Kampfe ausgeführt, und die Soldaten und Milizen, denen man bei ihrem Abzuge von Quebek geſagt hatte, ihr Anführer werde durch anderweitige Aufträge und Geſchäfte zurückgehalten, ſetzten voraus, der Kommandant werde die nöthige Kenntniß aus den mitgebrachten Depeſchen gewinnen. Roger, vom Gouverneur und Officieren an den Kommandanten empfohlen, hatte ſich der höflichſten Aufnahme zu erfreuen. Die

Ankömmlinge zogen ſich, um von der Anſtrengung der Reiſe zu ruhen, bald in die ihnen angewieſenen Zimmer zurück, welche Frau Lebel zu ihrer Verwunderung ſchon vor einigen Tagen hatte zurecht machen müſſen.

Roger befand ſich in einer elenden Stimmung, er zitterte ſeiner geliebten Schweſter, deren Bild in königlicher Herrlichkeit von jenem Ballabend her vor ſeiner Erinnerung ſtand, in ihrer Erniedrigung zu begegnen. Sie mit dem klaren hohen Geiſte zu einer frömmelnden grauen Schweſter, zu einem Werkzeuge der Jeſuiten herabgeſunken, welche ſie vorher mit aller Glut ihres edeln Herzens verabſcheut hatte. Wie ſollte er eine ſolche Verwandlung Gabrielens mit ihrem Weſen zuſammenreimen? Sinnend ging er umher, denn ruhen konnte er in dieſer Stimmung und Aufregung nicht und die ſeltſamſten Gedanken und Gefühle beſtürmten ſeine Seele. Vor vier Jahren war ihm ein kurzes Schreiben von einem Jeſuitenpater zugekommen, welches von der Wiedergeburt Gabrielens, von einem Erwachen zum beſſern Leben und ihrem Wunſche ſprach, das Werk ihrer Bekehrung ungeſtört zu errichten. Es war dies das erſte Lebenszeichen von ihr; und Roger erfuhr eben, daß ſie noch exiſtire. So dürftig dieſe Kunde war, genügte ſie doch ihn aus der furchtbaren Betäubung zu wecken, in welche ihn die Entführung Gabrielens, die neubefeſtigte Machtſtellung ihrer Feindin und der Tod ſeiner Eltern verſetzt hatte, der bei der Marquiſe weniger aus Kummer über den Verluſt der Tochter, als aus Schrecken über die Kataſtrophe eingetreten war. Mitten in ſeinen ziemlich hoffnungsloſen Beſtrebungen, über den Aufenthalt und das Schickſal der Verſchwundenen, Gewißheit zu erhalten, war ihm von zuverläſſiger Seite her eine Nachricht gekommen, die das Loos der Unglücklichen mit dem des jungen Grafen Menonville, eines ihm perſönlich unbekannten Verwandten ſeines Hauſes, in Verbindung brachte und ihm den Weg nach Amerika wies. In der Ungewißheit, beide widerſprechende Nachrichten zu vereinen, war Roger bei ſeinen Nachforſchungen in Quebek ſehr vorſichtig geweſen. Von Herrn von la Vallière hatte er endlich die nöthige Aufklärung über das Sachverhältniß erhalten, aber ein tückiſcher Zufall hatte das Zuſammentreffen der beiden jungen Männer in Quebek verhindert. Durch die Mittheilungen des Hauptmanns und des Paters Roux, mit welchem ihn das Schickſal ganz unerwartet zuſammengeführt, hatte er freilich die Angaben jenes räthſelhaften Schreibens beſtätigt gefunden. Indeſſen er ermannte ſich von ſeinem Schmerze; ſehen und ſprechen mußte er doch jedenfalls die Arme, war ſie wirklich dem Fanatismus und der Frömmelei ſo verfallen, wie man ſie ihm geſchildert hatte, nun dann zog er eben wieder nach Hauſe, freilich mit blutendem Herzen, um im Arme treuer Liebe das ſchmerzliche Bild eines gefallenen Geiſtes zu vergeſſen.

Auch Pater Roux überließ ſich keineswegs einer unthätigen Ruhe. Er hatte viel zu überlegen, da er ſelbſt das Verhältniß mit Gabrielen und Fleuretten doch nicht ganz in dem Lichte ſah, wie er es Roger dargeſtellt. Als im vorigen Jahre die allgemeine Na-

«Habt Ihr mich etwas gefragt, lieber Herr? Ich hab's wahrhaft überhört.» Der Andre ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: «Ihr ſeid wohl ein Marktmann, ein Kleinhändler? Mir iſt, als hätte ich Euch mehr hier geſehn.»

«Ich bin ein Nagelſchmied aus Engelsbach, der hier feil hält,» erwiederte Eiſenblut flüchtig. «Aber ſagt mir doch, wer iſt der Freier der Jungfer Vierig?»

«Ein vornehmer Mann, ſagte der Andre, zog die Stirne in Falten, machte die Augen groß und duckte den Kopf, indem er mit den Händen eine auffahrende zitternde Bewegung machte. «Ein ganz vornehmer und reicher Mann!» fuhr er boshaft lächelnd fort. «Ein ſtockgelehrter Mann!» grunzte er endlich; «ein Profeſſor iſt's!»

«Ein Profeſſor!» rief der junge Meiſter erſtaunt und ungläubig, und faßte, ohne daß er's wußte, ſeinen Nebenmann beim Bruſtaufſchlage des hechtgrauen Rocks.

«Solche Perle kann nur ein Profeſſor, und zwar einer, der, mit ſolchen Dingen zu thun hat, wahrhaft ſchätzen,» ſagte der grauröckige bitter; «ſie würde ihren Glanz verlieren im weißen Mehlſtaub einer Mühle, wie im ſchwarzen Kohlenſtaub lamität eintrat und eine ſchlimme Nachricht um die andere von den Grenzdiſtrikten nach Quebek gelangte, hatte man auch für die drei vermeintlichen Märtyrer von St. Joſeph Todtenmeſſen gehalten. Später hatte man durch Berichte des Herrn von Clairville erfahren, auf welch' wunderbare Weiſe die beiden Schweſtern dem Untergange entronnen ſeien, und wie ſie nicht weit von dem Punkte ſtänden, ihren Eiden untreu zu werden. Pater Bernard erinnerte ſich des Herrn von Menonville und ſeines Verhältniſſes zur Schweſter Gabriele recht gut, und man fing im Kollege an, ernſtliche Beſorgniſſe zu hegen, die beiden Schweſtern durch irdiſche Verführung zu verlieren. Pater Roux ward auserleſen, die Miſſion zu St. Joſeph wieder herzuſtellen und die beiden Schweſtern zu reklamiren, die ihn im Vereine mit einer dritten Herzugereiſten unterſtützen ſollten. Die Ankunft des Herrn von Derval war gerade nicht angenehm, allein auch nicht beſorgnißerregend, da man von der Frömmigkeit der beiden Schweſtern immer noch eine vortheilhafte Meinung hatte; vielmehr war an der Fernhaltung Menonville's gelegen. Schon hatte man ſich der Hoffnung hingegeben, daß dieſer Verführer der geiſtlichen Lämmer bei der Affaire von Quebek gefallen ſei, allein man ſuchte ſeine Leiche vergeblich; er war verſchwunden, und man konnte weiter nichts thun, als Vorkehrungen für ſein Wiedererſcheinen treffen. Pater Roux hatte keine Zeit zu verlieren; ſeine eigene Ungeduld trieb ihn zum raſchen Handeln. Er ſuchte den Kommandanten bald wieder auf.

„Ich erwartete euere Ankunft ſchon vor einigen Tagen, Hochwürdigſter,“ ſagte Herr von Clairville geſchmeidig.

„Die Reiſe geht ſtets langſamer von ſtatten, wenn man Perſonen weiblichen Geſchlechts bei ſich hat,“ erwiederte Roux kurz. „Nun zur Sache, Herr Kommandant! Ihr wiſſet, die Miſſion in euerer Nachbarſchaft ſoll wieder eingerichtet werden, und man hat mich mit dieſem Auftrage beehrt. Wir müſſen demnächſt die nöthigen Schritte thun, um wieder Eingeborene auf jenem günſtigen Punkte anzuſiedeln.“

„Man müßte ſich zu dem Zwecke an Grimmer-Bär wenden, den König der Huronenſtämme, welche in dieſen Gegenden wohnen; er nennt ſich König und betrachtet ſich als den Eigenthümer derſelben. Er hat gegenwärtig ſeinen Wohnſitz nur wenige Meilen von hier.“

„Gut, wir müſſen ihn demnächſt aufſuchen. Ihr ſteht in gutem Einvernehmen mit ihm?“

Der Kommandant wurde verlegen. „Es iſt nicht meine Schuld, wenn dies nicht in erwünſchtem Maße der Fall iſt. Dicht an dem Orte der Huronen iſt eine Anſiedelung von Sektirern —“

„Sektirer!“ rief der Pater, heftig erregt und ſprang auf. „Sektirer, Ketzer ſagt ihr? In der Nähe einer chriſtlichen Miſſion. Und ihr, Herr Kommandant, habt ſie nicht längſt mit Feuer und Schwert vertilgt!“

„Mein Gott! wie wäre das möglich geweſen!“ ſtammelte Clairville, erſchreckt über dieſen Ausbruch von

Seiten des Paters und deſſen drohende Miene. „Wir können doch nicht Franzoſen gegen Franzoſen Krieg führen! Uebrigens verhalten ſich die Leute auch ganz loyal.“

„Loyal, ſagt ihr!“ hohnlachte der Pater. „Kennt ihr den Willen des Königs nicht, der keinen Ketzer in ſeinem Reiche will, oder wagt ihr, ihm zu widerſtreben? Euch trifft ſchwere Verantwortung. Unter euern Augen duldet ihr ein Neſt, wo die Drachenbrut niſtet! Jetzt wird mir klar, wer dem Pater Deſaix den Tod gegeben und die feindlichen Schaaren zum Untergang unſerer Miſſion herbeigeführt hat.“

„Aber ihr erlaubt; die Leute wohnen ſchon ſeit vielen Jahren hier und haben immer gegen die Irokeſen und Engländer gefochten wie andere Franzoſen. Sie verhalten ſich, wie geſagt, ganz ruhig; ich ſelbſt kenne ihre Ketzerei erſt ſeit kurzem und zwar durch fremde Wahrnehmung.“

„Ich ſehe wohl, ich werde einen ſchweren Stand haben,“ murmelte der Pater. „Ehe ich daran gehe, den Samen des Chriſtenthums auszuſtreuen, werde ich den Boden vom Unkraute der Ketzerei reinigen müſſen. Aber ich fühle meinen Muth mit der Schwierigkeit der Aufgabe wachſen. Sagt, wie verhält es ſich mit den beiden barmherzigen Schweſtern aus St. Joſeph? redet offen.“

„Sie ſcheinen ihres früheren Standes vergeſſen zu haben, denn beide ſind, wie man mir geſagt hat, Bräute, aber irdiſche.“

„Schweſter Gabriele und Herr von Menonville, nicht ſo? Wer iſt der Verführer der Schweſter Fleurette?“

„Ein gewiſſer Comtois, ein ſchlechtes Subjekt.“

„Ich wünſche die beiden Jungfrauen zu ſehen, Herr Kommandant, laßt ſie kommen,“ herrſchte der Pater. „Wir hätten ſo etwas vermuthen können; die jungen Männer wollen unſeren heiligen Abſichten entgegentreten; wir werden das zu verhindern wiſſen.“

Clairville gerieth in neue Verlegenheit. „Ich werde ſogleich nach den beiden Mädchen ſchicken,“ ſagte er, „aber nur Fleurette iſt hier; die andere hält ſich gewöhnlich drüben bei den Hugenotten auf —“

„Ha, Schlange, zeigſt du deine Satansnatur wieder!“ rief der Pater in fanatiſcher Wuth. „Aber wir wollen dir bei Zeit den Kopf zertreten.“ Und er verſank in Nachſinnen. Er erkannte deutlich, daß hier viel auf dem Spiele ſtehe und ſah kein anderes Mittel als einen Gewaltſtreich, um die gefährdete Ordnung wieder herzuſtellen. „Sagt, Herr Kommandant,“ fragte er, „ſeid ihr euerer Mannſchaft ſo ſicher, daß ſie jedem euerer Befehle Folge leiſtet? Wir bedürfen unbedingten Gehorſams.“

Clairville bejahte dieſe Frage in ihrem ganzen Umfange; ob aus Eitelkeit, ob aus Unkenntniß der Stimmung, welche gegen ihn herrſchte, ob aus Vergnügen darüber, daß er durch Pater Roux einen guten Vorwand gewann, ſich an Menonville, Gabrielen und ihren proteſtantiſchen Freunden, ſeinen Geſchäftsnebenbuhlern zu rächen, muß ungewiß bleiben. Vielleicht wirkten alle drei Motive zugleich.

„Wohl, ſo laßt uns nicht zögern, das zu thun, was vor allem zum Heile nothwendig iſt. Wir müſſen die verlockten Lämmer zu ihrer Pflicht zurückführen und die reißenden Wölf vertilgen, welche unſere Heerde bedrohen.“

Der leidenſchaftliche Jeſuit hörte kein Wort der Warnung von dem eben ſo verblendeten Kommandanten. Beſeelte ſie doch Beide derſelbe ſinſtere Dämon, der ſich in ihnen nur verſchieden ausſprach, bei dem Einen als finſterer Glaubenshaß, bei dem Anderen als giftiger Neid und als Hab- und Rachſucht.

„Noch eine Frage erlaubt mir, Hochwürdiger. In welcher Beziehung ſteht der junge Edelmann zu euch, den ihr mitgebracht habt. Was will er hier? Ich kann das nicht aus den Quebeker Briefen entnehmen.“

„Er gedenkt, ſeine Schweſter Gabriele zu ſehen,“ erwiederte der Prieſter.

„Seine Schweſter Gabriele!“ fuhr der Kommandant erſchreckend zurück. „Aber wird er denn ruhig hinnehmen, wenn ihr ſie —“

„Er kennt die Beſtimmung ſeiner Schweſter,“ unterbrach ihn der Pater. „Und hätte er ſelbſt den verwegenen Gedanken, ſind wir nicht im Beſitze der Macht?“

Clairville ſchüttelte ganz leiſe den Kopf. Herr von Derval war eine bedenkliche Erſcheinung für ihn.

Die barmherzige Schweſter hatte ſich mittlerweile zu Frau Lebel begeben, dem einzigen weiblichen Weſen, welches ſie im Fort bemerkte, um bei ihr Erkundigungen über ihre Mitſchweſtern einzuziehen. Sie fand hier einen alten werthen Bekannten in Herrn Jacquinet der ſeinerſeits ſehr überraſcht war, in der frommen Dame ſeine luſtige Reiſegefährtin von Frankreich herüber, die ſchöne Liſette, zu erkennen. Er überzeugte ſich ſogleich, daß dieſes Beiwort nicht mehr am Platze war und vertauſchte es mit anderen, der geiſtigen Wiedergeburt der ehemaligen Dirne angepaßten; er hatte ja früher von Fleuretten ſchon das Nöthige über ſie erfahren. In ſehr frommen Wendungen und Redeweiſen erzählte Liſette ihr bisheriges Leben und ſprach von der Zukunft; mit einer religiös gefärbten Galanterie theilte Jacquinet ſeine Abenteuer mit. Der kleine Mann gerieth in immer beſſere Laune, da das Schickſal ihm jetzt eine glänzende Rache an der treuloſen Fleurette und an dem verhaßten Comtois in Ausſicht ſtellte. Da er wußte, daß das Paar in „die Stadt“ hinabgegangen war, ſo konnte er ſich das Vergnügen nicht verſagen, ſelbſt der Ueberbringer der Hiobspoſt an ſie zu ſein. Er verabſchiedete ſich deshalb für kurze Zeit von Liſetten, deren Erſcheinung ihm ſo viel Genugthuung verſchaffte, und begab ſich auf den Weg. Unfern von der Stadt ſah er Fleuretten mit Comtois herſchlendern und hörte ſchon von weitem ein luſtiges Gelächter. Ein grimmiges Lächeln ſtieg im Geſichte des kleinen Höckermannes auf, als er vor ſich hinmurmelte: „Lache nur, mein Blümchen! Sie werden es dir ſchon vertreiben.“

Indem er ſich den Beiden näherte, ſtrahlte ſein Geſicht von ſüßer Freundlichkeit. „Ich konnte mir nicht verſagen, euch, meine werthen Freunde, eine gute Nachricht entgegen zu bringen,“ ſagte er grinſend.

„Wie! iſt Herr von Menonville mit unſeren Freunden heimgekehrt?“ fragte Fleurette haſtig.

„Nein,“ ſüßelte jener. „Herr von Menonville iſt verſchwunden, aber wir haben anderen hohen Beſuch in Bourbon erhalten. Ein vornehmer Herr aus Quebek und ein Pater vom Orden Jeſu mit einer Mitſchweſter von euch, fromme Fleurette. Denkt euch: die Miſſion ſoll wieder eingerichtet werden und ihr mit der Schweſter Gabriele ſollet das Glück haben, in derſelben mitzuwirken. Man hat ſchon nach euch Beiden gefragt. Die angekommene barmherzige Schweſter iſt eine gute Freundin von euch, Liſette. Da ihr euer graues Ordenskleidchen zerſchnitten habt, ſo biete ich meine Dienſte zur Anfertigung eines neuen an.“

Fleurette wurde blaß wie ein Schneeglöckchen und war nahe daran, ohnmächtig umzuſinken. Comtois faßte ſie am Arme und ſagte dann ruhig, aber mit etwas bebender Stimme zu Jacquinet: „Wir ſind euch ſehr verbunden für euere Nachricht, werther Herr und Freund. Geht immer voraus nach dem Fort, beſter Herr Jacquinet. Mir fällt eben ein, daß wir in der Stadt etwas vergeſſen haben. Wir werden euch ſogleich folgen.“

Verblüfft von dieſer Gleichgültigkeit that der Schneider, wie ihm geheißen war.

„Nur jetzt keine Schwäche, Fleurette!“ flüſterte Comtois dem Mädchen zu; „jetzt gilt es ſtark ſein und handeln. Bedenkt, was auf dem Spiele ſteht; euere und Fräulein Gabrielens Freiheit und Glück. Paßt auf; ihr müßt ſpornſtreichs nach Neu-Alais eilen und verkünden, was ihr gehört habt. Dort wird man berathen, was zu thun iſt. Ich will ins Fort und zuſehen, wie die Dinge ſtehen. Ach, daß der gute Herr von Menonville nicht hier iſt! Gewiß haben ihn die Tückiſchen Gott weiß wo zurückgehalten, um in ſeiner Abweſenheit ſeine Freunde zu verderben. Alſo Muth, mein gutes Mädchen! und lauft tüchtig. Darauf kommt Alles an; ich ſelbſt komme ſobald wie möglich hinüber.“

Ermuthigt durch dieſen Zuſpruch und einen Kuß, welchen ihr Geliebter auf ihren Mund drückte, ſetzte ſich das Mädchen in raſche Bewegung. Comtois ſah ihr eine Weile nach, dann verfolgte er den Weg nach dem Fort. „Ein wahres Glück,“ ſagte er bei ſich ſelbſt mit einem wiederkehrenden Lächeln, „daß die blinde Wuth und Eiferſucht uns die verwachſene Kreatur entgegengeführt hat. Das arme Ding wäre in aller Fröhlichkeit in die Falle gegangen. Wie fangen wir es an, am beſten den Schlag abzuwenden? Das Erſte wird ſein, ſich der Soldaten vollends zu verſichern; zum Glück hat mir der Kommandant ſelbſt durch ſeinen Geiz und ſeine Niederträchtigkeit recht hübſch vorgearbeitet.

O ich durchſchaue dich, elender Clairville! Du trägſt einen guten Theil Schuld an dieſem Unglücke. Thäte ich vielleicht nicht beſſer, ich verſicherte mich des Beiſtandes der Koloniſten, die dem braven Menonville alle anhängen und den elenden Kommandanten verachten? Nein, erſt muß ich im Fort den Boden ſondiren."

Unter ſolchen Betrachtungen hatte er ſich der Feſte genähert. Aber kaum war er eingetreten, ſo nahmen ihn einige Mann von der Beſatzung in Verhaft und ſperrten ihn in ein Gewölbe, welches als Gefängniß diente.

„Auch gut," ſagte der unerſchütterliche Comtois. „Das beweiſt, daß ſie Furcht haben. Vielleicht nütze ich meinen Freunden als Gefangener mehr wie in freiem Zuſtande."

Eine feierliche Mahlzeit krönte wie alle Feſte der Indianer auch die Aufnahme Gabrielens in die Nation der Huronen. Die ernſten Häuptlinge, welche mit vieler Würde und vielem Apetite ihr Nationaleſſen, den Hundebraten, ſpeiſten, ſchienen von der anmuthigen Erſcheinung der neuen Tochter ihres Fürſten ſehr gerührt zu ſein, wie ſie durch manche naive Aeußerung verriethen, und Gabriele bot auch in der That alle Mittel auf, ſich bei ihren neuen Landsleuten ſo angenehm wie möglich zu machen. Mit einigen anderen indianiſchen und franzöſiſchen Frauen bediente ſie den alten Grimmer-Bär und die vornehmſten Sachems, und erſt als dieſe geſpeiſ't hatten, ſetzte ſie ſich zu ihren franzöſiſchen Freunden nieder, welche viel Gefallen an der ganzen Handlung äußerten.

„Ganz abgeſehen von dem Vortheile, welchen uns deine Adoption für unſeren Handel und Verkehr mit den braven Huronen gewährt," ſagte Benoit, „liegt mir in der Bildung dieſes neuen Verhältniſſes eine Bürgſchaft für die Exiſtenz unſerer kleinen proteſtantiſchen Anſiedelung, welche mir nach den letzten Ereigniſſen in Frankreich immer ſehr gefährdet erſcheinen mußte. Jetzt haben wir doch einen feſten Rückhalt; und ſollten einſt ſchlimme Tage kommen, ſo wiſſen wir, wohin wir uns zu wenden haben."

„Ich werde euch mit meiner ganzen Macht ſchützen," ſagte Gabriele in halbſcherzhafter Laune. „Bin ich nicht die Tochter eines Königs geworden? Die Prophezeihung der alten Paulette kömmt doch vielleicht noch zu Ehren; ſie verhieß mir ja das Königthum."

„Nun, es ſcheint faſt ſo," lächelte Benoit.

„Ich erwarte noch Jemanden," nahm Gabriele leuchtenden Blickes das Wort; mit dem ich mein Glück theilen möchte. Das ſcheint mir heute einer von den goldenen Tagen zu ſein, deren unſer Leben ſo wenige zählt. Der gute Job hat mir ſo eben mitgetheilt, daß er auf einer Wanderung heute Morgen die Rückkehr unſerer Freunde ins Fort wahrgenommen hat."

„Wirklich!" rief Benoit erfreut. „Dann dürfen wir der Ankunft unſeres Menonville jeden Augenblick entgegenſehen. O das iſt herrlich! Seine Heimkehr einer Schmiede. Alſo Landsmann, wenn Ihr irgend einen Gedanken an die Jungfer Vierig gehegt habt, laßt ihn fahren ſo gut, wie ich.»

«Ich habe gar keine gehabt,» verſetzte der Nagelſchmied, keuſch erröthend, das zarte Geheimniß ſeiner Seele, wovon er noch nie mit Jemanden ein Wort geſprochen, durch ſo plumpe herzloſe Worte angetaſtet zu ſehen. «Ihr hattet wohl Abſichten auf die Jungfer?» fragte er dann ſchüchtern.

«Freilich, und die ehrlichſten und beſten von der Welt!» platzte der Gefragte protzig heraus. «Und wahrlich fünf Mahlgänge, eine Graupen- und Öhlmühle, nicht nur ſchuldenfrei, ſondern noch mit ſechstauſend Gulden baarer Zugabe, hätten, meiner Meinung nach, ſchwerer gewogen, als ein lumpiger Profeſſorstitel.»

«Ihr ſeid alſo ein Müller, Herr? Ich hätt' es an Eurem Rocke ſehen können.»

«Ich bin Sebaſtian Riems, der älteſte Sohn des Müller Riems, und die große Bonifaziusmühle vor dem Bergthore wird einmal mein Eigenthum; meine übrigen Geſchwiſter werden mit Land und Geld abgefunden. Und ſolch ein Lump von Profeſſor fiſcht mir das Mädel weg, und ich werde vom Schwanenwirth mit einem Korbe heimgeſchickt! Aber als Sieger und euere frohe Vereinigung zu feiern, welche Fülle der Wonne für mich!“

Plötzlich entſtand ein Tumult draußen auf der Gaſſe des Dorfes; man hörte eine bekannte Stimme haſtig nach Gabrielen rufen und gleich darauf ſtürzte Fleurette mit angſtverzerrtem Antlitz und athemlos herein. Voll unglücklicher Ahnungen hatte ſich die Geſellſchaft erhoben und trat ihr entgegen; ſelbſt die Häupter der Huronen, welche noch in dem Wigwam zugegen waren, drängten ſich voll Spannung herbei.

„Wir ſind verloren!“ ſtammelte Fleurette, indem ſie ſich Beiſtand ſuchend an Gabrielen ſchmiegte. „Vorhin iſt ein Jeſuitenpater mit einem vornehmen Herrn und der Schweſter Liſette im Fort angelangt; ſie wollen die Miſſion wieder einrichten, und wir ſollen wieder graue Schweſtern werden.“

„Und wo iſt Menonville?“ hauchte Gabriele, der vor Entſetzen die Sinne zu ſchwinden drohten.

„Er iſt nicht mit den anderen zurückgekehrt; man ſagte mir, er ſei verſchwunden.“

Mit einem ſchwachen Schrei ſank Gabriele ohnmächtig in Benoits und Job's Arme.

„Armes Mädchen!“ ſagte der Erſtere leiſe, während er ſich um ſie bemühte; „du prieſeſt den Tag als golden, und es war noch nicht Abend geworden.“

Gabriele kam bald wieder zu ſich, und Fleurette theilte nun das Nähere mit, wie ſie es ſelbſt von Jacquinet erfahren hatte.

„Jetzt gilt es unſer Glück und unſer Leben,“ ſagte die Erſtere mit bleichen Wangen, aber mit einem Blicke, der vor Entſchloſſenheit ſtrahlte. „Wir dürfen uns nicht feige dem elenden Schickſale unterwerfen, das jene Männer uns zu bereiten gedenken. Bin ich nicht die Tochter des Huronenkönigs geworden? Er wird ſein Kind nicht in die Sklaverei fortſchleppen laſſen. Nicht wahr, mein Vater,“ wandte ſie ſich an den alten Indianer, der wie die Anderen ſeines Volks der ganzen Scene mit finſterem Ernſt beigewohnt hatte. „Du wirſt nicht dulden, daß man dir deine Tochter raubt? Eher ſterben als unter das verhaßte Joch zurückkehren!“

„Aus der zahmen Taube iſt ein kühner Falk geworden,“ ſprach Grimmer-Bär mit ernſtem Tone. „Du biſt meine echte Tochter. Gebt mir meine Streitaxt! Laßt die Krieger der Wyandots ſich verſammeln; ſtimmt den Kriegsgeſang an, laßt uns den Kriegstanz anheben! Der falſche Mann in ſeinem hohen Hauſe ſoll durch unſere Hand ſterben.“

Schnell verbreiteten ſich die Worte des alten Fürſten und es entſtand ein allgemeiner Alarm.

„Ihr Männer!“ erſchallte Benoits Stimme durch das Getöſe. „Wollt ihr mir, der ich mich ſtets als euern wahren Freund bewieſen habe, eine Liebe erzeigen, ſo laßt uns der Mäßigung nicht vergeſſen. Noch kennen wir die Abſichten jener Männer nicht genau; wir wiſſen von ihnen bloß aus der Erzählung der guten Fleurette, welche die Kunde ſelbſt erſt aus der zweiten Hand empfing. Trefft euere kriegeriſchen Maßregeln, damit wir unbilligen Zumuthungen kräftig widerſtreben können; aber laßt ſie herankommen und ſagen, was ſie begehren. Nicht ihr mögt den blutigen Streit beginnen; überlaßt die Gewaltthat ihnen; uns bleibe die muthige Abwehr."

Dieſer weiſe Rath ſiegte über die leidenſchaftliche Erregtheit des Augenblickes. Ganz in der Stille betrieb man alle Vorkehrungen, um allen feindſeligen Verſuchen des Kommandanten wirkſam begegnen zu können, und nach einigen Stunden zeigte das Dorf der Indianer einen Anſchein von Ruhe und Friede, der Jeden täuſchen mußte. Benoit gab ſich während der Zeit die größte Mühe, Gabrielens Befürchtungen wegen Menonville's zu beruhigen.

„Es iſt unmöglich," ſagte er mit frommer Zuverſicht; „daß der Himmel euer ſchönes Glück zerſtören ſollte; ich habe das ſichere Gefühl in meiner Bruſt, daß ihr noch ſelige Tage der Vereinigung erlebt, und ich mit euch. Tröſte dich demnach über den Aufſchub derſelben, der in dem Willen der Vorſehung liegt. Wer weiß, ob ihn nicht gerade die Argliſt ſeiner Feinde zurückzuhalten ſucht, während man den Schlag gegen dich und Fleuretten auszuführen gedenkt. Man kennt und fürchtet ihn als einen entſchloſſenen Mann, der keinen Eingriff in ſeine natürlichen und wohlbegründeten Rechte geſtatten würde. Wäre er im Kampfe geblieben oder in die Gefangenſchaft der Feinde gerathen, ſicher würde uns das Gerücht, welches in ſolchen Fällen mit doppelten Schwingen daher eilt, die Trauerkunde zugeführt haben."

Durch ſolche und ähnliche Troſtreden gelang es in der That dem rechtſchaffenen Mann, den Jammer des Mädchens zu beſchwichtigen, welches nun wie alle Uebrigen mit großer Spannung dem fernern Verlaufe der Dinge entgegen ſah.

Das Herannahen eines Reiters ward gemeldet. Nicht lange, ſo fragte eine laute Stimme draußen nach der Schweſter Gabriele. Dieſe, welche mitten unter ihren Freunden beiderlei Nation im Wigwame ſtand, erröthete und erbleichte bei dieſem Tone und ihre Hand faßte krampfhaft die Fleurettens. Mit ernſtem würdevollen Anſtande trat Roger von Derval ein.

„Mein Bruder!“ jauchzte Gabriele und flog ihm entgegen an ſeine Bruſt.

„Gabriele! Endlich, endlich nach fünf Jahren halt' ich dich wieder in meinen Armen. Ohne Raſt und Ruhe habe ich dich in der alten und in der neuen Welt geſucht; ein gütiger Gott hat endlich mein Bemühen geſegnet.“

„Theuerer Roger! ich war eines ſchlimmen Feindes gewärtig, und ſtatt deſſen ſendet der Himmel mir dich.“

„Ja, jetzt fällt es mir wieder ein,“ ſagte der junge Kavalier traurig. „Du biſt in recht ſchlimme Hände gerathen, liebe Schweſter. Mein Herz blutet mir. Du eine Dienerin der Jeſuiten!“

„Verdamme mich nicht, mein Bruder, ohne mich gehört zu haben. Du ſollſt Alles erfahren. Aber die

Zeit der Dienſtſchaft iſt vorüber. Ich bin wieder frei, im Geiſte frei.“

„Mir dicht auf dem Fuße folgen Pater Roux und der Kommandant des Forts mit Soldaten, um dich nöthigen Falls mit Gewalt zu deiner Pflicht zurückzuführen.“

„Pater Roux! der Beichtvater unſerer Mutter?“ fragte Gabriele mit einem Gemiſche von Staunen und Abſchen in den Zügen.

„Derſelbe! Er will die Gewalt, die er über die Mutter beſaß, auch auf die Tochter ausdehnen.“

„Laß ihn kommen, mein Bruder! Sieh, wir ſind ſeiner Ankunft gewärtig. Der Gewalt werden wir Gewalt entgegenſetzen. Doch komm', daß ich dich meinen Freunden als Freund vorſtelle.“

„Gabriele,“ ſagte Roger hell und froh. „Du gibſt mir Freude und Leben zurück. Ich wähnte dich anders zu finden nach dem, was man mir von dir berichtete.“

Gabriele führte ihren Bruder den übriegen Anweſenden zu, die mit Verwunderung und Theilnahme dieſer herzlichen Begrüßung beigewohnt hatten.

„Sieh' hier dieſen theuern Mann, Roger; es iſt Herr Benoit, den du aus meinen Berichten kennſt. Der Himmel hat in ſeiner Gnade gewollt, daß ich einige der treuen Herzen, die dem meinigen einſt nahe ſtanden, in meiner neuen Heimath wieder gefunden habe. Dehnt euere Liebe auch auf meinen Bruder aus, theuerer Freunde, er iſt ihrer würdig.“

Die beiden Männer begrüßten ſich mit einer Herzlichkeit, die eine jahrelange Bekanntſchaft und gegenſeitige Würdigung vorausſetzen ließ. Und hatte ſie in der That nicht ſtattgefunden? Zwar waren ſie ſich nicht perſönlich befreundet geweſen, aber Einer hatte des Anderen Geiſt und Werth in Gabrielen wie in einem Spiegel erkannt.

„Hier in dieſem würdigen Indianer ſiehſt du den eingeborenen König dieſes Landes. Am heutigen Tage hat er mich zu ſeiner Tochter ernannt. Du wirſt alle dieſe eigenthümlichen Verhältniſſe näher kennen lernen. Du, mein Vater," wandte ſie ſich an Grimmer-Bär, „ſiehſt meinen Bruder in dieſem Manne. Er kömmt mit einem Herzen voll Liebe für den rothen Mann; betrachte ihn als deinen Sohn."

„Er iſt mir willkommen," erwiederte der alte Häuptling und begrüßte den jungen Mann mit Gravität.

„Wie wunderbar!" ſagte Roger; „als ich dich vor fünf Jahren zum letzten Male ſah, ſollteſt du die Gemahlin eines Königs werden. Heute finde ich dich als Tochter eines ſolchen wieder."

„Die prunkenden Säle von Verſailles und dieſe Indianerhütte!" ſagte Gabriele lebhaft. „Aber dort war ich elend und unglücklich; hier bin ich froh und heiter ſelbſt der ſchrecklichen Gefahr gegenüber, die mir jeden Augenblick droht."

„Sei unbeſorgt," ſagte Roger. Deiner alten Feſſeln ſollſt du enthoben ſein. Ich denke, wir Alle, die hier ſind, ſtehen dafür ein. Doch eine Frage, Gabriele, ein Wort! Wie iſt dein wahres Verhältniß zu jen Grafen Menenville, von welchem man mir erzählt hat

„Ich bin jetzt zu unruhig, um dir umſtändlich a worten zu können, theuerer Roger,“ verſetzte das M chen mit gepreßter Stimme. „Ich fühle, die Entſch dung nahet.“

In der That erſchallte von draußen her ein v worrener Lärm: Männertritte, Roſſehufſchläge, R der Huronen, Waffenklirren.

11.

Die Erfüllung.

Von einem Haufen Soldaten gefolgt, ritt Pa Roux, eine ſtolze heroiſche Geſtalt, an der Seite Kommandanten, der neben ihm ein ſehr unbedeuten Ausſehen hatte, in das Indianerdorf ein. Wäre Verhältniß der perſönlichen Erſcheinung zwiſchen Vertretern der geiſtlichen und weltlichen Macht übe ſo geweſen wie hier, Niemand wäre auch nur ei Augenblick in Zweifel geweſen, wer der eigentliche bieter in Neufrankreich ſei.

„Seht, wie ſtill und ruhig alles iſt!“ ſagte Vater. „Ihr ſchienet das Gegentheil zu erwar

Gut, daß Herrn von Derval ſeine Ungeduld vorausgetrieben hat. Man weiß nun durch ihn, was wir wollen, und unterzieht ſich unſeren Anordnungen mit ſchweigendem Gehorſam.“

Herrn von Clairville ſchien dieſe Schlußfolgerung nicht ganz einzuleuchten; er ſchüttelte leiſe den Kopf, da ihm dieſe außerordentliche Stille verdächtig vorkam; ſeine Lebenserfahrung hatte ihm gelehrt, daß die Haltung der Indianer am drohendſten ſei, wenn ſie ſich ruhig und geduldig zeigten.

Vor dem Wigwam des Huronenfürſten machte man Halt! Der Jeſuit und Clairville ſtiegen ab und traten mit einigen Begleitern in die Hütte ein, während der Reſt der Soldaten draußen blieb. Zu ihrer Verwunderung fanden die beiden Eintretenden eine zahlreiche Verſammlung vor. Umgeben von der Schaar ſeiner Häuptlinge und Krieger ſtand Grimmer-Bär in natürlicher Majeſtät, im vollen Schmucke ſeiner Würde, eine glänzende Streitaxt in der Hand haltend, dicht neben ihm Gabriele, hinter ihr Roger und ihre hugenottiſchen Freunde.

Die beiden Vertreter der franzöſiſchen Macht näherten ſich dem eingebornen Fürſte; Clairville hielt die üblichen Geſchenke, welche man den indianiſchen Machthabern bei ſolchen Gelegenheiten zu überreichen pflegte, in den Händen. Sie beſtanden diesmal aus einigen neuen irdenen Töpfen, einigen Flinten und einem Fäßchen Schießpulver. Aber weder Grimmer-Bär, noch einer ſeiner Krieger machte Miene, ſie ihm abzunehmen;

der Träger derſelben erblaßte und ſchaute ſich mit einiger Aengſtlichkeit um; überall ſtieß er auf finſtere feindſelige Blicke. Er ſetzte die Gaben endlich auf den Boden nieder.

Mittlerweile hatte Pater Roux, der mit einem ſtrengen Auge die Verſammlung überflogen, das Wort ergriffen: „Ich komme zu euch im Namen und auf Anordnung des dreinigen Gottes, um euch, die verlaſſene Heerde, als ein aufmerkſamer und treuer Hirt zu hüten. Ich ſoll die Hürde wieder einrichten, welche die wilden Thiere des Waldes eingeriſſen und zerſtört haben um eurer ſchweren Sünde willen. Ich ſoll euch die Geheimniſſe unſerer heiligen Religion lehren; ich ſoll euch zum Himmelreich vorbereiten, welches denen offen ſteht, die die frohe Botſchaft von Jeſus Chriſtus glauben; ich ſoll euch auf dieſer Welt ſchon zu Bürgern des Reiches machen, welches die Vorſtufe zum Himmelreich iſt und das der mächtige König des Oſtens beherrſcht, den der allmächtige Gott ſelbſt eingeſetzt hat. Ihr aber ſollt glauben und gehorchen lernen, auf daß ihr auf Erden glücklich, im Himmel ſelig werdet. Höret mich ihr Männer.“ Hier hob der Pater ſeine Stimme, ſein Geſicht glühte vor fanatiſchem Eifer, und er ſtreckte drohend die Rechte aus: „Merket auf mein Wort, denn ich rede die Wahrheit! Es haben ſich wiederum argliſtige Füchſe unter euch eingeſchlichen wie ich vernommen; euerer Einfalt erſchienen ſie wie treue Hunde, die euch vor Schaden ſichern wollen. Aber ſie betrügen euch. Ehe ihr euch deſſen verſehet, würden ſie mit grimmiger Wuth über euch herfallen und euch zerreißen. Sie würden euch nicht nur das leibliche Leben rauben, ſondern auch die ewige Seligkeit, denn ich ſehe verdammliche Ketzer und Ungläubige, die unſer mächtiger König geächtet und vertrieben hat, unter euch. Traut ihnen nicht, ſie wollen euch verderben. Auch wir wollen ſie mit der ſcharfen Axt fällen und vernichten, wie böſes Schlingkraut, welches die geſunden Bäume ausſaugt. Wie könntet ihr Einfältigen ihrer Argliſt widerſtehen, da es ihnen gelungen iſt, Diener des heiligen allein ſeligmachenden Glaubens zu verführen? Deshalb laßt uns ſein Ein Hirt und Eine Heerde, laßt uns die ſchädlichen Raubthiere vernichten und nach dem ewigen Leben trachten in Demuth, Glaube, Treue und Gehorſam. Euch aber, meine Schweſtern,“ wandte er ſich in gewaltigem ernſtem Tone an Gabrielen und Fleuretten, „fordere ich auf im Namen unſerer heiligen Mutter Kirche und bei dem Gelübde unbedingten Gehorſams, das ihr vor Gott und ſeinen Heiligen an heiliger Stätte abgelegt habt, tretet her zu mir an meine Seite, wo euer Platz iſt, damit ihr aus meinem Munde vernehmet, was euch zu thun obliegt.“

Die Angeredeten erwiederten nichts auf dieſe pathetiſchen Worte; ſtatt ihrer ergriff Grimmer-Bär das Wort: „Wir haben dein Anerbieten gehört und danken dir dafür. Wir können keinen Hirten brauchen, da wir ſchon einen haben. Der rothe Mann verſteht Füchſe von Hunden eben ſowohl zu unterſcheiden, wie der wahrhaftig! der Profeſſor hat ſie noch nicht. Der ſchwarze, gelehrte Hund ſoll ſich vor mir hüten. Und wenn er nicht mit dem Teufel im Bunde ſteht, wie's mir immer vorkommen will, ſo thue ich ihm noch was Rechtes an, woran er genug haben ſoll.» Der Müller hatte ſich zuletzt ſo ereifert und ſah ſo unwirſch und trotzig aus, ſchlug mit der geballten Fauſt ſo wild auf den Tiſch, daß mehrere Gäſte in ſeiner Nähe ſchwiegen, und ihm verwundert zuhörten.

«Baſtel,» ſagte jetzt ein großer vierſchrötiger Kerl mit einem ſchnapsrothen aufgedunſenen Geſicht und hervorquellenden, tückiſchen Augen, «Baſtel, laß deine vorlaute Zunge nicht zu weit ſpazieren, und beſchimpfe Ehrenleute nicht!» Dieſe keineswegs ſanfte Anrede war mit einer drohenden Bewegung der Hand begleitet.

Der trotzige Müller fuhr heftig und gereizt auf: «Wie mögt Ihr Euch unterſtehen, Meiſter Lotz, mich hier zurecht zu weiſen! Ihr wärt mir der letzte, dem ich den Schulmeiſterſtock über mich zugeſtände. Ich habe meinen Verſtand nicht im Schnaps verſoffen und weiß recht gut, was ich ſpreche, und gedenk' es auch zu verantworten. Was Ihr aber da Albernes von Ehrenleuten ſprecht, darüber muß ich lachen. Ich weiß weiße. Nimm deine Geſchenke wieder an dich, wir bedürfen deiner und ihrer nicht. Grüße den großen Vater im Oſten und ziehe in Frieden! Der rothe Mann durchſtreift frei die Wälder; er fühlt keine Sehnſucht nach den Befehlen des Königs im fernen Oſten, der ihm ungerechte Männer ſchickt. Du forderſt dieſes Weib auf, dir zu folgen, allein ſie darf nicht, denn ſie iſt meine Tochter geworden und muß bei ihrem Vater bleiben, um ſeiner zu pflegen. Nimm alſo meinen Gruß und ziehe von dannen."

Herrn von Clairville war ſchon bei der Rede des Paters, die den richtigen Ton bei den zartfühlenden Indianern ſo wenig traf, ſehr unbehaglich geworden; dieſes Gefühl ſteigerte ſich bei der Antwort des Sagamoren, welche eine ſo deutliche Anſpiegelung auf ihn ſelbſt enthielt. Vergebens ſuchte er den unpaſſenden Feuereifer des Jeſuiten durch begütigende Blicke und andere Zeichen zu vermindern; Pater Roux wurde immer blinder und leidenſchaftlicher.

„Ich fordere euch nochmals auf, Schweſter Gabriele," rief er laut, „mir, dem geweihten Prieſter der Kirche, und dem Vertreter des ehrwürdigen Ordens Jeſu, deſſen Anordnungen ihr geſchworen habt unbedingten Gehorſam zu leiſten, ohne Verzug zu folgen."

„Ich habe mein Gelübde vier Jahre lang treulich gehalten," antwortete Gabriele mit lauter, aber leiſe bebender Stimme, „aber die Uebernahme höherer und heiligerer Pflichten muß mich von ihm entbinden. Ihr habt es gehört, ich bin die Tochter dieſes Mannes gewerden; mein Leben iſt von nun an ihm und ſeinem Volke geweiht; ich werde die Gattin eines Mannes ſein, der meinem Herzen ſchon lange theuer iſt; ich habe einen geliebten Bruder, einen verehrten Lehrer, werthe Freunde wieder gefunden, welche alle ältere und begründetere Anſprüche an mein Herz und an mein Wirken haben, als die der Geſellſchaft Jeſu ſind. Ich ſage mich los von ihr. Das Gelübde des Gehorſams, muß dem höhern Gehorſam gegen die Natur und den Geiſt Gottes, der die Liebe iſt, nachſtehen. Will Fleurette euerem ſanften Hirtenrufe Folge leiſten, ſo ſteht es bei ihr, ich bleibe."

Aber Fleurette ſchien eben ſo wenig geneigt, das graue Schweſternkleid wieder anzulegen, wie Gabriele; ängſtlich ſchmiegte ſie ſich an dieſe, als wolle ſie an deren Muth einen Rückhalt vor der drohenden Mahnerſtimme des Paters ſuchen.

Es entſtand eine peinliche Pauſe. Aller Augen waren erwartungsvoll auf den Jeſuiten gerichtet, deſſen fleiſchige Züge ſich mit einer dunklen Glut überfärbten. Er ſtarrte Gabrielen mit verglaſten Augen an und ſchien mit irgend einem ungewöhnlichen Entſchluß zu ringen. Offenbar bekämpfte er den in ihm aufgewallten Zorn; er faßte ſich mit jener Meiſterſchaft, welche die Jünger Loyola's in der Ausübung der Selbſtbeherrſchung zu beſitzen pflegen, und ſprach endlich im milden und ſanften Tone, der von dem vorigen auffallend abſtach: „Schweſter Gabriele, es iſt unerläßlich nothwendig, daß ich ein paar Worte mit euch ohne Zeugen ſpreche.

Ich habe euch eine höchſt wichtige Mittheilung zu machen, die euch und euer künftiges Heil auf das Innigſte angeht. Aber kein anderes Ohr darf ſie vernehmen, als das euerige. Ich erſuche euch alſo in euerem eigenen Intereſſe, mich an einen Ort zu führen, wo ich unter vier Augen zu euch reden kann."

Gabriele ſah ihren Adoptiv-Vater fragend an.

„Geh mit ihm hundert Schritte weit vom Wigwam dorthin, wo die Eſche ihre Aeſte ausbreitet, und vernimm dort die Rede ſeines Mundes. Der weiße Vater ſoll nicht ſagen dürfen, du hätteſt trotzig die Gabe ſeines Wortes zurückgewieſen. Höre ihn und antworte ihm, wie es dir dein Herz eingiebt. Wir Alle haben dich und ihn im Auge und Grimmer-Bär hütet dich mit den Blicken eines Vaters."

„Ich gehorche dem Willen des Mannes, der mich zu ſeiner Tochter erwählt hat," ſagte Gabriele, „und erſuche euch, mich bis zu jenem Baume zu begleiten, hochwürdiger Pater!"

Der Jeſuit folgte ihr. An der Eſche angelangt, ſagte er mit leiſer und wie es ſchien von tiefer Bewegung zeugender Stimme: „Mein Kind, mir bricht der Schmerz das Herz zu ſehen, in welche Hände du gerathen biſt. Deinem Gotte, den heiligen Satzungen der Mutter-Kirche untreu — eine ewig verdammte Ketzerin, das kann ich nicht ertragen. Du haſt in unerhörter Verblendung den Befehl des Prieſters zurückgewieſen, jetzt richte ich die flehende Bitte an dich, die Bitte: Mein Kind, meine Tochter folge mir zu deinem, zu meinem, zum Heil der Kirche und aller rechtgläubigen Seelen! Es iſt die Bitte deines — Vaters! Die Angſt des Vaters um ſeine Tochter ſpricht zu deinem Herzen! Gabriele — meine Tochter — höre mich! folge mir!“

„Wie ſoll ich euere Worte verſtehen?“ fragte das Mädchen geſpannt und kalt.

„Deine Halsſtarrigkeit und Verblendung entreißen mir das Geheimniß, welches ich vier und zwanzig Jahre ſtreng bewahrt und mit in das Grab zu nehmen gedachte: Du biſt nicht die Tochter des Marquis von Derval; ich, ich habe dich gezeugt, ich bin dein Vater. Und die Sorge um mein geliebtes Kind hat mein väterliches Herz nach Amerika getrieben.“

Gabriele war erblaßt. Mit eiſiger Stimme, begleitet von einem Blicke voll tiefer Verachtung, ſagte ſie feſt: „Ihr lügt! Ihr könnt nicht mein Erzeuger ſein. Die Natur lügt nicht, und ſie hat in meine Seele keine Regung der Liebe für euch gelegt. Nein, ich habe euch ſtets gehaßt. Von dieſem Augenblick verachte und verabſcheue ich euch!“

„Gabriele!“ rief der Jeſuit erſchrocken.

„Fort, Elender, daß dich mein Auge nimmer ſehe! Magſt du immerhin mit der Frau, die mich gebar, ſchwere Sünde begangen haben, Gott wird dich dafür ſtrafen, heuchleriſcher Prieſter; mein Vater aber biſt du nicht! Und mit dieſem lügenhaften Vorgeben habt ihr auch das letzte Band zerriſſen, welches noch zwiſchen mir und der gleisneriſchen ſcheußlichen Welt der Civiliſation beſtand. Nimmer kehre ich in dieſen Pfuhl von Laſter und Gemeinheit zurück, den ihr und eueres Gleichen mit dem künſtlichen Laubwerk verruchter Scheinheiligkeit zu überdecken euch bemüht. Unter den einfachen und natürlichen Menſchen, die mich aufgenommen haben, will ich meine Tage verleben. Ihr ekelt mich an, ihr und euere Welt, und nie werde ich meine Hand mehr mit euerm Schmutze beſudeln.“

Und raſch wandte ſich das zornglühende Mädchen, eine herrliche Ehrfurcht gebietende Geſtalt zurück zu den Männern des Volks, dem ſie angehörte. „Gabriele! Gabriele, höre mich!“ rief der Jeſuit verzweifelt und ſtürmte ihr nach. Vergebens.

„Befreit mich von dieſem Niederträchtigen!“ ſprach die Königstochter würdevoll zu den Huronen.

„So ſei denn verflucht, du pflichtvergeſſene ungehorſame Tochter!“ rief der Jeſuit in fanatiſcher Extaſe. „Sei verflucht im Namen des dreieinigen Gottes und unſerer heiligen Mutter Kirche, von der du dich ſelbſt losgeſagt haſt in fanatiſchem Trotz! Möge dich, die du dich gegen ſeine heiligen Gebote auflehneſt, der Herr in den Pfuhl der Hölle ſtürzen, wie er den böſen Engeln that, die ihm ungehorſam waren! Verflucht ſeiſt du, die du Gottes heilige Ordnung und der Kirche Satzung minder achteſt als die verlockende Stimme des Fleiſches! Verflucht ſeieſt du zum dritten —“

„Halt ein, Mann!“ rief mit klarer, vor Erregung zitternder Stimme der würdige Benoit, der bei dem Fluche des Jeſuiten mit geröthetem Antlitz, aus dem eine edle Entrüſtung ſprach, und mit blitzenden Augen, hervorgetreten war. „Halt ein, der du dich einen Prieſter der Kirche Chriſti; einen Nachfolger deſſen nennſt, der die Liebe zur erſten Bedingung ſeiner Nachfolge beſtimmte! Weißt du, welche Warnung er an ſeine Freunde richtet? Hütet euch aber vor den falſchen Propheten! Du biſt ein ſolcher falſcher Prophet, da du ſeinen Namen, der das Symbol der Liebe iſt, zum Haſſe und Fluche mißbrauchſt. Auch ich bin ein Diener ſeiner Kirche und kraft meines hohen Berufes wandle ich den Fluch, den du in ungerechtem finſtern Wahne ausgeſprochen, zum Segensſpruch, zum Worte der Liebe um. Ja, meine guten Töchter, ich ſegne euch, weil ihr dem Rufe der Liebe, der Stimme der heiligen Natur mehr gehorcht als der Aufforderung dieſes finſtern fanatiſchen Mannes."

Das war wirklich ein bewältigender, in ſeiner Art einziger Anblick, wie ſich die Vertreter der beiden mächtigen Prinzipe, welche die Welt von Anfang an in alle Ewigkeit in Bewegung ſetzen, feindlich gegenüber ſtanden; hier der Repräſentant der alten Autorität und der aus ihr abgeleiteten Gewalt, welche auf unbedingten Gehorſam, der Geiſterherrſchaft, welche auf blinden Glauben und geiſtiger Unterordnung beruht; auf der anderen Seite der Verkündiger des reinen Menſchenthums, das alle überkommenen Satzungen jener durch die Zeit gemächtigten Autorität leugnet und nur ein Geſetz anerkennt, das der freien ſelbſtthätigen Liebe.

„Ha, du wagſt es, mir entgegenzutreten, ſchamloſer

Balgpfaffe!“ rief Pater Roux in gewaltiger Leidenſchaft. „Ketzer! Apoſtat der heiligen Kirche Chriſti! Nichtswürdiger Verführer ſchwacher Seelen! Fluch über dich, zehnfachen Fluch über dein gottloſes Haupt! War es dir nicht genug, dein Land und deinen König zu verrathen und an die frommen Vorgänger meines Amtes die Mörderhände zu legen? Willſt du nun auch die Seelen dieſer morden? Ihr ſteht entſetzt vor dieſer Ausgeburt der Hölle. Ja, dieſer, der den Namen Jeſu entweiht, indem er ſich ſeinen Diener zu nennen erfrecht, ſchickte die Mörderhaufen an die ſeligen Väter Deſaix und Raimond; er dürſtet auch nach meinem Blute. Aber die Vergeltung erreicht ihn, Satan wartet auf ſeine Seele. Auf, ihr Soldaten, ergreift ihn!“

Bei dieſen Worten entſtand unter den Indianern und Franzoſen, welche bisher in faſt lautloſer Stille der Scene beigewohnt hatten, eine drohende Bewegung. Streitäxte erklirrten, Flintenhähne knackten, ein beunruhigendes Gemurmel erhob ſich.

„Macht mir Platz! ich will ihn erſchießen,“ flüſterte Job Valery's Stimme.

„Nicht ſo, mein Sohn!“ beſchwichtigte Benoit, der mit einer himmliſchen Ruhe die Verwünſchungen ſeines Gegners angehört hatte. „Keine Gewalt, kein Blutvergießen, meine Freunde! Ich wende mich an die Herzen Aller, die hier anweſend ſind, zu richten zwiſchen dieſem Manne und mir.“ Mochten dieſe milden Worte ſie rühren, mochten die feindlichen Geberden der Huronen ſie einſchüchtern, die Soldaten, welche ſich innerhalb des Wigwams befanden, machten keine Miene, der Aufforderung des Paters Folge zu leiſten.

„Herr von Clairville,“ wandte ſich dieſer an ſeinen Begleiter, „verſchafft dem Willen des Königs und dem Gebote der Kirche Achtung!“

Der Kommandant ſchritt nach dem Eingange der Hütte, um den Beiſtand des draußen harrenden Militärs zu fordern. Eine Maſſe drohender Flintenlaufe richtete ſich in dieſem kritiſchen Moment aus dem Haufen der Huronen auf den Jeſuiten, aber dieſer behielt ſeine Geiſtesgegenwart und Unerſchrockenheit bei.

„Herr von Derval,“ rief er Rogern zu, der mit ungeheurer Spannung der Entwickelung dieſes Auftrittes folgte. „Ich fordre euch als ergebenen Sohn der katholiſchen Kirche und als treuen Vaſallen des Königs auf, der Kirche und des Souveräns, den mein Mund verkündet hat, Geltung zu verſchaffen. Entreißt euere Schweſter den Händen dieſes verruchten Böſewichts, der ſie zum Abfalle von Glauben und Pflicht verführt hat, und ſteht mir bei, ihn der gerechten Vergeltung zu überliefern.“ „Ihr fordert Unmögliches von mir, Herr Pater,“ entgegnete der Angeredete. „Der würdige Mann und meine Schweſter haben mir aus der Seele geſprochen; ich freue mich, daß Gabriele von ihrer Verblendung, die ſie zu euch trieb, geheilt iſt.“

Ein Blick tödtlichen Haſſes war die Antwort des Paters. Indeſſen war draußen ein Tumult entſtanden. Der Befehl des Kommandanten an ſeine Soldaten hatte ihn hervorgerufen. Ein Theil von ihnen verweigerte geradezu den Gehorſam; ſie wollten nichts gegen die Braut ihres geliebten Führers Menonville unternehmen, und mehreren dieſer Leute wurde jetzt erſt der eigentliche Grund von Comtois' Verhaftung, welchen man ihnen verheimlicht hatte, klar. Herr von Clairville erntete heute die bittre Frucht ſeiner Habſucht und niedrigen Geſinnung. Während die Soldaten noch mit lautem Geſchrei diskutirten und einige von ihnen bereits mit indianiſchen Leuten fraterniſirten, kehrte der Kommandant ſchreckensbleich in die Hütte, den Schauplatz einer ſo ernſten Scene, zurück. Er raunte dem Pater einige Worte haſtig zu, der davor zuſammenſchrak. Aber ſogleich faßte er ſich wieder, maß alle ſeine Gegner mit einem langen finſtern Blick, hob drohend den Arm und ſagte: „Wir gehen jetzt, aber wir kehren wieder; dann erzittert vor dem Strafgerichte, das euer wartet.“ Und ſtolz verließ er mit Clairville die Hütte, beſtieg ſein Pferd und ritt mit ſeinem Begleiter, gefolgt von nur wenigen der Soldaten, langſam davon.

Nach der Entfernung des Jeſuiten, deſſen Erſcheinung alle Schreckniſſe ihrer Jugend, alle Schmach und Bitterkeit ihres Vaterhauſes wieder vor ihren Geiſt zurückgekehrt und deſſen Kräfte in einer fieberhaften Spannung erhalten hatten, ſank Gabriele weinend und erſchöpft in die Arme ihres Bruders.

„Tröſte dich, Gabriele,“ ſagte dieſer freudig; „du biſt gerettet. Nicht zum zweiten Male ſoll dieſer Jeſuit die Hände nach dir ausſtrecken.“

Als ſie ſich erholt hatte, ſank ſie an die Bruſt ihres Bruders und flüſterte: „Ich bin gerettet; aber was wird aus Ihm werden?" Dann reichte ſie Benoit und ihrem Adoptivvater die Hand. „Ich danke euch, meine Freunde; ihr habt euch meiner wacker angenommen."

Fleurette, welche mittlerweile von dem Schickſale ihres Freundes Comtois Kenntniß erhalten hatte, ging erbärmlich ſchreiend und Hände ringend, ein Bild der hellen Verzweiflung, umher.

„Faßt euch," raunte ihr Job zu; „ihr ſollt eueren Geliebten wieder haben; wir machen ihn dieſe Nacht frei und bringen ihn euch!" Dann miſchte er ſich unter die zurückgebliebenen Soldaten und Huronenkrieger.

„Mir ahnte es immer," ſagte Benoit ernſt und gedankenvoll zu Gabrielen, Roger und Grimmer-Bär, „daß unſere Exiſtenz eine gefährdete ſein würde, ſo lange wir unter dem Schatten von Ludwigs Scepter lebten. Wir müſſen eine andere Stätte ſuchen, um uns vor dem Grimme ſeiner Diener und jener grauſamen Prieſter zu ſichern."

„Jene Männer haſſen dich, wir aber lieben dich, denn du trägſt ein wohlwollendes Herz für den rothen Mann in deiner Bruſt," ſagte der Huronenfürſt. „Laß dir nicht bange ſein. Viele, viele Tagereiſen weit erſtreckt ſich unſer Gebiet mit Wald, Bach und Wieſe. Dort, wohin nimmer eines weißen Mannes Fuß drang, laß uns leben. Nur der rothe Mann kennt die Pfade durch den Wald. Wir ziehen mit der Sonne weſtwärts."

„Ein neuer Lärm erhob ſich draußen vor dem Einwohl ſo gut, wie die ganze Stadt, daß Ihr auch mit zu dieſen ſaubern Ehrenleuten gehört.»

«Verdammtes Läſtermaul!» grölte Meiſter Lotz, der leicht als ein Fleiſcher zu erkennen war, mit einer ſchweren Zunge, die allerdings von allzuviel genoſſ'nem Brandwein zeugte; und alle andern Stimmen in der Stube ſchwiegen, indem ſich Alles um den Müller und Fleiſcher drängte. «Verfluchter Milchbart, was meinſt du mit deinen ſtachlichten Worten?»

«Daß Ihr der Schurke ſeid, der das junge Blut an den Schurken von Profeſſor verkuppelt, daß Ihr mit ihm und dem Sekretär und dem Gaſtwirth unter einer Decke ſpielt, und daß ich die Jane wohl bekommen haben würde, wenn mein Vater vor zwei Jahren ſich dazu verſtanden hätte, in Eurer und And'rer Geſellſchaft den ſeligen Grafen bei der Lieferung an das feindliche Heer zu betrügen, wie Ihr gethan. Verſteht Ihr's!»

«Dir ſoll ein gewichtiger Keil das vorlaute Lügenmaul ſtopfen!» kreiſchte der Metzger, ſchwarzbraun vor Zorn, ſprang auf den Tiſch, ergriff einen Bierkrug und ſchlug damit auf den jungen Müller hinein. Dieſer wich aber dem Schlage gewandt aus, ergriff ſeinen Feind bei einem Beine, gange des Wigwams. Job ſtürzte haſtig herein; auf ſeinem Geſichte ſpiegelte ſich Entſetzen und Wuth. Mit Ungeſtüm drang er auf Benoit ein: „Seht ihr, hättet ihr uns die Buben erſchießen laſſen! Auf dem Heimwege ſind ſie in unſern Häuſern eingekehrt; kaum haben die Zurückgebliebenen Zeit gehabt, ſich vor ihren Mörderfäuſten zu retten. Zum Danke dafür, daß wir ſie nicht zur Hölle geſchickt haben, aus welcher ſie ſtammen, haben ſie den Feuerbrand in unſere friedlichen Hütten geworfen. Seht ihr, wie die Lohe aufſteigt? Möge ſie ewig in ihren verruchten Herzen brennen.

„Du haſt Recht, mein Sohn,“ erwiederte Benoit mit zitternder Stimme; „ich trage die Schuld an dieſem Unglücke, aber ich trage ſie gern. Iſt nicht Unrecht leiden beſſer als Unrecht thun? Gottes Vorſehung ſelbſt drückt uns den Wanderſtab in die Hand, indem ſie uns der gewohnten Stätte beraubt. Laßt uns dieſe Schickung mit chriſtlicher Ergebenheit tragen!“

Job wandte ſich ungerührt ab; ſein erregtes Gemüth war unzugänglich für ſolche Worte chriſtlicher Vergebung.

Raſches und energiſches Eingreifen machte es möglich, viele der in der hugenottiſchen Anſiedelung aufgehäuften Vorräthe an Früchten und Waaren zu retten; mit Wehmuth betrachteten die Bewohner die Trümmer ihrer Wohnungen, in denen ſie Jahre lang ein ſtilles beſcheidenes Glück genoſſen hatten. Manche Verwünſchung, mancher grollende und thränende Blick ward in der Richtung entſandt, wo Fort Bourbon lag. Nach dieſer Feier der Erinnerung zogen ſich die des Obdachs Beraubten zu ihren indianiſchen Freunden zurück, deren Gaſtfreundſchaft ſie bis zum Aufbruche aus dieſer Gegend in Anſpruch nehmen wollten.

Am anderen Morgen zählte das Indianerdorf noch einige Gäſte mehr; Comtois, Jacquinet und Frau Lebel und die barmherzige Schweſter Liſette nebſt einigen Soldaten waren unter guter Begleitung bei Tagesgrauen eingetroffen. Die Huronenkrieger gingen mit ſtolzen ſelbſtzufriedenen Geſichtern umher; man ſah es ihnen an, daß ſie irgend eine wichtige That vollbracht, über die ihr Mund ſchwieg und ihre Blicke triumphirten. Auf Jobs Antlitz lag ein Ausdruck, der deutlich verrieth, daß er das Räthſel löſen könne, aber nicht wolle. Auf die Anfragen ſeiner Freunde antwortete er mit einem grimmigen Lächeln: „Wir können unſern Aufbruch mit Muße vornehmen und erſt nach Herrn Menonville forſchen.“ Auch die anderen Theilnehmer verriethen nichts; ſie ſchienen ſich über ein gänzliches Schweigen verabredet zu haben. Die befreiten Gefangenen wußten nichts weiter, als daß man ſie jäh aus dem Schlafe geriſſen und hierher geſchleppt habe. Es war Niemand, der die Vorfälle der Nacht nicht errathen hätte und Niemand als Benoits und Gabrielens zarte Seele beklagte ſie. Um letztere in ihrem ſchmerzlichen Verlangen nach Menonville zu tröſten, ſchickte Grimmer-Bär nach mehreren Richtungen ſeine leichtfüßigen Krieger ab, um ihn zu ſuchen und von dem Nöthigen in Kenntniß zu ſetzen. In den nächſten Tagen fand noch ein großer

Zudrang von Franzoſen aus dem unter Fort Bourbon gelegenen Städtchen und aus der Umgegend ſtatt: nur der eine Mann wollte immer nicht erſcheinen, den Gabrielens banges Herz mit Ungeduld erwartete.

An einem ſonnigen Märztage des Jahres 1691 ſprengten zwei Reiter auf dem Wege zum Fort Bourbon hin.

„Guter Laporte,“ ſagte der jüngere, reicher Gekleidete; noch kurze Zeit und wir werden unſere Freunde an unſere Bruſt drücken können. Ach, wie ſchlägt mein Herz vor Ungeduld!“

„Mir nicht minder, glaubt es, Herr von Menonville,“ erwiederte Laporte. „Wenn man ſich Jahre lang unter fremden Leuten umhergetrieben, wie ich, ſehnt man ſich mit aller Macht einmal wieder unter treuen Menſchen zu verkehren. Wie wird ſich mein Freund Job wundern mich wiederzuſehen, und Herr Benoit und euere Verlobte! Vorwärts, Gaul! dich reitet ein ungeduldiger Mann!“

„Schaut, Laporte, auf jener Anhöhe liegt Fort Bourbon, an dem der Name das Beſte iſt. Aber was ſoll das ſein? Iſt's mir doch gerade, als hätten die Häuſer keine Dächer und als wäre unſere Feſte überhaupt zuſammengeſchmolzen. Könnt ihr es erkennen, Laporte?“

„Ihr habt recht geſehen; wir haben einen Trümmerhaufen vor uns; da hilft bei Gott nichts.“

„Tod und Teufel!“ ſchrie Menonville erblaſſend und ſpornte das Pferd gewaltig, daß es weit ausgriff. „Hätten wir uns auf das Wiederſehen mit unſern Freunden gefreut, und Satan hätte uns nach ſeiner Art einen Spaß bereitet? Vorwärts: mir brennt die Seele im Leibe.“

Im Fluge eilten die beiden Reiter dahin und bald hatten ſie das Ziel ihres Strebens erreicht. Ueberall bot ſich ihrem entſetzten Blicke ein troſtloſes Bild der Zerſtörung und Verwilderung; das Städtchen lag in Trümmern, das Fort beſtand nur aus trübſeligen Ruinen.

„Da müſſen ſchreckliche Dinge vor ſich gegangen ſein,“ ſagte Menonville tonlos und ſtarrte auf den Schauplatz der Verödung hin. „Aber kommt, Laporte, noch eine Hoffnung bleibt uns, die Anſiedelung meiner Freunde, unfern von hier; erwartet uns dort derſelbe Anblick, dann ſei uns Gott gnädig!“

„Faßt euch, Herr,“ ſagte Laporte, beunruhigt von dem verzweiflungsvollen Tone ſeines Gefährten. „Gott iſt barmherzig und wird uns nicht ſo ſchweres Leid anthun.“

Ohne ihren müden Pferden Ruhe zu gönnen, ritten die Beiden hinüber nach Neu-Alais.

„Seht ihr, ſeht ihr, Lapporte,“ rief Menonville, der während des ganzen Weges in ein dumpfes Brüten verſunken geweſen war; „ich wußte es wohl. Da liegen die Trümmerhaufen unſers Lebensglücks. Es iſt Alles vorüber.“

Oben auf der Höhe angelangt, wo noch zahlreiche

Spuren der Verwüſtung ſowohl der franzöſiſchen Anſiedelung als auch des Indianerdorfes ſichtbar waren, ſtiegen die beiden Männer ab, ſetzten ſich auf einige halbverbrannte Balken und überließen ſich ihren wehmüthig ſchmerzlichen Empfindungen; beide weinten. Laporte gab ſich fernerhin keine Mühe, Troſt zu ſpenden, den er ſelbſt nicht hatte.

„Wißt ihr, Laporte, daß heute mein Geburtstag iſt?“ begann Menonville nach einer Weile. „Es iſt mir in meiner Jugend einmal wahrgeſagt worden, daß mit dieſem Tage mein Glück beginnen, mein Unglück in der Welt enden ſolle. Ich verſtehe jetzt den Spruch. Es giebt nur ein wahres ſicheres Glück auf Erden, das iſt der Tod. Es wird mir heute zu Theil werden.“

„Wie! ihr wolltet — ?“ ſtammelte Laporte ſchreckensbleich.

„Ich will mein Glück ſuchen,“ ſprach Menonville mit kalter Entſchloſſenheit.

„Ich bitt' euch,“ flehte Laporte, „thut nicht, was ihr vor Gott nicht verantworten könnet. Er iſt gnädig und barmherzig. Greift ſeiner Beſtimmung nicht vor; ihr wißt nicht, was euch noch beſcheert iſt. Nein, nein, das dürft ihr nicht thun. Leide ich nicht mit euch? Wir wollen nicht verzagen, ſondern auf Gott vertrauen, der Alles zum Beſten lenkt. Denkt, wie wunderbar haben wir Beide uns wiedergefunden. Das kann nicht das Ende geweſen ſein; nein, dieſes Wiederfinden iſt mir eine ſichere Gewähr, daß wir auch unſere Freunde wiederſehen werden.“

„Im Himmel,“ unterbrach ihn Menonville finſter und monoton.

Laporte ſchaute ſich rathlos und verzweifelt um, da gewahrte er auf einer Anhöhe, die durch ein Thal von ihrem jetzigen Standorte geſchieden war, zwei Geſtalten; offenbar Indianer, welche ſie zu beobachten ſchienen. Er machte Menonville auf die Erſcheinung aufmerkſam; und trotz ſeinen Todesgedanken ſetzte dieſer ſein Gewehr in Bereitſchaft. Beiden Männern ſchien es, als dränge ein Ruf zu ihren Ohren, doch konnten ſie nicht darüber gewiß werden. Die beiden Indianer waren verſchwunden und Menonville ſagte mit einem Geſichte, auf dem der Frühſchein einer aufgehenden Hoffnung leuchtete: Sollte die Erſcheinung der beiden Männer uns gegolten haben? Wäre es möglich, daß ſie uns eine Kunde brächten von den Freunden, nach denen unſer Herz verlangt?“

„Vertraut auf Gott,“ rief Laporte zuverſichtlich; „er meint es ſtets gut mit uns. Seht, ſeht, dort ſind ſie wieder; beim Himmel! ſie kommen auf uns zu.“

Menonville erhob ſich raſch, nahm ſein Gewehr zur Hand und ſtieß den Schlachtruf der Huronen aus. Sogleich erſchallte die Antwort, und nach kurzer Zeit ſtanden die beiden Indianer vor ihm und ſeinem Gefährten.

„Ihr ſeid es, Eule und Auerhahn,“ rief ihnen Menonville freudig zu. „Sagt ſchnell, was bringt ihr für Kunde?“

„Mein Bruder,“ nahm der eine der Huronen das

Wort; ſchon ſieben Mal iſt der Mond umgegangen, ſeit dem wir deiner harrend in dieſen Wäldern umherſtreifen. Schon waren wir im Begriff, unſern Brüdern in die Ferne nachzuziehen, als wir dich zu rechter Zeit noch ſchauten. So eilen wir den Weg in Gemeinſchaft und man wird uns um ſo lieber ſehen."

„Und wo iſt Gabriele? Wo ſind euere anderen weißen Freunde?" fragte Menenville haſtig.

„Unſer großer König hat ſeine bleiche Tochter mit allen ihren Freunden mit von dannen genommen, da ſchlechte Männer ſie rauben wollten. Jene haben wir erſchlagen und ihr Haus zerſtört, da ſie dem rothen Manne und ſeinen Freunden feind waren."

„Laporte, treuer Freund, du haſt Recht!" rief Menenville freudetaumelnd. „Es lebt ein gnädiger und barmherziger Gott im Himmel. Auf denn, ihr Leute! Ihr wackern Vögel, Eule und Auerhahn, fliegt uns voran und weiſet uns den Weg zum Glücke!"

Manchen Tag zogen die Reiſenden durch Wald und weite Ebenen hin, indem ſie ſich nur wenige Stunden zur Ruhe und zu Mahlzeiten gönnten. Die Thiere des Waldes lieferten ihnen reichen Stoff zu denſelben. Sie ſtießen auf keine Hütte; niemals ſahen ſie einen flüchtigen Jäger oder ſeine Spur auf ihrem einſamen Wege. Dennoch verfolgten die beiden Indianer denſelben mit voller Sicherheit. Nach einer achttägigen Fahrt gelangte die Reiſegeſellſchaft an das Ufer eines Sees von anſcheinend beträchtlicher Ausdehnung, deſſen von Wald und Felſen gebildetes Ufer ein höchſt maleriſches Schauſpiel gewährte; und hatten ſie früher keine Spur von Leben in dieſer tiefen Einſamkeit wahrgenommen, ſo trat ihnen hier mit einem Male ein reges Treiben entgegen. Zahlreiche Kanoes, dicht beſetzt mit braunen Leuten, ſchoſſen auf der ſpiegelklaren Fläche des Sees dahin, indem ſie die Richtung nach einem ziemlich entfernt liegenden Geſtade nahmen; Menonville und Laporte konnten nicht unterſcheiden, ob es das Ufer des Feſtlandes oder einer Inſel ſei. Sie hörten das Freudengeſchrei der Dahinfahrenden und Landenden. Die beiden Führer vermochten das Räthſel dieſes reizenden Schauſpiels nicht zu löſen.

„Das iſt die heilige Inſel unſeres Volkes,“ ſagte Eule; hier begehen wir unſere Feſte, aber ich weiß nicht, welche Feier heute ſtattfindet.“

Die beiden Indianer riefen die Ruderer eines Kanoes an, welches ſeinen Lauf näher am Ufer hielt wie die übrigen. Es nahte und nahm die vier Reiſenden auf. Die rothen Leute, welche darin ſaßen, waren offenbar im höchſten Schmucke; köſtliches Rauchwerk und bunte Federn zierte ihre Leiber. Auf Befragen ſagten ſie aus, ſie ſeien im Begriff, ihrer weißen jungen Königin zu huldigen. Menonville fragte nicht weiter; ſein Traum in Quebek fiel ihm auf einmal ein; dieſe Königin war Gabriele, die er mit der bunten Federkrone auf dem Haupte vor den dunkel geſiederten Raubvögeln hatte entweichen ſehen. Und wie? war ihm nicht ſelbſt prophezeih't worden, daß er nach dreißig unglücklichen Lebensjahren der Gatte einer Königin werden ſollte? Sein Herz ſchlug ihm ungeſtüm in der Bruſt, als das

Boot ſich dem Geſtade näherte, wo ſchon unzählige andere lagen. Raſch eilte er mit Laperte nach der Richtung, wo ſie eine unverkennbar mit europäiſcher Kunſt erbaute Hütte emporragen ſahen. Ein lebhaftes Gewühl von weißen und braunen Leuten fand dort ſtatt.

„Laperte!" rief plötzlich eine Stimme; „biſt du es oder iſt es dein Geiſt?"

„Job!" rief der Angeredete und wandte ſich nach dem Frager um. „Herzensjunge, ſeh' ich dich wieder? Ich wußte ſchon von Herrn von Menonville, daß du hier ſeieſt. Ach, mein Gott, wie freu' ich mich! Aber ſage mir, was gibt es eigentlich hier?"

„Weißt du, Paulette's Prophezeihung iſt in Erfüllung gegangen," ſagte Job mit ernſtem Geſichte. „Margot iſt Königin geworden! Komm, du ſollſt ihr huldigen."

Menonville war unterdeſſen von anderen Freunden mit Jubel und Jauchzen bewillkommt und nach dem Eingange der geſchmackvoll erbauten und verzierten Hütte gezogen worden. Darin ſah er Gabrielen von ernſten geputzten Häuptlingen von ihren weißen Freunden umringt ſtehen und die Huldigungen neuer Ankömmlinge mit einem ſchwermüthig freundlichen Lächeln entgegennehmen. Sie trug einen mit köſtlichem Rauchwerk verſehenen Anzug und auf dem Haupte einen Aufſatz von bunten Federn, Knöpfen und Muſcheln. Den reizenden Leib, den Hals und die Arme umſpannten Bänder und Gürtel nach Art der Wampums. Sie ſah wahrhaft herrlich und königlich aus in dieſem fantaſtiſchen Aufputze. Mit einem Ausrufe des Entzückens eilte Menonville auf ſie zu, und einen Augenblick ſpäter lag er an ihrem hochklopfenden Herzen, ſüße Küſſe glühten auf ſeinen Lippen, ſüße Worte ſchmeichelten ſich in ſeine Ohren.

Die Freunde ſaßen in vertraulichem Kreiſe beiſammen, ſich ihrer Wiedervereinigung freuend. Der erſte Sturm der erregten Gefühle hatte ſich gelegt und Eines war begierig, von dem Andern Aufklärungen über die ihm dunkeln Begebenheiten zu empfangen.

Gabriele hatte zuerſt erzählt. „Ich kann nicht umhin,“ ſchloß ſie ihren Bericht lächelnd, „mein Glück den frommen Vätern von der Geſellſchaft Jeſu zuzuſchreiben. Denn ihrer Abſicht, mich mit dem armen Kühner Falk zu vereinen, verdanke ich doch wohl meine Bekanntſchaft mit dem Huronenfürſten und das Wohlwollen des würdigen alten Mannes, der mich als Tochter annahm und mir auf ſeinem Sterbelager noch die Nachfolge in ſeiner Würde ſicherte. Nun, wie dem auch ſei,“ fuhr ſie fort, da einige ihrer Freunde den Kopf ſchüttelten; „von ſo tüchtigen Berathern und Freunden umgeben, trete ich meine Stellung mit Freuden an; mit vereinten Kräften wollen wir für das Beſte dieſes gutmüthigen Völkchens ſorgen, welches uns ſo viel aufrichtige Zuneigung beweiſet. Wir wollen ihm durch Unterweiſung in nützlichen Kenntniſſen das Leben leicht und angenehm machen. Aber noch Eines, meine Freunde; hier ſind fruchtbare Ebenen, reiche Wälder, prächtige riß ihm daſſelbe mit gewaltiger Jugendkraft unter dem Leibe hervor, ſo daß der unbeholf'ne, betrunk'ne Fleiſcher köpflings von der Tafel ſtürzte, begrüßt vom Jauchzen der Menge, die ihm nicht gewogen zu ſeyn ſchien. Obgleich auf dieſe Weiſe beſiegt, erneuerte Meiſter Lotz doch von neuem durch Schlagen den Kampf. Der Müller warf ſich raſch auf ihn, ſchlug ihn mit der Fauſt in's Geſicht und trat ihn mit Füßen. Der Wirth, ein dicker unbeholf'ner Mann, und ein ſchmächtiger, vornehm gekleideter Herr, den der Wirth Herr Sekretär betitelte, waren die Einzigen, welche herbeieilten, den jungen Riems von dem benebelten Lotz zu reißen. Sie gelangten aber nicht dazu; denn der Müller prallte plötzlich mit einem wilden entſetzlichen Schrei empor: «Ich bin geſtochen!» Blut ſtrömte von ihm auf den Boden, und in der Hand des liegenden Fleiſchers ſah man ein blankes Schlachtmeſſer. Die geſpannte Stille der Zuſchauer verwandelte ſich jetzt in ein furchtbares Toben. Einige warfen ſich auf den Müller, der todtenbleich auf einen Stuhl geſunken war, um ſeine Wunde zu unterſuchen; And're ſtürzten über den gräßlichen Fleiſcher her, um ihm das Meſſer zu entwinden und ihn ſelbſt feſt zu halten; wieder And're liefen

Wieſen, klare Flüſſe und Seen. Dieſes Land, das uns gehört, in welchem keine frechen Diener eines frömmelnden Despoten, keine fanatiſchen Prieſter ſchalten ſollen, iſt wie geſchaffen zu einem Aſyle für unſere armen unterdrückten mißhandelten Glaubensbrüder in Frankreich. Hierher ſollen ſie ziehen, den Acker bauen und ihrem Gott unbeläſtigt dienen. Die Vorſehung hat mich jetzt in den Stand geſetzt, den langgehegten heißen Wunſch meines Herzens zu erfüllen; unſere erſte und hauptſächlichſte Sorge ſoll ſein, in dieſes reiche fruchtbare Land Anſiedler aus Frankreich zu ziehen, aber zugleich auch jede Einmiſchung der Gewalthaber zu hindern. Unſer Reich muß ein Geheimniß bleiben vor ihnen, verſteckt und verborgen durch die weiten Prärien und den unwegſamen Urwald. Wir wollen die edlen Blüthen der Civiliſation hierher verpflanzen, und ihre Fäulniß denen überlaſſen, die ſich ſo wohl darin befinden. Nur eines Freundes bedürfen wir in Neu-Frankreich, der unſerem Handelsintereſſe dienen ſoll; und er muß Schweigen geloben.“

„So ſei es,“ ſagte Menonville. „Den Freund haben wir bereits in la Vallière. „Darin haſt du Recht, meine Theuere, daß wir jede weitere Verbindung mit Neufrankreich unterlaſſen müſſen. Im entgegengeſetzten Falle würde unſere Lage bald genug wieder durch die Habſucht franzöſiſcher Abenteurer und den Fanatismus der Prieſter getrübt werden. Die Fäulniß der Civiliſation würde uns ereilen. Ich ſelbſt kann als Beweis dafür dienen, wie dieſe Pfaffen ihre ſelbſtiſchen Pläne niemals aufgeben, ſondern immer von neuem verfolgen. Sie hatten beſchloſſen, Gabrielen und Fleuretten ſich wieder dienſtbar zu machen, ich ſtand ihnen als Hinderniß im Wege; es galt, mich beiſeite zu ſchieben. Wie geſchickt man im Jeſuitenkollegium die Zuneigung des Gouverneurs für mich zur Erreichung dieſes Zweckes benutzte, wird mir erſt jetzt klar. Mein Unſtern wollte, daß ich an einer Wunde krank in einer Hütte lag, wohin mich mein Lebensretter Laporte geſchafft hatte, während mein Bruder mich aufſuchte. Seine Ankunft erfuhr ich aber erſt, nachdem er bereits nach Fort Bourbon aufgebrochen war. Damit zugleich wurde mir aber auch die Abſicht der Jeſuiten mitgetheilt, die Miſſion wieder herzuſtellen und die Dienſtleiſtungen Gabrielens und Fleurettens wieder zu beanſpruchen. Meine Verzweiflung mögt ihr euch vorſtellen. Ich eilte zum Grafen Frontenac, der mich wohlwollend aufnahm und mich mit Lobſprüchen wegen meines Verhaltens bei Vertheidigung der Hauptſtadt überhäufte. Ich war taub für Alles und bat mir als die einzige Gnade für meine Verdienſte meine und des wackern Laporte Entlaſſung aus dem königlichen Dienſte aus. Aber davon war keine Rede; ich mochte mich anſtellen, wie ich wollte. Ich ſei noch krank, hieß es ich ſolle mir Bedenkzeit nehmen. Ich hatte weiter nichts zu bedenken, als mich dieſem Joche zu entziehen, das mich drückte und hinderte, allen Anmaßungen der Prieſter entſchieden entgegenzutreten. Von all' dem Aerger, der Angſt und Verzweiflung wurde ich erſt wieder krank, meine ſchlecht geheilte Wunde brach wieder auf — o es waren qualvolle Wochen! fragt den guten Laporte hier, was er bei mir ausgeſtanden hat. Endlich erlangte ich mein Ziel; wir wurden frei, und ſelbſt die Stürme des Nachwinters vermochten nicht uns zurückzuhalten. Unſere Verzweiflung, als wir Fort Bourbon und euere Kolonie zerſtört fanden, zu ſchildern, würde vergeblich ſein. Gott ſei Dank! es iſt Alles vorüber, die Nacht liegt hinter uns, vor uns der freundliche lichte Tag." Und mit einem liebevollen Blicke zog er Gabrielens Hand an ſeine Lippe. „Doch mein theurer Bruder Roger, nun erzähle auch mir, wie es dir gelungen iſt, die Spur deiner Schweſter aufzufinden? Ihr Anderen ſeid davon ſchon unterrichtet, aber mich plagt in der That die Neugier nicht wenig, darum kann ich keine Rückſicht darauf nehmen, daß ihr Bekanntes noch einmal hört."

„Das Verſchwinden meiner Schweſter war ein ſchrecklicher Schlag für unſere Familie," erzählte Roger. Dieſes Unglück, und das ſich bald darauf verbreitende Gerücht von der Vermählung des Königs mit Frau von Maintenon, welches durch die eintretende Ungnade ſehr an Wahrſcheinlichkeit bei meinen Eltern gewinnen mußte, war Beider Tod. Mich behandelte die Dame ſehr gnädig, und ſie hatte ſogar die Abſicht mich mit meiner Henriette — ich werde dir dieſe Verhältniſſe ſpäter auseinanderſetzen — auf Koſten des Königs zu verheirathen. Ich wies dieſen Antrag mit Entrüſtung zurück. Mich vermählen, während meine arme Schweſter, Gott weiß in welchem Kerker oder Kloſter ſchmachtete! Ich rüſtete mich vielmehr als ein zweiter Kadmus meine vom Jupiter entführte Schweſter aufzuſuchen. Ich durchreiſte einen großen Theil Frankreichs, ich forſchte überall, ich beſuchte eine Menge Gefängniſſe, zu denen mir der goldene Schlüſſel Eingang verſchaffte; ich verkehrte mit allen geſchwätzigen und habſüchtigen Pförtnerinnen der Nonnenklöſter; ich lernte manches ſchreckliche Schickſale kennen, nur das meiner Gabriele nicht. Auf meiner Reiſe berührte ich auch Alais und beſuchte ihre Pflegeeltern; die armen Leute waren ſo übel daran wie ich; ſie betrauerten ihren verſchwundenen Sohn, und ich übernahm den Auftrag, auch ihm nachzuforſchen. Nachdem ich zwei Jahre lang ein ſolches Wanderleben geführt hatte, ſah ich ein, daß ich auf dieſe Weiſe nimmer zum Ziele kommen werde, wenn mich nicht der Zufall begünſtigte; und darauf durfte ich nicht rechnen. Ich beſchloß einen anderen Weg einzuſchlagen, ich kehrte nach Hauſe zurück und ließ mich beim Miniſter Louvois melden, der unſerer Familie vorher befreundet geweſen war. Ich traf es ſchlecht. Es war ein neuer Krieg im Werke, und er hatte die gute Ausrede von Geſchäftsüberhäufung, um mich ſogleich wieder fortzuſchicken. Indeſſen ließ er doch einige Worte fallen, die meinen Argwohn in Betreff des Urhebers, der Entführung Gabrielens zu beſtätigen ſchienen. Da erhielt ich eines Tages einige Zeilen, die mich in große Aufregung ſetzten. Ein Pater Raimond von der Geſellſchaft Jeſu theilte mir auf den Wunſch meiner Schweſter mit, daß ſie glücklich ſei, ich ſollte ihretwegen ohne Kummer und Sorge leben, ſie habe ein neues Daſein begonnen, welches zur Seligkeit führe, ſie wünſche in ihrem Ringen nach derſelben aber nicht durch irdiſche Rückſichten geſtört zu werden und ſofort. Der ſchlaue prieſterliche Briefſteller hatte den Aufenthaltsort meiner Schweſter nicht genannt; ich ſelbſt konnte nicht erkunden, auf welchem Wege der Brief an mich gelangt war. Ich ſuchte auf alle Weiſe zu erforſchen, wo Pater Raimond lebe, meine Bemühungen waren vergeblich; Niemand wollte den Mann kennen. Ein hitziges Fieber, welches mich zu Folge meiner phyſiſchen und geiſtigen Anſtrengungen lange Zeit aus Lager feſſelte, hemmte weitere Verſuche. Nach meiner Geneſung beſuchte ich meinen Freund St. Julien, den ſein gutes Glück vermittelſt der Ränke der Frau von Maintenon unlängſt vom Hofe und aus dem Dienſte mit einem hübſchen Gehalte entfernt, hatte und der ernſtlich daran dachte, alten Herzensneigungen nachzugeben. Ich traf einen hübſchen Kavalier bei ihm, den er mir als ſeinen Oheim und königlichen Fregattencapitän vorſtellte und der ihn durchaus bereden wollte, Seedienſte zu nehmen, und alle Landratten zu vergeſſen. Ich klagte Theodore mein Leid. Der Capitän Chateauneuf erkundigte ſich mit vieler Theilnahme nach den nähern Verhältniſſen. Ein Wort gab das andere. Plötzlich ſprang der Capitän auf — ich erfuhr mit einem Male, wonach ich ſo lange und vergebens geforſcht, daß Gabriele von Chateauneuf ſelbſt nach Quebek gebracht worden ſei. Er kannte den Pater Raimond, behauptete aber im Gegenſatze zu deſſen

Brief, daß meine Schweſter durch ſeine Vermittelung an einen Herrn von Menonville verheirathet worden ſei. Ich hatte genug; ich übergab die Verwaltung meines Vermögens meinem künftigen Schwager Pierre Clopin, nahm einen ſchmerzlichen Abſchied von meiner Henriette die freudig ihr eigenes Glück dem Wohl der Schweſter nachſetzte, und reiſte mit Empfehlungen reichlich verſehen, nach Quebek. Das Uebrige wißt ihr ja, meine Freunde. Ich hege nur den einen Wunſch, daß mein theueres Mädchen hier ſein möchte. Nun wir müſſen uns beſcheiden. Der Himmel hat uns ohne dies reichlich mit dem Füllhorn ſeiner Gnade überſchüttet."

„Ihm ſei Preis und Ehre" ſagte Benoit und faltete fromm die Hände.

„Wie würde ich mich freuen, den wackeren St. Julien, den man ſo arg mißhandelt hat, und ſeine ſanfte Manon — ach, alle die guten Valery's möchte ich hier ſehen," rief Gabriele mit Inbrunſt. „Mein guter Laporte und Job," wandte ſie ſich an die Beiden; „ihr ſolltet euere Familie mit anderen guten Leuten herführen. Ihr wißt, in dieſem Lande können wir frei zum Himmel hinein unſere Pſalmen ſingen."

Der Sommer verging raſch unter den mannigfaltigſten Vorkehrungen und Arbeiten. Zum Erſtaunen der Huronen ſtand bald genug ein recht hübſcher Flecken da, mit Vertheidigungsmitteln gegen unvorhergeſehene

Zufälle befeſtigt; Felder wurden getheilt und beſtellt, das neue Gemeinweſen geordnet und feſtgeſetzt. Jeder übernahm ſeine Rechte und Pflichten; über dem Ganzen waltete Gabriele mit Milde und Verſtand. Ihre Vereinigung mit Menonville war ein allgemeiner Feſttag für dieſen kleinen Staat im Urwalde. Das Paar erhielt keine köſtlichen Geſchenke, aber die werthvollſte von allen Gaben, die Liebe vieler einfachen Menſchen, die ihnen vertrauensvoll die Leitung ihres Geſchickes überließen, ward ihnen freudig dargebracht.

Als die erſten ſchwierigen Arbeiten überwunden waren, traten eines Tages Roger, Job und Laporte das Herrſcherpaar an:

„Uns verlangt es,“ ſagte der Erſtere, „bald zu euch zurückzukehren; deshalb müſſen wir bald ſcheiden. Mein Herz ſehnt ſich danach, meine theuere Henriette mit dir ſchalten und walten zu ſehen, liebe Gabriele. Auch miſſ' ich noch ſo Manches; ich werde nicht allein und nicht leer wiederkommen. Die Meiſterſchöpfungen des Geiſtes dürfen in euerm Reiche nicht fehlen; Herr Benoit hat mir viele Aufträge gegeben; unſere Handelsverbindungen müſſen geordnet werden. So ſind noch tauſende Dinge, die wir nöthig haben. Deshalb will ich möglichſt bald mit unſeren Freunden hier aufbrechen. Ich kehre bald zurück, verlaßt euch darauf. Hab' ich meine Henriette, feſſelt mich nichts mehr in Frankreich.“

„Wir können dich nicht aufhalten, mein theuerer Roger,“ entgegnete Gabriele. „Jetzt gehörſt du uns doch nur halb an. Ziehe hin und kehre bald wieder.

Und auch ihr wollet uns verlaſſen, guter Job und mein wackerer Laporte? Werden wir uns jemals wiederſehen? Gewiß, ihr müßt es mir geloben. Wie könnt' ich euch zu meinem Glücke miſſen? Holt euch brave Weiber aus dem ſchönen Languedoc und kehrt mit allen euern Freunden hierher zurück."

„So Gott will, ja," erwiederte Laporte gerührt. „Ich muß nach meinen Freunden und ein paar anderen Herren ſchauen, dann wißt ihr, hab' ich den kleinen Jungen, meinen Brudersſohn Roland, nach dem zieht mich mein Herz. Der junge Rabe wird wohl in der Zeit nicht verhungert ſein"

„Ich werde nimmer wiederkehren," ſagte Job finſter bei ſich ſelbſt. „Ich kann es nicht ertragen, ſie lächelnd an der Seite des Mannes zu ſehen."

Einige Tage darauf ritten die Drei davon, eine Strecke geleitet von ihren zurückbleibenden Freunden und gefolgt von Indianern, die ihnen als Führer und Schützer auf der Reiſe dienen ſollten. Als nach einer ſchmerzlichen Trennung Job ſein Pferd noch einmal wandte, um Gabrielen nachzuſchauen, tropften große Thränen aus ſeinen Augen. Er trocknete ſie mit einer raſchen Geberde, ſpornte ſein Pferd und ſagte: „Das war einſt ein ſchöner Traum, als ich ſie mein nannte. Eine Königin konnte nicht für mich beſtimmt ſein."

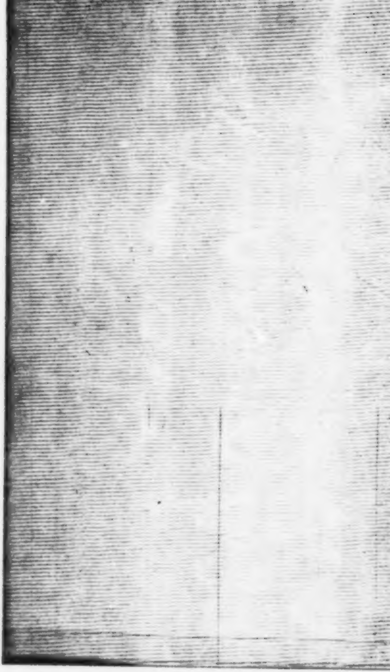
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt.

nach dem nahen Rathhauſe, um die Stadtknechte herbeizuholen. Es war ein Fluchen, Toben, Lärmen; Weiber und Kinder heulten und ſchrieen, der dicke Wirth ſtöhnte, indem er die gefalteten Hände auf ſeinem Bauche trug, ſeine dürre Frau zeterte, und nur Chriſtiane war ruhig und ließ ſich den Hergang der Sache von dem in der Ecke ſitzen geblieb'nen Nagelſchmied erzählen. Als er fertig war und ihr zu dem vornehmen Manne mit einem recht ſchmerzlichen Geſichte gratulirte, verſetzte ſie lachend: «Behalt Er den Glückwunſch vor der Hand, Meiſter. Es hat gute Wege mit der Frau Profeſſorin. Ich denke, man ſoll mich doch auch erſt darum fragen. Der Müller und Fleiſcher hätten wahrlich deshalb nicht an einander zu gerathen gebraucht. Inzwiſchen wär' Mosje Baſtel Riems auch nicht mein Mann; der thut mir viel zu dicke mit ſeiner Bonifazmühle, und iſt mir ein viel zu maulfertiger, vorlauter Geſelle.»

«Sie will alſo den Profeſſer nicht nehmen?» fragte Eiſenblut, plötzlich wunderbar freundlich und zuthunlich und ſchier mit der unſchuldigen, harmloſen Herzlichkeit eines Kindes.

«Darauf geb' ich Ihm mein Wort! Eher wollt'



Balladen und Romanzen.

Balladen- und Romanzenſchatz

von

Ludwig Storch.

Erfurt
Guſtav Schulz
Firma: Moſel & Schulz
1873.

Dem modernen Bernhardiner

Guſtav Rawald

in Freiburg an der Unſtrut

gewidmet

von

Verfaſſer und Verleger.

An Gustav Kawald.

Trefflicher Ampelurg, der gleich Bernhards früheſten Schülern
Emſig am Schweigerbergs Hange die Rebe behackt,
Kundig des Weins dann wartet im Faſſe, und wieder belehrend
Nachts bei Minerva's Licht ſchreibet die Oenologie;*)
Gönner dem Dichtergeſchlecht, Liebhaber gemüthlichen Sanges,
Allem was gut iſt und ſchön Förderer mit Herz und mit Hand;
Von der Romantik des Thals mit dem Bergſchloß des Springers begeiſtert,
Schöpfer ihm neuer Zier architektoniſcher Kunſt;
Märtyrer auch der Idee von Deutſchlands hoher Beſtimmung,
Warſt Du in ehrender Haſt thätig wie ſelten ein Mann.
Haſt Dir auch ſchönes Verdienſt um dieſe Lieder erworben,
Ohne Dein freundlich Bemühn wären ſie nicht auf dem Markt.
Darum bringen Dir Dank der Dichter und der Verleger
Stiftend den bunten Strauß Dir auf den häuslichen Herd.

L. St.

---

*) Das Buch vom Wein. Von Guſtav Kawald. 3. Aufl. bei Cohen & Riſch in Hannover.

Inhalts-Verzeichniſs.

I. Hilarodien.

Seite
Der heilige Bernhard 3
Die Mönche von Georgenthal 16
Herr Ritter Schienlendenſtück 24
Die Frau von Wida 28
Hans Ballhorn 37

II. Aus Klio's Tafeln.

Kaiſer und Patriot 45
Karls des Großen Schafpelz 50
Der Longobardenkönig 55
Des Frieſenkönigs Bekehrung 58
Adalgis 63
Des Kaiſers Zorn 66
Die gewonnene Schlacht 75
Der Ungarkönig und der Banbakan 78
Graf Szapary der Pflüger 91
Der ſterbende Held 98
Das Volksgericht 103
Der Judenknabe 109
Die perſiſche Synode 116
Bet-Ernſt und der Dorfpfarrer 126
Junker Jürge 132
Die Fürſtin von Iſenburg 136
Die Todtengräberin 140

Ludwig der Eiſerne
Freibergs Treue
Der ſtolze König

III. Romancero.

Fee-Romantik
Der Nonnengürtel
Der Bettelknabe
Die Schwarzaer Chorknaben
Der Bärenſprung
Aſa und Aſaël
Des Dichters Vermächtniß
Der finſtere Waffenſchmied

IV. Allegorien.

Die erſten Regentropfen
Der Blumenbote
Die Geburt des Kuſſes
Vom Knaben der nach der Jugend jagte

V. Salmagondi.

Hochfürſtliches Beilager
Die Gottesbraut
Die Brautnacht
Die weiße Stute
Simonides
Bruno und Emma

Seite
147
160
167

179
191
204
211
216
218
223
232

239
249
258
264

275
280
304
307
315
322

I.

Hilarodien.

Mit luſtigen Stücklein, die ich erſonnen,
Hab' ich gern den Reigen begonnen.

ich als Magd dienen, als das alte, tückiſche Geſicht in meinem ſchneeweißen Ehebettchen haben.»

Der Nagelſchmied wollte im Uebermaß ſeines Entzückens wieder nach Janchens Hand haſchen, als die mit Hellebarden bewaffneten Stadtknechte, den Polizei-Inſpektor an ihrer Spitze, hereintraten, um den mörderiſchen Fleiſcher mit unnützem Geſchrei zu arretiren. Sobald dieſer ſah, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als ſich den Händen der behellebardeten Gerechtigkeit zu überlaſſen, trat er entſchloſſen auf den Wirth zu, der an der Seite des Sekräters zitterte, und raunte ihm etwas mit drohender Geberde in's Ohr, worauf dieſer leichenblaß wurde; dann überlieferte er ſich trotzig dem Inſpektor und die Hellebardiere führten ihn ab.

«Der abſcheuliche Menſch kommt nun an den rechten Platz,» flüſterte Jane dem Nagelſchmied zu, «und gleich auch unter die ihm zugehörige Geſellſchaft; denn in den Gefängniſſen des Schloſſes, wohin er vom Rathhaus an das Amt abgeliefert wird, ſitzt jetzt eine ganze Diebsbande, die vor Kurzem hier eingebracht worden iſt. Das ſind Leute für Meiſter Lotz, und ich bin heilfroh, daß uns der widrige Menſch nicht mehr über die Schwelle

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

„Der heilige Bernhard.“

Du herrlicher Rheingau, durchſtrömt vom Rhein,
Des Weinlands prächtigem Spiegel!
Vom hohen Geſtein
Sie ſchauen hinein,
Die Schläfen bekränzt mit rankendem Wein,
Die ſonnigen wonnigen Hügel,
Die rebenbepflanzten,
Verſtändig beſchanzten,
Von rührigen fröhlichen Winzern umtanzten.
Der lärmende Herbſt und die Leſe geht an.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Bernhard Abt von Clairvaux (Lichtenthal) 1115, einer der größten Männer des Mittelalters, „der honigfließende Lehrer“ genannt, war erſt Mönch in Citeaux (**Cistercium**), dem Stammkloſter des 1098 geſtifteten Ciſtercienſerordens, der faſt zweitauſend Manns- und Frauenklöſter inne hatte. In Frankreich und am Rhein wurden die Ciſtercienſer „Bernhardiner“ genannt.

St. Urban, der Schutzheilige des Weinbaus.

Steh' Rede mir, Rhein, der du Alles geſchaut
Mit den hellen luſtigen Augen,
Und nenne ſie laut,
Die ſo lieb und traut
Des Rheingaus reizende Wände bebaut,
Daß ſie zaubriſches Naß dir entſaugen!
Die die Reben hier legten,
Behackten und pflegten
Und die Gärten mit ſchützenden Mauern umh
Wer waren die Wackern, die ſolches gethan?
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Die Mönche waren es von Ciſterz,
Die trefflichen löblichen Väter!
Ihr Kopf und ihr Herz
Voll Ernſt und voll Scherz,
Ihr Arm und die Fauſt wie geläutertes Erz,
Bald Forſcher, bald Pflüger und Mähder,
Sie wußten zu richten,
Verſtanden zu ſchlichten
Und kannten der Berge weingünſtige Schichten.
Auch ſtimmten ſie oft den Bittgeſang an:
O bitte für uns, du heil'ger Urban!

Aus ſeinem heimiſchen Lichtenthal
Hat Bernhard der Abt ſie geſendet.
Dort Hügeln der Wahl
Hat die Sonne zumal
Den lebenweckenden kräftigen Strahl
Mit Mutterliebe geſpendet.
Die Seelen auch flammen
Und lodern zuſammen,
Bekundend daß ſie aus dem Lichte auch ſtammen.
Sie lichten die Wildniß und lichten den Wahn.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Als leuchtendes Beiſpiel geht reich begabt
Voran in Dichten und Trachten
Der beringt und beſtabt,
Ihr Lehrer und Abt,
Die Seelen mit himmliſchem Honig labt,
Die nach Wahrheit dürſten und ſchmachten.
Gleich kräftig im Reden,
Wie brünſtig im Beten,
Erhielt er den Namen des neuen Propheten.
Und wie er geſprochen, ſo hat er gethan.
O bitte für ihn, du heil'ger Urban!

Denn wie er im Worte das ewige Heil
Mit Lieb und Begeiſtrung geboten,
So greift er in Eil'
Zu Hacke und Beil
Und ſpaltet die Felſen mit wuchtigem Keil,
Die Wälder zu klären und roden.
Die ſteinigen Wände,
Das ſumpf'ge Gelände
Verwandeln zu Aarland die rüſtigen Hände,
Den finſtern Urwald zum lachenden Plan.
O bitte für ihn, du heil'ger Urban!

So iſt er unzähligen Männern der Sporn
Auf dem Wege zum richtigen Leben.
Sie tilgen den Dorn,
Sie faſſen den Born,
Sie mähen die Wieſe, ſie heimſen das Korn
Und ſchneiden die würzigen Reben.
So ſchaffen mit Fleiße
In jeglichem Kreiſe
Die würdigen Männer nach ſeinem Geheiße
Und brechen die neue erfreuliche Bahn.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Als Bernhard das eigne Haus ſo beſtellt
Mit ordnendem Schaffen und Mühen,
Da ſucht ſich der Held
Ein größeres Feld
Und läßt in der dunkeln verkümmerten Welt
Die Sterne des Geiſtes erglühen.
Er gründet am Rheine
Und bildet am Maine
Die forſchenden thätigen Männervereine.
Nun geht hier die Arbeit, die ſittliche, an.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Die Klöſter erſtehn von der zaubernden Hand
Zumeiſt in den ſchattigen Wäldern.
Da leuchtet der Brand
Hinab in das Land,
Jungfräuliche Scholle ringt umgewandt
Empor ſich zu blühenden Feldern.
Die ſonnigen Hänge,
Die ſtein'gen Gelänge
Bekränzet der Reben ergötzlich Gedränge.
Den Bauer erziehn ſie zum thät'gen Kumpan.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Vor allen Stift Eberbach ſtets genannt
Als Perle in Rheingaus Grenzen,
So einſam gebannt
In des Thales Rand,
Und doch den Männern ſo werth und bekannt,
Die den Becher einander kredenzen!
Du ſtrahlſt durch die Zeiten,
Durchleuchteſt die weiten
Weintrinkenden Länder ſo ſchön als beſcheiden.
Den Schützer der Reben oft rufen ſie an:
O bitte für Eberbach, heil'ger Urban!

Erbaut von den Enkeln des alten Ciſterz,
Von des Lichtenthals löblichen Söhnen,
Erglüht hier ihr Herz
Wie allerwärts
Und läßt zur Arbeit in Ernſt und Scherz
Geſangeszauber ertönen.
Von der Bergwand wieder
Rückſchallen die Lieder
Und grüßen zum Danke die ſchaffenden Brüder.
Das iſt der Arbeit ſiegfroher Päan!
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Sie erklimmen des Steinbergs ragenden Wall.
Nun lärmt in den dichten Geſtrüppen
Des Beilſchlags Schall
Und der Wiederhall
Von der Eichenſtämme wuchtigem Fall
Und von ſtürzenden Knorren und Klippen.
Sie ſchwingen die Waffen,
Sie ringen und raffen,
Aus felſigem Raine den Weinberg zu ſchaffen
Und pflanzen die Rebe, die köſtliche, an.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Und weiter auf ihrer verſtändigen Schau
Verkehrt ſich die Wildniß in Fluren,
Da hebt in der Au
Sich der wohnliche Bau,
Da ſchmückt ſich der Garten im ſprudelnden Thau
Mit des Fleißes blühenden Spuren.
Sie zimmern und fügen,
Sie hacken und pflügen.
Je ſchwerere Arbeit, je größer Vergnügen;
Je härter die Rinde, je ſchärfer der Zahn.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Und Erde und Sonne belohnen die That
Der rührigen ſchwieligen Hände.
Da woget die Saat,
Da duftet die Mahd,
Da ſchwellen die Trauben im Strahlenbad
An des Berghangs heißem Gelände.
Sie treten die Kalter,
Sie ſingen die Pſalter.
So rührt ſich die Jugend, ſo regt ſich das Alter.
Wie füllen die Tröge und Fäſſer ſich an!
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Und Jahr für Jahr welch' ſchöner Gedeihn
Blüht Händen und Zungen entgegen!
Im Keller in Reihn
Die Fäſſer voll Wein.
Hoch laſtet im Speicher, tief klinget im Schrein
Des Fleißes hellleuchtender Segen.
Der geht auf den Pfaden
Zu nahen Geſtaden
Und wird auf bewimpelte Schiffe verladen.
In Köln hebt die duftenden Schätze der Krahn.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Abt Bernhard war längſt durch des Todes Nacht
Gegangen zur Himmelsverklärung
Und zum Heil'gen mit Pracht
Von dem Papſte gemacht,
Da haben die Ciſtercienſer bedacht,
Wie ſie auch ihm zeigten Verehrung.
Sie haben geſonnen
Bis daß ſie's gewonnen,
Dann haben die Arbeit ſie rüſtig begonnen.
Sie ſtimmen ein herziges Lied dazu an:
O bitte für uns, du heil'ger Urban!

Sie meinten: gleich wie ihr geprieſener Held
Einſt ragte durch himmliſche Gaben,
Vom Ruhmlicht erhellt,
Hoch über die Welt,
So ſei ihm ein Weinfaß hergeſtellt,
Ob allen Fäſſern erhaben.
Und emſig ſie flitzten
Und hobelten, ſchnitzten
Und reiften und ſchweiften und lachten und ſchwitzten,
Bis daß ſie die Arbeit vollbracht und gethan.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

kommen kann. Da verging kein Vormittag, kein Nachmittag, kein Abend, daß er nicht bei uns lag und ſich voll ſoff. Was auch nur mein Vater immer mit dem abſcheulichen Kerl zu verkehren hatte! Es iſt wahr, ich bin das Wirthshausleben recht ſatt, und ſehne mich aus dem ewigen Tumult nach Ruhe.»

Jetzt ſtürmten auch der Stadt-Phyſicus und der Amts-Chirurg herein, um den verwundeten Müller zu unterſuchen, zu verbinden, und ihr visum repertum auszuſtellen. Des Müllers Vater kam jammernd und ſcheltend, ſeine Schweſtern ſchreiend, ſeine Brüder lärmend. Es ergab ſich, daß Sebaſtian Riems einen ſehr gefährlichen Stich zwiſchen den Rippen der rechten Seite erhalten hatte, und man konnte nicht wiſſen, ob derſelbe tödtlich ſey. Der Verwundete war in eine Nebenſtube auf ein Lotterbette gebracht worden. Dort verſammelten ſich die Medici, ſeine Angehörigen und Neugierige um ihn; Janchen ging keinen Schritt danach.

«Wenn der Baſtel mit dem Leben davon kommt,» ſagte ſie zum Nagelſchmied, «ſo mag er ſich eine Lehre daraus ziehen und ſein vorlautes Maul ein ander Mal geſchweigen. Solch ein Denkzettel iſt

Wie ſtaunet die Welt, als zum rieſigen Faß
Die Mönche nach Eberbach laden!
Da ſprechen ſie baß:
Gefüllet wird das
Mit der Steinbergstraube köſtlichem Naß,
Dem Heilgen zum Ruhme gerathen.
Und wieder im Schwange
Am ſonnigen Hange
Das Regen und Fegen mit frohem Geſange,
Bis daß ſie zum Alten den Neuen gethan.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

O Wunderfaß! — Endlich auch iſt es gefüllt
Mit Steinbergswein bis zum Spunde
So feurig als mild.
Dran pranget als Schild
Des heiligen Bernhard gemeißeltes Bild,
Begrüßt von der ſingenden Runde.
Sie taufen's mit Weine
Im frohem Vereine
„Der heilige Bernhard." — So ward ihm das
Im Geiſt ſind ſie wieder ihm unterthan.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Nun dienen dem Heil'gen bei Tag und Nacht
Die Frommen in Züchten und Treuen.
Manch friedliche Schlacht
Wird dar ihm gebracht.
Mit liebendem Eifer ſind Alle bedacht
Den Geiſt ihm mit Geiſt zu erneuen
Und zu ſtärken die Seele,
Damit ihm nicht fehle,
Was leicht ihm entführte die durſtige Kehle.
So haben andächtigen Dienſt ſie gethan.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Doch weh! die Väter flohen hinaus,
Von ſchrecklichem Unheil betroffen.
Es haben — o Graus! —
Das heilige Haus
Die Bauern erſtürmt und in Saus und Braus
Die Seele Sankt-Bernhards geſoffen,
Es laſſen die Frechen
Nicht ab vom Zechen,
Bis daß ſie den Boden des Faſſes zerbrechen.
Das haben die Bauern den Mönchen gethan.
O bitt' auch für ſie, du heil'ger Urban!

Ach gönnt doch den Bauern das labende Gut,
Nach dem ſie ſo lange geſchmachtet!
Die ſchäbige Brut
Sie mußte den Muth
Zur Freiheit bezahlen mit ihrem Blut.
Bald wurden ſie alle geſchlachtet.
Die Väter, die frommen
Die Abſchied genommen,
Ins wüſte Kloſter zurückgekommen,
Sie ſtaunen den leeren Sankt-Bernhard an.
O bitte für ſie, du heil'ger Urban!

Und wieder ſchütten ins Faß ſie ein
Den Saft gekalterter Trauben.
Doch ach! das iſt Schein,
Die Arbeit nur Pein.
Sie ſchmauſen lieber und zechen den Wein,
Als daß ſie hacken und klauben.
Die einſt es erworben,
Sind längſt ſchon geſtorben.
Der Eifer der Väter iſt ſchmählig verdorben.
Die pflegen des Bauches im thörichten Wahn.
O bitte für ſie nicht, du heil'ger Urban!

Was hilft's daß der heilige Bernhard ſoll
Nun wieder den Weinſchatz haben!
Ob die Traube ſchwoll,
Sie ſchaffen mit Groll
Und bringen zum Viertel das Faß nicht voll
Mit des Berges köſtlichen Gaben.
Der Geiſt, hier gegoren,
Für immer verloren,
Erſcheint nicht den faulen ſchlemmenden Thoren.
Halloh! ein neuer Weltmorgen bricht an.
O bitte für ihn, du heil'ger Urban!

Aus Eberbach verſchwunden ſchon lang
Sind auch die Säufer und Freſſer.
Doch der alte Rang
Blieb des Steinbergs Hang,
Und fleißige Winzer mit Jubelgeſang
Jetzt füllen die Kaltern und Fäſſer
In freundlichen Schenken
Bei Steinbergs Getränken
Wir wollen des heiligen Bernhards gedenken,
Der fleißigen Väter auch lobeſan.
O bitte für uns, du heil'ger Urban!

Die Mönche von Georgenthal.

Wir preiſen die Mönche von Georgenthal
Als liebe treffliche Männer.
Es waren ihrer zwölf an der Zahl,
Darunter kein Greiner und Flenner.
Der dreizehnte war der wackre Abt,
Vom Schöpfer auch zum Beſten begabt,
Ein Witziger und Kurzweiliger.
Doch war er auch kein Heiliger,
Und machte ſich nie unnöthige Qual.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Er gönnte ſich gern was der Himmel beſcheert,
Verachtend kein Liebes und Gutes.
Und weil er's den Brüdern auch nicht verwehrt,
So waren ſie fröhlichen Muthes.
Sie glänzten ſo ſpeckig, ſie waren ſo rund,
Ihr Herz und ihr Magen ſo kerngeſund,
So meiſterlich Zechende, Kauende,
So unverwüſtlich Verdauende,
Und immer Heitre beim leckern Mahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Auch war kein Judas in ihrem Kreis,
Der ſchnöde verrathen ihn hätte.
Sie laſen die heilige Meſſe mit Fleiß,
Sie ſangen die Hora, die Mette;
Auch baten ſie täglich den Herrn zu Tiſch,
Und hielten die Faſten bei mancherlei Fiſch,
Bei Kuchen und Klöſen, gar mächtigen.
Da ſpeiſten die frommen Bedächtigen
Nur Nudeln und Fladen, nur Karpfen und Aal,
Es leben die Mönche von Georgenthal.

Hoch ragte in üppig prangender Au
Ihr reiches und ſtattliches Kloſter.
Wie betete ſchön ſich im herrlichen Bau
Das Ave und Paternoſter!
Drum ſegnete auch zu jeglicher Zeit
Dafür die heil'ge Dreifaltigkeit
Die fleißig Singenden, Betenden,
Weinpflegenden, Fiſchenden, Knetenden
Mit ihrer Gnade beglückendem Strahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Die Keller waren geräumig und kühl,
Die Küche geräumig und helle.
Es lag ein weicher und ſchwellender Pfühl
In jeder getäfelten Zelle;
Darüber hing des Gekreuzigten Bild,
Und ſchaute hernieder erbarmend und mild
Auf die Schläfer, die göttlich Erleuchteten,
Laut Schnarchenden, ſelig Befeuchteten.
Und Jeder dem Herrn ſich zuvor befahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

In ihren Kellern lagerte reich
Vom Rheine und Maine der Aechte.
Im Thale glänzte manch bläulicher Teich
Voll Schleien, Forellen und Hechte.
In ihren Ställen die Kuh und das Kalb.
Die herzigen Väter thaten nichts halb;
Sie thaten und ſprachen nur Tröſtliches.
Sie aßen und tranken nur Köſtliches.
So hielten ſie's ein für allemal.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Der Wald auf der Berge ſchattiger Höh'
Lud ein ſie zu pirſchen und jagen,
Sie ſchoſſen den Eber, den Hirſch und das Reh
In herbſtlichen fröhlichen Tagen.
Sie ſchoſſen den Haſen im Felde, am Steig,
Sie ſchoſſen die Gans und die Ente im Teich.
Den Sprenkeln, den beerebehangenen,
Entnahmen ſie oft die gefangenen
Schmackhaften Waldvögel in reichlicher Zahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Dagegen die düſtere Bücherei
War keine von ihren Schwächen.
Sie meinten, daß es nicht dienlich ſei
Die Köpfe ſich zu zerbrechen.
Sie wußten, daß auch der Gelehrteſte irrt,
Und daß Studiren die Geiſter verwirrt.
Sie waren ja Weiſe und Glaubige,
Die Bücherſchreine drum ſtaubige
Und etwas ſchmal und etwas kahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Dafür ſie waren den Frauen recht gut,
Die friedlichen löblichen Männer,
Und nahmen die Lämmchen in hirtliche Hut
Als Chriſti getreue Bekenner,
Empfahlen ſie auch im Gebete dem Herrn
Und abſolvirten ſie herzlich gern.
Sie waren nicht Liebefeindliche,
Sie waren ja Menſchenfreundliche.
Ihr Herz nicht verhärtet wie Eiſen und Stahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Wenn ſie ſich an Speiſe und Trank gelabt,
So ſangen ſie Schelmenlieder.
Auch hielt wohl ein Tänzchen der luſtige Abt
Inmitten der luſtigen Brüder.
Da ließen ſie heimlich die Dirnchen herein,
Bewirtheten ſie mit Kuchen und Wein;
Dann ſchwenkten die Freudeſeligen
Die Mädchen, die lieblichen, fröhlichen,
Und Geigen und Küſſe erſchallten im Saal.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

„Zwölf heil'ge Apoſtel lobeſam."
So ſangen die glücklichen Seelen,
„Die hingen getreu ihrem Meiſter an,
Und folgten ſeinen Befehlen.
Zum himmliſchen Dienſt entſchloſſen ſie ſich,
Und ließen ihr weltlich Geſchäft im Stich,
Bekämpften als Gute und Redliche
Mit ihm das Böſe und Schädliche,
Wie Daniel bekämpfte den Baal."
Es leben die Mönche von Georgenthal!

„Ihr guten ſchriftkundigen Chriſten wißt,
Wie ſie zuſammengeſeſſen,
Und mit dem lieben Herrn Jeſus Chriſt
Den Oſterbraten gegeſſen.
Sie reichten ihm einen Becher fein,
Er ließ ſich ſchmecken den köſtlichen Wein.
Ihn ſegnet' der Weinverſtändige.
Sie aber wurden Lebendige,
Als ringsum kreiſte der volle Pokal.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

ihm gar nicht unrecht. Ich weiß nicht, was er ſich einbildet? Ihn hätte ich doch nicht genommen. Das wäre mir meine Ruhe in dem ewigen Mühlengeklapper!»

«Ach,» ſeufzte Eiſenblut, «die Hämmer in der Nagelſchmiede klappern auch.»

«Damit kann man aber im Takt ſchlagen und ein herzig Liedlein dazu ſingen; die Schläge auf den Ambos klingen auch recht hell. Aber in der Mühle der alte zänkiſche Riems und ſeine keifige Frau, der polternde Baſtel, die naſeweiſen Schweſtern. Nimmermehr!»

«Ich hab' nur ein Mütterlein,» ſagte Eiſenblut weich, und die blauen Augen ſtanden ihm voll Thränen; «die iſt nicht zänkiſch, nicht keifig, die iſt eine gute, fromme Frau, fürchtet Gott und iſt ohne Trug und Falſch.»

«Ei ſo bring' Er ſie doch ein Mal mit, daß ich ſie auch kennen lerne.»

«Das ſoll geſchehen!» ſagte der Nagelſchmied ſeelenvergnügt und drückte Janchens Hand.

Die Gäſte aus der Stadt verlieſen ſich, um die merkwürdige Begebenheit, deren Augenzeugen ſie geweſen waren, mit manchen Zuſätzen und Verdrehungen im Stättchen auszupoſaunen; die fremden

„Auch wir ſind hier eine gleiche Zahl
Und deine Apoſtel eben.
Wir ſitzen mit dir beim feſtlichen Mahl,
Und laſſen, Herr Abt, dich leben,
Wir ließen ja auch die Welt im Stich,
Umgaben zu himmliſchem Dienſte dich.
Zwar ſind wir keine Heilige,
Doch eſſend und trinkend auch Eilige,
Und kennen die Güte des Weins zumal.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

„Und weil wir uns auf Weine verſtehn
Und treulich dir angehören,
So wolleſt du mit uns, wir bitten dich ſchön,
Heut öfter den Becher noch leeren.
Drum nimm ihn, o Vater, in deine Hand,
Und führe zum Mund den winkenden Rand!
Erquicke dich an dem Fließenden,
Wie wir, die mit dir Genießenden.
So thun wir fromm, was der Herr uns empfahl.
Es leben die Mönche von Georgenthal!“ —

So ſangen die Brüder, ſo thaten ſie auch.
Sie trenken und tranken und tranken,
Bis ſie nach ſo häufig beliebtem Gebrauch
Zuletzt von den Stühlen wohl ſanken.
Dann lallten ſie ihrem Schutzheiligen zu:
„O bitte für uns, im Himmelreich du!
Für uns, die gewiſſenhaft Handelnden,
Auf himmliſchem Gnadenweg Wandelnden!
Du biſt ja Fürbitter von unſrer Wahl.“
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Die Väter aus dem Sankt-Georgenhaus
Sind längſt zu Aſche geworden.
Doch ſtirbt auf Erden wohl nimmer aus
Ihr fröhlicher ſeliger Orden.
Wo luſtige Brüder beiſammen ſind,
Sie folgen der Kloſterregel geſchwind.
Auch wir ſind die Regel Uebende,
Gut Eſſende, Trinkende, Liebende,
Und dienen damit dem Schöpfer zumal.
Es leben die Mönche von Georgenthal!

Georgenthal war ein ſehr reiches Ciſtercienſerkloſter in einem anmuthigen Thale am Fuße des nordweſtlichen Thüringerwaldes und wurde im Bauernkriege von den Bauern zerſtört.

Herr Ritter Ochſenlendenſtück.

(Sir Loin of beef.)

Von einem König in Engelland
Vernehmt eine ſchöne Geſchichte!
Auf ſeiner prächtigen Tafel fand
Er immer die beſten Gerichte.

Sein liebſter Freund auf der ganzen Welt
Das war ſein Küchenmeiſter;
Er hat ihn höher in Ehren geſtellt,
Als alle die größten Geiſter.

Rehbraten genoß er täglich ſchier,
Doch Rindfleiſch war ihm noch lieber,
Am liebſten Lendenbraten vom Stier;
Es ging ihm nichts darüber.

Der Küchenmeiſter einſtens briet
Das ſaftigſte aller Stücken;
Beim erſten Biſſen der König gerieth
In ſchnalzendes Hochentzücken.

In Wonnethränen glänzte ſein Aug'
Auf's Fleiſch der trefflichen Lenden.
Den Mund voll Waſſer, ſtrich er den Bauch
Sich mit höchſteigenen Händen.

Und öffnete dann den weißen Mund:
Ihr Ritter und ihr Vaſallen,
Es hat auf dem weiten Erdenrund
Mir wahrlich! nichts beſſer gefallen,

Als ſolch ein köſtliches Lendenſtück
In euerm Kreis zu verſpeiſen;
Drum iſt es billig für ſolches Glück
Es ehren und hoch zu preiſen.

„Die edelſte ſei von aller Speiſ'
Vom Könige heute geadelt!
Der König gebeut's und der König weiß,
Daß Keiner darum ihn tadelt."

Der Herrſcher erhebt ſich und zieht ſein Schwert
Und redet mit Wohlbehagen:
„Wir wollen, o Lendenbraten werth!
Dich heute zum Ritter ſchlagen.

„Der König will, daß von dieſer Stund'
Du ſollſt Herr Ritter heißen!
Dich ſchlägt mein Schwert, ernennt mein Mund
Zum Edelmanne der Speiſen."

Und alle ſehn auf das Lendenſtück
Das Schwert den König ſtrecken.
Dann ſinkt er froh in den Stuhl zurück,
Und läßt ſich's vortrefflich ſchmecken. —

So wurde das Ochſenlendenſtück
Zum Ritter gemacht und geſchlagen.
Es war ein erhabener Augenblick,
Als dieſes ſich zugetragen.

Und wo durch Kochkunſt und Geſchick
Die Beefſteaks immer gerathen,
„Herr Ritter Ochſenlendenſtück"
Heißt dort der herrliche Braten. —

Und ſeit dem weltgeſchichtlichen Tag
Spielt' auch in andern Staaten
Bei manchem fürſtlichen Ritterſchlag
Oft mit der Rinderbraten.

Es möchte bei uns weniger bekannt ſein, daß in England die Lendenſtreifen des Rinds, zu beiden Seiten des Rückens, worin die Nieren liegen, und aus welchen eigentlich die Beefſteaks bereitet werden, den Baronstitel führen, der übrigens auf einer Wortverwechſelung beruht.

Die Frau von Wida.

Beim Liebesgott, kein ſchönres Weib
Lebt in Thüringens Gauen!
Wie roſiger Marmor iſt ihr Leib,
Der zarte, anzuſchauen,
Des Auges wunderbarer Blitz
Verkündet Geiſt und Mutterwitz
Der lieblichſten der Frauen. —
Das iſt die Frau von Wida.

Ihr Ehewirth, ein tapfres Blut,
Lebt ſtets ihr zu gefallen.
Er hält ſie als ſein höchſtes Gut
In ſeines Schloſſes Hallen.
Wie er den Minnedienſt ihr weiht,
Hat er dem Herzog Heinz den Eid
Geſchworen des Vaſallen. —
Das iſt der Herr von Wida.

Im Dämmerſtündchen ſitzt das Paar
Einſt in der Ritterhalle.
Sie koſen viel und endlich gar
Vom erſten Sündenfalle.
„Das erſte Weib — Gott ſei's geklagt! —
Hat ſich nicht böſe Luſt verſagt
Und ſo verderbt uns Alle."
So neckt der Herr von Wida.

„Gott ſei's geklagt mit Weh und Ach,
Daß ſie uns bracht' zu Schaden!
Wie Eva lüſtern war und ſchwach,
Sind Alle nicht gerathen.
Um einen Apfel — Schand' und Spott! —
Hat Zorn und Fluch vom lieben Gott
Sie auf die Welt geladen."
So ſchmollt die Frau von Wida.

„Mein Kind, verdamme Even nicht!
Halt' um der eignen Schwächen
Der Aeltermutter kein Gericht,
Sonſt könnt' an dir ſich rächen

Des Weibs Natur und ſchwacher Sinn;
Denn ſtets wie Ketten zieht ſie's hin,
Verbotne Frucht zu brechen!"
So warnt der Herr von Wida.

»Nun ja, ein Apfel iſt gering,
Doch könnt' es leicht ſich fügen,
Daß du um ein geringer Ding
Auch müßteſt unterliegen.
Spräch' ich nur aus ein ſtreng Verbot,
Du würdeſt wohl mit großer Noth
Kaum böſe Luſt beſiegen.«
So ſpricht der Herr von Wida.

»Und welches Ding denn meineſt du,
Mein Ritter und Gebieter,
Das, mir verboten, nimmer Ruh
Mir ließe unterm Mieder?
Ich nähm' wohl Beſſres in den Kauf
Als Eva, und ich wette drauf:
Ich wahre Herz und Glieder.«
So lacht die Frau von Wida.

»Ei, bald gefunden iſt das Ding.
Erhebe nur das Auge
Und ſieh in unſres Hofes Ring
Den Pfuhl der ſchwarzen Jauche!
Wie ſie aus allen Ställen rinnt,
Vermehrt von Regen und Geſind,
Iſt's eine böſe Lauge.«
So ſpricht der Herr von Wida.

»Kehrſt du nun nächſt wie Schnee ſo rein
Zurück aus deinem Bade,
So geh' nicht in den Pfuhl hinein,
Daß dir's nicht zwiefach ſchade!
Geh' nicht hinein mit bloßem Fuß
Und bleib', dir ſelber zum Verdruß,
Hübſch auf dem trocknen Pfade!«
So ſcherzt der Herr von Wida.

»Welch lächerlich Verbot! — Ich ſoll
Mich hüten nach dem Bade,
Daß ich — fürwahr ich wäre toll! —
Nicht in der Lache wate!

Marktgäſte verfügten ſich theils zu Bette, theils auf die Streu, und nur Meiſter Eiſenblut's Müdigkeit wurde von Janchens freundlichen Blicken munter erhalten.

Der dicke Wirth, ſeine Frau, der ſchmächtige Sekretär, der immerfort Komplimente ſchnitt, und noch zwei Bürger rückten am Ofen an einem Tiſche zuſammen, der ſtattgefundne Vorfall wurde des Breitern beſprochen, und nach deutſcher Bürgerſitte zehn Mal wiederholt, herumgewendet und gedreht, wie ein däniſcher Handſchuh, und ſo von allen Seiten gehörig beleuchtet. Der Sekretär that den Vorſchlag, ſich auf den gehabten Schrecken mit einem Glaſe Punſch zu ſtärken, welcher Beifall fand, und nicht lange darauf trug Chriſtiane die dampfende Bowle auf den Tiſch, füllte die Becher, reichte umher, und ſchob dem in der Ecke ſein Pfeifchen ſchmauchenden Eiſenblut unbemerkt einen ſolchen hin. Der junge Meiſter dankte mit wonneſtrahlenden Blicken.

«Wenn der unangenehme Vorfall nur Sr. Erlaucht nicht abermals von Hochdero Einzug in Adlerſtein abhält!» bemerkte der Sekretär mit einem wichtigen geheimnißvollen Achſelzucken.

«Meinen Sie Herr Sekretär?» fragte der

Ich weiß du ſcherzeſt, liebes Herz,
Doch ärgert mich ſogar dein Scherz,
Daß ſolch Verbot mir ſchade.«
So eifert Frau von Wida.

»Nun wohl, ſo ſei es ernſt gemeint,
Die Wette abgeſchloſſen!
Beſiegeſt du den innern Feind
Und wandelſt unverdroſſen
Am Pfuhl vorüber keck und ſtark,
So zahl' ich dir gleich vierzig Mark;
Wo nicht, zahlſt du den Poſſen.«
So ſpricht der Herr von Wida.

Sie ſchließen ab der Wette Bund
Mit Spotten und mit Prahlen.
Die Frau verſpricht mit Hand und Mund
Ihm vierzig Mark zu zahlen,
Wenn ſie vom Bad mit nacktem Bein
Ging in den ſchwarzen Pfuhl hinein.
So ſcherzen ſie und dahlen,
Das edle Paar von Wida. —

Kehrt ſie ſeit dieſem Tag zurück
Vom Bad am Pfuhl vorüber,
So iſt daran gebannt ihr Blick;
Es faßt ſie wie ein Fieber.
Und die Verſuchung mehr und mehr
Macht ihr den Gang bedenklich ſchwer.
Im Pfuhle wär' ſie lieber.
Bethörte Frau von Wida!

Drauf Wächter ſtellt der Ritter an
Gar heimlich und verſtohlen. —
„Ich reit' zu meines Herzogs Bann,
Und ſag' dir: Gott befohlen!“ —
Sie geht ins Bad — und ſchmuck und rein
Brennt's ihr im Herzen, Mark und Bein
Heut ſchier wie glühende Kohlen.
O arme Frau von Wida!

Und ſeufzend ſpricht ſie zu der Magd:
„Und koſtet mir's das Leben,
Der Gang ſei in den Pfuhl gewagt!
Ich kann nicht widerſtreben.“ —

Da ſie kein Auge rings erſchaun,
Schürzt ſich die lieblichſte der Fraun
Mit ſieberiſchem Beben.
O ſchwache Frau von Wida!

„Hinein! hinein bis zu dem Knie!
Dann ſchwindet alles Zagen.“ —
Und hin und her nun watet ſie
Mit köſtlichem Behagen.
Die Luſt, die ihr gedörrt das Blut,
Thut in der Stillung ihr ſo gut.
Was hat ſie denn zu wagen?
Betrogne Frau von Wida!

Ins Bad zurück, den ſchwarzen Seim
Zu waſchen vom Gebeine! —
Am Abend kehrt der Ritter heim.
„O Frau, ihr riecht nicht feine!
Ihr habt gewiß ein Bad gebraucht
Und ſeid dann in den Pfuhl getaucht.“ —
Nicht wagt, daß ſie verneine
Beſtürzt die Frau von Wida

O weh! das läppiſche Verbot!
Sie ſchlägt die Augen nieder.
Vor Schaam die Wangen purpurroth,
Steht ſie vor dem Gebieter.
Doch finſter runzelt der die Brau'
Und ſpricht zu der verlegnen Frau:
„Schiltſt du Frau Even wieder?“
So fragt der Herr von Wida.

„Du haſt nun um geringern Quark
Die Schwachheit klar bethätigt.
Nach unſerm Bund um vierzig Mark
Wirſt du von mir geſchädigt.“ —
Sie hat kein Geld. Des beſten Kleids,
Des Feſtſchmucks und des Goldgeſchmeids
Wird ſie von ihm entledigt.
O ſtrenger Herr von Wida!

Da hilft kein Weinen und kein Flehn,
Kein Zittern und kein Beben. —
„So muß es allen Fraun ergehn,
Die ſich ſo ſtolz erheben,

Und tadeln andrer Frauen Schuld.
Du übſt nun Nachſicht und Geduld
Wohl durch dein ganzes Leben.“
O braver Herr von Wida!

Wida, jetzt Weida, Städtchen im Großherzogthum Weimar.
Herzog Heinz, Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen 1139—95.

Hans Ballhorn.

Undankbarer Dichterſchwarm,
Der nur die will gelten laſſen,
Die mit Geiſt, mit Herz und Arm
An der Stirn das Leben faſſen!

Denen auch ſei Ruhm und Preis,
Die mit prächtiger Emphaſe
Es betaſten an dem Steiß
Mit der Zunge, mit der Naſe!

In der ſchön Beſungnen Zahl
Sollteſt du doch nimmer fehlen,
Umgekehrtes Ideal,
Zur Beluſt'gung heitrer Seelen!

Biſt doch wahrlich auch ein Held,
Der's verſteht uns froh zu machen!
Denn wer auf den Kopf ſich ſtellt,
Bringt den Ernſteſten zum Lachen.

Wenn zumal er ſein Geſicht
Legt in ſtrenge Hofrathsfalten
Kündend welch ein ſchwer Gewicht
Legt ſein Kopf auf's Haareſpalten;

Welch ein volles Lorbeerreis
Er ſich bricht für's Mückenſeigen,
Und des Ruhmes Düfte heiß
Ihm zu Kopf benebelnd ſteigen.

So auch biſt du, Herr Johann
Ballhorn, Lübecks braver Bürger,
Wahrlich ein berühmter Mann,
Wie Sankt Georg der Drachenwürger.

Drachen haſt du nichts gethan,
Aber einen Hahn verſchnitten.
Auf dem ſchön gemalten Hahn
Iſt dein Ruhm die Welt durchritten.

Und durch dieſes Hahngeſchrei
Biſt du würdiger Vertreter
Aller Herrn Von — hinten — bei —
Beſſerer mit Schwert und Feder.

Dich auch trieb der Rieſengeiſt,
Jener ew'ge wunderſame,
Der in Sodomsäpfel beißt,
Darum lebet fort dein Name.

Wie Franklin und Beranger
Warſt du jener Kunſt ergeben,
Deren Jünger ſich von je
Rühmlich aus der Menge heben;

Die dem Geiſte Flügel leihn
Und mit kleinen ſchweren Lettern
In die ſchwüle Welt hinein
Wie mit Donnerkeilen wettern.

Gleich dem Meiſter Guttenberg
Wuchſen Jene auf zu Rieſen.
Doch es ſoll ſich auch dem Zwerg
Nicht des Ruhmes Thor verſchließen.

Auch Hans Ballhorn iſt wie ſie
Tapfer durch das Thor gedrungen.
Auch ſein treffliches Genie
Hat ſich leuchtend aufgeſchwungen.

Rühmt das deutſche Vaterland
Seine großen Typographen,
Wird Hans Ballhorn auch genannt
Und gehört zu unſern Braven.

Unſern alten Fibelhahn
Hat er ſich zum Ziel erkoren;
Ihm ſetzt er ſein Meſſer an
Und raſirt ihm beide Sporen.

Und dem ſo verſchnittnen Vieh
Legt er ſchlau zwei Eier unter.
Wahrlich der iſt ein Genie,
Der zu Stand bringt ſolche Wunder!

Als ob dieſer Heidenthat
Ihm der Mund nach Ruhme wäſſert,
Setzt er auf das Titelblatt:
„Durch Hans Ballhorn nun verbeſſert.“

Ungeheure Heiterkeit
Wälzt ſich durch die deutſchen Gauen,
Als die Augen weit und breit
Dieſen Wundergokel ſchauen.

Und »verballhornt« wird genannt,
Was verbeſſert nach der Weiſe
Dieſes Hahnes durch das Land
Macht die lobenswerthe Reiſe

Unſres Ballhorns brav Geſchlecht,
Das bis heut nicht ausgeſtorben,
Hat, wie billig iſt und recht,
Immer Lorbeern ſich erworben.

Wirth ſchier ängſtlich. «Sie ſind uns über der albernen Rauferei alle Nachrichten von heute ſchuldig geblieben, und doch ſah ich heute Nachmittag den Falkenberger Boten nach dem Schloſſe gehen. Iſt der Tag des Einzugs ſeiner Erlaucht endlich beſtimmt worden?»

Der Herr Profeſſor hat mir Namens der gnädigen Frau Gräfin geſchrieben, daß nun der einundzwanzigſte Trinitatisſonntag zum Einzugstage in hieſige Reſidenz feſtgeſetzt worden und daß ich dem Herrn Oberpfarrer melden ſolle, er möge ſich in der Predigt über das Evangelium vom königiſchen Sohne über die Krankheit des jungen Herrn Grafen verbreiten und Gott bitten, daß er denſelben heilen und herſtellen möge, wie der Heiland dem Sohne des Hauptmanns von Capernaum gethan. Es lag auch ein Brieflein an Jungfrau Chriſtiane dabei, das ich hiermit ſchuldiger Maßen überreiche.» Er zog ein auf roſenfarbnes Papier geſchriebenes zierliches Briefchen aus der Taſche und hielt es Janchen mit einem Kratzfuß hin; dieſe wendete ſich aber unwillig ab, und nur erſt ein: «Wettermädel!» ihres Vaters konnte ſie zur Annahme vermögen. Mit einem recht bitterböſen Geſichtchen trat ſie an den Tiſch, hinter welchem der

II.

Aus Klio's Tafeln.

Ueberall bietet die Weltgeſchichte
Stoffe für draſtiſche Gedichte.

Kaiſer und Patriot.

Kaiſer Karl, der Herr der Franken,
Sucht Italiens Gewinn;
Nicht der Alpen Felſenſchranken
Hemmen ſeinen Heldenſinn.
Der ſchon lang gewohnt zu ſiegen
In der heißen Sachſenſchlacht,
Führt auf ihren Wolkenſtiegen
Seines Heeres junge Macht.

In dem blühnden Ländergarten,
Von des Po's Gewalt durchbrauſt,
Wo der edlen Longobarden
Ritterliche Tugend hauſt,
Schlägt er mit den Löwenbranken
Seinen Gegner in den Staub,
Und dem glückgekrönten Franken
Fallen Land und Volk zum Raub.

Der beſiegten Longobarden
König Deſiderius
Trägt mit ſtillem Schmerz des harten
Schickſals unverdienten Schluß.
Tiefer wird die große Seele
Seines Kanzlers doch betrübt,
Daß der Freiheit Sonne fehle
Seinem Volke, das er liebt.

Und wie brünſtig hat dies Lieben
Stets in ſeiner Bruſt gewacht,
Hat mit Jünglingsglut geſchrieben,
Was das Heldenvolk vollbracht!
Wie Homer einſt in Gedichte
Webet Paulus Warnefried
Seines alten Stamms Geſchichte
In ein hochbegeiſtert Lied.

Als den beſten nennt ihn Jeder,
Deſſen reichbegabter Geiſt
Wie kein Andrer mit der Feder
Seiner Ahnen Größe preiſt,

Ihren Ruhm der Welt zu lehren
Als ihr ebenbürt'ger Sohn.
Alſo ſteht in hohen Ehren
Paul, der würd'ge Diakon

An der Väter großen Tagen
Hängt ſein ſchwärmeriſcher Blick,
Darum kann er nicht ertragen
Seines Volkes Mißgeſchick.
Seine Seele, nicht gebeuget,
Stiftet kühn geheimen Bund,
Und von hehrem Muthe zeuget
Herrlich ſein beredter Mund.

Wenn er ſo begeiſtrungtrunken
Von vollbrachten Thaten ſpricht,
Wirft er ſeines Zornes Funken
In der Hörer Angeſicht
Wie der Knechtſchaft Schmach zu rächen,
Gibt er klug erdachten Rath,
Und der Franken Macht zu brechen,
Drängt er heiß zur Waffenthat.

Aber ach! der Longobarden
Alter Heldenmuth verſchied.
Auf Verrath nicht lange warten
Darf der edle Warnefried.
Ihn verdammt zu Kerkerwänden
Streng das fränkiſche Gericht,
Aber Karls Befehle ſenden
Ihn zur düſtern Buße nicht.

Doch kaum iſt ein Jahr verfloſſen,
Als erlauſcht der Richter Ohr,
Daß mit ſeinen Stammgenoſſen
Warnefried ſich neu verſchwor.
»Den Verbrecher werft in Bande!«
Tönt der Franken grimmer Schrei.
Aber von der Ketten Schande
Hält der große Karl ihn frei

Warnefried wirkt ohne Wanken,
Daß der Brüder Muth er weckt,
Doch ſein Streben wird den Franken
Auch zum dritten Mal entdeckt.

Und er ſteht vor dem Gerichte
Unerſchrocken, ſtolzen Blicks:
»Nimmer meinen Sinn zu nichte
Macht der Wechſel des Geſchicks!«

Da zu ungezähmten Grimmes
Flammen wächſt der Richter Wuth,
Und es lechzt ihr furchtbar ſchlimmes
Urtheil nach des Dichters Blut.
Beide Augen, beide Hände
Spricht ihm ab ihr Rachewort,
Und ſo leb' er bis zum Ende
Lichtlos und verſtümmelt fort!

Lächelnd und mit milden Zügen
Hört das Urtheil Karl und ſpricht:
»Laßt euch an dem Spruch genügen,
Doch vollzogen wird er nicht.
O wo nähm' ich andre Augen,
Die ſo klar die Dinge ſehn,
Und wo Hände, die da taugen,
Zu beſchreiben ſie ſo ſchön?«

Wenn hier das berühmte Werk des gelehrten Mönchs des 8. Jahrhunderts Paulus Diakonus genannt Warnefried, „Geſchichte der Longobarden", als ein „hochbegeiſtert Lied" bezeichnet wird, ſo hat dieſer Ausdruck in ſo fern Berechtigung, als die hochpoetiſchen Sagen der Longobarden darin mit poetiſchem Schwunge erzählt ſind, ähnlich wie die helleniſchen Sagen in Homers Gedichten.

Karls des Großen Schafpelz.

Nach Ingelheim zur Weihnacht in ſeine Pfalz am Rhein
Lädt König Karl die Ritter der Tafelrunde ein.
Die gegen die Lombarden jüngſt ſiegreich ſich geſchlagen,
Will er nun gut bewirthen in dieſen Wintertagen.

Sie kommen mit ihren Frauen, ein ſchön geſchmückter Zug,
Die Herrn in welſchen Schauben von Seide und feinem Tuch,
Mit zartem Pelz gefüttert gar köſtliche Gewande,
Die venetianſche Schiffe gebracht aus der Levante.

Die Paladine haben in Mailand wälſche Tracht
Geſehen und bewundert und fleißig nachgemacht;
Sie kauften ſich die Schauben von der lombardſchen Beute
Und gehn darin zu Hofe als ſehr geputzte Leute.

Seit ihrer Rückkehr grüßen die Herrn zum erſten mal
Den jugendlichen König daheim und ſein Gemahl.
Im derben tuchnen Wamſe ſteht Karl, und ihm zur Seite
Die Königin, die holde, im ſchlichten wollnen Kleide.

Sie hat nicht nur ihr eignes, ſie hat auch ſein Gewand
Geſponnen, gewebt, geſchneidert mit ihrer ſchönen Hand;
Sie hat mit Scheer' und Nadel für ihn und ihre Kinder
Schafpelze angefertigt zum Schutze vor dem Winter.

Der edle König lächelt ob all dem Glanz und Prunk
Und beut den Paladinen vergnügt den Ehrentrunk.
Er iſt gleich einem Knechte der Ritter anzuſchauen,
Und die Frau Königin gleichet der Magd der Ritterfrauen.

Doch wer die ſtolzen Formen des hohen Haupts erwägt,
Der ſieht der Herrſchaft Stempel auf ſeine Stirn geprägt,
Und wer ihn auch nicht kennte, der würd' es dennoch wiſſen,
Daß ihm die tapfern Recken hier all gehorchen müſſen. —

Am Morgen Karl entbietet zur Jagd die Kämpen all;
Da reiten ſie zuſammen zu Wald bei Hörnerſchall,
In ihren wälſchen Schauben die Hofherrn und die Ritter,
Der König in der Kutte, dem Pelz vom deutſchen Widder.

Nagelſchmied ſaß, und that, als ob ſie den Brief läſe; kaum aber hatte ſie ihn entfaltet, als er, zu nahe an's Licht gerathen, Feuer fing und hell aufloderte. Chriſtiane warf ihn aufſchreiend zu Boden und lief durch die Thüre. Das billet doux war im Nu ein Raub der Flammen. Der Wirth fuhr ſcheltend empor; aber es war nichts mehr zu retten und das Mädchen fort. Die Ruhe kehrte bald wieder in des phlegmatiſchen Mannes Geſicht zurück, und, ſich behaglich im Sorgſtuhle ausſtreckend, wandte er ſich wieder an den Sekretär: «Nun ſagen Sie mir nur, was hat's denn eigentlich mit der Krankheit des erlauchten Herrn Grafen für eine Bewandtniß?»

«Es läßt ſich nicht gut davon ſprechen,» verſetzte der Sekretär ausweichend. «Übrigens bin ich ſelbſt nicht klar in der Sache; ſonſt könnten Sie, mein lieber Freund! verſichert ſeyn, daß ich Ihnen Alles mittheilte.»

«Nun ſo ſagen Sie, was Sie wiſſen!» bat der Wirth dringend; «Gevatter Heinz und Vetter Jörge machen keinen Gebrauch davon.»

«I Gott behüte!» riefen die beiden Genannten zu gleicher Zeit aus, und der Sekretär fuhr, einen mißtrauiſchen Blick auf ſeine Umgebung werfend,

Wild brauſt der Sturm im Forſte, dicht fallen Schnee und Eis.
Die Paladine frieren, dem König wird es heiß;
Er hängt den Pelz zur Seite, woher die Winde raſen
Und läßt mit ſtillem Lachen die Hörner luſtig blaſen.

Der Eber bricht durchs Dickicht, ihm nach durch Buſch und Dorn
Der König und ſein Gefolge mit Armbruſt, Spieß und Horn.
Bald an den Sträuchen hängen die feinen wälſchen Fetzen.
Ganz bleibt der Pelz des Königs. Das iſt ihm zum Ergötzen.

Der Schnee fällt immer feuchter, die Ritter werden naß,
Der König reitet trocken fürbaß ohn' Unterlaß,
Bis daß das Wild getroffen am Waldesſaum ſich wälzet,
Und rings der Schnee vom Blute geröthet wird und ſchmelzet.

Der Jagdzug geht zum Thale, vorab das wilde Schwein,
Herr Karl kehrt mit den Rittern in eine Mühle ein,
Da läßt er in den Ofen einfeuern tücht'ge Blöcke
Daß ſich die Jäger wärmen und trocknen ihre Röcke.

Indeß ſie Imbiß nehmen und trinken firnen Wein,
Die naſſen Schauben ſchrumpfen am heißen Ofen ein;
Der derbe Pelz des Königs behält die Form, die alte,
Als wär' ihm nichts begegnet im rauhen Bergeswalde.

Am hellen Tage kehren mit Beute Mann und Roß
Im luſt'gen Hörnerklange zum Ingelheimer Schloß,
Der König ganz und heiter, die Ritter baß verdroſſen
In Schauben, die zu eng ſind, zerriſſen und verſchoſſen.

So kommen ſie zu Hofe und gehen zum Banket
Ach, heute ſo unſauber und geſtern noch ſo nett!
Die Frauen lachen weidlich. Was hilft's! auch gute Miene
Zum böſen Spiele machen die edlen Paladine.

Der König nimmt den Becher und ſpricht: »Thut
mir Beſcheid!
Es lebe deutſche Sitte! Es lebe deutſches Kleid!
Die ſchützen Herz und Magen, die wahren Haupt
und Glieder
Und halten in der Kälte und in der Hitze wider.«

Der Longobardenkönig.

726.

Der Longobardenkönig Herr Luitbrand ſteigt zu Roß,
Sein Schwert an ſeiner Seite; im Arme ſein Geſchoß.
„Heut will ich in den Hochwald zum edlen Waidwerk
reiten;
Ihr beiden treuen Grafen ſollt mich allein begleiten.“ —

Streng herrſcht der tapfre König, doch gnädig und
gerecht;
Wohl fürchtet ihn der Adel, doch liebet ihn der Knecht.
Den Uebermuth der Großen in ſtarkem Zaum zu halten,
Will er Italiens Länder zu einem Staat geſtalten. —

Und als die drei gekommen tief in den Föhrenwald,
Da macht mit ernſter Miene Herr Luitbrand plötzlich
Halt
Und zieht ſein Schwert und ſchleudert es von ſich eine
Strecke,
Ihm nach den Dolch, die Armbruſt, den Jagdſpieß in
die Hecke.

Sie reiten ſchweigend weiter bis in den finſtern Tann,
Da hält der König wieder ſein ſchnelles Jagdroß an.
»Mir iſt, ihr treuen Grafen, berichtet euer Streben:
Ihr beiden ſinnt und trachtet mir heimlich nach dem Leben.

»Euch will es nicht behagen in euerm ſtolzen Sinn,
Daß ich der Herr und König in That und Wahrheit bin.
Ich hab' euch werth gehalten in Treuen und in Ehren,
Doch niemals ſoll ein Mann mir das Recht der Krone wehren.

»Zeitlebens hielt ich Jedem im Waffenkampfe Stand.
Der Feinde viel erlegt' ich mit wohlbewehrter Hand.
Doch Männern, die ich liebte, biet' ich die Bruſt, die bloſe,
Ohn' Widerſtand und Waffen zum raſchen Todesſtoße.

»Wohlan hier euer König, von Menſchenhülfe fern!
Thut euern Willen, Grafen, und meuchelt euern Herrn!
Ich mag nicht leben, wenn mir zwei Männer hochgeboren,
Zwei hochgeehrte Ritter, den bittern Tod geſchworen.«

Die Grafen ſtürzen nieder, bekennen ihre Schuld
Und flehn um milde Strafe. Der König ſpricht mit Huld:
»Ich will euch nicht beſtrafen, ich will euch nur verzeihen,
Doch müßt ihr mir Gehorſam und wahre Treue weihen.«

Beſchämt die Grafen ſchwören aufs Kreuz an ihrem Schwert
Dem König neue Treue. »So ſeid ihr neu mir werth.
Nehmt dieſe Gnadenkette zum Zeichen und zum Pfande,
Daß uns von jetzt vereinen der Lieb' und Treue Bande«.

Mit ihrem König reiten die Grafen aus dem Tann,
Und niemals treu're Männer Herr Luitbrand mehr gewann.
In ſeinen Schlachten haben ſie großen Ruhm erworben
Und ſind für ſeine Ehre den Heldentod geſtorben.

Des Frieſenkönigs Bekehrung.

Heut ſtrömt das Frieſenvolk von allen Enden
Zum grünen Uferdamm der Ee herbei.
Im höchſten Staat mit allen Paramenten
Naht ſtolz der Biſchof mit der Kleriſei.
Die Fahnen flattern und die Kerzen ſprühen,
Mit Kränzen iſt der Gott am Kreuz geſchmückt;
Geſang verkündet, daß der Prieſter Mühen
Das lang gepflegte große Werk geglückt.

Vor Jahr und Tag ſind ſie ans Land geſtiegen
Mit ihrem Gott und ſeiner Mutter Bild,
Es gilt ein Volk, ein tapfres, zu beſiegen
Mit Kreuz und Buch als Waffe und als Schild.
Sie pflanzen unter mächtgen Eichenbäumen
Den Gott am Kreuz und ſeine Heilgen auf,
Und rufen zu dem Werke ohne Säumen
Der Frieſen Heidenvolk herbei zu Hauf.

Nun pred'gen ſie den Gott, der, um vom Böſen,
Von Sünde, Hölle, Schmach und ew'gem Tod
Die früh verfluchte Menſchheit zu erlöſen
Sich ſelbſt zum reinſten Sühneopfer bot;
Der ſich aus einer Jungfrau keuſchem Schooße
In Knechtsgeſtalt als Menſch gebären ließ
Und ſanft und mild den Weg zum ſelgen Looſe
Den Irrenden und Hülfsbedürft'gen wieß.

Der, als ſein göttlich Blut am Kreuz gefloſſen,
Zur Hölle niederſtieg und auferſtand
Und, daß die Gläub'gen ſeines Reichs Genoſſen,
Den Tod für ſie auf ewig überwand;
Zum Himmel auffuhr dann, auf deſſen Throne,
Eins mit dem Vater und dem Heilgen Geiſt,
Er den Gerechten ihrer Treu' zum Lohne
Bei ſich die ew'ge Seligkeit verheißt.

Und die Verkünder dieſer neuen Lehre
Erdulden all' frohlockend Schmach und Pein,
Ja ſelbſt dem Tod zu ihres Gottes Ehre
Sieht man die Glaubensboten froh ſich weihn.

Das Wort ſtrömt flammengleich von ihrem Munde,
Und bald iſt mancher Heide frommer Chriſt,
Gewonnen von verheißungsvoller Kunde,
Daß nur in Chriſto Heil und Leben iſt.

Der Heidengötter Stern droht zu erbleichen
Vor des dreiein'gen Gottes Sonnenlicht,
Und dem Gekreuzigten muß Donnar weichen,
Wehrt König Radbot dieſen Chriſten nicht.
Der Frieſenfürſt hört an die neuen Lehrer
Und prüft, erwägt, bezweifelt, widerſteht,
Und machts den Glaubensboten täglich ſchwerer,
Daß er des Heiles Weg mit ihnen geht.

Doch endlich iſt's mit Müh und Noth gelungen,
Daß er der Jungfrau Sohne zu ſich neigt.
Des Frieſenkönigs Starrſinn iſt bezwungen
Und ſeines Widerſpruches Stimme ſchweigt.
Des Donnars Prieſter fliehn und die des Woden
Tief in der Wälder ſtumme Einſamkeit,
Und weithin auf dem meerbeſpülten Boden
Sind alle Frieſenſtämme taufbereit.

Mit ihrem König treten zu dem Fluſſe
Die edlen Mannen und des Volkes Schaar,
Damit nach Radbot ſie dem heilgen Guße
Der Taufe bieten ihre Häupter dar.
Und Weihrauch dampft, Geſang und Glocken klingen
Und ſiegreich hoch der Gott am Kreuze ragt.
Die Prieſter im Triumph die Fahnen ſchwingen,
Daß ihnen nun die reiche Ernte tagt.

Und auf des Biſchofs ernſtem Wink entblößen
Die Diener ihrem König Fuß und Knie
Und von dem Haupt die Königsbinde löſen
Zum demuthsvollen Heilsempfängniß ſie.
Er ſteht im Fluß. Herbei der Biſchof ſchreitet
Und ſeine Hand dem Waſſerſpiegel naht.
»Mein Fürſt, dir Himmels-Seligkeit bereitet,
Und aus der Hölle löſt dich dieſes Bad!«

»Halt!« donnert Radbot, »ſag noch vor der Weihe:
Wohin iſt, als der Tod ihr Auge ſchloß,
Gekommen meiner Ahnen lange Reihe?
Wo ſind die Helden, denen ich entſproß?« —

fort: «Ich weiß weiter gar nichts, als daß des gnädigen Herrn Grafen Erlaucht die Nacht nicht leiden können.»

«Die Nacht nicht leiden können!» riefen die drei Bürger verwundert mit ſehr einfältigen Geſichtern.

«Ja, ja, ſo iſt's!» verſicherte der Sekretär. «So wie's Nacht um Hochdieſelben her wird, ſo gerathen Sie außer ſich, fallen gewöhnlich in Ohnmacht und werden ſehr krank. Und das ſoll Ihnen von Kindesbeinen an ſo begegnet ſeyn.»

«Unbegreiflich!» rief der Wirth.

«Dieſe ſeine ſtarke Abneigung erſtreckt ſich aber, was noch weit ſeltſamer iſt, auch, wie man ſagen möchte, auf die moraliſche Nacht. Sie werden das nicht verſtehen, meine Herren; ich meine damit die böſe Welt, die Schalkheit, Hinterliſt. Daher kam es denn auch, daß des Herrn Grafen Erlaucht ſogleich Ihren Einzug in Adlerſtein, auf den ſich Dieſelben ſo ſehr gefreuet hatten, einſtellten, ſobald Sie die Nachricht von der Einziehung der Diebsbande erhielten. Und der Herr Profeſſor ſchreibt mir, daß erſt alle Gefängniſſe hier im Adlerſteiner Schloſſe geräumt ſeyn müßten, ehe der Einzug ſtatt finden könnte; denn der Herr Graf

»Zur Hölle fuhren ſie, zum Flammenpfuhle,«
Verſetzt mit Salbung drauf das Kirchenlicht.
»Und ſelbſt dereinſt von Chriſti Richterſtuhle
Empfangen ſie das Heil des Lammes nicht.«

Und zornig ſpringt der König aus der Welle.
»Von deinem Glauben haſt du mich geheilt.
Fort, falſcher Prieſter! Heuchler, fort zur Stelle!
Eh mein gerechter Fauſtſchlag dich ereilt.
Ha! meine Ahnen waren edle Helden,
Voll Tapferkeit und hoher Biederkeit!
Und ihnen ſoll dein Lügengott vergelten,
Indem er ſie dem ew'gen Feuer weiht?!

»Nein, lieber mit den Vätern wollt' ich ſchmachten
In deiner Hölle frech erlogner Glut,
Als ohne ſie nach deinem Himmel trachten
Und ſelig ſein durch deines Heilands Blut.
Flieh, Pfaffe, übers Meer mit deiner Rotte!
Ich gebe dir nur wenig Stunden Zeit.
Ich will von deinem ungerechten Gotte
Nicht irdiſch Glück, nicht Himmelsſeligkeit.«

Adalgis.

Wilfried, Biſchof von York, ein treuer Lehrer
Und vieler Heiden eifriger Bekehrer,
Iſt hart von Haß und grimmer Noth bedroht.
Für ſanfte Mahnung, ſeinen Feind zu lieben,
Grauſam vom Herd und vom Altar getrieben,
Entgeht er nur mit Müh' dem blutigen Tod.

Sein Haupt vertrauend eines Schiffes Kiele,
Hat er ſich Rom geſetzt zum Reiſeziele,
Dem längſt ſein ſehnend Herz entgegenſchlägt.
Doch peitſcht ein Sturm empor die Waſſerwüſte,
Und wirft ſein Fahrzeug an die Frieſenküſte,
Wo Adalgis die Königskrone trägt.

Der Frieſenfürſt, der heiligen Chriſtenlehre
Nicht zugethan, empfängt mit hoher Ehre
Den würdigen Gaſt im königlichen Haus.
Sein hoher Sinn mag nicht dem Prieſter wehren
Den Chriſtenglauben allem Volk zu lehren;
Und Wilfried theilt der Taufe Segen aus.

Und als er Vielen ſo das Heil geſpendet,
Langt Botſchaft an, von Hebroin geſendet,
Der Neuſtrien als Majordom gebeut.
Ihn haben Wilfrieds Feinde ſchlau gewonnen,
Und Liſt und Lüge meiſterlich geſponnen,
Ihn zu verderben frech und ungeſcheut.

Der edle Adalgis empfängt zu Handen
Den Brief des Majordoms von den Geſandten;
Die Worte ſind ſo freundlich und ſo hold.
»Was haſt du mit dem Biſchof doch zu ſchaffen?
Gib mir lebendig oder todt den Pfaffen!
Ich wiege dreifach ihn dir auf mit Gold.«

Der König läßt den Biſchof zu ſich rufen,
Und winkt die Boten an des Thrones Stufen.
»Biſchof von York, ließ dieſen Brief uns vor!« —
Die Franken hören, zittern und erbleichen
Vor Adalgis' bedeutungsvollem Schweigen.
Doch dieſen ſchnellt gerechter Zorn empor.

»Mir ſolche Schmach wagt Hebroin zu bieten!
Wie ich dies Blatt zerreiße, ſo geſchieden
Sind er und ich! Fluch ſeinem falſchen Wort!
Weil ich mich ſelbſt zum Chriſten nicht ließ taufen,
Soll ich den Chriſtenprieſter ihm verkaufen,
Soll ſchänden meine Hand durch feigen Mord!

»Sagt ihm: wenn ſich der Gallier nicht ſcheue
Vor ſolcher That, des Frieſen deutſche Treue
Vollbringt ſie nicht für alles Gold der Welt.
Und wie ich dieſes ſchlechte Blatt vernichte,
So ſei vertilgt vor meinem Angeſichte
Die Schmach, die Hebroin an mich geſtellt.« —

Er übergibt das Pergament den Flammen.
Die Boten ſtehn beſchämt und ſtumm zuſammen.
Der König führt den greiſen Prieſter fort.
»Bekenn' ich mich auch nicht zu deinem Glauben,
Soll doch kein Chriſt den deutſchen Sinn mir rauben,
Den treuen Sinn, bewährt in That und Wort.«

Des Kaiſers Zorn.

1.

Zu Pavia war's, dem ſchönen, im Lombardenparadies,
Wo der deutſche König Otto ſich zum Kaiſer krönen ließ,
Jener Sachſe, den die Nachwelt ſchmückte mit des Großen Namen,
Des noch größern Vogelſtellers König Heinrichs würd'ger Samen.

Im Palatium hält der hohe Herrſcher prächtig Hofgelag
Und begeht im Ritterkreiſe fromm den heil'gen Oſtertag.
Weither aus Lombardiens Gauen kam die Schaar der edlen Gäſte,
Daß ſie ihren Kaiſer ehre an dem hohen Kirchenfeſte.

Schon bereitet iſt die Tafel in dem reichgeſchmückten Saal,
Und der Truchſeß hat geordnet ſchon die Schüſſeln mit dem Mahl.
Oſterlamm und Oſterfladen bieten blanke Silberteller
Und dazwiſchen volle Humpen aus der Klöſter reichem Keller.

Ernſt und mit gemeſſnen Schritten geht der Truchſeß auf und ab,
Hält das Zeichen ſeines Amtes in der Hand, den ſchweren Stab.
Leer iſt noch der Saal, der Herold rief noch nicht aus den Gemächern
Mit Drommetenſchall die Gäſte zu den Schüſſeln, zu den Bechern.

Sieh da ſpringt herein ein Knabe, eines ſchwäbiſchen Fürſten Kind,
Bricht von einem ſchönen Kuchen ſich ein Bröcklein ab geſchwind.
Flugs der Truchſeß ſchlägt gewaltig auf das Haupt ihn mit dem Stabe,
Schreiend, blutend ſtürzt zu Boden der genäſchige kleine Schwabe.

Auf dem Gang zum Speiſeſaale ruft des Prinzen Nothgeſchrei
Seinen Führer Heinrich Ritzner, einen ſtarken Mann, herbei.
Kaum erblickt der ſeinen Zögling auf dem Täfelwerk des Saales,
Als er raſch den Truchſeß tödtet mit der Schärfe ſeines Stahles.

Wildes Lärmen, Schreien, Rennen durch den fürſtlichen Palaſt!
Und es naht der ſtolze Kaiſer mit Gefolg in zorniger Haſt.
Kein Gehör dem ſchwäbiſchen Ritter! Ohne Prüfung, ohne Fragen
Läßt er gleich den Stöcker rufen Ritzners Haupt vom Rumpf zu ſchlagen.

Kaum iſt der Befehl ergangen, der Herrn Heinz das Leben kürzt,
Als verzweiflungsvoll des Ritters Kraft ſich auf den Kaiſer ſtürzt,
Schlägt ihn mit der Fauſt ins Antlitz und zerzauſt ihm Bart und Locken,
Bis die Andern ihn bewält'gen, alle ſchier zum Tod erſchrocken.

»Willſt du ſo das Leben nehmen mir, dem ungehörten Mann,
Sei dein Name ſchmachbelaſtet ewig und verflucht, Tyrann!
Und die ſpäten Enkel mögen's ein Geſchlecht dem andern ſagen,
Daß gerecht den Ungerechten ich ins Antlitz dich geſchlagen.

An der Pforte ſteht der Henker mit dem bloßen Richterſchwert,
Der nach ſeines Kaiſers Spruche jetzt den ſchuldigen Mann begehrt,
Und die Hand, die fürchterliche, ſtreckt er nach ihm aus, den Willen
Des Gebieters ohne Zaudern auf der Blutſtatt zu erfüllen.

Doch der Kaiſer ſpricht bedächtig: »Rühre mir ſein Haupt nicht an!
Unverletzlich iſt und heilig dieſer pflichtgetreue Mann,
Der da ließ zur rechten Stunde mir mit ſeinen guten Fäuſten
Ernſte Mahnung angedeihen, Recht und Pflicht ihm treu zu leiſten.«

Otto hört den Ritter Heinrich an mit Ruh und mit Geduld.
»Kann ich auch nicht ledig ſprechen dich von all und jeder Schuld,
Iſt die meine doch noch größer, weil von böſem Zorn beſeſſen
Ich dich ungehört verdammte und ſo Recht und Pflicht vergeſſen.

Darum dir zum Dank verpflichtet, der du mich mit Manneskraft
Haſt bewahrt vor Uebereilung meiner ſündigen Leidenſchaft.
Wir mit Kaiſerwort Verzeihung dir für deine Schuld entbieten.
Nimm ein Roß aus unſerm Stalle und zieh morgen heim in Frieden!«

2.

Neue Wirren, böſe Händel und des Aufruhrs wüſt Geſchrei
Rufen Kaiſer Otto's Waffen wieder nach der Lombardei.
Seinem ſtolzen Adlerbanner folgen zahlreich die Vaſallen.
Wie die Sonne den Planeten ſtrahlet er den Fürſten allen.

Auch der reiche Abt von Kempten hat dem mächt'gen Heer ins Feld
Seine Reiſige und Mannen auf des Kriegsherrn Ruf geſtellt,
Unter ihnen Heinrich Ritzner, den vom grauſen Blutbefehle
In Pavia einſt erlöſte Kaiſer Otto's große Seele.

würden ſicherlich ſogleich erkranken, wenn Sie mit dieſen Leuten auch nur eine Nacht unter einem Dache zubringen müßten.»

«Und wohin ſoll denn das gefang'ne Volk gebracht werden? fragte der Wirth.

«Wahrſcheinlich nach Falkenberg. Während der Herr Graf von Falkenberg hierher reiſen, werden ſie auf einem andern Wege dorthin gebracht werden. Ich wüßte nicht, wohin anders. Überhaupt werden der Herr Graf nicht viel Umſtände mit ihnen machen. Entweder laſſen ſie Hochdieſelben, ſobald die Unterſuchungen vorüber ſind, alleſammt ohne Gnade und Barmherzigkeit hängen, oder Sie geben ſie alle frei und laſſen ihnen nur Dero Land verbieten; und das Eine oder das Andre werden Sr. Erlaucht nur thun, um ſie ſo ſchnell, als möglich los zu ſeyn.»

«Das ſind ſonderbare Dinge!» ſagte Vetter Jörge kopfſchüttelnd.

«Das geht nicht mit rechten Dingen zu!» murmelte Gevatter Heinz, und ſpülte die letzten Worte wieder mit einem Schluck Punſch hinab.

«Man kann's dem Grafen wirklich nicht hell genug machen,» erzählte der Sekretär weiter. «All Ihre Zimmer habe ich mit weißen Tapeten, die

Nah bei Monta San Lione drängt der Sonne heißer Glaſt
Den vom Zuge müden Kaiſer zur erſehnten Schattenraſt,
Und er ſchlummert im Gezelte unter dichtbelaubten Rüſtern,
Eingelullt von ihrem Rauſchen und des nahen Fluſſes Flüſtern.

Seitab hat der ſchwäbiſche Ritter, jener rieſigſtarke Held,
Auf des Fluſſes hohem Ufer aufgeſchlagen ſein Gezelt.
Drückend iſt des Tages Schwüle, und die klaren Wellen laden
Ein den kräftigen Mann die Glieder in dem kühlen Fluß zu baden.

Aber die heimtück'ſchen Wälſchen legten in dem nahen Wald
Ihrem unbeſorgten Kaiſer heimlich freveln Hinterhalt;
Sie, die kaum bemüht geweſen ihm Ergebenheit zu heucheln,
Stürzen mit gezückten Schwertern jetzt hervor, um ihn zu meucheln.

Plötzlich hört Herr Heinz den wilden Waffenlärm; das Kampfgeſchrei
Ruft den Nackten aus dem Waſſer raſch mit Schwert und Schild herbei.
Auf dem Haupt den Helm erſcheint er mitten in dem Meuchlerſchwarme
Schlägt gleich vier von ihnen nieder mit dem kampfgeſtählten Arme.

Und ſie fliehn zum Tod erſchrocken vor der rieſigen Geſtalt,
Wie vor ſeinem nackten Leibe und vor ſeines Schwerts Gewalt,
„Das iſt Mars der Kriegsgott ſelber!“ ſchreit entſetzt die flüchtige Rotte.
‚Wer, wenn der den Kaiſer ſchützet, widerſtände wohl dem Gotte?“

Eh der hartbedrängte Kaiſer einen andern Schutz gewann,
Iſt ſein Leben ſchon gerettet von dem wackern deutſchen Mann.

Die Empörer ſind verſchwunden, und die ſchwer Getroffnen zagen,
Und in ihrem Blute liegen, die der tapfre Held erſchlagen.

Heinrich Kitzner, genannt Heinz von Kempten, war von altadligem Geſchlecht und ein wegen ſeiner Tugenden hochgeehrter Ritter. Im Schloſſe zu Kempten hängt ein großes Oelbild, welches die Scene des zweiten Gedichts darſtellt, von einem münchener Maler der Neuzeit, doch iſt die Auffaſſung nicht eben eine glückliche zu nennen.

Die gewonnene Schlacht.

Emmerich der Ungarkönig und ſein Bruder Andreas
Sind in böſen Zwiſt gerathen. Liebe kehrte ſich in Haß.
„Ha! ſo wagt es dieſer Knabe gegen mich ſich zu empören,
Wider ſeinen Herrn und Bruder ſich mit Buben zu verſchwören!“ —

Doch des Prinzen eitle Jugend leiht der Schmeichelei ſein Ohr,
Und bald ſchlägt des Aufruhrs Flammen in Pannonien empor.
Bald auch glückt es dem Rebellen kühne Schaaren anzuwerben,
Und ſein ungezähmter Hochmuth ſtrebt den König zu verderben.

Emrich zieht mit Seelenſchmerzen gegen ihn mit Heeresmacht
Und ſie ſtehn ſich gegenüber, bald entſcheiden ſoll die Schlacht.
Plötzlich tritt aus ſeinem Lager in des Feindes wilde Banden
König Emrich ohne Waffen, nur mit ſeinem Stab zu handen.

Mit erhobnem Haupte ſchreitet ſtolz des Fürſten Heldenmuth.
„Welcher Krieger wagt's zu färben ſich mit königlichem Blut?“
Starr ſind alle vor Erſtaunen, wie gefeſſelt ſtehn die Schaaren,
Und des Königs hohe Würde hat führwahr nichts zu befahren.

Zum Gezelt des jungen Prinzen hat Herr Emrich ſich gewandt,
Den erſchrockenen Rebellen nimmt er freundlich bei der Hand.

„Komm im Namen unſrer Mutter! Laß von meiner Hand dich leiten
Dahin, wo es beizulegen ziemt den Bruderzwiſt uns Beiden!"

Und ſo führt er ihn hinüber in ſein eigenes Gezelt,
Wo er weinend ihn umſchlungen an dem Bruderherzen hält.
Sieh die Schlacht iſt ſchon gewonnen; es zerſtreuen ſich die Heere,
Und kein Blut befleckt die Erde und die hohe Fürſtenehre.

Der Ungarkönig und der Banbakan.

1214.

1.

Im Ungarlande zu Buda-Peſt
Der König feiert ſein Abſchiedsfeſt
Auf dem felſenragenden Schloſſe.
Die Ritter trinken Valet im Saal,
Im Hofe harret die glänzende Zahl
Der muthigen ſtampfenden Roſſe.

Welch hoher ſtattlicher Fürſt iſt das,
Der Ungarkönig Herr Andreas,
Zum Herrſcher und Krieger geboren!
Drum hat ihn der Pabſt zum Führer ernannt
Des Kreuzzugs in das gelobte Land
Und zum Streiter der Kirche erkoren.

Hoch ragt er gepanzert zur weiten Fahrt
Im Jugendglanze mit wallendem Bart,
Geſchmückt mit dem köſtlichſten Zeichen,
Und ihm zur Seite ſein reizend Gemahl.
Das Haupt gelehnt an den ſpiegelnden Stahl,
Verſunken in thränendes Schweigen.

Frau Gertrud iſt's, der liebliche Schwan,
Entſproſſen dem fürſtlichen Hauſe Meran,
Die der König als Gattin erkannte.
Nun grauſam entreißt ihn das ſtrenge Geſchick
Den Armen der Liebe, dem eh'lichen Glück,
Am blühenden Donauſtrande.

Vor dem Herrſcherpaare ein ſtolzer Mann,
Des Königs Vertrauter, der Banbakan,
Ein edler und muthiger Degen.
Herr Andreas redet zu ihm gewandt:
»Ich lege das Scepter in deine Hand,
Willsgott dem Lande zum Segen.

»Denn weiſer und treuer iſt Keiner zu ſehn
Von Jenen, die helfend zur Seite mir ſtehn.
Dich lieb' ich vor Allen am meiſten.

Und vor den Rittern bekenn' ich es laut:
Dir ſei noch mehr als die Herrſchaft vertraut,
Mein köſtlichſtes Kleinod dem Treuſten.

»Die Königin iſt mein höchſtes Gut,
Ich ſtelle ſie ſcheidend in deine Hut.
Beſchütz' ſie in allen Gefahren!
O wach', daß kein Hauch den Spiegel ihr trübt
Der Keuſchheit, die ſie ſtets ſtreng geübt!
Laß rein ſie die Tugend bewahren!

»Und laß dein Weib gleich reizend und rein
Die Schweſter der guten Königin ſein!
Die wird ſie als Engel behüten.
Du liebſt Magdalenens erhabenen Sinn,
Wie ich liebe die Hoheit der Königin.
Es ſind zwei koſtbare Blüthen.

»Bald an dem dreimal heiligen Grab,
Das einſt zurück den Erlöſer uns gab,
Erfleh' ich die göttliche Gnade
Für ſie und für dich und mein herrliches Reich,
Und kehre mit Segen belaſtet zu euch
Zurück von Joppe's Geſtade.«

Mit Würde erwidert der Banbakan:
»Dein Alles vertrauſt du, mein König, mir an,
Und die Pflicht, die ernſte und ſchwere,
Sie iſt gleich Gott mir heilig und werth.
Ich wahre bei Chriſtus! mit Wort und Schwert
So deine wie meine Ehre.

»Und du haſt Recht, mein minniglich Weib
Trägt ſchöne Seele im ſchönen Leib
Und iſt würdig der Königin Schweſter.
Das köſtliche Band um die Königin
Und um die keuſche Behüterin
Es ſchlinge ſich enger und feſter!

»Ich trinke dir zu ein gutes Valet:
Zieh hin, mein König, mit meinem Gebet!
Dein iſt mein Handeln und Streben,
Dein iſt mein Leben und meine Pflicht,
Und bis mein Auge im Tode bricht,
Dir bleib' ich in Ehren ergeben!« —

Und mild kredenzt das ſchöne Gemahl
Dem König und Diener den Scheidepokal,
Und ſie leeren in Treuen ihn beide.

mit Goldgelb oder Hellgrün verziert ſind, auslegen laſſen müſſen. Die Fußteppiche müſſen weiß ſeyn, die Meublen von lichten Farben. In jedem Zimmer hängt ein Kronleuchter mit zwölf Armen, an jeder Wand ſechs Armleuchter, eine Lampenſonne dem Spiegel gegenüber. Die Vorzimmer müſſen Abends eben ſo hell ſeyn, wie die Wohnzimmer. Sobald alle Lichter bei'm Beginn der Dämmerung angezündet ſind, müſſen die Fenſter mit doppelten Laden verwahrt werden; dann werden noch ſchneeweiße Rouleaux vorgezogen, damit ja nicht das kleinſte Theilchen von Nacht in's Zimmer dringe. Und nur von dieſem Lichtglanz umgeben, vermag der Herr Graf zu ſchlafen. Übrigens ſind Dieſelben ſelten heiter und vergnügt, ſondern faſt immer ſehr niedergeſchlagen und verdrießlich. Auch ſehen Sie ſehr kränklich aus. Das iſt Alles, was ich weiß. Die Frau Gräfin Mutter ſind immer ſehr beſorgt um das Leben des Herrn Sohns, und Sie haben's auch Urſache; denn wenn des Herrn Grafen Erlaucht ohne männliche Deſcendenz verblichen, ſo fielen die beiden Grafſchaften, Ihr altes Eigenthum Falkenberg und das neugeerbte Adlerſtein, als eröffnetes Lehn unſerm Landesfürſten zu.»

«Gott wolle dem Herrn Grafen Kraft und Ge-

Umarmung und Kuß, und das wiehernde Roß
Entführt den Gebieter, umgeben vom Troß
Der muthigen Recken ins Weite.

2.

Wer nahm hochedler Frauen jemals ſo holdes Paar,
So herzliches Vertrauen, ſo reine Liebe wahr?
Sie ſind ſchier unzertrennlich, und fieberhaftes Sehnen
Quält Gertrud, hat ſie täglich nicht um ſich Magdalenen.

Im ſchönſten Schweſterbunde, der Glück mit Glück belohnt,
Enteilte Tag und Stunde, verging beinah ein Mond.
Die Königin plaudert öfter von ihren Jugendtagen,
Und wie ſie ihrem Bruder ſo warme Liebe getragen.

Sie nennt ihn mit Entzücken den ſchönſten beſten Mann
Und ſpricht mit leuchtenden Blicken vom reizenden Meran,
Wo er als Herrſcher waltet. — Ihn zu ſich einzuladen
Beſchickt ſie ihn mit Boten, zwei ungriſchen Magnaten.

Geſtillt wird ihr Verlangen; der Herzog von Meran
Kommt, eh der Mond vergangen, im Königsſchloſſe an.
Nun ladet ihm zu Ehren die Königin edle Gäſte
Und gibt dem deutſchen Fürſten verſchwenderiſche Feſte.

Da hat zuerſt bei dieſen Herr Otto von Meran
Zur Dame ſich erkieſen die Frau des Banbakan;
Er höfelt ihr und ſchmeichelt mit ritterlicher Minne.
Die Königin ſpricht der Freundin von ſeinem hohen Sinne.

Doch als die Feſte vorüber, ſchwört ſeine Höfelei,
Daß er mit Gertrud lieber und ihr zu Dreien ſei.
Auch iſt ſie nun wohl öfter mit ihm allein zuſammen,
Da fühlt er für ſie Liebe, die wächſt zu ſtarken Flammen.

Und er bekennt der Schweſter, was ihn ſo wild erregt
Und enger ihn und feſter in Liebesbande ſchlägt.
Nie Leidenſchaft ſo hat er, nie ſolche Qual erfahren
Als für die holde Gattin des mächt'gen Magyaren.

Die Frau läßt ſich gefallen die zarte Huldigung.
Der Fürſt iſt ſchön vor Allen, die Dame ſchön und jung.
Es wächſt die höfiſche Neigung gar bald zu heißem Lieben.
Die Königin nährt das Feuer und ſchürt es hüben und drüben.

Einſt ſitzen ſie und ſpeiſen im traulichen Verein
Und laſſen den Becher kreiſen mit edlem Ungarwein.
Die Pulſe ſchlagen raſcher, die Herzensflammen lodern.
Es iſt ein ſtummes Werben, ein ſchmachtend ſtilles Fodern.

Des Herzogs heiß Begehren hat ihre Hand erfaßt,
Sie kann es nicht verwehren, ſie zittert und erblaßt.
Die Königin hat treulos das Kabinet verlaſſen.
Des Herzogs ſtarke Arme die bange Frau umfaſſen.

Sie ſpringt empor erſchrocken, ſie flieht, es ſchwindelt ihr.
Weh! — ihre Pulſe ſtocken — verſchloſſen iſt die Thür!
Er gießt auf ihre Lippen der Küſſe Glutenbäche,
Sie kann nicht widerſtehen, er ſiegt ob ihrer Schwäche.

Der reinſten aller Frauen ſind kaum zurückgekehrt
Die Sinne, als mit Grauen ſie fühlt, wie ſie entehrt.
Sie ſtürzet heim. „O Gatte! die Keuſchheit dir verpfändet
Iſt mir entriſſen. Wehe! Dein Ehbett iſt geſchändet!

»Ich falle dem Verbrechen, wie einſt Lucretia,
Wirſt du nicht blutig rächen, was mir zu leid geſchah.
Du in des Lüſtlings Blute ſollſt deine Ehre baden,
An den zu ihrer Schande die Königin mich verrathen.« —

Frau Gertrud tritt entgegen dem wild empörten Mann.
Sie meint der Zorn ſoll legen ſich dem verletzten Ban,
Wenn ſie ihm ſagt: „Der Bruder iſt's, der ſich ſo vergeſſen,
Er iſt der Gaſt der Königin, drum richte nicht vermeſſen!

„Auch wird dich das bewegen, wenn du es wohl bedacht,
Daß ſie ihm kam entgegen und kühner ihn gemacht.
Bedenk' es wohl und folge der Königin Gebot,
Daß dir nicht mit dem meinen der Zorn des Königs droht!

»Ich hab' ihn wohl verborgen vor deinem Racheſinn.
Beſchlafe dir's bis morgen, dir heißt's die Königin!« —
»So will in deinem Blute ich meine Ehre rächen!
Nimm hin den Lohn, Treuloſe, für ſein und dein Verbrechen!«

Und nieder mit dem Schwerte ſtößt er die hohe Frau,
Das färbet der Entehrte mit ihres Blutes Thau,
Und damit ohne Zaudern reiſt nach dem Chriſtenheere
Zu Andreas dem König der Rächer ſeiner Ehre.

3.

Mit dem Kreuzheer aus dem heil'gen Lande
Iſt der König trauernd heimgekehrt,
Und er hat Gertrudens Schmach und Schande
Streng erforſcht aus manchem Mund gehört;
Auch die Boten ſind zurückgekommen,
Die er jüngſtens nach Meran geſandt,
Und mit Kümmerniß hat er vernommen,
Was der Herzog reuevoll bekannt.

Heut entbot das Volk er, und die Menge
Harret ſchweigend vor dem Königshaus.
Was erwartet ſie von ſeiner Strenge?
Alle wiſſen's, Keiner ſpricht es aus.

Endlich öffnet ſich des Söllers Pforte,
Und der König tritt auf den Altan,
Schreitet ernſt gemeſſen bis zum Borde
Finſter neben ihm der Banbakan.

Nun der König: „Allen ward die Kunde,
Wie mein Ehgemahl ich hochgeehrt.
Keine Seele auf dem Erdenrunde
War im Leben mir ſo lieb und werth.
Es gereichte mir zum höchſten Ruhme
Herr und Freund zu ſein des reinſten Weibs
Und zu ſchützen treu die holde Blume
Ihres keuſchen minniglichen Leibs.

Wie die Königin vor allen Frauen,
So vor allen Männern dieſer Mann
Hatte meine Liebe, mein Vertrauen,
Mein als treubewährter Banbakan.
Eh' ich auszog nach dem heil'gen Grabe,
Legt' ich als dem Würdigſten im Land
Meine Macht mit meinem Herrſcherſtabe
Und mein Königsrecht in ſeine Hand.

Doch vor allem ſollt' er heilig ſchützen
Gertrud, meiner Augen Luſt und Licht.
Treu ſie zu berathen und zu ſtützen
Macht' ich ihm zur höchſten Mannespflicht.
So dem Freund die Gattin aufgetragen,
Zog ich unbeſorgt zum Kampfe fort. —
Und der Freund hat mir mein Weib erſchlagen!
Und im Königshaus geſchah der Mord!

»Heute heiſcht Gerechtigkeit und Ehre,
Heute fordert meine Königspflicht,
Daß ich frei vor allem Volk erkläre:
Nur gerecht und treu war ſein Gericht!
Wahrlich mit dem Tode nur gerochen
Konnte ſein, was Gertrud ſich erkühnt.
Was an ſeiner Ehre ſie verbrochen,
Hat mit ihrem Leben ſie geſühnt.

»Ja in meiner Achtung iſt geſtiegen
Dieſer Mann zur ruhmbeglänzten Höh.
Seine Treue, ſeine Tugend wiegen
Schwerer mir und meinem Volk als je.« —

Ihn umarmend küßt er ſeine Wange,
Bietet freundlich ihm die Rechte dar,
Und des Volkes Menge jubelt lange
Dieſem tugendhaften Männerpaar.

Ban, Herr, Reichswürdenträger. **Banbakan**, oberſter Ban, Miniſterpräſident.

König Andreas II. und die Königin Gertrud waren die Eltern der heiligen Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, deren übertriebene Frömmigkeit ſich wohl aus der Todesart ihrer Mutter erklären dürfte.

Graf Szapary der Pflüger.

1.

Die Schmach.

1682.

Du ſchönes ſtolzes Ungarland,
Mit Wein geſegnet, Wald und Saaten,
Donaudurchfluthet und umſpannt
Vom weiten Halbkreis der Karpathen,
Wie reich du auch an Helden warſt,
Von Allen, die du einſt gebarſt
Und zu des Ruhmes Glanz erhoben,
Strahlt Einer vor im reinſten Licht.
Dem Kranz, den ihm der Dichter flicht,
Hat ſtill ein Stern ſich eingewoben.

ſundheit ſchenken!» heuchelte der Wirth mit zuſammengefalteten Händen, «damit dieſelben bald nach dem Wunſche der erlauchteſten Frau Mutter eine Gemahlin heimführen und eine fröhliche Nachkommenſchaft erzielen mögen!»

«Das gebe Gott!» ſtimmten die beiden andern Philiſter ein, und glotzten dabei vor ſich hin.

«Ja das gebe Gott!» rief der Sekretär beiſtimmend; «denn bis jetzt hat der Herr Graf alle Vorſchläge der Art, die ihm die liebende Vorſorge Ihrer Frau Mutter gemacht, ſchier mit Abſcheu von ſich gewieſen, und die edle, gute Frau hofft Alles von der Veränderung des Wohnorts für den Herrn Grafen. Auch glaubt ſie: wenn der Herr Profeſſor und meine Wenigkeit in den Stand der heiligen Ehe treten, wird ſich der Herr Graf dann auch dazu bequemen.»

«Da wird's ja wohl bald Hochzeit ſein!» ſchmunzelte der Wirth.

«Bei mir liegt's allein nur an der Einwilligung des Herrn Grafen. Es iſt aber ſchlimm, daß Hochdieſelben durchaus nichts von Heirathen hören wollen, weder von eigner noch Andrer Heirath. Mein lieber Herr Schwiegervater hat aber noch immer

Ganz Ungarn ſtöhnt in Band und Haft
Der übermüthigen Osmanen;
Vergeudet ward des Landes Kraft,
Zerbrochen hingen ſeine Fahnen
So ſchwer der Türkenſäbel lag,
Noch ſchwerer laſtete die Schmach
Der Knechtſchaft auf den Magyaren.
Da mußte manches edle Blut
Mit hohem Sinn und Heldenmuth
Ein ſchlimmes Sklavenjoch erfahren.

Graf Szapary, an Tugend groß,
Des Feindes Uebermacht erlegen,
Erduldet doch das ſchlimmſte Loos.
Er ziehet unter grimmen Schlägen
Der Ackerfurche neuen Weg
Am ſchweren Pflug des Hamſabeg
Zuſammen mit des Fürſten Pferde,
Mit ſeinem Blute, ſeinem Schweiß,
Doch nie mit einer Thräne heiß
Tränkt er die vaterländ'ſche Erde.

Eh noch die Sonne ihre Bahn
Am Morgenhimmel hat begonnen,
Hat ſchon der tückiſche Osman
Dem Ritter neuen Schimpf erſonnen.
Mit Stier und Eſel angeſchirrt,
Vom ſcharfen Peitſchenſtrang umſchwirrt,
Verhöhnt, geſtoßen und getreten,
Vor Durſt und Hunger krank, der Held
Pflügt ohne Murren ſo das Feld
Des argen Jüngers des Propheten.

Der Türke wähnt den hohen Mann
Mit ausgeſuchter Qual zu beugen.
Was Bosheit Scheusliches erſann,
Der Held erträgt's mit ſtolzem Schweigen.
Trifft ihn des Homía Hieb und Spott,
So denkt er ſtill: „Mein Herr und Gott
Ward auch verſpottet und geſchlagen,
Und zürnte ſeinen Quälern nicht
Und hat mit heiterm Angeſicht
Sein Kreuz zur Richtſtatt ſelbſt getragen.“

2.

Die Rache.

1684.

Geſchlagen iſt der Türken Heer,
Und Wien entſetzt vom tapfern Polen.
Der Ungar greift zur ſcharfen Wehr,
Der Türke wünſcht beſchwingte Sohlen.
Und eh's der Padiſchah gedacht,
Iſt in der blut'gen waizner Schlacht
Vom Kreuz der Halbmond überwunden.
Den Hamſabeg, zur Flucht gewandt
Hält eiſern eine Ungarhand.
Er wird gefangen und gebunden.

Batthianyi iſt's, der edle Graf,
Der Waffenbruder war dem Pflüger
Und in der Schlacht den Hamſa traf
Und glücklich fing den türkiſchen Tiger.

Nun führt er ihn zu Szapary
Und ſpricht: „Mein Freund den Buben ſieh,
Der Schmach dir bot viel martervolle!
Nun thu' ihm, wie er dir gethan!
Spann ihn mit deinen Stieren an
Und laß ihn pflügen deine Scholle!“

Doch Szapary zum Türken ſpricht:
„Nicht alſo ſei dir zugemeſſen!
Ich geh' mit dir nicht ins Gericht.
Was du mir thateſt, iſt vergeſſen.
Die Bande löſet dir mein Schwert.
Frei biſt du! Nimm mein eignes Pferd
Und reite heim zu deinen Brüdern!“ —
Der Beg ſteht lange wie verſteint.
„Das thuſt du deinem ärgſten Feind,
Der dich gekränkt an höchſten Gütern?!“

Darauf der Chriſt: „Mein Meiſter ſprach:
Ihr ſollet eure Feinde lieben!
An denen, die mit Haß und Schmach
Euch kränkten, ſollt ihr Wohlthun üben!

Und als der Juden Zorn und Wuth
Sein Kreuz begoß mit ſeinem Blut,
Da betet er zum höchſten Weſen:
Vergib, o Vater, ihnen mild,
Ihr Sinn iſt ja von Nacht umhüllt! —
Und ſterbend ſegnet er die Böſen.“

„Zu ſpät, o Herr, kommt dein Geſchenk!
Verloren gab ich meine Sache.
Denn meiner Thaten eingedenk,
Erzittert' ich vor deiner Rache.
Das Gift, in meinen Ring gefaßt,
Nahm als Gefangner ich mit Haſt.
Schon greift der Tod mir nach dem Leben.
Doch ſterbend, Chriſt, erkenn' ich dies:
Der ſeine Feinde lieben hieß,
Der hat der Welt das Heil gegeben.

„O nimm mich auf in ſeinen Bund
Und laß als Chriſten fromm mich ſterben!
Du gabſt mir deine Liebe kund,
Laß nun die ſeine mich erwerben!“

Der Ungar der ſich tief verneigt,
Das Kreuz am Schwerte dar ihm reicht
Und gießt, geſchöpft aus naher Quelle,
Ihm auf das Haupt mit hehrem Wort,
Dem Glauben an den ew'gen Hort,
Der Chriſtentaufe heilige Welle.

Der Sterbende umfaßt das Kreuz
Und küßt's mit brünſtigem Verlangen.
Des Todes Schatten hat bereits
Sein Haupt mit kaltem Hauch umfangen.
Doch hält er noch den Blick verklärt
Dem Liebesſpender zugekehrt
Und ſtreckt ihm froh die Hand entgegen.
Und wie ſie dieſer weinend drückt,
Da wird er ſelig heim entrückt.
Das iſt der Liebe Gottesſegen.

Der tapfre Pole: Johann II. Sobieski, König von Polen, die herrlichſte Fürſtengeſtalt des 17. Jahrhunderts.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der ſterbende Held.

1578.

Von Kriegerſchaaren und von Waffen ſchwer
Die Königsflotte rauſchet ſtolz daher. —
Die breiten Riemen der Galeeren ſtreichen
Viel hundert Sklaven auf dem Mittelmeer.
An Luſitaniens Strand beginnt der Reigen
Und tanzt dem Atlas zu. Das mächt'ge Heer,
Geſchmückt von Prieſtern mit des Kreuzes Zeichen
Will an die afrikan'ſche Küſte ſteigen.

Wer führt die tauſend ſtolzen Segel an?
Wer bringt zum blut'gen Kampfe Roß und Mann?
Wer iſt der Herr der ungezählten Schaaren?
Der Portugieſe Don Sebaſtian,
Der König iſt's von vierundzwanzig Jahren,
Der einmal ſchon das blut'ge Spiel gewann,
Als minder Krieger ihm zu Dienſte waren.
Er trotzet kühn den drohenden Gefahren.

Auf Mulei Maluks kaiſerliches Reich,
Marokko's Länder, zielt der Waffenſtreich.
Sebaſtian ſpürt ein königlich Gelüſten
Nach Krieger- und nach Prieſterruhm zugleich,
Und weit und breit ließ er das Kreuzheer rüſten.
Bis an des Atlas wilden Felſenſteig
Hätt' er erobert gern die Berberküſten
Und ſie bevölkert mit kathol'ſchen Chriſten

Von eitler Herrſchſucht heißem Geiſt bethört
Hat Mulei Maluks Neffe ſich empört
Und Don Sebaſtians Hülfe jüngſt gewonnen.
Mit Mulei Mehmeds Argliſt ſich verſchwört
Des Königs Glaubenseifer unbeſonnen.
Auf keiner Warnung Ruf hat er gehört.
Vom trügeriſchen Glanz des Ruhms umſponnen
Hat er den Krieg mit Uebermuth begonnen.

Von ſchwerer Krankheit an das Bett gebannt,
Die ihm die Kraft des Lebens ausgebrannt,
Will Mulei Maluk gern den Kampf vermeiden.
Durch Boten, an das Chriſtenheer geſandt,

Erfährt der König von des Kaiſers Leiden.
Auch bietet einen Theil von ſeinem Land
Der Maurenfürſt den grimmen Feinden beiden,
Um ſterbend nicht für Thron und Volk zu ſtreiten.

Vergebens iſt das ehrliche Gebot.
Der Portugieſe will des Mauren Noth.
Nun ſammelt Mulei Maluk ſeine Mannen.
In ſeinen Adern fühlt er ſchon den Tod,
Doch ſucht ihn ſeines Willens Kraft zu bannen.
Von ungeheurer Feindesmacht bedroht
Sich ſeines Lebens fliehnde Geiſter ſpannen,
Und eine Sänfte führet ihn von dannen.

»Und macht der Tod mich heute ſtumm und kalt,
Verkünd' es Keiner meinem Heer alsbald!«
Spricht zu den Feldherrn er, die ihn umgeben.
»Dann leihet der erblichenen Geſtalt
Noch ein paar Stunden ein erheuchelt Leben,
Bis Siegesruf durch unſre Reihen ſchallt.
Die Sänfte ſeh' das Heer und euch daneben,
Als ſei ich's, der beſeele euer Streben!«

Die Schlacht bricht an. Das Heer der Mauren weicht.
Ein Wehruf aus der Bruſt des Kaiſers ſteigt;
Dann ſehn die Führer, die ihn noch umringen,
Den Herrſcher plötzlich jugendlich und leicht
Wie einen Halbgott aus der Sänfte ſpringen.
Im Nu hat er ſein Tigerroß erreicht
Und wählt ſich eine von den beſten Klingen,
Um kräftig überm Haupte ſie zu ſchwingen.

Ein Blitz raſ't er dahin auf ſeinem Roß
Und hemmt des Heeres fliehenden Koloß.
Sein Ruf erſchallet wie des Donners Rollen.
Er feſſelt Glied an Glied und Troß an Troß
Mit ſeines Zornes fürchterlichen Grollen.
Iſt das der Kriegsgott oder ſein Genoß,
Der mit der Göttermacht, der wundervollen,
Die Krieger zwingt zu handeln wie ſie ſollen?

Im Maurenheer welch jubelndes Geſchrei!
Welch Waffenklirrn! Die Schlacht entbrennt aufs Neu.
Die Mauren ſtürzen in die Portugieſen,
Voran der kranke kaiſerliche Leu.

von Ihrem Janchen keine beſtimmte Antwort, und eben ſo wenig haben Sie ſich feſt erklärt, Herr Vierig.»

«Die Trödelhexe hat mich immer herumgekriegt,» verſetzte der Wirth ärgerlich; «aber es ſoll ihr nichts mehr helfen! Das dumme Ding hat hunderterlei Ausreden: ſie paſſe nicht für einen vornehmen Mann, wiſſe ſich in die Sitten der großen Welt nicht zu ſchicken; ſie ſei noch viel zu jung, zu unerfahren u. ſ. w. Ich weiß die Ehre zu ſchätzen, die der Herr Profeſſor meinem Hauſe anthut; und die Jane wird ſeine Frau, darauf geb' ich Ihnen mein Wort. Mündlich will ich's ſchon feſt mit ihm machen. Und was wird das für ein ſchönes Verhältniß! Der Herr Profeſſor iſt die rechte Hand der Frau Gräfin und dem jungen Herrn Grafen ſchon eben ſo unentbehrlich; und dieſer einflußreiche Mann mein Schwiegerſohn! Und Sie, mein werther Herr Sekretär, wieder der Schwiegerſohn dieſes meines hochgeehrten Herrn Schwiegerſohns! Welch ein unzerreißbares Band der Verwandtſchaft umſchlingt uns alle dann! Laſſen Sie uns anſtoßen auf baldige Erfüllung unſrer Wünſche!»

Sie tranken und umarmten ſich. Der Sekretär gelobte Alles aufzubieten, um den Grafen bald

Und heiße Ströme Chriſtenblutes fließen.
Die Kreuzeskrieger faſſt des Schreckens Scheu;
Und die ſich ſchon als Sieger laut geprieſen,
Sie müſſen flüchtig dieſen Tag beſchließen.

Befriedigt von dem ſchnell erzielten Glück
Zur Sänfte Mulei Maluk kehrt zurück.
Sein Finger auf dem Mund heiſcht neues Schweigen
Und ſeinen Tapfern gilt ein Dankesblick.
Sie ſehn ihn mühſam in die Sänfte ſteigen.
Hier faſſt ihn raſch das dunkele Geſchick,
Ein krampfhaft Zittern und ein leiſes Neigen,
Und Mulei Maluk zählet zu den Leichen.

Dem Wink gehorſam ſchicken Schwert und Speer
Die Feldherrn in des Feindes fliehend Heer,
Als ob ſie nach des Herrn Befehlen thäten.
Sebaſtian, auf der Flucht getroffen ſchwer,
Wird von der Hufe wilder Haſt zertreten,
Und Mulei Mehemed ertrinkt im Meer. —
So iſt die Flamme, ſelbſt in Todesnöthen,
Hoch aufgezuckt, um ihren Feind zu tödten.

Das Volksgericht.

Auf der Zinne ſeines Schloſſes
Sitzt der König ſchwach und alt.
Ihm zur Seite ſeines Sohnes
Jugendkräftige Geſtalt.
Auf der leichtgebauten Brücke
Seiner ausgeſtreckten Hand
Sendet er die trüben Blicke
In ſein reichgeſegnet Land.

Und er ſpricht: »Ich habe lange
Für des Landes Wohl geſchafft,
Doch es ſinken meine Tage,
Es verſiechet meine Kraft.
All mein Wollen, all mein Streben
Weiht ich meines Volkes Heil,
Doch dem Irrthum preisgegeben
War gar oft mein menſchlich Theil.

»Immer nur mein Glück gefunden
Hab' ich in der Andern Glück,
Hinter meinem Königswillen
Blieb oft weit die That zurück.
Nun am Ziel ſeh' ich mit Bangen
Wie Geringes ich vollbracht.
Drum ein mächtiges Verlangen
Iſt mir in der Bruſt erwacht.

»Dir bekannt iſt jene Sitte,
Heilig unſerm Herrſcherhaus:
Löſcht der Tod die Lebensfackel
Eines ſeiner Könige aus,
Wird in Kron' und Purpurmantel
Seine Leiche ausgeſtellt.
Seine Thaten, ſeinen Wandel
Prüfe neben ihm die Welt.

»Durch des Königreiches Gauen
Zieht ein Herold hoch zu Roß,
Ruft: Geſtorben iſt der König!
Kommt herauf ins Königsſchloß! —

In der hohen Burg die Hallen
Füllen ſich mit Menſchen an,
Denn das Thor iſt Allen, Allen,
Selbſt dem Aermſten aufgethan.

»Fern doch ſind die Würdenträger,
Und die Höflinge ſind fern.
Nur das Volk! — ſo will's die Sitte —
Steh' um ſeinen todten Herrn.
Jeder ſoll es hier verkünden,
Dem er Leides zugefügt,
Seine Mängel, ſeine Sünden
Werden ſchonungslos gerügt.

»Doch verſteckt in naher Kammer
Hör' ſein Erbe das Gericht,
Höre auf das ſtrenge Urtheil,
Das der Mund des Volkes ſpricht.
Was er irrend auf dem Throne
Fehlte und im Frevelmuth,
Komm' dem Träger ſeiner Krone
Und dem ärmſtem Knecht zu gut. —

»Selbſt will ich mein Urtheil hören,
Wie mein Volk es arglos ſpricht,
Daß ich ſelbſt mein Fehlen ſühne,
Eh' der Tod mein Auge bricht.
Drum noch heut, von dir entſendet,
Ruf' im Land der Herold aus:
Unſer König hat geendet!
Eilet in ſein hohes Haus!« — —

»Und der Sohn vollzieht gehorſam,
Was begehrt der edle Greis.
Dumpf erſchallt die Trauerkunde
Durch des Reiches weiten Kreis.
Ungezählte Schaaren wallen
Weinend zu dem Schloß hinauf,
Und es füllen ſich die Hallen
Schnell und wie noch nie zu Hauf.

Auf dem Lager in der Halle,
Mit dem Purpur zugedeckt,
Auf dem Haupt die goldne Krone,
Liegt der König ausgeſtreckt.

Und der Katafalk umfloſſen
Rauſcht von düſterm Trauerflor.
Mund und Auge ſind geſchloſſen,
Aber offen iſt das Ohr.

Reiche, Arme, Kinder, Greiſe
Nahen dem verehrten Leib.
»Unſer Vater iſt geſtorben!
Weh uns!« klagen Mann und Weib
Und das Alter und die Jugend
Gießen Thränenbäche hin.
Jeder rühmt des Königs Tugend,
Jeder ſeinen edlen Sinn.

Immer neue Klagen ſtimmen
Die verwaiſten Kinder an.
Alle preiſen ſeine Güte
Allen hat er wohlgethan.
Und die einzige Beſchwerde,
Die ertönt im weiten Saal,
Daß er ſcheidend von der Erde
Sie betrübt zum erſten mal.

Weinend ziehen ſie von dannen,
Und das Schloß iſt wieder leer. —
Und der Sohn tritt ſelig lächelnd
Zum geliebten Vater her.
Doch die Lippen ſind entröthet
Und die Wangen ſtarr und kalt. —
Ach! den Glücklichen getödtet
Hat der Freude Allgewalt.

Der Judenknabe.

Ein Holzſtoß iſt geſchichtet;
Die Fackel ſprühet roth.
O ſagt: wer wird gerichtet
Im grauſen Flammentod?
Hell ſingen fromme Väter
Die Sterbelitanei.
Dort führt den Miſſethäter
Die Häſcherſchaar herbei.

Sie bringen einen Knaben
Geſchmückt mit ſchwarzem Band.
Die Henkersknechte haben
Gefeſſelt ihm die Hand.
„Was hat das Kind verbrochen,
Des Aug' ſo unſchuldvoll,
Das heut an ihm gerochen
Durch Feuer werden ſoll?“ —

Den ſchönſten Judenknaben
Hegt Wien die Kaiſerſtadt,
Der wunderbare Gaben
Wie kaum ein Andrer hat.
In ſeinem Haupte zündet
Des Geiſtes hellſter Strahl,
Und all ſein Weſen kündet
Den Genius zumal.

Der Kaiſer hat erzogen
Das ſchöne Judenkind
Und macht's, ihm wohlgewogen,
Zu ſeinem Hofgeſind.
Es ward mit Gold und Gnade
Den Eltern abgekauft
Und dann im Chriſtenbade
Mit großem Pomp getauft.

Lang ging er in die Lehre
Der hohen Kleriſei,
Daß er zu Gottes Ehre
Bekenner Chriſti ſei.

Der Kaiſer hat ihn täglich
In ſeiner Gunſt erhöht,
Und betet mit ihm kläglich
Gar oft ein Bußgebet.

Wie ſich das Kind begierig
Auf alles Hohe zeigt,
So wird was Andern ſchwierig
Ihm zu erlangen leicht.
Bald iſt er froh und munter
Ein Mann an Wiſſenſchaft,
Und ſtets wie durch ein Wunder
Wächſt ſeines Geiſtes Kraft.

Seht wie er ſchon die Zierde
Des ganzen Hofes iſt!
Herr Friederich der Vierte,
Der gläubig fromme Chriſt,
Gewährt ihm hohe Gnaden
Und hält ihn warm und weich.
Ihm ſchmeicheln die Prälaten
Und alles Volk zugleich.

zur Einwilligung in der Doppelheirath des Profeſſors und des Sekretärs zu bewegen, und ſprach die Hoffnung aus, daß der Einzug des Grafen in Adlerſtein und die Feſte und Huldigungen, die ihm dargebracht werden würden, die beſte Gelegenheit ſein möchten, ihm jenen Wunſch dringend und ſo ans Herz zu legen, daß er denſelben nicht wohl abſchlagen könnte.

Der Wirth verſprach dagegen ſein Haus auf's Koſtbarſte auszuſchmücken und als ſtädtiſcher Vorſtand dafür zu ſorgen, daß Alles in der Stadt auf's Schönſte angelegt und ausgeführt werde, damit der Herr Graf in eine frohe Stimmung komme, und geneigt ſei, keine an ihn gelangte Bitte abzuſchlagen.

Der Nagelſchmied ſeufzte tief auf. Sein Liebesrauſch war verſchwunden, ſein Entzücken dahin, die frommen blauen Augen füllten ſich ihm voll Thränen; und an ſeinem Glücke verzweifelnd, ſchlich er ſich ſtill aus der Thüre, und entſchlief auf der Streu, indem ihm die Wehmuth die Augen zudrückte, um dem ſchon wartenden Traumgotte Gelegenheit zu geben, den armen Meiſter mit Janchens verſchönertem Bilde freundlich zu letzen.

Der Samſtag neigte ſich zu Ende; mit ihm der

Bald wird des Reiches Mehrer
Den Pflegeſohn erhöhn.
Stolz werden ſeine Lehrer
Einſt auf den Jüngling ſehn.
Fiel nicht dem armen Knaben
Ein neidenswerthes Loos?
Beſchenkt mit reichen Gaben
Sitzt er dem Glück im Schoß.

Der Kaiſer ſieht im Traume
Ihn ſchon als Kirchenlicht,
Das an des Himmels Saume
Die Siegesbahn ſich bricht.
Er wird als Chriſti Streiter
Feſt bei dem Kreuze ſtehn
Und auf der Himmelsleiter
Vor allem Volke gehn.

Kaum an der Lippe ſprießet
Des Knaben erſter Flaum,
Seht da in Nichts zerfließet
Des guten Kaiſers Traum!

Der Knabe wirft als Jude
Von ſich den Heil'genſchein;
Er will von Chriſti Blute
Nicht rein gewaſchen ſein.

Er ſchwört mit frohem Munde
Im Judentempel laut,
Daß er dem alten Bunde
Mit Gott allein vertraut,
Und reinigt von den Flecken
Des Sühneblutes ſich.
Was iſt das für ein Schrecken
Für Kaiſer Friederich!

Die Pfaffen biſſig fahren
Auf den Verbrecher los.
Sie wollen ihn bewahren
In ihrer Kirche Schoß.
Und aus der Judenſchule
Sie holen ihn herbei,
Daß er vom Höllenpfuhle
Nicht einſt verſchlungen ſei.

Er höret ſtill ihr Dräuen
Und ihre Bitten an;
Er will es nicht bereuen
Was freudig er gethan.
Vergebens daß der Kaiſer
Ihn ſchier mit Thränen fleht:
Der Knabe wie ein Weiſer
Auf ſeinem Glauben ſteht.

Nun wird mit ſchwerer Klage
Er vor Gericht geſtellt,
Des trügeriſche Wage
Empor den Armen ſchnellt.
Die frommen Herrn verdammen
Die jugendliche Kraft,
Daß ſie vom Tod in Flammen
Sei ſchmerzlich hingerafft.

Stumm in der Prieſter Mitten
Hört er ihr letztes Wort.
Vergebens fährt mit Bitten
Der alte Kaiſer fort.

Er wird zum Tod bereitet.
O ſchaut: was kümmert's ihn!
Zum Holzſtoß ihn begleitet
Der Kaiſer und ganz Wien.

Er ſieht die Flammen ſchüren
Mit feſtem Heldenſinn.
Die Henkersknechte führen
Ihn noch zum Kaiſer hin.
»Willſt du nicht ſehn und hören
Und biſt du taub und blind?
Willſt nicht auf Chriſtum ſchwören,
Du unglückſelig Kind?«

Statt Antwort ſtürzt er heiter
Sich in den Flammenſchwall.
Da ſchaudern die Begleiter
Im weiten Kreiſe all.
Der Kaiſer ernſt und düſter
Spricht leis und thränenweich:
»Für unſern Glauben, Prieſter,
Nicht Einer thät's von euch.«

Die perſiſche Synode.

Fünfhundert Jahre und darüber ſchon
Die Parther ſitzen auf dem Perſerthron,
Von Sklavenſinn und Niedertracht berathen,
Da ſchwingt ſich muthig Ardſchir Babekan
Zum Feldherrn auf des Königs Artaban,
Der edle Sohn des niederen Soldaten.
Mit Undank lohnt der ſcheusliche Tyrann
Den Ritter-Dienſt dem treuen tapfern Mann,
Doch der mit Kerkerhaft und Tod Bedrohte
Wird nun der Perſerfreiheit kühner Bote.

Gewaltig ruft er auf des Volkes Kraft,
Die tief geſunken war und arg erſchlafft
In der Despoten wohlgepflegten Schlamme.
Er zeigt dem Volke, was es einſt verlor
Und reißt es dann zur Heldenthat empor
Mit der Begeiſtrung rieſenhafter Flamme.
Ein Sturmwind brauſt daher die junge Macht
Und wirft den König nieder in der Schlacht,
Und ſchon nach einer kurzen heißen Woche
Iſt Perſien frei vom alten Fremdenjoche.

Nun wallet in der Freiheit Frühlingsſtrahl
Das Volk herbei zur neuen Königswahl
Und Alles grüßt den Vaterlandsbefreier.
Zum Schah erwählt wird Ardſchir Babekan,
Der Sohn des Volkes und des Volkes Mann,
Des Perſerreiches muthiger Erneuer.
Und Volk und Heer erheben auf den Schild
Den neuen Herrſcher, der ſo ſtark als mild
Ergreifet der Tiare Königsbinde,
Daß er ſie ſelbſt ſich um die Schläfe winde.

Zu treuen Helfern ſeines neuen Bau's
Wählt er die Würdigſten im Land ſich aus
Und redet auf dem Thron in ihrem Kreiſe:
»Ich habe viel zu ſchaffen und zu baun,
Doch mich erfüllt ein hohes Gottvertraun,
Und Räthe hab' ich, tüchtige und weiſe.
Zu ſolchem Bau der gute feſte Grund
Das iſt mit Gott der heil'ge Glaubensbund.
Das Volk muß fromm das ew'ge Licht verehren,
Soll es zurück zu Kraft und Tugend kehren.

»Der Macedonier und der Parther Macht
Hat Zwietracht in das Perſervolk gebracht
Und arg befleckt den einſt ſo reinen Glauben.
Des Aberglaubens widerwärt'ger Schmutz,
Der Magier dünkelhafter Eigennutz
Stellt alle Lehre auf geſpitzte Schrauben.
Und da der dunkle Sinn des Zendaveſt
Sich heute nicht mehr leicht entziffern läßt,
So hat die Tugend unſres Zoroaſter
In Sünde ſich verwandelt und in Laſter.

»Doch unbeirrt der würdige Prophet
Des Perſervolks als Grund- und Eckſtein ſteht
Des Hauſes, das wir aufzurichten kamen.
Drum aller Glaubensſatzung feſte Norm
Wie unſres Gottesdienſtes neue Form
Muß fußen auf des alten Weiſen Namen.
Nur gilt es, daß in ſeiner heil'gen Schrift
Den rechten Sinn die heut'ge Weisheit trifft.
Denn aus des alten Zendaveſts Verſtändniß
Entfalte ſich des Prieſterthumes Kenntniß!

»Verachtet von den Partherkönigen lag
Der Magierſtand in Dunkelheit und Schmach,
Doch nie verlöſcht ſind Zoroaſters Funken.
Wohl aber ſiebzig Sekten hat das Land;
Die leiſten ſich einander Widerſtand,
Von Zorn und Haß und tollem Wahne trunken.
Zuletzt erhebt ein wüſter Neu'rerſchwarm
Gleich gegen alles Heilige den Arm
Und nennt verächtlich des Propheten Wunder
Erdachte Märchen, lächerlichen Plunder.

»Beenden muß ich dieſen böſen Streit
Und neu erſchaffen Glaubenseinigkeit,
Die Zweifler und die Spötter unterdrücken.
Wie eine Jungfrau muß erblühn das Reich,
Doch ſoll der Wahrheit voller Blüthenzweig
Der jungen Perſia keuſchen Buſen ſchmücken.
Wie Einen Gott, gibt's Eine Wahrheit nur.
Verfolgen wir mit Eifer ihre Spur!
Wir werden ſie im Zendaveſta finden,
Nur müſſen wir den Sinn der Schrift ergründen.

»Die Magier meines Reichs ruf' ich herbei
Zur Steuer widriger Abgötterei,
Des harten Geiſtesbodens rüſt'ge Pflüger.
Als ihrer Arbeit redlichen Gewinn
Feſtſtellen ſollen ſie den wahren Sinn
Der alten heil'gen Zoroaſterbücher.
Und was ihr Fleiß als reine Wahrheit fand,
Das gelte als Geſetz im ganzen Land
Und über Gott im Glauben und im Meinen
Soll alles Volk in dieſer Norm ſich einen.« —

Und wie der Schah geſprochen, ſo geſchieht.
Aus ſeines Reichs gewaltigem Gebiet
Die weiſen Magier werden eingeladen.
Unangeſehen, unterdrückt zumal,
Sie thauen auf im neuen Sonnenſtrahl
Und eilen ſich in ſeinem Glanz zu baden.
Das regt behend, Ameiſenhaufen gleich,
Sich plötzlich überall im weiten Reich
Und folgt beglückt des frommen Schah's Gebote,
Und achtzigtauſend kommen zur Synode.

Den Weiſen wird des Königs Wille kund.
Gehorſam ſchwören ſie mit Hand und Mund
Und fangen an zu forſchen und zu rathen.
Doch ſchon am erſten Tag in heikeln Streit
Sind ob des wahren Sinnes ſie entzweit.
Von ſchlimmen Worten kommt's zu ſchlimmern Thaten
Das iſt ein wilder Kampf, ein wüſt Geſchrei!
Der König eilt mit ſeinem Heer herbei.
Und die wie böſe Hunde ſich verbiſſen,
Raſch auseinander werden ſie geriſſen.

Jahrmarkt zu Adlerſtein. Meiſter Eiſenblut ſtand mit vergnügtem Geſichte vor dem Tiſche, auf welchem ſein Eiſenkram ausgebreitet war. Seine Einnahmen hatten ſeine Erwartungen übertroffen; die geringe Waare war er ganz los geworden; und nur von der feinen lag noch manches Päckchen, mit rothem Band in Papier gebunden, das Muſterſtück oben darauf befeſtigt, ungeöffnet auf dem Tiſche. Der Nagelſchmied ſah recht munter in das ſchöne Herbſtwetter. Überzählte er ſein Glück? Bedachte er die anſehnliche Beſtellung, die der Herr Sekretär für die am Schloſſe nöthigen Baureparaturen gemacht hatte, mit ſo großem Vergnügen? Freute er ſich auf die baldige Heimkehr zu ſeinem lieben Mütterlein? ach nein! Es muß einen andern Grund haben, warum er wonneglänzenden Aug's nach der auf den Markt mündenden Eliſabethen-Gaſſe ſieht, in welcher der Gaſthof zum Schwan liegt. Er verwendet ja kein Auge von der Gaſſe und kaum antwortet er einem an ſeinen Tiſche tretenden Käufer. Nach ziemlich langem Warten biegt ein flinkes Mägdlein, knapp und zierlich angethan, um die Ecke und der Nagelſchmied ruft froh überraſcht ein halblautes, wonneſeligendes: «Endlich!» Das Herz klopft ihm gewaltig, ſein Geſicht iſt mit Pur-

Der König ſpricht: »Es iſt des Volks zu viel
In dieſem wirren lärmenden Gewühl,
Und beſſer wird's der Hälfte ſchon gerathen.
Drauf vierzigtauſend tagen. Doch der Streit
Hat ſchon am erſten Tag auch ſie entzweit.
Von Worten kommt es wiederum zu Thaten.
Welch wilder Kampf! Welch raſendes Geſchrei!
Der König eilt mit ſeinem Heer herbei,
Und die wie böſe Hunde ſich verbiſſen,
Raſch auseinander werden ſie geriſſen.

Der Schah mit kummervollem Angeſicht
Erhebt das Wort: »Führwahr ſo geht es nicht!
Wir wollen nur vierhundert Würd'ge laden.
Vierhundert tagen nun, doch böſer Streit
Hat ſchon am erſten Tage ſie entzweit.
Von heißen Worten kommt's zu heißern Thaten.
Erneuter Kampf! Gewaltges Wuthgeſchrei!
Der König eilt mit einer Schaar herbei.
Und nur des Kriegers Arm, Gewalt der Waffen
Kann in der Magier Reihen Ruhe ſchaffen.

Der König ſeufzt: »Das iſt ein ſchlimmer Fall!
Zu groß iſt immer noch der Pfaffenſchwall.
Wir müſſen ihn auf vierzig Köpfe mindern.« —
Und vierzig tagen. Doch der Streit beginnt,
Und eh des erſten Tages Lauf verrinnt,
So kämpfen wüthend ſie gleich wilden Rindern.
Ein Kriegerhaufen kommt herbei in Haſt,
Der auf des Königs Wink die Kämpfer faſſt
Um mit dem Schwerte ſie zur Ruh zu bringen. —
Der König ſieht, ſo wird's ihm nie gelingen.

Nun wählt der Klügſten ſieben er ſich aus
Und führt vorſichtig ſie ins Königshaus.
Mit Waffenträgern iſt umſtellt die Halle.
Die Magier forſchen nicht und ſtreiten nicht,
Sie wiſſen ſchon, ſie kennen ihre Pflicht,
Gleich ſind zu ihrem Zweck ſie einig alle.
Sie haben ſchnell getroffen ihre Wahl,
Den Klügſten fanden ſie aus ihrer Zahl.
Der iſt zu Gottes Werkzeug auserſehen
Und muß des Zoroaſters Sinn verſtehen.

Drei Becher miſchen ſie mit Wein und Mohn,
Die reichen ſie dem neuen Gottesſohn,
Und als er betend alle drei getrunken,
Da iſt er unter ihrem Segensſpruch
An ſeinem Herzen Zoroaſters Buch
In einen tiefen langen Schlaf geſunken.
Sie wachen bei ihm immer im Gebet,
Worin um Gottes Gnade jeder fleht,
Dem auserwählten Sohn den Sinn, den wahren,
Von Zoroaſters Schrift zu offenbaren.

Der Schlaf iſt endlich aus. Den Gottesſohn
Des Volkes Ungeduld erwartet ſchon,
Aus ſeinem Mund die Wahrheit zu erhalten.
Im Zug vom Schah geführt auf den Altan
Stimmt mit den Brüdern er ein Loblied an
Zum Dank für Gottes gnadenvolles Walten,
Mit wohlberedtem demuthvollen Mund
Thut nun er ſeine Himmelsreiſe kund
Und wie Gott ſelbſt ihn gründlich unterrichtet
Und Zeroaſters Dunkelheit gelichtet.

Verſchiedne Meinung gäb' es ferner nicht
Vor dieſer Offenbarung heilgem Licht.
Was Gott geſprochen, werd' er treu verkünden,
Und für der ew'gen Gnade Himmelswort
Erleuchtet in genauer Schrift ſofort
Den rechten Menſchenausdruck ſicher finden.
Die Menge jubelt und der heil'ge Held
Hat mit dem Schah zuſammen bald geſtellt
Was Zoroaſters Sinn im reinen Glauben.
Und Niemand darf ein Jota davon rauben.

Bet-Ernſt und der Dorfpfarrer.

I.

„Ich will zu Dorfe reiten,“
Der fromme Herzog ſpricht,
„In dieſen ſündlichen Zeiten
Gut Aufſicht ſchadet nicht.

„Will meine Pfarrherrn hören,
Ob ſie auch Gottes Wort
Mit Eifer und Liebe lehren;
Will reiten von Ort zu Ort.“

Den Herzog fromm und bieder
Von ſeinem hohen Schloß
Ins freundliche Land hernieder
Trägt ſein getigert Roß.

Er klopft auf ſeinem Wege
An jedem Pfarrhaus an;
Da wird einmal gar träge
Die Thür' ihm aufgethan.

Der Pfarrer tritt verlegen
Im ſchlecht beſtellten Haus
Dem fürſtlichen Herrn entgegen
Und ſieht verweltlicht aus.

Er ſcheint ein tüchtiger Pächter,
Der beſte Bauer des Orts,
Doch wahrlich ein gar ſchlechter
Verkünder des göttlichen Worts.

Lang ſpricht der Fürſt und gerne
Von wahrer Prieſter Art,
Bis auf dem Tiſch er ferne
Ein dickes Buch gewahrt.

Und daß dies ſei die Bibel
Der fromme Herzog glaubt.
Doch ach! wie iſt ſo übel
Das Gottesbuch beſtaubt!

Der Fürſt weiß ſich zu drehen
Bis an das Buch gar fein,
Und ſchiebt dann ungeſehen
Einen blanken Dukaten hinein.

Und ſagt Valet recht heiter,
Und ſchwingt ſich auf ſein Roß
Und reitet wieder weiter
Bis auf ſein hohes Schloß.

2.

»Ich will zu Dorfe reiten,«
Der Herzog wieder ſpricht,
»In dieſen ſündlichen Zeiten
Stet' Aufſicht ſchadet nicht.«

»Will meine Pfarrherrn hören,
Ob ſie noch Gotteswort
Mit Eifer und Liebe lehren;
Will reiten von Ort zu Ort.«

Den Herzog fromm und bieder
Von ſeinem hohen Schloß
Ins Land herunter wieder
Trägt ſein getigert Roß.

Er klopft auf ſeiner Reiſe
An jedem Pfarrhaus an,
Doch jene Thür wird leiſe
Und faul ihm aufgethan.

Und wieder tritt verlegen
Im ſchlecht beſtellten Haus
Der Pfarrer ihm entgegen;
Sieht eben noch weltlich aus.

Der Fürſt ſieht in der Zelle
Wohl auf dem Tiſche dort
An der bekannten Stelle
Beſtaubt das Gotteswort.

Und nimmt das Buch aus der Klauſe.
„Iſt's nicht ein volles Jahr,
Daß ich in euerm Hauſe,
Mein lieber Pfarrer, war?

»Ob ihr die Schriften geleſen,
Die in dem Buche ſtehn,
Seit ich nicht hier geweſen,
Mein guter Herr, laßt ſehn!«

Er ließ die Blätter gleiten
Der Bibel durch die Hand,
Bis er zu ſeinem Leiden
Das Goldſtück wieder fand.

Sprach: »Daß es beſſer werde,
Will ich euch jetzt verzeihn.«
Und ſteckte mit Zorngeberde
Den goldnen Pfennig ein.

Und ſagte Valet nicht heiter,
Und ſchwang ſich auf ſein Roß,
Ritt weiter und immer weiter
Bis auf ſein hohes Schloß.

Bet-Ernſt, Volksname: Herzog Ernſt I. der **Fromme von Sachſen-Gotha.**

purröthe übergoſſen, ſein Auge blitzt verlegen nach dem raſch nahenden Mädchen, während ſeine Hände auf dem Tiſch herumkrabbeln, ohne daß er wüßte, was ſie dort thun. Noch einen Augenblick, und Chriſtianchen Vierig tritt mit züchtig freundlichem Gruß vor den jungen blutrothen Meiſter. Er verneigt ſich verwirrt; um ſeinen Mund ſchwebt ein verſchämtes Lächeln. Chriſtiane ſchaut ſich unbefangen um, ob kein Lauſcher in der Nähe, und da ſie ſich unbemerkt ſieht, tritt ſie nah an den Tiſch heran und ſtellt ſich an, als wolle ſie etwas kaufen. Derweilen aber flüſtert der Mund leiſe und ſchämig. «Glaubt Er's nun, Meiſter Eiſenblut, daß ich Wort halte? Hier bin ich in eigner Perſon, wie ich verſprochen habe.»

«Sie macht mich damit auch ſo herzig froh, wie ich mein Lebtag noch nicht geweſen. Wahrlich! ich trug das größte Verlangen, ein Paar Wörtchen allein, ungeſtört mit Ihr zu reden, eh' ich wieder zu meiner Mutter heimkehre. Und bis dieſe Stunde hat ſich's noch nicht machen wollen, ſo wie ich wünſchte.»

«Auf dem Markt iſt doch nicht der Ort, ein Paar Wörtchen mit einander zu ſprechen! Man weiß ja nicht, aus welchem Fenſter man beob-

Junker Jürge.

»Wer reitet aus der Wartburg Thor
In ſchmucker Herrentracht hervor?
Ein ſinnig Auge ziert den Reiter,
Sein Angeſicht iſt voll und heiter;
Die hohe Stirn, nicht faltenfrei,
Zeigt kühnen Muth und Kraft dabei.

»Und doch wie faul des Roſſes Gang!
Das kennt nicht Sporn und Gerte, lang
Hernieder hängen ihm die Zäume.
Iſt's doch, als ob der Reiter träume.
Wie ſitzt dem Mann die Schaube ſchlecht!
Ein Junker dies? Ein Edelknecht?» —

»So gab der Hauptmann uns Bericht.
Wir Knechte fragen weiter nicht.
Drum können wir für Junker Jürgen
Euch, fremder Wandersmann, nicht bürgen.
Wohl nie, ſo alt auch dieſes Schloß,
Saß Einer ſchlechter hier zu Roß.

»Wenn längſt das Horn zur Jagdluſt blies,
Erſcheint er ohne Büchſ' und Spieß.
Wird ihm die Waffe nachgetragen,
Beginnt er gar ein heillos Jagen.
Vom nahen Baum fällt Blatt um Blatt,
Das Junker Jürg getroffen hat.

»Uns ſcheint, daß er zu mancher Friſt
Im Kopf ein wenig düſter iſt.
Das macht, er hat oft lange Wochen
Aus ſeiner Zelle nicht gerochen.
Und was er drinnen thut und treibt,
Uns Knechten ſtets ein Räthſel bleibt.

»Er ſteckt in dem Gemach allein,
Und Niemand darf zu ihm hinein.
Da hören wir denn manche Stunde
Sein laut Gered' mit fremdem Munde,
Daß Keiner ihn verſtehen mag,
Und horcht' er auch den ganzen Tag.

»Da hat er Bücher dick und dünn,
Und forſcht mit ſcharfem Aug' darin.
Ich glaub' es iſt ein Hexenmeiſter,
Und hat zum Dienſte böſe Geiſter,
Die er mit dem Geſchrifte zwingt,
Das fleißig zu Papier er bringt.

»Und kömmt der närriſche Geſell
Dann wieder aus der engen Zell',
So ſchnallt er wohl, wenn man ihn ließe,
Die Sporn verkehrt an ſeine Füße,
Weil er in der verhexten Friſt
Schier alles Ritterthums vergißt.« —

Der Knecht verſtummt. Der Junker lenkt
Sein Roß ins Thal. Der Wandrer denkt:
„Wie? Wenn ich Junker Jürgen kennte?
Laßt ſehn, wohin er jetzt ſich wende!
Ich geh' ihm nach, ich red' ihn an.
Mir iſt nicht fremd der edle Mann.“

Der Junker kömmt ins ſchöne Thal,
Da ſingen die Vöglein allzumal,
Und Blümlein blühen rings zu Haufen.
Der Junker läßt das Rößlein laufen,
Und ſetzt ſich auf das grüne Moos
Und legt ein Buch auf ſeinen Schoß.

Und lieſt und greift ſich an das Herz,
Und ſchickt die Blicke himmelwärts,
Und ſpricht ein Wort gar hoch und heilig.
Mit Ehrfurcht naht der Wandrer eilig
Und grüßt mit ſchönem Namenslaut
Den Junker Jürgen froh und traut.

Die Fürſtin von Iſenburg.

O könnteſt du, mein Lied, doch Sonnenglanz
Und Farbenpracht des Irisbogens finden,
Du ſollteſt einen prächt'gen Strahlenkranz
Um ein verehrtes Bildniß daraus winden!
O Genius, der Schillern Farben lieh,
Befruchter du der deutſchen Poeſie,
Gib mir nur heute deine ſchönſten Tinten!

Denn eine Heil'ge iſt es, der es gilt,
Wenn in den Kanon auch nicht aufgenommen,
Es iſt ein hehres deutſches Frauenbild,
In dem der Liebe reinſte Glut entglommen.
Mehr als dem Papſt, der Knechte ſtolzem Knecht,
Gebührt dem Dichter das erhabne Recht,
Zu Heiligen zu ſprechen ſeine Frommen.

Geprieſen ſei die Fürſtin Frau Sophie
Von Iſenburg im glänzenden Gedichte,
An der ihr Prieſteramt die Poeſie
Nach ihrem gottentſtammten Recht verrichte!
Die Fürſtin trete mit dem Heil'genſchein,
Gewebt aus Liederſtrahlen hehr und rein,
Aus dem Gedicht hinaus in die Geſchichte!

Ein Frühlingsabend führt die hohe Frau,
Von ihrer Dienerin allein begleitet,
Mit ihrem Säugling in die grüne Au,
Die ſie mit ſeligem Gefühl durchſchreitet;
Der Liebe Gottesflamme, die ſie hegt,
Mit der ſie ſelbſt den ärmſten Bruder pflegt,
Sieht ſie als Segen um ſich ausgebreitet.

Im Körbchen trägt die Zofe Brot und Wein.
Zur Tafel wandeln oft die Abendſtunden
Der edeln Frau den moosgeſchwellten Rain,
Da läßt ſie froh ſich Gottes Gabe munden.
Auch hat zuweilen ſchon ein armer Gaſt
An dieſem Fürſtentiſche ſüße Raſt,
Erquickung und ein freundlich Wort gefunden.

Sieh, nach der Mutterbruſt lebend'gem Quell
Verlangt in ihrem Arm der holde Knabe!
Sie ſetzt auf einen Stein am Weg ſich ſchnell
Und reicht dem Liebling die erſehnte Labe.
Denn ihre höchſte heil'ge Mutterpflicht
Entzieht dem Sohn die treue Fürſtin nicht;
Nicht fremder Bruſt dankt er die Liebesgabe.

Wie ſo das Kind den Born des Lebens trinkt,
Wankt eine Frau daher, die matten Glieder
In dürft'ge Lumpen eingehüllt, und ſinkt
Ohnfern der hohen Dame kraftlos nieder.
Ein Säugling ſchreit in ihrem Achſelbund;
Nach Nahrung ſtöhnt des armen Weibes Mund,
Dann ſchließt in Ohnmacht ſie die Augenlieder.

Raſch eilet auf der edeln Frau Gebot
Die Magd, mit Wein die Arme zu erquicken.
Die ſchlägt die Augen auf und nimmt das Brot
Und deutet nach dem Kind auf ihrem Rücken.
»Weh mir! das arme Würmlein unterliegt.
Die Quelle meiner Bruſt iſt heut verſiecht.«
So ſtammelt ſie mit thränenſchweren Blicken.

Die Fürſtin reicht den Sohn der Zofe hin
Und leget ſchnell mit ſeligem Genügen
An ihre Bruſt das Kind der Bettlerin.
Das trinkt den ſüßen Born mit gier'gen Zügen.
O göttliches Gefühl, der Liebe Lohn,
Die ihre Bruſt entzieht dem eignen Sohn
Und laßt das Kind der Armuth daran liegen!

Viel große Thaten nennt das Weltgericht,
Doch eine ſchönre hab' ich nicht gefunden
Und eine würd'gere für mein Gedicht.
Das Herz, das ſolcher Liebe Kraft empfunden,
Iſt mehr als eine Fürſtenkrone werth,
Das ſei mit einem Sternenkranz geehrt,
Den ihm der Dichter ehrfurchtsvoll gewunden!

Die Todtengräberin.

1461.

Wer wandelt in des Tages erſtem Grau
Durchs Thor der Sultanſtadt? — Der hohen Frau
Wird feucht der Fuß vom Morgenthaue.
Der Wind durchwühlt ihr härenes Gewand,
Und eine Haue trägt ſie in der Hand.
Was will die Zarte mit der Haue?

Das iſt kein Weib, das früh zu Acker geht!
Das iſt ein Weib voll ernſter Majeſtät!
Dort oben gibt's kein Feld zu graben.
Sie klimmt ſo ſtill und düſtern Angeſichts
Den Felſenpfad zur Statt des Hochgerichts,
Umkreiſt von Hunden und von Raben.

Im Weſten hoch der Berge kahler Kranz,
Im Oſten tief die Thürme von Byzanz
Und der Propontis blauer Spiegel.
Im Norden wälzt der enge Bosporus
Durchs Felſenthor des Pontus ſchwarzen Fluß
Vorbei der Stadt der ſieben Hügel.

Sie ſteht am Ziel. — Hier ſtarrt das Blutgerüſt,
Auf dem ihr Lebensglück erloſchen iſt.
Und dort die Männer und die Knaben,
Nicht mehr erweckt vom goldnen Morgenſtrahl,
Dazwiſchen Haupt an Haupt, ein koſtbar Mahl,
Der gier'gen Hunde und der Raben.

Das Griechenreich und das von Trapezunt,
Die Mutter und das Kind, vereint im Bund,
Zerſchlug die Türkenfauſt in Scherben.
Das ungeheure Trauerſpiel iſt aus.
Und der Erobrer ließ das Kaiſerhaus
Vom Beil des Henkers elend ſterben.

achtet wird, und ein Mädchen, die was auf ihren guten Ruf hält, muß ſich gar zu ſehr in Acht nehmen; denn der Leumund iſt arg. Und wenn ich auch thue, als kaufte ich Ihm wunder viel ab, ſo könnte man doch ſehen, daß es Flauſen ſind. Eben ſo wenig iſt aber auch jetzt Zeit dazu. Wir ſind ja keinen Augenblick ſicher, daß Käufer kommen und uns ſtören. Wann gedenkt Er denn abzureiſen?»

«In zwei Stunden höchſtens packe ich Alles ein, und breche gleich darauf mit den andern Handelsleuten auf. Wir marſchiren bis Sonnenfeld, das wir freilich vor Mitternacht nicht erreichen werden. Dafür gedenk ich morgen Mittag mit meinem lieben Mütterlein zu eſſen, die mir meine Leibſpeiſe gekocht hat.

«Ja, wenn Er ſich entſchließen könnte, dieſe Nacht noch hier zu bleiben,» lispelte Chriſtine, ohne die Augen aufzuſchlagen, «ſo könnte dieſen Abend wohl Rath werden, daß wir ein Stündchen zuſammen plauderten. Die fremden Jahrmarktsgäſte ſind alle fort, und von den hieſigen kommen nicht viel; ich kann mich, ohne vermißt zu werden, abdrücken.»

«Ach, Sie herzige Jungfer!» rief der Nagelſchmied entzückt, «mit Freuden bleib ich um ſolch

Hier David, der zuletzt den Purpur trug,
Den nach Johannes' Tod mit Liſt und Lug
Dem Brudersſohne er entwendet;
Alexios, ſein Bruder, beide feig,
Verräther am Altar und Thron zugleich,
Wie würdig haben ſie geendet!

Und dort der Kaiſerſohne reiche Zahl,
Der, dem der Ohm des Vaters Krone ſtahl,
Und Davids eigner Söhne ſieben,
So liegen ſie umarmt vom Todesſchlaf
Wie geſtern ſie der Schlag des Eiſens traf,
So ſind ſie unberührt geblieben.

Denn Mohamed, der Mann der blut'gen That,
Der dies Geſchlecht mit ſtolzem Fuß zertrat,
Verbot die Leichen zu begraben.
Bei Todesſtrafe, daß des Mitleids Hand
Auf ſie nicht wirft die fromme Schaufel Sand! —
Den Hunden ſind ſie und den Raben.

Wie hat der Tod ſie friedlich doch vereint,
Nur von der Nacht mit Thränenthau beweint,
Auf hartem blutgetränkten Bette! —
Des Sultans Spruch, dem Alles ſtumm ſich beugt,
Hat jeden Menſchenfuß von hier verſcheucht.
Nur Hund und Rabe ſind zur Stätte.

Wer wandelt in des Tages erſtem Grau
Am öden Felſenberg? — Der ſtillen Frau
Wird feucht das Haupt vom Morgenthaue.
Der Wind durchwühlt ihr härenes Gewand,
Und eine Haue trägt ſie in der Hand.
Was will die Düſtre mit der Haue?

Das iſt kein Weib, das früh zu Acker geht!
Das iſt ein Weib voll hoher Majeſtät!
Hier oben giebt's kein Feld zu graben.
Sie klimmt ſo ſchwer und trüben Angeſichts
Den rauhen Pfad zur Statt des Hochgerichts,
Umkreiſt von Hunden und von Raben.

Des Kaiſers Ehgemahl von Trapezunt
Iſt dieſes Weib. — Wie herrlich thut es kund
Ihr ſtolzes Auge ohne Thräne!
Sie, die die blühende Kinderſchaar gebar,
Die Treue hielt dem Throne, dem Altar,
Sie iſt's, die Kaiſerin Helene!

Sie tritt heran und wirft den trocknen Blick
Aufs Leichenfeld, auf ihr gemordet Glück,
Auf ihre kalten ſtummen Knaben.
Sie reihet Haupt an Haupt und Leib an Leib.
Die Raben ſchrein: die Meute heult. Das Weib
Verſcheucht die Hunde und die Raben.

Die hohe Frau im fahlen Morgenlicht
Nun mit der Hau' die harte Scholle bricht
Und hackt und wühlet Stund' um Stunde.
Kein Zucken ihres Munds verräth ihr Weh.
Sie gräbt ein Grab, die neue Niobe,
Und ſcheucht die Raben und die Hunde.

Die Sonne ſteigt und wirft den Strahlenbrand
Ihr auf das Haupt. Sie ſchaufelt mit der Hand
Die Erde aus der Gruft, die heiße.
Die Meute ſchnappt und fetzt ihr das Gewand.
Sie ſchützt die Leichen mit der treuen Hand
Und nimmt nicht Trank und wählt nicht Speiſe.

Da naht die Nacht, um die erhabne Frau
Mit weichem Hauche und mit kühlem Thau
Mild zu erquicken und zu laben.
Sie ſchließt kein Aug', nur kräft'ger ficht ihr Arm
Denn größer wird, und toller ſchreit der Schwarm
Der gier'gen Hunde und der Raben.

Sie ſchaufelt wieder, eh' der Morgen graut;
Sie hackt und gräbt bis daß der Abend thaut
Und fertig ſie das Grab gegraben.
Nun legt die Leichen ſie zur ew'gen Ruh
Und ſchaufelt mit der müden Hand ſie zu,
Und kämpft mit Hunden und mit Raben.

Von ſeinen Schergen hat der Padiſchah
Erkundet was das Volk am Berge ſah.
Er ſchweigt und wagt nicht ſie zu ſtören.
Denn eine Mutter, eine Kaiſerin
Begräbt ihr Haus. Solch hohem Frauenſinn
Vermag ſelbſt Mohammed nicht zu wehren.

Weich auf den Todten liegen Erd' und Nacht.
Helene hat die letzte Pflicht vollbracht.
Was wär's, das ihr zu thun noch bliebe? —
Sie ſenkt das Haupt und haucht die Seele aus.
So ſtarb in Schuld und Schmach ein Kaiſerhaus,
Verklärt vom Abendroth der Liebe.

Ludwig der Eiſerne,

Landgraf in Thüringen.

1.

Wie glänzt dein Helm! Wie klirrt dein Sporn!
Wie raſſeln deine Eiſenglieder!
Dein Feueraug voll edlem Zorn:
So tritt herein in meine Lieder!

Im Waffenrauſchen ſtolz und mild,
Der Guten Freund, der Böſen Dränger:
Gegrüßt, du hohes Fürſtenbild,
Von deines Ruhmes ſpätem Sänger!

Dir folgte ſchon mein Knabentraum
Auf deinem waldumhegten Ritte;
Ich hielt dein müdes Roß am Zaum,
Als dich umfing des Schmiedes Hütte.

Ich legte dir den Harniſch an,
Ich ſchwang mit dir die Geißel wacker,
Als du mit ſeltnem Pfluggeſpann
Gepflügt bei Freiburg deinen Acker.

Und wie des Knaben heißes Blut
Gedient dir, Wartburgheld von Eiſen,
So drängt des Mannes edle Glut
In ſeinem Liede dich zu preiſen.

2.

Seht ihn — wie edel, ſtolz und kühn,
Den ſchönſten Jüngling ſeines Landes,
Im Feuer friſcher Luſt erglühn,
Den prächtigen Stern des Fürſtenſtandes!

Die ſchwer am Purpurmantel hängt,
Der Sorge Laſt iſt ihm zuwider;
Worin die leichte Luſt ſich fängt,
Das bunte Kleid ſchmückt ſeine Glieder.

Daß nichts die heitre Flamme trübt!
Kein Lebenstropfen ſchmeckt ihm bitter.
Dieweil er Freudenſpiele übt,
Regiert, Vaſallen ihr und Ritter!

Die ſaugen ſich voll Blut und Schweiß
Des Landes, das ſie ſchwer bedrücken,
Und wiſſen ihren Herrn mit Fleiß
In neuen Lüſten zu beſtricken.

Sie ſorgen, daß an Ludwigs Thron
Des armen Volkes Klage ſchweige
Und daß kein ernſter Warnungston
Des jungen Fürſten Ohr erreiche.

5.

Auf ſeiner Wartburg hohem Haus
Der Landgraf ſitzt bei vollen Bechern,
Schaut auf das Hochgebirg hinaus
Aus ſeinen prächtigen Gemächern.

Da ſtehn in junger Morgenpracht
Der Berge waldgekrönte Rieſen.
Süßlockend aus der grünen Nacht
Des Jagdhorns muntre Töne fließen.

Er eilt hinab, ſpringt auf ſein Roß
Und ſtürmt ins dichte Waldgehege.
Ihm folgt des Hofes ſtolzer Troß,
Der Knappen Schaar auf ſteilem Wege.

köſtlichen Preis, und wenn's noch länger wäre. Mag mir Mutter die Speckklöſe bis morgen Abend aufheben. Ich bin ja ſo glücklich, daß ich vor Luſt und Freude gar nicht weiß, was ich beginnen ſoll. Aber, ſage Sie mir doch nur, wo ich Sie unter vier Augen und von Niemand bemerkt ſprechen kann? Im Schwan geht das doch nicht wohl mehr an.»

«Wenn Er nichts Übels von mir denken will, Meiſter,» verſetzte das Mädchen hoch erröthend; aber ſie ſtockte mitten in der Rede, die Stimme verſagte ihr. Der Nagelſchmied hatte die rechte Hand betheurend auf's Herz gelegt, und ſagte feierlich mit einem recht ernſthaften Geſichte: «So wahr mir Gott helfe, ich denke nur alles Liebe und Gute von Ihr, und es iſt kein Menſch, von dem ich Beſſres dächte. Sage Sie's nur immerhin heraus, Sie hat nicht zu befürchten, daß ich meine Meinung von Ihr ändre; denn ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie etwas Unrechtes zu thun jemals im Stande wäre.»

«Das iſt brav geſprochen und wie ich von Ihm erwartet habe. Nun denn: Er kann mich dieſen Abend um acht Uhr im Schloßgarten an der hintern Schloßthüre erwarten. Wir wollen im Garten ſpazieren gehen. Dort nimmt ſchwerlich ein

Ein Hirſch, der durch das Dickicht brach,
Setzt über Berg und Thal und weiter;
Der Fürſt jagt wild dem Flüchtigen nach.
Weit hinten bleiben die Begleiter.

Und über Stock und Stein und Dorn
Trägt ihn das Roß zu finſtern Gründen,
Stets neu gereizt vom ſcharfen Sporn,
Bis er den Weg nicht weiß zu finden.

Und einſam irrt er durch den Wald;
Still ſenkt die Nacht ihr ſchwarz Gefieder.
Umſonſt das Jägerhorn erſchallt
Und tönt von ſchroffen Wänden wieder.

Ein Wetter tobt im Bergrevier,
Des finſtre Wolken ſich entladen.
Der Landgraf führt ſein müdes Thier
Still auf des Forſtes wirren Pfaden.

Da rauſcht ein Bach und Funken ſprühn
Tief in des dunkeln Thales Mitte,
Und einen Ofen ſieht er glühn.
Er ſteht vor eines Schmiedes Hütte.

Mit gutem Gruß tritt er hinein,
Heiſcht einen Biſſen und ein Lager.
Der Schmied kommt ihm im hellen Schein
Entgegen dürftig, blaß und hager.

Der düſtre Wirth ſetzt auf den Tiſch
Ein ſchimmlig Brot zum Abendeſſen,
Den Krug voll Waſſer klar und friſch,
Die harte Koſt damit zu näſſen.

Und deutet auf ein Strohgebind
Zum rauhen Lager in der Ecke. —
Mit Müh verſucht das Fürſtenkind,
Ob ſolch ein ſteinern Brot ihm ſchmecke.

»Wer biſt du?« — »Habe mich verirrt,
Bin einer von des Landgrafs Knechten.« —
Der Funke ſprüht, das Eiſen klirrt
Vom Hammer in des Schmiedes Rechten.

Der ruft dazwiſchen: »Werde hart,
O Ludwig! werde hart wie Eiſen!
Dann wird wie deinen Ahn im Bart
Dein treues Volk dich dankbar preiſen.

»Wärſt du ein Fürſt nach rechter Art,
Wie wollt' ich dir die Fährte weiſen!
O Landgraf Ludwig werde hart!
O werde hart, wie dieſes Eiſen!

»Der iſt kein Fürſt, der arg bethört
Von Jugendluſt und Schmeichelworten,
Nie auf des Bauers Klage hört,
Den die Vaſallen grauſam morden.

Des Vogtes ſcharfe Geißel ſchwirrt
Zum blut'gen Hohne meinem Grolle,
Wenn ich, an ſeinen Pflug geſchirrt,
Aufwühlen muß des Ritters Scholle.

-Dann ſchmieden Nachts, um den Bedarf
Des dürft'gen Brotes zu erſchwingen!
Horch auf, und werde hart und ſcharf,
Mein Fürſt, wie dieſe Schwerterklingen!“ —

So pocht der Schmied die ganze Nacht
Und ſchreit und klagt in Ludwigs Ohren.
Der edle Jüngling liegt und wacht,
Kein Schlag, kein Wort geht ihm verloren.

Er ſchwang ſich auf ſein Roß und ſchied,
Als kaum das Morgenlicht gedämmert.
Ihn hat in dieſer Nacht der Schmied
Im Ruhlathale hart gehämmert.

4.

Wie klirrt im raſchen Schritt ſein Sporn
Durch ſeines Fürſtenhauſes Hallen!
Sein Herrſcherwort voll edlem Zorn
Entbietet ſchleunigſt die Vaſallen.

Ein Jüngling ritt er geſtern aus,
Ein Mann iſt heut er heimgekommen.
Es ward der Jugend Saus und Braus
In einer Nacht von ihm genommen.

Gepanzert tritt er ins Gemach
Und ſchilt des Landes freche Dränger.
Er ſchwört: er dulde dieſe Schmach
An ſeinem treuen Volk nicht länger.

Da ſtehn beſtürzt die reichen Herrn:
„Wer mag es ihm verrathen haben?“
Kaum aber iſt der Landgraf fern,
So lachen ſie des zornigen Knaben.

Sie ſagen: „Schafft ihm Tanz und Spiel,
So wird ſein Zorn nicht lange dauern!“
Und dreiſt verfolgen ſie ihr Ziel
Und ſchinden nach wie vor die Bauern.

Doch in der Wartburg hohem Haus
Iſt jeder Freudenton verleidet.
Der ernſte Landgraf ſprengt hinaus,
In Stahl und Eiſen hart gekleidet.

Und reitet durch das ganze Land,
Des Adels Unbill zu erkunden,
Da drückt er milde manche Hand,
Von arger Frohne wund geſchunden.

Und wieder klirrt ſein Eiſenſporn
Durch ſeines Fürſtenhauſes Hallen
Nach Freiburg ſein gerechter Zorn
Ruft die verräthriſchen Vaſallen.

Sie kommen alle Zug um Zug,
Und als beiſammen ihre Schaaren,
Da ſpannt er ſie an ſeinen Pflug
Und treibt die ſtolzen Herrn zu Paaren.

Die Glieder in das Joch geſchirrt,
Wie müſſen ſie ſich keuchend bücken!
Des Fürſten ſcharfe Geißel ſchwirrt
Herab auf ihren fleiſchigen Rücken.

Das iſt ein ſeltnes Pfluggeſpann,
Das ſich ins Ochſenjoch muß fügen!
Die trotzigen Ritter Mann an Mann
Erwecken ihres Herrn Vergnügen.

Der »Adelsacker« heißt das Feld,
Das er gepflügt mit ſolchen Stieren.
Das war ein Fürſt! das war ein Held!
Und der verſtand es zu regieren!

Freibergs Treue.

Im Erzgebirg des Meißnerlands
Liegt eine ſchmucke Stadt,
Die prangt in Sachſens Städtekranz
Als üppig grünes Blatt.
Aus ihrer Berge Schoße
Hebt ſie in manchem Schacht
Des Silbers weiße Roſe
In wundervoller Pracht.
O Freiberg, du Bergſtadt,
Die ſo viel Silber hat!

Doch reicher als das edle Erz,
Das ihren Fuß verklärt,
Hat einſt ſich ihrer Bürger Herz
In deutſcher Treu bewährt.
Da ſprang friſch aus dem vollen
Lebend'gen Blut und Mark
Und ſtieg aus tiefem Stollen
Die Ader rein und ſtark.
O Freiberg, du Silberſtadt,
Die ſo viel Treue hat!

Es war von böſem Schmeichelrath
Thüringens Herr umgarnt;
Vergebens Sachſens Kurfürſt hat
Den Bruder treu gewarnt.
Des Herzogs Jugend flammet
Empor in Zornesglut;
Der Meißnerfürſt verdammet
Des Bruders kecken Muth.
O Freiberg, du treue Stadt,
Die darum Kummer hat!

Auge unſer wahr, und überdies verhüll' ich mich ſo, daß mich Niemand erkennen ſoll.»

«Zur beſtimmten Stunde werde ich an Ort und Stelle ſein und Ihrer mit Sehnſucht warten, liebwertheſte Chriſtiane,» ſtammelte der Nagelſchmied, und ſetzte mit einem zärtlichen Blick auf das glühende Geſicht des holden Mädchens hinzu: «Ach wenn es doch ſchon Abend wäre.» Jetzt zog er aus einem feinen Papier einen blanken ſtählernen Strickhacken hervor, welcher die Form eines flammenden Herzens hatte, und überreichte ihn Janchen mit den Worten: «Ich habe ihn für Sie gearbeitet und zum Jahrmarktsgeſchenk beſtimmt; möchte er Ihr noch etwas mehr ſein!»

Chriſtiane dankte ſittig, verbarg das Geſchenk und ging mit herzlichem Gruß wieder von dannen.

Der junge Meiſter hatte nun kein Bleibens mehr. Unruhig lief er vor ſeinem Tiſche hin und her, gab den Leuten, die noch bei ihm kaufen wollten, verkehrte Antworten, und ohne eine Spur von der herzengewinnenden Freundlichkeit, womit er noch vor einer Stunde die Käufer behandelt hatte, war er im Gegentheil jetzt mürriſch, ſchnauzte ſie an und that gerade, als läge ihm gar nichts daran, noch etwas zu verkaufen. Seine Au-

Und es entbrennt der böſe Zwiſt
Zum blutigen Bürgerkrieg.
Wie ſchlimm die Niederlage iſt,
Noch ſchlimmer iſt der Sieg.
Peſt, Hunger, Feuer, Eiſen
Sie wüthen weit umher
Wie ſchrecklich trägt es Meißen,
Und Thüringen wie ſchwer!
O Freiberg, hartbedrängte Stadt,
Die zwiefach Leid drum hat!

Die Bergſtadt geht es immer an,
Was Einem widerfuhr,
Denn, beiden Fürſten unterthan,
Sie jedem Treue ſchwur.
Wie wird es allen Bürgern
Doch nun zum ſchweren Kreuz,
Daß ſich mit Sengern, Würgern
Die Brüder thun ein Leids,
O Freiberg, du Leidensſtadt,
Die das zu tragen hat!

Der Kurfürſt Friedrich zieht heran
Zu neuem Kompf erſtarkt
Und ſtellt mit manchem tauſend Mann
Sich ſtolz auf Freibergs Markt.
Durch alle Gaſſen treten
Herolde ſcharlachroth,
Die rufen und drommeten
Herrn Friedrichs Machtgebot.
O Freiberg, du bange Stadt,
Die das zu hören hat!

»Mein Fürſt dem Rath, der Bürgerſchaft
Durch mich zu wiſſen thut,
Daß ſie bei Strafe ſtrenger Haft
Und auch bei Gut und Blut
Jetzt ab dem Herzog ſchwören
Und ſchwören ihm aufs Neu',
Allein ihm zu gehören
Mit alter feſter Treu.«
O Freiberg, du Marterſtadt,
Die keine Wahl mehr hat!

Als der Drommete Ruf erklang,
Da ziehn in langer Reih
So Rath als Bürger ſchwer und bang
Langſamen Schritts herbei,
Und jedem hängt am Arme
Sein weißes Sterbekleid.
»Ach daß ſich Gott erbarme!
Kam es mit uns ſo weit!«
O Freiberg, du Trauerſtadt,
Die ſolchen Jammer hat!

Und an des Zuges Spitze ſtellt
Sich ein betagter Greis,
Dem in den ſtolzen Nacken fällt
Die Locke ſilberweiß
Das iſt Herr Niklas Weller,
Der Bürgermeiſter gut;
In keiner Bruſt wuchs ſchneller
Der ächte Mannesmuth.
O Freiberg hochgelobte Stadt,
Die ſolchen Führer hat!

Und vor den Fürſten tritt er hin
Und hebet kräftig an:
»Mein gnäd'ger Herrſcher, ſieh ich bin
Ein grabesreifer Mann;
Doch auch die jungen derben
Sind all' mit mir bereit
Für Treu und Pflicht zu ſterben
In dieſem Todtenkleid.«
O Freiberg, du reiche Stadt,
Die ſolche Männer hat!

»Zwei Brüdern galt einſt unſer Schwur,
Ich ſag' es ohne Scheu,
Und nicht dir, Kurfürſt Friedrich, nur
Gehöret unſre Treu.
Auch Herzog Wilhelms Gnaden
Iſt Freibergs Herr und Fürſt,
Auf das du nimmer laden
Der Untreu Schande wirſt!«
O Freiberg, du brave Stadt,
Die ſolchen Sprecher hat!

„Ruf deine Henker denn herbei,
Daß ſie mit Strang und Schwert
Uns ſtrafen für die Pflicht und Treu,
Die heute wir bewährt.
Euch Brüder Gott verſöhne,
Dann ſterb ich froh und gern,
Und noch zuletzt ertöne:
Heil unſern beiden Herrn!“
O Freiberg, du einz'ge Stadt,
Die ſolche Tugend hat!

Des Fürſten Wange färbte Scham;
Er ſprang vom Roß und ſtand
Sich neigend vor dem Greis und nahm
Ihn huldreich bei der Hand:
„Nicht Kopf ab, braver Alter!
Heut gilt's zu ſterben nicht.
Wir brauchen ſolche Halter
An Tugend, Treu und Pflicht.“ —
O Freiberg, gottgeliebte Stadt,
Die ſolchen Fürſten hat!

Der ſtolze König.

1. (1191).

Ich hab' eine Mär erfahren von einem ſtolzen Mann,
Der ſchon in jungen Jahren die Königskrone gewann.
Das iſt die wunderbarſte von allen Königsgeſchichten.
Es ziemet wohl dem Dichter ſie treulich zr verichten.

Sein Königsſchloß gar prächtig ſtand auf dem Wiſcherad;
Die Burg erhob ſich mächtig ob Prag der Königsſtadt.
Es iſt kein ſchönrer Jüngling in allen Czechengauen
Als dieſer junge König, Herr Premyslav, zu ſchauen.

Herrn Premyslav den Stolzen, auch Ottokar genannt,
Sah man mit Bogen und Bolzen ſtets in der feſten Hand
Auf edlem Tigerroſſe im goldenen Gewande
Sprengen, ein reizend Bildniß, durch Stadt und Dorf
im Lande.

Doch war's für die Vaſallen ein unbequemer Druck
Trat er, der Jüngſte von Allen, im Königswaffenſchmuc
In ihre Mitte, ohne das Lockenhaupt zu neigen,
Er aber fordert herriſch das Knie vor ihm zu beugen

Des Königs hohe Seele ſtreng Recht und Tugend übt
Er hat es keine Hehle, daß er den Bauer liebt.
Er ſagt: »In unſrer Chronik hab' ich es früh geleſen
Daß Premyslav mein Ahnherr ein Bauer iſt geweſen

Das hat ſchon längſt verdroſſen die Großen ſtolz und fre
Und ihre Kampfgenoſſen, die hohe Cleriſei,
Und ſie berathen heimlich wie ſeine Macht ſie ſchwächen.
Er aber ſinnt auf Mittel um ihren Trotz zu brechen.

Nun droht dem Kronenträger ſchon lang ein böſer Streit.
Zehn Prinzen, ſeine Schwäger, ſind arg mit ihm entzweit.
Sie haſſen und verfolgen den dünkelhaften Knaben
Und ſchreien nach der Krone wie beutegierige Raben.

Und immer toller wüthen Verleumdung und Geſchrei.
Die Prinzen und Großen brüten, und Jeder macht Partei,
Doch gilt's den König ſtürzen, ſo halten ſie zuſammen,
Und plötzlich hochauf lodern rings der Empörung Flammen.

Des Königs Bauernſchaaren, als ſeine Heeresmacht
Im Kriegswerk unerfahren, verlieren Schlacht um Schlacht.
Nach Prag die Sieger ſtürmen mit brennendem Verlangen,
Den ſchwerbedrängten König in ihrem Netz zu fangen.

Sie meinen, ſchon gebunden iſt er in ihrer Hand,
Doch wird er nicht gefunden im ganzen Böhmerland.
Auch wie ſie auswärts forſchen ſein Bleiben zu erkunden,
Vergebens iſt die Spähe, der König iſt verſchwunden. —

Die Sieger aber gerathen in Hader, Zorn und Zank;
Da wuchern böſe Thaten, da blühen Liſt und Rank.
Iſt Einer auf den Thronſitz mit großer Müh gekommen,
Bald wird vom Andern wieder die Krone ihm genommen.

Bei dieſen Händeln leiden ſo König wie Vaſall,
Und Land und Städte ſchreiten entgegen dem Verfall.
Zuletzt die Hand hebt Jeder bewaffnet gegen Jeden,
Und keine Hülfe bringet der Pfaffen Singen und Beten.

2. (1197).

Die freie Reichsſtadt ſchön und breit am Donauſtrom gelegen,
Da wo ſein Waſſer ihm verleiht der kleinre helle Regen,
Erbaut einſt von der Römermacht und Königsſtadt *) genannt,
War jüngſt in einer böſen Nacht zur Hälfte abgebrannt.

Der Nothſchrei Regensburgs erfüllt das ganze Reich mit Grauen,
Und frommer Sinn beeilt ſich mild ſie wieder auf zu bauen.
Da zeigt ein buntes Spiegelbild der reichbelebte Strom.
Der Fleiß von tauſend Händen ſchwillt, am meiſten an dem Dom.

---

*) Regium

gen waren faſt immer auf das Zifferblatt des Liebfrauen-Kirchthurms gerichtet, der ihm ſchräg über lag, und dann und wann glitt ein unwillkührliches Murmeln über ſeine Lippen; denn er bildete ſich ſteif und feſt ein, die großen gelben Zeiger rückten auf der ſchwarzen Tafel nicht von der Stelle. Endlich übermannte ihn eine ſo große Ungeduld, daß er raſch ſeine Waaren zuſammenpackte und, ohne irgend einem Käufer noch Rede zu ſtehen, den ganzen Tiſch abräumte. Seine Nachbarn rechts und links fragten ihn neugierig, warum er ſo bald aufbreche, und da ſie nicht mit ihm einen Weg hatten, ſo half er er ſich mit einer Nothlüge und gab vor, er habe eine Fuhrgelegenheit gefunden, mit welcher er in der Nacht noch Engelsbach erreichen werde. Raſch warf er das Felleiſen auf den Rükken, nahm flüchtig Abſchied, und war bald darauf im Schwan. Das Felleiſen fand in der Ecke einer Kammer ſeinen Platz, der Meiſter auf einer Bank in der Stube, und dort ſaß er und haſchte Blicke von Chriſtianen. Er fing deren genug und auch einige liebe Wörtchen, die ihn bedeuteten, ſich um Gotteswillen mit nichts zu verrathen. Eiſenblut ſaß wie verſteinert: er hörte nicht, wenn ihn Jemand anredete, er ſah nicht, daß die Stube ſich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03685/022

Denn das zuhöchſt mit Schreck und Graus die Chriſtenheit bekümmert,
Daß dieſes ſchöne Gotteshaus vom Feuer ward zertrümmert.
Zu Spenden reich und allerlei thut auf ſich jede Hand.
Arbeiter ſtrömen viel herbei aus jedem Nachbarland.

Der Erzbiſchof kommt Tag für Tag inmitten ſeiner Pfaffen,
Weil ſelber ſtets er ſehen mag wie Alle rüſtig ſchaffen.
Mit ſeinem Segen Brot und Wein vertheilt da ſein Geheiß,
Auch manchen Pfennig überdrein an den bewährten Fleiß.

Da fällt zumeiſt ein Mann ihm auf ob ſeiner Leibesſchöne,
Der iſt der wackerſte zuhauf der wackern Arbeitsſöhne,
Der karrnt von früher Morgenſtund bis zu der Vesper Schlag
Der ſputet ſich froh und geſund. So treibt er's jeden Tag.

Der Vogt berichtet: „Von der Schaar am Bau der Kathedrale
Iſt er der Fleißigſte fürwahr, der Nüchternſte beim Mahle;
Er hält die Rohſten in Reſpekt, und Zucht herrſcht um ihn her;
Für eine Hand ihm ausgeſtreckt iſt ſeine niemals leer.

Nie ſeht ihr nach dem Schanke ihn, noch nach Bankett und Schmauſe,
Doch nach der Kloſterſchule ziehn und nach dem Gotteshauſe.
Verſchloſſen iſt ſein Herz und Sinn, verſchloſſen auch ſein Mund,
Und ſelten eines Worts Gewinn thut ſeinen Willen kund.

Der Biſchof tritt zum Arbeitsmann und rühmet ſein Betragen
Und beut ein reich Geſchenk ihm an mit wohlgeſtellten Fragen
Nach Vaterland und Heimathort, nach Gut und Vaterhaus
Der Löhner kargt mit jedem Wort, ſchlägt jede Gabe aus.

Er ſagt: »Von Bauern ſtamm' ich ab, doch bin ich frei geboren.
Wir gingen ohnlängſt Gut und Hab' in böſem Streit verloren.
Ich ſtamm' aus einem Czechenkreis, und nehme niemals an,
Was ich mit meiner Hände Fleiß nicht ſelbſt erwerben kann.« —

Einſt tritt ein Fremder an den Bau und mißt mit ſcharfen Blicken
Die Männer, die mit Karrn und Hau ſich zu der Arbeit ſchicken.
Den Athem hält er plötzlich an, von Freudenſchreck durchglüht,
Als er den böhmiſchen Arbeitsmann in ſeinem Karren ſieht.

Und in des Erzbiſchofs Palaſt tritt er auf ſchnellen Sohlen,
Drauf läßt der Kirchenfürſt in Haſt den braven Czechen holen.

Der Fremde faßt mit Innigkeit des Eingetretnen Hand:
»Mein König, ich bin hoch erfreut, daß ich dich endlich fand!

»Dein Volk, o Herr, ruft dich zurück zu deiner Väter Throne
Vertrieben ſind im Schlachtenglück die Räuber deiner Krone.
Gewendet hat ſich nun das Blatt, und die erſt tief betrübt,
Dein wartet froh die Königsſtadt, die immer dich geliebt.« —

Der Biſchof: »Hoher Herr und Fürſt, ich ſollte mit dir grollen,
Du hätt'ſt, wie du geſtehen wirſt, dich mir entdecken ſollen
Mein Haus und meine Fürſtenhand ſie hätten zu Gebot
Geſtanden dir, daß deinen Stand beſchwert nicht ſolche Noth.«

Der König drauf: »Nicht ehrenhaft wär' ſolch ein Schritt geweſen,
Dann wär' ich nicht durch eigne Kraft von meiner Noth geneſen.
Vor Bettelbrot bewahrte mich mein königlicher Stolz,
Viel lieber Steine karrnte ich, viel eher ſchleppt' ich Holz.

Nicht Schande bracht' die Arbeit mir; ich lernte brav ſie lieben,
Und unter ihren Söhnen hier bin ich der König blieben.
Mein Ahn der erſte Premyslav ging ackernd hinterm Pflug,
Als ihn Libuſcha's Bote traf, der ihm die Krone trug.« —

Man ſah geſchult vom Mißgeſchick gar bald mit hohen Ehren
In ſeine prächt'ge Burg zurück den edlen König kehren.
Er leuchtete in Herrlichkeit, ein hochgeprieſ'ner Held,
Und ward bewundert weit und breit, geehrt von aller Welt.

III.

Romancero.

Fabuliren und Wunder berichten
Liebt der Dichter in manchen Geſchichten.

Fee-Romantik.

I

In Thüringen.

Sie war eine hohe wunderbare,
Die mächtigſte und reichſte Fee;
Sie herrſchte mehr als tauſend Jahre
Zu Lande weit und weit zur See;
Sie wob der Dichtung Roſenbande,
Die ſchönſten im Thüringerlande
Zu heilger Luſt und ſüßem Weh.

Thüringen war ihr Lieblingsgarten,
In dem ſie ſich zumeiſt ergötzt,
Zum Sängerkrieg hat ſie die Scharten
Aus Ofterdingens Schwert gewetzt.
Die prächtige Burg, die vielgenannte,
In der der Liederſtreit entbrannte,
Hat ſie zum Denkmal ſich geſetzt.

Noch heller ſtrahlt im Zauberberge
Ihr reichgeſchmücktes Götterſchloß.
Da dienen Feinen ihr und Zwerge,
Der Rieſen und Kobolde Troß.
Da hielt ſie Hof und Dienſt der Minne,
Daß auf der nahen Wartburg Zinne
Es ſelbſt das Fürſtenpaar verdroß.

Die höchſte aller Götterfrauen,
Mit Scheu von jedem Mund genannt,
Weithin in allen deutſchen Gauen
Als Segenſpenderin bekannt,
Ward ſie mit ihrem Hofgeſinde
Von Frau Marien mit dem Kinde
Verdrängt und in den Berg gebannt.

Verdrängt? — Frau Holle herrſcht auf Erden,
Maria herrſcht im Himmel nur. —
Sie ſauſt auf ihren Schwanenpferden
Als Königin durch Berg und Flur.
Die Minneſinger, Lautenſchläger,
Die kecken Schwert- und Lanzenträger,
Sie folgen freudig ihrer Spur.

füllte, er aß und trank nicht, und all ſein Beginnen beſchränkte ſich darauf, dann und wann nach der hölzernen Wanduhr zu ſchauen. Seine Reiſegeſellſchaft fand ſich allmählich ein und war nicht wenig verwundert, Meiſter Eiſenblut, dem man gar nichts von Krankheit anmerkte, ſagen zu hören, daß er wegen Unwohlſein unmöglich mit reiſen könne. Da die Andern nicht aus ihm klug werden konnten, ſo gingen ſie kopfſchüttelnd. Einem davon, einem Nachbar und guten Bekannten Eiſenblut's aus Engelsbach, der mit Leinwand handelte, flüſterte der Nagelſchmied heimlich einen Gruß an ſeine Mutter und den Auftrag zu, derſelben zu ſagen, daß er nicht krank ſei, ſondern dieſen Abend ſpät noch ein ſehr wichtiges Geſchäft in Adlerſtein abzumachen habe, womit er ſein irdiſches Glück dauernd begründen werde. Morgen mit dem Früheſten wolle er aufbrechen und bei guter Zeit zu Hauſe ſein. — Der Nachbar verſprach das auszurichten, und die Handelsleute machten ſich auf den Weg. Chriſtiane trug dem jungen Meiſter das Abendeſſen auf, gewiß ausgeſucht leckerhafte Biſſen; aber er ſtocherte daran herum, ohne viel davon zu genießen, und ſtarrte nur nach der Uhr. Endlich konnte er's nicht länger aushalten. Es war Nach'

Die ächten Dichter ſahn die Dame
In ihrem flatternden Gewand,
Und ihnen ward der rechte Name
Der holden Herrſcherin genannt.
Romantik heißt die wunderbare,
Die ſelbſt auf reichem Hochaltare
Als göttliche Maria ſtand. —

Hat ſie nicht ſelbſt dem kühnen Spinger
Gelehrt das erſte Minnelied?
Den eiſernen Vaſallenzwinger
Geführt zum dürftigen rühler Schmied?
Sie, die zu himmliſchem Erbarmen
Mit allen Kranken, Bloßen, Armen
Das Ungarkönigskind erzieht.

Und wie ſie einſt dem Ritter Jürgen
Als Helferin zur Seite ſchritt,
Da er, den Lindwurm zu erwürgen
Hinaus ins öde Blachfeld ritt,
So geht im ſchlimmern Drachenſtreite
Dem »Junker Jürgen« ſie zur Seite,
Der muthig aus der Wartburg tritt.

Wie hier ſie auf dem Felſenſtiege
Zu dem bethürmten Berge geht,
Mit Liedern die Landgrafenwiege
Im friſchen Waldeshauch umweht,
So an der Fürſtengruft im Grunde
Von Reinhardsbrunn mit ernſtem Munde
Stimmt ein ſie in des Mönchs Gebet.

Auf der geheimnißvollen Quelle
Hat ſie die Flämmchen angebrannt;
Sie baute mit die Kloſterzelle,
Die nach dem Töpfer ward benannt.
Sie mußte ja die Schuld mit ſühnen,
Denn ſie war's, die den minnekühnen
Ludwig zu Adelheid geſandt.

Doch immer tiefer, immer bleicher
Verſinkt ihr Stern im ew'gen Meer.
Des Ritterthums einſt voller Speicher
Verfällt, ſchon lange öd' und leer.
Ein neuer Stern iſt aufgegangen,
Der ſteht im jugendlichen Prangen
Am Morgenhimmel groß und hehr.

Es iſt der neuen Weltgeſchichte,
Der Freiheit glänzend Meteor.
Bald ſteigt der Menſch in ſeinem Lichte
Zur höhern Lebensbahn empor;
Und aus des Wahnes Finſterniſſen
Geht ſchönrer Glaube, beſſres Wiſſen
Als Sieger jung und ſtark hervor.

2.

Sankt Johannestag und -Nacht.

Ein Tag war's, den ſie ſich erkieſen
Zu ihrem Feſt und eine Nacht,
Da ſteigt zu Licht in Wald und Wieſen
Verborgner Schätze ſeltne Pracht,
Da blüht auf grünen Dämmerwegen
Der Wunderblume blauer Segen,
Der dir erſchließt des Berges Schacht.

Am Kreuzweg ſteht die goldne Schüſſel,
Gefüllt mit Schätzen bis zum Rand,
Und haſt du nur den Zauberſchlüſſel,
Entgeht dir nicht das theure Pfand.
Im Keſſel glüht des Goldes Feuer;
Das ihn bewacht, das Ungeheuer,
Beſchwichtigſt du mit reiner Hand.

Und wenn nun Mond und Sterne ſcheinen,
Da wird's noch bunter als am Tag,
Da halten alle Waldesfeinen
Mit Elfen luſtiges Gelag,
Und alle Zauber weben, walten
In ſinnverwirrenden Geſtalten
In Wald und Wieſe, Feld und Hag.

Leicht ſpringt aus bunten Blumenkelchen
Der Elfen luſtiger Chor heraus
An ihrer Königin Tiſch zu ſchwelgen.
Das iſt ein Zechen! Das ein Schmaus!
Das iſt ein Jauchzen, Jubiliren!
Hier Tanzen, Ringen und Turnieren,
Und dort der Liebe heißer Strauß!

Das iſt ein Tag, wie weiter keiner,
Das eine Nacht, wie keine mehr!
Raſch ſpringt inmitten ſtolzer Reiter
Romantik durch das Land daher.
Reich fließt aus ihrem Zauberbronnen
Die kühnſte Luſt, ein Strom von Wonnen
Und ſchwillt zum hohen Wonnemeer.

Zur Seite reitet ihr der Ritter,
Der einſt zu ihr zurückgekehrt,
Als ihm des Papſtes Strenge bitter
Verzeihung ſeiner Schuld verwehrt;
Und wie ſein Lied in Aller Munde,
So wird der Held zu dieſer Stunde
Von allen Geiſtern hochgeehrt.

Das iſt der Tag des Sankt Johannes,
Das iſt des heiligen Täufers Nacht. —
Den höchſten Zauber ihres Bannes
Zeigt üppig Frau Romantiks Macht.
Sie wird von ihr und ihrem Dichter
Und all dem luſtigen Gelichter
In tollem Saus und Braus durchwacht.

3.

Sankt Johannestag 1847.

Und wieder am Johannestage
Des vierzigſten und ſiebenten Jahrs,
Zur Mittagszeit beim zwölften Schlage,
Recht zu der Zauberſtunde, war's,
Da ſollt' ein Wunder ohne Gleichen
Sich den erſtaunten Blicken zeigen,
Das Bild des Feuerdromedars.

Ha! durch des Hörſelberges Mitten,
Durchs Schloß der alten mächt'gen Fei,
Iſt tief der Eiſenweg geſchnitten,
Auf dem von neuer Zauberei
Zuerſt der ſtarke Feuerwagen
Mit Blitzesſchnelle wird getragen
An Berg und Fluß und Dorf vorbei.

Und eh' der Schritt, den ich gewendet,
Mich in das Thal hinunter trug,
War ſchon die erſte Fahrt vollendet.
Am Fuß der Wartburg hielt der Zug.
Hoch auf des Feuerroſſes Rücken
Der Zeitgeiſt ſaß, der dieſe Brücken
Von wuchtigen Eiſenbäumen ſchlug.

Das war ein Toſen und ein Schnauben,
Als er in dieſe Thäler fuhr!
Ein beſſres Wiſſen, höh'res Glauben
Folgt ſeiner hellen Feuerſpur.
An dieſem Tage ſank für immer
Der Fee Romantik letzter Schimmer
In ihres Gartens Blumenflur.

So ſtürmte auf des Dampfes Schwingen
Der junge Herrſcher in das Land.
Ich hört' ein leiſes Klageſingen,
Das ſterbend in den Lüften ſchwand.
Mir war's, als habe vom Altane
Der Wartburg eine Trauerfahne
Den letzten Gruß herabgeſandt.

Und auf des Schloſſes hoher Warte
Ein volles Jubellied erklingt.
Ich ſeh' im Geiſte die Standarte,
Die ſtolz der junge Zeitgeiſt ſchwingt.
Das Banner trägt der Freiheit Zeichen,
Die auch vom Kapitol ſich neigen,
Das eine neue Welt umſchlingt.

Erhabner Sitz des Ritterthumes,
Verblichner Fürſtenherrlichkeit,
Erwählt zum Leuchter auch des Ruhmes,
Der Flamme einer neuen Zeit,
Dich hat zu des Gedankens Träger
Einſt des Gedankens edler Pfleger,
Dein großer Luther ſelbſt geweiht.

Auf deiner Zinne wird er ſtehen
Der neuen Aera Genius
Und läßt die deutſche Fahne wehen
Dem Enkelvolk zum Liebesgruß.
Schon hör' ich ſeines Liedes Töne,
Schon glüht die Zeit, die bräutlich ſchöne,
Empfangend unter ſeinem Kuß.

Aus der Geſchichte tiefem Bronnen
Schöpft' ich den Trunk mit hohler Hand.
»Der neue Welttag hat begonnen
Für dich, mein theures Vaterland!
Ihm will ich mich zu eigen geben,
Ihm ſei mein Wollen, Schaffen, Streben,
Ihm ſei mein Leben zugewandt!

»Im Liede ſoll ſie ſich verklären
Die in die Gruft geſtiegne Welt,
Wie in der Wehmuth ſtille Zähren
Der Glanz der Abendröthe fällt.
Doch junger Thatkraft heißes Drängen
Brauſ't in begeiſterten Geſängen
Dir, junger ſchöpferiſcher Held.« —

So klang das Wort, das mir entflogen
Im ahnenden Prophetenton. —
Als kaum neun Monde hingezogen,
Da ſprach der junge Zeitgeiſt ſchon,
Da ſauſ't im purpurnen Talare
Glutaugig und mit wirrem Haare
Einher die Revolution

Feine, alte Form für Fee.

geworden; mit auffallender Haſt verließ er Stube und Haus und eilte ſpornſtreichs dem Schloſſe zu. Bald fand er im Garten das bezeichnete Plätzchen und ſtand faſt eine Stunde wie angewachſen und, zum erſten Male in ſeinem Leben die ſüße Qual empfindend, auf ſein Liebchen zu warten. Oft wurde er getäuſcht, es kamen Leute, ſahen ihm ins Geſicht, und gingen vorüber. Endlich, endlich ſchlug über ihm auf dem Schloßthurme die erſehnte Stunde, und mit jedem Schlag hüpfte ihm das Herz höher in der beengten Bruſt. Noch wenigen Minuten — und eine vermummte Geſtalt ſchlüpfte herbei, faßte den wonnebebenden Nagelſchmied bei der Hand und flüſterte ihm einen freundlichen «guten Abend!» zu. Janchens weiche Hand ſchmiegte ſich gar ſchön in des Schmieds harte. Erſt gingen ſie zwar noch eine Spanne weit von einander, erſt ſtockte zwar die Unterhaltung und Keinem wollte das Wort recht von den Lippen, ſo voll ihnen auch das Herz war; aber bald hatte Eiſenblut ſeinen Arm um Janchens Nacken geſchlungen, endlich floß die zärtliche Rede, mit dem vertraulichen «Du» gemiſcht, wie im Honigſtrom von den vier Lippen der ſich lieben Leutchen. Die mildthätige Nacht umſchleierte die Purpurgluth ihrer Wangen, als ſich Mund zum

Der Nonnengürtel.

Auf der See verlornem Pfade
Durch die ſternenloſe Nacht
Zieht ein Schiff nach dem Geſtade,
Wie ein Raubthier wild und ſacht.
Trotzige Kriegsgeſellen halten
Still ſich an des Kieles Bord,
Und die finſtern Nachtgeſtalten
Sinnen heiß auf Raub und Mord.

In der Geiſterſtunde Schauern
Furchen ſie die öde See,
Bis am Ufer Kloſtermauern
Steigen in die graue Höh.
Dies das Ziel, wohin die Rotte
Mit verruchtem Sinne ſchifft.
Schlimmſtem Frevel, Schmach und Spotte
Iſt geweiht das Frauenſtift.

»Glücklich wie das Werk begonnen,
Sei es glücklich heint vollbracht!
Gold und Wein und junge Nonnen
Werden euer dieſe Nacht!«
Alſo ſpricht und lacht verwegen,
Zu den Räubern hingebeugt,
Jetzt ein ritterlicher Degen,
Deſſen Haar im Winde fleugt.

»Eine dieſer Himmelsbräute
Nehm' ich für mich ſelber aus,
Führe meine ſchöne Beute
Morgen auf mein Felſenhaus.
Mögen dann die Pfaffen lärmen,
Schleudern Bann und Interdict!
Nimmer wird ſich darum härmen,
Wen ein reizend Weib umſtrickt.«

Der geſprochen dieſe Worte,
Iſt der Ritter Uz von Stein.
Wieder ſchaut er ſtarr vom Borde
In die dunkle Fluth hinein.

Und es geht ein frohes Flüſtern
Durch der wilden Männer Schaar.
Nah ſchon nehmen ſie die düſtern
Hohen Kloſterthürme wahr.

Und die ſchlimmſten von den Wichten
Häufen zu des Feſtes Glanz
Auf dem Decke den gepichten
Schwarzen wergnen Feuerkranz,
Lohend ihn ins Dach zu ſchleudern,
In der Sparren dürr Geäſt.
Andre rüſten Beil und Leitern
Zu dem mitternächt'gen Feſt.

Ritter Ulrich ſteht und ſchweiget.
Ach, ein blühend Frauenbild
Sich in ſeine Seele neiget,
Das der ſchönen Gunnahild!
Und daneben bleich und traurig
Seines Bruders Diez Geſtalt,
Dem das blonde Haar ſo ſchaurig
Von der blutigen Stirne wallt.

In des Landes Blumenauen
Purpurroſe ſeltner Art,
Reich mit allem Reiz der Frauen
Uebergoſſen hold und zart,
Ward zum bräutlichen Gewinne
Sie vom Vater ihm verliehn,
Und er ſah im Dienſt der Minne
Roſig ſeine Tage ziehn.

Doch der Braut, die ſeinem Leben
Sich als Stern des Glücks gezeigt,
Sieht er mit des Argwohns Beben
Seinen Bruder zugeneigt,
Sieht, wie Dietrich ſtill vor allen
Frauen nur für ſie erglüht,
Und des Haſſes ſcharfe Krallen
Schlagen ſich in ſein Gemüth.

So von böſer Geiſter Hauche
Einmal giftig angeweht,
Schärft ihm Eiferſucht das Auge,
Daß er lauert, forſcht und ſpäht;

Und gewahrt er, wie die Milde
Auf des Schmeichlers Worte hört,
Glaubt er ſeine Gunnahilde
Von der Hölle Liſt bethört.

Ach! er kennt den keuſchen feuchten
Wonneblick der Seele nicht,
Der in reinſter Unſchuld Leuchten
Unbewußt für Dietrich ſpricht,
Kennet nicht der Liebe hohes
Allbeherrſchendes Geſetz,
Und ein Band, ein göttlich frohes,
Hält er für ein Höllennetz.

Wilde Leidenſchaften raſen
Tag und Nacht in ſeinem Blut.
Und die Späher ſchüren, blaſen
Höher die gewaltige Glut,
Bis ſie, die ihn wild verzehrte,
All ſein beſſres Selbſt beſiegt,
Und, gefällt von ſeinem Schwerte,
Dietrich ſterbend vor ihm liegt.

Bleich und mit erloſchnem Blicke,
Wie ein ſchönes Marmorbild,
Beugt dem gräßlichen Geſchicke
Sich die arme Gunnahild.
»Rein und frei von jedem Fehle«,
Spricht ſie zu ihm hingewandt,
»Wahrt' ich mir die keuſche Seele
Und die dir verlobte Hand.

»Sahſt du nicht das Band zerreißen,
Das mich dir gebunden hielt,
Als du mit dem Mörder-Eiſen
Auf des Bruders Herz gezielt?
Nimmer werd' ich am Altare
Dem Verbrecher angetraut!
Morgen fallen meine Haare;
Denn ich bin des Himmels Braut.« —

Und die Reine nimmt den Schleier,
Deren Schmerz ſich Gott verlobt,
Wie der Liebe wildes Feuer
Auch aus Ulrichs Herzen tobt. — —

Jetzt des Räubervolks Geſelle,
Steuert er zum nahen Strand,
Daß ſie von des Kloſters Schwelle
Reiße ſeine Frevlerhand.

Plötzlich zuckt, wie ein Gewitter,
Durch das Schiff ein mächtiger Stoß,
Und erſchrocken ruft der Ritter:
„Iſt die Macht der Hölle los?“ —
Um das Kloſter ſteht im Bogen
Schützend ein verborgnes Riff,
Dem des Meers erzürnte Wogen
Zugeführt das Räuberſchiff.

Auf die tückiſchen Felſenzacken
Spießt ſich die Feluke an,
Und des Meers Gewalten packen
Feſter ſie mit ſcharfem Zahn.
Müh' und Arbeit ſind vergebens
Auf der Räuber leckem Kiel,
Und die Bosheit ihres Strebens
Fand ein unerwartet Ziel.

Schwer und trüb beginnt's zu tagen;
Wilder kocht des Meeres Schooß
Und verkündet wüſtem Zagen
Bald das wohlverdiente Loos.
Was die böſen Räuber drohten,
Ahnen ſchnell die Kloſterfraun,
Und ſchon fliegen ihre Boten
Mit der Kunde durch die Gaun.

Erſt der Leidenſchaft Verlangen,
Nun des Zorns ohnmächtige Wuth
Treiben in des Ritters Wangen
Wechſelnd ſein erhitztes Blut.
Soll er ſich gefangen geben
In verruchter Räuber Bund?
Lieber endet er ſein Leben
Auf des Meeres tiefem Grund.

Doch als in die hohlen Wellen
Er hinab ſich ſchwingen will,
Stürzen ſich die Mordgeſellen
Auf Herrn Ulrich mit Gebrüll.

»Konnteſt du zum Raub uns werben
An dem heiligen Kloſtergut,
Hege nun mit uns zu ſterben
Auch den ritterlichen Muth!« —

Knirſchend ſchaut der düſtre Ritter
Nach dem nahen Gotteshaus
Horch! da klirrt des Pförtchens Gitter.
Eine Jungfrau tritt heraus.
In die wallenden Gewande
Ihres Ordens ſtreng gehüllt,
Stößt im kleinen Kahn vom Lande
Bleich und ruhig Gunnahild.

Durch die Wellen, durch die Riffe
Rudert ſie mit ſichrer Hand,
Löſet, angelangt beim Schiffe,
Ihren Gürtel vom Gewand,
Knüpft des Bandes weißen Streifen
Leicht an der Feluke Bord,
Läßt den Blick gen Himmel ſchweifen
Und ſpricht leis ein bittend Wort.

Vorwärts wieder durch die Wogen
Drängt des Nachen ſchmaler Bau,
Und durch Meer und Sturm gezogen,
Folgt das Schiff der reinen Frau.
Durch den Gürtel einer frommen
Nonne wird die ſchwere Wucht
Leicht vom Riff hinweggenommen
Und entführt in ſchneller Flucht.

Staunend ſehen's die am Strande,
Staunend ſehen's die am Bord. —
Raſcher an dem Gürtelbande
Rauſchet die Feluke fort.
Und als hätten nie geſchlagen
Felſen ſich in ſeinen Bauch,
Wird das Schiff ins Meer getragen,
Wie von ſtarkem Windeshauch.

»Wunder! Wunder!« rufen Alle,
Stürzen nieder auf die Knie.
Draußen in der Wogen Schwalle
Löſt den Rettungsgürtel ſie

Munde fand und der erſte Kuß der Liebe das heilige Verſprechen beſiegelte, einander ſtets unerſchütterlich treu zu ſein. Es wurden Pläne verabredet, wie der alte, häßliche, zudringliche Profeſſor mit einem Korbe heimgeſchickt, und wie die Einwilligung des Vaters erlangt werden ſollte. Eh' ſich's die Liebenden verſahen, hallte der Schlag der zehnten Stunde vom Schloßthurme herab und ſchreckte ſie nach manchem heißen Kuß und zärtlichen Verſprechen von einander. Chriſtiane floh, wie eine Gazelle, von dannen; das Blut des Nagelſchmieds tobte aber ſo heftig, ſein Kopf brannte ſo fieberiſch, daß es ihm unmöglich war, in den Gaſthof zu gehen, ſondern er es für räthlicher fand, ſich in der friſch ſtreichenden Nachtluft abzukühlen. Er rannte noch einige Male auf und ab, und bauete ſich die glänzendſten Luftſchlöſſer; er träumte ſich unausſprechlich ſelig — Es hatte ſchon elf geſchlagen, als Meiſter Eiſenblut um die Ecke des Schloſſes bog. Da begegnete ihm dicht an der Hinterthüre ein Mann mit einer kleinen Handlaterne, deren blendendes Licht dem Nagelſchmied gerade in's Geſicht fiel.

«J, Meiſter Eiſenblut! woher kommt Er denn noch ſo ſpät?» fragte der Laternenträger mit lei-

Von dem Schiff und kehrt nach oben
Dankend den verklärten Blick,
Steuert durch der Fluthen Toben
In das ſichre Haus zurück.

Ulrich ſteht in tiefem Schweigen
An des Schiffes Maſt gelehnt,
Nur ſein Aug' zum ſchönſten Zeichen
Leuchtet ſtill verklärt und thränt.
Daß ihr Bild es in ſich ſauge,
Wie das Wunder ihr gelang,
Hat begleitet ſie dies Auge,
Bis der Pforte Riegel klang.

Dann des Schiffes Schnabel lenket
Er hinüber nach dem Land,
Wo ſich in die Waſſer ſenket
Eine ſchroffe Felſenwand.
Starke Eichen, hohe Fichten
Tränket des Gebirges Bach;
Ueber die bemooſten Schichten
Wölben ſie ein ſchützend Dach.

Als ſie dieſe Bucht erreichet,
Ruft der ernſte Ritter: »Halt!«
Sein erhobner Finger zeiget
Nach dem hohen Felſenſpalt.
»Hier auf dieſer waldigen Zinne
Will ein Kloſter ich erbaun
Und mit fromm bekehrtem Sinne
Nach dem Nonnenhauſe ſchaun.

»Tief gerührt vom Wunderzeichen,
Das ſich offenbart an mir,
Hab' ich's mit bekreuztem Neigen
Gott dem Herrn gelobt und — ihr,
Wer mit mir die Himmelspforte
Auf dem Fels beziehen will,
Folge mir zu jenem Orte
Gottergeben, treu und ſtill!« —

Die erſchütterten Geſellen
Folgen all' dem Ruf des Heils.
Rüſtig zimmern ſie die Schwellen
Mit der ſcharfen Wucht des Beils.

Fügſam ſchmiegt ſich Stein dem Steine,
Wölbt zu Halle ſich und Thor;
Hoch vom Felſen aus dem Haine
Steigt der Kloſterbau empor.

Und aus manchem Kloſterſitze
Kommt der Mönche Schaar herbei
Mit dem Biſchof an der Spitze,
Daß er weihe die Abtei.
Dieſer fragt im neuen Hauſe:
»Sagt mir, welchen Namen habt
Zugedacht ihr eurer Klauſe?« —
»»Nonnengürtel!«« ſpricht der Abt. —

Die auszogen ſonſt in ſpäter
Nacht auf ſündigen Raub und Mord,
Beten nun als fromme Väter
In dem ſtillen Friedensport,
Und ihr Abt blickt viele Jahre
Stündlich nach dem Frauenſtift,
Bis er auf der Todtenbahre
In den ewigen Hafen ſchifft.

Der Bettelknabe.

Dort ſchleicht durchs Dorf ein fremder Knabe
Von Thür' zu Thüre krank und ſchwer.
»Erbarmen!« fleht er, »ach! ich habe
Nicht Vater und nicht Mutter mehr.
Auch iſt mir ſonſt kein Freund geblieben.
Nur Hunger, Regen, Froſt und Wind
Sind's, die mich armen Kleinen lieben.«
So weint und klagt das bleiche Kind.

Auch an des Richters blanker Pforte
Hält er die matten Schritte an,
Und bittet mit bewegtem Worte
Empor zum ſtolzen harten Mann.

»Kein Bettler«, ruft der, »wird geduldet!
Der armen Leute gibt's auch hier,
Und unſre Güter ſind verſchuldet.«
Und ſtößt das Kind von ſeiner Thür.

Und ſendet nach ihm auf der Stelle
Des Bettelvogtes grimm Geſicht.
Doch an des nächſten Hauſes Schwelle
Das kranke Kind zuſammenbricht.
Da eben geht auf frommen Wegen
Der würdige Pfarrer durch den Ort,
Und wehret ſchnell des Vogtes Schlägen
Mit einem ernſten Mahnungswort.

Und nach dem Pfarrhaus wankt der Knabe,
Geleitet von des Edeln Arm.
Der reicht ihm freundlich manche Labe
Und bettet ihm gar weich und warm.
Brich, hat ſein Meiſter ihm befohlen,
Den armen Hungrigen dein Brot,
Und in das Haus ſollſt du die holen,
Die wandern in des Elends Noth.

Der Prieſter ſitzt am Krankenlager
Und hört des Kindes Rede gern.
Wie auch die Schale welk und mager,
Nur um ſo ſchöner iſt ihr Kern.
Er bricht hervor aus ſeiner Hülle,
Und keimt und treibt und ſproſſet reich,
Bringt Laub in wunderbarer Fülle
Und manchen ſeltnen Blüthenzweig.

Der Knabe horcht den hohen Worten
Des Pfarrers mit geſpanntem Ohr,
Und Klänge ringen in Accorden
Aus ſeiner Seele ſich empor.
Sein blaues Auge ſprüht und leuchtet,
Vom Geiſteslichte ſchön verklärt
Und von des Dankes Thau befeuchtet,
Dem frommen Prieſter zugekehrt.

Doch wie auch dieſer Hülfe ſpendet,
Und um das kranke Kind ſich müht;
Die kurze Bahn iſt ſchon vollendet,
Die junge Blume ſchon verblüht.

Der Knabe reicht dem Freund die Hände,
Und hält den dankbewegten Blick
Auf den, der ihm verſüßt das Ende,
Und ſinkt entſchlafend ſtill zurück.

Der Pfarrer ſchmückt den todten Knaben
Mit Blumen, die der Frühling gab.
Und als er trauernd ihn begraben,
Pflanzt er ihm Blumen auf das Grab.
Oft, wenn die dunkelblauen Flügel
Der Abend ſchwingt, geſäumt mit Glut,
Pflegt er der Blumen auf dem Hügel,
Und denkt der Perle, die hier ruht.

Bald hüllt der Winter rauh und düſter
Die Erde in das Schlafgewand
Da rufen den getreuen Prieſter
Des Amtes Pflichten über Land.
Im andern Dorf trifft er den Richter,
Und beide wandern aus dem Ort,
Begrüßt ſchon von dem Strahl der Lichter,
Nach ihrer nahen Heimath fort.

Sie gehn auf wohlbekannten Wegen.
Doch ſchwärzer wird die Nacht; der Wind
Wirft ihnen Schnee und Eis entgegen.
Sie wiſſen nicht mehr wo ſie ſind.
Kaum ſieht der eine noch den Andern.
Verloren iſt des Weges Spur.
Und ungewiß wohin ſie wandern,
Durchſchneiden ſie die öde Flur.

Schon ſind ſie auf dem ſchwanken Eiſe
Des Weihers, und ſie wiſſen's nicht.
Da rührt es an dem Pfarrer leiſe,
Da zuckt es wie ein nahes Licht.
Und plötzlich vor dem Seelenhirten
Steht leuchtend der verklärte Geiſt
Des Knaben da, der den Verirrten
Des rechten Weges Richtung weiſ't.

Die ſchönſten Frühlingsblumen ſchmücken
Noch immer Haupt ihm und Gewand.
Er faßt mit ſüßen Liebesblicken
Des Freundes ausgeſtreckte Hand,

Und winkt und deutet nach dem Richter.
Sein ſchönes Aug' wird angſterfüllt.
Doch Jenen hat ſchon dicht und dichter
Des Sturmes eiſiger Hauch verhüllt.

Der Pfarrer bittet umzukehren,
In andrer Richtung hin zu gehn.
Der Richter läßt ſich nicht belehren.
Er hat vom Geiſte nichts geſehn.
Er ſchwört die Gegend wohl zu kennen
Und auf der rechten Spur zu ſein.
Der Pfarrer hört ihn weiter rennen
Und ſtehet ſinnend bald allein.

Er folgt mit bebendem Entzücken
Dem Wink des Knaben, der verſchwand,
Bis er nach wenig Augenblicken
Den Pfad zum Dorfe wieder fand.
Aus ſeinem gotterfüllten Herzen
Ein Dankgebet gen Himmel ſteigt,
Als ſich das Dorf mit ſeinen Kerzen
Schon in der nächſten Nähe zeigt.

Und unter leiſen Ahnungsſchauern
Schickt ſchnell er nach dem Richter aus.
Mit Fackeln ziehen fort die Bauern,
Doch keiner kehrt bei Nacht nach Haus.
Erſt als des Himmels dunkeln Schleier
Zerreißt das helle Morgenroth,
Erblicken ſie im tiefen Weiher
Mit Grauſen ihren Richter — todt.

ſer, geſchmeidiger Stimme. Der Angeredete prallte zurück und ſtotterte verlegen unzuſammenhängende, unverſtändliche Worte.

«Nun was hat Er denn für Gänge noch um die Mitternachtsſtunde?» fragte Jener barſch. «Kennt Er mich denn nicht?»

«Ich kenne Sie wohl,» verſetzte der Nagelſchmied mit etwas Faſſung; «Sie ſind ja der Herr Sekretär Zöllner. Ich aber bin noch ein Sprünglein ſpazieren gegangen, um ein Luftbad zu nehmen.»

«Um Mitternacht? das find' ich ſonderbar,» ſagte der Secretär und ging in's Schloß. Der Nagelſchmied ſchlich, plötzlich gänzlich abgekühlt, nach dem Schwan und ſuchte das Lager, konnte aber die ganze Nacht kein Auge ſchließen. Erſt als der Tag anbrach, entſchlummerte er, träumte wüſte Träume, und erwachte matt und in ſtarkem Schweiß liegend. Er fühlte ſich außerordentlich niedergedrückt; die roſenfarbnen Schwingen ſeiner Laune waren verſchwunden und ſchienen ungeheuern Bleigewichten Platz gemacht zu haben; die Glieder waren ihm ſo ſchwer. Mit Mühe und Verdruß kleidete er ſich an und rüſtete ſich zur Abreiſe. Chriſtiane bat ihn, noch ein Weilchen zu verziehen — ſie wollte ihm ein gutes Frühſtück zuſtecken —;

Die Schwarzaer Chorknaben.

(Nordweſtlicher Thüringerwald).

Das Chriſtfeſt iſt vorbei mit ſeinen Gaben.
In Schwarza ſchaart der Kantor ſeine Knaben,
Und ſingt und wünſcht Neujahr von Haus zu Haus.
Als ſo die ganze Dorfſchaft angeſungen,
Zieht er am Morgen mit den wackern Jungen
Nach Kühndorf zur Neujahrsbegrüßung aus.

Dort haben ſie geſungen und geſeſſen,
Bei Bier und Braten ihre Zeit vergeſſen,
Und Mitternacht iſt's als ſie heimwärts ziehn.
Der Dolmar ſteigt empor vor ihren Blicken;
Weit glänzt der Schnee auf ſeinem breiten Rücken,
Als ob der Mond dort zwiefach heller ſchien'.

Die Knaben tragen manchen Krug nach Hauſe;
Das Bier, das ſie nicht ſelbſt gezecht beim Schmauſe,
Das bringen ſie den durſtigen Vätern mit.
Der Kantor ſpricht: »Ihr Burſche, hebt die Beine!
Es hält in der zwölf Nächte fahlem Scheine
Frau Holle's wilde Jagd den grauſigen Ritt.«

Doch wie ſie fürbaß ſich mit Zagen trollen,
Da hören ſie's ſchon dumpf von ferne grollen,
Sehn Blitze zucken um des Berges Wand.
Vor ihnen ſteht mit ſilberlockigem Haare
Ein hoher Greis in glänzendem Talare,
Mit einem weißen Stabe in der Hand.

Wer dieſer Alte iſt, weiß jeder Knabe;
Sie kennen ihn den Wandrer mit dem Stabe,
Hat ihn auch keins der Kinder je geſehn.
Wie oft erzählt die Mutter von dem Greiſe! —
„Der treue Eckart!« wiſpern ſie gar leiſe,
Und Keiner wagt noch einen Schritt zu gehn.

Er ſpricht: »Ihr Kinder, bückt euch tief zur Erde,
Daß euch kein Schaden von den Geiſtern werde!
Schaut nicht empor und ſprecht ein fromm Gebet!
Und wenn ſie gierig euch die Krüge leeren,
So rührt euch nicht, und denkt es nicht zu wehren.« —
So warnt der Greis, der ſacht vorüber geht.

Schon öffnete der Hörſelberg die Pforte.
Frau Holle zog heraus mit ihrer Horde.
Die wilde Jagd brauſ't über Berg und Thal.
Geſpenſtige Reiter ſauſen durch die Lüfte
Mit ſchönen Weibern, nackt bis zu der Hüfte,
Und ſcheuslich freche Larven ohne Zahl.

Geſchrei und Hohngelächter, Peitſchenknalle
Vereinen ſich zu einem wüſten Schalle,
Daß, wer es hört, ſich ſchnell das Haupt verhüllt.
Wie Waſſerfälle toſ't ein ſchrecklich Brauſen,
Das plötzlich mit noch nie gefühltem Grauſen
Das Herz der armen Knabenſchaar erfüllt.

Der wilde Jäger auf dreibeinigem Rappen,
Auf Hirſch und Eber hinterdrein die Knappen
Und wirres lüderliches Ungethüm;
Dazwiſchen Drachenbrut und Salamander,
Verzerrt und luſtig wimmelnd in einander.
So fahren ſie einher mit Ungeſtüm.

Und als ſie an die vollen Krüge kommen,
Hat Jedes einen Mund voll ſich genommen.
So ſchlampt und fliegt vorbei die ganze Schaar.
Die bangen Knaben haben ſtill gelegen.
Sie ſprachen zitternd manchen leiſen Segen,
Und keinem ihrer war gekrümmt ein Haar.

Sie kommen mit den Krügen heim und ſprechen
Kein Wort. Die Väter warten noch und zechen.
Das iſt ein Bier! die Männer ſind wie toll.
Und immer ſchneller wandeln um die Krüge,
Die Zecher thuen immer längre Züge,
Und immer ſind die blanken Kannen voll.

Die Kleinen kichern der erſtaunten Alten.
Sie können's länger nicht für ſich behalten,
Und ſie erzählen alles mit Geſchrei.
Da plötzlich ſehn die Väter ganz erſchrocken
Die eben vollen Krüge leer und trocken,
Und mit dem luſtigen Zechen iſt's vorbei.

Der Bärenſprung.

(Nordweſtlicher Thüringerwald).

Von der Leuchtenburg in den Lauchagrund
Steigt nieder ein Fräulein zu früher Stund
Und klimmt empor im Morgenſtrahl
Zur Felſenſtirne aus dem Thal.

Dort wo das Kreuzbild ragend ſteht,
Verrichtet ſie ihr brünſtig Gebet.
Ein fromm Gelübde vor langer Zeit
Hat dieſes Bild der Andacht geweiht.

Wie ſie die Worte zum Heiland ſpricht,
Erfaßt ſie plötzlich des Schreckens Gewicht;
Denn neben ihr, wenige Schritte weit
Ein Bär zum Sprunge ſteht bereit.

Er hat zur Beute ſie auserſehn.
O weh! nun iſt es um ſie geſchehn!
Sie faßt das Kreuz in höchſter Noth:
»Herr Jeſus, rette mich vom Tod!

»Dir anbefehl' ich Leib und Seel!«
Da ſpringt das Raubthier und ſpringt fehl,
Und ſtürzt hinab in den gähnenden Grund.
Das Mägdlein aber enteilet geſund.

Aſa und Aſaël.

(Talmud.)

Aus der beglückten Erde Mutterſchooß
Ringt ſich, geſchmückt mit goldnen Sonnenſtrahlen,
Ihr ſchönſtes Kind, der bunte Frühling, los,
Um Berg und Thal mit Farbenpracht zu malen.
Die Erde glänzt im grünen Feierſchein,
Die Blumen ſetzen helle Lichter drein,
Und Alles liegt in ſüßen Liebesqualen.

Entzückender in dieſen Frühlingsaun,
Als aller Blumen wunderreiches Prangen,
Sind doch der Menſchen Töchter anzuſchaun
Mit friſchen Jugendroſen auf den Wangen.
In ihnen iſt der Zauber all vereint,
Der einzeln an den Blumen nur erſcheint,
Und alle Reize halten ſie umfangen.

Doch die ſo ſchön, vergaßen den Befehl
Des Herrn und des Geſetzes heilge Lehren,
Da traten Aſa einſt und Aſaël,
Zwei Engelfürſten, aus des Himmels Chören
Vor Gottes Thron und ſprachen: »Herr der Welt,
Send' uns zur Erde, ſo es dir gefällt,
Und laß die ſündigen Kinder uns bekehren!«

»In ſieben Tagen ſei das Werk gethan!
Kein Engel darf auf Erden länger weilen,
Sonſt hängt ſich ihm des Stoffes Schwere an,
Und er muß Luſt und Qual der Menſchen theilen.«
So ſpricht der Herr mit ſeiner Gnade Blick:
»Drum kehrt zur rechten Zeit zu mir zurück,
Soll nicht ein dunkles Schickſal euch ereilen.«

Die Engel ſteigen in die untre Welt
Und wandeln, angethan mit Leibesſchöne,
Durch das mit Blumen überſtickte Feld
Zur Stadt der gottvergeſſnen Menſchenſöhne.
Da nehmen ſie ein lieblich Mädchenpaar
Im ſchattigen Laubgehölz des Königs wahr,
Und hören ihrer Stimmen Silbertöne.

Und Aug' und Ohr verſchlingt mit trunknem Geiz,
Was Jene kindlich unbefangen geben.
Betäubt von der Genüſſe ſüßem Reiz,
Erſchlafft der Himmelsfürſten hohes Streben.
Und in des Gartens Räume tritt ihr Fuß,
Den holden Mädchen gilt ihr warmer Gruß,
Die ihnen leicht und froh entgegen ſchweben.

Bald wird um Gunſt und Gegengunſt gefleht;
Aus Seufzern, die die Königstöchter ſchicken,
Iſt ſchnell ein unſichtbares Netz gedreht,
Aus leiſen Worten, ſüßen Liebesblicken,
In das ſie, die von Banden zu befrein,
Hernieder kamen, Engel, keuſch und rein,
Sich ſelber nun verſchlingen und verſtricken.

Bezwungen von der Liebe Allgewalt,
Entfernt das Engelpaar ſich weit vom Ziele;
Vom Arm der Erdenkinder ſieht es bald
Gezogen ſich in heitre Jugendſpiele.
Die Tage fliehen raſch und ſanft bewegt,
Und wie die Zeit die Schwingen ſchneller regt,
Erliegt es mehr dem menſchlichen Gefühle.

aber ſelbſt ihr freundlicher Anſpruch konnte ſein verdrießliches Weſen nicht verſcheuchen. Er konnte ſich ſelbſt nicht begreifen. Der Abſchied machte ihn noch wehmüthiger; und langſam, das Herz von bangen Ahnungen erfüllt, wanderte er die Bergſtraße hinan, die ihn in ſeine Vaterſtadt führen ſollte. Doch dieſe Hoffnung ward zur Lügnerin an ihm. Denn er hatte kaum das Gebirge erſtiegen und blickte mit feuchtem Auge auf den in den Thälern lagernden Herbſtnebel hinab, als er Hufſchlag hinter ſich vernahm und einen Augenblick darauf ſich von zwei reitenden Dienern der Gerechtigkeit umgeben ſah, die ihm zuriefen: «das iſt er! Er iſt der Nagelſchmied Eiſenblut aus Engelsbach?»

«Der bin ich wirklich,» verſetzte der Meiſter, erſchrocken und ſchüchtern.

«Er iſt unſer Arreſtant und muß ſogleich wieder mit nach Adlerſtein zurück!» lärmte der Eine und gab ſich alle Mühe, dem Meiſter ein martialiſches Geſicht zu zeigen.

«Und zwar an dieſer Kette!» tobte der Andre, «damit uns der glücklich gefangene Vogel nicht wieder entwiſcht.» Und mit der Kette, die am Sattelknopfe hing, raſſelnd, ſprang er von dem hochbeinigen Gaule auf den ſich zum Tod entſetzen-

Des Erdenwallens kurze Zeit verſtrich,
Und ſieben Tage flohn wie ſieben Stunden.
Der letzten Sonne letzter Strahl erblich;
Die Engel hält ein ſchöner Arm umwunden.
Da wächſt in ihrer Bruſt ein menſchlich Herz
Sie merkens nicht — erfüllt mit Luſt und Schmerz,
Mit Liebe, wie kein Engel noch empfunden.

Nun webet dichter ſich von Stoff der Leib,
In dem des Blutes heiße Triebe ſchäumen.
Das Mädchen wird an ihrer Bruſt zum Weib. —
Empor ſie zucken, wie aus ſchweren Träumen.
»Die Zeit iſt um!« ruft Aſaël erſchreckt,
»Doch nimmer Gutes haben wir bezweckt.
Auf! Aſa, auf! Gen Himmel ohne Säumen!«

Der heilige Schem hamphoraſch ertönt,
Doch ſind es nicht des Wortes rechte Zeichen.
Des neuen Erdenkörpers Schwere höhnt
Den Engelſpruch, den ſie nicht mehr erreichen.
Vergebens iſt's; verronnen iſt die Zeit;
Verbannt ſind ſie durch Erdenſeligkeit
Aus ihres Himmels heimathlichen Räumen.

Und die gekommen zu der Menſchen Glück
Sind ſelbſt nun an das Menſchenloos gebunden.
Sie können zu dem Lichtquell nicht zurück,
Von Staubesbanden vielfach feſt umwunden.
Zur Erde drücket ſie des Stoffes Wucht,
Und wie ſie auch das Loſungswort geſucht,
Sie haben nie den rechten Laut gefunden.

Schem hamphoraſch, das Engelloſungswort, welches ausgeſprochen im Nu alles Stoffes entkleidet und zum Himmel aufflügelt.

Des Dichters Vermächtniß

(Würzburg).

Ein ſchriller Pfiff! — Laut ſchnauft das Feuerroß
Und biegt ins Thal auf blanken Eiſenſchienen.
Sieh dieſer Thürme Pracht! Ein feſtes Schloß
Jenſeit des Stroms ragt höher über ihnen. —
Der Zug fährt langſam in den ſtolzen Bau,
Des neuen Zeitgeiſts offne Burg von geſtern.
„Würzburg!“ — Den Arm biet' ich der würd'gen Frau!
S'iſt eine von den ächt barmherz'gen Schweſtern.

Die Menge, die der Wagenreih entquillt,
Verläuft ſich ſchnell nach den gewohnten Zielen.
Der Frühling, der in tauſend Blüthen ſchwillt,
Füllt unſer Herz mit höheren Gefühlen.

Uns magiſch zieht der prächt'ge Garten an,
Der ſich ums weite Fürſtenhaus geſchlungen.
Sein ſchönſtes Kleid hat heut er angethan,
Und köſtlich jubeln ſeiner Vögel Zungen.

Wir wandeln auf und ab im grünen Dom,
Dann pflegt uns eine Bank die müden Glieder.
Da ſchlürfen wir das köſtliche Arom
Und ſind umſchwirrt von zwitſchernden Gefieder.
Aus ihrem Körbchen pflückt die Dame Brot
Und ſtreut den Vöglein Gottes lieben Segen,
Und dankbar nimmt, was die Barmherz'ge bot,
Die bunte Schaar mit Heiterkeit entgegen.

Und mehr fliegt aus dem Buſch, hüpft von dem Zweig
Des Sängervolks zum leckern Mahle nieder.
Herrgott! woher nur wiſſen's alle gleich?
Schon aus dem ganzen Park kommt das Gefieder.
Der Spatzen ſtets zudringlich großer Schwall,
Stieglitz, Blaubrüſtchen, Meiſen, Emmerlinge,
Rothkelchen, Ammern, und kaum nenn' ich all
Die leichte reizgeſchmückte Sängerſchwinge.

Zuletzt ein buntgemaltes Taubenpaar
Läßt ſich herbei von unſrer Koſt zu naſchen,
Und immer muntrer wird die kleine Schaar,
Und Jedes rennt ſein Krümlein zu erhaſchen.
Doch unverdroſſen wirft die edle Hand,
So lang ſie geben kann, das leckre Futter,
Gehoben von des Buſches blühnder Wand,
Wie unter Kindern eine gute Mutter. —

Seit dieſem Tage gingen täglich wir
Bepackt mit Speiſe in den ſchönen Garten
Und fanden ſtets im duftenden Revier
Die lieben Buſchbewohner unſer warten.
Das ſchwirrt und hüpft um uns aus Flur und Hain,
Das pickt die Atzung froh aus unſern Händen.
Wir aber ſitzen auf dem grünen Rain
Und theilen liebend aus die kleinen Spenden.

Da eines Tages, als die werthe Frau
Die holden Vöglein ätzt nach allen Seiten,
Sprach ich in ſtiller Freude ſelig: „Schau!
Ein wunderbar Vermächtniß ward uns Beiden.

Das hat mit Geiſterhand uns hergeführt,
Und ahnungsvoll wir ſtreun den kleinen Drängern,
Was faſt ſeit tauſend Jahren ſchon gebührt
Und doch entzogen ward des Haines Sängern.

»Einſt ſchlug ein Dichterherz in dieſer Stadt
Voll Frühlingsluſt und Duft und bunter Lieder.
Im heilgen vollen Liebesdrange hat
Es zugewendet ſich des Walds Gefieder.
Geweidet hat es ſtets die Vöglein gern
Und ſang mit ihnen wett in Freud und Leide,
Und Menſch und Vogel liebt den edlen Herrn,
Genannt Herr Walter von der Vogelweide.

»Geht er am Frühlingsmorgen durch den Wald,
So jauchzt er auf aus tiefem Herzensgrunde,
Und von den Zweigen ſchlüpfen allſobald
Die muntern Schwinger auf die frohe Kunde,
Und eilen mit dem Freund zum nahen Born,
Da grüßen ſie mit Sang und Klang einander.
Trank gibt der Quell, die Taſche Brot und Korn.
Geſättigt gehn ſie auf die Liederwander.

So lebt Herr Walter ſeinen Dichtertag
Vom Vögelvolk umklungen und umſchwungen,
So froh als ernſt, wie's eben kommen mag,
Und hat mit ihm getafelt und geſungen.
Und als er hochbetagt zu ſterben kam,
Legt' er die Laute und die Feder nieder
Und ſprach bedacht: Es mahnt mich wunderſam,
Daß ich verſorge meine Sangesbrüder.

»Mit meinen Vögeln hab' ich ſtets gelebt
In Hain und Flur, auf Wegen und auf Stegen.
Sie haben mich umſungen und umſchwebt
Und nahmen gern von mir des Schöpfers Segen.
Denn wo ich ging und ſtand, hab' ich geſtreut
Für ſie mit Sang das Korn des goldnen Waizen.
So will ich denn an meinem letzten Heut
Zu ihrem Wohl mit meinem Gut nicht geizen.

»Euch Mönchen in dem neuen Münſterſtift
Sei Habe und Vermächtniß anbefohlen!
Mein Grabſtein ſei der Vögel fette Trift,
Da ſollen ſie ſich ſtets die Atzung holen.

Zwei Schalen füllt mit goldnem Waizenkorn
— Ihr ſollt ſie in des Steines Ecken graben —
Und auch zwei Schalen füllt mit klarem Born.
Dran eſſend, trinkend ſollen ſie ſich laben.

„Und immer ſei die Spende friſch erneut,
Und niemals ſoll ein Vöglein Mangel leiden,
Das ſich des lieben Sonnenlichts erfreut.
Der Dichter Vogelweide wird es weiden.“ —
Verſtummt iſt die ſangreiche Lippe bald,
Das weiche Dichterherz hört auf zu ſchlagen.
Und in des Münſtergartens nahem Wald
Wird es im reichen Schrein zu Grab getragen.

„Drauf an den Ecken vierfach ausgehöhlt
Wird ſeines Monumentes ſchlichte Platte.
Es ſorgt der Mönch, daß Korn und Born nicht fehlt,
Und fröhlich ſingt die Vögelſchaar, die ſatte.
Sie kommen täglich weither aus dem Thal,
Von wald- und weinbepflanzten Bergen nieder,
Und halten auf des Dichters Grab ihr Mahl
Und jubeln ihres Dankes helle Lieder.

»Nach hundert Jahren kommt ein finſtrer Abt,
Der kann nur dumpfen Mönchsgeſang vertragen,
Und nie hat ihn ein Vogellied gelabt,
Auch gönnt er Speiſe nur den frommen Magen.
Der ſpricht: Es iſt ein ſündiger Beginn!
Schlecht war die Ernte, und die Mönche darben.
Und unvernünft'gen Vögeln ſtreun wir hin
Das goldne Korn, die knappe Frucht der Garben.

»Es ſteht geſchrieben, daß das Vöglein ſucht
Sein Futter ſich auf Gottes weiter Erde.
Der Mönch muß beten, daß die ſüße Frucht
Ihm zum Geſchenk aus Gottes Händen werde.
Was er beſcheert, das iſt für unſern Tiſch,
Und nimmer ſollen es die Vögel haben.
Sie mögen ferner an der Quelle friſch
Und an dem großen Gottestiſch ſich laben. —

»Seitdem ward nie das Dichtergrab beſtreut
Mit Körnerpracht aus den gereiften Aehren.
So ging die Zeit. Kein Dichter kam bis heut
Den Vögeln das Vermächtniß zu gewähren.

Die Gabe reiner Dichterkindlichkeit
Die Mönche haben ſelbſtiſch ſie verſchlungen,
Bis dieſes Frühlings wonnevolle Zeit
Leis dämmernd in uns weckt Erinnerungen.“

„Mein Kind, uns hat ein Gott hierher geführt;
Wir wußten nichts; wir folgten ſeinem Mahnen,
Dem Vogel gaben wir was ihm gebührt,
Nur folgend unſres Herzens ſüßem Ahnen
Nun träumte mir in der vergangnen Nacht,
Mich grüßt' Herr Walter von der Vogelweide
Und hat mir ſeinen Dichterdank gebracht,
Die goldne Liederſchwinge für uns beide.

„Jetzt ſtreue deine Körner ſelbſtbewußt,
Hochehrend eines Liederſohns Vermächtniß,
Und ätze ſeines Herzens bunte Luſt,
Die Vögelſchaar, zu Vogelweid's Gedächtniß!

den Schmied zu und packte ihn bei'm Arm. Der Andre war unterdeſſen auch abgeſtiegen und faßte Eiſenblut's andre Hand; und eh' dieſer ſich nur einiger Maßen von ſeinem furchtbaren Schrecken erholen konnte, waren ihm die Hände an der Wurzel zuſammengeſchloſſen, und der unglückliche Meiſter ſah ſich an einer Kette befeſtigt, deren andres Ende am Sattel des einen Roſſes hing. Der arme Mann war todtbleich geworden; die Stimme verſagte ihm, die Kräfte droheten ihn zu verlaſſen und mit der größten Mühe brachte er die Worte heraus: «Aber, barmherziger Gott, was hab' ich denn verbrochen, daß man alſo mit mir verfährt?»

«Das wird Er ſelbſt am beſten wiſſen!» hohnlachte der eine Scherge. «Wir haben Ihm nicht Rede und Antwort zu ſtehen,» verſetzte der andre barſch, «ſondern er hat uns ohne Weigern zu folgen, ſonſt —» und ſtatt der fernern Rede ſchwang er mit ausdrucksvoller Miene die Knute.

Die beiden Vollſtrecker der richterlichen Gewalt beſtiegen, ſich gegenſeitig zu ihrem Fange Glück wünſchend, ihre Pferde wieder; der mit der Kette belaſtete Gefangne mußte in die Mitte, und raſch ging's wieder bergab dem Städtchen zu. Anfangs glaubte Eiſenblut vor Froſt und Kraftloſigkeit jeden

Wo ſich die hehre Dichterflamme regt
Und eine Bruſt erfüllt mit ſanften Gluten,
Da ſei ſie treu von unſrer Hand gepflegt
Im Gottesdienſt des Schönen, Wahren, Guten!“

Die Dame iſt die reichbegabte Dichterin Elfriede von Koburg, die mehre Jahre mit großen Erfolgen als Heilgymnaſtin für ihr Geſchlecht wirkte. Siehe: Gedichte von Elfriede von Koburg. Würzburg, Stubers Buchhandlung, auf welchen Herrn Walters Dichterſegen zu ruhen ſcheint.

Der finſtre Waffenſchmied.

Auf dem Ambos friſch und hell
Hammerklang mit frohem Liede.
Tritt ein finſterer Geſell
Trotzig in die Waffenſchmiede,
Spricht den Gruß mit Hammerklang,
Da verſtummet der Geſang.
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Und vom Meiſter Schmied begehrt
Er die Arbeit mit dem Hammer,
Dieſer langt ein roſt'ges Schwert
Aus der vollen Waffenkammer.
»Schmied ein neues Schwert daraus,
Und du bleibſt in meinem Haus.«
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Wieder tönet Hammerklang
In der ruſ'gen Waffenſchmiede,
Aber nimmer tönt Geſang;
Keiner bringt's zu einem Liede;
Keinem iſt es wohl und recht
Um den finſtern Schmiedeknecht.
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Klirr! — Der alte Stahl zerſpringt
Unterm Schlage ſeines Hammers.
Gräßlich wild das Schwert erklingt,
Wie ein Schrei des tiefſten Jammers,
Dröhnend durch das ganze Haus.
Alle faßt ein ſtummer Graus.
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Kohle flammet, Feuer ziſcht
An des Schwertes roſt'ger Klinge.
Bläſ't der Balg, die Glut erliſcht.
»Meiſter, das ſind böſe Dinge!«

Iſt's ein Dämon, der im Schwert
Gegen Glut und Schlag ſich wehrt?
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Ruhig ſchaut der Meiſter zu,
Ernſt und mit betrübten Zügen.
»Schwere Sünde thateſt du!
Dir wird ſich das Schwert nicht fügen.«
Der Geſelle ſteht erblaßt,
Wie von Schreck und Angſt erfaßt.
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Auf des Schwertes rothen Rand
Legt der Meiſter ſeinen Finger.
»Merk dir: eine reine Hand
Iſt der finſtern Macht Bezwinger,
Und es nützt ein frommer Spruch
Mehr als Fluch und Zauberbuch.«
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Kohle ſprüht und Hammer klingt,
Und der Stahl fügt ſich den Schlägen,
Bis das neue Schwert gelingt,
Dank des Meiſters Zauberſegen.
Und es ſingt der düſtre Schmied
Leis vor ſich ein traurig Lied.
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Plötzlich zuckt der ſcharfe Stahl
In die Hand, die ihn geſchmiedet,
Und des Blutes rother Strahl
Auf der heißen Klinge ſiedet
»Weh dir!« zürnt des Meiſters Wort,
„Du verübteſt ſchlimmen Mord!«
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

„Wiſſ', das iſt ein Henkerſchwert,
Richtſtahl, ſchwere Schuld zu rächen,
Und dein ſündig Blut begehrt
Heut er ſtreng für dein Verbrechen.

Deines eignen Hammers Schlag
Brachte deine Schuld zu Tag.«
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Drauf der Finſtre: »Ich geſteh'
Meine That.« — Er ſprichts mit Zagen. —
»Meinen Vater hab' ich — weh'! —
Meuchelmörderiſch erſchlagen
Und mit Argliſt den Verdacht
Auf ein ſchuldlos Haupt gebracht.«
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

Und der Stahl der ihn verrieth,
Straft den böſen Vatermörder.
Hammerklang und frohes Lied
Tönen in der Schmiede förder,
Oft doch auch ein traurig Lied
Von dem finſtern Waffenſchmied.
Das Eiſen glüht, und der Hammer klingt,
Die Kohle ſprüht, und der Funke ſpringt.

IV.

Allegorien.

Auch in Sinn- und Redebildern
Soll der Dichter das Leben ſchildern.

Die erſten Regentropfen.

Geſchaffen war die Welt. Die Sterne rollten
In ihrer neuen vorgeſchriebnen Bahn.
Die jugendliche Sonne lachte golden
Den erſten Blätterſchmuck der Erde an.
Der Schöpfer weilte unter ſeinen Boten,
Die, hehre Flammen, ſeinen Glanz umlohten
Und, ſeines Worts melod'ſcher Herrlichkeit
Geſtalt zu geben, demuthvoll bereit.

Er ſpricht: „Ihr ſeht, geſchaffen iſt das Ganze.
Die Welt erglänzt in junger Schönheit Licht,
Doch mit des Blüthenzaubers höchſtem Glanze,
Dem Gotteslächeln, ſchmückt' ich ſie noch nicht.
Noch fehlet ihr die reizende Vollendung. —
Noch eines Engels liebevolle Sendung
Hab' meinem Liebeswerk ich zugedacht,
Der bring' ihm meines eignen Weſens Pracht.

»Die höchſte Schönheit zeugt nicht das Beſtehen.
Erſchlaffend wär' das ew'ge Einerlei.
Die höchſte Schönheit ſpringt aus dem Vergehen
Und aus des Wandels wechſelvoller Reih'.
Im ewigen Werden, ewigen Verſchwinden
Muß ſich des Daſeins hellſter Blick entbinden.
Die Blüthe, die der Nachtwind angehaucht
Iſt erſt in reichſten Schimmerreiz getaucht.

»Ihr ſeid an meine Sonnen, meine Erden
Die Boten meiner göttlichen Gewalt,
Die Engel für das Zeugen und das Werden,
Und wandelt meine Worte in Geſtalt —
Jetzt tritt hervor aus meinem innern Weſen,
Den ich zum letzten Werke mir erleſen!
Du, Bote der Vollendung, tritt hervor,
Den ich zur ſchönſten Sendung mir erkor!«

Und aus der Schönheit ewig jungem Bronnen
Taucht eine Flamme ſtrahlend in die Höh'.
Und plötzlich zu des Daſeins ſüßen Wonnen
Miſcht ſich des Scheidens ſchmerzlich ſüßes Weh.

Augenblick umzuſinken; das Felleiſen dünkte ihm unerträglich ſchwer, und keuchend meinte er, der Centnerlaſt deſſelben erliegen zu müſſen. Ein eiskalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne, und ſein Geiſt war ſo angegriffen, daß er nicht ein Mal einen Gedanken zuſammenbringen konnte. Endlich rang ſich der eine aus ſeinem verwirrten Gemüthszuſtande los: wie Janchen erſchrecken würde, wenn er in ſolchem Zuſtande ſeinen Einzug in Adlerſtein halten müſſe, und daß ſein Mütterlein ſicherlich den Tod davon haben werde. Seine dumpfe Verzweiflung brütete endlich noch die gräßliche Ueberzeugung aus, daß es nun mit all' ſeinem Lebensglücke aus ſey, und ſelbſt der leidige Troſt, daß er ja doch gar nichts Böſes begangen, gewährte ihm auch nicht den kleinſten Schimmer von Hoffnung. Wie hätte Chriſtiane wohl je einem Manne ihre Hand reichen können, der in Eiſen geſchloſſen in Adlerſtein eingebracht worden war?

Der ſcharfe Schritt hatte die Lebensgeiſter des Nagelſchmieds wieder geweckt, und, den Kopf voll trübſeliger Gedanken, das Herz voll Verzweiflung, langte er in Adlerſtein an. Am Thore empfing ihn ſchon ein großer Menſchenſchwarm. «Da kommt der Spitzbube, der Brandbriefſchreiber!» tönte es

Beſchaffen iſt der jüngſte Gottesbote.
Das Kleid der ältern iſt von Morgenrothe;
Von Abendrothe iſt des jüngſten Kleid,
Ein Abglanz ſelbſt von Gottes Herrlichkeit.

Es geht ein mildes wehmuthvolles Lächeln
Von ſeiner Züge mondlich bleichem Licht,
Und eines kühlen Hauches ſchmerzlich Fächeln
Weht leis von dieſem kindlichen Geſicht.
Schwermüthig blickt ſein Auge in die Ferne,
Da glänzen plötzlich heller alle Sterne
Und prächt'ger blüht des Abendhimmels Roth.
Beſchaffen iſt der ſchöne Engel Tod.

»Geh«, ſpricht der Herr, »geh, und die Welt vollende!
Du Schnitter für der Engelbrüder Saat!
Den Zauberſtab leg' ich in deine Hände,
Der göttlichen Vollendung Liebesthat.
Ich würzte deinen Mund mit meinem Hauche,
Mit Sternenmilde ſchmückt' ich dir das Auge
Der ewigen Schönheit reichſten Widerglanz
Wob liebend ich in deines Hauptes Kranz.

„Geh und vollende was mein Wort geſchaffen!
Drück' deinen Kuß auf Alles, was da iſt!
Aufblitzen wird's, verglühen und erſchlaffen
Und ſterben, wenn du liebend es geküßt.
Was deine Brüder an den Tag gehoben,
Dem ſei von dir das Nachtgewand gewoben!
Aus dem der Lebensengel Alles tränkt,
Der Eimer ſei von dir hinabgeſenkt!

„So immerdar aus Werden und Vergehen
Entfalte ſich des Ganzen ſchönes Spiel.
Vor mir darf kein Gewordenes beſtehen;
Du ſetzeſt der geſchaffnen Kraft ihr Ziel.
Das ſchönſte Aug', von dir berührt, erblinde!
Der ſchönſte Stern, von dir geküßt, verſchwinde!
Doch erſt mit der Vollendung höchſter Pracht
Schmück' deine Hand, was du geweiht der Nacht!“

Der Engel ſpricht: „Gib mir der Wolken eine,
Auf die du deinen ewigen Thron gebaut,
Die angeſtrahlt von deiner Hoheit Scheine,
Von deiner Liebe Segen überthaut,

Und laß ſie, deiner Schönheit duft'gen Wagen,
Mich, deinen Boten, durch das Weltall tragen,
Damit ich meiner Sendung bittre Wahl
Verſüße durch der Wolke Segensſtrahl!«

Der Herr gibt ihm die Wolke. Ihre Schleier
Verbergen den Geſandten jedem Blick.
So fährt er aus, der Löſer und Befreier
Von jedem Band und irdiſchem Geſchick.
Und von der Wolke weht ein leiſes Sprühen,
Das macht die Blumen alle ſchöner blühen
Und weckt in ihrem Kelch den erſten Duft,
Das Blumenwort, das Dank dem Schöpfer ruft.

Der Wald beginnt zu glänzen und zu rauſchen,
Im Quell beſpiegelt ſich der Blumenranft,
Doch wie ſie da die duft'gen Reden tauſchen,
Senkt eine hie und da das Köpfchen ſanft.
Dort fällt das erſte gelbe Blatt vom Baume
Die Quelle ſtockt und murmelt wie im Traume;
Und durch das All ein ſüßer Schauer weht
Vor dieſer Wolke hoher Majeſtät.

Vor ihr, dem lichtgeſchmückten Engelsſitze,
Verwandelt ſich in Nacht des Himmels Blau.
Auf die erſchrockne Erde zucken Blitze,
Der Donner rollt erſchütternd durch die Au.
Da fühlen plötzlich unter Flammenküſſen
Die Kreaturen, daß ſie ſterben müſſen,
Und daß des Lebens ſeligſter Genuß
Das erſte Wehen iſt vom Todesgruß.

Ein Regentropfen aus der Wolke Schooße
Trifft einen Keim, der wonneſchmerzlich bebt.
Geboren wird von dieſem Kuß die Roſe,
In deren Duft ihr Geiſt zum Lichte ſtrebt.
Doch wie ſie glüht in hohen Wonneſchauern,
Geht auch durch ihren Kelch ein leiſes Trauern.
Wehmüthig lächelnd als ein ſterbend Kind
Streut ſie die Blätter in den Abendwind.

Zum Buſche fällt ein andrer Tropfen nieder
Und rührt im Neſt den Vogel und das Ei.
Da zuckt in ſüßen Schmerzen das Gefieder.
Im Hain verweht ein leiſer Wonneſchrei.

Die Wolke hat das Neſtchen überſchattet,
Der Tropfen hat ſich mit dem Ei begattet
Und von des feuchten Engelkuſſes Fall
Geboren wird die Sängrin Nachtigall.

Ein Muſchelthierchen liegt im Abendſtrahle
Still in der Düne meerbeſpültem Sand,
Da fällt ein Tropfen in die offne Schaale
Als Liebesſpende aus des Engels Hand.
Es geht durch's Meer ein ſeliges Erſchüttern
Und unter Wellenjauchzen, Wellenzittern,
Ringt in der Muſchel todgeweihtem Schooß
Sein ſchönſtes Kind, die Perle, ſtill ſich los.

Die Wolke ſenkt ſich auf der Berge Spitzen
Und tränket ſie mit ihrem Lebenswein.
Den ſaugen ſie mit ihren Felſenritzen
Und führen tief hinab ihn ins Geſtein.
Da wirkt in der geheimnißvollen Eſſe
Der Engelwolke wunderbare Näſſe.
Des Regentropfens flüſſiges Kryſtall
Erzeugt des Goldes köſtliches Metall.

Doch an der Berge ſonnenwarmen Wänden
Erweckt der Born ein zärtlicher Gebild.
Der Engel will, daß hier in ſüßen Spenden
Sein Liebeskuß mit ſeiner Thräne quillt.
Die Rebe ſchießt, es rundet ſich die Traube.
In ihr vermählen ſich dem ird'ſchen Staube
Der Engelstropfen und der Sonnenſchein
Und zeugen das beſchwingte Kind, den Wein.

In dunkler Nacht geheimnißvoller Stunde,
Die reife Früchte von den Zweigen ſtreift,
Wird aus der Engelwolke eine wunde
Nach Schönheit durſt'ge Menſchenbruſt beträuft.
Da ſieh das erſte Dichterherz gehoben
Von Quellenflüſtern und von Sturmestoben,
Von Lebensluſt und Todesſchmerz durchſprüht
Und von des Engels Küſſen überglüht.

Im Dichter kommt zur innigen Vereinung,
Was feindlich ſich bekämpft und widerſtrebt,
Da wird zur ſchönen menſchlichen Erſcheinung
Was in der Engelwolke lebt und webt.

Des Lebens Wonne und des Todes Bangen,
Der ſel'ge Schrei, das ſchweigende Verlangen,
Des Winters Eis, des Sommers Feuer iſt
Vom Engeltropfen in ihm wach geküßt.

Er fühlt das Herz des Engels in ſich klopfen,
Die Seligkeit, den Schmerz der ganzen Welt.
Und täglich rührt ihn heiß und kühl der Tropfen,
Der bald auf's Haupt und bald auf's Herz ihm fällt.
Dann ſpringen ſie hervor die ſüßen Lieder
Und flattern fort wie glänzendes Gefieder,
Getaucht in Nacht, getränkt vom Sonnenſtrahl
Schmerzvoller Luſt und heimlich ſüßer Qual.

Im Himmelslicht, dem ſie entgegen ſtreben
Sieh ihre Flügel leis mit Blut betüpft!
O jedes reißt mit fort ein Stück vom Leben,
Wenn aus der wunden Dichterbruſt es ſchlüpft!
Des Dichters Leben iſt ein ewig Sterben.
Der Silberblick zerſprengt in tauſend Scherben
Den irdnen Tiegel, der das edle Gut
Zum Schmelzen bringt an der Begeiſtrung Glut.

Und die vom Engeltropfen ſind geneſen,
Wein, Roſe, Perle, Nachtigall und Gold,
Zum höchſten Lebensreiz ſind ſie erleſen
Und ſtehn als Diener in des Todes Sold.
Doch Alles was die Engelkinder wirken
Mit Luſt und Schmerz in einzelnen Bezirken
In eines Brennpunkt glühendem Verein
Faßt es des Dichterherzens enger Schrein.

So ſchlage denn zum Leben, wie zum Tode
In Flammen auf, du wunderbares Herz!
Schmück' Dich mit Morgen- und mit Abendrothe
Und wandle mit den Sternen himmelwärts!
Du wirſt des jüngſten Engels Tropfen trinken,
Bis daß zu Staub die Erdenfeſſeln ſinken,
Du Gold, Wein, Perle, Roſe, Nachtigall,
Und träumriſch du verklingſt im ew'gen All.

Der Blumenbote.

Der erſte Frühling hielt die Welt
Im prächtigen Feierkleid umſchloſſen.
Die Sonne hat als junger Held
Ihr neue Reize ausgegoſſen.
Die Bäume blühn, die Blumen glühn,
Die hell aus dem ſmaragdnen Grün
Als junge Erdenſterne ſproſſen.
Als glänzende Wolkenſäule durchzieht
Der Herr des Paradieſes Gebiet,
Auf daß er ſein Werk ſich beſchaue.
Da neigen ſich Bäume und Blumen zumal
Vor ſeiner Herrlichkeit ſonnigem Strahl
Und beben im funkelnden Thaue.

Und er erfreut ſich ihrer Pracht.
Wie duften ſie ihm Dank entgegen!
»Du haſt ſo reizend uns gemacht,
Geſchmückt mit deinem ſchönſten Segen;
Haſt uns im Thal, auf Berg und Au
Als Zierde hingeſtellt zur Schau,
Haſt uns gepflanzt auf allen Wegen.
Es fehlt uns nur Eins, und wir bitten dich ſchön,
Du wolleſt gewähren uns was wir erflehn!
Wir haben nicht Füße, nicht Flügel!
Wir möchten nicht immer ſo ſtille ſtehn,
Wir möchten gern fliegen, wir möchten gern gehn
Von der Au' in das Thal, auf den Hügel.«

Der Herr mit ernſtem Angeſicht
Verſetzt noch milder und gelinder
Als er zu andern Weſen ſpricht:
»Ihr kleinen unzufriednen Kinder!
Kaum habt ihr Duft und Farbenſchein,
So wollt ihr gleich den Vögeln ſein,
Und doch erlebt ihr keinen Winter!

in ſeine Ohren und neuer Schrecken wühlte durch ſeine Seele. Die Kunde ſeiner Ankunft lief wie ein Blitz durch die Straßen des Städtleins; alles, was ein menſchlich Angeſicht trug, eilte heraus oder an die Fenſter; Alles jubelte: «Er iſt gefangen, der niederträchtige Schurke!» und Schritt vor Schritt regnete es die gemeinſten Schimpfworte auf ihn herab. Die Schergen ſtrichen ſich die Schnauzbärte recht wohlgefällig, grüßten, wichtig lächelnd, rechts und links und prieſen den Leuten durch übermüthige Mienen ihre Geſchicklichkeit und ſonſtigen Verdienſte an. Dem armen Eiſenblut war es nicht anders, als ginge er über glühenden Kohlen; aber der wüthendſte Jammer fraß ihm faſt das Herz ab, als er am Schwan vorüber mußte. Er wagte es nicht aufzuſehen; ein Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen, es dunkelte vor ihnen, und das Jauchzen der ihn in Heerden umſchwärmenden Straßenjugend dünkte ihn das ferne dumpfe Hohnlachen der Hölle zu dem ſeligen Glücke, das er ſich Abends vorher geträumt hatte.

So wurde denn der unglückſelige Nagelſchmied in das Schloß gebracht und erkannte, zu ſeinem neuen Schrecken, als er über die Schwelle des Gefängniſſes ſchritt, den Metzgermeiſter Lotz mit

Ich ward dir mit köſtlichen Reizen gerecht,
D'ran laß dir genügen, Du thöricht Geſchlecht,
Das die Himmliſchen ſelber entzücket.
Zum Auge der Erde dich hab' ich gemacht.
Kein Läufer, kein Flieger mit Duft und mit Pracht
Iſt gleich dir begabt und geſchmücket.“

Da neigt die Königin der Au'
Sich tief auf ihrem ſchlanken Stengel,
Die Roſe voll von ſüßem Thau:
„So gib uns einen kleinen Engel
Als Boten, der uns Kunde bringt,
Von Einer ſich zur Andern ſchwingt,
Dann denken wir nicht unſrer Mängel.
Er bring' mir die Grüße der Lilie gern;
Ich ſend' ihn mit Botſchaft nach nah und nach fern;
Auch mag er uns ſchöne Geſchichten
Von Blumen und Sträuchen in Oſt und in Süd,
Aus Gärten und Wäldern, wo's duftet und blüht,
Von Lieb' und von Feſten berichten!“

»Zu ſchaffen gibt's für Engel mehr,
Als eure Neugier zu bedienen.
Ihr habt der Käfer ſummend Heer,
Ihr habt die gerngeſchäft'gen Bienen.«
So ſchallt des Herrn verweiſend Wort,
Und weiter zieht die Wolke fort,
Doch gnädig zeigt er gern ſich ihnen.
Da beugte die ſchneeige Lilie ſich tief.
»O höre mich Vater! O weile!« ſie rief,
»Und habe mit mir nur Erbarmen!
Ich liebe die Roſe und Sehnſucht verzehrt
Mein Leben; denn ewig — ach! — iſt mir's verwehrt
An ihrem Kelch zu erwarmen.

»Ich welke vor Verlangen hin
Nach ihrem Mund, dem purpurrothen.
O mache drum mich, wie ich bin,
Zum leichtbeſchwingten Blumenboten!
Sieh, deine Schöpferweisheit hat
Zum Flügel ſchon geformt mein Blatt,
So reiße mich denn los vom Boden!

Erhebe zum kleinſten der Engel mich nur
Und laß mich der Blumen prächtige Flur
Durchflattern auf duftenden Schwingen!
Vergönne mir, Vater, den höchſten Genuß,
Der Liebe berauſchenden ſeligen Kuß
Der theuern Roſe zu bringen!«

Im Weiterziehn berührt der Hauch
Des Ewigen ſie zum ſanften Zeichen.
Und dankbar blickt das Blumenaug'
Ihm nach mit duftendem Verneigen.
Und als der Tag verglommen war,
Erſchien das ſchöne Menſchenpaar
Geſchmückt mit friſchen Blüthenzweigen.
Sie lachen und ſcherzen ſo ſelig und laut.
Ihm reißt von der Bruſt ſich die blühende Braut
Und eilt ſich im Buſch zu verſtecken.
Da faßt er den Kelch der Lilie geſchwind
Und pflückt ihn und wirft dem enteilenden Kind
Ihn nach, ſie zu ſchrecken und necken.

Die Lilienblume trifft und fallt
Sanft auf die Roſenknospen nieder,
Die, als die ſchönſten in der Welt,
Geſchmückt des Weibes zarte Glieder.
Kaum hat die Knöspchen ſie berührt,
Als eine neue Kraft ſie ſpürt:
Im Fallen hebt ſie ſich ſchon wieder.
Die glückliche Blume flattert empor;
Sie hat für das Leben, das ſie verlor,
Ein neues gewonnen im Tauſche.
Und wie auf der Welle der Luft ſie ſich wiegt,
So fühlt ſie mit Wonne: ſie fliegt! ſie fliegt!
Und ſie taumelt im ſeligſten Rauſche.

Sie eilt, ein ſchöner Schmetterling,
Sich in die Roſe zu verſenken.
Die öffnet ihres Kelches Ring,
Mit ihrem Nektar ihn zu tränken.
Er ſchlürft im herrlichſten Genuß
Und gibt dagegen Kuß auf Kuß
Der trunkne Gaſt dem ſeligen Schenken.

Und eh' er's gewahrt, ſo hat er die Nacht
Mit Koſen und Küſſen und Naſchen vollbracht,
Auf dem Roſenborde geſchaukelt.
Doch als der Morgen ſich dehnt und regt,
Da hat er die Flügel geprüft und bewegt
Und iſt durch den Garten gegaukelt.

Getragen von des Morgens Hauch
Hoch durch der Lüfte blaue Wogen
Von Blum' zu Blume, Strauch zu Strauch
Iſt er geflattert und geflogen,
Von Blumenlippen nimmt er Koſt
Und ſtürmt davon, hat er mit Moſt
Und ſüßem Kuß ſich voll geſogen.
Doch ſeht den kleinen geflügelten Wicht!
Der Roſe bewahrt er die Treue nicht,
Für die er als Lilie geſchwärmet.
Zwar liebt er ſie noch, doch die andern auch;
Er liebet ſie Alle am Stengel, am Strauch,
Und hat ſich um Keine gehärmet.

Und Jede reicht ihm Trank und Koſt
Und wiegt ihn gern auf ihrem Stengel;
Denn immer bringt er neue Poſt,
Der kleine holde Blumenengel.
Er hat ſo viel gehört, geſehn;
Er ſchmeichelt und er klatſcht ſo ſchön
Und rügt ſo ſcharf der Andern Mängel.
Mit Grüßen beladen von nah und von fern,
Von Blumenſtern eilt er zu Blumenſtern
Und weiß ſo pikante Geſchichten
Von Blumen und Sträuchen im Oſt und im Süd,
Aus Gärten und Wäldern, wo's duftet und blüht,
Dem ſtaunenden Ohr zu berichten.

Bald ſtreift er leicht der Wieſe Saum,
Bald weilt er an des Waldes Schwelle,
Berauſcht von Blumennektarſchaum,
Halb Lilie noch und halb Libelle,
Bald ſtürmt der Liebe bunter Sohn
Als Blumenliebespoſtillon
Fort mit des Stromes grüner Welle.

O glücklicher Falter, der Blumen Freund,
Du haſt ſie vergeſſen, die einſt du geweint,
Der Sehnſucht ſchmerzliche Thräne!
Du nimmſt dir, vortrefflicher Poſtillon,
Für deine Beſtellungen ſüßeſten Lohn,
O Schmetterling, ſchöne Phaläne!

Die Geburt des Kuſſes.

Stolz zu der Sonnenroſſe Bahnen
Durch Eos' roſenfarbnes Thor
Stieg des Prometheus Muth empor;
Dort raubt der Kühnſte der Titanen
Vom Feuergeiſt in ſeinem Rohr.
Jüngſt ſeinen kunſtbegabten Händen
Gelang ein Menſchenbild aus Thon,
Doch um die Schöpfung zu vollenden,
Muß er die Götterglut entwenden,
Nur ſie gibt Leben ſeinem Sohn.
Aurora verhüllt ihn mit duftigem Schleier.
So iſt der Titan mit dem himmliſchen Feuer
Herab zu ſeinem Gebilde geflohn.

Der Hauch der lieblichen Aurore,
Der ihres Schleiers Bauſch entweht,
Hat ſanft des Feuers Reiz erhöht,
Das nun aus des Titanen Rohre
In ſeine Schöpfung übergeht.
Ha! ſtrahlt nicht aus des Menſchen Auge
Des Sonnengottes Flammenkraft,
Umſchleiert, wie von Opferrauche,
Leis von des Stoffes trübem Hauche,
Vom Hauche ird'ſcher Leidenſchaft?
Doch über die Lippen ihm, über die Wangen
Hat Eos den göttlichen Schleier gehangen,
Gefärbt mit der Roſe verklärendem Saft.

Wird ſich der Menſch der Götterflamme,
Umhaucht von Eos' Roſenbluſt,
Im höchſten Wonnerauſch bewußt,
Dann zuckt ſie lodernd aus dem Damme,
Dann ſchlägt ſie zündend aus der Bruſt.
Auf Wang' und Lippe hüpfen Funken,
Die werden wohl zum roſigen Strahl
In Flammenborn die Augen tunken
Und glühn von jenem Feuer trunken,
Das trotzig einſt Prometheus ſtahl.

Und wieder Aurora's mildfreundliche Gabe
Beſchwichtigt das Feuer zur köſtlichen Labe,
Sie ſänftigt die Luſt, und ſie mildert die Qual.

Einſt Pſyche taucht den liebefeuchten
Entzückten Blick in Amors Haar,
Das heut ihr doppelt reizend war,
Da ſah er einen Funken leuchten
Auf ihrer Lippen Roſenpaar.
Den flüchtigen Gaukler möcht' er haſchen,
Den neuen nie geſehnen Fund,
Drum preßt er heftig ſeine raſchen
Begierigen Lippen, ihn zu naſchen,
Dem Mädchen auf den Purpurmund.
Da lodern aus ihm die urgöttlichen Flammen,
Entzündet vom Funken. Sie zucken zuſammen.
Sie ſchließen den neuen olympiſchen Bund.

Ha! welch ein junges ſeliges Leben,
Gemiſcht aus heiliger Sonnenglut
Und morgenrother Roſenbluth,
Durchrieſelt ſie mit Wonnebeben,
Wie Hyppokrenes reine Fluth!

welchem er zuſammengeſteckt wurde. Das Felleiſen war ihm vor der Thüre ſchon abgenommen worden.

Kaum war die Thüre hinter ihm mit Schlöſſern und Stäben verwahrt, als der Fleiſcher, froh, ein menſchliches Weſen um ſich zu haben, dem er etwas vorwüthen könnte, in den verwegenſten Ausdrücken auf den Müller, den Grafen, den Gaſtwirth, den Profeſſor, den Sekretär ſchimpfte und furchtbare Drohworte ausſtieß, wenn er nicht in dieſen Tagen losgelaſſen würde. Der Nagelſchmied verſtand von dem Allen nichts und gab ſich um ein näheres Verſtändniß auch gar keine Mühe. Die böſen Worte verhallten in ſeinem Ohre, ohne in ſein Herz zu dringen; er fragte nicht, er klagte nicht, ſondern blickte ſtumm und wehmüthig vor ſich hin. Als aber die Glocken von den Thürmen der Stadt zum Gottesdienſte riefen, faltete er die Hände zum ſtillen Gebet, und Thränen rieſelten während deſſelben über ſeine Wangen; denn dieſer Ton war tief in ſeine Seele gedrungen und hatte die tobende Verzweiflung derſelben in ruhige Gottergebung verwandelt. Als der Fleiſcher die gefalteten Hände und den frommen Beterblick des Nagelſchmieds ſah, lachte er recht höhniſch und nannte den jungen Mann einen dummen Faſelhanſen oder

Da hat das ſchöpferiſche Feuer
Die Herzen innig erſt vermählt.
Mit dieſem Bund beginnt ein neuer
Glückſeliger Tag; ſie lieben treuer,
Als hätten ſie ſich heut erwählt.
So ſind ſie, vom prometheiſchen Funken
Berauſcht, an die wogende Bruſt ſich geſunken,
Zum Kampfe des Lebens geſtärkt und geſtählt.

Und rauſchend, wie mit Taubenſchwingen,
Und flüſternd, wie der Abendwind,
Seht da ein leuchtend Götterkind
Von den vereinten Lippen ſpringen,
Wie Flammen heiß und Lüfte lind!
Es iſt der Kuß! Er war geboren,
Des Sonnenfeuers jüngſter Sohn.
Zu ſeiner Amme auserkoren,
Nährt ihn die reizendſte der Horen
Mit Honig, Milch und ſüßem Mohn.
Doch ſchlürft er bald gierig die purpurne Traube,
Dann iſt er auf ſchwirrendem Flügel der Laube
Der zärtlichen Göttin mit Lachen entflohn.

Wie er, dem Blitze gleich, ins Leben,
Ein neuer Götterbote, ſprang,
So mußten, wo ſein Flügel klang,
Die Herzen all' ſich ihm ergeben,
Die er mit keckem Muth bezwang.
Noch heut iſt er der Herzenszwinger,
Der Liebe ſchönſter Genius.
Der kühne Siegesfahnenſchwinger
Schließt uns auch mit dem Roſenfinger
Den Himmel auf, der ſüße Kuß!
Er flattert empor vom gedoppelten Munde,
Er würzet noch heut uns die ſeligſte Stunde
Mit Amors und Pſyche's olymp'ſchem Genuß.

Wenn ſich zwei Herzen ſchnell gefunden
Zum leichten flüchtigen Verein,
Gleich ſtellt er ſich als Dritter ein.
Wenn ſich zwei Herzen eng verbunden,
Will er des Bundes Prieſter ſein.
So waltet mit dem Zauberſtabe
Er herrſchend auf dem Erdenrund
Und reicht, der buntbeſchwingte Knabe,
Gern ſeines Nektars ſüße Labe
In goldner Schale jedem Mund.

Da naſchen ſchon Kinder, da ſchlürfen noch Greiſe,
Und leidende Herzen wurden ſchon leiſe
Von ſeiner ambroſiſchen Gabe geſund.

Die in des Lebens ſchönſter Feier
Das holde Flügelkind geſehn,
Die ſahn, wie Blüthenflocken ſchön,
Der Morgenröthe zarten Schleier
Vom Haupt ihm zu den Füßen wehn:
Die ſahen aus dem Feuerweben
In ſeinem Blicke ſtark und lind,
Wer ihn zuerſt gezeugt ins Leben,
Daß Honig und die Kraft der Reben
Und Milch und Mohn genährt das Kind.
Die Glücklichen wiſſen auch, daß ſie nicht minder
Als Amor und Pſyche, die ſeligen Kinder,
Erzeuger des Kuſſes, des göttlichen, ſind.

Dieſer Mythus findet freilich in klaſſiſchen Schriften des Alterthums keine Begründung.

Vom Knaben, der nach der Jugend jagte.

Ein Knabe trug Verlangen —
Wonach, das wußt' er kaum.
Mit Zweigen ſchier umfangen
Hielt ihn ein Blüthenbaum.

Er freute ſich mit nichten
Der Blüthenpracht des Baums.
Er ſehnt ſich nach den Früchten
Im Drange ſeines Traums.

Es hat die ſchönſte Dirne
Sich über ihn gebeugt,
Die küßt ihm Wang' und Stirne
Mit üppigen Lippen feucht.

Ihr Hauch iſt Duft von Roſen,
Ihr Kuß iſt Lilienthau.
So liebt mit ihm zu koſen
Die allerſchönſte Frau.

Oft hat er gern und minnig
Dem ſüßen Gruß gedankt,
Doch öfter eigenſinnig
Die Schöne ausgezankt.

Er mag nicht ihre Küſſe,
Stößt unwirſch ſie zurück,
Will andere Genüſſe,
Ein unbeſtimmtes Glück.

Und wie er ungezogen
Auch mit der Dirne ſchmollt:
Sie bleibt ihm doch gewogen
Und liebt ihn treu und hold.

Dem jungen Haupt zum Glanze
Wird Blüthenſchnee und Blatt
Hoch aus des Baumes Kranze,
Den ſie geſchüttelt hat.

Von ihr der Blüthenregen,
Von ihr die Blumenzier,
Und doch für all den Segen
Kaum dankt der Knabe ihr.

Wild rennt er auf die Höhen
An einem heißen Tag.
Sie bleibt im Thale ſtehen
Und ſieht ihm traurig nach.

Es hat ihn nicht gekümmert,
Daß ihm die Schöne fern;
Und immer blaſſer ſchimmert
Der heitre Morgenſtern.

Nun reichte ſüß und golden
Der Baum ihm manche Frucht.
Da dacht er wohl der Holden
Und hat ſie rings geſucht.

Ihr theurer Name tönet
Durch Berg und Thal und Flur.
Das Echo — ach! — verhöhnet
Sein ängſtlich Rufen nur.

Doch mächtiger hat das Sehnen
Sein liebend Herz erfaßt;
Er ſucht nach ihr mit Thränen
Und hat nicht Ruh' noch Raſt.

Einſt ſind ihm kleine Lieder,
Er weiß nicht wie, geglückt,
Da hat er plötzlich wieder
Das holde Weib erblickt.

Sie ſtand auf ferner Zinne.
Er lief mit Ungeſtüm,
Daß er ſie raſch gewinne;
Doch ſie — ſie floh vor ihm.

Und er begann zu jagen
Nach ihr im Morgenſtrahl
In Feldern und in Hagen,
Auf Bergen und im Thal.

Bis daß der Nacht Gewänder
Den Jägersmann umhüllt,
So jagt er durch die Länder
Nach dem erſehnten Bild.

So jagt er alle Stunden,
So jagt er alle Zeit.
Bald glaubt er ſie gefunden,
Bald wähnt er ſie nicht weit.

Oft ſieht er ihren Schleier
Im Morgenrothe wehn,
Da ſchlägt das Herz ihm freier,
Meint hätt' ſie ſelbſt geſehn.

Mit fröhlichen Geſellen
Einſt ſaß er in dem Schank,
Da ſprangen goldne Quellen,
Da perlte ſüßer Trank.

Die wackern Kämpen heben
Gar luſtig den Pokal;
Da ſieht der Knabe ſchweben
Das Mädchen durch den Saal.

Sieht ſie ihm freundlich winken
Und ſchwinden durch die Thür;
Er kann nicht ferner trinken
Und folgt beflügelt ihr.

Es flattern hoch im Winde
Ihr Haar und ihr Gewand.
Er folgt dem ſüßen Kinde
Wieder von Land zu Land.

Und hat nach vielen Tagen
Sie immer nicht erreicht,
Doch mit dem langen Jagen
Nur ſeine Sehnſucht ſteigt.

Sieh doch! ſchmückt ſeine Locken
Nicht wieder Blüthenſchnee?
Sein Herz iſt ihm erſchrocken,
Erfüllt von ſüßem Weh.

Spricht ahnungsvoll beklommen:
„Mein Haar iſt wieder weiß;
Nun muß ich zu ihr kommen,
Die ich geliebt ſo heiß.“ —

auch einen ſchlechten Heuchler. Eiſenblut ertrug aber Alles ruhig und verſetzte kein Wort auf die Schmähungen des böſen Mannes. Sein bedrängtes Herz weinte ſich aus bei den Gedanken an Mutter und Chriſtiane; dann wurde er ſogar ſeelenheiter, und wollte mit dem Metzger ein frommes Geſpräch beginnen, wie es die Gelegenheit des Tages mit ſich brachte. Dieſer aber gebot ihm zu ſchweigen, und redete ſelber kein Wort mehr.

So verging denn der trübe Tag, und Eiſenblut ſchlief auf ſeinem Strohbündel beſſer, als die vorige Nacht im weichen Federbette des Schwanenwirths.

Gegen allen Gebrauch der criminaliſtiſchen Rechtspflege in Adlerſtein wurde der Nagelſchmied ſchon am Montag Morgen vor den Amtmann geführt, um den erſten Verhörs-Termin zu beſtehen. Furchtlos trat der junge Mann vor den alten geſtrengen Herrn, der ihn mit einer finſtern Amtsmiene empfing. Nachdem der Meiſter nach Alter, Stand, Gewerbe u. ſ. w. umſtändlich befragt worden war und Alles mit beklemmter Stimme beantwortet hatte, richtete der Amtmann plötzlich die Frage an ihn: «Warum iſt Er am Samſtag Nachmittag, als der Jahrmarkt vorüber war, nicht gleich allen an-

Allmälig wird der Knabe
Bedächtig, müd' und ſchwach.
Er wankt nur noch am Stabe
Der fliehenden Freundin nach.

Dann iſt er umgeſunken,
Vollendet iſt ſein Lauf. —
Nun ſchaut er wonnetrunken
Zu der Geliebten auf.

Es hat die ſchöne Dirne
Sich über ihn gebeugt;
Sie küßt ihm Wang' und Stirne
Mit üppigen Lippen feucht.

Ihr Hauch iſt Duft von Roſen,
Ihr Kuß iſt Lilienthau.
So liebt mit ihm zu koſen
Die allerſchönſte Frau.

Sie ſetzt ſich zu ihm nieder
Und weilet bei ihm gern.
Zu Häupten glänzt ihm wieder
Der goldne Morgenſtern.

Und über ſeine Wangen
Zuckt neues Morgenroth.
Er hält ſie feſt umfangen,
Er hat ſie und iſt — todt.

V.

Salmagondi.

Hier findet der Leſer allerhand
Bunt durch einander und pikant.
Nach einer Dame, wie bekannt,
Ward ſo der Heringsſalat genannt.

Hochfürſtliches Beilager.

Zum Fürſtenſchloß am Meere
Auf ſteilem Felſenhang
In Schmuck und blanker Wehre
Welch feſtlicher Gedrang!
Orangenbäume ſtehen,
Und bunte Fahnen wehen
Dem weiten Mauerring entlang!

Feſtflaggen aufgezogen
Hat jedes Schiffes Maſt.
Es tragen die grünen Wogen
Manche prächtige Laſt.
Am Ufer Reiter und Roſſe,
Die nach dem hohen Schloſſe
Eilen in fröhlicher Haſt.

Und überall ein Winken
Und Grüßen hin und her.
Getön von Pauken und Zinken
Weit über das glänzende Meer! —
Verkündend auf der Zinne
Ein heitres Feſt der Minne
Bauſcht eine Flagge reich und ſchwer.

Heut gibt die Jungfraunkrone
Des Fürſten Töchterlein
Dem reichen Königsſohne,
Heut wird die Stolze ſein.
Das iſt der Hochzeitreigen,
Den Zinken, Flöten und Geigen
Aufſpielen auf dem Fürſtenſtein.

Der Dame Augen glimmen
In üppiger Liebesglut,
Des Prinzen Augen ſchwimmen
In ſchmachtender Thränenfluth.
Hat wohl auf dieſem Paare
Vorhin am Traualtare
Des Himmels Segensblick geruht?

Eh noch zum Hochzeitmahle
Eintritt der Gäſte Schwarm,
Entfernt ſich aus dem Saale
Das Brautpaar Arm in Arm,
Dann trennen ſie ſich verſtohlen,
Als müßte ſich Jedes erholen
Allein von ſeines Herzens Harm.

Die Braut eilt mit Verlangen
Nach ihrem Boudoir,
Da fühlt ſie ſich umfangen
Von ſtürmiſchem Armepaar.
Der ſchönſte Edelknabe
Beut ihr des Kuſſes Labe
Mit friſchen vollen Lippen dar.

Da lodern ihre hellen
Augen in Liebesglut.
„Und müſſen wir uns verſtellen,
Du bleibſt mein höchſtes Gut
Dein bin ich treu ergeben.
Ich kann nicht ohne dich leben,
An deſſen Bruſt ich oft geruht.“ —

Der Prinz in ein entlegen
Verhängtes Zimmer ſchlüpft,
Wo zärtlich ihm entgegen
Ein reizendes Mädchen hüpft.
Es iſt die tugendſame
Geprieſ'ne Kammerdame
Ihm heimlich längſt in Lieb' verknüpft.

Da lodern ſeine hellen
Augen in Liebesglut
„Und müſſen wir uns verſtellen,
Du bleibſt mein höchſtes Gut.
Dein bin ich treu ergeben,
Ich kann nicht ohne dich leben,
An deren Bruſt ich oft geruht.“ —

Bald rufen die Trommeten
Zum Mahl mit luſtigem Laut.
Herein die Gäſte treten
Mit Bräutigam und Braut.
Die Pfeifer muſiciren,
Die Gäſte jubiliren,
Da Jeder ſie glückſtrahlend ſchaut.

Beim Donner der Kanonen
Machen's die Toaſte klar,
Daß Lieb' und Treue wohnen
Werden beim hohen Paar.
Und alle in der Runde
Schwören mit Herz und Munde,
Daß nie ein treures Pärchen war

Die Gottesbraut.

1.

»Offenbare mir, Ramiro,
Was dich heute ſo bewegt!
Niemals ſah dein Freund und König
Deine Züge ſo erregt.

»Selbſt als du mit deinem Schwerte
Aus der Feinde Schwarm mich hiebſt
Und an deiner Treuen Spitze
Siegreich in die Flucht ihn triebſt,

»Sah ich alſo Blitze ſchleudernd
Dein gebietriſch Auge nicht,
Sah nicht ſolche Zornesflammen
Lodern dir im Angeſicht.

dern Handelsleuten aufgebrochen, um noch einige Stunden Wegs zu machen?»

Eiſenblut war wie vom Blitze gerührt, und ſtammelte etwas von Geſchäften, ohne jedoch angeben zu können, von welcher Art dieſelben geweſen ſeyen. Die fernere Frage: was er in der Nacht vom Samſtag zum Sonntag um Mitternacht im Schloßgarten zu verrichten gehabt, ſchmetterte ihn vollends nieder. Es war ihm unmöglich, und wenn es ihm das Leben gekoſtet hätte, ſein ſüßes Liebesgeheimniß zu verrathen; und da er in ſeinem Leben noch nicht gelogen, ſo ging ihm die Lüge: er ſey ſpazieren gegangen, ſehr ſchwerfällig vom Munde. Er konnte weder den Grund ſeines verlängerten Aufenthaltes, noch ſeines mitternächtlichen Ganges genügend nachweiſen und verwickelte ſich in lauter Widerſprüche. — Sofort legte ihm der Amtmann zwei große ſtarke Nägel mit vergoldeten, fein polirten Köpfen vor und fragte ihn, ob er dieſe Nägel kenne. Eiſenblut erkannte ſie ſogleich für ſeine Arbeit an, und ſagte auf fernere Fragen aus, daß er nur einige Dutzend dieſer Nägel in einem einzigen Päckchen mit nach Adlerſtein gebracht, aber, ſo viel er ſich erinnern könne, kein Stück davon verkauft habe. Das Päckchen müſſe

»Sprich! Ich will's, ich muß es wiſſen,
Was dich heute ſo bewegt
Und in wilden Flammengüſſen
Aus des Auges Born dir ſchlägt.« —

»Nicht bedarf's ſo hohen Wortes
Meiner Zähne Zaun zu brechen,
Bin ich doch gekommen meines
Königs Gnade anzuſprechen

»Ja, mein Herr und König, heute
Iſt das Schlimmſte mir begegnet,
Und kein Wunder, daß es in mir
Blitzt und donnert, ſtürmt und regnet.

»Meine Ehre ward geſchändet,
Meiner Liebe Hohn geſprochen,
Und nicht eher geb' ich Frieden,
Bis ich dieſe Schmach gerochen.

»Wohl haſt du dich ſelbſt erinnert,
Wie ich jüngſt den Feind geſchlagen,
Und du weißt auch wie ich todtwund
Von der Wahlſtatt ward getragen;

»Weißt, daß ich im nahen Thale
Eine ſichre Zuflucht fand,
Ein mir weich gebettet Lager
Und die Pflege zarter Hand;

»Weißt auch, daß das ſtille Landhaus
Den Fernandez iſt zu eigen,
Die in deiner Feinde Heere
Standen in dem Vorderreigen.

»Daß der drei Fernandez' Schweſter
Pflegend mir zur Seite ſtand,
Als, o Herr! du heim mich ſuchteſt
Dieſes iſt dir auch bekannt.

»Aber daß in unſern Seelen
Aufgeglimmt der Liebe Licht
Und zur macht'gen Flamme aufſchlug,
Das, mein König, weißt du nicht.

»Ja es ſchmolzen unſre Herzen
In dem Gluthſtrahl ſolcher Flammen
Bald zu ſüßen Seelenbundes
Eiſenfeſten Guß zuſammen.

»Dir, o Herr! mein Glück zu künden,
Hab' die Seele ich gebändigt,
Bis mit meiner Alba Brüdern
Ich in Ehren mich verſtändigt.

»Mit der klugen Herzensfreundin
Hatt' ich Alles wohl erwogen;
Denn von Kindesbeinen an
Iſt zur Nonne ſie erzogen.

»Eh' ſie noch geboren ward,
Hat gelobt die tiefbetrübte
Mutter ſie zur Gottesbraut
Mit unſeligem Gelübde.

»Und auf ihrem Sterbelager
Haben noch vor wenig Wochen
Ihr Erfüllung des Gelübdes
Alle feierlich verſprochen.

»Drum in jenem ſtillen Landhaus
Fernab von des Lebens Wogen
Wurde Alba klöſterlich
Und von Kloſterfraun erzogen.

»Doch des Kriegs bewegte Welle
Warf ein andres ſüßres Loos
Ueber jenes Hauſes Schwelle
Der Geliebten in den Schooß

»Nimmer kann als Gottverlobte
Sie dem Kloſterzwang ſich weihn
Chriſtus wird ſie gern mir gönnen;
Denn ihr ſchönes Herz iſt mein.

»Und er hat der Bräute viele
In der großen weiten Welt
Aber mir blüht nur die eine
Roſe auf dem kleinen Feld.

»Mit den Brüdern hab' ich heute
Ernſt geſprochen und verhandelt,
Und du ſiehſt in Tigerwuth
Meinen frommen Sinn verwandelt.

»Meine Ehre ward geſchändet,
Meiner Liebe Hohn geſprochen,
Und nicht eher geb' ich Frieden,
Bis ich dieſe Schmach gerochen

»Dieſer Buben Trotz hat Alba
In das Kloſter ſchnell geſandt.
Schon nach wenig Wochen ſoll ſie
Nehmen klöſterlich Gewand.

»Als ich in der Schlacht gerettet
Dich mit meinem guten Schwert,
Sprachſt du gnädig: Don Ramiro,
Sage was dir lieb und werth!

»Kann ich dir den Wunſch gewähren,
Schwör' ich dir's bei meiner Macht:
Nie zu groß iſt mir ein Opfer,
Freudig wird dir's dargebracht.

»Wohl nichts lieber iſt und werther
Mir im weiten Erdenkreis
Als die Jungfrau meiner Liebe,
Die ich jetzt in Nöthen weiß.

»Du biſt Sieger hier im Lande,
Und dein Königswort genügt,
Daß zu unſerm Ehebunde
Selig Hand in Hand ſich fügt.

»Sprich das Königswort, und dankbar
Glühn zwei Herzen dir zum Lohne,
Und den treuſten Ritter haſt du
Heut gewonnen deinem Throne!« —

Eine dunkle Wolke lagert
Leicht auf König Pedro's Brauen.
»Don Ramiro, ſuch' im Lande
Dir die Herrlichſte der Frauen!

»Such' die Perle alten Adels
Bei Hiſpaniens reichſten Erben,
Und ich ſelbſt, dein Freund und König,
Werde freudig für dich werben.

»Doch die Schweſter der Fernandez,
Lieber, ſchlag dir aus dem Sinne
Und verfolge nicht die fromme
Gottesbraut mit deiner Minne!

»Wohl das Land hab' ich gewonnen
Und die Krone nenn' ich mein
Daß die Herzen ich gewinne,
Muß nun mein Beſtreben ſein.

»Zu des Adels Blüthe zählen
Die Fernandez, ſie verletzen
Hieße gleich die ganze Meute
Dieſer Granden auf mich hetzen.

»Und die gottgeweihte Jungfrau
Rauben aus der Kirche Schooß!
O Ramiro, alle Furien
Dieſer Pfaffheit band' ich los!

»Nicht mehr würde mir die Krone
Auf dem Haupte ſicher ſitzen,
Und wie deine, nicht hundert Schwerter
Würden mich vorm Tode ſchützen.

»Don Ramiro, laß dem Heiland,
Was ihm ein Gelübd' vertraut!
Tauſend edle Jungfraun leben,
Such' dir eine andre Braut!«

Mächtig ſchwillt die Zornesader
Auf Ramiro's Stirne an,
Und er wendet ſich zum Gehen
Als ein ſchwer gekränkter Mann

Draußen harrt ein Kriegerhaufen,
Der, in Waffen und in Wehr,
Ihn mit Wort und Blicke fragend
Dränget um den Führer her.

»Wohl nun gilt's! Wer mir ergeben
Iſt zum Leben, wie zum Tode
Folge willig ohne Frage
Heute meinem Machtgebote!«

Als die Nacht am Himmel auffuhrt
Ihre Herden goldner Sterne
Welch ein Reiten, Waffenklirren
Aus den Thoren in die Ferne!

Und der nächſte Morgen bringt dem
Könige die Schreckenskunde:
»Don Ramiro und ſein Haufe
Sind geflohn in nächt'ger Stunde.«

2.

Glocken lauten, Chore ſingen,
Und es nahet Zug um Zug,
Die mit Fahnen, die mit Kerzen,
Krucifix und heil'gem Buch.

Kloſterbrüder, Kloſterſchweſtern,
Prieſter auch von jedem Range,
Weihrauchwolken und Gebete
Miſchen ſich dem Chorgeſange.

Zu des reichen Frauenſtiftes
Reicher Kirche ziehen Alle,
Doch ſo mächtig iſt der Andrang,
Daß ihn kaum erfaßt die Halle.

Weither kam ein Abt und ſeines
Kloſters fromm erklärte Väter,
Daß ſie ihr Gebet vereinen
Dem Gebet der andern Beter.

Einer jugendlichen ſchönen
Edlen Jungfrau gilt die Feier,
Die heut das Gelübde thun wird
Und gekleidet in den Schleier.

Donna Alba de Hernandez,
Die, ſchon ehe ſie geboren,
Ward von ihrem hohen Hauſe
Für den Orden auserkoren.

Darum ſind von weit und breit
All' die Mönche hergekommen,
Daß den Ehrentag ſie feiern
Dieſer Gottesbraut, der frommen.

Und in langer Prozeſſion
Wird das bleiche hoffnungsloſe
Kind im Blumenſchmuck geführt,
Selber eine weiße Roſe.

Einmal noch ihr müder Blick
Schweift im Kreiſe ſchwerbeklommen,
Letzte Frage der Verzweiflung:
Ob der Retter nicht gekommen?

ſich noch eingebunden in ſeinem Felleiſen befinden, und er könne nicht begreifen, wie dieſe beiden herausgekommen ſeyen. Der Amtmann lächelte ungläubig und hielt ihm ein Stück Papier vor, an der einen beſchnittenen Seite ohngefähr vier Finger breit, auf der andern und unten, wo es von einem größern Stücke abgeriſſen war, ſchmal zulaufend; zu beiden Seiten war ein kleines Loch, wie es von einem Nagel gebildet wird. Vorn waren mit etwas blaſſer Dinte folgende Worte geſchrieben: «3 Dutzend extra ff. Nägel mit gülde — — der Riß hatte hier das Wort getrennt. «Hat Er dies geſchrieben?» fragte der Amtmann.

«So iſt's!» entgegnete der Schmied; «dies Papier iſt ein Stück von der Emballage des Päckchens, worin ſich jene Nägel befinden.»

Der Amtmann hielt ihm nun das Päckchen mit den bezeichneten Nägeln ſelbſt hin. Es war ungeſchickt eingebunden, und als das rothe Band gelöst wurde, war deutlich zu ſehen, daß des Nagelſchmieds Ausſage ſich wahr erweiſe; denn das äußere weiße Papier war querüber abgeriſſen, das Stück, welches Eiſenblut in der Hand hielt, paßte genau darauf, und auf dem übrigen noch am Päckchen befindlichen Papier war weiter zu leſen « —

Doch die Nonnen muſiciren,
Und die Mönche beten laut.
Nichts als Mönche, nichts als Nonnen!
Weh dir, arme Gottesbraut!

Ihre Brüder ſtehen nah
Mit ſieghaften trotz'gen Blicken
Alle Hände ſind geſchäftig
Dieſe Roſe jetzt zu knicken

Vor den Altar tritt der Biſchof
Und beginnet den Sermon.
Ihr das Haar vom Haupt zu trennen,
Nahet die Aebtiſſin ſchon.

Plötzlich ſtürzen rings die Mönche
Sich wie Löwen auf das Kind,
Reißen es hinweg vom Altar,
Rennen nach der Thür geſchwind.

Und im Nu umgeben Andre
Drei und vierfach dieſe Renner.
Schwerter klirren, Dolche blitzen.
Das ſind hundert tapfre Männer!

Ungeheurer Schrecken feſſelt
Erſt die ganze Kleriſei,
Aber dann erſchallt ein wirres
Und entſetzliches Geſchrei.

Nonnen fallen hier in Ohnmacht,
Andre ringen dort die Hände,
Flehend, daß zur Rettung ſeine
Engel ſchnell der Himmel ſende.

Die drei Brüder und ihr Anhang
Ziehen die geſtählten Klingen.
Nun ein wüſtes Durcheinander,
Brüllen, Weinen, Haun und Ringen!

Aber alles wohl geordnet
Hat Romiro und bedacht,
Und nach wenigen Minuten
Iſt gewonnen ſeine Schlacht

Die Hernandez-Brüder wälzen
Fluchend ſich in ihrem Blut,
Und die Pfaffen und die Nonnen
Fliehen in ohnmächt'ger Wuth.

Draußen ſtampfen wie gewachſen
Plötzlich aus dem Schooß der Erde
Muthig ſchäumend ins Gebiß
Schlachtgewohnte ſtolze Pferde.

Windſchnell mit dem ſchönen Raub
In den Sattel, in den Bügel!
Fort in zauberſchneller Haſt
Ueber Blachfeld, Thal und Hügel!

Hei wie ſtrecken ſich die Roſſe!
Gilt's der Sonne nachzujagen?
Oder kennen ſie den hohen
Werth der Beute, die ſie tragen?

Die ſie aus des Kerkers Nacht
Führen in der Freiheit Sonne?
Aus dem Froſt erlogner Liebe
In der Liebe glühnde Wonne?

Hingeſchmiegt in höchſter Luſt,
Kaum erathmend in dem Arme
Und am Herzen des Geliebten,
Ruht die Braut, die liebewarme.

Leiſes Stammeln nur entgleitet
Ihres Mundes Roſenpforte,
Der erhabenſten Empfindung
Abgepflückte ſüße Worte.

Dann verſinken ihre Augen
Wonneſelig, wonnebang,
Eingewiegt von ſeinen Küſſen
Und der Krieger Siegesgeſang.

Weiter auf verſteckten Pfaden
Geht des Rittes wilder Flug.
Längſt iſt ſchon der Tag gewichen,
Und die Nacht verhüllt den Zug.

Endlich als der Morgen dämmert,
Endet der gewalt'ge Lauf.
Mauern ſtarren, Thürme ragen,
Thore thun ſich freundlich auf.

Von der Wechſelhaft des Tags,
Von dem Sturme ſeiner Stunden
Sind des zarten Mägdleins Kräfte
Aufgeſogen und verſchwunden.

Willenlos, ein Blumenleib,
Träumriſch, ſchlaf- und freudetrunken,
Iſt ſie unter heißen Küſſen
Schnell in tiefen Schlaf geſunken.

3.

Aber weh ihr! Was geſchieht!
Horch! Sind das nicht Roſſeshufen?
Iſt's nicht kriegeriſcher Lärm?
Waffenklirren, wüſtes Rufen?

Näher kommt's und immer näher!
Ha! ſchon ſchnauben tauſend Roſſe!
Weh! es iſt der König Pedro
Mit des Heeres ganzem Troſſe!

Hu! Die Treppe ſtürmt's heran,
Wilde Krieger, böſe Nonnen
Dringen in das Brautgemach
Laut hohnlachend ſeinen Wonnen.

Ach! Wo iſt Ramiro? Wo?
Weh! der Retter iſt verſchwunden!
Von der Menſchenmeute wird
Die Unſelige gebunden.

Ihre Brüder ſtehn dabei,
Geben grauſe Blutbefehle,
Es erſtarrt vom Wuthgeſchrei
Ihres Opfers bange Seele.

Auch die Fauſt des Biſchofs droht.
Die Aebtiſſin kreiſcht voll Tücke.
Nonnen ſprudeln gift'ge Worte,
Mönche ſchießen gift'ge Blicke.

Und von all den braven Kriegern,
Don Ramiro's treuer Stütze,
Keiner, keiner in der Nähe,
Der ſie rette, der ſie ſchütze.

Hülflos iſt ſie preisgegeben
Rachegierigen, frommen Händen,
Und ſie eilen, und ſie haſten,
Um ihr Nachtwerk zu vollenden.

Raſch ertönt der Richterſpruch,
Der die Seele ihr durchſchauert.
Biſchof, Aebtin, Mönche, Nonnen
Schrein: »Lebendig eingemauert!«

Und das Höllenwerk beginnt
Ohne Zaudern: fortgezogen
Sieht ſie ſich von ſtarken Armen
Durch des Volks empörte Wogen.

Einer Mauerniſche zu
Nonn' und Mönch das Opfer führen.
Glocken läuten, Mönche beten,
Und die Nonnen muſiciren.

Weihrauchdampf und Fahnenwehen,
Kerzenglanz und Moderduft!
Männer nahn mit Kell und Hammer,
Und ſie ſteht ſchon in der Gruft.

Immer toller von Muſik,
Schrein und Singen wird das Brauſen,
Und gelähmt iſt ihr die Zunge
Von dem fürchterlichſten Grauſen.

Stein wird raſch auf Stein gethürmt
Von dem Hammer, von der Kelle.
Und die Mauer ſteigt empor
Mit geſpenſterhafter Schnelle.

Ha! wie raſ't dazu Muſik
Und Geſang in dem Gewimmel!
Nur durch eine kleine Oeffnung
Sieht die Aermſte noch den Himmel.

Dieſe auch wird zugemauert.
Nacht umgrinſt ſie in dem Keſſel.
Doch das gräßlichſte Entſetzen
Sprengt ihr jetzt der Zunge Feſſel.

Einen fürchterlichen Schrei,
Wie den Ton zerbrochner Kette,
Stößt ſie aus: „Befrei, befrei
Mich, Ramiro! Rette! Rette!“

4.

Unter heißen Liebesküſſen
Brennend ihr auf Mund und Wangen
Sieht die Holde ſich verwundert
Von Ramiro's Arm umfangen.

Und die Sonne durch die hohen
Fenſter wirft ins prächt'ge Zimmer
Und aufs hochzeitliche Lager
Ihren roſigen Morgenſchimmer.

Und Muſik, Geſang und Jauchzen
Miſchen ſich den Liebeslauten
Aus Ramiro's Bruſt, Begrüßung
Seiner Braut, der ſüßen trauten.

Zärtlich ſpricht er hochbeſeligt:
»O mein Kind, wie lange ſchliefſt du!
Und dich quälten böſe Träume,
Denn um Rettung bang mich riefſt du.

»Dieſes nimmt mich gar nicht Wunder.
Des vergangnen Tages Bilder
Kehren Nachts im Traume wieder
Nur verworrner noch und wilder.

»Deſto ſchöner und glückſel'ger,
Süßes Weib, iſt dein Erwachen.
Komm ans Fenſter! denn mich drängt es
Schnell dir alles klar zu machen.

»Ja für Leben, Licht und Liebe
Hab' ich wieder dich gewonnen,
Und nichts ſoll dich mehr erinnern
An das düſtre Haus der Nonnen.

»Nichts an dieſes Glaubens Unſinn,
Der mit unſagbaren Qualen
Arme Menſchenherzen martert,
Um dem Schöpfer Dank zu zahlen;

»Der mit wunderlichen Märchen
Treibt ein kindiſch Gaukelſpiel
Und verhöhnt in unſerm Buſen
Heiliger Liebe Hochgefühl.

nen Köpfen No. 2.» — Die Nägel wurden aus dem Päckchen genommen und nachgezählt, und an drei Dutzenden fehlten gerade zwei Stück.

«Wohlan!» rief der Amtmann triumphirend, wendete das Blatt um und hielt dem Nagelſchmied die Hinterſeite deſſelben vor die Augen: «kennt Er auch dieſe Schrift?» Eiſenblut ſtarrte auf eine ganz weiße Fläche, auf welcher auch nicht ein Buchſtabe ſtand.

«Dieſe Schrift kann ich nicht kennen; denn ich ſehe keine,» ſagte der junge Meiſter.

«So werd ich Ihm eine Brille aufſetzen laſſen,» lärmte der Amtmann.

«Ich habe ſcharfe helle Augen. Sie haben ſchon eine Brille auf; vielleicht können Sie hier eine Schrift erkennen.» Mit dieſen Worten hielt er dem Amtmann das Blatt hin.

«Was iſt das?!» rief dieſer höchlichſt erſtaunt, wiſchte ſich die Augen und ſah wieder auf das Papier; nahm ſchnell die Brille ab, polirte die Gläſer derſelben mit einem Zipfel ſeines Rocks, ſetzte ſie wieder auf und ſtarrte abermals auf das Papier. Ein unmanierlicher Fluch entſchlüpfte ſeinen Lippen; erſchrocken ſprang er auf und reichte, an allen Gliedern zitternd, dem protokollirenden Actua-

„Folge du allein der Liebe
Hellem Sterne, ſo wie ich.
Und zum Urquell aller Liebe
Führt er ſicher dich und mich.

„Beſſer als der Chriſtenpfaffen
Heer verſtand ſich Mahomed
Auf den Gottesdienſt der Liebe,
Und er wurde ihr Prophet.

„Abgeſchüttelt hab' ich allen
Quäleriſchen Chriſtenwahn.
Wandle nun mit mir gemeinſam
Auf der neuen Glaubensbahn!

„Und im Lichte liebſt und lebſt du
Frei von Sünde und von Haß.
Nach der Liebe Zielen ſtrebſt du
Heiter ohne Unterlaß.

„Sieh des Sultans von Granada
Oberfeldherr bin ich jetzt,
Der mir nie, wie Chriſtenkönige,
Ein gegebnes Wort verletzt.

Schöne, frohe, gute Menſchen
Dieſe Mauren, und voll Geiſt,
Lieben ſie die Kunſt der Töne
In Muſik und Sang zumeiſt.

»Schon ſeit Stunden muſiciren
Sie und ſingen heitre Lieder
Dir zum Gruße, der Gebietrin,
Mir zum Gruße, dem Gebieter.

»Sieh der Sonne Strahlenkranz
Auf den Häuſern, Minareten,
Auf den Bergen und den Gärten!
Iſt es nicht ein Liebes-Eden?

»Sieh der Liebe Sonnenglanz
Auf den fröhlichen Geſichtern!
Strahlt nicht Glück aus ihren Augen,
Wie aus tauſend Freudenlichtern?

»Komm, mein ſüßes Weib, und winke
Ihnen Dank und Gegengruß!
Komm, mein traut Gemahl, und trinke
Heiliger Liebe Lebenskuß!

»Sieh auch dich, mein Kind, im Spiegel
Wie dich Licht und Leben malt,
Und der Liebe höchſte Wonne
Dir aus jedem Zuge ſtrahlt!

»Und als heitre Liebesſpendrin
Deinem Gatten angetraut,
Biſt du heut die lichtgeweihte,
Lebenſel'ge Heldenbraut.«

Und ſie hängt an ſeinem Halſe
Hold befangen, ſüß erſchrocken.
Leiſe drückt er ihr den Turban
Küſſelächelnd in die Locken.

Die Brautnacht.

(Spanien).

Seht das Schloß am Meeresufer,
Deſſen Fuß die Welle feuchtet!
Laue Nacht webt um die Zinnen,
Doch die Fenſter ſind erleuchtet.
In dem Schloſſe halten Hochzeit
Donna Sol und Don Fernand.
Sie erſt ſechszehn, er ſchon ſechszig,
Aber er iſt ſpaniſcher Grand.

Als des Mondes rothe Strahlen
In den Schooß des Meeres bluten,
Furchet von der Berberküſte
Ein bewimpelt Schiff die Fluthen.

Zweimal dem Gewühl entronnen
Schon die Braut am Ufer ſtand,
Hat die ſehnſuchtsvollen Augen
Nach dem Meere ſtarr gewandt.

Leiſe, wie ein nächtig Raubthier,
Iſt der Kiel herangeſchwommen;
Leis ins Schloß iſt aus dem Schiffe
Dann ein ſchöner Mann gekommen,
Hat ſich zugeſellt den Gäſten,
Bis zwei Augen ihn erſchaut —
Don Fernand und ſeine Diener
Suchen die verſchwundne Braut.

Schmollend dem vermeinten Scherze
Zeigt der Bräutigam finſtre Brauen,
Aber daß es ſchlimmer Ernſt ſei,
Fürchten zitternd ihre Frauen. —
Ha! wie ſtürmen zwei Verliebte
Nach dem Schifflein in der Bucht!
Wie ein Adler mit dem Raube
Fliegt es fort in ſchneller Flucht.

Und der kühne Saracene
Küſſt des Liebchens Mund und Wangen;
Die beglückte Andaluſierin
Hält den theuern Mann umfangen.
Brauthaus iſt das Meer; es ſteckt der
Mond die Hochzeitfackel an.
Wellen ſingen Hymenäen,
Und zum Torus wird der Kahn.

Die weiße Stute.

Wer kennt am Frat nicht Nabeks weiße Stute,
Das ſchönſte Pferd, das je dem reinen Blute
Entſprang der edeln Race Kahillan?
Wer ſah el Nabek wohl auf ihrem Rücken
Und ſtaunte nicht die ſchlanke mit Entzücken
Gleich einem Wunderwerke an?

Wem ſtrahlte reichrer Glanz von einem Felle?
Es ſcheint der weiße Schaum der Meereswelle,
Die brandend kocht. Wie ſtolz trägt ſie das Haupt!
Ha, welch Gebiß! Wie ſträubt ſie wild die Mähne!
Wie glüht das Aug'! So gleicht ſie der Hyäne,
Die friſche Menſchenleichen raubt.

Noch einen Schatz beſitzt der kühne Reiter
Von gleichem Werth; es ſtampfet noch ein zweiter
Den ſandigen Boden ſeines Pferdeſtalls.
Der andern Stute Pracht iſt braun von Farbe,
Die Mähne doch, gleich einer Maisſtrohgarbe,
Umwehet gelb den ſchlanken Hals.

Von Neggde war ein reicher Mann gekommen,
Von Nabeks Stutenpaar hat er vernommen
Und will mit Kenneraug' die Thiere ſehn.
Drei Tage ſah des fremden Stammes Sproſſen
El Nabek, als er ritt auf ſeinen Roſſen,
Still mit verſchränkten Armen ſtehn.

Am vierten tritt der Fremde an die Pforte,
Aus der el Nabek ſprengt, und ruft die Worte:
„Ich heiße Tamer, ſtamme von Daffir.
Die weiße Stute hab' ich nun geſehen.
Nicht ohne ſie kann ich nach Hauſe gehen.
Verkaufe deine Stute mir!“

»Mir iſt das Thier nicht feil,« verſetzt der Reiter
Und trabet ſtolz mit leichtem Gruße weiter,
»Dreihundert Beutel!« ruft der Erſte nach.
Drauf keine Antwort. — An des Hofes Thoren,
In jenes Roſſes Anſchaun ganz verloren,
Steht Tamer früh am fünften Tag.

»Sechshundert Beutel!« beut mit lauter Stimme
Der Beduine, doch zu ſeinem Grimme
Schenkt ihm el Nabek kein erwidernd Wort.
»Ich gebe tauſend!« ſchreit mit wildem Feuer
El Tamer, »ich bezahle ſie zu theuer!«
Doch Jener reitet ſchweigend fort.

Als heim er kehrt, tritt Tamer ihm entgegen:
»Gib mir die Stute! Laß dich, Herr, bewegen!
Ich zahle hundertfach dir, was ſie werth,
Du haſt der Stuten zwei von höchſter Schöne,
Haſt hundert Roſſe noch und keine Söhne.
Gib mir dein edles weißes Pferd!«

Der Andre ſpricht: »Ich mag ſie nicht entbehren;
Ich halte beide Stuten hoch in Ehren.
Mir ward kein Kind, die Stuten ſind mein Glück.«
Da weint der fremde Mann: »Ich kann nicht leben,
Fehlt mir das Pferd. Ich will dir Alles geben,
Was mir verliehen das Geſchick.

»Zehn Zelte nenn' ich mein mit vierzig Decken,
Auf deren jeder ſich zwei Sklaven ſtrecken;
Zehn prächt'ge Hüllen noch für manchen Gaſt.
Zweitauſend Schafe führ' ich auf die Weide,
An ſechzig Roſſen hatt' ich meine Freude,
Kameele zähl' ich hundert faſt.

»Bei meinen Pferden, wie du kannſt vermuthen,
Stehn unſres großen Stammes ſchönſte Stuten,
Doch keine mag ich, ſeit ich die geſehn.
Nimm hin mein Weib, nimm Alles, was mein eigen.
Gib mir die Stute! Laß ſie mich beſteigen!
Laß mich in Sehnſucht nicht vergehn!« —

rius das Blatt mit den Worten hin: «Ich ſehe nichts; ſehen Sie etwas?»

Der Actuarius betrachtete es von oben bis unten, von der Rechten zur Linken, und ſagte kopfſchüttelnd: «Ich ſehe auch nichts.» Die übrigen Subalternen des Amts bis zum Diener herab wurden herbeigerufen; aber, wie ſie auch der Reihe nach das Papier anglotzten, ſie konnten nichts darauf gewahren. Der Amtmann rannte verzweifelt in der Stube herum, ſchnitt gräuliche Geſichter, vergoß Angſtſchweiß, rang die Hände, murmelte abgeriſſene, unverſtändliche Worte; nahm das Papier zur Hand, hielt es nah vor die Augen, dann wieder fern, und brach endlich in einen wahren unmännlichen und unrichterlichen Jammer aus. Dann und wann betrachtete er den Nagelſchmied mit ſcheuen Blicken und befahl endlich, denſelben in ein beſonderes, wohlverwahrtes Gefängniß allein zu ſtecken und ihn mit doppelten Ketten an den Block zu ſchließen. So wurde denn der arme Meiſter wieder abgeführt und wußte noch immer nicht, welches Verbrechens man ihn beſchuldige.

Der regnerige Herbſtabend reichte den trüben

Auf dieſes Wort hört Jenen man verſetzen:
„Mein Freund, ich geize nicht nach deinen Schätzen.
Die Stute iſt nicht werth was dein Gebot.
Du ſprichſt in Wahn; doch ſoll dich das getröſten:
Die Stute gäb' ich nimmer für die größten
Und reichſten Schätze, ſelbſt in Noth.

„Nicht ohne ſie vermag auch ich zu leben:
Und ſie iſt mein; wie könnt' ich dir ſie geben?
So zieh denn heim, denn dies bleibt mein Beſcheid!"
Er reitet fort, und Tamers Thränen rinnen.
„Was fang' ich an, die Stute zu gewinnen?
Ach! ſonſt erlieg' ich meinem Leid."

Die Stute füllt mit immer neuem Harme
Sein Herz; aufs Krankenlager ſinkt der Arme.
Ihn tödtet faſt der Sehnſucht heiße Pein.
Da eines Tags beſtürmen ihn Gedanken.
Die Straße ſieht man einen Bettler wanken:
„Was gilt's heut wird die Stute mein!"

Und dicht am Wege kauert er ſich nieder;
In ekle Lumpen ſind gehüllt die Glieder,
Entſtellt iſt das Geſicht durch Pflanzenſaft.
Da kommt el Nabek ſchon auf frühem Ritte.
Der Bettler ſtöhnt, als ob er heftig litte,
Und ihm gebrochen jede Kraft.

El Nabek hält ſein Pferd an voll Erbarmen:
»O kann ich dienen — ſprich! — dir krankem Armen?« —
»Ach laß mich ſterben in der Wüſte nicht!« —
»Herauf zu mir! Ich will nach Haus dich bringen.« —
»Nicht ohne deine Hülfe wird's gelingen,«
Der ſchlaue Bettler ſtöhnend ſpricht.

Schnell ſpringt el Nabek von dem weißen Pferde,
Zu helfen, wie es der Prophet ihm lehrte,
Und hebt den ſcheinbar ſiechen Mann hinauf.
Der ſchlägt die Ferſen in der Stute Weichen;
„El Tamer bin ich, und dies Pferd mein eigen!« —
Er fliegt dahin im raſchen Lauf.

»Halt einen Augenblick! Nur eine Bitte!
Erreichen können dich nicht meine Schritte;
Das ſchnellſte Pferd iſt dein. Drum hör' mich an!
Drei Worte nur! dann reite lachend weiter
Und freue dich der weißen Stute heiter,
Wenn's Gott gefällt, wie ich gethan.«

Und Tamer hält. — Was kann ihm Jener ſchaden,
Der unbewaffnet in den ſandigen Pfaden
Von ferne ſteht? »So rede denn, du Thor!« —
»O rühme nie dich, wie es dir gelungen,
Daß du die ſchönſte Stute haſt errungen!
Vernehm' es nie ein ſterblich Ohr!«

»Warum?« — »Du würdeſt dem die Hülfe rauben,
Der krank am Wege liegt. Wer würde glauben
Dem Wort des Armen, ſeinem Bittgeſuch?
Für einen Schurken würde man ihn achten.
Verzweifelnd würd' er liegen und verſchmachten.
Dann käme auf dein Haupt ſein Fluch.«

Schell ſpringt el Tamer von dem weißen Pferde,
Und beugt ſich vor el Nabek tief zur Erde:
»Dein weiſes Wort hat mich zurückgeführt.
Nimm hin, o Herr! nimm deine ſchöne Stute!
Ich bin beſiegt von deinem Edelmuthe.
Heil dir! Du haſt mein Herz gerührt!«

Frat, Euphrat. Kahillan, Name der vorzüglichſten Pferderace in Arabien. Neggde, arabiſche Provinz, el, Artikel, der.

Simonides.

(400 v. Ch.)

Von Athene's Burg, der marmorſchönen,
Auf dem Felſen ragend ſtolz und hehr,
Ziehn im Morgenlichte drei Hellenen
Auf dem Wege nach dem nahen Meer,
Und zum Hafen ſteigen ſie hernieder,
Jubelnd von dem Schiffervolk umringt,
Denn es ſind die Dichter heitrer Lieder,
Die in Hellas jede Zunge ſingt.

Von den Brüdern, die Athen gebieten,
Iſt Hipparch den Dichtern hochgeſinnt.
Doch der Liebling des Piſiſtratiden
Iſt Simonides, der Muſe Kind.
Von Theſſaliens Bürgern, den Skopaden,
Die dem edeln Dichterfürſten hold,
Iſt er zu den Feſten eingeladen,
Und ſie ehren ihn mit ihrem Gold.

Skopas, Sieger in den Kämpferſpielen,
Will von Dichtermund verherrlicht ſein.
Und ſein Schiff vom Golf der Thermopylen
Lief im Hafen des Piräus ein.
Zu den Thälern ſoll's den Dichter tragen,
Die ein frohes Hirtenvolk bewohnt.
Nach den ſieg- und ſanggeſchmückten Tagen
Kehr' er heim geehrt und reich belohnt. —

»Zeus' geprieſ'ne Tochter, hohe weiſe
Jungfrau, die des Vaters Haupt entſprang,
Schütze gnädig mich auf dieſer Reiſe,
Und dir weih' ich einen Lobgeſang!«
Alſo, zur Akropolis gewendet,
Spricht Simonides mit frommen Blick,
Und den letzten Gruß des Auges ſendet
Er Athene's ſchöner Stadt zurück. —

»Auch Apollo mit des Liedes Preiſe
Der Erhabne ſei von dir geehrt,
Wenn du glücklich von der Sängerreiſe
Zu der Stadt der Jungfrau heimgekehrt!«

So zum Freunde tönt Theognis' Rede.
„Denn der Gott, der uns Geſang verleiht,
Iſt der Leto Sohn, der Muſagete,
Und ihm ſei dein Liederdank geweiht!“ —

„Magſt die Göttin und den Gott du loben,
Wenn du heiter wieder zu uns triffſt,
Doch wenn jetzt du durch des Meeres Toben
Glücklich an Theſſaliens Küſte ſchiffſt:
O ſo bring' zuerſt den Tyndariden
Deines Hymnos Dankesopfer dar!
Denn wer anders in des Sturmes Wüthen
Schützt dich als das Götterbrüderpaar?

„In des Skopas reichgeſchmückten Hallen
Laß dem hohen Sohne du des Zeus
Deines Lobes Flügelwort erſchallen
Und dem hohen Sohn des Tyndareus.
Sie, die Brüder auf den weißen Roſſen,
Preiſe deines Liedes ſchönſter Ton!“
Dieſes Wort dem ſcheidenden Genoſſen
Gibt der Liederfürſt Anakreon.

Und das Schiff entfaltet ſeine Flügel
Mit dem edeln Muſenſohn an Bord.
Aber bald trübt ſich des Meeres Spiegel,
Und der Sturmwind reißt das Fahrzeug fort.
Da erblickt in tiefer Noth der Dichter
Plötzlich auf der Maſten ſchlankem Paar
Hell der Dioskuren Zwillingslichter,
Und verſchwunden iſt des Sturms Gefahr.

Heiter tritt er in die Zahl der Beſten,
Laut begrüßt von dem geſchmückten Kreis.
Skopas ehret ihn vor allen Gäſten
Und gewinnt im Spiel des Kampfes Preis.
Dann die Edeln ruft er in die Halle
Zu des Feſtes königlichem Mahl,
Und dem Lied des Dichters horchen Alle
Hoch entzückt im weiten Säulen-Saal.

Zu des Fürſten Skopas hohem Preiſe,
Dem der Lorbeer um das Haupt ſich ſchlang,
Tönt des Hymnos feierliche Weiſe,
Ein des Siegers würd'ger Lobgeſang.

Aber dann der Leda hehren Söhnen:
Die ihn ſicher durch das Meer geführt,
Läßt der Sänger ſeinen Dank ertönen,
Wie er den Olympiſchen gebührt.

»Euch, ihr gottgezeugten Zwillingsſöhne,
Mildgeſinnte Schirmer in Gefahr,
Die ihr prangt in ew'ger Jugendſchöne,
Bring' ich nun des Liedes Opfer dar!
Roſſebänd'ger, hohe Dioskuren,
Ward ihr freundlich nicht dem Dichter nah,
Der auf ſeines Schiffes Maſt die Spuren
Eures Doppelſternes leuchten ſah?

»Nimm den Hymnos drum aus meinem Munde,
Der dich feiert, hohes Jünglingspaar,
Das in dunkler angſterfüllter Stunde
Schützend über meinem Haupte war!
Seid geprieſen, jugendliche Götter,
Von des neuen Lieds melodiſcher Pracht!
Seid geprieſen, treubewährte Retter,
Hellgeharniſchte, in Sturm und Schlacht!«

Skopas Blicke, die erſt heiter ſtrahlen,
Trüben nun ſich bei der Hymne Ton.
»Nur die Hälfte«, ſpricht er, »kann ich zahlen,
Sänger, dir von dem verſprochnen Lohn.
Sei die andre von der Dioskuren
Sel'gem Brüderpaare dir gereicht,
Die mit dir auf meinem Schiffe fuhren,
Denen du ſo dankbar dich gezeigt!« —

Und das böſe Wort verletzet Alle —
Zu dem Dichter tritt ein Sklave bald:
»Deiner harren draußen vor der Halle
Zwei Geſellen blühend von Geſtalt.
Komm! zur Eile drängen ihre Worte.« —
Und Simonides verläßt das Mahl;
Raſchen Schrittes tritt er durch die Pforte
Aus des Hauſes überfülltem Saal.

Doch wie weit er mit dem Auge ſpähe,
Nirgend ſieht er doch das Jünglingspaar.
Nur ein Leuchten, wie von Götternähe
Nimmt er auf des Weges Spuren wahr.

Als noch zögernd ſeine Schritte weilen,
Wankt das Dach und ſtürzt mit einem mal.
Skopas wird erſchlagen von den Säulen,
Mit ihm alle Gäſte in dem Saal

Bruno und Emma.

1.

Das fertige Gotteshaus.

Lieblich glänzt der Sonne Gold,
Das ihr Scheidekuß noch ſtreute.
An des Dämmerſchleiers Rändern
Flammt die letzte Purpurbeute.

Weiße Berges-Gipfel glühen,
Von dem Kuſſe angehaucht,
Und es glühn auch weiße Zinnen,
In das Abendroth getaucht.

Blanke Thürme, helle Wände
Mit gebogten offnen Thoren,
Kirchenthüren, Bogenfenſter,
Jüngſt vom Meißel erſt geboren.

Wie der ſchöne Chriſtentempel
Auf die Stadt herniederſchaut,
Von des Kurfürſts frommen Sinne
Seinem Heiligen erbaut!

Fertig ſteht das Gotteshaus
In der Wölbung, in den Wänden,
Und der Maurer hohe Bühnen
Fielen heut von ihren Händen.

Und nun kränzt mit ſeinen Roſen
Noch das Haus der Abendſchein,
Und von ihrem Kuß berühret
Schauert leiſe das Geſtein.

2.

Der ſtolze Meiſter.

Alle Männer ſind gegangen,
Und es feiert jede Kraft,
Die, mit Hand und Geiſt im Bunde
An dem hehren Bau geſchafft.

Nur ein Einz'ger wandelt ſinnend
Durch des Domes weiten Raum,
Bald das Auge ſcharf gehoben,
Bald es ſenkend wie im Traum.

Jeder Theil der heil'gen Hallen
Zieht vorbei an ſeinen Blicken,
Bis des Abends dichtre Schleier
Dunkel ſeine Stirn umſtricken.

Stolzer blitzet nun das Auge,
Siegeslächelnd, ſelbſtbewußt
Und von ſeligen Gefühlen
Hebt ſich ſeine junge Bruſt.

Kühner werden ſeine Schritte;
Nicht mehr, wie in Traum verſunken,
Wiegt ſein Lockenhaupt ſich ſinnend,
Nein es hebt ſich wonnetrunken.

»Meinen erſten Kirchenbau
Darf ich nennen wohlgelungen.
Meinen Ruhm verkünden wird er
Mit der Fama tauſend Zungen.

»Nichts vermag der blaſſe Neid
An dem ſtolzen Werk zu tadeln.
Dieſes Hauſes Herrlichkeit
Wird des Meiſters Namen adeln.

»Und dich frechen Italiener,
Der im Ohr des Fürſten liegt,
Hab' mit dieſem Meiſterwerke
Ich für immer nun beſiegt.«

3.

Des Meiſters Lieb.

Ueber ſeine blonden Locken
Legt ſich weich ein runder Arm
Und ein Kuß von roſigen Lippen
Haucht auf ſeine Stirne warm.

»Emma!« ruft entzückt der Jüngling,
»Wohl zu keiner ſchönern Stunde
Konnte Lohn und Freude kommen
Mir von deinem ſüßen Munde.

»Sieh das Werk lobt ſeinen Meiſter,
Und das Lob darf uns erfreuen!
Morgen wird der Erzbiſchof
Seine neue Kirche weihen.

»Seine Huld wird kein Verſagen
Gegen mich, den Meiſter, kennen,
Und ich darf ihm meiner Wünſche
Heiligſten und ſchönſten nennen.

»Ja er wird bei ſeinem Diener
Meine Werbung unterſtützen,
Und des mächtigſten Miniſters
Holdes Kind werd' ich beſitzen.« —

»Bruno,« flüſtert ſanft die Jungfrau,
»Ach, ich darf dir nicht verhehlen,
Daß ſeit wenig Stunden mich
Böſe bange Zweifel quälen.« —

»Zweifel!« ruft der Künſtler ſchmerzlich,
»Die dein Herz an meinem hegt
Und an meiner Lieb' und Treue?
Sprich! o ſprich was dich bewegt!« —

»Nicht an dir und deiner Liebe!
Aber biſt du auch gewiß,
Daß dein Werk dich ſicher ſtellet
Vor des Neides Schlangenbiß?«

„Glaubſt du, daß die fert'ge Kirche
Jede Probe wird beſtehn?
Daß du auch aus dieſem Kampfe
Wirſt hervor als Sieger gehn?" —

Lächelnd drauf verſetzt der Jüngling:
„Wohl der erſte Kirchenbau
Iſt's, den meine Hand geſchaffen,
Aber meiner Kunſt vertrau'!

„Und vertrau' der Adlerſchwinge
Meines Geiſts und ihrer Kraft!
Auch vertrau' der ew'gen Wahrheit
Hoher deutſcher Wiſſenſchaft!

„Steht das Werk nicht ſchön vollendet,
Wie's in meiner Seele ſtand?
Lobt es nicht den Geiſt des Meiſters?
Lobt es nicht des Meiſters Hand?

„Mag der Neid auf Proben ſinnen:
Jede Probe wird's beſtehn!
Ja des Neides gift'ge Zunge
Muß noch meinen Ruhm erhöhn!" —

»Bruno, Theurer, ach ich zittre
Dieſer ſtolzen Sicherheit!
Und vielleicht iſt unſre Liebe
Dem Verderben ſchon geweiht!

»In der Bruſt mir hangt und bangt
Ein unnennbar wehes Zagen.
Wie ich's auch verſchweigen möchte:
Sieh, ich muß dir Alles ſagen!

»Nie wird dir verzeihen dieſer
Römer mit zehn Natterzungen,
Daß du deutſcher Jüngling haſt
Ueber ihn den Sieg errungen.

»Ueber ihn, des Papſtes Günſtling,
Der, von Rom hierhergeſandt,
An des Kurfürſts reichem Hofe
Amt und Künſtlerehre fand;

»Der im weiten Kreiſe ſchon
So Palaſt, wie Tempel baute,
Deſſen Stolz auch dieſes mal
Feſt auf ſeinen Sieg vertraute!

„Wiſſe ſeit der Erzbiſchof
Dieſen Bau dir übertragen,
Hat Gonſalvo's ſchwarzes Herz
Nur in Haß und Wuth geſchlagen.

„In des edlen Kurfürſts Ohren
Hat er heuchleriſch geziſcht
Und des Mißtrauns dunkle Flecken
Immer ſchwärzer aufgefriſcht.

„Dreiſt behauptet er: der Decke
Wölbung ſei von ſolcher Schwäche,
Daß von einem Kugelſchuſſe
Jählings ſie zuſammenbreche.

„Auf des Neidhardts Antrag hat
Nun der Erzbiſchof beſchloſſen,
Die gewölbte Decke wird
Morgen aus dem Schiff beſchoſſen.

„Hält von drei Kanonenkugeln
Sie die ſcharfe Probe aus,
Dann erſt wird als gut und tüchtig
Anerkannt das Gotteshaus.

„Stürzet aber das Gewölbe
Ein von dieſen Kugelſchüſſen,
Wirſt du gleich mit Spott und Schande
Dieſem Römer weichen müſſen.

„Deine Freiheit nicht allein
Sucht ſein wüthend Racheſchnauben,
Auch die Braut, ſogar das Leben
Sucht der Grimme dir zu rauben.

„Von dem Kurfürſt unterſtützt,
Warb um mich beim Vater heute
Dieſer Tiger, der in mir auch
Wittert ſeine ſichre Beute.“ —

entbehrliche Tragkorb, ja ſie hatte nicht einmal ein Körbchen oder des etwas an der Hand; und doch ſchien ſie keine Bewohnerin des Städtchens Falkenberg zu ſeyn. Sie ging unbekümmert mit haſtigen Schritten durch die lebendigen Straßen; ſie ſchaute in keine Werkſtatt, ſie dankte keinem Gruße, ſondern verfolgte ohne jeglichen Verzug den Weg nach dem düſtern Schloſſe zu, der ſich dicht am Städtchen bergauf zog. Auch der ſteile Hügel vermochte der Eile ihres Fußes keinen Einhalt zu thun, und, aus tiefer Bruſt keuchend, ſtand ſie bald auf dem Schloßhofe und wandte ſich dann, wie es ſchien, des Wegs wohl kundig nach dem Haupteingange. Nachdem die ſchwere Thüre hinter ihr wieder in's Schloß gefallen war, ſah ſie ſich in der weiten, hohen, mit mehren hellen Glaslaternen erleuchteten Hausflur. Aber nicht zögernd und verlegen, wie es ſonſt wohl dieſer Leute Art iſt, blieb ſie hier ſtehen; behende ſchlüpfte ſie die breite ebenfalls erhellte Treppe hinauf, ging über den menſchenleeren, mit vier funkelnden Laternen gezierten Vorſaal, wandte ſich zu einer hohen Portalthüre, drehte keck am Schloßwirbel derſelben und ſtand nun in einem weiten koſtbar verzierten Vorzimmer. Ein wahres Lichtmeer ſtrömte ihr entgegen und blen-

4.

Die Verabredung.

Schweigend hat der junge Meiſter
Der Geliebten zugehört,
Und von ihrem böſen Bangen
Wird auch ihm der Sinn bethört.

Und ſchon wen'ger ſicher ſpricht er:
„Ich verſteh' die Kunſt zu bauen.
Sollt ich meiner Wiſſenſchaft,
Die untrüglich, nicht vertrauen?

Wohlgefügt nach dem Geſetze,
Dem gehorcht die ganze Welt,
Iſt der Bau, das Sonnen, Erden
Und das All zuſammenhält.

Feſt wird das Gewölbe ſtehn,
Keine Kugel wirds zertrümmern.
Drum ſoll mich des Römers Haß
Und ſein ſchlauer Plan nicht kümmern.

Teufliſch iſt — geſteh' ich's ein —
Dieſe Probe ausgeſonnen.
Doch den zweiten Kampf nicht fürchtet
Wer den erſten hat gewonnen.« —

»Nur nicht in des Argen Nähe,
Wenn du ſelber auch nicht bangſt,
Darfſt du der Entſcheidung harren;
Glaub' mich tödtete die Angſt.

»Sieh auf jenes Berges Rücken
An dem wilden Apfelbaume
Halte die erregte Seele
Morgen kurze Friſt im Zaume.

Der bemooſ'te Stamm verbirgt
Dich unlieben Späherblicken.
Ich nur werde dir hinauf
Heiße Augenſtrahlen ſchicken.

Aber ſelbſt geſehen würdeſt
Du von keinem Aug' erkannt,
Denn faſt eine Viertelſtunde
Iſt entfernt des Baumes Stand.

Harre dort des Liebeszeichens,
Wenn geſandt den Donnerſchall
Die verhängnißvollen Schüſſe
Auf den hohen Felſenwall.

Stürzt zuſammen das Gewölbe,
Geh' ich mit dem weißen Tuche
Dort vom Hügel dir die Kunde
Von des Schickſals böſem Fluche.

Rette fliehend deine Freiheit,
Rette dein bedrohtes Leben!
Wie auch düſter fällt mein Loos:
Ewig bleib' ich dir ergeben!«

Zärtlich fragt er: »Hält die Wölbung,
Welches Zeichen ſendeſt du?« —
»O dann werf' ich tauſend Küſſe
Dir mit beiden Händen zu!« —

»Nur der Liebe Siegsgewalt
Führt mich zu dem Apfelbaume.
Glaub' mir: weiter keine Macht
Triebe mich aus dieſem Raume.

„Doch um deine Angſt zu mindern,
Harr' ich dort der Neckeſchüſſe.
Halten wird und muß die Wolbung,
Und dann blühn mir deine Küſſe.

„Von dem Berge ſteig' ich nieder
Sieghaft ein beglückter Held,
Und mir drängt und lacht entgegen
Eine volle Blüthenwelt.“ —

5.

Die Entſcheidung.

Menſchenvolk auf allen Wegen
Und der Freude bunter Ton!
Jed' Gewerk trägt ſeine Fahne,
Jedes ſeinen Schutzpatron.

Mönche wallen, Prieſter ziehen
Mit Geſang in langen Reihen,
Ihres Oberhauptes neue
Kirche mit ihm einzuweihen.

Von den Thürmen feierlich
Tönen helle Glockenklänge
Und der Andacht heil'ger Schauer
Feſſelt weithin das Gedränge.

Endlich naht der Erzbiſchof
Rings umgeben von Prälaten,
Der des heil'gen röm'ſchen Reiches
Kurfürſt iſt von Gottes Gnaden.

Seht den Pontifex umwallet
Weit das köſtliche Gewand,
Und ein Crucifix, ein goldnes,
Hält er in der rechten Hand.

Lauter plötzlich das Getöſe,
Noch lebend'ger das Gedränge
Ha! da raſſeln drei Kanonen
Durch die ſchnell getheilte Menge.

Abgeſchirrt die Pferde werden
Unter des Portales Bogen
Und die mächtigen Geſchütze
In das Kirchenſchiff gezogen.

Bebende Erwartung feſſelt
Alle Herzen in der Runde,
Als vom Zwecke dieſes Schauſpiels
Schnell verbreitet ſich die Kunde.

Zornentbrannte Blicke flammen
Auf den kleinen fremden Mann,
Der dem Deutſchen zum Verderben
Dieſe böſe Liſt erſann.

Zündkraut von dem Hof aus legen
Feuerwerker eine Strecke
Bis hinein zu den Kanonen,
Die gerichtet ſind zur Decke.

Keine Bruſt vermag zu athmen,
Als aufzuckt der Pulverblitz,
Und im Tempel ſich entladet
Donnerkrachend das Geſchütz.

Jeder lauſcht, ob des Gewölbes
Maſſen toſend niederfallen,
Doch allein die Kugeln ſind es,
Die zurück zu Boden prallen.

Einen Augenblick noch ſchweigend
Starrt die Menge, ob die Liſt
Dieſes Römers doch gelungen,
Oder ob vereitelt iſt.

Alles drängt nun nach der Kirche.
Sehet wie von Stahl gegoſſen
Liegt' die Decke, ſtehn die Wände,
Von des Morgens Glanz umfloſſen.

Welch ein ungeheurer Jubel
Bricht im weiten Kreiſe aus!
Von der Herzen frohem Laute
Wiederhallt das Gotteshaus.

»Bruno Heil! dem deutſchen Meiſter,
Der die Probe ſo beſtand
Und des tück'ſchen Italieners
Argliſt ſiegreich überwand!«

»Komm, o Meiſter, dem hier alle
Herzen ehrerbietig ſchlagen,
Daß wir jubelnd dich bekränzen
Und auf unſern Schultern tragen!« —

Und der Kurfürſt zum Miniſter
Spricht mit froh gehobner Bruſt:
»Daß es alſo kommen würde
Hab' ich wahrlich erſt gewußt!

»Nicht umſonſt, nicht ohne Gründe
Schenkt' ich dieſem Mann Vertrauen
Meine Kirche, dacht' ich immer,
Wird er mir zur Freude bauen.

»Heut nun meine volle Gnade
Iſt dem Sieger zugewandt.
Einen Adelsbrief vorſchaulich
Schrieb ich ihm mit eigner Hand.

»Auch des Lohnes goldne Fülle
Zahlet ihm mein Seckler baar;
Amt und Würde, Glück und Ehre
Bring' ich dieſem Edlen dar.

„Geſtern wurde mir verrathen,
Daß er deine Tochter liebt
Und daß mein geliebtes Taufkind
Herz und Hand ihm ſelig gibt.

»Laß ihn nicht vergebens werben!
Laß mich nicht vergebens bitten!
Doch wo iſt er, daß mit Freuden
Wir den Wackern überſchütten?« —

Glocken läuten, Zinken tönen,
Tauſend frohe Stimmen künden
Ihr Verlangen nach dem Meiſter,
Der doch nirgend aufzufinden.

6.

Die Erfüllung.

Emma hat mit athemloſer
Angſt das Auge abgewendet
Und zum wilden Apfelbaume
Oft den flirren Blick geſendet.

Wohl erkennt ſie den Geliebten,
Wie er hinterm Stamm hervor
Spähend jetzt die Stirne zeiget,
Horchend jetzt verſtäckt das Ohr.

Zu den heiligen Nothhelfern
Hätte gern ſie fromm gefleht,
Auch die hohe Gottesmutter
Angerufen im Gebet;

Aber ach! ſie kann nicht beten,
Denn es ziehn den innern Sinn
Tauſend diamantne Ketten
Zu dem Heißgeliebten hin.

Zitternd lauſcht ſie nach der Kirche.
Da! — die Feuerſchlünde knallen,
Und ein namenloſes Bangen
Schlägt ins Herz ihr ſcharfe Krallen.

Doch nun raſ't des Volkes Jubel
Rings im ungeheuern Chor.
Namenloſes Hochentzücken
Fitticht nun ihr Herz empor.

Wie im Flug eilt ſie zum Hügel,
Und vom Tuch in ihrer Hand
Wird als ſchneller Liebesflagge
Sel'ger Gruß dem Freund geſandt.

dete ihre Augen; aus Spiegellampen floß das Licht, ſich an ſich ſelbſt verſtärkend, deren an jeder Seite ſechs brannten und mit ihren mächtig hervorquellenden Strahlen einen künſtlichen Sonnentag erſchufen. Die Fenſter waren wohl verwahrt und mit ſchneeweißen Rouleaux und Vorhängen überdeckt, ſo daß nicht der kleinſte Schatten der Nacht ſich hindurch ſtehlen konnte. Wände und Decke waren weiß, der Fußboden mit einem weißen Teppiche belegt, die Meubeln von ganz hellem Holze mit weißen Stoffen überkleidet; ſelbſt der Ofen war von blendend weißem Porzellan. Ein weiß gekleideter Diener fuhr bei dem Geräuſch, welches die Hereintretende verurſachte, von einem Stuhle empor, auf welchem er gelungert hatte, und maß die Fremde einen Augenblick mit ſprachloſem Erſtaunen. Endlich flüſterte er mit leiſer Stimme und wehrte, grimmig blickend, mit der Hand ab: «Um Gotteswillen, was ſucht Sie hier? Wie iſt Sie hierher gekommen? Fort! fort! ſchnell hinaus! Hier darf Sie keinen Augenblick verzögern, wenn Sie nicht ein Unglück anrichten will!» Dabei deutete er auf die dunkelfarbigen Kleider der Frau. Dieſe ließ ſich aber durch das ängſtliche Weſen des Dieners nicht irre machen, ſondern verſetzte mit lauter feſter

Hurtig winket ſie und wehet
Mit dem Tuche fort und fort.
Und der Liebe ſüßem Zeichen
Folgt der Liebe ſüßres Wort.

»Bruno, komm! Mein Heißgeliebter,
Steig' hernieder, eile, fliege!
Komm zu deinem vollen Glücke!
Komm zu deinem ſchönſten Siege!

»Ha! was ſeh' ich!« — Bruno ſtürmt
Wie ein Füllen losgebunden
Bergempor, und in Minuten
Iſt er ihrem Blick entſchwunden.

Nacht umhüllt ihr thränend Auge,
Und Entſetzen faßt ſie an.
»Wehe mir! Ich gab das falſche
Zeichen in unſel'gem Wahn!«

Und ſie ſinkt. — Doch ſchnell vom Boden
Rafft das arme Kind ſich auf,
Und den Berg empor beginnt ſie
Wie mit Windes Flug den Lauf

Ueber Felſen, über Klüfte
Flattert ihres Fußes Schwinge
Und der kalte Berghauch löſt
Ihrer Locken feuchte Ringe.

Fieberwild klopft ihre Schläfe,
Von der Stirn tropft kalter Schweiß.
Aber aus dem Herzen ſchießet
Ihr des Blutes Welle heiß.

»Bruno! Bruno!« — Weit durch Wälder
Geht ihr ungebahnter Weg
»Bruno! Bruno!« ſchallt der Jungfrau
Stimme durch das Waldgeheg.

Immer höher! Immer weiter!
Selbſt die flüchtige Gazelle
Ueberbietet heil'ge Liebe
In Verzweiflung noch an Schnelle.

Sengen bald der Mittagsſonne
Flammen ihre zarten Glieder,
Schreit ſie von dem Felſengrate
»Bruno!« in das Waldthal nieder.

Immer weiter, immer weiter,
Ohne Labe, ohne Raſt,
Bald zu Berge, bald zu Thale
Treibt ſie der Verzweiflung Haſt.

»Bruno!« — Schwächer wird die Stimme.
Um die wunden todesmatten
Füße ſtricken feſt und feſter
Sich des Abends milde Schatten.

Und ſie ſinkt! — Ein Blutſtrom färbt
Purpurn dürres Laub und Reiſer.
Von der feuchten Lippe haucht es
»Bruno! Bruno!« leis und leiſer.

Fehler-Verzeichniß.

Seite 64 Zeile 4 v. u. ſteht ließ ſtatt lies.
„ 72 „ 1 v. o. „ Monta ſtatt Monte.
„ 75 „ 6 v. u. „ flammen ſtatt Flammen.
„ 76 „ 6 v. u. „ führwahr ſtatt fürwahr.
„ 78 „ 3 v. u. „ Pabſt ſtatt Papſt.
„ 93 „ 6 v. u. „ Homſa ſtatt Hamſa.
„ 117 „ 3 v. o. „ wohlgepflegten ſtatt wohlgepflegtem.
„ 134 „ 10 v. u. „ es ſtatt er.
„ 145 „ 6 v. u. „ Schaufelt ſtatt ſchaufelt.

* * *

Gerhardt & Schreiber in Erfurt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03686/023

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Erſte Abtheilung.

Philipp von Oeſtreich.

Roman in drei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1846.

Philipp von Oeſtreich.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Die ſchöne Kaufmannsfrau von Antwerpen.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein deutſcher Leinweber.

Erſte Abtheilung.

Philipp von Oeſtreich.

Erſter Theil.

Stimme: «Nicht eher, als bis ich mit dem Herrn Grafen geſprochen habe.»

«Es geht nicht, es iſt unmöglich!» raunte ihr der Diener zu, und verſuchte ſie aus der wieder geöffneten Thüre zu ſtoßen; aber mit Ton und Geberden einer Verzweifelten ſchrie Jene: «Ich muß! Nicht lebendig geh' ich von der Stelle, wenn ich meine Bitte nicht dem Herrn Grafen vorgetragen habe.» Und wirklich drückte ſich in den Geſichtszügen der Frau eine ſo unerſchütterliche Entſchloſſenheit aus, ihr Auge blickte ſo wild und blitzend umher, ihr Mund hatte ſich verzerrt, daß nicht viel dazu gehörte, ihren Worten vollen Glauben zu ſchenken. Das Schreien des Weibes hatte augenblickliche Folgen. Die Seitenthüre ging auf und aus einem glänzend hellen Zimmer trat ein langer junger Mann mit einem ſchmächtigen bleichen Geſichte, aus dem ein Paar mattblaue Augen hinſterbend und gleichgültig hervorquollen. Den nicht unintereſſanten, von hellblonden Haaren unordentlich umhangnen Kopf trug er etwas gebückt, die Bruſt gehöhlt, die Arme hingen ſchlaff am Leibe herab; überhaupt offenbarte ſich in der ganzen Haltung des Körpers, der von weiß ſeidnen ſchimmernden Gewändern umrauſcht war, ein großer

Erſtes Kapitel.

Hohe ſtattliche Gemächer mit Spitzbogengewölben, aus deren Kreuz bunte, ſchön verzierte Lampen an maſſiven goldenen Ketten herabſchweben; kunſtvoll in Arabeskenſchmuck ausgeſchnittene eichene Thüren mit blanken, ciſelirten Metallſchloſſern; gothiſche Fenſter, an deren Marmorfries die brabantiſche Bildhauerkunſt zierliche Meiſterwerke geliefert; auf dem getäfelten Fußboden große venetianiſche Teppiche, denen Schildereien aus der altromiſchen Geſchichte in brennender Farbenpracht eingewebt ſind; an den Wänden der einen Zimmer ſeidene Tapeten aus den Seidenwebereien Toscanas und Athens, ſchwer und faltig, bunt und glanzend, mit kunſtvollen Muſtern, von der Decke herabbauſchend bis zum Fußboden, die Wande anderer aus Holzmoſaik in allerlei Bildern beſtehend; in jenen auf polirten Staffeleien große Oelbilder in vergoldeten Rahmen aufgeſtellt, in dieſen unmittelbar auf dem kunſtreichen Getafel aufgehangt, das ihnen einen wurdigen Hintergrund bereitet; denn es ſind die Meiſterwerke Jan's von Brügge, des genialen Schöpfers der Oelmalerei, und ſeiner Schüler.

Schränke von herrlicher Holzſchnitzerei mit geſchliffenen venetianiſchen Spiegelglastafeln und drinnen hinter den glänzenden Scheiben dicht geſchart in prunkender Zuſammenſtellung goldene, ſilberne und kryſtallene Gefäße aus den Werkſtätten der Gold- und Silberſchmiede Augsburgs und Nürnbergs und der Steinſchneider Lyons; Ringe, goldene Ketten, geſchnittene Steine, Alabaſtergeräth und Schmuck aus Oſtindien, prachtvolle Muſcheln von den Ufern der ſüdlichen, Bernſteinſchalen und Zierrath von denen der nördlichen Meere.

Und welch eine Pracht und Herrlichkeit zur Schau geſtellt auf den marmornen Kaminſimſen! Kleinere Oel- und Waſſerfarbenbilder, Schnitzwerk und metallene Gebilde, geſchmiedet und gegoſſen, und tauſenderlei koſtbarer Tand. Zwiſchen dem Geräth hohe prächtige Spiegel, wie ſie im funfzehnten Jahrhundert nur Venedig zu liefern vermochte, dem es im ſechzehnten die Brabanter in dieſem wie in andern Stücken nachthaten und es, übertrafen. Hier und dort und überall kunſt- und werthvolles Kleinod, maſſive, großartige Bauart, ſteinerner Bildſchmuck, an Spitzbogen ſich aufrankend und in kunſtvoll durchbrochenen Roſen endigend. Aber auch belebt ſind dieſe mit Pracht und Luxus überladenen Räume. Hier kreiſcht ein gelbgehaubter Kakadu von den oſtindiſchen Inſeln ſeine wilden Töne und ſchüttelt die blanken Metallſtäbe ſeines gegitterten Palaſtes, dort liebkoſen ſich auf den Kreuzſtäben eines Geſtells, an denen ihre Füße mit langen ſilbernen Ketten befeſtigt ſind, zwei wunderſchöne grüne Inſeparabiles mit prächtig rothem Scheitel und Kehle und blauem Schwanze, und das Männchen präſentirt dem Weibchen mit angeborner Galanterie einen von ihm eben geſchälten Samenkern; ein rother Lori, ein buntſchillernder Arras tragen ihr prächtiges Gefieder zur Schau und ein aſchgrauer, rothſchwänziger Sittig von der Elfenbeinküſte zankt ſich mit einem kleinen türkiſchen Affen, der aus ſeinem großen ſchönen Wandkäfig ſchreiend Nußſchalen nach ihm wirft. Der ſprachgewandte Papagei beehrt ſeinen Landsmann von der Goldküſte mit allerlei Ehrentiteln und ruft zuweilen dazwiſchen wie in lebhafter Freude: „Hoch lebe das Haus Burgund!“

— „Und Oeſtreich!“ ſetzt dann jedesmal aus einem daranſtoßenden Cloſet ein anderer Sittig hinzu.

In der hohen und weiten, etwas düſtern Vorhalle ſteht und ſitzt männliche und weibliche Dienerſchaft des Hauſes; nicht allein nach Geſchlecht und Alter verſchieden, auch nach der Hautfarbe und Kleidung. Denn unter den breitſchultrigen Brabantern ſieht man den geſchmeidigen, zartgebauten afrikaniſchen Neger in reicher, goldgeſtickter Scharlachtracht und die ſchlanke Negerin von glänzender Ebenholzfarbe im weiten, faltigen, ſchneeweißen Neſſeltuchkleide, das ein blitzender Perlengürtel zuſammenhält. Die kleinen aufgeputzten und aufgeblaſenen Geiſter langweilen ſich, wie gewöhnlich; es geht ſtill unter ihnen zu. Nur wenn ſie ſich zanken, unterhalten ſie ſich gut; aber ſie zänken ſich eben nicht und ſind maulfaul, wenn ſie auch nicht friedlich gegen einander geſinnt ſind. Aus dieſem weiten alterthümlichen, im reinen gothiſchen Stil ausgeſchmückten Vorzimmer führt eine Thüre auf einen hellen Corridor und von dieſem eine breite Wendeltreppe von grauem, weiß geädertem Marmor mit einem vergoldeten Geländer in die Hofräume zur ebenen Erde hinab. Hier herrſcht ein wildes Treiben und reges Leben, das unaufhörlich ein- und ausflutet. Und es iſt gerade nicht die feinſte Menſchenklaſſe, die ſich hier fluchend und ſcheltend breit macht; es ſind Schiffer und Matroſen, Schiffsoffiziere, Packknechte und Handlanger, Waaren- und Wechſelmakler, kleine Kauf- und Handelsleute, auch angeſehene Kaufherren und reiche Geſchäftsleute, Laufburſche und flinke Mädchen, die meiſten beſchwert mit Waaren oder Geld, und alle ſtrömen der Schreibſtube im Hofe oder den Packkammern und Schuppen und den Hofräumen zu, wo Waarenballen und Fäſſer gepackt und verladen werden unter Lärm und Geſchrei. — Ein Blick aus den hohen Fenſtern im erſten Stock zeigt, daß das große, prachtvolle Haus in einer Reihe ganz ähnlicher Häuſer an einem breiten Kai liegt, daß auf dem breiten mächtigen Strome, ſo weit das erſtaunte Auge ihn hinauf und hinab verfolgen kann, ſich Hunderte, ja Tauſende ſtattlicher Kauffahrteiſchiffe mit den Flaggen aller Seehandel treibenden Völker wiegen und überall thätige Krahne mit Ein- und Ausladen der Fahrzeuge beſchäftigt ſind. Das iſt ein Treiben und Drängen, eine haſtige Geſchäftigkeit, ein Rufen und Schreien, ein Gewühl und Gemiſch allerlei Volks, daß man denken ſollte, ſie wollten heute mit allen Geſchäften des Erdbodens fertig werden.

Es iſt kein Fürſtenhaus, in welchem das bezeichnete Leben waltet, obgleich mehr fürſtliche Pracht enthaltend, als viele Fürſtenhäuſer zur ſelben Zeit; es iſt auch nicht die ſtolze Stadtwohnung eines Großen von Adel und Güterbeſitzers; es iſt das Haus des Kaufmanns Peter van der Kapellen in Antwerpen, und der ſchiffbeſäete Strom die Schelde, damals noch eine freie, mächtig pulſirende Lebensader des großartigſten Weltverkehrs. Das ſechzehnte Jahrhundert, das größte und herrlichſte, das die Weltgeſchichte geboren, hat ſein erſtes Jahr angetreten und ſein kühner, ſtarker Genius, der, vom ſinkenden funfzehnten Jahrhundert gezeugt, thatfordernd und willensgewaltig in das junge Säculum herüberſprang, regt ſich munter auf dieſer erſten Stufe und ſchreitet unaufhaltſam vorwärts, einem erhabenen Ziele zu, das er — leider nicht erreichen ſollte und deſſen Erkampfung wahrſcheinlich dem neunzehnten Jahrhundert noch bevorſteht.

Ein reichgekleideter blondgelockter Jüngling, in welchem man auf den erſten Blick den gewandten fürſtlichen Pagen erkennt, drängt ſich plötzlich unter Matroſen und Packknechten in das weite Thor des Hauſes; ſie würdigen ihn keines Blicks; nur Einer ruft dem ſchlanken Burſchen ein derbes Witzwort zu. Er erwidert nichts, ſondern hüpft flink die Treppe hinauf und ſteht in zwei Minuten unter den weißen und ſchwarzen Dienſtgeiſtern in der Vorhalle, denen er kein unbekannter Gaſt iſt; denn ſie erwidern ſeinen halb freundlichen, halb hochmüthigen Gruß auf die verſchiedenſte Weiſe; gleichgültig, hochmüthig, trotzig, freundlich, pfiffig lächelnd; am liebevollſten eine junge ſchöne Negerin. Und an dieſe wendet ſich der Page mit der Frage: „Iſt meine Frau van der Kapellen zu Hauſe und kann ich ſie ſprechen?“

— „Sie wird Euch nicht abweiſen laſſen,“ verſetzte die ſchwarze Dienerin mit einem ſchalkhaften Blick auf das Geſicht des ſchönen Knaben, „da Ihr jedenfalls vom Hofe in Brüſſel kommt.“

— „So iſt's. Ich bringe Botſchaft Seiner Hoheit des Erzherzogs. Geh, Matty, und melde mich meiner Frau.“

Die Schwarze ſchlüpfte nickend durch eine Thür, und der eitle Page ſchritt, den Kopf zurückgeworfen, klirrenden Spornſchritts durch das Zimmer auf und ab, ohne Jemanden weiter eines Wortes zu würdigen, zum großen Aerger der Leibdienerſchaft des Hauſes, die, in Betracht der republikaniſchen Volksverfaſſung und des ungeheuern Reichthums ihres Gebieters, ſich weit mehr dünkte, oder wenigſtens im Trotz des verletzten Stolzes ſich anſtellte, als dünke ſie ſich mehr als der Page des Erzherzogs Philipp, des fürſtlichen Hauptes dieſes Landes, ſo überprächtig er auch gekleidet war. Es wurden ſchon einige unwillige Töne vernommen, ein herausforderndes Räuſpern, von einem trotzigen Blicke begleitet, oder ein freches Fluchwort grollend durch die halbgeöffneten Zähne gedrängt, und der Page, ſo hübſch und gutmüthig er auch ausſah, maß doch ſchon mit zornigem Erſtaunen die Geſichter, von welchen dieſe Töne ausgingen. Sicher würde es bald zu einem kleinen Wortwechſel gekommen ſein, wenn Matty nicht wieder erſchienen und den ſtolzen Pagen mit naiver Zutraulichkeit bei der Hand gefaßt hätte, um ihn dem Kreiſe ihrer geärgerten Standesgenoſſen zu entführen. Ihr Weg ging durch die reich geſchmückten Zimmer, deren Herrlichkeit der Page keines Blicks würdigte, obgleich ſeine eigene, verſchwenderiſch reiche und ſchöne Kleidung erſt zu dieſer Umgebung in richtigem Verhältniſſe ſtand. Erſt als der graue Sittig beim Anblick des Pagen ſein: „Hoch lebe das Haus Burgund!“ hervorgurgelte und im nächſten Zimmer eine ähnlich kreiſchende Vogelſtimme: „Und Oeſtreich!“ hinzuſetzte, flog ein wehmüthiges Lächeln über das ernſte Geſicht des Jünglings und man konnte nun innewerden, daß die ſtrengen Züge ſeines jungen, bleichen Geſichts, welche die Dienerſchaft des Hauſes für Ergebniß eines übermüthigen Stolzes genommen hatte, nichts als einen trüben, bittern Ernſt bargen. Geknickte Lebenshoffnungen, erfrorene Jugendträume, ein ſchweres und unheimliches Unglück ſprachen aus den bleichen, ſchönen Zügen. Die Thür des Cloſets wurde von der ſchwarzen Dienerin, deren zärtliche, liebäugelnde Blicke ſogar keine Erwiderung fanden, geöffnet und der kalte, ſchmucke Jüngling ſtand in einem kleinen Feentempel, zu deſſen phantaſtiſcher Ausſchmückung alle Reiche der Welt ihr Koſtbarſtes geſchickt zu haben ſchienen, vor einem jungen Weibe, das als heiligſtes und höchſtes Wunder der Schönheit alle andern ſie umgebenden Wunder weit überſtrahlte. Es wäre verzeihlich geweſen, wenn man ſie für die Fee dieſes Zauberpalaſtes gehalten hätte. Ja, eine reizende Fee, in deren ſchönheitſtrahlenden Zügen, ſo weit ſie in des Dichters Phantaſie auch über das Maß menſchlicher Vollkommenheit hinausreichen, doch nicht die feuchte Verklärung des ſüßeſten Frauengefühls, der ſchönen Schwäche, die das Weib erſt zum irdiſchen Engel macht, ſchwimmt und leuchtet. Jugend und Anmuth, die edelſten Formen, die herrlichſte Geſtalt, ein tief blaues, beredtes, überredendes und bethörendes Auge waren Eigenthum der Frau van der Kapellen; ja ſie beſaß noch einen Reiz, wie hier kein anderes Weib, ein langes, volles, prächtiges, goldblondes Haar, das in glänzenden Locken ihr faſt auf die Füße floß und einen Glanz von ſich warf, als ſei es der Widerſchein der Abendröthe, die ſich in den prächtigen Wellen ſpiegelte. Schön war dieſe Frau, liebreizend ihre Züge, und doch war über ſie nicht der ſüße Schimmer des edelſten Gefühls gebreitet, doch goß aus dieſem herrlichen, großen Auge nicht der feuchte Strahl ſanfter Empfindung ſeine warmen, beruhigenden Lichtwellen in die ſich ihr nähernde Menſchenbruſt. Wahrlich, ſie hatte mehr von einer Fee als von einem Weibe.

Frau van der Kapellen ſaß auf einem ſeidenen Lotterbette; zu ihrer Rechten lag eine ſchneeweiße tibetaniſche Katze, zu ihrer Linken ein lombardiſcher Spitzhund von derſelben glänzenden Farbe, und ihre zarten Hände glitten abwechſelnd durch das ſeidene Haar dieſer wohlgepflegten Thiere. Neben dem Bette ſaß auf einer vergoldeten Stange in einer von Rohr geflochtenen Laube der kleine bunte, plauderhafte Lori, der ſein „und Oeſtreich!“ öfter und lauter wiederholte, als der Page, ſich verneigend, vor die ſchöne Frau trat. Ihr Auge erhob ſich von einem mit Heiligenbildern gezierten Andachtsbuche, in koſtbarem, mit farbigen Edelſteinen garnirtem Einbande, das vor ihr auf einem mit feinem Schnitzwerk verzierten Betpulte aufgeſchlagen war, und überflog den Pagen, der einen Brief aus

Mangel an Kraft, geiſtiger und körperlicher. Kaum hatte er die fremde Frau erblickt, als er das Geſicht ſchmerzlich verzog und einen Ton ausſtieß, wie ihn plötzlich empfundner Körperſchmerz zu erpreſſen pflegt. Er wandte ſich ab, fragte aber dennoch: «Was will dieſe Frau?»

«Erlauchteſter Herr Graf!» ſchrie die Fremde und warf ſich, die gefalteten Hände emporſtreckend, demſelben zu Füßen, «Ihre Gnade will ich anflehen für meinen Sohn, für meinen unſchuldigen Sohn, der in Adlerſtein im Gefängniß ſitzt.»

«Wer ſeyd Ihr?» fragte der Graf, ohne die Frau anzuſehen.

«Ich bin die Mutter des armen Nagelſchmieds, Chriſtoph Eiſenblut aus Engelsbach, den man beſchuldigt — »

«Ruf' meine Mutter!» ſagte der Graf zu einem Diener, und eilte mit Geberden, die ſeinen Abſcheu ausdrückten, in ſein helles Zimmer zurück.

Jammernd blieb die Frau am Boden liegen, rang die Hände verzweiflungsvoll, benetzte ſie mit ihren Thränen und ſchluchzte: «Nun iſt Alles verloren!».

Bald darauf trat von der andern Seite eine hohe majeſtätiſche Geſtalt herein, etwas beleibt und der Bruſttaſche ſeines goldgeſtickten Rockes zog. Doch ehe er noch ein Wort geſagt, fragte ſie ihn: „Ihr ſeid ja wol ein Oeſtreicher, Junker Bübenhoven?“

— „Ich ſtamme aus den tyroler Bergen, meine Frau,“ verſetzte der Page, und ſein Geſicht verdüſterte ſich immer mehr, als wenn die Erinnerung an ſein Vaterland ihn recht unangenehm berührt hätte.

— „Nun ſeht, wie höflich mein holder Lori gegen Euch iſt, daß er, Euch zum Gruß, Euer ſchönes Vaterland ſo eifrig leben läßt! In dieſen Vögeln ſtecken verzauberte Geiſter. Wie könnte Lori ſonſt wiſſen, daß Ihr ein Oeſtreicher ſeid?“

— „Der Gruß gilt jedenfalls meinem Rocke, oder vielmehr dem gnädigſten Herrn meines Rockes mehr als mir,“ entgegnete Bübenhoven, „und dieſer mein Herr, des Erzherzogs Hoheit und Gnaden, iſt es ja auch, der Euch dieſen Brief mit dem freundlichſten Gruße ſchickt.“

Die reizende Frau drohte dem Pagen lächelnd mit dem Finger und ihre geiſtreichen Züge drückten in dieſem Augenblicke die beruhigende Ueberzeugung aus, den Jüngling mit ſich im Einverſtändniß zu wiſſen und ſeiner Ehrenhaftigkeit jedes Vertrauen ſchenken zu dürfen. Und dieſe Meinung beſtätigte ſich im nächſten Augenblick, als der Page ihr, die eben im Begriff ſtand, den empfangenen Brief zu entſiegeln, mit zwei raſchen Schritten nahe trat und haſtig flüſternd ſagte: „Und da ich Euch allein finde, ſo gebeut mir der empfangene heimliche Befehl, Euch auch dieſen zweiten Brief zu überreichen und auf Eure gütige Antwort zu warten."

Dies zweite kleine Briefchen ergriff die Dame mit augenblicklicher Aufregung und verſenkte es im Nu in den Buſen des ſchweren grünen und mit Goldſtickerei umſäumten Sammtkleides, das ihre üppigen Formen in weichen Wellen umfloß.

Dann erbrach und las ſie mit erkünſtelter Ruhe den zuerſt empfangenen Brief und ſagte endlich mit Würde: „Seine Hoheit der Erzherzog thut unſerem Hauſe viel Ehre an, indem er uns ſeinen hohen Beſuch ankündigt, und wir werden dieſelbe zu ſchätzen wiſſen. Ich werde meinen Gemahl unterrichten und Euch dann die Antwort zuſtellen. Vorher jedoch" — und ſie legte die Hand auf den Buſen, drückte dann den Zeigefinger derſelben an den Mund und ſchien, durch eine hinter der ſeidenen Tapete verborgene Thür verſchwindend, dem Jünglinge mit dem vom Munde raſch entfernten Finger einen Kuß zuzuwerfen, der ihn hoch erröthen machte. Sein von Kummer ſichtbar getrübtes Auge flog mit einem ſchwermüthigen Ausdrucke über die ungeheure Pracht des Gemachs hin, in welchem er ſich jetzt mit den lärmenden Thieren allein befand, dann kehrte er ihr ſchnell mit einer Miene voll Mismuth und Ekel den Rücken und ſchaute durch die hinteren Fenſter des Cloſets in den hinter dem Hauſe ſich weit ausbreitenden Garten hinaus, in welchem ein Octoberſturm eben vergelbte Blätter von den ſtattlichen Lindenbäumen fegte. Dieſes öde Bild der hinſterbenden Natur, dem kein menſchlicher Reichthum, keine irdiſche Macht neues grünes Leben und friſche Schönheit einzuhauchen vermochte, ſchien ſeiner Stimmung mehr zuzuſagen. In düſtere Gedanken verſinkend, lehnte er die Stirn an die runden Fenſterſcheiben, aber die Bitterkeit ſeiner Empfindungen hatte ihm unwillkürlich und ohne daß er es wußte, Thränen in die Augen getrieben, welche Frau van der Kapellen ſogleich bemerkte, als ſie wieder neben ihm ſtand und mit bedeutſamer Geberde ein klein zuſammengefaltetes, verſiegeltes Blattchen in ſeine Hand legte, das er ſogleich in der Bruſttaſche barg.

— „Junker Bübenhoven, Euch drückt etwas ſchwer,“ ſagte ſie mit einem Tone, der zutraulich und herzengewinnend ſein ſollte, dem aber ein feines Gefühl, ein natürlicher Inſtinkt des Pagen das Gemachte und Unwahre anhörte, „ein Kummer, ein Geheimniß, das ſich nach Mittheilung und Enthüllung ſehnt. Ich ſchenke Euch ſo viel Vertrauen; Ihr ſolltet mir billig mit gleicher Münze zahlen. Oder verdiene ich Euer Vertrauen nicht? Traut Ihr mir nicht den beſten Willen zu, Euch zu helfen, wenn es in meiner Macht ſteht?“

Damit ſenkte ſie einen durchdringenden Blick in ſein Auge, ſo daß er es verwirrt zu Boden ſchlug. In dieſem Augenblick war er unbeſchreiblich ſchön und ihre Blicke hingen mit ſchwelgeriſchem Wohlgefallen an ſeinen Zügen. Jetzt arbeitete ſich ein Entſchluß in ſeiner Bruſt herauf; er ſchien, trotz des empfangenen übeln Eindrucks, Muth zu ſchöpfen; er hob den Blick wieder mit einem ſüßen Feuer zu ihr empor und ſchon ſchwebte das vertrauende, bekennende Wort auf ſeinen Lippen, als ſie, von einem ſchmeichleriſchen Gedanken durchzuckt, ihm mit einem ermunternden Glutblick girrend zuflüſterte: „Es ſcheint, daß ein warmer Frauenmund Euch das kalte Siegel von den Lippen wegſchmelzen muß.“ Und ſchon war ihr reizendes Lippenpaar den ſeinigen ſo nahe, daß ihr Hauch ſeine Locken fächelte. Aber kalt und ſchier erſtarrt in trübem, finſterm Ernſt verſetzte er: „Ich weiß nichts von Frauenliebe, meine Frau van der Kapellen, und Ihr habt mich da in einem falſchen Verdacht.“ Und wieder bleich und ſtumm ſtand er ihr gegenüber. Wie wenig kannte dieſe Frau das keuſche, ſtrengſpröde Herz eines Jünglings, der in ſeiner kalten und verdienſtloſen Tugend jedem ſüßen Angriffe unzugänglich, von ganz andern mächtigen Gefühlen bewegt, ſich gewiß mit Abſcheu von ihr gewendet haben würde, wenn er gewußt hätte, was in dieſem Augenblick in ihrer eitlen Seele vorging. Aber ſie nahm dieſes Verſtummen ſchon für Verachtung. Die ſchöne Frau hatte geglaubt, der Gegenſtand der geheimen Wünſche dieſes jungfräulichen Herzens zu ſein; es hatte ſie in einen augenblicklichen Rauſch verſetzt, ſich von dieſem friſchen und ſproden Jüngling geliebt zu wiſſen, deſſen blühende Jugendkraft unverkennbar in noch unverletzter Schönheit — trotz dem üppigen burgundiſchen Hofe — aus allen ſeinen Formen ſtrahlte, und ihr beleidigter Stolz erſchrak nun in der Meinung, dieſem unbedeutenden Junker eine Blöße gezeigt zu haben, ihm zu weit entgegengekommen zu ſein und ſich nun von ihm zurückgewieſen, verachtet und verſpottet zu ſehen. Sie glühte vor Zorn und Haß, und ſie hätte ihn durchbohren können, wenn ihr ein Dolch zu Händen geweſen wäre. So aber nahm ſie ihre ganze Verſtellungskunſt zuſammen und ſagte mit der größten Kälte, deren ſie fähig war: „In der That, Junker von Bübenhoven, Ihr müßt Euch nicht etwa einbilden, daß ich einen beſondern Antheil an Euch und Euern Geheimniſſen nehme! Ihr wißt, daß der Grund des Antheils, den ich Eurer Perſon überhaupt zu ſchenken veranlaßt worden bin, nicht in dieſer ſelbſt liegt, ſondern ganz allein von den getreuen Dienſten abhängt, die Ihr einer andern hohen Perſon zu leiſten verpflichtet ſeid.“ Damit kehrte ſie dem Pagen, der nicht wußte, wie ihm geſchah, den Rücken und ſchellte ihrer ſchwarzen Zofe, der ſie zuherrſchte: „Wenn mein Gemahl einen Augenblick von den Geſchäften abbrechen kann, ſo laſſe ich ihn zu mir bitten, da ich eben eine auch ihn angehende wichtige Botſchaft des Erzherzogs von Brüſſel erhalten habe, welche eine angemeſſene Antwort erfordert.“

Die Schwarze eilte, und der ſchöne Mund der Herrin war grollend aufgeworfen, ihr Auge ſchoß einen bitterböſen Blick auf den jungen Fürſtenknecht, der ganz gegen Pagenart in blöder Befangenheit daſtand und nicht wußte, wie ihm geſchah und womit er dieſen Zorn verdient hatte. In ſeiner argloſen Seele ſtieg keine Ahnung auf, welch ein wilder Haß in der Seele des reizenden Weibes ihm gegenüber aufgelodert war; vielmehr ſah er mit ſo treuherzigen, unſchuldigen Augen drein, deren früherer, ſchwermüthiger Ernſt jetzt von der Beſorgniß verdrängt war, Frau van der Kapellen gegen Wiſſen und Willen gekränkt zu haben, was ihm in Bezug auf den Erzherzog nicht gleichgültig ſein durfte.

Zweites Kapitel.

Der Page wartete noch auf irgend ein mildes Wort aus dem Munde der grollenden Schönen, als die Thür haſtig aufgeriſſen wurde und ein junger Geiſtlicher in der auszeichnenden Kleidung ſeines Standes mehr hereinſprang als trat. Auch zeigte ſein rundes, friſches Geſicht, von ſchwarzen blitzenden Augen außerordentlich belebt, etwas von der trotzigen und wilden Kühnheit, die man am Krieger, am Waidmann und am Schiffer mit Wohlgefallen wahrnimmt, als zu ſeinem Geſchäfte gehörig, daſſelbe fordernd und wieder daraus entſpringend, die man aber in den Zügen eines Geiſtlichen wenigſtens auffallend zu finden berechtigt iſt. Dergleichen Gedanken ſchienen auch in der Seele des Pagen aufzuſteigen, der den Prieſter mit verwunderungsvollen Blicken anſtarrte. Dieſer, der kaum vierundzwanzig Jahre alt ſein konnte, nahm inzwiſchen nicht die mindeſte Kenntniß von der Verwunderung, noch überhaupt von der ganzen Perſon des Junkers, ſondern rief mit heftiger Stimme und Haſt, ruckweiſe herausgeſtoßen, als verhindere irgend ein organiſcher Fehler ihn mitten in der Rede am Sprechen und als ſprenge ſeine wilde Ungeduld dann das hemmende Band, ſo daß der Strom der Rede nur noch gewaltiger hervorſchoß, um gleich darauf wieder von neuem aufgehalten zu werden und auf dieſe Weiſe in kurzen Zwiſchenräumen herauszuſtürmen und das Ohr des Hörers zu betäuben: „Ich finde es ſonderbar, ſchöne Baſe, daß Eure Papageien, ſo oft ich zu Euch komme, immer nur: Hoch lebe das Haus Burgund und Oeſtreich! ſchreien und niemals: es lebe der Papſt oder die heilige Kirche oder die Jungfrau Maria! und eben ſo wenig: es lebe die Republik der Niederlande oder Batavia!“

— „Das Erſtere beſorgen die Diener der Kirche ſelbſt ſo häufig und mit ſolchem Nachdruck und ſchreien es mit ſolcher Staar- und Elſtergeläufigkeit in die Welt hinaus, daß es vom größten Ueberfluſſe wäre, auch noch oſtindiſche Vögel dazu abzurichten; die göttliche Jungfrau iſt mir viel zu erhaben, um ihren heiligen Namen in den Mund eines Thieres zu legen, obgleich Die, welche ihn am meiſten im Munde führen, es ſehr zweifelhaft laſſen, welchem Reiche der lebenden Weſen in der Naturgeſchichte ſie zuzuzählen ſind; und die Republik der Niederlande ohne das Haus Burgund und Oeſtreich iſt ein Ding, das man nicht ſieht, nicht hört, nicht riecht, nicht ſchmeckt noch fühlt. Wie können es meine Vögel leben laſſen?“

— „Ihr ſeid heute übler Laune, Muhme!“ lachte der junge Prieſter, wie wenn er ſich unbändig über dieſen Umſtand freuete, „und ich nehme deshalb meine Stadtgeſchichten wieder mit, obgleich einige voll Saft und Fett darunter ſind. Ihr würdet es mir ſchlechten Dank wiſſen, wenn ich ſie auskramte.“

— „Als ob ich Eure Gefalligkeit, mich zu unterhalten und mich mit Neuigkeiten zu verſorgen, jemals ſchlecht vergolten hätte!“ lenkte die Dame milder ein; denn ſie war neugierig wie alle vornehmen Frauen, die ſich langweilen, und ſeit einiger Zeit gewohnt, ſich Stadtgeſchichten mit boshaften Zuſätzen und Bemerkungen von dem jungen Leutprieſter zutragen zu laſſen; und er war ganz der Mann, ihre eigenen Bosheiten und witzigen Einfälle über das Mitgetheilte anzuhören und den mitgebrachten Stoff gehörig mit ihr zu verarbeiten. Sie klatſchten weidlich zuſammen; denn zu allen Zeiten, in guten und ſchlechten, in großen und kleinen, im Alterthum, im Mittelalter und in der neueren Zeit hat es in allen Ständen Weiber gegeben, die gern klatſchten, und Männer, die gern mit ihnen klatſchten. Die Klatſcherei iſt für die meiſten Menſchen die eigentliche Lebenswürze, das Salz, womit ſie ſich friſch erhalten, und man ſollte deshalb dieſes Vergnügen, das ihnen zum Lebenselement geworden iſt, nicht ſo ſtreng beurtheilen, wie rigoroſe Sittenrichter in der Regel zu thun pflegen. Dreiviertel der Menſchheit würden vor Langeweile viele Jahre vor ihrem natürlichen Lebensziele dahinſchmachten und ſterben, wie die Fiſche ohne Waſſer, wenn ſie nicht klatſchen durften; alſo laßt ſie doch ſchwimmen und baden und ſich ergötzen in der ſchlammigen und etwas übelriechenden Flut, und verſchmäht es nicht, bei Gelegenheit ſelbſt einmal mit einzutauchen in das freſſende Salzwaſſer, in die beißende Lauge.

Frau van der Kapellen hätte um Alles die ihr ſo wichtigen Dienſte des jungen Prieſters nicht entbehren mögen, und deshalb bezähmte ſie ihren Groll, den er ja auch nicht erregt hatte, und zeigte ihm ein freundliches Geſicht. Aus Beſorgniß aber, der unbeſonnene Geiſtliche möchte im Beiſein des Pagen irgend eine Geſchichte auftiſchen, bei welcher der erzherzogliche Hof in Brüſſel betheiligt ſei, fand ſie es für nöthig, zuvor ſeine Aufmerkſamkeit auf den ſtillen Knaben zu lenken, der ſich in eine der tiefen Fenſterniſchen zurückgezogen hatte und unbekümmert um das Geſchwätz der Beiden, mit wehmüthig träumeriſchen Blicken die fallenden Blätter im Garten verfolgte. Die ſchöne Hausherrin hätte hinſichtlich ſeiner ganz außer Sorgen ſein können: die pikanteſte geheime Hofgeſchichte würde ungehört an ſeinem Ohre vorübergerauſcht ſein.

— „Es ſcheint mir,“ ſagte die Frau, „die beiden Herren hier kennen ſich nicht. Vetter, Ihr ſeht den Hofjunker Seiner Hoheit des Erzherzogs, von Büin den Formen des Geſichts und übrigen Körpers die angehende Funfzigerin verrathend, den ſchönen Kopf ſtolz in den Nacken geworfen. Muſſelinkleider, ſo blendend weiß, wie friſch gefallner Schnee, floſſen in reichen Falten an ihrem Körper herab. Ihr zur Seite ging ein eben-ſo ſtolzer Mann, noch höher, als ſie, und mit noch mehr Ausdruck von aufgeblaſener Überſchätzung ſeiner ſelbſt. Auf dem weinrothen Kopfe trug er ein ſchwarzes ſchön friſirtes Haar, welches mit einem Puderhaufen überdeckt war, vielleicht um die Farbe deſſelben zu verhüllen. Auch er trug weiße Kleider.

«Gnädigſte Frau Gräfin!» wimmerte die Frau.

«Ich weiß ſchon, wer ſie iſt und was ſie will,» ſagte die Gräfin abwehrend und kalt hochmüthig; «allein, wenn wir auch in unſrer Milde geneigt wären, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, ſo können wir doch den Arm der Gerechtigkeit nicht hemmen. — Warum hat man dieſe Frau hereingelaſſen, ohne mir vorher davon zu ſagen?» wandte ſie ſich mit ſtrafendem Blick zu den umherſtehenden Dienern, welche ſcheu zurückwichen.

«Sie hat ſich hereingeſchlichen,» verſetzte Einer, «und eh' ich mir's verſah, ſtand ſie hier im Vorzimmer und rief laut den Namen Sr. Erlaucht.»

benhoven, vor Euch. — Junker, beliebt es Euch nicht, näher zu treten, damit ich Euch den Namen dieſes prieſterlichen Herrn nenne, obgleich ich nicht hoffen darf, daß ſeine Bekanntſchaft dem Heile Eurer Seele ſonderlich forderſam ſein durfte.“ Der Prieſter lachte in ſeiner wilden Weiſe, der Junker erröthete. Jeder bezog den ſcharfen Stich auf ſich. „Es iſt Pater Innocenz — doch glaubt um des Himmels willen dieſem unſchuldigen Namen nicht! — Archidiakonus an der hieſigen Domkirche und naher Verwandter unſeres Hauſes. Aber mein Gott, Vetter, wie ſind wir denn eigentlich verwandt? Habt Ihr mir das ſchon geſagt oder habe ich es wieder vergeſſen?“

— „Eures Mannes erſte Frau war meines Vaters Schweſter. Ihr ſeid alſo meine Tante, holde Frau.“

— „Pfui! bin ich meines Mannes erſte Frau? Wenn ich meine Jahre an den ſeinigen abmeſſe, wird es mir ſchwer, zu glauben, daß ich ſeine zweite Frau bin. Es ziemte mir beſſer, ſeine Tochter zu ſein.“

— „Mir ſeid Ihr jedenfalls als ſeine Frau lieber.“

— „Warum?“

— „Weil ich Euch als ſolche in der Beichte habe,“ lachte der Pater boshaft.

Sie ſchlug mit dem Gebetbuche nach ihm: „Ihr paßt zum Prieſter und Beichtvater, wie ich zur Frau Eures Ohms. In der That und Wahrheit, Junker Bübenhoven, Ihr ſeht in dieſem geiſtlichen Manne den beſten Reiter, Jäger, Fechter, Raufbold, den galanteſten Courtiſan in ganz Brabant; ich glaube aber den ſchlechteſten Meſſediener und Prädicanten."

—„Darin habt Ihr unrecht, Baſe. Es gehört nicht viel dazu und, wenn es mir nicht zu langweilig wäre, ich wollte bald genug in den Geruch der Heiligkeit kommen. Doch dabei fällt mir ein — habt Ihr ſchon die artige Geſchichte gehört von unſerem heiligen Probſt und der ſchönen Fiſchersfrau?"

— „Kein Wort! Erzählt!"

Die leichtfertige und dem Pagen nichts weniger als angenehme Unterhaltung wurde hier durch den Eintritt des Hausherrn unterbrochen. Herr Peter van der Kapellen war ein beleibter Mann von mittler Größe mit einem breiten, verdächtig rothen Geſichte, das auf eine nähere Bekanntſchaft mit den edelſten Erzeugniſſen des eigentlichen Landes Burgund hindeutete — jedenfalls Ergebniß eines reinen und edeln Patriotismus — und ſchien den weißen Locken nach, die ſich unter ſeinem Baret hervorſtahlen, ein angehender Sechziger. Wie ſich in ſeiner Kleidung — und er kam doch von der Schreibſtube, wo Geſchäftsleute mehr Bequemlichkeit als Pracht im Anzuge lieben — durch Koſtbarkeit der Stoffe und der Ausſtattung ſich daſſelbe Beſtreben, wie in den Gewändern ſeiner jungen Frau kundthat, den Glanz und die Ueppigkeit des Reichthums zur Schau zu ſtellen, ſo zeigte ſein nicht eben geiſtreiches Geſicht die unangenehmen Züge aufgeblaſenen Stolzes und ſchwer zu befriedigender Anſprüche.

Die brabantiſche Handelsſtadt Antwerpen, von den Deutſchen damals mehr Andorf genannt, war gerade zu jener Zeit in einem merkwürdigen und außerordentlichen Aufſchwunge begriffen. Die Natur ſelbſt hatte die Bewohner dieſer fruchtbaren, an den Mündungen mehrerer Hauptſtröme Deutſchlands und Frankreichs und an der Nordſee gelegenen Niederungen zu einem zugleich Schifffahrt, Handel und Ackerbau treibenden Volke beſtimmt. Schon der Kampf, den ſie mit dem gewaltigen, an ſie herandrängenden Meere einzugehen gezwungen waren, um ihre Wohnſitze durch Dämme und Teiche gegen das naſſe Verderben zu ſchützen, ja wol gar den Fluten ganze Küſtenſtriche zu entreißen, härtete ſie gegen die Gefahren und die Beſchwerden des Meeres und des Landes ab und ſchuf ſie zu betriebſamen, erfindungsreichen Menſchen. Die außerordentliche und unerſchöpfliche Fruchtbarkeit der fetten Marſchländer gab ihrer Thätigkeit eine feſte und reiche Grundlage und machte ſie zu den feinen Genüſſen des Lebens geſchickt, die ja von Kampf und Gefahren nicht nur unſchädlich gemacht, ſondern auch bei weitem erhöht werden. Und ſchon frühzeitig fanden dieſe Küſtenbewohner Abſatz für die Erzeugniſſe ihres Fleißes in den nördlicher gelegenen Ländern, zu welchen ſie auf dem kürzeſten Wege nur zur See gelangen konnten. Bald geſellten ſich, wie es in der Natur der Sache lag, die friedlichen Künſte des Gewerbfleißes zu ihnen und die Küſtenſchifffahrt wurde durch ſie bald zum großartigen Seehandel erhoben. Von England brachten ſie Wolle zurück und der Leinweber wurde nun zum Tuchweber, deſſen tauſend Hände Frankreich und Deutſchland ſchon im zwölften Jahrhundert mit den geſuchten flandriſchen Tüchern verſorgten. Aber in zwei Jahrhunderten ſtieg der Reichthum der niederländiſchen Städte durch einen Zuſammenfluß der glücklichſten Umſtände auf eine früher nie geahnte Höhe. Nicht nur, daß dieſe Handel treibenden Schiffer immer muthiger und unternehmender wurden, je glänzender die Fülle des Glücks auf ſie herabſtrömte, ſo daß ſie ſogar ohne Kompaß, der noch nicht erfunden war, durch die Meere am Nordpol bis zur nördlichſten Landſpitze Rußlands zu ſegeln wagten, ſondern es wurden auch, als nach den Kreuzzügen der oſtindiſche und levantiſche Handel nach Europa ſeinen Weg durch das Mittelmeer nahm und die Hanſe in's Leben rief, die mit den italieniſchen, Seehandel treibenden Städten wetteiferte, die niederländiſchen Häfen die Stapelplätze für das nördliche und mittlere Europa. Handel und Induſtrie ſtiegen mit jedem Jahre, mit ihnen der Wohlſtand, die Ueppigkeit und der republikaniſche Stolz des Volks. Vorzüglich die flandriſchen Städte waren es, welche ſich eines ungeheuern Reichthums erfreuten, und unter ihnen ſtrahlten Brügge und Gent hervor.

Die burgundiſchen Fürſten, eine Zweiglinie des franzöſiſchen Königshauſes Valois, durch Heirath und Erbſchaft in Beſitz dieſer großen und herrlichen Länder gekommen und aus den unfruchtbaren Bergen Hochburgunds, ihres Stammlandes, herabgeſtiegen in die reichen Niederungen, erkannten ihren Vortheil wohl und ſchützten und hoben den Handel durch die wichtigſten Privilegien und durch Verträge mit andern Mächten. Die ſteigende Großartigkeit des Verkehrs rief den Wechſelhandel in's Leben und dieſer führte hinwiederum den Wohlſtand auf die glänzendſte Staffel kaufmänniſcher Betriebſamkeit. Die flandriſchen Kaufleute waren reicher als Fürſten, ſie waren auch üppiger und ſtolzer; und der Fürſt dieſes Landes war reicher als alle Fürſten Europas zuſammen. Der Glanz, die Ueppigkeit, der Uebermuth dieſes Hofes machten die Poeſien von orientaliſcher Kalifenherrlichkeit aus den Märchen wahr. Und die italieniſchen Höfe waren doch berüchtigt wegen ihrer Verſchwendung. Philipp der Gütige, Herzog von Burgund und den Niederlanden, Karls des Kühnen Vater, war in Pracht, Mode, Wolluſt und Frivolität Tonangeber oder vielmehr Geſetzgeber für die übrigen europäiſchen Fürſten, und die edle maleriſche Kleidertracht, die man ſpäter, als die öſtreichiſchen Erben der burgundiſchen Herzogskrone Könige von Spanien geworden waren, vorzugsweiſe die ſpaniſche nannte, war ein Kind des niederländiſchen feinen Geſchmacks, des fabelhaften

Reichthums und der freien Sitte. Ueber Staat und Kirche hatten die flandriſchen Kaufleute die freieſten Anſichten und wenn die Reformation der letztern in ihrem Lande — trotz der Reformatoren, die unter ihren Religioſen auftraten und gegen die ſchnöden Misbräuche des römiſchen Papismus predigten — nicht zur Ausführung kam, ſo lag der Grund davon weder in ihrer Einſicht, noch in ihrem Willen, wohl aber in ihrem Reichthum und in ihrer Geſchäftigkeit. Sie hatten keine Zeit, ſich viel mit ſolchen Dingen abzugeben, und gönnten den Geiſtlichen, von denen ſie in ihren Genüſſen nicht geſtört wurden, gern einen Theil derſelben; ohne Neid blickte ihre Betriebſamkeit auf die faulen Bäuche, die die Beſorgung der himmliſchen Angelegenheiten für ſie übernahmen. Man ſetzte ſich mit der Kirche auf einen bequemen Fuß und dieſe hat ſich ja zu allen Zeiten für Schätze, die in ihren Schoos fielen, jede Herabwürdigung gefallen laſſen. Man hörte wol den reformatoriſchen Eifer der redlichen, gewiſſenhaften und kühnen Männer, die gegen den Papſt ſprachen, an, man gab ihnen wol Recht, aber dabei blieb es auch. Man war viel zu reich, um etwas Anderes zu betreiben, als Handelsgeſchäfte. Nur die Noth gebiert das Große und nur in der kalten Nacht der Armuth gehen die Geſtirne auf, welche neuen Zeiten und welterſchütternden Begebenheiten voranwandeln, Fackeln, die den Wahn beleuchten und morſch gewordene Formen, aus denen der Geiſt entflohen, in Brand ſtecken. Der Reichthum erſchlafft und die Genüſſe machen den Geiſt träge. Die fruchtgekrönte geiſtige Thätigkeit des Handels führt nur zum Stolz; erſt die Wiſſenſchaft gibt klare Begriffe und den Muth, ſie zu beleben. Darum iſt in den Niederlanden zur Zeit ihrer höchſten Ueppigkeit nichts Großes geſchehen; erſt als hundert Jahre ſpäter das eiſerne Scepter des ſpaniſchen Despotismus unerträglich auf ihnen lag, erſt als ſie die Wiſſenſchaften mit Erfolg gepflegt hatten, geſchahen unſterbliche Thaten in dieſen Ländern. Der Geiſt der Unabhängigkeit lärmte aber ſchon in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in dieſen übermüthigen und unruhigen Köpfen. Dieſe Bürger waren die echten Zöglinge ihrer Fürſten und beugten ſich nicht demüthig vor ihnen. Gent und Brügge, voll des reichſten und kräftigſten Bürgerthums, kündigten im ſtolzen Freiheitsſchwindel Philipp dem Gütigen den Gehorſam auf; die Freiheit führte zum Ueberfluß, der Ueberfluß zum Uebermuth, der Uebermuth zum Fall. Der Beherrſcher von elf Provinzen zerbrach den Bürgerhochmuth der beiden Städte, aber er vermochte nicht den Freiheitsſinn in ihnen zu vertilgen; er demüthigte ſie, nachdem er ſie beſiegt, äußerlich furchtbar und nahm ihnen die wichtigſten Privilegien, aber in ihren Herzen glühten Stolz und Freiheitsdurſt fort und erbten von Geſchlecht zu Geſchlecht. Denn vierzig Jahre ſpäter haderten ſie wieder eben ſo republikaniſch-übermüthig mit dem Erzherzog Maximilian von Oeſtreich, der nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der ſchönen Maria, einzigen Tochter und Erbin des letzten Herzogs Karls des Kühnen, Vormund ihres Sohnes, des jungen Herzogs Philipp, geworden war, und gingen in ihrem kühnen Bürgergefühl ſo weit, ihn in Brügge gefangen zu ſetzen und ſeine Freunde und Rathgeber vor ſeinen Augen hinzurichten. Und damals ward ihr Trotz gebrochen. Der deutſche Kaiſer Friedrich III., Maximilians Vater, zog mit einem gewaltigen Kriegsheer heran, die ſeinem Sohne angethane Schmach an den flandriſchen Städten zu rächen, und ernannte den kriegeriſchen Herzog, Albrecht den Beherzten von Sachſen, zum Statthalter der Niederlande, der, ein wüthender Feind aller Freiheitsideen, ganz der Mann war, die übermüthigen Rebellen zu Paaren zu treiben. Aber das Jahrhundert verſtrich daruber und im letzten Jahre deſſelben ſtarb Albrecht, zum Erbſtatthalter von Friesland erhoben, immer noch im Kampfe gegen die empörten Frieſen. Der Glanz Flanderns hatte um dieſe Zeit ſchon zu erlöſchen begonnen. Dadurch, daß Albrecht den Hafen von Sluis verſchloſſen und dieſe befeſtigte Stadt eingenommen hatte, war der Handel von Brügge und Gent tödtlich verletzt worden.

Und dadurch wurde der Grund zur Blüte Antwerpens gelegt, die ſich außerordentlich ſchnell entwickelte und entfaltete. Eiferſüchtig auf Brügges und Gents Reichthum und Glanz unterſtützten Antwerpen und Amſterdam den Statthalter gegen ihre flandriſchen Schweſtern und Albrecht war nicht undankbar gegen die brabantiſche Stadt. Der Hanſebund, ſchon lange beleidigt vom Stolze Brügges, verlegte ſeine Waarendepots nach Antwerpen. Die Italiener brachten ihre Seidenzeuge dahin zu Markt; ja die flandriſchen Tuchweber, welche ſich in England niedergelaſſen hatten, durch den anhaltenden Krieg des Statthalters Albrecht mit den empörten Städten behindert, ihre Waaren dort zum Verkauf auszuſtellen, brachten ſie ebenfalls nach Antwerpen, deſſen Lage tief im Lande und doch an der breiten Schelde für Handel und Schifffahrt nicht glücklicher ſein konnte. Zu ſeinem ſchnellen Emporkommen trug aber der kurz vorher von dem Portugieſen Vasquez de Gama entdeckte Weg nach Oſtindien um Afrika das Meiſte bei. Die italieniſchen Schiffe, welche ſonſt durch das Mittelmeer gegangen waren, um die durch Aegypten wandernden oſtindiſchen Waarenzüge weiter nach Europa zu fördern, waren gewohnt geweſen, in den flandriſchen Häfen zu landen; der Portugieſe, der jetzt einen bequemeren Weg gefunden hatte, warf ſeine Anker in der Schelde.

Mit Brügges Reichthum kam aber auch Brügges Ueppigkeit nach Antwerpen und die Kaufleute von Brabant waren bald eben ſo voll von bürgerlichem Selbſtgefühl, Stolz und Hochmuth, wie es die von Flandern geweſen waren. Nur vom Schickſale jener gewitzigt, banden ſie nicht mit dem ihnen angeſtammten Fürſtenhauſe an; im Gegentheil fühlten ſie ſich, obgleich ihre Regierungsformen faſt republikaniſch waren und ihr Selbſtgefühl dieſen entſprach, doch von der Gunſt des Hofes geſchmeichelt, wenn ſie es auch nicht eingeſtanden. Sie liebten wol ihren jungen Herzog Philipp, aber ſie ließen ihn bei jeder Gelegenheit fühlen, daß er das reichſte Land Europas beherrſche, welches ſein Großvater, Karl der Kühne, zu einem Königreiche zu erheben Willens geweſen war, und daß ſie, die Bürger, dies Land ſo reich gemacht, mit ſolchem Glanze erfüllt hatten.

Herr Peter van der Kapellen war im Allgemeinen ein Kaufmann, wie die meiſten in der Welt ſind, und im Beſondern, wie die meiſten in den Niederlanden waren. Erwerb und Beſitz waren ihm nicht Mittel, ſondern Zweck des Lebens. Er hatte nur in ſofern Genuß von den Dingen, als ſie ſein Eigenthum waren und er ſie erworben hatte. Dabei voll Bürgergefühl und Stolz, war er doch durch die unbedeutendſte Gunſtbezeigung des Hofes geſchmeichelt und hielt ſich für eine äußerſt wichtige Perſon, der ſolche Gunſt von Gott und Rechts wegen gebühre. Ein geborener Brabanter, war er jung nach Brügge gekommen, hatte ſich dort etablirt, war allmälig ſehr reich geworden, hatte

«Welch unerhörte Frechheit!» zürnte die Gräfin. «Profeſſor,» wandte ſie ſich an ihren Begleiter, «ſorgen Sie dafür, daß dieſe Frau, die nicht weiß, was ſie thut, wohlbehalten in ihre Heimath zurückgebracht werde! Von Engelsbach iſt Sie? Ganz recht! Laſſen Sie den Korbwagen anſpannen; in einer Stunde kann ſie zu Hauſe ſein.»

«O Gott!» ſchrie Frau Eiſenblut auf, «was ſoll ich zu Hauſe? Da iſt Alles öde und leer; denn mein Sohn fehlt mir, mein geliebter Sohn. Ach, ſie haben ihn in's Gefängniß geſteckt; mein frommer guter Sohn ſoll ein Böſewicht ſein. Ich habe ihn in aller Tugend und Gottesfurcht erzogen; ich muß ihn beſſer kennen. In ſeiner reinen Seele kam kein böſer Gedanke auf. Gnädigſte Frau Gräfin! Sie haben auch nur einen Sohn; wie würde Ihnen ſein, wenn man Ihnen denſelben raubte? Stellen Sie ſich in dieſe Lage, und ſchätzen Sie nach Ihrem eignen Gefühl die Verzweiflung einer Mutter, der man ihren Liebling, ihren Ernährer, ihr Alles genommen — o, und noch weit Ärgeres! — der man ihr edles, gutes Kind, auf deſſen Erziehung ſie ſtolz ſein konnte, zum ſchwärzeſten Böſewicht ſtempelt und ihm ſeine Ehre für ewig raubt. All' ihr Heiligen, ich ertrag' es nicht, wenn Sie ſich verheirathet, ſeine Kinder groß gezogen und ſie mit Schätzen ausgeſtattet; dann war ihm die Frau geſtorben, und als er mit klugem Blick geſehen, daß es mit Brügge und deſſen Handel rückwartsgehe, dagegen Antwerpen ſich emporhebe, hatte er den patriotiſchen Wunſch, in ſeiner Vaterſtadt zu leben und zu ſterben, nicht länger unterdrücken können. Er hatte zu Anfang des Jahres 1500 ſein Geſchäft nach Antwerpen verlegt und ſein neues Haus auf das koſtbarſte eingerichtet. Von allen Schätzen, die der Handel an die niederländiſchen Küſten geführt, von allen, die Kunſt und Induſtrie im Lande ſelbſt erzeugt, mußte er die theuerſten haben. So kam er auch mit einem ihm empfohlenen Maler in Berührung, der ihm die Zimmer mit den Meiſterwerken der damals im ſchönſten Aufblühen begriffenen niederländiſchen Malerkunſt ausſtaffiren mußte, und lernte bei dieſer Gelegenheit deſſen reizende Tochter kennen, welche für die größte Schönheit Brabants galt und vorzüglich wegen ihres unvergleichlich herrlichen blonden Haares von allen Malern und Dichtern vergöttert wurde. Herr Peter van der Kapellen wünſchte ſein neues prächtiges Haus auch mit dieſem Schatz zu ſchmücken, wie er es mit den beſten Bildern van Eyk's geſchmückt hatte; er trat, ſchon ein hoher Funfziger, in den Kreis der zahlreichen jungen Bewerber der reizenden Malerstochter und, in Allem gegen die Nebenbuhler zurückſtehend, bis auf den Reichthum, trug er doch den Sieg uber ſie davon. Eleonore van Bry wurde ſeine Frau und er fuhrte ſie ganz mit demſelben Gefuhle der Befriedigung in ſeinen Palaſt, mit dem er dort die Bilder aufgehangt, die ſilbernen und goldenen Gefäße aufgeſtellt hatte. Auch wußte Eleonore ſehr wohl, daß ſie ihrem Manne nicht mehr galt, als eine ſchöne Marmorſtatue oder ein theures Bild, und daß er ſie nur gewonnen, um den Kunſtwerken ſeines Hauſes mit ihr die Krone aufzuſetzen; ſie wußte, daß er von der Liebe und dem Geiſte des Weibes ſo wenig verſtand, wie vom Geiſte der Kunſt, und daß kein anderer Trieb, kein anderes Bedürfniß dieſes Mannes ſie und alle andern koſtbaren Dinge in dieſem Hauſe verſammelt hatten, als die thörichte Eitelkeit des Reichthums, die prahleriſche Prunkſucht des republikaniſchen Burgerthums.

Aber Eleonore war ſtolz, hochſtrebend, genußſuchtig, und nur Reichthum, großer Reichthum konnte ihr die Mittel gewahren, ihre kühnen und ungemeſſenen Wünſche zu befriedigen. Er verlangte von ihr weiter nichts, als Schönheit zum Schmuck ſeines Hauſes, und dieſe gewährte ſie in einem ſeltenen Grade; ſie verlangte dagegen von ihm weiter nichts, als Reichthum, und er überraſchte ihre kühnſten Wünſche durch kühnere Erfullung.

Dies waren die Verhältniſſe der Stadt und des Hauſes, in welchen dieſe Geſchichte beginnt; dies war der Mann, der auf die Einladung ſeiner Frau eben in ihr mit feenhafter Pracht ausgeſtattetes Zimmer trat.

Drittes Kapitel.

Der Hausherr hielt einen nach der Sitte damaliger Zeit in ein großes Format gefalteten Brief in der Hand und erwiderte die Grüße des Prieſters und des Pagen mit einem hochmüthigen Nicken.

— „Mein Herr Peter,“ redete ihn die Frau in einem Tone an, deſſen leiſen Spott nur der Diakonus verſtand,“ Seine Hoheit der Erzherzog hat mich als Eure Ehewirthin mit dieſem Briefe beſchickt, den Junker Bübenhoven ſo eben überbracht hat, und ſich bei uns zu Gaſte zu laden die Gnade gehabt. Seine Hoheit will vor ſeiner Abreiſe nach Spanien Abſchied nehmen von den irdiſchen Ueberreſten ſeiner Mutter, wie er ſchreibt, und wird deshalb über Gent nach Brügge reiſen, wo ihr Gebein ſchlummert, auf der Heimreiſe aber die Fahrt über Antwerpen nehmen, wo das Herz der Erzherzogin aufbewahrt werde, wie Ihr wahrſcheinlich beſſer wißt als ich; denn Ihr wißt ja alle dieſe Dinge wie ein Buch. Seine Hoheit will das ihm ſo theure Herz noch einmal begrußen," ſetzte ſie mit feinem Doppelſinn hinzu, „und dabei Euer Haus heimſuchen, mein Herr Peter"

— „Wir werden die Ehre zu ſchätzen wiſſen," verſetzte der Kaufmann ſtolz und geſchmeichelt, „und ich hoffe, Ihr werdet des Erzherzogs Gnaden zu bewirthen wiſſen, wie es dem Fürſten dieſes Landes im Hauſe Peter van der Kapellen's geziemt, damit die Ehre meines Hauſes und die Ehre des Fürſtenhauſes in einem richtigen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Denn ich und der Erzherzog haben gegen einander Rechte und Pflichten. Wenn ich ein Recht habe auf ſeinen Beſuch, ſo hat er ein Recht auf fürſtliche Bewirthung, und wenn es ſeine Pflicht iſt, mein Haus mit ſeinem Beſuch zu ehren, ſo iſt es meine Pflicht, ihm Ehre und Vergnügen zu bereiten."

— „Was mich betrifft," antwortete die Frau, „ſo ſorgt nicht, mein Herr; ich werde gewiß Alles aufbieten, daß es Seiner Hoheit in Euerm Hauſe gefallen ſoll."

Pater Innocenz lächelte zu dieſer Verſicherung verſchmitzt, und ſie fuhr fort: „Es macht ſich des Reſpects halber nöthig, daß Ihr dem Erzherzog ſelbſt ſchreibt und Euch für die hohe Gnade bedankt, die er uns zugedacht, und ihn noch beſonders einladet."

Da regte ſich der Stolz des Brabanters und halb unwillig fuhr er heraus: „Beſorgt das ſelbſt, meine Frau. Der Erzherzog hat an Euch geſchrieben, ſchreibt

Ihr wieder an ihn. Ich bin von Euch überzeugt, Ihr werdet nichts verabſäumen, was der Ehre meines Hauſes zuträglich iſt. Ich habe eine andere Einladung zu ſchreiben; denn ſonderbarer Weiſe trifft es ſich, daß ſich heute auch mir ein ſehr werther Gaſt angemeldet hat, ein Gaſt, der mir, unbeſchadet der dem Fürſten dieſes Landes ſchuldigen Ehrfurcht, eben ſo lieb iſt, wie der Erzherzog. Mit der heutigen rheiniſchen Poſt iſt mir nämlich dieſer Brief des Herrn Jakob Fugger, meines vielwerthen Handelsfreundes, aus Augsburg zugegangen, worin er mir meldet, daß er in dieſer Woche noch hier eintreffen werde, um mit mir Rückſprache über Geſchäfte zu nehmen. Da er mir nun aufgibt, ihm zehntauſend Goldgulden nach Brüſſel zu ſchicken, ſo daß er ſie bei ſeiner Ankunft dort vorfinde, ſo werde ich ihm eine freundſchaftliche Einladung beilegen, daß er in meinem Hauſe vorlieb nehme, ſo lange es ihm gefällt."

— „Iſt das der Leinweber von Augsburg, von deſſen Wunderlichkeiten Ihr mir ſchon ſo viel erzählt habt, oder iſt es ein Anderer? Ihr erzählt mir immer ſo viel und von ſo vielen Leuten, die Ihr kennt und nicht kennt, daß ich die Dinge und die Leute meiſt mit einander verwechſele," fragte Frau Eleonore mit einiger Geringſchätzung.

— „Ja, meine Frau van der Kapellen," rief der bis jetzt ſtumm geweſene Page mit auffallender Heftigkeit, „das iſt der berühmte Leinweber von Augsburg. O ich kenn' ihn! Ich hab' ihn in Tyrol geſehen; da hat er in der Nähe von Insbruck Silberbergwerke, und er kommt oft von Augsburg herauf, ſie zu beſuchen. Da freuen ſich alle Bergknappen, die ſeine Gruben befahren, und alle arme Leute, die ein paar Stunden weit zuſammenkommen, um ihn zu begrüßen, denn er ſchenkt Keinem unter drei Weißpfennigen; den Alten und Kranken aber gibt er einen halben, ja wol einen ganzen Gulden. Das iſt ein Mann wahrhaftig nach Gottes Wort!“

Die Frau ſah den plötzlich ſo beredt gewordenen Knaben mit Verwunderung an. Sein erſt ſo düſteres Geſicht leuchtete jetzt, als ob der Strahl eines im hohen Grade freudigen Gedankens darüber hingezuckt wäre, und wirklich war vorhin der Page bei Nennung des Namens Jakob Fugger vor Freude zuſammengefahren, gleichſam als ſei dieſer Name das von ihm lange und ſchmerzlich geſuchte Wort, das ihn allem Trübſal und Kummer ſeines jungen Herzens entheben werde.

— „Da habt Ihr wieder einen Beweis für das, was ich Euch von dieſem Ehrenmanne erzählt habe,“ fuhr der Kaufmann fort, von des Pagen begeiſterten Worten eben nicht überraſcht. „Dieſer Mann, der in ſeiner Jugend am Weberſtuhl ſaß, verdiente an einem Fürſtenſtuhle zu ſitzen oder vielmehr darauf. Er aber zieht es allewege vor, ein Kaufmann zu ſein, und das iſt er mit Leib und Seele ganz und gar. Darum beſitzt er meine größte Achtung; denn der ächte Kaufmann iſt ſo viel Ehre werth, wie ein Fürſt. Nun hat ſich der Fürſt an Euch gewandt, mein Engel, und der Kaufmann an mich; darum überlaſſe ich Euch jenen, laßt mir dieſen."

Er lachte über dieſen Einfall ganz unmäßig, als ob er wunder etwas Witziges enthielte; der Pater ſtimmte in das Gelächter ein, aber aus einem andern Grunde, als ſeinem Ohm damit einen Zoll der Bewunderung abzuſtatten, und Frau Eleonore lächelte beifällig über die Güte ihres Ehewirths, ihr den jungen, ſchönen Fürſten allein überlaſſen zu wollen. Der Page lachte auch, aber voll ſüßer Hoffnung und Freudigkeit, und auf ſeinem blühenden Geſichte zeigte ſich allein die verklärte Schönheit eines unentweihten, unſchuldigen Herzens.

— „Wißt Ihr uns nichts Neues vom Hofe zu berichten, Junker Bübenhoven?" nahm die Frau wieder das Wort. „Was ſagt man von der neuen Vermählung der Erzherzogin-Infantin Margaretha?"

— „Es wird Euch nicht unbekannt geblieben ſein," erwiderte der Page, „daß ſie und ihr Bruder, der Erzherzog, dem Herzog Philibert von Savoyen das Jawort ertheilt haben. Auch die Provinzen haben bereits ihre Zuſtimmung gegeben. Vor acht Tagen iſt nun auch der Conſens Seiner Majeſtät des römiſchen

Königs, ihres allerdurchlauchtigſten Vaters, von Wien in Brüſſel eingetroffen, der jedenfalls ſchon früher nach Chambery abgegangen iſt; denn vorgeſtern langte eine Geſandtſchaft des Herzogs Philibert an unſerm Hofe an, welche die erſten Brautgeſchenke überbrachte.“

— „Ah, ſo beſchreibt uns doch dieſe Herrlichkeiten alle, die Ihr ohne Zweifel genau in Augenſchein genommen habt!“ rief Eleonore lebhaft.

— „Ach, meine Frau, es ſind viel ſchöne und koſtbare Sachen, aber ich habe ihrer wenig achtgehabt. Ein herrlicher Zelter iſt dabei von arabiſcher Zucht, Sattel und Zeug mit Goldplättlein künſtlich verziert, in die Purpurdecke die Wappen von Oeſtreich und Burgund, von Spanien und Savoyen geſtickt, und auf dem Kopfe trug er einen majeſtätiſchen Federſtrauß. Sein Fell aber glänzte wie der ſchönſte weiße Damaſt aus Florenz. Dazu gehörten zwei Edelfalken, die ſchönſten und ſtolzeſten, die ich noch je geſehen; die hat der Herzog aus Preußen kommen laſſen vom Deutſchordensmeiſter, wie mir der Falkenier erzählte, der ſie trug; denn in Preußen gedeihen die beſten. Die Erzherzogin übergab ſie mir mit den Worten: Bubenhoven, pflegt ſie gut und laßt ſie zuweilen ſteigen. Auch das Rößlein ſoll gut gewartet werden. Ich ſelber werde ſie nicht brauchen; denn von Kindesbeinen an hab' ich einen Widerwillen gegen die Reiherbeize, ſeit meine gute Mutter durch ſie einen ſo frühen und unglücklichen Tod fand. Ich war erſt zwei Jahre, fuhr die edle Frau fort, als jener gräßliche Sturz vom Jagdroß mir die Mutter raubte, ſo daß ihr ſchönes Antlitz nicht in meinem Gedächtniſſe geblieben iſt; aber der tiefe Eindruck, den das furchtbare Unglück ſelbſt auf meine zarte Kindheit gemacht haben muß, iſt mir wie die Erinnerung an einen ſchrecklichen Traum geblieben. Vielleicht auch, daß er nachher erſt durch die Erzählung meiner Amme hervorgerufen worden iſt; genug, ich ſchaudere jedesmal, wenn ich einen Jagdzelter und Jagdfalken ſehe, und ich erachte dies Geſchenk des Erzherzogs von Savoyen für eines von unglücklicher Vorbedeutung. Ach, ich bin ja ſchon zweimal eine unglücklich Verlobte geweſen. Sollten dieſe Unglücksvogel mir zum dritten Mal Jammer prophezeihen? — Und als die ſchöne milde Fürſtin dies zu mir ſprach, rannen ihr helle Thränen aus ihren herzgewinnenden blauen Augen."

— „Ah, Junker Bubenhoven, Ihr ſeid verliebt in die Erzherzogin!" raunte Frau van der Kapellen dem Pagen mit einem ſchadenfrohen Lachen, das ihn beleidigte, zu, während die unzarten Worte ihm eine brennende Purpurrothe in die Wangen trieb und ſeine Augen in unausſprechlicher Verwirrung den Boden ſuchten. Denn mit täppiſcher Hand hatte die ſchöne Kaufmannsfrau den dichten Schleier von einem dunkeln, ihm ſelber unbewußten Geheimniß ſeines jungen Herzens geriſſen, von einem Geheimniſſe, ſo ſtill und heimlich und heilig, daß es noch nicht zu athmen gewagt hatte in ſeiner Bruſt, geſchweige, daß es die Augen aufgeſchlagen hatte oder gar ſchon zum Bewußtſein gekommen wäre; nein, es war nur die Ahnung eines Liebesgeheimniſſes geweſen, zuſammengefloſſen aus keuſcher, unverſtandener Sehnſucht, aus poetiſchem Drange der Jugend, aus ſtiller Wehmuth, die ſein Leben überſchleierte, und aus den milden Augenſtrahlen, die von dem edlen, ſchönen, ſchwermuthlächelnden Antlitze einer jungen Fürſtin auf ihn niedergethaut waren; aber es war die ſüßeſte und herrlichſte Frucht einer Jünglingsbruſt. Und nun riß dieſe Frau, gleichſam mit der Hand einer Mänade, ihm die Bruſt auf und deckte das werdende Geheimniß bloß vor dem gemeinen Licht des Tages und der rauhen Luft der Wirklichkeit. Er zuckte ſchmerzlich zuſammen. — „Getroffen!“ flüſterte Frau van der Kavellen, und ihre Augen hatten plötzlich den falſchen funkelnden Ausdruck von Katzenaugen; denn ſie glaubte nun zu wiſſen, weshalb ſie vorhin von ihm verachtet worden ſei. „Ihr ſeid ja ganz roth geworden, Junker, und wißt vor Verwirrung nicht, wohin Ihr die Augen wenden ſollt. O, vor mir vermögt Ihr Euch nicht zu verbergen!“

Dieſe Worte wurden von dem lauten und geräuſchvollen Geſpräch überdeckt, welches der Hausherr mit ſeinem geiſtlichen Neffen führte und der Verlegenheit meinen Chriſtoph nicht frei laſſen und ihn vor aller Welt unſchuldig erklären, damit er ſeiner Ehre vor den Menſchen wieder theilhaftig werde!»

«Bedeuten Sie das Weib, Profeſſor, die keinen Begriff von der Juſtiz zu haben ſcheint; und dann fort mit ihr!» herrſchte die Gräfin und wollte ſich entfernen. Da warf ſich ihr die verzweifelte Mutter der Länge nach in den Weg, indem ſie ſchrie: «Es ſind geſtern zwanzig Jahre geweſen, Frau Gräfin, als Sie mir grauſamer Weiſe meine Tochter, meine liebe kleine Pflegetochter rauben ließen — denn Niemand weiter, als Sie haben mir damals das Kind rauben laſſen, das mir von einer edlen Seele geſchenkt und anvertraut war auf dem Sterbebette. — Wiſſen Sie, wer jene edle Frau war, jener Engel? — O, ich weiß Alles, Alles! — Nun wollen Sie mir auch meinen Sohn rauben, mein Letztes! Aber eh' das geſchieht, ſollen die Leute Alles erfahren. Denn wiſſen Sie, Frau Gräfin, ich bin die Wittwe des Schullehrers Eiſenblut in Engelsbach, die Jugendfreundin Eleonorens de la Gaude — — » Die Gräfin fuhr zuſammen, als wäre ſie von der eiskalten Hand einer Leiche berührt worden, und ſchritt mit krampfhafter Bewegung über die aufgeregte Frau, die ſie des Pagen, der ſich vor Zorn und Scham kaum zu faſſen vermochte, glucklich zu Hulfe kam.

—„Ja, die Frau Erzherzogin hat recht, wenn ſie nicht auf ſolch eine Beſtie ſteigen und den Vogeln in der Luft nachjagen will!“ krahete der Hauswirth mit ſeiner feiſten Stimme; denn die Erwahnung des traurigen Todes der ſchönen Erbfurſtin der Niederlande hatte ihn ſchnell auf ſeine Lieblingsbeſchäftigung gebracht, auf das Erzählen. „Es war ein unſägliches Unglück. Es iſt mir noch wie heute, als uns der unerwartete Schlag traf, auf den in den ganzen Niederlanden kein einziger Menſch auch nur im mindeſten vorbereitet war, und der um ſo härter traf, weil Jedermann die ſchöne, treffliche Erzherzogin liebte und verehrte und ſtolz auf ſie war. War ſie ja doch die Erbin dieſer reichen Länder und der einzige Sproß eines ſo mächtigen und glanzvollen Fürſtenhauſes, mit dem unſere Vorfahren und wir dreihundert Jahre Freud' und Leid ertragen hatten und unter deſſen Herrſchaft wir reich und angeſehen geworden waren. Es iſt mir noch wie heute, und doch ſind es im März dieſes Jahres — nun wie lange iſt's her? Meine jüngſte Tochter wurde gleich darauf geboren und ich war denſelben Sommer zum letzten Male ſelbſt in Kopenhagen — — Richtig! neunzehn Jahre ſind's geweſen und jetzt gerade neunzehn und ein halbes. Es trifft; denn der Erzherzog Philipp war beim unglücklichen Ende ſeiner Frau

Mutter drei und dreiviertel Jahre alt und ſeine Frau Schweſter, die Erzherzogin Margaretha, Infantin Witwe von Spanien, war zwei Monate zuvor zwei Jahre alt geweſen, der Erzherzog iſt aber am 23. Juni dieſes Jahres drei und zwanzig Jahre alt geworden und Frau Margaretha wird nächſten 10. Januar zwei und zwanzig alt. Was die Ehre und die Schickſale meines Hauſes und unſeres Fürſtenhauſes betrifft, da weiß ich Alles genau; denn ich ſehe das Fürſtenhaus auch mit als einen Theil meines Hauſes an. Der franzöſiſche König Ludwig der Elfte hatte, erbittert, daß ihm die reiche burgundiſche Herrſchaft entgangen war, viel Kriegsvolk in die Niederlande geſchickt und meinte, die Provinzen zu erobern, auf die er kein Recht hatte, und den Erzherzog Maximilian, den jetzigen deutſchen Kaiſer (obgleich er nur römiſcher König genannt ſein will, weil ihm der Papſt die Kaiſerkrone noch nicht aufgeſetzt hat), nebſt deſſen Gemahlin Maria, der rechtmäßigen Erbin der Niederlande, zu verjagen, und in der That hatten die Franzoſen vielen Anhang hier gefunden, vorzüglich in Holland. Aber der Erzherzog und ſeine Anhänger unterdrückten die Aufruhrer mit Pulver und Schwert und wurden der Franzoſen Meiſter. Es ging ſcharf zu in jenen Tagen; es ſind nun ein und zwanzig Jahre. Hernach, als Holland wieder unterworfen und beruhigt und von den Franzoſen gereinigt war, reiſete der Erzherzog nach Herzogenbuſch und hatte dahin zum

5. Mai 1481 als Ordensmeiſter des guldenen Vließes ſein zweites Ordenscapitel berufen. Das war eine ſchlimme Ritterverſammlung. Denn da wurden alle Ritter des Vließes, welche vom Erzherzog abgefallen waren und zum Konig von Frankreich gehalten hatten, der Untreue und des Meineids beſchuldigt und ihre Wappenſchilde in ernſter feierlicher Procedur von der Wand des Capitelſaales abgenommen und an deren Statt ſchwarze Tafeln aufgehangt, auf welchen Grund und Urſache aufgeſchrieben waren, weshalb man ihnen den Orden wieder genommen. Das waren ſehr angeſehene Edelleute aus den Niederlanden und darunter Johannes von Neufchatel, Herr von Montaigu, Philipp Pot, Herr von Rahe-Roulay, Johannes von Domas, Herr von Cleſſy und Jakob von Lützelburg, Herr von Richebourg; der größte Schimpf widerfuhr aber Philipp von Crevecoeur, Herrn von Esquerdes, indem deſſen Wappenſchild als eines Verräthers umgekehrt uber die Thüre der Hauptkirche angeheftet wurde. Als dieſes traurige Geſchaft abgethan war, kam die Frau Erzherzogin auch nach Herzogenbuſch und hatte ihren jungen Prinzen bei ſich, unſern Herrn und Herzog Philipp, auf deſſen Haupte wir einſt die Kronen der ſpaniſchen Königreiche und des deutſchen Kaiſerthums vereinigt ſtrahlen ſehen werden. Nun, damals war er ſchon ein wunderſchones Herrlein von drei Jahren wie Milch und Blut und hatte ſtrohgelbe Locken.

Er wurde an einem jener Feſttage — es war ein ſonnenheller Maitag und der ganze Buſchwald um die Stadt, von dem ſie den Namen hat, ſtand im jungen lichten Laubgrün, das Tags vorher aufgegangen war gleichſam zum feſtlichen Empfange der jungen Herrſchaft und der Ritter — an jenem hellen grünen Tage wurde Prinz Philipp von Oeſtreich und Burgund, Graf von Charolois mit noch ſieben andern vornehmen Herren an die Stelle der aus dem Orden geſtoßenen Ritter zu neuen Rittern des Vließes erwählt und geſchlagen und dabei ereignete ſich mit ihm eine artige Begebenheit. Als er nämlich im Beiſein des Ordenscapitels vor dem Grafen Adolf von Cleve, der ihn zum Ritter zu ſchlagen erwählt war, niederknien mußte, um den Ritterſchlag zu empfangen, hatte man ihm einen kleinen Kinderdegen angehängt. In dem Augenblick nun, als er das Schwert des Grafen über ſich gezückt ſah, ſprang er hurtig auf und riß ſein kleines Schwert aus der Scheide, um ſich damit gegen den Grafen von Cleve zur Wehre zu ſetzen, wodurch die ganze Ritterverſammlung zum heitern Lachen, aber auch zur Bewunderung des Muthes in einem dreijährigen Prinzen bewegt wurde, ſo daß alle dem Erzherzog Maximilian zu einem ſolchen Sohne Glück wünſchten, der ſich einſt gegen ſeine Feinde zu wehren wiſſen werde, und mit Thränen der Rührung hing ihm der älteſte Ordensritter die güldene Kette um, die bekanntlich abwechſelnd Feuerſtahle und Feuerſteine, aus denen das Feuer ſprüht, vorſtellt, indem er ſagte: Mein Prinzlein, Ihr werdet ein ſcharfer Stahl und ein harter Stein ſein und viele Funken und Flammen in die Welt hinausſpruhen. Wie nun dieſes Ereigniß von guter Vorbedeutung war, ſo begab ſich nicht minder ein anderes von ſchlimmer. — Ich war auch nach dem Buſch gereiſt, in Geſchäften auf dem Rittertage und der Huldigung; denn der Krieg und die Empörung hatte dem Handelswefen im Lande Abbruch gethan und die Kaufleute freueten ſich manniglich, daß dem nun ein Ende war. Da wäre nun der Feſttag damals ſchon faſt in einen allgemeinen Trauertag verwandelt worden. Es war nämlich auf dem Markte eine große Schaubühne aufgezimmert worden, auf welcher der Erzherzog mit ſeiner Gemahlin die Huldigung einnahm. Das Gedrange war groß und viele Ritter und Frauen waren neben der Herrſchaft auf der Bühne verſammelt. Noch war die feierliche Handlung nicht ganz vorüber,. als plötzlich ein Theil des Gezimmers zuſammenbrach und die meiſten zwiſchen den Balken und Bretern herabſturzten, darunter auch unſere junge Erzherzogin. Der Erzherzog und einige um ihn ſtehende Ritter und Gefolge ſtanden allein feſt auf dem ganz gebliebenen Theil des Gerüſtes. Nun war zwar Niemand ſonderlich verletzt von dem Sturze, aber der Schrecken war groß; die Erzherzogin wurde ohnmächtig in das Rathhaus getragen. Die ganze Huldigungsfeier ward durch den obgleich gnädig abgelaufenen Unglücksfall widerwärtig geſtört, alle Welt war verſtimmt und hielt den Bruch der Bühne und Fall der Erzherzogin für ein ſchlimmes Vorzeichen. Und wahrlich, als ſolches hat er ſich gar ſehr bewährt! Denn zehn Monate ſpäter ritt die hohe Frau in Brugge mit einem kleinen Gefolge auf die Reiherbeize, an welcher ſie als eine gar muthige Jägerin ein ſonderbares Belieben hatte. Man nannte ſie mit Recht wegen ihrer hohen Schönheit die belgiſche Venus und wegen ihrer Jagdluſt die burgundiſche Diana, während der Erzherzog, ihr Gemahl, wegen der Gabe der Dichtkunſt, die er in ſo hohem Grade empfangen, der öſtreichiſche Apollo genannt wurde. Der furchtbare Unglückstag war der 16. März des Jahres 1482. Man erzählte ihren Fall auf zweierlei Art, und da ich nicht dabei geweſen bin, ſo kann ich nicht beſtimmen, welches die rechte geweſen iſt; genug, daß dadurch die herrliche Fürſtin aus dem reichen Leben in blühender Jugendſchöne in den Tod geriſſen wurde. Einmal ſagte man, ſie ſei auf ihrem wilden Klepper ihrem aus der Luft herabſchießenden Falken zugerennt, da ſei plötzlich der Gurt am Sattel zerſprungen und die Fürſtin hinterrücks zur Erde geſtürzt, wobei ſie ſich an den Lenden und Hüften gar übel verletzt habe. Andere erzählten, das Pferd habe ihr im ſchnellſten Laufe den Zaum abgenommen und ſei mit ihr durchgegangen; der Graf von Bergen, ihr Begleiter, ſolches wahrnehmend, ſei herangeſprengt, um ihr zu Hulfe zu kommen; dadurch ſei ihr Rößlein aber nur noch wilder und toller geworden, habe ſie abgeworfen und ausſchlagend mit den Hinterhufen an dem ſchamhafteſten Theil ihres Leibes gar ubel zugerichtet. Die Unglückliche verbiß den Schmerz und machte ſich einige Tage uber ſtarker als ſie war, um den geliebten Gemahl nicht zu betruben. Auch war ſie aus allzu großer weiblicher Schamhaftigkeit nicht zu vermögen, ihren Schaden von einem Wundarzte aufdecken und verbinden zu laſſen; ja als ihr der Erzherzog und die Hofleute ſolches mit ernſtlichen Bitten und Vermahnungen vorſtellten, erklärte ſie feſt, ſie wolle lieber ihren Geiſt aufgeben, als ſich von einem fremden Manne an dieſer Stelle beruhren laſſen. Deshalb ſchlug am neunten Tage ein Fieber dazu, das von Tag zu Tag gefährlicher wurde. Die ganze Stadt ſchwebte in banger Angſt und ſchier athemloſer Erwartung des Ausganges, bis am 28. März Abends ſich die Trauerbotſchaft verbreitete, daß die geliebte Herrin dieſes Landes verſchieden ſei. Es erhob ſich ein Heulen und Wehklagen auf allen Straßen, in allen Häuſern um die holdſelige Frau, welche, der Stolz aller Niederländer, ſechs Wochen vorher erſt fünf und zwanzig Jahre alt geworden und ſeit drei Monaten geſegneten Leibes geweſen war. — Es war ruhrend anzuſehen, und kein Auge blieb trocken, als der Erzherzog, deſſen drei und zwanzigſter Geburtstag ſechs Tage vor dem Todestage ſeiner Gemahlin gefallen war, an den Händen ſeine ſchönen Kinderlein, das noch nicht vierjährige Herrlein und das zweijährige Prinzeßlein, in tiefen Trauergewändern an der königlich geſchmückten Leiche ſtand, welche zwei Tage lang allem Volke gezeigt und dann einbalſamirt wurde. Dienſtags vor Oſtern am 4. April wurde ihr in der Kirche Unſerer lieben Frau das Beſenkniß mit dem herrlichſten Leichengepränge gehalten, ihr Herz aber kam hierher in ihrer Mutter Begräbniß zu St. Michael. In der Trauerprozeſſion gingen erſtlich die Obſervanzen, danach die Bettelmönche, ferner die Kleriſei von Brügge, wiederum einhundert und fünfzig Arme in Schwarz gekleidet, dann fünf Herolde; hierauf folgte die Leiche, auf welcher ein mit Edelſteinen köſtlich verzierter Erzherzogshut lag, und ward ſelbige von vier Landherren, den Grafen und Herren von Fiennes, Horn, Lannoy und Lalain, getragen. Nach der Leiche ſchritt der tief betrübte Erzherzog von fünf anverwandten hohen Herren umgeben und von eben ſo vielen anverwandten Großfrauen, jede von zwei Herren geführt, worauf der Hofſtaat ſammt den Bürgern die Ordnung beſchloſſen."

Die lange Erzählung des Kaufherrn, in der er ſich ganz behaglich zu ergeben ſchien, machte auf ſeine Zuhörer einen ſehr verſchiedenen Eindruck. Seine junge Frau langweilte ſich augenſcheinlich bedeutend; denn ſie ſchloß die Augen, zeigte ein um's andere Mal gähnend ihre herrlichen Zähnereihen und lächelte dann wieder vor ſich in Gedanken mit ganz andern und angenehmern Dingen beſchäftigt, als ihr Eheherr vorführte; man ſah es ihr an, daß ſie gewohnt war, ſich von ihm die Erinnerungen aus ſeinem ihr viel zu langen Leben auftiſchen laſſen zu müſſen; aber nicht minder konnte man auch ihm abmerken, daß ihm die Aufnahme ſeiner Geſchichte von ihrer Seite nichts Fremdes war. Er war einer von den unverwüſtlichen Erzählern, die ſich nicht an die Zeichen des Misfallens ihrer Zuhörer kehren, zumal wenn dieſe zu ihrer eigenen Familie gehören oder von ihnen abhängig ſind, und friſch drauf los erzählen, angefeuert, wenn auch nur ein einziges Haupt von der Zuhörerſchaft ihnen Theilnahme zeigt oder zu zeigen ſcheint. Es war Herrn Peter deshalb auch ſehr gleichgültig, daß ſein geiſtlicher Neffe wie toll im Zimmer umherſchoß und dann und wann etwas durch die Zähne murmelte, das man verſucht geweſen wäre für einen chriſtlichen Fluch zu halten, wenn dieſer Mund nicht verpflichtet geweſen wäre, nur Segnungen auszuſprechen; der redſelige Kaufmann richtete ſeine Worte an den Pagen, in deſſen Gemüthsſtimmung er durch den umſtändlichen Bericht vom Tode der jungen und ſchönen Erzherzogin Maria eine gänzliche Umwandlung bewirkt hatte. Denn das in Thränen ſchwimmende, große, treuherzige Auge des Knaben hing mit geſpannter Aufmerkſamkeit an den Lippen des Erzählers und bei den verhängnißvollen Stellen der Erzählung entfuhr ihm ein Schmerzenslaut, gleichſam als ſei ihm die ganze Geſchichte etwas Neues.

— „Wißt Ihr auch, Herr Ohm,“ nahm jetzt der Archidiakonus in ſeiner, die Worte ſchußartig, heftig herausſtoßenden Redeweiſe das Wort, „welch einen gottloſen Spuk — der Erzherzog und jetzige Kaiſer — mit ſeiner verſtorbenen Gemahlin — vorgenommen hat — einen Frevel an Gott und der Kirche?“

— „Was? Nichts weiß ich davon!“ rief van der Kapellen erregt und in höchſter Neugierde, welche ebenfalls zu ſeinen Eigenſchaften gehörte. „Sagt an, Neffe, was iſt geſchehen? Vielleicht erinnere ich mich. Ich will hoffen, es iſt nichts gegen die Ehre unſeres Fürſtenhauſes.“

— „Wie man's nimmt. — Ich kann's nicht loben. — Man ſagt, der König habe ſeiner geliebten Maria — niemals gedenken können — ohne in Thränen und Seufzer auszubrechen. — Ja, die übermäßige Liebe und der grauſame Schmerz über ihren ſchrecklichen Verluſt — habe ihn verleitet — den berühmteſten Schwarzkünſtler unſerer Zeit — den Euch gewiß bekannten Abt zu Spanheim — Johannes Trithemius, zu ſich zu beſcheiden — und das dringende Begehren an denſelben zu ſtellen — daß er ihm die Verſtorbene in ihrem dermaligen Zuſtande zeige — das heißt, ihren Geiſt mit gewaltiger Fauſt zurückgeſtoßen hatte, hinweg in das Zimmer, den Profeſſor ſich nachziehend. Kaum war die Thüre hinter ihnen zu, als ſie den verlegnen Mann mit glühenden Augen aus todtenbleichem Geſicht anſtarrte und mit erſterbender Stimme, während ihre Glieder fieberhaft bebten, ihm heftig zuraunte: «Laſſen Sie das Weib in's Gefängniß ſtecken; ſie muß der Zauberei und des Einverſtändniſſes mit ihrem Sohne angeklagt werden. Hören Sie! Sie iſt die Schullehrers-Frau, bei welcher Eleonora niederkam. Sie ſcheint Manches zu wiſſen. Hören Sie! dieſe Nacht noch!» Und ſichtbar angegriffen, ſchwankte ſie fort. Der Profeſſor kehrte zu Frau Eiſenblut zurück, faßte ſie bei der Hand, hob ſie, ihr freundlich zuredend, empor und zog ſie an's Fenſter. Auf ſeinen Wink entfernten ſich die Diener.

«Meine liebe Frau,» begann er hier mit dem liebreichſten Tone, den er aufzufinden vermochte, «wir glauben gern und ſind ſogar überzeugt, daß Ihr Sohn ein guter, frommer Menſch geweſen iſt; aber die Verführung iſt groß. Er iſt jedenfalls unter das Diebsgeſindel gerathen, welches in der Gegend umherſtreicht, und hat ſich, Gott mag citire. — Der Abt hat ſich deſſen lange geweigert — aber den Bitten des betrübten Königs endlich nachgegeben — und ihn in einen großen Spiegel ſchauen laſſen — in welchem die Geſtalt der Erzherzogin — in Lebensgröße erſchienen — aber in einem ſo jammervollen und gräßlichen Zuſtand — daß der vorwitzige König vor Entſetzen ohnmächtig zu Boden geſtürzt iſt.“

— „Hu!“ rief Herr Peter, ſich ſchaudernd, aus, auch der Page war bleich geworden; nur Eleonore lächelte; denn ſie hielt die Schwarzkünſtlergeſchichte für eine Erfindung des jungen verſchmitzten Prieſters, um ſich an dem langweiligen Erzähler zu rächen.

— „Wie mag der Geiſt ausgeſehen haben, Neffe?!“ rief der Kaufmann mit unterdrückter furchtſamer Stimme, ſich abermals ſchüttelnd.

— „Das weiß ich nicht, Ohm. — Aber das weiß ich — daß Ihr Eure verſtorbene Ehewirthin — meine gute Frau Baſe — gewiß nicht im Spiegel zu ſchauen begehrt hättet. — Mich wundert's nur, daß ſie Euch nicht ungerufen — und von freien Stücken erſchienen iſt — aus purer Liebe und Anhänglichkeit an Euch.“

— „Schweigt! ſchweigt!“ rief van der Kapellen ängſtlich, „und reizet die Todten nicht muthwillig. Es iſt nicht zu ſcherzen mit ihnen. Es war dies ein Grund mit, weshalb ich in Brügge mein Haus verkaufte und hierherzog; denn die Geiſter der Todten ſollen vorzüglich an die Stätte gebunden ſein, wo ſie verſchieden ſind, und es wollte mich bedünken, es ſei nach dem Tode meiner Frau allerdings in dem Hauſe nicht recht geheuer mehr. Man ſagte zwar, wenn man die Schwelle neu überkleiden oder den Fußboden neu dielen läßt, dann können ſie nicht herein und müſſen draußen bleiben, denn ſie vermögen nur auf den Bretern zu wandeln, die ſie auch im Leben betreten haben; aber es war doch noch geſcheidter, ich ging ihr ganz aus dem Wege. Nicht wahr? Aber ſprechen wir nicht von ſolchen Dingen! Ihr wißt, Neffe, ich kann es nicht vertragen.“

— „Beſter Herr Ohm, — es iſt aber doch des ewigen Heils wegen gut, — ſich der Todten und des Todes zu erinnern — und daß wir alle ſterben müſſen — und auch Ihr über kurz oder lang —“

Der Kaufherr war entſetzt aufgeſprungen und wehrte gleichſam mit Händen und Füßen ab, dann hielt er ſich wieder die Ohren mit beiden Händen zu und kreiſchte zur Beluſtigung der Zuſchauer: „Ich will nichts davon hören, und wenn Ihr wollt, daß wir gute Freunde bleiben ſollen, Neffe, ſo ſchweigt mir von dieſen Dingen ſtill.“

Den Pagen dauerte die Todesfurcht des Kaufmanns, die ſich allzu leſerlich in ſeinen plötzlich entſtellten Zügen ausgeprägt hatte, und er fragte gutmüthig: „Kennt Ihr denn das ſchöne Gedicht, welches die Frau Erzherzogin-Infantin auf den Tod ihrer Frau Mutter gedichtet hat?“

—„Iſt denn die Erzherzogin-Infantin auch eine Dichterin?“ fragte der Prieſter ärgerlich.

—„Und das wißt Ihr nicht, Neffe?!“ krähte van der Kapellen mit wahrer Entrüſtung uber die unpatriotiſche Unwiſſenheit des geiſtlichen jungen Herrn „Schämt Euch! Ihr ſeid ein Brabanter, ſeid ein Schriftgelehrter und wißt nicht, daß die Prinzeſſin von Burgund und den Niederlanden den dichteriſchen Geiſt ihres Vaters, des Kaiſers Maximilian, empfangen hat? Habt Ihr nie etwas von der artigen Grabſchrift gehört, die ſie ſich in ſchlimmer Lebensgefahr auf der Meerreiſe nach Spanien zur Vermählung mit dem Infanten Don Juan von Arragonien dichtete? Nun, das will ich Euch erzählen und zugleich den Vers erklären, denn Ihr ſeid in der vaterländiſchen Geſchichte ſchlecht bewandert; ich wünſche, daß Ihr es beſſer in der Bibel und im Meßbuche ſein möget.“

Des ungeſtümen Prieſters erſte Bewegung war der Thüre zu; er ſchien aber von den Blicken der ſchönen Frau feſtgebannt zu ſein, und ſo entſchloß er ſich denn wieder zu ſeinem komiſch-verzweiflungsvollen Umlaufe im Zimmer, während Eleonore ihn auslachte und die Papageien gleichſam ihn verhöhnend kreiſchten: „Hoch lebe das Haus Burgund! Und Oeſtreich!“

Van der Kapellen faltete die Hände über ſeinem Bauche und begann in gewohnter Ruhe und Behaglichkeit ſeine Erzählung:

— „Ich hab' Euch ſchon geſagt, daß der franzoſiſche König Ludwig der Elfte ſich ganz ungeberdig ſtellte, daß ihm die reiche burgundiſche Erbſchaft entgangen war, und unſer Land mit Krieg uberzog und Aufruhr anſtiftete, wo er nur konnte und wußte. Es half ihm Alles nichts. Die Franzoſen bekamen zuletzt überall Schläge und die Aufrührer mußten vor dem Erzherzog zu Kreuze kriechen. Kaum hatte nun König Ludwig vom Tode der Erzherzogin Maria die ihm gar erfreuliche Kunde vernommen, als ſeine Argliſt einen Plan entwarf, zu deſſen Ausführung er unverzuglich ſchritt. Er wollte nämlich den ihm verhaßten Erzherzog Maximilian von der Vormundſchaft ſeiner beiden Kinder Philipp und Margaretha ausgeſchloſſen und ganz von der Herrſchaft in den Niederlanden verdrangt ſehen, und zu dieſem Behufe fertigte er eine Geſandtſchaft an Brügge und Gent ab, die die Hauptrollen in den Niederlanden ſpielten, und bot ihnen Frieden an unter der Bedingung, daß die Prinzeſſin Margaretha mit ſeinem Dauphin Karl, damals zwolf Jahre alt, verlobt und ihm ausgeliefert würde. Die Stadte nahmen die dargebotene Hand mit größten Freuden an; denn es lag ganz in ihrem Plan, den Erzherzog Maximilian aus den Niederlanden für immer zu entfernen und mit den fürſtlichen Kindern nach ihrem Belieben zu ſchalten, als gingen ſie ihn nichts an. Nun wie geſagt, die Stadte und der Konig wurden eins, und wenn die

Sache ſo zur Ausführung gekommen wäre, wie ſie's zuſammen abgekartet hatten, ſo wäre jetzt, wo nun auch jener Dauphin Karl als König Karl der Achte von Frankreich todt iſt — ſind auch ſchon volle drei Jahre verſtrichen, ſeit er, noch nicht ganz acht und zwanzig Jahre alt, den Weg alles Fleiſches gegangen — ſo wäre jetzt, ſag' ich, noch mancher hübſche Landſtrich, der zu uns gehört, an Frankreich gelangt. Der langmüthige Gott hat den Greuel nicht haben wollen. Der Erzherzog Maximilian war damals gezwungen, Ja und Amen zu dem böſen Handel zu ſagen. Sein dreijähriges Prinzeßchen wurde ihm vor der Naſe an ſeinen Todfeind verkauft und das ſüße Kind von einer franzöſiſchen Geſandtſchaft aus Brügge abgeholt und nach Blois an den franzöſiſchen Hof geſchleppt. Der ſchlaue König Ludwig lachte ſich in die Fauſt und dachte: Nun hab' ich vor dir Ruhe, Oeſtreich; ich kann thun und laſſen, was ich will, ihr deutſchen Hunde dürft mir nicht mehr in die Beine fahren, denn ich habe eine Geißel von euch in der Hand, ein koſtbares Kleinod, das meinem Sohne dermaleinſt noch manche niederländiſche Stadt einbringen ſoll, wenn nicht gar die ganze reiche burgundiſche Herrſchaft. Denn wenn der Prinz Philipp unverehelicht oder ohne Leibeserben verſtorben wäre, ſo würde Prinzeſſin Margaretha die ganzen Niederlande geerbt und auf ſolche Weiſe an die franzöſiſche Krone gebracht haben. An das Vaterherz des Erzherzogs Maximilian dachte Niemand, oder noch ſchlimmer, ſie ließen es ſich recht angelegen ſein, es zu verhöhnen und zu quälen. Er mußte eine Geſandtſchaft nach Blois ſchicken, um den König und den Dauphin zu beglückwünſchen; er hatte erſt in der St. Johanniskirche zu Gent in Gegenwart Philipp's und Margaretha's, ſeiner Kinder, auf das Evangelienbuch ſchwören müſſen, daß er dieſe Heirath für gültig halte, die Friedensbedingungen annehme und ihnen jederzeit getreulich nachkommen wolle. Mit was für einem Herzen er das Alles mag gethan haben, kann man ſich wol denken. — Die Prinzeſſin Margaretha wurde im Monat Juli deſſelben Jahres zu Amboiſe, wo die vornehmſten Herren des Königreichs verſammelt waren, mit dem Dauphin durch eine ordentliche Trauung ehelich verbunden. Der ſchlaue und böſe König Ludwig erntete keine Früchte von ſeiner Liſt. Er welkte hin und ſchwand wie ein Schatten; ſchon acht Wochen nach Margaretha's Ankunft in Blois ſtarb er, nachdem er eben erſt ſechzig Jahre alt geworden. Unſere dreijährige Margaretha war nun Königin von Frankreich und lebte als ſolche bis in ihr dreizehntes Jahr am franzöſiſchen Hofe. — Es iſt Euch bekannt, Vetter, daß der Erzherzog Maximilian erſt volle neun Jahre nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ſich wieder zu vermählen gedachte. Er war nun römiſcher König geworden, und Kaiſer Friedrich, ſein Vater, hatte mit dem letzten

Herzog von Bretagne, Franz, der nur eine einzige Tochter, Anna, hatte, Erbin des ganzen Landes, gerade wie Maria die Erbin der Niederlande geweſen war, eine Heirath ihrer Kinder verabredet und die Prinzeſſin Anna war dem Könige Maximilian verlobt worden. Im Jahre 1491 ſtarb der Herzog Franz und Maximilian beſchickte ſeine Braut im Anfang des Winters mit der Frage: ob ſie ihres Vaters Willen und Zuſage erfüllen und des römiſchen Königs Gemahlin werden wolle? Die Geſandten brachten nicht nur das Jawort, ſondern einen eigenhändigen zärtlichen Brief der jungen ſchönen Herzogin an den König. Dieſer ſchickte dann gleich im Anfang des folgenden Jahres den Prinzen von Oranien und Wolfgang von Polheim mit 2000 deutſchen Fußknechten zu ihr nach Rennes, der Hauptſtadt und herzoglichen Reſidenz von Bretagne. Der Prinz wurde hier im Namen des Königs, nach Fürſtenſitte, mit der Herzogin getraut und hielt öffentliches Scheinbeilager mit ihr, indem er, halb geharniſcht, das entblößte linke Bein zu ihr in's Bett ſteckte. König Karl von Frankreich, obgleich mit Margaretha von Oeſtreich und Burgund ehelich verbunden, hatte ebenfalls um die Erbin von Bretagne werben laſſen; denn es war ihm unerträglich, auch dieſes reiche Land und auf dieſelbe Weiſe an Oeſtreich gelangen zu ſehen, wie die Niederlande. Und da er, wie natürlich, eine abſchlägliche Antwort erhielt, überzog er die junge Herzogin mit Krieg. Die Herzogin oder vielmehr nun römiſche Königin machte ſich aber auf den Weg, um nach Wien zu ihrem Gemahl zu gelangen. Unterwegs ließ ſie der franzöſiſche König nach Tours einladen, wo er ſich befand. Sie wollte nicht, da brauchten ſeine Abgeſchickten Zwang. Und in Tours ließ er ſich mit ihr trauen, allen göttlichen und weltlichen Geſetzen zum Hohn, — denn ſie war ja ſo gut mit König Maximilian verehelicht, wie er mit deſſen Tochter, — und machte ſie zur Königin von Frankreich. Nun, Gott hat ihn auch dafür geſtraft; er hat das Leben ſo jung verlieren müſſen ohne Leibeserben und hat das ſchöne Land und die ſchöne Frau ſeinem Vetter, dem Herzog Ludwig von Orleans, überlaſſen müſſen, der ſich mit Beiden wohl bethut. Es drohte damals ein neuer Krieg zwiſchen Oeſtreich und Frankreich auszubrechen, aber es kam bald zum Frieden und nach dem Friedensſchluſſe kehrte Prinzeſſin Margaretha, eine von ihrem Gatten grauſam verſtoßene Königin, eine ſchöne dreizehnjährige Jungfrau, in ihre heimiſchen Niederlande zurück. Jedermann war entzückt von ihrer Schönheit und Güte, und überall kam man ihr mit ungeheuchelter Liebe entgegen und bedauerte ſie wegen ihres in ſo jungen Jahren ſchon erduldeten böſen Schickſals. Ihre Schönheit entfaltete ſich immer herrlicher und man durfte den Furſten glücklich preiſen, der dieſe holde Blume gewinnen würde, die der treuloſe Karl ſo verächtlich behandelt hatte. — Drei Jahre ſpäter geſchah es, daß der Papſt, das ſpaniſche Königspaar, Oeſtreich und mehre italieniſche Fürſten, vorzüglich der Herzog Ludwig von Mailand, in Venedig ſich gegen den König Karl von Frankreich verbündeten, der ſich des Königreichs Neapel ſiegreich bemächtigt hatte, indem ſie furchteten, er möchte ganz Italien ſich unterwerfen. Dieſer Bund führte das öſtreichiſche und ſpaniſche Herrſcherhaus näher zuſammen und König Marimilian — er war das Jahr zuvor nach ſeines Herrn Vaters Tode regierender römiſcher und deutſcher König geworden, oder Kaiſer, wie wir zu ſagen pflegen, obgleich ihn der Papſt bis dieſe Stunde noch nicht gekrönt hat — und König Ferdinand von Arragonien und Königin Iſabella von Caſtilien, ſeine Gemahlin, verabredeten eine Doppel- und Kreuzheirath ihrer Kinder zuſammen. Es wurde nämlich die Erzherzogin Margaretha mit dem ſpaniſchen Infanten Don Juan, Erben aller ſpaniſchen Königreiche, verlobt, ihr Bruder, der Erzherzog Philipp, dagegen mit deſſen zweiter Schweſter, der Infantin Donna Juanna, ſeiner jetzigen Gemahlin, unſerer Frau Erzherzogin-Infantin. Erzherzog Philipp hatte eben die Regierung der Niederlande angetreten, das war Anno 1496, und reiſete nach Wien zu ſeinem Herrn Vater."

— „Da kamen ſie zuſammen nach Insbruck," fiel hier der aufmerkſame Page dem Erzähler in's Wort,

„und blieben faſt drei Wochen daſelbſt und gingen zuſammen auf die Geisjagd; da waren ſie auch auf meines Vaters Burg, und der Erzherzog Philipp warb mich zum Pagen; ich war ein elfjähriger Bub'; es ſind nun funf Jahre. Ich vergeſſ' es all mein Lebelang nicht, welch einen Reſpect ich vor dem Kaiſer hatte; ich und meine Geſchwiſter wären gern aus lauter Ehrfurcht vor ihm in die Erde gekrochen oder hätten ihm zum Fußſchemel gedient."

— „Einen ſolchen Wunſch wird kein niederländiſches Kind hegen!" rief van der Kapellen ſchier erzürnt. „Wer wird ſolche Abgötterei mit einem Menſchen treiben? Der Fürſt iſt nichts weiter, als der Vollſtrecker des Geſetzes, das er in Verbindung mit dem Volke gegeben hat. — Nun laßt mich die Geſchichte von der Erzherzogin Margaretha erſt zu Ende bringen. Ihr Bruder hatte eine Geſandtſchaft nach Spanien geſchickt. Dort war die Infantin Donna Juanna mit dem Geſandten des Erzherzogs getraut worden und mit einer Flotte von 135 Schiffen und 3000 Mann Kriegsvolk, in einer Umgebung mehrer Herren vom vornehmſten Adel nach den Niederlanden abgereiſt. Von einem Sturme in einem engländiſchen Hafen aufgehalten, traten ſie erſt am 20. September zu Middelburg in Seeland an unſere Kuſte. Nahe beim Lande daſelbſt ſcheiterte noch ein genueſer Schiff, das die Garderobe und beſten Sachen der Infantin mit 700 Menſchen trug;

wiſſen wie? zu den ſchlechten Zwecken deſſelben gebrauchen laſſen.»

«Das iſt nicht möglich! das iſt nicht wahr!» ſchrie die Frau wieder auf; mein Chriſtoph iſt ganz unſchuldig.»

«Nur ruhig, meine Liebe! Es kann auch ſein, daß er unſchuldig iſt. Das muß ſich aber erſt aus der über ihn verhängten Unterſuchung ergeben. Die Frau Gräfin kann ihn zwar begnadigen, wenn er für ſchuldig befunden würde; aber die Unterſuchung kann ſie nicht niederſchlagen. Der Verdacht würde dadurch auch nicht von ihm genommen. Aber es ſprechen ſo viele Umſtände gegen ihn. Es iſt bereits durch Zeugen erwieſen, daß er am Samſtag Nachmittag ſehr unruhig und kaum bei ſich ſelbſt geweſen iſt, daß er ganz gegen ſeine Gewohnheit einige Käufer mürriſch abgewieſen und ſich ſo wunderlich betragen hat, ſo daß es allen ſeinen Nachbaren aufgefallen iſt. Ferner hat er immer nach der Uhr hinaufgeſtarrt; hat ſeine Waaren eher eingepackt, als die Andern und als nöthig geweſen; hat Geſchäfte vorgeſchützt, die er nun nicht nambaft machen kann, während erwieſen iſt, daß er keine Geſchäfte mehr in Adlerſtein abzumachen hatte, und dann iſt er, troz dieſer ſeltſamen Eile, nicht mit und ob man wol mit Barken und kleinen Schiffen Leute und Gut zu retten trachtete, ſo iſt doch das Meiſte verſunken und ertrunken. Aus Seeland brach die Infantin mit den Vornehmſten aus ihrer Geleitſchaft (die Soldaten und Bootsleute bei den Schiffen auf der Inſel Walcheren hinterlaſſend) hierher nach Antwerpen auf und wurde hier von den Kaufleuten und Schifffahrern aller Nationen mit höchſter Ehrenpracht empfangen. Aber hier erkrankte ſie an einem dreitägigen Fieber, in Folge der auf dem Meere ausgeſtandenen Drangſale. Unterdeſſen kamen Prinzeſſin Margaretha und ihre Taufpathe, unſers Herzogs Karl Witwe, von Namur, die Infantin zu bewillkommen, und die beiden Bräute, die faſt in einem Alter waren, beglückwünſchten ſich gegenſeitig auf das herzlichſte. Den Erzherzog traf die Nachricht von der Ankunft ſeiner Braut in Linz; er eilte alſo nach den Niederlanden. Die Infantin erwartete aber ſeine Ankunft nicht in Antwerpen, ſondern zog ihm noch zwei Meilen bis nach Lier entgegen. Hier empfing ſich das fürſtliche Paar am 21. October. Der Biſchof von Camerich, Herr Heinrich von Bergen, verrichtete die Trauung und das Beilagerfeſt wurde erſt in Lier mit kleinem Gepränge, hernach aber in Brüſſel mit wahrhaft königlicher Pracht gefeiert. — Die ſpaniſche Flotte hatte nicht nur die Beſtimmung, eine fürſtliche Braut aus Spanien nach den Niederlanden zu bringen, ſondern auch eine zweite fürſtliche Braut aus den Niederlanden nach Spanien. Spanien gab uns ſeine Tochter und nahm die unſrige dafür; es war ein ſehr artiger Brautaustauſch. — Nach den Hochzeitfeſtlichkeiten, worauf Prinzeſſin Margaretha mit einem ſpaniſchen Granden aus dem Gefolge ihrer Schwägerin, als Bevollmächtigten des Infanten Don Juan, getraut und ein Scheinbeilager gehalten hatte, nahm ſie Abſchied vom Vaterlande, geſegnet von Allen, die ſie kannten. Ihr Bruder begleitete ſie bis nach Middelburg, wo er ſo lange bei ihr blieb, bis günſtiger Wind ſich einſtellte und die ſpaniſche Flotte die Segel zur Heimkehr fliegen laſſen konnte. Der Erzherzog kehrte nach Brüſſel zu ſeiner jungen Gemahlin zurück; die Erzherzogin Margaretha fuhr getroſten Muthes über's Meer. Kaum aber hatte die Flotte die weißen Felſen Englands erblickt, als ſie im Canal von einem ſo furchtbaren Sturme überfallen wurde, daß die erfahrenſten Schiffer Alles verloren gaben und Jedermann ſich auf ſein vor Augen habendes letztes Stündlein vorbereitete.“

— „Es iſt gut, — daß Ihr nicht auf einem der ſpaniſchen Schiffe wart, — Herr Ohm,“ unterbrach der Archidiakonus den Erzähler.

— „Schweigt! Ich mag nichts davon wiſſen! Laßt mich in Ruhe fertig erzählen. Ich befand mich zu jener Zeit in Brüſſel und machte ein gutes Handelsgeſchäft mit der Erzherzogin Johanna. Aber wenn ich auch auf der Flotte geweſen wäre, nun ſo wär' ich ſo gut wie alle Andern mit dem Leben davon gekommen. Es ging aber ſchlimm zu, und es wurde Jedem, nach Schiffgebrauch, ein Stück Geld in die Hand gebunden, damit, wenn er ertrunken und todt an's Land geworfen wurde, die Uferbewohner ihn für das Geld ehrlich mochten begraben laſſen. Die ſtandhafte Braut und ihre innige Freundin, eine junge Gräfin von Maine, wie man ſagte, ein unechter Sproß der Familie Anjou, die unſerer Margaretha aus lauter Anhänglichkeit von Frankreich in die Niederlande gefolgt war und nun auch mit ihr nach Spanien ging — ſie liebten ſich mehr als Schweſtern und waren ſchier unzertrennlich — die beiden Freundinnen alſo hatten ſich in einem inbrünſtigen Gebete bereits mit der Erde abgefunden und ſahen dem Ende mit Seelenruhe entgegen. Ja, da zeigte ſich Margaretha's hohes fürſtliches Gemüth; während ihre Frauen am Boden lagen und verzweiflungsvoll die Hände rangen und wanden, dichtete ſie ſich ſelbſt eine Grabſchrift und ließ ſie, auf ein Stück Pergament geſchrieben, ſich mit mehren Goldſtücken in die Hand binden. Dann ſprach ſie mit der Gräfin Maine, die nur zwei Jahre älter war als ſie, ruhig von ihrem bevorſtehenden Tode und von Chriſti Erlöſungswerk und der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele durch die Gnade Gottes. Es mag rührend geweſen ſein, die beiden vornehmen jungen Damen alſo reden zu hören im Angeſicht des Todes. — Jene Grabſchrift nun iſt das kurze, aber berühmte Gedicht der fürſtlichen Dichterin, das wol werth iſt, von Euch, Neffe, und von Jedermann gemerkt zu werden. Es heißt:

Ci git Margole, noble Damoiselle,
Deux fois mariée, et morte pucelle. *)

He, wie gefällt Euch das? Iſt es nicht vortrefflich? Hätte ſie ihren ganzen Lebenslauf wol ſchöner und kürzer geben können? Hat ſie mit ihrer großen Seelenruhe und dieſen zwei Zeilen nicht den Beweis geliefert, daß ſie in der That und Wahrheit in ihrem ſiebzehnten Jahre eine große Dichterin war? — Na, zum beſten Glück wurde die Grabſchrift nicht gebraucht. Die Erzherzogin lief glücklich in den Hafen der engliſchen Stadt Hampton, ward vom König Heinrich auf's beſte empfangen und drei Wochen lang herrlich bewirthet, ſegelte dann mit günſtigem Wind weiter und landete endlich nach langer Meerfahrt in Gallizien. Im Monat April in Burgos, der Hauptſtadt von Caſtilien, angekommen, wurde ſie ſogleich mit dem Erben der ſpaniſchen Kronen verbunden. Jedermann weiß, daß alle die böſen Anzeichen und ſchlimmen Vorbedeutungen nicht gelogen haben, Gott ſei's geklagt! Noch war das junge Fürſtenpaar nicht volle fünf Monate verbunden, als der Infant Juan in Salamanca an einem

---

*) Hier ruht Gretchen, das edle Fräulein,
Zweimal vermählt und als Jungfrau geſtorben.

hitzigen Fieber erkrankte, das ihm am dreizehnten Tage das Leben nahm. Er ſtarb am 2. October 1497, erſt 19 Jahre alt, gerade als der ſpaniſche Hof das Beilagerfeſt ſeiner älteſten Schweſter Iſabella mit dem König von Portugal, Emanuel, feierte. Das war eine betrübte Hochzeit, zum klarſten Beweis, daß auch die mächtigſten Könige nicht erhaben ſind über das gemeine Schickſal der Sterblichen. In der tiefſten Trauer hoffte man doch auf den geſegneten Zuſtand unſerer Erzherzogin-Infantin, der jungen, tiefbetrübten Witwe; denn ſie ſchien beſtimmt, Spanien einen Thronerben ſchenken zu ſollen. Aber auch dieſe Hoffnung trog, und das Leid ſteigerte ſich, als ſie, von Schrecken und Kummer über den frühen Tod ihres Gemahls gemartert, nach einer Woche zu Alcala de Henarez von einer viermonatlichen todten Leibesfrucht entbunden wurde. So hat nun die beklagenswerthe Witwe drei Jahre bei ihren Schwiegereltern in Spanien zugebracht, bis ſie wieder in die liebe Heimat zurückgekehrt iſt. Aber noch hat ſie nicht zwei Jahre am Hofe des geliebten Bruders und unter ihren ſie liebenden Landsleuten wieder verlebt, als ſie uns der Herzog Philibert zum dritten Mal entführt. Möge ſie diesmal glücklicher ſein im Eheſtande als die beiden erſten Male! Sie verdient es, die treffliche Frau. Man ſagt, der Herzog von Savoyen ſei ein ſchöner und liebenswürdiger Mann. Ihr müßt ja das wiſſen, Junker."

— „So iſt's, mein Herr van der Kapellen," entgegnete der Page mit gedämpfter Stimme und ſchier betrübt. „Er iſt einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Männer, hoch und ſchlank, von herrlichſtem Anſtand und ritterlichem Weſen. Und die Poeſie liebt er und übt ſie aus, wie Frau Margaretha. Auch iſt er erſt 21 Jahre alt."

— „Ganz in einem Alter mit ihr. Und wie ſie ſchon einen Gatten durch den Tod verloren hat, ſo er eine Gattin. Er ſoll die erſte Gemahlin ſehr geliebt haben, ſie war eine franzöſiſche Prinzeſſin und eine Freundin Margaretha's, mit der ſie am franzöſiſchen Hofe aufgewachſen war. Man ſagt, ſie habe ſterbend ihrem troſtloſen Gemahl Margaretha als zweite Gemahlin empfohlen. Nun, ſo ſteht zu hoffen, daß er die zweite ebenfalls liebe. Sie iſt ja ſo ſchön und ſo gut."

— „Ja, ſo ſchön und ſo gut!" ſagte der Page wie im Traume. „Doch ich wollte Euch ja ihr Gedicht vom Tode ihrer Mutter vorleſen. Seht, ich habe mir alle ihre Gedichte abgeſchrieben und ergötze mich in einſamen Stunden daran. Ich liebe die Poeſie über Alles." Und er blätterte in ſeinem Taſchenbuche.

Der Prieſter, den die langen Erzählungen ſeines Oheims nicht aus dem Bereich der ſchönen Augen der Frau Eleonore zu vertreiben vermocht hatten, wurde nun doch noch von der peinlichen Ausſicht, ein Gedicht mit anhoren zu muſſen, aus dem Felde geſchlagen. Er empfahl ſich kurz und haſtig, wie Alles, was er that, und murmelte im Weggehen in abgeriſſenen Satzen Verwünſchungen uber Dichter und Erzahler beiderlei Geſchlechts, dumme Pagen, liſtige Weiber und ſchreiende Vogel; denn die Papageien ließen ein gewaltiges Hohngelachter hinter ihm drein erſchallen.

Viertes Kapitel.

Im Vorzimmer traf der flüchtige Leutprieſter einen ihm wohlbekannten jungen Mann, der eben im Begriff ſtand, ſich bei der Hausfrau anmelden zu laſſen. Es war dies der Capitain eines portugieſiſchen Schiffes, das ſchon ſeit zwei Monaten auf der Schelde lag, eine gedrungene, magere, ſüdliche Geſtalt, die nur aus Haut, Sehnen und Knochen zu beſtehen ſchien, mit einem ſehr ausdrucksvollen Kopfe, den ein Kranz ſchlicht und gerade herabhängender, harter, pechſchwarzer Haare umgab. Ein Paar ſtechende ſchwarze Augen ſchleuderten Blicke daraus, die — zumal einem guten flandriſch- oder brabantiſch-deutſchen Gemüth — durch Mark und Bein, Geiſt und Seele gingen. Es ſchien faſt unmöglich, den Blitzſtrahl dieſes Kraft und Entſchloſſenheit verkündenden Auges ertragen zu können, wenigſtens lenkte Pater Innocenz, deſſen Augen es doch nicht an Frechheit fehlte, ſie bei Seite und ging mit einem kalten, ſtolzen Gruße, der noch hochmüthiger erwidert wurde, an dem reich und phantaſtiſch-ſeemänniſch gekleideten Portugieſen vorüber. Dieſe zwei jungen Männer, Beide wilde und unzähmbare Naturen, ſtolz, trotzig, gebieteriſch, raſch und heftig und doch wieder vielfach verſchieden, nicht allein dem Stande, ſondern auch der Lebensweiſe und der Nationalität nach, haßten ſich unausſprechlich, und mußten ſich haſſen, und zwar einer Frau wegen, von der der Eine kam und zu der der Andere ging. Der Schiffscapitain warf dem Prieſter einen giftigen Blick nach und fuhr dann fort, mit der gegen ihn überaus freundlichen Dienerſchaft zu verhandeln. Während er nämlich an der Reihe männlicher und weiblicher Faullenzer vorüberging, befruchtete er jede Hand mit einem goldenen Saatkorn, dem das Bruſtbild ſeines großen Königs Emanuel aufgeprägt war, ein Samen, von dem er ſicherlich eine gute Ernte erwartete; denn kein Säemann ſäet aus ohne Hoffnung auf reiche Früchte, und keine Saaten gedeihen beſſer als die goldenen. Die ſchwarze Matty allein war nicht ſo freundlich mit dem Capitain wie mit dem Pagen, obgleich in ihre Hand, von den Uebrigen unbemerkt, zwei Goldſtücke fielen und dieſe Liebesgabe ſchon öfter von dem Portugieſen ausgetheilt worden war, der arme Page ihr aber noch nichts gegeben hatte.

Die reiche Spende war kaum in Sicherheit gebracht, als Herr Peter und der Page aus der Thüre traten; denn die Vorleſung des Gedichts war eben vorüber und der empfindungheuchelnde Kaufherr hatte ſich ſo entzückt davon geſtellt, daß er den bis zu Thränen gerührten Junker gebeten hatte, ihm eine Abſchrift davon auf der Schreibſtube zu machen. Und dahin waren ſie auf dem Wege. Van der Kapellen und der Schiffscapitain bekomplimentirten ſich ſehr ceremoniös; dann ſetzte jede Partei ihren Weg fort.

Als der Portugieſe in das Cloſet der ſchönen Hausfrau trat, zuckte ſein ganzes Weſen wie eine raſche und wilde Flamme mächtig empor. Sein gieriges, im unheimlichen Feuer ſüdlicher Sinnlichkeit glühendes Auge durchbohrte ſie, verſchlang ſie, und ſeine ganze zähe, ſtraffe, dunkelgefärbte Geſtalt hatte in dieſem Augenblick den Ausdruck des afrikaniſchen Tigers, der ſich eben auf die Beute zu ſtürzen anſchickt. Alle ſeine Nerven fibrirten ſichtbar; es war, als ob ihm kleine Schlangen unter der braunen Haut hinliefen, ſo raſch hob und ſenkte ſie ſich an vielen Stellen. Seine Lippen waren ſo ſtraff nach hinten geſpannt, daß ſie die glänzend weiße Doppelreihe der ſchönſten Zähne vollkommen zeigten, die, wie zum blutigen Biß halb geöffnet, ſich nach der Stelle zu ſehnen ſchienen, die das in Leonorens Reizen wühlende Auge ſuchte, um ſich tief in ihr weiches, üppiges, roſenfarbenes Fleiſch einzuſenken. Was brauchte dieſer junge Mann mit Worten zu reden, was er von dieſer Frau wollte? Deutlicher als alle Worte ſprachen Auge, Mund, Hand.

ſeinen Landsleuten abgereiſ't, wie er ſonſt zu thun pflegt und wie er, ſeinem Vorgeben nach, auch Ihr, ſeiner Mutter verſprochen hatte.»

«Ja, er hatte es mir ſo verſprochen, er wollte Sonntags Mittag zu Hauſe ſein,» ſchaltete die Frau ſeufzend ein.

«Im Gaſthofe zum Schwan hat er ſtumm und in ſich verſchloſſen geſeſſen: wiederum kein Auge von der Stubenuhr verwendet; wenn man ihn gefragt, verkehrte Antworten gegeben; kaum ein Paar Biſſen gegeſſen; dann, als es ſtocknacht geworden, iſt er wie toll in den Schloßgarten gerannt. Dann hat man ihn lange an der Schloßthür ſtehen, dann mit einem verhüllten Kerl lange umherſchleichen geſehen, und in der Mitternachtsſtunde iſt er dicht am Schloſſe dem Herrn Sekretär Zöllner begegnet, der ihn auch angeredet und mit Namen genannt. Dies Alles, wie ich es hier angeführt, hat der Gefangne auch bereits eingeſtanden, nur weigert er ſich hartnäckig zu ſagen, wer der vermummte Mann geweſen, mit welchem er ſich im Schloßgarten beſprochen, auch iſt er nicht dazu zu bringen, anzugeben, was er mit dieſem Manne verhandelt, oder was er ſonſt im Schloßgarten zu verrichten gehabt. Ferner hat er eingeräumt, daß das Stück Papier, die ganze Geſtalt. Auch verſtand Frau van der Kapellen dieſe lautloſe Sprache vollkommen, und ſie ſchien ihr zu gefallen und Freude zu machen. Sie lächelte ihm geſchmeichelt und ſelbſtgefällig entgegen; aber die ſpöttiſchen Züge um ihren Mund traten ſtärker hervor und ſie ſprach in dem Tone, der zu dieſen Zügen gehörte: „Ah, Capitain Magelhaens, Ihr kommt, um mir Lebewohl zu ſagen. Ihr habt endlich Eure Ladung vollſtändig gelöſcht und gedenkt, bevor es böſes Herbſtwetter bei uns gibt, in Euer ſchönes Vaterland zurückzukehren, um mit dem neuen Frühling die neuentdeckte Waſſerſtraße nach Indiens Wunderlande zu ziehen. Wie beneidenswerth ſeid Ihr doch aus drei Gründen: erſtens, weil Ihr ein Mann überhaupt ſeid, zweitens, weil Ihr ein Portugieſe ſeid und drittens, weil Ihr ein portugieſiſcher Seefahrer ſeid.“

— „Grauſames Weib!“ rief der Seemann mit einer Stimme, in der ſich Liebe und Grimm gleich leidenſchaftlich paarten. „Warum mir auch noch dieſer Hohn? Hütet Euch, daß er nicht Euch und mir zum Verderben werde!“

— „Wie? Ihr droht mir, Capitain!“ ſagte ſie entrüſtet, und ihr Geſicht war plötzlich von einer düſtern Wolke überſchattet.

— „O verzeiht, Donna!“ ſchmeichelte er augenblicklich umgewandelt mit ſüßer Stimme. „Ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche, was ich thue vor Leidenſchaft und Liebesglut zu Euch, grauſam ſchöne, unvergleichlich reizende, angebetete Frau! Ihr ſelbſt treibt mich ja auf's Aeußerſte. Ich werde faſt toll vor Liebe zu Euch und Ihr weiſet mich immer lächelnd zurück. Niemand weiß beſſer als Ihr, — denn ich hab' es Euch mehr als ein Dutzend Mal geſagt, — weshalb ich hier zwei Monate vergeblich liege und Geſchäfte heuchele, die längſt abgemacht ſein könnten, nur um vor den Augen der Welt noch einen Anhaltepunkt zu haben, einen Entſchuldigungsgrund für mein langes Bleiben, damit man nicht im Hafen und auf dem Markt, auf den Straßen und in den Häuſern hier und in Liſſabon ſage: er liegt zu den Füßen der ſchönen Frau des Kaufmanns van der Kapellen, von ſüßen Banden feſt umſtrickt, und kann nicht fort. Und meinetwegen möchten ſie es ſagen, wenn nicht Jeder mich glücklich prieſe und mich um ein Glück beneidete, danach ich bis jetzt vergeblich geſtrebt habe, um ein Glück, während ich unausſprechliche Martern leide, um ein Glück mich, der ich auch nicht der kleinſten Gunſt von Euch mich erfreue.“

— „Capitain, Ihr führt wieder die alte leidenſchaftliche Sprache, die ich mir ſchon mehrmals von Euch verbeten habe, die ich als die Gemahlin Peter van der Kapellen's nicht anhören darf,“ verſetzte die Sirene halb ſtreng, halb lockend und darum doppelt verführeriſch.

— „Sagt nur das nicht!“ fiel ihr der Portugieſe in's Wort. „Nennt Euch nur nicht ſo precios die Gattin dieſes Mannes. Es iſt unausſtehlich!“

— „Und bin ich es denn nicht?“ lachte ſie.

— „Spielt doch nicht Verſteckens mit mir, wie mit einem Kinde! Ihr wißt, ich bin nicht ſo dumm, wie manche Eurer — Landsleute; und da Ihr das wißt, ſo mußt Ihr auch wiſſen, was ich von Eurer Ehe mit Herrn Peter van der Kapellen zu halten habe. Das iſt und kann der Grund nicht ſein, weshalb Ihr meine heißen, ſtürmiſchen Bewerbungen ſtets mit lächelnder Kälte zurückweiſet.“

— „Ich habe keinen andern, als meine eheliche Treue“ —

— „Ihr lügt, Ihr liebt einen Dritten“ —

— „Mein Herr, welche Unverſchämtheit! Ich ſag' Euch“ —

— „Ruhig, ſchöne Frau, und hört mich an! — Ich kam vor drei Monaten hierher; es war mein erſter Ausflug an dieſe niederländiſchen Küſten; ich hatte viel von der Schönheit der Frauen dieſes Landes gehört, und ich war begierig, ſie zu ſehen. Es ahnete mir, daß ich eine davon lieben würde; ich hatte ja noch kein Weib geliebt. Ich kam, ich ſah Euch und war im Augenblick bezaubert von Eurer Schönheit. Sie war über alle Beſchreibung, über alle Erwartung hinaus herrlich und verführeriſch. Euch galt die erſte auflodernde Flamme meines Herzens und ich geſtand Euch meine Liebe. Ihr erwidertet: ich bin Euch nicht gram, Capitain Magelhaens, ich würde Euch wahrſcheinlich lieben, wenn ich nicht die Frau eines braven Mannes wäre, den ich nicht betrügen kann, nicht betrügen will. Erſpart meiner ehelichen Treue alle fernern Demonſtrationen. — So oder ohngefähr ſo lauteten Eure ölſanften und ölkühlen Worte, aber ſie floſſen auch recht wie Oel in meine Flammen und fachten ſie zu raſenden Rieſen an. Eleonore, Ihr liebt Euern Mann nicht; Ihr könnt ihn nicht lieben, und er würde auch dieſe Liebe nicht verdienen. Ich habe Euch beobachtet. Trotz der Leidenſchaft, die es durchfiebert, hat mein Auge doch Schärfe genug behalten, die Verhältniſſe um Euch zu ſehen, wie ſie ſind. Was ſag' ich! Das Auge der Eiferſucht ſieht doppelt ſcharf. Und mein Herz wird von den Qualen der Eiferſucht verzehrt. Dieſer Pater Innocenz, Euer Beichtvater“ —

— „Sprecht das unwürdige Wort nicht aus, Capitain! Es iſt ein ſcheußlicher, erbärmlicher Verdacht von Euch. Ich gab Euch kein Recht, alſo mit mir zu reden, und ich will Euch nicht länger anhören.“ Dieſe Worte ſprach ein ungeheuchelter Zorn, eine wirkliche Entrüſtung aus Frau van der Kapellen.

— „Laßt mich ein letztes Wort zu Euch reden!“ begann der Seemann mit gedämpfter, ſchier unheimlich klingender Stimme. „Ich kann ohne Euern Beſitz nicht leben. Jagt mich nicht in den Tod. Flieht mit mir aus dieſem Hauſe, wo Euch aus all' dem gleiſenden Hageprunk nur der Ekel und die Langeweile eines ſchläfrigen, reizloſen Eheſtandes angähnt. Wandelt mein Schiff durch Eure Gegenwart zum Feentempel der Liebe um. Seid die wohlthätige Fee dieſes Tempels! Unſichtbare Liebesgotter ziehen es nach den fernen, blubenden Geſtaden des Ganges. Dort, Eleonore, dort unter einem reinern und ſchönern Himmel, auf einem reichern und reizendern Boden will ich dir einen Palaſt bauen, wie das Schloß einer Königin, mitten in ein Paradies hinein und angefullt mit allen Schätzen, die Kunſt und Natur ſpenden. Du ſollſt nichts, gar nichts entbehren, was du hier haſt, du ſollſt tauſendmal mehr haben, und die Liebe wird dort erſt über Alles ihre zauberhaften Tinten ausgießen. Sei meine Göttin, Eleonore! Dein Haus ſei ein Tempel und auf dem Altar deſſelben, deinem Herde, lodere die heiße, nie verlöſchende Flamme meiner Liebe und verkläre unſer Leben. — Nein, unterbrich mich nicht! Ich weiß, was du ſagen willſt. Laß mich deinen Einwürfen begegnen und ſie heben, eh' ſie ausgeſprochen ſind. Du wirſt meine Gemahlin, mein eheliches Weib. Meine Familie iſt reich, vornehm und angeſehen; ſie iſt eine der erſten des Landes und gilt viel beim Könige. Und der König wird auf ihren Betrieb beim heiligen Vater in Rom die nöthigen Schritte thun, daß dieſes dir widerwärtige Eheband aufgelöſt und dafür das unſrige geknüpft werde. Mein Schiff liegt ſegelfertig; es wartet nur darauf, dich aufzunehmen, um ſogleich die Anker zu lichten. Eleonore, laß dich erbitten! Folge mir zu Glück und Liebe!“

Der junge, feurige Mann hatte in der Begeiſterung alle Tonarten der Bitte und Ueberredung, vom rührendſten, weichſten Flehen, wie man es ihm kaum zugetraut hatte, bis zur ſtürmiſchen, wilden Beſchwörung, bis zur Gewalt der Leidenſchaft, die ſeinem Weſen angemeſſener war, abwechſelnd angeſchlagen und heftete nun das düſter glühende Auge mit geſpannter Erwartung auf die lächelnden Züge des reizenden Gegenſtandes dieſer Bewerbungen. Aber dieſe eitle Frau verſetzte mit der alten, glatten, lächelnden Ruhe: „Capitain, ich werde Euch nicht folgen. Gott Lob! daß mir Ueberlegungskraft geblieben iſt, einzuſehen, daß das, was Ihr mir als Glück ſo reizend ſchildert, gar leicht mein größtes Unglück werden konnte. Nein, nein! Ich bin die Frau Peter van der Kapellen's und will es bleiben.“

— „Iſt das Euer letztes Wort?“ fragte der Seemann mit wildaufkochendem Zorne.

— „Es war mein erſtes auf Euer verführeriſches Minnewerben; es iſt auch mein letztes.“

Die Wuth des Tigers blitzte wieder aus Magelhaens' Augen; ſeine Fäuſte ballten ſich krampfhaft; es war einen Augenblick, als wollte er ſich auf ſie ſturzen, um ſie zu zerfleiſchen, aber im nächſten Augenblick ſtand er ſchon, keines Wortes fahig, in der Thüre und war den Augen der unbeſorgten Frau entſchwunden, ehe ſie ſich's verſah.

Sie trillerte ein leichtfertiges Liedchen, warf Hund und Katze übereinander, futterte die Papageien mit Honigbrot und machte ſich mit ihren Blumen in Äſchen, die ihre Fenſter ſchmückten, zu ſchaffen.

Fünftes Kapitel.

Einige Minuten darauf ſprang der Archidiakonus wieder, nach Art ungezogener Buben, durch die ſchnell aufgeriſſene Thür in's Zimmer.

— „Na, endlich iſt's leer bei Euch, ſchone Baſe! — Aber der portugieſiſche Galgenſtrick — ärgert mich noch mehr — als der alberne tyroler Bub“ —

— „Ihr braucht Euch über keinen zu argern, mein Vater“ —

— „Gebt mir nicht dieſen Namen — wenn wir unter vier Augen ſprechen. — Ich mag ihn nicht hören aus Euerm Munde. — Gebt mir einen zärtlichern, — einen ſußern. — Bitte — einen Kuß, Eleonore!“ —

— „Ich will nicht! Laßt die Kindereien, Innocenz! Aber hört, ich will Euch einen Auftrag geben.“

— „Sag' an, vergotterte Frau — um deren Beſitz ich zum Antichriſt ſchworen wurde. — Sag' an, ich renne durch's Feuer fur dich um einen ſundhaften Kuß von deinen Purpurlippen.“

— „Geht und faßt das Schiff dieſes portugieſiſchen Narren in's Auge. Ich hoffe und wunſche, er wird nach der heutigen Lection die Segel deſſelben ſogleich dem Tajo zufliegen laſſen. Geht und bringt mir ſofort Kunde, wenn er die Anker gelichtet hat und die Schelde hinabfährt.“

— „Ha, alſo fort muß er, unerhört, unbegunſtigt?! — Das iſt Engelsgeſang für mich! — Ihr liebt ihn nicht, dieſen ſchwarzen, ſchonen Teufel? — Keine Botſchaft bring' ich Euch lieber — und ich will eine Meſſe mehr leſen — wenn mir das ſtolze Schiff — mit ſeinem unausſtehlichen Herrn — aus den Augen iſt. — Wahrlich, ich dachte ſchon daran — das verdammte Schiff in Brand zu ſtecken — und den dürren Waſſerhund — drauf zur Kohle zu brennen — wenn ich nur dran gekonnt hätte.“

— „Chriſtliche Geſinnung eines chriſtlichen Prieſters!“ ſpottete Eleonore.

— „Aber nun ſpielt auch nicht länger die Spröde gegen mich. — Eleonore, du weißt, wie ich dich liebe! — Mach' mir den abgeſchmackten Einwurf von Sünde nicht — und halte mir nicht kalte, thorichte Märchen als Schild entgegen — wenn ich dir ein glühendes Herz an die Bruſt werfe. — Narrheiten! — Ich kann dir — kraft meines Amtes — alle und jede Sünde vergeben — noch eh' ſie begangen iſt — und den Prieſter lieben — heißt die Kirche lieben — denn der Prieſter iſt die Kirche. — Auch iſt dem Himmel — wie du weißt — ein reizendes, verlornes und wiedergefundenes Schafchen lieber — als die ganze Heerde dummer Schafe — von der kein's jemals Veranſtaltung traf — auch ein Mal verloren zu geben. — O, dies ſich Verlieren iſt ſo ſüß! — Es gibt nichts Süßeres und Schöneres im Himmel und auf Erden."

— „Chriſtliche Geſinnung eines chriſtlichen Prieſters!" höhnte Eleonore noch ein Mal.

— „So wahr mir der Herr helfe, ich will nicht länger Beichtvater und wohlbeſtallter Archidiakonus an der Domkirche ſein, wenn Ihr mir nicht lieber ſeid, reizende Frau, als das ganze Chriſtenthum!" rief der Prieſter trunken von Leidenſchaft, und ſeine Zunge war plötzlich ſo geſchmeidig geworden und ſeine Rede ſo fließend, daß er auch nicht ein einziges Mal ſtockte oder ſtammelte. „Für die Menge der Pfaffe — für dich, Eleonore, der Menſch, der liebende, geliebte Menſch, entkleidet all' des Firlefanzes und der geiſtlichen Schellenkappe, die ich wenigſtens bei dir nicht raſſeln hören mag: das wäre ein unausſprechliches Glück für mich. Aber nicht wahr," fuhr er ſchneidend fort und fing wieder zu ſtammeln und zu ſtocken an — „dazu müßte ich ein ſchönerer Mann ſein — ein ſchönerer — als ich bin. — Den kleinen ſchwarzen Portugieſen — ſchickt man wol fort — aber nicht den ſchönen, großen, ſtolzen — Erzherzog" —

worauf der Brandbrief geſchrieben war, ein Fetzen von dem Einpackpapier der Nägel iſt, deren zwei zum Anheften des Brandbriefs an der Hinterthüre des Schloſſes gebraucht worden waren, endlich daß das Päckchen unverſehrt geweſen und keine dieſer Nägel verkauft worden. Das Seltſamſte iſt freilich, daß die Schrift vom Brandbriefe gänzlich verſchwunden iſt und man keine Spur mehr davon entdecken kann. Nicht mit Unrecht denkt man deßhalb an verbotene Zauberkünſte.» Hier hielt er inne und fixirte die geängſtete Frau mit ſeinen dunkelblauen lauernden Augen.

«Großer, barmherziger Gott!» ſeufzte die Frau auf, «auch das noch! Aber ſagen Sie mir doch, was ſoll denn auf dem Papiere geſtanden haben?

«Der Amtmann gibt folgende Worte an: Wenn nicht *alle* Gefangnen im Schloſſe ſogleich frei gelaſſen werden, ſo ſoll in Kurzem das Schloß und ein Theil der Stadt ein Aſchenhaufen ſein. — So ungefähr hat die Drohung gelautet und das ganze Amtsperſonal, welches Sonntags früh, als der Brandbrief an der Schloßthüre gefunden wurde, denſelben geleſen hat — ſo wie viel anderes Volk — ſchwört Stein und Bein: es ſei ganz dieſelbe Handſchrift geweſen, wie die der Paar Worte, welche

— „Innocenz" —

— „Denkſt du, ich wüßte nicht — wie verliebt er in dich iſt? — Ha — als er das letzte Mal hier war — hab' ich Euere Augen beobachtet. — Jeder ſeiner Blicke forderte Liebe von dir — jeder der deinigen gewährte ihm Liebe. — Ein ſchmachtender Minneknab — der ſchönſte Jüngling ſeines Landes. — Pah — und Ihr ſeht die Gefahr nicht — die Euch umlauert — Euch erwartet — Euch verderben wird — wenn Ihr nicht einen Freund — einen Beſchützer des heimlichen Minnedienſtes habt — und wer iſt dazu geeigneter als ich — Euer Beichtvater? — Unter meinem Schirme wärt Ihr vor jedem Verrath geſichert — jede Entdeckung wäre unmöglich. — Und was verlang' ich denn für ſo wichtigen und verſchwiegenen Dienſt? — Darf und kann er im Ernſt Treue von Euch verlangen — er, der alle ſchöne Frauen liebt und jede küßt, deren Mund er haben kann? — Und endlich: kann ich Euch nicht die Sünde vergeben — die Ihr mit ihm begeht? — Ja, iſt ſie nicht ſchon dadurch vergeben, daß Ihr den Prieſter des Herrn die Lippen küſſen und dadurch wieder reinigen und heiligen laßt, auf denen noch das unlautere Feuer ſeiner Küſſe brennt? Was bedenkt Ihr Euch noch? Schlagt ein und macht mich zu Euerm Beſchützer und Verbündeten!"

Der liſtige Verſucher hielt ihr die Hand hin. Sie hatte ihm aufmerkſam und nachdenkend zugehört. Der

Vorſchlag ſchien ihr nicht zu misfallen. Aber ſie zögerte noch einen Augenblick — und Matty öffnete die Thüre und ließ einen bleichen, blonden, jungen Mann hereintreten oder vielmehr hereinſchlüpfen; denn es war, als betrete er kaum den Boden.

— „Ha, hier kommt Meiſter van der Voort,“ nahm der Prieſter ärgerlich das Wort, „gewiß um Euch Unterricht zu geben. Ihr werdet noch eine große Malerin werden.“

— „Das leidet keinen Zweifel,“ ſagte der Meiſter ſanft und weich mit einem ſeelenvollen und gutmüthigen Lächeln, „denn ſie iſt es ſchon, und ihre Bilder werden einſt eine Zierde der niederländiſchen Malerſchule genannt werden.“

— „Ei, Meiſter Martin,“ ſagte Eleonore verweiſend, „aus Euerm Munde befremdet mich die Schmeichelei. Wenn mein Vater früher behauptete, ich werde einſt eine genannte Malerin werden, ſo beſtach ihn die väterliche Eitelkeit zu dieſem unreifen Urtheil. Aber was könnte Euch wol beſtechen?“

In das bleiche Geſicht des Malers ſtieg eine flüchtige Röthe; er heftete ſchweigend und verlegen das Auge an den Boden.

— „Wir ſprechen von der verhandelten Angelegenheit ein ander Mal,“ ſagte der Archidiakonus jetzt ungeduldig und empfahl ſich mit ſeiner gewohnten Haſt.

Eleonore trat mit dem Meiſter durch die Thüre, hinter welcher ſie vorher den kleinen Brief des Erzherzogs geleſen und die Antwort darauf geſchrieben hatte. Und ſie ſtanden in einem ſehr ſchön eingerichteten, mit Bildern und Skizzen der mannigfachſten Art behangenen Maleratelier, das zugleich Schlafzimmer der Künſtlerin und, wie es ſchien, das Allerheiligſte im Hauſe war; denn hier empfing ſie keine Beſuche.

Ein Paar Staffeleien ſtanden umher, auf ihnen angefangene Bilder; eine Harfe lehnte an der Wand, zum Beweiſe, daß die Hausfrau auch die edle Muſica pflege.

Der Maler ſtellte die Staffelei zurecht und rückte den Seſſel für ſeine Schülerin. Dazu lächelte er immer ſtill und ſchmerzlich in ſich hinein.

— „Euch iſt heute etwas Angenehmes begegnet, Meiſter Martin. Ihr ſeht ſehr vergnügt aus.“

— „Angenehmes?“ fragte der Maler, und die Frage klang faſt wie ein Vorwurf, und zwiſchen durch ſtahl ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt und ſein reines, ſchönes, blaues Auge füllte ſich mit Waſſer. Dazu lächelte er aber immer noch. „Mir begegnet auf Erden nichts Angenehmes mehr. Ich dachte nur über Eure letzten Worte nach.“

— „Ueber meine Worte? Was hab' ich geſagt, das Euch ſo heiter ſtimmen kann, Euch, der immer ſo traurig iſt? Ich will in dem Kapitel fortfahren. Helft mir nur wieder auf die Sprünge.“

— „Ihr fragtet, was mich wol beſtechen könnte, Euer Malertalent für ein bedeutendes zu erklären? Wenn ich mich irren ſollte, ſo wäre es mir noch weit eher zu verzeihen, als Euerm Vater. Und dieſe Betrachtung zwingt mir dies bittere Lächeln in's Geſicht, ein heiteres iſt es nicht."

— „Ach, Ihr könnt gar nicht bitter lächeln, dazu ſeid Ihr zu gut, lieber Martin. Aber laßt das! Ich verſtehe ſchon. Es iſt das alte, traurige Lied wieder. Ihr müßt das vergeſſen, Martin."

— „Vergeſſen! Ja, wer vergeſſen könnte! O, ſagt mir, wer mich dieſe Kunſt lehrt, und ich will auf den Knien zu dieſem größten Wohlthäter der Menſchheit rutſchen und wenn er tauſend Meilen von hier wohnt, damit ich ſeines Segens theilhaftig werde und mein todtkrankes Herz geneſe, indem es vergißt!"

— „Ihr dauert mich," ſagte ſie leichtſinnig, „aber ich kann Euch nicht helfen."

— „Freilich konnteſt du das nur, als es noch Zeit war," ſagte der Maler flüſternd, und der reſignirende Schmerz in ſeinen Zügen nahm einen poſitiven und entſchloſſenen Charakter an. „Und als ich nach dem Kranz griff, der deiner Verſicherung nach für mich gewunden war, als ich ſeligen Herzens die Hand danach ausſtreckte, um mir die liebeglühenden Schläfe damit zu kühlen, da gabſt du ihn dem reichen Manne, der dir Geld dafür bot, kein Herz, keine Seele, nicht einmal einen heißern, raſchern Pulsſchlag; nein, kaltes, todtes, elendes Geld und erbärmlichen Flitter und Tand. Und den alſo erkauften Kranz hing er prunkend in ſeinem Hauſe auf. Das war Alles. Iſt's ein Wunder, wenn er dürr und welk geworden iſt und ſeine Blätter unangenehm raſcheln? Ich hätte ihn an meinem Herzen gepflegt und grün erhalten, o wie lange! Aber der arme Maler mag hingehen und ſich verzehren in Liebesgram und Schmerz, was kümmert das meine Frau van der Kapellen?!"

Der unglückliche junge Mann brach hier in ein lautes Schluchzen und Weinen aus, das er vergebens bemüht geweſen war, zu unterdrücken.

Eleonore betrachtete ihn ſchweigend mit mitleidigen Blicken. Als er wieder gefaßter ſchien, ſagte ſie ruhig: „Ihr habt die Bedingung nicht erfüllt, Meiſter Martin, unter der allein ich Euch zum Lehrer annahm. Es war Euer Wunſch, nicht der meinige, mich zu unterrichten. Bedenkt das wohl!"

— „Ich weiß, ich weiß! Weil ich ſterben muß, wenn ich ganz von dir verbannt bin, grauſames, geliebtes Weib! So komm' ich doch in den Bereich deiner Zauberblicke, ich kann doch den Athem einſchlürfen, den du aushauchſt, ich kann meine Augen an deiner göttlichen Geſtalt weiden. Deshalb bat, beſchwor ich dich um dieſe einzige Gunſt. Du gewährteſt ſie unter der Bedingung, dir nie von meiner Minnebrunſt zu reden. Ich verſprach Alles, nur um wochentlich ein Mal eine einzige — ach wie flüchtige! — Stunde um dich zu ſein. Aber ich kann mein Verſprechen nicht halten; es iſt unausſprechliche Wonne, um dich zu ſein, Eleonore, und eben ſolche Qual, dir nicht einmal ſagen zu dürfen, was ich für dich fühle.“

— „So kann ich ferner Euern Unterricht nicht mehr benutzen.“

— „Grauſame! Entſetzliche!“ rief der Maler erſchrocken. „Ich will ja ſchweigen, ſchweigen bis mir das Herz bricht, nur verbanne mich nicht! Barmherziger Gott, nur das nicht! Ich muß ja vergehen und ſterben an dieſer Liebe, ob ſo oder ſo. Nun, ſo will ich wenigſtens im keuſchen Minnedienſt das langſam tödtende, ſüße Gift aus Deinen Blicken trinken und vor dir hinwelken, wie eine Blume im heißen Sonnenſtrahl ohne einen Tropfen Regen oder Thau.“

— „Martin, laßt mich ein ruhiges, ernſtes Wort zu Euch reden! Ich würde es nicht, wenn Ihr mir nicht werth wäret. Ihr ſeid der Schüler meines Vaters und mein Jugendbekannter, und Ihr wünſchtet, daß ich Euer Weib werden möchte. Ich war auch gar nicht abgeneigt, dieſen Euern Wunſch zu erfüllen; aber wohl gemerkt! es war nicht mein Wunſch. Ich glaube, daß Ihr mich liebt, aber die Gefühle, die Ihr mir ſchildert, hatte und hat mein Herz nicht für Euch. Ich war Euch gut, aber ich liebte Euch nicht. Meine Aufrichtigkeit thut Euch weh, ich weiß es, aber ich kann doch nicht lügen. Ihr macht mir zum Vorwurf, daß ich einen reichen Mann geheirathet habe, der mich nicht liebt, den ich nicht liebe; aber iſt es nicht an und für ſich beſſer, als wenn ich Euer Weib geworden wäre, ohne Eure Liebe erwidern zu können? Mein Gemahl verlangt keine Liebe von mir, aber Ihr hättet ſie verlangt; mein Gemahl iſt nicht unglücklich darüber, daß ich ihn nicht liebe, aber Ihr wäret es in dieſem Falle geworden. Und nun bedenkt, was ich meinem armen Vater ſchuldig war, der meine Verbindung mit Herrn Peter van der Kapellen wünſchte und deſſen Alter dadurch in eine glückliche, ſorgenfreie Lage verſetzt worden iſt. Bedenkt, daß das Augenlicht dieſes Mannes erliſcht, daß er faſt blind iſt und — arm, wie er ſtets war — nichts mehr durch ſeine Kunſt erwerben kann, und daß ich noch jüngere Geſchwiſter habe, die auch erzogen ſein wollen! Welch großer Nutzen iſt aus meiner Verheirathung dieſen meinen Geſchwiſtern erwachſen! Doch Ihr wißt ja das Alles, was brauch' ich es Euch zu ſagen. Und nun ſeid billig und gerecht. Quält mich nicht länger. Beſucht nach wie vor unſer Haus; mein Ehewirth heißt Euch gern willkommen; ich ſchätze in Euch den werthen Jugendfreund, den Künſtler, den Lehrer und erfreue mich Eures Unterrichts. Verlangt nicht mehr von mir, als was ich gewähren kann; denn das, was ich kann, gewähr' ich Euch ja gern mit Wohlwollen und Freundlichkeit."

— „Ich erkenne dankbar Eure Gute und werde nicht wieder gegen Euer Gebot ſündigen," ſagte der Maler gefaßt und mit Reſignation. Er reichte ihr Palette und Pinſel und ſchob das in Arbeit befindliche Bild in die rechte Stellung auf der Staffelei. Die Schilderei ſtellte Erzherzog Philipp's Uebernahme der Regierung der Niederlande vor, wie ſie 1494 zu Löwen in der Hauptkirche zu St. Peter ſtattgefunden hatte, und man ſah darauf den König Maximilian, den ſechzehnjährigen Erzherzog Philipp, ſeine Schweſter Margaretha, die hohe Geiſtlichkeit, die Abgeordneten der Städte und das Hofgefolge. Das Meiſte war noch in der Anlage und nur die Figur des Erzherzogs, wie er eben vor dem Hochaltar den Eid ſchwört, mit großer Liebe in ſeiner jugendlichen Schönheit vollſtändig ausgearbeitet.

— „Ich bringe Euch heute die Conterfeis vom kurzweiligen Rath des Königs, Kunz von der Roſen, und vom jungen Pfalzgrafen Friedrich, obgleich, wie ich auf das genaueſte erkundet habe, dieſer Herr vor ſieben Jahren noch nicht am burgundiſchen Hofe war, ſondern erſt ſeit fünf Jahren der Freund und Hofherr des Erzherzogs iſt."

— „Dies hält mich nicht ab, ihn dennoch auf dem Bilde als Anweſenden darzuſtellen," verſetzte Eleonore.

„Er iſt dem Erzherzog der liebſte und theuerſte Begleiter und treueſte Freund, und es wird Seiner Hoheit gewiß Freude machen, ihn auf dem Bilde zu finden. Er wünſcht es ſogar.“

— „Er wünſcht es? Alſo weiß der Erzherzog von Euerm Gemälde, das Ihr vor aller Welt verborgen haltet?“

— „Nun ja; ich habe ihm davon geſagt,“ entgegnete die Malerin verlegen. „Zeigt her, die Conterfeis! Sie ſind trefflich. Kunzens Schalksnarrengeſicht werd’ ich mit größtem Fleiß malen. Er gefällt mir baß, der luſtige Schellenkönig.“

— „Eleonore,“ ſagte der Maler ernſt, „Ihr wollt mir ausweichen. Aber glaubt mir, ich habe Euch errathen, als Ihr das Bild des ſchönen Erzherzogs ſo trefflich maltet. Es gibt kein beſſeres Conterfei von ihm. Solch ein Bild kann nur Liebe malen, und wenn es eine Frau malt, dann braucht man zur Erklärung keines Wortes.“

— „Ei, Meiſter Martin van der Voort,“ ſagte die Frau trotzig und den Kopf ſtolz in den Nacken werfend, „Ihr erlaubt Euch, mir den Text zu leſen, als wäret Ihr mein Ehewirth oder Beichtvater, oder als ſtände Euch ſonſt ein Recht zu, mit mir zu maulen über dies und das, was Euch nicht an mir gefällt. Was ging’ es Euch an, mein geſtrenger Meiſter, wenn mir der Erzherzog beſſer gefiele als Ihr, obgleich ich nicht weiß, wie Ihr das aus dieſem Bilde ſchließen wollt.“

— „Euer aufbrauſender Zorn wurde mir die Wahrheit meiner Annahme verrathen, wenn es nicht das Bild gethan hatte,“ entgegnete der Maler ruhig. „Doch habt Ihr vollkommen recht; es geht mich nichts an und Ihr werdet mir nicht einmal die Stimme eines warnenden Freundes zugeſtehen wollen. Und dennoch treibt mich mein Herz, Euch zu warnen. Ich kann's nicht unterlaſſen, ſelbſt auf die Gefahr Euers großern Zorns. Hort auf die Stimme des Jugendfreundes: laßt Euch nicht von der Schonheit und Zierhofelei des Erzherzogs bethören.“

— „Behaltet Eure gutgemeinte Warnung fur Euch, Meiſter! Eine Frau von reiner Tugend und ſtrenger Sitte, wie ich mich rühmen darf zu ſein, bedarf ſolcher Ermahnungen und Lehren nicht. Doch wenn Ihr den Rath nicht bei Euch behalten konnt, ſo geht und ſucht leichtfertige Weiber auf; es iſt in Antwerpen kein Mangel daran.“

— „Nein, Euch gilt er, Eleonore; keiner Andern. Ein merkwurdiger, bedeutungsvoller Traum hat mich erſchreckt. Hort ihn an; ich will ihn Euch erzahlen und kein Wort weiter hinzufügen. Thut dann, was Ihr nicht laſſen konnt. Wenn Euch hernach ein Ungluck begegnet, ſo hab' ich mir keinen Vorwurf zu machen, als hatte ich die geheimnißvolle, hohere auf der andern Seite des Papiers ſtehen und Ihr Sohn als ſein Geſchrift anerkennt.»

«Ich ſehe ſchon: er iſt verloren,» jammerte die Frau in ſich hinein und der gräßlichſte Seelenſchmerz machte ihre Züge gleichſam erſtarren zu einem Steinbilde der Niobe. «Er iſt verloren und ich bin es mit,» fuhr ſie fort, «wenn ihn die Gnade der Frau Gräfin oder des Herrn Grafen nicht frei gibt. Dann wollen wir auf und davon, fort in ein fremdes Land, wo ihn Niemand kennt und ſeine Schande, und, wenn's ſein muß, über's Meer; denn hier ertrüg' ich das Leben nicht, und er bleibt ja doch unter allen Umſtänden mein Kind, mein einziges Kind, das ich mit Kummer groß gezogen, auf das ich mein ganzes Hoffen gebaut — ach! und das Mutterherz, vorzüglich das Mutterherz einer Wittwe läßt ſich nie geſchweigen und verläugnen.»

«Ich will mein Möglichſtes bei der Frau Gräfin und dem jungen Herrn Grafen verſuchen,» verſetzte der Profeſſor; dann fügte er mit Nachdruck langſam hinzu: «Was aber würde Sie thun, liebe Frau Eiſenblut, wenn die gnädige Herrſchaft nicht zu bewegen wäre, Ihren Sohn auf freien Fuß zu ſezzen?» Sein Auge hing wieder lauernd an den ſchmerzverzogenen Zügen der Frau.

Stimme, die an mich ergangen iſt, nicht an Euch gelangen laſſen.“

— „Ein Traum! O erzählt!“ rief Frau van der Kapellen wieder munter. „Ich höre Träume und Geſpenſtergeſchichten gern; mein würdiger Ehegeſpons hat mich angeſteckt.“

— „Ich ſchlief geſtern mit bekümmerten Gedanken an Euch ein. Ihr ſeid ja Abends mein letzter, früh mein erſter und den Tag über ſchier mein einziger Gedanke. Nun begegnet es mir gar oft, daß ich in der Nacht von Euch träume und mich eines unausſprechlich ſüßen Glücks erfreue, dem die Wirklichkeit grauſamen Hohn ſpricht. Diesmal erſchien mir aber Euer liebliches Bild in anderer Bedeutung. Ich ſah Euch in einem hohen, fürſtlichen Zimmer prächtig geputzt an der Staffelei vor dieſem Bilde ſitzen und emſig malen. Es ſchlich aber eine große, buntgefleckte Katze, ein tückiſches, abſcheuliches Thier, um Euch herum und betrachtete Euch neugierig. Plötzlich ſaht Ihr das Conterfei des Erzherzogs im Bilde mit liebeleuchtenden Augen an und lächeltet ihm ſelig zu und beugtet Euch nieder, das Bild inbrünſtig auf den Mund zu küſſen. Und ſiehe, von Euerm heißen Kuſſe belebt, trat der gemalte Fürſt aus der Leinwand heraus und war der wirkliche, lebendige Erzherzog, warf ſeine Arme Euch um Hals und Hüften und herzte und küßte Euch inniglich. Darüber löſte Euer blondes Haar ſich aus dem

Knoten und ſtürzte in prächtigen Lockenwellen hinten hinab bis zur Erde. Die Katze ſprang hinzu und häkelte an dem Haare und krallte ſich darin feſt und kletterte daran empor, bis ſie auf Eurer Schulter ſaß. Da war der Erzherzog im Augenblick wieder in der Leinwand und die Katze ſprang Euch auf den Buſen und hieb Euch mit beiden Vorderpfoten in's Geſicht und grub ihre ſcharfen, ſpitzen Krallen tief in das Fleiſch Eurer Wangen, in Naſe und Mund, daß es fetzenweiſe herabhing und das Blut ſtromweiſe auf Eure Kleider rann. Ihr aber ſchrieet ganz jämmerlich dazu, daß ich darüber erwachte.“

Eleonore war unruhig geworden. „Und was ſoll mir der Traum? Was hab' ich mit einer böſen Katze zu ſchaffen?“

Mit nachdrucksvoller Stimme ſagte der Maler: „Die Katze trug unverkennbar die Züge der Erzherzogin-Infantin Johanna, der Gemahlin des Erzherzogs Philipp, und ich wußte während des Traumes, daß ſie es ſelber war.“

— „Poſſen!“ rief die erbleichende Hörerin, aber das Wort wollte ihr nicht recht aus dem Munde. „Ihr ſeid auch bei Nacht ein düſterer Träumer, wie bei Tage. Geht mir doch mit der dummen Katzengeſchichte und ſagt mir lieber ernſtlich und feſt, wann werdet Ihr endlich Euer Verſprechen erfüllen und die Außenwand unſeres Hauſes mit Eurer kunſtfertigen Hand ſchmücken? Mein Gemahl mahnt mich faſt taglich, Euch anzutreiben. Das ganze Haus iſt fertig und glänzt von Pracht und Herrlichkeit. Herr Peter hat kein Geld geſpart, ſich aus allen Weltgegenden das Beſte und Köſtlichſte zu verſchaffen, um es in ſeinen Wänden aufzuſtellen, und gerade nach der Straße zu, wo er ihm den hochſten Glanz geben will, ſieht es noch immer unſchimmer aus, und ein ſchlechtes Bild von der Geburt unſeres Erlöſers verunſtaltet die Wand. Ihr habt andere Häuſer in Antwerpen und Brüſſel mit köſtlichen Schildereien bemalt und das unſere muß noch immer auf Euern Pinſel warten."

— „Habt Ihr Euch denn entſchloſſen, welch eine Schilderei am Hauſe prangen ſoll? In der That, die Verzogerung hat mehr an Euch als an mir gelegen."

— „Wir ſind des einig geworden, Herr Peter und ich, und ich hab' Euch deshalb einen Abriß unſerer Gedanken auf ein Blatt gezeichnet. Seht hier, Meiſter! Wir wollen keine Geburt Chriſti oder ſonſt eine bibliſche Geſchichte wieder am Hauſe haben, wie man ſie jetzt an allen Wänden ſieht. Wir haben uns etwas Neues und Abſonderliches ausgedacht. Es iſt die Entdeckung der neuen Welt durch den Genueſer Colombo. Das iſt eine Sache, von der jetzt Jedermann ſpricht, die alle Herzen bewegt und die an das Haus eines Kaufmanns gehört, der ſeine Schiffe bald in die neue Welt zu ſchicken gedenkt. Das Schickſal hat es wunderlich gefügt, daß unſer Erzherzog König von Spanien werden wird. Mein Gemahl baut darauf große Pläne und gedenkt ſeinen Reichthum in der neuen Welt noch beträchtlich zu vermehren, wenn Philipp erſt die ſpaniſche Krone auf dem Haupte haben wird. Darum haben wir dieſe Schilderei gewählt, die dem Erzherzog gefallen muß. Auf das rechte Wandfeld kommt das Meer mit dem Schiff des Colombo; man ſieht ihn und ſeine trotzigen Gefährten auf dem Verdeck; in der Ferne erblickt man das Land der neuen Welt. Auf dem linken Felde ſoll man die Königin Iſabella von Caſtilien, die hohe Beſchützerin Colombo's, und den König Ferdinand von Arragonien, ihren Gemahl, das königliche Elternpaar unſerer Erzherzogin, auf dem Throne beiſammenſitzen ſehen; an den Stufen des Thrones den heimgekehrten Chriſtophero Colombo, wie er eben dem ſpaniſchen Königspaar die Karte des neuen Landes überreicht. In das Giebelfeld malt Ihr die heilige Jungfrau Maria, Colombo's Patronin, wie ſie ihm den Weg nach Weſten über das Meer zeigt.“

— „Der Gedanke iſt vorzüglich ſchön!“ rief der Maler und ſeine Augen ſtrahlten vom Feuer künſtleriſcher Begeiſterung. „Und wahrlich, wenn er es nicht ſchon zur Genüge darthäte, daß Ihr eine tüchtige Künſtlerin ſeid, der Aufriß hier würde Jeden davon überzeugen. Ich habe eine Arbeit vor, die ich dieſe Woche noch zu beendigen hoffe; dann ſchlage ich ſogleich das Gerüſt an Euerm Hauſe auf, meine Frau, und ich werde mit zwiefacher Liebe ausführen, was Ihr entworfen.“

Sie reichte ihm die Hand, die er inbrünſtig küßte; dann nahm ſie Palette und Pinſel und trug die Farben, die er ihr miſchte, auf die Leinwand; während ſie malte, hing ſein Auge verklärt und wonneſtrahlend an ihren reizenden Zügen.

Sechstes Kapitel.

Es waren noch wenige Tage über eine Woche verſtrichen ſeit dem Vormittage, an welchem jene Geſpräche im Hauſe des reichen Kaufherrns Peter van der Kapellen zu Antwerpen geführt worden waren, als um dieſelbe Tageszeit in das geräumige und hohe Vorzimmer der erzherzoglichen Gemächer in der ſtattlichen und prächtigen herzoglichen Hofburg zu Brüſſel ein langer, ſchlicht gekleideter Mann mit ſeinem Knecht eintrat und ſich beſcheiden gegen die anweſenden Hofherren, Offiziere, Edelleute, junge Pfaffen und Pagen verneigte, die theils in der freundlichen Herbſtſonne an den hohen Spitzbogenfenſtern, theils um das Kaminfeuer ſchwatzend lungerten oder ſich die Zeit — das einzige koſtbare Gut, das ſie im Ueberfluß beſaßen — mit Bret- und Kartenſpiel vertrieben. Der Fremde war ein Mann in den angehenden vierziger Jahren, doch hatte die letzte Blüte männlicher Jugend, welche in dieſen Jahren zu treiben pflegt, ihm ſchon Valet geſagt, und die dunkelblonden Haare, die ſchlicht unter ſeinem unſcheinbaren, mit Marderpelz verbrämten Tuchbaret am Kopfe herabhingen, hatten ſchon eine ſtarke graue Beimiſchung. Auch das Geſicht trug Spuren von ſchweren Leiden oder ſchweren Mühen; es war bleich, eingefallen und ſtarkhervortretende Backenknochen beherrſchten daſſelbe. Man mußte es unſchön nennen, es hatte unbedeutende Züge dieſes Geſicht, ſtark markirte und verzwickte, Zeit und Charakter hatten darin ihre Pflugſchar auf- und abziehen laſſen. Die lange, dürre, ſtarkknochige Geſtalt neigte ſich etwas vorwärts und der Kopf ſenkte ſich der Bruſt zu, wodurch der ganze Mann einen Ausdruck von Beſchränktheit erhielt. Dieſem aber widerſprachen die kleinen, funkelnden Augen, von großer Geiſtesbeweglichkeit zeugend, und um den breiten Mund ſpielte ein äußerſt gutmüthiger Zug, ein ſtilles, freundliches Lächeln, geſchickt, mit dem Eindruck zu verſöhnen, den die übrige Erſcheinung des Mannes hervorgerufen hatte. Wie ſein ganzes Weſen ſchlicht, einfach, anſpruchslos, ſo war auch ſeine Kleidung. Sie beſtand aus einem dunkelgrünen Tuchwamms, braungefärbten Lederhoſen, blauen wollenen Strümpfen und ziemlich plumpen Schuhen; über dem Wamms trug er eine ebenfalls dunkle Pelzſchaube von derſelben Pelzart, mit der ſein Baret verziert war. Das war nicht der hageprunkende Anzug eines niederländiſchen Bürgers, der in die Hofburg kam, um mit ſeinem Fürſten zu ſprechen; ein brabanter oder flandriſcher Bauer wäre in größerem Staate in dieſem Vorzimmer erſchienen. Der Mann hatte nicht für einen Pfennig Werth Sammt oder Seide, Gold oder Silber an ſich. Es war Alles an ihm von Wolle, Linnen, Leder und Pelz, wie ſie das liebe Vaterland lieferte. Und der Knecht ſah auch nicht aus wie der Eigenhold eines vornehmen Mannes. Ein ſchaflederner Reiterwamms, keineswegs neu und funkelnd, Lederhoſen und hohe Reiterſtiefeln von braunem Rindsleder machten ſeinen ganzen Staat aus. Dafür ſah ſein grobes Geſicht deſto unwirſcher und bärbeißiger drein, und eine große, eckige Klumpnaſe, die ſich ausnahm, als kreiſe ſie eben mit Zangen, gaben ihm etwas Abſchreckendes und Fürchterliches. Der Knecht trug, wie es ſchien, ziemlich ſchwer einen kleinen, in Schweinsleder genähten Kaſten unter dem linken Arm und hielt neben ſeiner ſchmierigen Hundsgugel noch ein braunledernes Futteral in der rechten Hand, in welchem man, der äußern Form nach zu ſchließen, einen Hut vermuthen durfte.

Dieſe beiden ſonderbaren Geſtalten waren den im Vorzimmer verſammelten, meiſt jungen und witzigen Herren in farbenprachtigen, ſeidnen und ſammtnen, auch goldgeſtickten und auf allerlei Art verzierten und betroddelten Kleidern erſt eine auffallende und dann natürlich ſehr willkommene Erſcheinung. Es ſchien bald, als hegten die üppigen Bewohner des Vorzimmers die

Meinung, die beiden Fremden ſeien zu keinem andern Zweck hierhergekommen, als um zum Gegenſtand fader Witzeleien, Spöttereien und Neckereien zu dienen.

— „Es ſind gewiß Bewohner der neuen Welt,“ ſagte ein luſtiger Hofjunker und dehnte ſich übermüthig in ſeinem goldgeſtickten Sammtrocke, „und wollen dem Erzherzog, als ihrem künftigen Herrn und König, die Aufwartung machen. In der That, ſie haben ein menſchenfreſſeriſches Ausſehen.“

— „Dann gibt es Arbeit für unſer einen,“ bemerkte ein junger, hochmüthiger Pfaffe; „ich werde die armen Heiden zur alleinſeligmachenden Kirche bekehren und lade Euch alle zu Taufpathen ein.“

— „Ah, ſchwatzt nicht ſo gottlos!“ rief ein Page. „Die beiden Herren ſind gute Chriſten. Sie ſtammen aus dem Lande Dänemark und ſind ehrliche Mäuſe- und Rattenfänger, die das Schloß von allem Ungeziefer reinigen und dem Erzherzog ihre nützlichen Dienſte anbieten wollen. In dem wohlverwahrten Schreine iſt das Rattengift und in dem Futteral die Mäuſefalle.“

— „O wie todt und ſtill würde es in dieſen Räumen ſein, wenn hier alles Ungeziefer vertilgt würde!“ lachte ein vorzüglich vornehm gekleideter, zarter Jüngling.

— „So rechnet Ihr Euch wol ſelbſt dazu, Durchlaucht?“ fragte ein älterer Hofherr.

— „Warum nicht? Wir bilden hier einen ſtattlichen Rattenkönig. Doch laßt Euch nicht bange ſein, daß es Euch an Hals und Kragen geht. Dieſe Leute ſehen nicht aus wie Mörder und Todtſchläger. Ich wette, es ſind Handſchuhmacher vom Rhein, die eine neue Art, das Leder gar zu machen, erfunden haben und nun gekommen ſind dem Erzherzog Proben ihres Fleißes vorzulegen. — Nicht wahr, guter Freund, Ihr ſeid ein braver Bürger einer deutſchen Reichsſtadt, deſſen ehrlicher Sinn nicht höher ſteht, als auf das tägliche Brot, wenn's auch hart und ſchwarz, wenn's auch Haferbrot und ſchimmelig iſt."

— „Ihr habt's endlich getroffen," verſetzte der lange, ſchlichte Mann. „Ich bin ein braver Bürger einer freien deutſchen Stadt und mein ehrlicher Sinn ſteht nur auf mein tägliches, ſelbſterworbenes Brot. Der Erzherzog wird Euch das beſtätigen, denn der kennt mich genau."

— „Ei, was Ihr doch für vornehme Bekanntſchaften habt!" höhnte die Durchlaucht. „Ihr habt wol ſchon aus einer Salzmetze mit ihm gegeſſen?"

— „Auch diesmal habt Ihr recht. Ihr rathet beſſer als die andern Herren. Mehr als ein Mal ſchöpfte ich mit Seiner Hoheit und deſſen glorreichem Vater Seiner Majeſtät dem König aus einer Schüſſel und trank mit ihnen aus einer Flaſche. — Still, Veit!" wandte er ſich zu dem Knechte mit einem drohenden Tone. Denn dieſer gromelte und brummte vernehmbar böſe Dinge und warf wüthende Blicke umher, aus de-

«Was ich thun würde?» rief ſie wieder auffahrend. «Ich bin im Beſitz eines Geheimniſſes, das ich mit in's Grab genommen haben würde; aber wenn man mir meinen Sohn nimmt, werde ich Gebrauch davon machen.»

«Kennt Sie mich denn, liebe Frau?» fragte der Profeſſor ſanft und milde.

«Nein!» war die Antwort: «ich weiß nicht, wer Sie ſind.»

«Ich bin der Schloßkaplan und Seelſorger der gräflichen Familie, ein treuer, und eifriger Diener der Kirche und des Herrn. Erſt ſeit kurzer Zeit bin ich hier; aber ſchon habe ich gemerkt, daß in dieſem Hauſe nicht alles iſt, wie es ſein ſollte. Vertraue Sie ſich mir an, entdecke Sie ſich mir ganz und ich werde dann für Ihr Beſtes wirken.»

Die Frau ſah ihm mißtrauiſch in die Augen. Er aber faltete die Hände, blickte ſalbungsvoll empor und ſprach: «Beten wir erſt zuſammen zum dreieinigen Gott, daß der Hochgelobte Ruhe und Frieden in Ihr armes, gequältes und zerriſſenes Herz ſenke und Sie volles Vertrauen zu mir faſſen lerne!» Und von ſeinen Lippen floß ein ſchönes Gebet und ſtahl ſich als Heilſpende in ihre blutende Seele. Die arme Frau fing nun an, in nen zur Genüge erhellte, daß er bedeutende Luſt in ſich verſpürte, mit geballten Fäuſten drein zu ſchlagen. Und er hatte fürchterliche eiſerne Fäuſte und zeigte ſie den übermüthigen Hofherren. Auf den Befehl ſeines Herrn ſchwieg er unwillig.

— „Da Ihr gewohnt ſeid, an fürſtlichen Tafeln zu ſitzen," fuhr der junge Fürſt fort, „ſo werdet Ihr doch wol auch ſchon mit mir geſpeiſt haben. Beſinnt Euch nur, ich bin der Pfalzgraf Friedrich, der zweite Prinz des regierenden Pfalzgrafen bei Rhein."

— „Mit kleinen Fürſten hab' ich noch wenig verkehrt. Doch Euern Vater kenn' ich, durchlauchtiger Herr. Als vor zwei Jahren der ſchwäbiſche Bund von den Eidgenoſſen die argen Schläge bekam, hab' ich ihm auf der Flucht beigeſtanden und durchgeholfen."

Der Pfalzgraf wandte ſich zu ſeinen, dem treffenden Stich Beifall lachenden Kumpanen und gab ihnen durch Worte und Zeichen kund, dem Manne rappele es offenbar im Kopfe. In dieſem Augenblick trat der Page Bübenhoven aus einer Thüre in das Vorzimmer und ließ einen Laut der angenehmſten Ueberraſchung hören, als er die Fremden erblickte. Er ſtand einige Augenblicke ſchier regungslos und heftete ſeine Augen voll froher Erwartung und Hoffnung auf den langen, ſchlichten Mann, als ſei ihm derſelbe die liebſte Erſcheinung, der langerſehnte Gegenſtand ſeiner heiligſten Wünſche. Er wollte ſich ihm nähern, aber ſcheue Ehrfurcht hielt den Knaben zuruck. Dann eilte er wieder fort und kehrte nach einigen Minuten mit dem Oberkämmerer des Erzherzogs zuruck, der dann auch reſpectvoll zu dem Fremden trat. Dieſer bat mit flüſternden Worten, indem er ganz heimlich ſeinen Namen nannte, ihn dem Erzherzog zu melden.

— „Es iſt nicht nöthig, daß ich Euch zuvor melde,“ verſetzte der Oberkämmerer, „Seine Hoheit erwartet Euch heute und hat befohlen, Euch ſogleich, wie Ihr anlangt, zu ihm zu führen. Habt demnach die Gewogenheit, mir zu folgen.“ Und ſie gingen in des Erzherzogs Gemächer.

Bübenhoven hatte unterdeſſen dem Knechte einen Schemel hingeſtellt, auf den dieſer ſeinen ſchweren Kaſten ſtellen möchte, wodurch er ſich ſchnell die Gunſt deſſelben erwarb. Der wild ausſehende Mann dankte freundlich und ſagte: „Es will mich bloß bedünken, Herrlein, als ob Ihr uns beſſer kennet wie die Andern hier.“

— „Gewiß,“ verſetzte Bübenhoven; „ich bin ja ein Tyroler aus dem Oberinnthal, wo ihr die Silberbergwerke habt, und habe deinen Herrn dort öfter geſehen.“

— „So iſt doch ein Chriſt unter dieſen Heiden,“ ſagte der Knecht grob und nickte dabei dem Pagen freundlich zu.

Der Pfalzgraf hatte naturlich nichts Eiligeres zu thun, als den Pagen zur Seite zu nehmen und heimlich zu befragen, wer der lange fremde Schlagtodt ſei, vor dem er und der Oberkämmerer ſo viel Reſpect gezeigt.

— „Das iſt der weltberühmte, reiche Jakob Fugger von Augsburg, der heute dem Erzherzog die Späne zur ſpaniſchen Reiſe bringt, und zweifelsohne liegt in dem ſchweren Käſtlein dort der goldne Schatz begraben.“

Der Pfalzgraf machte ein langes Schafsgeſicht und theilte den Uebrigen die unangenehme Entdeckung mit. Er ſelbſt wußte ja am beſten, wie gut dieſer Jakob Fugger beim König und Erzherzog angeſchrieben ſtand. Die meiſten der jungen Herren wurden blaß vor Schrecken und kratzten ſich bedenklich hinter den Ohren. Die jungen Plattköpfe von der Kleriſei und die ſonſt noch auf Beſuch hier waren, nahmen eiligſt den Abmarſch; die Hofherren, Junker und Pagen, die ihre Dienſtpflicht hier feſthielt, ſahen zitternd und bebend nach der Thüre, welche in die erzherzoglichen Zimmer führte, und erwarteten jeden Augenblick, daß ſie ſich öffnen und ein arges Donnerwetter daraus über ihre Köpfe hervorbrechen würde, und in der Herzensangſt ſchob Einer die Schuld auf den Andern. Am Ende wollte Keiner etwas geſagt, ja nicht einmal gelacht haben; im Gegentheil verſicherten Manche, ſie hätten es dem Manne gleich angeſehen, was hinter ihm ſtecke, und Andere machten Bübenhoven Vorwürfe, daß er nicht gleich mit der rechten Farbe herausgegangen ſei, obgleich er bei ihren Ungezogenheiten nicht zugegen geweſen war. Er lachte ſie aus, nicht ohne einen Anflug von Schadenfreude, als er erfuhr, was ſie angeſtellt hatten. Alle ſtimmten darin überein, es ſei ſehr unrecht vom Herrn Fugger, nicht ſeinem Reichthum angemeſſen einherzuſchreiten; wie den Vogel an den Federn, ſo pflege man den Menſchen an den Kleidern zu erkennen. — Veit trat nun keck und triumphirend auf und warf ſeinerſeits den Junkern höhniſche Blicke zu, indem er übermüthig murmelnd mit der Fauſt auf die Geldkiſte ſchlug; die goldbetreßten Herrlein waren aber plötzlich ſo demüthig geworden, daß ſie dem gemeinen Knecht im ſchlichten Lederkoller einen Stuhl rückten, ein Anderer eine Flaſche Wein hervorzog und dem ungeleckten Bären kredenzte, und ein Dritter ein höfliches Geſpräch mit ihm beginnen wollte, um ihn zu verſöhnen; aber Veit ſah nur um deſto hochmüthiger über Alles weg, ging brummend und lachend ſeinen Schritt und gab nur Bübenhoven die Ehre, dann und wann ein paar Worte an ihn zu richten.

Fugger trat in die prachtüberladenen Gemächer des Erzherzogs ſo ruhig und unbefangen, als ſei er ſelbſt hier zu Hauſe. Der Oberkämmerer erſuchte ihn, in einem derſelben zu warten, und ging, um den Erzherzog herbeizuholen. Es dauerte auch nur wenige Minuten, als die gegenüberliegende Thüre haſtig geöffnet wurde und der Fürſt raſch hereintrat.

Philipp, Erzherzog von Oeſtreich, Herzog von Burgund und den Niederlanden, Graf von Tyrol und Lützelburg, ſtand in ſeinem vier und zwanzigſten Lebensjahre und war einer der ſchönſten, anmuthigſten und jugendkräftigſten Männer ſeiner Zeit. Seine Körperformen waren ſo edel und liebreizend, ſeine Bewegungen, ſein ganzes Weſen ſo gewinnend und einnehmend, daß man ihn allgemein nur Philipp „den Schönen" oder den „ſchönen burgundiſchen Herrn" nannte. Er war hoch und ſchlank, von auffallender Leibeslänge, doch ſtanden die einzelnen Theile des Körpers alle in einem richtigen Verhältniß zu einander. Die Anmuth und Majeſtät ſeines Weſens ließen beim erſten Blick den gebornen Fürſten in ihm erkennen. Vorzüglich ſchön gebaut war ſein Kopf; hellblonde, dichte Locken wallten ihm bis auf die Schulter; auf ſeiner herrlich gewölbten Stirn thronten Hoheit und Liebreiz vereint; aus ſeinen großen, glänzenden, blauen Augen loderten die Fackeln ſchelmiſcher Liebesgötter, um alle Frauenherzen in Brand zu ſetzen. Seine Züge trugen unverkennbar große Aehnlichkeit mit denen ſeines Vaters, des öſtreichiſchen Max, den die „burgundiſche Maria" einſt ſeiner Schönheit wegen zum Gemahl gewählt hatte; aber Philipp hatte nicht die große Naſe Maximilian's, über welche der König ſtets ſo anmuthig zu ſcherzen pflegte und die oft genug das Stichblatt ſeines Hofnarren Kunz von der Roſen war. Die Philipp's hielt ſich in der ſtrengſten Schranke männlicher Schönheit. Das Reizendſte an ihm war aber ſein zarter, leichtgeſchwellter Mund; es war, als hätte der Gott der Liebe ſich den ſeinigen dazu abformen laſſen. Philipp trug keinen Bart; denn dieſe Sitte brachte erſt zwanzig Jahre ſpäter ſein Sohn Karl auf. Auf ſeinen Wangen ſchimmerte das zarteſte Roth durch das lieblichſte Weiß einer feinen, ſchier mädchenhaften Haut. Und war es ein Wunder, wenn Philipp und ſeine Schweſter Margaretha das ſchönſte, liebreizendſte Menſchenpaar in allen niederländiſchen Provinzen waren, ſie, die den ſchönen öſtreichiſchen Apoll und die reizende burgundiſche Venus zu Eltern gehabt hatten?

— „Ihr ſeid pünktlich, Herr Fugger; das muß ich loben,“ empfing der Fürſt den augsburger Bürger. „Hättet Ihr mir die Stunde dieſes Vormittags in Euerm Briefe angegeben, ich glaube, Ihr wäret mit dem Glockenſchlage der Schloßuhr bei mir eingetreten.“

— „Pünktlichkeit muß die Seele des Kaufmanns ſein, gnädigſter Herr,“ verſetzte Fugger, ſich verneigend. „Was wollte aus meinen vielſeitigen und mannichfachen Geſchäften werden, wenn nicht jedes Ding zur rechten Stunde, ja Minute verrichtet werden müßte! Das iſt halbe Arbeit. Und wenn ich ſtreng gegen mich bin, darf ich's auch gegen meine Leute ſein.“

— „Ja, Ihr ſeid ein wackerer Mann, Herr Jakob Fugger, vor dem ganz abſonderliche Ehrfurcht zu haben, ich gern bekenne. Fürwahr, als ich vor ſieben Jahren mit meinem Vater zuerſt nach Augsburg kam, das er vor allen deutſchen Städten liebt und hochhält, da war ich auf nichts ſo begierig, als Euch kennen zu lernen, von dem mir ein römiſcher Kaiſer und ein deutſcher König nicht Rühmens genug hatten machen können; denn nicht nur König Maximilian, auch Kaiſer Friedrich war Euers Lobes voll und lenkte meinen jugendlichen Sinn auf Euch, als einen der beſten Männer im heiligen römiſchen Reich.“

— „Solch Lob könnte mich ſtolz machen, wenn ich eine Anlage dazu hätte,“ entgegnete Fugger lächelnd. „Ich habe mich der Gnade meines gnädigſten Kaiſers und Königs ſtets nach Kräften würdig zu machen geſucht. Ich habe mir's ſauer werden laſſen in meinem Leben erſt hinter dem Webſtuhl, dann auf Fahrten hin und her durch manches Herrn Land, um mit dem Groſchen zu wuchern, den mir mein braver und thätiger Vater hinterlaſſen. Dabei hab' ich Gott und die Heiligen nicht minder fleißig angerufen, habe die heilige Mutter Kirche und ihre Diener hoch und werth gehalten. Ich gab dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gott, was Gottes iſt. Ein wenig Glück, womit Gott meinen Fleiß ſegnete, kam dazu, das aber den Leinweber nicht hoch- und übermüthig machte, und ſo iſt der Jakob Fugger von Augsburg geworden, wie er vor Euch zu ſtehen die Ehre hat.“

—„Ihr ſeid alſo wirklich ein gelernter Leinweber? Man hat es mir ſchon ein Mal geſagt, aber ich hab' es nicht glauben wollen. Ich meinte, man verwechſele Euch mit Euerm Vater."

—„Ich bin es, wie es mein Vater war, gnädigſter Herr, und gedenk' es zu bleiben all mein Lebtag. Ich ſitze im Rath meiner lieben Vaterſtadt von Zünften als Webermeiſter und halte den Webſtuhl dort und überall in Ehren. Es wird Euch bekannt ſein, Hoheit, daß Augsburg ein zünftiges Regiment hat und die Geſchlechter ſchon über hundert Jahre im Hintergrund haben ſtehen müſſen, weshalb ſie gar ſehr in Abnahme und Verfall gerathen ſind. Auch hab' ich noch etliche dreißig Webſtühle in meinem Hauſe gehen und laſſe auf ihnen fleißig Leinwand, Drillich und Barchent weben. Am Webſtuhl ſitzend von früh bis ſpät haben mein Vater und Großvater durch Fleiß, Ordnung, Demuth und Gottesfurcht den Grund zum Fuggerſchen Hab und Gut gelegt; das Weberſchiffchen, das ſo hurtig hinüber und herüber flog, hat uns auch etwas eingebracht, wenn auch nicht ſo viel, wie die Schifffahrt der ſtolzen Kaufherren von Flandern und Brabant, die den Reichthum aller Länder heimführen; es war ja auch klein und kam nicht aus unſerer Stube. Dafür ſind wir auch nicht übermüthig geworden und haben uns nicht überhoben und empört gegen die uns von Gott geſetzte und verordnete Obrigkeit."

— „Da habt Ihr recht, Herr Fugger. Der Kaiſer erkannte aber auch Euer ſtilles und ſicheres Verdienſt. Mein Großvater folgte der Leiche Euers Vaters zu ihrer Ruheſtatt, als er eben in Augsburg gegenwärtig war, und begabte Euch und Eure beiden Brüder mit einem adligen Wappen. Ihr führt die drei Lilien mit Ehren im Wappen. Der Kaiſer wollte jedenfalls damit andeuten, daß er euch drei Brüder ſo werth halte, wie die koſtbarſte Blume des Gartens. Wie lange führt Ihr das Wappen ſchon?“

— „Es ſind nun acht und zwanzig Jahre; denn es war im Jahre 1473, als des Kaiſers Majeſtät uns damit begnadigte. Ich hatte es wol am wenigſten oder eigentlich noch gar nicht verdient; ich war damals erſt ein Bub' von vierzehn Jahren. Doch hat es mich gar ſehr angeſpornt.“

— „Ihr ſeid wol der jüngſte von Euern Brüdern?“

— „So iſt's, gnädigſter Herr; von den elf Kindern, die meine Mutter geboren, bin ich das zehnte und der ſiebente Sohn; das letzte Kind war ein Mägdlein, das nach zehn Monaten wieder dahin ging, woher es gekommen war. So iſt's gekommen, daß mein Bruder Ulrich, das älteſte von allen Kindern, in voriger Woche ſeinen ſechzigſten Geburtstag gefeiert hat und mein Bruder Georg im neun und vierzigſten Jahre ſteht, ich aber erſt zwei und vierzig Jahre alt bin.“

— „Fürwahr, ein reicher Eheſegen, deſſen ſich Eure Eltern erfreuten! Und daß ſich dabei dennoch das Gut Euers Vaters durch Fleiß und Thätigkeit mehrte, macht ihm die größte Ehre.“

— „O wenn's ſeine Kinder allein geweſen wären, die er verſorgte,“ rief Fugger mit leuchtenden Augen. „Nein, er ließ keinen Armen unbeſchenkt, keinen Kummervollen ungetröſtet — nicht mit Worten, ſondern durch Thaten der Liebe getröſtet — keinen Bedürftigen ohne Hülfe von ſich. Und es waren harte und böſe Zeiten, die er mit durchmachte, eh' noch der ſchwäbiſche Bund beſtand gegen die rohe Anmaßlichkeit der adligen Wegelagerer, Schnapphähne und Raufritter, die unſere Stadt fort und fort drangſalten. Und die Baiernherzöge waren die ſchlimmſten, die uns nimmer Ruhe ließen. Da war ſtets zu geben und zu helfen; denn die Noth kam immer wieder. Aber er war unermüdlich im Geben und Helfen; doch bewährte ſich Gottes Spruch an ihm: Gebet, ſo wird euch gegeben. Und ſein Gut wuchs wunderbar, wie das Oel im Krüglein der Witwe, bei der der Prophet Elias gehauſet.“

— „Und Ihr ſeid in ſeine Fußtapfen getreten, wackerer Mann!“ ſagte der Erzherzog gerührt und die Hand des Leinwebers ergreifend, während ſein Auge feucht ſchimmerte. „Eure Vorfahren waren alle Leinweber? Wie ſind ſie nur zu dem großen Reichthum gekommen, den Euer Haus jetzt beſitzt?“

dieſem Manne ihren Engel und Retter zu erkennen und verſprach ihm, ihr ganzes Geheimniß zu enthüllen, damit er dann — wie er ihr heilig und theuer verſprach — um deſto ſichrer für die ſchnelle Befreiung Ihres Sohnes wirken könne.

«Ich bin die Tochter des Unterförſters Schall in Laubenheim,» begann ſie dann vertrauungsvoll zu erzählen. «In dem großen Forſthauſe bewohnte der Herr Oberförſter de la Gaude, ein vertriebener armer franzöſiſcher Edelmann, die obere Etage; meine Eltern die untere. Eine Tochter des Herrn Oberförſters hieß Eleonore. Sie war ein gutes, liebes Mädchen, mit mir in faſt gleichem Alter und meine innigſte Freundin. Wir lebten eine gar glückliche Jugend zuſammen. Unſer vereintes Glück wurde nur zu bald geſtört und kehrte nie wieder. Wir hatten noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht, als Eleonorens Vater ſtarb und die ganze Familie, in Folge dieſes traurigen Ereigniſſes, von einander geriſſen wurde. Weil die Kinder alle artig franzöſiſch ſprechen konnten, ſo war von Seiten der reichen Adelsfamilien im Lande groß Begehren um ſie. Eleonore kam in das gräfliche Haus von Ebersdorf, um den jungen Gräfinnen Geſellſchaft zu leiſten d. h. franzöſiſch mit ihnen zu reden.

— „Wir kennen Niemand von unſerem Stamm weiter hinauf als unſeren Urgroßvater. Er war ein Weber und Bauer vor hundert und funfzig Jahren im Graben, einem Dorfe an der ſogenannten Straße im Lechfelde bei Augsburg. Er hieß Hans Fugger und ſeine Ehewirthin Anna Meißner war von Kirchheim. Er ſoll ein fleißiger und gottesfürchtiger Mann geweſen ſein. Ob er ſeinem Sohne etwas hinterlaſſen, wiſſen wir nicht, ſchwerlich iſt's viel geweſen. Dieſer hieß ebenfalls Hans und war mein Großvater. Durch ſeine Verheirathung mit Katharina Widolph erlangte er Bürgerrecht in Augsburg im Jahre 1370. Nach dem Tode dieſer ſeiner Wirthin ſchloß er 1382 einen zweiten chriſtlichen Ehebund mit Eliſabeth Gfattermann, deren Vater einer des Raths war. Dieſer mein Großvater war unter der Zunft der Weber und von derſelben im Rathe. Auch war er Freiſchöff des weſtphäliſchen Gerichts auf der rothen Erde, alſo ein ſehr angeſehener und geachteter Mann. Neben ſeinem Handwerke trieb er Leinwandhandel in die ſchwäbiſchen und baieriſchen Städte und erwarb ſich dadurch ein in jener Zeit anſehnliches Vermögen von dreitauſend Goldgulden. Der Ruf ſeines Fleißes und ſeiner Rechtſchaffenheit hat ſich erhalten, obgleich er ſchon als ein angehender Funfziger im Jahre 1409 verſtorben iſt. Er hinterließ zwei Söhne, Andreas und Jakob, welche beide zünftige Weber waren. Dieſer Jakob, der jüngere Sohn, war mein Vater, deſſen Andenken ich ſegne, ſo oft ich ſeinen Namen ausſpreche. Sein Bruder Andreas war ein Mandel Jahre und noch mehr älter und ſchon lange ein Mann mit eigenem, blühendem Geſchäft, als mein Vater noch ein Schulknäblein war. Andreas hatte ſich mit Barbara Stammler, aus dem anſehnlichen Geſchlechte der Stammler vom Aſt, verheirathet und groß Geld und Gut mit ihr erworben. Mit abſonderlichem Glück trieb er Handelſchaft auf der einen Seite mit Venedig und Genua, auf der andern mit der Hanſa und den flandriſchen Städten, und er gewann in reißender Schnelle viel Geld. Was er angriff, glückte ihm über die Maßen, und als mein Vater als Lehrburſche an den Webſtuhl trat, war mein Ohm Andreas ſchon ein ſteinreicher Handelsherr. Daher gab man ihm in Augsburg allgemein den Namen der „reiche“ Fugger, den er auch mit Recht bis an ſein Ende geführt hat. Aber Glück und Geld machten ihn übermüthig; er verachtete den Webſtuhl und duldete ihn nicht mehr in ſeinem Hauſe. Niemand durfte ihn daran erinnern, daß er ein gelernter Leinweber war; er ſtolzirte in ſeidenen Wämmſern einher und hatte güldene und ſilberne Kleinodien an ſich hangen wie ein Reichsfürſt. Und wie er, ſo ſeine Frau, ſeine Kinder. Er hatte fünf Söhne und drei Töchter und alle wetteiferten, es dem Vater und der Mutter nachzuthun, ja ſie zu überbieten in Hoffart und Hageprunk. Andreas Fugger's Schreibeſtube zeigte ſich prächtiger hergerichtet als ein fürſtlich Gemach; alles Holzwerk war darin von künſtlichen Holzſchneidern ausgeſchnitten und vergoldet, ſo daß man ſie nur ſchlechtweg „die goldene Schreibeſtube“ nannte und Jedermann wußte, was damit gemeint war. Er that es den reichſten und älteſten Geſchlechtern zuvor, und weder die Herwart, die Welſer, Rehlinger, noch die Langenmantel, die Hofmaier, Stauenburger und Illſung, als die letzten acht Geſchlechter, konnten in Staat und Pracht mit ihm gleichen Schritt halten. Nun, er wenigſtens hat das Ende dieſer Herrlichkeit nicht zu ſehen brauchen; er iſt reich und angeſehen geſtorben, aber ſeine Kinder und Enkel haben dem einſt vollen und überſtrömenden Faſſe auf den Boden geſehen; ja ſie haben den Boden dieſes Faſſes vollends herausgeſchlagen und das ganze Faß zertrümmert. Sie hatten ſich frühzeitig in die vornehmſten Geſchlechter verheirathet und erhielten von Ew. Hoheit Großvater, der Majeſtät des Kaiſers Friedrich, ein Wappen mit einem Reh im blauen Felde, wovon ſie die Fugger vom Reh genannt wurden. Zwei von den Söhnen und gerade die ſtolzeſten und reichſten waren nämlich gewaltige Waidmänner. Sie fuhren einher auf prächtigen Roſſen mit Knechten und Hunden, mit Wappnern und Waidgeſellen, und wenn ein Fugger vom Reh auf der Straße einherzog mit ſeinem Gefolge, ſo meinte man nicht anders, als es ſei ein Bayernherzog, der zur Stadt fahre. Auch legten ſie's geradezu darauf an, die Herzöge, an deren Hof ſie oft waren und die wiederum in Augsburg bei ihnen einkehrten, in Prunk und Pracht und adligem Thun und Weſen auszuſtechen. Wenn man aber zu Waidwerk und Bankett, zu Hof und Feſtei fährt, hat man weder Zeit noch Luſt, ſich um Handel und Gewerbe zu bekümmern. Das überließen die Herren Fugger vom Reh ihren Leuten und Dienern, von denen ſie betrogen und gefalſcht wurden. So ſind die fünf Fugger vom Reh in Saus und Braus dahingefahren und meiſt arm geſtorben in ihren beſten Jahren. Ihre Söhne haben aber wenig oder nichts mehr vom Reichthum der Väter, wohl aber deren Prunk- und Prahlſucht. Einige haben Handwerker werden müſſen, andere treiben noch Handel, aber mit wenig Glück; ſie haben's erzwingen wollen und deshalb große und thörichte Dinge unternommen, von denen ſie ſich wunder einen Gewinn verſprachen. Mehre ſind ſo arm geworden, daß ſie von unſerer Unterſtützung leben; denn wir können ſie doch als unſere Vettern nicht darben laſſen, obgleich ihre Väter uns gar ſehr verachtet und nicht als Verwandte angeſehen haben. Einige davon ſind in unſerem Dienſte, und den beſten, einen tüchtigen Geſchäftsmann, habe ich mit hierhergebracht, eines Unternehmens wegen, wovon ich Ew. Hoheit nachher berichten will. Er iſt zwar auch ein Junker Prahlhans und Zierbengel, aber ſonſt ein pünktlicher, verſtändiger und thätiger Burſche, und zu dem Geſchaft, wozu ich ihn brauchen will, iſt mir's gerade recht, wenn er mit St. Urban's großem Meſſer ſchneidet."

— „Dieſe Fugger vom Reh haben als rüſtige Waidmänner nichts als Böcke geſchoſſen," lachte der Erzherzog. „Und es iſt ſchon recht, daß ſie ein Rehbocklein im Wappen fuhren. Nun laßt hören, wie's die Fugger von den Lilien getrieben haben."

— „Wie jene Böcke geſchoſſen, ſo haben dieſe Lilien gepflückt, gnadigſter Herr. Mein Vater kummerte ſich nicht um das Herrnweſen ſeines Bruders und ſeiner Neffen. Er webte und ließ weben und verkaufte ſeine Waare, that den Armen nach Kraften Gutes, wie ich Euch ſchon geſagt, und erzog ſeine Kinder zu Fleiß und Frömmigkeit. Und wie's dort weniger ward, ſo mehrte ſich's bei uns. Ich bin als Knab' manchmal faſt von einem Fugger vom Reh überritten worden, wenn ich in meinem linnenen Jüplein durch die St. Annengaſſe zu den Barfüßern in die Schule lief. Sie ſind vom Pferd herabgekommen, aber Gott ſoll mich bewahren, daß ich darauf ſtiege! Ein Leinweber ſoll kein Ritter ſein. Wem Gott gnadig iſt, dem halte er Hoch- und Uebermuth aus dem Leibe, er ſei ein König oder Zünftler. Ich hab' immer Hochmuth vor dem Fall einherſtolziren ſehen. Als mein Vater einging zu Gottes ewiger Herrlichkeit, war ich erſt zehn Jahre alt. Ich war ſchier das einzige noch unerzogene Kind; denn meine Schweſter Waldburg, die vor mir kam, war zwölf Jahre alt und groß und verſtändig; ich aber noch ein gar dummer Bub'. Jakob, ſagte der todtkranke Mann zu mir, der Herr unſer Schöpfer, der mir das Leben gegeben hat, ruft mich jetzt wieder ab; ich kann dich nicht großziehen, mein Sohn. Verſprich mir, daß du ein Leinweber werden und wenn du zu Reichthum kommen ſollteſt, den Webſtuhl nicht verachten willſt, wie deine Vettern, die Fugger vom Reh. Bet' und arbeit', ſei wach allzeit! Arbeit' und bet' früh und ſpät. Bekümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen. Bedenk' ſtets, daß du ein Leinweber oder Handelsmann biſt, ſo wird dich der Teufel des Hochmuths nicht verſuchen. — Ich ſchrieb mir die guten Lehren in's Herz, ging fleißig zu den Barfüßern zur Schule, ſetzte mich zwei Jahre ſpäter hinter den Webſtuhl und ließ mein Schifflein fliegen wie ein Vöglein in der Luft und ſah mich nicht um, nicht links, nicht rechts, bis ich mein Handwerk verſtand. Dann ging ich als rüſtiger Geſell fünf Jahre auf die Wanderſchaft, nicht nur in deutſchen Landen; ich ſah mir auch Venedig an und Genua, Rom, Lyon und Paris. Ich beſuchte die Seidenweber in Italien und in Südfrankreich und lernte viel in aller Welt Gegend, was mir nachher im Handel und Wandel gar ſehr zu Nutz und Statten gekommen iſt.“

— „Aber Euer Vater hinterließ Euch ſchon ein ſtattliches Vermögen?“

— „Der Herr hatte ſeinen Fleiß geſegnet, wie ich Euch ſchon bemerkt habe. Auch hatte ihm meine Mutter Barbara Baſinger, eines Münzmeiſters Tochter, einen hübſchen Erbſchilling zugebracht. Namentlich hat er mit ihr das Haus am Göginger Thore geerbt, welches mein Bruder Ulrich noch bewohnt. Ich habe mir ein Haus am Weinmarkt gekauft. Mein Vater war ein Zwölfer der Weberzunft, auch einer des Raths davon, dabei ein ſtattlicher Handelsmann und trieb Geſchäft mit Venedig und der Hanſa. Er hat über dreihundert Weber in der Stadt und Umgegend beſchäftigt und alle ſegneten ihn als einen billigen und braven Mann. Er hatte auch einen ſeiner Söhne zum Dienſt des Herrn und der heiligen Kirche beſtimmt. Das war mein Bruder Marx, der ein gar angeſehener und würdiger Prieſter geworden war. Er ſtarb — es ſind nun ſchon drei und zwanzig Jahre — als Kanonikus der augsburger Kathedrale zu Rom, wohin er in geiſtlichen Geſchäften gereiſt war, ein dreißigjähriger Mann. Ihm hat meine Jugend viel zu danken; denn er unterrichtete mich nebenbei nicht nur im Schreiben und Rechnen, ſondern auch im chriſtlichen Glauben und allerlei Wiſſenſchaft. Sein Andenken iſt uns erneuert in einem Sohne meines Bruders Georg, den wir nach dem verſtorbenen Bruder wiederum Marx haben taufen laſſen und zum Geiſtlichen beſtimmt haben; er iſt jetzt dreizehn Jahre alt, ein tuchtiger Kopf, zeigt viel Eifer für ſeinen Beruf und macht wackere Fortſchritte.“

— „Und wie ſtark iſt Euer eigener Eheſegen? Habt Ihr keine Söhne, um einen davon der Kirche zu ſchenken?“

— „Ich habe mich ſpät verheirathet, gnädigſter Herr; denn ich ſtand ſchon im neun und dreißigſten Jahre, als ich meine Wirthin heimführte; wir ſind nun drei Jahre zuſammen, aber ſie hat mir noch kein Kind geſchenkt und es will mich faſt bedünken, als ſei dazu auch wenig Hoffnung vorhanden. Sibylla iſt ſchon acht und zwanzig Jahre alt geweſen und nahrt ſich ſo gut, daß ſie das Gegentheil von mir bildet. Fette Frauen werden aber nur ſelten Mütter.“

— „Wie aber kam's, daß Ihr ſo ſpät zum heiligen Eheſtand ſchrittet?“

— „Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, Hoheit, ſo haben mich die uberhauften Geſchafte nicht dazu kommen laſſen. Als ich von der Wanderſchaft heimgekehrt war, fand ich meine beiden Brüder kränklich und ich mußte mich dem Geſchäfte mit allem Eifer unterziehen, ſollte es nicht den Krebsgang gehen. Da ſaß ich denn gleich mitten drinnen und hatte alle Hände voll zu thun.

Ich durfte mich nicht umſehen von früh bis ſpät. Wie hätt' ich da an ein Weib denken konnen! Der Handel trieb mich auf neue Reiſen; bald war ich in Wien, bald in Hamburg, Frankfurt und Leipzig; das Tyrol und die Schweiz bin ich gar oft durchwandert. Dann fand ich Geſchmack am Bergbau und brachte von Eures verſtorbenen Vetters, des Erzherzogs Sigismund Hoheit, einige Silberbergwerke in Tyrol und vom König Wladislaus von Ungarn und Böhmen das Goldbergwerk in Kremnitz in Ungarn an mich. Da ſteckte ich Wochenlang unter der Erde, bald in Tyrol, bald in Ungarn und durfte doch meine Handelsgeſchäfte und meine Webſtuhle über meinem Steckenpferde nicht vergeſſen. Denn Weberei und Handel mußten die Hauptgeſchäfte bleiben.“

— „Das Steckenpferdchen hat Euch aber etwas Erkleckliches in's Haus getragen und höchſt wahrſcheinlich mehr als der Webſtuhl.“

— „Gott hat's gegeben und ich hab's dankbar angenommen. Man ſoll aber das Kleine über dem Großen nicht verachten. Und wenn ich goldene Berge beſäße, wie einſt der König Kröſus, ich würde den Webſtuhl daraufſtellen, um dadurch erſt des Goldes würdig zu ſein. — Aber ſeht, gnädigſter Herr, über all' dieſe Dinge war ich hart an die Vierzig gekommen und hatte noch kein Weib; da haben denn endlich meine Brüder mir nicht Ruhe gelaſſen und gleichſam für mich gefreit, eine wackere Tochter des angeſehenen Arztiſchen Geſchlechts, mit der ich gar wohl zufrieden bin und glücklich lebe, wenn ſie mir auch keine Kinder bringt.“

— „Ihr müßt kein ſonderlicher Frauenfreund und Minnewart ſein, ſonſt hättet Ihr wol früher dazu gethan.“

— „Ihr könnt recht haben, gnädigſter Herr,“ lachte Fugger. „Nie hab' ich die jungen Mägdlein länger angeſehen als ich mußte, und da mich doch Niemand dazu zwang, ſo ſah ich ſie gar nicht an. Deshalb war ich immer ſehr verwundert, wenn meine Geſellen die Schönheit dieſes oder jenes Jüngferleins rühmten, das mir doch bekannt war, weil ich ihre Schönheit niemals bemerkt hatte. Ich hatte eben kein Auge dafür. So bin ich denn nie ein Dirnenjäger geweſen oder einem Mägdlein zu Hof gegangen und hab' um Minneſold gebuhlt; ich war blöd' und ſcheu im Beiſein eines hübſchen Frauengeſichts, konnte kein Wort vorbringen vor Aengſten und Verlegenheit und war froh, wenn ſie mir wieder aus den Augen war. Ich, der ich in den ſchwierigſten Handelsgeſchäften die größte Ordnung zu halten gewohnt war, hätte die gräulichſten Albernheiten und Verwirrungen angerichtet, wenn hübſche Dirnen um mich geweſen wären; deshalb hielt ich mich ſo fern als möglich von ihnen, um nur mein Geſchäft nicht zu ſchädigen.“

Das gute Kind kam, wie ſich denken läßt, in ein ſehr untergeordnetes Verhältniß und wurde kaum beſſer gehalten, als ein Kammermädchen. Nur vor den Augen der Welt gab ſich die hochgräfliche Familie das Anſehen, als ließe ſie Eleonore für eine Tochter des Hauſes gelten. So vergingen mehre Jahre, in welchen ich meine Freundin nur ein einziges Mal wieder ſah. Ach, was war das für eine Freude! Stundenlang lagen wir einander am Herzen.

Eleonore ſtand gerade im zwanzigſten, die älteſte Comteſſe von Ebersdorf im vier und zwanzigſten Jahre, als der alte Graf Hans Adler von Adlerſtein der Letztern ſeinen einzigen Sohn, den Grafen Rudolf, als Bräutigam zuführte. Es war lange der Wunſch der beiden alten gräflichen Häuſer geweſen, ihre Kinder mit einander zu verbinden, und die ſchöne ſtolze Hildegard kam dieſem Wunſche bereitwillig entgegen; denn Graf Rudolf war an Seele und Leib einer der edelſten und herrlichſten Männer. Man glaubte auch allgemein: Graf Rudolfs Herz ſei mit der für ihn getroffnen väterlichen Wahl vollkommen einverſtanden, wenigſtens ließ er durchaus nichts vom Gegentheile merken. Aber Graf Rudolf hatte in aller Stille eine ſtarke Liebe zu meiner Jugendfreundin gefaßt, und als gleich darauf

Der Erzherzog brach in ein lautes und muthwilliges Lachen aus und beluſtigte ſich ungemein über die treuherzigen Geſtändniſſe des augsburger Bürgers.

— „Den Minnedienſt hab' ich ſtets für Sache großer Herren gehalten,“ ließ ſich Fugger weiter vernehmen, „die haben Zeit und Luſt dazu. Und ſicher habt Ihr mehr Glück bei Frauen gehabt als ich, gnädigſter Herr, dafür ſeid Ihr aber auch einer der ſchönſten Männer und ich bin einer der häßlichſten. Die Frauen begehren aber allzeit Körperſchönheit vom Manne. Mich hat niemals ein Weib in Verſuchung geführt, in Euch ſind ſie alle vernarrt.“ Und er lachte ſelbſt aus vollem Herzen mit.

— „Uebrigens,“ fuhr der Leinweber in ſeiner gutmüthigen Plauderei fort, „liebe ich die Kinder meiner Brüder, als ob es meine eigenen wären. Und die haben dafür geſorgt, daß das Fuggerſche Haus nicht ausſtirbt. Ulrich's Frau hat ihm zehn Kinder geboren, wovon noch acht leben, ſechs wackere Mädchen und zwei Buben. Der jüngſte iſt erſt zwei Jahre alt. Die Mädel ſind von allen Sorten zu haben; das älteſte iſt zwanzig, das jüngſte vier Jahre alt. Meinem Bruder Georg leben noch vier Kinder und iſt nur ein Mägdlein darunter. Dafür ſind die Buben deſto beſſer gerathen. Ich hab' einen Liebling darunter, heißt Anton, ein rothbäckiger, achtjähriger Burſche, der ſoll mir — will's Gott! — wieder ein Leinweber werden.

Kommt mir die Luſt an, mit Magdlein zu ſpielen, geh' ich zu meinem Bruder Ulrich; will ich mich mit Buben balgen, ſprech' ich beim Bruder Georg vor. Und überdies, gnädigſter Herr, denk' ich, die Kinder meiner armen Weber und meiner Bergknappen und die Kinder armer Witwen und alter, armer Leute die ſind auch meine Kinder und ich habe die Pflicht, ſie zu ſpeiſen und zu kleiden. O, Ihr ſolltet ſie ſehen, wenn ſie ihre Händlein nach mir ausſtrecken und mich ihren Vater nennen, da würde Euch das Herz weich werden wie mir! Ich bin ein Kindernarr, wie mich meine Sibylle oft ſchilt. Nun, es hat jeder Menſch ſeine Narrheit, der Eine an Roſſen, der Andere an Hunden, der Dritte an Falken; ich habe ſie an Kindern und zwar an armen Kindern, und mit den Worten des göttlichen Herrn ſag' ich: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihnen iſt das Himmelreich.“ Dabei lächelte der lange Mann ſo ſelig verklärt und über die hohle Wange ſchlich eine ſtille Thräne.

Der Erzherzog ergriff abermals des Augsburgers Hand und ſprach: „Ihr bringt den Kindern Segen, Herr Fugger, wie ihn einſt unſer Herr und Meiſter ihnen gebracht hat. Ich bitt' Euch, ſegnet auch meine drei Kinder! Legt die Hände auf ſie und ſprecht Euern frommen Spruch über ihre Häupter!“ Und er griff nach der Glocke und befahl dem eintretenden Pagen, die Ammen mit den erzherzoglichen Kindern herbeizuholen.

— „Unterdeſſen erlaubt, gnädigſter Herr, daß wir das Geſchäft abmachen, um deſſetwillen ich eigentlich gekommen bin. Wenn's Euch genehm iſt, ſo zähl' ich Euch das Geld zu. Es ſind feine niederländiſche Goldgülden mit dem Gepräge Karls des Kühnen, Eures Großvaters und Eurer durchlauchtigſten Eltern.“

— „Warum bringt Ihr mir nicht Geld von Euerm eigenen Gepräge aus Euern Münzſtätten in Kremnitz oder Insbruck?“

— „Dann hätt' ich mich mit dem Metall ſchleppen müſſen und wär' am Ende gar einem Schnappbahn in die Hände gefallen. Ich habe das Geld erſt hier auf Wechſel erhoben.“

— „Hier in Brüſſel?“

— „Nein, gnädigſter Herr, in Antwerpen bei Peter van der Kapellen, meinem alten Handelsfreunde.“

— „Ah!“ rief der Herzog überraſcht. „Der Mann iſt mir auch befreundet; ich pflege zuweilen bei ihm Einkehr zu nehmen. Er war früher in Brügge und einer der wenigen angeſehenen Kaufherren, die ſich heimlich zur Partei meines Vaters hielten, als ihn das unverſchämte Bürgerpack vor dreizehn Jahren aus tollem Uebermuth gefänglich hielt und ſeinen Räthen und Miniſtern die Köpfe abſchlug. — Ich hätte ja die Anleihe bei einem dieſer brabanter Wechsler machen können und

Peter van der Kapellen wäre ſtolz darauf geweſen, wenn ich bei ihm geborgt hätte; aber ich will und mag keinem dieſer aufgeblaſenen Niederländer Verbindlichkeiten ſchulden. Keiner — und wäre er mir unzweifelhaft ergeben — ſoll ſagen dürfen, er ſei mein Gläubiger. Ich glaube, ſie platzten vor Uebermuth und Hoffahrt, wenn ſie mir das Geld vorgeſtreckt hätten zu meiner Fahrt nach Spanien. Der tolle Trotz dieſer flandriſchen Prahlhänſe ſtimmt ſich zwar jetzt ſchon bedeutend herab, ſeit ich Antwerpen begünſtige, aber dieſe jetzt noch höflichen und geſchmeidigen Brabanter werden bald genug eben ſo grob und hochnaſig einherſtolziren, wie die Flamänder thaten. Das leicht und in Maſſe gewonnene Geld macht dieſe Menſchen zu halb verrückten Narren und ſie meinen dann mit ihrem Landesfürſten ſpielen zu dürfen wie die Katze mit der Maus. — Aber laßt mich nur erſt König von Spanien und — will's Gott — deutſcher König ſein, dann ſollen die falſchen und ſtolzen Katzen in den bunten Fellen zu ihrem Schrecken wahrnehmen, daß ich nicht die kleine Maus, ſondern der große Hund bin.“ Der junge Fürſt glühete von edlem Zorn und Eifer, ſeine Augen ſprüheten Blitze und ſeine Fauſt war geballt.

Fugger ſah den Erzherzog lächelnd an und ſagte: „Erlaubt, gnädigſter Herr, daß ich meinen Diener mit der Geldkiſte hereinrufe.“

— „Das ſoll ein Page, nicht Ihr.“ Und die Glocke ertönte.

Draußen zitterte Alles; man hatte den lauten Zorn des Erzherzogs vernommen, ohne die Worte zu verſtehen; und die bleichen Geſichter kannten alle die Ausbruche dieſes Zorns. Keiner getraute ſich hinein. Bübenhoven ging mit gutem Gewiſſen und kehrte mit ruhigem Antlitz wieder, Veit mit der Kiſte beordernd. Der Knecht warf ſich in die Bruſt und folgte mit dem ihm anvertrauten Gute beſchwert dem Pagen. Drinnen kratzfüßelte er vor dem Erzherzog, ſetzte Kiſte und Futteral auf den ihm angewieſenen Tiſch und ſchob ſich hinterrücks wieder zur Thüre hinaus.

Während Fugger das Käſtchen öffnete und die Goldrollen herausnahm und auf dem Tiſche ausbreitete, fuhr der Fürſt in dem angeſchlagenen Tone fort:

— „Sie haben Glück, dieſe niederländiſchen Kaufherren, lächerliches Glück. Kaum hat der Portugieſe den neuen und leichten Seeweg nach Indien entdeckt, ſo ſchickt er ebenfalls ſeine Schiffe hierher und Antwerpen ſcheint für Liſſabon werden zu wollen, was Brügge für Venedig und Genua war. Es lagen dieſes Jahr uber in der Schelde ſo viel Schiffe, wie ſonſt niemals in Sluis und Oſtende. Und welch einen goldenen Gewinn verſprechen ihnen die Landerentdeckungen Colombo's und Cabral's! Und von der Größe und Wichtigkeit der letztern hat man noch nicht einmal gewiſſe Nachrichten. Aber es muß ein ungeheueres und reiches Land ſein, jedenfalls die Weſtkuſte von Indien und deshalb nennen ſie's in Portugal, wie mir portugieſiſche Seefahrer erzählt, Weſtindien. Das Alles ſtrömt hier zuſammen. Dieſe brabanter Kaufleute werden bald reicher ſein, als alle Fürſten Europas. Und Glück macht ſtolz und übermüthig. Aber ſie ſollen mir die Fauſt nicht zeigen. Auch ich habe Glück. Sie ſind vom Leben begünſtigt, ich vom Tode. — Ihr ſeht mich bedenklich an, Herr Fugger? Ja, ſo iſt's; der Tod iſt mein beſter Freund und meint's ganz abſonderlich gut mit mir. Ich will's Euch beweiſen. Wem anders hab' ich die ſpaniſchen Kronen, die einſt mein und meines Sohnes Haupt ſchmücken werden, zu verdanken, als dem mir gütig geſinnten Tode? Als ſich mein Vater mit Venedig und den italieniſchen Fürſten gegen die wahnſinnige Eroberungsluſt des jungen und übermüthigen Franzoſenkönigs Karl verband und die beiden mit einander verehelichten ſpaniſchen Majeſtäten dem Bunde beitraten, weil Karl große Luſt bezeigte, das ganze Königreich Neapel dem König von Arragonien vor der Naſe zu verſchlucken, da hätte man freilich nicht denken können, daß dieſer franzöſiſche Appetit nach Neapel mir die ſpaniſchen Konigreiche einbringen würde. Und doch iſt's ſo; und auf dieſe Weiſe wird der alte und tiefgewurzelte Haß zwiſchen Oeſtreich und Frankreich mir die reichſten Fruchte tragen. Damals verſprach mein Vater meine Schweſter Margaretha dem ſpaniſchen Königspaar für ihren einzigen Prinzen, den Infanten Don Juan, und Gretchen war auserſehen, die ſpaniſchen Kronen mitzutragen und dieſen herrlichen Ländern den Erben zu ſchenken. Das Bündniß der Eltern gegen Frankreich ſollte durch dieſe Heirath der Kinder unzertrennlich werden. Da fiel es während der mündlichen Verhandlung der Königin Iſabella von Caſtilien ein, zur Bedingung zu machen, daß ihre zweite Tochter Juanna mir als Gemahlin zugelegt würde. Nun, ſie war eben nicht hübſch, dieſe Donna Juanna, aber ſie war das Lieblingskind ihrer Mutter, vielleicht gerade deshalb, weil ſie die häßlichſte von ihren vier Schweſtern war, und ihre ſchlaue Mutter machte dieſe Bedingung, weil ſie wohl fürchtete, das Kind auf andere Weiſe nicht an den Mann zu bringen. Ich ward zum Opfer auserſehen. Ihr lacht, Freund Fugger. Ich werde freilich mit einem andern Manne nicht darüber ſcherzen; Euch aber, dem ich wie einem Vater vertraue, mag ich ſchon dergleichen ſagen. Ich bin mit meinem Looſe vollkommen zufrieden, wenn ich es auch nicht von Anfang war; denn dies Loos hat mir unverſehens und gegen alle Erwartung die Anwartſchaft auf die ſpaniſche Doppelkrone gebracht. — Nun hört: Gretchen ging nach Spanien und ward des Infanten Frau; nach fünf Monaten war er todt. Jetzt war ihre Leibesfrucht Erbe von Spanien. Aber ſie brachte zu frühzeitig ein todtes Kind zur Welt. Dadurch wurde die erſte Prinzeſſin von Spanien, die älteſte Schweſter meiner Frau, Iſabella, Thronerbin. Dieſe war vor elf Jahren an den Infanten Alfonzo von Portugal vermählt. Aber Alfonzo ſtarb ſchon vor ſeinem Vater, dem König Johann III., und hinterließ Iſabellen keine Kinder. Die portugieſiſche Krone kam an ſeinen Vetter Emanuel, und dieſer erhob die junge Witwe Iſabella zur Königin. Während des Hochzeitfeſtes ſtarb der Infant Juan, mein Schwager, und als meine Schweſter dem Grabe eine todte Frucht ſchenkte ſtatt dem Throne einen lebendigen Erben, hatte König Emanuel plötzlich die Gewißheit vor ſich, daß ihm ſeine Frau die ſpaniſchen Kronen zu ſeiner portugieſiſchen bringen und er einſt König und Herr der ganzen Halbinſel werden würde. Ein Jahr darauf ſtarb aber auch ſeine Königin Iſabella im erſten Kindbette; doch ſie hinterließ einen Sohn, den Infanten Michael, der nun Erbe von Spanien und Portugal war. Doch ſeht, im vorigen Jahre nimmt der Herr auch dieſen zweijährigen Kronerben zu ſich und nun wurde endlich meine Juanna Erbin Spaniens; auf meinem und meines Sohnes Haupte werden nun einſt die Kronen von Spanien, Sicilien, Burgund und — ich hoffe — des deutſchen Reichs vereint werden. Da ſeht Ihr, daß der Tod mein beſter Kundmann iſt.“

— „Und fürchtet Ihr nicht dieſen gefährlichen

Freund?“ fragte Fugger bedenklich und gleichſam von einer böſen Ahnung durchſchauert.

— „Nicht doch!“ lachte der Erzherzog. „Der es ſo gut mit mir meint, wird nicht plötzlich das Rauhe gegen mich herauskehren. Und ſeh' ich etwa aus wie zum Sterben? In meinen Adern glühen Leben und Jugendkraft. Die Habsburger haben ein zähes Leben. Zum Sterben hat's Zeit, wenn ich ein halbes Jahrhundert die Welt beherrſcht haben werde.“

Siebentes Kapitel.

In dieſem Augenblick meldete der Kämmerer die fürſtlichen Kinder mit den ſie führenden und tragenden Ammen und Hoffrauen. Der Erzherzog öffnete ſelbſt die Thüre und winkte ihnen herein. Mit den Kindern und deren Wärterinnen ſchoß auch der Leibhund des Erzherzogs, ein großer, prächtiger Waſſerhund, in das Zimmer.

Prinz Karl von Luxenburg, wie er genannt wurde — denn ſein Vater hatte ihm in der Taufe die Grafſchaft Luxenburg geſchenkt — ein Jahr und ſieben Monate alt, aber ungewöhnlich groß und ſtark für ſein Alter, ſchritt an der Hand ſeines Hoffräuleins ſtattlich einher und rief, ſeinen Vater erblickend und auf den Hund deutend: „Papa, Packan, reiten!“

Der Hund Packan ſchmiegte ſich ſchmeichelnd zu den Füßen des Prinzen und ließ ſich von ihm an den langen Ohren zauſen.

— „Reiten! reiten, Papa!“ ſchrie der Knabe ungeduldig.

Graf Hans auf der Jagd vom Pferde ſtürzte und an der empfangenen Wunde ſtarb, geſtand Rudolf Eleonoren ſeine Liebe, ward erhört, und erklärte ſich nun frei und offen gegen die Gräfin Hildegard und ihre Eltern. Zu ſeiner und Eleonorens großer Verwunderung wurde die Sache gar nicht hoch aufgenommen, Hildegard ſtellte ſich nicht gekränkt, und behauptete, daß ſie froh ſei, einen Mann, der ſie nicht liebe, nicht bekommen zu haben. Statt in Wuth auszubrechen, wie Eleonore, nach dem Charakter der Gräfin, erwartet hatte, bat dieſe um die fernere Freundſchaft der glücklichen Braut, die bald darauf des von ihr angebeteten Rudolf's Gattin wurde. Ich war mit auf der Hochzeit, und nie habe ich ein ſchöneres und glücklicheres Paar geſehen. Wie kurz war ihr Glück! Rache ſpann ſchon die Netze zu ihrem Untergange. — — Aber verzeihen Sie mir, hochwürdiger Herr, ich kann nicht weiter erzählen. Eine ungeheure Angſt preßt mir das Herz und der Gedanke martert mich, daß ich auf dem Schloſſe zu Falkenberg bin.»

«Habe keine Beſorgniß, armes Weib. Flüchte dich in den Schoos der Mutter Kirche; ſchmiege dich in die Wundenmaale deines Gottes! Eröffne mir dein Herz vollends; es gilt ja das Leben und

Der Erzherzog hob ihn auf den Hund, an deſſen Ohren er ſich feſthielt und der mit ihm durch das Zimmer trabte, während der Prinz freudig aufjauchzte.

— „Er wird ein guter Reiter werden,“ ſagte Fugger.

— „Und die ſtolzen Waſſerhunde zu dreſſiren wiſſen,“ fügte der Erzherzog doppelſinnig hinzu. Dann hielt er das zappelnde Kind gegen den Bürger empor und ſagte: „Da ſeht, Meiſter Fugger, den Erben Burgunds, der Niederlande und Spaniens. Ich hab' ihn nach meinem Großvater, dem tapfern und kühnen Herzog dieſes Landes, Karl genannt. Möge mit dem Namen auch Karl's Geiſt auf ihn gekommen ſein. — Karl, gib dieſem Manne deine Hand! Und Ihr, Herr Fugger, gebt ihm Euern Segen.“

— „Ihr wollt es, gnädigſter Herr! So erlaubt, mir, daß ich freimüthig ihm das Beſte wünſche, was man einem Fürſten wünſchen kann.“ Und indem der würdige Mann einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn des lebhaften Knaben hauchte und deſſen kleine Hand feſt in der ſeinigen hielt, ſagte er ernſt und feierlich: „Gott geb' Euch ſeinen reichſten und beſten Segen, Herrlein! Er geb' Euch Weisheit und Mäßigung. Wie der König des Himmels, unſer Herr Heiland Jeſus Chriſtus, beim himmliſchen Vater für ſeine Feinde bat, die ihn verhöhnt, gegeißelt und an's Kreuz geſchlagen hatten, ſo mögt Ihr als ein mächtiger König der Erde Eure Widerſacher nicht mit Schwert und Feuer verfolgen, ſondern mit Liebe und Barmherzigkeit. Die chriſtliche Demuth wohne ſtets in Euerm Herzen; je hoher der Menſch auf Erden geſtellt iſt, deſto ſchoner ziert ſie ihn. Und Gott behüte Eure Seele vor Unterdrückung der Unſchuld, vor Unterjochung der Kleinen und Schwachen und vor allen Rachegedanken! Amen! Amen! — Und zum Andenken an dieſe Stunde erlaubt, gnadigſter Herr Erzherzog, daß ich Euerm Prinzlein dies Kleinod überreiche.“ Mit dieſen Worten zog er einen ſchweren goldenen Ring mit einem großen funkelnden Rubin aus dem Geldkaſten hervor und gab ihn dem Grafen von Luxenburg. „Seht! im Edelſtein dieſes Ringes glänzt das burgundiſche Wappen. So mogt Ihr denn wiſſen, daß dies der Siegelring Euers Großvaters, des Herzogs Karl des Kuhnen von Burgund, iſt. Nach jener unglucklichen Schlacht, in welcher er ſein Leben gegen die ſchweizer Bauern bei Nancy verlor, kehrte ich als Webergeſelle aus Paris durch die Schweiz heim und, da ich von der ungeheuern Beute vernahm, welche die Schweizer ein Jahr zuvor in der Schlacht bei Granſon von dem geſchlagenen burgundiſchen Heere gemacht, legte ich mich darauf, Manches davon einzuhandeln. Ich machte gute Einkaufe und ein Stuck davon iſt dieſer Ring, der heute wieder an den rechten Herrn kommt. Moge Karl des Kuhnen Muth und Tapferkeit auf Euer

Prinzlein kommen, Hoheit; möge er aber damit König Maximilian's Mäßigung verbinden. Die Worte, welche dieſer glorwürdige König auf ſeinen Münzen prägen läßt: Tene mensuram et respice finem! *) möchte ich Euerm Söhnlein zurufen. Möchte dies weiſe Fürſtenwort der Wahlſpruch ſeines Lebens ſein! In Wahrheit, gnädigſter Herr, ich wünſch' Euch, dem Prinzen und der Welt, daß er mehr Euerm Vater, als Euerm mütterlichen Großvater gleiche, obgleich er deſſen Namen führt. Er ſei mehr ein deutſcher Habsburger, als ein franzöſiſcher Burgunder!"

— „Ich verſteh' Euch," ſagte Philipp ſchier beſchämt.

— „Und nun laßt mich auch die Fräulein ſegnen und beſchenken!" Und er nahm zwei reiche goldene Ketten aus dem Schrein, beugte ſich zur Prinzeſſin Eleonore herab, welche, das älteſte Kind des Erzherzogs, im nächſten Monat ihrem dritten Geburtstag entgegenging, hing ihr eine derſelben um, die andere aber dem Prinzeßchen Iſabella, welches noch ein Säugling von drei Monaten in Windeln in den Armen der Amme lag, und ſagte: „Auch dieſe Ketten wurden auf dem Schlachtfelde bei Granſon erbeutet; es ſind nun fünf und zwanzig Jahre. Sie gehörten zum burgundiſchen Schatze, der den armen Schweizern in die

---

*) Halt' Maß und bedenke das Ende.

Hände fiel. Mögen ſie Euch, Fräulein, ſtets daran erinnern, daß fürſtliche Größe nicht in reichen Schätzen beſteht! Gott erhalte Eure Herzen rein und demüthig. Ihr werdet, wenn Euch Gottes Erbarmen das Leben läßt, einſt große Königinnen werden. Aber auch Königinnen ſind dem Wechſel des Menſchengeſchicks unterworfen. Mögen Euch dieſe Ketten Wahrzeichen ſein, Euch im Glück nicht zu überheben. Der Herr ſegne Euch, wie ich!“ Und er küßte ſie auf die Stirne.

Die Kinder wurden wieder entfernt und Fugger fuhr fort: „Auch Euch, gnädigſter Herr, habe ich ein Andenken an jene drei verhängnißvolle Schweizerſchlachten bei Granſon, Murten und Nancy mitgebracht, in denen der Stern des burgundiſchen Löwen unterging und er ſelbſt zuletzt erlag. Ich brachte damals in der Schweiz Herzog Karl's Strohhut an mich, der mit zur Beute gehört hatte, und ich hab' ihn als ein Heiligthum aufbewahrt bis zu einer günſtigen Stunde. Als Ihr mir nun Botſchaft thatet, daß Ihr zur königlichen Nachfolge in Spanien erwählt worden wäret und demnächſt die Reiſe über Meer anzutreten gedächtet, da dachte ich, es ſei wol jetzt die rechte Stunde gekommen, Euch den Hut Eures Großvaters zu überreichen, der, der reichſte und ſchier mächtigſte Fürſt Europas, ein armes Hirten- und Bauernvolk unter die Füße treten wollte und in drei Schlachten ſeine mächtigen Heere von dieſem armen, verachteten Volke geſchlagen ſah und das Leben laſſen mußte. O, mein gnadigſter Herr, als Herzog Karl von Burgund Handel mit den Schweizern ſuchte, da ſchickten ſie ihm Geſandte, die baten ihn flehentlichſt, ihr armes bergiges, aber freies Land in Ruh' und Frieden zu laſſen, und als er ſie unwirſch anfuhr, ſagte einer der Schweizer im linnenen Juplein: Was wollt Ihr bei uns ſuchen, Herr Herzog? Und indem er ſich in dem mit königlicher Pracht ausgeſchmuckten Zimmer umſah, ſprach er weiter: In dieſem einen Gemach iſt mehr, als Ihr in der ganzen Schweiz findet. Was kann Euch daran liegen, arme, freie Hirten zu unterjochen? Aber Herzog Karl hörte nicht auf dieſe Mahnung und bei Granſon, Murten und Nancy ward ihm die bittre Lehre. Ich bitt' Euch, Hoheit, nehmt meine Kuhnheit nicht ubel auf, aber erlaubt einem dem großmachtigen Hauſe Habsburg treu ergebenen Herzen, Euch zu ſagen: Erinnert Euch in Spanien, in Burgund und wo Ihr ſonſt herrſchen mögt, bei dieſem Hute, daß Uebermuth und Rachedurſt den Königen nicht ſein anſtehet und daß der König der Könige die übermüthigen Erdenkönige zu Schanden macht, wie er den König Saul zu Schanden machte. Werdet kein Saul, gnadigſter Herr, werdet ein David! Hört auf die Stimme eines deutſchen Leinwebers und nehmt dieſen Hut von ihm!“

Der Erzherzog griff haſtig nach dem Hute, den Fugger aus dem Futteral hervorgezogen hatte, und ſagte: „Ihr ſeid ein edler, trefflicher Mann! Wahrlich, nie hab' ich vor einem Manne, außer meinem Vater, ſolche Hochachtung gefühlt, wie vor Euch, Jakob Fugger. Ihr habt mir eine gute Lehre gegeben. Ich ſprach zu Euch, wie ich die übermüthigen Niederländer züchtigen wollte, wenn ich erſt König von Spanien ſei, und Ihr ſchenkt mir dieſen Hut als bedeutungsvolles Warnungszeichen. Ich dank' Euch, Fugger! Dieſer Hut iſt mir ſo werth, wie eine Krone. Er ſoll kein Zeichen der Knechtſchaft werden, wie einſt der öſtreichiſche Hut in der Schweiz.“

— „Dann ſegnet Euch Gott! Sind dieſe niederländiſchen reichen Bürger hoch- und übermüthig, ſo ſtrafen ſie ſich ſelbſt. Denn Hochmuth gräbt ſich immer die eigene Grube. Wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen. Euer Vater war's, dem die Brügger und Genter die Schmach der Gefangenſchaft anthaten, und als er wieder auf freiem Fuß war, rächte er ſich nicht an ihnen, obgleich ſein Vater, Kaiſer Friedrich, und der Sachſenherzog Albrecht und andere Reichsfürſten, die ein mächtiges Heer zu ſeiner Befreiung herbeigeführt, in ihn drangen, wenigſtens den Rädelsführern die Köpfe vor die Füße legen zu laſſen und ihnen auf ſolche Weiſe nur die eigene Münze zurückzuzahlen. Aber er bezwang ſich ſelbſt, indem er das Schwert der Macht in der Hand hielt, und vergab ſeinen Beleidigern. Das war der größte Sieg, der ihm je gelungen. Gnädigſter Herr, wollet ein Habsburger ſein und kein Burgunder!“

Der tief ergriffene Fürſt umarmte den ſchlichten Leinweber, während beider Männer Augen von Thränen der Rührung feucht wurden.

— „Wie vergelt' ich Euch, edler Fugger! Mehr noch als Euer Geld wird mir Euer Wort nützen. Aber mein ganzer Hofſtaat ſoll es ſehen, wie ich Euch ehre!“ Und die Glocke ertönte wieder. „Alle Hofherren und Pagen ſollen hereinkommen!“ befahl er dem Eingetretenen zu Fugger's ſteigender Verwunderung.

Jetzt war für die Schranzen im Vorzimmer nichts Gewiſſeres, als der böſe Augenblick der Vergeltung gekommen. Der Eine und der Andere machte in der verzweifeltſten Angſt Miene zu entwiſchen, aber der Hofmarſchall und ihre gegenſeitige Eiferſucht verhinderten es. Bleich und zitternd und mit jämmerlichen Armenſündermienen traten ſie paarweiſe herein, um das unvermeidliche Strafgericht über ſich ergehen zu laſſen.

— „Dieſer Mann hier vor Euch,“ redete ſie der Erzherzog an, „iſt Herr Jakob Fugger von Augsburg, der nichts weiter ſein und heißen will, als ein deutſcher Leinweber, obgleich er ſich der höchſten und ausgezeichnetſten Freundſchaft und Gönnerſchaft Seiner Majeſtät des deutſchen Königs erfreut, der, wie Ihr wißt, aus ſeinen Freunden Edelleute, Grafen und Fürſten machen kann. Ich will, daß dieſem Ehrenmanne an meinem Hofe von Jedermann auf das ehrerbietigſte begegnet werde und daß Ihr alle ihm Eure Hochachtung bezeiget, wie ich vor Euern Augen thue.“ Er trat hinzu und umarmte den gerührten Fugger. „Jeder von Euch ſoll ihm die Hand küſſen, ſo iſt mein Wille, und Ihr, Pfalzgraf Friedrich, als der Vornehmſte, mögt den Anfang machen! — Aber Ihr zittert ja alle und ſeht bleich und beſtürzt aus. Was iſt geſchehen? Seid Ihr etwa von ihnen beleidigt worden, Herr Fugger, und ſie fürchten die Strafe?“

— „Daß ich nicht wüßte,“ verſetzte der Angeredete gleichmüthig und unbefangen. „Ein verſtändiger Mann nimmt keinen Scherz für Beleidigung.“

— „Ich verſtehe. Hofmarſchall, was iſt vorgefallen?“

Dieſer berichtete treu die Ungezogenheiten, die ſich die jungen Leute gegen Fugger erlaubt hatten. Des Erzherzogs Auge entflammte in drohendem Zorn.

— „Gnädigſter Herr Erzherzog, erzeigt mir eine einzige Gnade!“ rief Fugger. „Schlagt mir dieſe Bitte nicht ab. Es iſt die erſte, die ich an Euch wage.“

— „So nennt ſie!“

— „Verzeiht dieſen jungen Herren, wie ich ihnen verzeihe. Laßt mich nicht das bittre Gefühl aus Eurer Hofburg mit hinwegnehmen, daß meiner Perſon wegen hier Strafen verhängt worden ſeien. Um Chriſti willen nicht! Ich habe mich von den ſcherzhaften Reden nicht beleidigt gefühlt, alſo iſt auch keine Buße nöthig."

— „Seht, wie Euch dieſer Mann beſchämt," rief der Erzherzog den zu Boden ſtarrenden Hofjunkern zu. „Um ſeinetwillen, nicht um Euretwillen ſoll ſeine Bitte gewährt ſein. Küßt ihm die Hand und bedankt Euch für ſeine warme Fürſprache."

Wer war froher, als die Junker! Wie innige Küſſe drückten ſie auf die harte Hand des Leinwebers! Wie ehrerbietig verneigten ſie ſich vor ihm, als ſie wieder gehen durften.

Fugger zählte nun dem Erzherzog das beanſpruchte Darlehen von zehntauſend Goldgulden zu und empfing dafür die bereits ausgefertigte Verſchreibung.

— „Es wird die Zeit kommen," nahm der Fürſt das Wort, „wo ich Euch die vielen und mannichfachen Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten vergelten kann, die Ihr ſtets dem Habsburger Hauſe erwieſen habt. Sagt, kann ich Euch vielleicht auf meiner Reiſe nützlich ſein in Frankreich, am Hofe des Königs Ludwig, der mich dringend eingeladen, oder in Spanien an den Höfen meiner Schwiegereltern oder wo es ſonſt ſei? Ich werde es mit Freuden thun."

— „Wenn Eure fürſtliche Geſinnung ſich mir gnädig erzeigen will," verſetzte Fugger, ſo brauchen wir diesmal die Gelegenheit weder in Frankreich, noch in

Spanien zu ſuchen. Sie dürfte in der Grafſchaft Brabant ſchon aufgefunden ſein.“

— „Sagt mir ohne Rückhalt, was Ihr wünſcht, und ſeid im voraus meiner uneingeſchränkten Gnade gewiß.“

— „Eure fürſtliche Einſicht iſt bemüht, die Stadt Antwerpen immer mehr emporzuheben, und der neue Handelsweg, den die Portugieſen nach Indien entdeckt haben, ſo wie die neuen und großen Länder, welche aufgefunden worden ſind, werden einen großen, jetzt noch gar nicht zu berechnenden Einfluß auf Handel und Schifffahrt ausüben. Ein thätiger und bemittelter Kaufmann wünſcht natürlich an der Quelle zu wohnen. Augsburg iſt zu weit entfernt vom Weltverkehr, doch kann ich mich nicht entſchließen, meine geliebte Vaterſtadt zu verlaſſen, an die mich tauſend unzerreißbare Bande knüpfen. Aber die Ausſichten ſind lockend. So hab' ich denn den Plan gefaßt, in Antwerpen ein Fugger'ſches Handlungshaus zu begründen und ſomit auch Euer Unterthan zu werden, gnädigſter Herr. Ich habe zu dieſem Behufe den Vetter mitgebracht, jenen Fugger vom Reh, von dem ich mit Euch vorhin ſchon ſprach. Er beſitzt meiner Brüder und mein Vertrauen und hat Kenntniſſe, Verſtand und Geſchicklichkeit, ein ſolches Geſchäft gut zu leiten. Auch würde ich dann von Zeit zu Zeit die Reiſe hierher machen, um ſelbſt nachzuſehen, wie die Sachen ſtehen und gehen. Wir die Freiheit deines einzigen Kindes. Auch weiß ich ja, daß du die Wahrheit ſprichſt. Ich ſelbſt habe ſchon mancherlei von dieſer Geſchichte gehört, was mit deinen Ausſagen vollkommen übereinſtimmt. Du willſt mir nicht erzählen, welch eine ſchreckliche Rache die Gräfin Hildegard von Ebersdorf an der Gräfin Eleonoren von Adlerſtein und ihrem Gemahle, dem Grafen Rudolf, genommen, weil jene Hildegard meine und deine Gebieterin iſt; allein ein wahrer Diener der Kirche nimmt keine Rückſicht auf irdiſche Verhältniſſe. In meiner Bruſt liegt jedes deiner Worte begraben, und ich benutze nur zu deinem und deines Sohnes Vortheil, was du mir anvertraueſt. Erzähle alſo nur weiter und denke: du ſprächſt zu deinem Beichtvater.»

«Sie ſcheinen die Geſchichte ſchon zu kennen, hochwürdiger Herr?» verſetzte Frau Eiſenblut zitternd und zögernd.

«Nicht ganz, nicht ausführlich! Drum erzähle nur!» drängte Jener.

«Zu derſelben Zeit,» fuhr die Frau mit angſtgedrückter Stimme fort, «wurde der Graf Emerich Falk von Adlerſtein, Herr von Falkenberg, der vormalige Beſitzer dieſes Schloſſes, Wittwer. Er war ſchon bejahrt und als ein böſer unwirſcher Mann würden uns von hieraus der Schiffahrt vorzuglich befleißigen und mit den Portugieſen und Spaniern in Handelsverbindung treten. Wenn Ihr dann König von Spanien und der neuen Welt ſeid, Hoheit, gedenkt das Haus Fugger unter Euerm gnadigſten koniglichen Schutze auch manches Handelsgeſchäft jenſeit des atlantiſchen Meeres zu machen. Wir ſind dann doch gleich zur Hand in Euern Niederlanden, das Haus iſt begrundet und das Geſchaft im Gange."

— „Euer Plan iſt vortrefflich!" rief der Erzherzog mit ſtürmiſcher Erregtheit. „Ihr hättet nichts Beſſeres erſinnen können. Das muß in Euern Händen zu großen und ſchonen Zwecken fuhren."

— „Und deshalb bin ich perſönlich vor Ew. Hoheit erſchienen, um Eure Gnade, Euern Schutz, Eure Unterſtutzung für das neue Unternehmen zu erbitten, und, wenn ich ſo glücklich geweſen bin, die Conceſſion zu dem Fugger'ſchen Handlungshauſe in Antwerpen zu erlangen, ſogleich das Geſchäft zu begründen und einzurichten und einige Schiffe mit unſern Waaren auszurüſten."

— „Seid meiner fürſtlichen und freundſchaftlichen Unterſtutzung in jeder Beziehung, in aller Ausdehnung gewiß. Was Ihr auch in dieſer Hinſicht von mir verlangen mögt, haltet Euch meiner ausgedehnteſten Gnade gewärtig. Wendet Euch ſofort an das Stadtregiment in Antwerpen, dem ich morgen ſchon eine Zufertigung hinſichtlich Euers Unternehmens zugehen laſſen werde. Die Herren werden es ſich zweifelsohne zur größten Ehre gereichen laſſen, das Haus Fugger bei ſich aufzunehmen. Ich werde dieſe Angelegenheit betreiben, als wäre ſie meine eigene.“

— „Unſer lebenslänglicher Dank wird Euch beweiſen, daß Ihr Eure Gnade an keine Unwürdigen verſchwendet.“

— „Wer wäre jeder Gnade würdiger, als Jakob Fugger? Und überdies trag' ich Euch damit nur einen Theil der Schuld meiner eigenen Dankbarkeit ab. Auch Fürſten können dankbar ſein, ich werd' es Euch beweiſen.“

— „So wäre für heute mein Geſchäft bei Ew. erzherzoglichen Gnaden beendigt; doch bitte ich, nicht eh[illegible] mich beurlauben zu dürfen, bis Ihr mir die Erlaubniß ertheilt habt, der gnädigſten Erzherzogin-Infantin und der Erzherzogin-Braut meine Aufwartung zu machen.“

— „Ihr kennt meine Gemahlin noch nicht?“ fragte Philipp, indem eine leichte Wolke über ſeine Stirn lief.

— „Nie ward mir die Gnade zu Theil, ſie zu ſehen. Ich war noch nicht in den Niederlanden, ſeit ſie mit dem Beherrſcher derſelben vermählt iſt.“

— „Euer Wunſch iſt billig; ich hab' Euch die Kinder vorgeführt, ſo mögt Ihr auch die Mutter ſehen. Und doch — Ihr werdet Euch getäuſcht ſehen. Meine

Frau iſt eine wunderliche Perſon und nicht geeignet, Männer Euers Verdienſtes zu würdigen."

— „Ich will ja ihr meine Ehrerbietung bezeigen."

— „Gut, Ihr ſollt ſie ſehen. Ich will Euch ſelbſt zu ihr führen. Auch zu meinem lieben Gretchen, deren ſtille Trauer jetzt wieder von bräutlichen Hoffnungen verklärt wird. Meine Schweſter wird ſich ſehr freuen, Euch kennen zu lernen. Sie iſt ein herziges Weſen und ächt habsburgiſches Blut."

— „Geſtattet mir auch, gnädigſter Herr, den beiden hohen Frauen ein paar kleine Geſchenke überreichen zu dürfen. Es iſt ein verzeihlicher Wunſch von mir, daß jedes Glied Euers fürſtlichen Hauſes irgend ein Andenken an Jakob Fugger bewahren möchte."

— „Ihr macht das ganze Haus Habsburg-Burgund zu Euerm Schuldner. Wir werden ſehr ernſtlich bedacht ſein müſſen, das Alles wett zu machen."

Der Erzherzog ließ ſich und Herrn Jakob Fugger durch einen Kammerherrn bei den beiden Fürſtinnen melden. Als ihm Bericht erſtattet war, ſagte er zu Fugger: „Meine Schweſter macht meiner Frau gerade einen Beſuch und wir finden ſie Beide beiſammen. Kommt!"

Achtes Kapitel.

Im Vorzimmer der Erzherzogin Johanna wartete ihrer eine ältliche, geſpreizte Dame im ſteifeſten Putz in der Mitte von zwei Kammerherren. Die Dame ſchickte ſich an, den Erzherzog, wie es ſchien, nach einem beſtimmten vorgeſchriebenen Ceremoniel zu bekomplimentiren, ohne von Fugger die kleinſte Kenntniß zu nehmen.

— „Donna Froncesca,“ redete ſie der Erzherzog mit ſchelmiſchem Pathos an, ſich in die Bruſt werfend, „ich erlaſſ' Euch diesmal Eure umſtändliche Pflicht in Bezug auf meine Perſon in Gnaden und bitte Euch, Eure gewogentliche Aufmerkſamkeit dafür um deſto mehr dieſem hochverehrten Herrn zuzuwenden. — Herr Fugger, ich ſtell' Euch in dieſer Dame Donna Francesca d'Ulloa, Gräfin von Leon und Olmedo, erſte Ehrendame und Oberhofmeiſterin ihrer königlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Donna Juana, Infantin von Spanien, Herzogin von Burgund und den Niederlanden u. ſ. w. vor. — Donna Francesca, ich bitt' Euch hoflichſt, ſteigert Eure Aufmerkſamkeit; denn ein ſehr berühmter und hochangeſehener Mann ſteht vor Euch, ein Freund meines Vaters, Seiner Majeſtät des römiſchen und deutſchen Königs, und ich gebe mir die Ehre, ihn Euch zu nennen. Es iſt Meiſter Jakob Fugger, ein Leinweber von Augsburg.“

Die Ehrendame fuhr entſetzt zurück und kam aus aller Faſſung, und ihr ohnedies kupferröthliches, aufgedunſenes Geſicht bekam eine bläuliche Färbung.

Der Erzherzog, dieſe Wirkung ſeiner Worte auf die ſteife Hofdame mit ſcharfem Auge beobachtend, brach in ein helles, muthwilliges Lachen aus, ergriff den verlegenen Fugger bei der Hand und führte ihn neben der vor Zorn zitternden Dame und den gleichſam verſteinerten Kammerherren vorbei in das Empfangszimmer ſeiner Gemahlin.

Hier trat ihnen ein äußerſt anmuthiges und liebliches Frauenbild entgegen, in deſſen ſchönen, dem Erzherzog ſo ähnlichen Geſichtszügen Fugger ſogleich Philipp's Schweſter, die Erzherzogin Margaretha, erkannte. Die Bewegungen ihres hohen, ſchlanken Körpers waren die einer Grazie. Ihre Kleidung, fürſtlich reich und doch einfach und im höchſten Grade geſchmackvoll, ſchmiegte ſich leicht und zart an die edelſten Formen. Obgleich Margaretha ſchon Mutter geweſen war, trug ſie doch noch das Gepräge der Jungfrau, es war nur, als habe die Zeit einen flüchtigen Kuß darüber hingehaucht. Die Jugendblüte der einundzwanzigjährigen Fürſtin ſtand eben in vollſter Friſche und Pracht, die jener Kuß erſt hervorgerufen zu haben ſchien, und ihren Reiz erhöhte oder vollendete vielmehr der leichte Schatten einer poetiſchen Schwermuth, der ſich auf ihrer majeſtätiſchen Stirn gelagert und als ſtiller Ernſt in ihre Züge geſenkt hatte, der Widerſchein einer wehmüthig ſüßen Schwärmerei, der ihr Auge umſchleierte und ihren üppigen Mund umſpielte. Dieſen bezaubernd anmuthigen Mund und die edle, in der Form vollendet ſchöne Naſe hatte ſie von ihrer Mutter, Augen und Geſichtsform von ihrem Vater. Sie war eine der reizendſten Frauen; aber es war nicht die heiße Schönheit der Sonne, es war die ſanfte Lieblichkeit des Mondes, die über ſie ausgegoſſen ſchien. Sie lächelte ſo gewinnend freundlich und doch lauſchte hinter dieſem Lächeln ein thränenfeuchter Blick, und die Wehmuth dichteriſcher Verklärung wob um ihr Haupt den zarten Silberſchleier eines Heiligenſcheins. Wer hätte die gefühlvolle Dichterin mit dem von deutſchen Schmerzen erfüllten Herzen, ſchwelgend in ſüßer Schwermuth, in ihr verkennen können? Man ſah es dieſem gedämpften, etwas müden Auge an, daß es in ſtillen Mondnächten den thränenſchweren Blick träumeriſch dem Himmel zuwandte und bei den ewigen Sternen Befriedigung der Sehnſucht ihres Buſens ſuchte, die ihr die vergängliche Erde nicht bieten konnte. Dieſe ſtolze Stirn ließ keinen Zweifel übrig, daß hinter ihr große Gedanken wohnten, und mit klaren Zügen ſtand das Geſetz des Herrſchens auf ihr ausgeprägt, aber der milde Mund und das ſanft blickende Auge lehrten, daß die Beſitzerin keinen Gebrauch davon zu machen pflege, und hinwiederum lag in dem ganzen Weſen dieſer fürſtlichen Frau etwas ſanft Gewinnendes und ſüß Bezwingendes, dem ſich Niemand entziehen konnte, dem ſich Jeder in ihrer Nähe freiwillig unterwarf. Und ſo herrſchte ſie, Herrſchaft vermeidend, ſo gewann ſie Alle durch Sanftmuth, die ſie durch Entſchiedenheit nicht gewinnen wollte, und indem ſie das Scepter geiſtiger Ueberlegenheit von ſich warf, ward der Lilienſtengel ſanfter Gefühle in ihrer Hand zum Zauberſtabe, der ihr alle Herzen unterthan machte. Wie ſie jetzt neben ihrem Bruder ſtand und er ſie liebevoll auf die Stirn küßte und ſie ihm die kleine, weiße Hand bot, überzeugte man ſich, daß es kein ſchöneres Geſchwiſterpaar geben konnte; man ſah mit lächelnder Verwunderung, wie ähnlich ſie einander waren, ſo daß man ſie als Geſchwiſter erkennen mußte, ſelbſt wenn man nicht wußte, wer ſie waren; aber man gewahrte auch zugleich ihre Charakterverſchiedenheit. Der flatterhafte Leichtſinn, die unbedachtſame, glühende Lebensluſt, die regelloſe Unbeſtändigkeit, verbunden mit Geiſt, Witz und Gutmüthigkeit, leuchteten aus jedem ſeiner Züge, während in den ihrigen der beſonnene Ernſt, ſicherer Takt, ruhiges und richtiges Ahnungsvermögen, ſanfte Entſchloſſenheit und feſte Treue wohnten. Man hätte ſie ſeinen guten Engel nennen können, und ſie liebte ihn als ſolcher und er liebte ſie als ſolchen.

Jakob Fugger, der ernſte und milde Geſchäftsmann, der nie die bezwingende Gewalt einer bevorzugten Weiblichkeit über ſich empfunden hatte, verneigte ſich tief und verwirrt vor der erhabenen Fürſtin, und als ſie ihre melodiſche Stimme, dieſen Saitenklang ihrer Seele, an ihn richtete, wußte er nicht, wie ihm geſchah; er fühlte den ganzen mächtigen Zauber edler Schönheit, weiblicher Milde und huldvoller Erhabenheit auf ſich eindringen, ohne daß er ihm zu widerſtehen nur im mindeſten vermocht hätte.

— „Ihr ſeid ein ehrenwerther Mann, Herr Fugger,“ ſagte ſie, „von dem ich nur Lobenswerthes — und ſo viel! — gehört habe, daß ich Euch hochſchätze, wie Euch mein Vater hochſchätzt.“

— „Hoheit,“ verſetzte der Leinweber gerührt, „wenn ich irgend in meinem Leben etwas Lobenswerthes gethan hätte oder es wäre mir etwas das Wohl der Menſchheit Bezweckendes gelungen, fürwahr, ich wäre in dieſem Augenblick überſchwenglich belohnt. Denn kann es wol einen ſchönern Lohn auf Erden geben, als Lob aus Euerm Munde?“

— „Ei, ei, Herr Fugger!“ drohete ſie ihm ſchalkhaft lächelnd mit dem Finger, „klingt das doch faſt, als wart Ihr am burgundiſchen Hofe aufgewachſen oder wenigſtens bei unſern Hofherren in die Schule gegangen.“

— „Gnädigſte Frau, Ihr habt den ſichern Blick, um Wahrheit von Schmeichelei zu unterſcheiden; Ihr habt das Herz, um die Stimme des Herzens zu verſtehen. Aber ſelbſt jede Schmeichelei wird vor Euch zur Wahrheit. Das falſche, prunkende Metall, womit Euch ein Schmeichler zu beſtechen bezweckte, wurde doch vor Euch als ächtes Gold niederfallen, verwandelt nicht durch den Willen des Ausgebers, ſondern durch die unwillkürliche hohe Macht der Empfängerin.“

— „Ihr ſeid bei Frauen beredter, Herr Fugger,“ lachte der Erzherzog, „als ich Euch nach einer von Euch vorhin gethanen Aeußerung geglaubt hätte.“

— „Es iſt plötzlich über mich gekommen, wie der heilige Geiſt. Meine Ehewirthin wird erſtaunen, wenn ich ihr von dem Wunder erzähle, das jetzt an mir offenbar worden iſt. Ich halte mich überzeugt, es iſt doch etwas Wahres daran, daß in manchen Frauen etwas Göttliches liegt, das uns mächtig ergreift.“

— „Du mußt dir von ihm erzählen laſſen, Gretchen,“ ſagte der Fürſt, „das ſind lauter Dinge für dich. Von ſeiner Hausfrau, ſeinen Brüdern, deren Kindern, von ſeinen Eltern und von den übrigen braven Leuten in der guten und lieben Stadt Augsburg. Wo iſt Juanna?“

— „Sie füttert noch ihre Lieblinge und wird gleich erſcheinen,“ verſetzte Margaretha mit einer bekümmerten Miene, die ſich ſogleich dem Erzherzog mittheilte. — „Ja, Herr Fugger, erzeigt mir die Liebe und erzählt mir, zuerſt von Eurer lieben Wirthin, dann — was Ihr wollt. Ich laſſe mir gern erzählen. Ihr werdet eine dankbare Zuhörerin an mir haben.“

Fugger's Aufmerkſamkeit wurde plötzlich durch einen Gegenſtand abgelenkt, den er hier zu ſehen, nicht erwartet hatte; nämlich durch mehre Katzen, welche einzeln aus der angelehnten Thüre eines Nebenzimmers ſich herausarbeiteten, immer eine nach der andern, und ſich's auf den Polſterbetten und Stühlen ringsum bequem machten. Es waren meiſt mehrfarbige, große, wohlgenährte Thiere. Als er jetzt den Mund öffnen wollte, wurde jene Thüre von einem jungen Hoffräulein weit aufgethan und eine Dame in reichen und prächtigen Gewändern wackelte oder ſchlumpfte vielmehr herein, welche die entſprechende Geberde des Erzherzogs dem augsburger Bürger als das ſpaniſche Königskind bezeichnete. Sie war von mittler Statur, nicht gerade häßlich gebaut, aber von einer auffallend nachläſſigen Haltung. Ihr Gang war in der That dem einer Gans ähnlich. Ihre Kleidung war in ziemlicher Unordnung, oder es ſtand ihr nichts an, ſo ſchimmernd auch die Gewänder ſein mochten, auf denen man Schmutzflecke leicht erkennen konnte. Man brauchte ſich verſchrieen, der ſich auf die Goldmacherkunſt gelegt und Geld und Lebensglück in Rauch hat aufgeben laſſen. Er hatte einen jungen Goldmacher bei ſich, der ſehr geſchickt ſein ſollte, und ihn abſonderlich verſchrieben. Ich habe dieſen ſchrecklichen Menſchen nie gekannt, aber Eleonore hat mir viel von ihm erzählt. Er muß ein Teufel in Menſchengeſtalt geweſen ſein. Er wurde Herr Doktor Ortmann genannt. Graf Emerich von Adlerſtein hatte zwei Söhne gehabt; der älteſte war in Folge von Ausſchweifungen, der zweite an Wunden, die er im Kriege empfangen, geſtorben. Die Töchter des Grafen waren alle verheirathet, er ſtand allein, und einem alten Erbvertrage der gräflichen Häuſer Adler und Falk von Adlerſtein nach, fielen die Beſitzungen des Grafen Emerich Falk nach ſeinem Tode, wenn er ohne männliche Nachkommen verblichen, dem Grafen Rudolf Adler zu. Man ſprach daher ſtark davon, daß ſich Graf Emerich wieder vermählen werde. Da war's, wie ich ſicher weiß, daß die Gräfin Hildegard von Ebersdorf ſich dem Grafen Emerich Falk von Adlerſtein zur Gattin anbieten ließ, was ſie auch bald darauf wurde. Jener Doktor Ortmann im Dienſte des Grafen Emerich —» Frau Eiſenblut ſtockte wieder. Leiſe war die Seitenthüre aufauch nach der Urſache dieſer Unreinlichkeit nicht lange umzuſehen; denn ſie hielt einen ungewöhnlich großen und dicken Kater, deſſen Fell viererlei Farben zeigte, zärtlich in den Armen, wie Frauen ſonſt ihre Kinder zu tragen pflegen. In Donna Juanna's Geſicht bemerkte man zuerſt die ſtark hervortretenden Backenknochen, von denen an der untere Theil bis zum Kinn ungewöhnlich abfiel und ſpitz zulief. Der Mund aber war groß und entbehrte aller Anmuth; das kleine ſchwarze Auge ſpielte in's Graue, wodurch es einen falſchen und lauernden Ausdruck erhielt, die Ränder deſſelben waren krankhaft geröthet. Die Stirn war niedrig, die Naſe groß, aber ohne Majeſtät. Trotz dieſer Unregelmaßigkeiten konnte man die ganze Erſcheinung der Spanierin nicht haßlich nennen, und die dunkeln Locken ihres, wenn auch nicht reichen Haares, die, unter der mit Perlen und Edelſteinen geſtickten Haube hervorringelnd, ſich um ihr Geſicht legten, gaben im Verein mit der dunkeln Bronzefarbe demſelben einen ſüdlichen, nicht unangenehmen Charakter. In der That war man geneigt, dieſe Fürſtin eher für ein Kind zu halten, als für eine Frau, die ſchon drei Kinder geboren hatte; aber ihre Erſcheinung, ihr Benehmen, ihr ganzes Weſen waren mehr kindiſch als kindlich. Für den Liebhaber konnte dies Geſicht mit den lebhaft blitzenden Augen und dem leidenſchaftlichen Zucken der Züge ſogar etwas Reizendes haben. Es war eben das ächte Gepräge einer Spanierin, die freilich neben der ruhigen, würdevollen, deutſchen Schönheit Margaretha's dem Deutſchen gegenüber Alles verlieren mußte. Man konnte keine ſchneidendere Gegenſätze weiblicher Eigenthümlichkeit und nationaler Formbildung ſehen, als dieſe beiden verſchwägerten Fürſtinnen, die ſich auch im Alter ſo nahe ſtanden; denn Juanna war nur zwei Monate älter als Margaretha. Aber trotz ihrer zwei und zwanzig Jahre glich die deutſche Erzherzogin einem ernſten, holden Schutzgeiſt, voll hoher Einſicht und Würde, zur Erde herabgeſtiegen, um über das Wohl des geliebten Bruders zu wachen, und die ſpaniſche Infantin einem eigenſinnigen und verzogenen Kinde voller Launen und Verkehrtheiten, von Spanien hergeſandt, um dem jungen Fürſten, mit welchem ſie treuloſe Fürſtenpolitik verbunden, das Leben zu verbittern.

Der Erzherzog ſetzte ihr mit kargen verdrießlichen Worten auseinander, daß der Mann, der ihr die Aufwartung mache, ein ſehr reicher und angeſehener Bürger der freien Reichsſtadt Augsburg und ein treuer Anhänger des Hauſes Habsburg ſei; ſie lachte kindiſch und erwiderte Fugger's ehrerbietigen Gruß linkiſch.

— „Die deutſchen Bürger ſind lauter gute Leute, die ihre Fürſten recht lieben und verehren,“ ſagte ſie mit einer weichen, metalloſen Stimme, „und deshalb ſind ſie ſehr lobenswerth. Es iſt recht ſchön von Euch, daß Ihr auch ſo ein guter Mann ſeid. — Don Ceſar,“

wandte ſie ſich jetzt mit erhobener Stimme und komiſchem Pathos an den feiſten, ſich behaglich ſtreckenden Kater in ihren Armen, „mach' dem Herrn Fugger von Augsburg dein Compliment. Er iſt ein deutſcher Ehrenmann. Willſt du gleich folgen, ungehorſamer Schlingel! Don Ceſar, gehorche!“

Aber Don Ceſar, Gewaltthatigkeiten furchtend und trotzdem in ſeinem faulen Ungehorſam verharrend und der deutſchen Burgertreue ſeine Ehrerbietung verweigernd, machte ſich mit einem gewaltigen Satz davon und ſuchte ſich auf dem ſchönſten Polſterbett das bequemſte Plätzchen unter ſeinen Frauen, deren Zahl ſich wol über ein Dutzend belaufen mochte.

— „Don Ceſar ſcheint vor deutſchen Ehrenmännern ſo wenig Reſpect zu haben, wie vor Euern Befehlen, Hoheit,“ ſagte Fugger, und der Ton ſeiner Stimme hatte die Färbung beleidigten Erſtaunens über die unerwartete Scene.

Die Erzherzogin-Infantin hörte aber nicht auf ihn, ſondern fuhr zornentbrannt auf den dicköhrigen Don Ceſar los, um ihm eine Lection zu geben. Die Katzen ſtoben kläglich ſchreiend auseinander und die Fürſtin folgte ihnen ſchmähend in das Nebenzimmer, wohin ſie ſich geflüchtet hatten.

In des Erzherzogs Geſicht zuckte peinlicher Unmuth; er war im Begriff, ihr nachzugehen, aber ein bittender Blick, ein Wort ſeiner Schweſter hielt ihn zurück. „Laß ſie!“ flüſterte ſie, und zu Fugger ſich wendend, fuhr ſie entſchuldigend fort: „Nicht wahr, das iſt ſpaniſch?“

Dieſer zog ſtatt aller Antwort eine kleine rothlederne Kapſel hervor, öffnete ſie und ließ der Erzherzogin einen brillanten Schmuck entgegenblitzen, den er ihr mit den Worten darbot: „Gnädigſte Frau, mit dem herzlichſten Glückwunſche zu Eurer nahe bevorſtehenden Vermählung wollte ich mich unterfangen, Euch ein kleines Brautgeſchenk zu überreichen. Ich bitte, Ihr wollet es nicht verſchmähen als die Gabe eines deutſchen Bürgers und Leinwebers.“

Hocherröthend vor freudiger Ueberraſchung nahm Margaretha die Kapſel mit dem Schmucke und ſagte: „Wenn der Herzog von Savoyen dies Geſchenk eines deutſchen Leinwebers ſieht, ſo wird er ſich wundern, daß derſelbe kein Reichsfreiherr oder Graf iſt.“

— „Was nicht iſt, kann werden,“ bemerkte Philipp bedeutungsvoll.

Indem die Erzherzogin ihren Dank abſtattete, trat auch die Infantin wieder hinzu, welcher Margaretha den Schmuck zeigen wollte. Aber Fugger kam ihr zuvor, indem er der Donna Juanna einen ganz gleichen Schmuck als Geſchenk übergab.

Auffallend zeigte ſich die Temperamentsverſchiedenheit der beiden jungen Frauen. Während Margaretha's Blicke nur in ſtiller Freude leuchteten und ihr Auge mehr ſprach, als ihr Mund, brach Juanna in einen wilden und tollen Jubel aus. Sie umhalſte ihren Gemahl im ſtürmiſchen Entzücken und preßte ihm leidenſchaftliche Küſſe auf Stirn, Wange und Mund, ſo daß er ſich ihrer erwehren mußte; dann betrachtete ſie wieder den Schmuck, ſtieß abgeriſſen Freudentöne aus, tanzte wie ein Kind, dem das größte Glück begegnet iſt, ſie, die Königstochter zweier Königreiche, die Gemahlin des reichen Herzogs der Niederlande, die Schwiegertochter des deutſchen Königs, die ſolches Schmucks in Fülle beſaß. Es hatte nicht viel gefehlt, ſie hätte den freigebigen augsburger Bürger, den ſie vorhin kaum eines Blicks gewürdigt, jetzt umarmt und geliebkoſet.

— „Nun werd' ich Euch ſehr gefallen,“ jubelte ſie ihrem Gemahl zu, „wenn ich dieſen Schmuck trage, und werde Eure ganze Liebe beſitzen, Don Philipp. Ich werde ihn nicht ablegen, damit Ihr mich nur recht liebhaben ſollt. Nicht wahr, Herr Fugger, in dem ſchönen Schmuck iſt ein Talisman, der mir die Liebe meines Gatten ſichert? O, ich lieb' ihn unbeſchreiblich, aber ich bin auch eiferſüchtig auf ihn, und ſolch einen Talisman hab' ich mir längſt gewünſcht.“

Und neue Umarmungen, neue Küſſe, bis ſie der Erzherzog ſanft zurückdrängte und ſich unmuthig abwandte.

Die Prinzeſſin Margaretha verſtand ſeine Blicke und ſagte zu Fugger: „Ihr werdet mir eine Liebe erweiſen, wenn ich Euch in meinen Gemächern empfangen darf. Ich habe Euch ohnedies noch etwas anzuvertrauen und an's Herz zu legen."

Fugger wollte ſich zurückziehen, aber Donna Juanna wandte ſich plötzlich mit heftigen Geberden an ihn: „Ihr habt mich und meine Kinder und meine Schweſter Gretchen ſo ſchön beſchenkt, alle mit koſtbarem Schmuck, ſo laßt doch meine Kätzchen nicht leer ausgehen! Don Ceſar wird ſchon höflich gegen Euch werden, wenn Ihr ihm ein ſchönes goldenes Halsband ſchenkt. Und er verdient's; er iſt ein herrlicher Burſche. Ich kann Euch ſeine geſelligen Tugenden nicht genug rühmen."

— „Ihr habt nun genug gehört, Meiſter Jakob," ſagte der Erzherzog unwillig und ergriff des Bürgers Arm, um ihn fortzuführen.

— „Nein, nein!" rief Donna Juanna zornig und ſtampfte den Boden mit den Füßen. „Ich will auch ein Geſchenk für meine Katzen!"

— „Ich habe mich auf unvernünftiges Vieh nicht eingerichtet," verſetzte Fugger, vom Unwillen des Erzherzogs angeſteckt. „Doch ſo Ihr es wünſcht, werd' ich jeder ein Halsband und eine Kette ſchicken."

— „Thut es ja und haltet Euer Wort."

Damit ging ſie wieder den Katzen nach, um ihrem geliebten Don Ceſar den ſchönen Schmuck zu zeigen und ihm die Verſicherung zu geben, daß er nächſtens ein ähnliches Prachtgeſchenk vom Herrn Fugger erhalten werde, wie ihr derſelbe eben verſprochen, obgleich er ſich ſehr ungezogen gegen dieſen freigebigen und löblichen Mann aufgeführt habe.

Neuntes Kapitel.

„Ihr kennt nun die Erbin von Caſtilien und Arragonien, Leon, Granada und Sicilien,“ ſagte der Erzherzog ſpöttiſch, als ſie wieder in ſeinen Zimmern waren, „und Ihr werdet ſchwerlich Verlangen tragen, ihr noch ein Mal aufzuwarten. Man thut auch beſſer, ſie mit ihren Beſtien verkehren zu laſſen.“

— „Und doch liebt ſie Euch ſo ſehr, Herr Erzherzog,“ entgegnete Fugger ernſt und milde, und im Tone ſeiner Stimme klang ein leiſer Vorwurf durch.

— „Ich verkenne das nicht. Ich weiß, daß ſie mich liebt, leidenſchaftlich liebt,“ ſagte der Fürſt zum Beweis, daß er den Bürger verſtanden hatte.

— „Und ſie iſt ſo fern vom Vaterlande und den Ihrigen, ſie iſt ganz auf Euch gewieſen, auf Eure Liebe, auf Eure Nachſicht.“

— „Euer edles Herz hat recht,“ verſetzte der junge Fürſt mit einem Anfluge von Rührung. „Man muß Geduld und Nachſicht mit ihr haben. Und ich habe beide. Sie wird als die Fürſtin dieſes Landes gehalten. Niemand darf ſie kränken, und mein liebes Gretchen verſüßt ihr das Leben, wie ſie nur weiß und kann.“

Fugger wurde zur erzherzoglichen Tafel gezogen, wo die beiden fürſtlichen Frauen ihn zu erfreuen ſuchten, jede auf ihre Weiſe, um ſich ihm dankbar zu bezeigen. Er genoß die Verehrung aller hochgeſtellten Hofherren und ſah ſich lächelnd von den Pagen bedient, die erſt über ihn gewitzelt hatten. Aufgefordert von Frau Margarethen, mußte er aus ſeinem Leben und aus ſeiner Umgebung erzählen, und er that es gern, da er eine aufmerkſame und theilnehmende Zuhörerſchaft fand. Nach aufgehobener Tafel wurde er von einem Kammerherrn zur Audienz bei der Erzherzogin Margaretha geführt. Sie empfing ihn mit der herzgewinnenden Anmuth ihres Weſens.

— „Herr Fugger,“ ſagte ſie, „Ihr habt Euch ſtets ſo freundlich und ergeben gegen unſer Haus gezeigt und Eure treue Geſinnung heute abermals ſo ſchön bethätigt, daß ich dadurch ermuntert worden bin, Euch mit einer Bitte zu behelligen, die Ihr gewiß erfüllen werdet, da Ihr ſie erfüllen könnt.“

— „Ihr beglückt mich durch Euer Vertrauen, hohe Frau. Nennt mir die Bitte, damit ich ſogleich alle Kräfte aufbiete, Euch die Gewährleiſtung derſelben ſo ſchnell als möglich zu Füßen zu legen.“

— „Als ich in Frankreich erzogen wurde, war unter meiner Dienerſchaft eine flinke Gürtelmagd, eine hübſche Dirne, die ich wohl leiden mochte. Sie war werkſtellig, gefällig und mir ſehr ergeben, und mein offenes Herz kam jedem freundlichen Menſchengeſichte, das ſich mir liebend nahte, vertrauensvoll entgegen. Lieber Gott, ich war ja ein Kind von zwölf Jahren! Claire — ſo hieß die Magd — war mir aber um deshalb ſo lieb, weil ſie mir von einer gar lieben Freundin, der Gräfin Luiſe Maine, abgelaſſen worden war. Claire war auf dem Gute der Gräfin geboren und hatte ihr treu und ergeben gedient. Die Gräfin machte mir Clairen zum Geſchenk und, weil ſie eben ſo große Anhänglichkeit an mich bewies, wie gegen ihre frühere Herrin, und wie dieſe gegen mich, ſo war ſie mir doppelt lieb. Ich wußte mich geliebt von Claire, wie von der Gräfin, und deshalb ſah ich Beiden Manches nach, was außerdem ſchwerlich geſchehen ſein würde. Aber, wie ſchon geſagt, ich war ja noch ein Kind. Und noch als ſolches kam ich wieder in meine heimiſchen Niederlande, aber die beiden treuen Seelen, die Gräfin und Claire, hatten ſich nicht von mir zu trennen vermocht, ich nicht von ihnen, und ſie waren mir nach Brüſſel an den Hof meines Bruders gefolgt. Doch Claire war es nicht mehr allein; ſie hatte ſich in Blois mit meiner Erlaubniß verheirathet und ich brachte ihren Mann und ihren einjährigen Sohn mit in die Niederlande. Dieſer ihr Mann gefiel mir nun gegangen, durch welche vorhin die Gräfin Hildegard davon geeilt war, und eine weibliche Engelsgeſtalt war, kaum hörbar, hereingetreten. Der Profeſſor hatte es nicht bemerkt und rief hitzig: «Nur weiter! ich kenne dieſen Doktor Ortmann, den Goldmacher; er war ein Schurke, ein Böſewicht! Doch erzähle nur von ihm, was du weißt!»

«Wie mögen Sie ſich doch ſelbſt ſo verläſtern, mein Vater,» ſagte das weibliche Weſen im Tone des ſchmerzlichſten Vorwurfs. Der Profeſſor fuhr erſchrocken empor und ſtieß einen ſcheußlichen Fluch aus. Die Schullehrers-Wittwe aber ſchrie in höchſter Aufregung: «Eleonore! Iſt's dein Geiſt? Ja, du biſt es ſelbſt!» Und beſinnungslos fiel ſie auf den Boden nieder.

«Verdammter Köder, was haſt du gerade jetzt hier zu ſchaffen?» wüthete der Profeſſor auf das Mädchen hinein.

«Es iſt die Stunde, wo ich dem Herrn Grafen vorleſe,» verſetzte ſie unerſchrocken, und beſchäftigte ſich mit der ohnmächtigen Frau. Aber ihr über alle Maßen zorniger Vater wollte ſie ſchlagen; da wurde ſein Arm gehemmt. Verwundert ſchaute er ſich um. Der bleiche Graf ſtand hinter ihm und maß ihn mit funkelnden Augen. «Fort keineswegs, aber was wollte ich thun? Sie liebte ihn heftig, ſtürmiſch, wie die Franzöſinnen zu lieben pflegen, und ſie weinte und klagte, wie auch die Franzöſinnen thun, als ich von der Heirath nichts wiſſen wollte. Ihr Mann war nämlich ein wilder, dunkelbrauner Spanier, ein verwegenes Geſicht und, wie ſie mir ſpäter geſtanden hat, von der verrufenen und geheimnißvollen Nation der Zigeuner. Er hatte mit andern ſeines Volksſtammes in den franzöſiſchen Städten ſich als Kunſtreiter für Geld ſehen laſſen und zeigte ſeine halsbrechenden Kunſtſtücke auch vor dem franzöſiſchen Hofe. Hier hatte er die Bekanntſchaft meiner Claire gemacht, war heimlich von den Seinigen entwichen und Claire hatte ihn lange, ohne mein Wiſſen, verſteckt gehalten. Nachher mußte ich Ja und Amen zu der mir misfälligen Geſchichte ſagen; denn Claire hatte ſich hinter die Gräfin Maine geſteckt, die unterdeſſen meine Ehrendame geworden war und von der Claire wohl wußte, daß ich ihr nichts abſchlagen konnte, weil mein Herz mit den unzertrennlichen Banden jugendlich ſchwärmeriſcher Freundſchaft an das ihrige gefeſſelt war. Genug, der Kunſtreiter Antonio Cebes kam als mein Stallmeiſter in meine Dienſte und Claire wurde ſeine Frau. Claire genas nachher noch mehrer Kinder; als ich aber fünf Jahre darauf als Braut des Infanten von Aragonien nach Spanien ging, erhob ſich ein merkwürdiger Zwieſpalt zwiſchen den beiden ſonſt vertraglichen Eheleuten. Antonio weigerte ſich namlich entſchieden, mir nach Spanien zu folgen, und machte ſo ungeſchickte Ausfluchte, daß man deutlich genug merken konnte, er furchte ſich vor ſeinem Vaterlande, in welchem er irgend ein Verbrechen begangen haben mußte, deſſen Beſtrafung ihn dort bedrohte. Seiner Frau fiel es aber unmöglich, ſich von mir zu trennen, und ſie verließ lieber ihren Mann und ging mit mir, ebenſo wie ihre ehemalige Herrin, die Grafin Maine, welche mir jetzt wiederum nach Burgos folgte, wie ſie mir erſt nach Brüſſel gefolgt war. So viel Liebe und Anhanglichkeit ruhrten mich tief. Antonio blieb in den Dienſten meines Bruders, ihre Kinder mitzunehmen, mußte ich der treuen Claire erlauben. Als wir vor zwei Jahren wieder nach Bruſſel zuruckkehrten, ich und Claire — die Grafin Maine hatte ſich in Spanien verheirathet — fanden wir Antonio nicht mehr. Er war ein halbes Jahr zuvor mit den burgundiſchen Reitern, welche mein Bruder unſerm Vater zur Hulfe gegen die Eidgenoſſen geſchickt, in die Schweiz gezogen und dort wahrſcheinlich in einem Treffen gefallen. Ihr wißt, wie unglucklich der ſchwabiſche Bund gegen die Eidgenoſſen war. Wir haben nichts wieder von Antonio gehort und er iſt jedenfalls todt. Claire krankelte ſeit der anſtrengenden Seereiſe, wurde ſchwacher und elender und iſt im letzten Fruhjahr ebenfalls geſtorben, mir ihre drei noch lebenden Kinder hinterlaſſend, für die ich natürlich ſorgen würde, ſelbſt wenn ich es ihr nicht auf dem Todtenbette feierlich in die erkaltende Hand gelobt hätte. Durch dieſes Verſprechen beruhigt, ſtarb ſie ſanft mit einem dankbar zärtlichen Blick auf mich. Nun hab' ich einen wilden unbändigen Buben, der im zwölften Jahre ſteht, das Ebenbild ſeines Vaters in allen Stücken, ein Mägdlein von zehn Jahren und einen Knaben von neun Jahren. Es liegt mir ob, auf's redlichſte für ſie zu ſorgen. Aber des älteſten Buben (auch wieder Antonio geheißen, wie ſein Vater) kann ich nicht mehr Herrin werden; ich bin zu gut für ihn. Der Junge würde mir bald Alles abtrotzen, was ihm beliebte, zu ſeinem eigenen Verderben. Er muß zu ſeinem Heile in eine ſtrenge männliche Zucht. Dem Herzog von Savoyen, meinem künftigen lieben Ehegemahl, kann ich ohnmöglich zumuthen, ſich mit der Erziehung des Sohnes meiner verſtorbenen Gürtelmagd zu befaſſen, und meinem Bruder kann ich den wilden Burſchen ebenfalls nicht überlaſſen; er würde ganz verwildern und zu Grunde gehen. Wer ſollte, wer würde ſich um ihn bekümmern? Da kommt Ihr, wie von Gott geſchickt, mir eine ſchwere Sorge abzunehmen. Ihr ſeid ein Mann ganz zur Zucht Antonio's geſchaffen. Nehmt ihn mit Euch und macht einen tüchtigen Leinweber aus ihm. Niemanden vertraue ich ihn lieber an, als Euch, Herr Fugger; ich weiß, er iſt in Eurer Zucht beſſer aufgehoben, als in der meinigen und jeder andern, und indem ich ihn Euch übergebe, erfülle ich auf die beſte Weiſe den Willen ſeiner ſterbenden Mutter.“

— „Ihr ehrt mich ſehr, gnädigſte Frau, durch Eure vertrauensvolle Bitte, die ich als Befehl betrachte. Ich habe ſchon manchen unbändigen Rangen hinter dem Webſtuhl zahm werden ſehen; denn da gilt's, ſtillſitzen und ausharren, und ſo ſoll's — denk' ich — mit dieſem auch gelingen. Wir wollen ihn ſchon coram nehmen, wie mein verſtorbener Bruder Marx zu ſagen pflegte.“

— „Wie lange werdet Ihr bei uns verweilen, Herr Fugger?“

— „Je nachdem das Hauptgeſchäft, um deswillen ich gekommen bin, ſich abthun läßt. Doch werde ich die Rückreiſe keineswegs unter einigen Wochen antreten können.“

— „Dann kann ich den Buben behalten bis zu meiner eigenen Abreiſe nach Chambery, die, nach den Briefen meines Verlobten, noch in dieſem Monat ſtattfinden wird. Doch Ihr ſollt ihn jetzt erſt ſehen. Er iſt Roßbube in meinem Stalle; aber ich liebe die Pferde nicht und reite nur, wenn ich es nicht vermeiden kann. Das unglückliche Schickſal meiner Mutter ſchwebt mir ſtets vor Augen. Ich habe auch keinen Stallmeiſter mehr; ein Page meines Bruders führt die Aufſicht über meine paar Pferde. Mein künftiger

Gatte wird mir neue Bedienung beſtellen.“ Sie ſchellte und befahl der eintretenden Kammerfrau, den Junker von Bubenhoven herzubeſcheiden.

Der junge hübſche Edelknabe trat bald darauf mit verklärtem Antlitz herein; ſein Auge ſuchte mit begeiſterter Haſt ihren ſanften Blick und blieb dann ſchweigend daran hangen. Ueber ſein ſchönes Geſicht breitete ſich ihm unbewußt der purpurne Verrath ſeines Herzensgeheimniſſes. Fugger betrachtete den Jüngling mit Wohlgefallen.

— „Junker,“ redete die Prinzeſſin zu ihm, und ihre Stimme klang zwiefach, wohllautend und beſeligend, und er ſchien es zu ahnen oder gar zu wiſſen, daß dieſer erhöhete Zauber die heimlich ſüße Auszeichnung für ihn ſei, die ihr Herz unbewußt ihm angedeihen laſſe; denn ſein Auge ſtrahlte von ſeliger Liebestrunkenheit, während ſein entzücktes Ohr hingebend der Muſik ihres Mundes lauſchte. „Junker, ich habe endlich ein gutes Unterkommen für den Anton gefunden, deſſen künftiges Loos uns Beiden oft Kummer gemacht hat. — Der Burſche ſteht nämlich unter dieſes gefälligen Junkers Aufſicht,“ wandte ſie ſich freundlich erklärend an Fugger; „der Junker meint es gut mit ihm, aber der Junge hat ihm manchen Aerger bereitet.“ — Und wieder zu dem ſelig lauſchenden Bubenhoven gewandt: „Herr Jakob Fugger wird ihn mit nach Augsburg nehmen und einen tüchtigen Handwerker aus ihm bilden. Ihr ſeid alſo die Sorge um das unbändige Kind los.“

— „Er wird Euch viel zu ſchaffen machen,“ ſagte der Page zu dem Bürger.

— „Ihr habt Mittel, die wildeſten Pferde zu bändigen, und ich Menſchen von ſolcher Eigenſchaft,“ verſetzte Fugger.

— „Holt ihn herbei, Junker. Wir wollen ihn ſeinem künftigen Herrn vorſtellen.“

Bubenhoven eilte, dem empfangenen Befehl ſchnell nachzukommen, und an ſeinen Schritten konnte man abnehmen, daß ihnen das Herz ſeine Flügel lieh. Er blieb auch nicht lange und ihm folgte ein merkwürdig ſtämmiger Burſche mit Augen ſchwarz und feurig wie Kohlen, unter dicken ſchwarzen Braunen und langen Wimpern aus tiefen Höhlen herauslauernde, verſchlagene Blicke ſchießend, mit einer kecken, aufgeſtülpten Naſe, in deren Form ſich alle mögliche Liſt ausſprach, mit einem wulſtigen Munde, der Wolluſt und Trotz verkündete und an deſſen verwegener Oberlippe bereits ein ſchwarzer Flaum ſproßte. Pechſchwarzes Haar hing ihm ſtraff am Kopfe herab, wie Draht, und ſeine ſchwarzbraune Geſichtsfarbe bildete einen ſchroffen Gegenſatz zu den beiden Reihen elfenbeinweißer, ſchöner Zähne, die er fletſchte. Sein ledernes Gewand war unſauber und verbreitete einen unangenehmen Pferdeduft.

— „Antonio,“ redete ihn die Prinzeſſin ſanft an, „ich muß, ehe ich Brüſſel verlaſſe, darauf denken, daß du etwas Tüchtiges lernſt, worauf du einſt dein Unterkommen findeſt. Und ich habe in dieſem braven Manne hier einen Lehrmeiſter für dich gefunden, bei dem du es gut haben wirſt, wenn du es gut machſt.“

Der Bube warf einen mistrauiſchen Blick auf Fugger und ſagte dann trotzig: „Wollt Ihr mich denn nicht mitnehmen, gnädige Frau?“

— „Was ſollte ich mit dir machen? Der Herzog von Savoyen hat mir bereits eine zahlreiche Dienerſchaft angeordnet, die mich hier abholen wird. Und du ſollſt mir etwas Beſſeres werden, als ein Pferdeknecht. Das bin ich dem Andenken deiner Mutter ſchuldig.“

— „Und was ſoll ich denn werden?“

— „Ein Leinweber.“

— „Ein Leinweber!“ rief der Junge entſetzt und ſchnitt eine teufliſche Fratze. „Das werd’ ich nicht. Ich will bei den Pferden bleiben.“

— „Na, ſtille nur,“ ſagte Fugger, „das wird ſich finden. Ich habe einen ganzen Stall voll Pferde und drei davon mit hier, die kannſt du dir gleich in meiner Herberge beſehen. Mein Reitknecht Veit Schellenberger, mit dem du Bekanntſchaft machen ſollſt, iſt auch ein gelernter Leinweber. Der wird dir ſchon gefallen. Iſt ein tüchtiger Reiter und Pferdekenner. Wenn du am Webſtuhl deine Arbeit gethan, kannſt du im Stall verkehren und die Pferde ausreiten, und Samſtags und Sonntags Nachmittags kannſt du ſo viel reiten, wie du willſt.“

— „Hm! das ließe ſich hören,“ meinte Anton. „Aber woher ſeid Ihr, Herr?“

— „Aus Augsburg. Haſt du ſchon von der ſchönen Stadt im ſchönen Schwabenlande gehört?“

— „Ob?“ lachte der Junge frech. „Davon erzählen alle meine Kameraden. Dahin möchte ich wol. Ich habe ſchon längſt davonlaufen wollen, um die Welt zu ſehen. In Augsburg wohnen die reichen Fugger, die ſollen ſchöne Pferde haben.“

Die Prinzeſſin lächelte: „Das iſt ja Herr Fugger ſelbſt, Antonio, der dich mitnehmen will.“

— „Seid Ihr's? O dann habe ich Eure Pferde ſchon geſehen! Ein dicknaſiger Knecht ritt ſie vorhin in die Schwemme. Es iſt ein herrlicher Schweißfuchs dabei. Auch der Apfelſchimmel iſt nicht zu verachten. Aber die Perlſtute taugt nichts; ſie iſt plump und alt und wird nicht lange mehr mitgehen. — Nun, wenn mich die Erzherzogin nicht mehr haben will, ſo will ich mit Euch gehen.“ Den Leinweber ſchien er ganz vergeſſen zu haben und trollte ſich ohne Umſtände fort.

— „Es wird ſich ſchon etwas aus ihm machen laſſen,“ meinte Fugger. „Wenn man ihn Abends eine Stunde zu den Pferden läßt, ſo ſitzt er den ganzen Tag fleißig hinter dem Webſtuhl.“

Die Angelegenheit wurde alſo näher verabredet und Fugger empfahl ſich, von Bubenhoven begleitet. Als der Bürger dem hübſchen Junker ſcheidend die Hand reichte, faßte ſich dieſer ein Herz und ſagte: „Herr Fugger, auch ich habe Euch eine Mittheilung zu machen und bitte Euch herzlich, mir ein paar Minuten in Eurer Herberge zu ſchenken. Leiht mir ein geneigtes Ohr, dann mögt Ihr entſcheiden, ob Ihr mir willfahrten könnt oder wollt, und ich will mich unbedingt Euerm Ausſpruche unterwerfen.“

— „Ich helfe überall gern, wo ich kann,“ verſetzte Fugger gutmüthig lächelnd; denn er wähnte, der Junker habe einige leichtfertige Schulden gemacht und werde nun um Bezahlung gedrängt. „Ich werde Euch in der Herberge erwarten.“

Zehntes Kapitel.

Dort trat dem ſo vielfach in Anſpruch genommenen Bürger von Augsburg der unbehülfliche Reitknecht ſchmunzelnd entgegen: „Unter den hoffärtigen Krähenköpfen war doch ein feines und höfliches Herrlein, das mir baß gefallen. Hat mir erzählt, daß er ein Tyroler iſt aus dem Oberinnthal und hat Euch dort geſehen und hochgehalten. Hat nachher auch die dummen Stelzenjunker verlacht, als ſie zu Kreuze kriechen mußten. Ah, und die jungen Plattenmeiſter hättet Ihr ſollen ausziehen ſehen! Die hoben den geiſtlichen Rock, um beſſer laufen zu können! Das ſchmucke Junkerlein aber trat zu mir und hat ſich nicht geſchämt, mit einem Knechte freundlich zu koſen. Ich meinte, Ihr ſolltet ihm eine Verehrung machen."

— „So! — meinſt du? Weil ein Schlaukopf ſich an dich gehängt, ſoll ich ihm Bezahlung dafür reichen?" lachte Fugger.

— „Das iſt kein Schlaukopf!" rief Veit mit drolvon hier, Frevler!» donnerte der Aufgeregte mit noch nie von ihm gehörter Stimme. «Auch ich habe dich belauſcht. Wir werden ferner mit einander reden. Eliſe, kommen Sie herein zu mir; ich werde Sie vor der Wuth ihres Vaters ſchützen. Die arme Frau ſoll man herein auf mein Zimmer tragen.» Mit einem mildern Blicke zog er das Mädchen hinein. Der Profeſſor ſtand ſtarr vor Entſetzen. Solche Worte hatte der gräfliche Schwächling noch nicht zu reden gewagt. Endlich knirſchte der Profeſſor, ballte die Fauſt und ging.

«Der helle Tag leuchtete in die Zimmer des Grafen. Der düſtere Ernſt ſchien mit dem Wiederſchein des Lampenlichtes aus ſeinem bleichen Geſichte verſchwunden zu ſein; er lächelte der vor ihm ſtehenden Eliſe mild und freundlich zu. Sittſam ſtand das holde Mädchen vor ihm, den ſchüchternen Blick zur Erde geſenkt. Sie hatte eben geſprochen, und der Graf ihr mit großem Wohlgefallen zugehört, welches ſich noch in ſeinem ganzen Weſen ausſprach.

«Es iſt die erſte Bitte in meinem Leben, gnädiger Herr, die ich an Sie wage,» fuhr Eliſe fort, das ſchwärmeriſche blaue Auge wieder zu dem liger Entrüſtung. „Ein feines, frommes Geſicht iſt's. Sieht gar nicht ſo toll und ungeſchickt aus, wie die Uebrigen."

— „Wie heißt denn dein Schützling, dem du ſo warm das Wort redeſt?"

— „Marx von Bübenhoven."

— „Ah, ſieh doch, derſelbe, der auch bei Frau Margaretha einen Stein im Brete hat. Nun, er hat mir ſelbſt gefallen. Wir wollen halt ſehen, wie's um ihn ſteht."

Nach einer halben Stunde trat Veit wieder zu ſeinem über Rechnungen ſitzenden Herrn, blinzelte ſchelmiſch vertraulich, deutete mit dem Daumen rückwärts über die Achſel und flüſterte: „Er iſt draußen und will mit Euch reden."

— „Wer?"

— „Das hübſche Junkerlein. Ich bitt' Euch, thut mir's zu Lieb' und entlaßt ihn nicht ungetröſtet."

— „So werd' ich deinetwegen ſchon ein Uebriges thun müſſen," verſprach der treffliche Mann mit der gewohnten Gutmüthigkeit dem bittenden Knecht.

Veit ging und flüſterte dem verlegenen Pagen ein ermuthigendes Wort zu, der nun in das Gemach trat.

— „Eröffnet mir ohne Scheu und Rückhalt Euer Herz," ſagte Fugger mild und ließ den Pagen neben ſich Platz nehmen. „Frau Margaretha iſt Euch gewogen, wie ich bemerkt habe, und das wäre allein ſchon ein Empfehlungsbrief für Euch an mich, wenn Ihr auch nicht ein ſo ehrliches und offenes Tyrolergeſicht hättet."

— „Ich will Euch Alles ſagen, was mich drückt," verſetzte der Junker. „An der Bergſcheide zwiſchen dem Inn und dem Lech, oben bei Naſſereit, wo die Straße von Augsburg nach Innsbruck heraufkommt, da liegt meines Vaters Gut, er ſelber aber liegt bei Waldshut und zwar unter der Erde; denn er wurde vor zwei Jahren, als der König Maximilian mit dem ſchwäbiſchen Bunde gegen die Eidgenoſſen zog, als Hauptmann im königlichen Heere dort von den Schweizern in einem Treffen erſchlagen und meine Augen haben ihn nicht wiedergeſehen, den mein Herz ſo innig liebte. Ach, Ihr könnt nicht glauben, wie ſehr mich ſein Tod betrübt hat!"

Er trocknete ſich die rinnenden Thränen und Fugger betrachtete den ſchmerzenreichen Knaben mit Rührung und Mitleid.

— „Nachher betrübte mich zumeiſt das Schickſal meines Mütterleins," fuhr der Junker fort. „Sie ſtand nun allein, hatte keinen Freund, keinen Verwandten und noch drei unerzogene Kinder; denn ich bin das älteſte von meinen Geſchwiſtern. Ihr müßt nämlich wiſſen," flüſterte er heimlich und zutraulich, „daß Mütterlein keinen Vater hat, oder — wie ſoll ich ſagen — ſie iſt eine Tochter des verſtorbenen Erzherzogs Sigismund, des Herrn von Tyrol, und der iſt, wie Ihr wohl wiſſen werdet, ein gar fröhlicher Herr geweſen und hat viele Kinder gehabt. Sie haben ihn aber nicht Vater nennen dürfen, obgleich er gar wohl für ſie geſorgt.“

— „Mir iſt das gar wohl bekannt,“ nickte Fugger. „Ich habe manches Geldgeſchäft mit dem Erzherzog gemacht und ſeine Schwächen waren mir ſo wenig ein Geheimniß, wie ſeine guten Eigenſchaften, deren er ſo viele hatte.“

— „Nun, er hat redlich auch mein Mutterlein bedacht, die er gar ſehr geliebt, und hatte ſie mit meinem Vater verheirathet, der ſein Eigenhold war. Aber als der Erzherzog todt war und Tyrol an den König Max fiel, da waren auch alle Verwandte meiner Mutter todt. Mich nahm der Erzherzog Philipp mit in die Niederlande und verſprach meinem Vater, für mich zu ſorgen. Ach, und als nun mein Vater auch nicht mehr unter den Lebenden wandelte, da war ja lieb Mütterlein ganz verlaſſen! Ich war erſt ſchon vor Heimweh und Sehnſucht nach Mutter und unſern Bergen faſt geſtorben und nun weinte ich mir die Augen faſt aus dem Kopfe. Da hat mich allein die Frau Erzherzogin Margaretha getröſtet, die mildgütige Frau, der ich mein gebranntes Herzeleid klagen durfte. Und die hohe Frau hat ſelbſt einen Brief an meine tiefbetrübte Mutter geſchrieben, der ihr großen Troſt gebracht. — Dann hat ſich bald ein Junker bei meiner Mutter eingefunden, ein arger Gleißner und Prahlhans, von dem hat ſie ſich leider Gottes nur zu bald tröſten laſſen. Er hat ſie beſchwatzt und berückt, und ſo iſt ſie denn ſeine Frau geworden; der fremde Herr hat ſich in mein Erbe geſetzt und bereits gar übel darin gewirthſchaftet. Ich erfuhr's erſt, als es ſchon geſchehen war; ich hätt's ja auch nicht hindern können, wenn ich's früher erfahren hätte. Ich kenne den Junker nicht; er nennt ſich Wilhelm von Lannoy, will ein franzöſiſcher Edelmann und im perſönlichen und ſehr vertrauten Dienſte des letztverſtorbenen Königs Karl von Frankreich geweſen ſein und als ſolcher den Haß des Herzogs von Orleans auf ſich gezogen haben, vor dem er, als er ſo unerwartet König geworden, ſich habe flüchten müſſen. Er habe ſich nach Oeſtreich gewendet und im Heere gegen die Eidgenoſſen Kriegsdienſte genommen. Hier ſei er mit meinem Vater vertraut geworden; dieſer ſei im Treffen neben ihm gefallen. Und der Sterbende, den er bis zur letzten Minute gepflegt, habe ihn beauftragt, die Trauerbotſchaft meiner Mutter zu überbringen. Auf dieſe Weiſe iſt der verdammte Franzoſe in's Haus gekommen. Genug, als Mutter ihn nun hatte und nicht wieder loswerden konnte, da ſah ſie erſt, was ſie an ihm hatte. Und das iſt der guten, lieben Frau zum ſchlimmen Handel ausgediehen. Sie klagt mir in ihren Briefen

Gott und die Noth und ihr ſchlimmes Herzeleid ſteigt von Tag zu Tag. Ihr Ehewirth hält ſie ärger, als eine Magd, ſie, die Tochter eines Erzherzogs von Oeſtreich; er fröhnt allen Soldatenlaſtern, iſt ein Saufaus und Raufbold, hält Gelage mit ſchlimmen Geſellen und liederlichen Weibsbildern zu Innsbruck und verthut meines braven Vaters Habe. Wenn das arme Mütterlein aber etwas dagegen einwenden will, ſo mishandelt ſie der arge Kriegsknecht.“

Ein edler Zorn glühte im Auge des Jünglings und aus ſeinen Augen ſchoß ein Thränenſtrom über die höher gerötheten Wangen, ſo daß er ſich abwenden mußte. Seine Fauſt war krampfhaft geballt und ſein ganzer Körper bebte in fieberiſcher Aufregung. Fugger betrachtete ihn mit der größten Theilnahme.

— „Seht, wenn ich nach Hauſe dürfte,“ ſtöhnte der Page, „ich würde dem ehrloſen Pankert mit dem Schwerte zu Leibe gehen. Einer von uns dürfte nicht lebendig von dannen. Aber mein Dienſt bindet mich feſt und nun muß ich mit dem Erzherzog nach Spanien. Da iſt mir der Gedanke ganz unerträglich, daß ich mein lieb Herzensmütterlein in ſolcher Noth und Bedrängniß dort im fernen Tyrol laſſen muß. Es muß der armen Frau geholfen werden; es gehe auch, wie es gehe; denn ſie thut ſich ſonſt ein Leid an. Und Ihr wißt nicht, wie ich ſie liebe. Es wäre mein eigener

Tod. Es iſt mir jetzt zuweilen ſchon, als mußte ich ſterben vor Jammer und Elend.“

— „Ihr ſeid ein guter und edler Sohn,“ belobte Fugger den ſchmerzvollen Jungling und wiſchte ſich die Augen. „Aber ſagt, wie ſoll Eurer Frau Mutter geholfen werden?“

— „Ach, das hat mir ſchier das Herz abgefreſſen! Sie hat dem Lannoy abgemerkt, daß er wol ein Stück Geld nähme; denn er braucht ſtets Baares zu ſeinem wüſten Leben. So würde er wol in die Scheidung der Ehe willigen, wenn man ihm eine Summe in die Hand gäbe, und der hochwürdige Biſchof von Innsbruck würde all' ſeinen prieſterlichen Einfluß anwenden, um die unglückliche Frau von dem böſen Schelm zu befreien. Aber er hat ja ſchon Alles aufgezehrt; woher ſoll Mütterlein das Geld nehmen? Sie hat ja keinen ihr nahe ſtehenden Menſchen. Ja, wenn der Erzherzog Sigismund noch lebte! Auch muß ein geſetzter, tuchtiger Mann perſönlich mit dem Böſewicht handeln und dingen. Da war mir's denn in meiner großen Noth, als ich von Herrn Peter van der Kapellen in Antwerpen erfuhr, Ihr würdet in die Niederlande kommen, als ſchicke mir Gott in Euch einen rettenden Engel; denn ich kenne Euch und Euern feinen Ruhm aus meinem lieben Vaterlande, und ich beſchloß, mit Euch zu reden und Euch herzlich zu bitten, Ihr moget Euch meines Mütterleins in Treuen annehmen und ſie von dem hölliſchen Plagegeiſt befreien."

— „Und Ihr ſollt nicht vergebens auf mich gehofft und vertraut haben, Junker Bubenhoven," ſagte Fugger ernſt. „Hier habt Ihr meine Hand darauf, ich will in Eurer Mutter Sache thun, was ich vermag."

Ein neuer Thränenſtrom ſchoß aus des Pagen ſchönen Augen, aber diesmal waren es Freudenthränen, und jubelnd preßte er ſeine Lippen auf die dargebotene Hand und rief: „Das geſegn' Euch Gott und die heilige Jungfrau und die vierzehn heiligen Nothhelfer, zu denen ich allnächtlich aus tiefer Bruſt geſchrien und die mein inbrünſtig Gebet erhört und Euch hierher geſandt haben. Denn ohne Euch wär' Mütterlein und ich verloren und meine Geſchwiſter dazu. O Ihr himmliſcher Mann, Ihr ſollt mein Lebelang an mir ein dankbares Gemüth gefunden haben."

— „Ich rechne niemals auf Dank," entgegnete Fugger, „und thue Euch die Liebe, weil Ihr mir gefällt. Und ſchon weil Ihr Marx heißt, bin ich Euch gewogen; denn das war der Name meines lieben ſeligen Bruders, der mich fleißig in allerlei nützlichen Dingen unterwies, die mir von gar großem Vortheil geweſen ſind. Und Marx heißt auch meines Bruders Georg Aelteſter, ein wackerer Junge, der wiederum ein Prieſter des Herrn werden wird. Und ſo ſollt Ihr denn der dritte Marx ſein, der mir lieb und werth."

— „O laßt mich erſt dieſe Güte verdienen! Und dies Uebermaß. Ich könnte mich ja durch die beſten Thaten derſelben nicht werth machen.“

— „Habet ſtets Gott vor Augen und im Herzen; thut Gutes, wo Ihr Gelegenheit dazu habt, und bleibt ein braver Menſch, wie Ihr ein edler Sohn ſeid, dann will ich mich belohnt wiſſen.“

— „Das ſollt Ihr an mir erleben!“ rief der Page und legte betheuernd die Hand auf's Herz. „Ich betrachte Euch von dieſer Stunde an als meinen zweiten Vater und liebe Euch, wie ich meinen Erzeuger geliebt habe, wie ich mein Mütterlein noch liebe. Und ich geize nach Euerm Lobe; ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, um mir daſſelbe zu verdienen.“

— „Gott ſegne Euch und Eure guten Vorſätze, mein Sohn. Er gebe Euch Kraft und Ausdauer, damit Ihr Eure Entſchlüſſe in Thaten umwandeln mögt!“

— „O ſegnet mich! Legt Eure Hand auf mein Haupt und gebt mir Euern väterlichen Segen!“

Und der Jüngling beugte weinend das Knie vor dem gerührten Manne, der ihm die Hand auf den Scheitel legte und ein frommes Gebet ſprach. Dann zog er ihn empor und an die Bruſt, küßte ihn auf die reine, ſchöne Stirn und nannte ihn noch ein Mal ſeinen Sohn.

Elftes Kapitel.

Es iſt anzunehmen, daß Jakob Fugger als ein erfahrungsreicher Mann, der bereits ſehr viel mit Fürſten und großen Herren in Geſchaften verkehrt hatte, recht wohl wußte, was von Fürſtenverſprechungen und Gelobniſſen zu halten ſei, zumal wenn der Ausſteller derſelben das vier und zwanzigſte Jahr noch nicht zuruckgelegt hat, leichtſinnig, lebensluſtig, genußſüchtig und ein verliebter Minnewart iſt, wie der ſchöne Erzherzog von Oeſtreich und Burgund. Wenn er es aber noch nicht wußte, ſo hatte er in Antwerpen, wohin er von Brüſſel gereiſt war, bald genug die beſte Gelegenheit, es auf das vollſtandigſte zu erfahren. Und da er, ſelbſt mit all' ſeiner Klugheit und Erfahrung, den obwaltenden Umſtänden nach, nicht darum zu verdenken geweſen wäre, wenn er an Philipp's Verſprechungen in Bezug auf das Fugger'ſche Etabliſſement in Antwerpen geglaubt hätte, ſo wäre es nun zwiefach ſchmerzlich für ihn geweſen, daß nach einer ganzen Woche auch nicht das Geringſte dafur geſchehen war, was er nicht ſelbſt gethan hatte. Er ſtieß aber auf ſo bedeutende Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die ihm gerade nicht unerwartet kamen, daß er ſeine frühere Meinung, er werde ſeine Abſicht ohne perſönliche Unterſtützung des Erzherzogs nicht durchſetzen, ſich bald genug beſtätigen ſah.

Der Magiſtrat und die Kaufmannſchaft der Stadt waren gegen die Errichtung eines Fugger'ſchen Handelshauſes in Antwerpen, der erſtere aus einer nie ganz verlöſchenden Abneigung gegen das öſtreichiſche Haus, die andere, weil ihre Glieder durch die außerordentlich großen Mittel und die glückliche und großartige Handelsſpeculation Jakob Fugger's in Schatten geſtellt zu werden fürchtete. Man wußte auf der einen Seite nur zu gut, wie hoch König Maximilian die Gebrüder Fugger in Ehren hielt; ſie ſeine Freunde nannte und in ununterbrochenem Geſchäftsverkehr mit ihnen ſtand; man hatte bereits durch die Plaudereien der Hofherren erfahren, daß der Erzherzog das Geld zu ſeiner Fahrt nach Spanien bei Jakob Fugger geborgt hatte, um nicht zu befurchten, daß die Fugger, ſaßen ſie einmal in Antwerpen feſt, öſtreichiſche Intereſſen auf jede Weiſe vertreten und begünſtigen wurden, und dagegen ſträubte ſich der Stolz der Niederlander mit empörter Hartnäckigkeit. Sie hatten hundert Mal lieber franzöſiſche Intereſſen im Lande ge-

Jüngling erbebend. «Sie iſt ſo leicht zu erfüllen, und ich hoffe mit Zuverſicht, Sie werden ſie mir nicht abſchlagen.»

«Nicht wahr und ich habe immer, ſeit ich Sie kenne, ſo viele Bitten an Sie gehabt, meine werthe Eliſe,» verſetzte der Graf, «und Sie haben ſie alle erfüllt, alle! Aber ich hätte doch erwartet, daß Sie eher für Ihren Vater bitten würden, als für dieſe Ihnen fremde Frau.»

«Für meinen Vater?» fragte Eliſe ſchmerzlich betont, und ſchwieg dann.

«Ich könnte aus dem Tone Ihrer Stimme vieles abſtrahiren, was ſich nicht mit treuergebner, herzinniger, aufopfernder Kindesliebe verträgt!»

Eliſe erſchrack.

«Sie verbergen mir vergebens einen tiefen Seelenſchmerz, Eliſe!» fuhr der Graf herzlich fort. «Seit lange hab' ich Sie beobachtet, und Ihnen endlich abgemerkt, was Sie bekümmert.»

Eliſe erhob das ſchöne Auge bittend zum Grafen, die Hand ſprach dieſelbe Bewegung, dieſelbe Bitte um Schonung aus. Der Graf trat dicht an ſie heran, legte ſeine Hände auf ihre Schultern, ſah ihr in's Geſicht und ſagte: «Vertrauen Sie mir, Eliſe, was Sie bekümmert! Schließen Sie mir Ihr fordert, von denen ſie jeglichen Schaden bereits erfahren hatten (und es wäre nicht das erſte Mal geweſen, daß ſie ſie forderten), als öſtreichiſche, von denen ſie ſich doch nur Gutes zu verſehen hatten. So handelt eigenſinniger republikaniſcher Trotz. Auf der andern Seite ging man offenbar zu weit, wenn man annahm, die Fugger würden, vom öſtreichiſchen Hauſe allzuſehr begünſtigt, allmälig den ganzen niederländiſchen Seehandel an ſich reißen. Die antwerpener Kaufleute glaubten ſich zu ſolcher Annahme durch folgende Schlüſſe berechtigt: Die Portugieſen und die Spanier ſchienen die vorzüglichſten Handelsvölker des Erdbodens werden und die italieniſchen Seeſtädte ganz vom Weltmarkte verdrängen zu wollen. Die erſtern hatten den wichtigen Seeweg nach Oſtindien gefunden und machten eben die glücklichſten und erfolgreichſten Anſtrengungen, ſich dort feſtzuſetzen; ſie hatten Länderentdeckungen gemacht, unter denen die von Braſilien im vorigen Jahre die merkwürdigſte war. Die letztern waren durch Colombo's Entdeckungen Herren der damals ſogenannten neuen Welt geworden. Der König Emanuel von Portugal war ein Schwager des Erzherzogs Philipp (er hatte nach dem Tode Iſabella's, der älteſten Schweſter Juana's, die dritte, Maria, geheirathet) und über Spanien und die Niederlande ſollte ferner ein Oeſtreicher herrſchen. Die niederländiſchen Kaufleute waren ſich aber bewußt, keineswegs ſo gegen das öſtreichiſche

Haus gehandelt zu haben, daß ſie beſondere Privilegien und Bevorzugungen vor dem Fugger'ſchen Hauſe erwarten durften. Was war alſo natürlicher, als ihre Befürchtung, die von den Habsburgern hochgehaltenen Fugger würden von den Kronen von Burgund, Spanien und Portugal die ausgedehnteſten Vergünſtigungen auf den Seehandel mit Oſt- und Weſtindien und der neuen Welt erhalten und die Antwerpener würden das Zuſehen haben. Kaum war daher in Antwerpen bekannt worden, welchen Zweck die Anweſenheit Jakob Fugger's habe, als auch ſchon eine Deputation des Stadtraths nach Brüſſel abging, um auf ſichern Schlumpf- und Schleichwegen die Errichtung eines Fugger'ſchen Handelshauſes in Antwerpen zu hintertreiben. Kümmerte ſich doch der junge Erzherzog faſt nicht um die Regierung, lief mit ſeinen Günſtlingen dem Vergnügen und den ſchönen Weibern nach und überließ die Sorgen um Land und Leute gern ſeinen Miniſtern und Räthen, die meiſt Niederländer oder den niederländiſchen Intereſſen ergeben waren.

Dagegen war aber Jakob Fugger auch nicht der Mann, der ſich durch ſolche Hinderniſſe abſchrecken ließ und einen ſo wohl durchdachten und vortheilhaften Plan aufgab, weil der Neid ſich dagegen auflehnte. Klug und fein, wie er war, ließ er ſich nichts von dem Unwillen merken, den die Wortbrüchigkeit des Erzherzogs in ihm aufrief, und ſobald er eine klare Einſicht in das Getreibe des Widerſtandes erlangt, ſchickte er ſeinen Vetter, den jungen Leonhard Fugger, den er von Augsburg mitgebracht, um ihn zum Vorſteher des neuen Etabliſſements in Antwerpen zu machen, mit einem Briefe an den Erzherzog nach Brüſſel und unterrichtete den Boten genau, ſich an den Pagen Marr von Bübenhoven zu wenden, um durch denſelben zur günſtigſten Stunde Eintritt ;beim Erzherzog zu erlangen. Aber am dritten Tage kehrte Leonhard mit dem Beſcheide zurück, daß der Erzherzog nach Gent und Brügge verreiſt ſei, vor ſeiner Abreiſe aber ſeinen niederländiſchen Miniſtern und den antwerpner Deputirten das Verſprechen gegeben habe, daß er das Fugger'ſche Etabliſſement in keiner Weiſe unterſtützen wolle. Dieſe genauen Nachrichten hatte Bübenhoven eingezogen. Fugger, weit entfernt, die Sache deshalb verloren zu geben, betrieb ſie nur mit deſto größerer Vorſicht, die ſchon deshalb nöthig war, weil er anfangs nicht wiſſen konnte, wem er Vertrauen ſchenken ſollte. Nicht einmal ſeinen Gaſt- und Handelsfreund Peter van der Kapellen durfte er als ſich ergeben betrachten; er mußte ihn vielmehr als ſeinen natürlichen Feind anſehen. Er ſpielte in dem reichen und ſchönen Hauſe, welches er bewohnte, den ſtillen Beobachter, und ſo wenig er ſonſt ſich aus den Frauen machte, ſo zeigte er ſich doch gegen ſeine ſchöne Wirthin ſehr galant, war oft in ihrer Geſellſchaft und hatte es ihr bald abgemerkt, daß der Erzherzog Philipp ihrem eiteln Herzen nicht gleichgültig war. Noch war er nicht einig mit ſich, wie er dieſen Umſtand am geſchickteſten und vortheilhafteſten für ſeine Angelegenheit benutzen ſollte, als der Erzherzog mit einem kleinen Gefolge in Antwerpen ankam. Fugger war natürlich von Herrn Peter und Frau Eleonoren von der angeſagten Ankunft des hohen fürſtlichen Gaſtes, zu deſſen würdigem Empfang ſo glänzende Vorbereitungen getroffen wurden, unterrichtet worden, und er hatte ſeinerſeits nicht verfehlt, ſich auf eine Audienz beim Erzherzog vorzubereiten. Seine übrige Zeit hatte der umſichtige Mann dazu angewendet, eine Menge Bekanntſchaften mit Schiffseignern und Capitainen aller Nationen, mit einheimiſchen und auswärtigen Kaufleuten, Künſtlern und Gelehrten zu machen. Unter den erſtern befand ſich der portugieſiſche Schiffscapitain Fernando de Magelhaens, unter den letztern der Maler Martin van der Voort.

Der Erzherzog war kaum im Schloſſe abgeſtiegen, als er auch ſchon mit ſeinen beiden vorzüglich begünſtigten Lieblingen, dem Pfalzgrafen Friedrich und einem jungen talentvollen Edelmann Philibert von Vere, einem Oeſtreicher, in van der Kapellen's Hauſe erſchien. Dieſer Philibert von Vere war erſt einige Tage zuvor aus Spanien angelangt, wohin ihn der Erzherzog an ſeine königlichen Schwiegereltern als außerordentlichen

Geſandten geſchickt hatte, um ſein langes Ausbleiben zu entſchuldigen.

Eleonore ſtrahlte im höchſten Liebreiz der Jugend, Schönheit und Toilette. Sie war ſo reich gekleidet, wie eine Königin an einem großen Feſttage, aber was waren dieſe koſtbaren und glänzenden Stoffe, dieſe Edelſteine, dieſe goldnen Ketten und Spangen; was waren ſie gegen den königlichen, grazienhaften Wuchs, gegen die ſtraffen und weichen Formen, gegen die Wellenbiegungen dieſes Leibes, gegen dies bezaubernde Auge und die Fülle des blonden Haares, das den herrlichen Kopf umwogte; was war das Alles gegen die reizendſte Frau Antwerpens, die die gütige Natur mit Geiſt und Schönheit verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte! Es war ja doch nur die Faſſung des ſtrahlenden Diamanten, mit dem Herr Peter van der Kapellen als mit ſeinem Eigenthum prahlte. Der Erzherzog vergaß ſich und Alles vor liebendem Entzücken, verſunken in ihrem Anblick. Erd' und Himmel vergingen ihm vor den Augen und er ſah nur einen, für ihn den ſchönſten Gegenſtand auf der Welt; die Seele trat ihm in die Augen und mit den Augen ergriff, erfaßte, umſchlang er ſie, raſend vor Liebe, und zog ſie, ganz wie ſie war, die Göttergeſtalt, in ſeine Seele hinein, um ſie in Seele einzuhüllen, mit Seele zu überfluten, ſie in Seele aufzulöſen und ſich ſo ganz zu eigen zu machen. So liebestrunken, ſo toll vor Liebe war er.

Er ſtand ihr gegenüber; er hatte erſt einige gebräuchliche Worte abgeriſſen, unvollendet, geſtammelt, aber er war verſtummt und redete ſchweigend mit ihr. Das waren hohe, göttliche Reden, Gedichte dithyrambiſchen Flugs, für die die Lautſprache keine Worte hat. Aber Eleonore verſtand ſie und lächelte, neuen Zauber zum alten fügend; die eitle Frau freute ſich ihres Triumphs über den ſchönſten Mann, der zugleich der ſtolze und mächtige Fürſt dieſes Landes war. Es ſchmeichelte ihr, dieſen Sproſſen alter, hochberühmter Fürſtengeſchlechter an ihren Siegeswagen zu ketten, dem die Königreiche Spaniens ihre Kronen zuwarfen, dem ſich die neue Welt huldigend zu Füßen legte. Während beide ſo Auge in Auge, Seele in Seele tauchten, ſich ihrer Liebe ſelig bewußt, und nur die Lippen bewegten, ſo die Worte, die es nicht gab für unausſprechbare Gefühle, andeutend, beſchäftigten die beiden Begleiter des Erzherzogs, für ſolche Fälle ſchon eingelernt, den ruhmſüchtigen Kaufmann in einem Kunſtgeſpräch, zu dem ihnen die umherſtehenden und hängenden Bilder genug Veranlaſſung und Stoff gaben.

Wer weiß, wie lange die Liebenden einander ſo gegenüber geſtanden hätten und ob Herrn Peter nicht endlich doch aufgefallen wäre, daß ſie kein Wort zuſammen ſprachen, wenn nicht der Lori plötzlich gerufen: „Hoch lebe das Haus Burgund!“ und der kleine Papagei im Cloſet hinzugefügt hätte: „Und Oeſtreich!“

— „Ihr ſeht, Hoheit, welches Haus Ihr mit Eurer Gegenwart beglückt!“ ſagte die Frau mit der klingenden Anmuth ihres Tons. „Es kann keins auf der Welt geben, das Euch inniger zugethan wäre; denn ſelbſt die Thiere deſſelben gewinnen Sprachen, um Euch die Gefühle der Huldigung und Ergebenheit zuzurufen.“

Ueberraſcht hatte ſich der Fürſt nach den Vögeln hingewendet, dann ſagte er, wieder zu der Geliebten gekehrt: „Und doch ſind die Dinge, die ich nicht höre und die ich nicht ſage, die ſchönſten. Ihr ſpielt ja Harfe, meine Frau. Ich möchte Euerm Spiele lauſchen. Wie beneid' ich Euch! Ich habe mir noch nie gewünſcht, Meiſter der Harfe zu ſein, als heute, um ihre Saiten zum Organ meines Herzens zu machen, da ihm die Zunge den gewohnten Dienſt verſagt.“

— „Ja, das iſt das Göttliche der Muſik,“ verſetzte ſie, „daß ihre Sprache da anfängt, wo die der Zunge aufhört. Alle Seligkeiten des Gefühls gibt die Harfe wieder. Und Ihr ſollt mich ſpielen hören.“

— „Ich halt' Euch beim Worte.“ Und er ergriff ihre Hand, beugte ſich auf ſie herab und preßte ſeine heißen Lippen darauf. Ein Feuerfunke durchzuckte Beider Herzen und verſetzte ihr Blut in fieberiſche Wallung.

— „Erlaubt, mein Herr van der Kapellen,“ wandte ſich der Fürſt artig an dieſen, „daß ich Eure iebwerthe Frau erſuchen darf, ihr Harfenſpiel bewundern zu können.“

— „Ha!“ rief der reiche, hochgeſchmeichelte und ebenfalls in Wonne ſchwimmende Peter, „ſie ſoll ſogleich ſpielen und all' ihre Kunſt aufbieten, um Euch zufrieden zu ſtellen, gnädigſter Fürſt, zur Ehre meines Hauſes.“

Auf ſeinen Wink brachte ein von Scharlach und Gold ſtrotzender Neger die Harfe und Eleonore griff in ihre Saiten. Und dieſe rauſchten dem Erzherzog die ſüßbebende Sehnſucht, das ſanfte Schmachten, das ſteigende Verlangen, die tobende Glut der Leidenſchaft, das wilde Jauchzen der liebetrunkenen Sinne zu. Sie verſprachen ihm Erhörung, irdiſche Seligkeit, himmliſche Genüſſe. Wie kochende Blutstropfen fielen die Töne von den Saiten, jauchzende Herzensſtimmen, auf ſein eigenes brennendes Herz und er zuckte wie im Schmerz zuſammen; aber es war der ſüße, wilde Schmerz der Sinnentrunkenheit, die ſchwelgeriſche Wolluſt der Empfindung. Und Philipp verſtand jeden Ton; er wußte Alles, was ſie ihm ſagte, und ſein in Thränen des Entzückens funkelndes Auge ſprach ihr Dank. Aber Herr Peter ſaß dabei und ärgerte ſich, daß ſie gerade heute nicht ſo ſchön ſpiele, wie ſonſt, ſo daß der Fürſt kaum aus Artigkeit gegen ſie ein kleines Beifallszeichen von ſich gebe. Und im Aerger befahl er ihr, ein ſchönes Lied zu ſingen; denn dieſes Geklimper könne unmöglich Seine Hoheit befriedigen und der Ehre ſeines Hauſes förderlich ſein. Und lächelnd ſang ſie:

„Am Kreuzweg ſteh' ich und ſchau' in den Wald.
O, ſchmucker Jäger, kommſt du nicht bald?
Da ſteigt der Falk in die luftige Höh'
Und mir iſt im Herzen ſo weh', ſo weh'.

Auf'm Berge ſteh' ich und ſchau' in das Thal.
O, ſchlanker Ritter, wann kommſt du zumal?
Auf ferner Straße wirbelt der Staub
Und mein Herz iſt glühender Sehnſucht Raub.

Im Thale ſteh' ich und ſchau' in die Höh'.
O, lieber Wandrer, daß ich dich ſäh'!
Da wandelt ein Schatten im Abendglaſt
Und es zuckt mein Herz in ſtürmiſcher Haſt.

Am Ufer ſteh' ich und ſchau' in die See.
O, theurer Schiffer, ade! ade!
Und die Segel ſchwellet ein günſtiger Wind,
Doch am Ufer jammert ein einſames Kind.“

Der Erzherzog drückte ungeſehen die Hand der Sängerin, als ſie ſie langſam mit einem hinſterbenden Blicke von den Saiten gleiten ließ; dann brach er in einen ſtürmiſchen Applaus aus, um auch den ehrgeizigen Gatten ſeiner Schönen zu befriedigen, und ſeine Begleiter ſtimmten ein, ſich in Lobpreiſungen der Frau van der Kapellen überbietend. Nun glänzte Herrn Peter's feiſtes Geſicht und ſchmunzelnd bedankte er ſich für den Beifall, gleichſam als habe er ihm gegolten.

Wenn aber auch der reiche und eitle Kaufherr die

Sprache nicht verſtand, die zwiſchen ſeiner Frau und dem Erzherzog ſo angelegentlich geführt wurde, es war im Saale doch ein Paar Augen, welches die Liebenden ſcharf beobachtete und dem kein Blick und ſeine Bedeutung entging, welchen ſie mit einander wechſelten. Dieſes Augenpaar gehörte dem Neger an, der als Herrn Peter's Leib- und Kammerdiener in reichſter Gala im Hintergrunde an der Thüre ſtand, ſtets des Winks ſeines Herrn gewärtig. Wie Matty (Matthea), die Negerin, das unumſchränkte Vertrauen ihrer Herrin beſaß, ſo Rony (Hieronymus), der Neger, das ſeines Herrn. Rony und Matty waren aber ſtille und bittre Feinde; denn Matty hatte Rony verſchmäht und ſah die hübſchen weißen Jungen lieber, als Rony's häßliches ſchwarzes Geſicht. Aber Rony war ſchlau, pfiffig, gewandt wie eine Schlange und rachſüchtig wie ein Tiger. Heute ließ er das wonneſelige Liebespaar nicht aus den Augen und dieſe unheimlich glühenden Augen folgten ihren leiſeſten Bewegungen, den Zuckungen ihrer Muskeln; ſie laſen aus ihren Blicken, was in den verliebten Seelen vorging, ſie verſtanden die ungeſprochenen Worte, welche auf ihren Lippen lagen. Dieſem Afrikaner von der Elfenbeinküſte blieb von der heutigen innern Geſchichte des ſchönen Paares nichts verborgen.

Der Hausherr wandte ſich an den jungen Fürſten mit breiter, umſtändlicher, weitſchweifiger Rede, dankte

Herz auf! Verſchweigen Sie mir nichts! Ich weiß, Sie haben keine Freundin, keinen Freund, Sie haben keine Ihnen verwandte Seele in dieſem traurigen Schloſſe gefunden, an deren Bruſt Sie ſich ausweinen könnten, der Sie Ihren Kummer an das mitfühlende Herz legen dürften. Ich ahne, was Sie drückt. Ach, auch ich entbehre der mitfühlenden mitleidenden Seele, auch auf meiner Bruſt laſtet ſchweres Leiden. Ich glaube, mich martert derſelbe Kummer, der Sie quält. Ich biete Ihnen meine Freundeshand, mein Freundesherz an; gemeinſam wird ſich unſer Schmerz leichter ertragen laſſen.»

Aus Eliſens Augen floß ein Thränenſtrom; ſie ſchluchzte laut, aber ſie ſchwieg noch.

«Darf ich weiter reden, ohne Ihr edles Herz zu tief zu verletzen? Darf ich Ihren Vater als die Quellen Ihres Leidens nennen?» ſprach der Graf mit Zartheit weiter.

«Sie haben den Grund meines Kummers entdeckt,» verſetzte Eliſe. «Ach, aber was werden Sie von dem Herzen einer Tochter halten, wenn es Ihren Bitten nachgibt, und ſich Ihnen öffnet? Ich ſchaudre vor mir ſelbſt, und Sie müſſen mich verachten, wenn ich ſo wahr gegen Sie bin, wie zuvörderſt für die Ehre, die derſelbe ſeinem Hauſe durch dieſen Beſuch erzeige, rühmte dann mit republikaniſchem Stolz die Dienſte, die er dem Vater des Erzherzogs zur Zeit der Noth in Brügge erwieſen haben wollte, und bat endlich um die Erlaubniß, zur würdigen Feier des heutigen Tages und zur Ehre ſeines Hauſes einige Freunde und Bekannte zur Tafel ziehen zu dürfen. „Sie ſind ſchon benachrichtigt, gnädigſter Herr; aber erſt bedarf es Eurer Zuſtimmung und Bewilligung, eh' ich ſie einladen laſſen kann.“

— „In Gottes Namen,“ verſetzte der Erzherzog verdrießlich, aber wohl wiſſend, daß er dieſe Bitte nicht abſchlagen durfte. „Wenn es Euch Vergnügen macht, mein Herr, und die Ehre Eures Hauſes fördert, ſo ladet ein, wen Ihr wollt. Mir iſt Jedermann von Euern Freunden und Bekannten recht. Es genügt mir, wenn Ihr die Leute ſo nennt; denn dann ſind ſie auch meine Freunde. Zwar bin ich nach Antwerpen gekommen, um von einem mir unausſprechlich theuern Herzen Abſchied zu nehmen, bevor ich die verhängnißvolle Reiſe nach Spanien antrete. — Ihr wißt, welches Herz ich meine“ — der Kaufmann nickte bejahend — „und ich hätte die Stunden hier gern in ſtillem Genuß zugebracht; doch mag und will ich Euerm Wunſche nicht entgegen ſein. Schickt aus und laßt Eure Freunde benachrichtigen, daß ich ſie erwarte.“

Herr Peter wandte ſich, Befehle zu geben, und

Rony trat mit einem goldenen Bret voll Erfriſchungen heran, dem Erzherzog aufzuwarten. Dieſer hatte ſich aber flüchtig ſeiner Angebeteten zugewendet und flüſterte ihr zu: „Die Nacht muß uns entſchädigen.“ Und Rony's ſcharfem Ohre waren dieſe Worte nicht entgangen.

Die Boten flogen und Herr Peter ließ ſich wieder nieder und begann aus ſeinem Leben zu erzählen. Da wußte er von Philipp dem Gütigen und deſſen Sohn Karl dem Kühnen zu berichten, und wieder von deſſen Tochter Marie und deren Gatten, und von Krieg und Frieden mit Frankreich und dem Papſt, von Handel und Schifffahrt, vom Häringsfang und der Wallfiſchjagd, und jemehr er erzählte, deſto redſeliger und vergnügter wurde er, und je behaglicher er ſich fühlte, deſto breiter und umſtändlicher floß der Strom ſeiner Rede. Die beiden Begleiter des Erzherzogs, jung und lebensluſtig, wie er ſelbſt, waren zur Qual verdammt, alle dieſe Mittheilungen anzuhören und ſich anzuſtellen, als nähmen ſie den größten Antheil daran. Zuletzt reizten ſie den langweiligen Erzähler in toller ironiſcher Laune durch übertriebene Beifallsbezeigungen, durch Lobſprüche, erheuchelte Zweifel und Bitten um Belehrung und prieſen die Ehre ſeines Hauſes mit vollen Backen. Und er gerieth in Eifer, tiſchte immer mehr Geſchichten auf und beobachtete weder den Erzherzog, noch ſeine Frau, die in ſüßem Liebesgeflüſter zuſammen verkehrten. Dafür wurden ſie von Rony deſto ſchärfer beobachtet.

So verſtrich die Zeit beiden Ehegatten höchſt angenehm, bis der Saal ſich mit Gäſten zu füllen begann. Jetzt mußte Herr Peter ſeine Freunde empfangen und ſie dem Erzherzog vorſtellen; dieſer ſah ſich endlich genöthigt, auf die ausſchließliche Unterhaltung mit Frau Eleonoren zu verzichten und mit Dem und Jenem, nach Fürſtenart, ein paar Worte zu wechſeln. Der Eintritt Jakob Fugger's jagte ihm eine flüchtige Schamröthe auf die Wangen. Was hatte er dieſem Ehrenmanne Alles verſprochen und wie hatte er ihn gänzlich vergeſſen, als er ihm aus den Augen geweſen war! Wie hatte er ſelbſt Fugger's Gegnern Vorſchub geleiſtet! Er machte ſich im Stillen Vorwürfe; entſchuldigte ſich aber gleich wieder bei ſich ſelbſt, daß er ja doch nicht anders gekonnt habe. Alle ſeine Sinne und Gedanken, ſeine Wünſche und Hoffnungen waren auf die ſchöne Eleonore van der Kapellen gerichtet geweſen; er hatte zu nichts Anderem Zeit und Luſt gehabt; die ganze Welt dieſer göttlichen Frau gegenüber war ihm ſchal, langweilig und erbärmlich vorgekommen. In der That hatte er außer ihr in der letzten Zeit nur noch an einer Sache wahren Antheil gezeigt, an der ihm eröffneten Ausſicht auf die ſpaniſchen Königskronen. Die ehrenhafte Erſcheinung Fugger's im brüſſeler Schloſſe hatte ihn im Augenblick ergriffen und eingenommen, gerührt und zu guten Entſchlüſſen begeiſtert, aber ſo wie der Mann fortgeweſen war, hatte Eleonore wieder ſein ganzes Herz erfüllt. — Nicht ohne Verlegenheit erwiderte er jetzt des Augsburgers Gruß; er war noch nicht alt genug, um jene fürſtliche Feſtigkeit erlangt zu haben, die den gerechteſten Anſprüchen mit kalter Gleichgültigkeit und höhniſcher Verneinung entgegentritt, die mit einem ſtolzen Blick jeden bittenden Blick, mit einem barſchen Wort jedes mahnende Wort zurückweiſet und der lauten Empörung des gekränkten Menſchenrechts das Majeſtätsverbrechen aufheftet.

Fugger, viel zu fein und zu beſcheiden, um hier eine Bitte oder wol gar eine Beſchwerde laut werden zu laſſen, half dem jungen Fürſten ſelbſt über die Beſchämung hinüber, indem er von ganz andern Dingen ſprach und namentlich die außerordentliche Gaſtfreundſchaft des van der Kapellen'ſchen Hauſes rühmte und des Lobes der Wirthin gar kein Ende finden konnte. Erſt ſpäter fragte er den Fürſten, wie lange er in Antwerpen zu verweilen gedenke?

— „Ich werde morgen nach Brüſſel zurückkehren,“ verſetzte der Erzherzog. „Jeden Tag erwarte ich die Geſandtſchaft des Herzogs von Savoyen, welche die vorläufige Vermählung mit meiner Schweſter vollziehen und ſie mir entführen wird. Ihr zu Ehren werde ich noch einige Feſtlichkeiten veranſtalten. Und dann gilt es, meine Abfahrt zu rüſten; denn wenige Tage nach dem Abſchied meines Gretchen's gedenke ich meine große Reiſe mit der Erzherzogin anzutreten. Und morgen muß ich erſt noch eine Geſandtſchaft nach England ſchicken zur Beglückwünſchung des Kronprinzen Arthur, der ſich in den nächſten Tagen mit der jüngſten Schweſter meiner Frau, der Infantin Katharina, vermählen wird. Meine Zeit iſt daher ſo in Anſpruch genommen, daß ich kaum begreife, wie ich fertig werden will.“

— „Kaum wage ich daher, Ew. Hoheit um eine kurze Audienz zu bitten, morgen bevor Ihr abreiſt.“

— „Wir wollen ſehen, wenn es möglich iſt,“ verſetzte Philipp ausweichend. Und um das Kränkende in dieſen Worten zu verſüßen, ſetzte er hinzu: „Euch eher, als jedem Andern.“

Fugger trat zurück; er hoffte jetzt nicht viel mehr für ſeine Angelegenheit.

Unter den Gäſten befanden ſich die vornehmſten Magiſtratsperſonen und Kaufleute der Stadt mit ihren Frauen. Eine ungeheuere Pracht in Kleidung und Schmuck war entfaltet. Der ſchlichte Leinweber nahm ſich ſeltſam unter ihnen aus. Und doch fürchteten dieſe ſtolzen Herren den einfachen Mann ſo ſehr. Sie waren alle ſeine Gegner, wie ſie einhertraten in Sammet und Seide, und Fugger ſah es an ihren Mienen, hörte es ſogar in ſeine Ohren, wie ſie gegen ihn intriguirten und wenige Schritte von ihm den Erzherzog beſtürmten, ihm nicht etwa noch Zugeſtändniſſe zu machen; aber der ruhige Mann that, als bemerke er nichts; er war und blieb gegen alle gleich höflich und beſcheiden, und nur geiſtiger Scharfſinn hätte es aus ſeinem und ihrem Benehmen herauszufühlen vermocht, daß er der Klügſte und Reichſte von Allen war.

So wenig wie die erſten Geiſtlichen der Stadt unter den Gäſten fehlten und der Archidiakonus Innocenz als Verwandter des Hauſes und Beichtvater der Wirthin mit den Prälaten und Pröbſten aufzog, ebenſo wenig vermißte man den ausgezeichneten Künſtler und Maler Antwerpens Meiſter Martin van der Voort und dieſer ſtille, beſcheidene Künſtler wurde dem Fürſten als Lehrer der Frau Eleonore vorgeſtellt. Auch einige ausländiſche Schiffsherren und Kaufleute, vorzüglich Portugieſen, durchſchritten im ſtolzen Selbſtbewußtſein den Saal und neue Nachrichten aus Oſt- und Weſtindien flogen von Mund zu Mund. Der kecke, junge Capitain Magelhaens führte zumeiſt das Wort. Er hatte die Hausfrau nur flüchtig begrüßt; er hatte dem Erzherzog einen Augenblick mit Würde gegenüber geſtanden, aber als er an dem Neger Rony vorübergegangen war, hatte er dieſen mit den Augen bedeutungsvoll gefragt und dieſer hatte ebenſo bejahend geantwortet. Dieſe Beiden waren in heimlichem Einverſtändniß mit einander. Oefter noch im Verlaufe der Tafel begegneten ſich ihre Augen und der Eine verſtand immer den Andern.

Die Gäſte wurden durch ein Trompetenſignal, das Rony gab, in den Speiſeſaal gerufen. Hier glänzte Alles in einem Luxus, den kaum ein größerer europaiſcher Furſt und ein Privatmann nur in Venedig aufzuweiſen hatte. Und die berühmten Kaufleute der machtigen, damals in ihrem höchſten und letzten Glanze ſtrahlenden Republik waren das Vorbild, welches die niederlandiſchen Kaufleute zu erreichen ſtrebten. Nur wer Venedigs übermüthige Ueppigkeit kannte, fand in Peter van der Kavellen's Speiſeſaal gerade nichts Auffallendes; allen Andern mußte er wie das Zauberſchloß einer Feenkönigin erſcheinen. Selbſt der Erzherzog war einen Augenblick überraſcht von der Ueberfülle des Reichthums und der Pracht, die ihm hier ſiegend entgegentrat, und Herrn Peter's feiſtes Geſicht ſtrahlte im Glanze des Triumphes und der befriedigten Eitelkeit. Die zahlreiche Dienerſchaft in ſchier mit Goldtreſſen und Stickereien überladener Kleidung ſtand im Halbkreis vor dem Büffet und der Haushofmeiſter ſchritt mit einem ſilbernen Stabe einher, jedem Gaſte ſeinen Platz anzuweiſen. Sobald alle ſaßen, entfernte ſich die Dienerſchaft mit ihrem Anführer, um gleich darauf unter dem Schalle der aus einem Nebenzimmer ertönenden Muſik in Reih' und Glied unter Vortragung des ſilbernen Stabes aufzumarſchiren, Jedes eine große maſſive ſilberne Schüſſel tragend, in welchen der erſte Gang der Speiſen angerichtet war. Die Schüſſeln wurden auf die Tafel geſetzt und der vornehmſte Prälat ſprach das Tiſchgebet. Dann theilte der Haushofmeiſter die Speiſen aus und ſchickte ſie den Gäſten durch die Diener. Ebenſo wanderten nun aus dem Buffet, wo der Kellermeiſter ſeinen Platz hatte, große ſilberne Krüge und Kannen voll köſtlich duftenden Weins auf die Tafel, woraus die Diener die goldenen und kryſtallenen Becher füllten. Der Erzherzog hatte natürlich den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel, neben ihm ſaß die reizſtrahlende Eleonore; Beide unterhielten ſich lebhaft zuſammen.

Zwölftes Kapitel.

Jakob Fugger hatte ſeinen Platz fern von den Leuten erhalten, die ihm nicht freundlich geſinnt waren; die Hausfrau hatte ihn wohlmeinend zu zwei Bekannten gebracht, von denen ſie Unterhaltung für ihn hoffen durfte. Er ſaß zwiſchen dem Capitain Magelhaens und dem Maler van der Voort, und war mit dieſer Nachbarſchaft ſo wohl zufrieden, daß er ſich bald der munterſten Geſprächigkeit mit dem einen oder dem andern Nebenmanne hingab. Wenn auch der portugieſiſche Schiffscapitain zuweilen zerſtreut antwortete, während ſeine Augen, vom Zorn der Eiferſucht funkelnd, tödtliche Blitze auf das ſchöne Liebespaar in der Mitte der großen Tafel ſchoſſen, ſo ging er doch dann wieder um ſo eifriger auf die beſprochenen Gegenſtände ein. Dieſe betrafen die wichtigen Länderentdeckungen der jüngſten Zeit und den Zuſtand der portugieſiſchen Angelegenheiten in Indien; dann aber wandte ſich das Geſpräch ausſchließlich dem erſt im vergangenen Jahre entdeckten Weſtindien zu, lauter Dinge, die für den ſpeculativen Augsburger vom größten Intereſſe waren.

— „Ich habe noch ſo wenig Sicheres über das neuentdeckte Land gehört," ſagte Fugger, „und dennoch brenne ich vor Begierde, mich darüber zu unterrichten."

— „Niemand kann Euch beſſern Aufſchluß geben, als ich," verſetzte der Portugieſe; „denn Petro Alvarez de Cabral, der Erſte, welcher nach Vasquez de Gama nach Indien um die Spitze von Afrika fuhr und, durch einen Sturm verſchlagen, an der bis jetzt unbekannten Küſte von Weſtindien landete, iſt ein vertrauter Freund meines elterlichen Hauſes, und ich habe ihn vor meiner Abreiſe die Schickſale ſeiner vorjährigen Seefahrt in unſerm Familienkreiſe ausführlich erzählen hören. Ihm verdanke ich es, daß meine Eltern endlich meinem Wunſche, mich dem Seedienſte zu widmen, nachgaben. Habt die Güte, mich morgen mit Euerm Beſuche zu beehren; ich will Euch gern Alles mittheilen, was ich ſelbſt von dem neuen großen Lande weiß."

— „Habt Ihr ſchon etwas über die Erzeugniſſe des Landes vernommen und in wiefern ſich dieſe für den europäiſchen Handel eignen möchten?"

— „Cabral ſprach von außerordentlicher Fruchtbarkeit des Bodens; auch hat er goldene Waffen von den indianiſchen Häuptlingen eingetauſcht. Vorzüglich

ich es jetzt kaum gegen mich ſelbſt zu ſein wagte, wie es mir aber doch in der Seele waltet.»

«Befürchten Sie weder meine Verachtung, noch meinen Tadel, Eliſe! Die Stimme der Natur und der Wahrheit iſt noch weit ſtärker, als die des Bluts. Ich kenne Ihren Vater; ich kenne Sie, Eliſe. Daß hier Eintracht unmöglich war, ſah ich bald ein: Ihre edle Seele kann den Unedelſinn Ihres Vaters nicht ertragen.»

«Sie haben das Wort ausgeſprochen, gnädigſter Herr Graf — »

«Ich bitte Sie, Eliſe, laſſen Sie dieſe kalte Förmlichkeit aus der Sprache der Herzen; Sie thun mir wehe damit.».

«Sie haben das Geheimniß enthüllt,» fuhr das ſchöne Mädchen erröthend fort, die großen Augen noch voll Thränen, «das wie ein Verbrechen meine Seele belaſtet hat. Sie verdammen mich nicht, und ich athme wieder freier. Ja, es iſt mir nicht möglich, meinen Vater zu lieben. Ich habe mit mir gekämpft, gerungen, habe mir die größten Vorwürfe gemacht; aber mein innerſtes Weſen widerſtrebt, ein mir unerklärliches Etwas ſtößt mich von ihm zurück. In einer Penſion in Wien aufgezogen, ſah ich ihn ſonſt kaum ein Mal im Jahre. Man berichtete er von einer herrlichen Holzart, welche in großer Menge dort wachſen ſoll und welche ihm die Eingebornen Braſil nannten, ſo daß er dieſer Landſchaft davon den Namen Braſilia beigelegt hat. Er entwirft eine ſo herrliche und vortheilhafte Schilderung des Landes, daß ich darob den Entſchluß gefaßt habe, im nächſten Jahre ſelbſt die Seefahrt dorthin zu machen; denn mich beſeelt ein glühender Drang, alle dieſe Länder zu ſehen und zu beſuchen."

— „Capitain," flüſterte ihm Fugger nach einigen Augenblicken tiefen Nachdenkens zu, „wenn Ihr nicht abgeneigt ſeid, ſo machen wir ein Geſchäft zuſammen. Es gilt den Verſuch, ein Fugger'ſches Handelshaus in Weſtindien zu gründen, und ich habe große Luſt, Euerm Könige ein Stück fruchtbares Land an der Meeresküſte in der Nähe eines bequemen Hafens abzukaufen, worauf ich mein Etabliſſement gründen könnte."

— „Euer Plan iſt großartig und trefflich und würde Euch gewiß große Vortheile bringen. Ich biete Euch gern die Hand zur Ausführung deſſelben."

— „Doch erſt muß ich meinen hieſigen Plan durchſetzen. Erſt muß ich über Schiffe verfügen, um nach Weſtindien ſegeln zu können. Und Schiffe kann ich nicht in Augsburg haben. Unſer Lech trägt nur Kähne und läßt ſein Waſſer von der Donau in's ſchwarze Meer tragen. Mit den Türken mag ich aber nichts zu ſchaffen haben. Ich bin ihnen ſchon in Ungarn allzu nahe."

— „Sprechen wir morgen ausführlicher über Euern ſchönen Plan!“ ſagte der Seefahrer und warf wieder flammende Blicke auf die glückſelige Eleonore, die ihn in ihrer Wonnetrunkenheit gar nicht beachtete.

Fugger wandte ſich zu ſeinem, in tiefe Gedanken verſunkenen Nachbar zur Linken.

— „Ihr werdet mit Eurer kunſtfertigen Hand auch das Haus meines werthen Gaſtfreundes verzieren? Und zwar in Bälde, wie mir Frau Eleonore geſagt hat?“

— „Ich werde morgen in erſter Frühe das Gerüſt aufſchlagen laſſen,“ verſetzte der Maler.

— „Und was für ein Bild, ich meine, welchen Gegenſtand wird man an der Wand des Kapellen'ſchen Hauſes ſehen?“ fragte der Portugieſe den Maler.

— „Die Entdeckung der neuen Welt durch Chriſtoph Colombo, von Frau Eleonore ſelbſt erfunden und ſkizzirt.“

— „Ein ſchöner Gedanke!“ rief Magelhaens.

— „Wahrlich, ich möchte ihn auch an meinem Hauſe am Weinmarkt in Augsburg ausgeführt haben!“ ſagte Fugger, ebenfalls von der Idee ergriffen.

— „Und Ihr ſollt erſt den Entwurf, den mir Frau van der Kapellen übergeben, bewundern! Es iſt eine Erfindung und Zuſammenſtellung, des größten Künſtlers würdig. Und die Krone derſelben iſt die heilige Mutter Gottes im Giebelfelde, welche dem Colombo das neue Land in der Ferne zeigt und den Weg andeutet.“

— „Ah, das iſt vortrefflich!“ ſagte der fromme Fugger. „Meiſter, wenn Ihr hier mit dem Bilde fertig ſeid, ſo müßt Ihr zu mir nach Augsburg kommen und es ebenfalls an mein Haus malen. Ich werde Eure Kunſt zu würdigen wiſſen und die Reiſekoſten erſtatte ich Euch ebenfalls. Und ſeid Ihr erſt einmal in Augsburg und man hat geſehen, was Ihr zu leiſten vermögt, ſo werdet Ihr mit Aufträgen überhäuft und weit beſſer bezahlt werden, als hier; denn man iſt bei uns in der Malerei auf feuchten Kalk noch nicht ſo weit, als hier zu Lande. Wir haben in Augsburg zur Zeit keinen einzigen Maler, der ſich auch nur im entfernteſten mit Euch meſſen könnte. Herr Peter hat mich in hieſiger Stadt umhergeführt und mir an verſchiedenen Häuſern Kunſtwerke Eurer Hand gezeigt, die Euch meine ganze Achtung erworben haben. Ihr ſeid ein ſehr begabter Künſtler, aber es gibt deren hier mehre, die Euch gleichſtehen. Kommt nach Augsburg, um dort der Erſte zu ſein.“

— „Euer Vorſchlag läßt ſich hören,“ entgegnete van der Voort. „Ich bin ſchon ſeit einiger Zeit mit dem Entſchluſſe umgegangen, mein Vaterland zu verlaſſen, wo mir die Luft nicht zuſagt. Doch fürchte ich nachher die Entbehrung alles anregenden und belehrenden Umgangs mit Kunſtgenoſſen.“

— „O, dann geht Ihr alle Monate ein paar Tage nach Nürnberg oder, wenn es Euch gefällt, noch öfter.

Dort gibt es ſehr geſchickte Maler und unter ihnen iſt ein junger Mann aufgetaucht, ein nürnberger Stadtkind, vielleicht ein paar Jahre älter, als Ihr, mir perſönlich bekannt. Ein ebenſo tüchtiger Kopf, wie geſchickter Maler; iſt mehre Jahre auf der Wanderſchaft geweſen, hat ſich die Welt angeſehen und die Kunſtwerke älterer Meiſter und iſt vor ſieben Jahren wohlunterrichtet wieder heimgekehrt. In ſeiner Werkſtatt ſieht man treffliche Kunſtwerke. Mit dieſem Meiſter werd' ich Euch bekannt machen; er heißt Albrecht Dürer.“

— „Ihr macht mir wahrlich große Luſt, auch auf die Wanderſchaft zu gehen und in Augsburg Euern Auftrag auszuführen. Von Nürnberg hab' ich ſchon viel Gutes gehört. Ich möchte die Stadt und ihre Kunſtſchätze ſehen und den wackern Meiſter Dürer, den Ihr ſo ſehr rühmt, kennen lernen.“

— „Kommt nur erſt. Es ſoll Euch ſchon gefallen, und ich zweifle nicht, daß es uns Augsburgern gelingen wird, Euch eine Zeit lang bei uns zu feſſeln. Ihr wohnt bei mir und ich ſtell' Euch eins meiner Pferde zur Verfügung, ſo daß Ihr nach Nürnberg reiten könnt, wann Ihr wollt. Und des ernſten, geſchickten Dürer's Umgang wird Euch ſchon ſo anziehen, daß Ihr den Weg öfter macht.“

— „Dieſe Stadt Nürnberg muß viele gelehrte und tüchtige Männer hervorbringen,“ nahm der Seecapitain wieder das Wort. „Mein Lehrer in Liſſabon in den mathematiſchen Wiſſenſchaften und in der Geographie und Schifffahrtskunde war ebenfalls ein Nürnberger, ein von unſerm Könige und allen Seefahrern hochgeſchätzter Mann, dem Portugal in Bezug auf die neueſten Entdeckungen viel zu verdanken hat.“

„Ha, das iſt mein wackerer Freund Martin Beheim!“ rief Fugger erfreut. „O, ein hochzuverehrender Mann! Eh' er nach Portugal ging, haben wir oft zuſammen an einem Tiſche geſeſſen.“

— „Es freut mich ſehr, daß mein berühmter Lehrer Euch perſönlich bekannt, ja befreundet iſt.“

— „Ihr müßt ihn von mir grüßen, Capitain! Nein, Ihr müßt mir einen Brief an ihn beſtellen!“ Und plötzlich von einem Gedanken durchzuckt, neigte er ſich zu Magelhaens: „Wir werden Martin Beheim für unſern Plan gewinnen. Das iſt herrlich!“

Der Portugieſe ſchnellte auf: „Da Beheim Euer Freund iſt, ſo iſt Euer Plan ſo gut, wie ausgeführt. Niemand kann Euch den König beſſer gewinnen, als Beheim; und welche Unterſtützung, welchen Nutzen habt Ihr außerdem von dieſem kenntnißreichen Manne zu erwarten!“

— „Er wird blühen und Früchte tragen dieſer Plan!“ rief Fugger begeiſtert. „Und nun laßt uns anſtoßen, Ihr werthen Nachbarn rechts und links auf das fröhliche Gedeihen unſerer Pläne!“

Und ſie leerten die Becher bis auf den Grund.

Das Mahl ging in heiterer Weiſe zu Ende und ſchon ſtrahlte hundertfaltiges Kerzenlicht in den blanken Prunkgefäßen wider, die hereingebrochene Nacht erhellend, als der Erzherzog mit einem bedeutungsvollen lächelnden Blick auf ſeine ſchöne Nachbarin, den ihr Auge auffing und erwiderte, ſich erhob und damit das Zeichen zum Aufbruch gab. Er beurlaubte ſich ſchnell, warf ſich mit ſeinen beiden Begleitern auf die bereitſtehenden Pferde und trabte dem Schloſſe zu.

Die Gäſte, welche theilweiſe des Guten zu viel gethan hatten, ſtoben auseinander. Der Bürgermeiſter ſagte triumphirend zu van der Kapellen: „Ihr habt dem Erzherzog einen koſtbaren Abſchiedsſchmaus gegeben und uns einen glänzenden Feſttag bereitet. Dafür wird Euer ehrenwerther augsburger Gaſt niemals Bürger von Antwerpen. Deſſen ſind wir nun gewiß.“ Und dem Beſprochenen höhniſch freundlich eine gute Nacht wünſchend, ſchob er ſich mit ſeiner Ehehälfte, ſie draußen in ſeine Sänfte hebend und im halben Taumel neben ihr Platz nehmend.

Capitain Magelhaens verließ ebenfalls ſchnell den Saal. Draußen ſtreifte er an Rony vorbei. „Es iſt gewiß,“ flüſterte dieſer ihm zu. „Punkt zwölf Uhr. Matty wird ihn führen. Die Thüre meiner Stube iſt auf. Verſchließt ſie hinter Euch. Ihr findet eine vollſtändige Kleidung.“

Der Portugieſe ſtürmte fort. Aber unten in der Hausflur ſah er ſich um und ſchlüpfte dann, ſich unbemerkt wiſſend, raſch in den großen Hof, glitt am Hinterhauſe hin und verſchwand am Ende deſſelben, wo es an den Garten grenzte, in eine Thüre.

Während der Hausherr die Gäſte hinausbekomplimentirte, ſtand ſeine Ehehälfte mehre Augenblicke mit ihrem jungen Beichtvater in einer Fenſterniſche. Beide führten ein ſehr leiſes, kurzes, aber angelegentliches Zwiegeſpräch miteinander. Pater Innocenz lächelte pfiffig bejahend und trieb ſich dann im Saale herum, bis er der letzte der Gäſte war. Herr Peter knüpfte noch ein Zwiegeſpräch mit ihm an und that ſich auf ſeine Gaſterei viel zu gut. Der Archidiakonus lobte Alles mit vollen Backen und ſchwur hoch and theuer bei ſeinen geiſtlichen Würden, ſo ſei noch kein Landesfürſt in Antwerpen fetirt worden, und bezweifelte, ob irgend ein Kaufherr der Republik Venedig es dem werthen Ohm gleichthun könne. Die Ehre des van der Kapellen'ſchen Hauſes habe heute ihren Gipfelpunkt erreicht. Der ſchlaue Schmeichler erreichte ſeinen Zweck. Der im Entzücken ſchwelgende Kaufherr bat ihn, noch zu verweilen, da er zu aufgeregt ſei, um ſchon zu ſchlafen.

— „Recht gern!“ polterte der Prieſter. „Aber hier iſt's nun öde. — Laßt uns auf Euer Zimmer gehen. — Ihr legt Euch zu Bett. — Ich ſetze mich davor. — Wir ſchwatzen zuſammen, bis Ihr eingeſchlafen ſeid.“

— „Das iſt ſehr brav von Euch,“ ſchmunzelte Herr Peter, von dieſer außerordentlichen Güte überraſcht. „Ihr habt recht, der Kopf iſt mir doch ſchwer von Wein und Ehre, die ich heute beide zu viel genoſſen. — Ich will mich zu Bette legen. Habt Ihr geſehen, wie wacker ich, zur Ehre meines Hauſes, dem Erzherzog zugetrunken? Aber er verleugnet den Deutſchen, er thut nicht Beſcheid. Ein Schwächling iſt er, kann nicht trinken. — Er bleibt in der Art. Sein Vater Max war in ſeinen jungen Jahren auch ſo ein zimpferliches Jungfergemuth. Hielt auch nichts vom Burſten, mochte keinen ehrlichen Mann leiden, der ſich einen Rauſch getrunken. Und gar Philipp's mütterlicher Großvater, unſer Herzog Karl von Burgund, der trank weiter gar nichts, als in Eis gekuhlte, mit Waſſer gemiſchte Milch, Limonienſaft in Waſſer und ſonſtige von den Aerzten bereitete kuhlende Getranke, alle mit Eis verſetzt, konnte nie einen Tropfen Wein vertragen, ſo hitzig und toll war ſein Blut. Hernach aber, als ihn die verfluchten ſchweizer Kuhhirten bei Granſon ſo arg geklopft, war ihm plötzlich alle Hitze ſo ganz und gar aus dem Leibe gefahren, daß er nun fort und fort fror und ſchauerte, ein kraftiger Mann von drei und vierzig Jahren, und nun trank er täglich Humpen voll der ſtärkſten gewurzten Weine aus Neapel und Sicilien und Hispanien, und vermochte doch das einſt ſo hitzige Blut nicht wieder zu erwärmen. Und ein Jahr darauf war's ihm bei Nancy gar zu Eis gefroren. Es iſt alſo kein Wunder, wenn der Erzherzog Philipp beim Weinkruge nicht fortkann. Wir haben ihn zur Ehre meines Hauſes heute beſchämt."

Herr Peter war nun im Zuge und überließ ſich ſeiner Hauptleidenſchaft, obgleich mit ſchwerer Zunge. — Frau Eleonore hatte ſich, über große Müdigkeit klagend, bereits in ihr Schlafzimmer begeben, und Pater Innocenz führte den Hausherrn auf deſſen Zimmer. Rony ſtutzte einen Augenblick, als er den Pater Anſtalten machen ſah, ſich noch hier niederzulaſſen; doch entkleidete er den Herrn unbefangen und brachte ihn zu Bett. Der Leutprieſter ſetzte ſich vor daſſelbe und hörte geduldig den Erzählungen und Verſicherungen ſeines Ohms zu, was er Alles zur Ehre ſeines Hauſes gethan habe.

Auch Fugger hatte ſich auf ſeine Zimmer begeben, die im erſten Stock vorn heraus lagen, rechts von der großen Treppe, während die Prachtzimmer mit dem Cloſet der Hausfrau ſich auf der linken Seite an einander reiheten. Er hatte durchaus nur zwei Zimmer angenommen fur ſich und eine Kammer auf dem Hofe für ſeinen Knecht; denn ſeinen Vetter Leonhard hatte er in der Herberge einquartiert. Er ſchritt noch, ſeine Pläne vielfach erwägend, auf und ab, als die Thurmglocken der Stadt die Mitternachtsſtunde verkündeten. Im Hauſe ſelbſt war die tiefſte Ruhe eingekehrt. Alle Bewohner ſchienen in den Armen des Schlafs zu liegen und doch ſchlief kein Einziger.

Aus dem linken Hintergebäude, deſſen erſtes Zimmer im erſten Stockwerk Eleonorens Atelier und Schlafgemach ausmachte, ſenkte ſich eine Treppe mit einer von innen verſchloſſenen Thüre in den Garten. Dieſer war auf der nördlichen Seite mit einer Mauer umſchloſſen, durch welche eine Thür in einen nur von Mauern und Zäunen eingefaßten, nach der Schelde hinlaufenden Fahrweg führte. Sobald die zwölfte Stunde geſchlagen hatte, huſchte eine verhüllte weibliche Geſtalt die Treppe hinab, durch den Garten nach der Mauerthüre, die ſie leiſe mit einem Schlüſſel öffnete. Draußen ſtanden drei verhüllte Männer. Sie flüſterten miteinander. Das Weib war Matty, die ſchwarze Gürtelmagd der Frau van der Kapellen; die Männer waren der Erzherzog, der Pfalzgraf Friedrich und der Baron Philibert von Vere. Die beiden Letztern nahmen an der Gartenthüre eine feſte Stellung ein; der Erzherzog folgte der Mohrin in den Garten, die Treppe hinauf. Der Pfalzgraf hatte aber im Rücken ſeines Herrn dem ſchwarzen Mädchen einen verſtändigenden Wink zu geben verſtanden, der ſich auf frühere Verabredung bezog, und ſie hatte gewährend genickt. Statt nun an der Treppe im Garten Wache zu hatte mir geſagt, daß dieſer Mann mein Vater, und meine Mutter bei meiner Geburt geſtorben ſei. Niemals empfing ich das mindeſte Liebeszeichen, ja nicht einmal ein freundliches Wort von ihm. Sein Erſcheinen machte niemals einen angenehmen Eindruck auf mich. So wuchs ich heran. Die Jugendfreundinnen, die ich lieb gewonnen hatte, waren aus der Penſion getreten; mein aufglühendes Gefühl wurde in meiner Bruſt zurückgedrängt. Ich lebte Jahre lang mir ganz allein. Da erſchien mein Vater wieder, und kündigte mir an, daß ich ihm in ſeine Heimath folgen ſolle. Dieſe Nachricht berührte mich unangenehm; eine düſtre Ahnung ſtieg in mir auf. Doch es war an mir, dem Gebote der Kindespflicht zu gehorchen; ich thats mit ſchwerem Herzen. Ich kam nach Falkenberg, und bald hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß mein Vater nicht zu den edlen Menſchen gehöre. Ein tiefer Schmerz zitterte anhaltend durch meine Seele, aber er ſteigerte ſich zur Verzweiflung, als mir mein Vater ankündigte, daß der Sekretär des verſtorbenen Grafen Rudolf Adler von Adlerſtein mein künftiger Gemahl ſei, und ich nächſtens mit ihm vereinigt werden würde.»

«Alſo Sie lieben dieſen Zöllner nicht? Sie ſtehen, wie ihr befohlen war, ſchlich ſie, als ſie den Fürſten im Finſtern hinaufgeleitet und einen heißen Kuß auf die üppigen Lippen von ihm empfangen hatte, wieder durch den Garten zu den beiden Wächtern. Ihre flüſternde Unterhaltung ließ ſie nicht bemerken, daß ſich in ihrer Nähe eine Anzahl von ſechs Männern befand, von denen ſie genau beobachtet wurden.

So wie Matty aus der Treppenthür gehuſcht war, traten aus dem dunkeln Hintergrunde des Hofs ebenfalls mehre Männer. Es waren Diener des Hauſes, von Rony und dem Capitain Magelhaens geführt, der ganz wie ſie gekleidet war. Einige von ihnen beſetzten die Treppe.

— „Jetzt iſt er glücklich gefangen,“ ſagte Rony zu dem Portugieſen. „Aber abfaſſen können wir ihn durchaus nicht eher, als bis der Pfaffe fort iſt.“

— „Teufel!“ knirſchte der Capitain. „Derweil ſchwelgt er in allen Seligkeiten, die mein glühendſter Wunſch waren, und meine Phantaſie bereitet mir Höllenqualen. Ich ertrag' es nicht, Rony! Ich kann ihn dies Glück nicht genießen laſſen. Er muß jetzt gleich gefaßt werden.“

— „Es geht unmöglich, Herr!“ verſetzte der ſchwarze Kammerdiener. „Der Pfaffe verdürbe uns Alles. Wer wüßte, was er anſtellte. Wir dürfen den Erzherzog und die Herrin auch nicht vor dem Pfaffen bloßſtellen. Das wäre ſehr thöricht und könnte uns die Köpfe koſten; denn der Pater iſt auch verliebt in ſie. Käme er nun hinter das Geheimniß, wer weiß, was ſeine Rachſucht ausheckte, und wir müßten nachher dafür büßen.“

— „Ich habe dir geſchworen, daß ich dich mit nach Portugal nehme. In zwei Tagen reiſe ich ab, bis dahin kannſt du dich verbergen.“

— „Ja, wenn ich ſchon fort wäre! Beſſer iſt's, ich bleibe hier. Wartet geduldig. Der Fürſt iſt uns ſicher und die Ehebrecherin wird mit ihm ertappt. Weiter wollt Ihr ja nichts. Die kleine Freude könnt Ihr ihnen erſt gönnen. Das Schlimmſte kommt nach.“

Der Portugieſe ging wie ein blutlechzender Tiger leiſe auf und ab, Flüche murmelnd, die Fäuſte grimmig geballt, und ſeine Wuth ſteigerte ſich von Minute zu Minute bis zur ſtillen Raſerei. Und ſie warteten und warteten, aber der Prieſter ging nicht; Magelhaens' Augen glühten zuletzt wie feurige Kohlen.

Dieſem unnützen Warten verdankten die Liebenden unbewußt die ſeligſte Stunde. Der Erzherzog ſaß neben dem reizenden Weibe, Wonne gebend, Wonne empfangend, und ſein Mund, der nun auch die Lautſprache gefunden, vermochte doch anfangs nur ſehr unvollkommenen Gebrauch davon zu machen; er ſtammelte nur einzelne Worte, die ſüßeſten Namen für ſie, ſchmeichelhafte Zeugniſſe ihres hohen Liebreizes und der Seligkeit, die ſie ihm bereitete. Erſt, als der erſte Taumel ſeiner Gefühle verrauſcht war, flüſterte er ihr, immer noch trunken von Luſt, zu: „Ach, wie ſchön biſt du! Und mehr als ſchön! Was ſind Göttinnen, was ſind Engel, die die eines Ausdrucks bedürftige Phantaſie des Menſchen erfunden hat, gegen dich, lebenglühendes, herrliches Weib! Göttinnen ſind kalt und Engel ſind nüchtern, weſenloſe Geſtalten. Du biſt das Meiſterſtück der Schöpfung, der Gipfelpunkt der warmen, lebenden, nach vollendeter Schönheitsform emporringenden Natur. Und du biſt mein! ganz mein! Ich kann die Seligkeit dieſes Beſitzes nicht mit Gedanken faſſen; ich fühle ſie nur.“

— „Redet Ihr doch, als hättet Ihr noch nie ein ſchönes Weib geküßt.“

— „So ſchön, wie du, noch keine. — Aber laß mich doch das trauliche Du auch von deinen Lippen hören! Vergiß es doch, daß ein Fürſt an deinem wogenden Herzen liegt! Vergiß die ganze Welt, wie ich. Ich will nur dein Geliebter, dein beglückter Geliebter ſein. Oder erwiderſt du meine Glut nicht mit derſelben Schwärmerei?“

— „Zweifelſt du, mein Philipp? O, könnteſt du den Jubel meines Herzens vernehmen, den es dem gütigen Geſchick darbringt, daß es meine kühnſten Wünſche erfüllt hat, deren Inbegriff nur du, nur du allein warſt, du würdeſt anders von mir urtheilen.“

— „Vergib, mein ſüßes Leben! — Sieh', ſchon ſeit Jahren hab' ich die unbewußte Ahnung in mir getragen: die Sehnſucht meines Herzens nach dem liebenden Beſitz eines ſchönen Weibes, ſo ſchön, ſo anmuthig, ſo liebreizend, wie Wunſch und Phantaſie mir vormalten, werde bald erfüllt und geſtillt werden. Und als ich dich am Maifeſt in Brüſſel zuerſt ſah, wie du eben in die Schranken der Stechbahn trateſt, um deinen Platz einzunehmen, als ſich unſere Blicke begegneten und ſich gegenſeitig auftranken, da jubelte mein Herz plötzlich mit tauſend Stimmen: ſie iſt's! ſie iſt die Erſehnte, die Geträumte! Aber wie weit übertraf deine Erſcheinung das Traumbild! Wie ließ ſie Alles zurück, was Kunſt und Poeſie je geſchaffen haben! Und es ſtand in meiner Seele feſt: ſie iſt mein! Wir ſind für einander geſchaffen! und ich will mein Eigenthum erringen, es ſei in welchen Händen es wolle. Keiner vermag es ſo zu ſchätzen, ſo zu lieben, wie ich; und wer weiß, welche plumpe, gemeine Hand mein Heiligthum entweiht! — Das waren meine Gedanken."

— „Wie wahr ſprach dein ahnendes Herz, mein herrlicher Philipp! Wie demüthigt der Gedanke, das Weib dieſes Mannes ſein zu müſſen, das ſtolze Gefühl, daß ich befähigt bin, einen Philipp zu beglücken!"

— „Tröſte dich mit meinem Schickſal, meine ſüße Taube! Das traurige Loos der Fürſten hat mich an ein unliebenswürdiges Weib geſchmiedet. Die kalte, herzloſe Politik warf mir dieſe Spanierin in die Arme, die ich kaum dem Namen nach kannte."

— „Man ſagt, du ſeiſt erſchrocken und erblaßt, als du ſie in Lier zuerſt erblickt."

— „Und man hat nicht gelogen. Hätt' ich ſie erſt geſehen, ich hätte ſie nicht gewählt, ich hätte mich dem Willen meines Vaters widerſetzt. Ich war eben in Oeſtreich, als mir ihre Ankunft gemeldet wurde. Von Neugierde getrieben, eilte ich in die Heimat. Juanna war mir bis Lier entgegengereiſt. Als ſie mir in der Mitte ihrer Frauen entgegentrat, die Unſchönſte von Allen, war mir's, als würde mir ein Meſſer in's Herz geſtoßen."

— „Ihr ſeid ſehr undankbar, Herr Erzherzog. Man weiß, daß Eure hohe Gemahlin Euch auf das zärtlichſte liebt."

— „Ja, geliebte Schelmin, ſo iſt es. Und gerade dieſer Umſtand würde mein Unglück verdoppeln, wenn du mir es nicht ſo herrlich zu verſüßen verſtändeſt. Sie liebt mich, wie toll, dieſe Juanna; ſie iſt ſo arg in mich verliebt, wie es nur ein Weib ſein kann, aber bis dieſe Stunde iſt es mir noch nicht klar geworden, ob ihre größere Zuneigung ihrem Kater Don Ceſar oder mir gilt, oder ob wir beide Dons uns zu gleichen Theilen derſelben erfreuen. Wenigſtens möchte ſie mich ebenſo wenig von ſich laſſen, wie dieſen ſchönen vierbeinigen und vierfarbigen Herrn. In der That, es liegt mir auch blutwenig daran, dies zu wiſſen, zumal wenn ich an deiner Seite ſitze, die du mich ſo leicht meine Frau mit allen ihren Katzen und ihren eiferſüchtigen Launen vergeſſen machſt. Aber ſieh', biſt du nicht glücklicher, als ich? Dein Mann liebt dich doch wenigſtens nicht, verfolgt dich nicht mit ſeinen Zärtlichkeiten."

— „Nein; Gott Lob, das iſt nicht der Fall! Seine Liebe, vorzüglich wenn ſie der der Erzherzogin ähnlich wäre, würde mir das Leben unerträglich machen."

— „Ich würde es dir verſüßen, wie du mir es thuſt. — Liebteſt du mich denn gleich, als wir uns am Maifeſte ſahen?"

— „O, ſchöner, theurer Philipp, ich hatte dich früher geſehen und geliebt, lange vorher, eh' dein Auge mich erblickte. Schon vor vier Jahren ſah ich dich in Gent, als ich zu meinem Vater, der dort malte, gereiſt war, um ihm zu helfen, und mein kleines armes Herz flatterte dir gleich zu, aber du ſtolzer Knabe hatteſt deſſen keine Acht. Man ſagte damals, du trauerteſt um eine ſchöne Franzöſin, die mit deiner Schweſter nach Spanien gegangen war."

— „Ja, es war die Gräfin Luiſe Maine, meine erſte Liebe. O, hätte ich ahnen können, daß du mir ihren Verluſt tauſendfach erſetzen würdeſt! Doch laß uns deshalb nicht trauern. Wir haben noch nichts verſäumt. Wir ſind noch jung und werden uns viele

Jahre lieben, immer feurig, immer ſtark, immer unausſprechlich glücklich. — Ich werde noch oft zu dem mir ſo theuern Herzen in Antwerpen wallfahrten. Aber nicht das todte, in Staub zerfallene Herz meiner Mutter iſt es, das mich hierherzieht zu ſolchem Prieſterdienſt, nein, dein lebendiges, ſchlagendes, glühendes, mich beſeligendes Herz iſt's, das ich anbete, zu dem ich nach Antwerpen wallfahrte."

— „Ach, Fürſtenſohn!" ſeufzte Eleonore. „Du wirſt nach Spanien gehen, wirſt ſchöne Spanierinnen ſehen und lieben, wirſt die ſchöne Luiſe wiederfinden und die trauernde Freundin im Vaterlande vergeſſen."

— „Nimmermehr! Ewig bleibſt du meinem Herzen theuer, ſo wahr der Himmel" —

— „Schwöre nicht! Liebe mich, ſo lang' du kannſt und willſt, ohne Schwur. Ich werde ſtets glücklich ſein in deiner Liebe und ſtolz auf ſie."

— „Ich eile in die Niederlande zurück, ſo ſchnell ich vermag. Die Sehnſucht nach dir wird mich in Spanien nicht raſten laſſen. An Luiſe denk' ich nicht mehr; ſie iſt die Frau eines Spaniers geworden. Und Juanna laſſ' ich dort, ein, zwei Jahre, ſo lang' es geht, damit wir von dieſer Seite ungeſtört das höchſte Glück unſerer Liebe und Jugend genießen können. Ich bereite dir ein anderes Loos. Du mußt von dieſem Manne, damit ich mich nicht wie ein Dieb in der Nacht zu dir zu ſchleichen brauche."

— „Süßer Philipp, wie gern folg' ich dir, wohin du mich führſt! O, könnte dieſe Hand mich durch's Leben führen!“

— „Mein Vater war glücklicher, als ich. Die ſchönſte Frau in den Niederlanden war ſeine Gemahlin; ſeinem einzigen Sohne und Erben darf die ſchönſte Frau in den Niederlanden leider nur Geliebte ſein. Aber wahrlich, Max konnte Marien nicht ſtärker lieben, als Philipp Eleonoren liebt.“

— „Und Marie konnte Maren nicht ſo glühend lieben, wie Eleonore ihren Philipp liebt. Bethöre mich nicht noch mehr, holder Schwätzer. Schon haſt du mich zur pflichtvergeſſenen Frau gemacht“ — —

Er verſchloß ihr den Mund mit Küſſen.

Sie hatte einen alabaſterweißen, vollen, entblößten Arm um ſeinen Nacken geſchlungen und ihre Finger ſpielten mit ſeinen blonden Locken, während ſeine linke Hand laß und ermüdet in den Schlingen ihres Haares hing ohne ſich zu regen, ein ſchöner, willenloſer Gefangener, der ſich freiwillig in das ſüße Joch beugt. Seine Lippen, nicht mehr ſo gierige Räuber, hefteten ſich ſanft auf die Lider ihrer von Entzücken feuchten Augen. Da horchte er ſcharf auf.

— „Was iſt's, Geliebter?“

— „War mir's doch, als vernähm' ich fernes Geſchrei und leiſe Schritte auf dem Hofe.“

— „Du irrſt. Bei'm geringſten verdächtigen Gerauſch würde uns Matty warnen. Sie hat das feinſte Ohr, das ſchärfſte Geſicht und unterſcheidet in der dunkelſten Nacht die Gegenſtände wie am Tage.“

— „Biſt du auch ihrer Treue ebenſo gewiß?“

— „Ich wollte, du wärſt der Treue des Page-Bübenhoven ſo ſicher, wie ich der der ſchwarzen Matty. Aber dieſer junge Menſch iſt falſch.“

— „Du irrſt, mein Täubchen! Bübenhoven iſt die treueſte Seele. Schlicht und einfältig, gottesfürchtig und mir ganz ergeben, wie keiner weiter von meiner zahlreichen Bedienung. Er iſt der einzige von den Pagen, der noch keinen Liebeshandel gehabt hat; er meidet die Frauen unſeres Hofs und iſt verſchwiegen wie das Grab. Alle Künſte der Verführung ſind an ihm zu Schanden geworden und deshalb gibt es keinen beſſern Boten meiner eigenen Liebe, als ihn.“

— „Ein verſteckter Heuchler iſt er, der dich betrügt. Wol liebt er eine Frau am Hofe. Und von ihm droht uns Verrath.“

Durch die Thüre herein glitt es leiſe, dunkel und ſchnell, wie ein ſchwarzer Schatten, und Matty ſtand vor den Liebenden.

— „Wir ſind verrathen!“ flüſterte ſie haſtig. „Der Hof iſt voll bewaffneter Männer. Sie haben die Hintertreppe ſchon beſetzt.“

— „Meine Ahnung geht aus. Bübenhoven iſt der Verräther!“ rief Eleonore erſchrocken.

Der Erzherzog ſprang auf und griff nach ſeinem Degen. In dieſem Augenblicke pochte es leiſe an die Thüre und Matty legte das Ohr an das Schlüſſelloch und erwiderte das Zeichen. „Pater Innocenz!“ flüſterte es herein.

— „Es iſt der Pater,“ ſagte ſie zur Herrin.

— „Oeffne leiſe!“

Der Prieſter ſchlüpfte wie ein Aal herein.

wünſchen nicht ſeine Frau zu werden, Eliſe?» fragte der Graf geſpannt.

«Dieſe Verbindung wird mein Tod ſein; denn kein Menſch auf Erden iſt mir verhaßter, als dieſer Zöllner. Aber Ihre Frau Mutter wünſcht dieſe Ehe und hat mir angeſagt, ich ſolle ſie nicht durch thörichtes Sträuben erbittern; mein Vater hat mir ſtreng geboten, den Sekretär ohne Widerrede zu heirathen. Was kann ich ſchwaches Kind anders thun, als gehorchen, wenn auch mit gebrochnem Herzen.?»

Der Graf ging mit heftigen Schritten auf und ab; er ſchien in einem großen Kampfe begriffen. Endlich ſagte er: «Auch Ihr Vater wird, wie man mir geſagt hat, ſich wieder verehelichen.»

«Auch ich habe davon gehört, und er ſelbſt ſpielte vor einiger Zeit darauf an.»

«Eine Gaſtwirthstochter in Adlerſtein hat ſein Herz noch gewonnen; es ſoll ein ſchmuckes Dirnchen ſein. Werden Sie ſich eine ſolche Mutterautorität ruhig gefallen laſſen?»

«Gerne würde ich Alles ertragen, wenn ich nicht des Sekretärs Frau zu werden brauchte.»

«Verzweifeln Sie nicht, Eliſe! Finſtre Mächte umſpinnen unſer Leben mit Schatten; wie ich auch

Dreizehntes Kapitel.

Als die ſchwarze Zofe eifrig bemuht war, die Kuſſe der beiden jungen Hofherren mit derſelben Innigkeit zurückzuzahlen, mit der ſie ſie empfangen hatte, und die drei verliebten Leute dieſen Wechſelhandel ſchon eine geraume Zeit getrieben hatten, wurden ſie in der ſüßeſten Beſchäftigung durch einen derben portugieſiſchen Matroſenfluch geſtört. Einer der jungen und kräftigen Matroſen, vom Capitain Magelhaens hierher poſtirt, um Jedermann feſtzuhalten, der aus der Gartenthure herauswollte, hatte es nicht länger ertragen konnen, ſtummer und unthätiger Zeuge ſolcher Liebkoſungen zu ſein. Seine wilde Natur brach aus und als er ſich einmal unwillkürlich verrathen hatte, griff er nach dem ſchwarzen Mädchen, um ſie ihren Liebhabern als Beute abzujagen. Die derben Fäuſte der andern Matroſen faßten nach den Hofherren; dieſe hatten aber flink und entſchloſſen ihre Degen gezogen und zeigten ſich jetzt gegen ſechs Männer ebenſo tapfer, wie vorhin zärtlich gegen ein einziges Weib. Im Augenblick lagen zwei Matroſen ſchreiend am Boden und die beiden Hofherren verſchwanden in der Nacht, um nicht von einer vielleicht noch im Hinterhalt liegenden Uebermacht überwältigt und erkannt zu werden. Matty war in der Verwirrung des Kampfes den feiſten Händen ihres neuen Liebhabers entſchlüpft und lief mit der Geſchicklichkeit und Behendigkeit einer Katze an der Gartenmauer hinauf, glitt auf der andern Seite hinab und wand ſich, auf allen Vieren kriechend, behend durch die ihr bekannten abgelegenen Gänge des Gartens ſo leicht, leiſe und ſicher, daß auch die ſchärfſten Sinne nichts von ihr gewahr worden wären. Die Eigenthümlichkeiten ihrer afrikaniſchen Natur waren noch nie ſo ſtark hervorgetreten, als in dieſen kritiſchen Augenblicken. Sie war jetzt mehr ſchlanke, behende, ſchlaue Tigerkatze als Menſch.

Das Geſchrei der verwundeten Matroſen war im Hofe vernommen worden und Magelhaens und Rony begaben ſich ſchleunigſt an die entfernte Gartenthüre. Matty's Ohr erkannte Beide an den einzelnen Worten, die ſie ausſtießen, und nun mußte ſie im Augenblick den ganzen Zuſammenhang des Verraths. Die Treppenthür ſah ſie ſchon von weitem beſetzt. Sie überlegte. Ihre Blicke ſchweiften an der ſchwerfälligen Architektur des ſteinernen Hinterhauſes empor, das mit ſeinen unförmlichen Maſſen unheimlich in den dunkeln

Nachthimmel emporragte. Einem abgelegenen und duſtern Theile des Hauſes zugekehrt, war hier im zweiten Stock das Fenſter ihrer Kammer. Der unterſte Stock hatte nach dieſer Seite heraus keine Oeffnung. In das Fenſter mußte ſie hinauf; auf welche Weiſe und wie unbemerkt von den nur wenige Schritte von ihr an der Treppenthür ſtehenden Männern, in welchen ſie Hausdiener erkannte, das war der Gegenſtand ihrer Ueberlegung. Ihr Entſchluß war ſo raſch, wie ſeine Ausführung. Sie erinnerte ſich, am verwichenen Abend mitten im Gedränge des Feſtes Leute bemerkt zu haben, welche die Stangen, Leitern und Breter des Gerüſtes gebracht hatten, das am frühen Morgen vom Maler van der Voort am Hauſe aufgeſchlagen werden ſollte. Dieſe Dinge waren durch die hintere Gartenthüre und den Garten getragen worden, um die ab- und zugehenden Gäſte nicht zu beläſtigen, und weil im Hofe die Senftenträger ſtanden, ſo waren dieſe Beſtandtheile des aufzubauenden Gerüſtes in dieſen abgelegenen Theil des Gartens verwieſen worden und lagen knapp an der Wand des Hinterhauſes; Matty jubelte innerlich. Sie fand, was ſie ſuchte, und leiſe, wie die Nacht ſelbſt, hob ſie eine Leiter, lehnte ſie an und huſchte hinauf. Das Fenſter war, wie alle im ſechzehnten Jahrhundert, ein Schiebefenſter, aus runden, in Blei gefaßten Scheiben beſtehend. Man ſchob dieſe Fenſter ebenſo leicht von außen auf, wie von innen. Katzenartig wand ſich die ſchlanke Geſtalt durch die Oeffnung.

Sobald ſich Magelhaens überzeugt hatte, was vor der Gartenthür geſchehen war, drang er mit dem heftigſten Ungeſtüm darauf, nun keinen Augenblick länger zu warten, und Rony begriff, daß es für ihn ſelbſt gefährlich ſei, dem wüthenden Portugieſen noch länger zu widerſprechen; denn er ſah die blanke Waffe bedenklich in der Hand deſſelben blitzen. Er ging alſo eilig, ſeinem Herrn die nöthige Anzeige zu machen.

Als er die Thüre des Schlafgemachs öffnen wollte, trat ihm der Archidiakonus mit einem Lichte entgegen und fragte ihn leiſe mit durchbohrendem Blicke: „Was gibt's?“

Der Neger kam ſchier aus aller Faſſung über dieſe unerwartete Begegnung, dieſen Blick und dieſe Frage. Verlegen ſtammelte er: „Ich muß den Herrn Principal ſprechen.“

— „Er ſchläft und darf nicht geſtört werden. Iſt etwas geſchehen, ſo ſag' es mir.“

— „Nein, nein! Ich muß ihn durchaus ſelbſt ſprechen.“

Der Neger gewann wieder einigen Muth; denn ſeine Schlauheit ahnete, welch eine Rolle der Prieſter hier ſpiele. Sie wollte ſich wenigſtens überzeugen, ehe ſie ſeiner Schlauheit das Feld räumte. Er verſuchte, neben Innocenz hin in das Gemach zu ſchlupfen, aber dieſer vertrat ihm entſchloſſen den Weg. „Ich will doch ſehen, ob du mir nicht ſagen wirſt, welche Wichtigkeit dich mitten in der Nacht, wo du ſchlafen ſollteſt, hierhertreibt.“

— „Vielleicht dieſelbe Urſache, die Euch veranlaßt hat, mitten in der Nacht, wo auch Ihr ſchlafen ſolltet und zwar zu Hauſe in Euerm Bette, wie Ihr ja ſonſt thut, hier zu wachen. Ich will und muß meinen Herrn ſprechen, und was ich ihm zu ſagen habe, geht Euch nichts an.“

Der Schwarze hatte ſeine Stimme bis zum kreiſchenden Schreien erhoben; der Pater war von der Bemerkung ſeines Gegners betroffen zurückgewichen und folgte nun dem in das Zimmer eingedrungenen Diener.

Herr Peter, von dem Geſchrei und Geräuſch geweckt, taumelte, ſeinerſeits ebenfalls ſchreiend, vom Bette empor: „Was iſt geſchehen? Brennt das Haus?“

— „Ich muß Euch melden, mein Herr, daß eine verhüllte Geſtalt, aus dem Garten kommend, die Hintertreppe zu den Gemächern Eurer Frau hinaufgeſtiegen iſt. Wir haben ſie alle geſehen, alle Diener meines Herrn.“

— „Eine verhüllte Geſtalt?“

— „Ja, eine männliche nämlich, von einer weiblichen geführt. Und ich vermuthe nicht ohne Grund, daß die Letztere Matty war. Als ſie den Mann hinaufgeleitet, ging ſie wieder und verkehrte mit zwei andern Männern an der Gartenthüre, die dort auf ſie warteten. Aber wir haben ſie ausgeſperrt und die Treppe beſetzt. Sie ſteckt draußen, der verhüllte Mann aber drinnen. Und ſo mögt Ihr ihn nun ſelbſt fangen, mein Herr; ich und die Andern wollen Euch zu Euerm Schutze begleiten. Er ſoll uns nicht entgehen."

— „Was?" ſchrie der Kaufmann wie toll. „Ein fremder Mann in der Nacht zu meiner Frau! Ha, das iſt gegen die Ehre meines Hauſes und muß furchtbar geahndet werden! Geh' und rufe die Andern, Rony, und bewaffnet euch!"

Mit einem teufliſch grinſenden Triumphblick auf den Pater ſprang der Neger fort.

Jetzt war für Innocenz der entſcheidende Augenblick gekommen; jetzt galt es, zu zeigen, was er vermochte. Und mit einem beſtürzten, tief bekümmerten Geſicht wandte er ſich zu dem aufgeregten Hausherrn: „Wenn es nur nicht etwa ein Geiſt, ein Geſpenſt geweſen iſt!"

Herr Peter fuhr entſetzt zurück, als ob ihn eine Schlange gebiſſen hätte: „Ein Geiſt! ein Geſpenſt!"

— „Ja, und wer kann wiſſen, was ſein Erſcheinen bedeutet!"

— „Neffe," ſagte der Erſchrockene bleich und zitternd und ſetzte ſich wieder auf das Bett, „was meint Ihr, könne es bedeuten?"

— „Sagte nicht Rony, eine weibliche Erſcheinung habe die männliche Geſtalt die Treppe hinaufgeleitet und ſei dann im Garten verſchwunden? — Es iſt möglich, daß dies der Geiſt Eurer verſtorbenen Frau geweſen iſt.“

— „Und der mannliche der meinige — ja das iſt mein Geiſt geweſen.“

— „Möglich, daß, während Ihr geſchlafen, Euer Geiſt ſich vom Körper getrennt — und mit dem Geiſt Eurer Frau die Treppe hinaufgegangen iſt. Man hat mehre ſolcher Beiſpiele. — Habt Ihr denn nichts geträumt?“

— „Ja, ja!“ heuchelte der Kaufmann, „ich habe von meiner verſtorbenen Frau geträumt. Jedenfalls bedeutet dies etwas Schlimmes.“

— „Ihr dürft vor allen Dingen Euch nicht ſelbſt der Gefahr ausſetzen, daß Euch das Geſpenſt aufſtieße. — Ihr könntet den Tod davon haben.“

— „Ach, den Tod! den Tod!“

— „Ich dagegen bin mit geiſtlichen Waffen ausgerüſtet. — Mir kann das Geſpenſt nichts anhaben. — Ich gehe im Schutze der heiligen Mutter Kirche. — Ich werde die Zimmer unterſuchen und Euch getreuen Bericht erſtatten, Ohm. Bleibt Ihr im Bette.

— „O, du himmliſcher Innocenz, ich werde dir's Dank wiſſen! Nimm aber die Leute mit, falls dir etwas begegnen ſollte.“

— „Die Weihen meines Amts ſchützen mich beſſer gegen Geiſter, als alle Waffen und Diener Eures Hauſes. Die Leute ſollen zu Euerm Schutze hier bleiben, falls Euch das Geſpenſt unterdeſſen einen Beſuch machen ſollte. Ihr dürft nicht allein bleiben.“

Herr Peter kroch, von Froſt und Furcht geſchüttelt, wieder in das Bett und jammerte nach ſeinen Dienern. „Es bedeutet mein Ende, winſelte er dazwiſchen. „Ich war geſtern zu eitel und hoffärtig auf die Ehre, die der Erzherzog meinem Hauſe anthat. Dafür werde ich geſtraft. Meine verſtorbene Frau iſt gekommen, mich abzuholen. O weh' mir! Ich muß ſterben!“

Weinend bedeutete er die eingetretenen Diener, ihm die Geſtalt der Geiſter ganz ausführlich zu beſchreiben, und als ihm Rony bemerklich machte, daß hier von Erſcheinungen mit Fleiſch und Bein die Rede ſei, wurde er wild und gebot dem Neger zu ſchweigen und den Zorn der Geſpenſter nicht wach zu rufen.

Als Rony den Pater Anſtalten treffen ſah, zu gehen, machte er Miene, ihn zu begleiten. „Du bleibſt bei deinem Herrn!“ herrſchte ihm der Prieſter zu. „Sind noch Wachen im Hofe an der Treppe?“

— „Drei Mann. Und hier ſind auch genug, ich kann abkommen. Ihr müßt doch eine Begleitung haben.“

— „Ich bedarf deiner nicht!“ Er ging.

Nony bedachte, daß das Spiel eigentlich ſchon verloren ſei, da Herr Peter nicht mitgehe. Denn was ſollte er, der Sklave, dem mächtigen Fürſten gegenüber beginnen? Er hoffte nur, ſich ſein Schweigen gut bezahlen zu laſſen. Und dieſe Hoffnung gab er auch jetzt noch nicht auf; denn er hatte den Schlüſſel zur Hausthüre in der Taſche. Nur ein wirklicher Geiſt konnte ohne ſeine Hülfe hinaus. Seinen Vortheil uberlegend, fand er jetzt zweckmäßig, Herrn Peter in dem Glauben zu beſtärken, die verhüllten Geſtalten ſeien geſpenſterhafter Natur geweſen, und als er einmal begriffen hatte, wo hinaus die Todesfurcht des zitternden Principals wollte, machte er ihm die thörichten Einbildungen ſehr wahrſcheinlich. Die Uebrigen bejahten und beſtätigten Alles. Und ſchluchzend verſicherte ihnen Herr Peter zu wiederholten Malen, daß er bald ſterben werde.

Der Pater ſchlüpfte mit einer dünnen Kerze in der Hand über den glatten, kühlen Marmormoſaik des Corridors ſelbſt wie ein Geiſt und ſein rieſiger Schatten glitt in den Stirnen der hohen, maſſiven Kreuzwölbungen wie ein böſer Gedanke hin. Am großen Treppenplatz wandte er ſich nicht links nach den Gemächern der Hausfrau, ſondern rechts, und nach wenigen Augenblicken legte er das lauſchende Ohr an Jakob Fugger's Thür; als er die leichten Tritte deſſelben vernahm, klopfte er mit leiſem Finger an. Augenblicklich ward ihm aufgethan und der Pater ſtand vor dem verwunderten Augsburger.

— „Herr Fugger,“ flüſterte er, ſo gut es ſein unbehülfliches Sprachorgan geſtattete, „Ihr müßt den Erzherzog augenblicklich aus einer großen Gefahr retten, indem Ihr ihn hier in Euerm Zimmer verbergt!“

— „Den Erzherzog?“

— „Fragt nicht, werther Herr — ſondern gebt dem Drange der Umſtände ſchnell nach. — Der Fürſt wird es Euch lebenslänglich Dank wiſſen. — Er wird in ein paar Augenblicken bei Euch ſein. — Nur Ihr könnt ihn retten — und bei Euch iſt ſeine Perſon und ſein Geheimniß am ſicherſten.“

Ehe Fugger ſich beſinnen und den Zuſammenhang dieſes nächtlichen Abenteuers zu ahnen vermochte, war der Prieſter wieder fort. Pater Innocenz trat nun in das Atelier der Dame vom Hauſe.

Hier erfuhr er von Matty, was er ſchon vermuthet hatte, daß Capitain Magelhaens perſönlich bei dem Plane, den Fürſten bei Frau Eleonoren zu überfallen, betheiligt ſei; aber kaum hatte er vernommen, durch welches Mittel die ſchlaue Schwarze aus dem Garten in ihre Kammer gelangt war, als er freudig rief: „Jetzt ſeid Ihr gerettet, gnädigſter Herr. — Ihr ſollt aus dieſem Hauſe verſchwinden — wie ein Geſpenſt — für das Ihr bei Herrn Peter durch meine Hülfe ſchon geltet. — Kommt und vertraut Euch mir nach Licht ringe, Schatten lagern um mich her Es iſt mir aber heute plötzlich zu Sinne geworden, als müßte ein heiliges, himmliſch ſtrahlendes Licht in mir geboren werden, das alle Schatten aus meinem Leben verdrängte. Eine ſüße Ahnung erfüllt mich, wie noch keine in mir aufgelebt iſt. Ich will ihrer Lichtſpur folgen, die ſich plötzlich als goldner Morgenrothſaum an den nächtlichen Himmel meines Lebens anſpinnt. Ja, Eliſe, ich leide mit Ihnen: auch ich kann meine Mutter nicht mit frommer Andacht lieben. Ein anderes Mal mehr davon. Jetzt denk' ich nur an die Erfüllung Ihrer Bitte. Mein eignes Herz treibt mich an zu handeln. Ich werde genau unterſuchen, und iſt die Schullehrers-Wittwe ſo edel und gut, wie meine Eliſe ſie gefunden, iſt ihr gefangener Sohn, wie ihn die Frau beſchreibt, ſo iſt er in einigen Tagen frei.»

Eliſe wollte den Rockzipfel des Grafen küſſen, aber er verwies dies demüthige Beginnen freundlich. Sie dankte ihm und empfahl ſich. — Mehre Stunden vergingen, der Graf verweilte noch immer im tiefſten Nachdenken in ſeinen Zimmern. Die Zeit war lange verſtrichen, zu welcher er ſonſt jeden Tag einen Spazierritt zu machen pflegte, er an. — Seid ohne Sorgen. — Alles iſt zum Beſten eingeleitet. — Der Portugieſe glaubte Euch ſchon zu haben — nicht Euretwegen — ſondern meines ſchönen Beichtkindes wegen — aber er iſt betrogen.“

Mit dem Verſprechen, ſogleich wieder hier zu ſein, zog er den verhüllten Fürſten vorſichtig im Dunkeln mit ſich fort, ihm unterwegs leiſe den Rettungsplan für den nächſten Morgen mittheilend, und ſchob ihn dann durch Fugger's Thüre. Die Schritte des Prieſters gingen nun ebenſo ſchnell als leiſe wieder zurück. Herrin und Dienerin wurden von ihm ermahnt, ſich zu Bett zu verfügen und ſich ſchlafend zu ſtellen; dann ſchwang er ſich gewandt durch das Fenſter der Magd auf die Leiter hinaus und ſtieg in den Garten hinab. Denn die ſtehende Leiter mußte um jeden Preis wieder gelegt werden, und Innocenz fand dazu keinen andern Weg, als den er einſchlug. Sobald er dies Geſchäft abgemacht hatte, bog er in den Hof ein und ſtand plötzlich vor dem verkleideten Portugieſen, wie ein aus der Erde geſtiegener Geiſt.

— „Ei, Capitain Magelhaens, treff' ich Euch hier als Ehrenwächter des Hauſes und in dem ſchlichten Rocke eines ſeiner Diener? Ich bin ſehr begierig, zu erfahren, ob Euch Herr Peter van der Kapellen zu dieſem beſchwerlichen Dienſte in Sold genommen hat.“

Der Portugieſe konnte vor Beſtürzung und Wuth erſt keine Silbe vorbringen; dann ſchrie er: „Und was habt Ihr hier zu ſchaffen? Eure Anweſenheit hier iſt verdächtiger, als die meinige.“

— „Seid nicht thöricht, Capitain! Wir ſind Beide auf den Fang ausgegangen, doch mir iſt der meinige beſſer geglückt, wie Ihr ſeht. Aber ich will Großmuth an Euch üben und mein Glück nicht benutzen. Mein Ohm ſoll nicht erfahren, wer an der Hintertreppe ſeines Hauſes den Ehrenwächter ſeiner Frau macht. Aber merkt Euch, Capitain: um Geſpenſter zu fangen, muß man mehr können, als ein Matroſe.“ Lachend ging er.

Weder der Schiffscapitain, noch einer der Diener um ihn konnte begreifen, wie der verſchmitzte Pfaffe in den Hof gekommen war, und Magelhaens ſchwur Stein und Bein: der Teufel, mit dem ſich der Pater gut verſtehe, müſſe hier ſelbſt im Spiel ſein.

Ebenſo erſtaunt war Rony, als Innocenz in Herrn Peter's Schlafzimmer berichtete, daß in allen Gemächern nichts Verdächtiges ſei und ſowol Frau Eleonore als Matty ſich des beſten Schlafs in ihren Betten erfreuten, daß alſo die wahrgenommenen Erſcheinungen unfehlbar ſpukhafter Natur geweſen ſein müßten.

— „Matty im Bett?!“ rief Rony. „Es iſt nicht möglich.“

— „Ueberzeuge dich ſelbſt, guter Burſche, und auch Ihr, lieber Ohm, kommt und ſeht zu, damit nicht irgend ein böſer Verdacht Euer Herz beſchleiche.“

— „Es bedeutet meinen Tod; ich bin zu eitel und hoffärtig geweſen,“ wimmerte der Kaufherr und bezeigte wenig Luſt, den Gang durch’s Haus mit dem drängenden Neffen zu machen. Aber dieſer ließ nicht nach, und ſo wanderten ſie zu Drei noch ein Mal durch die Prunkgemächer.

Frau Eleonore fuhr wie aus tiefem Schlaf empor.

— „Mein liebes Kind,“ ſagte ihr Mann ſanft und weinerlich zu ihr, „du wirſt bald Witwe ſein. Mein naher Tod iſt mir verkündet worden.“

Die Frau ſchien von dieſer Nachricht nicht ſonderlich gerührt zu ſein; ſie empfahl dem geängſtigten Manne Ruhe und legte ſich ſelbſt wieder, um ſich von ſüßen Gedanken an genoſſene Seligkeit in den Schlaf lullen zu laſſen.

In Matty’s Kammer überzeugte ſich Rony auf jegliche Weiſe, daß ſie es ſelbſt ſei, die im Bette feſt ſchlafend liege. Dann ſchüttelte er den Kopf und glaubte ebenfalls an des Teufels Mitwirkung in dieſer Sache.

Der angſtvolle, von Todesgedanken gequälte Hausherr entließ den Prieſter für dieſe Nacht nicht. Erſt gegen Morgen konnte Pater Innocenz das Haus verlaſſen, von den wachſamen Augen des ſchwarzen Dieners argwöhniſch begleitet. Sein Weg ging in der gewohnten haſtigen Weiſe oder vielmehr noch haſtiger, als ſonſt, nach der Wohnung des Malers van der

Voort, den er noch im Bette fand, und beim Oeffnen der Augen höchlichſt verwundert, einen Beſuch vor ſich zu ſehen, den die Wände dieſes Zimmers noch nicht kannten.

— „Was iſt geſchehen?“ rief der Meiſter erſchreckt aufſpringend.

— „Ich muß Euch in ein unglückliches Geheimniß ziehen,“ polterte der Prieſter. „Ich weiß — für die Ehre und den guten Ruf der Frau Eleonore van der Kapellen — würdet Ihr jedes Opfer bringen“ —

— „Jedes — Ihr habt recht — mein Leben. Aber was iſt geſchehen? Sagt — ſagt und martert mich nicht.“

— „Nicht Euer Leben — kein Opfer verlang' ich für ſie. — Nur eine kleine Gefälligkeit, aber ſchnell. — Laßt ſo raſch als möglich das Gerüſt an Kapellen's Hauſe aufrichten und ſtellt zehn oder zwölf Leute mehr dazu an — als Ihr gewohnt ſeid. — Es ſoll Euch vergütet werden. — Ihr aber nehmt die Kleidung eines ſolchen Handlangers in ein kleines Bündel und werft dieſes — ſobald das Gerüſt ſo hoch iſt — in ein offenes Fenſter der Zimmer, welche Herr Fugger bewohnt. — Dann haltet Euch mit ein paar Farbentöpfen am Fenſter — es wird ſich Jemand, den Ihr kennt, das Geſicht bemalen. — Helft ihm heraus auf's Gerüſt — verſtanden? — und die Leiter hinab mit ſeinem Bündel. — Flucht und larmt dazu

— und werft Alles, was da iſt, durch einander. — Verſtanden?"

— „Vollkommen!" verſetzte der Maler ſchmerzlich und war ſchon in den Kleidern.

So ſchwermüthig auch ſein Auge blickte, ſo ſicher und beſtimmt führte er das Nöthige aus. Eine Menge Arbeiter wurde in Thätigkeit geſetzt, als gälte es, das Bild noch an dieſem Tage fertig zu machen, und eh' noch die klare Herbſtſonne die Wand des Kapellen'ſchen Hauſes beſtrahlte, war das Gerüſt ſchon bis zum erſten Stock fertig. Der Maler warf ſein unſcheinbares Bündel durch das offene Fenſter und ſtellte ſeine Farbentöpfe in die Brüſtung deſſelben. Nicht lange darauf ſprang ein junger Arbeitsmann mit Farbenkleckſen und Strichen im Geſicht, das blonde Haar unter einer Kappe verſteckt, keck aus dem Fenſter auf das Gerüſt und miſchte ſich einen Augenblick unter die Andern, nahm dann das Bündel wieder aus dem Fenſter, lief die Leiter hinab und war im Nu dem Meiſter aus dem Geſicht. Niemand hatte ihn unter der Menge Leute bemerkt, von denen er ſich durch nichts ausgezeichnet hatte. Drinnen an den Treppen hielten die Diener, von Magelhaens' Gold angefeuert, der ſich noch immer unter ihnen befand, die genaueſte Wacht. Das ſcharfe Auge des Portugieſen hing trotzig an den Thüren und muſterte jedes paſſirende Geſicht; aber außer den Arbeitsleuten des Malers war Niemand zu ſehen. Herr und Frau van der Kapellen, wie Herr Fugger genoſſen noch des ſüßeſten Schlafs; das innere Haus ſah ſo ruhig und unſchuldig aus, als wäre nie etwas Ungewöhnliches darin geſchehen. Selbſt an der Außenwand bauten die Leute nur ſtill und emſig. Das Fenſter war ſchnell wieder geſchloſſen und die Vorhänge vorgezogen.

Ruhig verlief eine Stunde; die Handlungsdiener kamen und begannen ihre Arbeit, dann die Ablader und Handlanger, die Schiffer und Bootsknechte, Alles ging ſeinen gewohnten Gang. Die Vorzimmer füllten ſich mit der Dienerſchaft; für Herrn Peter wurde der Hausarzt geholt, denn er fühlte ſich krank, und Herr Fugger und ſpäter Frau Eleonore machten ihm einen Beſuch.

Der portugieſiſche Schiffscapitain lauerte immer noch in ſeinem Verſteck und ſchien entſchloſſen, den Ausgang ſeines begünſtigten Nebenbuhlers zu ertrotzen; denn als Rony kam, um ein paar Augenblicke mit ihm zu plaudern, ſagte er ſchadenfroh: „Und ich erwiſche ihn doch noch. Wir machen ihn ſicher. Er muß heute nach Brüſſel, die Geſandtſchaft an den Prinzen Arthur nach London wartet auf ihn. Und durch die Luft kann er mir nicht entfliegen.“

— „Mein Herr,“ verſetzte Rony bedenklich, „ſo wie die Matty dieſe Nacht aus dem Garten in ihre Kammer gekommen iſt, ohne die Treppe zu paſſiren, ſo wie der Pater plötzlich im Hofe ſtand, ohne durch Thür und Treppe gekommen zu ſein, ſo kann Der, von dem wir reden, auch aus der Kammer in den Garten gelangt ſein ohne Treppe und Thüre.“

— „Sprich nicht ſolche Albernheiten“ —

Pferdegetrabe und der Lärm mehrer Stimmen unterbrachen ihn. „Der Erzherzog! der Erzherzog!“ hieß es.

In demſelben Augenblick hüpfte ein glänzender Page leicht und flink durch die Hausflur und fragte den erſchrocken vortretenden Schwarzen: „Iſt deine Herrſchaft munter? Seine Hoheit der Erzherzog läßt ſich erkundigen, wie mein Herr und meine Frau van der Kapellen geſchlafen, und will ſich ſchönſtens empfehlen.“

Rony blieb das Maul weit offenſtehen, und ſtatt dem Pagen zu antworten, rannte er wie toll nach der Hausthüre und der Portugieſe folgte ihm unvorſichtig mit ähnlichen Gefühlen.

Hier hielt denn ſchmuck und ſtolz in fürſtlicher Pracht und ſtrahlender Jugendſchöne, lachend vor Luſt und Muthwillen, der Erzherzog Philipp zu Pferde, umgeben von ſeinem berittenen glänzenden Gefolge, und ſein prächtig geſchirrtes Roß biß muthig in die Zäume und wühlte mit dem Hufe den Boden auf.

Das unverkennbare Geſicht des Portugieſen hatte ſich kaum auf der Straße gezeigt, als ihm der Fürſt zunickte und rief: „Ei, ei, Ihr habt die Seemannsjacke mit der Dienerſchaube vertauſcht! Ich lob' Euch drum, daß Ihr mein Unterthan und Herrn Peter's Diener geworden ſeid. Ihr werdet ihm die Ehre ſeines Hauſes trefflich behüten."

Der Schiffscapitain ſprang zurück, ſchier vernichtet vor Schreck und Wuth.

— „Ich ſagt' es Euch, es geht mit dem Teufel zu," raunte ihm Rony in's Ohr.

— „Ja, mit dem Teufel!" knirſchte Magelhaens, ſtürzte durch Hof und Garten und kletterte über die Mauer, da er die Thüre verſchloſſen fand. Auf dieſem Wege ſchwur er dem Erzherzog und Frau Eleonoren furchtbare Rache, und er war der Mann, der ſein Wort hielt.

Jakob Fugger und Frau Eleonore erſchienen ſofort an der Thüre, um dem huldvollen Fürſten zu danken und den Hausherrn als unwohl zu entſchuldigen.

— „Ich konnte nicht reiſen, ohne Euch noch zu grüßen," ſagte Philipp, ſich zu ſeiner erröthenden Geliebten herabbeugend. „Ich komme ſo eben aus der Kirche, wo ich vom Herzen meiner Mutter mich verabſchiedet. Nun bitt' ich auch das Eure um Urlaub, ſchönſte Frau. Lebt wohl und ſagt Herrn Peter meinen Dank noch ein Mal. Ich hoffe, ihn geſund wiederzuſehen. Herr Jakob Fugger, Ihr werdet in den nächſten Tagen von mir hören."

Das ſtattliche Häuflein ſprengte davon, den ſchonſten Mann an ſeiner Spitze, und Eleonore ſah ihm lächelnd nach.

Jakob Fugger machte an dieſem Vormittage dem portugieſiſchen Schiffscapitain auf deſſen Schiffe ſeinen Beſuch und fand ihn mit den Vorbereitungen zur baldigen Abreiſe ſehr beſchäftigt. Beide Männer ſaßen ſich ruhig gegenüber und beredeten einen weitſehenden Plan, und da Magelhaens die Ausſicht auf einen glänzenden Gewinn erhielt, ſo verſprach er, Fugger's kühne Entwürfe auf alle Weiſe zu unterſtützen. Fugger legte den Brief an Beheim, den er in der Nacht geſchrieben, in ſeine Hand.

An demſelben Tage noch drückte der Archidiakonus, als er ſeinen Ohm beſuchte, dem verdrießlichen Rony ein paar Goldſtücke mit den Worten in die Hand: „Von Frau Eleonore für die treuen Dienſte, die du in verwichener Nacht dem Hauſe geleiſtet haſt.“

Der Schwarze ſah verblüfft vor ſich hin; aber ſein Geſicht erheiterte ſich und er nickte, als habe er den Sinn dieſer Gabe verſtanden. Auch hielt er richtig reine Bahn, als das Geſpenſt bis zur Abreiſe des Erzherzogs noch zwei Mal in weniger dunkeln Nächten den Weg durch den Garten und über die Hintertreppe fand, und obgleich er es jedes Mal bemerkte, ſo erfuhr doch weder ſein furchtſamer Principal, noch ſonſt eine ängſtliche oder abergläubiſche Seele etwas davon.

In dieſen beiden Nächten ſah man aber auf dem

Wege zwiſchen Brüſſel und Antwerpen einen Reiter, den man wegen des ungewöhnlich wilden Rittes — denn er flog gleichſam — leicht für ein Geſpenſt hätte halten können. Der Erzherzog legte ſich in dieſen Nächten zu Brüſſel im Schloſſe ſchlafen und ſtand am Morgen zu Brüſſel im Schloſſe etwas ſpät wieder auf. Auch Frau Eleonore van der Kapellen ſchlief an dieſen beiden Morgen etwas länger und ſtrahlte dann im Glück befriedigter Liebesſehnſucht.

hatte ſeiner Mutter noch nicht, gewohnter Maßen, einen guten Morgen geboten und ſich erkundigt, wie ſie geſchlafen; er hatte noch keinem Diener geſchellt, noch kein Frühſtück begehrt, — und die wichtige Kunde von dieſen Außerordentlichkeiten flog, allgemeine Beſorgniß und viel Redens veranlaſſend, von Mund zu Mund durch's ganze Schloß. Die Gräfin erkundigte ſich angelegentlichſt bei den Kammerfrauen und Bedienten, und erfuhr mit Befremden, daß Mamſel Eliſe dieſen Morgen früh zum Grafen gerufen worden ſei und über eine Stunde bei demſelben verweilt habe, ferner daß Eliſe die Nacht über bei der krank gewordenen Frau Eiſenblut im Geſinde-Zimmer zugebracht und ſie gepflegt habe. Der Profeſſor Ortmann wurde augenblicklich auf die Zimmer der Gräfin citirt. Sie war in ſtarker Bewegung, als er hereintrat.

«Profeſſor,» rief ſie ihm entgegen, «unſer Geheimniß iſt in der größten Gefahr, wenn es nicht ſchon verrathen iſt. Ich befahl Ihnen dies Weib, das uns geſtern Abend überfiel, feſt zu nehmen und in's Gefängniß ſetzen zu laſſen.»

«Der Herr Graf gab hinſichtlich dieſer Frau and're Befehle,» verſetzte der Profeſſor mit verbiſſ'ner Wuth.

Vierzehntes Kapitel.

Die Morgenſonne des folgenden Tages nach jenem Abenteuer im Kapellen'ſchen Hauſe ſah das Schiff des jungen Portugieſen ſchon weit von der Stadt Antwerpen in vollem Fluge den majeſtätiſchen Strom hinabgleiten, um ſich von ihm dem deutſchen Meere zutragen zu laſſen; aber ſein Befehlshaber befand ſich nicht am Bord deſſelben. Dieſer ſtand zu derſelben Zeit in einem Zimmer der Donna Francesca d'Ulloa, Oberhofmeiſterin der Erzherzogin-Infantin, im Schloſſe zu Brüſſel und wartete ungeduldig, bis dieſe wichtige Dame, der er ſich bereits hatte anmelden laſſen, ſich aus dem Bette erhoben und Toilette gemacht haben würde, um ihn zu empfangen. Endlich trat die ceremoniöſe Dame herein, rauſchend in ſeidenen Gewändern und mit goldenen Ketten und Spangen beladen.

— „Es muß keine gewöhnliche Urſache ſein, Capitain,“ ſagte ſie nach der umſtändlichen Begrüßung, die mir heute ſo früh ſchon die Ehre verſchafft. — In der That, ich vermuthe, daß Ihr mir etwas Wichtiges zu ſagen habt, wichtig für mich und meine gnädigſte Infantin, die Beide — Gott ſei's geklagt — ein böſer Geiſt in dieſes abſcheuliche Land geführt hat. O, Capitain, ſollte ſich Euer mir entdeckter Argwohn beſtätigt haben! Das wäre vortrefflich — erſchrecklich wollte ich ſagen. Ach, meine arme Donna Infantin! Wie glücklich ſind ihre Schweſtern gegen ſie! Donna Maria iſt Eure Königin, Capitain, und Donna Katharina wird Königin von England. Prinz Arthur ſoll ein vortrefflicher Herr ſein, und daß dies der König Emanuel von Portugal iſt, weiß Jedermann. Aber dieſer Don Philipp! O, heilige Kunigunde, iſt das ein leichtſinniger und — ungezogener Herr! — Was verſchafft mir die Ehre, Euch ſo früh bei mir zu ſehen, Capitain? Ihr trinkt doch ein Glas Xeres ſecco mit mir? Er erinnert an's Vaterland.“

Ihr Wink bedeckte bald den Tiſch mit den Ingredienzien eines leckern Frühſtücks und in den gläſernen Pokalen perlte der köſtliche Wein, mit dem die Oberhofmeiſterin liebäugelte. Ihre ſtark geröthete Naſe gab Zeugniß von Kennerſchaft und Liebhaberei des feurigen Rebenſaftes.

— „Ich bin gekommen, mich von Euch zu verabſchieden, Donna Francesca, und will mit Euch auf Euer ferneres Wohlſein anſtoßen und auf Eure glückliche Reiſe nach Spanien.“

— „Ach, was lechzt mir die Seele nach dem geliebten Lande!“ rief die Ehrendame mit wahrer Begeiſterung und entlockte ihrem Glaſe an dem des Portugieſen einen vollen, hellen Klang. „Fünf Jahre, fünf ewige Jahre ſchmacht' ich nun in dieſem verwünſchten Lande. Endlich, endlich ſoll ich mein geliebtes Spanien wiederſehen! Das Herz zittert mir vor Freude. Ach, wie will ich der Königin meine Noth klagen! Sie war mir immer gnadig geſinnt, weil wir an einem Tage geboren ſind. Wie will ich ihr klagen, welch' ein gottloſer Herr dieſer Erzherzog iſt, der mich verhöhnt und verſpottet, ſo oft er mich ſieht! O, es iſt unerträglich! Und die arme Donna Infantin! Wenn ich ſie nicht liebte, als wenn ich ihre Mutter wäre, ich wäre ſchon längſt davongelaufen. Aber dann wäre ja die Aermſte von aller Welt verlaſſen. Niemand meint es ehrlich mit ihr in dieſem Lande, als ich. Von Allen wird ſie belogen und betrogen und am meiſten von ihrem eigenen Gemahl.“

— „Leider iſt dem ſo, Donna Francesca!“

— „Nicht wahr, Ihr beſtatigt es? Habt Ihr Beweiſe? Hat ſich Euer Argwohn bewährt? Die Königin ſoll Alles erfahren, wenn ich nach Burgos und Toledo komme. Trinkt, Capitain! Meine Schweſter ſitzt in einem Roſengarten in Liſſabon gegen mich. Der Erzherzog iſt ein ſchändlicher Verräther, der mich bis auf's Blut quält.“

— „Ihr gebt mir doch einen Brief mit an Eure Schweſter?“

— „Er iſt ſchon geſchrieben. Ich hoffe, wir werden uns ſprechen, in Spanien, in Portugal oder an der Grenze; denn die fürſtlichen Schweſtern, unſere Herrinnen, werden ſich jedenfalls ein Rendezvous geben. Da werden Klagen und Thränen von meiner armen Donna Juanna fallen! Ja, Euer König iſt freilich ein anderer Mann, als dieſer abſcheuliche Erzherzog. Und gerade er ſoll König von Caſtilien und Arragonien werden! Können das die Heiligen im Himmel dulden? — Doch er war ja in Antwerpen. Habt Ihr nichts entdeckt? Mir nichts zu berichten, Capitain? Ihr ſpracht das letzte Mal, als Ihr mich beſuchtet, einen Argwohn gegen den Erzherzog aus, als habe er einen Minnedienſt in Antwerpen. Erinnert Euch doch! Ich habe das nicht vergeſſen.“

— „Auch ich nicht, Donna Franceſca.“

— „Und habt Ihr Euch überzeugt, Capitain?“

— „Vollkommen. Der Erzherzog liebt die ſchöne junge Frau des reichen Kaufmanns Peter van der Kapellen und wird von ihr geliebt.“

— „Aber Beweiſe! Beweiſe, Capitain!“

— „Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen geſehen, als er Nachts durch eine Hinterthüre in ihr Schlafzimmer ging. Darauf verpfände ich mein Ehrenwort als portugieſiſcher Edelmann und Schiffscapitain meines Konigs."

— „Ha, wie abſcheulich! — O, darauf ein Glas! Eine Flaſche!" rief die Ehrendame entzückt und ergriff jubelnd den Pokal. „So iſt es doch wahr, was ich immer geargwohnt habe. Der nichtswürdige Verrather und Ehebrecher! — Ein gottloſer Herr iſt er, ein Teufelsbraten. Es wird einer frommen und ehrbaren Frau vom älteſten kaſtiliſchen Adel bange, an ſolch einem verderbten Hofe leben zu müſſen. Erzählt mir, beſter Capitain! Erzählt! Ich brenne vor Verlangen, die nähern Umſtände dieſes niederträchtigen Handels aus Euerm Munde zu vernehmen. — Und ſolche heuchleriſche, verderbte Weiber beſcheint hier die Sonne! O, dieſes ganze Land iſt ſo ſündhaft und gottvergeſſen, wie Sodom und Gomorra, und werth, wie dieſe, von der Erde verſchlungen und von einem Salzſee, der die Sünden abwäſcht, überflutet zu werden!"

Und in frommer Begeiſterung ließ ſie die Küglein ihres Roſenkranzes, ſeufzend und die Augen der Decke zugekehrt, durch die fleiſchigen Finger laufen, dann belohnte ſie ſich für dieſe Anſtrengung mit einem vollen Glaſe.

Der Capitain berichtete nun ausführlich von der Gaſterei, die der antwerpner Kaufmann zu Ehren des Erzherzogs angeſtellt, und von den darauf folgenden Ereigniſſen. Er befleißigte ſich bald großer Umſtändlichkeit, bald bedeutender Abkürzungen und verſchwieg Manches ganz, was für die Oberhofmeiſterin kein Intereſſe haben konnte. Dieſe hörte ſeine Rede mit funkelnden Augen an und unterbrach ſie je zuweilen durch einen jubelnden Ausruf oder einen Fluch und eine Schmähung auf den Erzherzog und deſſen Geliebte.

Als der Seemann fertig war, ſtürzte ſie mit der Haſt einer Bacchantin noch ein Glas hinab, im grellſten Widerſpruch mit ihrer ſonſtigen Weiſe und oberhofmeiſterlichen Würde, und ſagte dann rachelechzend: „Die Donna Erzherzogin-Infantin wird Euch ebenfalls einen Brief an ihre Schweſter, Eure Königin, mitgeben; Ihr hattet Euch ohnedies bei ihr beurlaubt. Ich gehe, Euch zu melden. Wenn ſie Euch über dieſe ſaubern Geſchichten fragt, ſo verſchweigt ihr nichts. Es iſt meine Pflicht, ihr Alles mitzutheilen. Es muß endlich ein Lichtſtrahl in dieſen finſtern Sündenpfuhl fallen. Vor dem Erzherzog ſeid Ihr ſicher. Er kommt nie unaufgefordert in die Gemächer ſeiner Gemahlin, am wenigſten um dieſe Zeit.“

Und wieder im ſteifen, ſpaniſchen Schritt ihrer Würde entfernte ſie ſich. Magelhaens lachte ihr tückiſch nach. Es ging Alles, wie er es gewünſcht hatte.

Ueber eine halbe Stunde verſtrich, ehe Donna Franceſca wieder in der Thüre erſchien und ihm gravitätiſch winkte. In ihren Augen funkelte eine teufliſche Freude. „Die Infantin iſt etwas aufgeregt von der empfangenen Mittheilung. Laßt Euch nicht anfechten, wenn ſie vielleicht etwas heftig wird. Es iſt nothwendig, daß ſie Alles erfahre! Die Weiber dieſes Landes ſind ein verworfener Menſchenſchlag. Ich habe das längſt gewußt; aber mir allein hat es die Infantin nicht glauben wollen. Euch aber glaubt ſie unbedingt und mit dem größten Vertrauen, weil die Königin von Portugal, die ſie unter ihren Geſchwiſtern am meiſten liebt, in dem Briefe, welchen Ihr mitgebracht habt, Euch ſehr empfohlen hat. So beweiſet Euch denn durch Aufrichtigkeit dankbar.“

Die edle Oberhofmeiſterin ahnte nicht, wie viel dem Schiffscapitain daran lag, die ausgedehnteſte Aufrichtigkeit gegen die Erzherzogin an den Tag zu legen.

Donna Juanna trat dem Portugieſen mit einem feſtern und raſchern Schritte entgegen, als ſie gewöhnlich pflegte, aber als ſein Blick ihrem Auge begegnete, wäre er faſt vor der Wildheit deſſelben erſchrocken. Ihre Geſtalt ſchien größer geworden zu ſein und hatte einen impoſanten Ausdruck, den Magelhaens mit Erſtaunen zuerſt an ihr bemerkte. Es ſchien, als ſei ſie plötzlich ſich ihrer hohen königlichen Abkunft bewußt geworden und habe in demſelben Augenblick die Würde ihres Bluts und ihrer Stellung gefunden. Sie war nicht nur das tief gekränkte Weib, ſie war auch die verletzte Herrſcherin, und der bis jetzt an ihr vermißte

Stern der Majeſtät blitzte nun durch die Wolkennacht des verhaltenen Zorns auf ihrer Stirne.

— „Ich bin gekommen, um Ew. königliche Hoheit ehrfurchtsvollen Dank für die hohe Huld zu ſagen, womit ich während meines kurzen Aufenthaltes in den Niederlanden beglückt worden, und den Brief an Ihre Majeſtät die Königin von Portugal in Empfang zu nehmen, den zu ſchreiben Euer hoher Wille war.“

— „Ich habe nicht Muße gefunden, zu ſchreiben,“ verſetzte die Erzherzogin. „Sagt meiner Schweſter, daß ich ſie bald von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen gedenke.“ Die Stimme zitterte und wurde noch unſicherer, als ſie fortfuhr: „Ihr habt Euch wohl befunden in Antwerpen, Capitain? Die Stadt hat ſchöne und umgängliche Frauen.“

— „Ich habe mich davon überzeugt, Hoheit.“

— „Ihr wart oft, wie man mir geſagt hat, im Hauſe des Kaufmanns van der Kapellen. Die Frau deſſelben ſoll eine ausgezeichnete Schönheit ſein?“

— „Ich müßte kein Mann ſein, um dieſe Wahrnehmung nicht gemacht zu haben, und ich müßte ein Lügner ſein, um es anders zu ſagen.“

— „Worin beſteht denn die vorzügliche Schönheit dieſer berühmten Frau?“

— „Sie hat einen herrlichen Körper und einen lebendigen Geiſt; ihr Auge iſt bezaubernd, aber die Krone ihrer Reize iſt ihr unübertrefflich ſchönes Haar, das ihr wie Wellen geſchmolzenen Goldes vom Haupte wallt. Ich hatte ſolches Haar fruher für ein Märchen gehalten, womit die Dichter die Feen und Nixen ausſtatten. In ganz Portugal und Spanien hat kein Weib ein ſolches Haar."

— „Ihr ſeid ein begeiſterter Lobredner ihrer Reize. Die Dame ſcheint aus dieſem Haar unzerreißliche Netze und Schlingen für Männerherzen zu flechten. Selbſt der Erzherzog ſoll" — —

Sie vermochte nicht auszureden. Die Vibration der Stimme hatte ſich ängſtlich geſteigert; aber kaum hatte ſie ihren Gemahl genannt, als ein wilder, furchtbarer Schrei, ähnlich dem Tone eines hungrigen Raubthiers, aus ihrem verzerrten Munde hervorſchoß. Ihr Auge funkelte dazu, wie das einer Löwin, deren Junges, von einem mörderiſchen Geſchoß durchbohrt, zu ihren Füßen ſtirbt. An dieſen Schrei, der dem Schiffscapitain durch Mark und Bein fuhr, ſchloß ſich ein dumpfes Heulen. Sie ſtürzte auf das nächſte Polſterbett los, auf welchem mehre ihrer Katzen in fauler Ruhe lungerten, ergriff eine derſelben und würgte ſie. Das Thier ſchrie jämmerlich und biß um ſich; die Fürſtin brach in ein ſchauderhaftes Hohngelächter aus und rief dazwiſchen mehrmals in einem von Schmerz und Wuth gemiſchten Tone: „O, d'Alnavar! d'Alnavar! du haſt es mir erſt geſagt!"

Die Oberhofmeiſterin war herzugeeilt, um die unglückliche Fürſtin in ein anderes Zimmer zu bringen, und winkte dem vor Entſetzen ſchier verſteinerten Seemann, ſich zu entfernen. Er eilte haſtig von dannen; aber noch im Vorzimmer ereilten die Jammertöne Juanna's ſein Ohr. Sie peitſchten ihn, wie Geißeln der Furien, von dannen und er verließ die Stadt mit der Haſt eines Verbrechers.

«Wer hat hier zu befehlen, ich oder dieſer Schwächling, den ich mit Bedauern meinen Sohn nenne?»

«Ich weiß es nicht; nur ſo viel weiß ich, daß ich nicht zu gehorchen habe, weder Ihnen, noch Ihrem Sohne. Denn wahrlich nicht deßhalb hab' ich vier und zwanzig Jahre Ihre Pläne geſchmiedet und ausgeführt, um mir jetzt von Ihnen oder dieſem jungen Manne befehlen zu laſſen.»

«Meine Aufwallung ließ mich das unrechte Wort gebrauchen,» lenkte die Gräfin ein. «Ich dächte, es bedürfte unter uns ſolcher Erörterungen nicht. Warum ließen Sie das Weib nicht gefangen ſetzen?»

«Weil der Graf mich daran hinderte. Ich hatte die Frau eben auf dem beſten Wege, ihr abzulocken, was ſie über uns und Eleonore weiß, als das abgeſchmackte Ding, die Eliſe, hereintrat und der Graf, der uns belauſcht hatte, auf mich zueilte, mich mit Schimpfnamen belegte, die mich erſtarren machten, und Drohungen gegen mich ausſtieß, die mich faſt zur Raſerei gebracht haben.»

«Iſt's möglich?» unterbrach ihn die Gräfin höchlichſt erſtaunt und mit ſteigender Unruhe. «Was muß in Eberhard's Seele vorgegangen ſein? Kann aus einem Lamm ein Löwe werden?»

Funfzehntes Kapitel.

Am zweiten Tage der dritten Woche des Octobers langte in Brüſſel die zahlreiche und prächtige Geſandtſchaft des Herzogs von Savoyen an, beſtimmt, die Erzherzogin Margaretha mit bräutlichem Pomp abzuholen und ihrem Verlobten zuzuführen. Man zählte über zweihundert und funfzig Berittene, und ihr Anführer war der ſchöne und ritterliche Graf Wilhelm von Savoyen, natürlicher Bruder des Herzogs, bekannt unter dem Namen des tapfern Baſtard von Savoyen. In ſeiner Umgebung glänzten die Söhne aller Adelsfamilien des ganzen Herzogthums. Der Erzherzog ließ ſie durch einen nicht minder prächtigen Reiterhaufen einholen, angeführt von Wilhelm von Croy, Herrn von Chièvres, dem tapferſten und ritterlichſten jungen Manne in ſämmtlichen niederländiſchen Provinzen. Der Einzug bot den Brüſſelern ein impoſantes Schauſpiel. Auf einer Bühne vor dem Schloſſe, deren Boden mit Scharlach und deren Bruſtwehr mit goldenem Stück belegt war, ſtand der Erzherzog mit ſeiner Schweſter, das ſchönſte Geſchwiſterpaar im Lande, vielleicht das ſchönſte unter allen Lebenden, und von aller Pracht und fürſtlichen Herrlichkeit kehrte das ermüdete Auge immer wieder zu ihnen zurück, um ſich von neuem zu erlaben und zu erfreuen. Wer hätte ſie nicht mit Luſt betrachtet, den Stolz des reichſten Landes in Europa! Wie freiheitliebend und republikaniſch geſinnt der Niederländer immer ſein mochte, er fühlte ſich geſchmeichelt, ſolch ein Fürſtenpaar zu beſitzen. Wie Peter van der Kapellen ſeine Frau wegen ihrer Schönheit als die Perle ſeines Hauſes hochhielt, ohne ein tieferes Gefühl für ſie, ſo hielten die Niederländer Philipp und Margaretha als die Perlen ihres Landes hoch, ohne ihnen eine wärmere Zuneigung zu ſchenken. Der Niederländer liebte die fürſtlichen Geſchwiſter ſeinetwegen, nicht ihretwegen, und aller Glanz, der ſie umgab, alle Ehren, die ihnen erwieſen wurden, bezog er auf ſich. Denn der Bürger war eigentlich Herr des Landes und ließ den Fürſten nur regieren, weil er ſelbſt keine Zeit dazu hatte. Aus dieſen Gründen nahm das Land und vorzüglich die Stadt Brüſſel den lebhafteſten Antheil an der dritten Vermählung der jungen Erzherzogin, und die Freude ſprach ſich allgemein aus, daß die Fürſtin einen ſo ſchönen, jungen und edlen Gemahl erhielt, wie der Herzog von Savoyen bekannt war. Wer ihn kannte, lobte ſeine

Schönheit und Milde und behauptete, daß ſie der ſeiner Braut gleichkomme. Philipp prangte in der überaus prachtvollen Kleidung des Oberhauptes des Ordens vom güldenen Vließ und hinter ihm ſtanden die Ritter des Ordens, die in Brüſſel wohnten oder der Feſtlichkeiten wegen dahin gerufen worden waren, alle in voller Ordenstracht. Um Margaretha's majeſtätiſche Geſtalt floß ein weites, mit Blumen durchwirktes und mit Hermelin ausgeſchlagenes Gewand von goldenem Stück. Der Gürtel deſſelben war ein maſſiv goldener Reif mit Hunderten großer Edelſteine beſetzt. Um Schultern und Hals liefen vierfache breite Bänder aus Diamanten und Perlen zuſammengeſetzt, die Zwiſchenräume zwiſchen den Reihen waren mit goldenen Arabesken ausgefüllt, ſo daß der ganze Hals bis unter das Kinn damit bedeckt war. Auf dem Haupte trug ſie eine violette Sammthaube, die zu beiden Seiten und hinten über den Hals herabfiel, über der Stirne aber einen purpurnen Ueberſchlag hatte, auf welchen Kronen von blitzenden Edelſteinen eingeſtickt waren. Darunter ſah man eine Spitzenhaube, die wiederum Perlenreihen zur Schau trug. All' dieſer Perlen- und Steinglanz wurde vom Glanze ihres gütigen, lachenden, beredten Auges verdunkelt und von der Freundlichkeit ihrer edlen Züge überſtrahlt. Wie der Mond unter den Sternen, ſo ſtand ſie unter ihren Frauen, auf den erſten Blick als Herrin und Fürſtin erkennbar.

Es mag wol wenig Fürſtinnen gegeben haben, denen ſo wie ihr der ächte und wahre Stempel weiblicher Majeſtät, d. h. jener der liebreichſten Güte, der reinſten, ſittlichſten Menſchlichkeit, auf die Stirne gedrückt war. Ihr Hofmeiſter, der würdige Heinrich von Berry, hatte unfern von ihr Platz, ihres Winks gewärtig.

Als nun der prächtige Zug unter dem betäubenden Schalle der Trompeten, Poſaunen und Heerpauken herangekommen war, begrüßten alle Ritter das Fürſtenpaar mit geſenkten Fähnlein und Degen und der ganze Haufe brach in ein Jubelgeſchrei aus, unterſtützt vom Schmettern der Inſtrumente, und die Zuſchauer ſtimmten ein in den lange anhaltenden Freudengruß. Der Baſtard ſtieg mit ſechs jungen Adligen vom Pferde und nahte der Bühne. Sein Gefolge trug in ſchön verzierten Kapſeln das Brautkleinod, welches er, oben angekommen, enthüllte und, ein Knie vor der holdſeligen Braut beugend, mit einer kurzen Anrede überreichte. Es beſtand in einem aus Diamanten von allen Größen zuſammengeſetzten Herzen, an deſſen Spitze eine große hochgeſchätzte Perle als Sinnbild des Namens der Braut hing, und in einem aus Goldfäden künſtlich gewirkten Gürtel mit ſechs und zwanzig Diamanten, zehn großen Karfunkeln und vielen Perlen künſtlich verziert. — Hierauf ging der Zug durch die Stadt in das Schloß, wo ſich eine große Anzahl Bürger verſammelt hatte, um ſich die Savoyarden als Gäſte zu erbitten und in ihre Häuſer zu führen. Der Baſtard und ſein nächſtes Gefolge traten als Gäſte des Erzherzogs in das Schloß und machten der Erzherzogin-Infantin die Aufwartung, welche ſich unwohl befand. Doch ließ ſie ſich von den Bitten der Gäſte bewegen, an der Tafel Theil zu nehmen.

Hier ſaß der Baſtard zwiſchen ihr und der Braut und neben dieſer hatte der Erzherzog ſeinen Platz. Der Baſtard verſicherte mit viel ritterlicher Galanterie, er ſei von der hohen Schönheit der Prinzeſſin ſo geblendet geweſen, daß er alle geiſtige Kraft habe aufbieten müſſen, um ſeine Worte nicht zu verwirren.

— „Man hat mir oft geſagt, in den Niederlanden ſeien die ſchönſten Frauen zu finden; jetzt weiß ich, daß die ſchönſte derſelben des Herzogs von Savoyen, meines fürſtlichen Bruders, köſtliches Eigenthum wird.

— „Das würden Euch die niederländiſchen Frauen nicht zugeben," verſetzte Margaretha anmuthig, „und Eure Ritterlichkeit würde ihren Reizen gegenüber mit dieſem Ausſpruch ſehr in's Gedränge kommen, denn die Provinzen ſind ſo reich an Schönheiten, daß man mich wahrlich nicht vermiſſen wird."

— „Du magſt die ſchönſte ſein oder es mag ſchönere geben," ſagte Philipp, „das Bruderauge kann darüber nicht entſcheiden; aber das weiß ich, daß kein beſſeres und edleres weibliches Herz in meinem Lande ſchlägt, als das meines lieben Gretchen's." Er beugte ſich gerührt auf ihre Hand und hauchte einen Kuß reinſter Bruderliebe darauf. Dann wandte er ſich an den Baſtard: „Euch aber, mein werther Graf, werde ich Gelegenheit geben, Gretchen's Beſcheidenheit zu prüfen und die Blüte der weiblichen Schönheit der Provinz Brabant zu bewundern.“

— „Mein Gemahl iſt ein Kenner und Verehrer der Schönheit,“ ſagte die Infantin Juanna. „Ich wette, er hat die Liſte der ſchönen Frauen, die er Euch vorzuführen gedenkt, Graf von Savoyen, im Kopfe und ihm fehlt nicht eine einzige, obgleich ihre Anzahl nicht gering ſein dürfte.“

— „Wer ſo wie er nur von ſchönen Frauen umgeben iſt, ſchärft ſein Auge für die richtige Beurtheilung der Meiſterwerke Gottes, wie dem Gelehrten leicht wird, die ſchwierigſten Sätze fremder Sprachen zu entziffern, weil er ſtets in ihnen ſtudirt,“ verſetzte der Baſtard mehr galant, als wahr.

— „Er muß das Auge außer dem Hauſe ſchärfen, vorzuglich wenn Ihr uns Gretchen entführt habt,“ verſetzte Juanna flüſternd. „Ich möchte aber wol wiſſen, welche Dame in den Provinzen er für die ſchönſte erklärt. Man hat mir geſagt, eine Kaufmannsfrau in Antwerpen laufe allen Andern den Rang ab. Ob wol der Erzherzog dies allgemeine Urtheil beſtatigt? Fragt ihn doch!“

Der Baſtard ging arglos in die Falle, indem er ſich mit der Frage an den Erzherzog wandte: „Auch ich bin ein großer Verehrer ſchöner Frauen, Hoheit, und ſo möchte ich wol wiſſen, welcher Dame außer Euerm Hauſe Ihr den Preis der Schönheit in Euerm Lande zuerkennt?“

— „Meinem Urtheile nach iſt dies die junge Frau des Kaufmanns Peter van der Kapellen in Antwerpen,“ verſetzte der Fürſt unbefangen; „ſie iſt die Tochter eines Malers, und man möchte glauben, ein hohes Meiſterwerk ſeines Pinſels, der Inbegriff und die Vollendung aller weiblichen Schönheit habe ſich von der Leinwand abgelöſet und Fleiſch und Blut, Leben und Geiſt gewonnen, wie die Elfenbeinſtatue des cypriſchen Königs Pygmalion. Schon allein ihres herrlichen, goldenen Haares wegen möchte ich ihr den Vorzug vor allen andern ſchönen Frauen geben; denn eine ſolche Fülle und Pracht des Haares hat keine Lebende weiter; ich möchte bezweifeln, daß das Haar der ägyptiſchen Königin Berenice, das wegen ſeiner Schönheit, wie ein ſchmeichelnder Aſtronom vorgab, von den alten Göttern unter die Sterne verſetzt wurde, ſchöner als das der Frau Eleonore van der Kapellen war.“

Unbedachtſam und leichtſinnig, wie der junge Fürſt war, hatte er ſich in eine ſo leidenſchaftliche Wärme hineingeſprochen, daß ſelbſt die Prinzeſſin Margaretha davon unangenehm berührt wurde. Aengſtlich ſchaute ſie nach ihrer Schwägerin hin und ſah in ein bleiches

Geſicht, aus dem ein Paar ſchwarze Augen unheimlich herausglühten. Juanna's Lippen zuckten gichtiſch, doch war keine äußere Bewegung weiter an ihr bemerkbar. Die Braut, obgleich auf glühenden Kohlen ſitzend, da ihr Juanna's wüthende Eiferſucht nur zu wohl bekannt war, verhielt ſich, um kein Aufſehen zu erregen, ebenfalls ruhig, flüſterte aber ihrem Bruder zu, ſich doch in dem Lobe der ſchönen Frau aus Gründen etwas zu mäßigen. Philipp erſchrak im Bewußtſein ſeiner Schuld und brach deshalb kurz ab, als ihm der Baſtard bemerkte, er ſei nach dieſer begeiſterten Beſchreibung ſehr neugierig auf die ſchöne Frau: „Ihr werdet ſie morgen ſehen.“

Margaretha's Gutmüthigkeit wandte ſich nach der Tafel an Juanna, um durch liebevolle Worte den Eindruck zu verwiſchen, welchen Philipp's rückſichtsloſer Leichtſinn hervorgerufen. Bei ähnlichen Veranlaſſungen war Juanna ſtets gereizt, heftig und zankiſch geweſen und hatte das ſanfte Gretchen viel erdulden laſſen, das dann auch immer willig die Schuld des geliebten leichtſinnigen Bruders gebüßt und den Ausbruch des Sturms von ſeinem Haupte ab und auf das ihrige geleitet hatte. Diesmal war die Infantin aber merkwürdig ruhig und gefaßt und erwähnte des der Kaufmannsfrau von ihrem Gatten ſo leidenſchaftlich geſpendeten Lobes mit keinem Worte, ſo daß ſich die Prinzeſſin dem guten Glauben hingab, die Aufregung ihrer Schwägerin ſei nur eine ſchnell vorübergehende geweſen. Wie ſchlecht hatte ſie in den beiden Jahren, während welcher ſie mit Juanna nun zuſammengelebt, das Herz dieſer Spanierin kennen gelernt! Wie wenig wußte ſie von der gräßlichſten aller Leidenſchaften, von der Eiferſucht! Margaretha theilte den Fehler aller edlen, großmüthigen Seelen: alle Andere unbewußt nach ſich ſelbſt zu beurtheilen. Wie in ihrem reinen Gemüthe auch nicht der kleinſte Flecken zu finden war, ſo war es ihr unmöglich, an den Schmutz einer andern Seele zu glauben. Dieſe heiligen Gemüther ſind auf die Erde gekommen, um ſich an ewigen Täuſchungen ſchmerzlich zu verbluten.

Als der Abend anbrach, ſtrömte der Hofadel und die ſavoyiſchen Edeln nach dem Schloſſe, um dem glänzenden Scheinbeilager des Baſtards und der Prinzeſſin Margaretha beizuwohnen. Nachdem man weidlich banketirt und einige Tänze ausgeführt hatte, zog man in die mit Kerzen luſtig erhellte Kapelle, wo der Biſchof von Lüttich den Baſtard von Savoyen als Stellvertreter ſeines Bruders, des Herzogs, mit der Erzherzogin Margaretha einſegnete und ſie die Ringe wechſeln ließ. Dann ging der Zug mit Fackeln in den großen Ritterſaal, wo unter einem mit Purpurſammet und Hermelin ausgeſchlagenen Thronhimmel ein ſeidenes Bett ſtand. Die Braut wurde von den adeligen und Hoffrauen des Oberkleides entledigt und in das

Bett gelegt; der Baſtard aber legte mit Hülfe der ſavoyiſchen Herren zur Hälfte einen ſilbernen Harniſch an, d. h. das rechte Bein, der rechte Arm und die Bruſt wurden mit dem Silberpanzer bedeckt, dann wurde er zum Bette der Prinzeſſin geführt, in welches er das linke unbeharniſchte Bein ſteckte. Nachdem er mit üblichen Scherzreden die Braut eine Zeit lang unterhalten hatte, erhob er ſich wieder und bat ſie zum Lohne ſeiner Bemühungen um einen Kuß. Als ſie ihr anmuthiges Haupt vorneigte, um ſeine Bitte zu gewähren, warf er ſich vor dem Bette auf die Knie, empfing ſo den Kuß und ſchwur dann, als ihr Diener zu leben und zu ſterben. Margaretha hieß ihn aufſtehen, zog einen koſtbaren Diamantring vom Finger, überreichte ihm denſelben zum Geſchenk und wünſchte ihm gute Nacht. Die Anweſenden führten nun noch unter ſanfter Muſik einen kurzen Fackeltanz vor dem Bette auf und verließen dann ſtill den Saal.

Die Morgenſtunden des folgenden Tages waren der großen Beglückwünſchung gewidmet, wobei Margaretha nun die Ehren und den Namen der regierenden Herzogin von Savoyen erhielt und von der neuen ſavoyiſchen Dienerſchaft zum erſten Mal bedient wurde. Die ſavoyiſchen Edelleute, hingeriſſen von der Huld und Anmuth ihrer jungen Herrſcherin, weiheten ſich alle in ſtürmiſcher Begeiſterung ihrem Dienſte und ſchwuren, für ſie in den Tod zu gehen.

«Genug, er hat mich bis auf den Tod beleidigt, mich, ſeinen Lehrer, ſeinen Erzieher. Dann hat er Eliſen aufgetragen, für die Frau Eiſenblut zu ſorgen, und Befehl gegeben, daß dieſer Frau in der Geſindeſtube ein bequemes Bett aufgeſchlagen werde.»

«Und warum unterrichteten Sie mich nicht geſtern Abend noch von dieſen Vorfällen?»

«Ich war wüthend, raſend; ich fürchtete das Schlimmſte von mir. Es war mir nicht möglich, einen ruhigen Gedanken zu faſſen; ich konnte, ich durfte Sie nicht ſprechen.»

«Sie ſind ein entſetzlicher Menſch! Das Zuſammenſein Eliſens und dieſer Frau hätte durchaus verhindert werden müſſen. Wie leicht, daß in Eliſens Seele noch Eindrücke aus ihrer früheſten Jugend ſchlummern, die durch die geſchwätzigen Mittheilungen dieſes Weibes geweckt werden! Wie leicht, daß dieſe unſelige Schulmeiſtersfrau in Eliſen Eleonorens Tochter erkannt; denn ſie ſieht ihrer Mutter ſehr ähnlich, und dieſe Frau war Eleonorens ergebenſte Freundin. Sie wiſſen, daß Eliſe im Hauſe des Schullehrers Eiſenblut in Engelsbach geboren wurde, ja, wenn ich nicht irre, iſt die Frau Eiſenblut Eliſens Taufpathe. Ich

Margaretha ſah bleich und ernſt aus, ja in manchen Augenblicken flog wieder jener ernſte, ſchier trübe Zug um ihren Mund, den man ſonſt gewöhnlich an ihr zu bemerken pflegte, der aber ſeit einiger Zeit den bräutlichen Gefühlen gewichen war. Es wurde einem aufmerkſamen Beobachter nicht ſchwer, wahrzunehmen, daß ſie ſich zwang, heiter zu ſcheinen, und daß ihr dies nur unvollkommen gelang; dieſer Beobachter war Marx von Bübenhoven. Sein Auge hing faſt nur an ihren Zügen und verdüſterte ſich allmälig, als es jene umwölkt ſah, aber eine leichte Freude verklärte plötzlich ſein Geſicht, als ihn die vertraute Kammerfrau der Herzogin benachrichtigte, ihre Gebieterin wünſche ihn nach der Ceremonie allein zu ſprechen. Unter dem Vorgeben, daß ſich die Herzogin angegriffen fühle und ſich auf die Feſtlichkeiten des Nachmittags zu ſammeln wünſche, wurde jene abgekürzt und der Page trat nach wenigen Minuten in das Cloſet, das ſtille Heiligthum der Fürſtin.

Sechzehntes Kapitel.

Die hohe, milde Frau hatte ſich aller Pracht entledigt und ſaß in einem ganz einfachen Gewande ernſt und ſinnend in einem Polſterſtuhle an dem einzigen Fenſter des kleinen, traulichen Gemachs, welches der Page nie ohne eine ſtarke Herzbeklemmung betreten konnte. Auch diesmal verſagte ihm der Athem, zumal er mit Beſtürzung bemerkte, daß die angebetete Frau geweint hatte. Der Schleier der Schwermuth, der über ihrer hohen, reinen Stirne hing, wurde zum eiſernen, beengenden Geflecht für ſein eigenes Herz, über deſſen Gefühle für Margaretha ihn Frau Eleonore van der Kapellen in's Klare gebracht hatte. Er zitterte heftig, als ſie ihn zu ſich heranwinkte, und ſein Schritt war unſicher, als er dem Winke gehorchte.

— „Junker,“ ſagte ſie, „der Tag naht mit ſtarken Schritten heran, wo ich dieſes Land meiner Geburt verlaſſe, zum dritten Mal verlaſſe, um das Schickſal der Frauen zu erfüllen. Vielleicht hat dieſes Schickſal mich als Herzogin von Savoyen glücklich machen wollen und zertrümmerte deshalb in Frankreich und Spanien mein gehofftes Glück; vielleicht hat es mich zu ferneren ſchweren Leiden beſtimmt.“

— „Das wolle Gott verhüten!“ rief der Page aus gepreßter Bruſt. „Nein, hohe Frau, Ihr werdet des Glückes reichſtes Maß genießen, wie Ihr verdient.“

— „Kein ſterbliches Auge durchdringt den Schleier der Zukunft; aber die Seele hat oft ein dunkles Vorgefühl von kommenden Schickſalsſchlägen, auch lieben es die verhüllten Mächte, denen Gott Gewalt über unſere Tage gegeben hat, in Zeichen und Andeutungen auf ihr künftiges Wirken hinzuweiſen. In Träumen, Geſichten und Ahnungen ſtellen ſie, ob zu unſerer Warnung — ob zu ihrer eigenen Genugthuung? — dunkle Bilder böſer Stunden auf, deren Schreckgeſtalten noch im Schooſe der Zukunft ſchlummern; es iſt, als ob ſie Boten an uns abſendeten, Herolde, ihr unheilvolles Erwachen und Kommen uns voraus zu verkündigen.“

— „Ihr erſchreckt mich, gnädigſte Frau! Ich will nicht hoffen, daß Euch etwas Unheimliches begegnet iſt?“

— „Und doch iſt's ſo, mein lieber Bubenhoven. Ich wollte es verſchweigen und Niemanden ein Wort davon ſagen; denn mit Euch wollte ich ja jetzt ganz andere Dinge reden. Aber unwillkürlich bin ich darauf gekommen und ſo mögt Ihr denn wiſſen, was mir begegnet iſt. Wem ſagte ich es lieber, als Euch, der Ihr mein volles Vertrauen beſitzt, von dem Euch einen andern Beweis zu geben ich Euch eben zu mir habe beſcheiden laſſen.“

Der Jüngling griff erröthend und die Augen voll Thränen unbewußt nach der ſchönen Hand, deren voller Arm ſich aus dem Mouſſelin des Kleides hervorſtahl, und ſenkte die Lippen auf ſie; doch wagten ſie kaum, das zarte Fleiſch zu berühren. Sie überließ ſie ihm, ſie zog ſie nicht zurück; ihr Auge hing mit ſtillem Wohlgefallen an ſeinen Zügen. Erſt als er das Haupt wieder erhob, errötheten ſie Beide und Marx ſchlug den Blick verwirrt zu Boden.

— „Es drängt mich gleichſam zur Mittheilung,“ fuhr ſie raſch fort, „aber ich mag meinem Bruder die Freude nicht ſtören, auch hat er wenig Empfänglichkeit für die leiſen Gefühlsregungen und Ahnungen eines ſtillen Frauengemüths, und meine Schwägerin hat, außer für ihre Katzen und ihren Ehegemahl, wenig Sympathien für lebende und fühlende Weſen. Sie hat nie mein Herz verſtanden, weil ſie keine Befähigung hat, Herzen zu verſtehen. Sie liebt meinen Bruder heftig, leidenſchaftlich und iſt wie raſend eiferſüchtig auf ihn, aber Herz und Gemüth haben nichts mit dieſer Liebe zu ſchaffen, denn ſie beſitzt nicht Herz und Gemüth. Doch Ihr kennt ſie ja und könnt Euch leicht denken, daß ich in ihr keine ſchweſterliche Freundin gefunden habe, der ich mein innigſtes Vertrauen ſchenken könnte. Sie liegt ganz in den Händen ihrer alten, eiteln, ſtolzen Haushofmeiſterin, die bei uns Alles ſchlecht und tadelnswerth findet. Und auch unter meinen Frauen iſt keine, zu der es mich hinzöge, von der ich ein Verſtändniß meines ſtillen Seelenſchmerzes erwarten dürfte. Ach, ich hatte eine Freundin, eine innig geliebte, innig liebende Seele, ein ſüßes Beſitzthum meines Herzens, deſſen Schuldnerin es doch war. Ja, indem ich ihr Alles gab, gewann ich Alles von ihr; wir waren die zwei getrennten Hälften eines Herzens, die ſtets ſich wieder zu vereinigen ſtrebten und nur ſich glücklich fühlten, wenn ſie ſich ſo nahe als möglich waren. Und uns mußte ein grauſames Geſchick trennen! Ihretwegen iſt's, weshalb ich Euch zu mir bitten ließ, Junker; denn meine Luiſe lebt in Spanien, wohin Ihr nächſtens mit meinem Bruder geht, und ich will Euch bitten, meine Aufträge an ſie zu übernehmen.“

Der Page verneigte ſich wieder und die Herzogin fuhr fort: „Euch habe ich unter Allen dazu erleſen; denn nicht nur, daß Euer beſcheidenes, ſittiges Weſen Euch vortheilhaft an dieſem Hofe auszeichnet, ich las auch in Euerm Auge ſtets ein tiefes Mitgefühl für mich und mein Geſchick. Jetzt, da ich zu ſcheiden im Begriff ſtehe, fühle ich es klar, daß ich Niemanden hier weiter Vertrauen ſchenken kann, als Euch.“

Ueberwältigt vom heftigen Strom der Gefühle, ſank Bübenhoven vor ihr in die Knie und hob das Auge in ſchwärmeriſcher Begeiſterung zu ihr empor: „O, gebt mir Gelegenheit, Euer Vertrauen zu verdienen, erhabene Frau! Ihr werdet mich dann vor mir ſelbſt erheben, mich mir ſelbſt achtungswerth machen.“

Sie berührte mit der Hand ſeine Stirne und ſagte: „Wer weiß, wie bald ich eines treuen Freundes bedarf! Ach, es können ja noch ſchlimmere Geſchicke über mich kommen, als ich bereits erlebt habe; es können mir verhängnißvolle Stunden ſchlagen, wo mir ein Herz noththut, das, mir ergeben, zu Kampf und That für mich freudig bereit iſt.“

— „Gebietet über mein Leben, Herrin, und es wird der köſtlichſte Augenblick deſſelben ſein, wenn ich, mein Blut verſtrömend, es für Euch verhauchen kann. Aber jede böſe Stunde ſei und bleibe von Euch fern! Ueber einen Engel haben finſtere Mächte keine Gewalt. Gebt Euch nicht ſo trüben Gedanken hin. Erheitert Euer Gemüth zu den Freuden des Feſtes.“

— „So hört denn, was mich ſo ernſt und nachdenklich geſtimmt hat! Mir träumte nämlich in dieſer Nacht, ich ging Arm in Arm mit einem ſchönen jungen Manne über ein blumiges Feld, das recht wie ein freundlicher Garten anzuſchauen war. Wir waren Beide in fürſtlicher Gewandung und mein Begleiter war mein Gemahl, der Herzog von Savoyen. Ich fühlte mein

Herz von großer Liebe zu ihm bewegt und ſah mich von ihm mit der ſüßeſten Zärtlichkeit geliebkoſet. Aber er wurde plötzlich müde und in dieſem Augenblick kam ein ſchwarzer Wagen, ganz geformt wie der Leichenwagen, auf welchem die Leichen der Könige von Frankreich zur Gruft gefahren werden. Sechs ſchwarze Roſſe waren vorgeſpannt, die gingen langſamen und gemeſſenen Schritts und auf dem Wagen ſtanden zwei junge Männer in königlichen Kleidern. Ach, ich erkannte ſie nur zu bald, und noch jetzt, indem ich es Euch erzähle, läuft mir ein Schauder durch die Gebeine. Es waren zwei Verſtorbene und ich mit Beiden vermählt geweſen. Karl war's, der König von Frankreich, und Don Juan, der da König von Spanien werden ſollte. Sie hielten ſich ernſt umſchlungen und Juan reichte dem müden Herzog von Savoyen die Hand und zog ihn auf den Wagen, auf dem er den dritten Platz einnahm und der nun langſam weiterfuhr. Trotz dem war er mir bald aus den Augen und ich ſtand einſam in dem Garten, der, wie ich mit Schrecken bemerkte, in ödes, ſteiniges Feld verwandelt war. Ich härmte mich ſehr und erwachte darüber."

— „Der Traum iſt Folge der Aufregung dieſer Tage," ſagte der Page betreten. „Ihr habt bei Eurer dritten Vermählung zweifelsohne der beiden frühern gedacht und dadurch ſind die Geſtalten der beiden verſtorbenen Fürſten in Eurer Seele wach gerufen worden. Laßt Euch dieſen Traum nicht anfechten, hohe Frau."

— „Es iſt noch nicht genug, Junker. Hört weiter! Als ich dieſen Morgen mich zum Empfange der ſavoyiſchen Herren und des Hofes ſchmückte, wollte ich das vom Herzog von Savoyen empfangene Brautkleinod anlegen. Aber in dem Augenblick, als ich das diamantene Herz auf der Bruſt befeſtigen wollte, fiel die koſtbare Perle von demſelben herab und rollte durch das Zimmer. Das goldene Kettchen, an welchem es mit dem Herzen zuſammenhing, hatte eines ſeiner Glieder aufgethan. Das Herz bedeutet den Herzog, die Perle mich, wie mir mein Gemahl durch ſeinen Bruder hat melden laſſen. Mein Name Margaretha ſoll ja Perle heißen. Die Perle hat ſich vom Herzen gelöſet und Perlen bedeuten Thränen. Ich habe einen thränenreichen Namen." Und zwei helle Thränenperlen glitten langſam über ihre bleichen Wangen herab.

— „O, wie mögt Ihr einen Zufall doch ſo ſchmerzlich deuten!" rief Bübenhoven auf das tiefſte bewegt. „Ich beſchwör' Euch, hohe Frau, entſchlagt Euch dieſer traurigen Gedanken. Freuet Euch mit den Lebenden und laßt die Todten ruhen. Vergönnt den Herzen, die Euch in Treue und Ergebenheit ſchlagen, Eure kleinſten Wünſche Euch von den Augen zu leſen, und geht mit Frohſinn dem Glücke entgegen, das Eurer als angebetete Herrin eines ſchönen Landes wartet."

Die Herzogin ſchüttelte leiſe und wehmuthig das ſchöne Haupt, als falle es ihr ſchwer, an ein dauerndes Glück zu glauben. „Ich habe dieſer Tage, von ſo vielfachen Gefühlen bewegt, eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach der lieben Freundin meiner Jugend empfunden. Ach, ich hätte auf Windesflügeln zu ihr in die caſtiliſchen Berge, in denen das alte mauriſche Schloß ihres Gemahls liegt, hinüberſtürmen mögen, um ihr an's Herz zu ſinken und mich dort ein Mal recht ſatt zu weinen. Ihr könnt nicht glauben, Junker, welch ein heiliges Bedürfniß es für mein Herz iſt, an der Bruſt der Freundin zu weinen, ſo recht, was man ſagt, ſich todtweinen. Das erleichtert die bedrückte Seele und heilt das von Schmerzen kranke Herz. Ach, und ich bin ſchon zwei Jahre von ihr fern und habe all' die Thränen, die ſich nur am Herzen der Freundin löſen, auf der Bruſt behalten müſſen und da laſten ſie mir ſo ſchwer. — Weil ich nun nicht ſelbſt zu meiner Luiſe konnte, ſo habe ich den weſtwärts ziehenden Wolken Grüße und Lieder mitgegeben an ſie. Ja, ich habe in dieſen zwei Jahren manches Lied der Sehnſucht an die Freundin meines Herzens gedichtet und das allein machte mir die Trennung von ihr erträglicher. Dieſe Lieder und einen großen Brief, den ich in dieſen Tagen geſchrieben habe, ſollt Ihr der Herzogin von Najara, Donna de Villaquiran, überbringen. Euch allein hab' ich zu meinem Boten gewählt, zu meinem verſchwiegenen Boten; denn Ihr mußt dieſe Botſchaft geheimhalten und am wenigſten darf mein Bruder, Euer Herr, davon erfahren. Sein Auge darf die für meine Luiſe beſtimmten Papiere nicht ſehen. Verſprecht mir das! Ich habe meine guten Gründe zu dieſer Verfügung.“

Der Page gelobte das verlangte Verſprechen in die Hand der holden Fürſtin und ſie fuhr fort: „Ihr werdet es mir Dank wiſſen, daß ich Euch Gelegenheit gebe, dieſe liebenswürdige Dame kennen zu lernen. Die Herzogin iſt eine der trefflichſten unſeres Geſchlechts.“

— „Wenn ſie es nicht wäre, würde ſie nicht Eure Freundin ſein und ſich ſolcher Liebe von Euch erfreuen.“

— „O, und wie verdient ſie dieſe Liebe! Wär' ich der ihrigen ſo würdig, wie ſie der meinigen! — Als ein Kind von drei Jahren von dieſen mitleidsloſen Flamändern nach Frankreich verkauft, hatte ich bald jede Erinnerung an die Heimat verloren. Sie lag hinter mir, wie ein ſchöner, vergeſſener Traum, von dem man nur noch ein dunkles, angenehmes Gefühl bewahrt. Frankreich wurde mein Vaterland, das ſchöne Frankreich! Es iſt das ſüße Paradies meiner Jugend. In ſeinem reizgeſchmückten Boden ſchlug mein junges Leben Wurzel, trieb Blätterſchmuck und die erſten Blüten, die ſchönſten und reichſten, die mir geworden; denn alle ſpätern waren taub und vergiftet. Die Kränze, fürchte, ich fürchte: wir ſind ſchon verrathen, und mein Sohn bereits durch die Schlange Eliſe unterrichtet worden. Ich ahne überhaupt, Eberhard hat an Eliſen ein Intereſſe gefunden, und dieſer Umſtand hat die auffallende Veränderung in ihm hervorgebracht.»

«Ich war immer gegen das Vorleſen Eliſens,» verſetzte der Profeſſor; «allein Sie baueten auf die Kälte, Schwäche und das hohe Adelsgefühl des Grafen, das ihm nicht erlaube, ſich zu der bürgerlichen Eliſe herabzulaſſen.»

«Was hilft Ihr Predigen? Rathen, helfen Sie jetzt! Was haben wir zu thun, um dem möglichen Unglücke ſchnell vorzubeugen?»

«Nichts weiter, als daß wir Eliſe entfernen, raſch entfernen, wo möglich heute noch, jedoch unter einem ſchicklichen Vorwande, ſo daß der Graf keinen Verdacht ſchöpft; und noch in dieſer Woche muß ſie Zöllners Frau werden.»

«Ohne Eberhard's Einwilligung? Sie wiſſen, mit welcher Abneigung er von Ihrer und des Secretärs Heirath geſprochen hat.»

«Ich glaube: gegen die meinige war er von der gnädigen Mutter eingenommen.»

«Und verdenken Sie mich darum, wenn ich Ihdie ich mir in den Zaubergärten der Kindheit gewunden, hängen noch immer friſch und leuchtend in meiner Erinnerung und ihre Blumen wandeln ſich allmälig zu Sternen, die hell und heller leuchten, je weiter ich mich von ihnen entferne, und nach denen ich fort und fort mein ſehnſüchtiges Auge rückwärts wende, träumeriſch verſunken in ihr ſüßes Licht. Die verklärende Kraft der Erinnerung, doppelt ſtark, wenn ſie aus der frühen Jugend herüberleuchtet, überhaucht alle Geſtalten und Dinge, die mich damals umgaben, mit ihren Zaubertinten. Der König, deſſen Namen ich führte, zwar nur zehn Jahre älter als ich, war doch zu alt zum Geſpielen für mich. Es wird Euch bekannt ſein, daß ſeine Schweſter Anna und deren Gemahl, der Herzog Peter II. von Bourbon, die Regierung des Landes leiteten, zum großen Verdruß des Herzogs Ludwig von Orleans, des jetzigen Königs. Meine Schwägerin Anna verſah Mutterſtelle an mir und wählte meine Geſpielinnen aus der Familie des franzöſiſchen Königshauſes. Da war ihres Gemahls Schweſter, Margaretha von Bourbon, Gräfin von Montpenſier, nachher erſte Gemahlin des Herzogs von Savoyen, ein Jahr jünger als ich; ferner zwei Gräfinnen von Foix, Geſchwiſterkindsmuhmen und Couſinen des Königs, Anna und Germaine, Beide faſt in einem Alter, und endlich Luiſe, Gräfin von Maine, eine natürliche Tochter des letzten Herzogs von Anjou, welcher zwei Jahre vor meiner Ankunft in Frankreich geſtorben war und Anjou und Maine als heimfallende Lehne der Krone Frankreich verlaſſen hatte. Luiſe war drei Jahre älter als ich. Dieſe vier Sproſſen des königlichen Hauſes waren meine täglichen Geſpielinnen; wir waren unzertrennlich; wir konnten nicht leben, wenn wir nicht beiſammen waren. Am meiſten fühlte ſich aber mein Herz zu der verwaiſeten Luiſe hingezogen. Auch ihre Mutter war nicht mehr am Leben. Sie ſtand einſam und verlaſſen in der Welt, und ſo jung ſie war, ſo ernſt und überlegſam war ſie, und deshalb paßten wir am beſten zuſammen; denn auch ich war ſchon früh ſtill und beſchaulich. Dann ſtand uns Margaretha am nächſten mit ihrer ſtillen, ſinnigen Gemüthswelt und wir Drei bildeten ein hübſches Kleeblatt verwandter Herzen. Anna von Foix war flatterhaft und leichtſinnig, erkannte aber willig Luiſens Ueberlegenheit an und entzog ſich den kleinen Verweiſen nicht, die ihr die ältere und verſtändigere Freundin dann und wann zu geben für nöthig hielt. Beide liebten ſich aufrichtig, wenn auch nicht mit der Schwärmerei, wie das Kleeblatt, ich ſtand zu Anna in demſelben Verhältniß, wie Luiſe. Germaine dagegen war von heftiger Gemüthsart, ſtreit- und zankſüchtig und lehnte ſich gegen Luiſens Obergewalt auf. Wir genoſſen gemeinſamen und ganz gleichen Unterricht; Luiſe war uns andern Vieren aber weit voraus und trat deshalb oft mit

Glück als unſere Lehrerin auf. Ich lernte am geſchickteſten und beſten von ihr und viel mehr, als von jeder andern Lehrerin oder einem Lehrer; was ſie mir ſagte, das flog mir an und blieb feſt bei mir hangen. Nach mir lernten Margaretha und Anna viel von ihr, aber Germaine durchaus gar nichts. Dieſe hatte nur für Glanz, Putz und Flitter Sinn und ihr größtes Glück als achtjähriges Kind war, ſich bei Hoffeſten im großen Staat zu zeigen und von jungen Hofherren becouren zu laſſen. Auf dieſe Weiſe theilten wir fünf Geſpielinnen Freude und Leid, Arbeit und Vergnügen zuſammen, glückliche Kinder! Und welch ein anderes Leid wol hätte uns treffen können, als wenn Germaine ein Mal unartig war und uns das Spiel verdarb! Wir wuchſen mit einander auf, ich die Königin, ſie meine Hofdamen, und der Hof von Blois war Zeuge unſeres ſchweſterlichen Glücks. Alle dieſe Tage der harmloſen, ſeligen Kindheit ſtehen noch immer leuchtend vor dem Auge meiner Seele und oft tanzen die roſigen Mädchen mit verſchlungenen Armen und flatternden Gewändern ſingend und ſcherzend an dieſem ſehnſuchtvollen Auge vorüber und machen mich auf Minuten das ſchwere Leid vergeſſen, das ich nachher ertragen habe. — Ach, Junker, welch eine glückliche Jugend habe ich mit dieſen meinen kleinen Freundinnen im ſchönen Frankreich verlebt! O, Frankreich! Frankreich, Land meiner Sehnſucht und Träume! Du haſt mich verſtoßen und mir unſäglichen Schmerz bereitet, aber größer iſt doch das Glück, das du mir erſt gabſt; du haſt mein Leben mit der glänzenden, bunten Morgenröthe der Poeſie, der Freundſchaft, der unſchuldigen Kinderfreude geſchmückt! — Als ich nun eben zum vollſten Bewußtſein dieſes Glücks aus der unklaren Traumbefangenheit der erſten Jugend erwacht war, als ich eben herausgetreten war aus der Morgennebelſchicht der Kindheit in das volle, klare Sonnenlicht des Jungfrauenalters, als ich mein Glück mit ſelbſtbewußter Empfindung, mit mir eben klar gewordener Wonne zu ſchmecken begonnen hatte, da zuckte auch gleich der erſte Blitzſtrahl aus heiterm Himmel auf dieſes harmloſe Glück herab, um es zu zertrümmern. Wehe mir! Welch eine höhere, unerforſchliche Macht war doch neidiſch auf die unſchuldigen Genüſſe eines eben zur Jungfrau reifenden Kindes! Es war mir nicht vergönnt, die Königin des ſchönen Landes meiner Jugendſeligkeit zu werden, die ich neun Jahre lang geheißen hatte. Ach, es ward ein grauſames Spiel mit meinem Herzen getrieben! Der ſeltene, fünfgliedrige Verein fürſtlicher Kinder wurde ſchnell von einander geriſſen, aber die beiden am innigſten verbundenen Herzen blieben doch beiſammen. Als der treuloſe König Karl die Braut meines Vaters, Anna von Bretagne, zwang, ſich mit ihm zu vermählen und die Stelle einzunehmen, die mir nach göttlichen und menſchlichen Geſetzen gebührte, war ich zwar noch nicht zwölf Jahre alt, aber einſichtsvoll und ſtarkfühlend genug, um die ganze Größe des Unglücks und der Schmach zu erkennen, die von einem jungen, alle Sitte und alles Recht mit Füßen tretenden Könige auf mich gehäuft wurde. Was half ihm dann die Kränkung, die er mir anthat? Fünf Jahre darauf war er eine Beute des Todes. — Ich wurde vom Hofe entfernt. Es war grauſam, aber es würde noch grauſamer geweſen ſein, mich dort zu laſſen, wo ich eine Andere meine Stelle einnehmen ſah. Die größte Grauſamkeit des Königs Karl beſtand offenbar darin, daß er mich überhaupt nicht ſogleich in die Niederlande zurückſchickte, mich vielmehr über ein Jahr noch als Geißel in Frankreich zurückhielt; denn zwiſchen Oeſtreich und Frankreich drohete Krieg auszubrechen wegen der Schmach, die Karl meinem Vater und mir zugefügt, und ich lebte während dieſer Zeit auf einem einſamen königlichen Schloſſe mit meinen Lehrerinnen und meiner Dienerſchaft. Nur meine Luiſe wurde mir als Geſpielin und Freundin gelaſſen, während Margaretha von Bourbon und Anna und Germaine von Foix am Hofe blieben. Die Letztere verließ aber Frankreich kurze Zeit vor mir. Ihr Vater Johannes, Fürſt zu Narbonne, ſtarb nämlich in dieſem Jahre 1493 und ihre Mutter Marie, Prinzeſſin von Orleans, Schweſter des jetzigen Königs von Frankreich, verließ wegen der feindlichen Spannung, in welcher die beiden verwandten Familien Bourbon und Orleans mit einander lebten, den franzöſiſchen Hof und begab ſich mit ihrer Tochter an den ihr ebenfalls nahe verwandten Hof von Navarra. Ich wurde wenige Wochen darauf, ſobald der Friede zwiſchen Oeſtreich und Frankreich abgeſchloſſen war, in mein Geburtsland zurückgebracht; aber nicht allein brauchte ich zu gehen. O, ich hatte ein treues Herz gefunden, welches nicht von meinem Herzen laſſen konnte, ſo wenig, wie ich von ihm! Nein, Luiſe und ich, wir vermochten uns unmöglich zu trennen. In der ſtillen Einſamkeit unſeres abgeſchiedenen Aufenthalts war das Bedürfniß der Freundſchaft nur noch ſtärker in unſeren jungen Seelen geworden; das Unglück, das mich betroffen, hatte es noch mehr geſteigert und ſeine Befriedigung noch ſüßer gemacht! Wir waren keine Kinder mehr; der Ernſt des Lebens, der mich plötzlich aus den heitern Tänzen einer königlich reich gepflegten Jugend herausgeriſſen, hatte mich vor der Zeit zur Jungfrau gezeitigt und mich Luiſen gleichgeſtellt, die, ohne Eltern und nahe Verwandte, auch ſchon viel Trübes erfahren hatte. Der Schmerz über mein bitteres Geſchick hatte ihr Herz ſo tief verwundet, wie das meinige, und als ſie ſich weinend an einander drückten, wuchſen ſie deshalb auch ganz in einander und zuſammen. In dieſen Tagen des Leids und der innigſten Theilnahme und der daraus entſpringenden wehmüthigen hohen Seelenfreude ſprang auch zuerſt der Born der Lieder aus unſerer Bruſt, geweckt und hervorgerufen von thränenreicher Freude, von Lieb' und Leid und der Freundſchaft heiligen Ahnungen. Luiſe, ſelbſt ein ſtill dichteriſches Gemüth, entzündete jene ſchmerzlich ſüße Flamme in mir, die uns mit dem wonnereichſten Leid und den ſchwermüthigſten Seligkeiten erfüllt. Margaretha von Bourbon brachte uns nämlich einſt Lieder von Clotilde de Vallon Chalys*) mit, dieſer hochbegabten Dichterin, voll der zarteſten Anmuth und tiefer, lebendiger Gefühle, die, faſt neunzig Jahre alt, in Languedoc lebte und erſt vor vier Jahren als dreiundneunzigjährige Greiſin geſtorben iſt. Ach, dieſe ſinnigen, tief empfundenen, unvergleichlich herrlichen Lieder — Schöneres und Zarteres hat nie eine Seele geſungen — fielen wie Sternfunken in unſere jungen Herzen. Luiſe und ich ſchwärmten für Clotilde; ſie ward unſer Vorbild und unſere erſten Lieder wurden geboren. — Margaretha beſuchte uns, ſo oft ſie nur konnte, und ſchwärmte mit uns in den zauberiſchen Blütengärten der Poeſie; ſie ſelbſt glich ja einer ſolchen zarten Blüte. Anna beſuchte uns zwar auch einige Mal, weinte ein paar Augenblicke mit uns und lachte uns dann muthwillig aus, wie es ihre Art war, aber wir fühlten, daß wir ſie entbehren konnten. Luiſe und ich, wir waren uns genug. Ach, wie liebten wir uns! Wie umſchlangen wir uns und hefteten unſere nach Schweſterliebe ſtets durſtigen Lippen in langen Küſſen an einander! Und ſo oft wir auch dieſen Durſt löſchten, immer war er wieder in unſeren Seelen. Der Himmel hatte jeder von uns eine Schweſter verſagt, die Liebe und die Poeſie machten uns zu Schweſtern, zu mehr noch, zu Freundinnen; ich möchte ſagen, wir waren nur körperlich zwei verſchiedene Weſen, unſere Seelen waren eins. — Da Luiſe nur entfernte Verwandte und der Hof kein beſonderes Intereſſe an ihr hatte, ſo ſetzte man ihrer Erklarung, daß ſie mit mir nach Bruſſel gehen werde, keine Schwierigkeiten entgegen. Das Jahrgeld, welches ihr der König zu zahlen verpflichtet war, konnte ſie verzehren, wo es ihr beliebte. Ich war damals faſt vierzehn Jahre, Luiſe hatte ſchon das ſechzehnte Jahr zurückgelegt, aber ich war großer und ſtarker als ſie. Sie war eine zarte, ſchmachtige Franzöſin; die feine und ausgeſuchte Blute ihrer Schonheit ſtand eben, als wir in Brüſſel ankamen, in der herrlichſten Entwickelung. Es ſind nun acht Jahre geweſen, aber die Erinnerung an jene Tage ſteht mir noch ſo lebendig und friſch in der Seele, als wenn ſeitdem erſt acht Wochen verſtrichen wären.

---

*) Marguérite Eleonore Clotilde de Vallon Chalys, geb. 1405 in Languedoc, iſt die zartfühlendſte, innigſte, anmuthigſte Dichterin, welche Frankreich je gehabt. Ihre Dichtungen wurden erſt 1803 durch den Druck veröffentlicht.

Von St. Quentin, wo mich eine niederländiſche Geſandtſchaft in Empfang nahm, gingen wir nach Camerich, wo uns mein Bruder begrüßte, den ich noch nicht kannte. Hier entließ ich meine franzöſiſchen Dienerinnen bis auf eine Magd, welche mir Luiſe geſchenkt. Ihr wißt, es war Claire, Antonio's Mutter. Philipp und Luiſe ſtanden in einem Alter, in dem Alter, in welchem das erwachte Herz am empfänglichſten iſt, das ſüße Geheimniß der Liebe in ſich aufzunehmen, und wo es, wenn es befruchtet iſt, von dieſer Himmelsgabe, von ungeahnten Wonnen und Seligkeiten ſchwillt. Kaum hatte Philipp Luiſen geſehen, als die Liebe in ihrer ganzen trunkenen Gewalt in ſeinem Herzen erwachte. Meine Freundin ward ſeine erſte Flamme; ihr holdes Weſen verſetzte ihn zuerſt in den ſeligen Rauſch, der den von uns ſcheidenden Lebensmorgen mit den höchſten Reizen ſchmückt. Wie hätte die holde Luiſe, die für die zarteſten Empfindungen der Liebe ſo hoch empfängliche Dichterin, die ſchüchternen Liebesbewerbungen des ſchönen fürſtlichen Jünglings hören können, ohne ihr Herz an ihn zu verlieren! Ach, ſie liebte ihn bald genug mit ſteigender Schwärmerei und mit einer um ſo gewaltigeren Stärke, als auch ihr Herz noch für keinen Mann geſchlagen hatte! So ſtürzten dieſe jungen reinen Herzen an einander und loderten in keuſcher Glut ſeligſter Gefühle empor. Ich war natürlich die Vertraute dieſer Liebe und wir Drei bildeten einen Bund, den Jugend, Schönheit, Poeſie, Liebe und Freundſchaft nicht herrlicher hervorbringen können. Dies ſchöne Verhältniß dauerte leider nur ein Jahr. Denn die Eroberung des Königreichs Neapel durch den franzöſiſchen König Karl rief jenes Bündniß zwiſchen dem Papſt, dem Herzog Ludwig von Mailand, dem ſpaniſchen Königspaar und meinem Vater im Jahre 1494 hervor, in welchem ich mit dem Infanten Don Juan und Philipp mit deſſen Schweſter, der Infantin Donna Juanna verlobt wurde. Luiſe brachte ihre Liebe zum Opfer dar; ſie trug über ihr eigenes Herz einen großen Sieg davon und wies den in jugendlicher Verzweiflung auftobenden Erzherzog an ſeine fürſtliche Pflicht. Wäre ſie weniger edel geweſen, ſie würde jetzt die Herrin dieſes Landes und alle Betheiligten glücklicher ſein, als ſie ſind. Luiſe, zu ſtolz, um die Geliebte eines verlobten Fürſten zu ſein, ſo ſehr ſie ihn auch liebte, riß ihr blutendes Herz von ihm und weihete es mir allein wieder. Sie ſchwur mir zu, daß ſie mich nicht verlaſſen, ſondern nach Spanien begleiten werde, wie ſie mir in die Niederlande gefolgt war. Und ſie hielt Wort; unbewegt von Philipp's leidenſchaftlichen Bitten, blieb ſie ſich treu und mir. Der leichtſinnige, flatterhafte Prinz vergaß die unglückliche Franzöſin bald in den Armen anderer ſchöner Frauen. Ihre Herzenswunde verharrſchte nicht ſo bald. Ohne Liebe gab ſie in Burgos ren Entſchluß, die Gaſtwirthstochter zu freien, eine Thorheit ſchalt?»

«Schon ein Mal habe ich Ihnen erklärt, daß ich ein freier Mann bin; jede Beſchränkung meines freien Willens würde ſchlimme Folgen haben. Ich werde noch vor Anfang des Winters Chriſtiane Vierig, auch ohne Einwilligung des Grafen, heirathen, und ich hoffe, Sie werden in ihr die Frau des Profeſſors Ortmann reſpectiren.»

Die ſtolze Gräfin biß ſich in die Lippen, aber es ſchien, als habe der ſchlaue Chemiker volle Gewalt über ſie; denn ſie antwortete weiter nichts, als: «Ich nehme wahr, daß ſich der Ton zwiſchen uns merklich geändert hat.»

«Wir ſind auch merklich älter geworden,» verſetzte der Profeſſor giftig. «Die erſten fünf und zwanzig Jahre füllen ein Herz mit Feuer, die andern dämpfen die Glut.»

«Ach, darum greifen Sie nach ſo jungem Material, wie die Chriſtiane, um die Glut wieder anzufachen.»

«Laſſen Sie uns davon ſchweigen; wir werden jedes Mal bitter. Und wozu ſollen auch dieſe Sticheleien führen? Sie kennen mich als einen Mann, der ſich in ſeinen Plänen durch nichts irre auf meinen und den Wunſch der Königin Iſabella, die ſie bald ſehr liebgewonnen hatte, dem vornehmen und mächtigen Admirante von Caſtilien, Don Ruy Garcias de Villaquiran, Herzog von Najara, einem würdigen und ſchon bejahrten Herrn, ihre Hand, um dadurch immer an mich, die künftige Königin dieſes Landes, gebunden zu ſein. Und gerade dieſer Schritt, zu dem ich ſie veranlaßte, mußte uns trennen! Wer konnte ahnen, daß ich wenige Monate darauf Witwe ſein würde? Das ging wider den Lauf der Natur. Ich blieb noch drei Jahre in Spanien, zurückgehalten von der Liebe zur Freundin; ich hoffte im Stillen, ihr alter und kränklicher Gatte würde auch ſie zur Witwe machen; dann wollten wir zuſammen ein Land verlaſſen, in welchem es Jeder nur der Andern wegen gefiel; aber ich mußte endlich doch allein gehen. Die ſtärkſte Sehnſucht zog mich in's Vaterland; ich erfuhr Zurückſetzungen am caſtiliſchen Hofe, die mich tief verletzten, und ich ſah mit Bedauern, daß Luiſe Pflichten übernommen hatte, die heiliger waren, als die der Freundſchaft. — Dies iſt das ſeltene Weſen, von dem ich nun ſeit faſt zwei Jahren getrennt bin, deſſen Andenken aber täglich von liebender Sehnſucht in mir aufgefriſcht wird. Ihr, Junker, ſollt ſie einladen, zu mir nach Chambery zu eilen, ſobald ihr Gemahl geſtorben iſt; dann werd' ich als Herzogin von Savoyen noch ein Mal ſo glücklich ſein. — Doch begreift Ihr auch nun, weshalb ich nicht wünſche, daß der Erzherzog in Berührungen mit Luiſen kommen möchte? Ich fürchte mit Grund, ſein leichtentzündbares Herz möchte in neuen Flammen für die ſchöne Frau aufſchlagen und ſeine Leidenſchaftlichkeit ihr und ihm von übeln Folgen ſein.“

Der von dem Vertrauen der geliebten Fürſtin hoch beglückte, liebeſelige Page verſprach, die ihm aufgegegebene Rolle nach beſten Kräften auszuführen, und beugte eben wieder das Knie, um die Papiere an die Freundin in Spanien in Empfang zu nehmen, als plötzlich ein furchtbares Weh- und Klagegeſchrei, von mehren Stimmen ausgehend und die Gänge des Schloſſes durchhallend, an ihr Ohr ſchlug und ſie mit ſolchem Entſetzen erfüllte, daß ihr Blut nach dem Herzen floh und ſie Marmorbildſäulen glichen. Nur ein ſchreckliches Unheil konnte dieſe ungewöhnlichen und furchtbaren Töne hervorgerufen haben. Die Herzogin ſtieß ſelbſt einen Schreckensſchrei aus und eilte mit entſtellten Zügen nach der Thüre; der Page wollte ſie zurückhalten und flehete, ihn allein gehen zu laſſen. Aber ſie hörte nicht auf ihn und ſtürzte mit fliegenden Locken hinaus. Bübenhoven verbarg die Papiere auf ſeiner Bruſt und eilte ihr nach.

Siebzehntes Kapitel.

Den ganzen Morgen über waren zahlreiche Bewohner der benachbarten Städte und Ortſchaften aus allen Klaſſen, theils vom Erzherzog eingeladen, theils freiwillig kommend, in die Stadt geſtrömt, und es ſchien, als ob der reiche Adel und die noch reichere Kaufmannſchaft wetteifern wollten, ſich in venetianiſchem Glanz bei den Feſten zu Ehren der hohen Braut zu zeigen. Ganze Züge ſchöner Frauen zu Pferde mit ihren Mägden und Begleitern paſſirten durch die Thore, andere Geſellſchaften kamen in ſchwerfälligen Wagen, wie ſie jene Zeit nicht beſſer kannte, und das Landvolk wogte zu Tauſenden herbei; denn die Ernte war überall gänzlich geheimſt und das freundlichſte Octoberwetter verlockte. Alle Herbergen waren bald überfüllt und die Privathäuſer ermangelten nicht, ihre Pforten ganzen Scharen von Gaſtfreunden aus naher und ferner Umgegend aufzuthun. Auf dem Marktplatz wurden Schranken, Bühnen und Geſtühle errichtet und Sand dick geſtreut, Vorkehrungen zu einem Renn- und Stechſpiel und zu einer Mummerei, einem Schauſpiel im Geſchmacke der Zeit. Alles war Leben und Bewegung auf den Straßen und Plätzen, in den Häuſern und Höfen; Alles war Freude und Luſt und überall ſah man die Pracht und Ueppigkeit des reichen Landes.

Schon Tages vorher hatte ſich ein Diener der Erzherzogin Juanna im Hauſe des Kaufmanns du Bray am Michaelisplatze erkundigt, ob es wahr ſei, daß der Kaufmann van der Kapellen aus Antwerpen hier zu wohnen pflege, und hatte zur Antwort erhalten, daß ſich derſelbe bereits mit ſeiner Frau und Herrn Jakob Fugger von Augsburg zu den bevorſtehenden Feſtlichkeiten habe anſagen laſſen. Der Hofdiener hatte hierauf einen Diener des Hauſes du Bray gewonnen, ihm ſogleich Meldung in's Schloß zu machen, wann die Antwerpener angekommen ſein würden.

Die Erzherzogin war den ganzen Morgen über ſehr unruhig. Bald lag ſie auf den Knien an ihrem Betpulte und flehete die Jungfrau und alle Heiligen inbrünſtig an, ihr Vorhaben zu ſegnen, bald ſprang ſie auf, warf Gebetbuch und Roſenkranz von ſich und lief im Zimmer auf und ab, dies und jenes vornehmend und eben ſo ſchnell wieder verwerfend, bald zankte ſie mit ihren Frauen um nichts und dann verkehrte ſie wieder viel, aber meiſt heimlich flüſternd, mit ihrer Oberhofmeiſterin, die noch ein Mal ſo würdig und ge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03687/024

wiegt einhertrat, das Doppelkinn gravitätiſch herausdrückte und die rothe Naſe wie einen Kometen leuchten ließ. Donna Francesca's Mund grommelte in einem fort leiſe Flüche und Verwünſchungen; ihr falſches Auge glänzte von boshafter Schadenfreude und dann und wann lachte ſie teufliſch in ihren Buſen. Auch ihre Katzen liebkoſete heute die Erzherzogin nicht, noch zankte ſie mit ihnen, noch ſchlug ſie; Don Ceſar rieb noch vergeblich ſeinen Pelz ſchnurrend an ihren Gewändern und ſah ſie verwundert an, denn ſo wenig Aufmerkſamkeit war ihm noch nicht von ſeiner Herrin geſchenkt worden, ſo lange er ſich des Daſeins erfreute. Und doch hatte Donna Juanna ſelbſt noch niemals einer Katze ähnlicher geſehen, als gerade an dieſem Morgen. Ihre Hauptaufmerkſamkeit war heute einer mittelgroßen blanken und ſcharfen Scheere mit zwei feinen Spitzen zugewendet, die ihr Donna Francesca d'Ulloa hatte ſchleifen und zurichten laſſen, an der ſie ſich nicht ſatt ſehen konnte und deren Schärfe ſie auf alle mögliche Art und an den verſchiedenſten Gegenſtänden verſuchte. Dann trieb ſie ungeduldig die Oberhofmeiſterin wieder an und dieſe ſandte den Diener — zum dritten oder vierten Mal — aus, während die Fürſtin, die Scheere noch in der Hand, wieder an dem Betpult niederkauerte und krampfhafte Gebete murmelte.

Eben hielt Herr Peter van der Kapellen mit ſeiner ſchönen Ehewirthin auf ſtolzen Zeltern ſeinen Einritt in das Haus des Gaſtfreundes. Es war eine zahlreiche Geſellſchaft; denn außer Jakob Fugger und dem Archidiakonus Innocenz waren noch drei Diener des Kaufmanns, zwei Zofen der Frau und Fugger's Reitknecht im Gefolge. Der Leutprieſter verabſchiedete ſich vor der Thüre, um ſich bei einem Standesgenoſſen einzulegen. Frau Eleonore zog die Blicke aller Vorübergehenden auf ſich und in der That zeigte ſie als Reiterin nur neue Reize. Sie glich den Bildern der Amazonen oder einer fürſtlichen Jägerin, welche eben auf die Reiherbeize ausreitet. Sie blühete in einer Friſche und Ueppigkeit, daß ſie ſelbſt ältern Verehrern Bewunderung abgewann und jeden neuen — und das war wol jeder Mann, der ſie ſah — zum Entzücken hinriß. Es ſchien, als habe die Natur kurz vorher die vollendende Hand an ihr Meiſterwerk gelegt, als ſei der ſchönen Frau der letzte und höchſte Reiz der Weiblichkeit verliehen, jene Sättigung der Reife, über die der heiße Sommerhauch hingeſtreift iſt und die in ihrem innerſten Leben wieder den ſchwellenden Samenkern birgt. Genug, Eleonore war noch nie ſchöner geweſen als heute und ihr Eheherr dachte mit ſich ſelbſt ſchmeichelnder Eitelkeit daran, welch ein Aufſehen ſie heute beim Tanz, wozu ſie der Erzherzog eingeladen, machen und wie man ſie allgemein als die Schönſte des Feſtes preiſen werde. In Gedanken feierte er ſchon dieſen Triumph, nach dem er ſich längſt geſehnt, und labte ſich am ſüßen Vorgeſchmack ſeines neuen, ehrenvollen Glücks. Er ſelbſt hatte dagegen von der frühern Stattlichkeit ſeiner Geſtalt gar Vieles verloren und ſah verfallen und kränklich aus. Das Alter war plötzlich mit ſeiner vernichtenden Gewalt bei ihm eingekehrt und hatte im Verein mit Gram und Krankheit tiefe Furchen in ſein ſonſt gleißendes Antlitz gegraben; das Haar hing ihm dürftig um den Kopf und er ſteckte in der reichen Schaube, die noch für ſein einſt wohlgemäſtetes, nun aber ſchlotteriges Bäuchlein gemacht war, wie geborgt. Der Contraſt zwiſchen den beiden Eheleuten war durch die Vollendung der Schönheit, die der Frau geworden, und die Abnahme, die der Mann erfahren hatte, wahrhaft erſchreckend geworden.

Der Hofdiener der Erzherzogin Johanna hatte nicht ſobald ſich überzeugt, daß die erwarteten Gäſte endlich angekommen ſeien, als er mit gleißneriſcher Freundlichkeit zu Frau Eleonoren trat und ſie im Namen ſeiner Herrin ſogleich zu derſelben einlud. „Die durchlauchtigſte Frau hat mich beauftragt, Euch zu ſagen, meine Frau, daß ſie das heftigſte Verlangen verſpüre, Euch bei ſich zu ſehen, und zwar noch an dieſem Morgen. Sie habe ſo viel Gutes und Liebes von Euch gehört, daß ſie ſicherlich vor ihrer Abreiſe nach Spanien zu Euch nach Antwerpen gekommen wäre, wenn ihr der Herr Erzherzog nicht verſprochen hätte, daß

Ihr zu den Feſtlichkeiten der Frau Herzogin von Savoyen hierher kommen würdet. Ihr habt des Erzherzogs Hoheit bei ſeiner letzten Anweſenheit in Antwerpen ſo gut bewirthet, daß die Donna Infantin Euch perſönlichen Dank zu ſagen ſich gedrungen fühlt.“

Frau Eleonore machte zu dieſer ungewöhnlichen Einladung ein verlegenes Geſicht; es durchbebte ſie, wie eine böſe Ahnung.

Herr Peter aber rief geſchmeichelt: „Ich bedanke mich zum ſchönſten für die Ehre, welche die königliche Hoheit meinem Hauſe zugedacht hat, und werde ſie zu würdigen wiſſen. Sagt Eurer hohen Herrin, daß Peter van der Kapellen's Frau nicht ſaumen werde, ihr die Aufwartung zu machen.“

Die thörichte Eitelkeit ihres Mannes weckte Empfindungen gleicher Schwäche in Eleonorens Bruſt, zu denen ſie ja ohnedies ſo ſehr geneigt war.

— „Du biſt die ſchönſte Frau in den Niederlanden, mein Kind,“ ſagte er mit Selbſtzufriedenheit, „was Wunder, wenn die Erzherzogin-Infantin nicht die Zeit erwarten kann, dich zu ſehen. Von allen den hundert, ja wol tauſend Frauen und Jungfrauen aus den reichſten und vornehmſten Geſchlechtern, die heute zum Feſte nach Brüſſel gekommen ſind, hat die erhabene Fürſtin nach keiner weiter geſchickt, als nach dir, und ich bin dankbar für die Ehre, die ſie mir anthut. Wer weiß denn, wie lange ich ſie noch zu genießen habe!“

Und Eleonore dachte: „Es iſt wahr, ich bin die ſchönſte Frau; die Hofherren werden mich ihr gerühmt haben, vielleicht Philipp ſelbſt. Und wenn ſogar eine Kunde zu ihrem Ohr gelangt wäre, daß mich Philipp liebt, was könnte mir ihre Eiferſucht ſchaden? Der Erzherzog würde mich vor jeder Beleidigung von ihrer Seite ſchützen. Es iſt ja bekannt, welch eine armſelige Rolle ſie hier ſpielt. Ich will ihr zeigen, daß ich der Liebe Philipp's würdiger bin, als ſie.“

Der prunkende, herzloſe Dämon der Eitelkeit und Gefallſucht erfüllte ſie nun mit einem gewiſſen Trotz auf Vorrechte, die ihr Philipp's Zärtlichkeit vor ſeiner Gemahlin eingeräumt hatte, und ſie war entſchloſſen, dieſe im äußerſten Falle geltend zu machen. Sie war ſich mit Stolz bewußt, den ſchönen Fürſten wie kein Weib weiter beglückt und ſich dadurch das größte Verdienſt um ihn erworben zu haben, während der conventionelle Beſitz Juanna's ihn unglücklich gemacht habe. Inzwiſchen wäre ſie doch ſchwerlich zu der Infantin gegangen, wenn ſie den Erzherzog nicht im Schloſſe gewußt hätte.

Nachdem ſie von ihren Zofen in glänzenden, ſchier fürſtlichen Staat gekleidet worden war und am Betſchemel der Hausfrau ihr Gebet zur heiligen Jungfrau verrichtet hatte, ließ ſie ſich von der ſchwarzen Matty zu der Senfte geleiten, welche ſie in's Schloß bringen ſollte. Sie hatte ſich mit ihrem ganzen weiblichen machen läßt. Gehen Sie jetzt zum Grafen und horchen Sie ihn aus, wie viel er erfahren hat, Für Eliſens Entfernung laſſen Sie mich ſorgen Ich erwarte heute den Sekretär.»

Die Gräfin befolgte dieſen Rath. Indem ſie in die Zimmer ihres Sohnes trat, ſuchte ſie die gewaltige Unruhe zu verbergen, die ihren Buſen hob. Der Graf eilte ihr entgegen und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand, indem er ſagte: «Verzeihen Sie, theure Mutter, daß ich Ihnen dieſen Morgen meine Aufwartung noch nicht machte; die Erſcheinung der Frau von Engelsbach geſtern Abend hat einen ſo widrigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich unwohl fühle. Was halten Sie von der Sache? Glauben Sie, daß der Sohn dieſes Weibes wirklich zu dem mir ſo ſehr verhaßten Diebesgeſindel gehört, welches unſre Beſitzungen ſeit einiger Zeit beunruhigt, und daß er den räthſelhaft verloſchnen Brandbrief geſchrieben hat, um ſeine Spießgeſellen aus dem Schloſſe zu Adlerſtein zu befreien?»

Die Gräfin hatte tief aufgeathmet, und antwortete nun mit freier lauter Stimme, durch welche ein frohlockendes Triumphgefühl hindurchklang. «Nicht nur ihr Sohn, der böſe Bube ſondern dies

Stolze gewappnet und doch ſah ſie ernſt, faſt trübe aus; ſelbſt Matty vermochte ihr durch ein paar zugeflüſterte ſchalkhafte Worte kein Lächeln abzugewinnen. Die beiden Mägde ſchloſſen ſich der Senfte an, um der Herrin in jedem nöthigen Falle zu Dienſten zu ſein. Sie folgten ihr dann auch auf dem Fuße nach den Gemächern der Erzherzogin-Infantin, wohin der Diener die ſchöne Frau unverzüglich führte.

Eleonore fühlte auf dem Wege über die Treppen und durch die Corridore des Schloſſes, wo überall ein ungewöhnliches Menſchengedränge war, eine düſtere Beklemmung, daß ſie ihre zitternde Hand, um ſich zu ſtützen, mehre Male auf Matty's Arm legte.

Im Vorzimmer angelangt, mußte ſie nach Faſſung ringen und Luft ſchöpfen; es ſchien, als habe ſich ihr das Bewußtſein ihrer Schuld troß allen Abwehrungen ihrer Selbſtſucht aufgedrängt; aber es wurde ihr nicht lange Zeit vergönnt, über dieſe Regungen ihres Gewiſſens nachzudenken. Die Flügelthüren wurden geöffnet, die Oberhofmeiſterin erſchien in der Thüre und winkte Eleonoren vornehm; ſie nahm ihren ganzen Muth zuſammen und trat mit erzwungenem feſten Schritt in das Zimmer. Von der ſchweigenden Donna Francesca durch zwei Zimmer geleitet, fand ſie erſt im dritten die Fürſtin, vor der ſie ſich tiefer verneigte, als es vielleicht ihr Wille geweſen war.

Juanna trat ihr zwei Schritte entgegen und ſtarrte ſie mit ſcharfen Blicken an; es ſchien, als ob in dieſem Augenblick Neugierde die vorherrſchende Thätigkeit ihrer Seele ſei. Aber als ſie nun die ſtrahlende Schönheit ihrer Feindin gleichſam mit den Augen gierig verſchlungen hatte, ſchauderte ſie plötzlich zuſammen und nur die beredten Blicke und ein paar ermuthigende ſpaniſche Worte der Oberhofmeiſterin vermochten ihr ihre Haltung ſogleich wiederzugeben. Dieſe Einleitung diente der Kaufmannsfrau keineswegs zur Beruhigung.

Da die Fürſtin offenbar unfähig war, zu ſprechen, ſo nahm die Oberhofmeiſterin mit ſpaniſcher Würde das Wort: „Ihre königliche Hoheit die Donna Juanna, Erzherzogin-Infantin, hat ſo viel von Eurer Schönheit und Anmuth gehört, Frau van der Kapellen, daß ſie ſich den Wunſch nicht hat verſagen können, Euch in ihren Gemächern zu ſehen, um ſich Euch gnädig zu erweiſen.“

Eleonore verneigte ſich abermals und ſprach einige Worte von der hohen Ehre, die ſie zu ſchätzen wiſſe, doch kamen ſie ihr nicht aus der Seele.

Die Erzherzogin hatte ſich unterdeſſen geſammelt und ſagte: „Ihr ſeid von allen Männern, die Euch kennen, als die ſchönſte Dame der Niederlande gerühmt und nun, da ich Euch ſehe, muß ich, um gerecht zu ſein, ſelbſt als Frau dieſen Ausſpruch beſtätigen. Wie alt ſeid Ihr denn?“

— „Zwei und zwanzig Jahre, durchlauchtigſte Frau.“

— „Alſo gerade ſo alt, wie ich ſelbſt. Und [illegible] allein ſo außerordentlich ſchön ſeid Ihr, ſondern, wie man ſagt, auch geiſtreich und geſchickt. Ihr übt Muſik und Malerei aus und laßt das Haus Eures Mannes mit einem Bilde Eurer eigenen Erfindung ſchmücken.“

— „Es ſind nur Verſuche, königliche Hoheit.“

— „Aber Ihr habt einen alten und häßlichen Mann, wie man mir erzählt hat; liebt Ihr denn dieſen Mann?“

Eleonore, auf dieſe naive und undelicate Frage durchaus unvorbereitet, ſchlug die Augen erröthend zu Boden, dann ſagte ſie leiſer als früher: „Ich bin ſeine Ehewirthin und es iſt meine Pflicht, ihn zu lieben.“

— „O, Ihr ſeid ſchlau! Aber alle Männerherzen fliegen Euch zu. Es kann nicht fehlen, daß Ihr viele Verſuchungen zu beſtehen habt. Hat ſich Eure Tugend ſtets als Siegerin bewährt?“

Dieſe noch plumpere und kindiſchere Frage gab Eleonoren ihren ganzen Stolz wieder. Mit emporgerichtetem Haupte ſagte ſie: „Es wäre gegen die Ehrfurcht, die ich Euch ſchuldig bin, hohe Frau, wenn ich auf dieſen Scherz eingehen wollte.“

Die Erzherzogin zuckte zuſammen. Dann fuhr ſie mit zitternder Stimme fort: „Das Schönſte an Euch ſoll Euer langes, goldblondes Haar ſein. Der Erzherzog ſprach mit hohem Entzücken davon und hat in mir den lebendigſten Wunſch erregt, dies Wunder von

Haaren zu ſehen. Ich bitte Euch, vergönnt mir, die Bande deſſelben zu löſen und es frei herabwallen zu laſſen."

Eleonorens geſchmeichelte Eitelkeit gewährte dieſe Bitte gern; jede ängſtliche Regung war jetzt aus ihrer Seele verbannt und mit einem Triumphblick neigte ſie das ſtolze Haupt, um mit dem unvergleichlichen Schmucke deſſelben die hohen Rechte der Schönheit einer unſchönen Fürſtin gegenüber geltend zu machen. Die geſpreizte Oberhofmeiſterin ließ ſich ſogar herab, ihr die perlengeſtickte Haube abzubinden, die Erzherzogin löſete das Band und Beide trennten mit geſchäftigen Händen die Geflechte, ſo daß ſich Welle um Welle der glänzenden Locken entfeſſelt auf Schultern und Rücken der ſchönen Beſitzerin herabſtürzten. Dieſe wußte nicht, wie ihr geſchah, und niemals hatten wol bei einer Frau ihres Standes ſo hohe Hände Zofendienſte verrichtet. Als ſie das Haupt wieder emporrichtete, ſtand die Oberhofmeiſterin dicht vor ihr und ſchleuderte ihr einen Blick voll teufliſchen Hohns und Bosheit zu, vor dem ſie erbebte. In demſelben Augenblick fühlte ſie ihr Haar von hinten gefaßt und dicht am Kopfe den Schnitt einer Scheere in demſelben. Donna Juanna hatte mit zitternder Begierde ihre ſcharfe Scheere mit der Rechten gefaßt, während ihre Linke ein Bündel Haare zuſammenhielt, welches ſie mit raſchem Schnitt vom Haupte trennte. Ihre Augen hatten jetzt wieder den glühenden Tigerkatzenblick und ihr verzerrter Mund ſtieß kurze unarticulirte Töne bald leiſer, bald lauter aus.

Aus Eleonorens Bruſt riß ſich ein Schrei des Entſetzens empor; unwillkürlich wollte ſie ſich nach der grauſamen Zerſtörerin ihres natürlichen und herrlichſten Schmuckes wenden, aber in dieſem Augenblick fühlte ſie ſich von Donna d'Ulloa's kräftigen Fäuſten an den Schultern gefaßt und feſtgehalten. „Halt, Männerverführerin! Ehebrecherin!“ rief die Oberhofmeiſterin und die Scheere wuthete fort in dem ſchönſten Haare. Die Töne der Fürſtin wurden lauter und wüthender. Verzweiflung gab Eleonoren ungewöhnliche Kraft. Mit neuem Geſchrei entriß ſie ſich den Händen der ſie mit den gemeinſten Schimpfnamen belegenden Spanierin, ſtieß dieſe vor die Bruſt, daß ſie einen Schritt zurücktaumelte und drehete ſich inſtinktmäßig um, zu ihrem noch größeren Unglück. Denn die Erzherzogin, ſchäumend vor Wuth, gleich einer Furie, ſtieß ihr in demſelben Augenblick die ſpitze Scheere mit einer unglückſeligen Haſt drei, vier Mal und noch mehr und mit der Stärke eines Raubthiers von oben herab in beide Wangen, Naſe und Mund tief hinein und riß ihr ganze Fetzen Fleiſch aus dem Geſicht, indem ſie ſchrie: „Gleißende Schlange, ſieh nun, ob du Philipp ferner gefällſt! Sieh nun, ob du ihn ferner zum Ehebruch verführſt. Verruchtes Weib! Teufelin aus der Hölle!“

Eleonore brach in ein verzweifeltes Jammergeſchrei aus, ſo laut, ſo entſetzlich, ſo furchtbar und ſeelenerſchütternd, daß den Hörern im Vorzimmer das Blut zu Eis zu erſtarren drohete. Sowol die Erzherzogin, als die Oberhofmeiſterin ſtimmten in dieſe verzweiflungsvollen Laute ein und ſelbſt die Katzen kreiſchten, wild in den Zimmern umher rennend, ein gräßliches Concert. Im Augenblick ſtürmten Diener und Dienerinnen, Eleonorens Zofen, Hofjunker und Pagen, Hofherren und Hofdamen und wer ſonſt in der Nähe war, herbei; aber Donna Francesca hatte in weiſer Vorſicht die Thüre des Zimmers von innen verſchloſſen. Drinnen kämpfte die gräßlich verwundete Frau mit dem Muth und dem fürchterlichen Geſchrei einer Wahnſinnigen gegen ihre beiden blutgierigen Verfolgerinnen.

Ein Page lief, den Erzherzog von dem unerklärlichen Vorfall zu benachrichtigen. Bei dieſem hatte eben Jakob Fugger Audienz und bedankte ſich für die hohe fürſtliche Gnade, mit welcher Philipp allen Widerſachern in Antwerpen zum Trotz ihm die gewünſchten Bewilligungen und Privilegien zur Anlegung des neuen Fugger'ſchen Handelshauſes und mehr noch, als er gewünſcht und erwartet, zugeſtanden hatte. Der junge Fürſt verſetzte ſcherzweiſe, er habe doch unmöglich ſeinem gefälligen Kumpan in einer ſo drangvollen Nacht, der ihm ſo willig das eigene Bett geräumt, einen billigen Wunſch verſagen können, da doch eine

Liebe der andern werth ſei, als der entſetzenbleiche Page eintrat und den böſen Bericht anſagte.

— „Heiliger Joſephus!“ rief Fugger, „Frau Eleonore van der Kapellen iſt bei der Frau Erzherzogin. Sie hat ſie vorhin rufen laſſen.“

— „Eleonore?!“ ſchrie Philipp auf und ſtürzte davon, Fugger ihm nach. Schon tönte ihnen das Geſchrei entgegen; denn auch alle Weiber im Vorzimmer ſchrien, und Matty geberdete ſich, wie eine Beſeſſene.

Der Erzherzog riß an der Thüre und da ſeinem donnernden Befehle, zu öffnen, nicht ſogleich genügt wurde, ſprengte er das Schloß mit einem kräftigen Fußtritt. Welch ein unſeliger Anblick bot ſich ihm! Zerfleiſcht und blutend floh ihm das geliebte Weib entgegen, das er nur noch an der herrlichen Geſtalt erkannte. Ihre Kleider waren zerriſſen und von Blut überſtrömt, ihr blutiges Haar lag verwirrt am Boden; ſie deutete erbarmungsvoll ſchreiend auf Juanna, die immer noch drohend das gräßliche Werkzeug ihrer Rache in der Hand hielt, und ſtürzte dann ohnmächtig zu Boden. Dem Erzherzog war im Augenblick der Zuſammenhang dieſes fürchterlichen Auftritts klar. Vom heftigſten Zorn übermannt und ganz außer ſich, ſprang er auf ſeine Gemahlin los und verſetzte ihr einen ſolchen Schlag mit der rechten Hand an die Wange, daß ſie ebenfalls ſogleich zu Boden fiel.

— „D'Alnayar! d'Alnayar!“ ſchrie ſie und ſchloß die verlöſchenden Augen. Der wüthende Fürſt wollte im Ausbruch ſeiner Leidenſchaft fortfahren, ſie zu züchtigen, als ihm ſeine Schweſter Margaretha laut jammernd in die Arme fiel und ihn mit Thränen beſchwor, ſich zu mäßigen.

Der Anblick der geliebten flehenden Schweſter brachte ihn bald wieder zur Beſinnung und ſo wie er ſich wieder gefunden hatte, befahl er ſtreng allen Anweſenden, ſich zu entfernen. „Ihr, Herr Fugger, bleibt mit den Mägden der Unglücklichen. Euch übergeb' ich ſie. Sorgt, daß ſie ſchnell aus dem Schloſſe entfernt werde und ärztliche Hülfe genieße. Ihr ſeid ihr Freund und der meinige. — Ihr, Donna Francesca, verfügt Euch auf Eure Zimmer. Ihr ſeid meine Gefangene; ich werde Euch dort als eine Tolle bewachen laſſen. Die Erzherzogin bringe man zu Bette und rufe ihren Leibarzt; denn ſie iſt krank! Komm', mein Gretchen, aus dieſem Schlächterhaus, wo Harpyen neidiſch gegen Jugend und Schönheit gewüthet haben! Wir müſſen an dein Feſt denken; denn dieſe Schändlichkeit ſoll uns keine Störung bereitet haben.“

— „O, Philipp, Philipp, ich ahne, du trägſt hier die größte Schuld.“

— „Ach, Gretchen, das iſt der Fluch der Fürſten, die die ſogenannte Staatsweisheit mit Weſen zuſammenſchmiedet, für die ſie kein Herz haben! Unſere Jugend, deine wie meine, blutet unter den Stichen dieſes Fluchs, wie dieſe Frau, der mein Herz gehört!“ Und er umarmte ſie troſtlos weinend.

Achtzehntes Kapitel.

Die Furſten müſſen nur zu oft den Schauſpielern gleichen, von denen ſie dargeſtellt werden. Mit zerriſſenem Herzen ſind ſie genöthigt, vor der Menge die heiterſte Rolle zu ſpielen. So jung Philipp war, ſo hatte er es doch in der fürſtlichen Verſtellung ſchon zur Meiſterſchaft gebracht.

Wenige Augenblicke darauf, nachdem der von den heftigſten und verſchiedenartigſten Gefühlen durchſtürmte Erzherzog in ſeine Gemächer getreten war, rief der Hofmarſchall die ganze Hofdienerſchaft beiderlei Geſchlechts zuſammen und legte ihr mit Androhung der ſchwerſten Strafen das tiefſte Stillſchweigen über den unangenehmen Vorfall auf; wer aber einem Andern beweiſen werde, daß dieſer das Ereigniß ausplaudere, der ſolle einer reichen Belohnung gewärtig ſein. Dann ließ er den Schloßcaplan mit dem Allerheiligſten kommen und jeden Einzelnen, vom Höchſten bis zum Niedrigſten, auf die geweihete Hoſtie ſchwören, ſchlechte Weib ſelbſt gehört zu der Diebsbande; ja ich bin faſt überzeugt, daß ſie mit gottloſer Zauberei umgeht und durch übernatürliche Künſte die Schrift von dem Blatte weggehext hat.»

«Ich glaube ſelbſt,» ſagte der Graf verſichernd. «Meinen Sie nicht auch, theuerſte Mutter, daß wir eine exemplariſche Strafe ausüben.»

«Lebenslängliches Zuchthaus für Beide.»

«Wie Sie wünſchen.»

«Ich höre: die Frau iſt dieſe Nacht erkrankt, und Eliſe hat bei ihr zugebracht.»

«Auch ich habe davon gehört. Die Frau kann ihre Krankheit im Gefängniß zu Adlerſtein abwarten.»

«Eliſe war dieſen Morgen ſchon bei dir?» Ein forſchender Blick begleitete die Frage.

«Sie mußte mir vorleſen, was ſie geſtern Abend verſäumt hatte.»

«Du haſt dich zu ſehr an das Leſen des Mädchens gewöhnt. Ihr Vater ſieht es nicht gerne, ich weiß es. Und nun haſt du ihn geſtern Abend ſchwer beleidigt. Er wirkte eben für unſer Beſtes, und du beſchimpfteſt ihn in Gegenwart der Verbrecherin.»

«Es thut mir leid; es war Abend und ich heftig aufgeregt.»

dieſes Geheimniß nicht über ſeine Lippen kommen laſſen zu wollen. Es fiel weder dem Erzherzog, noch ſeinem Hofmarſchall auch nur im entfernteſten ein, zu glauben, daß auch nur eine einzige Perſon von Allen, die den Eid geſchworen, ihn halten würde; es ſollte nur der laute und offene Scandal dadurch unterdrückt werden. Es durfte doch nun Niemand wagen, an einem öffentlichen Orte von dem Vorfalle zu ſprechen, und da die Hofleute am burgundiſchen Hofe ſich ebenſo gut unter einander haßten, anfeindeten und verfolgten, wie an jedem andern, ſo rechnete der Erzherzog nicht vergeblich darauf, daß immer Einer des Andern Aufpaſſer und Angeber ſein werde.

Jakob Fugger ließ die unglückliche, ohnmachtige Eleonore verhüllt in der Senfte aus dem Schloſſe zu einem geſchickten Wundarzt bringen, die Erzherzogin wurde ohnmächtig in ihr Bett gelegt, die Oberhofmeiſterin in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, Blut und Haare ſchnell entfernt und eine Viertelſtunde darauf ging Alles wieder den alten Gang. Fremde und Einheimiſche drängten durch die Gänge und die Tafel wurde zugerichtet, bei welcher bald darauf der Erzherzog, ſeine Schweſter an der Hand fuhrend, erſchien, lachelnden Antlitzes und die ſavoyiſchen Gäſte mit gewohnter Huld begrußend. Auch langten während der Tafel die alte Herzogin Margaretha, hinterlaſſene Witwe des Herzogs Karl des Kuhnen von Burgund, Taufpathin, und der Prinz von Oranien, Taufpathe der Braut, an und die heiterſte Stimmung beherrſchte, wie es ſchien, alle Perſonen.

Unterdeſſen ſtrömte die Menge nach dem großen Markte, um die Ritterſpiele anzuſehen; die Bühnen und Geſtühle füllten ſich mit dem Glanze des Hofs und der Adelsblüte des Landes und Tauſende und aber Tauſende aus dem Volke drängten an den Schranken. Plötzlich erhob ſich der Jubel der Menge und hallte an den Häuſern wider; er begrüßte die heranreitende fürſtliche Familie. Der Erzherzog ritt neben ſeiner Stiefgroßmutter, der Baſtard neben der Herzogin Margaretha und der Prinz von Oranien folgte. Nicht allein die Reiter, auch die Pferde trugen die koſtbarſten Anzüge aus weißem, rothem und grünem Damaſt; die Geſchirre beſtanden aus Gold und Silber und waren von der künſtlichſten und zierlichſten Arbeit. Der Erzherzog war in der Tracht des Ordensmeiſters vom güldenen Vließ und auf den Bühnen des Adels ſah man mehre Ritter dieſes Ordens in der Ordenstracht. Die Pracht und Ueppigkeit in dieſer Verſammlung ſchien wunderbar, aber ſie war in Wahrheit niederländiſch und konnte mit nichts Anderem verglichen werden.

Sobald die fürſtlichen Perſonen auf der für ſie errichteten Bühne ſichtbar wurden, erſchallte ein großes Getön von Trompeten und Heerpauken und vier Herolde verkündeten nach den vier Weltgegenden mit laudem feierlichen Rufe die Eröffnung des Renn- und Stechſpiels.

Sechzehn niederländiſche und ſavoyiſche Edle ritten paarweiſe, wie ſie ſich als Stechgeſellen erkieſet, mit ihren Ehrenholden in die Bahn, hielten unter Trompeten- und Paukenſchall einen Umzug zur Begrüßung der Feſtkönigin und wählten aus dem hohen Adel Kampfrichter, welche ſofort zuſammentraten. Auf ein Zeichen des erwählten Stechgrafen luden Trompetenſtöße zum Beginn des Kampfes, in welchem zwei Ritter über eine niedrige Schranke hin ſich mit hölzernen Lanzen, Glenen genannt, aus dem Sattel zu heben ſuchten und darüber meiſt die Lanzen zerbrachen. Das Zerſplittern einer Lanze und der Sturz eines Ritters in den Sand wurde ſtets von den Zuſchauern mit lauten Beifallsäußerungen begleitet.

Am gewandteſten und kräftigſten unter Allen zeigte ſich der junge niederländiſche Baron Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, Sproß eines der vornehmſten Geſchlechter, im Lande und bei Hofe hohe Achtung genießend als Beſitzer und Ausüber jeder ritterlichen und adligen Tugend. Der Erzherzog zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus und hatte ihn auch dieſes Mal an die Spitze des jungen niederländiſchen Adels geſtellt, um die Savoyarden zu begrüßen. Und Wilhelm von Croy bethätigte in dem Ritterſpiele, daß er dieſes Vorzugs würdig war. Die Kampfrichter erkannten ihm den erſten Preis zu. — Während hierauf mehre Ritter ein Wettrennen hielten, verließen andere die Bahn, um ſich in einem nahegelegenen Hauſe zur Mummerei umzukleiden. Dieſer Theil der Spiele beſtand darin, daß die edeln Herren mythologiſche oder allegoriſche Perſonen vorſtellten und in dem angenommenen Charakter pantomimiſche Handlungen zu Pferde und zu Fuß aufführten, meiſt aber waren ſie nur darauf berechnet, geſchickte Reiterkünſte zu zeigen. Zu Ehren des burgundiſchen Fürſtenhauſes, deſſen Hausorden das güldene Vließ war, wurde der Argonautenzug zu Pferde dargeſtellt. Wilhelm von Croy machte den Jaſon. Die Gefahren und Abenteuer zur Erlangung des Widderfells wurden gegeben, ſo gut man vermochte. Jaſon zeigte ſich als der geſchickteſte Reiter und erntete allgemeinen Beifall, der, als der Ritter endlich mit dem eroberten Vließ von dannen ritt, in einen wahren Sturm losbrach.

Das Spiel war damit beendigt, die Zuſchauer im Begriff, aufzubrechen, als plötzlich zu Jedermanns Erſtaunen ein phantaſtiſch gekleideter Reiter auf zwei herrlichen Pferden ſtehend, je mit einem Fuße auf einem Pferde, nicht anders, als wie der Gott des Windes ſelbſt, in die Bahn hereinſtürmte. Er war klein und ſchmächtig von Geſtalt und trug eine leichte ſeidene orientaliſche Kleidung. Sein Kopf ſteckte ganz in einer grünen Kappe, deren Lappen er unter dem Kinn zuſammengebunden hatte; das blühend weiße und rothe Geſicht war von blonden Locken umwallt. Er ritt aber ſo ſchnell, daß man ſeine Geſichtszuge nicht deutlich unterſcheiden konnte. Ein Ruf der Ueberraſchung entfuhr jedem Munde. Niemand hatte noch ſolche Kunſtfertigkeit geſehen. Aber er wußte das Erſtaunen zu ſteigern und auf den höchſten Punkt zu treiben; denn bald ſprang er abwechſelnd im ſchnellſten Lauf der Pferde mit zauberhafter Gewandtheit von einem auf das andere, bald vorwarts, bald rückwarts, ja er führte endlich einen förmlichen Tanz auf. Dann hing er plötzlich zwiſchen beiden Pferden an den Handen und Füßen, umhalſete das eine mit den Armen, das andere mit den Beinen, ſtellte ſich auf der Kruppe des einen Pferdes auf den Kopf und ſchlug einen Purzelbaum hinuber auf das andere, auf welchem er mit den Füßen zu ſtehen kam, und ſprengte nun ebenſo im vollſten Galopp wieder aus der Bahn hinaus. Ehe ſich die Zuſchauer von ihrem Erſtaunen erholen konnten, war er verſchwunden, Niemand wußte, wohin. Aber vergeſſen war Wilhelm von Croy als Sieger im Stechſpiel, vergeſſen war er als Eroberer des guldenen Vließes; dieſes Mal brauchten die Kampfrichter nicht zu entſcheiden, die ganze Zuſchauerſchaft verlangte mit ſtürmiſchem Rufe nach dem keckſten Reiter, der je ein Pferd beſtiegen, um ihm Dank zu ſagen; aber er erſchien nicht wieder und ſo entſtand ein allgemeines

Nachfragen, wer er ſei und warum er nicht komme, die Huldigung der Menge anzunehmen? Die Niederländer hielten ihn für einen der ſavoyiſchen Edelleute, die Savoyarden für einen Niederländer und bald zeigte ſich's, daß Niemand wußte, wer er war und woher er gekommen, wohin er gerathen ſei. Wilhelm von Croy, in hohem Grade mismüthig, weil er, ſtolz und ehrgeizig, ſich von einem unbekannten Abenteurer um Frucht und Ruhm des Sieges gebracht ſah, wollte ſich eben entfernen, als ihn der Erzherzog rufen ließ und ihm auf der Bühne vor allem Volke den Auftrag ertheilte, unverzüglich mit allen Mitteln den kühnen Reiter auszukundſchaften, der ſich auf ſo auffallende Weiſe dem Danke entzogen habe.

— „Man hat trotz der Verkleidung die beiden Pferde, welche der Poſſenmacher brauchte, als Eigenthum der Erzherzogin Margaretha, unſerer gnädigſten Frau, erkannt, königliche Hoheit," verſetzte der Ritter ſo laut, daß es die hohe Braut hören mußte, „und ſo wird ſie ja wol die Gnade haben, ihrem Stallmeiſter, dem Marx von Bübenhoven, zu befehlen, daß er uns ſage, wer der Tollkühne war; denn er muß es wiſſen, da die Pferde zu dieſen Kunſtſtücken zugeritten und abgerichtet werden mußten."

Die Erzherzogin ſah unruhig auf den erbleichenden Pagen. „Weißt du, wer der ſeltene Reitkünſtler iſt?" fragte dieſen der Erzherzog.

Zitternd verſetzte der Junker: „Wol hab' ich ihn trotz ſeiner Vermummung erkannt. Auch kann es kein Anderer ſein; denn ich habe ihn dieſe halsbrechenden Stückchen oft genug einüben ſehen. Es iſt der Stalljunge meiner gnädigſten Frau.“

— „Der Stalljunge?!“ rieſen der Erzherzog und von Croy zu gleicher Zeit. „Woher hat er die fremdländiſchen prächtigen Kleider, der verwegene Burſche?“ fragte der Fürſt weiter.

— „Das weiß ich nicht. Er hat ſich auch das Geſicht unkenntlich gemacht und ſeine dunkle Zigeunerfarbe mit weißer und rother Schminke übermalt. Ebenſo wenig ſind die Locken auf ſeinem Kopfe gewachſen, denn er hat Haare wie ein Rappe.“

— „Ich will nicht hoffen, daß mein Gretchen etwas von dieſem Streiche weiß, wodurch die edelſten Männer ihres alten und neuen Vaterlandes beſchimpft werden?“ fragte Philipp ernſt.

— „Wie kannſt du mir eine ſolche Bosheit oder wenigſtens Unklugheit zutrauen?“ verſetzte ſie empſindlich.

— „Du haſt dieſen frechen Buben durch allzu viel Gnade verwöhnt. Ritter Croy, folgt meinem Pagen und ſucht den Wicht auf, um ihn durchpeitſchen zu laſſen. Er muß doch des Danks theilhaftig werden.“

Der Ritter und der Page entfernten ſich ſchnell; über die Wangen der jungen Herzogin glitten ein paar

Thränen. „Statt der Freude," ſagte ſie zu ihrem Bruder, „erfahre ich heute nur Schrecken, Verdruß, und Kummer und gerade durch Die, welche ich liebe. Ich bitte dich, mir den Schmerz zu erſparen, daß der Junge gezüchtigt wird. Er iſt das Kind meiner treueſten Dienerin und in ihre ſterbende Hand hab' ich gelobt, ihn vor jedem Unfall möglichſt zu ſchützen. Auch iſt er ſchon Herrn Fugger's von Augsburg Lehrjunge und ich will nicht, daß an meinem Ehrentage die Seele meiner Magd und der wackere Mann beleidigt werden."

Der Erzherzog ſchwieg betroffen und gab dann einem andern Pagen leiſe Befehle.

Die Kunde, wer der geſchickte Kunſtreiter ſei, flog von Mund zu Mund und das Volk verlief ſich lachend. Der frühe Herbſtabend war bereits hereingebrochen und die Pagen und Hofjunker entzündeten ihre Fackeln, um den fürſtlichen Herrſchaften vorzuleuchten.

Bubenhoven führte den Ritter zu dem Stalle der Herzogin Margaretha; es war bereis dunkel, als ſie im Hofe ankamen. Die Thüre war innen verriegelt; ein Lichtſtrahl und lautes Gelächter drangen durch eine Spalte.

— „Du haſt deine Sache vortrefflich gemacht, mein Junge," ſagte eine grobe Stimme, „und du erhältſt noch einen blanken Chremnitzer von mir aus unſeres Herrn ungariſchen Bergwerken für den Spaß, den du mir dadurch bereitet, daß du die ſaubern Hofherren an der Naſe geführt haſt. Nun endlich hab' ich Genugthuung für den Schimpf, den ſie mir und meinem Herrn angethan haben. Trink, Toni! Hätten ſie uns nicht verhöhnt im Vorzimmer des Erzherzogs, ſo hätte ich ſie heute nicht verhöhnt in der Stechbahn. Wurſt wider Wurſt.“

— „Du? du, alter Fettwanſt?“ fragte Antonio, der Stallbube, lachend und leerte das Glas. „Sprichſt du doch, als hätteſt du den Ritt gemacht. Bei St. Veit, dem Tanzmeiſter! du müßteſt dich mit deinen Weiſenbeinen auf den Pferden gut ausgenommen haben.“

— „Na, Junker Mondkalb,“ verſetzte der Andere. „war ich's nicht, der dich mit Worten, Geld und Wein zu dem Ritt gewann, der ſich's ſein Baares koſten ließ, um dich ſo prächtig herauszuſtaffiren, daß du wie ein blanker mauriſcher Prinz ausſahſt? War ich's nicht, der dir das Geſicht malte und dir durchhalf? Es ſoll dir in Augsburg ſchon zu gut kommen, daß du den Streich ausgeführt. Es labt mir die Seele vom Kopfwirbel bis in die Fußzehe, daß die Schnurre ſo gut gelungen iſt und die hageprunkenden Junker ſich nun die Köpfe zerbrechen, wer der Teufelsjunge war. Sie mögen's ahnen, daß es unadelige Leute gibt, die mehr Geld haben, und auch welche, die beſſer reiten können, als ſie. Und wenn ihnen gelüſten ſollte, Einen kennen zu lernen, der auch beſſere Fäuſte zum Zuſchlagen hat, als ſie, ſo werde ich ihnen mit meinen eigenen aufwarten.“

— „Es iſt gut für dich, daß dich kein adeliges Ohr weiter hört, als die der Pferde hier, Junker Prahlhans!“ lachte der Stallbube. „Es möchte dir ſonſt keine Rippe in deinem faulen Bauche ganz bleiben und dein dicker Kopf leicht durchlöchert werden, wie ein Erbſenſieb.“

— „Dieſer junge Schuft ſoll zum Propheten an dem alten werden,“ rief Croy, „aber ich denke, es iſt am beſten, ich brauche ihn ſelbſt als Stock, um dem Andern damit ſein Recht anzuthun. Aufgemacht, ihr Halunken!“

Im Augenblick war das Licht im Stalle verlöſcht und nichts regte ſich darin.

— „Wartet, ihr Schandbälge!“ fluchte Croy. „Der Teufel ſoll euch doch das Licht halten. — Bübenhoven, holt eine brennende Fackel herbei. Wir wollen ihnen das Bad geſegnen und ich will nicht vom beſten Adel dieſes Landes ſein, wenn ich dieſem verwetterten Schandſack nicht alle Reiterkünſte für immer aus dem Leibe dreſche.“

Der Page entfernte ſich; kaum aber waren ſeine Schritte auf dem Hofe verhallt, als die Thüre raſch geöffnet wurde und Antonio hervorſtürzte. Der Ritter griff nach ihm, aber der Bube entſchlüpfte ſeinen Händen wie ein Aal und ließ im Laufen ein ärgerliches Hohngelächter erſchallen. Der unedle Rachedurſt des Edelmanns kehrte ſich nun mit verdoppelter Wuth ge-

«Der Profeſſor wünſcht ſeine Tochter in der Kürze mit dem Secretär Zöllner zu verehelichen und hofft, daß du nichts dawider haben werdeſt.»

«Nicht das Mindeſte. Ich will die Hochzeit in Adlerſtein ſelbſt ausrichten. Um die Sache ſchnell zu betreiben, will ich unſern Einzug in unſerm Erbgute nicht länger verſchieben.»

«Es freut mich ſehr, dich endlich entſchloſſen zu finden.»

«Um ſo raſcher ſoll es nun gehen. Ich werde ſogleich einen reitenden Boten nach Adlerſtein ſchicken und dort anmelden laſſen, daß wir künftigen Montag dort einziehen und den Erbhuldigungseid annehmen werden.»

«Es bedarf des Boten nicht. Der Secretär Zöllner wird heute ſelbſt hierher kommen. Ich werde ihn dir ſchicken, ſobald er angekommen iſt. Froh und heiter trete ich aus deinem Zimmer, um ſchleunige Anſtalten zu unſrer Abreiſe zu treffen.»

Sie ging. Der Graf blickte ihr lange wehmüthig nach, und verſank dann wieder in tiefes Nachdenken, während deſſen er leiſe und in langen Zwiſchenräumen vor ſich hin ſprach: «Wie laſtet dieſe Nacht auf mir! Dunkel, finſter, nebeltrübe gen das augsburger Stadtkind, das aus Angſt vor dem ihm ahnenden Geſchick und im ſtarken Gegenſatz zu ſeinen vorherigen Großſprechereien leiſe zu wimmern anfing. Dieſe Töne gingen, ſobald das angelangte Fakkellicht eine ſtarke Helle im Stalle verbreitete, in lautes Jammern und Gnadeflehen über. Dieſe erbarmungswürdigen Aeußerungen ſeiner Angſt waren mit Betheuerungen vermiſcht, ſich nichts wieder gegen einen adeligen Herrn zu Schulden kommen laſſen zu wollen, aber alle dieſe Anſtrengungen wurden umſonſt von dem bebenden Reitknecht verſucht, Erbarmen in des Ritters Bruſt zu wecken. Das Sonderbarſte in dieſer Scene war, daß alle dieſe Bitten von Veit Schellenberg rücklings an ſeinen Feind gerichtet wurden; denn nach Art des Vogels Strauß hatte er Geſicht und Vordertheil in einen Winkel gedrückt und gab ſomit diejenigen Körpertheile preis, an welchen dem Ritter zu ſeinem Zwecke am meiſten gelegen war. Dieſer hatte denn auch bald ein paſſendes Inſtrument gefunden, womit er dieſe Theile nach Kräften bearbeitete und die flehenden Töne des Knechts in ein furchtbares Heulen und Schreien verwandelte. Schmerz und Verzweiflung trieben endlich den geprügelten Mann aus ſeinem Verſteck hervor, und was keine Bitte, kein Verſprechen zu erzielen vermochten, das gelang jetzt plötzlich ſeiner — Naſe. Denn als er das von ſo viel Qualen geröthete Geſicht dem arbeitenden Ritter zukehrte, entſetzte ſich dieſer dergeſtalt vor dem ungeheuern, unförmlichen Gewächs in demſelben, daß ihm der Stock entfiel und Veit dadurch Gelegenheit fand, fernern Mishandlungen, nach Art ſeines jüngern Verbundeten, zu entgehen. Croy rief ihm nach, er möge dem Stallbuben nur ſagen, daß dieſem der Dank für die Reiterſtückchen keineswegs geſchenkt ſei. Alſo zerdroſchen fand Veit Schellenberg ſeinen Weg.

Neunzehntes Kapitel.

Die beiden Zofen der unglucklichen Kaufmannsfrau hatten dieſe theils aus Anhanglichkeit, theils auf Fugger's Befehl in das Haus des Wundarztes begleitet, wo ſie beim Verbande derſelben hülfreiche Hand geleiſtet Hier hatten ſie die beſte Gelegenheit, zu ſehen, wie ſchrecklich die Wunden und die dadurch bewirkte Entſtellung des erſt ſo reizenden Geſichts waren. Eleonorens Schmerzen waren ſo groß, daß der Arzt ihr betaubende Arzeneien reichte, wodurch ſie bald in einen tiefen Schlaf verſetzt wurde. Kaum ſahen ſich die beiden Mägde dadurch ihrer Dienſtleiſtungen enthoben, als ſie mit beflügelten Schritten in die Herberge ihrer Herrſchaft eilten und der männlichen Dienerſchaft derſelben die ſchauderhafte Mähre mit beliebten Uebertreibungen hinterbrachten. Rony ſeinerſeits hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen Herrn, der, aus dem langen Ausbleiben ſeiner Ehehälfte auf einen großen Zuwachs von Ehre ſchließend, ſchmunzelnd mit ſeinem Gaſtfreunde beim Frühſtück ſaß und der Familie deſſelben außerordentlich lange Geſchichten erzählte, auf das Zimmer zu rufen und ihm das Ereigniß in ſeiner ganzen nackten Schrecklichkeit mitzutheilen. Herr Peter van der Kapellen ſtarrte ſeinen ſchwarzen Leibdiener mit geſpenſtigen Augen an, wankte plötzlich und fiel dem zum zweiten Male heftig erſchrockenen Ring in die Arme, indem er ein unverſtändliches Lallen hören ließ. Hierauf folgte eine große Verwirrung auch in dieſem Hauſe und auch hier holte man einen Arzt herbei. Dieſer erklärte, daß der antwerpener Kaufmann von einem Schlagfluſſe getroffen worden ſei. Es wurden geeignete Mittel angewandt, die, wie gewöhnlich, nichts halfen, und als Fugger nach einigen Stunden kam, um ſeinen antwerpener Handelsfreund mit der größten Vorſicht auf ſein Unglück vorzubereiten, fand er denſelben, von dieſem Unglück niedergeſchmettert, bereits todkrank im Bette und den Pater Innocenz mit geiſtlichem Zuſpruch an ſeiner Seite. — Zu den beiden Schreckniſſen des augsburger Leinwebers kam Abends das dritte, als Veit in einem ebenfalls jammervollen Zuſtande heimkam, der die Hülfe des Arztes nicht minder erheiſchte, als die Umſtände von Herrn und Frau van der Kapellen.

Die nächſtfolgenden Tage beſſerten in dieſen Angelegenheiten nichts und Fugger konnte faſt nichts weiter verrichten, als von einem Krankenbette zum andern wandern. Die mangelnde Hulfe ſeines Knechts wurde ihm durch den pfiffigen und gewandten Antonio erſetzt, der, aus Furcht vor den Hofherren und Rittern, ſeine Zuflucht bei ihm ſuchte und als Lehrjunge ſeinen Schutz anſprach, den der gutmüthige Mann dem verwegenen Burſchen, nach einer Strafpredigt, auch ſo weit zuſagte, als er in ſeinen Kräften ſtand.

Die unglückliche, ſchwer beſtrafte Kaufmannsfrau lag die erſten Tage auf ihrem Schmerzenslager in der ſtummen Betäubung der Verzweiflung. Welch eine Nacht in dieſer Seele, die erſt nur vom falſchen Schimmer der Hoffart und Eitelkeit erfüllt geweſen, von keinem innern Stern der Tugend und moraliſchen Kraft, der wahren Liebe und der reinſten Weiblichkeit erhellt worden war! Welche finſtere, ſchwüle Nacht nun, wo jener Glanz ſo plötzlich gewichen! Und wie gährten und kochten böſe Gedanken und bittere Gefühle fragmentariſch und chaotiſch in dieſer heißen Finſterniß durcheinander! Mit fieberhaftem Verlangen erwartete ſie einen Beſuch des Erzherzogs, für deſſen Liebe ſie — ihrer Meinung nach — dies Martyrium erlitten; ſchlaflos und in großen Schmerzen brachte ſie die Nacht zu und nur neue Hoffnung auf ſein Kommen bewahrte ſie vor Wahnſinn; als er aber auch am folgenden Tage nicht kam, da wurde ihr das Lager zum glühenden Laurentiusroſt und ſie ſtieß dann und wann einen kurzen, wilden, verzweiflungsvollen Schrei aus, der dem Arzte als Vorbote der nahenden Geiſteszerrüttung galt. Auf ihren heißen, verwundeten Lippen bebte fort und fort unhörbar der Name Philipp; weiter ſprach ſie nichts. Die wildeſte Verzweiflung blies ihren Samumhauch über ſie hin und drohete ſie zu erſticken. Endlich gegen Abend fuhr ſie empor und fragte mit ſtarrem Auge Matty, ob der Pater Innocenz noch nicht dageweſen ſei. Auf die Verneinung der Schwarzen ſagte ſie mit wildbitterm Tone: „Auch er nicht! O, ich ahne, wo hinaus das will!“ Nach einer Stunde ſagte ſie ſtreng: „Matty, ſchaff' mir den Pater herbei! Ich ertrage das nicht länger! Ich muß ihn ſprechen! Er muß kommen! Hörſt du, er muß kommen! Ich will mein Todesurtheil aus ſeinem Munde hören. Es iſt mir tauſend Mal lieber, als dies qualvolle Schweigen, dieſe entſetzliche Ungewißheit. Hol' ihn herbei, den abſcheulichen Menſchen!“

Matty ging, aber ſie kam nach einer Stunde allein zurück. Der Pater hatte ihr verſprochen, zu kommen; aber die Nacht ſchritt langſam und trägen Schritts vorwärts, der Prieſter erſchien nicht in der ſtillen Krankenſtube. Eleonore brachte eine fürchterliche Nacht zu. Die Qualen des Gewiſſens, der getäuſchten Liebe, der wüthende Schmerz der Schande und der brennende Durſt nach Rache machten ihr das Daſein unerträglich. Sie fühlte, wie tief ſie plötzlich von der ſchwindelnden Höhe ihres Stolzes herabgeſtürzt war, aber ihrer Seele fehlte die Kraft, ſich zu erheben; ſie wandte ſich den düſtern Mächten der Tiefe zu.

Kaum nach Tagesanbruch rief ſie Matty zu ſich. „Geh' und ſage dem falſchen Pfaffen, wenn er nicht käme, würde ich ihn ſogleich aufſuchen, wo er auch ſei; ich würde vor ſeinen Augen mir das Leben nehmen, aber vorher dem Erzherzog ſein Betragen gegen mich ſchildern.“

Die weinende Schwarze fand den Archidiakonus im Begriff, abzureiſen; ſie ſprach ſo eindringlich, daß ſich Innocenz, obgleich widerſtrebend, entſchloß, ihr zu folgen. Mit wie ganz anderer Miene trat er jetzt bei Frau Eleonoren ein, als noch vor wenigen Tagen! Wie hatte eine einzige unglückliche Stunde ihn verändert und alle Verhältniſſe! Schweigend ſtand er vor ihrem Bette, ſchweigend ſah ſie ihn an. „Was wollt Ihr von mir?“ fragte er endlich kurz und froſtig.

Empört über dieſe herzloſe Frage antwortete ſie mit dem alten Stolze: „Euch ſagen, daß Ihr der elendeſte und ſchlechteſte Wicht ſeid, den Gottes Sonne beſcheint.“

— „O, Ihr ſeid noch nicht gedemüthigt! — Doch es wird ſchon kommen. — Euer Spiegel wird Euch ferner lehren, daß Euerm Stolz das Fundament unter den Füßen weggeſchnitten iſt. — Ja, dieſe Scheerenſchnitte werden ſich Euch ſchon in die Seele wühlen. — Wenn Ihr nicht den Troſt der Religion verlangt — ſo hab' ich nichts bei Euch zu ſchaffen."

— „Von Euch den Troſt der Religion? Macht mich nicht lachen in meinem Schmerz. Das Wort Religion wird Läſterung in Euerm Munde. Und vollends mir gegenüber! Ich hab' Euch für klüger gehalten, als daß Ihr mir ein ſolches Wort ſagen könntet."

— „Nun, was wollt Ihr denn? — Meine Zeit iſt gemeſſen."

— „Ei, welche Eile plötzlich, Pater Innocenz! Iſt das der Mann, der um jede Minute, die ich ihn länger duldete, wie ein Kind bettelte?"

— „Ihr ſcheint ganz zu vergeſſen, was mit Euch vorgegangen iſt!"

— „Nein, Menſch, ich weiß es nur zu gut. Zum Glück hab' ich dich erſt verachtet, Pfaffe, ſo tief, daß ich dich jetzt nicht tiefer verachten kann. Und das iſt gut für mich. — Aber ich will Euch ſagen, was ich von Euch will. Noch habt Ihr ja keinen Lohn für die wichtigen Dienſte empfangen, die Ihr dem Erzherzog erwieſen habt. Ich möchte Euch gern als Probſt oder Prälat ſehen. Fügt dem großmüthigen Fürſten alſo noch einen Dienſt zu den erſtern. Geht und ſagt ihm, daß ich ihn erwarte, daß ich ihn zu ſprechen wünſche, ihn ſprechen müſſe. Er wird es Euch Dank wiſſen."

— „Wohin denkt Ihr, Frau? — Gebt dieſen Auftrag, wem Ihr wollt, nicht mir. Der Erzherzog hat

Herrn Fugger aufgetragen, für Euch zu ſorgen. Eröffnet alſo dieſem Eure Wünſche in Bezug auf den Fürſten. Aber vergeßt nicht, daß es Eure Schönheit war, die ihn zu Euern Füßen zog."

— „Teufel! Ihr, Ihr ſollt ihm ſagen — nichts! Geht, entfernt Euch! Euer Anblick iſt mir unerträglich! Und laßt Euch nie wieder vor mir blicken, Nichtswürdiger! oder ich thue Euch, wie mir widerfahren iſt. Ihr ſeid's, der meine Tugend zuerſt durch das Gift bethörender, verlockender Reden wankend machte, Ihr ſeid mein Verführer! Ihr habt mich dem Erzherzog in die Arme geliefert! Ungeheuer! Fort! Dir folgt mein Fluch!"

— „Närrin!" lachte der Pfaffe. „Was ihr eitles Herz gethan, ſchiebt ſie mir zu. — Dieſe Wuth wird ſich legen. — Ich werde Euch in mein Gebet einſchließen."

Mit dieſen Worten verließ er die Unglückliche, die nun plötzlich aus einem krampfhaften Hohngelächter in lauten, wilden Jammer ausbrach. Ihr Trotz zerbarſt, wie eine ihr Herz umgebende Metallhülle, und die feueraugige Verzweiflung ſchwang ihre Fittiche über dem bloßliegenden Herzen, ein glühend heißer Odem. Es ſchrumpfte zuſammen von dieſem Blicke, von dieſem Hauche der Hölle. — „Ja, er hat recht!" raſete ſie. „Nur meine Schönheit liebte Philipp, nur meine Schönheit liebte Peter, nur meine Schönheit liebten alle. Fluch über dieſe Fürſten, dieſe Pfaffen, dieſe Männer! Fluch über das ganze treuloſe, ſinnlich begehrliche, verabſcheuungswürdige Geſchlecht!“ Und ein entſetzlicher Gedanke brannte durch ihr Gehirn. Sie griff nach einem ſeidenen Tuche, drehete es ſchnell zuſammen, ſchlang es ſich um den Hals und ſchaute ſich nach dem nächſten Haken um. — Da wurde die Thüre aufgethan und an Matty's Seite trat Meiſter Martin van der Voort raſch in's Zimmer, eilte mit ausgebreiteten Armen auf Eleonoren zu und ſank weinend mit dem Ausrufe: „O, der ſchrecklichen Erfüllung meines Traumes!“ vor dem Bette in die Knie.

Kaum war nämlich die Kunde von dem ſchrecklichen Ereigniß, welches Frau Eleonore zu beſtehen gehabt, von Brüſſel nach Antwerpen gelangt, wo der fleißige Meiſter an van der Kapellen's Hauſe emſig ſchaffte, als er Pinſel und Palette erſchrocken von ſich warf, ein Pferd beſtieg und in liebender Haſt nach der Fürſtenſtadt eilte. Und am Bette der grauſam behandelten, furchtbar enttäuſchten Frau, deren Eitelkeit mit Männerherzen ſo freventlich geſpielt hatte, entfaltete ſich nun, gleichſam zum Gegengewicht der Leiden, die mit ſo gräßlicher Gewalt über ſie gekommen waren, die Blume einer innigen und treuen Liebe, wie ſie ſolche nicht verdient hatte, und ein Herz, das ſie gekränkt und zurückgeſtoßen, wurde ihr in ihrem ſchmachvollen und tiefen Unglück zur tröſtlichen Stütze. Die um mich her! — O Gott, gib Tag, Licht, Sonnenſchein in mein düſtres Leben, wenn es nicht verlöſchen ſoll, wie eine Lampe ohne Oel! Qualvolles Entbehren! Marternde Angſt! Mangel an Licht! — Nachtſchatten um mich her, die mich erdrücken! — Ich ſeh' einen Stern flimmern — Eliſe! — Er wirft den einzigen Glanz in mein Leben. — Schau ich ihr in's Auge, dann wird's hell in mir. — Iſt ſie um mich, dann weicht das unheimliche Bangen, ich fühle mich leicht und frei. — Holder Stern, könnteſt du mir die Sonne werden, die den mir nöthigen Tag in mein Leben heraufführte! — Weh' mir! Es geht nicht an; menſchliche Schranken halten uns von einander. Ich muß in Nacht verſinken!» — Er ſtürzte auf ein Sopha nieder und blieb lange ſtumm und regungslos liegen, bis ein Diener hereintrat und ihm den Secretär Zöllner meldete. Der von ſeltſamer Seelenkrankheit gefolterte Graf richtete ſich auf, und ſchritt bleich und geiſterhaft durch das Zimmer, ſo daß der eintretende Secretär bei ſeinem Anblick zuſammenbebte, zumal der Graf, als er den mit grinſender Höflichkeit ſich verbeugenden Mann in's Auge faßte, das Geſicht ſchmerzlich verzog, als wäre ihm eben körperlich wehe gethan worden.

umſichtigſte und ſorgſamſte Pflege, die ein Geſunder einem Kranken angedeihen laſſen kann, wurde der Unglücklichen von ihrem Freunde bei Tag und Nacht erwieſen; unverdroſſen ertrug er ihren Eigenſinn, ihre böſen Launen, und wenn ſie in verzweifeltes Schreien und Jammern ausbrach, beugte er ſich mit ſanftem Tröſtungsworte zu ihr herab und gab ihr die Verſicherung, daß er ſie nie verlaſſen werde. Wie lauſchte er auf jeden ihrer Athemzüge! wie ſuchte er ihr jeden Wunſch an den Augen abzuleſen! wie forſchte er ängſtlich nach ihrem Befinden! Sie wurde übrigens von Tag zu Tag kränker und ihr Wunſch nach dem Tode ſchien in Erfüllung gehen zu wollen.

Die fürſtliche Anſtifterin all' dieſes Unheils befand ſich in einer nicht minder troſtloſen Lage. Donna Juanna war zwar aus ihrer langen und tiefen Ohnmacht wieder zum Bewußtſein gekommen, aber ſie ſtarrte mit einem unheimlichen Blick, den man früher nicht an ihr bemerkt hatte, ſprachlos vor ſich hin und gab auf keine Frage ihrer Umgebung eine Antwort. Ihre Frauen, von dieſem ſeltſamen Benehmen beunruhigt, riefen die Herzogin Margaretha herbei; aber Juanna nahm von der Anweſenheit derſelben ſo wenig Kenntniß, wie von der aller Andern. Der ſtarre Blick ihrer Augen nahm keine andere Richtung und ihr Mund bewegte ſich ebenſo wenig, Margaretha mochte ſagen, was ſie wollte. Der Erzherzog, von dieſem ſehr bedenklichen Zuſtande unterrichtet, kam nun ebenfalls herbei und redete der Kranken mit ſanften Worten zu. Dies brachte einen Eindruck auf ſie hervor. Sie ſah ihn plötzlich mit einem ſcheuen Blick an, ſtreckte die Hand nach ihm aus und als er ſich zu ihr niederbeugte, umarmte und küßte ſie ihn mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit und ſchrie dazu: „O, d'Alnayar! d'Alnayar!“ Dann ſank ſie wieder in die frühere dumpfe Theilnahmloſigkeit zurück. Philipp, ſich erinnernd, dieſen ihm unbekannten Namen ſchon in dem Augenblick aus ihrem Munde gehört zu haben, als er ihr den unſeligen Schlag verſetzt hatte, fragte: „Was iſt das mit dieſem d'Alnayar? Was wollt Ihr damit, Juanna?“ Und da ſie ihm nicht antwortete, wandte er ſich zu ihren Frauen mit dem Befehl, ihm darüber Aufſchluß zu geben; aber keine vermochte ſeinem Willen zu genügen. Das Geſicht der Herzogin Margaretha war aber bei Nennung jenes Namens mit Purpurfarbe übergoſſen und ihr Auge hatte ſich mit einer ſeltſamen Ueberraſchung auf die Kranke gewandt. Als ſie ſich von ihrem Bruder über dieſem Blicke betroffen ſah, ſenkte ſie das Auge verlegen zu Boden.

— „Weißt du etwas über dieſen Namen, Gretchen?“ fragte ſie der Erzherzog. „Gewiß, du kannſt mir Aufſchluß geben; deine Züge, deren Sprache ich ſo gut kenne, verrathen mir, daß er dir nicht ſo unbekannt iſt, wie mir.“

— „Was ich davon weiß, ſollſt du unter vier Augen erfahren,“ verſetzte ſie noch befangener. „Hier kommt Doctor von Smiſſen. Hören wir ſein Urtheil über Juanna's Krankheit.“

Nach langem Zögern und nur auf des Erzherzogs ſtrengen Befehl erklärte der Leibarzt endlich, daß die Erzherzogin unverkennbar an Geiſtesverwirrung und zwar an Tiefſinn leide und daß er ſie für bezaubert halte. Philipp erſchrak und führte ſeine Schweſter in ſeine Zimmer.

— „Ach, Philipp, welch ein Unglück hat dein Leichtſinn hervorgerufen!“ weinte Margaretha, umſchlang aber zu gleicher Zeit ſeinen Hals, gleichſam um ihrem gerechten Vorwurfe den herben Stachel zu nehmen, und drückte ihm Küſſe ſchweſterlicher Zärtlichkeit und ſanften Mitgefühls auf die von Schmerz und Beſchämung höher geröthete Wange.

Er ſchwieg einen Augenblick beſtürzt und in ſeinem Auge lag etwas, wie der Vorbote eines Thränenſtroms, der gewaltſam hervorzubrechen drohte; dann wandte er ſich ab, fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſagte: „Du wollteſt mir ja erzählen, wer dieſer d'Alnayar ſei, deſſen Juanna auf ſo merkwürdige Weiſe gedenkt.“

— „Ich habe Don Alfonzo de Granada, genannt d'Alnayar, perſönlich am Hofe zu Toledo kennen gelernt,“ verſetzte die Herzogin mit etwas weniger Befangenheit; „wenigſtens kann ich nicht glauben, daß Juanna einen

Andern dieſes Namens im Sinne hätte, auch zweifle ich ſehr, daß außer ihm noch ein Mann lebt, der dieſen Namen führt.“

— „Aber in welcher Beziehung ſteht Juanna mit dem Träger deſſelben?“

— „Dieſe Frage zu beantworten, liegt außer dem Bereich meines Wiſſens. Ich kam ja erſt nach Spanien, als Juanna ſchon hier war. Ich kann dir alſo nur über die perſönlichen Verhältniſſe des Don d'Alnayar berichten, über die man zuweilen bei Hofe ſprach, deren genaueres Verſtändniß ich aber einer meiner ſpaniſchen Kammerfrauen verdanke.“

— „Und von welcher Art mögen ſie ſein, mein Gretchen, daß du bis jetzt vermieden haſt, mir auch nur die geringſte Mittheilung über eine jedenfalls intereſſante Perſon zu machen, obgleich deine Güte mir ſo oft und viel von jenen ſpaniſchen Höfen erzählte, die ich bis jetzt nur aus Hörenſagen kenne?“

Jene ſüße Verwirrung machte ſich wieder in Margaretha's Weſen bemerkbar, welche bei der erſten Nennung jenes Namens ſie überraſcht hatte, und ſie verſetzte etwas beklommen: „Ich kann nicht ſagen, wie es gekommen iſt, daß weder Juanna noch ich dir jemals von dieſem jungen Manne erzahlt haben; auch kann ich mich nicht erinnern, daß er zwiſchen ihr und mir erwähnt worden ſei. Der Grund liegt wahrſcheinlich darin, weil, wie mir geſagt worden iſt, dem Don d'Alnayar manches Unrecht an den Höfen von Toledo und Burgos geſchehen iſt und es unvermeidlich ſcheint, ſeiner zu erwähnen, ohne dieſes Unrechts zu gedenken. Ich mochte aber weder unſere Schwiegereltern mit Tadel bei dir herabſetzen, noch Gerüchten, deren Wahrheit ich ja nicht verbürgen kann, durch Weitererzählen einen Schein von Wahrſcheinlichkeit geben.“

— „Wohl weiß ich, daß an den ſpaniſchen Höfen nicht Alles iſt, wie es ſein ſollte, und du ſiehſt mich deshalb ſehr begierig, deine Aufklärung zu empfangen.“

— „Don Alfonzo de Granada iſt von Geburt ein Maure aus dem königlichen Geſchlecht von Granada und ein naher Blutsverwandter der beiden letzten Sultane Abdallah el Zagal und Abdallah el Zaquir, auch Boabdil el Chiko genannt, die, wie du weißt, Oheim und Neffe, in ſo mörderiſchen Streit mit einander gerathen waren, daß dem König von Aragonien, unſerm Schwiegervater, dadurch die Beſiegung Beider und die Eroberung Granadas ſo ſehr erleichtert wurde. Der mauriſche Name des Infanten war Sidi Selim Aben Muhamed; er war der alteſte Sohn des Wali von Baza Sidi Muhamed Aben Yahze Alnayar und ein Enkel des Sidi Yahze Alnayar Aben Selim, erblichen Walis von Almeria. Als Abu Hacen, der vorletzte Sultan von Granada, verzweifelnd, je Herr der Wirren zu werden, die im Reiche ausgebrochen waren und die ſonſt ſo tapfern Mauren in Parteien geſpalten hatten, zu Gunſten ſeines jüngern Bruders Abdallah el Zagal, eines feſten und männlichen Charakters, abdankte, überging er bekanntlich ſeinen Sohn Abdallah el Zaquir, deſſen weiches, poetiſches Gemüth ihm noch viel weniger, als er ſelbſt, geeignet ſchien, die ſchwierige Aufgabe des Throns von Granada zu löſen. Aber Abdallah el Zaquir oder, wie ihn die Caſtilier lieber nennen, Boabdil ließ ſich dennoch von einer Partei verleiten, ſich mit dem Schwerte des Sultans umgürten zu laſſen, und, um ſich gegen ſeinen Oheim zu behaupten, hielt er es mit den Chriſten. Dadurch wurde natürlich die Verwirrung noch ärger. Zagal wurde von ſeinem Neffen und dem aragoniſchen Heere geſchlagen, Granada verſchloß dem flüchtigen Könige, dem es erſt gehuldigt, die Thore und erkannte Boabdil als Sultan an.* Zagal wandte ſich an ſeinen Blutsverwandten und Schwager, den Wali Yahze von Almeria, und deſſen Sohn, den Wali Muhamed von Baza; ſie nahmen ihn gütig auf und hielten zu ihm, als ihn alle Andere verlaſſen hatten. Der Sultan Boabdil fiel, ſobald er die Chriſten nicht mehr brauchte, von dieſen ab und beleidigte den König Ferdinand, unſern Schwiegervater, in der Meinung, ſeine Macht ſei nun befeſtigt und er vermöge auf eigenen Füßen zu ſtehen. Auf dieſes wandte ſich der Sultan Zagal und die beiden Walis Yahze und Muhamed an die beiden chriſtlichen Könige, unſere Schwiegereltern, und kämpften unter caſtiliſchen Fahnen gegen Boabdil. Auf dieſe Weiſe war Muhamed's Sohn Sidi

Selim an die Höfe von Toledo und Burgos gekommen und ſein edler, poetiſcher Sinn hatte Wohlgefallen an chriſtlicher Sitte und Art gefunden. Jung und feurig, kehrte er nach der Einnahme Granadas durch die Chriſten nach Burgos zurück und wurde Chriſt. Unſere Schwiegereltern waren ſeine Taufpathen; er erhielt den Namen Alfonzo de Granada und ward Admiral der Flotte zu Malaga. Man behauptet aber, der König von Aragonien habe ihm nicht nur Hoffnung, ſondern ſogar das Verſprechen gegeben, ihn zum chriſtlichen König von Granada zu machen. Ich weiß nicht, was davon wahr iſt; jedenfalls zeugte Don d'Alnayar's Schwermuth, wenn ich ihn während meiner Anweſenheit in Spanien ſah, von großen Seelenleiden. Er kam nur ein Mal an den Hof von Burgos in einer Geſchäftsangelegenheit, ein ander Mal ſah ich ihn in Granada und zuletzt beſuchte ihn die Königin Iſabella in Malaga und nahm mich mit. Er war ein ſanfter, ſchöner Mann und ein Dichter. Die Mauren ſollen ſeine ſchwermüthigen Lieder in Spanien und Afrika geſungen haben. Er lebte ſtill und unvermählt und war ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt. Dies iſt Alles, was ich von ihm weiß."

Philipp ſah ſeine Schweſter mit einem Blicke an, als glaube er ihr die letzte Behauptung nicht; dann ſagte er mehr vor ſich, als zu ihr: „So hat ihn Juanna jedenfalls geliebt. Es wäre beſſer geweſen, ſie ware ſeine Gemahlin geworden und ich hatte das theure Weſen als Gattin an's Herz ſchließen dürfen, welches meine erſte Liebe beſaß und das ich leider! auch an Spanien habe verlieren müſſen. Ach, konnen mir ſeine Kronen erſetzen, was ich ihm geopfert habe?“

Er weinte und Margaretha vermiſchte, indem ſie ihn abermals umarmte, ihre Thranen mit den ſeinigen; dann entfernte ſie ſich ſtill, um ſich, mit blutendem Herzen, wieder zu einem neuen Feſte ſchmücken zu laſſen.

Dieſe Feſtlichkeiten nahmen ein Ende und am Morgen des 23. October verließ die Herzogin von Savoyen an der Seite des Baſtards und in der Mitte ihrer neuen Landsleute Brüſſel, begleitet von einer großen Anzahl niederländiſcher Edelleute, welche Wilhelm von Croy abermals anfuhrte. Mit wahrem Schmerz riß ſie ſich aus Philipp's Armen los und ſelbſt Juanna ſchenkte ihr einige Aufmerkſamkeit beim Abſchiede und wünſchte ihr wohl zu leben.

Seit dieſem Tage beſſerte ſich der Zuſtand der Erzherzogin etwas; ſie fand wieder Wohlgefallen an ihren Katzen und auch mit ihren Kindern beſchäftigte ſie ſich, wenn ſie ihr gebracht wurden. Der Arzt und die Kammerfrauen nahmen aber bald wahr, daß nichts einen wohlthatigern Einfluß auf die Geiſteskranke ausübte, als der Beſuch ihres Gatten, und der Erſtere rieth dieſem, ihr Zärtlichkeiten wie einem geliebten Kinde zu erweiſen, als das einzige zu ihrer Herſtellung wirkſame Mittel. Philipp, im Gefühl ſeines Unrechts, that ſich Zwang an und widmete ihr täglich einige Stunden, in denen er ſich freundlich mit ihr unterhielt und ihre Liebkoſungen erwiderte. Die ihrigen verloren in der That nichts an ihrer faſt rührenden Heftigkeit. Sie ſchlang jedes Mal ihre Arme um ihn, zog ſeinen Kopf zu ſich herab und erſtickte ihn faſt mit Küſſen. Dazu weinte und lachte ſie in einem Athemzuge wie ein thörichtes Kind. Obgleich ſie nun Stunden lang heiterer war und anfing, ſich zur Reiſe zu rüſten, auf welche ſie ſich ganz abſonderlich freuete, ſo wurde ſie doch von dem Tiefſinn, der ſich ihrer bemächtigt hatte, durchaus nicht gänzlich verlaſſen. Deshalb wurde ihr auch Donna Francesca d'Ulloa, nach der ſie großes Verlangen äußerte, wieder zurückgegeben. Aber auch durch dieſes Mittel wurde der gehoffte Zweck nicht erreicht. Der Arzt verſprach dem Erzherzog endlich von der Reiſe und dem Aufenthalte in Spanien eine vollſtändige Heilung der unglucklichen Fürſtin von dieſer Geiſteskrankheit und Philipp beſchleunigte deshalb die Abreiſe, ſo ſehr er vermochte. Dieſe fand am 4. November mit einem glänzenden Gefolge ſtatt. Außer ſeiner und der Erzherzogin zahlreichen Bedienung ſah man von geiſtlichen Großen den Erzbiſchof von Biſanz, Aegidius Buslidius, den Biſchof von Camerich, Heinrich von Bergen, Kanzler des güldenen Vließes, den Probſt zu Aras, Karl von Rancicourt; dann die Ritter des Bließes: Johannes von Bergen, Johannes von Lützelburg, Philipp von Burgund und Hugo von Melun, die Hofherren und Günſtlinge aus des Erzherzogs nächſter Umgebung und adligen Bedienung: Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Bernhard von Baden, Graf Heinrich von Naſſau, Balduin von Burgund, Florentius Buranus, Herr von Iſelſtein, Antonius von Mailly, Claudius von Pontailleu, Philipp von Boſſu, Philibert von Bere, Johannes von Halwin, Antonius von Balain, Herr zu Montigny, Graf zu Hochſtraaten, Karl von Poupert, Johannes von Trazigni, Euſtach von Brimeu, Herr zu Wezemal, Adrian von Longevall, Maximilian von Horn, Marx von Bübenhoven und ſonſt noch eine große Anzahl von Adel. Es war eine lange Reihe von Reitern und Wagen und in einem derſelben wurden die Katzen der Erzherzogin gefahren. Don Ceſar allein hatte die Ehre, bei ſeiner Gebieterin verweilen zu dürfen.

Die Reiſe ging über Hennegau, wo die Erzherzogin noch nie geweſen war und wo ſie von der Stadt deshalb reich beſchenkt wurde. Ihre Heiterkeit über dieſen Empfang ließ das Beſte hoffen und Philipp ließ es nicht an zarten Aufmerkſamkeiten für ſie fehlen. So läſtig es ihm ſein mochte, er duldete, daß ſie ihr Haupt im Wagen an ſeine Bruſt lehnte und ihn küſſend und mit den ſüßeſten Namen belegend hier entſchlummerte. Das Entzücken über die Beweiſe ſeiner

«Wie weit ſind Sie mit der Einrichtung des Schloſſes zu Adlerſtein?» fragte Graf Eberhard.

«Nach Ew. hochgräflichen Erlaucht gnädigſtem Befehl iſt Alles in beſten Stand geſetzt worden, und Schloß und Stadt harren mit Sehnſucht des neuen gnädigſten Herrn und Gebieters.»

«Gut dann! Ich werde künftigen Montag meinen Einzug in Adlerſtein halten.»

«Ich ſtehe zu unterthänigſtem Gehorſam. Doch erlaube ich mir, wenn mir's Ew. Erlaucht vergönnen wollten, die ergebenſte Anfrage, was es mit den im Schloſſe ſitzenden Gefangnen werden ſoll, da Ew. hochgräfliche Erlaucht ſo großen Widerwillen zeigen, mit dieſen ſcheußlichen Menſchen unter einem Dache zu wohnen?»

«Sie meinen das Diebsgeſindel?»

«Unterthänigſt aufzuwarten.»

«Gibt's weiter keine Gefängniſſe in Adlerſtein, als die im Schloſſe?»

«Im Rathhauſe ſind noch einige Löcher, aber viel zu klein, um das Gelichter alle zu faſſen; auch hat das Amt nicht darüber zu disponiren, und kein ehrlicher Bürger würde ſich ferner mehr hineinſtecken laſſen, wenn dieſe Spitzbuben darin geweſen wären.

Liebe ſtrahlte ihr dann, wenn ſie wieder erwachte, aus den Augen. Dann liebkoſete ſie vor Freuden den fetten Kater und erzählte ihm, wie glücklich ſie ſich in Philipp's Liebe fühle und wie noch weit glücklicher ſie erſt in Spanien ſein werde. So glich ſie in allen Stücken einem verhätſchelten Kinde, das man über einer Ungezogenheit ein Mal hart beſtraft hat und das darüber krank geworden iſt, ſo daß man ihm nun wieder allen ſeinen Willen thut, um ihm nur wieder zur Geſundheit zu verhelfen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Jakob Fugger hatte am Tage vor der Abreiſe des Erzherzogs noch eine geheime Audienz bei demſelben gehabt, worin er ihm Bericht über den Zuſtand der Frau van der Kapellen abſtatten mußte und der tief ergriffene Fürſt dem edlen Bürger die Unglückliche noch ein Mal auf das nachdrücklichſte empfahl.

Einige Tage ſpäter eilte Fugger nach Antwerpen, da er ſeine Schutzbefohlene in den beſten Händen wußte. In Antwerpen fand Fugger ſeinen Gaſt- und Handelsfreund zwar in ſofern in einer beſſern Verfaſſung, daß er die Sprache wieder erlangt hatte, aber Fugger überzeugte ſich auf den erſten Blick, daß er vor einem Manne des Todes ſtehe. In der That war Peter van der Kapellen mit einem Schlage um ſeine beiden köſtlichſten Güter gebracht worden, um die Ehre ſeines Hauſes und die Schönheit ſeiner Frau. So ſehr er ſich ſonſt vor dem Tode gefürchtet hatte, jetzt war er ſo weit gebracht, daß er denſelben mit aufrichtigem

Herzen herbeiwünſchte. So war er ein gänzlich umgewandelter Mann geworden. Seinem Leben war ja Blüte und Frucht geraubt und er fühlte, daß er die Schande nicht überleben könne, welche die von ihm ſo hochgehaltene Frau über ihn gebracht hatte. Die Kinder ſeiner erſten Ehe waren, auf die Nachricht ſeiner ernſtlichen Erkrankung, nach Brüſſel geeilt und hatten ihn dann, ſeinem Wunſche gemäß, nach Antwerpen gebracht, damit er, wie er begehrte, in ſeinem Hauſe ſterben könne. Hier hatten ſie ihn denn vermocht, daß er die ihnen verhaßte Stiefmutter in einer letzten Verfügung von jeder Miterbſchaft als eine Ehebrecherin, die Gottes Gericht ereilt habe, ausſchloß. Niemand war ihnen dabei behülflicher geweſen, als der Archidiakonus Pater Innocenz, welcher ein Verdammungsurtheil über das andere auf die abweſende Sünderin ſchleuderte und das Herz des leidenden Kranken auf's äußerſte gegen ſie erbitterte. Obgleich nun Herrn Peter kein Geheimniß geblieben war, aus welchen Gründen die Erzherzogin-Infantin ſich auf eine ſo grauſame Weiſe an ſeiner Frau vergriffen hatte, ſo blieb er doch dabei, daß ſeine ſelige erſte Frau in jener Nacht nach dem dem Erzherzog gegebenen Banket ihm durch ihre Erſcheinung ſeinen nahen Tod angezeigt habe, und weder Pater Innocenz, noch der ſchwarze Leibdiener Rony fanden es ihrem Intereſſe angemeſſen, ihn dieſem Irrthum zu entreißen. Jakob Fugger begriff ſchnell, daß hier kein Feld der Wirkſamkeit für ihn ſei und daß er in dieſem Hauſe nichts Beſſeres zu thun habe, als dem Tode ſeinen Raub zu überlaſſen. Er wandte deshalb ſeine ganze geiſtige Kraft der mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpften Einrichtung des neuen Handlungshauſes zu und dieſes Geſchäft nahm all' ſeine Umſicht und Thätigkeit in Anſpruch, ſo daß er bald die Freude hatte, behaupten zu können, durch dieſe, von der weitgreifenden Großmuth des Erzherzogs trefflich unterſtützte Thätigkeit ſei die Sache ſo weit gediehen, daß man ihr glückliches und fruchtverſprechendes Aufblühen nun mit Beſtimmtheit vorausſagen könne. Die antwerpener Kaufleute lernten allmälig den einfachen, beſcheidenen und unermüdlichen Mann achten und hochſchätzen und Viele, welche erſt ſeine Gegner geweſen waren, wurden nun ſeine Freunde; Andere gewann er durch den mächtigſten Hebel im irdiſchen Daſein, durch ſein Geld, und die Ausſicht auf reichen Gewinn verſchaffte ihm ſo viel Verbindungen, wie er wünſchte. Als er nun eben im Begriff ſtand, die letzte Hand an das neue Geſchäft zu legen und dann nach ſeinem geliebten Augsburg zurückzukehren, ſtarb Peter van der Kapellen an einer Wiederholung des Schlagfluſſes plötzlich und Jakob Fugger ging in dem pomphaften Leichenzuge deſſelben mit eigenthümlichen Gefühlen. Seltſam überraſcht war er aber nach einigen Tagen, als die Kinder des Verſtorbenen, von denen keines in Antwerpen wohnte, ihm das Haus und das ganze Geſchaft ihres verſtorbenen Vaters zum Kauf anboten. Fugger ſäumte keinen Augenblick, auf dieſes fur ihn vortheilhafte Anerbieten einzugehen, und da er Alles mit baarem Gelde zu bezählen verſprach, ſo wurden beide Parteien bald handelseinig. Am 1. December trat Jakob Fugger als Herr und Principal in das ſchöne Haus und auf die Schreibſtube und empfing die Glückwünſche der Handlungsdiener. Die übrigen unnutzen Leute waren früher ſchon von den Erben verabſchiedet worden. Das Geſchäft der „Gebrüder Fugger in Antwerpen, früher Peter van der Kapellen“ ſollte aber erſt mit dem 1. Januar 1502 eroffnet werden. Bis dahin traf Fugger Aenderungen nach ſeiner Einſicht, ließ die alten Schiffe ausbeſſern und neue erbauen und ſchaffte und ordnete mit ſeiner gewohnten Thätigkeit und herzgewinnenden Menſchenfreundlichkeit, die die Elemente ſeines Lebens waren. Auch übergab er einem portugieſiſchen Kauffahrer, der noch in der Schelde zuruckgehalten worden war, Briefe an Fernando Magelhaens und Jakob Beheim nach Portugal, worin er den glücklichen Fortgang ſeiner Angelegenheiten meldete und ſeine weitern Pläne auf Weſtindien verfolgte.

Wahrend dieſer Geſchäfte fand der thätige Mann Zeit, dann und wann der unglücklichen Kranken in Brüſſel einen Beſuch abzuſtatten, und wenn er nicht ſelbſt kommen konnte, ſo ſchickte er Antonio. Der Tod ihres Mannes und ihre Enterbung erſchutterte Frau Eleonoren ſehr, aber ſie war keines von den weiblichen Gemüthern, welche durch Unglücksſchläge zu ſanften Empfindungen und frommen Vorſätzen geſtimmt werden. Es ſchien im Gegentheil, als erbittere ſich ihr Charakter, vorzüglich durch die getäuſchte Hoffnung auf des Erzherzogs Beſuch vor deſſen Abreiſe. Sie erwähnte ſeiner nie wieder. An die Stelle des eiteln Stolzes trat nun harter Trotz und Groll mit ihrem Geſchick. Als das Gerücht von der Geiſtesverwirrung ihrer grauſamen Feindin zu Eleonorens Ohren drang, flog ein Lächeln befriedigter Rache über ihre entſtellten Züge. Nur Martin's ausdauernder Treue zeigte ſie dankbare Anerkennung. Ja, die Handlungsweiſe dieſes trefflichen Mannes und ſchon ſeine bloße Gegenwart hatte einen beruhigenden und wohlthätigen Einfluß auf dieſes mit der Welt verfeindete Frauenherz und man konnte mit Erſtaunen wahrnehmen, daß ſie gut und mild war, ſo lange er um ſie ſchaltete und waltete. Ihre Wunden waren geheilt und es ſtand ihrer Abreiſe von Brüſſel nichts mehr im Wege, aber ſie zögerte damit von einem Tage zum andern. Martin, ſtets ſanft und gut und ihr ergeben, wie ein frommes Kind, hatte, um ſie über ihre Entſtellung im Ungewiſſen zu laſſen, Alles, was an einen Spiegel erinnerte, ſorgfältig von ihr entfernt; aber ſie hatte ſeine Abſicht durchſchaut, ohne es ſich merken zu laſſen. Einſt, als er von einem Freunde zu ihr zurückkehrte, fand er ſie ohnmächtig auf dem Lager und neben ihr einen kleinen Spiegel, der ihrer Hand entglitten war. Als die Bande der Ohnmacht wichen, bemerkte Meiſter Martin mit Schrecken, daß ihr Geiſt in andere und ſchlimmere gefallen war. Sie ſprach irre und ſchauderte ſtets vor einem Scheuſal zurück, das, ohne zu weichen, vor ihrer Phantaſie ſtand und in welchem ſie ſich ſelbſt erkannte. Sie hatte ſich durch Matty von einer Magd im Hauſe den Spiegel zu verſchaffen gewußt und der Eindruck, den ihre ſo ſchrecklich veränderte Geſichtsbildung auf ſie gemacht hatte, war ein ſchier vernichtender geweſen. Sie fiel in ein hitziges Fieber und ſchwebte mehre Wochen zwiſchen Leben und Tod. Der Maler bewährte abermals ſeine tiefe und klare Treue an ihr. In der Obhut dieſes jetzt heitern und glücklichen Mannes, von welchem ſeit Eleonorens Unfall alle Schwermuth und Traurigkeit, die ihm ſonſt das Leben verdüſtert, gewichen waren, lag ſie wie unter den ſchützenden Fittichen eines guten Genius und Fugger ſorgte gewiſſenhaft dafür, daß ihr nichts abging. Und ſo genas ſie abermals. Der ſonſt ſo grauſame Tod war mitleidiger gegen ſie, als das Leben.

Schweigend und in ſich gekehrt ſaß ſie eines Tages, während der Winter draußen ſtürmte, da und ſchien für die ſie umwaltende Liebe des Malers kein Auge zu haben. Der von fern ſtehende, ſtill ſelige Meiſter glaubte zu bemerken, daß ſie etwas bewege; er näherte ſich ihr, um ſie nach ihren Wünſchen zu befragen.

Sie ſah ihn lange forſchend an, endlich fragte ſie: „Sagt mir, Martin, was iſt aus meinem blinden Vater, was aus meinen Geſchwiſtern geworden?“

Es war das erſte Mal, daß ſie ihre Familie erwähnte.

— „Beruhigt Euch darüber, meine Frau,“ verſetzte der Maler, „es iſt ihnen nichts abgegangen; ſie haben in ihrer gewohnten Lebensweiſe gelebt und werden ferner ſo leben.“

— „Aber von welchen Mitteln? Wer ernährt ſie? wer mich? Verhehlt mir nichts! Ich will es wiſſen!“ Ihre Stimme war unſicher und ſchwankend geworden.

— „Bedenkt, daß Ihr zwei Freunde habt, die Euch mit jeglicher Hülfe, die Ihr und die Eurigen bedürfen, beiſpringen, und daß der Eine davon der reiche Fugger von Augsburg iſt!“

— „Alſo wir leben Alle von der Gnade eines Fremden!“ Sie verhüllte ihr ſchmerzlich zuckendes Geſicht. Als ſie wieder aufblickte, fuhr ſie ernſt und geſetzt fort: „Das kann ferner nicht ſo ſein, Meiſter. Ich darf Eure und Herrn Fugger's Wohlthaten nicht länger annehmen. Nur um Eines bitte ich noch: ſchafft mich fort aus dieſem Lande; dann will ich Arbeit ſuchen und die Meinigen ernähren, wie es mir zukommt.“

— „Eleonore,“ ſagte van der Voort gerührt und ergriff ihre Hand, „hört mich an und gebt mir Beſcheid auf Das, was ich Euch zu ſagen habe. Euer Wunſch, ferner nicht in den Niederlanden zu leben, iſt billig und gerecht und er ſoll erfüllt werden, ſobald es Eure wiedergewonnenen Kräfte erlauben. Ich habe Herrn Fugger zugeſagt, mit ihm nach Augsburg zu gehen und dort Aufträge auszuführen, die er mir theils ſelbſt gegeben hat, theils von ſeinen Freunden verſchaffen wird“ —

— „Nun, ſo nehmt mich mit nach Augsburg. Das iſt weit, ſehr weit von hier und das iſt mir gerade recht. Je weiter vom Schauplatz meines Unglücks, deſto lieber. Dort kennt mich Niemand. Ich will für einen Mann gelten; ich werde nie wieder Frauenkleider tragen, nie ſoll dies unglückſelige Haar wieder wachſen. Laßt mich darum an Euern Arbeiten Theil nehmen als Euer Geſelle; ich will ſehr fleißig ſein.“

— „Ihr kommt meinen und Herrn Fugger's Wünſchen entgegen, werthe Frau. Aber nicht als mein Geſelle, nicht als mein Arbeiter ſollt Ihr in Augsburg leben; nein, Eleonore, als mein Weib, mein geliebtes Weib. Ihr ſeid frei. Erfüllt nun den heißeſten Wunſch meines Lebens. Gebt mir Eure Hand und Euer Herz!“

Erſtaunt, ſchier erſchrocken ſah ſie ihn an und ſtarrte dann lange vor ſich hin, als müſſe ſie ſich beſinnen, ob ſie auch recht gehört. „Wie?“ ſagte ſie endlich. „Iſt das möglich? — Geht, Martin, Euer gutes Herz ſpielt Euch da einen ſchlimmen Streich! Ihr habt einſt das ſchönſte Weib in den Niederlanden geliebt und werdet nun nicht das häßlichſte Scheuſal in den Provinzen heirathen wollen.“

Zum erſten Mal ſprach ſie von ihrer Verunſtaltung und ſie beſaß nicht Herrſchaft genug über ſich, ihre Faſſung zu behaupten; denn ſie brach, als ſie das letzte Wort mit Mühe ausgeſprochen hatte, in ein dumpfes Schluchzen aus.

Martin ergriff wieder ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und ſagte: „Ich habe Eleonore Bry geliebt von Jugend an und ich liebe dieſe Eleonore bis dieſe Stunde und werde ſie lieben, ſo lange ein Athemzug aus meinem Munde geht. Sieh', das iſt ja die wahre Liebe, die nicht an die flüchtige Schönheit der Geſtalt gebunden iſt. Deine Schönheit ſteht unverwelklich in meiner Seele, dort kann ſie keine grauſame Hand verwiſchen. Und aus meiner Seele wird ſie fort und fort auf die Leinwand quellen und dort der Zeit trotzen.

«Ich fürchte für meine Geſundheit, wenn ich viel von dieſen Gräul-Menſchen höre. Was rathen Sie mir, was ſoll ich thun? Sie haben das Vertrauen meines ſeligen Vetters, des Grafen Rudolf Adler von Adlerſtein beſeſſen;» —

«Ich war ſo glücklich,» ſchaltete der Secretär mit ſelbſtgefälligem Lächeln ein.

«So werden Sie ſich auch meines Vertrauens würdig zeigen. Rathen Sie mir! Ich bedarf des Rathes in ſolchen böſen Verhältniſſen.»

«Ich habe gehört,» verſetzte der Sekretär mit einem pfiffigen Ausdruck im Geſichte, «daß unſre Gefangnen nur der kleinſte Theil einer großen und mächtigen Diebsbande iſt, die ſich in den benachbarten Staaten herumtreibt. Und aus dem Brandbrief des Nagelſchmieds Eiſenblut ſieht man, was für Leute dazu gehören. Dieſe Bande ſoll entſchloſſen ſein, zu morden, zu ſengen und zu brennen, was ihr hemmend in Weg kömmt, um ihre Brüder zu befreien. Auch die Wahrheit dieſes Gerüchts hat der Brandbrief hinlänglich bewieſen. Es wird aber nicht bei der bloßen Drohung bleiben. Ew. Erlaucht Lande ſteht die größte Gefahr, der gänzliche Untergang bevor, wenn Höchſtdieſelben die beiſpielloſe Wuth dieſer Mordbrenner reizen.»

Ich habe alſo deine Schönheit unvergänglich, unverwüſtlich; ſchenke mir dazu dein Herz, dich ſelbſt und laß uns zuſammen in friedlicher Eintracht leben und hohe Kunſtgebilde ſchaffen. Sei nicht grauſam, Eleonore, und werde mein Weib.“

— „Du täuſcheſt dich ſelbſt, Martin,“ verſetzte ſie kopfſchüttelnd, „das iſt die Eleonore nicht mehr, die einſt mit dir zuſammen in ihres Vaters Werkſtatt an der Staffelei ſaß. Ich bin ein geſchändetes, in den Staub getretenes Weib. Ich bin gemisbraucht vom eigenſüchtigen Männergeſchlecht, von dem du die einzigſte Ausnahme biſt. Aber gerade deshalb möchte ich dich nicht unglücklich machen. In meiner Seele wachſen fort und fort Fluch und Rache gegen Fürſten und Pfaffen, gegen alle eiteln, begehrlichen Männer. Laß mich mein verdientes Unglück allein tragen und mein Schickſal erfüllen! Es wäre mehr, als grauſam von mir, wenn ich dir eine Strafe aufbürden wollte, da du doch keine Schuld verwirkt. Du biſt ein edler, großmüthiger Menſch, aber ich kann nur als dein Geſell arbeiten. Sieh’, ich will dich lieben; ich will dein Knecht ſein; ich will zu deinen Füßen liegen; ich will arbeiten, bis mir die Augen erblinden, wie die meines Vaters, aber dein Weib kann ich nicht werden, dazu biſt du mir zu lieb und theuer. Nein, Martin, ein ſchönes Weib muß dich beglücken. Auch ihr will ich dienen; ich will ſie erfreuen, wie ich kann;

ich will ihre Magd ſein." Thränen erſtickten ihre Stimme.

Martin umſchlang die Unglückliche zitternd; es war das erſte Mal, daß er ſie umarmte. Auch er weinte.

— „Es wird ſich Alles finden, ſagte er dann. „Wir wollen die Reiſe rüſten, damit wir ſie antreten können, wenn du erſtarkt biſt. Wenn du auch hier meinen Bitten zu widerſtehen vermagſt, wo dich Alles an die Vergangenheit erinnert, in Augsburg beginnt ein neues Leben für dich; dort wirſt du bald die geachtete und bewunderte Künſtlerin ſein. Und dieſe Bewunderung wird eine dauerndere ſein, als die frühere; ſie wird auch eine edlere und reinere ſein. Dann dünkt dir leicht, ja nothwendig, was jetzt unmöglich, und du wirſt mein liebendes und geliebtes Weib."

— „Umgaukle nicht dich, nicht mich mit trügeriſchen Hoffnungsbildern. Ich muß dir noch Eines ſagen, aber ich vermag es nicht laut; ich fürchte mich vor dem Schall meiner eigenen Worte bei dieſem Geſtändniß."

Und ſie zog ihn hocherröthend und die Augen vor Scham niederſchlagend zu ſich und flüſterte ihm etwas in's Ohr.

Martin ſchien einen Augenblick betroffen, dann aber küßte er ſie auf die Stirne und ſagte: „Nichts vermag meine Liebe zu vertilgen, meinen Vorſatz umzuſtoßen. Das ſchwere Unglück iſt für dich ein heißes, heilſames Bad geweſen; es hat dich von aller Schuld und von allen Fehlern gereinigt. Du biſt jetzt wieder Eleonore Bry und bleibſt ewig meine geliebte Eleonore.“

Nach dieſer Unterredung zog eine ſtille Heiterkeit bei dem Künſtlerpaar ein. Eleonore brachte Tage lang an der Staffelei zu und machte bewundernswerthe Fortſchritte in der Kunſt, wie ſie an Körperkräften zunahm. Sie war meiſt ſchweigſam; von den Gefühlen, die ſtill in ihr glühten, ließ ſie ſich nichts abmerken; aber ihr Charakter bildete ſich in dieſer Ruhe zu einer ſtählernen Feſtigkeit aus. Nach Antwerpen zurückzukehren, verweigerte ſie. Sie wollte die Heimat nie wiederſehen. Die Abreiſe wurde von allen Betheiligten betrieben. Fugger ging mit Veit voran, um in Augsburg den Empfang ſeiner Gäſte vorzubereiten. Es war verabredet, daß Niemand dort erfahren ſollte, wer ſie ſeien. Der gewandte Antonio blieb bei Martin und Eleonore als Bedienung; dagegen war die ſchwarze Matty in andere Dienſte getreten.

An einem heitern Wintertage fuhr ein verſchloſſener Wagen nach Süden dem Rheine zu, deſſen ſtolze Pferde ein dunkelfarbiger Zigeunerburſche mit geſchickter Hand lenkte. Drinnen ſaß ein alter, blinder Mann und ein junger in verſtändigem Kunſtgeſpräch, ein dritter lehnte ſchweigend in der Ecke. Zwei muntere Mädchen und ein kecker Junge nahmen die vordern Sitze ein. Es war die Familie Vry und Martin van der Voort. In dem ſchweigenden Jüngling hätte Niemand die ſchönſte Frau Antwerpens wieder erkannt.

Ende des erſten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Erſte Abtheilung.

Philipp von Oeſtreich.

Roman in drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber
1846.

Philipp von Oeſtreich.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Die Reiſe nach Spanien.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein deutſcher Leinweber.

Erſte Abtheilung.

Philipp von Oeſtreich.

Zweiter Theil.

«Aber was ſoll ich thun, um dieß zu verhüten?» rief der Graf mit einem Anſtrich von Aengſtlichkeit.

«Es iſt meiſt Sitte, daß Fürſten und Herrn, wenn ſie in neue höchſtihnen zugefallne Staaten einziehn, ein allgemeines Begnadigungs-Edikt erlaſſen und allen Verbrechern verzeihen. Ew. hochgräfliche Erlaucht könnten Gelegenheit nehmen, ſich höchſt gnädig und huldreich zu erweiſen, wenn Höchſtdieſelben allen Gefangnen die Freiheit ſchenkten, und das Spitzbubenvolk mit dem Befehle über die Grenze transportiren ließen, daß es gehängt, und geköpft werden ſolle, wenn es ſich wieder innerhalb Dero Lande betreten laſſe.»

«Und Sie meinen: alle? ſelbſt den Nagelſchmied, der den Brandbrief geſchrieben, nicht ausgenommen?»

»Ew. Erlaucht Gnade werden ja nicht einen Gefangenen ausnehmen.»

«Es iſt wahr, das wäre ungerecht. Alſo alle frei?»

«Ew. Erlaucht brauchen nur Befehl zu geben, und wenn Höchſtdieſelben der Stadt Adlerſtein das Glück Höchſtihres Einzugs ſchenken, ſollen alle Gefängniſſe leer ſein.»

«Mit großer Freude würde ich Ihren menſchenfreundlichen Rath ohne Weiters befolgen, Herr

Erſtes Kapitel.

Das raſtloſe Beſtreben der bis zur tiefſten Verächtlichkeit treuloſen Politik zu Ende des fünfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts iſt maßloſe Vergrößerungsſucht an Land und Leuten. Mit einer nimmerſatten Gierde verſchlingen dieſe habſüchtigen Fürſten Länder auf Länder, nur um ſie zu beſitzen; denn ſie zu regieren verſtehen ſie nicht und noch weniger begreifen ſie den Geiſt, der in den Völkern ſich zu regen beginnt, das erſte Flügelzucken des Genius, der einſt mit ſeinen majeſtätiſchen Fittichen, auf ſeinem Flug über die Erde, die Fluren befruchtend beſtreifen und einem beſſern Menſchengeſchlecht Kraft und Begeiſterung zuführen wird. Wir ſehen den tollkühnen Herzog Karl von Burgund ein armes Hirtenvolk bekriegen aus keinem Grunde weiter, als um es zu unterjochen, damit er ſich ein Reich ſchaffe, ſo weit der Rheinſtrom ſeine Waſſer führt, von den Gipfeln der Schweizeralpen bis an die Ufer der Nordſee. Wir ſehen das habsburger Fürſtenhaus die verlangenden Arme nach reichen Ländererbinnen ausſtrecken und die Bande der Ehe zu Reifen ſchmieden, um Länder und Völker zuſammenzuhalten, die nicht zu einander gehören. Es ſtößt in dieſen ſchlauen Beſtrebungen mit dem franzöſiſchen Königshauſe zuſammen, das dieſelben Grundſätze verfolgt. Die Erwerbung Burgunds und der Niederlande durch das öſtreichiſche Fürſtenhaus, jener zwar deutſchen Länder, deren Beherrſcher aber einer Zweiglinie des franzöſiſchen Königshauſes entſproſſen waren, wurde die Quelle von Kriegen zwiſchen Frankreich und Oeſtreich, die dritthalbhundert Jahre die beſten Kräfte dieſer Länder verſchlungen und vielen Tauſend Menſchen das Leben gekoſtet haben. Und ſchon griff derſelbe Habsburger mit der zuſammenraffenden Hand nach einer zweiten Länderperle an Frankreichs Bruſt, nach dem reichen Herzogthum Bretagne, als eine unerhört treuloſe Handlung des jungen Königs Karl des Achten von Frankreich dieſes Land dem franzöſiſchen Königshauſe ſicherte. Die heiligſten Eide, Gelobniſſe und Verſprechungen waren zu nichts weiter da, als um ſchmählich gebrochen zu werden, ſobald dadurch ein Vortheil erlangt werden konnte.

Ein neuer Gegenſtand der fürſtlichen Ländergier wurde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Königreich Neapel. Kaum hatte jener franzöſiſche Karl, voll ritterlicher Abenteuerlichkeit, aber ohne ritterliche

Ehrenhaftigkeit, durch einen kühnen Gewaltſtreich das Herzogthum Bretagne mit deſſen Erbin an ſich geriſſen, als ihm auch ſchon nach einem andern, obgleich weit fernern Lande gelüſtete. Dieſes ſeltſame und knabenhafte Gelüſten hat auf das Schickſal und die Geſtaltung Europas einen großen und merkwürdigen Einfluß ausgeübt und ſeine Folgen in den nächſten zwei Jahrhunderten überraſchen das in den Geſchichtsbüchern forſchende Auge.

Seit der ruchloſe Herzog Karl von Anjou, der Sohn des Königs Ludwig VIII. und der Bruder Ludwig IX. des Heiligen von Frankreich, nach des deutſchen Königs Konrad des Hohenſtaufen Tode, ſich vom Papſt Clemens IV. mit Neapel und Sicilien, dem Erbe des zweijährigen Konradin von Schwaben, Konrads Sohn, hatte belehnen laſſen, weil der Papſt den rechtmäßigen Herrn dieſer Königreiche, jenen Konradin, als den Sohn eines im Kirchenbanne geſtorbenen Königs nicht anerkennen wollte; ſeit jenem ſchmachvollen Raub am letzten Hohenſtaufen, durch die Enthauptung Konradins, der im Kriege gegen Karl von Anjou in deſſen Gefangenſchaft gerathen war, zum unauslöſchlichen Schandfleck in der Geſchichte geſtempelt, hatte das Haus Anjou den Königsthron von Neapel beſeſſen, es waren nun faſt dritthalbhundert Jahre. In Sicilien war Karl ſchon nach achtzehn Jahren (1282) durch die blutige ſicilianiſche Vesper vertrieben worden und das Reich war an das Königshaus Arragonien durch Peter I. gekommen, welchen Konradin auf dem Blutgerüſte zu ſeinem Erben erklärt hatte. Dagegen war das Haus Anjou mit Karls Enkel Karl Martell auf den ungariſchen Königsthron gelangt. In Neapel hatte dieſes franzöſiſche Herrſcherhaus die wildeſten Kämpfe zu beſtehen, hervorgerufen aus den heftigen Leidenſchaften der Parteien und aus der furchtbaren Sittenverderbniß der Zeit. Die merkwürdigſten Schickſale erlebten die beiden Königinnen Johanna I. und Johanna II., von denen jene die vierte, dieſe die ſiebente Stelle in der Reihe der Könige aus dem Hauſe Anjou einnahm. In den wildeſten Wirren hatte Johanna I. (1380) den Herzog Ludwig von Anjou, zweiten Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich adoptirt, da ihre eigenen Söhne geſtorben waren; aber der Gemahl der Margaretha, Schweſtertochter Johanna's, Karl der Kleine von Durazzo, bekämpfte die Königin deshalb, weil ſie ſeine Gemahlin, ihre Nichte, früher zur Thronfolgerin beſtimmt hatte.

Johanna gerieth in Karls Gewalt und wurde 1382 auf ſeinen Befehl erdroſſelt; Ludwig von Anjou gelangte nicht zum Throne, ſondern ſtarb im Kampfe um denſelben 1384. Karl, König von Neapel, erfuhr 1386 in Ungarn, wohin er gezogen war, um, nach ſeines Vetters Ludwig des Großen Tod (1382) dieſes Königreich ebenfalls in Beſitz zu nehmen, daſſelbe Schickſal, welches er der Königin Johanna bereitet hatte; er ward ermordet. Seine Witwe Margaretha ließ ihren Sohn Ladislaus zum König von Neapel krönen und verwaltete als Vormunderin deſſelben die Regierung; aber auch Ludwigs von Anjou Witwe, Marie von Bretagne, ließ ihren Sohn Ludwig II. vom Papſt in Avignon zum König von Neapel krönen, und der alte Kampf der beiden verwandten Häuſer dauerte in den Söhnen fort. Endlich entſchied der Papſt den Streit zu Gunſten Ladislaus', der 1400 Neapel einnahm, und Ludwig II. kehrte in die Provence zurück, als deren Herrn er ſich behauptete. Hier ſtarb er aber ſchon 1417 mit Hinterlaſſung zweier Söhne, Ludwig und Renatus (René). Der Erſtere führte als Ludwig III. den Titel König von Neapel. Ladislaus hatte ſchon 1414 ſein wüſtes Leben beſchloſſen und ſeine Schweſter Johanna war ihm als Thronerbin gefolgt. Dies iſt die Königin Johanna II. So raffte der Tod die wilden und leidenſchaftlichen Spieler in dieſem verwirrten Drama jung hinweg, aber ſie vererbten ihre Wünſche, Beſtrebungen und Leidenſchaften auf ihre Nachkommen. Nun ſtanden ſich Johanna II. und Ludwig III. von Anjou feindlich gegenüber und dieſer belagerte jene in Neapel. In der Bedrängniß adoptirte Johanna, die, obgleich zwei Mal vermählt, keinen Thronerben geboren hatte, den König Alfons V. von Arragonien und ernannte ihn zu ihrem Nachfolger. Ehe ſie dieſer aber befreien konnte, ſah ſie ſich genöthigt, ſich mit der Anjou'ſchen Partei zu vergleichen. Alfons kam, trat ſiegreich in Neapel auf und gewann die ganze ehemalige Durazzo'ſche oder ungariſche Partei, als deren Haupt er nun galt. Bald war er der mächtig gebietende Herr, und die Königin, die ihn ins Land gerufen, zog ſich aus Furcht vor ſeiner ſchnell wachſenden Macht in das Caſtell von Capua zurück, wo ſie von Alfons belagert, von der Anjou'ſchen Partei aber befreit wurde. Hierauf widerrief ſie die Adoption des Königs von Arragonien und adoptirte dafür Ludwig III. von Anjou, der auch die Hauptſtadt eroberte (1424), als Alfons, ſeiner häuslichen Angelegenheiten halber, nach Spanien gegangen war. Zehn Jahre ſpäter ſtarb Ludwig III. und hinterließ ſeine Anſprüche an die Krone von Neapel ſeinem Bruder René. Johanna ſetzte ihn zum Erben des Königreichs ein und ſtarb neun Wochen ſpäter 1435. Obgleich 1437 zum König von Neapel gekrönt, konnte ſich René doch nicht gegen den andrängenden Alfons behaupten, der ihn 1442 in die Flucht trieb und ſich im Beſitz des Königreichs behauptete. Das Haus Anjou gab nun zwar ſeine Anſprüche an die Königskrone von Neapel nicht auf, aber es konnte ſich nicht wieder in Beſitz derſelben ſetzen. Im Jahre 1481 ſtarb mit Herzog Karl das Haus Anjou aus und vererbte ſeine Beſitzungen und Anſprüche an das königliche Haus von Frankreich. Auf dieſe Weiſe hielt ſich der junge König Karl VIII. für den rechtmaßigen Pratendenten von Neapel.

Alfons von Arragonien, auf ſo wenig rechtliche Weiſe im Beſitz des Throns von Neapel und Sicilien, vererbte denſelben, da er keine eheliche Nachkommenſchaft hatte, auf ſeinen naturlichen Sohn Ferdinand 1458. Wenn das Haus Anjou nun ſchon guten Grund hatte, den Vater als unrechtmäßigen Beſitzer darzuſtellen und zu bekriegen, ſo konnte es den unehelichen Sohn um ſo härter angreifen. Und König Karl VIII. von Frankreich glaubte ſich in ſeinem guten Rechte, als er um 1490 den Gedanken faßte, Neapel zu erobern und den unrechtmaßigen König Ferdinand zu vertreiben. Dieſen abenteuerlichen Gedanken verdankte er dem Herzog Ludwig Sforza, von ſeinem Sinnbilde, einem Maulbeerbaume, il Moro genannt. Ludwig, der ſchlaueſte und rankevollſte Furſt ſeiner Zeit, von ſeiner eignen Klugheit ſehr eingenommen (weshalb er ſich auch gern der „Maulbeerbaum“ nennen ließ, der erſt bluht, wenn kein Nachtfroſt mehr zu fürchten iſt, aber dann ſchnell und uppig bluht und in kurzer Zeit reife Fruchte bringt), Ludwig war der zweite Sohn jenes kuhnen Condottiere Francesco Sforza, der, nichts weiter als der kaufliche Anfuhrer eines von ihm beſoldeten wilden Haufens Soldaten (meiſt Räuber), den letzten Herzog von Mailand aus dem Hauſe Visconti Philipp Maria vermochte, ihm ſeine natürliche Tochter Blanca Maria zur Gemahlin zu geben und ſich dann, trotz dem Widerſpruche des Herzogs Karl von Orleans, zum Herzog von Mailand emporſchwang. Karl von Orleans, ein Blutsverwandter des franzöſiſchen Königshauſes, war nämlich der Sohn von Valentina Visconti, Tochter des erſten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti's. — Es iſt bekannt, daß Francesco Sforza's Vater ein Bauer war, aber ein genialer, kraftvoller Menſch, der als Söldnerhauptmann (Condottiere) in Neapel unter Johanna II. Geſetze gab und als Graf von Catagnole ſtarb, nachdem er ſeinen ihm gleichen Sohn Francesco in ſeine Laufbahn eingewieſen hatte. Francesco's ritterliche Kraft hielt ihn auf dem mailändiſchen Herzogsſtuhl und von ſeinen beiden Söhnen Galeazzo und Ludwig folgte ihm der Erſtere, ein grauſamer, wolluſtiger Tyrann, der bald genug einem Mörderdolche als Opfer fiel. Ueber ſeine unmündigen Kinder Johann Galeazzo und Blanca führte ihres Vaters Bruder, jener Ludwig il Moro die Vormundſchaft und für den Erſtern die Regierung. Ludwigs Schlauheit bot dem deutſchen Könige Maximilian eine ſehr beträchtliche Geldſumme, wenn er ſich mit ſeiner Mündel Blanca vermählen wollte, und der ſtets in Geldverlegenheiten ſteckende letzte Ritter erhob die zwar ſchöne, aber kalte und ungeliebte Fürſtin, Urenkelin eines gemeinen Bauers und Enkelin einer unehelichen Tochter des Hauſes Visconti, zur Königin und Kaiſerin. Ja Max ging für mailandiſches Geld noch weiter. Das Herzogthum Mailand war ein Lehn der deutſchen Königskrone; denn Kaiſer Wenzel hatte Galeazzo Visconti zum Herzog von Mailand erhoben. Aber weder der trotzige Franz Sforza, noch ſein Sohn Galeazzo Maria hatten die Belehnung nachgeſucht. Auch Johann Galeazzo, des Königs Maximilian Schwager, ſuchte ſie nicht, als er mündig geworden war. Wohl aber ſuchte ſie deſſen Ohm und Vormund Ludwig, ſobald er durch Blanca mit Maximilian in ſo nahe Verhältniſſe gekommen war; er ſuchte ſie — für ſich ſelbſt. Denn er hielt den jungen Herzog Galeazzo, den er für blödſinnig ausgab, und der es vielleicht wirklich war, von der Regierung zurück und verwaltete dieſelbe ferner, obgleich er kein Recht dazu hatte. Nun hatte ſich aber der junge, in ſolcher Abhängigkeit, ſchier Gefangenſchaft, gehaltene Herzog mit einer Tochter des Königs Ferdinand von Neapel vermählt und zeugte drei Kinder mit derſelben, wobei ein Sohn. König Ferdinand von Neapel beklagte ſich öffentlich bitter über die Gefangenſchaft und Zurückſetzung ſeines Schwiegerſohns durch deſſen Oheim und drohete dem Letztern endlich mit Krieg. König Maximilian war ſchwach genug, für ſchweres Geld den Oheim ſeiner Gemahlin mit dem Herzogthum Mailand zu belehnen und ſeinen Schwager Galeazzo auszuſchließen, aber er vermochte den ſchlauen Ludwig nicht vor der gerechten Rache des Königs von Neapel zu ſchützen.

Da wande ſich Ludwig an den abenteuernden König Karl von Frankreich, rief demſelben die alten und veralteten Anſprüche des ausgeſtorbenen Hauſes Anjou auf den neapolitaniſchen Königsthron ins Gedächtniß und ſtachelte ihn zu jenem abenteuerlichen Ritterzuge auf, der in der zweiten Hälfte des Jahres 1494 zu Stande kam. König Ferdinand von Neapel erlebte denſelben nicht; denn er ſtarb ſchon im Januar dieſes Jahres und hinterließ die Kronen beider Sicilien ſeinem Sohne Alfons II. Dieſer wurde aber von dem ſiegreichen König von Frankreich vertrieben und floh nach Sicilien, wo er, noch kein Jahr lang König, wenige Monate darauf vor Kummer ſtarb. Der unglückliche Alfons II. hinterließ einen Sohn Ferdinand und einen Bruder Friedrich; der Erſtere vermochte als König von Neapel dem reißenden Glücksſtrom des franzöſiſchen Königs nichts entgegen zu ſetzen. Er mußte mit ſeinem Oheim Friedrich das ſchöne Neapel ebenfalls verlaſſen. Aber ſo ſchnell Karl VIII. Neapel gewonnen hatte, ſo ſchnell verlor er es wieder; denn der Herzog von Mailand Ludwig, der den franzöſiſchen König zu dem Eroberungszug nach Neapel vermocht, fürchtete jetzt das ſchnelle Glück deſſelben, fürchtete, daß der Herzog Ludwig von Orleans, der ſich beim franzöſiſchen Heere befand, ſeine gerechten Anſprüche an Mailand geltend machen werde, und brachte deshalb ein Bündniß gegen die Franzoſen zwiſchen dem Papſt und andern italieni-

Sekretär, wenn meine Frau Mutter nicht ganz andern Sinnes wäre. Vielleicht würde ſie uns beigetreten ſein, wenn nicht geſtern Abend die Mutter des Nagelſchmieds hier angekommen wäre und ſich durch mehre Äußerungen des Einverſtändniſſes mit ihrem Sohne verdächtig gemacht hätte. Nun beſteht die gnädige Frau Mama auf einer ſtrengen und exemplariſchen Beſtrafung des Nagelſchmieds ſamt ſeiner Mutter. Wird aber der Eine beſtraft, ſo muß ich als gerechter Herr alle beſtrafen. Die Gefangnen werden alſo nicht frei gelaſſen, nicht einer. Sie bleiben auch alle in ihren Gefängniſſen. Auf den Montag ziehe ich ein. Dann wollen wir weiter ſehen. Ihnen aber vertraue ich die Mutter des Nagelſchmieds an, welche Sie in Adlerſtein ſofort an den Amtmann abzuliefern haben. — Ich werde demſelben ſelbſt darüber ſchreiben.» Und ſogleich ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb. Der Sekretär ſtand wie verſteinert. Das Wort blieb ihm im Halſe ſtecken. Vergebens beſann er ſich auf eine ſchickliche Einrede. Es brauste ihm im Kopfe, wie Mühlräder; er wechſelte die Farbe mehrmals, räuſperte ſich, kratzte ſich hinter den Ohren, und wagte doch nicht, ſeinen gnädigſtgebietenden Herrn mit einem Worte ſchen Fürſten, die ihre Exiſtenz von den übermüthigen Franzoſen bedroht ſahen, zwiſchen dem ſpaniſchen Könige Ferdinand dem Katholiſchen von Arragonien, Neffen jenes Alfon's I., der Neapel erobert hatte, und Iſabella von Caſtilien, endlich auch dem deutſchen Könige Maximilian zuſammen und dieſe Verbündeten vertrieben den König Karl wieder aus Neapel. Jenes Bündniß brachte die berühmte und folgenreiche Doppelheirath der Kinder des ſpaniſchen Königspaars mit den Kindern Maximilians zu Stande. Der junge König Ferdinand II. von Neapel kam aber doch nicht in Beſitz ſeines Reichs; er ſtarb im October 1496 bei der Belagerung von Cajeta, einer der letzten Städte, welche die Franzoſen inne hatten, an einem hitzigen Fieber und hinterließ ſeine Krone ſeinem Oheim Friedrich. In dieſen Wirren hatte alſo Neapel in drei Jahren fünf Könige, nämlich Ferdinand den Unehelichen (ſtarb 1494), deſſen Sohn Alfons II. (ſtarb 1495), deſſen Sohn Ferdinand II. (ſtarb 1496), Karl VIII. von Frankreich (vertrieben 1495) und endlich Friedrich, Ferdinands II. Oheim. Karl VIII. von Frankreich ſtarb 1498 ebenfalls; ſo hatte der Tod abermals raſch die Häupter dieſes Kampfes im blühendſten Mannesalter entfernt und es ſchien nun, als ſollte König Friedrich von Neapel, allein noch übrig, in Ruhe regieren. Aber der erſt ſo ſehr niedergehaltene Herzog Ludwig von Orleans, jetzt plötzlich gegen alles Erwarten König von Frankreich, nahm nicht nur die Krone und die ſchöne Witwe ſeines Vorgängers in Beſitz, er betrachtete ſich auch als Erben der Anſprüche Karl's VIII. auf die neapolitaniſche Krone, ſowie er ſeine eignen Anſprüche auf das Herzogthum Mailand mit Kraft und Erfolg betrieb. Es hatte ſich nun einmal die Anſicht feſtgeſtellt, daß dieſe unechten Arragonier kein Recht auf Neapel hatten und König Friedrich vom Thron entfernt werden müßte. In der That war Friedrich, wie ſeine Vorgänger, nur von Ferdinand's des Katholiſchen tapferm General, dem berühmten Großcapitain Gonſalvo Fermandez de Cordova, der auch Karl VIII. vertrieben hatte, geſchützt und gehalten. Wollte alſo König Ludwig XII. ſeine Anſprüche auf Neapel geltend machen, ohne ſich dem ungewiſſen Looſe eines Kriegs mit Ferdinand dem Katholiſchen auszuſetzen, ſo mußte er dieſen auf friedlichem Wege zu gewinnen ſuchen. Und dieſen Weg ſchlug König Ludwig ein, als er ſich bald nach ſeiner Thronbeſteigung mit Ferdinands Schwiegerſohn, dem Erzherzog Philipp von Oeſtreich und Burgund auf das innigſte zu befreunden ſuchte. Seit zwei Jahren hatten nun ſchon nachbarlich freundliche Beziehungen zwiſchen dem franzöſiſchen und dem burgundiſchen Hofe ſtattgefunden, und ſchon waren von Seiten des erſtern Antrage geſchehen, die zweijährige Prinzeſſin Claude de France, die Tochter Ludwigs und Anna's von Bretagne, mit Philipps Sohne, dem Prinzen Karl von Luxemburg, zu verloben. Aber in dieſen zwei Jahren hatte König Ludwig auch Mailand erobert und den Herzog Ludwig Sforza, den Oheim der deutſchen Königin, den Freund des Königs Maximilian, gefangen nach Frankreich geführt. Es mußte dem König Ludwig daran liegen, den dadurch bei Maximilian hervorgerufenen übeln Eindruck durch die Freundſchaft mit deſſen Sohn Philipp wieder zu verwiſchen und auf dieſem Grunde ſeinen Plan der Eroberung Neapels auszuführen. Ja über den Beſitz einiger Städte in Burgund, die Frankreich innebehalten, Maximilian aber für ſeinen Sohn ausgeliefert verlangte, war es ſogar zu einem kurzen Kriege zwiſchen Oeſtreich und Frankreich gekommen, den Ludwig beigelegt wünſchte, um ſeine Abſichten auf Mailand und Neapel ausführen zu können. König Ludwig hatte dem Erzherzog Philipp jenen Plan in Bezug auf Neapel entdeckt und deſſen Beifall gewonnen, ſodaß er, vom burgundiſchen Fürſtenpaar unterſtützt, vom franzöſiſchen Geſandten an den ſpaniſchen Höfen dem ſpaniſchen Königspaar in Vorſchlag gebracht werden konnte. Der Plan beſtand darin, den König Friedrich vom neapolitaniſchen Königsthrone zu entfernen und das Königreich Neapel zwiſchen Ludwig von Frankreich und Ferdinand von Arragonien zu theilen, und zwar ſo, daß der Erſtere das eigentliche Königreich Neapel mit dem Königstitel und Abruzzo, Letzterer aber die beiden Calabrien und die

Provinzen von Apulien haben ſollte. Sobald Ferdinand der Katholiſche ſeinen Vortheil gewahrte, bot er gern die Hand, und ſo fand die merkwürdige und unerhörte Thatſache ſtatt, daß zwiſchen dieſen beiden Königen im Herbſte 1500 der Theilungsvertrag über ein großes reiches Land zu Stande kam, deſſen rechtmäßiger König noch lebte. Im Sommer des folgenden Jahres beſtätigte der Papſt dieſen Vertrag und nun drangen franzöſiſche Kriegsvölker in Neapel ein und der Großcapitain, der zeither den König Friedrich geſchützt, ſchickte ſich an, denſelben zu bekriegen und Calabrien und Apulien für ſeinen Herrn einzunehmen. Schon im Juli war das franzöſiſche Heer im Beſitz der Hauptſtadt; der König Friedrich war vorher auf die Inſel Iſchia entwichen; von hier aus unterhandelte er mit König Ludwig, trat demſelben das Königreich gegen eine jährliche Penſion ab und begab ſich nach Frankreich; denn er wollte lieber unter dem Schutze dieſes Königs leben und ſterben, als unter dem ſeines treuloſen Vetters Ferdinand.

Ganz zu derſelben Zeit nahm auch der Großcapitain Beſitz von den an Spanien gefallenen Landertheilen; aber bald entſtanden zwiſchen ihm und dem Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres, Herzog von Nemours, Spannungen über Landſtriche, welche die Franzoſen als zur Portion ihres Königs gehörig eingenommen hatten und welche die Spanier als zum Antheil ihres Königs gehörig beanſpruchten.

So ſtanden die Angelegenheiten zwiſchen Frankreich und Spanien, als König Ludwig die nachbarlich freundſchaftliche dringende Einladung an den Erzherzog Philipp und die Erzherzogin Johanna ergehen ließ, auf der Reiſe nach Spanien ihren Weg über Blois, die Reſidenz des Königs von Frankreich, zu nehmen.

Eine reiche und prächtige Geſandtſchaft des Königs hatte das erzherzogliche Paar an der Grenze Frankreichs empfangen; in Paris hatte ihnen die reiche Kaufmannſchaft einen glänzenden Empfang bereitet, wobei man ſogar den Weg, welchen Philipp und Johanna zu gehen hatten, mit prächtigen Teppichen belegte, und im Parlament, das der Erzherzog als Graf von Flandern und Zwölffürſt des Reichs beſuchte, war er mit der Präſidentenſtelle beehrt worden. Von Paris ging die Reiſe über Orleans nach Blois. Mehre Meilen vor der Stadt ſah ſich das hohe Paar von den franzöſiſchen Prinzen vom Geblüt bewillkommnet und mit großen Feierlichkeiten eingeholt.

Am Eingang des königlichen Palaſtes empfing der ſchöne und ritterliche König, der edelſte und ſtattlichſte Mann ſeines Landes, damals im vierzigſten Jahre ſtehend, das junge Fürſtenpaar, umarmte den Erzherzog und ließ die Erzherzogin durch die Herzoge ſogleich zur Königin geleiten, während er mit Philipp an zwei Stunden lang Arm in Arm im großen Saale auf- und abſchritt, ein lebhaftes Wechſelgeſprach unterhaltend.

— „Laßt uns den alten Hader zwiſchen Oeſtreich und Frankreich auf ewig begraben“, ſagte der König. „Er hat beiden Ländern keinen Segen gebracht; es iſt wahrlich unſer beiderſeitiger Vortheil, Friede und Freundſchaft zu halten. Ihr ſeid in den Niederlanden geboren und aufgewachſen und ſeid nicht aufgefüttert worden mit öſtreichiſchen Vorurtheilen gegen Frankreich; ich, vom herrſchenden Königshauſe niedergehalten, gehaßt und ſchlecht behandelt, war nicht der Prinz, der in das alte franzöſiſche Schimpflied auf Oeſtreich einſtimmte, ja ich war der Freund und Bundesgenoſſe Eures Vaters, weshalb ich Gefangenſchaft und Schmach vom König erdulden mußte. Aber nun bin ich König von Frankreich, nach Gottes Rathſchluß, und Ihr ſeid der Erbe von Oeſtreich, ſeid jetzt ſchon Herr von Burgund und Niederland und werdet ohne Zweifel einſt deutſcher Kaiſer, werdet König von Arragonien, König von Caſtilien, König von Sicilien werden. Wir ſind die Manner, die den ewigen Frieden zu ſchließen berufen und geſchickt ſind. Euers Vaters Majeſtat hat mich mit den Haaren zu dem burgundiſchen Kriege gezogen; ich weiß, Ihr habt dieſen Krieg nicht gebilligt. Und Ihr werdet Euch nicht daran ſtoßen, daß ich als rechtmäßiger Erbe von Mailand mich in den Beſitz deſſelben geſetzt und den Schelm Sforza verdrängt habe."

— „Ich biete Ew. königl. Würden zu dieſem Frieden mit Freuden die Hand," verſetzte der Erzherzog geſchmeichelt. „Niemanden iſt dieſes blutige Gezänke verhaßter geweſen, als mir, und die Verbindung meines Vaters mit dem Hauſe Sforza war nicht nach meinem Geſchmack. Meine Kindheit iſt mir verdorben worden durch die Zwiſtigkeiten in den Niederlanden, welche Frankreich fort und fort erregte. Und hat je ein König treuloſer gehandelt als Euer Vorfahr an meinem Hauſe? Denkt an meine Schweſter, Sire, denkt an Eure Gemahlin, die beſtimmt war, meine Stiefmutter zu werden."

— „Die böſe Schuld Karls VIII. wird Ludwig XII. ſühnen. Das Herzogthum Bretagne, das dem öſtreichiſchen Hauſe durch jene Treuloſigkeit entging, ſoll meine Tochter Claudia Euerm Sohne zubringen. Woran Anna von Bretagne durch Gewalt Karls VIII. verhindert wurde, das ſoll ihre Tochter Claude de France durch die Liebe Ludwigs XII. ausführen, geſetzt, daß es Euer Wille noch iſt, auf meinen Euch gemachten Vorſchlag einzugehen, unſere Kinder mit einander zu vermahlen. Und wenn mir meine Anna noch einen Dauphin ſchenkt und Gott läßt ihn leben, ſo wird eine Euerer Töchter einſt Königin von Frankreich."

— „Dieſe Vermählung Karls mit der Prinzeſſin

Claude iſt und bleibt einer meiner eifrigſten Wünſche," verſetzte der Erzherzog, „und ich begrüße Ew. königl. Würden als Schwiegervater. Die zweite Vermählung mit dem zu erwartenden Dauphin müſſen wir Gott anheimſtellen." Die Fürſten gaben ſich die Hände mit der Verſicherung, dieſen Handſchlag als die ſtille Verlobung ihrer Kinder anzuſehen.

— „Und da ich zum Herrn der Niederlande, zum Erben der öſtreichiſchen Lande geſprochen," fuhr der König fort, „ſo laßt mich nun zum Erben von Arragonien und Sicilien reden. Ein merkwürdiges Schickſal, dem die Könige ſchier noch mehr unterworfen ſind, als andere Sterbliche, hat Euch unvorhergeſehen auch zum künftigen Träger der ſpaniſchen Königskronen beſtimmt; Ihr ſeid jetzt auf der Reiſe begriffen, um Euch als Thronerben in Caſtilien und Arragonien anerkennen zu laſſen. Ihr ſeid alſo auch der Fürſt, mit welchem der König von Frankreich den Vertrag erneuert und bekräftigt, durch welchen der alte Streit der Häuſer Anjou und Arragonien beigelegt wurde, und ich denke: Philipp von Burgund und Ludwig von Orleans werden darüber nicht minder einig ſein, als über den Streit Oeſtreichs und Frankreichs."

— „Wenigſtens hegt Philipp von Burgund dieſelben friedlichen und freundlichen Geſinnungen als Erbe von Spanien, wie als Erbe von Oeſtreich, und Karl von Luxemburgs Kinder ſollen — wenn's Gott gefällt — Euch einſt nicht minder Großvater nennen, wie mich."

— „Ihr redet, wie ich es von Euch gewünſcht und von einem Erzherzog von Oeſtreich erwartet habe, und ich hege das feſte Vertrauen zu Euch, daß Eure Handlungen Euern Worten entſprechen werden. Ihr werdet den ehrenhaften Ruf bewahren, deſſen das Erzhaus Oeſtreich ſeit alten Zeiten genießt."

— „Sagt mir nur, Sire, was wünſcht Ihr von mir? Was ſoll ich thun in der neapolitaniſchen Angelegenheit? Man hat mir hinterbracht, es fänden Differenzen zwiſchen Euch und dem arragoniſchen Hofe ſtatt; aber ich kenne ihre Natur nicht. Beliebt's Ew. Würden, ſo unterrichtet mich vom Stande der Dinge."

— „Ew. Hoheit iſt bekannt," verſetzte der König, „daß das Haus Anjou dieſelben vollgültigſten Rechte auf das Königreich Neapel beſitzt, wie ſie das Haus Orleans auf das Herzogthum Mailand beſaß, nicht allein von jenem Karl von Anjou her, der die päpſtlichen Lehen empfing und über den letzten Hohenſtaufen triumphirte, während Peter von Arragonien ſich auf nichts berufen konnte, als auf ein zweifelhaftes Vermächtniß jenes Konradin, welches dieſer auf dem Blutgerüſt ausgeſprochen haben ſoll, das Vermächtniß eines Landes, von dem der Unglückliche ſelbſt keinen Fuß breit beſaß; die Rechte des Hauſes Anjou ſind auch bewährt durch den Beſitz zweier Jahrhunderte, und endlich widerrief Johanna II. jene voreilige Adoption des Königs Alfons von Arragonien und adoptirte Ludwig III. von Anjou. Wenn ſich nun auch Alfons durch die Gewalt der Waffen behauptete, ſo war damit das Recht der Anjou nicht beſiegt, ſo wenig wie durch die Uſurpation der Sforza das Recht der Orleans auf Mailand; am wenigſten aber konnte, ihnen gegenüber, die unechte Nachkommenſchaft jenes Alfons' auch nur einen Schein von Recht gegen Anjou auf die Krone von Neapel geltend machen. Es iſt demnach ſo klar, wie Sonnenlicht, ich, als der Erbe der Anjou, bin auch der Erbe des ganzen ungetheilten Königreichs Neapel; doch biete ich mit meinem unbeſtreitbaren Rechte Euerm Schwiegervater die Hälfte des Königreichs an, der ohnedies Sicilien beſitzt, auf welches das Haus Anjou dieſelben Rechte hatte, wie auf Neapel. Ich trete ihm Apulien und die beiden Calabrien ab, um ſie mit Sicilien zu vereinigen, und will nur Neapel und Abruzzo für mich behalten. Ich thue das Alles, um endlich einmal den alten Hader zu beendigen, die Wirren zu löſen, und ich opfere die Hälfte des Landes, das mir ganz gehört, um die andere Hälfte in Frieden und Ruhe zu regieren. Und nun, nachdem ich das Alles gethan und der Herzog von Nemours in meinem Namen den Theil des Landes, der mir nach dem klaren Theilungsvertrag zukommt, eingenommen und beſetzt hat, kommt Don Gonſalvo de Cordova, Euers Schwiegervaters zu unterbrechen. Der Graf ſiegelte, übergab ihm den Brief mit den Worten: «Ich befehle Ihnen die beſte Behandlung der Gefangnen an!» und ſchellte dem Leibdiener, dem er aufgab, ſchnell einen bequemen Reiſewagen, mit Betten ausgelegt, anſpannen zu laſſen. «Leben Sie wohl,» rief er dem verdutzten Sekretär zu; «auf den Montag ſehen wir uns wieder.»

Sprachlos trat dieſer bei der Gräfin ein und berichtete das kräftige Handeln des Grafen. Sie wußte nicht, ob ſie ſich darüber freuen oder erſchrecken ſollte. — «Iſt das noch der düſtere Träumer, der ſich leiten ließ wie ein Lamm? dem alle Geſchäfte verhaßt waren? der ſich vor der Nacht fürchtete, und vor allen Leuten, die er nicht kannte, ſcheu zitternd zurückwich?» fragte die Gräfin den Profeſſor, als der Sekretär fort war, unter vier Augen vertraulich.

«Ich fürchte: er iſt erwacht!» verſetzte dieſer «und Eliſe iſt der Magnet geweſen, der ihn berührt und aufgeſcheucht hat.»

«Um Gotteswillen fort mit ihr! Eilen Sie, daß ſie Zöllners Frau werde.»

«Nur, wenn Sie ſelbſt gar nichts mehr gegen meine Verbindung mit Chriſtiane Vierig haben.»

Feldherr, und verlangt, die Franzoſen ſollen ihm die Provinzen Capitanata und Baſilicata räumen, weil dieſe zu der arragoniſchen Landesportion gehörten. Nun haben aber ſeit uralten Zeiten, und ſo lang das Königreich beſteht, die Capitanata und die Baſilicata zu Abruzzo gehört, und nur weil es dem unrechtmäßigen Beſitzer Neapels, dem Eroberer Don Alfons von Arragonien, beliebt hat, die Baſilicata zu Apulien zu ſchlagen und ſeine unechten Nachkommen auch die Capitanata zu dieſer Provinz gerechnet haben, aus dieſem Grunde ſoll ich ſie an Don Ferdinand abgeben, ich, der ich ſie ſchon in Beſitz habe. Dies iſt eine ſo himmelſchreiende Ungerechtigkeit, daß ich mich ihr mit allen mir zu Gebot ſtehenden Mitteln widerſetzen werde, und ſollten es die Waffen ſein."

— „Um Gott!" rief Philipp, von der Heftigkeit des Königs beunruhigt, „es wird doch um ein Paar kleine Provinzen nicht zu neuem und blutigem Streit zwiſchen ein Paar Mächten kommen ſollen, die ſich eben auf das innigſte befreundet haben?"

— „Dieſes Aeußerſte zu verhindern, ſoll eben Eure Sache ſein. Ueberzeugt Euern Schwiegervater, wie unrecht er hat, auf die Herausgabe der Capitanata und der Baſilicata zu beſtehen, und thut das Eure, den Vertrag zwiſchen ihm und mir aufrecht zu erhalten."

— „Sire, ich verbürge mich mit meinem fürſtlichen Worte, ja mit meiner eigenen Perſon für Eure Zufriedenſtellung und für die Erhaltung des Friedens!“ ſagte Philipp leidenſchaftlich und voreilig, worauf ihn der König umarmte und Beide ſich die Hände reichten mit der Verſicherung, ſich ſtets treu bleiben zu wollen.

Die drei oberſten Hofdamen der Königin, die Gräfinnen von Nevers, Valentinois und Candale, ließen ſich anmelden und traten herein, um den Erzherzog zur Konigin zu führen. Anna, noch immer eine der größten Schönheiten Frankreichs, erhob ſich freundlich, trat dem ſich dreimal verneigenden jungen Fürſten mit Grazie entgegen, reichte ihm die Hand und küßte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirn. Die holde Erbin von Bretagne ſtand damals in ihrem neunundzwanzigſten Lebensjahre und hatte ſich, obgleich ſchon die Gattin des zweiten Königs von Frankreich und Mutter von vier Kindern (die drei Kinder aus ihrer erſten Ehe waren ſchon vor Karl VIII. geſtorben), jene anmuthvolle Schönheit bewahrt, die neben ihrem herrlichen Erblande König Maximilian ihren Verluſt ſo ſchmerzlich bedauern ließ.

— „Das Glück, Ew. konigl. Hoheit Mutter nennen zu dürfen, das mir ein grauſames Schickſal in dem Augenblicke verſagte, als ich es ſchon zu haben vermeinte, wird nun meinem Sohne zu Theil werden,“ ſagte der Erzherzog verbindlich. „Und wenn ich die uberſchwengliche Fulle Eurer Liebenswürdigkeit gekannt hätte, wer weiß, ob ich nicht der Nebenbuhler meines eignen Vaters geworden wäre; und mir — ich ſchwör's! — hätte kein König von Frankreich Euch entreißen ſollen; denn ehe er daran gedacht, hätte ich Euch in meinen Armen gehalten und mit unzerreißbaren Banden an mich gefeſſelt."

— „Ihr macht ſogleich Euerm Rufe Ehre, ein unwiderſtehlicher Held im ſüßen Kampfe gegen unſer ſchwaches Geſchlecht zu ſein," verſetzte die Königin, „und wie es ſcheint, kennt Ihr den Umfang Euerer Stärke und habt ein unbedingtes Vertrauen darauf. Nun da ich weder Eure Gemahlin, noch Eure Mutter ſein durfte, ſo habe ich als Schwiegermutter wenigſtens große Luſt, mich mit Eurer trefflichen Gemahlin zu verbinden, um Euern Eroberungszügen in das weibliche Gebiet alle mögliche Hemmniſſe in den Weg zu legen."

— „O ich würde Eurer Hülfe gewiß bedürfen," ſagte die Erzherzogin, „aber dann müßtet Ihr uns begleiten, Hoheit; denn ich allein bin nicht ſtark genug, um mich an ſeine Flügel zu hängen. Er ſchleudert mich ab und flattert, der bunte, ſtolze Schmetterling, von einer Blume zur andern."

— „Wenigſtens am franzöſiſchen Hofe ſoll er ſich die küſſelüſternen Lippen nicht mit dem Blütenſtaub unſrer Blumen färben," ſcherzte die Königin weiter, ohne zu ahnen, daß ſie damit einen ſchmerzlichen Stachel im Herzen der Erzherzogin berührte und nur noch tiefer drückte. Johanna wurde ſtill und hatte noch ſelbigen Tags Anwandlungen von ihrem krankhaften Tiefſinn, doch gelang es den abwechſelnden Zerſtreuungen und glänzenden Feſtlichkeiten, die das königliche Paar ſeinen Gäſten bereitete, dieſen Anfall der düſtern Geiſteskrankheit der Erzherzogin wieder aus dem Felde zu ſchlagen; und die Königin war um ſo mehr bemüht, die Infantin zu erheitern, als ihr, Dank den burgundiſchen Hofdamen, ja ſogar einigen Hofherrn und Begleitern des Erzherzogs, welche flüchtige Herzensverbündungen unter den reizenden Damen des franzöſiſchen Hofes angeknüpft hatten, die traurige Veranlaſſung der momentanen Geiſtesverduſterung Johanna's kein Geheimniß blieb. Am ſchlechteſten wurde die gütige und theilnehmende Königin in dieſen freundlichen Bemühungen von dem leichtſinnigen und flatterhaften Erzherzog ſelbſt unterſtützt, der, hier in einen Luſtgarten von weiblicher Schönheit, Jugend, Liebreiz, Geiſt und Muthwillen verſetzt, auf den prachtvollen Feſten, nach dem bezeichnenden Ausdrucke ſeiner Gemahlin, recht wie ein dufttrunkener Schmetterling von einer herrlichen Blume zur andern taumelte und ſich wenig um das Herz ſeiner Donna Juanna bekummerte, das unter dem Biſſe des Giftzahns Eiferſucht blutete und zuckte.

Von der Königin begab ſich das erzherzogliche Paar zu der kleinen Prinzeſſin Claudia, die von ihnen als Braut ihres Prinzen Karl begrüßt und von der Erzherzogin Johanna mit einem ſehr werthvollen und prächtigen Diamantringe beſchenkt wurde. Dann führte der König ſeine Gäſte in den großen Courſaal, wo bereits der Hof verſammelt war, um ihnen die Prinzen und Prinzeſſinnen des Hauſes und den vornehmen Hofadel vorſtellen zu laſſen.

Zweites Kapitel.

An der Spitze der Prinzeſſinnen vom Geblüt traten ein Paar höchſt reizende liebenswürdige Geſtalten Arm in Arm heran, jugendlichen Sylphenkindern oder ſelbſt ſüßen, wohlthätigen Feen vergleichbar, die durch den Zauber der Schönheit und Anmuth Alles beherrſchen, was in ihre Nähe kommt, und Philipps Augen glänzten von wonniger Ueberraſchung bei ihrem Anblick. Als aber der Großceremonienmeiſter ihre Namen nannte: „die Gräfinnen Anna und Germaine von Foix“, zuckte ein blitzheller Freudenſtrahl über das ſchon erſt verklärte Geſicht des jungen Fürſten und zeigte es im herrlichſten Ausdruck ſeiner ganzen jugendlich männlichen Schönheit.

— „O,“ rief er, „mir längſt bekannt, ja vertraut durch die begeiſterten Lobpreiſungen meiner Schweſter! Denn mein Gretchen und ich, wir ſind ein Herz und eine Seele, meine angebeteten Damen, und wen Gretchen liebt, den lieb' ich doppelt, einmal für ſie, einmal für mich, und da ihr Herz euch, ſchöne Gräfinnen, mit unbegrenzter Anhänglichkeit zugethan iſt, ſo reichen die Huldigungen, die ich euch darbringe, ſogar über mein Leben hinaus. Ich habe den Augenblick mit unbeſchreiblicher Sehnſucht herbeigewünſcht, euch von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, und da er nun erſchienen iſt, ſtehe ich ſtumm und kann keine Worte finden, die Freude meines Herzens und die Anerkennung eueres hohen Liebreizes auszudrücken.“

— „Nun wenn das Eure Stummheit iſt, mein Herr,“ rief die muthwillige Anna, „dann bin ich ſehr begierig, Eure Beredtheit kennen zu lernen.“

— „Wenn etwas im Stande iſt, mir die Zunge zu löſen, ſo iſt es ein gütiger Blick Eures Auges, holde Gräfin. Iſt es meiner wonnetrunkenen Seele vergönnt geweſen, ſich einige Augenblicke in den ſüßen Seen dieſer Augen zu baden, dann liegt ſie geſtärkt auf meinen Lippen, und was ſie da Begeiſtertes und Seliges ausſtrömt, das hat ſie Alles erſt von Euch empfangen.“

— „Die zärtliche Seele muß wirklich bereits dies Bad genommen haben,“ bemerkte die ruhigere, ſtolz blickende Germaine.

— „Ich fühle ſelbſt an dem Entzücken, von dem ſie durchſtrömt wird, daß es ſchon geſchehen iſt,“ entgegnete Philipp lachend. „Wie wäre es auch anders möglich? Ihr wißt, wie der berühmte Magnetberg die Nägel meilenweit aus den Schiffen zieht, die in das zu ſeinem Bereich gehorige Meer kommen, und daß nichts ſeiner Kraft widerſtehen kann, was von Eiſen iſt, und zu ihm muß und von ihm feſtgehalten wird, es mag wollen oder nicht. So ſind Euere Augen die unwiderſtehlichen Magnete für ein zärtliches Herz."

— „Ihr ſeid ganz ſo, wie Euere Schweſter Euch uns beſchrieben hat," ſagte Germaine mit einem etwas ſpottiſchen Lacheln; „denn Ew. Hoheit muß wiſſen, daß Ihr uns auch kein unbekannter Mann ſeid; Margaretha's zärtliche Schweſterliebe hat uns in ihren Briefen ein treues Bild von Euch entworfen."

— „Deſto beſſer, ſo brauche ich mir keinen Zwang anzuthun. Ich gebe mich immer am liebſten gleich, wie ich bin."

In der Nacht, als der Erzherzog ſich mit ſeinen beiden Lieblingen, dem Pfalzgrafen Friedrich und dem Baron Philibert von Vere, nach dem glanzenden Hofbanket auf ſeine Zimmer zurückgezogen hatte, rief er, berauſcht von ſtarken Empfindungen: „Hilf Gott, ich bin wie bezaubert von dieſen Huldinnen! Das iſt mir noch nicht begegnet, daß ich unter Dreien nicht weiß, welcher ich den Vorzug geben ſoll. Ich bin in die drei Geſchwiſterkindsmuhmen gleich verliebt; die ſchmachtenden ſanften Augen der Konigin ziehen mich nicht minder an, wie die Schelmenaugen Anna's und der ſtolze wurdevolle Blick Germaine's. Wenn mich der ſpottiſche Zug um den Mund der Letztern reizt, ſie durch Liebe zu bezwingen und zahm zu machen, ſo möchte ich Annen im ſcherzenden Spiele die Lippen wund küſſen und endlich meinen Mund ſanft auf die lang befranſten Augenlider der Königin drucken, die ſo viel gefuhlvolle Schwärmerei bedecken, damit ſie in der Nacht von mir traume."

— „Aber unter dieſen Umſtanden werdet Ihr zu keinem Ziel kommen, gnadiger Herr," ſagte der Pfalzgraf. „Ihr mußt Euch fur Eine erklären, ſonſt verzehrt Ihr Euch in nutzloſer Glut; wenigſtens gebt Einer um der Andern den Vorzug."

— „Du haſt recht, Friedrich; ich muß mich entſcheiden. Aber rathet mir! Laßt uns uberlegen! — Die Königin? So ſehr mich das Verlangen qualt, zu ihren Füßen zu ſinken und dann in ihre Arme, ſo mag ich doch dem König nicht zu nahe treten. Auch behandelt ſie mich etwas mutterlich. Ich will zwiſchen den beiden Gräfinnen wahlen. Habt Ihr nicht ausgekundſchaftet, was fur Liebhaber ſie haben?"

— „Das ſollt Ihr morgen erfahren, gnadigſter Herr," ſagte Philibert. „Ich vermuthe, daß Germaine mit dem Grafen Armignac liirt iſt. Ueberhaupt wurde ich mich an Euerer Stelle für Anna entſcheiden; ſie verſteht jedenfalls reizender zu lieben, wenn auch fluchtiger, als ihre Couſine. Germaine mag vielleicht tiefer, anhaltender empfinden, aber was nutzt Euch das fur die kurze Zeit Eueres Aufenthaltes? Ihr wurdet kaum vermögen, den Grafen Armignac auszuſtechen. Anna will nicht mehr als die Blume vom Zephyr. Sie öffnet ihm ihren Kelch, wenn er daher fährt; er küßt ſie und fährt weiter, und ſie beklagt ſich nicht."

— „Ich bin des Barons Meinung," fügte der Pfalzgraf hinzu. „Anna iſt liebenswürdiger als Germaine und in ihrer Art eben ſo ſchön."

— „Und ſie erinnert mich in ihrer äußern Erſcheinung an Luiſe von Maine, meine erſte Liebe. O Luiſe! Luiſe! ſo hab' ich keine wieder geliebt. Ich werde dich in Spanien wieder finden. Mir zittert das Herz bei'm Gedanken, daß ich ſie wieder ſehen ſoll; denn ach! noch lieb' ich ſie ſtark und innig und ihr Anblick wird die alten Flammen anfachen. — Ja, Anna kam mir gleich bekannt vor; ich konnte mich nur nicht bei der erſten Begrüßung beſinnen; hernach fiel mir bei, daß ſie viel Aehnlichkeit mit Luiſen hat. Aber wie iſt ihr beizukommen, dieſer ſchelmiſchen Anna? Die beiden Couſinen Anna und Germaine erinnern mich an die beiden Inſeparabiles in den Zimmern der ſchönen Frau van der Kapellen in Antwerpen; man ſieht ſie ſtets zuſammen, als wären ſie unzertrennlich."

— „Laßt mich dafür ſorgen," ſagte der Pfalzgraf. „Ich werde Germainen die Cour machen."

— „Und ich den Grafen Armignac eiferſüchtig," lachte Philibert. „Unſer altes Glück wird uns doch hier nicht verlaſſen, Ew. Hoheit zu einer ſüßen Stunde zu verhelfen?"

«Nichts will ich mehr dagegen haben. Alles will ich zufrieden ſein; nur wenden Sie das mir drohende Unglück ab.»

«Ich eile nach Adlerſtein, unter dem Vorwande, des Grafen Einzug zu ordnen; Eliſe begleitet mich. Und Alles iſt gemacht.»

«Die Donner der eiſernen Krachbüchſen vor dem Schloße zu Adlerſtein waren mit dem Geläute aller Glocken der Stadt und dem Jubelgeſchrei ihrer ſämtlichen Bewohner verhallt, und Graf Eberhard Falk von Adlerſtein hatte in dem ihm durch Erbſchaft zugefallenen Schloße ſeinen glänzenden Einzug gehalten. An der Seite ſeiner Frau Mutter hatte der bleiche junge Mann, in ſeine Lieblingsfarbe, in Weiß gekleidet, in einem offnen von ſechs glänzenden Schimmeln gezognen Wagen geſeſſen, und den frohen Leuten wehmüthig freundlich zugenickt; vor dem Thore hatte ihn der Magiſtrat, vor dem Schloſſe die Geiſtlichkeit und das Juſtiz-Amt empfangen. Der Amtskopiſt und der Subdiaconus, die einzigen Dichter in Adlerſtein, hatten wenigſtens ein halbes Schock Freudencarmina angefertigt und weiß gekleidete Jungfrauen hatten die poetiſchen Raritäten ſtoßweiſe übergeben. Von

Der Operationsplan war entworfen.

Die Königin Anna, die Gräfin Anna und die Gräfin Germaine waren Kinder dreier Geſchwiſter aus dem Hauſe Navarra, dem königlichen Hauſe nahe verwandt. Dieſe drei Geſchwiſter waren Margaretha, Johann und Katharina geweſen, Kinder Gaſtons von Foix und Leonora's, Tochter Johanns II., Königs von Navarra und Sicilien. Margaretha, an den letzten Herzog von Bretagne (Franz) vermählt, war die Mutter der Königin Anna von Bretagne; Johann, Fürſt von Narbonne, vermählt mit Maria von Orleans, Schweſter des Königs Ludwig XII. war der Vater Germaine's, und Katharina, an ihren Vetter Gaſton von Foix vermählt, war die Mutter Anna's. Germaine war alſo von mütterlicher Seite eben ſo gut Geſchwiſterkindsmuhme des Königs, wie von väterlicher Seite der Königin. Anna und Germaine waren zuſammen am franzöſiſchen Hofe aufgewachſen; dann war Germaine, nach dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter an den navarreſiſchen Hof gefolgt, da das Haus Orleans von der königlichen Familie gehaßt und verfolgt war; als aber 1498 der Herzog Ludwig von Orleans unerwartet zum Throne berufen war, hatte er ſeine Schweſter mit ihrer Tochter an den neuen Hof zurückgerufen. Anna's Aeltern lebten noch beide; ihr Vater diente als General im franzöſiſchen Heere in Neapel.

Am folgenden Tage zeichnete der Erzherzog die ſchöne muthwillige Anna vorzüglich aus und ſie war an dieſem und den folgenden Feſttagen — denn Feſt reihete ſich an Feſt und eine Luſtbarkeit verdrängte die andere — ſeine auserkorne Tänzerin. Er hatte durch ſeine Günſtlinge erfahren, daß ſie keinen entſchiedenen Liebhaber beſitze, und ſo ſchmeichelte er ſich, unbekümmert um ſeine ehelichen Bande, mit der ſüßen Hoffnung, ihr leichtes, flatterhaftes Herzchen auf die Dauer einer Woche zu gewinnen.

— „Schöne Anna,“ flüſterte er ihr eines Abends bei'm Tanze zu, als er ihre zarte Geſtalt im Arm hielt, „hätte mein Vater mich nicht vor fünf Jahren an Spanien verhandelt, ich würde mich heute ſelbſt an Frankreich verkaufen.“

— „Habt Ihr das Schickſal Euerer Schweſter vergeſſen? Zwiſchen Oeſtreich und Frankreich taugt ſolcher Handel nicht.“

— „Ihr würdet den ewigen Frieden zwiſchen beiden Häuſern hergeſtellt haben.“

— „Anna de Foix wäre für den Sohn des deutſchen Königs, für den reichen Herzog von Burgund und Niederland nicht vornehm, nicht reich genug geweſen.“

— „Aber Anna de Foix iſt mehr als reizend, mehr als liebenswürdig, um jenem deutſchen Königsſohn das Herz noch heute zu entflammen, wo er mit traurigen Banden gefeſſelt iſt. Ja ich vermag das Geſtändniß nicht zurückzuhalten, daß ich der Sklave Euerer Schönheit geworden bin.“

— „Wenn ich Germaine wäre, ſo wurde ich Euch ſtolz antworten, Ihr beleidigt mein Ohr mit dieſen Reden, denn in mir fließt das Blut des heiligen Ludwigs. Ihr, der Gatte der Erbin von Caſtilien und Arragonien, laßt mich nicht wieder ſolche Worte hören, oder Ihr werdet mit ihnen meinen Zorn und meine Rache aufrufen; denn nicht ungeſtraft beleidigt man eine Tochter der Konige von Frankreich! Da ich aber Anna bin, ſo ſage ich nur: Ihr ſeid ein liebenswürdiger Sauſewind; ich kenne Euch wohl, der Geruch Eurer Heiligkeit iſt auch zu meiner Naſe gedrungen. Ihr habt der armen Luiſe von Maine, meiner lieben Jugendgeſpielin, das Köpfchen auch verdreht, und jede ſchone Kaufmannsfrau ſetzt Euer Herz in Flammen, das fürwahr aus Zunder und durrem Reisholz zu beſtehen ſcheint. Darum bilde ich mir gar nichts drauf ein, wenn Ihr wirklich in mich verliebt ſeit. Sagt es mir aber nicht noch einmal, ſonſt kundige ich Euch den Krieg an.“

— „O ich merke, er iſt ſchon ausgebrochen,“ verſetzte der Erzherzog, „aber ich ſtrecke die Waffen, gebe mich Euch gefangen und küſſe meiner Beſiegerin huldigend die Fuße. Und wenn Ihr mich zum Tode fuhren laßt, es liegt ein ſußer unwiderſtehlicher Reiz darin, Euch zu ſagen: ich liebe Euch.“

— „Wenn ich boshaft wäre, ich wurde Euere Gemahlin zur Bundesgenoſſin gegen Euch aufrufen; aber ich will die Sache für Das nehmen, was ſie iſt, für eine Galanterie des leichtherzigen Philipp von Oeſterreich."

— „Und wollt mich mit einem Kuſſe begnadigen und mir dann erlauben, mit zehn Küſſen oder mehr den Friedensvertrag zu beſiegeln?"

— „Wer ſpricht von Gnade, von Frieden oder gar von Küſſen? Ihr macht ſeltſame Sprünge in Euern Verhandlungen. Sie ſchicken ſich nicht für einen Ehegemahl und Vater von drei Kindern, der ſeinen Sohn bereits mit der Tochter des Königs von Frankreich verlobt hat."

— „Ach, Anna, mein Herz iſt erſt dreiundzwanzig Jahre alt! Soll es nicht ſüße Gefühle hegen? Soll es nicht der ſchönſten Prinzeſſin am franzöſiſchen Hofe huldigen? Soll es nicht für das muthwilligſte Elfenkind erglühen, weil die ſogenannte Staatsweisheit meine Hand an die Spanierin gefeſſelt hat? Nein, Gräfin, Ihr ſeid trotz dieſem Staatscoup nicht minder ſchön und mein Herz iſt nicht minder empfänglich für Eure Schönheit. Herz und Jugend folgen ihren eigenen Geſetzen, die mit denen der Politik nichts zu ſchaffen haben."

— „Zu Euerm Glück kann man Euch nicht zürnen, wenn man Euch in Eurer „Stummheit" hört."

— „Soll der Friede geſchloſſen werden? Ihr habt mich an meine Kinder erinnert. Um nun als guter Oeſtreicher beim Friedensſchluß nicht aus der Art zu ſchlagen, nach welcher bekanntlich die Fürſten meines Hauſes ihre Kinder mit dem Gegencontrahenten verloben, ſelbſt wenn ſie noch in der Wiege liegen, ſo wollen wir noch einen Schritt weiter gehen und unſre Kinder verloben, da die Eurigen noch gar nicht geboren ſind."

— „Schämt Euch doch, einer Jungfrau von ſolchen Dingen zu reden. Ich werde mich nie vermählen."

— „O Ihr ſeid keine zimpferliche deutſche Prinzeſſin, ſondern eine Franzöſin. Und ſo viel Schönheit ſollte todtes Kapital bleiben? Nimmermehr! Ihr ſeid von der Natur beſtimmt, einen jungen Fürſten zum Gott zu machen. O wäre doch ich zu dieſer Götterſchaft auserleſen geweſen! Aber unſern Kindern wollen wir das Glück bereiten, das mir ſelbſt — ich wage nicht zu ſagen uns — verſagt iſt."

— „Beliebt's Euch nicht, einen Ehecontract aufſetzen zu laſſen, den König und Königin als Zeugen unterſchreiben?"

— „Ein köſtlicher Einfall!" jubelte der Fürſt. „Fürwahr ich möchte dieſen Abend einen Blick in die Zukunft thun können, um zu wiſſen, wer mein Schwiegervater wäre, da ich die Schwiegermutter glücklich gefunden. Nehmt nur keinen Alten, Gräfin, damit es Euch nicht ergehe wie der Aurora mit ihrem Tithonus. Denn Ihr werdet gewiß auch ſtets jung und ſchön bleiben, wie die roſenfingrige Aurora; ich kann es mir wenigſtens nicht als moglich denken, daß der hohe Liebreiz Euerer Geſtalt jemals eine Umwandlung erfahren konnte. Und unſerm Vertrag muß die Moglichkeit der Erfullung bleiben. Wißt Ihr keinen Sterndeuter oder Nekromanten, den wir befragen konnen? Ich möchte ſchon Allerlei wiſſen.“

— „Dieſem Euern Herzenswunſche kann vielleicht eher genügt werden, als dem erſtern.“

— „Wie? Ihr wißt einen guten Propheten?“

— „Solltet Ihr noch nicht von der ſchönen Prophetin gehort haben, welche geſtern hier angekommen iſt?“

— „Eine Prophetin? Eine ſchöne Prophetin? Kein Wort weiß ich!“

— „Und doch iſt keinem unſerer Hofherren ſeit heute Mittag die Sache ein Geheimniß mehr. Mich wundert aber, daß die Eurigen Euch noch nichts mitgetheilt. Man muß es ihnen verſchwiegen haben.“

— „Nun ſo laßt mich aus Euerem ſußen Munde zuerſt erfahren, was das fur eine Prophetin iſt.“

— „Der Glanz der Feſte, welche Euch der Konig gibt und noch zu geben gedenkt, hat eine Zigeunerbande von Paris herbeigelockt, die hier Geſchafte zu machen gedenkt, da die meiſten ihrer Glieder ſchon alte gute Bekannte unſrer Hofherren und Damen ſind. Es iſt aber ein neues Subject dabei, wenigſtens ein ſolches, welches unſern Hofherren noch nicht zu Geſicht gekommen iſt, und ſie haben gute Augen fur ſolche Gegenſtande. Dies iſt nämlich ein junges Mädchen, welches die Zigeuner für die älteſte Tochter ihrer Königin und alſo für ihre künftige Königin ausgeben. Sie ſollen nämlich die ſehr vernünftige Gewohnheit haben, ſich nur von einer Dame beherrſchen zu laſſen, der ſie in Herzensangelegenheiten ganz freie Wahl laſſen. Dieſe junge königliche Prinzeſſin nun ſoll von ausnehmender Schönheit ſein, ihre Sehergabe aber ſogar ihre Reize noch übertreffen; gewiß alſo ein ſehr intereſſanter Gegenſtand für männliche Nachforſchungen. Und ſo haben ſich denn geſtern und heute ſchon eine Menge unſerer Hofherren, äußerſt wißbegierig in Betreff ihrer Zukunft, heimlich von unſern Feſten fortgeſtohlen, um ſich wahrſagen zu laſſen; ja die kleine orientaliſche Prinzeſſin hat heute in der Dämmerſtunde bereits, wie mir auf's beſtimmteſte verſichert worden iſt, einen ſehr hohen, ihr ebenbürtigen Beſuch gehabt."

— „Wie? Die Königin?"

— „Still! Ich will es Euch verrathen. Der König war bei ihr und hat ſie um den Ausgang der neapolitaniſchen Händel befragt, aber ſie ſoll ihm ſchlechte Dinge geſagt haben."

— „Schlechte? Wißt Ihr etwa was? Ich bitt' Euch, verſchweigt mir nichts."

— „Da Ihr ſo artig ſeid, ſollt Ihr's erfahren. Sie hat ihm geſagt, er werde vom ganzen Königreich Neapel nicht mehr davon tragen, als eine Mücke auf den Flügeln."

— „Tolles Zeug! Der König iſt ja im Beſitz ſeiner Landesportion von Neapel. — Doch dieſer abgeſchmackte Ausſpruch ſoll uns nicht hindern, der Sibylle einen Beſuch zu machen. Wir Beide gehen allein, verkleidet, als ein junges Ehepaar, als Pachtersleute. Das iſt köſtlich! Ja, Anna, Ihr müßt mein liebes Weibchen vorſtellen. Ihr die junge reizende Pachterin, ich ein hoffnungsvoller Pachter. O ich freue mich ſehr auf dieſen Scherz!“

— „Ihr bedenkt nicht, daß Ihr Gewißheit haben wollt über beſagten Ehecontract. Wie könnt Ihr da meinen Mann vorſtellen.“

— „Der Gedanke, eine Stunde lang für Euern Mann zu gelten, verdrängt alle andere. Ich will wenigſtens zum Schein das Glück genießen, das mir in Wahrheit verſagt iſt. Aber wie entſchlüpfen wir dieſen ewigen Feſtlichkeiten unbemerkt, Arm in Arm? O Anna, kein neidiſches, verrätheriſches Auge darf uns entdecken!“

— „Wohin denkt Ihr, Hoheit? Allein kan nich nicht mit Euch gehen. Auf keinen Fall allein mit Euch.“

— „Ach, liebſte Gräfin, dann betrügen wir uns ſelbſt um den Scherz. Darin liegt ja gerade der ſüßeſte Reiz, daß wir allein, als geringe Leute, das Orakel befragen. Laßt Euch erbitten.“

— „Nein, nein! Germaine muß dabei ſein. Ohne ſie gehe ich nicht mit Euch; das iſt unerläßliche Bedingung. Ein Zufall könnte uns verrathen. Welch ein Eclat am Hofe! Und ſelbſt wenn wir ganz ſicher wären, würde ich vor mir ſelbſt mir nimmer einen ſolchen Schritt erlauben. Es iſt ſchon Leichtſinn genug, wenn wir zu Zwei Euch begleiten; aber mich reizt es ebenfalls, die ſchöne Aegyptierin auf die Probe zu ſtellen.“

— „Nun wol denn; ſo ſprecht mit Eurer Couſine. Sie wird doch einwilligen?“

— „Dafür laßt mich ſorgen.“

— „Wann gehen wir? Ich denke morgen Abend. Aber wie machen wir uns los?“

— „Der König gibt Euch morgen eine glänzende Jagd. Während Ihr das Wild verfolgt, werden die Damen ihre Falken nach den Reihern ſteigen laſſen. Es wird frühzeitig Nacht. Klagt alſo dem Könige Müdigkeit und eilt heim, bevor die Dämmerung eintritt. Dann zieht Euch unter dem Vorgeben, einige Stunden zu ruhen, in Eure Zimmer zurück, ſodaß es nicht auffällt, wenn das Bankett Eures Ausbleibens wegen erſt ſpät eröffnet werden kann. Sorgt unterdeſſen für einen Anzug, in den Ihr Euch werfen könnt, wenn Ihr von der Jagd zurückkommt. Am Ende des Schloßgartens nach der Loire zu, dicht am Abhange des Schloßberges ragt ein Pavillon über die Mauer. Ich werde ihn Euch morgen zeigen, wenn wir auf die Jagd reiten und Euch einen Schlüſſel dazu geben. Dort werde ich Euch mit Germainen erwarten. Wir haben von da nicht weit zur Brücke und berühren die Stadt nicht;

denn wir muſſen uber die Loire hinuber. Die Zigeuner wohnen drüben in der Vorſtadt Vienne.“

Der Erzherzog drückte der heitern Freundin vergnugt die Hand und zog ſie wieder zum Tanz. Er entzuckte dieſen Abend den ganzen Hof durch ſeine köſtliche Laune.

Wohl uberlegend, wie er, trotz Anna's lobenswerther Vorſicht, doch den meiſten Vortheil von dem kleinen Abenteuer ziehen konnte, entdeckte er ſich am andern Tage dem Pfalzgrafen Friedrich und forderte denſelben auf, ihn Abends zu begleiten. Er empfing den Schluſſel und den Wink hinſichtlich des Zuſammenkunftsortes; auch fand Anna wahrend der Jagd Gelegenheit ihm zuzufluſtern, daß Germaine zugeſagt habe.

So prachtig nun auch das Jagdfeſt eingerichtet war, ſo hatte der Erzherzog doch nur Sinn für das Vergnügen, das ihm zum Abend bevorſtand und dem weder reiche Jagdbeute, noch ſchmetternde Hornmuſik, noch glanzende Aufzüge gleichkamen. Er hatte nicht einmal ein aufmerkſames Auge für die in Anmuth und Schönheit ſtrahlende Konigin.

heftigem Unwohlſein ergriffen, hatte ſich der Graf ſogleich in die für ihn beſonders eingerichteten Zimmer bringen laſſen, und ſich jede Störung verbeten. Die frühe Herbſtnacht ſchlich heran, und zum erſten Male entzündeten ſich die hellen Kerzen in dem faſt ein halbes Jahr leer geſtandenen Schloſſe. Die Fenſterladen wurden ſorgfältig geſchloſſen und bald wogte das Kerzenlicht, jede Nacht verbannend, in des Grafen Zimmern. Durch die Straßen der Stadt lärmte unterdeſſen neue Luſt. Die Bürgerſchaft hatte ihre Häuſer illuminirt und mancher ſinnreiche Denkſpruch ſchimmerte aus dem und jenem Fenſter. Aber die Gräfin erſchien allein im verſchloſſnen Wagen, um den Jubel des Volks einzunehmnen, und fuhr langſam durch die Straßen. Während nun manche behaupteten, der Graf ſitze mit im Wagen und ſcheue nur die Nachtluft, wußten andre beſſer, daß es der Profeſſor Ortmann, der Geſellſchafter der Frau Gräfin und Chriſtianen Vierigs Bräutigam ſei, der dieſe Ehre genieße, und erzählten ſeltſame und wunderliche Geſchichten von der Nachtſcheu des Grafen und von der ſchauderhaften Urſache dieſer außerordentlichen und unheimlichen Krankheit. Alte, längſt vergeſſne Dinge wurden wieder aufgewärmt, alte Weiber wußten viel von frühe-

Drittes Kapitel.

Junker Marx von Bubenhoven, der fromme Page, war, mit dem Einkauf von zwei männlichen Baueranzügen beauftragt, vom ganzen Hofſtaat des Erzherzogs allein im Schloſſe zurückgeblieben. Er hatte den erhaltenen Befehl ausgeführt und ſaß nun, die erſten paar ruhigen Stunden, die ihm nach langer Zeit geworden, benutzend und ſchrieb einen langen Brief an ſeine Mutter. Die Thränen liefen ihm dabei über die Wangen und mancher Sehnſuchtsſeufzer nach der Heimat entſtieg unwillkürlich ſeiner Bruſt.

Da trat plötzlich eine alte freundliche Frau von dunkelbrauner Hautfarbe und in einem ſeltſamen Anzuge herein. Von einem Kopfputz, der einem Turban ähnlich ſah, hing ein ſchwarzer Schleier herab und verhüllte zum Theil das runzelige Geſicht; eine ſpaniſche Mantilla überdeckte ein ſchweres, faltiges, dunkelrothes Ueberkleid, unter welchem ein bunter kurzer Rock ſichtbar wurde. Die Füße waren unbekleidet.

— „Schöner Knabe,“ ſagte ſie, „ich kenne dich; ich habe dich ſchon in Brüſſel geſehen und bin dir, ohne daß du es weißt, Verbindlichkeiten ſchuldig.“

— „Ihr — mir? Wer ſeid Ihr?“ fragte der Page nicht ohne Verlegenheit.

— „Eine Frau, die dir wohlwill, die ſich ſtets dankbar gegen dich bezeigen wird; wofür? das ſollſt du ſpäter erfahren. Ich ſah dich heute in der Stadt und war ſehr erfreut, dich hier zu finden. Ich hatte es wohl vermuthet und deinetwegen eigentlich ſind wir von Paris hierher gekommen.“

— „Aber ſagt doch wer Ihr ſeid?“

— „Ich bin Karacha, die Zigeunermutter, die Erzieherin unſerer Königin und deren Tochter, der kleinen ſchönen Zarova, die mit uns hierher gekommen iſt, und von der du heute oder geſtern gewiß gehört haben wirſt.“

— „Ei freilich hab' ich! Die franzöſiſchen Hofherren ſprechen ja alle von ihrer Schönheit und ihrem Witz.“

— „Nun ſei getroſt, Junkerlein; Zarova ſoll dir wahrſagen. Du wirſt doch gern wiſſen wollen, wie's eben deiner Mutter im Lande Tirol geht und ob ſie den unwirſchen Störenfried bald los ſein wird, der die arme Frau ſo ſehr plagt. Ich ſage dir im voraus, es wird ihr von ihm geholfen, eh' ſie ſich's verſieht. Wenn du nach Hauſe kommſt, dein Mutterlein zu beſuchen, wirſt du den verruchten Bankert nicht mehr finden.“

Bubenhoven war aufgeſprungen und ſtand mit leuchtenden Augen vor der alten Zigeunerin. „Frau!“ rief er, „wenn Ihr wahr redetet! Das wäre meine größte Freude!“

— „Zaroya wird es dir beſtätigen und du ſollſt ein Pfand von uns haben, daß wir dir Wahrheit ſagen und dich, weil wir dir wohlwollen, in unſern Schutz genommen haben.“

Der Page klatſchte vor Freude mit den Händen und befand ſich in der größten Aufregung. „Aber wie ſoll ich zu Euch kommen?“ fragte er; „der Dienſt feſſelt mich.“

— „Biſt du nicht jetzt frei? Vor Abend kehrt der Erzherzog nicht zurück. Biſt du es nicht dieſen Abend, wann er zum Bankett geht? Biſt du es nicht morgen, wann der König deinem Herrn ein großes Stechſpiel gibt? Komm mit mir, ich will Dir den Weg zeigen.“

Der ſchöne Edelknecht, von der freundlichen Zigeunerin durch die Verheißungen gewonnen, die ſie ihm gemacht, zögerte keinen Augenblick, ihrer Aufforderung Folge zu leiſten, und wanderte an ihrer Seite aus dem hochgelegenen Schloſſe durch die engen Gaſſen dem ſchönen Fluſſe zu, der die Stadt beſpült, und über die große ſteinerne Brücke nach der Vorſtadt Vienne. Hier zog Karacha den von Neugierde und Erwartung heftig bewegten Junker durch ein altes dunkles Hofthor in einen weiten Hofraum, bis er ſich mit ihr in einem, an einem noch grunen Baumgarten gelegenen Hinterhauſe befand. In einem geräumigen Garten hauſte die Zigeunergeſellſchaft, und es ſah bunt genug aus. Weiber und Kinder verſammelten ſich um den prachtig gekleideten Pagen, um ihn vom Kopf bis zum Fuß zu muſtern, und obgleich er ihre Sprache nicht verſtand, ſo vernahm er doch aus Ton und Geberden, daß ſie ſehr beifallige Aeußerungen über ihn thaten. Karacha hatte ſich entfernt, aber nach wenigen Minuten trat ſie wieder durch eine Thüre herein und führte ein zweites weibliches Weſen, das ſie einen Augenblick darauf mit einem triumphirenden Lächeln vor den hocherröthenden Edelknaben hinſtellte. Es war ein Madchen von funfzehn oder ſechzehn Jahren, nicht hoch und ſchlank, nicht üppige volle Formen zur Schau tragend, nicht eine blendende Schönheit. Und doch war ihr Anblick über alle Beſchreibung reizend, berauſchend, ja ſchier bezaubernd. Ihre magere, leichte und gewandte Geſtalt und ihre raſche kurze Bewegung erinnerte an eine junge Hindin, eine Gazelle, aber auch an eine Tigerin und eine Schlange; und ihre dunkle Hautfarbe erhöhte das Ungewöhnliche ihrer Erſcheinung. In ihrem großen, äußerſt lebhaften und ſprechenden Auge funkelte ein wahrhaft blendender Glanz; es ſchien als wenn alle Wunder und Zauber des Morgenlandes in dies Auge verſenkt worden wären und aus ſeinen Tiefen heraus unſichtbare, aber feſte Netze zu ſpinnen geſchickt ſeien. Wenigſtens war es dem Junker Bübenhoven, als ſei ſein Herz plötzlich von ſolch einem Netze umſtrickt worden. Eine lange, ſpitze Naſe von der edelſten Form und ein kleiner lächelnder, ſtreng keuſcher Mund von der Farbe einer friſch aufgegangenen Granatblute waren mit dieſen Augen die ſchönſten Theile des liebreizenden Köpfchens; aber aus der ganzen fluchtigen, ſtets wie zum Sprunge bereiten Geſtalt erſt entwickelte ſich der Totalausdruck, jenes unbeſchreibliche Etwas, das fremd und verlockend, wie ein ſüßes Geheimniß, die Sinne der Männer gefangen nahm. Unter ihrem Turban aus goldgeſticktem Neſſeltuch und Purpurbinden gewunden quollen glänzend ſchwarze Zopfe mit eingeflochtenen Goldſtucken, Edelſteinen und Perlen hervor, und an den Stufen des kurzen Röckchens und dem goldenen Gurtel hüpften flimmernde Troddeln und bunte Metallzierrathen. Goldne kunſtreich gearbeitete Spangen und Bänder umfingen ihre bloßen Arme und ihre Beine uber den zierlichen Knöcheln. Der kleinſte, niedlichſte Fuß, unbeſchuht wie die aller Uebrigen, entſprach der zierlichſten Hand. Um den Hals trug ſie eine Kette aus Goldperlen, Schlangenköpfen, Zähnen und kleinen Muſcheln zuſammengeſetzt, und an ihrem Gürtel glänzten myſtiſche Figuren. Es hätte nicht des Zauberſtäbchens in ihrer Hand bedurft, um den Pagen zu bezaubern; er ſtand regungslos ihr gegenuber und ſtarrte ſie an; Karacha aber winkte den Andern bedeutungsvoll lächelnd zu, als wollte ſie ſagen, daß ihr beabſichtigtes Werk wohl zu gelingen ſich anſchicke. La Zaroya ergriff des ſtummen Junkers Hand, drehete ſich um und ſchaute mit klugen Augen in die Fläche, die geheimnißvolle Schrift darin zu entziffern. Dieſe Berührung durchzuckte den Junker wie ein heißer Strahl.

— „Ei, ſchöner Junge,“ ſagte die Zigeunerin ſchelmiſch, „du haſt Glück mit ſchönen Königstöchtern; zwei lieben dich oder werden dich lieben, jede auf andere Weiſe, und du liebſt ſie auch Beide, jede auf andere Art. Schau, ſchau, ſchmucker Bub', du wirſt ſogar der Vater einer Königin werden. Das iſt ein ſeltenes Glück. Und ein edler Fürſt wird dir begegnen, wann und wo du's am wenigſten vermutheſt, und du wirſt ſein Retter ſein aus großer Gefahr; daraus werden wichtige Folgen für künftige Zeiten erwachſen. Sei getroſt, wenn auch dein Vater nicht mehr lebt; du haſt einen zweiten Vater gefunden, der dich eben ſo liebt wie dein Erzeuger und der dein Schickſal freundlich machen wird. Alles, was dich drückt und kümmert, wird in kurzer Zeit verſchwunden ſein — die Wolken fliehen und eine heitre Sonne lacht auf deine ſpätere Lebensbahn.“

Die Zigeunerin ſchwieg, aber der Junker hielt unbewußt ihre Hand feſt und ſah ihr unverwandt in das tiefe, ſchwarzglühende Auge, ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich ſtammelte er: „Und mein Mütterlein?“

— „Kinder,“ ſagte Karacha hinzutretend, „erzählt Euch das Uebrige auf Zaroya's Kämmerlein. Es wird bald andrer Beſuch kommen und der Junker darf hier nicht gefunden werden.“

Damit führte ſie den widerſtandloſen Pagen wie ein gehorſames Kind fort und Zaroya hüpfte leicht und anmuthig voran. —

Der Erzherzog kehrte noch bei Tage von der Jagd zurück; er fand die beiden Bauernanzüge, aber nicht den Pagen, und Niemand konnte Rechenſchaft geben, wohin ſich Marx gewendet. Da dies die erſte Dienſtvernachläſſigung des ſonſt ſo dienſtſtrengen und pflichtgetreuen Junkers war, ſo wurde der Erzherzog ſeinetwegen unruhig und beſorgt; denn er liebte ihn wegen ſeiner Unſchuld, Herzenseinfalt, Treue, Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit vor allen ſeinen Dienern.

Die Abweſenheit Bübenhoven's änderte aber in der Ausführung des Plans nichts. Der Erzherzog und der Pfalzgraf kleideten ſich um und freuten ſich über ihr bäueriſches Ausſehen. Als die Dämmerung dichter geworden war, ſchlichen ſie vorſichtig nach dem Pavillon und fanden wirklich die beiden Gräfinnen als allerliebſte Bäuerinnen gekleidet. Sie wollten zwar böſe thun, daß der Erzherzog noch einen Begleiter mitgebracht, aber dieſer wußte ſich ſo gut zu entſchuldigen und der Pfalzgraf machte ſich der ſtolzen Germaine gleich ſo liebenswürdig, daß der Friede ſchnell geſchloſſen war. Anna, die Abſicht des Erzherzogs klug durchſchauend, hatte auch nichts dagegen, daß das andere Pärchen, ſich nur mit ſich beſchäftigend, immer leiſer zuſammenflüſterte und auf dem Wege nach der Zigeunerherberge immer weiter zurückblieb; ſie ſetzte aber den feurigen Liebeswerbungen ihres Begleiters und angeblichen Mannes ſtets nur Schelmereien und Scherze entgegen, konnte jedoch nicht verhindern, daß Philipp ihr einen Kuß um den andern raubte, und ſie erzürnte ſich auch nicht über ſeine Piratentapferkeit.

Mit kecker Zuverſichtlichkeit traten die beiden jungen Paare bei den Zigeunern ein; Anna kannte die Wege genau und machte die Führerin.

Sie waren aber alle vier nicht wenig erſtaunt, ſich beim Eintritt in das nur von matter Dämmerung erfüllte Zimmer von einer ſanften und äußerſt lieblichen Muſik begrüßt zu hören; erkennen konnten ſie die ſie umgebenden Gegenſtände nicht. Doch ſchon im nächſten Augenblick erfüllte eine blendende Helle das Gemach; weiße Flammen ſchlugen von Candelabern empor und zeigten die ganze Zigeunergeſellſchaft in ihrem beſten orientaliſchen Putz im Halbkreis auf den Knien liegen. Die Thüre öffnete ſich und Zarova hüpfte in königlichen Gewändern herein, legte die Arme kreuzweis über die Bruſt und ſprach, ſich dreimal verneigend, einen bombaſtiſchen Gruß, den die knieende Geſellſchaft Wort für Wort wiederholte.

— „Niemals, ſeit unſer Stamm aus Aegypten ausgewandert iſt,“ ſagte Zarova dann feierlich, „iſt ihm ein ſo hoher und merkwürdiger Beſuch geworden, als dieſen Abend. Ich ſehe zwei künftige Könige und zwei künftige Königinnen vor mir, und jedes wird auf einem andern Throne ſitzen, im Oſten und Weſten, im Süden und Norden. Heil den Königinnen, Heil den Königen, die wir begrüßen!“

— „Heil den Königinnen und Königen, die wir begrüßen!“ rief die Bande.

— „Laßt dies Poſſenſpiel!“ ſagte der Erzherzog ärgerlich. „Wir ſind zwei Paar Pächtersleute, dieſe hier iſt meine Frau und die ſchlanke dort iſt meine Schweſter und der kecke Naſeweis ihr Mann; wir wollen uns von Euch wahrſagen laſſen, möchten aber nicht von Andern überraſcht werden. Drum ſchließt die Thüren und faſelt uns nichts von Königen und dergleichen.“

— „Die Thüren ſind bereits verſchloſſen,“ verſetzte Zaroya; „wir wiſſen, was wir Ew. Hoheit ſchuldig ſind. Was das Uebrige betrifft, ſo vermögt Ihr die Tochter Pharao's nicht zu täuſchen. Ihr eignes königliches Blut begrüßt das verwandte in Euch.“

— „Nun wenn es Ew. königl. Hoheit durchaus ſo beliebt,“ ſagte der Erzherzog, „ſo mag es immerhin ſein; obgleich ich nicht zu begreifen im Stande bin, wie unſre vier Häupter hier zu Königskronen kommen ſollen. Doch laſſen wir dieſen Punkt auf ſich beruhen; wenn's Euch genehm iſt, ſo laßt uns etwas Einzelnes über unſre Schickſale vernehmen. Fangt mit meiner Schweſter und ihrem Manne an.“

Germaine bot der Zigeunerin zuerſt die Hand und Philipp zog Annen bei Seite und flüſterte ihr zu: „Wenn ich erſt König von Caſtilien bin, ſo würde ich mich nicht zu Tode grämen, wenn der Himmel den Witwerſtand über mich verhängt hätte; ich würde vielmehr denſelben möglichſt abzukürzen ſuchen, indem ich eine gewiſſe Dame von franzöſiſchem Königsblut, in die ich ſterblich verliebt bin, ſobald als möglich zur Königin machte. Dann wäre ſchon für unſere zwei Kronen geſorgt. Schwerer dürfte es mit den beiden andern dort halten und die Prophezeiung unſerer königlichen Schweſter aus Aegypten leicht zu Schanden werden.“

— „Schämt Euch Euerer Gottloſigkeit!“ verſetzte Anna. „Ihr ſeid werth, daß Euch Donna Juanna's Katzen das Schelmengeſicht zerkratzen.“

— „Erinnert mich nicht an dieſe Beſtien! Es ſind böſe Geiſter, mein Unglück zu vollenden.“

— „Wie boshaft und undankbar. Ein Ehewirth von Euerer Art ſollte froh ſein, wenn ſeine Wirthin ſolche animaliſche Sympathien hegte. Und es ſind ſo ſchöne Thierchen. Die Infantin wird mir ein Junges von Spanien ſchicken. Don Ceſar, der ſtattliche Cavalier, darf ſich ſogar in Bezug auf die Treue Euch gleichſtellen.“

Philipp verſchloß ihr den ſpottenden ſchönen Mund mit einem Kuß.

ren unſeligen Verhältniſſen im Hauſe Adlerſtein zu erzählen, und wenn ſie auf ihren letzt verſtorbnen Grafen, den letzten Sproß des Zweiges Adler von Adlerſtein, den unglücklichen Grafen Rudolf und deſſen traurige Ehe kamen, da fanden ſie ein zahlreiches Auditorium, und viele Augen wurden naß.

Graf Eberhard verſchloß ſein Ohr allen Eindrücken des Volksjubels; er ſchickte ſeinen Kammerdiener nach Eliſen, um ſie zum Vorleſen einzuladen, woran er ſeit einem Jahre Abends gewohnt war. Staunend hörte er des wiederkehrenden Dieners Bericht an: Mamſel Eliſe ſei mit ihrem Verlobten, dem Herrn Sekretär Zöllner in die Stadt gegangen, um dieſe Illumination zu ſehen und könne nicht kommen.

«Schurke,» rief der Graf furchtbar aufbrauſend, ſprang vom Lager empor und faßte den zum Tod erſchrocknen Kammerdiener bei der Kehle. «Schurke, du lügſt in deinen Hals hinein!» Der Kammerdiener hatte an dem ſanften nachgiebigen Gebieter noch niemals ſolche Leidenſchaftlichkeit wahrgenommen, und nicht anders glaubend, als es ſei in des Grafen Kopfe nicht recht richtig, konnte er auch nicht ein einziges Wort vor Entſetzen herausbringen.

Die Zigeunerin nahm Germaine's Hand. „Ihr ſeid weder die Schweſter jenes Mannes, noch die Frau dieſes; vielmehr werdet Ihr, um die Königskrone, die Euch beſtimmt iſt, zu erlangen, die Feindin des Mannes werden, der Euch heute für ſeine Schweſter ausgibt. Aber was Ihr auch thut, es wird ihm nichts ſchaden und Euch nichts helfen. Denn wie es über den Sternen beſchloſſen iſt, ſo wird's erfüllet werden, und obgleich Ihr eine Königin über vier große und mächtige Königreiche werden werdet, ſo könnt Ihr doch nichts hindern in jenem Beſchluß.“

— „Ihr ſeid nicht der Schwager jenes Mannes dort,“ fuhr Zaroya, in des Pfalzgrafen Hand ſchauend, fort; „aber Ihr werdet Euch mit ſeinem Blute verbinden. Auch liegt dicht neben dem Brautkranze Euerer künftigen Gemahlin eine Königskrone für Euch, an die Ihr jetzt noch nicht denkt; Niemand ahnet, daß ſie einſt zu haben ſein wird. Doch läuft eine feine verrätheriſche Linie zwiſchen dem Brautkranz und der Krone hin, ſodaß die Krone Euch wol von Euerer Frau ſcheidet oder die Frau von der Krone. Auch liegen viel Waffen um Euch und Ihr werdet manchen Krieg und harten Strauß auszufechten haben.“*)

---

*) Die ſpätern Schickſale dieſes jungen Pfalzgrafen liegen außerhalb der Grenzen dieſer Zeitbilder. Deshalb ſei hier nur ſo viel bemerkt, daß des Erzherzogs Philipp zweite Toch-

Anna kam jetzt an die Reihe; aber die Zigeunerin nahm zugleich auch Philipps Hand und ſchaute abwechſelnd in die eine und die andere.

— „Ihr ſeid nicht die Frau dieſes Mannes da, aber Euere Tochter wird die Frau ſeines Sohnes und ſeine Tochter wird die Frau Eueres Sohnes werden.“

— „Ach!“ rief der Erzherzog überraſcht, „das trifft ja herrlich zu, wie wir's verabredet haben. Weißt du uns denn aber gar nichts von dem Könige zu ſagen, der dieſe Dame zur Königin machen wird?“

— „Er iſt ein König zweier Königreiche.“

— „Du biſt freigebig mit deinen Kronen,“ lachte Anna, „meiner Freundin dort weiſeſt du vier zu, bei mir thuſt du's nicht unter zweien.“

---

ter, welche in demſelben Jahre, in welchem die obige Scene ſpielt, geboren war und die bereits als Säugling im erſten Theile aufgetreten iſt, Iſabella, 1515 die Gemahlin des Königs Chriſtiern II. von Dänemark, Schweden und Norwegen wurde, mit welchem ſie 1522 in die Niederlande flüchtete und 1525 vor Kummer über die Entthronung ihres Gemahls ſtarb. Ihre 1518 geborne Tochter Dorothea, in Brüſſel bei ihrer Großtante, der Statthalterin Margaretha erzogen, wurde 1532 die Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich, ſie eine 14jährige Prinzeſſin, er ein ſchon 52jähriger Prinz, der damals unter den Bewerbern der däniſchen Königskrone — eine kurze Zeit nicht ohne Glück auftrat, ſeine Bewerbung durch ſeine Heirath unterſtützte und ſich von ſeiner Umgebung den königlichen Titel beilegen ließ. Aber Karl V., deſſen Neffe er durch dieſe Heirath geworden war, ließ ihn fallen und er ſtarb hochbejahrt in ſehr gedruckten Verhältniſſen.

— „Dagegen hat ſie die meinige zweifelhaft gelaſſen,“ ſagte der Pfalzgraf, „und wirklich bin ich ſelbſt ſehr zweifelhaft daruber. — Euch, Herr Schwager, wird ſie dagegen ein halbes Dutzend Kronen auf das Haupt ſetzen.“

— „Du wirſt nur eine tragen,“ ſprach Zaroya ernſt und feierlich zum Erzherzog; „aber deine Söhne werden Kronen haben ſo viele und ſo reiche, wie noch kein König auf Erden trug und kein König auf Erden wieder tragen wird. Durch deine Tochter, Anna von Foix, wird der Sohn des Erzherzogs Philipp reich und mächtig werden und auf den Häuptern ihrer Nachkommen glänzen Kronen und Kronen eine unuberſehbare Reihe. In zwei Aeſte theilt ſich dein Stamm von dir aus, Philipp von Oeſtreich, beide Kronenträger, und in den Ländern, uber die der eine wächſt und die er mit Recht ſein Eigenthum nennt, wird die Sonne niemals untergehen.“

Weder der Erzherzog, noch die Gräfin Anna konnten ſich des ernſten Eindrucks erwehren, den dieſe Worte auf ſie machten, und ſie fanden es gleichſam in der Ordnung, daß die Zigeunerin ſie beim Namen genannt hatte; aber ihr Leichtſinn entledigte ſich des Ernſtes bald wieder. Der kühle Hauch des Schickſals aus Zaroya's Mund war bald überwunden und lachend ſcherzte Philipp, die Hand der ſchönen Gräfin zärtlich drückend: „Alſo mit dem Ehecontract hat's ſeine Richtigkeit. Ihr ſeht, holde Anna, daß ich auch eine prophetiſche Ader an mir habe. Ich wette drauf, die ſchwarzaugige Sibylle beſtätigt auch meine zweite Prophezeiung, die ich Euch gemacht."

— „Welche? Was habt Ihr mir noch prophezeit, Herr Schwiegerpapa?"

— „Daß Ihr ſtets ſo ſchön und jung bleiben werdet, daß das Alter Euern Reizen keinen Eintrag thun wird."

— „In der That," ſagte Zarova, ihren Ernſt wo möglich noch ſteigernd, „Ew. Hoheit ſcheint ein Blick in die Zukunft vergönnt zu ſein. Auch mir wird aus einzelnen Zügen der Gräfin klar, daß das Alter ihren Reizen nichts anhaben kann; ſie wird ſtets ſo ſchön bleiben, wie ſie heute iſt. Aber an Euch, Herr Erzherzog, erblicke ich dieſelben Züge. Ihr werdet mit der Gräfin deſſelben Glückes theilhaftig werden. Ueberhaupt ſehen ſich die Karten Eures Schickſals ſehr ähnlich. Ich ſeh' einen Stern fallen, der ſenkt ſich erſt auf Euern Pfad, ſchöne Dame, und nach wenig Wochen auf den Euern, ſchöner Herr; denn er gilt Euch Beiden."

— „Habt Acht, mein ſüßes Augenlicht," äußerte der Erzherzog Annen zu, „Ihr werdet noch meine Frau; darauf deuten dieſe verblümten Redensarten. Unſre Herzen bleiben dann jung und friſch in Liebe bis ins ſpäteſte Alter. — Aber kleiner Schelm," wandte er ſich liebäugelnd an die Zigeunerin, „was ſagt dein

Orakel von all den Dingen, die ich jetzt vorhabe, hier und wohin ich zu gehen gedenke?“

— „Hütet Euch! Seht Euch vor! Wahrt Euch vor Schaden! Traut hier nicht und dort nicht! Auch der ſtarke und großmüthige Löwe kann in einer Schlinge gefangen werden.“

Die kleine Geſellſchaft trieb — da ſie ihr Incognito verrathen ſah — noch allerlei Kurzweil und ſelbſt die kleine Zigeunerin ließ wieder von ihrem königlichen Ernſt nach und ging mit ihrem Beſuch wie mit ihres Gleichen um., Die Blicke des ſo leicht entzündbaren Erzherzogs hingen verlangend und flammend an der kleinen ſchmiegſamen Geſtalt, und Anna, die ihn auf dieſer Spur ertappte, ſagte mit lachendem Spott: „Ich glaube, Ew. Hoheit ſchnelles Herz hat Vernunft angenommen und ſich einen ebenbürtigern und würdigern Gegenſtand erwählt und ſomit die Thorheit gebeſſert, die es vor ein paar Stunden noch feſthielt.“

Der junge Fürſt antwortete mit einiger Verwirrung und brach ſogleich auf. In die Hand der alten Karacha glitt ein reiches Geſchenk; dann zogen die beiden Pärchen vergnügt ihres Wegs. Der Erzherzog mußte noch manche Spötterei hören, daß er ſich in das reizende ägyptiſche Königskind verliebt habe, und je mehr er läugnete, deſto toller machten es die beiden Gräfinnen mit ihm.

— „Da ſie Euch nur eine Königskrone zugedacht hat, Hoheit," ſagte Germaine, „ſo werdet Ihr vielleicht Pharao von Aegypten werden und mich wird jedenfalls der Großturk heirathen; dann führen wir Krieg mit einander, weil ich denn doch einmal Eure Feindin werden muß."

— „So wird ſich meiner ja wol ein Mohrenkönig erbarmen," meinte Anna. „Ich komme Euch dann mit meinem Gemahl zu Hulfe, Hoheit, und wenn wir uber dieſe Perſon hier geſiegt haben, verheirathen wir in einem wahren Kreuzfeuer unſre Kinder, wie's im Buche des Schickſals geſchrieben ſteht."

— „Ich weiß noch nicht, was ich thun werde, wenn mir erſt die verheißene Konigskrone auf dem Haupte ſitzt," ſagte der Pfalzgraf; „aber jedenfalls werde ich ſie wie eine Nachtmütze uber die Ohren ziehen und feſthalten. Denn in der That, das wäre mir nicht im Traume eingefallen, daß ich noch einmal König werden ſoll. Ueberhaupt, wer ſollte denken, daß in dieſer kleinen Stadt Blois an der Loire heute ſieben königliche Häupter beiſammen ſind. Wir vier kommen vom fünften und gehen zum ſechſten und ſiebenten zu Banket."

— „Ich werde es unſerm Vetter, dem König, ſtecken," lachte Anna, „damit er dieſe Merkwürdigkeit, wie ſie die franzöſiſche Geſchichte noch nicht erlebt hat, in die Reichsannalen eintragen läßt."

So ſcherzten ſie fort, bis ſie ſich trennten, um ſich nach einer kleinen Stunde in furſtlicher Pracht und jugendlicher Heiterkeit wieder in den hell erleuchteten

Sälen des Königsſchloſſes zu begegnen und die unterbrochene fröhliche Unterhaltung fortzuſetzen.

— „Weißt du auch, Friedrich, daß die Gräfin Anna recht hat?“ flüſterte der Erzherzog dem Pfalzgrafen zu. „Sie hat ſcharfe Augen, dieſe ſchelmiſche Franzöſin.“

— „Ich habe es wohl gemerkt,“ verſetzte der Andere; „Ihr habt der kleinen Zigeunerin zu tief in die ſchwarzen Augen geſehen.“

— „Ich brenne lichterloh. Nie hat mich der Anblick eines weiblichen Weſens mehr gereizt.“

— „Es ſollte mich wundern, wenn es anders wäre.“

— „Es iſt ſo etwas Ungewöhnliches und Delikates in dieſem magern, braunen, raſchen Mädchen, das mich wie eine ſtählerne Springfeder gemahnt.“

— „Ihr habt europäiſche Schönheiten aller Art geliebt und die fetten Niederländerinnen mußt Ihr überdrüſſig ſein. Das Gegentheil muß Euch deshalb ein außerordentliches Vergnügen gewähren. Wenn man alle Tage Schweinefleiſch ißt, ſchmeckt ein Stück Bärenſchinken gewiß unübertrefflich gut.“

— „Ich will mir noch einmal unter vier Augen von ihr wahrſagen laſſen, aber nicht in ihrer Spelunke. Du ſollſt ſie mir morgen Abend nach dem Stechen auf meine Zimmer bringen. Ein reiches Geſchenk wird ſie ſchon willig machen. Wir wollen die Zukunft ruhen laſſen; ich mag von all dem thörichten Zeug nichts mehr hören und gedenke lieber die Geheimniſſe der Gegenwart mit ihr zu beſprechen.“

— „Was an mir liegt, gnädigſter Herr, ſo werde ich mich beſtreben, Euern ſchönen Wunſch in eine noch ſchönere Wirklichkeit umzuſetzen.“

Die ſtets bereitwilligen Diener der erzherzoglichen Wunſche und Theilnehmer ſeiner galanten Abenteuer verabredeten am folgenden Tage einen Plan, die junge Zigeunerin für den Abend ihrem Herrn zuzuführen, der die geliebte Luiſe in Spanien und die geliebte Anna in Blois vergeſſen zu haben ſchien und weder mehr an Germaine, noch an die Königin dachte, ſondern von nichts als der reizenden Zarova ſprach, in die er, allen Anzeichen nach, heftiger noch verliebt war, als wie vor vier Wochen in die üppige Eleonore van der Kapellen in Antwerpen.

Auf Marx von Bübenhoven hatte man in dieſem haſtigen Treiben keine Acht; der Erzherzog hörte die Entſchuldigung über ſein Dienſtverſehen mit halbem Ohr und Niemand hatte ein Auge für die auffallende Verwandlung des Pagen, der aus einem Knaben plötzlich ein ſchöner ſtolzer Jüngling geworden war. In ſeinen Augen hatte ſich ein Feuer entzündet, wo ſonſt kaum ein Funke geleuchtet, und die kalte Sprödigkeit ſeines Herzens ſchien in der Glut dieſes Feuers erweicht worden zu ſein. Aber die Andern waren alle zu ſehr mit ſich ſelbſt, mit dem Erzherzog und den ſteten Feſtlichkeiten beſchäftigt, als daß ſie dem ſtillen Junker eine beſondere Aufmerkſamkeit hätten ſchenken können. Und ſo ſchlich er denn wieder unbemerkt nach der Vorſtadt Vienne, als der Erzherzog mit ſeinen turnierfähigen Rittern zu dem glänzenden Stechſpiel ritt, wo bereits alle Frauenaugen mit vergötternder Ungeduld den ſchönen Fürſten erwarteten. Und wenn es möglich geweſen wäre, noch mehr Eroberungen zarter Frauenherzen zu machen, ſo würde es heute geſchehen ſein, wo Philipp, wie Perſeus, ſtrahlend in Jugendſchöne und Kraft der gefeierte Sieger Aller war, die mit ihm in die Schranken ritten. Aber die flatternden Herzchen der franzöſiſchen Hofdamen waren ja ſchon alle ſein, und Perſeus, der Halbgott, konnte von den Griechinnen nicht ſo verehrt werden, wie Philipp von Oeſtreich von den Franzoſinnen. Die von ihm bevorzugte Anna von Foix war der Gegenſtand des allgemeinen Neides. Wenn ſie hätten ahnen können, daß ſein Herz heute nur mit der kleinen Zigeunerin beſchäftigt war, die ſich nicht einmal unter der großen Maſſe der Zuſchauer befand, wie alle andere Glieder ihrer Bande, ſondern daheim in traulicher Einſamkeit dem Pagen den Vorzug vor dem Herrn gab, in ihren Cultus würde ſich etwas franzöſiſche Schadenfreude gemiſcht haben.

Nach Beendigung des Spiels erfuhr der Erzherzog vom Pfalzgrafen, daß die alte Zigeunerin gewonnen ſei und ihr Pflegekind an ihn ausliefern werde, um es in's Schloß zu fuhren. Hierauf empfing er äußerſt heiter den Dank aus den Händen der anmuthigen Königin, eine mit ſilbernen Lilien von ihrer eignen Hand geſtickte Schärpe, grüßte die Hofdamen mit Anſtand und eilte in das Schloß, ſeinen Beſuch mit Sehnſucht erwartend. Es dauerte auch nicht lange, ſo traten der Pfalzgraf und der Baron Vere in ihren Mänteln herein und führten ein tief verſchleiertes Weib, verbeugten ſich ſtumm und entfernten ſich. Die verliebte Ungeduld des Erzherzogs beeilte ſich, die neidiſchen Hullen zu entfernen; der Gegenſtand ſeines Verlangens kam ihm aber zuvor, warf den Schleier ab und ſtand als alte Karacha lachelnd vor dem erſtaunten Fürſten.

— „Es ſcheint,“ ſagte ſie liſtig, „als hätten Euch die Prophezeiungen meines Pfleglings nicht genügt; ſie iſt allerdings noch eine Anfangerin. Deshalb bin ich gekommen und ſchmeichle mir die Zufriedenheit Ew. Hoheit eher zu verdienen.“

Der Erzherzog faßte ſich und verſetzte: „Nicht ich bin's, der von deiner geheimnißvollen Kunſt profitiren will; ich gedenke vielmehr meine Leute durch das Vergnugen zu überraſchen, ihnen von dir wahrſagen zu laſſen. Meine Pagen werden ſich ſehr freuen, deine Bekanntſchaft zu machen.“

— „Es ſollte mich ſehr wundern, wenn einer unter den Herren ware, der mich noch nicht kennte.“

«Schaff Eliſen zur Stelle!» brüllte Eberhard und zitternd ging der Diener. Es dauerte lange und der Graf maß mit heftigen Schritten das Zimmer. Die Ungeduld ſteigerte ſeine erwachte Leidenſchaftlichkeit immer höher, und dieſe verzerrte ſein ſonſt angenehmes Geſicht zur Fratze. Endlich trat der Kammerdiener, bebend vor Furcht, herein. «Die gnädige Frau Gräfin und der Herr Profeſſor ſind in die Stadt gefahren, der Herr Sekretär mit Mamſell Eliſe dahingegangen, um die Luſtbarkeiten zu ſehen. Ich kann ſie nicht ſchaffen.»

«Leuchte mir vor und führe mich zu Eliſens Zimmer!» kreiſchte der Graf außer ſich, «und wehe dir, wenn du gelogen haſt.»

Der Kammerdiener machte ein höchſt bedenkliches Geſicht. Den Grafen bei Nacht aus dem Zimmer zu führen, das war das Unerhörteſte für den Menſchen. Er rührte ſich nicht von der Stelle, aber er zitterte an allen Gliedern. «Wird's bald!» donnerte der Graf, «oder ſoll ich dir erſt den Leuchter ſamt dem Lichte an den Kopf werfen?»

«Aber bedenken doch Ew. Erlaucht»

«Ich habe nichts zu bedenken, fort, oder ich vergreife mich an dir!» Der Kammerdiener nahm den Leuchter und ſchritt wankend voran. Haſtig

— „Deſto beſſer. Ihre Freude wird um ſo größer ſein.“ Er ſchellte und befahl dem eintretenden Leibdiener, die Zigeunerin in das Pagenzimmer zu führen. Hernach ließ er den Pfalzgrafen und den Baron Bere holen und gab ihnen in heftigen Worten ſein Misvergnügen über den ihm geſpielten Betrug zu erkennen.

Erſtaunt und erſchrocken hörten ſie ihn an und der Pfalzgraf rief: „dabei iſt Hexerei im Spiele. Nur mit des Teufels Beiſtand iſt das möglich geweſen. Die Alte hat uns die Junge an der Brücke zugeführt, wie ausgemacht war; wir haben die Junge in Empfang genommen und die Alte iſt fortgegangen. Begreif' es, wer kann! Das iſt pure Zauberei. — Doch getröſtet Euch, gnädigſter Herr, ich ſchaff' Euch morgen die Kleine herbei und mache allen Zauber zu nichte.“

Der Erzherzog ließ ſich dieſes Verſprechen gefallen; denn ſeine Wünſche waren durch den ihm geſpielten Betrug nur noch ungeſtümer geworden. — Deshalb weinte er ſchier vor Verdruß, als er am folgenden Tage erfuhr, die kleine Zigeunerin ſei am Morgen abgereiſt. Auch ſeines Bleibens war nun nicht länger und er befahl ſeiner Umgebung zum Aufbruch zu rüſten.

Viertes Kapitel.

Zehn Tage hatte das erzherzogliche Paar mit ſeinem zahlreichen Gefolge in Blois zugebracht, und der König hatte jeden dieſer Tage in ein glänzendes an Abwechslung reiches Feſt verwandelt; nun ſchieden die beiden Fürſtenpaare im herzlichſten Einverſtändniß und mit den Verſicherungen ewiger Freundſchaft von einander. Der Erzherzog war von König Ludwigs offenem, biederm, wahrhaft ritterlichem Weſen ſo eingenommen, daß er ſich und Andern das Wort gab, er werde die Intereſſen des Königs auf jede Weiſe fördern und die neapolitaniſchen Angelegenheiten zu deſſen völliger Zufriedenheit ordnen und beilegen.

Anna und Germaine übergaben dem ſcheidenden Erzherzog einen Brief und die Erſtere ſagte: „Wir bitten Euch, dieſes Schreiben unſrer Jugendfreundin, der Herzogin von Najara, zu übergeben," und leiſe ſetzte ſie hinzu: „Erkennet daraus mein gutes menſchenfreundliches Herz, das Euch auf dieſe Weiſe leicht zur erwünſchten Erneuerung einer alten Flamme verhilft. Nehmt aber auch guten Rath an: brennt nur nicht gleich lichterloh; denn in Spanien werden ſo gut wie hier Feuerſpritzen und Augen auf Euch gerichtet ſein, aber wahrlich nicht mit ſo wohlriechenden Waſſern und ſo gütigen, harmloſen Blicken. Ich habe das an der Donna d'Ulloa, der Oberhofmeiſterin der Frau Erzherzogin bemerkt, die ſich keine Mühe hat verdrießen laſſen, Euch tüchtig zu beſpritzen. Und nun lebt wohl, reiſet glücklich und vergeßt unſre Fahrt zu der Zigeunerprinzeſſin nicht, die Euch, wie man ſagt, Donna d'Ulloa gleichſam aus den Zähnen geriſſen hat. Leider habe ich erſt geſtern erfahren, daß dieſe würdige ſpaniſche Dame eine innige Freundſchaft mit der alten Zigeunermutter unterhalten hat. Vielleicht iſt es nur landsmannſchaftliche Zuneigung geweſen. Hätte ich dieſen Umſtand früher gewußt, ich hätte Euch aus wahrer Freundſchaft gewarnt. Vielleicht könnt Ihr aber in Spanien noch von dieſem Winke Gebrauch machen."

Philipp reichte der muntern, ihm wohlwollenden Prinzeſſin dankbar die Hand, dann rief er, Germaine's Hand drückend: „Adieu, ſchöne Feindin! Ich bin ſehr begierig zu erfahren, wie ſich die Prophezeiungen erfüllen werden."

— „Gott ſegne die Frau Erzherzogin und deren liebes Vieh noch ferner," verſetzte Germaine, „dann wird die Welt Könige und Katzen genug haben, um mit mir und Jedermann Feindſchaft und Streit anzufangen.“

Der König begleitete ſeine Gäſte in eigner Perſon bis nach Amboiſe, wo ſie das erſte Nachtlager hielten; am folgenden Morgen verabſchiedete ſich der König und die Reiſe wurde in möglichſt kleinen Tagemärſchen, wie ſie die kurzen und ſtürmiſchen Decembertage geboten, über Tours, Poitiers und Angoulême fortgeſetzt. In der traurigſten Jahreszeit langten die hohen Reiſenden in der traurigſten Provinz Frankreichs an, in jenem nordweſtlichen Theile der Gascogne, der „die Haiden“ heißt, deſſen unüberſehbare Ebenen von dürrem, trocknem Haidekraut, von Flugſand und Moraſten überdeckt ſind und wo man auf langen Tagereiſen kaum einen elenden Weiler findet. Die Reiſe ging ſo langſam, daß die Reiſenden erſt im Anfange des Jahres 1502 die Dordogne und Garonne paſſirten, um in jenen unglücklichen, öden Theil des Landes einzutreten. Ueber Mont de Marſan gingen ſie am Adour hinab nach Bayonne. Die Gemüthskrankheit der Erzherzogin hatte ſich ſeit ihrem Abſchied von Blois wieder eingeſtellt und verſchlimmerte ſich in dieſer von Nebeln und wilden Schneeſtürmen heimgeſuchten Einöde von Tag zu Tag. Sie wechſelte mit ihrem Gemahl oft Tage lang kein Wort und die Katzen waren ihre einzige Unterhaltung; dann ſuchte ſie ihn plötzlich mit einer fieberhaften Zärtlichkeit heim, aber Philipp wurde dadurch nicht freundlicher gegen ſie geſtimmt. Er blieb kalt und förmlich in ihrer Gegenwart. In den Nachtherbergen litt ſie nur ihre Oberhofmeiſterin um ſich und dieſer Umſtand war nicht geeignet, Philipps Herz der ungeliebten Gattin zuzuführen. In Bayonne wurden ſie vom Könige von Navarra begrüßt, der ihnen zu Ehren aus ſeinem Lande herübergekommen war und zwei Tage bei ihnen verharrte. Dann gingen ſie über St. Jean de Luz, die letzte franzöſiſche Stadt am gascogniſchen Meerbuſen, und betraten an demſelben Tage noch den ſpaniſchen Boden. In Fuentarabia, der erſten biscayiſchen Stadt, warteten der Hochmeiſter des St. Jago-Ordens mit ſeinem Sohne, dem Stadthalter von Granada nebſt einer großen Anzahl ſpaniſcher Granden und Edelleute ihrer und hießen ſie im Namen der Könige von Caſtilien und Arragonien mit großen Ceremonien willkommen. Eine alte Beſchreibung dieſer Reiſe, von einem Begleiter des Erzherzogs verfaßt, meldet, daß die Bewillkommnungsfeierlichkeiten am 29. Januar ſtattgefunden haben. Von der Garonne bis nach Fuentarabia, ein Weg von ungefähr 24 deutſchen Meilen, hatten ſie alſo einen ganzen Monat zugebracht und noch dazu in einem der trüb- und armſeligſten Landſtriche Europas. Der Connetable von Caſtilien holte die hohen Reiſenden in glänzenden Equipagen ein und führte ſie auf ſeine Koſten bis nach Burgos, wo er dem Erzherzoge und ſeinen vornehmſten

Begleitern koſtbare Geſchenke überreichte. Am 13. Februar langten ſie in der Reſidenz Caſtiliens an. Der Erzherzog hatte ſtill gehofft, er werde hier den Amirante von Caſtilien, den mächtigen Herzog von Najara finden und die Gemahlin deſſelben werde ebenfalls nicht fern ſein; aber man ſagte ihm, daß der Amirante und deſſen Sohn ihn, auf Befehl der Königin, in Valladolid begrüßen würden. Die Reiſe wurde demnach fortgeſetzt und glich von nun an einem Triumphzuge. Der Ruf von der hohen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Erzherzogs war ihm von Burgos vorausgeeilt; von allen Seiten ſtrömten Scharen von Menſchen herbei und vorzüglich die Frauen des Adels, der dort noch den ganzen Ritterſinn des Mittelalters bewahrt hatte, um den geprieſenen Fürſten, den einſtigen König dieſes Landes, anzuſtaunen. In Valladolid ſelbſt war eine große Menſchenmenge verſammelt und faſt kein Adeliger aus Aſturien, Leon, Valladolid, Zamora, Salamanca, Burgos und Segovia fehlte, um den Prinzen von Caſtilien, wie man den Erzherzog ſchon allgemein begrüßte, einzuholen und ſich an den Zug deſſelben nach Toledo anzuſchließen. Hier war es, wo der Amirante von Caſtilien an der Spitze der Präſidenten und Beiſitzer des hohen Raths von Spanien und der hohen Geiſtlichkeit das fürſtliche Paar bewillkommnete. Ein ſchöner Greis in edler, würdevoller Haltung, in welcher ſich das Bewußtſein ſeiner hohen Stellung ausdrückte, trat Don Ruy Garcias de Villaquiran dem Erzherzog entgegen, um demſelben ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. In einen ſtolzen Nacken fiel ein ſchneeweißes Haar hinab, Scheitel und Stirn waren kahl. Seine Züge zeigten ſich von jener ruhigen Würde verklärt, in welche die gemeinen und kleinlichen Schickſale, mit denen ſich die meiſten Menſchen niedern Standes zerquälen, keinen ſtörenden Schatten geworfen hatten; aber ſie waren auch frei von den Eindrücken, welche in den Seelen der Hochgeſtellten zerſetzend raſen. Der Herzog von Najara war ein Spanier im edelſten Sinne des Worts und an ihm konnte man lernen, was die ſogenannte Grandezza eigentlich iſt und zu bedeuten hat. Man ſah es dieſer in ſich abgeſchloſſenen Ruhe an, daß der Statthalter der Königin oder vielmehr der Vollzieher ihrer Befehle — denn dies war der Amirante von Caſtilien — nicht in geſchäftiger Haſt und lärmender Thätigkeit ſeinem hohen Poſten vorſtand, vielmehr daß er mit einem Blick, ja eigentlich nur mit ſeiner impoſanten Haltung jedes Gemeine und Unwürdige von ſich fernhielt und daß ein Wort hinreichte, ſeine Befehle auf das ſchleunigſte zu vollziehen. Der Erzherzog konnte ſich einer gewiſſen Ehrerbietung gegen den Herzog nicht erwehren. Es war ein Gefühl ähnlicher Art, wie er es beim Anblick Jakob Fugger's empfunden hatte, und doch war es wieder ſehr verſchieden von demſelben; denn für den ſchlichten beſcheidenen deutſchen Leinweber hatte er eine hochachtungsvolle Liebe empfunden, für den ſtolzen, würdevollen Amirante fühlte er eine ſcheue Ehrfurcht. Es war ihm klar, daß der Spanier eben auch große und ſchätzenswerthe Verdienſte haben müſſe, wie der augsburger Bürger, aber ſo ſehr Philipp auch geneigt war, dieſelben anzuerkennen, ſo fühlte er ſich doch eher von dem Amirante abgeſtoßen als angezogen, wenigſtens war ihm in des Herzogs Nähe nicht behaglich. Er konnte, während Don Ruy mit ihm ſprach, den Gedanken nicht los werden, ob wol Luiſe mit dieſem Manne glücklich ſei.

— „Ganz Spanien," ſprach der Amirante mit Salbung, „blickt auf Ew. Hoheit mit freudiger Hoffnung; daß ich allein ſo glücklich bin, mit der Ueberzeugung, Oeſtreichs erhabener Sproß werde mein Vaterland einſt beglücken, auf Euch blicken zu können, verdanke ich meiner Frau, Eurer begeiſterten Lobrednerin."

— „Und wo ſind' ich die edle Herzogin," verſetzte der Fürſt mit Wärme, „daß ich ihr für die gute Meinung danke, die ſie ſelbſt von mir hegt und Euch, Herr Herzog, ebenfalls beizubringen ſich bemüht hat?"

— „Als Ehrendame der Königin iſt ſie von ihrer Pflicht an ihren Platz gerufen worden. Sie wird in Toledo inmitten des glänzenden Hofſtaats Ihrer Majeſtäten die Ehre genießen, Ew. Hoheit zu ſehen. Alle Königreiche Spaniens rüſten ſich, ihren künftigen Herrn würdig zu empfangen; wie hätte Die zurückbleiben dürfen, der Pflicht und Verehrung gleich ſtark ihren Platz an der Seite ihrer großen Königin anweiſen? — Erlaubt mir, gnädigſter Herr, Euch dagegen meinen Sohn Don Hernandez vorzuſtellen, der ſich der Gnade Ew. Hoheit zu empfehlen wünſcht. Seine Mutter war dem caſtiliſchen Königshauſe verwandt.“

Ein ſchöner, aber finſtrer Mann, der die zwanziger Jahre ſchon hinter ſich zu haben ſchien, verneigte ſich ſtumm vor dem Erzherzog. Man ſah auf den erſten Blick, daß auf ſeiner Seele ein ſchwerer Kummer laſtete, der ſich, wie ein ätzendes Gift in ſeinen Zügen feſtgeſetzt und ihnen die Furchen des Alters eingegraben hatte.

— „Vielleicht vermag Ew. Hoheit gnädige Geſinnung mehr über ihn, die Wünſche ſeiner Familie zu erfüllen, als die Bitten ſeines bekümmerten Vaters,“ fuhr der Amirante fort, während die Züge ſeines Sohnes ſich noch mehr verdüſterten.

— „Und wohin zielen dieſe Wünſche?“ fragte der Erzherzog ungeduldig; denn Don Hernandez gefiel ihm nicht.

— „Daß er ſich aus den Töchtern des hohen Adels eine Gattin wählen und meinen Stamm, der zu den älteſten und ehrenhafteſten dieſes Landes gehört, nicht abſterben laſſe, wie er willens zu ſein ſcheint.“

— „Seid Ihr denn ein Weiberfeind, Don Hernandez?“

— „Ich bin nur nicht Freund aller Weiber,“ erwiderte der Angeredete kalt, „und was man möchte, iſt nicht immer zu haben.“

— „Entſchließt Euch gleich mir, durch Euer ſchönes Vaterland zu reiſen, um zu finden, was Ihr wünſcht und was zu haben iſt.“

Später ſagte der Amirante dem Erzherzog noch heimlich: „Es drückt meinen Sohn irgend ein Geheimniß, das wir ihm zu entlocken vergebens bemüht geweſen ſind. Mir will faſt ſcheinen, als liebe er ein weibliches Weſen unter ſeinem Stand. Wenn er ſich doch mir vertrauen wollte! Vielleicht gelingt es Ew. Hoheit beſſer, ſein Vertrauen zu gewinnen.“

— „Ich will es verſuchen.“

— „Ihr würdet mich zu ewigem Danke verpflichten.“

Philipp hatte wenig Luſt zu halten, was er eben verſprochen; er fühlte eine Abneigung gegen Don Hernandez und vermochte übrigens ſeinen Verdruß, daß er Luiſen nur im Beiſein des Hofes ſehen ſollte, ſchlecht zu verbergen. Er ſprach denſelben ſogleich gegen Philibert von Vere aus, als er die Großwürdenträger verabſchiedet hatte.

— „Ich möchte ſchier vermuthen,“ verſetzte der Baron, „es iſt eine Erfindung des alten Herzogs, ſeine junge Frau Euern Blicken zu entziehen. Es ſollte mich wundern, wenn Euer Verhältniß mit ihr ihm folgte der Graf und trieb zur Eile. Kaum waren ſie auf dem Korridor angekommen, der zu dem hintern Flügel — wo Eliſens Zimmer gelegen war — führte, und der von keiner Blendlampe mehr erhellt war, als der Graf einige wunderliche unartikulirte Töne des Schmerzes oder des Schreckens ausſtieß. Erſchrocken ſah ihn der Diener an und blickte in ein Paar entſetzliche Augen. Noch ein Schrei des Grafen, und außer ſich vor Grauen und Entſetzen läßt der Diener den Leuchter fallen; das Licht erlöſcht; Finſterniß ſchlägt ihren ſchwarzen Mantel um ſie und umſchlingt ſie mit düſtern Armen. Der Graf ſtürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden.

Ein Zimmer in der Nähe öffnete ſich ſchnell, und zwei weibliche Weſen eilten mit Lichtern heraus Kaum hatte ſich die Eine, in welcher der Kammerdiener Eliſen erkannte, vom Stand der Dinge unterrichtet, als ſie dieſen ermunterte, ohne Zaudern und Reden zuzugreifen, ihrer Begleiterin winkte und ſie ſelbſt entſchloſſen anfaßte. In einigen Minuten war der Graf ſchon wieder auf ſeinem Zimmer, lag im warmen Bette, und Eliſe war mit geſchäftiger Hand bemüht, die Betäubung, welche nicht bekannt ware, und er fürchtet wahrſcheinlich einen Ruckfall von Eurer oder von ihrer Seite."

— „Ich werde es in Toledo zu erfahren ſuchen."

— „O, gnadigſter Herr, ich werde es ſchon hier zu erfahren ſuchen! Ich habe nämlich in Burgos die Bekanntſchaft eines jungen Biſchofs gemacht, eines Mannes ganz nach meinem Herzen. Er iſt Biſchof von Toro, einem der alteſten und berühmteſten Adelsgeſchlechter Altcaſtiliens entſproſſen, vier und zwanzig Jahre alt und ein Prieſter ſo galant, ritterlich und minneſüchtig, wie ſie Flandern und Brabant nur immer hervorbringen. Er iſt namlich vier Jahre am päpſtlichen Hofe in Rom geweſen, da könnt Ihr denken, daß er die rechte Bildung mitgebracht hat. Lucretia Borgia iſt ſeine Lehrerin geweſen, Beweis, daß er eine vollkommene Schule hat. Er kennt alle vornehmen und geheimen Liebesgeſchichten in Alt- und Neucaſtilien und wahrſcheinlich auch einen guten Theil von Arragonien; denn er iſt Propſt in Saragoſſa geweſen. Er wünſcht ſehr, ſich Euch zu empfehlen, und es ſollte mich wundern, wenn wir uber die Herzogin von Najara nicht Alles durch ihn erfahren konnten, was Ew. Hoheit wünſcht."

— „Wohl, ſo befrage dich bei dieſem Prieſter uber die Verhältniſſe im Hauſe des Amirante, doch mit Vorſicht, und wenn du merkſt, daß mir der Biſchof von Toro nützlich ſein kann und Luſt bezeigt, ſich meinem Intereſſe zu widmen, ſo führe ihn mir zu."

— „Es ſcheint mir, als ſei er mit dem Erzbiſchof von Toledo, dem Beichtvater der Königin, geſpannt; er hält es deshalb wol für gerathen, ſich dem in Spanien aufgehenden neuen Sterne anzuſchließen.“

— „Er thut wohl daran; es wird bald genug nöthig ſein, mir eine Partei in dieſem Lande zu bilden, und ich habe von der Strenge dieſes Erzbiſchofs und von ſeiner Gewalt über die Königin ſo viel mir Misfälliges gehört, daß ich fürchte, ich und dieſer alte Prieſter werden nicht die beſten Freunde ſein.“

Die Stadt Valladolid gab dem erzherzoglichen Paar ein glänzendes Feſt, wobei Philipps Anmuth und Schönheit wieder alle Frauenherzen bezauberte und er zuerſt die beſte Gelegenheit fand, den ſpaniſchen Nationalcharakter, der mit dem ſeinigen in ſo grellem Widerſpruch ſtand, näher kennen zu lernen. In der That verſchwand die Infantin Donna Juanna ganz neben ihrem Gemahl; das Volk jubelte nur dem „ſchönen Oeſtreicher“ zu, der wie eine Erſcheinung aus einer vollkommneren Welt unter dieſe Spanier trat, und die Frauen gaben hier, wie überall und wie immer, den Ton an und ihre Stimmen führten die Entſcheidung herbei. Wenn Philipp ein ruhmgekrönter Sieger geweſen wäre, oder wenn ihm Spanien die Früchte einer langen ſegensreichen Regierung zu verdanken gehabt hätte, er würde ſchwerlich mit ſolchem Jubel empfangen, mit ſolcher Begeiſtrung gefeiert worden ſein, als jetzt, da er nur als ein junger ſchöner Fürſt kam, ſich zum Thronerben ernennen zu laſſen. Er kam, ſah und ſiegte über die Frauen und Spanien lag ihm zu Füßen. So haben Jugend und Schönheit zu allen Zeiten und bei allen Völkern dem Verdienſte den Kranz entwunden, ja ſelbſt ein ſo ernſtes Volk, wie die Spanier, hat keine Ausnahme gemacht.

Nach den Zerſtreuungen des Feſtes, in denen Philipps Eitelkeit, aber nicht ſein Herzensbedürfniß befriedigt wurde, war es ihm eine große Freude, von Philibert von Vere erwünſchte Nachrichten über diejenige Frau zu erhalten, nach welcher er ſich jetzt allein ſehnte.

— „Wie ich vermuthet habe, ſo verhält ſich's,“ ſagte der junge Baron. „Der Biſchof von Toro hat es ſich in dieſen Tagen ſehr angelegen ſein laſſen, zu erforſchen, wie die Sachen im Hauſe des Amirante ſtehen, und ſeinem Eifer für die Perſon Ew. Hoheit ſind ſeine vielfachen Verbindungen, weltliche und geiſtliche, zu ſtatten gekommen.“

— „Und was haſt du erfahren? Wo iſt Luiſe?“

— „Die Herzogin ſitzt einſam auf einem abgelegenen Bergſchloſſe in der Sierra Guadarama, nicht gar weit von Segovia, und wird entweder gar nicht bei Hof erſcheinen oder doch nur einen oder zwei Tage vor Eurer Ankunft. Der Biſchof vermuthet, daß ein ſtrenger Befehl der Königin an den Amirante gelangt ſein muß, weil er Euch mit ſolcher Beſtimmtheit ſagte, Ihr würdet die Herzogin in Toledo ſehen.“

— „Unſere Reiſe geht über Segovia und durch das Gebirge Guadarama. Ich werde der Herzogin einen heimlichen Beſuch machen.“

— „Wie könnte Euch das gelingen, Hoheit, da ſtets Aller Augen auf Euch gerichtet ſind und namentlich der Herzog von Najara Euer Gefolge bis nach Toledo nicht verlaſſen wird? Ihr könnt keine Stunde abweſend ſein, ohne daß es ganz Spanien erfährt. Wir ſind nicht in den Niederlanden, gnädigſter Herr, wo Ihr Nacht für Nacht unbemerkt Euerm Vergnügen nachgeben konntet.“

— „Verwünſcht!“ rief der Erzherzog. „Ich komme mir in dieſem Lande wie ein Gefangener vor. Ich muß dieſer Kronen wegen viel ausſtehen. Aber laß mich nur erſt König ſein, dann ſoll es anders werden. — Weißt du, wie wir es am geſchickteſten anfangen, daß ich zu der armen Luiſe komme? Ich ſtelle mich krank, wenn wir in die Nähe des Gebirges kommen, und ſchicke den alten Herzog mit dieſer Botſchaft nach Toledo voraus. Der Arzt läßt Niemand zu mir, ſelbſt die Infantin nicht; denn es ſteht gefährlich mit mir. Wir beide reiten in der Nacht nach Luiſens Schloſſe und kehren in der folgenden Nacht zurück. Ich muß ſie ſehen, Philibert! Seit ich die ſpaniſche Luft mit ihr athme, ſind alle Träume meiner erſten Liebe wieder in mir erwacht. Ach, ich war ſo glücklich! Warum mußte ich aus dieſem Himmel geriſſen werden? Hätte Luiſe meine Gattin werden dürfen, ich wäre rein und keuſch geblieben; man hat mich an dieſe unliebenswürdige Spanierin gefeſſelt und ich bin den Lockungen der Sünde erlegen." Ein Wehmuththränenpaar ſchlich an den Wangen des jungen Fürſten herab.

— „Laß' Ew. Hoheit ſich dieſe Sünden nicht anfechten!" rief Vere lachend. „Das iſt die leichteſte Sorte, die es gibt. Der kleinſte Engel weht ſie mit ſeinem Flügelpaar im Nu hinweg. Jedes Pfäfflein vergibt ſie Euch ohne Buße. Euer allerdurchlauchtigſter Herr Vater iſt doch gewiß einer der beſten und verehrteſten Fürſten, die jemals gelebt haben. Nun hat er die kalte Mailänderin zur Gemahlin, die er ſo wenig lieben kann, wie Ihr die Spanierin, und da hat er denn andere ſchöne Frauen lieb. Jedermann weiß es und Niemand rechnet es ihm zur Sünde. Wenn das eine Sünde wäre, die den Himmel verſperrte, ſo käme kein Pfaffe hinein. Quält's Euch, ſo laßt Euch abſolviren; Euer Beichtvater mag dann mit dem Himmel fertig werden. Was geht's Euch an? Es iſt ſeines Amts. — Wie Ihr aber ohne Aufſehen und Gefahr zu Eurer erſten Geliebten gelangen wollt, begreife ich doch nicht. Es iſt nicht der Sünde wegen, ſondern weil wir in Spanien ſind."

— „Ich muß Luiſen unter vier Augen ſprechen, es gehe, wie es gehe. Ich würde vor Sehnſucht verſchmachten, wenn ich ihr nicht in das reine Auge ſehen konnte. Zu ihren Füßen muß ich ſitzen und mich noch einmal glücklich träumen. Dann mag ich ihr immerhin im Gepränge des Hofes begegnen, der Erzherzog von Oeſtreich der Herzogin von Najara. Aber erſt muß ſich Philipp mit ſeiner Luiſe verſtändigt, ihr ſein bittres Leid geklagt haben. Wir reiten nach ihrem Schloſſe!“

— „Wenn Ihr ſo feſt entſchloſſen ſeid, dann werdet Ihr wenigſtens wohlthun, die Gelegenheit erſt auskundſchaften zu laſſen, damit Ihr nicht in üble Handel verwickelt werdet. Laßt die Herzogin erſt fragen, ob ſie Euch auch empfangen will, und ob es ohne alles Aufſehen geſchehen kann. Ich bitt' Euch dringend, handelt mit der größten Vorſicht; denn ich kann Euch nicht genug wiederholen, daß wir in Spanien ſind. Auch habe ich vom Biſchof von Toro noch Mancherlei erfahren, was zur äußerſten Vorſicht mahnt.“

— „Du haſt recht, Philibert! Ich muß die Herzogin erſt beſchicken. Du ſollſt heimlich zu ihr reiten und den Bubenhoven als Begleiter mitnehmen. Er iſt klug, ruhig und beſonnen und führt jederzeit meine Aufträge am geſchickteſten aus. Er iſt ein Glückskind. Auch hat er von euch Allen am ſchnellſten und geſchickteſten Spaniſch gelernt. Die Infantin verſicherte mir zu Hauſe ſchon oft, man höre ihm, wenn er Spaniſch ſpreche, kaum den Ausländer an. Jeder Spanier würde ihn nur für das Kind einer andern Provinz halten. Ihr kleidet euch als ſpaniſche Landleute und bringt der armen Luiſe einen Brief von mir. Du wirſt ſie dann ſchon uberreden, in unſern Plan zu willigen. — Doch was haſt du mir noch uber den Herzog von Najara mitzutheilen?“

— „Der Biſchof von Toro hat mir nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, worin wol das Geheimniß des Don Hernandez beſtehen möchte. Er iſt, wie Ihr, in die ſchöne Herzogin, ſeine Stiefmutter, verliebt, und dies iſt der Grund, weshalb er ſich nicht vermählen will. Ob es der Herzog weiß, iſt ungewiß, doch vermuthen es Diejenigen, welche dem jungen Herrn ſein Geheimniß abgemerkt haben. Wahrſcheinlich drängt der Herzog ſeinen Sohn nur deshalb ſo ſehr zu einer Heirath, um ſich dadurch den gefahrlichen Nebenbuhler vom Halſe zu ſchaffen. Mein Freund, der Biſchof, halt es daher fur nicht unwahrſcheinlich, daß der Herzog jeden Tritt und Schritt ſeines Sohnes ſcharf beobachten laſſe, und er ſcheint ſich dazu vorzuglich der in Caſtilien heimiſchen zahlreichen Zigeuner zu bedienen. Der machtige Amirante iſt namlich der erklarte Freund und Beſchützer dieſer Aegyptier; er hat ihnen von den Königen manche Gerechtſame und Freiheit verſchafft und ſie verehren ihn dafür wie einen Vater. Der witzige Biſchof behauptete etwas boshaft, dieſe Vaterſchaft ſei weder ein poetiſches Bild, noch rein geiſtiger

Natur; vielmehr habe der ſtolze Herzog in ſeinen jungen Jahren ſich ſelbſt unter den Zigeunern lange herumgetrieben und von ihren Tochtern eine weit betrachtlichere Nachkommenſchaft erzielt, als hernach aus ſeiner vornehmen Ehe. Die Wachſamkeit, die er — wie wahrſcheinlich — ſeinem Sohne widmet, durfte ſich aber auch auf Euch erſtrecken."

Des Erzherzogs Leidenſchaft ſchien ſich nach dieſer Mittheilung nur noch zu ſteigern; er betrachtete den Herzog von Najara und deſſen Sohn mit gleich mistrauiſchen Augen und redete ſich ein, es ſei ein geheimniß- aber bedeutungsvoller Zug ſeiner Seele geweſen, daß ſie ſich von Don Hernandez ſo ſehr abgeſtoßen gefuhlt habe.

Die Reiſe wurde uber Medina del Campo und Segovia fortgeſetzt, aber ein merkwurdiger Zufall fuhrte wirklich aus, was der Erzherzog zu ſeinem Zwecke erheucheln wollte, er erkrankte ploßlich an den Kindermaſern, als er ſich eben anſchickte, ſich krank zu ſtellen, und mußte in einem Dorfe (Ollios) am Fuße des Guadaramagebirges liegen bleiben. Es war Niemand weiter in die heimliche Expedition nach dem Bergſchloſſe des Amirante eingeweiht, als der Pfalzgraf, und dieſer betrieb das Nothige mit großer Umſicht. Da in dem Dorfe kein Raum fur die zahlreiche niederlandiſche und ſpaniſche Begleitung war, ſo gingen die Meiſten auf Befehl des Erzherzogs bis nach Madrid voraus.

wo man ſich nach erfolgter Geneſung des Fürſten zum prächtigen Einzug in Toledo zu ordnen gedachte. Der Amirante aber verfügte ſich nach Toledo, um den beiden Königen die Krankheit ihres Schwiegerſohnes zu melden. Die Erzherzogin konnte zwar nicht bewegt werden, ebenfalls nach Madrid zu gehen und dort ihres Gemahls Geneſung abzuwarten, ſo ſehr dieſer es auch wünſchte, aber ſeine nächſte Umgebung wußte ihre läſtige Zärtlichkeit doch in Schranken zu halten. Kaum ſah ſich der Erzherzog von den zahlreichen Späheraugen befreit, als er die beiden Boten mit einem zärtlichen Briefe an die Herzogin abſchickte. Sie ritten am frühen Morgen aus; man hatte die gewiſſe Nachricht eingezogen, daß das Schloß des Herzogs nur vier Meilen entfernt ſei und in einem ſchönen Gebirgsthale liege. Der Erzherzog hoffte am Abend deſſelben Tages auf ihre Rückkehr und war unruhig, als ſie nicht erfolgte. Erſt am folgenden Tage kehrte Vere allein zurück und begab ſich ſogleich zu dem kranken Fürſten.

— „Trotz aller Vorſicht,“ berichtete er, „iſt unſre Expedition verunglückt, gnädigſter Herr. Der alte Herzog hatte ſeine Maßregeln beſſer genommen, als wir vermutheten, und die Beſorgniſſe des Biſchofs von Toro haben ſich leider als wohl begründet erwieſen. — Ein ſichrer Führer zeigte uns den Weg; wir ritten in einem köſtlichen Thale, über welches der Frühling ſeine Schönheit gebreitet hatte, an einem muntern, klaren

Bächlein hinauf immer tiefer in das Gebirge hinein. Es begegneten uns nur ſehr wenige Menſchen. Das Thal hatte mehrfache Krümmungen; bei einer derſelben ſahen wir plötzlich das ſtattliche mauriſche Schloß auf einem Bergvorſprunge vor uns liegen. Es hob ſich reizend von dem höhern und dunklern Gebirge im Hintergrunde ab. Ein dichter Wald hüllte den ganzen Berg wie ein Mantel ein und ſeine Schleppe zog ſich auch noch eine Strecke über das Thal hin. Aus dieſer grünen Hülle ragte das Schloß wie ein mit einer Krone geſchmücktes Königshaupt hervor. Kaum waren wir in dieſen Wald eingetreten, als wir uns plötzlich von einem Zigeunerhaufen umringt ſahen, der mit Geſchrei auf uns eindrang. Die Männer, mit langen Flinten bewaffnet, ſahen verwegen genug aus. Der Bote war bei ihrem Anblick entwiſcht und ich verſtand aus dem wirren und wilden Gerede nur ſo viel, daß man wiſſen wollte, wer wir wären und was wir auf dem Schloſſe wollten. Nach Dem, was ich vom Biſchof vernommen hatte, brauchte ich nicht daran zu zweifeln, daß der Zweck unſrer Reiſe verfehlt ſei. Bubenhoven wechſelte mit den Zigeunern einige Worte, die ich nicht verſtand, worauf ſie ihn unwirſch ergriffen und tiefer in den Wald führten. Mich riſſen ſie ebenfalls vom Pferde, durchſuchten mich und nahmen mir den Brief ab. Ich lag den Tag über und die ganze Nacht in einer Erdhütte ſtreng bewacht und ſah und hörte nichts wieder ſeine Sinne gefangen hielt, durch ſchnell herbeigeſchafte kräftige Mittel zu brechen. Der Kammerdiener jammerte ihr zur Seite: «Ich bitte Sie um Gotteswillen, Mamſel, gehen Sie fort, eh' der Herr Graf wieder zu ſich kommt! Es koſtet mich meinen Dienſt.» Verwundert fragte Eliſe nach der Urſache dieſer ſeltſamen Äußerung, und hörte nun, daß die Gräfin den Dienern ſtreng verboten, dem Grafen zu gehorchen, ſobald er nach Eliſe verlange. Nun hatte der Profeſſor wirklich von ſeiner Tochter begehrt, ſie ſolle am Arme des Sekretärs die erleuchtete Stadt durchwandeln, und dieſer war mit vieler Zudringlichkeit darauf beſtanden, daß ſie dem Willen ihres Vaters nachkomme: aber er hatte zu ſeinem großen Verdruße allein gehen müſſen, da Eliſe ſich ſtandhaft geweigert und verſichert hatte, ſie würde nur mit ihres Vaters Braut, Chriſtiane Vierig gehen, der ſie die Begleitung zugeſagt. Chriſtiane hatte ſich auch bereits auf Eliſens Zimmer eingefunden, aber es war nicht der Plan der beiden Mädchen, die helle Stadt, ſondern vielmehr das helle Zimmer des Grafen zu beſuchen und es war ihnen eine gar erwünſchte Gelegenheit, daß Alles in die Stadt gelaufen und das Schloß leer war. Sie waren eben im Begriff geweſen, ihren Vorſatz von Bubenhoven. Dieſen Morgen wurde ich endlich losgegeben und bedeutet, ich ſollte mich nicht wieder dort ſehen laſſen, wenn mir mein Leben lieb ſei. Jch fragte nach meinem Begleiter, erhielt aber keine Antwort, ſondern ſah mich genöthigt, allein fortzureiten; denn die Kerle legten ihre Flinten ſchon auf mich an.“

Der Erzherzog, ſehr ärgerlich und gänzlich rathlos, grollte, da er nichts weiter zu thun wußte, mit Vere und Allen, die um ihn waren. Am meiſten hatte die Infantin von ihm zu leiden, und oft vergoß ſie bittre Thränen bei ihrer Oberhofmeiſterin, deren feindſelige Stimmung gegen den Erzherzog dadurch nicht verſöhnt werden konnte.

Bubenhoven kam nicht wieder und der Erzherzog wurde dadurch in peinliche Unruhe verſetzt. Er beſchloß in Toledo ſogleich nach ihm zu forſchen und Alles aufzubieten, um ihn auszukundſchaften. Zum Glück war der Brief an die Herzogin von Najara ohne Namen und in allgemeinen Ausdrücken gehalten. Er begriff, wie vorſichtig er ſein müſſe, um ſich nicht bloßzuſtellen, und daß er ſelbſt den Pagen werde aufgeben müſſen, wenn die Grauſamkeit des Amirante ſeiner Eiferſucht ein ſolches Opfer zu bringen nicht anſtehe. Jn dieſer äußerſt verdrießlichen Stimmung überraſchte ihn der Beſuch ſeines Schwiegervaters, des Königs Ferdinand von Arragonien. Wenn ſchon die Mittheilungen ſeiner Schweſter Margaretha nicht geeignet geweſen waren, ihm Vertrauen zu dieſem gekrönten Haupte einzuflößen, ſo war die äußere Erſcheinung deſſelben ſehr geeignet, die empfangenen Eindrücke nur noch zu verſtärken. Man bewegte ſich gegenſeitig in der ſteifſten Förmlichkeit; ſelbſt Donna Juanna, die ihren Vater nach fünf Jahren zum erſten Mal wieder ſah, und in dieſer Zeit viel erfahren hatte, was einen herzlichen Gefühlserguß ſelbſt unter Königen entſchuldigt hätte, erlaubte ſich nicht, dem Könige anders als mit der tiefſten Ehrfurcht zu nahen. Sie blieben ſo kalt gegen einander, als ob ſie ſich nur wenige Tage nicht geſehen hatten. Philipp ſah den gewaltigen Bezwinger von Granada vor ſich, einen Mann, der ſeinen finſtern Herrſcherblick mit grinſender Gleißnerei zu verdecken ſuchte, deſſen Augen lauernd auf ihm ruhten; ſein offenes deutſches Herz zuckte krampfhaft unter den Berührungen dieſer Blicke und dieſer heuchleriſchen gezwungenen Freundlichkeit.

Der König reiſte am folgenden Tage wieder zurück und die Aerzte erlaubten dem Erzherzog ſeine Reiſe am zehnten Tage fortzuſetzen. Er that es mit einer ſo böſen Verſtimmung, wie er ſie noch nie empfunden und die im ſchneidendſten Widerſpruch mit der Natur ſtand, die die reichſten Schätze eines ſpaniſchen Frühlings auf ſeinen Pfad ſtreute.

Fünftes Kapitel.

Am ſiebenten Tage des Monats Mai fand der glänzende und feierliche Einzug des erzherzoglichen Paares in Toledo ſtatt. In Madrid hatte ſich verabredetermaßen der Zug geordnet; mehre Tauſende vom ſpaniſchen Adel aus den nördlichen Reichen und Provinzen hatten ſich der Ehrenbegleitung des jungen Fürſten angeſchloſſen. Der König Ferdinand zog ihm eine halbe Meile entgegen in ritterlicher, königlicher Pracht; ihn umgaben die Großmeiſter und Beamten der drei großen ſpaniſchen Ritterorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara, nachfolgten alle geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Grafen und Herren der hiſpaniſchen Königreiche und die Botſchaften der Stadte, die Stände des Königreichs Caſtilien, zuſammen an ſechstauſend Mann, mit lautem Getöne zahlreicher Trompeten und Heerpauken. Da ſah man jene ruhmgekrönte Blüte der ſpaniſchen Ritterſchaft, die die ewig denkwürdigen Schlachten gegen die tapfern Mauren von Granada gefochten, die ſtarken

Feſtungen dieſes Königreichs erſtiegen und mit dem Kreuzeszeichen die Fahnen von Caſtilien und Arragonien auf den Zinnen und Thürmen aufgepflanzt hatte. Es gab auf der weiten Erde keine ſtolzere Schar Krieger, als die man hier verſammelt ſah, ihren künftigen König zu begrußen.

Sobald der Erzherzog des Königs anſichtig wurde, ſtieg er vom Pferde und nahete ſich ehrerbietig dem mächtigen Herrn, ihm die Hand zu küſſen; aber Ferdinand weigerte ſich, ihm die Hand zu reichen, bevor er nicht wieder das Pferd beſtiegen habe.

— „Ich füge mich,“ verſetzte der Erzherzog, „nicht aber, weil es mein geliebter Schwiegervater wünſcht, ſondern weil es der König von Arragonien befiehlt, deſſen Befehlen zu gehorchen meine erſte Pflicht iſt.“ — Nachdem er alſo zu Pferde dem Könige die Hand geküßt, thaten dies alle niederländiſchen Herren ſeiner Begleitung ihm nach, die jedoch zuvor alle von den Pferden geſtiegen waren. Hierauf ritt der Erzherzog zur Rechten, die Erzherzogin auf prächtig angeſchirrtem Zelter zur Linken des Königs und je zwei ſpaniſche Herren nahmen einen niederländiſchen mit höflichem Gruß in die Mittte; alſo ſetzte ſich der lange Zug wieder in Bewegung, von Tauſenden und aber Tauſenden aus dem Volke umſchwärmt. Am Stadtthor angelangt, wurden ſie von den Stadtobern mit einem goldnen Himmel empfangen, unter welchem die drei königlichen Perſonen in die Stadt ritten. Bei der Hauptkirche ſtiegen ſie ab. Vor dem Portal derſelben ſtand ein langer hagerer Mann in der einfachen, unſcheinbaren Ordenskutte der Franziskaner, eine impoſante Geſtalt, ein ausdrucksvoller, eigenthümlich gebildeter Kopf mit einer Adlernaſe und Adleraugen, über denen ſich eine hohe, majeſtätiſche Stirn wölbte. Von prächtig gekleideten Biſchöfen und Prälaten umgeben, war er doch auf den erſten Blick als ihr Fürſt und Herr zu erkennen. Der Erzherzog Philipp ahnte, wer dieſer Mann war, und fühlte ſich von der geiſtigen Ueberlegenheit deſſelben überraſcht; er verneigte ſich tief und ehrerbietig vor dem ihn Begrüßenden, gleich dem Könige und der Infantin. Und Philipps Ahnung hatte ihn nicht betrogen; der hohe Prieſter im einfachen Mönchsgewand war Don Franzesco Ximenes des Cisneros, der Erzbiſchof von Toledo, der Beichtvater der Königin Iſabella von Caſtilien, der erſte Miniſter der beiden Königreiche, der wahre Begründer der ſpaniſchen Macht, der Schöpfer der ſpaniſchen Inquiſition, Spaniens größter Mann, gleich ausgezeichnet als Prieſter, als Staatsmann und als Feldherr, der vornehmſte Kirchenfürſt der iberiſchen Halbinſel, der Inhaber des reichſten Erzbisthums in der ganzen Chriſtenheit, das ihm ein jährliches Einkommen von dreimalhunderttauſend Dukaten brachte. Da ſtand er in ſeiner groben Kutte und darunter ſein härenes Hemd, die er nie ablegte, ſelbſt bei den feierlichſten

Hoffeſten nicht, ein Mann groß im Vollbringen, groß im Entſagen und mit eiſerner Conſequenz den Triumph des chriſtlichen Glaubens und die Größe Spaniens verfolgend, einer der außerordentlichſten Menſchen, wie nicht jedes Jahrhundert einen hervorbringt.

Nach dem kurzen und feierlichen Gruße führte der prieſterliche Greis (Ximenes war damals ſchon 64 Jahre alt) den König und deſſen Kinder in die Kathedrale an den Hochaltar. Hier ſchien ſeine hohe Geſtalt, an der die Bundesgenoſſin d[illegible] Alters, die Schwäche, vergebens ihre zerſtörende Gewalt verſucht hatte, noch zu wachſen. Ein hoher heiliger Ernſt legte ſich um ſeine Stirn, in ſeinem Auge glühte die Begeiſtrung ſeines erhabenen Berufs. Er forderte die drei vor ihm Knienden auf, mit ihm zu beten und Gott und den Heiligen zu danken für die glücklich vollbrachte Reiſe, und er ließ ſich ebenfalls auf die Knie nieder und ſprach langſam und feierlich das Gebet; dann erhob er ſich, legte die Hände auf ihre Häupter und gab ihnen den Segen. Hierauf begleitete er ſie wieder bis zur Kirchenthüre und ſchloß ſich zu Fuße mit ſeinen Prieſtern dem Zuge an. In kurzer Zeit war der königliche Palaſt erreicht. Die Thürhüter riefen den Wachen auf den Treppen und dieſe denen in den Vorgemächern und ſo weiter die Namen der Angekommenen entgegen. Der König führte ſeine Kinder bis in den Kronſaal, wo die Königin auf dem Throne ſaß; auf der oberſten Stufe der Königin zur Rechten hatte auf einem thronartigen Seſſel Donna Juanna von Arragonien, des Königs natürliche Tochter, Gemahlin des Don Bernardin de Velasco, Connetables von Caſtilien, erſte Ehrendame der Königin, ihren Sitz; auf der linken Seite Donna Luiſe de Maine, Gemahlin des Amirante von Caſtilien, zweite Ehrendame der Königin, und ringsum an den Stufen des Throns ſtanden die Hof- und Ehrendamen, die Frauen und Töchter der vornehmſten und reichſten Geſchlechter aller ſpaniſchen Königreiche. Sowie das erzherzogliche Paar in den Saal getreten war, erhob ſich die Königin und ging ihm entgegen. Zum erſten Male ſtanden ſich Iſabella von Caſtilien und Philipp von Oeſtreich einander gegenüber; ſie eine wenig ſchöne Frau von mittler Größe, er der ſchönſte Prinz Europas. Mit königlichem Anſtand reichte ſie dem Erzherzog die Hand und küßte ihn auf die Stirn, dann umarmte ſie ihre Tochter und küßte ſie auf den Mund. Philipp führte ſeine Schwiegermutter mit den artigſten Worten zum Throne zurück und begrüßte die Hofdamen, die ſich tief vor ihm verneigten. Sein Auge traf auf das ſchöne ſeelenvolle Auge der Herzogin von Najara; er ſah die Jugendgeliebte ſeines Herzens ſchöner und lieblicher vor ſich, als ſeine Phantaſie ſie ſich gemalt, und alle Wonnen und ſeligen Schmerzen der Liebe ſchauerten durch ſeine Seele. Hoch erröthend ſchlug ſie den Blick zu Boden; in ſüßer Verwirrung wandte er ſich wieder zur Königin, küßte die Hand derſelben und trat zur Seite, um den niederländiſchen Herren Platz zu machen, welche ſich ehrerbietigſt nahten, der Königin ebenfalls die Hand zu küſſen. Der König trat zum Erzherzog, um mit ihm zu ſprechen, aber dieſer war ſo befangen, daß er anfangs kein Wort hervorbringen konnte. Immer ſuchten und fanden ſeine Augen Luiſens herrliche Geſtalt, verklärt im Zauberſchein der Liebe; ach, er hätte ihr zu Füßen ſtürzen, ſie jauchzend mit ſtarken Armen an ſeine ſtürmiſch wallende Bruſt preſſen mögen, und hier ſtand er feſtgehalten von den furchtbaren Ketten der Ceremonie! — Während er ſich bemühte, die gleichgültigſten und unbedeutendſten Worte zu ſprechen, ſprang ſeine Seele beflügelt auf den Bergſpitzen ſeiner erſten Liebe, wie ſie leuchtend im Morgenroth ſeiner Erinnerung ſtanden, von einer zur andern, und mit ihr Arm in Arm, flügelverſchlungen, das ſüße, milde, holde Antlitz ihm ſelig lächelnd zugewendet, flatterte ein Genius, ſein guter Genius in Luiſens reizender Geſtalt; und wenn er nun aus dieſen heißen Träumen emporfuhr und die Augen aufſchlug, ſo ſtand ſein Genius dort leibhaftig, menſchlich, erröthend vor ſüßer Scham und göttlicher Luſt, das allerherrlichſte Weib. Es war ihm ſeltſam zu Muthe; zuweilen ſchien es ihm, als ſchwebe er oder als ſei er berauſcht; auch dünkten ihm Minuten lang all' dies königliche Gepränge umher, dieſe Menſchen in Schmuck und Pracht Traumſchemen und nur Luiſe und er wirkliche Menſchen, von einem Zauberbann befangene Träumer. Er war herzlich froh, als die Begrüßungsſcene vorüber war und der König ſeiner Tochter den Arm reichte, um ſie in die innern Gemächer zu führen; er eilte, ſeiner Schwiegermutter daſſelbe zu thun, da begegneten noch einmal ſeine Augen Luiſens Augen und ihre Seelen ſprachen zuſammen; aber Philipp erſchrak gleichſam vor dem hohen, ernſten Ausdruck edelſter Frauenwürde, der wie ein Heiligenſchein Luiſens Geſtalt zu umfließen ſchien. Noch nie war ſie ihm ſo ſchön erſchienen, aber auch noch nie ſo erhaben, ſo edel, ſo heilig.

Die Herzogin von Najara war keine durch Leibesgröße und Majeſtät imponirende Geſtalt; zierliche, ſchmächtige, zarte Formen waren die ihrigen, überhaupt vom ſüßen Liebreiz der Anmuth, vom Ausdruck einer tiefführenden, mächtig bewegten Seele. Jeder Zug, jede Bewegung, jeder Blick, jedes Wort an dieſer ſeltenen Frau hatte die Weihe des Edeln, Ungemeinen erhalten; aus ihrem reinen braunen Auge leuchtete eine ſchöne große Seele im verklärenden, aus ihrem innerſten Leben hervorſtrahlenden Lichte der Poeſie. Auf ihrer Stirn lag die träumeriſche Schwermuth, der ſchwärmeriſche Ernſt einer dichteriſch bewegten Seele. Sie war ein ungewöhnliches Weib.

Kaum war der Erzherzog in den ihm angewieſenen

Zimmern angelangt und hatte ſich, um einige Augenblicke zu raſten, in einen Stuhl geworfen, als er zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung den Pagen Bübenhoven raſch hereintreten ſah. Der Junker hatte ein heitres und vergnügtes Anſehen und begrüßte ſeinen Herrn mit einer ſchier verſchmitzten Gewandtheit, die etwas ganz Ungewohntes an ihm war. Auf die Frage des Erzherzogs nach dem jüngſten Schickſal des Pagen, verſetzte dieſer geheimnißvoll, er werde Seiner Hoheit am Abend, wenn ſie ganz unbeachtet und ungeſtört ſein könnten, höchſt merkwürdige Eröffnungen machen. Vor der Hand könne er ſchon verrathen, daß er bei der Herzogin von Najara ſehr wohl aufgehoben geweſen ſei. Der Erzherzog warf einen eiferſüchtigen Blick auf den Sprecher und bemerkte plötzlich, daß derſelbe kein Knabe mehr ſei; auch hatte die fromme Einfalt, die ſonſt in ſeinen Zügen gelegen, dem Ausdruck eines befriedigten Bewußtſeins Platz gemacht, das der Erzherzog gar wohl zu verſtehen meinte. Unter dem Vorwande, ſich einige Stunden Ruhe zu gönnen, entfernte der auf die Mittheilungen ſeines Edelknaben äußerſt begierige Fürſt alles Störende und Unbequeme aus ſeiner Nähe und forderte dann Bubenhoven mit durchblitzender Leidenſchaft auf, ſeine Geheimniſſe zu enthüllen.

— „Als uns die Zigeuner im Walde unter der Burg umzingelten und ich mich in Lebensgefahr ſah,“

auszuführen, als ſie das Geſchrei auf dem Corridor erſchreckt und herausgerufen hatte.

Eliſe deutete auf Chriſtianen, als der Kammerdiener ausgeredet hatte und ſprach: «Dies Mädchen ſteht mir näher, als Sie, Herr Kammerdiener und ihretwegen muß ich bleiben. Entfernen Sie ſich. Ich nehme alle Verantwortung auf mich, und will für Sie ein gutes Wort einlegen.»

Der angſtvolle Menſch ließ ſich das nicht zum zweiten Mal ſagen, und als Graf Eberhard die Augen aufſchlug, war er mit Eliſen und Chriſtianen allein, und ſah der Erſtern in die hellen ſchönen Augenſterne.

«Wie iſt mir doch,» flüſterte er, «es kam mir vor, als verſchlänge mich ein ungeheurer Abgrund; ich flog tief, tief, unendlich tief in der entſetzlichen Finſterniß, das donnernde Brüllen unterirdiſcher Waſſerfälle, das gewaltige Sauſen der Luftſtrömungen hallte in meinen Ohren und machte mich beben. Das Blut gefror mir vor Furcht, aber ich konnte es nicht ändern. Als müßte ich den Raum der Schöpfung durchfliegen, ſo ſchnell ging meine Reiſe. Endlich gewahrte ich in ungeheurer Ferne den kaum hingehauchten Schein eines Lichts; doch es wurde raſch größer und flog als Stern mir entgegen.

begann der Junker ſeine Erzählung, „fiel mir bei guter Zeit ein, daß mir eine Zigeunerin in Blois einen Talisman geſchenkt hatte, der, ihrem Verſprechen nach, mich nicht nur gegen alle Gewaltthätigkeiten ihres Volks ſchützen, ſondern mir ſogar deſſen Zuneigung erwerben ſollte; ich eilte natürlich in der höchſten Noth davon Gebrauch zu machen.“

— „Einen Talisman? — von einer Zigeunerin? — und in Blois?“ fragte der Erzherzog verwundert und mit einer neuen Beimiſchung von Argwohn und Eiferſucht. „Wie biſt du denn dort zu einer Zigeunerin gekommen?“

— „Ei, Ew. Hoheit hat ja die alte Wahrſagerin ſelbſt auf unſer Zimmer geſchickt, um uns ein Vergnügen zu machen,“ entgegnete der Page erröthend.

— „Es iſt wahr!“ ſagte Philipp mit einiger Beſchämung. „Das hatte ich ganz vergeſſen. — Aber wie kamſt du zu der Auszeichnung, den Talisman von ihr zu erhalten? oder hat ſie etwa mehre ſolche Geſchenke unter euch ausgetheilt?“

— „Ich war allein der Glückliche, der Beſitzer eines ſolchen Kleinods zu werden, und der Grund dieſes Vorzugs beſtand darin, weil die Alte den Stallmeiſter Ihrer Hoheit, der Erzherzogin Margaretha, in mir wieder erkannte. Sie gab ſich mir nämlich als die Mutter jenes Antonio Cebes, des Kunſtreiters, zu erkennen, welchen die Frau Erzherzogin als Stallmeiſter mit von Paris gebracht hatte und welcher mit dem burgundiſchen Heere in die Schweiz gezogen und von dort nicht wiedergekehrt war. Als Großmutter des kleinen wilden Antony, den Herr Jakob Fugger von Augsburg zum Leinweber zuſtutzen ſoll, war die alte Zigeunermutter in Brüſſel geweſen und ich erinnerte mich nachher wohl, ſie dort im Stalle bei ihrem Enkel geſehen zu haben. Weil ich ihr Enkelkind nun gut behandelt und ſeine ausgelaſſenen Streiche nicht alle ſcharf gerügt, ja weil ich mich ſonſt um den unbändigen Rangen bemüht hatte, ihm etwas Gutes und Nützliches beizubringen, ſo wollte ſich ſeine Großmutter mir nun dankbar bezeigen und ſchenkte mir das Amulett, das ſie mir heimlich um den Hals hing und das mich nicht nur gegen alle böſen Dinge ſchützen, ſondern auch, wie ich Euch ſchon geſagt, mir, wenn ich einmal unter Zigeuner geriethe, von großem Vortheil ſein ſollte.“

— „Und hat ſich die verſprochene Kraft wirklich bewährt?“

— „Auf das vollkommenſte, gnädigſter Herr, wie Ihr an meinem Wohlbefinden ſehen könnt und das Weitere an meinem Schickſale unter den Zigeunern ſogleich hören möget. So ſeltſame und unerwartete Früchte trug die menſchliche Behandlung, die ich dem durchtriebenen Zeterbalg in Brüſſel hatte angedeihen laſſen.“

— „Eh' du weiter erzählſt,“ unterbrach ihn der

Erzherzog haſtig, „ſage mir vorab, iſt die Herzogin von Najara durch dich von meinem Wunſche, eine Unterredung unter vier Augen mit ihr zu haben, unterrichtet worden?“

— „Es war meine Pflicht, ſie davon in Kenntniß zu ſetzen, und ſie hat ſich mir bereitwillig erklärt, Euch die gewünſchte Unterredung — verſteht ſich mit der größten Vorſicht — zuzugeſtehen.“

— „Ha, mein Junge!“ rief der Erzherzog entzückt, „das will ich dir Dank wiſſen. Nun fahre fort! Ich werde deinen Worten mit freudiger Begierde lauſchen.“

— „Kaum hatte ich meine Bruſt entblößt und den mich umringenden wilden Männern das Amulett gezeigt, als ſie plötzlich lammfromm wurden, mich mit ehrerbietigen Blicken betrachteten, den Talisman küßten und mich nach meinen Befehlen befragten. Sie führten mich zu ihrem Anführer und als ich dieſem die Geſchichte des Talismans erzählt hatte, fiel es mir nicht ſchwer, ſogleich auf die Burg zur Herzogin geführt zu werden. Aber nur mir allein konnte dieſe Begünſtigung widerfahren, nicht meinem Begleiter. Der Zigeunerhauptmann ſchwur mir zu, daß er die ſtrengſten Befehle habe, nichts Lebendes, was auf zwei Beinen gehe und keine Flügel habe, in das Schloß zu laſſen, und daß nur eine höhere Pflicht ihn zwinge, mit mir eine Ausnahme zu machen, aber dieſe könne ſich nie auf einen Andern erſtrecken. Vergebens forſchte ich auch, von wem dieſe ſtrengen Befehle herrührten; der Hauptmann wich jeder Erklärung aus, indem er mich nach eingebrochener Dunkelheit ſehr heimlich — als fürchte er einen Verräther — auf das Schloß bringen ließ.

Das Erſtaunen der edeln Herzogin, einen Fremden bei ſich anlangen zu ſehen, wurde erhöht, als ich mich als Euern Sendboten zu erkennen gab.“

— „Was ſagte ſie von mir, die unvergleichliche Luiſe? Liebt ſie mich noch? O Narr, ſie iſt ſchön, himmliſch ſchön! Weit reizender und herrlicher, als ich ſie mir gedacht! Ach, als ich ſie vorhin ſah, vergingen mir faſt die Sinne; ich taumelte wie ein Trunkener! Aber was ſagte ſie von mir? Sie will mich ſprechen? Verhehle mir nichts! Ich befehle es dir! Jedes Wort, das ſie geſprochen hat, beichte mir wieder.“

— „Ich berichtete der Frau Herzogin über den Zweck meines Erſcheinens in ihrer Einſamkeit, und obgleich ich Ihr Euern Brief nicht einhändigen konnte, ſo hat ſie denſelben doch am folgenden Tage durch die Zigeuner erhalten. Dieſe Leute ſcheinen ihr überhaupt ſehr ergeben zu ſein. Sie will dies aber nicht merken laſſen und behauptet, ſie ſeien ihre Wächter und Aufpaſſer; inzwiſchen ſah ich tiefer, als ihr lieb war. Die Zigeuner mögen wol von ihrem Gemahl beſtellt ſein „zum Schutz und Schirm“ ſeiner erlauchten Gemahlin, wie es heißt, und er mag ihnen den heimlichen Befehl ertheilt haben, jeden mannlichen Beſuch vom Schloſſe abzuhalten, mindeſtens zu uberwachen; aber im Grunde dienen ſie der Herzogin treuer als ihrem Gemahl, und ſie auch iſt's, die ſie auf jenem Wachpoſten feſthält."

— „Wie kann aber die junge und liebenswürdige Frau ſelbſt wunſchen und dazu thun, eine Gefangene zu ſein? Wie iſt es möglich, daß ſie ihre eignen Wächter begünſtigt und feſthält?"

— „Ein drückendes, ja peinigendes Verhältniß nöthigt ſie dazu. Es iſt wol keinem Zweifel unterworfen, daß ſie ſich dem Herzog nicht aus Liebe verbunden hat. Auf die junge Blüte ihrer Liebe, ſagte ſie mir ſelbſt, ſei ein giftiger Nachtthau gefallen und habe ſie fur immer verderbt. Doch der Herzog iſt ein höchſt ehrenwerther Mann, der erſte Grande des Königreichs Caſtilien und auf ſeinem Namen haftet nicht der kleinſte Makel. Die Herzogin halt ihren Gemahl in hoher Achtung und ſeine Ehre iſt natürlich die ihrige geworden. Sie ſpricht mit Bewunderung von ſeinen ritterlichen Eigenſchaften und, wenn man ſie über ihn reden hört, ſollte man meinen, ſie liebe ihn dennoch. Jenes ſchlimme Verhältniß nun hat mir die edle Frau zwar nicht anvertraut; im Gegentheil ſprach ſie zu mir mit großer Zurückhaltung davon und behandelte es als ein trubes Geheimniß, das ſie nur Euch, gnädigſter Herr, in der von Euch gewünſchten geheimen Unterredung enthüllen könnte, weshalb ſie dieſe heimliche Zuſammenkunft eben ſo ſehr wünſcht, wie Ihr ſelbſt.“

— „Das iſt ein herrlicher Umſtand! Und haſt du ihr nicht abgemerkt, daß ſie mich noch liebt? Sie ſehnt ſich nach mir, nicht wahr, Junge? Ich las ihr Geheimniß heute in ihren liebetrunkenen Augen, im verrätheriſchen Purpur ihrer Wangen. Das iſt ihr Geheimniß, nicht wahr? Und deshalb wünſcht ſie das Stelldichein eben ſo ſehr wie ich ſelbſt.“

— „Verzeiht, Hoheit, dies iſt wenigſtens nicht das Hauptgeheimniß, von dem die Herzogin mit ſo großem Kummer ſprach und das ich doch von einer ihrer Frauen erfuhr, obgleich ſie ſelbſt es mir ſo ſtreng verſchwieg. Es bezieht ſich auf ein Glied ihres eignen Hauſes.“

— „O ich weiß, ich weiß!“ rief der Erzherzog ärgerlich. „Ihr Stiefſohn hat ſich in ſie verliebt. Dieſer finſtere Spanier hat einen verzweifelt guten Geſchmack.“

— „Ihr wißt es ſchon?“ fragte Bubenhoven erſtaunt.

— „Freilich weiß ich's. Doch das iſt eine Nebenſache. Ich gedenke mich dieſes Don Hernandez' auf eine ſchickliche Weiſe zu entledigen. Was haſt du mit der Herzogin abgemacht in Bezug auf unſre Zuſammenkunft? Wann und wie ſoll ſie ſtattfinden?“

— „Die Herzogin iſt nun eine Zeit lang an die Königin und den Hof gefeſſelt und will die ſchickliche

Gelegenheit erſehen und Euch durch mich wiſſen laſſen. Sie iſt noch zweifelhaft, ob die Zuſammenkunft mit Hulfe der Zigeuner, die ebenfalls hierher kommen, zu bewerkſtelligen iſt, weil ſie einen Verrather darunter furchtet und doch die außerſte Vorſicht dabei beobachtet werden muß."

— „Es iſt wahr, Vorſicht iſt nothig in dieſem Lande. — Warum kehrteſt du aber nicht am folgenden Tage zuruck, als du deinen Auftrag ausgerichtet hatteſt?"

— „Eben aus Vorſicht entließ mich die hohe Frau nicht eher wieder, als bis die Zigeuner abgezogen waren. Der Hauptmann wurde beſtimmt, ſeinen Leuten zu erklaren, ich ſei in derſelben Nacht wieder zuruckgekehrt. Die Herzogin ſchien zu furchten, daß Don Hernandez Anhang unter den Zigeunern habe und mein Leben dadurch in Gefahr ſei. Genug, ich mußte auf ihren Befehl bleiben."

Dem Erzherzog ſchienen dieſe Grunde nicht ſattſam einleuchten zu wollen; auch trug ſie der Page mit ſo unſichrer Stimme und einem ſo ſcheuen Blick vor, daß der Furſt neuen Argwohn ſchopfte, der Page möchte ihm etwas Wichtiges in dieſer Angelegenheit verbergen, und er beſchloß ſeine Maßregeln klug und fein zu nehmen, um hinter das ganze Geheimniß zu kommen. Seine Leidenſchaft für die Herzogin verleitete ihn im Augenblick zur Eiferſucht auf ſeinen Pagen. Seine aufgeregte Phantaſie ſpiegelte ihm vor, Luiſe habe ſich ſchnell in den ſchönen Jüngling verliebt und ihn auf dem Schloſſe behalten, um in ſeinen Armen ein Glück zu ſuchen, das ſie bis jetzt entbehrt und deſſen ihre Jugend und Schönheit gleich würdig ſeien. In einer unedlen Aufwallung ſchwur er im Stillen den ihm bis jetzt ſo lieb geweſenen Edelknaben zu verderben, wenn ſich der ihm ſo wahrſcheinlich dünkende Argwohn als wahr beſtätigen ſollte.

Sechstes Kapitel.

Donna Francesca d'Ulloa hatte die erſte ſchickliche Gelegenheit benutzt, ihr Herz bei der Königin Iſabella leichter zu machen, und ihr Bericht hatte dagegen das Herz der hohen Frau mit ſchwerem Kummer erfüllt. Donna Iſabella, eben ſo ausgezeichnet durch ihre großen Herrſchertugenden und glänzenden Eigenſchaften wie durch weibliche Anmuth und Majeſtät, die große Königin Caſtiliens, die einen muthigen Helden, einen weiſen Staatsmann, einen umſichtigen Eroberer und einen ſcharfſinnigen Geſetzgeber mit königlicher Grazie und weiblicher Liebenswürdigkeit in ſich vereinte, Iſabella war doch in einem Punkte ein ſchwaches Weib: ſie war über die Maßen eiferſüchtig auf Don Fernando, ihren Gemahl, ſodaß ſie demſelben ſogar das feierliche Verſprechen abgenommen haben ſoll, ſich im Fall ihres frühern Todes nicht wieder zu vermählen. Schon waren dunkle Gerüchte von des Erzherzogs Galanterien an den ſpaniſchen Hof gelangt und hatten die

Königin um das Wohl ihrer Lieblingstochter beſorgt gemacht, aber jene Nachrichten waren zu unbeſtimmt, die Entfernung von Toledo und Brüſſel zu groß, die Verbindungsſtraße zwiſchen den beiden Höfen noch zu ſchwierig, und Donna Juanna's Briefe an ihre Mutter machten ſich ſo ſelten und enthielten ſo ganz und gar keine Klagen über ihren Gemahl, daß Donna Iſabella in Ungewißheit geblieben war, ob ſie jene Gerüchte nicht für das müßige Gerede nehmen ſollte, welches ſtets bemüht iſt ausgezeichnete Menſchen mit dem Schmutze der Gemeinheit zu bewerfen. Jetzt war ihr aber die Wahrheit unter die Augen getreten; der erſte Blick auf den ſchönen Erzherzog hatte ſie belehrt, daß jene Gerüchte nicht gelogen, und nun hatte die Oberhofmeiſterin ihrer Tochter dieſen Gerüchten Form und Geſtalt gegeben und dem unbeſtimmten Gerede feſte Thatſachen untergelegt. Ja ſelbſt wenn die Königin noch geneigt geweſen wäre, manche allzulebhafte Schilderungen der Donna Francesca auf Rechnung eines perſönlichen Haſſes gegen den Erzherzog und deſſen Land zu ſetzen, den dieſe würdige Dame wider ihren Willen aus ihren Reden hervorleuchten ließ, ſo beſtätigte doch die unverkennbare Geiſteszerrüttung der Erzherzogin Infantin nur zu ſehr die grauſame Behandlung, welche Philipp ſeiner Gemahlin hatte angedeihen laſſen. Und das Alles war einer Kaufmannsfrau wegen geſchehen! Wenn es noch eine Herzogin, Gräfin oder

Und eben ſo ſchnell wurde der Stern zur ſtrahlenden Sonne. Die Strahlen trafen als glühende Pfeile den nächtlichen Schatten und mich in's Herz, ſo daß ſie entſchwanden. Die Finſterniß floh, rings wogte ein Meer von Glanz und Licht, in welchem ich mich jauchzend badete. Süße Harmonien glitten in meine Seele und durchzitterten ſie mit Wonneſchauern. Dankbar blickte ich die Sonne an und erkannte erſtaunt — — dein Angeſicht, holde Eliſe, deine Augen glänzten über mir; ich war erwacht.»

«Und befinden Sie ſich wohl?» fragte Eliſe beſorgt, und ſuchte die Bewegung zu verbergen, welche des Grafen Erzählung in ihr hervorgebracht hatte.

«Wohl und heiter; das Lichtbad iſt mir gut bekommen. Ach, wenn Sie bei mir ſind, iſt mir ja ſtets wohl, und der Druck, der ſonſt immer auf meiner Seele laſtet, weicht und flieht. Aber wer iſt dies niedliche Mädchen?»

Der Graf richtete ſich auf und ging auf Chriſtianen zu, die im tiefſten Reſpekt einen Knix um den andern machte.

«Es iſt Chriſtiane Vierig, die Tochter des Steuereinnehmers und Gaſtwirths zum Schwan, die Braut meines Vaters und meine Freundin.»

Marquiſe geweſen wäre, ſo hätte ſich die Geſchichte noch bemänteln laſſen; aber daß der leichtſinnige Schwiegerſohn in bürgerliches Blut entbrannt war, konnte ihm die Königin von Caſtilien nicht verzeihen. Ihr Herz wurde von Gefühlen des Unmuths, der Bitterkeit und des Zorns gegen den ſchönen Oeſtreicher und des Mitleids, des Kummers und der trauernden Liebe gegen ihre unglückliche Tochter erfüllt. Nie hatte die Königin mehr gelitten, als in dieſer Zeit, die ihr Tage der Freude hätte bringen ſollen, und als ſie ſich erſt von der Geiſteskrankheit Juanna's vollkommen überzeugt und mit eigenen Augen geſehen hatte, wie gleichgültig der Erzherzog ſeine durch ihn ſo unglücklich gewordene Gemahlin behandelte und ſich leichtſinnig und fröhlich den Huldigungen hingab, die ihm die von ſeiner Schönheit und Anmuth gleichſam bezauberten Damen ihres Hofes und des höchſten Adels darbrachten, da kam ein Jammer über die hohe Frau, der ſie ſchier niederwarf. Gern hätte ſie dem Erzherzog jeden andern und ſchlimmern Charakterzug verziehen als den Leichtſinn in ſeiner ehelichen Treue, und nichts entſchuldigte ſie an ihrer Tochter mehr als die Eiferſucht und die aus derſelben entſprungene Grauſamkeit gegen die buhleriſche Kaufmannsfrau, welche an den ehelichen Rechten der Infantin ſo ſchändlich gefrevelt hatte. Den Kummer der Königin zu vermehren, langte um dieſe Zeit die Trauerbotſchaft von dem unerwarteten Abſterben des jungen

Prinzen von Wales, Arthur, Kronprinzen von Großbritannien und Gemahls der vierten Tochter der Königin, Katharina's, in Toledo an. Nach einer fünfmonatlichen Ehe war die ſiebenzehnjährige Katharina ſchon Witwe. Dadurch wurde der Hof in Trauer verſetzt. Auf das heftigſte aber wurde die Königin ergriffen, als die Erzherzogin Juanna, von ihr mütterlich vertraulich über ihr ſchlimmes Schickſal befragt, Alles leugnete und ihren Gemahl von jeder Schuld freiſprach, ja mit wahrhaft rührender Liebe und Zärtlichkeit ſich über ihn und ſeine trefflichen Eigenſchaften ausſprach. Erſt dem Erzbiſchof Ximenes, den die Königin beauftragt hatte, ihrer Tochter ins Gewiſſen zu reden, gelang es, durch väterliche Ermahnungen, religiöſen Zuſpruch und Androhung kirchlicher Strafen ſie zum Geſtändniß zu bringen, und nun hatte ſie es auch gegen die Mutter nicht länger hehl, zu welcher Marter der Eiferſucht ſie durch ihres Gemahls Leichtfertigkeit verdammt ſei, weil ſie ihn grenzenlos liebe und nur in ſeiner Gegenwart Glück und Beruhigung fühle, ſelbſt wenn er ſie gleichgültig und hart behandle. In dieſem mit Thränen untermiſchten Bekenntniß that ſie ſo viel kindiſchthörichte Aeußerungen, daß dieſe allein ſchon ihre Geiſtesverwirrung bekundet hätten, wenn ſie auch nicht noch andere Proben davon gegeben hatte.

Die Königin hielt über dieſe wichtige Angelegenheit, welche Tag und Nacht ihren Kummer nährte, geheimen

Rath mit ihrem Beichtvater und Miniſter, ohne welchen ſie nichts unternahm; das Herz ihres koniglichen Gemahls wollte ſie, ſo lange es nur anging, mit dieſen Widerwartigkeiten verſchonen. Ximenes rieth, dem Erzherzog vor der Hand nicht mit Vorwurfen uber das Vergangene zuzuſetzen, da eine ſolche Behandlungsart leicht zum Uebelſten ausſchlagen konne. Der Erzherzog ſei ſelbſtſtandiger Regent eines reichen und mächtigen Landes; er werde alſo hochſt wahrſcheinlich einem bittern Vorwurfe nur ſtorriſchen Trotz entgegenſetzen und es der Erzherzogin entgelten laſſen, die doch in ihrem traurigen Zuſtande der größten Schonung bedurfe. Es ſei beſſer, dem Erzherzog merken zu laſſen, daß man um ſeine Heimlichkeiten wiſſe, ihn aber nichtsdeſtoweniger mit Milde und Liebe zu behandeln, ſodaß er ſich ſeines Leichtſinns zu ſchamen anfange; dann wollte er, der Erzbiſchof, es auf ſich nehmen, ihm bei paſſender Gelegenheit ins Gewiſſen zu reden und ihn auf andere Gedanken bringen. Die Art und Weiſe dieſer Zuſprache werde naturlich von dem Betragen des Erzherzogs in Spanien abhangen. Man muſſe ihn deshalb ſtreng im Auge behalten; laſſe er ſich auch hier neue Leichtfertigkeiten gegen die leider von ihm ſo entzuckten Schonen zu Schulden kommen, ſo glaube er, Ximenes, ſich erlauben zu durfen, ein ſehr ernſtes Wort mit dem jungen Furſten zu reden, und die Konigin möge dann immerhin mit einer zweiten

Strafpredigt ſeinen Worten den weltlichen Nachdruck geben.

Iſabella beſchloß, nach langer Ueberlegung, dieſen Rath zu befolgen, und den Erzherzog mit allem nur möglichen königlichen Glanz zu ehren und auf jede Weiſe zu erfreuen, um ihn dadurch zu beſchämen und zur Erkenntniß ſeiner Sünde gegen die arme Donna Juanna zu bringen. Er wurde deshalb mit ſeiner Gemahlin von den beiden Königen in einem feierlichen Act zu Erben des Königreichs Caſtilien erklärt und von den in Toledo zuſammenberufenen Ständen als ſolche anerkannt; auch erhielten ſie den Titel königlicher Prinz und Prinzeſſin von Caſtilien. Wenn auch bei dieſer Gelegenheit wegen der Hoftrauer keine Feſte gegeben werden konnten, ſo wurden dem erzherzoglichen Paare doch die größten Ehren erzeigt. Donna Juanna ſollte einer geſchickten ärztlichen Behandlung unterworfen werden und die Königin ſchrieb deshalb an den Papſt, ihr ſchnell einen Arzt aus Rom zuzuſchicken, von deſſen großer Geſchicklichkeit ihr viel Rühmens gemacht worden war. In der That ſchien Donna Iſabella der Hülfe eines ſolchen bald ebenſo ſehr zu bedürfen, als ihre Tochter; denn ihr Herzeleid über das um ſo ſchwerere Unglück, je unerwarteter es gekommen war, drohete ſie aufzureiben, und es gehörte die ganze moraliſche Kraft einer ſo ſtarken Seele dazu, wie die ruhmgekrönte Königin von Caſtilien beſaß, um ſich aufrecht zu erhalten und mit heiterm Geſicht und ſüßen Worten bei Hofe zu erſcheinen. Aber je mehr ſie ſich Gewalt anthun mußte — ein Kunſtſtück, in deſſen Ausführung gekrönte Häupter in der Regel größere Uebung haben als andere Sterbliche — je mehr wurde auch von ihrer Kraft aufgezehrt und die Folge dieſes Proceſſes zeigte ſich bald in ihrer Geſtalt und in den Zügen ihres Geſichts. Die Königin war am letztverwichenen 23. April 51 Jahre alt geworden und ſie hatte bis jetzt einer auffallenden Jugendlichkeit in ihrer äußern Erſcheinung ſich zu erfreuen gehabt, ganz gegen die Gewohnheit des Landes, deſſen Frauen in der Regel früh zu altern pflegen. Aber nun brach auch auf einmal das Alter über ſie herein und ſie glich nach wenigen Wochen einer Greiſin. „Das iſt das Werk des ſchönen Oeſtreichers," pflegte ſie mit Wehmuth und Ironie zu ihren Frauen zu ſagen, wenn ſie ſich ſchmücken ließ und ihre Hinfälligkeit im Spiegel wahrnahm; „alle andere Spanierinnen erblühen reizender und werden ſchöner durch ihn, und nur die königlichen Frauen häßlicher."

Der Erzbiſchof von Toledo hatte den Erzherzog ſo genau und ſorgſam umſtellt, daß dieſer kaum einen Schritt thun konnte, ohne beobachtet zu ſein, und ſo künſtlich war das Spionenetz um ihn geſtrickt, daß weder er, noch ſeine nächſte Umgebung auch nur die leiſeſte Ahnung von dieſer Ueberwachung hatten.

Es war nur wenige Tage nach der geheimen Unterredung, welche die Königin mit dem Erzbiſchof gepflogen hatte, als Don Hernandez de Villaquiran Abends ſpät, dicht in ſeinen Mantel gehüllt und den breiten Hut tief ins Geſicht gedrückt, mit einem braunen ſtämmigen Burſchen in bunter Zigeunertracht, in den erzbiſchöflichen Palaſt ſchlüpfte und mit ſeinem Begleiter unverzüglich zu dem mächtigen Kirchenfürſten geführt wurde.

— „Eminenz,“ ſagte der Edelmann, „die Nachricht, die ich Euch überbrachte, hat ſich als wahr und richtig beſtätigt, der Page des Erzherzogs iſt wirklich zwei ganze Wochen heimlich auf dem Schloſſe Villaquiran bei der Herzogin von Najara geweſen; die Thatſache unterliegt ferner keinem Zweifel. Er hat jedenfalls Aufträge des Erzherzogs an die Herzogin gehabt, und es iſt mir gelungen, durch die dritte Hand von einem Hofherrn des Erzherzogs zu erfahren, daß die Herzogin am burgundiſchen Hofe im vertrauten Minnebund mit dieſem Fürſten geſtanden. Doch hört über das Ereigniß den Burſchen ſelbſt.“

— „Du ſtehſt im Solde des Don Hernandez?“ fragte der Erzbiſchof den Zigeuner. „Dies darf dich nicht verleiten, Unwahrheiten zu ſagen, die dieſer Herr vielleicht gern hörte. Bei der Strafe des Fegefeuers befehle ich dir, mir die reine Wahrheit zu ſagen.“

— „Ich habe ſie geſagt und werde ſie ſagen,“

verſetzte der Zigeuner trotzig; „und gar nicht wegen des Soldes, ſondern aus ganz andern und höhern Rückſichten. Denn Ihr müßt wiſſen, Eminenz, daß ich Jayme, der zweite Sohn der Karacha bin.“

— „Ich verſtehe nicht, was du damit ſagen willſt, Jayme. Wer iſt die Karacha, deine Mutter?“

— „So will ich Euch ſagen, daß ich der jüngere Bruder jenes Antonio Cebes bin, den Ew. Eminenz vor funfzehn Jahren in geheimen Aufträgen nach Rom ſchickte.“

— „Ha, und der mich an den Papſt verrieth und für alle Wohlthaten, die ich ihm erwies, ſo ſchändlich betrog! Ein verſchmitzter, heuchleriſcher Burſche das! Seine Bruderſchaft kann dir unmöglich bei mir zur Empfehlung dienen. Aber ich verſtehe deine Worte nun vollkommen und freue mich, dich zugleich auf einem beſſern Wege zu finden, als dein Bruder eingeſchlagen hat.“

— „Eminenz, er iſt dafür aus unſrer heiligen Genoſſenſchaft geſtoßen worden und darf nie wieder unter uns erſcheinen, will er nicht den Fluch verwirklicht ſehen, der über ihn ausgeſprochen worden iſt, daß jeder Zigeuner ihm den Dolch ins Herz ſtößt. Er wagt es auch niemals, Spanien zu betreten. Als vor ſechs Jahren die Erzherzogin Margaretha von Oeſtreich aus den Niederlanden hierher kam, um die Gemahlin des Kronprinzen Don Juan zu werden, brachte ſie meines

Bruders Antonio Frau und Kinder mit und wir haben ſie als Unſchuldige in Ehren gehalten; er ſelbſt war in Brüſſel zurückgeblieben, obgleich es ſeine Pflicht als Stallmeiſter der Erzherzogin geweſen wäre, ſie zu begleiten.“

— „Es iſt gut, mein Sohn,“ unterbrach der Erzbiſchof den geſchwätzigen Zigeuner; „dieſe vergangenen Dinge ſind begraben und wir wollen ſie ruhen laſſen. Erzähle mir dagegen ausführlich, was du von dem heimlichen Beſuche des erzherzoglichen Pagen bei der Herzogin von Najara weißt. Ich bin nun von deiner Wahrhaftigkeit überzeugt, nachdem du mir geſagt haſt, wer du biſt.“

— „Vom Herzog von Najara, unſerm Schützer und Wohlthäter, beauftragt, lagen wir am Fuße des Schloſſes Villaquiran im Eichenwalde, zum Schutz der Herzogin, wie es hieß; wir wußten aber Alle, was dies zu bedeuten habe. Es war keinem von uns ein Geheimniß, wie eiferſüchtig der alte mächtige Herr auf ſeine junge ſchöne Gemahlin ſei, und wir waren ihm alle treu ergeben. Es durfte keine Katze auf's Schloß, geſchweige denn ein Menſch. Eines Tags ſtieß ein Haufe der Unſrigen zu uns, der aus Frankreich kam. Die älteſte Tochter unſrer Königin und meine Mutter, ihre Erzieherin, waren dabei. Sie vereinigten ſich mit uns, um mit uns gemeinſchaftlich nach Toledo zu gehen, wo unſre Königin ſich bereits befand und wo wir um ſo einträglichere Geſchäfte zu machen hofften, da der Tod des Kronprinzen Arthur von England, den wir einige Tage zuvor auf unſern geheimen Wegen erfahren, alle öffentlichen und lärmenden Feſte zu Ehren des erzherzoglichen Paares verbot. Wir haben uns in dieſer Beziehung auch nicht getäuſcht. In ſolchen Fällen, wo es gilt, den Hofleuten die lange Weile zu vertreiben, iſt das Zigeunervolk ſtets willkommen. Wir warteten nun ſtündlich auf den Befehl des Amirante zur Abreiſe. Statt deſſen erhielten wir die Nachricht von der Erkrankung des Erzherzogs in unſrer Nähe. Am folgenden Tage erſchienen zwei ſeiner Hofjunker, zwar verkleidet und ſich für Bauern ausgebend, und wollten zur Herzogin. Sie wurden ſogleich feſtgenommen und getrennt, um ſie auszuforſchen, wie es unſer als gut bewährter Gebrauch iſt. Der Jüngere ſprach ſo fertig ſpaniſch, daß wir faſt verſucht waren, ihn für einen Aſturier zu halten. Sobald er uns als Zigeuner erkannt hatte, riß er die Kleider auf ſeiner Bruſt auf und zeigte uns zu unſerm größten Erſtaunen unſer heiliges Pentalpha von purem Golde mit dem geheimnißvollen Namenszuge unſrer Königin, ihm an einer zarten, aber koſtbaren goldnen Kette am Halſe hängend. Wir verbeugten uns ehrfurchtsvoll vor ihm, wie es unſre Pflicht gebot; denn dieſes Kleinod, das er nur von unſrer Königin oder von der älteſten Prinzeſſin, die beſtimmt iſt, einſt unſre

Königin zu werden, haben konnte, verpflichtet uns, ſeinen Beſitzer als ein Glied der königlichen Familie zu ehren und ſeinen Befehlen unbedingt zu gehorchen. Nur wenig Sterbliche mögen im Beſitz dieſes gewaltigen Zeichens ſein, und ich kenne nur Einen noch, das iſt der Herzog von Najara. Wir führten den jungen ſchönen Edelmann ſogleich in das Zelt der Prinzeſſin Zarova, deren Frauen ihn freundlich bewillkommten. Sie ſelbſt war mit meiner Mutter auf dem Schloſſe bei der Herzogin; er verlangte ebenfalls dorthin gebracht zu werden und der Hauptmann führte ihn ſelbſt. Am folgenden Tage hieß es, er ſei in der Nacht wieder zum Erzherzog zurückgekehrt, und auch der Andere wurde entlaſſen; ich erfuhr aber durch meine Geliebte, welche zur nächſten Umgebung der Zarova gehört, Alles genau. Der Junker iſt der Geliebte der Prinzeſſin, aber auch die Herzogin hat ihn lieb. Er hat ihr einen wichtigen Brief gebracht, den ſie immer und immer lieſt, und dann hat ſie ſich mit dem hübſchen jungen Blut eingeſchloſſen und hat ihn verſteckt gehalten bis zu ihrer Abreiſe. Die kleine Zarova war mit meiner Mutter Tag für Tag auf dem Schloſſe. Man ſieht's auch der Prinzeſſin an, daß ihre Liebe ſchon Früchte getragen; das ſtammt von Blois in Frankreich, wo meine Mutter als gute Amme und Erzieherin der Zarova ihr den Junker zugeführt hat. Das iſt Alles, was ich von der Sache weiß.“

«Beides zugleich?» fragte der Graf erſtaunt.

«Sie werden hören, wie das Eine und das Andre gemeint iſt,» fuhr Eliſe fort. «Ich wurde, wie Sie wiſſen, von meinem Vater gezwungen, mit hierher zu reiſen, um mich an meinen künftigen Gatten zu gewöhnen. Kaum waren wir hier angekommen, als mich der Vater zu ſeiner Verlobten führte, damit ich in ihr auch meine künftige Mutter verehren lernen ſollte. Mit Widerwillen ging ich in den Schwan, aber kaum hatte ich dieſem Kinde in die Augen geblickt, als mir die Unſchuld und die Schwermuth, die gepaart herausſahen, deutlich verkündeten, daß ich eine ſehr Unglückliche vor mir habe. Ich hatte geglaubt, mein Herz würde ſich mit Abſcheu gegen ein gemein bürgerlich kokettes Mädchen füllen und ſieh, es füllte ſich mit dem reinſten Mitleiden für ein armes mißhandeltes unſchuldiges Kind. Damals glaubte ich, der Schmerz, welcher ſich aus Janchens Weſen ausſprach, gelte dem Zwange, einem Manne angehören zu müſſen, den ſie nicht liebte; bald aber ſollte ich einen noch tiefern und bittereren Grund deſſelben erfahren. Chriſtiane fühlte ſich durch die Freundlichkeit, mit der ich ihr entgegen kam, angezogen und zur groſſen Freude meines Vaters wurden wir ſchon am

— „Es iſt genug, mein Sohn,“ entgegnete der Erzbiſchof. „Behalte den Junker hier fein im Auge und berichte mir oder Don Hernandez ſchnell, wenn er zu der Zarepa oder zur Herzogin gegangen iſt. Suche auch durch deine Geliebte zu erfahren, was ſie zuſammen verhandeln. Ich gebe dir meinen Segen, mein Sohn, und mein Schatzmeiſter wird dir noch eine andere Belohnung von weltlichem Werthe zukommen laſſen.“

Als der Zigeuner ſich entfernt hatte, ſagte Don Hernandez mit einem düſtern und bittern Unwillen: „Die Herzogin, meine Mutter, ſteht mit dem Erzherzog noch in einem Verhältniß; ihre Blicke verriethen es bei der erſten Begrüßung im Palaſt. Ich habe ſie Beide ſcharf beobachtet. Und der Erzherzog iſt ein leichtfertiger Lüſtling, dem ſelbſt die Ehre des Herzogs von Najara nicht heilig iſt.“

— „Iſt es allein die Ehre Eueres Vaters und Eueres Hauſes, welche Euch dieſen lobenswerthen Eifer einflößt?“ fragte der Erzbiſchof mit einem durchdringenden Blicke auf den finſtern Mann, der dieſem das Blut in die Wangen trieb. Er wendete das Auge ſcheu ab und wagte nicht, die Frage zu beantworten.

Der Erzbiſchof erhob warnend die Hand gegen ihn und ſagte: „Sehet Euch vor, daß Ihr nicht ſelbſt in die Fallſtricke des Böſen fallet, während Ihr Andere davor ſchutzen wollt!“ Und indem er die Hand ſegnend auf das Haupt des befangenen Mannes fallen ließ, ſetzte er hinzu: „Der Herr behute Euch vor böſen Gedanken!“ Damit wurde Don Hernandez de Villaguiran von dem Kirchenfurſten entlaſſen.

Siebentes Kapitel.

Die geheimen Anſtalten des Erzbiſchofs, der Königin Iſabella und des Don Hernaadez in Bezug auf den Erzherzog Philipp und die Herzogin von Najara wurden alle durch die Gegenanſtalten der Zigeuner vereitelt. Wie den Letzteren nichts verborgen blieb, was zur Ueberwachung dieſer beiden Perſonen diente, ſo befolgten ſie dagegen nur die Befehle ihrer Königin und der Prinzeſſin Zaroya; dieſe lauteten dahin, dem Erzherzog und der Herzogin von Najara zu einer geheimen Zuſammenkunft auf jegliche Weiſe behülflich zu ſein und ſie gegen jeden Verrath zu ſchützen. Selbſt Jayme durfte nicht wagen, von dieſer Verordnung ſeinem Freunde, dem Don Hernandez, etwas mitzutheilen, wenn er nicht das Schickſal ſeines ältern Bruders fürchten wollte. Zaroya's Befehle waren aber nur der Widerhall der Wünſche ihres geliebten Marco, wie ſie den Junker Marx von Bübenhoven umgetauft hatte, und ſo geſchah es, daß der beſcheidene Page aus Tyrol in gewiſſer Hinſicht in Spanien machtiger war, als die beiden katholiſchen Konige des Landes. Aber der Junker war weit entfernt, dieſe ſeine Macht zu benutzen; ihm war das Leben erſt zur Wahrheit geworden, ſeit ihn la Zaroya's Liebe beglückte, und er begehrte nichts, als ſich mit der Geliebten dieſer neu erfundenen Wahrheit zu erfreuen. Seine Tage glitten wie ein ſchneller Strom dahin, auf deſſen Wellen er ſich mit der kleinen Prinzeſſin Arm in Arm ſchaukelte; zuweilen ſchlugen die Wellen rauſchend über ihren Häuptern zuſammen und ſie vergaßen die Welt um ſich in dieſer Taufe. Sie waren ohnſtreitig unter der großen Menſchenmenge in Toledo die Glücklichſten. Waren ſie nicht beneidenswerth? Marr und Zaroya hatten der Herzogin von Najara verſprochen, ihr eine ſichere geheime Unterredung mit dem Erzherzog zu verſchaffen, und ſeit der Page dieſe Dame auf ihrem einſamen Schloſſe kennen gelernt hatte, ſtimmte er hinſichtlich ihrer und des Erzherzogs nicht mehr in die Befürchtungen der Erzherzogin Margaretha ein. Er wußte, wie eine ſolche Unterredung für den Begehrenden ausfallen würde und daß ihr in jeder Art Vorſchub leiſten ſeinem Gebieter und ſeiner hohen fürſtlichen Gönnerin, der Herzogin von Savoyen, in würdiger Weiſe dienen heiße. So beſtimmt er entſchloſſen war, ſeit er auf dem Schloſſe Villaquiran eine ſo köſtliche Gefangenſchaft geduldet, dem Erzherzog durch ſeine allzugehorſamen Dienſte zu deſſen gemeinen Liebeſabenteuern nicht mehr behülflich zu ſein, ſo ſehr drängten ihn Verſtand und Gefühl, den Fürſten mit deſſen erſter Geliebten zuſammenzubringen.

Die Zigeuner bewohnten ein halb verfallenes, ödes, weitläufiges, ſteinernes Gebäude, deſſen beſtes Zimmer für die Königin und ihre Tochter hergerichtet war. Hier ſollte das Stelldichein ſtattfinden. Da die langen Frühlingstage gar keinen Abend duldeten und weder der Erzherzog noch die Herzogin während der Nacht den Palaſt verlaſſen konnten, im Palaſt ſelbſt aber gar keine Möglichkeit für ſie vorhanden war, ſich unter vier Augen zu ſprechen, ſo mußte die Zuſammenkunft am Tage ſtattfinden. Dies wurde auf folgende Weiſe bewerkſtelligt: Da die Hoftrauer alle Feſtlichkeiten bei Hofe verbot, ſo ſah man es gern, wenn die Zigeuner etwas zur Unterhaltung der vornehmen ſich langweilenden Leute beitrugen. Die Aegyptier veranſtalteten deshalb öfter Schauſpiele, d. h. ſie tanzten auf dem Seile, führten Reiterkunſtſtücke aus, hielten Eier- und Schwertertänze, brannten Feuerwerke ab und hielten poſſenhafte Umzüge in der Stadt. Ein ſolcher Tag wurde zur Ausführung des Plans gewählt. Die Herzogin erhielt durch Karacha den vollſtändigen Anzug einer Zigeunerin mit einem dichten Schleier; darüber warf ſie ein ſeidnes Oberkleid und ritt mit einer ihrer Kammerfrauen, die ihr getreu war, zu dem Schauſpiel. Der Erzherzog war ſchon dort; auch er hatte einen Anzug erhalten. Das Schauſpiel war noch lange nicht beendigt, als er mit Bübenhoven aufbrach, vorgebend, er habe ſeiner Schwiegermutter, der Königin, die ſich krank hatte melden laſſen, einen Beſuch zu machen. Er bat ſein Gefolge, ſich im Genuß nicht ſtören zu laſſen; es durfte ihn alſo keiner ſeiner Leute weiter begleiten. Deshalb bemerkte faſt Niemand ſein Verſchwinden aus dem Circus. Toledo liegt am Abhange eines Berges, auf deſſen Gipfel der königliche Palaſt, einſt von mauriſchen Königen erbaut und Alcazar genannt, thront. Der Tajo rauſcht am Fuße dieſes Bergs durch hohe Felſenufer. Jenſeits deſſelben und nahe dem Fluſſe ſtanden die Ruinen römiſcher Gebäude. Dorthin nahm der Erzherzog den Weg. Hinter einer dieſer Mauern kleidete er ſich um und eilte nach der Stadt zurück; der Page blieb, um ſeinen Gebieter wieder mit den Pferden zu erwarten.

Die Herzogin verließ, nachdem das Schauſpiel beendigt war, den Circus, um noch einen Spazierritt zu machen, wie ſie oft zu thun pflegte und faſt jedesmal in Begleitung ihrer Vertrauten. Sie lenkten bald in eine der vielen engen, krummen und ſteilen Straßen ein; die volkreiche Stadt hatte damals immer noch über hunderttauſend Einwohner, obgleich ſie zwei Jahrhunderte früher, als ſie noch von mauriſchen Königen beherrſcht wurde, mehr als noch einmal ſo viel gezählt hatte. Aus dieſem Grunde gab es auch eine Menge ganz einſamer, wenig bewohnter Straßen; dies waren meiſt die unbequemſten, ſteilſten, unfreundlichſten, und in dieſen ſtanden viele mauriſche Gebäude gänzlich leer, waren dem Einſturz nah' oder ſchon verfallen, ein ſchauerlicher Aufenthalt von Ratten und Nachtgevögel. Am Eingang eines ſolchen hohen und düſtern Hauſes ſtand Karacha, faßte die Zügel des Pferdes der Herzogin und zog es raſch hinein. Dann winkte ſie einem Zigeuner, der der Herzogin ſpähend gefolgt war, ob vielleicht ein anderes Auge ſie verfolge. Jetzt kam er zum Schutz der Kammerfrau herbei. Wenige Augenblicke ſpäter ſchritt die Herzogin als niedliche Zigeunerin an Karacha's Hand aus dem Hauſe und Beide eilten flüchtigen Schritts einem ähnlichen Gebäude in einer benachbarten Straße zu, der unheimlichen Reſidenz der Zigeunerkönigin. Die Herzogin trat allein in das Zimmer; der Erzherzog erwartete ſie ſchon. Er trat ihr raſch entgegen, aber zwei Schritte vor ihr blieb er ſtehen und heftete den erſtaunten und von Liebestrunkenheit glänzenden Blick auf ſie. Ach, ſie war unbeſchreiblich ſchön in der Zigeunertracht, dieſes Kleid lieh ihr in ſeinen überquellenden Augen neue Reize; es war ihm, als hätte er ſie noch nie ſchöner geſehen, als hätte er überhaupt noch nie ein reizenderes Weib geſehen, ein geliebteres gewiß nicht. Er hatte alle andere Frauen vergeſſen, mit denen er je Minnehändel gepflogen, er hatte nur eine geliebt und dieſe ſtand vor ihm. Die Summe ſeines Daſeins ging auf in ihren ſüßen ſchwermüthigen Augen. Endlich ſtreckte er die Arme nach ihr aus, um ſie an ſeine Bruſt zu ziehen, und wie traumbefangen rief er ſchwerathmend: „Luiſe! Meine Luiſe!“

Aber ſie ſtand feſt; ſie ſank nicht an ſein wogendes Herz. Ihre ruhigen, ernſten Züge ſchmolzen nicht im Feuer ſeiner Leidenſchaft. Er wäre faſt wieder zurückgewichen vor dieſer reinen, ruhigen Erhabenheit. Sie ſah nicht ſtreng aus, vielmehr mild und ſanft, ja ſie lächelte ſogar. Aber es war der höhere Glanz einer Abendröthe, oder die ruhige Herrlichkeit des Sternenhimmels, nicht der Widerſchein eines irdiſchen Feuers in ihrem Antlitz. Auch in ihren Augen glänzten Thränen, aber es waren nicht die Tropfen eines berauſchten Entzückens, deſſen Pulſe einem geliebten Herzen entgegentaumeln; es waren die Perlen aus der Tiefe des Herzens, die Früchte des überwundenen Schmerzes, die Kleinode einer durch Kämpfe errungene Ruhe; es waren Thränen der Wehmuth und der Freude zugleich, Thränen über ihre hingegangene Jugend, Thränen über den fürſtlichen Jüngling, der vor ihr ſtand, den ſie einſt geliebt, ach, für den nicht alle Stimmen ihres Herzens verſtummt waren!

— „Ihr habt eine Unterredung mit mir gewünſcht, Hoheit,“ ſagte ſie ſanft, „und ich hatte triftige Gründe Euern Wünſchen entgegenzukommen.“

— „Ach, Luiſe, nicht dieſe kalte Sprache! Sie zerſchneidet mir das Herz. Bin ich dein Philipp, biſt du meine Luiſe nicht mehr? Hier in dieſem ſtillen Gemach, jetzt in dieſer traulichen Stunde laß die eiſigen Formen der Welt ſich nicht zwiſchen uns drängen. Sei wieder mein, ganz mein, Luiſe, wie du vor ſechs Jahren ganz mein warſt, und vergiß in dieſer Stunde wenigſtens alles Bittere und Böſe, was wir in der langen Zeit unſrer Trennung haben erfahren müſſen. Laß uns wenigſtens heute das neidiſche Schickſal um jenen grauſamen Sieg über unſre Herzen verhöhnen; laß ſie an einander ſchlagen, die für einander geſchaffen ſind; laß uns heimlich vom Geſchick, das ſeinen eiſernen Arm auf unſern Nacken gelegt hat, einen reichen Glückszoll rauben, den es uns freiwillig ſo karg ſpendet, und laß uns den Neid betrügen, in dem wir in heimlich ſüßer Umarmung die Entſchädigung für ein freudloſes Leben erzwingen.“

— „Ihr ſeid im Irrthum, Don Philipp,“ verſetzte die Herzogin ruhig. „Nicht die kalte, herzloſe Welt drängt ſich in dieſem Augenblick zwiſchen uns, ſondern eine weit höhere Macht, eine unbeugſame, eiſerne Gewalt, der wir uns zu fügen haben, wo wir auch ſtehen; es iſt die Pflicht. Ihr ſeid der Gemahl der Erbin von Caſtilien und Arragon; ich bin die Gemahlin des Herzogs von Najara, eines Edelmanns von reinſter Ehre und höchſtem Edelſinn. Ihr habt irdiſche und göttliche Pflichten gegen Euere Gemahlin — und ich wollte, Ihr hättet ſie nie verletzt; — ich habe dieſelben Pflichten gegen meinen Gemahl, und, Gott Lob! ich habe ſie noch nie verletzt, und es iſt mein heiligſter Vorſatz, ſie niemals zu verletzen.“

— „Sprich nicht von Pflicht, Luiſe, wo das Herz keine Rechte hat. Pflichten und Rechte bedingen ſich gegenſeitig. Nur die Liebe hat Pflichten, weil ſie Rechte hat an ein geliebtes, liebendes Herz. Warſt du mein Weib geworden, Luiſe, ich hätte meiner Pflicht gegen Dich nie etwas vergeben. Wer fragte mich denn, als ich an dieſe Spanierin verkauft wurde, die ich nicht kannte; und nun ſoll ich gegen ſie handeln, als hätt' ich ſie geliebt, wie dich? Nein, Luiſe, ſprich nicht von Pflichten zu meinem gemarterten Herzen, das nur dich liebt, nur dich geliebt hat! Es erkennt nur eine Pflicht, dich zu lieben, ganz dein eigen zu ſein. Es kennt nur ein Glück, dich im Rauſche unausſprechlicher Gefühle zu umarmen und an deinen Lippen hangend den ganzen Kram, der mich ängſtigt, zu vergeſſen.“

— „Ihr werdet die Pflichten nicht wegſtreiten, die Ihr übernommen habt. Gelten Euch denn heilige Eidſchwüre, vor Gottes Angeſicht an ſeinem Altar und ſeinem Prieſter in die Hand geleiſtet, ſo gar nichts? Ihr habt der Infantin von Spanien Liebe und Treue erſten Abend Freundinnen. Hätte er ahnen können, wohin unſre Freundſchaft führe, er hätte uns nicht zuſammengebracht. Chriſtianens Herz wurde von Verzweiflung gedrückt, ſie bedurfte der Freundin; ſie hatte ſie gefunden, und zwei Tage darauf war ich im Beſitz des Geheimnißes des armen Kindes. Sie bedarf Hülfe, ſchneller kräftiger Hülfe, und mein beſter Rath war, ſich Ihnen allein zu entdekken, Herr Graf, weil ich Ihr edles Herz kenne, und Sie auch allein helfen können. Wir hatten dieſen Abend erwählt, um uns Ihnen zu entdecken.»

«Und was haben Sie mich gewürdigt, von ſo liebenswürdigen Lippen zu vernehmen?» fragte der Graf.

«Ich habe die Überzeugung erlangt, daß der Nagelſchmied Eiſenblut den geheimnißvollen Brandbrief durchaus nicht geſchrieben hat, ſondern völlig unſchuldig iſt. Mit Recht ſchenkt Chriſtiane nur Ihnen Vertrauen, und wahrlich Sie verdienen es allein, Herr Graf. Hören Sie die ſeltſame Geſchichte!» Hierauf erzählte ſie mit zarter Schonung Chriſtianens die Entſtehung des Liebesverhältniſſes zwiſchen ihr und dem jungen Nagelſchmied, ſo wie das Stelldichein im Schloßgarten an dem Abend, wo der Brandbrief angeſchlagen worden war. «Und geſchworen; weh' Euch, wenn Euer Herz die Laute Euerer Lippen Lügen ſtrafte!“

— „Ja, ich log, als ich ſchwur, denn ich liebte dich.“

— „Aber was hattet Ihr mir geſchworen, eh' wir uns trennten? Was flüſterte mir Euer Mund noch zu, als ich den Fuß in Middleburg auf das Schiff geſetzt hatte, das mich mit Euerer Schweſter nach Spanien tragen ſollte? O Philipp, wie haſt du dieſen Schwur gehalten? Gib mir Rechenſchaft in dieſer ernſten Stunde: wie haſt du den Schwur gehalten, den du mir ſcheidend ſchwurſt?“

Der Fürſt verhüllte ſein Geſicht und weinte.

— „Ja, Philipp, ich liebte dich. Du warſt meine erſte, du biſt meine einzige Liebe geweſen. Die Blume kann nur einen Frühling erleben, das Herz nur eine Liebe. Alles Andere iſt Sinnenrauſch, nicht tiefes heiliges Gefühl, nicht aus der Seele herausquellender, nicht von der geliebten Seele herabſonnender Frühling. Mit der Glut einer reinen, keuſchen, von den Wonneſchauern der Poeſie erfüllten, jungfräulichen Seele liebte ich dich. O es war eine ſchöne Zeit, als es in mir maite und grünte, blühete und duftete, als der ſchöpferiſche Drang der Natur in mir nach Leben und Geſtaltung aufjauchzte! Und du warſt mein Gott; denn ein wahrhaft liebendes Weib erkennt keinen andern. Aber weil ich dich wahrhaft liebte, konnte ich dir auch ſtandhaft entſagen. Nur irdiſche Liebe fordert unbedingten Beſitz und geberdet ſich übel, wenn dieſer ihr verſagt wird; die reine Liebe, die vom Himmel ſtammt, verſteht allein zu entbehren und zu entſagen. Das macht, weil ſie eigentlich nicht entbehrt; denn der Geliebte bleibt ihr jung, ſchön, göttlich, in alle Zeit. Er altert nicht, er bleibt frei von allen Schwächen der Menſchheit und ſie trägt ihn im Herzen mit ſich herum; keine frevelnde Hand taſtet ihn an, Niemand raubt ihn ihr. Sie darf ihn lieben, ewig, unveränderlich. Kann ein ſehnſüchtiges Herz jemals die Sterne beſitzen? Und doch liebt es die goldnen Gefährten einſamer Nächte und fühlt ſich zu ihnen gezogen und gehoben mit unzerreißbaren Banden. Du konnteſt nicht mein Eigenthum werden, Philipp, und ſo ſollteſt du mein Stern ſein, mein Stern am Himmel meines Lebens, mein Stern in meiner Bruſt, ewig rein geliebt, unerreichbar meinen Wünſchen, wenn die Schwäche des ſterblichen Weibes je ſolche Wünſche hegen ſollte. Da ſprach ich zu mir: Er ſoll dein Heiliger ſein und du willſt ſeine Heilige ſein. Wie er in dein dunkles Leben als heller Stern leuchten wird, ſo willſt du ihn umſtrahlen, und er ſoll ſeine Augen fromm zu dir erheben können, wie du zu ihm. Du willſt ihn kräftigen und begeiſtern zu jeder großen Königsthat; die Nachwelt ſoll ihn ſegnen als einen Stern, der befruchtend über die Erde gewandelt iſt.

Und Niemand ſoll es ahnen, daß das dein Werk iſt, Luiſe. Das aber ſei dein Lohn, daß du in deinen ſtillen Nachten das Auge ſehnſüchtig, thränenſelig zu ihm aufſchlagſt und es an ſeinen Strahlen labſt. Und zu dir ſprach ich: Philipp, du mußt deiner Königspflicht gehorchen; es iſt ein großes Loos, ein König zu ſein, und wenn der gemeine Sterbliche durch ſtrenge Pflichterfüllung ſich wie ein König erhebt über die in thieriſcher Sinnlichkeit hinträumende Menge, ſo wird ein pflichtgetreuer König zum Gott. Philipp, ſprach ich, werde ein Gott und mein Stolz. Mir kann nicht das Gluck werden dich zu beſitzen, ſo ſchenke mir das noch reinere Glück, dich groß zu ſehen. Der Philipp, den Luiſe liebt, verfalle nicht dem Looſe gemeiner Sterblichen. Gezwungene Entbehrung erhebt über den Staub; freiwillige Entſagung hebt zum Himmel empor. Entſage und ſei groß. Steige auf dem ſteilen Pfade der Tugend zur Sonnenhöhe der Unſterblichkeit. Schwöre es mir, Philipp, bei der reinen und keuſchen Flamme unſrer Liebe, ſchwore mir, ſtets ſo rein und keuſch zu ſein, wie ſie. Und du legteſt die Hand auf mein Herz und ſchwurſt. Bei dem allwiſſenden Gott, der ihn gehört, wie haſt du dieſen Schwur gehalten, Philipp?"

Und der Fürſt ſchluchzte heftiger und ſchwieg wieder.

— „Ihr ſeid mir kein Sündenbekenntniß ſchuldig, durchlauchtiger Herr," fuhr die Herzogin kälter fort. „Ich ging nach Spanien mit Euerer Schweſter, die ich liebte, wie ich Euch lieben durfte, und auf ihren Wunſch gab ich meine Hand dem Herzog von Najara, dem erſten Granden des Reichs. Und weil ich einen alten Mann geheirathet, habt Ihr geglaubt, ich würde mich freudig beeilen, die Zahl Euerer Buhlerinnen zu vermehren. Ich hatte gehofft, Ihr würdet wenigſtens nicht klein von mir denken; denn ich gab Euch wahrlich keinen Grund, mich mit der Frau des Kaufmanns van der Kapellen in Antwerpen gleichzuſtellen; nichtsdeſtoweniger ſeid Ihr gekommen, Luiſen von Maine die Schmach einer gemeinen Buhlſchaft anzumuthen und das Ehebett des edlen Herzogs von Najara zu verunehren."

Schluchzend ſtürzte der Erzherzog zu ihren Füßen. „Du biſt eine Heilige, Luiſe," ſtöhnte er, „und ich bin ein elender Sünder. Ach, an deiner Hand wär' ich nicht gefallen! Du hätteſt mich zu deiner Höhe emporgehoben."

— „Ihr könnt, Ihr müßt Euch wieder erheben."

— „Nicht ohne deine Liebe, Luiſe! Aber du verachteſt mich."

— „Erwerbt Euch meine Achtung und Ihr ſeid meiner edelſten Liebe ſicher."

— „Zeige mir den Weg, den ich wandeln ſoll; ich bin zerknirſcht und ſchwach, ich ſehe ihn nicht."

— „Ihr ſeid ein Mann, zehn Königreiche bieten Euch ihre Kronen; beginnt damit, Euch ſelbſt zu beherrſchen. Richtet die niedern begehrlichen Wünſche nicht auf jedes Weib, ſie ſei Königin oder Zigeunerin; vergeudet Euere Jugendkraft nicht in den Armen eitler und gefallſüchtiger Frauen, Ihr bedürft dieſer Kraft, um Völker zu beglücken, die hoffend und vertrauend auf Euch ſchauen. Im Namen von ganz Spanien tret' ich vor Euch und flehe Euch an: Betrügt unſre Hoffnungen, unſer Vertrauen nicht!“

— „Nein! nein, Luiſe! Spanien hat einen Engel an mich abgeſandt, der ferner mein eigner Schutzgeiſt ſein ſoll. Nur verlaß mich nicht. Ach, und wenn ich auch unwürdig deiner Liebe geworden bin, ich liebe dich dennoch unausſprechlich. Luiſe, kannſt du mir vergeben, daß ich meine Schwüre brach?“

— „Zieht einen neuen Adam an und der Segen meines liebenden Herzens wandle auf Euerer Bahn Euch voran. Entfernt jene allzeit willigen Sklaven Euerer Begierden von Euch; ſucht Euch würdigere Vertraute. Dieſe Menſchen, die man Euere Freunde nennt, verderben Euch. Fangt damit an, Euch ihrer zu ſchämen.“

— „Wer deinen Scharfblick hätte, dein ſicheres Gefühl! Wo find' ich ein männliches Herz, das meines Vertrauens würdig wäre, das mit mir den neuen Weg wandle?“

— „Ihr habt es ſo nahe und ſucht es fern; es ſteht bei Euch und Ihr erkennt es nicht.“

— „Wer wär' es?“

— „Marr von Bübenhoven. Ein Jüngling von dem trefflichſten Herzen.“

Ein zuckender Schmerz ging durch des Erzherzogs Seele. Er war ſchon zu verdorben, um ſich auch nur einige Augenblicke auf der ſittlichen Höhe zu erhalten, auf die ihn Luiſens Strenge emporgeflügelt. Das eine Wort „Marr von Bübenhoven“ ſtürzte ihn wieder herab. Sein böſer Dämon flüſterte ihm zu: „Marr iſt ihr Geliebter! Sie iſt ein Weib, wie alle. Marr hat dich ihr verrathen. Woher wüßte ſie alle deine Minneabenteuer?“ Aber er wagte nicht ein Wort von dieſen ſchlimmen Gedanken laut werden zu laſſen. Dagegen ſah er in dieſem Augenblick nur noch das reizende Weib in ihr und ſeine Sinnlichkeit erwachte mit verſtärkter Leidenſchaft. Der Augenblick ſeiner Rettung war für immer vorüber.

— „Marr iſt ein wackrer Junge,“ ſagte er ſchlau, „aber ohne deine Hülfe wird es ihm nicht gelingen. Du mußt mich leiten; ich bin ein Kind, das man am Gängelbande führen muß. Sei du meine Amme. Liebe mich, Luiſe, und laß dich von mir lieben. Spanien wird es dir einſt Dank wiſſen.“

Und er ſchlang ſeinen Arm um ſie und ehe ſie es wehren konnte, hing ſein heißer Mund Küſſe gebend und fordernd an dem ihrigen.

— „Philipp! Philipp!“ rief ſie warnend und wand ſich nur ſchwach widerſtrebend aus ſeinen Armen los, „du mußt entſagen, wie ich. Du mußt dein Liebſtes meiden, willſt du groß werden.“

— „Ich vertauſche die ganze Größe, die du mir zeigſt, fur einen Kuß von deinen Lippen, für ein paar ſelige Augenblicke in deinen Armen. Aber du haſt mich nie geliebt, ſonſt könnteſt du mich nicht kalt auf eine Größe verweiſen, die nichts weiß vom warmen Pulsſchlag des Lebens, nichts von der Gefuhlsſeligkeit eines in Liebesglut ſchlagenden Herzens, das am geliebten Herzen erſt zum wahren Daſein geboren wird. Deine Gefuhle mochten einem Andern gehören, nie liebteſt du mich.“

— „Grauſamer, den ich vergotterte, an deſſen Bruſt mir der erſte Tropfen Unſterblichkeit auf die Zunge fiel —“

— „So liebſt du mich jetzt nicht mehr; du liebſt einen Andern —“

Sie zitterte heftig und hob das ſchöne, angſtvolle, thranenſchwere Auge flehend zu ihm empor. Er umfaßte ſie; aber in demſelben Augenblick ſturzte ſie vor ihm auf die Knie und ſchrie handeringend: „Sei ſtark, Philipp, und laß mich nicht ſchwach ſein! Schone mich, Philipp! Ich bin ein Weib. Laß dich, laß mich nicht von einem andern edeln Weibe beſchämen, von deiner eignen Schweſter Margaretha!“

Dieſer Name hatte auf den ſinnlich aufgeregten

Erzherzog eine überwältigende Wirkung. Er ſtand einen Augenblick wie vernichtet.

— „Was willſt du mit meiner Schweſter?“ fragte er endlich kleinlaut. „Hat ihre Marmorbruſt jemals geliebt?“

— „Sie liebte tief und wahr, heiß und gewaltig, wie du und ich, und ſie bezwang ihr liebendes Herz und entſagte ihrer Liebe.“

— „Gretchen, meine Schweſter?!“ rief der Erzherzog erſtaunt.

— „Sie ſelbſt. Ihre Bruſt hat die Gefühle ſüßeſter Schwärmerei gehegt.“

— „Und für wen? Wer war der Glückliche, den ſie liebte?“

— „Ein mauriſcher Prinz, der den Chriſtenglauben angenommen, ein naher Verwandter der letzten Könige von Granada, der Infant Alnayar oder wie er mit ſeinem chriſtlichen Namen heißt: Don Alonzo de Granada, Admiral von Spanien.“

— „Muß ich dieſen Namen ſchon wieder hören!“ ſagte Philipp mit wachſendem Erſtaunen. „Doch wahrlich in Verbindung mit dem meiner Schweſter hatte ich ihn nicht zu hören geglaubt.“

— „Ja, Euere Schweſter liebte dieſen unglücklichen Prinzen, und als ſeine Beſcheidenheit ſich ihr näherte, als ihre Liebe Leidenſchaft und ihr gefährlich zu werden drohete, floh ſie aus Spanien. Denn dieſe aufkeimende

Liebe war es, die ſie aus einem Lande trieb, wo ſie als Witwe des Kronprinzen in der höchſten Achtung ſtand. Sie wußte, daß der arme Prinz aus mauriſchem Stamme niemals der Gemahl der Infantin Witwe von Spanien, der Erzherzogin von Oeſtreich, der Tochter des deutſchen Königs werden könne. Alſo bekämpfte ſie heldenmuthig ihr eignes Herz und riß ſich los, ehe es noch zu einer Erklärung zwiſchen ihr und Prinz Alnavar gekommen war. Ueberzeugt Euch ſelbſt aus einem Briefe Euerer Schweſter, daß ich die Wahrheit rede.“

Und aus ihrem Buſen zog ſie den Brief der Herzogin von Savoyen, welchen ihr Bubenhoven überbracht hatte, ſchlug ihn von einander, zeigte ihm die Handſchrift und las dann: „So oft das ſchwermuthige Auge dieſes ſchönen, unglücklichen Jünglings das meine traf, zuckte mir jedesmal ein jäher Schmerz durch die Bruſt. Ich empfand, wie bodenlos ſein Unglück ſein müſſe, und ich begriff nicht wohl, wie er nur noch leben konnte. Er trug ſo große Schuld am Fall Granadas und an der Unterjochung der Mauren unter meine königlichen Schwiegereltern, und doch war er wieder ſo ſehr zu entſchuldigen. Er war ja von ſeinem Vater, dem Fürſten Cidi Jahye von Almeria verleitet worden, ſich zu den Spaniern zu halten, zum Verräther an ſeinen Glaubens- und Vaterlandsgenoſſen zu werden und ſich taufen zu laſſen. Zu dem letztern Schritt ſcheint ihn eine — ich weiß nicht in wie weit begründete — Hoffnung auf die Hand der Infantin Donna Juanna, meiner jetzigen Schwägerin, und dadurch auf die Statthalterſchaft oder die Belehnung mit dem Königreiche Granada gebracht zu haben. Wer kann denn wiſſen, was und wie viel ihm Don Fernando, der große katholiſche König von Arragonien, verſprochen hat; denn im Schmeicheln, Verſprechen und Hoffnungen machen iſt dieſer Monarch vorzüglich ſtark, ſobald es ſich bei ihm darum handelt, irgend ein Ziel zu erreichen. Genug, Alnayar war in all ſeinen Hoffnungen betrogen worden; die katholiſchen Könige hatten ihn mit der Befehlshaberſtelle über ihre Flotte abgefunden und ſo lebte der Unglückliche mit dem nagenden Wurm im Herzen entweder auf ſeinem Schiffe oder auf ſeinem einſamen Schloſſe und vertrauerte ſeine Tage. Ich hatte ihn kaum zum erſten Mal geſehen, als das heftigſte Mitleid mit ihm mein Herz erfüllte. Als ich ihn wieder ſah, hatte ich bereits einige ſeiner ſchwermüthigen Lieder geleſen. Großer Gott! die Chriſten mistrauten ihm, die Mauren verachteten ihn, er floh die Menſchen und erſchien nur am Hofe, wenn er es nicht umgehen konnte.

Noch war ich mir nicht klar über meine Gefühle für ihn — aber ich hatte Scheu, ſie Dir, meine geliebte Luiſe, mitzutheilen, und das war ſchon ſehr bedenklich — da las ſein ſcharfes Auge Mitgefühl in der treue brave Meiſter hat ſich lieber in den ſchlimmſten Verdacht begeben, eh er Chriſtianens Namen genannt, um ihren guten Ruf zu bewahren. Er hätte mit der Angabe der Wahrheit alle gegen ihn ſprechenden Umſtände entwaffnet, und doch hat er geſchwiegen.»

«Das iſt edel und groß!» rief der Graf. «Ich werde ſelbſt mit dem jungen Manne ſprechen. Und du liebſt ihn, mein Kind?» wandte er ſich zu Chriſtianen.

«Recht herzinnig, und ſeit er vollends im Gefängniß ſitzt und mich nicht verrathen hat, lieb' ich ihn mehr als mein Leben. Ich flehe Sie an, gnädigſter Herr Graf, befreien Sie ihn: er iſt gewiß ganz unſchuldig.» Und zu Eberhards Füſſen ſinkend, hob die Liebliche ihre kleinen Hände bittend zu ihm empor. Er richtete ſie mit der Verſicherung auf, er werde alles thun, was er vermöge, um ihre Wünſche zu erfüllen. «Aber was wird der Profeſſor dazu ſagen? Was wird er angeben, wenn Tochter und Braut ein Komplott gegen ihn geſchmiedet haben?»

«So lieb und werth mir die Tochter iſt, ſo zuwieder iſt mir der Vater, und ſo wahr ein Gott im Himmel iſt, eh ich dieſen Mann heirathe, ſpring dem meinigen und ſein warmer dankbarer Blick erſchreckte mich; denn er ſagte mir ja, daß Alnayar mich verſtanden hatte. Am folgenden Tage brachte mir Claire — Du weißt wie geſchickt ſie in der Ausrichtung ſolcher Auftrage war, und Du hatteſt ſie mir eigentlich um dieſer Geſchicklichkeit halber zum Geſchenk gemacht — wie zufallig ein Blatt, das ſie gefunden haben wollte. Ich las und mein Herz ſchlug hörbar; alles Blut ſchien mir in die Wangen zu treten, es war ein Gedicht von Alnayar an mich. Zwar war weder er noch ich genannt, aber ich fühlte aus jedem Worte heraus, wer hier ſprach und wer angeredet wurde. Es war eine zartgefühlte Dankſagung fur ſchönes Mitgefuhl mit einem unausſprechlich Unglucklichen. Ich vergoß Thränen der Rührung, des tiefſten Mitgefühls, der poetiſchen Trauer. Aber noch andere Gefuhle miſchten ſich ein, die mir nicht ſo klar waren; es bemächtigte ſich meiner eine unbeſtimmte Sehnſucht, eine Unruhe und ein träumeriſches Weſen. Ich ſaß ſtets in tiefen Gedanken und ertappte mich oft darauf, daß dieſe Gedanken auf Alnayar gerichtet waren. Durch dies Alles fühlte ich mich poetiſch ſo angeregt, daß ein Gedicht an ihn entſtanden war, ich wußte nicht wie. Ich war weit entfernt, ihm dieſen poetiſchen Ausdruck meines Mitleids mit ſeinem Unglück zu uberſchicken; aber denke Dir, Luiſe, vor ihrem Tode hat mir Claire noch geſtanden, daß ſie, von Alnayar's Bitten beſiegt, ihm dieſes Gedicht heimlich übergeben hat. Claire ſprach nun oft von ihm und bald ſprach ich ebenfalls mit ihr oft von ihm; ich erhielt wieder ein Gedicht durch ihre Hand und dann wieder eins, und ſie verhehlte mir nicht, daß er ihr die Gedichte für mich gäbe. Er verließ einige Zeit darauf den Hof wieder; ein halbes Jahr ſpäter ſah ich ihn in Granada, wohin ich mit der Königin gereiſt war. Hier hatte mich meine Aufregung meiner Schwiegermutter verrathen. Sie warnte mich freundlich, mütterlich. Ich erſchrak. Von dieſem Augenblicke an war es mir klar, daß ich Alnayar liebte, und ich vermuthete, daß ich ebenſo von ihm geliebt werde. Aber ſogleich ſtand auch mein Entſchluß feſt, Spanien eheſtens für immer zu verlaſſen, ohne von dem Prinzen Abſchied zu nehmen. Ich fühlte, daß längerer Verzug oder der Abſchiedsgruß mir Gefahr bereiten würde. Der Admiral Don Alonzo de Granada konnte nimmermehr mein Gemahl werden. Das ging nicht nach deutſchen Begriffen, geſchweige nach ſpaniſchen. Aber ich durfte ihn nicht wiederſehen; denn ich bin ein Weib. Ich bezwang mein Herz und daß Alles vorüber iſt, mag Dir das Geſtändniß nach zwei Jahren beweiſen. Lange hab' ich getrauert; wie oft iſt er mir bittend im Traume erſchienen! manche ſtille Thräne iſt dem geliebten Mauren gefloſſen. Endlich hat die Poeſie mir überwinden helfen, mein Schmerz hat ſich poetiſch verklärt; ich habe ihn in Liedern bezwungen und ohne

Vorwurf reich' ich dem Herzog von Savoyen Hand und Herz.“

— „Edle Siegerin!“ fügte die Herzogin hinzu. „Ich ſah ihren Kampf, ich kannte ihn; ich hatte ihn ja in Brüſſel ſelbſt gekämpft, ich war ſelbſt Siegerin geweſen. Grauſamer Philipp, warum ſeid Ihr gekommen, mir noch einmal den Sieg ſtreitig zu machen?“

Der Erzherzog, in Nachdenken verſunken über das ihm unerwartete Geſtändniß ſeiner Schweſter, ſchien die letzten Worte Luiſens überhört zu haben, ſonſt hätte er gewiß Nutzen aus ihnen zu ziehen geſucht; denn ſie ſtellten ja ihren Sieg in Frage und waren ein Geſtändniß ihrer Schwäche. Er fragte nach einigen Augenblicken, wie aus einem Traum erwachend: „Und Alnayar? Wie hat er die Trennung ertragen?“

— „Wer kann es wiſſen? Er lebt nach wie vor auf ſeinem Admiralsſchiffe oder auf ſeinem Schloſſe bei Malaga und kommt nur zu Hofe, wenn er eingeladen wird, und dann nicht immer. Er iſt finſter und verſchloſſen, wie er ſtets war, und hat, meines Wiſſens, nur einen Freund. Und von dieſem Freunde Alnayar's eben wollte ich zu Euch reden, gegen ihn Eure Hülfe anrufen.“

— „Gegen Alnayar's Freund?“ fragte der Erzherzog verwundert. „Wer iſt er und was habt Ihr mit ihm zu ſchaffen?“

— „Es iſt Don Hernandez de Villaquiran, der Sohn meines Gemahls.“

Philipp zuckte zuſammen. „Ha, dieſer finſtere Schleicher paßt gut zum Freunde des Mauren, wie Ihr mir denſelben beſchrieben habt.“

— „Gleiche Geiſter finden ſich immer zuſammen und gleiche Schickſale verknupfen ſie feſter.“

— „Ich verſteh' Euch. Man hat mir geſagt, daß Don Hernandez in ſeine Stiefmutter entbrannt iſt. Es empört mich, aber wundert mich nicht.“

— „Weh, ſo iſt es nicht einmal mehr ein Geheimniß!“ ſchrie Luiſe aufgeſchreckt. „Ihr wißt ſchon von der unſeligen Leidenſchaft des Unglücklichen.“

— „Ja, der Unglückliche! Kann ein fühlendes Männerherz ſo viel Schönheit, Anmuth und Liebreiz um ſich ſehen, ohne ſeine Selbſtändigkeit zu verlieren?“

Luiſe hatte ſich ſchmerzlich abgewandt.

— „Und kann einem Menſchen ein größeres Unglück begegnen,“ fuhr der Fürſt fort, „als die Frau ſeines Vaters zu lieben? Es iſt begreiflich, daß der Prinz Alnayar und Don Hernandez Freunde ſind: ſie liebten und lieben die innigſten Freundinnen hoffnungslos.“

— „Aber Don Hernandez iſt nicht gewillt, zu dulden und zu entſagen, wie ſein Freund Don Alonzo de Granada,“ ſagte die Herzogin mit krampfhaftem Weinen.

— „Wie? Er muthet der Gemahlin ſeines Vaters“—

— „Ich beſchwör' Euch, Herr Erzherzog, ſucht durch Euern Einfluß den fürchterlichen Mann aus meiner Nähe zu entfernen! Befreit mich von dieſer gräßlichen Qual! Denkt Euch meine Lage! Einen ſtolzen, eiferſüchtigen Gatten, der den bloßen ihm kund gewordenen Gedanken an die Unehre ſeines Bettes mit zehnfachem Tod beſtrafen würde, und ſeinen Sohn, der mich mit der düſtern Glut einer wilden verbrecheriſchen Leidenſchaft verfolgt! Und der Vater darf nichts ahnen von den wahnſinnigen Wünſchen des Sohnes, ſonſt iſt dieſer verloren, der einzige Erbe des Namens und der Güter ſeines Hauſes. Und ich wäre die Verderberin dieſes Geſchlechts. Denkt Euch meine ſtete Angſt, die ewige Folter, auf der ich liege! Aus jedem Blick Hernandez' lodert mir ſeine Leidenſchaft entgegen und keiner Seele darf ich's klagen; er wäre ja dem furchtbaren Gerichte der heiligen Inquiſition verfallen."

— „Ihr ſollt von dieſem läſtigen Liebhaber befreit werden. Der König ſoll ihn nach Neapel ſchicken. Habt keine Sorge um ihn; er ſoll weder der Rache ſeines Vaters, noch dem Schrecken der Inquiſition verfallen."

— „Ich dank' Euch, Hoheit! Und nun lebt wohl. Wir dürfen uns nicht wieder ohne Zeugen ſprechen. Ihr ſeid für mich von heute der Prinz von Spanien; laßt mich nur die Gemahlin des Herzogs von Najara und die Ehrendame der Königin ſein."

— „Nicht alſo! Willſt du dem Bettler, den du mit einem Zauberworte zum Kröſus machen konnteſt, nicht einmal die kleinſte Münze ſchenken und ihn grauſam verſchmachten laſſen? Ich bin der Bettler, der umkommen muß, wenn du ihm auch den letzten Troſt verſagſt. Du biſt mein einziger Stern in dieſem finſtern Spanien und nicht einen Strahl deines Lichts willſt du mir gönnen?“

Und eh' ſie ſich's verſah, hatte er ſie an ſeine Bruſt gezogen und merkte an der Art, wie ſie ſeine Küſſe duldete, wohl, daß auch ſie ein ſchwaches Weib war. Sie riß ſich los und rief nach Karacha. Glühend vor Verlangen nach ihrer Liebe und den Kopf voll Pläne, wie er ſie doch gewinnen wollte und werde, verließ er nach ihr das düſtere Haus.

Achtes Kapitel.

Marx von Bubenhoven hatte gute Sorge getragen, daß ſein Gebieter nichts von der Anweſenheit der kleinen Zaroya in Toledo erfuhr; auch war der Erzherzog viel zu ſehr mit ſeiner neuerwachten Leidenſchaft für die Herzogin von Najara beſchäftigt, als daß er an die Zigeunerin hätte denken können. Nun beſtärkte aber des Pagen ganzes Benehmen ſeinen Herrn fort und fort in dem Glauben, daß der junge Menſch durch die Liebe eines Weibes beglückt werde und verwandelt worden ſei, ja das Zuſammentreffen mancher Umſtande erhöhete des Erzherzogs Verdacht, Luiſe möchte die Beglückerin des ſchönen Pagen ſein. Sein Herz brannte vor Eiferſucht und er beauftragte den Pfalzgrafen Friedrich und Philibert von Vere insgeheim, Bubenhoven nicht aus den Augen zu laſſen und ihm nachzuſchleichen, wenn er ſich aus dem königlichen Schloſſe entferne. Auf dieſe Weiſe erfuhr der Erzherzog bald, daß der Page wöchentlich einige Male ſo vorſichtig als möglich zu den Zigeunern gehe. Nun galt es die Herzogin zu derſelben Zeit ebenfalls zu beobachten. Ueber ſie konnte jedoch keine Gewißheit erlangt werden; bald war ſie zu dieſer Zeit nicht in ihrer Wohnung, bald wurde ſie zu der gedachten Stunde in ihren Gemächern oder bei der Königin oder in Geſellſchaft anderer Damen geſehen. Zu anderer Zeit wurde ſie wieder mit Zigeunerinnen verkehrend beobachtet. Dieſe Umſtände vermehrten die Unruhe des jungen Fürſten auf's äußerſte und er verlor ſo ſehr alle Herrſchaft über ſich, daß er ſich in den Hofzirkeln, wo die Herzogin jedesmal zugegen war, faſt immer verrieth. Einmal ſuchte er ſie mit einer fieberhaften Haſt auf und unterhielt ſich faſt nur mit ihr, ein anderes Mal mied er ſie abſichtlich; er erröthete oder erblaßte jedesmal, ſo oft er ſie zuerſt erblickte, und ſeine Augen ſuchten ſie immer mit dem ſchwärmeriſchen Ausdruck ſüßer Wonne und verloren ſich in ihrem Anblick. Auch wußte ſchon nach vier Wochen jede Kammer- und Gurtelmagd am Hofe zu Toledo, daß die Herzogin von Najara einſt die Geliebte des Erzherzogs geweſen ſei und daß er ſie bis zu dieſer Stunde lieber habe als ſeine Gemahlin. Die unvorſichtige, an den König geſtellte Bitte des Erzherzogs, Don Hernandez de Villaquiran mit einer Befehlshaberſtelle in Sicilien zu betrauen, verrieth nur zu ſehr die Abſicht, den jungen Mann aus dem Hauſe zu ſchaffen, und im geheimen Rath der Könige wurde beſchloſſen, zwar Don Hernandez nach Sicilien zu ſchicken und dort feſt zu bannen, aber auch die Herzogin vom Hofe zu entfernen. Die ſchickliche Gelegenheit zu der letztern Maßregel wollte man von der bevorſtehenden Reiſe des Königs nach Saragoſſa nehmen. In dieſe Hauptſtadt von Arragon wurden nämlich die Stände des Königreichs vom Könige zuſammenberufen, damit ihnen dieſer die Bitte vortrüge, den Erzherzog von Oeſtreich als Kronerben anzunehmen. Auf dieſer Reiſe ſollte der Herzog von Najara den König begleiten und die Herzogin mitnehmen. Sodann ſollte ſie auf ihr Bergſchloß zurückgeſchickt werden.

So geheim man dieſen Beſchluß hielt, ſo erfuhr doch der Erzherzog durch den Pfalzgrafen davon. Dieſer hatte nämlich der Donna Juanna d'Arragon, der natürlichen Tochter des Königs, Gemahlin des Connetable von Caſtilien und erſter Ehrendame der Königin, zu gefallen gewußt und unterhielt mit dieſer vornehmen Dame ein heimliches Liebesverhältniß. Donna Juanna d'Arragon war aber die Vertraute ihres Vaters; denn ſie war ſcharfſinnig und voll guter Rathſchläge. Es ging demnach nichts von Wichtigkeit vom Könige aus, wovon ſie nicht erſt erfahren und wozu ſie ihre Beiſtimmung nicht gegeben hatte. Aber auch dieſe Frau hatte die Liebe ſchwach gemacht. Der Pfalzgraf erfuhr von ihr Alles, was er wiſſen wollte. Auf demſelben Wege erhielt der Erzherzog Kenntniß von der genauen

Beaufſichtigung, der er unterworfen war, und von der bittern Stimmung der Königin gegen ihn. Dieſe Entdeckung verſchlimmerte ſeine Laune weit mehr; er ſah in allen Spaniern, die ihm nahekamen, geheime Kundſchafter der Königin, ihn zu belauern; in der ſtaatsklugen Königin aber erblickte er nur ſeine eigene Verderberin, denn ihm war nicht unbekannt, daß ſie ſeine Verheirathung mit ihrer Lieblingstochter zuerſt auf das Tapet gebracht hatte, und um ſo mehr verdroß es ihn, daß er von ihr zur ehelichen Treue angehalten und gezwungen werden ſollte. Alle dieſe Eindrücke ſtürmten auf den jungen Fürſten ein und weder die Liebkoſungen ſeiner Gemahlin, denen er nothgedrungen und pflichtſchuldigſt ſich nicht entziehen durfte, wollte er nicht Alles auf's Spiel ſetzen, noch der Leichtſinn der Jugend und die Flatterhaftigkeit ſeines Herzens konnten ſie alle beſeitigen.

Der Drang, einem geliebten Herzen ſeinen Kummer zu klagen, war eben ſo ſehr bei den Bitten betheiligt, mit welchen er die Herzogin brieflich um eine neue Zuſammenkunft beſtürmte, wie die ſtille leidenſchaftliche Glut, das ſchöne Weib zu umarmen. Er ſehnte ſich ebenſo, ſich an der Bruſt der Freundin auszuweinen, als dieſe Bruſt mit den wilden Küſſen einer verbotenen und ſündhaften Liebe zu überdecken. Beide Wünſche floſſen ſo in einander und waren ſo zu einem Ganzen geworden, daß er ſie nicht von einander zu ich in den Teich an der Bonifazmühle und erſäufe mich!» Das ſonſt ſo heitre Mädchen ſah recht ernſthaft aus, als ſie ihre Hand betheuernd aufhob, und ein Paar große Thränen über ihre abgehärmten Wangen rollten.

«Wer aber mag den Brandbrief geſchrieben haben? Wie kommt das Papier von des Nagelſchmieds Päckchen, wie die Nägel aus demſelben an die Schloßthüre?» fragte der Graf nachdenkend.

«Lieber Gott!» ſeufzte Janchen, «der Meiſter Eiſenblut iſt ſo ein grundehrlicher Mann und vertraute deshalb auch allen Leuten. Er hat ſein Felleiſen in der langen Stube gehabt, und die ſteht meiſt offen, und hat hineingehen können, wer gewollt, und während wir mit einander gegangen ſind, haben ſie ihm die Nägel und das Papier zu dem ſchlechten Zwecke herausgenommen.»

«Wer waren denn eure Gäſte an jenem Abend, mein Kind?» fragte der Graf.

«Ich weiß ſie nicht, weil ich nicht zu Hauſe war. Aber die Fremden waren alle fort, und von Einheimiſchen traf ich nur noch den Herrn Secretär Zöllner, als ich nach Hauſe kam.»

«Die Mutter des Nagelſchmieds,» bemerkte Eliſe, «bei welcher ich geſtern war, äußerte jamſcheiden vermochte; ſie waren ja beide Ergebniſſe ſeiner Liebe zu der ſchönen Herzogin. Da er ſich unmöglich entſchließen konnte, Bubenhoven ferner zum Boten ſeiner Liebeswerbungen zu machen, ſo verkehrte er viel mit der Zigeunermutter Karacha, welche die Briefe zwiſchen ihm und der Herzogin beſorgte. Am unglücklichſten machte ohnſtreitig den Erzherzog der Zwieſpalt in ſeiner Seele, daß er gezwungen war die Herzogin zu lieben und ſich doch nicht zu der moraliſchen Ueberzeugung von ihrer hohen, reinen, weiblichen Würde emporzuſchwingen vermochte. Es war ihm unmöglich an die ſittliche Größe einer Frau zu glauben, und dieſe Schwäche, von ſeinem Charakter und ſeiner Erfahrung erzeugt, ſtachelte immer nur ſeine Sinnlichkeit zu leidenſchaftlichem Begehren. Die troſtloſe Langweiligkeit des ſpaniſchen Hofceremoniels, die läſtige Formlichkeit in den unbedeutendſten Dingen, das Mistrauen, mit dem er ſich umlauert ſah, nährten natürlich die unkeuſche Flamme ſeines Herzens ungemein und hauchten ſeinen Briefen an die Herzogin eine Leidenſchaftlichkeit ein, die ſie erbeben machte. Er wußte ſo gut, wie ſie ſelbſt, daß ſie bei einer zweiten Zuſammenkunft nicht ſtark genug ſein würde, ſeinen ſtürmiſchen Wünſchen zu widerſtehen, und deshalb wandte er alle ihm moglichen Mittel an, ſie zu einer ſolchen Zuſammenkunft zu bewegen, und ſie widerſtand aus demſelben Grunde ſo lange, als ihrer moraliſchen Kraft möglich war. Die Unruhe, in welche die edle Frau durch dieſes Verhältniß verſetzt wurde, war ſo groß, daß ſie ihre phyſiſchen Kräfte aufzureiben drohete.

So ſaß ſie eines Tages in einem der Zimmer der Königin; die Hitze des Junitages hatte die Letztere auf das Polſterlager in einem möglichſt kühlen Gemach gezogen; die dienſtthuenden Hoffrauen hatten ſich in entferntere Zimmer verfügt, um ſich ebenfalls nöthiger Ruhe hinzugeben. Luiſe ſaß allein; ſie konnte nicht ſchlafen, denn heißer als die Glut der Sonne brannte die des Schmerzes in ihrer Bruſt, und wenn jene ſie ermatten wollte, ſtachelte ſie dieſe wieder empor. Sie gedachte ihrer ſchönen Jugend in Frankreich, die immer lebendiger werdende Phantaſie führte ihr die reizenden Jugendgeſpielinnen vor die Seele; dann ging in ihrer Erinnerung ihr noch einmal in Brüſſel die Sonne der Liebe auf. Sie weinte vor ſchmerzlicher Seligkeit. Die Stunde der Entſagung ſchlug und ein ſtolzer Schmerz war nun der Vater noch heftigerer Thränen. Die Liebe war auf ewig für ſie abgeblüht; aber auf dem Altare der Freundſchaft wollte ſie nun keuſche und reiche Opfer bringen. Sie flog durch Noth und Tod auf ſchwankem Schiff mit der fürſtlichen Freundin nach Spanien und hier wurde ihr Pfad dunkel und dunkler. Sie ward die Gemahlin eines ſtolzen Mannes, deſſen ins Vaterhaus zurückgekehrter, ihr unleidlicher Sohn ſie mit einer ſchmählichen Leidenſchaft verfolgt; die ſanften Hand an der Schulter berührt; ſie wendet erſchrocken das Haupt, ihr Schrecken wächſt im Nu zum Rieſen, die Königin ſteht hinter ihr und heftet einen Blick voll Staunen, Rührung und Mitgefühl auf ſie. Luiſe vermochte kein Wort hervorzubringen, ſie war ſo verwirrt, daß ſie nicht wußte, was ſie that; aber ſie fiel, im unbewußten Gefühl ihrer Schuld, der hohen Herrin zu Füßen.

— „Mag Euch Reue wegen eines Fehltritts oder Furcht vor einem ſolchen dieſe ſchmerzlichen Thränen entlocken und an dieſe Stelle führen, in jedem Falle ſeid Ihr mir hier willkommen, Herzogin," ſagte die Königin mit mildem Ernſt und ruhiger Würde, „und ich habe ſeit einer Viertelſtunde, während welcher ich Euch beobachtet, die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihr nicht ſo ſchlimm ſeid, als ich mit Andern geglaubt. Aber eben ſo wahr beweiſen mir Eure Thränen, daß Ihr an einem ſchwindelnden Abgrund ſteht, in welchen Ihr, wenn Ihr auf dem zeitherigen Wege fortwandelt, unrettbar ſtürzen müßt."

Ein Strom von Thränen, auf die Hand der Königin geweint, welche die unglückliche Herzogin feſthielt, und von lauten Schmerzenstönen begleitet, war die Antwort.

— „Faßt Vertrauen zu Eurer Königin, die Euch ſtets wohlgeſinnt geweſen iſt," fuhr Iſabella gnädig und ſanft fort. „Erinnert Euch, daß ich dieſes Vertrauen verdient habe und deſſen nicht ganz unwürdig bin. Iſt es nöthig, Euch ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich die verwaiſte Luiſe von Maine wie eine Mutter geliebt habe, daß mein Herz ihr Kindesrecht einräumte, daß ſie mir unter allen Frauen, die um mich ſind, die liebſte war? Iſt es nöthig?“

— „Nein! Nein!“ rief die Herzogin zerknirſcht. „Ew. Majeſtät ſoll nicht Urſache haben, mich eine Undankbare zu nennen. Ich weiß, daß es in meiner Noth nur einen beruhigenden Platz für mich gibt, zu den Füßen meiner gnädigen, gütigen Königin, und ich würde ihn ſchon früher geſucht haben, um mein bedrängtes Herz auszuſchütten, wenn nicht der Streit der Pflichten in meiner Bruſt, den ich nicht ſchlichten und beenden kann, mich davon abgehalten hätte.“

— „Ueberlaßt mir die Schlichtung dieſes Streits, mein Kind,“ ſagte die Königin engelmild und küßte die geängſtigte Frau auf die hohe reine Stirn, während ſie eine Thräne darauf fallen ließ. „Sieh mich als deine Mutter an und vertraue mir, daß ich für dein Beſtes ſorgen werde. Laß mich den Streit wiſſen, der dich quält und den ich ahne.“

— „Es verlangte mich Schutz zu ſuchen an der Bruſt der höchſten und edelſten Frau dieſes Landes gegen die Leidenſchaft des Erzherzogs; aber die Königin von Caſtilien iſt die Mutter der Erzherzogin Infantin, und mein Schutzflehen erſchien mir als Anklage gegen den Sohn und Thronerben. Ich möchte den leidenſchaftlichen Dränger von ſtärkerer Hand als die meinige in die Bahn der Pflicht zurückgeführt ſehen, aber ich möchte nicht den Apfel der Eris in das Königshaus werfen, dem ich zu ſo großem Dank verpflichtet bin.“

— „Ich verſtehe: du liebſt mich, du haſt den Erzherzog geliebt und haſſeſt ihn heute noch nicht; du verehrſt deinen Gatten und möchteſt um Alles nicht den Frieden aller Betheiligten geſtört ſehen. Tröſte dich, ich werde allein mit dem Erzherzog reden.“

— „Weh mir!“ klagte die Herzogin, „das ſieht aus wie ſchwarzer Verrath an ſeinem Vertrauen.“

— „Ihr ſeid mehr für den Erzherzog eingenommen, als ich vermuthete, Frau Herzogin,“ ſagte die Königin ſtreng.

— „Nein!“ jammerte dieſe. „Ich beſchwöre Ew. Majeſtät, keinen ungerechten Verdacht auf mich zu werfen. Ich liebte einſt den Erzherzog und er fand mich ſeiner Liebe würdig. Ich möchte nicht, daß auf meinem Andenken in ſeiner Seele ein Schatten läge.“

Die Königin ſann einige Augenblicke nach; dann ſprach ſie wieder ruhig: „Ich ſetze voraus, daß Eure Aufrichtigkeit Euerm Vertrauen zu mir gleichkommt.“

— „Sie ſind beide unbegrenzt, Majeſtät.“

— „Wolan denn, ſo antwortet mir wahr und aufrichtig: habt Ihr den Erzherzog ſeit ſeinem Hierſein ſchon allein geſprochen?“

— „Ein einziges Mal, um ihn an ſeine Pflicht zu erinnern und ihn um Schutz gegen die ſündhafte Leidenſchaft des Don Hernandez, des Sohnes meines Gatten anzuflehen.“

— „Ihr habt ſehr unrecht gethan. Streng mußtet Ihr jede Bitte des Erzherzogs um eine heimliche Zuſammenkunft zurückweiſen, und gegen Don Hernandez konnte Euch Niemand beſſer ſchützen als ich. Doch es iſt geſchehen. — Habt Ihr ihm eine zweite Zuſammenkunft verſprochen?“

— „Noch nicht; aber er beſtürmt mich, daß ich mich kaum zu retten weiß.“

— „Wol, ſo ſagt ihm die zweite Zuſammenkunft zu; beſtimmt den Pavillon der Königin, der an den Sternenthurm des Alcazar ſtößt, zum Ort und beſtellt ihn auf die nächſte Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr.“

— „Barmherziger Gott!“ ſchrie Luiſe. „Was ſoll geſchehen?“ Und ſtürzte abermals der Königin zu Füßen, ihre Hände flehend emporſtreckend.

— „Iſt das Euer Vertrauen?“ fragte Iſabella mit Misbilligung. „Ich werde ſtatt Eurer den Erzherzog im Pavillon empfangen.“

— „Es wird mein Tod ſein,“ wimmerte die zartfühlende Dichterin. „Das war's, weshalb mir unſägliche Angſt die Bruſt zuſchnürte und den Mund verſchloß. Ich bin in ſeinen Augen eine ſchändliche Verrätherin, die er verachten muß.“

— „Herzogin, Ihr habt nie aufgehört, den Erzherzog zu lieben; ja Ihr liebt ihn heute mehr als je.“

Luiſe brach in ein heftiges Weinen aus.

— „Ihr mögt ihn dieſe Nacht ſelbſt empfangen, aber ich werde Euch überraſchen. So will ich es und ſo befehle ich es Euch. Ihr werdet ſogleich den Schlüſſel zum Pavillon von mir in Empfang nehmen und dem Erzherzog ſchicken. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Eure Ehre glänzend gerechtfertigt werde.“

Die Herzogin zerfloß in Thranen.

Eine ſchier unerträgliche Angſt wälzte ſich wie ein Berg auf ihre Bruſt. Ihre fein organiſirte Seele ahnete einen ſchlimmen Ausgang dieſer Maßregel. Aber ſie mußte jetzt gehorchen; ſie konnte nicht mehr zurück.

Die Konigin beabſichtigte jedes Mistrauen des Herzogs von Najara gegen ſeine Gemahlin, falls er ein ſolches ſchon gefaßt haben ſollte, zu erſticken, und hielt es deshalb für das Beſte, ihn in das Geheimniß einzuweihen, indem ſie ihm den Edelſinn und die Tugend der Herzogin mit den lebhafteſten Farben ſchilderte. Auch hoffte ſie von Don Ruy's ernſtem Benehmen und kräftiger Sprache einen ſtarken Eindruck auf den Leichtſinn des Erzherzogs und glaubte gar wol, dieſer werde durch den beleidigten Herzog von allen derartigen Verirrungen auf immer geheilt werden. Ebenſo gedachte ſie durch die Maßregel, daß ſie Luiſens ehrwurdigen und ſtrengen Gatten mit in die Scene zog, die Liebe dieſer Frau zu dem ſchonen Oeſtreicher bis auf den letzten Funken auszutilgen. Die Königin befahl alſo dem Herzog, ſie in der folgenden Nacht über den Hof und durch den Garten zu dem abgelegenen Pavillon zu begleiten.

Die Herzogin ſchickte nach Karacha und übergab dieſer den Schlüſſel, um ihn dem Erzherzog mit der Beſtellung zu uberbringen. Die Alte bezeigte ſich über dieſen Auftrag ausnehmend vergnügt; aus ihren funkelnden Augen leuchtete die Bosheit höchſter Schadenfreude. Sie hatte ſchon lange alle Verführungskünſte angewandt und die minneſchmachtende edle Frau mit Bitten beſtürmt, den minneſchmachtenden Erzherzog nicht ſo grauſam zurückzuweiſen. Als ſie dem entzückten Erzherzog den Schluſſel mit einem Glückwunſch überreicht hatte, eilte ſie mit faſt jugendlich raſchem Schritt in die Zigeunerherberge auf das Zimmer ihrer braunen Königin.

— „Endlich!“ rief ſie dieſer zu, „endlich ſchlägt die Stunde meiner Rache an Don Ruy. Die Herzogin hat dem Erzherzog für dieſe Nacht eine Zuſammenkunft zugeſagt.“

— „Du biſt boshaft und rachſüchtig,“ ſagte die Zigeunerfurſtin tadelnd. „Der Herzog iſt unſer Wohlthäter und Beſchützer; du ſchmeichelſt ihm ins Geſicht und hegſt doch ſeit einer langen Reihe von Jahren unverſöhnlichen Groll im Herzen gegen ihn.“

— „Ja, bis er durch Falſchheit und Betrug ſeiner jungen ſchönen Frau ſo elend geworden iſt, wie er mich ſelbſt gemacht hat. Es muß ſtets Jedem mit dem Maße wieder gemeſſen werden, mit dem er ſelbſt gemeſſen hat. Ihr wißt es nicht und könnt es kaum ahnen, mit welcher kalten und berechneten Grauſamkeit dieſer ſtolze Mann, als er noch ein Jüngling war, mein zuckendes Herz in den Staub getreten hat. Was wißt Ihr denn, was weiß das junge Volk um mich von meinen Leiden? Die Alten unter uns wiſſen ja wenig davon. Ich habe geſchwiegen und getragen. Ihr ehrt den alten Herzog als unſern Beſchützer in dieſem Lande und er trägt das heilige Pentalpha auf der Bruſt; wie er an mir gefrevelt, danach fragt Niemand. Er hat meinem Volke wohlgethan um meinetwillen; er wollte an Allen gut machen, was er an mir allein geſündigt. Ihr habt von meiner Schmach ſüße Früchte genoſſen; was ich Allein litt, iſt Allen zu gut gekommen. Nun iſt aber auch mein Freudentag erſchienen; der Tag meiner Rache an dem ſtolzen Manne. Ich habe ſie nicht herbeigerufen, dieſe Rache, aber als ich ſie kommen ſah, hab' ich ihr den Weg geebnet. Und nun ſoll mich kein Menſch abhalten, ſie in vollen Zügen zu genießen. Und aus meinem eignen Munde ſoll er erfahren, es wie ſüß dieſe Rache für meine lechzende Seele iſt.“

Die Zigeunermutter glühte wie Purpur und ihre mernd gegen mich, ſie kenne den Böſewicht, der den Brandbrief geſchrieben, und habe ihn allein aus dem Umſtande erkannt, daß die Schrift verſchwunden ſei, weil ihr ſchon ein ganz ähnlicher Fall vorgekommen ſei, aber ſie werde mir den Thäter nicht nennen.»

«Vielleicht aber mir!» rief der Graf. «Was zaudern wir! Zur Entdeckung der Schuld, zur Rettung der Unſchuld muß man ſo viel als möglich eilen. Wir gehen auf das Zimmer, welches ich der Frau habe anweiſen laſſen.»

«Noch Eins!» erinnerte Eliſe. «Frau Eiſenblut hat mir mit rührender Bitte angelegen, ihr durch Ihre Güte, Herr Graf, eine Unterredung mit ihrem Sohne zu verſchaffen. Wie wär' es, wenn Sie in einem Nebenzimmer dieſe Unterredung erſt belauſchten, und dann erſt ſelbſt mit der Frau ſprächen?»

«Ach ich folge Ihren Rathſchlägen ſo gern!» äußerte der Graf, und ſetzte ſich nieder, um dem Amtmann ein Billet mit dem Befehle zu ſchreiben, daß der Nagelſchmied Eiſenblut ſogleich in aller Stille aus ſeinem Gefängniß zu ſeiner Mutter auf das Zimmer geführt werden ſolle. Ein herbeigerufener Diener trug den Brief fort, und meldete, ſchwarzen Augen ſchoſſen Blitze; ſie ſchien ſich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben.

— „Du biſt fürchterlich, Karacha,“ ſagte die Zigeunerkönigin ſchaudernd, „und ich danke den Heiligen, daß die Zarova nicht deinen Charakter hat.“

— „O ich war auch ſanft und gut, ich war jung und ſchön, wie Zarova, ſonſt hätte ja der ſtolze Caſtilier nicht Vaterhaus und Freunde meinetwegen verlaſſen, wäre mir nicht nachgezogen durch weite Länder und hätte ſich zu unſerm Volke bekannt. Ach, er war ein ſchmucker Zigeuner und alle meine Geſpielinnen beneideten mich um ſeine Liebe!“ Und in ſchönen Erinnerungen verloren lächelte ſie ſelig vor ſich hin.

— „Wie kann man haſſen, wenn man ſo geliebt hat, von wem man ſo geliebt worden iſt?“

— „Haſſen? Nein, ich haſſe ihn nicht; ich will mich nur an ihm rächen. Ich habe ihn immer geliebt und lieb' ihn heute noch; aber ich muß ihn elend ſehen, wie er mich elend gemacht hat.“

— „Ich begreife dich nicht, Karacha.“

— „Ich will dir meine Geſchichte erzählen. — Als ich ſechzehn Jahr alt war, nannte man mich die ſchönſte Gitana*) in Andaluſien und keine von unſerm oder einem andern Stamme tanzte den Eiertanz und die Carucha wie ich. Ich hatte viele Liebhaber unter unſerm Volke und mancher mauriſche und chriſtliche Jüngling flüſterte mir Liebesworte zu. Mein Herz blieb lange ungerührt. Eines Tages — es war in Burgos — trat ein junger verhüllter Mann in unſere Herberge, um ſich wahrſagen zu laſſen. Sein ſcheues Weſen, ſein unſicherer Blick ließen vermuthen, daß er nicht auf guten Wegen wandele. Er ſchien mit den Ausſprüchen, die er erhalten, zufrieden zu ſein, denn am folgenden Abend brachte er ein wunderſchönes weibliches Weſen mit und ließ ſich die Prophezeiung wiederholen. Dieſe lief darauf hinaus, daß Beide ein Liebespaar ſeien, deren Vereinigung aber ein anderer Liebhaber der Donna im Wege ſtehe, und daß dieſer entfernt werden müſſe. Die beiden Liebenden wechſelten bedeutungsvolle Blicke miteinander und mein ſcharfes Ohr fing das leiſe Wort auf, welches er ihr zuflüſterte: „Er muß ſterben.“ Ich erſchrak und zitterte vor einem Verbrechen, das zu verhindern ich zu verſuchen beſchloß. Ich ging vor dem einverſtandenen Paare hinaus und, in einen Winkel der Hausflur verſteckt, belauſchte ich ein kurzes Zwiegeſpräch, aus welchem mir klar wurde, daß Der, welcher den Liebenden im Wege ſtand, der Bruder des jungen Mannes und die Dame die verlobte Braut dieſes Bruders war. Sie flehete: „Denke, daß er dein einziger Bruder iſt!“ Der finſtere Menſch ſchwur aber bei ſeinen Heiligen: „Jener muß ſterben.“ Ich ſchlich ihnen ſchaudernd nach und merkte mir die

---

*) Zigeunerin.

Häuſer, in welche ſie gingen. Am folgenden Tage erfuhr ich ohne ſonderliche Mühe, daß Don Ruy und Don Henriquez de Villaquiran Brüder und Söhne eines reichen und vornehmen Hauſes ſeien und der Erſtere ſich mit Donna Ines de Cardona verlobt habe. Die Hochzeit ſollte in den nächſten Tagen ſtattfinden. Raſch eilte ich zu Don Ruy, um ihm meine unheilvolle Entdeckung mitzutheilen. Ich fand den herrlichſten Jüngling, der mich ſprachlos anſtarrte. Anfangs ſchien er keiner Ueberlegung, geſchweige einer Handlung fähig, und ich ſah mich genöthigt, ihm Rathſchläge zu geben, wie er ſich von der Treuloſigkeit ſeiner Braut und ſeines Bruders überzeugen könne. Mit Hülfe der Unſrigen, denen er große Belohnung verſprach, gelang dies vollkommen. Die Folge war ein Zweikampf der beiden Brüder. Don Ruy war mir nicht gleichgültig mehr; ſein Unglück hatte meine ganze Theilnahme erregt. Die Angſt um ihn trieb mich zwiſchen die Schwerter der feindlichen Brüder. Aber ſie ließen ſich nicht abhalten, mit unerhörter Hitze fortzukämpfen, und ich mußte Zeugin dieſes ſchrecklichen Kampfes ſein. Beide trugen mehrere lebensgefährliche Wunden davon und ſtürzten, von Schmerz und Blutverluſt geſchwächt, zu Boden. Don Ruy taumelte auf mich los; ich fing ihn ſchreiend in meinen Armen auf und ſetzte mich an einen Raſenrain, ſein ſchwergetroffenes, blutendes Haupt in meinen Händen haltend und meine Lippen an die klaffenden

Wunden drückend, damit ſeine geliebte Seele nicht daraus entfliehe. So fanden uns unſre Leute und trugen ihn in unſere Lagerſtatte, wo er durch meine ſorgſame Pflege und unſere heilſamen Kräutertränke allmalig genas. Sein Bruder war ſchon am Tage nach dem Zweikampfe geſtorben, wie man ſagte, mit einem graßlichen Fluch: wie er ſelbſt, Don Henriquez, ſo müſſe auch Don Ruy von der Hand ſeines nachſten Blutsverwandten fallen. Als Don Ruy geneſen war, ſchwur er hoch und theuer, nicht wieder unter die falſche Menſchenbrut zuruckzukehren, die er ſeine Standesgenoſſen genannt hatte, ſondern als Zigeuner unter uns zu leben und zu ſterben. Seine Liebe wandte ſich mir zu mit jener ſtolzen Heftigkeit, die nur dem vornehmen Spanier eigen iſt. Wir machten bald darauf einen großen Zug uber die Pyrenaen durch Languedoc und die Provence, uber die Alpen durch Piemont und die Lombardei nach Ungarn; dort waren kurz vorher die Goldbergwerke in Kremnitz entdeckt worden, welche jetzt Herr Jakob Fugger in Augsburg beſitzt, und wir machten gute Geſchäfte. Don Ruy begleitete uns, und in Ungarn ward ich ſein Weib und wurde die Mutter zweier Söhne, die er damals ſehr liebte. Wir lebten vier Jahre in Ungarn, wo er einen innigen Freund in einem edlen jungen Ungar, Johann Turzoin, der beim Bergweſen in Kremnitz angeſtellt war, fand. Als wir zuruckgerufen wurden, wollte mein Gemahl nicht wieder nach Spanien, ſondern in Ungarn bei Turzoin bleiben, der ihm ebenfalls eine einträgliche Stelle bei dem Bergwerke verſchafft hatte. Nur meinen Bitten gelang es endlich, Ruy zur Rückkehr zu vermögen. Es war zu meinem Unglück. Kaum in Spanien angelangt, ward er von ſeinen Standesgenoſſen entdeckt, und er war treulos genug, um mich los zu ſein, ein abſcheuliches Spiel mit mir zu treiben. Der Zigeuner Nunjo Cebes erhielt Geld von ihm, daß er mich überraſche und nachher ſollte ich der Untreue angeklagt werden. Pfui! es gibt nichts Schlechteres als einen treuloſen vornehmen Mann, der ſein geringes Weib überdrüſſig iſt. Ruy ſchämte ſich meiner, ſowie ſeines zeitherigen Lebens, und verließ uns endlich. Er vermählte ſich mit einer reichen und vornehmen Erbin; um die unglückliche Zigeunerin bekümmerte er ſich nicht mehr. Ja er ward unſer Wohlthäter und Beſchützer, aber er hat nicht wieder nach ſeinen Söhnen gefragt; es hat ihm keiner vor die Augen kommen dürfen. Ich verſtand ihn wohl; der mächtige und vornehme Mann wollte nicht Vater gemeiner Zigeuner ſein. Ich hätte meine eignen Söhne zu meinen Rächern an ihrem Vater erziehen können; ich that es nicht. Aber als der älteſte einſt vor den mächtigen Mann trat, ohne mir davon zu ſagen, und zu ihm ſprach: ich bin dein Sohn, handle wie ein Vater an mir — da verkaufte er den kecken Burſchen an das heilige Inquiſitionsgericht und der Erzbiſchof von Toledo ſchickte ihn nach Rom. In Rom ward er ſchlecht und verkaufte ſich dem Papſt, der ihn als Spion in Frankreich verwendete. Und als Spion des Papſtes war er in Brüſſel und iſt jetzt in Innsbruck, ein verworfener und ſchlechter Menſch, ſeinem Volke untreu und von allen unſern Leuten verdammt und verflucht, nur vom Mutterherzen nicht, weil ich weiß, daß allein ſein Vater an ſeinem Verderben ſchuld iſt. So ward „unſer Beſchützer und Wohlthäter“ zum Verderber ſeines Sohnes. Hier habt ihr meine Geſchichte.“

Dieſes Zwiegeſpräch hatte eine Magd der Zigeunerprinzeſſin Zaropa belauſcht, welche die Geliebte Jayme's, des zweiten Sohnes der Karacha war. Dieſes Mädchen war von ihrem Liebhaber angewieſen, ihm Alles zu hinterbringen, was ſie in der Umgebung der Königin und Prinzeſſin erlauſchen konnte, vorzüglich was das Verhältniß des Erzherzogs von Oeſtreich und der Herzogin von Najara betraf. Sie ging alſo hin und meldete Jayme, daß ſeine Mutter den Erzherzog zu einer heimlichen Zuſammenkunft mit der Herzogin in den Pavillon eingeladen habe. Sobald die vornehmen Liebenden ſich nicht unter den Schutz der Zigeuner ſtellten, brauchte Jayme keine Rückſichten auf ſie zu nehmen. Im Pavillon glaubte er ſie ſeinem Gönner und vornehmen Bruder Don Hernandez verrathen zu dürfen. Und er eilte und verrieth ſie. In Hernandez' Augen blitzte ein wildes Feuer; er drückte dem ihm ſo nah' verwandten

Zigeuner eine volle Börſe in die Hand und nahm dann ſtill und düſter ſeine Maßregeln.

Der Abend kam und die beſtimmte Stunde ſchlug vom hohen Thurme des Alkazar. Drei verhüllte Männer ſchritten über den Hof nach der Thüre des Pavillon. Der Eine öffnete ſie und trat hinein; die beiden Andern zogen ſich nach dem Gebüſch des nahen Gartens zurück. Kaum war das Feld leer, ſo erſchien ein vierter Verhüllter und näherte ſich der Thür, an die er abwechſelnd Ohr und Auge legte. Er entfernte ſich wieder und kehrte mit einem Manne zurück, der mehrere Gegenſtände trug, die wahrſcheinlich zur gewaltſamen Oeffnung der Thüre benutzt werden ſollten. Auch Fackeln zogen ſie unter den Mänteln hervor und waren eben beſchäftigt, dieſelben zu entzünden, als abermals neue Perſonen in dem Hofraum erſchienen. Eine hohe Männergeſtalt führte eine tiefverhüllte Frau und zwei Diener folgten. Jetzt traten auch die beiden Erſten aus dem Garten heran, offenbar die Thür zu vertheidigen; denn ſie nahmen eine drohende, wenn auch ſtumme Stellung an. Im Nu waren die Schwerter bloß; die Frau wich raſch zurück, aber ihr Begleiter ſtürmte mit gezücktem Schwerte zuerſt auf den Verhüllten ein, welcher ſeine Fackel anzuzünden im Begriff ſtand. Die Fackel in ſeiner Hand hatte ſich aber in ein Schwert verwandelt, mit dem er ſich ſo kräftig vertheidigte, daß er alsbald zum Angreifer ward und ſeinen Gegner mit einigen Streichen ſo ſtark an das Haupt traf, daß dieſer taumelte und zu Boden ſtürzte. Während des kurzen Kampfes und Waffengeräuſches war die Pavillonthüre wieder geöffnet, der Eingetretene ſtürzte ebenfalls bewaffnet heraus und aus dem Garten eilte eine zweite weibliche Geſtalt herbei. Die Erſtere mit den begleitenden Dienern war ganz vom Platze wieder verſchwunden. In dieſem Augenblicke entzündete ſich die Fackel und beſtrahlte zuerſt das Geſicht Deſſen, der ihre Flamme ins Leben gerufen hatte. Es war der Zigeuner Jayme. Zu ſeinen Füßen lag der ſtöhnende, verwundete Mann, deſſen blutendes Haupt die neben ihm kauernde, eben aus dem Garten gekommene Frau in den Händen hielt. Jayme beleuchtete die Beiden und erkannte mit Schrecken ſeine Mutter und ſeinen — Vater. Aber noch größer war der Schrecken des ſtummen leidenſchaftlichen Kämpfers, der als Don Hernandez erkannt wurde und mit dem Tone der Verzweiflung aufſchrie: „Weh mir! ich habe meinen Vater erſchlagen!“ Während er verzweiflungsvoll an der Seite des Sterbenden niederſtürzte, ſtarrten die drei Uebrigen einen Augenblick auf die Gruppe. Es war der Erzherzog, der Pfalzgraf und de Vere. Dann waren ſie im Nu von der Nacht verſchlungen und wurden nicht mehr geſehen.

— „Rette dich!“ röchelte der Herzog Don Hernandez zu. „Mein Schickſal hat es ſo gewollt; der Fluch meines Bruders mußte in Erfüllung gehen. Ich begreiſe den Zuſammenhang. Fort! fort!“

Don Hernandez drückte ſeines Vaters erkaltende Hand; er erhob ſich, und mit dem kaum gehauchten Worte: „Vatermörder!“ ſtürzte auch er in die Nacht.

— „Rus!“ flüſterte die alte Zigeunerin, „ich bin Karacha. So mußte es kommen. Mir haſt du zuerſt gehört, mir gehörſt du zuletzt. Was dazwiſchen liegt, iſt nur ein böſer Traum; ich bin verſöhnt mit dir. Und der neben dir kniet, iſt mein jüngſter Sohn; er will die Hand ſeines ſterbenden Vaters küſſen. Segne ihn! Er iſt dein Kind ſo gut wie Jener, deſſen Stahl dich ſchlug.“

Der Herzog hob die Hand und ließ ſie auf des Zigeuners Haupt nieder. „Ja, ſo mußte es kommen,“ murmelte er, „damit ich geheilt würde von meinem unſeligen Stolz. Der Himmel hat dich an mir gerächt, Karacha. An der Schwelle des Hauſes ſchwinden die thörichten Vorurtheile, die man darin gehegt. — Und wie wunderbar! Da liege ich wieder mit blutendem Haupte in deinem Schooße, wie vor vierzig Jahren, als ich an der Treuloſigkeit meines Bruders und meiner Braut zu ſterben wähnte und du meine Liebe gewannſt. Und weil ich gegen dich ſo treulos war, wie Jene gegen mich geweſen, deshalb lieg' ich wieder an derſelben Stelle, aber diesmal ſterbend und an den Anfang reiht ſich das Ende.“ — Er zog mühſam einen koſtbaren Ring vom Finger und fügte einen kleinen Schlüſſel hinzu, den er bei ſich trug, und ſagte, beides der Zigeunerin übergebend: „Was in meiner Spinde ſich findet, iſt dein und deinen Söhnen. Der Ring wird dir Glauben verſchaffen, ſollte dir Jemand wehren wollen, dein Eigenthum an dich zu nehmen. — Und nun betet und laßt mich die Seele Gott und den Heiligen übergeben!“

Es wurde kein Laut mehr geſprochen. Als nach einigen Minuten vertraute Diener der Königin kamen, um dem Herzog beizuſtehen, war er bereits verſchieden; ſie konnten nur ſeine Leiche entfernen, welcher die Zigeunerin und ihr Sohn mit gefalteten Händen folgten.

Der ſtrengſte Befehl der Königin hielt die Todesart des Herzogs geheim; doch da Don Hernandez ſich aus der Stadt entfernt hatte und nicht wiederkehrte, ſo vermuthete man die Wahrheit. Auch erfuhr man, daß die ſchöne Witwe einem troſtloſen Schmerze verfallen ſei und nur die Königin bei ſich ſehe, welche ihr mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit begegne. Der letztere Umſtand hielt den Verdacht nieder, als habe Donna Luiſe den Tod ihres Gatten verſchuldet, und vermehrte das Räthſelhafte des Ereigniſſes.

Drei Tage ſpäter wurde die Leiche des mächtigen Amirante mit ſchier königlicher Pracht beigeſetzt. Der Erzherzog Philipp ſchloß ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaate dem Trauerzuge an, den der König in eigner als er wiederkehrte, der Herr Amtmann würde nicht verfehlt haben, dem Herrn Grafen ſelbſt ſogleich ſeine Aufwartung zu machen, aber vor einer Stunde ſei der älteſte Sohn des Bonifaz Müllers Riems in Folge der vom Fleiſcher Lotz erhaltenen Wunde geſtorben, und das Amtsperſonal eben im Begriff, ſich in die Bonifazmühle zu begeben; es werde aber Alles nach des Herrn Grafen gnädigſtem Befehl ausgeführt werden.

Der Graf ließ im Zimmer neben dem der Frau Eiſenblut erleuchten und verfügte ſich an Eliſens Hand dahin. Chriſtiane wurde mit den beſten Verſprechungen entlaſſen. Bald darauf brachte der Amtsdiener den Gefangnen. Er hatte kaum die Schwelle überſchritten, als Frau Eiſenblut laut aufſchreiend in ſeine Arme ſtürzte. Dieſen Augenblick benutzte der Graf, um die Thüre leis zu öffnen. Nun konnte er jedes Wort verſtehen, was Mutter und Sohn wechſelten.

Als das Mutterherz ſich ausgeweint hatte, beſtürmte ſie ihn mit Fragen, weshalb er an jenem Samſtag nicht aufgebrochen ſei, und von des Meiſters Lippen floß das verſchämte Geſtändniß ſeines Liebesglücks.

«Chriſtiane Vierig?» fragte ſie, als er geen-

Perſon eröffnete. Der große Zug wurde eben geordnet, als Aller Augen auf eine unerwartete und auffallende Erſcheinung gelenkt wurden. Unter den Tönen eines ſeltſamen Trauermarſches ſchritten mehrere hundert Zigeuner beiderlei Geſchlechts in ihrem ſchönſten Putze mit fliegenden Fahnen heran, um ihrem Beſchützer die letzte Ehre zu erzeigen. Am meiſten zog die Zigeunerkönigin mit ihren Kindern die Aufmerkſamkeit auf ſich und unter den Letztern war es wieder die kleine, niedliche Zarova, welche am meiſten gefiel. Als ſie nicht weit von der Stelle vorüberſchritt, wo der Erzherzog ſtand und er ihre reizende Geſtalt erblickte, durchbebte ihn plötzlich die wildauflodernde Liebesflamme, die er ſchon einmal für dieſes ſeltene Weſen in ſeiner Bruſt gefühlt hatte; ja die kleine Zigeunerin kam ihm noch reizender vor als in Blois, und eine ſüße Schwermuth ſchien auf ihren Augenlidern zu liegen, die ſie in verſchämter Befangenheit über die ſtrahlenden Augen geſenkt hatte. Vergeſſen war die ſchöne Herzogin von Najara, verwiſcht der ſchmerzliche Eindruck, welchen der Tod des Herzogs auf ihn gemacht und als deſſen mittelbare Urſache er ſich hatte anklagen müſſen; der leichtſinnige Fürſt dachte nur daran, wie er die reizende Zigeunerprinzeſſin bald gewinnen möchte, und zu Hauſe angelangt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als Bubenhoven über dieſen Punkt zu conſultiren und ihm zweckmäßige Maßregeln anzubefehlen.

Das waren die Fruchte der herzergreifenden Ermahnungen, welche die Herzogin von Najara in der Unterredung mit ihrem Jugendgeliebten an ihn hatte ergehen laſſen.

Neuntes Kapitel.

Der ſchöne Abend eines warmen prachtvollen Frühſommertags ſenkte ſich auf die reizenden Thäler des Lech und der Wertach, beide aus den tyroler Alpen herabbrauſend, über den Hochwald der Berge, welche in der Gegend, wo die Wertach in den Lech mündet, die linke Thalwand des erſtern Fluſſes ausmachen und zu der holz- und wildreichen Markgrafſchaft Burgau gehörten, zog ein Gewitter auf und ging über den engen Schmuttergrund, um, wie es ſchien, im Wertachthale ſich zu entladen. Ein Wanderer, welcher das kleine Flüßchen der Schmutter überſchritten hatte und die Höhe auf dem Wege erſtieg, welcher von Ulm nach Augsburg führt, förderte ſeine Schritte mit ſteigender Eile, um ſich nicht von dem Wetter erreichen zu laſſen, und trocknete ſich oft den rinnenden Schweiß von der Stirn. Dieſer ſchlichtgekleidete Fußgänger war der niederländiſche Malermeiſter Martin van der Voort, und obgleich der raſche Gang bergauf den Künſtler ungewöhnlich aufgeregt hatte, ſo merkte man es ſeinem verfallenen und kummervollen Geſicht doch an, daß es im ruhigen Zuſtande eben ſo bleich und krankhaft ausſehen mochte, wie im Winter zuvor in ſeinem Vaterlande. Trotz der Eile hatte der Meiſter ein Auge für die reinliche Schönheit der Landſchaft, und zuweilen ſandte er den Blick in das idylliſche Schmutterthal zurück und ließ ihn ein wenig auf den Meierhöfen, Weilern und Dörfchen ruhen, die ſich ihm entgegenboten. Dann ſtieg wol ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt, als wolle ſie die gewaltige Laſt des Kummers, die auf ihr wuchtete und ſeinen Zügen einen ſo peinlichen Ausdruck aufprägte, von ſich abwälzen.

Bald bog er vom Wege ab und verfolgte einen wenig betretenen Fußpfad durch den Wald, und als die erſten fallenden Tropfen ihn berührten, hatte er den Wald hinter ſich und ſah auch ſchon ein einfaches Haus mit daran gehängten Wirthſchaftsgebäuden vor ſich liegen. Die runden Glasſcheiben glitzerten, wie Sterne, von den Strahlen, welche die untergehende Sonne ſchräg unter den ſchwarzen Gewitterwolken hin auf die Wand warf, deren geſchwärzte, zierlich ausgeſchnittene Balken grell von dem weißgetunchten Kalk abſtachen, der die Fächer füllte. Ein Blumengärtchen vor den Fenſtern und ein üppiger Weinſtock, der ſich am Spalier dicht an der Thüre hinaufrankte, erhöhten das Friedliche und

Wohnliche dieſes Hauſes. Es war der Fuggeriſche Wellenhof, welcher in einer ſpätern Zeit abgetragen und an deſſen Stelle das große und ſchöne Schloß Wellenburg errichtet wurde, in welchem die Fuggeriſchen Familienbilder und andere als Erinnerungsgegenſtände dienende Effecten aufbewahrt wurden, eine Zierde des Berges. Eine Strecke hinter dem Hofe, nach dem Schmutterthale zu, erhob ſich aus Bäumen und Gebüſch das ſtattliche und reiche Frauenkloſter Oberſchönfeld Ciſtercienſer Ordens. Der zottige Hofhund ſprang dem eiligen Maler wedelnd entgegen und kaum hatte dieſer die Thür erreicht, als ein heftiger Gewitterregen aus der ſchwarzen Wolke hervorbrach und Blitz und Donnerſchlag den Luftkreis erſchütterten. In der weiten Hausflur fand der Maler ſeinen Gönner, den ehrenwerthen Jakob Fugger ſehr geſchäftig die Eier zählend, die Butterwecken überſchauend und die Fauſtkäſe prüfend, welche die rüſtige Wirthſchafterin des Hofes vor ihm auf langen rohen Tiſchen ausgebreitet hatte; denn auf dem Wellenhofe wurde eine im Verhältniß zum Grundſtück nicht unbedeutende Viehzucht getrieben und am folgenden Tage war Markttag in Augsburg, wohin dieſe Victualien zum Verkauf gebracht werden ſollten. Meiſter Jakob nickte dem Meiſter Martin flüchtig zu, ließ ſich aber weder von dieſem noch von Blitz und Donner und ſtrömenden Regengüſſen abhalten, ſein Geſchäft zu vollenden. Erſt als er fertig war, bot er dem Maler die Hand, hieß ihn willkommen und führte ihn in die Stube.

— „Das Gewitter hat Euch faſt erwiſcht,“ ſagte er dann mild lächelnd, „dankt Gott, daß Ihr das Haus glücklich erreicht habt. Es zieht ſich hinauf nach Bobingen und wird den Flachsfeldern an der Wertach ſehr zu ſtatten kommen.“

Der Maler lächelte, daß der reiche Leinweber nur an den Flachs dachte.

— „Ihr bauet wol ſelbſt vielen Flachs, Meiſter Jakob?“ fragte er dann.

— „Nur einige Morgen. Aber in all' den Thälern da hinüber, wo ihr herkommt, in der ganzen Markgrafſchaft Burgau und im Unterallgau, an der Schmutter, an der Zuſam, am Haſelbach, an der Mindel, an der Kamb, an der Günz, bis zur Iller und noch drüber hinaus, duftet alles Waſſer, das der Donau zuſtromt, nach den Flachsröſten, die ihre Waare an die Gebrüder Fugger in Augsburg liefern. Daher meine große Bekanntſchaft unter den Bauern in der bergigen Markgrafſchaft und des Unterallgaues, die mir in den Angelegenheiten Euerer Frau ſehr zu ſtatten kam. Nun, wie habt Ihr ſie gefunden? Iſt ſie geſund? Erwartet ſie bald ihre Stunde? War ſie erfreut über Euern Beſuch? Wie hat ſie ſich in ihre neue Lage geſchickt?“

— „Ihr fragt mich viel auf einmal,“ antwortete der Maler, jedoch nicht mit der Heiterkeit, welche der

Leinweber wol erwartet haben mochte. „Ich will Euch's der Reihe nach zu beantworten verſuchen, ſo gut ich vermag. Ich habe Eleonoren nicht anders gefunden, als wie ſie ſich in Augsburg auch gegeben hat, finſter, verſchloſſen, murriſch, mit ſich, Gott und der Welt grollend. Man muß ihr noch immer die Worte abkaufen; ſie iſt eben ſo fleißig, aber immer noch von jenem tollen krankhaften Fleiße, deſſen ſich kein Menſch erfreuen kann, weder Andere, noch ſie ſelbſt; wie ſie in Augsburg vom erſten Frühſtrahl bis in die ſinkende Nacht malte und ſich kaum Zeit vergönnte einen Biſſen zu eſſen, ſo ſpinnt ſie jetzt unter den Bauerweibern in Burtenbach, welchen noch keine ihres Geſchlechts vorgekommen, die im Sommer ſo viel Stränge Garn geſponnen, und ſie fragen ſich verwundert, was das im Winter erſt geben ſoll.“

Fugger ſchüttelte misbilligend und bedenklich den Kopf. „Das iſt mir nicht lieb zu hören,“ ſagte er ernſt. „Ich hatte gehofft, dieſe böſen Grillen ſollten ſich unter den Bauersleuten geben. Die Frau iſt aber gemüthskrank und Ihr dauert mich ſehr, Meiſter Martin. Ihr habt für Eure Liebe und Aufopferung einen ſchlechten Lohn erworben und hattet doch wahrlich einen ſo guten verdient.“

Van der Voort lächelte bitter und ſchwieg; aber es war, als wenn ſein kummervolles Antlitz noch bläſſer und eingefallener würde, ſeit ſich die Aufregung des

Marſches gelegt hatte. Die Aufregung ſeines Gemüths war geblieben; das ſah man an ſeinem zuckenden Blick, an ſeinen bebenden Mienen.

— „So hatte die Frau wol auch keine ſonderliche Freude, als Ihr unverhofft zum Beſuche bei ihr ankamt?“ fragte Fugger weiter.

— „Ich darf Euch nichts verſchweigen, Meiſter Jakob,“ verſetzte der Niederländer mit unruhiger Haſt. „Meine Frau hatte nichts weniger als eine Freude, als ſie mich in Burtenbach bei ſich ankommen ſah; Ihr werdet gleich hören warum. Ich hatte aber auch, trotz meiner großen Liebe zu ihr, nicht Urſache, mich über ihr Thun und Treiben zu freuen. Sie hat zwar fleißig für Euch Flachs geſponnen, und ſo ſehr ſie's auch übertrieben, ſo wollte ich doch, ſie wäre dabei geblieben Aber hört zu, was ſich begeben hat! Da hat ein Bauer im Kloſter Edelſtetten eine Schweſter am Rhein im Speiergau verheirathet; der iſt dieſen Sommer, da er all' ſein Feld beſtellt, hinübergegangen, dieſe Schweſter zu beſuchen, und iſt nun vor etlichen Tagen wieder heimgekehrt und hat eine ſchlimme Neuigkeit mitgebracht. In Untergrünbach, einem Dorfe im Speiergau, haben zwei Bauern durch liſtige Worte die ganze umliegende Bauernſchaft wider den Biſchof und das Kapitel von Speier aufgewiegelt. Das Landvolk hat ſich zu großen Haufen heimlich zuſammen verſchworen, wie vor dreizehn Jahren die Käſebroder in Friesland. Die Verſchwörung ſoll ſich weit am Rhein verbreiten. Aber einer der Bündler hat ſie dem Pfaffen in der Beichte verrathen und nun ſteht das Volk auf und hat ſich bewaffnet, wie es eben gekonnt, mit Spießen und Schwertern, mit Senſen und Dreſchflegeln, auch theilweiſe mit Kugelbüchſen und langen Meſſern, und ſo erwarten ſie im Lande die Heerſcharen des Adels. Auf einer Stange laſſen ſie ſich eine Fahne mit einem gemalten Bundſchuh vortragen, als Abzeichen ihres Aufſtandes gegen Gott und die Obrigkeit, und nennen ihr abſcheuliches Bündniß oder den Aufſtand ſelbſt danach den Bundſchuh. Sie haben eine Loſung, daran ſie ſich erkennen, indem der Eine fragt: Was iſt das nur für ein Weſen? Worauf der Andere antwortet: Man kann vor Pfaffen und Adel nicht geneſen. Und danach halten ſie zuſammen. In einem Buchenwald am Rhein haben ſie einen Verſammlungstag gehalten und in kurzer Zeit ſind ihrer etliche Tauſende zuſammengelaufen; das Unheil wird alle Tage größer. Ihr Vorhaben iſt: ſie wollen gleich den Helvetiern das Joch der Dienſtbarkeit abwerfen, Fürſten und Adel ausrotten, die ganze Pfaffheit umbringen oder verjagen, das Regiment und die Religion erneuern und die geiſtlichen Güter Jedermann gemein machen. Unterthan wollen ſie allein dem römiſchen Kaiſer ſein.“

— „Daß Gott ſich erbarme und dem Unheil ſteuere!“ rief Fugger entſetzt. „Das iſt wieder eine

Bauernbosheit, wie vor zehn Jahren in Schlettſtadt im Elſaß, wo ſie die Fahne mit dem Bundſchuh zuerſt aufbrachten, und wie vor ſechsundzwanzig Jahren im Würzburgiſchen, wo ich kurz vorher als ein ſiebenzehnjähriger Webergeſell eingewandert war. Da war ein Bänkelſänger und Pfeifer, ein junger Kerl, Namens Hans Boheim in Niklashauſen, den Wirth und Gäſte in allen Weinſtuben und Schenken im ganzen Bisthum gern ſahen, weil er ſo hübſche Lieder ſang, die Pfeife blies und die Pauke ſchlug zum Tanz. Es läßt ſich aber der Bub' nicht genügen mit dem Verdienſt, den ihm ſeine Stimme und ſeine Pfeife abwirft, und fängt plötzlich an und predigt in den Schenken und Herbergen wunderliches Zeug. Er gab vor, die Mutter Gottes ſei ihm zu wiederholten Malen erſchienen und habe ihn beauftragt und aufgefordert, bekannt zu machen, daß in kurzer Zeit aller Standesunterſchied unter den Menſchen aufhören werde; denn Alle würden ſich einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit zu erfreuen haben. Jegliche Obrigkeit, weltliche wie geiſtliche, würde gänzlich aufhören und man würde nichts mehr wiſſen von Kaiſer und Papſt, von Fürſten und Grafen, Biſchöfen und Prälaten; die ganze Erde würde allen Menſchen gemeinſam ſein und Keiner mehr für einen Andern zu arbeiten brauchen, Felder und Walder, Weiden und Gewäſſer würden zu Jedermanns Nutzen und Vergnugen dienen. Das waren denn lauter Dinge, die die Bauern gern horten, und det. «Ihr Vater der Gaſtwirth? Ja, ja er war Steuereinnehmer und Verwalter unter dem Grafen Rudolf. Der Amtsdiener hat mir ja erzählt, ſie heirathe einen ſehr vornehmen Mann.»

«Ach, man will ſie dazu zwingen, lieb Mütterlein. Der alte Profeſſor bei der Frau Gräfin auf Falkenberg hat ſie von ihrem Vater zum Weibe begehrt.»

«Der Profeſſor Ortmann? der Doktor, der Chemikus?» rief Frau Eiſenblut überraſcht.

«Derſelbe!»

«O nun wird meine Muthmaßung zur Gewißheit. Dann hat auch dieſer Profeſſor den Brandbrief geſchrieben, um dich zu verderben, mein Sohn.»

«Das iſt ja aber nicht möglich, Mutter. Der Profeſſor war in Falkenberg und ich in Adlerſtein. Wie hätte er denn meine Nägel und mein Papier bekommen wollen? Nein, Ihr müßt auch unſchuldigen Menſchen nichts Böſes ſchuld geben!»

«Du haſt recht! Aber — aber — mir fällt etwas anders bei. Der böſe Profeſſor — denn daß er ein ſehr böſer Mann iſt, weiß ich gewiß — hat eine gute fromme Tochter. Der Vater will ſie zwingen, einen ſehr ſchlechten Menſchen zu heinicht lange Zeit verging, ſo war das ganze Land in Aufregung. Die Bauern zogen dem Pfeiferhänslein zu Hunderten, ja zu Tauſenden nach, von einem Dorfe zum andern, wo er predigte, und nach ſechs Wochen ſtrömten ſie aus Franken, Schwaben, Bayern und vom Rheinſtrom herbei; es war ein Laufens und Rennens und eine Menſchenmenge auf allen Wegen und Stegen, daß man ſagte, es wären eines Tags Vierzigtauſend um den Freiheitsprediger in Niklashauſen geweſen. Da befahl Pfeiferhänslein, dem der Kamm geſchwollen war, ſie ſollten an einem beſtimmten Abend zu ihm kommen, aber keiner unbewaffnet, und ſollten keine Weiber und Kinder mitbringen. Am folgenden Tag ließ ihn der Biſchof beim Kragen nehmen und in Gewahrſam bringen; ſeine Zuhörer kamen aber am beſtimmten Tage und als ſie die Gefangenſchaft ihres Hänsleins erfuhren, rückten ſechsundvierzigtauſend Mann vor das Schloß in Würzburg und begehrten mit argen Drohungen die Freiheit ihres Freiheitspredigers. Der Biſchof ließ ſie durch ſeinen Marſchall zur Ruhe vermahnen, aber ſie hätten dieſen mit Steinen todt geworfen, wenn er ſich nicht eiligſt zurückgezogen hätte. Erſt als Donnerbüchſen aufgefahren und vor Aller Augen ſcharf geladen wurden, zog ſich das tolle Volk zurück. Die Rädelsführer wurden ergriffen und der Biſchof ließ ihnen und ihrem Lügenpropheten die Köpfe vor die Füße legen. Das war das Ende vom Lied und vom Liederſänger Hans Böheim. Das dumme Volk kam damals gnädig davon, ſchlimmer ging es den Empörern vor zehn Jahren im Elſaß, wo ſie geköpft und geviertheilt wurden, und doch ſcheint das Bauernvolk die Geſchichte vergeſſen zu haben und fängt das alte Lied wieder zu ſingen an. Aber Ihr wollt mir ja noch von Eurer Frau erzählen. Wie hängt denn ihr toller Trotzkopf mit dem gottloſen Aufſtand verrückter Bauern im Speiergau zuſammen?“

— „Wie ich Euch ſchon ſagte, der Bauer aus Edelſtetten hat die Kunde mit vom Rhein gebracht; die Kloſterfrauen in Edelſtetten haben aber alsbald ein großes Geſchrei erhoben, gleichſam als ſeien ihnen die Bauern der ganzen Markgrafſchaft Burgau auch ſchon auf dem Dache, und ſo iſt's denn gekommen, daß ſich die Nachricht wie ein Lauffeuer an der Kamlach und Mindel verbreitet hat. Und ſo iſt ſie denn auch nach Burtenbach gekommen und hat die Leute auf dem Schloſſe in Schrecken gejagt. Kaum hat aber Frau Eleonore davon gehört, ſo iſt gleichſam ein böſer Dämon in ſie gefahren. Sie hat ſich alsbald aufgemacht und iſt hinüber nach Kloſter Edelſtetten gegangen, hat den Bauer umſtändlich über den Bauernaufſtand im Speiergau ausgefragt und hat ſodann, nach Burtenbach zurückgekehrt, unter den Bauern des Fleckens Aufruhr zu predigen angefangen gegen Fürſten und Pfaffen und Adel.“

— „Herr Gott, ſteh' uns bei!" rief der Leinweber erſchrocken. „Das iſt ja ganz entſetzlich!"

— „Ja wol entſetzlich!" ſeufzte der Maler. „Ich bin faſt vergangen in meinem Leide über die Thorheit dieſer Frau."

— „Nun ſagt nur ſchnell, was iſt weiter geworden? Ich zittere vor Begierde und Furcht, das Ende zu hören."

— „Sie hat eben gegen alle Obrigkeit und Pfaffheit gewüthet und dieſelben Dinge gepredigt, wie das Pfeiferhänslein; ſie hat aber auch die Bauern aufgefordert, ihre weltlichen und geiſtlichen Herren todt zu ſchlagen. Erſt hat ſie die Weiber für ſich gewonnen, hernach auch die Männer, und wie erſt das Malen und Spinnen, ſo hat ſie nun das Aufruhrpredigen betrieben, raſtlos und unermüdlich. Und in dieſer heilloſen Beſchäftigung fand ich ſie denn, ſo daß Ihr Euch wol erklären könnt, weshalb ſie keine Freude über meine Ankunft und ich keine über ihr Beginnen hatte."

— „Wol glaub' ich es Euch, armer Mann!" ſagte Fugger und reichte dem betrübten Künſtler die Hand voll Mitleids. Dann fuhr er, wie entſchuldigend fort: „Ich kann mir's ja wol erklären. Sie iſt von einem Fürſten und von einem Pfaffen ſchwer gekränkt worden und der Adel hat ſich übermüthig gegen ſie gezeigt. — Und die Markgrafſchaft Burgau iſt Eigenthum unſers gnädigſten Kaiſers und Herrn."

— „Wenn ſie das Letztere etwa noch nicht gewußt hätte, ſo würde ſie es bald genug erfahren haben. Der Schloßherr, gegen deſſen Frau ſich Eleonore vorher ſchon ſtolz benommen — o ich kenne ihre Art! — iſt von den Kloſterfrauen in Edelſtetten, die ſich hinter die Schloßfrau geſteckt, beſtürmt worden und ließ ſie am zweiten Tage meines Dortſeins feſtnehmen und nach Burgau in kaiſerliche Haft bringen. Vergebens nannte ich Euern Namen, Meiſter Jakob. Es hätte nicht viel gefehlt, ich wäre ſelbſt mit abgeführt worden. Sie ging ruhig und ſtolz, wie eine Konigin, und verwies mir meine Verzweiflung. Ich richtete zu ihrer Befreiung nichts aus, denn die Kloſterfrauen zu Ober-Schönfeld hatten an die zu Edelſtetten einen gehäſſigen Bericht über Eleonore gemacht, den dieſe vorgelegt.“

— „Hatte ſie ſich nur mit den Nonnen hier vertragen können!“ rief Fugger erzürnt, „dann hätten wir ſie doch in der Nähe und ſie konnte uns kein ſolches Unheil anrichten. Ich wollte, ich hätte ſie hier in den Wellenhof geſteckt, als ſie ſich drüben mit den Nonnen überworfen; aber ſie hätte uns am Ende hier auch nicht gut gethan.“

— „Ach, ihre hohe Seele voll Stolz und Zorn wird ſich nie mit den Menſchen und Verhältniſſen vertragen, wie ſie ſind!“ ſeufzte der Maler. „Ich allein kenne ſie, und weil ich ſie kenne, liebe und ſchätze ich ſie. Ihre Seele voll ungewöhnlicher Kraft und Schönheit iſt jetzt nur von Unmuth und Schmerz verdüſtert. Aber ich hoffe, es wird wieder ſonnenlichter Tag in ihr werden und die heilige Kunſt wird ihr als Morgenröthe dienen. Laßt nur dieſe Periode erſt vorüber."

— „Ihr ſeid ein ſeelenguter Mann!" ſagte Fugger gerührt. „Ihr habt immer etwas für Frau Eleonorens Entſchuldigung. Na, Gott laſſe Eure Hoffnung in Erfüllung gehen! Ihr müßt ja genug Herzleid und Trübſal dieſer Frau wegen ausſtehen. Ich verſprech' Euch, all meinen Einfluß bei des Kaiſers Gnaden anzuwenden, damit ſie bald wieder auf freien Fuß geſetzt wird."

— „Ihr vermehrt das Kapital Eurer Wohlthaten für uns dergeſtalt, daß wir mit den dankerfüllteſten Herzen die Zinſen nicht abzutragen vermögen!" rief der Maler mit Thränen in den Augen und drückte Fugger's Hand, die er in der Begeiſterung ergriffen hatte, an's Herz.

— „Nehmt jetzt einen Imbiß und Veſpertrunk mit mir. Wir wollen von unſrer friſchen Butter und Käſe verſpeiſen, beides hat meine alte Kunkellene hier auf dem Wellenhofe vortrefflich. Unterdeſſen hat ſich das Wetter ganz verzogen und wir gehen dann ſelbander nach der Stadt, wenn wir auch etwas ſpät dort ankommen. Eure Nachricht aus dem Speiergau iſt mir zu wichtig, als daß ich mich nicht morgen gleich darüber mit meinen Freunden beſprechen möchte."

Fugger holte ſelbſt einen Krug Wein aus dem

Keller; die Schaffnerin trug die frugalen Speiſen auf. Der Maler aß wenig, verſchmähete aber den dargebotenen Becher nicht und leerte denſelben haſtig nach einander, ſo daß der Inhalt der Flaſche verſchwunden war, eh' der mäßige Fugger ſeinen erſten Becher ausgetrunken hatte. Als ſie endlich gingen und wieder eine Strecke durch den vom Gewitterregen erfriſchten Wald dem Berghange zuſchritten, nahm Fugger nach langem Schweigen das Wort: „Nehmt die Erinnerung eines Freundes für Das, was ſie iſt und ſein ſoll, Meiſter Martin, für eine gut gemeinte Warnung vor Schaden. Es iſt mir nicht angenehm geweſen zu bemerken, daß Ihr ſeid einiger Zeit die Gaben des Bacchus mehr liebt, als Eurer Natur zuträglich ſein dürfte. Ihr nehmt wenig Speiſe und trinkt deſto mehr. Das iſt kein rechtes Verhältniß.“

Der Maler war roth geworden und ſtammelte etwas von ſeinen Sorgen, die er zuweilen im Wein zu ertränken verſuche.

— „Lieber Meiſter,“ fuhr der Leinweber fort, „dieſe Frau iſt Euer Unglück. Ihr liebt und verehrt ſie und beſchönigt alle ihre Fehler. Und dabei werdet Ihr ihrer nicht froh. Ich ſah' es Euch an, Ihr grämt Euch über ihr gleichgültiges und wunderliches Weſen und entſchuldigt ſie doch in Euerm Herzen auf alle Weiſe. Aber Euer Gram behält Euerm Herzen gegenüber doch recht, ſonſt griff' er nicht nach der Weinflaſche.

Hütet Euch wohl, den Wein als Sorgenbrecher anzuſehen! Die Sorge kommt immer wieder, wenn der Geiſt des Weins gegangen iſt; dieſer bricht aber endlich das Leben."

— „Und iſt denn das ein ſo großer Verluſt?" fragte der Maler bitter.

— „Nehmt mir's nicht übel, das iſt die Frage eines muthloſen Mannes. Das muß anders mit Euch werden! Ihr müßt Euch wieder von dieſer Frau trennen, die in keinerlei Weiſe für Euch paßt. Was ſoll Euch ein Eheweib, das nicht vergeſſen kann, daß ſie des ſteinreichen Peter van der Kapellen Ehewirthin und Pantoffelkönigin, ja, daß ſie die ſchönſte Frau in den Niederlanden war und ſich dadurch zu einer Sünde verleiten ließ, die ihr Gott vergeben möge? Während ſie das Bewußtſein dieſer Sünde hat und oft zerknirſcht iſt, ſolche Fehltritte gethan zu haben, iſt ſie doch wieder ſtolz darauf, die Geliebte des ſchönen Erzherzogs geweſen zu ſein; und wenn ihre Seele voll Haß und Zorn gegen ihn iſt, ſo iſt ſie's wahrlich nicht deswegen, weil er ſie ihrer ehelichen Pflicht untreu gemacht hat, ſondern weil er ſie verlaſſen und nicht wieder nach ihr gefragt hat. Ihr müßt Euch Eures eignen Heils wegen von dieſer Frau trennen, die Euch nie geliebt hat."

— „Wohin denkt Ihr, Meiſter Jakob!" rief der Maler mit den Händen abwehrend. „Mein Muth war ſchon gebrochen, eh' ich ſie die Meine nennen durfte, und ihr Beſitz allein iſt's, der mich noch erhält. Trennung von ihr würde mein baldiger Tod ſein. O Ihr wißt nicht, wie ſie mich liebt. Ihr beurtheilt ſie nur nach ihren Fehlern; ihre großen Vorzüge habt Ihr nicht Gelegenheit zu bemerken. Aber ſelbſt ihre Fehler ſind keine gemeine; ſie entſpringen aus ihren Tugenden."

— „So behaltet ſie in Gottes Namen; aber dann grämt Euch auch nicht und macht den thörichten Verſuch, Euch guten Muth zu trinken. Nehmt Euch dann ein Beiſpiel an Meiſter Albrecht Dürer in Nürnberg, der ſich's nicht anfechten läßt, ſein böſes Weib mag reden was ſie will, und lebt ganz allein Eurer Kunſt, wie er."

— „Dürer's Frau iſt gemein, keifig, unluſtig; Eleonore iſt edel, großherzig und kühnen Geiſtes. Das iſt ein Unterſchied wie faules Waſſer aus einem Tümpfel und ein firner Wein aus Euerm Keller."

— „In Gottes Namen denn, Mann! So iſt Euch nicht zu helfen. Ihr müßt mit dieſer Frau leben und auskommen, nicht ich. Ich werde kein Wort wieder darüber an Euch verlieren." Und ohne ſich ſeine Verſtimmung nur im mindeſten merken zu laſſen, fragte Fugger den Maler ſogleich über andere Gegenſtände und Beobachtungen auf der kleinen Fußreiſe deſſelben. Unter ſolchen Geſprächen waren ſie am Berghange aus dem Walde getreten und ſahen jetzt plötzlich in der ſchönſten Abendbeleuchtung die majeſtätiſche Stadt mit ihren vielen hohen und ehrwürdigen Thürmen auf der Bergzunge zwiſchen dem Wertach- und dem Lechthale zu ihren Füßen liegen. Sie konnten das ganze langgeſtreckte, etwas unregelmäßige Viereck der Stadt bis auf die Vorſtadt überſehen, denn die letztere lag nach dem Lech zu in der Tiefe, doch ihre Blicke ſchweiften noch weiter in den beiden Flußthälern und, nach der Vereinigung beider, noch eine Strecke im breiten Lechthale fort und überflogen die zahlreichen wohlhabenden Dörfer zu beiden Seiten des Stroms. Jakob Fugger, der dieſen Weg von früher Jugend auf ſo oft gewandelt war, blieb doch in der Regel an dieſer Stelle ſtehen und begrüßte die geliebte Vaterſtadt mit leuchtenden Blicken. Auch diesmal hielt er die Schritte an, wie überraſcht von dem prächtigen Anblick, und ließ das heitere Auge von den herrlichen Zwillingsthürmen der Domkirche auf den ſchlanken, einzeln ſtehenden Perlachthurm und das ſtattliche Rathhaus mit zwei Thürmen daneben gleiten. Dann muſterte er ebenſo mit innerlichem Wohlbehagen die Thürme von St. Ulrich und St. Afra, von St. Moritz, des heiligen Kreuzes und der andern Kirchen und Klöſter, die biſchöfliche Pfalz und die Thore und manches liebe Haus, deſſen Giebeldach er zu unterſcheiden vermochte. Das innigſte Vergnügen über dieſen Anblick ſprach aus ſeinen Blicken, über ſeine ſonſt fahlen Wangen flog eine leichte Röthe und er ſprach vor ſich hin: „Gott und alle Heiligen mögen dich behüten und bewahren vor jeglichem Unglück und Schaden, du meine liebe Vaterſtadt! Und wie man deinen Anfang nicht kennt, und du ſchon groß und prächtig geweſen biſt zu der Römer Zeiten, ſo mögeſt du auch nicht eher ein Ende nehmen, als bis Himmel und Erde im Feuer des Herrn aufgehen am Tage des Gerichts. Und dann noch mögen deine Kinder wohl beſehen!“ Dann wandte er ſich zum Maler: „Ihr habt ſchöne Städte in den Niederlanden und ich bin mein Lebelang viel gewandert ſchier in aller Herren Ländern und habe manche feine Stadt geſehen; aber das müßt Ihr mir doch zugeben: es wird ſchwerlich eine ſchöner gelegene gefunden werden, ſo voll ſtattlicher Bauten zu Gottes Ehr' und der Menſchen Nutzen und Vergnügen, als mein liebes Augsburg. Wie ſie ſich von ihrem Hügel herabſenkt, das Haupt ſtolz emporgetragen, von den beiden Flüſſen recht minniglich umarmt! Ja es iſt ein Paradies, dies kleine Land, grüne duftende Wieſen, reiche Triſten von Bächen durchſchnitten, fruchtbares Ackerfeld, angenehme Berggärten, Berge mit köſtlichem Wald und die beiden Flüſſe, die hier zu einem werden. Wie lieblich iſt's doch an ihren Ufern! Welch ein ſchattiger Baumſchlag! Und Kapellen und Kirchen in den Thälern und auf den Bergſpitzen, und geſchäftige Menſchen überall, wohin man das Auge wendet! Für mich kein lieber Stück Erde als dieſer Berggipfel zwiſchen der Wertach und rathen, den Secretär Zöllner. Der hat an dem ſeligen Grafen Rudolf viel Uebels gethan. Das weiß ich auch. Die beiden ſchlechten Menſchen ſpielen gewiß unter einer Decke zum Schaden der Herrſchaft. Nun hat der Secretär gemerkt, daß du dem Profeſſor bei der reichen Chriſtiane im Wege biſt, und hat den Brandbrief geſchrieben, um dich aus dem Wege zu räumen.»

«Das ließe ſich ſchon eher hören. Aber gemerkt hat unſre junge Liebe kein Menſch. Wir haben es ja erſt an ſelbigem Abend ausgemacht, daß wir uns heirathen wollen.»

«Dem mag nun ſein, wie ihm wolle, unter den beiden ſteckt's; denn ſolch einen Brief, der wieder vom Papier verſchwindet, kann nur ſo ein Chemikus, oder ſeine Helfershelfer ſchreiben; und der böſe Profeſſor hat ſchon mehr ſolche Briefe geſchrieben, um eine edle unſchuldige Frau gänzlich zu verderben, was dieſem Teufel leider auch mehr als zu wohl gelungen iſt. Das iſt die Frau Gräfin Eleonore geweſen, meine liebe Jugendfreundin, von der ich dir oft erzählt habe. Dieſer Ortmann war ſchon beim Vater des jetzigen Grafen; ich glaube, ſie machten Gold zuſammen. Als nun Graf Emerich die jetzt noch lebende Gräfin Hildedem Lech, eine Landzunge und der beſte Leckerbiſſen auf ihr; und wenn mir nur die eine Wahl bliebe, ſo wollte ich doch lieber in Augsburg der ärmſte, als in einer andern Stadt der reichſte Mann ſein. Es konnte Manches anders und beſſer ſein in ihrem zünftigen Regimente, aber ich bin ein ſo eingefleiſchter Augsburger, daß mir auch die Fehler und Mängel meiner Vaterſtadt wohlgefallen. Werden wir doch nicht von hochmüthigen Geſchlechtern geplagt und geärgert, wie unſere Nachbarſtädte Regensburg und Nürnberg, und jeder ehrliche und fleißige Handwerksmann hat die Ausſicht in den Rath gewählt zu werden und am Regimente ſeiner Vaterſtadt theilzunehmen. Wir ſind eine freie Reichsſtadt und erkennen keinen weltlichen Herrn, als unſern gnädigſten Kaiſer, der uns bei unſern Freiheiten und Privilegien ſchützt und, wenn's nöthig iſt, uns neue verleiht. Kaiſer Max, oder vielmehr König Max, wie er nur genannt ſein will, liebt ſein treu ergebenes Augsburg, wie keine Stadt im ganzen Reiche weiter und iſt ſeiner ſtolzen Auguſtusburg ein gnädig geſinnter Auguſtus, Handel und Wandel blühen, die Zünfte ſind wohlbeſtellt und Gott meint's allewege gut mit den braven Augsburgern.“

— „Ihr ſeid ein wohlberedter Lobredner Eurer Vaterſtadt,“ ſagte der Maler wehmüthig. „So lang' ich Euch kenne, hab' ich Euch noch nicht mit ſolcher Begeiſterung ſprechen hören. Wahrlich, ſelig zu preiſen iſt der Mann, dem vergönnt iſt, in ſeiner Vaterſtadt zu leben und zu ſterben und ſeine Kräfte ihrer Wohlfahrt und ihrem Ruhme zu widmen. Es iſt ein unergründlicher Zauber, der ein wackeres und edles Gemüth anſpornt, die Stelle, wo ſeine Wiege geſtanden, mit guten Werken zu ſegnen und in ſolcher Thätigkeit ſelbſt luſtig zu grünen und zu blühen und Früchte zu tragen, gleichwie ein Baum auch nur in dem Boden am beſten bekleibt und gedeiht, aus welchem er aus dem Samenkorn emporgeſchoſſen iſt. In fremder Erde kränkelt der Baum und das Menſchenherz."

Der augsburger Bürger überhörte über die Freude an den erſtern Worten die ſchmerzliche Betonung, mit welcher die letztern geſprochen wurden. In frommer Vaterlandsbegeiſterung rief er aus: „Ja wahrlich ein Zauber iſt's, der mich an mein liebes Augsburg feſſelt, und wenn mir's Gott vergönnt, gedenk' ich noch viel zu ſeinem Nutzen und Frommen zu vollbringen und zu ſeinem Ruhme ein Scherflein beizutragen. Darum noch einmal und noch tauſend und abertauſendmal: Gott ſegne die Stadt und den Kaiſer ihren Beſchützer bis in die ſpäteſte Zeit und halt' uns aufrühreriſche Bauern vom Leibe!"

— „Und Gott ſegne Euch und Euer ganzes Haus, Meiſter Jakob Fugger, und laß es, wie daſſelbe es verdient, zu immer größerm Anſehen, Ehren und Würden gelangen!"

— „Amen!“ fügte der Leinweber mit gefalteten Händen dieſem herzlichen Wunſche des Malers hinzu und ſein auf die ſchöne reiche Vaterſtadt gerichteter, verklärter Blick brach ſich im reinen Waſſer einer Thräne. — Dann gingen die beiden Männer weiter, jeder mit andern Gefühlen in der Bruſt, der Leinweber mit freudigen, hoffenden, auf ſein Glück und ſeine Kraft vertrauenden; der Maler mit wehmüthigen, ſchmerzlich trauernden, an ſeinem Glück und ſeiner Kraft verzweifelnden. Fugger erzählte, wie er in ſeiner beſten Laune faſt immer zu thun pflegte, aus ſeiner Jugend, von den Kämpfen Augsburgs mit den Bayernherzögen, vom ſtädtiſchen Regiment, Zunftweſen und dergleichen, und unter dieſem Geplauder waren ſie den Berg hinabgekommen.

— „Wenn Ihr nicht zu ermüdet ſeid, Meiſter Martin,“ ſagte plötzlich Fugger, „ſo möchten wir den kleinen Umweg nach Oberhauſen nicht ſcheuen. Ich vermuthe Herrn Bartholomäus Welſer auf ſeinem Landhauſe im Dorfe und ich möchte ihm die Nachricht von der böſen Bauernverſchwörung im Speiergau dieſen Abend noch überbringen.“

Der Maler hatte nichts dagegen und ſie bogen links vom Wege ab in einen Pfad, der ſie bald in das große und ſtattliche Dorf brachte. Fugger ließ den an der Thüre eines von andern eben nicht ſonderlich unterſchiedenen Hauſes angebrachten eiſernen Klopfer erſchallen. Es wurde geöffnet, und ſie erfuhren von der Magd, daß Herr Welſer zugegen ſei, aber eben im Begriff ſtehe, ſich zur Ruhe zu begeben. Der Hausherr hatte Fugger ſchon an der Stimme erkannt und rief den Eingetretenen zu, in die Stube zu kommen. Hier trat er ihnen mit freundlichem Gruße entgegen, ein hoher ſtarker Mann, um einige Jahre älter als Jakob Fugger und in ſeiner äußeren Geſtalt mehr Bürgerſtolz und Selbſtbewußtſein eines Freireichsſtädters und Geſchlechters kundgebend, als jener. Ein großes blitzendes Auge verrieth das Feuer, das in dieſes Mannes Seele glühte.

Nach flüchtiger Begrüßung erzählte Fugger die erhaltene Kunde und gab ſie als wichtige Urſache ihres ſpäten Beſuchs an.

— „Es hat mich wundergenommen, daß nicht ſchon längſt dergleichen wieder geſchehen iſt,“ verſetzte Bartholomäus Welſer. „Die Sachen ſind durch kaum glaubhafte Unvernunft der weltlichen und geiſtlichen Herren, durch übermüthigen Adel und ſittenloſe Pfaffheit dahin gediehen, daß Mord und Brand, Raub und Unzucht in Maſſe endlich als ſaubere Früchte der ſaubern Saat reif geworden ſind. Aber nicht die Bauern tragen die Schuld dieſes Greuels, ſondern ihre weit ſchlechtern Zwingherren mit bewachſener und geſchorner Platte. Was war der Bundſchuh von Schlettſtadt vor zehn Jahren anders als die Nothwehr des auf den Tod gepeinigten

Thiers? Der Bauer iſt nichts als der fruchtbare Boden für die ſchlechte Ausſaat; die Herren haben das Unkraut geſäet, mögen ſie nun auch der Früchte genießen.“

— „Sprecht Ihr doch, als wäre das gottloſe Bauernvolk in ſeinem vollen Rechte, wenn es ſich mit den Waffen in der Hand gegen ſeinen rechtmäßigen Herrn auflehnt und jeglichen Greuel verübt,“ ſagte Fugger mit einiger Empfindlichkeit.

— „Nicht dieſer Sinn liegt in meinen Worten. Aber ich frage Euch, wer hat das Bauernvolk ſo weit gebracht, daß es zur Waffe und Brandfackel greift? Und hat es nicht an der Schweizer Eidgenoſſenſchaft ein aufmunterndes Beiſpiel? Die Schweizer haben ihre Dränger abgeſchüttelt und ihnen mit den Schwertern zum blutigen Tanze aufgeſpielt. Sollen es die Andern nicht auch wagen? — Das Volk hat endlich durch freiſinnige gelehrte Männer davon erfahren, vielleicht auch eine ſchwache Erinnerung in ſich ſelbſt fortgepflanzt, wie es mit ſeinen Vätern vor vier- und fünfhundert Jahren beſtellt geweſen iſt, und hält dagegen, wie ganz natürlich, ſeinen eignen elenden Zuſtand. Jene waren freie Männer und eigne Beſitzer des Grundes und Bodens, den ſie bebauten, ſie hatten Sitz und Stimme im Volksrathe, und es konnte nichts vorgenommen werden ohne ihre Zuſtimmung; denn ſie waren eben das Volk, der große Nahrſtand, die wichtigſten und zahlreichſten Beſtandtheile der menſchlichen Geſellſchaft. Und was iſt der Bauer jetzt? Unter das Vieh iſt er herabgewürdigt. Bald ſieht er dem Schafe gleich, dem man die Wolle jährlich ſcheert, bald dem Rind, das den Pflug zieht und dem man nur deshalb ein Maul voll Heu gönnt, um es bei den zur ſchweren Arbeit nöthigen Kräften zu erhalten; aber man ſchindet und quält ihn mehr als Schaf und Rind, und wenn er ſich ja einmal einfallen läßt, daß er ein Menſch iſt, ein Abbild Gottes ſo gut wie ſein Peiniger, und ſetzt der unmenſchlichen Gewalt etwa ein Murren, oder auf's Aeußerſte gebracht, die kräftige Fauſt entgegen, ſo wird er mit des gnädigen Herrn Hunden zu Tode gehetzt oder mit der Geißel ſo lange blutig geſchlagen, bis er wie ein Vieh verreckt. Und kein Hahn kräht danach. Will er nur halbweg in Ruh und Frieden — ſchöner Friede! — leben, ſo muß er das ſaure Erwerbniß ſeines Schweißes zwiſchen dem Edelmann, dem Richter und dem Pfaffen theilen; wenn jene in den üppigen Früchten ſeines Fleißes praſſen und ſchlemmen und er ſelbſt am ſchimmeligen Brote ſich begnügen muß, was ihm ſeine Herren übriggelaſſen haben, ſo muß er ihrer von Ueppigkeit und Wohlleben hervorgerufenen Geilheit ſeine jungen Weiber und Töchter zuführen; denn ſie ſind ſeine Herren von Gottes Gnaden und der Bauer hat kein Eigenthum, keine Ehre, kein Gefühl. Adel und Pfaffen ſind Götter und der Bauer iſt — Vieh."

— „In der That, dann wären wir Bürger ja die einzigen noch ubrigen Menſchen!“ meinte Fugger lachend.

— „Fürwahr und es iſt im Ernſt ſo, wie Ihr im Scherz gemeint,“ verſetzte Welſer. „Im Burgerthume hat ſich die Menſchlichkeit erhalten und wird von hier aus friſche Sproſſen treiben. Und wer hatte unter uns Allen wol gegrundetern Anſpruch auf den Ehrennamen eines echten und rechten Menſchen, als Ihr, Meiſter Jakob?“

— „Die Beſchwerden, die Ihr im Namen des Bauernſtandes fuhrt, ſind nicht ganz ungegründet,“ fuhr der wackere Leinweber fort, die Schmeichelei nicht beachtend, welche ihm der reiche Kaufmann ſagte, „aber die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie Ihr ſie darſtellt. Ihr habt ein heißes, raſches Blut, das Euch nicht Ruhe laßt zur rechten Betrachtung und Wurdigung der Dinge. Der Bauer ſoll kein Herr ſein. Ihr kennt doch das alte gute Sprichwort: Wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er Burger und Edelmann todt? Wenn in deutſchen Landen ſo arge Ungerechtigkeiten ſtattfanden, wie Ihr angebt, wozu hatten wir unſern gnadigſten Kaiſer und Herrn, der uberall und ſtets beſſert und alte Uebelſtände abſtellt?“

— „Ich will Eurer Treue und Verehrung gegen den Kaiſer Max nicht zu nahe treten; auch ich verehre ihn als einen weiſen, gerechten und thatigen Herrn und bin ihm treu und gehorſam. Aber, ſagt ſelbſt, was kann er denn mit dem beſten Willen gegen die Fürſten, den Adel und die Geiſtlichkeit durchſetzen? Sobald es den zeitlichen Vortheilen dieſer Herren gilt, und wenn es die ſchreiendſte Ungerechtigkeit wäre, ſind ſie taub für ſeine Ermahnungen und ſetzen ſeinen Drohungen Hohn und Trotz entgegen. Soll ich Euch etwa an die Verweigerung der nothwendigſten Hülfe von Seiten der deutſchen Stände gegen auswärtige Feinde erinnern? Ihr wißt's ſo gut wie ich. Wenn's den Herren ſelbſt an Hals und Kragen ging, beſannen ſie ſich noch, ob ſie dem Kaiſer gehorchen ſollten oder nicht; wie ſollten ſie ihm gehorſamen, wenn er etwas gegen ihren Vortheil von ihnen verlangte? Nehmt mir's nicht übel, aber der König ſollte ſich mehr zum Volke halten, zum gemeinen Mann; er würde in dieſen verwirrten und betrübten Zeiten mehr ausrichten. — Und wenn Euer edles Herz Euch einreden will, die Dinge wären nicht ſo ſchlimm, wie ich ſie ſchildere, ſo geht doch von der Donau über die ſchwäbiſche Alp hinüber in's Neckarthal und verfolgt es bis an den Rhein, oder ſchlagt Euch nördlich, an dem Main hinauf und wandert durch Franken und fragt überall in den Dörfern und Flecken, in den Weilern und Höfen, wie der arbeitſame deutſche Bauer geſtellt iſt gegen den Edelmann, den Richter und den Pfaffen und wie man ihn für die ſchönen Früchte ſeines Fleißes belohnt; wenn Ihr nicht bekehrt wiederkommt, ſo will ich mich ſelbſt zum Pfaffen ſcheeren laſſen und meinen ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn ich die Bauern bis auf's Blut ſchinde. Freilich in die Dörfer dürft' Ihr nicht gehen, wo Ihr Flachs bauen und ſpinnen laßt; da geht's dem Bauer durch Eure Thätigkeit erträglicher und der deutſche Bauer hat ein zähes Leder; es läßt ſich über allen Glauben ſtoßen und ſchlagen, rupfen und dehnen, eh's reißt. Erſt muß ihm das Waſſer in die Ohren kommen, eh' er ſchreit. Um ſo unverzeiblicher von den Edelleuten und Pfaffen, daß ſie auch nicht die mindeſte Rückſicht eintreten laſſen und dem unglücklichen Laſtthiere immer mehr aufladen und immer mehr entziehen und immer mehr drauf los ſchlagen, hauen und ſtoßen. Endlich zerreißt der Geduldsfaden, und wär' er ſo ſtark wie ein Schiffstau; den Ausſchlag muß endlich die läſterliche Unzucht der Pfaffen und Mönche geben. Jeder faule nichtsnutzige Gauch wird ein Kleriker; wohin man auch den Fuß ſetzen mag, man tritt einem Mönch oder Pfaffen auf die Zehen; wenigſtens thut der Plattenkönig ſo und ſchreit: man ſei ihm zu nahe getreten. Und das treibt aus Müßiggang und Wolluſt alle erdenklichen Schandthaten. Alles, verſteht ſich, zur größern Ehre Gottes. Wenn das ſo fortgeht, ſo muß ein Drittel Menſchen, und zwar die beſten, für die andern zwei Drittel, und zwar die ſchlechteſten, Tag und Nacht arbeiten und, während die fleißigen Arbeiter hungern, verpraſſen die Faulpelze jener ſauern Schweiß und Blut. Dafür wollen denn die guten

Herren für die ewige Seligkeit der braven hungernden Arbeiter gehörig Sorge tragen und wenn dieſe Leute ſich ſo väterlicher Furſorge der geſchornen Kopfe und gemäſteten Bauche nicht unterwerfen wollen, ſo werden ſie in den Abgrund der Hölle hinein verdammt. Die Pfaffen wiſſen vor Ueppigkeit und Wohlleben nicht, was ſie fur Unzucht und Narrheit treiben ſollen, und der Bauer nagt am Hungerlappen und verdirbt vor Noth und Elend. Iſt das Gottes Gebot, iſt das Gottes Wille, Meiſter Jakob?“

— „Es muß doch ſein, ſonſt würde er es nicht zulaſſen!“

— „Nun, ſo wird er es auch zulaſſen, wenn die Bauern, der ewigen Plackerei endlich uberdrüſſig, die Junker ſpießen und die Pfaffen wurgen. Wundern darf man ſich wahrlich nicht, wenn ſie den Spieß einmal herumdrehen und die Geißel, womit ſie blutig geſchlagen wurden, zum Aufknüpfen ihrer Quäler benutzen.“

— „Es wird ſich wol ein Mittelweg auffinden laſſen, den Uebelſtänden abzuhelfen. Unſer Kaiſer hat den beſten Willen und Adel und Geiſtlichkeit ſind ja nicht Heiden und Türken,“ meinte Fugger lachelnd uber Welſer's Hitze.

— „Mittelweg?! Alle Mittelwege taugen nichts, denn ſie führen zu keinem Ziele. Entweder man muß den Bauer todtſchlagen, dann mogen die Herren zuſehen, wer ſie futtert, oder der Bauer ſchlagt die Herren gard geheirathet, wurde dieſe gar bald mit dem Doktor Ortmann vertraut, und gebrauchte dieſen zum Werkzeug ihrer Rache an Eleonoren, weil dieſe, die ſie nie anders als Kammermädchen betrachtet hatte, ihr vom Grafen Rudolf vorgezogen worden war. Graf Rudolf war oft in Falkenberg bei ſeinem Vetter Emerich und fand ebenfalls Geſchmack an der Chemie. Ortmann kam oft nach Adlerſtein, und wußte Eleonoren durch ein äußerſt feines und gefälliges Benehmen, ſo wie durch eine Menge natürlicher Zaubereien und Kunſtſtückchen für ſich einzunehmen. Graf Emerich, von Hildegard geleitet, machte den Grafen Rudolf auf den Umgang Eleonorens mit dem Doktor Ortmann aufmerkſam, und es gelang, den Funken der Eiferſucht in das Herz des jungen Grafen zu legen. Er beobachtete ſeine Frau und ſchöpfte Verdacht. Dies konnte kaum anders ſein; denn Ortmann hatte Eleonoren verſprochen, ihr ein großes Zauberſtück zu lehren, welches ſie auf dem herrannahenden Geburtstage ihres Gemahls als eine Göttin — ich glaube Medea geheißen — gekleidet aufführen ſollte. Dazu gehörten viele Vorbereitungen, und weil der Doktor doch nicht immer in Adlerſtein ſein konnte, ſo ſchrieb er ihr von Falkentodt. Glaubt Ihr, die Pfaffheit werde um ein Haar breit nachgeben? O, ſie wird von ihrem Oberhaupte in Rom gelobt und geſchützt, welches mit ſeinen beiden Kindern Ceſare und Lucretia Borgia das wahre hölliſche Kleeblatt ausmacht. Habt Ihr je von größern Schändlichkeiten gehört, als von dieſem Papſt und ſeinen beiden wohlgerathenen Sproſſen begangen werden? Mord und Unzucht ſind da Kinderſpiele; den Dolch handhabt man wie ein Schlachtermeſſer und der Gifttopf brodelt ſtets am Feuer, wie bei uns der Hafen mit der Bettelſuppe. Der Statthalter Chriſti auf Erden, der Nachfolger des heiligen Petrus treibt Blutſchande mit ſeiner eignen Tochter! Die Sonne wird roth vor Scham, daß ſie ſolche Schande beleuchten muß. Und wenn das Haupt alſo beſtellt iſt, was kann man von den Gliedern erwarten? Betrachtet doch das Thun und Treiben der meiſten Pfaffen! Freſſen, ſaufen, huren, faullenzen, tanzen und ſpielen, reiten und jagen, alle erdenkliche Nichtswürdigkeiten und Schlechtigkeiten treiben; das iſt die Summe ihres Lebens. Und treiben's die Junker und Herren mit ihren Amtleuten und Richtern etwa anders? Sie ſind die treuen Kumpane und Kalandsbrüder der Pfaffen, und wohin der Bauer ſich wendet, er wird geſchunden. Wie der himmliſche Vater noch länger ruhig die Bübereien mit anſehen kann, begreife ich nicht; ich werde ganz irre am göttlichen Regiment. Aber ich hoffe, die Dinge ſind am längſten in dieſem troſtloſen Zuſtande geweſen und die Bauern werden ihm ein Ende machen.“

— „So wünſcht und begünſtigt Ihr wol gar den Aufſtand der rohen Rotten, der Empörer, Plünderer und Mordbrenner?“ rief Fugger mit Unwillen.

— „Ich will Euch meine Meinung darüber ſagen, Meiſter Jakob. Es können Zeiten im Leben der Menſchen kommen, wo die Luft ſo dick und ſchwül wird, daß man kaum mehr zu athmen vermag. Da wünſcht man denn um jeden Preis, daß das unabwendbare, nothwendige und heilſame Wetter losbrechen möchte, und wenn es Einem auch den Giebel über dem Kopfe anzünden ſollte. Eine ſolche Zeit ſteht jetzt an unſerer Thüre. Der Menſchengeiſt drängt und treibt nach einer Entſcheidung; die alten gebrechlichen, vielfach geflickten Formen halten nicht mehr. Da die hochweiſen Herren, welche oben ſchwimmen — leider wie leichte Spreu! — nicht dafür Sorge getragen haben, zur rechten Zeit neue Gefäße für den neuen brauſenden Wein, der in den Geiſtern gährt, anzuſchaffen; ſo müſſen die alten geſprengt werden, es mag hernach auch d’raus werden, was da will. Es muß reißen und brechen. Das iſt meine Meinung, Meiſter Jakob.“

— „Gott kehre und beſſere ſie!“ verſetzte Fugger. „Sonſt mögt Ihr zuſehen, daß das Feuer, das Ihr ſo lobt, Euch nicht ſelbſt verſchlinge.“

— „Beſſer im Nu von den Flammen gefreſſen, als von den kleinen Welt- und Kirchenlichtern Jahre lang gemartert!“

Welſer war von der erhaltenen Nachricht ſo aufgeregt, daß er mit den beiden Andern noch nach der Stadt aufbrach.

Zehntes Kapitel.

Als die eben aufgegangene Sonne am folgenden Morgen ihren erſten Strahl in den großen Steintrog des Springbrunnens vor dem Fuggerſchen Hauſe am Weinmarkte warf, ſaß Meiſter Jakob ſchon in ſeinem bürgerlich behaglichen Wohnzimmer in ſeinem alten braunen Lederſtuhl mit der hohen Lehne am großen Weißahorntiſch neben ſeiner Ehewirthin, Frau Sibylla, die in einem gleichen, wo möglich noch älter ausſehenden Stuhle Platz genommen hatte. Beide waren in einfache, weißleinene Schauben gekleidet, die leichteſte, reinlichſte und billigſte Sommertracht, welche erfunden werden kann. Frau Sibylla, in der äußern Erſcheinung ziemlich das Gegentheil ihres Mannes, erfreute ſich einer derben und kräftigen Wohlbeleibtheit, ihr Geſicht ſchien nicht allein die Form, ſondern auch den Ausdruck der Ruhe und den Glanz der Habigkeit vom Vollmonde entlehnt zu haben. In dieſen Zugen war niemals die Pflugſchar der Leidenſchaft, des Kummers oder der Sorge auf- und abgegangen, aus dieſem Auge ſprachen nur Güte und eine vollkommene Zufriedenheit mit Gott und der Welt; dieſe fleiſchigen Hände ſchienen nur da zu ſein, um einem ganz ausgezeichneten Gebiß Zähne gute Biſſen zuzuführen, und alle Organe zur Förderung einer guten Verdauung und einer reichlichen Nahrung des umfangreichen Körpers gemacht.

Die beiden Eheleute waren eben damit beſchäftigt, ihre Frühſuppe von gebranntem Mehl mit Brotſchnitten zu ſich zu nehmen. Sie aßen aus ein paar zinnernen Näpfen mit zinnernen Löffeln — der Beſitzer eines großen und ergiebigen Silberbergwerks! — ein friſcher Butterweck mit ſchwarzem Brot ſtand daneben auf dem blütenweißen, an Rand und Zipfeln roth geſteppten Tiſchtuche und neben dem Teller des Hausherrn äugelte aus einem ſilbernen Becher ein heller leichter Wein. Ihre Bedienung beſtand in einer alten, tauben Magd, einem Inventarſtück, wie es ſchien, und nur der größten Beſcheidenheit genügend. Alles Uebrige in dem hohen getäfelten, aber mit der Zeit gedunkelten Zimmer trug das Gepräge äußerſter Einfachheit. Man ſah eine Spinde von Eichenholz mit einigen werthloſen Zierrathen beſtellt, ein Faulbett mit dunkeln Lederpolſtern, einen Gewürzſchrank und einen Schreibtiſch. Auf dem letztern lagen Bücher und Papiere in der größten Ordnung. Wer hätte im Bewohner dieſes Zimmers, in dem Manne im ſchlichten Leinwandkleide, dem Erzeugniß ſeiner Webſtühle, den Beſitzer eines der größten Goldbergwerke in Ungarn, eines der reichſten Silberbergwerke in Tyrol vermuthet? Wer den Herrn und Eigenthümer des reichſten Handlungshauſes in der freien Stadt Augsburg und eines blühenden Geſchäfts in der Stadt Antwerpen, deſſen Waarenzuge über die Alpen gingen und deſſen Schiffe die oſt- und weſtindiſchen Meere befuhren? Wer den Mann, deſſen Wechſelbriefe in Venedig und Genua, wie in Frankfurt und Leipzig, und in Gent und Antwerpen geſucht und von jedem Kaufmann honorirt wurden? Wer endlich den hochangeſehenen Freund Maximilians, des deutſchen Königs? Hier ſaß ein einfacher Leinweber; aber er war's, jener Jakob Fugger, der reichſte Kaufmann Augsburgs, der berühmteſte Name an allen Wechſelplätzen, der Freund und Beſchützer der Gelehrten und Kunſtler, der Vater der Armen, der edelſte und trefflichſte Menſch.

Meiſter Jakob hatte ſeiner lieben Ehewirthin eben von der Verſchwörung der Bauern im Speiergau und von der tollen und verwegenen Malersfrau erzählt, die es gewagt, mitten in der Markgrafſchaft ſolche gotteslaſteriſche Dinge zu predigen, ſo daß ſie in kaiſerliche Haft gekommen ſei, und er ſich genothigt ſehe, die Gnade des Kaiſers zu ihrer Befreiung anzurufen, und die dicke Sibylla hatte den Kopf — wenn auch nur ſehr wenig, um ſich nicht anzuſtrengen — misbilligend geſchuttelt, auch dann und wann ein Wortchen der Verwunderung und des Tadels laut werden laſſen; denn viel und ſchnell ſprechen war ihre Sache auch nicht, als ihr bei Erwähnung des Kaiſers plötzlich etwas einfiel.

— „Heilige Urſula!“ rief ſie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, ſo daß ihr Ehewirth vom Napf auf- und ihr ins Geſicht ſah, begierig auf Das, was nachfolgen würde. „Da fällt mir ein: es iſt geſtern eine Geſandtſchaft des Kaiſers an dich hier angelangt.“

— „Eine Geſandtſchaft des Kaiſers an mich?!“ rief der Leinweber verwundert.

— „Ja, der Herr von Dietrichſtein war hier, um dich aufzuſuchen, und hernach kam dein Bruder Georg und meinte, die Sache ſei von der äußerſten Wichtigkeit, die Eröffnung werde heute auf dem Rathhauſe geſchehen, und alle Zünfte würden dahin beſchieden werden. Ich ſollte gleich einen Boten nach dem Wellenhofe ſchicken, aber ich verſicherte, du kämſt Abends oder heute früh ſchon von ſelbſt. Sie kannten ja deine Pünktlichkeit.“

— „Eine Geſandtſchaft des Kaiſers!“ ſagte Fugger in Gedanken verloren vor ſich hin. „Und der Herr von Dietrichſtein! Du meinſt doch den Sigismund von Dietrichſtein, den Freund des Kaiſers, der am letzten Reichstage mit ihm hier war und den du kennſt?“

— „Ei freilch, derſelbe. Und er ſagte mir, der Kaiſer habe die Gnade gehabt, ihn zu dieſer Geſandtſchaft an dich oder vielmehr an das Fugger'ſche Haus zu erwählen, was ihm abſonderliche Freude mache, da er dich hochſchätze, auch in einer beſondern Angelegenheit, in welcher du dich an ihn gewandt, mit dir zu reden habe."

— „Ach, er meint die Sache des Marx von Bubenhoven, des feinen Junkerleins, des Pagen des Erzherzogs Philipp — du weißt ja — von dem ich dir erzählt, der ſeine Mutter ſo herzig liebt und ſich härmt, daß ſie einen ſchlechten Geſellen zum Manne hat. Ich bat den Dietrichſtein, ſich der armen Frau anzunehmen und ihr, wo möglich, von dem Strolch zu helfen. Das wird's ſein! Was aber die Geſandtſchaft des Kaiſers an mich ſoll, begreif' ich nicht. Wenn er Geld braucht, ſo macht er's doch ſonſt ſtill ab und ſchickt nicht prunkende Geſandtſchaften, die das Regiment auf das Rathhaus zuſammenrufen. Ich will doch zuſehen, was es iſt."

Während er beſchäftigt war, ſich zum Ausgehen umzukleiden, wozu es nicht vieler Umſtände bedurfte, trat der Stuhlmeiſter der Weberwerkſtatt, die ſich im Hauſe befand, in die Stube, ein Mann älter als Jakob Fugger, grüßte mit ehrerbietiger Vertraulichkeit und meinte, er hätte etwas anzubringen.

— „So laßt hören, Chriſtophel," ſagte Fugger zu dem Aufſeher und Dirigenten der Weberſtube; „iſt dir ein ſchlechter Faden in den Aufzug gekommen, mit dem du nicht fertig werden kannſt, oder will einer der Burſche deinem Regiment nicht pariren?“

— „Meiſter, mit dem Zigeunerbuben iſt's nicht mehr zu ertragen. Ich dachte mir's gleich, als Ihr den Rangen mit aus den Niederlanden brachtet; aber Ihr wolltet, daß er an den Stuhl geſtellt werden ſollte, und es iſt geſchehen. Nun, er hat in dem halben Jahre verteufelte Streiche genug gemacht und es iſt ſchwerlich ein Tag vergangen, wo nicht gerechte Klage über den braunen Pankert eingelaufen iſt. Einen faulern, ungeſchicktern, untüchtigern Lehrjungen habe ich noch nicht in der Werkſtatt gehabt; aber er iſt auch boshaft, handelſüchtig und hat nichts als arge Dinge im Kopfe. Laßt Ihr ihn länger am Stuhle, ſo nimmt die Sache über lang oder kurz ein ſchlechtes Ende; denn er richtet Euch gewiß ein großes Unglück an, zumal ſeiner Teufelei leider Gottes mancher Vorſchub geleiſtet wird.“

— „Was hat er denn wieder angeſtellt, der Wetterjunge?“ fragte Meiſter Jakob, indeß Frau Sibylle verlegen die Augen auf die Suppenſchüſſel heftete.

— „Mit dem Elſaßergörgl ſpinnt er ſchon lange Werg von einem Rocken und will ſich weder von dieſem, noch von einem andern Geſellen als Lehrjunge behandeln laſſen; denn er beſitzt einen verteufelten Bettelſtolz und gibt Einem bei jeder Gelegenheit anzuhören, er ſei Stallknecht und Reiterbub' der Erzherzogin von Oeſtreich geweſen und ſei auch hier nicht ohne Anſpruch auf Frauenſchutz. Nun verſteht er allerlei vertrackte Teufelskünſte, die ihm kein Menſch nachmachen kann. Geſtern hat ſich der Görgl kaum an ſeinen Stuhl geſetzt und den erſten Tritt gethan, ſo ziſcht etwas unten, wie eine junge böſe Katze. Der Geſell ſchaut hinab und ſieht nichts, aber es riecht wie Schießpulver; er arbeitet weiter. Da ziſcht's noch viel toller und er gewahrt eine Flamme. Entſetzt ſpringt er auf, da fährt ihm ein feuriges Ding, wie ein kleiner Knäuel in die Beine. Görgl ſchreit, was aus dem Halſe will, alle Andern ſpringen herzu, kaum aber ſehen ſie die ziſchende, puſtende, lebendige Feuerkrabbe am Boden herum rennen, ſo nehmen ſie Reißaus, der hölliſche Wurm hinterher, es iſt als wenn Alle toll geworden ſind. Der Toni aber will ſich ausſchütten vor Lachen. Als ich wieder in die Werkſtatt kam, war der Spuk verſchwunden und der Junge läugnet Stein und Bein und behauptet, er wiſſe nicht, was es geweſen und wohin es gekommen ſei. Man roch aber noch den Pulverdampf, obgleich er die Fenſter geöffnet hatte."

— „Du biſt alſo auch vor dem Teufelswurm ausgeriſſen, Chriſtophel?" lachte der Meiſter, während Frau Sibylla ſich ausſchütten wollte. „Ei, ſolch ein alter Burſche und fürchtet ſich vor ſolch einem kleinen Ungethüm!"

— „Ich leide den Jungen nicht länger in der Stube; denn er ſteckt Euch den rothen Hahn auf's berg aus mehre Briefe in Bezug auf die Ausführung jenes magiſchen Stücks. Eleonore hielt natürlich dieſe Sache vor ihrem Gatten ganz geheim. Einige Tage vor dem Geburtstage kam Ortmann nach Adlerſtein. Eleonore hatte ihn durch einen Boten beſtellen laſſen; denn ihr Mann war verreiſt, und ſie wollte das Zauberſtück mit dem Doktor probiren. Rudolf war aber auf Graf Emerichs oder vielmehr der Gräfin Hildegard Betrieb nur zum Schein verreiſt, und kehrte ins Geheim zurück. Er fand das Zimmer ſeiner Frau verſchloſſen, ſeine Wuth ſprengte die Thüre. Ortmann war bei ihr, entſchlüpfte, warf ſich auf ſein Pferd und kam glücklich nach Falkenberg. Graf Rudolfs Wuth kehrte ſich gegen ſein ſchwangeres Weib. Eleonore, die reine Unſchuld, gerieth mehr über ihres Gatten Verdacht außer ſich, als über ſeine ihr zugefügte unwürdige Behandlung. Sie beſchwor ihn auf den Knieen, ſich zu faſſen, und ſie anzuhören. Seine Liebe ſiegte. Sie geſtand die Wahrheit; ſie holte zur Beſtätigung derſelben die Briefe des Doktors herbei. Sein flammendes Auge durchflog ſie, aber die größte Wuth flatterte als Furie über ſein Geſicht. Kaum ſeiner mehr mächtig rief er: «Madame, Sie haben ſich vergriffen!

Dach. Wenn aus dieſem Teufelsbraten ein Weber wird, ſo mache ich aus Eurem Kettenhund auf dem Wellenhofe auch einen. Er will auch gar nicht bleiben, ſondern legt's recht drauf an, fortgejagt zu werden. Er denkt an nichts als Pferde, Hunde, Nichtsthun und tolle Schwänke.“

— „Ja, ja!“ rief die Frau, „wir kennen das ſchon. Ihr bürdet der armen Waiſe alles Mögliche auf. Der Junge ſoll Alles gethan haben, an Allem ſchuld ſein. Aber ich werde mich nicht irre machen laſſen, mich ſeiner anzunehmen.“

— „Beruhige dich, Chriſtophel,“ fiel ihr Meiſter Jakob in's Wort, „du ſollſt den böſen Buben los werden. Ich ſehe ſelbſt ein, daß es thöricht war, dieſe Brut zu einem rechtſchaffenen Leinweber zu machen.“

Der Stuhlmeiſter entfernte ſich und Frau Sibylla mußte ſich abermals den Bauch halten vor Lachen über den loſen Buben, der Lehrjungen und Geſellen, Altgeſellen und Stuhlmeiſter aus der Weberſtube gejagt hatte.

Meiſter Jakob entfernte ſich aus dem Hauſe und Frau Sibylla beauftragte ihre alte Magd, ihr den Toni, den Lehrjungen, zur Stelle zu ſchaffen. Der ſchwarzbraune Bube trat bald darauf ein, empfing ein Glas Wein und Naſchereien und ſchmeichelte dafür um die dicke Frau herum. „Du haſt wieder ſchlimme Streiche gemacht,“ ſagte ſie. „Ich werde dich bald nicht mehr ſchützen können. — Du wirſt fortgejagt werden und das geſchieht dir ſchon recht.“

— „Der Veit Schellenberger, der arge Gauch, macht alle dieſe Dinge, wie ich Euch ſchon mehrmals geſagt, und ſchiebt ſie dann auf mich, weil er in Brüſſel Schläge bekommen hat, wie er ſagt, meinetwegen, was aber auch nicht wahr iſt. Er iſt mir auf dem Dache und will mich aus dem Hauſe verdrängen, weil ich beſſer reiten kann als er. Zu dieſem Zweck hat er mit dem Stuhlmeiſter gemeinſame Sache gemacht.“ So log der Junge friſch weg, ohne ſich zu beſinnen, und wenn ihm ſeine gütige Herrin auch nicht Alles glaubte, ſo bezeigte ſie ihm doch ihr Wohlwollen. „Höre, Toni,“ ſagte ſie dann, „du mußt meiner Schwägerin Regina einen luſtigen Schwank ſpielen; du bekommſt dafür einen guten Lohn von mir. Sie thut gar zu klug und will Alles beſſer verſtehen als ich. Beſinne dich doch auf eine Schelmerei, die ihre Klugthuerei zu Schanden macht.“

— „Es wird mir ſchon etwas einfallen,“ lachte der wilde Burſche, ſchlug ein paar Räder um den Tiſch herum, voltigirte über einen Stuhl, ſchnitt Grimaſſen, lief auf den Händen, die Beine in die Luft geſtreckt, balancirte den Weinbecher auf der Naſe und trank ihn zuletzt aus, Alles zum großen Vergnügen und zur beſten Unterhaltung der Frau Sibylla, ſo daß, als er ſich endlich entfernen durfte, ein blankes Silberſtück aus ihrem Wetſcher in ſeine Taſche wanderte, wofür er ihr einen herzhaften Kuß auf die fleiſchige Hand gab. Trotz all ſeiner Tollheiten und wol gerade durch ſie hatte ſich der wilde Zigeunerjunge auch in die Gunſt dieſer Frau zu ſetzen gewußt, wie einſt in die der Erzherzogin Margaretha. Aus der Stube lief er in den Pferdeſtall und dachte nicht an den ihm widerwärtigen Webſtuhl; die Pferde wieherten ihm freudig entgegen und er liebkoſete ſie dafür, nannte ſie einzeln beim Namen, putzte ſie und eh' man ſich's verſah, ſprengte er auf einem jungen feurigen Hengſt über die Straße und hinab durch die Vorſtadt und aus dem Jakober Thore, hinüber zum Lech, um ſich in ſeinen Fluten zu tummeln und dabei den Streich auszuhecken, den er der Frau Regina Fugger ſpielen ſollte.

Nach ein paar Stunden, während welcher Frau Sibylla die ganze Geſandtſchaft, den Kaiſer und was ſonſt noch, abermals gänzlich vergeſſen und ſich allein mit ihrem Hausweſen beſchäftigt hatte, kam ihr Ehewirth mit eiligen Schritten und wichtiger Miene nach Hauſe und erſuchte ſie dringend und nachdrücklich, unverzüglich ihren allerbeſten Staat anzulegen und ſich ſo prächtig herauszuputzen, wie ſie nur vermochte, da ſie Schlag zehn Uhr mit ihm auf dem Rathhauſe in einer höchſt wichtigen Angelegenheit zu erſcheinen habe. Die Frau ſah ihren Mann mit großen, verwundrungsvollen Augen an und ſchüttelte ſchweigend den gewichtigen

Kopf; denn in der That hatte ſie ihn in den vier Jahren ihrer glücklichen Ehe noch nicht ein einziges Mal auf dieſe Weiſe ſprechen hören. Noch nie hatte er ſich um ihren Staat bekümmert, noch nie ſie aufgefordert, ſich zu putzen; ſie war ſogar überzeugt, er wiſſe gar nicht, was ſie für Kleider und Schmuck beſitze. Und was ſollte ſie endlich mit ihm im Staate auf dem Rathhauſe? Jedoch nicht gewohnt, über Dinge, die ſie nicht verſtand, lange zu grübeln, im Gegentheil, ihrem Ehewirth, vor deſſen Geiſtesgaben ſie allen möglichen Reſpect hatte, unbedingt zu gehorchen, rief ſie ihre alte Magd herbei, um mit Hülfe derſelben den Wunſch ihres Geſpons auszuführen. Dieſer hatte ſich ſogleich wieder entfernt und Frau Sibylla merkte bald, daß auch er dazu ſchreite, eine Umwandlung ſeiner äußern Geſtalt vorzunehmen.

Nach einer Stunde trat er dann, auch äußerſt ſtattlich mit ſeinem Bräutigamskleide angethan und mit einer goldnen Gnadenkette, die er vor einigen Jahren vom Kaiſer zum Geſchenk erhalten hatte, behangen, wieder bei ihr ein. Sie war dagegen noch nicht fertig; denn es ging Alles langſam bei ihr und der Magd von ſtatten. Da kamen denn endlich auch nacheinander die beiden ältern Brüder Fugger mit ihren Frauen und Kindern, zuerſt Herr Ulrich mit ſeiner Wirthin Frau Veronika. Ulrich war ein Mann von mittler Größe und ebenſo magerer Leibesbeſchaffenheit wie ſein jüngſter Bruder; auch er hatte ſo eckige und ſpitzige Formen, die am ſchärfſten in ſeinem kleinen, bleichen, runzlichen Geſicht hervortraten, nur nicht in der wuchtigen Maſſenhaftigkeit wie bei Jakob. Aber Herr Ulrich ſah nicht ſo gutmüthig aus wie Jakob. Seine tiefliegenden kleinen Augen funkelten argwöhniſch aus ihren Höhlen. Aus derſelben Tiefe ſtieg die ſcharf und ſpitz hervortretende Naſe heraus und gab in Verbindung mit der hohen und krauſen Stirn dem kleinen Geſicht einen höchſt eigenthümlichen, aber nicht herzengewinnenden Ausdruck. Er war nahe daran, in's dreiundſechzigſte Jahr zu treten, ſah aber kränklich und deshalb um zehn Jahre älter aus. Seine Frau, Veronika, aus dem angeſehenen Geſchlecht der Langinger, war eine lange, hagere ſehr dunkel gefärbte Frau, unſchön, aber von einem Stolze und einer Hoffart beſeſſen, wie man ſie einer Fürſtin kaum verziehen haben würde. Sie trat geſchmückt, ja wahrhaft mit Putz überladen einher, wie ein Pfau und des Goldes in Ketten, Ringen und Spangen hatte ſie ſo viel an ihrem Leibe, daß man hätte glauben können, ihr Schwager Jakob habe ihr die Ausbeute des Kremnitzer Bergwerks einige Zeit lang zu ihrem eigenen Gebrauch überlaſſen. Da ſie achtzehn Jahre jünger war als ihr Ehewirth, ſo machte ſie auch noch auf Jugend und Schönheit Anſpruch, und ihr jüngſtes Söhnlein, das ihr nachgetragen wurde, Hieronymus, war noch nicht volle drei Jahre alt. Und doch hatte ſie ſchon drei erwachſene Töchter, die mit größerem Recht ſolchen Anſpruch erheben konnten, Anna, einundzwanzig Jahre alt, eine zarte Blondine mit den Fugger'ſchen Zügen, munter und ruhig; Urſula, ſiebenzehn Jahre alt, lang und braun wie ihre Mutter, doch mit den veredelten Zügen derſelben, und Veronika, ein ſchelmiſches, gutmuthiges Kind mit hellblauen Augen, von ſechzehn Jahren. Sie hatten alle drei Kleider von florentiniſcher Seide an, ein ungeheurer Staat für jene Zeit, aber nur Urſula nahm ſich gleich ihrer Mutter würdig darin aus. Die andern Beiden wußten nicht recht, wie ſie ſich in dem ungewohnten Staate benehmen ſollten. Ein zwölfjähriger Bube, Ulrich, ſprang der Hauskatze nach und beſchmutzte ſich die ſchön gebürſteten Sonntagshoſen, und die Magd, welche den kleinen Hieronymus trug, führte noch die neunjährige Sibylla, ein ſtilles frommes Kind, die ſiebenjährige Felicitas, welche kränklich, bleich und ernſt ausſah, und endlich die fünfjährige Suſanna, welche wieder ein Wildfang zu ſein ſchien. Das war der achtköpfige Kinderſegen des alten Ulrich Fugger, alle [illegible] gewaſchen und gekämmt und beſtens geſchmückt, um in möglichſter Anſtändigkeit mit Eltern, Oheimen und Tanten auf dem Rathhauſe zu erſcheinen. Bald darauf rückte denn auch der mittlere Bruder Georg Fugger mit ſeiner Ehehälfte Regina, gebornen Imhof, und ſeinen noch lebenden vier Sproſſen in's brüderliche Haus ein. Georg war ein kleiner, bis zum Anbrennen dürrer und ſchwindſüchtiger Mann, in einen prächtigen Marderpelz gehüllt und doch blau und froſtig ausſehend im warmen Sommer. Mit einem Auge ſchielte er vor Schwäche. Seine Frau war aber ein keckes, geſundes Weib, die gern viel ſprach und ſich äußerſt wichtig machte. Vorzüglich wollte ſie für eine ganz beſonders gute und ſparſame Wirthin gelten. Auf die Behaglichkeit, Bequemlichkeit und unerſchütterliche Ruhe ihrer Schwägerin Sibylla pflegte ſie meiſt zu ſticheln. Der älteſte Sohn Marx, ein vierzehnjähriger, lang aufgeſchoſſener Burſche, trug, zum Geiſtlichen beſtimmt, ſchon das Ordenskleid der Karmeliter und war ihr gelehriger Schüler. Er hatte ein bleiches, kleines, kränkliches Geſicht, wie ſein Vater, und ſchritt abſonderlich pedantiſch und in Betracht ſeiner Jugend lächerlich ernſthaft einher, ſich zur Freude ſeiner Mutter geberdend, als wenn er ſchon Archidiakonus wäre. Auch ſchenkte ihm ſein Ohm Jakob ganz beſondere Aufmerkſamkeit und ſchien den künftigen Stolz der Familie in ihm zu erblicken. Wer die Gedanken des thätigen Mannes hätte errathen können, wenn er ſeine Augen freundlich, ja ſchmunzelnd auf dem jungen Kirchenlichte ruhen ließ, der würde kühne Bilder der Zukunft dort entdeckt haben; denn Meiſter Jakob ſah auf dem Haupte ſeines Neffen nichts Geringeres als den rothen Hut des Biſchofs und zuweilen wol eine noch bedeutſamere Bedeckung. Der darauf folgende

Knabe Raimund, zwölfjährig, munter und luſtig, hatte etwas Nobles und Zierliches in ſeiner Erſcheinung und war überhaupt ein ausgezeichnet ſchöner Knabe. Auf ihn folgte der neunjährige Anton mit etwas ſtrengern und ernſtern Zügen und einem faſt altklugen Weſen. Er ſchien bei der Baſe Sibylla ſehr gut zu ſtehen; denn ſie ſtreichelte und liebkoſete ihn allein und, als ſie gebacknen Ingwer austheilte, erhielt er das größte Stück. Georgs jüngſtes Kind, ein achtjähriges Mädchen, hieß Regina wie ihre Mutter und ſchien ihr auch in den übrigen Stücken gleich werden zu wollen. Dies war die ganze Fugger'ſche Familie am 13. Juni 1502, als ſie eben im Begriff ſtand, ſich auf das Rathhaus zu verfügen, zuſammen ſiebenzehn Köpfe, drei paar Alte und elf Kinder, fünf Knaben und ſechs Mädchen. Um Jakobs Mund zuckte es einen Augenblick wie wehmüthiger Schmerz, als er allein ohne Kinder den verhängnißvollen Gang thun mußte; denn er wußte bereits, was die kaiſerliche Geſandtſchaft zu bedeuten hatte, aber er ſprach nicht davon. Es blieb ungewiß, ob ſeine Brüder auch unterrichtet waren, oder ob die Eröffnung für ſie wie für die Weiber und Kinder eine Ueberraſchung bleiben ſollte. Man ſprach deshalb nur von der Bauernverſchwörung im Speiergau, von welcher am Tage zuvor auch noch durch andere Botſchaften Kunde nach Augsburg gelangt war. Die Familie nahm noch einen kleinen Imbiß, trank einen Becher Wein und ſchritt dann paarweiſe nach dem Alter, erſt die Eltern, dann die Kinder, jedesmal ein Knabe und ein Mädchen, bis die Magd zuletzt den kleinen Hieronymus trug und die drei jüngſten Mädchen führte. Auf ihren Geſichtern lag etwas Geheimnißvoll-Würdiges und Erwartungsvolles. Dieſe ehrenwerthe Familie, Nachkommen eines fleißigen Leinwebers, ging eben einen ernſten und merkwürdigen Weg. Ihr Schickſal führte ſie einer höhern Beſtimmung zu. Es war ſchier rührend anzuſehen, wie ſie einträchtig dahin ſchritten über den geräumigen Weinmarkt, ihrer Zukunft entgegen. Meiſter Jakob ſtill und ſinnend; all ſein Thun feierlich und gemeſſen.

Auf dem Rathhauſe fanden ſie ſchon den ganzen, aus allen Zünften beſtehenden Rath verſammelt; Jakob Fugger war ſelbſt von den Webern des Raths, wie man ſich damals auszudrücken pflegte, d. h. er war von der Weberzunft erwählter Rathsherr und beordert, neben den allgemeinen ſtädtiſchen Angelegenheiten die ſeiner Zunft noch insbeſondere zu vertreten. Unter dem für den Kaiſer beſtimmten Thronhimmel ſtand Siegmund von Dietrichſtein, ein ſchöner kräftiger Mann in den beſten Jahren, in vollem ritterlichen Schmuck, um ihn einige kaiſerliche Räthe. Die ehrerbietige Begrüßung des kaiſerlichen Geſandten von Seiten der drei Gebrüder Fugger, ihrer Frauen und Kinder war kaum vorüber, als die Thüre wieder aufging und die ganze große Weberzunft mit ihrer Fahne, ein paar luſtig aufſpielende Stadtpfeifer voran, hereinzog. Dieſen ſchloſſen ſich endlich alle Geſellen der Jakob Fugger'ſchen Werkſtatt, ihren Stuhlmeiſter an der Spitze, an, alle feſtlich gekleidet. Die Frauen blickten mit verwundrungs- und erwartungsvollen Augen um ſich und wußten gar nicht, was ſie von allen dieſen außerordentlichen Anſtalten denken ſollten. — Endlich ſchlug der Bürgermeiſter an die vor ihm ſtehende Glocke und erklärte die Rathsverſammlung der freien kaiſerlichen Stadt Augsburg für eröffnet. Hierauf verkündete er, daß es Sr. Majeſtät dem römiſchen Könige Maximilian, ihrem gnädigſten Herrn, in Gnaden gefallen habe, die ihm werthe und theure Stadt mit einer außerordentlichen Geſandtſchaft in der Perſon des Ritters Siegmund von Dietrichſtein zu beſchicken, welche vor eröffnetem Rath und gleichſam im Angeſicht der ganzen Stadt Augsburg den ſammtlichen Gliedern des Fugger'ſchen Hauſes eine gnädigſte königliche Entſchließung und huldreiche Verleihung mitzutheilen und zu übergeben habe. — Der Bürgermeiſter ſchwieg und der Herr von Dietrichſtein nahm das Wort:

— „Se. kaiſerliche Majeſtät, unſer gnädigſter Konig und Herr, Herr Maximilian, dermalen zu Insbruck im Lande Tyrol reſidirend, hat in Betracht der vielfachen Verdienſte, welche die drei Gebrüder Fugger Ulrich, Georg und Jakob, ſo wie ihr verſtorbener Vater, Jakob Fugger zu Augsburg, ſich ſowol um die hohe

Dieſe Briefe waren nicht für meine Augen beſtimmt, aber ein gerechtes Schickſal ſpielt ſie mir durch Ihre eigne Hand zu!» Eleonore erblaßt; ſie verſteht ihn nicht! ſie nimmt die Papiere, und ließt zu ihrem Entſetzen die feurigſten Liebeserklärungen, die freiſte Erwähnung der vertrauteſten Verhältniſſe, ja der Doktor nennt die Frucht ihres Leibes ſein Kind. Ohnmächtig ſtürzte ſie zuſammen. Graf Rudolf verſtieß ſie darauf und hat ſie, die Unglückliche, nicht wieder geſehen. Dieſe reine Seele hat der Profeſſor geliefert. Es waren dieſelben Briefe, die Eleonoren empfangen hatte, das hat ſie mir oft verſichert, aber die frühere Schrift war verſchwunden, und dafür eine Andre, früher unſichtbare, nun ſichtbar geworden. Ich habe mich ſpäter bei einem in dieſen Dingen verſtändigen Mann erkundigt und dieſer hat mir geſagt, ein ſolcher Chemikus könne allerlei Dinte bereiten, theils ſolche, die nach dem erſten, zweiten, dritten Tage, auch wohl nach einigen Wochen erſt ganz verlöſche, ſo daß man keine Spur davon mehr auf dem Papier wahrzunehmen vermöge; dann aber auch wieder andre, die man anfangs gar nicht ſehe und die erſt in einer beſtimmten Zeit ſichtbar werde. Aber andere Leute verſtehen ſich nicht auf

Perſon des Königs ſelbſt, ſowie ſeiner beiden hohen Kinder, des Erzherzogs Philipp von Oeſtreich, Herzogs von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Spanien, und der Frau Erzherzogin Magaretha von Oeſtreich, regierenden Herzogin von Savoyen, als auch um die getreue Stadt Augsburg und endlich um das ganze Reich und das allgemeine Beſte erworben haben, beſonders aber in Betracht der Thätigkeit, Treue, Uneigennützigkeit, Dienſtbefliſſenheit und Menſchenfreundlichkeit des jüngſten der Brüder, des Webermeiſters und Rathsherrn Jakob Fugger, die gnädigſte Entſchließung gefaßt, die drei Gebrüder Fugger mit ihren Frauen und Kindern und deren Nachkommen auf ewige Zeiten und ſo lange, als noch ein männlicher Sproß dieſes Hauſes auf Erden lebt, in den Erbadelſtand des heiligen römiſchen Reichs zu erheben, ſie mit allen Vortheilen, Privilegien und Begünſtigungen der altadligen Geſchlechter zu begnadigen und zu begaben und ihnen darüber die nöthigen Adelsbriefe auszuſtellen. Dieſe drei königlichen Gnadenbriefe werden die königlichen Räthe der Verſammlung vorleſen.“ Dieſe zogen aus koſtbar verzierten hölzernen Kapſeln die Pergamentrollen hervor, an welchen das große königliche Siegel hing, entrollten ſie und laſen mit lauter und feierlicher Stimme den Willen und Befehl des Königs, die Erhebung der Brüder Fugger in den Reichsadelſtand betreffend, vor. Sobald dieſes geſchehen war, trat

Sigismund von Dietrichſtein zu den von Rührung ergriffenen Brüdern, um ihnen ſeinen Glückwunſch darzubringen, und der Bürgermeiſter, die königlichen Räthe, die Stadtſchreiber und die Rathsherren folgten ſeinem Beiſpiel.

Der Ritter von Dietrichſtein wandte ſich hierauf wieder an den Bürgermeiſter und die Rathsherren: „Es iſt mir von Sr. kaiſerlichen Majeſtät der weitere Befehl ertheilt worden, Namens meines gnädigſten Herrn des Königs an den Bürgermeiſter und Rath der freien Stadt Augsburg den Antrag zu ſtellen, daß ſie den gegenwärtigen Herrn Jakob von Fugger aus ihrer Mitte als Rath von Zünften entlaſſen und ihn als Webermeiſter ſeines Zünfte- und Steuereids entbinden möchten, da ein Edelmann des deutſchen Reichs nicht auch Zunftgenoß ſein kann und darf.“

Jakob Fugger, erſt ſchon von ſichtbarer Wehmuth ergriffen, zuckte ſchmerzlich zuſammen. Daran hatte er nicht gedacht, daß er ferner nicht mehr Leinweber ſein dürfe. Er hätte in dieſem Augenblick dem Kaiſer gern das Adelsdiplom zurückgegeben, wenn es nur irgend angegangen wäre, um Mitglied des Stadtraths und Leinwebermeiſter bleiben zu dürfen. Und als nun der Bürgermeiſter das Wort nahm und, mit Zuſtimmung der Rathsglieder der Zünfte, ihn aus ihrem Kreiſe mit großen Lobſprüchen entließ und ihn losſprach von der Pflicht des der Weberzunft geleiſteten Eides, da konnte er die Thränen, die ihm aus dem Herzen in die Augen drängten, nicht zurückhalten. Er ſah ſich nach den Webern um und erblickte faſt alle die Männeraugen feucht. Sie traten einzeln heran, um ihm die Hände zum Danke zu reichen und ihm den Scheidegruß aus ihrem Verbande zu ſagen.

— „Liebe Meiſter und Zunftgenoſſen,“ redete er ſie mit bewegter Stimme an, „ich weiß die hohe Gnade unſers allerdurchlauchtigſten Königs zu ſchätzen und bin ihm zeitlebens dankbar dafür; aber mein gnädigſter Herr wird und kann es nicht übel vermerken, wenn ich mit großem Schmerze aus Euerm ehrenvollen Verbande ſcheide. Jakob Fugger von Augsburg iſt der Sohn, Enkel und Urenkel von ehrlichen Leinwebern, er ſelbſt hat als Leinweber gelernt, iſt als Leinweber gewandert, iſt Meiſter geworden und hat Eurer Zunft angehört bis zu dieſer Stunde. Er gedachte auch als ein Leinweber zu ſterben. Gott hat es anders beſchloſſen, und des Königs Majeſtät hat befohlen, daß ich von Euch trete. Es thut mir weh; es iſt mir ſchier unerträglich. So lang' ich lebe, bin ich gewohnt das Sauſen des Webſtuhls in meiner Nähe zu hören und das Klappern des hurtig fliegenden Schiffleins. Soll's nun ferner ſtill und ſtumm in den Räumen meines Hauſes ſein? Der Webſtuhl iſt der Altar geweſen, auf dem die Fugger das tägliche Opfer ihres frommen Fleißes gebracht, und der Herr des Himmels und der Erde hat ſie dafur geſegnet. Ihr ſeht hier alle lebenden Häupter des Fugger'ſchen Hauſes beiſammen; was ſie geworden ſind, ſind ſie durch den Webſtuhl geworden. Wenn ſie ſich der hohen Gnade ihres allerdurchlauchtigſten Königs erfreuen dürfen, ſo haben ſie's dem Webſtuhl zu verdanken, an welchem ſie und ihre Vorfahren redlich ſchafften und wirkten. Soll ich nun den mir heiligen Webſtuhl aus dem Hauſe werfen, als ein unnützes Geräth, weil die Fugger durch des römiſchen Königs Gnade Edelleute geworden ſind? Oder ſoll ich ihn ſtehen laſſen in meinem Hauſe, ohne daß eine geſchäftige Hand, ein rühriger Fuß ihn in Bewegung ſetzt? Soll mein alterndes Ohr ſeine geräuſchvollen Tone nicht mehr vernehmen, für mich die liebſte Muſik? Soll das Schifflein nicht mehr hin und her fliegen, wie eine Honig eintragende Biene? Sollen die Spinnen ihre Netze an die vier Pfoſten des Gebäudes hängen, das ich als einen Tempel des deutſchen Fleißes zu betrachten gewohnt bin, und ſoll ich ſeufzend und traurig daran vorübergehen, weil ich keinen Gottesdienſt mehr darin halten darf? Darum, liebe Meiſter und Freunde, wollet mir eine Bitte geſtatten, einen Wunſch erfüllen, den ich Euch aus dem Herzen an's Herz lege! Erlaubt mir, daß ich bis zu meinem Tode die Stühle, welche in meinem Hauſe im Gange ſind, fortarbeiten laſſen darf. Ich verzichte auf jegliches Meiſterrecht; denn ich weiß es wohl, ein Edelmann darf kein Zunftmeiſter ſein.

Kein Lehrjunge ſoll bei mir lernen und die Geſellen ſollen allein meinen Stuhlmeiſter anerkennen. Geſtattet nur, daß in meinem Hauſe gewebt werde und ich auch ferner noch mit Stolz ſagen darf: Jakob Fugger von Augsburg iſt ein Leinweber!“

Ein allgemeiner Beifallszuruf war die Antwort auf Jakob Fugger's treffliche Rede; dann riefen und ſprachen alle Verſammelten gerührt durcheinander, belobten und ſegneten ihn, die Leinweber aber ſtimmten ein Triumphgeſchrei an und der Ritter von Dietrichſtein umarmte den beſcheidenen Mann mit den Worten: „Wahrlich, wer ſolche Geſinnungen hegt, verdient die höchſten Würden, und wenn Euch der König ſeinen Freund nennt, ſpricht er damit nur die gerechte Anerkennung Eures Werthes aus. Er konnte Euch nur den äußern Adel verleihen; den innern, werthvollern habt Ihr, wie unſer edler Max ſelbſt, von Gott empfangen. Und da ich ihn, den trefflichen König und Menſchen, auch Freund nennen darf, ſo bitt' ich auch um Eure Freundſchaft, edler Fugger. Wahrlich, es wird allen Adligen des heiligen römiſchen Reichs zur Ehre gereichen, einen ſolchen Leinweber zu ihren Standesgenoſſen zu zählen, und wenn Eure Nachkommen einſt Fürſten werden ſollten, ſie werden mit vollſtem Recht ſtolz ſein dürfen auf ihren Ahn, den Leinweber.“

Die Gewährung der Bitte Jakob Fugger's wurde ſofort einmüthig vom Rath und der Weberzunft beſchloſſen und die Verſammelten wurden entlaſſen. Die Weber aber begleiteten die Fugger'ſchen Familien nach Hauſe, voran die aufſpielenden Pfeifer, die Fahne und die Obermeiſter der Zunft, hinterdrein die Meiſter und die Geſellen. Nach einer Stunde liefen aber ſchon einige Feſtbitter durch die Stadt und luden den Adel, die hohe Geiſtlichkeit und die übrigen Honoratioren zu einem Bankett auf das Tanzhaus auf den Abend des folgenden Tags von den drei Gebrüdern Fugger ein, die Weber aber zu einem Eſſen und Tanz auf ihre Trinkſtube. Die kaiſerliche Geſandtſchaft ward zur Mittagstafel von Ulrich Fugger gebeten, wozu auch der Biſchof und die vornehmſten Geſchlechter die Einladung annahmen.

Elftes Kapitel.

So unſcheinbar von außen ſich auch das Haus Ulrich Fugger's am Göginger Thore dem Auge darſtellte, ſo prächtig waren einige Gemächer deſſelben eingerichtet. Da Herr Ulrich es ſich nicht hatte nehmen laſſen, das Haus ſeiner Eltern zu bewohnen, und feſt erklärt hatte, er wolle darin ſterben, wie ſie; ſo hatte ſich dagegen ſeine ſtolze Ehewirthin auch nicht hindern laſſen, darin den Prunk ihres Reichthums zur Schau zu legen. Und in dieſen Gemächern verſammelten ſich die zum Ehrenmahl geladene vornehme Geſellſchaft. Da ſah man den würdigen Biſchof von Augsburg, Friedrich Graf von Zollern, einen ſchon hochbejahrten Mann; dann den Domprobſt Mathäus Lang, einen augsburger Geſchlechter, kaiſerlichen Kanzler und früher Statthalter in Italien; ebenſo fand man den berühmten Prediger und Doctor der Theologie Johann Geiler von Kaiſersberg von Straßburg, der, vom Biſchof Friedrich berufen, vor fünfzehn Jahren einige Jahre Prediger in Augsburg geweſen, dann aber, von den Straßburgern auf das ehrenvollſte zurückberufen, wieder dorthin zurückgekehrt war. Er hatte ſich durch ſeine witzigen und freiſinnigen Kanzelreden in dem freiſinnigen Augsburg eine Menge Freunde erworben und war auf ihre Einladung in dieſem Sommer gekommen, ſie noch einmal zu ſehen. Unter den anweſenden Geſchlechtern war der wackre und hochgeſchätzte Bartholomäus Welſer ausgezeichnet, ein langjähriger Freund des Fugger'ſchen Hauſes, wenn auch in ſeinen Anſichten vom Regiment in Staat und Kirche nicht mit Jakob Fugger übereinſtimmend, wie die Unterredung beider Männer in Welſer's Landhauſe in Oberhauſen gezeigt hat. Dagegen ſtimmte Doctor Geiler mit Bartholomäus Welſer mehr überein und Beide ſchienen innige Freunde zu ſein. Endlich verdient unter der zahlreichen Geſellſchaft noch würdig hervorgehoben zu werden der berühmte augsburgiſche Stadtſchreiber Dr. Konrad Peutinger, eine edle Geſtalt mit einem offenen liebreichen Geſicht, ein Mann in den mittlern Lebensjahren.

Frau Veronika hatte all' ihre culinariſche Geſchicklichkeit aufgeboten, um Ehre einzulegen, und der Ritter von Dietrichſtein erklärte ihr zu ihrer Befriedigung, daß dieſe Zimmer, dieſe Speiſen und dieſe Weine würdig ſeien, den Kaiſer ſelbſt zu vergnügen, und daß er dies bei Sr. Majeſtät zu rühmen wiſſen werde.

Nach der Tafel trat Jakob Fugger zu Dietrichſtein und zog ihn in ein Fenſter. „Ich habe bis jetzt noch nicht Zeit gefunden,“ redete er ihn hier an, „Euch über den Erfolg der Bitte zu befragen, die ich durch meinen Bergmeiſter in Insbruck an Euch richten ließ.“

— „Ach, Ihr meint den Auftrag hinſichtlich des Wilhelm von Lannoy, des zweiten Mannes der Wittwe Bubenhoven,“ verſetzte der Andere.

— „So iſt's. Habt Ihr Gelegenheit gefunden, etwas für das arme Weib zu thun? Oder ſoll ich vorher fragen: Iſt dem wirklich ſo, wie mir hinterbracht worden, daß dieſer Menſch ſeine Ehewirthin, in welcher das Blut der Habsburger fließt, wie in unſerm König, ſo ſchlecht behandelt, daß ſie ſchier verkümmert?“

— „Leider iſt dem ſo, wie ich aus guter Quelle weiß. Die Frau hat ſich von dieſem ſchlauen Menſchen hintergehen laſſen. Aber ich kann Euch keine Hoffnung machen, daß ſie gebeſſert wird. Es iſt nämlich dieſem Lannoy durch ſeine ausgezeichnete Reiterkunſt, die freilich an's Fabelhafte grenzt, gelungen, ſich bei Sr. Majeſtät unſerm Könige einzuſchmeicheln, und ich darf Euch nicht verhehlen, daß König Max ganz beſondere Stücke auf den Menſchen hält. Ihr kennt die Vorliebe des Königs für alles Ausgezeichnete in körperlicher Gewandtheit und ritterlicher Uebung, in welcher er ſelbſt es zu einem ſo hohen Grade gebracht hat; Ihr kennt aber auch ſeine Schwäche für alle Leute, die ſich in dieſer Hinſicht hervorthun. Auf dieſe Weiſe iſt es dem zweideutigen Menſchen geglückt, ſich in ganz beſondere Gunſt des Königs zu ſetzen, der ihn zu ſeinem Stallmeiſter gemacht hat. Endlich wird es Euch nicht unbekannt ſein, wie ſehr der König gegen alle Eheſcheidung eingenommen iſt. Er ſelbſt lebt in keiner glücklichen Ehe. Als ich es dennoch wagte, ihm die Noth ſeiner Verwandtin der Frau von Lannoy zu ſchildern, verſetzte er kalt: Sie ſoll ſich mit mir tröſten. Der Lannoy iſt ein ſchmucker Kerl, der mir gefällt, und wenn er ihr nicht auch gefallen, ſo hätte ſie ihn nicht geheirathet. Er wird nun nach der Pfeife ihrer Weiberlaune tanzen ſollen und, da er dazu ſich zu gut fühlt, ſo möchte ſie ihn wieder los ſein. Ich kenne das. Der Lannoy iſt der beſte Reiter, der mir vorgekommen, und deshalb braucht er nicht der beſte Ehemann zu ſein. Sie ſoll ſich fügen und mit ihm fertig werden, wie ſie kann. Damit war Alles aus und ich darf natürlich nun nicht wieder von der Sache anfangen, wenn ich nicht ein hartes Wort des Herrn hören will, das ſeinen Ausſpruch nur bekräftigt."

— „Das iſt mir leid um des hübſchen Junkers Bübenhoven wegen, der als Page des Erzherzogs Philipp jetzt mit in Spanien iſt. Es iſt rührend, wie das ſchmucke Herrlein ſeine Mutter liebt und über ihr böſes Geſchick trauert."

— „Es thut mir ſelber leid," ſagte Dietrichſtein, „zumal ich den Argwohn nicht loswerden kann, der ſolche Künſte, und deshalb geht unſer Unglück vom Profeſſor oder ſeinem Helfershelfer, dem Secretär aus, und der letztere erhält zum Lohn des Erſtern Tochter. Aber mir iſt ein Gedanke durch den Sinn gefahren, den ich nicht wieder los werden kann. Des Profeſſors Tochter ſieht aus, wie meiner verſtorbnen Freundin aus den Augen geſchnitten, und heißt Eliſe. Eleonorens Kind, mein Taufpathchen, wie ich Eliſabetha genannt, welches mir die Gräfin Hildegard rauben ließ, müßte jetzt in dieſem Alter ſein. Ich ahne es und es iſt gewiß ſo, dieſe ſanfte gute Eliſe iſt nicht des Profeſſors Tochter, ſondern die des unglücklichen Grafen Rudolf und ſeiner noch unglücklicheren Gemahlin Eleonore. Das Kind hatte einen ſogenannten Wirbel auf dem Kopfe. Wenn Eliſe wieder zu mir kommt ———»

Ein Schrei im Nebenzimmer unterbrach ihre Rede. Eliſe hatte ihn ausgeſtoßen, und die beſtürzt herbeieilende Frau Eiſenblut fand ſie ohnmächtig in des Grafen Armen.

«Iſt ſie's? Iſt ſie's?» rief dieſer jauchzend und zeigte auf die Ohnmächtige. Frau Eiſenblut verſtand ihn, und obgleich ſie vor Schrecken an allen Gliedern zitterte, löſte ſie Eliſen doch das reiche Haargeflecht. Dicht über der Stirne zeigte ſich ſo-

Lannoy iſt ein Betrüger. Er will ein Franzoſe aus Artois ſein und dort könnte wol ſein niederländiſcher Name vorkommen; auch ſpricht er das Franzöſiſche ſehr geläufig, aber ich möchte wetten, er iſt kein Franzoſe, ſondern ein Spanier, oder Portugieſe, oder wol gar ein vertriebener Maure. Mir ſind ſchon allerhand Gedanken über ihn gekommen. Aber man darf dem Kaiſer dergleichen nicht ſagen, ſobald er für einen Menſchen eingenommen iſt, ohne Beweiſe beizubringen. Und woher ſollt' ich dieſe nehmen? Der Menſch hat ein ſo lauerndes Auge, ein ſo katzengeſchmeidiges und dabei doch verſtecktes Weſen, daß mir oft für den König bange wird."

— „Ihr macht mir die Sache noch bedenklicher," verſetzte Fugger, „und ich werde nicht anſtehen, ſelbſt mit dem Könige zu reden. Es ziemt ſich, daß ich mich in Perſon bei Sr. Majeſtät für meine Bruder und mich bedanke. Sie können, wie Ihr ſelbſt ſeht, wegen Kränklichkeit die Reiſe nicht machen; ich habe aber außerdem noch mancherlei Geſchäfte in Tyrol und muß einmal in meinem Silberbergwerke ſelbſt nachſehen."

Bartholomäus Welſer geſellte ſich darauf zu Jakob Fugger. „Ihr habt mir vorgeſtern eine ſchlimme Kunde gebracht," ſagte er ſcherzend, „und waret etwas angeſtochen, daß ich nicht auch auf die Bauern drauf ſchlug, ſondern vielmehr meine Streiche auf die Herren mit und ohne Platte richtete; heute will ich Euch mit mir ausſöhnen und Euch zum Recompenz eine angenehme Nachricht bringen, die Euch erfreuen wird, wie ſie mich erfreut hat. Mein Bruder Hans iſt dieſen Morgen von Antwerpen zurückgekehrt. Er hat den Widerſtand der befehlenden Herren eben ſo glücklich beſiegt, wie Ihr, und des Erzherzogs Statthalter, der Ritter Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, iſt auf unſrer Seite. Unſre Aufnahme in den Bürgerverband bedarf demnach nur noch der Beſtätigung des Erzherzogs, die natürlich nach ſeiner Rückkehr aus Spanien ſogleich erfolgen wird, da er ſie, nach der Lage der Dinge, nicht verſagen kann. Mein Bruder hat bereits ein Haus gekauft nicht weit von dem Eurigen und mit Hülfe Eures Vetters Leonhard Fugger das Geſchäft eingerichtet. Er rühmt Leonhards Kenntniſſe und Dienſtwilligkeit ſehr. In der That ſind wir Euch den größten Dank ſchuldig in dieſer Angelegenheit, denn ohne Euch wär' es den Welſern nicht eingefallen — wenigſtens jetzt noch nicht — eine Zweighandlung in Antwerpen anzulegen. Und während ein Andrer gewiß Alles aufgeboten haben würde, mein Unternehmen zu hintertreiben und mit Neid und Scheelſucht zu betrachten, habt Ihr als ein ächter und wahrer Freund mir nicht nur den vortheilhaften Vorſchlag gethan, ſondern mich auch auf jegliche Weiſe unterſtutzt. Wahrlich, Jakob, ich werd' Euch das gedenken, ſo lange mir der Athem ein- und ausgeht."

— „Macht doch davon kein Redens, Freund Bartholomä,“ verſetzte der beſcheidene Fugger, „und bedenkt doch nur, daß es mein eigner Vortheil war, Euch dort an der Seite zu haben. Es iſt gar viel werth, wenn im fremden Lande ein Freund ſich auf den andern ſtützen kann, und vereinte Kräfte richten mehr aus als ein Einzelner. Auch werden ſich unſere Leute dort gegenſeitig im Auge haben und es einander zuvorthun wollen. Laßt uns nur feſt zuſammen halten; es müßte nicht gut ſein, wenn wir nicht das Heft in die Hand bekommen wollten.“

— „Ihr ſollt' nicht wähnen, daß ich mich von Euch an Offenheit, Ehrlichkeit, redlichem Eifer und aufrichtiger Freundſchaft beſchämen laſſe. Unſer Vortheil geht dort Hand in Hand.“

— „Und laßt uns die neue weſtindiſche Welt im Auge behalten. Eine Handelsniederlaſſung an jenen reichen Küſten muß, geſchickt geleitet, von den allerwichtigſten Folgen ſein.“

— „Das iſt auch meine Meinung und ich bin bereit, das Geſchäft mit Euch in Compagnie zu unternehmen. Fünfzigtauſend Goldgulden ſetz' ich daran als erſten Wurf.“

— „Topp!“ ſagte Jakob Fugger erfreut. „Ich gebe die gleiche Summe und mit hunderttauſend Gulden läßt ſich ſchon etwas anfangen. Meine Brüder brauchen vor der Hand noch nichts davon zu erfahren.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03688/025

Ihr kennt ſie ja; ſie ſind ängſtlich und wunderlich. Glückt unſer Unternehmen, ſo haben ſie den Vortheil davon; mißglückt's, ſo trag' ich den Schaden allein."

— „Ihr ſeid immer der brave Jakob Fugger, der edle Mann, ob Edelmann oder Leinweber. — Wie weit ſeid Ihr mit der weſtindiſchen Angelegenheit?"

— „Wenn ich nicht irre, ſagte ich Euch ſchon, daß mir unſer nürnberger Freund Jakob Beheim in Liſſabon auf meinen Brief geantwortet und mich ſeines ganzen Einfluſſes beim Könige von Portugal verſichert hat. Er hat auch bereits mit dem Könige geſprochen und ſie erwarten dort nur die nach Weſtindien geſandten Schiffe zurück, um mir dann Näheres zu melden. Darauf habe ich wieder an Beheim geſchrieben und Vorſchläge gethan, die ich Euch in Abſchrift mittheilen werde. Ich werde aber nächſtens mich auch an den Kaiſer wenden mit der Bitte, daß er mein Geſuch beim König von Portugal unterſtütze."

— „Was Ihr auch thut in dieſer Angelegenheit, handelt mit in meinem Namen. Ich werde Euch Vollmacht geben, daß Ihr das Geſchäft mit als das meinige betreiben könnt. Auch gedenk' ich in dieſem Jahre ſelbſt noch nach Antwerpen zu gehen, um die Schiffe auszurüſten, welche mit nächſtem Frühjahr in See gehen ſollen."

— „Glück auf!" rief mit funkelnden Augen Jakob Fugger, ſich vergnügt die Hände reibend. „Die Welſer und Fugger von Augsburg ſollen, denk' ich, auf den niederländiſchen Märkten und in den Häfen der alten und der neuen Welt, in Oſt- und Weſtindien, floriren."

— „Glaubt mir, Freund Jakob," ſagte Welſer feierlich, „uns treibt ein höherer Geiſt, als der unſrige, und ich fühle in einſamen Stunden ſein Drängen und Treiben in mir; es gemahnt mich wie das göttliche Sauſen eines neuen Schöpfungsmorgens. Und Ihr ſeid vom vorſorgenden Himmel noch mehr als Werkzeug auserſehen, als ich ſelbſt. Ihr ſeid ein rechter Mann des jungen Jahrhunderts, der neuen Zeit. Als beim Scheiden des alten Jahrhunderts die Glocken von unſern Thürmen ertönten, haben ſie einer großen, einer gewaltigen Zeit zu Grabe geläutet. Die Blüte des deutſchen Ritterthums iſt verwelkt, die Frucht dieſer Zeit verfault; aber aus ihren Kernen ſchießt ein neues Gewächs, eine neue Zeit, ein neues Leben hervor. Und das Pflänzlein wird groß und ſtark werden, ein mächtiger Baum, der ſein Geäſt und Gezweig über alle Länder breitet. Wir aber ſind zu Pflegern des Keims und des jungen Reiſes berufen. Nicht mehr Burgen ſollen die Menſchen bauen und nicht mehr Dome; Ritter und Pfaffen haben ſich ſelbſt geſchändet in den Augen der Welt; die große, ſchöne, ſtolze Herrlichkeit des deutſchen Reichs und der Kirche iſt vorüber. An uns iſt eine andere, eine höhere Aufgabe geſtellt; nicht vergebens haben kühne Seefahrer neue Welten entdeckt.

Der Handel wird das neue Band der Völker. Im Kaufmann wirkt und webt der heilige Geiſt der neuen Zeit. Wie die Taube mit dem Oelzweig im Schnabel, fliegt er über die Meere und trägt den Samen der Geiſtesbildung für kommende Jahrhunderte. Nicht der Ritter, nicht der Pfaff ſollen ferner mehr Herren der Welt ſein, ſondern die ſchaffende, die bildende Hand des Bürgers, der kühne Geiſt des Kaufmanns, der Fleiß des Bauers ſollen obenan ſtehen von Gottes- und Rechtswegen. Und deshalb hat der gedrängſalte Bauer ein Recht, ſich gegen ſeinen tyranniſchen Herrn zu erheben und ihm mit der plumpen Waffe in der Hand den Gehorſam aufzuſagen. Denn all' das iſt Menſchenſatzung, Menſchenwerk — und die von Menſchen geſchmiedete Kette kann wieder von Menſchen geſprengt werden. Der Bauer iſt im Recht, wenn er den üppigen, gleißneriſchen Pfaffen, wenn er den übermüthigen Edelmann nicht mehr füttern will; er iſt im Recht, ſag' ich Euch, wie wir im Recht ſind, wenn wir auf unſern Schiffen nach der neuen Welt fahren. Er dient dem Zeitgeiſt, wenn er auf die faulen Gäuche losſchlägt, die ihn zum Vieh herabwürdigen wollen, wie wir dem Zeitgeiſt dienen, wenn wir die Schätze Oſtindiens auf die Märkte Europa's führen, und der heilige Geiſt der Zeit ſauſt und brauſt in ihm, wie in uns, und drängt und treibt ihn einem unbekannten, aber großen Ziele zu, wie uns ſelbſt."

— „Wenn man Euch ſo reden hört,“ ſagte Jakob Fugger mild lächelnd, wie es ſeine Art war, „ſo ſollte man ſchwören, Ihr hättet vollkommen recht. Ich aber halte es mit dem Gehorſam gegen die Obrigkeit und mit der Ehrfurcht gegen die heilige Mutter Kirche. Mag es immerhin ſchlechte Edelleute und noch ſchlechtere Pfaffen geben; das Regiment iſt ein heilig, unantaſtbar Ding, das Zucht und Ordnung auf Erden erhält. Die heilige Religion ſteht noch höher, denn ſie ſchließt uns den Himmel auf.“

— „Ja der Glaube an Chriſtus, aber nicht der Glaube an den Papſt und die Pfaffen. O Freund, lernt Beide wohl von einander unterſcheiden! Und ein weltlich Regiment ſoll gerecht ſein und den Bauer als Menſchen behandeln, wie ihm zukommt und wie er vormals behandelt worden iſt. Dort ſteht Doctor Peutinger, ein gelehrter und hochſinniger Mann; fragt ihn doch, ob ein Menſch allein Pflichten auf der Welt habe und nicht auch Rechte. Dort ſteht Doctor Geiler, der treffliche Kanzelredner; laßt Euch belehren was den Menſchen vor Gott erlaubt iſt, wenn Willkür und Tyrannei die Menſchenwürde in ihm verſpotten.“

— „Lieber Freund Bartholomä, ich ſag' Euch das: ich bin ein Leinweber und ein Kaufmann; ich warte meines Geſchäfts und laß für das Andere Gott ſorgen und die Leute, welche davon mehr verſtehen als ich ſelbſt. Und ich will bei dem Spruche leben und ſterben:

Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt und Gott was Gottes iſt. Und damit Amen!“ So brach der wackre Mann das Zwiegeſpräch ab und geſellte ſich zu andern Gäſten.

Der Abend führte die ganze vornehme Welt Augsburgs in dem großen Saale des Tanzhauſes zuſammen. Das Feſt hatte auf Jakob Fugger's Bitte der Maler van der Voort angeordnet und ausgeſchmückt und es machte ihm und den Feſtgebern Ehre. Die Anordnung auf der Webertrinkſtube hatte Jakob Fugger ſelbſt getroffen, aber ſeine rechte Hand war dabei der ſeelenvergnügte Veit Schellenberger, der wohl wußte, daß hier eben ſo wenig, wie auf dem Tanzhausbankett Geld geſpart werden durfte. Und fürwahr, die ärmſten Weber tranken hier denſelben guten alten Wein, den der Biſchof auf dem Rathhauſe im goldenen Becher belobte. Jakob Fugger hatte die Anordnung getroffen, daß je eine von den drei Fugger'ſchen Familien auf der Webertrinkſtube unter den fröhlichen Leuten zubringen mußte, und ſie löſten ſich nach einer Stunde immer einander ab. Er ſelbſt machte mit ſeiner Sibylla den Anfang und die dicke gemüthliche Frau gefiel ſich ſo wohl, daß ſie gar nicht große Luſt bezeigte, auf das Tanzhaus zurückzukehren. Nicht gleiche Zufriedenheit zeigten Frau Veronika und Frau Regina mit dieſer Anordnung. Doch war die Erſtere klug genug, es ſich nicht merken zu laſſen. Frau Regina ließ aber, wie immer, ihren Unmuth über die Zunge ſpringen und ſprach ſich bei Frau Sibylla, die ſie ablöſen ſollte, bitterbös aus, daß ſie hier unter dem Geſindel verweilen ſolle und dort die ihr ebenbürtige Geſellſchaft meiden müſſe. Sie ſchalt Veit Schellenberger, der ihr zutrinken wollte, einen Tölpel, und meinte, der Kaiſer habe ſie doch wahrlich nicht in den Adelſtand erhoben, damit ſie ſich mit zünftigen Leinwebern gemein machen ſolle. Auf dieſe unverſtändige Rede gab Frau Sibylla dem Toni, der ſich in ihrer Nähe aufhielt und ſie mit ſeinen ſchelmiſchen, ausdrucksvollen Augen fragte, einen zuſagenden Wink. Der Knabe flüſterte hierauf mit Veit Schellenberger und entfernte ſich. Frau Regina kürzte ihre Zeit bedeutend ab; als ſie aber wieder auf dem Tanzhauſe erſchien und mit einem vornehmen Geſchlechter zum Tanz antrat, entſtand ein leiſes Kichern und Lachen, welches bald um ſich griff und lauter wurde. Die Urſache deſſelben konnte nicht lange verborgen bleiben. Frau Regina trug hinten an ihrem koſtbaren ſeidenen Kleide einen dicken Büſchel Leinweberzettel, wie einen Pferdeſchweif, der bei jedem Tanzſchritt luſtig hüpfte. Die ſtolze Frau wurde bleich vor Zorn und Aerger und brach in ein heftiges Weinen aus, als ihr Frau Sibylla den häßlichen Büſchel mit den Worten unter die Augen hielt: „Man will Euch bemerklich machen, daß Ihr niemals vergeſſen ſollt, die Fugger ſtammen vom Webſtuhl her.“

gleich ein Büſchel Haare, welche den der natürlichen Richtung entgegengeſetzten Weg gewachſen waren.

«Sie iſt's!» liſpelte Frau Eiſenblut weinend. «Der Herr Graf, ihr Vater, hat ihre Mutter in der höchſten Wuth vorn bei den Haaren ergriffen, und dies hat wunderbarer Weiſe auf die Frucht ihres Leibes Einfluß gehabt; Gott vergeb' ihm die Sünde!»

Aber Graf Eberhard hörte den frommen Wunſch der Frau nicht mehr. Er hielt Eliſen umſchlungen und küßte ſie mit feurigen Küſſen ins Leben.

«Mein biſt du! mein!» jubelte er. «Nun darf ich dir die ſtille Liebe meines Herzens frei und offen bekennen, ohne daß ich dir wehe zu thun zu befürchten brauche. Du Stern, du Sonne meines Lebens, durch die Welt will ich's jubeln, daß du mein, mein biſt! Jetzt erſt beginnt für mich der Feſttag, jetzt erſt feiere ich meinen Einzug, den wonnetaumelnden Einzug in mein Glück. Eliſe, geliebte Eliſe, du wirſt mein Weib, und alle Laſt weicht von mir, alle Schatten fliehen, ich fühle mich geſund und frei von allem unheimlichen Zauber, denn du biſt ja meine Sonne. Mir grauſt's nicht mehr vor der Nacht, ſeit ich dich als Braut im Arm halte; ich weiß es, die Finſterniß iſt mir

Der kleinen, eiteln Frau war die Freude des Abends verdorben. Jakob Fugger drohete ſeiner ſchalkhaft lächelnden Wirthin und ſagte: „Das hat der Toni gethan und kein Menſch weiter, und ich will nicht wiſſen, mit weſſen Verlaub und Zuſtimmung. Ich weiß aber, was ich mit dem Buben zu thun habe. Er durfte ja doch nicht in meiner Werkſtatt auslernen, da ich das Meiſterrecht verloren habe. Er ſoll mir in die Silberbergwerke in Tyrol. Unter der Erde wird er zahm werden.“ — Zu dem niederländiſchen Maler ſagte er denſelben Abend: „Meiſter Martin, rüſtet Euch mit mir nach Insbruck zu reiſen. Es wird Euch gut thun, und Ihr ſollt ſelbſt mit dem Kaiſer wegen Eurer Wirthin reden.“

Zwölftes Kapitel.

An einem ſchönen Sommermorgen in der thauigen Frühe ritten vier Reiter aus dem Thore der heitern Bergſtadt Insbruck dem hüpfenden Inn entgegen durch die perlenblitzenden Wieſen im Thal den höheren Gebirgen zu; zwei voran, zwei hinterdrein. Die Erſteren waren die Herren, die Letzteren die Knechte. In der Kleidung hatten aber Jene nicht viel vor Dieſen voraus. Schlichte, dunkle Kleider von Kopf bis zu Fuß, in nichts ausgezeichnet vom einfachſten Bürger. Und doch waren es zwei der merkwürdigſten und außerordentlichſten Menſchen ihrer Zeit, der Eine der deutſche König Maximilian, der Andere Jakob Fugger von Augsburg. Das derbe, fröhliche Geſicht hinter ihnen war das Veit Schellenberger's, der, im Gefühl ſeines Werths und ſeiner Bedeutung unbefangen und ſicher mit dem kaiſerlichen Reitknecht plauderte. Maximilians edle herrliche Geſtalt, die noch immer in der vollen, kräftigen Blüte männlicher Schönheit ſtand, einer Schönheit, die, in Verbindung mit ſeiner Dichtergabe, ihm zwanzig Jahre früher den Namen des öſtreichiſchen Apolls erworben, hob ſich zwar auffallend vor Fugger's unſchönem Aeußern hervor, aber aus dem Auge des Leinwebers ſprach dieſelbe Herzensgüte, derſelbe Edelſinn, dieſelbe Gemüthsklarheit, wie aus denen des Königs, und daß Beide nur auf das Innere des Menſchen, auf die That, Werth legten, deutete die Einfachheit ihres Anzugs hinlänglich an. Wie befreundet dieſe beiden ausgezeichneten Menſchen waren, ging aus ihrer zwangloſen, unbefangenen Unterhaltung hervor. Auch darf nicht unbemerkt bleiben, was auf ihr gegenſeitiges, ſchier inniges Verhältniß jedenfalls nicht ohne Einfluß geblieben war, daß ſie Beide in einem und demſelben Monat, im März 1459, geboren waren und Jakob Fugger nur wenige Tage älter war als Maximilian. Dieſe Altersgleichheit hatte ſie ſchon früh zuſammen geführt, als Maximilian mit ſeinem Vater zum Erſtenmal in Augsburg geweſen war, und ihr freundſchaftliches Verhältniß war in einer langen Reihe von Jahren nicht nur durch nichts geſtört worden, es hatte ſich im Gegentheil nur noch mehr befeſtigt. Maximilian kannte noch nicht jene kalte glatte Freundlichkeit gegen den ausgezeichneten Unterthan, die wie ein Lufthauch die Oberfläche des Waſſers nur das Geſicht bewegt, ohne in der Tiefe eine Veränderung zu bewirken; er wußte nichts von jener treuloſen Heuchelei, die erſt mit ſeinem Enkel und Nachfolger Karl V. auf den deutſchen Thron kam und ſeitdem zu den unentbehrlichen fürſtlichen Eigenſchaften zu gehören ſcheint, ja die gewiſſermaßen für eine Lebensbedingung des fürſtlichen Weſens gilt. Maximilians Freundlichkeit gegen Jakob Fugger war ächt, biederherzig und offen; aus ſeinem Benehmen konnte man unmöglich den großen Standesunterſchied, der zwiſchen beiden Männern lag, wahrnehmen, und wenn man es nicht an der Ehrerbietung, welche Fugger gegen ſeinen Kaiſer nicht einen Moment aus den Augen ſetzte, gemerkt hatte, welche verſchiedene Erdenlooſe den beiden Reitern gefallen wären, man würde ſie für ein Paar kleine Gutsbeſitzer oder Pächter aus der Umgegend gehalten haben.

— „Tröſt' Euch St. Afra und wer ſonſt will!“ lachte der König. „Wie in aller Welt kommt Ihr nur dazu, guter Jakob, der Fürſprecher für zwei leichtfertige Weiber zu werden, Ihr, der die Frauen wie böſe Geiſter gefürchtet hat bis in's neununddreißigſte Jahr? Seid Ihr denn nun noch ein Weiberhöfler und Minnewart geworden und brecht Eurer Ehewirthin die kaum gelobte Treue?

— „Fürwahr, es macht ſich ſeltſam,“ verſetzte Fugger ebenfalls lachend, „daß ich Ew. Majeſtät gerade um ein Paar Frauen mit dringender Bitte angehe, die doch eigentlich mich nichts angehen, und ich wundere mich baß ſelber, wie ich plötzlich und gegen Luſt und

Willen zum Weiberbeſchützer geworden bin. So machen Einen die Umſtände oft zu Etwas, an das man gar nicht gedacht hat. Aber wozu Einen das Schickſal ſtempelt, das ſoll man auch mit ganzer Seele und allen Kräften ſein. Und deshalb will ich mit Bitten nicht ablaſſen, bis mir Ew. Majeſtät Gnade für die beiden unglücklichen Frauen zugeſagt hat.“

— „Ich werde Euern übertriebenen Eifer fur ein Paar Unterröcke Eurer ehrbaren Wirthin verrathen, damit Ihr für ſolche Allotria die gerechte Strafe bekommt. Miſcht Euch nur erſt in Weiberhändel, werdet Frauenvogt und Treuenmund, dann ſagt nur gleich zu Euern guten Tagen Ade! und jagt Ruh' und Frieden aus dem Hauſe. Ihr ſpannt Euch muthwillig ſelbſt auf die Marterbank und ſetzt Euch mit abgezogenen Hoſen in einen Ameiſenhaufen.“

— „Gnadigſter Herr, ich will mit ihnen fertig werden. Für die Eine bitt' ich um Ihres Mannes willen, der ein braver und geſchickter Meiſter und — weil ich ihr Gaſt geweſen bin und ſie mich gut gehalten hat, als ſie noch in beſſern Umſtanden war. Laßt Gnade für Recht an ihr ergehen und gebt ſie frei; die Lehre wird bei ihr angeſchlagen haben. Fur die Andre bitt' ich um ihres Sohnes, eines frommen und gutherzigen Junkerleins, wegen. Helft ihr von dem Manne, damit die gedrangſalte Frau wieder des Lebens froh werde. Ich war geſtern bei ihr auf ihrer

Burg und ſchwöre Ew. Majeſtät zu, die Frau, die noch vor kurzem hübſch geweſen ſein muß, iſt abgehärmt wie ein Schatten. Was hindert Euch doch, mein gnädigſter König, die Frau, die ja doch eines öſtreichiſchen Herzogs Tochter iſt, von ihrem Plagegeiſt zu befreien und dieſen dann immer noch zum Dienſt Eurer Pferde beizubehalten?“

— „Was mich hindert?“ ſagte der König unluſtig. „Du fragſt mich keck, Jakob Fugger; aber weil du es biſt, will ich dir antworten. Mein Stallmeiſter Lannoy hindert mich ſelbſt. Er iſt mit ſeiner Frau gar wohl zufrieden, er liebt ſie und verlangt nicht von ihr getrennt zu ſein. Was will denn die Greinerin? Ich kenne ſie noch von ſonſt, als der Bübenhoven noch lebte. Der war eine lammfromme Seele und tanzte fein lieblich und gehorſam nach dem Pfeiffchen ſeiner Frau; jedoch war ſie auch mit ihm nicht zufrieden. Kaum meldet ihr Lannoy ihres Mannes Tod, ſo herzt ſie den Boten im Arm, und weil dieſer ein luſtig Blut iſt und lieber zu Roß ſitzt, als in der Kunkelſtube, ſo will ſie ſich von ihm ſcheiden. Aber der Lannoy iſt mir lieb; er iſt ein kecker und netter Edelmann und mir in vielen Dingen treu und dienſtbar, pünktlich und verſchwiegen, wozu ich einen Andern nicht gebrauchen kann. Und in dieſen betrübten Zeiten, wo das ganze Reich gegen mich iſt, wo die Stände mich zu ihrem Affen und Narrnhanſen haben wollen, wo ſogar den Bauern der Satan im Kopfe ſpukt, thun mir treue Leute gar noth. Ich ſag' Euch, Jakob, der Lannoy hat ſich große Verdienſte um meine Perſon erworben; es iſt mir lieb, daß er mein Vetter iſt, denn dadurch iſt er nur noch feſter an mich gebunden, und ſo werde ich nimmer zugeben, daß er von ſeinem Weibe geſchieden werde. Und darum kein Wort weiter in dieſer Sache! Um mich Euch aber doch gnadig zu erzeigen, ſo will ich die Niederländerin freigeben, obgleich ſie nichts weniger als mene Gnade verdient; denn den gemeinen Mann aufwiegeln gegen Gott und Obrigkeit, iſt eins der ärgſten Vergehen. Ich mag Euch aber nicht ganz abweiſen. Erkennt daraus, wie lieb und werth Ihr mir ſeid.“ Und wieder ſcherzend ſetzte er hinzu: „Wir wollen uns demnach in die beiden Weiber theilen, damit Jeder von uns ein Stück davon trage; nehmt Ihr die Niederländerin und laßt mir meine Baſe.“

— „Ihr werdet mit dieſer ſo wenig ein Vergnugen haben, wie ich mit jener,“ ſetzte Fugger den Scherz fort, „und doch wollte ich, Ihr überließet ſie mir Beide. Ihre Männer wollt' ich Euch gern gönnen. Kann doch der Kaiſer nur Männer, nicht Weiber zu ſeinem Dienſt gebrauchen.“

— „Vorzüglich, wenn die Weiber Aufruhr gegen mich und mein Regiment predigen. Aber Euern Maler mag ich nicht. Er hat mir ein triſtes und kummerliches Anſehen und ich liebe frohe Leute. Der Stallmeiſter iſt nach meinem Sinn. Ihr habt mir noch nicht geſagt, wie er Euch gefallen hat.“

— „Ich habe meine abſonderlichen Gedanken über ihn, die ich Ew. Majeſtät morgen zu eröffnen gedenke, wenn wir wieder in der Stadt ſind. Er mag immerhin einer der geſchickteſten Reiter ſein; was mich aber betrifft, ſo konnte ich ſeinen Kunſtſtücken nicht das Maß von Bewunderung zollen, das Ihr vielleicht, als habe ich ſo etwas noch nicht geſehen, von mir erwartet habt; denn in Wahrheit, ich habe einen Leinweberlehrjungen, der noch geſchickter reitet und mit noch größerer Leichtigkeit waghalſige Kunſtſtücke auf Pferden ausübt, als Ew. Majeſtät gerühmter Stallmeiſter.“

— „Ihr wollt Scherz mit mir treiben, Jakob! Ein Lehrjunge vom Webſtuhle und der geſchickteſte Kunſtreiter! Er ſoll das Reiten wol auf dem Webebaum gelernt haben?“

— „Ich werde mich nicht unterfangen, mit Ew. Majeſtät einen unziemlichen Scherz zu treiben. Die Sache verhält ſich wirklich ſo, wie ich angegeben habe. Und zum Glück kann ich morgen ſchon den Beweis meiner Ausſage liefern. Denn da ich mein Meiſterrecht als Leinweber verloren habe, ſo ſoll mir der Junge ein Bergmann werden; ich habe ihn deshalb mitgebracht, um ihn in einen Schacht zu ſtecken.“

— „Aber was treibt Ihr für Poſſen? Wenn der Junge nur halb ſo gut reitet, wie Ihr ſagt, was ſoll er da am Webſtuhle und im Schacht? Setzt ihn auf's Pferd und Ihr habt ihn verthan.“

— „Es iſt der Wille ſeiner hohen Gönnerin, daß er ein tüchtiges Handwerk erlerne, und er muß gehorchen. Dieſe Gönnerin, die ihn mir übergeben, iſt Ew. Majeſtät eigene Tochter, die durchlauchtigſte Erzherzogin Margaretha.“

— „Nun dann übergebt mir den geſchickten Burſchen, ich will's bei meiner Tochter verantworten.“

— „Ihr werdet ihm ſchwerlich Eure Gnade ſchenken, wenn ich Euch ſage, daß er der Sohn eines Zigeuners iſt, da ich Ew. Majeſtät Abneigung gegen dieſe fremde Volksraçe von ſonſt her kenne.“

— „Ein Zigeuner?!“ rief der König. „Nein, dann mag ich ihn nicht und wenn er wirklich ſo reitet, wie Ihr angebt. Es iſt ein ſchmutziges, arbeitſcheues, treuloſes Volk, das am beſten thäte, wenn es wieder dahin ginge, woher es gekommen iſt. Ich würde nie einen Zigeuner in meinem Dienſt dulden. Schon mein Vater hatte dieſelbe Abneigung gegen dies fremde Volk wie ich. Es durfte ihm nie ein Zigeuner nahe kommen bei Todesſtrafe. Dies Gefühl ſcheint ſich nicht auf meine Tochter vererbt zu haben. Nun reiten ſehen will ich Euern Burſchen doch.“

In allerlei Zwiegeſpräch erreichten ſie endlich das Fugger'ſche Bergwerk, wo die Knappen den König mit einem fröhlichen „Glückauf!“ begrüßten. Auch der Maler Martin van der Voort ſtimmte mit ein in dieſen Zuruf. Sie hatten ſich mit ihrer Fahne und Bergmuſik vor dem großen Zechenhauſe aufgeſtellt und dieſes nebſt den naheliegenden kleinen Häuſern der Vorgeſetzten und Knappen freundlich mit Laubgewinden und Blumenkränzen ausgeſchmückt. Die ganze Knappſchaft mit ihren Obern war im Staat; die Bergpfeifer ſpielten luſtige Weiſen. Eine ſchöne Jungfrau im bunten, kurzen Gewand und dem rothen ſilbergeſchnürten Bruſtlaß der Oberinnthalerinnen, die Tochter eines Oberſteigers, trat hervor und kredenzte dem Könige einen ſilbernen Becher mit köſtlichem Wein, den er erfreut annahm. Als er ihn an die Lippen ſetzte, wurden mehrere Böller auf der nahen Berghöhe losgebrannt, die Muſik ſchmetterte einen Tuſch und die Knappſchaft trank mit Jubelgeſchrei auf des Königs Geſundheit. Der König ſchien ſehr angenehm überraſcht und reichte dem vergnügt lächelnden Fugger den halbgeleerten Becher mit freundlichſtem Danke. Dann winkte er den Maler van der Voort herbei und ſagte zu ihm: „Bedankt Euch bei Euerm Freunde und Gönner Jakob Fugger; denn ich habe ſeiner Fürbitte nachgegeben und ihm die unverzügliche Freigebung Eurer Frau bewilligt. Die aufrühreriſchen Bauern im Speiergau ſind bereits zu Paaren getrieben und die Anführer und Aufwiegler um einen Kopf kürzer und für ewig ruhig gemacht worden. So will ich denn auch mit Eurer Frau nicht weiter rechten, zumal ſo gute Fürſprache für ſie eingelegt worden iſt. Schärft es ihr aber ein, daß meine nicht mehr grauenhaft. Aber liebſt du mich denn auch, Eliſe?»

Thränen, die über die erröthende Wange der Uberraſchten glitten und ein verſtohlner, verſchämter Kuß waren die Antwort.

«Und ihr ſeid frei, ihr lieben Leute,» wandte ſich der entzückte Graf jetzt zu Frau Eiſenblut und ihrem Sohn, die ſtumm daneben ſtanden, «frei ſollen morgen alle Gefangene im ganzen Lande ſein, Euch aber, ihr Guten, will ich noch reichlich belohnen; denn Euch verdank ich ja mein Glück. Hätte der Brandbrief nicht am Schloſſe gehangen, ich hätte ja die Frau Eiſenblut niemals kennen gelernt, und Eliſe wäre des Secretärs Frau geworden und ich ein unglücklicher Menſch geblieben.»

«Erlauben mir Ew. hochgräfliche Erlaucht gnädigſt,» begann der Nagelſchmied kleinmüthig, «ich danke unterthänigſt für Ihren guten Willen, aber es thut mir leid, daß ich keinen Gebrauch davon machen kann.»

«Aber was haſt du vor, wunderlicher Menſch?» fragte der Graf erſtaunt.

«Mit der bloſen Freiheit iſt mir, mit Verlaub zu ſagen, gar nichts gedient, Herr Graf. An meiner Ehre liegt mir Alles. Erſt muß heraus, wer

Gnade nicht unerſchöpflich iſt und daß ich eines Aufruhrers Kopf von Gottes und Rechtswegen ſpringen laſſe ohne Anſehen, ob er auf einem zarten Frauennacken oder ein Paar derben Männerſchultern ſitzt. Denn Jedermann, aber auch jede Frau ſei Unterthan der von Gott eingeſetzten Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, und wer es wagt, ſich gegen ſie aufzulehnen, der iſt des Todes ſchuldig. Und ſo gern ich als Mann ſchönen Frauen huldige, ſo ſtreng bin ich als König und Herr auch gegen ſie, wenn ſie ſich in die Dinge miſchen, von denen ſie nichts verſtehen und die ſie nichts angehen. Mulier taceat in ecclesia gilt auch vom weltlichen Regiment. Prägt das Eurer Wirthin tief ein, damit ſie ſich vor Schaden hüte.“

Der Maler war in die Knie geſunken und küßte den Saum an des Königs Rock, ſeinen Dank in unzuſammenhängenden Worten ſtammelnd.

— „Ihr ſeid mir gar keinen Dank ſchuldig, ſondern Herrn Fugger“ fuhr Maximilian leutſelig fort.

— „Hoher Herr!“ rief der Maler weinend, „gewähre mir Ew. römiſche Majeſtät die gnädigſte Vergünſtigung, daß ich die Befreiungsbotſchaft, Ew. Majeſtät Befehl, ſelbſt nach Burgau bringen darf. Kein anderer Bote wird ſo ſcharf reiten wie ich.“

— „Wohl!“ entgegnete der König mild lachelnd und nickte Fugger, der eben ſo freundlich geruhrt auf den Maler ſah, gewährend zu. „Ihr mogt den Befehl morgen bei früher Stunde in unſrer Kanzlei in Insbruck in Empfang nehmen.“

— „Wenn Ew. Majeſtät Gnade mir zwei Zeilen in die Feder ſagen wollte, bemerkte jetzt Fugger mit Beſcheidenheit und lächelte wieder durch die Thränen, die an ſeinen Wimpern hingen, ſo würden wir oben im Zechenhauſe Papier, Feder und Dinte finden und Eure Unterſchrift würde dem Befehl dieſelbe Kraft geben, als wenn ihn ein kaiſerlicher Rath abgefaßt hätte. Euer Schwertknauf vollendet als Petſchaft die Urkunde. Dann könnte der frohbewegte Mann ſogleich von hier aus ſeine Reiſe antreten; ich gäb' ihm ein ſchnelles Rößlein und ich wette, er wäre morgen bei guter Zeit in Burgau.“

— „Was iſt da zu thun?“ ſcherzte der König in ſeiner milden leutſeligen Art. „Ich ſeh' mit Schrecken, in welche Hände ich gefallen bin und daß ich ihnen nicht entrinnen kann, ohne mein Regiment heute nach Herrn Jakob Fugger's Wünſchen einzurichten. Nun muß doch jede Urkunde von einem königlichen Rathe mit unterzeichnet ſein. Um alſo dem Maler ſchnell fortzuhelfen, muß ich Euch wol zum königlichen Rath ernennen, damit das Document ſeine volle, unantaſtbare Gültigkeit habe.“

— „Es lebe unſer trefflicher König, der edelſte aller Fürſten!“ rief Fugger; die Bergleute ſtimmten ein und die Muſik ſchmetterte. Die Befreiungsurkunde wurde im nahen Zechenhauſe ausgefertigt und Jakob Fugger ſchrieb ſeinen Namen als königlicher Rath unter den des Königs. Fünf Minuten ſpäter ſprengte der dankbare Maler die Berghöhe hinab durch die Wälder und Thäler des Oberallgaues der Markgrafſchaft zu.

— „Verſteht es Einer, glückliche Menſchen zu machen, ſo ſeid Ihr es, Freund Fugger,“ ſagte der edle König, als er vom Fenſter zurücktrat, von welchem er dem Maler nachgeblickt hatte, „und wenn ich der Welt und Euch ſelbſt nicht mehr zu ſchaden fürchtete, wenn ich Eure Kraft Eurem Geſchäft entzöge, ſo möchte ich Euch wol zu meinem Rath behalten, um von Euch zu lernen.“

— „Und doch ſeid Ihr der Meiſter in der ſchweren und leichten Kunſt, Menſchen zu beglücken, und Niemand übt ſie freudiger und unverdroſſener als Ihr. Die Menſchen beſſern und veredeln, die natürlichen Anlagen, die ihnen der Schöpfer gegeben, ausbilden, ſie über ihr wahres Heil aufklären, heißt ſie wahrhaft beglücken. Das größte Unglück in der Welt iſt mehr aus Dummheit, denn aus Bosheit entſtanden, ja ich behaupte, die letztere iſt ſelbſt ein Kind der erſteren.“

— „Dies iſt mir aus der Seele geſprochen,“ entgegnete der König. „Wenn man das Volk mit einem Zauberſchlage aus den dumpfen, thieriſchen Banden der Dummheit befreien und ihm richtige Begriffe vom Glauben an die heilige Dreifaltigkeit, an die heiligen

Fürbitter und an die ewige Seligkeit beibringen konnte, wenn man ferner alle Leute bis zum gemeinſten Bauer hinab über weltliches und geiſtliches Regiment aufklären konnte, ſo daß Jeder wußte, was er zu thun und zu laſſen hat, fürwahr, ſo wäre die Welt mit Einemmale beglückt. Da aber die Zauberer ausgeſtorben ſind und von ihrer Kraft und Kunſt auch nicht das kleinſte Theilchen auf die deutſchen Kaiſer und Könige vererbt haben, ſo muß man natürliche Mittel anwenden, um das nach und nach zu erſtreben, was man auf einmal nicht erreichen kann. Deshalb beſtreb' ich mich nach Kräften, die Wiſſenſchaften, welche von Italien zu uns herübergekommen ſind, zu hegen und zu pflegen, und fürwahr, ein deutſcher gelehrter Mann iſt mir hundertmal lieber als ein roher deutſcher Fürſt, und eine gutbeſetzte Liberei iſt ein größerer Schatz als das reichſte Silberbergwerk; ſie iſt ein Schacht der Wiſſenſchaft, aus welchem das unvergängliche Metall des Lebens zu Tag gefördert wird."

— „Ich kann auch mit ſolchem Bau dienen," verſetzte Fugger. „Obgleich ich nur ein Leinweber bin, ſo hab' ich doch meine große Freude an Büchern und habe deshalb die Liberei meines verſtorbenen Bruders Max an mich genommen und durch die Buchhändler und Buchdrucker in Augsburg und Frankfurt jährlich zur Meßzeit anſehnlich vermehren laſſen, ſo daß ſie wol ſo ſtark wie die des hochgeehrten Doctor Reuchlin zu

Tübingen ſein mag, wenn auch nicht ein ſo löblicher Gebrauch davon gemacht wird, wie von der ſeinigen. Ich denke aber, mein Neffe Max ſoll auch ein gelehrter Mann werden, und ſo mag er einſt die Liberei von mir erben."

— „Ich weiß es wohl, daß Ihr in allen Dingen ſtill und geräuſchlos die rechte Bahn wandelt," ſagte der Konig und legte die Hand vertraulich auf Fugger's Schulter. „Wahrlich, hatt' ich in jeder Statt des Reichs hundert Burger wie Ihr, Jakob, ich wollte meines Regiments baß froh werden und der Teufel ſollte mir nimmer einen Strich durch die Rechnung machen. Denn das iſt mir klar: nicht vom tollen Heer der deutſchen Reichsfurſten, nicht vom heuchleriſchen Heere der Pfaffen und Mönche kann die Beſſerung des Lebens und der Landesverfaſſung ausgehen, die wir alle fur nothwendig erachten, nach der wir alle verlangen. Am allerwenigſten kann ich dem dummen, groben Bauer zugeſtehen, daß er's nach ſeinem Kopfe mit Heugabel und Dreſchflegel einrichte. Aber im Bauer iſt ſo gut der Drang nach einer Umgeſtaltung der Dinge, wie in uns. Jedermann fuhlt, daß etwas geſchehen muß, und weil der Bauer am meiſten zu leiden hat, ſo mag er ſich fur berechtigt halten, ſein ungewaſchenes Maul am erſten aufzuthun. Aber man muß ihn derb d'rauf ſchlagen und ſollte der Kopf vom Schlage herabfliegen. Die aufgeblaſenen Stande, die allein regieren wollen und den Kaiſer für ganz übrig erachten, oder für die Drahtpuppe, hinter welche ſie ſich verſtecken und die ſie am Leitſeil bewegen wollen, eracht' ich nicht für beſſer. Nein, vom Kaiſer und vom Bürger und nur vom Kaiſer und vom Bürger allein kann und muß das neue Licht ausgehen; im Kaiſer liegt das ſittliche Verſtändniß, im Bürger die ſittliche Kraft. Der Kaiſer und der Bürger müſſen zuſammenhalten; dann werden die Willigen und Verſtändigen vom Adel ſchon zum Kaiſer ſtehen, und die Klugen und Einſichtsvollen vom Bauernſtande zum Bürger. Und dann müßte es nicht mit guten Dingen zugehen, wenn wir vereint nicht die anmaßende und unbillige Gewalt der Stände und der Pfaffheit in ihre Schranken verweiſen könnten.“

— „Könnte der heiligen Mutter Kirche mehr Anſehen beim Volke verſchafft werden,“ ſprach Fugger ernſt, „ſo wäre das Schwerſte gethan. So lang aber Jedermann des Prieſters ſpotten darf und der Prieſter ſich danach aufführt, daß er ſolchen Spott verdient, iſt allweg an keine Beſſerung zu denken.“

— „Gott beſſer's!“ ſagte der König; „ich glaube aber, Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen.“

Nachdem Fugger den König mit einem Imbiß bewirthet hatte, führte er denſelben in alle Schmelz- und Saigerhütten, in die Streck- und Pochwerke und befuhr endlich die Gruben mit ihm.

Im hohen Grad befriedigt durch die Zweckmäßigkeit aller Anſtalten trat der König wieder in das Zechenhaus. „Ich werde in meinen Bergbauen Vieles von Euern Einrichtungen benutzen laſſen,“ ſagte er huldreich. „Ich ſage es ja, daß ich immer zu Euch in die Schule gehen kann. Vor Allem beichtet mir, wie fangt Ihr es an, lauter geſunde, fröhliche Geſichter zu machen; ſo viel ich hier Menſchen ſehe vom jüngſten bis zum älteſten — lauter heitere Mienen, lachende Augen. Und Ihr habt doch wahrlich viel Volks hier beiſammen.“

— „Es iſt ein kleines Geheimniß und ich will es Ew. Majeſtät herzlich gern verrathen: man muß Jeden nach ſeinen Kräften beſchäftigen und ihm nie mehr zumuthen, als er leiſten kann. Hernach, wenn er ſeine Sache gut gemacht, muß man ihm immer etwas mehr Lohn geben, als man mit ihm ausbedungen. Dies Mehr ſoll und darf nicht immer in Geld beſtehen. Nein, ein paar freundliche, anerkennende, lobende Worte, ein gütiger Blick, ein Händedruck, ein Becher Wein, ein Imbiß, ein klein Geſchenk an Kleid und Schmuck oder ſonſt etwas thun in der Regel noch größere Wirkung als baares Geld. Dadurch erweckt Ihr im Menſchen das Gefühl vollbrachter Pflicht und ſpornt ihn zu neuer Thätigkeit. Jenes Gefühl und dieſer Eifer — ſie ſind es, die den Menſchen geiſtig und körperlich geſund und glücklich machen. Jeder thut hier ſeine Pflicht, Alle arbeiten nach Kräften und Alle lieben mich wie Kinder einen Vater, vom kleinſten Kinde bis zum Greis liefe Jeder für mich durch's Feuer und doch habe ich an ihnen weiter nichts erfullt als die Gebote der chriſtlichen Liebe."

— „Segen auf Euer Haupt und auf Euer Geſchlecht!" rief der König tief ergriffen. „Ich habe in dieſer Stunde erſt regieren und meinen Herrn und Heiland verſtehen gelernt. Ihr ſeid wahrlich ein beſſerer Chriſt als der Papſt in Rom. Segen auch auf mein liebes Augsburg, deſſen freie Verfaſſung ſolche Männer hervorbringt!"

Als der König aus dem Hauſe auf den grünen Platz trat, um ſein Pferd wieder zu beſteigen, ſah er einen braunen, artig gekleideten Knaben auf einem Pferde ſtehen, welcher ſogleich einen Luftſprung that, ſich in der Luft überſchlug, beim zweiten Satz ſich wie ein Kreiſel drehete, beim dritten ein Rad machte, während das Pferd im ſchnellſten Galopp im weiten Kreiſe herum rannte. Der König blieb im ſprachloſen Erſtaunen ſtehen.

— „Es iſt der verwetterte Zigeunerjunge," ſagte Fugger. „Er wird uns begleiten, um morgen vor Ew. Majeſtat mit Euerm gerühmten Stallmeiſter ein Wettrennen zu halten. Einſtweilen will er Euch ein Probchen ſeiner Kunſt ablegen."

— „Und das iſt allerliebſt! Schade, daß der Junge ein Zigeuner iſt! Aber merkwürdiger Weiſe ſieht er meinem Stallmeiſter Lannoy ſehr ähnlich. Das iſt ein ſeltſamer Zufall!“

— „Findet Ihr dieſe Aehnlichkeit auch, mein gnädigſter Herr?“ fragte Fugger mit bedeutungsvollem Lächeln. „Sie fiel mir auf, als ich Herrn von Lannoy zuerſt ſah, und ich denke, morgen wird ſie ſich noch auffallender herausſtellen.“

Toni erhielt vom Könige ein kleines Geldgeſchenk und ſchloß ſich an den ſchmunzelnden Veit Schellenberger an, der immer eine Art Stolz auf den wilden Buben beſaß, man konnte freilich nicht begreifen weshalb. So erreichte der kleine Zug, dem kein Menſch anſah, daß ein römiſcher König und einer der größten Kaufleute des deutſchen Reichs ſeine Hauptbeſtandtheile ausmachten, in der ſpäten Nacht die ſchöne Hauptſtadt Tyrols wieder, und Jakob Fugger war ſeines edeln Königs Gaſt.

Am folgenden Morgen war der Stallmeiſter Lannoy bei guter Zeit in die Reitbahn beſtellt. Mit dem keckſten Muth ſprengte er auf die Minute herein und grüßte den König und deſſen zahlreiche adelige Umgebung, unter welcher ſich auch Fugger befand, mit Anſtand und Ehrfurcht. Toni hielt auf ſeinem Pferde in einem Stalle, aus welchem eine Thüre in die Arena mündete. Auf ein Zeichen von Fugger öffnete Schellenberger dieſe Thüre und der wilde Knabe raſ'te heraus, begrüßte den König und den Adel mit einem Luftſprung und hielt im Nu an der Seite des erſtaunten Stallmeiſters, um auch dieſen zu begrüßen. Aber kaum hatte er dieſen in's Auge gefaßt, als er laut aufſchrie: „Vater! mein Vater! Oder iſt's dein Geiſt?“

— „Toni!“ rief der Stallmeiſter ebenſo. „Ich bin's ſelbſt!“ In dieſem Augenblick kam aber das Bewußtſein über den Stallmeiſter, daß er ſich verrathen habe und jedenfalls verloren ſei, wenn er auch nur noch eine Minute länger hier verweile. Statt alſo auf den Knaben loszueilen und ihn an's Herz zu drücken, wie dieſer zu erwarten ſchien, ſprengte er an ihm vorüber und zum Thore hinaus, ſo eilig, als wenn ſein Pferd Flügel entfaltet hätte.

— „Was iſt das?“ fragte der König erſtaunt und beſtürzt zu Fugger gewendet.

— „Eine unſaubere Geſchichte, Majeſtät, wie ich ſie ſeit vorgeſtern geahnt habe, als ich dieſen Stallmeiſter zuerſt ſah. Ein ſchlechter Zigeuner iſt er und ich vermuthe noch etwas Schlimmeres. Da er übrigens zwei Weiber zugleich gehabt hat, ſo hat er das Leben verwirkt und ſeine zweite Ehe iſt ungültig. Ich bitte Ew. Majeſtät, ihn raſch verfolgen und ſogleich Beſchlag auf all' ſeine Effecten hier und auf dem Schloſſe ſeiner Frau legen zu laſſen, denn ich glaube nicht ohne Grund, daß dadurch wichtige Entdeckungen gemacht werden.“

Da trat der Ritter Dietrichſtein aus den übrigen Edeln hervor und ſprach zum König: „Meine Befürchtung hinſichtlich dieſes Menſchen, wie ich ſie in den Brandbrief geſchrieben hat, eher ſetz' ich keinen Fuß aus dem Gefängniß; und wenn Sie mich hinauswerfen laſſen, ſo gehe ich wieder hinein, bis die Sache ausgemacht iſt. Wenn mir an der Freiheit allein läge, die hätt' ich ſchon lange haben können. Die gute Chriſtiane hat ihre Sparbüchſe geſtürzt und ihre gehenkelten Thaler verkauft, und damit den Amtsdiner beſtochen. Sie kam heimlich zu mir ins Gefängniß und bat mich ſchier um Gotteswillen zu fliehen; aber ich war gegen ihre rührenden Bitten taub, und geſtern noch gab mir der Amtsadjunktus an die Hand, ich könne entwiſchen, wenn es dunkel wäre, ja als es nun wirklich Nacht war, kam er, um zuzuſehen, ob ich fort ſei, und da er mich zu ſeinem Schrecken noch fand, wollte er mir Reiſegeld — viel Geld — aufdringen, und einen Paß, aber ich ging doch nicht.»

«Du biſt ein edler und trefflicher Menſch,» ſagte der Graf gerührt, «und morgen ſoll es mein erſtes Werk ſein, die ſtrengſte Unterſuchung zu führen. Deine und deiner Mutter Angaben ſind die deutlichſten Fingerzeige, mit wem dieſe Unterſuchung zu beginnen iſt. Plaudere noch ſo lange, wie du willſt, mit deiner Mutter und kehre in dein Gefängniß zurück, wann es dir beliebt. Von

Augsburg gegen den edlen Fugger ausſprach, ſind leider eingetroffen. Herr von Fugger, alle Freunde Sr. Majeſtät können es Euch nicht genug Dank wiſſen, daß Ihr die Entlarvung dieſes Betrügers herbei geführt habt. Ich halte ihn für einen Spion entweder des Königs von Frankreich, oder, was noch wahrſcheinlicher, des Papſtes oder Venedigs und erbitte mir die Gnade, ihn verfolgen zu dürfen."

— „Ein Zigeuner?! Ein Spion?!" rief der König ſchmerzlich. „So wär' ich abermals von einem Menſchen betrogen? — Dietrichſtein, thut, wie mir Fugger angerathen. Laßt Alles durchſuchen und ſchafft mir den niederträchtigen Menſchen zur Stelle, der mich durch Reiter- und andere Künſte ſo für ſich einzunehmen gewußt hat."

Der König begab ſich ernſt und nachdenklich in ſeine Gemächer und erwartete ungeduldig Dietrichſteins Zurückkunft. Aber ſo ſpät dieſe auch erfolgte, der angebliche Herr von Lannoy war wie von der Erde verſchwunden. Man hatte nicht einmal eine Spur von ihm entdecken können. Seine Reitergeſchicklichkeit hatte ihn gerettet.

Dagegen wurden in ſeinem verſchloſſenen Zimmer auf dem Schloſſe ſehr wichtige Papiere gefunden, nämlich Briefe und Inſtructionen von Ceſare Borgia, welcher kurz vorher von ſeinem Vater, dem Papſte Alexander VI., zum Herzog von Romagna ernannt worden war und das Fürſtenthum Piombino an ſich geriſſen hatte. Aus dieſen Papieren ging klar hervor, daß der Zigeuner Antonio Cebes ein Spion des Ceſare Borgia und ſeines Vaters zugleich zuerſt am burgundiſchen Hofe zu Bruſſel und dann am königlichen zu Insbruck geweſen war, um dem habſüchtigen und intriguanten Ceſare jeden Schritt, welche König Maximilians Politik nach außen thun würde, zu berichten. Gleich darauf beging dieſer Ceſare eine der größten und nichtswürdigſten Treuloſigkeiten, welche in der Geſchichte vorgekommen ſind. Er forderte nämlich von Guidobaldo von Mentefeltro, Herzog von Urbino, Soldaten und Geſchütz, um, wie er vorgab, damit Camerino anzugreifen. Der Herzog von Urbino ſchickte aus Furcht vor dem Papſte die verlangte Waffenmacht, und mit ihr vertrieb Ceſare den Herzog und nahm Urbino. Augenſcheinlich ging dieſer treuloſe Böſewicht damit um, ſich zum König von Romagna zu machen; da mußte es ihm daran liegen, ſtets zu wiſſen, wie der deutſche König in Bezug auf dieſe weitausgreifenden Pläne geſinnt ſei, und er hatte deshalb dieſen Spion mit vielem Gelde unterhalten. Denn gerade um dieſe Zeit ging König Maximilian damit um, nach Rom zu ziehen und ſich vom Papſt zum Kaiſer krönen zu laſſen.

Des Königs Wuth über dieſen ihm geſpielten Betrug wurde nur durch ſein Dankgefühl gegen Jakob Fugger überboten, daß dieſer ihn von einem ſo gefährlichen Betrüger befreit habe.

Gleichen unbegrenzten Dank erntete Fugger aber von der edlen Frau, die durch ihn von ihrem Plagegeiſt ſo plötzlich befreit worden war. Sie erhielt die königliche Erlaubniß, wieder den Namen Bübenhoven führen zu dürfen, und als Fugger auf der Heimreiſe den Weg über ihr Schloß nahm, benetzte ſie ſeine Hand mit Freudenthränen und dankte ihm als ihrem Retter aus höchſter Noth mit rührenden Worten.

Mit einem ſchönen Selbſtgefühl verließ der edle Leinweber das tyroler Land; ein herzinniger Blick, den er zum Himmel richtete, war ein Dankgebet zu Gott, daß er ihm Kraft und Gelegenheit gegeben, überall Gutes zu ſtiften. Und er gelobte dem Herrn unermüdlich zu ſein im Fördern guter Werke und bat demüthig: „Mache mich, o Gott, auch ferner zum Werkzeug deines Willens; erwähle mich zu einem deiner Boten, zu einer Hand, den Samen auszuſtreuen auf Erden für dein ewiges Himmelreich. Amen.“

Dreizehntes Kapitel.

Der Herbſt war faſt bis zur Mitte des Monats October vorgerückt, als den noch immer in Saragoſſa verſammelten Ständen der ſämmtlichen ſpaniſchen Königreiche von dem in ſeiner arragoniſchen Hauptſtadt verweilenden Könige Ferdinand die Kunde zuging, die Königin und der Erzherzog nebſt Gemahlin würden am 28. eintreffen. Die Ankunft der hohen Gäſte war durch die anhaltende Kränklichkeit der Königin ſo ſehr verzögert worden. Die Stände, welche bereits ihre Bereitwilligkeit gegen den König ausgeſprochen hatten, ſeine Tochter Donna Juanna und deren Gemahl, den Erzherzog Philipp von Oeſtreich, zu Erben aller ſpaniſchen Kronen anzuerkennen, trafen glänzende Anſtalten zum Empfang der Königin und des künftigen Königspaars und zogen ihnen, der König an der Spitze, eine Viertelmeile entgegen, um ſie mit Pomp einzuholen. Die Bevölkerung von Saragoſſa und der Umgegend, welche zuſammengeſtrömt war, verwunderte ſich nicht wenig, in dem

Ehrenzuge, dicht hinter dem Wagen, welcher die drei königlichen Perſonen barg, einen andern voll der ſchönſten Katzen zu ſehen, auf welche bei der Ankunft vor dem königlichen Reſidenzſchloſſe die ganze Sorgfalt der Donna Juanna gerichtet war. Erſt erkundigte ſie ſich, wie ihren Lieblingen die Reiſe bekommen war, und dann mit dem ſtattlichen Don Ceſar im Arm, der ſich in Spanien wie ein Mönch gemäſtet hatte, nahm ſie die Bewillkommnungsgrüße des Volks an. Den Großen des Königreichs Arragon, die ſich ihr vorſtellen ließen, zeigte ſie ihren ſtolzen Katzenflor, erzählte wie viel Junge die Mutterchen geheckt, welche Streiche die Kater geſpielt u. ſ. w., und war vorzüglich unerſchöpflich in Don Ceſars Lob. Während die Stände des Reichs damit umgingen, die Erzherzogin Infantin als Erbin von Caſtilien und Arragonien und aller dieſen einverleibten übrigen ſpaniſchen Königreiche öffentlich in feierlicher Sitzung anzuerkennen und Jedermann mit einer gewiſſen Spannung dem Tage dieſer wichtigen Handlung entgegenſah, kümmerte ſich Donna Juanna um nichts weiter, als um den Tiſch ihrer Katzen, den ſie ſelbſt beſorgte. Sie kochte, briet und buk in der Küche mit eigner Hand die delikateſten Gerichte für ihre Vierfüßler und weinte troſtlos, wenn es einem derſelben nicht ſchmecken wollte. Für dieſe und ähnliche Fälle hatte ſie ſtets eine kleine Handapotheke voll der wirkſamſten Arzneien in Bereitſchaft und auch ein Thierarzt, ausſchließlich für die Katzen beſtimmt, befand ſich in ihrem Gefolge. Dieſe Beſchäftigungen waren für die Infantin mit einer Unſauberkeit verbunden, die die herrlichſten Gewänder in wenigen Tagen unkenntlich machte. Beſuchte ſie Jemand, ſo plapperte ſie in der heftigſten Aufregung, aber monoton wie das Geklapper einer Handmühle, das ungereimteſte Zeug und verband ohne Abſatz Dinge, welche in gar keinem Zuſammenhange mit einander ſtanden. Auf dieſe Weiſe fuhr ſie oft eine Viertelſtunde lang zu ſprechen fort, ohne nur abzuſetzen, und auch dann hörte ſie nicht auf die Einwürfe und Gegenreden ihrer Umgebung. Ein anderes Mal beobachtete ſie wieder ohne alle Veranlaſſung tagelang das hartnäckigſte Schweigen und gab durchaus auf keine Frage Antwort; dann ſchloß ſie ſich wol halbe Tage und länger mit ihren Katzen ein, ſpielte, jagte ſich mit ihnen durch die Zimmer. Man hörte ſie weit durch die Gemächer unbändig über die poſſierlichen Sätze und Sprünge der Thiere lachen und wiederum weinte ſie ſtundenlang troſtlos und verzweiflungsvoll vor ſich. In der heftigen Liebe zu ihrem Gemahl blieb ſie ſich aber gleich, und wenn ſie ihn einmal zufällig einen Tag über nicht geſehen hatte, ſo durfte ihr Niemand wehren, ihn auf ſeinen Zimmern aufzuſuchen. Dann warf ſie ſich lachend oder weinend an ſeinen Hals oder auch zu ſeinen Füßen, umſchlang ſeine Knie, liebkoſete ihn, nannte ihn mit den ſüßeſten Schmeichelnamen und überhäufte ihn mit den zärtlichſten Vorwürfen. Auch Philipp hatte mehr Mitleid mit ihr als früher und wies ihre ihm freilich meiſt ſehr läſtigen Liebkoſungen nicht mehr ſo barſch zurück, ſeit man wußte, daß ſie wieder geſegneten Leibes war.

Uebrigens ſchien ſich der Erzherzog nichts weniger als in Spanien zu gefallen. Die Spannung mit ſeiner Schwiegermutter hatte ſich nach dem Tode des Herzogs von Najara eher vermehrt als vermindert, und die Unterredungen, welche er einigemal mit dem Erzbiſchof von Toledo gehabt, waren keinesweges geeignet geweſen, eine freundliche Ausſöhnung der Königin mit ihrem Schwiegerſohne herbeizuführen. Auch hatte ſich der Erzherzog in der letzten dieſer von ihm nicht gewünſchten, aber auch nicht gemiedenen Zuſammenkünfte mit dem ſtrengen Kirchenfürſten auf eine Weiſe benommen, die ſelbſt dem furchtloſen Ximenes alle Luſt zu ferneren Verhandlungen mit dem künftigen König dieſes Landes verleidet hatte. So groß der Unterſchied der Jahre zwiſchen dem niederländiſchen und dem ſpaniſchen Fürſten war, ſo hatte ſich der Erzherzog, trotz ſeiner Jugend und ſeiner Schuld, dem Erzbiſchof doch mit der entſchiedenſten Heftigkeit und Bitterkeit gegenübergeſtellt und den ganzen trotzigen Stolz eines regierenden Herzogs, eines deutſchen Königſohnes und eines künftigen Königs blicken laſſen. Der Erzherzog ſah die Königin nur bei der Tafel und bei öffentlichen Gelegenbeiten; da ſie aber ihrer Kränklichkeit wegen oft tagelang das Zimmer nicht verließ und er Ausflüge in das Land machte, ſo wurden die Gelegenheiten, ſich zu ſehen, noch ſeltener. Ließ er ſich bei ihr zu einem Beſuch anmelden, ſo nahm ſie ihn meiſt nicht an und das war ihm eben recht. Fand er Zutritt, ſo unterhielten ſie ſich zehn Minuten lang im förmlichſten ſteifſten Hofton, von den gleichgültigſten Dingen. Bei dieſen Beſuchen war die Herzogin von Najara nie zugegen, auch hatte Philipp ſonſt keine Gelegenheit, die Herzogin zu ſehen, geſchweige ſie zu ſprechen, und er wußte nur durch ſeine Vertrauten, Luiſe ſei in ſolche Gunſt der Königin gekommen, daß ſie ſtets um die hohe Kranke ſein müſſe und dieſe von keiner Andern aus ihrer Umgebung Liebes- und Pflegedienſte annehme. Philipp erfuhr, daß die Königin ſich des Abends meiſt mit der Herzogin einſchließe und ſich von ihr vorleſen oder auf der Mandoline vorſpielen laſſe. Die Schwierigkeiten, die ſeinem immer heftiger glühenden Wunſche nach dem Beſitz der kleinen ſchönen Zigeunerprinzeſſin von allen Seiten entgegentraten, beſchäftigten ihn indeſſen ſo, daß ſeine Leidenſchaft für die Herzogin in den Hintergrund ſeiner Seele trat. Er hoffte inzwiſchen auf der Reiſe nach Saragoſſa wieder mit ihr in Berührung zu kommen; ja dieſe Berührung war unvermeidlich, da Luiſe, wie allgemein behauptet wurde, der Königin auf der Reiſe unentbehrlich ſein werde. Aber die Hoffnung trog den

Erzherzog. Die Herzogin reiſete nicht mit und er konnte nichts Gewiſſes über ſie erfahren. Manche behaupteten, ſie ſei bereits voraus gereiſt, Andere: ſie werde nachkommen, Dritte: ſie werde gar nicht kommen. Philipp verſtand es, ſich über ihren und der Zigeunerprinzeſſin Verluſt zu tröſten. Er hatte wieder kleine pikante Einverſtändniſſe mit ein paar Hofdamen angeknüpft, und als dieſe von der Königin nicht mit nach Saragoſſa genommen wurden, fand er dort für ſie leicht Erſatz in einigen vornehmen und heißblütigen Damen der Hauptſtadt Arragoniens. Seine Vertrauten ſorgten ſtets dafür, daß ſein Herz nicht unbeſchäftigt war.

Den ernſten ſpaniſchen Granden gefiel dies leichtſinnige Leben ihres zukünftigen Königs und ſeiner Umgebung keineswegs, denn ſchier noch ſchlimmer als er trieben es ſeine Freunde und Genoſſen und in das ſteife und einförmige Leben dieſes Adels war plötzlich eine Frivolität gekommen, welche zwar den meiſten Frauen zum größten Ergötzen gereichte, dagegen alle Ehemänner zum äußerſten Zorn reizte. Es kam zu einigen ernſthaften Auftritten; die ſchönen und von den Frauen begünſtigten Niederländer benahmen ſich übermüthig gegen die Männer, und der Erzherzog, welchem einigemal Klagen über ſeine Leute zugekommen waren, hatte dieſe nicht nur nicht beſtraft, ſondern — wie das allgemeine Gerücht behauptete — mit ſeinen verklagten Dienern die betrogenen Ehemänner verlacht. Die

Bitterkeit der Königin war durch ſolche Vorfälle erhöht worden, auch der König, der endlich von dieſen Misverhältniſſen erfahren mußte, ſah eben nicht freundlich drein; die Urſache vom Wahnſinne der Erzherzogin war allgemein bekannt worden und ſo ſehr man die unglückliche Fürſtin, die Landeskönigstochter und Erbin der ſpaniſchen Krone, bedauerte, ſo heftig tadelte man den deutſchen Erzherzog, der, der ſchmählichen Behandlung derſelben ungeachtet, durch ſie König von Spanien werden ſollte. Und ſo begegnete der lebensluſtige Erzherzog lauter finſtern Geſichtern, die einiger ſchönen Frauen ausgenommen. Es war natürlich, daß er dieſe letztern um ſo eifriger aufſuchte, je ſaurer man ihm von jeder andern Seite das Leben machte.

All' dieſes heimlichen Grolls und dieſer Verſtimmungen von beiden Seiten ungeachtet ernannten die Stände der Königreiche mit glänzenden Feierlichkeit den Erzherzog und die Erzherzogin von Oeſtreich zu Thronerben von Caſtilien und Arragonien, falls das regierende Königspaar ohne männliche Leibeserben mit Tod abgehen ſollte, und beſtätigten ihren von den beiden Königen bereits in Toledo ertheilten Titel eines Prinzen und einer Prinzeſſin von Spanien. Beide wurden in prächtigen Kleidern auf einen offenen, mit ſechs weißen Pferden beſpannten Wagen geſetzt und durch die Stadt gefahren. Herolde ritten voraus und riefen ſie als das künftige Königspaar aus. Das Volk lief in großer dir aber, meines Lebens Leben,» wandte er ſich zu Eliſen, «will ich mich jetzt trennen, um bald für immer mit dir vereint zu ſein. Dieſe Nacht ſoll unſer ſüßes Geheimniß noch überſchleiern; morgen trete es glänzend hervor, wie die Sonne, wenn ſie das Nachtgewölk zerſtreut hat.»

Der Graf verfügte ſich auf ſein Zimmer, und der Kammerdiener durfte nicht von ſeiner Seite weichen. Trunken von Beifall und Jubel des Volks, den die Gräfin Hildegard — die ſich nur als regierendes Haupt betrachtete — in der Stadt und auf dem herrlich geſchmückten Rathhausſaal, wo das Volk bankettirte, genoſſen hatte, kehrte ſie ſpät mit dem Profeſſor ins Schloß zurück, und hatte im ſtolzen Übermuthe ihres Herzens keine Ahnung von dem, was ſich während ihrer Abweſenheit zugetragen hatte, noch was ſich am folgenden Tage ereignen ſolle.

Mit dem herbſtlichen Grau des Morgens verbreitete ſich im ganzen Städtchen das Gerücht, der Gaſtwirth Vierig ſei um Mitternacht im Schloſſe gefangen worden, als er eben dem Metzger Lotz habe davon helfen wollen. Dieſem Gerücht folgte ſogleich ein zweites auf der Ferſe nach, der Pro-

Maſſe herbei und küßte den Saum ihrer Mäntel; die Prinzeſſin von Spanien weinte aber, daß ſie nicht einmal ihren Don Ceſar mit in den Wagen habe nehmen dürfen. Der Wahnſinn der hohen Frau ſtimmte die Menge wehmüthig und mancher ſtille Fluch gegen den Erzherzog glitt über trotzig aufgeworfene Lippen.

Als ſie zum königlichen Palaſt zurückkehrten, bemerkte der Erzherzog einen ſchönen, aber finſtern jungen Mann von gedrungener Geſtalt, brauner Geſichtsfarbe, orientaliſchen Zügen, edler Haltung und vornehmer Kleidung am Portale ſtehen und ehrerbietig grüßen. Die Prinzeſſin eilte ſogleich nach ihrem Zimmer, um nach ihren Katzen zu ſehen, und Philipp ſah mit einem einzigen Blick, daß der Fremde in derſelben Richtung ging. Nach einer halben Stunde — der Tag begann eben ſich zu neigen — trat Bübenhoven herein und meldete den Don Alfonzo de Granada, Admiral der Könige von Caſtilien und Arragonien.

— „Ha, endlich!“ rief Philipp. „Das iſt der Prinz Alnayar, der Maure, den ich ſchon langſt kennen zu lernen wünſchte. Er iſt mir willkommen.“

Der Fremde, der am Portal des Schloſſes geſtanden hatte, trat mit einer kalten und ſtolzen Verbeugung herein, welche die deutſch-gemüthliche Freundlichkeit, mit welcher der Erzherzog ihm entgegen zu treten im Begriff war, verletzte. Noch mehr geſchah dies durch den finſter grollenden Ausdruck im Geſicht des Mauren.

Es lag ein hochmuthiger, kalter, verbiſſener Schmerz in den Zügen dieſes Mannes, der faſt wie Wuth ausſah und den Erzherzog entſchieden anwiderte. Er blieb alſo ſtehen und empfing den Admiral mit einer ſtolzen Bewegung der Hand.

— „Ew. Hoheit verweilt ſchon ſeit fünf Monaten am Hofe der Könige von Spanien,“ begann Alnayar mit gedämpfter Stimme, „und noch hat der Admiral derſelben ſeinem künftigen Könige nicht die Ehre entboten. Dies würdet Ihr mir nicht verzeihen dürfen, wenn Euch nicht — wie ich hoffe — bekannt wäre, daß mich meine Pflicht im Meere von Neapel zurückgehalten.“

— „Ich weiß,“ verſetzte Philipp kalt, „und Ihr ſeid entſchuldigt.“

— „Ich habe der Königin meine Aufwartung bereits gemacht; ſie iſt heute wieder leidend. Ich finde ſie ſehr verändert, ſeit ich ſie nicht geſehen.“

— „Das iſt kein Wunder. Die Königinnen beſitzen trotz ihrer Macht nicht das Geheimniß, Göttinnen zu ſein. Frau Iſabella von Caſtilien unterliegt dem Looſe der Menſchheit, wie andere Frauen auch.“

— „Zumal wenn ſo ſchwerer Kummer an ihrem Herzen nagt, wie an dem der Königin.“

— „Ach, ſie thut nicht wohl daran, ſich Kummer zu machen. Wer heißt ihr das? Königinnen brauchen ſich um nichts zu kümmern. Es wird auch nicht ſo ſchlimm ſein. Die Menſchen vergrößern gern Alles an fürſtlichen Häuptern, ihre Tugenden und ihre Laſter, ihre Leiden und ihre Freuden; ja Manches, woran ſie gar nicht gedacht, wird ihnen geradezu angedichtet. Ihr mußt ja das ſo gut aus der Erfahrung wiſſen wie ich; Ihr ſtammt ja auch aus einem Königshauſe.“

— „Eure Scherze paſſen nicht zu meiner Stimmung,“ verſetzte Alnayar heftig, „und wahrlich ſie vertragen ſich ſchlecht mit den unglücklichen Verhältniſſen in dieſem Königshauſe, deren ſchlimmſte durch Eure Schuld hervorgerufen worden ſind.“

Der Erzherzog trat einen Schritt zurück und ſagte: „Don Alfonzo de Granada, Ihr führt hier eine ſeltſame Sprache, die ich mir verbitten muß.“

— „Sie mag Euch misfallen, wie die Sprache der Wahrheit immer den Königen misfällt; das weiß ich aus Erfahrung. Aber ich komme ſo eben von Donna Juanna, Eurer Gemahlin, und mein Herz blutet aus tauſend Wunden, die mir der Anblick dieſer unglücklichen Frau geſchlagen. Euer Benehmen gegen ſie iſt mir kein Geheimniß; ich kenn' Eure ganze Schuld. Ich weiß von meinem Freunde Don Hernandez de Villaquiran, wie Ihr Euch gegen die arme Infantin verſündigt, die Euch die ſpaniſchen Kronen in den Schoos wirft, und ich bin zu Euch gekommen, Euch in's Gewiſſen zu reden. Mein fürchterlicher Schmerz kann nicht die Worte abwägen, ob ſie Euch gefallen oder nicht; denn ich liebte dieſe Donna Juanna, ich hätte ſie beglückt und wäre durch ſie ein glücklicher Mann geworden, Ihr aber habt ſie ſchmählich behandelt und an Leib und Seele verderbt."

— „Genug!" ſchrie der Erzherzog zornglühend. „Entfernt Euch im Augenblick, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch durch meine Leute hinauswerfen laſſen ſoll!"

— „Hinauswerfen?!" ſchäumte der Maure. „Alſo auch feige biſt du, gleißende Schlange? Vertheidige dich, Elender! Es gilt um Tod und Leben!"

Und eh' der Erzherzog ſich deſſen verſah, hatte der Admiral den Degen gezogen und drang wüthend und mit mörderiſcher Abſicht auf ihn ein. Eh' Philipp ſeine Waffe gezogen hatte, ſprang Bübenhoven durch die raſch aufgeriſſene Thür herein, fiel den Mauren von hinten an und entriß ihm den Degen mit den Worten: „Unglücklicher, Euer Haupt iſt dem Henker verfallen!" — Der Erzherzog rief nach Hülfe und in wenigen Augenblicken erſchallten die Gemächer vom Mordgeſchrei der herbeieilenden Leute. Bübenhoven zerrte den Mauren, der ſich jetzt der Gefahr bewußt zu werden ſchien, in die er ſich geſtürzt, aus der Thüre auf den Corridor. „Flieht!" raunte er ihm hier zu, „ich will thun, als verfolgte ich Euch. Die einbrechende Nacht hilft Euch vielleicht zur Flucht. Fort!"

Alnayar ſtürzte mit wilden Sätzen vorwärts, der Page ihm nach. In dieſem Augenblick wurde eine auf dieſen Corridor führende Thür von innen geöffnet und eine Frauengeſtalt erſchien in derſelben. Die Nacht ließ ihre Züge nicht erkennen. Der Page mußte aber doch wiſſen, wer ſie war, denn er faßte den Mauren im Nacken, ſchleuderte ihn mit der Kraft ſeines Arms in die Thür und raunte der Frau zu: „Verſteckt ihn! Rettet ihn!“ Die Thür ſchloß ſich im Nu und ward von innen verriegelt; Bübenhoven ſtürmte mit Mordgeſchrei weiter, die Andern ihm nach, das ganze Schloß wurde lebendig; man ſperrte die Thore, Fackeln wurden angezündet, Pagen, Hofherren, Soldaten, Pförtner und anderes Volk lärmte und ſuchte durch alle Räume. Der König erſchien ſelbſt unter ihnen und verſprach Demjenigen, welcher den Verbrecher auffinden und gefänglich einliefern würde, tauſend Silberrealen. Da man ungewiß war, ob ſich der Maure im Schloſſe verborgen oder aus dem Thore entkommen war, ſo zerſtreuten ſich Viele in der Stadt, um die Spur des Flüchtigen aufzufinden, Andere durchſtöberten das ganze Schloß, aber Don Alfonzo wurde nicht gefunden und Niemand konnte ſich erklären, wie er in der Schnelle ſich habe retten können. Viele glaubten deshalb an Zaubermittel, deren Kenntniß und Gebrauch überhaupt den überwundenen Mauren allgemein zugeſchrieben wurde.

Der Erzherzog Philipp ſetzte fünftauſend Realen auf den Kopf Don Alfonzo's und zehntauſend auf den lebenden Mann; man glaubte nun allgemein, der Unglückliche werde verrathen werden, da man nicht daran zweifelte, daß er ſich noch in der Stadt verborgen halte; aber es verging ein Tag um den andern und nicht die leiſeſte Spur von Alnayar konnte entdeckt werden. Da ließ der König Bildniß und Namen des Admirals an den Galgen ſchlagen und ihn aller Ehren und Würden verluſtig erklären, zugleich wurde Jedermann verpflichtet, ihn, wo er ihn finde, als einen vogelfreien Mann zu tödten oder gegen die feſtgeſetzte Belohnung lebendig einzuliefern. Jedermann aber, welcher dem Majeſtätsverbrecher Feuer und Waſſer, Salz und Brot, Luft und Boden geſtatte, ſollte des Leibes und Lebens verluſtig gehen und von Henkers Hand ſterben, wie jener ſelbſt.

Auch dieſe Bekanntmachung hatte keinen Erfolg, zu des Erzherzogs größtem Verdruß; denn noch nie hatte ſein Herz ein ſo mächtig loderndes Rachegefühl gegen einen Menſchen durchdrungen, wie gegen den verhaßten Mauren, und Niemand durfte in ſeiner Nähe auch nur den Namen deſſelben ausſprechen, bei der ſchwerſten Ungnade des Prinzen. Im Geheimen ſchickte er aber Späher nach dem Flüchtling aus und bot Summen auf Summen, um ſeiner habhaft zu werden. Es war Alles vergebens und die Laune des Erzherzogs färbte ſich täglich dunkler.

Vierzehntes Kapitel.

Einige Tage nach dieſem Ereigniß erſchien für den Erzherzog ſehr unerwartet — auf einem Hoffeſte, welches zur Feier der Anerkennung und zu Ehren des neuen Prinzen von Spanien von den Königen den Ständen gegeben wurde, Donna Luiſa, die verwitwete Herzogin von Najara, an der Seite der Königin. Zwar war ſie noch in die tiefſte Trauer gekleidet, aber ihr Auge, ihre Züge gingen in ruhiger Heiterkeit einher. Es war augenſcheinlich eine große Veränderung mit der Herzogin vorgegangen; der Erzherzog erkannte dies auf den erſten Blick und ſein jugendlicher Egoismus deutete dieſen Umſtand gleich zu ſeinen Gunſten. Sie war in der faltenreichen, koſtbaren Trauerkleidung unbeſchreiblich reizend und der ſtets verliebte Prinz von Spanien ſchwur ſeinem Freunde Philibert von Vere mit aufglühender Begeiſterung in's Ohr: ſie ſei noch nie ſo reizend geweſen und vereinige die ſüße mädchenhafte Schönheit mit der üppigen und lockenden Reizfülle einer jungen Witwe; ſie ſei ganz unwiderſtehlich und er müſſe ſie küſſen, ſollten auch alle Hoffnungen auf die ſpaniſchen Kronen darüber verloren gehen.

Niemand wußte, ob die Herzogin an dieſem Tage oder ſchon früher angekommen ſei; Niemand wollte ſie ankommen geſehen haben. Sie war plötzlich erſchienen wie ein ſchönes Räthſel und Alle beeiferten ſich daran zu rathen. Sie hielt ſich ſtets in der nächſten Nähe der Königin; Iſabella richtete faſt immer Worte an ſie und Jedermann bemerkte, mit wie viel Huld und Gnade ſie begleitet waren. Die Prinzeſſin von Spanien wich aber gar nicht von Luiſens Seite und überhäufte ſie mit den ſcurrilen und ſeltſamen Freundlichkeiten, welche aus ihrem unglücklichen Zuſtand hervorgingen. Der Erzherzog ließ ſich indeß dadurch nicht abhalten, die Herzogin zu begrüßen, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ſie zu fragen, wann ſie angekommen ſei. — Sie wich ihm nicht aus, ſie war nicht verlegen; ihr Auge glitt ruhig und unbefangen über das ſeinige hin und ſo entgegnete ſie: für die Geſellſchaft ſei ſie erſt heute angelangt, für ihre hohe Gebieterin aber ſchon vor einigen Tagen. Philipp mußte wieder zurücktreten, denn Aller Augen waren auf ihn gerichtet und auf der Stirn der Königin zogen ſich Wolken zuſammen. Aber er hatte den Wohllaut jener Stimme wieder vernommen, die das erſte Entzücken der Liebe in ihm wach gerufen, und ſein Herz erlag dem Zauber deſſelben abermals ſo ganz, daß er des Pfalzgrafen Friedrich

Hand ſchier krampfhaft ergriff und ihm in's Ohr flüſterte: „Wenn ich ſie ſehe und noch mehr wenn ich ſie höre, begreife ich keinmal, wie ich nur je ein anderes Weib habe lieben können. Sie iſt die Sonne meines Lebens; alle Andern ſind nur kleine unbedeutende Sterne gegen ſie. Und es macht mich noch ſo verrückt, wie meine Ehehälfte, daß ich mir das Licht dieſer mir beſtimmten Sonne entziehen und eine häßliche Nachtlampe in mein Schlafzimmer ſtellen ließ. Aber wahrlich, ich will nicht länger dulden, daß neidiſche Wolken mir meine Sonne verhüllen. Gott Lob! ich habe nichts mehr zu fürchten von einem alten, eiferſüchtigen Eheherrn, nichts mehr von einem tollen, verliebten Stiefſohn. Sie iſt frei und ſie muß mein werden, trotz allen Königen von Spanien, ſo wahr Maria von Burgund meine Mutter war!“

Dieſe Worte waren nicht vorſichtig genug, ſie waren vielmehr mit ſolcher Leidenſchaft geſprochen, daß ſie auch ſpaniſche Ohren erreichten, für die ſie nicht beſtimmt waren. Der Pfalzgraf machte ſeinen Gebieter darauf aufmerkſam, der Erzherzog verſetzte aber trotzig: „Mich ſticht der Kitzel, mit einem Schlage dem ganzen trübſeligen Mummenſchanz ein Ende zu machen. Hätt' ich nur erſt noch einmal unter vier Augen mit ihr geſprochen. Sie muß fort mit mir aus dieſem Lande, in welchem ich wahrlich nur als König leben mag. Du mußt mit ihr reden, Friedrich, daß ſie mir ein Stelldichein bewilligt.“

Und wenn dieſe Worte nicht alle gehört und verrathen wurden, ſo verriethen die Blicke und die Unruhe des Erzherzogs dem verſammelten Hofe genug, um Jedermann begreiflich zu machen, daß die Leidenſchaft des Prinzen für die Herzogin von Najara keineswegs mit ihrem Gemahl geſtorben ſei. Aber mit Verwunderung ſah man, daß die Erzherzogin Infantin von gleich heftiger Neigung für die Herzogin eingenommen ſchien.

Der König Ferdinand trat zum Erzherzog.

— „Dieſen Abend, eh' ich aufbrach," ſagte er, „traf ein Courier aus Blois ein, der auch einen Brief des Königs von Frankreich an Euch gebracht hat. Ich kann Euch aber ſchon jetzt mit einer merkwürdigen Nachricht von dort überraſchen. Der König von Ungarn und Böhmen hat durch eine glänzende Geſandtſchaft um die Gräfin Anna von Foix, Nichte des Königs Ludwig, anhalten laſſen und dieſer hat ihm das Jawort gegeben. In kurzer Friſt ſchon wird die Braut nach Preßburg oder Prag abgeholt und die Vermählung vollzogen werden."

— „Der alte König Wladislaus, dieſer ſchläfrige Betbruder, wird die junge, lebhafte, muthwillige Anna von Foix heirathen?!" rief der Erzherzog erſtaunt. „Mein Gott, wie ſind denn dieſe beiden Leute zuſammengekommen?"

— „Durch einen Vetter der Gräfin, der eine Hofcharge am polniſchen Hofe bekleidet. Der König feſſor Ortmann, der Secretär Zöllner und der Amtsadjunktus Liebknecht ſeien auf Befehl des Grafen in den Betten arretirt und ins Gefängniß abgeführt worden. Es gab einen ordentlichen Aufſtand in der kleinen Stadt, und wo nur Köpfe waren, da wurden ſie zuſammengeſteckt. Durch Laufen und Fragen erfuhr man bald mehr von der Sache. Es hieß, der Graf habe in der Nacht eine Unterredung mit dem gefangenen Nagelſchmied und deſſen Mutter gehabt. Als der Erſtere um Mitternacht wieder ins Gefängniß zurückgeführt worden ſei, wäre ihm ein Mann begegnet, der aus einem der Gefängniſſe entkommen. Der Nagelſchmied und der Amtsdiener hätten denſelben feſtgehalten und Lärm gemacht. Der Hausvogt ſei mit Licht gekommen, und zu ihrem Befremden hätten alle den Gaſtwirth Vierig erkannt. Mittlerweile ſei ein andrer Mann entſprungen und bald habe man bemerkt, daß das Gefängniß des Metzgers Lotz leer ſei. Vierig ſei trotz ſeiner Dickleibigkeit durch ein Fenſter hereingeſtiegen, deſſen Gitter er durchgefeilt, die Thüre des Gefängniſſes habe er mit Nachſchlüſſeln geöffnet, Lotz habe ſich ſchnell durchs Fenſter davongemacht, Vierig habe nicht ſo raſch fortkommen können und ſei erwiſcht worden. Man habe die Sache ſogleich dem Grafen gemeldet, davon Polen vermag bekanntlich Alles über ſeinen Bruder, den König von Ungarn und Böhmen; ſo hat er ihm auch die Gräfin Anna von Foix vorgeſchlagen und Wladislaus hat, um nur endlich einmal eine Frau zu bekommen, ſogleich eingewilligt. So ſchreibt man mir vom franzöſiſchen Hofe. — Uebrigens hat König Ludwig, von unſerm Waffenglück in Neapel unangenehm berührt, ſehr ernſtlich auf Abſchluß des Friedens und Feſtſtellung der Landesportion gedrungen."

Philipps Züge verfinſterten ſich.

— „Dieſer Friede und dieſe Theilung hätten ſchon lange vollzogen ſein ſollen," entgegnete er unmuthig. „Ich verbürgte mich dem König Ludwig mit meinem fürſtlichen Worte, ja mit meiner Perſon für ſeine Zufriedenſtellung und er ſchickte darauf ſeinen Geſandten."

— „Wer hat Euch einen ſolchen Auftrag gegeben?" fragte der König. „Unſere Waffen ſind ſiegreich geweſen in Neapel; der Großcapitain verweigert geradezu einen Frieden anzuerkennen, der uns die beiden ſchönſten Provinzen, die Capitanata und Baſilicata raubt."

— „Und doch werdet Ihr auf dieſe Bedingung Frieden mit Frankreich machen, wenn Ihr Frieden mit mir ſelbſt haben wollt."

Der König lächelte über den bittern Ernſt ſeines Schwiegerſohnes und verſicherte, dieſer Friede ſolle durch ſeine (Philipps) Hand geſchloſſen werden, da er ſo ſtarke Vorliebe für den König Ludwig habe. Und da ſie ſich ſo eng verſchwagert, ſo ließe ſich ſchon ein ſchicklicher und bequemer Ausweg treffen, die beiden ſtreitigen Provinzen doch den ſpaniſchen Kronen zu erhalten. „Ich werde Euch meine Gedanken und Anſichten nachſtens bei paſſenderer Gelegenheit mittheilen,“ ſchloß der ſchlaue Konig und der Erzherzog entfernte ſich übelgelaunt. Er ſuchte den Pfalzgrafen wieder auf, um ihm die neue Mahr aus Frankreich unverzuglich mitzutheilen. „Seltſam!“ rief er, „die Prophezeiung der kleinen Zigeunerprinzeſſin geht an Anna von Foix ſchon in Erfullung. Zwei Konigskronen hat ſie ihr geweiſſagt und ſieh', Wladislaus ſetzt ihr die Kronen von Ungarn und Bohmen auf das niedliche Haupt. Und unſere Kinder ſollen ſich vermahlen — war's nicht ſo? — mein Sohn ihre Tochter, ihr Sohn meine Tochter. Furwahr, die Kinder des Konigs von Ungarn und Bohmen werden den Kindern des Konigs von Spanien ebenburtig ſein und Ungarn hat ſchon einmal oſtreichiſche Herren gehabt. — Aber ich ſoll nur eine Krone tragen? Und jung ſollen wir Beide bleiben — ein Stern fallt auf unſere Bahn — —“

Die letzten Worte ſprach er duſter in ſich hinein und es war ihm wunderlich dabei zu Muthe. Der Pfalzgraf unterdruckte dieſe ernſte Stimmung aber ſchon im Entſtehen, indem er lachend ausrief: „Mir macht dies Eintreffen ganz tollen Muth und der Kamm ſchwillt mir gewaltig. Sie hat mir ja auch eine Konigskrone zugeſagt und, da Ihr nur eine haben ſollt, gnadigſter

Herr, ſo werdet Ihr wol König von Caſtilien und ich König von Arragonien werden. Wie's zugehen ſoll, begreiſ' ich freilich nicht. Doch bei Gott iſt kein Ding unmöglich."

Der Erzherzog eilte zur Königin und zur Herzogin von Najara, um mit dieſen über die neue Heirath zu ſprechen. Luiſe war bereits durch einen eigenhändigen Brief Anna's unterrichtet. „Sie iſt die vierte aus unſerm innigen Mädchenbunde auf Frankreichs ſchönem Boden," ſagte ſie, „welche ihr Haupt unter das Ehejoch beugt. Sie war die heiterſte, die fröhlichſte von uns; möchte ſie auch die glücklichſte ſein! Nun iſt Germaine noch übrig. Eins von dieſen fünf Kindern, denen ich durch Bande des Bluts, Jugend und Neigung angehörte, iſt ſchon die dunkle Straße des Todes gegangen. Es wurde uns einſt von einer Zigeunerin prophezeiet, drei davon würden nicht alt werden, ſondern jung ſterben; welche werden wol die beiden Andern ſein?" Eine Thräne hatte ſich in ihren dunkeln Wimpern verhangt; ihr Mund zuckte ahnungsvoll wehmüthig; ein leichter Schatten glitt über ihre Züge. Der Erzherzog war aber erblaßt; es fiel ihm in dieſem Augenblicke ſchwer auf's Herz, daß die Prinzeſſin Zaroya ihm und Anna Foix geweiſſagt hatte, ſie würden jung bleiben. Wie, wenn Anna eine von den beiden dem frühen Tod Beſtimmten wäre?

Er eilte zum Büffet, um ſich die Todesgedanken zu vertreiben, und Frohſinn und Lebensluſt lachten bald wieder aus ſeinen ſchönen und edlen Zügen. — —

Einige Tage darauf gab die Erzherzogin-Infantin eine Abendgeſellſchaft. Die Königin hatte ſich entſchuldigen laſſen. Die anweſenden Damen beſchäftigten ſich, der unglücklichen Wirthin zu Liebe, mit den Katzen derſelben. Die ganze Garderobe der wohlgepflegten Thiere wurde herbeigeholt und man beeiferte ſich ſie auf das ſtattlichſte herauszuputzen. Es wurde ein Souper für ſie ſervirt und ſie ſpeiſten in großer Gala. Nur die Herzogin von Najara berührte keine Katze. Ernſt und wehmuthig blickte ſie auf das Treiben der Erzherzogin; wenn dieſe ausgelaſſen lachte und der geliebten vierbeinigen Geſellſchaft die wunderlichſten Dinge vorplauderte, zuckte ein tiefer Schmerz um die Lippen der Herzogin. Die oft ſtürmiſchen Liebesbeweiſe der Erzherzogin ertrug ſie mit würdiger Haltung.

Der Erzherzog trat zu ihr und erſuchte ſie um einige Worte. Sie folgte ihm ohne Erröthen und ohne Ziererei in ein Fenſter des nächſten Zimmers. Jedermann, der vorüberging, konnte ſie ſehen, der Prinz ſchien mit Abſicht dieſen Standpunkt gewählt zu haben.

— „Luiſe,“ ſagte er leiſe mit zitternder Stimme und zurückgehaltener Wärme, „du biſt von allen Banden, die dich an Spanien feſſelten, befreit —“

— „O, auf welche ſchreckliche Weiſe!“ ſeufzte ſie auf und verhüllte das Geſicht.

— „Sprich ein Wort, Luiſe, ich beſchwöre dich bei den ſeligen Tagen unſrer jungen Liebe! Sprich es aus, dieſes Wort — und auch ich zerreiße alle Bande, die mich an dieſes unſelige Land binden; ich werfe ihnen ihre Kronen zu Füßen und in wenigen Monden biſt du — —“

— „Um aller Heiligen willen, ſchweigt!“ flüſterte die Herzogin. „Die ſpaniſchen Ohren reichen weiter, als die deutſchen und die franzöſiſchen. Das wißt Ihr ja von der heiligen Inquiſition.“ — Sie wollte ſich entfernen. Er hielt ſie feſt.

— „Du mußt mich hören. Ich liebe dich wahnſinnig; du mußt die Meine werden! Ich flehe dich an um eine Zuſammenkunft. Luiſe, ſei barmherzig!“

— „Morgen Abend. Den Ort werd' ich Euch morgen brieflich angeben,“ hauchte ſie, riß ſich los und war wenige Augenblicke darauf aus dem Saale verſchwunden. Er blieb im Fenſter ſtehen und hätte weinen mögen vor Entzücken und vor Verdruß. Seine Schläfe glühten; er wollte ſich freuen und konnte es nicht, die Bruſt war ihm wie zugeſchnürt; er grollte mit Gott und der Welt. Plötzlich ſah er ſeine Gemahlin heran eilen; er wollte Ihr ausweichen, aber ſchon fühlte er ſich von ihren Armen umſtrickt, von ihren heftigen Küſſen überdeckt. Unwillig, ja ärgerlich ſtieß er ſie zurück, vielleicht heftiger als je. Da ſtürzte ſie heulend zu ſeinen Füßen, umſchlang ſeine Knie und jammerte und flehte in den rührendſten Tönen um ſeine Liebe. Mit zornigen Worten befahl er ihren Frauen, ſie zu entfernen, und er ſelbſt verließ mit haſtigen Schritten die Zimmer, um ſeine Freunde und Günſtlinge aufzuſuchen und die Nacht mit ihnen beim Becher zuzubringen.

Der Erzherzog hatte aus Luiſens Weſen etwas ſo Ungewöhnliches und Fremdes herausgefühlt, das keine ächte Freude über ihre Zuſage in ihm aufkommen ließ, ſelbſt als der goldhelle Dinto Feuer in ſeine Adern goß. Er war mit ſich in ſo argem Widerſpruch und in ſolcher Spannung, daß er kaum darauf hörte, als Vere zu ihm ſprach: „Die Zigeuner ſind auch hier; wenigſtens iſt mir gegen Abend die alte Mutter begegnet, die wir in Blois ſtatt der kleinen Prinzeſſin einfingen. Sie lief zwar vor mir fort, aber ich hatte ſie ſchon erkannt. Auch fehlt Bubenhoven heute ſchier den ganzen Tag; wenn dies der Fall iſt, kann man mit Beſtimmtheit annehmen, daß die Zigeuner in der Nähe ſind. Sie haben's ſeit unſerm Ritt in's Gebirge nach dem Schloſſe Villaquiran dem armen Jungen angethan.“

— „Die Zigeuner!“ murmelte endlich der Erzherzog, wie aus einem ſchweren Traume erwachend. „Ja, mit ihrer Hülfe muß es gelingen. Ich will ſie morgen aufſuchen.“ Er dachte daran, die Herzogin zu entführen.

Am folgenden Tage gegen Mittag verbreitete ſich das Gerücht: die Herzogin von Najara werde vermißt. Ihr Zimmer ſei leer, ihr Bett unangeruhrt. Sie ſei von dem Augenblick, wo ſie die Gemächer der Erzherzogin verlaſſen, nicht wieder geſehen worden und nirgend eine Spur von ihr aufzufinden. Dieſe Nachricht erfüllte den Erzherzog mit der größten Beſtürzung, die ſich allmälig, als er von allen Seiten die Beſtätigung der Unglückskunde vernahm, in Zorn verwandelte und zur Wuth ſteigerte. Die Ueberzeugung ſtand ſogleich in ihm feſt, daß ſeine Unterredung mit der Herzogin der Königin verrathen worden ſei und daß die ſchlaue und intrigante Monarchin die unglückliche Frau, vielleicht mit Hülfe des Erzbiſchofs von Toledo, der in Saragoſſa zugegen war, zum Geſtändniß gebracht und ſogleich habe heimlich entfernen laſſen.

Das Herz voll bitterem Groll ließ er ſich bei der Königin melden, mit dem Vorſatze, ſie nicht zu ſchonen und das Geheimniß des Ortes, wohin ſie die ſchöne Witwe habe hinbringen laſſen, von ihr heraus zu preſſen.

Iſabella lag bleich und leidend auf einem Polſterbette, und zu ihren Füßen ſaß die Erzherzogin weinend, als Philipp haſtig hereintrat. Die Königin winkte ihm ſtumm und kalt nach einem Seſſel, er war aber viel zu unruhig, um ſich zu ſetzen; er ſtellte ſich gerade vor ſeine Schwiegermutter und heftete das Auge ſtarr auf ſie. Beleidigt von dieſem Blick, ſagte ſie bitter: „Ich glaube, Ihr weidet Euch auch noch an dem Zuſtande, in den Ihr mich verſetzt habt, edler Prinz von Spanien, und ſeid gekommen, um zuzuſehen, wie mir Eure Verfügungen von der verwichenen Nacht bekommen ſind. Nun ich ſag' Euch zum Troſt, daß dieſer Handſtreich ein tüchtiger Nagel zu meinem Sarge iſt und Ihr die beſte Ausſicht habt, demnächſt den Thron von Caſtilien zu beſteigen. Uebrigens handelt Ihr ja ſo, als ob Ihr bereits unbeſchränkter Herr in dieſen Ländern wär't.“

— „Wovon ſpricht Ew. Majeſtät?“ fragte Philipp befremdet. „Auf welche Verfügungen, auf welchen Handſtreich von mir deuten Eure beleidigenden Worte hin? Helft mir auf die Sprünge; ich weiß bei Gott und Ehre nicht, was Ihr meint.“

— „Das Läugnen und Frommthun ſteht Ew. Hoheit fein,“ verſetzte die Königin, „und ich habe es ſchon nicht anders von Euch erwartet. Wenn man aber den Fürſten eines Hauſes, das ſtets auf Gott und Ehre gehalten, ſolche Schwüre ſprechen hört, um eine Schuld abzuläugnen, dann möchte man vor Kummer und Zorn blutige Thränen weinen.“

— „Wie, Donna Iſabella?“ rief Philipp entrüſtet und todtbleich, „Ihr zaudert nicht, mich eines falſchen Schwurs zu zeihen?“

— „Und wähnt Ihr, Don Philipp,“ fuhr die Königin mit erhöhter Stimme fort, „Ihr wollet mich durch dies Alles glauben machen, Ihr ſeid nicht der Entführer der Herzogin von Najara?"

— „Ich?!" ſchrie der Erzherzog auf und ſtand dann einige Augenblicke wie verſteinert. Dann fuhr er grauſig lachend fort: „Fürwahr, das iſt ja recht ſpaßhaft von Euch, allergnädigſte Frau Mutter, daß Ihr mir die Entführung der Herzogin zuſchiebt. Dieſer Zug ſetzt Eurer Meiſterſchaft in der Staatsklugheit eine Krone auf, wie Ihr ſelbſt ſie nicht beſſer tragt. Und ich geſtehe aufrichtig, darauf war ich nicht vorbereitet."

— „Eure Schlangenwindungen helfen Euch nichts," fuhr die Königin in immer ſtrengerm Tone fort, und eine unheimliche Röthe zeigte ſich auf ihren Wangen, während ihr Auge einen unbeſchreiblichen Ausdruck von unwilliger Verachtung annahm. „Ich kenne Eure Leidenſchaft für die Herzogin und auch die ihrige für Euch blieb mir nicht verborgen. Man kennt auch die Verabredung, die Ihr geſtern Abend, dem ganzen Hofe gleichſam zum Hohn, mit ihr im Angeſicht Aller genommen; man hat unter den Reitern, die in der Mitternacht aus der Stadt geritten ſind, Leute aus Euerm Dienſt erkannt. Und Ihr wagt es noch zu läugnen, daß Ihr die Schändliche entführt habt, die Schlange, die ich in meinem Buſen erzog? — Seht, ſeht hier, Unſeliger, dies bejammernswerthe Weib, das Thränen über Euch vergißt und Thränen über Eure Buhlerin, die ſie liebte, wie ſie Euch liebt! Ihr Irrſinn iſt Euer Werk. Und während ſie wieder Mutterhoffnungen hegt, begeht Ihr einen neuen Frevel an ihr. Ihr werdet ſie und mich in die Grube ſtürzen, dann, ſchöner Philipp von Oeſtreich, habt Ihr freie Macht, Euch im chriſtlichen Staat Caſtilien, der immer fromme und gottesfürchtige Beherrſcher hatte, einen mauriſchen Harem anzulegen und wie der weiſe König Salomo durch ſchöne Weiber zum Narren zu werden."

Die Erinnerung an ſeine Schuld dämpfte in etwas die Flamme von Philipps Zorn. „Treibt mich nicht auf die äußerſte Spitze, Majeſtät!" ſagte er. „Wozu dies Poſſenſpiel, ich glaube es Euch doch nicht, und wenn Ihr Eure Rolle noch natürlicher ſpieltet. Ihr habt die Herzogin fortſchaffen laſſen und gebt mir es ſchuld, um mir jede Nachfrage nach ihr vom Munde wegzuſchneiden. Ich erkenne meine Meiſterin in Euch. In der That, man muß nach Spanien gehen, um zu lernen, was zu einem Könige gehört. Wir draußen in den deutſchen Ländern haben davon keine Ahnung."

— „Ihr beweiſ't das durch die That; denn ſo lang' die Erde ſteht, hat es keinen Fürſten gegeben, der die Verſtellungskunſt meiſterlicher geübt hätte, als Ihr! und in ſolcher Jugend, Ihr könnt' es als König von Spanien weit bringen. Es iſt der größte Meiſterſtreich von Euch, mir die Entführung der Herzogin aufzubürden, während ſie auf dem Wege nach den Niederrauf ſeien Häſcher nach Lotz ausgeſchickt, der Profeſſor, der Secretär und der Amtsadjunktus aber feſtgenommen worden. Solch eine Gemüthsſpannung hatte in Adlerſtein ſeit ſeiner Gründung noch nicht exiſtirt. Mit einer wahren Wuth deutſch kleinſtädtiſcher Neugierde harrte alles der Dinge, die nun kommen ſollten, und jeder Kopf ſtrengte ſich mit unzähligen Vermuthungen an.

So lebendig, wie's in der Stadt war, war's auch im Schloſſe. Das Amt war zuſammen und der junge Graf präſidirte zum Erſtaunen des ganzen Perſonals, das in Furcht und Zittern da ſaß, ſelbſt. Der Amtmann verſprach ſich zehnmal und corrigirte ſich zwanzigmal; die Concipienten konnten kaum die Feder halten.

Eh noch die Verhöre begannen, hatte der Graf noch eine geheime Unterredung mit Frau Eiſenblut gehabt, in Folge deren ein Diener des Grafen, den er beſonders liebte und der übrigen Dienerſchaft vorzog, zu Pferde fortgeſchickt worden war. Die Gräfin hatte zweimal nach ihrem Sohn geſchickt und ihn dringend um eine Unterredung bitten laſſen, er ließ ihr jedes Mal antworten, ſobald ſeine höchſt nothwendigen und nicht zu verſchiebenden Geſchäfte abgemacht ſeien; endlich kam landen iſt, Euch die einſamen Stunden dort bald zu verſüßen.“

— „Dies Intriguenſpiel wird mir verächtlich,“ verſetzte der Erzherzog kalt und ging nach der Thüre. „Doch geb' ich Euch mein Wort, Ihr mögt reden und thun, was Ihr wollt, Ihr werdet mir die Ueberzeugung nicht nehmen, daß Ihr die Herzogin entführt habt. Ich ſehe, daß ich Eurer Macht weichen muß, und bedaure die Unglückliche, die das Opfer dieſer Ränke geworden iſt.“

Damit entfernte er ſich; die Königin hatte ſich aber dermaßen über ihn geärgert, daß ſie in Krämpfe verfiel und die Leibärzte ſchnell herbeigeholt werden mußten. Die hohe Frau erkrankte ſelbigen Tages noch ſo heftig, daß man für ihr Leben beſorgt war und die ganze Stadt in Beſtürzung gerieth.

Sie durfte ſich nicht beklagen. Die böſen Erfahrungen, die auf ſie einſtürmten, waren nichts als die Früchte ihrer eignen ſchlauen Politik. Sie hatte Philipps Jugend zertreten; darf man ſich wundern, wenn dieſe ſich an ihr rächte?

Fünfzehntes Kapitel.

Seit jenem Tage war die Kälte zwiſchen Philipp und ſeinen Schwiegereltern und ſeiner Gemahlin ein finſtres Geſpenſt, das nicht weichen wollte und jede Freude im Keim verdarb. Die Verdrießlichkeiten mehrten ſich mit jedem Tage und wurden vorzüglich durch die rückſichtsloſe Aufführung der Begleiter des Erzherzogs gegen die Eingebornen und die daraus entſtandenen Händel verſchlimmert. Um ſich wenigſtens jeder perſönlichen Verwickelung zu entziehen, reiſte der Erzherzog mit nur kleinem Gefolge nach Granada, vorgeblich um ſich die berühmte Maurenſtadt zu beſehen, eigentlich, um eine Spur zu verfolgen, die er von der Herzogin von Najara erhalten hatte. Die Königin begab ſich, ſobald ſie nur einigermaßen das Reiſen vertragen konnte, nach Madrid, wo die caſtiliſchen Stände verſammelt waren, um ſich mit ihrer Herrſcherin zu berathen. Im Anfang des December kam der Erzherzog ebenfalls dahin. Er war drei Wochen lang umhergeirrt, aber er hatte nichts von der geliebten Frau entdeckt und war deshalb nahe daran ſich darüber zu grämen. Kleine Zufälligkeiten brachten ſeine Günſtlinge auf den Gedanken, die Herzogin möchte nach Frankreich, ihrem Geburtslande, wohin ſie ſich ſtets geſehnt, übergeſiedelt ſein, und kaum hatten ſie ihrem Gebieter dieſe Vermuthung mitgetheilt, als er ſogleich ſeine Abreiſe beſchloß und dem Könige und der Königin anzeigte. Beide waren ſehr erſtaunt darüber, da die Rede unter ihnen geweſen war, daß das prinzliche Paar nicht vor der Entbindung der Erzherzogin im Frühjahr reiſen werde; inzwiſchen verſuchte bei den obwaltenden Verhältniſſen Niemand ernſtlich den Prinzen zurückzuhalten, zumal man von ſeiner aufbrauſenden Heftigkeit die Vereitelung jedes derartigen Verſuchs fürchten mußte. Auch war die Stimmung der Familienglieder des Königshauſes ſo geſpannt und ſchroff, daß man Urſache hatte, über die Erklärung des Erzherzogs froh zu ſein, da durch ſeine Abreiſe jeder fernere Ausbruch verhütet wurde. Von der Mitreiſe der Erzherzogin war bei keiner Partei die Rede, weil keine ſie wünſchte.

Man nahm gleichſam ſtillſchweigend an, daß die im fünften Monate ſchwangere Frau die Reiſe im Winter nicht machen können würde, und ſo rüſtete ſich der Erzherzog allein zum Aufbruch. Alles wurde in finſtrer, ſchweigend-grollender Haſt betrieben. In einer erbetenen Privataudienz beim Könige verlangte Philipp noch einmal klare unzweideutige Feſtſtellung der Verhältniſſe hinſichtlich Neapels mit dem Könige von Frankreich und unbedingte Abtretung der beiden Provinzen Baſilicata und Capitanata.

— „In der That,“ verſetzte der König, während ſein ſtereotypes Lächeln einen Augenblick zum Grinſen wurde, „Ew. Hoheit iſt ſehr freigebig mit Ländern, die weder Euer Muth erobert, noch Eure Staatsklugheit gewonnen hat. Ich dachte, Ihr ſolltet mir dankbar ſein für ein Paar reiche Provinzen mehr, die ich Euch und Euern Kindern einſt hinterlaſſe.“

— „Mir gilt die unbefleckte Ehre meines Namens mehr, als ein ganzes Königreich,“ verſetzte Philipp ernſt und feſt.

— „Niemand kann uns beweiſen, wie ich Euch ſchon mehrmals verſichert habe, daß die beiden Provinzen zur franzöſiſchen Landesportion gehören.“

— „Aber, Sire, ich verſprach den König zufrieden zu ſtellen — ich verbürgte mich mit meinem Worte — —“

— „Und der Großcapitain hat die Franzoſen geſchlagen. Wo in der Welt und wann iſt es Gebrauch geweſen, daß der Sieger die eroberten Länder herausgibt, um den Beſiegten zufrieden zu ſtellen?“

— „Aber mein Wort, Sire! Denkt Ew. Majeſtät nicht an das feierlich eingeſetzte Wort des Prinzen von Spanien, des Erben dieſer Länder?“

— „Iſt Euer Wort das meinige? Hattet Ihr Vollmacht von mir, Euer Wort zu geben?“

— „Bei allen vierzehn Nothhelfern, nein!“ rief Philipp grimmig. „Aber Ihr werdet mich zwingen, mich dem König von Frankreich als Gefangener zu ſtellen, bis ich als König von Spanien im Stande ſein werde, ihm mein Wort zu löſen.“

— „Ihr verſteht ſo wenig von der Regierungskunſt, daß mir vor Spaniens künftigem Schickſale grauſt.“

— „Die Königin hat mir gerade das Gegentheil geſagt, aber ſie hat ſo wenig recht als Ihr. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wäre dies nicht der Fall, ich würde Euch nicht jetzt ſchon verlaſſen. In meiner Bruſt ſchlägt ein redliches, deutſches Herz.“

— „Das habt Ihr durch Eure Unbeſonnenheit mit der Najara bewieſen.“

— „So glaubt auch Ihr, Sire, daß ich ſie entführt?“

— „Wer glaubt es nicht? Meint Ihr, daß der König der einzige Geiſtesſchwache am Hofe ſei?“

— „Aber ich ſchwör' Euch bei Ritterwort und Treue, beim Haupte meines Vaters und bei den heiligen Sakramenten, daß ich die Herzogin weder entführte, noch entführen ließ, noch überhaupt etwas von ihrer Entweichung weiß.“

Der König ſchüttelte lächelnd und ungläubig den Kopf.

— „Ew. Majeſtät glaubt meinen heiligſten Schwüren nicht?“ rief der Erzherzog mit zornbebender Stimme.

— „Laſſen wir das!“ verſetzte der König geſchmeidig. „Mag die ſchöne Herzogin ſein in welchen Händen ſie will, was geht das unſern Frieden mit Frankreich an? Hört meine Vorſchläge an, die Ihr dem Könige Ludwig thun ſollt. Ihr werdet meinem Scharfſinne, mit dem ich den Streit ſchlichte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen und meine Billigkeit beloben müſſen. Euer Sohn, mein lieber Enkel, Don Carlos, Prinz von Luxemburg und die Tochter des Königs Ludwig von Frankreich ſind Verlobte. Sucht alſo den König dahin zu bewegen, daß er die Eroberung und Einnahme des Königreichs Neapel als für dieſe beiden Verlobten geſchehen betrachte. Das Land ſoll ihr Heirathsgut ſein, ihnen von den Königen von Spanien und Frankreich dargebracht, und ſie ſollen vom Abſchluß des Friedensvertrags ſogleich den Titel König und Königin von Neapel, Herzog und Herzogin von Apulien und Calabrien führen. Bis zur Volljährigkeit Karls ſollen die beiden Landesportionen von Statthaltern verwaltet werden, die beiden ſtreitigen Provinzen ausgenommen, die wir Beide, ich und der König von Frankreich, Euch als Eigenthum abtreten; Ihr könnt ſie dann Euerm Sohne übergeben oder ſie bis zu Euerm Abſterben behalten, wie es Euch beliebt. Zum Statthalter der ſpaniſchen Landesportion ernenne ich Euch; wenn

König Ludwig Euch ſo ſehr gewogen iſt und den Frieden mit Spanien und Oeſtreich ſo ſehr liebt, wie er ſich anſtellt, ſo hoff' ich, er wird Euch ebenfalls zum Statthalter der franzöſiſchen Landesportion ernennen. Ihr mögt dann das Land für Euern Sohn beſtens regieren. — Dies iſt mein Vorſchlag, auf den Ihr mit König Ludwig unterhandeln und nicht ein Haar breit davon abgehen ſollt."

Nach manchen vergeblichen Widerreden und Demonſtrationen zeigte ſich endlich der Erzherzog bereit, auf dieſe Bedingungen den Frieden mit Frankreich abzuſchließen. Da er aber in den zehn Monaten ſeines Aufenthalts in Spanien hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, die gerühmte Staatskunſt ſeiner Schwiegereltern kennen zu lernen, ſo drang er auf eine geheime Staatszuſammenkunft, an welcher auch die Königin und die Miniſter Theil nehmen mußten. Durch Rechtlichkeit und entſchiedenes Weſen war es ihm gelungen, trotz ſeiner Jugend und ſeinem flatterhaften Leichtſinn dem Könige und der Königin zu imponiren. Die aalglatte, öldurchweichte Geſchmeidigkeit des Königs entſprang ebenſo wie die verſtummende Unthätigkeit der Königin ihm gegenüber aus einer zwar nicht eingeſtandenen, aber nichts deſtoweniger vorhandenen Furcht vor ihm. Die Vorwürfe, die er als Antwort auf die ihrigen ihnen mit wilder, jugendlich-aufſprudelnder Heftigkeit gemacht, hatten den König zurückgeſchreckt und die Königin eingeſchüchtert. Man wagte es alſo in der geheimen Rathsſitzung nicht, wo er mit klaren Worten verlangte, daß König und Königin ihm eine Vollmacht ausſtellen ſollten, um auf die ausgeſprochenen Bedingungen den Frieden mit dem Könige von Frankreich zu ſchließen, ihm zu widerſprechen. Ja, als er ſich nun nicht einmal mit der Vollmacht begnügte, ſondern den Erzbiſchof mit Ernſt aufforderte, dem königlichen Paare in ſeinem Beiſein das feierliche Verſprechen auf das Evangelium und den Leib Chriſti abzunehmen, daß ſie die gemachten Bedingungen halten und nichts mehr gegen den Friedensſchluß einwenden wollten, ſelbſt jetzt vermochte man ſein Begehren nicht zurückzuweiſen, ſo beleidigend ſein dadurch an den Tag gelegtes Mistrauen war. König und Königin ſchwuren ihm den Eid und empfingen dann mit ihm und der Erzherzogin das heilige Nachtmahl auf denſelben. Eine ſolche Gewalt hatte ſeine Offenheit über ihre Verſtecktheit erlangt. Hierauf erbat er ſich zwei gleichfalls mit Vollmachten verſehene königliche Räthe zur Begleitung nach Frankreich, um den Friedensvertrag mit zu unterſchreiben. Sobald er mit dieſer Angelegenheit in's Reine war, reiſte er mit einem kleinen, nur aus ſeinen vertrauten Freunden und ſeinen Miniſtern beſtehenden Gefolge ab. Die übrigen niederländiſchen Edelleute ſollten theils bei der Erzherzogin bleiben, theils in einzelnen Abtheilungen zu Land und zu Waſſer heimreiſen. Der Abſchied von

Schwiegereltern und Gemahlin war kurz und lau, und es rührte ihn nicht, daß die unglückliche Juanna verzweiflungsvoll weinend an ſeinem Halſe hing. Auch das Ehrengeleite, das ihm ein Theil des caſtiliſchen Adels gab, war ſteif und förmlich; er nahm den Groll faſt aller Männer mit. Nur manches dunkle Frauenauge blickte dem ſchönen blonden Fürſten ſehnſüchtig und verlangend nach.

Es war am 19. December, als Philipp von Madrid, wohin der ganze ſpaniſche Hof ſich begeben hatte, abreiſte. Er ging wieder über Saragoſſa, wohin ihn die leiſe Hoffnung zog, dort, wo die geliebte Frau verſchwunden war, um ſo leichter auf ihre Spur kommen zu können, da ſeine Nachforſchungen nicht vom Hofe behindert waren. Zu dieſem Zwecke blieb er in der arragoniſchen Hauptſtadt bis zum 3. Januar. Seine Getreuen durchforſchten die Stadt und Umgegend in allen Richtungen nach den Zigeunern; denn es war dem Erzherzog zur Gewißheit geworden, daß er durch ſie am leichteſten ſichere Nachrichten über den Aufenthaltsort der Herzogin erhalten würde; aber ſelbſt Bübenhoven vermochte die hie und da ſich zeigenden Spuren nicht weit zu verfolgen. Nicht mit beſſerm Erfolge wurden die Nachrichten auf der langſamen Weiterreiſe durch Spanien fortgeſetzt. Dieſe ging über Lerida in Catalonien und Barcelona. Von hier blieb der Erzherzog an der Küſte, hielt ſich mehre Tage in Gerona auf und fuhr zu Schiffe bis nach Perpignan, wo er am 8. Februar anlangte. Ehe er aber noch Spanien verließ, ſtieß der Abt von St. Michael zu Cujan, Bernhard von Boil, zu ihm und forderte ihn im Namen des Königs, für deſſen Geſandten er ſich ausgab, auf, den Frieden mit Frankreich nicht unter den angegebenen Bedingungen zu ſchließen, ſondern vielmehr die beiden Provinzen Baſilicata und Capitanata als zur ſpaniſchen Landesportion ohne alle Zugeſtändniſſe zu behaupten.

Der Erzherzog lachte bitter: „Zeigt mir Euere vom König und der Königin unterſchriebene Vollmacht vor, Herr Abt.“

— „Ich habe eine ſolche nicht,“ verſetzte dieſer; „aber meine geiſtliche Würde wird Ew. Hoheit genug ſein, um mir Glauben zu ſchenken.“

— „Mit nichten,“ ſagte Philipp. „Hat Euch der König wirklich mir nachgeſandt mit dieſem Befehl, ich habe leider keinen Grund es nicht zu glauben, ſo werde ich doch demſelben ohne ſeine und der Königin Namensunterſchrift keine Folge leiſten, ſondern mich an die erhaltenen unterſchriebenen und auf Evangelium und Krucifix beſchworenen Inſtructionen halten.“

Mit dieſem beſtimmten Beſcheid verabſchiedete er den geiſtlichen Herrn und ſchenkte den Einwendungen deſſelben nicht die mindeſte Berückſichtigung.

Die Reiſe ging weiter über Salces in Languedoc nach Synan. Hier begrüßten ihn aus Brüſſel angeſie ſelbſt in die Amtsſtube, und verſuchte den Grafen mit majeſtätiſchen Blicken zu vernichten; er ließ ihr ſogleich einen Stuhl neben den ſeinigen ſetzen, und erſuchte ſie mit vieler Artigkeit, an den Verhören Theil zu nehmen. Sie wollte ſprechen, aber ſie ſcheute die Anweſenden: ſie erbleichte, zitterte, und ſchon ſchellte der Amtmann auf des Grafen Wink, und gleich darauf wurde der Profeſſor hereingeführt.

Nach vorhergegangnen gerichtlichen Formalitäten, nahm der Graf mit Feſtigkeit das Wort: «Herr Profeſſor, Sie ſind ſchon vor meiner Geburt ein Diener unſres Hauſes geweſen, und Jedermann in Adlerſtein kennt Sie ſeit Jahren. So viel bekannt iſt, ſind Sie niemals verheirathet geweſen, und doch haben Sie eine Tochter. Geben Sie uns über dieſen Widerſpruch Aufſchluß.»

«Eliſe iſt ein Kind der Liebe,» verſetzte der Profeſſor trotzig.

«Können Sie Geburts- und Taufſchein dieſer Eliſe beibringen?»

«Ja!»

«Gut denn! es iſt aber zur Anzeige gekommen, daß vor zwanzig Jahren im benachbarten Städtchen Engelsbach ein dreijähriges Mädchen, Namens Eliſe, geraubt worden iſt — »

Die Gräfin Hildegard hielt ſich plötzlich a langte Edelleute, welche ihm die Nachricht überbrachten, daß drei vornehme Adelige als Leibbürgen für ſeine, des Erzherzogs, Sicherheit in Frankreich, vom Könige Ludwig dorthin geſchickt, angelangt ſeien. Philipp ſandte die Niederländer ſogleich mit dem Befehle zurück, die franzöſiſchen Leibbürgen unverzüglich und reich beſchenkt wieder zu entlaſſen. Hierauf zog er über Narbonne und Beziers nach Montpellier, wo er von den Geſandten ſeines Vaters, des Königs Maximilian, dem Grafen von Fürſtenberg, dem Dompropſt von Utrecht und dem Herrn von Foy bewillkommt wurde, die auf die Nachricht von ſeiner Abreiſe in Spanien ſogleich von Blois aufgebrochen waren. Am 10. März war er in Avignon, am 14. in Orange und am 16. in Pont de St. Eſprit. Hier erreichte ihn ein ſpaniſcher Courier mit der Nachricht, daß am 10. März die Erzherzogin Infantin zu Alcala de Henarez im Königreich Caſtilien von einem Prinzen glücklich entbunden worden ſei, welchen der Erzbiſchof von Toledo getauft und der König Ferdinand über das Taufbecken gehalten, ihm auch ſeinen Namen Ferdinand gegeben habe. Der Courier hatte den Weg in fünf Tagen zurückgelegt, zu welchem der Erzherzog drei Monate gebraucht hatte. Die Reiſe ging nun an der majeſtätiſchen Rhone hinauf über Valence und Vienne und 22. März hielt Philipp ſeinen Einzug in Lyon, wo ihn ſein Schwager, der junge Herzog Philibert von

Savoyen begrußte, der von ſeiner nahen Reſidenz Bourges, damals zu Savoyen gehörig, herabgekommen war.

In allen franzoſiſchen Stadten war der Erzherzog auf Befehl des Konigs mit großen Feierlichkeiten ehrerbietigſt eingeholt und empfangen worden; in Lyon waren aber die Anſtalten zu ſeinem Empfang wahrhaft koniglich prachtvoll. Die ganze Bürgerſchaft in Zunften, jede mit ihrer Fahne und beſondern Pfeifern, der Stadtrath an der Spitze, holten ihn unter Glockengelaut und Kanonendonner ein; die Kaufleute trugen den Thronhimmel, unter welchem er ritt. Am andern Tage nach ſeiner Ankunft langte der Konig Ludwig mit der Konigin Anna ebenfalls in Lyon an und gab dem Erzherzog ein glanzendes Bankett auf dem Schloſſe. Aber der ſchone Oeſterreicher zeigte nicht die frohliche Munterkeit, mit der er funfzehn Monate zuvor alle Frauenherzen in Blois entzuckt hatte, und er mußte von der Königin und von der Gräfin Germaine von Foix manche Neckerei ausſtehen, als ſei die Abweſenheit der ſchönen und muthwilligen Anna von Foix Schuld an ſeinem Trübſinn.

— „Ah, ſie wird ſich einſam und verlaſſen genug fühlen bei ihrem alten, langweiligen König von Ungarn und Böhmen!“ ſeufzte Germaine. „Der König ſoll ein recht haßlicher Mann ſein und die Zeit, die ihm Eſſen und Trinken übrigläßt, verſchlafen oder verbeten. Aber der gute Herr iſt faſt immer krank und bringt die meiſte Zeit ſeines Lebens im Bette zu. Eine ſchlechte Unterhaltung für eine junge lebensluſtige Königin. Und die mürriſchen Ungarngeſichter mit den großen ſchwarzen Schnurrbärten ſehen auch nicht aus, als ob ſie viel zur Erheiterung meiner armen Anna beitragen würden. Sie dauert mich. Hat ſie deshalb einen König mit zwei Kronen geheirathet, daß ſie ſich zu todt langweilen und grämen ſoll? Wenn ſie wüßte, daß wir hier zuſammen ſind, ich glaube, ſie weinte Thränenſtröme; denn ſie war Ew. Hoheit gar ſehr gewogen. Ich bitt' Euch, reiſet nach Ungarn, um ihr ein paar heitere und glückliche Tage zu machen. Ihr werdet gewiß nicht viel umreiſen, denn ihr ſeid ja auch der Herr eines ſolchen barbariſchen Landes. Die liegen ja alle beiſammen hinten an den türkiſchen Grenzen. Und wenn nun die ſchrecklichen Türken in das Land fallen und männiglich ohne Anſehen der Perſon den Kopf abſchneiden, was wird da meine arme Anna für Angſt um ihren Kopf auszuſtehen haben! Ich bitte Euch, ſchützt ſie ja, da ihr ſchläfriger Betkönig unvermögend iſt, ſie zu ſchützen."

Lächelnd über die geographiſchen Kenntniſſe der ſchönen Gräfin verſprach der Erzherzog ihre Wünſche in Bezug auf die arme Couſine zu erfüllen und meinte, es könne ſogar zu ſeiner Reiſe nach Ungarn oder Böhmen, wo nun eben der Hof ſich aufhalten werde, Rath werden, obgleich dieſe Lander etwas weit von dem ſeinigen lagen. Dabei erkundigte er ſich vorſichtig, ob ſie oder die Konigin von Ungarn in der letzten Zeit mit der Herzogin von Najara, ihrer Jugendfreundin, im Briefwechſel geſtanden. Daß die Konigin der Herzogin ihre Vermahlung brieflich angezeigt, habe er aus dem Munde der letztern.

— „Sie haben allerdings Beide haufig Briefe gewechſelt," verſetzte Germaine. „Auch an mich ſind manchmal ein paar Zeilen angekommen. Aber auch Euere Schweſter hat von Luiſe in der jüngſten Zeit mehre Briefe erhalten, die erſt an Anna und, als dieſe nach Ungarn abgereiſt war, an mich beigeſchloſſen waren, die wir weiter nach Savoyen beſorgten."

— „Und habt Ihr die Herzogin jungſt geſprochen?"

Die Grafin ſah den Erzherzog verwundert an. „Bin ich denn in Spanien geweſen?"

— „Aber war denn die Herzogin nicht in Blois?"

— „Keineswegs. Doch erklart mir Euere rathſelhafte Frage."

— „Iſt Luiſe von Maine nach dem Tode ihres Gemahls wirklich nicht nach Frankreich zuruckgekehrt?"

— „Wenigſtens nicht, daß ich davon wußte. Iſt ſie denn nicht mehr am ſpaniſchen Hofe?"

Der Erzherzog erzählte und Germaine's ſteigende Verwunderung beeilte ſich das eben Gehörte der Königin mitzutheilen. Dieſe rief den Konig herbei und aus der Beſprechung des ſonderbaren Vorfalls ſah Philipp zur Genüge, daß die Herzogin nicht nach Frankreich gekommen war. Die abermals getäuſchte Hoffnung vermehrte ſeinen Unmuth. Die Königin und Germaine ſprachen die Vermuthung aus, daß die ſo ſeltſam Verſchwundene höchſtwahrſcheinlich nach Ungarn gegangen ſei; ja die Königin war ſogar der Meinung, daß ſie von der jungen Königin von Ungarn und Böhmen jedenfalls heimlich eingeladen worden ſei; denn Anna habe ſich vor nichts mehr gefürchtet als vor Langeweile. Und die Herzogin habe am ſpaniſchen Hofe deshalb Alles ſo heimlich betrieben, um von Seiten der Königin Iſabella nicht an der Abreiſe verhindert zu werden. Germaine wollte ſich ſogar erinnern, daß, als ſie mit der bereits verlobten Anna von der verwitweten Luiſe geſprochen, jene geäußert habe, die Herzogin von Najara, ihre liebe und getreue Jugendfreundin, ſei die beſte und erwünſchteſte Geſellſchafterin für ſie, wenn jene nur zu beſtimmen ſein möchte ihr zu folgen. Dieſe Aeußerungen und Beſprechungen machten es dem Erzherzog ſelbſt glaubhaft, daß die ſchöne Frau, die mehr als je der Gegenſtand ſeiner heißeſten Sehnſucht war, aus Großmuth gegen die königliche Familie in Spanien, ihr Herz bezwungen und eine Zuflucht vor ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaft bei der königlichen Jugendfreundin im fernen Ungarlande geſucht und gefunden habe. Er hoffte darüber bei ſeiner Schweſter Margaretha, die er ohnedies beſuchen wollte, nähere Auskunft zu erhalten, indem er nicht ohne Grund vermuthete, daß Margaretha von Luiſen — da Beide die innigſten Freundinnen waren — in das Geheimniß ihrer Flucht eingeweiht worden ſei.

Nach einigen Tagen führte der König ſeinen Gaſt in Begleitung des ganzen Hofes nach Pleſſis les Tours, jenem königlichen Luſtſchloſſe auf einer von der Loire und dem Cher gebildeten Inſel, nur eine Viertelſtunde von Tours gelegen, der reizenden Schöpfung Ludwig des Elften, wo dieſer König auch geſtorben war. Hier begann eben der Frühling ſeine bunten, duftenden Fahnen aufzuſtecken. Alle Hofleute, Gefolge und Begleiter, die nicht zum engſten Hofcirkel gehörten, wurden nach dem nahen Blois geſchickt und nur wenige Perſonen blieben um die fürſtlichen Häupter. Keine rauſchenden Feſte wurden gegeben; man fand hohen Genuß an ſtillen, ländlichen Vergnügungen. Eine Waſſerfahrt auf der Loire, ein Spazierritt, ein Tanz mit den Bauern von Pleſſis war ganz nach des Erzherzogs Geſchmack, der ſich nach Ruhe geſehnt hatte. In dieſer Zurückgezogenheit verhandelte er als Bevollmächtigter der ſpaniſchen Kronen den Frieden mit König Ludwig und brachte ihn auf die vorgeſchlagenen Bedingungen glücklich zu Stande.

Seit des Erzherzogs erſter Anweſenheit am franzöſiſchen Hofe auf der Hinreiſe nach Spanien war das Verhältniß zwiſchen den beiden Mächten, welche das

Königreich Neapel unter ſich getheilt hatten, immer feindſeliger geworden. Zwar hatte König Ludwig dem Erzherzog im vorigen Jahre einen Geſandten an den arragoniſchen König nach Toledo nachgeſchickt, um über die beiden ſtreitigen Provinzen ein Abkommen zu treffen, aber König Ferdinand hatte dieſem ſo zweideutig und ausweichend geantwortet und ſich auf ein dem Papſt zu übertragendes Schiedsgericht berufen, daß der franzöſiſche Geſandte unverrichteter Sache wieder hatte abreiſen müſſen. So oft nun auch der Erzherzog bei ſeinem Schwiegervater dieſe Angelegenheit in Erinnerung gebracht hatte, immer hatte er beſchwichtigende und ausweichende Antworten erhalten; ſpaniſche Große hatten ihm ſogar nicht undeutlich zu erkennen gegeben, er möchte, um ſeine Schwiegereltern nicht zu erbittern, ſich nicht in ihre Regierungsangelegenheiten miſchen. Der Streit mit Frankreich werde auch ohne ſein Zuthun zur Ehre und zum Vortheil Spaniens beigelegt werden. Philipp hatte ſich immer mehr überzeugen müſſen, daß an Treu' und Glauben, an guten redlichen Willen und an ein offenes Handeln von Seiten der beiden katholiſchen Majeſtäten nicht zu denken ſei, daß vielmehr Alles auf krummen und verdeckten Wegen durch Liſt, Betrug und Intrigue betrieben werde, und dieſer Umſtand hatte gar viel zur Verſtimmung ſeines offenen deutſchen Gemüths beigetragen. Unterdeſſen waren die beiden Heere in Neapel, das ſpaniſche unter dem Großcapitain Gonſalvo de Cordova und das franzöſiſche unter dem Herzog von Nemours immer feindſeliger an einander gerathen und hatten ſich das ganze Jahr hindurch mit wechſelndem Glück und Nachtheil bekämpft. Zwar waren einige Mal, vorzüglich auf des Erzherzogs Betrieb, Verſuche zur Ausgleichung des Streits gemacht worden und die beiden Generäle Nemours und Cordova waren ſogar perſönlich zu Friedensverhandlungen zuſammengekommen. Da aber keine Partei auf die beiden Provinzen verzichten wollte, ſo griff man immer wieder zum Schwerte und vergoß unnützer Weiſe Menſchenblut. Zu der Zeit nun, als Philipp im höchſten Verdruß wieder aus Spanien abreiſte, drohte ein ernſtlicher Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien auszubrechen; man rüſtete ſich in beiden Ländern und verſtärkte die Grenzfeſtungen zu beiden Seiten der Pyrenäen. König Ludwig war über die treuloſe Handlungsweiſe des Königs Ferdinand auf's äußerſte aufgebracht, fühlte ſich aber vom Vertrauen des Erzherzogs Philipp, der trotz der drohenden Verhältniſſe und trotz der Abmahnungen ſeiner Schwiegereltern doch wieder nach Frankreich gekommen war, um den Frieden zu vermitteln, und die Sicherheitsbürgen zurückgeſchickt hatte, ſehr geſchmeichelt. Er ſchwur dem Erzherzog zu, daß nur perſönliche Liebe zu ihm und keineswegs Rückſichten auf den König von Arragonien ihn vermöchten die vorgeſchlagenen Bedingungen einzugehen. Philipp erhielt durch den abgeſchloſſenen Frieden die beiden Provinzen Baſilicata und Capitanata als erbliches Eigenthum und wurde Statthalter der ſpaniſchen Portion; König Ludwig ernannte einen andern Statthalter für den franzöſiſchen Antheil und ſo ſollte das Land bis zur Verheirathung und Großjährigkeit des Prinzen Karl von Luxemburg und der Prinzeſſin Claudia von Frankreich verwaltet werden. Sobald die Friedensvertragsinſtrumente unterſchrieben und unterſiegelt waren, ſchickte der König und der Erzherzog Geſandte nach Neapel an die beiderſeitigen Heerführer mit dem Befehl, alle Feindſeligkeiten gegen einander ſofort einzuſtellen.

Philipp reiſte hierauf nach Savoyen, wo er das Oſterfeſt bei ſeiner lieben Schweſter Margaretha, der er in Lyon ſchon ſo nahe geweſen war, ohne ſie zu ſehen, und bei deren Gemahl zuzubringen, ſowie ſeine geheimen Nachforſchungen nach der Herzogin von Najara fortzuſetzen gedachte. Er verſprach nach den Feſttagen an den franzöſiſchen Hof zurückzukehren, um im Verein mit dem Könige die weitern nöthigen Schritte zur Beruhigung und Verwaltung Neapels zu thun.

Sechzehntes Kapitel.

Wieder waren Philipps Hoffnungen vernichtet. Er lag an der Bruſt ſeiner Schweſter und weinte. Sie konnte ihm nichts von Luiſe von Maine ſagen und hatte ſeiner Erzählung von ihrem Verſchwinden mit geſpannter Theilnahme zugehört. Die ſanfte Margaretha weinte mit dem geliebten Bruder. Aber ſie fragte und forſchte weiter und ihr, der einzigen Seele, die ihm in treuer Liebe angehörte, in die er die ſeinige verwachſen fühlte, ihr vermochte er nichts zu verbergen. Das Bekenntniß ſeiner Schuld floß von ſeinen Lippen. „O, ich habe dieſe Spanier kennen gelernt!“ ſeufzte er, „und ich habe oft an dich gedacht, Gretchen. Ich habe es empfunden und erlebt, was du in dieſem ſcheinheiligen, treuloſen Königshauſe haſt leiden müſſen. Nur eine ſo ſanfte weiche Seele wie die deinige konnte das ertragen. Aber wie viele Thränen magſt du in dieſen ſtolzen mauriſchen Paläſten, die ſie bewohnen, vergoſſen

Tiſche, ſank aber des ohngeacht mit dem Ausrufe: «Gott! wir ſind verrathen!» vom Stuhle. Sie wurde ſogleich hinweg gebracht, und der Graf fuhr ſtrenger fort: «Erſparen Sie uns alle Weitläufigkeiten, Herr Profeſſor. Das Bekenntniß iſt, wie Sie eben gehört haben, von einer andern Seite erfolgt. Auch iſt bereits mein Eilender auf dem Wege, um mir die Briefe zu überbringen, mit welchen Sie einſt die unſchuldige Gräfin Eleonora, Eliſens Mutter, verderbt haben, ſo wie das genaue Tagebuch dieſer unglücklichen Frau nebſt andern Beweiſen Ihrer Nichtswürdigkeiten.»

«Was that ich weiter, als was Ihre Mutter mir befahl?» verſetzte der Profeſſor jetzt mit kaltem Hohne.

«Und Eliſe iſt nicht Ihre Tochter?»

«Nein!» lachte der Profeſſor teufliſch, «ſie iſt des Grafen Rudolfs Tochter, aber du — du biſt mein Sohn!

«Elender:» rief der Graf erbleichend, «die Stimme der Natur in mir ſtraft dich Lügen. Und wär' ich es, ich würde nicht anders handeln.»

Im weitern Verhör, das der Amtmann führte, geſtand Ortmann, daß er ſträfliche Abſichten auf die Gräfin Eleonore gehabt und von der Gräfin Hildegard durch Geld und andre Gunſtbezeugungen angefeuert worden ſei, die Glückliche, die ſie, Hildegard, um Graf Rudolfs Beſitz betrogen, zu haben! O, ich habe dich und deinen Schmerz erſt recht verſtanden, als ich dieſen kaltlächelnden ſtaatsklugen Ferdinand, dieſen Meiſter aller Ränke und Verſtellung, als ich dieſe ritterliche, hochherzig geprieſene Iſabella, dieſe gleißneriſche Lügnerin, die wurdige Gemahlin Ferdinands, kennen lernte! Dieſe katholiſchen Konige! Dieſe gefeierten Säulen der Kirche! Die in Liedern verherrlichten Eroberer Granadas und Beſieger der Mauren! Ja, man muß ſie nur kennen lernen, wie wir; man muß nur mit ihren Kindern vermahlt ſein, wie wir. Glaube mir, Gretchen, für dies ſtolze und beruhmte Königspaar ſind die Tugenden nur da, damit ſie den Schein derſelben ſtudiren und ſich aneignen können. Sie ſind ſo in Schein und Lüge verſunken, die Verſtellungskunſt iſt ihnen ſo zur Natur geworden, daß ſie Gott und die Heiligen belügen, ja ſich ſelbſt, indem ſie ſich glauben machen, ſie ſeien fromm und tugendhaft, da ſie ſich doch nur ſo ſtellen und ihr Herz voll böſer Geſinnung iſt. — Unſre redlichen öſtreichiſchen Herzen hätten nicht an dieſe ſpaniſchen Heuchler verſchachert werden ſollen; wir ſind doppelt verrathen und verkauft in dieſem Spanien. Das treue habsburgiſche Blut, das ſich bis jetzt ſo rein erhalten hat, wie es unter den redlichen Schweizerhirten gelebt, widerſtrebt der Vermiſchung mit dieſem katholiſch-arragoniſchen Blute, das ſich nur von Mord und Verrath, Lug und Betrug genährt hat. O ich fürchte, meine

Kinder werden nicht mehr ſo treue redliche Habsburger ſein; der Geiſt ihres mütterlichen Geſchlechts wird Gewalt über ſie bekommen haben und dieſer Gedanke macht mich ſehr unglücklich!“

— „Du ſiehſt zu ſchwarz, Philipp!“ tröſtete die Herzogin und ſtrich ihm mit ihrer ſchmalen weichen Hand über die hohe umwölkte Stirn. „Aber du haſt viel gelitten in Spanien; ich ſehe es dir an, du ſiehſt krankhaft angegriffen aus. Gönne dir bei mir Ruhe und Erholung und ziehe deine Gedanken ab von unſerer gemeinſchaftlichen Freundin, die wahrſcheinlich auch Ruhe geſucht und gefunden hat, der ſie ſo ſehr bedurfte.“

— „Gewiß hält ſie die Königin in einem ihrer Schlöſſer eingeſperrt und martert die Unglückliche; denn ſonſt hätteſt du oder Germaine von Foix irgend Nachricht von ihr erhalten.“

— „Die Königin Iſabella iſt nicht grauſam gegen Luiſe. Aber es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe, von deinen neuen ſtürmiſchen Bewerbungen erſchreckt und von Anna von Foix nach Ungarn eingeladen, heimlich die Reiſe gemacht hat, um nicht von deiner Leidenſchaft verfolgt zu werden. Gönn' ihr Frieden und ſuche ihn ebenfalls zu gewinnen; denn auch dir thut er noth, mein lieber Bruder.“

Die räthſelhaft verſchwundene Herzogin von Najara blieb noch lange der Gegenſtand der Unterredung der beiden fürſtlichen Geſchwiſter. Es gewährte dem ſehnſuchtsvollen, weichmüthigen Erzherzog wenigſtens eine Art Befriedigung und ſeligen Genuß, von der Geliebten zu ſprechen und von ihr ſprechen zu hören. Lächelnd lauſchte er den Erzählungen der Schweſter aus vergangenen Zeiten, wo ſie alle Drei im ſchönſten Verein in Brüſſel gelebt, oder von früher, wo ſich in Frankreich der Bund der Mädchenſeelen geſchlungen und ſie zuſammen Lieder gedichtet hatten. Und wenn er auch Alles ſchon wußte, Margaretha mußte es doch wieder und wieder erzählen, und ſie that es gern, um ihren traurigen bleichen Philipp zu erheitern und zu beglücken. Sie holte ihre Papiere herbei und kramte die Verſe heraus, die Luiſe geſchrieben, ſowie alle Briefe derſelben. Philipp las und las und verſchlang die niedlichen Buchſtaben mit den Augen und die ſchönen, gefühlvollen Gedanken mit der Seele. Und ſeine Augen füllten ſich wieder mit Thränen und er ſeufzte wehmüthig: „Und ich Unglücklicher bin an dieſe wahnſinnige Spanierin gefeſſelt!“

— „Ich wurde vor kurzem recht lebhaft an Luiſe erinnert,“ fiel Margaretha ſogleich ein, um ihm die düſtern Gedanken zu verſcheuchen; „mein ehemaliger Stallmeiſter in Frankreich und den Niederlanden, der Antonio Cebes, der Zigeuner, der Mann meiner treuen Claire, die mir Luiſe geſchenkt — du erinnerſt dich doch des dunkelfarbigen Antonio, den ich mit von Frankreich brachte und der nicht mit mir nach Spanien ging —"

— „Gewiß," verſetzte der Erzherzog aufmerkſam; „er zog dann mit dem Heere, das ich unſerm Vater und dem ſchwabiſchen Bunde zuſchickte, gegen die aufrühreriſchen Schweizer und iſt dort in einer Schlacht gefallen."

— „Mit nichten. Er iſt von einem Schweizer gefangen genommen worden und hat, ſtreng bewacht, dieſem als Viehhirt in einer Sennhutte auf einer hohen Alp dienen müſſen. Erſt im verwichenen Herbſt iſt es ihm geglückt zu entfliehen und nun hat er mich wieder aufgeſucht und fragt nach ſeinen Kindern, nach denen ſich ſein Herz geſehnt hat. Er iſt noch hier. Und er hat mir viel erzählt von Luiſen, was ich noch nicht wußte; denn ihrer Fürbitte verdankte er es, daß ich ihm Claire zum Weibe gab. Sie hat ihn oft für kleine Dienſte, zu denen ſie ihn gebraucht, beſchenkt und es iſt ihm gegluckt ihr Vertrauen zu gewinnen."

— „Dieſen Mann muß ich für meine Dienſte gewinnen!" rief der Erzherzog. „Er ſoll mein Stallmeiſter werden. Laß ihn mir ab, Gretchen. Es thut meinem Herzen wohl, ihn, der ihr gedient, um mich zu wiſſen. Ich möchte all' ihre Leute um mich verſammeln und nur immer von ihr hören."

— „Du kannſt ihn haben," entgegnete die Herzogin von Savoyen lachelnd.

Der Herzog Philibert trat in das Zimmer ſeiner Gemahlin, um dem Schwager die Gelegenheit der herzoglichen Reſidenz zu zeigen. Sobald ſich Beide entfernt hatten, ſchellte Margaretha und befahl den Pagen ihres Bruders, Marx von Bübenhoven, hereinzuführen. Das milde gütige Auge der hohen Herrin ruhete einige Augenblicke mit dem Ausdrucke des edelſten Wohlwollens auf der ſchönen ſchlanken Geſtalt des Jünglings, die ſich männlicher ausgebildet und in Blick, Haltung und Mienen ein gewiſſes für ſie anziehendes Etwas gewonnen hatte, das ihr deutlich verrieth, dies ſei nicht mehr der ſchüchterne, befangene, harmloſe Knabe, der vor anderthalb Jahren in Brüſſel vor ihr geſtanden hatte, um ihre Aufträge an die Herzogin von Najara in Empfang zu nehmen.

Bübenhoven beugte in ſüßer Verwirrung das Knie vor der hochverehrten Fürſtin und drückte einen Kuß auf eine bauſchige Falte ihres Gewandes.

— „Junker von Bübenhoven,“ redete ſie ihn mit freundlichſter Anmuth an, „wenn ich Euern Blick vorhin verſtanden habe, ſo iſt das Verſchwinden der Herzogin von Najara für Euch kein Geheimniß.“

— „Ich bin ſo glücklich von Ew. Hoheit verſtanden zu werden, ſelbſt wenn ich nicht mit dem Munde rede,“ verſetzte der Page ehrfurchtsvoll. „Nicht nur kein Geheimniß liegt für mich in dieſer auffallenden und vielbeſprochenen Begebenheit, ſondern ich bin ſogar auf das innigſte dabei betheiligt, und es hätte ohne meine Mitwirkung niemals ſtattfinden können. Da ich mich nun in Bezug auf dieſe Angelegenheit als in Euerm Dienſte ſtehend betrachten mußte (denn Ihr hattet mir die geheimen Aufträge an die Herzogin von Najara ertheilt und mich dieſer edeln Frau auf das gnadigſte empfohlen), ſo habe ich in der ſchwierigſten Lage und in den verwickeltſten Verhältniſſen nur in Euerm Sinne, wie Ihr mir denſelben geoffenbart, und in Eurer Treue zu handeln geglaubt; hiermit gebe ich mir die Ehre, Euch meine Rechtfertigung und die umſtandliche Erzählung des Verlaufs der Begebenheiten in einem Briefe der Herzogin von Najara zu überreichen.“ Mit dieſen Worten zog er aus der Bruſttaſche ſeines Wamſes einen Brief hervor, kniete nieder und ubergab ihn der Herzogin von Savoyen.

In großer Bewegung löſte ſie das Siegel und uberflog mit ſchnellen Augen die Zeilen. Sie las und las, ihr liebliches Geſicht röthete ſich höher, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie trocknete ſie und las weiter. Endlich ſtand ſie raſch auf, in ihren Zügen ſtrahlten Begeiſterung, Ueberraſchung, Freude, Bewunderung. Ein Thranenſtrom entquoll ihren Augen, aber man ſah, es waren Freudenthränen. „Junker von Bubenhoven,“ ſprach ſie und hielt ihm die ſchöne Hand hin, „ich erlaube Euch meine Hand zu küſſen; denn Ihr ſeid ein edler, hochherziger, trefflicher Jüngling. Ihr habt in dieſer äußerſt ſchwierigen Lage Euch benommen, wie nur ein ritterlicher Held von reinſter Ehre und zarteſtem Gewiſſen ſich benehmen konnte, und Ihr habt mich Euch für die Dauer meines Lebens ſo verpflichtet und verbunden, daß ich's Euch zu vergelten nicht im Stande bin."

— „Ew. Hoheit ſchlagen meine geringen Dienſte zu hoch an," verſetzte der Page beſcheiden. „Ich that nur Das, was ich als heiligſte Pflicht gegen Euch erkannte; wenn ich auch oft zagte und bebte, daß ſich das nicht mit der Pflicht gegen meinen gnädigſten Herrn vereinbaren ließe, ſo glaubte ich doch ſtets Euch, der hohen, reinen, tugendhaften Frau, folgen zu müſſen, wollte ich nicht vom rechten Wege abirren. Und ſo ſtand Euer leuchtendes Bild immer vor meiner Seele als Wegweiſer und Leitſtern durch die Nacht der Zweifel und Ungewißheit. Aber auch ein Vorbild männlicher Tugend und Rechtſchaffenheit lebte in mir, das dankbare Andenken an einen Mann, den ich Vater nennen darf, ich meine Herrn Jakob Fugger in Augsburg. Und ich handelte nicht eher, als bis ich mit mir einig geworden, daß Ihr, gnädigſte Frau, und Herr Fugger meine Handlung gut heißen würdet."

— „O, ſeid unbeſorgt, Junker!" ſagte Margaretha mit leuchtenden Blicken. „Ihr habt auch nach der ſtrengſten Pflicht, die Ihr meinem Bruder ſchuldig ſeid, gehandelt. Das Recht und die Tugend kennen nur einen Weg und den ſeid Ihr gewandelt. Es iſt wahr, mein Bruder würde Euch heftig zürnen, er würde Euch vielleicht einen Treuloſen ſchelten, wenn er wüßte, was Ihr gethan habt. Aber er iſt jetzt ein Kranker, über ſich ſelbſt Verblendeter. Es würde die Zeit kommen, wo er Eure That loben und preiſen und Euch dafür belohnen müßte. Und ſie wird kommen, dieſe Zeit, und er wird dann einſehen, daß Ihr der Treueſte ſeiner Treuen geweſen ſeid, wenn auch dem Scheine nach ungetreu. Einſtweilen begnügt Euch mit meiner Anerkennung Eurer edeln und hochherzigen Handlungsweiſe und mit meinem wärmſten Danke." Mit dieſen Worten trat ſie zu ihrem Schmuckſchrein und zog eine ſchwere goldne Gnadenkette mit einem brillantbeſetzten Medaillon hervor, hing ſie über des Junkers Bruſt und ſprach: „Es iſt mein Bild, das ich Euch ſchenke. Ihr habt Euch ſelbſt zu meinem und der Tugend und Ehre ritterlichen Diener geweiht. So tragt denn das Bildniß der ſchwächſten und unwürdigſten dieſer Eurer drei Herrinnen. Möge es Euch immer an die hohen Pflichten erinnern, die Ihr den beiden andern erhabenern ſchuldig ſeid, und Euch im Kampfe für das Gute, Rechte und Wahre ſtärken."

— „Es iſt das Bild der Tugend und Ehre," rief der Junker begeiſtert; „denn beide ſeid Ihr in verkörperter menſchlicher Geſtalt, in der edelſten und herrlichſten Erſcheinung. Mein Leben gehört Euch, hohe

Frau, und jeder Hauch deſſelben iſt Dankbarkeit und Ehrerbietung.“

Sie winkte anmuthig mit der Hand, ihn zu entlaſſen: „Ihr mögt mir dieſen Abend in meinem Cloſet, wo wir ungeſtört plaudern können, alle dieſe ſeltſamen und außerordentlichen ſpaniſchen Geſchichten ausführlich erzählen. Euer lebendiges Wort wird ſie mir anſchaulicher machen, als der todte Buchſtabe meiner Luiſe, und dann wißt Ihr gewiß Manches genauer als ſie und gebt es umſtändlicher, als ſie mit der Feder vermochte.“

— „Ich harre Eures Befehls, Hoheit,“ ſagte er wonnetrunken und ſchritt hinaus, um die heiße Stirn und Bruſt den friſchen Berglüften Savoyens zu bieten. Ein flüchtiges Roß trug ihn durch das Thal der Reiſſouſe der Rhone und den blauen Felſenbergen zu, die jenſeit des majeſtätiſchen Stroms das eigentliche ſavoyiſche Gebirgsland krönen.

Der Erzherzog, ſeit er in Bourges war, ſo weich und weh geſtimmt wie noch nie und oft in ein ihm ſelbſt unerklärliches träumeriſches Sinnen verloren, war dadurch für die zarten und innigen Beweiſe der Liebe und Freundſchaft, die ihm Schweſter und Schwager entgegentrugen, nur um ſo empfänglicher und das Geſchick erwies ſich ihm ſo günſtig, daß er hier für all' die Entwürdigungen und Unbilden, die er hatte erfahren müſſen, reichlichen Erſatz erfuhr. Herzog

Philibert von Savoyen, ihm im Alter gleich und ebenfalls ein ſehr ſchöner, aber ſchlank und ſchmächtig gebauter Mann, ſchien faſt mehr eine Frauennatur zu ſein. Ein gutmüthiger, liebevoller Träumer hatte er in der ihm gleichgeſinnten edeln und gefühlvollen Margaretha gleichſam die irdiſche Löſung ſeiner Lebensaufgabe gefunden; aber die Enden des zarten Bandes, welches dieſe beiden trefflichen Seelen aneinanderkettete, verloren ſich in die Unendlichkeit des Jenſeits. Philibert, zart und ſchwächlich gebaut, war von einer an einem Manne merkwürdigen Empfindlichkeit und Nervenreizbarkeit; ein heftiges Gefühl konnte ihn ſo erſchüttern, daß er ſich unwohl fühlte. Er vergötterte ſein Gretchen und ſie, die ſanfte Dichterin, fühlte ſich, nach ſo frühen und heftigen Stürmen in den Hafen der Ruhe und des Glücks eingelaufen, ſelig in dem Beſitze dieſes Mannes. Oft war Philipp der Gegenſtand ihrer Unterhaltung geweſen und Philibert hatte dem Schwager die innigſte Theilnahme geſchenkt; nun aber Philipp's edle, kräftige Geſtalt mit dem herzgewinnenden, ſeelenvollen Blicke vor ihm ſtand, als er, von Philiberts Mitgefühl und zarter Freundſchaft auf's angenehmſte berührt, an ſeinem Arme hängend und der Mittheilung bedürftig, den Schwager glücklich pries, daß er im Beſitz einer ſo trefflichen Herrin ſei, und Philibert einſtimmte in die Lobpreiſung ſeines Glücks und Margarethen gleichſam mit jubelndem Herzen erverderben, welches ihm durch die mit chemiſcher Dinte geſchriebnen Briefe vollkommen gelungen ſei. Um den Grafen Rudolf ſtets im Unklaren zu laſſen, und auch das Allodialvermögen zu erlangen, habe ihm Gräfin Hildegard aufgegeben, die kleine Eliſe der Schullehrersfrau zu rauben; dies habe er glücklich ausgeführt und das Kind in einer Penſionsanſtalt in Wien als ſeine Tochter erziehen laſſen. Der Graf wollte durchaus nicht, daß ſeine Mutter vor den Schranken des Gerichts geſchont werde, und ſo kam Hildegards ganzer Racheplan an den Tag. Es ergab ſich ferner, daß ſie beiſpiellos geldgierig und habſüchtig gehandelt und Eliſens Vermögen an ſich zu ziehen geſtrebt hatte. — Die mit chemiſcher Dinte geſchriebenen Briefe leiteten auf den Brandbrief; der Profeſſor läugnete, davon etwas zu wiſſen, doch geſtand er ein, dem Secretär Zöllner ſolche Dinte gegeben zu haben. Es erhellte aus ſeinen Geſtändniſſen ferner, daß dieſer Zöllner, Graf Rudolfs Geſchäftsführer und rechte Hand, durch den Profeſſor Ortmann von der Gräfin Hildegard beſtochen und mehre Jahre lang im Solde derſelben geſtanden, um jeden Wunſch des Grafen nach ſeinem Kinde, nach Freundesumgang, oder nach einer zweiten Ehe, in der Geburt zu erſticken, und den ſchwachen, menſchenfeindlichen hob, da warf ſich Philipp an ſeine Bruſt und weinte heftig und verzweiflungsvoll. Dann ſtrömte ſein Mund uber in Klagen über das tiefe Unglück ſeines Herzens, das um ſeine Liebe und ſein Lebensglück betrogen worden ſei, daß die fürchterliche Leere in ſeiner Bruſt ihn in die Arme ſchöner Frauen treibe, die ſich ihm freudig und zärtlich öffneten, daß er aber nie die Befriedigung finde, die er ſo ſehnlichſt ſuche, und ſich nachher nur noch troſtloſer und unglücklicher fühle. „O, barmherziger Gott!“ ſeufzte er auf, „in meinem fünfundzwanzigſten Jahre Herr eines der ſchönſten und reichſten Länder der Erde, körperlich geſund, von nicht unvortheilhafter Geſtalt, fühle ich mich doch unausſprechlich elend, zumal ich in Spanien geweſen bin. Aber zum erſten Male fließt das Geſtändniß von meinen Lippen, mir aus dem Herzen gelockt durch dein brüderliches Mitgefühl. Sieh, ich weiß es, ich habe ſchwer geſündigt, aber mein Unglück hat mich dazu getrieben, und ich werde in das Bodenloſe verſinken, wenn Luiſe mir nicht die rettende Hand bietet. Nur in ihr iſt noch Rettung und Glück für mich, das habe ich erſt eingeſehen, ſeit ſie verſchwunden iſt. Ach, auch ſie — ich geſtehe es dir mit Schamröthe auf den Wangen — auch ſie wollte ich mit der unlautern Flamme, die mich durchraſ't, umarmen; ſie iſt mir entzogen und nun erkenn' ich, je länger ich ſie miſſe, deſto klarer, daß ich den Engel, der beſtimmt iſt die faſt erloſchene Opferflamme meines Herzens mit reiner Hand wieder anzufachen und das heilige Feuer zu nähren, daß ich dieſen herrlichen Engel in den irdiſchen Staub ziehen wollte. Aber ich will ſuchen und ſuchen, bis ich ſie finde; ich will ihr dann zu Füßen fallen und weinend um ihre Verzeihung und um ihre Liebe flehen, bis ſie mich wieder zu Gnaden angenommen.“

Der Herzog umarmte den Erzherzog, ſehr ergriffen von dieſer Mittheilung und zitternd. Er eilte zu ſeiner Margaretha, welche ihm den Brief der Herzogin von Najara überreichte. Dieſer Brief regte ihn aber noch gewaltiger auf und wol einſehend, das es unmöglich ſei dem geliebten Schwager auch nur das Geringſte aus dieſem Schreiben mitzutheilen, fühlte er ſich vom heftigſten Widerſtreit der Gefühle krank.

Der Erzherzog hatte unterdeſſen den Zigeuner Antonio Cebes aufgeſucht. Die verſchmitzte Unterwürfigkeit dieſes Menſchen für wahren Dienſteifer haltend und den wortreichen Verſicherungen deſſelben Glauben ſchenkend ſprach er: „Du kannſt mir allerdings einen großen Dienſt erweiſen und ich werde dich dafür reich belohnen, ſo reich, als wenn ich ſchon König von Spanien wäre.“

Der Zigeuner ſchwur hoch und theuer für ihn in den Tod gehen zu wollen ohne alle und jegliche Belohnung; und kaum hatte Philipp Luiſens Namen genannt, als Antonio, ſogleich merkend, auf was es abgeſehen war, in ungemeſſene Lobpreiſungen dieſer Dame ausbrach und nicht Worte genug finden konnte, die Wohlthaten zu rühmen, die er und ſeine Familie von ihr genoſſen. Wenn es ihr gelte, betheuerte er, würde er mit Jubel tauſendmal den Tod leiden.

Der Erzherzog theilte, hocherfreut dieſen Mann gefunden zu haben, den Tauglichſten für ſeinen Zweck, dem Zigeuner mit, um was es ſich handle, und forderte ihn auf, ſogleich unter fremdem Namen an den königlichen Hof nach Prag oder Preßburg zu gehen und auszukundſchaften, ob die Herzogin von Najara ſich dort aufhalte, und, wenn er ſie dort nicht finde, ganz Spanien zu durchforſchen.

Der Zigeuner verſprach Alles, erhielt bedeutende Geldmittel vom Erzherzog nebſt Anweiſungen, wie er ſich noch größere Summen verſchaffen könnte, und rüſtete ſich ungeſäumt zur Abreiſe. Am andern Morgen in der erſten Frühe ſandte er einen geheimen Boten ab nach Rom mit einem Schreiben an den Kardinal-Secretair des Papſtes und verließ an demſelben Tage noch Bourges mit des Erzherzogs beſten Wünſchen.

Dieſer machte mit dem Herzog einen Ritt in die gebirgigen Jagdreviere an der Rhone, aber Beide kamen unwohl nach Hauſe. Und wirklich lagen Beide am folgenden Tage auf dem Krankenlager und die erſchreckte Herzogin eilte vom Gatten zum Bruder und von dieſem zu jenem. Die Schwermuth des Erzherzogs hatte endlich den Ausbruch gefunden und der Herzog war aus Mitleidenheit und zu heftig angegriffen von Philipp's troſtloſen Klagen mit erkrankt. Das Oſterfeſt, von dem ſich die verwandten fürſtlichen Herzen ſo großen Genuß verſprochen hatten, wurde zu Tagen der Beſorgniß, der Angſt und des Schmerzes, und die Aerzte, von denen einige ſogar ſchnell aus Lyon herbeigeholt worden, waren die einzigen Gäſte des Schloſſes.

Siebzehntes Kapitel.

Arg- und ahnungslos lenkte Erzherzog Philipp, von ſeinen Treuen gefolgt, ſein Roß in den weiten Hof des Schloſſes Pleſſis; aber er war verwundert, als ihm nur einige Hofdiener entgegenkamen und weder der König noch irgend einer der Prinzen des Hauſes, wie er gewohnt war und erwarten durfte, ihn bewillkommte. Noch war er bleich und nicht wieder im Beſitz ſeiner vollen Jugendkraft; es überfiel ihn ein ſtarkes Zittern, als auf ſein befremdetes Fragen einer der Diener antwortete: Seine königlichen Würden ſeien allerdings zugegen. Er faßte ſich ſo gut er konnte über dieſen unerwarteten und unhöflichen Empfang und ließ ſich, um ſich ſo ſchnell als möglich Licht darüber zu verſchaffen, ſogleich bei dem Könige melden. Er wurde angenommen und ſchritt, ſich keiner Schuld bewußt, aber doch mit heftig klopfendem Herzen, über die Schwelle der königlichen Zimmer.

Ludwig trat ihm raſch und heftig entgegen mit dem ganzen imponirenden Anſtande ſeines ritterlichen Weſens und ſeiner königlichen Würde. Seine Züge waren finſter und drohend, aus ſeinen großen braunen Augen ſprubete Zorn. Die Verbeugung des Erzherzogs erwiederte er mit einer ſtolzen Bewegung der Hand, ohne das Haupt im mindeſten zu verneigen.

— „Ihr ſeht mich erſtaunt, Ew. Hoheit wieder in meinen vier Pfählen zu ſehen,“ redete er den beſtürzten Erzherzog rauh und hart an.

— „Hab' ich Euch nicht mein Wort verpfändet, Sire, von Bourges zu Euch zurückzukehren?“ verſetzte Philipp mit zitternder Stimme.

— „Nach den neueſten Erfahrungen war ich nicht mehr berechtigt an Euer Wort zu glauben.“

Philipp erblaßte. „Ihr glaubt nicht an die Wahrhaftigkeit meines Wortes?“

— „Wer Eid und Unterſchrift misbraucht zu ſelbſtiſchen Zwecken, hat den Glauben Anderer verſcherzt.“

— „Ew. königliche Würde ſpricht in Räthſeln. Wo hab' ich je Eid und Unterſchrift misbraucht?“

— „Ihr narrt mich, Prinz von Spanien, indem Ihr Euch ſtellt, als wüßtet Ihr nichts von den Vorfällen in Neapel.“

— „So mir Gott und die heilige Jungfrau helfen ſollen, ich weiß von nichts! Ich habe in Bourges an einem heftigen Fieber krank gelegen und keine Zeitung iſt in mein ſtilles Krankenzimmer gelangt. Was iſt geſchehen?“

— „Was Ihr gewiß voraus gewußt habt. Sicher gemacht, eingelullt bin ich durch Euch und die Friedensverhandlungen mit Euch geworden. Don Gonſalvo de Cordova hat die Nachricht vom Friedensſchluß verhöhnt und Euern Befehl, die Waffen niederzulegen, verlacht. Er hat einen Befehl des Königs, Eures Schwiegervaters, auf keine Friedensnachricht zu achten, ſondern den Krieg gegen mich mit aller Strenge fortzuſetzen. Und ſo, erſt getäuſcht, ſind die Franzoſen auf allen Punkten mehrmals geſchlagen und ſchier aus dem ganzen Königreich Neapel verdrängt bis auf einen kleinen Strich Landes und einige feſte Punkte. Euer Ziel iſt faſt erreicht: Neapel in den Händen Ferdinand's von Arragonien. Ihr werdet einſt ein Königreich mehr erben und ich war der leichtgläubige Thor Eurer Vorſpiegelungen.“

— „Ha, Schmach ohne Gleichen! Unauslöſchliche Schmach!“ rief Philipp zähneknirſchend und ſo heftig zitternd, daß er, um nicht umzuſinken, ſich an der Lehne eines Stuhles halten mußte. Dann ſank er in den Stuhl und bedeckte ſein todtenbleiches Geſicht mit beiden Händen. Der König ſah ihn betroffen und zweifelhaft an. Endlich ſagte er weicher: „Ich werde meinen Leibarzt rufen laſſen.“

— „Euer Arzt vermag mir nicht zu helfen,“ verſetzte Philipp. „Wenn er königliche Heuchelei, gleißneriſche Wortbrüchigkeit, prunkende, frömmelnde Scheintugend heilen könnte, wir wollten ihn nach Spanien ſchicken, er würde dort zwei ſchlimme Kranke finden, die die Welt als Muſter von wahrer Tugend und Frömmigkeit preiſet. Ihr verſteht, wen ich meine, den angeſtaunten, ſtaatsklugen, katholiſchen König von Arragonien, die hochgefeierte, ritterliche Königin von Caſtilien. Nicht Ihr, Sire, ſeid der Narr in dieſem Handel, ich bin's, ich bin's, deſſen ehrliches deutſches Herz die ſpaniſchen Majeſtäten am Narrenſeil geführt. Aber bei der heiligen Dreifaltigkeit! ich werde dieſe mir angethane Schmach nicht dulden; ich werde ſie zurückſchleudern auf die königlichen Hände, die ſich nicht geſcheut haben, ſie auf mich zu häufen.“

— „Ew. Hoheit ſetzt mich auf's neue in Erſtaunen. Ihr hattet nichts gewußt, daß man dieſen Frieden mit mir nur zum Schein geſchloſſen, um mich deſto gewiſſer zu übervortheilen? Der König von Arragonien hatte ſeinen eignen Schwiegerſohn hintergangen und betrogen, hatte ihn zum blinden, unwiſſenden Werkzeug ſeiner ſchlauen, lügneriſchen Pläne herabgewürdigt und bloßgeſtellt vor der ganzen Welt? Es iſt unglaublich! Es iſt nicht möglich!“

— „Ich kann Euere königliche Würde nicht des Verdachtes wegen tadeln, den Ihr nicht loswerden könnt; denn, Ihr habt Recht, es iſt unglaublich, und doch iſt es wahr. Aber ich werde mich von dieſem Verdacht glänzend vor Euch zu befreien wiſſen. Ihr ſollt mich gerechtfertigt ſehen, Sire, und ſollte ich dieſe mir verſprochenen, aber ſchon verhaßt gewordenen ſpaniſchen Königskronen den unwürdigen, falſchen, heuchleriſchen Trägern derſelben vor die Füße werfen. Ich bin Euer Gefangener, Sire, bis die Bedingungen, auf welche ich im Namen Ferdinand's von Arragonien und Iſabella's von Caſtilien den Frieden mit Euch geſchloſſen, zum letzten Buchſtaben erfüllt ſind. Und wenn die katholiſchen Könige ſich dagegen ſträuben, ſo bleibe ich als Euer Gefangener in Pleſſis oder wohin es Euch mich zu fuhren beliebt, bis ich der Erbe dieſer ſchmachvoll ergaunerten Provinzen bin, um ſie Euch vor aller Welt zurückzugeben."

Der König lachelte: „Ich merke jetzt, wir ſind Beide betrogen. Daß mich die ſpaniſche Staatskunſt betrügt — ei nun, man kann es kaum anders von ihr erwarten; daß ſie aber Euch als Werkzeug benutzt, Euch ſelbſt betrügend, in der That, das iſt ihr Meiſterſtück."

— „Erlaubt mir in Euerm Beiſein einen Brief an die ſpaniſchen Majeſtäten zu ſchreiben, worin ich ihnen meine derbe deutſche Meinung ſage und meine freiwillige Gefangenſchaft ankundige. Ich muß ihnen doch meinen Dank abſtatten für die Achtung, die ſie dem kunftigen Könige von Spanien erweiſen. Und was ihnen dieſer ſchuldig bleiben dürfte, das ſoll der Herzog von Burgund und Niederland drauf zahlen, der Erbe Karl des Kuhnen, der ſo kuhn war ſeine Lander zu einem Königreiche erheben zu wollen. Auch meinem Vater will ich ſogleich ſchreiben, damit er ſchnell erfährt, wie ſpaniſcher Schleichhandel mit deutſcher Treue ſchachert, wie ſpaniſche Praktiken ſeinen Sohn und Erben hinter das Licht geführt und welchen Werth das Kaufgeld hat, wofür er mich an die Spanier verkauft hat. Prahleriſche Falſchmünzer ſind ſie, heuchleriſche Betrüger, gleißneriſche Schlangenbrut, die an meinem Herzblut ſaugt!“

— „Beruhigt Euch! Mäßigt Euch!“ ſagte der Konig beſorgt; denn in der That flog es wie convulſiviſche Zuckungen über des Erzherzogs Geſicht und Glieder. Er wurde erdfahl, ſeine Züge erſchlafften, ſein Auge, das kaum in einem unheimlichen Feuer gegluht, trubte ſich mehr und mehr und drohete zu erloſchen. Der König fuhrte ihn ſelbſt auf ſeine Zimmer, ließ die Aerzte rufen und verordnete die ſorgſamſte Pflege für ihn. Aber ſchon nach einigen Stunden ließ der Erzherzog den Konig wieder um einen Beſuch bitten und überreichte ihm die beiden Briefe an die Könige von Spanien und an den deutſchen Konig. Schon ſtanden der Pfalzgraf Friedrich und der Page Bubenhoven bereit, der Eine, um ſogleich als Bote nach Toledo aufzubrechen, der Andre nach Innsbruck.

zuletzt ſchier kindiſchen Mann nach ihren Zwecken zu leiten. So war nicht nur Eleonore, ſo war auch Graf Rudolf geiſtig hingemordet worden, und Graf Eberhard ſah mit Schaudern, daß er das neue Erbe nur durch die ungeheure Schuld ſeiner Mutter beſitze; denn nach aller Wahrſcheinlichkeit würde Graf Rudolf mit ſeinem geliebten Weibe männliche Leibeserben erzielt haben.

Der Profeſſor wurde ab- und der Secretär Zöllner eingeführt. Dieſer läugnete friſchweg, mit Ortmann je in andern als freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden zu haben; er läugnete, chemiſche Dinte von demſelben empfangen zu haben; er gab zwar zu, an jenem Samſtag Abend im Schwan geweſen zu ſein, doch räumte er in Bezug auf den Brandbrief nichts ein. Man ſchritt zum Verhör des Amtsadjunktus, und dieſer ſagte aus, er ſei vom Gaſtwirth Vierig durch große Verſprechungen vermocht worden, den Nagelſchmied entſpringen zu laſſen. Vierig kam vor die Schranken; das Verhör hatte aber kaum begonnen, als gemeldet wurde, der Metzger Lotz ſei eben wieder eingebracht worden. Der Graf befahl ihn ſogleich herbei zu führen. Der ſonſt ſo trotzige Kerl ſchrie gleich um Gnade und verſprach, wenn ihm das Leben geſchenkt würde, Alles geſtehen zu wollen. Der

Der König las mit ſteigendem Erſtaunen. „Wahrlich!“ ſagte er endlich, „Ihr ſeid nicht ſchonend mit dieſen hohen Majeſtäten umgegangen und habt ihnen bittre Pillen gereicht, die ſie in dieſer Weiſe ſchwerlich ſchon gekoſtet haben. Ihr fordert ihren Zorn heraus.“

— „Was kümmert mich ihr Zorn! Ich will ihnen die Klaue des Löwen zeigen, der der Enkel des burgundiſchen Löwen iſt. Genugthuung will ich, glänzende Genugthuung, meine ſchändlich verletzte Ehre will ich hergeſtellt ſehen, oder wir werden Feinde auf ewig.“

Die Briefe wurden geſiegelt und die Boten beſtiegen die Pferde. Bübenhoven ſprengte leuchtenden Blicks aus dem Hofe. Er ging in ſeine langerſehnte bergige Heimat, in's ſchöne Land Tyrol, zur geliebten Mutter.

Der Erzherzog lebte ſtill und meiſt auf ſein Zimmer beſchränkt; dann und wann machte er der Königin oder dem Könige einen Ehrenbeſuch. Die Gräfin Germaine von Foix ſuchte er nicht, er vermied die Hoffeſte und war zum größten Bedauern aller Hofdamen ein ganz verwandelter Mann. In der That benahm er ſich ganz wie ein Gefangener, obgleich er vom König durchaus nicht als ſolcher betrachtet und behandelt wurde. Der Gram über ſeine ſchmählich verletzte Ehre und die Sehnſucht nach der verlornen Geliebten fraßen an ſeinem Leben. Auf die Einladung des Königs beſuchten ihn der Herzog und die Herzogin von Savoyen, aber ſeine Freude darüber war auch nur eine matte Winterſonne. Deshalb konnte ſich auch Margaretha nicht ſo herzinnig freuen, wie ſie gewünſcht hatte, als ſie die ſchönen Plätzchen aufſuchte und die lieben Wege wandelte, auf denen ihre fröhliche Kindheit ſo glücklich geweſen war. Von ihren theuern Geſpielinnen war nur noch Germaine da und dieſe, die Stolzeſte und Kalteſte von Allen, war gerade die weniger Geliebte. Es waren nicht Tage der Freude und ſeliger Erinnerung, welche die hohe Dichterin am franzöſiſchen Hofe verlebte, ſondern der dunkeln Wehmuth, in welche die Erinnerung nur hie und da eine lichte Blume ſtickte. Sie kehrte mit dem geliebten Gatten bald wieder in die heimiſchen ſavoyer Berge zurück.

In der dritten Woche der eigenthümlichen Gefangenſchaft des Erzherzogs langten endlich zwei ſpaniſche Geſandte in Pleſſis an. Es waren der Marquis Don Diego de Mendoza, einer der verſchmitzteſten Hofleute vom caſtiliſchen Hofe und ein heftiger Feind der Niederländer, von denen er mit Geringſchätzung behandelt worden war, und der Doctor der Rechte Ignigo Xineyra, ein berüchtigter Anwalt und Rechtsgelehrter. Statt aber in der Audienz beim Könige den abgeſchloſſenen Frieden zu beſtätigen, wie der Erzherzog erwartet hatte, kündigten ſie dem Könige Ludwig in aller Form dieſen Frieden wieder auf und bekräftigten dieſen Akt durch Ueberreichung ihrer Vollmachten.

Ludwig, einen Augenblick überraſcht von dieſer unerwarteten Erklärung, ließ ſogleich den Erzherzog rufen, an welchen die Geſandten weder eine ſchriftliche noch mündliche Mittheilung von Seiten des ſpaniſchen Königspaares zu machen hatten. (Auch der Pfalzgraf war ohne allen Beſcheid an den Erzherzog und ziemlich ſchnöde in Toledo entlaſſen worden.)

Kaum war Philipp mit der Botſchaft der Geſandten bekannt gemacht worden, als er wie ein gehemmter Bergſtrom ausbrach, Zorn und Wuth in Blick und Wort. Er verfluchte den Tag, an welchem er Spanien betreten, er verwünſchte das Bündniß, das ihn mit dieſem ehr- und treuloſen Königsgeſchlecht verbunden und ließ dem Groll ſeiner jugendlichen Leidenſchaft in jeder Hinſicht freien Lauf. Dem Anſchein nach ruhig und lächelnd hörten ihn die Spanier an.

— „Wenn Ew. Hoheit auch die Ehrfurcht vergißt, die Ihr unſerm durchlauchtigſten Königshauſe ſchuldig ſeid,“ verſetzte endlich Don Diego de Mendoza, „ſo werden wir, als Stellvertreter unſrer allergnädigſten Könige, doch nicht die Ehrfurcht vergeſſen, welche wir Euch, dem Erben der ſpaniſchen Kronen, ſchuldig ſind. Doch dürfen wir Euch nicht verhehlen, daß die Verlegenheit, in welcher Ihr Euch Sr. königlichen Würde gegenüber befindet, nicht das Werk unſrer Könige, ſondern Eurer eignen Voreiligkeit und unbeſonnenen Handlungsweiſe iſt, zu welcher Ihr nicht ermächtigt und beauftragt wurdet.“

— „Mäßigt Eure Zunge, Herr Marquis, und dankt es der Gegenwart des Königs von Frankreich, daß ich Euch nicht anders als mit dem Munde antworte!“

— „Ew. Hoheit beanſprucht Mäßigung, Ihr, der alles Maß ſoweit überſchreitet, daß Ihr die gemeinſten und heftigſten Schmähungen auf die Häupter unſerer Könige häuft, die noch dazu Euere Schwiegereltern ſind, ja die Euch ihre eignen Kronen als Erbe vermacht haben. Ihr ſchmäht ſie uns maßlos in's Angeſicht, die wir hier in ihrem Namen und als ihre Stellvertreter ſtehen.“

— „Wie könnt Ihr Euch erfrechen mir in's Geſicht zu ſagen, meine Voreiligkeit und Unbeſonnenheit habe den Frieden mit Sr. königlichen Würde geſchloſſen, wozu ich nicht beauftragt geweſen? Der König und die Königin haben mir Vollmacht und Auftrag mit Unterſchrift und Siegel gegeben, haben mir auf Evangelienbuch und Crucifix geſchworen, haben mir zwei Geſandte zur Vollziehung des Friedensinſtruments mitgegeben — und doch ſoll ich nicht beauftragt geweſen ſein? Iſt dieſe Behauptung nicht die niederträchtigſte Lüge, welche jemals einem Menſchen in's Geſicht geſagt wurde?“

— „Dieſe Aufträge ließ Se. katholiſche Majeſtät von Arragonien, unſer allerdurchlauchtigſter und gnädigſter Herr, aber wieder durch den Ew. Hoheit nachgeſchickten Abt Boil widerrufen und aufheben,“ ſagte der Doctor des Rechts bedächtig. „Ein widerrufenes Wort hat keine Geltung mehr.“

— „Ihr lügt, Mann, wie Euer Spießgeſelle dort. Ein geſchworner Eid kann nicht wieder zurückgenommen werden.“

— „Ich will Euch das aus unſern Geſetzbüchern beweiſen.“

— „Was Geſetzbücher! Ich halte und verſtehe nichts davon. Ich urtheile und handle nach dem Rechtsgefühl, das in meiner Bruſt lebt. Ihr aber verdreht das Recht und ſtempelt das Unrecht zum ſogenannten Recht. Und endlich hatte der Abt Boil keine Vollmacht, keinen Ausweis vom König.“

— „Er iſt ein Kirchenhaupt und Prieſter des Herrn. Er bedarf nicht des Geſchrifts. Ihr mußt ihm auf's Wort glauben.“

— „Steht das auch in Euern Geſetzbüchern, Mann des Rechts?“

— „Es ſteht Euch nicht fein an,“ ſprach jetzt der Marquis heftiger und bitter, „uns ſo zu höhnen und zu ſchelten. Noch ſitzen die ſpaniſchen Kronen nicht auf Euerm Haupte; noch leben Don Fernando und Donna Iſabella, die Ihr mit ſchmählichem Undank belohnt und beleidigt, nur es ſteht in ihrer Macht, Euch das verſprochene Erbe wieder zu entziehen."

— „Ja freilich!" verſetzte Philipp grimmig, „was ihnen Verſprechungen und Eide gelten, hab' ich erlebt. Aber hier im Angeſicht des Konigs von Frankreich verzichte ich auf Euere ſpaniſchen Kronen und will nichts zu ſchaffen haben mit dem Lug und Trug Eurer frommen katholiſchen Konige."

Auf dieſes Wort brachen die beiden Spanier, ihre Maßigung vergeſſend, ebenfalls in Heftigkeit aus und der Zank wurde ſo wild, daß der Konig nach ſeinen Trabanten rief, um die Spanier abfuhren zu laſſen. In demſelben Augenblick fiel aber der Erzherzog ohnmachtig zu Boden und ſeine Glieder wurden von convulſiviſchen Zuckungen hin- und hergeſchleudert. Schaum ſtand vor ſeinem Munde, fahle Blaſſe überzog ſein Geſicht und ſein Auge ſtarrte glaſern. Der Konig und ſeine Diener trugen ihn ins Nebenzimmer auf ein Lager und die Aerzte wurden herbeigeholt. Der Konig kehrte zu den Geſandten zuruck und machte nun ſeinem eignen Zorn gegen die Wortbruchigkeit und Treuloſigkeit der ſpaniſchen Konige Luft und gebot ihnen binnen vierundzwanzig Stunden Frankreich zu verlaſſen. Während er noch ſprach, ſtürzte der Erzherzog wieder in das Zimmer. Sowie er zu ſich gekommen war, hatte er ſich nicht zuruckhalten laſſen. „Sagt Euern Konigen," rief er zornſchnaubend, „daß ich Frankreichs

Bundesgenoſſe bin und die Schmach, die ſie mir angethan haben, mit dem Schwerte tilgen werde. Sie ſollen ihre Tochter behalten und ſie einſt zur Königin machen laſſen; ich verlange und begehre ſie nicht wieder."

— „Nachdem ſie durch Euere Schuld wahnſinnig geworden und eben auch durch Euere Schuld unſre Königin ſelten mehr vom Krankenlager erſteht," giftete der Marquis dagegen.

— „Hinaus mit euch aus dieſem Palaſt, damit ich Euch draußen mit dem Schwerte züchtige!" kreiſchte Philipp. Aber der König nahm die Geſandten unter ſeinen Schutz und ließ ſie abführen; der Erzherzog wurde krank auf ſeine Zimmer geleitet.

Schon am Abend deſſelben Tages zeigten ſich die bedenklichſten Vorboten eines neuen Fiebers, der Prinz konnte in der Nacht kein Auge ſchließen und noch ehe der Morgen graute, ſprach er irr und tobte bald in den wildeſten Fieberphantaſien. Die Krankheit ſtieg ſo ſchnell und wurde ſo heftig, daß die Aerzte am dritten Tage der königlichen Familie die Eröffnung machten: ſie zweifelten, daß der Erzherzog den folgenden Tag erleben werde. König und Königin und Jedermann, der zum Hauſe und Hofe gehörte, geriethen darüber in die äußerſte Beſtürzung. Die Königin beſuchte den unglücklichen Kranken ſelbſt mehre Male und ließ ſich alle Viertelſtunden Bericht über ihn erſtatten; der König war ſtundenlang bei ihm und Germaine von Foix wich nicht von ſeinem Lager. Die Angſt um Philipp's Leben raubte der ſchönen Gräfin alle bis jetzt künſtlich bewahrte Herrſchaft über ſich ſelbſt; ſie verrieth durch ihre Thränen, ihre fieberhafte Angſt, ihren Eifer um den Kranken eine tiefe Leidenſchaft für ihn und, darüber von der Königin befragt, der dieſer merkwürdige Umſtand nicht verborgen bleiben konnte, geſtand ſie mit Thränen — die kalte ſtolze Prinzeſſin — ſie habe ſich ſehr unglücklich gefühlt, daß der Erzherzog ihre Baſe Anna ihr vorgezogen und ſie vernachläſſigt habe.

Nach langer Berathung der königlichen Familie, ob man die Gefahr, in welcher das Leben des Erzherzogs ſchwebte, an den ſavoyiſchen Hof melden ſollte, entſchied ſich endlich der König, dies zu unterlaſſen, um der herzoglichen Familie den Schrecken zu erſparen.

Sechs Tage ſchwebte der Kranke zwiſchen Leben und Tod; am ſiebenten brach ſich die Hartnäckigkeit des Fiebers. Die Jugendkraft hatte über die Gewalt der Krankheit geſiegt.

Die Geneſung ging äußerſt langſam von ſtatten. Der Geneſende ſehnte ſich nach ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager und trug dem Könige die Bitte ſchüchtern vor, ob er ihn nicht auf Ehrenwort bis zu ſeiner völligen Geneſung nach Bourges entlaſſen wolle. Hernach werde er ſich als ehrlicher Gefangener wieder ſtellen.

— „Ew. Hoheit iſt nicht mein Gefangener,“ verſetzte Ludwig, „und nichts ſteht Eurer Abreiſe zu Euern Lieben im Wege. Es bedarf deshalb Euers Ehrenworts zu Eurer Rückkehr nicht. Eure eigenen Länder verlangen nach ihrem Herrſcher. Ihr ſeid über Jahr und Tag ſchon abweſend, wollt Ihr aber an meinen Hof zurückkehren, ſo werdet Ihr ſtets als mein geehrter Gaſt betrachtet werden. Ihr habt jeden Verdacht gegen Eure Rechtlichkeit aus meiner Bruſt entfernt und Euch gänzlich gerechtfertigt. Deshalb entbinde ich Euch jedes mir gegebenen Wortes. Schon rüſte ich den Krieg gegen Spanien und meine Truppen ziehen nächſter Tage den Pyrenäen zu. Euch aber rathe ich, verfeindet Euch nicht gänzlich mit Euern Schwiegereltern. Man findet die Königskronen nicht auf allen Wegen und vor Allem laßt es Eurer unſchuldigen Gemahlin nicht entgelten, ſie iſt ja ohnedies unglücklich genug. Was Ihr im Zorn und Leidenſchaft geſprochen, werden prüfender Verſtand und menſchliches Gefühl verwerfen. Zieht mit Gott und erhaltet mir Eure Freundſchaft. Ich und die Königin wir haben Euch wahrhaft ſchätzen und lieben gelernt.“

Der Erzherzog beugte ſich gerührt auf die Hand des Königs, um ſie dankbar zu küſſen; es fielen ein Paar Thränen darauf. Das ſchöne und tiefe Gefühl der Jugend war wieder in ihm mächtig und ſein edles deutſches Herz floß über in tief empfundene Dankſagungen. Er bewährte ſich als Maximilian's Sohn, als würdiger Sproß des habsburgiſchen Geſchlechts.

Sein Abſchied von Pleſſis war rührend. Der König umarmte ihn, die Königin küßte ihn auf die Stirn; Germaine lag einen Augenblick an ſeiner Bruſt, alle Andern drückten ihm herzlich die Hand. Alle weinten, es war, als ob ein geliebter Bruder von ihnen ſchiede.

Gaſtwirth erblaßte und ſank zuſammen. Lotz legte ein unumwundenes Bekenntniß ab, wie er im Verein mit dem Secretär Zöllner und dem Gaſtwirth Vierig durch eine Menge ſchlechter Streiche, die er zum Theil im Detail angab, ſich am Vermögen des trübſinnigen Grafen Rudolf bereichert, und allerhand Betrug und Unterſchleif getrieben. Es ergab ſich, daß Zöllner nicht nur ſeinen ihm vertrauenden Herrn betrogen, ſondern auch die Gräfin Hildegard und Profeſſor Ortmann, in deren Sold er geſtanden. Lotz ſagte ferner aus, daß er an jenem Abend, als er des Bonifazmüllers Sohn geſtochen, und von den Rathsdienern wäre feſtgenommen worden, dem Gaſtwirth Vierig zugeflüſtert habe, er ſolle ihn bald durch den Einfluß des Secretärs frei machen, ſonſt würde er Alles verrathen.

Auf dieſe Angabe geſtand Vierig, lange mit dem Secretär zu Rathe gegangen zu ſein, wie Lotz am beſten frei zu machen ſei, und jener ſei endlich darauf gefallen, einen Droh- und Brandbrief zu ſchreiben, indem er behauptet habe, der ſchwache Graf, der ſich ſo ſehr vor der Nacht und vor allen Spitzbuben fürchte, werde die Diebe und Lotz gleich freigeben, wenn man die Sache ſo einkleide, als käme ſie von den Kameraden des Diebsgeſindels her. Da nun der Nagelſchmied ſo fleißig nach Jan-

Achtzehntes Kapitel.

Es war am 6. September deſſelbigen Jahres 1503 Vormittags, als ein heller, ſchön geputzter Zug ſtattlicher Männer mit Pfeifern und fliegenden Fahnen vom Rathhaus der freien Reichsſtadt Augsburg ſich unter großem Zulauf des Volks nach der biſchöflichen Pfalz begab, um den Sohn ihres geliebten Königs, den Erzherzog Philipp von Oeſtreich, Herzog von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Spanien, zu begrüßen, der Abends vorher auf ſeiner Heimreiſe hier angelangt war. Er war von Savoyen über Hochburgund gereiſt, meiſt in einer Sänfte, dann durch den Suntgau, bei Breiſach über den Rhein, weiter über den Schwarzwald und Sigmaringen an der Donau. In Burgund hatte er eine Geſandtſchaft ſeines Vaters empfangen, die ihn nach Innsbruck eingeladen.

Den Feſtzug in Augsburg bildete der Stadtrath der weitberühmten trefflichen Stadt, Bürgermeiſter und

Stadtſchreiber und die ehrenwerthen, geſinnungstüchtigen Rathe von den Zünften, jene markigen und trotzig ſchauenden Geſtalten, ſchlicht und recht, ehr- und arbeitliebend, feſt am Kaiſer hangend als ihrem Beſchützer gegen den neidiſchen und habſüchtigen Adel, aber noch feſter an ihrem guten Rechte und ihrem Gemeinweſen; Männer, wie ſie nur das blühende Städteweſen des deutſchen Mittelalters erzeugte. Die kannten noch die echte und rechte Bedeutung des herrlichen Wortes: „Ein freier deutſcher Bürger!“ die ſich ihre Nachkommen von ſelbſtſüchtigen Fürſten ſo ſchmählich haben rauben laſſen. Voll ſtolzen Selbſtgefühls richteten ſie ihre Blicke auf das Banner mit dem Zunftzeichen, das über ihrem Haupte rauſchte, und traten mit jener Ehrerbietung, die ſich ſelbſt achtet, vor den Fürſten, nicht mit kriechenden Schmeichelworten. Und in der Mitte dieſer Männer gediehen durch ſie Gewerbe und Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft, ja Alles, was dem deutſchen Namen Ehre gemacht hat; und niemals iſt die Schande deſſelben von ihnen ausgegangen.

Als ſich der augsburger Stadtrath beim Erzherzog anmelden ließ, ſaß dieſer eben mit Jakob Fugger im eifrigen und traulichen Zwiegeſpräch, das der Fürſt mit den Worten abbrach: „Wahrlich, Ihr habt mich durch die Erzählung von den Unbeſonnenheiten dieſer Frau nicht ſonderlich erfreut, Herr von Fugger; doch dazu könnt Ihr nichts. Ich will hoffen, das Beſte kommt nach, und ich bin auf den weitern Verlauf ſehr begierig. Doch jetzt erlaubt, daß ich Eure ehrenwerthen Mitbürger empfange, und macht mir die Freude, mein Gaſt an des Biſchofs Tafel zu ſein. Hernach, wenn ich wieder mir ſelbſt gehöre, können wir ungeſtört weiter plaudern. Jetzt muß ich erſt den Pflichten des Fürſten genügen, hernach bin ich ganz wieder Euer dankbarer Freund.“

Fugger empfahl ſich und der Stadtrath ward hereingeführt. Der Bürgermeiſter überreichte nach der Sitte der Zeit dem Erzherzog das Ehrengeſchenk, welches in einer ſilbernen vergoldeten Schale beſtand, und hielt dazu eine kurze herzliche Anrede, worin er die Stadt, die ſich der beſondern Liebe des allerdurchlauchtigſten römiſchen Königs mit Recht rühmen dürfe, auch ſeiner Wohlwollenheit und Gnade empfahl.

Der Erzherzog dankte ſichtlich gerührt, fragte nach dem Gemeindeweſen der Stadt, nach dem zünftigen Regiment, nach Handel und Wandel, Gewerbe und Kunſt, nach ihren Verhältniſſen mit den Nachbarſtädten und mit den ihr meiſt feindlich geſinnten Bayernherzögen, drückte jedem Einzelnen die Hand und verſicherte ſie ſeiner Gnade. — Nach dem Stadtrath ließen ſich mehre der vornehmſten Geſchlechter melden, um dem Erzherzog ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und er unterhielt ſich mit ihnen freundlichſt über ſtädtiſche und ihre

Familienangelegenheiten und dankte ihnen huldreichſt für ihre ihm erwieſene Aufmerkſamkeit.

Sobald der Letzte abgefertigt und gegangen war, trat Jakob Fugger wieder in das Zimmer. Der Erzherzog ergriff die Hand deſſelben, führte ihn zum Polſter und ſagte: „Nun bin ich wieder der Euere, mein werther, väterlicher Freund. Sagt mir zuvörderſt ſchnell, wie iſt es der unglücklichen Frau nach dieſer Kataſtrophe in der Ehe ergangen und wie geht es ihr jetzt?“

— „Es iſt ihr trübſelig genug ergangen, mein gnädigſter Herr,“ verſetzte Fugger. „Nach langem und ſchmerzvollem Krankenlager iſt ihr Mann zu Anfang dieſes Frühjahrs geſtorben.“

— „Wie? Sie iſt ſchon wieder Witwe?“

— „Es iſt beſſer für ſie und für ihn. Sie konnte dieſen Mann niemals lieben, obgleich ſie ſeine aufopfernde Liebe für ſie wohl erkannte und würdigte. Aber man ſagt ja, Liebe ließe ſich durch nichts erkaufen, ſelbſt durch die größten Opfer nicht; ſie müſſe ein freies Geſchenk ſein. Frau Eleonorens Seele war finſter und hat ſich nicht wieder erhellt. Sie war des guten ſchwachen Mannes Unglück und Tod. Sie war launiſch, heftig, herriſch; er ſanft, hingebend, gutmüthig, das beſte Herz, das je in eines Mannes Bruſt geſchlagen. Er liebte ſie über alle Beſchreibung und über allen Glauben; aber ſie ſprach oft Wochen lang kein Wort, er mochte ihr noch ſo liebevoll begegnen. Da mußte denn der arme Mann endlich einſehen, daß er mit all ſeiner Liebe keine Gegenliebe erwerben konnte. Der Gram darüber fraß an ſeinem Herzen. Um dieſen ſchlimmen Gaſt zu verſcheuchen, griff er zur Weinflaſche. Er wurde ein Trinker. Der Bekämpfer des Feindes wurde bald genug zum zweiten Feinde ſeines freudloſen Lebens. Sie warfen ihn auf's Krankenlager, von dem er nicht wieder erſtand. Eine ſchreckliche Schwindſucht zehrte ihn aus bis zum Skelett. Er hat viel leiden müſſen. Doch hat ihn Frau Eleonore getreulich und unermüdlich gewartet und gepflegt und ihm ſo vergolten, was er einſt an ihr in Brüſſel gethan, als ſie krank war. Schien es doch, als wenn zuletzt, als es mit ihm zu Ende ging, der Born der Liebe in ihrem Herzen zu quellen beginne. Sie ſaß Tag und Nacht an ſeinem Lager, verrichtete alle Dienſte allein bei ihm und erfreute ihn ſo noch durch ihre Theilnahme. Und ſo iſt er auch froh und zufrieden in ihren Armen verſchieden. Ein guter Menſch und ein ausgezeichneter Künſtler, der ein beſſeres Loos verdient hätte. Ein anderes, zu ihm paſſendes Weib hätte ihn zu einem glücklichen Manne gemacht."

— „Sei ihm die Erde leicht!" ſagte Philipp mit einer Thräne im Auge und ſtarrte tiefſinnig vor ſich hin. Auch er litt ja noch geiſtig und körperlich an den Folgen der furchtbaren Krankheit und war deshalb oft weich und ſchwermüthig geſtimmt. „Ich bereue meine Verirrungen mit dieſer Frau von Herzen,“ ſagte er dann leiſe. „Wenn ich ſie ungeſchehen machen könnte, ich weiß nicht, was ich darum gäbe. — Und wo iſt ſie jetzt? Was hat ſie für Pläne für ihre Zukunft?“

— „Sie war dieſen Sommer auf dem Lande, wohin ſie das Mutterherz zieht. Ein Weib ſoll ja dieſe Gefühle nie verläugnen können. Vermöchte es Eleonore, ſie thäte es gewiß. Ich habe ſie beobachtet, ich kenne ſie. Seit einigen Wochen iſt ſie wieder in der Stadt, aber ich habe ſie, ſobald ich Euern Brief mit der Meldung erhielt, daß Ihr nach Augsburg kommen würdet, auf den Wellenhof, eines meiner Landhäuſer, geſchickt. Ihre heftige Gemüthsart hätte Euch vielleicht eine Unannehmlichkeit bereiten können.“

— „Ihr habt ſehr wohl gethan. Ich mag ſie nicht ſehen, ihr Anblick würde mir peinlich ſein. Die Leiden des letzten Jahres haben mich gebeſſert, darum könnte ich unmöglich die Theilnehmerin meiner Vergehungen, die ſo ſchlimme Folgen gehabt haben, hier begrüßen. Ich wünſche ihrem Gemüth Frieden. Für ihren, ihres blinden Vaters und ihrer Geſchwiſter anſtändigen Unterhalt ſorgt Ihr ja beſtens und meine Schatzkammer erſtattet Euch alle Unkoſten und Auslagen. Und hat ſie noch nicht an ihre Zukunft gedacht?“

— „Ich that ihr den Vorſchlag in eines der hieſigen Frauenklöſter zu treten, aber ſie zeigte dazu wenig

Luſt. Sie ſcheint nicht viel von der Frömmigkeit zu halten; doch hat ſie jetzt die Entſchuldigung, daß ſie ſich nicht von den ihrigen trennen könne. Nun vielleicht beſinnt ſie ſich noch eines Beſſern; ſie hat eine beſondere Neigung, ſich unter dem gemeinen Volke herumzutreiben, und hat mir damit ſchon manchen Aerger bereitet. Uebrigens malt ſie fleißig, obgleich ſie in der Regel kein Bild fertig macht. Geduld und Ausdauer fehlen ihr dazu."

— „Seid nachſichtig mit ihren Schwachen und bedenkt, daß ſie eine Unglückliche iſt!"

— „Sie hat ſich ſtets der beſten Behandlung von mir und den Meinigen zu verſehen."

— „Das lohn' Euch Gott!" Der Furſt druckte des Kaufmanns Hand und Beide gingen bald darauf zur Tafel.

Am Nachmittag machte der Erzherzog mit Fugger einen Gang durch die Stadt und beſuchte das Rathhaus, die Geſchlechterſtube und die vorzüglichſten Kirchen. Mit Stolz führte Jakob Fugger den verehrten Fürſten in die Kirche der Karmeliter, an welche er in Verbindung mit ſeinen beiden Brüdern eine herrliche Kapelle gebaut hatte. Zum Behuf dieſes Baues hatten ſie einen augsburger Baumeiſter auf ihre Koſten nach Jeruſalem geſandt, damit er dort ein genaues Modell der heiligen Begräbnißkapelle verfertigte, und nach dieſem Modell war die Kapelle an der Karmeliterkirche hergeſtellt, der heiligen Anna gewidmet und zur Grabſtatte der Fugger'ſchen Familie geweiht worden. Dieſer Tempel, erſt im Laufe des Sommers vollendet, war wegen ſeiner außerordentlichen Pracht das ſchönſte Gebaude der Stadt.

— „Hier hab' ich mir die Ruheſtatte bereitet," ſagte Fugger ernſt.

— „Sie iſt eines Konigs würdig," verſetzte der Erzherzog, „und Ihr ſeid ja der König der Kaufleute."

— „Wollt Ihr damit einen Tadel der Herrlichkeit ausſprechen, mit welcher die Gebruder Fugger ihr Grab umgeben, ſo bedenkt, daß es zur Ehre Gottes geſchieht. Will ich doch lebend nichts ſein als ein ſchlichter Leinweber, ſo mag man mir immerhin gönnen, daß ich todt in dieſem ſchonen Tempel ruhe."

— „Ich wollte nicht tadeln," verſetzte Philipp und reichte dem vaterlichen Freunde die Hand. — „Mein Vater wird ſich uber dieſen Prachtbau freuen, wie ich, und ich werde, wenn ich jetzt nach Innsbruck komme, ihm dies kleine Gotteshaus zu ruhmen wiſſen. O, ich ſehne mich, an der Bruſt des geliebten beſten Vaters nach ſo langer Fahrt und ſo ſchweren Leiden zu ruhen, und in wenigen Tagen werde ich das Ziel erreicht haben!"

— „Ihr habt einen großen Umweg gemacht, gnädigſter Herr, um nach Innsbruck zu reiſen. Durch die

Schweiz hättet Ihr den kürzern Weg gehabt, auch über Mailand wäret Ihr näher gekommen.“

— „Durch die Schweiz reiſt kein öſtreichiſcher Prinz gern; auch mußte ich Burgund beſuchen und überdies führte mich eine Angelegenheit, die mein Herz angeht, dieſen Umweg. Ihr werdet lachen, wenn ich Euch ſage, daß ich die Spur einer Zigeunerbande verfolgt habe, die mich gleichſam neckte, denn ich habe ſie nicht erreicht, obgleich ihre Lagerſtätte, wie ich leider ſtets zu ſpät erfuhr, oft in meiner Nähe war.“

Fugger ſah den Erzherzog mistrauiſch an. Dann ſagte er ängſtlich: „Gnädigſter Herr, ſehet Euch wohl vor, daß Ihr nicht in die Fallſtricke des Böſen fallet. Man ſagt, daß die Zigeuner lauter Teufelskinder ſind, und Euer gnädigſter Vater kann ſie auch nicht leiden.“

— „Habt keine Sorge!“ lächelte Philipp. „Wer wie ich, ſeine Seele ſchon in die Hände des himmliſchen Vaters befohlen hat, fürchtet ſich nicht mehr vor dem Teufel. Als ich am Tode danieder lag, hab' ich oft an Euch gedacht, und dieſe Grabſtätte ruft mir jene Gedanken wieder lebendig in die Seele zurück. Ihr deutetet in Brüſſel meinen jugendlichen Uebermuth auf den Tod hin; ich lachte damals über Eure Worte, die wie eine prophetiſche Ahnung klangen, und wie nah ſtand mir der grimmige Feind des Lebens! Ich werde nie wieder über den Tod ſpotten und ihn meinen guten

Freund nennen, wie ich je zuweilen that. Glaubt mir, ſo jung ich auch noch bin, mein Leben iſt ſchon fürchterlich ernſt geworden."

— „Ein um ſo gerechterer und beſſerer Herrſcher werdet Ihr werden; denn nur Der wird das Scepter würdig führen, der den Wermuthbecher der Leiden geleert hat."

Der Erzherzog fühlte ſich angegriffen und ſchlug einen Geſellentrunk der Geſchlechter auf ihrer Stube aus, um zu ruhen, damit er in der Frühe des folgenden Morgens geſtärkt die Reiſe nach Tyrol fortſetzen könne. Er nahm herzlich von Fugger Abſchied und zog ſich, ſobald der Herbſtabend über die Stadt hereindunkelte, in ſeine Gemächer zurück.

Einige Augenblicke darauf meldete ihm der dienſtthuende Page, es ſei ein Mann im Vorzimmer, der da vorgebe, er müſſe den Erzherzog in deſſen eignen geheimen Angelegenheiten ſprechen; er brauche ſeinen Namen nicht zu nennen, der Fürſt kenne ihn genau.

— „Ha, endlich!" rief Philipp erfreut, warf einen Mantel über und befahl den Mann hereinzuführen.

Der Erzherzog hatte nämlich von Antonio Cebes einen Brief aus Ungarn erhalten, worin derſelbe ihm geſchrieben, daß die Herzogin von Najara nicht am königlichen Hofe lebe, die Königin ihren Aufenthalt auch nicht kenne, daß aber von der Zigeunerbande, die ſich am Oberrhein und im ſüdlichen Deutſchland herchen geſchaut, und er bald eingeſehen habe, daß derſelbe allein ſeiner Tochter wegen noch eine Nacht bleibe und nicht mit den übrigen Jahrmarktsgäſten wandere, da er jenen Abend nicht allein, ſondern auch Janchen gefehlt, und er, Vierig, daraus ein Liebesverſtändniß zwiſchen den jungen Leuten gemuthmaßt, ſo ſei er auf den Gedanken gerathen, den Verdacht auf den naſenweiſen Nagelſchmied zu lenken, der es gewagt, ſein Auge auf die mit dem Profeſſor verlobte Chriſtiane zu erheben. In Gemeinſchaft mit dem Secretär habe er das Felleiſen des Nagelſchmieds geöffnet, daraus das Päckchen genommen, den Streifen Papier abgeriſſen und die Nägel entwendet, um damit den Brief anzuheften. Hernach habe der Secretär die chemiſche Dinte im Schloße geholt und des Nagelſchmieds Hand nachgeahmt. Mit dieſem Briefe ſei der Secretär gegen Mitternacht gegangen, und habe ihm am andern Tag erzählt, als er eben im Begriffe geweſen ſei, den Zettel anzuheften, habe der Nagelſchmied vor ihm geſtanden, und er demſelben ins Geſicht geleuchtet. — Als er, Vierig, am vorhergegangnen Tage vernommen, daß des Bonifazmüllers Sohn geſtorben, habe er den Amtsadjunktus abermals beſtochen, um Lotzen fortzuhelfen.

Eh noch der Tag verſtrichen, war das ganze umtreibe, jedenfalls Nachrichten von der verſchwundenen Herzogin zu erhalten ſein mußten, was er aus Andeutungen mit Zuverſicht ſchließe, die er ihm mündlich mittheilen werde; denn er hoffe ihn noch auf ſeiner, des Erzherzogs, Heimreiſe zu treffen. Dieſer Brief hatte den Fürſten vermocht, der Zigeunerbande nachſpüren zu laſſen und ihr auf dem großen Umwege durch Frankreich über den Rhein und durch den Schwarzwald nachzureiſen. Jetzt glaubte er mit Gewißheit, Antonio werde bei ihm eintreten.

Aber ein fremder Mann ſtand vor ihm, der ihn mit einer Stimme, die ihm nicht unbekannt klang, kurz und barſch fragte: „Kennt Ihr mich nicht?“

— „Nein!“ verſetzte der Erzherzog ſtolz. „Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr von mir?“

— „Ha!“ rief der Andre mit zornigem Schmerz, „bin ich entweder ſo ganz aus deinem Gedächtniß verwiſcht, oder haben dieſe unſeligen Narben, die ich um deinetwillen trage, mich ſo unkenntlich gemacht, oder willſt du mich nicht kennen?“

— „Eleonore!“ ſagte Philipp erbleichend und ſchien zum Tod erſchrocken.

— „Endlich fällt es dir ein, daß dies Weſen dir nicht fremd iſt. Aber welch einen Schrecken bereitet dir dein Gedächtniß! Stehſt du nicht vor mir wie ein armer Sünder vor ſeinem Richter? Es gab eine Zeit, und ſie iſt noch nicht lange voruber, wo mein Anblick dir andere Gefuhle einfloßte."

Der Erzherzog ermannte ſich. Der brutale bohmiſche Ton der Witwe gab ihm ſeinen ganzen Stolz wieder.

— „Wer raumte der Frau van der Voort ein Recht ein, mit dem Herrn von Burgund und Niederland in dieſem Tone zu ſprechen?"

— „Ihr ſelbſt habt es mir aufgezwungen, Erzherzog von Oeſtreich," rief ſie noch erbitterter. „Nicht zum Herzog von Burgund rede ich; ich ſpreche zum ſchonen Philipp von Oeſtreich, dem Frauenverfuhrer; ich ſpreche zum Urheber meines Unglucks, mit dem ich ein Geſchaft abzumachen habe. Jedenfalls hat Euch Herr Jakob Fugger unterrichtet, daß —"

— „Ich weiß, ich weiß," fiel ihr Philipp ungeduldig in's Wort. „Aber jedes Geſchaft der Art habt Ihr mit Herrn von Fugger, dem wohlbeſtallten Rath meines koniglichen Vaters, zu bereden und zu verhandeln. Er hat unbedingten Auftrag dazu von mir und weder Ihr noch Eure Familie ſoll ſich uber meine Munificenz zu beklagen haben durfen."

— „Ha, ſeht doch, wie mein ſußer Minneknab, mein heiß ſehnſuchtiger Philipp ſeiner angebeteten Eleonore von fremder Hand den Groſchen hinwerfen laßt, daß ſie nicht verhungert, die uberlaſtige Bettlerin! Und meine Familie! Wie zart Ihr andeutet, was Ihr nicht ausſprechen wollt. Du ſchämſt dich der häßlichen Frau. Aber — hörſt du, Philipp — die Eiferſucht deiner Gemahlin hat ihre Schönheit gemordet. Ich ward elend und arm durch dich.“

— „Erſpart Euch alle dieſe Bemerkungen. Ich kann und will nichts mehr mit Euch zu ſchaffen haben und erinnere Euch nochmals allen Ernſtes, zu bedenken, daß Ihr mit einem mächtigen Fürſten redet. Trotzt nicht auf meine Langmuth und auf die Rückſicht, die ich — Eurer Meinung nach — Verhältniſſen vergangener Zeiten ſchuldig ſein ſoll. Entfernt Euch!“

— „Ha, Elender, mir das! Ich verachte deine Macht und deine edle Langmuth — —“ Die Wuth erſtickte ihre Stimme: ſie brach in ein dumpfes Heulen aus, das mehr dem heißhungrigen Schrei eines wilden Raubthieres als einer menſchlichen Stimme glich. Ihre haſtig in den Buſen vergrabene Hand kam mit einem Dolche bewaffnet wieder zum Vorſchein. Aber die Wuth, von der dieſe leidenſchaftliche Frau überwältigt worden war, machte ſie blind und ohnmächtig. Sie ſank auf einen Seſſel, nicht mehr Herrin ihrer Glieder, und ſchrie wie wahnſinnig. Der Erzherzog rief den Pagen herein, um ſie fortführen zu laſſen. Er war ſelbſt in der heftigſten Aufregung. Wider Erwarten ließ ſie ſich ohne Widerſtand fortführen; ſie weinte verzweiflungsvoll, und jeder Ton, den ſie ausſtieß, ſchnitt ihm durch die Seele. Aber er fühlte, daß er nicht anders gegen die unbeſonnene, rachſüchtige Frau handeln konnte. Ihre geſteigerte Kraft ſchien plötzlich gebrochen. In der Thüre wandte ſie ſich aber noch ein Mal zurück: „Ich wollte dich ermorden, ich kann es nicht. Aber ich werde eine andere Hand erziehen und, wenn ſie ſtark genug iſt, gegen dich bewaffnen. Du weißt welche; ſie ſoll dich auch auf deinen ſpaniſchen Königsthronen zu finden wiſſen.“

Der Erzherzog ließ ſogleich Jakob Fugger zu ſich entbieten und hielt über zwei Stunden geheime Zwieſprache mit ihm. Fugger kehrte in großer Bewegung nach Hauſe zurück; der Erzherzog konnte die ganze Nacht über kein Auge ſchließen und verließ noch vor Tagesanbruch die Stadt, um den tyroler Bergen zuzueilen.

Neunzehntes Kapitel.

Eine bittre Täuſchung wartete in Innsbruck auf den Erzherzog. Allzuſehr mit ſeinen eignen Angelegenheiten beſchäftigt, hatte ſeine Jugend kein Auge für die Angelegenheiten ſeines Vaters gehabt oder ihnen nicht die Wichtigkeit beigelegt, die ſie wirklich beſaßen. Philipp war viel zu leichtſinnig, viel zu flatterhaft, ein viel zu leidenſchaftlicher Verehrer des ſchönen Geſchlechts und vor Allem: er war erſt vier und zwanzig Jahre alt, um ſchon jetzt ein umſichtiger, ſtaatskluger Regent zu ſein. Die Unruhen in den Niederlanden und Holland, ſein Augenmerk auf Frankreich und Spanien, die neapolitaniſchen Händel der beiden Höfe und das vielfache Unangenehme und Schmerzliche, das er auf ſeiner langen Reiſe hatte erfahren müſſen, dies Alles hatte ihn den deutſchen Angelegenheiten ſeines Vaters entfremdet. Mit dem vollen, ſchwerbedrängten Herzen, an Ehre und Liebe auf das tiefſte gekränkt, umarmte er den Vater und weinte an deſſen Bruſt.

Maximilian ließ den geliebten Sohn gewähren; er hörte ruhig die Klagen deſſelben an; er ließ ihn den ganzen Unwillen ſeiner empörten Seele über die heuchleriſche Unwürdigkeit des ſpaniſchen Königspaares ausſprechen. Dann nahm er im milden und väterlichen Tone das Wort:

— „Mein lieber Sohn, ich habe dich ruhig und ununterbrochen angehört; vergilt mir jetzt Gleiches mit Gleichem. Bereits zwei Jahre vor meiner Geburt gingen dem Hauſe Oeſtreich die beiden ſtattlichen Kronen von Ungarn und Böhmen, die Herzog Albrecht, ſpäter deutſcher Kaiſer, ihm zwanzig Jahre vorher erworben hatte, und die es bereits als ſein feſtes Eigenthum anzuſehen gewohnt war, verloren. Ich wuchs in harten und ſchier kümmerlichen Umſtänden auf; meine erſten Erinnerungen ſind ſchreckliche. Bruderhaß, Bruderkrieg wütheten in unſerm Hauſe und droheten die Säulen deſſelben umzuwerfen, die unſer ruhmgekrönter Ahn, jener aus ſeinen Schweizerbergen herabgeſtiegene Rudolf von Habsburg, neben dem deutſchen Kaiſerthrone aufgerichtet hatte. Ich war noch nicht vier Jahre alt, als ich mit meinem Vater und mit meiner Mutter in der Burg in Wien von meinem unruhigen, habſüchtigen Oheim, dem Herzog Albrecht und den aufrühreriſchen Wienern belagert wurde. Sie beſchoſſen uns in der Burg mit ſchwerem Geſchütz, ja ſie waren ſo grauſam, ihre großen, furchtbaren Kanonen auf die Fenſter der Zimmer zu richten, welche die Kaiſerin, eine ſchwache Frau, und ich, ein hülfloſes Kind, bewohnten. Eine Kanonenkugel fiel nicht weit von mir nieder; ſie hätte mich faſt getödtet. Nun, dann hätte das Haus Oeſtreich ſchnell ſein Ziel erreicht, und Alles wäre gut geweſen. Das Peinliche und Gräßliche dieſes erſten Eindrucks iſt mir bis jetzt geblieben, und ich werde es einſt mit in's Grab nehmen. Ich kann deshalb die aufruhreriſchen, ungehorſamen Wiener nicht leiden. Die Hälfte jener Aufrührer lebt ja heute noch. Doch weiter! Ich war zehn Jahre alt, als jener fürchterliche Feind der Chriſtenheit, der ſeine Reſidenz in der alten oſtrömiſchen Kaiſerſtadt aufgeſchlagen hat, zum erſten Mal die deutſchen Grenzen überflutete. Neun ſolcher Ueberfälle der Türken haben bis zu meines Vaters Tod ſtattgefunden, du haſt die letzten derſelben ſelbſt ſchon erlebt. Der Schade, den ſie den öſtreichiſchen Landen zugefügt, iſt unberechenbar. Kennten wir ſeine ganze Größe, wir würden uns entſetzen. Aber damit noch nicht genug, du kennſt die Verwickelungen, durch welche dein Großvater in Krieg mit dem kühnen König Mathias Corvinus gerieth, du weißt, welch' herrliche Stücke dieſer „Rabe“ von den öſtreichiſchen Ländern abriß, wie er ſelbſt Wien eroberte und es ſechs Jahre bis zu ſeinem Tode behauptete. Du weißt das Alles, denn du haſt es erlebt. Philipp, ich habe meinen Vater geſehen, des römiſchen Kaiſers Majeſtät, ein edles, wurdiges, menſchenfreundliches Haupt, als er auf einem elenden, mit einam Paar Oechslein beſpannten Leiterwagen ſaß und von einem Kloſterſtift zum andern im kleinen Lande, das ihm geblieben war, umherzog, um ſich um Gottes willen von den Mönchen ſpeiſen zu laſſen; er, der deutſche Kaiſer, das Haupt des öſtreichiſchen Hauſes; ich habe es geſehen und durch meine junge Bruſt iſt ein zweiſchneidiges Schwert gegangen. Damals habe ich Gott und der gebenedeiten Jungfrau geſchworen, dem in den Staub getretenen Hauſe Oeſtreich neuen und größern Glanz zu verleiben und alle Kraft meines Lebens daran zu ſetzen oder unterzugehen in dieſem Streben. Hier haſt du den Schluſſel zu allen meinen Handlungen, er heißt: Macht und Glanz für Oeſtreich! Ich habe redlich gehalten, was ich gelobt; das Glück iſt mir günſtig geweſen, ich bin noch im Streben nach meinem Ziele begriffen; es wird unverrückt mein Ziel bleiben bis an den letzten meiner Tage. Und ich habe mein Herz nie gefragt, wenn es Oeſtreichs Glanz und Größe galt. Ich war der einzige Träger dieſes unſers Hauſes; meine Vettern ſtarben kinderlos und vererbten ihre Lander auf mich. Du biſt mein einziger Sohn; für wen hab' ich denn geſorgt und geſchafft, für wen gearbeitet und geſtrebt? Für dich und deine Söhne, die Erben des Namens und des Glanzes von Oeſtreich. Als ich nach den Niederlanden ging, um die burgundiſche Maria, deine Mutter, zu freien, kannte ich ſie noch nicht, wußte nicht, ob mein Herz auch eine Anſprache an ſie finden würde. Daß es ſo kam, war Zufall und Glück. Ich habe dies Glück kurz genug genoſſen, es war bald wie ein Traum entſchwunden. Und welche Demüthigungen mußte ich mir von dieſen trotzigen Niederländern gefallen laſſen! Ich ſaß ſechzehn Wochen in ihrer Haft; ſie enthaupteten meine treueſten Diener und Freunde vor meinen Augen. Ich ertrug Alles; weshalb? um Oeſtreich groß und reich zu machen. Ich wollte mich mit der Erbin von Bretagne vermählen, ein tückiſcher Feind vereitelte dieſen herrlichen Plan. Hab' ich damals mein Herz befragen dürfen? Es galt Oeſtreichs Vergrößerung und das Herz mußte ſchweigen. Als ich dich und Gretchen an die ſpaniſchen Kinder vermählte, geſchah es, um Oeſtreichs Glanz und Macht feſter zu begründen; dieſe Spanier ſind die mächtigſten Fürſten Europa's. Und wie wendete das Schickſal auf eine wunderbare, nie geahnete Weiſe meinen Plan zu Glück und Ruhm, zu Reichthum und Macht Oeſtreichs! Es macht dich zum König von Spanien. Und du haderſt mit dieſem Schickſal, weil dein Herz nicht gefragt wurde; du weinſt wie ein thörichter Minneknabe, weil du dein Schätzchen nicht zum Weibe erkieſen durfteſt; du entzweiſt dich mit dem ſpaniſchen Königspaar, weil es die in Neapel gemachten Eroberungen nicht unſerm alten Erbfeind, dem franzöſiſchen König herausgeben will. Du willſt Ferdinand und Iſabellen die Anwartſchaft auf die ſpaniſchen Kronen vor die Füße werfen, weil ſie nicht deinem kindiſchen Eigenſinn nachgeben! Thor, haſt du vergeſſen, weshalb ich Krieg gegen dieſen Ludwig führte? deiner burgundiſchen Städte wegen. Es ſind erſt fünf Jahre und du haſt ein kurzes Gedächtniß. Weißt du, wer der Erbe von dieſem Königreich Neapel ſein wird, von dieſem ganzen ungetheilten Neapel, wie es der tapfere Gonſalvo de Cordova jetzt den Franzoſen abgenommen? du wirſt es ſein, der Stammhalter des Hauſes Oeſtreich. Du wirſt Kaſtilien und Arragonien erben, du die Königreiche der Mauren; für dich hat Colomb die neue Welt entdeckt und kühne Spanier ziehen hinüber, dir ungeheure Schätze und Königreiche zu erobern. Oeſtreichs langverhüllte Sonne ſteigt endlich ſtrahlend am Himmel empor; Kronen auf Kronen warten, ſich auf dein Haupt niederzuſenken, und du thörichtes Kind willſt einer Grille wegen ſie von dir werfen, willſt mit eignen Füßen das glänzende Panier Oeſtreichs in den Staub treten, willſt, daß ich vergebens gearbeitet, vergebens gelebt habe!?“

Die Stimme des Königs war zuletzt weich und zitternd geworden. Als er ſchwieg, verhüllte er weinend das Haupt. Philipp hatte ſeinen Vater noch nicht weinen geſehen; dieſe Thränen fielen wie glühende Tropfen auf ſein Herz. Er ſchwieg lange beſtürzt und ſcheußliche Gewebe der Liſt und Bosheit enthüllt. Am Abend brachte der Bote Eleonorens Tagebuch und des Profeſſors Briefe. Eliſe und ihre Frau Pathe, Frau Eiſenblut, kamen auf des Grafen Einladung auf ſein Zimmer und mit thränendem Auge begrüßte Eliſe die Handſchrift ihrer unglücklichen Mutter.

Der Graf las und Frau Eiſenblut ergänzte die vorgefundnen Nachrichten. Als der gefühlvolle Mann an die Stelle kam, wo Eleonore erzählte, wie ſie von ihrem Gatten verſtoßen worden, konnte er vor Jammer nicht weiter leſen; er legte das Buch weg und ſchloß ſelbſt weinend, die weinende Eliſe in die Arme.

Erſt als er wieder Faſſung gewonnen hatte, las er mit erhöhter Stimme weiter: «Ich lag zu Bette, und kämpfte mit dem Wahnſinne, als mir meine Kammerfrau die Nachricht überbrachte, mein Gatte ſei abgereiſt, und habe einen Brief an mich hinterlaſſen, den ſie mir einhändigte, meine Pulſe flogen, als ich ihn öffnete. Noch begreif' ich nicht, wie der Wahnſinn in dieſem Augenblicke nicht meiner Meiſter wurde, als ich mein gräßliches Urtheil geleſen hatte. Es lautete: Verſtoßung, ewige Verbannung aus ſeinen Augen! Mein Kind erkannte er nicht als das ſeinige, ſondern für einen Baſtard. Für meinen Unterhalt wollte er ſorgen. Ich ſprang mit den ſchmerzlichſten Gefühlen kämpfend; endlich ſagte er mit leiſer Stimme: „Aber die Ehre! die Ehre, mein Vater!“

— „Glaubſt du, ein übereiltes und ſchier kindiſches Verſprechen halten ſei Pflicht der Ehre? König Ludwig hat dir geſchmeichelt, um wegen ſeines Raubes von Mailand Ruhe vor Oeſtreich zu haben. Es hat dir am franzöſiſchen Hofe gefallen, die ſchönen Prinzeſſinnen haben nicht ſpröde gegen dich gethan. Die Königin iſt eine reizende, freundliche Dame (wie beſſer wäre es für uns alle, ſie wäre deutſche Königin!), alle Annehmlichkeiten des Lebens ſind dir dort entgegengekommen und ſo thatſt du mehr als dir zuſtand; du ließeſt dich fangen, mein Sohn, und wußteſt es nicht, und nicht allein die Eroberung von Mailand ſollte in Blois mit ſüßen Worten und zärtlichen Blicken befeſtigt, auch die Provinzen Baſilicata und Capitanata ſollten hier ſo leicht und anmuthig erobert werden. Du warſt ſchwach und willſt es nicht eingeſtehen; aber du wirſt nicht von Ferdinand und Iſabella verlangen, daß ſie deiner Schwäche Opfer bringen ſollen zu deinem eignen Schaden! Du wirſt nicht ſo wahnſinnig ſein, die ganze Zukunft Oeſtreichs deinem kindiſchen Eigenſinn dieſen von Spanien verlangten Opfern hinzuzufügen! Beſtehe nur auf deinem Kopf, die ſpaniſchen Könige laſſen dich fallen. Zur rechten Zeit hat ihre Tochter einen Prinzen auf ſpaniſchem Grund und Boden geboren, den ſie ſchlau genug wieder Fernando genannt haben. Sie werden dies Kind ſich zum Erben ihrer Kronen erziehen und nichts darnach fragen, daß du der Vater deſſelben biſt. Sie werden dieſen Zweig vom öſtreichiſchen Stamme losreißen und in ihren Boden verpflanzen. Nach uns werden ſie nicht mehr fragen, denn ſie brauchen uns nicht mehr, und ſo kannſt du einſt die Freude haben, dich vor deinem eignen Sohne demüthigen zu müſſen; ja, vielleicht iſt mir dies traurige Loos ſelbſt noch beſchieden, denn ich muß dich zuletzt einen Blick in meine Verhältniſſe als deutſcher König thun laſſen.“ Maximilian machte eine Pauſe und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, während ſein trübauflodernder Blick auf den ſchmerzlich geſpannten Zügen des Sohnes wie fragend umherirrte. Philipp hielt das thränengefüllte Auge auf den Boden geheftet.

— „Es geht ein großer Drang durch das ganze deutſche Volk nach Verbeſſerung des Reichs und Regiments, nach richtigerer Einſicht in menſchliche und göttliche Dinge und nach Reinigung und Säuberung der Mutterkirche von allen Schmutzflecken, die ſich ſeit ſchier tauſend Jahren an ſie geheftet haben. Die Zeit will ſich neu gebären; das neue Jahrhundert will nicht mehr in der engen Schraube ſeines Vaters und Vorgängers einhergehen, es will ſich ein neues und weiteres Kleid ſchaffen. Da meinen denn nun die deutſchen Reichsſtände, ſie ſeien die rechten Weber und Schneider für dieſes Kleid und ich, ihr König, ſei zu nichts gut, als ihnen das Garn auf den Stuhl zu ziehen oder die Nadeln einzufädeln. Nachher wollen ſie mich bei Seite ſchieben, wie ein altes Möbel, das man nicht mehr braucht. O, ich durchſchaue ſie! Ich weiß, was dieſer alte ſchlaue Henneberger, der mainzer Kurfürſt, will, und er ſchreitet wacker fürbaß ſeinem Ziele zu, die andern Stände hinterdrein wie die Heerde hinter dem Leithammel; auch der pfälzer Kurfürſt iſt mein bitterer Feind; während du ſeinen Sohn ſtets um dich haſt und mit deiner Freundſchaft beehrſt, trachtet mir der Alte die Krone vom Haupte zu holen. Deshalb ſetzten ſie mir das Kammergericht hin. Auf dem letzten Augsburger Reichstage hat ſich's gezeigt, was ſie wollen. Und einen Tag ſchreiben ſie aus nach Gellnhauſen und als ich's nicht verhindern kann und ſelbſt dorthin gehen will, ſchreibt der Pfälzer den Andern den Tag ab. So ſpielen ſie mit mir, dem Könige, dem Reichsoberhaupt; das iſt das Loos deines Vaters. Ich will es dir ſagen mit Einem Worte: abſetzen wollen ſie mich, ich ſoll die Schande erleben, wie der verſoffene Wenzel vor hundert Jahren, daß ſie mich vom Regiment bringen und mir die Krone vom Haupte nehmen, und der Mainzer und der Pfälzer ſind die Büttel dabei. Ja, toll genug, ſelbſt den Bauern fällt ein, daß ſie mit ihren täppiſchen Händen berufen ſeien, der Zeit das neue Kleid anzumeſſen; überall, in ſchier allen

Gauen, geht eine Tollheit durch ihre Köpfe, ſie wollen nicht mehr weltliches, nicht mehr geiſtliches Regiment dulden. So iſt Feindſchaft zwiſchen Bauer und Fürſt, zwiſchen Fürſt und König, und es gährt und tobt wie in einem Faſſe voll Weinmoſt. Wärſt du nicht der Schwiegerſohn und Erbe der ſpaniſchen Könige, mich hätte ſchon Wenzels Schickſal betroffen; ſie fürchten ſich nur vor der Macht. Wärſt du nicht Herr von Burgund und Niederland, ſie ſpielten mit mir, wie die Katze mit der Maus. Da ſieh, wie richtig mein ſtets verfolgter Plan war, dem Hauſe Oeſtreich zu Macht und Reichthum zu verhelfen. Nur der Reiche und Mächtige iſt der Angeſehene und Gefürchtete. Nur Gold und Schwert im Verein vermögen Großes zu wirken; darum höre nun mein Schlußwort und nimm es dir wohl zu Herzen: Verzichteſt du heute auf die ſpaniſchen Kronen, ſo verzichte ich morgen auf die deutſche. Mit der Hoffnung auf die ſpaniſche Erbſchaft weicht der Boden unter unſern Füßen, und ich habe nicht Luſt zu warten, bis mir die Kurfürſten die Krone vom Haupte ſchlagen; ich will ſie ihnen ſelbſt vor die Füße ſchleudern. Gibſt du aber den kindiſchen, tollen Gedanken auf, ſo geſtaltet ſich im Nu Alles anders. Der Papſt iſt todt; man ſagt, der alte Giftmiſcher habe aus Verſehen einen Giftbecher geleert, den er für einen Cardinal bereitet. Der neue Papſt wird mir den Zug nach Rom leicht machen. Die Franzoſen haben mit den Spaniern vollauf zu thun und können mich nicht ſtören. Ich hole mir die Kaiſerkrone, dann ſchlag' ich dich den Kurfürſten zur Königswahl vor. Ich weiß, ſie fürchten ſich jetzt ſchon vor dieſem Vorſchlag; lehnen ſie die Wahl ab, ſo erheb' ich dich zum Kurfürſten des Reichs, und biſt du dann König von Spanien, ſo ſtehen wir ihnen mit impoſanter Macht gegenüber und treiben ſie zu Paaren. Die neue Welt muß uns ihre Schätze ſenden, man ſagt, ganze Gebirge ſeien dort von Gold. Dann Oeſtreich über Alles! Sie müſſen dich zum deutſchen König wählen, wir jagen die Türken aus Europa hinaus, und wenn ich am errungenen Ziel mein Haupt niederlege, biſt du deutſcher Kaiſer, König von ſechs ſpaniſchen Königreichen, König von Sicilien, König von Neapel, König der neuen Welt, Herzog von Burgund und Niederland. Und ich hoffe zu Gott, du ſollſt auch morgenländiſcher Kaiſer werden und Konſtantinopel deine Reſidenz ſein. Wer darf ſich dann dir gleichſtellen auf dem ganzen Erdball?! — Und das Alles ſollte in Rauch und Dampf aufgehen vor dem Strohfeuer deines liebeſehnſüchtigen Herzens? Philipp, zieh' die Knabenſchuhe aus! Dein Vater fleht dich an, beſchwört dich! Laß die thörichten Poſſen fahren!“

Der Erzherzog ſank heftig weinend an die Bruſt des Vaters, deſſen Auge vom Strahl poetiſcher Begeiſterung erglühte; die Phantaſie, ſeine Herrin, hatte den edeln König weit fortgeführt in ihre prächtigen Gefilde; er war in dieſem Augenblicke der nach den ſchimmernden Kränzen des Ruhms ſtrebende Dichter, er war der kühne, thatendurſtige Ritter, der das Schwert des Mars mit dem Lorberzweig des Apollo umwand.

Am folgenden Tage brachte Philipp ſeinem Vater drei Briefe, an den König Don Fernando von Arragon, an die Königin Iſabella von Caſtilien und an die Erzherzogin Infantin Donna Juanna von Burgund und Niederland, Prinzeſſin von Spanien. König Maximilian durchlas ſie mit großer Aufmerkſamkeit, dann umarmte er ſeinen Sohn inbrünſtig und beſorgte ſelbſt eine ſtattliche Geſandtſchaft nach Spanien. Philipp weinte auf ſeinem einſamen Zimmer und der Name „Luiſe" glitt leiſe gehaucht über ſeine ſchmerzlichzuckenden Lippen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Sehnſucht und das brünſtige Verlangen der geiſtesſchwachen Erzherzogin Infantin war für ihre Umgebung peinigend und rührend zugleich. Nach ihrer Entbindung hatte ſich dieſe Sehnſucht ſchier mit jedem Tage geſteigert. All' ihr Denken und Fühlen, ihr Dichten und Trachten war auf den heißgeliebten Gatten gerichtet. Sie erinnerte ſich wenig ihrer in Brüſſel zurückgelaſſenen Kinder, ſie erzeigte ebenſowenig dem neugebornen Prinzen Fernando große mütterliche Zärtlichkeit, ſie fragte nur nach ihrem Gemahl, ſie klagte ſich nur an, daß ſie ihn nicht zärtlich genug liebe, ſie jammerte nur, daß er ſie nicht mitgenommen habe. Wer irgend ein tadelndes Wort über den Erzherzog in ihrem Beiſein geſprochen, auf den warf ſie einen unauslöſchlichen Haß; ihre Oberhofmeiſterin Donna Francesca d'Ulloa mußte aus dieſem Grunde von ihr entfernt werden, zu nicht geringer Unluſt der alten

Dame, welche geglaubt hatte, die Prinzeſſin werde ihr ein williges Ohr leihen, wenn ſie weidlich über Don Philipp losziehe. Selbſt gegen ihre Mutter benahm ſich die Erzherzogin kalt und zurückhaltend, da ſie vernommen hatte, ihr Gemahl ſei von der Königin gekränkt worden. Endlich vernachläſſigte ſie ſogar ihre Katzen, was die Aerzte als den höchſten Grad von Verlangen anſahen, von dem bei ihrem ohnedies geiſtesſchwachen Zuſtande bis zum vollſten Wahnſinn nur noch ein kleiner Schritt ſei. So oft die unglückliche Frau ihre Mutter erblickte, beſchwor ſie dieſelbe unter Thränen, ſie ihrem Gemahl nachzuſchicken, und die Königin vermochte ſie nicht mehr mit leeren Tröſtungen hinzuhalten. Endlich weinte und ſchrie ſie tagelang und magerte zuſehends ab, ſodaß ſich die Königin genöthigt ſah, ſie vom Hofe zu entfernen. Sie wurde nach Medina del Campo gebracht, deſſen geſunde, friſche Luft man ihr zuträglich erachtete. Das königliche Schloß daſelbſt war nebſt einem kleinen Garten von hohen Graben und Mauern umzogen; man umgab die geiſtesſchwache Fürſtin mit einem ſichern Gefolge und beſorgten Prieſtern, welche ihr täglich und ſtündlich die Tröſtungen der Religion zuwenden ſollten. Wöchentlich beſuchte ſie abwechſelnd der Biſchof von Cordova und der Erzbiſchof von Toledo; aber alle dieſe Diener der Kirche mußten die Erfahrung machen, daß ein liebeſehnſüchtiges krankes Frauenherz ſelbſt für die erhabenſten Wahrheiten der Religion nur taube Ohren hat. Wenn ſie ihr von den göttlichen Eigenſchaften des Erlöſers ſprachen, begehrte ſie ihren Gatten, und wenn ſie ihr ein Bild von den himmliſchen Freuden der Religion zu entwerfen ſich bemühten, verlangte ſie wiederum nach ihrem Gatten; und da ſie ihr denſelben nicht verſchaffen konnten, ſo weinte und tobte ſie und ſtieß gegen Prieſter und Kirche die gottloſeſten Verwünſchungen aus. Ihre Dienerſchaft ſuchte ſie auf jegliche Weiſe zu zerſtreuen, nichts deſto weniger war ihr Leben ein höchſt einſames, trauriges und ödes.

Eines Tages, als ſie im Schloßgarten allein wandelte und im kindiſchen Spiele die vom begonnenen Herbſt gegilbten und gepflückten Blätter vom Boden auflas, nahte ihr aus einer Laube tretend ein einfach gekleideter Mann, den ſie anfangs für einen ihrer Diener hielt. Der Fremde trat ehrerbietig heran und flüſterte mit eigenthümlicher, weicher Betonung: „Donna Juanna!“

Verwunderungsvoll blickte ſie auf; ein leichtes Lächeln, wie es ihrem Antlitz fremd geworden war, ſpielte leicht um ihre Lippen, ihre Augen nahmen einen Ausdruck freudiger Verklärung an, indem ſie dieſelben mit einem langen und innigen Blick auf das Geſicht des vor ihr ſtehenden Mannes heftete. Dann ſagte ſie ebenfalls weich und zärtlich: „Alnavar!“

— „O warum nennt Ihr mich bei dieſem Namen,“

rief der dem Glauben ſeiner Väter untreu gewordene Maure ſchmerzlich. „Müßt Ihr es ſein, die mich jetzt gerade daran erinnert, daß ich Euretwegen die heiligſten und tiefſten Gefühle, die der Menſchenbruſt innewohnen, verläugnete und zu einer Religion ſchwur, für die ich kein Gefühl weiter hatte, als das des Beſiegten gegen ſeinen Sieger! Ja, Euretwegen verbannte ich mich aus den Tempeln meines Volks, das mir fluchte, und trat in die Tempel Eures Volks, das mich nicht ſegnete. Ihr ſeht einen elenden, vom härteſten Schickſal grauſam verfolgten, mit Gott und ſich zerfallenen Menſchen vor Euch, der ſich den Tod geben würde, wenn ihn nicht ein Band — ach, ein ſanftes, ſüßes Band! — an das Leben feſſelte."

— „Ihr habt Don Philipp, meinen Gemahl, ermorden wollen, und ich liebe ihn doch ſo unausſprechlich," ſagte die Fürſtin mit umdüſterter Stirn und ſchwermüthigem Auge, aber mit wehmüthiger Stimme.

— „Ich wußte nicht, was ich that. — Es geſchah Euretwegen. — Noch war mir nicht bekannt, wie ſehr Don Philipp von Euch geliebt wird. Ihr kennt mein Unglück: ich bin vogelfrei erklärt. Wollt Ihr meinen Tod, ſo ruft Eure Diener. Eine reiche Belohnung iſt Dem zugeſagt, der mich lebend einliefert; laßt mich auf dem Blutgerüſt ſterben zur Sühne meiner Schuld!"

Juana ſchauderte. „Nimmermehr!" rief ſie entſchloſſen. „Ihr ſollt gerettet werden, Ihr ſollt glückaus dem Bette auf, die Verzweiflung lieh mir Kräfte; ich that einen einzigen verzweifelten Schrei, dann kein Laut mehr, keine Thräne. Mein Kopf war ſo verwirrt, daß ich auch keine Ahnung hatte, woher mir eigentlich dieſer vernichtende Schlag kam; ich hielt den Doktor für einen Teufel, weiter nichts. Wen anders ſollte ich um Hülfe anrufen, als unſern Vetter, den Grafen Emerich, der ſich mir ſo huldreich gezeigt, als Hildegard, die mich mit ſo freundlichem Wohlwollen behandelt hatte? Wir waren wöchentlich zuſammen, Hildegard war ſo liebevoll geweſen. Ich wollte den ſchrecklichen Doktor dort verklagen; er ſollte vom Grafen Emerich gezwungen werden, meine Unſchuld zu bekennen; ich wollte Hildegards Vermittlung und Fürſprache bei meinem getäuſchten Gatten in Anſpruch nehmen; ich hoffte noch, es werde nicht möglich ſein, die gekränkte Unſchuld ganz zu unterdrücken. Ich ließ anſpannen und flog nach Falkenberg. Graf Emerich — ſo hieß es — ſei nicht zu Hauſe. Hildegard empfing mich kalt und ſteif. Ich wurde verlegen und wollte erzählen. «Erſparen Sie ſich die Mühe,» unterbrach mich Hildegard, «ich bin bereits von Ihren Fehltritten unterrichtet. Von mir haben Sie nichts zu erwarten. Das iſt nun die herrliche Eleonore, die der thörichte Rudolf lich ſein; denn ich war Euch im Herzen gewogen, eh' ich Don Philipp's Gemahlin wurde. Ich wär' auch gern die Eurige geworden, wenn es meine Mutter zugegeben hätte; aber ſie iſt eine ſtrenge Frau. Sagt mir, was kann ich für Euch thun, Don Alfonzo?"

Der Verfehmte bog das Knie vor der Fürſtin und ſagte: „Dank Euch, edle Infantin! Ich habe mich nicht in Eurem Herzen geirrt, als ich vertrauensvoll meine geheimgehaltenen Schritte hierher lenkte, um Euch um Hülfe und Rettung aus meiner ſchweren Noth anzurufen. Es iſt mir bis jetzt geglückt, mich mit Hülfe und Aufopferungen einer ſchönen theuern Seele zu verbergen; aber ich muß daran denken, mir für die Zukunft ein Loos zu gründen. In Spanien kann ich nicht bleiben, mein Leben ſchwebt in ſteter Gefahr, und ich, der Sproſſe eines ruhmſtrahlenden Königsgeſchlechts, müßte mich, um dies Leben zu friſten, zu den niedrigſten und unwürdigſten Arbeiten hergeben. Das werdet Ihr nicht wollen, Donna Juanna. Nach Afrika, zu meinen Stammgenoſſen, darf ich nicht. Ich habe ihren Glauben abgeſchworen, darum muß ich fort in andere Länder. Ein Schiffscapitain, der nach den niederländiſchen Häfen ſegelt und dem ich einſt als ſpaniſcher Admiral wohl gethan, will mich mitnehmen bis an die engliſche Küſte. Ich will in England Kriegsdienſte ſuchen, darum bitt' ich Euch inſtändigſt, gebt mir einen Empfehlungsbrief an Eure Schweſter, Donna

Catalina, die verwitwete Kronprinzeſſin von Großbritannien. Man ſagt, ſie gelte viel beim Könige, und er beabſichtige ſie mit dem jetzigen Kronprinzen Heinrich zu vermählen. Jedenfalls wird es ihr leicht werden, es beim Könige dahin zu bringen, daß ich eine meinem Stande und meinen Talenten angemeſſene Anſtellung erhalte. Ihr rettet mich mit ſolch einem Briefe aus einer troſtloſen Lage. O, Ihr rettet mich nicht allein! Zwei Herzen, die Euch verehren, werden Euch Zeit ihres Lebens dankbar ſchlagen."

— „Ihr ſollt den Brief an Catalina haben!" rief die Erzherzogin und ſchlug die Hände zuſammen vor kindiſcher Freude. „Ich werde ihn heute noch ſchreiben und morgen mögt Ihr ihn abholen."

Der Leibarzt und die Kammerfrauen der Erzherzogin, die mit dem edlen Flüchtling im Einverſtändniß waren, hatten nicht vergebens darauf gerechnet, daß dieſes Ereigniß ihre unglückliche Gebieterin lange Zeit angenehm beſchäftigen werde. Sie ſchrieb an dieſem und an den beiden folgenden Tagen, ſie brachte eine Menge verwirrter Dinge zu Papier, aber ſie wurde dadurch von ihren traurigen und kummervollen Gedanken abgezogen. Selbſt als ſie endlich den großen Brief einer ihrer Frauen zur Beſorgung an Don Alfonzo de Granada übergeben und demſelben eine glückliche Reiſe hatte wünſchen laſſen, erkundigte ſie ſich noch lange nach ihm und erfuhr nicht ohne freudige Befriedigung, daß er den ſpaniſchen Boden glücklich verlaſſen und ſich nach England eingeſchifft habe.

Die eingetretene trübe Herbſtzeit mit Sturm und Regen führte aber die Schwermuth und krankhafte Sehnſucht der geiſtesſchwachen Königstochter nach ihrem fernen Gatten in ſteigender Verſtärkung zurück; ſie weinte troſtlos ganze Tage, ſie heulte und ſchrie. Endlich ſchwur ſie ihren in Herzeleid faſt verkommenden Frauen zu, ſie werde, da ſie doch von ihren Eltern ſo grauſam und unmenſchlich zurückgehalten werde, wie jedes andere Weib in die Arme ihres Gemahls eilen und zu Fuß durch die Länder wandern, bis ſie nach Brüſſel komme. Mitleidige Seelen würden ihr wol als der Erzherzogin von Oeſtreich Speiſe und Trank geben. Die Frauen bewachten ſie ſeit dieſer Erklärung nur noch ängſtlicher und dieſe geſteigerte Vorſicht war nicht umſonſt. Eines Tages bemerkten ſie, daß die hohe Frau heimlich ein kleines Päckchen mit einigen nothdürftigen Kleidungsſtücken zuſammenſchlug. Gleich darauf nahm ſie den Kater Don Ceſar in den Arm und eilte die Treppe hinab aus dem Thore über den Schloßhof. Ein Leibdiener begegnete ihr und fragte ſie verwundert: wohin ſie wolle? — „Zu meinem Gemahl!“ rief ſie und eilte haſtig weiter. Der Diener benachrichtigte ſchnell einige Frauen und es entſtand ein Geſchrei auf dem Hofe. Man rief der Wache an der Zugbrücke zu und dieſe zog raſch die Brücke auf, ſodaß die flüchtige Fürſtin nicht aus dem Bezirk des Schloſſes konnte. Sie rang die Hände verzweiflungsvoll und jammerte wie ein Kind. Unterdeſſen waren ihre Frauen, der Arzt, der Haushofmeiſter und einige Cavaliere hinzugekommen und baten ſie mit den ſanfteſten Worten und mit Thränen zurückzukehren und ſich durch ſolch Beginnen nicht in Noth zu ſtürzen. Stumm ging ſie zwar nach dem Schloſſe zurück, aber dort trat ſie im Erdgeſchoß in die Küche und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu vermögen, dieſen Raum wieder zu verlaſſen. Nicht Froſt, nicht Unbequemlichkeit brachten ſie dazu, ihre Zimmer wieder zu beziehen. Man mußte ihr in dieſer Küche ihre Speiſe reichen, man mußte ihr das Nachtlager hier bereiten. In ſich gekehrt und jammernd ſaß ſie ganze Tage und nur dann und wann glitt Philipp's Name über ihre welken Lippen. Ihre Bedienung machte davon Anzeige bei der Königin, die ſich eben in Segovia aufhielt, aber wie gewöhnlich krank daniederlag. Donna Iſabella ſchickte ſogleich den Erzbiſchof von Toledo und den Biſchof von Cordova, aber noch nie hatte der geiſtige Zuſpruch bei der Geiſteskranken weniger vermocht als jetzt. Sie gab zwar den beiden Kirchenfürſten Audienz, ſo oft ſie wünſchten, jedoch ſtets in der Küche auf den harten und kalten Steinen des Fußbodens. So groß auch die Ehrfurcht war, welche ſie ſtets dem ehrwürdigen Ximenes erwieſen, er konnte ſie durch kein Mittel bewegen, ihren unfreundlichen

Aufenthaltsort zu verlaſſen und ihre hellen und bequemen Zimmer wieder zu beziehen. Sie ſchrie und beklagte ſich über Betrug und Falſchheit, ja ſie behauptete endlich, ihr Gemahl ſei ermordet worden und man ſuche es ihr zu verbergen. Ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich ſo, daß der Leibarzt das Aergſte befürchtete. Es gingen Boten auf Boten an die Königin ab und dieſe, erſchreckt von ſolchen Nachrichten, erhob ſich vom Krankenlager und ließ ſich in einer Sänfte nach Medina del Campo tragen. Das Wiederſehen der beiden unglücklichen Fürſtinnen war ein ſehr trauriges. Die ſchwache, fiebernde Königin wurde dergeſtalt vom ſchmerzlichſten Muttergefühl überwältigt, daß ſie auf dem rauhen Steinpflaſter der Küche heftig weinend in die Knie ſank und die Arme krampfhaft um die Hüften der Tochter ſchlang, die ſich von ihr abwandte. Da lag die große Königin von Caſtilien, deren ſtarker Geiſt Spanien zu ſeiner zeitigen Höhe gebracht, auf den feuchten Steinen eines düſtern Gemachs und flehete jammernd um ein Liebeswort, einen Liebesblick ihrer geiſteswirren Tochter, der ſie die geerbten und erworbenen Kronen hinterlaſſen ſollte; da lag ſie krank, elend und heimgeſucht von der mitleidwertheſten menſchlichen Bedürftigkeit! Welch ein Bild irdiſcher Größe und Herrlichkeit! Das war nun das Ziel eines ſtolzſtrebenden Lebens, großer Kriegsthaten, hochgeprieſener Staatsklugheit, ſieglächelnder Berechnungen! Das war das

Glück, das mit raſtlos aufgehäuften Kronen errungen worden war! Ihre Seelenſtärke verließ ſie ſo ganz, daß ſie untergegangen wäre in Jammer und Verzweiflung, wenn Ximenes' hoher Geiſt ihr nicht rettend zur Seite geſtanden hätte. Aber er, der die Genüſſe der irdiſchen Größe und den Glanz der Macht ſtets verachtet, der allein mit bewunderungswürdiger Strenge und Ausdauer den Ruhm und die Herrlichkeit des Gottesreiches im Auge gehabt, er war jetzt der rechte Mann für die Königin. Mit ſanften, ernſten Worten lenkte er ihren Blick von der irdiſchen Unvollkommenheit auf die göttliche Gnade; er träufelte in ihre wunde Bruſt den milden Balſam der Religion; er erſchütterte ihre Seele, indem er ſie auf Augenblicke dem kalten und ſchneidenden Sturme der Wirklichkeit preisgab, um ſie mit liebenden Armen dann in die warmen Regionen des gottbegeiſterten Glaubens emporzuheben.

Erſt durch die heiligſten Verſprechungen gelang es der Königin ihre Tochter etwas zu beruhigen. Sie mußte der Armen auf eine geweihte Hoſtie ſchwören, ſogleich und unverzüglich Befehl zur Ausrüſtung einer Flottille zu geben, auf welcher ſie, die Erzherzogin, mit dem erſten Frühlingstage des nächſten Jahres die ſpaniſchen Küſten verlaſſen könnte. Den Verdacht der Kranken, als lebe der Erzherzog gar nicht mehr, widerlegte die Königin dadurch, daß ſie ihr Philipp's Brief übergab, der kurz vorher von der Geſandtſchaft überbracht worden war, den ſie aber bis jetzt gezögert hatte ihrer Tochter zu überreichen, um die Sehnſucht derſelben nach dem Gemahl nicht noch höher zu ſteigern. Der Brief brachte die günſtigſte Wirkung auf das Gemüth der Leidenden hervor. Sie las ihn wiederholt, küßte ihn, überſtrömte ihn mit Thränen, jubelte über die Liebesverſicherungen, die derſelbe enthielt, und ließ ſich nun leicht bewegen ihre Zimmer wieder einzunehmen. Die Königin und der Erzbiſchof blieben einige Zeit bei ihr, bis die erſtere ſich wieder etwas von den erfahrenen Erſchütterungen und dem Krankheitsanfall erholt hatte.

Juanna brachte den Winter damit zu, ihrem Gemahl lange Briefe zu ſchreiben; durch die Geiſtesverwirrung, die ſich darin in jeder Zeile kundgab, ſchimmerte ſtets die ſüßeſte, rührendſte Zärtlichkeit. Auch nahm ſie ſich ihrer Katzen wieder mit der alten Liebe an, fütterte, kleidete, wartete ſie und reichte ihnen Arzneien, wenn ſie krank waren. Außerdem zählte ſie jeden Tag und freute ſich kindiſch am Abend, daß ſie nun ihrer Abreiſe wieder einen Tag näher ſei. In der Mitte des Februar langten auf ihr dringendes Bitten ihre Eltern in Medina del Campo an, um von ihr Abſchied zu nehmen, und am 1. März fand ihre Abreiſe ſtatt. Iſabella hielt ſie lange umarmt und wollte ſie nicht laſſen. „Ich ahne,“ ſprach ſie, „daß ich dich nicht wiederſehe, mein unglückliches Kind. Wehe mir, daß ich alle von mir geben muß, die meinem Herzen lieb und theuer ſind! Ich werde einſam ſterben müſſen."

Die Erzherzogin reiſte über Valladolid und Burgos und begab ſich in Laredo an Bord. Drei Wochen darauf betrat ſie die niederländiſche Küſte.

Das Königspaar blieb in Medina del Campo; die Königin hoffte ſich hier erholen zu können. Am fünften April wurde Spanien aber von einem entſetzlichen Erdbeben heimgeſucht, welches die gräßlichſten Verwüſtungen anrichtete und den Zuſtand Iſabella's wieder verſchlimmerte. Es kamen ihr neue Todesahnungen. Sie ließ einen Courier nach den Niederlanden mit der Bitte an den Erzherzog abgehen, er möchte ihr ſeinen älteſten Sohn, Don Carlos, nach Spanien ſchicken, damit er als ihr Erbe unter ihren Augen erzogen und mit ſpaniſcher Sitte vertraut würde. Philipp und ſein Vater wollten ihr willfahren, aber der Plan wurde durch die nachfolgenden Ereigniſſe vereitelt. Denn zu Anfang Juli erkrankten beide Könige von Spanien in Medina del Campo ſo heftig, daß Jedermann fürchtete, Spanien werde ſein Herrſcherpaar mit Einem Schlage verlieren. Ein zweiter Courier ging nach Brüſſel, um den Erzherzog mit ſeiner Gemahlin zur möglichſchnellſten Reiſe nach Spanien zu vermögen. Aber Philipp war eben in einen Krieg mit dem Herzoge von Geldern verwickelt und hatte auch ohnedies wenig Luſt, unter dieſen Umſtänden Spanien wieder zu ſehen.

Der König erholte ſich inzwiſchen wieder, mit der Königin ward es dagegen ſchlimmer. Sie brachte jedoch noch vier volle Monate auf einem ſchmerzlichen Krankenlager zu, das ihr Ximenes allein durch ſeinen troſtreichen Zuſpruch zu verſüßen vermochte. Am 26. November endlich gab ſie dem Schöpfer ihren Geiſt zurück. Sie war nicht älter als 53 Jahre geworden, eine Frau von großen Eigenſchaften und entſprechenden Fehlern, die Begründerin der Größe Spaniens und vom Gram über das Schickſal der Ihrigen dahin gerafft. Sie behauptet für alle Zeiten in der Geſchichte einen ehrenvollen Platz.

Ende des zweiten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Erſte Abtheilung.

Philipp von Oeſtreich.

Roman in drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1846.

mir vorzog. Ihm ſchon recht, dem Narren! Und du elendes, mir verhaßtes Geſchöpf, verlaß ſogleich dies Schloß, wenn dich meine Diener nicht hinausbringen ſollen.» — Es wurde Nacht vor meinen Augen, ich wankte, aber ich erhielt mich. Ein Fenſter ſtand auf; es war auch draußen Nacht, rabenſchwarze Nacht geworden. Ich ſchauderte. Der Gedanke, keine Heimath zu haben, fiel mich wie ein grauſiges Geſpenſt an. Wohin ſollte ich! wohin in dieſer Finſterniß? Da ſank ich zu Hildegards Füſſen und flehete ſie winzelnd an, mich nur dieſe eine Nacht zu beherbergen. «Ha!» hohnlachte ſie, ſeh' ich dich gedemüthigt, ſtolze Feindin, zu meinen Füſſen. Sieh, du haſt mir den liebenswürdigen Rudolf geſtohlen und mich in die Arme eines alten kraftloſen Mannes getrieben. Du aber ſollſt Rudolf auch nicht beſitzen. Schlange, die ich mir im Buſen erzog. Fort! fort, aus meinen Augen! Nicht eine Stunde, nicht eine Minute länger! Meine Rache iſt gekühlt, und nun mag ich dich nicht länger ſehen!» «Nun erſt wurde es Licht in meinem Geiſte; ich erkannte meine Verderberin. Ich raffte mich auf. Du ſtößt mich unbarmherzig in die Nacht hinaus, und haſt nicht ein Mal Mitleid mit der ungebornen Frucht meines Leibes, und biſt doch ſelbſt in Mutterhoffnung. So möge ein

Philipp von Oeſtreich.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Die Königskrone.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1846.

[illegible]
[illegible]
[illegible] ACENSIS.

Ein deutſcher Leinweber.

Erſte Abtheilung.

Philipp von Oeſtreich.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

In der zweiten Woche des Jahres 1505 wurde in der St. Gudula-Kirche in Brüſſel von Seiten des Burgundiſchen Hofs der verſtorbenen Königin von Caſtilien die feierliche Beſingniß gehalten. Schon hatten auf dem vor dem Hauptaltare aufgeſchlagenen Trauergerüſte die zahlreichen Kerzen fünf Tage ihr melancholiſches Licht verſtreut und zum ſechſten Male wurden die Weihrauchpfannen entzündet, damit ihre Wolken ſich mit denen der ſchwarzen Tuchbekleidung der Kirche vermählen möchten, und die Geiſtlichkeit verſammelte ſich bereits ernſt und ſchweigend, um die eintönigen Exequien für das Seelenheil der Königin Iſabella, die nun ſchon eine Woche lang das Herz der Zuhörer erſchüttert hatten, von neuem zu beginnen. Und heute füllte ſich die Kirche mit noch größern Maſſen gläubiger Chriſten, als an den vorhergehenden Tagen; aus allen weit geöffneten Thüren ſtrömten ſie herein, Welle auf Welle, ſich mit dem ſteigenden Menſchenmeere in der Kirche zu vereinigen. Denn ganz Brüſſel wußte, daß heute die Hauptfeierlichkeit ſtattfinden und das düſtere Gepränge der Beſingniß einem glänzenden und pomphaften weichen würde, einem Schauſpiele, wie es in der burgundiſchen Herzogsreſidenz noch niemals eines Menſchen Auge erblickt habe. Die ganze Hofdienerſchaft, wie die Landes- und Stadtbehörden waren bereits in ihren verſchiedenen Lokalen verſammelt, um ſich in feierlichen Proceſſionen nach der Kirche zu begeben, alle mit doppelten ſchwarzen Schleifen an den Hüten zum Zeichen doppelter Trauer. Denn nicht allein den Tod der Königin von Caſtilien hatte der herzogliche Hof zu betrauern, auch der junge und lebensfrohe Herzog von Savoyen war nach kurzer Krankheit vor wenigen Monaten geſtorben, und man erwartete täglich die Rückkehr ſeiner jungen Witwe, der Erzherzogin Margaretha, in ihr Mutterland, wohin ſie von ihrem Bruder auf's zärtlichſte eingeladen worden war, um die Statthalterſchaft über die Niederlande zu übernehmen, während er ſeinen Zug nach Spanien machen und ſich dort in Beſitz des ihm zugefallenen caſtiliſchen Throns ſetzen wollte.

Das erzherzogliche Paar ſtand eben im Begriff, inmitten ihres großen Hofſtaates die Schloßhalle zu verlaſſen und ſich in die Kirche zu begeben, als ein von ſechs Rappen gezogener Wagen durch das Thor und die Straßen rollte und vor dem herzoglichen Schloſſe hielt. Die herzutretenden Diener hoben einige in die tiefſte Trauer gekleidete vornehme Frauen heraus, von denen die höchſte und ſchlankſte — eine majeſtätiſche Geſtalt — in die koſtbarſten ſchwarzen Schleier gehüllt, mit fieberhaft raſchen Schritten, die ihre gewaltige innere Bewegung verriethen, die Treppe hinaufeilte und bald in der Halle vor dem Erzherzog ſtand. Sie ſchlug den Schleier vom Antlitz zurück und ſank laut aufweinend in die ausgebreiteten Arme des jungen Fürſten. Es war Margaretha, die vom Tode der ihr theuern Herzen merkwürdig ſtreng verfolgte edle habsburgiſche Fürſtin. Abermals zog ſie, eine trauernde Witwe, in das fürſtliche Haus ihrer mütterlichen Ahnen ein, wiederum waren zwei von ihr heißgeliebte Menſchen früh in den Tod gegangen, der blühende jugendliche Gatte und die edle Schwiegermutter, die hochherzige Iſabella. Die Stunde ihrer Ankunft war um ſo erſchütternder, denn der heutige Tag, der 10. Januar, war ihr fünfundzwanzigjähriger Geburtstag. Fünfundzwanzig Jahre und ſchon drei Mal des Gatten beraubt!

Verſtoßen von Frankreichs glänzendem Königsthron, ein harmloſes unſchuldiges Kind, Witwe des Erben der mächtigen ſpaniſchen Königsthrone und Witwe des ſanften, liebenswürdigen Herzogs von Savoyen, von dem ſie angebetet worden war, trat ſie, die unglückliche Tochter Oeſtreichs und Burgunds, die gefühlvolle Dichterin, wieder zu dem einzigen ihr noch gebliebenen theuern Herzen, zu ihrem Bruder Philipp. Zwar liebte ſie ihren Vater, aber ſie war ja immer nur kurze Friſten in ſeiner Nähe geweſen, er war ihr zu fern in ſeinen tyroler Bergen; ihr Herz hatte nie Gelegenheit gehabt, mit dem ſeinigen zu verwachſen.

An ihres Philipps Bruſt ſchluchzte ſie: „Ich bringe dir ſeine letzten Küſſe; er liebte dich, wie mich, und in ſeiner Todesſtunde war er nur mit uns Beiden beſchäftigt. Ach, Philipp, Philipp! wer hätte das ahnen ſollen, als du vor ſechs Monaten von uns gingeſt, daß ich heute wiederum als Witwe zu dir kommen würde!“

Alle Augen wurden naß; ein Jüngling im Gefolge weinte troſtlos. Es war Marx von Bübenhoven.

— „Faſſe dich, mein Gretchen!“ tröſtete der erſchütterte Erzherzog. „Wer kann wider göttliche Schickung! Wir ſtehen alle in der Hand des Herrn!“

Margaretha umarmte ihre Schwägerin, die wenig Theilnahme für ihren Schmerz hatte, und ſchloß ſich dann mit ihren Frauen der fürſtlichen Familie an, als deren Glied ſie nun wieder betrachtet wurde, um mit in die Kirche zu der wichtigen Feierlichkeit zu ziehen, welche heute dort beabſichtigt wurde.

Der Erzherzog nahm mit ſeiner Gemahlin auf einer dicht vor dem Hochaltare dem Trauergerüſt gegenüber errichteten, mit einem Baldachin überdeckten Tribune

Platz, zwei Stufen tiefer ſeine Schweſter und Kinder; zu beiden Seiten der zahlreiche Hofſtaat und die caſtiliſchen Adeligen, Granden, Ricos Hombres, Cavalleros und Hidalgos, welche nach dem Tode ihrer Konigin aus Spanien herbeigeeilt waren, ihr junges Konigspaar in Brüſſel zu begrußen und ſich von Philipp, je nach Umſtänden, Gnadenbezeigungen und Vortheile zu verſchaffen. Unter ihnen zeichnete ſich Don Juan Manuel de Campos de la Torre, der Geſandte der Kronen von Caſtilien und Arragonien beim Könige Maximilian, aus. Dieſer hatte kaum das Ableben ſeiner Königin erfahren, als er ſeines eignen Vortheils wegen und auf Anſuchen einiger caſtiliſcher Herren auch ſogleich nach Bruſſel, wo er ſich dergeſtalt in Philipps Gunſt zu ſetzen wußte, daß dieſer ihn nicht wieder entlaſſen wollte.

Die Ehrenherolde ſtellten ſich mit ihren Stäben zwiſchen der Tribune und dem Trauergerüſte auf. Das feierliche Hochamt begann. Wiederum wogten die ſchwermuthigen Klagegeſänge der Prieſter, wiederum flammten die Kerzen trube in den Weihrauchwolken und der ſchwarzbekleideten Kirche; der Anblick der in Trauergewande gehullten Menge machte wiederum einen duſtern und ſchmerzlichen Eindruck auf alle Anweſende und das Erſcheinen der jungen, heftig weinenden furſtlichen Witwe erhohete noch die ernſte Stimmung der dem Andenken und dem Seelenheile der Todten geweihten

Stunde. Aber bald beſchloß der Biſchof die Exequien mit einem letzten Gebete für die Seele der Königin Iſabella von Caſtilien und nahm in der Mitte der übrigen Prieſter ſeinen Abtritt vom Hochaltare. Kaum waren die Diener der heiligen Meſſe verſchwunden und die Trauergeſänge verſtummt, als der erſte Ehrenherold des Erzherzogs vortrat an das Trauergerüſt und mit lauter Stimme drei Mal hinter einander rief: „Die Königin von Caſtilien iſt todt!“ Hierauf warf er den Heroldsſtab zu Boden, wandte ſich nach der Tribune, verneigte ſich drei Mal vor dem erzherzoglichen Paare, hob den Baldachin über demſelben hinweg und legte ihn auf den hohen Altar und rief abermals drei Mal! „Es leben Philipp und Johanna, König und Königin von Caſtilien, Leon, Toledo und Granada!“ Achtzehn Trompeter zu beiden Seiten des Altars ſchmetterten hinter jedem Rufe eine Fanfare und bei der letzten ſanken die ſchwarzen Hüllen der Kirche, die Kerzen auf dem Trauergerüſt erlöſchten und das helle Tageslicht quoll durch die hohen Fenſter. Der erſte Ehrenherold trat wiederum vor den neuen König und redete ihn an: „Durchlauchtigſter Herr, es wird Euch hiermit angedeutet, daß Ihr, nach Gewohnheit der Kaiſer und Könige, den Herzogshut ablegen ſollt, den zu tragen Euch als König nicht mehr gebührt!“ Sogleich erhob ſich der Hofkanzler und ſtieg auf der rechten Seite zu Philipp hinan; der erſte Ehgerechter Weltrichter dir und dem Kinde, welches du unter dem Herzen trägſt, vergelten, was du an mir gethan. Möge ihm die Nacht ſo furchtbar ſein, wie ſie mir iſt! Möge es ſie nicht ertragen können, bis es mein Rächer an dir geworden iſt. Ich hörte noch einen Schrei, den Hildegard aus Schrecken über meinen Fluch ausſtieß, aber ſchon war ich draußen und raſte den Berg hinab — »

Des Grafen Stimme hatte zuletzt gewankt; jetzt ſtieß er einen Schrei aus und hielt beide Hände vor das Geſicht. Eliſe zog ihn theilnehmend an ihre Bruſt. «Großer Gott!» rief er nach einigen Minuten, «wie ſchrecklich hat ſich dieſer Fluch an mir erfüllt! Vom erſten Augenblick meiner Geburt habe ich die Nacht nicht ertragen können und bin mehrmals vor Furcht und Grauſen faſt geſtorben, wenn ich von der Nacht überraſcht wurde. Aber der Fluch iſt gelöst durch dieſe Sonne!»

Er ſchloß Eliſen ans Herz.

«Komm!» rief er ihr zu, «komm hinaus mit mir in die ſternenfreundliche Nacht, ſie hat nichts Schreckhaftes mehr für mich, und laß mich dort deinen ſüßen Mund ſuchen und finden, und dir, von ihrem heiligen Odem umhaucht, die Schwüre ewiger Liebe erneuen. Die Geiſter deiner Eltern werden uns ſegnend umſchweben. Komm, ſie walten renherold zur linken und ſo nahmen ſie dem Könige den Herzogshut vom Haupte, den ſie ebenfalls auf den Altar niederlegten. Von dort nahm der Herold nun ein koſtbares, bloßes Schwert bei der Spitze, kehrte damit zu Philipp zurück, hob es empor und ſprach: „Herr, dieſes Schwert wird Ew. Majeſtät übergeben, zum Zeichen, daß Ihr ſollt ſein ein Schutzherr der Gerechtigkeit und Eure Königreiche, Länder und Unterthanen beſchützen und nicht unterdrücken!“ Der König kehrte nun ſein Geſicht dem Altar zu, nahm das Schwert beim Kreuz, warf ſich auf ein Knie nieder und betete ſtill; dann ſtreckte er das Schwert empor und hielt es eine Weile gleichſam zum Schwur, daß er ſeine Königspflicht erfüllen wolle. Als er ſich wieder umwandte, hatten alle Herolde, Trompeter und niedere Diener ihre Röcke abgelegt und andere mit den caſtiliſchen Farben angezogen. Alle Verſammelten brachen in ein Jubelgeſchrei aus: „Hoch lebe das caſtiliſche Königspaar! Hoch leben Philipp und Johanna!“ Und das Gewölbe der Kirche hallte wider vom Jauchzen der Tauſende. Jetzt erſchien der Biſchof in der Mitte aller Prieſter in den glänzenden Pontificalibus wieder vor dem hohen Altar und ſtimmte den ambroſianiſchen Lobgeſang und das „Fac salvum Regem“ an und ſprach den Segen über den knienden König. Sobald ſich Philipp nach dieſer Feierlichkeit erhob, trat ihm ſeine Schweſter zuerſt glückwünſchend entgegen; aber ihre Worte klangen ſo wehmüthig, in ihren Augen ſchwammen Thränen, ſo daß der Glückwunſch ſchier wie eine bange, ahnungsvolle Klage klang. „Sei glücklicher in Spanien, als ich!“ hauchte ſie, aber ſie fühlte ihr Herz von einem ſo empfindlichen Schmerz durchzittert, daß ſie das ſchöne, kummervolle Haupt zur Erde neigte, um dem Bruder ihre rinnenden Thränen zu verbergen. Er küßte ſie dankend auf die hohe, reine Stirn und gab ihr den einen Arm, während er Johanna den andern reichte. Der Zug ging, vom Volksjubel begleitet, in das Schloß zurück.

Zweites Kapitel.

Ernſt und ſinnend ſchritt die ſonſt ſo heitere und fröhliche Erzherzogin Margaretha durch ihre Gemächer und begrüßte jeden kleinen Gegenſtand, der ſich ihrem thränendüſtern Blicke darbot und ſie an vergangene Tage erinnerte, mit wehmüthiger Freude und einem Lächeln, der Winterſonne vergleichbar, die ihre matten Strahlen über ein ödes Schneefeld hingleiten läßt. Ihre Kammerfrau öffnete die Thür und ließ einen in die caſtiliſchen Farben gekleideten Pagen, einen hochaufgeſchoſſenen Jüngling, herein. Es war Marx von Bubenhoven. Sein von Geſundheit blühendes, edles Geſicht, vom Purpur ſüßer, verſchämter Befangenheit übergoſſen, verrieth, daß er ſich jetzt der Gefühle gar wohl bewußt ſei, die ſein Herz nun ſchon ſeit Jahren für die hohe Frau hegte, vor die er jetzt mit dem leiſen Zittern höherer Erregtheit und unwiderſtehlichen Liebeszaubers trat; ja die ſtille Ahnung ſeines Gemüths, daß auch er der Erzherzogin keine ſo gleichgültige Perſon ſei, wie die übrigen Pagen und Hofherren ihres Bruders, hatte ſich jetzt in eine ihn beſeligende Ueberzeugung umgewandelt. Wenn aber eine ſolche Ueberzeugung einen andern jungen Mann ſeines Standes ſtolz, zuverſichtlich, keck, übermüthig, ja wol gar frech gemacht haben würde, ſo hatte ſie dagegen ſeine Gefühle veredelt und zu einer ſchwärmeriſchen Verehrung, faſt Anbetung geſteigert. Margaretha hatte in ſeinen Augen Alles abgelegt, was an die Schwäche des Weibes erinnern konnte; ſie war ihm gleichſam die heilige Muſe der Dichtkunſt ſelbſt geworden und er bebte vor Entzücken bei dem Gedanken, daß er ferner wieder in ihrer Nähe verweilen und ſein Auge mit begeiſterter Schwärmerei zu ihr erheben dürfe. So ſehr ihn ihr Schmerz über den Tod des Gatten ergriff, ſo pries er ihn doch im Stillen als ein ihm günſtiges Geſchick.

Der Page verneigte ſich tief vor der hohen Herrin und haſchte nach dem Saume ihres leichten Trauermantels, um einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu drücken; aber ſie reichte ihm wohlwollend und mit der ihr natürlichen Anmuth die Hand zum Kuſſe, während ſie ihr Auge, nicht ohne eine gewiſſe geiſtige Befriedigung, über ſeine ſchöne und blühende Geſtalt hingleiten ließ. Vielleicht ruhten ſeine Lippen einen Augenblick länger, als die ſtrenge Sitte erlaubte, auf der ſchönen, vollen Hand; aber die gütige Fürſtin zürnte ihm deshalb nicht, vielmehr entglomm ein milder Strahl in ihrem reinen, keuſchen Auge.

— „Junker von Bübenhoven,“ ſagte ſie ſanft, „ich habe Euch bitten laſſen, mir einige Augenblicke zu ſchenken; denn mein Herz verlangt mit Euch zu reden und nach dem neuen und ſchweren Verluſt, den der Himmel über mich verhängt hat, kann ich der Stimme des Herzens weniger widerſtehen, als je. Denn je mehr die Zahl der mir lieben und theuern Menſchen zuſammenſchmilzt, deſto wärmer und inniger muß ich mich ja an Die ſchließen, die mir noch geblieben ſind.“

— „Ganz Flandern und Brabant iſt voll Herzen, die Euch verehren, durchlauchtigſte Frau, und viele davon ſind freudig bereit, Leib und Leben, Gut und Blut für Euch zu geben,“ verſetzte der Page, indem er die Hand auf's Herz legte.

— „Ich erkenne ihre Liebe und fühle mich ihnen dankbar verpflichtet. Aber nicht mit Allen kann ſich meine Seele verſchwiſtern. Es iſt ein Unterſchied in der Liebe, wie in allen Gefühlen. Neben der warmen, herzlichen Menſchenliebe gibt es noch ein innigeres, heiligeres Gefühl, ein Zuſammenſchmelzen der Seelen, eine geiſtige Verwandtſchaft. Seht nun, Junker Bübenhoven, ich, ſonſt das heiterſte, unbefangenſte Weſen, kann jetzt die düſtere Ahnung nicht loswerden, daß der Tod, der ſich mir nun ſchon ſo furchtbar feindlich gezeigt, nicht aufhören werde, die Geliebten, an denen meine Seele hängt, hinwegzureißen aus dem warmen Leben in ſein kaltes Schattenreich und mich troſtlos und verzweifelnd allein übrigzulaſſen.“

— „Um Gott, gnädigſte Frau!“ rief Bubenhoven erſchreckt, „von welchen ſchwarzen Bildern laßt Ihr doch Euere lichte Seele beſchleichen und martern! Ich fleh’ Euch an bei allen Heiligen; gebt Euch in Euerm ſchönen Heimatlande wieder den alten heitern Gedanken und Gefühlen hin, die Euch in den Niederlanden den Namen des „luſtigen Gretchens“ erworben haben. Verſcheucht dieſe entſetzlichen Ahnungen! Sie können und werden nicht in Erfüllung gehen.“

Die Erzherzogin ſchüttelte ſchmerzlich lächelnd das ſchöne Haupt. „Meine düſtern Ahnungen und Träume ſind noch alle in Erfüllung gegangen, eben weil ich keine düſtere Träumerin und Kopfhängerin bin,“ verſetzte ſie dann leiſe. „Als ich Euch geſtern in dem mich betäubenden Gepränge erblickte, durchbebte mich ſogleich lebhaft die Erinnerung, daß Ihr es waret, dem ich meine Ahnung und meinen böſen Traum vor meiner Abreiſe nach Savoyen mittheilte. O dieſer gräßliche Traum, wie ſchrecklich iſt er in Erfüllung gegangen und wie hat ſich die Ahnung bewährt, die ſich an die verlorene koſtbare Perle, mein Namensbild und Geſchenk meines nun auch den Todten angehörigen Gatten, kettete! Ich ſah ihn in jenem Traume, den jungen, blühenden Fürſten, mich verlaſſen, die ich an ſeinem Arme in einem herrlichen Garten luſtwandelte, und in den ſchwarzen Leichenwagen ſteigen, in welchem ihn der König Karl von Frankreich und der Prinz Juan von Spanien empfingen. Wehe mir, daß es ſo geworden iſt! Ihr wolltet mir damals meine böſe Ahnung ausreden. Darum ſparet Eure Worte, Junker. Auch die neuen Ahnungen und Träume, die mich heimgeſucht haben, werden ſich erfüllen. Faſt gemahne ich mir wie jene unglückliche Kaſſandra, auch eine Königstochter wie ich, die im prophetiſchen Geiſte den Untergang ihres Hauſes vorausſah. Auch mich hat Apoll mit ſeinen Gaben bedacht wie ſie!

— „Eure Worte, gnädigſte Herrin, machen mir bange. Was iſt Euch neuerdings zugeſtoßen, das Euch in ſo betrübte Aufregung verſetzen konnte?“

— „Mit ſchwerem Herzen — Ihr könnt es Euch denken — langte ich hier an. Ich beeilte mich, der freundlichen Einladung meines Bruders Folge zu leiſten, aber die Winterreiſe durch das Gebirg ging langſam von ſtatten; ſelbſt in den Rheinſtädten hielt mich noch körperliche Schwachheit über Erwarten zurück. Und ſo mußte ich gerade zu dem Gepränge der Königserklärung eintreffen. Es machte einen peinlichen Eindruck auf mich, dieſen Königsjubel auf dieſe Königstrauer ſo unmittelbar folgen zu ſehen, und in meiner Seele miſchten ſich die kaum verſtummten Trauerklänge mit dieſen Freudetönen und ſiegten über ſie. Mir wurde unausſprechlich bange zu Muthe und, als ich Philipp beglückwunſchen wollte, war mir's, als ſtände ſtatt des blühenden Mannes ein bleicher Schemen vor mir."

— „Die Anſtrengung der Reiſe, der ſchnelle Wechſel des Wiederſehens, der duſtern und freudigen Feierlichkeit, Euer eignes kummervolles Herz —" ſtammelte der Page.

— „Dem ſei, wie ihm wolle. Genug, ich verfugte mich bald zur Ruhe; denn ich fühlte mich ſehr angegriffen. Da träumte mir, ich befand mich wiederum in der Kirche, und das ganze Gepränge, das ich am Tage erlebt, ging noch einmal, in ernſter, ja düſtrer Feier, obgleich mit mancherlei wichtigen Abweichungen, an meinen Augen vorüber. Zuerſt bemerkte ich, daß ich mich nicht in der Kirche der h. Gudula in Brüſſel, ſondern in der ſchönen Kirche des Franziskanerkloſters Santa Iſabella in der Alhambra zu Granada befand, in welcher die irdiſchen Ueberreſte der Königin Iſabella ihre Ruheſtätte erhalten haben. Das Trauergerüſt war prächtiger geſchmückt und man konnte es für einen Thron halten. Die Kerzen flammten höher; die ungeheure Menſchenmenge lag vom ſtarren Schmerz wie an den Boden gefeſſelt und die Töne des Requiem wimmerten herzzerſchneidend durch die weiten Räume der ehemaligen Moſchee des Maurenpalaſtes. Sobald die Exequien beendigt waren und der Herold meinen Bruder zum König ausgerufen hatte, fiel die ſchwarze

Bekleidung des Trauergerüſtes und es ſtand als ein hoher, über alle Beſchreibung prachtvoller Thron da; die Kerzenflammen waren zu Sternen geworden, die aus einem dunkeln Nachthimmel herabglänzten. Die ſpaniſchen Granden forderten Philipp auf, den Thron zu beſteigen. Schon war er mit dem reichen, goldgeſtickten Königspurpur angethan und die Krone Caſtiliens funkelte auf ſeinem Haupte. Er faßte die Hand ſeiner Gemahlin, um mit ihr den Thron zu beſteigen, aber ſiehe! es war nicht die Infantin Donna Juanna, ſondern Luiſe von Maine, meine geliebte Luiſe, wallend in den überaus prächtigen Gewändern einer Sultanin von Granada, und an ihrem Turban leuchtete der Diamant Zoraidens, der unglücklichen Gattin Boabdil el Chiko's. Majeſtätiſch, recht wie eine Königin von Granada, ſtieg ſie mit Philipp, dem Könige, Hand in Hand die Stufen zum Throne hinauf. Aber je mehr ſie erſtiegen, deſto mehr wurden der Stufen; der Thron wuchs höher und höher, bis die Sterne ſeinen Himmel küßten, und das Königspaar ſtieg raſcher und raſcher. Zuletzt war mir's, als hätten ſie Flügel und ſtrebten damit empor; oben ſtanden Iſabella, die verſtorbene Königin von Caſtilien, und der Herzog Philibert von Savoyen, mein todter Gatte, und reichten Philipp und Luiſe die Hände und zogen ſie vollends zu dem ſternenleuchtenden Königsthrone empor. In der Kathedrale erbrauſten wieder die feierlich mächtigen und erſchütternden Töne des Requiem und ich erwachte vom Schalle der Zinken und Poſaunen, denn die Pfeifer und Spielleute des erzherzoglichen Hofes brachten mir eine Morgenmuſik.“

— „Dieſer Traum ſcheint mir zu bedeuten,“ nahm der Page jetzt mit zitternder Stimme das Wort, „daß Euere Freundin vom Könige Philipp zu den ihr gebührenden Ehren und Würden emporgehoben werden wird. Vielleicht dürfen wir ſie nun bald als Sultanin von Granada begrüßen.“

— „Ein mächtiges, wehmüthiges Gefühl in meiner Bruſt wehrt mir, dieſer Eurer Deutung beizuſtimmen. Wir müſſen es Gott anheimſtellen, der mich gewürdigt hat, die Zukunft der Meinigen in ſolch wunderbaren Traumbildern und Ahnungen zu ſchauen. Aber der Traum hat die mächtigſte und gewaltigſte Sehnſucht nach Luiſen in mir wieder wach gerufen. Und ich habe Euch zu mir beſchieden, um Euch zu fragen, ob Ihr keine neuen Nachrichten von der geliebten Freundin habt?“

— „Ich bedaure ſehr, Ew. Hoheit nichts melden zu können. Es iſt mir, ſeit unſerer Abreiſe von Spanien, nicht die mindeſte Nachricht über ihr ferneres Geſchick zugekommen.“

— „Ihr geht mit dem Könige nun wieder nach Spanien, Junker Bübenhoven. Ich bitt’ Euch inſtändigſt, bietet Alles auf, um den Aufenthaltsort meiner geliebin der Nacht und ſcheuen das Licht.» Und er zog das liebende Mädchen hinaus und ruhete draußen, in neuen Gefühlen ſchwelgend, lagen an ihrer keuſchen Bruſt. —

Am andern Morgen verließ Gräfin Hildegard geräuſchlos das Schloß zu Adlerſtein und verfügte ſich in das zu Falkenberg zurück, wo ſie ihren einſamen Wittwenſitz aufſchlug.

Der Profeſſor Ortmann, der Secretär Zöllner, der Metzger Lotz, der Gaſtwirth Vierig und der Amtsadjunktus Liebknecht kamen auf kürzere oder längere Zeit ins Landeszuchthaus, Lotz, als Mörder, für immer. Der ſeelenvergnügte Nagelſchmied Eiſenblut hatte die Ehre mit ſeinem geliebten Janchen unmittelbar nach dem Herrn Grafen und der Gräfin Eliſe getraut zu werden, und der Graf feierte die Hochzeit beider Paare. Frau Eiſenblut ſaß als Eliſens Pathe an der herrlichen Tafel oben an, und mitten auf der Tafel lag auf einer goldnen Schüßel mit Blumenkränzen umwunden der glückbringende Brandbrief.

ten Jugendfreundin auszufinden und ihr einen Brief von mir zu übergeben. Mein Bruder hat mir ſeinen Plan heute Morgen mündlich eröffnet, von dem er mir geſchrieben und um deswillen er mich wieder in die Niederlande beſchieden hat. Ich ſoll das Land meiner Geburt als Statthalterin in ſeinem Namen regieren, während er Caſtilien beherrſcht. Da hab' ich es mir denn ſchön ausgedacht, daß Luiſe wieder bei mir ſein und leben ſoll, glücklich durch mich und mich beglückend, ſo viel mir eben noch vergonnt iſt, irdiſches Glück zu genießen. Ja, nur an ihrer Bruſt kann ich all' meinen Schmerz ausweinen und noch heitere Stunden verleben. Wenn es Gott nicht anders gefällt," ſetzte ſie wieder mit einem ſchmerzlichen, reſignirenden Lächeln hinzu.

— „Er wird Euern ſchönen Wunſch erhören und mit der Erfüllung ſegnen!" rief Bubenhoven.

— „Und zu dieſer Erfüllung — ſo weit ſie eben in menſchlicher Kraft ſteht — ſollt Ihr mir behülflich ſein. Ihr ſollt die vertriebene, flüchtige Freundin aufſuchen; Ihr ſollt ſie in meine Schweſterarme führen, ſollt ihr wieder eine Heimat geben und zwei Herzen wieder vereinigen, die ſich nie hätten trennen ſollen."

— „O, wie hoch beglückt Ihr mich ſelbſt durch dieſen ehrenvollen Auftrag, hohe Frau! Nichts auf der Welt könnte mir lieber ſein, als ihn auszuführen.

Ermeßt danach meinen Eifer, mit dem ich mich ſeiner Ausführung unterziehen werde.“

— „Ich weiß, ich weiß und kenne Euer rechtſchaffenes, mir ergebenes Herz. Und da ich auch weiß, was Euch lieb iſt, ſo hab' ich Euch ein kleines Geſchenk mitgebracht, das Ihr, ich hoffe, gern aus meiner Hand annehmt. Es ſind die wenigen Gedichte, die ich in Savoyen niedergeſchrieben.“ Damit legte ſie einen kleinen, ſchmalen, mit Gold verzierten Lederband in ſeine Hand. Vom Gefühl überwältigt, ſtürzte er auf die Knie, empfing ſo das Geſchenk, das ihm mehr werth war, als die Krone von Caſtilien, küßte bald das Buch, bald die Hand der gütigen Fürſtin, ſchluchzte und war nicht vermögend, auch nur ein einziges Wort zu ſagen.

— „Noch Eins!“ ſagte die milde Fürſtin dann. „Ich habe Herrn Jakob Fugger ſeit meiner Abreiſe von hier nicht wieder geſehen und geſprochen. Könnt Ihr mir nicht melden, was aus unſerm wilden Pflegling, dem Sohne meiner Claire geworden iſt, den ich ſeiner Fürſorge anvertraute?“

— „Ich habe Herrn Fugger fleißig nach ihm befragt, gnädigſte Frau. Einen Leinweber hat er nicht aus dem Buben zu machen vermocht; dazu iſt er zu unbändig geweſen. Um ihn zu zähmen, hat er ihn alſo erſt in ſein Silberbergwerk in meiner Heimat geſteckt. Aber auch hier hat er nicht gut gethan. Und ſo iſt der wilde Range nach Kremnitz in Ungarn gebracht worden, wo, wie Ihr wißt, Herr Fugger Beſitzer des Goldbergwerks iſt. Dort arbeitet Toni nun ſchon ſeit Jahr und Tag. Neueſte Nachrichten habe ich nicht über ihn.“

— „Ich danke Euch. Ich denke, Herr Fugger wird mir bald ſeinen Beſuch ſchenken, da er ja jetzt öfter Veranlaſſung hat, in die Niederlande zu reiſen. Wie hat ſich ſein Handelsgeſchäft in Antwerpen geſtaltet?“

— „Wenn das Geſchäft unter Peter van der Kapellen einer prächtigen Tulpe glich, ſo iſt es jetzt einem blühenden Mandelbaume zu vergleichen, der mit tauſend herrlichen Blüten überſchüttet iſt. Neben dem Fugger'ſchen Hauſe iſt vom Herrn Bartholomäus Welſer von Augsburg ein zweites Handelshaus mit Hülfe Jakob Fugger's errichtet worden und die Schiffe der Fugger und Welſer beſuchen bereits die nordiſchen Küſten, Italien und Portugal.“

— „Fürwahr, dieſer Leinweber iſt einer der außerordentlichſten Menſchen!“

— „Aber die Ueppigkeit des Reichthums in van der Kapellen's Hauſe, die mit fürſtlicher Pracht wetteiferte und ſchier beleidigte, hat der ſchlichten Bürgerlichkeit Platz machen müſſen.“

— „Das iſt die edle, deutſche Einfalt. Ja, ich kenne meinen Fugger und verehre ihn wie meinen Vater.“

— „Ich bin hocherfreut, Hoheit, dieſes Gefühl mit Euch theilen zu dürfen. Auch ich liebe und verehre

den edeln, ſchlichten Augsburger wie meinen Vater und wahrlich, er hat väterlich an mir gehandelt! —"
Der von Entzücken ſtrahlende Page ſchwieg einen Augenblick, während ſeine Züge den Ausdruck einer leichten Verlegenheit annahmen. Dann begann er wieder leiſer, ſchüchterner und ſtockend: „Gnädigſte Frau, die Erinnerung an das üppige und ſchmählich untergegangene Haus Peters van der Kapellen bringt mir eine Perſon in's Gedächtniß, die mich ſchon vor Eurer Ankunft dringend erſucht hat, ein gutes Wort für ſie bei Euch einzulegen und Euch zu bitten, daß Ihr ſie in Euere Dienſte nehmen mögt."

— „Ich bin vorſichtig in der Wahl meiner Diener. Wer iſt es, den Ihr mir empfehlen wollt?"

— „Es iſt eine Negerin von der Goldküſte, die ſchwarze Matty genannt, welche im Dienſte bei der Frau van der Kapellen ſtand und bei dieſer unglücklichen Frau im ſchwerſten Leid mit rühmlicher Treue ausharrte. Nachdem Frau van der Kapellen ihr Vaterland verlaſſen, hat Matty einigen vornehmen Herrſchaften gedient und gehört jetzt zur Dienerſchaft der Gräfin von Horn hier. Sie würde es ſich für das größte Glück ſchätzen, Ew. Hoheit bedienen zu dürfen, und ich kann Euch verſichern, ſie iſt dieſes Glücks nicht unwerth."

— „Führt mir Euern ſchwarzen Schützling zu, Junker. Ich werde ſie annehmen, da Ihr ſie mir ſo warm empfehlt."

Der Junker ergriff dankend noch ein Mal die Hand der hohen Herrin und drückte abermals einen vom tiefſten Gefühl gezeugten Kuß darauf. Margaretha winkte freundlich ihn entlaſſend und er ſtürmte hinaus, wie von Flügeln getragen. Es waren die Aetherſchwingen der Liebe, die ihn hoben.

Drittes Kapitel.

Der Erzherzog Philipp hatte noch im Laufe des Decembers des verwichenen Jahres durch Don Juan Manuel de Campos, den ſpaniſchen Geſandten am Hofe ſeines Vaters, Nachricht von einem Teſtamente der Königin Iſabella erhalten, welches im wahren Wortverſtande ihn und ſeine Gemahlin von der Regierung des Königsreichs Caſtilien ausſchloß und dieſe ihrem Gemahle, dem König Ferdinand, bis zur Volljährigkeit ihres Enkels, des Erzherzogs Karl, übertrug. Die Gründe dieſer Verfügung ſollten, geſtützt auf das dringende Begehren der Cortes von 1503, folgende ſein: Donna Juanna könne wegen ihrer Geiſtesſchwachheit nicht zur Regierung zugelaſſen werden und der Erzherzog habe ſich während ſeiner Anweſenheit in Spanien in jedem Betracht als untüchtig zum Regieren und als der Krone unwürdig gezeigt. Das Gerücht von dieſem merkwürdigen Teſtament durchflog ganz Europa mit den ärgſten Entſtellungen. Mehrere im neuen Jahre in Brüſſel angekommene Caſtilier beſtatigten dieſe Kunde, brachten aber auch dem Könige die tröſtliche Verſicherung, daß der ganze hohe Adel Caſtiliens mit dieſer Verfügung unzufrieden ſei und, da dieſelbe, wenn das Teſtament wirklich echt, woran noch zu zweifeln, nicht mit Zuziehung der caſtiliſchen Stände gemacht ſei und ihrer Beſtätigung entbehre, ſo ſeien dieſe weder verpflichtet, noch gewillt, ſie anzuerkennen. Vorzüglich aber ſei der hohe Adel feſt entſchloſſen, ſich nur dem Don Philipp und nicht dem Don Fernando zu unterwerfen, weil die Königin durchaus kein Recht gehabt habe, in dieſer Weiſe über die Krone zu verfügen.

König Philipp hielt mit dieſen Herren mehrfache Berathungen; aber jede neue Nachricht aus Spanien ſchien das geſpannte Verhältniß zwiſchen dem Könige von Arragonien und deſſen Schwiegerſohne zu erhöhen. Noch vor Ablauf des Monats langte die Kunde in Brüſſel an, daß König Ferdinand die caſtiliſchen Stände zu Anfang des Jahres in die Stadt Toro berufen und daß dort zwar die Erzherzogin-Infantin Donna Juanna als Königin ausgerufen, der König Don Ferdinand aber wegen Unfähigkeit Juanna's zum Verweſer des Königsreichs in ihrem Namen ernannt und bevollmächtigt worden ſei, bis zur Volljährigkeit des Prinzen Don Carlos zu regieren, Alles nach der Teſtamentsverordnung der verſtorbenen Königin, welche ſonach von den caſtiliſchen Ständen anerkannt worden.

Dadurch wurde Philipps Lage in Bezug auf ſein neues Königreich ſchwieriger. Doch Don Juan Manuel redete ihm Troſt und Muth ein und einige Tage ſpäter lief ein Brief des Herzogs von Najara, eines Vetters des erſchlagenen Admirals von Caſtilien, und des Marquis von Villena, der beiden erſten Granden der caſtiliſchen Krone, ein, worin ſie dem Könige Philipp ſchrieben, daß der ganze hohe Adel des Königreichs, mit nur ſehr wenigen Ausnahmen, ſehnlichſt auf ſeine Ankunft wartete, um ſich ſogleich ſeinem Dienſte zu widmen und für ſeine königlichen Rechte zu ſtreiten, welche ihm weder die verſtorbene Königin durch ihr Teſtament noch die vom König Ferdinand geleiteten Stände entziehen könnten.

Bald darauf langten auch einige Räthe des Königs Maximilian in Brüſſel an, welche dem Könige Philipp Rathſchläge in dieſer Angelegenheit überbrachten. In einer Miniſterverſammlung beſchloß Philipp eine Geſandtſchaft an den König Ferdinand zu ſchicken und er wählte dazu ſeinen Günſtling Philibert von Vere und einen Caſtilier, Namens Andreas del Burgos.

Dieſe beiden Herren erhielten vom König Philipp den Auftrag, dem Könige Don Fernando ſeinetwegen zu entbieten, daß er ſich aus den Staaten Caſtiliens hinweg begeben möchte, deren Regierung allein ihrem

Herrn, Philipp, König von Caſtilien, zuſtande, welcher weder eines Vormundes, noch Curators benöthigt ſei und ſich, falls er eines Stellvertreters bedürfe, dieſen bei ſeiner Anweſenheit ſelbſt beſtellen werde.

Dieſe Geſandtſchaft ging zu Anfang des Monats Februar nach Spanien ab. Sie war noch nicht acht Tage fort, als die Nachricht, es ſei eine Geſandtſchaft des Königs Ferdinand von Arragonien und der caſtiliſchen Cortes in Brüſſel angekommen, alle Gemüther in Aufregung verſetzte. Es waren zwei edle Spanier, Don Juan de Fonſeca, erwählter Biſchof von Palencia, und Ludovico Conchillos. Der Letztere war zugleich vom König von Arragon zum Kammerherrn der Königin Juanna beſtellt.

Der König empfing ſie am dritten Tage in voller königlicher Pracht und Herrlichkeit und nach ſpaniſcher Sitte mit bedecktem Haupt. Alle Hofämter waren um ihn verſammelt und ſtanden auf den Stufen des Throns. Die beiden Geſandten, von einem Herold, der ihre Namen ausrief, und von einem Marſchall eingeführt, traten an den Thron heran und überreichten zuerſt ihre Beglaubigungsſchreiben, welche der König dem Hofkanzler zur Prüfung übergab. Sobald ſie dieſer als richtig befunden hatte, ſprach der König: „Redet!“

Der Biſchof von Palencia nahm das Wort und erklärte, ſie ſeien im Namen Sr. katholiſchen Majeſtät, des Königs Don Fernando von Arragon, Neapel und Sicilien, Reichsverweſers von Caſtilien, gekommen, um Sr. Majeſtät, dem Könige von Caſtilien, die von den caſtiliſchen Ständen beglaubigte Abſchrift des Teſtamentes der verſtorbenen Königin und das Protokoll der letzten Ständeverſammlung zu Toro zu überbringen und ſich danach über die Willensmeinung ihres Monarchen vernehmen zu laſſen. Mit dieſen Worten übergab der Sprecher dem Könige die Pergamentrolle, welche die Abſchrift des Teſtamentes enthielt, und auch ſie legte der König ſogleich in die Hände des Hofkanzlers mit dem Befehl, den letzten Willen ſeiner erlauchten Schwiegermutter, der Donna Iſabella, laut vorzuleſen. Dieſem Befehle wurde ohne Verzug Folge geleiſtet.

Der Eingang betraf Anordnungen ihres Begräbniſſes, von jener großen, edlen Einfachheit eingegeben, der die Königin ſtets gehuldigt. Alle verſchwenderiſche Pracht ſollte vermieden und das dadurch erſparte Geld an die Armen verabreicht werden; in der Kirche des von ihr in der Alhambra in Granada errichteten Franziskanerkloſters ſollte ihre Hülle in einer niedrigen, ſchlichten Gruft ruhen. Dann ſorgte ſie zunächſt für verſchiedene Wohlthätigkeitsanſtalten, wies unter Anderem Heirathsgüter für arme Mädchen an und eine beträchtliche Summe zur Befreiung chriſtlicher Gefangener in der Berberei. Nach andern höchſt löblichen und wei-

Der Ritter vom ſilbernen Schilde.

ſen Verordnungen, die meiſt Erſparniſſe im Reichs- und Hofhaushalte bezwecken, geht ſie zur Thronfolge über, welche ſie für die Infantin Juanna als „beſitzende Königin" und den Erzherzog Philipp als ihren Gemahl beſtimmt. Sie gibt ihnen manchen guten Rath in Bezug auf ihre künftige Verwaltung; ſie empfiehlt ihnen, wenn ſie ſich die Liebe und den Gehorſam ihrer Unterthanen ſichern wollten, ſich in jeder Hinſicht nach den Geſetzen und Gebräuchen des Reiches zu richten, keinen Fremden zu einem Amte zu ernennen und keine Geſetze oder Verordnungen, wozu die Einwilligung der Cortes nothwendig erfordert werde, während ihrer Abweſenheit vom Königreiche zu erlaſſen. Sie empfiehlt ihnen die nämliche eheliche Einigkeit, welche ſtets zwiſchen ihr und ihrem Gemahl beſtanden; ſie erſucht ſie, dem Letztern alle die Achtung und kindliche Zuneigung zu erweiſen, „die ihm mehr als jedem andern Vater für ſeine erhabenen Tugenden gebühre"; und endlich ſchärft ſie ihnen die zarteſten Rückſichten für die Freiheiten und die Wohlfahrt ihrer Unterthanen ein.

Der Kanzler machte eine Pauſe, erhob dann die Stimme höher und las weiter: „Was die wichtige von den Cortes 1503 uns vorgelegte Frage betrifft, wie die Regierung des Reichs im Falle der Abweſenheit oder der Unfähigkeit unſerer geliebten Tochter und Erbin der Infantin Juanna beſtellt werden ſolle, ſo erklären wir hiermit, daß wir uns, nach langer und reiflicher Ueberlegung und auf den Rath vieler Prälaten und Edelleute des Königsreichs, entſchloſſen haben, in dieſem Nothfall unſern Gemahl, den König Ferdinand, zum alleinigen Regenten von Caſtilien bis zur Volljährigkeit unſers Enkels, des Prinzen Karl von Spanien, zu beſtellen. Wir finden uns hierzu veranlaßt durch die Rückſicht auf den Edelmuth und die glorreichen Eigenſchaften des Königs, unſers Herrn, als auch auf deſſen reiche Erfahrung und auf den großen Nutzen, der dem Staate aus ſeiner weiſen und wohlthätigen Regierung erwachſen wird. Wir hegen die aufrichtigſte Ueberzeugung, daß das bisherige Verhalten des Königs, unſers Herrn, eine hinreichende Bürgſchaft für ſeine getreue Verwaltung iſt, ſtellen an ihn aber das Verlangen, daß er, gemäß dem beſtehenden Gebrauche, beim Antritt der Pflichten ſeines Amtes den herkömmlichen Eid ſchwöre." — Nun folgte eine ausführliche Veranſtaltung für den perſönlichen Unterhalt ihres Gemahls, den ſie auf die Hälfte aller reinen Erträge und Gewinne aus den neu entdeckten Ländern im Weſten beſtimmte; außerdem noch zehn Millionen Maravedis, angewieſen auf die Großmeiſterthümer der Kriegerorden. Dann traf ſie noch nachträgliche Beſtimmungen hinſichtlich der Thronfolge, in Ermangelung von Juanna's Erben in gerader Abſtammung, empfahl ihren Nachfolgern die Perſonen ihres Hofſtaates auf das dringendſte und vermachte dem Könige, ihrem Gemahl, zuletzt ihre Juwelen als Beweis ihrer Liebe.

Das Teſtament trug ſo ganz den großen und umfaſſenden Geiſt, die Liebe und das Wohlwollen der Königin in ſich, daß an ſeiner Echtheit nicht zu zweifeln war.

Die ſpaniſchen Geſandten übergaben nun ein drittes Dokument, das Protokoll der Reichsverſammlung zu Toro am 11. Januar dieſes Jahres. Auch dieſes ließ der König vorleſen. Es ergab ſich daraus, daß die die Thronfolge betreffenden Punkte im Teſtamente der verſtorbenen Königin vor dem König Ferdinand und den Ständen laut vorgeleſen worden waren und die vollſtändige Genehmigung der Gemeinen erhalten hatten, welche, ſammt den anweſenden Granden und Prälaten, Juanna als Königin und Eigenthümerin des Reiches, ſo wie Philipp als ihrem Gemahle, den Huldigungseid geleiſtet. Alsdann hatten ſie einmüthig beſtimmt, daß der im Teſtamente vorbedachte Nothfall von Juanna's Unfähigkeit wirklich ſtattfinde, und hatten ſofort dem König Ferdinand, als dem rechtmäßigen Verweſer des Reichs, in ihrem Namen gehuldigt. Der König hatte ſeiner Seits den gebräuchlichen Eid geleiſtet, die Geſetze und Freiheiten des Königreichs zu achten, und zuletzt war eine Botſchaft der Cortes mit dem Berichte ihres Verfahrens an ihre neue Herrſchaft in Flandern beſchloſſen worden. — —

Philipp hatte die Farbe gewechſelt; Zornesblitze fuhren während des Leſens zuweilen uber ſein Geſicht, er biß ſich in die Unterlippe.

— „Und was gedenkt Se. Majeſtät Don Fernando in Bezug auf dieſes Teſtament ferner zu thun?“ fragte er ſcharf, ſobald der Hofkanzler ſchwieg.

Der Biſchof verſetzte: „Aus frommer Pietät und Liebe zu der höchſtſeligen Königin wird er auf ausdrücklichen Wunſch und mit Beirath der Stände des Königreichs ihre wohlweiſe Verordnung in Ehren und Treuen vollziehen und hat zu dieſem Behufe, wie Ihr vernommen habt, bereits die Regentſchaft des Königreichs Caſtilien angetreten, nach Recht und Pflicht und nicht nur mit Bewilligung, ſondern auch auf Anforderung der genannten Stande.“

— „Weder die Königin Iſabella, noch die Stände konnten der rechtmäßigen Erbin Caſtiliens die Krone entziehen,“ fuhr Philipp auf.

— „Donna Juanna iſt nach dem Ausſpruch der Aerzte nicht befähigt, das caſtiliſche Volk zu beherrſchen.“

— „Aber ich bin der Gatte und natürliche Vormund dieſer Donna Juanna; und mir gehört die Krone Caſtiliens von Gottes und Rechts wegen. Ich bin von den Ständen als Prinz von Spanien und Thronerbe anerkannt und ausgerufen worden, ich werde keinen Finger breit von meinem guten Rechte weichen!“

— „Wir können nichts thun,“ ſagte der Biſchof.

„als Ew. Majeſtät die väterliche Bitte an's Herz zu legen, die uns Se. Majeſtät, unſer König, an Euch aufgetragen hat, die Bitte, daß Ihr Euch nicht nach Caſtilien bemühen mögt, um Euch jede misliebige Maßregel zu erſparen. Don Fernando rath Euch in Treuen und Wohlmeinen, jeden Verſuch aufzugeben, wider das Teſtament der höchſtſeligen Königin zu handeln.

— „O ich kenne die Treue und das väterliche Wohlmeinen Sr. katholiſchen Majeſtät!“ lachte Philipp bitter. „Hab' ich ſie doch ſchon einmal ſelbſt erfahren! Sagt Euerm König in meinem Namen, er ſolle ſich alle fernere Mühe erſparen. Ich werde nach Caſtilien gehen und den Thron, der mir gebührt, einnehmen, ohne mich an dieſes Teſtament zu kehren.“

— „Ihr würdet die Geſetze und die den Cortes zuſtehenden Befugniſſe auf's tiefſte verletzen. Durch das geſchriebene Landesgeſetz iſt der Herrſcher Caſtiliens ermächtigt für den Fall der Minderjährigkeit oder der Unfähigkeit des muthmaßlichen Thronerben eine Regentſchaft zu ernennen. Donna Iſabella war in dieſem Falle und ſie hat ſich bei Beſtellung der Regentſchaft der zwei Jahre vor ihrem Tode an ſie von den Cortes geſtellten dringendſten Bitte gefügt. Das Teſtament hat die aufrichtigſte, ungetheilteſte Zuſtimmung dieſer Körperſchaft erhalten und wahrlich ihr, den Cortes von Caſtilien, ſteht ein unbeſtreitbares Recht zu, die letztwilligen Anordnungen ihrer Könige zu überwachen.

Ihr werdet unmöglich Eure Regierung damit beginnen wollen, ſolch' altes und heiliges Volksrecht anzutaſten. Don Fernando iſt Reichsverweſer nach dem Willen der Konigin und der Stande.“

— „Ich werde nicht nach der erſchlichenen Zuſtimmung dieſer Stande fragen und doch nach Caſtilien kommen, um den Thron zu beſteigen.“

— „Dann werdet Ihr Se. Majeſtät zu ihr höchſt unangenehmen Maßnahmen zwingen,“ bemerkte Conchillos.

— „Und welche konnten die ſein, mein Herr?“

— „Er würde Euch mit Gewalt entfernen laſſen muſſen.“

— „Meint Ihr, das würde ein ſo leichtes Spiel ſein? Mag er es beginnen. Die Folgen für ihn auf ſein Haupt. Aber ſagt ihm, dies Spiel gelte dann Krone um Krone. Schaut euch um, ihr Herren, ich habe euch dort die Karten aufſtellen laſſen, mit denen ich zu ſpielen gedenke.“

Die Geſandten ſahen verwundert im Hintergrunde des Saales über funfzig junge caſtiliſche Edelleute, die unterdeſſen auf Befehl des Königs eingetreten waren.

— „Sagt ihm,“ fuhr dieſer mit erhöhter Stimme fort, „ich laſſe ihn fragen, ob er des arragoniſchen Adels ſo gewiß ſei, wie ich des caſtiliſchen. Ihr wißt es ſelbſt, was brauche ich es euch zu ſagen: Der Adel von ganz Caſtilien iſt auf meiner Seite. Sagt ihm, ich kenne das Zauberwort, das, von mir ausgeſprochen, alle caſtiliſche Ritterſchwerter gegen ihn kehrt und ſelbſt die arragoniſchen unruhig in der Scheide und ihrem Gebieter gefährlich macht. Auch kennt mich euer König zu gut, als daß er nicht wiſſen ſollte, ich werde dieſe Zauberformel ausſprechen, wenn er mir wirklich in den Weg treten ſollte. Er mag ſich auf die Cortes, ich werde mich auf den Adel ſtützen. Donna Juanna iſt die Erbin des caſtiliſchen Throns, aber auch ich bin als Prinz von Spanien zum Thronfolger von der Königin ernannt, von den Ständen anerkannt. Iſt die Königin, meine Gemahlin, unfähig zu regieren, ſo bin ich fähig dazu, und ich werde nicht ein Haarbreit von meinem Rechte weichen. Gott befohlen, ihr Herren! Dies iſt mein Beſcheid. Bringt ihn dem Könige von Arragonien!“

Nach einigen Tagen trat der Biſchof von Palencia die Rückreiſe an; Ludovico Conchillos blieb als Kammerherr der Königin Juanna in Brüſſel und wurde vom König und ſeinem Anhang für nichts als einen arragoniſchen Spion gehalten.

Viertes Kapitel.

Seit Philipp ſeinen Vater in Innsbruck auf der Heimreiſe von Spanien in ſo bedrangten Umſtanden verlaſſen hatte, waren ein Jahr und neun Monate verfloſſen; in dieſer kurzen Zeit hatte ſich die misliche Lage des römiſchen Konigs ganzlich umgewandelt und zu einer faſt glanzenden geſtaltet. Und Maximilian hatte richtig prophezeit: der Grund dieſer Erhebung war in der Verbindung Philipps mit der ſpaniſchen Konigstochter und in der unerwarteten Ausſicht deſſelben auf das Erbe der ſpaniſchen Kronen zu ſuchen. Dieſe Verbindung gab dem öſtreichiſchen Hauſe ein ſtarkes Relief in den Augen ſowol der Regenten Europas als auch vorzuglich der Furſten und Stande Deutſchlands. Sobald die Franzoſen in Neapel von den Spaniern entſchieden geſchlagen und verdrangt waren, trat der neue Papſt Julius II. ganz als Freund Spaniens und Oeſtreichs auf. Der Konig Ludwig XII. von Frankreich ſuchte, da ſein Theil von Neapel fur ihn verloren war, wenigſtens das eroberte Mailand ſich zu erhalten und knupfte an den Beſuch des Erzherzogs Philipp Plane in Bezug auf den deutſchen König, da die in Bezug auf das ſpaniſche Konigspaar geſcheitert waren. Im Spatherbſt 1504 kam eine Verabredung Frankreichs mit Oeſtreich zu Blois zu Stande, nach welcher ein Friedensſchluß zwiſchen Ludwig und Maximilian errichtet werden ſollte. Die Verheirathung des Erzherzogs Karl von Luxemburg, des deutſchen Konigs Enkel, mit der Prinzeſſin Claudia von Frankreich, Ludwigs Tochter, wurde noch einmal feſtgeſetzt und bildete gewiſſermaßen die Grundlage. Maximilian ließ den in Ludwigs Gefangenſchaft befindlichen Oheim ſeiner Gemahlin als Herzog von Mailand fallen und verſprach dem Konige Ludwig die Lehen dieſes Herzogthums; dafür gelobte Ludwig gleich nach Empfang des Lehnsbriefs hunderttauſend rheiniſche Gulden und nach ſechs Monaten die gleiche Summe zu zahlen.

Wichtiger noch war der fruhzeitige Tod der Königin von Caſtilien und der Uebergang ihrer Krone an das öſtreichiſche Haus, abgeſehen von dem vielbeſprochenen und angefochtenen Teſtamente. Faſt zu derſelben Zeit ereignete ſich in Deutſchland ein andrer Todesfall zu Gunſten des deutſchen Konigs, namlich der des kraftigen Kurfurſten von Mainz, des braven, echt deutſchen Hauptes und Lenkers der Reichsſtande, des unbeugſamen Widerſachers der ubergreifenden koniglichen Gewalt. Mit ihm verloren die widerſetzlichen Stände ihren Stützpunkt. Eben ſo folgereich für Maximilian war die Demüthigung des Kurfürſten von der Pfalz, die ihm in dieſem Jahre durch mehrere Siege gelungen war, und die dadurch bewirkte Schmälerung der Beſitzungen des wittelsbachiſchen Hauſes. Die durch den Tod Herzog Georgs des Reichen von Landshut (1. Decbr. 1503) herbeigeführten baierſchen Irrungen endeten ein Jahr ſpäter mit dem Tode des Hauptanſtifters derſelben, des Sohnes des Kurfürſten von der Pfalz, Ruprecht, und mit der Unterwerfung des Erſtern unter die Gnade des Königs, vermittelt durch ſeinen andern Sohn, jenen Pfalzgraf Friedrich am burgundiſchen Hofe. Eine große Anzahl andrer deutſcher Fürſten ſchloß ſich, durch dieſen Sieg beſtimmt, dem Könige an. Maximilians ritterliche, heitere Perſönlichkeit, ſeine ſtete Beweglichkeit in Ausübung aller Kriegs- und Friedenskünſte, ſein poetiſch kühner Sinn, der Alles mit ſich fortriß, ſeine Freigebigkeit, ſeine Popularität feſſelten dieſe Fürſten, meiſt junge Männer, mehr und mehr an das königliche Intereſſe. Und ſo begrüßte das Jahr 1505 den König in den glücklichſten Umſtänden, den das Jahr 1503 in ſehr mislichen verlaſſen hatte. In ganz andrer Weiſe berief er nun einen Reichstag nach Cöln, der im Juni zuſammentreten ſollte, als vor vier Jahren zu Augsburg; jetzt wollte er ſich den Ständen gegenüber als

König und Herr zeigen und dann ſeinen Römerzug antreten, um ſich vom Papſte die lang erſehnte Kaiſerkrone zu holen. Eh' er aber die Verſammlung der Reichsſtände in Cöln perſönlich zu eröffnen gedachte, ging er nach Hagenau, um hier dieſe der Kurpfalz abgenommene Landvogtei in Eid und Pflicht zu nehmen, den Friedensvertrag mit König Ludwig von Frankreich in Vollzug zu bringen, ihn mit Mailand zu belehnen und das bedungene Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit wollte er ſeinen Sohn Philipp zuerſt perſönlich als König von Caſtilien begrüßen, ſich mit ihm wegen der nöthigen Schritte berathen, welche gegen die Erfüllung des Teſtaments der verſtorbenen Königin von Caſtilien zu thun ſeien, und ihm die Lehen wegen des Herzogthums Geldern und der Grafſchaft Zutphen, ſowie für deſſen Sohn, den Erzherzog Karl, wegen des Herzogthums Luxemburg ertheilen. Philipp war zu dieſem Behufe von ſeinem Vater feierlich nach Hagenau eingeladen worden, wohin ſich auch die meiſten Reichsfürſten und Stände begeben hatten.

Der König von Caſtilien brach mit einem großen und glänzenden Gefolge von Brüſſel auf und zog mit vielem Pomp den Rhein hinauf nach dem Elſaß. Als er ſich der freien Reichsſtadt Hagenau näherte, ſchickte ihm ſein Vater den Grafen von Fürſtenberg mit zweihundert Berittenen von Adel über eine Stunde Wegs entgegen; er ſelbſt empfing den geliebten einzigen Sohn inmitten ſeiner Hofherren eine Viertelſtunde vor der Stadt und die beiden Könige hielten nun mit ihren Höfen ihren prächtigen Einzug in dieſelbe. Da ſah man Vater und Sohn in Glück, Geſundheit und männlicher Schonheit ſtrahlen: Maximilian ſechsundvierzig Jahre alt, in gereifter Mannesſchöne, in der vollſten Blute ſeiner Kraft, die edelſte und ſchönſte Männergeſtalt im ganzen Reiche mit dem milden, herzengewinnenden, leutſeligen Weſen, das durch das Glück des letzten Jahres noch erhöht und gleichſam verklart worden war — und Philipp den „Schönen,“ den frauengefahrlichen, verführeriſchen Fürſten, der in wenig Wochen ſein ſieben und zwanzigſtes Geburtsfeſt zu feiern gedachte. Die bedenkliche Bläſſe, die vor einem Jahre Krankheit, Liebesgram, Aerger und Verdruß auf ſeine anmuthigen Züge gebreitet hatten, war jetzt der blühenden, lachenden Farbe der Geſundheit und des ſtolzen Glücksgefühls gewichen. Nie ſah man ein Paar herrlichere Königsgeſtalten, nie einen Vater und einen Sohn als ſo vollendet ſchöne Männer. Alle Herzen flogen ihnen entgegen; alle Knie beugten ſich unwillkurlich vor Ehrfurcht und Bewunderung vor dieſen Königen, denen der Stempel der Majeſtät und Milde, der Schonheit und des Glücks ſo deutlich aufgepragt war. Sie ſtanden auf dem Gipfelpunkte irdiſcher Herrlichkeit und Macht.

Als die beiden Könige in ihren Gemächern auf dem

Rathhauſe allein waren, umarmte Maximilian ſeinen Sohn und Freudenthränen ſchimmerten dabei in ſeinen Augen.

— „Glück auf! mein Philipp,“ rief er tiefbewegt und begeiſtert, „daß wir uns ſo wiederſehen! Wie anders ſtehen unſere Sterne, als vor einundzwanzig Monden, da du in Innsbruck krank und verzagt zu mir kamſt! Wie ſtrahlen ſie hell, die damals ein neidiſches Gewölk bedeckte! Und wie ſchnell, wie unerwartet hat ſich Alles geändert! Drei Todesfälle haben Oeſtreichs Glück nun für immer feſt gegründet. Iſabella's Tod hat dich zum Könige von Caſtilien erhoben, trotz ihrem neidiſchen Teſtament, mit dem wir, will's Gott, fertig werden wollen. Der Tod des landshuter Georg hat mir die Gelegenheit gegeben, den tückiſchen pfälzer Kurfürſten niederzuſchmettern, und der Tod des mainzer Kurfürſten hat den Trotz der Stände gebrochen.“

— „Ich ſagte es ja ſchon lange, der Tod iſt mein beſter Freund,“ verſetzte Philipp lachend, „und wie ſeltſam! unſerm armen Gretchen gilt er für ihren ſchlimmſten Feind.“

— „Laß ihr Herz austrauern; das Schickſal hat ſie hart getroffen, während es dich zu ſeinem Liebling auserſehen hat. Vor zwei Jahren durfte der Pfälzer wagen, in der Fürſtenverſammlung auf meine Abſetzung anzutragen, und heute liegt er grollend in verbiſſener Wuth zu meinen Füßen. Sieh', dies Alles haben wir der Spanierin zu verdanken. Jetzt reifen die Früchte meiner Saaten und ich danke dir, daß du auf mich hörteſt und dein Herz bezwangſt. Sieh', König Ludwig hat ſich in das Unvermeidliche gefügt und die Gedanken auf Neapel aufgegeben; er begnügt ſich mit Mailand; die alte Feindſchaft zwiſchen Frankreich und Oeſtreich iſt verſchwunden; dein Karl wird Claude's von Frankreich Gatte. Dein Schwiegervater, Ferdinand, hat der ſterbenden Iſabella noch einmal feierlichſt geloben müſſen, ſich nicht wieder zu vermählen. Er iſt zwar erſt dreiundfunfzig Jahre alt, aber wer kann wiſſen, wie bald auch ſeine Stunde ſchlägt! Dann biſt du König von allen ſpaniſchen Königreichen, von Sicilien und Neapel und die weſtindiſchen Goldländer ſenden dir ihre Schätze."

— „Wir werden ſie brauchen können," lachte Philipp wieder, „und wäre es nur, um den Fuggern unſere Schulden zu bezahlen."

— „Damit hat es Zeit," meinte Maximilian. „Aber der treffliche Jakob kann uns in all' dieſen Dingen von großem Nutzen ſein und ich empfehle ihn dir nachdrücklich. Die ſpaniſchen Berge ſtecken voll edler Metalle; die Chriſten haben dort den Bergbau nicht ſo verſtanden und ausgeübt, wie ſonſt die Römer und nachher die Mauren. Dazu iſt Jakob Fugger der rechte Mann. Ferner verſteht Keiner beſſer als er, die weſtindiſchen Schätze auszubeuten. Er iſt der Geſchickteſte von Allen, die ich kenne, uns die reichen Quellen zu eröffnen, die unter unſern Füßen rauſchen.“

— „Aber Iſabella's Teſtament, das Teſtament, mein Vater! Wollte König Ferdinand daſſelbe allen Ernſtes in Ausführung bringen, ſo würde meine Herrſchaft in Spanien in eine unbeſtimmte Ferne hinausgeſchoben und all' unſere ſchönen Hoffnungen führen im Winde dahin.“

— „Mein lieber Sohn,“ entgegnete Maximilian ernſt, „du allein biſt es, der dieſes dir ſo ungünſtige Teſtament veranlaßt hat. Ich kenne jetzt die ganze Geſchichte deiner Verirrungen und ihrer Folgen. Deine Buhlſchaft mit der ſchönen Kaufmannsfrau in Antwerpen rief die Eiferſucht deiner Gemahlin wach und verleitete ſie zu einer unmenſchlichen Grauſamkeit. Der Zorn riß dich hin, ſie dafür mit eigner Hand zu züchtigen, und dieſe Behandlung von dir brachte ſie um ihren Verſtand. Ihr Wahnſinn empörte Iſabella's Mutterherz gegen dich; ſie erfuhr die Veranlaſſung in ihren kleinſten Umſtänden. Die Art und Weiſe, wie du dich am ſpaniſchen Hofe gabſt, vorzüglich deine tolle Leidenſchaft für die Herzogin von Najara und das Verſchwinden derſelben, das man dir allgemein ſchuld gab, erbitterten die Königin immer mehr gegen dich, und dieſes unſelige Teſtament iſt die Frucht dieſer Erbitterung. Es heißt zwar, die Verfügung der Reichsverweſerſchaft Ferdinands in ſeiner Tochter Namen ſei auf ausdrückliches Verlangen der Cortes geſchehen, aber man weiß ſchon, wie das zu verſtehen iſt. Die Partei des Königs Ferdinand in Spanien behauptet offen, du ſeiſt an der Krankheit und dem Tode der Königin ſchuld, du habeſt ſie todt geärgert."

Philipps Züge hatten ſich verfinſtert. „Ich will und mag mich nicht entſchuldigen," ſagte er trotzig. „Ich habe dieſe Juanna nie geliebt und nie lieben können; aber ich hatte ein Herz von der Natur erhalten, deſſen Gefühle für Liebe und Zärtlichkeit eben ſo ſtark, wenn nicht gar ſtärker waren, als die andrer Sterblichen."

— „Ich will dir auch keine Vorwürfe machen," fuhr Maximilian begütigend fort. „Geſchehenes iſt nicht zu ändern. Ich will dir nur zeigen, daß du die Schuld dieſes Teſtaments nicht in Andern zu ſuchen haſt. Es gilt jetzt, dieſe dir feindliche Verfügung Iſabella's zu entkräften; denn Ferdinand ſcheint entſchloſſen, ihre Beſtimmungen in Kraft treten zu laſſen und die Regentſchaft über Caſtilien zu behaupten."

— „Und ich werde es nicht zugeben!" rief Philipp zornfunkelnden Auges. „Ich kenne die katzenfreundliche Treuloſigkeit dieſes Königs. Die meiſten Spanier an meinem Hofe aus den edelſten caſtiliſchen Geſchlechtern haben mir verſichert, das Teſtament ſei falſch und untergeſchoben und König Ferdinand habe die Zuſtimmung der Cortes erſchlichen."

— „Dies iſt ein uns günſtiger Umſtand," ſagte der deutſche Konig. „Das Teſtament mag falſch oder echt ſein, ich glaube das Letztere, ſo behaupteſt du doch das Erſtere. Dazu kommt, daß Ferdinand in allen Konigreichen, die der Krone Caſtilien unterworfen ſind, ſchlecht gelitten iſt und wenig Anhang hat, weil er die große Macht des ſtolzen hohen Adels auf alle Weiſe zu ſchmalern geſucht. Es hat ſich dort, wie ich aus den ſicherſten Quellen weiß, bereits eine machtige Partei fur dich gebildet“ —

— „Ja, und ſie beſteht aus der Jugend und der Kraft des caſtiliſchen Adels“ —

— „Und ſie wird ſich vergroßern, ſobald du ſelbſt nach Caſtilien kommſt. Ich rathe dir, ſobald als moglich dorthin aufzubrechen. Es gibt für dich ein unfehlbares Mittel, den Konig Ferdinand, wenn er ſich deiner Thronbeſteigung ernſtlich widerſetzen ſollte, ohne Schwertſtreich und gleichſam wie durch einen Zauber aus dem Felde zu ſchlagen, doch iſt es nur im außerſten Nothfalle und auch dann noch mit großter Vorſicht anzuwenden. Es iſt die neue Begunſtigung der in ihren uralten und großen Rechten von Ferdinand und Iſabella gekrankten caſtiliſchen Grandes.“

— „Ich weiß,“ ſagte Philipp, „Alles, was zum hohen Adel Caſtiliens gehort, hat ſeine Hoffnung auf mich geſetzt; es ſind ihrer eine nicht kleine Anzahl in Bruſſel, welche von mir die Anerkennung ihrer alten Vorrechte beanſpruchen.“

— „Du magſt immerhin dem Konige von Arragonien damit drohen, du magſt immerhin den Ricos Hombres, Cavalleros und Hidalgos leiſe Hoffnungen machen, ihnen als König von Caſtilien wieder zur alten Macht und zum vorigen Anſehn zu verhelfen; du wirſt Ferdinand damit ſo fügſam und ſchmiegſam wie Wachs machen. Er wird dich ungehindert den caſtiliſchen Thron einnehmen laſſen, um nur die Begünſtigung des caſtiliſchen Adels zu verhindern. Denn nichts hat er mehr zu fürchten. Würden die caſtiliſchen Granden mit der Beſtätigung ihrer alten Rechte in deren ganzen Umfange begnadigt, ſo würden ſie nicht nur im Nu alle zu dir übergehen, ſondern der ganze hohe arragoniſche Adel würde ſogleich von ihm dieſelbe Begünſtigung ſtürmiſch verlangen. Er würde ihren Anforderungen Folge leiſten müſſen und die ganze Frucht ſeines Lebens wäre dahin. Die Erhebung der königlichen Macht auf Koſten der Macht des Adels iſt Zweck und Streben aller ſeiner Ränke geweſen. Sobald du im Lande biſt, wird er es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen. Auch würdeſt du dir mit Anwendung dieſes letzten Mittels mit der eignen Fauſt in's Auge ſchlagen. Es muß ſo gut dein Ziel ſein, wie es das ſeinige iſt, die königliche Gewalt vom Adel unabhangig zu machen. Aber drohe ihm nur, er wird erſchrecken. Ich kenne ſeinen zaghaften, unentſchiedenen Charakter. Er iſt nur Meiſter in Ränken und Praktiken; ſobald eine kräftige

Hand in ſeine fein geſponnenen Faden greift und ſie zerreißt, iſt er am Ende."

— „Und ich würde nicht anſtehen, ſie mit dem Schwerte zu durchhauen. Erſt will ich dieſen ränkevollen Egmont in den Niederlanden demüthigen und mein gutes Recht auf Geldern behaupten, dann ſogleich nach Caſtilien, um mit dem eben ſo geſinnten König Ferdinand eben ſo zu verfahren. Die gefährliche Waffe, die mich ſelbſt verwunden würde, werde ich nur anwenden, wenn nichts weiter verfangen will."

— „Ich lobe deinen Entſchluß und er wird dir zum Siege verhelfen!" rief Maximilian feurig. „Während du nach Caſtilien gehſt, ziehe ich nach Rom, um mich endlich Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation nennen zu können. Sobald wir zurückgekehrt ſind, erheb' ich dich zum römiſchen Könige. Jetzt wagen die Stände nicht mehr, mir in dieſem Punkte zu widerſprechen; ſie werden es ſich ſogar zur Ehre ſchätzen, daß der König von Caſtilien auch ihr König iſt. Ich kenne meine Deutſchen. Das Vaterländiſche hat für ſie erſt Werth, wenn es im Auslande zu etwas geworden iſt. Erſt durch Spanien iſt Oeſtreich wieder in Deutſchland zu Ehren gekommen. Dann rüſten wir uns mit aller Kraft und Caſtilien und die deutſche Nation ſollen uns ein tüchtiges Heer ſtellen, womit wir die Türken aus Europa vertreiben. Und ſo hoff ich meinen Philipp noch auf dem Throne der alten byzantiniſchen Kaiſer in Konſtantinopel ſitzen zu ſehen und einſt, wenn ich nicht mehr auf Erden wandle, werden die Kronen des morgen- und abendländiſchen Kaiſerreichs auf deinem Haupte endlich wieder ihre Vereinigung finden und das Haus Oeſtreich wird der Welt Geſetze vorſchreiben.“

Philipp umarmte ſeinen Vater, hingeriſſen von deſſen dichteriſcher Phantaſie. Er ſah ſich erhöht über alle Könige der Erde und welcher junge Fürſt hätte nicht zu allen Zeiten gern die Welt beherrſcht! Er gelobte ſeinem Erzeuger und ſich, die ſpaniſche Juanna, das unſchöne Glückskind, wohl zu halten und ihre wahnſinnigen Launen mit Geduld zu ertragen. —

Der König von Frankreich kam nicht ſelbſt nach Hagenau, wie er verſprochen hatte, ſondern ſandte den Kardinal von Rohan, George von Amboiſe, als Bevollmächtigten, welcher denn auch die Lehen über Mailand in ſeines Herrn Namen erhielt und gegen den Lehnsbrief die bedungene Summe zahlte.

Nach Beendigung der Geſchäfte beſuchten die beiden Könige erſt das nahe Straßburg und zogen dann zuſammen, von ihrem beiderſeitigen großen Hofſtaat umgeben, den Rheinſtrom hinab. Alle Rheinſtädte von Straßburg bis Cöln kamen ihnen huldigend entgegen. Ihre vom heiterſten Frühlingswetter begünſtigte Reiſe war ein Triumphzug, wie der alte Vater Rhein lange keinen geſehen. Die jubelnden Menſchen träumten und

Zwiſchen dem Renatusberge und dem hohen ehrwürdigen Ehrenbreitſtein, über den freundlichen Ufern des Rheins, eröffnet ſich das herrliche Moſelthal, hier ſehr bezeichnend das Maienfeld oder der Maiengau genannt, ein ſchönes fruchtbares Stück Land, auf welchem jedes gefühlvolle Herz zu raſten ſich ſehnt. Gegen Weſten von den waldigen Gebirgen des Hundsrück's gegen Norden von dem freundlich ernſten Rheine begrenzt, iſt das blühende Maienfeld gleichſam als ein Garten abgeſchloſſen, und der Boden trägt wirklich alle Arten von Pflanzungen. Wein- und Obſtbau, Getreide- und Hanffelder, Wieſen und Auen wechſeln mannichfalt. Seinen Namen erhielt das Maienfeld wahrſcheinlich von den alten Maiverſammlungen des deutſchen Volks; ein für die Schönheit der Natur empfänglicher Sinn möchte ihn lieber von den ſeltnen Reizen dieſer Gegend ableiten, die einem ſteten Mai gleichen.

Am Ausfluß der Moſel in den Rhein liegt die Stadt Coblenz, das alte römiſche Confluentes. In ſchwärmten von der Wiederkunft der glücklichſten und glorreichſten Zeiten des deutſchen Reichs. Alle ſchienen vergeſſen zu haben, welche Elemente im deutſchen Volke gährten, daß die alte Herrlichkeit für ewig dahin war und die Welt mit einer andern Zeit ſchwanger ging. Hunderte von Fürſten und Herren begleiteten die Könige; tauſendweis lag das Volk überall auf ihrem Wege. So ging es fort bis Cöln, wo ſie von den zum Reichstage verſammelten Ständen begrüßt wurden, Maximilian ſich zur Eröffnung des Reichstages anſchickte und Philipp ſeine Heimreiſe nach Brüſſel fortſetzte.

Fünftes Kapitel.

Der König von Caſtilien traf in ſeiner niederländiſchen Reſidenz eine Anzahl fremder Gäſte, welche während ſeiner Abweſenheit dort eingetroffen waren und ſeiner harrten. Es waren meiſt junge Caſtilier, die ſich am Hofe Philipps mehr Vortheile verſprachen als an dem Ferdinands, und denen das muntere, offene, freie und leichtſinnige Weſen des jungen Königs mehr zuſagte, als die ſüßliche Scheinheiligkeit und heuchleriſche Sittenſtrenge des alten. Dann waren es Deutſche, Franzoſen und Italiener, meiſt Abenteurer und brodloſe Soldaten, die kaum von einer Spannung Philipps mit ſeiem Schwiegervater gehört, als ſie auch auf einen Krieg zwiſchen Beiden hoffend, ſcharenweiſe herangezogen waren, oder reiche Wüſtlinge, die das lockere und üppige Leben am Hofe zu Brüſſel herbeigelockt hatte. Dabei fehlte es nicht an fahrenden Künſtlern, Sängern und Gauklern, liederlichen Dirnen, Zigeunern, Juden, Dieben und anderm ſchlechten Geſindel aus aller Herren Ländern. Seit dem Tage, an welchem ſich Philipp zum Könige hatte ausrufen laſſen, war das bunte Menſchengetreibe und Gedränge von Woche zu Woche größer geworden; die ältern Einwohner Brüſſels behaupteten, es ſei ſelbſt in der Zeit des höchſten Glanzes Karls des Kühnen nicht ſo zahlreich geweſen wie jetzt.

Philipp fand in der ihm vorgelegten Namensliſte der Spanier, die ſich ihm vorſtellen laſſen wollten, junge Männer, die ihm perſönlich bekannt waren; höchlichſt verwundert war er, auch den Namen des Don Hernandez de Villaquiran, einzigen Sohnes des Herzogs von Najara und Amiranten von Caſtilien zu leſen, mit dem er vor drei Jahren in Toledo in eine eben ſo ſeltſame als verdrießliche Berührung gekommen war. Dieſer finſtere und ſtolze Caſtilier hatte, als er von ſeinem Vater dem Erzherzoge zuerſt vorgeſtellt worden, einen unangenehmen Eindruck auf dieſen gemacht und ſowol die Entdeckung Philipps, daß Hernandez mit ihm dieſelbe Leidenſchaft für deſſen Stiefmutter hege, als auch der aus dieſer Leidenſchaft entſprungene, wenn auch unvorſetzliche Mord des Herzogs von Najara durch die Hand des Sohnes hatten dieſen Eindruck in der Bruſt des Prinzen von Spanien bis zur äußerſten Abneigung geſteigert. Inzwiſchen war Don Hernandez nach jener unſeligen Nacht unſichtbar geworden und die ſpätern Ereigniſſe hatten ihn in Philipps Andenken zwar nicht verwiſcht, aber doch zurückgedrängt. Es war einige Mal zu des Erzherzogs Ohren gekommen, Hernandez fechte unter dem Großcapitain in Neapel gegen die Franzoſen mit Auszeichnung. Daraus hätte man ſchließen können, er ſei ein Anhänger des Königs Ferdinand. Um ſo mehr ſchien ſein unerwartetes Erſcheinen in Brüſſel zur Vorſicht gegen ihn zu rathen, denn es ſtand von Ferdinands Ränkeſucht zu erwarten, daß er in Brüſſel ſeine geheimen Spione und Agenten habe. Aber der Name des Don Hernandez rief im Könige noch andere Gedanken wach. Schon zur Zeit des Verſchwindens der Herzogin von Najara war der Verdacht in ihm aufgeſtiegen, ob nicht ihr Stiefſohn ihr Entführer ſein möchte, der die Spannung zwiſchen der Königin Iſabella und ihrem Schwiegerſohne geſchickt benutzt und, während dieſe Beiden ſich gegenſeitig der Entführung der Herzogin beſchuldigten, ruhig ſeinen Raub in Sicherheit gebracht habe.

Philipp hatte deshalb ſeinen Spion, den Zigeuner Antonio Cebes, nach deſſen Rückkehr aus Ungarn und Böhmen, wo er Donna Luiſa vergeblich geſucht, nach Neapel geſandt, damit er dort den Don Hernandez beobachte, um vielleicht dadurch der verſchwundenen Dame auf die Spur zu kommen, denn ſo nahe die Vermuthung lag, Don Hernandez möchte ſeine Stiefmutter entführt haben, ebenſo nahe daran reihete ſich die zweite, er möchte ſie in ſeiner Nähe in einem feſten und ſichern Verſteck halten; dazu bot das neapolitaniſche Land die ſchönſten Gelegenheiten. Der Zigeuner Antonio war abgereiſt, hatte aber nun ſeit faſt einem Jahre nichts von ſich hören laſſen und Philipp vermuthete, er möchte um's Leben gekommen ſein. Sein Argwohn gegen Don Hernandez erhielt aber durch den Umſtand neue Nahrung, daß nach dem Tode der Königin Iſabella noch immer nichts von dem Aufenthaltsorte der Herzogin von Najara verlautete. Und nun war dieſer Caſtilier plötzlich in Brüſſel, um ſich zur Partei des Königs Philipp zu ſtellen. Dieſer beſchloß alſo mit gutem Grund, den ihm verdächtigen Menſchen ſcharf überwachen zu laſſen.

Wenn auch durch ſeine Erhebung und die daraus entſtandene Verwicklung der Ehrgeiz in Philipps Bruſt in jüngſter Zeit den Sieg über ſeine Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht davon getragen und andere kleine Liebesabenteuer das Andenken an ſeine erſte Geliebte etwas abgebleicht hatten, ſo waren ſeine Gefühle für Luiſe von Maine immer noch ſtark genug und ſchlummerten nur, um bei der erſten Gelegenheit wieder um ſo mächtiger zu erwachen. Das Erſcheinen des Don Hernandez ſchien faſt eine ſolche Gelegenheit zu ſein. Der König beauftragte den Pfalzgrafen Friedrich, gerade dieſen Caſtilier auf das ſorgfältigſte förmlich zu umſtellen, um von jedem Schritte deſſelben Rechenſchaft geben zu können. Hierauf ließ er die Spanier ſich vorſtellen und unterhielt ſich mit Don Hernandez länger als mit den Übrigen. Weder der verſtorbene Herzog von Najara, noch die Herzogin wurden in dieſer Unterredung erwähnt.

Die in Brüſſel anweſenden Spanier machten der Königin Juanna ſo oft die Aufwartung und drängten ſich dergeſtalt in ihre Vorzimmer, daß jede andere Frau davon beläſtigt worden wäre; Donna Juanna ſchien aber großes Wohlgefallen an dieſen Beſuchen zu finden und da ſie ſich ſtets auf die heiterſte Weiſe mit ihren Landsleuten unterhielt und die Anfälle von Trübſinn und Geiſtesſchwachheit ſich faſt ganz verloren hatten, ſo erlaubte Philipp jedem Spanier freien Zutritt zu ihr.

In Folge des erhaltenen Auftrags berichtete der Pfalzgraf Friedrich noch an demſelben Tage, daß keiner der anweſenden Caſtilier die Königin während der beiden letzten Wochen mehr beſucht habe, als Don Hernandez de Villaquiran, und daß er noch öfter auf den Zimmern der Oberhofmeiſterin der Königin, der Donna Francesca d'Ulloa und des Kammerherrn Conchillos geſehen worden ſei. Die genannte würdige Dame war, trotz aller gegen Philipp geſponnenen Intriguen, noch immer in der wichtigen und einflußreichen Stellung um die Perſon der Königin, weil dieſe feſt darauf beſtand und man ihr wie einem kranken und verzogenen Kinde nachgeben mußte. Dem Könige waren die Geſinnungen der Donna Francesca nie ein Geheimniß geweſen, doch lachte er mehr über die Feindſchaft der ernſtſtolzen Dame, als daß er ſich darüber ereifert hätte. Sie kamen wenig miteinander in Berührung.

— „Die Oberhofmeiſterin," berichtete der Pfalzgraf, „gibt einigen ihrer Landsleute kleine ſchwelgeriſche Bankets, auf denen Don Hernandez den Vorſitz führt. Conchillos macht gleichſam den Wirth. Aber weder einer der übrigen Caſtilier, die Ew. Majeſtät ergeben ſind, noch ein Niederländer hat dabei Zutritt gefunden; da man dieſe Zuſammenkünfte als Geheimniß behandelt und keiner der dazu Gezogenen ſie einem Andern eingeſteht, ſo fürchte ich mit einigen andern edlen Caſtiliern, daß das, was dort verhandelt wird, eben nicht zum Vortheile Ew. Majeſtät ſein möchte."

— „Wir müſſen einen der Unſrigen unter falſcher Firma zu dieſen Convivien bringen. Welchen von den Spaniern, die ſich hier aufhalten, hältſt du am geſchickteſten dazu?"

— „In der That, ich weiß Keinen. Hab' ich doch trotz aller Mühe noch nicht auskundſchaften können, wer Alles dazu gehört und wer nicht, ſo geheim halten ſie die Sache. Hätte mir nicht ein Zufall die Kunde von dieſen nächtlichen Gaſtmählern zugeführt, ſie würden mir ſelbſt noch ein Geheimniß ſein."

— „Und welches iſt dieſer Zufall?“

— „Ew. Majeſtät erinnern ſich der ſchwarzen Dienerin der Frau Eleonore van der Kapellen in Antwerpen“ —

— „Ah, die ſchwarze Matty! Wie ſollt’ ich nicht! Sie iſt jetzt bei meiner Schweſter und ich habe ſie vor meiner Reiſe beſchenkt.“

— „Nun ich hatte damals einen kleinen Minnehandel mit der feurigen Negerin. Sie iſt mir gewogen geblieben. Solch’ afrikaniſche Augen und Ohren ſehen und hören mehr als die unſerigen. Matty hegt einen glühenden Haß gegen den Pater Innocenz, der ſeine Erhebung zum Domdechanten hier Euch allein verdankt.“

— „Du weißt, wie viel Verbindlichkeiten ich dem ſchlauen Pfaffen ſchuldig war. Ich habe mich für ihn verwendet, daß er hierher verſetzt wurde, und ich führte ihn der Königin zu, theils um ihr durch ihn eine angenehme Unterhaltung zu gewähren, wozu er, trotz ſeinem ſchlechten Sprachorgan, vortreffliche Talente beſitzt, theils ſollte er mir ein Auge auf die Leute halten, die ſich an die Königin drängen. Ich fürchte dieſe Ränkeſchmiede nicht, aber ich möchte doch gern wiſſen, was ſie thun und treiben.“

— „Dann müßte ja durch dieſen Pater am erſten und leichteſten zu erfahren ſein, was bei den mitternächtlichen Bankets hinter den verſchloſſenen Thüren der Oberhofmeiſterin vorgebt; denn auch er gehört mit zu den begünſtigten Gäſten der Donna Francesca d'Ulloa."

— „Auch er?! Weißt du das gewiß?"

— „Ich weiß es von Matty, von der ich überhaupt von dieſen heimlichen Zuſammenkünften erfuhr. Geſteh' ich Euch offen, Majeſtät, ich habe dieſem Pfaffen nie getraut."

— „Er rettete mich damals durch ſeine Beſonnenheit und Liſt aus der Schlinge, die mir der portugieſiſche Schiffscapitain Magelhaens gelegt hatte. Und er zeigte viel Anhänglichkeit an meine Perſon."

— „Er rechnete auf Eure Dankbarkeit und der Erfolg hat bewieſen, daß ſeine Rechnung richtig war. Den Preis, den er ſich für ſeine Gefälligkeiten von Frau Eleonore van der Kapellen, ſeiner Beichttochter, bedungen, habt Ihr freilich nie erfahren."

— „Welchen?"

— „Sich mit Euch in ihre Gunſt zu theilen."

— „Teufel! — Woher weißt du das?"

— „Matty hat es mir vor einigen Tagen erſt verrathen. Dieſer Pfaffe dient nur Dem, von dem er den meiſten Vortheil erwarten darf. Er hat ſich durch ſeine Zuträgereien und Klätſchereien bei der Königin beliebt zu machen gewußt."

— „Das war meine Abſicht."

— „Aber hat er Ew. Majeſtät in ſeiner Stellung genüßt? Habt Ihr von ihm etwas uber die im Finſtern in Eurer niederländiſchen Reſidenz ſchleichende arragoniſche Partei erfahren, von der er wiſſen muß, ſelbſt wenn uns nicht bekannt wäre, daß er zu den Freunden der Oberhofmeiſterin gehört?“

— „Du haſt recht, Fritz!“ rief der König argerlich. „Und ich habe dieſen Plattentrager mit Gunſtbezeigungen uberſchuttet, um mich ihm dankbar zu zeigen.“

— „Es iſt den Pfaffen ein Bedürfniß, falſch und treulos zu ſein, wie Licht und Luft.“

— „Doch ſag', wie iſt die Mohrin hinter des Paters Schliche gekommen?“

— „Sie haßt ihn, wie ich Euch ſchon ſagte, arger als den Teufel, weil er ihre ehemalige Herrin, die Frau van der Kapellen, in ihrer größten Noth ebenfalls treulos verließ, um deren Gunſt er erſt ſo unabläſſig gebuhlt, und ſich zu ihrem Gemahl wandte, den er doch erſt durch böſe Liſt und Betrug auf allerlei Art hintergangen. Sie hat es geahnt, welche Wege er hier im Schloſſe wandle, und iſt ihm, ſeit ſie im Dienſte der Erzherzogin ſteht, nachgeſchlichen, leiſe und vorſichtig wie eine Katze; ſie hat ſich mit einer Dienerin der Oberhofmeiſterin befreundet und ſo iſt ſie allmalig dahinter gekommen, daß Donna Francesca in ſtiller Nacht zuweilen einige Freunde bewirthet und daß Don Hernandez de Villaquiran, Don Ludovico Conchillos den ſchönſten Gegenden des deutſchen Landes thronte ſonſt die Hierarchie am mächtigſten; die unerſättliche lag unmittelbar an den ergiebigſten Adern ſchwelgend. Coblenz war lange eine kurtrieriſche Stadt, und des Erzbiſchofs Panner weheten von ihren Thürmen.

Nur anderthalb Stunden von Coblenz, im ſchönſten Theil des Maienfeldes, bot ſich dem Auge das weitläufig gebaute Ritterhaus Arkenhauſen, ſpäter hin oft den Namen wechſelnd, mit ſeinen reichen Beſitzungen, Ländereien, Gärten, Wieſen, Teichen und Wäldern, ein wünſchenswerthes Kleinod, ein lachendes Paradies. Nach Art der Burgen und Kamnoten ſtark befeſtigt, mit Gräben und Mauern umgeben, war es, ſobald die Zugbrücken aufrollten, unzugänglich.

Eine freundliche Maiſonne ſtand in der Mittagslinie über dem Ritterhauſe, das von ihren Strahlen erglänzte. Das Spiegelbild derſelben ſchaukelte ſich in den ohnfern davon gleitenden Wellen der Moſel, gekräuſelt von einem ſanften Lüftchen, welches eben die ſtolzen Bäume des Hundsrücks leiſe bewegt, und von dort die Kühlung des Waldes mit herabgebracht hatte.

Das Lüftchen ſtreicht auch über den am Ritter-

und Pater Innocenz die Hauptperſonen bei dieſen Convivien ſind.“

— „Sollte es nicht moglich ſein, durch Matty mehr zu erfahren? Es gilt nicht allein, die Pläne zu erforſchen, welche dieſe Partei ſchmiedet, und wieweit die Konigin dabei betheiligt iſt; wir muſſen auch zu erfahren ſtreben, wo der Käfig iſt, in welchem dieſer Hernandez meine arme Luiſe gefangen halt, um ſie ihm, das Lamm dem Tiger, zu entreißen. Die Mohrin kann ein treffliches Werkzeug fur unſere Zwecke werden.“

— „Der Weg zu dieſem Ziele iſt ſchon angedeutet, Majeſtät. Die Königin hat die Mohrin öfter bei der Erzherzogin geſehen und großes Wohlgefallen an ihrer geſchmeidigen Gewandtheit gefunden. Es iſt begreiflich, Matty iſt eine ſchwarze Katze in Menſchengeſtalt, und die Königin fuhlt ſich ja unwiderſtehlich zu allen Katzen hingezogen. Sie hat alſo die Erzherzogin ſchon einige Male angegangen, ihr die Afrikanerin abzulaſſen. Die Erzherzogin hat ſich deſſen aber mit der Entſchuldigung geweigert: Matty ſei ihr von werther Hand als ein unveraußerliches Gut anvertraut. Konnt Ihr nun Eure durchlauchtigſte Schweſter vermogen, die Schwarze der Königin abzutreten, ſo denk' ich, wir werden bald mehr erfahren, was hinter jenen Schlöſſern und Riegeln abgekartet wird; denn Matty iſt Ew. Majeſtät immer noch mit Leib und Seele ergeben.“

— „Matty muß heute noch zur Königin!“ rief der

König heftig. „Ich werde ſogleich ſelbſt mit Gretchen ihretwegen ſprechen.“

— „Noch hab' ich Ew. Majeſtät zu melden, daß Antonio Cebes ſeit einigen Tagen hier iſt“ —

— „Antonio iſt hier?!“ rief der König überraſcht. Und das ſagſt du mir jetzt erſt? Und er iſt noch nicht bei mir?!“

— „Er hat mich gebeten, ihm Gehör bei Ew. Majeſtät zu verſchaffen.“

— „Schnell hole ihn herbei! Weißt du, daß jetzt unſer Mann gefunden iſt, den wir in den Freundesbund der Oberhofmeiſterin einſchmuggeln? Er ſoll uns dort für einen edlen Arragonier gelten, der direct von meines Schwiegervaters Heer aus Neapel kommt. Dieſer Zigeuner und das ſchwarze Kind von der Goldküſte ſind ein Goldſchatz für uns.“

— „Ihr habt recht, gnädigſter Herr,“ lachte der Pfalzgraf, „dieſe Beiden nehmen es mit den Praktiken aller ſchwerfälligen Ehrendamen und finſtern Parteigänger auf; ja ich glaube, ſie vermöchten den Teufel ſelbſt zu überliſten. Doch dabei fällt mir noch eine wichtige Perſon ein, die während Eurer Abweſenheit von Brüſſel hier angekommen iſt, um Euch mit ehrfurchtsvoller Huldigung zu begrüßen!“

— „Noch eine wichtige Perſon?! Hilf Himmel, was ſtrömt alles nach Brüſſel, ſeit ich König von Caſtilien bin! Wer iſt's, mein Junge?“

— „Eine Königin, Herr, die Tochter uralten Herrſcherſtammes."

— „Eine Königin?!" rief Philipp überraſcht. „Treibſt du Scherz mit mir?"

— „Keineswegs. Ich ſpreche im vollſten Ernſt. Es iſt Zaroya, das reizende Zigeunerkind, Euch und mir gar wohl bekannt, die Tochter der Pharaonen. Sie iſt mit einer kleinen Anzahl ihrer Unterthanen aus den caſtiliſchen Bergen, ihrer reizenden Heimat, gekommen, um Euch, ihrem Herrn und Gebieter, die Ehrfurcht zu beweiſen; denn ſeit wir ſie nicht geſehen, iſt ſie durch das Ableben ihrer königlichen Mutter Beherrſcherin ihres Stammes geworden, und das nicht allein, ſie hat auch ſchon wieder die künftige Königin, ihre Nachfolgerin, zur Welt gebracht."

— „Ah, was du ſagſt! Und wer iſt der Vater dieſes fürſtlichen Sproſſen?"

— „Kann ich das wiſſen, Majeſtät? Die niedliche Puppe, welche Zaroya, die reizende Frau, ſchon vor mir tanzen ließ, iſt, wie mir die Mutter ſagte, bereits drei Jahre alt. Wahrlich, wenn ich nicht ſelbſt ſo arg hinter's Licht geführt worden wäre, Euch ſtatt der jungen ſchönen Zaroya die alte häßliche Karracha in Blois zuzuführen, ich würde ſchwören, das wunderſchöne Prinzeßchen habe keinen Tropfen anderes als hochfürſtliches Blut in den Adern, denn in jene Zeit, wenn Euch gefällig iſt ein klein wenig nachzurechnen, fällt ſeine Entſtehung. Sie will, wie alle caſtiliſche Granden, für ſich und ihr Kind Ew. Majeſtät um Beſtätigung, ich glaube ſogar um Erweiterung und Vermehrung ihrer alten Privilegien und Freiheiten bitten und ſie getröſtet ſich der Hoffnung, Ihr werdet ihr nichts abſchlagen."

„Wahrlich, dazu iſt ſie zu ſchön und ich war viel zu verliebt in ſie, um jetzt den Grauſamen ſpielen zu können. Auch hat ſie mir ja die Krone prophezeit, die jetzt ſchon mein iſt. Nicht wahr, du ſchriebſt ihre ganze Prophezeiung auf?"

— „Ich that es auf Euern Befehl."

— „Und du haſt das Geſchrift wohl aufbewahrt?"

— „Ich habe es!"

— „Für Anna von Foix und mich iſt ſchon Vieles eingetroffen. Für Germaine und dich muß es erſt noch kommen."

— „Auch bei Ew. Majeſtät müßte ſich noch manches ihrer Worte erfüllen, wenn ſie wahr geſprochen. Die Krone, die ſie mir prophezeit, will ich ihr ſchenken."

Es ſchien, als hätte die Erinnerung an die erhaltene Prophezeiung plötzlich beide junge Männer ernſt geſtimmt, und der Pfalzgraf verabſchiedete ſich, um Antonio Cebes und die Zigeunerkönigin vom Willen des Königs zu unterrichten, daß er ſie zu empfangen bereit ſei.

Sechstes Kapitel.

Es war denſelben Abend gegen ſieben Uhr, als ein Diener der Konigin eine ſeltſam verhullte Frau neben den burgundiſchen Hellebardieren, die das Schloßthor bewachten, vorbei in das Schloß fuhrte. Die herrlichſte Fruhlingsſonne ſpiegelte ihren weſtlichen Purpur in den zahlloſen Fenſtern und die grünen Bäume rauſchten vor denſelben. Die Natur verſprach eine warme uppige Nacht. Die Hellebardiere witzelten uber das vermummte Weib und ihren ſpäten Gang. Dergleichen Erſcheinungen waren nichts Ungewohnliches im Thore der Hofburg zu Bruſſel; und wann ſind ſie überhaupt in fürſtlichen Schlöſſern etwas Seltenes geweſen? Der gemeine Mann aber racht ſich ſtets durch boshaften Witz an der Sünde der Vornehmen.

Die Hellebardiere hatten indeß unrecht; denn das Weib ſchlupfte über die Treppen und Corridore, die zu den Gemachern der Königin führten, und wurde endlich an einer Thure von der Kammerfrau der Oberhofmeiſterin empfangen und durch ein düſtres, hohes und weites Vorzimmer zum Cloſet der Donna Francesca d'Ulloa geführt. Die Ober-, Ehren- und Hofdame der Königin, deren Leib an Umfang und deren Naſe an Kupferfarbe bedeutend gewonnen hatte, erhob ſich mit einem ſchmunzelnden Gruße aus einem ſehr bequemen Polſterſtuhle und trat, faſt alle ihre ſonſt mit ſo viel ſpaniſch-ſtolzem Anſpruch geltend gemachte ſteife Würde vergeſſend, auf die Eingetretene los, die ſich jetzt ſchnell als die alte Zigeunerin Karracha entpuppte. Mit einer bei der Standesverſchiedenheit der beiden Frauen um ſo ſtärker auffallenden Vertraulichkeit begannen ſie im altcaſtiliſchen Bergdialekt, den die übrigen Spanier kaum verſtehen, ihre zungenſchnelle Unterhaltung.

— „Grüß' Gott, Karracha! Kommſt du aus Caſtilien?“

— „So iſt's, Donna Francesca. Und Ihr werdet bald in's Vaterland zurückkehren?“

— „Wär' ich dort, Karracha! Wär' ich in den Bergen, wo einſt Don Ruy Garcias um meine Liebe warb!“

— „Wie kommt Ihr doch auf dieſen todten Mann zu ſprechen?“

— „Karracha, ſeit er todt und die ſchauerliche Prophezeiung ſeines ſterbenden Bruders Henriquez an ihm in Erfüllung gegangen iſt, hat ſich eine mir unerklärliche Veränderung mit mir begeben. Ich glaube, ſein Geiſt verfolgt mich, um ſich an mir zu rächen, daß ihn mein Stolz in all' das Unglück geſtürzt. Ich habe keine Ruhe vor ihm und mir iſt, als müßte ich ebenfalls bald ſterben."

— „Iſt's endlich aus mit Euerem Stolze?" fragte die Zigeunerin mit ſchadenfrohem Grinſen. „Iſt das harte Fleiſch endlich doch mürbe geworden? Nun es iſt wahr, das muß vor Euerem nahen Ende ſein."

— „Meinſt du wirklich?" fragte die alte Dame höchlichſt erſchrocken und zitterte an allen Gliedern. „Können mir deine Kräutertränke nicht noch ein paar Jahre zulegen? Ich bin ja erſt zweiundſechzig Jahre alt. Das iſt doch noch keine Zeit zum Sterben. Ich will dich reich machen, Karracha, wenn du mir ein wirkſames Lebenselixir bereiteſt. Schau', ſchau' in meine Hand, ob du den nahen Tod darin ſiehſt!"

Karracha konnte die Hand kaum halten, die Züge kaum erkennen, ſo ſtark zitterte die Oberehrendame. „Der Tod droht Euch nur, Donna Francesca; wir müſſen ihn zu vertreiben ſuchen und ich glaube, es wird uns gelingen."

Das Geſicht der Oberhofmeiſterin war erdfahl geworden, Naſe und Lippen blau; jetzt kehrten allmälig die urſprünglichen Farben wieder; ſie legte eine Börſe in Karracha's Hand und ſagte: „Bring mir heute das Lebenselixir. Nur jetzt nicht ſterben! Nur jetzt nicht! Denn meine Pläne fangen an zu reifen. Aber wird dein Elixir auch anſchlagen? Der Kräutertrank, den du mir vor drei Jahren in Caſtilien für die Königin Juanna gabſt, um ſie vom Liebeszauber zu befreien, mit dem ſie ihr Gatte umſponnen, hat nichts geholfen. Sie iſt ja heute noch ebenſo wahnſinnig in ihn verliebt, wie damals, und er iſt wo möglich noch kälter, treuloſer und ſchlechter gegen ſie geworden."

— „Dann iſt ſie auch von keinem Zauber umſtrickt. Aber ſollte die Königin ihren Gemahl jetzt wirklich noch ſo ſtark lieben wie ſonſt?" Die Zigeunerin ließ dabei einen forſchenden Blick auf dem Geſichte der alten Caſtilierin ruhen.

— „Ich merke ſchon, Karracha, du weißt etwas. Nun ja, es iſt mir, dem Senjor Conchillos und Don Hernandez de Villaquiran gelungen, ſie endlich von ihrem treuloſen Gatten abwendig zu machen und ihr Herz ihrem frommen und trefflichen Vater zuzuwenden. Die neuerliche Abweſenheit des Königs in Hagenau hat uns dabei guten Vorſchub geleiſtet. Aber es kommt darauf an, die letzte Spur von Liebe aus ihrem Herzen zu vertilgen. Dann hoff' ich zu ſiegen über dieſen König; es kommt mir jedesmal ſauer an, ihn ſo zu nennen. Du mußt mir mit deinen Zaubermitteln nochmals zu Hülfe kommen, Karracha. Du mußt mir deine Kräfte leihen, mußt dich mit mir verbinden, um dieſen jungen blonden Teufel glücklich aus dem Felde zu ſchlagen."

— „Wenn Ihr meine Hülfe in Anſpruch nehmt, dürft Ihr mir gar nichts verhehlen, Donna Francesca. Ich muß Alles wiſſen, ſoll ich mit glücklichem Erfolg wirken. Ihr kennt meine Ergebenheit und Treue ſeit vierzig und mehr Jahren. Entdeckt mir alſo Euern Plan.“

— „Pah, er iſt kein anderer, als daß dieſer ſogenannte König Philipp niemals wirklicher König von Caſtilien werden darf. Er ſoll nichts als den Titel haben. — Du weißt, die verſtorbene Königin Iſabella, glorreichen Andenkens, hat ihren treuloſen Schwiegerſohn in ihrem Teſtamente, durch die Blume geſprochen, von der Thronfolge ausgeſchloſſen und ihren Gemahl Don Fernando von Arragon zum Regenten bis zur Großjährigkeit ihres Enkels Don Carlos ernannt. Ich ſchmeichle mir mit Recht nach beſten Kräften zur Abfaſſung dieſes Teſtaments beigetragen zu haben. Die Amme des verſtorbenen Prinzen Don Juan von Aſturien, Donna Juanna de la Torre, hat der Königin fleißig dabei gerathen und die Amme iſt meine Freundin. Auf dieſem Wege erfuhr die arme Königin alle Schandthaten ihres Schwiegerſohns. Nun das Teſtament da iſt, ſoll und muß es natürlich auch in Kraft treten. König Fernando iſt entſchloſſen, die Beſtimmungen des Teſtaments mit Nachdruck auszuführen und den leichtſinnigen Oeſtreicher nicht zur Regierung von Caſtilien zu laſſen. Aber Philipp hat ſtarken Anhang in Caſtilien unter dem hohen und niedern Adel, dem er Hoffnungen macht, ihm die alten Freiheiten und Privilegien, welche König Fernando und Iſabella geſchmälert, wieder in ihrer ganzen Ausdehnung zu beſtätigen. Ja, er iſt gottlos genug zu drohen: er wolle das heilige Ketzergericht aufheben, und ich glaube, er iſt im Stande, dieſe Verruchtheit wirklich zu vollbringen. Wozu wäre er nicht fähig! Die meiſten Granden wünſchen aber die Aufhebung der heiligen Inquiſition. Es kommt alſo jetzt darauf an, dieſen Sauſewind bei dem ſittenſtrengen Adel Caſtiliens in Verruf zu bringen. Nichts fürchten ſie mehr als einen liederlichen und ausſchweifenden König. Du weißt, Karracha, wie ich iſt alles reine caſtiliſche Adelsblut in dieſer Hinſicht geſinnt. Sehen dieſe caſtiliſchen Granden die heilige Unverletzbarkeit ihrer Ehen, die Tugend ihrer Frauen und Töchter von einem Könige bedroht, der ihnen aus einem fremden Lande, von einem deutſchen Geſchlechte kommt, ſo werden ſie ihn verwerfen und wenn er ihnen noch ſchönere Verſprechungen macht. Nun hat Philipp vor drei Jahren durch ſeine Aufführung ſchon ihren gegründeten Verdacht erregt, jetzt kommt es darauf an, ihnen Beweiſe vorzulegen, welch ein gottloſer Ehebrecher der junge Mann iſt, der ſich ihnen zum Könige aufdrängen will. Verſtehſt du: Beweiſe, ſonnenklare, recht ſtark in die Augen ſpringende Beweiſe. Und dazu ſind zwei Frauen ganz vorzüglich hauſe gelegnen Garten und theilt den dichten Blätterſchmuck einer Laube, wie mit zarten, faſt allzu beſcheidnen Finger von einander, gleichſam als wolle es eine darin ſitzende Jungfrau in ihrem tiefen Sinnen nicht ſtören, die man durch die kleine vom Winde gebildete Lucke einen Augenblick ſieht, denn im nächſten verbergen ſie ſchon wieder die neidiſchen Lindenblätter. Was trauert das ſchöne holde Kind? Warum drückt es das braunlockige Köpfchen ſo feſt in die kleine edel geformte Hand, deren Arm auf dem harten Steintiſch aufgeſtützt iſt? Welcher Schmerz hebt den keuſchen Buſen und entpreßt ihm Seufzer, die über die niedlichſten küßlichſten Lippen ſchwebend, gern verweilen und ſich am blühendſten Munde feſtklammern möchten, aber von ihr unbarmherzig hinausgeſtoßen werden, ſo daß ſie mit klagendem Laute dahin fahren, und ſich mit dem Säuſeln des Windes vermiſchen?

Die Sonne, der Strom, die Gebirge, die Reize der Gegend — Alles trug die Züge der Freude und der Lenzensluſt, nur Fräulein Guta von der Arken, die liebenswürdige Erbin von Arkenhauſen, ſaß weinend und mit betrübtem Geſichte in ihrer Laube. Ein verhängnißvoller Tag war für ſie hergeeignet, die Don Philipp mit ſeiner Liebe beglückt hat, die verwitwete Herzogin von Najara, die er in Spanien rauben und entführen ließ, und die Witwe des Kaufmanns Peter van der Kapellen aus Antwerpen. Die erſtere iſt nun deshalb höchſt wichtig, weil Philipp durch die Buhlſchaft mit ihr das Ehebett eines der erſten Granden Caſtiliens beſudelte und dadurch der Mörder des Amirante wurde; die zweite, weil durch die Buhlſchaft mit ihr die Königin um den Verſtand kam. Dieſe beiden Frauen ſind aber verſchwunden und ihr Aufenthaltsort iſt uns Allen unbekannt. Sie müſſen um jeden Preis herbeigeſchafft werden, und König Fernando wird Dem große Belohnungen gewähren, der ſichere Nachrichten über die Eine oder die Andere beibringt."

— „Und wie hoch würden ſich dieſe Belohnungen belaufen? Was gewährt Sicherheit im Namen des Königs von Arragonien dafür?" fragte die alte Zigeunerin ſchmunzelnd.

— „Don Hernandez de Villaquiran, der die bündigſten Vollmachten des Königs Fernando des Katholiſchen in den Händen hat. Auf meine Bitten hat der König erſt Don Conchillos und dann Don Hernandez mir hierher geſandt. Uns Dreien iſt es anvertraut, die gerechte Sache des großen katholiſchen Königs im Feldlager ſeines Gegners zu führen. Ich betrachte mich als Don Hernandez' Mutter; ich würde es ſein, wenn ſein Vater weniger flatterhaft und leichtſinnig geweſen wäre. Wir haben die Königin Juanna bereits beſtimmt, zu Gunſten ihres Vaters der Krone von Caſtilien zu entſagen. Schaffſt du mir nun die beiden Frauen, an denen uns Alles gelegen iſt, ſo wird auch Philipp aus dem Felde geſchlagen, und Don Fernando iſt König und Herr in Caſtilien, wie er es in Arragonien iſt."

— „Ich werde mit Eurer Erlaubniß mit Don Hernandez reden, um zu hören, was ſich bei dem Handel verdienen läßt," ſagte Karracha.

— „Du kennſt den Aufenthaltsort der beiden Frauen. Ich habe mich nicht getäuſcht, als ich dies vorausſetzte."

— „Ich kenne ihn nicht; aber es könnte mir ja gelingen, ihn ausfindig zu machen."

— „Aber du weißt darum, daß Philipp die Herzogin von Najara entführt hat?"

— „Ich weiß nichts davon," verſetzte die Zigeunerin ſchlau lächelnd. „Gönnt uns ein paar Monate Zeit und wir, ich und meine Leute, wollen unſer Heil verſuchen."

— „Gut denn. Du bringſt mir zuerſt das Lebenselixir, dafür belohne ich dich allein; dann ein Zaubermittel, um die Liebe der Königin zu ihrem Gatten mit Stumpf und Stiel auszurotten; dafür belohnen wir, alle hier verſammelte echte Spanier und Anhänger des alleinigen Königs Fernando dich gemeinſchaftlich; du ſchaffſt endlich gewiſſe und zuverläſſige Nachrichten von den beiden Frauen und dafür belohnt dich König Fernando allein."

Die alte Zigeunerin zeigte ſich mit dieſen lockenden Ausſichten ſehr zufrieden und ſchickte ſich an zu gehen, als Don Hernandez in's Zimmer trat.

Donna Francesca ſagte zu ihm: „Ihr kommt zur rechten Stunde, um aus Karracha's eignem Munde zu vernehmen, daß ſie gewillt iſt, auf unſere Wünſche und Anträge einzugehen. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ſie nicht gute Kenntniß hätte, wo ſowol Euere treffliche Stiefmutter, als auch die lockere Kaufmannsfrau von Antwerpen ſich verbergen oder verborgen gehalten werden. Allein Karracha will zuvor von Euch ſelbſt erfahren, wie hoch ſich die Belohnung für ihre Entdeckungen belaufen wird und auf welche Weiſe ſie ihr geſichert werden ſoll."

Der finſtere Caſtilier warf einen mistrauiſchen Blick auf die Zigeunerin und ſagte dann halb laut zur Oberhofmeiſterin: „Wer bürgt mir zuvor für ihre Ehrlichkeit und Verſchwiegenheit?"

— „Oh!" höhnte Karracha, „ich war ſo gut die Frau Eures vornehmen Vaters, wie Eure eigne Mutter und die Dame, die ich jetzt herbeiſchaffen ſoll; in den Adern meiner Kinder fließt die Hälfte deſſelben Bluts, wie in den Eurigen. Ihr würdet es mir nicht wehren können, wenn ich mich zu Eurer Familie zählen wollte. Bin ich Euch aber jemals zu nahe getreten? Hab' ich es nicht vorgezogen, eine arme und elende Zigeunerin zu bleiben, als Euern Vater meinet- oder meiner Kinder wegen mit auch nur einer einzigen Bitte zu behelligen? Und endlich, Don Hernandez, wußte ich nicht etwa das Geheimniß Eurer Bruſt, das Ihr gern vor Euch ſelbſt verborgen gehalten hattet, geſchweige vor Andern? Ich hätte Euch ſchaden, Euch verderben können, wenn ich Euerm Vater nur den kleinſten Wink über Eure verwegenen Wünſche gegeben hätte, und ich hätte mich dadurch an ihm ſelbſt gerächt. Hab' ich ihn nicht geſchont um Euretwillen? Denn wahrlich um ſeinetwillen that ich es nicht, der mich, die Unſchuldige, auch nicht geſchont hatte. Und nun wollt Ihr mir mistrauen? Ich könnte mich auf Donna Francesca berufen, die mich faſt ein Menſchenleben lang kennt; aber ich will Euch lieber ſagen: Sucht doch die beiden Frauen ſelbſt, an denen Euch ſo viel liegt, und ſeht zu, ob Ihr ſie ohne meine Hülfe findet."

Don Hernandez war durch die Andeutungen der Zigeunerin auf ſeine Leidenſchaft zu ſeiner Stiefmutter in Beſtürzung gerathen, denn es lag ihm Alles daran, daß die ſittenſtrenge Donna Francesca nichts davon erfuhr. Er war dadurch plötzlich nachgiebig geworden und, um das Schweigen Karracha's zu erkaufen, zog er ſeine Brieftaſche hervor und hielt ihr ein vom König Ferdinand eigenhändig unterſchriebenes Dokument hin, in welchem dem Ueberlieferer ſicherer Nachrichten hinſichtlich des Aufenthaltsorts der verwitweten Herzogin von Najara und der gleichfalls verwitweten Frau Eleonore van der Kavellen für jede zehntauſend Silberrealen zugeſichert wurden. Wer aber die Eine oder die Andere in die Hände des Königs von Arragonien liefere, ſolle für jede noch dreißigtauſend Realen erhalten.

Hernandez nannte ihr dabei Bedingungen und Summen.

„Ich kann nichts leſen,“ ſagte Karracha, „aber ich werde Euch einen Mann zuführen, der mehr von der Sache weiß, als ich.“ Damit empfahl ſie ſich und überließ Don Hernandez die Sorge, die Neugierde ſeiner mütterlichen Freundin in Bezug auf das von ihr angedeutete unſelige Geheimniß durch eine geſchickte Lüge zu beſchwichtigen.

Siebentes Kapitel.

In der vornehmſten Herberge der Stadt, „zur guldenen Traube“ geſchildet, hielten drei vornehme Männer zu derſelben Zeit Geſpräch. Der eine war der Pfalzgraf Friedrich, der andere Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, der dritte ſchier noch reicher gekleidet, als die beiden andern, Antonio Cebes, der ſchlaue und gewandte Zigeuner. Der Pfalzgraf war gekommen, den hier wohnenden Antonio für dieſen Abend nach neun Uhr auf das Schloß zu beſtellen, und hatte den Herrn von Croy bereits gefunden. Auch ging er nach einiger Zeit wieder, ohne daß ihn der vornehme Niederländer begleitet hätte. Dieſer ſchien vielmehr mit Cebes das durch die Ankunft des Pfalzgrafen abgebrochene Zwiegeſpräch erſt noch zu Ende führen zu wollen. Während der Anweſenheit des Pfalzgrafen hatte die lebhafte Unterhaltung die politiſchen Verhältniſſe betroffen und der junge Fürſt ging nicht wenig erſtaunt, vom ehemaligen Stallmeiſter der Erzherzogin Margaretha die genaueſte Kenntniß der gegenſeitigen und innern Verhältniſſe der europäiſchen Staaten und der Kirche, ſowie der perſönlichen der Herrſcher und ihrer vorzüglichſten Diener, und endlich die ſchärfſten und richtigſten Urtheile und Anſichten über alle dieſe Dinge gehört zu haben. Eebes kam ihm vor wie ein ſcharfſinnig geſchriebenes Buch über das ganze öffentliche und häusliche Leben der vornehmen europäiſchen Welt, gewürzt mit einer Menge pikanter Anekdoten über die Hauptperſonen in dem eben ſpielenden Drama der Geſchichte.

Sobald ſich der junge Fürſt entfernt hatte, fuhr Wilhelm von Croy fort: „Ich geſteh' Euch, Ihr habt mich durch Eure Mittheilung höchlichſt überraſcht. Aber warum habt Ihr drei Tage hinterm Berg gehalten, bis Ihr mit der wahren Farbe herausgegangen ſeid?“

„Verzeiht, gnädiger Herr,“ verſetzte Antonio, „ich mußte mich erſt vergewiſſern, daß Ihr auch wirklich im Herzen und in der That und Wahrheit der Freund des unglücklichen Herzogs von Suffolk ſeid. Man hatte mir geſagt, Ihr hattet den Herzog einige Male in ſeiner Einſamkeit auf dem Schloſſe Hattem beſucht und nähmet Theil an ſeinem Schickſal. Wie weit dieſe Theilnahme ginge, mußte ich erſt erforſchen. Nachdem Ihr mir nun verſichert habt, daß Ihr den Herzog von Suffolk für den einzigen rechtmäßigen Erben der engliſchen Krone und den jetzigen König Heinrich für nichts als einen Uſurpator haltet —“

„Wie konnte ich anders, ſelbſt wenn ich den Herzog von Suffolk nicht perſönlich kennte, ſelbſt wenn ich nicht der innigſte Freund des edlen Herrn wäre!“ rief Croy leidenſchaftlich. „Herzog Suffolk iſt der Schweſterſohn des Königs Eduard des Vierten und hatte die Tochter des Herzogs von Clarence, des Bruders des Königs Eduard zur Gemahlin. Eduards Söhne wurden von ihrem eigenen Oheim Richard ermordet; Richard blieb in der Schlacht bei Bosworth gegen den Grafen Richmond, der ſich nun der Krone bemächtigte. Aber wahrlich mit keinem Schein von Recht; obgleich er ſchon zwanzig Jahre auf dem Throne Englands ſitzt, ſo gebührt die Krone doch allein dem Herzog von Suffolk, dem natürlichen und rechtmäßigen Erben und Blutsverwandten König Eduards des Vierten. Das iſt meine Anſicht von der Sache.“

„Und ſie iſt die wahre und richtige,“ entgegnete der Zigeuner. „Ich ſchwör' Euch zu, in England iſt eine mächtige Adelspartei, die ſich zu ihr bekennt, aber ihre Anſicht nicht laut werden laſſen darf aus Furcht vor dem König. Aber man hält den frühzeitigen Tod des Kronprinzen Arthur allgemein für eine gerechte Strafe des Himmels. Wenn man ſchon den ſchätzehäufenden Geiz des jetzigen Königs haßt und ſeine Friedensliebe tadelt, ſo fürchtet man die Tollheit des jungen Prinzen Heinrich, die wahrlich nichts Gutes verſpricht, und Jedermann denkt mit Grauen an den

Zeitpunkt, wo er König wird. Träte der Herzog von Suffolk, von einer bedeutenden Macht unterſtützt, in England auf, die größere Hälfte des Adels und Volks würde ihm als ihrem rechtmäßigen Herrn ſogleich zufallen."

— „Ihr ſcheint ein Beauftragter dieſer Partei zu ſein," bemerkte Chièvres lauernd.

— „Ich bin's," verſetzte Cebes kurz.

— „Wie aber um Gott ſeid Ihr nach England gekommen?"

— „Es iſt nicht nöthig, daß ich in England war. Auch thut das nichts zur Sache," verſetzte der Zigeuner ausweichend. „Ich frage Euch dagegen als den Freund des Herzogs von Suffolk: Seid Ihr geneigt, mit dem edlen Herrn zu verhandeln, ob er ſich wol entſchließen würde, nach ſeinem ihm gebührenden Erbe, der Krone von England, zu greifen? Und ſeid Ihr dann ſelbſt gewillt, etwas für ihn zu thun, ihn mit Rath und That zu unterſtützen?"

— „Bin ich ein König?" fragte Croy erſtaunt. „Was könnte dem Herzog meine Hülfe nutzen?"

— „Gemach! Der Niedrige kann oft ſo viel wie der Höchſte, wenn er nur den ernſtlichen Willen hat."

— „Schon gut. Aber wer von den Königen ſoll denn dem Herzog zur Krone verhelfen? Caſtilien und Arragonien haben ihre Tochter Katharina an den engliſchen Kronprinzen Arthur vermahlt; wenn dieſer auch nicht mehr unter den Lebenden iſt, ſo ſagt man doch, Konig Heinrich werde die junge Witwe für ſeinen zweiten Sohn Heinrich aufheben, um ſich die Freundſchaft des Königs von Arragonien und die reiche Mitgift der Donna Catalina zu erhalten. Unſere Königin Juanna iſt die Schweſter der verwitweten Prinzeſſin von Wales, ebenſo die Konigin von Portugal. Meint Ihr, daß der Konig von Frankreich für den armen Herzog von Suffolk gegen ſo viele Kampen in die Schranken reiten werde?“

— „Ich glaube es nicht; denn er wäre unter den jetzigen Umſtänden nicht bei Troſte.“

— „Wer bleibt Euch übrig als der deutſche König, der Schwieher des Königs von Arragon? Fürwahr und König Max hat weder Geld, noch Soldaten, noch endlich irgend ein Intereſſe an den engliſchen Angelegenheiten.“

— „Wie aber, wenn er dieſes Intereſſe gewänne und mit ihm König Philipp von Caſtilien?“ fragte Cebes ſcharf und lauernd. „Mit einem Worte, wenn die Erzherzogin Margaretha ihre Hand dem Herzoge von Suffolk auf die Bedingung hin zuſagte, daß er die Krone von England gewänne? Ja offen geſprochen, wenn das Ganze auch nichts wäre, als eine neue Demonſtration des Königs Philipp gegen ſeinen Schwiegervater, ſich die von dieſem angefochtene Krone von angekommen, der erſte von den drei Tagen, welche über ihr Lebensglück entſcheiden ſollten.

Guta's verſtorbener Vater, ein reicher und mächtiger Ritter zu Coblenz und dem edelſten patriziſchen Geſchlechte entſprungen, hatte in ſeinem letzten Willen die ſonderbare Verfügung ausgeſprochen, daß die Hand ſeines einzigen Kindes, ſamt all den großen Reichthümern, die er hinterließ, dem ſtärkſten und tapferſten Ritter gehören ſollten, dem es gelingen würde, im ehrlichen Kampf um Guta's Beſitz drei Tage hintereinander zuletzt Sieger zu werden. Das Fräulein hatte Grund genug, über dieſe Verfügung höchſt mißvergnügt zu ſein; ſie hatte es ſogar gewagt, ſich gegen den grauſamen Willen ihres Vaters aufzulehnen, und — als vier Wochen nach ſeinem Tode das Teſtament geöffnet wurde — es auszuſprechen, daß ſie ſich nimmer einem ſolchen Zwange fügen würde, der ſie in die größte Gefahr ſetzte, die Gattin eines rohen von ihr weder geliebten noch geachteten Ritters werden zu müſſen; aber der Kurfürſt Johann I. von Trier hatte ſie ernſtlich ermahnt, ſich nicht als eine ungehorſame Tochter zu zeigen, und den Willen ihres Vaters zu ehren, er hatte ihr mit dem Zorne des Verſtorbenen gedroht, der ſie aus dem Grabe erei-

Caſtilien zu ſichern? Konig Ferdinand von Arragon arbeitet mit dem Konig Heinrich von England gemeinſchaftlich daran, daß Katharina von Arragon, die Witwe des Prinzen Arthur von Wales, die Gemahlin des vierzehnjahrigen Herzogs Heinrich von Cornwallis, jetzigen Thronerben von England, werde. Sah' nun Konig Ferdinand die Krone Englands fur den Prinzen Heinrich vom Herzog Suffolk bedroht und dieſen vom Konig Philipp unterſtutzt, wurde er nicht zu Gunſten ſeiner Tochter Donna Catalina gern darauf verzichten, das Teſtament der Konigin Iſabella in Kraft zu ſetzen? Ob nun Suffolk ſein Ziel erreichte oder nicht, unſer König Philipp würde das ſeine ſicherlich dadurch leichter erreichen."

— „Ein vortrefflicher Plan!" rief Croy uberraſcht. „Er iſt eines Meiſters in der Staatskunſt wurdig. Sagt mir, in weſſen Kopfe iſt er entſprungen?"

— „Euer Lob darf mich nicht abhalten, Euch zu geſtehen, daß ihn der meinige erzeugte."

— „Ich eile den Konig davon in Kenntniß zu ſetzen. Wenn er nur nicht an der Friedensliebe des Herzogs von Suffolk ſcheitert! Dieſer Herr iſt ein hoher Funfziger und lebt nun ſchon faſt zwanzig Jahre in den Niederlanden unter dem Schutze des Herzogs von Geldern. Er hat nie die geringſte ehrgeizige Abſicht auf die ihm gebuhrende engliſche Krone gezeigt. Wird er nun in ſeinem Alter ſich noch der Unruhe und den

Wechſelfällen eines Verſuchs von ſo zweifelhaftem Erfolg ausſetzen?"

— „Es gilt den Verſuch. Und ſelbſt wenn Suffolk nicht dazu zu bewegen wäre, ſo kann doch König Ferdinand dadurch glücklich erſchreckt und von der Erfüllung des unſerm Könige ſo ungünſtigen Teſtaments abgebracht werden."

— „Ich kann nicht umhin, Euerm Genie meine Achtung zu beweiſen," ſagte Croy. „Und wenn der König, wie nicht zu zweifeln ſteht, auf Eure Gedanken eingeht, ſo werde ich unverzüglich zu Suffolk nach Hattem reiſen, um ihn zu gewinnen."

Der Baron von Croy empfahl ſich; an der Thüre ſtand eine verhüllte Frau, die mit Antonio's Diener ſprechend ſchon einige Zeit auf die Entfernung des Edelmanns gewartet hatte. Sie trat jetzt herein vor Antonio, nahm ihre Kopfbedeckung ab und er ſah — nach langen Jahren zum erſten Mal wieder — ſeine Mutter vor ſich. Eine unwillkürliche Bewegung der Freude, die er gegen ſie machte, erſtarrte plötzlich und nicht ohne Verlegenheit ſagte er leiſe: „Mutter, was führt Euch zu Euerm verſtoßenen Sohne?"

— „Ich habe dich nie verſtoßen, Pepindorio*); aber ich durfte mich den Beſchlüſſen der Gitana-Sultana**) und unſrer Leute nicht widerſetzen. Du weißt, was dich verbannte und von unſrer Gemeinſchaft ausſchloß.“

---

*) Spaniſcher Zigeunername für: Antonio.

**) Zigeunerkönigin.

— „Ja, ich weiß: die Sehnſucht eines Sohnes nach ſeinem Vater. Fluch ſeinem Andenken! Er hat mich verrathen und verkauft.“

— „Fluche dem Todten nicht! Er hat gebüßt. Sage auch nicht: die Sehnſucht eines Sohnes nach ſeinem Vater, denn du lügſt. Sage das mir nicht, denn ich kenne dich beſſer. Sage: der Stolz eines niedrig geborenen Knaben, ſich emporgehoben zu ſehen zu ſeinem vornehmen Vater, und du ſagſt die Wahrheit.“

— „Kann ich dafür, daß das ſtolze Blut der Villaquiran in meinen Adern ſchäumt? Das Leben des Knechts war mir ſtets unerträglich, ich bin zum Herrn geboren; was mir der Hochmuth und die Grauſamkeit meines Vaters verweigerten, das hab' ich aus eigener Kraft erſtrebt.“

— „Ich will dich nicht darum ſchelten,“ ſagte Karracha weich, „aber du biſt in Tyrol ſchon einmal auf dieſem Wege geſcheitert.“

— „Mein jetziger Weg iſt ſicherer.“

— „Vielleicht wüßte ich doch den beſten zu deinem Ziele! Doch ſage mir offen, was iſt dein Ziel?“

— „Ein Herr unter Herren, ein Adeliger unter Adeligen zu ſein. Anerkennung meines väterlichen Bluts, freien Raum für meine Kraft.“

— „Ich führe dich ſchnell und ſicher zu deinem Ziele."

— „Ihr, Mutter? Ich zweifle!"

— „Ich! Verſuch' es!"

— „Laßt hören!"

— „Wirſt du wahr gegen mich ſein?"

— „Ihr ſeid meine Mutter, Ihr durft es fordern, ich muß gehorchen."

— „Du haſt die Haupttugend des Zigeuners nicht abgelegt. Wolan, zu welchem Dienſte hat dich König Philipp gewonnen?"

— „Die verſchwundene Herzogin von Najara zu ſuchen."

— „Und haſt du ſie gefunden?"

— „Ich habe ſie gefunden."

— „Kannſt du für ſchweres Geld ſichere Nachricht von ihr geben?"

— „Ich kann es. Wie ſchwer wiegt das Geld und wer zahlt es?"

— „Dein Glück iſt gemacht. Der König Ferdinand bietet für die ſichere Nachricht von ihr zehntauſend Silberrealen. Wer ihm aber die Dame ſelbſt nach Spanien bringt, erhält noch dreißigtauſend Realen. Du kannſt mehr damit gewinnen."

— „Sagt mir, wie?"

— „Don Hernandez de Villaquiran iſt hier als heimlicher Beauftragter des Königs Ferdinand."

— „Ich weiß, daß er hier iſt, und ich ahnete, in welcher Eigenſchaft.“

— „So bedinge dir von ihm, daß er dich als Bruder anerkennt, bedinge dir vom Könige den Adel deines Vaters; bedinge dir vom Könige endlich völlige Verzeihung für Donna Luiſa und ihren Gemahl und Wiedereinſetzung in ſeine Güter und Würden. Sie werden dir Alles zugeſtehen; denn König Ferdinand braucht die Herzogin von Najara, um den König Philipp bei den Caſtiliern zu verdächtigen.“

Antonio umarmte ſeine Mutter ſtürmiſch.

— „Ich ſehe, daß Ihr mich noch mütterlich liebt. Wahrlich, Ihr habt recht, ſo ſchnell und leicht wär' ich allein nicht zu meinem Ziele gekommen. Und mein guter Stern hat Euch noch zur rechten Stunde zu mir geführt. Morgen wär's vielleicht zu ſpät geweſen. Ich wünſch' Euch Glück zu einem adeligen Sohne, Don Antonio de Villaquiran.“

Karracha liebkoſ'te ihren Erſtgebornen: „Du böſer Bub', ſo muß ich dich zurückführen. Den Zigeunerbann über dich, den ihre Mutter ausgeſprochen, wird Zarova aufheben, du wirſt unſer Stolz ſein. — Hörteſt du je von der Frau Eleonore van der Kapellen, einer Geliebten des Königs Philipp?“

— „Ich hörte wol von ihr und ihrem Schickſal.“

— „Weißt du, wo ſie lebt?“

— „Ich weiß es nicht.“

— „Gut, wir werden es auch erfahren. König Ferdinand zahlt für ſie zu demſelben Zweck denſelben Preis, wie für die Herzogin von Najara.“

— „Auch den wollen wir verdienen!“ ſagte Antonio trocken.

— „Jetzt komme mit mir zu Don Hernandez!“

Achtes Kapitel.

Um neun Uhr ward Antonio vom Pfalzgrafen beim Könige eingeführt.

— „Du biſt ein ſtattlicher Geſelle,“ ſagte Philipp, den Zigeuner wohlgefällig mit den Augen muſternd, „und dein Plan mit dem Suffolk iſt ſo gut, daß ich dich auch für einen geſcheidten Kerl erklären muß. Wahrlich dein Einfall iſt etwas werth; Croy hat es mir ſehr anſchaulich gemacht und ich werde dich dafür belohnen. Du haſt dadurch ſo viel Anhänglichkeit an meine Perſon und mein Intereſſe an den Tag gelegt, daß ich dich ferner immer um mich haben will, du ſollſt mein Hofnarr werden.“

Der König ſah das kalte, höhniſche Lächeln nicht, das ſeine letzten Worte um Antonio's Lippen hervorriefen, während dieſer geſchmeidig für die hohe Gnade dankte.

— „Ich werde in einigen Wochen den wortbrüchigen Herzog von Geldern noch einmal mit Krieg überziehen und ſo ſchnell als möglich das Schloß Hattem einzunehmen ſuchen," fuhr der König ſelbſtgefällig fort. „Bekomm' ich dabei, wie ich hoffe, den Herzog von Suffolk gefangen, ſo läßt ſich dann leicht mit ihm unterhandeln und zu gleicher Zeit kann ich meinem Schwiegervater eine Fauſt nach Spanien hinüber machen. Für deinen ſchönen Gedanken nimm hier etwas auf Abſchlag!" Damit nahm er eine Geldrolle aus ſeiner Spinde und drückte ſie dem Zigeuner in die Hand, der ſich grinſend mit überſchwänglicher Wortfülle bedankte. „Und nun," nahm der König wieder das Wort, „ſollſt du hier meinen Spion ſpielen. Mein Schwiegervater hat unter den Spaniern, die hierher gekommen ſind, eine heimliche Partei. Sie umlauern mich, ſie drängen ſich an die Königin, ſie führen Böſes im Schilde. Ihr Haupt iſt Don Hernandez de Villaquiran. Ich muß durchaus wiſſen, was für ein Getränk ſie zuſammenbrauen. Du biſt mir der rechte Mann, dies auszukundſchaften. Du mußt dich alſo an dieſen Don Hernandez machen und durch Liſt, die auszuhecken ich deinem Genie überlaſſe, in die heimlichen Zuſammenkünfte dieſer mir feindlichen Arragonier zu kommen ſuchen. Natürlich mußt du ihnen glaubhaft machen, du ſeiſt einer der Ihrigen, irgend ein Hidalgo. Es wird freilich ſchwer, ſehr ſchwer halten; denn dieſer Hernandez iſt klug und mistrauiſch, wie der Teufel."

— „Ich bin den Wünſchen Ew. Majeſtät zuvorgekommen,“ verſetzte Antonio und hielt dem Könige ein Papier hin. Philipp las: „Ich thue hiermit kund und zu wiſſen Jedermann, dem es zu wiſſen nöthig, daß der caſtiliſche Hidalgo, welcher zeither, wegen Familienverhältniſſe, den falſchen Namen Antonio Cebes führte, mein leiblicher Bruder und der Sohn meines Vaters, des verſtorbenen Don Ruy Garcias de Villaquiran, Herzogs von Najara und Amiranten von Caſtilien, iſt und daß ich ihn als ſolchen hiermit anerkenne und ihm das Recht zugeſtehe, ſich Don Antonio de Villaquiran zu nennen. Dieſes Document iſt von mir eigenhändig unterſchrieben und mit meinem Inſiegel verſehen worden. So geſchehen zu Brüſſel am Tage der ſieben Schläfer im Jahre des Heils 1505. Don Hernandez von Villaquiran.“

— „Biſt du ein Hexenmeiſter?“ ſchnellte der König auf.

„Es geht Alles natürlich zu,“ lachte Antonio. „In zwei Stunden wird mich mein Bruder Hernandez in die Geſellſchaft ſeiner Freunde bei der ehrwürdigen Donna Francesca d'Ulloa einführen. Und wenn Ew. Majeſtät daran liegt, ſo könnt Ihr in dieſer Nacht noch von mir erfahren, was dort vorgegangen iſt.“

„Menſch, du biſt ja unſchätzbar!“ rief Philipp vergnügt. „Die ſchwierigſten Dinge gelingen dir, wie Kinderſpiel. Eh' ich noch den Wunſch hege, haſt du ihn ausgeführt. Solche Diener lob' ich mir! Ja wahrlich kein Anderer ſoll mein Hofnarr werden als du.“

Auf dringendes Befragen des Königs, wie er ſo ſchnell dieſes ſo ſchwierig ſcheinende Ziel zu erreichen vermocht habe, erzählte Antonio eine halb wahre, halb erfundene Geſchichte, wie er ſie für ſeine eignen Zwecke am tauglichſten fand, und Philipp belohnte ihn mit einem neuen anſehnlichen Geldgeſchenk.

— „Ich werde dich jetzt mit einer ſchwarzen Dienerin der Königin bekannt machen,“ fuhr Philipp fort, „die ebenfalls heimlich mein Intereſſe wahrnimmt und dir vorkommenden Falls geſchickt in die Hand arbeiten wird. Sie gehört der Königin erſt ſeit einer Stunde und dieſe hat eine kindiſche Freude über den Beſitz der Negerin, weil ſie die Laute mit großer Fertigkeit ſpielt. Du kennſt die Liebhaberei der Königin für alle Muſik. Die ſchwarze Matty wird ſich in das Vertrauen der alten falſchen Oberhofmeiſterin einzuſchmeicheln ſuchen und du wirſt ihr mit Rath und That an die Hand gehen. Ich denke mir, daß ihr Beide vereint hinter alle Geheimniſſe der Arragonier kommen werdet.“

Matty wurde herbeigeholt. Ihre Augen funkelten, wie Tigeraugen, als ſie erfuhr, daß der vornehme Herr — denn dafür mußte ſie Antonio ſeinen Kleidern nach halten — ihr Bundesgenoſſe ſei; ſie reichte ihm die Hand und verſprach jedem ſeiner Winke zu gelen werde, er hatte gedroht, ihr ſämmtliches Gut den geiſtlichen Beſitzungen des Erzbisthums einzuverleiben, wenn ſie ſich der Erfüllung eines Teſtamentes widerſetzte, für deſſen Vollziehung ihn der verſtorbene Patrizier verantwortlich gemacht hatte. Und wenn auch der Verluſt ihres ſämmtlichen Vermögens für Guta keinen Grund abgegeben hätte, ſich der harten Beſtimmung zu fügen, ſo hatte doch der angedrohete Zorn des Verewigten und ſeine Verfolgung aus dem Grabe Kraft genug für ſie, ſich dem väterlichen Willen zu unterwerfen. Auch noch ein Strahl von Hoffnung war es, der ſie dazu ermuthigte, ein Lichtſchimmer, der ihre Seele, wenn auch nur matt, erhellte, von welchem aber niemand in ihrer Umgebung etwas ahnte. Und dies ſeltſame Hoffen vermochte ſie, das Stechen und Turnelſpiel, dem ſie als Preis geſetzt war, ſo lange als nur möglich hinauszuſchieben. An jedem Morgen hatte ſie ſehnſüchtig von dem Thürmlein auf dem Ritterhauſe ausgeſchaut in das liebliche Maienfeld, an jedem Abend war ſie auf ihrem Falben die Wege geritten, immer das geheime Hoffen in der Bruſt tragend; aber zwölf Monate hatte ihr Vater als die längſte Zeit nach ſeinem Tode für das Kampfſpiel beſtimmt, und in wenigen Tagen ſollte horchen. Antonio begriff, welch eine wichtige Perſon die Negerin ſei. Matty berichtete dem Könige:

„Ihre Majeſtät die Königin hat mich ſchon gehätſchelt und geliebkoſet, wie eine ihrer Katzen. Ich habe die Laute noch nicht aus der Hand legen dürfen und ſie hat mir in der Freude ihres Herzens, daß ich nun die Ihre bin und ihr ſo hübſche Weiſen vorſpiele, verrathen, daß ſie dieſe Nacht zu einem Bankett bei der Donna Francesca d'Ulloa gehen wird und daß ich ſie dahin begleiten ſoll, um auch dort zu ſpielen.“

— „Herrlich!“ rief der König. „So werdet ihr Beide euch dort treffen. Ich hoffe, es ſoll ſchon in dieſer Nacht Manches für euch zu beobachten und zu erhorchen geben. Vorzüglich merkt euch alle anweſende Gäſte.“

Matty wurde mit einem Geſchenk entlaſſen und der König wandte ſich mit der Frage wieder zu Antonio:

„Und vom Erfolg deiner langen Reiſe und Abweſenheit meldeſt du mir nichts?“

— „Ew. Majeſtät haben bis jetzt nicht danach gefragt.“

— „Es iſt wahr,“ lachte Philipp, „die Krone von Caſtilien iſt jetzt meine Geliebte, auf die ich um ſo verſeſſener bin, als ſich noch ein anderer Bewerber für ſie gefunden hat. Darüber iſt das Verlangen nach der ſchönen Herzogin von Najara etwas minder heftig in meinem Herzen geworden. Doch glaube deshalb nicht, daß es gänzlich erloſchen ſei; vielmehr brauch' ich nur lebhaft an die reizende Frau zu denken, ſo fühl' ich auch gleich die alte Flamme in mir ſich regen. Haſt du abermals keine Spur von ihr entdeckt?"

— „Es kommt darauf an, ob Ew. Majeſtät dieſe Handſchrift kennt," verſetzte der Zigeuner, dem Könige ein zweites Blatt Papier hinreichend.

Philipp hatte kaum die Augen darauf geheftet, als er ſtürmiſch ausrief:

„Es iſt Luiſens Handſchrift! Ha, es iſt eines ihrer ſchönen Lieder, wie ſie es niedergeſchrieben!" Und er drückte das Blatt an die Lippen und hauchte glühende Küſſe darauf, während Thränen aus ſeinen Augen ſtürzten.

— „Woher haſt du das Blatt mit dem blühenden Liede?"

„Von einem Schiffscapitain, der die Dame, in welcher ich die Spur der Herzogin im Königreiche Granada verfolgte und die ich aus der Beſchreibung des Capitains zu erkennen glaubte, aus dem Hafen von Malaga nach Liſſabon führte. Sie hatte ſich unter den Mauren in Granada ſorgfältig verborgen gehalten. Auf dem Schiffe hatte ſie einen Begleiter gehabt, einen vornehmen Spanier, wie mir der Capitain verſicherte. Auch wollte er ſie ſpäter in Liſſabon unter den erſten Frauen der Königin von Portugal geſehen haben."

— „Alſo zur Schweſter meiner Frau iſt ſie geflohen! Sieh, ſo hat die Königin Iſabella doch die Hand dabei im Spiele gehabt, ſie hat jedenfalls durch den Spanier, der Luiſens Begleiter auf dem Schiffe war, ſie zu ihrer Tochter, der Königin Maria von Portugal, bringen laſſen. Aber auch Don Hernandez ſoll ſich eine Zeit lang am portugieſiſchen Hofe aufgehalten haben. Wie, wenn er Luiſen doch in ſeine Gewalt bekommen hätte! Warum gingſt du nicht gleich nach Liſſabon, um die Spur weiter zu verfolgen?“

— „Gnädigſter Herr, die Mittel gingen mir aus. Ich mußte an die Rückkehr denken, wollt' ich nicht in Noth gerathen.“

— „Verdammtes Geld!“ rief Philipp argerlich. „Stets läßt es Einen in den wichtigſten Momenten, wo man's am nothwendigſten braucht, im Stich. Du mußt nach Portugal und das arme Weib erlöſen. Du mußt ſie mir zuführen, wenn ich in Spanien bin.“

— „Ich bin ganz zu Ew. Majeſtät Befehl.“

— „Du haſt mir mit dieſem von Luiſens Hand beſchriebenen Blatte heute die dritte und — ich bekenn' es — die größte Freude gemacht. Ich kann dir jetzt nichts geben, als Gold. Hier nimm, ich gebe dir mit vollen Händen. Diene mir ferner ſo treu und es ſoll dein Schaden nicht ſein. Wenn du aus Portugal zu mir nach Spanien znrückkehrſt, ſollſt du mein Hofnarr werden. Und bringſt du mir Luiſen, ſo ſchenk' ich dir ein ſchönes Landgut. — Empfiehl dich morgen der Herzogin Margarethe. Du biſt erſt einmal bei ihr geweſen. Du darfſt ſie als deine ehemalige Herrin nicht vernachläſſigen. Sie iſt dir wohl und gnädig geſinnt und iſt deinen Kindern eine treue und ſorgſame Mutter geworden. Sie hat unterdeſſen Nachrichten von deinem älteſten Sohne erhalten, die ſie dir mittheilen will.“

Antonio entfernte ſich.

Neuntes Kapitel.

Draußen wartete Karracha auf ihn. „Was haſt du ausgerichtet?“ fragte ſie.

— „Ich habe viel Gold erhalten und außerdem will Se. Majeſtät mich zum Hofnarren machen,“ lachte Antonio. „Ich denke, König Ferdinand wird mich höher ſtellen.“

„Du biſt und bleibſt ein echter, braver Zigeuner,“ lobte ihn Karracha; „beiden Parteien dienen, ſich beiden unentbehrlich machen, von beiden ſo viel Vortheile als möglich ziehen und endlich der gehören, die am meiſten gibt, das iſt zigeuneriſch. Was haſt du dem blonden Philipp über die Herzogin von Najara vorgeſchwatzt?“

— „Ich hab' ihn glücklich auf eine falſche Spur gebracht, ohne ihn gerade zu belügen. Denn ich muß mir den Rücken frei halten, weil ich ihm ſpäter doch die Wahrheit verkaufe. Hätt' ich dieſe jetzt gleich geſagt, er hatte mir ſchwerlich ſo viel gegeben, als fur den Fetzen Papier. Nun wollen wir ſehen, was vom König Ferdinand zu gewinnen iſt.“

— „Ich traf unterdeſſen den hübſchen Bubenhoven bei der Zaropa und forſcht’ ihn über die Frau van der Kapellen aus. Er hat mir an Herrn Jakob Fugger gewieſen und mich verſichert, daß mir dieſer Auskunft über ſie geben würde; auch hat er Nachricht, daß Fugger in einigen Wochen nach Antwerpen kommen wird.“

— „Gut, ſo ſorgt Ihr für Nachricht von dieſer, ich werde die andere beſorgen. Laßt nur das ſchmucke Junkerlein, den Bübenhoven, nicht merken, daß ich ſein Stiefvater bin, das könnte uns jetzt viel verderben.“

— „Narr!“ ſchalt Karracha, „als ob ich eine Plaudertaſche wäre!“

Antonio trat bei ſeinem Bruder ein, der ihn bereits erwartete.

— „Habt Ihr Euch entſchloſſen, Senjor,“ redete ihn dieſer an, mir Euer Geheimniß zu entdecken? „Es iſt eben ſo gut, ob Ihr es mir oder dem Könige Fernando ſagt; Ihr könnt Euch den Weg nach Spanien ſparen.“

— „Es iſt mit nichten einerlei, Monſenjor,“ verſetzte der Zigeuner. „Ich hab’ Euch durch das von der Herzogin von Najara beſchriebene Blatt die Ueberzeugung gegeben, daß ich den Aufenthaltsort derſelben wol kenne; ich mache mich nicht allein anheiſchig, dem

König Fernando dieſen Ort zu entdecken, ſondern, was noch weit mehr iſt, ſie nach Spanien an den Hof unſers Königs zurückzuführen. Ja, ich ſchwör' Euch zu, ſie wird nichts lieber und mit größerm Vergnügen thun, als dahin zurückzukehren."

— „Aber es hat ſie ja Niemand vertrieben! Was hielt ſie ab, freiwillig zurückzukehren?"

— „Das iſt eben das Geheimniß, das ich nur dem Könige Fernando entdecken kann und darf, nachdem ich vorher aus ſeinem höchſteignen Munde ſein königliches Wort erhalten, daß die eigenthümlichen Bedingungen, die ich im Namen der Herzogin ſtelle, von der Gnade des Königs erfüllt werden. Gerade dieſe Bedingungen kann nur der König erfahren und nur der König zugeſtehen. Ihr habt mich durch die Zugeſtändniſſe in Bezug auf meine Standeserhöhung ganz zu dem Eurigen gemacht und ich hoffe Ihr vertraut mir ganz, um ſo mehr als ich auch die zweite Dame nach Spanien ſchaffen werde."

— „Gut denn! Ich vertraue Euch, Monſenjor, und werde nachher den Beweis davon liefern, indem ich Euch der Königin vorſtelle. Eure Belohnung wird ſich nur erhöhen, wenn Ihr auch die Frau van der Kapellen an unſern König abliefert. Wann gedenkt Ihr abzureiſen?"

— „Morgen, wenn Ihr wollt."

— „So werde ich Euch einige Zeilen an den König ſchreiben. Hier iſt Euer Reiſegeld. Ihr werdet wahrſcheinlich von meinen Freunden noch einige Aufträge erhalten. Vielleicht gibt Euch auch die Königin einen Brief an ihren durchlauchtigſten Vater mit, den ſie bereits geſchrieben hat. Ich kann Euch vertrauen, daß ich dieſen wichtigen Brief abgefaßt habe. Er bedarf der geheimſten und ſicherſten Beſtellung. Don Fernando, unſer großer König, wird Euch unverzüglich als Don Antonio de Villaquiran anerkennen.“

— „Für die Erfüllung dieſes meines ſehnlichſten Wunſches werde ich dem Könige und Euch jeden Dienſt leiſten, den Ihr begehrt.“

— „Und ich begrüße Euch, Senjor, als Bruder und Glied meiner Familie.“

Don Hernandez ſetzte ſich, um den Brief zu ſchreiben, und Don Antonio überzählte mit höhniſchem Lächeln die bedeutenden Summen, die ihm dieſer Abend eingebracht, und berechnete, wie viel er ihm noch ferner einbringen dürfte.

Der Brief ward geſiegelt und dem liſtigen Boten übergeben. Unterdeſſen war faſt Mitternacht herangekommen und Beide machten ſich auf den Weg nach der Wohnung der Oberhofmeiſterin in der Nähe des Schloſſes.

Eine nur den Eingeladenen bekannte Parole öffnete die Thür.

Die meiſten Anhänger des Königs von Arragonien waren ſchon verſammelt, unter ihnen Conchillos, der Kammerherr der Königin Juanna. Auch der Domdechant Pater Innocenz begrüßte mit kriechender Höflichkeit den eintretenden Hernandez. Dieſer ſtellte zuerſt der in ſonniger Freundlichkeit ſtrahlenden, dabei aber ihre ſteife Würde ſtreng beobachtenden Wirthin und ſodann ſammtlichen Anweſenden ſeinen Begleiter als Don Antonio de Villaquiran, ſeinen Bruder, vor und Alle bewillkommten das neue Mitglied ihres Bundes mit Freude und Ehrerbietung. Da Niemand in der Geſellſchaft den emporgekommenen Zigeuner kannte und Donna Franceſca, die allein wußte, wie es ſich mit dieſer Bruderſchaft verhielt, natürlich alle Erörterungen vermied, ſo wurde den beiden Brüdern jede Verlegenheit erſpart. Es begann bald ein ſchwelgeriſches Mahl, gewürzt von den berühmten Feuerweinen Spaniens. Der Anfang wurde mit dem lieblichen Grenache von Sabayes in Arragon gemacht und Conchillos brachte darin die Geſundheit Sr. Majeſtät des katholiſchen Königs von Arragon, rechtmäßigen Statthalters der Krone Caſtilien, aus, in die Alle mit lautem Zurufe einſtimmten. Dann folgte der Vino ſecco von Xeres und Pararet in Andaluſien, Valderennas aus Mancha und San Lucar in Eſtremadura. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, wurden neue Becher und Flaſchen aufgeſetzt und nun leuchteten nach einander im goldenen Schein der koſtbare ſüße, rothe Tinto von

Alicante, der dicke, ſüße, rothe Tintilla von Rota und der berauſchende Malvaſier von Malaga. Pater Innocenz ſaß zur Rechten, Antonio zur Linken des Don Hernandez. Der Pfaffe ſprach dem feurigen ſpaniſchen Rebenblut wacker zu und munterte ſeinen Nachbar mit überhand nehmender zudringlicher Vertraulichkeit fort und fort zum Trinken auf. Antonio koſtete nur mäßig die ſchwer flüſſigen Sonnenkinder ſeiner Heimat.

Die Unterhaltung drehte ſich um Nachrichten aus Spanien und Frankreich. Man brachte als Neuigkeit, daß der König des letztern Landes, Ludwig XII., der Freund des Königs Philipp, dieſem die Zuſage gemacht habe, er werde ihn bei einem Einfalle in Caſtilien durch einen Angriff auf König Fernando zu ſeinem Gunſten auf der Seite von Rouſſillon ſowol als von Neapel unterſtützen. Andere wollten wiſſen, der König Philipp habe den berühmten Eroberer Neapels, den Großcapitain Gonſalvo, für ſeine Sache gewonnen und von Don Fernando abwendig gemacht, indem er Anſprüche auf Neapel, als von caſtiliſchen Kriegern gewonnen, erhebe. Wieder Andere erzählten, der König Ferdinand habe um jene Infantin Juanna, die von den caſtiliſchen Standen einſt zu Gunſten ihrer Tante Iſabella von der Thronfolge ausgeſchloſſene einzige Tochter des Königs Heinrich IV. von Caſtilien (oder vielmehr der Königin, ſeiner Gemahlin, da man ſie für eine ehebrecheriſche Frucht der Königin erkärt hatte), ſein Todestag in der Kapelle feierlich begangen werden. Das Turnier war angeſetzt; heute war der erſte Tag deſſelben; und von aller Hoffnung, die ſie Zeit her belebt, verlaſſen, von Verzweiflung erfüllt, ſaß das Fräulein traurend in ihrer Laube.

Lange hatte ſie hier ihren trübſeligen Gedanken nachgehängt, als in ihrer Nähe die ſanften Klänge einer Harfe hörbar wurden, die ſich allmählig zu einer ſchwermüthigen Weiſe bildeten; und bald darauf ſang eine ſchöne männliche Stimme mit tiefem Gefühl folgendes Lied:

„Herzlein, ſtille! ſchlummre! ſchweige!
Sei nicht immer ſo laut, ſo wach!
Horch es ſäuſelt durch die Zweige,
Horch! es zwitſchert im grünen Dach.
Leiſe, leiſe zirpt die Grille,
Lauter zwitſchert das Vögellein.
Drum nicht weine! Herzlein, ſtille!
Sang der Hoffnung wiege dich ein.

Laß das Weinen! Laß das Klagen!
Thränen machen ſo müd, ſo müd!
Von den Vöglein laß dir ſagen,
Wie die Hoffnung ihr Herz durchglüht.
Schlafe! Doch nicht Kummerzähren,
Nur das Zwitſchern der Vögelein
Soll dir ſtillen Schlaf gewähren.
Sang der Hoffnung wiege dich ein.

geworben, um ſich durch ſie in den unbeſtreitbaren Beſitz der caſtiliſchen Krone zu ſetzen; doch die Meiſten erklärten dieſes Gerücht für eine boshafte Erfindung der Anhänger Philipps, um dadurch Ferdinand zu ſchaden. Man beſtritt dies und das, ſchimpfte und lobte nach der Parteianſicht und das ſchwere ſpaniſche Blut wurde allmälig flüchtiger und lauter. Endlich erhob Don Ludovico Conchillos, der arragoniſche Kammerherr der Königin, die Stimme und ſprach feierlich: „Ich kann euch verkünden, daß alle dieſe Anſtalten der Feinde unſeres großen Königs durch ein Ereigniß zu nichte gemacht werden, welches ſich geſtern begeben hat. Ja, Don Fernando der Katholiſche wird unangefochten Regent und Verwalter von Caſtilien verbleiben, wie es deſſen große Königin auf ihrem Sterbebette in ihrem Teſtamente verordnet hat. Donna Juanna, die rechtmäßige Erbin der caſtiliſchen Königskrone, hat nämlich in einem eignen Handſchreiben an ihren durchlauchtigſten Vater der Regierung zu deſſen Gunſten entſagt.“

Dieſe Kunde brachte eine ſtarke Wirkung unter der Zuhörerſchaft hervor, die ſich auf die verſchiedenſte Weiſe äußerte. Mehrere fragten nach den nähern Umſtänden dieſes außerordentlichen Schrittes und ob König Philipp davon wiſſe.

— „Wie könnt Ihr glauben, daß König Philipp, dieſer ehrgeizige Herr, ſeine Zuſtimmung zu einer ſolchen Entſagung geben werde?“ fuhr der Kammerherr fort. „Sie muß ihm naturlich vor der Hand auch noch ein tiefes Geheimniß bleiben, bis die Botſchaft glücklich in Spanien angelangt iſt. Es iſt Don Hernandez de Villaquiran und mir mit Hülfe unſerer verehrten und trefflichen Wirthin, deren Eifer für die gute Sache ich nicht genug rühmen kann, gelungen, Donna Juanna von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes zu überzeugen, und Don Hernandez hat auf ihren Befehl den Brief an den katholiſchen König verfaßt. Wir haben uns in dieſer Nacht hier verſammelt, um die Abſchrift oder vielmehr das Concept dieſes wichtigen Briefes aus Don Hernandez' eignem Munde zu vernehmen.“

Hierauf zog Don Hernandez ein Papier hervor und las den in den höflichſten, kindlich ergebenſten Ausdrücken abgefaßten Brief der Königin Juanna an ihren Vater vor, worin ſie der teſtamentariſchen Beſtimmung ihrer verſtorbenen Mutter beipflichtete, der Krone Caſtiliens entſagte und die Regentſchaft des Königreichs ihrem Vater bis zur Volljährigkeit ihres älteſten Sohnes, des Prinzen Karl, übertrug.

Ein großer Jubel erhob ſich nach Vorleſung dieſes Schreibens in der Geſellſchaft und die Gläſer wurden auf das Wohl der Königin, der gehorſamen Tochter, wacker geleert.

— „Und wie wird der Brief ſchnell genug in unſer Vaterland gelangen?“ fragte ein andaluſiſcher Hidalgo.

— „Die Königin hat ihn mir zur ſichern Beſorgung anvertraut,“ verſetzte Conchillos, „und Pater Innocenz, unſer geiſtlicher Freund, der ſich als treuer Anhänger unſers Königs bewährt hat, hat ſich erboten, das Schreiben durch einen ſichern geiſtlichen Herrn nach Spanien zu beſorgen.“

— „Das iſt nicht nöthig,“ ſagte Hernandez, „mein Bruder Antonio reiſt in den nächſten Tagen, vielleicht morgen ſchon, in meinem und der Donna Francesca beſonderm Auftrage an König Fernando nach Caſtilien ab. Er hat bereits ein Schreiben von mir an die katholiſche Majeſtät in Empfang genommen; er wird den Brief der Königin ebenſo willig und ſicher beſorgen.“

Man ſtimmte dieſem Vorſchlage bei und Conchillos zog das verſiegelte Schreiben hervor und überreichte es Antonio, der ſich der Geſellſchaft mit ſeinem Ehrenworte verpflichtete, den Brief ſo ſchnell als möglich in die Hände des Königs Ferdinand zu legen.

Um die Fröhlichkeit ihrer Gäſte auf's höchſte zu ſteigern, verkündete jetzt Donna Francesca, daß die Königin ihr für dieſe Nacht einen heimlichen Beſuch zugeſagt habe und daß ſie, da Mitternacht vorüber ſei, die Herrin jede Minute erwarte. Auch würden zu Ehren der hohen Frau mehrere andaluſiſche Zigeuner, welche ſich eben in Brüſſel aufhielten, Nationaltänze aufführen. Sie ſeien ſchon im Hauſe und warteten nur auf die Ankunft der Königin. Das Entzücken der Gäſte über dieſe Nachricht beſchloß, Donna Juanna mit einer altcaſtiliſchen Romanze zu begrüßen, da ihr mit nichts mehr Freude gemacht werden konnte, als mit Muſik und Geſang; ſchnell wurde eine von Donna Francesca herbeigeholte Mandoline in Stand geſetzt, deren Töne den Geſang begleiten ſollten. Donna Francesca, Don Hernandez und der Kammerherr verfügten ſich an die Hausthüre und bald verkündete ein Geräuſch den in geſpannter Erwartung verweilenden Gäſten die Ankunft Juanna's. Alle erhoben ſich und, ſowie die Königin auf die Schwelle des Zimmers trat, begannen ſie den Geſang, wodurch die hohe Frau auf's angenehmſte überraſcht wurde. Sie trat in ihrer gewöhnlichen tief ſchwarzen Kleidung herein, ihren geliebten Don Ceſar auf dem Arme, der ſich zum ſtattlichſten Kater in der Chriſtenwelt herangemäſtet hatte und den ſie nie miſſen konnte, wollte ſie eine frohe Stunde haben. Nur zwei Dienerinnen begleiteten ſie, die ihr die großen Schleier von Haupt und Schultern nahmen. Die ſchwarze Matty war dabei und trug ihre Laute. Donna Juanna verneigte ſich linkiſch und unbehülflich und begrüßte, nach beendigtem Geſange, die einzelnen Herren mit freundlichen Mienen und Worten, zeigte ihnen ihren Kater und lobte ſeine hohen Tugenden und glänzenden Eigenſchaften. Nichts an ihr verrieth jenen tiefen Trübſinn, der ſich ſchattenhaft über ihre Seele gelagert hatte. Die entzückten Spanier füllten die Gläſer und überreichten ihr einen mit dem köſtlichſten Tinto gefüllten goldenen Becher und tranken mit ſtürmiſchem Jubel ihre Geſundheit. Sie erwiderte die Höflichkeit mit Dank, indem ſie den Becher auf das Wohl ihrer Landsleute kredenzte.

Jetzt öffnete ſich die Thür wieder und unter der lärmenden Muſik des Trommelſcheits, der Caſtagnetten und einer Pansflöte hüpften die Zigeuner in ihrem maleriſchen Coſtüm herein und führten einen ihrer maleriſchen Tänze auf. Alle ſpaniſche Augen leuchteten vor Entzücken; die Königin ſtieß zu wiederholten Malen kurze Freudenlaute aus, die Becher wurden immer fleißiger geleert und bald bemächtigte ſich eine Art Wonnetaumel der ganzen Verſammlung. Die wilde Zigeunermuſik verfehlte ihre Wirkung auf die Königin nicht. Alle romantiſche Zauber ihres Geburtslandes, alle ſüße Erinnerungen ihrer Jugend traten plötzlich in heller Farbenpracht vor ihre ſonſt umnachtete Seele. Sie ſprang plötzlich mitten unter die Zigeuner und tanzte mit ihrer Katze wie mit einem Kinde; die ernſthafteſten Edelleute legten ihre kalte Würde ab, ſprangen, tanzten, umarmten ſich und überließen ſich einer ausgelaſſenen Luſtigkeit. Antonio, der ſich mit der an der Thüre lauſchenden Matty durch ein paar Blicke verſtändigt hatte, ſtahl geſchickt ſeinem berauſchten

Bruder das Concept des Briefes aus der Taſche und ſteckte es ebenſo ſchnell der Negerin zu, die es im Buſen verbarg.

Jetzt mußte auch Matty auf der Laute ſpielen. Sie wählte eine ſchwermüthige mauriſche Romanze, wie ſie damals von Spanien nach Flandern gekommen waren, und die Königin vergoß Thränen der ſüßeſten Luſt. Niemand hatte ſie jemals ſo bewegt geſehen. Erſt gegen Morgen entfernte ſie ſich wieder mit ihrem mürriſchen Kater und ihren Dienerinnen. Auch die Gäſte rüſteten ſich zum Aufbruch.

— „Gebt mir doch das Concept des Briefs der Königin an ihren Vater," ſagte Antonio zu Hernandez, „ich will es abſchreiben und in Caſtilien verbreiten. Es wird eine ſchnelle und gute Wirkung thun."

— „Das iſt ein guter Einfall," verſetzte Hernandez und griff nach dem Papier. Es war verſchwunden. Beſtürzt ſuchte er es vergebens in allen Taſchen.

— „Ihr müßt es verloren haben!" rief Antonio, „aber ich gehe nicht eher, bis es aufgefunden iſt; ich muß es haben."

Die allgemeine Aufmerkſamkeit wurde rege. Alle ſuchten, Niemand fand es.

— „Dann iſt ein Verräther unter uns!" ſchrie Antonio und ſtellte ſich ganz ungeberdig. „Jeder von uns muß ſich unterſuchen laſſen und ich bitt' Euch mit mir anzufangen." Er wandte alle ſeine Taſchen um und nur die beiden verſiegelten Briefe an den König von Arragon kamen zum Vorſchein. Durch dieſes meiſterhafte Spiel ließ er auch nicht den entfernteſten Verdacht an ſeinen Verrath in den Seelen der Andern aufkommen. Die Unterſuchung lieferte natürlich kein Reſultat und man kam einſtimmig zu der Annahme, ein Glied der Zigeunergeſellſchaft müſſe das Blatt entwendet haben. Sogleich brachen mehrere auf, ſie in ihrer Herberge heimzuſuchen und ihnen das Papier wieder abzupreſſen. Hernandez tröſtete ſich, daß es mit keiner Unterſchrift verſehen ſei und im äußerſten Falle Niemand wiſſen könne, wer es geſchrieben habe.

Aber noch hatte er am folgenden Morgen ſeinen Rauſch nicht ausgeſchlafen, als er von königlichen Häſchern aus dem Bette geriſſen und zu Gefängniß gebracht wurde. Auf die ſchnell ſich verbreitende Nachricht von ſeiner Einkerkerung flohen einige der Vornehmſten jener nächtlichen Geſellſchaft eiligſt aus Brüſſel, Andere wurden durch den ſtrengen Befehl des wüthenden Königs verwieſen und mußten am folgenden Tage die Stadt verlaſſen. Donna Francesca erhielt Hausarreſt, die Königin Wachen vor ihre Gemächer, die Niemand zu ihr laſſen durften. Sie verſank ſofort in ihren alten tiefen Trübſinn, ſaß wochenlang auf einem Seſſel, ſtarrte auf eine Stelle, ſprach kein Wort und nahm höchſt ſelten etwas Weniges von Speiſe und

Trank. Dann ging der Trubſinn, wie immer, in Wahnſinn über und ſie beging die kindiſchſten und thörichtſten Handlungen. Allen Spaniern wurde bei Todesſtrafe verboten, ſich ihr zu nähern.

Antonio Cebes reiſte einige Tage nachher, reich belohnt vom Könige, ab, angeblich im Auftrag deſſelben nach Portugal, aber er hatte den Originalbrief der Königin und den Brief des Don Hernandez an den König behalten.

Den Pater Innocenz ſtrafte der König mit Verachtung.

Zehntes Kapitel.

Die mitternächtliche Geſellſchaft bei der Oberhofmeiſterin hatte keine falſche Kunden erhalten; König Philipp hatte mit Hülfe ſeines Vaters- und ſeiner Freunde bedeutende Anſtalten getroffen, den König Ferdinand den Katholiſchen aus ſeiner wichtigen Stellung als Regent des Königreichs Caſtilien, des reichſten und mächtigſten Landes der Welt, zu verdrängen und auf deſſen kleines und unbedeutendes Königreich Arragonien zu beſchranken. Der geſchickteſte und thätigſte dieſer Freunde war jener Don Juan Manuel de Campos, ſpaniſcher Geſandter am Hofe des deutſchen Königs, der Sproß eines der angeſehenſten und alteſten caſtiliſchen Adelshäuſer und aus der Intriguenſchule Ferdinands als ein Meiſter hervorgegangen, der die erlernten Künſte nun mit Glück gegen den Lehrer ſelbſt anwandte. Man ſagte, Don Manuel habe ſeit lange einen gluhenden Haß gegen den König von Arragon unter der Maske der tiefſten Ergebenheit verborgen, bis Iſabella vom Schauplatz abgetreten, und dieſer Haß ſei daraus entſprungen, daß ſeine Jugendgeliebte vom Könige Mutter geworden ſei. Genug, Manuel nahm den offenherzigen, jeder Rankeſucht fremden Philipp in die Lehre und es iſt nicht zu laugnen, daß der geradſinnige Oeſtreicher bald gute Fortſchritte in der Staatskunſt der Könige machte. Obgleich Don Manuel die ſtrengſten Befehle König Ferdinands erhielt, auf ſeinen Poſten nach Innsbruck zuruckzukehren, ſo blieb er doch in Brüſſel und war in kurzer Zeit der erklärte Günſtling des jungen, vergnügungsſüchtigen, arbeitsſcheuen und vom ungezügeltſten Ehrgeiz beſeſſenen Königs. Alles, was hier gegen den arragoniſchen König geſchah, ging von deſſen eigenem Geſandten aus und Don Manuel operirte mit Glück, weil er mit großer Geſchicklichkeit verfuhr. Nach ſeiner Angabe hatte ſich Philipp an den „großen Feldherrn“ Don Gonſalvo, ebenfalls einen gebornen Caſtilier, gewandt, Neapel als caſtiliſche Eroberung beanſprucht und Gonſalvo hatte ſich gerade nicht abgeneigt gezeigt, Philipp als ſeinen rechtmäßigen Herrn anzuerkennen; auf gleiche Weiſe hatte Manuel Verbindungen mit den mächtigen caſtiliſchen Ricos Hombres angeknüpft, welche faſt ſouverainen Fürſten gleich zu achten waren, und ihnen Hoffnungen oder Verſprechungen in Bezug auf ihre alten, von Ferdinand und Iſabella geſchmälerten Vorrechte, vorzüglich aber auf die Aufhebung der Allen verhaßten Inquiſition gemacht. Der

Und vor Glut verſiechen Thränen;
Darum Herzlein, nicht allzuweich!
Schlaf nur! Und dein ſchönſtes Sehnen
Krönt des Traumes Zauberreich
Liebe flüſtert in den Tönen,
Thränen weinet kein Vögellein.
Sollſt der Thränen dich entwöhnen,
Sang der Hoffnung wiege dich ein,"

Ein langes Nachſpiel verlohr ſich allmählig in dem Flüſtern der Blätter, wie vorhin die wehmüthigen Seufzer der Jungfrau, die von der Macht der Töne bezwungen, ſtill lächelnd, wirklich entſchlummert war. Bald darauf lauſchte ein gutmüthiges Jünglingsgeſicht durch die Zweige der Laube; und als er Guta ſchlafend gewahrte, trat der Sänger, die Harfe in der Hand, herein, bog ſich über die Liebliche hin, und ſagte leiſe: «Armes Herzlein, hat dir mein Lied doch ſüßen Schlaf zu Wege gebracht, damit du deinen ſchweren Kummer vergeſſeſt! Aber hoffe nur, hoffe! Ich habe ja noch nicht alle Hoffnung verloren, und nicht vergebens hat mir heute der aus dem gelobten Land heimgekehrte Graf von Katzenellenbogen vertraut, daß die Sage gehe, er, den du erſehnſt, lebe noch und kehre heim aus der Gefangenſchaft des mächtigen Sultan.

König von Frankreich war durch neue Unterhandlungen zu wichtigen Zuſagen militairiſcher Hülfe veranlaßt worden. Es war nicht zu verkennen, Philipps Wagſchale ſank durch das Gewicht Manuels und der ſtaatskluge Ferdinand wurde emporgeſchnellt. Es wurden im Laufe des Sommers große und koſtſpielige Anſtalten zur Reiſe nach Caſtilien gemacht, welche wiederum durch Frankreich gehen ſollte. Zwei Dinge ſollten in den Niederlanden erſt noch beſeitigt werden: die Niederkunft der hochſchwangern Königin, auf welche Philipp ſeit jenem an ihren Vater geſchriebenen Brief einen ſchier wüthenden Haß geworfen hatte und ſie gänzlich vernachläſſigte, und die Demüthigung des Herzogs Karl von Geldern oder, wie man ihn am burgundiſchen Hofe nur nannte, des Grafen Egmont.

Die Geldriſchen Händel waren ſchon über dreißig Jahre alt und ſtammten noch vom Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, Philipps mütterlichem Großvater. Dieſer hatte nämlich das Herzogthum Geldern von deſſen rechtmäßigem Herrn, dem Herzog Arnold, Grafen von Egmont, gekauft. Dieſer Arnold war von ſeinem Sohne Adolf, einem wilden, grauſamen und herrſchſüchtigen Menſchen, auf das ſchmählichſte behandelt und gefangen gehalten worden, um ihn zur Abtretung der Regierung zu zwingen. Aber der verabſcheuungswürdige Sohn erreichte ſeinen Zweck nicht. Karl der Kühne kaufte das Land dem ſchwergekränkten

Greiſe ab, und Adolf ward in einer harten Haft zu Cortryk gehalten. Aber er hatte einen achtjährigen Sohn Karl, welchen die geldriſchen Unterthanen, von einem ſchönen Rechtsgefühl geleitet, als ihren wahren und rechtmäßigen Oberherrn erkannten, indem ſie den von ſeinem Großvater bewirkten Verkauf des Herzogthums an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund verwarfen und ſich der Beſitzergreifung deſſelben mit bewaffneter Hand widerſetzten. Karl der Kühne überzog ſie mit einem mächtigen Heere und trieb die widerſpänſtigen Städte zu Paaren. Den jungen Karl von Egmont ließ er in Gent erziehen. Als nach Karls des Kühnen Tode der ränkevolle Ludwig XI. von Frankreich die Prinzeſſin Maria, Erbin von Burgund, mit Krieg drangſalte, holten die Flanderer den Herzog Adolf aus dem Gefängniß zu Cortryk, machten ihn zu ihrem Feldherrn und verſprachen ihm die Erbin Maria zur Gemahlin; er ward aber bei der Belagerung von Dornyk von den ausfallenden Franzoſen erſchlagen. Nun fielen die Geldrer ſeinem Sohne Karl wieder zu und erhoben ihn, der ohnmächtigen Maria gegenüber, zu ihrem Herzog, wozu ihm ſeine Geburt auch das vollgültigſte Recht verliehen hatte. Erzherzog Maximilian machte ihm aber ſpäter als Maria's Gemahl das Herzogthum ſtreitig und Karl, der als ſechzehnjähriger Jüngling im burgundiſchen Heere gegen die Franzoſen diente, gerieth in die Gefangenſchaft des

Königs Karl VIII. von Frankreich. Nach vier Jahren, als König Karl mit König Maximilian in Streit gerathen war, ſchickte er den jungen Grafen Karl von Egmont nach Geldern und reizte ihn an, das Herzogthum als ſein Erbe in Beſitz zu nehmen, verſprach ihm auch zur Behauptung deſſelben jegliche Unterſtützung. Die Geldrer begrüßten ihn freudig als ihren rechtmäßigen Herrn, huldigten ihm, bezahlten ihm die Steuern und verjagten Maximilians Amtleute. Maximilian brachte ein Heer gegen ihn auf, die franzöſiſche Hülfe blieb aus, Karl konnte ſich nicht halten. Er legte ſich auf's Bitten und der gutmüthige Max beſtellte ein Schiedsgericht der vier rheiniſchen Kurfürſten und des Biſchofs von Straßburg, um zu entſcheiden, wem Geldern gehöre. Das Gericht ſprach es dem deutſchen Könige zu und Karl floh wieder nach Frankreich, ſuchte und fand Hülfe, bemächtigte ſich mehrer geldriſchen Städte und beunruhigte die Niederlande eine lange Reihe von Jahren hindurch. Er genoß ſtets heimliche Unterſtützung des Königs Ludwig XII von Frankreich und zwar ganz zu derſelben Zeit, als dieſer König ſich in die innigſten Bündniſſe mit dem Erzherzog Philipp begeben hatte. Das war die Politik der Könige dieſes Jahrhunderts. Mehr noch aber bewirkte die treue Liebe des geldriſchen Volks, das ſeinem jungen Herzog mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit anhing und ſich nur gezwungen unter die burgundiſche Herrſchaft fügte.

So war denn auf König Maximilians Veranlaſſung der Krieg gegen Karl von Egmont im Jahre 1504 wieder erneuert worden und Philipp ſelbſt zu Felde gezogen. Er hatte mehrere Städte eingenommen, aber Karl hatte ſich doch behauptet und der Winter ſtellte wieder Alles in's Ungewiſſe. Nun kamen die wichtigern caſtiliſchen Angelegenheiten dazwiſchen. Aber Philipp wollte nicht eher nach Spanien gehen, bis Karl von Egmont aus Geldern vertrieben ſei. Die Geldrer hatten am Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahres die Grenzen von Holland und Brabant ſehr beſchädigt und die Schifffahrt auf der Maaß unſicher gemacht. Die Holländer waren ihnen nichts ſchuldig geblieben und die Unruhe nahm kein Ende. Nachdem nun König Philipp von Hagenau zurückgekehrt war, brachte er durch ernſtliches Aufgebot in allen Provinzen ein anſehnliches Heer zuſammen und rückte Mitte Juli damit nach Geldern. Die Stadt Grave an der Maaß an der Grenze des Landes nach Nord-Brabant öffnete ihm die Thore und mehrere kleinere Städte folgten ihrem Beiſpiel. Aber die größeren Städte, als Nimwegen, Roermond, Venloo, Zuitphen, Bommel, Tilet und Arnheim hielten dagegen in der Treue an ihrem angeſtammten Herzog feſt und die letztere Stadt wurde vom König Philipp eingeſchloſſen und belagert.

Der König hatte mit ſeinen Günſtlingen und Freunden das nahe Schloß Roſenthal als Hauqtquartier bezogen. Unter ihnen befand ſich auch Don Manuel. Die leichtſinnigen und verſchwenderiſchen Vergnügungen des burgundiſchen Hofs waren ihm gefolgt und durchrauſchten Tag und Nacht das ſonſt einſame Schloß. Eine Abtheilung des Heeres war nach dem Schloſſe Hattem aufgebrochen, wo der Herzog von Suffolk wohnte. Der König erwartete von dort ſtündlich Nachricht. Es waren alle Anſtalten getroffen, um das aufrühreriſche Land, wie man das Herzogthum Geldern im burgundiſchen Lager nannte, in kurzer Zeit zum Gehorſam zu bringen, und der König war ſehr erfreut über die guten Ausſichten. Er erfuhr durch ſeine Anhänger und Spione, daß Karl von Egmont faſt an alle deutſche Fürſten um Hülfe geſchrieben habe, aber überall abgewieſen worden ſei; es ging die Nachricht ein, daß er ſich mit den flehentlichſten Bitten an den König von Frankreich gewendet, aber auch bei dieſem nicht glücklicher geweſen war; im Gegentheil kam ein Brief des burgundiſchen Geſandten am franzöſiſchen Hofe auf Schloß Roſenthal an König Philipp an, welcher die freundlichſten Geſinnungen und Verſprechungen des Königs Ludwig ſowie deſſen Kriegsrüſtungen gegen Ferdinand den Katholiſchen, wozu die Generalſtaaten reichliche Mittel bewilligt hatten, vermeldete. Und in denſelben Tagen brachte Don Manuel ſeinem jungen Könige eine geheime Botſchaft aus Caſtilien, die beſagte, daß nun faſt alle caſtiliſche Großen von Ferdinand abgefallen ſeien, wodurch ſich dieſer in der äußerſten Verlegenheit befinde und ſich, ſobald Philipp das Land betreten würde, keine Stunde lang als Regent halten konne. Auch das Gerücht, König Ferdinand wolle ſich mit der Infantin Juanna, die man von ihrem angeblichen Vater Beltraneja nannte, vermählen, kam nach Roſenthal und gab wenigſtens Kunde von Ferdinands mislicher Lage. Dieſe Nachrichten verbreiteten die größte Freude und König Philipp, den das Gluck zu ſeinem Günſtling auserſehen zu haben ſchien, ordnete ein glänzendes Feſt an. Er ließ dazu Damen aus der Umgegend einladen, ja die leichtfertigen niederländiſchen Sitten führten vornehme Frauen aus dem benachbarten Nordbrabant herbei; einige Hofdamen waren ihren Männern und Liebhabern ſogar von Brüſſel gefolgt. Während die unglückliche Königin im Schloſſe zu Brüſſel eingeſperrt und von den Banden des düſterſten Wahnſinns gefeſſelt war, uberließ ſich ihr leichtſinniger Gatte allen ſchwelgeriſchen Genüſſen; denn auch er hatte eine neue Geliebte unter den im Schloſſe Roſenthal anweſenden Hofdamen. Mitten in die rauſchenden Vergnugungen des Feſtes trat ein Bote mit der Meldung, daß das Schloß Hattem eingenommen und der Herzog von Suffolk gefangen worden ſei. Der Konig gab ſogleich Befehl, den vornehmen Gefangenen mit allen Ehrenbezeigungen nach Roſenthal zu bringen. Am vierten Feſttage langte der engliſche Herzog mit einer Begleitung flandriſcher und brabantiſcher Edeln an und wurde am Thore von Wilhelm von Croy begrüßt, der ihn ſogleich zum Könige führte. Bei dieſem befand ſich Don Manuel, der in Gemeinſchaft mit Croy alle Regierungsgeſchäfte beſorgte.

Der Herzog von Suffolk war eine hohe, äußerſt edle und kräftige Geſtalt. Einfach und ſchier unter ſeinem Stande gekleidet, bekundete ſeine Erſcheinung und ſein einfaches, würdevolles Benehmen doch ſogleich den durch Geburt und Geſinnung gleich vornehmen Mann. Graue Locken hingen in ſeinen Nacken und ließen eine gewölbte, gedankenreiche Stirn frei, zu der ein tiefliegendes, ruhiges Auge und eine große gebogene Naſe trefflich paßten. Der König ging ihm mit Ehrerbietung entgegen und führte ihn zu dem Polſterbette, auf welchen ſie Beide Platz nahmen.

— „Die wechſelnde Kriegsfortuna,“ begann der König, „verſchafft mir die Freude, Ew. Liebden als meinen Gaſt beherbergen zu können.“

— „Ew. Majeſtät iſt ſehr artig, ihren Gefangenen Gaſt zu nennen,“ verſetzte Suffolk ernſt. „Ich bin auf Euern Befehl hier, nicht auf Eure Einladung.“

— „Ein Gefangener, den man ehrt, dem man zu ſeinem ſchmählich unterdrückten Rechte verhelfen möchte, dürfte ſich wol als Gaſt, ja, ich meine, als Freund betrachten. Ich heiß' Euch auf's freundlichſte willkommen in Schloß Roſenthal!“

— „Ich danke Ew. Majeſtät auf's freundlichſte und bin Euch in Sonderheit verbunden für die theilnehmende Geſinnung, die Ihr mir erſt ſchon, eh' ich in dies abhangige Verhaltniß zu Euch gerieth, durch den geehrten Baron von Croy habt an den Tag legen laſſen.“

— „Es kommt auf Euch an, Herzog Suffolk, dieſe Geſinnung für Euch in That zu verwandeln. Wer Euer klares Recht auf den engliſchen Thron kennt und ein Rechtsgefühl in der Bruſt hat für unterdrückte, verfolgte Unſchuld und die bündigſten Anſprüche, wird Euch gewiß nach Kräften beiſpringen, um Euch zu Recht und Beſitz zu verhelfen. Caſtilien, Burgund und Oeſtreich reichen Euch in mir die Hand, mein Vater iſt Euch wohlgeſinnt, Frankreich iſt mein innigſter Verbündeter und wird auf meinen Wunſch zu Eurer Hulfe bereit ſein. Die mächtigſten Reiche Europas ſpringen Euch bei, Euch die Krone, die Euch gehort, auf's Haupt zu ſetzen. Und in England habt Ihr viele und mächtige Freunde und Anhänger. Der Geiz und die Parteilichkeit des Uſurpators ſind verhaßt.“

— „So lockend die Ausſicht, ſie erſcheint zu ſpät für mich,“ ſagte Suffolk ruhig. „Wäre ſie zwanzig Jahre früher gekommen, vielleicht wär' ich ihr nachgegangen. Ew. Majeſtät iſt jung und vom glühenden

Eifer der Jugend beſeelt, das Höchſte und Glänzendſte zu erſtreben. Ich bin ein alter Mann, der ſich des Ehrgeizes abgethan und keinen Wunſch weiter hegt, als in's Vaterland zurückkehren zu dürfen, um dort ſeinen Sarg aus demſelben Holze zimmern zu laſſen, aus welchem ſeine Wiege geſchnitzt wurde. Ich dank' Euch herzlich für Euern guten und ſchönen Willen, mein König und Herr, aber ich liebe England zu ſehr, ich hab' es zu ſchmerzlich zucken und bluten geſehen in den wilden und furchtbaren Kämpfen der weißen und rothen Roſe, als daß ich es, um meines Rechts willen, noch einmal den Greueln des Bürgerkriegs preisgeben ſollte. Ja wenn ich ſogar die ſichere Gewährſchaft hätte, daß ich die, wie Ihr ſagt, mir gebührende Krone von Heinrichs von Richmond Haupte reißen und das meinige damit ſchmücken würde, ſie würde mir zu theuer erkauft ſein mit dem Blute auch nur eines einzigen Engländers. Wer, wie ich, ſein Leben der ſtillen Wiſſenſchaft geweiht und ihre hohen Genüſſe gekoſtet hat, wer in tiefſter Zurückgezogenheit in ihrem Dienſte alt geworden iſt, trägt kein Verlangen mehr nach einer Krone. Ich ſehne mich wol nach England — ach! unausſprechlich — aber nicht um ſein König, ſondern um ſein ruhigſter, den Geſetzen gehorſamſter Bürger zu ſein.“

— „Ihr mögt beneidenswerth ſein, um Eure Reſignation,“ ſagte Philipp unwillig, „doch wahrlich, ich beneid' Euch nicht. Ich wünſch' Euch von Herzen, daß König Heinrich Eure Geſinnung kennen lerne, um Euern beſcheidenen Wunſch zu erfüllen.“

— „Dazu hab' ich längſt alle Hoffnung aufgegeben.“

— „Nun ſo laßt Euch's ſo wohl ſein in meinem Lande, als Ihr vermögt.“

Der König ſtand auf und verbeugte ſich. Der Herzog trat ab und wurde auf ſeine Zimmer gebracht. Er nahm zwar die Einladung zur Tafel an, aber ohne Luſt und Leid. Ein von ſchwerem Schmerz geprüftes und über das irdiſche Treiben erhabenes Herz, paßte er nicht zu den Feſtgelagen auf Roſenthal; das Erſcheinen ſeiner ernſten, kummervollen Geſtalt würde die Freude gedämpft, wenn nicht gar verſcheucht haben. Philipp beſtimmte ihm das Schloß zu Namur zu ſeinem Aufenthalt und wies ihm ein anſehnliches Jahrgeld an. Am folgenden Morgen ging Suffolk an dieſen ſeinen Beſtimmungsort ab.

Um den kleinen Verdruß, den ihm der Herzog von Suffolk bereitet, zu verwinden, gab der König ſeinen Gäſten ein glänzendes Ringſtechen mit Bankett, wobei die das burgundiſche Heer begleitenden caſtiliſchen Ritter ſich auf das vortheilhafteſte hervorthaten. Philipp liebte es, auf dieſe Weiſe der ritterlichen Gewandtheit und Tapferkeit ſeiner caſtiliſchen Anhänger zu ſchmeicheln und ihnen dadurch Gelegenheit zu geben, ihre hohen und weltberühmten Vorzüge leuchten zu laſſen. Es

Vielleicht bringt dir der Himmel, deſſen frommes Kind du biſt, frohen Segen und mir — Thränen des Grams. O könnteſt du ahnen, wie ich dich liebe, du weinteſt vielleicht nicht um den fernen. Doch

«Herzlein ſtille! ſchlummre, ſchweige! Sei nicht immer ſo laut, ſo wach!» ſang oder ſumſte er vielmehr vor ſich hin, und verließ mit einem zärtlichen Blick aus thränengefüllten Augen auf die Schlummernde, die Laube.

Zwiſchen der Stadt Coblenz und dem Ritterhauſe Arkenhauſen waren auf einem, zum letztern gehörigen grünen Plane die Schranken und Eſtraden zum Turnier aufgeſchlagen, und unzähliges Volk ſtrömte herbei. Der Kurfürſt von Trier kam heran mit ſeinem ganzen Kapitel, nebſt ſeiner zahlreichen Vaſallenſchaft, die reichen Patrizier aus Coblenz mit ihren Frauen und Töchtern, Ritter und Edelknechte, und gemeine Leute in Haufen. Zelte und Buden hatten ſich rings erhoben, und für Sinnenluſt und Freude war überall geſorgt. Die Wappenherolde verkündeten, als die Zeit herangekommen war, auf Befehl des Kurfürſten durch drei gewaltige Trompetenſtöße den Anfang der Kampfſpiele, die turſchien, als ſollte an ſeinem Hofe noch einmal die Tugend des Ritterthums vergangener Jahrhunderte, wie ſie ſich in Caſtilien und Leon erhalten hatte, zur Blüte kommen, die in den Niederlanden mit Karl dem Kühnen verwelkt und für die das vom Handelsgeiſt des Bürgerthums befruchtete Land kein geeigneter Boden war. Kein brabantiſcher Adeliger begünſtigte die Caſtilier und ihr romantiſch ritterliches Weſen mehr, als Wilhelm von Croy, gleichſam der letzte Ritter der Niederlande, und ihn ſah man ſtets mit den Rittern aus der fernen Halbinſel in die Schranken reiten, um eine Lanze mit ihnen zu brechen. Der König ſelbſt, obgleich als burgundiſches Kind weichlicher erzogen und üppiger lebend, als ſich mit den harten und anſtrengenden Leibesübungen des wahren Ritterdienſtes vertrug, verſchmähete es doch nicht, zuweilen geharniſcht ſein Roß zu beſteigen und an den Spielen Theil zu nehmen, die den ſchwärmeriſchen Geiſt des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnen. Aber er fand ſich in der That ſchlecht in die ernſte und waffenkräftige Rolle eines Caſtiliers, der heitere, üppige und genußſüchtige Geiſt des Niederländers war und blieb ihm eigen. Der verwöhnte Sohn des reichſten Handelsvolks und des ſechzehnten Jahrhunderts konnte ſich nicht nach Luſt und Belieben um drei Jahrhunderte zurückverſetzen oder ſich das innerſte Weſen eines Volkes aneignen, das im begeiſterten Kampfe mit den Ungläubigen für den reinen Chriſtenglauben ſich auf der Höhe jenes Ritterthums erhalten hatte und zu deſſen König er durch eine ſeltſame Fügung des Geſchicks berufen war. In der That konnte man nicht leicht ſtärkere und ſchroffere Gegenſätze in allen Lebensbeziehungen ſehen, als zwiſchen den Niederländern und Caſtiliern ſtattfanden. In Philipps Stammlande ſprach ſich überall der Geiſt der Reformation in Kirchenſachen aus und der ſtrengkatholiſche Glaube hatte nirgend ſchlechtere Anhänger und Vertheidiger als hier; in Caſtilien wachte der finſtere Geiſt der Inquiſition, wie ein mörderiſcher Nachtvogel, über die ſtrengſte Reinheit der feſtgeſtellten Glaubensformen und verdammte Jeden zum Scheiterhaufen, harten Bußen oder Landesverweiſung, der durch ein Wort verrieth, daß er eine davon abweichende Anſicht hege. Der Niederländer huldigte den freieſten Sitten und die Verſchmähung der geſetzlichen Form in der Vereinigung der beiden Geſchlechter war eine Modeſache, der die Frauen ebenſo ſtark huldigten, wie die Männer, ohne dadurch dem Tadel eines öffentlichen ſittlichen Gefühls, das in Wahrheit gar nicht vorhanden war, anheimzufallen; der Caſtilier hielt mit der äußerſten Strenge auf Keuſchheit und Sittenreinheit und die Heiligkeit der Ehe ſtand ihm ſo hoch, daß Iſabella, die verſtorbene Königin von Caſtilien, die Krone allein dieſem das ganze Volk durchdringenden Sittlichkeitsgefühl verdankte, auf welche Johanna, die

Tochter ihres Bruders und Vorgängers, des Königs Heinrich IV., ein weit näheres und begründeteres Recht hatte. Da ſich aber einmal der Verdacht im Volke gegen die Königin, Heinrichs leichtfertige Gemahlin, feſtgeſetzt hatte, nicht der König, ſondern ſein ſchöner Günſtling Beltran de la Cueva, Herzog von Albuquerque, ſei Johanna's Vater, was nicht nur durch nichts bewieſen werden konnte, wogegen ſogar Wahrſcheinlichkeitsgründe ſtritten, ſo verwarfen die Cortes dieſe Johanna als Nachfolgerin und übertrugen die Krone Iſabellen, der Schweſter des Königs. Der Niederländer war gewerbthätig und handelsſpeculativ und Künſte und Wiſſenſchaften blüheten in ſeinen Städten; der Caſtilier verachtete Gewerbe und Handel und wußte nichts von ihrer Blüte, der lebensſchmückenden Kunſt, der geiſterhebenden Wiſſenſchaft. Der Niederländer war leicht, fröhlich, ſchnell bewegt und wandelbar wie das Meer, dem er ſeinen Reichthum verdankte; der Caſtilier zeigte einen finſtern Ernſt, abgemeſſene Steifheit, eine bis zum Lächerlichen getriebene Förmlichkeit und äußerſte Charakterſtrenge. Und über dies üppige Marſchvolk und dies keuſche Bergvolk, einander ſo fremd und ſo weit entfernt, ſollte nun ein König herrſchen und dieſer erſte König ſollte der leichtſinnige Philipp, der echte Sohn der Niederländer ſein!

Das Bankett brauſte in wilder Schwelgerei, als der König von einem Pagen benachrichtigt wurde, es ſei ſoeben ein Mann auf ſchweißbedecktem Roſſe vor das Schloß geſprengt, der um kurze Audienz bitte, da er Nachrichten von der äußerſten Wichtigkeit überbringe. Philipp befahl, denſelben auf ein Zimmer zu führen, wohin er ſich ebenfalls ſogleich begab. Er war nicht wenig erſtaunt, den Zigeuner Antonio vor ſich zu ſehen, den er in Portugal wähnte.

— „Nur ein außerordentliches Ereigniß hat mich vermocht, von Blois ſo eilig zurückzukehren, daß ich den Weg in drei Tagen zurückgelegt habe,“ ſagte Antonio ſich verneigend, „um Ew. Majeſtät wirkſamſt zu dienen.“

— „Was iſt geſchehen?“ fragte der König beſtürzt.

— „Der König von Arragonien hat durch einen heimlichen Geſandten beim Könige von Frankreich um die Hand ihrer beiderſeitigen Baſe[*], der ſchönen Gräfin Germaine von Foix, anhalten laſſen; er hat die Zuſage König Ludwigs erhalten und ein Bündniß beider Könige zu Ew. Majeſtät Verderben iſt im Werke. Der ſpaniſche Geſandte iſt mit dem Jawort abgereiſt und nächſtens wird eine große öffentliche ſpaniſche Geſandtſchaft in Blois eintreffen, das neue Bündniß zum Abſchluß zu bringen."

---

[*] Germaine von Foix war die Tochter Maria's von Orleans, Schweſter Ludwigs XII. von Frankreich, und Johanns von Foix, Fürſten von Narbonne. Dieſer Johann aber war der Sohn der übelberüchtigten Leonore, Gaſtons von Foix Gemahlin, Königin von Navarra. Und dieſe Leonore war Ferdinands des Katholiſchen Schweſter. König Ferdinand war alſo Germaine's Großenkel, König Ludwig ihr Geſchwiſterkindsvetter.

Der König ſtarrte den Sprecher wie ein Geiſtesabweſender an; ſein Geſicht hatte ſich entfärbt und ſeine blau gewordenen Lippen zitterten. Endlich rief er mit Anſtrengung: „Menſch, du lügſt, das hat dir der Teufel eingegeben, mich zu erſchrecken."

— „Ich kann Euch jeglichen Eid ſchwören, daß ich die Wahrheit ſage. Auch werdet Ihr bald genug die Beſtätigung meiner Nachricht erfahren. Denn ich wette darauf, ſie iſt heute ſchon keiner Seele am franzöſiſchen Hofe ein Geheimniß mehr."

— „Es iſt ja nicht möglich! Es kann nicht ſein!" wüthete jetzt Philipp. „Die beiden Todfeinde ſollten ſich verbunden haben, mir die caſtiliſche Krone zu entreißen! König Ludwig ſollte vergeſſen haben, daß dieſer falſche Ferdinand es war, der ihn um die Hälfte von Neapel betrog! Ludwig ſollte vergeſſen haben, daß ihn die heiligſten Verpflichtungen an mich und meine Sache binden, der er noch vor wenig Wochen die ſchönſten Zuſicherungen gemacht hat! Nein, nein, ſo treulos, ſo falſch kann König Ludwig nicht ſein!"

— „Ihr vergeßt, daß dieſer König die wachſende Macht des Hauſes Oeſtreich mit neidiſchem, ängſtlichem Auge betrachtet. Liegt denn nicht Frankreich zwiſchen Caſtilien und Burgund?"

— „Und dieſer ſchlaue Ferdinand ſollte ſo unklug ſein, ſeine ſo ängſtlich bewahrte Ehre durch eine ſo enge Verbindung mit Frankreich auf's Spiel zu ſetzen und ſich die caſtiliſchen Granden noch mehr zu entfremden? Der angehende Greis ſollte das ſtolze, franzöſiſche Kind als Gemahlin auf ſeinen Thron ſetzen? So unklug iſt Ferdinand nicht."

— „Ihr vergeßt, daß ihm ſchier kein anderes Mittel übrigbleibt, um ſich die Regentſchaft Caſtiliens zu ſichern. Er hat jetzt nur im Sinn, Euch zu ſchaden und von der Herrſchaft Caſtiliens fernzuhalten. Seinen eigenen Schaden ſieht er nicht."

— „Und ich, der ich vor zwei Jahren in Blois faſt den Tod davon hatte, als ich Frieden ſtiften wollte zwiſchen dieſen beiden Königen, der ich mein deutſches Rechtsgefühl verhöhnt und mich Lügen geſtraft ſah von dem „ſtaatsklugen" Ferdinand, ich ſollte jetzt von dieſen beiden Königen verrathen und verkauft ſein? Es iſt nicht möglich, oder die Hölle ſelbſt hat dieſen Plan ausgeheckt."

— „Nehmt Eure Maßregeln danach, dieſen Plan zu vereiteln. Nicht vergebens bin ich ſo ſehr geeilt, Ew. Majeſtät davon in Kenntniß zu ſetzen."

Der König ließ augenblicklich den Don Manuel und den Pfalzgrafen Friedrich rufen und theilte ihnen die erhaltene ſeltſame Mähr mit, die ihm ſo ganz unglaubhaft vorkam. Beide Günſtlinge erſchraken. Auf einen ſolchen Schritt Ferdinands war keiner vorbereitet geweſen; er hatte gar nicht in den Grenzen ihrer Möglichkeitsberechnung gelegen.

— „Sieh da!“ ſagte der Pfalzgraf endlich trocken, „die kleine Zigeunerprinzeſſin hat es in Blois Ew. Majeſtät vorausgeſagt, die Gräfin Germaine würde Eure Feindin werden.“

Der König fuhr, wie vom Blitz berührt, auf: „Wahrlich, du haſt recht, Friedrich! Wer hätte damals geahnt — und es ſind erſt drittehalb Jahre — daß ſich dieſe Prophezeiung ſo ſeltſam erfüllen würde! Bei Gott, es fehlt nicht viel mehr, ſo iſt ſchon Alles eingetroffen! Die beiden ſchönſten Blumen des franzöſiſchen Hofes, die mich damals ſo ſehr entzückten, ſind an alte Könige verſchleudert worden. Die Zigeunerin ſagte Anna zwei Kronen zu und ſie hat ſie erhalten; ſie prophezeite Germaine ich weiß nicht wie viel Kronen und, ſieh, ihr ſchlauer Großonkel will ſie ihr auf das niedliche Haupt ſetzen. Nun glaub' ich es, die Zigeunerin hat wahr geredet. Aber was iſt nun zu thun, Don Manuel, gegen dieſen unerwarteten Schlag?“

— „Liſt gegen Liſt, Falſchheit gegen Falſchheit, Majeſtät. Ihr ſeht, wie die Könige zu handeln pflegen. Ihr müßt Euch ſchon bequemen zur echten Königsrolle. Wir wollen es überlegen. Vor allen Dingen müßt Ihr dieſen Krieg ſo raſch als möglich zu Ende bringen, damit wir von dieſer Seite nicht behindert ſind und König Ludwig nicht ſchnell dem Herzog von Geldern mit ſtarker Hülfe beiſpringt. Denn nun muß Ew. Majeſtät auf jeden feindlichen Schritt von franzöſiſcher Seite gefaßt ſein.“

— „O, über die abſcheuliche Falſchheit dieſer Könige!“ rief Philipp mit dem Tone des gerechteſten Unwillens.

Antonio erzählte auf Befehl ausführlich, wie er hinter die Werbung des arragoniſchen Königs gekommen war.

— „Ich raſtete einige Tage in Blois und ſpionirte nach Nachrichten zu meinen Zwecken; ich habe am franzöſiſchen Hofe manchen Bekannten unter Hohen und Niedern. Da war ich nicht wenig erſtaunt, auf ein Paar ſpaniſche Landsleute zu ſtoßen. Bald erfuhr ich, daß der Herr, den ſie als Dienerſchaft begleitet, ein Mitglied des königlichen Raths von Arragon ſei; ein cataloniſcher Mönch Don Juan de Enquera. Bald darauf ſah ich dieſen Herrn mit dem blutjungen Grafen Gaſton de Foix *), dem Bruder der Gräfin Germaine und dem Herzog von Bourbon gehen. Ich erfuhr, daß der ſpaniſche Mönch eine geheime Botſchaft ſeines Königs an den König Ludwig gebracht habe. Er war ſehr gnädig empfangen und behandelt worden und

---

*) Dies iſt derſelbe, der 1512 als zweiundzwanzigjähriger Feldherr der Franzoſen und hochberühmter Kriegsheld in der Schlacht bei Ravenna ſiegreich gegen die Spanier fiel.

die Hofleute machten ihre Bemerkungen dazu. Es war allgemein das Gerücht am Hofe verbreitet, der König Ferdinand habe um die Prinzeſſin Donna Juanna, die man die Beltraneja nennt, geworben und eine Geſandtſchaft in das Kloſter nach Portugal geſchickt, wo ſie Nonne iſt, damit ſie als ſeine Gemahlin ihre alten Anſprüche auf die caſtiliſche Krone erneuere. Er habe aber eine abſchlägige Antwort erhalten. Niemand konnte ſich damit die Geſandtſchaft an den franzöſiſchen Hof zuſammenreimen. Bald aber flüſterte man ſich das Geheimniß in die Ohren; ich wußte mich dem Don Juan de Enguera zu empfehlen und er verrieth mir in der Freude ſeines Herzens den glücklichen Erfolg ſeiner Sendung. König Ludwig hat zu Gunſten der Nachkommenſchaft ſeiner ſchönen Nichte auf ſeine Anſprüche auf Neapel verzichtet. Es iſt Alles in Ordnung und der ſpaniſche Geſandte bereits zurückgereiſt."

Philipp konnte ſich lange nicht von dem Schrecken erholen, den ihm dieſe Nachricht eingeflößt hatte. Seine Günſtlinge traten ſogleich wieder handelnd für ihn ein. Auf Don Manuels Veranlaſſung mußte Wilhelm von Croy den Herzog von Suffolk beſuchen, dem Vorwand nach, um nachzuſehen, daß bei ſeiner neuen Einrichtung ihm nichts abgehe, dabei mußte er dem Herzog entdecken, der König ſei nicht abgeneigt, mit dem Herzoge von Geldern ein dieſem vortheilhaftes Uebereinkommen zu treffen, wenn er ſchnell ſich perſönlich an ihn wende.

Der Herzog von Suffolk, der dem Herzog von Geldern Verbindlichkeiten ſchuldete und ein dankbares Gemüth hatte, verfehlte natürlich nicht, dies dem ſchwerbedrängten Herzog Karl zu melden. Und ſo kam denn ſchon nach zwei Tagen eine Botſchaft deſſelben auf Schloß Roſenthal an, die ſicheres Geleit für ihn vom König anſprach und erhielt. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Der junge, ſchwergeprüfte Fürſt warf ſich dem noch jüngern Könige zu Füßen. „Ich komme als ein unterthäniger Diener meines Königs," ſprach er, „Ew. Majeſtät zu verſichern, daß ich weder Willen noch Kraft mehr habe Euch länger zu widerſtreben. Ich bitte demüthig um Gnade und Frieden und zwar bei dem Herzog von Burgund, deſſen hochberühmte Vorfahren mich von meinem ſiebenten bis in mein funfzehntes Jahr, aus angeborner hoher Güte, als einen Fürſten erzogen und gehalten haben. Und als Fürſt bin ich, als ich nachmals in burgundiſchen Dienſten bei Bethune von den Franzoſen gefangen wurde, am franzöſiſchen Hofe bis in mein zwanzigſtes Jahr aufgewachſen. Deshalb getröſte ich mich der Hoffnung, Ew. Majeſtät werde auch jetzt ſo mit mir verfahren, daß ich ferner meinem Stande gemäß leben kann."

Philipp hob ihn auf, ſetzte ſich freundlich mit ihm auf ein Polſter und ſagte gütig: „Ihr ſeid ein Fürſt und ſollt ein ſolcher bleiben. Wir wollen in Güte mit einander verhandeln."

nierluſtigen Ritter ritten in die Schranken, und nannten dem Wappenmeiſter ihren Namen. Sie waren von den blühenden Geſtaden des Rheins gekommen, wo er aus dem ewigen Schnee der Schweizergebirge ſich herabſtürzt, bis hinab, wo er durch die Ebnen der Niederlande träge dahin ſchleicht. Aber nicht minder hatten die Städte und Burgen aus dem Moſel- und Mainthale, aus der Wetterau, aus Franken, Schwaben, Elſaß und Lothringen junge Leute mit berühmten Namen geſandt, die alle nach dem Beſitz der reichen und ſchönen Coblenzerin ſtrebten, und mit ihr ſich Ruhm erwerben wollten. Es war eine herrliche Verſammlung, die Blüthe der Ritterſchaft aus dem weſtlichen Deutſchland.

Auf einer Eſtrade, voll der ſchönſten Frauen, erblickte man, mitten unter den blühendſten und edelſten den Sänger, der noch vorhin ſo traurig aus der Laube des Gartens zu Arkenhauſen geſchlichen war, in koſtbaren Kleidern, faſt überladen mit Putz und buntem Tant, und den Frauen umher hoffirend mit allerlei ſüßem Geſchwätz. Trotz dieſer angenehmen Beſchäftigung, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen ſchien, beobachtete er doch mit ſcharfem Auge die in die Schran-

Hierauf wurde ein Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Furſten auf Jahr und Tag verabredet. Die Bedingungen waren: Die beiderſeitigen Unterthanen in Niederland und Geldern ſollten ungehindert mit einander handeln und wandeln. Von beiden Theilen ſollte eine gewiſſe Anzahl gelahrter und ſachverſtändiger Perſonen erkieſet, vor denſelben innerhalb zweier Monate, die beiderſeitigen Anſpruche, bei Strafe des Verluſtes derſelben, angebracht und belegt und durch dieſe Schiedsrichter binnen Jahresfriſt die Streitſache über Geldern entſchieden werden. Jeder Theil ſollte während des Anſtandes die Städte, Feſtungen und Dörfer, die er eben innehatte, behalten. Herzog Karl ſollte dem König Philipp wider deſſen Feinde zu Dienſt ſein und dafür ein gewiſſes Jahrgeld erhalten. Endlich ſollte der Herzog den König ehrenhalber mit einer ſtattlichen Gefährtſchaft nach Spanien begleiten. Zur Ausrüſtung zu dieſer Reiſe wurden ihm vom Könige dreißigtauſend Gulden nebſt den Einkünften des Herzogthums Geldern großmüthig geſchenkt.

Herzog Karl beſchwur dieſen Vertrag, der am 29. Juli zu Tilet öffentlich beſtätigt wurde, auf das heilige Sakrament und König Philipp ſchickte ſich an das Land zu verlaſſen.

Ehe dies geſchah, lief von mehreren Seiten die Beſtätigung der Nachricht von der neuen merkwürdigen Verbindung der Könige von Arragon und Frankreich ein. Sie ſetzte alle Welt in Erſtaunen. Auch erfuhr Philipp bald genug die Wirkung dieſes ihm ſo ärgerlichen und nachtheiligen Vertrags. Er hatte beſchloſſen, die Reiſe wieder durch Frankreich zu machen, als die ſicherſte und bequemſte, und es ſollte nur die nahbevorſtehende Niederkunft der Königin abgewartet werden. Schon waren mannichfache Befehle zur Rüſtung der Reiſe gegeben worden. Jetzt erhielt er vom König Ludwig ein Verbot zugeſchickt, er möge den Durchgang nach Spanien durch ſein Gebiet nicht eher verſuchen, bis er mit ſeinem Schwiegervater zu einem freundlichen Verſtändniß gekommen ſein würde. Zu gleicher Zeit wurde dem ſchwergetäuſchten jungen Könige gemeldet, daß die Prinzeſſin Claudia von Frankreich, die Verlobte ſeines Prinzen Karl, mit dem jungen Vetter des Königs Ludwig (wenn dieſer keine männliche Nachkommenſchaft erzielte, wahrſcheinlichem Nachfolger deſſelben), dem Herzog Franz von Angoulême verlobt worden ſei.

— „O Germaine! Schöne, grauſame Germaine!“ rief Philipp voll Verdruß; „deine kleine, niedliche Hand raubt mir und meinem Sohne Kronen und Länder. Wahrlich, du biſt meine größte Feindin geworden!“

Elftes Kapitel.

Auf der Schelde bei Antwerpen drängten ſich Hunderte von Kauffahrtſchiffen aller Nationen, welche Welthandel zur See trieben; weithin war der ganze majeſtätiſche Strom mit ſtolzen Fahrzeugen bedeckt, beflaggt und bewimpelt bis in die höchſten Maſtenſpitzen, ein erhabenes Schauſpiel, das einen Begriff geben konnte von der Bedeutſamkeit der brabantiſchen Hafenſtadt. König Philipp war auf der Heimreiſe von Geldern nach Antwerpen gekommen, um die Stadt vor ſeiner Abreiſe nach Spanien noch einmal zu begrüßen, und der Magiſtrat hatte ihn zu einer feſtlichen Fahrt auf der Schelde eingeladen und ihm dazu ein neues prächtiges Brickſchiff, königlich ausgeſchmückt, zum Geſchenk gemacht. Sobald der König mit ſeinen Hofherren und den ihn begleitenden caſtiliſchen Adeligen dieſes ſchöne Fahrzeug beſtiegen hatte, neigten ſich die Flaggen vor ihm und jedes Schiff begrüßte ihn mit Kanonenſchüſſen, ſo daß, ſo weit das Auge reichte, der Strom mit

Dampfwolken bedeckt war. Der jugendliche König ſtand in reicher caſtiliſcher Rittertracht auf dem Verdeck und fuhr, die empfangenen Grüße freundlich erwidernd, durch die Reihen der Schiffe den Strom hinab. Das Schiff des Magiſtrats mit den Vornehmſten der Stadt folgte ihm, alle andere Schiffe ſchloſſen ſich dieſem an und ſo wurde der Zug von Minute zu Minute größer. Jetzt kam er an eine ſtattliche Brick, die das Wappen der Stadt Augsburg, den Pinienapfel, in der Flagge führte. Zwei Männer ſtanden vorn auf dem Verdeck und ſchwenkten ihre Hütlein zum Gruß. Der Eine davon zeichnete ſich durch ſeine ſchlichte Tracht aus. Der König erkannte ihn ſogleich. Es war Jakob Fugger. Der andere, reicher Gekleidete war Bartholomäus Welſer. Hinter ihnen hatte die zahlreiche Dienerſchaft der Fugger'ſchen und Welſer'ſchen Handelshäuſer zu Antwerpen und die Mannſchaft ihrer Schiffe Platz genommen. Der König ließ ſogleich halten und die beiden augsburger Bürger einladen, die Fahrt mit ihm auf ſeinem Schiffe zu machen. Nach wenigen Minuten traten die alſo ausgezeichneten Herren an Bord der königlichen Brick.

— „Ich freue mich ſehr,“ redete Philipp ſie an, „daß Ihr meiner Einladung gefolgt ſeid, wackrer Fugger, und vor meiner Abreiſe nach Caſtilien noch einmal die Reiſe nach den Niederlanden gemacht und mir auch Euern Freund Welſer mitgebracht habt. Seid mir willkommen in Antwerpen, werthe Männer und Freunde! Ich habe noch viel mit euch zu reden und zu verhandeln, ob' ich für einige Zeit von den niederländiſchen Küſten ſcheide."

— „Wir waren auch ohne Ew. Majeſtät gnädigſte Einladung gekommen," verſetzte Fugger ehrfurchtsvoll, „um Euch Glück zu wünſchen zum glorreichen Erwerb der caſtiliſchen Königskrone. Möge ſie Euer Haupt bis in's ſpäteſte Alter ſchmücken! Mögen noch andere Kronen hinzukommen! Und möge Ew. Majeſtät den Häuſern Welſer und Fugger ſtets ein gnädig geſinnter König ſein!"

— „Euer letzter Wunſch wird ſtets und zu jeder Zeit meines Lebens in Erfüllung gehen. Zum ohneinletzten hat es wenig Ausſicht. Ihr werdet ja wiſſen, daß mein Schwiegervater ein fröhlicher Hochzeiter iſt und für Arragon, Sicilien und Neapel ſelbſt noch Könige zu erzielen ſich anſchickt. Auch daß er mir die caſtiliſche Krone ſtreitig macht, iſt Euch keine unbekannte Sache."

— „Das Herz Sr. Majeſtät des Königs von Arragon wird ſeine bekannte väterliche Milde und Liebe gegen Ew. Majeſtät nicht verläugnen, ſobald Ihr ſelbſt nach Spanien kommt," ſagte Welſer.

— „Es iſt ein ſchlaues, großes Herz und hat für viele Gefühle Raum," lachte der König. „Den meiſten für puniſche Treue. Es iſt ſo liebevoll, daß es mir die Reiſe nach Caſtilien erſparen möchte; aber ich ſehne mich nach ſeiner väterlichen Umarmung. — Doch ich wollte ja nach Euern Umſtänden fragen. Wie machen ſich die Handelsgeſchäfte in Antwerpen?“

— „Dank unterthänigſt der gnädigen Nachfrage!“ verſetzte Fugger. Der Herr im Himmel und unſere Schutzheiligen ſtehen uns bei. Es hat ſich Alles gut angelaſſen und ſeinen wünſchenswerthen Fortgang gehabt. Ja, wir wollen nicht läugnen, daß Manches unſre Erwartungen übertroffen hat, ſodaß Valuta geſtiegen.“

— „Dies zu hören, macht mir große Freude,“ rief der König, und die Wahrheit ſeiner Worte wurde von ſeinen ſchönen, aufrichtigen Zügen beſtätigt.

— „Auch ſind wir gern bereit,“ ſagten Welſer und Fugger, dem Herzog von Suffolk mit Mitteln beizuſpringen. Doch hat uns die durchlauchtigſte Erzherzogin in Löwen, wo wir ihr aufgewartet, ſtreng erklärt, aus dieſem Handel werde nichts.“

— „Sie hat recht,“ ſprach Philipp. „Ich dank' Euch für Eure Güte, womit Ihr auf meinen Plan eingegangen. Doch will ich meine Schweſter nicht zwingen. — Ihr habt ein zwiefaches Geſchäft hier errichtet, eine Waaren- und Wechſelhandlung.“

— „So iſt's, gnädigſter Herr! Die Geſchäfte ſind geſondert. Das Wechſelgeſchäft treiben die Häuſer Welſer und Fugger jedes für ſich allein und auf eigne

Rechnung, weil unſre Wechſelhandlung in Augsburg und hier nur ein einziges untrennbares Geſchäft bildet. Dagegen treiben wir, Freund Bartholomä und ich, den Seehandel zuſammen und zwar für unſere beiden Perſonen, unſere Brüder und Verwandten ſind dabei nicht betheiligt."

— „So hat Euch wol Eure Wirthin einen Erben geſchenkt?"

— „Dem iſt leider noch immer nicht alſo, ja die Hoffnung dazu hat noch keinen beſtimmten Gehalt; ich glaube nicht mehr daran. Die Errichtung des hieſigen Hauſes auf meine alleinige Gefahr geſchah nur, um meinen ängſtlichen Brüdern jede Beſorgniß zu erſparen."

— „Eure wackere Geſinnung iſt mir ja bekannt. Und ſo haben die Fugger-Welſer'ſchen Schiffe ferne Länder wol ſchon fleißig beſucht?"

— „Wir nennen jetzt vier ſchöne Handelsbricks unſer Eigenthum; ſie beſuchen die europäiſchen Länder, zwei die nordiſchen, zwei die ſüdlichen, und ſo ſtehen wir mit Venedig, Genua, Neapel und Sicilien, mit Barcelona, Malaga, Liſſabon und Oporto ebenſo in directer Handelsverbindung wie mit den ſud- und nordfranzöſiſchen, den engliſchen ſchottiſchen, iriſchen, däniſchen und ſchwediſchen Häfen. Wir beſchicken Bremen, Hamburg, Lübeck, Danzig und Königsberg und einer unſerer Seefahrer hat ſich ſchon nach Riga verſtiegen."

— „Das kann nur Jakob Fugger von Augsburg,“ ſagte der König und legte dem ſchlichten Ehrenmann, der dieſen Namen führte, die Hand vertraulich auf die Schulter. — „Man hat mir geſagt, Ihr wollet ſogar Schiffe nach den beiden Indien ſenden und Euch in Braſilien ankaufen, Ihr ſtandet deshalb mit meinem Schwager, dem Könige von Portugal, in Unterhandlung.“

— „So iſt's, mein gnädigſter König. Unſer Freund Martin Beheim von Nürnberg, der bei des Königs von Portugal Majeſtät in gar großer Gunſt ſteht, macht den Unterhändler. Doch ſind wir noch zu keinem Abſchluß gekommen, weil wir erſt von einem geſchickten Manne das neue Küſtenland befahren und unterſuchen laſſen wollen.“

— „Ich wünſche nicht, daß Ihr mit König Emanuel abſchließt. Nein, nein! Philipp von Oeſtreich, Euer Freund, iſt jetzt König von Caſtilien und die Krone Caſtilien hat Land genug in der neuen Welt, das ſie den Fuggern und Welſern ablaſſen kann. Da hat mir ein caſtiliſcher Seefahrer, der mit Colombo die letzte Reiſe gemacht und mich dieſen Sommer in Brüſſel beſucht hat, von einem herrlichen Lande erzählt, welches an die portugieſiſche Beſitzung, die man jetzt Braſilien nennt, angrenzt. Dort ſind die Caſtilier vor ſechs Jahren zuerſt gelandet und haben eine große Stadt auf kleine Inſeln und auf große Baumpfähle, die ſie in die Sumpfe einrammten, zu bauen angefangen, welche ſie aus dieſem Grunde Kleinvenedig*) nannten. Man hat mir nicht genug Weſens von der Fruchtbarkeit und dem Metallreichthum dieſes Landes machen können und es ſoll ſich ganz vorzuglich zum Handel eignen. In der That, ich wünſchte, daß Ihr Eure Niederlaſſung in dieſem Kleinvenedig oder in der Nähe bewerkſtelligt. Wir werden darüber bald einig werden."

— „Ich habe auch ſchon von dem Küſtenlande vernommen, wo die Spanier Kleinvenedig erbauen," antwortete Welſer, „und da wir unſres durchlauchtigſten Königs Gnaden gern in allen Stucken zu Willen ſein möchten, ſo bin ich bereit Ew. Majeſtät Vorſchlag anzunehmen und zweifle nicht an Vetter Fugger's Zuſtimmung."

— „Ihr habt ſie," ſagte dieſer. „Ich will ja lieber Land von der caſtiliſchen Krone erwerben, die mein eigner gnadigſter König trägt, als von der portugieſiſchen."

— „Wolan," ließ ſich der König vernehmen, „ſowie ich nach Caſtilien komme, werde ich mit Chriſtoph Colomb reden, der ſich jetzt in Spanien aufhält. Der edle Mann iſt ſchlecht belohnt worden vom König von Arragon und folgt dieſem großen katholiſchen Könige nach, wie deſſen Schatten, um ihn zur Erfüllung ſeines königlichen Wortes zu bringen. Aber Ferdinand pflegt Königen und nächſten Verwandten ſein Wort nicht zu halten, geſchweige einem ausländiſchen Seefahrer, wie Colomb, und wenn dieſer ſelbſt eine neue Welt entdeckt hätte. Aber bei Gott und allen Heiligen! ich werde dieſe Schändlichkeit nicht dulden. Alles, was die Königin Iſabella von Caſtilien dem Seefahrer Chriſtoph Colomb feierlich mit ihrem königlichen Worte verſprochen und verheißen hat, das wird ihr Nachfolger, der König Philipp von Caſtilien, dem ſchwergekränkten Admiral Colombo halten. Wahrlich, ich komme noch zur rechten Zeit nach Caſtilien, um dieſen ausordentlichen Mann für ſeine Thaten zu belohnen und ihm einen beſſern Begriff von königlicher Treue und Dankbarkeit beizubringen, als er von den Königen empfangen hat, für die er die neue Welt entdeckte.“

---

*) Venezuela.

— „Die Segnungen der Mit- und Nachwelt werden ſich an den Namen Ew. Majeſtät haften und Euerm Geſchlecht bis in die fernſte Zukunft zu Gute kommen!“ rief Fugger, von einer plötzlichen Begeiſterung ergriffen. „Ein König, der dem Verdienſte ſeine Krone reicht, trägt ſeine Krone ſelbſt mit Verdienſt. Und wer iſt der Krone des Verdienſtes würdiger, als der Admiral Colomb? Es iſt für mein deutſches Gemüth eine unausſprechliche Freude, daß ſie ken einreitenden Ritter und muſterte ihre Abzeichen; auch horchte er mit geſpanntem Ohre den Verkündigungen der Herolde, welche, vom Wappenmeiſter beauftragt, die Namen der Ritter laut ausriefen. Der Sänger ſchüttelte einen Augenblick wehmüthig das ſchöne Haupt und wandte ſich dann wieder mit Scherz und leichtem Wort zu ſeiner Geſellſchaft.

Die Spiele begannen und es gab Gelegenheit genug zu allerlei Gerede.

Als Sieger dieſes Tages wurde unter Trommetenſchall der Ritter Gobbelin von Elz ausgerufen, und der Vogt oder Amtmann des Erzbiſchofs von Trier zu Coblenz, Hans von Schöneck, führte den Ritter, welcher den Andern im Kampfe obgelegen hatte, vor den Kurfürſten, welcher aufſtand, ihm entgegen ging und ihm Glück wünſchte. Das Geſicht deß Sängers hatte ſich mehr und mehr verdüſtert, ſo oft Gobbelin einen neuen Sieg errungen hatte, nun vermochte er kein geſchmeidiges Wort mehr über die Lippen zu bringen, wie er ſich auch abmühte, ſeine Verſtimmung zu verbergen. Er ſah ſich den Sticheleien der Damen ausgeſetzt, und verließ deshalb ärgerlich und mit dem Schickſal grollend ſeinen Platz. Sein Unſtern führte ihn aber dem Ehrenmanne von der Hand eines deutſchen Fürſten gereicht werden ſoll."

— „Und ich ſag' Euch, Herr Fugger, wenn ein Mann würdig iſt, der Freund des großen Entdeckers zu ſein und mit ihm neue Pläne zum Beſten Caſtiliens, Burgunds und des deutſchen Reichs zu beſprechen und auszuführen, ſo ſeid Ihr es, Jakob Fugger. Ich werde mit Colomb nicht allein über Euern ſchönen Plan, Euch in Weſtindien anzukaufen, ausführlich reden; Ihr ſollt mit ihm ſelbſt darüber verhandeln. Ja, Herr Fugger, ich habe Wunſch und Bitte zu Euch, daß Ihr mich in Caſtilien beſuchen möchtet, ſobald die unangenehmen Händel mit meinem Schwiegervater beſeitigt ſind und ich in Ruhe das Land verwalten kann. Ich brauch' Euch dort auf vielfach wichtige Weiſe. Ihr ſollt mir nicht nur mit Colomb und den andern berühmten Seefahrern Spaniens bekannt werden, um Handel und Schifffahrt gedeihlich zu fördern; Ihr ſollt mir auch den Bergbau in Caſtilien und in der neuen Welt ordnen. Kein Land in Europa beſitzt im Schooſe ſeiner Gebirge ſo viel edle Metalle, wie die ſpaniſche Halbinſel. Der gelehrte Prieſter, Pater Adrian von Utrecht, der Lehrer meines Prinzen Karl, hat mir geſagt, daß ſchon die Karthager, als ſie Herren von Hiſpanien waren, und nachher die Römer regelmäßig alljährlich einen großen Reichthum an Gold und Silber aus den ſpaniſchen Bergwerken bezogen haben, auch daß

Plinius, der ſich eine Zeit lang in dem Lande aufgehalten, in ſeiner Naturgeſchichte erzählt, allein drei Landſchaften Hiſpaniens hatten jährlich die unglaubliche Menge von ſechzigtauſend Pfund Gold eingebracht. Die fleißigen Araber haben ſich dieſen Reichthum der Berge wol zu Nutz gemacht und den Bergbau mit Geſchicklichkeit betrieben; aber ſeit die Caſtilier Cordova erobert, iſt Alles aus. Meine ſtolzen Caſtilier verſtehen nichts davon. Sie verachten dieſes, wie jedes andere Gewerbe. Schon iſt der blühende Bergbau in dem metallreichen Granada geſunken. — Ihr ſeid der Mann, Jakob Fugger, der dem ſpaniſchen Bergbau wieder zum alten Glanz verhelfen kann, und Ihr ſollt meine Kaſſen mit dem Golde füllen, das wir aus den caſtiliſchen Gebirgen graben.“

Jakob Fugger's Augen leuchteten. Welch' eine entzückende Ausſicht eröffnete der König ſeiner großartigen Thätigkeit! Im Sturm der Begeiſterung, die über ſein redliches Herz kam, ergriff er Philipps Hand und rief: „Wahrlich, Ew. Majeſtät hat das Rechte und Wahre getroffen. Ich bin mit Leib und Leben, Gut und Blut zu Euerm Befehl und ich denke, es ſoll mir Manches gelingen in Euern neuen Staaten.“

— „Dann habt Ihr von den Goldplatten gehört, welche Colomb und ſeine Gefährten von den Indianern eingetauſcht haben. Ihr ſollt darüber ſelbſt mit ihnen ſprechen. Habt Ihr den Bergbau in Spanien einge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03689/026

richtet, ſo mögt Ihr immer, wenn Ihr ſonſt Luſt habt, die Seefahrt in die neue Welt machen und ſelbſt zuſehen, was dort für Handel und Bergbau zu thun iſt. Man rühmt ja, wie trefflich Ihr das Goldbergwerk in Kremnitz leitet und welch hohen Lehnzins Ihr dem Könige von Ungarn dafür zahlt. Ich hätte Luſt, Euch die ſpaniſchen und indiſchen Goldgruben auch in Pacht und Lehn zu geben, wenn Ihr die Reiſe machen und die Sache unternehmen wollt!

— „Ich will, ich werde!“ rief Fugger. „Ich werde ſelbſt die Reiſe nach Weſtindien machen, ſo bald Ihr es befehlt. Und ich denke, Vetter Welſer wird mich begleiten und das Werk mit mir gemeinſchaftlich angreifen.“

— „Mit Gottes und der gebenedeiten Jungfrau Hülfe, Ja und Amen!“ ſagte Welſer und die beiden Männer gaben ſich im Angeſicht des Königs die Hand darauf.

— „Ihr habt ja wol in Euern Bergwerken in Tyrol und Ungarn geſchickte Leute, die wir in Spanien und Indien verwenden können?“ fragte der König weiter. „Ich denke mir, Ihr habt Euch da Arbeiter gezogen, die uns wieder Lehrer Andrer werden, ſo daß Ihr mir eine Schule gegründet für Caſtilien und Indien.

— „Dafür laßt mich ſorgen, gnädigſter König und Herr,“ erwiderte Fugger. „Ich habe tüchtige Bergmeiſter und Knappen gebildet. Da hat meines Bruders Ulrich älteſte Tochter Anna vor drei Monaten den Sohn des königlichen Kammerraths Turzoin von Bethlehemfalva in Kremnitz geheirathet, einen wackern Bergverſtändigen und Scheidekünſtler; dieſer Georg Turzoin iſt mein getreuer Bergmeiſter in Kremnitz und ſo jung er iſt, ſo geſchickt iſt er in ſeinem Fache; obgleich von adeliger Geburt, worauf die Ungarn nicht ſo viel halten, wie die Caſtilier, hat er es doch nicht verſchmäht, die einträgliche Wiſſenſchaft der Metallurgie mit großem Eifer und dem beſten Erfolg zu ſtudiren. Dieſen meinen ehrenwerthen Vetter und jungen Freund werd' ich Ew. Majeſtät nach Spanien zuführen und er wird Euern ſchönen Plänen von großem Nutzen ſein."

— „Euer Bericht gewährt mir abſonderliche Freude," ſagte der König. „Und da Ihr dem jungen Ungar Euers Bruders Tochter zum Weibe gegeben habt, ſo iſt dieſer Umſtand allein ſchon eine ſichere Bürgſchaft ſeiner Brauchbarkeit und Redlichkeit; denn ich weiß ja, Ihr liebt und haltet die Kinder Eurer Brüder wie Eure eigenen."

— „Und die Anna war mein Liebling," fügte Fugger hinzu. Der junge Turzoin kam mit dem Frühjahre nach Augsburg, um mit mir Rückſprache zu nehmen über mancherlei Nothwendiges beim kremnitzer Bergwerke, bei welchem er ſeit vier Jahren angeſtellt iſt; er wurde mit meiner Anna bekannt und Beide fühlten bald Minnebrunſt zu einander. Er eröffnete mir ſein Herz und ich ſandte einen Boten an ſeinen Vater, um anzufragen, ob dieſer ſeine Einwilligung geben werde. Statt der Antwort kam der Kammerrath ſelbſt zugereiſt und da feierten wir bald fröhliche Hochzeit. Das war ein Tag, gnädigſter Herr, an dem's meine Zunftgenoſſen, die augsburger Leinweber, gut hatten."

— „Nicht allein die Leinweber," fiel ihm Welſer in die Rede, „auch die Armen und Bedürftigen der Stadt haben eine Woche auf meines Jakobs Koſten gefeſtet und geſchmauſt und ganz Augsburg hat die Hochzeit mitgefeiert."

— „Wackrer Bürger!" rief der König und drückte Fugger's Hand. Ihr könnt Euch nie anders freuen, als wenn Ihr Allen um Euch her Freude bereitet habt." Und er zog den trefflichen Mann, der ſich ſo gern einen Leinweber nennen hörte, ſanft an der gefaßten Hand fort bis an den Bord des Schiffes und flüſterte ihm hier mit weicher, leiſer Stimme zu: „Als ich geſtern Abend in Antwerpen einzog, wurde ich mit Wehmuth an eine mir einſt theure Frau erinnert, der meine Leidenſchaft ſo verderblich geworden iſt, und die nachher mit Euch nach Augsburg zog. Ich ſah ſie dort — Ihr wißt's — ein widriges Bild in meiner Erinnerung! Aber ich habe ihr verziehen und die Erzählung Euers Familienfeſtes ruft mir die wehmüthigen Gefühle des geſtrigen Abends zurück. Wo iſt Eleonore und wie ſteht es mit ihr?“

In dieſem Augenblick donnerten die Kanonen einiger Schiffe aus Malaga und die Schiffsleute ließen ihren König mit ſchallendem Jubelruf leben. Philipp dankte freundlich und flüſterte dann dem augsburger Bürger zu: „Schenkt mir dieſen Abend eine Stunde, Herr Fugger. Da wollen wir unter vier Augen ungeſtört von dieſen und andern Dingen plaudern.“

Fugger verneigte ſich und trat zurück. Das Schiff glitt über den belebten Rücken des Stroms unter dem Jubel und der Muſik, die ihm vom Hintergrund des eignen, wie vom Verdeck aller andern Schiffe zurauſchte.

Zwölftes Kapitel.

Der König war nach Brüſſel zurückgekehrt, aber er hatte keine Liebe für ſeine unglückliche Gemahlin mitgebracht, die in den Banden des trübſten Tiefſinns ſchmachtete. Auch ſchenkte eine am 17. September geborene Prinzeſſin der ſchwermüthigen Mutter nicht Heiterkeit und klaren Geiſt, dem leichtſinnigen Vater nicht Ernſt und Liebe zur Mutter, obgleich man wegen dieſes neuen Zuwachſes der königlichen Familie Hof- und Volksfeſte in der burgundiſchen Hauptſtadt feierte. Es wurden ſogleich Geſandtſchaften an den deutſchen und an den arragoniſchen König abgeordnet, um ihnen die Geburt eines neuen Enkels zu melden. An beide Könige ſchrieb Philipp eigenhändig; ſeinen Vater bat er zu Gevatter zu der neugeborenen Prinzeſſin nebſt der Witwe des Grafen Engelbert von Naſſau, Frau Limburg, welche eine Tochter des Markgrafen Karl von Baden und der Erzherzogin Katharina von Oeſtreich, der Schweſter des Kaiſers Friedrich III, alſo eine Baſe des Königs Philipp war. Der Brief an den König Ferdinand war voll ſüßer, ſchmeichleriſcher Redensarten, Früchte der neuen Lehre, welche Philipp von Don Manuel erhielt. Der liſtige und gewandte Spanier gab ſich alle Mühe, ſeinem erhabenen Zogling die Königsweisheit beizubringen, und ſchon war der Erfolg ſeines Eifers ſichtbar.

König Maximilian bevollmächtigte den Don Manuel, die Prinzeſſin für ihn aus dem Taufwaſſer zu heben. Sie erhielt den Namen Maria *).

Die Geſundheit der Königin ließ hoffen, daß die Abreiſe nach Spanien deshalb nicht hinausgeſchoben zu werden brauchte. Das Verbot des Königs von Frankreich hatte nun aber die Reiſe zu Land unmöglich gemacht und Philipp mußte daran denken, eine Flotte auszurüſten, die ſeiner als Königs von Caſtilien würdig wäre. Dieſes neue Hinderniß raubte wiederum

---

*) Sie iſt die ſpätere reizende Königin von Ungarn und Böhmen, Gemahlin des neun Monate ſpäter geborenen Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen, deſſen Witwe ſie in ihrem 21. Jahre wurde, die Lieblingsſchweſter Karls V., den man ſogar eines ſündlichen Umgangs mit ihr beſchuldigte, und nach ihrer Tante, der Erzherzogin Statthalterin Margarethe Tode 1530, Statthalterin der Niederlande, bis zur Abdankung Karls V. 1555. Sie und ihre ältere Schweſter Eleonore gingen mit ihm nach Spanien, wo ſie Beide mit ihm in demſelben Jahre 1558 ſtarben. Sie wurde nicht ganz 53 Jahre alt.

viel Zeit. Die Anſtalten zur Reiſe waren außerordentlich. Nicht weniger als ſechzig Schiffe ſollten das Konigspaar und ſeine Begleitung an die caſtiliſche Kuſte bringen. Ueber ſechshundert Kopfe gehörten zur nachſten Umgebung des Konigs und der Königin und zum Hofſtaate. Ein Heer von einigen tauſend deutſchen und burgundiſchen Soldaten ſollte mit eingeſchifft werden. Der König betrieb ſelbſt Alles mit ungewohnter Thätigkeit.

Mitten im Getreibe dieſer Geſchafte langte eine Geſandtſchaft des Konigs Ferdinand von Arragonien zur Begluckwünſchung des königlichen Paares wegen der Geburt der Prinzeſſin Maria in Brüſſel an. Ferdinand hatte Philipps Brief ebenfalls eigenhändig beantwortet. Durch die ſanften Worte des Schwiegerſohns, den er ja als eine ehrliche offene deutſche Seele kannte, kirre gemacht, ging er mit großer Umſtandlichkeit, die er in allen Dingen liebte, auf den Gegenſtand ihres Streites ein. Er warf Philipp vorzuglich vor, daß er dem Konige von Frankreich mehr Liebe und Vertrauen geſchenkt als ihm und dadurch ſchlimme Verwicklungen herbeigefuhrt habe. „Ihr habt mich dadurch, daß Ihr Euch ſo leicht habt von Frankreich foppen laſſen, unwiderſtehlich zu einer zweiten Heirath getrieben, habt mich der ſchonen Fruchte meiner neapolitaniſchen Eroberungen beraubt und mir auch noch in anderer Hinſicht geſchadet.“

gerade dem Sieger des Tags in die Hände, welcher ſich ſo eben vom Kurfürſt beurlaubt hatte.

Gobbelin ſchritt trotzig auf den Sänger zu und ſagte: «Junker vom Burgthor, ich weiß, daß Ihr beim Fräulein Guta von der Arken viel geltet, und die Kunde, die ihr aus Eurem Munde zukommt, ihr ſtets eine angenehme iſt. Ich erſuche Euch deshalb, ihr, da ſie ſelbſt aus unbegreiflichen Urſachen nicht Zeugin der heutigen Kampfſpiele war, die Nachricht zu hinterbringen, wer heute als Sieger aus der Stechbahn hervorgeritten iſt.»

«Wählt Euch einen andern Boten, Ritter von Elz,» verſetzte der Minneſänger unmuthig; «ich bin gewohnt, dem Fräulein von der Arken nur erfreuliche Botſchaft zu überbringen, und in dieſem Umſtande allein, nicht in meiner Perſon dürfte der Grund zu finden ſein, weshalb ſie mich gern hört. Aber wahrlich, ich fürchte, das wenige von Gunſt, welches mir ihre edle Seele zu ſchenken für gut findet, gänzlich zu verſcherzen, wenn ich ihr von Eurem Siege berichtete, Herr Ritter.»

«Schade drum, daß Ihr nicht ſelbſt das Schwert führt, Junker,» lachte der Ritter, «ich glaube, Ihr würdet mir den Sieg ſtreitig gemacht haben.»

«Und ich glaube, daß ich ſchon mit der Ritter-

Auf ſolche Weiſe wußte die weltberuhmte Schlauheit Ferdinands ſeiner zweiten Vermahlung einen ganz andern Grund unterzuſchieben, als ſie wirklich hatte. Es war dies die furſtliche Redeweiſe des ſechzehnten Jahrhunderts, die wol auch in ſpaterer Zeit Nachahmung gefunden hat. Der Brief, voll moraliſchen Predigertons, ſchließt ſeiner würdig. „Ihr habt nun genug Thorheiten begangen, mein Sohn, kehrt in Euch! Wenn Ihr als Sohn und nicht als Feind kommt, werden alle dieſe Dinge kein Hinderniß ſein, Euch, mein Sohn zu umarmen. Groß iſt die Kraft der vaterlichen Natur.“ — Aus dem Briefe ging ubrigens klar hervor, daß Ferdinand ſich bewußt war, in welche ſchiefe Stellung er durch dieſe Heirath bei den Spaniern gerieth. Daß er ſie doch zu vollziehen entſchloſſen war, gab fur Philipp und ſeine Gunſtlinge den Beweis ab, daß Ferdinand zu dem größten Opfer bereit ſei, um ſich nur in ſeiner Stellung als Regent von Caſtilien zu behaupten. Don Manuel meinte, um deſto größer mußten jetzt Anſtrengungen und Liſt von Philipps Seite ſein, um den ſchlaueſten Konig des Jahrhunderts doch mit geiſtigen Waffen zu beſiegen. Die ſpaniſche Geſandtſchaft war ubrigens vom Konig Ferdinand bevollmachtigt, mit Konig Philipp zu unterhandeln, und ſie bot ihm ein Jahrgeld von funfmalhunderttauſend Dukaten, wenn er ſeinem Schwiegervater die Regierung von Caſtilien, nach Iſabella's teſtamentariſcher Beſtimmung, überlaſſen wurde. Philipp, der ſich in dieſer Verhandlung ganz der Leitung Don Manuels überließ, lehnte nichts unbedingt ab, gab dem ſpaniſchen Geſandten Feſte und fütterte ihn mit den ſchönſten Redensarten. Er verſicherte, ſeinem Geſandten an ſeines Schwiegervaters Hofe ausgedehnte Vollmacht geben zu wollen, mit König Ferdinand zu unterhandeln und ganz zu deſſen Zufriedenheit abzuſchließen. Dann ſchrieb er einen Brief ab, den Don Manuel verfaßt hatte, voll ſanfter, ſüßer, geſchmeidiger Verſicherungen, liebreicher, unterwürfiger Ehrerbietung, ehrlich ausſehender, heilig klingender Betheuerungen, daß er ſich ganz den Wünſchen und Befehlen ſeines königlichen geliebten Vaters von Arragon fügen werde, und voller Schwüre, daß er große Reue und Leid darüber trage, nicht gleich in Alles gewilligt zu haben, was die väterlich liebende Fürſorge Sr. Majeſtät von ihm mit Recht verlangt habe.

— „Ich hoffe, die ſüßen Dünſte werden ihm zu Kopf ſteigen,“ ſagte Manuel, „und ihn nicht eher wieder zur Beſinnung kommen laſſen, bis wir in Caſtilien ſind. Hernach wollen wir ihm zeigen, wenn wir feſten Fuß [illegible] ſpaniſchem Boden gefaßt haben, daß in dieſen Seidenpfötchen ſcharfe Krallen ſind.“ — Philipp freute ſich der Liſt; er übte ja nur die Kunſt, die er am ſpaniſchen Hofe hatte ſtets in Anwendung bringen ſehen und die man in jener Zeit vorzugsweiſe „die ſpaniſche Kunſt“ nannte, ein Ausdruck, der ganz dieſelbe Bedeutung hatte, als bei den alten Römern „die puniſche Treue,“ und Dank ſeinem geſchickten Lehrer, er hatte es ſchon faſt zur Meiſterſchaft gebracht. In der That gelang es durch dieſe Schritte vollkommen, Ferdinands Argwohn einzuſchläfern. Am 24. November kam ein Vertrag der beiden Könige zu Salamanca zu Stande, deſſen Hauptpunkt die merkwürdige Beſtimmung bildet, Caſtilien ſolle zugleich von Ferdinand, Philipp und Juanna regiert werden, der Erſtere aber die Hälfte aller Einkünfte erhalten.

Bevor dieſes von Philipps Seite mit ſo vollendeter Heuchelei getroffene Abkommen ſtattfand, hatte der junge König von Caſtilien in ſeinem Stammlande noch manche wichtige Geſchäfte zu beſorgen. Das Bedeutendſte war die Beſtellung einer Statthalterſchaft der Niederlande, die er ſeine Schweſter, die Erzherzogin Margaretha, zu übernehmen vermocht hatte und zu welchem Zwecke ſie auf ſeine Einladung aus Savoyen zurückgekehrt war. Die edelherzige Margaretha hatte die ihr angeborene und eigenthümliche Heiterkeit wieder gewonnen und war bereit, ſich mit Liebe und Kraft der Regierung ihres Geburtslandes anzunehmen. Um ſo unwilliger hatte ſie jede Andeutung einer Vermählung mit dem Herzoge von Suffolk oder irgend einem andern Fürſten aufgenommen und die nicht ſeltnen Anerbietungen dieſer Art zurückgewieſen. Jung, ſchon, geiſtreich und als Tochter des deutſchen Königs fehlte es ihr nicht an ebenbürtigen Freiern, aber ſie hatte ſich gelobt, Witwe zu bleiben und ihre ungetheilte Thätigkeit ihren geliebten Niederlanden zuzuwenden. Von ihrer Einſicht und Liebe hegte das Land die ſchönſten Hoffnungen.

Ihre erſte Sorge war, ſich einen Hofſtaat zuzulegen, der ihrer neuen Stellung als Erzherzogin Statthalterin angemeſſen erachtet wurde, und ihr königlicher Bruder ſcheute keine Koſten, Alles auf's glänzendſte einzurichten. Zu ihrer Oberhofmeiſterin und erſten Ehrendame hatte ſie aus zarter Rückſicht für den von ihr mit ſo viel Milde und Edelmuth begünſtigten Junker von Bübenhoven deſſen Mutter gewählt, für die, als eine natürliche Tochter eines öſtreichiſchen Erzherzogs, eine ſolche Stelle ganz geeignet erſchien. Zugleich war damit des wackern und ihr ſo treu ergebenen Marx höchſter Wunſch erfüllt — das wußte ſie — und ſie glaubte ſich dadurch ihm für die wichtigen Dienſte, die er ihr geleiſtet, erkenntlich zu zeigen. Mit dankbarem Entzücken hing ſein Auge an ihrem reizenden Munde, als ſie ihn mit ihrem Entſchluſſe hinſichtlich ſeiner Mutter bekannt machte und ihm einen Brief an dieſelbe übergab. Die Erzherzogin ſprach dabei die Ahnung aus, die Frau, die ſelbſt ſchon ſo viel ſchlimmes Leid erfahren, werde ihr eine neue herzinnige Freundin werden und Luiſen erſetzen, auf deren Wiederbeſitz ſie faſt jede Hoffnung aufgegeben hatte, und die edle Fürſtin fühlte das tiefſte und heilige Bedürfniß nach einer Freundin jetzt, wo ſie ein ſo reiches und mächtiges Land verwalten ſollte, ſtärker als je in ihrer Seele erwachſen. Sie hatte ſich in der letzten Zeit vom Hofe ihres Bruders ſo fern gehalten, als ſich ſchicklicher Weiſe mit ihrer Stellung vertrug, und ſich deshalb mit ihrer kleinen Umgebung den Sommer über auf das herzogliche Luſtſchloß in Löwen zurückgezogen. Sie konnte nichts als Mitleid mit ihrer Schwägerin empfinden und die ſtarke Liebe zu ihrem Bruder vermochte dieſen nie von Thorheiten abzuhalten. Die Zerwürfniſſe der beiden Gatten ſchmerzten ſie, aber ſie ſah ein, daß ihre Kraft zur Abhülfe nicht ausreichte. Um deſto peinlicher war es ihr, am Hofe zu leben. In Löwen hatte ſie ſich dagegen, fern von dem widerwärtigen Treiben der Parteien, ein freundliches poetiſches Aſyl bereitet, wo die Muſen bei ihr wohnten und Gelehrte und Künſtler auf ihre freundliche Einladung einkehrten, in deren Umgange ſie ihr höchſtes Glück ſuchte. Dort durfte ſie auch Marx von Bübenhoven beſuchen, den ſie gewiſſermaßen zu ihrem Geſchäftsführer am königlichen Hofe ernannt hatte, und er machte von dieſer Vergünſtigung ſo oft Gebrauch, als es Zeit und Umſtände erlaubten, Bei einem dieſer Beſuche hatte er leiſe den Wunſch angedeutet, die Erzherzogin möge bei Einrichtung ihres Hofſtaates ſeine Mutter berückſichtigen. Und doch überraſchte ihn die glänzende Gewährung dieſer kaum mit deutlichen Worten ausgeſprochenen Bitte. Er ſandte den Brief mit einem königlichen Boten nach Köln, wo der Reichstag eben geſchloſſen wurde, und König Maximilian wieder nach Tyrol aufbrach. So durfte der kindlichtreu liebende Sohn das ſchwärmeriſch verehrte Mutterherz an das ſeinige zu drücken hoffen, bevor er mit dem Könige die zweite Fahrt nach Spanien antrat. —

Als nun endlich zu Ende des October der feierliche Tag erſchien, an welchem König Philipp vor den verſammelten Ständen aller Provinzen Burgunds und Niederlands, dem in höchſter Gala prangenden Hofe und dem Adel des Landes, ſowie vor den berufenen Magiſtraten der Städte Brüſſel, Antwerpen, Gent und Brügge und den fremden Geſandten und anweſenden caſtiliſchen Edelleuten ſeiner Schweſter die Regierung der Niederlande als ſeiner Statthalterin während ſeiner Abweſenheit in Spanien übertrug, ſah man die junge reizende, engelmilde Fürſtin in ihrem goldgeſtickten Purpurmantel, mit dem ſtrahlenden Diadem auf dem Haupte, die ihren Reiz jedoch nicht erhöhen konnten, auf den Arm einer ältern, aber immer noch ſchönen Frau geſtützt, die noch Niemand in ihrer Umgebung geſehen hatte, die aber in ihren Zügen eine Aehnlichkeit mit der Erzherzogin trug, die man in den Geſichtern faſt aller Habsburger wiederfindet. Es war Frau

Walpurgis, Grafin von Tyrol; denn mit dieſem ihre Abkunft andeutenden Namen hatte ſie der König, auf den Wunſch ſeiner Schweſter, gleich nach ihrer Ankunft beſchenkt; es war des überglücklichen Marx von Bübenhoven „lieb Mütterlein."

Margaretha hatte ſich nicht getäuſcht; ſie fand in der Grafin von Tyrol die treueſte und ergebenſte Seele, ein ſchwer geprüftes Herz, geſchickt, jede gefühlvolle Regung in der Bruſt ihrer fürſtlichen Gebieterin zu verſtehen und mitzufühlen. Sie hätten ſich am Tage der Regierungsübergabe ſchon Freundinnen nennen können, wenn es das Hofceremoniell zugelaſſen hätte, denn ſie waren es ſchon in der That und Wahrheit; und Margaretha umfing die ältere Freundin nicht allein mit der ganzen Glut des Bedürfniſſes, das ihr ſtets neue Sehnſucht nach Luiſen eingehaucht hatte, ſie trug auch auf die Mutter jene ſtille und kaum verſtandene Neigung, jenes zarte Wohlwollen, das ſie für den Sohn empfand, über und liebte dieſe um ſo inniger, je mehr ſie ihr Gefühl dieſem verbergen mußte. Für Bübenhoven war die Vereinigung der beiden von ihm ſo hochverehrten und geliebten Frauen der Gipfelpunkt ſeines Glücks und die Wonne, die ihn gleichſam bis in die feinſten Nervenfaſern durchdrang, brachte alle Knospen ſeiner Jugend zur ſchönſten Blüte. Im Gefühle dieſer ſüßen Befriedigung trat er mit dem Hofe die Reiſe an.

Der Aufbruch deſſelben von Brüſſel fand am 8. November ſtatt. Der Hafen, aus welchem die Flotte auslaufen ſollte, war Middelburg auf der Inſel Walcheren, der zur Ausrüſtung derſelben vorzuglich geeignet war. Die große Equipage des Königspaars und ſeiner Begleiter wurde in Antwerpen allmälig verladen und ging auf der Schelde herab bis nach Bliſſingen und Middelburg. Die Ausrüſtung verlangte des Königs und ſeiner Vertrauten perſönliche Gegenwart, denn es war Alles noch ſo weit zurück, daß man nicht daran denken durfte, vor Anfang des Decembers die Anker zu lichten. Der Hof hielt ſich in mehreren Städten auf, in Antwerpen über acht Tage. Das ganze Land war in Aufregung und der Adel, deſſen Blüte die Reiſe mitmachte, ſtrömte aus allen Provinzen herbei. Nicht minder die benachbarten Fürſten und ein Abſchiedsfeſt gab dem andern die Hand. Endlich in Middelburg angelangt, wo das Königspaar ſeine Reſidenz in der alten, großen und reichen Abtei nahm, ſah Philipp die Geſchäfte ſchier von Tag zu Tag ſich häufen. Als man endlich ſo weit war, um den Tag der Abreiſe beſtimmen zu können, und die große Anzahl der Köpfe, welche die ſpaniſche Reiſe mitmachen ſollte, auf der Inſel ſich verſammelt hatte, langte ein Eilbote aus Spanien mit der Nachricht von dem zu Salamanca geſchloſſenen Vertrag und einem freundlichen Briefe des Königs Ferdinand an, worin er ſchrieb, er werde es ſich nicht nehmen laſſen, ſeine Kinder mit einer ſpaniſchen Flottille abholen zu laſſen, welche ſo ſchnell als möglich ausgerüſtet werden ſollte. Nun mußte wieder auf die caſtiliſchen Schiffe gewartet werden. Um die Zeit dieſes neuen Aufenthaltes, in den düſtern, nebligen Wintertagen zwiefach langweilig, einigermaßen auszufüllen, entſchloß ſich der König noch ein großes und glänzendes Kapitel des goldenen Vließordens in der Abtei zu halten, da die meiſten Ritter deſſelben um ihn verſammelt waren. Dieſer von ſeinem Urgroßvater, dem Herzog Philipp dem Guten von Burgund vor fünfundſiebenzig Jahren zu Brügge geſtiftete Bund war durch die Unglücksfälle Karls des Kühnen und die ſtürmiſche Regierung Maria's und Maximilians ſo in Verfall gerathen, daß bis jetzt nur ſechzehn Kapitel gehalten worden waren. Philipp ſelbſt, der jetzige König von Caſtilien, hatte vor elf Jahren, nach ſeinem Regierungsantritt in den Niederlanden, das letzte abgehalten. Unterdeſſen waren von den einunddreißig Rittern, aus welchen, den Statuten des Gründers nach, der Orden beſtand, zehn mit Tod abgegangen. Mehrere der noch lebenden Ritter wünſchten, der König möge, ehe er das Land verlaſſe, den Orden erſt wieder vollzählig machen. Da der Großmeiſter deſſelben jetzt die Königskrone des mächtigſten Reichs Europas trug, ſo erhielt dadurch der Orden auch eine wichtigere Bedeutung und Philipp ſparte nichts, das Kapitel, welches in der Abtei gehalten werden ſollte, ſo glänzend als möglich zu machen. Auch bot ſich dadurch eine gute Gelegenheit, mehrere ſeiner Begleiter auszuzeichnen und ſich zu verbinden, indem er ſie zu Rittern des Vließordens erhob. So hatte ihm ſein Vater, der König Maximilian, einen ſeiner trefflichſten Räthe und Hofherren, den Grafen Wolfgang von Fürſtenberg, zum Begleiter mitgegeben und nur die Erhebung deſſelben zum Vließritter ſchien die einzig würdige Belohnung dieſes ausgezeichneten Staatsmannes.

Um dem Feſte den rechten Glanz zu geben, lud Philipp ſeine Schweſter, die Erzherzogin-Statthalterin mit ihrem Hofe und ſeinen Kindern von Brüſſel ein und Margaretha erſchien in der ganzen Pracht der fürſtlichen Würde, die ihr als Regentin des Landes zuſtand.

Am Abend vor dem Feſttage trat Antonio Cebes plötzlich in das Vorzimmer des Königs und wurde bald darauf von dem Pagen, der ihn angemeldet, eingeführt.

Der ſchlaue, nach Gold und Rang ſtrebende Zigeuner kehrte aus Spanien zurück. Er wußte, daß er den König Philipp in Middelburg treffen werde, denn er war davon unterrichtet, daß der junge König von ſpaniſchen Schiffen abgeholt werden ſollte und daß dieſe noch unterwegs waren. Antonio war in Caſtilien geweſen an Ferdinands Hofe, er hatte mit dem Könige ſelbſt geſprochen; er hatte die Hauptſtädte beſucht und würde bekleidet wäre, wenn Ihr es nicht hintertrieben,» rief der Sänger zitternd vor Zorn. «Wißt, ich kenne Eure Ränke gegen mich am kurfürſtlichen Hofe zu Trier, ſo wie am kaiſerlichen.»

«Nicht doch! Nicht doch! Ereifert Euch nicht!» ſpottete Jener weiter. «Was ſollt' ich für einen Grund haben, Euch zu ſchaden? Weil ich Eurem Singſang nicht hold bin? Es muß auch ſolche Käuze geben: Scharwänzer, Ohrenrüſler, Augendiener, Frauenlieblinge. Es kann mir auch gleichgültig ſein, ob Ihr Ritter oder Junker heißt; ja, wenn Ihr wollt, will ich Euch ſogar zur Ritterwürde durch meinen großen Einflüß verhelfen, da Ihr doch der Freund meiner künftigen Frau ſeid — denn ich werde mit Gottes und meines Schutzpatrons Hülfe morgen und übermorgen ſo gut Sieger werden, wie ich es heute bin — und ich nicht wünſche, daß Ihr mein Haus ferner meiden möchtet, doch nur unter einer Bedingung, daß Ihr drei Geſänge dichtet, einen heute, den andern morgen, den dritten übermorgen, worin Ihr der ſchönen Guta meinen Sieg verkündet.»

«Eher wollte ich meine Harfe an dieſem Steine zerſchlagen und Verzicht thun für mein Leben auf Ritterthum und Geſang, eh ich beides zu Euerm war das Land durchwandert. Deshalb wußte er beſſer als irgend ein Menſch, wie die Sachen dort ſtanden, wie die übereilte Verlobung des alten Königs ihn um den letzten Reſt von Anhänglichkeit im caſtiliſchen Volke gebracht und wie Jedermann ſich von ihm abwandte, um dem neuaufgehenden Geſtirn des jungen Königs hoffnungsvoll entgegenzuſchauen. Auch hatte ſich König Ferdinand, gewonnen von Philipps ſchmeichleriſchen Briefen und dem abgeſchloſſenen Vertrag, den kühnen, ſchier frechen Wünſchen des Zigeuners nicht ſo geneigt gezeigt, als dieſer gewünſcht und vorausgeſetzt hatte. Genug, Antonio hatte erkannt, daß es ſehr thöricht von ihm ſein werde, ſein Geſchick an das des Königs von Arragonien zu knüpfen, da es doch in ſeiner Macht ſtand, es mit dem des Königs von Caſtilien zu vereinen. Und ſo war er ſo ſchnell als möglich durch Frankreich nach den Niederlanden zurückgekehrt.

— „Was bringſt du mir für Nachrichten?“ fragte der König.

— „Die Herzogin von Najara iſt gefunden.“

— „Gefunden?!“ fuhr Philipp empor. „Und wo iſt ſie?“

— „In England bei der verwitweten Prinzeſſin von Wales.“

— „Ha, dort! Alſo doch bei einer Tochter der Königin Iſabella! Und an dieſe dachte ich nicht. Wie kamſt du auf die Spur?“

— „Ich verfolgte ſie in Liſſabon und erfuhr bald, daß ſie zwar von der Königin von Portugal freundlich aufgenommen worden ſei, aber nicht lange verweilt habe und bald auf einem engliſchen Schiffe und wahrſcheinlich mit einem Empfehlungsbrief der Königin nach England abgereiſt ſei. Ein portugieſiſcher Kauffahrer nahm mich mit auf die britiſche Inſel. Ich ſah die Herzogin von Najara im Gefolge der Prinzeſſin von Wales. Aber ſie führte einen andern Namen.“

— „Welchen?“

— „Donna Luiſa de Malaga, nach ihrem Gemahl Don Alonſo de Malaga, Ehrencavalier der Prinzeſſin von Wales.“

— „Wie? Vermählt?!“ rief der König erblaſſend.

— „So iſt's. Ich ſah ſie am Arm ihres Gatten. Sie ſtrahlte von Glück und Wonne.“

Der König wandte ſich ab. „Und wer iſt dieſer Alonſo de Malaga? Nie hörte ich dieſen Namen.“

— „Auch ich nicht. Ich kannte den Mann nicht und konnte durchaus nichts über ihn erfahren. Sie war mit ihm nach England gekommen und von Donna Katharina von Arragon wohlwollend aufgenommen worden. Sie iſt Ehrendame, wie er Ehrencavalier der Prinzeſſin. Donna Luiſa hat ihrem Gemahl zwei Kinder geboren, aber ſie ſind beide wieder geſtorben.“

— „Verloren! Auf ewig verloren für mich!“ rief der König ſchmerzlich. „O Luiſe, hätteſt du geahnt, was du mir hätteſt ſein können! — Ich werde ſie nie wieder ſehen," wandte er ſich an den Zigeuner. „Ich werde nie nach England, ſie wird nie wieder nach Spanien kommen. Doch will ich dir deshalb deine guten Dienſte nicht minder gut belohnen, du kommſt zur rechten Zeit, um mit mir die Reiſe nach Caſtilien zu machen. Ich werde dich vielfach brauchen können in deinem Geburtslande. Gewandte Leute, wie du, ſind mir dort unentbehrlich."

— „Ew. Majeſtät Zufriedenheit mit meinen Dienſten wird mich anſpornen, alle Aufträge, die Euere Gnade mir zuweiſt, mit der größten Pünktlichkeit auszuführen; und ich kann wol ſagen, daß mir in Spanien Manches zu Ew. Majeſtät Nutzen und Vortheil gelingen dürfte, was einem Andern ſchwer, ja unmöglich iſt."

— „Dein Lohn wird deinen Dienſten angemeſſen ſein."

— „Auf dies gnädige Verſprechen hin wage ich dann eine Bitte."

— „Sprich!"

— „In Spanien will ich ſprechen, wenn ich für Euch verrichtet habe, was kein Anderer im Stande war. Dann will ich mich unterfangen, Ew. Majeſtät an ihr königliches Wort zu erinnern."

— „Sprich jetzt: welchen Lohn wünſcheſt du dir?"

— „Ihr befehlt und ich muß Euch gehorchen. Es iſt Euch bekannt, daß ich ein Sohn des verſtorbenen Herzogs von Najara bin; ich habe Euch die Geſchichte meiner Mutter einmal erzählt.“

— „Ich weiß es.“

— „Don Hernandez hat mich als Bruder anerkannt; ich bitte, daß Ew. Majeſtät dieſe Anerkennung beſtätigen möchte. Es gibt faſt kein caſtiliſches Adelshaus, wie hoch und vornehm es auch ſei, das nicht eine Jüdin zur Stammmutter hätte; die Zigeunerin iſt nicht ſchlechter als die Jüdin.“

— „Du forderſt kühn und doch gefällt mir deine Kühnheit. Wenn du mir zwei Jahre treu und eifrig dienſt, ſoll dein Wunſch erfüllt ſein. Dann darfſt du mit bedecktem Haupte vor deinem Könige erſcheinen.“

— „Gott ſegne und erhalte Ew. Majeſtät ſtets bei ſo guter Laune!“ —

Am folgenden Tage hatte man den Zuſchauern, denen der König Zutritt in der Kirche der Abtei geſtattet, wo das Ordenskapitel gehalten wurde, beſtimmte Plätze angewieſen. Die niedern Hofchargen, welche nicht zur Ausſtattung des Feſtes verwendet wurden, ſtanden in der Nähe der Eſtrade, auf welcher die Erzherzogin-Statthalterin mit ihrem Hofſtaate Platz genommen hatte. Hinter der Erzherzogin ſaß ihre neue Oberhofmeiſterin, die Gräfin von Tyrol, und beide Frauen unterhielten ſich oft mit einander. Dicht darunter waren die Pagen aufgeſtellt, welche auf Purpurkiſſen die Inſignien des

Ordens trugen, ein kleines Widderfell von Gold an einer langen Kette, welche aus goldnen Feuerſtahlen und Feuerſteinen und den aus letztern hervorſprudenden Funken zuſammengeſetzt iſt. Mit dieſen Ketten wollte heute der König die neuen Ritter an ſich feſſeln.

Marx von Bubenhoven war der erſte dieſer Pagen. Er hatte ſich ſo geſtellt, daß er mit den Augen ſtets die beiden geliebten Frauen beſtreifen konnte. Der Konig und die Konigin ſaßen auf einem andern hohern, mit Purpurtüchern belegten Zimmergeſtuhl gegenuber; an den Stufen deſſelben ſtand der Hofſtaat. In den Chorſtühlen ſah man die Ritter des Ordens und die edeln Herrn, welche heute dazu geſchlagen werden ſollten. Um den Hochaltar im Halbkreis ſtanden die Chorherren und der Biſchof von Luttich, vom Konige dazu eingeladen, las die Meſſe.

Mitten in der heiligen Handlung vernahm man plötzlich einen dumpfen Schrei. Alle Augen richteten ſich nach der Eſtrade der Erzherzogin-Statthalterin. Die Gräfin von Tyrol war nahe daran, in Ohnmacht zu ſinken. Bubenhoven war mit zwei Sätzen bei ſeiner Mutter.

— „Lannoy!“ fluſterte ſie. „Der Schreckliche!“

— „Wo?“ fragte der beſtürzte Page, meinend, ſie habe eine Fieberphantaſie. Die Gräfin deutete mit der Hand hinab nach den Hofleuten. Dort ſchlüpfte Antonio, Flüche murmelnd, nach der Thüre. Auch er hatte die von ihm betrogene Frau in dieſem Augenblick erkannt.

Die Gräfin erholte ſich wieder, die Feier des Feſtes ging ferner ungeſtört zu Ende.

Sechs Günſtlinge des Königs wurden von ihm mit den Ordensinſignien bekleidet. Der vorzüglichſte darunter war Don Juan Manuel de Campos de la Torre, den man jetzt ſchon die rechte Hand des Königs nannte. Auch Philibert von Vere, der Theilhaber der Leichtfertigkeiten und Jugendſünden Philipps, erhielt den Orden. Andere Günſtlinge, welche die Ritterzahl vervollſtändigten, waren Floris von Egmont, Herr von Iſſelſtein, Jakob Graf von Horn, Heinrich Graf von Naſſau, Ferrius von Croy, Herr von Reux.

Ein glänzendes Bankett beſchloß den feierlichen Tag. Antonio Cebes war verſchwunden. Niemand wußte wohin.

Dreizehntes Kapitel.

In den letzten Tagen des Jahres 1505 langten endlich die ſpaniſchen Schiffe an und am 8. Januar 1506 fand die Abfahrt aus dem Hafen von Middelburg ſtatt. Die Flotte war großartig an Zahl der Schiffe und Ausſtattung; aber mit verſchwenderiſcher Pracht war das von Ferdinand für das Königspaar geſandte Schiff ausgerüſtet. Noch nie war in einem niederländiſchen Hafen ein Schiff von ſolcher Schönheit eingelaufen.

Mit wehmüthiger Ahnung ſah das Volk ſeinen jungen und geliebten Herrſcher ſcheiden und rief ihm, den der glühendſte Ehrgeiz einem ungewiſſen Looſe entgegentrieb, vom Ufer einen Scheidegruß zu. Und gleichſam als ſollte dieſe Ahnung ſchnell in Erfüllung gehen, erhob ſich nur wenige Stunden nach der Ausfahrt ein Sturm, der von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zunahm und in der Nacht bis zur höchſten Wuth ſtieg. Die Schiffer ſchwuren hoch und theuer, einen Orkan von ſolcher Stärke ſchier noch nicht in den Gewäſſern der Nordſee erlebt zu haben. Die Beſorgniß wuchs mit jeder neuen Minute und auf dem königlichen Schiffe war Alles in höchſter Aufregung. Das Schiffsvolk arbeitete mit der äußerſten Anſtrengung, aber auf ſeinen Geſichtern war eine ſo bange Beſorgniß ausgeprägt und ihren Lippen entſchlüpften ſo manche bedenkliche Worte, daß die meiſten Hofleute in wahre Todesangſt verſetzt wurden. Das grinſende, ſüße Lächeln war aus ihren Zügen verſchwunden und hatte einer entſtellenden Bläſſe, verbunden mit einer widerwärtigen Verzerrung, Platz gemacht. Krampfhaft hatten ſie ſich an die Wandpfoſten angeklammert und ſtöhnten; die Hofdamen ſchrien laut, beteten und jammerten. Andere riefen den Capitain, dem ſie wegen der gewaltſamen Bewegungen des Schiffs nicht zu folgen vermochten, fort und fort an, um wenigſtens ein Wort des Troſtes von ihm zu vernehmen; aber dieſer erklärte mit ſpaniſcher Kälte, wenn der Sturm nicht umſpringe, würden ſie höchſt wahrſcheinlich vor Tages Anbruch an die Uferfelſen Englands geſchleudert werden und es ſei dann Hundert gegen Eins zu wetten, daß von Hunderten nicht Einer die Sonne wieder aufgehen ſehen werde. Ein hundertſtimmiger Entſetzensſchrei war die Wirkung dieſer troſtloſen Aeußerung.

Nachdem der König vergebens verſucht hatte, ſich auf das Verdeck zu begeben, zog er ſich in ſeine Kajüte zurück. Ein Page, der mühſelig an den Wänden hinkroch, hielt Nachfrage nach dem Beichtvater Sr. Majeſtät, aber der Verlangte war nicht aufzutreiben und Philipp verſank in ein dumpfes Brüten. Die qualvolle Ahnung kam über ihn, daß dieſe Nacht ſeinem Reiche mit ſeinem Leben ein Ende machen würde. Sein Leichtſinn verließ ihn; er wollte Herz und Gedanken dem Himmel zuwenden, aber er vermochte es nicht ohne prieſterlichen Beiſtand. Es gibt keine jämmerlichere Demüthigung für die irdiſchen Götter, als ihre Ohnmacht im erhabenen Kampfe der Elemente. Wie verlieren da Kronen und Scepter ſo plötzlich ihre bethörende Zauberkraft und ſinken zum armſeligſten, unnützeſten Geräth herab! Ein König, den im toddrohenden Aufruhr eines Meerſturmes der Muth verläßt, iſt die traurigſte aller Menſchenfiguren. Und der in Ueppigkeit und Genüſſen verweichlichte Philipp war jeglichen Muthes ledig. Weit würdiger benahm ſich die ſonſt ſchier kindiſche Königin. Sie hatte ſich zu Bette begeben und war mitten im Toben des Sturmes, wie ein unſchuldiges Kind, unter Matty's beſänftigenden Lautenklängen entſchlafen. Aber die ſteigende Wuth des Orkans erweckte ſie wieder gegen Mitternacht. Das Angſtgeſchrei ihrer Frauen verrieth ihr die Größe der Gefahr. Donna Francesca d'Ulloa betete mit heulender Stimme, kniend und mit Tauen an das Bett feſtgebunden, ihren Roſenkranz ab und küßte dazwiſchen mit einer Heftigkeit, die wie Wuth ausſah, ein goldenes Crucifix, das an ihrem fleiſchigen Halſe hing. Die Königin faltete ruhig und gefaßt die Hände und gab keinen Laut von ſich. Ihr an Faſſung kam die ſchwarze Matty gleich, die zu ihren Füßen kauerte.

Die Wuth des Sturmes ſtieg höher und höher und jagte das prachtvolle ſpaniſche Schiff wie ein Stück armſeliges Holz durch die empörten Wellen. Aber noch war das Maß der Schrecken nicht voll und es ſollte bis zum höchſten Rande gefüllt werden; nicht allein Wind und Waſſer ſollten dem ſtolzen Königsſchiff und ſeinen ſchwer bedrängten Bewohnern mit Verderben und Tod drohen, noch ein drittes entfeſſeltes Element ſollte mit dem wild und grauſig geſchwungenen Schwerte des Untergangs ihr geſträubtes Haar ſtreifen. Um die fünfte Morgenſtunde ſchoß plötzlich ein Flammenſtrahl empor und erhellte die dickgeballte, ſchwere, neblige Finſterniß auf einige Fuß weit. Ihr Anblick wurde dadurch nur noch gräßlicher. Ein Schrei übertönte das Geheul des Sturms, das Gebrauſe der Wellen; aber Niemand in den Kajüten konnte erfahren, was geſchehen ſei; denn nur in der unmittelbarſten Nähe war das laut geſchriene menſchliche Wort vernehmbar. Die Helle wurde inzwiſchen größer, Geſchrei und Lärm vermehrten ſich und nun verbreitete ſich die Entſetzenskunde von Mund zu Mund: das Schiff ſei in Brand gerathen. Selbſt die in troſtloſe Apathie Verſunkenen wurden dadurch emporgeſchnellt. Im Toben des Sturmes hatte

Dienſte entwürdigte!» rief der Junker vom Burgthore und entfernte ſich.

«Meinetwegen auch!» ſpottete ihm der übermüthige Ritter lachend nach. «Guta wird es auch ohne Euch erfahren. Nur ſagt ferner nicht, daß ich Euch feindlich geſinnt ſei. Was kümmert mich eine ſo unſchuldige Fliege,» ſetzte er für ſich hinzu, «wie dieſer ſingende und ſchwatzende Coblenzer Jüngling? Ich gönn' ihm Luft und Waſſer, und alle guten Dinge.»

Die Herolde riefen unter dem beiſtimmenden Jubel der Menge den Ritter Gobbelin von Elz zum Sieger des zweiten Tages aus, der Vogt von Schöneck ſchmückte den Stolzen mit dem Kranze und führte ihn dem hocherfreuten Kurfürſten zu, der ihn umarmte.

Wilhelm vom Burgthor, der Minneſänger, ſtand in Gedanken verſunken am Wege und ſchrack ſchier empor, als ihm der ſieghafte Ritter zurief: «Glaubt Ihr nun, daß ich Herr von Arkenhauſen werde und wollt Ihr mir noch kein Lied dichten?»

Der Sänger wandte ſich unmuthig ab, ohne etwas zu erwiedern. Einige Minuten darauf flog ſein flinkes Rößlein mit ihm den Weg nach dem das Feuer in der Küche die Feſſel abgeſtreift und ſchon einige Zeit in den unteren Räumen um ſich gegriffen, ehe dies neue Unglück zur allgemeinen Kenntniß gelangte. Jetzt war es ausgebrochen und zuckte an den Maſten empor, ergriff gierig die zuſammengerefften, getheerten Segel und die Taue und loderte, vom Sturm angefacht, in hellen Flammen empor. Die geſchmeidigen Hofleute, über deren Lippen ſonſt ſelten, am wenigſten in Gegenwart des Königs, ein lautes Wort zu kommen pflegte, heulten, allen Reſpect vergeſſend, wie Wahnſinnige; Philipp rang die Hände und weinte verzweiflungsvoll wie ein Kind. Vielen verlöſchte der letzte Funke der Hoffnung, der noch in ihrer Seele geglimmt, Andere wurden vom wilden Muth der Verzweiflung erfüllt und griffen mit den Schiffsleuten zu den Löſchwerkzeugen. Manche Hände, die nie erfahren hatten, was Arbeit heißt, ſchwangen ein ſchweres Beil, um die brennenden Maſten zu kappen, Andere ſchleppten Waſſer und ſtürzten zehnmal nieder auf dem ſtets wankenden, feuchten Boden, Leute, die ſonſt ſo ſicher auf dem kaum weniger feſten Boden der königlichen Gemächer zu wandeln gewohnt und mit Seewaſſer noch niemals in Berührung gekommen waren. Ueber den König kam ein Gefühl, das wie Reue ausſah; er wurde ſich bewußt, wie ſchweres Unrecht er der unglücklichen Juanna gethan hatte, und da ihn die immer weiter um ſich greifende Flamme an jeder Rettung verzweifeln ließ, ſo wollte er wenigſtens in Liebe und Eintracht mit der Frau ſterben, deren zärtliche Liebe er bis jetzt mit ſo großer Gleichgültigkeit, ja mit noch Schlimmerem vergolten hatte. Er begab ſich zu ihr in ihr Schlafgemach.

— „Donna Juanna,“ ſagte er ſo gefaßt als möglich, „ich darf Euch die große Gefahr nicht verbergen, in welcher unſer Leben ſchwebt. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß wir mit Allen, die auf dieſem Schiffe ſind, unſer Grab in der Tiefe dieſes Meeres finden werden. Das Schiff brennt; wir ſind verloren.“ Seine Stimme brach, ein verzweifeltes Schluchzen entquoll unwillkürlich ſeinem Munde.

— „Gott und die Heiligen wollen nicht, daß Eure Gottloſigkeit den Thron von Caſtilien beſteige,“ kreiſchte die alte Oberhofmeiſterin. „Das iſt die Strafe Eurer Sünden und wir Andern müſſen unſchuldig mit Euch untergehen.“

Der König ſtöhnte und antwortete nichts auf dieſe Majeſtätsbeleidigungen. Die Königin aber erhob ſich und ſagte: „Tröſte dich, Philipp! Wir wollen Arm in Arm den Tod erwarten. Du biſt mein geliebter Gatte und ich weiß, was mir als deiner Gattin ziemt. Die Liebe hilft uns über den kurzen Todesſchauer hinüber. Aber auch Könige ſind wir. Laß uns als Könige ſterben!“

Gelöſt und verſchwunden waren alle Bande des Tiefſinns und kindiſchen Wahns aus der Seele dieſer merkwürdigen Frau; in ihrem Auge entglomm der Glanz hohen Muths und kühner Todesverachtung, würdig einer gefeierten Heldin, und ſie befahl ihren zerknirſchten Frauen mit feſter Stimme, ihren prachtvollſten Königsſchmuck herbeizuholen und ihr anzulegen. Ihre Befehle wurden ausgeführt und wozu ſie im Angeſicht der Freude und Huldigung des Volks ſo ſchwer zu bewegen geweſen war, das that ſie jetzt im Angeſicht des Todes freiwillig: ſie ließ ſich als Königin ſchmücken. Um ihre Schultern faltete ſich der weite Purpurmantel, ihre Mitte umſpannte der goldene Gürtel, ihr Haupt das goldene Diadem.

— „Gebt mir Gold! Viel Gold!“ ſagte ſie ernſt; „ich will es auf meiner Bruſt verbergen, damit Die, welche meine Leiche aufheben und begraben, dafür königlich belohnt werden. Sie ſollen es wiſſen, daß ich die Königin von Caſtilien war.“ Und wahrlich ſie war jetzt eine Königin im edelſten und erhabenſten Sinne. Noch nie war ſie es ſo geweſen, wie in dieſen entſetzlichen Augenblicken. Auf ihrer Stirne trat das von menſchlicher Gebrechlichkeit, von Leidenſchaft und Wahn verhüllt geweſene Zeichen der Majeſtät rein und leuchtend hervor und warf eine ruhige und erhabene Verklärung über ihre ganze Geſtalt. In dieſer Nacht, in welcher Männer zitterten und jammerten, bewies ſich dieſe ſchwache und bekümmerte Frau als eine wahrhaftig Geiſtesſtarke, als der großen Iſabella von Caſtilien würdige Tochter und Nachfolgerin. Selbſt auf ihre in Todesangſt lebende Umgebung machte dieſe erhabene Erſcheinung einen tiefen Eindruck. Neben ihr war die ſchwarze Matty das einzige lebende Weſen, welches ſeinen fröhlichen Gleichmuth behauptete; denn auch die Katzen der Königin rannten ſchreiend umher und Don Ceſar ſchien, ſeiner Aufführung nach zu ſchließen, eine ſehr deutliche Vorſtellung von dem ihm drohenden Schickſale zu haben. Die reizbare Tochter Afrikas ſah mit einer bewundernswerthen Faſſung dem Tode in's Auge.

Die erſte Lichtſpur eines trüben Wintertags drang endlich durch die dichtzuſammengeknäulten Nebel und Wolken und ſo traurig und ſchwermüthig auch ſein umflorter Blick war, er ſchien doch einen Zauberbann auf die gräßlichſte Wuth des Sturmes auszuüben. Die Gewalt deſſelben ließ allmälig nach, der Wind ſprang um und die hohlgehenden Wellen machten Anſtalt, ſich wieder beruhigen zu wollen. Deſto ärger wüthete das Feuer auf dem Königsſchiffe und die Hoffnung, welche der nachlaſſende Sturm gab, vernichteten die immer gieriger um ſich greifenden Flammen wieder. Die geängſtigten Schiffsbewohner ſahen die Gefahr, von dem den Einſturz drohenden brennenden Verdeck erſchlagen zu werden, von Minute zu Minute wachſen. Aber mit dem Tage kommt dem Menſchen ſtets neuer Muth und mit dem Muthe wächſt ſeine Stärke. Alles, was Hände hatte, griff jetzt an, um des Feuers Herr zu werden, und wohin ſich Niemand wagte, da ſah man Matty's Geſtalt, wie einen ſchwarzen Schatten, ſchnell erſcheinen und verſchwinden. Sie leiſtete die wichtigſten Dienſte. Doch noch Stunden lang ſchwankte der Sieg. Endlich um Mittag nahten zwei Schiffe der Flotte auf die gegebenen Nothſignale dem Konigsſchiff und fuhren mit ſchnell ausgeſetzten Böten heran. Dieſe neuen Kräfte bewältigten bald das feindliche Element und die Flamme wurde erſäuft.

Der Sturm hatte ſich zwar noch nicht ganz gelegt, aber der Himmel fing an heller zu werden und man erkannte die nahe engliſche Küſte, auf welche die drei Schiffe losgetrieben wurden. Von den übrigen Schiffen der ſtolzen Flotte war nichts zu entdecken. Die Lenker der Schiffe beeilten ſich, im nächſten Hafen Schutz zu ſuchen; aber nur mit der größten Mühe und äußerſten Anſtrengung gelang es, das übel zugerichtete Königsſchiff um zwei Uhr in den Hafen Weymouth an der Küſte der Grafſchaft Dorſet einzuführen. Der ſtolze Prachtbau war ein elendes Wrack geworden.

Der König ließ ſich mit ſeiner nächſten Umgebung in einer kleinen Zille an's Land ſetzen und ging nach einem nahgelegenen Landhauſe, welches einem jungen Edelmanne, Namens Thomas Trencherd, gehörte. Bei dieſem war eben ein anderer Adeliger aus der Nachbarſchaft, John Carous, zum Beſuch und vom ſtürmiſchen Wetter von der Rückkehr abgehalten worden. Dieſe beiden Herren vertrieben ſich die Zeit mit Kartenſpiel, als der König mit ſeinem Gefolge eintrat und ſich ihnen zu erkennen gab. Vom Erſtaunen über einen ſo ſeltenen Gaſt gingen die Bewohner des Hauſes zu ehrfurchtsvoller Anerbietung ihrer thätigen Hülfe über. Die beſten Zimmer wurden dem König und ſeiner nächſten Umgebung geräumt und der Hausherr fuhr in einem großen Boote, das in Eile mit ſo viel Bequemlichkeit als möglich ausgeſtattet worden war, nach dem halbzerſtörten Königsſchiffe in den Hafen hinaus, um die Königin mit gebührenden Ehrenbezeigungen einzuholen. Die übrige Mannſchaft der drei burgundiſchen Schiffe wurde in den andern am Hafen liegenden Landhäuſern und in der Stadt untergebracht und als es Nacht wurde, war Jedermann, der mit dem Könige in den Hafen eingelaufen war, unter Dach.

Der König erkundigte ſich gleich an dieſem Abende bei ſeinem gefälligen Hauswirthe, ob nicht ein gutes und bequemes Schiff zu haben ſein möchte, auf dem er in einigen Tagen, ſobald er Nachricht von den übrigen Schiffen ſeiner Flotte erhalten, ſeine Reiſe ungeſäumt fortſetzen könnte.

— „Ew. Majeſtät wird doch gewiß nicht unſere Inſel wieder verlaſſen wollen,“ verſetzte Trencherd, „ohne ihr Gelegenheit gegönnt zu haben, ſich der hohen Ehre dieſes unverhofften Beſuchs gehörig zu erfreuen, und dieſes kann unmöglich anders geſchehen, als wenn unſer König Euch in ſeinem Reiche begrüßen darf. Auch werdet Ihr gewiß Eurer hohen Gemahlin vergönnen, ihre bei uns als Mitglied unſeres königlichen Hauſes lebende Schweſter zu umarmen. Es iſt meine Unterthanenpflicht, daß ich morgen bei Zeiten eine Anmeldung von dem Glück, das uns leider durch Ew. Majeſtät Unglück widerfahren iſt, an unſern König abzuſenden, und ich bitte, Ihr wollet mir dazu die gnädigſte Erlaubniß nicht verſagen.“

Philipp dachte in dieſem Augenblick weder an den König von England, noch an die Prinzeſſin von Wales, ſondern an Luiſe, ſeine geliebte Luiſe. Ein unerwartetes Schickſal hatte ihn an die Küſte Englands geworfen; ſollte er ſie wieder verlaſſen, ohne die heiß Erſehnte geſehen zu haben? Ja, er ſchmeichelte ſich mit der leiſen Hoffnung, daß es ſeiner Ueberredungskunſt gelingen würde, ſie zur Rückkehr nach Spanien auf ſeinem Schiffe und in ſeiner Geſellſchaft zu bewegen. Wie reizend träumte er ſich die Reiſe an ihrer Seite! Wie ſüß däuchte ihm das Glück, König von Caſtilien zu ſein, wenn ſie an ſeinem Hofe lebte und den Zauber ihrer Gegenwart über ſeinen Purpur göſſe wie ein verklärendes Licht! Schon beſtimmte er ſie in Gedanken zur erſten Ehrendame der Königin. Er hatte alſo nichts dagegen, daß John Carous am folgenden

Morgen nach Windſor reiſe, um der königlichen Familie ſeine Ankunft in England zu melden; nachher erſt fiel ihm ein, daß er ja ſeine Schwägerin, die verwitwete Prinzeſſin von Wales, noch nicht perſönlich kenne und unmöglich ſo unhöflich ſein könne, weiter zu reiſen, ohne ſie begrüßt und ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Ebenſo wenig kannte er den König und den Kronprinzen, Herzog von Cornwallis.

Der Bote ging alſo nach Windſor ab und aus dem Hafen liefen eine Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge aus, um im baltiſchen Meere und in den an demſelben gelegenen übrigen engliſchen und franzöſiſchen Häfen die zur burgundiſch-caſtiliſchen Königsflotte gehörigen Schiffe aufzuſuchen oder Nachrichten über deren Schickſal zu erlangen. Schon nach wenigen Tagen erfuhr man auf dieſe Weiſe, daß zwei Schiffe mit Soldaten und Dienſtleuten des Hofs mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ſeien, die andern, theilweiſe mehr oder minder beſchädigt, hatten weithin in den Buchten und Häfen der engliſchen Küſte Schutz geſucht und liefen allmälig, nachdem ſie erfahren hatten, was aus dem König geworden, im Hafen von Weymouth ein.

König Heinrich VII. von England, einer der ſchlauen, verſchmitzten Fürſten, welche zu Ende des 15. Jahrhunderts zur Unterdrückung der frechen Macht des großen Lehnsadels jene Politik erfanden und in Anwendung brachten, deren Grundſätze ihr florentiniſcher Zeitgenoſſe

Nicolo Machiavelli in ſeinem berüchtigten Lehrbuche „Il principe“ zuſammengeſtellt und verewigt hat, Heinrich ließ keinen Zufall unbenutzt, um ſich und ſeine Dynaſtie auf dem engliſchen Thron, auf den er nicht das entfernteſte hiſtoriſche Recht und nur das ſiegreicher Gewalt hatte, zu befeſtigen. Das Unglück Philipps, das ihn, gegen ſeinen Willen, nach England geführt, war dem Inſelkönig ein ſolcher willkommener Zufall, um für ſich Nutzen daraus zu ziehen.

Am fünften Tage nach Philipps Landung erſchien in Trencherds Landhauſe eine glänzende Geſandtſchaft des Königs von England, aus mehreren Fürſten, Baronen und Räthen deſſelben beſtehend, welche das Königspaar von Caſtilien im Namen ihres Königs feierlich bewillkommnete, nach Windſor an den Hof einlud und ſich als Ehrencomitat dorthin auswies. Der nächſte Morgen ſah den burgundiſch-caſtiliſchen Hof in Begleitung der engliſchen Hofherren und Großen ſchon auf der Reiſe und nichts war vom König Heinrich unterlaſſen, ſie für Philipp und Juanna auf das ehren- und prachtvollſte auszuſtatten. Alle Städte und Orte waren angewieſen, das Königspaar mit denſelben Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen zu begrüßen, wie ihren eignen König. Eine Strecke vor der Stadt Windſor kam ihnen der Herzog Heinrich von Cornwall, der Thronerbe, damals vierzehn Jahre alt, mit der Witwe ſeines Bruders Arthur, der Prinzeſſin Katharina von

Wales entgegen *). Donna Catalina, die jungſte Tochter Ferdinands des Katholiſchen von Arragon und Iſabella's von Caſtilien, ſtand in ihrem einundzwanzigſten Jahre. Sie war von mittler Leibesgröße, ſehr ſchön und hatte nicht nur die unverkennbarſte Aehnlichkeit mit ihrem Vater, ſondern ſie beſaß auch ſeinen Geiſt und ſeine Verſchlagenheit. Die beiden fürſtlichen Schweſtern hatten ſich ſeit Juanna's Abreiſe aus Spanien und Vermählung vor neun Jahren nicht wieder geſehen und Katharina war damals noch ein Kind geweſen. Um ſo rührender war ihre herzliche Umarmung und Begrüßung und Beider Thränen floſſen reichlich. Lebten doch von den fünf erwachſenen Geſchwiſtern nur noch drei; Iſabella, die Königin von Portugal, die älteſte Schweſter, Don Juan, der einzige Bruder, und auch die treffliche Mutter waren in der Zeit, während Johanna und Katharina ſich nicht geſehen, in den Tod gegangen, und Johanna's Geiſteslicht war verdüſtert worden. Grund genug zu ſchmerzlichen Erinnerungen und zu Thränen bei dieſem unverhofften Wiederſehn.

König Heinrich, ein ſchwächlicher Mann, der da-

---

*) Es iſt bekannt, daß Prinz Heinrich von Cornwallis drei Jahre ſpäter ſeinem Vater als Heinrich VIII. folgte und ſeine Schwägerin Katharina von Arragon zu ſeiner erſten Gemahlin machte, von der er ſich 1532 wieder ſcheiden ließ.

Ritterhauſe zu, wo die von ſeinem Herzen ſtill und heimlich geliebte Guta wohnte. Nachdem er von den Dienerinnen erfahren, wo die Herrin weile, trat er in die Kapelle. Guta lag vor einem Altare der Mutter Gottes und betete inbrünſtig; der Jüngling ging leiſe heran, doch blieb er in einiger Entfernung ſtehen, um die Andacht der Holden nicht zu ſtören. Heftig floßen die Thränen von des Fräuleins Wangen, tief ſenkte ſie das niedliche Haupt vor dem Bilde der Gnadenreichen, verzweifelnd wandt ſie ihre zarten Hände, und ein heißes Gebet ſtrömte immer lauter über ihre Lippen. Endlich erhob ſie ſich und erblickte den ohnfern ſtehenden Sänger, deſſen Mienen das innigſte Mitleid ausdrückten.

«Wer iſt der Sieger?» rief ſie ihm entgegen. Er zauderte mit der Antwort. «Euer ſchmerzlicher Blick ſagt mir genug, Junker Wilhelm. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Gobbelin von Elz iſt es abermals.»

«Ihr ſelbſt habt den unglückbringenden Namen ausgeſprochen, nicht ich,» verſetzte der Sänger.

«Und ich ahne, ja ich weiß es, daß er auch morgen Sieger ſein wird,» ſagte Guta mit heldenmüthiger Faſſung. «Mag es kommen das Unmals im funfzigſten Jahre ſtand, empfing ſeine hohen Gäſte am Thore des königlichen Palaſtes. Der ganze Hofſtaat war verſammelt und dem caſtiliſchen Königspaar wurde jede erdenkliche Ehre erwieſen. Ihr Unglück und das drohende Verderben, das dicht über ihren Häuptern geſchwebt hatte, waren der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung.

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit muſterte Philipp die Hofdamen, um ſeiner unvergeßlichen Luiſe reizendes Geſicht zu entdecken, und da die Königin von England zwei Jahre vorher geſtorben war, ſo mußte der anweſende weibliche Hofſtaat nothwendiger Weiſe der Prinzeſſin von Wales gehören, welche die Honneurs im königlichen Hauſe zu machen hatte. Aber alle dieſe Geſichter waren ihm fremd. Seiner muntern Schwägerin ſchien dieſe Aufmerkſamkeit keineswegs zu entgehen und ein ſchalkhaftes Lächeln glitt einigemal über ihre feinen und reizenden Züge. Sie lud das Königspaar zum folgenden Tage in ihren eigenen Palaſt ein, dazu den König und den Kronprinzen von England.

So glänzend aber auch das Feſt war, das ſie gab — was Philipp ſuchte, fand er nicht. Am Abend war große Vorſtellung des ganzen Hofſtaats, ſowol des königlichen als deſſen der Prinzeſſin, und dann Bankett. Eine ihm der Geſtalt und dem Namen nach gänzlich fremde Dame wurde Philipp als Oberhofmeiſterin der

Prinzeſſin von Wales genannt. Er gab alſo dem Argwohne in ſeiner Seele Raum, der Zigeuner, der ohnedies als ein Betruger entlarvt worden war, möchte ihn auch in dieſer Beziehung betrogen haben. Um ſich jedoch zu überzeugen, ſuchte und fand er in den nächſten Tagen Gelegenheit, ſeine Schwägerin unter vier Augen zu ſprechen. Bei einem Bankett, das der Prinz von Cornwallis gab, tanzte er mit Katharina. Während der Pauſe ſagte er: „Ich muß Ew. Liebden mit einer Frage beſchwerlich fallen, die mich ſchon ſeit einigen Tagen auf der Seele brennt.“ Sie lachte, als wüßte ſie bereits, was er fragen wollte, und zog ihn in eine Fenſterniſche. „So fragt mich denn!“ ſagte ſie muthwillig. „Es liegt Euch doch daran, daß kein anderes Ohr als das meinige Eure Worte erreichen. Ich wette, Ihr wollt Euch nach irgend einer ſchönen Dame erkundigen, die Ihr bei Hofe geſehen, oder nicht geſehen habt. Hab' ich's errathen? O Euer Ruhm iſt auch nach England gedrungen! Und es iſt ein Glück für Ew. Majeſtät, daß die geduldige Donna Juanna und nicht die hitzköpfige Donna Catalina Eure Gemahlin geworden iſt. Nun ſo fragt doch und laßt mich nicht allein plaudern!“

— „Faſt möcht' ich nun ſchweigen, da Ihr's wirklich errathen habt, ſchöne Schweſter. Aber ich vertraue auf Eure weibliche Nachſicht und ich will ja nach einer Dame fragen, die ich nicht im Hofſtaat, die ich überhaupt nicht in England geſehen habe und die wahrſcheinlich gar nie hier geweſen iſt.“

— „Nun, ſo laßt hören, ſchöner, frauengefährlicher Bruder!“

— „Man hat mir vor kurzer Zeit erſt geſagt, Eure erſte Ehrendame ſei die verwitwete Herzogin von Najara, die auch Ehrendame Eurer Mutter war; und doch hab' ich ſie nicht unter Euerm Hofſtaate gefunden.“

— „Ei, ei, was hat Ew. Liebden doch mit dieſer ſchönen Frau?!“ drohte die Prinzeſſin ſchalkhaft mit dem Finger. „Das muß ja ein eigenthümliches Geheimniß ſein! Ich ſag' Euch, Donna Luiſa war allerdings ſeit anderthalb Jahren meine Oberhofmeiſterin und ihr Gemahl Don Alonſo de Malaga mein Ehrencavalier; aber Beide haben mich plötzlich verlaſſen, es iſt heute der zehnte Tag. Denn kaum hatte ſich die Nachricht an unſerm Hofe verbreitet, daß Ew. Majeſtät an der engliſchen Küſte gelandet ſei und uns einen Beſuch abzuſtatten gedenke, als Donna Luiſa und ihr Gemahl mich mit der äußerſten Unruhe um ihre Entlaſſung baten. Vergebens waren meine Bitten; mit einer ſteigenden Angſt, deren Grund ſie mir durchaus nicht entdecken wollte, beſtand die ſchöne Frau auf ihrem Willen und ſo mußte ich das mir ſo lieb gewordene Ehepaar gehen laſſen. Sie reiſten noch denſelben Tag nach London und haben, wie ich bereits in Erfahrung gebracht, die Inſel zwei Tage darauf mit einem engliſchen Schiffe verlaſſen.“

Der König war erblaßt. „Die Inſel verlaſſen!“ ſagte er mit bebender Stimme kaum hörbar. „Aber, mein Gott! weshalb dieſe Flucht?“

— „Wenn Ihr es nicht wißt, ich kann Euch nichts darüber berichten. Sie ſchien eine Furcht vor Euch zu haben, wie ſie ein Menſch nicht vor einem andern haben ſollte. Den Grund derſelben werdet Ihr beſſer kennen, als ich; denn Donna Luiſa hat mir nichts darüber vertraut.“

— „Ich ſchwör' Euch zu, mir iſt es ein unerklärliches Räthſel. Nie hab' ich etwas gethan, um der Herzogin Furcht einzuflößen.“

— „Ich glaub' es Euch wol. Ihr mögt vielmehr Alles gethan haben, um ihr das Gegentheil von Furcht einzuflößen.“

— „Und wer iſt dieſer ihr Gemahl, der das Räthſel nur noch undurchdringlicher macht?“

— „Ein trefflicher, würdiger Mann, der meine ganze Hochachtung beſaß. Weiter weiß ich nichts von ihm. Er und ſeine Gemahlin brachten mir die beſten Empfehlungsbriefe von Perſonen, auf deren Wort ich etwas halte. Auch war mir Donna Luiſa perſönlich vom Hofe meiner königlichen Eltern bekannt; ich hatte ſo viel von ihr gelernt, daß meine Dankbarkeit ſie meine Lehrerin nannte. Auch wußte ich, wie viel ſie bei meiner theuern Mutter galt. Ich nahm ſie und ihren Gemahl alſo mit Freuden in meinen Hofſtaat auf und ich habe nichts mehr bedauert, als daß ſie daraus geſchieden ſind."

— „So hab' ich Euch unſchuldig einen großen Verluſt bereitet?"

— „Ich kann Eurer Unſchuld nicht darob zurnen. Seltſam iſt übrigens, daß ein Spanier, ein Sohn ihres erſten Gemahls, Don Antonio de Villaquiran, der ſich im vorigen Jahre eine Zeit lang am hieſigen Hofe aufhielt und, wenn ich nicht irre, vom Könige zu allerlei geheimen Geſchäften gebraucht wurde, zwei Tage nach der Abreiſe der Malagas hier erſchien und ſich mit einer Aengſtlichkeit nach ihnen erkundigte, die der Eurigen gleichkam, ja daß er ihnen ſogleich nachgereiſt iſt, ſie aber nicht mehr in England getroffen hat, worüber er, wie mir einer ſeiner Freunde ſagte, ganz untröſtlich geweſen iſt. Vergebens hat er geforſcht, wohin das Schiff, das ſie an Bord hatte, gegangen iſt."

— „Don Antonio de Villaquiran!" ſagte Philipp erſtaunt. „Ein kleiner dunkelbrauner Mann mit einer ſtarken Narbe auf der Stirn?"

— „Ei freilich derſelbe. Ihr kennt ihn."

— „Und wo iſt dieſer Menſch?"

— „Ich hab' ihn nicht wieder geſehen, nichts von ihm gehört."

— „Das Rathſel wird immer verwirrter, immer dunkler. Ich ſtehe mitten in einem Labyrinth und habe keinen Ariadnefaden in der Hand, mir herauszuhelfen."

Das trübſelige Geſicht, das er zu dieſen Worten machte, vermochte die Prinzeſſin ihm zuzurufen: „Verliert nur, um aller Heiligen willen! dieſer Geſchichten wegen Eure gute Laune nicht. Kommt, kommt zum Tanze! Es wird Euch Alles klar werden, wenn Ihr fröhlich ſeid. Denn für vergnügte Leute gibt es kein düſteres Geheimniß!" Und ſie zog ihn fort zum Tanz.

Vierzehntes Kapitel.

Jakob Fugger ſtand am Krankenbette ſeines Bruders Georg. Das Bruſtleiden, an welchem der ſchwächliche Mann Jahre lang gelitten, war in das letzte Stadium getreten und ſeit Anfang dieſes Jahres hatte der Kranke das Lager ſelten verlaſſen. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, und ſprach darüber ruhig und gottergeben mit dem jüngern Bruder.

— „Ich habe wenig Wünſche, die ſich auf die Erde beziehen,“ ſagte er. „Du haſt unſerm Hauſe zu Ehre und Reichthum verholfen, du biſt meinen vier Kindern ein zweiter Vater geweſen und wirſt es ferner ſein, wenn ich nicht mehr bin. Gern hätte ich die Ausführung deiner großen und ſchönen Pläne mit dem jungen König von Caſtilien erlebt; der Herr des Lebens und des Todes hat es anders mit mir beſtimmt und ich füge mich willig und gehorſam ſeinem Gebote. Raimund und Anton werden dir bald von Nutzen ſein; ich betrachte ſie ganz als deine Söhne; ſie ſollen das brüderliche Vermächtniß ſein, das ich dir hinterlaſſe. Anton, obgleich erſt dreizehn Jahre alt, zeigt doch viel Eifer und Trieb. Ich denke, er wird ein tüchtiger Geſchäftsmann werden. Raimund iſt mir zu hoffärtig; er weiß mehr, als mir lieb, daß wir reiche und adelige Leute ſind. Er hat den Hochmuthsgeiſt von ſeiner Mutter, deren Liebling er iſt. Suche dieſen Geiſt ſo viel zu dämpfen, als du vermagſt. Laß dem Raimund und ſeiner Mutter den Zügel nicht ſchießen; halte ſie ſtraff. Wir haben an den Fuggern vom Reh erlebt, was bei ſolcher Hoffart herauskommt. Du biſt der Mann dazu, der nie vergaß und nie vergeſſen wird, daß wir vom Webſtuhl abſtammen. Ich muß dir dieſe weltliche Fürſorge überlaſſen. Aber in Bezug auf meinen Aelteſten hab' ich noch einen ſehnlichen Wunſch."

— „So ſag' an, lieber Bruder; kann ich deinen Wunſch erfüllen oder zur Erfüllung deſſelben beitragen, ſo weißt du, daß ich nichts ſparen werde, weder Mühe, noch Zeit, noch Geld."

— „Nicht du kannſt ihn erfüllen, aber du wirſt dazu thun können. Ich möchte, ehe ich ſcheide, das heilige Zeichen des Prieſterthums von ſeinem Haupte leuchten ſehen. Er iſt zwar vor vier Monaten erſt ſiebenzehn Jahr alt geworden und es fehlt ihm noch viel am canoniſchen Alter; aber du weißt es ſelbſt, daß er an Ernſt, Würde und Eifer für Gott und die Kirche keinem vierzigjährigen Prieſter nachſteht. Er wird ein wahres Kirchenlicht werden, nicht ein flackerndes Irrlicht, wie, Gott ſei's geklagt! jetzt die meiſten Cleriker. Jakob, ich möchte den Leib des Herrn von der Hand meines Sohnes empfangen, eh' ich hinübergehe zu Dem, der auf Erden einſt dieſen göttlichen Leib getragen."

Jakob drückte des kranken Bruders Hand. Eine Thräne ſchimmerte in ſeinem Auge. „Dein Wunſch iſt ein ſo frommer, väterlicher, daß ich ſeine Erfüllung zu erlangen hoffe. Es iſt mir rührend, daß ſich unſere Wünſche in dieſer Hinſicht begegnen. Auch ich habe daran gedacht, unſerm Marx, in welchem ich unſern frommen verklärten Bruder wieder erſtehen ſehe, deſſen Namen er führt, die Prieſterweihe bald geben zu laſſen. Als ich vor drei Monaten von Wien kam und in Regensburg an der Tafel des hochwürdigen Biſchofs ſaß, ging mich derſelbe an, meinen Neffen ſeinem Stifte anzuvertrauen, ſobald er ſeine theologiſchen Studien in Ingolſtadt vollendet habe. Dies würde nun freilich erſt zu Ende dieſes Jahres der Fall ſein. Ich wollte dich dann überraſchen, indem ich dir deinen Sohn als Clericus zuführte. Da du dich aber ſchwach fühlſt und Gottes Wille vielleicht eher über dein Leben verfügen möchte, ſo will ich unverzüglich nach Ingolſtadt und mit Marx dann nach Regensburg reiſen und dem Biſchof die Umſtände mittheilen, welche unſere Bitte gar ſehr unterſtützen."

Georg ſegnete Jakobs Entſchluß und dieſer reiſte am folgenden Tage mit ſeinem Veit Schellenberg ab. Während ſeiner Abweſenheit wurde es mit dem Kranken ſchlimmer. Die Stürme des ſcheidenden Winters ſchienen ſeinem Leben bald ein Ende machen zu wollen. Da wurde denn oft ein alter blinder Mann an ſein Lager geführt, mit welchem er ſich beſonders gern unterhielt. Dieſer Greis war Meiſter Bry, der Maler aus Antwerpen, der Vater der einſt ſo ſchönen und durch ihr Schickſal merkwürdigen Eleonore. Sie ſprachen dann meiſt von vergangenen Zeiten und der blinde Maler wußte viel zu erzählen aus ſeinem Vaterlande, noch aus der Zeit Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Er hatte die burgundiſche Marie als Kind gekannt und alle die ſchweren Kämpfe mit durchgemacht, welche ihre Verheirathung mit dem öſtreichiſchen Maximilian unter den trotzigen Niederländern hervorgerufen. „Ach, hätte ich ahnen können,“ ſeufzte er einſt, „daß der Sohn der ſchönen Maria und des ſchönen Max mich in meinem Alter aus dem Vaterlande vertreiben würde!“

— „Ihr dürft nicht ungerecht ſein, Meiſter Johannes,“ warf ihm Georg Fugger ein. „Nicht der Erzherzog Philipp hat Euch aus dem Vaterlande vertrieben, ſondern der gekränkte Stolz Eurer Tochter. Weltluſt und Hoffart brachten ſie zur Sünde und bereiteten ihren Fall Ihr mögt unſchuldig ſein an dem glück, ich kann es nicht abwenden; aber feſt entſchloſſen bin ich, nimmer des Ritters Frau zu werden. Hab und Gut ſoll er hinnehmen; der Wille meines Vaters ſpricht es ihm zu. Hab und Gut war meines Vaters Eigenthum und er hatte ein Recht, darüber zu verfügen. Aber mein Herz war nicht meines Vaters, das war Gottes Eigenthum und Gott hat darüber verfügt. Ich kann es dem Ritter von Elz nicht geben, es iſt ſchon einem Andern, wie Ihr wißt. Ihm muß ich es retten. Und Euch habe ich zum Werkzeug dieſer Rettung auserſehen.»

«Mich?» rief der Minneſänger hocherſtaunt, und ſank der Lieblichen zu Füſſen, ihre Hand ergreifend und dieſelbe mit Küſſen des Entzückens bedeckend. «Mich?» jubelte er noch ein Mal. «Das hat Euch Gott eingegeben! Ja, ich ſchwör's, ich will Euer Retter ſein. Nur ſagt mir, wie?»

«Ohnfern dem freundlichen Ulm, hart an der Donau erhebt ſich eine ſchöne Burg, dort lebt mir eine liebe Verwandte, die Schweſter meiner Mutter, als Burgfrau und Herrin. Sie iſt ohne Kinder und ich bin einſt die Erbin ihres beträchtlichen Vermögens. Sie hätte mich ſogleich nach meines Vaters Tode zu ſich und an Kindes Statt angeböſen Handel, aber in ſolchen Dingen muß der Unſchuldige faſt immer mit dem Schuldigen leiden.“

— „Wenn ſie ſchwer geſündigt hat,“ ſagte der Blinde heftiger, „ſo hat ſie auch ſchwer gebüßt. Wer hat mehr gelitten, als ſie? Und leidet ſie nicht täglich und ſtündlich? Niemand weiß beſſer als ich, welch ein großer und unauslöſchlicher Gram an ihrem Herzen frißt. Dieſes Herz hat aber kein Menſch erkannt und gewürdigt, als van der Voort, der arme, unglückliche Mann. Es iſt immer mit Füßen getreten worden.“

— „Ihr ſeid der Vater der Frau Eleonore und deshalb verzeiht man Euch, wenn Ihr ſo warm für ſie ſtreitet. Aber Ihr werdet nicht läugnen können, daß ſie ihr Herz nicht in Demuth gekleidet hat, wie es einer Chriſtin ziemt, die alſo vom Unglück heimgeſucht worden iſt. Sie beſucht niemals das Haus meines Bruders Jakob oder das meinige.“

— „Zürnt ihr deshalb nicht. Ein ſtolzes Gemüth, wie das ihrige, kann ſich nicht demüthigen. War ſie nicht eine hochbegabte Künſtlerin? Iſt ſie es nicht noch? War ſie nicht die Frau eines der reichſten Kaufherren und umgeben mit jeglicher Herrlichkeit des Reichthums? Meint Ihr, ſie ſollte nun Gnadenbrot eſſen und mich damit füttern? Nein, ſie arbeitet und ernährt mich und ihre Geſchwiſter. O Ihr ſolltet die Fülle von Liebe kennen, die in ihrem Herzen wohnt! Wie pflegt ſie mich, wie lauſcht ſie mir jeden Wunſch ab, eh' er noch recht in mir erwacht iſt! Nichts iſt zu erdenken, womit ſie mir Freude machen konnte, das ſie nicht in's Werk ſtellt. Sie malt und ſpinnt und naht vom erſten Morgenſtrahl bis in die ſinkende Nacht. Und in der Nacht tritt ſie oft an mein Lager, um auf meine Athemzüge zu lauſchen, um zu forſchen, ob ich irgend eines Beiſtandes bedarf. Kann ein Herz, das nicht von der heißeſten Liebe erfüllt iſt, alſo handeln?“

— „Gott ſegne Eure Tochter für ſolche Liebe! Warum weiſet ſie aber jede Hulfe meines Bruders zuruck? Sie brauchte nicht zu arbeiten und konnte es gut haben. Noch im vorigen Sommer fragte der junge Konig von Caſtilien meinen Bruder Jakob, als dieſer in Antwerpen war, mit großer Theilnahme nach ihr und beſtimmte ihr ein reiches Jahrgeld. Sie hat es mit Entruſtung zuruckgewieſen. Wißt Ihr davon?“

— „Nein; ſie hat mir kein Wort von dieſem neuen Anerbieten des Königs geſagt. Aber ich glaube wol, daß ſie es mit Unwillen ausgeſchlagen, und ich muß ſie darum loben. Almoſen empfangen, zumal von ſolcher Hand, iſt nicht Jedermanns Sache. Man darf des jungen Konigs niemals in Eleonorens Beiſein erwähnen. Sie bekommt meiſt Wein- und Lachkrämpfe, wenn ſie an ihn erinnert wird. Ich bitt' Euch, laßt ſie in ihrer Weiſe gehen. Wir ertragen ja gern unſere Armuth. Gott ſchenk' Euch Geſundheit! Wenn ich der Hülfe und der Unterſtützung bedarf, werd' ich mich an Euch wenden.“

— „Ich werd' Euch ſchwerlich helfen können. Gott helfe mir ſelbſt in meiner letzten Stunde, die nicht fern mehr iſt. Aber mein Bruder Jakob wird ſtets Sorge für Euch tragen.“

— „Könnt' ich doch für Euch ſterben,“ weinte der Greis. „Ich bin blind und lebensmüd' und zwanzig Jahre älter als Ihr. Was nütz' ich auf der Welt, wo ich nichts verrichten kann und meiner lieben Lore nur eine Laſt bin!“

— „Gott ſchenk' Euch, wie mir, Frieden!“

— „Den ewigen. Amen! Auf Erden iſt kein Friede. Ich bin dreiundſiebenzig Jahre alt und habe nichts als Hader und Streit erlebt unter Großen und Kleinen. Die Fürſten haben um Land und Leute gehadert, die Ritter mit den Städten, die Städte mit den Bauern, die Pfaffen mit Allen, und um was? Um Herrſchaft, um Hab' und Gut, um Geld und Geldeswerth. Die Fürſten haben den Adel unterdrückt und ſind mächtiger geworden; hat's den Leuten gefrommt? Sie werden geſchunden und geſchoren nach wie vor. Der Kaiſer, ſagt man, iſt mächtig geworden in deutſchen Landen; hat's dieſen gefruchtet? Der Pfaff iſt immer frecher geworden und treibt ſeine Sünden vor aller Welt und nennt ſich einen Diener Gottes. Ich war noch ein junges Blut und eben von der Gilde zum Geſellen geſprochen, da kam der Türk und nahm Konſtantinopel. Das war ein Zeter durch alle

Lander. Da wurde Geld geſammelt und gebetet, wenn das Türkenglöcklein geläutet wurde. Es hat Alles nichts gefördert. Der Turk iſt immer mächtiger geworden. Ein Rauber und Morder ſaß auf St. Peters Stuhl und nannte ſich Gottes Statthalter auf Erden. Der Türk wird noch Alles verſchlingen ob der greulichen Sünden, welche die ganze Welt verderbt haben. Wohl mir, daß ich blind bin und die Schande nicht mehr ſehe! Wohl mir, daß ich bald eingehen werde zu Gottes Herrlichkeit!“

So ſprach der blinde Mann und ging mit geſenktem Haupte, geſtützt auf den Arm ſeines Führers. —

Nach ein paar Tagen ward die Thür aufgethan und Jakob Fugger führte ſeinen Neffen Marx herein. Der Jüngling trug das Prieſtergewand und auf ſeinem entblößten Haupte erblickte das frohe Auge des Vaters die Tonſur.

— „Nimm ihn!“ ſagte Jakob mit Thränen, indem er den jungen Prieſter in des Kranken Arme legte, „er iſt Baccalaureus des regensburger Stifts und ein geweihter Prieſter des Herrn.“

— „Sei geſegnet, ſei geſegnet, mein Sohn!“ weinte Georg, ſo ſchwach, daß er nur mit Mühe ſprechen konnte. Marx, ein hoher, ernſter, bleicher Jüngling, benahm ſich ſo würdig, daß Jakab vor Rührung hinausgehen mußte. Die Mutter, der ſtattliche Raimund in der reichen Kleidung eines Junkers, der lebendige Anton, die kleine hübſche Schweſter Regina traten um das Bett. Es war für Alle eine wehmüthig frohe Stunde, den älteſten Bruder, den Stolz des Hauſes, mit den Abzeichen des Prieſterthums geſchmückt zu ſehen. Georg hielt Marx' rechte Hand feſt und drückte ſie dann und wann an ſeine hochſchlagende Bruſt. Marx mußte umſtändlich von den Feierlichkeiten erzählen, die bei ſeinen Weihen ſtattgefunden hatten, und richtete Grüße des Biſchofs aus. Jakob hatte unterdeſſen zum Bruder Ulrich geſchickt und es dauerte nicht lange, ſo erſchien auch er mit ſeiner Ehewirthin und den fünf jüngeren Kindern. Die drei älteren Töchter waren auswärts verheirathet, Anna im vorigen Jahre an Georg Turzoin von Bethlehemfalva in Kremnitz, Urſula vor drittbalb Jahren an Philipp von Stain, einen bairiſchen Edelmann, und Veronica vor anderthalb Jahren an den Gutsbeſitzer Walther Ehinger in Balzheim.

Marx wurde auch von ſeinem Oheim Ulrich und deſſen Familie mit einer gewiſſen Ehrfurcht begrüßt und man verabredete für den folgenden Morgen die feierliche Handlung.

Als am nächſten Tage in der Frühe Jakob mit ſeiner beleibten Ehehälfte in die Krankenſtube trat, war ſie in eine einfache Kapelle verwandelt. Ulrich war mit ſeiner Familie ſchon zugegen. Seine Kinder und Anton und Regina knieten am Altar nieder, an welchem Marx das heilige Meßopfer brachte; dann reichte er ſeinem Vater, ſeiner Mutter, ſeinen beiden Oheimen und deren Frauen und ſeinem Bruder Raimund den Leib Chriſti und ſprach den Segen über ſie. Kein Auge blieb trocken und Georg blickte verklärt empor und liſpelte: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben ihn als deinen Prieſter geſehen.“

Nach der heiligen Handlung rief er ſeine vier Kinder heran. „Marx,“ ſprach er, „du biſt nun ein Sohn der heiligen Mutter Kirche und bedarfſt keines irdiſchen Vaters mehr. Freunde und Berather werden dir deine Oheime ſein; aber du, Raimund, du Anton, und du, Regina, mein liebes Töchterlein, ſeht hier Euern Vater Jakob, ſeid ihm brave, folgſame Kinder! Nimm ſie, Jakob, die theueren Pfänder! Ich brauche dich nicht zu bitten, ihnen ein braver Vater zu ſein. Ich kenne dein edles und großes Herz.“

Jakob umarmte die Kinder weinend.

— „Und noch Eins, was dich allein angeht, mein lieber Bruder Jakob. Du biſt ſeit einiger Zeit mit dem ſchönen Gedanken umgegangen, in der St. Jakobsvorſtadt eine Anzahl Häuſer für die Armen unſerer theuern Vaterſtadt zu erbauen, und du haſt ein paar Mal davon zu mir geſprochen. Ich bitte dich, laß dieſen gottſeligen Gedanken nicht fahren. Führe ihn aus zu Gottes Ehre und der Armen Hülfe! Geh' bald an's Werk! Der dritte Theil aller Koſten dieſes Unternehmens ſoll aus meinem Nachlaſſe bezahlt werden. Baue ſo viel Häuſer, als die Armuth bedarf, damit jeder Arme geſund und reinlich wohne und ſeine Arbeit ohne Hinderniß verrichte. Verſprich mir das! Ich werde dann ruhiger ſterben."

— „Gott gebe dir eine fröhliche Urſtänd, herzlieber Bruder," verſetzte Jakob. „Das fromme Werk ſoll meine erſte Sorge ſein."

— „Es ſei eine Stiftung der Fugger'ſchen Familie, ein bleibendes Denkmal unſeres Hauſes," fuhr der Sterbende fort, „daran man in ſpäter Zeit erkenne, daß wir Gottes über den Mammon nicht vergeſſen, ſondern die irdiſchen Güter, die er uns geſchenkt, zum Beſten angewandt haben. Darum ſoll die Stiftung auch die Fuggerei heißen. Das iſt mein letzter Wille."

— „Es geſchehe alſo! Amen!" erwiderten die Brüder Ulrich und Jakob mit gefalteten Händen.

— „Und das erſte, fertige Haus ſollſt du dem alten, blinden Maler aus Antwerpen und ſeinen Kindern einräumen und ihnen die Nothdurft reichen in meinem Namen und als mein Vermächtniß."

— „Amen! Amen!" betete die Familie. —

Zwei Tage ſpäter, am 14. März, übergab Georg Fugger ſeine Seele Gott, nachdem er ſeine Kinder noch einmal geſegnet hatte. Er ſtarb in den Armen ſeines treuen Weibes und ſeines Bruders Jakob. Er hatte ſein Alter nicht ganz auf dreiundfunfzig Jahre gebracht.

Von der ganzen Familie war Niemand durch dieſen Todesfall ſo ſchmerzlich angegriffen, als Jakob. Da ſeine beiden Brüder durch Kränklichkeit öfter von den Geſchäften abgehalten wurden, ſo waren ſie ſowol, als ihre Frauen und Kinder gewohnt, ihn als Familienoberhaupt, als Vater und Ernährer zu betrachten. Er war's ja, der nicht nur dem Hauſe zu ſo großem Reichthum und Ehre verholfen, ſondern der auch alle Kinder ſeiner Brüder mit einer Liebesfülle umfing, wie dieſe kaum ſelbſt. Das Herz dieſes in jeder guten Beziehung ausgezeichneten Mannes war ein unergründlicher Liebesborn für alle Liebebedürftigen, deſſen ſegenvolle Ausſtrömungen aber zunächſt ſeiner Familie zu Gute kamen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe überreiche Spendung daher entſtand, weil er ſelbſt keine Kinder hatte. Hätte ſeine Wirthin ihn mit Leibeserben beſchenkt, ſo würden natürlich dieſe vorzugsweiſe der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit und der Kreis ſeiner Liebe enger gezogen geweſen ſein. Und wie die andern Glieder des Fugger'ſchen Hauſes, ſo betrachtete er ſich ſelbſt unwillkürlich als ihren Vater und er ſtand deshalb zu ſeinen Brüdern in einem innigern als blos brüderlichen Verhältniß. Georg aber war ihm an Alter der nächſte geweſen und hatte als der ſchwächlichſte und kränklichſte gleichſam die meiſten Anſprüche an Jakobs Liebe gehabt. Niemals war ihr herzliches Einverſtändniß geſtört worden; ſie hatten in einer beneidenswerthen

Einigkeit miteinander gelebt. Seit dem Tode der Eltern waren nur einige kleine Kinder Georgs und Ulrichs geſtorben; Georgs Tod war der erſte bedeutende Sterbefall, ſeitdem die Familie in ſo hohes Anſehen und ſo großen Reichthum gekommen war. Darum war Jakobs Herz von ſchier unbeſiegbarer Trauer erfüllt.

An der Leichenbeſtattung nahm faſt ganz Augsburg Theil, die Herren des Raths, die Zünfte, die wenigen Geſchlechter, der Biſchof mit dem Kapitel umgaben die Leiche. Der Adel aus der Umgegend hatte ſich dazu eingeſtellt, der kaiſerliche Schultheiß trat, umgeben von ſeinen Schöffen, im Namen des Königs Maximilian einher. Königliche Herolde eröffneten den Zug. Ein gewappnetes Roß mit Harniſch und Schwert wurde vor dem Sarge geführt zum Zeichen des Adels des Verſtorbenen. Aber auf Jakobs ausdrückliche Anordnung ſchloß ſich die Weberzunft unmittelbar an den Sarg an; er ſelbſt ging an ihrer Spitze, ſeine beiden Neffen Raimund und Anton an den Händen führend. Er weinte dabei mit den Kindern um die Wette. Die Leiche wurde in dem von den drei Brüdern errichteten prachtvollen Familienbegräbniß in der von ihnen erbauten und der heiligen Anna gewidmeten Kapelle an der Karmeliterkirche beigeſetzt, es war der erſte ſtumme Bewohner, welcher dieſe herrliche Gruft bezog. Der Biſchof hielt ſelbſt das Todtenamt mit großer Feierlichkeit. Unter den Leidtragenden ging auch ein armer blinder Mann, auf deſſen kummerlicher Geſtalt Jakobs ſchmerzumflorte Blicke mit großer Theilnahme ruheten; es war der Maler Bry. Jakob trat zu ihm, ergriff ſeine Hand und ſagte: „Meiſter, mein verſtorbener Bruder hat Euer mit Segen gedacht; er hat Euch als Liebeszeichen ein Erbe hinterlaſſen, das Eure letzten Tage vor jeder Sorge ſchützt.“

— „Gott wird ihm drüben dafür lohnen,“ ſtammelte der blinde Maler gerührt.

Ein reiches und überſchwengliches Trauermahl, in mehreren Häuſern zugleich gehalten, weil ein einziges die Theilnehmer nicht alle faſſen konnte, beſchloß den Tag.

Jakobs ſchmerzliche Trauer machte ihn zu den Geſchäften ſchier untüchtig; er hing ihr ſtets nach und ſeine Wirthin ſchüttelte darüber misbilligend den Kopf. „Was ſoll das geben,“ ſagte ſie, „du greinſt, wie ein Kind, dem die Katze das Honigbrot genommen. Ich fürchte, wenn es ſo fortgeht, dich wird ſelbſt ein ſchlimmes Gebreſte darniederwerfen. Dein Bruder Ulrich iſt ſelbſt ein alter und breſthafter Mann, die Neffen ſind noch nicht alt genug, um dem Geſchaft vorzuſtehen; Alles ruht auf deinen Schultern und du läßt dich von der Trauer darniederdrücken, daß du erliegen mußt. Jakob, reiße dich aus dieſer Betrübniß!“

— „Du haſt Recht, Sibylla,“ antwortete Jakob gutmüthig. „Aber wie fang' ich's an, um mich nommen, wenn mein Vater nicht die grauſame Verfügung getroffen hätte, mich zum Preiſe wilder Kampfſpiele zu ſetzen. Zu ihr will ich fliehen, wenn Ritter Gobbelin von Elz morgen zum dritten Male Sieger iſt. Ihr, Junker, ſollt mir zur Flucht verhelfen und mein Begleiter ſein. Ich kenne ja Euere treue Ergebenheit gegen mich, auch kann ich nicht wohl ohne den Sänger der ſüßen Minne- und Schmerzenslieder ſein.»

«Ihr beglückt mein ganzes Leben mit ſolch hoher Gunſt!» jauchzte der Junker.

«Doch eh wir zu meiner Baſe gehen,» fuhr das Fräulein ernſter fort, «verlange ich einen noch größern und wichtigern Dienſt von Euch.»

«Verlangt, was Ihr wollt! fordert mein Leben!» verſicherte der Sänger. «Es iſt Euch Alles geweiht. Für einen Kuß von Euerm Munde, o für einen Blick aus Euren Augen geh' ich freudig in den Tod.»

«Wilhelm,» ſagte das Fräulein, ihm die Hand reichend, «gehörte mein Herz nicht Eurem Freunde, es würde auf Erden keinem andern gehören, als Euch.»

«Seligkeit,» rief der Sänger, «biſt du ſchöner, als dieſer Augenblick? für ihn könnte ich auf dich verzichten.»

Nach einer langen Pauſe erhob er den Blick deſſen, was mich ſchmerzt und quält, zu entſchlagen?“

— „Wollteſt du doch in ein paar Monden eine Fahrt nach Kremnitz thun; was hindert dich, ſie jetzt auszufuhren? Das wird dich zerſtreuen und tröſten. Nimm den Marx und den Raimund mit dir und zeig ihnen die Welt draußen. Das wird dir Alles gut thun.“

— „Du haſt gut und verſtändig geſprochen!“ ſagte der Mann lebhaft. „Wohl dem Manne, dem der Herr eine verſtändige Hausfrau gab! Ich werde die Reiſe nach Ungarn beſchicken.“ Und er küßte die dicke, gemüthliche Frau herzinnig und dankbar auf Mund und Wange.

— „Und dem wilden Toni ſollſt du mir einen feinen Wecken mitnehmen,“ lachte ſie nun. „Ich kann den Buben nicht vergeſſen; hat er mir doch manche fröhliche Kurzweil bereitet.“

Einige Tage darauf ſaß die Familie in ſtiller Betrachtung beiſammen. Jakob nahm das Wort: „Meine Lieben, ich muß fürchten, daß dieſer Schmerz, der ſo grauſam an meiner Seele frißt, mich für lange arbeitsuntüchtig machen würde, und noch nie hab' ich meinen Kopf nothiger gebraucht als jetzt, wo ich die Ausführung der großen Pläne, die ich, wie ihr wißt, mit dem jungen Konige von Caſtilien vorhabe, vorbereiten muß. Es kann ſich fugen, daß ich in dieſem Jahre noch nach

Spanien zu reiſen genöthigt bin, und wie viel hab' ich bis dahin zu ſchaffen! Ich muß Zerſtreuung ſuchen und habe mich auf guten Rath meiner Sibylla entſchloſſen, die Reiſe nach Kremnitz, die ich erſt in einigen Monaten zu machen gedenke, in kürzerer Zeit anzutreten. Ich will unſerer guten Anna Turzoin ſelbſt die Trauerkunde vom Tode ihres Ohms überbringen und mit ihrem Manne über die ſpaniſchen Angelegenheiten reden. Wir müſſen uns zuſammen über des Landes Gelegenheit und ſeine metallreichen Berge unterrichten, ehe wir dahin abreiſen. Auch drohet König Maximilian den Ungarn mit Krieg. Sie ſind ihm nämlich auf ihrem letzten Landtage im vorigen Herbſt wortbrüchig geworden, indem ſie die ihm zugeſagte Erbfolge aufgehoben und beſchloſſen haben, niemals wieder einen Ausländer zum Könige zu wählen. Unſer König Max will ſie aber mit den Waffen an ihr Verſprechen erinnern. Es iſt alſo nöthig, daß ich ſelbſt in Kremnitz bin, wenn der Krieg entbrennt, um nicht zu Schaden zu kommen. Wenn ich ſelbſt die Hand über mein Eigenthum halte, wird es von Max und ſeinen Söldnern reſpectirt werden. Ich wünſche, daß ihr mich begleitet, Marx und Raimund, damit ihr ebenfalls von Euerm Schmerze geneſet und die Länder kennen lernt, durch die wir reiſen. Auch damit ich im Kriegsfalle nicht allein ſei. Ich will euch die Donau hinabführen nach Wien, nach Preßburg, nach Peſth und Ofen. Und du, Raimund, ſollſt mir den Bergbau kennen lernen und bei Georg Turzoin in die Lehre gehen, damit du die Leitung unſerer Bergwerke übernehmen kannſt, wenn ich mit Turzoin nach Spanien und vielleicht gar nach Weſtindien reiſe. Macht euch alſo zur Reiſe fertig. In Regensburg werd' ich dir, Marx, Urlaub vom hochwürdigen Biſchof erbitten."

Dieſer Befehl erfreute die beiden Brüder in ihrer Trauer gar ſehr und, gleichwie ſie ſich auf die Reiſe ſchickten, ſo ſchafften Ulrich, deſſen Frau und ihre Kinder allerlei Geſchenke für bald zu erwartenden kleinen Hausſegen der Tochter im fernen Ungarland, um ſie den Reiſenden mitzugeben.

Funfzehntes Kapitel.

Die Straße zwiſchen den beiden Königsſtädten Ofen (Buda) und Warſchau führt durch ein wildes gebirgiges und unwirthbares Stück Land. Es iſt dies derjenige Theil des Weges, der zwiſchen Kremnitz in Ungarn und Krakau liegt, die wilden Karpathen mit ihren nach Niederungarn hinabgreifenden Vorgebirgen. Im ſechzehnten Jahrhundert war dieſe Gebirgsſtraße noch weit übler beſtellt; es war ein Weg durch Wildniſſe und voller Schrecken, von Räubern und wilden Thieren bedroht, der ſchlimmſte Weg weit und breit. Und doch hatten den polniſchen und den ungariſchen Königsthron zu Anfang des genannten Jahrhunderts zwei Brüder inne und doch waren Ungarn und Polen hundert Jahre zuvor unter einem Könige vereint geweſen, unter einem der größeſten, weiſeſten und wohlthätigſten Herrſcher, die je gelebt, unter Ludwig dem Großen, der Ofen zu ſeiner Reſidenz erhoben hatte. Aber hundert Jahre iſt eine lange Zeit und die königlichen

Herren Brüder, welche jetzt die Throne von Ungarn und Polen innehatten, waren in allen Stücken das Gegentheil ihres beruhmten Vorgängers. Niemals waren Ungarn und Polen in ſchlechterer Verfaſſung geweſen; die Könige waren wenig mehr als Schatten und Wladiſlav von Ungarn und Böhmen wegen ſeiner beiſpielloſen Schwäche, Unthätigkeit und Liebe zu Ruhe und Pfaffen das Geſpött der damaligen Welt. Im Lande die wildeſten Parteikämpfe, der hohe Adel gegen die Geiſtlichkeit, die über die Hälfte des Landes ihr Eigenthum nannte; der kleine Adel gegen den hohen, von welchem er auf's furchtbarſte unterdrückt war, Räuberbanden und Einfälle der Nachbarn über die Grenzen; Verwirrung und Unordnung überall.

Es war alſo kein Wunder, daß der Weg von Ofen über die Karpathen nach Warſchau ein ſo ſehr ſchlechter und gefährlicher war. Einige Meilen vor Kremnitz mündete in ihn auch die Straße, welche von Preßburg nach Kremnitz führte. Hier am Ausgange des Kremnitzer Thales in das Thal der Gran lag ein elender, armſeliger Flecken, Heiligekreuz; und wie der Ort ſelbſt, ſo war ſeine Herberge beſchaffen, ein altes, trübſeliges Haus, in welchem Wind und Wetter mehr Einkehr nahmen, als Menſchen. Der Wirth, ein alter Stelzfuß, der die Schlachten des tapfern Königs Matthias Corvinus mitgefochten und ſich von den Türken ein Bein hatte nehmen laſſen, ſchwatzte wol wie eine Elſter in allen Mundarten, die in Ungarn gang' und gebe waren, auch wol etwas türkiſch und etwas deutſch, aber er verſtand kein Sterbenswörtchen von der franzöſiſchen oder ſpaniſchen Sprache. Noch viel weniger hatte ſich ſeine böſe und zänkiſche Frau, die den alten Kriegshelden jetzt commandirte, ſolcher Sprachſtudien befliſſen. Und doch lag nun ſchon ſeit mehrern Tagen eine vornehme kranke Dame in dem einzigen Raume ſeiner Spelunke — dem man, mit Nachhülfe von etwas Phantaſie, außer der ſchwarzgeräucherten Wirthsſtube, den Namen einer Stube oder einer Kammer zugeſtehen konnte und welcher zur Aufnahme ungewöhnlicher Gäſte beſtimmt war — und dieſe und die einzige flinke Dienerin, welche ſie hatte, ſprachen nur die genannten Sprachen. Der kranke Gaſt mit der Zofe und das wirthliche Ehepaar konnten ſich alſo nur nothdürftig durch Zeichen verſtändigen. Die Schlauheit der Wirthin hatte aber doch begriffen, daß die vornehme Dame ſchlecht mit Geldmitteln verſehen war, und überdies lehrte der Augenſchein, daß ſie ihrer Niederkunft täglich und ſtündlich entgegenſah. Ein Mann, der mit ihr gekommen und den man wol für ihren Gemahl hatte halten können, war, als ſie vom Gebirge herab angekommen, Tags darauf nach Peſth und Ofen zu mit ſeinem Diener zu Pferd weiter gereiſt. Er hatte auch nur Sprachen geſprochen, die die Wirthsleute nicht verſtanden, und dieſen war nur nothdürftig klar geworden, die Reiſenden ſeien von Raubern ausgeplündert, die Frau darüber vor Schrecken krank geworden und der Mann wolle nun ſchnell nach Ofen, wo ſich eben der königliche Hof aufhielt, um dort Hülfe zu ſuchen. Die Wirthin glaubte nicht daran; ſie argwohnte, der Mann habe die kranke, hochſchwangere Frau ihnen auf dem Halſe ſitzen gelaſſen, und machte deshalb ihrem Manne die Hölle heiß, gleichſam als habe er irgend eine Schuld dabei.

— „Girſchi,“ keifte ſie, „du haſt dir das Weib aufbinden laſſen. Die Heiligen mögen wiſſen, was für eine verlaufene Perſon dies iſt! Jetzt ſchaffſt du ſie mir aus dem Hauſe, eh' ſie ſich verdoppelt. Du mußt aufſitzen und hinauf nach Kremnitz reiten und die Sache beim Geſpann anzeigen, ſonſt müſſen wir Frau und Kind behalten und Gott mag wiſſen, was daraus werden ſoll.“

— „So laß mich gewähren, Frau!“ rief der Stelzfuß grimmig und drehte den ungeheuern grauen Knebelbart. „Erſt müſſen wir abwarten, ob der Mann nicht wiederkommt.“

— „Da iſt was zu warten! Schaff' Geld von ihr, dann wollen wir warten, ſo lang dies ausreicht. Ich ſage dir, es gibt ſonſt ein Unglück.“

Der gehorſame alte Krieger rückte gegen die arabiſch gekleidete Zofe an und wußte ihr ſehr deutlich zu machen, daß er Geld wolle; ſie ihrerſeits verfehlte nicht, ihm eben ſo gut zu verſtehen zu geben, daß ihre Herrin kein Geld habe und daß er warten müſſe, bis der Herr zurückgekehrt ſei. Der Wirth, damit ſchlecht zufrieden, wollte nun die Stube der Kranken ſtürmen; aber die Zofe ſchrie und drohte, bat und weinte in einem Athem und die Kranke ſtöhnte in der Kammer, ſodaß der bärbeißige Mann wieder abzog.

Dieſe traurige Scene wiederholte ſich aber am folgenden Tage, als der Gemahl der Kranken noch nicht wiedergekehrt war, und nun lief die böſe Wirthin ſelbſt Sturm. Der aufgeregte Zuſtand der jungen und ſchönen kranken Frau war im höchſten Grade beklagenswerth. Die Hoheit ihres Weſens machte inzwiſchen auf die Wirthin Eindruck und die geſchlechtliche Kriſis, der die Fremde entgegenging, rief in dem Herzen der Frau eine Stimme des Mitleids wach, eine Stimme der Natur, der ſich kein Weib gegen ein anderes in ſolchen Umſtänden entziehen kann. Nun ſtellte ſich aber der alte Knebelbart um ſo wilder und eiſenfreſſeriger an, um ſich die Anerkennung der Macht, die ſeine Ehehälfte über ihn beſaß, wegzulärmen. Die Weingäſte, die ob des außerordentlichen Ereigniſſes häufiger kamen, als ſonſt, nahmen Partei für und wider, und ſo war das ganze Haus in Aufruhr von oben bis unten.

Das Wetter außer dem Hauſe war nicht freundlicher. Kalte und rauhe Aprilſtürme fegten vom Gebirge herab durch das Thal und trieben Schneewolken vor ſich her. Die Lage der verlaſſenen Kranken und ihrer Zofe wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher. Es ſchien faſt, als wollten die hartherzigen Wirthsleute ihnen jede Nahrung verweigern, und an eine ſo ſehr nöthige ärztliche Hulfe war gar nicht zu denken. Das Schlimmſte war ohnſtreitig, daß ſich die Unglucklichen nicht mit Worten verſtändlich machen konnten; denn dem Zauber des menſchlichen Wortes weichen faſt immer alle feindliche Damonen.

So mislich ſtanden die Sachen, als Nachmittags plötzlich die Muſik einer am Hauſe vorüberziehenden Zigeunerbande vernommen wurde. Die Dorfleute lieſen neugierig zuſammen, um das braune Nomadenvolk und den Baren und die Aeffchen, die es mit ſich führte, anzuſtaunen und ihm Lebensmittel zuzuſtecken, um ſich dafür wahrſagen zu laſſen. Die Zigeuner hielten ſich aber nicht auf, ſondern ſetzten ihren Weg mit Spiel und Geſang fort, ohne das baufällige Wirthshaus ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen. Es waren gegen hundert Köpfe, Männer, Weiber, Burſche, Mädchen, Kinder. Außer dem Bären und den Affen und mehreren großen Hunden gingen an zwanzig ſchwerbepackte Maulthiere und Eſel in ihrem Zuge; auf den Laſten ſaßen noch Kinder, hochthronend, oft drei bis fünf auf einem Thiere. In der Mitte des Zugs leiteten zwei ſtämmige Knaben ein ſtattliches Maulthier mit reichem

Geſchirr und mit allerlei buntem Zierrath behangen, auf welchem eine junge wunderſchöne Frau in koſtbarem, morgenländiſchem Kleiderſchmuck ſaß. An ihrer Bruſt ruhte ein Säugling und neben ihr auf einem kaum minder ſchönen und phantaſtiſch aufgeputzten Thiere ritt ein kleines allerliebſtes Mädchen mit lachenden Augen und fliegenden Locken.

Die Kranke im Kruge, die ſich eben allein in ihrem armſeligen Zimmer befand, hatte kaum die einfachen Töne der Muſik vernommen, als ihre von Schmerzen und Kummer abgeſpannten Geſichtszüge ſich plötzlich belebten, in ihrem Auge ein Feuer der Freude, Ueberraſchung und Unruhe entglomm und ſie ſich aufrichtete, um mit ängſtlich froher Haſt ihre Zofe herbeizurufen. Aber dieſe ſtürmte ſchon herein, noch weit aufgeregter als ihre Herrin. Dieſe Zofe war nämlich in Kleidung, dunkler Hautfarbe und eigenthümlichem Geſichtsausdruck den Zigeunern ähnlich und doch hatte ſie in ihrem Weſen etwas Edles und Stolzes, welches ſie merklich von jenen unterſchied. Sie war ein Mädchen von vier- bis fünfundzwanzig Jahren und wetteiferte mit ihrer Herrin an Reiz der Schönheit in Formen und Bewegungen. Man konnte ſie der purpurnen Granatblüte vergleichen, die Herrin mit der ſanftern Roſe. Als die Zofe haſtig in das Zimmer trat, blitzte ihr Auge in freudigſter Ueberraſchung, ihr Buſen flog, ihre Glieder überlief ein leiſes Zittern und ihr bebender wieder ſcheu zu dem lieblichen Frauenbilde und fragte leiſe: «Was ſoll ich noch thun, Guta? Weihet mich zu Eurem Ritter.» «Ihr ſollt mit mir gen Rom ziehen zum heiligen Vater, damit mich derſelbe von dem Willen und Gelübde meines Vaters entbinde, und ich nichts vom Zorne des Todten zu fürchten habe, weder hier noch dort. Ich bedarf des Schützers und Begleiters auf der weiten und gefahrvollen Fahrt, und wem vertraute ich lieber, als Euch?»

«Zu viel des Glücks?» rief der Sänger. «Faſt erliege ich ſeiner Laſt.»

«So gehe ich, Alles zur Flucht vorzubereiten. Thut Ihr daſſelbe. Ich fliehe, als Euer Knappe verkleidet.»

Muthigen Schritts eilte ſie von dannen. Der Junker aber ſank vor dem Altare nieder, vor welchem ſie gekniecet, und küßte die Stellen, die ſie berührt hatte. Dann ſammelte er ſeine Seele zum Gebet, und als er eine Stunde darauf die Kapelle verließ, ſang er leiſe vor ſich hin:

«Sang der Hoffnung wiege dich ein.»

Die Eſtraden waren am dritten Tage, als am Tage der Entſcheidung, bis zum Brechen überfüllt, Mund ſtammelte kaum die Worte in ſpaniſcher Sprache hervor:

— „Andaluſiſche Zigeuner!“

— „Auch ich habe ihr Lied erkannt!“ rief die Kranke. „Ich habe es ja oft in Caſtilien gehört. Lauf ſchnell hinab, Aya, und hole mir eine ihrer Frauen herauf. Sie werden uns Hülfe leiſten.“

Aya flog die wankelmüthige Stiege hinab und über die Straße. Bald hatte ſie die muſicirenden Landsleute eingeholt und erfaßte eine Alte. Kaum hatten ſich ihre Blicke gegenſeitig berührt, als ſie ſtaunend ausriefen: „Karracha!“ — „Aya!“ — Wie kommſt du hierher, Aya?“

— „Meine Herrin liegt krank und hülflos in jenem Hauſe. Wir ſind von Räubern geplündert —“

Die Zofe hatte noch nicht ausgeredet, als die Zigeunermutter in möglichſter Eile auf dem Wege nach dem dürftigen Schankhauſe war. Der Zug machte Halt, Weiber und Männer zerſtreuten ſich in die Häuſer, jene um wahrzuſagen und Heilmittel für Menſch und Thier zu verkaufen, dieſe um als Keſſelflicker, Hufſchmiede und Thierärzte ihre Dienſte anzubieten.

Karracha trat, von der Zofe gefolgt, in die ſchlechte, faſt von allem Geräth entblößte Stube, die Kranke hatte ſich auf ihrem ſchmutzigen elenden Lager erhoben und ſtarrte mit fiebernder Erwartung der Eintretenden entgegen. Mit einem Schrei der Ueberraſchung rief ſie: „Karracha, Karracha, dich ſendet mir die heilige Jungfrau in meiner höchſten Noth!“

Die Zigeunermutter ſchritt in großer Gemüthsbewegung auf das Bett zu und rief erſchüttert: „Donna Luiſa, Excellenza, ſeid Ihr's wirklich? Oder äfft mich ein Trugbild?“

— „Ich bin's, Karracha, von Unglück ſchwer getroffen und in der höchſten Noth. Tritt näher! Ich bin krank, von Allem entblößt, von grauſamen Räubern im Gebirg geplündert und im Hauſe der hartherzigſten Menſchen. Mein Gemahl iſt nach Ofen zur Königin von Ungarn; aber er iſt ſchon zwölf Tage fort und noch nicht wiedergekehrt. Auch ihm muß noch ein anderer Unfall zugeſtoßen ſein in dieſem ſchrecklichen Lande.“

Die Zigeunerin kreuzte die Arme auf der Bruſt, kniete ehrerbietig am Bette nieder und ſagte: „Erlaubt mir, Excellenza, daß ich vor allen Dingen für das Nothwendigſte ſorge.“ Haſtigen Schritts ging ſie von dannen und rief einigen ihrer Leute wenige Worte zu, die wie ein Zauber auf ſie wirkten. Schnell ſcharten ſie ſich zuſammen und zogen mit ihren Eſeln nach dem Wirthshauſe, deſſen Räume ſie, ohne viel zu fragen, in Beſchlag nahmen. Die abergläubiſchen Wirthsleute, die, wie alles andere Volk, die größte Furcht vor Zigeunern hatten, wagten nicht, ſie daran zu hindern. Die Eſel wurden eiligſt abgepackt und koſtbare

Decken von Wolle und Seide hervorgezogen. Zaroya, die Zigeunerkönigin — denn ſie war die reizende Reiterin in mauriſchen Kleidern — eilte mit Karracha in die Stube der Kranken und begrüßte dieſe ebenfalls auf das ehrerbietigſte. „Hier iſt mein Bett, edle Frau, und alle meine Bequemlichkeiten,“ ſagte die Liebliche;“ auch habe ich befohlen, daß in wenig Minuten Euch Erfriſchungen bereitet werden, und Karracha wird unverzüglich für Arzneien ſorgen, die für Euern Zuſtand geeignet ſind.“

— „Ich danke dir, Zaroya,“ liſpelte Luiſe. „Euch haben die Heiligen im Himmel dieſen Weg geführt. O, laßt mich ihnen danken!“ Und gerührt faltete ſie die Hände zum Gebet.

Karracha war unterdeſſen zum Wirth hinabgegangen und gab ihm einige Goldſtücke mit den Worten: „Hund, du haſt dieſe Frau ſchlecht behandelt! Das wird dir übel bekommen. Sie iſt eine Baſe des Königs von Ungarn. Die Peſt auf deinen Kopf! Dir wird werden, was du verdient haſt.“

Da ſie dies Alles ſehr geläufig ungariſch ſprach, ſo blieben dem beſtürzten Wirthe nicht die mindeſten Zweifel über den Sinn ihrer Rede. Er fiel auf die Knie, wies das Geld zurück und jammerte: „Gnade! Gnade! Mein böſes Weib iſt daran ſchuld. Ich hätte wahrlich der hohen Frau kein Strohhälmchen in den Weg gelegt.“

— „Lügenkopf!“ ſchrie die Frau wüthend. „Glaub' ihm nicht, weiſe Frau! Er iſt ein Narr!“ Und damit nahm ſie der Zigeunerin das Geld aus der Hand. „Wir ſind arme Leute und konnten die Dame nicht ſo pflegen, wie ich wol gewünſcht hätte. Nun ſoll es ſchon anders werden.“

Der Stelzfuß hatte vor dem gegen ihn anrückenden Geſchütz die Flucht ergriffen, ſeine Feindin verfolgte ihn aber bis auf den Hof, wo ſie ihn einholte.

— „St. Urban hat dir das Gehirn verdüſtert, Alter,“ höhnte ſie. „Von jeder ſchlauen Zigeunerin läßt du dir die ſchönſten Lügen aufbinden und glaubſt daran, wie an das heilige Brot. Mir ſoll die alte Hexe wahrlich nicht kommen und mich verblüffen wollen. Die Frau oben ſoll eine Baſe des Königs ſein! Wie dumm! Zu uns kommen ſolche Baſen! Ein verlaufenes Weib iſt's, die böſen Handel mit den Zigeunern getrieben hat, daher kennen ſie ſich. Was haben Zigeuner mit der Baſe des Königs zu ſchaffen? Weshalb kümmert ſich der König nicht um ſeine Baſe? Das weiß ich beſſer. Der feine Herr, der mit ihr gekommen, hat ſie ſatt gehabt und deshalb ſitzen laſſen. Sie mag nur immer mit den Zigeunern weiterziehen, wenn ſie geneſen iſt.“

Dem Manne leuchteten die Gründe ſeiner Frau ein; er ärgerte ſich, daß er ſo dumm geweſen ſei, und nahm ſich vor, ſeinen Fehler bald wieder gut zu machen. Die feindlichen Parteien traten verſöhnt in das Haus.

Hier kehrten die Zigeuner das Unterſte zu oberſt, um der kranken Frau alle mögliche Bequemlichkeiten und Erfriſchungen zu verſchaffen. Schreiende Eſel und Kinder, ſchwatzende, ſingende und ſchmauſende Menſchen, dudelnde Muſikanten, heulende Hunde, Alles durch einander. Luiſa aber lag im prächtigen Bette Zaroya's, auf's beſte bedient, und Ava ſprang ſeelenvergnügt um das Bett, vor welchem die Zigeunerkönigin und Karracha auf Polſtern ſaßen und der Erzählung der Kranken horchten:

— „Es blieb uns nichts übrig, als aus England ſo ſchnell als möglich zu fliehen, um nicht in die Hände des Königs von Caſtilien zu fallen. Furcht und Schrecken verwirrten uns. Mein Gemahl hatte am engliſchen Hofe einen polniſchen Ritter kennen gelernt. Es lag uns daran, uns in einem entfernten Lande zu verbergen, wo uns die Macht des öſtreichiſchen Hauſes nicht aufzufinden vermochte. Mein Gemahl verſchaffte ſich von dem Polen einen Brief an ſeinen König und wir reiſeten zur See durch den Sund bis zur Mündung der Weichſel. Den Strom hinauf gehend, gelangten wir in die polniſche Königsreſidenz. Schon hatten wir Hoffnung, daß mein Gemahl eine Anſtellung im Hofſtaate des Königs, der uns gnädig aufnahm, erhalten würde, als unſer feindliches Geſchick uns von neuem verfolgte.

König Alexander erkrankte heftig und die Aerzte zweifelten an ſeinem Aufkommen *). Dadurch ſchwand unſere Hoffnung, man rieth uns nach Ofen zu gehen, wo der König von Ungarn und Böhmen, der Bruder des Königs von Polen, eben Hof hält. Ich ſelber beſtand auf der Reiſe, um bei meiner lieben Jugendfreundin und Geſpielin, der Königin Anna, Schutz, Hülfe und Unterkommen zu ſuchen. Wir machten uns eilig auf den Weg, damit wir die ungariſche Königsſtadt bald erreichen möchten, wo ich mein Wochenbett zu halten gedachte. Kaum aber hatten wir die ungariſche Grenze oben im Gebirg erreicht, als wir von einer Räuberſchar überfallen und aller unſerer Habe beraubt wurden. Mit Mühe brachten wir es dahin, daß ihr Mitleid mit meinem Zuſtande uns ein Pferd und ein Maulthier ließ, womit wir die Reiſe fortſetzen konnten. So kam ich denn als eine flüchtige Bettlerin in das Land, in welchem meine Ahnen einſt als Könige geherrſcht hatten, ja deſſen jetziger König mir auch verwandt iſt; denn das Haus der Jagellonen, welches Polen und Ungarn die jetzt regierenden Könige gegeben, ſind ja durch ihre Stammmutter ebenfalls Nachkommen des einſt ſo mächtigen Hauſes Anjou, das in Neapel und in

---

*) Alexander, König von Polen, ſtarb im Auguſt deſſelben Jahres, vierzig und einige Jahre alt.

Ungarn auf den Königsthronen ſaß. Die Mühſeligkeiten der Reiſe, die Rauhheit des Wetters und unwegſamen Gebirges, der Schrecken des Ueberfalls, Angſt, Kummer, Sorge und mein Zuſtand legten den Keim einer Krankheit in mich und bildeten ihn ſo raſch aus, daß ich kaum dieſen Ort erreichen konnte. Meine Gebeine waren wie zermalmt und die Sinne vergingen mir, als ich dieſes Haus erreicht hatte. Ich glaubte zu ſterben. Mein Gemahl war troſtlos. Kaum hatte ich mich etwas erholt, als er mit ſeinem Diener aufbrach, um nach Ofen zu eilen. Seit vorgeſtern erwarte ich ſtündlich ſeine Rückkehr. Meine Lage war ſchrecklich, als ich die Töne eurer Inſtrumente vernahm; ſie dünkten mir Engelsmuſik. Nun ſagt mir, wie kommt ihr in dies ferne, fremde Land?"

— „Ungarn iſt uns nicht ſo fremd, als Ihr glaubt, Senjora," verſetzte Karracha. „Es iſt unſere zweite Heimat und von früher Jugend bin ich dieſes Land oft und viel durchwandert. Ich habe ſogar einſt glückliche Jahre in Kremnitz, das nicht weit von hier iſt und durch das ihr gereiſt ſeid, verlebt und einer meiner Söhne iſt dort geboren. Diesmal trieb uns aber noch ein beſonderer Grund hierher. Ein Enkelſohn von mir arbeitet nämlich als Knappe in dem Goldbergwerke zu Kremnitz und mein Herz trieb mich an, den muntern Buben einmal zu ſehen. Es war manches Jahr verſtrichen, ſeit ich ihn zum letzten Mal auf die

Stirn geküßt. So ſind wir hierher gezogen; denn wir ſind, wie Ihr wißt, uberall zu Hauſe. Nun aber ſind wir auf dem Heimwege nach Spanien begriffen. Und nun ſagt mir, hohe Frau, iſt keine Nachricht vom Konige von Arragonien zu Euch gelangt?“

— „Keine,“ entgegnete Luiſe. „Welche Nachricht könnte mir auch von Don Fernando von Arragon kommen?“

— „So wißt, daß er Euch und Euern Gemahl aufſuchen laßt, um Euch zurückzurufen und Euch in Euer Beſitzthum, in Eure Wurden und Ehrenſtellen wieder einzuſetzen; denn er hat ſich mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Konige von Caſtilien, entzweit.“

— „O mein Gott!“ rief Luiſe freudig uberraſcht. „So werden wir endlich in's Vaterland zuruckkehren und der hochſte Wunſch meines Lebens wird erfüllt. Sei geſegnet, Karracha, für dieſe Kunde! Sobald ich entbunden und geneſen bin, wollen wir unverzüglich aufbrechen. Welch' eine Wonne werd' ich mit dieſer Kunde meinem edlen Gatten bereiten!“ Und ſie weinte ſtill vor Freude. —

Das Wetter wurde wilder und ſturmiſcher, jemehr der Tag ſeinem Ende zueilte. In Wind und Schneegeſtöber ritten von Presburg her vier Reiter in den Flecken und erreichten das menſchen- und gerauſchvolle Wirthshaus. Es war Jakob Fugger mit ſeinen beiden Neffen Marx und Raimund und ſeinem Reitknecht Veit Schellenberg, auf der Reiſe nach Kremnitz begriffen und von den Unbilden des Wetters aufgehalten. Veit ſprang vom Pferde und half ſeinem Herrn herab; die beiden jungen Männer hatten ihre Thiere ſchon unter einen Schoppen gezogen und entledigten ſich der naſſen Mäntel. Der Wirth war unterdeſſen herbeigehinkt und hatte kaum das ihm gar wohl bekannte Haupt der kleinen Reiſegeſellſchaft erblickt, als er vor ungeheuerm Reſpect ein gewaltiges Zetergeſchrei erhob:

— „Grüß Euch Gott und St. Stephan, der Schutzheilige dieſes bedrängten Landes, Herr Fugger! Kommt Ihr einmal, den goldenen Bergſegen zu holen, der für Euch in Kremnitz zu Tage gefördert worden iſt? Ihr kommt zur rechten Zeit, hochedler Herr, um den Krieg von Ungarn abzuwenden, mit dem uns der deutſche Kaiſer an der Grenze droht. Jedermann weiß ja hier im Lande, wie gut Ihr beim Kaiſer Maximilian ſteht. Ja wenn ich nicht alt geworden wäre und dahier ein paar Knochen zu wenig hätte, wollt' ich's immerhin noch einmal mit den Deutſchen aufnehmen.“

— „Bleib' du nur in Ruh', Alter,“ verſetzte Fugger, „der Strauß wird auch ohne dich ausgefochten werden. Schaff' uns dafür gut Logement in deinem Kruge; denn wir gedenken die Nacht bei dir zu herbergen, da uns das Wetter die Bergſtadt nicht mehr erreichen laßt. Es geht luſtig in deinem Neſte zu; ich glaube, die Zigeuner, die ich herumſchleichen ſehe, ſpielen den Dörflern zum Tanze auf.“

Der Wirth kratzte ſich vor Verlegenheit hinter den Ohren. „Freilich,“ ſprach er, einige unverſtändliche Flüche gremmelnd, „die ganze Spelunke iſt ſo voll geſtopft, daß die Tänzer ſich mit Armen und Beinen durcharbeiten muſſen. Aber was frag' ich danach. Das Volk muß Euch Platz machen, Herr Fugger.“

Sie traten in die Gaſtſtube. Ein heißer Brodem ſchlug ihnen entgegen. Die Zigeuner ſtrichen die Fideln und ſpielten jene wehmüthig wilden ungariſchen Volkstänze, die jedes Ungarherz zu raſender Luſt entflammen. Der Weinkrug ging von Mund zu Mund; der Jubel uberkreiſchte, wie in ſchmerzlichen Tönen, den Schrei der Fideln. Alles war in Bewegung, ſo dicht gedrängt auch die Menge war, und die Ankömmlinge fanden kaum Platz zum Stehen. Der Wirth wollte dazwiſchenfahren, um Zigeuner und Tänzer zu vertreiben, aber Jakob hielt ihn davon ab und erklärte, er wolle ſich mit ſeinen Begleitern in eine Kammer oder ſonſt ein Gemach einlogiren, um die Leute in ihrer Luſt nicht zu ſtören.

— „Da hat ſich's was!“ larmte der Wirth. „Heute iſt der Teufel los. Aber ich will Euch Platz verſchaffen, Herr Fugger. Geduldet Euch nur ein klein wenig.“ Damit rannte er die Stiege hinauf und brach grob und unwirrſch bei der Kranken ein.

— „Ihr mußt ſogleich die Stube räumen,“ polterte er dieſer zu. „Es ſind vornehme Gäſte angeauf der Ebne wogte die unzählige Menge des Volks, und jeder Mund nannte den Namen des Ritters Gobbelin von Elz als glücklicher Sieger im Voraus; denn Niemand zweifelte im Mindeſten daran, daß er den ſchönen Preis gewinnen und Guta von der Arken heimführen werde.

Die Schranken für die Kämpfer des Tages waren noch nicht geöffnet; noch liefen die Turniervögte umher und ordneten an, und die Knechte vollzogen die Befehle. Der Wappenmeiſter hatte aber ſeinen Sitz ſchon eingenommen und die glänzend geſchmückten Herolde warteten ſeines Winks. Der Kurfürſt und Erzbiſchof von Trier hatte bereits ſeinen Sitz in der für ihn beſtimmten Loge, eingenommen, umgeben von ſeinen Pröbſten, Rittern, Pagen und Trabanten; ihm zur Rechten in einer beſondern Gallerie ſaß ſein Vogt und Amtmann zu Coblenz, der Ritter Hans von Schöneck, als Kampfrichter und ihm gegenüber ſeine Gemahlin, bedient von einer Menge junger ſchöner Damen, als Preisſpenderin, und — da ſich das Fräulein von der Arken die zwei frühern Tage mit Kränklichkeit entſchuldigt hatte und man nicht hoffen durfte, daß ſie heute erſcheinen werde — an der Stelle derkommen, die mir die Zeche gut bezahlen und die ich Euretwegen nicht abweiſen kann. Packt Euch auf! Fort, fort ohne Verzug!“

Luiſe erſchrak vor dem grimmigen Geſichte des Mannes und verſtand ſeine Geberden, wenn auch ſeine Worte nicht. Karracha aber fuhr empor, wie eine gereizte Tigerkatze: „Was ſagſt du, ungeſchlachter Tölpel! Wohin ſoll die hohe Frau?“

— „Das gilt mir gleich. Ihr könnt ſie auf den Heuboden bringen, da ſteckt ſie warm und weich, ich weiß keinen andern Platz. Und wenn ihr nicht freiwillig geht, ſo hol' ich meine Bauern herauf und werf' euch hinaus.“

— „In die Hölle ſollſt du, Galgenbraten!“

Der wüthige Stelzfuß ergriff, um ſeinen Worten Nachdruck zu geben, Zaroya's Töchterchen, um es vor die Thüre zu ſchleudern. Das ſchreiende Kind biß ihn aber ſo derb in die Hand, daß er es wieder fahren ließ.

— „So recht, Sonaca!“ rief Karracha. „Dieſer räudige Hund muß erfahren, daß wir uns ihm zu widerſetzen verſtehen. Wenn du zwei Augen zu viel haſt, alter Sundenbock, ſo rühre noch eine Hand an uns und ſie ſollen dir abhanden kommen, wie dein Bein, es bedarf dazu keiner Türkenſchlacht.“

Der Wirth ließ von fernern Verſuchen ab, erklärte aber jetzt beſtimmt, er werde ſeine Frau rufen, die ſolle mit ihnen fertig werden; denn aus der Stube müßten ſie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

— „Wo ſind die angekommenen Herrſchaften?“ fragte Karracha.

— „In der Gaſtſtube.“ Die Zigeunermutter faßte des Wirths Arm und zerrte ihn aus dem Gemach; er mußte ſie zu den neuen Gäſten führen.

— „Ei, Herr Jakob Fugger,“ ſagte ſie in gebrochenem Deutſch, „ſeid Ihr's, der eine kranke Frau aus ihrem Bette und Kämmerlein vertreiben will?“ Sie hatte den augsburger Kaufherrn ſogleich erkannt. „Man rühmt doch ſonſt in Ober- und Niederdeutſchland Euern milden und hochherzigen Sinn; wie reimt ſich nun damit zuſammen, daß Ihr ein ſchwaches Weib, das ſeiner Niederkunft jede Stunde entgegenſieht, auf die Straße in Regen und Schnee, Sturm und Wind hinauswerfen laſſen wollt?“

— „Da ſei Gott vor, daß ich ſolcher Sünde mich jemals theilhaftig machte,“ verſetzte Fugger gutmüthig. „Lieber wollt' ich ſelbſt auf der Straße in Sturm und Regen übernachten. Ich habe nichts gewußt von einer kranken kreiſenden Frau. Der Wirth iſt ein Faſelhans. Sagt der Kranken, daß ſie vor mir Ruhe habe, und ich laſſe ihr eine glückliche und geſegnete Stunde wünſchen. Mögen ihr alle Heiligen beiſtehen in der Noth!“

— „Ich danke Euch in ihrem Namen und Gott geſegne Euer frommes Wort. Ich wußt' es ja, daß Meiſter Jakob Fugger, der geprieſene Leinweber von Augsburg, nicht alſo grauſam ſein könnte."

— „Ihr kennt mich, Alte, und fürwahr auch Ihr kommt mir bekannt vor. Seid Ihr's nicht, die im vorigen Jahre in Antwerpen bei mir war und ſich nach dem Aufenthaltsorte der Witwe des Kaufmanns Peter van der Kavellen erkundigte?"

— „Ich bin's," erwiderte Karracha, „und werde allezeit Eure Güte zu rühmen wiſſen." Eh' er Zeit gewann zu neuen Fragen, war ſie ſchon wieder die Stiege hinauf. Fugger, der Kinderfreund, liebkoſete die kleine Sonaca, welche ihrer Erzieherin nachgelaufen war und ſich ihm zuthunlich zeigte. Er hob das Kind auf den Arm, küßte es auf die Stirn, fragte ihm den Namen ab und freute ſich ſeiner muntern und klugen Antworten. Da weiter nichts übrigblieb, ſo entſchloß ſich der reiche Mann kurz und lachend, ſeine Herberge auf dem Heuboden aufzuſchlagen, und Veit Schellenberg erhielt Befehl, dort das Lager für ihn und ſeine Neffen herzurichten. Für ſich ſelber machte der treuherzige Knecht das Bett von Stroh in dem Pferdeſtall. Pfeifend und brummend kehrte er zurück, um ſein Abendbrot mit einigen Schoppen Ungarwein anzufeuchten. Er hätte auch gern mit der kleinen Sonaca geſpielt, die mit den Fuggern ſpeiſte, aber das Kind fürchtete ſich vor ſeiner ungeheuern rothen Naſe und ſchrie laut auf, wenn er ihm zu nahe kam. Die Tafel der reichen Herren wurde ſehr beſcheiden in einem Winkel der Hausflur gehalten mitten unter wein- und tanzerhitzten, lärmenden Dörflern und wildblickenden Zigeunern. In der Gaſtſtube tobte der Tanz immer ausgelaſſener und das ganze Haus glich einem Ameiſenhaufen oder einem Bienenſtock, nur daß in dieſem nicht muſicirt, gelärmt und Wein getrunken wird.

Fugger begab ſich mit ſeinen Neffen in das duftende Heu zur Ruhe. Schellenberg trieb ſich noch unter dem loſen luſtigen Geſindel herum und machte mit den Zigeunern Bekanntſchaft. Bald ſaß er mit Jayme, Karracha's jüngerm Sohne, zuſammen beim Weinkrug und erfuhr zu ſeiner Verwunderung und Freude, daß dieſer der Ohm des wilden Toni war, für den Veits Gutmüthigkeit immer noch eine ſtille Zuneigung trug. Thränen der Rührung liefen dem alten Knaben über die grauen Backen, als er dem Zigeuner ſeine Fahrten mit dem Buben in Brüſſel und Augsburg erzählte; dann umhalſte er ſeinen Zuhörer in froher Weinlaune und Beide ſchloſſen den Freundſchaftsbund.

Allmälig nahm das Toben ab; die Tänzer verließen ſich, die Zigeuner ſtreckten ſich auf den Boden nieder, wohin ſie eben zu liegen kamen, und Veit bettete ſich zu ſeinen Pferden. Im Gemach der Kranken wollte es aber nicht Ruhe werden die ganze Nacht.

Sechzehntes Kapitel.

Die reichen Herren hatten im Heu köſtlich geſchlafen. Veit hatte nur ihr Erwachen abgewartet, um mit Reſpect zu vermelden, daß in der Nacht neben an ein Bub' zur Welt gekommen ſei und ſein Daſein bereits mit Trompeterſtimme verkünde. „Die Zigeuner ſind ſehr geſchäftig,“ fuhr er fort. „Die alte Karracha hat die Hebamme gemacht. Es iſt ihr Amt oder Dienſt bei ihrem Volk; aber ſie ſieht aus, als wären ihr auch die Geſchäfte einer Todtenfrau übertragen. Die kleine hübſche Frau, welche die Zigeuner ihre Königin nennen, iſt auch nicht zur Ruhe gekommen, auch noch ein halbes Dutzend anderer Weiber nicht, und da haben ſie denn den jungen Menſchen und ſeine Mutter zum Beſten beſorgt. Jetzt brauen ſie ihr Arzneien, denn es ſoll ſchwach mit ihr gehen. Sie rennen hin und her, als ob ihnen die Köpfe brennten, und plappern wie Elſtern und Staarmatzen ihr verdammtes Kauderwalſch.“

— „Bruder Marr,“ ſagte Raimund lachend, während er dieſem die Heuhalmen aus dem Haare zupfte, „hier haſt du plötzlich Gelegenheit, deine erſte Taufe zu verrichten; denn es iſt ſchwerlich ein Prieſter in dieſem unglücklichen Eulenneſte.“

— „Und du,“ antwortete der junge Kleriker, „zum Erſtenmale Gevatter zu ſein; denn es iſt ſchwerlich ein vornehmer Mann in dieſer Bauernreſidenz und die Kindbetterin ſoll doch eine vornehme Frau ſein.“

— „Wir ſind ihr vielleicht nicht vornehm genug. Wer iſt denn eigentlich dieſe Frau?“ wandte ſich Raimund an Schellenberg. „Haſt du nichts darüber erfahren, Veit? Es ſollte mich wundern, wenn du nicht ſchon Alles wüßteſt; denn du pflegſt dich doch ſonſt ſehr angelegentlich nach ſolchen Dingen zu erkundigen.“

— „Eine ſehr vornehme Spanierin,“ flüſterte der Reitknecht mit geheimnißkrämeriſch verzogenen Mundwinkeln und weit aufgeriſſenen Augen, eine Baſe des Königs von Ungarn! Fürſtliches Blut! So ſagen die Zigeuner.“

Raimund ſchlug eine helle Lache auf, der Jakob beiſtimmte, ſelbſt der ernſte Marr lächelte. „Da haſt du dir wieder einmal eine Schnurre aufbinden laſſen, Alter. Wann wirſt du klug werden?“

— „Ich weiß, was ich weiß,“ brummte Veit verdrießlich und alle Vier begaben ſich in die Gaſtſtube, um das Frühſtück einzunehmen.

Sie waren eben noch damit beſchäftigt, als Karracha ernſt und feierlich hereintrat, auf Jakob Fugger losſchritt und ihn mit gemeſſenen Worten alſo anredete: „Die hohe Frau, welche ich in dieſer Nacht von einem Knäblein entbunden habe, läßt Euch, Herr Jakob Fugger, ehrerbietig und in Züchten erſuchen, ihr einen Beſuch zu ſchenken. Da ſie ſich ſehr ſchwach fühlt und das Zeitliche zu geſegnen vermeint, ſo will ſie Euch, als einem Ehrenmanne, ein Geheimniß anvertrauen. Bedenkt alſo, es iſt die Bitte einer Sterbenden, und habt die Güte, mir zu folgen.“

Jakob Fugger ſtand ſogleich auf und erklärte ſich bereitwillig, die Bitte der Kindbetterin zu erfüllen. Kaum war er mit Karracha durch die Thür verſchwunden, als auch Veit aufbrach, auf den das Wort Geheimniß eine ſehr aufregende Wirkung hervorgebracht hatte. Schon am früheſten Morgen hatte er von den oberen Räumen des Pferdeſtalls, welche unmittelbar an die Kammer ſtießen, eine Spalte in der Wand entdeckt, durch welche er Beobachtungen angeſtellt und wichtige Entdeckungen gemacht hatte. Jetzt verfügte er ſich wieder an dieſen Platz, in der Meinung, ein für die Ohren ſeines Herrn beſtimmtes Geheimniß hätte eben ſo gut auch in den ſeinigen Platz und für ihn ſelbſt paſſe ein Geheimniß weit beſſer, da er den größten und lebhafteſten Antheil an dieſen nehme, als für Herrn Fugger, der ſich aus dergleichen niemals etwas zu machen pflege.

Die beiden Brüder blieben in ernſtem Schweigen zurück und leerten die Flaſche Ruſter Ausbruch, die ihnen der Wirth vorgeſetzt hatte. Auch dem ſonſt ſo geſprächigen Stelzfuß und ſeiner plauderhaften Ehehälfte, ſowie den anweſenden Zigeunern hatte ſich eine ernſte und gedrückte Stimmung mitgetheilt, als ſie vernommen, die Kindbetterin ſei ſo gefährlich krank, daß ihr der Tod naher ſtehe als das Leben. Der Tod übt auf die roheſten Gemüther ſtets eine erſchütternde und bezwingende Macht aus. Es wurden wenige Worte in der Stube gewechſelt.

Eine halbe Stunde mochte auf dieſe Weiſe verſtrichen ſein, als Karracha wieder hereintrat, wo möglich noch ernſter und feierlicher als das erſte Mal, und ſich an Marx wandte: „Ehrwürdiger Herr, meine Herrin verlangt nach dem Brote des Lebens und geiſtlichen Zuſpruch; ſie läßt Euch bitten, ihre Beichte zu hören und ihr den Zehrpfennig zu reichen.“

— „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit,“ erwiderte Marx und folgte der Zigeunerin mit geſenktem Blick und gefalteten Händen.

Die Zigeuner hatten ſich alle ſtill aus der Stube entfernt, die Wirthin kniete vor einem kleinen hölzernen Crucifix und betete ihren Roſenkranz ab; der Stelzfuß ſtarrte mürriſch vor ſich hin und trank zuweilen in langen Zügen aus der vor ihm ſtehenden Flaſche, als wolle er mit dem Rebenblute Gewiſſensbiſſe hinwegſpülen; Raimund dachte mit Wehmuth an ſeinen todten Vater. Da kam Karracha zum dritten Mal und den Jüngling bei der Hand nehmend, ſprach ſie: „Meine hohe Herrin läßt Euch bitten, bei ihrem jungen Herrlein Gevatter zu ſtehen und ſtatt ſeiner das Sakrament der Taufe zu beſchwören, welches Euer geiſtlicher Bruder ſogleich an ihm vollziehen wird.“

Raimund ging, ohne ein Wort zu erwidern, mit der Alten; er fühlte ſeine Bruſt ſeltſam beklommen und gepreßt, daß ihm ſchier das Athmen ſchwer wurde, und ein leiſes Zittern lief über ſeine Glieder. Er trat nur mit den Fußſpitzen auf, als ſich die Thür des Gemachs vor ihm öffnete. Sein Auge flog nach dem Bette und es war ſchier geblendet von der Schönheit der bleichen Frau, die dort lag und ſeinen befangenen Gruß mit einer leichten, aber anmuthigen Handbewegung erwiderte. Sein Ohm ſaß an dem Bette mit ſo hoher und ernſter Feierlichkeit und Würde in den Zügen, wie ſie Raimund kaum in dieſer ergreifenden Ausprägung bei ſeines Vaters Tode dort erblickt hatte. Der geliebte Mann kam dem Jünglinge in dieſem Augenblicke wie ein über die Menſchennatur erhabenes Weſen vor; die marmorbleiche junge Frau gemahnte ihn gar ein Engel. Marx ſtand mit gefalteten Händen an dem mit weißen Decken behangenen und zum Altar umgewandelten Tiſche, den die Zigeuner herbeigeſchafft hatten. Ein zinnernes Becken mit Waſſer deutete auf die vorzunehmende heilige Handlung. Karracha nahm den in ſchneeige Linnen gehüllten Täufling aus Zaroya's Armen, winkte Raimund herbei und legte ihm das Kind in die Hände. Jakob Fugger trat hinzu, um als Miniſtrant ſeinen Neffen zu bedienen, und Marx erhob ſeine wohltönende Stimme, die Worte des Sakraments zu ſprechen.

— „Wie ſoll das Kindlein heißen?“ fragte der junge Prieſter.

— „Raimund,“ ſagte ſein Bruder.

— „Moro,“ flüſterte die Mutter.

— „Raimund Mohr,“ ſprach Jakob Fugger mit feſter Stimme und das Kryſtall der Flut benetzte die Stirn des kleinen Weltbürgers, während der junge Prieſter ihm den Namen zurief. Dann empfing er aus Karracha's Hand das Fläſchchen mit dem heiligen Chrisma, welches die Zigeuner mit ſich führten, und zeichnete mit dem duftenden Oele das Kreuzesbild auf die Stirn des Knaben, die heiligen Gebete dazu ſprechend.

— „Nun Euern letzten Dienſt, ehrwürdiger Herr,“ lispelte die verklärt lächelnde Frau. „Reicht auch mir das Oel des Lebens.“

Und alle Anweſenden ſanken auf die Knie. Zaroya hatte dem Neugeborenen ihre Bruſt gereicht und faltete knieend die Hände im Gebet über ihm. Karracha entblößte die Füße der Sterbenden. Marx ſalbte ihr ſelben, als Königin der Schönheit und Liebe, um dem Sieger des dritten Tages den gewährenden Triumphkranz zu reichen. Schon hatten ſich die Kampfzeugen, Turnier-Vögte, Schrankenwärtel und Aufſeher mit den Herolden und Trompetern in Reih und Glied geſtellt und laſen in den Mienen des Wappenmeiſters, und dieſer wartete ſelbſt ungeduldig auf den Befehl des Kurfürſten oder des Amtmanns, um das Zeichen zum Trompetenruf und der Eröffnung der Schranken zu geben; da ſah man den liederkundigen Junker Wilhelm vom Burgthor heranſprengen, ſich vom Pferde werfen, haſtig mit den Ellbogen durch die Menge rudern und in die Loge des Kurfürſten eilen, in welcher er bald darauf ehrerbietig neben dem Kirchenfürſten erſchien. Niemand erfuhr, was er ihm ſagte, der Kurfürſt zeigte der Menge ein ungeduldiges Geſicht, als der Junker ſich wieder entfernt hatte; aber vergebens erwartete man nun das Zeichen zum Beginn der Spiele. Die Roſſe wühlten ſtampfend den Boden auf und das Volk murrte laut. Endlich hörte man ſchmetterndes Trompetengetön und alle Köpfe drehten ſich neugierig nach der Gegend, woher der Schall drang, der etwas Außerordentliches verſprach. Gleich darauf bildete auch das Volk eine Gaſſe, und von

Stirn, Hände und Füße, indem er der vom Leben Scheidenden das Kreuzeszeichen aufdrückte, wie er es dem kaum in's Leben Getretenen an das kleine Haupt geſchrieben hatte. Und er ſtimmte den ſchwermüthigen Geſang an, womit der Prieſter das Sakrament der letzten Oelung begleitet. Aya weinte troſtlos. Raimund entfernte ſich ſtill weinend; er war von der erlebten Scene ſo mächtig ergriffen, die verklärte Schönheit der Sterbenden hatte einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn gemacht, daß es ihn nicht im Hauſe litt. Er eilte hinaus und erkletterte einen Berg, durchſtreifte den Wald, der ſich anſchickte, die Knoſpen zu entfalten, und ſtieg dann wieder gedankenvoll in das Thal hinab, um ſeine Blicke von den flüchtigen Wellen des Waldſtroms mit forttragen zu laſſen. Es war ihm ſo weh zu Muth und er konnte nicht Meiſter ſeiner Stimmung werden. Als er nach einigen Stunden in das Wirthshaus zurückkehrte, wartete Marx ſeiner in der Hausflur, nahm ihn bei der Hand und führte ihn — Beide ſchweigend — in das Gemach hinauf. Da lag eine ſchöne Leiche auf dem Bette, ein herrliches, marmorgleiches Engelsbild, ein ſeliges Lächeln, feſtgebannt in den erkalteten Zügen. Das ſchöne milde Auge voll ſüßen Liebeszaubers war für immer geſchloſſen. Die von Kindesbeinen an gewohnt geweſen war, nur in königlichen Paläſten zu wohnen, war in der elenden Herberge eines armen, ungariſchen Fleckens geſtorben; die Freundin von Königinnen und Fürſtinnen hatte ihren letzten Hauch unter Zigeunern von ſich gegeben. Aber das verſöhnte Geſchick hatte ihr einen der edelſten Männer an das Sterbelager geſandt und er hatte ihr einen zwar jungen, aber frommen Prieſter mitgebracht, der ihr mit begeiſterter Rede die Tröſtungen der Religion gereicht. Aya, die treue Dienerin, kniete vor dem Bette und verbarg ihr weinendes Geſicht in die Falten des Gewandes der Todten. Die Zigeuner ſammelten ſich vor der Kammer, auf der Stiege, in der Hausflur; die Glocke ertönte, Alle knieten nieder und Marx begann das Todtenamt. Raimund weinte mit den Andern.

Als die Feierlichkeit vorüber war, führte Marx den Bruder zu dem neben der Leiche ſchlummernden Säugling. „Ich vermuthe mit gutem Grund,“ ſagte er leiſe, „daß dies Knäblein unſer Kind ſein wird. Es wird ſich bald enthüllen. Ich werde mit dem Ohm im Auftrage der Verſtorbenen morgen, wenn wir ſie begraben haben, nach Ofen reiſen. Du wirſt bei dem Kinde hier bleiben.“

Jakob Fugger beſtellte in ernſter Stimmung das Begräbniß. Am folgenden Morgen las Marx erſt eine Todtenmeſſe, dann wurde die Verſtorbene von den Zigeunern zu Grabe getragen. Und ſie erwieſen ihrer Hülle alle die Ehrenbezeigungen, die ſie einer Fürſtin darzubringen pflegten. Marx weihete die Erde und ſprach die Gebete über der Gruft. Aya zerfloß ſchier in Thränen und nur Jakobs mildes Wort und ſein Verſprechen, für ihre Rückkehr in's Vaterland Sorge zu tragen, gaben ihr einigen Troſt. — Nach der Beerdigung wurden die Pferde geſattelt, für Aya ein Maulthier der Zigeunerkönigin. Die ſchmerzensvolle Zofe ſchrie laut auf, als ſie von dem neugeborenen Knäblein Abſchied nahm. Raimund blieb bei den Zigeunern und ſeinem Pathchen zurück. Er vertrieb ſich die Zeit, indem er ſich von Zaroya erzählen ließ, wer die Verſtorbene geweſen und in welchen Beziehungen ſie zu ihr geſtanden; dann ſpielte er mit der kleinen niedlichen Sonaca, oder er horchte, mit Thränen im Auge, auf die wehmüthig wilden Lieder der Zigeuner und ging dann mit Zaroya hinaus, um Blumen auf das friſche Grab zu pflanzen.

So vergingen die Tage und der Frühling zog im Thale der Gran ein und ſchmückte die Bergwände. Endlich kehrten Ohm und Bruder mit Veit zurück. Jakob ſprach feierlich zu Raimund, indem er den Säugling von Zaroya's Bruſt nahm und ihm in die Arme legte: „Ein ſeltſames Schickſal hat dich zum Vater dieſer Waiſe beſtimmt. Aber niemals darf ein Menſch erfahren, wer dieſes Kind iſt. Dieſes Verſprechen habe ich ſeiner Mutter in die erkaltende Hand geloben und ſeinem Vater, den ich krank in Ofen gefunden, wiederholen müſſen. Wir wollen es jetzt mit nach

Kremnitz führen und ihm dort eine Amme ſuchen. Es gilt für das Kind eines verunglückten Bergmannes, deſſen Witwe hier geſtorben iſt, und der wir verſprochen haben, es nicht zu verlaſſen."

Raimund drückte das Knäbchen an's Herz und küßte es auf die Stirn, ſtill bei ſich das Gelübde thuend, ihm ein treuer Verſorger und Führer ſein zu wollen.

Jakob hatte der kleinen Sonaca mehrere Geſchenke mitgebracht und erfreute dadurch Mutter und Töchterlein. Es ſchien, als wenn er das kleine Mädchen beſonders liebgewonnen habe.

In der Frühe des nächſten Tages brachen die Reiſenden auf. Die liebliche Zaroya hatte an jeder Bruſt ein Knäbchen liegen. Karracha ritt neben ihr mit Sonaca. Veit, der ſtets merkwürdig weinerlich geſtimmt war, erzeigte ihnen alle nur erdenkliche Aufmerkſamkeiten und ſorgte für ihre Bequemlichkeit, ſoviel er nur immer vermochte. Jakob Fugger ritt, in Gedanken vertieft, voran; es glänzte von ſeiner gedankenreichen Stirn wie eine höhere Weihe, ſeit er das Geheimniß von den ſchönen Lippen vernommen, die nun der Tod für immer verſiegelt. Zuweilen glänzte es feucht in ſeinen Augen; Marx und Raimund wechſelten nur ſelten ein leiſes Wort. Ueber Allen lag eine wehmüthige Stimmung, wie ein dunkler Schleier. Auf dieſe Weiſe erreichten ſie die tief im Thal liegende, von mächtigen waldigen Bergen umgebene Bergſtadt, deren dampfende, geräuſchvolle Hüttenwerke ſogleich verriethen, welche Adern im Schooſe ihrer Höhen bluteten.

Die Reiſenden zogen durch das Thor und ritten durch die bergigen Straßen, bis ſie vor einem ſtattlichen Hauſe hielten. Veit ſtieß Raimund an und zwinkerte pfiffig lächelnd und verſtohlen auf das Haus deutend mit den Augen. „Das iſt die Fugger'ſche Münzſtätte,“ flüſterte er. „Da wohnen wir.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, da wurde die Thür geöffnet und die Baſe Anna eilte mit freudigem Ausrufe heraus, ein junges, blühendes Weiblein, deren Geſtalt ihre bald zu erfüllenden Mutterhoffnungen verrieth, und hinter ihr kam ein feines Mägdlein, das eben in der Entwicklung zur Jungfrau begriffen war, eine kleine, niedliche, freundliche Geſtalt, die verſchämt von fern ſtehen blieb und die ſchönen Augen ſittig zu Boden ſchlug.

Anna begrüßte den Ohm und die Vettern mit herzlichen von Freude überquellenden Worten, bis ſie die Trauerkleider an ihnen gewahrte und den Tod ihres Ohms Georg erfuhr. So wurde der helle Strom der Freude auf einige Minuten getrübt. Aber die Luſt des Wiederſehens ſchlug doch wieder durch und ſie rief: „Ach, wie wird mein Mann ſich freuen über den unverhofften Beſuch! Er iſt draußen in der St. Joſephsgrube und ich beſchick' ihn ſogleich. — Komm' doch heran, Katharina!“ rief ſie dem holden Mägdlein hinter ihr zu. „Es iſt Katharina Turzoin, die Schweſter meines Mannes,“ ſagte ſie dann zu den jungen Vettern. „Ihr, Ohm, kennt ſie ja; aber als ihr ſie zuletzt geſehen, war ſie noch ein Kind. Sie konnte nicht mit gen Augsburg zu meiner Hochzeit kommen, weil ſie eben krank war.“ Und nun nahm die freudeſelige junge Frau Raimunds Arm und flüſterte ihm, während ſie in's Haus gingen, zu: „Katharina würde ſich trefflich zu deiner Frau ſchicken, Raimund.“ Und Raimund ſah nun plötzlich die hübſche Katharina mit ganz anderen Augen an.

Zaroya und Karracha mit den Kindern waren auf Jakobs Wort gefolgt. Drinnen im Gaden des Hauſes ſprach jetzt Jakob zu ſeiner Nichte: „Wir bringen dir außer der Trauerbotſchaft auch die freundlichſten Grüße von deinen Eltern und Geſchwiſtern, die alle wohlauf ſind. Aber auch einen Zuwachs zu deiner Familie haben wir dir mitgebracht, bevor du noch ſelbſt dafür geſorgt. Der Himmel hat deinen Schoos geſegnet und wird dir bald ein liebes Kind ſchenken, ſo bitt' ich fein, du wolleſt dich einer armen Waiſe erbarmen und ſie in dein Haus aufnehmen. Wir haben unterwegs eine arme Bergmannsfrau in Kindesnöthen getroffen und ſie hat uns ſterbend ein Knäblein geſchenkt, das Marr getauft und Raymund aus dem Becken gehoben und ihm ſeinen Namen gegeben hat.

Dadurch iſt uns das Kindlein gar lieb und werth geworden. Und ſo ſteht an dich unſere freundliche Anſprache, du wolleſt das Kind mit deinem eignen, ſo ihnen Gott das Leben läßt, aufziehen.“

Anna nahm gerührt die kleine Waiſe aus Zaroya's Händen, küßte ſie und ſprach: „Ja, lieber Ohm, das will ich mit Freuden. Kann ich doch dadurch einen ganz kleinen Theil der großen Schuld der Dankbarkeit abtragen, die ich Euch zolle, und mein guter Mann wird mir mit Freuden beiſtimmen. Ich werde das arme Büblein halten, wie mein eigenes Kind. Sieh doch, Katharina, es lächelt mit mir. Es iſt ja ein herziger Engel.“

— „Und es heißt Raimund?“ fragte Katharina erröthend.

— „Wär' es Euch vielleicht dadurch auch werth, ſchönes Bäschen?“ fragte ſie Raimund Fugger.

— „Ich liebe Kinder gar ſehr.“

— „O ſo theilt Euch doch mit meiner Baſe Anna in die Mutterſorgen für den Kleinen, den ich ſo gern als mein Eigenthum betrachte! Wie ſehr würdet Ihr mich zu Dank verpflichten!“

— „Gott ſegne den Knaben! Wir wollen ihn lieben und pflegen.“

Anna machte ihm mit mütterlicher Geſchäftigkeit ein Bettchen, Katharina legte ihn hinein. Beide beriethen ſich über ſeine Nahrung und Pflege und es fiel Katharinen ein, daß eine geſunde Bergmannsfrau vor einigen Wochen ein Töchterlein geboren, die ihre Bruſt gewiß auch dem kleinen Raimund reichen würde. Und ſo waren zwei junge edle Frauenherzen bemüht, dem kleinen Ankömmling ein günſtiges Geſchick zu ſtellen und ihm das Loos der Liebe zu weben.

Unterdeſſen trat der Bergmeiſter Georg Turzoin, Anna's Gatte, ein kräftiger Magyare mit ſchwarzem Schnurrbart, haſtig herein und umarmte die lieben Verwandten. Auch er begrüßte den kleinen Fremdling mit herzlicher Liebe und gelobte dem Ohm Jakob und den Vettern Marx und Raimund, für ihn zu ſorgen wie ein Vater.

Die Geſchenke wurden ausgepackt und übergeben. Nun kam auch der Kammerrath Johann Turzoin, Georgs Vater, ein würdiger Herr, und begrüßte ſeinen Freund Jakob Fugger und deſſen Neffen als liebe Verwandte gar herzlich. Veit Schellenberg aber ſchlich ſchmunzelnd im Hauſe herum und erneute alte Bekanntſchaften. Plötzlich erhob ſich ein Getummel auf der Hausflur; Veit ließ ein helles Gelächter erſchallen. Die Thür ging auf und Toni, der Bergknappe, ſchlug Purzelbäume, wieherte wie ein Pferd, jauchzte, jodelte wie ein Tyroler, küßte Herrn Jakob Fugger's Rock und die Hände der Neffen, umarmte ſeine Großmutter Karracha, die mit dem Kammerrath, als ihrem alten Bekannten und Freund aus der Zeit ihrer Jugendliebe, ſich unterhielt. Jakob langte den Wecken herunter, den ſeine Ehewirthin dem lieben Knaben ſchickte, und er machte dafür allerhand tolle Streiche. Kaum hatte der ſchwarze Burſche, der ziemlich emporgewachſen war, von dem kleinen Raimund gehört, als er hinzulief, ihn faßte und rief: „Den will ich halten wie meinen Augapfel. Ja ich will ſein Knecht ſein und von mir ſoll er reiten und ſchwimmen, fechten und jagen lernen, wie Ihr, Herr Raimund, es von dem [illegible], dem alten Veit gelernt habt. Hurrah, Raimund [illegible]!“

So heiter und ſchön war das Familienbild, welches ſich um den kleinen Weißberger gruppirte, den ein merkwürdiges Geſchick in Windeln hierher verſchlagen. Die Liebe trat ihm aus allen Herzen als ein leibhaftiger Engel entgegen.

Jakob Fugger entließ die beiden Zigeunerinnen reich beſchenkt; Zareya erhielt einen werthvollen goldenen Ring von ihm, die kleine Zemana ein goldenes Crucifix, das er ihr mit den Worten an den Hals hing: „Mögeſt du bei ſeinem Anblick immer fromm und gut bleiben und dich Jakob Fugger's erinnern!“

Die Zigeunerfamilie verließ, von Zemi begleitet, Kremnitz. Raimund Fugger ſtand mit Katharina Thurzo oft an des kleinen Pathen Wiege, den die Bergmannsfrau nährte. „Er ſoll unſer Sohn ſein!“ flüſterte er der erröthenden Jungfrau zu.

Siebenzehntes Kapitel.

Faſt waren drei Monate ſeit der Landung des caſtiliſchen Königspaars an der engliſchen Küſte vergangen und noch verweilten Philipp und Juanna am königlichen Hofe in Windſor. Alle erdenkliche Luſtbarkeiten waren vom König Heinrich angeſtellt und Ritterſpiele und Banketts, Feſte zu Land und zu Waſſer mit dem höchſten Glanze ausgeführt worden, um den jungen, vergnügungsſüchtigen König angenehm zu unterhalten und zu beſchäftigen; eine reizende Hofdame hatte ihn, wie man wiſſen wollte, auf König Heinrichs Befehl zu feſſeln verſtanden und Philipp und ſeine Günſtlinge erwachten kaum aus dem Taumel der Ergötzlichkeiten, um gleich wieder von neuerem und ſchönerem Rauſche befangen zu werden. Ein großes Kapitel des Hoſenbandordens war gehalten und Philipp mit ſchier unerhört prachtvoller Feier zum Ritter deſſelben ernannt worden. Er hatte dagegen den jungen Herzog Heinrich von Cornwallis zum Ritter des goldenen Bließes glänzendem Gefolge vorzüglich Dienerinnen umgeben, ritt Fräulein Guta von der Arken auf einem herrlichen Zelter unter einem Badachin heran, welchen vier reichgekleidete Pagen trugen. Ihr ſchlanker Leib war von einem knappen weißen Kleide umſpannt, über welchem ein dunkelrothes Ueberkleid fiel, mit goldnen Stickereien beladen, ein künſtlich gewebter Schleier floß aus der Haarkrone herab und erhöhete, bei Seite geſchlagen, die ſtrahlenden, nur von Schwermuth etwas gedämpften, aber darum gewiſſermaßen noch lieblicher gewordnen Reize der Jungfrau. Der Amtmann lief ihr entgegen, hielt ihr den Steigbügel und hob ſie aus dem Sattel; der Kurfürſt ſchickte ihr einen ſeiner Kammerherrn, um ſie zu begrüßen, und verneigte ſich tief vor ihr, als ſie ihm gegenüber Platz genommen hatte. Die Frau des Amtmanns räumte ihr ſchnell den hohen Sitz unter dem Thronhimmel, und kaum hatte ſie darauf Platz genommen, als die Trommeter zu ihrer Begrüßung einen rauſchenden Tuſch bließen und ſämmtliche Ritter, die des Kampfzeichens gewärtig, außerhalb der Schranken hielten, ihre Lanzen ehrerbietig vor ihr ſenkten. An ihrer Seite hatte man den Minneſänger auf einem ſtolzen arabiſchen Roße reiten geſe[illegible]etzt ſah man ihn wiegeſchlagen. Der alte Freundſchaftsbund zwiſchen den Kronen England und Caſtilien ward mit großer Ceremonie erneuert und ein neuer Bundesbrief ausgefertigt und von beiden Königen unterſchrieben und beſiegelt. Ebenſo wurde eine Doppelheirath zwiſchen ihnen verabredet. König Heinrich hielt nämlich bei Philipp um die Hand der Erzherzogin-Statthalterin Margaretha, verwitweten Herzogin von Savoyen an, die ihm mit Freuden zugeſagt wurde, und Philibert von Vere und ein engliſcher Hofherr wurden als Geſandte nach Brüſſel an die Statthalterin geſchickt, um ſie mit ihrem neuen glänzenden Looſe bekannt zu machen. Es ſchien, als ſolle dieſe ausgezeichnete Frau, trotz aller unglücklichen Hinderniſſe, dennoch einen Königsthron beſteigen. Auf gleiche Weiſe wurde die Verlobung des jungen Prinzen Karl, Herzogs von Luxemburg und Infanten von Caſtilien, Philipps älteſten Sohnes und Nachfolgers mit der kleinen Prinzeſſin Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, verabredet, da die Verlobung dieſes Prinzen mit der Prinzeſſin Claudia von Frankreich durch die feindlichen Schritte ihres Vaters, des Königs Ludwig XII., gegen Philipp ſich wieder zerſchlagen hatte.

Trotz aller dieſer Herrlichkeiten gab es in Philipps nächſter Umgebung ſcharfe Augen, die ſich von König Heinrichs feſtlicher Prachtausſtellung nicht verblenden ließen und durch den glänzenden Schimmer fürſtlicher

Luſt und Freundſchaft hindurch die Zweideutigkeit dieſer geräuſchvollen Gaſtfreundſchaft und deren Gefährlichkeit für Philipp erkannten. Ein Paar ſolcher ſcharfſehender Augen gehörten Don Manuel, deſſen eigene Schlauheit von der des Königs Heinrich nicht getäuſcht werden konnte. So oft er zur Abreiſe trieb — und ihm lag Alles daran, den leichtſinnigen König bald nach Caſtilien zu führen, ſollten nicht die koſtbaren Früchte ſeiner Pläne und Machinationen in's Ungewiſſe geſtellt werden, ja vielleicht ganz verloren gehen — immer ſah er zu ſeinem größten Verdruſſe ein neues glänzendes Hinderniß vom König Heinrich in den Weg geſchoben; immer mußte er hören, wie dieſer kluge Monarch und bewundernde Freund Ferdinands des Katholiſchen ſich Philipp zum Vermittler zwiſchen ihm und ſeinem Schwiegervater anbot, ja aufdrängte und dem Könige von Arragonien in jeder Weiſe das Wort redete, ſo daß es endlich dem ſcharfſichtigen Caſtilier kein Geheimniß bleiben konnte, welch eine Rolle eigentlich ſein junger König am engliſchen Hofe ſpiele. Die Schiffe waren längſt wieder hergeſtellt, die Soldaten, die untere Bedienung, das Gepäck war allmälig — ein Schiff nach dem andern — nach Caſtilien abgegangen, das Königspaar wurde immer mit neuen Feſtlichkeiten zurückgehalten. Viele von den flandriſchen Herren machten lange Geſichter und man ſah ſie oft zuſammenflüſtern und mistrauiſche Blicke auf die engliſchen Gaſtfreunde werfen. Philibert von Vere kehrte von Brüſſel mit einer kühlen diplomatiſchen Antwort der Erzherzogin-Statthalterin zurück, die weder zu, noch abſagte; es liefen mahnende Boten von Caſtilien ein; Alles drängte zur Abreiſe und doch war kaum von dieſer die Rede.

Endlich verabredete ſich Don Manuel mit dem Pfalzgrafen Friedrich, ihrem Könige die Augen zu öffnen. Da er ſtets von einem Gliede der engliſchen Königsfamilie oder von einem Großen des Inſelreichs umgeben war, ſo benutzten ſie eine große Falkenbeize, an der die Königin, die Prinzeſſin von Wales und die Hofdamen Theil nahmen. Philipp verfolgte einen Reiher auf flüchtigem Roſſe und kam dadurch weit von der Geſellſchaft ab; Don Manuel und der Pfalzgraf ritten ihm ſchnell nach und, als ſie ihn erreicht hatten, nahm der Erſtere ſogleich das Wort. „Ich wollte, Ew. Majeſtät Schiff liefe ſo ſchnell den Küſten Caſtiliens zu, als Euer Pferd dieſem Reiher nach; denn fürwahr, wenn Ihr hier auch die ſtattlichſten Vögel beizt, dort gibt es doch für Euch köſtlichere Beute zu erjagen.“

— „Ihr habt recht, Don Manuel,“ verſetzte der König; „wir müſſen fort von dieſer Inſel, auf der wir eigentlich nichts zu thun haben, und fürwahr wir ſind ſchon länger geblieben, als ſich ziemt und unſerer Sache dienlich iſt. Ich bitt' Euch, beſtellt die Abreiſe.“

— „Wenn es am Beſtellen läge,“ entgegnete der Spanier bedenklich; aber —“

— „Aber? Warum ſtockt Ihr?“

— „Wenn wir nur fort könnten,“ fügte der Pfalzgraf hinzu. „An unſerm Willen ſollte es nicht liegen; aber —“

— „Auch du ein Aber ohne Folge? Was bedeutet das? Warum ſollen wir nicht fortkönnen? Was hindert uns an der Abreiſe?“

— „Ich fürchte, der Wille Sr. Hoheit des Königs von England,“ verſetzte Manuel.

— „Dieſer freundſchaftliche Wille iſt mit Ernſt zu beſiegen. Wir haben ſeine Gaſtfreundſchaft ſchon misbraucht.“

— „Glaubt Ew. Majeſtät wirklich an einen freundſchaftlichen Willen von dieſer Seite?“ fragte der Pfalzgraf.

— „Scheint es doch, als glaubtet ihr Beide an einen feindſeligen? Erklart euch deutlicher!“

— „Nun denn, da Ew. Majeſtät befiehlt, ſo wollen wir unſere Meinung nicht verſchweigen,“ ſagte Manuel, „wir haben triftige Gründe anzunehmen, daß Ew. Majeſtät vom Könige dieſes Landes als Gefangener betrachtet und gehalten wird zu Gunſten des Königs von Arragonien.“

Der König erſchrak, ein dunkles Gefühl, das er ſeit einiger Zeit gehegt, wurde ihm plötzlich klar und ſagte ihm, daß dem wirklich ſo ſei. Doch verſuchte er zu widerſprechen. Aber ſeine beiden Begleiter zählten ihm alle Gründe her, wodurch ſie ſich zu ſolcher Annahme berechtigt glaubten, und Philipp überzeugte ſich nur zu gut, daß ſie recht hatten.

— „Wir müſſen fort!“ rief er ſtürmiſch. „Nächſten Montag müſſen wir abſegeln. Ich werde es heute noch dem Könige ſagen.“

Es geſchah; aber an König Heinrichs ſchmeichleriſchen Antworten erkannte König Philipp nur zu gut, daß es nicht weit mehr zu einer ernſtlichen Erklärung ſeines Gaſtfreundes ſei. Er wurde von großer Zaghaftigkeit und Muthloſigkeit befallen und ſah mit Schaudern ſeine Lage für noch weit ſchlimmer an, als ſie wirklich war.

Heinrich ſagte: „Es iſt ja noch Vieles zwiſchen uns zu beſprechen und abzumachen, und ich glaube, ich habe Euch noch nicht genug Beweiſe meiner Freundſchaft und Zuneigung gegeben und noch nicht jeden unfreundlichen Gedanken in Eurer Seele gegen mich zerſtreut und in ſein Gegentheil verwandelt.“

— „Hätt' ich je einen unfreundlichen Gedanken gegen Ew. Hoheit gehegt?“ fragte Philipp betroffen.

— „Ich weiß es nicht und glaub' es nicht“, verſetzte der ſchlaue König von England, „aber Ihr würdet mich ſehr zu Dank verbinden, wenn Ihr mir den Herzog von Suffolk, der ſich in Eurer Gewalt befindet, ausliefertet.“

Philipp erkannte mit großer Beſtürzung, daß der König Alles wußte, was in Bezug auf Suffolk in den Niederlanden geſchehen war, und er dachte ſogleich, daß Antonio Cebes an ihm zum Verräther geworden ſein dürfte.

— „Aber Ihr würdet dem armen Manne an's Leben kommen," erwiderte er kleinlaut.

— „Nicht doch!" ſagte Heinrich. „Ich geb' Euch mein königliches Wort zum Pfande, er ſoll nicht an Leib und Leben geſchädigt werden, ſondern ebenſo ehrliches Gefängniß haben, wie Ihr ſelbſt ihm gegeben. Ich kann unmöglich dulden, daß man in einem Nachbarlande daran denkt, den durch mich beſchwichtigten Bürgerkrieg in dieſem meinem Lande wieder wach zu rufen und mir einen Gegenkönig auf den Hals zu ſchicken. Wenn es die Beſtimmung Eurer ſchönen Schweſter iſt, Königin von England zu werden, ſo will ich ſie lieber ſelbſt dazu machen, wie ich mich Euch ſchon erklärt, und es mögen zur Verwirklichung dieſes ſchönen Plans Strome von Wein, aber kein Tropfen Blut in England fließen. Ihr ſeht, daß ich ſchon Eurer Schweſter wegen den Herzog von Suffolk haben muß."

— „O er würde ſo gern in England leben, er hegt die größte Sehnſucht nach dem Vaterlande, es iſt ſein höchſter Wunſch dahin zurückkehren zu dürfen!"

— „Wolan, ſo laßt ihm ſagen, daß ich Euch für ihn ein ruhiges und bequemes Leben zugeſichert. Er ſoll es beſſer haben als ich in England. — Genug, ich erachte dieſe Sache als abgemacht zwiſchen uns. Doch auch den bereits beſprochenen Handelsvertrag zwiſchen England und Niederland haben wir abzuſchließen, eh' Ihr reiſt. Und wollt Ihr denn endlich jede Vermittlung zwiſchen Euch und dem König von Arragonien zurückweiſen? Eure Jugend, die das Land, zu deſſen Beherrſcher Ihr berufen ſeid, noch ſo wenig kennt, würde wohl thun, ſich von der Erfahrenheit und weiſen Mäßigung Eures Schwiegervaters leiten zu laſſen.“

— „Wenn mich König Ferdinand Caſtilien regieren läßt“, entgegnete Philipp unmuthig, „ſo will ich meine Perſon immerhin von ihm leiten laſſen. Auf dieſe Bedingung mag Ew. Hoheit Güte zwiſchen ihm und mir vermitteln, aber durchaus auf keine andere.“ —

Philipp berieth ſich mit ſeinen Vertrauten; er war entſchloſſen, Opfer zu bringen, um wieder aus der mit Blumen verdeckten Falle zu kommen, in die ihn ein ſehr unzeitiger und widerwärtiger Seeſturm getrieben, und er war ſchwach genug, den edeln unglücklichen Suffolk zu einem dieſer Opfer zu beſtimmen. Er ſchrieb an den Herzog, der König Heinrich ſei zu jeder Ausſöhnung mit ihm bereit und verſpreche ihm ein ſorgenfreies, glückliches Loos im Vaterlande; er möge alſo unverweilt herüberkommen. Dieſen Brief legte er dem König Heinrich vor, zugleich aber auch einen heimlichen

Befehl an Chièvres, falls der Herzog ſich nicht freiwillig nach England einſchiffe, ihn mit Gewalt nach London führen zu laſſen.

Der ſchlaue Eigennutz des Königs von England war inzwiſchen damit noch nicht befriedigt. Er drängte ſeinem Gaſtfreunde die Unterſchrift eines Handelsvertrags zwiſchen Flandern und England ab, der ſo große Nachtheile für Philipps Stammland zur Folge hatte, daß er hier nur „die böſe Dazwiſchenkunft“ genannt wurde, auf des jungen Königs unbeabſichtigte Landung in England hindeutend. Philipp unterſchrieb, um nur loszukommen, und gab durch dieſe beiden Zugeſtändniſſe der Welt Gelegenheit, ſowol an ſeiner Ehre, als an ſeiner Staatsklugheit zu zweifeln.

Fürwahr die Auslieferung des Herzogs von Suffolk iſt ein unvertilgbarer Flecken in Philipps Leben. Bald nach ſeiner Abreiſe von England langte der Herzog dort an, getrieben von Liebe und Sehnſucht zum Vaterlande. Ein Gefängniß erwartete ihn. So lange Heinrich VII. lebte, hielt er zwar ſein dem Könige von Caſtilien gegebenes Wort; als er aber drei Jahre ſpäter in männlichem Alter ſtarb, hatte ſein charakterloſer, von zügelloſen Leidenſchaften beſeſſener achtzehnjähriger Sohn und Nachfolger Heinrich VIII. nichts Eiligeres zu thun, als zur Sicherung ſeiner Herrſchaft den alten, ruhigen, unſchuldigen Herzog Suffolk enthaupten zu laſſen.

Achtzehntes Kapitel.

Am 28. April landete das Königsſchiff mit Philipp und Juanna in Corunja, einem kleinen Hafen im nordweſtlichen Winkel Galiciens. Die Fahrt war glücklich von Statten gegangen, aber ſeit zwei Wochen ſchon hatten ſie die ſpaniſche Küſte im Auge und waren in keinen der caſtiliſchen Häfen eingelaufen, denn Don Manuel hatte Nachricht erhalten, daß König Ferdinand in Burgos, der Hauptſtadt Altcaſtiliens, ſeine Kinder erwarte; aber nach Manuels ränkevollem Plan, dem Philipp nur allzuſehr beiſtimmte, mußte vor der Hand jede Zuſammenkunft der beiden Könige vermieden werden, bevor nicht die Stimmung des Volks genau erforſcht und erprobt war. Zeigte ſie ſich Philipp günſtig und Ferdinand abgewandt, ſo war im Rath des Königs von Caſtilien beſchloſſen, ſich keineswegs an die mit dem Könige von Arragonien abgeſchloſſenen Verträge zu binden, ſondern die alleinige Herrſchaft zu beanſpruchen und zu behaupten. Don Manuel hatte aus dieſem Grunde den König Philipp ſogar beredet, in Portugal an's Land zu gehen. Schon war ein Bote vorausgeſandt, um dem portugieſiſchen Könige, Philipps Schwager, die Ankunft deſſelben zu melden, und König Emanuel hatte bereits große Anſtalten zum Empfang des Königs von Caſtilien getroffen. Von Portugal aus ſollten dann die Nachforſchungen und Werbungen zu Gunſten Philipps auf caſtiliſchem Grund und Boden betrieben werden. Das widerwärtige Ränkeſpiel begann alſo ſchon, eh' der junge König nur einen Fuß an das Land geſetzt hatte. Das Schiff wurde inzwiſchen von ungünſtigen Winden verhindert, um das Landende von Galicien zu ſegeln und die ſüdliche Richtung nach der portugieſiſchen Küſte einzuſchlagen, und war ſonach endlich genöthigt, im Hafen von Corunja die Anker auszuwerfen.

Und wirklich hatte König Ferdinand ſich durch ſeine neue, ſechs Wochen vorher geſchloſſene Heirath um alle Volksgunſt gebracht.

Die ſchöne und junge Braut, die ſtolze Germaine de Foix, hatte zu Anfang des Monats März, zu derſelben Zeit, als Philipp England verließ, ihre Reiſe nach Spanien unter Begleitung des Grafen Cifuentes, der ihr von Ferdinand als Ehrencavalier zugeſchickt war, und mit einem glänzenden Gefolge franzöſiſcher und neapolitaniſcher Edelleute angetreten. An der Grenze zu Fuentarabia wurde ſie vom Erzbiſchof von der an ihrer Seite ſtehen, ihr gleichſam als dienender Ritter beigeſellt.

Der Wappenmeiſter erhielt nun Befehl und gab ſogleich das ſehnlichſt erwartete Zeichen. Kämpfer und Zuſchauer waren durch den entzückenden Anblick des lieblichen Preiſes ſchon mehr als entſchädigt für das lange Warten. Die Trommeten ließen ihren dreimaligen lauten Ruf ertönen, die Pforten der Schranken rauſchten auf, und in ſtolzer Haltung ritten die Kämpfer ein, voran Gobbelin von Elz. Nachdem ſie die Königin der Schönheit und den gewaltigen Kirchenfürſten begrüßt, ſtellten ſie ſich einander gegenüber. Der gemeinſame Kampf gegen einander galt nur als Vorſpiel des Einzelnſtechens; denn nur dieſes entſchied den Sieg; nur der Sieger in dieſem erhielt den Preis. Deshalb wurde auf das Geſammtſtechen auch nicht viel Zeit verwendet und nicht viel Werth gelegt. Die Trommete rief nach einer kleinen Ruhepauſe zum Kampf der Einzelnen. Alſobald erſchallten die Worte:

«In die Schranken Ritter und Edle!» Die Trommeten verkündeten zum zweiten Male. Ritter Gobbelin von Elz ritt ein und warf die ſtolzen Blicke auffordernd umher. Nicht minder ſtolz als der Sieger der beiden frühern Tage, geberdete ſich

Saragoſſa, natürlichem Sohne des Königs Ferdinand, mit einem zahlreichen, meiſt aus arragoniſchem und cataloniſchem Adel beſtehenden Gefolge empfangen (die Caſtilier hielten ſich fern) und mit vieler Feierlichkeit nach Duenjas geführt, wo ſie mit dem Könige zuſammentraf. In dieſem Orte, wo Ferdinand dreißig Jahre zuvor mit Iſabella ehelich verbunden worden war, führte er ihre junge und ſchöne Nachfolgerin am 18. März ebenfalls zum Altare und dieſer Umſtand verbitterte die Erinnerungen des Volkes an ſeine große Königin noch mehr. Es erſchien Jedermann als eine rohe Liebloſigkeit des Königs und als Mangel aller der ruhmgekrönten Verſtorbenen ſchuldigen Pietät, daß er ſo ſchnell nach ihrem Abſcheiden und gegen ſein ihr geleiſtetes feierliches Verſprechen (die Sage war allgemein verbreitet, er habe Iſabellen gelobt, ſich nach ihrem Tode nicht wieder zu vermählen) in ihrem eigenen Königreiche Caſtilien und an demſelben Orte, wo er ſich mit ihr verbunden, eine neue, leichtſinnige und unnatürliche Verbindung ſchloß. In Caſtilien wurde Iſabella's Andenken ſchier abgöttiſch verehrt und ihre Aſche ſo heilig gehalten, wie ihre Perſon zu Lebzeiten, und hier ſollte das Volk eine neue Königin begrüßen, einen Sproß des franzöſiſchen Königshauſes, dem die Caſtilier nie hold geweſen, und eine blutjunge, ſtolze Dame, von der man nichts Gutes wußte, ſich nichts Gutes verſprach. Dieſes Verhältniß machte die Gemüther dem

Könige Philipp geneigter, als alle Ränke Don Juan Manuels.

Ferdinand hatte ſeine junge Gemahlin verlaſſen und war unverzüglich nach Burgos geeilt, um Philipp und Juanna zu empfangen. Er hatte einen Eilboten vorausgeſandt, in der feſten Vorausſetzung, das caſtiliſche Königspaar werde in einem altcaſtiliſchen Hafen landen, um den Ort der Zuſammenkunft mit Philipp zu beſtimmen, und da er hier die Landung in Corunja erfuhr, ſo brach er ohne Argwohn nach Leon auf. In dieſer Stadt erreichte ihn aber die Nachricht von den unzweideutigen, feindlichen Schritten, welche Philipp ſogleich nach Betretung des ſpaniſchen Bodens gegen ihn unternommen hatte, und vom Zuſtrömen des caſtiliſchen Adels zu ſeinem Schwiegerſohne. Er blieb alſo in Leon liegen, um Unterhandlungen mit Philipp anzuknüpfen. Dieſer hatte Sendſchreiben an die vornehmſten Ritter und Edelleute Caſtiliens abgeſandt, worin er ſie mit freundlichen Worten aufgefordert, ſich für ihn zu erklären und mit ihrer Streitmacht zu ihm zu ſtoßen. Sogleich brach der ganze Adel mit ſeinem bewaffneten Gefolge auf, den jungen König zu bewillkommnen und ihm die Aufwartung zu machen; aber zugleich liefen zahlreiche Ergebenheitserklärungen von allen Ständen und aus faſt allen Städten ein. Ganz Caſtilien trat auf Philipps Seite. Der Muth des jungen Königs wuchs mit jedem neuen Anhänger, der ſich ihm in Corunja vorſtellte, aber in demſelben Grade ward er mehr und mehr abhängig von den Häuptern ſeiner Partei und vor allen von ſeinem Günſtling Don Juan Manuel. Jeder ſchmeichelte ſich, ſeine Wünſche und Hoffnungen von der neuaufgehenden Sonne verwirklicht zu ſehen, und wandte ſich von der untergehenden ab, die ihn getäuſcht; die Mächtigern ſtellten dem jungen Könige ſogar Bedingungen, die ihr Egoismus dictirte, und er ſah ſich genöthigt zuzugeſtehen, was Manuel für gut und zweckdienlich fand.

Die erſten der caſtiliſchen Granden, wie der Marquis von Villena und der Herzog von Najara, führten ihm wohlgerüſtete Scharen zu, die ſie ſelbſt unterhielten, und zu den dreitauſend Mann deutſcher Lanzknechte, welche Philipp mitgebracht, hatte ſich bald ein Heer von ſechstauſend caſtiliſcher Soldaten geſellt, ſodaß ſich der König von einer impoſanten Macht umgeben ſah. Und immer neue Scharen zogen ihm zu; der Adel des Königreichs ſchien mit ſeinen Söldnern auf der Wanderung nach dieſer nördlichſten Provinz des Königreichs; alle Ergebenheitserklärungen, alle Huldigungen, alle Schmeicheleien, womit der Adel zu allen Zeiten, wann es galt, ſich Vortheile zu verſchaffen und Vorrechte zu ſichern, die Könige für ſich gewonnen hat, wurden dem jungen Oeſtreicher dargebracht und bald war er berauſcht von dem ſüßen und gefährlichen Becher der Macht und des Glücks. Waren doch ſeine kühnſten Erwartungen weit übertroffen und gerade Ferdinands neue Vermählung, von der Philipp am meiſten für ſich gefürchtet, war ihm gerade zum größten Vortheil ausgeſchlagen. Die gewaltige Leidenſchaft des Ehrgeizes, die ihn beherrſchte wurde auf die glänzendſte Weiſe befriedigt und er nahm dieſe Befriedigung als einen gerechten und ihm gebührenden Tribut des Schickſals an, als eine ihm ſchuldige Entſchädigung für den ihm aufgelegten Zwang, mit einer ungeliebten Frau verbunden zu ſein und ſein liebebedürftiges Herz dieſer politiſchen Verbindung zum Opfer gebracht zu haben. War es ein Wunder, wenn er mit dieſer Anſicht der Dinge ſeinem angeborenen Leichtſinne, ſeiner Prachtliebe, ſeiner Vergnügungsſucht den Zügel ſchießen ließ? An ſeinem überaus prächtigen Hoflager gab ein Feſt dem andern die Thür in die Hand und der ihn umgebende niederländiſche Adel, ſo leicht von Blut und Sitten, wurde gar bald zum Lehrmeiſter des jungen caſtiliſchen Adels, ſo bedenklich auch die Aelteren, die unter ihrer ſittenſtrengen Königin Iſabella gegen die Mauren gefochten hatten und in der ganzen keuſchen Strenge und feierlichen Förmlichkeit des ſpaniſch-chriſtlichen Ritterthums aufgewachſen waren, die Köpfe zu ſolchem Gebaren ſchüttelten. In der That bot der Hof von Corunja eine der merkwürdigſten Erſcheinungen dar, eine Zuſammenſetzung aus zwei ſo äußerſt verſchiedenen Theilen, wie ſie in der Geſchichte ſchwerlich noch einmal ſtattgefunden hat. Allen andern Völkern Europas waren die Niederländer, „die flandriſchen Herren“, wie ſie faſt immer genannt wurden, in Entwicklung und Fortſchritt zu neuer Lebensgeſtaltung weit voraus, ein Reſultat ihres Welthandels, ihrer freien ſchier republikaniſchen Verfaſſung, des üppigen und ebenen Bodens, den ſie bewohnten, und der Prachtliebe und Verſchwendungsſucht ihrer Herzöge. Das Ritterthum war bei ihnen ſchon längſt abgeblüht und an ſeine Statt jenes aufgeputzte, ſchimmernde Kunſterzeugniß, das Cavalierthum, getreten, welches im folgenden Jahrhundert alle europäiſche Höfe mit ſeinem egoiſtiſchen, leichtſinnigen, ſittenverderblichen Gifte durchdrungen und alles friſche, wahre Leben zerſtört hat. Für „die flandriſchen Herren“, dieſe Pflanzſchule der Cavaliere, gab es nichts Heiliges mehr. Die Spanier dagegen waren in der Entwicklung des Völkerlebensprozeſſes ſchier um drei Jahrhunderte zurück. Das romantiſche, naturwüchſige Ritterthum, das in Frankreich und Deutſchland im dreizehnten Jahrhundert von der Religionsſchwärmerei nnd deren Kindern, den Kreuzzügen, in's Leben gerufen worden, war in Spanien aus denſelben Urſachen erſt im funfzehnten Jahrhundert zur üppigen Blüte gediehen, und zu einer üppigern, als in andern Ländern; denn der morgenländiſch-romantiſche Geiſt der ſpaniſchen Araber, das reizendſte Kind des europäiſchen Mittelalters, hatte, vom Hauche der Poeſie erfaßt, viel Samen an die chriſtlichen Helden abgegeben. Die Kreuzzüge gegen Ungläubige fanden hier in derſelben Halbinſel ſtatt, aber dieſe Ungläubigen waren das gebildetſte und liebenswürdigſte Volk der Welt. Der Kampf war kein leichter geweſen und es gab kein caſtiliſches Adelshaus, das nicht von ſeinen Söhnen darin verloren hatte; nur die rauhe und tugendſtrenge Begeiſterung für die Lehre des Kreuzes hatte den Sieg über die Ritter des Halbmondes davongetragen. Dieſe keuſche Religionsſchwärmerei hatte ſich in den caſtiliſchen Bergen erhalten, auf den ſchier unzähligen einſamen, ſtarkbefeſtigten Ritterburgen und Schlöſſern, die dem ganzen Lande den Namen gegeben*). Der kalte, in der gemeſſenſten Steifheit der Form ſich gefallende, außerordentliche Stolz des caſtiliſchen Adels hielt mit unerbittlicher Strenge auf Würde, Anſtand, Tugend und verehrte deshalb das Andenken ſeiner großen und edlen Konigin wie das einer Heiligen. Und dieſe beiden Völker, die äußerſten Extreme Europas kamen in ihrem Adel hier am Hofe Philipps, des leichtſinnigſten Fürſten, zuſammen. Er war Beider König; Beide huldigten ihm, Beide erſtrebten Vortheile von ihm und es konnte ihm nicht zur Laſt gelegt werden, daß er ſich am meiſten zu Denen hingezogen fühlte, denen er durch Geburt, Erziehung und gemeinſame Sitten angehörte.

---

*) Castilia von castellum Burg.

Wer vom jungen caſtiliſchen Adel ihm alſo gefallen wollte, mußte ſich der freien Lebensweiſe der Flanderer anſchließen, und ſie war ſo verlockend, ſo verführeriſch! Die alten Granden, jene mächtigen Ricos-Hombres, mußten ſchweigend zugeben, was ſie nicht ändern konnten; ſahen ſie doch dafür im Geiſte ihre alten Privilegien wieder beſtätigt, welche ihnen Ferdinand und Iſabella ſo ſehr geſchmälert, und da ſie für die Todte ſchwärmten, ſo trugen ſie dafür allen Groll auf den Lebenden über. Indem ſie ſich von dem ſpaniſch-tugendſtrengen Ferdinand losſagten und zu dem leichtſinnigen Philipp hielten, mußten ſie wohl oder übel auch ſeine und der Niederländer bunte, federleichte Lebensweiſe mit in den Kauf nehmen und ſie thaten es, wenn auch mit leiſem Murren, ihres Vortheils wegen.

Philipp war übrigens freigebig mit Zuſagen und Verſprechungen und glich dadurch manchen übeln Eindruck aus, den die flandriſche Leichtfertigkeit auf die caſtiliſch-ſtolze Sittenkeuſchheit machte. Die Meiſten gewann er durch den ſchönen Eifer, mit welchem er ſich gegen die Inquiſition ausſprach, und ganz Caſtilien hoffte mit Zuverſicht, er werde dieſes die abſolute monarchiſche Macht des Königs ſo ſehr fördernde Glaubensgericht, welches ſchon ſo unſagliches Unglück geſtiftet, ſogleich aufheben, ſobald er alleiniger König ſei. Wirklich war Philipps innerſtem Weſen und dem fröhlichen Geiſt der Niederländer ſolche Glaubenswuth ein Greuel. Das edle deutſche Gemüth im jungen Könige verſprach jedem wahren Verdienſt ſeine Krone, jeder Tugend Anerkennung, und die ſtolzeſten, finſterſten Granden hofften Glück und Segen von der neu aufgegangenen Sonne, wenn ſie ihnen auch grell in die Augen ſchien.

Unter dieſen Umſtänden erklärte Philipp nach drei Wochen öffentlich, daß er nicht geſonnen ſei, ſich von dem Vertrage von Salamanca binden zu laſſen, und daß er nie in ein Uebereinkommen willigen werde, das ſeinen und ſeiner Gemahlin ausſchließlichen Beſitz der caſtiliſchen Krone im Mindeſten beeinträchtige. Ganz Caſtilien rief dieſer Erklärung Beifall zu.

Während der lärmenden Luſtbarkeiten an Philipps Hoflager, verweilte Ferdinand, nur noch von wenigen Anhängern umgeben, ſtill und einſam in Leon. Ihm reiſten jetzt die Früchte ſeiner Kunſt an dem Baume, den er ſelbſt gepflanzt und gepflegt. Von allen caſtiliſchen Granden waren ihm allein der Herzog von Alva und der Graf Cifuentes treu geblieben; ſein eigner Schwiegerſohn, der Conſtabel von Caſtilien hatte ihn verlaſſen. Es war ein trauriges Schauſpiel, einen noch geſtern allmächtig geweſenen König wie einen Landſtreicher durch ſein eigenes Reich ziehen zu ſehen, dem ſogar der Anblick und die Umarmung ſeiner eignen geiſteskranken Tochter verweigert wurde. An ihm ging das altdeutſche Sprichwort: „Untreu' ſchlägt den eignen

Herrn!“ in Erfüllung. Er nahm zu Unterhandlungen und der alten Liſt ſeine Zuflucht und beſchickte zuerſt heimlich Don Juan Manuel, als die Hauptperſon in dieſem Drama, das eine ſo ungünſtige Wendung für ihn genommen hatte, und machte demſelben die glänzendſten Anerbietungen, wenn er die caſtiliſche Partei verlaſſen und zur arragoniſchen übergehen werde. Aber was konnte Ferdinand bieten, was den unumſchränkten Einfluß aufgewogen hätte, den dieſer ſchlaue Günſtling über ſeinen jungen Herrſcher ausübte! Nun ſandte er den berühmten Geſchichtſchreiber Peter Martyr, der, mit hohen Würden bekleidet, ſtets um ſeine Perſon war, als Geſandten an Philipp ſelbſt ab, um Vereinigungspunkte feſtzuſtellen, oder wenigſtens den Ort der Zuſammenkunft mit König Philipp zu verabreden. Philipp hörte den gelehrten Geſchichtſchreiber, dem wir die Darſtellung dieſer Begebenheiten verdanken, mit Höflichkeit an, gab aber nicht einen Finger breit von ſeinen Forderungen nach und wich einer beſtimmten Erklärung hinſichtlich einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ſeinem Schwiegervater aus; denn Manuel fürchtete von Ferdinands überlegener Gewandtheit und Scharfſichtigkeit bei einer ſolchen Zuſammenkunft Alles für Philipps jugendliche Unerfahrenheit und weichherzige Nachgiebigkeit.

Martyr kehrte unverrichteter Sache nach Leon zurück und Ferdinand ſandte endlich den Mann, welcher an Geiſt, Einſicht und Willenskraft der bedeutendſte, ſeiner Stellung nach der nächſte nach ihm ſelbſt in Spanien war, den greiſen Erzbiſchof von Toledo, Francisco Ximenes, an Philipp. Er hoffte, Ximenes' großartige Erſcheinung, die erhabene und ſtrenge Würde ſeines Amtes würden dem jungen König imponiren. Aber Philipp hatte vor dem Prieſter keine Ehrfurcht; er war in Glaubensſachen, wie in allen andern Dingen, ein Niederländer. Auch Ximenes ſprach vergebens und, als er zu Ferdinand zurückgekehrt war, erkannte dieſer mit Schrecken, daß in Caſtilien ſein Stern untergegangen ſei.

ſein Pferd und wiehernd trug es ſeinen übermüthig lächelnden Herrn an den Sitzen der ſeine Grüße höflichſt erwiedernden Damen vorüber. Der Kurfürſt ſtand mit ſeinem Gefolge auf und machte ihm eine höfliche Verbeugung, viele der vornehmſten Damen weheten ihm Grüße mit ihren Tüchern zu, als er vorbeiritt. Niemand glaubte, daß ein andrer Ritter es wagen würde, ſich ihm gegenüber zu ſtellen, und wirklich ritt ihm keiner der Anweſenden in die Schranken nach, und als die Herolde auf's Neue ihre Stimmen erhoben: «Kommt herbei, Ritter und Edle in die Schranken!» und die Trommeten zum dritten Mal ertönten, erſchien keiner mehr neben dem Sieger von geſtern und vorgeſtern.

Der Vogt von Coblenz erhob ſich jetzt von ſeinem Sitze und rief mit lauter Stimme: «Herolde, verkündet die Aufforderung des Ritters Gobbelin von Elz! Zum erſten Mal!!» Und die Hörner und Trommeten erfüllten einige Minuten lang die Luft mit ihren ſchmetternden Klängen; aber ſie verhallten endlich, ohne daß irgend eine Antwort ihrer Aufforderung entgegen gekommen wäre. «Zum zweiten Male!» rief der Amtmann und die kriegeriſche Muſik ertönte wiederum durch die Ebne, wurde jedoch aber-

Neunzehntes Kapitel.

Unter den zahlreichen adeligen Herren, welche das junge Königspaar von Caſtilien in Corunja begrüßten, wurde eines Tages der Adelantado*) Don Bartolomeo Colombo als Abgeſandter ſeines Bruders des Amirante (Admiral) Chriſtofero Colombo gemeldet. Mit freudiger Ueberraſchung rief Philipp dem Pfalzgrafen Friedrich, der ſich eben bei ihm befand, zu: „Ha, ich habe dieſer Tage an den Admiral Colombo gedacht! Mir träumte, Jakob Fugger ging in einem düſtern, hohen Gewölbe an meiner Seite und mahnte mich mit eindringlichen Worten zur Eile in den wichtigen Angelegenheiten, die ich mit ihm beſprochen. Da nahm ich mir gleich am frühen Morgen vor, den berühmten Admiral an meinen Hof einladen zu laſſen, um ihm alles ſchmähliche Unrecht, das er von meinem durchlauchtigſten Schwiegervater hat erdulden müſſen, zu vergüten und ihn in alle Ehren und Würden einzuſetzen, die ihm einſt Iſabella feierlich verſprochen und verbrieft hat. Von Don Manuel erfuhr ich aber, der Admiral liege krank in Valladolid. Ich willhoffen, ſein Bruder bringt mir die Nachricht von ſeiner baldigen Geneſung."

---

*) Eine Amtswürde von ſehr unbeſtimmtem Charakter, ſobald ſie nicht bloßer Titel war. Der Adelantado ſcheint in frühern Zeiten über eine Grenzlandſchaft geſetzt geweſen zu ſein und beſaß ausgedehnte richterliche Gewalt darin, ſowie den Oberbefehl des Heeres im Kriege. Doch haben ſeine Befugniſſe mit den Zeiten ſehr gewechſelt. Endlich ward das Wort zum Ehrentitel, wie bei Bartolomeo Colombo.

Der Adelantado trat herein, ein hoher, kräftiger Mann in den höheren funfziger Jahren, gebräunt von der glühenden Sonne Weſtindiens.

— „Seid mir willkommen, edler Herr!" rief ihm der König mit frohem Wohlwollen entgegen. „Euer gefeierter Name erinnert mich an eine heilige Pflicht. Ich bin von aller Kränkung unterrichtet, welche Euer Bruder für ſeine der Krone Caſtilien geleiſteten unſchätzbaren Dienſte von des Königs Ferdinand Undank und Falſchheit hat ertragen müſſen; aber deutſche Treue ſoll ihm würdig vergelten. Ich bin zur rechten Zeit als König und Herr in dieſes Land gekommen, um jedes Unrecht wieder gut zu machen; und wem wäre größeres Unrecht geſchehen, als Chriſtophero Colombo?"

— „Ew. Majeſtät Huld und Gnade rührt mich ſich zu Thränen," entgegnete der Bürgermeiſter. „Wenn mein armer Bruder Ew. Majeſtät königliche Worte vernommen, ich glaube, er würde Thränen geweint."

— „Iſt er noch immer krank, der wackere [illegible]?"

— „Der Graue liegt an ſeinem Herzen. Wie nun [illegible] die [illegible] aus Ihrem Munde hatte, daß ihm Gnade [illegible] werden ſoll, ſoll ich ihn heiß gebeten von Ew. Majeſtät [illegible] zu bitten, um Euch ſeinen Dank abzuſtatten. Da er nicht ſelbſt kommen konnte, [illegible] Thätigkeit [illegible] Begebenheiten geſchickt, ſo hat er mich als ſeinen [illegible] geſandt, Ew. Majeſtät die Aufwartung in ſeinem Namen zu machen, Euch ſeine Ehrfurcht zu bezeugen und ſeine Dienſte anzubieten."

— „Ich nehme ſie mit Freuden an, Herr Bürgermeiſter. O ich habe große und herrliche Pläne mit Eurem Bruder vor und auch Ihr, der [illegible] Wiſſen und ſeinen Rathes, werdet dabei wirklich thätig ſein. Seht, ich habe in Augsburg einen Freund, den ich wegen ſeiner Eigenſchaften gar ſehr ſchätze. Es iſt Jakob Fugger von Augsburg, den man in der ganzen Welt gern den „Augsburger Goldmacher" nennt, weil er viel Geld hat und wirklich ein geheimer Goldmacher iſt. Vielleicht habt Ihr auch von ihm gehört?"

— „Wie ſollt ich nicht, [illegible] Jakob

Fugger gelten in Spanien und in Italien wie baares Geld und Genua, meine Vaterſtadt, müßte nicht eine der erſten Handelsſtädte ſein, wenn es den Namen Fugger nicht zu den gefeiertſten zählen ſollte."

— „Ja, ja, und wenn irgend ein Menſch auf der Welt, ſo verdient der liebe, beſcheidene Mann dieſen weitverbreiteten Ruhm. Er hat es weitgebracht, dieſer Leinweber, in ſeiner Art, ſchier ebenſo weit, wie Euer Bruder, der weltberühmte Admiral und Länderentdecker."

— „Es iſt ein artiger Zufall," berichtete Bartolomeo Colombo lächelnd, „daß auch Chriſtophero Colombo's Aeltervater, unſer Ahn Giacomo Colombo in Genua, ein Leinweber war."

— „Ah, ſeht doch!" rief der König. „Geſegnet ſei der Webſtuhl, von dem ſolche Männer ausgehen! Nun hört! Ich werde dieſe Leinweberſöhne mit einander bekannt machen. Sie ſind einander würdig. Und daß ſie dann die beſten Freunde werden, dafür brauch' ich nicht zu ſorgen. Ihre Geiſter werden ſich ſchnell verſtehen, achten und liebgewinnen; und aus dieſer Vereinigung wird die Welt mit Staunen große und unſterbliche Dinge hervorgehen ſehen. Jakob Fugger iſt der beſte Bergmann in Europa und ein Kaufmann wie wenige noch. Er ſoll mit Chriſtophero und Bartolomeo Colombo die unterirdiſchen Schätze Indiens heben. Er ſoll mit euch den Handel Caſtiliens und der Niederlande mit der neuen Welt ordnen. Was meint Ihr zu dieſem Plane?"

— „Es iſt einer der erhabenſten Gedanken, die jemals aus einem menſchlichen Geiſte hervorgingen, und würdig des Ruhms, der Ew. Majeſtät vorausgeeilt iſt. Wie wird mein Bruder jubeln, wenn er ihn vernimmt! Wie wird er alle Qual der Krankheit mit ſtarkem Geiſte von ſich abſchütteln, um neu verjüngt ſeine Kräfte dem Dienſte Ew. Majeſtät zu weihen! Mit leichterm Herzen übergebe ich Euch nun ſeinen Brief. Wollet daraus ſeine Ergebenheit erkennen!"

Philipp empfing das Schreiben des Admirals, welches an ihn und die Königin Juanna gerichtet war, und entfaltete es mit einer gewiſſen Ehrfurcht. Er las es laut. Der Admiral ſprach zuerſt ſeinen Verdruß aus, daß ſeine Krankheit ihn verhindere, ſich in Perſon zu den durchlauchtigſten Herrſchern Caſtiliens zu verfügen, um ihnen ſeine Ergebenheit zu bezeigen, und bat ſie dann, ihn unter die Zahl ihrer getreueſten Unterthanen zu zählen. Dann drückte er ſeine Hoffnung aus, ſich bald durch ſie in ſeine Würden und Güter eingeſetzt zu ſehen, und gab ihnen die heiligſte Verſicherung, daß er, obgleich in dieſem Augenblick ein Raub der grauſamſten Martern, dennoch im Stande ſein werde, ihnen Dienſte zu leiſten, gegen welche alle ſeine früheren nichts ſein würden.

— „Ja," rief Philipp feurig und eine ſchöne und erhabene Begeiſterung ſtrahlte aus ſeinen edlen Zügen, „und dieſe Dienſte werden ferner nicht mit ſpaniſcher Königstreue vergolten werden. Sagt Euerm Bruder, daß ein Habsburger gekommen iſt, ihn zu belohnen, und wißt Ihr nicht, was das heißt, ſo fragt Männer aus Oeſtreich und Tyrol. Und dieſer Sohn Habsburgs wird ihm einen Bürger Augsburgs zuführen und wir Drei wollen mit Gott die herrlichſten Dinge ausrichten; dies Kleeblatt ſoll eine Blume treiben, wie noch keine geblüht und von der man nach Jahrtauſenden noch reden und ſingen wird!“ Es waren dem hochherzigen Könige Thränen in die Augen getreten, und ſeine blühende, ſchöne Geſtalt war gleichſam höher gehoben und leuchtete getragen und durchblitzt von kühnen, großen Gedanken. Er ergriff des Adelantado Hand und ſprach feierlich: „Mit Chriſtophero Colombo und Jakob Fugger will ich meines Namens Unſterblichkeit begründen!“

— „Heil Euch, mein König!“ rief der Adelantado. „Endlich iſt die Schmach vom Namen Colombo in Caſtilien genommen. Wir brauchen nicht mehr zu beklagen, daß Iſabella zu früh für uns ſtarb. Chriſtophero wird Gerechtigkeit am Throne finden; er wird ſeine Würden und Güter wieder erhalten, um die ihn die Bosheit ſeiner Feinde gebracht!“

— „Und die Treuloſigkeit eines wortbrüchigen Königs!“

— „Sechs Jahre ſind's, ſeit wir von dem ſchandlichen Bovadilla in Ketten nach Spanien gebracht wurden.“

— „Und was wurde dem edeln Dulder, dem unſchuldigen Helden von den beſchamten Königen Alles verſprochen! Und was iſt davon gehalten worden!“ rief Philipp im gerechten Zorn. „Ich weiß Alles! Ich kenne die Treuloſigkeit und Falſchheit, womit König Ferdinand den verehrungswürdigen Admiral hinhielt und mit verächtlicher Zweizüngigkeit wol Colombo's Unſchuld anerkannte, aber ihn nicht wieder in ſeine Wurden einſetzte, weil der große Mann ihm unbequem war. Aber es gibt noch Könige, die menſchliche Größe zu ſchätzen und Manner nach Verdienſt zu belohnen wiſſen. Seht, wie weit es der ſchlaue Ferdinand mit ſeinen Kunſten gebracht hat! Ein armſeliger, verachteter Menſch iſt er. In Caſtilien gebeut jetzt Philipp von Oeſtreich und einer der Erſten an ſeinem Throne wird Chriſtophero Colombo ſein!“

Der Adelantado kußte des Königs Hand, auf die er eine Thräne fallen ließ, und beurlaubte ſich, um auch der Königin die Aufwartung zu machen.

Philipp umarmte den Pfalzgrafen. „Fritz!“ rief er, „es iſt doch ein großes Loos, König zu ſein und die geſchmähte Größe zu ſich emporzuziehen, die gelaſterte Unſchuld vor aller Welt anzuerkennen, das undankbar behandelte Verdienſt öffentlich und glänzend zu belohnen. O wie zuckt mir das Herz vor Freude, dieſem von feiger, gleißneriſcher Königsliſt ſchwergekränkten Helden den ſtrahlenden Kranz des Verdienſtes auf das Haupt zu drücken! Dieſes einzigen gemißhandelten Mannes willen danke ich Gott, daß ich König von Caſtilien bin; aber wahrlich kein feiner, ſtaatskluger Ferdinand ſoll mir ein Wort in mein Regiment reden dürfen. Colombo und Fugger ſollen die Säulen meines Thrones werden und durch ſie will ich den Lohn ernten, den mein zertretenes Herz als Juanna's Gemahl verdient und beanſprucht.“ —

Einige Tage ſpäter brach der caſtiliſche Hof mit großer Begleitung auf, um ſich in das innere Land zu begeben; um aber Leon, wo Ferdinand noch verweilte, zu umgehen, wurde die Reiſe über San Jago de Compoſtella und Orenſe genommen. In jeder Stadt verweilte das Herrſcherpaar einige Tage, um die Huldigung anzunehmen; in der erſtern, um am Grabe des ſpaniſchen Apoſtels zu beten. Dann gingen ſie über die Grenze Galiciens und verweilten in Puebla de Senabria. Hier wurden ſie von neuem mit Botſchaften und Briefen Ferdinands beſchickt, die alle ſehr höflich waren und durchaus auf eine perſönliche Zuſammenkunft drangen. Philipp trieb dagegen zur Weiterreiſe; er wollte ſchnell über Benavente nach Valladolid, um mit dem Admiral Colombo zu ſprechen, hierauf einige Wochen in Burgos verweilen und dann ſollte die

Reiſe über Segovia und Madrid nach Toledo fortgeſetzt werden. Von da gedachte Philipp nach Cordova und Granada zu gehen. Don Juan Manuel ſah inzwiſchen ein, daß es ein allgemeines Aergerniß geben würde, wenn man die Bitte des Königs Ferdinand um eine perſönliche Zuſammenkunft mit Philipp gänzlich unberückſichtigt ließe, da ſich beide Könige jetzt ſo nahe waren, und ſo beſchloß er die Verhandlung fortzuſetzen, vielleicht mit der geheimen Abſicht, ſie in die Länge zu ziehen und dabei einen ſchicklichen Grund aufzufinden, ſie abzubrechen und die Zuſammenkunft zu verweigern.

Philipp, über dieſen Aufenthalt ärgerlich, ſagte eines Abends zum Pfalzgrafen: „Wir ſind nicht weit mehr von Valladolid; ich glaubte, wir würden ohne weitern Aufenthalt dahin gelangen. Mich verlangt's über die Maßen mit dem Admiral Colombo zu reden. Unſer Hof koſtet viel Geld und ich will meine Freunde und Anhänger königlich belohnen. Die Schätze der neuen Welt ſollen mir dazu die beſten Mittel abgeben. Gold iſt der Grund und Eckſtein aller großen und ausgezeichneten Werke und ich brauche viel Gold zu den Dingen, die ich zu erſtreben und auszuführen gedenke. Und dieſes Gold ſollen und werden mir Colombo und Fugger verſchaffen. Ich kann die Zeit nicht erwarten, dem ruhmreichen Admiral, der mir Dienſte zugeſagt, welche die meinen Vorgängern geleiſteten ganz in Schatten ſtellen ſollen, meine Pläne vorzulegen. Wer weiß, wie lange mich dieſe widerwärtigen Unterhandlungen mit dem alten, ſchlauen Fuchs von Arragon hier zurückhalten! Darum möchte ich heimlich mit dir und Bubenhoven hinüberreiten nach Valladolid und mich bei dem Admiral als mein eigner Geſandter einführen. Kein Menſch außer Euch und dem Grafen von Benavent, den wir in das Geheimniß ziehen müſſen, darf ahnen, wohin unſere Reiſe geht, und der Admiral ſoll ſelbſt nicht wiſſen, wer ich bin. Um ſo angenehmer wird er ſpäter überraſcht ſein, wenn ich ihn als König beſuche und ihm alle ſeine Würden und Ehrenſtellen übergebe und neue, größere hinzufüge."

— „Majeſtät," verſetzte der Pfalzgraf, „wie wollte verſchwiegen bleiben, wenn Ihr eine Reiſe von mehreren Tagen machtet? Könnte ſie nicht Eurer Perſon Gefahr bringen? Irgend ein Verräther könnte die Nachricht dem Könige von Arragonien zutragen."

— „Der Ritt muß ſchnell ausgeführt werden. Benavente iſt die Hälfte des Wegs nach Valladolid. Dort übernachten wir. Der Graf begleitet uns bis in ſeine Stadt. Am andern Tage ſtehen wir an Colombo's Bette; ich denke, er ſoll von Dem geneſen, was ich ihm ſagen werde. Ebenſo raſch ſind wir zurück. Eh' die Gefahr eintreten konnte, bin ich ihr ſchon entgangen. Selbſt der Adelantado, der ſich's an meinem Hofe wohl ſein läßt, darf nichts davon erfahren."

mals nur durch das Echo ihrer eignen Herausforderung beantwortet.

„Zum dritten Male!“ donnerte Herr Hans von Schöneck, indem er ſich, gleichſam Glück wünſchend, gegen den Ritter von der Elz verneigte der ſich mit triumphirendem Lächeln den ſtarken ſchwarzen Bart ſtrich, und zum dritten Male verbreiteten die Inſtrumente, nur in noch lautern und muthigern Tönen als zuvor, ihren Ruf, um es fern und nah zu verkünden, daß, wenn kein anderer Ritter es wagte, in die Schranken zu reiten, der Ritter Gobbelin von Elz Herr des Ritterhauſes und aller übrigen Beſitzungen des verſtorbnen Ritters von der Arken, ſo wie der Bräutigam des ſchönen Fräuleins Guta ſein werde.

Dieſe Töne waren bereits in einem ſchwachen und entfernten Säuſeln der Luft verklungen, die Königin der Schönheit erblaßte, gleich einer Sterbenden, und ſank, als ſie ſich erhoben, zitternd unohnmächtig in die Arme ihrer Frauen zurück; dagegen ergriff ihre Stellvertreterin, auf des Kurfürſten Wink den Siegerkranz mit den goldnen Lorbeeren, um den Ritter Gobbelin damit zu krönen, und alle Blicke erwarteten funkelnd das Schauſpiel; auch das lebhafte Auge des Junkers Wilhelm vom

— „Ew. Majeſtät weiß, daß ich vor keinem kühnen Wagſtück zurückſchrecke.“

— „So geh' und rüſte heimlich die Reiſe. Morgen in der Frühe reiten wir unter dem Vorwande, uns die portugieſiſche Grenze zu beſehen.“

Der Pfalzgraf ging. Aber ſchon nach einigen Stunden trat er beſtürzt und bleich in das Schlafkabinet des Königs. „Majeſtät!“ rief er mit zitternder Stimme, „ich bin leider der Bote einer traurigen Nachricht. Die Reiſe iſt überflüſſig, denn der Admiral Colombo iſt todt.“

— „Todt!“ rief der König erſchrocken. O mein Gott, das iſt ein harter Schlag für mich!“

— „Sein Bruder, der Adelantado, hat mir die Trauerkunde ſoeben mit der Bitte überbracht, ſie Ew. Majeſtät zu melden. Der große Weltentdecker iſt vorgeſtern, am 20. Mai, geſtorben. Während wir vorhin von ihm ſprachen, iſt der Bote, den ſein Sohn Diego an den Adelantado abgeſchickt, bei dieſem eingetroffen.“

— „O trauriges Loos, das mir nicht vergönnt, dieſem Ehrenmanne die Unbill zu vergüten, die ihm der treuloſe Ferdinand zugefügt! Fangen meine ſchönen Pläne alſo an in Erfüllung zu gehen? Wehe! Ich habe oft den Tod als meinen Freund gerühmt; beginnt er nun in Spanien ſich mir feindlich zu zeigen?“

Dieſe Todesbotſchaft machte auf den jungen König einen ungewöhnlich ſtarken Eindruck. Es ſtieg wie eine dunkle Ahnung in ihm auf, daß der Tod des Mannes, auf den er zur Ausführung ſeiner glänzenden und ehrgeizigen Plane ſo ſtark gezählt, von ſchlimmer Vorbedeutung für dieſe hochſtrebenden Entwürfe ſein möchte, und er überließ ſich einer tiefen und aufrichtigen Trauer.

Zwanzigstes Kapitel.

Im grünen, bergigen Allgau, wo die Waſſer entſpringen, die nach der Donau hinabrinnen, wo die Berge höher und höher ſich gipfeln, bis die Grenzſcheide des Tyrolerlandes über ihre kahlen Häupter hinläuft, da oben auf einer hohen ſonnigen Alp wirthſchaftete eine geſchäftige Frau und ein faſt blinder Greis mit der muntern Sennin. Dieſe Frau war Eleonore, die Witwe des ſtolzen antwerpner Kaufmanns und des beſcheidenen Malers; der Greis war ihr Vater. Wer hätte ſie wieder erkannt, die einſt als herrlichſte Schönheitsblume der Niederlande in königlichen Gewändern einhertrat, um deren Gunſt Fürſten gebuhlt, wer hätte ſie wieder erkannt mit ihrem von Narben entſtellten, von Gram und Leidenſchaft durchfurchten Antlitz und in der einfachen linnenen Tracht einer Alpenbauerin! Sie war im Aeußern durch nichts unterſchieden von der Sennin, bei der ſie Quartier genommen, und ſie ſtand dem kräftigen Weibe ſchweſterlich bei in der Abwartung des die Alp beweidenden Viehes. Die milden und wonnigen Lüfte des Heumonds fächelten belebend über die grüne Alp und lockten die duftenden heilſamen Kräuter hervor, die nur da oben gedeihen vom Wolkenkuß und Sonnenſtrahl und dem ſtärkenden Bergthau. Wenn der erſte Lichtglanz des jungen Tags durch die Klinſen der breternen Sennhütte drang, erhob ſich Eleonore vom harten, armſeligen Lager und eilte auf die grünen Bergmatten hinab, den Thau von den Kräutern und Gräſern zu ſtreifen, eh' ihn die Sonne aufſog; dann pflückte ſie ſolche Kräuter oder grub ihre Wurzeln aus und preßte in der Hütte die Säfte daraus. Nun harrte ſie mit kindlich liebender Sorgfalt an des Vaters Bett, bis er erwachte, um ihm ſogleich die Augen mit dem Thau zu waſchen und ſeinen Lippen die Kräuterſäfte darzubieten. Und wenn ihr der Alte mit einem Händedruck verſicherte, er habe ſchon wieder etwas mehr Licht und könne ſchon den oder jenen Gegenſtand ziemlich deutlich unterſcheiden, da flog es wol wie ein Lächeln über ihre verwelkten Züge, aber ſelbſt dieſes Lächeln war ein ſchmerzliches. War ſie doch dem blinden Vater zu Liebe mit ihm hier heraufgezogen in die ewig ſtille Einſamkeit der Alpenhöhen, damit er hier geheilt werde von ſeinem Gebreſte. Denn dieſe Kur hatte ihm ein berühmter augsburger Arzt verordnet.

— „Geſegnet ſei das Andenken meines edeln verſtorbenen Freundes Georg Fugger!“ ſprach dann wol der blinde Maler mit Inbrunſt. „Er hat mir ſo viel Erbe vermacht, daß wir hier ohne Sorge leben können, und ſo werd' ich mit Gottes Hülfe auch wieder geſunden.“

— „Ihr mögt den geſtorbenen Fugger immer ſegnen,“ verſetzte Eleonore. „Er hat uns der Demüthigung überhoben von dem Lebenden etwas annehmen zu müſſen. Dünkt mich doch dieſe Erbſchaft ſelbſt eine Demüthigung.“

— „Geh' nicht zu weit in deinem Stolze, Lore. Auch Jakob Fugger hat es ſtets gut mit uns gemeint.“

— „Es mag ſein; aber es iſt mir unerträglich, von ſeiner Gnade zu leben. Er iſt ein Freund des ſtolzen Knaben, der mich zu Grunde gerichtet, und ich argwöhne ſtets, Alles, was uns von Fugger kommt, fließt aus der Rentkammer des verbuhlten Fürſten, der jetzt durch Minnekunſt und Gleißnerei die Frauen in Caſtilien verführt. Und ich würde eher Hungers ſterben, als die kleinſte Gabe von Philipps Großmuth empfangen. Ihr wißt, ich liebte ihn, wie ich noch keinen Menſchen liebte; Ihr wißt auch, ich haſſe ihn, wie ich noch keinen Menſchen haßte. Und deshalb mag ich nichts von der zweideutigen Freundſchaft Jakob Fugger's wiſſen.“

— „Gott heile mit geſunder Alpenluft dein Herz, wie meine Augen mit Alpenthau und Kräuterſaft!“ ſeufzte der Greis. —

Eines Nachmittags kam die Sennin ſchier athemlos die Berghalde heraufgerannt auf die Matte, wo Eleonore eben beſchäftigt war, Heu zu machen, während ihr Vater ſich, an einen Heuhaufen gelehnt, ſonnte und alte Geſchichten plauderte, unbekümmert, ob ſeine fleißige Tochter ihn anhörte oder nicht.

— „Frau,“ keuchte die Sennin, „es kommen vier Männer den Berg herauf, zwei davon reiten auf Maulthieren und davon iſt einer ein Prieſter, der andere ein ſtattlich gekleideter, vornehmer Herr. Die andern beiden mögen die Diener ſein; ſie führen zwei bepackte Maulthiere und der eine iſt ganz ſchwarz im Geſicht und ſieht aus wie — Gott ſteh' uns bei! — der Teufel ſelbſt. Ich habe ſie ziemlich nahe geſehen und bin vom grauen Stock ſchnell über die Blümlismatte geſprungen, doch werden ſie bald an der Hütte ſein.“

Eleonore war von dieſer Nachricht betreten. Vergebens ſann ſie nach, wer es ſein könnte, wenn ihr dieſer Beſuch gelten ſollte, vergebens ſuchte ſie von der Sennin Näheres über das Aeußere der Männer zu erfragen. Einen Augenblick dachte ſie daran, ſich vor ihnen zu verbergen und — wenn ſie nach ihr fragen ſollten — ſich von der Sennin verläugnen zu laſſen. Aber dieſe Schwäche war kaum über ſie gekommen, als ſie auch ſchon überwunden war; erfüllt von dem troſtgen Muthe vergangener Tage ging ſie entſchloſſen und keck zur Hütte hinab, wo ſie die Fremden bereits anlangen ſah. Aber dieſer Muth verwandelte ſich plötzlich in ein Gefühl ganz andrer Art, als ſie, nur noch in geringer Entfernung, in dem Prieſter den Pater Innocenz aus Antwerpen erkannte. In den Tagen ihrer größten Schmach hatte ſie dieſer Pfaffe auf die treuloſeſte Weiſe verlaſſen; ſie hatte deshalb ſchlimme Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen, wenn er es je wagen ſollte, ihr wieder unter die Augen zu kommen. Fünf Jahre waren ſeitdem verfloſſen, aber der Groll über Innocenz' Verworfenheit trat ſo friſch und lebendig in ihre Seele, als ſeien kaum fünf Wochen ſeit ſeinem letzten Beſuche bei ihr verfloſſen, und ihre Augen ſchoſſen wüthende Blicke auf den Gegenſtand ihres Haſſes. Eh' aber ihre zuſammengepreßten Lippen Zeit fanden, ein ſtolzes Wort zu entſenden, wurden ſie von einer unerwarteten Dazwiſchenkunft an der Entledigung des in ihrem Herzen aufkochenden Zorns verhindert. Pfeilſchnell ſchoß ein Menſch ihr entgegen — ſie ſah, es war ein Neger — warf ſich ihr zu Füßen und ſtieß, den Saum ihres Linnenrockes küſſend, ein wildes Freudengeſchrei aus. Mit Staunen ſah ſie Rony, den Diener ihres erſten Gemahls, vor ſich. Das ſcharfe Auge des Mohren hatte ihre edle und herrliche Geſtalt von fern erkannt, eh' er ihre entſtellten Geſichtszüge und ihre ärmliche Kleidung hatte unterſcheiden können; oder er hatte vielmehr von Beidem nichts geſehen. Die ungeheuchelte, wahrhaft herzliche Freude in ihrer natürlich heftigen Aeußerung ergriff Leonoren mit ſolcher Rührung, daß dadurch ihrem Zorne der Stachel geraubt wurde. „O meine Frau, meine theure Frau!“ rief Rony zu wiederholten Malen, „wie bin ich glücklich, Euch endlich wieder zu ſehen! Aber nun, da wir Euch gefunden, ſollt Ihr es wieder gut haben. Ihr ſeid nun wieder reich und angeſehen wie erſt; Ihr tragt nun wieder ſeidne Kleider und goldne Ketten und ich bin wieder Euer treuer Diener.“

— „Faſelſt du, Rony?“ fragte Eleonore. „Hat dir die Freude, mich wieder zu ſehen, den Verſtand verwirrt, daß du ſolche tolle und unmögliche Dinge ſchwatzeſt?“

— „Er ſpricht die Wahrheit, liebe Baſe, — ich beſtätige ſie,“ polterte der Pater Innocenz, der unterdeſſen hinzugekommen war, mit grinſender Katzengeſchmeidigkeit und dem vertraulichſten Tone, gleichſam als hätten ſie ſich ſeit geſtern nicht geſehen und als wäre nie etwas Feindſeliges zwiſchen ihnen vorgefallen.

Eleonorens Züge verfinſterten ſich wieder und ernſt und würdig fragte ſie mit gemeſſenen Worten: „Was wollt Ihr von mir, Pater Innocenz?“

— „Euch zu Glanz und Reichthum zurückführen — und vor Allem — zur Rache an Euerm Todfeind —

Euerm größten Beleidiger — an dem nichtswürdigen König Philipp von Caſtilien."

Frau van der Voort begriff dieſe Worte nicht. „Ich verſteh' Euch nicht," ſagte ſie mit einem verächtlichen Blick auf den Sprecher, „und Ihr ſeid wahrlich nicht der Mann, dem ich in irgend einer Sache Glauben zu ſchenken mich gedrungen fühle, geſchweige in einer ſo fabelhaften und unerhörten, wie Ihr hier vor mir auskramt."

— „O meine Frau, er ſpricht die Wahrheit!" rief Rony eifrig. „Glaubt es mir! Ich belüge Euch nicht. Ihr ſollt Euch rächen an dem Könige, der Euch in's Elend ſtieß."

Ihre Augen funkelten wieder unheimlich, ihre bleichen Lippen bebten und kaum hörbar glitten die Worte über ſie: „Rächen an Philipp? — Wer ſagt das?" fragte ſie laut. „Wer bürgt mir, daß ich nicht getäuſcht werde?"

— „Ich ſag' es, liebe Muhme — ich verbürge mich" — ſtieß der Pater ruckweiſe hervor. „Aber hier iſt noch ein wichtigerer Bürge — ein Geſandter des Königs von Arragonien an Euch, Baſe — ja der mächtige König Ferdinand ſchickt Euch einen eigenen Geſandten — es iſt Don Hernandez de Villaquiran — ein caſtiliſcher Grande. — Erkennt daraus, welch eine wichtige Perſon Ihr ſeid! — Der König läßt Euch einladen, nach Spanien zu kommen — dieſer Senjor wird Euer Ehrenbegleiter ſein — und ich werde als Euer geiſtlicher Beiſtand mit Euch reiſen. — Wollt Ihr Gold? Don Hernandez wird es Euch im Namen des Königs überreichen — wollt Ihr prächtige Kleider — wollt Ihr Geſchmeide — wollt Ihr Tand — Alles ſollt Ihr haben, ſchöner, prächtiger, als Ihr es jemals beſeſſen. — Und was Euch mehr werth iſt — Ihr ſollt die vollkommenſte Rache an König Philipp haben, Ihr ſollt allem Volke erzählen, wie er Euch verführt und elend gemacht — wie Donna Juanna Euere Schönheit geſchändet — wie er ſie in Euerm Beiſein geſchlagen und mit Füßen getreten —“

— „Das that er nicht.“

— „Ihr müßt es aber behaupten — Ihr müßt es ihm in's Geſicht ſchleudern; mit Füßen blutig getreten — ſag' ich — und daß ſie von dieſer Behandlung den Verſtand verloren hat. — Sie hat auf dem Boden liegend ſeine Knie wimmernd umklammert — und ihn um Liebe und Barmherzigkeit angefleht — und er hat ſie angeſpieen und mit Fäuſten in's Geſicht geſchlagen, daß ſie aus Naſe und Mund geblutet — dann hat er ſie getreten, wie einen Hund — ärger noch; ſo müßt Ihr ſagen. — Und die Caſtilier werden ihn zum Teufel jagen. — Verſteht Ihr — das iſt eine Rache — wie ſie Euch nicht wieder geboten wird.“

Eleonore ſtieß ein ſchadenfrohes, krampfhaftes Hohngelächter aus. „Teufel!“ knirſchte ſie, „du haſt mir da herrliche Dinge zugeflüſtert. — Ich will mich dir ergeben. Ich will mich rächen an dem fürſtlichen Buben.

Burgthor glänzte erwartungsvoll, flog aber über die Schranken und dann mit einem freudigen Mitleiden auf Gutas bleiche Geſtalt: da wurde plötzlich ein Trommetenſtoß vernommen, ſo laut und gewaltig dröhnend, daß ſelbſt der beherzte Ritter von Elz auf ſeinem ſichern Roße zuſammenfuhr, nicht zu gedenken des Volks, deſſen Schrecken ſich in einem dumpfen Laute kund that, wodurch die Beifallsbezeugungen unterbrochen wurden, die ſich bereits zum Triumphe des Ritters erhoben hatten. Alle Augen waren unverzüglich nach der Seite gerichtet, von woher der Laut erſchallt war, und ein Ritter in ſchöner weißer Rüſtung, reitend auf einem herrlichen arabiſchen Hengſte, ſprengte, von einem Herolde und einem Pagen begleitet, heran, welche letztere aber an den Schranken zurück blieben, als der Ritter in die Bahn flog. Der fremde ſchlanke Ritter trug weder eine Feldbinde am Arme, noch eine Feder auf dem Helme. Die einzige Auszeichnung, die man an ihm wahrnahm, war ein ſpiegelblanker, großer, ſilberner Schild deſſen blendend weiße Farbe mit ſeiner übrigen Rüſtung harmonirte, auf welchem aber kein Wappenbild angebracht war.

»Herold,« ſagte der Vogt von Coblenz laut,

— Du weißt nicht, welch ein graßlicher Racheburſt mich qualt. Ich lechze nach ſeinem Blute."

— „Ihr ſollt es haben, Baſe. — Laßt Euch meine Worte von Don Hernandez beſtatigen."

Dieſer nahete der Frau jetzt mit dem formlichen Weſen ſpaniſchritterlicher Galanterie und ließ ihr alle Hoflichkeitsbezeigungen angedeihen, die in ſeinem Vaterlande eine adelige Dame von einem adeligen Herrn erwarten durfte. Auf Eleonoren machte dies Benehmen den gunſtigſten Eindruck; ſie hatte ſeit ihrem Ungluckstage die huldigenden Auszeichnungen von Seiten vornehmer Männer entbehren müſſen, die ſie erſt in ſo unbeſchranktem Maße genoſſen, und ſie hatte kein Weib ſein muſſen, wenn nicht in ihrer Seele das Begehren danach geſchlummert hätte und wenn nicht jetzt die Stimme der Galanterie und Schmeichelei ihr Ohr und ihr Herz offen gefunden hatte.

— „Edle Frau," ſagte der Spanier, „ich geb' Euch nicht nur die Verſicherung auf mein adeliges Ehrenwort — und es wird Euch nicht unbekannt geblieben ſein, was einem ſpaniſchen Grande dieſes gilt — ſondern ich kann es Euch auch durch Brief und Siegel Sr. Majeſtät des Konigs von Arragonien beweiſen, daß man Euch dort gleich einer der erſten Edeldamen zu halten verſpricht. Es ſteht ganz in Euerm Willen, ob Ihr unter die Zahl der Hofdamen der jungen Königin Germaine wirklich aufgenommen ſein wollt. Der König ſichert

Euch außerdem einen beträchtlichen Jahrgehalt zu und er verlangt dafür nichts weiter, als daß Ihr den caſtiliſchen Ständen, und wer ſie ſonſt hören will, die Geſchichte Eueres Misgeſchicks erzählen ſollt."

— „Und gerade dieſe Erzählung iſt das Racheſchwert — womit Ihr dem König Philipp die Krone vom Haupte ſchlägt —" fügte Pater Innocenz hinzu.

— „Ein ſtattliches Maulthier," fuhr Hernandez fort, „trägt Euch von hier in unſerer Geſellſchaft nach Caſtilien. Wir reiſen durch Frankreich. Rony iſt wieder Euer Diener. Ich habe ihn allein zu dieſem Zweck in Antwerpen geworben. Zwei Kammerfrauen ſollen zu Euerm Befehl ſein. — Jayme," wandte er ſich jetzt zu dem vierten Mann, welcher wirklich der Zigeuner, Karracha's zweiter Sohn und Hernandez' Bruder war, „Jayme, packe die Maulthiere ab und laß uns die Geſchenke ſehen, die ich der Senjora mitgebracht habe und ſogleich überreichen werde."

Der Zigeuner führte den erhaltenen Befehl aus und Eleonore verfolgte ſein Geſchäft mit glühenden Blicken, die ſie zuweilen dem Spanier und ihrem ehemaligen Beichtvater zuwandte. Der Letztere umwedelte ſie mit hündiſchen Schmeicheleien, aber obgleich ſie ihn noch eben ſo tief verachtete, wie erſt, ſo war ihr ſein kriechendes Benehmen doch nicht mehr unangenehm. Sie war gänzlich umgewandelt. Innocenz hatte ihr Rache an Philipp und daneben wieder Glanz und Reichthum verſprochen und dieſer Ausſicht wegen war ihm Alles verziehen. — Nun wurden koſtbare Gewänder und Decken vor ihr ausgebreitet, goldnes und ſilbernes Geſchmeide aus den augsburger Werkſtätten ſtrahlte ihr entgegen; ſie wühlte und muſterte in den Schätzen und vergaß ganz die Entſtellung ihres Geſichts. Entzücken malte ſich in ihren Zügen und ſie ſagte Alles zu, was die beiden Männer von ihr verlangten. Die Reiſe ſollte ſogleich angetreten werden. Sie lief alſo hinauf zu ihrem Vater, der immer noch im Heuhaufen ſaß, und ſagte: „Vater, ich muß Euch auf einige Zeit verlaſſen, zu unſerm Glück, das wieder zu blühen beginnt. Wenn ich wiederkomme, will ich Euch Alles erzählen. Die Männer ſind Bekannte von mir, die mir ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht haben.“

— „Wie, Lore?“ rief der Blinde erſchrocken. „Du willſt von mir gehen und mich allein auf der Alp zurücklaſſen? Wie iſt dir das möglich? Wie kannſt du's über dein kindliches Herz bringen? Und nicht einmal ſagen willſt du mir, wohin deine Reiſe geht?“

Vergebens berief ſich der arme Greis auf ihr kindliches Herz. Stolz und Rachſucht hatten ſchon alle Stimmen deſſelben erſtickt.

— „Ich ſag' Euch ja,“ rief ſie ärgerlich, „daß Ihr Alles erfahren ſollt, wenn ich zurückkomme. Ich gehe, einen Lieblingswunſch erfüllt zu ſehen, und Ihr werdet Euch darüber freuen. Die Sennin wird Euch abwarten, wie ich ſelbſt, und es Euch an nichts fehlen laſſen.“

— „Lore, Lore,“ weinte der Alte, „es ahnt mir, du gehſt jetzt nicht auf guten Wegen und fürchteſt meinen Tadel; deshalb verſchweigſt du mir, wohin du willſt und wer dieſe Männer ſind. Gib Acht, Lore, du wirſt mich nicht wieder finden, wenn du heimkommſt, und du wirſt bereuen, daß du mich verlaſſen haſt. Die Welt verlockt dich auf's neue und wird dir keinen Segen bringen.“

— „Lebt wohl! Ich bleibe nicht lange aus,“ log ſie und entzog ihre Hand der ſeinigen, ſtürmte die ſteile Matte hinab und war bald wieder bei den Männern, die eben einen Imbiß nahmen. Eleonore dachte nicht einmal daran, ihrem Vater einen Becher Wein zu bringen; ſie gab nur der Sennin hinſichtlich ſeiner einige Verhaltungsregeln. Dann ergötzte ſie ihr Auge wieder an den Herrlichkeiten und ſchwelgte im Vorgenuß der Rache und des Zierprunks, die ihr in Ausſicht geſtellt waren.

Nach einer Stunde ſchon ritt ſie heiter und ſcherzend inmitten der Männer den Berg hinab. Sie hatte ihrem Vater kein letztes Lebewohl geſagt. Alle Dämonen des Stolzes, der Glanzſucht und der Hoffart, die ſie einſt beſeſſen, waren plötzlich aus dem fünfjährigen Schlummer erwacht, in welchen ſie ſie mühſam gewiegt, und der noch wildere und fürchterlichere Dämon der Rache hatte ſich zu ihnen geſellt und ſie nahmen ihre ganze Seele in Beſchlag; wie hatte eine edlere Regung oder das Gefühl einer heiligen Pflicht darin aufkommen können! Das Unglück beſſert nur weiche, edle Seelen; den harten, granitnen Gemüthern entlocken ſeine Schläge Funken und Feuer, die die Welt in verderliche Flammen zu ſetzen geſchickt ſind.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden an Schlauheit einander gleichen Hauptſpieler in dem großen Intriguenſtück in Spanien, König Ferdinand und Don Juan Manuel (denn König Philipp ſchien nur eine der Hauptperſonen, war es aber in der That nicht, ſondern nur die Puppe, welche Manuel am Draht leitete), waren endlich durch eine langſame, geſchäftig ſcheinende und mit einer ſchier lächerlichen Anzahl Briefe und Botſchaften betriebene Verhandlung dahin gelangt, daß die beiden Könige eine perſönliche Zuſammenkunft haben ſollten. Ferdinand hatte unabweisbar darauf beſtanden und Manuel durfte nicht länger ausweichen, wollte er nicht ſeine und ſeines Königs Sache bei Adel und Ständen bloßſtellen. Denn ſchon hatten ſich unglückprophezeiende Spuren von Eiferſucht und Haß zwiſchen den flandriſchen und caſtiliſchen Edelleuten in der Nähe des Königs gezeigt und der ſich einander ſo ſchroff entgegengeſetzte Charakter beider Völker hatte bereits Reibungen erzeugt, die leicht bei einer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Der König von Aragonien hatte von einer [illegible] [illegible] mit seinem Schwiegervater [illegible] [illegible]. Er konnte [illegible] [illegible] [illegible] Manuel, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; aber er [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] Don Manuel [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hatte.

Man kam überein, einen Platz zwischen [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] eigenen [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. Es war [illegible] eine Ebene mit einem Wäldchen, [illegible] genannt, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu dem Wäldchen [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], der König Ferdinand [illegible] [illegible] Neapel, [illegible] [illegible] [illegible] in Aragonien und Castilien [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Manuel [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] deshalb zu der Zuſammenkunft von caſtiliſcher Seite große Vorkehrungen getroffen.

Man war eben damit beſchäftigt, als Manuel eines Morgens beim König eintrat. „Ich habe einen kleinen, aber guten Fang in dieſer Nacht gemacht,“ ſagte er. „Ew. Majeſtät weiß, daß ich die Oberhofmeiſterin der Königin ſtets im Verdacht gehabt, als conſpirire ſie abermals heimlich mit der arragoniſchen Partei. Auch kann ich Ew. Majeſtät nicht verhehlen, daß ſich bereits in Neucaſtilien Bewegungen unter dem Adel gezeigt haben zu Gunſten der Königin. Man will dort ſichere Nachrichten haben, Donna Juanna werde von Euch in unwürdiger und harter Lage gehalten; ſie müſſe von Euch und ihrer flandriſchen Umgebung Mißhandlungen erdulden und es ſei Pflicht jedes caſtiliſchen Edelmannes, ſie, als ihre rechtmäßige und angeſtammte Königin, aus Euern Händen zu befreien. Dieſe Dinge können nur von der Donna d’Ulloa ausgehen —“

— „Jagt den alten Drachen fort! Schickt die Närrin dem König Ferdinand!“ rief Philipp unwillig.

— „Damit würden wir nichts beſſern, Majeſtät; denn dann würde das Weib erſt recht zu ſchreien beginnen und Euch bald Caſtilien auf den Hals hetzen. Ihr wißt, je lauter Einer ſchreit und lärmt, deſto mehr glaubt man ihm, und wenn einem Schreier gar Gewalt geſchehen iſt — auch nur ſcheinbar — ſo glaubt man ihm doppelt und dreifach. Sobald Donna Francesca öffentlich gegen uns aufträte und zwar als Martyrin für die Königin, würde ſie eine höchſt gefährliche Feindin für Euch werden. Nein, nein, wir müſſen ſie mit dem ſanfteſten Fliegenwedel behandeln und alles arragoniſche Geſchmeis, das Honig und Gift von dieſer alten Blume zu holen kommt, von ihr abhalten. Ich habe deshalb immer ein ſcharfes Auge auf ſie gehabt und bin endlich zu einer Entdeckung gelangt.“

— „Hat ſie wieder eine Verſchwörung gegen mich angezettelt, ſo laſſ' ich ſie ſo lange einſperren, bis ich alleiniger König bin und mein Schwiegervater über die Grenze iſt.“

— „Sie iſt vorſichtiger geweſen. Man hat ſchon einige Male ein Burſchchen in Bauerntracht bei ihr geſehen, das ihr Früchte zuträgt. Geſtern begegnet dieſem verſchmitzten Geſicht ein Edelknabe des Marquis von Villena und erkennt in ihm einen Pagen des Königs Ferdinand.“

— „Ha, dacht' ich's doch!“ rief Philipp ärgerlich lachend. „Habt Ihr ihn aufgreifen und unterſuchen laſſen? Habt Ihr etwas bei ihm gefunden? Laßt ihn ausſtäuben und ſchickt ihn mit ſolchem Denkzettel ſeinem Herrn zurück.“

— „Wir würden damit nichts gewinnen. Der Bube hat ſich äußerſt ſchlau und gewandt benommen. Der Edelknabe des Marquis redete ihn als einen Bekannten mit dem Namen an —“

— „Wie heißt er?“

— „Inigo Loyola; ſo ſagt der Edelknabe Alvaro Quevara. Nach des Letztern Ausſage ſind ſie Beide Basken; Quevara iſt aus Biscaya, Loyola aus Guipuzcoa. Sie haben ſich Beide gut gekannt und loſe Streiche zuſammen ausgeführt. Aber der Page ſpielte ſeine Rolle gut; keine Miene ſeines Geſichts verzog ſich, er behauptete, Quevara nicht zu kennen; er ſei ein Pachtersſohn, drei Leguas von hier, und verkaufe den Hofdamen Früchte. Der Edelknabe kam in Verlegenheit, aber er kannte den Loyola zu genau, beſonders an einer kleinen Warze über der linken Augenbraue. Seinerſeits machte er nun wieder den verſchmitzten Pagen ſicher und ſagte treuherzig, er ſehe wohl, daß er ſich geirrt und reichte dem angeblichen Bauernburſchen ein kleines Geldgeſchenk, welches dieſer mit wortreicher Dankbarkeit annahm. Quevara meldete die Sache aber ſeinem Herrn und der Marquis ſetzte mich in Kenntniß. Ich ließ den Burſchen beobachten und brachte durch unſere verſchmitzte Verbündete, die ſchwarze Matty, heraus, daß er im Gemache der Oberhofmeiſterin zugebracht und in der Nacht eine Unterredung mit der Königin gehabt hat, die Matty an der Thür belauſchte. Loyola hat der Königin keine geringern Anträge gemacht, als ſie heimlich zu ihrem Vater zu bringen, d. h. zu entführen. Sie hat es aber aus Liebe zu Euch beſtimmt abgelehnt. Ich ließ ihn feſt-

«frage jenen Ritter nach ſeinem Namen und nach dem Zweck, weshalb er bewaffnet in dieſen Schranken erſcheint.»

«Meinen Namen,» verſetzte der Fremde, nachdem ihm der Herold befohlnermaßen gefragt hatte, «werde ich allein dem Herrn Kurfürſten wiſſen laſſen; wenn mich dieſer für ebenbürtig hält, wird wohl weiter Niemand darnach zu fragen begehren. Gekommen aber bin ich hierher, mit dem Ritter Gobbelin von Elz den Zweikampf zu wagen, welcher ſich erkühnt, Anſprüche auf die ſchöne Hand des Fräuleins Guta von der Arken zu machen. Mit Erlaubniß des Herrn Kurfürſten ſehet hier zum Zeichen davon mein Unterpfand.»

Unterdeſſen war der Page des fremden Ritters in die Loge des Erzbiſchofs getreten, und dieſer nickte gewährend herab. Sogleich hob der Ritter von Elz den von dem Ritter mit dem ſilbernen Schilde hingeſchleuderten Handſchuh auf. Der Letztere warf durch ſein Viſir einen langen Blick auf die Eſtrade, wo Fräulein Guta auf dem Throne geſeſſen hatte, aber zu ſeiner Beſtürzung war ſowohl ſie, als der Minneſänger verſchwunden. Die tiefe und anhaltende Ohnmacht des Fräuleins hatte ihre Dienerſchaft vermocht, ſie fortzubringen. Unnehmen; aber er läugnete mit der größten Dreiſtigkeit Alles. Nie hab' ich ein durchtriebeneres Geſicht geſehen. Unterdeſſen hat aber Quevara noch zwei andere junge Edelleute, ebenfalls Basken, aufgetrieben, die den Loyola auch kennen und ihn im arragoniſchen Hofſtaate mehrmals geſehen haben. Ja zufällig iſt geſtern Abend der Sohn des verſtorbenen Admirals Colon*) hier angekommen, Namens Diego, um ſich der Gnade Ew. Majeſtät zu empfehlen, und dieſer war ebenfalls Page des Königs Ferdinand.“

— „Bringt mir den ſchlauen Bauerjungen und haltet auch die andern bereit, um ihn zu überführen, falls er läugnet.“

Nach einer Viertelſtunde wurde ein ſtämmiger, geſchmeidiger Burſche in galiciſcher Bauerntracht mit äußerſt klugen, aber frechen Augen und höchſt ausdrucksvollen Geſichtszügen in das Zimmer des Königs geführt. Don Manuel begleitete ihn.

— „Wie heißt du?“ fragte ihn der König.

— „Juan Bravo.“

— „Woher biſt du?“

— „Aus Fuentahermoſa, einem kleinen Dorfe in Galicien, drei Leguas von hier. Dort iſt mein Vater ein armer Pächter.“

— „Und doch kann er die baskiſche Mundart nicht verläugnen, ſo ſehr er ſich auch bemüht," bemerkte Manuel.

---

*) Spaniſche Benennung Colombo's.

— „Mein Vater iſt ein Baske," ſagte der Burſche keck; „er hat ſich nach Galicien verheirathet."

— „Wie alt biſt du?"

— „Fünfzehn Jahre."

— „Was bewog dich, in einem Zimmer der Donna Francesca d'Ulloa zu ſchlafen?"

— „Dieſe hohe Dame iſt meine Gönnerin, weil ich ihr immer die ſchönſten Früchte bringe. Sie weiß, daß ich ſehr arm bin, und ſie wollte mir eine Ausgabe erſparen."

— „Du hätteſt doch noch nach Hauſe gehen können."

— „Es war ſpät und Donna d'Ulloa gab mir zu eſſen. Ich mußte lange darauf warten und heute wollte ich einige kleine Einkäufe für meine Mutter machen." Das Alles ſprach der Burſche mit der größten Treuherzigkeit.

— „Ich weiß aber," donnerte ihn jetzt der König plötzlich an, „daß du Inigo Loyola heißt, aus Guipuzcoa gebürtig und ein Page des Königs von Arragonien biſt, ſowie daß du in der vorigen Nacht die Königin haſt beſchwatzen wollen, mit dir zu ihrem Vater zu fliehen."

Nicht das leiſeſte Zucken, kein Farbenwechſel war im Geſicht des Burſchen bemerkbar. „Wär' ich's doch!" verſetzte er ruhig und gleichgültig. Der König winkte und vier junge Leute traten herein. Ein hoher ſchlanker Jüngling ging auf den Gefangenen los und ſagte: „Ei, Inigo, macht Ihr hier auch Euere Streiche? Fürwahr Ihr haltet etwas auf den Ruhm, der verwegenſte von allen Pagen des Königs Ferdinand zu ſein. — Ich bin Diego Colon, der Sohn des verſtorbenen Admirals,“ wandte ſich der Sprecher an den König, „und mit Loyola zugleich Page am arragoniſchen Hofe. Wir waren über ein Jahr Stubengenoſſen, aber ich konnte ſeinen Liſten nichts entgegenſetzen.“

Die andern Drei erkannten den Gefangenen ebenfalls für den jüngſten Sohn eines Edelmannes in der Provinz Guipuzcoa.

— „Nun ja, ich bin's,“ ſagte dieſer endlich mit derſelben Ruhe, als er ſah, daß Läugnen nichts mehr half. „Was iſt's nun weiter?“

„Was haſt du hier und bei Donna d'Ulloa und der Königin zu ſchaffen?“ fragte der König zornig.

„Mich trieb die Sehnſucht hierher, mei[illegible] angeſtammte Königin zu ſehen und zu verehren.“

„Du lügſt abermals. Du biſt ein Bote des Königs Ferdinand, um die Königin zu entführen.“

— „Ich bin es nicht. Mein Vater lehrte mich Ehrfurcht vor meinem König. Donna Juanna iſt mein König. Es ließ mir nicht Ruhe; ich mußte ſie ſehen. Iſt das ein Verbrechen?“

— „Warum kamſt du in dieſer Verkleidung?“

— „Wär' ich als Page gekommen, wär' es mir noch ſchlimmer ergangen. Ich habe die Königin geſehen und bin glücklich. Mögt Ihr nun mit mir machen, was Ihr wollt. — Wenn ich der Königin verſprach, ſie zu ihrem Vater zu führen, wollte ich ihrem Herzen eine Ritterpflicht erweiſen. Ich würde mein Leben für ſie hingeben, wenn es ihr nützt."

In dieſem Augenblick trat die Königin haſtig ein. Sie war in ihr altes, dunkles, unſchimmerndes Kleid gekleidet, das man ſie nie vermögen konnte abzulegen. Loyola warf ſich vor ihr nieder. Die andern jungen Edelleute beugten das Knie. Juanna umarmte ihren Gemahl mit rührender Zärtlichkeit und ihr Auge haftete mit jenem ſüßen flammenden Ausdruck leidenſchaftlicher Liebe auf ſeiner reizenden Geſtalt, der ſich ſtets darin zeigte, wenn ſie ihn ſah. „Thu' ihm nichts zu Leide, Philipp!" bat ſie rührend, „er iſt ſo ein artiges Kind. Thu' ihm nichts, ich beſchwöre dich bei meiner Liebe!"

— „Er hat Euch Briefe von Euerm Vater gebracht, Juanna," ſagte der König mit einer Strenge, die von ihrem kindlich rührenden Tone ſtark abſtach.

— „Nein, nein, Philipp; er hat mir nichts gebracht. Er hat nur meinen Rock geküßt. O mein geliebtes Herz, laß dich erbitten!" Und ſie ſank in die Knie und hielt ihn umarmt.

— „Welch ein unwürdiges Benehmen!" rief der König mit Verdruß. „Ihr ſeid ſtrafbar, hinter meinem

Rücken ſolche Beſuche anzunehmen. Stets redet Ihr von Euerer Liebe zu mir und ſtets thut Ihr Dinge, die ſich ſchlecht mit ſolcher Liebe vertragen.“

— „O zürne mir nicht! Zürne mir nicht, geliebter Gatte!“ Und ſie drückte leidenſchaftliche Kuſſe auf ſeine Hände.

— „Geht!“ herrſchte ihr der ſchöne und kaltſinnige Gegenſtand dieſer Zärtlichkeit zu. „Euer Schützling ſoll frei ſein.“ Und zu Loyola gewandt: „Du haſt es in der Schule, in der du aufgewachſen biſt, ſchon weit gebracht. Fahre nur fort und du wirſt die ſpaniſche Kunſt zu Ehren bringen*). Geh' und ſag' deinem Lehrmeiſter, ich verachte dieſe Kunſt und deutſche Treue werde dennoch über ſie ſiegen.“ Loyola entfernte ſich.

Die Königin wurde hinweggeführt, die Andern verabſchiedet und Diego Colombo überbrachte dem Könige ſeines Vaters letzte Grüße und Ehrfurchtsbezeigung. Philipp unterhielt ſich lange mit dem jungen verſtändigen Manne und verſprach ihm, daß alle Würden, Ehren und Beſitzthümer, auf die ſein Vater vollgültigen Anſpruch gehabt, auf ihn übergehen ſollten. —

Manuel ſprach nach dieſem Vorfall gegen den König die Beſorgniß aus, es möchte wol Ferdinands Plan ſein, die Königin Juanna — und vielleicht gerade während der Zuſammenkunft und Unterredung — rauben zu laſſen und der Herzog von Alva dürfte gerade zu dieſem Zwecke ſeine Anhänger verſammelt haben. Es lag viel Wahrſcheinliches in dieſem Argwohn und gewiß wäre Philipps Königsrolle ſchnell ausgeſpielt geweſen, wenn Juanna in ihres Vaters Hände gekommen wäre. Die Königin wurde alſo mit ſtarken Schutzwachen umgeben und eine ganze Reiterſchar zu ihrer Hut beordert.

---

*) Es iſt weltbekannt, daß Inigo Loyola ſeinen Lehrmeiſter Ferdinand in der Ausübung der ſpaniſchen Kunſt noch weit übertraf, als er dreißig Jahre ſpäter Stifter des Jeſuitenordens wurde.

Der zur Zuſammenkunft feſtgeſetzte Tag erſchien endlich — es war der dreiundzwanzigſte Juni — und auf ſehr verſchiedene Weiſe naheten die beiden Könige dem Platze. Philipp zog heran, als wolle er ſeinem Schwiegervater die caſtiliſche Krone in einer Schlacht abgewinnen. Voraus kamen die wohlgerüſteten deutſchen Speermänner in Schlachtordnung; dann die glänzenden Reiterſcharen der caſtiliſchen Ritterſchaft mit ihrem großen bewaffneten Gefolge. Dieſen folgte der junge König auf ſeinem Streitroſſe, umringt von ſeinen bewaffneten Günſtlingen flandriſchen und caſtiliſchen Bluts und ſeiner prächtigen Leibwache; die Nachhut endlich beſtand aus einer langen Reihe Bogenſchützen und leichten Reiterei des Landes.

In Betracht der verlaſſenen und hülfloſen Lage Ferdinands erſchien dieſer kriegeriſche Aufzug faſt komiſch.

In der That ritt der König von Arragonien dagegen höchſt einfach in einem kurzen ſchwarzen Rocke und mit der Landesmütze bekleidet auf einem Maulthiere in der Mitte von ohngefähr zweihundert arragoniſchen und neapolitaniſchen Edelleuten, von denen die meiſten auch nur auf Maulthieren ſaßen. Weder der König, noch einer ſeiner Begleiter war weiter bewaffnet, als mit dem gewöhnlichen Schwerte. Kein Schießgewehr ward auf ſeiner Seite geſehen. Es war ein Häuflein, das kaum Widerſtand gegen einen Angriff hätte leiſten können. In dieſem einfachen Auftreten lag ein Triumph des überlegenern Geiſtes und die caſtiliſchen Granden fühlten dies nicht ohne Beſchämung. Es war damit die Behauptung ausgeſprochen: der König vertraue der Würde ſeiner Perſon, dem Ruhme ſeiner Regierung und dem Edelmuthe des caſtiliſchen Adels, der ſie anerkennen und ſchätzen müſſe. Und in der That grüßten ſämmtliche caſtiliſche Ritter ihren ehemaligen König mit den Zeichen tiefſter Ehrfurcht. Er redete Einzelne auf ſeine gewöhnliche herablaſſende und anmuthige Weiſe an und rief ihnen manches launige Scherzwort zu, das ſie in Verlegenheit ſetzte. Es war Mancher darunter, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte. Und doch hatte Ferdinand kurz vorher auf dieſer Reiſe die ärgſte Demüthigung erfahren; auf Befehl des Marquis von Aſtorga und des Grafen von Benavente war ihm der Eintritt in dieſe Städte ausdrücklich verweigert worden; ja dieſe

Gebieter einzudrangen, und was deshalb der Anſtand von uns fordert –“ Mit dieſen Worten ergriff der gewaltige Greis Manuels Arm, fuhrte ihn vor die Thür und ſchloß dieſe ruhig hinter ihm zu. „Ich will zum Thürhüter dienen,“ ſagte er dann fein lachelnd, „und wenn die Könige von Caſtilien und Arragonien da drinnen verhandeln, ſo kommt wol dem Erzbiſchof von Toledo und keinem Andern dieſes Amt zu.“

Der ſchlaue Manuel war verblüfft; er mußte gute Miene zum böſen Spiel machen und ſah nun mit ängſtlicher Erwartung dem Ausgange des merkwürdigen Zwiegeſprächs entgegen. Er traute Philipps Feſtigkeit nicht. Doch er hätte keine Beſorgniß zu hegen gebraucht; Philipp war feſt in ſeiner Rolle und ſein Ehrgeiz machte ihn unbeſiegbar.

Nun waren wenige Tage zuvor Nachrichten aus Neapel an Ferdinands Hofe eingelaufen, welche die Gährung dort ſo gefährlich ſchilderten, daß ein allgemeiner Aufſtand zu befürchten war und nichts nothwendiger erſchien, als des Königs perſönliche Anweſenheit, um die Flamme in der Geburt zu erſticken. Ferdinand war dadurch in eine verzweifelte Lage verſetzt. Caſtilien war von ihm abgefallen; Neapel drohete den Abfall, ebenfalls zu Philipps Gunſten; ja wer bürgte dafür, daß nicht der „große Feldherr“ Gonſalvo ſelbſt ſich zum König von Neapel erhob? Es gehörte die ganze unübertreffliche Meiſterſchaft ſeiner Kunſt für Ferdinand dazu, ſeine Unruhe und Bitterkeit unter der glatten, ruhigen, lächelnden Oberfläche zu verbergen, die er zur Schau trug.

— „Ihr habt mich lange auf Euern Anblick warten laſſen, mein Sohn,“ redete Ferdinand zuerſt, „und nun habt Ihr mich gezwungen, mit Euch in einer Weiſe zuſammenzutreffen, die ſehr verſchieden iſt von der, die ich, auf die heiligſten Verträge geſtützt, von Euch hoffte und erwartete. Statt daß wir in Friede und Freundſchaft dieſes Land zuſammen beherrſchen ſollten, ſtehen wir uns gleichſam als Feinde gegenüber. Ihr zieht mit Tauſenden bewaffneter Leute heran; allein ich hege keine Feindſchaft gegen Euch und liebe dieſes Land viel zu aufrichtig und innig, um darein zu willigen, daß es mit dem Blute ſeiner Kinder getränkt werde. Auch habe ich die Hoffnung noch nicht fahren laſſen, Ihr werdet beſſerer Einſicht Raum geben und Euer wahres Heil, ſowie das Caſtiliens bedenkend, zu Euerer Pflicht zurückkehren.“

— „Ich kenne mein und meines Königreichs wahres Heil nur zu gut,“ entgegnete Philipp, „als daß ich in eine Doppelherrſchaft willigen könnte, die mir und dem Lande verderblich ſein müßte. In Caſtilien kann nur ein König herrſchen, wenn Segen aus der Herrſchaft ſprießen ſoll, und dieſer König bin ich!“

— „Ihr habt den Vertrag von Salamanca, der uns Beiden das gemeinſchaftliche Regiment zuſichert, vorzüglich war ſie, unbemerkt von der Menge, die ſich mit dem fremden Ritter beſchäftigte, in einer Sänfte nach ihrem Hauſe getragen worden, und der Minneſänger hatte ſie begleitet.

«Herr Ritter,» redete Gobbelin den mit dem ſilbernen Schilde ſtolz an, indem er deſſen Sinnen für eingetretene Muthloſigkeit hielt, «ich nehme Euere Herausforderung an; aber hütet Euch zu Euerm eignen Heile, wenn Ihr darauf beſteht! Dieſer Arm hat geſtern und den Tag zuvor die edelſten und ſtärkſten Ritter am Rhein aus dem Sattel gehoben, und Ihr ſcheint mir von den Mühſeligkeiten der Reiſe geſchwächt zu ſein. Widerruft Euere Herausforderung, wenn Ihr wollt, und ich will Euch Euere Vermeſſenheit vergeben.»

«Still, muthwilliger Höfling!» verſetzte der Ritter vom ſilbernen Schilde. «Ich habe Euch meine Herausforderung vorgelegt. Wenn Ihr ſie nicht annehmen wollt, ſo verzichtet auf das Fräulein Guta von der Arken und auf alle ihre Beſitzungen.»

«Ich habe bereits die Herausforderung angenommen, unbeſcheidner Ritter!» rief Gobbelin zornig, «und nun iſt es an mir, Euch Trotz zu bieten.»

«Zum Kampfe, tapfre Ritter! zum Kampfe!»

unterſchrieben und unterſiegelt, wie ich ſelbſt, und ſchon Euerer königlichen Ehre wegen durft Ihr nicht wortbrüchig werden. Bedenkt, was Euch bevorſteht, wenn Euere erſte Handlung auf caſtiliſchem Boden ein ſchändlicher Treu- und Wortbruch iſt! Daraus könnte Euch nimmer Gutes erwachſen."

— „Als ich den Vertrag von Salamanca mit Euch abſchließen ließ und unterſchrieb, zwang mich die Noth dazu; denn Ihr hattet mich dadurch überliſtet, daß Ihr mir durch Euere Vermählung mit Germaine von Foix meinen Bundesgenoſſen, den König von Frankreich, abſpenſtig gemacht. Was man aber von der äußerſten Noth gezwungen thut, hat keine bindende Kraft und, wenn ich den mir ſchädlichen und mich demüthigenden Vertrag jetzt nicht anerkenne, ſo bin ich weder wortbrüchig, noch treulos, ſondern handle nur nach den Grundſätzen der Staatskunſt, die Ihr täglich befolgt und in welcher Ihr es zur weltberühmten Meiſterſchaft gebracht habt. Ich thue nicht ein Haar anders wie Ihr hinſichtlich Neapels, das Ihr ja auch, durch die heiligſten Verträge gebunden, zur Hälfte an den König Ludwig überlaſſen und nachher doch ganz nahmt; und Euch hatte keine Noth zu jenen Verträgen getrieben wie mich. Euch ſelbſt aber erwachſen jetzt die bittern Früchte Euerer eigenen Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit. Wer war es denn, der mich vor vier Jahren beauftragte, mit dieſem Könige von Frankreich einen neuen Vertrag über

Neapel und Frieden abzuſchließen und mir auf Hoſtie und Meßbuch ſchwur, dieſen Friedensact gut zu heißen, und wer war es wiederum, der mich vor dieſem Könige von Frankreich bloßſtellte wie einen Schulknaben? Glaubt Ihr, ich könne je die Schande vergeſſen, die Ihr mir angethan?"

— „Ihr waret über Euere Vollmacht hinausgegangen; Ihr hattet unbeſonnen abgeſchloſſen," ſagte Ferdinand mit verbiſſenem Aerger, aber immer lächelnd.

— „Es iſt nicht wahr. Ich hatte ganz Euern mündlichen und ſchriftlichen Aufträgen gemäß geſprochen und gehandelt!" rief Philipp heftig.

— „Ihr hattet Euch vom König Ludwig umgarnen laſſen und hieltet mehr zu ihm, als zu mir."

— „Und nun wollt Ihr mich glauben machen, ich hätt' Euch dadurch zum Bund mit Frankreich und zur zweiten Vermählung getrieben. In der That, Ihr ſeht mich immer wie einen Knaben an; denn nur einem Kinde mögt Ihr dergleichen weiß machen. Nein, Ihr habt Euch mit jenem Könige, mit dem Ihr erſt Neapel theiltet, auf welches keiner ein wahres Recht hatte, mit dem Ihr dann aus Eigennutz hadertet, einen langen und blutigen Krieg führtet — Ihr habt Euch mit ihm verbunden, um ihn, meinen Bundesgenoſſen, mir abſpenſtig zu machen; Ihr habt Germaine von Foix gefreit, um mir die Krone von Caſtilien zu entreißen, die nicht Euch, ſondern mir von Gott und Rechtswegen gebührt."

— „Ich bin Statthalter von Caſtilien nach dem Teſtamente ſeiner verſtorbenen Königin und ich habe aus Liebe und Gutmüthigkeit Euch die Hälfte des Regiments abgetreten, aus dem Ihr mich nun ganz verdrängen wollt. Iſt das der Dank, den Ihr dem Andenken der großen Iſabella und mir ſchuldig ſeid?“

— „Sprecht nicht von dieſem Teſtamente; ſprecht nicht von Dankbarkeit, dem Andenken Iſabella's ſchuldig! Jedermann weiß, wie die Königin zu den mir feindſeligen Punkten des Teſtaments beredet worden iſt. Sie konnte nicht mehr in dieſer Weiſe über die Regierung Caſtiliens verfügen; denn ich war von ihr, von Euch, von den Cortes als ihr Nachfolger feierlich anerkannt und mein Recht auf die Krone ſtand feſt. Und wie dankbar Ihr das Andenken Euerer erſten Gemahlin ehrt, habt Ihr zur Genüge durch Euere zweite Vermählung bewieſen, der Ihr doch nöthiger hättet, dankbar gegen ihr Andenken zu ſein, als ich. Iſt nicht ganz Caſtilien entrüſtet über Euere Dankbarkeit? Doch das iſt Euere Sache; die meinige: auf meinem guten Rechte zu beſtehen und weder das Teſtament, noch den Vertrag von Salamanca als für mich bindend anzuerkennen; denn das Teſtament iſt aus einer gehäſſigen Geſinnung gegen mich, die man der Königin eingeflößt, hervorgegangen — der Vertrag von mir aus Noth abgeſchloſſen worden.“

— „Niemand brauchte Iſabellen gegen Euch einzunehmen, Ihr habt es ſelbſt gethan durch Euere Aufführung!“ ſagte Ferdinand mit kalter, boshafter Berechnung.

— „Darf Ew. Majeſtät mir deshalb Vorwürfe machen? Seid Ihr etwa der ſchönen und geiſtreichen Iſabella treu geblieben? Habt Ihr nicht vier natürliche Kinder anerkannt, jedes von einer andern Mutter?“

— „Ihr vergeßt Euch! Ihr ſprecht mit Euerm Vater.“

— „Der König von Caſtilien ſpricht mit dem Könige von Arragonien.“

— „Wolan denn! Es handelt ſich jetzt allein darum, den Vertrag von Salamanca anzuerkennen. Euer eigener Vortheil erheiſcht es, mich an der Regierung theilnehmen zu laſſen.“

— „Ich weiß beſſer, was mein Vortheil erheiſcht. Die Großmeiſterſchaft der drei Kriegerorden*) mit ihren Einkünften geſteh' ich Euch zu und die Einkünfte, welche Euch Iſabella's Teſtament zuſichert. Nichts weiter, bei allen Heiligen, nichts weiter!“

— „Wollt Ihr leichtſinnig einen Bürgerkrieg in Spanien hervorrufen?“

— „Caſtilien iſt auf meiner Seite; Ihr habt geſehen, ich bin wohlgerüſtet. Wollt Ihr Krieg anfangen auf Euer Scheinrecht hin, die Verantwortlichkeit auf Euer Haupt! Wollt Ihr Euch auf den König von Frankreich verlaſſen? Ihr wißt am beſten, welch ein zweideutiger Bundesgenoß er iſt. Frankreich liegt zwiſchen meinen Niederlanden und Caſtilien und der römiſche König iſt mein Vater.“

---

*) St. Jago, Calatrava und Alkantara.

— „Noch einmal ermahne ich Euch väterlich, nicht bei Euerm Starrſinn zu beharren; Ihr möchtet es ſpäter bitter bereuen!“

— „Spart Euere Ermahnungen wie Euere Drohungen. Ich weiche nicht ein Haar breit von meinem Recht. Ich bin König von Caſtilien und niemals, ſo lang ich lebe, geſtatte ich Euch den geringſten Antheil am Regiment.“

— „So haben wir nichts weiter mit einander zu reden.“ Ferdinand machte eine verabſchiedende Bewegung mit der Hand und Philipp ſchritt raſch nach der Thüre und rief dem Erzbiſchof zu, zu öffnen. So wenig gegenſeitiges Vertrauen herrſchte zwiſchen den beiden Königen, daß nicht einmal Juanna’s Name, die doch die Hauptperſon war und die ihr Vater ſo ſehr zu ſehen wünſchte, in der ganzen Unterredung erwähnt worden war.

Philipp zog nach Puebla de Senabria, Ferdinand nach Aſtorga zurück, wo ihn der Marquis auf Philipps Befehl aufnehmen mußte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

König Ferdinand ſchritt mit dem Erzbiſchof Ximenes im Zimmer auf und ab.

— „Ew. Majeſtat verlangt meinen Rath,“ ſagte der machtige, charakterſtarke Prieſter, „und ich gebe ihn mit der alten unwandelbaren Treue. Hier wird ſcheinbares Unterliegen zum wahren Siege fuhren. Ueberlaßt ihm jetzt die Krone ganz und in kurzer Zeit wird ſie Euch ganz zufallen, ohne Krieg, ohne Anſtrengung; ſie wird in Euern Schoos fallen wie eine reife Citrone.“

— „Ein gefahrliches Spiel,“ verſetzte der Konig bedenklich. „Es konnte uns betrugen.“

— „Ich tauſche mich nicht, Majeſtat. Ich kenne die Caſtilier, ich kenne auch Don Philipp nun zur Genuge. Sein Leichtſinn, ſeine Vergnugungsſucht fliehen alle Geſchafte; Don Manuel iſt Regent und ſchon fangt dieſer an, ſeine Privatzwecke zu verfolgen. Schon murren die von ihm gehaßten Familien. Aber damit noch lange nicht genug. Philipp will nichts als Geld verſchwenden und verwendet mit unerhörter Willkür die Einkünfte der Krone für ſich und ſeine Günſtlinge. Dieſen hat er alle Ehrenämter, unermeßliche Einkünfte, Städte und Schlöſſer verſprochen. Das Alles wird noch weit ſchlimmer werden, wenn ihm die caſtiliſche Königskrone unbeſtritten gehört. Dann werden die flandriſchen Edelleute die erſten Würden und Ehrenämter, die beſten Einkünfte in Caſtilien beſitzen und neben ihnen nur die wenigen von Don Manuel begünſtigten Eingebornen. Philipp wird nie Sitte und Charakter der Caſtilier kennen und ſchätzen lernen. Er und ſeine Lieblinge wollen flandriſche Unzucht in dieſen Bergen einführen. Das wird die Caſtilier mit Unluſt, Unzufriedenheit erfüllen. Aber er wird ihnen endlich nicht halten, nicht halten können, was er ihnen verſprochen. Er wird ihre Privilegien nicht wieder erneuern und ſich zum Schattenkönig herabwürdigen. Und wenn er ſo unklug wäre, die Räthe ſeines Vaters würden es nicht zugeben. Denn es iſt ſo gut Maximilians kluge und zeitgemäße Aufgabe, den ſtolzen Adel zu demüthigen, wie es die Eurige war. Er hat es im deutſchen Reiche ſchon weit damit gebracht und wird wahrlich in Caſtilien Euere guten Vorarbeiten nicht muthwillig vernichten. Da ſeht Ihr: Der caſtiliſche Adel wird nichts vom jungen Könige gewinnen und ſich getäuſcht ſehen; Philipp wird ſich den Ständen durch Willkür, dem ſittenſtrengen Adel durch Leichtfertigkeit, dem Volke durch Unehrerbietigkeit vor Glauben und Religion verhaßt machen; denn er geht damit um, das Glaubensgericht aufzuheben. Bald werden alle Flandrer und Burgunder ſammt ihrem Herzog hier mit Wuth und Haß betrachtet werden, wie einſt die Franzoſen in Sicilien, und es kann ihnen auch hier die Vesperglocke läuten. Und das Ende des Liedes wird ſein, daß man Ew. Majeſtät die Krone zu übernehmen anfleht und Diejenigen demüthig zu Kreuze kriechen, die jetzt Euere ärgſten Widerſacher ſind.“

— „Euer Bild iſt lebendig und wahr. Ich werde Euern Rath befolgen.“

— „Was bleibt Ew. Majeſtät jetzt auch weiter übrig? In Neapel droht Aufſtand; er würde ſogleich zu Philipps Gunſten ausbrechen, wenn Ihr Krieg gegen ihn begannet. Ihr habt jetzt keine Anhänger in Caſtilien. Die Mauren in Granada würden ſich ſogleich gegen Euch, als ihren Unterdrucker, erheben. Wie ſchnell wurde jener Prinz Alnayar, der bedeutungsvoll Don Alfonzo de Granada heißt, an ihrer Spitze ſtehen! Die Niederlande haben ungeheuere Hülfsquellen und ſie würden ſie erſchöpfen, wenn es gälte, die Ehre ihres Herzogs als Königs von Caſtilien zu retten. König Maximilian war noch nie ſo mächtig, als jetzt; er iſt mit dem Papſt ſehr befreundet und geht damit um, ſich die Kaiſerkrone in Rom aufſetzen zu laſſen. Frankreich wurde Euch nichts helfen; ſeine Freundſchaft iſt zweideutig. Ihr mußt alſo nachgeben und es iſt beſſer, Ihr gebt mit vollen Handen, um bald mit vollen Handen wieder zu empfangen. — Habt Ihr noch keine Nachricht uber die flandriſche Frau, die die Geiſteszerruttung der Donna Juanna veranlaßt hat?"

„Sie iſt aufgefunden, und Don Hernandez de Villaquiran wird ſie hierher bringen."

— „Das wird von großem Vortheil fur Euere Sache ſein. Ja ſie allein kann Euch ſchon die Regentſchaft von Caſtilien wieder erwerben. Sie ſoll offentlich reden und ſchon ſorgen Philipp und Manuel dafur, daß ſie willige Ohren bei Adel und Standen findet."

— „So mogt Ihr denn in Gottes Namen mit Philipp abſchließen. Geſteht ihm zu, was er fordert. Ich will nach Neapel, um Ruhe zu ſtiften; dann will ich mich mit dem Könige von Frankreich beſprechen, um zu horen, wie groß die Hulfe ſein wird, die er mir gewahren kann. Wenn die flandriſche Sunderin kommt, ſo thut mit ihr, was Euch gut dunkt."

— „Und ſo hoff' ich Ew. Majeſtat bald als Regenten von Caſtilien zu begrußen."

In Folge des erhaltenen Auftrags begab ſich der Erzbiſchof an Philipps Hof nach Puebla und willigte in die Uebereinkunft auf den vom Könige von Caſtilien vorgeſchlagenen Grundlagen. Das Geſchäft war bald abgethan; denn bereits am ſiebenundzwanzigſten Juni unterzeichnete und beſchwor König Ferdinand feierlich den Vertrag, durch den er die ganze Oberherrſchaft Caſtiliens an Philipp und Juanna abtrat, ſich ſelbſt aber nur die Großmeiſterſchaften der drei Kriegsorden und die ihm von der verſtorbenen Königin teſtirten Einkünfte vorbehielt.

Aber Philipp zeigte ſich damit noch nicht zufrieden geſtellt. Die Gerüchte, daß unter dem caſtiliſchen Adel eine Bewegung zu Gunſten der Königin ſtattfände und daß man daran denke, ſie aus der Lage, in welcher ſie ihr Gemahl hielt und die man geradezu Gefangenſchaft nannte, zu befreien und nur ſie allein als Königin anzuerkennen, vermehrten ſich. Aber er ging auch ernſtlich mit dem Gedanken um, ſie wirklich einſperren zu laſſen, um ſich den ſtürmiſchen Ausbrüchen ihrer Zärtlichkeit, die ihm zuwider war, zu entziehen und mit Muße dem Minnedienſt nachzuhängen, der ihn ſchon wieder an eine ſchöne feurige Galicierin feſſelte. Deshalb erſchien Don Juan Manuel als Philipps Geſandter und Bevollmächtigter in Aſtorga und ſeiner ſchlauen Beredſamkeit, unterſtützt von Ferdinands großer Bedrängniß, gelang es, dieſen zur Vollziehung einer höchſt merkwürdigen Urkunde zu vermögen. In derſelben geſtand er nämlich die geiſtige Unfähigkeit ſeiner Tochter Juanna zur Regierung ein und machte riefen die Herolde. «Blaßt, ihr Trommeten! Ertönt zum Angriff!»

Das Zeichen ſchmetterte durch die Luft. Der Ritter vom ſilbernen Schilde ſtarrte noch ein Mal nach dem Thron hinauf, aber er war leer. Unwillig warf er nun ſein Pferd herum, und einen Augenblick darauf rannten die Kämpfer im vollen Laufe der Roſſe gegeneinander. Gobbelins Lanze zerbrach an dem ſilbernen Schilde in Stücke, aber der geheimnißvolle Ritter ſaß feſt, wie ein Felſen, und ſeine Glene ſtreifte den Kopf ſeines Gegners. Er wandte ſeinen wiehernden Hengſt und fand den Ritter von Elz, welchen einer der Turniervögte mit einer neuen Lanze verſehen hatte, wieder zum Gefechte bereit. Wiederum erſchallten die Trompeten, aufs Neue rannten die ungeduldigen Kämpfer gegeneinander, und dies Mal waren die Stöße ſo gut gerichtet, daß beide Lanzen, an die Schilder anprallend, an den Griffen abbrachen. Aber jeder der beiden Fechtenden war mit dem geſchickten Gebrauche der Waffen zu wohl vertraut, um ſich nicht ſchnell wieder zu erholen, ſich mit neuen Glenen zu verſehen, und den Angriff raſch zu wiederholen. Ritter von Elz hatte größere Schwierigkeiten gefunden, als er von ſeinem Gegner, den

[illegible]

[illegible]

giebigkeit dem ihm verhaßten Philipp Alles zugeſtand, was dieſer von ihm forderte, ſogar Juanna's Unfähigkeitserklärung, verwahrte er ſich heimlich gegen die Folgen dieſes Schrittes, um ſich dadurch einen Vorwand für ſpätere Zeit und günſtigere Verhältniſſe zu ſichern, mit welchem er ſeine Anſprüche an die Regierung geltend machen könnte. Doch ſeine Verſtellungskunſt blieb auch dabei nicht ſtehen; er häufte noch mehr Widerſprüche, die nur aus ſeiner Charaktereigenthümlichkeit einigermaßen zu erklären ſind. Er hegte nämlich den lebhaften Wunſch, ſeine Niederlage nach ſo wichtig thuendem Auftreten mit einer ſchimmernden Farbe zu überpinſeln und dadurch das caſtiliſche Volk und die Welt zu täuſchen. Denn auf Täuſchung und immer nur auf Täuſchung hatte es ſeine Verſtellungskunſt abgeſehen; er war ſo daran gewöhnt, in jeder Sache Winkelzüge zu machen und krumme Wege einzuſchlagen, daß er es auch da that, wo er mit Offenheit und auf geradem Wege viel ſchneller und ſicherer zum Ziele gelangt wäre. So ſtark iſt die Macht der Gewohnheit.

Auf dieſe allgemeine Täuſchung war es alſo abgeſehen, als er ein am erſten Juli ausgeſtelltes Umlaufsſchreiben in die verſchiedenen Theile des Königreichs erließ, worin er bekannt machte, er habe die Regierung Caſtiliens den Händen Philipps und Juanna's übertragen und erkläre, dieſen ſeinen freiwilligen Akt habe er ſchon vorher, ehe ſeine Kinder noch den Fuß auf ſpaniſchen Boden geſezt, bei ſich beſchloſſen und zur Ausführung beſtimmt, obgleich er gar wol das Recht und die Macht für das Gegentheil beſeſſen.

Er täuſchte Niemand mit dieſem ſeltſamen Briefe und machte ſich mit dieſen heilloſen Widerſprüchen ſogar bei ſeinen Freunden lächerlich und verächtlich. Ximenes ſchüttelte wol zu dieſen ſonderbaren Schritten bedenklich das Haupt, aber es ſtand nicht in ſeiner Macht zu helfen und ſo ſchwieg er lieber und erwartete mit prophetiſchem Blicke in die Zukunft von dieſer allein Heil für den ſchwer gedemüthigten König. In dieſem großen Staatsmanne ſtand nun einmal die Ueberzeugung feſt, je größer die Zugeſtändniſſe wären, welche Ferdinand ſeinem Schwiegerſohne machte, deſto ſchneller würden ſie das Verderben des jungen unvorſichtigen und leichtſinnigen Fürſten herbeiführen. Dieſe Anſicht gründete ſich auf die genaueſte und ſcharfſinnigſte Kenntniß der Verhältniſſe und der Perſonen und Ximenes hatte ſeinen König dafür zu gewinnen gewußt. Aber auch außer ihnen gab es an beiden Höfen und im Lande noch ſcharfſichtige Männer genug, welche aus den finſtern Zeichen, die ſich in Philipps Nähe und von ihm hervorgerufen kundthaten, reichliche Vorbedeutung einer ſchnellen Umwälzung der Dinge laſen. Es fehlte ſchon jetzt nicht viel an der allgemeinen Ueberzeugung aller klugen Köpfe, daß das flandriſche

Regiment und der caſtiliſche Volkscharakter ſich nicht lange mit einander vertragen würden.

Am fünften Juli fand noch eine zweite Zuſammenkunft zwiſchen den beiden Königen in der Kirche des Dorfes Renedo ſtatt. Philipp erſchien mit dem ſtolzen Lächeln des Siegers, Ferdinand mit dem feinen Lächeln der Diplomatie, die ſich den Umſtänden fügt. In dieſer anderthalbſtündlichen kalthöflichen Unterredung erſuchte der König von Arragonien ſeinen Schwiegerſohn, auf Anſtand und Schicklichkeit im Betragen gegen ihn ſo viel als nur immer möglich Rückſicht zu nehmen und vor der Welt ſo viele äußere Zeichen einer herzlichen Verſöhnung zu geben, wodurch, wenn auch das Volk nicht gänzlich getäuſcht, doch über ihre bevorſtehende Trennung ein geziemender Schleier geworfen würde. Es ſei zu ihrem und des Landes Heil nothwendig, wenigſtens die beſten Freunde zu ſcheinen. Es war dieſem gekrönten Haupte auch jetzt an Schein und Täuſchung Alles gelegen. Auch diesmal hielt ihn gerechter Stolz ab, um eine Zuſammenkunft mit ſeiner Tochter zu bitten, und Philipp war ebenſo ſtolz, ſie ihm nicht anzubieten. Während aller dieſer ihm ſchmerzlichen Auftritte und Handlungen behauptete er jene ſtets lächelnde glatte Selbſtbeherrſchung, die er der Würde eines Königs angemeſſen hielt und die auffallend gegen das Benehmen ſeiner Gegner abſtach. Kein wahrnehmbares Zeichen des Misvergnügens verrieth ſeinen Unmuth über die Abtrünnigkeit eines ganzen Königreichs, das unter ſeiner Regierung länger als dreißig Jahre den Segen des Friedens und der Sicherheit genoſſen hatte; nur wenn er unter ſeinen vertrauteſten Dienern und Freunden war, überließ er ſich den Ausbrüchen des Schmerzes und dann wurde klar, wie er in ſeinem innerſten Weſen auf's tiefſte verletzt war. Von den verſammelten caſtiliſchen Granden nahm er mit mannichfachen Achtungsverſicherungen Abſchied, erwähnte mit Güte ihrer ihm geleiſteten frühern Dienſte und bemühte ſich augenſcheinlich einen guten Eindruck bei ihnen zu hinterlaſſen. Sein Auge war eben ſtets auf die Zukunft gerichtet und in Hinblick auf kommende Ereigniſſe ſpielte er ſeine ſanfte Rolle als ein vollkommener Schauſpieler. Ohne die unglückliche Juanna geſehen und umarmt zu haben, reiſte er nach Saragoſſa ab, wohin er ſeiner herrſchſüchtigen jungen Gemahlin ſchlechten Troſt brachte. In der That zuckte Germaine's ſtolzes Herz, als ſie die ſchmähliche Niederlage ihres bejahrten Herrn und den Sieg ſeines jungen Gegners erfuhr, im wüthendſten Haß gegen Philipp und ſie wurde ſeine Todfeindin. So ging Zaroya's Prophezeiung auch an ihr in Erfüllung.

Philipp von Oeſtreich war jetzt Beſitzer der caſtiliſchen Königskrone und das Gefühl dieſes Beſitzes berauſchte ihn mit dem ganzen Uebermuthe befriedigten jugendlichen Ehrgeizes. Er brach mit ſeinem ungedeuern Gefolge nach Valladolid auf, um ſich von den zuſammenberufenen Cortes des Reichs huldigen und krönen zu laſſen. Seine wahnſinnige Gemahlin führte er nicht beſſer als eine Gefangene mit ſich, den Plan hegend, ſich ihrer Geſellſchaft bald gänzlich zu entledigen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Abends in der letzten Woche des Junimondes ſaß im geräumigen Zechenhauſe der Mariahilf-Grube am Goldberge zu Kremnitz die Familie des königlichen Kammerraths Turzoin mit den drei Fuggern beim Veſper- und Valettrunk zuſammen. Denn in der erſten Frühe des folgenden Morgens wollte Jakob Fugger mit ſeinen beiden Neffen wieder in die Heimat aufbrechen. Draußen am Berge unter den grünen Bäumen vor dem Hauſe machten die Bergleute luſtige Muſik und Veit Schellenberg trieb ſich, wacker mit ihnen zechend, unter ihnen herum und neckte die Dirnen und erſchreckte ſie mit ſeiner ungeheuern Naſe, wenn er ihnen Küſſe rauben wollte. Jakob war noch im eifrigen Geſpräch mit ſeinem Bergmeiſter Georg Turzoin; obgleich zwiſchen ihnen Alles zur ſpaniſchen Reiſe und zum Betrieb des dortigen Bergbaues abgemacht war, ſo gab es doch noch Vielerlei zu reden und zu beſtimmen, was ſich ſowol auf das in Ausſicht geſtellte

Geſchäft in Caſtilien, als auch auf die Anordnung des hieſigen bezog, ſobald Georg ſeiner neuen Beſtimmung folgen wurde. „Wenn ich heimkomme,“ ſagte Jakob, „werde ich Nachricht vom Könige finden, oder doch bald erhalten und dir ſogleich mittheilen. Je nach den Umſtanden brechen wir dann dieſen Herbſt noch auf, oder zum nachſten Frühjahre. Wirſt du auch die Trennung ertragen, Anna?“ fragte er ſchelmiſch lächelnd ſeine Nichte, „und wirſt du mir nicht zürnen, daß ich dir den Ehewirth auf eine geraume Zeit entführe?“

Die junge ſchöne Frau wandte ſich von ihrem Vetter Max ab, dem ſie mancherlei Beſtellungen und Aufträge an liebe Jugendgeſpielen und Freundinnen im ſchönen Augsburg gegeben, und horchte der Rede des verehrten Ohms. Sie war noch ſchöner und friſcher geworden; die Roſe ihrer lieblichen Geſtalt hatte ſich ganz entfaltet und an jeder Bruſt lag ihr ein holder Säugling. Vor wenigen Wochen hatte ſie ihrem Gemahl ein Töchterlein, ihr liebes kleines Ebenbild geſchenkt und Jakob Fugger war demſelben Gevatter geworden. Das altere Knablein auf der andern Seite war Raimunds Pathe, der kleine Raimund Mohr. Die Bergmannsfrau, die ihn genährt, war nämlich erkrankt; da hatte es ſich Anna nicht nehmen laſſen, ihm mit ihrer kleinen Regina zugleich die mutterliche Bruſt zu reichen, und da ſie geſund und ſtark war, und die Natur ihr gütig den ſüßen Nahrungsſtoff in Fülle verliehen hatte, ſo blieb Raimund an der Quelle liegen, die ſie ihm geöffnet, ſelbſt als ſeine Amme wieder geneſen war. Sie hatte ja den ſchönen Knaben ſo liebgewonnen und theilte ihre Mutterliebe nun treu zwiſchen beiden Kindern. Nicht anders war es mit ihrem trefflichen Gatten; auch er liebte das fremde Kind ſo väterlich, als wenn es ſein eigenes wäre. Aber in der Liebe zum kleinen Raimund übertraf die beiden Eheleute noch gar ſehr Georgs Schweſter, die ſanfte ſchwarzäugige Katharina Turzoin. Sie war des ſtattlichen Bübchens unermüdete Pflegerin, herzte und küßte es ab und war ſchier den ganzen Tag damit beſchäftigt. Alle Andern lachten heimlich darüber und deuteten dieſe Liebe auf die rechte Weiſe. Man hatte ja mit Wohlgefallen bemerkt, wie ſehr ſich während des zweimonatlichen Aufenthaltes des jungen Augsburgers in Kremnitz Raimund Fugger's und Katharina's Herzen ſich einander genährt hatten. Auch jetzt ſaßen ſie heimlich flüſternd zuſammen und Katharina hatte rothgeweinte Augen, während Raimund ſchwermüthig zu Boden ſah.

Die junge, von ihrem Ohm angeredete Frau verſetzte: „Ich müßte nicht meinem Georg mit der herzinnigſten Minne anhangen, wenn es mir gleichgültig ſein ſollte, daß er ſo weit und auf ſo lange Zeit von mir ziehen wird; aber ich bin auch eine Tochter des

Hauſes Fugger und weiß deshab gar wohl, daß der Mann ſeinem Geſchäft nachgehen und die Frau ſich darein ſchicken muß. Iſt doch meine Baſe Sibylla in Augsburg noch ſchlimmer daran; denn Ihr ſeid ja mehr auswärts als zu Hauſe und ihr hat der Himmel den Eheſegen verſagt; mir aber hat er ein liebes Kind geſchenkt, ja, was ſag' ich, zwei ſind es ja, die meine Mutterliebe umfaßt und die mich tröſten werden, wenn mein Georg fern von mir iſt."

— „Lieb' Aennle, ich laß dich bald nach Spanien nachkommen, wenn wir eingerichtet ſind," ſagte der junge Turzoin, ſchlang den Arm um ſein blühendes Weib und preßte ihr einen Kuß auf die friſchen, würzigen Lippen. Sie ſtand auf, um ihrem Ohm den Becher wieder zu füllen, und ſogleich nahm ihr der braune Toni, der zur Muſik ſeiner Gefährten ſeine bekannten Bocksſprünge bald draußen, bald im Zimmer gemacht hatte, die Kinder ab, herzte ſie und tanzte, in jedem Arme eins, nach dem Takte der Pfeifen, Hörner und Geigen mit ihnen durch die weite Stube, daß ſie hell auflachten. Aber nun ſprang Katharina herzu und entriß ihm den Buben und trug ihn zu ſeinem Gevatter, damit er ihn auf dieſelbe Stelle kuſſe, wohin ſie ihn eben ſelbſt geküßt hatte. Hinten aber ſtand Veit, halb benebelt, denn er hatte dem Tokaier die größte Ehre angethan und glotzte mit gutmüthigen Augen auf das Kind und er zu früh verachtet, erwartet hatte, und dieſe Täuſchung reizte ſeinen Zorn zur verzweifeltſten Anſtrengung. Plötzlich warf er ſeine Lanze wüthend und ſich ſelbſt vergeſſend, mit mörderiſcher Abſicht, nach ſeinem Feinde; aber der Ritter vom ſilbernen Schilde drehete ſeinen ſchnellfüßigen Araber raſch ſeitwärts, wich dem Wurfe aus, und richtet zu derſelben Zeit ſeine eigne Glene ſo geſchickt und gewaltig auf Gobbelins Helm, daß er den Sieger der beiden vorhergehenden Tage mit unwiderſtehlicher Kraft aus dem Sattel hob und zu Boden ſtreckte. Betäubt und völlig unfähig, das Gefecht zu erneuern, obſchon nicht gefährlich verwundet, überließ Herr von Elz ſeinem Gegner die Kampfbahn, die er ſelbſt mit ſeinem Körper bedeckte. Ein wildes Freudengeſchrei der Menge, das ſelbſt die Beifallsbezeugungen zu Ritter Gobbelins glücklichen Siegen weit übertraf, erfüllte die Luft. Die Trommeten verkündeten den Sieg des fremden Ritters in muntern Tönen. Hierauf bat er die Herolde, die anweſende Ritterſchaft zum Kampf mit ihm einzuladen. Ein dreimaliger Aufruf erfolgte, aber Niemand erſchien, und die Turniervögte und Herolde begrüßten den Sieger mit ihren Wünſchen. «Ehre den Tapfern! Den Preis der Schönheit dem haſchte ſogar danach, um ihm ſeine Naſe auch zu koſten zu geben.

— „Ihr ſeid alle vernarrt in den Buben," ſagte Jakob ſchmählend. „Uebertreibt es nicht und verzieht und verhätſchelt mir nicht etwa das Kind."

— „Aber iſt es nicht unſer Eigenthum?" fragte Katharina kindlich naiv. „Habt Ihr uns nicht ſelbſt verſichert, es ſei ganz und gar unſer und kein Menſch auf der Welt werde je nach ihm fragen? Alſo müſſen wir es wol lieben und werden es thun, damit es nie fühle, daß es keine Eltern mehr hat."

— „Und Ihr werdet mir oft ſchreiben, liebe Baſe, wie ſich das Knäblein befindet und wie es größer und ſtärker wird und laufen und ſprechen lernt," flüſterte ihr Raimund zu. „Der Kleine gehört uns Beiden ganz allein, Euch und mir. Wenn Ihr ihn abküßt, ſo denkt dabei an mich."

— „Werdet Ihr denn aber auch an mich denken?" fragte ſie ganz leiſe und treuherzig mit einer Thräne im Auge.

— „Alle Tage, alle Stunden, jeden Augenblick," entgegnete er; „ich glaube, ich bring' Euch gar nicht mehr aus den Gedanken."

Sie reichten ſich die Hände und gingen dann hinaus, ſie mit dem Knaben auf dem Arm, der an ihrer Bruſt entſchlummerte, in die ſchöne duftende Nacht unter die Eichen und Buchen hinaus. Der Mond und die Sterne waren aufgegangen, die Nachtigall flötete in dem fernen Buſch ihr letztes Lied und die Bergleute ſpielten eine ſanfte, wehmüthige Weiſe.

— „Laßt ſie nur gehen,“ ſagte Jakob zum Kammerrath und deſſen würdiger Wirthin. „Sie ſind jung und haben edle Herzen, die einander verſtehen. Laßt ſie das ſüße Glück der Jugendliebe genießen. Sie ahnten kaum, welch eine Freude ſie uns bereiten. Sie geben ein ſchönes Paar.“

— „Auf die neue Verbindung der Häuſer Fugger und Turzoin!“ ſagte der Kammerrath tief bewegt, hob ſein Glas und ließ es mit den Gläſern der Andern zuſammenklingen. Es gab einen ſchönen Klang. Dann tranken ſie den feurigen Ungarwein.

— „Und nun zum Valet den letzten Trunk,“ rief Jakob ernſt, „und auf ein fröhliches Wiederſehen!“ Sie leerten die Gläſer und gaben ſich Kuß und Handſchlag. Draußen aber fiel die erſte Purpurblüte jugendlich keuſcher Herzen von zwei Lippenpaaren, die ſich während des Sehnſuchtsliedes der Nachtigall unbewußt zuſammengefunden hatten, und „Leb wohl! Gedenke mein! Ich bin ganz dein in Ewigkeit! Kehre bald wieder! Bleib mir treu!“ flüſterten die Lippen, wie ein leisplätſchernder Nachregen.

Unter Vortritt der Muſikanten mit luſtigem Getön kehrte die Geſellſchaft in die Stadt zurück. Veit Schellenberg ſchüttelte Allen die Hände, ſeine Naſe glühte wie ein rother Stern und ſein Mund floß von Spaßen über, während er ſich vor Rührung über den Abſchied oft die Augen wiſchte.

Am andern Morgen, eh' noch die Sonne aus dem Bett ſich erhob, zog ſchon eine Reihe mit dem Segen des kremnitzer Goldbergwerks und den Effekten der Reiſenden bepackten Maulthiere, umgeben von einem bewaffneten Reiterhaufen, die drei Fugger an der Spitze durch das Thal. Toni und Veit führten die Schutzwache an und der Erſtere machte poſſierliche Reiterkunſtſtücke. Georg Turzoin gab den Vettern das Geleit bis zur Stadtgrenze. Dann ſetzten die Augsburger den Weg nach der alten Königsſtadt Ofen fort, wo Jakob Fugger dem Könige das Lehngeld des Bergwerks von den mitgeführten Schätzen, lauter blanken kremnitzer Dukaten, zu entrichten gedachte.

In Heiligenkreuz kehrten ſie ein. Alle gingen in das Wirthshaus, den Wein des alten Stelzfußes zu koſten; nur Raimund ſtahl ſich ſchweigend hinweg und wandelte einſam nach dem Friedhofe am Berghange, wo er Luiſens Grab aufſuchte. Die Blumen, die er darauf gepflanzt, blüheten ſo freundlich. Schon ſproßten junge Gräſer aus dem Hügel. Raimund kniete nieder und aus ſeinem Herzen floß ein inniges Gebet für die Ruhe der Todten. Eine Thräne der Theilnahme floß ihrem Schickſal auf den Hügel; die Liebe hatte ſein Herz weich und empfänglich gemacht; ſie hatte es dem zarteſten Mitgefühl für ein liebendes Herz erſchloſſen, das nun nicht mehr ſchlug, aber deshalb ſeine Wehmuth deſto ſtärker wach rief.

— „Nimm meinen Schwur, verklärte Seele!“ flüſterte er dann. „Ich will deinem Kinde ein treuer Vater und meine geliebte Katharina will ihm eine treue Mutter ſein. Sie hat mir gelobt und mir Grüße an dein Grab aufgegeben und die Pflicht ihr Gelöbniß hier dir zu wiederholen. Wir wollen ihn zu einem guten und braven Menſchen erziehen. Schlaf wohl in deiner Truhe, du edle Dulderin, und gib uns und unſerer Liebe deinen Segen!“

Ein gewaltiges Schluchzen in ſeiner Nähe zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er wendete ſich um und ſah nicht ohne Erſtaunen den poſſierlichen Reitknecht ſeines Ohms hinter ſich, der ebenfalls die Hände gefaltet hatte und wie ein Kind laut weinte und ſtöhnte. Auch ihn, den rauhen Knecht, hatte ein Seelenbedürfniß zu dem Grabe der fremden Frau geführt. „Recht ſo, Herrlein!“ ſchluchzte er. „Man muß die Todten ehren und ihnen die Pflicht erfüllen; denn ſie ſind bei Gott, wohin wir Alle zu kommen hoffen.“

Raimund ſchenkte Veit ſeit dieſem Augenblick eine Zuneigung, die faſt wie kindliche Liebe ausſah.

Nach ein paar Stunden zogen ſie wieder weiter, erreichten ohne Gefährde die beiden ungariſchen Schweſterſtädte zu beiden Seiten des prächtigen Donauſtroms und bezogen in der Konigsſtadt eine ſichere und bequeme Herberge.

Tags darauf ließ ſich Jakob Fugger bei dem Konige anmelden, um ſich den Befehl an den Schatzmeiſter zu erbitten, daß derſelbe die Dukaten und Abrechnung in Empfang nehme. Der Konig ließ ihn ſogleich einladen; denn es war bekannt, daß Jakob Fugger nie mit leeren Handen kam, und nichts konnte der Konig von Ungarn und Bohmen nothiger brauchen, als Gold. Der Hof befand ſich nicht ſelten in Lagen, wo er an den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen geradezu Mangel litt. Auch war, was Fugger brachte, keineswegs der Betrag einer fällig gewordenen Schuld — er hatte die Lehngelder ſchon auf zwei Jahre vorausbezahlt — ſondern eine neue Pranumeration. Es war namlich kaum auf der hohen Hofburg in Ofen bekannt geworden, daß der reiche Fugger von Augsburg ſich im Lande befinde, als er auch von Seiten des nothleidenden Königs beſturmt wurde, neue Vorſchüſſe zu machen. Und ſo trabte denn Veit Schellenberg mit dem wohlbekannten Kaſten in der ſchweinsledernen Decke, ſchwer tragend und ſchwitzend, hinter ſeinem Herrn her den ſteilen Berg hinauf, auf deſſen Felſenſtirn das große und prächtige Königsſchloß ſich erhebt, und murmelte allerlei Tadelndes in den Bart; da er keineswegs damit einverſtanden war, daß der Ungarkonig ſo viel Geld im voraus erhielt.

Die Vorzimmer und Gemacher der Hofburg boten wenig koniglichen Glanz, dafür deſto mehr lungernde Pfaffen und dürftig ausſehende Schranzen. Es ſah Alles ſo trubſelig, ſo ſchlafrig, ſo ſtaubig aus, wie im Marchen vom Dornröschen. Ein Kämmerer fuhrte den augsburger Burger in des Königs Cloſet. Wladislav ſaß auf einem Polſterbette in einen groſſen Bärenpelz gehullt, obgleich die junge Sommerſonne heiß an die Fenſter prallte; in das Zimmer war ihr der Zugang durch verſchoſſene ſeidene Vorhänge verſperrt. Die Luft im Gemach war dick und verdorben. Vor dem Bette ſaß ein feiſter Pfaffe im prachtigen violetten Cardinalsgewande; es war der Biſchof von Gran und hinter ſeinem bequemen Stuhle ſtanden zwei jungere geiſtliche Diakonen in einfacher Tracht. Die alten, ſchlaffen, erdfahlen Züge des Königs ſchienen bei Fugger's Eintritt einen Anſatz zu machen, ſich beleben zu wollen; aber ſie ſanken augenblicklich wieder in ihre ausdrucksloſe Starrheit zuruck. Die Augenlider, kaum emporgezogen, bedeckten wieder uber die Hälfte das graue, geiſtloſe Auge. Die ganze Erſcheinung war ein Bild ſchlaffer Tragheit und Abſpannung, einer geiſtesarmen, langſamen Lebensthatigkeit, die nur in Ruhe und Schlaf Befriedigung fand. Dieſer ſchläfrige König hatte das Anſehen eines dem Tode nahen achtzigjahrigen Greiſes, obgleich er damals erſt zweiundfunfzig Jahre alt war, und erinnnerte an den verzauberten

Kaiſer Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer Berge, der alle hundert Jahre einmal aus dem Schlafe auffährt, um zu fragen, ob die Raben noch um den alten Thurm fliegen, und dann wieder in den Zauberſchlummer verſinkt.

Ohne ſich zu erheben, denn er litt ſchon ſeit vielen Jahren am Podagra und andern langwierigen Krankheiten, dankte der König Fugger's ehrerbietigem Gruße mit einer leichten Handbewegung.

— „Ew. königlichen Hoheit gnädigſtem Befehl nachzukommen, werde ich fünftauſend Dukaten in Dero Schatz liefern,“ begann Fugger. „Außerdem bitte ich unterthänigſt, dies kleine Handgeſchenk huldvoll von mir anzunehmen.“

Damit zog er eine große Rolle neugemünzter Dukaten hervor. Der König entfaltete die Hände und ſtreckte die Rechte nach dem Gelde aus. „Ihr ſeid ein frommer Mann,“ ſagte er dazu langſam und mit weicher Stimme. „Ihr vergeßt den König von Ungarn nicht, wie die meiſten ſeiner Unterthanen, Gott ſei's geklagt. Die fünftauſend liefert nur auch an mich ſelbſt ab. Gott und die Heiligen lenken's immer zum Beſten.“

Auf Fugger's Wunſch führte der Kämmerer den Reitknecht mit dem Geldkaſten herein, den ſein Eigenthümer öffnete und die Rollen auf einen Tiſch zählte. Der Prälat befahl einem der jüngern Geiſtlichen eine

Quittung zu ſchreiben, die der König und er ſelbſt unterzeichneten. Als das Geſchäft abgemacht war, ſagte Fugger: „Auch wollte ich Ew. königlichen Hoheit meinen Glückwunſch abſtatten wegen des bevorſtehenden neuen Wachsthums Eueres königlichen Hauſes. Der Herr gebe, daß Euch ein Prinz geſchenkt werde!“

— „Ich dank' Euch, Herr Fugger. Gott hat's wunderbar gefügt, daß er mir in meinem Alter noch Kraft beſcheert und ſolches Heil mir widerfahren laſſen. Und gerade zur rechten Zeit. König Maximilian ſtand ſchon mit Heeresmacht an den Grenzen, um ſein Erbrecht auf die ungariſche Krone geltend zu machen, das ihm die Magnaten umgeſtoßen. Ich war unſchuldig an dem Handel. Die ungariſchen Herren fragen nicht nach mir. Maximilian und ich ſind die beſten Freunde und mir war's recht und lieb, daß einſt nach meinem Ableben Max oder ſein Sohn, der König von Caſtilien, König von Ungarn werde. Aber da iſt der Graf Hans von Zips, der meint die vom Himmel gefallene Krone*) paſſe auf ſeinen Tollkopf beſſer als auf das fürſtliche Haupt eines Habsburgers. Deshalb wollte Maximilian mit den Ungarn Krieg führen, während er und ich die beſten Freunde ſind. Der geſegnete Leib der Königin hat ihn davon abgehalten und er iſt nach Wien zurückgekehrt, um die Entbindung meiner Gemahlin abzuwarten. Gott gebe, daß ſie mir einen Prinzen ſchenkt, den die Magnaten ſogleich zu ihrem Könige wählen wollen. Ihr ſeid in hoher Gunſt beim deutſchen Könige, Herr Fugger, ſo ſagt ihm denn, daß ich täglich zweimal für ihn bete. Wenn's aber wiederum eine Prinzeſſin wird, ſo trägt der Graf von Zips die Schuld des Kriegs. Gott und der heilige Stephan werden mich nicht verlaſſen und Max und ich bleiben doch die beſten Freunde."

---

*) Bekanntlich wurde von der ungariſchen Königskrone behauptet, ſie ſei vom Himmel auf die Erde gefallen.

— „Gott wird Alles zum Beſten fügen," ſagte Fugger, dem es etwas unheimlich in der königlichen Geſellſchaft wurde. Er fügte alſo kurz hinzu: „Ich bitte Ew. Hoheit um gnädigſte Erlaubniß, der Königin aufwarten zu dürfen."

— „Ja, ja, geht mit Gott!" verſetzte Wladislav. „Ihr habt ſie durch Euern Beſuch vor acht Wochen und die prächtige Goldkette ſehr erfreut, die kleine lebhafte Franzöſin. Sie läßt ſich gern etwas ſchenken, aber es kommt nicht viel an ſie, die arme Kleine. Habt Ihr vielleicht wieder etwas mitgebracht?"

— „Wenn Ew. königliche Hoheit erlaubt, werd' ich ihr einen Ring überreichen, der nicht ganz ohne Werth iſt und den der geſchickteſte augsburger Goldſchmied gefertigt."

— „Zeigt her, laßt mich den Ring ſehen!"

Fugger öffnete ſeinen Kaſten wieder und holte eine Kapſel hervor, die er öffnete und dem Könige hinhielt.

— „Ah, das iſt ein böhmiſcher Saphir, ein prächtiger Rubin!“ rief Wladislav lebhafter als gewöhnlich. „Ja, ja, in unſerm Böhmerlande werden koſtbare Edelſteine gefunden, aber ſie kommen nicht in unſere königliche Schatzkammer, und in Augsburg wohnen die geſchickteſten Steinſchleifer und Goldſchmiede, aber ich beſitze wenig von ihren Meiſterwerken. Ein ſchöner Ring! Ich will Euch meinen königlichen Willen offenbaren, Herr Fugger. Als Ihr vor acht Wochen hier waret, war ich eben in Waradein beim Biſchof als Gaſt, wie Ihr gehört haben werdet, und ich bin dadurch um Euern Beſuch und das Geſchenk gekommen, welches ihr mir jedenfalls zugedacht hattet. Ich will den Ring dafür annehmen; Ihr mögt der Königin eine weniger werthvolle Gabe verehren, oder ſie mag diesmal leer ausgehen, wenn Ihr nichts Anderes bei Euch habt; ſie hat ja vor kurzem erſt die koſtbare Kette von Euch erhalten.“

— „Wenn es Ew. Hoheit ſo beliebt,“ verſetzte Fugger etwas ärgerlich, obgleich wenig erſtaunt, da ihm die Armuth des Königs nicht unbekannt war. Hatten ihm ſeine Verwandten in Kremnitz doch vor wenigen Wochen erſt erzählt, wie der Haushofmeiſter und Küchenmeiſter des Königs von Ungarn und Böhmen gar oft den Unterhalt für die königliche Familie

Ritter vom ſilbernen Schilde!» war der oft wiederholte Jubelruf, von welchem die Schranken widerhallten. Als die Marſchälle den Sieger zur Gallerie führten, wo Frau von Schöneck als Preisſpenderin ſaß, drängte ſich alles Volk herzu, um zu erfahren, wer der Ritter vom ſilbernen Schilde ſei, denn man zweifelte gar nicht, daß er ſich nun entdecken werde. Aber zum Erſtaunen der liebenswürdigen Ritterfrau und ihrer ganzen Umgebung ließ er ſich, ohne das Viſir zu öffnen, auf ein Knie nieder und ſagte bittend: «Erlaubt mir, edle Frau, daß ich bei meinem Geheimniß verharre. Ich that ein Gelübde, nur vor dem herrlichen Preiſe des Sieges ſelbſt mich zu erkennen zu geben, wenn der Himmel meine Wünſche erhören und mir das Glück ihres Beſitzes verſchaffen würde, und nur vor ihr darf ich das Viſir öffnen.»

Die Ritterfrau drückte ihm ſchweigend den Kranz auf das Haupt, und verbarg in ihren Mienen den Unmuth nicht, den ſie empfand. Mit höflicher Verbeugung dankte er ihr, und trat wieder heraus. Jetzt war dem ihn empfangenden Beifallslärm des Volks Murren beigemiſcht, und das Letztere nahm überhand, als der geheimnißvolle Ritter die Einladung des Vogts von Coblenz zum bei den reichen, im Ueberfluß ſchwelgenden Magnaten zuſammenbetteln müßten und die Fleiſcher in Ofen den Braten nicht borgen wollten fur die königliche Tafel.

Der Cardinal beſah ſich den Ring mit ſchmunzelndem Behagen und ſchien denſelben als ſeine Beute zu betrachten.

— „Gott ſchenk' Euch Frieden und Freudigkeit!“ ſprach der König mit gefalteten Händen und entließ mit dieſem Segensſpruch den augsburger Bürger, der ſich, von ſeinem brummenden Reitknecht gefolgt, nach den Gemächern der Königin begab. Ein junger ſchöner Geiſtlicher im rothen Ornat mit dem Biſchofskreuze trat raſch und keck heraus. Sein blitzendes Auge überflog Fugger's einfache Geſtalt und lächelnd erwiderte er deſſen Gruß. Auch Fugger lächelte ſtill in ſich hinein, als der Prälat aus ſeinem Geſichtskreis war und er von dem ebenfalls bedeutungsvoll lächelnden Kämmerer der Königin, einem Franzoſen, erfuhr, der geiſtliche Herr ſei der hochwürdige Biſchof von Waradein und Beichtvater der Königin. Der ehrliche Jakob dachte an dies und das und auch an das geprieſene Wunder, welches der Kränklichkeit, Kraftloſigkeit und Hinfälligkeit des Königs ſchon den zweiten Leibeserben erweckt habe.

Die leichte und zierliche Geſtalt der jungen liebreizenden Königin trat dem deutſchen Handelsherrn in unverkennbar großer Aufregung entgegen, ihr dreijähriges Tochterchen an der Hand, das, wie ſie, Anna hieß. Ach, es war aber nicht mehr jenes ſüße friſche Feenkind, die holde Grazie des franzöſiſchen Hofes, die vor vier Jahren den leichtempfänglichen Philipp von Oeſtreich entzückt und bezaubert hatte. Unausſprechlicher Verdruß und Ekel, Langeweile, Aerger und Zorn hatten mit ihren grauſamen Pflugſcharen die lieblichen, jugendreizenden Züge durchwühlt und ihren verderblichen Samen hineingeſtreut. Welch ein verbiſſener Ausdruck des höchſten Mismuths trat aus dieſen bleichen, abgeſpannten Zügen hervor! Der geiſtige Einfluß, den ihr frommer Gemahl auf ſie gehabt, war in ihrem Geſicht nicht zu verkennen; von welcher lähmenden, verzaubernden Kraft mußte dieſer Einfluß geweſen ſein, daß die heiterſte, lebensluſtigſte, ſchalkhafteſte Prinzeſſin in ſo wenigen Jahren ihm erlegen war! Es war ihr ein trauriges Königsloos gefallen, der holden Sylphide, der leichtblütigen Tochter des ſchönen Frankreichs; an den häßlichen, kraft- und willenloſen, ſtets kranken und ſchlafrigen Wladislav, den erbarmungswürdigſten aller Menſchen im öden Ungarlande geſchmiedet, hatte ſich ihrer Seele eine ſtille Wuth und Reizbarkeit bemächtigt, die gegen Land und Leute um ſie gerichtet war und ſich oft in Schmahworten, öfter in bittern Thränen Luft machte. Alſo geſchändet war die herrliche Blume, ſo der Flugel der ſchönen Pſyche grauſam geknickt!

— „Ich bin Euch ſehr verbunden, Herr Fugger,“

ſagte ſie mit einem Anfluge von anmuthigem Lächeln, das an ihre beſſern Tage erinnerte, „daß Ihr Euer Verſprechen, mich vor Euerer Abreiſe aus Ungarn noch einmal zu beſuchen, nicht vergeſſen habt. In der That, man pflegt der Königin dieſes Landes wenig zu verſprechen und dieſes Wenige ſogar nicht zu halten, daß es mich faſt rührt, Euch bei mir zu ſehen.“

— „Königliche Hoheit, ich bin ein Deutſcher und halte die deutſche Treue hoch in Ehren. Ihr erſtes Erforderniß aber iſt, daß man hält, was man verſprochen hat.“

— „Ach, Deutſchland iſt ſchön!“ ſeufzte die junge Königin, „aber ſchöner noch iſt Frankreich, mein geliebtes Frankreich. Glaubt mir, werther Herr, ich ſterbe noch vor Sehnſucht nach Frankreich.“

— „Es ſcheint Euch in Ungarn nicht ſonderlich zu gefallen, Madame,“ ſagte Fugger treuherzig und gutmüthig, von Mitleid mit der traurigen Lage der jungen ſchönen Frau ergriffen, und der Ton der herzlichſten Theilnahme in ſeiner Stimme wirkte mächtig auf Anna's ſchwer belaſtetes Gemüth. Sie brach in Thränen aus.

— „O mein Gott!“ weinte ſie, „wie kann es mir in einem Lande gefallen, wo man mich ohne Scheu ſchmäht und geringer achtet, als das gemeinſte Weib! Ihr findet mich in großer Beſtürzung. Kaum kann ich Euch entdecken, welch eine Schmach mir heute angedroht worden iſt, und ich habe keinen Schirm, keinen

Schutz gegen dieſe übermächtigen, unritterlichen Magnaten. Mein natürlicher Beſchützer, mein Gemahl und noch dazu der König dieſes Landes, kann ſich — Gott ſei's geklagt! — ſelbſt nicht ſchützen gegen die Frechheit des Adels und die Habgier der Geiſtlichkeit; er iſt ein armer Spielball in ihren Händen. O, es iſt unverantwortlich, daß mein Vetter Ludwig von Frankreich mich als Opferlamm in dieſes wüſte Land, unter dieſe herzloſen Barbaren ſchickte, um mir eine doppelte Königskrone aufſetzen zu laſſen, unter der ich — hungern muß!“

Jagger machte eine abwehrende Bewegung des Schreckens mit der Hand. Da es ihr wohlgethan ſchien, ſich einmal gegen ein edles Herz auszuſprechen, ſo fuhr ſie fort: „Ich weiß, Ihr nehmt Theil an meinem Schickſal, das Ihr ja doch noch lange nicht zur Hälfte ſeiner Erbärmlichkeit kennen könnt, und es iſt wenigſtens ein Troſt, ſein Leid einem würdigen Manne klagen zu können. Auch ſeid Ihr ja, wie Ihr mir ſelbſt geſagt, in Gunſt bei meiner lieben Jugendfreundin, der Erzherzogin Margarethe von Oeſterreich; ich bitt' Euch, ihr meine Noth zu klagen und ſie in meinem Namen zu warnen, daß ſie nicht, wie das Gerücht geht, den alten König von England heirathe. Es iſt ein Unglück, die Gemahlin eines alten Königs zu ſein; meine Madame Germaine hat auch die Thorheit begangen, ſich mit dem alten Könige von

[illegible]

— „[illegible]

— „[illegible]

— „[illegible]

— „[illegible]

ſieht und betrachtet, hat heute ſchon das Schloß bezogen, um ſtets in meiner Nähe zu ſein, obgleich ich meine Stunde erſt in acht bis zehn Wochen erwarte. Und dieſen brutalen Menſchen ſoll ich in den ſchweren Augenblicken um mich ſehen! Der Gedanke iſt mir unerträglich und empört mein Herz. Eine Königin und muß mir ſchamloſe Dinge anmuthen laſſen, die ſich das Weib eines Stallknechtes nicht gefallen laſſen würde.“

— „In der That, es iſt unerhört. Aber zu welchem Zwecke will Euch denn der Graf läſtig fallen?“

— „Begreift Ihr nicht: damit ich oder der König ihnen nicht etwa einen Knaben unterſchiebe, wenn ich ein Mägdlein gebäre; als wenn es irgend ein Glück wäre, König von Ungarn zu ſein.“

— „Fürwahr, jetzt wird mir Eure ſchlimme Lage erſt recht klar. Ihr genießt bei dieſen mächtigen ungariſchen Herren keines ſonderlichen Vertrauens und ſeid wahrhaftig zu bedauern. Das thu' ich auch von ganzem Herzen; denn Euch zu helfen ſteht freilich nicht in meiner Macht.“

— „Ach wäre nur meine liebe Jugendfreundin Luiſe nicht auf dem Wege zu mir geſtorben!“ weinte die Königin; „dann hätte ich in dieſer Noth doch eine befreundete Seele um mich, die mit Hoheit und Würde die Anmaßung des Grafen von Zips zurückwieſe. Wie glücklich würde ich in ihrem Umgange ſein und ihr all' mein ſchlimmes Herzeleid klagen! Aber muß ich ſo ſelbſt nicht glücklich preiſen, daß es Gott alſo mit ihr gefügt? Was hätte meine Armuth, meine Hülfloſigkeit ihr und ihrem Gemahl bieten können! Ihr ahnet es nicht und kein Menſch in der übrigen Welt ahnet es, wie es bei uns zugeht. König von Ungarn und Böhmen! Das klingt groß und prächtig. Aber dabei abhängig von einem reichen, mächtigen, übermüthigen Adel auf der einen Seite und einer reichen, üppigen Geiſtlichkeit auf der andern, die ſich ſtets mit wilder Leidenſchaftlichkeit bekämpfen und ſich nicht an ihren ſchwachen und kranken König kehren, den ſie darben laſſen; das iſt erbärmlich, und ich würde darüber lachen, wenn ich nicht ſelbſt im Elend ſteckte. Darum hat es der Himmel wohl mit Luiſen gemacht; ſie hätte ja mit mir hungern müſſen. Auch hat ihr Gemahl wohlgethan, ſchnell wieder von hier abzureiſen, und es war nur gut, daß ihr ihm die Mittel dazu bei Euerm Hierſein gewährtet; denn weder ich, noch der König hätten ſie ihm verſchaffen können.“

— „Gott tröſte Ew. Hoheit! Mir aber erlaubt, gnädigſte Frau, daß ich Euch einen kleinen Beweis meiner Ergebenheit überreiche. Der Zeitpunkt, dem Ihr entgegengeht, bringt ungewöhnliche Bedürfniſſe. So bitte ich Euch zum höflichſten, Ihr wollet von mir dazu eine kleine Beiſteuer von fünfhundert Dukaten annehmen.“

— „Ich erkenne Euere Güte und Ihr erfreut mich mit Euerm neuen Geſchenke. Es iſt wol traurig für eine Königin, ſolche Geſchenke annehmen zu müſſen, aber der hohe Edelmuth des Gebers lindert meinen Schmerz. Gott wird es Euch vergelten.“

Und abermals trug Veit Schellenberg den Kaſten in Schweinsleder herbei, der wieder um einige Rollen leichter wurde. Zugleich nahm Fugger eine ſchöne goldne Armſpange und reichte ſie der kleinen Prinzeſſin Anna mit den Worten dar: „Auch möchte ich, daß Euer ſchönes Prinzeßlein ein Andenken von Jakob Fugger in Augsburg trüge und ſich in ſpäterer Zeit meiner dabei erinnerte. Nehmt es an in ihrem Namen.“

— „Ich danke Euch in ihrem und meinem Namen,“ ſagte die Königin freundlich. „Wir werden es Euch nimmer vergeſſen. Wann gedenkt Ihr Euere Reiſe in die Heimat fortzuſetzen?“

— „Ich habe zwei junge Neffen mitgebracht, denen ich erſt Ofen und Peſth zeigen will. Hernach habe ich nichts mehr hier zu ſchaffen, als den Brief an die Erzherzogin Margaretha in Brüſſel, den Ihr mir anvertrauen wolltet, in Empfang zu nehmen.“

— „Noch hab' ich ihn nicht geſchrieben; aber Ihr ſollt ihn morgen haben.“

Fugger beurlaubte ſich und hatte ſeine beſonderen Gedanken über königliches Elend.

Das heiterſte Sommerwetter vermochte ihn am folgenden Tage mit ſeinen Neffen eine Donaufahrt zu machen. Auf der Rückkehr wurden ſie von Kanonenſchüſſen überraſcht, welche auf der hochgelegenen Hofburg ſchnell hintereinander gelöſt wurden. Beim Ausſteigen aus dem Boote erfuhren ſie von der zuſammengelaufenen Volksmenge, die Königin habe einen Prinzen geboren, er ſei aber zu frühzeitig zur Welt gekommen und nicht größer als ein Handſchuh, auch habe er keine Haut mitgebracht; die Aerzte ließen Schweine in der Stadt holen, in deren aufgeſchnittenen Bauch der unzeitige Prinz geſteckt werde, um ihm dadurch Lebenswärme und eine Haut zu verſchaffen. In ihrer Herberge angelangt, erfuhren die Fugger vom Herbergsvater die betrübende Nachricht, die Königin ringe mit dem Tode, und ſchon nach einer Stunde verbreitete ſich die Trauerkunde, ſie habe den Geiſt aufgegeben. Man erzählte nun offen, der Graf von Zips habe die hohe Frau dermaßen geärgert, daß ihre Leibesfrucht von dieſer Gemüthsbewegung zwei Monate zu früh von ihr gegangen; dann ſei der Graf mit der Wehmutter zugleich in das Cloſet der Königin gedrungen und während dem Kreiſen nicht gewichen. Darüber hätten ſich alle anweſende Frauen der Königin bis zum äußerſten erzürnt und zwiſchen einer franzöſiſchen Kammerfrau und dem Grafen ſei es zu einem heftigen Auftritt gekommen. Dadurch ſei das verdroſſene Gemüth der gebärenden Königin noch heftiger angegriffen worden und wahrſcheinlich hätten die Frauen noch dazu in der

Beſtürzung irgend etwas bei ihr verſehen. Die unglückliche Königin habe nur noch mit ſchwacher Stimme den Wunſch ausgeſprochen, daß der Prinz nach ihrem Vetter, dem Könige von Frankreich, Ludwig getauft werden moge, den der König, ſein Vater, habe Julius nennen laſſen wollen, weil ſein Geburtstag der erſte des Monats Juli war. Dann habe ſie nur ſo viel Zeit gehabt, das Sacrament zu empfangen, und ſei plötzlich unter den Händen ihres Beichtvaters verſchieden.

Noch an demſelben Abend ertönte das Trauergeläute von den Thürmen der beiden Schweſterſtadte. Am nachſten Morgen reiſten die Fugger ab. Es grauſte Jakob, länger an dieſer Stätte zu verweilen.

glänzenden Siegesmahl ausſchlug, und mit leichter Begrüßung gegen den Kurfürſten, die Damen und das Volk aus den Schranken ritt, unbekannt wie er gekommen war. Als man ſich einige Minuten darauf nach ihm umſah, war er verſchwunden, und nur ſein Herold und ſein Page hielten noch an den Schranken. Auch der Ritter Gobbelin von Elz wurde vermißt. Der Kurfürſt brach mißmuthig nach Trier auf; die gehoffte Freude löſte ſich in Mißvergnügen auf. Das Volk wußte nicht, woran es war, und zerſtreute ſich, auf den Ritter vom ſilbernen Schilde ſcheltend, den es unverſchämt genug für einen von des Teufelsgeſellen ausgab. Die Buden wurden abgebrochen, und die Menge zog nach Coblenz, wo am folgenden Tage großer Ablaß und Jahrmarkt gehalten werden ſollte.

Das Abendroth flocht dem ſterbenden Tage einen Kranz von glühenden Blumen um die düſtern Schläfe, und webte Stille um das duftende Sterbelager deſſelben. Alle Töne der Natur und Menſchenwelt waren verklungen, und die halbe Mondſcheibe guckte ſchon neugierig über das Feld und ſpiegelte ſich in den Wellen der Moſel ab.

Einſam trabte ein geharniſchter Reiter nach

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es war eine ſchwüle Sommernacht, doppelt fühlbar unter dem ſpaniſchen Himmel. Die Sterne leuchteten drei in ſeidne Mäntel gehüllten Wanderern, welche ernſt und ſchweigend auf das Kloſter des heiligen Franciscus in Valladolid zuſchritten. Auf ein Zeichen mit der Glocke öffnete ſich die Pforte. Sie traten ein und ein Pater leitete ſie nach der Kirche. Hier wartete der Prior mit einigen Mönchen, der Adelantado Bartolomeo Colombo und der junge Diego Colombo, ſein Neffe. Alle beugten ſich ehrerbietig vor den eingetretenen drei jungen Männern, die als der König Philipp, der Pfalzgraf Friedrich und der Baron Philibert von Vere erkannt wurden. Die Mönche trugen düſter brennende Fackeln, deren Schein in der hohen Kirche das Ernſte und Schauerliche der Handlung, welche die kleine Geſellſchaft vorzunehmen im Begriff ſtand, vermehrte. Der König war bleich und ſeine Züge zeigten einen an ihnen ungewohnten Ausdruck von Spannung und Trübſinn.

„Es iſt Ew. Majeſtät hoher Wunſch und Befehl geweſen," redete ihn der Adelantado an, „die ſterblichen Ueberreſte meines Bruders zu ſehen."

— „Da mir nicht vergönnt war, die Bekanntſchaft des lebenden großen Mannes zu machen, ſo will ich ſeine ehrwürdige Geſtalt wenigſtens im Tode ſehen und ihr meine Ehrfurcht bezeigen."

Die Gruft der Kirche war bereits geöffnet und die Mönche ſchritten mit den Fackeln voran. Der König ſtützte ſich auf den Arm des Pfalzgrafen beim Hinabſteigen; er zitterte leiſe, indem ſie zwiſchen den Särgen hinwandelten. Sie langten vor einem großen, ſchönverzierten Sarge an. Der Prior ſprach ein kurzes Gebet, während deſſen die Mönche niederknieten und das Antlitz tief zur Erde neigten. Nun nahm der Erſtere den Wedel aus der Hand eines Mönchs, tauchte ihn in den Weihkeſſel, den ein Anderer trug, und beſprengte, Gebete murmelnd, den Sarg. Auf ſeinen Wink hoben die Mönche den Deckel und hielten die Fackeln nahe an die Leiche. Der König trat mit ſeinen Günſtlingen heran. Da lag die große, ehrfurchtgebietende Geſtalt des Weltentdeckers, das ſchöne Bild eines wahren Helden. Sein ſtarkes Haupt zierte ein Lorberkranz; ſeine edle Adlernaſe ſah gebietend aus. In den gefalteten Händen hielt er ein Crucifix. Zu ſeinen Füßen lag ein Bund eiſerner Ketten. In ſeine Züge war der Ausdruck eines ſchmerzlichen Lächelns gebannt, vermählt mit dem Frieden Gottes, der nur aus dem Leichenantlitz edler und großer Dulder leuchtet.

Der König betrachtete die Leiche lange ſtarr und ſchweigend; er ſchien in ein tiefes, gedankenloſes Gefühl verſunken, in eine ſchauerliche Ahnung. Endlich wandte er ſich an den Adelantado mit den Worten: „Ich ahne, was dieſe Ketten bedeuten. Sind ſie auf Befehl des Admirals mit ihm in den Sarg gelegt worden?“

— „Ja, Majeſtät, es ſind die Ketten, in welchen er von Hiſpaniola nach Spanien gefuhrt wurde; ſie hingen ſtets ſeinem Bette gegenüber, ſodaß ſeine Augen, ſo oft er ſie aufſchlug, darauf fielen, und es war ſein letzter Wille, daß er auch im Tode nicht von ihnen getrennt würde.“

— „Fürwahr, ſie ſind ihm ein Ehrengeſchmeide, köſtlicher als die Ordensketten aller drei ſpaniſchen Kriegerorden, und ſie ſind ein Schanddenkmal Ferdinands, des Großmeiſters dieſer Orden. Wenn dieſe Hülle in Staub zerfällt, wird ihr Geklirr Vergeltung fordernd zum Himmel ſchreien!“

Er wandte ſich von dem Todten ab. „Es iſt meine Sache, dem Helden Colombo ein herrliches Denkmal zu errichten und an ſeinen Nachkommen zu vergüten, was Ferdinand an ihm verſchuldet hat. Don Diego, Ihr ſollt der Träger aller Würden Eueres Vaters ſein und Euch, Don Bartolomeo, lade ich nach Burgos ein, wohin ich mich von hier begeben werde. Dort will ich mich mit Euch über meine Plane beſprechen; denn ich gedenke in dieſem Herbſt noch den ehrenwerthen Jakob Fugger von Augsburg nach Caſtilien zu berufen. Wir müſſen eilen, etwas Tüchtiges auszuführen, damit uns nicht etwa der Tod einen neuen Strich durch die Rechnung macht. Zwar war er ſeither mein wohlgeſinnter Freund, aber ſeit er Euern Bruder hinweggerafft, iſt er mir untreu geworden und ich trau' ihm nicht mehr."

Jn ernſter Stimmung und tiefem Nachdenken kehrte der König in ſeinen Palaſt zurück. —

Die Stände des Königreichs waren in Valladolid verſammelt, um dem jungen Königspaare ihre glänzende Huldigung darzubringen. Aber der Empfang war betrübend geweſen. Juanna in ihrer unſcheinbaren ſchwarzen Kleidung, die eher zu einer Trauer, als zu einer Freudenfeier paßten, und vom tiefſten Trübſinn befallen, hatte alle Feſtlichkeiten, zum großen Verdruß ihres Gemahls, abgelehnt und ſich in ihre Zimmer im Palaſt zurückgezogen, Niemanden Zutritt zu ſich geſtattend. Die Stände waren darüber in Beſtürzung gerathen und Philipp nahm davon Gelegenheit, ſich auf den letzten öffentlichen Erlaß ſeines Schwiegervaters berufend, ſie bei ihnen für gänzlich wahnſinnig zu erklären und im Stillen darauf anzutragen, ſie für immer in ein Kloſter einzuſperren und ihm die Regierung allein zu übergeben.

In dieſen treuloſen Bemühungen wurde er vom Erzbiſchof von Toledo eifrig unterſtützt; aber er ahnte die Gründe nicht, welche Ximenes leiteten, in dieſer Angelegenheit auf ſeiner Seite zu ſein. Ebenſo ſtimmten Manuels Anhänger für die Einſperrung der Königin als einer Wahnſinnigen. Aber eine ſo unwürdige Behandlung ihrer eigenen „natürlichen Herrſcherin“ ſagte dem geſunden Sinne der Gemeinen nicht zu. Sie wollten ſich wenigſtens erſt überzeugen, ob eine ſolche Einſperrung auch unumgänglich nöthig ſei. Deshalb beauftragten ſie den Admiral von Caſtilien, Don Fedrique Enriguez, einen Granden vom höchſten Einfluß, der Königin einen Beſuch zu machen und ihren Zuſtand in einer Unterredung genau zu erforſchen. Dieſem konnte die Königin die Audienz nicht verſagen, denn er war's, der ſie vor zehn Jahren mit einer prächtigen Flotte nach Flandern geführt; auch war er mit dem königlichen Hauſe verwandt. Er blieb über zwei Stunden bei ihr und wußte ihr ganzes Vertrauen zu gewinnen. Am folgenden Tage erklärte er in der Ständeverſammlung: „Er habe die heiligſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Königin nicht wahnſinnig, nicht geiſteszerrüttet ſei, ſondern nur an einer krankhaften Liebesreizung für ihren Gemahl und daraus entſpringenden Eiferſucht leide. Ihr tiefer Trübſinn komme daher, daß ſie für dieſe Eiferſucht ſtets neue Nahrung ſuche und finde, und er habe davon Gelegenheit genommen, ernſtlich mit dem Könige zu ſprechen und ihm das Gewiſſen zu ſchärfen.“

Dieſe wenigen Worte vereitelten Philipps eigennützigen, zügelloſen Plan. Die Stände erkannten nicht einmal den Erlaß des Königs Ferdinand an, worin er ſeine Tochter für wahnſinnig erklärte und die Krone auf Philipp allein übertragen wiſſen wollte. Philipp mußte ſein Vorhaben, der moraliſchen Kraft der Volksvertreter gegenüber, aufgeben und ſich mit einem Anerkennungsakte, gleich dem zu Toro, begnügen. Die gebräuchlichen Huldigungseide wurden Juanna als Königin „Eigenthümerin des Königreichs,“ Philipp als ihrem Gemahle und endlich ihrem älteſten Sohne, dem Infanten Karl, als muthmaßlichem und geſetzlichem Thronfolger, auf den Todesfall ſeiner Mutter, geleiſtet. Es ſchien ſogar, als wenn Juanna ſich der Regierungsangelegenheiten ſelbſt annehmen wollte; denn ſie war bei dieſer Gelegenheit ſorgfältig bedacht, die Vollmachten der Abgeordneten ſelbſt zu prüfen, um zu ſehen, ob ſie auch alle die gehörige Beglaubigung hätten, und dieſe verſtändige Handlungsweiſe erregte ſo viel Freude bei den Ständen, daß ſie auf die Abfaſſung des Huldigungseides, wonach Juanna mit der gewöhnlichen Gewalt bekleidet wurde, großen Einfluß ausübte.

Aber die unglückliche Königin erfuhr, welch einen Antrag ihr Gemahl ihretwegen den Ständen geſtellt. Donna Franceſca d'Ulloa, immer noch nicht gewitzigt, hatte ihr kaum das letzte Wort davon geſagt, in der Hoffnung, endlich Haß und Abſcheu in ihrem Herzen gegen Philipp zu erregen, als die Unglückliche auch ſchon mit beflügelten Schritten nach den Gemächern ihres treuloſen Gemahls eilte. Es war zu Ende mit aller Beſonnenheit. Mehrere ſeiner Günſtlinge waren zugegen; ſie ſah nur ihn, den grauſamen, heißgeliebten Mann. Und mit dem Angſtgeſchrei: „Philipp, ach Philipp, verſtoße mich nicht!“ ſtürzte ſie vor ihm nieder, umſchlang ſeine Knie und vergrub ihr Antlitz in den Falten ſeines Mantels. „Vergönne mir nur, bei dir zu ſein und dich zu lieben,“ jammerte ſie wieder, „ich verlange ja nichts weiter. Ich weiß, daß du die Marquiſe von Tuy liebſt und von ihr erhört wirſt, aber ich will es zu ertragen ſuchen. Nur verbanne mich nicht von dir! Nein, nein, du kannſt, du darfſt es nicht; denn ich hege wieder Mutterhoffnungen. Das Leben deines ſechſten Kindes bildet ſich unter meinem Herzen aus und ſchon ſeinetwegen darfſt du ſeine arme Mutter nicht von dir entfernen und in's Elend ſtoßen.“

So flehte händeringend die Eigenthümerin der reichſten und mächtigſten Krone Europas, die Beſitzerin der neuen Welt, die Königin von Caſtilien und Leon, daß Allen, die es hörten, das Herz bewegt und eine Thräne des Mitleids in's Auge gelockt wurde. Nur Philipp ſagte kalt zu ihr: „Steh' auf und entferne dich! Es wird dir nichts geſchehen. Du wirſt Königin bleiben.“ Er winkte dem Pagen Bübenhoven, auf deſſen Arm geſtützt ſie hinauswankte, um eine Woche und länger, eingeſchloſſen in ihre verhängten Gemächer, in ihrem dumpfen, thränenloſen Schmerze zu brüten.

— „Und Don Enriquez behauptet, ſie ſei nicht verrückt!“ ſagte er verächtlich zu ſeiner Umgebung. „Nun, wie ihr geſehen, ſorgt ſie ſchon ſelbſt dafür, daß den Herren Cortes die Augen aufgehen werden.“

Dieſer und ähnliche Auftritte zwiſchen dem Königspaare wurden im Volke bald ruchbar und erzeugten nicht ſowol unter dem eigenſüchtigen Adel als vielmehr unter der großen Maſſe eine allgemeine Misſtimmung. Man ſah die angeſtammte Königin von einem Fremdling gemishandelt; dies kam den patriotiſch geſinnten Caſtiliern unerträglich vor. Aber es geſchahen bald noch andere Dinge, welche dieſes Misvergnügen mehr und mehr zu ſteigern geſchickt waren. Kaum war nämlich der Huldigungseid der Stände geſchworen, als der König, die Faſſung deſſelben gänzlich unbeachtet laſſend, mit unerhörter Willkür die Zügel der Regierung allein ergriff und ſeine Gemahlin von jeder Theilnahme daran gänzlich ausſchloß. Was man gefürchtet und der König Ferdinand mit dem Cardinal Ximenes im Stillen gehofft, traf pünktlich ein. Ja die Handlungen des Königs überboten beiweitem all’ dieſe Befürchtungen und ſtillen Hoffnungen. Eine förmliche Umwalzung in allen Regierungsfächern war das Werk weniger Wochen. Die meiſten der alten Beamten und Staatsdiener wurden ohne alle Umſtände abgeſetzt, um den Günſtlingen des Königs, Don Manuels und einiger andern dem Könige blind ergebenen Granden Platz zu machen. Beſonders waren es die Flamänder, welche in alle bedeutende Poſten und Aemter eingeſchoben wurden, unbekümmert, ob ſie ſich dazu eigneten oder nicht. Ohne Kenntniß der Sprache, der Volkseigenthümlichkeiten, der Sitten, ja des Landes und der Geſchäfte ſelbſt, ſollten ſie den wichtigſten und einflußreichſten Stellen im Heere wie in der Regierung und Verwaltung des Landes vorſtehen; faſt alle Feſtungen wurden ihnen eingeräumt und ſie behandelten Caſtilien wie ein erobertes Land. Was bei dem Könige aus Leichtſinn, Gutmüthigkeit, Geſchäftsſcheu und Vergnügungsſucht geſchah, bildeten ſie zum Syſtem aus. Sie ſtellten wieder ihre Creaturen an und in kurzer Zeit waren Bedrückungen, Gelderpreſſungen aller Art an der Tagesordnung. Der junge Habsburger, der nach Caſtilien gekommen war, die Ungerechtigkeiten ſeines Schwiegervaters wieder gut zu machen, beging durch jugendliche Sorgloſigkeit, Ehrgeiz und Schwäche in wenigen Wochen mehr Ungerechtigkeiten, als Ferdinand während ſeiner ganzen Regierungszeit. Don Juan Manuel wurde von ſeinem königlichen Gebieter mit verſchwenderiſcher Großmuth bedacht und mit Ehrenſtellen und Gütern wahrhaft überhäuft.

Obgleich die letzten Cortes, um ſich dem neuen Könige willfährig zu zeigen, bedeutende ungewöhnliche Geldbewilligungen für ihn gemacht hatten, ſo reichten die öffentlichen Einkünfte doch lange nicht aus für die unſinnigſten Verſchwendungen am Hofe, und um das Fehlende zu erſetzen, wurden bald die Aemter an den Meiſtbietenden verkauft. Selbſt an Einkünften, die dem König Ferdinand gehörten, vergriff ſich Philipp, gab aber in dieſer Beziehung den ernſten Vorſtellungen des Erzbiſchofs Ximenes nach.

Nichts war für Philipp wünſchenswerther, als das Gold der ſpaniſchen Gebirge bald zu gewinnen; Jakob Fugger ſollte noch vor dem Winter kommen, ein vom Könige heiß erſehnter Mann.

Es war ein merkwürdiger, den Caſtiliern nichts weniger als zuſagender Anblick, den König und ſeine Günſtlinge nicht aus dem Taumel des Wohllebens herauskommen zu ſehen, während die Königin in ihren verſchloſſenen Zimmern, deren Fenſter ſogar gegen den freundlichen Strahl des Sonnenlichts verhängt waren, in der ſchwermüthigſten Trauer des tiefſten Trübſinns ſchmachtete und jede andere Unterhaltung als die mit ihren Katzen floh.

Die Stimmen des Unwillens, erſt leiſe und einzeln, wurden bald lauter und vermehrten ſich; die Gerüchte

Arkenhauſen zu, ein fröhliches Liedlein vor ſich hinſummſend. An dem Lorbeerkranze auf ſeinem Helme und an dem ſilbernen Schilde war er als der Sieger des heutigen Tags zu erkennen. Dann verſank er in Gedanken und überließ ſeinem Pferde die Zügel, ſo wie ſich einem ernſten Selbſtgeſpräch. »Es däuchte mir, daß ſowohl der Kurfürſt, als auch der Vogt Schöneck mit ungünſtigen Augen, mitten in meinem Triumphe, auf mich herabſahen, und daß Blicke eines auffallenden Einverſtändnißes zwiſchen dem Vogt und meinem Gegner gewechſelt wurden, ehe der Zweikampf begann. Auch wäre, allem Anſcheine nach, der höfiſche Gobbelin der lüſternen Frau des Vogts lieber geweſen, als ein geheimnißvoller Mann, wie ich. Weiß ich doch ſchon lange, daß der Kurfürſt mich nicht liebt, weil ich die Freiheit liebe und die Freiheit meiner Vaterſtadt Coblenz, und das auf ihr laſtende geiſtliche Joch von Trier haſſe. Und war denn nicht Gobbelin mit Kurfürſt Johann an des Kaiſers Heinrich VI. Hof? Ja doch, Johann war Kanzler, Gobbelin Kämmerer; gewiß ſind ſie Freunde von Alters her. Meinetwegen! Hab' ich doch den herrlichen Preis gewonnen, den ſich mein Herz erſehnt, und von welchem ich, wie mir der gute Wilhelm von einer Verſchwörung des andaluſiſchen Adels zur Befreiung der Königin ließen keinen Zweifel an der Wahrheit der Sache mehr zu; in allen übrigen Theilen des Königreichs kamen die beunruhigendſten Zeichen von Ungehorſam zum Vorſchein. Unter allerhand Vorwänden entfernte ſich ein Adliger um den andern vom Hofe und es fehlte nicht viel daran, ſo war Philipp mit ſeinen flämiſchen Landsleuten in der fünften Woche ſeiner Regierung allein. Er hatte keinem der Granden Wort gehalten und die alten Privilegien beſtätigt. Aber auch bei dem Volke gelang es ihm nicht, ſich beliebt zu machen, und leider erregte er deſſen Mistrauen durch Aeußerungen ſeiner Hochherzigkeit, wie den Unwillen des Adels durch Handlungen ſeiner Schwäche. Zu derſelben Zeit wüthete nämlich das Ketzergericht zu Cordova mit abſcheulicher Strenge ſelbſt gegen ausgezeichnete Familien und warf Mitglieder derſelben, ohne Unterſchied des Geſchlechts, als der Ketzerei verdächtig, in's Gefängniß. Dadurch entſtanden Aufſtände und Reibungen. Die Angelegenheit wurde vor Philipps königlichen Rath zur Entſcheidung gebracht und der König ſprach ſich ſo entſchieden unwillig gegen das ganze Ketzergericht aus und deutete auf deſſen gänzliche Aufhebung hin, daß das ſtrenggläubige Volk auch in ihm einen Ketzer und Glaubensfeind erblickte und ſich mit Schmähungen von ihm abwandte.

Es ſchien in der That, als ſollte Ferdinands und Ximenes' geheimer Plan auf natürlichem Wege ſchneller zur Ausführung kommen, als ſie ſelbſt vermuthet hatten; denn ein allgemeiner ſchrecklicher Ausbruch des über das ganze Königreich verbreiteten Misvergnügens ſtand bereits vor der Thüre.

Während ſich dieſe Gewitterwolken am politiſchen Himmel Caſtiliens dichter zuſammenzogen, verließ Philipp zu Ende des Auguſtmonats Valladolid und ging langſam wie ein Triumphator mit unerhörter Pracht nach Burgos. Der Wechſel der Reſidenz brachte keine Veränderung im Leben des Königspaares und des Hofes hervor. Juanna wurde in dieſem Bachantenzuge als eine lebende, unheimliche Leiche mitgeſchleppt.

Am 19. September nach der Tafel lud Don Manuel ſeinen königlichen Herrn zu einem von ihm auf der Schloßterraſſe veranſtalteten Ballſpiel ein. Der Tag war heiß und der König gab ſich mit gewohnter Leidenſchaftlichkeit dem Vergnügen des Spiels hin. Dadurch erhitzte er ſich ungemein und, als ſein Blut in der höchſten Wallung war, befahl er einem Pagen, ihm ein Glas friſches, kaltes Waſſer zu bringen. Er leerte es auf einen Zug, um ſich abzukühlen. Schon nach wenigen Minuten fühlte er eine Verſtimmung, die ihn veranlaßte, in's Schloß zu gehen und von einem Fenſter aus den fernern Verlauf des Spiels mit anzuſehen. Noch ſtand er nicht lange hier, als er ſich ernſtlich unwohl fühlte und ſich auf ſein Zimmer begab. Schon vor Nacht trat Fieber bei ihm ein. Seine flamändiſchen Aerzte nahmen die Sache leicht. Am folgenden Tage wurde aber auch ein italieniſcher Arzt, Ludovico Marliano, einer der vorzüglichſten Heilkünſtler, als ihr Beiſtand gerufen; er drang auf Aderlaß, aber Philipp ſcheute ſich davor und die Flamänder hielten es nicht für nöthig. Das Fieber wurde ärger, der König redete irre. Die Königin wich vom erſten Augenblick der Krankheit nicht vom Lager des von ihr ſo heftig geliebten Gatten. Sie reichte ihm die Arzneien ſelbſt; ihr Auge fand keinen Schlaf, es bewachte mit der ängſtlichſten Spannung jeden ſeiner Züge.

Die Krankheit nahm mit jedem Tage einen beunruhigendern Charakter an und wurde von den Aerzten als ein höchſt gefährliches, anſteckendes Fieber erkannt, das zu der Zeit in Caſtilien graſſirte; ſie ſchritten nun zu Aderlaß und andern heroiſchen Mitteln, aber die begangenen Fehler waren nicht wieder gut zu machen. Am fünften Tage lief eine Depeſche aus den Niederlanden ein. Der König war um Mittag ruhiger und der Pfalzgraf überreichte ihm den Brief der Erzherzogin. Er erbrach und las ihn. Plötzlich ſeufzte er tief auf: „Großer Gott, Louiſe von Maine iſt todt! Anna von Foix iſt todt! Fritz, auch ich muß ſterben! Erinnere dich der Prophezeiung der Zigeunerprinzeſſin. Jetzt verſteh' ich ſie ganz. Sie hält mir getreulich Wort. Ach und welch ein ſeltſames Geheimniß muß ich aus dieſem Briefe erfahren! Rufe mir den Bübenhoven.“

Der Page war über eine Stunde allein bei ſeinem todtkranken Herrn. Als er wieder aus dem Zimmer trat, weinte er heftig. Der König beſchied einen Schreiber zu ſich und dictirte ihm mehrere Verfügungen. Gegen Abend überfiel ihn das Fieber mit furchtbarer Gewalt und ſtieg die Nacht über noch. Er phantaſirte fort und fort von Luiſen, mit der er ſich von ihrer Jugendliebe mit rührenden Worten unterhielt. Als der Tag anbrach, traten die Anzeichen des nahenden Todes ein und die Aerzte machten den Prieſtern Platz. Aber der Sterbende hatte bis ein Uhr Mittags zu kämpfen, wo er die Seele aushauchte.

Die Beſtürzung, der Schrecken im Schloſſe, die Verwirrung der Hofleute und Günſtlinge waren unbeſchreiblich. Die Königin ſaß ſtarr an der Leiche, ſelbſt wie ein lebloſes Bild. Sie weinte nicht, ſie ſeufzte nicht, ſie regte ſich kaum; es war ein entſetzlicher Anblick. Die verwöhnten Günſtlinge, die erſt zwei Monate die Süßigkeit des Herrſchens genoſſen hatten, fielen wie betäubt am Bette nieder, auf welchem der entſeelte achtundzwanzigjährige König lag. Einige weinten heftig, Andere konnten ihres dumpfen Schmerzes nicht Meiſter werden; Manuel geberdete ſich wie unſinnig. Es kamen und gingen immer andere Männer; die Königin nahm von keinem die mindeſte Kenntniß. Endlich traten auch einige Hofdamen herein und nahten weinend der Leiche. Da fuhr Juanna wie eine Furie empor mit wild drohenden Geberden und Geſchrei: „fort! fort!" auf die erſchrockenen Frauen los und verjagte ſie aus dem Zimmer. Jetzt ſtellte ſich heraus, daß ihre Eiferſucht zum Wahnſinn geworden war; denn ſie zeigte ſich auf die Leiche ſchier noch eiferſüchtiger als ſie auf den lebenden Gatten geweſen war. Kein weibliches Weſen außer der ſchwarzen Matty durfte ihr nahen. Und ſo ſaß ſie wieder in ihrem gedankenloſen ſtarren Trübſinn und hielt ihre glanzloſen Augen auf das bleiche Todtengeſicht geheftet, gleichſam als erwarte ſie die Farbe und Bewegung des Lebens wieder in daſſelbe zurückkehren zu ſehen.

Als es Nacht geworden war, duldete ſie nicht mehr als ein Licht im Gemach, ein ſchwaches Lämpchen, das ſie ſelbſt anzündete und zu Häupten des Todten ſtellte. Nun nahm ſie wieder ihren Platz am Bette ein, unbekümmert um die kommenden und gehenden Männer. Es war grauenhaft, ſie in der Dämmerung vor der Leiche ſitzen zu ſehen, deren weißes Antlitz mit den hellblonden Locken geſpenſterhaft leuchtete.

Es war ſchon ſpät, als Matty einen Mann hereinführte, der ſich tief in den Mantel gehüllt hatte. Die blonden Locken fielen ihm über die Stirn. Er wankte und zitterte heftig, als er näher trat. Dann faltete er die Hände und kniete am Bette nieder, die Augen auf den Todten gerichtet. Ein Strahl der Lampe überdämmerte ſein Geſicht und der Blick der Königin folgte ihm unwillkürlich. Sie ſah da mehrere rothe Narben und ein glühendes Auge. Eine dunkle Erinnerung ſchien in ihr aufzuleben, aber ſie gewann keine beſtimmte Geſtalt in ihrem zerrütteten Geiſte. Sie wurde unruhig und fragte Matty leiſe: „Wer iſt der Mann?“

— „Ein flandriſcher Edelmann,“ verſetzte dieſe, „in deſſen Dienſt ich einſt geſtanden. Er bat mich, ihm ſeinen geliebten König noch einmal zu zeigen.“

— „O ihr heiligen Fürſprecher!“ murmelte der Kniende wie in Verzweiflung, „ſo ſollte es ja nicht kommen. Wer Das geahnt hätte!“

— „Ihr vergeßt Euch!“ flüſterte ihm Matty zu. „Nicht ſprechen war die Bedingung. Kommt! Mir wird bange.“

Aber der heftig bewegte Beter erhob ſich nicht. Er war wie an die Stelle gebannt.

— „Entfernt Euch!“ befahl ihm die Königin. Matty riß ihn empor. Er machte eine drohende Bewegung auf die Königin zu, aber die Schwarze drängte ihn nach der Thüre. Draußen ſagte ſie: „Was thut Ihr, meine Frau! Welch ein Unglück hätte aus Euerer Unbeſonnenheit entſtehen können!“

— „O Himmel!“ ſtöhnte Eleonore — denn ſie war es — „das iſt alſo das Ende des ſtolzen Traumes! Grauſamer Philipp, du haſt mich um meine Rache betrogen, wie um meine Liebe. Todt, todt — und ich trage nun die Schmach eines Lebens, das keinen Mittelpunkt mehr hat, denn all' mein Thun und Sinnen war nur auf dich gerichtet; wie ich dich haßte, so glühend liebe ich dich. Nur wen man gewaltig liebt, den kann man gewaltig haſſen, und wen man haßt, den liebt man. Ich wollte ihm die Krone rauben aus Liebeshaß; es war eine herrliche Aufgabe für mich und ich lechzte danach, ſie zu löſen. Der neidiſche Tod hat meine Rolle übernommen. Wehe mir! Wehe mir!" Und ſie ſtürzte verzweiflungsvoll in die Nacht hinaus.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Vorzimmer der Erzherzogin-Statthalterin in der Hofburg zu Brüssel, lehnte Marc von [illegible] in einer Fensternische und nahm keinen Theil an der Unterhaltung der Hofherren. Er und alle Anderen bis auf die Diener herab waren in Trauerkleidern. Dann und wann ließ er den schwermüthigen Blick über die Baumwipfel draußen hingleiten, von denen Herbststürme das goldene Laub herabfegten. Da kam ihm in die Erinnerung, wie er vor fünf Jahren zu herrlichen Jubeltagen mit einem Zuge des kaiserlichen Hauses in Antwerpen denselben Saal der Fürsten [illegible] wie jetzt, und eine Thräne schlich über die Wange herab. Wohin war all' die Herrlichkeit, Jugend, Schönheit, Übermuth, Reichthum und kaiserliche Pracht? Geschwunden und verweht! Das Schicksal hatte die Stunde furchtbar gemacht. Aber aus dem Wirrwarr all' der entschwundenen großen Bilder hob sich eine einfache, ehrwürdige Gestalt hervor, die in ihren lieblichen Zügen.

[illegible]

— „[illegible]“

— „[illegible]“

[illegible]

— „[illegible]“

— „Werdet Ihr und der Prinz meiner Mutter heute die Ehre schenken, ihre Gäste zu sein? Ich weiß, sie hat Euch dringend ersuchen lassen.“

— „Wir haben uns schon bei ihr entschuldigen lassen. Almanzor hat nicht Ruhe und Rast; er treibt uns aber das Meilenmeer. Es ist Alles zu unserer Abreise fertig und in höchstens zwei Stunden sind wir auf dem Wege nach Antwerpen. Dort hat Bartolome Müller die letzte Ausrüstung der Schiffe besorgt und da der Wind günstig ist, werden sie morgen unter Segel gehen.“

— „Und wohin wird der unglückliche Prinz seine erste Meerfahrt für Euer Haus machen?“

— „Nach Ostindien. Später wird er als mein Handelsagent mit Gottes Hülfe auch die neue Welt besuchen. Mit der Königin Tod sind freilich die schönsten Pläne gescheitert. Doch wir dürfen das Vertrauen auf Gott nicht verlieren. Almanzor ist ein geschickter Seemann; er wird uns von Nutzen sein.“

— „Und er hegt eine große Verehrung für Euch, die der meinigen gleichkommt. Er schwur mir zu, daß er sein Leben immer nur Eurem Dienst weihen würde.“

— „Sein Entschluß ist löblich. Er will fortan nur Kaufmann und Seefahrer sein und nichts soll ihn an seine frühere Herrlichkeit erinnern. Er legt heute sogar den Namen Alfonso de Granada ab, wie er anvertraut hat, nicht minder erſehnt wurde: Was kümmert mich ferner der Kurfürſt, der Vogt, der Ritter von Elz? Ich lebe allein meiner Liebe.» Als er mit dieſen Gedanken beſchäftigt dahin trabte, kam er an eine Waldecke, wo der Fuß des Hundsrücks eine Strecke in die Ebne hineinlief. Die Bäume warfen, vom Monde beſchienen, lange Schatten; ein leiſes Lüftchen rauſchte in den Blättern. Der ſiegreiche Ritter glaubte Arkenhauſen vor ſich liegen zu ſehen, und wollte eben ſeinem Araber die Sporen einſetzen, als plötzlich hinter der Waldecke hervor drei bewaffnete Männer zu Pferde hervorbrachen und mit Mordgeſchrei auf ihn eindrangen. Der Anführer derſelben rennte mit geſenkter Lanze auf den einſamen Abendreiter ein, und warf ihn vom Pferde, eh ſich dieſer nur im Mindeſten auf einen Angriff gefaßt und auf Gegenwehr vorbereiten konnte. Beſinnungslos lag der ſieghafte Ritter auf dem Boden, der von ſeinem ſchweren Falle erdröhnt war.

«Auf meine tapfern Freunde!» rief Gobbelin, denn er war es, der ſich mit zweien ſeiner Kumpane in Hinterhalt gelegt hatte, «auf nach dem Ritterhauſe der ſchönen Guta! Obſchon dieſer Mann mit Hülfe verderblicher Zauberei und hölliſcher früher den Namen Alnayar ablegte; er will weder für einen Mauren, noch für einen Spanier gelten.“

— „Wie wird er ſich nennen?“

— „Noch weiß ich es nicht. Er erbittet ſich ſeinen neuen Namen von der Erzherzogin.“

In dieſem Augenblicke wurden die Thürflügel geöffnet und der Gegenſtand dieſes Zwiegeſprächs trat heraus. Er war einfach ſchwarz gekleidet und die tiefſte Trauer lag in ſeinen bleichen, ſchönen Zügen. Dem Edelknaben die Hand reichend, ſagte er bewegt: „Lebe wohl, mein junger Freund, mein Lebensretter! Gott geb' Euch Freuden in Fülle!“

— „So hat denn auch unſere gnädigſte Frau Euch nicht bewegen können, in's Vaterland zurückzukehren?“ fragte Marr bekümmert.

— „Ich habe kein Vaterland mehr,“ entgegnete der Maure. „Ich will mir erſt wieder eins erwerben, das Meer. Ich bin das vom Sturm entwurzelte Schilfrohr, das unabläſſig auf den Wellen treibt.“ Es lag eine Welt voll Schmerz in dieſen wenigen Worten.

Ein Kämmerer meldete, daß die durchlauchtigſte Frau Erzherzogin-Statthalterin Herrn Zagorr zu empfangen bereit ſei, und geleitete denſelben nach der Thüre, die er vor ihm öffnete.

Die Erzherzogin ſtand mitten im Zimmer, in ſchwarze Schleier und Gewänder gekleidet, umgeben von den drei älteſten Kindern ihres verſtorbenen Bruders, der achtjährigen Eleonore, dem faſt ſiebenjährigen Karl und der fünfjährigen Iſabella. Die Kinder ſpielten mit allerlei Spielgeräth am Boden. Die Erzherzogin hatte verweinte Augen und ſchien ſehr angegriffen.

— „Ihr kommt, mir Lebewohl zu ſagen, Herr Fugger,“ begann die ſchöne Fürſtin mit jener ſüßen Milde in Wort und Blick, die ihr alle Herzen gewann, doch zitterte die Stimme, wie von innern Thränen belaſtet.

— „Don Alfonzo wird Ew. Hoheit berichtet haben, daß ich morgen mit ihm nach Antwerpen gehe, um ihn auf das Schiff zu bringen, deſſen Führer er ferner ſein wird.“

— „Ich weiß es,“ flüſterte ſie wehmüthig.

— „Von Antwerpen kehre ich ſogleich nach Augsburg zurück, wo mich dringende Geſchäfte erwarten.“

— „Euch rufen auch dort Pflichten und wahrlich Ihr habt denen treueſter Ergebenheit hier im vollſten Maße genügt. Ich werde es meinem Vater zu rühmen wiſſen, wie troſtreich Ihr Euch mir in dieſer ſchrecklichen Zeit erwieſen, wo die Schläge des Schickſals ſo furchtbar auf mich regneten, daß ich es als ein Wunder göttlicher Barmherzigkeit betrachten muß, ihnen nicht erlegen zu ſein.“

— „Ihr habt zu viel Güte für mich, durchlauchtigſte Frau. War ich's denn nicht, der Euch eine jener ſchlimmen Trauerbotſchaften überbrachte, womit Euer edles Herz heimgeſucht worden iſt?"

— „Beſſer Ihr, als ein Fremder. Auch von Caſtilien war der Junker Büdenhoven der Ueberbringer der ſchrecklichen Todesbotſchaft und durch den Mund ſeiner Mutter wurde mir die Kunde meines Verluſtes mitgetheilt. Dadurch wurde ſie wenigſtens nicht vernichtend für mich. Ich habe es jetzt erſt recht empfunden, welch einen Engel mir der Himmel in der Gräfin von Tyrol zugeſchickt hat. Und wem anders verdank' ich dies, als eben Euch, edler Mann?"

— „So hat doch Gott Euer Herz dem Troſte geöffnet."

— „Ich habe mich in Demuth der Hand gebeugt, die mich ſo hart geſchlagen. Alles, was mir einſt lieb und theuer war, hat nun ein unerbittlicher Tod dahingerafft. Drei junge Männer, mit denen mich der Segen der Kirche nach einander verbunden, der einzige Bruder, die geliebteſte Freundin, die Geſpielinnen meiner Kindheit, alle, alle ſind ſie dem unerbittlichen Geſchick als Opfer gefallen, ſodaß ich mir in meinem ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre oft wie eine Greiſin vorkomme, die Alle überlebt hat, die einſt mit ihr denſelben Weg gingen. Kaum kann ein Herz härter geprüft werden als das meinige. Aber ich habe den Schmerz überwunden; heute habe ich den letzten Kampf beſtanden und Ihr ſeht mich als Siegerin. Gott hat mich meine neuen Pflichten erkennen laſſen, dieſen armen Waiſen hier Mutter und Erzieherin zu ſein. Ihr Vater iſt dahin, ihre Mutter — o Gott! — iſt ihr Leben nicht ſchlimmer als Tod? Ich muß ihnen jetzt Alles ſein und ich will's. Aber auch dieſes Land bedarf des Regenten und der Himmel hat mich dazu auserſehen. Ich erkenne meine Aufgabe, Mutter und Herrſcherin zu ſein. Es iſt mein Vaterland, das Land meiner Liebe, und es ſind ſeine und meine Kinder, es iſt der künftige Herr dieſes Landes. Und ſo will ich ihm nicht nur dieſen Prinzen zu einem tüchtigen Herrſcher erziehen, ich will meinem Karl auch das Land mit Segen verwalten, ſodaß ich es ihm einſt, wenn Gott will, in ſchöner Blüte übergeben kann. So nehmen mich Mutter- und Regentenpflichten gleich ſtark in Anſpruch und die Sorge, ihnen würdig zu genügen, kämpft den Schmerz in mir nieder und raubt ihm die vergiftete Spitze. Ich habe in der Noth die ſchwere Kunſt gelernt, mein Herz zu bezwingen."

— „Heil Euch, hohe und edle Frau!" rief Fugger begeiſtert, „Eure thätige Tugend wird dieſen Kindern und dieſem Lande von größtem Segen ſein. Wir müſſen dem Tode ſeinen Raub laſſen und unſere Kräfte dem Leben zuwenden; weihen wir den Geſtorbenen ein ſtilles Andenken, den Lebenden unſere Thätigkeit! So erfüllen wir alle Pflichten. Gott ſtärke Ew. Hoheit auf dem wichtigen Wege, den Ihr mit ſo viel Tugend vor allem Volke wandelt!“

— „Ich werde ſtets nach Euerm Beifall ſtreben als nach dem eines Mannes, deſſen ganzes Leben Thätigkeit und Menſchenliebe iſt. Ich habe vor wenigen Minuten wieder ein neues Beiſpiel von Euerer Hochherzigkeit erfahren. Kinder!“ rief ſie jetzt ihren Pfleglingen zu. „Herr Jakob Fugger will nach Augsburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückreiſen. Gebt ihm die Hand, wünſcht ihm Lebewohl und bittet um ſeinen Segen. Fürwahr, der Segen eines Ehrenmannes hat größere Kraft, als der eines ſchlechten Pfaffen.“

Prinz Karl ſprang herzu und befolgte den Befehl; munter ſagte er, indem er ſeine kleine Hand in die des augsburger Bürgers legte: „Tante Gretchen erzählt uns oft von Euch, was Ihr für ein guter und braver Mann ſeid. Ich will auch ſo werden.“

— „Gott gebe Euerm löblichen Vorſatz Kraft und Gedeihen, Herrlein! Ihr ſeid zu wichtigen Dingen auf Erden berufen, da thut's fürwahr noth, daß Ihr ein guter und braver Mann werdet. Von Allem, was ein Fürſt ſein kann, iſt gut und brav ſein das Beſte. Ich bitt' Euch, vergeßt niemals Euer Verſprechen und ſorgt dafür, wenn Ihr groß geworden ſeid, daß ich Euch niemals daran zu erinnern brauche.“

— „Herr Fugger,“ ſagte die Erzherzogin, „Euch eine Gnadenkette umzuhangen, dünkt mir eine Anmaßung von mir, ich will es meinem königlichen Vater überlaſſen, und doch möchte ich Euch ein Zeichen meiner Verehrung geben. So bitt' ich Euch, nehmt mein Bild und bringt es Euerer Hausfrau als das Conterfei einer ſchwergeprüften Fürſtin, die die Tugend eines Mannes zu ſchätzen weiß."

— „Ew. Hoheit beglückt mich durch dieſes Geſchenk — mir das theuerſte, was es geben kann — daß ich es nicht mit Worten auszuſprechen vermag. Dies Bild ſoll der thätigſte und menſchenfreundlichſte meiner Neffen einſt von mir erben als meinen koſtbarſten Schatz; er ſoll mit Freuden daran erkennen, daß nichts belohnender und erhabener iſt als die Gnade und Gunſt eines geliebten Fürſten, wahrhaft beſeligend aber die einer verehrten Fürſtin. Und nun lebt wohl, Hoheit! Gott geb' Euch Frieden und Freude!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die uralte Stadt Augsburg hat nur eine einzige Vorſtadt, die St. Jakobsvorſtadt genannt. Sie ſenkt ſich hinab nach dem Lech zu und iſt den vierten Theil ſo groß, wie die Stadt ſelbſt. Dort war eine geräumige Strecke mit einer Menge alter und elender Häuſer beſtanden; viele der armſeligen Baulichkeiten verdienten nicht einmal dieſen Namen. Es waren die Wohnungen der ärmſten Leute in Augsburg und der Ort hieß der Kappenzipfel. Schon ein Jahr zuvor war Jakob Fugger mit ſeinen beiden Brüdern Ulrich und Georg einig geworden, dieſe ſämmtlichen ſchlechten und baufälligen Häuſer anzukaufen, ſie niederreißen zu laſſen und dafür neue und zweckmäßige Wohnungen für die Armuth zu bauen.

Hier war im Spätherbſt die emſigſte Thätigkeit zu ſehen. Der Ankauf der meiſten Häuſer war geſchehen und zehn davon waren bereits abgeriſſen; die erſten beiden neuen erhoben ſich aber ſchon wieder aus den Trümmern. Die ganze Anlage ſollte nach einem feſten Plane ausgeführt werden. Nach des verſtorbenen Georgs Wunſche ſollte ſie den Namen Fugger in der Stadt Augsburg bis zu den ſpäteſten Zeiten erhalten. Und es iſt bekannt, daß dieſe Häuſerinſel bis heute den Namen „die Fuggerei“ führt und ihn gewiß führen wird, ſo lange Augsburg beſteht*).

Hier unter den Werkleuten ſchaltete und waltete Jakob Fugger täglich ein paar Stunden in ſeiner bekannten emſigen und liebreichen Weiſe, die ſo leicht alle Menſchen, ſchier gegen ihren Willen, ihm dienſtbar machte und die es ihm ermöglichte, Alles durchzuſetzen, was er wollte. Hier war er nun erſt recht in ſeiner arbeitfrohen Stimmung, denn er wollte den Aermſten ſeiner geliebten Vaterſtadt Hütten bauen. Sein Auge funkelte mit jener edeln Menſchenfreundlichkeit, die das Lebenselement großer und reiner Herzen iſt, und er gewann hier durch einen Blick, feuerte dort durch ein Wort an, belohnte hier und dort durch einen Händedruck oder leichten Schlag auf die Schulter; dann ließ er wieder einmal den Becher kreiſen, nachdem er zuvor getrunken, und in den Fugger'ſchen Kellern lagerte kein ſchlechter Wein. So wurde die Arbeit wie durch Zauberei gefördert und Maurer und Zimmerleute ſtaunten ſich ſelbſt einander an. Die erſten oder die Muſterhäuſer, nach welchen die andern gebaut werden ſollten, gingen ihrer Vollendung mit raſchen Schritten entgegen.

---

*) Die Fuggerei wurde erſt im Jahre 1519 von Jakob Fugger vollendet und beſtand damals aus 106 kleinen Häuſern.

Frau Sibylle liebte es, ihren Ehegemahl auf die Bauſtätte auf dem Kappenzipfel zu begleiten und ihm guten Rath zu geben, wol auch ſelbſt anzuordnen, und er war gutmüthig genug, oft ihrem Wunſche nachzugeben und die baulichen Einrichtungen nach ihren Angaben zu treffen. Auch theilte das Ehepaar täglich vier Wecken und Geld unter die armen Kinder aus, welche alle beim Bauen beſchäftigt wurden.

Eines Tages ſtanden ſie in traulichem Zwiegeſpräch zuſammen und betrachteten mit Wohlgefallen das erſte nun bald fertige Häuslein; da wankte eine zerlumpte Bettlerin auf ſie zu. Jakob fuhr raſch in die Taſche, um ihr ein Almoſen zu verabreichen; in demſelben Augenblick fiel das Weib mit einem dumpfen Schmerzensruf ohnmächtig zu Boden und lag regungslos vor den Füßen des erſchrockenen Ehepaares. Jakob ſprang hülfreich hinzu, um das arme erſchöpfte Weib aufzurichten, er hatte aber kaum Hand an ſie gelegt, als er ſeiner Wirthin mit wahrem Entſetzen zuraunte: „Steh' uns Gott bei und alle heiligen Nothhelfer! Es iſt ja die Frau Eleonore van der Voort.“

— „Schnell laß ſie in das Häuslein tragen und verhüll' ihr das Geſicht, damit ſie Niemand weiter erkennt!“ ſagte Sibylle beſorgt. „Wenn's Nacht geworden, wollen wir ſie durch unſere Leute heimlich heimſchaffen laſſen.“

Die Ohnmächtige wurde in das neue Gebäude gebracht und hier ſo gut gebettet, wie es eben anging. Frau Sibylle ſchickte eiligſt nach Wein und Brot und ließ ihrer alten, tauben Magd anſagen, daß ſie ſchleunigſt eine ſtärkende Suppe bereiten ſolle.

Erſt nach Stunden und nicht ohne ärztliche Hülfe gelang es, die unglückliche Frau wieder zum Bewußtſein zu bringen; aber ſie war ſo ſchwach, daß ſie nicht zu ſprechen vermochte. Ihr Aeußeres war nicht minder in einem ſehr übeln Zuſtand.

Sie war barfuß und ihre Füße ſchwielig und blutig von einer langen Fußwanderung; ihre Kleider hingen zerfetzt um ſie, ihre Haut, von der Sonne Spaniens verbrannt, hatte nun auch den letzten Reſt von Schönheit verloren. Wangen und Augen waren tief eingefallen, ihre Züge hatten Schmerz und Verzweiflung zerwühlt; ſie war ein Schreckbild geworden. Jakob konnte ſie nicht genug betrachten, denn ſeine Phantaſie ſtellte ihm ihr reizendes, verführeriſches Bild daneben, wie er ſie vor fünf Jahren im höchſten Glanz jugendlicher Schönheit und unermeßlichen Reichthums zuerſt geſehen hatte. Es war ihm wie ein unbegreifliches Wunder, daß dieſe häßliche Bettlerin dieſelbe Frau ſein ſollte, die vor ſo kurzer Zeit — denn was ſind fünf Jahre in den Gedanken eines Menſchen! — den reichen Herzog

Künſte fähig war, im Turniere mich zu überwältigen, ſo blickt das Glück doch noch lächelnd auf Gobbelin von Elz. Des Kaiſers Brief, der mich zum Oberkämmerer, Schirmvogt von Coblenz und Herrn von Arkenhauſen macht, der mir Glück wünſcht zu meinen Siegen, iſt heute in Coblenz eingetroffen. Niemand außer dem Kurfürſten und ich, dem er es anvertraut, weiß, wer dieſer fremde Mann iſt; das Volk hält ihn für einen Spießgeſellen des Teufels und hat vielleicht recht. Wie wär's, wenn wir ihm das Lebenslicht ausblieſen und ihm in dieſer Nacht ein Grab im Walde grüben? Es krähete kein Hahn nach ihm.»

«Dies wäre wohl gut,» verſetzte einer der Begleiter, «aber beſſer wäre es unſtreitig, Ihr ſetztet Euch erſt in Beſitz von Arkenhauſen; denn was hülfe Euch der Tod dieſes Mannes, wenn man Euch dort die Thore nicht öffnete und Euch nicht als Sieger anerkennte? Wahrlich die Ohnmacht des Fräuleins ſprach nicht zu Euren Gunſten. Und glaubt Ihr, daß das Gerücht vom Ausgang der Sache nicht ſchon nach Arkenhauſen gedrungen iſt?»

«Mag es immerhin. Der Glaube iſt unter dem ganzen Volke verbreitet, der Teufel ſelbſt habe mit einem ſilbernen Schilde gegen mich gevon Burgund und Niederland königlich bewirthet und zum zärtlichen Minnewart gehabt hatte.

Gegen Abend ließ ſie Jakob in einer Sänfte in ſein Haus bringen, wo Frau Sibylle bereits gute Einrichtung für ſie getroffen hatte. Sie verbrachte die Nacht ſehr unruhig und am andern Morgen lag ſie ſchon im heftigen Fieber. Sie phantaſirte furchtbar und ſtritt ſich oft in ihren heißen Fieberträumen mit dem Pater Innocenz, den ſie nur in der Geſtalt des Teufels ſah. Dann hatte ſie es wieder mit Philipps Leiche, mit der wahnſinnigen Königin und mit der ſchwarzen Maty zu thun. Drei Wochen lang ſchwebte ſie zwiſchen Leben und Tod. Aber der Tod verſchmähte die arme Frau, er, der ſo gierig in jüngſter Zeit nach hohen, jugendlichen Häuptern gegriffen hatte. Sie genas.

Eines Tages machte ihr Jakob einen Beſuch. Sie ſah ihn lange und ſchweigend an. Endlich fragte ſie mit gepreßter Stimme: „Wo iſt mein Vater?“

— „Todt!“ verſetzte er kalt. „Ihr habt ihm das Herz gebrochen, als Ihr ihn verlaſſen und fortgezogen ſeid, keinem Menſchen ſagend wohin.“

Sie verhüllte das Haupt und ſchluchzte krampfhaft.

— „Wo ſeid Ihr denn geweſen?“ fragte Fugger ernſthaft.

— „Fragt nicht! Laßt mich ſchweigen!“ fuhr ſie auf. „Ich bin abermals von Königen und Pfaffen betrogen und hintergangen und jetzt ſchändlicher als das erſte Mal. Fluch über alle Fürſten und Pfaffen!"

— „Ihr ſeid durch Euer Unglück um nichts gebeſſert, Frau!" ſprach Fugger verdrießlich. „Ich will nicht in Euer Geheimniß dringen, auch kann mir gleichgültig ſein, wo Ihr Euch ſeit einem halben Jahre herumgetrieben habt; aber ich wollte jede Wette eingehen, daß Eitelkeit, Rachſucht und anderes böſes Gelüſt mehr an Euerm jetzigen Elend ſchuld iſt, wie alle Fürſten und Pfaffen. Und ſo habt Ihr all' Euer Unglück ſelbſt verſchuldet. Deshalb wollt' ich, Ihr ginget in Euch und bliebet nun ruhig hier in Augsburg, wo Ihr zum Leben genug habt und Euch Niemand ein Haar krümmt."

— „Ich will es," ſagte ſie weinend. „Nun, da der König Philipp todt iſt, will ich von Euerer Unterſtützung leben, weiß ich doch nun, daß dieſe nicht von ſeiner Gnade kömmt."

— „Ihr braucht auch nicht von meiner Gnade zu leben, noch von der eines andern lebenden Menſchen. Mein Bruder Georg hatte Euerm Vater, wie Ihr wißt, ein hübſches Legat ausgeſetzt und Ihr ſeid die Erbin; denn für Euere Geſchwiſter hat mein ſeliger Bruder noch beſonders geſorgt. Es war der Wille meines guten Georg, daß eins der erſten neuen Häuſer, die die Fugger in der Jakobsvorſtadt bauen, Euerm Vater und Euch zur Wohnung angewieſen werden möchte. Euer

Vater hat hoch oben auf der Blümlisalp ſein eigen Kämmerlein bezogen und bedarf unſeres Baues nicht mehr. Für Euch aber ſteht das Häuslein bereit und Ihr könnt es mit dem kommenden Frühjahr beziehen.“

Und ſo geſchah's. Nach dem Oſterfeſte zog die ſchwer Gedemüthigte in die kleine reinliche Wohnung und ward die erſte Inſaſſin der Fuggerei.

Ende des dritten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Der Herzog von Burgund und Niederland.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

[illegible]

Ein deutſcher Leinweber.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Vor Jakob Fugger's Haus auf dem Weinmarkte in Augsburg warf ſich ein ſtattlicher Reiter, der mit ſeinem Knechte haſtig herangeſprengt war, vom Pferde und ſtürmte in das Haus. Es war um die Mittagszeit eines ſchönen Frühſommertags zu Ende des Brachmonats im Jahre 1512. Ein ſchlankes, blühendes Mägdlein trat dem jungen Manne raſch entgegen, neugierig, zu ſehen, wer eben angekommen ſei. Kaum aber hatte ſie den Reiter erblickt, als ſie mit einem Laut der Ueberraſchung ſchnell wieder durch die Hausflur zurücklief und verſchwand. Der Reiter ſah ihr nicht minder überraſcht nach und ſagte dann: „Ein günſtiges Omen auf der Schwelle des Hauſes! Ich möchte darauf ſchwören, das war die kleine Sibylle. Aber iſt die groß und hübſch geworden!"

Einen Augenblick darauf ſtand der ſchöne und vornehm gekleidete Mann im Gaden vor der im hohen Polſterſtuhle ſitzenden dicken Hausfrau, deren fleiſchige Hände auf einem wohlgepflegten Mops in ihrem Schooße ruheden. Mit einem verwunderten, doch nicht unfreundlichen Blicke betrachtete Frau Sibylle den ihr unbekannten Fremden, der mit ſo deutlichen Zeichen der Freude, wie ein alter Bekannter, auf ſie zueilte, beide Hände nach den ihrigen ausſtreckend, und der träge Mops erhob das Haupt und knurrte; denn bis zum Bellen brachte es ſeine fette Stimme nicht. Der Eingetretene erwiedert den fragenden Blick der wohlgenährten Frau und ſagte lachend: „Ich dachte mir es wohl, daß ich Euch allein hier finden würde, Frau Sibylle, und daß Ihr mich nicht mehr kennen würdet. Es ſind freilich fünf volle Jahre, daß ich von Euch ſchied, und ich mag mich wol in dieſer Zeit etwas verändert haben. Aber ſeht mich nur recht an; vielleicht kommen Euch meine Züge doch wieder ins Gedächtniß."

In dieſem Augenblicke wurde die hintere Thür des Gaden, welche in die Küche führte, aufgethan, und jene blühende Jungfrau trat ſittſam, mit dem weißen Tellertuch auf dem Arme und mit zinnernem Tiſchgeräth in den Händen, herein, augenſcheinlich, um den Tiſch zum Mittagsmahle zuzubereiten. Sie war, wie die Hauswirthin, in die einfache linnene Schaube gekleidet, und nur das hellgrüne Schürzenband gab Kunde vom fröhlichen, hoffnungsreichen Jugendſinne. Erröthend neigte ſie ſich vor dem jungen Manne und ſtand verwirrt, wie in den Boden gewurzelt, das ſinnige blaue Auge geſenkt, das blühende Antlitz wie mit Purpur überzogen. Der Fremde eilte aber freudig auf ſie mit den fröhlichen Worten zu:

ſtritten, und ich habe nichts verſäumt, alle darin zu beſtärken. Manche ſchwören Stein und Bein, ſeinen Pferdefuß geſehen zu haben. Aber Recht haſt du auch; da ich nun weiß, daß er noch nicht nach Arkenhauſen iſt, ſo muß ich eilen dahinzukommen. Du, Leupold, mußt mich vor dem Thore von Arkenhauſen mit Trommetenſchall als den Sieger des Turniers verkünden. Die Diener werden der Anordnung ihres verſtorbnen Herrn mehr Achtung erweiſen, als dem Manne den Einzug verweigern, welcher dem Teſtamente zu Folge Gemahl der Erbin und Herr des Hauſes iſt. Dich, Severin, beordre ich, dem thörichten Manne, dem es beikam, mit der Gunſt des Teufels, mich auf meiner Siegesbahn aufzuhalten, deinen Stahl durch die Bruſt zu ſtoßen, und ihm tief im Walde ein Grab zu höhlen, worein du ihn betteſt. Decke ihn fein mit Erde und Laub zu. Sein Roß und Rüſtung ſei dir geſchenkt. Dieſes aber will ich noch an mich nehmen.» Mit dieſen Worten riß er dem Ohnmächtigen den Lorbeer-Kranz vom Helme und nahm ihm den ſilbernen Schild. «Dies wird ein hinlängliches Zeugniß der Wahrheit unſrer Erzählung ſein. Auf, Leupold, die Augenblicke ſind koſtbar!» Und ſich den Siegeskranz auf den eignen

„Gute Pferde hat mich schneller erkannt, als Ihr, Frau Sibylle. Weiß' doch Gott, Sibyllchen! Warum stellst du dich fremd vor mir? Ich dachte mir's, daß du's gewesen bist. Bist du emporgewachsen! Schäm' ich mich doch, dich noch du zu nennen. Gib mir deine Hand zum Willkommen!“

„So helft mir doch aus dem Traume!“ ließ sich die Stimme der Hausfrau vernehmen, an seinem Tone mit der etwas schwerfälligen harmonierend. „Ich kenn' den Junker wol, aber sein Name fällt mir nicht gleich ein. Ihr wißt ja, was für ein schlechtes, kurzes Gedächtniß ich habe, und wie ich immer die Namen der Leute vergesse.“

„Ei, wißt Ihr auch den Junker Marx von Wülfenbergen nicht mehr zu nennen, Frau Gotte?“*), fragte die junge Sibylle lachend.

„Ach, alle vierzehn heiligen Nothhelfer sollen mir beistehen!“ jauchzte die dicke Frau und warf den Wocken vom Schooße, um den Junker würdig zu bewillkommnen. „Was mir da mein schlechtes Gedächtniß wieder für einen Streich spielt! Gott segne Euren Eingang, liebwerther Junker! — Freilich, freilich, Ihr seid ein Mann geworden, und was für ein stattlicher Mann! Aus dem ganzen Bart habt Ihr Euch machen lassen, wie die heiligen Apostel. Das ist die neue Art, die die Niederländer aufgebracht haben, wie

---

*) Gotte, schweizerisch, Bezeichnung der weiblichen Pathin, die ein Kind aus der Taufe hob, von diesem Kinde ihrem Pathen. Götti, männlich.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Hilf mir Gott!" rief die Frau in ihrer kläglichen Weise, „ist mir doch, als hätt' ich mit den meinen Ohren sagen hören, der Kaiser und der König von Frankreich wären gar gute Freunde und liebe Bundesgenossen, und stünden gegen Venedig und gegen — ach! was weiß ich! Ich habe ein schlechtes Gedächtniß und vermenge Dinge und Namen mit einander. Das soll [illegible] behalten, der, wenn ich nicht irre, das letzte Wort hatte. Wer hilft mir doch, [illegible] [illegible] auch? Sind denn der Kaiser Max und der König Ludwig nicht die besten Freunde?"

„Das waren sie im vorigen Jahre auch. Aber in großen Monarchen kann sich viel ändern. Und so sind denn in dieser Zeit die beiden Potentaten aus guten Freunden wieder bittere Feinde geworden —"

„Wieder einmal!" schaltete Frau Sibylle mit komischem Ernst ein und schlug ein Kreuz, wie vor den Anfechtungen des Bösen. „Das ist ein Kreuz mit Fürsten, bald Friede, bald Hader; heut verbündet, morgen Gegenpart mit einander. Vom gemeinen Manne sagt man: Bald schlägt sich, bald verträgt sich; ich weiß nicht, was man von Königen und Herren sagt."

[illegible] brach in ein helles Lachen aus. „Ihr habt nicht Unrecht! Genug, der Kaiser hat sich zu Anfang dieses Jahres der sogenannten heiligen Ligue gegen Frankreich angeschlossen und auch seinen Vetter, den jungen König Heinrich den Achten von England, bewogen, seinem Bunden Bunde beigetreten. König Heinrich ſchickt nun eben ein ſtarkes Heer von England nach den Niederlanden herüber; der Kaiſer ſchickt ſeine ausgeworbenen Heerhaufen theils nach Italien gegen die Venetianer, theils nach Burgund, daß er in Verbindung mit einem eidgenöſſiſchen und einem niederländiſchen Heere dem Franzoſen abnehmen und für ſeinen Enkel Karl erobern will, und endlich wird er ſelbſt einen Theil des hier verſammelten Kriegsvolks den Rhein hinab in die Niederlande führen, um es dort mit den Engländern zu vereinigen, und von da wollen die beiden gekrönten Häupter in Frankreich einfallen und ſiegen und erobern.“

„Ja, das iſt eine Kunſt — Gott ſei's geklagt! Was Gott der Herr ſchafft und wachſen läßt, und was der Menſch mit ſaurem Schweiße aufbaut und [illegible] ſich zu ſeines Leibes Nahrung und Nothdurft, das verwüſten und verderben die großen Herren; Menſchen und Vieh ſchlachten ſie unbarmherzig dahin, brennen die Hütten ab und zerſtören das Eigenthum — und immer ſagen ſie, ſie thäten's zur Ehre Gottes. Was geht dem gemeinen Manne die Feindſchaft und Freundſchaft des deutſchen Kaiſers und des franzöſiſchen Königs an, und doch muß er ſich das Fell von ihnen über die Ohren ziehen laſſen, während ſie ſelbſt einander kein Haar krümmen. Sind ſie Freunde mit einander, hat Niemand Gewinn davon, als ſie ſelbſt; [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] ſie und theilen allein die Herrſchaft und Vortheile; der gemeine Mann bekommt keinen Mann voll Brot und keinen Schluck Wein von ihrer Tafel. Aber ſie freien, müſſen es Land und Leute entgelten; ſie ſtecken dem Bürger und Bauer den rothen Hahn aufs Dach und ſchonen das Kind im Mutterleibe nicht. Und wer muß denn den großen Herren, den Edelleuten und dem Pfaffenvolk, die alle zuſammenhalten gegen die armen Leute und ſie bis aufs Blut ſchinden; wer muß ihnen den prächtigen Tiſch beſtellen und Küche und Keller füllen, wer muß ihren lüderlichen Kriegsknechten den Sold zahlen und ihre Schlöſſer und Burgen bauen? Eben der gemeine Mann muß es thun, deſſen Leibeigene ſie ſind."

„Ihr ſprecht ja, wie die Bauern jetzt zu reden pflegen," warf Marx verwundert ein.

„Ei, es freut mich doch, daß das dumme Bäuerlein auch gemach anfängt klug zu werden und zu begreifen, daß es von den Herren für nichts gehalten wird, denn als Laſtthier, und durch Lug und Trug um alle Gerechtſame und alle Freiheit gebracht worden iſt."

„So viel ich weiß, iſt das nicht die Meinung Eures Oheims. Herr Jakob mag nichts wiſſen von der Eigenhülfe des Bauernvolks."

„Weiß wol, und Meiſter Jakob ſpricht deshalb mit mir nicht von ſolchen Dingen, und wenn ich ihn darauf bringen will, ſchneidet er mich kurz mit den Worten ab; ich verſtünde davon nichts und ſolle mich um Kunkel und Nadel bekümmern. Weiber hätten nichts mit dem Blut

Kopf und dem Herrenbänkelein zu verſtehen. Ihr wißt, er macht nicht gern Worte, und was ihm in die Quere läuft, weiſt er grob ab. Aber ich habe ſo gut wie er meinen eigenen Kopf und laſſe mir es nicht nehmen, das für Recht auszuſprechen, was ich für Recht halte. Auch gibt er ſelbſt zu, daß die vornehmen Meiſterleute, die Kloſterherren, wie der zu Kempten, die kaiſerlichen Amtleute und die adeligen Herren nicht recht am Bauer thun; doch ſagt er ſtets, der Kaiſer werde ihnen ſchon helfen. Ich glaub' aber nicht an des Kaiſers Hilfe. — Doch möchte ich auch für mein Leben gern wiſſen, wo die Trauben hangen, und mir das ſchwache Verſtändniß gern aufklären laſſen. Seht, da kommt ſchon die Baſe mit einem guten Bekräftigungstrunk. Thut mir Beſcheid, wackerer Junker!"

Das zierliche Mägdlein reichte dem Junker ſchüchtern ihm einen Becher, deſſen Rand dieſer der Sitte gemäß nur mit den Lippen berührte, während ſeine Augen mit einem ſchwärmeriſchen Ausdrucke von Wohlgefallen auf der ſchlanken, ſchönen Geſtalt des Mädchens, jungen Sibylle ruhten, um ihn dann der alten Sibylle hinzugeben. Die ſtattliche Frau ſprach: „Zu Eurem fröhlichen Willkommen!" und leerte das ſilberne Gefäß mit einem Zuge, winkte der Baſe, welche es ſogleich wieder aus dem Kruge füllte, und reichte es dem Junker dar, welcher es mit den Worten ergriff und austrank: „Zu Eurer Geſundheit, Frau!"

„Ihr ſeid mir der rechte Mann, den ich brauche und ſchon lange mir gewünſcht habe," fuhr die Hauswirthin mit zuvorkommender Freundlichkeit fort, und ſie legte ihre fleißige Hand mit mütterlicher Vertraulichkeit auf Wildenhoven's Schulter. „Ihr werdet gern mit mir über die Dinge plaudern, die draußen in der Welt vorgehen, und mir Bericht ſagen über die neue Zeitung; ihr werdet nicht unwirſch werden über mein ſchwaches Gedächtniß und ihm zu Hülfe kommen, wo's hapert. Gebt mir Eure Hand drauf, Junker, daß Ihr Euch nicht verſchwören wollt gegen die Neugierde einer alten Frau! — Es ſoll Euer Schade nicht ſein," ſagte ſie bedeutungsvoll lächelnd hinzu.

Wildenhoven ſchlug ein, und der Becher wurde von beiden noch einmal auf das neue Bündniß geleert. Während nun die Base Tiſch und Küche beſorgte und übrigens eben ſo großen Antheil an dem neuen Bündniſſe nahm, als ihre Mutter, obgleich ſich Beider Gefühle auf höchſt verſchiedene und einander ſchnurſtracks entgegengeſetzte Art äußerten, ſpann ſich das Zwiegeſpräch zwiſchen den beiden Hauptperſonen fort.

„Nun ſo ſagt mir nur mit wenigen Worten, lieb Junkerlein, wie verhält ſich das mit dem heiligen Papſt und wieder mit einem andern Papſt, die mein Alter da von Konſtanz genannt hat, und gebt mir endlich Aufſchluß, wer jetzt Freund und Feind bei den Herren Königen iſt?"

„Ihr wißt doch, werthe Frau," begann Wildenhoven bereitwillig ſeine Vorleſung und kam bald genug in den rechten Fahrwaſſer, während die Blicke ſeiner aufmerkſeinen Zuhörern lebhafter an ſeinen Zügen hangen: „Ihr wißt, daß die beiden Könige von Frankreich und Spanien ſich vereinigt hatten, das Königreich Neapel brüderlich unter ſich theilen."

„Ja, ja! Sie jagten den König von Neapel fort und wurden dann ſelbſt uneins. Es gab Krieg, wie allemal, wenn die großen Herren über einer Beute uneins werden; die Spanier ſiegten, der König Ferdinand behielt ganz Neapel für ſich."

„Ganz recht. Dann wurden ſie wieder eins und abermals die beſten Freunde. Der König Ferdinand heirathete eine Nichte des Königs Ludwig und ließ dieſen im Beſitz des eroberten Herzogthums Mailand, wozu Ludwig gerade ſo viel Recht hatte wie Ferdinand zu Neapel, und wie Ihr und ich zum deutſchen Reiche. Aber der franzöſiſche König konnte es doch aller Freundſchaft mit dem ſpaniſchen nicht vergeſſen, daß ihm die Hälfte von Neapel, die er ſchon in der Hand gehabt, wieder entgangen war, und er ſah ſich im übrigen Italien um, ob er nicht eine gute Gelegenheit fände, ſich anderweit zu entſchädigen. Der ungeheure Reichthum Venedigs und vorzüglich der große Länderbeſitz dieſes Freiſtaats auf dem feſten Lande Italiens war ihm ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen. Es ärgerte ihn, daß ſolche Pfefferſäcke, wie er die venetianiſchen Kaufleute nannte, größeren Prunk und Aufwand machten, als er, der mächtige König des reichen Frankreichs vermochte. Sie gehörten ihm alle, das wußt genährten Krämern etwas abzunehmen von ihrem Ueberfluß. Den übrigen Herren Königen ging's gerade ſo, wie ihm. Auch ihnen war der übermüthige Prunk der Venetianer unerträglich, und Jeder von ihnen hatte wol ſchon lange darüber gegrollt. Sie waren und ſind alle länder- und geldgierig, was eine Krone trägt, das weiß Niemand beſſer als ich, der ich lange genug um gekrönte Häupter geweſen bin — und Republiken ſind den Königen zu allen Zeiten verhaßt geweſen. Als nun König Ludwig bei ihnen anfragen ließ, ob ſie ſich nicht mit ihm verbinden wollten, um den Venetianern abzuzwingen, was ihnen nicht gebühre, da waren ſie gleich alle zu ſolchem Bündniß bereit."

Frau Sibylle nickte pfiffig, krabbelte ihren Mops und ſagte: „Ja, wenn's ein Huhn zu rupfen gibt, kommen alle Geier friedlich herbei; über dem Theilen werden ſie aber uneins."

„So geſchah es auch hier wieder," bemerkte der Junker.

„Ich kann den venetianiſchen Hofprunk nicht leiden, ſo wenig wie den, der auch bei uns aufgekommen iſt, ſo daß Bürger und Edelleute nicht mehr vor Hochmuth wiſſen, womit ſie ſich behängen und was ſie eſſen und thun ſollen, während der gemeine Mann am Hungertuche nagt und die Blöße nicht bedecken kann," fuhr die Kaufmannsfrau fort, „und wenn Meiſter Jakob ſo ein Praſſer wäre, ich jag' ihn aus dem Hauſe; aber was ging's den Herren Königen an, wenn die Narren in Venedig ihr erwor-

Helm drückend, flog er davon, nach Arkenhauſen zu. Leupold ſein Wappner folgte ihm. Severin blieb bei dem beraubten Ritter zurück. Kaum aber ſah ſich der Edelknecht mit dieſem allein, als er furchtſam zurückwich, und zu ſich ſelbſt ſprach: «Ei ſeht doch, Gobbelin ſagt ſelbſt, dieſer hier ſei ein Genoſſe des Teufels, und ich ſoll mich an ihm vergreifen? Ich werde kein Narr ſein, und mir den Teufel auf den Hals ſetzen. Gott bewahre mich vor dem Teufel! Wer ſteht mir dafür, daß er, ſo wie ich ihn nur anrühre, mich erfaßte und ſchnurſtracks in die Hölle ſchleppte. Er wartet vielleicht nur darauf, aber da kannſt du lange warten. Es iſt mir noch zu früh dazu. Ich will erſt mein Leben noch genießen. Lieg du, ſo lange du willſt, ich rühre dich nicht an.» Und von Furcht ergriffen, ſchwang er ſich auf ſeinen Gaul und trabte nach Coblenz zu.

Der Ritter vom ſilbernen Schilde mochte ungefähr eine Stunde gelegen haben, als wieder Pferdetrab nahete. Das tapfere Araberroß hatte treu bei ſeinem Herrn ausgeharrt; es ſtand ihm zur Seite und machte ſich jetzt durch ein gellendes Wiehern bemerkbar. Gleich darauf ſprengte ein Mann benes Geld auf eine unnütze Weiſe verthaten? Sie gaben ihnen nichts dazu. Laſſen ſich's etwa die Könige wehren, wenn ſie Dummheiten machen, und machen ſie derſelben nicht etwa genug? Nun iſt nur der erhebliche Unterſchied, daß die Venetianer ihr Geld redlich durch Handel und Wandel verdient haben, die Könige aber haben's ihren Unterthanen abgenommen. Jeder kann mit ſeinem Eigenthume machen, was er will."

„Dieſer Meinung ſind alle billig denkenden und vernünftigen Leute," bekräftigte Büdenberen. „Um ſo abſcheulicher war das Bündniß, welches König Ludwig von Frankreich, Kaiſer Maximilian, („Ja, ja, er nimmt's auch gern, wo er's haben kann, und die Venetianer haben ihn geneckt, als ſie ihm den Weg nach Rom verlegten, wo er ſich die Kaiſerkrone holen wollte," ſagte Frau Sibylle dazwiſchen), König Ferdinand von Aragonien und der Papſt Julius nebſt mehren kleinen Fürſten, blos gegen Recht und Billigkeit, mit einander zu Kamerich in Frankreich — es werden nun fünf Jahre — abſchloſſen (der Papſt trat erſt ein Jahr ſpäter dazu), um, wie ſie ſich ausdrückten, die Länder Venedigs, welche dieſer Staat ihnen geraubt habe, zurück zu verlangen. Der Papſt geſellte ſich nur bei, um die ſtolzen Venetianer gedemüthigt zu ſehen. Aus dieſem unſeligen Bündniß iſt nun das gegenwärtige Durcheinander von Kriegen entſtanden, welches die Welt ſeit vier Jahren verwirrt und unſägliches Unglück über Länder und Menſchen gebracht hat. Denn ſobald die großen Jäger dem hübſchen Freiſtaate die Beute nun wirklich abgenommen, geriethen ſie, wie Ihr wißt, und wie von ihnen gar nicht anders zu erwarten war, über dieſelbe mit einander in Streit. Der Papſt, dem die Demüthigung Venedigs genügte, und der von den reichen Kaufleuten ins Geheim gewonnen war, wollte nun die ihm gefährlich vorkommenden Franzoſen in Italien nicht dulden — ihm bangte vor dieſen zweideutigen Freunden — und er zog durch die wichtigſten Zugeſtändniſſe den König Ferdinand auf ſeine Seite. Venedig benutzte ſchlau die Verſtimmungen und den Zwieſpalt der Verbündeten, und vor anderthalb Jahren wurde zwiſchen dem Papſte, dem König Ferdinand und dem Freiſtaate ein Bündniß gegen Frankreich geſchloſſen, das man des frommen Zweckes wegen, welcher vorgeſchoben wurde, nämlich: den Kirchenſtaat gegen die räuberiſchen Franzoſen zu ſchützen, die heilige Ligue nannte. Den Kaiſer Max hatten die neuen Verbündeten nicht eingeladen und eigentlich gar nicht berückſichtigt —"

„Ich glaube, ſie haben ihn gar nicht für voll angeſehen," verſetzte Frau Sibylle, „und in der That mit guter Erkenntniß — Ihr ſeid ein treuer Rath und dem Kaiſer treu ergeben — mir geht's nicht viel beſſer, wie jenen Königen und dem Papſte. Es iſt ein guter, lieber Herr, der Kaiſer; er hat aber auch immer nur Narrheiten im Kopfe und deshalb ewig kein Geld. Statt im deutſchen Reiche Ordnung zu ſchaffen, hadert und kriegt er ewig mit andern Königen. Bei uns aber geht Alles darunter und drüber, ſo daß ſelbſt Meiſter Jakob, der doch ſonſt den Kaiſer ſchier anbetet, wie die Kinder Israel das güldne Kalb, mißbilligend den Kopf ſchüttelt."

„Es kann wohl ſein, daß Ihr nicht gar weit von der Wahrheit vorbei geſchoſſen ſeid," verſetzte der Junker mit einem feinen Lächeln, „doch würde ich das keinem Menſchen weiter als nur Euch eingeſtehen, da ich Euch wie eine Mutter liebe und verehre. — Kaiſer Maximilian blieb alſo der Bundesgenoſſe des Königs von Frankreich."

„Herr, wie lange!" unterbrach ihn die Frau mit feierlichem Ernſt, indem ſie die ſchwieligen Hände faltete und den Blick nach oben richtete. „Wir wiſſen ſchon, was wir von des Kaiſers Bundesgenoſſenſchaft zu halten haben. Es gibt keinen ſchwächeren, falſcheren und unbeſtändigeren Bundesgenoſſen, als ihn. Er iſt wie die hohen Gletſcher, die nur in der Morgenſonne glühen." —

„Das paßt nicht auf ihn allein, Frau Sibylle. Es iſt die Eigenſchaft aller Könige unſerer Zeit. Nur der geriebene und verſchmitzte Herr Ludwig iſt in dieſer Beziehung noch um vieles ſchlimmer, als unſer Kaiſer. Jedenfalls haben ſie einander nichts vorzuwerfen. Ich weiß nicht, wer von Beiden dem Andern das Wort mehr und ſchmählicher gebrochen hat. Doch würde die Treue des Kaiſers zehnmal ſicher geweſen ſein, als die des Königs gegen ihn bei früheren Gelegenheiten, wenn Ludwig wirklich [illegible] [illegible] Gegnern [illegible] und ſich zum Herrn und

Macht in Italien emporgeschwungen hätte, wozu Anfangs aller Anschein vorhanden war. Die Franzosen erhielten nämlich in dem einundzwanzigjährigen Grafen Gaston de Foix, Neffen des Königs und Bruder der jungen Königin von Spanien — Ihr werdet gewiß von ihm gehört haben — einen Heerführer von so überwiegendem und außerordentlichem Talent, daß man sagte, er sei früher General als Soldat gewesen."

„Ach, das ist der junge Tollkopf, der am Ostertage vorigen Jahres in der grausamen und blutigen Schlacht bei Ravenna ins Gras beißen mußte, und von dem die Bänkelsänger schon auf den Straßen ein schönes, herzbrechendes Trauer-Liedlein singen. Das arme junge Blut! Er hätte es zu Etwas bringen können."

„Obgleich der junge und gewaltige Held die vereinigten Spanier und Italiener in jener mörderischen Schlacht aufs Haupt schlug, so war doch sein Tod der größte Verlust für Frankreich. Mit ihm gingen der Ruhm und das Kriegsglück der Franzosen in Italien zu Grabe; der errungene Sieg, der ihnen den Feldherrn gekostet, war gleichsam der Anfang ihrer Niederlagen, und schon nach wenigen Monaten sah König Ludwig sein Heer aus Italien verdrängt und sein Herzogthum Mailand verloren."

„Ja, und mein guter Kaiser Max ließ ihn auch im Stich."

„Leider ist's so. Er schloß einen Waffenstillstand mit Venedig, und im Anfang dieses Jahres gehörte er schon der heiligen Ligue an, zu welcher auch der junge König von England, Heinrich VIII., durch seinen Schwiegervater, den König von Spanien, gezogen worden ist. Dieselben deutschen Söldner, die erst mit den Franzosen gegen die Italiener und Spanier gefochten, ziehen nun gegen die Franzosen."

„Ein Vieh ist nicht so unverständig als solch' ein Mensch, der eigentlich gar nicht weiß, weshalb er sich todt schießen läßt. Und die Weltklugheit des Kaisers richtet sich nach dem Kriegsglück; der Sieger ist sein Freund und Bundesgenosse, und wenn er kurz vorher sein bitterster Feind und Gegner gewesen. Der beliebte Freund wird im Nu sein geheimster Feind. O Welt und Könige! Man möchte wohl vor Aerger über all' die Possen aus der Haut fahren, wenn man nur Hoffnung hätte, es außerhalb derselben besser zu finden."

„Die Folge war, daß Venedig, von der Habgier seiner neuen Bundesgenossen, vorzüglich von der des Kaisers gedrängt, in ein Bündniß mit dem König von Frankreich getrieben wurde. Und so sehen wir jetzt diesen König, der das erste Feuer gegen den reichen Freistaat und Rom angeschürt hatte, als dessen Freund und Bundesgenossen."

„Wo ist die Möglichkeit?" rief die kluge Frau. „Die Dinge sind eine Fabel, und unser Denken und Sorgen kann's nicht fassen und weiter zugeben."

„Der König Ferdinand von Aragonien hat, dieser Widersacher Venedigs, neuerdings auf eigene Faust einen guten Fang gemacht. Er hat die Königsfamilie von Navarra, ihm eben ſo nah verwandt als dem Könige von Frankreich, mir nichts, dir nichts aus dem Lande gejagt und dieſes als ein gleichſam wohlerworbenes Eigenthum mit Spanien vereinigt; fürwahr einer der treuloſeſten Gewaltſtreiche, welche jemals von einem mächtigen Könige an einem minder mächtigen ſchutzloſen Fürſten verübt worden ſind."

„Wenn ſich ein Dieb, der eine Hand voll Gulden geſtohlen, erwiſchen läßt, ſo wird er gehenkt; ein Wegelagerer wird todtgeſchoſſen, wie ein toller Hund; ein König, der ganze Länder raubt, heißt der katholiſche und wird geprieſen von Pfaffen und Laien als ein frommes Wunderbild. Und das raubt und ſündigt, als ob es niemals ſterben und vor einen unbeſtechlichen Richter treten müßte. Wie lange werden dieſe Könige noch ungeſtraft ihre Gräuel treiben? Iſt nicht ſchon der wilde und trotzige Papſt Julius, bald ihr Freund, bald ihr Feind, eines jählingen Todes geſtorben? Was hat nun der händelſüchtige Mann davon? Wie wird er ſich vor ſeinem Herrn und Meiſter verantworten können, deſſen Statthalter auf Erden zu ſein er behauptete? Ich möchte die Suppe nicht mit ihm auseſſen, die ihm der Teufel auf höhern Befehl gekocht. — Doch ſagt mir, liebwerther Junker, was haltet Ihr von dem neuen Papſt? Ihr habt in Antwerpen und Brüſſel doch ohne Zweifel ſchon ſichere Kunde über ihn erhalten. Iſt er auch wieder ſolch ein Eiſenfreſſer?"

„Im Gegentheil, Frau! Ein fröhlicher Lebemann ſoll er ſein, ein Freund der Tafel und des Bechers, der Jagd, des Spiels und Geſangs —"

„Ha ich merke ſchon, alſo auch ein Weiberjäger."

„Ihr müßt ihm ſchon deshalb gewogen ſein, Frau Sibylle, weil er der Sproß eines Kaufmannshauſes iſt, das ſich auf den Herzogsthron von Florenz gehoben. Dieſe Mediceer, deren Sohn der Cardinal Giovanni dei Medici, der jetzige Papſt Leo X., iſt, waren in Florenz nicht mehr, als was die Fugger in Augsburg ſind. Daraus entnehmt, was auch aus eurem Hauſe noch werden kann."

„Und wenn ſie Fürſten werden, wie die Mediceer, ſo wünſche ich vor Allem, daß ſie ehrliche Leute bleiben, wie mein braver Meiſter Jakob, und nicht Schelme, wie dieſe Könige."

„Gott erhöre Euren Wunſch!" ſagte der Junker ernſt. „Mögen die Fugger niemals vergeſſen, daß der Begründer ihres Ruhms und ihres Reichthums der ehrlichſte und beſte Mann war! Mögen ſie ihm nacheifern!"

Frau Sibylle wiſchte ſich mit dem Schürzenzipfel eine Thräne der Rührung aus den gutmüthigen Augen. Sie hörte ihren Jakob gern loben, und aus dem Munde des ehrbaren Junkers, den ihr ihr Ehewirth ſo hoch geprieſen, klang ihr ſein Lob doppelt angenehm.

„Ich freue mich," fuhr [illegible] fort, „die Kinder des Fuggeriſchen Hauſes wieder zu ſehen. Sie werden ſtattlich emporgewachſen ſein. Ich ſeh' es an Eurem [illegible].

Frau Sibylle. Sie war ein Kind, als ich das letztemal unter Eurem Dache wohnte, und als eine blühende Jungfrau ſeh' ich ſie wieder."

„Aber ſie iſt ein gutes und frommes Kind geblieben, meiner Augen Freude und meines Herzens Troſt. So wie ihr Vater geſtorben war — es ſind im April drei Jahre geweſen — nahmen wir ſie ins Haus. Ihr kennt ihre Mutter, die Frau Veronica. Ich will ihr nichts Uebles nachreden, aber ſie iſt ein hoffärthig Weib. Weil ihre ältere Tochter Anna mit dem vornehmen Herrn von Tarpein in Kremnitz vermählt iſt, ihre zweite Urſula mit dem Herrn Philipp von Stein, und ihre dritte mit dem Herrn Walter Ebinger in Balsheim, ſo meint die Frau in ihrem Hochmuth, zu Sibylle möchte nur ein Reichsgraf oder gar ein Fürſt kommen, und das ſtille demüthige Weſen meiner Pathe war ihr überall nicht recht. Das Kind ſollte einhergehen, wie ein Pfau, und iſt doch eine fromme Taube. Sie mußte noch bei Lebzeiten ihres Vaters viel leiden vom Uebermuth ihrer Mutter. Jetzt hat ſie's, wie ſie's braucht. Sie iſt meine Tochter geworden."

„Gott ſegne Euch dafür, daß Ihr dieſer beſcheidenen Blume ein ruhiges Erdreich gegeben!" rief der Junker gerührt.

„Die auf Sibylle folgende Schweſter," fuhr die geſchwätzige Frau zu berichten fort, „die kleine ſchmächtige Felicitas, iſt nun ſchon fünf Jahre Dominikanernonne im Kloſter der heiligen Katharina hier. Sie hat wohl gethan, ſie paßte nicht für die Welt. Ihr frommer Sinn ſtand auf den Himmel. Nun hat die Mutter noch die jüngſte Tochter zu Hauſe, ihren Liebling, die Suſanne, und der ſie nach Belieben eine Zierpuppe erzieht. Ich glaube, wenn es nicht von Kaiſer und Reich bei ſchwerer Strafe verboten wäre, ſie legte ihr Kleider von Gold- und Silberſtück an, wie einer fürſtlichen Prinzeß. Sie iſt erſt ſechzehn Jahre alt, aber Frau Veronica erwartet ſchon alle Tage einen vornehmen Freiersmann. Die beiden Söhne meines verſtorbenen Schwagers Ulrich ſind auch noch zu Hauſe; nun der jüngſte, Hieronymus, iſt noch ein Bub von vierzehn Jahren, aber er macht meinem armen Gevatter ſchon viel zu ſchaffen. Er iſt ein widerſpänſtiger wilder Knabe, und die Mönche in der Kloſterſchule klagen, daß er Alles beſſer wiſſen wolle als ſie. So iſt's ſchier mit dem Aelteren, dem Ulrich. Der will ſich nichts von Meiſter Jakob ſagen laſſen und hat ſeinen eigenen Kopf. Er arbeitet zwar mit auf der Fuggeriſchen Schreibſtube und hat ſchon eine Reiſe nach Venedig gemacht; denn er ſteht im vier und zwanzigſten Jahre, aber mein Herz iſt nicht zufrieden mit ihm. Er ſchwärmt auf Plätzen und Gaſſen wie ein Nachtſchwärmer zum größten Aerger ſeiner Mutter, die ſich auch nicht mit ihm vertragen kann. Mehr Freude hat Meiſter Jakob an ſeinen Vettern Georg Kitzinger, vorzüglich am jüngeren, dem Anton. Er iſt erſt zwanzig Jahre alt, aber ſo verſtändig und geſetzt, wie ein Dreißiger. Wie im Handel und

Wendel iſt keiner ſo anſtellig und geſchickt, als er. Mein Alter rühmt oft von ihm, daß er ihm hier in Augsburg die halbe Arbeit abnähme.“

„Ich weiß, Frau [illegible],“ beſtätigte [illegible]. „Faſt alle Briefe und Inſtructionen, die ich nach Antwerpen in der letzten Zeit empfing, ſind von Anton geſchrieben. Er hat viel Ernſt und Verſtand.“

„Ja, Meiſter Jakob hat oft zu mir geſagt, der [illegible] in Antwerpen und der Anton hier werden die Säulen des Fuggeriſchen Hauſes. Anton iſt eben ſo ſchlicht und ſtill, wie Ihr, Junker. Glaubt Ihr wol, daß er ein [illegible] werden wollte? Aber ich hab's nicht zugegeben, wenn auch Meiſter Jakob nicht übel Luſt dazu bezeugte. Man muß in allen Dingen Maß und Ziel halten, auch in der [illegible]. Es iſt wahr, die Fugger verdanken dem Webſtuhl ihren Flor; aber ſie ſind jetzt Edelleute. Der ältere Bruder Raimund weiß das beſſer. Das iſt ein feiner ſtattlicher Geſell, geht immer in Sammet und ſeidener Schaube einher, ſitzt mehr zu Roß als am Schreibtiſch, und Schneider, Schuſter, Kramer und welſch Volk haben einen guten Kunden an ihm. In ganz Augsburg gibt's keinen ſchmuckern Edelknecht. Aber man kann ihm darob nicht gram ſein; er lacht einem ſo freundlich und gutherzig ins Geſicht und iſt immer guter Dinge. Für die Armen hat er immer offne Hand und für Jedermann ein gutes Wort. Er wird heuer noch Hochzeit halten in [illegible] mit ſeinem Geſpons, der heran, deſſen lange grüne Kleidung, roth umgürtet und bebändert, rothes Piret mit wallenden Federn, ihn als Minneſänger kund gaben.

«Ha!» rief Junker Wilhelm vom Burgthor, «das iſt entſetzlich! So hat mich meine böſe Ahnung doch nicht getäuſcht! da liegt er ermordert von der Hand des böſen Elz, und Alles iſt verloren.» Jammernd warf ſich der gefühlvolle Liederſohn über den ohnmächtigen Ritter her, und ſuchte den Körper deſſelben von der Laſt des Panzers zu befreien. Da entdeckte er zu ſeiner unausſprechlichen Freude, daß der geliebte Ritter noch von der Wärme des Lebens durchfluthet ſei. Sogleich zog er ein ſchmales Käſtchen aus der Taſche, die an ſeiner Seite hing und brachte ein Fläſchchen daraus hervor, mit deſſen Feuchtigkeit er die Lippen, die Naſe und die Schläfe des Ritters befeuchtete. Die Minneſänger waren oft in der Wundarzneikunſt und der Kenntniß der Heilmittel wohl erfahren und verrichteten die Geſchäfte der Ärzte. Junker Wilhelm entdeckte bald eine leichte Wunde am linken Schlafe des Ritters und verlohr keine Zeit, ſie mit einem Mittel bewährter Kraft zu verbinden. Bald hatte er auch die Freude zu bemerken, daß der Leidende die Augen aufſchloß.

Katharina Thurzoin, der Schweſter des Georg Thurzo, und ſo werden die Fugger zwiefach mit dieſem vornehmen ungariſchen Hauſe verſchwägert ſein."

„Ich weiß, Frau Sibylle. Herr Jakob hat mich freundlich eingeladen, die Brautfahrt Raimunds nach Ungarn mit zu machen."

„Es wird Euch nicht gereuen, Junker. Und es kann kommen, daß wol gar eine Doppelhochzeit daraus wird. Ihr erinnert Euch noch der Regina, Raimunds und Antons Schweſter. Nun ſie iſt ausnehmend ſchön geworden, das prächtigſte Weibsbild im ganzen Fuggeriſchen Geſchlecht. Sie zählt jetzt neunzehn Jahre, und in voriger Woche hat ein vornehmer Junker um ſie geworben, ein edles Blut und von großem Anſehen, der Herr Johannes Baumgärtner von Baumgarten auf Hohen-Schwangau und Erbach, und Vetter Jakob hat ihm als Haupt der Familie das Jawort gegeben. Wir wollen nur die Rückkunft des Kaiſers abwarten, um das Verlöbniß zu feiern. — Aber ſieh, da kommt mein Alter. Der wird Euch das Uebrige beſſer berichten, als ich."

Jakob Fugger trat in den Garten, ſo bürgerlich einfach wie ſtets gekleidet, und ſeine ernſten Züge überflog es wie ein heller Sonnenblick, als er den Junker erblickte, der ihm entgegen eilte, und ſeine Hand ſtreckte ſich aus, ſein Mund öffnete ſich, den Angekommenen auf das Herzlichſte zu begrüßen.

Zweites Kapitel.

Nach der Rückkehr des Junkers Marx von Bübenderen aus Spanien im Jahre 1506 hatte er keinen ſehnlichern Wunſch, als in die Dienſte der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande oder des jungen Erzherzogs Karl zu treten, um ſtets in der Nähe der edlen Fürſtin, für die die ſtille Flamme ſeiner Liebe und Verehrung noch immer in ungeſchwächter Glut in ſeinem Herzen fortbrannte, und ſeiner Mutter zu ſein, der er die treueſte Kindeszärtlichkeit widmete, und die Erzherzogin war nicht abgeneigt, ſeine Wünſche zu erfüllen, die ihren eigenen entgegenkamen, obgleich ſie ſich das nicht ſelbſt geſtand. Aber der Junker verſank in der Nähe der angebeteten Frau in eine träumeriſche Unthätigkeit, die um ſo gefährlicher für ihn wurde, als ſeine Mutter im nächſten Herbſte einer Krankheit erlag und ſeine vom tiefſten Schmerz geläuterte Liebe jetzt nur noch einen Gegenſtand hatte, die ſanfte edle Fürſtin. Wie eine Sonnenblume der Sonne, ſo hielt er ſeine Seele nur Margarethen zugekehrt; die übrige Welt verſank für ihn in einen farblosen Nebel, der ihm kaum erlaubte, die Umriſſe der Dinge zu erkennen. Der fröhliche Jugendmuth war für ihn dahin. Das frühe Geſchick der geliebten Fürſtin ſchien einen niederdrückenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben, den der Tod ſeiner Mutter vergrößerte. Die Fürſtin hoffte, die Zeit werde ſeinen Schmerz verklären, wie ſie den ihrigen verklärt hatte; aber [illegible] welkte ſichtbar dahin, und man hörte faſt nichts weiter von ſeinen immer bleicher werdenden Lippen, als leis hingehauchte Liederſtrophen aus Margaretha's Gedichten. Die Erzherzogin jammerte der Zuſtand des jungen, ihr werthen Mannes, und kaum von der Trauer um den Verluſt ihrer Geſellſchafterin, der Gräfin von Tirol, geneſen, in der ihr gleichſam eine Mutter geſtorben war, ſah ſie mit Beben einem neuen und ſchmerzlichen Verluſte entgegen, und es ſchien, als werde der Tod nicht müde, ihr Alles zu entreißen, was ihrem Herzen lieb und theuer war. Um dieſe Zeit kam Jakob Fugger, von Handelsgeſchäften gerufen, wieder in die Niederlande und bezeigte der Erzherzogin ſeine Ehrfurcht durch perſönliche Aufwartung, wie er zu thun gewohnt war. Die Fürſtin lenkte die Unterhaltung auf den Tod der Gräfin von Tirol und auf den ſchwermüthigen [illegible] zurück, da ihr nicht unbekannt war, welch großen und thätigen Antheil der reiche Augsburger Bürger an dem jungen [illegible] nahm. Sie hörte ihn mit bedenklichen Mienen zu. „Was iſt zu thun mit dem Unglücklichen?“ ſchloß ſie ihren traurigen

Leuchte. „Wie ist zu verhindern, daß der arme Junker nicht verlösche wie ein des Öls entbehrendes Lämpchen?“

„Man muß ihm Öl geben, damit er von neuem aufleuchte,“ erwiderte der weise Einsiedler ernst und bestimmt, und die Fürstin sah ihn fragend an. „Das Öl des Lebens ist Arbeit und Thätigkeit, durchlauchtigste Frau,“ fuhr Jasper fort, „und Arbeit ist nicht nur das Heilmittel der Lebensflamme, sie ist auch das Heilöl für jeden Schmerz, für jeden Kummer. Es gibt keine Wunde der Seele, und wenn sie noch schlimmer wäre, welche nicht geheilt würde durch eine geregelte und angestrengte Thätigkeit. Es ist ein unzerstörlicher Gottessegen bei der Arbeit, und er kommt nicht allein vom Himmel auf sie herab, o er quillt auch vielmehr aus ihr selbst heraus, und die Quelle wird immer stärker und ergiebiger, je mehr wir uns der Arbeit befleißigen. Arbeit bringt nicht nur goldene Früchte der Erde, die unschätzbaren himmlischen Früchte, die sie uns in der Seele entfaltet, sind noch weit kostbarer. Das meiste Unglück in der Welt entspringt aus dem unseligen Umstande, daß die Menschen nicht arbeiten wollen. Hätten sie nur einmal den süßen Segen der Arbeit gekostet, die himmlische Befriedigung, die sie uns bringt, gefühlt, sie würden ein wahres Grauen vor der geistigen [illegible] empfinden. Die Menschheit wäre im Nu von unzähligen lästigen Uebeln geheilt, die den Menschen das Leben verbittern, wenn Jeder beständig arbeiten wollte, wozu er Beruf und Geschick hat, und die Güte des Schöpfers

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Jn Augsburg traf [illegible] auch wieder mit jener unglücklichen Frau zusammen, [illegible] Noch verweilte [illegible] nicht lange mehr in Augsburg. [illegible]

[illegible]

«Ha, Verräther! feige Memme!» tobte der aus ſeiner Ohnmacht erwachende Ritter auf, «plünderſt du auch mich noch, nachdem du mich an der Spitze von Räubern und Mördern, Leuten deiner Art, hinterliſtig überfallen und niedergeworfen?»

«Ruhig, lieber Herr!» verſetzte der Minneſänger. «Kein Verräther iſt hier, ſondern Euer treueſter und ergebenſter Freund, Wilhelm vom Burgthor.»

«Verzeihung, edler Wilhelm! Jetzt erſt erkenne ich Euch. Aber wo bin ich und wo war ich? Was iſt mit mir geſchehen?»

«Das wünſche ich von Euch zu erfahren, Herr Ritter. Ich bin ausgeritten, Euch zu ſuchen, aber nirgend konnte ich eine Spur von Euch entdecken, und finde Euch nun hier in ſolchem Zuſtande.»

«Jetzt kommt mir die Erinnerung wieder. Ich war Sieger des übermüthigen Gobbelin von Elz, und ritt, tief bekümmert, daß Guta nicht Zeugin meines Sieges geweſen war, alle freundlichen Einladungen ausſchlagend, ohne das Viſier zu öffnen, aus den Schranken. Unter einer dichtbelaubten Buche raſtete ich einige Stunden, und brach mit der Abenddämmerung auf, um Guta zu überraſchen, und ihr in den freundlichen Schatten des Maiabends

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Jahre [illegible] er auf [illegible] Weiſe vom [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als er von [illegible] [illegible] wurde, nach [illegible] zu [illegible], um [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible].

Drittes Kapitel.

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]" —

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible] —"

„[illegible]"

„[illegible]"

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

„[illegible]

den Siegeskranz zu überreichen und den bräutlichen Kuß auf ihre jungfräulichen Lippen zu drücken. Von der nahen Erfüllung meiner ſehnlichſten Wünſche ſchon im Geiſte entzückt, trabte ich hier vorüber, da brachen mehrere bewaffnete Männer hinter der Hecke hervor und warfen mich nieder. Wer ſie waren, weiß ich nicht.»

«Ich vermuthe es,» ſagte der Minneſänger. «Denn ich vermiſſe den Lorbeer, den Ihr Euch heute errungen, ich vermiße den ſilbernen Schild, den Ihr heute ſo berühmt gemacht habt, ſo daß man Euch darnach genannt. Ich vermuthe, welch ein Verbrechen hier geſchehen. Der Räuber war gewiß kein andrer, als Gobbelin von Elz.»

«Du kannſt recht haben. Aber vor Allem ſage mir, warum ſaß Guta nicht auf ihrem Throne? Warum ruheten ihre ſtrahlenden Augen nicht auf mir während des Kampfes? Du hatteſt mir doch verſprochen, daß ſie gegenwärtig ſein ſollte. Es wäre anders und beſſer geworden, wenn du mir Wort gehalten, und ich läge jetzt nicht hier ein niedergeworfner und des heiligen Siegeszeichens beraubter Mann.»

«Verzeiht mir edler Herr; ich habe mein Wort gehalten. Aber laßt Euch erzählen, wie das Alles

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“ [illegible] „[illegible]

[illegible]

„[illegible]“ [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

Viertes Kapitel.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

[illegible]

[illegible]

gekommen. Schon wißt Ihr, wie ich nie die Hoffnung aufgab, Ihr würdet noch zur rechten Zeit heimkehren, und wie ich Guta's Seele ſtets mit dieſer Hoffnung labte. Als Ihr nun zu meiner unausſprechlichen Freude in meine Zelle tratet und mich erſuchtet, Guta von Eurer Ankunft zu unterrichten und ſie zu bitten, dem Kampfe um ihren Beſitz beizuwohnen, da flog ich nach Arkenhauſen und beredete das Fräulein mit der ganzen Gewalt meiner Worte, dem dritten Turnier beizuwohnen, was ſie anfangs unbedingt verweigerte. Ich ſagte ihr zwar nichts von Eurer Ankunft, Ritter, denn ich wollte ihr und mir den vollen Genuß der Überraſchung aufſparen, ich wollte Zeuge ſein, wie ſie im Sieger Euch erkennend, Euch ſelig in die Arme taummelte — ich zweifelte ja ſo wenig, wie Ihr ſelbſt an Eurem Siege, da Euern Arm die Liebe ſtählte, Gobbelin aber nur von Eigennutz und unedler Begierde geführt wurde — : Aber ich träufelte einen Tropfen Hoffnungsbalſam um den andern in ihre Seele; ich ließ ſüße Ahnungsſchauer über ihre Nerven laufen, ich ſpannte ihre Erwartung auf's Höchſte. Mit dieſer Erwartung beſtieg ſie ihren Thronſitz; von Minute zu Minute wurde ihre Beklommenheit größer, ich ſah's, wie ihr die

[illegible]

[illegible]

[illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03690/027

Herrn Fugger für die Armuth gehört und ging heute Abend heraus, um mir die neue Colonie anzuſehen. Da heult der Bub da jämmerlich an der Thür, und auf meine Frage nach ſeinem Leid erzählt er mir, ſein Vater ſei eben geſtorben, ſeine Mutter ſchon lange todt. Sein Weſen gefällt mir; er iſt ein ſtämmiger Bub, zwölf Jahre alt, wie er ſagt, kann in vier Jahren ſchon ein wackerer Landsknecht werden. Der Kaiſer braucht junges Blut. Derweil will ich ihn als Roßbub mitnehmen. So lernt er den Dienſt bei Zeiten. Der Junge ſagt mir zu. Da kommt ſein Götti und Vetter da und macht ihn mir wieder ſtreitig."

„Das iſt brav von dir, Veit," ſagte die junge Sibylle. „Nein, aus der Fuggerei ſoll keine ſo junge Waiſe mit in den Krieg. Wäre der Knabe vier oder fünf Jahre älter und hätte den rechten Verſtand, könnte er Landsknecht werden, wenn er wollte. Jetzt dürfen wir es nicht zugeben."

Der Krieger verbeugte ſich artig, und der Junge heulte, wie es ſchien, jetzt aus Verdruß, daß er nicht Roßbub werden durfte.

Der Junker hatte an der koſtbaren goldnen Halskette des Kriegers ſchon bemerkt, daß er keinen gewöhnlichen Rottenführer vor ſich hatte; auch erinnerte er ſich immer deutlicher, ihn ſchon geſehen zu haben.

„Ich bin Euch ſchon früher irgendwo begegnet," ſagte er verbindlich, „und wenn ich nicht irre, am kaiſerlichen Hofe ſelbſt."

„So ſeid Ihr wol auch einer der kaiſerlichen Hauptleute? Ich bin Florian von Iſſelſtein aus Flandern, einer der vom Kaiſer beſtellten Hauptleute für die niederländiſchen Reiter, welche die Statthalterin Seiner Majeſtät zur Verfügung ſtellen wird. Und ihr?"

„Ich bin kein Krieger," entgegnete Bübenhoven mit einem Anflug von Beſchämung. „Doch darf ich mich adliger Geburt rühmen. Ich heiße Marr von Bübenhoven."

„Ah, ich habe von Euch gehört!" ſagte der Ritter mit einem ſpöttiſchen Zug um den Mund. „Ihr habt zu einer Fahne geſchworen, unter der man den alten Adel nicht zu ſuchen pflegt." —

Der Hauptmann entfernte ſich, und die junge Sibylle trat in das Häuschen, um für die Seele des geſtorbenen Mannes ein Gebet zu ſprechen. Marr ſtand ſchweigend hinter ihr. Die Begegnung mit dem Hauptmann hatte ihn verſtimmt. Zum erſtenmale fühlte er etwas wie einen Vorwurf in ſeiner Bruſt, daß er nicht, wie ſeine Standesgenoſſen, als Krieger mit in des Kaiſers Heeren ziehe. Der kriegeriſche Geiſt ſeiner Väter regte ſich in dem ſtillen friedlichen Träumer. Er half den beiden Frauen bei Vertheilung der Lebensmittel, aber er war zerſtreut, und der jungen Sibylle Blick ruhete öfter fragend auf ihm, und wenn ſein Auge dem ihrigen begegnete und ihre Seele ihn gleichſam wie mit Flügeln umfing, oder ihr ſanftes Wort zu ihm herübertönte, mußte er ſtill ſeufzen.

Auf dem Heimwege vernahmen ſie aus dem Gedränge auf den Straßen, daß der Kaiſer eben in die Stadt ziehe, und als ſie zu Hauſe anlangten, wurde ihnen gemeldet, Herr Jakob habe ſich bereits in die Pfalz verfügt, um ſeine Majeſtät zu begrüßen.

Die junge Sibylle wünſchte den Empfang des Kaiſers zu ſehen und bat den Junker vertraulich, ſie zu begleiten. Er nahm ihren Arm und führte ſie nach der Pfalz, von wo der Jubel des Volks erſchallte, der ſich überall im ganzen Reiche erhob, wo der leutſelige Maximilian ſich ſehen ließ. Bübenhoven fühlte ſich ſeltſam bewegt; ein Zwieſpalt ging durch ſeine Seele, wie er ihn noch nie empfunden, doch entglomm die ſüße Minneglut zu der holden Maid an ſeiner Seite immer ſtärker in ihm. Der Zauber, der von ihr ausging, umſtrickte ihn mehr und mehr, als er an ſie geſchmiegt durch die Volkshaufen ſchritt.

„Es iſt doch das ſchönſte Loos für einen Menſchen, ſich ſo geliebt zu ſehen, wie der Kaiſer täglich und ſtündlich von allen Leuten erfährt,“ ſagte Sibylle.

„Weshalb glaubſt du wol, daß er ſo ſehr und von Allen geliebt wird, ſelbſt von denen, die ſeine Handlungsweiſe nicht ſelten tadeln?“ fragte Marx. „Wird er es wol, weil er ein ſo tapferer und gewaltiger Krieger oder weil er ein ſo feiner, höflicher und freundlicher Herr iſt?“

„Gewiß nur weil er alle Herzen durch ſeine Leutſeligkeit gewinnt. Georg von Frundsberg, der tapfre Feldoberſt des Kaiſers, iſt doch gewiß ein eben ſo großer Krieger, wie der Kaiſer ſelbſt, und Jedermann im deutſchen

Reiche ſpricht von ihm. Habt Ihr aber je gehört, daß ihn Jedermann liebe wie den Kaiſer?"

„Würdeſt du wol einen berühmten Krieger oder einen thätigen Kaufmann lieber zum Gatten haben?"

„Ich habe noch nie daran gedacht, daß ich eines Mannes Ehewirthin werden könnte."

„Und wenn nun ein Mann deine Liebe gewonnen hätte, würdeſt du lieber wollen, er ſei ein Kriegs- oder ein Kaufmann?"

„Immer das Letztere. Ich bin eine Fuggerin, und alle Fugger ſind Kaufleute. Ich liebe den Frieden, und wenn ich mich einem Manne zu eigen gegeben, möchte ich auch mit ihm leben und ſein in Liebe pflegen, nicht aber ſtets um ſein Leben in Angſt und Sorge ſein."

Sie langten auf dem Hofe der Pfalz an, der Kaiſer war mit ſeinen Begleitern eben von den Pferden geſtiegen. Die Häupter der Stadt nahten ihm ehrfurchtsvoll. Er dankte ihrem Gruß aufs freundlichſte und ging dann auf Jakob Fugger los, reichte ihm die Hand und ſagte: „Herr Jakob, wir haben Euch einen Legaten des neuen Papſtes mitgebracht, den hochwürdigen Cardinal von Sitten. Der heilige Vater hat, eingedenk Eurer Verdienſte um die Kirche und das Reich, Euch in ſein Wohlwollen genommen und um ſo mehr, als er ſelbſt aus einer Kaufmannsfamilie ſtammt. Seht zu, was der Legat an Euch auszurichten hat." Damit führte er den verwunderten Fugger einem Manne im geiſtlichen Kleide zu, der von einem Maulthiere geſtiegen war, und redete ihn an. „Hochwürdiger Herr, dies iſt Jakob Fugger, mein kaiſerlicher Rath, an welchen Eure Sendung von Seiner Heiligkeit geht.“

„So hab' ich Euch zu vermelden, ehrenfeſter Herr,“ ſagte der Cardinal, „daß Seine Heiligkeit Euch, in Betracht Eurer großen Verdienſte um die Kirche Chriſti, zum Ritter und Grafen des lateraniſchen Palaſtes ernannt und Euern Namen bereits in das goldne Buch des Lateran mit eigner Hand eingetragen hat. Ich bin von Seiner Heiligkeit erwählt worden, Euch die Urkunde über Eure Erhebung und die Inſignien der Ritter- und Grafenwürde zu überbringen und werde Euch dieſelben morgen in der Mitte des verſammelten Domkapitels überreichen.“

Fugger verneigte ſich beſcheiden mit den Worten: „Ich bin nicht würdig der hohen Ehren, welche mir der Statthalter Chriſti erweiſet, aber ich nehme ſie in dankbarer Demuth an als ein Geſchenk von St. Peters Stuhl, und beſtrebe mich wenigſtens, mich derſelben ſo würdig als möglich zu machen.“ Er trat zurück und theilte ſeinen Mitbürgern, die ſchon etwas von des Kaiſers und des Legaten Worten vernommen hatten, auf ihr Befragen, die neue Mähr mit. Die Kunde verbreitete ſich ſchnell im Kreiſe und gelangte bald auch zu Bübenhovens und Sibylle's Ohren. Das holde Kind ſchlug die Hände vor Freuden zuſammen. „Da ſeht Ihr's nun, Junker,“ wandte ſie ſich zu ihrem Begleiter, „ſo etwas wird ſelbſt den beſten Kriegsleuten ſelten zu Theil. Die Meiſten werden ja todt geſchoſſen oder gehauen, eh' ſie's nur halbweg zu etwas gebracht haben. Bleibt Ihr ja beim Kaufmannsſtande, damit Ihr auch einmal ſo ein goldner Ritter werdet."

Der Junker lächelte ſchwermüthig. „Goldner Ritter!" flüſterte er vor ſich. „Ja, das Gold iſt der Herr der Welt. Dieſer ſchlichte Mann wäre nicht goldner Ritter, wenn das Glück ſeine Thätigkeit nicht mit Gold geſegnet hätte. Dieſer Papſt trüge nicht die Tiare, wenn ſeine Väter nicht Gold und durch das Gold einen Fürſtenthron erworben hätten. Doch man muß zum Kaufmann geboren ſein, wie zum Krieger. Ich bin es nicht. Mich hat die unſelige Liebe zu der hohen Fürſtin in die Schreibſtube der Fugger getrieben, und ſieh, die Liebe iſt's wieder, die mich heute an der Schwelle des Fuggerſchen Hauſes empfing, die mich darin feſſelt. Ich werde nicht Krieger, aber will auch kein goldner Ritter werden. Mein eigner Name wird im Glanz des fuggerſchen erlöſchen und verſchwinden." Dies waren die Gedanken des ſtillen und beſcheidnen jungen Mannes auf dem Heimwege; aber ſie ſtimmten ihn traurig. Sein weiches Gemüth, das ihn der Erzherzogin ſo theuer gemacht, die Schwärmerei, die ihn einſt in die Arme der ſchönen Zigeunerprinzeſſin geführt, ermangelten — er fühlte es ſelbſt — der mannlichen Kraft, die zu ſelbſtgeſchaffnen Zielen führt. In der Stunde, wo eine ſanfte Liebe zu der holden Jungfrau, die für ihn geſchaffen ſchien, ſein Herz berührte und umſpann, wurde er mit ſich ſelbſt unzufrieden. Er ſah ein ſtilles, ſchönes Glück vor ſich liegen, er brauchte nur die Hand darnach auszuſtrecken, um es ſich zu eigen zu machen, und die alte Schwermuth zeigte ihm ihr düſtres Antlitz. Das iſt das Loos der allzuweichen Gemüther; ſie leben von Blüthendüften und Hoffnungen; die aus der Blüthe hervorgewachſene goldne Frucht erfreut ſie nicht. —

Fünftes Kapitel.

Mit dem Kaiſer und dem Cardinal war eine große Menge Volks in die Stadt gekommen, theils ihre Begleitung, theils Kriegsleute, aber auch fahrendes Geſindel aller Art und Leute aus der Umgegend, vornehme Ritterſchaft, armer Adel und müßige Burſche aus den Städten und den Dörfern, die die große Theurung dem Rufe der kaiſerlichen Trommel nachtrieb. Von Kempten hatte der reiche und gewaltthätige gefürſtete Abt, berüchtigt wegen ſeiner Ueppigkeit und der Art, wie er ſich die Mittel zur Befriedigung derſelben zu verſchaffen wußte und die ihm den unehrenvollen Namen des „Bauernſchinders“ im Volke verſchafft hatte, dem Kaiſer und dem Cardinal das Geleite bis nach Augsburg gegeben und mehre hundert Berittene gehörten zu ſeinem Gefolge. Die benachbarten Baiernfürſten hatten ſchon mehre Tage auf den Kaiſer wartend in Augsburg gelegen, und die Maſſe des Kriegsvolks, das beſtimmt war, theils mit dem Kaiſer in die Niederlande zu gehen, theils ſich mit den angeworbenen

Angſt faſt die Bruſt zerſprengte: endlich wurde Gobbelin als Sieger genannt, dem kein Andrer gegenüber zu treten wagte, und Guta ſank in allen Hoffnungen getäuſcht, von allen Ahnungen betrogen, ihren Frauen ohnmächtig in die Arme. Sie mußte in einer Sänfte nach Arkenhauſen gebracht werden; ich begleitete ſie ſchuldigermaßen. Erſt in ihrer Wohnnng kam ſie wieder zu ſich. Nun mahnte ſie mich mit dem heftigten Ungeſtüm an die ſchnellſte Erfüllung unſrer frühern Verabredung, ſogleich zu ihrer Baſe zu fliehen, wenn Gobbelin Sieger bliebe. Ihm wollte ſie ihr ganzes Gut überlaſſen, Euch aber, Herr Ritter, ihr Herz bewahren.»

«Die ſüße Minneheldin!» rief der Ritter entzückt und fühlte nichts mehr von Schmerzen und Schwachheit. «Doch fahrt nur weiter fort, wackrer Junker, edelſter Freund!»

«Jetzt ſah ich mich genöthigt, ihr Euern Namen zu nennen, und ihr zu erzählen, daß Ihr zurückgekehrt, daß ich Euch geſprochen und daß Ihr zum Kampfe bereit geweſen, als ſie ohnmächtig geworden ſei. Kaum hatte ſie mit den Zeichen des höchſten Erſtaunens meinen Bericht vernommen, als ſie mich bei allen Heiligen beſchwor, ſogleich auszureiten und zu erfragen, wie das Turnier geeidgenöſſiſchen Truppen zur Eroberung Burgunds zu wenden, theils endlich über die Alpen nach Italien zu ziehen, um dem deutſchen Heere dort gegen die verbündeten Franzoſen und Venetianer zu Hülfe zu kommen, war beträchtlich. In allen Straßen, auf allen Plätzen wogte und wimmelte es von Menſchen, und obgleich durch dieſen Zuwachs die ohnedies theuern und ſpärlichen Nahrungsmittel zu einem unerhört hohen Preis hinaufgetrieben wurden und die Gemüther der Einwohner mit bangen Sorgen erfüllten, obgleich der gemeine Mann ſchon lange mit Mangel kämpfte: ſo wurde der Kaiſer doch mit dem Ausdruck der herzlichſten und ungeheuchelteſten Freude begrüßt, und es war ein Jubel in der Stadt, als wenn ſie im Ueberfluß ſchwämme.

Bübenhoven und Sibylle waren eben auf dem Weinmarkt angekommen und ſteuerten auf das väterliche Haus zu, als ihnen eine prachtvolle Cavalcade entgegen kam. Es waren zwölf bis ſechszehn Berittene mit ihren Knechten, zu drei und vier in der Reihe. In der vorderſten fiel das von der Pracht des Zugs gefeſſelte Auge ſogleich auf ein ausnehmend ſchönes Frauenbild von ſüdlicher Geſichtsbildung und Geſtalt. Es blieb ungewiß, ob man ſie für eine Spanierin oder Neapolitanerin halten ſollte; Kenner hätten ſogar behaupten können, ſie ſei mauriſcher Abkunft. Genug ihr Aeußeres zeigte einen Grad jugendlicher Schönheit, verbunden mit dem Ausdruck feuriger ſüdlicher Leidenſchaft, daß die Dame gewiß alle Männerblicke auf ſich gezogen haben würde, wenn ihre Kleidung und ihres herrlichen arabiſchen Pferdes Aufputz auch minder prachtvoll und koſtbar geweſen wären.

So ſehr man auch in den deutſchen Städten, namentlich in den mächtig emporblühenden freien Reichsſtädten, ſchon gewohnt war, vornehme Frauen in einem Putz von ungeheuerm Werthe zu erblicken, und die Wirthinnen der reichen Handelsherren mit denen der begüterten Ritter in dieſer Beziehung einen tollen Wetteifer beſtanden, ſo war doch die ſammtne und ſeidne goldgeſtickte Gewandung der ſchönen Fremden und ihr perlengezierter federgeſchmückter Hut von ſo hervorſtehender Pracht, daß nur eine Fürſtin daneben den Vergleich auszuhalten im Stande geweſen ſein würde. Hinter einem ſtolzen, ſpöttiſchen Lächeln verbargen ſich Züge, welche große Schlauheit, ja Verſchmitztheit andeuteten; dabei lag in ihrem Weſen etwas Herriſches und Befehlendes. Jedenfalls war dieſes jugendliche Weib eine ſehr ungewöhnliche Erſcheinung in den volkbelebten Gaſſen Augsburgs. Ihr zu Seiten ritten zwei junge Männer in der reichen Tracht, wie ſie von den Niederlanden in die deutſchen Städte eingewandert war. Mit ihrem Begleiter zur Rechten unterhielt ſich die ſchöne fremde Reiterin lebhaft, und ihr feuriges Auge ſprach noch mehr zu ihm als ihr Mund, wobei dann und wann ein Schimmer von Anmuth über ihre leicht bewegten Züge hinglitt.

„Mein Bruder!“ flüſterte Sibylle ihrem Freunde zu. Aber dieſer hatte in dem geiſtvollen, lebendigen, von einem großen blitzenden Auge beherrſchten Geſicht des Reiters bereits den jungen Ulrich Fugger erkannt, vor dem ihn Herr Jakob vor wenigen Stunden ſo nachdrücklich gewarnt hatte. Ebenſo ſah er in dem Begleiter zur Linken der Dame einen zweiten Fugger, den zierlichen Raimund, den älteſten Sohn Georg Fuggers. Die beiden Geſchwiſterkindsvettern bildeten einen merkwürdigen Gegenſatz. Raimund, obgleich einige Monate älter als Ulrich und jetzt im vier und zwanzigſten Jahre, ſchien doch um mehre Jahre jünger; er ſtand in der ſchönſten Blüthe der Jugend, und ihre Roſen glüheten auf ſeinen Wangen. Eine feine weiße Haut, ein ſanft lachendes blaues Auge, ein braunes gelocktes Haar und eine feine Geſichtsbildung, aus welcher Güte und Wohlwollen ſprachen, erweckten in dem Beſchauer einen angenehmen und vertrauenden Eindruck. Wie er ſelbſt nur von mittlerer Geſtalt und ſehr zierlichen Formen, ſo war ſein Aeußeres ſehr gewählt, koſtbar und in die Augen fallend. Man ſah, der zierliche junge Mann liebte den ausgeſuchten noblen Putz; er verſtand ſich vornehm und mit Geſchmack zu kleiden; überhaupt war alles vornehm an ihm, Geſtalt, Bewegung, Geſichtsausdruck, Kleidung; aber dem Menſchenkenner konnte eben ſo wenig verborgen bleiben, daß hinter dieſem lachenden Geſichtsoval keine großen Gedanken, keine mächtigen Leidenſchaften ſchlummerten. Raimund war einer der glücklichen, denen die unvergleichliche Vergünſtigung angeboren worden iſt, die Dinge von ihrer ſchönſten Seite anzuſehen, und die ſich deshalb die widerwärtigſten Gegenſtände bequem zurecht legen, um doch Genuß von ihnen zu haben. Sie ſind die Bienen in der Menſchenwelt, die ſelbſt aus den Giftblumen Honig ſaugen. Aber durch ſolche Menſchen wird das Leben nicht gefördert, die Entwicklung des Geſchlechts nicht weiter geführt. Sie leben nur für ſich, und Andre ſollen nur für ſie leben. Sie ſind die lachenden, lebengenießenden Egoiſten, denen man nicht zürnen kann. Ihre geiſtige Kraft reicht nur hin Roſen zu pflücken und auf das Lager zu ſtreuen, damit ſie unter Düften entſchlummern.

Wie ganz anders war Ulrich Fuggers Natur! In ſeinem Aeußern kündete ſich ſchon der unruhige, ſtürmiſche Geiſt, die titaniſche Natur an. Seine Kleidung, obgleich koſtbar und den reichen adligen Kaufmann verrathend, war doch vernachläſſigt. Nichts war im Einzelnen ausgeführt; die Form war ihm gleichgültig. Aus ſeiner großen markigen Geſtalt, aus ſeinem kühnen Blick ſprangen einem phyſiſche und geiſtige Kraft entgegen. Man ſah, dieſer junge Mann hatte einen entſchiedenen feſten eignen Willen, der ſich durch keine Autorität beherrſchen ließ, ſelbſt durch die ſeines vielvermögenden Oheims Jakob nicht. Die gewaltigen Kämpfe der Zeit hatten in ſeinem hochbegabten Geiſte eine Wahlſtatt gefunden; die Lichtfunken, welche vom Feuerherde und vom Ambos der Weltgeſchichte, auf dem ſie eben ihre neuen Waffen ſchmiedete, durch die Welt flogen, hatten den reichen Brennſtoff in ihm entzündet. Er ſchmiedete ſelbſt Waffen: er gedachte ſie zu führen

Denn er war ſich ſchon bewußt, was er wollte. Er war auch ein ſchöner Mann, aber in ganz andrer Beziehung als ſein Vetter Raimund; man ſah auch ihm ſogleich an, daß er ein reicher Mann war, aber man merkte auch, daß er nicht für ſich allein, ſondern auch für Andre da war. In ſeinen ſtolzen Zügen ſprach ſich ein bittrer Ernſt, gemiſcht mit Menſchenverachtung, aus.

Die nachfolgenden Reiter waren faſt ſämtlich junge Männer, von denen Bübenhoven die meiſten kannte. Es waren Söhne der erſten und reichſten Familien der Stadt, Gaßner, Imhof, Artzt, Rehlinger, Dintenheimer, Welſer. Alle in ſtrahlenden Feſtkleidern. Ebenſo ihre Reitknechte. Denn ſie hatten den Kaiſer und den Cardinal in die Stadt eingeholt und brachten die vornehme fremde Dame eben nach ihrer Herberge zurück.

Bübenhoven hatte nicht Zeit den Zug lange zu muſtern; denn ſeine Blicke blieben voller Verwunderung an einer zweiten Frau haften, die, wie die fremde Dame in der erſten Reihe der Herren, ebenſo in der erſten Reihe der Knechte ritt, zum Beweis, daß auch ſie dem dienenden Stande angehörte und höchſt wahrſcheinlich die Dienerin der Dame war. In ihrer Weiſe war ſie nicht minder ausgezeichnet in Geſtalt, Weſen und prachtvoller Kleidung; denn ſie war eine Negerin, in eine halbphantaſtiſche, aber äußerſt koſtbare, morgenländiſche Tracht gehüllt. Bübenhoven's Erſtaunen rührte aber aus dem Umſtande her, daß er in der ſchimmernden Tochter Afrikas die ſchwarze Matty erkannt hatte, die ihm einſt als Lieblingsdienerin der Frau van der Kapellen in Antwerpen ſo viel Beweiſe von Gunſt gegeben, und die er vor ſieben Jahren in Spanien als Dienerin der wahnſinnigen Königinn Johanna verlaſſen hatte. Und doch würde er ſich ſelbſt überredet haben, daß er ſich geirrt, wenn ihn nicht ein Blick aus den nach allen Seiten hin gewendeten Augen der Negerin, der ihn traf und dem ein bedeutungsvolles Neigen des Kopfes und ein gefälliges Lächeln folgte, deutlich genug geſagt hätte, daß auch er von ihr ſogleich wieder erkannt worden war. Noch ſtand er in Sinnen verloren, als der Zug ſchon lange vorüber war, und nur Sibyllas Erinnerung, weiter zu gehen, weckte ihn daraus.

„Wer iſt die ſchöne, ſtolze Reiterin?" fragte er das Mädchen.

„Sie nennt ſich Gräfin von Cardona und ſoll aus Neapel ſtammen. Sie hält ſich ſeit einem Monat hier auf, und der Abt von Kempten iſt oft in ihrer Geſellſchaft. Man behauptet, ſie ſei ſeine Geliebte und der große Aufwand, den ſie macht, werde aus ſeiner Kaſſe beſtritten. Die Söhne der hieſigen Geſchlechter und die vornehmen Cleriker, ſowie der Adel der Umgegend ſind ihr ſtets zu Hof. Sie ſoll alle Männerherzen bezaubern. Hütet Euch ja vor ihr, Junker, daß es Euch nicht auch ergehe, wie meinem Bruder Ulrich und meinem Vetter Raimund. Der erſtere war halb und halb mit meiner

Freundin Veronica Gaßner verlobt, und obgleich er das Gaßnerſche Haus immer noch beſucht, ſo behauptet doch Veronica, er ſei, ſeit die welſche Gräfin hier verweilt, gegen ſie erkaltet; und Raimund ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daß eine Braut in Ungarn ſich nach ihm ſehnt, mit der er bald Hochzeit feiern ſoll.“

„Nun die Zauberin kann doch nicht allen Bräuten gefährlich werden,“ lächelte der Junker. „Was aber hat die Gräfin hier zu ſchaffen?“

„Wer kann es wiſſen? Gewöhnlich giebt man an, Kempten ſei ihr zu klein und ſtill, auch wolle ſie den Schein vermeiden, als ſtände ſie mit dem Abt in näherer Beziehung. Deshalb habe ſie das nahe, geräuſchvolle und luſtige Augsburg gewählt. Uebrigens ſoll ſie vom neuen Papſt auch unſerm Biſchof empfohlen worden ſein, und ſie ſpeiſt öfters an des Letztern Tafel und wird öffentlich ſehr von ihm geehrt. Auf allen Banketen und Tänzen ſpielt ſie hier die Königin, und Ritterſchaft, Cleriſei und vornehme Bürgerſchaft werden nicht müde, ihr zu huldigen. — Die ſchwarze Frau iſt ihre Gürtelmagd.“

„Seltſam!“ ſagte der Junker nachdenklich. Und ſeine Gedanken gingen weiter: „Und dieſes räthſelhaften jungen Weibes Dienerin iſt die ſchwarze Matty. Hier liegt irgend ein Geheimniß verborgen.“ —

Eh' eine Stunde verging, waren die in Augsburg anweſenden Glieder der fuggerſchen Familie in Jakobs Hauſe verſammelt, um ihr Haupt wegen der neuen Standeserhöhung zu beglückwünſchen. Zwei Brüderpaare begrüßten den ihnen befreundeten Junker Bübenhoven, nämlich die beiden Söhne Ulrichs, Ulrich und der vierzehnjährige Hieronymus, ein ſehr lebhafter und talentvoller Knabe, ſeinem Bruder auch in der äußern Geſtalt ſehr ähnlich; und die beiden Söhne Georgs, Raimund und Anton. Der Letztere, obgleich erſt zwanzig Jahre alt, hatte doch den Ernſt, die Ruhe und das gemeſſene Gebahren eines Mannes. Sein Weſen und ſeine Worte zeugten von Selbſtgefühl, aber nicht von Selbſtüberſchätzung; er äußerte ſich beſcheiden, aber mit ſcharfbegrenzter Beſtimmtheit. Es war ſchon etwas Feſtes in ihm, das über ſeine Jugend hinausging. Dies zeigte ſich auch in ſeiner höchſt einfachen äußern Erſcheinung. Und ſo ſtellte er das wahre Seitenſtück ſeines Oheims dar, und es konnte Niemand verwundern, daß er der Liebling deſſelben war.

Nach den erſten Begrüßungen (Herr Jakob war aus der Pfalz noch nicht zurückgekehrt), rief Ulrich lebhaft: „Ich will euch auch eine neue Mähr verkünden, die ein paar Soldaten aus des Kaiſers Gefolge mitgebracht haben. In der Schweiz iſt der alte Sündenſack endlich zerplatzt. In voriger Woche ſind in den Kantonen Luzern, Solothurn und Bern die gepreßten Bauern gegen ihre Preſſer und Schinder, die feinen Herren in den Städten, aufgeſtanden, haben ſich zuſammengethan und verſchworen, und das lichterloh brennende Feuer hat den ſaubern Herrn bereits tüchtig heiß gemacht. Ich hoffe ſie werden braten, die übermüthigen Hunde.“ —

„Fürwahr man müßte deine Grundſätze haben,“ ſagte Anton ruhig, „um eine ſolche betrübende Nachricht mit Jubel aufzunehmen. Fühlſt du denn nicht, daß es Empörung gegen Obrigkeit und Geſetz iſt, was dort die aufrühreriſchen Bauern beginnen. Und Aufruhr und Empörung iſt das Schlimmſte, was auf Erden geſchehen kann; es iſt der größte Frevel an Gott und allen Heiligen.“

„O weiſer Prediger Salomon!“ ſpottete Ulrich. „Ich höre zwei aus dir ſprechen, den trefflichen Vater Urban, der dich, ich weiß nicht wie viele Jahre, geſchult, und unſern verehrten Ohm, den der Papſt nun gar zum goldnen Ritter und Grafen erhoben. Ich will nicht mit dir ſtreiten, mein lieber Vetter, aber ich will mir auch meine Meinung nicht von deiner Weisheit nehmen laſſen. Wenn es ein Frevel gegen Gott iſt, daß die Bauern gegen ihre Herrn aufſtehen und ſie zur Rechenſchaft ziehen über Liſt und Betrug, über Nothzucht und Schlemmerei in des Bauern Mark und Blut, ſo iſt ja der weit größere Frevel vorangegangen, daß man dem Bauer das Blut abgezapft, das Mark ausgeſogen und ihn aufs Aeuſſerſte gebracht hat. Hat etwa Gott den Bauer minder nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen, als den hochprunkenden Herrn in der Stadt? Und iſt es nicht die gräulichſte Verſündigung gegen Gottes Gebote, Menſchen nicht anders wie Gänſe zu behandeln, die man des Jahrs zweimal heimſucht, zu St. Johannistag, wo man ihnen die weichen Federn ausrupft und ſie kahl macht bis auf die Haut, und zu St. Martinstag, wo man ſie gar abſchlachtet und bratet und allerhand ſchmackhafte Speiſe von ihnen gewinnt. Aber die Herrn machen es mit den Bauern noch ſchlimmer, als die Frauen mit den Feldgänſen; denn ſie rupfen ſie alle Tage und ſo oft ihnen nur ein Federlein aufſchießt und braten ſie bei lebendigem Leibe, um ihr Fett zu gewinnen. Ich bin voriges Jahr in Handelsgeſchäften in der Schweiz geweſen und habe ein ſcharfes Auge für all die Unzucht gehabt, die die Herren treiben, freilich nicht ſchlimmer als auch bei uns zu Lande. Aber glaubt nur, es wird auch bei uns nicht ausbleiben? Und die Schuld des Aufruhrs und des Mords und Brands, der damit verbunden iſt, fällt nicht auf die, welche ihn beginnen, ſondern auf die, welche ihn durch Unmenſchlichkeit und Grauſamkeit hervorrufen."

„Es wird nicht ſo ſchlimm ſein, als du es machſt," lachte Raimund. „Wir kennen deine Art ſchon, wenn du auf die Herren und auf die Pfaffen zu ſprechen kommſt. Du haſt einmal einen Zahn auf ſie, und wenn es auch manche Ungeberdige darunter giebt, die's ihren Bauern vielleicht etwas ſchlimm machen, ſo lebt ſich's doch mit den Meiſten recht gut und angenehm. Was weiß ſolch ein Bäuerlein von der Welt und ihren Herrlichkeiten? Es iſt doch offenbar von Gott geſchaffen, um das Feld zu bauen und Fleiſch und Brod auf die Tafel der Herren zu lieendet, und Euch zu ihr zu bringen, Ihr möchtet Sieger oder Beſiegter ſein. Ich ritt aus; ich fragte nach Euch, hörte von Eurer glänzenden That, vernahm, daß man Euch nicht erkannt und den Ritter vom ſilbernen Schilde genannt hatte, erfuhr aber auch zu meinem Schrecken, daß die zahlreichen und mächtigen Freunde des Ritters Gobbelin von Elz im ganzen Volke ausgeſprengt hatten, Ihr ſeid ein böſer Geiſt geweſen, der wieder verſchwunden ſei, oder ein mächtiger häßlicher Zauberer, der ſein höllisches Fratzengeſicht nicht habe zeigen können; denn nur mit des Teufelshülfe ſei dieſer Sieg über den ſtarken und tapfern Gobbelin möglich geweſen. Nirgends konnte ich erkunden, wohin Ihr gekommen, Niemand wollte Euch wieder geſehen haben. Voll Verzweiflung wollte ich jetzt wieder nach Arkenhauſen zurück, um dem harrenden Fräulein die betrübende Nachricht zu überbringen, daß Ihr wie von der Erde verſchwunden ſeid — böſe Ahnungen führten meinen Verdacht auf Gobbelin — ſeht da verräth Euer treues Pferd mir Euch, und ich finde Euch ohnmächtig zu ſeinen Füßen.»

«Nun ſagt mir, guter Sänger, haltet Ihr es nicht für das Beſte, daß wir unverzüglich nach Arkenhauſen eilen, daß ich Guta als meine durch die fern. Solch ein Bauer kann ja nicht den ſchlechtſten Krätzer vom beſten Burgunder unterſcheiden, folglich iſt der Wein auch nicht für ihn gewachſen. Und dieſen richtigen Schluß wirſt du mir nicht umſtoßen.“ Die Andern ſtimmten in des Lebemannes Lachen ein; dann nahm Anton wieder das Wort: „Der Schöpfer und Vater der Menſchen und der ganzen Welt hat ſelbſt einen Unterſchied unter uns gemacht, wie unter allen Dingen. Es muß Stände geben, Bauern und Herrn, und unter den Bauern leibeigne Knechte und freie, wie unter den Herrn größere und geringere, und ebenſo unter den Dienern Gottes und der heiligen Mutter Kirche. Eine Stufenleiter muß im Menſchengeſchlecht beſtehen, ſo will es die göttliche Ordnung und das menſchliche Recht; denn eine Stufenleiter beſteht unter den Thieren und unter allem Gewächs auf Erden. Iſt der Eſel nicht weniger als das Pferd? Jener trägt die Säcke zur Mühle, dieſes den Fürſten zu Pracht und Schlacht. Was wäre das für ein unſauber Ding, wenn alle Gewächſe ſo groß wären, wie Pappeln oder Eichbäume. Es giebt auch ein kleines Gras, das nicht einen Finger hoch wächſt. Der Bauer ſoll ſolch ein Gras ſein und bleiben, nützlich als Futter, er ſoll unter den Menſchen ſein, was Hund und Eſel, Rind und andres nützliches Vieh unter den Thieren.“

Ulrich lachte höhniſch über dieſe wohlgeſetzte Rede: „Ja und weil deine Väter Gold erwerben und der Kaiſer ſie in den Adelſtand erhoben, deshalb biſt du nun ein ſtattlicher Baum und ſchauſt ſtolz auf das Gräslein herab. Aber Bäume werden vom Blitz und der Axt gefällt, das Gras aber wuchert fort und fort. Hüte dich, daß es dir nicht über den Kopf wächſt."

„Die hübſchen friſchen Bauerdirnen ſind ein allerliebſtes grünes Gras," meinte Raimund, „und es iſt keinem Baume zu verdenken, wenn er mit dem weichen Teppich Bekanntſchaft macht. Ihr nehmt die Dinge beide viel zu ernſt. Die Glücklichen wandeln auf dem Mittelwege. Genießt doch das Leben und laßt die Andern zuſehen, wie ſie damit fertig werden. Wahrlich, ich laſſe mir kein graues Haar darum wachſen, wie ſchlimm es in der Welt zugeht. Geht es mir doch gut, und ich bin nicht berufen, die Welt zu regieren."

„Du thuſt unrecht, kein Herz für die ſchwere Bedrängniß des armen Mannes zu haben und keinen Fluch für den Uebermuth der Herren und Pfaffen, die einen Bund mit einander gemacht haben, die Menſchen zu nothzüchtigen. Einſt gab es in den geſegneten deutſchen Gauen nur freie Männer, Inſaſſen des freien Bodens. Die Gewaltthat der Edeln und die Pfaffheit, die ſtets der Tyrannei behülflich iſt, haben den gemeinen Mann ſchändlich um ſeine Freiheit betrogen und ihn erſt zum leibeigenen Knecht herabgewürdigt, und nun wollen ſie ihn gar zum arbeitenden Vieh umwandeln, um ſelbſt in träger Wolluſt und heuchleriſcher Ueppigkeit zu ſchwelgen. Und all dieſe himmelſchreiende Schmach verkaufen die Pfaffen mit himmliſchen Geboten, die ſie doch ſelbſt geſchmiedet. Wo ſteht geſchrieben, daß Gottes Sohn befohlen, daß ein Menſch das Laſtthier des andern ſei, daß Einer arbeite und hungre, damit der Andre feire und praſſe? Im Gegentheil es ſteht geſchrieben, daß wir alle Kinder eines Vaters ſind, und Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde. — Wahrlich ich ſage euch, ich habe es nicht vergeſſen, daß unſer Ahn Hans Fugger im Graben ein armes Bäuerlein und ein Weber war, und daß unſer Urgroßvater und Großvater, ja unſre Väter noch am Webſtuhle geſeſſen. Ich fühle das Blut des gemeinen Mannes in mir, daß ſich empört gegen Gewalt und Grauſamkeit ſchwelgeriſcher Herren und üppiger Pfaffen. Die Geſchichte des lügneriſchen und betrügeriſchen Abts von Kempten, wie er falſche Eide geſchworen, um die freien Männer in ſeinen Grenzen zu Leibeignen zu machen, hat mich in Wuth verſetzt, ſo oft ich ſie gehört. Ich war noch ein Knabe, als die Gräuel geſchahen, aber der Biſſen quoll mir im Munde, wenn mein Vater ſie über Tiſch erzählte."

„Ich glaube der Anblick des prächtig einherfahrenden Fürſt-Abts hat dir heute ſo viel Galle gemacht," warf Raimund wieder ein, „und nun weiß ich, warum du der ſchönen Gräfin Cardona ſo minneluſtig dienſt. Du willſt dich am ſtolzen Bauernſchinder rächen."

„Du biſt ein Fatznarr," ſagte Ulrich unwillig erröthend. „Die Gräfin iſt ſchön und anziehend; das fühlſt du ſo gut wie ich. Daß ſie das Lieb des ſtolzen Abts iſt, kümmert mich ſo wenig, wie dich. Wer kann es auch beweiſen? Der Minnedienſt und der Bundſchuh, obgleich mir beide wichtig ſind, haben doch nichts mit einander gemein."

Bei dem Worten Bundſchuh, fuhr Anton auf: „Sprich das verfluchte Wort nicht aus, wenn du nicht für einen Verräther der Stadt gelten willſt. Du weißt wie der Kaiſer es haßt! Haſt du vergeſſen, wie der abſcheuliche Bauernbund, der alle Obrigkeit umſtürzen wollte, vor elf Jahren in Speiergau vom Kaiſer blutig unterdrückt wurde, und wie man voriges Jahr die tollen Bauern im Breisgau und im Elſaß köpfte und viertheilte, die ſich beikommen ließen, den verpönten Bundſchuh wieder aufzurichten?" —

„Als ob ich es nicht wüßte! Mir hat das Herz geblutet. Wenn Kaiſer Max ein Herr des Volks wäre, wie er ſich zu ſein in ſeiner Jugend gewünſcht haben ſoll, er würde ſich an die Spitze des ſchmachvoll unterdrückten Volks ſtellen und alle Dränger und Schinder deſſelben, ſie mögen in der Schaube oder in der Kutte ſtecken, zum Teufel jagen. Das wäre wieder ein ächtes Kaiſerthum, begründet auf die Einheit und Freiheit des deutſchen Volks, wie es einſt unter Heinrich dem Finkler und unter dem zweiten Friedrich dem Hohenſtaufen blühete. Aber ſeit das Volk in den Niederlanden und die ſchweizeriſchen Eidgenoſſen ihm etwas hitzig aufgeſpielt, haßt

Maximilian die uralte und verbriefte Freiheit des gemeinen Mannes und begünſtigt die Unterdrücker deſſelben, den Adel und die Pfaffen, was Gott geklagt ſei. — Das iſt mir freilich heute Alles eingefallen, als ich ihn von dem trotzigen Abt und den Baiernherzögen umgeben in unſre Stadt einziehen ſah.“ —

„Wahrlich, du ſchändeſt den Namen Fugger, indem du den edeln Kaiſer ſchmähſt, der unſerm Hauſe ſo viel Gunſt erzeigt und uns mit dem Adel des deutſchen Reichs belehnt hat,“ eiferte Anton. „Wohl du haſt erklärt, du fühlteſt in dir das Blut des gemeinen Mannes. So höre denn: ich fühle in mir das Blut eines Edeln. Ich werde was an mir iſt, mich jedem Verſuche der Gemeinen zu Aufruhr und Empörung wiederſetzen. Und ſo ſind wir denn geſchiedene Leute.“

„In aller Heiligen Namen geh' du deinen Weg und laß mich den meinigen wandeln. Wir werden wenigſtens nicht mit Worten mehr mit einander ſtreiten. Vielleicht begegnen wir uns einſt mit dem Schwerte.“ Und nun wandte ſich der von edlem Zorn erglühende Ulrich allein zu Bübenhoven: „Ihr, Junker, kennt die Welt, die Zeit, die Menſchen. Ihr müßt mir beiſtimmen, daß die Welt ſchwer krank iſt, und daß die Dinge auf die Dauer nicht bleiben können, wie ſie ſind. Das weltliche wie das geiſtliche Regiment ſind eine Lüge. Die Pfaffen verdrehen das Wort Gottes; ſie verrathen den Herrn täglich und ſtündlich, ſchlimmer als Judas gethan. Hat denn Johannes

Huß in Böhmen vergeblich gelebt und gepredigt? Nein aus den Flammen heraus, die ihn verzehrt, hat er einen Größeren geweiſſagt, als er ſelber war, der dieſer tollen Pfaffenwirthſchaft ein Ende machen wird. Hat er nicht geſagt: Heute bratet ihr eine Gans (weil Huß zu deutſch Gans heißt), aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, dem werdet ihr keine Feder ausrupfen, und der wird mich rächen. Die hundert Jahre ſind um. Und ich hoffe, der Schwan iſt unterwegs, der das unterdrückte Volk aus den ſchmählichen Banden der leiblichen und geiſtigen Knechtſchaft befreit, der nicht nur die Lehre Chriſti rein und lauter predigt, ſondern auch das Evangelium der alten Volksfreiheit verkündet. Die Fürſten und Pfaffen, die Blutegel des Volks, müſſen dem Herrn Chriſtus weichen; denn wo er ſein Lichtpanier ſchwingt, giebt es keine Knechte mehr."

Bübenhoven drückte dem begeiſtertem Jünglinge die Hand feurig und rief: „Gott laß deine Hoffnung nicht zu Schanden werden!"

Jakob's Eintritt machte der Unterredung ein Ende.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Vormittage fand die feierliche Bekleidung Jakob Fugger's als Ritter und Graf des Lateran im biſchöflichen Palaſt ſtatt, und der Kaiſer wohnte ihr ſelbſt bei und beglückwünſchte den neuen Ritter zuerſt.

Frau Sibylle zeigte ſich gegen die neue Erhebung ihres Jakob ſehr gleichgültig und ſagte zu Bübenhoven: „Ich laß heute für mein Volk in der Fuggerei einen ganzen Ochſen braten, damit die armen Leute wenigſtens etwas von dieſem Firlefanz haben; denn wahrlich, wir ſelbſt haben gar nichts davon, als Mühe und Wege, und mein ſchlechtes Gedächtniß wird Noth haben, nicht alle Tage ein paarmal zu vergeſſen, daß Jakob goldner Ritter und Graf iſt.“ —

Eine Stunde ſpäter trug Veit Schellenberger ein ſchweres Schreinlein in die Pfalz. Er war ſolche Wege ſchon gar oft gegangen und hatte für ſie ein ganz beſonders wichtig thuendes Geſicht, das er einem fungirenden Schultheißen oder meſſeleſenden Prälaten abgelernt haben mußte.

Wer ſich darauf verſtand, konnte darin leſen, wie viel tauſend Goldgülden in der Kiſte waren; denn wenn Veit die Summe auch nicht immer erhorchte, was ſeiner Neugierde inzwiſchen ſelten fehlſchlug, ſo hatte er doch durch vieljährige Uebung eine ſolche Fertigkeit erlangt, daß er den Betrag aus dem Gewicht zu ſchätzen vermochte.

Jakob Fugger ſpeiſte mit dem Legaten, dem Biſchof und den Hofherren und Feldoberſten beim Kaiſer. Nach der Tafel nahm ihn der Kaiſer mit in ſein Kloſet.

„Haſt du dich nach der Sache erkundigt?“ fragte Maximilian mit beſonderer Spannung.

„Ew. Majeſtät geheime Kundſchafter haben euch recht berichtet,“ verſetzte Jakob. „Seit einigen Tagen iſt Abends die Schwarze zu dem Weibe gegangen, der Zigeuner aber iſt in der Herberge der Gräfin geſehen worden.“

„Es iſt der Ströter, der mich einſt ſo ſchlau betrog; zwei meiner Leute haben ihn erkannt. Er hält ſich hier verſteckt. Aber geſtern iſt er nicht geſehen worden.“

„Nein vorgeſtern.“

„Er meidet natürlich meine Gegenwart, oder iſt bereits wieder fort. Vielleicht hat er es ſchon inne, daß er erkannt iſt. Was hältſt du von ſeinen geheimen Beſuchen bei der Gräfin und was von dieſer und ihrer ſchwarzen Sklavin ſelbſt?“

Fugger zuckte die Achſeln. Er war nicht bewandert in ſolchen geheimen Händeln und Ränken.

„Der Aufenthalt der Gräfin hier ſcheint mir von tieſerer Bedeutung, die ſie hinter ihr Verhältniß mit dem Abt verſteckt. Wie iſt ſie mit ihm zuſammengekommen?"

„Man ſagt, er habe ſie in Rom kennen gelernt."

„Und wie kommt ſie mit dem Zigeuner zuſammen? Es muß ein nicht unwichtig Ding ſein, daß dieſer Schelm ſich hierher wagt. Er muß fürchten, dir hier zu begegnen. Du warſt doch der, welcher ihn ſtürzte. Er weiß, was er von dir zu erwarten hat, wenn du ihn betriffſt."

Fugger ſagte gutmüthig: „Ich kann ihm nichts anhaben, wenn ich ihn nicht auf böſer That betrete. Freilich, treibt er etwas mit der Malersfrau in der Fuggerei zuſammen, wie Ew. Majeſtät vermuthet, ſo ſchaffen ſie gewiß nichts Gutes."

„Wie du ſie mir geſchildert, und wie wir den Schurken kennen gelernt haben, ſo läßt ſich im Allgemeinen ſchon ſchließen, von welcher Farbe ihr Geſchäft iſt. Die Schwarze iſt die Vermittlerin, die Gräfin die Hauptperſon, die irgend etwas im Schilde führt."

„Der Frau van der Voort traue ich alles mögliche Böſe zu. Ihr Herz iſt ſtets voll Gift und Groll," ſeufzte Fugger. „Ich habe Alles vergebens verſucht, ſie zum Guten zu bekehren. Aber in der Religion iſt ſie ſchlimmer als eine Heidin. Sie beſucht niemals eine Kirche, und ich meide ſie jetzt, wie ſie mich."

„Was kann der Handel dieſer fremden Leute anders betreffen, als den Buben? Die Frau hat vielleicht noch Geſchrift in der Hand, das das Geheimniß enthüllt."

„Sie haßt den Buben und hat ihn ſeit ſechs Jahren nicht geſehen.“

„Um deſto leichter wird es ihr, ihn zu verkaufen. Kennt ſie ſeinen Aufenthaltsort?“

„Er iſt noch auf dem Hofe, wo er geboren wurde, und gilt für einen verwaiſten Verwandten des Haſenhänslein, des Beſitzer des Hofes.“

„Weißt du, was ich vermuthe? Sie verkauft den Buben an die Gräfin, und dieſe iſt die Botin eines meiner Feinde, in deſſen Hand er ein Werkzeug abgeben ſoll, Geld von mir oder von der Statthalterin oder von meinen Enkeln zu erpreſſen, oder uns ſonſt wie zu ſchaden. Vielleicht will ihn der König von Frankreich an ſich bringen, vielleicht der König von Spanien, vielleicht ein Reichsfürſt. In dieſer böſen Zeit des Wirrſals, des Ungehorſams, der Empörung wird Alles benutzt, um mir beizukommen. Es iſt eine ſchwere Zeit, Jakob, und je älter wir werden, deſto ſchlimmer wird ſie. Es iſt, als ob der böſe Feind in die Menſchen gefahren wäre. In den Städten Empörung gegen die Obrigkeit, in den Bauern unvernünftige Gedanken. Ueberall regt ſich die Hyder des Aufruhrs. — Wir müſſen ſchnell den Knaben entfernen. Ich habe voriges Jahr ſchon mit der Statthalterin über ihn geſprochen. Er ſoll ein Pfaff werden. Laß ihn ſchnell und ſo geheim als möglich nach Brüſſel bringen. Dort ſoll er unter Gretchens Aufſicht in eine Kloſterſchule.“

Gewalt der Liebe und Waffen errungne Braut umarme und meine Feinde ſamt dem Schurken Gobbelin auslache?»

«Halt!» rief Wilhelm, «ſo geht es nicht. Wir wären beide des gewiſſen Todes. Laßt Euch ſagen: daß Ritter Gobbelin ein Liebling des Kaiſers, ein Freund des mächtigen Kurfürſten von Trier iſt. Heute iſt ein Brief des Kaiſers angelangt, deſſen Inhalt ſchon überall verbreitet iſt, laut deſſen Gobbelin zum kaiſerlichen Schirmvogt von Coblenz ernannt worden, und worin ihm zum Beſitz der ſchönen Guta und ihrer Reichthümmer Glück gewünſcht worden iſt. Schon wagt es Niemand mehr, ihn nicht den Sieger und rechtmäßigen Beſitzer von Arkenhauſen zu nennen. Von Euch ſpricht man wie von einem hölliſchen Phantom, und man zweifelt gar nicht daran, daß Fräulein Guta in einigen Tagen des Ritters von Elz Frau ſein werde. Nun vollends da er Euch den errungnen Siegeskranz und Euern ſilbernen Schild geſtohlen — denn auch dieſen ſehe ich nicht mehr — da er ſicherlich nach Arkenhauſen geeilt iſt und bei Guta ſich für den Sieger ausgegeben hat, nun können wir dort nichts mehr ausrichten. Laßt uns auf Liſt denken, womit wir die unerhörte Bosheit bewältigen! Jetzt

„Aber Frau van der Voort wird einen Teufelslärm erheben, ſie wird Anhang und Glauben finden. Die Sache läßt ſich nicht abläugnen. Ich mag im Böſen nichts mit dem argen Weibe zu ſchaffen haben, und Ew. Majeſtät muß alles Aufſehen vermeiden."

„Du haſt recht, Jakob. — Aber der Bube muß doch fort. Wir müſſen uns ſeiner verſichern. Könnteſt du nicht irgend einen andern Buben von ſeinem Alter auftreiben, den man an ſeiner Statt zu dem Bauer brächte? Du vermagſt dieſen durch ein Stück Geld, daß er behauptet, dies iſt das Kind, das bei ihm geboren und aufgewachſen. Verhandelt das gottloſe Weib das Kind, ſo thut ſie's, ohne es zu ſehen. Und wie du ſagſt, ſah ſie ihn ſeit Jahren nicht mehr, alſo kennt ſie ihn kaum noch. Wir ſetzen den falſchen hin und bringen den rechten in Sicherheit."

„Ich will es mir überlegen," ſagte Fugger.

„Doch ſchicke heute noch einen Boten nach dem Bauerhofe, der ſich dort einlegt und den Knaben ein paar Wochen lang nicht aus den Augen läßt, bis du die Sache ſo eingerichtet haſt, daß der — — wie heißt der Bube?"

„Martin."

„Bis daß du ihn ohne Aufſehen nach Brüſſel bringen laſſen kannſt."

Fugger empfahl ſich und hatte zu Hauſe eine lange Unterredung mit Bübenhoven. Dann gingen ſie zuſammen auf den Schießplatz hinunter zum Lech, wo die augsburger Bürgerſchaft zu Ehren des Kaiſers ein großes Scheibenſchießen veranſtaltet hatte.

Der ganze Platz war gedrängt voll Menſchen. Das Kriegsvolk trieb ſich trotzig in Schaaren herum; die Führer und Hauptleute deſſelben, meiſt abenteuerliche Geſtalten in der verſchiedenſten, aber immer auffallenden und ausgezeichneten Kleidung. Die ärmern und geringern Einwohner der Stadt fehlten ebenſowenig, als die reichen und vornehmen; denn Abends ſollten jedem, der da Begehren trug, zwei Wecken und eine gebratene Wurſt nebſt einem Schoppen Wein am Rathhauſe ausgetheilt werden, während Jakob Fugger für den Kaiſer, den Biſchof, den Adel und die vornehme Bürgerſchaft ein glänzendes Banket auf dem Rathhauſe einrichten ließ. Zu der zahlreichen und prunkvollen Begleitung des Kaiſers geſellte ſich der noch zahlreichere hohe Adel aus der Umgegend. Von allen Ritterſitzen aus dem benachbarten Baiern, aus der Grafſchaft Burgau, aus dem biſchöflichen und ſtädtiſchen Gebiet, wie aus dem des Abts von Kempten war er herbeigeſtrömt mit Frauen und Kindern; und auch der arme und niedere Adel fehlte nicht, und ebenſo wenig der geiſtliche Stand, die hohen und ſtolzen Prälaten und die kleinen und niedern Pfaffen. Denn die wichtigen, freien Reichs- und Handelsſtädte, in welchen der wachſende Reichthum Ueppigkeit und Wohlleben hervorgerufen hatte, wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Frankfurt waren der Sitz aller ſinnlichen Vergnügungen und des bald der Sammelplatz aller Leute, die ſich des Lebens erfreuen wollten, zumal an ſolchen Tagen, wenn der lebensfrohe leutſelige Kaiſer Max in ihnen verweilte und Hof hielt. Da konnte man mit Erſtaunen ſehen, welch' ein ſchier toller Wetteifer in Prunk und Kleiderpracht zwiſchen der durch Handel, Kunſt und Gewerbe reich gewordene Bürgerſchaft und dem vornehmen Adel eingetreten war; vorzüglich boten die Frauen der beiden Stände bei ſolchen Gelegenheiten Alles auf, es ſich einander vorzuthun. Geſchlechter, die vor hundert Jahren noch in ſelbſtgeſponnenen Linnen, im kurzen Zwillichrock, in groben landtuchenen Jöpplein und in der aus dem Schaafpelz gefertigten Schaube glücklich einhergegangen waren, ſtolzirten jetzt in feinen ausländiſchen, beſonders niederländiſchen und engliſchen bunten Tüchern, in zerſchnittenen Röcken, den ſeltſamen Ausgeburten der aufgekommenen burgundiſchen und lombardiſchen Trachten, in ſeidnen und Scharlachwämſern, mit ſilbernen Knöpfen beſäet, dicke Straußenfedern auf dem zottigen Hut und mit den prachtvollſten Waffen behängt. Die Frauen trugen noch weit koſtbarere ſeidne und ſammtne Gewänder, oft mit Gold und Perlen geſtickt, Stoffe aus Venedig und der Lombardei, goldnen Zierath und Edelſteine aus den italieniſchen Handelsſtädten, aus Frankreich und Spanien; ja ſchon hatten die Reichthümer, welche aus Oſt- und Weſtindien kamen, ihren Einfluß auf die deutſchen Handelsſtädte und den ihnen nahe wohnenden Adel ausgeübt.

Pauken, Trompeten- und Pfeifengetön ließ ſich von der Stadt her vernehmen und trieb das Volk in dichte Maſſen zuſammen. Die Cavalcade der reichen Söhne der Handelshäuſer führte den Kaiſer herbei. Er war am einfachſten unter Allen gekleidet. Ueber einem ſtrohgelben Waffenrock trug er einen ledernen Reiterkoller, hohe Reiterſtiefeln und einen grauen Filzhut mit der tyroler Spielhahnfeder und dem Gemsbart geſchmückt, der ihn als tyroler Landeskind und Jäger bezeichnete. Und doch war er an der Würde ſeiner Geſtalt und ſeiner einnehmenden Geſichtszüge ſogleich als Kaiſer zu erkennen.

Zu ſeiner Rechten ritten der Cardinal von Sitten, der Biſchof von Augsburg und der Abt von Kempten, zu ſeiner Linken die drei Baiernherzöge, ſeine Neffen. Ritter und Prälaten und die Kriegsoberſten und Hauptleute folgten zunächſt, dann die vornehmen Handelsherrn aus der Stadt, der Stadtpfeifer mit ſeinen Geſellen an der Spitze, Schultheißen, Bürgermeiſter und Rathsherrn in der Mitte. Die Zünfte hatten ſich mit ihren wehenden Fähnlein zu beiden Seiten des Wegs aufgeſtellt und bildeten die Gaſſe.

Ein tauſendſtimmiger Jubelruf begrüßte den Kaiſer, er dankte freundlich, den Hut abnehmend und nach allen Seiten hin nickend. Dann ſtieg er ab und wandelte unter dem Volke, bald einen Bürger anſprechend, bald einen Ritter und weiter einen Landsknecht, eine Bäuerin, ein hübſches Bürgermädchen, und immer mit Laune, Scher-

und Witz. Und ſo geſchah es nicht ſelten, daß, wenn er zum Weitergehen ſich anſchickte, das Volk umher in den Ruf ausbrach: „Hoch lebe unſer Max!“ Und nun trat er unter den Schießſchirm und ſpannte den Bogen mit ſpielender Leichtigkeit und ſchoß mitten ins Schwarze den Meiſterſchuß, der den Preis gewann.

Jakob Fugger führte den Junker von Bübenhoven zum Kaiſer, „Hier iſt das tyroler Landskind,“ ſagte der geadelte Bürger, „das Ew. Majeſtät ſeine Huldigung darbringen will.“

„Ah, Bübenhofen!“ verſetzte der Kaiſer huldvoll, „und wenn ich dich auch nicht ſelbſt in gutem Andenken hätte, ich würde ſtets an dich erinnert werden, ſobald ich nach Brüſſel komme; denn meine liebe Grete plaudert mir jedesmal von dir und deinem Schickſal vor. Du hätteſt ſie nicht verlaſſen ſollen, ſie iſt dir in Gnaden gewogen.“

„Es war der durchlauchtigſten Frau Statthalterin eigner Wunſch, mein Kaiſer.“ —

„Ich weiß, ich weiß, du warſt ein kranker Kopfhänger geworden und dir am Hofe nicht mehr zu helfen. Aber wenn Edelleute den Hof verlaſſen, pflegen ſie ſich unter die Fahne ihres Kaiſers zu ſtellen. Wir können in unſern Kriegen ſtets Männer deines Standes und Alters brauchen, und dein Vater hat für uns Blut und Leben gegen die Schweizer gelaſſen.“

„Wenn Ew. Majeſtät befiehlt,“ verſetzte der Junker erröthend, „ſo ſteht mein Blut und Leben nicht minder zu Euerm Dienſt."

„Nein, nein!" lachte der Kaiſer. „Es war mein Scherz, und ich wollte das nimmermehr meinem Gretchen und meinem wackern Fugger zu leid thun. Die Statthalterin hat immer behauptet, du ſei'ſt eine viel zu ſanfte, weiche Seele, als daß man dich den Schrecken und Mühſeligkeiten des Kriegs blosſtellen dürfe, und ſie habe deiner ſterbenden Mutter in die Hand geloben müſſen, nimmer zuzugeben, daß du in Kriegsdienſte gingeſt. Gott ſoll mich bewahren, daß ich ſolchem Gelübde meiner lieben Tochter entgegen handelte und ihr dadurch Kummer und Herzleid bereitete, deſſen ſie ſchon genug zu erdulden gehabt hat! Und dann hat mich Herr Jakob überzeugt, daß du in ſeinem Hauſe in zwiefacher Hinſicht an deinem rechten Platze biſt. Du haſt dich wohl in das Handelsweſen geſchickt, und das macht dir ebenſoviel Ehre, als wenn du mir geholfen hätteſt, meine Schlachten zu gewinnen; und dann thut ein tapferer Arm — und den haſt du gewiß, du müßteſt ja kein tyroler Edelmann und insbeſondere kein Bübenhoven ſein — von adliger Geburt ihm gar noth. Es giebt leider Gottes noch immer im lieben deutſchen Reiche, und zumal in dieſem geſegneten Schwabenlande, Leute von adliger Herkunft, Ritter und Junker, die trotz des von mir aufgerichteten allgemeinen Landfriedens und trotz des ſchwäbiſchen Bundes, der doch wahrlich keinen Zweck weiter haben ſoll, als dieſen Frieden aufrecht zu erhalten und ſeine Schädiger zu beſtrafen, von ihren Schlöſſern ausziehen, um den Kaufmann auf offener Straße niederzuwerfen und ſeines Guts zu berauben. Ich kann wahrlich nicht überall ſelbſt ſein, um das vornehme, freche Raubgeſindel zu züchtigen, unter welchem ſogar Bündler ſelbſt ſein ſollen. Gott beſſer's! Die Stände unterſtützen mich nicht, Zucht und Ordnung mit Strenge in den deutſchen Landen zu handhaben; und ſo muß ich gar oft von ſchmählicher Gewaltthätigkeit hören, und das Herz blutet mir, daß ich ſie weder hindern, noch beſtrafen kann. So ſollſt du denn die Güterzüge des Fuggerſchen Hauſes mit einem bewaffneten Fähnlein begleiten und ſchützen gegen Gewalt und Raub, und ich will dich zu dieſem Behufe zu meinen kaiſerlichen Hauptmann ernennen und dir den Brief darüber ausſtellen laſſen, eh' ich von Augsburg abziehe. Und ſo wirſt du mir eben ſo gut dienen, wenn du deinen Arm der Sache deines väterlichen Freundes widmeſt."

Bübenhoven bedankte ſich für dieſe Gnade, die eben ſo huldreich, als fein war, indem ſie ihm jede Beſchämung erſparte. Auch Herr Jakob dankte ſeinem gnädigen Gebieter mit freudeſtrahlendem Geſicht und ſagte dann: „Er wird auch das Geſchäft beſorgen, das mir Ew. Majeſtät anbefohlen, und Niemand eignet ſich dazu beſſer, als er. Morgen in der Frühe wird er hinüber reiten in die Grafſchaft. Und leiſer fügte er, dem Kaiſer näher tretend, hinzu: „Auch hat uns ein günſtiger Zufall bereits einen andern Knaben von demſelben Alter zugeführt, der den Weg morgen mitmachen wird, ſo daß dieſe Sache ganz nach Ew. Majeſtät Befehl und Anordnung eingerichtet werden kann. Den erſteren Buben wird er euch ſofort nach Brüſſel nachführen."

„Das iſt gut!" ſagte der Kaiſer mit ſichtbarer Zufriedenheit. „Und ſo befehle ich dir, Junker Bübenhoven, in dieſer Angelegenheit Vorſicht und Verſchwiegenheit an. — Ha ſieh' da, kömmt da nicht die ſchöne Gräfin Cardona?"

„Und ſoll ich meinen Augen trauen?" rief Jakob Fugger: „Iſt der Ritter neben ihr nicht unſer Zigeuner, der Lannoy?"

„Lannoy?!" fragte Bübenhoven erſchrocken, „der Betrüger meiner armen Mutter?"

„Bei unſrer lieben Frau, es iſt der freche Bube!" ſagte der Kaiſer entrüſtet. „Er ſteckt den Kopf ſelber in die Schlinge. Wir werden die Freude haben, ihn am Galgen zu ſehen."

Die ſchöne Gräfin trat an der Seite eines prächtig gekleideten Mannes einher, ſelbſt in einem ſpaniſchen Anzuge, der ſich in nichts von dem einer Fürſtin unterſchied. Auch der Ritter, ihr Begleiter, war in ſpaniſcher Tracht; die goldne Kette mit den Inſignien des päpſtlichen Ritterordens hing an ſeinem Halſe über die Bruſt herab. In ſeinem dunkelgefärbten Geſicht waren Stolz und Liſt vermählt, unterſtützt von einer Würde, die affectirt erſcheinen konnte, und der ſein reifes Mannsalter ſehr zu Hülfe kam. Sobald er des Kaiſers anſichtig wurde, entblößte er das Haupt und wandte ſich in geläufigem Franzöſiſch zu einem naheſtehenden Hofcavalier mit der Bitte, ihn zum Oberkammerherrn des Kaiſers zu führen. Dieſer wies ihn ſogleich an den Grafen Dietrichſtein. „Gnädiger Graf,“ redete er dieſen an, „ich bin der Graf Torrillas, Kammerherr Seiner Heiligkeit des Papſtes Leo des Zehnten, und mit Erlaubniß meines apoſtoliſchen Gebieters auf einer Reiſe durch Frankreich und das deutſche Reich begriffen, das kennen zu lernen ich ein beſonderes Verlangen trug. Seine Heiligkeit hat mir gemeſſene Befehle ertheilt, alle Fürſten, mit denen ich auf meiner Reiſe zuſammentreffe, in ſeinem Namen zu begrüßen, vorzüglich aber Sr. Majeſtät meine ſchuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Ich bitte Euch alſo höflich, des Kaiſers Majeſtät zu befragen, ob ſie mir die hohe Gnade angedeihen laſſen will, mir die Erlaubniß zur Erfüllung meiner Pflicht zu ertheilen.“

„Ich werde Euern Wunſch dem Kaiſer vortragen,“ verſetzte der Oberkammerherr, den päpſtlichen Hofmann mit erſtaunten Blicken meſſend“ und trat kopfſchüttelnd zu ſeinem Gebieter.

„Graf Torrillas!“ rief der Kaiſer mit unterdrücktem Zorn: „Ich will keinen Tropfen habsburger Blut in den Adern haben, wenn er nicht der betrügeriſche Zigeuner iſt!“

„Ew. Majeſtät meint den entwichenen Stallmeiſter, den ſogenannten Lannoy, der die Wittwe Bübenhoven — wahrlich auch ich wollte darauf ſchwören, dieſer Graf ſei derſelbe Menſch."

„Rufe den Cardinal von Sitten herbei Wir wollen dieſen Fuchs in ſeinem eignen Bau fangen."

Als der Oberkammerherr ſich nach dem Cardinal umſah, gewahrte er denſelben in lebhafter Unterhaltung mit dem verdächtigen Fremden. Doch richtete er des Kaiſers Befehl an ihn aus, und der Legat beeilte ſich ſogleich, demſelben Folge zu leiſten.

„Kennt Ihr den Menſchen, mit dem Ihr ſoeben ſpracht?" fragte der Kaiſer heftig.

„Wie ſollt ich nicht?" fragte der Cardinal dagegen verwundert. „Er iſt, wenn ich in Rom verweile, mein täglicher Geſellſchafter und mir ein werther Freund, erſter Kammerherr des heiligen Vaters und von dieſem hochgeſchätzt wegen ſeiner großen Brauchbarkeit und Gewandtheit in allen möglichen Geſchäften. Ja er iſt's, der voriges Jahr in der Schlacht bei Ravenna dem Cardinal dei Medici, dem jetzigen Papſt, das Leben rettete, ihn vor jeder Unbill ſchützte und ihm die ausgezeichnetſte Behandlung angedeihen ließ. Ew. Majeſtät kann daraus ſchließen, welch' große Stücke Se. Heiligkeit auf den Grafen Torrillas hält."

„Und kennt Ihr auch das Herkommen dieſes Grafen Torrillas?"

„Er iſt einem der edelſten und angeſehenſten Grafennach Coblenz zurück! dort wird ſich Alles finden.» Und ohne Säumen flogen die Renner den Weg dahin, den der freundliche Mond mit ſeinen Strahlen begoß.

Am andern Morgen ſtand ein ſchöner Ritter mit dem Junker Wilhelm vom Burgthor im Vorzimmer des Kurfürſten Johann von Trier in Coblenz. Der Anzug des Erſtern verrieth ihn als einen Kreuzritter, denn auf dem weißen Mantel, der ſeine glänzende Kleidung bedeckte, zeigte ſich das bedeutungsvolle rothe Kreuz. Die dunkle Hauptfarbe ſeines einnehmenden Geſichts und ein gewiſſer Anſtrich, der von vielen Strapazen zeugte, ohne daß man ihn namentlich angeben konnte, ſprachen deutlich genug, daß der Ritter nicht ein Neuangeworbner zu friſcher Kreuzfahrt, ſondern ein Heimgekehrter aus dem gelobten Lande ſei. Übrigens ſprach ſich im gedrungnen Bau ſeines Körpers, in ſeiner edlen Haltung, in ſeinen ſchönen Bewegungen, in den Mienen ſeines männlich ſchönen Geſichts ſo wie in dem feſten Blicke ſeines großen, ſchwarzen Auges Muth und Kraft, Stolz und Hoheit aus. Man ſah es dieſem Manne an, der auf den erſten Blick das größte Intereſſe erregte, daß er ſchwere Lebenserfahrungen gemacht habe und eben nicht gehäuſer von Eſtremadura entſproſſen, diente Jahre lang mit Auszeichnung in den ſpaniſchen Heeren in Neapel und Frankreich und wurde vom König Ferdinand und dem Großkapitain Gonſalvo de Cordova nur ungern und nur auf beſondere Bitte des heiligen Vaters entlaſſen, der den Grafen durchaus für ſeine Dienſte gewinnen wollte."

„Bring' ihn her!" ſagte der Kaiſer ärgerlich zu Dietrichſtein, und einige Augenblicke darauf verbeugte ſich der vornehme Fremde tief vor dem Reichsoberhaupte.

„Ihr ſeit ſchon früher in den deutſchen Landen geweſen, und es iſt nicht das erſte Mal, daß wir einander gegenüberſtehen," redete dieſer ihn an.

„Verzeihe mir Ew. Majeſtät," verſetzte der Spanier mit Würde, „mein Fuß hat bis vor einigen Wochen niemals früher deutſchen Boden betreten, und deshalb wurde mir auch bis zu dieſer Stunde noch nie das Glück zu Theil Ew. Majeſtät Angeſicht zu ſchauen. Dagegen blieb ich Euerm hochſeligen Sohne, unſerm König Philipp, nicht unbekannt."

„Seltſam, Herr Graf! Ich hätte meinen Kopf einſetzen wollen, wir wären ſchon öfter in Berührung mit einander gekommen."

„Die Aehnlichkeiten ſind unter den ſüdlichen Nationen größer, als unter den nördlichen, und es begegnet mir heute nicht zum erſtenmale, daß ich für einen Andern gehalten werde."

„Habt ihr Geſchäfte in Deutſchland?"

„Ich reiſe, um das Land kennen zu lernen; doch hat mir mein gnädigſter Gebieter anbefohlen, Ew. Majeſtät und die deuſchen Fürſten überall ehrerbietigſt zu begrüßen."

„Ihr kennt die ſchöne Gräfin Cardona?"

„Ich lernte ſie an der Tafel Sr. Heiligkeit kennen. Sie war dort ein gern geſehener Gaſt!"

„Wohin wird euere Reiſe von hier gehen?"

„Ich komme von Wien und werde die berühmteſten Städte des deutſchen Reichs beſuchen, dann den Rhein hinab gehen, um auch die Niederlande kennen zu lernen. In einem dortigen Hafen werde ich mich einſchiffen."

„So hoff' ich euch noch mehr zu ſehen. Ich wünſche euch glückliche Reiſe!"

Graf Torrillas verbeugte ſich und trat zurück. Nachdem er ſich auch vom Cardinal von Sitten verabſchiedet, ſuchte er die Gräfin wieder auf.

Dieſe hatte diesmal zwei Mägde zum Gefolge, die ſchwarze in ihrer auffallenden Tracht und eine dunkelfarbige, in die maleriſchen Gewänder des ſüdlichen Spaniens gekleidet, welche ſtark an die Tracht der Mauren erinnerte. Während der Unterredung des ſpaniſchen Grafen mit dem Kaiſer hatten ſich einige junge Herren der Gräfin genähert und ein Geſpräch mit ihr angeknüpft. Die Mägde aber miſchten ſich unter das Volk, von dem ſie angeſtaunt wurden. Bübenhoven benutzte dieſe Gelegenheit, um zu der ſchwarzen Matty zu treten. Da geſchah es, daß der Blick Raimund Fugger's, indem er dem Junker folgte, auf die zweite Magd fiel. Sogleich ſchoß eine dunkle Erinnerung in ſeiner Seele auf, daß er dieſes Weib ſchon geſehen und mit ihr in irgend einem Verkehr geſtanden habe; dieſe Erinnerung wurde immer ſtärker und deutlicher in ihm, aber vergebens war ſein Bemühen, ſie ſich zum klaren Bewußtſein zu bringen, wer die Frau ſei und wo und unter welchen Verhältniſſen er mit ihr zuſammengetroffen.

Bübenhoven ſagte zu der Negerin: „Ei, Matty, ich ſehe, das Schickſal hat dich wieder aus Spanien geführt, und wie es ſcheint unter guten Verhältniſſen. Weißt du auch, daß deine ehemalige Herrin, die Frau van der Kapellen, hier wohnt?“

„Ich weiß es!“ verſetzte Matty mit ſtrahlenden Augen. „Ach, Junker, wie bin ich erfreut, Euch wiederzuſehen! Meine Gebieterin, die Gräfin, wünſcht ſehr Eure Bekanntſchaft zu machen. Sie hat Euch etwas mitzutheilen, was, wie ſie ſagt, für Euch von großer Wichtigkeit ſein ſoll, und ſie hat mir befohlen, dies an Euch auszurichten.“

„Mir? die Gräfin Cardona!“

„Gewiß, ſo iſt's.“

„Waß kann das ſein?“

„Das weiß ich nicht. Aber ſie läßt Euch bitten, ihr dieſen Abend auf dem Tanze einige Augenblicke zu ſchenken. Darf ich ihr ſagen, daß Ihr ihren Wunſch erfüllen wollt?“

„Ich werde von deiner Gräfin hören, was ſie mir zu ſagen hat.“

Der Graf Torrillas nahm den Arm der Gräfin Cardona, und die Mägde folgten der Herrin. Bübenhoven bemerkte, daß ſich die andre von Raimund Fugger verabſchiedete. Er hatte mit ihr geſprochen.

„Es ſcheint,“ wandte ſich der lebensfrohe Bürgerſohn lachend an den Junker, „wir theilen uns in die Bekanntſchaft der Gürtelmägde dieſer ſtolzen neapolitaniſchen Schönheit. Ich muß es meinem Ohm ſagen, welch' eine Bekanntſchaft ich eben eneuert habe.“ —

Der Kaiſer richtete die Rede wieder verdrießlich an Jakob Fugger: „Ich möchte bei meinem Schutzheiligen ſchwören, der Menſch iſt doch der ſpitzbübiſche Zigeuner. Er iſt nur vornehmer geworden. Es war auch ſeine Stimme.“

„Ich bin zweifelhaft geworden,“ verſetzte Jakob. „Oft iſt die Aehnlichkeit zweier Menſchen groß. Und wie ſollte der Zigeuner zu ſolchem Amt und Würde kommen?“

„Einem Schelm iſt Alles möglich. Wie ich dir ſchon geſagt, wir müſſen ein ſcharfes Auge auf ihn und dieſe Gräfin haben. Es iſt gut, daß der Bube morgen fort kommt.“

Der Kaiſer trat wieder mit der Armbruſt unter den Schießſchirm, und Jakob Fugger ſah Raimund und Bübenhofen auf ſich los kommen. „Denkt Euch, Ohm,“ ſagte der Erſtere, „eine der Gürtelmägde der Gräfin Cardona iſt die Dienerin der unglücklichen ſchönen Frau, die wir vor ſieben Jahren in Ungarn begruben. Hieß ſie nicht Ava? Sie iſt von ihrer jetzigen Herrin in Wien krank zurückgelaſſen worden und erſt geſtern wieder geneſen hier angekommen."

Jakob erſchrak. „Das wird ja immer bunter! Hat ſie ſich nach dem Buben in Kremnitz gefragt?"

„Ei wohl. Sehr angelegentlich."

„Und was haſt du ihr geantwortet?"

„Daß er friſch und geſund ſei und kräftig empor wachſe, und daß ich ihn nächſtens ſehen werde."

„Ich wollte, du hätteſt ihr vorgelogen, er ſei geſtorben. Du ahneſt nicht, von welcher Wichtigkeit das Kind iſt. Ich fürchte, wir werden auch ihn nun von Kremnitz entfernen müſſen. Der Kaiſer kann wohl recht haben. Es ſchleicht da etwas im Finſtern. Wir müſſen uns ſehr vorſehen." —

Die Luſt des Feſtes nahm ihren weiteren Verlauf, und der Tag begann ſich zu neigen. Da traten die ſchönſten Frauen und Jungfrauen der Stadt und die Ritterfrauen und Töchter der Umgegend verabredetermaßen zuſammen und ließen den Kaiſer bitten, daß er ihnen erlauben möge, ihn nach dem Rathhauſe zu geleiten. Und der ritterliche Max, noch immer ein Freund des ſchönen Geſchlechts, wie er es von Jugend auf geweſen, ließ ſich das gern gefallen. Er begab ſich in ihre Mitte, um ihnen Dank zu ſagen, die Pfeifer traten voran, und unter fröhlicher Muſik ging der bunte Zug nach der Stadt zurück, der Kaiſer geführt von der ſchönen ſtolzen Suſanne Fugger, Sibyllas jüngſter Schweſter, und von der noch ſchönern

Conſtantia Peutinger, des Stadtſchreibers Peutinger Töchterlein, welche nicht allein für die ſchönſte und ſittſamſte Jungfrau Augsburgs, ſondern des ganzen deutſchen Reichs geſchätzt wurde. Dieſe beiden waren von den übrigen zu den Führerinnen des Kaiſers erwählt worden.

Die junge Sibylle hatte, treu ihrer Pflicht, ihre Gotte nicht verlaſſen und mit ihr den gewöhnlichen Abendgang hinter Schellenberg's bepakten Eſeln her in die Fuggerei gemacht. Aber für den Abend hatte ſie dem Junker Bübenhoven zugeſagt, ihm zum Banket und Tanz auf das Rathhaus zu folgen. Auch die alte Sibylle gedachte dort ein Stündchen zuzubringen, und beide waren noch mit ihrem Putz beſchäftigt, als Bübenhoven kam, ſie abzuholen. Denn bei ſolchen Gelegenheiten liebte das würdige Fuggeriſche Ehepaar, ſo ſehr es ſonſt in allen Stücken der größten Einfachheit huldigte, mit der ihrem Stand und ihrem Reichthum angemeſſenen ſoliden Kleiderpracht zu erſcheinen. Auch Herrn Jakob traf Marx ſchon zu Hauſe an, beſchäftigt eine nicht unbeträchtliche Anzahl ſeidner und ſammtner Stoffe zu vornehmen Frauenkleidern einzupacken.

„Iſt das ſo dringend nöthig,“ fragte der Junker verwundert, „daß Ihr das Feſt verlaßt, um dies Geſchäft ſelbſt zu beſorgen?“

„Mein Sohn,“ verſetzte Jakob lächelnd, „du wirſt bald inne werden, wie nöthig dies Geſchäft heute iſt, und daß ich dieſe Auswahl ſelbſt treffen muß. Der Kaiſer hat mir den Freibrief zum Handel mit Venedig zugeſagt. Es iſt auch verlautet, daß du ferner die Waarenzüge des Fugger'ſchen Hauſes als kaiſerlicher Hauptmann bewaffneter Leute begleiten wirſt. Das Alles würde uns nicht vor Raub auf offener Straße ſchützen. Der Neid würde uns die vornehmen adligen Wegelagerer auf den Hals hetzen, und die Herren Freireiter würden manchen guten Fang an unſerm Gut thun. Dieſe ſeidnen Gewebe werden ſie uns kräftiger vom Leibe halten, als eine mit den beſten Hakenbüchſen bewaffnete Schaar. Es iſt heute eine hübſche Anzahl der vornehmſten adligen Herrn mit ihren Frauen und Töchtern hier, und ich glaube, es iſt nicht Einer darunter, der ſich ein Gewiſſen daraus machte, ſeine ritterliche Hand auf offner Straße nach meinem Eigenthum auszuſtrecken; denn was auf der Straße betroffen wird, das halten ſie für Freigut, das ſich eine adlige Hand aneignen kann, wenn ſie Muth und Stärke beſitzt, es zu nehmen. Dieſe trefflichen Leute ſind dieſen Abend meine Gäſte, und wie ich für das männliche Adelsblut den beſten Wein nicht ſpare, ſo hoff' ich das weibliche mit dieſen Stoffen zu gewinnen. Alles verſteht ſich unter dem Vorwand der neuen Standeserhöhung durch den Papſt, wozu mir die Herren Glück gewünſcht haben. Sie wiſſen ſchon, was ich meine, und ich weiß, daß ſie es wiſſen; ſo verſtehen wir uns gegenſeitig. Das Banket wird aus meinem Beutel beſtritten, und dein nächſter Heimweg von Venedig wird — ſo hoffe ich — ohne Gefahr ſein. Nebenbei entledige ich mich durch dies Banket meiner Pflicht gegen den Kaiſer und den Cardinal, oder, was daſſelbe iſt, gegen den Papſt.“

Bübenhoven bewunderte den Scharfſinn ſeines väterlichen Freundes und führte die beiden Sibyllen nach dem Rathhauſe, wo durch die Dienſtleute des Fuggerſchen Hauſes die glänzendſten Anſtalten zum Banket getroffen waren.

Die hellen Räume waren ſchon mit der Blüthe der Bürgerſchaft und des Adels gefüllt; der Kaiſer war leutſeliger und geſprächiger als je; er hatte für Jeden ein freundliches herzgewinnendes Wort, und als die zahlreiche Verſammlung an den langen geſchmückten Tafeln ſaß, auf denen die ſtattlichen Weinkannen ſo verlockend blinkten, als der Traubenſaft vom Rhein und aus dem burgunder Land die Gemüther anregte, wurde die Fröhlichkeit allgemein. Die Frauen und Töchter der Ritter waren noch nie ſo liebenswürdig geweſen, als heute; ſeit ſie die prächtigen Geſchenke, die ſie an ihren Plätzen gefunden, bewundert hatten, ſchien aller Stolz und Hochmuth von ihnen gewichen, womit ſie ſonſt auf die reichen Städterinnen geblickt. Das verwirrte deutſche Reich war plötzlich auf dem augsburger Rathhausſaale unter Vorſitz ſeines Kaiſers ein zufriedenes und einiges geworden. Es iſt zu beklagen, daß ſolche brüderliche Tafelſtimmungen in Deutſchland niemals weit über die Tafelzeit hinausreichen, und deshalb immer unfruchtbar bleiben.

Jakob Fugger benahm ſich mit ſeiner gewohnten Klug heit. Jedermann wußte, wer der Feſtgeber und Schenker war, und doch gab er ſich nicht das Anſehen deſſelben. Es ſchien vielmehr, als ob die Stadt das Banket zu Ehren des Kaiſers und des Cardinals veranſtaltet habe.

Der Kaiſer ſaß zwiſchen ſeinen beiden ſchönen Führerinnen; nächſt ihm war die reizende Gräfin Cardona die merkwürdigſte Perſon auf dem Banket, und zu ihren Seiten ſah man, wie faſt immer, die beiden jungen Fugger, Ulrich und Raimund. Und wieder wandte ſie den Zauber ihrer Unterhaltung mehr dem Erſtern als dem Letztern zu. Der Fürſt-Abt von Kempten hatte ſeinen Platz unter den geiſtlichen Herrn, die den Cardinal und den Biſchof umgaben, und warf nur zuweilen mißmuthig ſtolze Blicke auf ſeine lebhafte Freundin, dann richtete er das Wort mit unverkennbarer Leidenſchaftlichkeit an den Grafen Torrillas, der den Sitz neben ihm erhalten hatte.

Nach der Tafel begann der Tanz. Der Kaiſer führte Suſanne Fugger an der Spitze des Reigen, Graf Dietrichſtein Conſtantia Peutinger; der Feldoberſt Graf von Iſſelſtein die Gräfin Cardona. Die Adligen zogen die Bürgerstöchter zum Tanze auf, die Bürgersſöhne die adligen Frauen und Jungfrauen. Bübenhoven trat mit der ſanften Sibylle an, aus deren tiefen ruhigen Augen, die mit ſoviel ſtillem Entzücken an ihm hingen, ihm immer mehr die ſüße Gewißheit aufleuchtete, daß ſie das friedliche Glück ſeines Lebens begründen werde. Aber die Worte der ſchwarzen Matty beunruhigten ihn und ließen ihn nicht zum harmloſen Genuß der Freude kommen. So oft ſein Blick auf die ſchlanke Geſtalt der fremden Gräfin fiel, durchzuckte ihn ein ſeltſames bängliches Gefühl. Es zog ihn zu ihr hin und ſcheuchte ihn von ihr fort, und er war nahe daran, wieder in ſeine alte ſchwermüthige Träumerei zu verſinken, als er ſie allein an den Schenktiſch treten ſah. Schnell entſchloſſen raffte er ſeinen Muth zuſammen und war einen Augenblick darauf an ihrer Seite.

„Madame,“ ſagte er ehrfurchtsvoll, „mein Name iſt Bübenhoven, und wenn ich den Worten Eurer Dienerin glauben darf, ſo habt Ihr mir das Glück zugedacht, mir irgend eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen.“

„Junker von Bübenhoven,“ verſetzte die Gräfin mit Anmuth, „ich habe einen Auftrag von einer ſchönen jungen Prinzeſſin an Euch, der ein heiliges Pentalpha betrifft, das Euch einſt in Spanien zum Geſchenk gemacht wurde. Und dieſe Prinzeſſin läßt Euch durch meinen Mund die freundlichſten Grüße ſagen.“

„Prinzeſſin — Pentalpha!“ ſtammelte der Junker beſtürzt, und ſein ſchönſter, ſein heißeſter Jugendtraum ſtand plötzlich in den friſcheſten Farben vor ſeiner Erinnerung, und „Zarova?“ bebte es leiſe von ſeinen Lippen.

„Ihr habt den theuern Namen meiner Freundin genannt, die Euch das zärtlichſte Andenken bewahrt.“

„O mein Gott! Erzählt mir —“

„Ihr werdet begreiflich finden, daß das hier nicht an wohnt ſei, ſich tief zu bücken und um Dinge zu bitten, die er leichter mit Gewalt und der Schärfe des Schwertes erzwingen zu können glauben mochte. Seine ſchwarzen Locken fielen auf eine leichte Binde, welche ſich um Schläfe und Stirne zog, aber die majeſtätiſche Wölbung der letztern immer noch bewundern ließ.

«Der Kurfürſt läßt uns lange warten,» ſagte der Kreuzritter unwillig zu ſeinem Geſellſchafter.

«Euer Beſuch wird ihm nicht der angenehmſte ſein,» verſetzte der buntgekleidete Minneſänger. «Wer weiß, auf welche Lüge und Fälſcherei er ſich erſt beſinnt, um Euch damit abzufertigen.»

«Ihr könnt wohl recht haben,» ſprach der Ritter Gedankenvoll.

Da kam ein Kämmerling aus der Thüre, und führte die beiden Männer hinein.

Der Erzbiſchof hatte ſich in ſein fürſtliches Ornat geworfen und war von ſeinen Höflingen umgeben. Er empfing die Eintretenden ernſt und kalt.

«Ich bin Rudolf von Bachheim, Ritter des Kreuzes,» begann der vorhin beſchriebne mit Würde; «ich habe, wie Ihr mit eignen Augen geſehen, gnädiger Herr, geſtern den Ritter Gobbelin von Elz gebt; denn ſchon richten ſich neugierige Augen fragend auf uns. Und Ihr ſeid in Augsburg gewiſſermaßen Glied eines Hauſes, deſſen Oberhaupt von zu ſtrengen Sitten iſt, als daß Ihr hier eine lange Unterredung mit mir pflegen dürftet, und ich habe Euch viel, ſehr viel zu ſagen. Schenkt mir morgen oder übermorgen in der Frühe Euren Beſuch, doch nur in den Morgenſtunden können wir ungeſtört plaudern. Auch dürft ihr keinen Tag ſpäter kommen; denn Ihr würdet mich nicht mehr in Augsburg finden."

„O heilige Nothhelfer!" ſeufzte der Junker, „und ich muß ja morgen in der erſten Tagesfrühe fort von hier! und wer kann wiſſen, wann ich wiederkehre?"

„Wohlan, ſo will ich ein Uebriges thun. So Euch daran liegt, Kunde von Zarova zu erhalten, ſo kommt dieſen Abend noch zu mir. Ich werde Euretwegen gern auf die fernern Freuden in dieſer Geſellſchaft verzichten und mich nach dem nächſten Tanze nach Hauſe verfügen. Folgt mir bald nach."

„Ich komme!" hauchte der Junker und entfernte ſich, um ſich ſeinen Träumen zu überlaſſen. Zum Glück für ihn fing Frau Sibylle an ſich herzlich zu langweilen und nach der bequemen Ruhe ihres Bettes zu ſehnen, und die Pathe, gewohnt ſich ſtreng nach dem Willen ihrer Gotte zu richten, war gleich bereit, mit ihr den Trubel des Rathhausſaales zu quittiren. Bübenhoven begleitete ſie heim, dann aber, ſtatt nach dem Rathhauſe zurückzukehren, wie er vorgab, ſchlich er nach der Herberge der ſchönen Gräfin. Mit hochklopfendem Herzen trat er in ihr Loſament. Matty ſtand ſchon auf der Lauer, und wieder wie vor zwölf Jahren ergriff ſie ihn mit einer gewiſſen Zärtlichkeit bei der Hand, um ihn zu leiten und dabei flüſterte ſie ihm zu: „Ihr findet bekannte Geſellſchaft!“

Die Thür des kerzenhellen Zimmers that ſich auf, und Bübenhoven erblickte die ſchöne Gräfin in der maleriſchen Tracht der Mauren von Granada und hinter ihr Eleonoren van der Voort in den glänzenden Gewändern einer hohen Herrin. — Die beiden Frauen führten den beſtürzten Junker in ein Kloſet, welches ſie verriegelten und verſchloſſen. Die Mägde hatten Befehl erhalten, jeden Beſuch mit der Verſicherung abzuweiſen, die Gräfin ſei noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt.

Siebentes Kapitel.

Die Morgendämmerung warf ihre erſten grauen Lichter über das Thal und die Stadt, als Marx von Bübenhoven in tiefes Sinnen verloren aus dem Jakobsthore ritt. Er hatte ſeinem ſichern Pferde die Zügel über den Hals geworfen und die Hände in einander geſchlungen. Ein vorübergehender Wandrer hätte geglaubt, der junge Reiter verrichte ſein Morgengebet. Aber der Junker betete nicht. Seine Gedanken irrten weit ab von der Stätte, wo er war, und von der Zeit, in der er eben lebte. Sie waren in Spanien und in der Vergangenheit; die Gegenſtände, die ihn jetzt umgaben, ſchienen gar nicht für ihn da zu ſein. Und ſo ſchrak er denn empor, als er ſich beim Namen genannt hörte. An der Lechbrücke, wo er angekommen war, ſtand Veit Schellenberger, und ſeine Naſe leuchtete vom Morgentrunk, wie der Morgenſtern am Himmel; und neben ihm kauerte ſein fröſtelnder Pathe, der kleine bleiche Heinz, der Waiſenknabe aus der Fuggerei. Erſt jetzt erinnerte ſich Bübenhoven wieder, daß die Beiden von Herrn Jakob hierher beſtellt worden waren, um jegliches Späherauge in der Vorſtadt und auf dem Wege zu vermeiden.

Veit wiſchte ſich die Augen und redete ſeinen Pathen noch einmal feierlich, mit etwas weinerlicher Beimiſchung an: „Nun Heinz, jetzt heißeſt du zum letzten mal Heinz; denn von nun an wird dich Jedermann Martin rufen, und du ſollſt nur auf dieſen Namen hören. Befolge aufs Pünktlichſte Alles, was dir der Junker hier anbefiehlt, oder es geht dir ſchlecht. Verſtehſt du mich!“ Dabei machte er eine ſehr bezeichnende Handbewegung. „Du darfſt auch keiner Menſchenſeele ſagen, wer dein Vater und deine Mutter geweſen, auch nicht, daß ich dein Götti bin. Du biſt ein Bauernkind und wirſt deine Eltern ſchon kennen lernen. Es wird dir dort gut gehen. Alles Andre wird dir der Junker anbefehlen. Und nun behüt' dich unſre liebe Frau!“ — Damit ſteckte er dem Buben einen Wecken zu, wünſchte dem Junker glückliche Reiſe, that einen Zug aus ſeiner Mundflaſche, die der Junker ausſchlug, und wandte die Schritte wieder nach der Stadt zurück.

Der Junker ritt ſchweigend ſeines Wegs, der Junge trollte kauend nebenher. So ging's hinauf bis zum Wellenhofe. Dort hatte der Junker einen Befehl Jakob's an die Schaffnerin auszurichten und wollte ſein Frühſtück einnehmen. Er ließ dem ſcheuen Knaben Milch und Brod geben, reichte ihm auch von ſeinen eigenen Speiſen, die die Schaffnerin in Menge aufgetragen, und begann dann ſo freundlich, als er vermochte: „Höre Martin — du weißt, daß du jetzt ſo heißt — du kommſt heute in ein Bauernhaus, wo es dir gut gehen wird, beſſer als bei deinem Vater. Den Bauer, das Haſenhänslein genannt, mußt du bei Jedermann, der dich fragt, für deinen Vater ausgeben. Ein Mönch aus einem nahen Kloſter wird dich leſen lehren. Niemals darfſt du ihm ſagen, wer du eigentlich biſt. Kein Menſch darf es erfahren. Haſt du das begriffen?“

„Ja,“ verſetzte der Bube trotzig und ſcheu. „Herr Fugger und mein Götti haben mir's ſchon geſagt, und ich weiß es nun.“

„So weißt du auch, daß du zu Oſtern und zum Martinstag jedes Jahr eine neue Schaube und Pluderhoſen erhältſt und ſonſt noch Manches, was dir gefallen wird, wenn du thuſt, wie dir befohlen. Gehorchſt du aber nicht, ſo wirſt du eingeſperrt und erhältſt Schläge und nichts zu eſſen!“

Das war verſtändlich für den bleichen häßlichen Bankert.

Der Junker ſuchte die Schaffnerin draußen auf und ſprach leiſe zu ihr: „Herr Fugger läßt dir befehlen, die kleine Milchſtube oben heute zu räumen und wohnlich zu machen. Ich werde morgen mit einem andern Knaben wiederkehren. Der ſoll einige Tage hier wohnen. Auch ich werde ſo lange meiſt bei dir zubringen.“

Die Schaffnerin verſprach dem Befehl Folge zu leiſten, und Bübenhoven rüſtete ſich zum Aufbruch. Der Knabe erklärte aber mit trotziger Beſtimmtheit, er ſei zu müde und könne nicht weiter laufen. Die Weiſe, wie er ſich äußerte, und die Gemüthsart, die ſich dabei aus ſeinen Geſichtszügen kund that, mißfielen dem Junker ſehr, und mit einem gewiſſen Mißbehagen entſchloß er ſich, den häßlichen Burſchen hinter ſich aufs Pferd zu nehmen. Als er ihm hinaufgeholfen hatte, war's dem gutmüthigen Marx, als grinſe ihn das Kind mit einer tückiſchen Schadenfreude an. — Doch ging die Reiſe nun ſchneller vorwärts, bergab und wieder bergauf und quer durch die Thäler der Grafſchaft. Der Junker verſuchte es den Buben geſprächig zu machen und fragte ihn über ſeine verſtorbenen Eltern, erhielt aber nur kurze, unbefriedigende oder gar keine Antwort, und als er ſich unwillig darüber beſchwerte, ſagte der Junge: „Ihr habt mir ſelbſt befohlen, mich nicht ausforſchen zu laſſen und wollt mich nun auf die Probe ſtellen. Ich bin Martin, des Haſenhänsleins Sohn."

Da merkte der Junker mit welchem verſchlagenen Burſchen er es zu thun hatte und belobte ihn lachend.

Es war noch nicht Mittagszeit, als ſie, von einem Bauernburſchen geführt, vor einem einſam gelegenen Gehöfte in einer waldumgrenzten Thalebene hielten.

„Dies iſt der Haſenhof," ſagte der Führer. „Das Hänslein wird nicht viel haben Euch vorzuſetzen. Der Vogt mit ſeinen Steckenknechten ſoll ihn heut auf des Amtmanns Befehl pfänden, weil ſeine Tochter — na, Ihr werdet die Geſchichte ſchon vom Hänſel ſelber hören. Ihr mögt gerade recht kommen, um Euch den Handel mit anzuſehen. Die Herren aus der Stadt haben dazu doch ſelten Gelegenheit.“

Der Burſch nahm ſeinen Lohn und trollte ſich, als traue er in der Nähe des Haſenhofs dem Landfrieden nicht.

Der Junker ritt in den Hof; ein Knabe kam ihm entgegen, gebückt und kriechend, wie ein M[illegible]er, und fragte demüthig: „Kommt ihr vom Amtmann, Herr Ritter?“

„Nein. Von einem Höhern und Beſſern. Aber ſage mir, biſt du Märten, des Haſenhänslein Sohn?“

„Die Leute ſagen, daß ich es ſei; aber das Haſenhänslein ſagte mir, ich ſei nur ſein Vetter, armer Leute Kind, die ſchon lange todt, und ein unnützer Brodeſſer in ſeinem Hauſe.“ Der Knabe ſprach dieſe Worte mit einem wunderlichen Gemiſch von kriechender Demuth, verbiſſenem Schmerz und verſtecktem Hohn, und ſeine Geſtalt ſah ſo armſelig und gedrückt aus, daß das weiche Gemüth des Junkers vom tiefſten Mitleid mit ihm ergriffen wurde. Er ſtieg vom Pferde und betrachtete ſich den Martin genauer. Das arme Bauernkind zeigte ſich von ſchlankem und ſchönem Wuchs, der ſelbſt die zerlumpte Kleidung zu veredeln ſchien. Seine Füße und Hände waren ungemein zierlich. Um ſeinen Kopf hing in dicken Locken eine Fülle herrlichen goldblonden Haares, ſein Geſicht hatte eine angenehme ovale Form, war aber durch fünf oder ſechs ſeltſame Flecken von braunblauer Farbe, die ſich faſt wie vernarbte Wunden ausnahmen, widrig entſtellt. Wenn man ſie genauer betrachtete, gewahrte man bald, daß es keine Narben, ſondern Muttermale waren, die um ſo unangenehmer auffielen, je bleicher, kränklicher und magerer die übrigen Geſichtszüge ſich darſtellten. Die etwas große Naſe konnte mit ihrer edlen Form den ſchlimmen Eindruck, welchen jene Entſtellung hervorrief, nicht wieder gut machen, zumal die Augen einen lauernden, tückiſchen, ſchier unheimlichen Ausdruck hatten und auch der Mund beleidigende Züge darbot, die ſich wie boshaftes, höhniſches Lächeln ausnahmen. Bübenhoven ſtellte die beiden Knaben neben einander und betrachtete ſie. Hinz war offenbar von gemeinerer Natur und häßlicher; aus ſeinen von tiefen Pockennarben zerriſſenen Zügen ſprach tückiſcher Trotz, aus denen Martins tückiſche Schleicherei. Es war ein ſeltſamer Zufall, daß beider Geſicht ſo widrig entſtellt war. Heinz ſah kräftiger und derber aus; Martin geſchmeidiger und feiner; beide verſchmitzt oder ſchlau, beide bleich und kränklich und aller Jugendfriſche entbehrend, wie ſie doch Knaben dieſes Alters ſelten zu fehlen pflegt. Sie gefielen dem Junker beide nicht. Er übergab ihnen das Pferd, um es in einen Stall zu bringen und ging in das armſelige Wohnhaus.

Die Knaben waren im Stalle mit dem Pferde beſchäftigt, und Martin zeigte ſich in Behandlung deſſelben vorzüglich geſchickt.

„Du ſollteſt Roßbub werden bei einem Reiterhauptmann,“ ſagte Heinz, das Schweigen brechend und gleichſam von Bewunderung vor dem Talente und der Geſchicklichkeit des Andern hingeriſſen.

„Das wäre mir ſchon recht. Ich hab' es ohnedies ſatt bei dem verſoffnen Bauer, der mich tractirt, wie einen Hund. Aber wie ſoll ich zu einem Reiterhauptmann kommen?“

„Geht dir's ſchlecht?“ fragte Heinz erſchrecken. „Giltſt du auch für des Haſenhänslein Sohn?“

„Ei freilich. Aber ich mag nicht länger dafür gelten. Wäre die Lore nicht, die's gut mit mir meint, ich wäre ſchon längſt auf und davon gelaufen. Aber länger geht's nicht. Wenn ich einen Ritter oder Reiterführer wüßte, der mich nähme, ich lief ihm heute noch zu. Wenn ich nur erfahren könnte, wo's Krieg giebt.“

„Haſt du nichts davon gehört, daß der Kaiſer ins Feld zieht und in Augsburg liegt?“

„In Augsburg?!“ rief Märten und der Mund blieb ihm offen ſtehen vor Erſtaunen. „Ich möchte vor mein Leben gern den Kaiſer ſehen und die Stadt Augsburg. Kommſt du von Augsburg?“

„Ei freilich! Heute früh ſchon. Die ganze Stadt liegt voll Kriegsvolk. Ha, das iſt eine Pracht!“

Martins Auge glühte auf den Sprecher. Er athmete kaum, ſolch' einen gewaltigen Eindruck hatten die wenigen Worte auf ihn gemacht. Die Flecken auf ſeinen Wangen leuchteten plötzlich dunkelroth. „Kaiſer!" ſtammelte er endlich. „Kriegsvolk! Pracht!"

„O du hätteſt geſtern die geſchmückten Reiter alle ſehn ſollen und die köſtlichen Pferde, als der Kaiſer zum Sch[illegible]nſchießen ritt! Heute und morgen geht's fort in den Krieg."

Martins Hände krampften ſich unwillkürlich zuſammen. „In den Krieg?!" flüſterte er, und es klang wie ein unheimliches Stöhnen. — „Wohin?"

„Dies weiß ich nicht recht. Ich hörte, ſie ziehen den Rheinſtrom hinab. Ich ſollte auch mit. Ein vornehmer Hauptmann warb mich als Roßbuben, aber mein Götti gab es nicht zu."

„Weißt du, wie der Hauptmann mit Namen hieß?"

„Ich weiß es."

„Sag' es mir! Ich ſchenke dir meine Armbruſt, wenn du mir es ſagſt."

„Topp! Er heißt Graf Florian von Iſſelſtein."

„Florian von Iſſelſtein," wiederholte Martin halblaut, als wolle er ſich den Namen einprägen. Dann ging er ſchweigend, holte die Armbruſt herbei und übergab ſie Heinz, der ſich ſogleich angelegentlich mit ihr beſchäftigte.

Bübenhoven fand in der Stube den Hofbauer, einen kleinen, ſtämmigen Kerl, deſſen Alter in die mitlern vierim Turnei beſiegt, und da kein Andrer mir als Gegner den Kampf anbot, ſo erhielt ich den Siegeskranz und war ſomit der Verlobte des Fräuleins Guta von der Arken und Beſitzer all ihrer Habe, laut dem letzten Willen ihres verſtorbenen Vaters. Und doch hat Gobbelin von Elz als ein Schurke ſich geſtern Abend noch in Beſitz von Arkenhauſen geſetzt, indem er mich räuberiſch auf der Straße anfiel und niederwarf, und gibt trügeriſch vor, der Bräutigam des Fräuleins zu ſein Ich bin zu Euch gekommen, Herr Kurfürſt und Erzbiſchof, um von Euch Gerechtigkeit gegen den böſen Buben Gobbelin zu verlangen.»

Die Blicke des Kirchenfürſten hatten ſich immer mehr verfinſtert. Jetzt ſprach er heftig: «Ha, Euere Kühnheit hat keine Grenzen! Wie könnt Ihr Euch erfrechen, einen edlen, allgemein geachteten Ritter, der weit und breit berühmt iſt wegen ſeines Muthes und ſeiner Tapferkeit und andrer ritterlichen Tugenden, deſſen große Verdienſte ihm des Kaiſers und meine Freundſchaft erworben haben, wie könnt Ihr wagen, mit frecher Lüge vor meinem Angeſichte dieſen Ehrenmann mit gemeinen Scheltworten zu belegen und ihn mörderiſchen Überfalls und nächtlicher Räuberei zu bezüchtigen?»

zigeꝛ Jahre reichen mochte, und in deſſen Geſicht allerlei Beweiſe in rother Schrift zu leſen waren, daß er mehr als billig Umgang mit der Weinkanne pflege. Er war in heftigem Wortwechſel mit drei andern Männern, die ihm nur wenig erwiderten und die ſich dem Junker mit kriechender Unterwürfigkeit, auf ſein Befragen, als Vogt und zwei Steckenknechte oder Häſcher zu erkennen gaben.

„Gotts Leid!“ rief das Hänslein „Herr Ritter. Ihr kommt wohl, mir den Garaus zu machen. Hat die Lore nichts ausrichten können?“

„Nicht zu Euerm Verderben komm' ich, Mann, ſondern zu Eurer Rettung. Doch ſagt mir vorerſt, wie die Sache ſteht?“

„Der Amtmann will mir die Kühe abpfänden laſſen, weil ich nicht ſein Höriger werden will, und weil die Lore, meine Tochter, auch nicht will wie er. Wir Bauern werden von den Herren ärger gehalten, als das Vieh. Ich habe nur zwei Tage in der Woche die Frohn zu leiſten und bin ein Freigeſeſſener auf meinem Hof, wie mein Vater auch war. Aber ich kann keinen Brief des Kaiſers aufweiſen, mein Vater hat mir keinen hinterlaſſen. Jedermann wußte, daß er ein freier Hofbauer war, wie ſein Vater und Großvater geweſen. Der Amtmann aber ſagt, ich ſei hörig und müſſe drei Tage frohnden. Wenn aber die Lore in ſeinen Dienſt geht, will er's ruhen laſſen. Da habt ihr die Schande.“

„Schweig, Läſtermaul!“ rief der Vogt „Der kaiſerliche Amtmann, mein Herr und Gebieter, muß beſſer wiſſen, ob er hörig iſt oder nicht. Die Bauern in den Dörfern ſind hörige Leute, warum ſollten es die Hofbauern nicht ſein? Aber das Haſenhänslein iſt ein fauler Strick und ein Saufaus dazu. Man ſagt, der Bub', den er im Hauſe hat, bringe ihm Geld ein, und das habe ihm die Arbeit zuwider, die Weinkanne aber zu lieb gemacht. Er leiſtet die ſchuldige Frohn nicht, er zahlt die ſchuldige Bede nicht: ich hab' ihn betreten, daß er den Bach fiſchte.“ —

„Der Bach iſt mein Eigenthum. Mein Vater hat ihn gefiſcht!“ ſchrie das Haſenhänslein.

„Beweiſ' es durch Geſchrift und Siegel!“

„O wenn es der Kaiſer wüßte, wie man mit uns Bauern umgeht!“ heulte Hänslein. „Das Kalb in der Kuh, die Aehre auf dem Halm, das Ei in der Henne wird uns ſchon mit Beſchlag gelegt; wir müſſen elendiglich verderben. Und der Amtmann und ſeine Geſellen, der Pfaff und der Mönch, der Ritter und der Junker nehmen uns Weiber und Töchter zu ſchnöder Kurzweil, und wir ſollen uns dafür bedanken.“

„Der Wein ſpricht aus ihm!“ ſagte der Vogt mit affectirter Geringſchätzung.

Der Junker begriff, daß er im Hauſe eines durch brutale Willkürherrſchaft zu Grunde gerichteten und verzweifelten Mannes ſei, deſſen Verderben durch den Knaben, um deſſenwillen er gekommen, nur ſchneller herbeigeführt werden; er ſah das oft gerügte und viel beſprochene Elend des Landvolks und die grauſame Habſucht ſeiner Herren und Vorgeſetzten mit eignen Augen, und ihm fiel ein, wie wahr doch Ulrich Fugger dieſe Dinge geſchildert. Er nahm den Vogt bei Seite, erkundigte ſich nach der Forderung des Amtmanns in runder Summe und bezahlte dieſe. Der Vogt zog mit ſeinen Knechten ab, und Bübenhoven trat wider zu dem Bauer in die Stube. „Ich habe des Amtmanns Forderung befriedigt, und du kannſt ruhig ſein.“

„Hoho!“ lachte das Hänslein bitter. „Da wird der Amtmann lachen, daß er doppelt bezahlt wird.“

„Wie ſo?“

„Die Lore iſt ja weinend hinüber gelaufen auf das Schloß zu ihm, um endlich ſeinen Willen zu thun und ſeine Magd zu werden.“

„Das ſoll ſie nicht!“ rief der Junker empört. Und nun berichtete er dem frohaufhorchenden Hofbauer, daß er ihm einen andern Knaben für den Martin mitgebracht und dieſen mitnehmen werde. Daß der neue Knabe auch Martin heiße, aber durchaus für den alten ausgegeben werden müſſe, und daß Hänslein dafür alle Quartale zehn Gülden mehr erhalten ſolle, als bisher. Hänslein verſtand ſich natürlich zu Allem, was der Junker verlangte, und meinte, er ſei den Tauſch wohl zufrieden; denn der Märten, der bei ihm aufgewachſen, ſei ein böſer Bub, der ihm manchen heimtückiſchen und ſchlimmen Streich geſpielt und deshalb viel Schläge von ihm bekommen habe. Für eine anderweitige Zulage verſprach er auch, den neuen Martin in die Schule des nahen Kloſters zu ſchicken. Das Geld ſolle er wie bisher von dem Webermeiſter in Dinkelſcherben alle Quartale abholen. Der Junker rief nun den neuen Hausgenoſſen herein, der für den alten ausgegeben werden ſollte und machte Pflegevater und Pflegeſohn mit einander bekannt. Beide ſchienen wohl miteinander zufrieden.

Während dieſer Verhandlungen trat ein ſchlankes, blühendes Bauernmädchen mit verweinten Augen in die Stube. „Das iſt meine Lore,“ ſagte Hänslein und ſchaute ihr dazu forſchend ins Geſicht. „Nun was haſt du ausgerichtet?“

„Hier iſt die Quittung des Amtmanns, ſchluchzte das arme Kind und hielt ihrem Vater ein Papier hin. Ich werde nächſten Montag zu ihm als Dienſtmagd ziehen.“

Der Bauer lachte bitter und roh zum Junker gewandt: „Da habt Ihr's, wie ich Euch geſagt. — Der adlige Schurke hat das Geld und das Kind dazu.“ Bübenhoven wandte ſich mit ſanften Worten an das weinende Mädchen und erklärte ihr, er werde zu verhindern wiſſen, daß ihr und ihrem Vater Gewalt geſchehe. Hänslein ſchüttelte ungläubig den Kopf dazu. Dann berichtete er ihr kurz, weshalb der Ritter in ihr Haus gekommen, und was er für ſie gethan. Kaum hatte das Mädchen das Letztere gehört, als ſie von neuem in ein noch troſtloſeres und verzweifelnderes Weinen ausbrach und die Stube verließ. Vom edelſten Mitleid getrieben folgte ihr Bübenhoven und fand ſie draußen, Martin liebkoſend, der ſich dabei ziemlich gleichgültig benahm.

„Was erregt deinen Schmerz ſo heftig; mein Kind?“ fragte der Junker. „Ich ſchwöre dir zu, du biſt aus den Händen des Amtmanns gerettet.“

Lore verbarg ihr Geſicht ſchluchzend, und da er noch ſtärker in ſie eindrang, brachte ſie mit Mühe die Worte hervor: „Weil Ihr zu ſpät gekommen ſeid.“

„Armes Kind! Aber ich will die blutende Taube dem Geier entreißen. Du darfſt nicht in des Amtmanns Haus. In einigen Tagen werde ich dich nach Augsburg abholen laſſen. Dort ſollſt du unter edlen Menſchen leben. Ich werde in kurzer Zeit der Gatte eines lieben ſanften Weibes ſein, und wenn du willſt, wird ſie dich als Gürtelmagd werben.“

Lore warf ſich vor dem Junker auf die Kniee und ſtammelte: „Ihr ſeid ein Engel! O warum hat Euch die heilige Jungfrau nicht geſtern in dies arme Haus geſandt! warum nicht dieſen Morgen! Aber ich will Euch folgen, wohin Ihr mich und den Martin führt. Laßt mich mit ihm zuſammen leben und ferner für ihn ſorgen, wie ich bis jetzt ſeit meiner Mutter Tode gethan. Ich habe mich an ihm gewöhnt und möchte mich nicht von ihm trennen.“

„Wenn ich dir auch dieſen Wunſch nicht erfüllen kann, ſo ſollſt du es doch gut haben. — Jetzt ſpute dich und ſchaff' mir einen Imbiß zur Stelle, damit ich nachher mit dem Martin aufbrechen kann. Wir müſſen vor Nacht noch die Herberge erreichen, und der Weg iſt weit."

Lore that nach des Junkers Begehr und trug ihm auf, was ſie vermochte. Als er geſättigt aus dem Hauſe trat, um ſein Pferd zu beſtellen, fand er es bereits wohl verſorgt und aufgezäumt an Martins Hand, der reiſefertig in ſeiner Sonntagsſchaube ihn erwartete. Der Knabe kam dem Junker jetzt hübſcher vor, als vorhin.

„Seid Ihr ein Kriegshauptmann und wollt mich zu Euerm Roßbuben machen?" fragte der Knabe.

„Nein. Du ſollſt etwas Beſſeres werden, wenn du dich gut aufführſt. Aber dein Pflegevater hat ſich über dich beklagt. Du biſt nicht gut und nicht fromm geweſen. Du wirſt in ein Kloſter kommen, zu frommen Brüdern. Die werden dir böſe Streiche nicht ſo leicht hingehen laſſen, als das Haſenhänslein. Dieſen Abend oder morgen will ich dir berichten, was du zu wiſſen haſt. Jetzt nimm Abſchied vom Hänslein und der Lore und bedanke dich für genoſſene Pflege."

Während Martin dieſem Befehl nachkam, rief der Junker Heinz herbei und ermahnte ihn nochmals.

Lore führte den Martin an der Hand und begleitete ihn eine große Strecke Wegs. Dann nahm ſie mit Thränen und Küſſen von ihm Ade. Der Bube nahm ihre Liebkoſungen ohne Zeichen von Liebe und Theilnahme auf und hatte kein naſſes Auge, als er von ihr ging; er wandte ſich nicht nach ihr um, ſondern ſchritt in fieberhafter Haſt fürbaß.

Der Junker ſagte dem bewegten Mädchen noch einige freundliche Worte und ließ dann ſein Pferd ausſchreiten. Martin ging ſchnell und brütend ſeines Wegs und hielt gleichen Schritt mit dem Roß; der Reiter überließ ſich ebenfalls ſeinen Träumereien. So ſetzten ſie den ganzen Tag die Reiſe fort ohne nur wenig Worte mit einander zu wechſeln; doch wenn der Junker vor einem Krug hielt, um ſich einen friſchen Trunk reichen zu laſſen, war der Bube immer flink und geſchmeidig zu ſeinem Dienſt. Keine Klage über Müdigkeit kam über ſeine Lippen. So langten ſie denn mit der einbrechenden Nacht auf dem Wellenhofe an, wo ſie von der Schaffnerin gaſtlich empfangen wurden.

Trotz des weiten Wegs, den er zurückgelegt, bediente Martin das Pferd und den Junker, ohne dazu von dieſem Befehl erhalten zu haben, ja als ihn dieſer davon abhalten wollte, hatte er keine Ohren für ſeine Worte. Erſt als er im Stalle fertig war, ſetzte er ſich nieder, um zu eſſen. Dann lief er wieder hinaus und erſpähete die Wege und fragte die Knechte und Mägde aus und erfuhr, daß den ganzen Tag viel Kriegsvolk auf der Straße nach Ulm, die nicht weit von dem Hofe voüber ging, gezogen war, und auch der Kaiſer ſei mit allen ſeinen Feldoberſten und Hauptleuten darunter geweſen. — Wie eine

Katze ſchlich der Bube leiſe umher und horchte überall hin mit geſpanntem Ohre, und ſo vernahm er denn auch, wie der Junker zur Schaffnerin ſagte: „Eliſabeth, bring' den Buben zur Ruhe. Ich habe noch einen Gang zu machen. Warte nicht auf mich. Ich werde erſt morgen mit dem Tage wiederkehren. Doch halte reinen Mund. Niemand darf es erfahren."

„Ah," lachte die Frau, „Ihr habt wohl einen Freund im Nonnenkloſter drüben. Ich werd' Euch nicht verrathen."

„Du ſollſt nicht ſo ſchlimm von mir denken," verſetzte der Junker ernſt. „Ich habe ein ehrlich Geſchäft vor, und nicht in einem Kloſter."

„Was geht es mich an; ich wünſche Euch gute Verrichtung."

Bübenhoven verſchwand in der Nacht und wendete die eiligen Schritte bergab der Stadt zu.

Die Schaffnerin rief nun eilig den Knaben herbei, ſteckte ihm Leckerbiſſen zu und begann ihn auszufragen; denn die Neugierde plagte ſie ſehr, zu erfahren, was es mit ihm für eine Bewandtniß habe. Aber er wußte ihr wenig zu berichten und ſchlief ihr unter den Händen ein. Sie brachte ihn zu Bett, verriegelte Haus und Hofthüre und ſuchte ihr eignes Kämmerlein.

Noch war ſie, nach wohl durchſchlafener Nacht, am folgenden Morgen mit Ankleiden beſchäftigt, als Junker Bübenhoven ſchon an das Fenſter klopfte und Einlaß begehrte. Sie öffnete und rief die Mägde, damit ſie den

Morgenimbiß bereiteten; der Junker aber ſagte: „Ich will erſt einige Stunden Schlafs genießen," und ging nach der kleinen Milchſtube, wo ihm das Bett neben Martins bereitet war. Doch nach wenigen Augenblicken kam er wieder die Stiege herab und rief: „Eliſabeth, wo iſt der Bub?"

„Na, liegt er nicht im Bette?" fragte ſie verwundert.

„Das Bett iſt leer und kalt. Er muß ſchon längſt aufgebrochen ſein."

„Aufgebrochen?! Wohin? Was ſoll das bedeuten?" Und ſie lief ſelbſt hinauf, um das leere Bett anzuſtarren, dann wieder hinab, um alles Dienſtvolk zuſammenzuſchreien. Niemand hatte etwas von dem Knaben geſehen. Alle mußten ihn ſuchen, im Hauſe, in den Ställen. Da zeigte ſich denn, daß auch des Junkers Pferd fort war. Jetzt berichteten die Leute die ſeltſamen Fragen des Knaben, und der Junker ſchlug ſich verzweiflungsvoll vor die Stirne. Eine Hoffnung, die er doch kaum ſo zu nennen wagte, ſpiegelte ihm vor, der Knabe könne wieder auf den Haſenhof zurückgekehrt ſein. Das Heimweh habe ihn überfallen, und weil er vom Laufen zu ermüdet, habe er ſich des Pferdes bedient, um ſo ſchnell als möglich wieder heim zu kommen. Wohin ſollte der elfjährige Bub, der noch niemals vom Haſenhof hinweg gekommen? — Der Junker wollte wenigſtens nichts unverſucht laſſen und ging zum Kloſtermeier hinüber, um ſich ein Pferd zu borgen. Schwer bekümmert legte er den Weg in kurzer Zeit zurück.

Lore kam ihm entgegen. „Iſt der Martin zurückgekommen?“ fragte er haſtig.

„Wißt Ihr ſchon, daß er fort iſt?“ fragte das Mädchen dagegen. „Er iſt nicht zurück. Wir ſuchen ihn ſeit zwei Stunden. Eine Bäuerin hat einen Knaben mit einem fremden Manne gehen ſehen, und der Beſchreibung nach iſt's unſer neuer Martin geweſen?“

„Wie?“ rief der Junker erſchrocken, „der iſt auch fort? Ich meine den wirklichen Martin, der mir entflohen.“

„Heilige Gottesmutter, auch der?“

In größter Beſtürzung warf ſich der Junker vom Pferde. Es wurden Boten aufgetrieben und nach allen Seiten ausgeſchickt. Das Haſenhänslein und Lore brachen ſelbſt auf; der Junker ſprengte auf dem Wege, den die Bäuerin als ſolchen bezeichnet hatte, auf welchem der Knabe mit dem fremden Mann gegangen. Aber am Abend kehrten Alle zurück, und Keiner hatte auch nur eine weitere Spur von dem verſchwundenen Heinz entdecken können. Der Junker blieb bis zum folgenden Tage, aber der Bube war wie von den Wolken aufgezogen, und mißmuthig bis zur Verzweiflung, daß er die Zeit mit vergeblicher Aufſuchung des Heinz vergeudet, die er zur Verfolgung des weit wichtigeren Martin hätte verwenden ſollen, ſchlug Bübenhoven den Rückweg ein und langte am Abend mit der unerfreulichen Kunde bei Herrn Jakob Fugger an, der darüber alle gewohnte Faſſung und Ruhe verlor.

«Weil es die Wahrheit iſt,» verſetzte der Kreuzritter.

«Beweißt die Wahrheit. Stellt mir Zeugen.»

«Ich war allein. Aber mein gutes Schwert ſoll's ihm beweiſen.»

Euer Schwert?» fragte der Kurfürſt verächtlich. «Reinigt Euch erſt von dem allgemein gegen Euch ausgeſprochnen Verdachte, daß Euer Schwert vom Teufel gefeit iſt, daß Ihr überhaupt mit Hülfe des Erbfeinds und hölliſcher Künſte dem Ritter Gobbelin im Kampfſpiel obgelegen, daß Ihr den ſilbernen Schild, der Euch unbeſiegbar machte, vom Teufel geborgt, daß Ihr den Siegeskranz für den Teufel errungen und demſelben mit Eurem Blute gelobt, ihm das Fräulein Guta von der Arken zu überliefern, damit er Euch noch einige Jahre Friſt gönne.»

Gleichſam erſtarrt ob den furchtbaren Beſchuldigungen, mit welchen er aus dem Munde des Kurfürſten überhäuft wurde, konnte der Ritter Rudolf von Bachheim erſt keine Worte finden. Zorn und Erſtaunen feſſelten ihm die Zunge. Doch er bekämpfte ſich; der Zorn wurde von Wehmuth verdrängt, und mit faſt weicher Stimme begann er endlich: «Ich, meine Guta dem Böſen überliefern! Großer Gott

Achtes Kapitel.

„Der Zauber iſt feſt, der Knabe iſt unſer; das Werk wird gelingen. Löſch' die Flamme, Aya! Der Erdgeiſt iſt uns günſtig!“ So rief die Gräfin Cardona den ſie umgebenden Frauen zu. Sie ſtanden um einen Zauberkeſſel, eine blanke Metallſchale, wie ſie mauriſche Araber zu ihren Zaubereien und Beſchwörungen gebrauchten. Eine dunkelrothe Flamme ſchlug aus dem Keſſel empor und warf, die Nacht nur dürftig erhellend, unheimliche zuckende Lichter auf die ernſten und geſpannten Züge der beiden Dienerinnen und der Frau van der Voort, welche außerhalb des flammenden Zauberkreiſes ſtanden, in welchem der Keſſel und die Zauberin ſich befanden. Alle waren in mauriſcher Kleidung; die Gräfin trug noch beſonders einen kleinen ſchwarzen Mantel, in welchen zahlreiche goldne Zaubercharaktere geſtickt waren. Die Scene fand in dem Kloſet ihrer Wohnung ſtatt, in welches ſie zwei Abende zuvor den Junker von Bübenhoven geführt. Die Mitternachtsſtunde war eben vorüber.

Die Gräfin warf Zaubermantel und Stab von ſich; Ara goß eine Flüſſigkeit aus einer Phiole in den Keſſel, wovon die Flamme ſogleich erloſch, und Matty zündete eine Lampe an, um die gebrauchten Geräthſchaften hinwegzuräumen. — Die Gräfin ergriff Eleonorens Hand und führte ſie in das von einer Kerze nur matt erleuchtete Zimmer hinaus. Beide Frauen waren in großer Aufregung. Die feurigen Augen der Gräfin ſtrahlten vor Begeiſterung.

„Du kennſt nun die umfaſſende Kühnheit meines Plans, ich kenne den deinigen. Heil uns, daß wir zwei uns finden mußten! Es war ſo von den Sternen beſtimmt, und mein Lehrer hat es darin geleſen. Ja wir mußten uns finden, um uns einander zu unterſtützen und zu helfen. Du wirſt deine Rache durch mich haben; ich die meinige durch dich. Wir werden das Unglaubliche, das Ungeheure ausführen; wir werden die Befreierinnen unſerer Völker vom ſchmählichen Sklavenjoch, und unſere Namen unſterblich ſein in ihrem Munde.“

„Juble nicht zu früh!“ warnte Eleonore die begeiſterungtrunkne Maurin. „Groß und kühn iſt dein Plan, aber wer des Schickſals Wechſel erfahren, wie ich, vertraut nicht unbedingt auf menſchliche Entwürfe und Pläne.“

„Karracha hat mir das Gelingen des meinigen prophezeit, und die Zigeuneraltmutter hat noch nie eine Prophezeihung ausgeſprochen, die nicht erfüllt worden wäre. Ihr Blick in die Zukunft iſt untrüglich.“

„Und was hat ſie dir geweiſſagt?“

„Der königliche Stamm der Sultane von Granada werde mit einem andern morgenländiſchen Fürſtenſtamm verbunden, friſche Sproſſen treiben, die zu großem Reichthum und Macht gelangen. König Ferdinand aber werde nur noch kurze Zeit unter den Lebenden ſein. Nicht mehr als zweimal werde die Sonne ihren Lauf durch den Thierkreis vollenden, und Spanien werde einen andern Herrn haben.“

„Dieſe Worte ſind ſehr geeignet, dich anzufeuern. Doch die Orakel ſind zu allen Zeiten zweideutig geweſen.“

„Der König iſt ſchon ſeit einigen Jahren kränklich. Es war ein harter Schlag für ihn, daß die ſchöne Königin Germaine einen todten Prinzen zur Welt brachte, und um die Natur zu zwingen, ihm ferner dienſtbar zu ſein, ließ er ſich von ſeinen Aerzten einen Trank bereiten, der ſeine Zeugungskraft von neuem beleben ſollte. Dem königlichen Willen ſollte das Geſchick gehorchen, ein zweiter Sproß ſollte von der Königin erzielt und wenigſtens Aragonien dieſem ihm verhaßten öſtreichiſchen Prinzen entriſſen werden, wenn es auch nicht mehr möglich war, ihm Caſtilien zu entreißen. Aber der Stärkungstrank brachte nicht die gehoffte Wirkung hervor; es ſcheint ſogar und Karracha behauptet es, daß des Königs kränklicher Zuſtand ſeit jener Zeit eine verderbliche Folge des Trankes iſt. Gelingt es mir nun durch das dir bekannte Mittel, nach welchem ich ſoeben meine Hand ausſtrecke und deſſen

Erlangung mir der Zauber zugeſagt, gelingt es mir, wie ich hoffe und glaube, und wie mir die weiſe Karracha verſprochen, die Geiſteskrankheit der Königin Johanna zu beſiegen, dann ſind Spanien und Neapel in meine Hand gegeben und die Schätze Weſtindiens ſollen mir zur Erhebung *meines* Volkes dienen. Von der Zinne des rothen Thurmes der Alhambra wird wieder Mahomeds heilige Fahne ſtrahlend wehen, und die Schmach der Knechtſchaft wird von den Modejaren genommen ſein."

„Aber du vergißt den alten mächtigen Prieſter in Toledo, den Cardinal Ximenes, du vergißt den jungen Erzherzog Karl, den Erben der ſpaniſchen Krone. Hier wie überall iſt es ein Prieſter und ein Fürſt, die das Glück der Völker zertreten."

„Ich vergeſſe ſie nicht. Der Eine iſt zu alt, der Andre zu jung, um mir zu ſchaden. Schon gehen Ximenes Jahre über das gewöhnliche Alter der Menſchen hinaus, und er wird bald zu denen gehören, die auf menſchliche Geſchicke keinen Einfluß mehr haben. Und wie wollte mich der fürſtliche Knabe in Brüſſel von meinem Siegeszug zurückhalten! Karl iſt ein läppiſches Kind, das für nichts Sinn zeigt, als für Pferde, Hunde, ſchöne Kleider und Waffen. Er iſt ſeines Vaters würdiger Sohn. Was kann der Knabe wider mich ausrichten, wenn ſeine Mutter regierende Königin iſt? Er iſt ihr fremd, wie den Spaniern. Aber meine Pläne gehen weiter, als du ahneſt. —"

Sie wurde durch Matty's Eintritt unterbrochen. „Herein,“ ſagte die Schwarze, „der von dir erwartete Zigeunerburſch iſt eben ins Haus getreten.“

„Und was bringt er für Kunde?“ fragte die Gräfin geſpannt.

„Kann er andre bringen, als die dir die geheimnißvollen Flammenzeichen ſchon gegeben? Seine Worte lauten: Pepindorie läßt dir ſagen, der Knabe iſt in meinen Händen, und ich eile mit ihm der Grenze Frankreichs zu.“

„Allah ſei geſegnet! Und mögen die Zauberzeichen mich niemals betrügen! Der eine Knabe iſt unſer; auch der andre wird es werden, den ich auf Granadas neuerrichteten Königſtuhl zu erheben gedenke. Der erſte Schritt iſt gelungen, das nächſte Ziel iſt erreicht. Und dies giebt uns Bürgſchaft, das wir alles erlangen, wonach unſre glühenden Seelen ſtreben.“

Mit wilder Leidenſchaftlichkeit warf ſich das reizende Weſen an die Bruſt der Frau, die einſt noch ſchöner geweſen, und über deren entſtellte Züge jetzt ein bittres Lächeln flog.

„Darf ich jetzt den ganzen Umfang deiner Pläne erfahren, Suleima?“ fragte Eleonore.

„Alles ſollſt du jetzt wiſſen; denn nun biſt du meine Bundesgenoſſin für das Leben. Sind auch unſre Wege verſchieden, wir ſtreben doch nach einem Ziele. — König Ferdinand hat ſeinen zweiten Enkelſohn, der in Spanien geboren, den er aus der Taufe gehoben, dem er ſeinen Namen gegeben, den er an ſeinem Hofe erzogen hat, lieb gewonnen, ſo weit ſeine eigenſüchtige kalte Seele ein andres menſchliches Weſen lieb gewinnen kann. Und der junge Prinz Ferdinand verſpricht ein ächter Spanier zu werden. Mit ſeinem Bruder Karl hat er nicht die mindeſte Aehnlichkeit, weder körperlich noch geiſtig. Die beiden Brüder kennen ſich nicht; ſie haben ſich nie geſehen. Sie müſſen ſich haſſen lernen, glühend haſſen, auf den Tod haſſen. Dies ſei mein Werk, und ſchon habe ich in Spanien glücklich Hand angelegt. Schon iſt es mir gelungen, daß Ferdinand den ältern und glücklichern Bruder zu haſſen angefangen hat. Zwar erſt leiſe und ohne daß er es ſelbſt weiß. Aber in ſeiner Knabenſeele iſt der Neid geweckt worden. Einer ſeiner Lehrer, der mir ergeben iſt und ſich von mir leiten läßt, hat auf mein Geheiß dieſen böſen Funken in die Seele des fürſtlichen Knaben geworfen; er hat gezündet, und es wird, es muß eine Flamme daraus werden. Prinz Ferdinand hat ſchon den Schluß machen gelernt, es ſei unbillig, daß er, der geborene Spanier, der Liebling des Königs, der Unterthan ſeines Bruders, des Herzogs von Burgund, ſein ſoll, der Spanien nie geſehen. Man hat ihm einen Gedanken zugeflüſtert, der von mir ausgegangen iſt, und den er gar wohl begriffen hat, obgleich er erſt zehn Jahre alt iſt: daß ein kluger Kopf die Fehlgriffe des Schickſals verbeſſern müſſe, und daß es thöricht ſei, dem einen Bruder die Herrſchaft der halben Welt und dem andern nichts zu geben. Es würde viel vernünftiger ſein, wenn er, Ferdinand, König von Spanien, Neapel und Navarra würde, ſein Bruder Karl aber bliebe was er wäre, Herzog von Burgund und Niederland; auch könne ja derſelbe nach ihres väterlichen Großvaters Tod zum deutſchen Kaiſer gewählt werden. Dieſer Gedanke wird mit Ferdinand groß werden; ich werde dafür ſorgen, daß das Feuer unterhalten und angefacht wird. Aber daß er auch in des Königs Ferdinand Seele erwache, iſt nöthig; und du wirſt ſchwerlich zweifeln, daß auch dies mir gelingen wird. Ein vornehmer ſpaniſcher Ritter ſagte zu mir: dem feſten Willen eines jungen ſchönen und ſchlauen Weibes iſt Alles möglich. Daß ich jung bin, leitet keinen Zweifel, daß ich ſchön bin, ſagen mir alle Männer und mein Spiegel; ob ich ſchlau bin, magſt du ſelbſt entſcheiden. Genug, ich denke daran, den König ſo weit zu bringen, daß er den Prinzen Ferdinand zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Meine weitere Aufgabe iſt, daß Prinz Karl, ſeine Tante, die Statthalterin und ſein Großvater, der Kaiſer, von dieſen Plänen am ſpaniſchen Hofe Kenntniß erhalten. Der Kaiſer und ſeine Tochter lieben Karl, wie wenn er ihr eignes Kind wäre, ja mehr noch; ſie lieben Ferdinand nicht, weil er ein Spanier iſt; ſie betrachten ihn immer nur als Enkel des Königs Ferdinand, zwiſchen dem und ihnen ſtets ein kaltes, ſteifes, erzwungenes und argwöhniſches Weſen war. So wird denn auch die Flamme des Haſſes in Karl's Bruſt auflodern. Ahneſt du nun, was ich damit bezwecke? Ein Bruderkrieg in Spanien, Aufſtand der Bauern in Deutſchland, immer neuer Krieg des Kaiſers mit Frankreich, ſo daß von ihm keine Hülfe nach Spanien gehen kann. So muß die Kraft unſerer Feinde ſich ſelbſt vernichten, und mein Volk wird leichtes Spiel haben, dieſen Chriſten wieder den Fuß auf den Nacken zu ſetzen. Wir, wir werden die Herren von Spanien, und jener Knabe wird unſer König ſein, den ich auf den goldnen Stuhl der Alhambra erheben will.“

Das Auge des reizenden Mädchens ſprühete Blitze prophetiſcher Begeiſterung. Eleonore verſetzte: „Ich habe in dir, der Jüngern, meine Meiſterin gefunden, und ich kann dir meine Bewundrung nicht verſagen; ja ich bringe dir den Zoll derſelben mit Freuden dar. Jetzt erſt begreife ich dich ganz, und ich würde dir dienen, ſelbſt wenn ich nicht hoffen dürfte, dadurch die Befriedigung meiner Rache, nach der ich lechze, zu erlangen. — Deine Geſchicklichkeit, das Widerſtrebende zu deinen Zwecken zu verbinden, erfüllt mich mit Erſtaunen. Ich konnte nicht begreifen, was du mit dieſem Schwächling Bübenhoven wollteſt, einem Menſchen, der mir ſtets zuwider war, und der mich höchſt wahrſcheinlich einſt an die Erzherzogin Johanna verrieth; ich zweifelte, daß du ihn gewinnen würdeſt. —“

„Und wie ſchnell und ſicher hab' ich ihn gewonnen!“ lachte die Gräfin. „Was uns gemeinſchaftlich erſt nicht gelingen wollte, gelang mir in der vorigen Nacht allein. Er iſt der Unſrige. Ihn fing ich mit der Erzählung, wie der Herr von Chierres in Brüſſel die Zarova, die Büdenhoven immer noch liebt, verfolgt, weil ſie ſeine Anträge zurückgewieſen. Ich ſchilderte ihm die deutſchen Bauern als die einzigen Freunde der Zigeuner und malte ihm die Sklaverei, die ihnen aufgebürdet worden, mit grellen Farben aus. Er hatte denſelben Tag eine ähnliche Geſchichte erlebt. Nun ging ich auf das Elend meines Volks über; er hatte es in Spanien ſelbſt kennen gelernt. Ich ſah Thränen in ſeinem Auge glänzen, und nun war er mein. Bald wußte ich, daß er für den Kaiſer nicht jene närriſche Schwärmerei hegt, von der faſt alle Deutſchen angeſteckt ſind, und daß er die Pfaffen verachtet. Er verehrt nur die Statthalterin der Niederlande und Jakob Fugger, und dieſer beiden wegen ſcheut er ſich mit ſeiner wahren Farbe hervorzutreten. Doch im Stillen wird er für uns wirken. Dieſe weichen, gefühlvollen Naturen ſind die treueſten Anhänger der Volksſache. So werden wir im reichen Hauſe der Fugger zwei Freunde haben; denn nicht eher verlaſſe ich Augsburg, als bis ich auch Ulrich Fugger zu den Unſrigen zählen kann. Er traut mir noch nicht wegen meiner Verbindung mit dem Abt von Kempten; aber ich werde ihm begreiflich zu machen wiſſen, daß dieſer geiſtliche Herr nichts als ein unbewußtes Werkzeug in meiner Hand iſt. Alle müſſen ſie mir dienen, Alle, Fürſten und Prälaten, Ritter und Bauern, Freund und Feind.“

„Ja ſolcher Schlauheit muß das große Werk gelingen!“

jubelte Eleonore. „Ich glaube, es wäre dir nichts Unmögliches, die Engel aus dem Himmel und die Teufel aus der Hölle zuſammenzuſpannen, um deinen Siegeswagen zu ziehen. Du biſt wahrhaftig und in der That eine mächtige Zauberin und gleichſt den Feen, von denen meine Amme mir erzählte.“ —

Die beiden Frauen trennten ſich; die Gräfin genoß einer kurzen Ruhe. Der junge Tag verwandelte ſie wieder in eine ſchöne Chriſtin. Nicht lange, und der Abt von Kempten wurde bei ihr angemeldet. Ueber ihre Züge glitt bei Nennung ſeines Namens ein ſpöttiſches Lächeln. Der ſtolze hoffärtige Prieſter trat herein.

„Die letzten Kriegshaufen ziehen heute ab,“ ſagte er verdrießlich, „die Fürſten ſind fort, um ſich auf den Reichstag in Worms zu begeben, wohin der Kaiſer ebenfalls gehen wird; der Cardinal iſt nach der Schweiz zurück, die meiſten der reichen Krämer hier rüſten ſich zu Handelsreiſen; es wird von heute an ſehr langweilig in dem geprieſenen Augsburg werden. Sagt mir, was gedenkt Ihr zu thun, ſchöne Agnes?“

„Ich werde ſo lange hier verweilen, bis ich den Rubinenſchmuck von Euch habe, und dann ebenfalls gehen.“

„Den Rubinenſchmuck?! Ah bah! Wißt Ihr auch, daß er für die junge Kurfürſtin von der Pfalz beſtellt iſt?“

„Eben weil ich das weiß, will ich ihn haben.“

„Und wißt Ihr, was der Goldſchmied dafür fordert?“

„Ich dächte doch, Ihr müßtet wiſſen, daß mir das und alle Heiligen! Sie, die ich über Alles liebe, mehr als mein Leben? O glaubt ſolcher ſchändlichen Beſchuldigung nicht, Herr Kurfürſt! Ich bin geboren und aufgewachſen in Coblenz; mein Vater war ein Altbürger und Ritter, wie Guta's Vater; beide waren Freunde. Von frühester Jugend habe ich Guta gekannt und geliebt, und wir ſind fromm geweſen, wie Kinder, bis wir groß waren. Und ſo wie ſie, ſo kennt mich jedermann hier und ich kann mich auf das Zeugniß der Bürger dieſer Stadt berufen, ob ich jemals auf böſem Wege gewandelt, ob ich nicht aus Frömmigkeit und heiliger Begeiſterung das Kreuz genommen und Vaterſtadt und Minne verlaſſen, um für den Heiland zu kämpfen.»

«Aber Ihr ſeid tödtlich verwundet worden in Paleſtina; man hat Euch hier todt geſagt. Später hat man vernommen, Ihr ſeid von den Muſelmänner gefangen worden. Gehört nicht der Hölle Beiſtand dazu, aus den Händen der Türken befreit zu werden, und in einem Nu ſogleich an Ort und Stelle zu ſein, und gerade noch zum rechten Augenblick zu kommen? Wart Ihr nicht, wie vom Himmel herabgeſchneit? Nur böſem Trug iſt ſolches möglich.»

«Herr Kurfürſt, Ihr behauptet Dinge, deren ſehr gleichgültig iſt. Seid Ihr zu arm oder zu geizig, mir den Schmuck zu kaufen, ſo ſagt es ohne Umſchweife, Herr Abt; es wird ſich dann ſchnell ein andrer Käufer finden, der die Kreuzer, um die er leichter wird, nicht ängſtlich berechnet. Ich ſage Euch, der Schmuck wird doch mein; und dann reiſe ich ab, auf den Käufer kommt es an, wohin.“

„Verwünſchte Nixe!“ gromelte der Prälat. „Soll ich denn meine Bauern auf immer ſchmälere Koſt ſetzen, um alle deine tollen Gelüſte zu befriedigen? Haſt du noch nicht daran gedacht, wieviel du mich ſchon gekoſtet haſt?“

„Führwahr, ich habe an beſſere Dinge zu denken!“ lachte die Liſtige. „Lehrt Eure Bauern Gras freſſen, was dem König Nebucadnezar einſt ſo trefflich mundete. Was ein König gekonnt, werden doch Bauern vermögen!“

„Ein köſtlicher Gedanke, um deswillen ich dich küſſen muß, Agnes!“ rief der Abt und wollte berſten vor Lachen. „Gras müſſen ſie freſſen, wie die Hunde vor dem Regen; damit ihnen die albernen Gedanken vergehen. Wozu braucht ein Bauer Gedanken? Arbeiten ſoll er für ſeinen Herrn, und dieſer ſoll denken, wie er ihren Verdienſt am beſten zu ſeinem Nutzen und Vergnügen anwende. Gras und Heu wird ihnen das Denken vertreiben. Du ſollſt den Schmuck haben, Agnes, um dieſes unvergleichlich guten Einfalls, und ſollt ich den Fuggern oder Welſern zehn Dörfer für den Kaufſchilling verſetzen. Und dann wird mich mein buntes Schlängelein wohl nicht länger nach dem ſüßen Minnelohn ſchmachten laſſen.“

„Ihr wißt, mein Freund, ich laſſe mir kein Verſprechen abgewinnen, weder durch Schmeichelei, noch durch Geſchenke, noch durch Trotz. Was ich gewähre, iſt freies Geſchenk meiner Gunſt.“

„Und dann gehſt du mit mir nach Kempten?“

„Ich verſpreche nichts.“

„Könnteſt du mich betrügen, und dem kecken Fugger gewähren, was ich dir noch nicht abgewinnen konnte? Reize den Löwen in meiner Bruſt nicht! Meine Rache könnte fürchterlicher werden, als du ahneſt.“

Agnes erblaßte einen Augenblick. Blick und Ton des Abts überzeugten ſie, daß er der Mann ſei, ſeine Drohung auszuführen. Doch im Nu hatte ſie ihre ganze Unbefangenheit wieder, und in ſüßen Schmeicheltönen flötete ſie, während ihre kleine Sammthand über das finſtere aufgedunſene Geſicht des gewaltthätigen Prieſterfürſten ſtrich: „Haltet Ihr mich einer ſolchen That fähig, ſo laßt Euern Bauern die Kreuzer und dem Goldſchmied den Schmuck. Es war mein Scherz. Ich reiſe ohne das Kleinod und werde Euch ſtets ein ſüßes Andenken bewahren.“

„Du erhälſt den Schmuck, und Alles was du willſt, Märchen, und bleibſt bei mir. Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Agnes. Auch will ich dich ferner nicht mit meinen eiferſüchtigen Grillen plagen.“

„So ſeid Ihr mein theuerer Freund, um deswillen ich Rom verließ und in dies traurige Deutſchland kam. Den Mann, der mir vertraut, werd' ich zu belohnen wiſſen.“

Der Abt umarmte die reizende Schlange und ging, um den Schmuck zu kaufen.

„Geh nur und preſſe deinen Bauern das Mark aus den Knochen!“ höhnte ihm die Gräfin nach. „Zur Verzweiflung müſſen die unglücklichen Menſchen gebracht werden, eh' ſie gegen ihre Dränger aufſtehen. Der Hunger muß ſie zwingen, die Pflugſchar in ein Schwert umzuſchmieden. Ha! wir wollen die blutgierige Meute auf ſie hetzen und ſie ſelbſt aufreizen und ſtacheln, bis auch ſie zu wüthenden Hunden werden, und der raſende Kampf beginnt. Dann nieder mit dir, du übermüthige Chriſtenbrut, die du den Fuß mit kalter Verachtung auf den Nacken edler Völker ſetzeſt und ſie im Namen deines gekreuzigten Gottes peinigeſt!“

Eh' eine Stunde vergangen war, trat Ulrich Fugger in das Kloſet der Gräfin. Sein trübes Auge begegnete ihrem ſchwermüthigen Blicke.

„Ihr wollt unſre Stadt wieder verlaſſen, wie mir mein Vetter Raimund ſagt,“ begann er mit unſichrer Stimme.

„Er hat Euch die Wahrheit geſagt. Die Abendſonne des morgenden Tags wird meinen Schatten auf meinen Weg hinter mir werfen.“

„So zieht Ihr nach Abend? Wohin?“

„Was kann Euch daran liegen, dies zu wiſſen? Ihr habt mir mehr als einmal geſagt, ich ſei Euch ein Räthſel. Laßt es mich bleiben!“

„Was treibt Euch von hinnen? Mir ſchien, als mißfiele es Euch nicht in Augsburg.“

„Mein Zweck hier iſt erfüllt. Die Macht, die über mich verfügt, und der ich mit Leib' und Leben gehöre, fragt nicht danach, ob es mir hie oder da gefalle. Wann ſie befiehlt, muß ich weiter ziehen, und wenn das Herz mir verblutete.“

„Ihr deutet wieder auf ein unſeliges Geheimniß, in das Ihr Euch immer tiefer hüllt. Welche Macht in der Welt könnte Euch zu Ihrer Sklavin machen? Ich begreife nichts von Allem, was Ihr ſagt.“

„Es iſt mir nicht verwehrt, Euch den Namen meines ſtrengen Herrn zu nennen, aber nur Euch und denen, die Euch gleichgeſinnt ſind; denn Ihr ſeid daran, Euch ihm zu unterwerfen. Er heißt: Das zu Boden getretene Volk.“

„Weib!“ fuhr Ulrich auf, und ſeine Züge geriethen in die höchſte Spannung, „du ſpielſt freventlich mit meinem Herzen.“

„Thörichter Mann, welch' ein armſeliger und lächerlicher Wahn! Ich gehe morgen und kehre nie zurück. Wir ſehen uns nicht wieder. Wozu ein ſolch' kindiſches Spiel! Ich habe ernſtere und höhere Dinge vor. Ein andres Geſchäft mit edlen Männerherzen liegt mir ob: ihnen Muth einhauchen, ſie zur That entflammen, damit das rechte Werk gethan werde, wann die rechte Stunde kommt. Ich habe Euch für ein ſolch' edles und großes Herz erkannt, das in gerechtem Zorn erglüht bei den unſäglichen Leiden eurer Brüder, ihnen bereitet von der Argliſt der Mächtigen; ich ſagte Euch manch' bedeutungsvolles Wort, aber Ihr glaubtet mir nicht, und ich ſcheide deshalb mit großer Betrübniß von Euch."

„Wie kann ich Euch glauben, Euch der Freundin des grauſamen Bauernſchinders, des Abts von Kempten!"

„O ihr weiſen und doch ſo kurzſichtigen Männer! Habt Ihr nie von Frauenliſt gehört, die ſich des Feindes eigner Waffe bedient, die ihn durch Liebkoſungen vermag, dieſe Waffe ſelbſt zu ſchärfen und in Gift zu härten, damit ſie ihn um deſto ſicherer und tödlicher treffe?! Eure deutſche Ehrlichkeit verſteht nicht mit Pfaffen zu kämpfen. Das lernt man nur in Rom, und ich habe es dort gelernt. Ihr habt nicht geahnt, welch' eine Freundin Ihr in mir zurückgeſtoßen; habt nicht geahnt, daß mein Herz hier thätiger war, als es ſollte."

„Weib, wer biſt du?" rief Ulrich glühend vor Leidenſchaft.

„Nicht, was ich ſcheine," verſetzte ſie ruhig und gemeſſen.

„Enthülle dich mir! Sprich das Wort des Räthſels aus, damit ich dir vertrauen lerne."

„Noch darf ich nicht. Erſt wenn der edle Ulrich Fugger ſich als der bewährt hat, der er jetzt nur noch ſcheint, als einen wahren Freund der zu Boden getretenen unterdrückten Volksfreiheit, wenn er bereit iſt an die Wiedererkämpfung dieſer Freiheit Gut und Blut freudig zu ſetzen: erſt dann ſoll er mich in meiner wahren Geſtalt ſehen."

„Agnes, Ihr beſtraft mich grauſam, und ich bin nicht ſchuldig. Erfahre denn mein Geheimniß, geheimnißvolle Unbekannte! Mein Herz iſt in keuſcher Minne entbrannt für dich; ich liebe dich, Agnes, und meine Seele ſtrebt dir mit allen Trieben zu. Erkenne nun die Qual, die mich gefoltert, in ihrer ganzen furchtbaren Größe. Ich liebte und — verachtete dich, die — Metze des mir verhaßten Pfaffen. Ich argwohnte, du wollteſt mich in deinem Netze fangen; deine Reden klangen mir wie verlockende Sirenenſtimmen und — ich widerſtand."

„Ich habe geahnet, was du mir da enthüllt haſt, Ulrich, und ich will dein Vertrauen belohnen. Auch mein Herz wurde ergriffen, von den Flammen der Liebe zu dir; ich bin nicht die Freundin, nicht die Buhlerin des Abts, ich bin ſeine fürchterlichſte Feindin, die Schlange, die er im Buſen birgt, und die ſich die rechte Stelle ausſucht, um ihm den tödtlichen Biß ins Herz zu verſetzen. Und doch dürfen wir einander nicht angehören, Ulrich. Daß dies ganz unmöglich iſt, wird dir ſpäter klar werden. Laß uns unſre Flammen auf den Heerd der Freiheit tragen und dort emporlodern, daß ſie dem in Nacht und Jammer verſunkenen Volke als ein vereintes Feuerzeichen leuchten, als ein Doppelſtern, ſich aufzuraffen und die bewehrte Hand gegen ſeine Würger zu kehren. Iſt es nicht ein heiligerer und erhabenerer Zweck ſich für die Befreiung geknechteter

Völker zu lieben, als für die Begründung des eignen häuslichen Heerdes? Laß unſre Leidenſchaft uns dem Volke zuwenden, um es zum Krieg aufzurufen gegen Fürſten und Pfaffen, und ihm vorzukämpfen in dieſem heiligen Kriege!“

„Agnes, Agnes! Schönes, wundervolles Räthſel! Ich bin dein mit Leib und Seele. Mache mit mir, was du willſt. Du haſt mir das Herz mächtig ergriffen und gewendet.“ Und er ſtürzte ihr zu Füßen.

Neuntes Kapitel.

Der Geiſt des Mittelalters, jener romantiſche ritterliche Geiſt ſtarker Gegenſätze und roher Kraftäußerungen, war abgeſtorben, und der Geiſt der neuern Zeit, der Geiſt der Freiheit der Völker unter Geſetzen, die ſie ſich ſelbſt gegeben, der Befreiung der Maſſen vom Drucke Einzelner, die ſich die Gewalt im Staat und in der Kirche angemaßt, dieſer neue heilbringende Genius der Menſchheit war noch nicht geboren. Aber die Welt lag in ſchmerzhaften Krämpfen und Geburtswehen. Ach, ſie haben nun drei Jahrhunderte gedauert, dieſe wilden Geburtsſchmerzen, und noch heute iſt der Geiſt vernünftiger, den hohen Anlagen und Gaben des Menſchen angemeſſener Freiheit in Europa nicht zur Welt gekommen! Drüben über dem atlantiſchen Meere, in dem ungeheuern und fruchtbaren Lande, welches zu jener Zeit neu entdeckt wurde, dort iſt er erſchienen und wächſt mit ſtaunenswerther Schnelle zum Rieſen, deſſen Kraft das morſche Europa bald nicht mehr wird widerſtehen können. Dort iſt endlich das ewige Naturgeſetz zur Ankennung und Anwendung gekommen, daß jeder Menſch gleiche Berechtigung hat, die ihm von der ſchöpferiſchen Natur verliehenen guten Kräfte zu ſeinem und dem Heile des Ganzen in freier Bewegung auszubilden und in Thätigkeit zu ſetzen. Freie Bahn für jede ſittliche Kraft, Berechtigung an den nährenden Boden der mütterlichen Erde und die Freiheit, daß Jeder ſich auf ſeine Weiſe ſein Gemüthsleben und Abhängigkeitsverhältniß vom Urgrund aller Dinge geſtalte; das iſt die große Dreieinigkeit, in welcher nur die Menſchheit Frieden und Glück finden kann.

Die Zuſtände des öffentlichen Lebens waren zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts in ganz Europa von der Wurzel bis zum Gipfel krankhaft, veraltet und abgeſtorben; der alte Baum ſtand zwar noch aufrecht, aber ohne treibendes und keimendes Leben. Wie konnte man Früchte von einem Stamme erwarten, der kraft und ſaftlos keine Blätter mehr zu treiben vermochte? Die Kraft, die er noch geben konnte, war die des wilden, verzehrenden Feuers, das von der Leidenſchaft entzündet, mit dem dürren Holze des Baumes genährt wurde. In Deutſchland war es noch ſchlimmer, als in den übrigen Ländern beſtellt, weil hier weit mehr Intereſſen ſich gegenüberſtanden und kreuzten. In allen Zeitgenoſſen war die Ueberzeugung erwacht, daß dieſe verwirrten und beängſtigenden Zuſtände gebeſſert werden müßten, aber die Wege, die man einſchlug, führten nur noch weiter vom Ziele ab, und die Krankheit der Geſellſchaft verſchlimmerte ſich mit jedem Tage. Kaiſer und Stände hatten beide nach ihrer Weiſe den Willen, Ordnung in das Chaos zu bringen, aber theils war der Wille nicht immer gut und ehrlich, theils fanden die geiſtige Ohnmacht und der ritterlich romantiſche Leichtſinn des Erſtern nie das rechte Mittel, das ihm ſo nah lag, den mächtig aufſtrebenden Geiſt der Unabhängigkeit, des Trotzes, des Uebermuthes und der Gewaltthätigkeit in den Fürſten und im Adel zu zähmen und den frechen Anmaßungen der Pfaffheit die Spitze zu bieten. Hätte Maximilian die unnützen, ziel- und zweckloſen Kriege mit Frankreich und Venedig aufgegeben, in denen ſich ſeine Thätigkeit gänzlich aufzehrte, und es ſich angelegentlich ſein laſſen, die junge Triebkraft des Jahrhunderts zu verſtehen, ſo würde er ſich mit den Städten und den aufſtrebenden Landbewohnern verbündet haben, um die übermüthige Fürſten- und Pfaffengewalt zu unterdrücken. So wenig verſtand dieſer geprieſene Maximilian ſein kaiſerliches Intereſſe, daß er die Bauern, in welchen der lang und ſchmählich unterdrückte Geiſt deutſcher Kraft, wie er in ihren Altvordern gelebt und gewirkt, wieder zu erwachen begann und das unwürdige Joch ſchmählichſter Sklaverei abzuwerfen ſich anſchickte, daß er dieſe Bauern, die ihn als ihren alleinigen Herrn anerkannten, liebten und verehrten und von der Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit des Kaiſerthrones träumten, auf das Grauſamſte verfolgte und ihren Würgern preis gab. Hätte Maximilian, wie es Recht und Klugheit gleich ſtark ge-

Beweis Ihr mir ſchuldig bleiben dürftet,» ſagte der Kreuzritter, ſeinen ſchweren Groll noch immer bekämpfend. «Doch ich will auf Euere böſe Rede nicht achten, ſo Ihr mir, wie es Euch ziemt, behülflich ſeid, zu meinem Recht und Beſitz, in welches Gobbelin von Elz ſich muthwillig eingedrängt. Ich habe den Lorbeerkranz errungen; ich will auch den Preis des Siegs.»

«Wo habt Ihr denn den Lorbeer, den Ihr gewonnen? Zeigt ihn doch auf, den Beweis Eurer Rechte.»

«Ritter Gobbelin von Elz, der Ehrloſe, hat ihn mir geraubt, ſammt meinem Schilde!» rief Rudolf zornbebend.

«Elender!» kreiſchte der Kurfürſt.» «Ich will es dir beſſer ſagen. Der Teufel hat dir den ſilbernen Schild geliehen, als Talismann, als Pfand des Siegs. Der Schild machte dich unüberwindlich; ihn hatte der Teufel in der Glut der Hölle auf dem Ambos geſchmiedet. Nun da du den Sieg gewonnen, haſt du den Schild zurückgeben müſſen und den errungenen Lorbeer dazu. Und du wagſt es auch noch, Teufelskind, einen ehrlichen Ritter zum Schanddeckel deiner Zauberthat zu ſtempeln? Meine Langmuth iſt aus. Holla, ihr Söldlinge und Wafboten, mit den Städten und Bauern gemeinſame Sache gemacht, hätte er, ein andrer Heinrich der Finkler, ſeine ganze Kraft dem deutſchen Regimente zugewendet, Deutſchland würde ſich von Stand an wieder zu einem gewaltigen Kaiſerthume erhoben haben; es wäre nie zerriſſen und zerſpaltet worden durch die Vielregiererei einer Menge kleiner Fürſten, und ſtrahlte jetzt als das erſte, mächtigſte und herrlichſte Land des Erdbodens, während es mit ſeinen unvergleichlichen Kräften und Mitteln das ohnmächtigſte und der Spott der Nachbarländer iſt, die in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht nicht werth ſind, ihm die Schuhriemen aufzulöſen. Statt ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen, dem aufgeregten Geiſt des Volks ſich zu verbünden und ſo das herrlichſte Ziel anzuſtreben, das einem deutſchen Kaiſer je gewinkt, zog es Maximilian vor ein ritterlicher König zu ſein und ſich immer mit den Franzoſen herumzuſchlagen. Und wie oft hat er es dabei mit den Geſetzen wahrer Ritterehre nur allzuleicht genommen! Der Kern des Volks, d. h. die Bürger der Städte und die Bauern waren ihrem Kaiſer in der Erkenntniß der Uebelſtände, welche ſchwer auf Deutſchland laſteten, und der Hülfsmittel weit vorausgeeilt, wie denn in der Regel in ſolchen kritiſchen Zeiten das Verſtändniß und die Einſicht des Volks höher ſtehen als die ſeiner Beherrſcher.

Durch dieſes ganz fehlerhafte Benehmen des Kaiſers wurde der Uebermuth des Adels und der vornehmen länderbeſitzenden Geiſtlichkeit, ſowie in Folge derſelben der

Druck des Bauers nur geſteigert. Der immer mehr aufblühende Handel der Städte führte die Befriedigung der künſtlichen neuen Bedürfniſſe der Herren, die ſie ſich auf den Kriegszügen in Frankreich und Italien, wie auf den Reichs- und Landtagen erworben hatten, herbei: die alte Einfachheit des Lebens ſchlug in einen hochfahrenden Luxus um, in welchem der Adel nicht hinter den reichgewordenen Städtern zurückbleiben wollte, und neue, oder erhöhte dem Bauer aufgebürdete Auflagen mußten die Mittel dazu hergeben. Auch wurde die Ritterſchaft von der Herrſchſucht und Ländergier der Könige angeſteckt; Jeder ſtrebte nach mehr Land und Leuten, um deſto mehr Geld aus ihnen zu ziehen. Von der andern Seite mehrte ſich die Anzahl träger Pfaffen, die alle vom Bauer ernährt werden mußten, und nach Rom ſtrömte jährlich eine Unmaſſe Geld für Ablaß und andre geiſtliche Zugeſtändniſſe. Das Meiſte mußte der Bauer erſchwingen. Und wie dadurch der letzte Reſt ſeiner einſtigen Freiheit verloren ging, wie er in immer tiefere Armuth verfiel und zum Laſtthier ſeines Herrn herabſank, wie er vom Pfaffen in immer tiefere geiſtige Ohnmacht und Abhängigkeit hinabgedrückt wurde, ſo ſtieg auf der andern Seite der Uebermuth, die Kleiderpracht, die Genußſucht und die Schwelgerei in Sinnenluſt der weltlichen und geiſtlichen Herren in gleichem Grade höher und höher.

Nichtsdeſtoweniger war auch der höhere Adel, die Ritterſchaft mit der neuen Geſtaltung der Dinge unzufrieden.

Sonſt war der Kriegsdienſt eine Haupterwerbsquelle für die edlen Herrn geweſen, ſeit der Erfindung des Schießpulvers wurde der ſonſt verachtete und kaum gebrauchte Fußſoldat der vorzüglichere und begehrtere Krieger; der vom Kaiſer Maximilian und ſeinem berühmten Feldoberſten Georg von Frundsberg geſchaffene Landsknecht machte die Dienſte des Adels faſt entbehrlich. Der Landfriede, welchen der Kaiſer anbefohlen und der ſchwäbiſche Bund aufrecht zu erhalten ſich gebildet hatte, verwehrte ihm das einträgliche Wegelagern, wodurch er ſich an den reichen Städtern zu erholen gewohnt war, und deshalb konnten und mochten Viele das alte ritterliche Gewerbe, trotz der ſtrengen Reichsgeſetze, denen der Kaiſer keinen Nachdruck zu geben vermochte, nicht aufgeben, und der ſchwäbiſche Bund ſah ihnen dabei oft durch die Finger. An den Höfen und in den Richterſtuben der Fürſten war der rohe unwiſſende Adel nicht mehr gern geſehen; die Fürſten wollten gewöhnlich nur gelehrten Doctoren und wiſſenſchaftlich gebildeten Männern als ihren Räthen Gehalte geben; der Adel hatte aber in der Regel nur wenig Luſt etwas Tüchtiges zu lernen. Er blieb deshalb auf ſeinen Burgen und erholte ſich an ſeinen Bauern.

In den Städten waren allmählig die ſogenannten Geſchlechter zur ausſchließlichen Herrſchaft gekommen und nahmen alle einträglichen Stellen in Beſchlag, die ſie meiſt zu unbilliger Bedrückung des Bürgers benutzten. Aber Gewerbfleiß und Handel verhalfen dieſem zur Wohlhabenheit, und dieſe führte zum Selbſtgefühl; faſt überall begann ein Kampf gegen die beſtehenden Verhältniſſe, der nicht ſelten mit einer blutigen Kataſtrophe endigte.

Unter den Klerikern gab es viele, die, von dem mächtig aufflammenden Lichte der Wiſſenſchaft erleuchtet, einſahen, wie weit die Kirche unter der Leitung des Papſtes von der reinen Chriſtuslehre abgeirrt war, und die Ueberzeugung gewann immer feſtern Boden in ihnen, daß dieſer Unfug, der den Satzungen der Bibel und den Urtheilen der geſunden Vernunft gleich Hohn ſprach, nicht lange mehr dauern könne. Es gingen Prophezeihungen durch den Mund der Leute, daß der Retter nicht mehr fern ſei. Die Lehren und Kriege der Huſſiten waren noch in friſchem Andenken.

So ſtand die Welt auf einem Vulkane, und die Begabten vernahmen das unterirdiſche Murren und Dröhnen; den Andern war wenigſtens die Gewitterluft drückend; Allen war es unbehaglich zu Muth.

Die Behauptung, daß das ehrwürdige Familienhaupt des Fugger'ſchen Hauſes in Augsburg unempfänglich für das Verſtändniß der Zeichen der Zeit geweſen, wäre eine thörichte. Jakob Fugger wußte gar wohl, wo es fehlte, aber er war befangen in den Anſichten, in welchen er aufgewachſen war; er kannte das Uebel, aber er hielt durchgreifende, entſchiedene Heilmittel nicht für die rechten, vielmehr für die gefährlichen. Nur wenigen und nur genialen Menſchen iſt es gegeben, in ſchwierigen

Lagen und Zeiten das rechte Rettungsmittel zu finden. Das Erzhaus Oeſtreich war der Wohlthäter und Förderer des Fuggeriſchen Hauſes geweſen; ſeinen Privilegien und Vergünſtigungen verdankten die Fugger nicht nur einen großen Theil ihrer Reichthümer, ſondern auch den Reichsadel: Jakob Fugger war in der tiefſten Verehrung des Kaiſers Friedrich und des Erzherzogs und Königs Maximilian groß geworden und hatte mit dem Letztern, mit dem er in ganz gleichem Alter war, gleichſam den Lebensweg zurückgelegt; es war ſelten ein Jahr vergangen, daß ſie ſich nicht geſprochen und Fugger nicht neue Gnadenbeweiſe von dem treuherzigen und leutſeligen Max erhalten hatte. So waren die Liebe und die Verehrung Jakob's für den Kaiſer ihm gleichſam zur Natur geworden und hatten ihn blind gemacht für die Fehler deſſelben. Auch hatte er dieſe Liebe für das Reichsoberhaupt mit den meiſten Deutſchen gemein. Alles, was von Max ausging, hatte Fugger's Beifall, und wenn die Folgen der kaiſerlichen Handlungen nicht ſeinen Erwartungen entſprachen, ſo fand ſich ſein frommer Sinn deshalb leicht mit der göttlichen Weltregierung ab, die es nicht anders zugelaſſen habe. Auch wurde der ehrliche Leinweber gerade in dem heftigſten Drängen und Treiben der Zeit, in dem wilden Durcheinander der Intereſſen immer reicher und gewann Geld, Land und Leute, daß er ſich wohl mit einem Reichsfürſten meſſen konnte. Wie hätte er nun dazu kommen ſollen, den wild aufſtrebenden Volksgeiſt und den

Kampf der Gelehrten und Schriftſteller gegen die kirchlichen Misbräuche zu loben und Einrichtungen ſcharf zu tadeln, bei denen, ſo mangelhaft ſie immer ſein mochten, er ſich wohl befand? Die beſten Menſchen kommen ſelten über die Eigenſucht hinaus, und den Kaufleuten namentlich iſt ſie Lebenselement. Zweifel und Bedenken, die der treffliche Mann zuweilen in ſich rege werden fühlte, ſuchte er mit unerſchöpflichen Wohlthaten, die er an alle ihm nahe tretende Bedürftige ſpendete, zu beſchwichtigen.

Das Schickſal beſtrafte ihn für ſeine Selbſtſucht, indem es in ſeinem eignen Hauſe kühne Köpfe erweckte, welche die Forderungen der Zeit begriffen und ſehr geneigt waren, ſie zu fördern; ja ſelbſt der junge Mann, auf deſſen Erwerbung und Lebensgeſtaltung er ſich etwas zu gut that, der ſanfte Marx von Bübenhoven, neigte ſich den neuen Anſichten zu, und die Zeit webte bereits an den Bändern, deren Verknüpfung dem achtungswerthen Leinweber die letzten Lebenstage bitter verkümmern ſollte.

Zehntes Kapitel.

Der Herbſt hatte Feldern und Wäldern ſeine bunten Farben gebracht, als ein ſtattlicher Zug Reiſender in dem goldreichen Kremnitz in Ungarn anlangte. Es war die Familie Fugger nebſt einigen Freunden und Verwandten auf der fröhlichen Brautfahrt. Die Männer waren zu Pferde, die Frauen in einem Wagen, und nur Frau Sibylle hatte in einer mächtigen Sänfte, die einem kleinen Hauſe glich und von zwei ſtarken Maulthieren getragen wurde, bequemen Platz. Noch zehn ledige Maulthiere befanden ſich bei dem Zug zur Abwechſelung; denn Frau Sibylle war ſchwer und die Reiſe weit. Die Mädchen bedienten ſich der Thiere auch zuweilen zum Reiten. Das Volk aus dem freundlichen Bergſtädchen war in Maſſe zuſammengelaufen, um den Einzug des weltberühmten Hauſes zu ſehen, und Herr Jakob wurde eingeholt wie ein Fürſt. Denn der Kammerrath Turzoin mit ſeinem Sohne Georg, dem Berg- und Münzmeiſter, die Behörden der Stadt und viele königliche Beamte, Edelleute und reiche Bürger waren mit der ganzen Knappſchaft der Bergwerke und den Münzknechten im prächtigſten Staat und mit klingendem Spiele bei einer Stunde Wegs weit entgegen gezogen. Vorab kamen die Bergmuſikanten und ſpielten luſtige Märſche, dann die Schichtmeiſter und Oberſteiger zu Fuß; nun ritt Jakob Fugger in der Mitte vom Kammerrath und dem Woiwoden, Raimund in der Mitte von Georg Turzoin und dem Geſpan, Bübenhoven in der Mitte eines Bergbeamten und eines Stadtbeamten, dann Johann Baumgärtner von Baumgarten, ebenſo begleitet. Dies waren die drei Bräutigame. An ſie ſchloß ſich Frau Sibylle in der Sänfte, ihre Schwägerinen Veronica und Regina und die Töchter der beiden letztern, die ſanfte Sibylle und die ſchöne Regina, die beiden Bräute, alle auf aufgeputzten Maulthieren und umgeben von ungariſchen Schnurrbärten zu Pferde. Endlich ritt Ulrich Fugger mit ſeinen Schwägern Philipp von Rain und Walter Ehinger, ſeinen Schweſtern Urſula und Veronica, den Frauen der beiden genannten Edelleute und der noch ledigen, ſtolzen Suſanna; nun leuchtete an der Spitze der ſämmtlichen Dienerſchaft, unter welcher ſich auch Lore vom Haſenhof, als der jungen Sibylle Magd befand, Veit Schellenberger's ehrwürdige Naſe, und den Zug beſchloß die große Menge der Bergknappen und Münzknechte, welchen das jubelnde Volk nachdrängte. Den Zug entlang auf und ab galoppirte ein ſchöner brauner Burſche in funkelnder Bergmannstracht, dem das rabenſchwarze Haar in dicken

Locken auf die Schultern fiel und deſſen großes dunkles Auge feurig und ſchelmiſch blitzte. Frau Sibylle winkte ihm, ſo oft er ehrfurchtsvoll grüßend an ihr vorüber ritt, mit Wohlgefallen zu, und er zwang ſeinen ſchwarzen Renner immer zum Schritt, wenn er in ihre Nähe kam, und machte dann, wenn er vorüber war, die verwegenſten Reiterkunſtſtücke, die Aller Bewunderung erregten und die ihm Keiner nachthun konnte. Es war Toni, Frau Sibyllens ſchelmiſcher Schützling, der in den finſtern Schachten die edle Reitkunſt nicht verlernt hatte, die ihm gleichſam angeboren war. Veit Schellenberger nickte ihm mit herablaſſender Freundlichkeit zu und gab ihm ſeine Zufriedenheit mit dem Lächeln und den Handbewegungen eines Protectors zu erkennen. Ueberhaupt hatte der treffliche Veit die Manieren eines vornehmen gnädigen Herrn angenommen und brachte die Beweiſe ſeiner Huld in Blicken, Bewegungen und einzelnen Worten an den Mann, d. h. an ſeine Bekannten unter den Bergknappen, Münzknechten, der Dienerſchaft und dem Volke, und es war nichts poſſirlicher, als ihn die Grüße mit geſpreizter Haltung erwiedern zu ſehen, die ihm entboten wurden. Vor der Stadt kamen dem Zuge drei Frauen auf Maulthieren und mehre Kinder auf Eſeln entgegen geritten. Es waren die Frau des Kammerraths Turzein, ihre Schwiegertochter Anna und ihre Tochter Katharina, Raimund Fugger's Braut, und Anna's Kinder. Die herzlichſten Begrüßungen und Umarmungen fanden von neuem ſtatt. Anna, die holde Hausfrau, lag an der Bruſt ihrer Mutter, ihrer Schweſter und ihres Bruders, küßte die dicke Baſe Sibylle, daß ſie laut aufſtöhnte und umſchlang den lieben Ohm Jakob mit Jubel. Katharina, das ſchwarzäugige Ungarmädchen, ſtand verſchämt vor dem ſchönen männlichen Jüngling, der erleſen war, ihr Lebensgefährte zu werden, bis er ſie an die Bruſt zog und ſein Loos glücklich preiſend, ihren ſüßgeſchwellten Mund, ihre wonnefeuchten ſtrahlenden Augen und ihre gewölbte Stirn mit Küſſen überglühete. Die drei Frauen wurden in den Zug eingereiht, der ſich nun wieder in Bewegung ſetzte, um bald ſein Ziel, das prächtige Fuggerſche Münzgebäude am Berghang zu erreichen. Doch fand Raimund erſt noch Gelegenheit, ſeiner Braut zuzuflüſtern: „Iſt unſer Pflegeſohn auch mitgekommen?“

Katharina nickte und deutete mit den Augen auf einen ſchönen ſchmächtigen Knaben von ungefähr ſieben Jahren mit ungewöhnlichem Ernſte für ſein Alter in den Zügen und einem großen, dunkelbraunen, ſchwärmeriſch blickenden Auge. Die Geſichtsbildung dieſes Kindes war ausgezeichnet und fremdartig, aber ſchön und einnehmend. Ein eigenthümlicher Geiſt blitzte aus ſeinen Augen, eine Glut, die mit der Zeit zu gewaltigen Flammen werden mußte; und doch ritt er ſtolz und ruhig auf ſeinem prächtig aufgezäumten Eſel und nahm ſich in der ungariſchen Nationaltracht ſtattlich aus. Raimund vermochte kaum einen Ausruf des Erſtaunens zu unterdrücken, ſo mächtig war der knechte! Faßt dieſen ſchändlichen Mann und werft ihn, mit Ketten belaſtet, in's Gefängniß. Dort wollen wir ihm Zeit laſſen, über das Heil ſeiner Seele nachzudenken und ſeine ſchweren Sünden zu bereuen.»

Der Kreuzritter wurde gefangen abgeführt, und der Minneſänger fand kaum Gelegenheit ihm zuzuflüſtern: «Verzagt nicht, ſondern verlaßt Euch auf mich. Ihr ſollt keinen Tag im Gefängniße bleiben und Guta Euch nicht entriſſen werden.»

An dieſem Tage hatte der Jahrmarkt in Coblenz begonnen. Den Rhein hinauf und herab, ſo wie der Moſel herab ſchwammen unzählige buntwimpliche Schiffchen, mit Waaren, Verkäufern und Käufern reichlich beladen, und die Luft erſchallte von den fröhlichen Geſängen der zu Waſſer und Land herbeiſtrömenden Menge, die bald die Stadt überfüllte. Vorzüglich groß war die Anzahl der fahrenden Spielleute, Bänkel- und Minneſänger, Gaukler und Luſtigmacher, Schauſpieler und Fahrenſchüler, Wunderdoktor und andrer Künſtler, an denen Allen das Mittelalter ſo reich war. Nicht minder bedeutend war die Maſſe der Taſchen- und Pferdediebe, Ströter, Blutzapfer, Raub- und Mord-

Eindruck, den die eigenthümliche Schönheit des Knaben auf ihn machte. Und auch nach der Ankunft blieb ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen ſeiner Braut und dem Knaben getheilt, und die Erſtere verſtärkte die dem Letztern zugewendete Hälfte derſelben noch dadurch, daß ſie nicht müde ward, dem Geliebten von der merkwürdigen Entwicklung und den überraſchenden Geiſtesgaben des Kindes zu erzählen. Anna war ihm Mutter geworden, aber Katharina noch mehr, gewiſſermaßen geiſtige Mutter, Schweſter, ja ſein guter Genius, und es zeigte ſich zur Genüge aus ihren Worten und Handlungen, daß ſie mit ſchwärmeriſcher Liebe an ihm hing. Aber die angekommenen Gäſte konnten Gelegenheit haben, bald zu bemerken, daß der ernſte und doch lebhafte Knabe mit dem ſeltſamen Weſen nicht allein Katharinas Liebling war, ſondern daß alle Hausbewohner, „die Waiſe des fremden Bergmanns" beſonders liebten. Es ſchien ſogar, als werde er von den beiden Gatten Georg und Anna Turzoin den eignen Kindern vorgezogen. Seine Milchſchweſter Regina, Turzoins älteſtes Töchterlein, ein zartes liebliches Weſen mit einem ſüßen Elfengeſichtchen, hing wie mit magiſchen Banden an ihm, und ſtets ſah man die beiden ſchönen Kinder beiſammen. Sie glichen in der That, wenn ſie Arm in Arm einhergingen, einem Paar überirdiſcher Weſen, Genieen, welche in das Haus gekommen waren, um das Glück deſſelben zu überwachen; ja die roheſten Bergknappen wichen ihnen ſcheu aus, um ſie mit keinem Blicke zu beleidigen, und flüſterten ſich oft ihre abergläubiſchen Anſichten und Meinungen zu, welche dahin zielten, der außerordentliche Reichthum der Fuggeriſchen Bergwerke ſtehe im engſten Zuſammenhange mit dieſen beiden Kindern, die nicht von bloßem Ungefähr in dieſem Hauſe erſchienen ſeien. Der fremde verſtorbene Bergmann, für deſſen Sohn Raimund Mohr, der wunderſchöne Knabe, galt, möchte wohl kein Andrer ſein, als der mächtige Berggeiſt ſelbſt, der Fürſt der ergiebigen Goldminen. Man erinnerte ſich wohl, daß eine wunderſchöne Zigeunerprinzeſſin ihn an der Bruſt vor ſieben Jahren in das Haus gebracht, und da das ungariſche Gebirgsvolk ſtets abergläubiſche und abenteuerliche Begriffe mit dem geheimnißvollen Zigeunervolke verband, welche dieſes zu ſeinem Vortheil ſchlau zu nähren wußte, ſo war es kein Wunder, daß die Knappen und ihre Weiber und Kinder die reizende Zigeunerprinzeſſin für ein Weſen höherer Art und für Raimund Mohrs Mutter hielten und ausgaben. Dadurch ward der ſchöne Knabe in den Augen des Volks mit einem geheimnißvollen Heiligenſchein umgeben und von Allen mit ſcheuer, ſchier abgöttiſcher Ehrfurcht betrachtet und behandelt. Wenn von dem Sohne des fremden Bergmanns die Rede war, ſo nickten ſich die Bergleute bedeutungsvoll zu, und manche Weiber bekreuzten ſich wohl gar und griffen zum Roſenkranze. Dies gab dem Knaben ein eigenthümliches Gewicht und Anſehen, und wie er von den Mitgliedern der turzoiniſchen Familie geliebt ward, ſo ward er von allen andern Leuten verehrt. Am meiſten zeichnete ſich aber in Liebe und Anhänglichkeit an die beiden Kinder der Bergknapp Toni aus, und er überbot die eines treuen Hundes bei weitem. Er war ihr Wärter, ihr Diener, ihr Spielkamerad, ihr Helfer, ihr Alles-möglich-Macher. Er machte ihnen tolle Späße vor, er lehrte ſie reiten und tanzen, er ſpielte ihnen die ſchönſten Lieder und Tänze auf der Geige und dem Cymbal, er ſang ihnen luſtige und rührende Lieder vor; er verfertigte ihnen tauſenderlei Spielzeug, er ſchlug Purzelbäume, lief auf den Händen, ſtand auf dem Kopf, ſchnitt Grimaſſen, er hatte kleine Pferde und Eſel für ſie zugeritten, Hunde für ſie dreſſirt, blendend weiße Lämmer und Ziegen für ſie groß gezogen, er fing Vögel für ſie und lehrte ſie die ſchönſten Stückchen pfeifen; die erſten und ſchmackhafteſten Früchte der Gärten pflückte er für ſie und kletterte deshalb mit halsbrechender Wagniß auf alle Bäume. Kurz ſein ganzes Leben ging gewiſſermaßen in dem der beiden Kinder auf. Dieſe außerordentliche Anhänglichkeit Toni's an ſeine Pfleglinge beſtärkte das Volk nur in ſeiner abergläubiſchen Vorausſetzung in Bezug auf Raimund Mohr, da es durch Veit Schellenbergers Geſchwätzigkeit nicht unbekannt geblieben war, daß Toni von Zigeunern abſtammte; die Frauen hatten ſich bald genug allerlei Märchen über des kleinen Raimunds Entſtehung zuſammengeſetzt, und wie Herr Fugger ihn durch hohe Zauberkunſt für ſeine Bergwerke gewonnen; die Behauptung, der reichſte Bergſegen ſei für immer durch dieſen geheimnißvollen Knaben an das Fuggerſche Haus gebunden, und deshalb ſeien auch die beiden Milchgeſchwiſter Raimund und Regina für einander beſtimmt und würden ein Ehepaar und dann Raimund Oberbergmeiſter werden, griff immer mehr Platz unter den Leuten. Die Liebe der Familie Turzoin zu den beiden Milchgeſchwiſtern ſteckte auch bald die angekommenen Gäſte mehr oder minder an. Am meiſten machten ſich Bübenhoven und ſeine Braut mit ihnen zu ſchaffen, aber ſelbſt die alte dicke Frau Sibylle ſchmunzelte mit den beiden Kindern und theilte allmählig ihre Gunſt, die zeither der Junker Marr und ihre Pathe allein beſeſſen, und die ſie in Kremnitz theilweiſe dem tollen Toni, der ihr ſonſt ſo viel Vergnügen gemacht, zugedacht, ihnen mit.

„Es ſind herzige Fratzen,“ ſagte ſie vergnügt lächelnd und küßte ſie wohl dabei ab, „und der Bub ſieht aus wie ein rechter Herr. Sie haben mir's angethan, und ich kann mich nicht ſatt an ihnen ſehen, ſo fein und wohlgeſtaltet ſind ſie. Ja ja ſie müſſen einmal ein Paar werden; ſie ſehen jetzt ſchon aus wie Brautleute.“

Herr Jakob ſchüttelte zu ſolchen Worten bedenklich den Kopf, obgleich man's auch ihm anmerken konnte, wie ſehr er die beiden Kinder liebte.

Katharina wußte ſich etwas darauf, daß ihr Pflegeſohn, wie ſie den kleinen Raimund ſo gern nannte, ſo allgemeinen Beifall fand, und ſie und ihr Verlobter betrachteten es als eine ausgemachte Sache, daß der Knabe ihnen als ihr Pflegekind nach Augsburg folgen und gleich das dritte Glied ihres neuen Hausſtandes ausmachen werde, und ſie hofften die Schwierigkeiten, die ſich ihnen in dieſer Beziehung darbieten würden, zu beſiegen. Die größte war wohl die, die beiden Kinder zu trennen.

Frau Sibylle ſchwur Stein und Bein, dies ſei ihre erſte und letzte Reiſe, die ſie in ihrem Leben gemacht, und wenn ſie an das enge Häuschen, in dem ſie vierzehn Tage lang geſteckt, ſtets in Gefahr zu erſticken oder vor Langweile zu verkommen, denke, ſo grauſe es ihr vor der Heimfahrt. Wenn ſie ihr Augsburg nicht zu lieb habe, ſo daß ſie in einem andern Orte der Welt gar nicht leben könne, und wenn ihre Kinder in der Fuggerei nicht wären, ſo könnte ſie ſich aus lauter Furcht vor der Heimreiſe entſchließen, ganz in Kremnitz zu bleiben; ſo aber ginge das unmöglich, ſie müſſe heim, und wenn es noch ſchlimmer hergehen ſolle, als auf der Herfahrt. Sie brauchte auch eine volle Woche, um ſich zu erholen, und obgleich Alle Alles aufboten, ihr den Aufenthalt im fremden Lande angenehm zu machen, ſo gelang dies doch keinem beſſer, als dem tollen Toni, der ſie auch jetzt wieder mit ſeinem Späßen erheiterte und ihr manch blankes Silberſtück abgewann. Er wurde ihr wieder ſo lieb, daß ſie in Ernſt daran dachte, ihn wieder mit nach Augsburg zu nehmen und als Hof- oder vielmehr Hausnarren bei ſich anzuſtellen.

Herr Jakob und der Bergmeiſter Turzoin hatten alle

Hände voll zu thun; denn ihnen lag die Ausrichtung der dreifachen Hochzeit ob, und ſie ſollte eine ſehr glänzende und des Fuggerſchen Namens in jeder Beziehung würdige werden. Schon lange vor der Ankunft der Augsburger waren im Turzoinſchen Hauſe große und weitausgreifende Anſtalten dazu gemacht worden. Nicht nur der König mit ſeinen Kindern und ſeinem ganzen Hofſtaat war dazu eingeladen und hatte zugeſagt, auch an den Erzbiſchof von Gran und an die Biſchöfe von Colocza, Fünfkirchen, Waitzen und Bosnia und an mehre der erſten ungariſchen Magnaten und öſtreichiſche hohe Adlige, namentlich in Wien, war eine gleiche Einladung von Jakob Fugger ergangen. Zur Beherbergung aller dieſer hohen und vornehmen Gäſte mußten im Schloſſe, in den Fuggerſchen Häuſern und in der Stadt viele Räume hergerichtet werden, und Herr Jakob Fugger ſcheute keine Koſten. Waren doch die Goldminen ergiebiger als je, und dieſe Hochzeit ſollte ein Fuggerſches Familienfeſt werden, wie dies weltberühmte Handelshaus noch keines gefeiert.

Obgleich die Eröffnung der Feſtlichkeiten erſt zwei Wochen nach Ankunft der Augsburger feſtgeſetzt war, ſo rückte ſie doch ſo ſchnell heran, daß die Betheiligten es ſich kaum verſahen. In den letzten Tagen langten nicht nur die eingeladenen Gäſte in großen Zügen in der Stadt an und mußten mit Auszeichnung empfangen werden; auch eine Menge andres Volk aus der Nähe und Ferne, und darunter eine große Anzahl von Zigeunern, die als

Muſikanten, Gaukler, Tänzer und Kunſtreiter ihre Künſte zu produciren gedachten, kam in hellen Haufen, angelockt von den im Lande umgehenden Gerüchten über die Pracht und Munificenz, welche Herr Jakob Fugger bei dieſer Gelegenheit entfalten werde. Auf allen Wegen und Stegen, über Berg und Thal ſah man Menſchenmaſſen zu Wagen, Roß, Eſel und Fuß herbeiſtrömen, und der König des Landes hätte zu einem Feſte ſchwerlich ſolchen Menſchenzufluß gehabt, als der einfache Leinweber von Augsburg. Auf allen Gaſſen, in allen Krügen und Herbergen der Stadt erklang die Fidel des Zigeuners, der Geſang des Magyaren, der Jubelruf des Jazygen, das tolle Geſchrei des Haiducken, und wenn ſich Herr Jakob zeigte, wurde ihm Ehre erwieſen, wie kaum dem Könige, der ja dem Volke nur ein Geſpött war.

Dieſer, der körper- und geiſtesſchwache König Wladislav traf zwei Tage vor der Eröffnung der Hochzeitsfeierlichkeiten mit ſeinen beiden Kindern und vielen Hofleuten, in Begleitung des Cardinals und Erzbiſchofs von Gran und des Erzbiſchofs von Calocza und einer Schaar andrer vornehmer und geringer Geiſtlichen ein und wurde von ſämmtlichen Männern, welche zu den verbundenen Familien Fugger und Turzoin gehörten, eingeholt und nach dem Schloſſe geleitet. Der König, der wegen gänzlicher Kraftloſigkeit in den Beinen weder gehen noch reiten konnte, wegen ſchlechter Beſchaffenheit der Wege ſich aber nicht gern einem Wagen anvertraute, wurde mit ſeinem

Kinderpaare in einer großen Sänfte getragen und ſagte gleich beim Ausſteigen zu Jakob Fugger: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch für die große Beſchwerlichkeit, der ich mich Euretwegen ausgeſetzt, um Euer Feſt durch meine Gegenwart zu verherrlichen, erkenntlich zeigen.“

„Da haben wir's!“ flüſterte Ulrich Fugger dem Junker Bübenhoven zu: „Er will die Ehre, die er uns anthut, bezahlt haben und für die Gnade, die er uns erweiſt, einige Wochen unſer Gaſt in ſeinem eignen Lande zu ſein, noch ein hübſches Sümmchen einſtreichen, und unſer guter Ohm, der gegen gekrönte Häupter immer ſchwach iſt, wird nicht ermangeln, ſich dieſem königlichen Begehren willig zu fügen.“

Die jungen ungariſchen Magnaten ſcheuten ſich nicht, gleich nach der erſten Bekanntſchaft mit den Deutſchen über ihren König die frivolſten Spöttereien zu treiben und nannten ihn den armen Lazarus im geſtickten Purpurmantel, der ſich von den Broſamen nähre, die von ihrer Tafel fielen. Die Erſcheinung ſeiner beiden Kinder war auch nicht geeignet, mit dem trübſeligen Eindruck zu verſöhnen, den dieſer König von der traurigen Geſtalt machte, obgleich ſie ihm durchaus nicht ähnlich ſahen. Die Prinzeſſin Anna war ein feines, ſchmächtiges Kind von neun Jahren und trug die zarten Züge ihrer unglücklichen Mutter, die einſt die Silphyde am franzöſiſchen Hofe geheißen hatte. Noch kümmerlicher, bleicher und zerbrechlicher aber war ihr Bruder, der Prinz Ludwig. Obgleich er das ſiebente Jahr ſchon zurückgelegt hatte, ſah er doch wie ein kränkliches vierjähriges Kind aus. Nichtsdeſtoweniger war er friſch und geſund; er trug in ſeinem kleinen zarten Körper nur den Beweis, daß er zu früh auf die Welt gekommen war. Und dieſer kleine und zarte Menſch war in ſeinem dritten Jahre ſchon zum Könige von Ungarn und Böhmen gekrönt worden. So ſchien es denn, als ſollte Alles mit ihm zu frühzeitig geſchehen, und wirklich hat ſich dies eigenthümliche Schickſal an ihm während ſeines kurzen Lebens erfüllt.

Am folgenden Tage machte die ganze Fugger-Turzoinſche Familie, vorab die drei Brautpaare, dem Könige die Aufwartung, den königlichen Kindern wurden die Kinder Georg Turzoins und mit ihnen als dazu gehörig Raimund Mohr zugeführt, der nebſt ſeiner Milchſchweſter mit dem jungen Könige in gleichem Alter war, und die winzige Majeſtät fand an den neuen Geſpielen, beſonders an ihren Pferdchen, Eſeln, Lämmern, Ziegen, Eichhörnchen und Vögeln großes Behagen. Bald wollte des Königs Kinderpaar nichts mehr von ſeinen Ammen, Dienern und Hofſtaat wiſſen und ebenfalls nur von dem muntern Toni bedient ſein, der ſomit die Ehre genoß, ein kleines gekröntes Haupt und deſſen Schweſterlein mit ſeinen Poſſen und Späßen beſtens zu unterhalten.

Elftes Kapitel.

In der Begleitung des Königs befand ſich ein Mann, der die Aufmerkſamkeit der Deutſchen vorzüglich auf ſich zog und auch von den Frauen mit beſondrer Theilnahme geſehen wurde; denn er war, wenn auch kein Jüngling mehr, doch noch ein junger Mann von ausgezeichneter Schönheit und ritterlichem Weſen, das kräftige Bild jener ungariſchen Tapferkeit und Kühnheit, von der man noch immer in allen Ländern Europas viel Rühmliches und Abenteuerliches zu erzählen wußte. Dieſer ausgezeichnete Krieger hieß Georg Doſa, war aus dem Sfeklerlande in Siebenbürgen, aus den Bergen von Erdelli gebürtig und hatte ſich vor kurzem erſt in mehren Gefechten mit den Türken durch Heldenmuth, Tapferkeit, Klugheit und Geſchicklichkeit ſo hervorgethan, daß die Augen des kriegeriſchen Adels in Ungarn ſich auf ihn als einen der Tüchtigſten gerichtet hatten, und der König dadurch veranlaßt worden war, ihm den Adel zu verleihen; denn Doſa war ein niedrig geborner Sohn des Sfekler Bergvolks. Er war geſindel aller Art, Strauchdiebe, Buſchklepper, Stegreifritter und andern liederlichen Volks, nebſt den fahrenden Frauen. Die Stadt beſaß nämlich einen Freiheitsbrief eines frühern Kurfürſten von Trier, den ſie ſich von jedem folgenden Erzbiſchof beſtätigen ließ, daß Niemand während des Jahrmarktes in ihren Mauern ergriffen und feſtgeſetzt werden konnte, ſein Verbrechen mochte ſein, welches es wollte, ausgenommen, es mußte während des Markts ſelbſt begangen worden ſein. Es lag wohl in der Natur ihrer freien Lebensart, daß die fahrenden Künſtler mit dem Diebsgeſindel Freundſchaft hielten und oft trieb einer beide Geſchäfte zugleich.

Unter dieſen Leuten beiderlei Art, war der ehrbare Minneſänger, Junker Wilhelm vom Burgthor, den ganzen Tag über geweſen, von einem zum ander gehend, Jedem die Hand drückend, Allen freundliche Worte ſagend. Auch die Frauen und Dirnen hatte er nicht vergeſſen, hatte ihren Eitelkeiten geſchmeichelt, hatte kleine Geſchenke unter ſie ausgetheilt, und ſo alle für ſich gewonnen. Stolz ſah der Spielmann, mit zufriednem Lächeln der Gaukler und Beutelſchneider auf den ſchmucken Junjetzt Oberſter einer Reiterſchaar in Griechiſch-Weißenburg und vom Könige an den Hof berufen worden, um ſich mit ihm über neue Einrichtungen im Heerweſen zu vernehmen; denn man traute dem neuen türkiſchen Großſultan, dem kühnen Selim, nicht und fürchtete einen neuen Ueberfall deſſelben. Einem ſolchen Ereigniß mit Vorſicht zu begegnen, dazu ſchien Georg Doſa ganz der rechte Mann. Der Ruf von der Fuggerſchen Hochzeit, welcher ſich in Ungarn verbreitet und beſonders am Hofe viel Redens gemacht, hatte den tapfern Reiteranführer vermocht, den König zu bitten, daß er ihn nach Kremnitz begleiten dürfe; denn Doſa war noch niemals mit Deutſchen aus dem Reiche in Berührung gekommen. Der König hatte dieſem Wunſche gern gewillfahret; das Gefühl ſeiner eignen Schwäche that ſich auf Doſa's Ruhm und Heldenmuth etwas zu gut, und der durch eigene Kraft und des Königs Belohnung emporgeſtiegene Krieger bildete ei[illegible]rfreulichen Gegenſatz zu den übermüthigen Magnaten, von denen ſich der König in immer unwürdigere Abhängigkeit gedrängt ſah. So kam Doſa gleichſam als Paladin und Ritter des Königs mit nach Kremnitz, und die jungen Herrn vom alten Adel hatten ſo viel natürliche Scheu vor ihm, daß ſie wenigſtens nicht in ſeinem Beiſein die Jämmerlichkeit des Königs zur Zielſcheibe ihres Witzes machten. Deshalb geſchah es auch, daß ſie ſich von Doſa, deſſen Geſinnung ihnen nicht unbekannt war, fern hielten und ein ziemlich geſpanntes Verhältniß zwiſchen ihnen und ihm beſtand. Doſa war ein Volkskind und Freund des Volks; die Magnaten Feinde und Bedrücker deſſelben. Doſa und die Magnaten konnten alſo nicht Freunde ſein, und nur ſeine Kriegskenntniß und Tapferkeit ſicherten ihm ſeine Stellung unter ihnen. Doſa fühlte ſich dafür ſchon am erſten Tage zu den Deutſchen hingezogen, und da Gleichheit der Anſichten und Meinungen die Menſchen überall näher bringt, ſo war es auch hier ein geheimer Zug der Geiſter, welcher im Verlauf der nachſten Tage den edlen ungariſchen Krieger und den geſinnungstüchtigen deutſchen Kaufmann Ulrich Fugger in einem ſchnell geſchloſſenen Freundſchaftsbund vereinigte. In beiden jungen Männern wirkte ein ähnlicher Geiſt; ſie mußten ſich bald verſtehen und von einander angezogen fühlen. Beide waren ungewöhnlich begabt, beide wißbegierig, beide von den neuen und kühnen Ideen des jungen Jahrhunderts erfüllt; der Eine wußte blutwenig von den Verhältniſſen des deutſchen Reichs, der Andre ebenſowenig von denen des Königreichs Ungarn. Beide ſonderten ſich, ſo oft ſie es unbemerkt konnten, von der Geſellſchaft ab und ſaßen ſelbander beim Becher oder erklimmten die um die Stadt gelegenen Berge und belehrten ſich. Zum Glück waren ſie beide der lateiniſchen Sprache ſo vollkommen mächtig, daß ihrem gegenſeitigen Verhältniß kein Hinderniß im Wege ſtand.

Ulrich ſprach in ſeiner feurigen Weiſe vom Unfug des deutſchen Adels, von der Schwelgerei und Sittenverderbniß der vornehmen Pfaffheit, von der furchtbaren Bedrückung, welche beide dem gemeinen Manne auferlegten und von dem Benehmen des Kaiſers, der weder Kraft noch Willen habe, dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Der Druck ſei unerträglich geworden und das Volk komme über ſeinen Zuſtand immer mehr ins Klare.

In Doſa fanden dieſe Reden ein lebendiges Echo; ſein großes Auge blitzte, ſeine Hand zuckte oft krampfhaft nach dem Schwerte.

„Iſt mir doch, als ſchilderteſt du unſre eignen unglücklichen Zuſtände!“ rief er ſchmerzlich aus. „Unſer ſchönes Land iſt voller Knechte und Hörige, die den ſtolzen Herren jeden Dienſt, jede Arbeit verrichten müſſen. Der freie gemeine Mann verſchwindet immer mehr unter uns, nur der deutſche Anſiedler weiß in Ungarn ſeine Freiheit zu bewahren. Aber gerade dieſer Anblick macht den übrigen Völkern, die auf Ungarns Boden wohnen, die Sklaverei nur noch unerträglicher. Und wie bei Euch ſind es auch hier Adel und Geiſtlichkeit, welche vereint dem Volke den Fuß auf dem Nacken ſetzen, und die Pfaffen ſind ſchier noch ſchlimmer und grauſamer als die Magnaten. Der Druck der Knechtſchaft hat ſich unter der ſchwachen, machtloſen Regierung des Königs Wladislav gar ſehr vermehrt. Seine Frömmigkeit hat ihn zum Spielzeug in der Hand der Pfaffen gemacht, ſeine Kraftloſigkeit zum Geſpött des Adels. Das niedergetretene Volk findet nicht Schutz, noch Hülfe bei ſeinem König. Es iſt ſeinen Würgern preisgegeben. Ein einſichtsvoller thatkräftiger König allein könnte uns helfen wie Euch."

„Ich fürchte, er würde bald der Rachſucht und Bosheit des zu gleichem Zweck innig verbundenen Adels und der Pfaffheit erliegen. Die Söhne der Kirche ſind ſtets die treueſten Diener der Volksunterdrücker und Feinde der Freiheit geweſen, und wie der Adel für die Freunde des Volks und der Freiheit immer ſcharf geſchliffene Schwerter, ſo hat die Kleriſei den Giftbecher und den Dolch des Banditen für ſie. Ich ſage dir, Könige, wie du ſie unſern armen geknechteten Vaterländern wünſcheſt, würden bald zu den Todten gehören, bevor das Volk ſich nicht ſelbſt gegen ſeine Blutſauger erhebt und ſich ihrer entledigt."

„Empörung?" fragte Doſa mit Beſtürzung.

„Erſchrick nicht vor dem Worte! Die Sache iſt natürlich. Die Könige ſind ſchwach und verblendet. Sie geben die heilige Sache des Volks auf und überlaſſen es den Raubthieren in Harniſch und Kutte. Je ſtiller das Volk hält, deſto gieriger zapfen ſie ihm das Blut ab. Es bleibt ihm ſein natürliches Recht, ſich zu wehren, ja die Pflicht der Selbſterhaltung gebietet ihm die Selbſthülfe. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! iſt ein altes goldnes Wort. Hat das Volk ſich ſeiner Tyrannen entledigt, dann mag es den beſten Mann aus ſeiner Mitte zu ſeinem König erwählen: er wird ihm Hort und Führer ſein."

„Du haſt ein wichtiges Wort geſprochen: Das Volk muß ſich ſelbſt helfen. Und wahrlich du haſt recht."

„Ich darf dir noch Eins ſagen,“ fuhr Ulrich fort. „Eine große Volkserhebung wird vorbereitet und nicht an Einem Punkte, in Einem Lande allein. Vielleicht kann ich dir bald Näheres darüber mittheilen.“ —

Der Reiterführer verließ den neuen Freund nachdenklich; die Zerſtreuungen des geräuſchvollen Feſtes unterbrachen zwar die ernſten Zwiegeſpräche, aber nicht lange. Es traten Ereigniſſe ein, welche ſie noch näher zuſammenbrachten, ihre Herzen inniger verbanden und ihre Unterhaltung noch traulicher und rückſichtsloſer machten.

Das Feſt nahm ſeinen vorherbeſtimmten prächtigen Verlauf. Der König ernannte drei ſeiner Hofbeamten zu Brautführern; die Bräutigame wurden von den vornehmſten Magnaten geleitet, ein langer Zug, ſo koſtbar und herrlich, wie die Stadt noch keinen geſehen, bewegte ſich zur Kathedrale, wo die verſammelte hohe Geiſtlichkeit das feierliche Hochamt hielt. Der Biſchof von Fünfkirchen verrichtete die Trauung.

An ſüßer reizender Schönheit verdiente Katharina unter den Bräuten den Vorzug, an ſanfter engelgleicher Milde in den lieblichen Zügen Sibylle, an ſtolzer faſt majeſtätiſcher Geſtalt Regina. Ueber alle drei hatte das ſeligſte Glück ſeinen verklärenden Glanz gegoſſen und der Fuggerſche Reichthum ſeine fürſtliche Pracht. Regina ſchritt in würdigem Selbbewußtſein einher wie eine Fürſtin, Katharina wie ein ſehnſüchtiges Märchen, Sibylle wie ein unſchuldiges Kind. Raimund Fugger, auf's Schönſte wie ein Prinz ausſtaffirt, gleich einem lachenden Frühlingstag; er ſchwazte unaufhörlich mit Allen. Marx Bübenhoven, einfach gekleidet, war einem leicht umwölkten Sommertage ähnlich, ein tiefer Ernſt überſchleierte ſeine Züge und eine Thräne glänzte in ſeinem ſinnigen Auge. Johann Baumgärtner war, im Bewußtſein ſeines pratriciſchen Werthes, ein klarer fruchtreicher Herbſttag. Jedermann mußte geſtehen, daß die Brautpaare trefflich zuſammenpaßten. Raimund ſprang mit ſeiner Braut luſtig umher, eh' es zur Kirche ging, Marx drückte der ſeinigen ſchweigend die Hand, Baumgärtner reichte der ſeinigen mit Anſtand den Arm. Raimund dachte an das köſtliche Schlaraffenleben, das er mit ſeiner Katharina in Augsburg zu führen gedachte; Baumgärtner, wie vortheilhaft er den Reichthum ſeiner jungen Frau auf ſeinen Gütern anlegen wollte; Bübenhovens ſtille Gedanken aber waren mit der Erzherzogin Statthalterin beſchäftigt, und zuweilen drängte ſich Zarovas reizendes Bild dazwiſchen. Es wurde ihm immer wehmüthiger zu Sinn, er fühlte, daß er heute von ſeiner poetiſchen Jugend Abſchied nahm, und er mußte Sibyllen oft in das klare, freundlich milde Auge ſchauen, um ſich zu ſtärken und nicht ganz traurig zu werden.

Raimund bebte vor Wonne, als er mit Katharinen am Hochaltar niederknieete und ihr die Hand zum Lebensbund reichte, Marx bebte vor Wemuth, der Dritte bebte nicht. Und als die Worte des Segens über die Häupter der drei Paare hinflüſterten, erhob Katharina das ihrige in hoher trunkener Wonne, Sibylle ſenkte das ihrige in ſtillem innigem Gefühl, Regina hob und ſenkte das ihrige nicht.

Am glücklichſten war ohnſtreitig Herr Jakob; ja er zeigte ſich ſo ſeelenvergnügt, daß er, nachdem er die verbundenen Brautpaare glückwünſchend umarmt hatte, auch auf ſeine Ehehälfte losrückte und alle Anſtalt traf, ihre fleiſchige Fülle zu umhalſen, und ſie viel Mühe hatte mit ſaftigen Worten und kräftigen Stößen ſeine ungewohnte Zudringlichkeit von ſich abzuhalten. Er ließ ſich aber eine ſo ſchnöde Zurückweiſung nicht verdrießen und ging weiter, ſeine Schwägerinnen, Nichten und Neffen mit ſeinen Umarmungen und Küſſen zu beglücken, und ſelbſt Ulrich erhielt das erſte Liebeszeichen von ihm.

Die vermälten Paare traten unter ihrem prächtigen Thronhimmel, von Bergknappen getragen, den Rückweg an, und alle Gäſte folgten nach dem Münzhauſe, wo das Banket hergerichtet war. Der König ließ mit ſeinen Kindern nicht auf ſich warten. Er ſprach mit gefalteten Händen ſein ſegenflehendes Gebet über die Neuverbundenen und wünſchte ihnen Glück. Dann begab er ſich mit den hohen Kirchenhäuptern zur Tafel. Der Erzbiſchof von Gran ſprach das Tiſchgebet, Herr Jakob brachte die Geſundheit des Königs aus, dann ließ der Oberkämmerer die Brautpaare leben; aber als Bübenhoven ſich erhob und dem würdigen Ohm den Becher mit tiefgefühlten Dankesworten, die ſeine Rührung einigemal unterbrach, zutrank, da ſtimmten Alle mit begeiſtertem Jubelruf ein, und die Bergmuſik ſpielte ihre ſchönſte Weiſe. Herr Jakob weinte wie ein Kind. Niemand von den Anweſenden hatte ihn noch Thränen vergießen ſehen, und ſeine Ehewirthin ſchüttelte bedenklich ihr Haupt; ſie fürchtete ernſtlich, ſein kindiſches Gebahren zeige an, daß auch ſein Verſtand kindiſch geworden ſei.

„Um Gott, Meiſter! Ihr ſeid doch noch bei gutem Troſt?" flüſterte ſie ihm erſchrocken zu, als er wieder einen Anfall von ſchalkhafter Zärtlichkeit bekam; denn ſie hatte dergleichen noch nicht von ihm erlebt. Er aber nahm einen Becher und rief laut: er trinke auf das Grünen und Blühen der verbundenn Häuſer Turzoin und Fugger bis in ſpäte Zeit. Und Alle leerten jubelnd ihre Becher, und auch Frau Sibylle that es, indem ihre Augen feucht wurden.

Das Bankett ging ſeinem Ende zu, als die Bergmuſik ſchwieg, die Thüren aufgethan wurden und ein kleiner Zug junger Zigeunerpaare in phantaſtiſch bunter funkelnder Kleidung mit fröhlicher Zigeunermuſik hereintanzte, in ihrer Mitte ein junges feenhaftes Märchen in den koſtbarſten goldgeſtickten Gewändern und mit dem purpurnen, perlengeſchmückten Turban einer morgenländiſchen Fürſtin. Sie glich mehr einem reizenden Traumbilde, mehr einem verkörperten ſüßen Gedanken eines luſtberauſchten Dichters, als einem wirklichen menſchlichen Weſen, und wie ſie leicht mit dem hochgeſchwungenen Trommelſcheit über den Boden dahinſchwebte, glaubte man eine Elfenkönigin oder die Beherrſcherin der Luftgeiſter zu ſehen. Alle Augen wendeten ſich dem kunſtvollen Tanze der Zigeuner zu; als aber die Andern ſich ehrerbietig vor ihrer jugendlichen Fürſtin verneigten und ſie, die Huldigung annehmend, allein in leichten Zephyrſchritten und kunſtreichen Wendungen tanzte, riß ſich aus Aller Bruſt ein Laut des Staunens los, dem ſogleich der volltönendſte Beifallsſturm folgte.

Bübenhoven war beim Anblick der reizenden Zigeunerprinzeſſin zuſammengezuckt und erbleicht; nun ſtarrten ſeine Augen auf das Silphenkind, wie von einem Zauber feſtgehalten, und ein fieberhaftes Beben lief über ſeinen Körper. Für ihn war dieſes wunderliebliche Kind wirklich ein verkörperter Traum, der üppigſte und heißeſte Traum ſeiner Jugend war es, welcher vor ihm ſchwebte und gaukelte, und augenblickelang traute er ſeinen Sinnen nicht und hielt Alles eben nur für einen Traum ſeiner heißen Phantaſie. Er brauchte auch nicht zu fragen, wer ſie ſei, er wußte es, und ſein Herz war von Wonne überfüllt, daß er es wußte. Er ſah ſich wieder als blondlockigen Pagen des jungen Königs Philipp von Caſtilien am ſchönen Hofe des Königs von Frankreich zu Blois und die reizende Zarova vor ſich tanzen, die alle Hofherrn bezauberte und ihn allein beglückte. Der Jugendrauſch, den heiße Liebesgluth ihm bereitet, umfing ihn wieder mit brennenden Farben; da legte ihm ſeine Braut, beſorgt wegen ſeines ſchier krankhaften Ausſehens, die Hand auf den Arm und flüſterte: „Marr, hat dich ein Unwohlſein angewandelt?“ Er ſchrak empor. Es war ihm ja unausſprechlich wohl geweſen. Nun war er plötzlich ernüchtert. Das junge Weib neben ihm kam ihm ſo gewöhnlich und gleichgültig, ſchier fremd vor, und er ſchauderte zuſammen, daß er auf ewig an ſie gebunden ſei. Wie leer und ſchaal dünkte ihm Alles, was er ſah und hörte, wie freudlos das ganze Feſt, und nur die zierliche Tänzerin leuchtete wie ein Stern durch Nacht und Nebel.

Endlich ließ ſich das ſchöne Zigeunerkind von ihren Begleitern ein mit Blumenſträußen gefülltes Körbchen reichen. Mit anmuthiger Verbeugung trat ſie zu den drei Brautpaaren und übergab jeder Braut und jedem Bräutigame einen Strauß, und die Empfänger gewahrten mit Wohlgefallen, daß in jedem Strauß ein geweihtes Amulet befeſtigt war. Auf dieſe von den Zigeunern gefertigten Talismane legte man hohen Werth und die von einer Zigeunerfürſtin geſchenkten wurden als unfehlbare Zaubermittel gegen jede Krankheit betrachtet. Als die zarte Geſtalt Bübenhoven das ſinnige Geſchenk darreichte, fragte er leiſe und mit zitternder Stimme: „Wie heißt du, mein Kind?“

„Sonaca!“ war die wohltönende Antwort der ſanft Erröthenden.

Er fragte nicht weiter, ſondern drückte das Geſicht in den Strauß. Da gewahrte er auf ſeinem Amulet das ker, der ſich mit zu ihnen zählte, und den ſie Bruder und Kumpan nennen durften.

Am Abend verſammelte ſich die ganze Menge dieſer Leute auf einer geräumigen Wieſe vor der Stadt, wohin ſie Wilhelm beſtellt hatte, und noch viel ander gemeines Volk, von deſſen guter Sitte und Ehrlichkeit eben nicht viel zu ſagen war, ſtieß dazu, um ſich des Imbißes und des Schlaftrunkes zu erfreuen, den der reiche Junker, ohne Anſehen der Perſon, in Fülle reichen ließ. Man aß und zechte; der freundliche Wirth kümmerte ſich um jeden Einzelnen und ſchonte den Wein nicht. Das Volk wurde fröhlich und guter Dinge, und bald hallte die Luft von ſeinem Jubel.

Wilhelm nahm ſeine Harfe und ſang mehre Lieder; man verſammelte ſich in Haufen um ihn. Dann legte er die Harfe bei Seite und erzählte allerlei unterhaltende Geſchichten. Endlich begann er: «Ich will euch noch zuletzt eine gar ſeltſame Mähr mittheilen; dann wollen wir heimgehen und uns ſchlafen legen. Ein junger tapfrer Edelknecht aus einem wohlangeſehnen und mächtigen Altbürgergeſchlecht einer großen freien deutſchen Stadt liebte eine gar ſchöne und minnigliche Jungfrau, die Tochter eines altbürgerlichen Ritters in derſelben Stadt, und erwarb geheimnißvolle Zeichen des Pentalpha mit dem Namenszuge Zarova's. Ein leichter Wonneſchauer ging von ſeinem Herzen aus; er wußte was ſein Amulet zu bedeuten hatte, und Niemand weiter als er verſtand die geheimnißvolle Sprache deſſelben. Sie hatte ihn im Nu umgewandelt, und eine faſt krankhafte Fröhlichkeit bemächtigte ſich ſeiner für den Reſt des Tags, ſo daß die Augen ſeiner Braut verwundert auf ihm ruheten. Er wurde ihr immer mehr zum Räthſel.

Die Zigeunerkinder machten Erwachſenen Platz, welche Gauklerkünſte zeigten; dann wurde der Tanz eröffnet, und in Luſt und Freude verſtrich der erſte Feſttag.

Zwölftes Kapitel.

Am dritten Tage hatte Jakob Fugger alle Feſtlichkeiten überdrüſſig, es trieb ihn unwiderſtehlich zu Geſchäften. Er ließ Ringelrennen, Fahnenſtechen, Scheibenſchießen und Kegelſchub und gedachte die Gelegenheit zu benutzen, wo alle Bergleute feierten, die leeren Stollen und Schachte zu beſuchen und alle Gewerke heimlich in Augenſchein zu nehmen.

Zur Begleitung hatte er ſich einen Oberſteiger erſehen, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, weil er ein augsburger Stadtkind und als Waiſenknabe auf Jakob Fugger's Koſten erzogen worden war, dann in den tyroler Silberbergwerken ſeine Lehrjahre mit Lob zurückgelegt und nun ſchon ſeit fünf Jahren die wichtige Stelle eines Oberſteigers in Kremnitz bekleidet hatte. Er hieß Gebhard Diether, war noch unverheirathet und bei all ſeinen Vorgeſetzten wegen ſeines muſterhaften Betragens und ſeines ſanften Weſens beliebt. Georg Turzoin hatte bei Jakob Fugger immer die glänzendſten Lobſprüche für Diether im

Munde. Er war ein kleiner, bleicher, ſchmächtiger Mann, der den Kopf ſtets geſenkt trug, wie von der Angewöhnung der Arbeit und nur ganz kurz und ſchnell das Auge zu dem erhob, mit welchem er ſprach, vorzüglich wenn er ſich von dieſem unbemerkt glaubte; dann hatte ſein Blick etwas unheimlich Lauerndes und Stechendes, was aber denen nicht mehr auffiel, die mit ihm umgingen. Dieſem Manne hatte der alte Fugger ſeinen Willen eröffnet, daß er ihn heimlich in die Gruben begleiten ſolle. Diether erwartete den Herrn am Eingange des Hauptſtollens. Sie fuhren zuſammen ein.

„Wie biſt du mit dem Ertrag der Gruben zufrieden, Gebhard?“ fragte Jakob vertraulich.

„Ich muß mit Allem zufrieden ſein,“ verſetzte der Bergmann ausweichend.

„Das heißt, du biſt nicht mit Allem zufrieden.“

„Ihr ſeid in allem Geſchäft und Verkehr ein erfahrner und kluger Mann, der ſeines Gleichen nicht hat. Was Ihr anordnet, iſt ſtets gut und löblich. Ich habe niemals einen Menſchen höher verehrt, als Euch; Alles, was ich bin und habe, ſchuldige ich Euch.“

„Ich kann aber die Augen nicht überall haben. Ich bedarf redlicher Leute, die ich bezahle. Du biſt einer von den Wenigen, denen ich Vertrauen ſchenke. Alſo friſch von der Leber: Was findeſt du hier nicht in Ordnung?“

„Warum fragt Ihr mich, Herr Fugger, und nicht den Herrn Bergmeiſter, der zwiefach mit Euch verwandt iſt, der Euerm hieſigen Bergweſen vorſteht und demnach doch höher in Euerm Vertrauen ſtehen muß als ich?“

„Das klingt verdächtig!“ rief Jakob hitzig. „Sage mir, ich befehle es dir, was iſt deine Meinung vom Betrieb der kremnitzer Goldmine?“

„Ihr könntet denken, ich wolle irgend wen verläumden. Deshalb erſpart mir die Antwort.“

„Heraus damit! Ich glaube dir. Du biſt ein redlicher Deutſcher, biſt ein gutes augsburger Stadtkind.“

„Und Ihr thätet wohl, immer nur Deutſchen zu vertrauen. Nun denn bei der Reichhaltigkeit der Mine müßte aus Eurer Münzſtätte hier ein Drittel, wenn nicht gar die Hälfte kremnitzer Dukaten mehr hervorgehen, als geſchieht. Wohin das rohe Erz geht, wer es hinwegführt, ich weiß es nicht, ich will es nicht wiſſen.“

Jakob war erſchrocken vor der Anklage. Sein Herz ſträubte ſich dagegen; aber er war Kaufmann. „Gebhard,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „ich will klar ſehen in dieſer Sache. Ich gebe dir hiermit Vollmacht, Jedermanns Thun und Treiben, er mag ſein, wer er will, ſcharf zu beobachten und mir Bericht zu erſtatten. Haſt du nicht Wohlgefallen an der ſchmucken Lore, der Magd meiner Pflegetochter? Ich gebe ſie dir zum Weibe und eine hübſche Mitgift.“

Gebhard ergriff die Hand ſeines Wohlthäters und dankte wortreich; ein hämiſcher, ſchadenfroher Zug ſpielte um ſeinen knappen Mund. Sie fuhren weiter; der Oberſteiger ſchmeichelte dem alten Herrn, der die Schmeichler ſo ſehr haßte, mit ſo großer Vorſicht und Geſchicklichkeit und brachte ſo überzeugende Beweiſe vor, daß hier nicht Alles ſei, wie es ſein ſolle, daß Fugger überzeugt wurde, Dietber ſei der einzige Menſch in Kremnitz, der ſeines vollſten Vertrauens würdig ſei.

Plötzlich ſahen ſie in der Ferne in einem Nebenſtollen einen Lichtſtrahl und hörten ein Geräuſch.

„Iſt die Grube heute befahren?" fragte Fugger.
„Alle Knappen haben Feiertage."

„Ich will zuſehen. Verweilt ein paar Augenblicke hier." Der Oberſteiger zündete noch ein Grubenlicht an und eilte nach der Stelle, wo unterdeß der Strahl erloſchen, das Geräuſch verſtummt war. Aber ſein feines Ohr hatte ſchleichende Schritte vernommen, die ſich eilig entfernten. Der Fliehende war am Ende des Stollens gefangen und wurde als Toni erkannt.

„Bube, du biſt des Todes!" redete ihn Dietber an. „Du biſt hier, um Erz zu ſtehlen."

Sobald Toni den Oberſteiger erkannt hatte, grinſte er: „Ihr werdet mir nichts anhaben; denn wißt: der Zigeuner Antonio iſt mein Vater, Karracha meine Großmutter."

Dieſe Worte übten auf den Oberſteiger eine überraſchende Wirkung aus.

„Komm mit," ſagte er leiſe, „daß ich dir hinaushelfe."

„Ihr braucht meinetwegen nicht in Angſt zu ſein," fuhr der Burſche ruhig fort. „Ich gehe morgen mit den Meinigen heimlich fort und kehre nie wieder."

„Dann ſollſt du noch ein gutes Weggeld von mir haben," ſchmeichelte Diether, offenbar durch die erhaltene Kunde ſehr erfreut. „Jetzt komm, Herr Jakob Fugger iſt im Stollen. Du mußt dich ihm zeigen."

Der Burſche folgte ihm mit frecher Sicherheit.

„Es iſt Toni," ſagte der Oberſteiger zum Grubenherrn. „Er hat von mir den Auftrag, zuweilen hie und da nachzuſpüren. Ihr wißt weshalb. Ich wußte nicht, daß er heute ſeinen geheimen Dienſt hier verſah."

„Das iſt brav von dir, mein Sohn!" ſagte Herr Jakob, den hämiſchlächelnden Menſchen auf die Schulter klopfend. „Ich werde dich für ſolchen geheimen Dienſt zu belohnen wiſſen. Ich ſehe, das Ihr Beide mir treu ergeben ſeid. Ich hab' es auch an Euch verdient. Ihr ſeid Beide als Knaben zu mir gekommen, ich hab' Euch groß gezogen und werde Euer ferneres Glück begründen."

Der Burſche ging heimlich lachend davon. Jakob beſprach ſich noch eine Zeit lang mit dem Oberſteiger und entfernte ſich dann in großer Verſtimmung. Unterdeſſen war der Abend hereingedunkelt. Der Oberſteiger ging in einen Stollen und kehrte bald darauf mit einem ſchweren Kober, den er am Lederriemen über dem Halſe trug, zurück, ſchaute ſich vorſichtig um, verließ den gebahnten Pfad und eilte mit ſchnellen Schritten in das dichte Gebüſch des Bergwaldes. Keuchend ſtieg er bergauf, immer zwiſchen Bäumen, Geſtrüpp und Felſen ſich durchwindend, bis er nach einer Viertelſtunde an der Halde eines verfallnen Schachtes ankam. Hier hing eine Felſenplatte an der Bergwand und bildete ein Dach, unter dem ſich einige Menſchen bequem bergen konnten, zumal die hohe Halde von der andern Seite das Verſteck deckte und an der dritten der Berg ſich ſchroff abſenkte. Diether verſteckte den Kober in den hohen Waldgräſern, welche den Fuß der Halde umwucherten, und kroch dann unter die Felsplatte. Noch hatte er nicht lange hier verweilt, als ſein geſpanntes Ohr Männertritte vernahm, die den Berg herabkamen. Ein Mann in Bauerntracht, mit einem großen breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe wurde zwiſchen der Halde und der Felſenplatte ſichtbar, indem ſeine unterſetzte Geſtalt ſich am matt erhellten Abendhimmel abkantete. Er ſprach ein einzelnes ungariſches Wort, und der Oberſteiger antwortete mit einem ſolchen. Der Fremde kroch hierauf unter das vorſpringende Steindach. Schwerlich würde ein Zuſchauer, der in Augsburg zum Scheibenſchießen zugegen geweſen wäre, in dieſem Bauer den feinen Oberkämmerer des Papſtes wiedererkannt haben, der ſich in der Unterredung mit dem Kaiſer ſo gewandt benahm, und doch war es derſelbe Mann, welcher dort unter den Namen eines ſpaniſchen Grafen von Terrillas aufgetreten war.

„Celebes," redete ihn der Oberſteiger mit leiſer Stimme an, „ich muß Euch mit vollem Rechte Vorwürfe machen. Nicht zufrieden mit den großen Vortheilen, die ich Euch durch den billigen Verkauf des Golderzes zuwende, habt Ihr Euern Sohn auch noch angehalten, Erze aus der Grube zu entwenden. Ich habe ihn vor ein paar Stunden auf der That erwiſcht.“

„Hat er lange Finger gemacht?“ lachte der Zigeuner. „Das dürft Ihr dem jungen Blute, das es noch zu etwas bringen will, nicht übelnehmen. Es iſt unſre Art ſo, das Verſehen des lieben Gottes bei Austheilung der ir[illegible]üter, wodurch wir zu kurz gekommen, wieder gut zu machen. Ihr denkt ja gerade ſo. Herr Fugger hat des Geldes genug; Ihr gönnt Euch ſelbſt etwas davon, ſo gönnt den meinem ſchlauen Jungen auch ein Theilchen. Uebrigens treibt er das Geſchäft auf eigne Fauſt oder in Gemeinſchaft mit ſeiner Großmutter. Ich weiß nichts davon.“

„Aber der Schlingel wußte doch von unſerm Geſchäfte. Und das iſt das Schlimmſte von der Sache.“

„Er hat Luchsaugen, oder ſeine Großmutter hat ihm geplaudert, damit er ein Rettungsmittel bei der Hand habe, falls Ihr ihn ertappet. Ihr ſeht, daß er es gut benutzt hat. Er iſt ein Schlaukopf. Daß aber die Alte um unſern Handel weiß, iſt Euch nicht unbekannt. Sie hat ihn ja mit Euch eingeleitet. Und ſchon früher hat ſie aus dem kremnitzer Bergwerk manchen kleinen Ueberfluß heimlich erhandelt.“

„Dadurch bin ich in die Hand deines trotzigen Buben gegeben.“

„Fürchtet nichts. Wir werden nur noch ein paar Tage hier verweilen und ziehen von hier nach Spanien. Der Toni aber geht mit uns. Seit er unſre kleine Sonaca geſehen hat, will's ihm in Euern finſtern Gruben nicht mehr behagen. Das ſchmucke Herlein hat's ihm angethan. — Laßt uns Richtigkeit machen! Wo habt Ihr die Waare?“

Diether holte den Kober herbei. „Zwanzig bis vierundzwanzig Pfund.“

Der Zigeuner wog den Kober mit der Hand. „Dreißig ſpaniſche Dublonen!“

„Es iſt ein Spottgeld.“

„Nicht doch! Wer giebt Euch mehr?“

„Gib vierzig!“ — „Fünfunddreißig und damit Punkt. Hier iſt das Geld. Ich will es Euch in die Hand zählen.“ —

Diether ſteckte das Geld ein und ſchickte ſich an zu gehen.

„Lebt wohl!“ ſagte der Zigeuner. „In einem Jahre, hoff' ich, ſind wir wieder da. Bringt unterdeſſen etwas Erkleckliches für mich bei Seite.“

So ſchieden ſie. — Der Oberſteiger ging den Berg hinab, der Zigeuner ſtieg erſt eine Zeit lang bergauf. So gelangte er auf eine kleine Fläche. Unter einem Baume war eine friſche Grube gegraben. In dieſe verſenkte er den Kober, bedeckte ihn mit Erde und dann mit dürrem

Laub. Nun ſchlug er ſich links den Berg hinab und gelangte in ein kleines Thal, wo er, den hüpfenden Bach abwärts verfolgend, bald die dunkeln Umriſſe eines alten, außer Gebrauch geſetzten und halb verfallnen Poch- und Schmelzwerks durch die Nacht dämmern ſah. Ein Zigeuner trat ihm entgegen. Es war die ausgeſtellte Wache.

„Der blonde Page iſt drin bei der Zarova," ſagte der Kerl. Der Augsburger und der Reiteroberſt haben der Suleima wieder einen Beſuch für dieſe Nacht anſagen laſſen. Sie und der Page dürfen ſich nicht treffen."

„Iſt Karracha noch nicht zurück?"

„Sie ſitzt mit Veit Schellenberger in der Stadt beim Becher und wahrſagt ihm."

Antonio ſchlich leiſe in das Haus und an dem Gemach vorüber, in welchem Bübenhoven neben Zarova auf einer hölzernen Bank ſaß. Auf ſeinen Knieen ſchaukelte er die zierliche Sonaca, die ihn zuweilen ſüß anlächelte und wenn er ſich herabbeugte, ſie zu küſſen, ihren kleinen Arm um ſeinen Hals ſchlang. Ein in der grauen zerriſſenen Mauer ſteckender dürftig glimmender Spahn warf nur unbeſtimmte mühſam mit der Nacht ringende Lichter auf das liebliche Bild, ließ aber nicht verkennen, daß die Zigeunerfürſtin immer noch ein ſchönes Weib war.

Antonio, oder mit ſeinem Zigeunernamen, Perindorio, warf einen hämiſch lächelnden Blick durch die klaffende Thürſpalte und legte dann das Ohr daran, um zu erhorchen, was das glückliche Paar plauderte.

ſich ihr Herz. Der Edelknecht trat vor den reichen Vater der Jungfrau und that ſein beſcheldentlich Gewerb um ſie, aber er war dem Vater nicht reich, nicht berühmt genug. Der ſprach zu ihm: zieh hin, mein Sohn, nach dem gelobten Lande, ein neuer Kreuzzug beginnt, und kehrſt du als Ritter, mit Ruhm und Ehren beladen heim, ſoll mein einzig Kind ſamt all meinem Gut dein eigen ſein. Da ſchied der Edelknecht von ſeiner ſüßen Minne, und manche Thräne floß beim Abſchied; darauf zog er mit andern Rittern nach Paläſtina und kämpfte tapfer gegen die Ungläubigen, wurde in Folge ſeiner groſſen Tapferkeit mit manniglicher Ehre zum Ritter geſchlagen, und erndete viel Ruhm ein. Manche Kunde flog über Meer zu der getreuen Jungfrau, die daheim ſeiner harrte mit banger Sehnſucht, und labte ihr oft verzagtes Herz. Der junge Ritter war daran heimzukehren, da wurde er noch zu einer Schlacht gegen den gewaltigen Sultan Saladdin aufgefordert. Er folgte; die Chriſten verloren die Schlacht und unſer Ritter wurde als Gefangner der Muſelmänner vor Saladdin gebracht. Der Sultan lernte den Ritter näher kennen und ſchätzen, und erlaubte ihm endlich, ſich als ein freier Mann zu betragen, nachdem er ihm ſein Ritter-

„O ſchönes Spanien!“ ſeufzte Zarova. „Wäre König Philipp nicht ſo früh geſtorben, du hätteſt das Land nicht verlaſſen und deiner Zarova noch länger in freier Liebe angehört. Ich wäre nie einem andern Manne zu Theil geworden. Nur dich hab ich geliebt und deiner ſtets gedacht bis ich dich endlich, endlich wieder geſehen. Aber du haſt mich vergeſſen, treuloſer, blonder Mann!“

„Glaube das nicht, Zarova! Glaube es nicht! Deine Liebe war die ſüßeſte Blume meines Lebens. Wie ein goldnes Morgenroth hing ſie am Himmel meiner Erinnerung. Und als mir die Gräfin Cardona in Augsburg deine Grüße brachte, war mir's, als berühre mich ein Engel mit ſeinem Lilienſtabe.“

„Doch erzähle mir weiter, erzähle weiter, mein holder Geliebter! Was iſt aus dem Infanten Alnavar geworden?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Bübenhoven mit unſichrer Stimme. Sein Name iſt verſchollen; ich habe nie wieder von ihm gehört. Er wird den übrigen Gliedern des königlichen Hauſes von Granada nach Afrika gefolgt ſein.“

„Du weichſt mir aus, Marco. Du weißt, daß der edle Prinz und wo er lebt. Ich höre es an deiner Stimme; ich leſe es in deinem Auge.“ Und ſie umſchlang ihn und küßte ihn feurig.

„Kannſt du mich betrügen, geliebter Marco? Sieh auf dies theure Kind — und mich, mich wollteſt du belügen! Du weißt wo der unglückliche Alnavar iſt?“

„Ich weiß es,“ ſtammelte der Junker im ſüßen Sinnenrauſche, der über ihn gekommen war; „aber — ein Eid bindet meine Zunge. Ich darf es dir nicht ſagen.“

„Mein theurer Marco, mir darfſt du es verrathen. Bin ich nicht deine Geliebte, dein Weib! Haben wenige Jahre mir deine Liebe rauben können?“

„Zarova, ich ſchwur auf den Leib unſres Gottes. Quäle mich nicht! Ich darf es dir nicht ſagen.“

Die Zigeunerkönigin ſchmollte.

„Aber du darfſt mir ſagen, wen und was deine letzte geheime Unterredung mit dem ſterbenden Könige Philipp betraf.“

„Was weißt du von dieſer Unterredung?“ fragte der Junker erſtaunt.

„Der König erhielt am Morgen ſeines Sterbetages einen Brief von ſeiner Schweſter aus den Niederlanden. Drauf wurdeſt du herbeigerufen und bliebſt über eine Stunde bei ihm allein. Dann hat der König einem Geheimſchreiber noch einige Verfügungen in die Feder geſagt und mit ſchwacher Hand unterſchrieben.“

„Du biſt genau unterrichtet.“

„Haſt du auch einen Eid geſchworen, Niemandem zu ſagen, was du mit dem Könige ſprachſt?“

„Ich ſchwur keinen ſolchen. Aber was kann dir daran liegen, es zu wiſſen?“

„Ach ich wüßte gern Alles, was dich betrifft, und du thuſt ſo fremd und kalt gegen mich, als hätten wir uns nie geliebt. Du böſer Mann, welche Schmerzen bereiteſt du mir!“ Und ſie weinte leiſe.

„Bitte, bitte!“ flüſterte Sonaca dem Junker zu, indem ſie ihn küßte und ſtreichelte. „Sag' es der Mutter! Sie grämt ſich deinetwegen.“

„Nicht wahr deine Unterredung betraf Alnavar?“ ſchmeichelte die Mutter wieder. „Gib mir nur ein Zeichen, daß deine Liebe nicht erkaltet iſt!“

„Wohl denn; ich verletze mein Gewiſſen nicht, indem ich dir dies entdecke. Der Brief der Erherzogin Statthalterin gab dem Könige Aufſchluß über die Flucht Alnavars. Er erfuhr das Liebesgeheimniß des unglücklichen Maurenprinzen. Er ließ mich rufen, und ich entdeckte dem Sterbenden, daß ich es war, der Alnavar vor ſeinem Zorne rettete und zu Flucht verhalf. Don Philipp erfuhr Alles aus meinem Munde, was er wiſſen wollte. Dann dankte er mir gerührt, daß ich alſo gegen die ſtrengen Befehle ſeiner Leidenſchaft gehandelt und dictirte einen Begnadigungsbrief für den Admiral Don Alfonzo de Granada genannt Alnavar, worin er ihn in alle ſeine Würden und Güter wieder einſetzte. In einem zweiten Briefe an den König Ferdinand von Aragonien bat er, den Don Alfonzo zurückzurufen; aber er faßte auch einen dritten an ſeinem Sohn und Nachfolger, den Prinzen Karl von Luxemburg ab, worin er dieſem befahl, falls König Ferdinand ſeiner Bitte kein Gehör ſchenken ſollte (er ahnete, daß dies der Fall ſein werde), den Begnadigungbrief zu vollziehen, ſobald er, Prinz Karl, zur Regierung von Caſtilien gelangt ſei. Wenn Alnavar nicht mehr am Leben ſei, ſolle ſein älteſter Sohn die Erbſchaft ſeiner Güter und Würden antreten. Und dieſen letztern Brief übergab er dem Pfalzgrafen Friedrich, in einer feinen Brieftaſche, die der König einſt von der Gräfin Luiſe von Maine zum Geſchenk erhalten hatte, und in welcher ſich ſein und ihr Bildniß von der Hand eines geſchickten Malers befand. Er befahl dem Pfalzgrafen, die Brieftaſche mit dem Briefe und dem Begnadigungsdokumente dem Infanten Karl an dem Tage zu überreichen, an welchem derſelbe die Erbſchaft der Krone von Caſtilien antreten werde."

„Und dieſe Briefe ſind alſo noch in den Händen des Pfalzgrafen?"

„Jedenfalls. Ich habe natürlich nicht wieder davon gehört. Ich habe den Pfalzgrafen ſeit Jahren nicht geſehen. Wir ſind uns fremd geworden."

Der Zigeuner an der Thür ward hier durch zwei in Mäntel gehüllte Männer vertrieben, welche von einem andern Zigeuner vorüber in das hintre Gemach des alten Hauſes geführt wurden. Er hatte auch genug gehört. Bald darauf ſchritt Bübenhoven, ebenfalls verhüllt, die verſchobenen Steinſtiegen hinab und trat langſam und gedankenvoll den Rückweg in die Stadt an. Er war noch nicht weit in der durch die Baumſchatten verfinſterten Nacht gegangen, als er ein leichtes Geräuſch hinter ſich vernahm, als ſäuſle der Nachtwind im dürren Laube, und ſich unmittelbar darauf am Mantel gehalten fühlte. Er wandte ſich raſch.

„Deine Sonaca iſt's," flüſterte das weiche Kinderſtimmchen. „Du haſt mich ſo reich beſchenkt und mir ſo viel Liebe gezeigt, daß mich das Herz dir nachtrieb, um erſt recht von dir Abſchied zu nehmen. Im Beiſein der Mutter kann ich es nicht."

„Was hat dich daran gehindert, mein liebes Kind?" fragte der Junker aufmerkſam.

„Ach, ich darf es dir wohl nicht ſagen; ich möchte gern — ich liebe dich ſo ſehr, mein ganzes Herz gehört dir."

„Dann gehören mir auch ſeine kleinen Geheimniſſe. Entdecke mir alſo, was dich drückt."

„Wenn es Suleima erfährt — "

„Wer iſt Suleima?"

„Kennſt du ſie nicht?" Sie kennt dich doch ſehr gut und ſpricht oft mit der Mutter von dir. Sie iſt es ja, die die Mutter vermocht hat, dich über den Prinzen Alnavar auszuforſchen. Auch will ich dir noch eins entdecken; du wirſt mich gewiß nicht verrathen."

„Darauf will ich dir die Hand geben, mein Kind, und einen Kuß dazu! Alſo?"

„Suleima will das ſchöne Knäbchen heimlich mitnehmen. Perindorio und ſein Sohn, der wilde Bergknappe, werden es dieſe Nacht ſtehlen. Deshalb ſind wir eigentlich hierher gekommen. Sie gibt uns viel Geld. — Eh' der Morgen graut, ſind wir ſchon tief in den Bergen."

„Das Knäblein, das du meinſt, iſt der kleine Raimund Mohr?"

„Der iſt's — "

„Ich danke dir, mein herziges Kind, und werde dir deine Liebe einſt vergelten."

Und er hob ſie empor und küßte ſie. „Wenn ich Suleima nur einen Augenblick ſehen könnte. Kannſt du das nicht möglich machen?"

Sonaca beſann ſich einen Augenblick. „Komm," ſagte ſie dann. „Wir wollen dort an der Bergwand hinaufſteigen. Verbirg dich hinter einen Baum, bis ich dich abhole."

Das zarte Kind führte den Junker, bis ſie über dem alten Hauſe ſtanden. Dann huſchte ſie den Berg hinab. Eh' eine Viertelſtunde verging, war ſie wieder da und leitete ihn bis dicht hinter das alte ſteinerne Gebäude. Hier konnte er durch eine ſchlecht verhängte Fenſteröffnung in ein kleines Gemach ſehen und erkannte in den darin befindlichen drei Menſchen die Gräfin Cardona, Ulrich Fugger und Georg Daſa. Die Erſtere war in Zigeunertracht.

Bübenhoven kehrte ohne Verzug um, nahm zärtlichen Abſchied von der kleinen Zigeunerprinzeſſin und erreichte mit ſchnellen Schritten die Stadt. Es ſchmerzte ihn, daß er ſowohl von der angeblichen Gräfin, als auch von Zarova verrathen war, daß die Letztere ſich ſogar hatte gebrauchen laſſen, um ihn auszuforſchen. Er ahnete den Zuſammenhang dieſer verhüllten Dinge; und ein ihn überraſchendes Licht durchblitzte ſeine Seele. Er überlegte, was zu thun ſei und kam bald zur Ueberzeugung, das er ſeiner ſelbſt und Sonaca's wegen die Zigeuner und die falſche Gräfin ſchonen müſſe, auch durfte er Ulrich nicht blosſtellen. Er verfügte ſich alſo zu Jakob Fugger und berichtete ihm, es ſei ſoeben eine räthſelhafte Warnung an ihn gelangt, daß der Knabe Raimund geraubt werden ſolle, und die gut bezahlten Räuber ſich bereits in der Stadt befänden. Jakob erſchrak. „Ich habe es befürchtet,“ ſagte er. „Wir müſſen das Kind in der größten Stille von hier entfernen. Ich ahne die Pläne, die man mit ihm vor hat. Sie ſollen und müſſen vereitelt werden. Wir geben vor, daß wir ihn mit nach Augsburg nehmen, aber wir werden einen ſichern Verſteck für ihn ausfindig machen. Ich denke, ich laſſ' ihn auf eins meiner Güter bringen.“

Ein Vorwand, den treuloſen Toni noch an dieſem Abend zu entfernen, war ſchnell gefunden. Er erhielt von Jakob eine Depeſche zur eiligſten Beſorgung nach Presburg. „Da du der ſchnellſte Reiter in Kremnitz biſt, ſo hab' ich dich zu dieſer wichtigen Botſchaft erwählt. Du mußt unverzüglich fort und morgen bei guter Zeit dort ſein.“ Der Burſche machte ein verdrießliches Geſicht, durfte aber doch nicht widerſprechen und mußte das Pferd beſteigen.

Am folgenden Morgen verlautete, der kleine Raimund ſei in der Nacht erkrankt, und bis zur Abreiſe der Augsburger ſah man ihn nicht mehr außerhalb der Zimmer. Die Zigeuner waren nach einigen Tagen verſchwunden.

mit ihnen Toni. Es war ihnen bald klar geworden, daß ihr Anſchlag auf den Knaben verrathen war. Dieſer wurde auf ſehr geheimnißvolle Weiſe in der Nacht vor der Abreiſe in einer Sänfte unter ſtarker Begleitung vorausgeſchickt, ſo daß außer der Turzoiniſchen Familie Niemand wußte, wohin er gekommen war. Dieſer Umſtand kam den abergläubiſchen Gerüchten, welche über ihn ſchon im Schwange waren, ſehr zu Hülfe. Die Phantaſie der Bergleute bemächtigte ſich ſeiner und machte ihn zu einem übernatürlichen Weſen, das auf räthſelhafte Weiſe unter ihnen erſchienen und ebenſo wieder verſchwunden war. Die heimliche Entfernung Toni's wurde auf ganz andre Weiſe mit dem Verſchwinden des Knaben in Verbindung geſetzt, als ſie in der Wirklichkeit ſtatt gefunden hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Seit der großen Fuggeriſchen Hochzeit in Kremnitz waren über funfzehn Monate vergangen. Das Jahr 1514 war ein merkwürdiges und ereignißvolles geweſen. Zwar hatte es ſich nicht durch Begebenheiten ausgezeichnet, welche geeignet geweſen wären auf die Schickſale des menſchlichen Geſchlechts überhaupt einen umgeſtaltenden Einfluß auszuüben; man durfte ſie nur einzelne Gewitterſtürme nennen, in denen ſich die ſchwüle Atmoſphäre eines Theils ihrer Stoffe entlud; aber dieſe Blitze zuckten blutig genug hernieder und gaben Zeugniß von der wilden und gewaltigen Aufregung der Geiſter.

Die tolle und abſcheuliche Wirthſchaft des jungen verſchwenderiſchen Herzogs von Würtemberg Ulrich, der nun ſchon ſeit elf Jahren in dem kleinen Lande wie in erobertem Feindesgebiet ſchaltete und zur Befriedigung ſeiner gemeinen Lüſte die Unterthanen durch ſeine Kreaturen und Helfer bis aufs Blut ausſaugen ließ, hatte eine Bauernverbindung, welche ſchon zur Zeit der Mündigkeitserklärung des Herzogs (1503) unter dem Namen „der arme Konrad" im Remsthale zuſammengetreten war und zweifelsohne mit der ſo unglücklich abgelaufnen Bauernverbindung des Bundſchuh im Speiergau in geheimem Zuſammenhang ſtand, bis zum Ausbruch der Empörung getrieben. Die Verbindungen und Verbrüderungen waren nämlich eben ſo gut ein uraltes Recht des Landmanns, wie der Städter und des Adels. Nach der Zerſprengung des Bundſchuhs hatte ſich der arme Konrad ruhig verhalten: als aber der goldgierige Herzog zur Befriedigung ſeiner immer koſtſpieligern Leidenſchaften im Anfang des Jahres 1514 eine unerhörte Kapitalſteuer ausgeſchrieben und Maaß und Gewicht zu ſeinem Vortheil verkleinert hatte, war der arme Konrad als Widerpart der ungerechten Regierung aufgetreten, und es war zum offnen Widerſtand und Aufruhr der Bauern gekommen, der ſich faſt über das ganze Land verbreitete. Aber es fehlte der Volksbewegung, ſo drohend ſie auch ausſah, ein tüchtiges und verſtändiges Haupt, um ein günſtiges Reſultat zu erzielen. Der anfangs verzagte Herzog gewann durch Lug und Trug und Waffengewalt bald die Oberhand über die ſeinen zweideutigen Verſprechungen leichtgläubig vertrauenden Bauern, und bald fielen die Köpfe derer, welche vorzüglich thätig geweſen waren; Andre entwichen außer Land, und der Aufſtand, der mit einem einſichtsvollen und muthigen Anführer für ganz Deutſchland hätte von großer und umgeſtaltender Bedeutung werden können, wurde unterwort abgenommen, nicht eher nach Deutſchland zurückzukehren, bevor er fünfhundert Mark Silbers Löſegeld gezahlt hätte. Der Ritter konnte das Geld nicht auftreiben, aber er mißbrauchte das Vertrauen des Sultans keineswegs. Dieſer gewann den edlen Chriſten immer lieber, und pflegte ſich zuweilen mit ihm zu unterhalten. Der Gedanke an ſeine einſame Minne daheim, und ob ſie ihm auch die gelobte Treue bewahren werde, verdüſterte oft des Ritters Gemüth und dann drückten die Züge ſeines Geſichtes ſeine Gemüthsbewegung aus. Der Sultan hatte den Trübſinn des jungen Chriſten ſchon einige Mal bemerkt, und nahm endlich davon Gelegenheit, ihn darüber auszufragen. Der Ritter erzählte dem Beherrſcher der Muſelmänner die Geſchichte ſeiner heißen Liebe, und der Strahl des ſtolzen Türkenaugs wurde von einer Thräne verdunkelt. Saladdin nahm ſeinen Turban ab, als der Ritter geendet hatte, zog einen koſtbaren Juwel daraus, reichte ihn gerührt dem Chriſten und ſprach: Ich erlaſſe dir das Löſegeld. Auch ich liebe, und weiß die Hoffnungsloſigkeit der Liebe zu würdigen. Bring' dieſen Stein deiner Geliebten und bitte ſie, ſich dabei des Sultan Saladdin zu erinnern. Du aber ſuche dir das ſchönſte unter meinen Pferden drückt, damit die Fürſten und ihr Anhang nur noch frecher und übermüthiger, trotziger und gewaltiger des Landmanns Eigenthum verſchlemmen und verpraſſen konnten.

Ganz zu derſelben Zeit hatte eine gewaltigere und dem Adel gefährlichere Volksbewegung in Ungarn ſtatt gefunden. Und hier fehlte nicht der begabte Führer; ja ſtatt eines, waren deren zwei. Und doch war auch dieſer Aufſtand zu erhöhtem Unglück des Volks vom Adel unterdrückt worden. — Die großen Rüſtungen, welche Selim der Wilde, Padiſchah der Osmanen, gegen Perſien machte, verbreiteten in der Chriſtenheit Beſorgniß und Schrecken, indem man fürchtete, der Feldzug der Türken werde den Abendländern gelten. In Ungarn wurde zu Oſtern 1514 von allen Kanzeln des ganzen Landes ein Kreuzzug gegen die Türkei gepredigt, und da allen Hörigen und Leibeignen, welche ſich daran betheiligen würden, im Namen des Königs Freiheit verſprochen wurde; ſo ſtürmten binnen zwanzig Tagen gegen ſechszigtauſend Männer, meiſt hörige oder leibeigne Bauern, froh der Gelegenheit des grauſamen Druckes ledig zu werden, zu den Kreuzesfahnen. Sie wurden mit dem Kreuze bekleidet und nannten ſich davon Cruciaten. Nach des Königs Willen übernahm jener Georg Daſa, der mit auf der Fuggerſchen Hochzeit in Kremnitz geweſen war und dort durch Ulrich Fugger's Vermittelung die Bekanntſchaft der fanatiſchen Suleima gemacht hatte, die Führung dieſes Kreuzheeres. Er war in jeder Beziehung zum Oberbefehl desſelben befähigt.

Zwei Pfarrer, Laurentius und Barnabas, erregten das gemeine Volk durch Reden im Geiſte der Huſſiten zu dieſer allgemeinen Theilnahme am heiligen Kriege. Vorzüglich war es der erſtere, welcher die Gleichheit der Menſchenrechte predigte. Der Adel entbrannte in Wuth über den Abzug ſeiner Hörigen und Leibeignen. Viele Magnaten ſetzten ihren dem Kreuzheere zuziehenden Bauern mit bewaffneter Hand nach, holten ſie ein, ſchlugen ſie in Feſſeln und führten ſie mit grauſamen Mißhandlungen zurück. Dadurch wurde der Geiſt der Empörung raſch geweckt und zur mächtigen Flamme angeblaſen, zumal das Heer durch den Feldzug der Türken gegen die Perſer inne ward, daß der Kreuzzug gegen die Ungläubigen ſich unnöthig mache. Die Bauern waren nun in Maſſe zuſammen und ſahen ihre grauſamen Dränger im Vaterlande als ihre zu bekämpfenden Feinde an. Laurentius rief in glühenden fanatiſchen Reden zur Empörung auf; Georg Daſa ergriff die Gelegenheit, um der Rächer ſeines Volks an dem tyranniſchen Adel, um ſein Retter und Befreier von den ſchmählichen Banden der Knechtſchaft zu werden. Entſchloſſen, das Cruciatenheer gegen den König, den hohen Adel und die Pfaffheit als die ärgſten Feinde des Volks zu führen, rief er das ganze Land zur Empörung auf und begann den Krieg. Hunderte von adligen Schlöſſern loderten in Flammen auf; eine Menge Edelleute wurden mit Weib und Kind von der rächenden Hand der Bauern erſchlagen. Nach dem erſten Sieg, den Doſa erfocht, verkündete er die Republik und Souverainität des Volks. Alle Ungarn ſollten vor Gott und Menſchen gleich ſein; kein Adel ſollte mehr beſtehen, kein König mehr regieren, keine Geiſtlichkeit mehr Macht haben. Aber jener Johann Zapolya, der ſeine Gedanken ſchon auf die ungariſche Königskrone gerichtet hatte, und jetzt Woiwode von Siebenbürgen war, wurde von dem hart bedrängten ungariſchen Adel herbeigerufen und überfiel den unvorbereiten Doſa. Geſchlagen und gefangen genommen, wurde der edle Mann auf teufliſch grauſame Weiſe hingerichtet. Vierzig ſeiner Diener waren ohne Nahrung eingeſperrt worden. Als nach vierzehn Tagen der ſcheußliche Kerker geöffnet wurde, lebten nur noch neun. Mit Ketten beladen wurde Doſa nackt auf einen vor ſeinen Augen glühend gemachten Thron gefeſſelt, ihm eine glühende Krone aufs Haupt genagelt, ein glühendes Scepter in den Arm gelegt. Nun wurden ſeine neun ausgehungerten Gefährten mit Lanzenſtichen und Schwerthieben auf ihn losgetrieben und ihnen zugeſchrien, ſich am Fleiſche ihrer Königs zu ſättigen und dadurch ihr Leben zu erkaufen. Drei, die ſich weigerten, wurden im Nu in Stücke gehauen, ſechs ſtürzten ſich auf das ſcheußliche Mal. Von glühenden Zangen zerriſſen endete der edle Doſa ohne einen Schmerzenslaut. Die gefangenen Bauern wurden geköpft und gepfählt, 60,000 waren in den Schlachten und durch Henkers Hand umgekommen; Abgaben und Frohnen wurden erhöht, die Leibeigenſchaft als allgemeines und ewiges Schickſal der Bauern beſtimmt.

Und ſo endete hier wie in Würtemberg der Bauernaufſtand zum Triumph und größerm Uebermuth der Volksunterdrücker, und ein ſtürmiſcher Jubel ging durch die Reihen der Fürſten, des hohen Adels und des mächtigen Klerus in Ungarn und dem ganzen deutſchen Reiche.

Der Feldzug des Kaiſers Maximilian und des Königs Heinrich VIII. von England gegen Frankreich war mit dem Jahre 1513 ſchon ohne ſonderliche Erfolge zu Ende gegangen. Ein paar franzöſiſche Städte an der niederländiſchen Grenze waren erobert und einige Meilen weit das Land verwüſtet worden; dann war der junge König nach London, der alte Kaiſer nach Innſpruck zurückgekehrt. Auf dieſer Heimreiſe hatte er ſich, wie ein alter Bericht ſagt, „in Augsburg mit der Vogelbeize, mit Renn- und Stechſpielen, mit Gaſtmahlen, Tänzen, Maskeraden und andern Kurzweilen beluſtigt, worauf er endlich am andern Chriſttage nach Innſpruck zurück verreiſet."

In den erſten Tagen des Jahres 1514 war dann die Königin Anna von Frankreich, jene Erbin von Bretagne, die einſt Maximilians Braut geweſen, in ihrem zweiundvierzigſten Lebensjahre geſtorben, und die Feindſchaft der Könige von Frankreich und England hatte ſich nach wenigen Monaten in ihr Gegentheil verwandelt, indem König Ludwig im Auguſt die Prinzeſſin Margaretha von England, König Heinrichs Schweſter, zur Gemahlin nahm, dieſelbe Prinzeſſin, welche kurz vorher während des Kriegs in den Niederlanden auf Betrieb des Kaiſers ſeinem Enkel, dem dreizehnjährigen Erzherzog Karl, Prinzen von Caſtilien, vom König Heinrich verlobt worden war. Worthalten war nun einmal nicht die Sache der Könige jener Zeit.

In Italien war der Krieg der verbündeten Deutſchen und ſpaniſchen Heere gegen Venedig meiſt ein glücklicher geweſen. Bei Vicenza waren die Republikaner am 7. October 1513 gänzlich geſchlagen worden, und das folgende Jahr ſah die Oeſtreicher als Herrn in Oberitalien.

Kaiſer Maximilian war mit der Geſtaltung der Dinge ſehr zufrieden. Die Niederlage der Bauern in Würtemberg und Ungarn hatte, ſo meinte er, dieſen abſcheulichen Empörungen für immer ein Ende gemacht, ſeine ſiegreichen Waffen gegen die Venetianer und Franzoſen gaben ihm ein Uebergewicht; das deutſche Reich ſchien ruhig — wenigſtens bekümmerte ſich der Kaiſer nicht viel darum. Darum gewahrte er nichts von der innern Gährung in allen Schichten der Geſellſchaft, nicht das Drängen und Treiben der Geiſter nach einer freiern Lebensgeſtaltung, nicht das dumpfe Brüten des Volks, das durch eine abermalige ſchlechte Ernte und den dadurch geſteigerten Mangel ſchwer niedergedrückt war. Der Kaiſer täuſchte ſich, es war die Ruhe, die dem Sturm vorangeht. Er aber griff nun gleich wieder nach ſeinen alten Plänen, die die Vergrößerung ſeines Hauſes bezweckten. Ländererwerb durch Heirathen ſchien gleichſam die Aufgabe ſeines Lebens zu ſein. Er hatte dies Ziel als Jüngling verfolgt und die Niederlande (faſt auch Bretagne) dadurch gewonnen; er hatte ihm als Mann nachgejagt und Caſtilien an ſein Haus gebracht; er nahm es als Greis wieder auf und warf ſeine Augen wiederum auf Ungarn und Böhmen, da die Schwächlichkeit des Thronerben dieſer Länder ſeinen frühen Tod erwarten ließ. Seine ſechs Enkel, die nun allmälig heranwuchſen, boten ſeinen Gelüſten treffliche Gelegenheit. Zwar hatte ihm die Vermählung des Königs von Frankreich mit der Prinzeſſin von England das reiche Heirathsproject, das er mit dem Erzherzog Karl vorhatte, verdorben (das erſte, ihn mit der Prinzeſſin Claude de France zu verbinden, hatte Ludwig XII. dadurch vereitelt, daß er ſeine Tochter ſeinem Neffen, dem Herzog Franz von Angouleme zur Gemahlin gegeben), aber er ließ ſich dadurch nicht irre machen, neue Pläne zu entwerfen. Zuerſt aber mußte Prinz Karl mündig erklärt werden und die Regierung der Niederlande aus den Händen ſeiner Tante ſelbſt übernehmen. Und dazu war der funfzehnte Geburtstag des Prinzen, der 24. Februar 1515 beſtimmt. Ehe dieſer Tag aber erſchien, lief die überraſchende Kunde von einem unerwarteten Ereigniß durch Europa. Der kräftige König von Frankreich, Ludwig XII., war in ſeinem 54. Lebensjahre plötzlich am Neujahrstage geſtorben; vier Monate, nach ſeiner zweiten Vermählung. Man behauptete gerade die junge Gemahlin ſei die Urſache ſeines Todes geweſen. Um ſich einen Leibes- oder Thronerben zu erzielen, habe er der ehelichen Liebe zu viele Opfer gebracht und dadurch die Kraft ſeines Lebens gebrochen. Ihm folgte auf dem

Throne Franz von Valois, Herzog von Angouleme, der Enkel eines Bruders ſeines (Ludwigs) Vaters, zwanzig Jahre alt und vermählt mit eben jener Claudia, welche erſt für den Erzherzog Karl beſtimmt geweſen war. Man war gewohnt, dieſen Franz für einen ſehr unbedeutenden Menſchen, für einen Faſelhans zu halten. Zu gleicher Zeit liefen Nachrichten aus Spanien von der zunehmenden Krankheit des Königs Ferdinand ein; es hatten ſich ſo bedenkliche Symptome gezeigt, daß eine baldige Auflöſung deſſelben ebenfalls zu erwarten ſtand. Auch er hatte ſich durch eine junge Gemahlin und daſſelbe Verlangen, einen Erben von Aragonien zu erzielen, zu Grunde gerichtet. Es ſchien bald, als ſolle Maximilian von all den gekrönten Häuptern allein ſtehen, mit denen er gehadert und verbündet geweſen, die ihm und denen er ſo oft Wort und Treue gebrochen.

Der Tag war da, an welchem der fünfzehnjährige Erzherzog Karl die Regierung der Niederlande übernehmen ſollte. Von Innſpruck waren als Geſandte des Kaiſers gekommen: Graf Hans von Oettingen, Graf Felix von Werdenberg und Graf Wolf von Fürſtenberg. Die Stände des Herzogthums waren durch Circularſchreiben nach Brüſſel berufen worden. Unter den Fremden, welche aus verſchiedenen Ländern, namentlich aus Oeſtreich, Deutſchland, Frankreich und Holland herbeigekommen waren, das Feſt des jungen Herzogs zu verherrlichen, erregte ein Graf von Oldenburg die Aufmerkſamkeit Vieler, vorzüglich des Hofs.

Niemand kannte ihn näher. Man flüſterte ſich nur zu, er ſei als ein Anverwandter des Königs Chriſtiern II. von Dänemark nach Löwen zu der Erzherzogin Statthalterin gekommen und habe derſelben Briefe des Königs gebracht. Dort hatte er am Hofe ſchon einige Wochen gelebt und war von der Statthalterin mit auszeichnender Freundlichkeit behandelt worden. Nun war ſchon im letzten Herbſt am niederländiſchen Hofe verlautet, der junge König von Dänemark, welcher 1513 zur Regierung gekommen, habe ſich ſowohl an den Kaiſer Maximilian, als auch an die Erzherzogin Margaretha brieflich gewandt und um die Hand der Prinzeſſin Eleonore, der älteſten Schweſter des Erzherzog Karl, angehalten. Dieſe Erzherzogin ſtand jetzt im ſiebzehnten Jahre und hatte ſich zu großer Schönheit entwickelt. Der Ruf derſelben war in alle Länder gedrungen. Der Schluß der Hofleute, daß der Aufenthalt des Grafen von Oldenburg am niederländiſchen Hofe mit der Werbung des däniſchen Königs in enger Beziehung ſtehen möchte, war um ſo leichter gemacht, als der Graf oft und viel um die junge Erzherzogin war und bei den Hoffeſten ſie und ihr vierzehnjährige Schweſter Iſabella, welche eben ſo ſchön zu werden verſprach, abwechſelnd zu Tänzerinnen wählte. Nun hatte aber die reizende Prinzeſſin Eleonore ihr Herz bereits an den nicht mehr jugendlichen Pfalzgrafen Friedrich, den Gefährten ihres Vaters bei allen tollen Streichen und Minnehändeln, verloren und ſtand hinter dem Rücken ihrer Tante im heimlichen und innigen Liebesverkehr mit dem in ſolchen Angelegenheiten wohlerfahrenen Fürſten. Mochte nun dem Könige von Dänemärk irgend eine geheime Kunde von dieſem Verhältniß zugekommen ſein, genug der Graf von Oldenburg ſparte bei der Dienerſchaft kein Geld, hinter daſſelbe zu kommen. König Chriſtiern war dagegen für die in den Pfalzgrafen verliebte Eleonore auch keine angenehme Partie, und ſie gebrauchte eine am niederländiſchen Hofe bekannte Verbindung deſſelben zum Vorwand, um ſich bei ihrer Tante gegen eine Vermählung mit demſelben auszuſprechen. König Chriſtiern hatte nämlich vor fünf Jahren als Statthalter von Norwegen in Bergen die Tochter einer aus Amſterdam ſtammenden Gaſtwirthin, Namens Sigbrit, kennen gelernt und war in das zarte, mit den lieblichſten Reizen einer ſanften weiblichen Natur reichlich ausgeſtattete Kind in heftiger Minnebrunſt erglüht. Das liebliche zarte Weſen, von ſeiner Geſtalt und Unſchuld das „Täubchen (Dyveke) von Amſterdam“ genannt, war des Statthalters Geliebte geworden und ihm vor anderthalb Jahren, als er den däniſchen Thron beſtiegen, nebſt ihrer ſchlauen und ränkevollen Mutter Sigbrit nach Kopenhagen gefolgt. Sigbrit hatte großen Einfluß auf die Regierung des Königs gewonnen, und man ſchrieb die energiſchen Schritte deſſelben gegen die mächtige und übermäthige Ariſtokratie des Landes den Einflüſterungen der holländiſchen Gaſtwirthin zu. Es wurde aus guten Gründen vermuthet, daß der König weder ſein heißgeliebtes Täubchen, noch ſeine ſcharfſinnige Rathgeberin einer Gemahlin opfern und dieſe alſo einen nicht beſonders angenehmen Stand haben werde. Die Erzherzogin Eleonore, von der ſchwärmeriſchen Hoffnung genährt, ihre Verwandten würden die Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem Pfalzgrafen geben, erklärte kühnen und ſtarken Geiſtes, ſie werde ihre Hand nie dem König von Dänemark reichen.

So ſtand dieſe Heirathsangelegenheit, als das Feſt erſchien, zu welchem der Graf von Oldenburg mit der Statthalterin und den jungen Erzherzoginnen von Löwen nach Brüſſel gekommen war.

Dreimal drei Kanonenſchüſſe verkündeten nach ſieben Uhr Morgens der winterlichen Hauptſtadt, daß das Land heute wieder einen Herzog erhalten werde. Hierauf lud das Glockengeläute von allen Thürmen die Bevölkerung zur heiligen Meſſe. Die Stände verſammelten ſich in der St. Gudulakirche, dem Meßopfer beizuwohnen; die erzherzogliche Familie und die Geſandten beteten und empfingen den Segen in der Schloßkirche. Nach beendigtem Gottesdienſte zogen die Stände paarweis in das Schloß, wo ſie von herzoglichen Marſchällen empfangen und in den von Karl dem Kühnen eingerichteten Thronſaal geleitet wurden. Achtunddreißig Jahre waren nun ſeit dem Tode dieſes kriegeriſchen Herrn verfloſſen, und es waren nicht wenige von den Ständen, die ihn noch in ſeiner männlichen Blüthe und Kraft gekannt, ja einige derſelben hatten ſchon als aus; mein Schatzmeiſter ſoll dir das Reiſegeld auszahlen. Ein Schiff, das im Hafen liegt, ſegelt morgen ab. Leb' wohl, Chriſt, und ſei glücklich! Und ſich den Dankſagungen des hocherſtaunten Ritters entziehend, verſchloß er ſich in ſeine Gemächer. Mit günſtigem Winde flog das Schiff an die franzöſiſche Küſte; das ſchnelle Araberroß trug den Ritter, wie ein Adler, in ſeine Vaterſtadt.

Dort war unterdeſſen der Vater ſeiner Geliebten geſtorben und hatte in ſeinem Teſtamente verordnet, nur derjenige Ritter ſolle die Hand ſeiner Tochter und ihr reiches Erbe erhalten, der in einem dreitägigen Turnier zuletzt der Sieger ſei. Das Turnier aber ſollte nicht länger als zwölf Monate nach ſeinem Tode verſchoben werden. Die Zeit rückte heran; das Fräulein weinte und klagte; es half ihr nichts. Das Turnier wurde von einem hohen Fürſten, der dazu beauftragt war, angeſetzt; die Ritter kamen weit und breit zuſammen. Ein ſtarker und mächtiger Ritter war zwei Tage hintereinander Sieger. Am Abend des zweiten Tages langte der Kreuzritter an — denkt Euch, wie ſeltſam es der Himmel gefügt! Nun ja, was verſchweig' ich's Euch länger, Ihr lieben Freunde und Brüder. Der edle, treffliche Kreuzritter iſt Ru-

Stände unter ihm in dieſem Saale geſeſſen. Heute ſollten ſie wieder einen Karl zum Herzog erhalten, den Urenkel jenes kühnen Kriegers, und der Vergleich zwiſchen jenen Zeiten und dieſen, zwiſchen Ahn und Enkel war der Gegenſtand der Unterhaltung der Stände. Wie außerordentlich hatten ſich die Zeiten geändert! Die Erfolge jener verachteten Schweizerbauern, welche dem trotzigen Herzog Karl die Siegespalme und das Leben entriſſen, hatten die Maſſen des Bauernvolks faſt im ganzen deutſchen Reiche mit Freiheitsgedanken angefüllt, und welche freie Anſichten hatte die Bevölkerung der Städte von dem päpſtlichen Kirchenregiment und der Verderbtheit des hohen Klerus gewonnen! Welcher ungeheure Reichthum war durch die Handelsſeefahrten nach Oſt- und Weſtindien, und durch die Einkehr der portugieſiſchen und ſpaniſchen Schiffer in die niederländiſchen Häfen in das Land geſtrömt! Welch ein Drängen und Treiben hatte die Geiſter erfaßt, wie vordem bei keines Menſchen Gedenken der Fall geweſen! Und welche unüberſehbare Fernſichten bot die nächſte Zukunft! Ihr junger Herzog war nicht nur der Erbe aller öſtreichiſchen Lande, er war auch Erbe aller ſpaniſchen Königreiche, des Königreichs Neapel, des Königreichs Navarra und jener ungeheuren Länder voll fabelhaften Reichthums jenſeits des atlantiſchen Meeres, deren Küſten man noch nicht einmal ganz kannte. Dieſer funfzehnjährige Knabe war der wichtigſte unter allen lebenden Menſchen; weil er der mächtigſte und reichſte werden ſollte. Denn was auch ehrliche Moraliſten den Menſchen vorpredigen mögen: Macht und Reichthum bleiben ſtets die höchſten Güter derſelben, und vor Macht und Reichthum werfen ſie ſich anbetend in den Staub. —

Die des Raths mit den Bürgermeiſtern und den Obermeiſtern der Zünfte, dann die Ritterſchaft und der Klerus betraten nach einander den Saal und nahmen ihre Plätze ein. Da ſah man die ſtolzen flandriſchen Kaufherren, die im Reichthum die meiſten Fürſten jener Zeit hinter ſich ließen, und unter ihnen Herrn Jakob Fugger und ſeine beiden Neffen Raimund und Anton Fugger; der erſtere in ſchlichter Tracht, doch mit der Ehrenkette des Kaiſers geſchmückt, der Andre in einer Pracht, welche die der gebornen Fläminger noch zu überbieten ſuchte, der Dritte in einem ſehr ſoliden Schmuck, der wohl den Reichthum ſeines Beſitzers ahnen ließ, dem jungen Manne aber einen Anſtrich von Würde gab, die weit über ſein Alter hinaus ging.

Die Herolde gaben ein Trompetenſignal, die großen Thüren wurden aufgethan und die Trabanten und walloniſchen Garden ſchritten in glänzendem Waffenſchmuck herein und ſtellten ſich an den Wänden auf; die Hofmarſchälle führten den Zug der Hofherren an, in deſſen Mitte unter einem von Pagen getragenen Thronhimmel der Erzherzog Karl, ſeine Tante die Statthalterin führend ging; der Pfalzgraf Friedrich führte die ſchöne ſiebenzehnjährige Prinzeſſin Eleonore, ſeine heimliche Geliebte; der Graf von

Oldenburg die Prinzeſſin Iſabella, der Oberhofmeiſter des Prinzen, der Ritter Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, die neunjährige Prinzeſſin Maria. Der Erzbiſchof von Mecheln und der Informator des Prinzen, Meiſter Adrian Florentius, meiſt nach ſeiner Vaterſtadt Adrian von Utrecht genannt, erſter Profeſſor und Decan der Univerſität zu Löwen, ſchritten nebeneinander, und ihnen traten die Biſchöfe des Landes nach. Sodann die übrigen Geſandten des Kaiſers, die oberſten Hofchargen und mehre ſpaniſche Ritter und Granden, welche ſich am brüſſeler Hofe aufhielten, jeder eine Hofdame am Arme. Unter den Letztern erkannten die Fugger mit einigem Erſtaunen die ſchöne Gräfin von Cardona, welche der alte Kanzler des Reichs, der Graf Hanneton, führte.

Der Erzherzog nahm, wie gewöhnlich, zur Rechten der Statthalterin auf dem Throne den Sitz ein; eine Stufe tiefer ließen ſich die Prinzeſſinnen auf vergoldeten Stühlen nieder; der dem Erzherzog zunächſt ſtehende blieb unbeſetzt. Die Geſandten und Hofherren ſtellten ſich zu beiden Seiten des Throns auf, die Damen nahmen auf einer Eſtrade Platz.

Prinz Karl von Caſtilien war weder in körperlicher, noch geiſtiger Ausbildung ſeinem Alter vorgeſchritten. Er war in der That noch ein Knabe, der außer Reiten und Fechten blutwenig gelernt hatte. Sein Wuchs war nicht groß, vielmehr gedrungen und ſpätere Kraftentwicklung andeutend. Das hellblonde großgelockte Haar hatte er von ſeinem Vater; auch im Geſicht fand man Züge der habsburger Familie, aber ſie waren mit denen des katholiſchen Ferdinand gemiſcht Es fehlte ihnen die habsburgiſche Gutmüthigkeit. Das große und feurige Auge und der geſchloſſne, ſpöttiſche, befehlshaberiſche Mund waren Erbtheil ſeiner Mutter. Sein Geſicht hatte nicht die Blüthenfarbe der Jugend; es war von auffallend weißer Farbe und nur leicht geröthet. Sein Gang und Anſtand waren ſchon feſt und fürſtlich.

Die Herolde riefen die Eröffnung des Fürſtentages aus, und der Kanzler verkündete dann der Verſammlung, daß die anweſenden Geſandten Seiner Majeſtät des Kaiſers des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation im Namen und Auftrag ihres allerdurchlauchtigſten Herrn, den durchlauchtigſten Erzherzog von Oeſtreich Karl, Prinzen von Caſtilien und Leon, Herzog von Burgund und Niederland und Grafen von Lützelburg, am heutigen Tage als dem funfzehnten Geburtsfeſte Sr. Durchlaucht der Vormundſchaft entlaſſen, und daß Ihre Hoheit die durchlauchtigſte Frau Erzherzogin von Oſtreich, verwittwete Herzogin von Savoyen, die zeither mit Ruhm geführte Regierung in die Hände ihres durchlauchtigſten Neffen geben werde, die Stände des Reichs aber berufen ſeien, ihrem Herzog die Huldigung und den Eid der Treue zu leiſten. Hierauf traten die drei deutſchen Grafen vor, überreichten der Erzherzogin ihr Creditiv als Geſandte des Kaiſers, und Fürſtenberg verlas die Urkunde der Entlaſſung des Herzogs aus der Vormundſchaft ſeines Großvaters. So wie die Geſandten wieder zurück getreten waren, nahm die Erzherzogin eine Pergamentrolle mit großem anhängenden Inſiegel von dem Sammtkiſſen, welches ein neben ihr ſtehender Kammerherr hielt, und überreichte ſie dem Kanzler zum Vorleſen. Es war die Uebergabe des Regiments des Landes. Aus den Händen des Kanzlers wieder in die ihrigen zurückgekehrt, reichte ſie dieſelbe dem Neffen dar, trat von der oberſten Stufe des Throns herab, beugte das Knie vor ihm und küßte ſeine Hand mit den Worten: „Ich beglückwünſche Ew. Hoheit und huldige Euch als meinem gnädigſten Herzog und Herrn.“ Die Prinzeſſinnen und der Hofſtaat folgten ihrem Beiſpiel; dann huldigten die Stände. Zuletzt las der Erzbiſchof von Mecheln den Eid der Treue vor, welcher von den Ständen mit lauter Stimme und aufgehobner rechter Hand nachgeſprochen wurde. Nach Beendigung dieſes feierlichen Aktus wurden die Gemächer des Schloſſes geöffnet, damit die Anweſenden nach Belieben bis zum Beginn des großen Bankets ſich hierhin oder dorthin verfügen möchten. Viele derſelben brachten dem jungen Herzog ihre perſönlichen Glückwünſche dar. Unter dieſen befand ſich auch Jakob Fugger, welcher dem Erzherzog und deſſen Tante, ſeine beiden Neffen vorſtellte und zu Gnaden empfahl.

„Ew. Liebden muß wiſſen,“ wandte ſich die Erzherzogin an den jungen Herzog, „daß Herr Fugger ein langjähriger treuergebner Freund Sr. Majeſtät des Kaiſers iſt und auch Eurem hochſeligen Vater wichtige Dienſte geleiſtet. — “

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach Karl die Tante ungeduldig, „Ihr habt mir das ſchon geſagt, gnädigſte Frau.“

„Ein großer und wichtiger Plan war in der Ausführung begriffen,“ nahm Jakob Fugger mit gemeſſener Feierlichkeit das Wort, „als der ſtrenge Tod Eures Vaters Majeſtät hinwegnahm, ein Plan, den ich Eurer Durchlaucht — “

„Ihr reitet einen herrlichen Silberſchimmel,“ wandte ſich der Herzog an Raimund, ohne auf Jakob zu hören, „ein koſtbares Pferd; ich möchte wetten, von rein arabiſcher Abkunft. Ich ſah Euch geſtern vorübertraben und habe die Stute bewundert. Vivian mußte gleich hinter Euch her, um ſich zu befragen; denn wir kannten Euch nicht. Aber Ihr haltet ſie nicht gut im Zaum. Ihr hättet mit mir in die Reitſchule gehen müſſen, um dieſen Euern Schatz würdig zu behandeln. Laßt mich Euch das Pferd vorreiten. Ihr ſollt ſehen, wie es an edler Haltung gewinnt. Woher habt Ihr den Schimmel?“

„Ich kaufte ihn in Venedig von einem Nobile, der ihn direct aus Arabien mitgebracht hatte. Da das Pferd nur durch die Behandlung eines ſo geſchickten Reiters, wie Ew. Hoheit gewinnen kann, ſo bitte ich unterthänigſt um die Erlaubniß, es Euch als Geſchenk und Angebinde des heutigen Doppelfeſtes anbieten zu dürfen.“

„Ha, damit macht Ihr mir die größte Freude zum

Geburtstag und Regierungsantritt. Doch müßt Ihr Euch dagegen ein andres Pferd aus meinem Marſtalle auswählen. Und einen meiner großen däniſchen Waſſerhunde müßt Ihr noch drein nehmen. Kommt, kommt, Herr Raimund Fugger! Ihr ſollt Euch gleich das Pferd ausſuchen und wir wollen ſchnell nach dem Silberſchimmel ſchicken und vor der Tafel eine Schule in der Reitbahn reiten. Herr von Chievres ſoll auch mit. Der verſteht zu reiten. Er ſoll den Schimmel auch probiren. — Vivian, Vivian! laufe ſchnell in die Herberge des Herrn Fugger und reite den Silberſchimmel herbei. Er iſt mein!“ Dieſe Worte galten dem älteſten Pagen des Erzherzogs, einem jungen kecken Springinsfeld, der ganz wie Einer von denen ausſah, die ſich jungen Fürſten ganz unentbehrlich zu machen wiſſen. Der Page eilte von dannen, mit ungeduldiger Heftigkeit zog der Herzog den Augsburger fort, und der Oberhofmeiſter von Croy und andre Hofherrn folgten.

Zu der Erzherzogin und Jakob Fugger war Meiſter Adrian von Utrecht getreten.

„Ich fürchte, er hat alle die noblen Paſſionen ſeines Vaters und dabei den Eigenſinn und die Heftigkeit ſeiner Mutter,“ ſagte die Erzherzogin mit ernſtem Geſicht

„Bedenkt ſeine Jugend, durchlauchtigſte Frau,“ entgegnete Jakob Fugger. „Nicht Alle ſind ſo jung ſchon für ernſte Geſchäfte gemacht. Für ritterliches Blut in ſolchem Alter haben Pferde und Hunde in der Regel eine ſtärkere Anziehungskraft als Menſchen. Euer mütterlicher Rath und Leitung wird dem durchlauchtigen Herrn auch ferner nicht fehlen."

„Was werden ſie nützen, was haben ſie genützt?" Es war mein liebſter Wunſch, daß er ſich den Wiſſenſchaften zuwenden möchte. Sie ſind für Jeden, der ſich ihnen in die Arme wirft, und ſtehe er noch ſo hoch, die freigebigen Spenderinnen des höchſten und reinſten Lebensglücks. O was für Genüſſe verdanke ich ihnen nicht! Aber alle meine Bitten, ja meine Befehle ſind umſonſt geweſen, wir haben ihn nicht einmal dazu vermögen können, nur die Elemente der lateiniſchen Sprache zu lernen. Reiten und Fechten haben all ſeine Zeit in Anſpruch genommen."

„Dieſe Klage Ew. Hoheit könnte mir zum ſchweren Vorwurf gereichen," ſagte der Decan Adrian, „wenn ich nicht wüßte, wie gut es Euch bekannt iſt, daß ich mir keine Mühe habe verdrießen laſſen, den durchlauchtigen Prinzen zu den humaniſtiſchen Studien anzuhalten. Aber Ihr wißt auch, daß all meinen Eifer der Herr von Chièvres zu Schanden machte, indem er Sr. Durchlaucht ſtets von der Grammatik hinweg in die Reitbahn verlockte und dazu ſtets behauptete, er müſſe einen König aus ihm erziehen, beſtimmt die halbe Welt zu regieren und nicht einen Schulmeiſter."

„Euch ſprech' ich von aller Schuld frei, Herr Decan. Ich hätte nicht ſo nachſichtig gegen den Prinzen ſein und mein Vater hätte ſtrengere Befehle hinſichtlich ſeiner Unterweiſung geben ſollen. Karl wird es ſpäter bereuen, daß er ſich ſo widerſpänſtig gegen die Studien gezeigt. Doch ich getröſte mich, er hat ein edles Herz, voll tiefſter Ehrfurcht vor der heiligen Mutter Kirche und ihren Dienern.“

„Er müßte kein Habsburger ſein,“ bemerkte Fugger.

„Und nicht ein Enkel jener frommen Iſabella von Caſtilien,“ ſetzte Adrian hinzu. „Wieviel Beweiſe von Liebe giebt er mir nicht täglich und ſtündlich, obgleich ich ihm oft hart ins Gewiſſen geredet.“

„Er wird auch nie vergeſſen, wie vielen Dank er Euch ſchuldig iſt. — Doch, Herr Fugger, ich bitte Euch um die Fortſetzung Euerer Erzählung.“ — Der Decan entfernte ſich. — „So ſind wirklich beide Knaben verſchwunden?“

„Beide, und von keinem habe ich wieder eine Spur auffinden können.“

„Und Ihr glaubt, daß jene Gräfin Cardona, die Ihr hier an unſerm Hofe wiederfindet, mit dem Kinderraube in irgend einer Beziehung ſtehe?“

„Ich bin es überzeugt. Vielleicht war jener Graf Torrillas wirklich der Zigeuner Antonio, der einſt als Stallmeiſter in Ew. Hoheit Dienſt ſtand. Einige meiner Leute wollen ihn in Kremnitz zur Zeit der großen Hochzeit als Zigeuner geſehen haben, und als der Raub des dritten und wichtigſten Knaben dort durch Bübenhoven vereitelt worden, war Tags darauf ſein Sohn, Euer Pflegling, der Bergknapp Toni, mit den Zigeunern verſchwunden."

„Ihr mögt nicht Unrecht haben, hier einen Zuſammenhang zu vermuthen und habt jedenfalls wohlgethan, das Kind gut aufzuheben. Wir aber werden dieſe Gräfin, die uns von der Königin von Spanien, vom Vicekönig von Neapel und vom Papſte ſo ſehr empfohlen worden iſt, ſcharf ins Auge nehmen."

Die Erzherzogin zog ſich der bequemern Unterhaltung wegen mit dem augsburger Kaufherrn in eine Fenſterniſche zurück, und er fuhr fort Ihr mit gedämpfter Stimme die gewünſchten Berichte zu geben.

Im Reithauſe hatte der junge Herzog unterdeß auf dem herrlichen Silberſchimmel in der fröhlichſten Laune verſchiedene Touren gemacht. Die Spanier, die ihrem künftigen Herrn gefolgt waren, rühmten ſeine Kunſt. Es hatten ſich auch weibliche Zuſchauer eingefunden und darunter die ſchöne Gräfin Cardona. Ihr zur Seite ſtand ein hoher Würdenträger der Kirche, der Probſt der Kathedrale, ein ſtattlicher Mann und mehr einem Ritter als einem Prieſter ähnlich. Mit einer ſeltſamen Haſt ſtrömten ihm Worte der Bewunderung über Pferd und Reiter gleichſam ſtoßweiſe aus dem Munde, und dann hielt er wieder plötzlich in der Rede inne, als verſage ihm die Zunge den Dienſt. Wer dieſen geiſtlichen Herrn einmal geſehen und ſprechen gehört hatte — und wenn auch ſeitdem eine dolf von Bachheim aus Coblenz, jener Ritter vom ſilbernen Schilde, den Ihr faſt alle kämpfen geſehen, deſſen tapfre That Ihr bewundert habt. Der Sieger der beiden frühern Tage, Ritter Gobbelin von Elz, ward von ihm in den Sand geworfen. Die Liebe war's, die ihm ungeheuere Kraft verlieh, die ihn zu ſolcher That begeiſterte. Die Liebe iſt der Zauber geweſen, den die Anhänger des Gobbelin für Kunſt der Hölle ausgegeben. Glaubt mir, ich kenne Rudolf von Bachheim, er iſt mein Freund und der Eurige; es gibt keinen frommern, edleren und beſſern Ritter als er, und niemals hat einer weniger mit böſen Dingen zu thun gehabt, als wir und er. Rudolf hatte ſich nur gelobt, das Viſir allein vor ſeiner Braut zu öffnen, deßhalb ritt er unerkannt aus den Schranken. Ihr wißt, ſie war ohnmächtig nach Arkenhauſen gebracht worden. Dort wollte er ſie Abends überraſchen, und ihr den Lorbeerkranz, den Edelſtein des Sultan und den ſilbernen Schild, ein Geſchenk der Mönche auf dem Oelberge, überbringen. Ein Räuber überfiel ihn auf dem Wege, warf ihn mörderiſch nieder, ſtahl ihm den Kranz und den Schild, und ging nach Arkenhauſen, wo er ſich für den Sieger ausgab, und Beſitz vom Hauſe nahm. Dieſer Schandritter iſt

Reihe von Jahren vergangen war — erkannte in ihm leicht wieder jenen ritterlichen Vater Innocenz, den Verwandten des Herrn Peter van der Kapellen, der in dem Minnehandel ſeiner reizenden Baſe mit dem Erzherzog Philipp eben keine ehrenvolle Rolle geſpielt hatte. Er richtete ſeine Worte an die Gräfin, und die vertrauliche Art, mit der er es that, ließ vermuthen, daß mehr als gewöhnliche Hofbekanntſchaft zwiſchen ihnen ſtattfinde.

„Und doch kann auch er nicht reiten, trotz der Lobſprüche der edlen Herrn aus Spanien,“ flüſterte die Gräfin dem Probſt zu, „ſo wie es in der That kein Niederländer kann. Nur in Spanien und nur im Süden Spaniens verſteht man dieſe Kunſt.“

„Und Ihr verſteht ſie, wie ſie dort geübt wird; das habt Ihr uns hier ſchon gezeigt,“ ſagte der Prieſter haſtig.

„Wahrlich ich denke, daß ich nicht die ſchlechteſte Reiterin bin.“

„Gefunden!“ rief Innocenz mit unterdrückter Stimme und verklärten Zügen. „Jetzt haben wir's. Ihr müßt jetzt gleich das Pferd dem Erzherzog vorreiten. Das iſt der Hacken, an dem wir unſre Fäden anhängen müſſen. Laßt mich machen.“ Und ohne ihre Zuſtimmung abzuwarten, gleichſam, als verſtände ſich die von ſelbſt, ſchritt er auf den Oberhofmeiſter von Croy los und ſprach heimlich mit ihm. Croy lachte und trat zum Erzherzog, als dieſer, um einige Worte zu wechſeln, anhielt.

„Iſt es möglich!“ rief Karl überraſcht, ſprang vom

Pferde und eilte auf die Gräfin zu. „Ihr könnt die arabiſche Schule reiten?“

„Auf dieſer Stute, wenn Ew. Hoheit befiehlt, auf einem andern Pferde ſchwerlich. Ein Künſtler muß ein gutes Inſtrument haben, ſoll er ſeine Kunſt mit Geſchicklichkeit ausüben. Dieſe Stute iſt ein herrliches Inſtrument für einen Reitkünſtler.“

„Wohlan, ſo laßt ſehen!“ jubelte der Erzherzog, ergriff die Hand der Gräfin und führte ſie in die Schranke. Auf ſeinen Wink wurde Ihr der Silberſchimmel vorgeführt. Leicht, wie eine Silphe, ſchwang ſie ſich lächelnd auf das anmuthige Thier, das in demſelben Augenblicke den zierlichen Kopf emporreckte und in ein freudiges Wiehern ausbrach, gleichſam den ſeiner Meiſterin und in ihr ſeinem Vaterlande dargebrachten Gruß. Und wie von einem andern und höhern Geiſte beſeelt, flog das herrliche Roß durch die Bahn, als wiſſe es, wen es trage, und als wolle es Alles aufbieten, um ſeiner Reiterin Ehre zu machen. Mit der zierlichſten Gewandtheit führte die Gräfin die ſeltenſten Reiterkünſte aus und überwand dabei alle Schwierigkeiten, ſo daß die Zuſchauer nur die Anmuth und Schönheit in der Kunſt gewahrten und von dieſer wie bezaubert oft in lauten Jubel ausbrachen. Am meiſten jubelte der Erzherzog; er hatte keine Ahnung gehabt, daß die Reitkunſt zu dieſer Vollkommenheit gebracht werden könne, und nun vollends von einem Weibe! Erſt der laute Trompetenruf zum Banket machte dem reizenden

Schauſpiel ein Ende. Der Prinz reichte der Gräfin Hand und Arm, als ſie vom Pferde ſprang und überhäufte ſie mit den ſüßeſten Schmeicheleien.

„Ihr müßt mir das Verſprechen geben, ſchöne Dame,“ bat er im ſtürmiſchen Tone, „mir Unterricht zu ertheilen. Ich muß reiten lernen, wie Ihr es könnt. Und auch Vivian muß es von Euch lernen. Wir Beide geben ein paar gelehrige Schüler ab. Aber ſagt mir, wie habt Ihr es zu ſolcher Vollkommenheit bringen können? Die ſpaniſchen Herren verſichern, nur wenig Frauen in Spanien würden es Euch gleich thun können.“

„Das ſoll Ew. Hoheit von mir erfahren, wenn ich das Glück haben werde, Euch zu unterweiſen, ein Glück, das ich mir nicht hätte träumen laſſen.“

„Ihr ſeid eine Spanierin. Aus welchem Königreiche?“

„Das ſchöne Caſtilien iſt mein Vaterland. Ich bin eine der Hofdamen der Königin Germaine von Aragonien. Aber die Sehnſucht meinen künftigen König und Herrn kennen zu lernen, trieb mich nach Brüſſel. Und nun wird mir dieſe Freude zugleich erhöht und getrübt.“

„Wie meint Ihr das?“

„Erhöht, indem ich den künftigen König von Spanien in der königlichen Reitkunſt unterrichten ſoll, getrübt — o mein Gott! wie ſoll ich es ſagen, was mir das Herz ſo ſtark bewegt?“

„Entdeckt Euch mir! Ich bin Euch gewogen. Ihr dürft mir Alles ſagen.“

„Ich habe geſtern erſt geheime Nachrichten vom ſpaniſchen Hofe. Des Königs Krankheit verſchlimmert ſich. Er kann nirgend Ruhe finden. Wie von böſen Geiſtern getrieben, eilt er von einem Orte zum andern und hält ſich meiſt in den Wäldern bei der Jagd auf. Seine Kräfte nehmen ſichtlich ab; man fürchtet, daß er nur noch kurze Friſt zu leben haben werde.“

„So ſchlimm ſteht es? Das wußte ich nicht. Man hat mir wohl von ſeinem Gebreſte geſagt, doch nicht von ſolcher Gefahr.“

„Es iſt nicht das Schlimmſte, Hoheit. Der König geht damit um, Euerm Bruder die ſpaniſchen Kronen zu hinterlaſſen.“

„Ha!“ rief der junge Herzog und ballte die Fauſt. „Schon einmal iſt mir etwas von dieſem Plane zu Ohren gekommen. — Mein iſt das ſpaniſche Erbe, und ich werde es mir nicht nehmen laſſen.“

„Dann müßt Ihr ernſtliche Schritte thun. Ich ſchwör' Euch zu, die Gefahr iſt groß für Euch.“

„Ich dank' Euch, edle Frau. Euer Wink ſoll nicht vergebens geweſen ſein.“ Der Erzherzog war plötzlich wie umgewandelt. Er eilte zu ſeiner Tante und ſprach heimlich mit ihr. Ueber der Tafel war er einſilbig und ungeduldig. — Noch denſelben Abend war geheimes Concil bei der Erzherzogin, wozu auch einige der anweſenden ſpaniſchen Granden gezogen wurden.

An demſelben Abend führte die ſchwarze Matty einen ihr gar wohl bekannten verhüllten Mann bei ihrer Herrin ein. „Dir dank' ich dieſe ſchöne Bekanntſchaft, guter ſchwarzer Geiſt!“ polterte er heraus. „Ich werde mich dir nicht undankbar beweiſen.“

„Ich kenne Eure Dankbarkeit,“ verſetzte Matty boshaft lachend.

„Bah! Ich verſtehe dich. Die Eleonore war ein verlornes Weib. Ihr war nicht zu helfen. Sie hatte ihre Sache dumm gemacht, und dummen Leuten iſt nie zu helfen. Man muß ſie fahren laſſen. Die Gräfin aber iſt ſchlau.“ Damit drückte er der Schwarzen die Hand, warf den Mantel ab und trat in das Zimmer der Gräfin. Es war der Probſt Innocenz, aber in ritterlicher Kleidung.

Die reizende Agnes empfing ihn mit der Ihr eigenthümlichen zauberhaften Anmuth.

„Ihr habt Eure Sache vortrefflich gemacht!“ rief er Ihr zu. „Der kleine Burſche, die winzige wichtige Perſon, zappelt in Euerm Netz. Neben dem Unterricht im Reiten werdet Ihr ihn auch in die Schule der Liebe nehmen.“

„So weit ſind wir noch nicht, mein Freund. So lang er unter der Ruthe ſeiner Tante ſteht, werden wir nicht ſonderlich vorwärts kommen.“

„Klammert Euch nur feſt, ſchöne Dame. Er hat den Köder angebiſſen. Ihr müßt ihn nach Spanien führen, ſobald der alte katholiſche Herr dort ſtill geworden iſt. Wie lange wird's noch dauern? Es kann über Nacht kommen. Da müßt Ihr dem jungen Blut ſchon unentbehrlich ſein.“

„Um dann für Euch zu ſorgen, trefflicher Hirt gläubiger Seelen! Was meint Ihr zu einem Biſchofsſtabe? Dann einen Cardinalhut? Und wer kann wiſſen, ob Euch nicht die Tiare im Hintergrunde winkt!“

„Ihr habt kühne Gedanken, ſchönſte Dame!“ lachte der Probſt. „Aus Eurer Hand nähm' ich ſchon eine Kopfbedeckung um die andre, um Euer reizendes Haupt dafür mit einem Fürſtenhute zu ſchmücken.“

„Ihr ſeid geſchickt im Errathen. Eine Hand wäſcht die andre. Befolgt nur genau meinen Willen und haltet Euch treu an die Vorſchriften, die ich Euch gebe, dann ſoll es Euch nicht fehlen.“

„Und was hab' ich zunächſt zu thun?“

„Nährt, ſo viel Ihr vermögt, den Haß des Erzherzogs gegen ſeinen Bruder in Spanien; entkräftet mit allen Euch zu Gebot ſtehenden Mitteln den Einfluß der Erzherzogin auf ihren Neffen, ſchärft ſeinen Stolz, damit ihm nie beikomme, ſich dem ſpaniſchen Uebermuthe zu fügen.“ —

„Seltſames Weib! Und Ihr ſeid ſelbſt eine Spanierin!“

„Eben deshalb weiß ich am beſten, wie die Spanier regiert werden müſſen. Das kleinſte Nachgeben würde dem jungen Könige verderblich werden.“

„Ihr werdet ſchon Gelegenheit haben, ihn ſelbſt in Euern Regierungsmaximen zu unterrichten,“ lachte der Probſt. „Aber auch an mir ſoll es nicht fehlen.“

Beide verabredeten einen ſchlau angelegten Plan bis in die kleinſten Einzelnheiten.

Als er ſich verabſchiedet hatte, lachte ihm die Schöne höhniſch nach: „Wieder ein Narr, der da glaubt, ich arbeite für ihn!“ Dann ſetzte ſie ſeufzend hinzu: „Aber was hilft mir das Alles, wenn ich den Knaben nicht habe! Ha! laß mich die Kunſt der Verführung an dem eiteln Raimund verſuchen! Und weiß er, wo das Kind verborgen gehalten wird: ich entlock' ihm das Geheimniß.“

Während des geheimen Concils in den Gemächern der Statthalterin und des Zwiegeſprächs zwiſchen der Gräfin Cardona und dem Probſt auf der Herberge der ränkevollen Spanierin, ſuchte ein flinkes Zöfchen den Grafen von Oldenburg auf.

„Hier iſt wieder ein Briefchen der Prinzeſſin an den Pfalzgrafen,“ flüſterte ſie. Der Graf griff haſtig danach und öffnete leicht das mit noch feuchtem Mundlack verklebte Blättchen. „Endlich!“ ſagte er leiſe und mit boshafter Freude, drückte der Zofe eine volle Börſe mit den Worten in die Hand: „Diesmal, mein Kind brauchſt du den Zettel nicht an den Pfalzgrafen zu beſtellen. Wenn dich die Prinzeſſin darüber zur Rede ſetzt, ſo ſchwöre nur, du hätteſt ihn verloren. Den Dienſt verlierſt du nicht; dafür will ich bei der Frau Statthalterin ſorgen. Und im äußerſten Falle bleibe ich dir gewiß.“

Die Zofe begnügte ſich mit dem Lohne ihres Verraths und dem hinzugefügten Verſprechen, und der Graf kleidete ſich um in unſcheinbare Kleider, hüllte ſich in einen Mantel und drückte den Hut tief ins Geſicht. Nach einer halben Stunde verließ er das Schloß und ſuchte im Schloßgarten eine einſame Stelle auf. Er hatte noch nicht lange im ungewiſſen Licht der ſtürmiſchen Winternacht gewartet, als eine verhüllte Frauengeſtalt heranſchlich. Er gab ihr ein Zeichen und ſie eilte in ſeine Arme. Doch in demſelben Augenblick riß ſie ſich mit einem Schrei los und wollte entfliehen. Er hielt ſie mit ſtarkem Arme zurück.

„Bleibt und beruhigt Euch, durchlauchtige Prinzeſſin,“ ſagte er. „Ihr werdet an meiner Stimme erkennen, daß der Graf von Oldenburg mit Euch ſpricht.“

„Wer gab Euch ein Recht, Euch in meine Geheimniſſe zu drängen?“ fragte die junge Erzherzogin entrüſtet.

„Nicht ſo zornig! Ich fand vor einer kleinen Stunde auf der Treppe ein zuſammengelegtes Brieflein ohne Aufſchrift. Es war alſo ſo gut an mich gerichtet, wie an jeden Andern. Ihr wißt am beſten, daß es eine Beſtellung an dieſen Platz enthielt. Ich glaubte die Hand zu erkennen, und da ich ein großes Intereſſe an dieſer Hand habe, ſo ging ich hierher, um Euch zu erwarten.“

„Und was wollt Ihr von mir, Herr Graf?“

„Mich überzeugen, daß Ihr wirklich nicht für Thron und Bett des Königs von Dänemark geeignet ſeid.“

„Ihr würdet Euch richtiger ausdrücken, wenn Ihr ſagtet, daß Bett und Thron des Königs von Dänemark nicht für mich geeignet ſind.“

„Ihr führt an dieſer Stelle eine ſtolze Sprache.“

„Wie ſie mir dem Zudringlichen gegenüber ziemt. Nein, Herr Graf, ich würde nimmer ein königliches Bett beſteigen, dem ein ſo gemeines Taubenneſt angebaut iſt, wie dem des Königs von Dänemark; mich gelüſtet nicht nach der Freude, ihn in meinem einſamen Bette mit ſeinem Täubchen verliebte Kurzweil treiben zu hören; und niemals mag ich an der Seite dieſes Königs einen Thron einnehmen, den Jedermann geneigt iſt, für einen Credenztiſch zu halten, an welchem die holländiſche Schankwirthin den gelehrigen und willigen König zum Kellner abgerichtet und mir, der Königin, wohl gar den Dienſt der Kellnerin zugedacht hat. Ich habe zuviel königliches Blut in meinen Adern, um mich mit ſolchen Leuten gemein machen zu können.“

„Ihr vergeßt, daß Ihr in meiner Hand ſeid. Ihr reizt meinen Zorn mit ſolcher Schmähung.“

„Den Euren? Ich ſpreche vom König von Dänemark.“

„Ich bin der König.“

„Und weil ich wußte, daß Ihr es ſeid,“ ſagte Eleonore ſchnell gefaßt, „deshalb ſagte ich Euch, was mich verdroß. Verrathet mich, ſo wird männiglich erfahren, wie ich Euch geantwortet. Nun gute Nacht, Herr König!“—

Mit beflügeltem Schritt eilte ſie davon. Der König ſuchte mit ſeinem Aerger fertig zu werden, ſo gut er konnte. —

Am folgenden Tage hatte er eine lange Audienz bei der Erzherzogin Statthalterin; die Prinzeſſin Iſabella wurde eilig zu ihrer Tante beſchieden. Alle drei begaben ſich ſodann in die Gemächer des Erzherzogs Karl. Bei der Tafel wurde der Graf von Oldenburg den Gäſten und dem Hofe als König Chriſtiern von Dänemark vorgeſtellt und nach wenigen Tagen fand die feierliche Verlobung deſſelben mit der Prinzeſſin Iſabella ſtatt. Eleonore wünſchte dem Könige und ihrer Schweſter mit ironiſchem Lächeln Glück. —

In dieſen Tagen wurde auch die Gräfin Cardona zur Statthalterin eingeladen, und beide hielten im verſchloßnen Kloſet der Fürſtin eine lange Zwieſprch. In der nächſten Woche reiſeten zwei Männer vom brüſſeler Hofe ab, der König von Dänemark nach Kopenhagen, um ſeine baldige Vermählung zu betreiben, und Herr Adrian Florens von Utrecht nach Spanien, angeblich, um ſich im Namen ſeines Zöglings nach dem Befinden des Königs Ferdinand zu erkundigen, in Wahrheit aber, um die letzten Schritte dieſes gekrönten Hauptes zu überwachen und den Plan deſſelben zu vereiteln, nach welchem der Erzherzog Ferdinand die ſpaniſchen Kronen erhalten ſollte. Die geheimen Inſtructionen des gelehrten Klerikers und die ihm vom Erzherzog Karl ertheilte Vollmacht waren von ſo hoher Wichtigkeit, daß ſie ihn ihm Fall des Ablebens des Königs von Spanien zum Stellvertreter des geſetzlichen Thronerben ernannten.

Gobbelin von Elz. Der Kaiſer hat ihm ſchon Glück gewünſcht zu der ſchönen Braut und dem reichen Erbe, und hat ihn zum Schirmvogt von Coblenz ernannt. Dem armen, edeln, tapfern Rudolf aber giebt man ſchändlicher Weiſe Schuld, einen Bund mit dem Teufel gemacht zu haben. Er trat heute vor den Kurfürſten, um ſein Recht zu verlangen. Ich war dabei; er ſprach kein unbeſcheidenes Wort. Doch der ungerechte Kurfürſt ließ ihn greifen und in's Gefängniß werfen, heute, Ihr Freunde, am Tage des Marktes, wo Niemand gefangen genommen werden darf, ließ er den Unſchuldigen, den übervortheilten, betrognen Kreuzritter, der für Chriſtum im heiligen Lande geſtritten hat, in's Gefängniß legen.»

Der Sänger ſchwieg; er hatte die Wirkung ſeiner feurigen Rede wohl berechnet. Mehrmals war dieſelbe vom lauten Murren des dicht um ihn her gedrängten Volks unterbrochen worden; der Unwille der berauſchten Menge ſteigerte ſich gegen das Ende immer höher, und brach endlich, wie ein Orkan in Flüchen und Scheltworten auf den Erzbiſchof und den Ritter von Elz los.

«Unſre Freiheiten ſind gekränkt, unſre Rechte angegriffen! «brüllten die Männer; die Weiber

Vierzehntes Kapitel.

Zur Zeit des ſonnigen Johannisfeſtes deſſelben Jahres ritt ein einfach gekleideter Ritter mit ſeinem Knappen am Saume des Wienerwaldes vom Kloſter Mölk an der Donau aus nach Wien zu. In einem Flecken miethete er ſich einen Boten, der ihn nach dem Schloſſe des Grafen Florian von Iſſelſtein führen ſollte. Der Bote war ein geſprächiger Burſche, der Ritter deſto ſchweigſamer. Der ehrliche Oeſtreicher verſuchte wenigſtens den Knappen in die Unterhaltung zu ziehen, da es ihm mit dem Herrn nicht gelingen wollte.

„Ihr gehört wohl zu den Leuten des Kaiſers?“ fragte er neugierig.

„Vielleicht haſt du recht,“ verſetzte der Knecht.

„Und ſeid vorausgeſchickt, die Hochzeit der einzigen Tochter des Grafen anzuſagen?“

„Hat der Graf von Iſſelſtein kein Kind weiter?“

„Seine Söhne ſind beide im Krieg geblieben, eh' er noch aus den Niederlanden hierher gezogen iſt, und eine ältere Tochter iſt vor einigen Jahren geſtorben. Es iſt wohl noch ein Bube da; wenn er aber auch wirklich ein Sohn des Grafen ſein ſollte, ſo iſt er doch gewiß keiner von der Gräfin. Ich glaube auch das Erſtere nicht. Es iſt ſo ein aufgeraffter Burſch, den der Graf aus dem letzten Kriege mitgebracht hat.“

„Aber mit wem wird denn die Grafentochter Hochzeit halten?“ fragte nun der Knappe.

„Ha, das wirſt du beſſer wiſſen als ich!“

„Mein Herr, der Ritter von Süderland, vielleicht; ich kann es nicht wiſſen; denn ich bin noch nicht lange in ſeinem Dienſte, und du wirſt begreifen, daß die Ritter ihren Knappen ſelten ſolche vertrauliche Mittheilungen zu machen pflegen. Der meinige iſt aber wortkarger als irgend ein Andrer.“

„Das hab ich gemerkt. — Nun was ich ſelbſt weiß, kann ich dir wohl ſagen. In meinem Orte erzählt man ſich, einer von den Hofherrn, die zunächſt um den Kaiſer ſind, ſei der Bräutigam der jungen ſchönen Gräfin. Der Kaiſer ſoll dem Grafen, ſeinem Feldoberſten, gar gnädig geſinnt ſein, ihm das Schloß geſchenkt und ihn vermocht haben hierher zu ziehen. Denn der Graf iſt ein Niederländer. Seine ſchöne Tochter aber iſt die Gotte der verſtorbenen Kaiſerin und führt den Namen derſelben Blanka Maria. Und deshalb wolle der Kaiſer ihre Hochzeit mit ſeinem Kämmerer ſelbſt ausrichten, wenn er mit den beiden

Königen, die in Presburg ſchon lange auf ihn warten, des Handels einig geworden."

„Was mag der Kaiſer eigentlich mit den Königen vorhaben?"

„Das werden ſie am beſten wiſſen. Unſer Einer erfährt das immer nur hinterdrein und da nicht immer die reine Wahrheit. Der Kaiſer und der Polenkönig haben lange mit einander gehadert; nun bringt der Böhmenkönig ſeinen Bruder, den Ungarnkönig, zum Kaiſer und ſtiftet Frieden. So wird's erzählt. — Doch dort ſeht ihr das Schloß vor Euch liegen. Ich brauch' nicht weiter mit Euch zu gehen."

Während des Zwiegeſprächs waren ſie um eine Waldecke gebogen; nun leuchtete ihnen eine freundliche Burg von mäßigem Umfange von einer vorſpringenden Bergzunge herab entgegen. Der Ritter entließ den Boten und betrachtete im Weiterreiten das reizende einſame Thal, durch das er zog, und die waldbewachſenen Höhen, die es zu beiden Seiten einfaßten. Er war ein ernſter Mann von dunkler Geſichtsfarbe und einem großen ſchwarzen Auge, aus welchem ſtiller Schmerz und tiefſinnige Schwärmerei ſprachen. Seine ganze Geſtalt hatte etwas Leidendes und Reſignirtes; auch zeigten ſich in ſeinem dünnen Barte ſchon graue Haare, obgleich er noch nicht über die mittlern vierziger Jahre hinaus ſein konnte. Schweigend und in ſich gekehrt, erreichte er das Schloßthor Der Pförtner trat ihm entgegen. „Find' ich deinen Herrn den Grafen

Florian von Iſſelſtein zu Hauſe?" fragte der trübſinnige Reiter mit fremder Betonung und mühſamer Wortfügung.

„Er iſt zugegen."

„Wohl, ſo melde den Ritter Johannes von Süderland, den der kaiſerliche Rath Jakob Fugger von Augsburg im Auftrag Sr. Majeſtät des Kaiſers ſendet, um eine Botſchaft des Letztern auszurichten."

Der Pförtner gab den Auftrag weiter an einen ſchlanken Knaben, der herbeigeſprungen war und die Angekommenen mit neugierigen Blicken betrachtet hatte. Dem Ritter fiel die zierliche Geſtalt des Knaben auf, noch mehr weil über deſſen bleiches Geſicht mehre ſeltſame braunrothe Flecken zerſtreut waren, die ſich faſt wie züngelnde Flammen ausnahmen.

„Was hat der Bub im Geſicht?" fragte der Ritter den Pförtner.

„Gott allein kann wiſſen, weshalb er ihn alſo gezeichnet. Man ſagt, es ſeien Muttermale. Er ſelbſt weiß nichts darüber; denn er hat ſeine Mutter nicht gekannt."

„Wem gehört er an?"

„Er iſt dem gnädigen Grafen im Kriege zugelaufen und jetzt ſein Leibdiener. Er hat's verſtanden, ſich in Gunſt zu ſetzen, und obgleich die Krabbe ſchwerlich über dreizehn Jahre alt iſt, ſo übertrifft ſie doch in Schlauheit Leute, die drei und viermal älter ſind."

Der Knabe kehrte mit einem zweiten Diener zurück, um den Ritter zum Grafen zu führen. Dieſer nahm aus der Satteltaſche ein gut verwahrtes Käſtchen; der Knappe ſchnallte einen Pack ab und trug ihn nach.

„Ihr reitet da ein ſtolzes Pferd, Herr Ritter,“ ſagte der Knabe, „das iſt nicht in dieſem Lande jung geworden.“

„Verſtehſt du dich ſo gut auf Pferde?

„Und Ihr ſelbſt ſeid auch kein Sohn dieſes Landes. Ich möchte wohl die Länder beſuchen, die Ihr und Euer Roß ſchon geſehen.“

Dieſe Aeußerung gefiel dem Ritter von Süderland. Es ſchien, als hätte ihn noch niemals ein Kind alſo angeredet und ſolch einen Wunſch bei ihm ausgeſprochen. Er trat in das Wohngemach der gräflichen Familie. Des Grafen hohe kräftige Geſtalt, in welcher der Krieger nicht zu verkennen war, bot ihm den Willkommen. Die Gräfin, eine würdige Matrone, gönnte ihm ein freundliches Wort und lud ihn ein, ſich an ihrem Tiſche niederzuſetzen, und das Töchterlein, ein blondes, blauäugiges Kind von ſchlanker Geſtalt, kredenzte ihm lächelnd den Becher.

Der fremde Ritter, obgleich über die Jahre der Jugend längſt hinaus, wurde beim Anblick der blühenden Jungfrau doch von einem warmen Gefühle ergriffen. Es dünkte ihm, als hab' er noch nie ein lieblicheres Frauenbild geſehen.

„Mich ſendet Herr Jakob Fugger von Augsburg zu Euch, Herr Graf,“ nahm der Ritter das Wort. „Des Kaiſers Majeſtät, welche jetzt in Augsburg verweilt, um ſich würdig auf den großen Königszug zu rüſten, hat ihm einen Auftrag ertheilt, der Euer liebliches Töchterlein betrifft. Herr Fugger hat ihn nach beſten Kräften ausgeführt und mich Sr. Majeſtät als Ueberbringer der kaiſerlichen Geſchenke empfohlen. — Wollet in meinem Beiſein dieſen Schrein und das Pack öffnen, damit Ihr Euch nach dem Briefe des Herrn Fugger überzeugen möget, daß ich Alles richtig abgeliefert.“

Der Graf öffnete und las zuerſt den Brief. „Es ſind Brautgeſchenke des Kaiſers für unſre Maria,“ ſagte er überraſcht. „Nimm mein Kind, und ſieh zu, womit dich die Freigebigkeit Sr. Majeſtät bedacht hat.“ Die erröthende Jungfrau löſte die Bänder des Schreins und hob den Deckel deſſelben; dann ſchälte ſie mit bebender Hand aus mehrfachen Hüllen einen koſtbaren Brautſchmuck, Halskette, Bruſtſchild, Stirnkette und Armbänder, alles aus feinem Gold kunſtreich gearbeitet und mit Edelſteinen und Perlen beſetzt und aus der Werkſtätte des geſchickteſten augsburger Goldſchmieds hervorgegangen. Ein ſtaunender Ausruf nach dem andern löſte ſich von dem ſanft geſchwellten Munde, und die Mutter theilte das Entzücken der Tochter. Des Ritters Augen hingen unverwandt an Marias unſchuldigem, von der unerwarteten Freude lieblich verklärtem Antlitz. Es ſchien ihm wohl zu werden in ihrer Nähe; denn unvermerkt erheiterten ſich auch ſeine düſtern Züge; es war, als ob der Glanz der Sonne, die in ihrem Auge aufgegangen war, ſich in dem ſeinigen wiederſpiegelte und über die finſtern Schatten, die jahrelang in ſeinem

Herzen gelagert hatten, einen verklärenden Schimmer breitete. Nun wurde das Pack geöffnet, und ein prächtiger Kleiderſtoff nach dem andern wanderte daraus hervor und wurde im Strahl der freundlichen Juniſonne ausgebreitet. Da waren Gewebe aus Venedig, Mailand und Athen. Vor allem zog ein Stück Seidenzeug, welches die Farben des Regenbogens täuſchend wiedergab, die Blicke auf ſich.

„Herr Fugger ſchreibt mir,“ ſagte der Graf, „Ihr, Herr Ritter, würdet uns über dieſen koſtbaren Stoff beſondre Mittheilungen machen und uns vom Vaterlande deſſelben erzählen.“

„Dann iſt es freilich an mir, Euch zu ſagen, daß dieſer Stoff aus Oſtindien ſtammt und in einer der Webereien zu Kalkutta gefertigt worden iſt. Eben ſo ſind die Edelſteine und Perlen in dem Schmuck oſtindiſchen Urſprungs.“

„Und woher wißt Ihr das ſo genau?“ fragte Maria mit lebhafter Theilnahme.

„Weil dieſe Schätze mit andern auf einem Schiffe, das dem Herren Fugger in Augsburg gehört, aus Oſtindien gekommen ſind.“

„Damit habt Ihr aber meine Frage noch nicht beantwortet, Herr Ritter. Woher wißt Ihr das Alles? Seid Ihr dabei geweſen, als dieſe koſtbaren Dinge für Rechnung des Herrn Fugger in dem fernen Wunderlande gekauft wurden?“

„Niemand kann es beſſer wiſſen als ich,“ entgegnete der Ritter mit leiſer beſcheidener Stimme; „denn ich habe ſie ſelbſt dort gekauft.“

„Ihr?!“ rief der Graf erſtaunt, und die Familie betrachtete den fremden merkwürdigen Gaſt mit erhöhter Theilnahme. „So ſeid Ihr wohl ein Portugieſe, der ſich einen deutſchen Namen beigelegt?“

„Ihr habt recht, ich bin ein Südländer, aber im Dienſte des Fuggerſchen Hauſes zum Deutſchen geworden. Den Namen hat mir des Kaiſers Majeſtät ſelbſt gegeben.“

„Ah, Ihr müßt uns Eure Fahrten und Abenteuer erzählen!“ rief Maria begeiſtert, und ihr Auge hing ſo leuchtend und kindlich bittend an ſeinen Blicken, daß das warme ſüße Gefühl aus ſeiner Bruſt ſich ausbreitete und auch ihm das Auge erhellte. Er verſprach der holden Braut ihre Wünſche zu erfüllen. Und bald ſaß er an der reich beſetzten Tafel, zwiſchen Mutter und Tochter, von ihrer gaſtlichen Freundlichkeit bedient, und der ſüße Zauber holder Weiblichkeit löſete eine Rinde um die andre von ſeinem Herzen. Dieſer edle Mann, der eigentlich niemals noch die Freuden ſtiller gemüthlicher Häuslichkeit gekoſtet, wie ſie nur in deutſchen Häuſern und in deutſchen Herzen wohnt, vergaß hier, von ihren Blumengewinden ſanft umſchlungen und immer reizender und feſter gefeſſelt, ſein trübes Geſchick. Die milde Sonne herzlicher Theilnahme, gefühlvoller Menſchlichkeit ſchmolz raſch das Eis von ſeinem erſtarrten Herzen und weckte neue junge Frühlingstriebe darin. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er konnte über die Gefühle, die ihn beſtürmten, nicht klar werden. Mit ganzer Seele gab er ſich dem Reize hin, der ihn mit ſo vielen Fäden und Banden an mitfühlende menſchliche Herzen zog und feſſelte. Er fühlte ſich ſo glücklich und wohl, wie ſeit vielen ſchmerzvollen Jahren nicht; wie hätte er daran denken können, dieſen neuen Empfindungen zu widerſtehen? Der Ritter hatte den Plan gehabt, ſchon den folgenden Tag das Schloß wieder zu verlaſſen und in Wien die Ankunft des Kaiſers abzuwarten, aber die Freundlichkeit, mit der er ſich von den Gliedern des gaſtlichen Hauſes, ja ſelbſt von dem Knaben Martin behandelt ſah, ließ ihn dieſen Vorſatz gänzlich vergeſſen, und als er am vierten Tage ſich endlich erinnerte, daß länger zu verweilen, nicht ſchicklich ſei, und zum Aufbruch Anſtalt traf, trat der Graf zu ihm und ſprach: „Warum wollt Ihr nicht hier verziehen, bis wir Nachricht von der Annäherung des Kaiſers erhalten? Ihr habt dann immer noch volle Zeit, mit mir und den Meinigen nach Wien zu eilen und Sr. Majeſtät zu empfangen. So Ihr nun nicht erſt noch beſondre und dringende Geſchäfte in Wien zu verrichten habt, ſo verweilet in unſerm häuslichen Kreiſe. Ihr ſeid uns lieb und werth geworden, und wir möchten Eure Unterhaltung ſo lange als möglich genießen. Meine Maria wird nicht ſatt Euch zuzuhören.“

Ritter Johannes wurde durch dieſe Aufforderung angenehm überraſcht. Und als bald darauf der Knabe Martin heimlich zu ihm kam und ihm zuflüſterte: „Die Gräfin

Maria weint, daß Ihr das Schloß verlaſſen wollt; glaubt mir, ſie hat Euch ins Herz geſchloſſen, und wenn Ihr länger bleibt, werdet Ihr derſelben ſehr gefällig ſein,“ da vermochte er keinen Widerſtand zu leiſten. Vor Tafel wandelte er ſinnend allein im Speiſezimmer. Plötzlich trat Maria herein, eilte freudeſtrahlend auf ihn zu und ſagte: „Ihr bleibt bei uns bis zur Ankunft des Kaiſers! O wie erfreut Ihr mich mit dieſem Entſchluſſe! Habt Dank, habt tauſend Dank dafür! Und auch nach dem Empfang der Könige und den Feſtlichkeiten kehrt ihr wieder mit uns zurück. Ihr müßt mir noch viel erzählen von Spanien und von den unglücklichen Mauren und von Euern Seefahrten. Ich war noch nie ſo froh, als ſeit Ihr bei uns verweilt.“

Als das holde Kind ſo vor ihm ſtand und ihn mit den verweinten und nun wieder lächelnden treuen Augen anſah, da erkannte der Ritter mit ſüßem Schrecken, daß unvermerkt der Funke einer ſpäten Minne aus dieſen Augen in ſein Herz gefallen war und es in Brand geſetzt hatte. Und leiſe und mit faſt jugendlicher Befangenheit ſagte er: „Aber wird Euer Verlöbter, der Graf Schönborn, nicht darob zürnen?“

„Mein Verlobter!“ rief Maria mit einem Tone, der deutlich genug verrieth, ſie habe den ihr vom Kaiſer beſtimmten Bräutigam zeither gänzlich vergeſſen. „Darf und kann er zürnen, wenn mich Euere Unterhaltung ergötzt? Ich kenne ihn ja noch nicht, und wenn ich ihn vielleicht beklagten das Loos des unglücklichen Fräuleins von der Arken. «Der Kurfürſt will die alten Freiheiten vernichten; wir ſind nicht mehr ſicher. Hohn dem Plattenkopf! Wir müſſen uns ſelbſt zu Recht verhelfen; wir müſſen unſre Freiheiten retten und vertheidigen. Auf! bewaffnet Euch. Wir müſſen den Ritter Rudolf von Bachheim befreien!» So hörte man hundert und mehr Männerſtimmen in wüthendſter Aufregung rufen, während die Weiber dazwiſchen ſchrieen: «Und das edle Fräulein von der Arken laßt uns von ihrem läſtigen und widrigen Minnewart befreien, und ihr ihren rechten und rechtmäßigen Geſpons zuführen!»

Während dieſes wüſten und wirren Geſchrei's, rannte die wüthende Schaar nach allen Seiten, um ſich Waffen zu verſchaffen, ſo gut ſie deren habhaft werden konnte. Es war keine Stunde vergangen, als alle wieder an Ort und Stelle waren, mit Aexten, Beilen, Hacken, Miſt- und Heugabeln und andern Inſtrumenten des Ackerbaues und der bürgerlichen Gewerbe, ferner mit Spießen, Schwertern, Hellebarden, Kolben, Morgenſternen, Stangen und Knitteln bewaffnet, und unter Wilhelms Anführung ſtürzte die zügelloſe Maſſe mit wildem Geſchrei auf den erzbiſchöflichen am kaiſerlichen Hoflager geſehen, ſo hab' ich doch ſein nicht Acht gehabt. Und wahrſcheinlich kennt er mich eben ſo wenig. Wir wollen uns durch ihn gar nicht ſtören laſſen.“

Die Treuherzigkeit, mit der ſie das Alles ſprach, zeigte dem Ritter die Gefahr, in welcher er ſchwebte, aber dieſe Erkenntniß gab ihm nicht die Kraft, ſich ihr zu entreißen. Sein Auge hing mit ſchwärmeriſchem Ausdruck an Marias Zügen, ſeine Seele ſog durſtig jedes ihrer unbefangenen Worte ein, in welchen ſie unbewußt ihr eignes Herz an ihn verrieth. Mit Beſtürzung und mit Wonne hörte er aus dieſen unſchuldigen Plaudereien, las er aus ihren lächelnden Blicken, daß er von Maria ebenſo geliebt war, wie er ſie liebte. Dieſe Erkenntniß verſetzte ihn in einen ſüßen Rauſch, deſſen er ſein Herz nicht mehr für fähig gehalten hätte. Es war nicht der ſtürmiſche, leidenſchaftliche Taumel der Jugend, es war die ſanfte Wärme erhöhter und beſeligter Empfindung, die ſein ganzes Weſen durchdrang und erhob. Nichtsdeſtoweniger war ſeine Stimmung eine ſehr wechſelvolle; denn auf das ſtille Entzücken folgte oft in wenigen Augenblicken die tiefſte Schwermuth. Ein finſtrer Gram breitete ſeine mächtigen Fittiche plötzlich über ſein ſonnenlichtes Herz aus, wie ſchwarze Wolken ſchnell ein ſonnenhelles Gefilde überſchatten. Nicht ſelten vergingen ganze Nächte, in denen er das Lager meidend mit langen Schritten ſein Gemach maß, deſſen Wände dann von ſeinen Seufzern wiederhallten. Bald aber fehlte dieſen kummervollen Stunden auch der theilnehmende Gefährte nicht. Es war wieder der Knabe Martin, welcher ſich zu ihm geſellte und ihm ſeine Dienſte anbot; es that dem Ritter wohl, eine freundliche dienende Kinderſeele um ſich zu haben, und ſein argloſes Gemüth hatte keine Ahnung, daß die Schmeicheleien des Knaben, die das Herz des ſchmerzenreichen Mannes für ihn gewannen, nicht aus einem reinen Gemüth, aus einem ſeeliſchen Bedürfniſſe Martins hervorgingen. Auch von dem Knaben glaubte ſich der Ritter geliebt, und die ſtets um ihn beſchäftigte Dienſtfertigkeit deſſelben, die neugierig kindlichen Fragen, die Erzählungen von Marias Aeußerungen über ihn erwarben gar bald Martin die volle Liebe des Ritters. Und doch war Martin nicht, was er ſchien. Er war nichts als der bezahlte Diener des Grafen und der bezahlte Vertraute Marias. Es konnte nämlich den Hausgenoſſen nicht lange verborgen bleiben, daß irgend ein ſchweres und dunkles Geheimniß auf ihrem Gaſte liege. Er vermied ſorgfältig jede Andeutung über ſein Herkommen und ſeine Jugendſchickſale, und wenn ihn Maria kindlich naiv darum befragte, drückte er ihr die Hand und wandte ſich, das Auge voll Thränen, ab, ihr die Antwort ſchuldig bleibend. Die Mitglieder des gräflichen Hauſes erfuhren nichts weiter, als daß der Ritter ein freier und lediger Mann ſei, in Spanien geboren, daß er früh auf dem Meere gefahren und mit andern edlen Spaniern große Seereiſen gemacht, daß er durch die Verbindung des Erzherzogs Philipp mit der Erbin der ſpaniſchen Kronen in die Niederlande gekommen und hier mit Herrn Jakob Fugger bekannt geworden ſei, für deſſen Rechnung und Gefahr er ſchon einige Schiffe nach Oſtindien geführt habe und im Begriff ſtehe ein ſolches auch nach Weſtindien zu führen. Der Wunſch des Kaiſers, der ihm Aufträge ertheilen wolle, habe ihn jetzt nach Wien gerufen. Daß in dieſer Erzählung gerade die Hauptmomente verſchwiegen ſeien, war dem Grafen Florian klar, und ſeiner Tochter zartes Gefühl ahnete es wenigſtens. Den Grafen plagte die Neugierde, mehr über ſeinen merkwürdigen Gaſt zu erfahren, und deshalb ſtellte er den ſchlauen Martin zu der Rolle an, welche dieſer beim Ritter Süderland mit ſo großer Geſchicklichkeit ſpielte. Maria wurde von einem edlern Intereſſe getrieben, hinter das Geheimniß des ihr theuer gewordnen Mannes zu kommen, obſchon auch etwas weibliche Neugierde dabei mit im Spiele ſein mochte. Auch ſie wandte ſich, gleich ihrem Vater, an Martin, vertraute ihm ihre Herzenswünſche, beſchenkte ihn und trug ihm auf, dem Ritter ſein düſtres Geheimniß womöglich abzulauſchen. Aber Martin ging auf eigne Hand weiter und berichtete dem Ritter umſtändlich wie oft und was Maria von ihm rede, und was ſie nicht geſprochen hatte, das log er aus eignem Gelüſt hinzu, um ſich dem Fremden angenehm zu machen. So ſchmeichelte ſich der liſtige Knabe in des Ritters Gunſt, daß dieſer eine Art väterlicher Neigung zu ihm faßte. Unbewußt trug der edle Mann einen

Theil der Liebe, die für Maria in ihm entglommen war, auf den Boten derſelben über.

Ein ſchöner milder Sommerabend lockte den Ritter auf den Söller der Burg, der eine weite und köſtliche Ausſicht über den dunkelgrünen Gebirgswald darbot. In der Ferne erglänzte die Donau im Schimmer der untergehenden Sonne, wie ein breites goldnes Band; die Höhen verſchwammen im blauen Dufte des Abends. Der Graf war am Morgen nach Wien geritten, um Nachrichten über die bevorſtehende Ankunft des Kaiſers einzuziehen; die Hausfrau ſchaltete wirthſchaftlich mit den Dienſtboten; Maria war mit ihrer Zofe in den benachbarten Flecken gegangen und noch nicht wiedergekehrt.

Der Ritter überließ ſich, an die Bruſtwehr des Altans gelehnt, indem er den Blick in die frühlingsgeſchmückte Ferne ſchweifen ließ, dem Sturme ſeiner Gefühle. Bald weilte ſein Geiſt in einem andern Lande, bald war er wieder hier in den Räumen, die ihm ſo heimiſch geworden waren, bald traten ihm theure Geſtalten aus ſeiner Jugendzeit entgegen, bald umgaukelte ihn wieder Marias liebliches Bild. Seine Bruſt hob ſich mächtig, ein tiefes Stöhnen arbeitete ſich daraus hervor, Thränen ſchoſſen in ſeine Augen — er weinte. Eine zarte Hand legte ſich auf ſeine Schultern; er wandte ſich und ſah mit Beſtürzung Maria vor ſich.

„Ich wähnte Euch noch nicht zurückgekehrt, Gräfin,“ ſtammelte er.

„Und doch ſtehe ich ſchon minutenlang in Eurer Nähe und bin unwillkürlich Zeugin des heftigen Ausbruches Eures Schmerzes geweſen. Euch drückt ein ſchwerer Kummer, Ritter Süderland. Sollte es uns nicht möglich ſein, Euch von der Laſt deſſelben zu befreien?“ Sie blickte ihn dazu mit ſo kindlich frommen Augen an, daß er unwillkürlich die Hände faltete und mit den andächtigen Blicken zu ihr hinſah, wie ſie ein troſtbedürftiger Gläubiger wohl zu einem Bilde der Mutter Gottes emporhebt.

„Kein Sterblicher vermag mich von dieſem Kummer zu entlaſten,“ verſetzte er mit gedämpfter Stimme. „Ja Gott und alle Heiligen vermögen es nicht; denn ſeine Quelle liegt in der Zeit meiner Jugend. Auch iſt er von ſo furchtbarer Größe, daß es eine Grauſamkeit von mir wäre, Euer reines kindliches Gemüth auch nur mit dem kleinſten Theile deſſelben zu beunruhigen. Ihr, ein verkörperter Liebeskuß des Schöpfers, den er dieſen reizenden Bergen zuwarf, ſeid im Frieden aufgewachſen. In mir aber ſeht Ihr einen Mann, deſſen Bruſt den Schmerz faſſen mußte, ſich und Tauſende, die er liebte, vom Zorne Gottes niedergeſchmettert zu ſehen. Verlangt nicht mehr von meinem entſetzlichen Schickſale zu wiſſen; denn unter allen, die da leben, bin ich vielleicht — o warum ſag' ich vielleicht, da doch kein Zweifel obwalten kann — ja ich bin gewiß der unglücklichſte aller Menſchen. Nennet mir das herbſte Leid, das trübſte Mißgeſchick, das ein Menſch erdulden kann, es iſt gegen das meinige der

Schmerz eines Kindes über den Verluſt ſeines Lämmleins."

„Armer Unglücklicher!" flüſterte Maria die Augen voll Thränen. „Und doch ertrug der mehr, der für die Sünde der Welt am Kreuze ſtarb. Er bringt täglich und ſtündlich den Leidenden Troſt, die ſich ihm demüthig bittend nahen. Habt Ihr es ſchon verſucht?"

Der Ritter machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand, vor welcher Maria erſchrak. „Wie?" ſagte ſie beſtürzt und mit bebender Stimme, „glaubt Ihr nicht an Jeſum Chriſtum und an die erlöſende Kraft ſeines theuern Bluts?"

Der Ritter wandte ſich ab. „Fragt mich nicht!" ſtöhnte er endlich. „Laßt mich mein fürchterliches Schickſal allein tragen und untergehen. Ihr dürft nichts davon erfahren. Ich hätte nicht im Hauſe der Glücklichen verweilen ſollen. Doch mir wurde ſo unausſprechlich wohl in Euerer Nähe. Es war mir, als könnte auch ich des Friedens auf Erden theilhaftig werden. — Seht, wie er ſich mit dem duftigen Abend zu Thale ſenkt, wie er dort im Purpur des Weſthimmels die Bergſpitzen vergoldet! Hört ihn im Klange der Abendglocken von jenen Thürmen herab ſäuſeln! Fühlt ihn im ſüßen Kuſſe des kühlen Abendhauches! Ueberall iſt er, überall blühet, duftet und klingt er; am ſchönſten und reinſten in Euerm Herzen; nur in dem meinigen iſt er nicht! Ich bin der einzige Friedenloſe!"

„Auch Euch muß Gottes Friede zu Theil werden!“ rief Maria begeiſtert. „Ich laſſe nicht von Euch, räthſelhafter Mann, bis Euch Gott getröſtet. In meinem Herzen ruft mir eine Stimme zu: ich ſei berufen Euch zu retten.“

„Barmherzigkeit! Ihr erhöht meine Qual und wißt es nicht! Ein unſchuldiges Kind, ſpielt Ihr mit einer verderblichen Flamme. Weicht zurück vor ihr, damit ſie Euch nicht ergreiſe!“

„Ich will ſie löſchen mit reiner Hand, mit frommen Herzen.“ —

„O mein Gott! Mein Gott!“ jammerte der Ritter und rang die Hände.

„Wenn ich Euch etwas werth bin, wenn Ihr mir nur die kleinſte Freundſchaft ſchenkt, ſo öffnet mir Euer Herz.“

„Ihr mir werth, Gräſin? Ihr entreißt mir ein Geſtändniß, das nie über meine Lippen kommen ſollte. Ich liebe dich, Maria; aber ich darf dich nicht lieben. Dieſe Liebe iſt ein Verbrechen. Und nun laßt mich fliehen! Weit, weit über die Meere, die ich durchſegelt, und laßt mein gemartertes Herz mich an den Küſten des fernen Indiens begraben.“

„Nicht alſo, Ritter Johannes! Vertraut Euch mir ganz und laßt mich mit meinem Vater reden. Er liebt mich. Meine Verlobung mit dem Grafen Schönborn ſoll kein Hinderniß Eurer Rettung ſein. Sagt mir nur mit klaren Worten: Glaubt Ihr an Jeſum Chriſtum und die Sühnkraft ſeines heiligen Blutes?“

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſprochen, als der Ritter vom wildeſten Sturm der Gefühle überwältigt mit einem Wehlaut auf die Steinplatten des Bodens fiel und plötzlich Todtenbläſſe ſein Geſicht überzog. Entſetzt ſchrie Maria nach Hülfe. Martin ſtürzte herbei und lief nach andern Dienern. Der ohnmächtige Ritter wurde auf ſein Lager getragen, und ſchon nach wenigen Minuten ſchlugen die Flammen eines wilden Fiebers über ſein Haupt.

Funfzehntes Kapitel.

Schon ſeit mehren Jahren hatte Kaiſer Maximilian an dem Plan gearbeitet, ſich wieder enger mit dem ungariſchen Königshauſe zu verbinden, um dadurch neue Anwartſchaft auf die Kronen der Länder Ungarn und Böhmen zu erlangen. Ehemals, vor der Geburt des Prinzen Ludwig, als noch der mächtige Graf Johann Zapolya von Zips Hoffnung auf die Krone von Ungarn gehabt, war der König Sigismund von Polen, der Bruder des Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen, den Plänen Maximilians entgegen geweſen; denn die Gemahlin Sigismunds war die Schweſter Johann Zapolya's, und der Polenkönig unterſtützte ſeinen Schwager. Jetzt war Maximilian durch ſeine Enkel in den Stand geſetzt, die alten Pläne mit mehr Geſchicklichkeit auszuführen. Er dachte daran, den Kronprinzen Ludwig von Ungarn und Böhmen mit ſeiner Enkeltochter Maria, und die Schweſter deſſelben Anna mit einem ſeiner beiden Enkelſöhne zu vermählen. Eine Ausſöhnung mit König Sigismund ſollte mit dieſer Handlung verbunden werden. Die kleine Erzherzogin Maria war zu dieſem Behufe ſchon im Frühling von Brüſſel nach Wien gebracht worden und wartete mit glänzendem und zahlreichem Gefolge ſchon über drei Monate ihres Großvaters. Die Zuſammenkunft der drei gekrönten Häupter ſollte in Preßburg ſtattfinden, und König Wladislav war bereits in der Mitte des März dort angelangt, König Sigismund zu Ende deſſelben Monats. Aber Maximilian beeilte ſich nicht, ihnen die Hand zu bieten. Er litt an ſeinem alten oft wiederkehrenden Uebel; er hatte kein Geld zu dieſer Reiſe, die er doch, um ſich in ſeiner ganzen kaiſerlichen Majeſtät zu zeigen, ſo glanzvoll als möglich ausführen wollte. Er verkaufte deshalb erſt die große und reiche Herrſchaft Biberbach an Jakob Fugger für zweiunddreißigtauſend Gulden, ein Preis, der uns heutigen Tags in Erſtaunen ſetzt, da aus Steinen und Kräutern jetzt mehr gelöſt werden würde. Ein Beweis für die große Wichtigkeit des fuggerſchen Hauſes ſchon in jener Zeit iſt, daß auch der König von Ungarn dieſe Reiſe nicht ohne Herrn Jakobs Hülfe unternehmen konnte. Die Zugeſtändniſſe, die ihm dafür gemacht wurden, waren von der Art, daß ſich der Reichthum des Hauſes Fugger verdoppelte.

Der Kaiſer ſandte ſeinen Geheimen Rath, jenen berühmten und gewandten Augsburger Matthäus Lang, ſeit langer Zeit ſchon Cardinal von Gurk, deſſen er ſich in allen wichtigen Angelegenheiten bediente, als Geſandten

Pallaſt zu. Der Kurfürſt war am Morgen ſchon wieder nach Trier zurückgekehrt. Die Wachen verſuchten zwar Widerſtand zu leiſten, aber ſie waren in einem Nu niedergeworfen, die Thüren zerſchmettert, und Alles wich nun fliehend zurück, was ſich innerhalb des Hauſes aufhielt. Die von außen drangen aber unaufgehalten hinein; die Gefängniſſe wurden mit Jubelgeſchrei erbrochen, und der Ritter Rudolf von Bachheim hervorgezogen. Im Triumphe trug man ihn vor die Stadt und feierte ein bachanaliſches Siegsfeſt.

Kaum aber grauete der Frühlingsmorgen, ſo forderte der befreiete Ritter und der getreue Minneſänger die Menge zum zweiten Sieg auf, nämlich, ihnen nach Arkenhauſen zu folgen, und den Schandritter von Elz zu vertreiben. Die Weiber, welche den Kreuzritter nicht ohne Intereſſe betrachteten, ſtimmten ſogleich bei. Wilhelm ſang den Männern ein ermuthigendes Schlachtlied, und Müdigkeit, Schlaf und Trunkenheit waren vergeſſen; in hellen Haufen ſtürmte das Volk, lärmend und ſingend, dem Ritter Rudolf und dem Junker Wilhelm nach, die luſtig auf ihren Rößlein am Ufer der vom Morgenſtrahl gefärbten Moſel hinauftrabten. Der Zug der Nachtſchwärmer ging freilich nur langſam an die beiden königlichen Brüder nach Preßburg, während er ſelbſt in Augsburg verweilte, um vom Reiche und dem ſchwäbiſchen Bunde eine glänzende und anſehnliche Geleitſchaft zu ſeiner Reiſe nach Ungarn zu erzielen. Die Verhandlungen darüber zogen ſich aber gar ſehr in die Länge. Die ſchwäbiſchen Bundesſtände verſammelten ſich zur Berathung in Eßlingen und beſchloſſen dem Kaiſer ſechshundert neu in Roth gekleidete Fußknechte auf zwei Monate zu ſtellen, und hierzu wurden die ſchönſten, längſten und ſtärkſten Männer in allen zum ſchwäbiſchen Bunde gehörigen Städten auserwählt, die jede Stadt nach Augsburg ſtellen mußte. Außer dieſen zogen ihrer viele aus dem alten Geſchlechtern zu Augsburg, Nürnberg, Ulm, Conſtanz und andern Reichsſtädten auf eigne Koſten, um den Kaiſer zu ehren, ihm zu; ebenſo, da er bei allen Fürſten im Reich um einen ſchönen reiſigen Zeug und um die beſten Renner und Stecher nachgeſucht, ritt ihm, neben vielen Fürſten und vornehmen Geiſtlichen, ein großer Haufe von Grafen, Rittern und Edeln zu. Seinem Schatzmeiſter Jakob Villinger befahl der Kaiſer an Kleinoden, Perlen und Edelſteinen, Gold- und Silbergeſchirren, goldnen Tüchern, Sammet, Damaſt und anderem Seidengewand in allerlei Sorten und Farben einzukaufen, damit er ſich als Kaiſer ſehen laſſen und die Könige und ihre Diener angemeſſen beſchenken könne.

Auf dieſe Weiſe kam der Sommer herbei, eh Maximilian ſeine Reiſe antreten konnte. Die beiden Könige in Preßburg wurden des Wartens müde und fingen an am Kommen des Kaiſers zu verzweifeln, ſo daß ſie eine Geſandtſchaft an ihn ſchickten und ihn fragen ließen: ob es denn wirklich ſein Ernſt ſei?

Die glänzende Geleitſchaft des Kaiſers wurde nun vorausgeſchickt, um ihn in Wien zu erwarten. Dort langten in der erſten Woche des Monats Juli nacheinander an der Markgraf Caſimir und der Graf Berthold von Henneberg mit hundert Reiſigen und ſechsundvierzig Küriſern, welche weiße Standarten führten. Dieſen folgte des Kaiſers zahlreiches Hofgeſinde. Endlich ſtellte ſich auch der Cardinal von Gurk wieder ein und brachte mit ſich den Erzbiſchof von Bremen, gebornen Herzog von Braunſchweig, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, den Herzog Albrecht von Meklenburg und den Herzog Ulrich von Würtemberg. Ein große Menge von vornehmen und geringen Leuten bedeckte die Straßen nach Wien. Solch ein Zuſammenſtrömen von allerlei Volk war ſeit Menſchengedenken nicht geweſen.

Der Kaiſer langte am 8. Juli auf dem Schloſſe Hecking im Wienerwalde an, wo er ſich zwei Tage auszuruhen gedachte, bevor er die Stadt beträte. Er war nur von ſeiner vertrauten Dienerſchaft umgeben. Der Graf Florian von Iſſelſtein empfing ihn mit Ehrerbietung und ſtattete den Dank für ſich und ſeine Tochter ab.

„Ich ſeh' auf Euerm Antlitz einen trüben Schein, und daß Euer Töchterlein Euch nicht den kurzen Weg zu mir herüber begleitet hat, um mich und ihren Verlobten zu begrüßen, will mich faſt vermuthen laſſen, daß Euch ein häuslicher Kummer drückt,“ ſprach der Kaiſer zu ſeinem getreuen Feldoberſten. Auf ſolche Anſprache bat der Graf ſeinen gnädigen Herrn um eine geheime Audienz, die ihm ſogleich bewilligt wurde, indem der Kaiſer ſich mit ihm in ein Kabinet zurückzog. Hier erzählte der Graf dem Kaiſer, was mit dem Ueberbringer der Geſchenke geſchehen war und fügte hinzu: wie ſchwer erkrankt derſelbe danieder liege und wie Maria und ein kleiner Diener, den der Ritter Süderland beſonders lieb gewonnen, ſich in die Wartung deſſelben theilten, ja wie ſein Kind ſelten zu vermögen ſei, das Lager des Kranken zu verlaſſen und ſich ſelbſt Ruhe zu gönnen. Im Fieber habe der Kranke aber höchſt ſeltſame Dinge geſprochen, welche dem Glauben, zu dem er erſt ſchon Veranlaſſung gegeben, beſtärkten, daß ein außerordentliches Geheimniß auf dieſem Manne ruhe. Maria bewahre über dieſe Aeußerungen, die nur ſie meiſt gehört, ein tiefes Schweigen. Ueberhaupt ſei das heitre Kind wie verwandelt. Oft ſähe man ſie an des Ritters Lager knieen und inbrünſtig beten, ihr Frohſinn ſei dahin, und auf ſeine und der Mutter bekümmerte Fragen über dieſe auffallende Wandlung pflege ſie nur mit Thränen zu antworten. Doch habe ſie feierlich erklärt, ſie könne nun und nimmer die Gemahlin des Grafen von Schönborn, noch überhaupt eines andern Mannes werden. Dies Alles bereite ihm den größten Kummer.

Der Kaiſer ſchüttelte das Haupt mißmuthig über ſolche unerwartete Kunde.

„Der Fugger hat Euch da in meinem Namen einen böſen Boten ins Haus geſchickt. Wir werden Mühe haben, das wieder zu beſſern.“

„Kein böſer Bote iſt der Ritter,“ verſetzte der Graf, „vielmehr ein edler ſanfter Mann, voll Kenntniſſe und Lebenserfahrung, den ich und meine Hausfrau herzlich lieb gewonnen haben. Er war uns ein werther Gaſt geworden. Aber ein bös Geſchick hat unſre Freude in Leid verkehrt. Es ſcheint, daß mein Kind irgend wie und wahrſcheinlich durch das Fieberreden des Ritters hinter deſſen Geheimniß gekommen iſt, und es muß dieſes ein unſeliges und ſchlimmes ſein, da es ihr alle Lebensfreude geraubt und ihren kindlichen Frohſinn in ſo thränenreiche Trauer verwandelt hat. Helf mir Gott! Sie iſt noch mein einzig Kind und die Hoffnung meines Alters.“ Der abgehärtete Kriegsheld war nahe daran in Thränen auszubrechen.

„Das muß anders werden in deinem Hauſe, Graf Florian,“ ſagte der Kaiſer gutmüthig. „Die verſtorbene Kaiſerin war deines Kindes Gotte, und ich erachte die Maria als meine eigne Pathe. Darum hatt' ich ihr auch den Schönborn zum Ehewirth zugedacht. Der finſtre Gaſt muß fort. Ich kenne das düſtre und unheimliche Geheimniß dieſes Mannes; es ſoll und darf nicht deinem Kinde und dir den Frieden rauben. Dann wollen wir die Maria zu den Feſten führen, die ich den beiden Königen geben werde. Das wird ſie zerſtreuen. Und dann ſchnell Hochzeit gemacht, und du und die Mutter ihr begleitet die junge Frau an meinen Hof. Dort ſoll's ihr nicht an Luſt und Freude fehlen. Und ſo wollen wir ſie von dem Gebreſte heilen, das ihr der unſelige Ritter gebracht hat.“

Dabei lächelte der hohe Herr ſo ſüß, daß ein weniger bekümmerter Vater ihm wohl hätte anſehen können, daß ihm perſönlich viel daran liege, die jugendliche Pathe an ſeinem Hofe zu haben. „Vorab,“ fuhr er fort, „wollen wir die Wunderkraft einer heiligen Reliquie an dem holden Töchterlein verſuchen. Ich führe in einem ganz abſonderlichen Schreine allerlei gute Remedia bei mir.“ Damit ging er auf einen langen mit ſchwarzem Tuche überzogenen Kaſten zu, der an der Wand des Kabinets am Boden ſtand, zog einen Schlüſſel aus der Bruſttaſche und öffnete den ſeltſam geformten Schrein. „Kannſt du ahnen, welch' eine Lade dies iſt? — Nein! Ich will es dir ſagen, Florian. Es iſt mein Sarg!“ Seine Stimme wurde weich und zitterte vor Wehmuth. „Ich bin dies Frühjahr in mein ſiebenundfünfzigſtes Jahr getreten, und es iſt Zeit, daß ich mich vorbereite dies Häuslein zu beziehen. Zwar hab' ich all mein Lebtag mich nicht vor dem Tode geſcheut, dem unſer Herr und Heiland den bittern Stachel genommen, und ſeit ich als junger Gemsjäger auf der Martinswand ihm ins Auge geſchaut, bin ich vertraut mit ihm geworden. Er hat mich auch verſchont bis zu dieſer Stunde, aber mir ahnt, er werde nicht allzulange mehr an mir vorübergehen. Meine Jugendfreunde und Geſpielen ſind meiſt alle ſchon durch das finſtre Grabesthor gezogen; die Könige und Fürſten, mit denen ich in Frieden und Krieg verkehrt, ſind faſt alle heimgegangen, die ſchönen Frauen, die ich einſt geliebt, hat der Tod blaß geküßt. Die Reihe wird bald auch an mich kommen. Als ich dies Frühjahr an meinem Schloſſe in Inſpruck bauen ließ, machten es mir die Werkleute in keinerlei Weiſe recht, da kam plötzlich der Gedanke über mich, ich ſolle mich ferner nicht kümmern um dieſes fürſtliche Haus, aus dem ich doch bald ausziehen müſſe; es zieme mir vielmehr mir ein andres Häuslein bauen zu laſſen, in dem ich die müden Glieder beſſer ausruhen könne, als in ſolch ſteinernem Schloß, und ich ging zu meinem Nachbar Schreiner, mir den Sarg zu beſtellen. Und damit ich überall und zu aller Zeit eingedenk ſei, daß mir nicht viel Andres als zu ſterben mehr auf Erden übrig bleibe, hab' ich beſchloſſen, den Todtenſchrein mit mir zu führen, wohin ich auch fahre. Und drin hab' ich allerlei Kleinod, nicht Perlen und Edelſteine, nicht Gold und Silber, nicht Tand und Geſchmeid. Es ſind heilige Reliquien darin und gottſelige Gebetbücher, geweihte Kerzen, Agnus Dei und Heiligenbilder, lauter Schätze und Zehrpfennige für die letzte Reiſe. Gott helfe mir hier zu einem guten Ende und zu einem noch beſſern Anfang drüben!“ Ein paar helle Thränen rollten ihm über die grauen Wangen herab; er ſah in dieſem Augenblicke ſehr ehrwürdig aus. Der Graf war ſo ergriffen, daß er kein Wort ſprechen konnte. Der Kaiſer langte aus dem Sarge eine kleine mit rothem Sammet überzogene Schachtel und übergab ſie dem Grafen: „Es iſt eine Locke vom Haupte des heiligen Märtyrers Stephan, und ſein Blut iſt noch daran zu ſehen. Sie iſt ein Geſchenk des frommen Papſtes Pius II. an meinen Vater und hilft gegen all übermäßiges Leid und großen Kummer. Ein feines güldnes Kettlein iſt daran befeſtigt, das hängſt du deinem Kinde über den Hals, ſo daß ihr die Locke auf das betrübte Herzlein zu liegen kommt. — Doch ich will ja ſelbſt mit Euch reiten, Graf, und da will ich dem lieben Kinde die Reliquie ſelbſt anhängen und die Wirkung ihrer Wunderkraft beobachten.“

Maximilian ſprach die letzten Worte abermals mit einem feinen ſinnlichen Lächeln, welches im ſcharfen Contraſte zu ſeinen Sterbegedanken und dem wunderlichen Reiſegeräth ſeines Sarges ſtand. Dies Lächeln zeigte zur Genüge, daß er noch immer ein gutes Stück von jenem fröhlichen Minnewart war, der allen ſchönen Frauen zu Hofe geweſen; auch hatte er wirklich ſeit dem unbetrauerten Tode der Kaiſerin, der ihn vor vier Jahren von der Ungeliebten erlöſt, manchen kleinen Minnehandel nicht verſchmäht. In der That hatte auch das Leben der Kaiſerin, um die er ſich nie viel bekümmert, ihn von heimlichen und geräuſchloſen Liebesabenteuern nicht abgehalten. Wenn man ſich den Kämmerer des Kaiſers, den Grafen Schönborn, dem er ſeine ſchöne Pathe Maria zur Gemahlin beſtimmt hatte, näher ins Auge faßte und das große Intereſſe erwog, welches er für die reizende junge Gräfin an den Tag legte, ſo mußte man auf den Gedanken kommen, er beſchäftige ſich trotz ſeiner ſechsundfunfzig Jahre doch lieber noch mit dem blühenden Leben als mit dem kaltem Tode, und der Sarg als Reiſebegleiter ſei nur ein Erzeugniß der weichlichen Empfindungen, die ihn oft zu beherrſchen pflegten. — Auch konnte er jetzt nicht verbergen, wie ärgerlich er darüber war, daß der Aufenthalt des Ritters Süderland im Hauſe des Grafen von Iſſelſtein ſeinen kaiſerlichen Pathenplänen mit Maria in die Quere gekommen ſei. Voll von dieſem Aerger und Verdruß ſetzte er ſich auch zu Pferde, um, nur von einem Diener begleitet, der kleinen traurigen Schwärmerin die heilende Locke des heiligen Stephan ſelbſt auf das kranke Herzchen zu legen.

Der bekümmerte Vater führte den verdrießlichen Kaiſer an das Bett des kranken Ritters. Ein rührender Anblick bot ſich ihnen dar. An dem Bette kniete Maria in tiefes Gebet verſunken, die Hände ſtill gefaltet, den feuchten Blick nach oben gerichtet.

„Mein Kind,“ redete ſie der Graf an, „des Kaiſers Majeſtät iſt gekommen, deine Huldigung anzunehmen.“

Die Jungfrau erhob ſich und verneigte ſich ſtumm und demüthig vor dem Reichsoberhaupte.

„Ich will Euch mit nach Wien nehmen, liebe Pathe,“ ſagte Maximilian mit der ihm eigenthümlichen Leutſeligkeit, die ihm ſtets zu Gebot ſtand, wenn er wollte. „Ich werde die beiden Könige dorthin einladen und die Vermählungsfeſte dort feiern. Eure Gegenwart ſoll mir aber dieſe Feſte verſchönern.“

„Verzeiht mir, mein gnädigſter Kaiſer und Herr,“ erwiederte Maria mit feſter Stimme, „wenn ich Euerm Befehl nicht nachkommen kann. Aber ein Höherer und Mächtigerer als Ihr hat mir anders befohlen, und dieſem empfangenen Befehle muß ich mich fügen.“

Der Kaiſer und der Vater ſahen ſich ob dieſer ſeltſamen Rede verwundert an. „Und was iſt das für ein Befehl, dem Ihr zu gehorchen gewillt ſeid?“ fragte der Erſtere.

„Unſer Herr und Heiland hat mir ſeine unbefleckte ſchmerzensreiche Mutter, die heilige Jungfrau Maria, als Botin zugeſandt und mir wiſſen laſſen, daß ich durch unabläſſiges Gebet die Seele dieſes kranken Mannes vom ewigen Verderben zu retten und ihr das Licht des ewigen Heils gewinnen kann. In Demuth erkenne ich die hohe Gnade, die mir durch ſolche Sendung zu Theil geworden iſt, und betrachte ſie als heiligen Befehl, dem alles Irdiſche nachſtehen muß. Es iſt meine Pflicht den Kranken zu warten und zu pflegen, und wenn er geneſt, wie ich hoffe, ihn zum Glauben an Chriſti erlöſendes Blut zu bekehren. Hat es der hochgelobte Gott aber anders über ihn beſchloſſen, ſo bin ich für ſeine Seele verantwortlich und muß ſie durch Gebet und gottſeligen Wandel aus dem Fegfeuer erlöſen und den himmliſchen Freuden zuführen."

Obgleich dieſe Worte keineswegs nach des Kaiſers Sinn geredet waren, ſo machten ſie doch einen ſtarken Eindruck auf ihn. So weltlich auch Maximilian geſinnt war, ſo hatte er doch ein tiefes und gläubiges Gefühl für die Eindrücke der Religion, ja er war ſogar von allen abergläubiſchen Vorurtheilen ſeiner Zeit in Bezug auf das Ueberſinnliche befangen.

„Ihr könnt und mögt immerhin dem Himmel dienen, und Euer frommes Gebet wird ſicherlich der Seele dieſes kranken Mannes förderlich ſein," ſagte er etwas verſtimmt, „aber Ihr dürft auch nicht vergeſſen, daß Ihr der Welt angehört und ein minneſehnſüchtiger Bräutigam Euch zum Hochzeitreigen führen will."

„Kein irdiſcher Bräutigam ſoll meiner warten. Die heilige Jungfrau ſelbſt hat mich mit ihrem Sohne verlobt. Ich bin eine Braut des Herrn. Droben aber im ewigen Lichte wird der Herr ſelbſt meine ſo heiligem Dienſte geweihte Seele der geretteten und dem Himmel gewonnenen Seele dieſes Mannes vermählen. Alſo hat es mir die Mutter Gottes ſelbſt gelobt."

„So wißt Ihr, wer dieſer Mann iſt, und kennt ſeine Schickſale?" rief der Kaiſer von einem unangenehmen Gedanken ergriffen.

„Ich weiß es, ich kenne ſie. Er hat mir in ſtiller vorwärts, und bald leuchtete der volle Tag über den Fluren.

Ritter Gobbelin von Elz hatte den ganzen Tag über vergeblich gewartet, das Fräulein Guta werde ſeinen dringenden Bitten nachgeben und ihm einen Beſuch auf ihrem Zimmer geſtatten; er erhielt ſtets die Antwort, das Fräulein ſei noch immer krank, und könne ihn unmöglich bei ſich ſehen; er möge ſich nur gedulden, bis ſie ihn einladen laſſe. Der Anſtand erlaubte ihm nicht, noch zudringlicher zu ſein, und er ſuchte ſich die Zeit mit ſeinen Freunden, von welchen mehre noch Tags über auf dem Ritterhauſe angekommen waren, ſo gut wie möglich zu vertreiben. Sie zechten und ſpeiſten, beſahen ſich Haus und Garten und waren bis in die ſpäte Nacht fröhlich beiſammen. Als aber am andern Morgen das Fräulein noch immer nicht nach Ritter Gobbelin verlangte, begannen ſich die Herren allmählich zu langweilen, und dem Einen und dem Andern wandelte die Luſt an, einen Morgenritt zu machen; auch ſprach Mancher die Sehnſucht nach dem lebendigen bunten Treiben des Jahrmarkts in Coblenz unverholen aus, welches freilich für die einſamen lebensfrohen Herren

Nacht alles vertraut. Er hat ſeine Hand in die meinige gelegt, damit ich ihn zu Chriſti Heerde führe, und die Himmelskönigin hat unſern Bund geſegnet."

Der Unmuth des Kaiſers ſtieg; doch war er Meiſter der Verſtellung, um ihm jetzt nicht Worte zu geben. „Ich hab' Euch ein heiliges Geſchenk mitgebracht," ſagte er ablenkend; das Euch werth ſein wird. Es iſt eine wunderthätige Reliquie. Kommt in das Gemach Eurer Frau Mutter, wo ich ſie an Euerer Bruſt befeſtigen werde."

Er ging mit dem Grafen, ohne ſich beſonders um den Kranken bekümmert zu haben, der ſtill vor ſich hingelegen, als nähme er an dem, was um ihn vorging, keinen Theil und höre die Rede nicht.

„Ich werde Euch meinen Leibarzt heute noch herüberſchicken," ſagte der Kaiſer zum Grafen, „und er wird erklären, daß der Kranke ſofort in einer Sänfte nach Wien gebracht werde, damit er ihn in ſteter Aufſicht habe. Will Maria nicht von ihm laſſen, gut, ſo begleitet ſie ihn dahin. Dort wird es uns beſſer gelingen, als hier, ſie wieder für das Leben zu gewinnen. — Jetzt aber will ich mit dem Ritter reden." Sobald Maria das Krankenzimmer verlaſſen hatte, verfügte ſich der Kaiſer dahin und verſchloß die Thür. Die Diener hörten wohl zuweilen Laute eines heftigen Geſprächs, aber ſelbſt Martin, der ſich aufs Lauern gelegt hatte, ſchien nichts verſtanden zu haben; wenigſtens leugnete er es. Als der Kaiſer heraustrat und ſich in die Frauengemächer verfügte, war er ſehr aufgeregt und verſank während der übrigen Zeit des Tags in ein tiefes Nachdenken. Nachdem er der ſchönen Schwärmerin die heilige Locke umgehängt, verließ er, vom Grafen begleitet, in großer Verſtimmung das Schloß. Am Abend langte der Leibarzt an und fand den Zuſtand des Kranken weit weniger bedenklich, als er nach des Kaiſers Bericht gefürchtet hatte. Kaum hatte der gelehrte Medicus von fern angedeutet, daß es ſich nothwendig machen werde, den kranken Ritter in Wien zu haben, als dieſer mit leidenſchaftlicher Haſt ausrief: „Ja, das iſt auch mein Wunſch. Ich möchte das Schloß lieber heute noch als morgen verlaſſen, um dem wackern Grafen und ſeinen Hausgliedern nicht länger zur Laſt zu ſein. Ich getraue mir mein Pferd zu beſteigen und die kurze Reiſe zu machen.“

„Nicht alſo!“ verſetzte der Arzt, froh, ſtatt auf Widerſtand zu ſtoßen, ſolche entgegenkommende Bereitwilligkeit zu finden. „Ich werde Euch vielmehr einen kaiſerlichen Wagen ſenden, der Euch morgen in der Frühe nach Wien bringen ſoll.“ — Als der Arzt ſich wieder entfernt hatte, trat Maria ein. Ihr Weſen war ernſt und gemeſſen. Süderland ſah ihr an, daß ſie einen großen Schmerz überwunden hatte, und eine wehmüthige Freude kam deshalb über ihn. Sie gemahnte ihn wie eine Heilige, die die irdiſche Schwachheit überwunden und auf deren Zügen der Himmel ſeinen Siegesglanz widerſtrahlen läßt. Ihr Auge leuchtete in frommer überirdiſcher Begeiſtrung.

„Ihr werdet uns verlaſſen,“ ſagte ſie mit weichen Tönen, durch welche die Wehmuth als letzter Nachhall des irdiſchen Schmerzes hindurch zitterte, „und ich ehre Eure Großmuth, mit welcher Ihr dem liebloſen Befehl des Kaiſers entgegenkommt. Auch ich werde mich nicht widerſetzen. Wenn ich Euch auch nicht mehr mit meinen Händen warten kann, meiner Seele können ſie nicht wehren, Euch zu dienen, für Euch zu leben und zu beten.“

„Ich danke dir mein ſüßes frommes Kind. Deine Liebe hat mich ſchon geſund gemacht. In kurzer Zeit werde ich wieder ſo viel Kräfte gewonnen haben, um Wien wieder verlaſſen zu können.“

„Und wohin werdet Ihr gehen?“

„Weit über die Meere in die fernen Indien. Dort trägt ſich die Laſt meines Unglücks leichter als hier.“

„Und warum nicht lieber in Euer Vaterland, zu Euerm Volke? Dort würdet Ihr glücklich ſein.“

„Maria, ich habe kein Vaterland; ich gehöre keinem Volke an. Ein heimathloſer Wandrer durchzieh' ich die Erde, und wie mein Schatten folgt mir mein dunkles Schickſal. Ueberall bin ich fremd auf der Welt, und die Sehnſucht nach dem Beſitz eines Herzens, das mein ſei und mich liebte, muß ſich ungeſtillt verbluten.“

„Und wenn ich dir nun folgte, Johannes, wie dein Geſchick? Wenn ich dein Geſchick verſöhnte durch mein dir dargebrachtes Herz?“

„Um Gott nein, Maria! Ich darf dein Opfer nicht annehmen. Wir müſſen uns auf ewig trennen. Es wäre grauſam von mir deine Schritte an die meinigen zu feſſeln und deinen Frieden auf ewig zu zerſtören. Denn ich würde ſo ſchwach oder ſo ſtark ſein, für dich nach einer Krone zu greifen, die mir gehört, und dich mit dem Glanze einer Königin zu umgeben. Ich würde dich in das leidenſchaftliche Gewirre eines wilden Völkerkampfes reißen. Ich würde für dich ein Vaterland, ein Volk gewinnen wollen und würde dich vor meinen Blicken untergehen ſehen, oder noch ſchrecklicher: du würdeſt eines Tags mein blutendes Haupt zu deinen Füßen rollen ſehen, das Haupt eines überwältigten Empörers. Denn der Gipfel meines Elends iſt, daß von meinem Volke die Thatkraft gewichen! Nein, nein, wir müſſen uns trennen, Maria. Ich kann deinen Eltern die Gaſtfreundſchaft nicht lohnen, indem ich ihnen die Tochter raube."

„Als ob ich ihnen noch angehörte! Aber du haſt recht. Ich begreife deine große edle Seele. Wir müſſen uns auf Erden trennen. Ach! und des unausſprechlichen Jammers! Wir ſind auch im Himmel getrennt ewig, ewig getrennt." Und troſtlos weinend ſank ſie in die Kniee. „Weh mir und dir, daß es meinem Gebete nicht gelungen iſt, dich zum Glauben an Jeſum Chriſtum zu bekehren! Ich werde mich todt härmen, daß ein ſo edler Mann auf ewig verdammt iſt." Und ſie richtete ihre Blicke auf ihn, in welchen ſich Liebe und Zärtlichkeit, Frömmigkeit und Verzweiflung ſeltſam vereinigten. Der

Kranke trocknete ſich den Angſtſchweiß von der Stirn. Er ſchwieg, aber er faßte des armen Mädchens Hand und hielt ſie mit krampfhaftem Zittern. Er wollte ſprechen, er kämpfte mit ſich ſelbſt, aber er drückte endlich beide flachen Hände vor das todtenbleiche, ſchmerzzuckende Geſicht und ſchluchzte: „Nein, ich kann dich nicht belügen! Wahr zu ſein gegen dich und gegen mich ſelbſt iſt mir die heiligſte Pflicht. Ich kann nicht an deinen Chriſtus glauben, wie du es thuſt. Mir iſt er ein edler großer Menſch, ein Prophet Gottes, aber nimmer kann ich mich überzeugen, daß er ſelbſt Gott ſei. Dieſer Glaube dünkt mir ein Frevel an Gott zu ſein. Ich kann nicht glauben, daß ein Menſch durch ſeinen Tod alle, die da glauben, er ſei Gott, von ihren Sünden reinigen und von der göttlichen Strafe erlöſen könne. War er Gott, was hat er dann für Verdienſte um ſeine Anbeter, indem er für ſie geſtorben? Kann ein Gott ſterben? Kann ein Gott Schmerzen und Leiden erdulden? War er aber ein Menſch, was kann mir ſein Tod helfen? Und kann endlich ein ſterbliches Weſen zugleich Gott und Menſch ſein? Maria, ich kann das helle Licht meines Geiſtes nicht verdecken, um im Dunkeln dieſen Chriſtus anzubeten.“

Sie hatte ſich das Haupt verhüllt und weinte laut. Eine lange und peinliche Pauſe wurde nur von ihrem Schluchzen ausgefüllt. Endlich ermannte ſie ſich und ſagte mit leiſer weicher Stimme:

„Gott mag mir gnädig verzeihen, wenn ich ſündige, aber ich kann Euch ſo nicht ſcheiden laſſen, als wäret Ihr mir ein blutfremder und gleichgültiger Mann. Deshalb gewährt mir eine flehentliche Bitte. Ihr dürft mir dieſen letzten Wunſch nicht verſagen."

„Verlangt mein Leben, und ich gebe es freudig für Euch hin, Maria."

„Nein! Behüten will ich Euer Leben, wenn ich nicht mehr um Euch ſein, nicht mehr Sorge für Euch tragen kann. Ich bitt' Euch: nehmt den Knaben Martin als Euern Leibdiener mit Euch, nehmt ihn als mein Geſchenk! Ich will ihm anbefehlen, daß er Euch bewache und pflege, daß er ſtets um Euch ſei und jeden Euerer Wünſche erlauſche. Dann werd' ich wenigſtens etwas ruhiger euretwegen ſein und mir einbilden dürfen, ich ſelbſt ſchalte und walte um Euch."

„Wird Euer Vater den Knaben entbehren können?"

„Ich habe ſchon mit ihm darüber geſprochen. Er wird Euch den Martin gern überlaſſen."

„Ihr beglückt mich mit dieſem Geſchenke. Ihr gebt mir einen guten Hausgeiſt mit auf meine einſamen und weiten Wege durch die Wüſte der Welt. O wie rührt mich Eure Vorſorge! Wie bin ich Euch ewig dankbar verflichtet! Ich werde Martin halten, wie wenn er mein Sohn wäre. Sein Anblick wird mich jede Minute an die holdſelige Jungfrau erinnern, deren ſchönes, reines Herz mir, dem unglückſeligen Fremdling, eine heilige Freiſtätte wurde; er wird mir die Erinnerung in der Seelfeſt halten, daß es mir vergönnt war, noch eine Stunde wehmüthigen Glücks zu genießen.“

Sie verließ ihn innerlich gehoben und geſtärkt und doch im Zwieſpalt mit ihren religiöſen Ueberzeugungen. Sie mußte den Mann lieben und achten, den ihr kirchlicher Glaube als ewig verloren und verdammt bejammerte. Aber in ihrer reinen Seele ſtand der Vorſatz feſt, nicht im Gebet für ſeine Erleuchtung und Bekehrung zu ermatten. Voll großer Gefühle ſuchte ſie Martin auf, um den Knaben mit ſeiner neuen Beſtimmung bekannt zu machen. „Begleite ihn, wie ſein Schatten,“ ſagte ſie bittend, „ſei ihm ein treuer Diener und Gefährte! Suche jedes Trübſal von ihm abzuwenden! Schirme ihn mit deinem eignen Leibe! Lege dich auf die Schwelle ſeines Schlafgemachs nieder! Erfreue ihn, womit du kannſt!“ Der Knabe empfing pfiffig lächelnd ihre Befehle und eine volle Börſe, ihre Erſparniſſe, und verſprach dafür Alles, was ſie wollte. Er war froh, ſeine eignen Wünſche ſo ſchnell erfüllt und ſich dafür auch noch ſo reichlich belohnt zu ſehen.

Am frühen Morgen des folgenden Tags langte der Wagen an; der Ritter dankte mit wenigen, aber innigen Worten ſeinen Pflegern und verließ das Schloß. Der Graf dankte im Stillen ſeinem Schutzheiligen, daß die Sache ſo leicht verlaufen war, und die guten Eltern dachten nun wieder ernſtlich an die nah bevorſtehende Vermählung ihres Kindes.

Sechszehntes Kapitel.

Der Kaiſer ordnete, kaum in Wien angekommen, Geſandte an die beiden Könige ab, welche ſie zu ihm nach Wien zu kommen einladen ſollten. Zu König Wladislav ſchickte er den Erzbiſchof von Bremen, den Markgrafen Caſimir von Brandenburg, den Ritter Wilhelm von Toggenburg und den gelehrten Kanzler Doctor Cuſpianus. Sie fanden den König auf dem Schloſſe Kittſee an der Donau. Zu König Sigismund wurden geſandt Herzog Wilhelm von Bayern, Chriſtoph Rauber, Biſchof zu Laibach, Balthaſar Merklin, Probſt zu Waldkirchen und der Ritter Johann Marx, welche ihn zu Haimburg antrafen.

Am folgenden 15. Juli zog der Kaiſer mit ſeinem herrlichen Gefolge von Wien aus, den Königen entgegen und kam in einer eigens hierzu gebauten, prachtvollen Sänfte bis nach der Feſtung und dem Markte Trautmannsdorf, wo er übernachtete. Von hier ſandte er dem König Wladislav eine der ſeinigen gleiche neue mit Purpurſammt überzogene Sänfte zum Geſchenk. Nicht weit von Trautmannsdorf auf einer am Bergwalde, die Haard genannt, gelegenen Wieſe hatte Maximilian einen Baum errichten laſſen, um damit den Ort der Zuſammenkunft zu bezeichnen.

Am Morgen des 16. Juli erhob ſich der prächtige Kaiſerzug gegen jenen Hügel. Voran zog der Hauptmann zu Neuſtadt, Melchior von Maßmünſter, im ganzen Küraß auf einem getigerten Pferde und führte zweihundert mit Harniſchen und rothen Rennröcklein angethane Reiſigen; ihnen folgten des Kaiſers Hofgeſinde nebſt vielen Bürgern und Kaufleuten aus den Reichsſtädten, welche ſich, um dieſes Feſt mit anzuſehen, dem Haufen beigeſellt hatten, prächtig herausgeputzt und mit goldnen Ketten behangen. Hiernächſt ritten des Cardinals von Gurk und des Herzogs Ulrich zu Würtemberg Hofleute, an achthundert Pferde. Dieſen folgten dreizehn Edelknaben, in ſchwarzen Sammt gekleidet, auf ſchönen hohen Roſſen, und wiederum auf dieſe ſechs Ehrenholde in ihren Perſevanten-Kleidern mit zwölf Trompetern und dem Heerpauker. Hierauf ritten die geiſtlichen Fürſten, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Bremen, Regensburg, Paſſau und Seckau mit den Herzögen Ludwig aus Bayern und Albrecht von Meklenburg. Jetzt erſchienen, dem Kaiſer nach Gebrauch voran, die kaiſerlichen Thürhüter mit weißen Stäbchen in den Händen. Maximilian ließ ſich in ſeiner mit rothem Sammt überzogenen, mit ſchwarzen Sammt ausgeſchlagenen Sänfte tragen, in welche Farben auch die nebenher gehenden

Knaben und Pferdeknechte gekleidet waren. Maximilian war im halben kaiſerlichen Ornat mit dem Purpurmantel und Hermelin. Zu beiden Seiten der Sänfte begleiteten ihn viele Grafen und Herren von Adel aus den kaiſerlichen Erblanden zu Fuß. Der Cardinal von Gurk in der Mitte der Geſandten von Spanien und England folgte dem Kaiſer. Hernach ritten, gleichfalls in ſchwarzen Sammt gekleidet, der Oberhofmeiſter Wilhelm von Rappoltſtein, der Kanzler Cyprian von Serentin, der Schatzmeiſter Jakob Villinger, der öſtreichiſche Kanzler Johann Schneidpeck, Jakob Fugger, Balthaſar Merklin, Probſt zu Feldkirch, Marquart von Stein, Domprobſt zu Bamberg, die Brüder Melchior und Ulrich Pfizing, Pröbſte zu Nürnberg und andere kaiſerliche Räthe und der ganze Hofſtaat, alle in prachtvollen ſeidnen Kleidern und mit goldnen Ketten behangen.

Den Nachzug hatte der reiſige Zeug mit ſeinen Trompetern und Heerpaukern. Vor demſelben ritt der kaiſerliche Hofmarſchall Leonhard Rauber in einem lichten Küraß und Waffenrock von güldnem Stück auf einem geligerten und geharniſchten Roß. Im folgte ein Haufe in lichtem Harniſch und ſchwarzer Kleidung. Dann Markgraf Caſimir von Brandenburg gleichfalls auf einem geligerten Pferde, in Güldenſtück und Scharlach gekleidet, neben ihm Graf Berchtold von Henneberg. Ihnen nach Markgraf Caſimirs auserleſene Reiterei in rother Kleidung mit güldenen Ketten, köſtlichen Helmkleinoden und anderm Schmuck eine ſtarke Lockung war. So wurde denn einmüthig ein Ritt beſchloſſen, und Ritter Gobbelin, in der Meinung, der läſtige Kreuzritter ſei lange begraben und Niemand auf der Welt im Stande, ihm die Braut und ihr Erbtheil ſtreitig zu machen, entſchloß ſich, um nicht allein zurückzubleiben, ſeinen Freunden Geſellſchaft zu leiſten. Sie verließen das Ritterhaus, ohne das Fräulein geſehn zu haben.

Dieſe hatte nun zwei Nächte und den einen Tag in wahrer Todesangſt um den Minneſänger und ihren Geliebten zugebracht. Vergebens wartete ſie von einer Friſt zur andern, der getreue Wilhelm kehrte nicht wieder, und keine Kunde kam von ihrem Rudolf. Eine ihrer Zofen war ſtets auf der Warte des Hauſes, um auszuſpähen; jede kehrte ohne Troſt zurück. Da erwachte endlich der verzweifelte Vorſatz in ihrer Seele, die Flucht allein zu verſuchen; denn es war ihr heiligſter Wille, eher zu ſterben, als Gobbelins Weib zu werden.

Und in ihr ſchreckenumnachtetes Herz leuchtete ein bleicher Freudenſtrahl, als der ihr ſo widrige Ritter mit dem Troß ſeiner Freunde und Kumpane das Haus verließ. So eilig als nur möglich, raffte ſie ihre Habſeligkeiten zuſammen, ließ zwei Pferde ſatteln und ſprengte mit ihrer Lieblingszofe geziert, ſammt dem übrigen fränkiſchen Adel mit weißen Standarten. Hierauf die Grafen, jeder in ſeiner Livrei, als Graf Georg von Montfort, Graf Georg von Schaumburg, Graf Hoyer von Mannsfeld, ein Graf von Weſterburg und Graf Johann von Hardeck, welcher ſammt ſeinem Pferde von Gold, Perlen und Edelſteinen über und über glänzte. Ihnen folgte der oberöſtreichiſche Adel, achthundert Reiter ſtark. Der ganze Nachzug beſtand in achtzehnhundert Berittenen, welche mit ihren großen Federbüſchen, goldnen Ketten, köſtlichem Schmuck von Perlen und Edelſteinen, prächtigen Kleidern und Fahnen überaus luſtig anzuſehen waren.

Den Zug der beiden Königsbrüder eröffnete eine große Menge Huſaren mit zweigetheilten roth und weißen Fähnlein. Dann ein Haufe Moskowiter in blauer Kleidung mit hohen weißen Hüten und mit Bögen bewaffnet. Ein Haufe Tartaren. Wieder ein Trupp ungariſcher Huſaren; die Trompeter und Heerpauker beider Könige, deutſch gekleidet. Nun die ungariſchen und böhmiſchen Adelsherrn mit höchſter Pracht. Hiernächſt ritt der kleine Prinz Ludwig, gekrönter König von Ungarn und Böhmen, im rothen golddurchwirkten Scharlach mit gepüfftem Haar und einem ſchwarzſammtnem Baret, auf einem ſchönen und köſtlich gezierten Roſſe, begleitet von vielen ungariſchen und böhmiſchen Herren zu Fuß. Ihm folgte ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Anna im güldnen Stück, mit güldner Kette, Armgeſchmeide und Edelſteinen herrlich geſchmückt, aufeinem breiten, vergoldeten und mit Bildern übermalten Wagen ſitzend, der von acht weißen Roſſen gezogen wurde. Nebenher gingen abermals viele Herren von Adel. Nach ihr ritt König Sigismund in rothem Scharlach mit einem ſeidnen Hut bedeckt und von einer Menge polniſcher Herren zu Fuß begleitet. Endlich kam König Wladislav in ſeiner neuen Sänfte und um ihn eine große Anzahl ungariſcher Prälaten und Magnaten. Darauf folgten der Cardinal von Gran, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe Gregorius von Colocza, Georg zu Fünfkirchen, Ladislaus zu Waitzen und Michael zu Bosnia, die polniſchen Biſchöfe, Reichsräthe, Palatine, Woiwoden und andre Herren.

Als beide Heere dem aufgerichteten Baume nah gekommen, blieben ſie in ihrer Ordnung ſtehen, die kaiſerliche Vor- und Nachhut rückte aber auf den Hügel und ſtellte ſich gegen Sonnenaufgang, ſo daß die Sonne ſich tauſendfältig in ihren blanken Harniſchen ſpiegelte. Die Ungarn erſchraken bei der Maſſe des Volks und einige Magnaten ritten eilig zu den beiden Königen und ſtellten vor: zu Frieden, Bündniß und Heirath brauche man ſo viel Eiſen nicht. Es ſei bedenklich, daß beide Könige und die königlichen Kinder ſich dem mit ſo furchtbarer Macht herangezogenen Kaiſer blindlings anvertrauen wollten. Sie hielten für rathſam, ſich einen Weg zum Rückzug offen zu halten. König Sigismund verwarf aber im guten Vertrauen auf den Kaiſer dieſen Vorſchlag, und ſo zogen ſie ebenfalls bis zum Hügel.

Sobald der Kaiſer den Baum erreicht hatte, ließ er die Decke von ſeiner Sänfte nehmen. Sogleich naheten ihm die beiden Könige und die königlichen Kinder. Und weil Wladislav nicht gut auf ſeinen Beinen ſtehen konnte, ſo war vorher ſchon ausgemacht, daß kein königlicher Fuß in Bewegung geſetzt werden ſollte. Die beiden Sänften wurden dicht aneinander geſtellt, Sigismund und Ludwig hielten zu Pferd auf der einen, der Wagen Anna's auf der andern Seite. Maximilian reichte ihnen nach einander die Hand und ſprach den lateiniſchen Oſterfeſtſpruch: „Dies iſt der Tag, den der Herr gemacht hat; laſſet uns ſeiner freuen und fröhlich ſein!“ Sigismund erwiederte ebenfalls lateiniſch: „Nun wolle Gott, daß dieſe unſre Zuſammenkunft der ganzen Chriſtenheit nützlich und heilſam ſein möge!“ — Und weil Wladislav für ſich ſelbſt nichts zu ſprechen wußte, ſo wiederholte er mit Weinen dieſe Worte ſeines Bruders. Drauf unterhielt ſich der Kaiſer mit den beiden ungariſchen Königskindern, und ſie blieben ihm keine Antwort ſchuldig und wußten mehr zu ſprechen als ihr Vater. —

Die Unterhaltung der Könige dauerte an anderthalb Stunden. Dann wurde im nahen Walde eine kleine Jagd abgehalten und ein Hirſch gefangen. Hierauf begann das Banket an Tafeln, die am Waldrande errichtet waren. Alles Volk aber lagerte ſich um zu eſſen und zu trinken. Die Könige thaten auf die neue Freundſchaft und Eheverbindung manchen guten Trunk, und ihre Heere ſtimmten jubelnd ein. Als der Tag ſich zu neigen begann, ließ der Kaiſer den Königen und ihrer Begleitung das Nachtlager in den benachbarten Städtchen, Flecken, Schlöſſern und Dörfern anweiſen. Er ſelbſt übernachtete mit den Seinigen in Laxenburg. Der Tag war bis zu Ende hell und freundlich geweſen.

Der folgende Morgen brachte Regen, der den ganzen Tag anhielt, wodurch die Freude des Einzugs in Wien geſtört wurde. Was nicht zum Zuge ſelbſt gehörte, eilte Rennens nach Wien, um in die Herberge zu kommen. — Es zogen aber den Königen aus der Stadt 1500 Bürger und Bürgerſöhne, alle in Roth gekleidet, eine Viertelmeile entgegen. Dieſen folgten die 600 Mann Fußvolk vom Reich mit fliegenden Fahnen. Bis an das Thor gingen entgegen alle Ordensperſonen, welche alles Heilthum der Stadt Wien mit ſich trugen. Hinter ihnen zogen die Schulknaben in großer Menge, jeder mit einem Fähnlein einher. Hierauf die ganze Prieſterſchaft der Stadt Wien, die Profeſſoren und Studenten der Univerſität und endlich die Handwerkszünfte mit ihren Fahnen, deren an ſechzig gezählt wurden.

Der Einzug dauerte über zwei Stunden, und waren über viertauſend Pferde. Doch verdarb der anhaltende Regen alle Freude. In der Stadt angelangt, verfügten ſich die königlichen Perſonen in die St. Stephanskirche, an deren Haupteingang ſie der Biſchof Georg von Wien inmitten ſeiner Prieſter empfing und über ſie den Segen ſprach, worauf die kaiſerliche Kapelle das Te Deum anſtimmte. Den König Wladislav und deſſen Kinder nahm der Kaiſer mit ſich auf die Burg; dem König Sigismund wurde das ſogenannte Haſenhaus zur Herberge angewieſen. Der folgende Tag war Ruhetag; der Kaiſer beſchenkte ſeine Gäſte mit köſtlichem Güldenſtück und lud ſie auf den andern Morgen zur öffentlichen Verſammlung ein. Um acht Uhr dieſes Tags, des 19. Juli, kamen die gekrönten Häupter, die königlichen Kinder, ihre Fürſten, Räthe, Erzbiſchöfe und Biſchöfe, zuſammen an hundert Köpfe, in dem dazu beſtimmten Saale zuſammen, in welchem drei Throne errichtet waren. Den mittlern nahm der Kaiſer ein; zu ſeiner Rechten ſaß der Ungar=, zu ſeiner Linken der Polenkönig.

Maximilian erhob ſeine Stimme und hielt eine kräftige Rede, welche faſt eine Stunde dauerte. Zuerſt gab er Gott die Ehre, daß er die Herzen zu ſolcher freundlichen Begängniß gelenkt. Dann dankte er beiden Königen, daß ſie mit ſo langer Geduld ſeine Ankunft, deren Verzögerung er mit Gründen entſchuldigte, erwartet und nun ſeiner Einladung nach Wien Folge geleiſtet hätten. Hierneben wünſchte er, daß dieſe Zuſammenkunft zur Erweiterung der Ehre Gottes, zu Heil und Wohlfahrt der Chriſtenheit und zur Unterdrückung des Erbfeinds des chriſtlichen Namens gereichen und ausſchlagen möge. Hierauf gab er der Verſammlung zu vernehmen, wie es ſeit Anbeginn ſeiner Regierung ſein höchſtes Verlangen geweſen, ein mächtiges Heer wider den Erzfeind der Chriſtenheit ins Feld zu führen und die herrlichen chriſtlichen Länder, welche die Türken in ihre Gewalt bekommen, wieder zu erobern. Wiewohl er nun ſolches zeither ſtets mit Mund und Herzen gewünſcht, auch deſſen öfter gegen die Reichsſtände erwähnt, ſo habe er doch wegen der Kriege, zu welchen er durch die Könige von Frankreich, die Herzoge von Geldern und Venedig und andre ſeine und des Reichs Feinde genöthigt worden, zur Vollziehung dieſes ſeines Vorhabens niemals gelingen können. Nun gab er ſieben Wege an, wie die Türken zu beſiegen ſeien, und verbreitete ſich über die Mittel, durch welche die Zwietracht in der Chriſtenheit aufgehoben und die Potentaten mit einander vereinigt werden könnten. Endlich ermahnte er beide Könige, daß ſie, in ihre Länder zurückgekehrt, nach ſolchen Mitteln und Wegen trachten wollten, damit ein längſt erwünſchter Kriegszug einmal ins Werk geſetzt werden möchte, wozu er Leib und Gut und Alles, was der höchſte Gott ihm verliehen, getreulich dranzuſetzen erbötig und geſonnen ſei.

Die ganze Verſammlung war tief ergriffen, Manche bis zu Thränen gerührt. Der Cardinal von Gran, als päpſtlicher Legat, nahm das Wort und dankte dem Kaiſer im Namen beider Könige und der ganzen Chriſtenheit für Sr. Majeſtät guten und allergnädigſten Willen mit dem Erbieten, daß beide gegenwärtige Könige nebſt andern hohen Potentaten der Chriſtenheit ſich diesfalls, wie chriſtlichen Königen wohl anſtehe, verhalten wollten.

Hierauf ging die Verſammlung zur Tafel. Abends war Tanz, bei welchem die Prinzeſſin Maria von Spanien zuerſt aus ihrem Loſament im Palaſt des Grafen von Cilli von ihrem Hofmeiſter und Hofſtaat begleitet, von vielen Grafen und Herren auf die Burg eingeholt, den Gäſten vorgeſtellt wurde. Sie ließ dieſelben vom Probſt von Waldkirch in einer Rede bewillkommnen, welche Peter von Premislav auf König Sigismunds Befehl beantwortete. Dann nahm die liebliche Maria zwiſchen den beiden ungariſchen Königskindern Platz, und der Tanz begann.

Die beiden folgenden Tage wurden mit Berathſchlagungen über die bevorſtehende Handlung ausgefüllt; der Adel übte ſich in ritterlichen Spielen.

Der Tag Mariä Magdalenä, der 22. Juli, wurde zur Vermählung der königlichen Kinder beſtimmt.

Um neun Uhr zogen die Könige nach der Stephanskirche; dieſe war mit niederländiſchen Tapezereien köſtlich verhängt und die Geſtühle mit güldenem Stück ausgeſchlagen. Der Kaiſer und die Könige nahmen ihre Stellen zur rechten Seite des Chors; nächſt ihnen ſtand Prinz Ludwig. Darauf folgten in der Ordnung mehre Reichsfürſten, Geſandte und die vornehmſten ungariſchen, polniſchen und böhmiſchen Herren. Auf dem Geſtühle mitten im Chor nahmen die beiden Prinzeſſinnen ihren Sitz, und neben ihnen ſtanden abermals Fürſten und Grafen und vornehme Frauen und Fräulein. Zur Linken des Chors hatten die geiſtlichen Fürſten ihren Platz nebſt ihren Prälaten und Pröbſten. Der Biſchof von Wien hielt das Hochamt, und die kaiſerliche Hofkapelle muſicirte. Dann hielt der Kaplan des Cardinals von Gurk, Richard von Peruſia, eine Rede. — Der Kaiſer erhob ſich. Er trug eine rothſammtne Schaube, und das güldne Vließ hing um ſeinen Hals. An ſeinem rothſammtnen Baret ſtrahlte ein großer Diamant. Sein ganzer Anzug war auf eine Million Goldes geſchätzt. Gemeſſnen Schritts verfügte er ſich in die Sakriſtei; die hohen Reichswürdenträger folgten ihm. Hier ließ er ſich den ganzen kaiſerlichen Ornat anlegen und die Krone aufſetzen. Die Fürſten trugen ihm Reichsapfel, Scepter und Schwert vor, und alſo trat der Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation in ſeiner Majeſtät wieder in den Chor und auf das mittlere Geſtühle. Ein ungariſcher und ein böhmiſcher Großer führten ihm die Prinzeſſin Anna zu, und der Cardinal von Gran vermählte ſie dem Kaiſer als Stellvertreter eines ſeiner Enkelſöhne. Nach Auswechslung der Trauringe, redete der Kaiſer die Prinzeſſin alſo an: „Im Namen unſrer beiden abweſenden Enkel haben wir Ew Liebden jetzt das Wort der Vermählung gegeben, ſo daß Ihr an einen derſelben von heute an vermählt und ehelich verſprochen ſein ſollt; und weil mein Enkel Karl die Königreiche Caſtilien und Aragonien, ingleichen ſein Bruder

Ferdinand das Königreich Neapel zu erben und zu erwarten hat, ſo erklären und ernennen wir hiermit Ew. Liebden zur Königin und wollen Euch zu einer ſolchen gekrönt haben.“ — Mit dieſen Worten ſetzte er ihr eine goldne Krone auf das Haupt.

Auf dieſe Vermählung folgte ſofort die zweite. Prinz Ludwig trat mit der Infantin Maria auf das Geſtühle, und beide wurden vom Cardinal ehelich eingeſegnet. Der Bräutigam war neun, die Braut beinah zehn Jahr alt.

Nach vollendeter Ceremonie, als Alle zu ihren Plätzen zurückgekehrt waren, überreichten die Reichs- und Hofmarſchälle dem Kaiſer, den beiden Königen und dem Prinzen Ludwig jedem ein Schwert, womit ſie mehr als zweihundert Herren aus faſt allen europäiſchen Nationen zu Rittern ſchlugen; doch hatte dieſe Würde damals ſchon ihre eigentliche Bedeutung verloren. Endlich ſprach der Cardinal von Gran den Segen, worauf alle Trompeter eine Fanfare bließen, bis die Hofkapelle den ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmte, in welchen alles Volk ſingend einfiel.

Um 1 Uhr war die feierliche Handlung vorüber, welcher das Haus Oeſtreich die Kronen von Ungarn und Böhmen verdankt. Die ſpaniſchen Königreiche ſind ihm verloren gegangen; Neapel gehorcht keinem Oeſtreicher mehr, Navarra hat einen andern Herrn, die Niederlande ſind nicht mehr öſtreichiſch; in Amerika hat das Kaiſerhaus nichts mehr zu befehlen; Ungarn und Böhmen ſind ihm geblieben bis auf den heutigen Tag.

Nachmittags war ein großes Renn- und Stechſpiel auf dem Neuen Markt, welchem männiglich zuſtrömte.

Abends hielten der Erbſchenk und Geheimſter Rath des Kaiſers, Freiherr Siegmund von Dietrichſtein und Fräulein Barbara, Tochter des Freiherrn Georg zu Rottal, Obriſten Hofmeiſters der Infantin Maria, Beilager auf der Burg, und der Kaiſer richtete die Hochzeit aus, weil Bräutigam und Brautvater bei ihm in hoher Gnade ſtanden. Der Bräutigam ward vom Kaiſer und dem König Wladislav zur Trauung geführt. Ein glänzendes Hochzeitmahl und ein Tanz beſchloſſen die Feſtlichkeiten des Tags.

zum Thore hinaus. Ihr Plan war, ſich in Coblenz nach dem Schickſale ihres Rudolf und des Minneſängers zu befragen, und wenn ſie über keinen etwas erfahren könnte, ſich männliche Kleider zu verſchaffen und zu ihrer Baſe zu entfliehn.

Der Morgen war heiter und ſchön, wie der vorhergegangene Tag, und die Helmbüſche des Ritters Gobbelin und ſeiner Begleiter weheten munter in der Luft; ihre hellen Waffen glänzten gleich Spiegeln im Strahl der friſchen Morgenſonne, und die klaren Wellen der Moſel warfen ihr Bild zurück.

«Bei unſerer heiligen Jungfrau!» ſagte Gobbelin von Elz, «ich möchte wiſſen, ob Severin den Auftrag, den ich ihm zuertheilte, pünktlich erfüllt hat. Es iſt doch ſonderbar, daß er uns nicht nach Arkenhauſen nachgefolgt iſt. Es muß ihm etwas zugeſtoßen ſein.»

«Und ſelbſt dann, wenn Severin ſo feige geweſen wäre, Euere Befehle nicht zu vollziehen, edler Herr Ritter,» verſetzte Leupold, Gobbelins Wappner, «es würde Euch wahrlich keinen Schaden bringen. Wenn Rudolf von Bachheim auch noch lebte, er müßte ſich verkriechen und vor Euerer Macht flüchten. Rudolf iſt arm und ohne Freunde. Er verſchwendete all' ſein Vermögen,

Siebenzehntes Kapitel.

Mit dem Erbſchenken von Dietrichſtein und dem Fräulein zu Rottal hatte nach des Kaiſers Willen und Abſicht noch ein zweites Brautpaar ehelich verbunden werden ſollen. Dies war der Kämmerer Graf von Schönborn und die Gräfin Maria von Iſſelſtein. Aber der Kaiſer ſowohl, als ſein Kämmerer und der Graf Iſſelſtein, welcher ſich in der nächſten Umgebung des Kaiſers befand, beobachteten ein geheimnißvolles Stillſchweigen darüber. Die Gräfin von Iſſelſtein war mit ihrer Tochter zwar auch nach Wien gekommen, um den Feſtlichkeiten beizuwohnen; man hatte aber beide nur bei der Zuſammenkunft des Kaiſers und der Könige geſehen, und ſie wurden an den folgenden Tagen im Gedränge und der Bewegung der Feſtlichkeiten nicht vermißt.

Maria lag krank in ihrer Wohnung, und ihre Mutter war ihre Wärterin. Maria war krank am gebrochnen Herzen. So lange der Ritter auf der Burg ihres Vaters geweſen war, hatte ſie ſich ſtark gefühlt. Die Anſpannung ihrer Seelenkräfte hatte ſie nicht dazu kommen laſſen, über ſich ſelbſt nachzudenken und ihren ſchmerzlichen Gefühlen Raum zu geben. Mitten im Feſtgewühle erloſch aber die Abſpannung, und ſie brach zuſammen, wie eine vom Sturm geknickte Blume. Ihre Mutter wurde von unſäglicher Angſt erfaßt, daß ſie auch dieſes letzte und geliebteſte Kind verlieren möchte; ſie ſaß ſtill weinend an Marias Lager. Und das blutende Herz des Kindes erſchloß ſich dem blutenden Herzen der Mutter, und dieſe wurde die Freundin der Tochter. Maria verſchwieg ihr nichts; ſie entdeckte ihr das überwältigende Geheimniß, welches der Ritter im Fieber in ihre Bruſt niedergelegt hatte, und welches zu tragen ſie zu ſchwach war; ſie enthüllte ihr den ungeheuern aus dieſem Geheimniß hervorgewachſenen Schmerz. Die liebende, zagende Mutter begriff, daß die Gewalt der in der Seele ihres Kindes aufgeglühten Liebe im Kampfe mit dieſem von außen hereingeſtürzten Rieſenſchmerze das ſchwache Gefäß zertrümmern müſſe. Aber aus der erhaltenen Mittheilung ſchöpfte ſie Hoffnung. Ach was ergreift nicht ein Mutterherz zur Rettung eines Kindes!

„Verzage nicht, mein Kind!“ tröſtete ſie. „Du wirſt die Gattin des Ritters werden, und es wird dir gelingen, ſeine Seele zu retten und dem Himmel zuzuführen. Ich ſelbſt werde den Kaiſer dafür zu gewinnen wiſſen.“

„O Mutter! Mutter! Er iſt krank an Leib und

Seele, und ich kann nicht an ſeinem Bette beten, kann ihn nicht warten und pflegen. Wenn er ſtürbe und führe zur Hölle, trüge ich nicht die Schuld? Würde nicht Gott einſt ſeine Seele von mir fordern? Iſt nicht die Mutter Gottes ſelbſt mir erſchienen und hat mir ſeine Rettung befohlen?"

„Mein Kind, wir wollen uns dem hochwürdigen Biſchof von Wien anvertrauen. Er wird dich abſolviren. Oder haſt du zu einem andern Prieſter Vertrauen? Die vornehmſten geiſtlichen Fürſten mit ihren Diaconen ſind hier verſammelt. Wir wollen reiche Opfer auf den Altar der heiligen Mutter Kirche niederlegen. Wir wollen dir Ablaß erkaufen. Und genügt dir das nicht, und meinſt du, daß St. Peters Nachfolger, das Oberhaupt der Kirche, allein dir den rechten Frieden wieder gewähren könnte, ſo wollen wir nach Rom wallfahrten und eine Meſſe ſtiften in der St. Peterskirche."

„Ja Mutter, nach Rom wollen wir pilgern!" rief Maria, von dem Gedanken ergriffen, in fieberhaft freudiger Bewegung. Aber nicht ohne den armen Ritter. Wir müſſen ihn bereden, daß er uns begleite. Dort wollen wir ihn in den Tempel der Chriſtenheit führen, zu dem alle gläubigen Völker des Abendlandes wallen, und am Hauptaltare wollen wir zu ſeinen Seiten knien, und den Hochgebenedeiten um ſeine Erlöſung anflehen. Und gieb Acht, Mutter! Es wird ein Wunder geſchehen, daß er an Chriſtum glaube. Komm, Mutter, komm!"

Und die hochbegeiſterte Schwärmerin ſprang auf vom Lager.

„Wohin willſt du, mein Kind?“ fragte die ängſtliche Frau.

„Kannſt du fragen, wohin? Giebt es auf der weiten Erde noch einen zweiten Platz, wohin ich gehen möchte und könnte? An ſein Bett wollen wir. Ich will den edeln Mann pflegen, ich will dort für ihn beten, daß er geſunde. Dorthin gehör' ich, und ich ſterbe vor Sehnſucht, wenn du mich nicht zu ihm führſt. Dorthin ruft mich der Engel des Herrn, damit das hohe Wunder ſeines dreimalheiligen Namens offenbar werde an dem Ungläubigen.“

„Wir wiſſen nicht, wo ſeine Herberge iſt, und es iſt Nacht, mein Kind. Dein Vater iſt bei Hofe. Wir können ſie jetzt nicht erfragen. Auch biſt du ſelbſt krank und mußt erſt wieder geneſen.“

„Ich bin geſund und ſtark. Wir dürfen nicht zaudern; wir müſſen nach Rom pilgern, zum ewigen Gnadenborn.“

„Warte nur bis morgen. — Auch hab' ich für dieſen Spätabend eine weiſe Frau beſtellt, die dein Gebreſte beſprechen wird. Du kennſt ſie, die alte Zigeunerin, die ſchon in Flandern uns zuweilen beſuchte und auch hier oft auf unſerm Schloſſe geweſen iſt und mit ihrer geheimen Kunſt uns manchen guten Dienſt geleiſtet hat. Sie iſt mir heute in der Stadt begegnet, und ſie hat mir ihre Hülfe, um die ich ſie anſprach, zugeſagt. Sie wird uns gewiß auch guten Rath geben; denn ſie weiß viel aus Erfahrung und geheimer Wiſſenſchaft. Auch kommt vielleicht morgen Martin zu uns und ſagt uns an, wo ſein neuer Herr herbergt.“

Mit ſolchen begütigenden und tröſtenden Worten beruhigte die Mutter die ſchwärmeriſche Aufregung Marias. Während ſie noch ſprachen, meldete die Zofe die weiſe Frau und führte auf Befehl der Gräfin ein altes gebücktes Mütterchen herein. Sie warf das Nebeltuch ab und begrüßte die Frauen. Es war Karracha, die Zigeuneraltmutter.

Die Alte ſetzte ſich an Marias Bett und ließ ſich die Hand der kranken Jungfrau reichen.

„Du leideſt Herzenspein, mein Kind,“ ſprach ſie und heftete ihre klugen Augen auf die Linien der Hand. „Ein hoher Herr iſt Euch in keuſcher Minneglut ergeben, aber ein großes Hinderniß liegt zwiſchen ihm und Euch. — Gebt mir eine Schale voll reinen Waſſers, damit ich Euch die Bruſt befeuchte und das Leid aus dem Herzen waſche.“

Die Gräfin gab ihr das Verlangte und erzählte dabei vom Ritter Süderland. Karracha fragte ſchlau und vorſichtig. Mutter und Tochter berichteten eifrig, was die Alte zu wiſſen wünſchte. Die Zigeunerin horchte immer geſpannter, doch äußerlich gleichgültig. Dann, als die Waſchung mit Zauberſegen vorüber war, nahm ſie Marias Hand wieder.

„Eine Krone ſchwebt über ſeinem Haupte,“ fuhr ſie lauernd fort, und wenn das Recht auf Erden herrſchte, würde er der König eines mächtigen Volks ſein. Und Euch, ſchöne Maria, würde er als ſeiner geliebten Herrin die Krone zu Füßen legen."

Ueberraſcht von dieſen Worten, beichtete Maria mehr, und was ſie nicht enthüllte, fügte ihre Mutter hinzu.

Mitten in dieſer Unterhaltung ſtürmten raſche Schritte zur Thüre herein, und beim Scheine der Lampe erkannten Mutter und Tochter den Knaben Martin.

„Martin! Martin, kommſt du endlich!" rief ihm Maria in haſtiger Freude zu und ſtreckte die Arme nach ihm aus. „Erzähle ſchnell, iſt dein Herr wieder geſund, und warum biſt du nicht eher gekommen, es mir zu melden?"

„Ach, gnädige Gräfin, ich kann Euch nicht ſo erfreuliche Kunde ſagen," verſetzte der Knabe mit betrübten Mienen. „Mein armer, unglücklicher Herr war kränker als je und nahe daran ſeinen Geiſt aufzugeben. Ich konnte ihn unmöglich verlaſſen, und erſt heute hat ſich's wieder mit ihm gebeſſert."

„Ach, Mutter, es ahnete mir!" ſeufzte Maria. „Im Traume iſt er mir erſchienen."

„Ja, auch hat er fort und fort von Euch geſprochen und Eure Hülfe angerufen."

„Ich komme! ich komme! Doch ſage, wo iſt Eure Herberge?"

„Im Kloſter der Väter Bernhardiner, deren Pflege er vom Kaiſer beſonders empfohlen worden iſt. Der Leibarzt hat ihn täglich mehrmals beſucht, und die Mönche ſind eifrig bemüht geweſen, alle Vorſchriften deſſelben zu erfüllen. Aber er wollte von keiner Hand Arzneien annehmen, als von der meinigen, und ſo oft ich zu ihm trat, flüſterte er den Namen Maria, gleichſam als ſähe er Euch ſelbſt vor ſich.“

Maria weinte und lachte vor Wonne, ſie faltete die Hände, um zu beten und brachte doch nur den Namen des geliebten Mannes über die Lippen.

Die Zigeunerin rüſtete ſich mit auffallender Haſt zum Aufbruch.

„Du willſt gehen?“ fragte die Gräfin verwundert. „Und du verſprachſt mir doch dieſe Nacht bei meiner Tochter zu wachen und deinen Zauberſegen öfter über ihr zu ſprechen?“

„Seht Ihr nicht, daß er ſchon gewirkt hat?“ verſetzte Karracha. „Meine Gegenwart iſt nicht mehr nöthig. Doch will ich morgen wieder nach ihr ſehen. Aber ſie wird morgen geſund ſein, wie der Vogel in der Luft.“ — Und mit dem reichen Geſchenke der Gräfin ging ſie von dannen. Auf der Straße förderte ſie ihre Schritte, als habe ſie die Laſt der Jahre von ſich geworfen und eile auf den Flügeln der Jugend dahin. So gelangte ſie in eine entfernte Vorſtadt und trat in den Hof eines alten großen Hauſes. Ein winkliges Hintergebäude nahm ſie endlich auf, und aus einem düſtern Gaden ſchallten ihr die muntern Töne des Cymbals entgegen.

Toni tanzte mit Sonaca.

„Pepindorio!" herrſchte ihm ſeine Großmutter zu, „laß jetzt Tanz und Spiel. Ich habe einen köſtlichern Fang gemacht, als wir jemals in den Fuggerſchen Bergwerken gethan. Aber noch bin ich meiner Sache nicht ganz gewiß. Wir müſſen uns ſogleich und ohne Verzug überzeugen."

„Was iſt's, Altmutter?" riefen die Zigeuner und umſtanden die Alte in Haufen.

„Wenn mich nicht Alles trügt, ſo hab' ich den Eidi*) entdeckt, den wir ſeit Jahren vergeblich geſucht. Schnell, Pepindorio," wandte ſie ſich zu ihrem älteſten Sohne, „wirf deinen Mantel um und gehe in das Kloſter der Bernhardiner. Dort liegt ein Ritter krank, Namens Süderland. Gieb dich für einen Arzt aus, der ihn ſchnell vom Gebreſte befreien will. Und ich wette all mein kremnitzer Gold gegen einen Heller, du wirſt den Mann erkennen, der uns zu reichen und angeſehenen Leuten machen ſoll."

Eine allgemeine freudige Bewegung entſtand in der ſpärlich erhellten Spelunke.

„So wird uns," fuhr Karracha fort, „die Hochzeit der Könige mehr einbringen, als dem Kaiſer Maximilian. Und wenn er es iſt, den wir geſucht haben, ſo müſſen wir morgen einen Eilboten nach Brüſſel an Suleima ſchicken und ihr die Freudenbotſchaft mittheilen."

---

*) Herr, Gebieter.

Antonio hatte ſich entfernt und kehrte bald in ſtattlicher Kleidung zurück. Niemand hätte den Zigeuner wieder in ihm erkannt. Ein Burſch folgte ihm als Diener und beide verließen die Herberge, um ſich nach dem bezeichneten Kloſter zu begeben.

Sonaca ſprang zu Karracha hin, zog eine prächtige Nadel aus ihrem glänzend ſchwarzen Haar und rief: „Sieh, Altmutter, dies Kleinod hat mir heute, als ich auf dem Neuen Markt tanzte, ein ſchmucker, junger Herr geſchenkt, ein ſtattlicher Bub in ſchwarzer Sammtſchaube.“

„Ei, ei!“ ſchmunzelte die Alte, „das iſt ja ein werthvoller Stein und mit Perlen eingefaßt! Fürwahr, dieſe Nadel iſt einer ſo ſchönen Prinzeſſin, wie du biſt, würdig. Schau, ſchau, noch biſt du nicht vierzehn Jahre alt und ſchon ſo reich von einem jungen Herrn beſchenkt worden. Das iſt ein guter Anfang. Möge die Fortſetzung eben ſo koſtbar ſein!“

„Und weißt du, wer ihn zu mir führte, den ſtolzen Burſchen? Der feine Herr Raimund Fugger, auf deſſen Hochzeit in Kremnitz ich getanzt. Er klopfte mich auf die Wange und ſagte lächelnd: „Ei, Sonaca, biſt du ſchön geworden, ſeit ich dich nicht geſehen. — Und dieſen Abend wollen ſie beide zu uns kommen, um ſich wahrſagen zu laſſen.“

„Ich verſtehe. Ich will ihm ſchon ſagen, was er zu wiſſen wünſcht. Perindorio mach dich aus dem Wege!“

„Wozu?“ fragte der Burſche trotzig. „Ich fürchte mich nicht vor dem Fugger. Und wenn Ihr glaubt, Ihr wollt die Sonaca verhandeln und mich erſt bei Seite ſchieben, daß ich Euch den Handel nicht ſtöre, ſo ſag' ich Euch: es wird nichts daraus. Ich werde auch ein Wort mit reden."

„Schweig, Fratz!" fuhr die Altmutter den ungeberdigen Schwätzer an. „Du wirſt uns nicht neue Geſetze geben wollen. Will das Ei klüger ſein als die Henne?"

„Der Sonaca willen bin ich Euch gefolgt," fuhr Toni noch erbitterter fort, „ſonſt wär' ich im Goldberge geblieben. Und ich werde nicht dulden, daß ſie eines Andern Eigenthum wird." Und mit glühenden Blicken, in denen ſich Trotz und Eiferſucht miſchten, verſchlang er die zierliche Geſtalt.

„Spannt den Rangen in den ſpaniſchen Bock!" herrſchte die zornige Alte einigen Männern zu, „damit er Reſpekt lerne vor denen, die ihm zu befehlen haben."

Der Burſche wurde ergriffen, ſo wüthend er auch um ſich ſchlug und biß, und ſo fürchterliche Drohungen er ausſtieß.

„Dem müſſen wir den ſtarren Sinn brechen," ſagte Karracha zu Zarova, „ſonſt wächſt er uns über die Hörner und läßt uns nach ſeiner Pfeiſe tanzen." — Toni wurde abgeführt und in ſchimpfliche Bande gelegt.

Die Strafvollſtrecker waren noch nicht mit der Execution fertig, als zwei Männer in Mänteln in den Gaden traten und die bunte Geſellſchaft mit ſtolzer Nachläſſigkeit welches ſein Vater ihm hinterließ, durch die glänzende Ausrüſtung ſeiner Kreuzfahrt. Ehe er die Reiſe in's heilige Land antrat, führte er einen erbitterten Streit mit dem Erzbiſchof und Kurfürſten Johann von Trier, als derſelbe noch Kanzler des Kaiſers war, wegen eines Schachſpiels, und ſoweit ich den Kurfürſten kenne, mag derſelbe nicht geneigt ſein, eine Beleidigung zu vergeſſen. Ihr aber ſeid im Beſitze der kaiſerlichen Gunſt, der Kurfürſt iſt Euer Freund, Ihr ſeid bereits im Beſitz der Braut und des Erbes: Euer Gegner gilt als ein Kumpan des Teufels, und iſt wahrſcheinlich nicht mehr unter den Lebenden: was wollt Ihr Euch alſo noch mit leeren Sorgen plagen? Ihr geht Euerm ſchönſten Glücke entgegen.»

Der fuchsſchwänzende Wappner hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als die Geſellſchaft einen ſonderbaren Lärmen aus der Ferne vernahm, der, ſich raſch nähernd, aus Freudengeſchrei, wildem Rufen, Herausforderungen, Schlacht- und Siegsgeſängen beſtand, gemiſcht mit den wunderlichen Tönen muſikaliſcher Inſtrumente. Sie ritten eben um die Waldecke, wo Gobbelin ſein Bubenſtück an Rudolf verrichtet hatte, und welche ihnen die Ausſicht auf die Ebne und die Verurſacher dieſes Lärms vergrüßten. Sie warfen die Hüllen ab und brachten einige Bündel zum Vorſchein, die ihnen ein Diener bis vor die Thür nachgetragen hatte. Die beiden Beſucher der Zigeunerſpelunke waren Raimund Fugger und Vivian de la Chaux, der Page und Geſpiele des Erzherzogs Karl. Er war mit der niederländiſchen Geſandtſchaft nach Wien gekommen. Mit dem Ungeſtüm tollen Leichtſinns riß er die Bündel von einander und nahm aus dem einen einen prächtigen Sammtſtoff und einen eben ſo köſtlichen Seidenſtoff für Frauenkleider. Aus dem andern aber blickten dickbäuchige Weinflaſchen und eine Blechbüchſe mit Leckereien.

„Sieh, holde Prinzeſſin!“ lachte Vivian und ſchlang den Arm um Sonaca's zierliche Hüfte. „Der Kaiſer hat ſich von den Fuggern ganze Kiſten voll Sammt- und Seidengewebe kommen laſſen und heute Kleider unter alle vornehme Frauen ausgetheilt. Und dich, armes Kind, hat er vergeſſen. Aber ich habe an dich gedacht und auch an deine Mutter. Hier habt Ihr auch jede ein Kleid. Sie ſind beide aus den kaiſerlichen Kiſten. Und hier iſt auch vom beſten Ungarwein von der kaiſerlichen Tafel und Zuckerbrod aus der Hofküche. Schenkt ein! Trinkt und eßt und laßt die Cymbal zum Tanze erklingen! Wir wollen fröhlicher ſein, als an dem langweiligen Hofe, wo ich gähnen muß, wenn ich den König von Ungarn und Böhmen nur anſehe.“

Raimund Fugger nahm die Altmutter bei Seite, drückte ihr mehre ſchwere Goldſtücke in die Hand und ſagte ihr leiſe: „Dafür verlang' ich zweierlei. Erſtlich Euere und Euerer Leute Verſchwiegenheit. Ich will nicht, daß meine junge Frau, noch meine übrigen Anverwandten erfahren, daß ich Euch dieſen Beſuch gemacht.“ —

„Nicht ſie, nicht Andre. Niemand auf der Welt!“ verſetzte Karracha. „O Herr, ihr kennt die Zigeuner nicht! Die größten Geheimniſſe liegen bei uns begraben. Ihr dürft Berge auf uns bauen. Vertraut Euch mir an in jeder Sache, und Ihr werdet mich erprobt finden.“ —

„Dann ſorgt für einen guten Imbiß; denn wir wollen mit Euch zu Nacht ſpeiſen. Wir ſind des Hoflebens müd und ſatt und wollen auch einmal eine fröhliche Nacht haben.“

„Es ſoll Alles nach Euerm Befehl geſchehen.“

Bald erklangen die wilden Töne des Cymbals mit dem jauchzenden Geſange der Fiedel vermiſcht, und dazwiſchen die Becher. Vivian wirbelte mit Sonaca im luſtigen Tanze, Raimund ſchwenkte die ſchöne Mutter, und eh' eine Stunde verging, hatten es Zaroya's reizende Augen ihm angethan. Zigeunerburſche und Mädchen drehten ſich in ſteigender Luſt, und Karracha ſchaffte am kniſternden Küchenfeuer.

Mitten in dieſer brauſenden Bewegung trat plötzlich Antonio Gebes oder Pepindorio, der Vater, heimkehrend aus dem Bernhardinerkloſter, ein und begrüßte die luſtigen Gäſte mit ſpaniſcher Grandezza. Raimund Fugger zog ein beſtürztes, verlegenes Geſicht über dieſe unerwartete

Erſcheinung. Gebes hatte es kaum bemerkt, als er ſprach: „Meine Herren, ich bin der ſpaniſche Arzt, Don Antonio Maldonato, mauriſcher Abkunft und im Beſitz tiefer geheimer Wiſſenſchaft. Ich halte mich hier zu dieſen meinen Landsleuten, die gleich mir viel köſtliche Arcana kennen. Vorzüglich berathe ich mich mit der Altmutter, welche in der Heilkunſt faſt noch mehr leiſtet, als ich ſelbſt. Ich komme eben von einem gefährlichen Kranken, über deſſen Gebreſte und über die anzuwendenden Mittel ich mich mit ihr beſprechen will.“

„Ihr könnt auf ſeine Verſchwiegenheit ſo feſt rechnen, wie auf die unſrige,“ verſicherte Karracha, welche gekommen war, das Nachtbrod aufzutragen.

„Und wenn Ihr erlaubt, will ich an Euerm Mahl theilnehmen. Laßt Euch in Eurer Luſt nicht ſtören.“ Und zur Altmutter gewendet, ſagte er mit bedeutſamen Kopfnicken: „Es iſt mit unſerm Kranken ſo, wie Ihr geſagt habt, und ich habe die nöthigen Mittel verordnet.“

„Wir können von Eurer Kunſt keinen Gebrauch machen, Don Antonio,“ lachte Vivian. „Denn obgleich wir beide in der That bedenklich krank ſind, ſo kann die Heilung doch nur aus derſelben Quelle ſtrömen, aus welcher die Krankheit gefloſſen iſt. Ich halte meinen Arzt im Arme; doch verlangt mich nicht ſo ſchnell wieder nach vollſtändiger Geſundheit. Er ſoll ſich viel Zeit zur Kur nehmen.“

„Oft thut auch meine Hülfe unerwartet ſchnell noth,“ erinnerte Antonio.

„Ihr könnt Eure Kunſt am Ungarnkönige verſuchen. Dem fehlt's im Kopf und in den Beinen. Auch Kaiſer Max würde nicht grimmig ſein, wenn Ihr ſeinen Sarg, den er mit ſich ſchleppt, in ein Brautbett verwandeltet. — Aber die Alten vermögen Euere beſten Tränkchen nicht wieder jung zu machen. Wir aber ſind jung und wollen das Leben genießen. Schenk' ein, Sonaca, lieblichſter Mundſchenk, lachende Hebe und ihr, Spielleute, ſpielt auf!“ In dem Augenblick, als er die kleine Sylphide von neuem umſchlingen wollte und ſie ſeiner ſtürmiſchen Bewerbung entſchlüpfte, ſtürzte Toni, der, von den Tönen der Luſt bis zur höchſten Wuth aufgeſtachelt, ſich mit äußerſter Kraftanſtrengung ſeiner Bande zu entledigen gewußt hatte, als ein Raſender herein, ſein blankes Meſſer hochſchwingend. Ein ängſtliches Geſchrei erhob ſich ringsum, eh es aber möglich war, den tollen Eiferſüchtigen zu faſſen, hatte er ſich ſchon auf Vivian geworfen und ihm ein paar Stiche verſetzt. Im nächſten Augenblick lag er aber auch ſchon am Boden, von der Hand ſeines Vaters niedergeriſſen, und zwanzig Männerarme hielten ihn feſt und ſchnürten den Wuthheulenden in ſtarke Stricke. Raimund und Antonio entkleideten den blutenden Vivian ſchnell, und Karracha und ihr Sohn unterſuchten die Wunden, die zu ihrer Beruhigung nicht gefährlich waren.

„Seht, ſeht, wie ſchnell Ihr der ärztlichen Hülfe bedürft!“ erinnerte Antonio, als er den Junker verband. Dieſer aber hielt auf dem Lager, wohin er gebracht worden war, Sonaca's Hand feſt und flüſterte ihr zu: „In deinen Armen, ſüßes Kind, ſterb' ich auch gern.“

Antonio und Karracha wachten an ſeinem Lager. Sonaca war neben ihm eingeſchlafen, und Raimund hatte ſich endlich entfernt, um ihn vor Tagesanbruch in einer Sänfte abzuholen.

In der Abenddämmerung deſſelben Tages ſtanden zwei Männergeſtalten vor der Pforte des Bernhardinerkloſters. Ein forſchendes Auge hätte aber leicht wahrnehmen können, daß ihnen das männliche Gebahren und der männliche Muth mangele. Auch ſaßen ihnen die Kleider wunderlich genug, und in ihren Geſichtern hatte ein Scheermeſſer nichts zu thun. — Als die Glocke erſchallt war, flüſterte Maria ihrer Mutter — denn dieſe beiden waren es — mit bebender Stimme zu und legte die zitternde Hand auf den Arm derſelben: „Ach, Mütterlein, mir will das Herz zerſpringen vor Angſt und Bangigkeit.“

„Beruhige dich, mein Kind! Gleich wirſt du ihn ſehen, nach dem dein Herz verlangt.“

Der Bruder Pförtner öffnete.

„Wir wollen zu dem kranken Ritter Süderland.“ —

„Die Brüder Ciſtercienſer haben ihn dieſen Morgen abgeholt, um ihn in ihren Orden aufzunehmen und die Pforte hat ſich für immer hinter ihm geſchloſſen.“

Maria ſank mit einem leiſen Schrei in die Arme der Gräfin. Von der Burg aber ertönten Feſtſchüſſe und bezahlter Jubel zu Ehren der vermählten Königskinder.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Der König von Spanien.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

BIBLIOTHECA

Ein deutſcher Leinweber.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Zweiter Theil.

ſperrt hatte; ihre Blicke flogen neugierig über die Fläche hin, und ſo weit das Auge reichte, ſahen ſie zu ihrem Erſtaunen die ganze Thalgegend von einem unermeßlichen Zuſammenfluß gemeinen Volks erfüllt. Nur wenig berittene Leute wurden in dem ſeltſamen Zuge bemerkt, und unter dieſen nur einige mit Panzerhemden angethan, und Glenen bewaffnet. Uebrigens ſahen die verwunderten Ritter nichts als ärmlich gekleidete Menſchen beiderlei Geſchlechts, mit Knitteln, Stangen, Äxten, Beilen, Hacken, Schleudern, Wurfſpießen u. ſ. w. bewaffnet. Ein Haufe Minne- und Bänkelſänger ſchritt der Menge voran; ſie ſpielten auf ihren Inſtrumenten und ſangen dazu mit außerordentlicher Begeiſtrung und Nachdruck, welches dem nachfolgenden Volke einen an Wahnſinn gränzenden Enthuſiasmus einzuflößen ſchien.

«Bei unſrer heiligen Jungfrau!» ſagte Ritter Gobbelin, iſt es doch, als ob der Markt von Coblenz ſeinen ganzen Pöbel auf unſern Weg losgelaſſen hätte. Horch! Was iſt das für ein tolles Geſchrei? Und wohin will das raſende Volk?»

«Gewiß nach Arkenhauſen, um Euch Glück zu wünſchen, edler Herr Ritter,» ſchmeichelte Leupold, der Wappner. «Ihr werdet Euch's ein Paar Fäſ-

Erstes Kapitel.

Auch am erzherzoglichen Hofe in Brüſſel wurden glänzende Feſte gefeiert. Kaum waren die zahlreichen Begleiter der Infantin Maria und die Geſandten des Erzherzogs Karl und der Erzherzogin Margaretha von Wien zurückgekehrt, als der König von Dänemark mit einem prächtigen Gefolge ſich einſtellte, um ſich die Infantin Iſabella antrauen zu laſſen und als Königin heimzuführen. Die muntere, witzige, oft drollige Prinzeſſin ſetzte ſich leicht über des Königs Verbindung mit der ſchönen Düvecke hinweg und wußte ihm nur mit der heiterſten Laune in einer bräutlich hellen Stunde das Verſprechen abzunehmen, daß er das niedliche Täubchen, welches ihm zeither ſo viel Vergnügen gemacht, jetzt wolle ausfliegen laſſen, da ein ſtolzer Aar ſich mit ihm das Neſt baue und Adler und Tauben ſich ſchlecht miteinander vertrügen. Der König verſprach dem muthwilligen Adler Alles, aber er hielt ſpäter nicht Wort.

Das Hochzeitfeſt zu Brüſſel ſchloß ſich gleichſam an das zu Wien an und war nicht minder prachtluſtig. Eine zahlloſe Menſchenmenge aus den brabantiſchen, flandriſchen und holländiſchen Städten war in der alten belgiſchen Hauptſtadt zuſammengeſtrömt, und der junge Herzog des Landes zeigte ſich zuerſt ſelbſtändig als Feſtgeber und entfaltete eine Prunkliebe, die einen Verſchwender in ihm befürchten ließ. Aber er handelte nicht nur im Sinne ſeines kaiſerlichen Großvaters, der die Welt mit Ehrfurcht und Staunen vor der Macht und dem Glanze des öſtreichiſchen Hauſes erfüllen wollte, die Schwäche der Menſchen, ſich vor dem Golde ſklaviſcher zu beugen, als vor dem Schwerte, wohl kennend und berechnend; ſondern auch nach dem Willen des niederländiſchen Adels und der Stände, in welchen ein unbändiger Stolz erwacht war, daß ihr Herzog König von Caſtilien und Aragonien und der neuen Welt werden würde. - Von dem Tage an, welcher den Erzherzog, oder, wie er allgemeiner und prunkender genannt wurde, den Prinzen Karl von Spanien als ſelbſtſtändigen Herzog begrüßt hatte, war am Hofe in Brüſſel ein Aufwand und eine Pracht entfaltet worden, die an die Zeiten Karl des Kühnen erinnerten und gegen die Einfachheit des Regiments der Erzherzogin Statthalterin auffallend abſtachen. Es war eben der Hofhalt eines Königs, und zwar eines Königs von Spanien, dem unerſchöpfliche Quellen des Reichthums, wenn auch noch nicht zu Gebote, aber doch in naher Ausſicht ſtanden.

Und der Herzog ſchien ganz geeignet, die kühnſten Pläne des nach Gold, Ehren und Vergnügungen gierigen Adels überſchwenglich zu befriedigen. Er war ſo lenk- und leitſam, daß die hohen Würdenträger mit ihm machen konnten, was ſie wollten; eignen Willen ſchien er kaum zu beſitzen. Der leichtſinnige, prachtliebende, leichtbeherrſchte Philipp ſchien in ſeinem Sohne wieder aufgelebt, und der niederländiſche Hofadel durfte hoffen, daß das Stück in Spanien, das ihm ſo viel eingebracht, da fortſpielen werde, wo es vor zehn Jahren zu ſeiner großen Beſtürzung ſo unerwartet unterbrochen worden war. Vorzüglich einflußreich zeigte ſich das mächtige Haus Croy, und Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, ſchon ſeit lange Oberhofmeiſter des niederländiſchen Hofes und Commandant von Brüſſel, ein geld- und ehrgieriger Mann, war eigentlich das regierende Haupt des Landes, und ſeine Brüder und nächſten Verwandten kamen allmälig in den Beſitz der erſten Hof- und Staatsämter, und wie er ſelbſt zu ungeheurem Reichthum.

Die Erzherzogin Margaretha lebte mit ihrem kleinen Hofſtaate zurückgezogen auf ihrem Schloſſe in Löwen und kam nur bei beſondern Veranlaſſungen nach Brüſſel; ſie miſchte ſich nicht in Regierungsangelegenheiten, obgleich es allgemein als eine ausgemachte Sache betrachtet wurde, daß ſie, ſobald ihr Neffe als König nach Spanien gehen würde, wieder zur Statthalterin beſtimmt ſei. Auch konnte füglich Niemand weiter zur Statthalterſchaft gelangen, da

Karl weiter keine Verwandten hatte. Margaretha trieb in ihrer Zurückgezogenheit die ſchöne Kunſt der Poeſie und andre erheiternde Studien; auch fehlte es ihr nicht an fürſtlichen Beſuchen, und ihre Schönheit hatte ſich, trotz ihrer böſen Schickſale, ſo friſch und jugendlich erhalten (war ſie doch auch erſt fünfunddreißig Jahre alt), daß die Huldigungen, welche unverehlichte Fürſten ihr darbrachten, wahrer und aufrichtiger gemeint waren, als die, welche ihren Nichten galten. Man behauptete, es ſei nur auf ihren Willen angekommen, mit Chriſtiern, der nur einige Jahre jünger war, als ſie, den Thron von Dänemark zu beſteigen, ſtatt ihrer vierzehnjährigen Nichte Iſabella; aber wenn ſie nicht auch ſo beſtimmt ihren Entſchluß ausgeſprochen hätte, ſich nicht wieder zu vermählen, ſo würde ſie des däniſchen Königs Verhältniß zum ſchönen Täubchen von Amſterdam abgehalten haben, ihm ihre Hand zu geben. Sie hatte durch ihre dreimalige eheliche Verbindung zu traurige Erfahrungen gemacht, um noch eine neue und wahrſcheinlich die traurigſte hinzuzufügen. Sie wollte ſich den heitern ſüßen Frieden, in welchem ſie lebte, durch nichts wieder ſtören laſſen, und ſo weh ihr die Trennung von ihren Nichten, die ſie als ihre eignen Töchter zu betrachten gewohnt war, auch that, vorzüglich die von der holden und ſanften Maria, ſo erhielt ſie ſich doch jene reine Heiterkeit, welche edlen und ächt poetiſchen Naturen eigen iſt, daß ihr die Niederländer, die ſie faſt ſchwärmeriſch liebten und verehrten, immer noch den Namen des „fröhlichen Gretchens“ beilegten. Sie lieferte den Beweis, daß eine urſprünglich geſunde, von der ſtillen Glut der Poeſie durchwärmten Seele, wenn auch von grauſamen Schickſalsſchlägen zu Zeiten niedergebeugt, doch nie gebrochen werden kann. Der Vergnügungsquell der Poeſie, der in ihr ſprudelte, fluthete ihr ſtets die Schatten aus dem Gemüthe, die der Schmerz hineingeworfen, und vom ſüßen Thau derſelben getränkt, richtete ſich der ſchöne Blumenkelch ihrer Seele immer wieder nach der Sonne der Freude empor.

Nach der Abreiſe des däniſchen Königspaares blieb ihr nur die älteſte der Infantinnen, die Prinzeſſin Eleonore. Doch hatte der Stolz und das hochfahrende Weſen derſelben ihr die Liebe der Tante nicht in dem Grade erwerben können, wie ihre jüngern Schweſtern ſie beſaßen, und dann hatte der Liebeshandel mit dem Pfalzgrafen Friedrich, welcher entdeckt worden war und mit ihrem Stolze ſo wenig im Einklang ſtand, ihr die Ungnade der Tante, des Bruders und des Großvaters zugezogen. Ein anderes weibliches Weſen hatte um dieſe Zeit die ganze Gunſt der Erzherzogin zu gewinnen gewußt. Dies war die Gräfin Agnes von Cardona. Die Warnung, welche Jakob Fugger in Bezug auf ſie der Erzherzogin hatte zukommen laſſen, hatte nur dazu gedient, ihr Gelegenheit zu geben, um die Fürſtin durch ihre einſchmeichelnden Talente für ſich zu gewinnen. Doch hatte Margaretha's der Gräfin geſchenkte Gunſt noch einen beſonderen Grund. Wenn die Erzherzogin auch nicht den Willen hatte, durch ihren Neffen das Land zu regieren, ſo kannte ſie ſeine kindiſche Charakterſchwäche doch zu gut, um nicht den Wunſch zu hegen, daß er zuweilen und in wichtigen Angelegenheiten von ihr ſich leiten laſſen möchte und nicht von dem ſelbſtſüchtigen Adel. Sie wußte ja, daß ſie ihn nur zum Guten lenken würde, aber ſie war eben ſo überzeugt, daß die Partei, die ſich ſeiner bemächtigt, ihn nicht immer zum Guten lenke, und ihr Herz blutete über die Zurückſetzungen, die ſie erfuhr. Auch war wohl einige weibliche Eitelkeit, die ſich verletzt fühlte, dabei im Spiele. Und doch hegte ſie für ihr Geburtsland und ihre Heimat eine ſchwärmeriſche Liebe, und eben ſo liebte ſie den unerfahrenen, leidenſchaftlichen Karl, und ſie ſah mit ſtillem Schmerz, daß, trotz ihrer ſorgſamen Erziehung, er dieſelbe zum Verderben führende Straße einſchlug, welche ſein Vater gewandelt war. Da bot ſich ihrem Kummer die Gräfin Cardona als trefflichſtes Werkzeug und als Vermittlerin ihrer wohlgemeinten Pläne dar. Die Gräfin hatte den Erzherzog wirklich eine kurze Zeit im Reiten unterrichtet und bei dieſer Gelegenheit ſo viel Einfluß auf ihn gewonnen, daß er ihre Geſellſchaft nicht lange entbehren konnte. Doch der Zauber, der von dieſer reizenden, jungen Dame ausging, hatte nicht allein den funfzehnjährigen knabenhaften Karl gefeſſelt; es war ihm faſt kein Mann am Brüſſeler Hofe entgangen, und es ſchien, als ſei der Oberhofmeiſter von Chievres, ein geſetzter, ritterlich ſtolzer Herr, am meiſten von ihm befangen. Agnes war hier wieder die gefeierte Königin der Schönheit, und alle Würdenträger, weltliche und geiſtliche, beugten willig das Haupt unter ihr ſüßes Joch und zogen an ihrem Siegeswagen. Und dieſe Zauberin ſchmiegte ſich, wie ein Kind, zu den Füßen der Erzherzogin Margaretha, als läge ihr an keines Menſchen Beifall etwas, als an dem der hohen Frau und gerade an dieſem Alles. Sie bezeigte der Fürſtin eine ſchwärmeriſche Verehrung, die in ihren Aeußerungen aber ſo viel kindliche Natürlichkeit entfaltete, daß Niemand daran dachte, ſie könnte eine erkünſtelte ſein, am wenigſten Margaretha ſelbſt. Und deshalb hielt es dieſe für erlaubt, durch die Gräfin zu erreichen, was ſie durch ſich ſelbſt nicht erlangen konnte, Einfluß auf ihren Neffen und die Häupter des Hofadels. Die Gräfin ging mit Freuden auf die Plane der Erzherzogin ein und — täuſchte Alle. Natürlich war an ihr nur ein Gefühl, das ſie oft bei der Fürſtin ausſprach und worin ihr dieſe beiſtimmte, die gereizte Stimmung gegen den König Ferdinand von Aragonien. Ihre übrigen Neigungen und Abneigungen und ihre eignen Pläne wußte ſie allen Augen mit meiſterhafter Schlauheit zu verbergen; ſelbſt der Probſt Innocenz war nur in einen kleinen Theil ihrer Geheimniſſe eingeweiht, und während er ſich für ihren Freund und Vertrauten hielt, war er nichts weiter als ein Werkzeug in ihrer Hand.

Ein neues und großartiges Feſt wurde in Brüſſel vorbereitet, welches abermals die Vergrößerung und Erhöhung des Glanzes des öſtreichiſchen Hauſes beabſichtigte, ein Kapitel des Ordens vom goldnen Vließ. Seit jenem Ordensfeſt, welches König Philipp kurz vor ſeiner Abreiſe aus dem Niederland gehalten, hatte kein ſolches wieder ſtattgefunden, und ſeitdem waren zehn Jahre verſtrichen. Der Kaiſer hatte neuerdings gegen ſeinen Enkel den Wunſch ausgeſprochen, daß er dem Orden wieder neuen Glanz geben möchte. Die Anzahl der Ordensritter, welche zeither in dreißig Köpfen beſtanden hatte, war bis auf zwanzig zuſammengeſchmolzen und ſollte auf funfzig erhöht werden.

Während der Vorbereitungen zu dieſem Feſte erſchallte der Kriegsruhm, den ſich der junge König Franz von Frankreich in Italien ſchnell errungen, über die Alpen herüber. Er war aus einer furchtbar heißen Schlacht am 13. und 14. September bei Marignano als Beſieger der Eidgenoſſen hervorgegangen und hatte Mailand als ſein Eigenthum beſetzt. Die dem deutſchen Reiche aus der Ligue von Kamerich verbliebenen Städte Brescia und Verona wurden von den verbündeten Franzoſen und Venetianern bedroht. Dieſe Ereigniſſe waren für das öſtreichiſche Haus ſehr bedenklich, und der alternde Kaiſer entſchloß ſich, im nächſten Frühjahr noch einmal gegen Franzoſen und Venetianer in Italien zu ziehen.

Der Erzherzog Karl hatte noch vor der Abhaltung des Kapitels eine Geſandtſchaft an König Franz abgeordnet und um die Hand der Prinzeſſin Renate, hinterlaſſenen Tochter des Königs Ludwig angehalten. Aber auch dieſer neue Verſuch, den Karl ohne Wiſſen ſeines kaiſerlichen Großvaters gemacht, Oeſtreich und Frankreich auszuſöhnen, ſcheiterte an den ſpätern Ereigniſſen. An dem Feſttage aber lebte Karl noch in der Hoffnung.

Die meiſten von den noch lebenden zwanzig Rittern des Vließes waren auf des jungen Großmeiſters Einladung nach Brüſſel gekommen, eben ſo viele von denen, welche zu neuen Rittern beſtimmt waren, faſt lauter Niederländer und Spanier. Die Erzherzogin Margaretha kam mit ihrer Nichte, der Infantin Eleonore von Löwen, und die Gräfin Cardona begleitete ſie. Die Verſammlung wurde von Tag zu Tag zahlreicher, und es ſchien, als ob das Kapitel das glänzendſte von allen noch abgehaltenen werden würde.

Seit König Philipps Tode waren von Zeit zu Zeit vornehme, mit dem Regiment des Königs Ferdinand nicht zufriedene Caſtilier gern geſehene Gäſte am burgundiſchen Hofe zu Brüſſel geweſen. Ferdinand und Iſabella hatten mit Hülfe des kräftigen und ſchlauen Cardinal Ximenes die ſtolze Macht und den trotzigen Uebermuth der caſtiliſchen Adelsariſtokratie gebrochen und aus den unabhängigen Ricos Hombres und Hidalgos, die unter dem prahleriſchen Namen der Grandes fürſtliche Vorrechte genoſſen und den König nur als einen ihres Gleichen betrachteten, einen abhängigen und geſchmeidigen Hofadel zu ſer Wein koſten laſſen müſſen; denn es iſt gut, den Pöbel zum Freund zu haben, und ſchon ein Mal hat er Euch in der Rennbahn zugejubelt, und es uns auf Treu und Glauben nachgeſprochen, daß der Kreuzritter des Teufels Geſell ſei. Ich bitt' Euch drum, zeigt Euch gütig gegen das Volk.»

Der Ritter verzog ſein Geſicht in die Falten grinſender Freundlichkeit, und ritt mit fröhlichem Gruß dem Haufen entgegen; aber ſeine Täuſchung dauerte nicht lange. Der Haufe ſtutzte einen Augenblick, als er den Ritter erkannte. Sodann erſchallte der Ruf durch die Reihen: «Er iſt's! Es iſt der Schandritter Gobbelin von Elz, den uns der Himmel entgegen ſchickt. Nieder mit dem Verräther! Nieder mit dem ehrloſen Räuber! Nieder mit ſeinen Helfershelfern! Es lebe das Fräulein Guta von der Arken! Es lebe der tapfre Ritter vom ſilbernen Schilde!»

Während dieſes Geſchreis wurde ein ungeheurer Hagel von Steinen gegen Gobbelin von Elz und ſeine Begleiter geſchleudert, welcher manchen derſelben vom Pferde riß und beſinnungslos zu Boden ſtreckte. Der wilde Haufe umzingelte im Nu die beſtürzten Reiter, und begann mit ſeinen Prügeln, Beilen, Spießen und Heugabeln einen bilden geſucht. Der einſt ſo wichtige Name der Ricos Hombres (reiche Männer) verlor ſich ſogar allmälig zu Anfang des 16. Jahrhunderts, nicht ſo leicht aber der Wunſch, ſich wieder zu der alten Macht und dem frühern Anſehen emporzuſchwingen, der von den Vätern auf die Söhne forterbte. Dieſe Hoffnung war von Philipp betrogen worden; ſie richtete ſich jetzt wieder auf Karl. Viele meinten ſich Vortheile zu ſichern und Zugeſtändniſſe für ſpätere Zeit zu erhalten, wenn ſie dem künftigen König aufwarteten, und bedachten nicht, daß ſie gerade dadurch ſich wieder zum lenkſamen Hofadel bildeten. Von der Erzherzogin Margaretha wurden ſie ſehr geehrt, und als Karl die Regierung der Niederlande ſelbſt übernommen und ein ſo glänzendes Hofleben in Brüſſel begonnen hatte, ſtellten ſich immer mehr ſpaniſche Granden, die einſt an Philipps luſtiger Königswirthſchaft Gefallen gefunden, ein, um an den Vergnügungen der leichtfertigen Niederländer Theil zu nehmen, da die zunehmende Krankheit ihres eignen Königs, die eiſerne Strenge des Cardinals und der ernſte ſpaniſche Charakter jede Luſtbarkeit verboten. Viele junge Caballeros, denen das einförmige, ſteife Leben ihrer Väter in Spanien nicht mehr behagte, kamen, angezogen vom Gerücht der prächtigen und muntern Hofhaltung des jungen Prinzen von Caſtilien, nach Brüſſel und wurden hier bald von den ſchönen niederländiſchen Damen, vom Glanz und dem Reichthum, ſowie von der bunten Beweglichkeit des Lebens gefeſſelt. Aber König Ferdinand unterhielt auch ſeine Spione, wie ehemals, am brüſſeler Hofe, und die ſtolzen vornehmen Leute waren deshalb gegeneinander ſehr vorſichtig, da Keiner wußte, ob er dem Andern trauen durfte. Alle fanden aber einen gemeinſamen Anziehungspunkt bei der Gräfin Cardona, und obgleich ſie Vielen als ehemalige Hofdame der Königin Juana bekannt war, ſo zählten die Caſtilier ſie doch nicht zur Partei des Königs Ferdinand, da die Sage ging, ſie ſei wegen eines Minnehandels ungnädig von der Königin entlaſſen worden. Die Anhänger und geheimen Geſandten des Königs Ferdinand hatten immer Luſt, in ihr eine Verbündete zu ſehen, wiewohl ſie ihres eignen Vortheils wegen weislich vermieden, ſie dafür auszugeben. Wer konnte überhaupt mit Gewißheit ſagen, zu welcher Partei dieſes ſtets ſo offen ſcheinende, heitere, reizende Weib, das alle Männer feſſelte, eigentlich gehörte und welche Zwecke ſie verfolgte? Schien ſie doch nur der Luſt und den Zerſtreuungen des Hofs zu leben und mit ihrem Liebeszauber Alles in ihrer Nähe zu beherrſchen. Der Gedanke, daß ſie wohl verborgene Pläne verfolge, kam faſt Niemand zu Sinne, und ſelbſt die Erzherzogin Margaretha, obgleich von Fuggers ausgeſprochenem Verdacht angeregt, hatte jedes Mistrauen gegen die Gräfin fahren laſſen und ihre reine kindliche Dichterſeele der fremden anmuthigen und lieblichen Jungfrau hingegeben.

Kurz vor dem Ordensfeſte waren wieder mehre caſtiliſche Hidalgos in Brüſſel angekommen, und unter ihnen ein Mann, der zehn Jahre früher hier eine zweideutige Rolle geſpielt hatte und Vielen noch bekannt war. Es war Don Hernandez de Villaquiran, den König Philipp als überführten Spion des Königs Ferdinand eine Zeit lang in hartem Gefängniß gehalten hatte. Doch dieſe Tage waren vorüber, und man erfuhr von andern Caſtiliern, daß Don Hernandez keineswegs in freundlichen Beziehungen zum König Ferdinand ſtehe. Er ward von der Erzherzogin Margaretha, die allein genau von den frühern Schickſalen dieſes Granden unterrichtet war, mit gewohnter Huld und Milde empfangen und bei Hof vorgeſtellt. Der Erzherzog Karl behandelte ihn mit derſelben Auszeichnung, wie alle andern Spanier. Am Abend des Tags ſeiner Ankunft wurde der Caſtilier von ſeinem alten Freunde, dem Probſt Innocenz, bei der Gräfin Cardona eingeführt. Die Augen der ſchwarzen Matty leuchteten in boshafter Freude, als ſie den ihr immer noch verhaßten Pfaffen mit dem Spanier, dem ſie einſt mit dem Zigeuner Antonio Cebes gemeinſchaftlich einen ſo ſchlimmen Streich geſpielt hatte, und den ſie ſogleich wieder erkannte, eintreten ſah. Der finſtere Caſtilier und die Gräfin begrüßten ſich ebenfalls als alte Bekannte mit einer gewiſſen Herzlichkeit.

„Endlich!“ rief die reizende Agnes, bei ſeinem Anblick und reichte ihm zum Willkommen die Hand. „Seit einem ganzen Monat warte ich auf Euch. Was bringt Ihr mir für Kunde aus unſerm Vaterlande?“

„Der König wird nicht allein am Leibe, er wird auch am Geiſte täglich ſchwächer und hinfälliger,“ entgegnete Don Hernandez, „und ſo trefflich mein geheimes Zureden und das unſerer gemeinſchaftlichen Freunde, dem jungen Don Fernando die ſpaniſchen Kronen und wenigſtens die von Aragonien, Neapel und Navarra zu hinterlaſſen, bei ihm gefruchtet hatte, ſo haben ihn doch die caſtiliſchen Granden wieder auf andere Gedanken gebracht, und es iſt kaum Hoffnung vorhanden, daß Don Fernando auch nur König von Neapel werde. Der kranke König iſt wie ein ſchwankes Rohr geworden, und ſeit ſich unſere Gegenpartei ſeiner bemächtigt, bin ich gleichſam bei ihm in Ungnade gefallen. Dieſe Niederländer ſind ſtark in Spanien; ſie haben nicht nur mit den vornehmſten Caſtiliern gemeinſame Sache gemacht, ſie haben auch die Königin Germaine für ſich gewonnen, die, wie Ihr wißt, dem jungen Fernando nicht ganz ſo günſtig ſcheint, wie der König. Ich fürchte, dieſer unſer Plan ſcheitert.“

„So muß ein anderer gelingen!“ rief die Gräfin muthig. „Nur nicht verzagt! Wir hatten zuviel auf des Königs Liebe zum Infanten Fernando und auf ſeine Abneigung gegen Karl und die öſtreichiſche Partei, ſowie auf ſeine alte Zähigkeit gerechnet. Die Natur iſt an ihm zur Verrätherin geworden. Sein thörichter Eifer, ſich ſelbſt noch einen Kronerben zu erzielen und die verkehrten Mittel, dieſen Eifer zu unterſtützen, haben ihm die körperliche und geiſtige Kraft gebrochen. Aber die unſerige iſt noch ſtark und läßt ſich durch keine Widerwärtigkeit beugen. Noch geb' ich den Plan nicht auf, und ſo lange nicht, als dem König der Athem ein- und ausgeht. Ich will ſelbſt nach Spanien. Hier hab' ich nichts mehr zu ſchaffen. Ihr habt mich an einen ſo trefflichen Freund in dem Probſt Innocenz empfohlen, daß ich es Euch nicht genug Dank wiſſen kann. Der hochwürdige Herr iſt ein treuer Anhänger unſerer Sache."

Der Probſt polterte, aufs Höchſte geſchmeichelt, eine plumpe Dankſagung und ſchwur, wie ein Bootsknecht, er lebe nur im Dienſte ſeiner ſchönen Freundin.

„Da unſere Angelegenheit hier alſo einen ſo guten Beſchützer hat," fuhr die Gräfin anmuthig lächelnd fort, „und Ihr, Senjor, auch hinzugekommen ſeid, ſie weislich zu fördern, ſo bin ich entbehrlich und will in Spanien mein Glück verſuchen. Hier habt Ihr nur mein Werk fortzuſetzen, den jungen Herrn, der unſer König ſein wird, und ſeine Umgebung, die ihn lenkt und leitet, gegen den ſtolzen Geiſt der Spanier und vorzüglich gegen die Freiheiten und Vorrechte des Adels und des Volks einzunehmen. Sie hören hier dieſes Lied gar gern ſingen; denn es iſt daſſelbe, welches Philipp anſtimmte, und deſſen Weiſe ja von Ferdinand und Iſabella erfunden wurde. Es iſt das Lied aller Könige. Ich hoffe, es ſoll uns gelingen, es den jungen Gimpel ſo pfeifen zu lehren, daß, wenn er wirklich König aller Königreiche wird, die ſtolzen Spanier es nicht ertragen können."

Don Hernandez nickte im Einverſtändniß, als wiſſe er wohl, wohin ſie ziele und was ſie nicht auszuſprechen wage; denn er hatte ſeinen Haß gegen König Philipp auf deſſen Sohn übergetragen, und es war ihm, wie vielen ſeiner Landsleute, ein bitterer Gedanke, dennoch einen Ausländer, und noch dazu einen Oeſtreicher, die ſpaniſchen Kronen tragen zu ſehen.

Der Probſt glotzte grinſend vor ſich hin und überlegte, auf welche Weiſe er unter ſolchen Umſtänden einen Biſchofsſtab erlangen ſollte.

„Wie aber ſteht es mit unſerm zweiten Plane?“ fragte die Gräfin ihren Landsmann, „ich meine mit der Heilung der Königin Juana? Hat der Knabe, den ich Euch geſchickt, die Wirkung auf ihren verdüſterten Geiſt hervorgebracht, welchen die Aerzte und vorzüglich Don Nicolo, das Licht aller ſpaniſchen Heilkünſtler, erwarteten?“

„In der That,“ antwortete Hernandez, „es ſchien anfangs, als ſollte Don Nicolo's ſpitzfindige Weisheit Recht behalten, und er ſchickte ſich ſchon an, zu triumphiren. Denn ganz außerordentlich war die Wirkung, welche der Anblick des häßlichen Jungen auf die Königin hervorbrachte, ſobald ſie erfuhr, wer er ſei. Mit dem gellenden Schrei einer Hyäne ſtürzte die tiefſinnige Frau auf den Tölpel los, und es war wirklich, als ob auch die Blutgier eines hungrigen Raubthiers in ihr erwacht ſei. Sie faßte den zum Tod erſchrockenen und jämmerlich ſchreienden Buben mit beiden Händen, hob ihn empor, heulte ihm ins Geſicht und ſchickte ſich an, ihn todt zu beißen oder ihm den Hals um zu drehen. Sobald ihr aber ihr Beichtvater einige begütigende Worte zugerufen hatte, verwandelte ſich ihre Wuth ſchnell in Zärtlichkeit. Sie ſetzte den Knaben, den man vorher Philipp umgetauft hatte, auf ihr Polſterbett, weinte und lachte unter einander auf ihn los, liebkoſete ihn und gab ihm die ſüßeſten Namen. Vorzüglich angenehm ſchien es ihr zu ſein, daß der Knabe Philipp hieß, und die Vorſicht des Arztes, den Martin in einen Philipp umzuwandeln, bewährte ſich auf das Trefflichſte. Schon glaubte Don Nicolo über die Hauptſchwierigkeit hinaus zu ſein, aber die Häßlichkeit des Knaben und ſein trotziges, tölpelhaftes Betragen erregten bald das Misfallen und endlich ſogar den Widerwillen der Königin. Hätte der Junge verſtanden, ſich in die allerdings oft wunderlichen Launen der geiſteskranken Frau zu fügen, wir würden einen beſſern Erfolg erzielt haben. Nach ſechs Wochen litt ſie ihn aber nicht mehr um ſich; ſeine Gegenwart machte den übelſten Eindruck auf ſie, und wir mußten fürchten, ihren Zuſtand durch ihn zu verſchlimmern. Genug, auch dieſer Plan mislang. Der Knabe wird jetzt von den Mönchen des Kloſters Santa Clara erzogen, und ſo nah er auch der unglücklichen Frau iſt, ſo hat ſie ihn doch nicht wieder geſehen.“

„Wir mußten darauf gefaßt ſein, daß auch dieſer Plan zu Waſſer werden würde, und müſſen uns jetzt mit der Ueberzeugung beruhigen, daß wir nichts verabſäumt haben, was irgend Hoffnung gab, uns dem Ziele näher zu führen. Aber es gibt hundert Wege dahin; wird uns der eine abgeſchnitten, ſo ſchlagen wir einen andern ein, und können wir auf dieſem nicht fort, ſo wird es auf dem dritten oder vierten möglich ſein; ja, wir wollen nicht ermüden und wenn wir zuletzt den hundertſten aufſuchen müßten."

„In der That, Ihr ſeid unerſchöpflich in Aufſuchung von Mitteln und Wegen, Senjora, und die Hoffnung unſerer Partei beruht allein auf Euch."

„Ich habe mir ein Mittel ausgedacht, wie wir uns am geſchickteſten des jungen Karl bemächtigen, trotz ſeiner ſchlauen niederländiſchen Räthe und Hofherrn und trotz aller hier verweilenden Caſtilier. Die Vorbereitungen ſind bereits getroffen, und Ihr ſeid noch zur rechten Zeit gekommen, Don Hernandez, um mir bei der Ausführung behülflich zu ſein und die Leitung dieſes Planes zu übernehmen, wenn ich abgereiſt bin. Wir haben dazu ſehr treu Verbündete in der Stadt, von deren Anweſenheit Niemand etwas weiß, den Zigeunerhaufen Zarova's mit der alten, verſtändigen und ſehr brauchbaren Karracha und ihrem verſchmitzten Sohne Antonio, zigeuneriſch Pepindorio genannt."

„Ah mein wackerer Bruder! Find' ich ihn hier wieder! O wenn wir dieſe Landsleute auf unſerer Seite haben, dann zweiſle ich nicht am beſten Erfolg Euerer Entwürfe!"

„Ihr werdet mich in dieſer Nacht noch in die geheime Wohnung der Zigeuner begleiten, um dort zu erfahren, was wir vorhaben, und an den Berathungen Theil zu nehmen. Wir müſſen die äußerſte Vorſicht anwenden, weil der Commandant der Stadt, Herr von Chievres, den Zigeunern den Aufenthalt verweigert und ſie mit grauſamer Härte verfolgt.“

Da die Mitternachtſtunde vor der Thür war, ſo machten ſie ſich wohl verhüllt auf den Weg.

Zweites Kapitel.

Die Räume des Schloſſes waren feſtlich geſchmückt und die ältern Ritter des Vließes um ihren jugendlichen Großmeiſter verſammelt. Die Menge der eingeladenen Gäſte war groß. Denn nicht nur, daß der vornehmſte Adel des Landes auf den Wunſch des Erzherzogs erſchienen war, auch Deutſche und Franzoſen waren gekommen, und die Anzahl der anweſenden Spanier war nicht gering. Der Flor der Edeldamen, durch das Wort des jungen Herrſchers herbeigerufen, riß zur Bewundrung hin. Auch die beiden Erzherzoginnen, Tante und Nichte, traten mit der ihrem hohen Range gebührenden Pracht und mit einem weit größern Gefolge auf, als man ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war. Margaretha ſchien ſich verjüngt zu haben und ſtrahlte im hohen Reiz ihrer Schönheit. Außerdem war die ganze Stadt voll von Fremden niedern Standes, vorzüglich reicher, angeſehener Kaufleute aus den Handelsſtädten, mit Frauen und Töchtern, die in Glanz und Pracht den höchſten Adel zu überbieten ſuchten. Man beſo feurigen und unwiderſtehlichen Angriff, daß die berittenen Krieger gezwungen waren, ihnen ihre Waffen zu überlaſſen und um ihr Leben zu bitten. Die Angreifenden nöthigten Alle, von ihren Pferden zu ſteigen, welche ihnen ſofort nebſt den Waffen genommen wurden. Vielleicht wäre die Wuth des Volks nun geſtillt geweſen, aber Gobbelins tüchtiger Widerſtand reizte ſie von neuem und zu nur noch wildern Ausbrüchen. In Haufen warf ſich das Volk auf den kämpfenden Ritter, welcher ſein Pferd behauptet und ſchon mehre des betrunkenen Gelichters blutend zu Boden geſtreckt hatte. Steine flogen an ſeinen Kopf, deren Wurf ihn betäubte, und gleich darauf ſpaltete ihm eine Streitart Helm und Hirnſchale, daß er zu Boden ſtürzte.

«Laß deine Hand ab, Wilhelm! Verletze ihn nicht!» rief Ritter Rudolf heranſprengend, dem Minneſänger zu, deſſen ſanftes Herz plötzlich von wilden Mordgedanken erfüllt worden war.

«Er iſt nun nicht mehr für Wunden empfänglich, Ritter Rudolf,» verſetzte der Edelknecht. «Es war ihm beſtimmt, von meiner Hand zu ſterben, der elende Verläumder.»

trachtete das Ordenskapitel als ein Nationalfeſt; denn das güldene Vließ war ja ein burgundiſcher Orden. — Unter den Fremden wurde auch Marx von Bübenhoven mit ſeiner jungen Frau bemerkt, die er der Erzherzogin Margaretha vorſtellte.

Am Morgen war Gottesdienſt in allen Kirchen der Stadt. Nach der Meſſe zogen die einzelnen Korporationen dem Schloſſe zu; die hohe Geiſtlichkeit, die Ritter, die Gäſte, ein Theil der Stände, die Regierungsbehörden, der Magiſtrat der Stadt. Der glänzende Hofſtaat empfing ſie im Schloſſe. Die waloniſchen Garden waren in den Corridoren aufgeſtellt. Wappenherolde leiteten die einzelnen Züge zum großen Thronſaal. Die Erzherzoginnen nahmen mit ihrem Gefolge auf einer Eſtrade zur Rechten des Thrones Platz; zur Linken deſſelben war den übrigen Damen der Stand angewieſen. Die Ordensritter umgaben den Thron. Neben ihnen der Erzbiſchof von Mecheln und die Biſchöfe und Prälaten des Landes. Alle Andern waren im Saal vertheilt. Als Alle beiſammen waren, verkündete eine Trompetenfanfare die Ankunft des Erzherzogs. Mit den Großmeiſterinſignien des Vließordens geſchmückt, trat er in die Mitte ſeiner Räthe und Hofherrn herein, erwiderte freundlich den ehrfurchtsvollen Gruß der Verſammlung und ſtellte ſich mit bedecktem Haupte unter den Thronhimmel. Der am Thron ſtehende Wappenherold gab mit der Trompete das Zeichen, daß das Kapitel eröffnet ſei, und der Erzbiſchof ſprach laut ein kurzes Gebet und ertheilte den Segen.

Der Herold erhob ſeine Stimme: „Auf Befehl des durchlauchtigen Herrn Erzherzogs Karl von Oeſterreich, Herzogs von Burgund und Niederland, königlichen Prinzen von Caſtilien und Leon, Aragonien und Granada, Neapel und Sicilien, hochwürdigſten Großmeiſters des Ordens vom güldnen Vließ, iſt dieſes Ordenskapitel ausgeſchrieben worden und wird hiermit feierlich eröffnet.“

„Ja, meine edlen Gäſte,“ nahm Karl das Wort, „die mein Ruf gen Brüſſel entboten hat, das Feſt gilt der neuen Weihe des burgundiſchen Ordens, den mein Ahn Philipp der Gute geſtiftet. Das güldne Vließ erſtrahle wieder als köſtliches Kleinod der Herzogskrone von Burgund! Wir haben beſchloſſen und verfügt, daß die Statuten des Ordens erneuert und erweitert, die Zahl der Ritter aber auf funfzig erhöht werde.

Das Ordenszeichen iſt das güldne Vließ des Widders, das zu erobern einſt der Held Jaſon mit andern Helden auszog und darob manche Gefahr ritterlich beſtand! Es iſt uns ein Symbol der hohen unbefleckten Ritterehre und der Vertheidigung des Glaubens an das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trug. Mit Ehren leben und im Glauben ſterben, das befiehlt das güldne Widderfell ſeinem Beſitzer. Die Ordenskette aber iſt aus bildlichen Feuerſtählen und Steinen, aus denen das Feuer ſprüht, zuſammengeſetzt. Sie bedeutet den ritterlichen Muth, der in Flammen aufſprüht, wen der Feind ihm nahe tritt. — Heil der Ehre! Heil dem Glauben! Heil dem Muthe meiner Ordensritter! — Graf von Hanneton, Kanzler des Ordens, verleſ't die neuen Statuten!“

Der alte Kanzler kam dem Befehle nach. Nach dieſem Akt knieten mehre Pagen, welche Ordensinſignien auf ſeidnen Kiſſen trugen, auf die Stufen des Throns; ein neuer Trompetentuſch erſchallte, und der Kanzler verlas die neuen Ordensglieder, die dann, ſo viel ihrer zugegen waren, der Großmeiſter an den Thron rief, um ihnen die Ordenskette umzuhängen. An die Abweſenden wurden Geſandte mit den Inſignien abgeordnet. Unter den neuernannten Rittern befanden ſich der König Franz I. von Frankreich, Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich, Infant von Spanien, König Emanuel von Portugal, der Kronprinz, oder, wie er genannt wurde, König Ludwig von Ungarn, der Markgraf Johann von Brandenburg, der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein; dann einige der anweſenden ſpaniſchen Granden und mehre nicht anweſende, als die Herzöge von Alba, Escalona, Infandado, Frias Bejar und Najara. Endlich mehre vom höchſten niederländiſchen Adel. Don Hernandez hatte ſich geſchmeichelt, den Orden zu erhalten und ergrimmte innerlich, als er ſich getäuſcht ſah. Er und die Gräfin Cardona, welche auf der Eſtrade der Erzherzoginnen ſtand, wechſelten einige bedeutungsvolle Blicke miteinander. Bei der Beglückwünſchung ſagte der Erzherzog jedem neuen Ritter einige verbindliche Worte, und auch die Erzherzogin Margaretha entfaltete den ganzen Zauber ihrer Anmuth Sobald dieſe Feierlichkeit vorüber war, erhob ſich das Kapitel, den Großmeiſter in der Mitte, die hohe Geiſtlichkeit an der Spitze, von den Damen und allen Andern gefolgt, und ging in glänzender Proceſſion nach der Domkirche, wo die Ritter ihre Wappen um den Altar aufgehängt fanden. Jeder ſtellte ſich unter ſein Wappen, oder der erwählte Stellvertreter, und der Erzbiſchof hielt den Gottesdienſt, welcher mit dem ambroſianiſchen Lobgeſang beſchloſſen wurde.

Zu den Luſtbarkeiten des Feſtes war eine ganze Woche beſtimmt, und ſie beſtanden herkömmlicher Weiſe in leichten Ritterſtechen, wobei nicht mehr, wie ſonſt, Mann gegen Mann einzeln kämpfte, ſondern Hauſe gegen Hauſe, im Ringel- und Wettrennen, in Mummereien, Poſſenſpielen, Banketen und Tänzen.

Der Zudrang des Volks war über die Maßen groß; an allen öffentlichen Orten war Tanz und Spiel, und die niederländiſche Fröhlichkeit that ſich überall kund.

Während des Feſtes verbreitete ſich am Hofe und unter den Gäſten ein Gerücht, das ſchon einige Zeit in der Stadt umgegangen war, und, — da Gerüchte der Art gerade nichts Ungewöhnliches waren und der Inhalt derſelben meiſt von allen Menſchen, Niedern und Hohen, wie das Evangelium geglaubt wurde —, anfangs nur wenig Aufſehen erregt hatte.

In einer abgelegenen, engen, ſteilen Straße einer Vorſtadt, ſtand abgeſondert von andern Häuſern ein uraltes ſteinernes und zum Theil ſchon verfallenes Ritterhaus. Der Letzte des adligen Geſchlechts, welches das Haus beſeſſen, hatte es ſchon nicht mehr bewohnt, und war unbeerbt mit ſeinem Herzog unter den Streitärten der Schweizer gefallen. Seine Lehen waren von Maximilian eingezogen worden, um das alte, düſtre, unbewohnte Haus hatte ſich Niemand mehr bekümmert. Eine alte Sage ging, ein früherer Bewohner deſſelben habe ſeine Braut oder junge Frau darin ermordet und beide ſpukten als ruheloſe Geiſter darin. Dieſe Geſpenſtergeſchichte war es, welche während des Ordensfeſtes plötzlich wieder auftauchte und ſich von den untern Schichten des Volks allmälig in die obern verbreitete, bis ſie bei einem Tanz in der Hofburg mit einer auffallenden Beſtimmtheit und bedenklichen Einzelumſtänden erzählt wurde. Niemand ahnete, daß dieſes Gerücht ganz allein von der Gräfin **Cardona** ausging und daß Don Hernandez ihr dabei am meiſten behülflich war. Und doch hatte ſie es zuerſt durch ihre Dienerſchaft, obſchon mit großer Vorſicht, unter dem Volke ausbreiten laſſen. Dann hatte ſie die Herrn, die ihr aufwarteten, darüber befragt und denen, die noch nichts davon wußten, mitgetheilt, daß in den Mitternachtsſtunden ein geiſterhaftes Treiben in dem alten Ritterhauſe bemerkt werde. Endlich ſtachelte ſie durch Spottreden den Muth eines jungen vornehmen Edelmanns, der ihr vorzüglich den Hof machte, Namens Anton von Lalain, Herr von Montigny, eines der neuen Ritter des Vließes, zu dem

Abenteuer auf, eine Nacht in dem Ritterhauſe zuzubringen.

Man erfuhr anfangs nichts Beſtimmtes von dem Reſultat ſeines Unternehmens, doch erzählte man ſich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit allgemein, mehre junge muthige Edelleute wären in der geſpenſtigen Ritterburg für ihren Vorwitz übel beſtraft worden.

Als die Erzherzogin nach Brüſſel gekommen war, hatte die Gräfin auch ihr die Geſpenſtergeſchichte erzählt, und Margaretha hatte die Umgebung ihres Neffen erſucht, ihm nichts davon mitzutheilen, damit ſeine Tollkühnheit ſich nicht in eine Gefahr begebe, die leicht von den traurigſten Folgen ſein könnte. Dieſer Wunſch kam übrigens ſchon zu ſpät. Karl hatte bereits von den Geſpenſtern gehört, aber ſein Flatterſinn hatte dieſer wunderlichen Geſchichte nicht ſonderlich Acht gehabt, und im Drange der Feſtlichkeiten hatte er ihrer faſt wieder vergeſſen.

Eines Tages hatte er die Gräfin Cardona zum Tanze aufgezogen.

„Ihr ſchenkt Euch meiner durchlauchtigſten Frau Tante mehr als mir,“ ſagte der junge Fürſt zu der reizenden Dame. „Wenn es nicht Feſte in Brüſſel gibt, wird man Euch nur in Löwen finden können.“

„Sonderbar!“ verſetzte die Gräfin. „Ihre Hoheit die Frau Erzherzogin macht mir denſelben Vorwurf: ich ſei viel zu viel in Brüſſel. Es gebührt mir, mich zu den Frauen zu halten.“

„Und doch entbehren Euch die Männer ſchmerzlich. — Seit meine gnädige Tante ſich von mir getrennt hat, ſind edle Frauen an meinem Hofe ſo ſelten, daß eine ſchöne geſpenſtige Dame hier die Einzige iſt, die von ſich reden macht.“

„Ein Geſpenſt? — Ueber Geſpenſter mag ich nicht mit Euch ſcherzen, gnädigſter Herr. Die Sache iſt mir zu ſchauerlich.“

„Ihr ſcheint mehr davon zu wiſſen, als ich.“

„Und was weiß Ew. Hoheit davon?“

„Soviel wie nichts. Es ſoll ſich eine ermordete Dame in einem alten, unbewohnten Hauſe ſehen laſſen. Ich habe darüber gelacht. Wer hat ſie geſehen? Niemand.“

„Bleibt bei Euerm Glauben, Durchlaucht.“

„Ihr macht ein ernſtes und bedenkliches Geſicht zu Euerm guten Rath. Sagt mir doch, was Ihr von der Spukgeſchichte wißt.“

„Ich darf nicht.“

„Ihr dürft nicht?! Was iſt das? Was ſteckt hinter Euerer Weigerung?“

„Ich bitte Ew. Hoheit, fragt mich nicht über dieſe Sache. Genug, ich würde meine Pflicht verletzen. Es ſtehen Euch und der Welt ſo große Veränderungen und Ereigniſſe bevor, daß man ſich nicht wundern darf, wenn übernatürliche Erſcheinungen darauf hindeuten. Dies iſt zu allen Zeiten der Fall geweſen, wenn große Begebenheiten vor der Thüre waren.“

„Eure Worte klingen ſchier ſchauerlich. Habt ihr neuerdings wieder Nachrichten aus Spanien? Ich habe gefunden, daß die Eurigen immer ſichrer waren, als die meinigen.“

„Ich weiß nichts weiter, als daß der König ſchmerzlich an Bruſtwaſſerſucht und Herzerweiterung leidet und ſeiner Auflöſung mit ſtarken Schritten entgegen geht. Er verſucht es, ſich ſelbſt über ſeinen Zuſtand zu täuſchen und bringt ſchier Tag und Nacht auf der Jagd im Walde zu. Die Königin begleitet ihn. Aber ſeine Kräfte nehmen ab; er läßt ſich oft durch Wald und Feld tragen; das Athmen fällt ihm ſchwer, und er klagt, daß er in volkreichen Städten zu erſticken fürchte.“

„Und ſind ſeine Geſinnungen gegen mich und meinen Bruder noch dieſelben?“

„Er liebt Euern Bruder wie einen Sohn.“

„Und mich liebt er nicht. Niemals hat er mich zu ſehen verlangt. Deshalb bin ich nie nach Spanien gekommen. Nie ſah mein Auge meine nächſten Blutsverwandten; nie durfte ich meinen Bruder Ferdinand ans Herz drücken, nie meine jüngſte Schweſter Katharina liebkoſen, nie meinem mütterlichen Großvater meine Ehrfurcht bezeigen, und kaum erinnere ich mich dunkel der Geſtalt meiner unglücklichen Mutter. O ich hätte ſo gern einmal an ihrem Herzen geweint! Iſt es nicht grauſam vom König Ferdinand, daß er mir verweigert hat, die ſüßen Gebete meines Herzens zu erfüllen? So viel Liebe auch meine Tante Gretchen an mich verſchwendet hat, um mir Vater und Mutter zu erſetzen, und ſo ſehr ſich meine drei Schweſtern hier bemüht haben, mich vergeſſen zu machen, daß mir in Spanien noch ein Bruder und eine Schweſter leben, die ich noch nicht geſehen, ſo zieht mich doch oft die Sehnſucht dorthin, um meinem liebenden Herzen ein Genüge zu thun.“

„Dieſe Sehnſucht wird bald erfüllt werden,“ ſpöttelte die Gräfin mit kaum verſteckter Verdrießlichkeit.

„Und nun ſagt man mir,“ fuhr der Erzherzog in ſeiner weichen Stimmung fort, ohne den Spott und den Verdruß ſeiner Tänzerin zu verſtehen, „daß dieſer mein Großvater, den ich mit nichts beleidigt, mich der mir von Gott und Rechts wegen gebührenden Königskrone berauben will, um ſie ſeinem geliebten Enkel, den er erzogen, zuzuwenden. —“

„Ew. Hoheit wird dagegen ſchon die rechten Maßregeln zu ergreifen wiſſen.“

„Was ſoll ich thun? Der Dechant von Löwen ſchreibt mir aus Spanien: nicht zum Könige, nur zum Regenten während meiner Abweſenheit ſei der Infant Fernando beſtimmt.“

„Vom Regenten zum Könige iſt nur ein Schritt.“

„Ich brauche auch keinen Regenten; denn ich will ſelbſt in Spanien regieren. — Wenn ich ſelbſt dorthin komme, hoffe ich mich mit meinem Bruder gut zu vertragen.“

„Ihr werdet wohl daran thun, durchlauchtiger Herr Erzherzog. Wenn er ſich nur eben ſo gut mit Euch verträgt.“ —

Die Gräfin war mit dieſer Unterredung eben nicht zufrieden; doch wußte ſie ihre Verſtimmung mit gewohnter Meiſterſchaft zu verbergen. Der Erzherzog hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſeinen Lieblingspagen Vivian de la Chaux aufzuſuchen. „Sag' was weißt du von den Geſpenſtern in der Martinsvorſtadt?“

Der Page erſchrak ſichtbar und ſtammelte verlegen, er wiſſe nichts davon.

„Du lügſt, Vivian, und die Lüge ſteht dir auf dem Geſicht. Es iſt dir alſo auch verboten, mir etwas davon zu ſagen. Und das Verbot geht natürlich von Herrn von Chievres und meiner lieben Frau Tante aus.“

„Nun da Ihr's wißt, gnädigſter Herr, brauch' ich's Euch nicht zu ſagen. Aber Ihr müßt mir bezeugen, daß Ihr es nicht von mir wißt.“

„Das iſt ja eine merkwürdige Vorſicht! Nun will ich aber von dir wiſſen, was in dem alten Hauſe vorgefallen iſt, das mir durchaus verſchwiegen werden ſoll.“

„Ich beſchwör' Ew. Hoheit, mich nicht in große Unannehmlichkeit zu bringen! Fragt doch den Pfalzgrafen, der wird, um ſich wieder Eure volle Gunſt zu erwerben, Euch Alles ſagen, was Ihr wiſſen wollt.“

„Das iſt ein guter Einfall. Meiner Frau Vormünderin zum Trotz, will ich hinter dieſes aller Welt be-

«Ich hätte das Blutvergießen zu erſparen gewünſcht,» ſagte Ritter Rudolf ſchmerzlich; «aber der Himmel hat es anders haben wollen. Gobbelin war ein verrätheriſcher und unbeſcheidener Ritter, und ſpottete den Geſetzen der Ehre und Ritterſchaft. — Auf nun mit mir, meine Tapfern, nach dem Ritterhofe Arkenhauſen, in deſſen Mauern die Rädelsführer dieſer gewaltſamen Rechtsentſcheidung vor der Rache des Kurfürſten von Trier geſchützt werden ſollen, bis ich den Kaiſer über den wahren Hergang der Sache unterrichtet habe und ſeine Verzeihung angekommen iſt. Alle aber bitte ich, mich zu begleiten und meine und meiner Braut Dankſagungen und reiche Geſchenke in Empfang zu nehmen. Ihr ſeid alle zu meiner Hochzeit geladen, welche ich mit Gottes Hülfe morgen zu feiern gedenke.»

Ein allgemeines Freudengeſchrei, ein ungeheuerer Jubel der Menge, zum Zeichen des Beifalls und der Zuſtimmung folgte der Anrede des Kreuzritters. Man ordnete ſich in Reih und Glied, ſtimmte einen allgemeinen Triumphgeſang an, welchen die Minneſänger mit ihren Lauten begleiteten, und ſetzte ſich ſo in Bewegung nach Arkenhauſen kannte Geſpenſtergeheimniß kommen, was mir allein verborgen bleiben ſoll.“ Er beſchied den Pfalzgrafen in ein Zimmer.

„Wenn Euch ernſtlich daran liegt, die Scharte bei mir auszuwetzen und Euch meine Gnade wieder zu erwerben, ſo ſagt mir, was die Geſpenſter in der Martinsvorſtadt angeſtellt haben.“

„Wenn Ihr befehlt, Hoheit, darf ich es Euch nicht verweigern, obgleich die Frau Erzherzogin nicht will, daß Ihr die wunderlichen Geſchichten erfahren ſollt. Der Ritter von Lalain hat ſich, von ſeinem Muth angeſpornt, beigehen laſſen, den Geiſtern in der Katharinenburg einen nächtlichen Beſuch zu machen. Es ſoll ihm dabei mancherlei Seltſames begegnet ſein. Der junge Herr von Brederode iſt ſeinem Beiſpiele gefogt; ebenſo der Graf Adolph von Horn. Und dieſen ſoll es noch ſchlimmer ergangen ſein. Gewiſſe Nachrichten kann ich Euch freilich nicht geben. Fragt den Lalain ſelbſt. Sobald Ihr ihm befehlt, Euch Alles zu bekennen, wird er Euch nichts zu verſchweigen wagen.“

„Schickt ihn hieher!“

Der Pfalzgraf ging, und bald darauf trat der junge Ritter in das Zimmer.

„Ei, Ritter, Ihr habt mit Geiſtern zu thun gehabt und mir kein Wörtchen davon mitgetheilt.“

„Gnädigſter Herr, es iſt verboten, mit Euch davon zu reden.“

„Wenn ich aber Euch befehle, dies zu thun?“

„Euer Befehl geht über jeden andern in dieſem Lande.“

„Wer überhaupt hat außer mir hier zu befehlen und zu verbieten?“

„Die hohe Dame, die Euch über Alles liebt, fürchtet, daß mein Abenteuer Eure eigne Kühnheit in Verſuchung führen möchte, wie ich denn wirklich ſchon einige Nachfolger gehabt habe, die aber Alle nicht beſſer angekommen ſind als ich.“

„Laſſen wir die Beſorgniß der Frau Tante. Ihr ſpannt meine Neugierde auf's Höchſte. Denn wahrlich ich trau' Euerm Muth zu, daß er ſich nicht vor dem Teufel fürchtet.“

„Ich glaube ſelbſt, ich wollte mit dem Teufel fertig werden, wie jeder fromme tapfre Ritter, aber mit des Teufels Großmutter hat's Keiner gern zu thun. Und dieſe verteufelte Ehre war mir zugedacht.“

„Wirklich? Man ſieht daraus, daß Euch die Frauen Antheil ſchenken. — Doch erzählt!“

„Zu Befehl, durchlauchtiger Herr! Ich hatte ſchon einigemal von dem Spuk in der Martinsvorſtadt gehört. Meine Neugierde wurde erregt. Ich ging eines Tags hinaus, mir das verrufene Haus zu beſichtigen.“

„Am Tage pflegen die Geiſter nicht umzugehen.“

„Ich begegnete auch keinem, nicht einmal einem in Fleiſch und Bein. Das Haus war öde; die verfallenden Mauern und Wände ſahen ſchauerlich nüchtern aus. Doch war mir's zuweilen, als vernähme ich ein dumpfes Geräuſch, wie ein fernes Hämmern, Schlagen, Klopfen. Mein geſpanntes Ohr vermochte aber die Töne nicht ſcharf zu faſſen, ſo daß ich zweifelhaft wurde, ob ſie nicht mein wallendes Blut erzeugt. Genug, ich beſchloß meinen Beſuch in der Mitternacht zu wiederholen."

„Das war von Euerm Muth zu erwarten."

„Einſtweilen ließ ich mir erzählen: Der Ritter, welcher ſeine Braut ermordet, wahrſcheinlich aus Eiferſucht und wie ſich von ſeblſt verſteht, ohne allen triftigen Grund, ſei ein Mönchlein geworden, um ſeine Schuld zu ſühnen. Nichtsdeſtoweniger geben ſich beide alle Nacht ein Stelldichein an der Stätte des Verbrechens, und des Teufels Großmutter ſpiele die dritte Perſon."

„Die Mordgeſchichte hab' ich ſchon gehört. Erzählt mir nur, was Euch geſchah."

„Ich fand mich kurz vor Mitternacht ein. Der Geiſterſpuk ließ nicht lange auf ſich warten. Ich rief das Mönchlein an und befahl ihm die Maske abzulegen. Es kümmerte ſich nicht um mich. Ich drohete zu ſchießen und ſchwur, daß meine Piſtolen ſcharf geladen ſeien. Die Geiſter nehmen keine Notiz von mir. Das Knacken des Hahns bringt ſie nicht außer Faſſung, ich ſchieße, und die Kugel rollt zu meinen Füßen; ich greife zum Degen: im Nu liegt er klirrend vor mir; und ich weiß nicht, wer mich entwaffnet hat. Da vergingen mir die Sinne, und als ich wieder zu mir kam, lag ich auf der Straße wie ein Betrunkener und die kühle Herbſtnacht ſah eben nicht freundlich auf mich. Wüthend drang ich wieder in das Haus, da ſtürzt mir ein ſcheußliches altes Weib, wie von Höllenflammen roth beleuchtet, entgegen. Ich will ihr mit dem Degen zu Leibe, da zückt ſie ein rothglühendes Schwert gegen mich, und die Klinge meines Degens zerſpringt, ſowie ſie dieſelbe mit ihrem Teufelsſchwerte berührt, wie wenn ſie von Glas wäre. Plötzlich iſt Alles Nacht um mich, und nun regnet es von allen Seiten barbariſche Schläge auf meinen Corpus, bis mir abermals Sinne und Verſtand vergehen. Und abermals lieg' ich auf der Straße, als der Morgen dämmert, braun und blau geſchlagen, meine Waffen, die mich ſo ganz und gar im Stich gelaſſen, neben mir. Es war mir nicht wohl zu Muth, wie Ihr Euch wohl denken könnt, gnädigſter Herr.“

Der Erzherzog wollte ſich über die Schläge, welche der Ritter erhalten, todt lachen, dankte für die Mittheilung und kehrte wieder zur Geſellſchaft zurück.

Die Hofherrn, zu denen er ſich geſellte, unterhielten ſich eben von einer kleinen Zigeunerin, welche am Tage auf den Straßen getanzt hatte, und faſt alle ſtimmten im Preis ihrer Reize überein.

„Sie war ſchon zum Beilager des Königs von Dänemark hier,“ bemerkte Lalain, „aber ſie hatte ſich kaum auf den Straßen gezeigt, als ſie durch einen Machtſpruch des Stadtcommandanten mit ihrer Geſellſchaft vertrieben wurde.

Erſt die Bekanntmachung des durchlauchtigen Erzherzogs, daß zum Ordensfeſt allem Volke die Thore von Brüſſel offen ſtehen, hat ſie ſchnell zurückgeführt."

„Was kann Euch ſo gegen das liebliche Kind eingenommen haben, Herr von Chievres?" fragte ein Andrer. „Ihr ſeid doch ſonſt nicht grauſam gegen weibliche Schönheit."

„Dieſe Aegyptier ſind Schelme und Betrüger, die von der Leichtgläubigkeit des Volks leben," verſetzte der Oberhofmeiſter mit Leidenſchaftlichkeit. „Sie wahrſagen und ſtehlen, und die eigenthümliche Schönheit ihrer jungen Frauen und Töchter hat ſchon manches Männerherz berückt und zu dummen Streichen verleitet."

„Faſt ſcheint es, als ob Ihr aus eigner Erfahrung ſprächet," bemerkte der Erzherzog ſcherzend, und die Hofherrn lachten auf Koſten des ſtrengen Stadtcommandanten.

„Sie bringen nie etwas Gutes, aber ſie nehmen immer etwas Gutes mit," ſagte Chievres ernſt. „Ihre Schlauheit weiß den Klügſten zu betrügen, und in dieſer Beziehung ſpreche ich allerdings aus eigner Erfahrung. Es iſt Pflicht des Herrſchers die Unterthanen gegen ſolche Raubvögel zu ſchützen. Befiehlt Ew. Durchlaucht, und ich laſſe die ganze Zigeunerbande morgen aus der Stadt bringen."

„Ich habe allem Volke zu meinem erſten Ordensfeſte Gaſtfreundſchaft verſprochen und werde dies Gelöbniß auch den Zigeunern halten. Sie ſind keines Verbrechens überwieſen. In Spanien ſind die Zigeuner heimiſch. Als Spaniens künftiger König will ich auch ihnen gnädig ſein.“

Dieſe mit einer gewiſſen Würde, die man noch nicht an Karl bemerkt haben wollte, geſprochnen Worte erregten den Beifall ſeiner Umgebung und gingen im Saale von Mund zu Mund.

Jedermann ſprach von der ſchönen Zigeunerin; alle Damen nahmen ſich vor, ſich von ihr wahrſagen zu laſſen, alle Herrn beſchloſſen, ſie tanzen zu ſehen, und Herrn von Chievres Strenge gegen das Nomadenvolk fand eine allgemein geglaubte Erklärung, die man ſich zuflüſterte, nämlich: er habe nicht nur einſt eine heftige Leidenſchaft zu einer Zigeunerprinzeſſin gefaßt, ſei aber von derſelben kurz und bündig abgewieſen, ſondern der habſüchtige, geldgierige Mann ſei von den Zigeunern auch um eine ſehr bedeutende Summe betrogen worden.

Drittes Kapitel.

Am folgenden Tage ſagte der Erzherzog Karl zu ſeinem Lieblingspagen, als er mit demſelben allein war: „Schwöre mir mit deinem Ehrenworte, daß du nicht verrathen willſt, was ich dir jetzt anvertrauen will.“

Der Page leiſtete den Schwur in die Hand ſeines Gebieters.

„Du mußt ein Paar gemeine Bürger- oder Bauernanzüge für uns ſchaffen. Wir wollen verkleidet zu den Zigeunern gehen. Ich will das ſchöne Mädchen auch ſehen, von dem die Herrn ſo viel Rühmens gemacht haben. Und auch wahrſagen will ich mir laſſen. Auch hab' ich mir einmal ſagen laſſen, die Zigeuner verſtünden durch Zauberkünſte und Amulete die Macht böſer Geiſter zu brechen. Ich will und muß in dieſer Nacht in das Geſpenſterhaus, es läßt mir nicht Ruh und Raſt; ich muß es mit dem Spuk aufnehmen, bei Gott und meiner Ehre!“

„Ach, Hoheit!“ rief der Page erſchrocken, „ich bitt' Euch um der heiligen Jungfrau, ja um aller Heiligen willen, laßt Euch weder mit den Zigeunern, noch mit den Geiſtern ein!"

„Schweig' und thu', was ich dir befohlen! Kein Menſch in der Welt ſoll mich von meinem Vorſatz, den Geſpenſtern einen Beſuch zu machen, abbringen, und wenn er der Papſt ſelbſt wäre."

„So laßt wenigſtens den Beſuch bei den Zigeunern. Sie werden auf der Stelle wiſſen, wer Ihr ſeid, und Ihr könnt dadurch in böſe Händel kommen. Das Amulet aber würde Euch lächerlich machen. Wollt Ihr durchaus zu den Geiſtern, ſo verlaßt Euch wenigſtens allein auf Euern Muth, wie es einem Fürſten geziemt."

„Da haſt du recht; es ſähe aus wie Feigheit. Und verrathen will ich mich dem Zigeunervolk auch nicht. Ich werde die kleine Tänzerin im Schloſſe tanzen laſſen. Und wahrſagen — das ſoll ſie mir ein andermal. Heute Nacht alſo nur zu den Geſpenſtern!"

Der Page ſchaffte für den Erzherzog den verlangten Anzug und begleitete ihn in der Nacht nach dem Ritterhauſe. Die Anſtalten waren ſo geheim und vorſichtig getroffen, daß Niemand eine Ahnung von der Entfernung des jungen abenteuerluſtigen Fürſten hatte. Karl trug ein Paar ſcharf geladene Piſtolen und ſeinen Degen. Vivian außer ſeinen Waffen ein Paar Fackeln, die er erſt vor dem Hauſe in Brand ſetzte.

Der Erzherzog nahm eine derſelben und trat in die offenſtehende Pforte des Hauſes. „Hier bleibſt du mit der andern Fackel ſtehen; hörſt du ſchnell zwei Schüſſe hintereinander, dann eilſt du mir zu Hülfe. Mein Ruf wird dir den Weg zeigen.“

Dem Pagen war nicht wohl bei der Sache zu Muth, aber er mußte gehorchen. Die Novembernacht war kalt und unfreundlich, ein rauher Sturm fegte die menſchenleere Straße und warf die Flamme der Fackel zur Seite. Der Page wickelte ſich ſchauernd in ſeinen kurzen Mantel und verſuchte ein Liedchen zu trällern, aber es wollte ihm kein rechter Ton aus der Kehle. Fröſtelnd ging er einige Schritte weit auf und ab und lehnte dann in Gedanken verſinkend an die feuchte Mauer.

Der Erzherzog ging raſchen Schritts durch eine weite, wüſte Hausflur, deren zerbröckelnde Wände das düſtere Fackellicht unheimlich zurückwarfen, und ſtieg eine enge ſteinerne Wendeltreppe hinauf, auf der ſein Fuß oft durch Schutt und Steingerölle aufgehalten wurde. Auf einem ſchmalen Gange angekommen, ſah er eine Thür vor ſich, welche dem Drucke ſeiner Hand wich. Er trat in ein hohes Gemach, das von der Zeit und wahrſcheinlich auch von zerſtörender Menſchenhand in einen traurigen und verwüſteten Zuſtand verſetzt war. Das Getäfel war verfault und zerbrochen, lange Fetzen von Ledertapeten hingen an den Wänden, die Fenſter waren zu Theil zertrümmert, und der Nachtwind pfiff ſchaurig durch ſie und das halb eingeſtürzte Kamin. Ein armſeliger Tiſch ſtand zur Seite, und ein einziger Seſſel in nicht weniger mißlichen Verfaſſung daneben. Es war in der That kein luſtiger Aufenthalt, und Karls Muth etwas abgekühlt. Auch ihn begann zu frieren, obgleich ſein Kopf fieberhaft brannte. Es gelüſtete ihn nicht, weiter zu gehen. Er beſchloß die Geſpenſter hier zu erwarten. Ein Riß in der Mauer bot ihm Gelegenheit, die Fackel zu befeſtigen. Die Piſtolen legte er auf den Tiſch und ſetzte ſich in den alten maſſiven Polſterſtuhl. Er ſah ſich in dem Gemach um; mehrere Thüren führten hinein, aber der Prinz hatte kein Verlangen eine derſelben zu öffnen. Er fühlte ſich abgeſpannt und ſchläfrig. Plötzlich war's ihm, als dringe ein ſcharfer Geruch in ſeine Naſe und wirkte betäubend auf ihn ein; eh' er ſich deſſen aber recht bewußt wurde, war er ſchon eingeſchlafen. Gleich darauf wurde eine der Seitenthüren geöffnet, eine männliche Geſtalt in einer Mönchskutte ſchlich heraus, nahm die Piſtolen von dem Tiſche und verſchwand eben ſo ſchnell wieder durch die Thür. Nach einigen Minuten kehrte der Mönch mit denſelben zurück und legte ſie wieder an ihren Platz, dann nahm er die Fackel und ließ den Schläfer in der Finſterniß. Nur kurze Zeit verſtrich, und die Thür ging abermals auf, und eine in weite, bauſchige, ſchneeweiße Schleier von Neſſeltuch über und über gehüllte Frauengeſtalt, eine bläulich brennende Lampe in der Hand tragend, ſchwebte herein und auf den Prinzen zu. Dieſer hatte den zurückgeſunkenen Kopf auf die Hand geſtützt, der Hut war herabgefallen, und eine Fülle blonder Locken bedeckte ihm Stirn zu. Noch aber hatten Ritter Rudolf und Junker Wilhelm, an der Spitze des Zugs, die mehrerwähnte Waldecke nicht erreicht, als ſich ihnen plötzlich ein eben ſo unerwartetes als erfreuliches Schauſpiel darbot. Von der Höhe des Berges herab und aus dem Walde hervor eilte flüchtigen Fußes und flatternden Gewandes eine weibliche Geſtalt, welche von ihnen ſogleich für Guta von der Arken erkannt wurde. Das Fräulein hatte nämlich, als ſie einen Weg am Gebirge hin einſchlug, um mit den Rittern nicht zuſammenzutreffen, die heranziehende Volksmaſſe in der Ferne bemerkt und geſehn, wie dieſelbe mit ihrem Dränger und deſſen Gehülfen handgemein geworden und den Sieg davon getragen hatte. Nun hatte ſie geahnet, wer der Anführer dieſes Haufens ſein möge, und vom Pferde geſprungen, war ſie bergab geeilt. Ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen: der heißerſehnte, vielgeliebte Mann, um den ſie Jahre lang ſchon getrauert, lag jetzt lebenswarm und kräftig an ihrer hochaufwallenden Bruſt. Die Sprache verſagte ihnen; nur glühende Küſſe wechſelte ihr ſtummer Mund. Der Minneſänger ſtand aber einige Schritte abſeit und zerdrückte eine Thräne im Auge. Einen Seufzer, der ſich aus ſeiner Bruſt herausarbeiten und Schläfe und die eine Wange, während die andere von der Hand bedeckt war, deren Arm auf dem Tiſche ruhete. Bei ihm angekommen, ſtreckte die Verhüllte die freie Hand aus, um die Stirn des Schläfers zu berühren, dabei leuchtete ſie ihm ins Geſicht und blieb plötzlich wie angewurzelt ſtehen, ohne ihn zu berühren. In ſein Anſchauen verſunken, ſeufzte ſie endlich leiſe: „Ach, wie jung und wie ſchön! Der iſt ja kaum älter als ich. — Karracha hat recht; das iſt ein allerliebſter Junge.“ — Jetzt konnte ſie der Verſuchung nicht länger widerſtehen. Leiſe ſtrich ſie ihm die Locken aus der Stirn und von der Wange. Aber einen Augenblick ſpäter beugte ſie ſich nieder und küßte ihn auf die ſanft gerötheten Lippen. Karl zuckte, erwachte aber nicht. Sie küßte ihn abermals, und er fuhr empor. Seine erſte Bewegung war die des Schreckens, dann griff er haſtig nach den Piſtolen.

„Ha!“ rief er mit bebender Stimme. „Laß ſehen, ob du kugelfeſt biſt.

Sie war ſchon auf der Flucht nach der Thür zu; aber ſie wandte ſich raſch nach ihm um und ſagte mit einem traurigen Tone:

„Ach, erſpare dir das Schießen! Dich kann und mag ich nicht erſchrecken. Du haſt keine Kugeln mehr in deinen Piſtolen. Hier ſind ſie.“ — Und ſie gab ihm zwei Kugeln in die Hand. Er aber hielt die Hand feſt und rief: „Du biſt warm und lebendig. Du biſt kein Geſpenſt. Hinweg mit dieſer Geiſtermaske!“ Mit dieſen

Worten riß er ihr die Schleier ab, und die niedlichſte Zigeunerin kam aus der Verpuppung hervor.

„Ah!“ rief er erſtaunt. „Wer konnte einen ſo ſchönen Kern in dieſer Schale vermuthen! Du biſt eine Zigeunerin, wie ich ſehe, und wahrlich die hübſcheſte und niedlichſte, die ich noch je geſehen habe.“

„Gefall' ich dir wirklich?“

„Mehr als ich dir ſagen kann. Noch niemals hat mir ein Mädchen ſo gefallen, wie du. — Du biſt die ſchöne Tänzerin, von der man ſo viel ſpricht.“

„Freilich bin ich's! — Und daß ich dir gefalle, macht mir große Freude!“ lachte die Kleine herzlich. „Denn, daß du's nur weißt, du gefällſt mir auch, beſſer als alle Andern. Eigentlich hat mir noch Keiner gefallen; du biſt der Erſte, der mir gefällt. So wie ich dich ſah, gab mir's einen Stich ins Herz, und es war mir nicht möglich, mit dir die dumme Geſpenſterpoſſe zu ſpielen.“

„Aber wozu haſt du denn überhaupt die dumme Poſſe hier geſpielt?“

„Bah! das werd' ich dir nicht gleich auf die Seele binden. Du hältſt mich für ſehr offenherzig und fragſt wie der Pater im Beichtſtuhl. Ich ſoll dir gleich mein ganzes Geheimniß ſagen und weiß noch nicht einmal, wer du biſt. Erſt beichte mir, hübſcher Junge! Wer biſt du denn, und weshalb kamſt du hierher?“

„Ich bin ein Page des Erzherzogs Karl.“

„Ein Page?! Ah, flunkre mir nichts vor. Da hätteſt du ſchönere und koſtbarere Kleider an, ſowie Vivian."

„Vivian? Wer iſt das?"

„Ha, ſiehſt du, daß du kein Page des Erzherzogs biſt, ſonſt müßteſt du doch wohl den kecken Vivian kennen, der ja doch iſt, wofür du dich ausgibſt. Mache nicht mehr aus dir, als was du biſt. Du gefällſt mir auch und eigentlich noch beſſer, wenn Du nur ein Knappe oder Roßbube biſt."

„Nun ſo will ich dir's nicht verhehlen: ich bin der Edelknecht des Grafen von Iſſelſtein, der von Wien wieder nach Brüſſel gezogen iſt."

„Ah, ich kenne ſeine Tochter wohl, das arme Kind! Karracha kennt die Gräfin ſchon lange, als ſie noch hier in Brüſſel wohnten; dann haben wir ſie in ihrem Schloſſe an der Donau beſucht, nicht weit von Wien, und vor wenig Monden ſollte Karracha die junge Gräfin von großem Herzeleid heilen. Du weißt's ſchon, was ihr begegnet iſt. Sie hat nicht mehr dort wohnen können, die Beklagenswerthe. Und ſo ſind die gräflichen Leute wieder hierher in ihr Vaterland gezogen."

„Du biſt gut unterrichtet. Doch ſage mir auch, woher du den Pagen Vivian kennſt?"

„Ei Bub', du biſt ſehr neugierig. Du ſollteſt ein Pfaff werden; haſt ſchöne Anlagen dazu."

„Sag' es mir gleich; ich will es!"

„Du willſt es?! Schau' mir Einer an! Als ob er mir zu befehlen hätte! Du haſt noch mehr Anlagen zu einem vornehmen Herrn. Du mußt Erzbiſchof oder Papſt werden. Hier hab' ich nur zu befehlen, mein ſchmuckes Bürſchchen."

„Ich bitte dich, ſag' es mir!"

„Ah, wenn du ſo ſchöne, gute Worte gibſt, dann kann ich dir nichts abſchlagen. Den Vivian hab' ich in Wien kennen gelernt. Er beſuchte uns und beſchenkte mich. Aber er war mir zu vornehm, zu aufgeblaſen, zu ſtolz. Er gefiel mir nicht. Aber du gefällſt mir. Du biſt nicht ſo ein aufgeblähter Narr."

„Nun ſag' mir auch, weshalb du ein Geſpenſt hier gemacht haſt? Ich bitte dich. Aber noch weiß ich dich nicht zu nennen. Wie heißt du denn?"

„Sonaca."

„Ein ſchöner Name!"

„Gewiß. Er heißt überſetzt: Sonnenkind. Und dein Name?"

„Karl."

„Ah, wie der Erzherzog und unſer künftiger König."

„Euer König? Wie ſo?"

„Weil ich eine Spanierin bin, eine geborene Andaluſierin."

„Das freut mich ſehr. Ich bin allen Spaniern gut und dir ganz vorzüglich. — Ich habe ſchon viel von dir gehört und wollte dich beſuchen, um mir von dir aus der Hand wahrſagen zu laſſen. Nun macht ſich's auf dieſe Weiſe noch beſſer. Jetzt will ich mein Schickſal aus deinen Augen leſen."

„Verſtehſt du die Schrift darin ſo gut? Wer hat ſie dich gelehrt?"

„Die Natur. Ich fühle plötzlich, daß ich ſie verſtehe."

„Du biſt ein wunderlicher Heiliger."

„Wie du ein merkwürdiges Geſpenſt. — Nun, ſoll ich erfahren, was ich wiſſen will?"

„Du mußt Karracha fragen."

„Wer iſt das?"

„Unſere Altmutter. Sie hat die Geſpenſtergeſchichte angeordnet. Wir kamen nämlich zur Hochzeit des Dänenkönigs hierher. Denn Karracha ſagt: Ueberall, wo ein Meer von Menſchen zuſammenſtrömt, da blüht am Ufer der Weizen der Zigeuner. Am reichſten aber, wenn Könige glänzende Feſte feiern. Deshalb zogen wir zum großen Hochzeitfeſt nach Wien, und von Wien nach Brüſſel zu ähnlicher Feier. Die ſpaniſchen Königskinder geben uns was zu verdienen. Dafür ſind ſie unſere Landsleute. Wir tanzten, muſicirten und wahrſagten, aber der geizige Commandant von Brüſſel, Herr von Chievres, wollte uns nicht dulden, weil wir ihm die hohe Geldſumme nicht zahlten, die er uns abpreſſen wollte. Wir wurden vertrieben, kehrten aber heimlich zurück und verſteckten uns in dieſem alten leeren Hauſe, um bis zum großen Ordensfeſte des Erzherzogs hier zu verweilen. Damit wir aber ganz ungeſtört ſeien und Niemand auf unſere Spur komme, ſpielten wir Geſpenſter. Wir erreichten unſern Zweck. Beim Beginn des Ordensfeſtes bezogen wir eine Wohnung in der Nähe; denn während des Feſtes durfte uns Herr von Chievres nichts anhaben; der Erzherzog hatte allem Volke Schutz und ſichern Aufenthalt hier zugeſagt. Doch konnten wir dies Ritterhaus noch nicht aufgeben; wir mußten es bis zum Frühjahr zu behaupten ſuchen. Und der Schutz des Erzherzogs galt nur bis zum Ende des Feſtes."

„Wozu wollt Ihr nicht weiter ziehen? Was habt Ihr nach dem Feſte noch hier zu ſchaffen?"

„Die Männer haben hier ihre Werkſtätten eingerichtet, unten in den Kellern. Sie ſind Goldſchmiede —"

„Falſchmünzer!" lachte der Erzherzog.

„Waffenſchmiede, Kupferſchmiede," fuhr Sonaca fort, ohne den Einwurf ihres neuen Freundes zu beachten. Die Eſſe mündet in den Hof; der Rauch darf ſo wenig unſer Verräther werden, wie das Gehämmer. Deshalb mußten wir alle Menſchen bei Tag und Nacht aus der Nähe dieſes Hauſes verſcheuchen, und das iſt uns durch die Geſpenſtergeſchichte ganz gut gelungen."

„Vortrefflich ausgedacht!"

„Beim Beginn des Feſtes zeigten ſich aber einige junge Tollköpfe, welche Luſt hatten, mit den Geſpenſtern Bekanntſchaft zu machen. Wir mußten ihnen eine derbe Lection geben, und ſie haben ſie bekommen. Mit dir konnt' ich nicht ſo verfahren. Ich weiß nicht, was mich abgehalten hat; denn am Ende verdienſt du die Lection eben ſo, wie die Andern."

„Das wird ſich zeigen. Du ſollſt nicht vergebens mit mir eine Ausnahme gemacht haben. — Aber weshalb ſuchtet ihr nicht den Schutz des Erzherzogs nach der däniſchen Hochzeit?"

„Der würde uns nichts gefruchtet haben."

„Iſt der Erzherzog nicht Fürſt und Regent hier?"

„Ei ja dem Namen nach. Er wird ja ſelbſt noch regiert."

„Regiert? Von wem?"

„Von Herrn von Chievres und den anderen Hofherren, von ſeiner Baſe, der Erzherzogin in Löwen, von ſeinem Großvater, dem Kaiſer in Inſpruck, und ich weiß nicht von wem ſonſt noch. — Was ſoll das werden, wenn das Prinzlein König von Spanien wird?"

„Vielleicht beſſert er ſich."

„Da beſſert ſich was. Er wird's treiben, wie ſein Vater und eben ſo ein lockerer Zeiſig werden."

„Sprich mit mehr Reſpect von Königen!"

„Falle mir nur nicht wieder in dieſen Befehlshaberton. Dann wirſt du mir unausſtehlich."

„Ich bitte dich, ſüße Sonaca, gib mir deine Hand."

„Jetzt biſt du artig. Hier iſt ſie."

„Du haſt einen ſchönen Ring am Finger. Biſt du ſchon eine verlobte Braut?"

„Was ging es dich an? Wer gibt dir ein Recht, mich ſo auszufragen?"

„Mein Herz.“

„Dein Herz iſt ein neugieriges Ding.“

„Ja, es möchte gern Alles wiſſen, was in deinem Herzen vorgeht. Es möchte gern ganz in deinem Herzen wohnen; und der Ring macht mich traurig. Die Wohnung iſt ſchon beſetzt.“

„Es iſt nicht wahr. Niemand wohnt in meinem Herzen!“

„Läugne nicht! Der ſchmucke Vivian. Von ihm haſt du den Ring.“

„Nein! nein! du ſchlimmer Schelm. Der Ring iſt von Herrn Jakob Fugger in Augsburg.“

„Vom alten Fugger!“ rief Karl erſtaunt. „Schenkt der hübſchen Mädchen auch noch Ringe?“

„Er hat ihn nicht mir, ſondern meiner Mutter geſchenkt, es iſt ſchon lange her, und ich war noch ein kleines Kind. In Ungarn war's. Wir leiſteten da einer fremden vornehmen Dame Hülfe und Beiſtand im Kindbett. Herr Fugger kam dahin mit ſeinem Neffen, dem Herrn Raimund, und der böſe ſelbſtſüchtige Wirth wollte die Frau aus dem Zimmer treiben, um die reichen Herrn hinein zu legen. Ich ſchrie wie toll, umklammerte des alten Fuggers Knie und klagte ihm die Noth der Fremden. Da wurde Alles gut. Die Dame blieb, aber ſie ſtarb; wir führten ihr Kind nach Kremnitz, und Herr Fugger beſchenkte uns. Meine Mutter erhielt dieſen Ring von ihm, den ſie mir an meinem letzten Wiegenfeſte zum

Angebinde gegeben; denn ich bin nun volljährig, und die Zigeuner müſſen mir gehorchen, wie ihr."

„So iſt wohl deine Mutter die Fürſtin der Zigeuner?"

„Sie iſt Zarova, die Zigeunerkönigin oder Herzogin, und ihre Vorfahren waren mächtige Könige im Morgenlande."

„Da bekomm' ich großen Reſpect vor dir, und ich bin viel zu gering für dich."

„Ich darf meine Liebe ſchenken, wem ich will. Ich bin keine Sklavin meiner Abkunft, wie die ſpaniſchen Prinzeſſinnen."

„Glückliches Kind! Und du willſt mir deine Liebe ſchenken?"

„Wenn du dich ihrer würdig machſt, ſo hätte ich wohl Luſt dazu."

„Ich will mich ihrer würdig machen. Laſſ' dich küſſen, holdes Sonnenkind! Du ſollſt die Sonne meiner Jugend werden." Und er preßte ſeine glühenden Lippen auf ihren reizenden Mund. Sie wehrte ihm nicht. Das holde Kind wurde zur Jungfrau, berührt von dem zündenden Funken ſeiner Zärtlichkeit, und Karl wurde in dieſer Stunde wahrer zu der Reife gerufen, als von der pomphaften Volljährigkeitserklärung ſeiner Verwandten und der Stände ſeines Volks.

Unterdeſſen hatte ſich die Thür wieder leiſe geöffnet und der geſpenſtiſche Mönch war hereingeſchlichen. „So naca!" rief er ergrimmt, als er ſich überzeugt hatte, was hier vorging.

„Was willſt du, Pepindorio?"

„Was thuſt du, Sonaca?"

„Was mir beliebt. — Komm, Karl, mit mir in mein Gemach!"

„Sonaca, bedenke" — knirſchte der wilde, eiferſüchtige Toni.

„Denkſt du, du wollteſt es dieſem machen, wie dem Pagen in Wien? Zurück, ſag' ich dir! Du weißt, was dir droht."

„Ich gehorche — auf deine Gefahr. Aber du wirſt uns Alle ins Verderben ſtürzen."

„Kannſt du uns verderben?" fragte Sonaca den liebetrunkenen Karl.

Seine Antwort war eine Umarmung.

wollte, preßte er mit Schmerz wieder in dieſelbe zurück.

Den Liebenden kam endlich die Sprache wieder, aber nur abgeriſſne Worte, ſchwache Zeugen ihres Entzückens waren es, was ſie hervorbringen konnten. Unterdeſſen war auch die Zofe mit den Pferden herbeigekommen; Guta, von den Glückwünſchen des ſich herzudrängenden Volks überhäuft, wurde darauf gehoben und mit Jubelgeſchrei ging der Zug nach Arkenhauſen. An der Zugbrücke ſprang das Fräulein vom Pferde, um ihren geliebten Bräutigam mit eigner Hand in ſeine Beſitzungen einzuführen, welche er, der ihr Herz ſchon lange beſaß, nun auch noch auf eine gerechte und edle Art errungen hatte.

In dem Gemache, welches Ritter Gobbelin dieſen Morgen verlaſſen hatte, fand Ritter Rudolf zu ſeiner großen Freude ſeinen Lorbeerkranz und ſeinen ſilbernen Schild, und er konnte nun beides ſeiner Braut überreichen, gerechtfertigt vor ihr und dem Volke. Auch fügte er noch den koſtbaren Juwel, das Geſchenk des Sultan Saladdin, hinzu, und brachte ihr den Gruß des großmüthigen Muſel-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03691/028

Viertes Kapitel.

Es war wieder Abend. Aus dem Zimmer der Gräſin Cardona ſchlüpfte die alte Karracha; der Probſt trat hinein.

„Zur guten Stunde!“ rief ihm die ſchöne Südländerin entgegen.

„Habt Ihr gute Nachrichten, Donna Ineſe?“ fragte polternd der leichtfertige Pfaff.

„Gute und ſchlimme. Don Hernandez hat ſich ungeſchickt benommen; ſein Aerger, daß er das Vließ nicht bekommen, hat ihn faſt verrathen. Chievres hat ihn aufs Korn genommen, und er wird wohl thun, mit mir abzureiſen. Ich muß fort. Ich habe mich von Euch hier zu lange zurückhalten laſſen.“

„Kein Menſch außer Euch wird mich darum tadeln, holdeſte Frau. Und die gute Kunde?“

„Das kecke Fiſchlein hier hat ſchneller an den Köder gebiſſen, als ich hoffen durfte; ich meine den Erzherzog und die Zigeunerin. Der Zufall hat wieder einmal mehr für mich gethan, als ich mit aller Schlauheit nicht hätte ausrichten können.“

„Erzählt! erzählt! Ich weiß noch nichts.“

„Ihr habt doch von der Spukgeſchichte in der Martinsvorſtadt gehört?“

„Auch von den Schlägen, die die Geiſter ausgetheilt haben. Ihr wart alſo in das überirdiſche Geheimniß eingeweiht?“

„Es waren die Zigeuner, meine Freunde. Sie kennen das alte Ritterhaus ſchon viele Jahre und haben ſich in den unterirdiſchen Gewölben deſſelben verſteckte Werkſtätten eingerichtet.“

„Ich verſtehe: eine Münzſtätte, der kein herzoglicher Wardein vorſteht.“

„Aus den Goldgruben in Ungarn hatten ſie viel rohes Metall mitgebracht. Der Commandant duldete ſie nicht —“

„Ein alter Zorn von ihm.“

„Zarova hat ihn einmal abgewieſen.“

„So etwas vergißt ſich nicht leicht.“

„Sie zogen ſich in ihre Burg zurück und wärmten die alte von ihnen erfundene Geſpenſtergeſchichte wieder auf, und nun waren ſie beſſer geſchützt, als wenn ſie eine Armee beſoldet hätten.“

„Schlaues Volk, die Zigeuner!“

„Aber ein paar junge Ritter wollten zeigen, daß ſie Haare auf den Zähnen hätten.“

„Und mußten Haare laſſen. Der Graf Lalain ſchwör Stein und Bein, er hat's mit hölliſchen Geiſtern zu thun gehabt.“

„Ich vermuthete, dieſe Geſchichte würde des Erzherzogs Tollkühnheit reizen. Ich kenn' ihn und machte meinen Plan.“

„Laßt hören!“

„Ich reizte ihn ſelbſt und ſetzte die Zigeuneraltmutter in Kenntniß, welch einen Gaſt ſie bekommen würden. Karracha ließ die ſchöne Sonaca den weiblichen Geiſt ſpielen; aber ſie traf Veranſtaltung, daß der junge Wagehals, wenn er ohnmächtig vor Schrecken und Furcht geworden, von dem Mädchen ſelbſt in ihrer natürlichen Geſtalt ins Bewußtſein zurückgerufen werden ſollte. So hatte ich's angegeben. Die Sache ging natürlicher und beſſer. Der Erzherzog ſchlief von dem narkotiſchen Räucherwerk der Zigeuner ein, wie ſeine Vorgänger; die Zigeuner zogen die Kugeln aus ſeinen Piſtolen und die Komödie begann. Aber der Zufall ſpielte mit; das iſt der beſte Schauſpieler. Sonaca, von Karracha auf die Schönheit des Knaben vorher aufmerkſam gemacht, verliebte ſich in den hübſchen Schläfer und küßte ihn wach. Er verliebte ſich eben ſo ſchnell in ſie; ein junger Zigeuner, der ihr den Hof macht, wollte ſie ihm entreißen; das machte unſern Prinzen nur noch hitziger. Er blieb die halbe Nacht bei ihr und hat ihr in der vorigen Nacht einen zweiten Beſuch abgeſtattet. Die beiden Kinder ſind ſterblich in einander verliebt, und ich werde hoffentlich auf dieſem Wege mehr erlangen, als auf allen andern künſtlich erſonnenen.“

„Ihr ſeid eine Meiſterin im Ränkeſpiel.“

„Der eiferſüchtige junge Zigeuner iſt zu unſerm Glück auf und davon gelaufen; von ihm iſt alſo keine Entdeckung zu befürchten; Vivian, der Page, der ſeinen Herrn in der vorgeſtrigen Nacht begleitete, iſt einer meiner Getreuen und hat mir ſchon Bericht erſtattet. Von den Zigeunern weiß nur die Altmutter, wer Sonaca's Liebhaber iſt. Die Erzherzoginnen Margaretha und Eleonore reiſen morgen nach Löwen zurück, und ſo wird Karl ungeſtört ſeinem Minnedienſt nachgehen und ſich nicht mit Regierungsſorgen befaſſen. Sonaca wird ihm nicht Zeit laſſen, daran zu denken. Ich aber eile mit Don Hernandez nach Spanien, um für uns zu wirken, für Euch und für mich. — Euch will ich erſt mit der Altmutter befreunden. Sie iſt ſchlau und wahrt unſern Vortheil.“

„Vortrefflich! Ich muß dich küſſen, ſchöne Ränkeſchmiedin!“ —

Die Gräfin rüſtete ihre Abreiſe; alle Männer waren in Trauer, alle Frauen jubelten. Um ſich von den Erzherzoginnen zu verabſchieden und ihre Aufträge zu empfangen, ging ſie erſt einige Tage nach Löwen. Als ſie zurückkam, meldete ihr Matty, welche in Brüſſel zurückgeblieben war, daß Toni Abends vorher da geweſen und verſichert habe, er habe der Herrin eine Entdeckung zu machen, die für ſie von der höchſten Wichtigkeit ſei, und er ſei ſehr beſtürzt geweſen, ſie nicht zu Hauſe zu finden.

Die Gräfin ſchickte die Schwarze ſogleich zu den Zi geunern, um ſich nach Toni zu erkundigen. Aber Matty kehrte mit der Nachricht zurück, die Zigeuner ſeien nicht mehr in der Stadt, und in ihrer verlaſſenen Herberge wiſſe Niemand, wohin ſie ſich gewendet. Sie ſeien mitten in der Nacht fortgegangen. Dies war für die Gräfin genug, um zu wiſſen, daß die Hauptperſonen, wenn nicht Alle, im Ritterhauſe verborgen ſeien, um ſich den Verfolgungen des Herrn von Chievres zu entziehen und ihre geheime Betriebſamkeit fortzuſetzen. Karracha hatte zu dieſem Behufe, wie der Gräfin bekannt war, ſtarke Vorräthe von Lebensmitteln eingetragen. Sie entſchloß ſich alſo, ihren Freunden einen nächtlichen Beſuch in dem Ritterhauſe zu machen, um zu erfahren, ob Toni zu den Seinigen zurückgekehrt und von welcher Art die Mittheilung ſei, die er ihr zu machen habe. Kaum war es aber Abend geworden, als Matty den ſtämmigen braunen Burſchen hereinführte.

„Gnädige Donna,“ ſagte er mit linkiſcher Höflichkeit, „ich wollte Euch nur fragen, wie viel Geld Ihr mir zuſichert, wenn ich Euch den kleinen Raimund Mohr aus Kremnitz überbringe?“

„Menſch!“ rief die Gräfin freudig erſchrocken, „iſt es dein Ernſt? Haſt du den Knaben gefunden?“

„Sagt mir nur, was Ihr mir für ihn zahlen wollt, und wenn mir der Preis annehmbar iſt, ſo ſollt Ihr ihn in einigen Tagen haben.“

„Du ſollſt tauſend Silberrealen haben.“

„Das iſt wenig genug für einen Menſchen, und gar ein Lumpengeld für das ſchmucke Bürſchchen. Ich weiß doch, wie viel Euch an ihm liegt. Von ſchlechten Realen mag ich nichts wiſſen. Gebt mir hundert Dublonen: ich liebe das Gold.“

„Du ſollſt ſie haben! Hier haſt du meine Hand darauf. Aber nun ſage mir, wo haſt du das Kind entdeckt?“

„Meint Ihr, ich ſollt Euch das ſagen, damit Ihr einen Andern hinſchickt, etwa den Don Hernandez, und den Buben wegfangen ließet? Mein eigener Vater thäte Euch auch den Dienſt billig. Ich traue keinem Menſchen mehr, ſeit meine eigenen Leute mich um Sonaca betrogen haben. Meine Großmutter iſt ein ſchlechtes Weib. Sie wußte, daß ich nur Sonacas halber die kremnitzer Gruben verließ; ſie verſprach mir das Mädchen zum Weibe, und ich ſtahl auf ihr Geheiß viel Golderz und ſchleppte es ihr zu. Aus dem Erz ſchmelzen ſie das Gold und prägen Geld, und die Sonaca haben ſie an einen Milchbart verkauft. Für Geld iſt ihnen Alles feil. Ich habe mir eine Lehre daraus genommen. Aber ich laſſe mich auch von Niemand mehr betrügen.“

„So bring' mir den Knaben, und das Geld ſoll für dich bereit liegen. Aber kein Menſch darf davon erfahren, und am wenigſten Don Hernandez.“ —

„Euer Wort gilt mir zum Pfand; Euch das meinige. Don Hernandez gehört ohnedies nicht zu meinen Freunden. Gebt mir die Ava, Euere Dienerin, mit und zwei Pferde, auf deren Schnelligkeit ich mich verlaſſen kann. Verſeht die Magd auch mit einigem Geld. Ich will nicht eher etwas von Euch, bis Ihr den Knaben in der Hand habt."

Die Gräfin fand dieſe Anordnung gut, und in der Nacht wurden die Vorbereitungen zu der abenteuerlichen Fahrt gemacht. Mit dem früheſten Morgen verließen Toni und Aya auf ſchnellen Roſſen das Haus und die Stadt. Die Gräfin brachte ein Paar Tage in ängſtlicher Erwartung zu, aber die Meiſterin in der Verſtellungskunſt wußte ihre Aufregung geſchickt zu verbergen und machte und empfing Beſuche. Vorzüglich war ſie bemüht, Don Hernandez zu bereden, daß er noch einige Zeit in Brüſſel bleibe, obgleich ſie wenige Tage vorher ihn gedrängt hatte, mit ihr abzureiſen. Aber ſie hatte tauſend Gründe, ihn von der Nothwendigkeit der Aenderung ihres Reiſeplans zu überzeugen. Am Abend des dritten Tages langten die Erſehnten an. Aya hatte den Knaben vor ſich auf dem Pferde. Er war in ihren Armen entſchlummert, und ſeine dunkelbraunen Locken verhüllten zum Theil ſein friſches, blühendes Geſicht. Die Gräfin konnte ihren ſtürmiſchen Gefühlen den lauten Ausdruck nicht verwehren; ſie brach in Jubel aus. „Allah, ſei gelobt!" rief ſie, als ſie das ſchlaftrunkene Kind in ihre Gemächer trug. „Verherrlicht werde aufs neu der Name deines Propheten!" Dann ſetzte ſie den weinenden Kleinen auf ihr Polſterbett, küßte ihn ehrerbietig auf die Stirn und reichte ihm allerlei Naſchwerk, daß ſie für ihn in Bereitſchaft gehalten hatte.

„Matty, Ava!" ließ ſie ihre freudentrunkene Stimme durch die offene Thür ertönen, „kommt, meine Lieben, und erweißt mit mir unſerm Herrn die ihm gebührende Ehre!" Und die Mägde traten mit vor der Bruſt gekreuzten Armen vor das Kind, und alle Drei verneigten ſich dreimal tief vor ihm und küßten ihm das Gewand.

„Wo iſt die Regina?" fragte der Knabe verdrießlich. „Bringt mich gleich zur Regina!" fuhr er trotzig und verdrießlich fort. „Ich will von der fremden Frau da nichts wiſſen. Toni, Toni, wo biſt du? Du ſollſt mich zur Regina bringen, wie du mir verſprochen haſt. Bei ihr will ich ſchlafen."

„Beruhigt Euch, Herr!" ſagte Ava. „Toni wird Euch zu ihr bringen." Aber der Knabe wurde ungeberdig und gab ſich nicht eher zufrieden, bis Toni herbeigerufen wurde. Von dieſem ließ er ſich zuſprechen und tröſten. Der Zigeunerburſche verſprach ihm zu wiederholtenmalen, ihn zu ſeiner kleinen Geſpielin zu bringen. „Bedenke aber doch, Raimund, daß du heute noch nicht zu ihr kommen kannſt! Erinnere dich nur, wie viele Tage du auf der Reiſe geweſen biſt, ehe du von Kremnitz nach Antwerpen kamſt. Du mußt doch nun dieſelbe Reiſe wieder zurück machen, und die ſchöne junge Frau hier und Ava, die dich heute ſo wohl gepflegt, und die Schwarze dort werden dich nach Kremnitz zu deiner Regina geleiten. Morgen geht die Reiſe fort, aber du darfſt nicht ungeduldig werden und weinen, wenn ſie lang dauert."

Dies leuchtete dem klugen Kinde ein. Obgleich erſt neun Jahre alt, war er doch verſtändiger, als ſonſt Kinder von zwölf Jahren zu ſein pflegen. „Ich will nicht weinen, wenn ihr mich nach Kremnitz führt,“ ſagte er. „Ach, ich habe viel geweint, als ich hinweggebracht wurde. Gehſt du auch wieder mit, lieber Toni?“

„Ich komme bald nach.“

„Bleibe nicht zu lange aus. Leben meine Vöglein noch?“

„Ei freilich; und ich fang' dir neue dazu.“

„Du ſagteſt geſtern, Regina habe ein junges Lämmchen, das ſie mir ſchenken wolle. Ich will ihr auch ein Geſchenk mitbringen.“

„Die ſchöne Frau wird dir geben, was du verlangſt, um es Reginen zu ſchenken. Sag' nur, was du begehrſt.“

„Ich will mich beſinnen. — Pfeife mir ein Liedchen vor.“

Toni brachte ſeine Künſte in Anwendung; der Knabe lachte herzlich über die Schnurrpfeifereien, ſpeiſte dabei ſein Abendbrod und entſchlief endlich an Tonis Bruſt. Der Burſche entkleidete ihn und brachte ihn zu Bett.

Die Gräfin erwartete den Zigeuner, um ihm den bedungenen Preis zu bezahlen, und die nähern Umſtände des Kinderraubes von ihm zu erfahren.

„Ich hatte mich mit den Meinigen überworfen, weil ſie Sonaca's Liebe zu einem kecken fremden Bürſchchen begünſtigten,“ erzählte Toni. „Sie droheten mir mit manns. Von neuem entzückt ſank Guta an ihres Getreuen Bruſt.

Die Minneſänger und andern Anführer des Volkshaufens, welche zur Widerſetzlichkeit gegen den Kurfürſten und Amtmann angereizt hatten, wurden im Hauſe ſicher untergebracht, und Thor und Brücke mit ſtarken Wachen beſetzt; die Uebrigen wurden dieſen und am folgenden Tage, an welchem Ritter Rudolf mit Fräulein Guta Hochzeit hielt, prächtig bewirthet, und dann reich beſchenkt entlaſſen.

Rudolf von Bachheim machte ſchnell einen getreuen Bericht an den Kaiſer, und Guta legte den Lorbeer und den ſilbernen Schild bei. Dies bewirkte, daß Heinrich, der junge Hohenſtaufen, der ſich damals eben im Pallaſt ſeines Vaters, des Rothbarts, zu Gelnhauſen aufhielt, trotz der Zuflüſterungen ſeiner Hofherrn wegen verbrecheriſcher Auflehnung Rudolfs, bewogen wurde, eine vollkommne Strafbefreiung für alle in dieſem Vorfall Betheiligte zu erlaſſen, und den Ritter Rudolf von Bachheim in dem Beſitze von Arkenhauſen und aller Güter ſo wie der Hand der ſchönen Guta zu

Schlägen und andern Zwangsmitteln. Da ergriff ich die Flucht. Ich hatte einige Tage zuvor gehört, daß in Antwerpen ein Paar Schiffe ſegelfertig gemacht würden, zur Reiſe nach der neuen Welt beſtimmt, und daß die Fugger und Welſer von Augsburg die Patrone derſelben wären. Ich beſchloß, mich als Matroſe auf eines dieſer Schiffe zu verdingen und die Reiſe nach der neuen Welt mitzumachen. Ich lief alſo nach Antwerpen. Nun hatte ich aber aus guten Gründen nicht Luſt, mit dem alten Herrn Fugger zuſammenzutreffen und wollte alſo vorher, eh' ich mich meldete, erſpähen, ob er vielleicht eben in Antwerpen anweſend ſei. Ich ſchlich um das Haus und beobachtete einen ganzen Tag lang die Thür deſſelben, erkundigte mich auch bei einem Diener des Hauſes und erfuhr, was mir angenehm war. Plötzlich ſtürzt der Knabe aus dem Hauſe auf mich los, lacht und weint vor Freude, umhalſt und küßt mich und will mich nicht wieder los laſſen. Ich freute mich ebenfalls, ihn wieder zu ſehen. Er will mich ins Haus ziehen und glaubt nicht anders, ich ſei gekommen, um ihn abzuholen und wieder nach Kremnitz zu ſeinen Eltern und zu Regindchen zu bringen. Aus ſeinen Reden vernahm ich, daß er die größte Sehnſucht nach dieſer ſeiner kleinen Schweſter hatte. Ich benutzte dieſen Umſtand, indem ich ihm verſprach, in einigen Tagen wieder zu kommen und ihn dann in ſeine Heimat und zu den Seinigen zu führen; doch nahm ich ihm dagegen das Verſprechen ab, keinem Menſchen etwas von mir zu ſagen, ſonſt werde ich nicht wieder kommen. Um nicht mit ihm bemerkt zu werden, ſchied ich bald wieder von ihm; er hatte mir nur erſt noch erzählt, daß er erſt einige Wochen in Antwerpen bei dem Junker von Bübenhoven wohne. Ein fremder Mann, der ebenfalls im Hauſe wohne, erzeige ihm viel Liebe; doch ſei ſein höchſter Wunſch nach Kremnitz zurückzukehren. Das Uebrige wißt Ihr; der Knabe hat ſein Wort gehalten und nicht geplaudert. Der Fang wurde uns deßhalb nicht ſchwer. — Sucht mir doch, bevor ihr abreiſt, durch Euern Einfluß eine Bereiterſtelle beim Marſtalle des Erzherzogs zu verſchaffen. Denn da ich nun Geld habe, werde ich nicht zu Schiffe gehen, ſondern meiner Neigung folgen, die mich zu den Pferden zieht, und die ich lang genug unterdrückt habe.“

Die Gräfin verſprach ihm Alles; aber ſobald er fort war, befahl ſie ihren Dienern ſich bereit zu halten, um am folgenden Morgen die Reiſe anzutreten.

Noch war der neblige Novembertag nicht angebrochen, als das Thor des Hauſes ſich öffnete, und die Gräfin mit ihrem Gefolge in der Reiſerüſtung heraustritt. Ava hatte den Knaben unter einem weiten Mantel verborgen. Kaum aber war der Hufſchlag ihrer Pferde auf der Straße ertönt, als die Gräfin ſich und die Ihrigen von bewaffneten Männern umringt ſah. Dämmerung und Beſtürzung ließen ſie anfangs den Mann nicht erkennen, der neben ihrem Pferde ſtand und ſie anredete. Endlich ward ſie inne, daß es Bübenhoven ſei, und ſie erbleichte.

Der Schreck ließ ſie ſeine Worte nicht verſtehen. Unterdeſſen war ein andrer Mann an Ava getreten. Die Magd ſtieß einen Schrei aus, als ſie ihn erkannte, ſchlug den Mantel von einander, reichte ihm den ſchlafenden Knaben unaufgefordert, ſprang dann vom Pferde und warf ſich vor ihm nieder mit der Stirn den Boden berührend.

Der Ritter von Süderland — denn er war der finſtere Fremde — nahm den Knaben auf den Arm und wandte ſich dann zur Gräfin. Er ſagte ihr in arabiſcher Sprache: „Unſelige, ich kenne dich und dein thörichtes Treiben Wer ich bin, wird dir Jene (auf Ava deutend) ſagen. Um deiner Liebe willen ſei dir die verbrecheriſche That verziehen. Aber laß dir rathen! Kehre heim und gib deinen tollkühnen Plan auf. Du rennſt ſonſt in dein Verderben und reißeſt Gott weiß wie viele deines Volks mit hinab. Schone ſie, ſie ſind ſchon unglücklich genug! Laß dich warnen, eitle Thörin!“ Mit dieſen Worten kehrte er ihr den Rücken und ging.

„Ich will nach Kremnitz zu meiner Regina!“ rief weinend der erwachte Raimund Mohr.

„Du ſollſt dahin, mein Kind,“ verſetzte der Ritter, „und du kannſt nun ohne Gefahr dort leben.“ —

Die Gräfin ſetzte nach kurzer Friſt mit ihrem Gefolge ſchweigend ihren Weg fort.

Fünftes Kapitel.

Marx von Bübenhoven ſtand im Cloſet vor der von ihm immer noch mit der alten Jugendſchwärmerei angebeteten Fürſtin. Ihr klares ſchönes Auge ruhete mit dem Ausdruck des innigſten Wohlwollens auf ihm, wie ſie es ſchon lange für ihn empfunden. Ein eifriges Zwiegeſpräch ſpann ſich zwiſchen ihnen fort. Niemand war weiter zugegen.

„Er iſt nur noch düſtrer und ſchwermüthiger geworden, ſeit er in Wien in einem Kloſter krank gelegen," ſagte der Junker. „Ich fürchtete faſt, es iſt ihm ein neues Unglück zugeſtoßen, das alle verharſchten Wunden aufgeriſſen hat."

„Habt ihr keine Ahnung, von welcher Art das neue, trübe Geſchick ſein könnte?" fragte die Erzherzogin mit warmer Theilnahme.

„Ich fürchte, der Ritter hat ſich irgend durch eine Unvorſichtigkeit die Ungnade der kaiſerlichen Majeſtät zugezogen und iſt darob heftig erkrankt. Ich habe dies aus einigen einzelnen Aeußerungen von ihm geſchloſſen; denn beſondere Mittheilungen hat mir ſeine Schweigſamkeit natürlich nicht gemacht."

„Dann iſt es an mir, meinen Vater zu verſöhnen," ſagte Margaretha beſtimmt. „Schon habe ich daran gedacht, den unglücklichen Mann dieſer weiten und beſchwerlichen Seereiſen zu entheben und ihm eine würdigere Stellung im Heere des Kaiſers zu verſchaffen. Mein Vater rüſtet einen neuen Kriegszug nach Italien. Dies bietet mir erwünſchte Gelegenheit. Da die Abfahrt der Schiffe nach der neuen Welt ohnedies ſich bis zum Frühjahr verziehen muß, ſo haben die Herren Fugger und Welſer Zeit ſich nach einem andern Schiffsführer umzuſehen."

„O Euere Hoheit würde ſich ein großes Verdienſt um den edlen Unglücklichen erwerben!" rief Bübenhoven mit überwallendem Gefühl.

„Ich helfe ja ſo gerne, wo ich kann. Ich würde mit Freuden die größten Opfer bringen, wenn ich das ſchlimmſte Unglück, das die Menſchen verderbt, weil es nicht von Gott kommt, aus den Reihen meiner geliebten Freunde vertilgen könnte; denn das andere Unglück, das von Gott ausgeht, iſt ein Glück, das wir nur nicht gleich als ſolches erkennen; es reinigt und beſſert das Herz, wie Gewitterſtürme die Luft reinigen. — Dem Ritter von Süderland muß geholfen werden. Ich werde einen Eilboten nach Inſpruck ſenden an den Kaiſer, und mich warm für den bedauernswerthen Mann verwenden. Erſt geſtern hat ſich der Toni, der Sohn meiner einſtigen Magd Claire, deren Andenken mit meinen ſchönen Jugenderinnerungen an Frankreich ſo innig verwachſen iſt, bei mir gemeldet und meine Vermittlung um eine Anſtellung beim Erzherzog erbeten. Es leidet ihn nicht in den Fuggeriſchen Bergwerken; er muß aufs Pferd, wie er ſagt. Ihn will ich zum Kaiſer ſchicken und die Begnadigung des Ritters erbitten. — Euch aber, wackerer Junker, bin ich für Euere herzliche Fürſprache für einen edlen Mann, den ich ſchätze, verbunden. Geht mit Gott und grüßt mir Eure liebe, ſanfte Wirthin, die ich recht lieb gewonnen habe“ Damit reichte ſie ihm die Hand zum Kuße. Während er die ſammtweiche Oberfläche dieſer ihm ſo unausſprechlich theuern Hand mit den Lippen berührte, fiel eine Thräne der Rührung darauf; dann ließ er den vor Wonne und Ehrfurcht glänzenden Blick auf der hohen Herrin ruhen. Eine leichte Röthe wie ein Roſenhauch überflog ihre ſchönen edlen Züge; ſie ſenkte das Auge zu Boden und ſagte leiſe: „Ihr ſeid immer noch der alte Schwärmer, Marx; eine ſchöne gefühlvolle Seele! Doch darum mir doppelt werth. Ihr habt in mancher Beziehung viel Aehnlichkeit mit dem Ritter Süderland, und daraus entſpringt auch Eure lebendige Theilnahme an ihm. Euer Leben aber iſt in ſtiller friedlicher Einfachheit verfloſſen, während das ſeinige von den heftigſten Stürmen bewegt ward. Gott ſegne Euch und ihn!“ — Der Junker war ſchon an der Thür, als ſie ihn mit den Worten zurückrief: „Noch Eins, liebwerther Junker! In der Nähe von Antwerpen lebt jetzt der Graf von Iſſelſtein. Ihr kennt ihn jedenfalls. Er iſt mit ſeiner Familie ins Vaterland zurückgekehrt und hat ein Rittergut bei Antwerpen gekauft, deſſen Schloß er jetzt wohnlich für ſich einrichten läßt. Die Gnade des Kaiſers hat ihn nicht in Oeſtreich feſſeln können. Er ſagte mir, er ſei ſeiner Tochter wegen wieder in die Niederlande gezogen. Sie habe dort nicht leben können. Das arme Kind ſoll einen unglücklichen Minnehandel gehabt haben, und ihr Herzchen iſt dabei ſchlimm zu Markte gekommen. Der Kaiſer wollte ſie an einen ſeiner Kämmerer verheirathen; ſie hat es hartnäckig verweigert. Ihr Geliebter aber iſt, wie man mir ſagt, Mönch geworden. Die junge Gräfin hat himmliſche Erſcheinungen und iſt faſt tiefſinnig geworden. Der Graf, ihr Vater, hat mich gebeten, ſie unter die Zahl meiner Hofdamen aufzunehmen. Er hat das Vertrauen zu mir, daß ich viel zur Heilung und Erheiterung ſeiner Tochter beitragen kann. Ich konnte mich nicht gleich entſchließen, ſeinem Wunſche zu willfahren; ich mußte mich erſt nach der kleinen Leidenden erkundigen. Dies iſt geſchehen, und die eingegangene Kunde über ſie hat meine Theilnahme an ihr erhöht. Alſo will ich Euch bitten, ſucht den Grafen auf in der Stadt oder auf ſeinem Schloſſe, und meldet ihm, als mein Geſandter, daß ich ſeine Tochter eheſtens erwarte."

„Ich werde Euern Auftrag beſtens beſorgen, gnädigſte Gebieterin!“ verabſchiedete ſich der Junker.

Die Erzherzogin ſchrieb am folgenden Tage einen langen Brief an ihren Vater und ließ Toni, der ſich gleichſam zu ihrer Dienerſchaft zählte, zu ſich entbieten, um ihn nach Inſpruck zu ſenden. Der Burſche freute ſich ſehr, Tirol wieder zu ſehen, und gedachte Frau Sibyllen in Augsburg einen Beſuch zu machen, d. h. wenn Herr Jakob nicht zu Hauſe ſein ſollte. Denn mit ihm zuſammen zu treffen, hatte er nicht ohne Grund Furcht. —

In Brüſſel verſtrich die Zeit, wie ſie an allen Höfen vergeht, in Luſt und Langeweile, in Ränken und Freuden. Der junge Erzherzog kümmerte ſich um keine Regierungsangelegenheiten, womit ſeine Räthe ſehr zufrieden waren. Zum Weihnachts- und Neujahrsfeſt kamen Tante und Schweſter von Löwen. Karl machte ſeine heimlichen, nächtlichen Beſuche in der Katharinenburg, deren Geſpenſterſpuk gänzlich verſchollen war, und ſeine Vertrauten dabei waren Vivian und — der Probſt Innocenz, den er deshalb zu ſeinem Beichtvater erkoren und faſt immer um ſich hatte; und die ritterlichen Eigenſchaften und Paſſionen des geiſtlichen Herrn machten ihn ganz beſondes geſchickt zum Poſten des Beichtvaters und Geſellſchafters eines jungen Fürſten, der von Pferden, Hunden und Waffen und von der mit dieſen Dingen verbundenen Thätigkeit ſo leidenſchaftlich eingenommen war. Dabei genoß der Prinz von dieſem Verhältniſſe mit ſeinem Beichtvater den

Vortheil, daß ſein Liebesgeheimniß den Späheraugen am Hofe glücklich entzogen wurde, indem des Probſtes Schlauheit jeder Entdeckung, welche Karls Leichtſinn hätte herbeiführen können, geſchickt vorbeugte.

Die Erzherzogin Margaretha wurde bei ihrer Heimkehr von der Antwort ihres Vaters, welche Toni zurückgebracht, unangenehm überraſcht. Der Kaiſer ſchlug ihr ihre dringende Bitte in Bezug auf den Ritter Süderland trocken ab. Die Majeſtät hatte einen Groll auf den Ritter geworfen und konnte ihm nicht vergeſſen, daß er die wohlwollenden Pläne mit ſeiner ſchönen Pathin ſo unangenehm ſtörend durchkreuzt hatte. Er rieth ſeiner mitleidigen Tochter, ſich nicht ferner um dieſen halbverrückten Abenteurer zu bekümmern, und ihn in aller Heiligen Namen nach Oſt- oder Weſtindien ziehen zu laſſen, oder wohin er nur ſonſt wolle. Margarethas edlem Gemüthe thaten dieſe harten und höhniſchen Aeußerungen ihres Vaters über einen Unglücklichen weh, und mit blutendem Herzen meldete ſie Bübenhoven, daß ihr nicht gelungen ſei, etwas für den Ritter Süderland auszurichten.

An einem der letzten Tage des Monats Januar wurden die beiden genannten Männer bei ihr angemeldet. Sie ließ ihre Hofdamen in das offne Nebenzimmer treten und empfing den Beſuch mit großer Huld. Als ihr gütiges Auge auf die vom Stempel des nagenden Kummers tief gezeichneten Züge des Ritters fiel, füllte es ſich mit Thränen.

„Hohe und gnädige Frau,“ nahm Bübenhoven das Wort, „ich erlaube mir, Euch meinen Freund vorzuführen, der von Euch Abſchied nehmen will. Und auch ich bin aus derſelben Abſicht gekommen. Auch mich ruft eine neue Beſtimmung, die mir vor wenigen Tagen kund geworden, aus den Niederlanden.“

„Auch Ihr wollt uns verlaſſen?“ fragte Margaretha ſchmerzlich ergriffen.

„Es iſt Ew. Hoheit bekannt, daß mein gütiger Vater Fugger in meinem ſchönen Geburtslande ein neues prächtiges Schloß gebaut und nach ſeinem Namen Fuggerau genannt hat, ein Werk, das er mit Liebe und Begeiſterung ausgeführt. Das Schloß iſt fertig, und Herr Jakob hat mich zum Bewohner deſſelben beſtimmt. Von dieſem köſtlichen Wohnſitze aus ſoll ich ſeine Silberbergwerke in der Nähe beaufſichtigen. Er meint, er werde die Reiſen nun nicht mehr ſo oft machen können, wie zeither; das Alter beginne ſich bei ihm einzuſtellen. An demſelben Tage, wo mein Freund das Schiff beſteigt, werde ich die Reiſe nach dem Süden antreten.“

„Es thut mir wehe, zwei meiner werthen Freunde auf einmal ſcheiden zu ſehen. Und Ihr, Ritter, werdet eine ſo große Reiſe thun?“

„In wenigen Wochen gedenke ich das atlantiſche Meer zu durchſchiffen,“ verſetzte Süderland ſchwermüthig. In dieſem Augenblick ertönte im Nebenzimmer der dumpfe Schrei einer weiblichen Stimme, und eine Bewegung entbeſtätigen, ihn auch zum Schirmvogt von Coblenz zu ernennen.

Mit aufrichtigem Herzen beging nun Guta an der Hand ihres Gemahls den Sterbetag ihres Vaters.

ſtand unter den wenigen dort verweilenden Hofdamen. Der Ritter war erbleicht und zitterte; er hatte die Stimme ſogleich erkannt, und unwillkürlich folgte er der Erzherzogin, welche mit Beſorgniß in den Zügen durch die Thür ſchritt. Sich und ſeine Umgebung im Sturm und Drange der über ihn ſtürzenden heftigen Gefühle gänzlich vergeſſend, eilte der Ritter auf eine Ohnmächtige zu, welche die andern Damen auf ein Polſterbett getragen hatten, und rief mit dem Ausdruck des größten Schmerzes: „O Maria; meine Maria! muß ich dich hier noch einmal finden! Muß ich den bittern Kelch der Verzweiflung bis zu der Hefe leeren und dir noch zuletzt Jammer und Noth bereiten!“

„Ha, Ihr ſeid es, Ihr, Ritter, den die Unglückliche liebt?“ rief die Erzherzogin erſtaunt. „O nun wird mir der troſtloſe Schmerz der Armen klar! Nun begreif' ich Alles. Wer könnte ihren Jammer beſſer verſtehen, als ich!“ fügte ſie ſich vergeſſend hinzu.

Der Ritter hatte die beklagenswerthe junge Gräfin von Iſſelſtein einen Augenblick in die Arme geſchloſſen und ihr einen Kuß auf die reine Stirn gedrückt; dann erhob er ſich wieder und wandte ſich der Fürſtin zu. Er war zum Entſetzen bleich, und in ſeinen zerriſſenen Zügen lag etwas Starres und Wildes. „Ja ich bin der Unſelige, den ein gräßlicher Fluch verfolgt, überall, wohin mein Fuß tritt, Unglück zu verbreiten. Männlich hab' ich mich gewehrt gegen die heiligſten und ſüßeſten Gefühle für dieſen Engel; aber ich bin Menſch und unterliege. Wie durfte ich die Gräfin Maria hier erwarten? Ich wähnte ſie in Wien. Und ſo wird mein feindliches Geſchick nicht müde, ſeine vergifteten Pfeile auf mich abzuſchießen. Gern wollte ich ihm mein ſchon von tauſend Wunden zerfleiſchtes Herz bloß ſtellen; wenn ich es damit gewinnen könnte, andre mir über Alles theure Herzen zu verſchonen. Aber unbarmherzig reißt es die, welche eine ſanfte theilnehmende Hand mir auf das wildbewegte, blutende Herz legen, mit mir ins Verderben. Weh mir!“

„Beruhigt Euch, Ritter! Beruhigt Euern verzweiflungsvollen und gerechten Schmerz!“ ſagte die Erzherzogin zu dem weinenden Manne. „Selbſt das feindſeligſte Geſchick ermattet endlich in ſeinen Schlägen. Ihr ſeht es an mir ſelbſt. Wie Ihr bin ich vom Unglück verfolgt worden, und doch iſt endlich Ruhe und Frieden in meine Bruſt zurückgekehrt. Auch Euch werden die edelſten Güter der Seele nicht immer fliehen.“

Der Ritter ſchüttelte ſchweigend das ſchöne Haupt. Dann ſagte er dumpf: „Was ein Menſch zu ertragen vermag, ich habe es getragen. Aber daß auch dieſes ſüße Kind vom Peſthauch meines Geſchickes geſtreift wird, daß ich einen Augenblick in ihrem Anſchaun vergeſſen konnte, wer ich bin und welches Brandmal des Unglücks auf meiner Stirn glüht, daß ſich mein langverſchloſſenes, erſtarrtes Herz noch einmal dem Frühlingshauche der Liebe öffnete, und dieſe Unſchuld in die heiße Sandwüſte meines

Daſeins verlockte, unwillkürlich, ja gegen meinen Willen! das iſt der ärgſte von allen Schickſalsſchlägen, die mich jemals betroffen.“

Die bekümmerte Fürſtin führte den troſtloſen Ritter und ſeinen theilnehmenden Begleiter ins andere Zimmer und gab Befehl, daß die Gräfin Maria ſogleich auf das ihrige gebracht und der Leibarzt zu ihrem Beiſtande gerufen werde. Margaretha bot all ihre Liebenswürdigkeit auf, ihren verehrten Gaſt zu zerſtreuen und zu erheitern, und ſie gab durchaus nicht zu, daß die beiden Freunde an dieſem Tage wieder abreiſeten. Auch blieb der Ritter gern, theils weil Margarethas ſanfte Perſönlichkeit beruhigend auf ihn wirkte, theils weil er die Gewißheit mit fort nehmen wollte, daß der Schrecken Marias keine übeln Folgen auf ihre Geſundheit hinterlaſſen habe.

Der Ritter erzählte der Erzherzogin auf ihren Wunſch die Geſchichte ſeiner Bekanntſchaft mit Maria von Iſſelſtein. Die Unterhaltung wurde plötzlich durch Ankunft eines reitenden Eilboten von Brüſſel unterbrochen. Er überreichte der Fürſtin ein Schreiben des Herrn von Chievres, und ſie erbrach daſſelbe im Beiſein ihrer Gäſte.

„All ihr Heiligen!“ rief ſie plötzlich. „Der große Würfel iſt gefallen. König Ferdinand von Aragonien iſt todt. Karl iſt König von Spanien.“

Süderland und Bübenhoven erhoben ſich ſogleich, um der Fürſtin ihre Theilnahme an dieſem hochwichtigen Ereigniß auszudrücken.

„Herr von Chievres ſchreibt mir, daß der Staatsbote eben angekommen, König Karl aber in den Soigner Wald auf die Jagd geritten ſei und erſt am Spätabend zurückkehren werde. Er bittet mich dringend, ſogleich nach Brüſſel zu kommen, damit mein Neffe aus meinem Munde zuerſt als König begrüßt werde, und ich erſuche Euch, meine Freunde, mich zu begleiten, damit Ihr dem jungen Könige ſogleich Euere Ehrfurcht bezeigen könnt." — Dieſe Bitte konnte nicht füglich abgeſchlagen werden, und der Ritter ſagte ihre Gewährung mit einem ſchmerzlichen Lächeln zu. Die Befehle zur Abreiſe wurden ſchnell ertheilt, und nach einer halben Stunde waren die beiden Erzherzoginnen nebſt einem kleinen Gefolge mit den beiden Gäſten auf dem Wege nach Brüſſel. Es war gegen zehn Uhr in der Nacht, als ſie anlangten. Der Erzherzog hieß es, ſei bereits zu Bett gegangen. Die Erzherzoginnen, in Begleitung des Pfalzgrafen Friedrich, des Herrn von Chievres und einiger Staatsräthe, verfügten ſich ſofort in das Zimmer des jungen Fürſten. Die Pagen fuhren erſchrocken empor, und Vivian erblaßte. Karls Bett wurde leer gefunden. „Wo iſt der Erzherzog?" rief Margaretha unwillig erſtaunt. Niemand gab ihr Antwort. Da ſtürzte Vivian zitternd und um Gnade bittend der Erzherzogin zu Füßen.

„Was iſt das? Was werd' ich erfahren?" fragte Margaretha in großer Aufregung. „Wirſt du mir ſagen, wo Prinz Karl zu finden iſt?"

„In der Katharinenburg," ſtammelte der Page, und alle Anweſenden ſahen ſich beſtürzt an.

„In dem verfallenen Hauſe in der Martinsvorſtadt, wo die Geſpenſter ihren Spuk treiben?"

„Eben dort."

„Und was hat er dort zu ſchaffen?" — „Ich weiß es nicht"; log der Page in der äußerſten Verlegenheit.

„Welch eine tolle Wirthſchaft!" rief Margaretha entrüſtet. „Und davon wißt Ihr nichts, Herr von Chievres?" fragte ſie den verlegenen Commandanten und Hofmeiſter zürnend. Dieſer fand für gut, ſchweigend die Achſeln zu zucken, das Auskunftsmittel aller in der größten Verlegenheit ſich befindenden Hofleute. Einige Augenblick lang herrſchte eine peinliche Stille.

„Wohlan denn!" rief Margaretha entſchloſſen, „wir müſſen ihn dort aufſuchen. Zeig' uns den Weg, Vivian! Wir müſſen hinter dieſes ſeltſame Geheimniß kommen und den Erzherzog in dieſer Nacht noch als König begrüßen, wo wir ihn auch finden."

Die Geſellſchaft brach ſchweigend und in großer Spannung auf, und Süderland und Bübenhoven ſchloſſen ſich ihr an. Der Letztere ahnete ſogleich die Wahrheit; denn er wußte nur zu gut, welche Geſpenſter in der Katharinenburg hauſeten. Ein paar von Pagen getragene Windlichter leuchteten der merkwürdigen Wanderung vor. Die Erzherzogin Margaretha hatte den Arm des Ritters von Süderland genommen; die Erzherzogin Eleonore ließ ſich von Herrn von Chievres führen. Kein lautes Wort wurde vernommen und die ſpärlichen Mittheilungen nur flüſternd gemacht. Die ängſtliche Erwartung der kleinen Geſellſchaft ſtieg immer höher, als ſie durch die feuchte Halle und über die Treppe voll Geröll in dem verrufenen Hauſe ſchritt.

Plötzlich ſchlug ein wildes und verworrenes Geſchrei an ihre Ohren, das ſie mit Schrecken erfüllte.

„Bei der gebenedeiten Mutter Gottes! Was werd' ich erleben müſſen!" ſchrie Margaretha in höchſter Angſt und beflügelte ihre Schritte.

„Schlagt ihn nieder, den böſen, unbändigen Buben!" kreiſchte eine weibliche Stimme aus dem großen Gemach, vor deſſen Thür die Geſellſchaft eben angekommen war.

Die Männer hatten die Degen gezogen und traten, die beiden hohen Damen in ihrer Mitte, hinein. Ein ſeltſamer Anblick bot ſich ihren Augen dar. Ein Mann in der gemeinen Kleidung eines Landsknechtes, balgte ſich mit einem andern ritterlich gekleideten jungen Manne im verzweifelten Kampfe. Das Wuthgeheul, das der Letztere ausſtieß, machten die Luft erzittern. Beide bluteten, und ihre Degen, die ſie ſich entriſſen hatten, lagen am Boden. Der Landsknecht hielt den Andern mit kräftigen Armen umſpannt und machte den Dolch machtlos, welchen dieſer in der rechten Hand hielt. Daneben ſtand ein ſcheusliches, altes Weib, nur nothdürftig bekleidet, und ſtieß Flüche und Verwünſchungen aus ihrem widrig verzerrten Munde. Es war Karracha. Jetzt ſtürzten aus der nächſten Thür einige Zigeuner hervor. Der Anblick der fremden Geſellſchaft hemmte ihre Schritte und machte die ganze Scene einen Augenblick erſtarren. Der Commandant trat hervor und rief mit donnernder Stimme:

„Im Namen des Erzherzogs! Ihr ſeid Alle meine Gefangenen."

Die beiden wüthenden Kämpfer ließen von einander ab, und der vornehm Gekleidete ließ den Dolch fallen und ſuchte katzenartig zu entwiſchen. Aber im Nu waren Alle umringt, und die Erzherzogin Margaretha, welche in dem gewandten Burſchen ſchon Toni erkannt hatte, rief ihm zu. Er nahete mit zögernden Schritten und fiel ihr wimmernd zu Füßen. In demſelben Augenblicke wurde auch der Landsknecht als der hochwürdige Probſt Innocenz erkannt. Die Ueberraſchung und das Erſtaunen der Geſellſchaft feſſelten ſchier ihre Zungen. Niemand wußte, was er von dieſem höchſt ſeltſamen Auftritte denken ſollte.

„Was haſt du hier zu ſchaffen, Toni?" fragte Margaretha zuerſt den ſich vor ihr am Boden windenden Burſchen. Er antwortete nicht, ſondern heulte nur wie ein Wahnſinniger.

„Bei meinem Zorne ſprich, oder du wirſt in dieſer Nacht noch gehenkt. Was haſt du hier vor?"

„Schenkt ihm das Leben, hohe Frau!" jammerte jetzt Karracha. „Er iſt mein Enkel, und ich liebe den tollen Burſchen, obwohl er den Galgen verdient haben mag."

„Wo iſt der Erzherzog?" herrſchte Margaretha, von dem Gedanken an die Gefahr, in welcher er hier ſchweben könne, mächtig ergriffen. Dieſe Frage verſetzte die Gefangenen in ſichtliche Verlegenheit.

„Ihr ſeid Kinder des Todes, wenn Ihr den Erzherzog nicht ſogleich mit heiler Haut zur Stelle ſchafft!" fuhr die Fürſtin mit geſteigerter Angſt fort.

„Gnade! Gnade!" ſchrie Karracha. „Es iſt ihm nichts zu leid geſchehen. Er befindet ſich geſund und wohl."

„Fürwahr, durchlauchtigſte Frau," nahm jetzt der Probſt in ſeiner haſtigen Weiſe das Wort: „des Erzherzogs Hoheit könnte ſich kaum wohler befinden, und ich hoffe, Ihr werdet Euch durch ſeinen Anblick ſogleich ſelbſt von meiner Verſicherung überzeugen — hier kommt er ſchon und mit ihm die ſchöne Löſung aller dieſer Euch ſo wunderbar und außerordentlich vorkommenden Räthſel."

In dieſem Augenblick trat Karl in ſeiner Verkleidung in den Kreis; ihm zur Seite die zierliche Sonaca, welche ihre gagathſchwarzen Augen verwundert, obgleich furchtlos, in dem Kreiſe umherſchickte und mit dem ihr angebornen natürlichen Zauber der Schönheit und Unſchuld die Herzen der auf ſie Blickenden gewann.

Es bedurfte nun für die Erzherzogin, ſo wie für keinen Andern aus der Geſellſchaft der Fragen und Antworten, um zu erfahren, weshalb ſich der junge Fürſt hier befinde. Alle nöthigen Erklärungen ſtanden ihm in verkörpertem Liebreiz zur Seite, und als ſie ſich vertraulich unſchuldig an ihn anſchmiegte, gleichſam als begehre ſie Schutz von ihm gegen dieſe drohend ausſehenden Fremdlinge, da wußte jedes Herz, von welcher Art die Gefahren ſeien, in welche ſich der junge Fürſt begeben. Es war alſo davon auch mit keinem Worte die Rede. Karl ſtand verlegen lächelnd vor ſeiner ernſt blickenden Tante und wollte eben ein bittendes oder verſöhnendes Wort an ſie richten, als ſie mit feierlicher Würde auf ihn lostrat, ſich tief vor ihm verneigte und mit getragener Stimme ſprach: „Heil dem Könige von Spanien und Neapel! Ich bringe Ew. Majeſtät meine Huldigung dar. König Ferdinand iſt todt. Es lebe König Karl!“

Alle Männer hatten die Hüte abgenommen und beugten den huldigenden Zuruf wiederholend das Knie vor dem jungen Könige.

Karl war einen Augenblick überraſcht. Aber der Jüngling war in Sonaca's Armen ſchnell zum Manne gereiſt, und nicht ohne Würde dankte er dem huldigenden Gruße. „Wann iſt mein Großvater, des Königs von Aragonien Hoheit, geſtorben?“ fragte er.

„Am zwei und zwanzigſten Januar hat ihn der Tod in einem kleinen Dorfe, Namens Madrigalejo, nahe bei Truxillo in Andaluſien ereilt. Er ſtarb auf der Reiſe, als er vom Landſitze des Herzogs von Alba, wo er Hirſche gejagt, zurückzukehren im Begriff ſtand. In einem kleinen armſeligen Hauſe, welches den Mönchen von Guadalupe gehört, hauchte der Beſitzer ſo vieler Länder und Paläſte die Seele aus. Ew. Hoheit aber iſt der Erbe aller Kronen und Königreiche Ferdinands und Iſabellas."

„Wir werden ihm ein feierliches Beſingniß veranſtalten, und unſer Hof wird die große Trauer anlegen," ſagte der junge König.

„Wie, Karl?" rief jetzt Sonaca mit einem merkwürdigen Ausdruck von Freude und Staunen, und ſchlug dabei die kleinen Hände verwundert zuſammen, „du biſt König von Spanien? Du biſt der Herzog dieſes Landes?"

„Ich bin's, mein ſüßes Kind, und werde deiner Liebe ſtets eingedenk ſein."

„Und Ihr dürft nicht zürnen, hohe Frau," wandte ſich jetzt Karracha zu der Erzherzogin Margaretha, „der Herr König hat keine Unwürdige geliebt. Sie iſt die Tochter unſerer Königin und entſtammt dem Blute unſeres uralten Königsgeſchlechts. Und ihr Vater iſt von gutem deutſchen Adel, der Euch ſogar verwandt iſt."

„Ihr Vater? Wer iſt ihr Vater?" fragten Karl und Margaretha zugleich.

Da trat Bübenhoven hervor; in ſeinen Zügen ſprach ſich die mächtige Bewegung ſeiner Seele aus. Sonaca eilte ihm entgegen; er ſchloß ſie in die Arme und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Alle ſahen verwunderungsvoll auf dieſe neue unerwartete Scene. „Sie iſt meine Tochter!" ſagte der Junker mit vor Rührung zitternder Stimme, „ſie iſt das Kind meiner erſten Jugendliebe. Im

Des rothen Königs Traum.

ſchönen Frankreich lernte ich ihre Mutter kennen und lieben, als ich mit Ew. Hoheit nun in Gott ruhendem Herrn Vater die erſte Reiſe nach Spanien machte.“

„Wir werden Euch deshalb in Gnaden gewogen ſein,“ ſagte Karl königlich vornehm.

Toni erhob jetzt wieder ſeine Stimme und flehete um ſein Leben, indem er hoch und theuer ſchwur, er habe nicht gewußt, daß ſein glücklicher Nebenbubler der Herr Erzherzog oder jetzige König ſei, und er habe doch die Sonaca ganz raſend geliebt, und der Gedanke, daß ein Anderer ihr glücklicher Liebhaber ſei, habe ihn ſchier um Sinn und Verſtand gebracht. Karracha vereinigte ihre Bitten mit den ſeinigen und betheuerte, Niemand von ihren Leuten, außer ihr ſelbſt, habe gewußt, wer der Prinzeſſin Sonaca Geliebter ſei; ſie habe das Geheimniß ſtreng bewahrt. Dadurch wurde nun Toni zum Geſtändniß gebracht, daß die tollſte Eiferſucht ihn in dieſer Nacht in die Katharinenburg getrieben, um ſeinen Nebenbubler, den er für einen gemeinen Knecht gehalten, bei Sonaca zu überraſchen und ſich an ihm zu rächen. Der Probſt Innocenz hatte aber, als treuer Begleiter des Erzherzogs auf deſſen geheimen Nachtfahrten, gute Wache gehalten und die Gefahr vom Haupte ſeines jungen fürſtlichen Gönners mit kräftigen Fäuſten glücklich abgehalten. So verdrießlich auch die Erzherzogin zu der unwürdigen Vertrautenrolle ſah, welche der vornehme geiſtliche Herr bei ihrem Neffen ſpielte, ſo war es doch jetzt nicht an der Zeit, ſich ungnädig darüber auszulaſſen, zumal der Probſt gerade dadurch in der Gunſt des ſechszehnjährigen Königs bedeutend ſteigen mußte. Auch war es ja gerade nichts Ungewöhnliches, die Väter der Kirche in ſolchen eben nicht ehrenhaften Angelegenheiten handelnd auftreten zu ſehen, und der Probſt Innocenz war ſchon längſt als ein geiſtlicher Würdenträger bekannt, der für ſeine Perſon Alles erlaubt hielt, was er, kraft ſeines Amts, an Andern ſtrafbar finden mußte. Der hohen Frau fehlte jede Herrſchſucht, ja ſogar die entſchloſſene Kraft, dem mächtigen König gegenüber, ſo unerfahren er auch war, ihren Willen zu ſeinem Beſten geltend zu machen. Sie konnte nie die weichgeſtimmte, zartfühlende Dichterin verläugnen, die in ſtiller Reſignation das ihr zukommende Theil erkannte. Der herrſchſüchtigen Umgebung Karls mußte aber ein Vertrauter, wie Innocenz, ſehr angenehm ſein. Das begriff Margaretha wohl, und ſie begnügte ſich im Geheimen über das unglückliche Loos der Fürſten zu ſeufzen, das ihnen beſtimmt, ſtets von unſittlichen und zweideutigen Charakteren abhängig zu ſein. Doch wollte ſie wenigſtens die gefährlichen Zigeuner ſo ſchnell als möglich entfernt wiſſen, und ſie trat deshalb mit Herrn von Chievres, dem ein ſolches Verlangen nur ſehr erwünſcht kam, im heimlichen Zwiegeſpräch bei Seite.

Der junge König beſchäftigte ſich mit ſeiner Geliebten, um ihre böſe Ahnung zu beſchwichtigen, daß ſie nun wohl ſeiner nächtlichen Beſuche verluſtig werden würde.

Da trat der Pfalzgraf Friedrich hinzu und richtete die ehrfurchtsvollen Worte an ihn. „Es iſt mir ein ernſter Auftrag an Ew. Hoheit zu Theil geworden. In der letzten Lebensſtunde Eures königlichen Vaters übergab mir derſelbe eine koſtbare Brieftaſche, die ihm über Alles theuer war; denn ſie war das Geſchenk einer zärtlich geliebten Jugendfreundin, Namens Luiſe von Maine, von der Ew. Majeſtät durchlauchtigſte Frau Tante Euch Näheres mittheilen kann, wenn es ihr beliebt. Die edle Dame, welche dem König Philipp jenes ihm ſo liebe Geſchenk gemacht, war damals ſchon nicht mehr unter den Lebenden. Der ſterbende König gebot mir, Euch in derſelben Stunde, in welcher Euch die ſpaniſchen Königskronen als Euer Erbe zufallen würden, dieſe Brieftaſche zu überreichen und Euch in ſeinem Namen zu erſuchen, die wenigen Zeilen, die er für Euch hineingeſchrieben, als den Willen eines Todten ſtreng zu befolgen. Ich habe die Brieftaſche, jenem Befehl zufolge, als mir die Kunde Eurer Erhebung wurde, zu mir geſteckt, um ſie Ew. Hoheit zugleich mit meiner Huldigung zu übergeben. Habt die Gnade, ſie aus meiner Hand anzunehmen. Ihr findet die Bildniſſe Eures Vaters und jener holden Luiſe von Maine darin, von der geſchickten Hand eines niederländiſchen Malers gemalt."

Der König nahm das reich mit Perlen und Edelſteinen beſetzte Büchlein aus der Hand des Pfalzgrafen, ſchlug es auf und trat mit Sonaca an den Tiſch, um ſich den

Inhalt an dem dort ſtehenden Lichte zu betrachten. Sein Auge hing mit Rührung an den Zügen ſeines Vaters.

„Ach, das muß eine ſchöne Dame geweſen ſein!“ rief Sonaca, beim Anblick von Luiſens Conterfei aus.

„Sie war die Jugendgeliebte meines Vaters, wie du die meinige biſt,“ verſetzte der König und küßte die Reizende. „So will ich dich auch für mich malen laſſen.“

„Ach, Karl, du haſt mir noch kein Andenken an deine Liebe gegeben!“ ſeufzte Sonaca. „Du biſt ein großer und mächtiger König und wirſt fortziehen und die kleine arme Sonaca vergeſſen. Schenke mir dies Büchlein als Andenken an unſere Liebe.“

„Laß mich erſt leſen, was hier geſchrieben ſteht! — — — So, nun nimm es, und wenn du einſt einen Wunſch haſt, den ich dir erfüllen ſoll, wenn du dir eine Gnade vom König von Spanien ausbitten willſt, ſo übergib mir dies Büchlein, und ſo wahr mir Gott helfe! ich will erfüllen, was du begehrſt, aus Dankbarkeit dafür, daß du meine Jugend ſo hochbeglückt haſt. Dies Büchlein ſei dir ein Unterpfand meines königlichen Wortes.“

Sonaca verbarg die Brieftaſche im Buſen und küßte den König. Dieſer aber trat wieder zu den Uebrigen und fragte mit lauter Stimme: „Wer iſt Don Alfonzo de Granada, genannt Alnavar? Wo find' ich dieſen Mann? Was hat es für eine Bewandtniß mit ihm?“

„Was verlangt Ew. Hoheit vom Träger dieſes Namens?" gegenfragte die Erzherzogin Margaretha, von den Worten des Königs ſichtbar betroffen.

„Mein Vater hat mir befohlen, es meine erſte Handlung als König von Spanien ſein zu laſſen, daß ich dieſen Mann in alle Würden und Güter wieder einſetze, die er einſt beſeſſen, und ſo das Unrecht wieder gut zu machen, welches ihm König Philipp angethan, und welches er ſterbend herzlich bereut hat."

„O Maria!" ſeufzte der Ritter Süderland ſtill und ſchmerzlich und neigte das Haupt zu Bübenhoven, der im nächſten Augenblick neben der Erzherzogin Margaretha ſtand und ihr ein paar Worte zuflüſterte. Hierauf wandte ſie ſich wieder zu ihrem Neffen und ſprach: „Ew. Hoheit wird zweifelsohne in Spanien erfahren, wer dieſer Don Alfonzo de Granada iſt, und ihn kennen lernen."

Die Geſellſchaft brach auf, das unheimliche Haus zu verlaſſen, welches dem jungen Könige ein Feenpallaſt geworden war. Er ſagte der geliebten Zigeunerin noch ein heimliches Wort, eh' er ſchied. Zwei Männer blieben zurück, Bübenhoven und der Probſt Innocenz, der erſtere im Saal, während der andere in Begleitung eines Zigeuners, der ſich plötzlich zu ihm gefunden und in der Dunkelheit durch einen einzigen Händedruck ſich mit ihm verſtändigt hatte, ſteile Treppen in die Keller des Hauſes hinab ſtieg.

Bübenhoven umarmte ſein Kind wehmüthig. „Arme Senaca!" ſagte er. „Dein ſchöner Jugendtraum iſt vor über. Die Täuſchung beginnt, und ihr Schmerz bricht über dich herein. Wenigſtens ſoll er dein ſchönes Herz nicht unvorbereitet finden.“

„Meinſt du, daß Karl mich nun nicht mehr lieben wird?“ fragte das Mädchen naiv.

„Ach, mein Kind, du kennſt die Könige noch nicht. Und Karl müßte nicht Philipps Sohn ſein. Sei gefaßt darauf, ihn nie wieder zu ſehen, oder nur als König.“

Aber Senaca glaubte dem Vater nicht. Sie hatte ja Karls Brieftaſche als Pfand. „Komm, komm, zur Mutter!“ drängte ſie. „Sie wird ſich freuen, dich zu ſehen.“ Damit zog ſie ihn aus dem Saal, und er folgte ihr nicht ungern.

Der Probſt war mit ſeinem Führer in der Münzſtätte angelangt.

„Was willſt du von mir, Perindorio?“ fragte der geiſtliche Herr halb neugierig, halb ängſtlich; denn die düſtern Kerkerwände des Kellers behagten ihm eben ſo wenig, als das Spitzbubengeſicht ſeines Begleiters, das der matte Lichtſtrahl einer Lampe eben nicht zu ſeinem Vortheil beleuchtete.

„Ich habe Euch eine nothwendige Entdeckung zu machen, die Euch angenehm überraſchen wird, verſetzte Antonio Cebes. „Doch erſt muß ich meinen Leuten einen ſchnell auszuführenden Befehl geben. In einer Stunde darf hier keine Spur unſerer Thätigkeit mehr übrig ſein.“ Er rief einem Zigeunerburſchen einige dem Probſt unverſtändliche Worte zu; da regte ſich's plötzlich in allen Winkeln. Es wurde aufgeräumt, und alles Werkzeug verſchwand nur noch tiefer unter die Erde. Das Gold nahm Antonio an ſich, um es eigenhändig zu verwahren. Das Alles ging ſo ſchnell und ſchier lautlos, als ob Zauberei dabei im Spiele wäre.

„Jetzt bin ich ganz der Eure,“ wandte ſich der Zigeuner wieder zu dem Prieſter. „Eh der Tag graut, müſſen wir aus der Stadt ſein, wenn uns nicht Unheil begegnen ſoll. Ich bedarf aber in Brüſſel eines Bevollmächtigten, und dazu habe ich Euch auserſehen, hochwürdiger Herr.“

„Mich?!“ fragte der Probſt mit ſpöttiſcher Verwunderung.

„Ja, weil Ihr der tauglichſte Mann für die Hauptgeſchäfte ſeid, die ich hier zu beſorgen habe. Freilich müßt Ihr erſt erfahren, wer ich bin, und worin jene Geſchäfte beſtehen.“ Und aus einer eiſernen Kiſte, in welche er kurz vorher Rollen neugeprägten Goldes gelegt hatte, nahm er ein zuſammengefaltetes Pergament mit einem großen Siegel, ſchlug es von einander, hielt es dem Pfaffen vor und fragte: „Kennt Ihr dieſe Unterſchriften?“

Der Probſt glotzte auf das Geſchrift. „Die Namen Seiner Heiligkeit des Papſtes Leo und Seiner Eminenz des Cardinals Staatsſecretair Bembo,“ rief er zurückprallend mit ungeheuerm Reſpect.

„Wohlan ſo leſ't dieſe päpſtliche Bulle!“ Der Zigeuner leuchtete ihm mit der Lampe und beobachtete dabe ſein Geſicht, welches ſich während dem Leſen ſeltſam veränderte und immer röther wurde.

„Und Ihr ſeid —?“ fragte der Probſt, als er fertig war, mit faſt furchtſamer Stimme.

„Graf Torrillas, Kämmerer Seiner Heiligkeit, der ich Euch unter Allen, die ich hier unter dieſer Maske ſcharf beobachtete, als den Würdigſten befunden, die Angelegenheiten des Papſtes zu betreiben. Ihr ſeid mein Mann und der ſeinige, und ich darf Euch hohe Belohnung in Ausſicht ſtellen, wenn Ihr die Aufträge, die ich Euch im Namen des Papſtes ertheilen werde, zu ſeiner Zufriedenheit ausführt.“

Des Probſtes plumpes Geſicht nahm einen widrig ſchmunzelnden Ausdruck an. Sein ſtolzer Nacken beugte ſich zu kriechender Unterwürfigkeit.

„Ich bin Ew. Gnaden höchlichſt dankbar für die gute Meinung, die Ihr von mir gefaßt, und werde dieſelbe zu rechtfertigen wiſſen. In aller Demuth bin ich bereit, die Befehle des heiligen Vaters zu empfangen.“ Damit küßte er die Namenszüge des Papſtes auf dem Pergament.

„So kommt in mein Gemach, damit ich Euch Eure Inſtruction übergebe.“

Sie traten in ein anderes Gewölbe, deſſen eiſerne Thür verſchloſſen wurde. —

Als der Tag anbrach, war nichts mehr von einem Menſchenleben in der verfallenen Katharinenburg zu entdecken

Sechstes Kapitel.

Die erſten Frühlingsboten waren in das ſchöne Brabant gekommen; mit ihnen zwei ehrenwerthe augsburger Bürger und Handelsherren, die zwar keine Aehnlichkeit mit Frühlingsboten, aber doch ſonſt ein ſtattliches Ausſehen hatten: Jakob Fugger und Bartholomäus Welſer. Als Bürger der Niederlande erſcheinen ſie in Brüſſel, um ihren jungen Landesherrn wegen des Heimfalls der ſpaniſchen Kronen zu beglückwünſchen, und jeder von ihnen knüpfte an dieſen Huldigungsact, je nach ſeiner Neigung und Einſicht, ſeine beſondern kaufmänniſchen Pläne und Speculationen. Fugger hatte ſeinen alten Lieblingsplan im Auge, den großen Metallreichthum der ſpaniſchen Gebirge auszubeuten; auch dachte er daran, den fabelhaften Goldreichthum der neuen Welt, über den ſich die abenteuerlichſten Gerüchte verbreiteten, mit deutſchem Fleiße und deutſchen Kenntniſſen anzugreifen; Welſer dagegen zog mehr den ſich in Ausſicht ſtellenden, ungeheuern Nutzen des Handels und der Schiffahrt nach der neuen Welt in

Betracht. Welche Pläne, welche Entwürfe, Hoffnungen und Ausſichten erblühten aus dem merkwürdigen Umſtand, daß ein deutſcher Prinz aus dem öſtreichiſchen Hauſe König von ganz Spanien, von Neapel und Sicilien, und von jenem ungeheuern weſtindiſchen Reiche wurde, von deſſen Ausdehnung und Reichthum die Begriffe noch gänzlich ſchwankend waren! Wie der niederländiſche Adel darauf die kühnſten Hoffnungen auf Macht, Reichthum, Einfluß und Ehrenſtellen baute, und den jungen eben nicht geiſtesſtarken König, der ſchier keinen eignen Willen zu haben ſchien, nur als Mittel zur Verwirklichung jener Hoffnungen betrachtete; ſo der mächtige und reiche niederländiſche Kaufmannsſtand, dem ſich mit den ſpaniſchen Kronen ihres Herzogs eine Perſpective eröffnete, wie noch keine in der Weltgeſchichte vorhanden geweſen war. Es war alſo natürlich, daß Männer von ſo großem und umſichtigem Speculationsgeiſt, wie Jakob Fugger und Bartholomäus Welſer in dieſem allgemeinen Wettlaufe nicht zurückblieben, ja es darf nicht verwundern, daß ſie mit ihren bedeutenden materiellen und geiſtigen Mitteln den Uebrigen den Rang abzulaufen ſuchten. Noch niemals war das freundliche Wohlwollen, welches das habsburger Fürſtenhaus den Fuggern geſchenkt hatte, und die treue Anhänglichkeit und Ergebenheit der Letztern an jenes dem alten Leinweber mehr zu ſtatten gekommen als jetzt, wo die Macht und der Wirkungskeis der öſtreichiſchen Herrſcherfamilie ſich ſo ins Ungeheure erweiterten. Die Summen,

welche Jakob Fugger dem Kaiſer Max geborgt, für die er immer ſo gute Intereſſen erhalten, und ſtatt deren Rückzahlung er meiſt ſo reiche und einträgliche Herrſchaften und Länderſtriche erworben hatte, ſchienen doch jetzt erſt Zinſen abwerfen zu wollen, welche einen Kröſusreichthum der Fugger in Ausſicht ſtellten. Wie angelegentlich hatte der Kaiſer ſeinen Freund und Helfer Jakob ſeinem Enkelſohne empfohlen! Wie eifrig hatte die Erzherzogin Margaretha dem ihr werthen und erprobten augsburger Bürger bei ihrem Neffen das Wort geredet! Wie freundlich war das Bild, welches der König Karl ſelbſt aus ſeinen erſten Jugenderinnerungen und Eindrücken von dem wackern Leinweber in der Seele trug! Und von einer andern Seite betrachtet, wie wichtig für ein ehrgeiziges Fürſtenhaus von ſolcher Bedeutung, wie das öſtreichiſche jetzt durch den Erwerb der ſpaniſchen Länder geworden war, mußte ſolch ein unbedingt ergebener, über ſo gewaltige Geldmittel gebietender Mann, wie Jakob Fugger, ſein, und wie ſehr erheiſchte Karls eigner Vortheil, denſelben mit Gnadenbeweiſen zu erfreuen!

Es hat zu allen Zeiten eben ſo wohl im Intereſſe der Fürſtenmacht, als in dem der Geldmacht gelegen, ſich zu gegenſeitigem Schutz und Gewinn mit einander zu verbinden, und niemals paßten ein deutſcher Kaiſer und ein deutſcher Geldfürſt beſſer zuſammen, als Maximilian und Jakob Fugger. Es war alſo nicht daran zu zweifeln, daß die beiden Augsburger mit ihren Plänen reuſſiren würden.

Auch war Jakob Fugger vorſichtig genug, nicht allein beim jungen König und ſeiner Tante zu wirken; er ſuchte und wußte durch Mittel, die niemals fehl zu ſchlagen pflegen, alle einflußreichen Adeligen aus der Umgebung des Königs, von denen vorauszuſetzen war, daß ſie ſie ihn nach Spanien begleiten würden, beſonders aber den geldgierigen und mächtigen Chievres, für ſich und ſeine Projecte zu gewinnen, und der ſanguiniſche und dem ſtolzen Adel keineswegs freundlich geſinnte Welſer bewunderte oft die Zähigkeit ſeines Freundes, mit welcher derſelbe Alles, was er wollte, durchſetzte, und geſtand, Jakobs Verdienſte anerkennend, willig ein, daß er allein wenig oder nichts erreicht haben würde.

Das Reſultat mehrwöchentlicher Verhandlungen war, daß der König, ſobald er in Spanien angelangt ſei und von ſeinem Erbe Beſitz ergriffen habe, die Expedition des Hauſes Welſer nach der neuen Welt kräftig unterſtützen wollte. Es ſollten dazu in Caſtilien ſelbſt erfahrene Schiffer gewonnen werden, welche wo möglich die Reiſe nach Weſtindien ſchon gemacht hätten. Der Ritter Süderland ſollte in einigen Wochen die nach Weſtindien beſtimmten Schiffe in einen ſpaniſchen Hafen führen, und bis zur Ankunft des Königs Schiffsleute von der bezeichneten Art zu werben und die Bekanntſchaft der vorzüglichſten Schiffsführer, welche mit und nach Colombo die neue Welt beſucht hatten, zu machen ſuchen, um von ihren Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Dies war jedoch nur die eine Aufgabe des Ritters; die andre, nicht minder wichtige beſtand darin, daß er bis zum Abgange der Expedition ganz Spanien bereiſen, und ſich überall über den Stand und die Beſchaffenheit des Bergbaues, vorzüglich der alten Goldminen unterrichten ſollte, und zu dieſem Behufe hatte Fugger beſchloſſen, ihm einige erfahrene Bergleute mitzugeben. Aus dem gelieferten Berichte wollte der alte Leinweber erſehen, wie er weiter zu verfahren habe, um die ſpaniſchen Goldgruben in Pacht zu nehmen. Dann wollte er entweder Georg Auzoin oder Marx von Bübenhoven, oder nach Beſchaffenheit beide nach Spanien zum Betrieb des Bergbaus ſenden, und um den Letztern zu dieſem ſchwierigen Geſchäft geſchickt zu machen, hatte er ihm angekündigt, daß er ihm die Leitung der tiroler Silberbergwerke anvertrauen werde. Bübenhovens Freude darüber war ſehr groß; denn ſchon lange hatte er eine ſtille Sehnſucht nach ſeinem geliebten Vaterlande in der Bruſt getragen.

Die fuggerſche Inſtruktion für den Ritter Süderland ging aber noch weiter. In Weſtindien angekommen, ſollte er nicht allein auf der Inſel Hispaniola, ſondern auch auf den übrigen Inſeln und auf dem Feſtlande, ſo viel als möglich, ſich über die reichhaltigen Goldgruben unterrichten, welche eine ſo große Menge Spanier dorthin zog, die alle mit Schätzen von unglaublichem Werthe zurückkehrten. Zu dieſem Zwecke ſollten ihn auch dorhin einige der ihm mitgegebenen Bergleute aus den Kremnitzer Gruben begleiten. So weitausſehend und umfaſſend waren Jakobs Pläne.

Bei einem Banket, welches der König den beiden Augsburgern gab, ſagte er zu Fugger: „Meine Tante hat mir einen prächtigen Burſchen nachdrücklich als Bereiter empfohlen. Der junge Kerl reitet, daß ich ihn beneiden könnte. Nie noch hab' ich ſolche Verwegenheit auf dem Pferde geſehen. Ich hab' ihn gleich gewonnen, und er wird mit mir nach Spanien gehen. Als ich mich bei der Erzherzogin für die Zuweiſung dieſes Subjects bedanke, erfahre ich zu meinem Erſtaunen, daß der Burſche eigentlich ein Bergmann und in Euern Gruben aufgewachſen iſt, Herr Fugger. Kann man ſich etwas Tolleres denken: ein Bergknapp und ſolch ein Reiter! Man könnte an Hexereien und Teufelskunſt denken."

„Ah, das iſt der Toni, der Zigeunerbub!" verſetzte Fugger. „Er iſt mir von Kremnitz mit den Zigeunern davon gelaufen. Der Liebling meiner Frau. Ein geſchickter Bergmann, den ich ungern entbehrt habe."

„Wenn das Eure Meinung iſt, ſo iſt mir der Burſche doppelt werth. Ich will in Spanien eine Commiſſion niederſetzen, welche mit Euern Leuten zuſammen den Zuſtand der dortigen Bergwerke prüfen ſoll. Da werd' ich den Toni gut verwenden können."

„O, er hat etwas in meiner Schule gelernt! Aber mich verlangt, den wilden Burſchen wieder zu ſehen."

„Ich werde ihn Euch zuſchicken." —

Nach einigen Stunden trat Toni in der prächtigen Schaube eines königlichen Bereiters in Fuggers Herberge.

„Ah, Toni, warum biſt du mir durch die Lappen gegangen?“ fragte Jakob gutmüthig und erfreut, ſeinen Zögling in ſo guten Umſtänden zu ſehen. Toni, auf einen ſchlechtern Empfang gefaßt, da er ſich als den Räuber des Knaben Raimund Mohr verrathen glaubte, wurde durch dieſe Worte ſehr mittheilſam geſtimmt und entgegnete: „Ich tauge zum Bergmann ſo wenig wie zum Leinweber. Ich gehöre aufs Pferd, und der König hat mir glücklich darauf geholfen. Ihr dürft mir nicht zürnen, daß ich mich heimlich davon gemacht habe.“

„Um des Königs willen, der dir gewogen iſt, ſoll dir Alles vergeſſen und vergeben ſein. Ich wünſche dir Glück zu deiner neuen Laufbahn!“

„Zum Dank will ich Euch eine Euch nützliche Mittheilung machen. Der Oberſteiger Gebhard Diether in Kremnitz iſt ein Schurke; er beſtiehlt das Bergwerk und verkauft das Golderz an die Zigeuner. Jagt den Dieb zum Teufel und duldet keine Zigeuner in der Nähe Eurer Bergwerke.“

„Du biſt ſelbſt ein Schelm,“ ſagte Fugger zornig. „Der Diether meinte es gut mit dir, und nun willſt du ihn bei mir verläumden, gewiß nur aus Rache, weil er dich einmal gezüchtigt. Ich kenne den Oberſteiger beſſer.“

„Glaubt, was Ihr wollt!“ entgegnete Toni trotzig. Ich bin gottlob des Königs Dienſtmann, und Eure Hän del gehen mich nichts an.“ Damit verließ er ohne Weiteres den verſtimmten Kaufherrn.

Fugger und Welſer reiſeten am folgenden Tage nach Antwerpen zurück und betrieben mit Eifer die Abfahrt der beiden nach Weſtindien beſtimmten Schiffe nach Spanien. Sie verhandelten viel mit dem Ritter Süderland; die Bergleute, welche auserſehen waren, die ſpaniſchen und weſtindiſchen Goldgruben zu prüfen, trafen ein; die Schiffe wurden mit theils bewährten, theils jungen Seeleuten bemannt, welche ihre Schule machen ſollten.

Sehr brauchbar und nützlich erwies ſich dem Ritter Süderland der Knabe Martin. Schlau und gewandt begriff er nicht nur Alles leicht, ſondern führte jeden Auftrag ſeines Herrn zu deſſen Zufriedenheit aus. Mit der ihm natürlichen Geſchmeidigkeit wußte er ſich jedem Verhältniß und jedem Charakter zu fügen; gleichſam inſtinctartig fühlte er bald die Schwächen der Leute, mit welchen er in nähere Berührung kam, heraus und verſtand ſie gut zu benutzen. Wenn ihn der Ritter als ein Geſchenk Maria's hoch hielt, ſo wurde er ihm wegen ſeiner Brauchbarkeit allmälig unentbehrlich.

Eines Tags ſagte Martin zum Ritter: „Es hat ſich auch noch ein Schiffsjunge gemeldet, der meine Arbeit theilen und ſich vorzüglich in der Küche verwenden laſſen will. Ich habe ſchon lange Freundſchaft mit ihm geſchloſſen, und ich bitt Euch, ihn meinetwegen anzunehmen.“

„Weshalb haſt du ihn nicht gleich mitgebracht?“ fragte der Ritter.

„Er kann ſich Euch nicht eher vorſtellen, als am Tage der Abreiſe, weil er bis dahin in einem ihn ſtreng feſſelnden Dienſt iſt.“

„Es iſt gut, Martin. Ich will ihn dir zu Liebe annehmen.“ —

Der Tag der Abfahrt kam ſchnell heran. Ein friſcher ſchöner Frühlingsmorgen glänzte auf die Wimpel und Flaggen, auf das Takelwerk und die buntgemalten Schiffe. Die ganze Mannſchaft war auf den Decken in Reih und Glied aufgeſtellt, feſtlich geſchmückt und in heiterſter Stimmung, um ſich von den beiden Schiffsherrn und dem Schiffsführer beſichtigen zu laſſen. Bord und Maſten waren mit Kränzen geſchmückt; Blumen des deutſchen Frühlings leuchteten und dufteten als gute, heilbringende Vorbedeutung der Reiſe in die neue Welt. Auf den Flaggen glänzten die Wappenbilder Brabants und Flanderns, Caſtiliens und Aragoniens und dazwiſchen der Pinienapfel der Stadt Augsburg.

Jakob Fugger und Bartholomäus Welſer führten den Ritter Süderland in ihrer Mitte. Alle drei waren im größten Feſtſtaat mit güldenen Ketten behangen. Ihnen folgte Marx von Bübenhoven mit den Dienſtleuten der fuggeriſchen und welſeriſchen Handlungshäuſer in Antwerpen. Sobald der Zug von den Schiffen aus erblickt wurde, löſeten dieſe ihre Stücke zum Gruß, und ſo wie die Herren das erſte Schiff betraten, ſchallte ihnen ein Vivat der Mannſchaft entgegen. Die drei Herren ſchritten muſternd durch die Reihen der Leute; zuletzt blieben Suderlands Augen auf einem ſchlanken, braunen Burſchen hangen, den er noch nicht geſehen hatte, und der ihm doch bekannt vorkam. Er ſtand neben Martin, und dieſer ergriff das Wort, indem er ſeinem Herrn zuflüſterte: „Es iſt mein Freund Peter, der Schiffsjunge, von dem ich Euch geſagt.“ Der Ritter nickte dem neuen Diener Beifall zu und ſchritt dann den Andern nach.

Nachdem eine kleine Collation von den Herren eingenommen war, und die Schiffsleute das Wohl derſelben und Alle auf eine glückliche Reiſe getrunken hatten, kehrten die Erſtern nach dem Lande zurück, die Anker wurden gelichtet, und die Schiffe fuhren den Strom hinab.

Ohne Aufenthalt erreichten ſie das Meer, und am folgenden Tage liefen ſie in den Canal ein. Aber in den Nachmittagsſtunden trübte ſich der Himmel, und alle Anzeichen des Wetters deuteten auf einen heftigen Sturm. Eh es Nacht wurde, gingen die Wellen ſchon bedenklich hohl, und der Wind trieb die Schiffe den gefährlichen Felſenküſten Englands zu. Je weiter die Nacht vorſchritt, deſto drohender wurde die Gefahr, und die angeſtrengteſte Arbeit der Matroſen blieb fruchtlos. Der Sturm raſete; die beiden Schiffe wurden getrennt, und das, auf welchem ſich der Ritter befand, ſchien dem Untergange geweiht.

Mit kalter Ruhe gab Süderland ſeine Befehle; dann aber rief er Martin herbei. Neben dem Knaben kniete Peter, der Schiffsjunge, und betete inbrünſtig. Mit trübem Lächeln, das mit dem Leben abgeſchloſſen hatte, ſagte der Schiffsführer zu beiden: „Euer junges Leben dauert mich. Wer aber zur See geht, muß das Leben auf's Spiel ſetzen. Wenn uns Gott nicht rettet, Menſchenkraft vermag nichts mehr. Werden wir an die Kreidefelſen Englands geſchleudert, ſo ſind wir des Todes, und wenn uns der Sturm ſo fort in nordweſtlicher Richtung jagt, ſo müſſen wir ſcheitern. Martin, ich habe noch einen Auftrag für dich. Vielleicht erbarmt ſich der Himmel deines jungen Lebens, während er dem meinigen ein Ende macht. Es hat lang genug gedauert, um alles Böſe und Bittre, was die Erde hat, darauf zu häufen. Der Tod iſt mir willkommen. Nimm hier dieſe Brieftaſche. Sie enthält ſehr werthvolle Papiere. Erreichſt du glücklich das Ufer, ſo eile zurück nach Brabant. Du weißt ſchon, wem du ſie dort bringen ſollſt. Dein wehmüthiges Nicken ſagt es mir. Ja dieſe Papiere ſollen das Erbe deiner ehemaligen geliebten Herrin, der Gräfin Maria ſein. Sie hat dich mir zum Geſchenk gemacht; ſie wird dich als mein Vermächtniß wieder in ihre Dienſte nehmen. Aus den Papieren wird ſie mich ganz kennen lernen und die tiefe, reine und ſtarke Liebe, die ich für ſie hegte. Erzähle ihr, wie ich geſtorben bin, und daß mein letztes Wort ihr theurer Name war."

Der Schiffsjunge Peter erhob ſich raſch, ſtürzte auf den Ritter los, warf ſich vor ihm auf die Knie und rief leidenſchaftlich: „Mit dir ſterben will deine Maria. Arm in Arm wollen wir die Seelen im Wellengrabe aushauchen, und ich will die deinige vor Chriſti Richterſtuhl tragen und Gnade für ſie erflehen.“

„Maria! Maria!“ ſtammelte Süderland erſchrocken; dann aber jauchzte er entzückt: „Maria, du biſt's. In fremder Geſtalt biſt du mir gefolgt, holdſeliges Weib! Sei geſegnet, ſei geſegnet, du reine große Seele! Jetzt mag das Schiff am Felſen ſcheitern, jetzt mag die Welle Tod über uns wälzen! Was brauch' ich noch zu leben nach der Wonne dieſes Augenblicks! Mir iſt der Tod willkommen, da mir das Leben jetzt ſeine höchſte Seligkeit gebracht hat. O ſüßes beneidenswerthes Loos, jetzt mit dir zu ſterben, reizendſte Blume aus Gottes irdiſchem Garten!“ Und er ſchlang die Arme um das ſanftweinende Mädchen, die das kleine Haupt, des Schifferhutes entledigt, an ſeine Bruſt gelehnt hatte und die herabquellende Fülle ihrer Locken auf ihn ſtreuete. „Ich werde deine Seele retten, Johannes,“ ſchluchzte ſie, „und dann ewig mit dir vereint ſein dürfen im Angeſicht Gottes.“

„O deine Liebe allein könnte mich zu deinem Glauben bekehren!“ ſagte der Ritter zärtlich. „Der Glaube eines ſo treu liebenden Herzens muß göttliche Kraft haben. Aber meine Liebe iſt nicht minder ſtark als die deinige. Der Gott der ewigen Liebe iſt unſer gemeinſamer Gott;

I.

Im großen prächtigen Speiſeſaale ſeines Schloſſes Wincheſter ſaß König Wilhelm der Rothe von England — alſo zubenannt von der Farbe ſeines Haupthaares — und mit ihm ſpeiſten die Großen und Vornehmen ſeines Reichs, und die dienſtfertige Schaar der Höflinge.

«Iſt nicht morgen St. Peterstag, hochwürdiger Vater?» wandte ſich der König fragend an den ihm gegenüberſitzenden Abt von Weſtminſter.

«So iſt's, mein geſtrenger Herr,» verſetzte der Prieſter mit würdigem Ernſte; dann ſetzte er mit Nachdruck hinzu: «Und zwar iſt es ein Tag von großer und göttlicher Bedeutung, den unſre Kirche allen ihren Kindern ganz vorzüglich heilig zu halten befohlen hat.»

«Sagt Ihr ſo, Hochwürdiger, und die gute Mutter Kirche?» fuhr der König höhnend fort. «Nun ſo ſollt Ihr und die liebe heilige Mutter erkennen, daß ich ein ſehr frommer und gehorſamer der Urborn dieſer Liebe iſt die Seligkeit, zu der wir eingehen werden. Die Liebe, die Liebe wird uns in ihren göttlichen Schoos aufnehmen; wir werden uns in das unergründliche Meer ewigen Entzückens verſenken."

„Und Chriſtus, der einſt menſchgeweſene Gott, wird dich auf meine Fürbitte zu Gnaden annehmen."

Der Ritter überließ ſich der gefühlvollen Zärtlichkeit der Geliebten, die im Angeſicht des Todes in ihre natürlichen Rechte trat. Wie mürber Zunder fielen die Rückſichten der Welt von ihnen; ſie betrachteten ſich nicht mehr als dem irdiſchen Leben angehörig; ihre Seelen ſchmolzen in ein Ganzes zuſammen und nahmen alſo vereint den Flug nach höhern Regionen. Martin ſtand lächelnd neben den Glücklichen; ſelbſt er vergaß, in das Anſchaun ihres Glücks, das er als ſein Werk betrachten durfte, verſunken, auf Augenblicke die Todesgefahr.

Der Ritter erfuhr nun aus Maria's Munde, welch unſägliches Leid ihr die Trennung von ihm bereitet. Anfangs ſei ihr die Nachricht, daß er Kloſterbruder geworden, ein Troſt geweſen; denn ſie habe ihn nun als einen Bekehrten betrachten dürfen; bald aber habe die Sehnſucht nach ihm ſie faſt verzehrt. Sie habe darauf ihre Eltern vermocht, Oeſtreich wieder zu verlaſſen und in ihre Heimat zurückzukehren. Hier habe ſie gehofft, ſie werde als Hofdame der Erzherzogin Margaretha von ihrem Seelenleid geneſen; kaum aber habe ſie einige Wochen in ihrer neuen Stellung zugebracht, als ſie ihn, den heiß Geliebten, im

Zimmer ihrer Herrin gehört und geſehen habe. Sobald ſie die Krankheit, welche ihr der freudige Schreck zugezogen, überwunden habe, ſei ihr erſte Sorge geweſen, den Knaben Martin aufzuſuchen. Von ihm habe ſie die nahe Abreiſe des Ritters erfahren, und von dieſem Augenblick habe der Entſchluß unerſchütterlich feſt in ihrer Seele geſtanden, Vater und Mutter, Herrin und Vaterland zu verlaſſen und ihm, dem geliebten Manne, als Beſchützerin in die neue Welt zu folgen, mit ihm zu leben und zu ſterben und ihn zum Glauben an die erlöſende Kraft des Blutes Chriſti zu bekehren. Da ſie aber vorausgeſehen habe, daß ſein ritterlicher Edelſinn ihre Begleitung würde zurückgewieſen, und ihre Eltern und Verwandte nebſt der Erzherzogin ſie würden zurückgehalten haben, ſo habe ſie allein den ihr treu ergebenen Martin in ihr Geheimniß gezogen, und mit Hülfe deſſelben ſich die Matroſenkleider verſchafft. Am Abend vor der Abfahrt der Schiffe habe ſie von der Erzherzogin die Erlaubniß erbeten, ihrer Mutter einen Beſuch machen zu dürfen. Im Wagen habe ſie die Matroſenkleider verborgen gehabt und mit Martins Hülfe ſich am Morgen umgewandelt.

Der Ritter küßte ihr zum Dank die ſchöne Stirn und die frommen Züge, welche ſie durch künſtliche Mittel ſo geſchickt zu entſtellen gewußt hatte.

Noch plauderten ſie zuſammen, als das Schiff plötzlich einen furchtbaren Stoß erhielt, der Alles auseinander warf. Ein Todesſchrei durchſchrillte die Räume.

„Unſre irdiſche Laufbahn iſt vollendet,“ ſagte der Ritter ernſt. „In wenigen Minuten iſt der Vorhang gefallen, der uns noch von einem höhern Wirken trennt. Faſſe Muth, meine Geliebte!“

„Ich ſterbe getroſt und ſelig mit dir. Martin, wenn du gerettet wirſt, ſo bring' meinen Eltern die Grüße ihres ſterbenden Kindes. Ich laſſe ſie bitten mir zu verzeihen; ich hätte nicht anders handeln können. Sie möchten für meine und meines Geliebten Seelen beten.“ Doch ſtatt des Todes war die Rettung nah. —

Obgleich das Schiff ſtark beſchädigt war, ſo gelang es doch den Matroſen, dasſelbe ſo geſchickt zu kalfatern, daß das Eindringen des Waſſers gehemmt wurde. Es ſaß feſt, und als der Morgen anbrach, wurden ſie von ein paar Lootſenböten begrüßt und erfuhren, daß ſie ſich in der Gruppe der kleinen Scilly-Inſeln befanden.

Eine Stunde ſpäter ſaß das dem Leben wiederſchenkte glückliche Liebespaar mit dem Knaben Martin, den der Ritter jetzt wie ſeinen Sohn betrachtete, im reinlichſten Fiſcherhauſe des Ufers und freute ſich des erhaltenen Geſchenks, der grünen Erde und der hellen Stunden, die über ihre Häupter dahin zogen

Siebentes Kapitel.

Granada! Liebliche, purpurrothe, ſüßduftende Granatblüthe am ſtolzen Baume, den einſt das heiterſte, liebenswürdigſte und genußverſtändigſte Volk des Mittelalters im fruchtbaren Süden der hiberiſchen Halbinſel gepflanzt! Köſtliche Schöpfung der kunſt- und poeſiereichen Mauren in einer reizenden Natur! Kühn und lieblich, ſtolz und zierlich, großartig und anmuthig erhebt ſich auf der Gebirgszunge, die in das Thal des Darro herabläuft, das Rieſenſchloß der Alhambra mit ſeinen leichten gefälligen Zinnen und ſchlanken Thürmen von farbigem Porphyr, Jaspis, Marmor und Lapislazuli, mit ſeinen vergoldeten und durchbrochenen Kuppeln und farbenprächtigen Decken, mit ſeinen leichtgeſchwungenen Hallen und bemalten Gewölben, mit ſeinen luftigen Gemächern und kühlen Säulengängen voll morgenländiſcher Pracht und Kunſt, ſelbſt eine kleine Stadt, ein wahres Tabernakel von Schätzen des Reichthums und des heiterſten Lebensgenuſſes; und zu drei Seiten um den Berg, der das köſtliche ſtrahlende Maurenſchloß, einſt die Königsburg der Sultane von

Granada, trägt, lagert ſich die Stadt zum Theil ſelbſt wieder auf Anhöhen und Hügeln. Höher noch als die Alhambra auf demſelben Bergvorſprunge nach dem Gebirge zu erhebt ſich das Felſenſchloß el Generaliſe, das „Haus der Liebe,“ dieſe leichte, hohe, herrliche und großartige mauriſche Villa, einſt die Sommerwohnung der Sultanin, ein ſo wunderbar zierlicher und eigenthümlich kunſtvoller Bau mit Gallerien, Balkonen, Plattdächern und Thürmen, Säulenhallen und Säulengängen, Kuppeln und Sälen, in Gold und Farbenpracht ſtrahlend, durchbrochen und zierlich ausgearbeitet, wie gedrechſelt, die Wände mit den ſinnreichen und ſüßen Liebesſprüchen des Koran verziert, von wollüſtig rauſchenden Fontainen aus Marmorbecken durchkühlt, ein ſo anmuthiges und ſeltſam luſtiges Haus, wie eine Phantaſieſchöpfung eines arabiſchen Dichters, wie der heiße bunte Traum eines in den Armen ſchmeichelnder Liebe entſchlummerten Nachkommen des Propheten. Der Generaliſe iſt von der nahen, tiefer liegenden Alhambra durch eine Schlucht getrennt, über welche ſich eine herrliche Marmorbrücke ſchwingt; Felſentreppen und dunkelgrüne Laubgänge führen vom großartigen Königsſchloſſe durch einen üppigen, weitläufigen Park zum lieblichen luftigen Schloſſe der Königin hinauf, das, von der Vega aus geſehen, wie eine Mauerkrone über der Alhambra ſchwebt, wie dieſe ſelbſt ſich als ein ſtolzes Königshaupt über der Stadt erhebt und ſich herrſchermild ihr zuzuneigen ſcheint.

Hinter dem Generaliſe ſtuft ſich das Gebirge noch höher und ſteiler auf. Ein ſchön geformter Felſenhügel ſteigt dort empor, der „Stuhl des Mauren" genannt, an deſſen Seiten ſich mehre in den Felſen gegrabene Höhlen befinden. Dieſe dunkeln, ſchauerlichen und geheimnißvollen Kammern ſind die uralten Grabſtätten der mauriſchen Könige von Granada. Sie, die von dieſem Berge aus über ein lebensfrohes Volk geherrſcht, weitſchauend in das blühende, ſchätzereiche Land, ſie, die ſtets die reinen Lüfte des Berges geathmet, die friſchen Waſſer des Berges getrunken hatten, ſie wollten auch im Tode auf der freien Berghöhe in Staub zerfallen. Sie verſtanden die Poeſie in das Leben auch in den Tod einzuführen, dieſe beneidenswerthen Könige! Vom Gipfel dieſes Berges eröffnet ſich dem genußſuchenden Auge eine der prachtvollſten und herrlichſten Ausſichten des Erdbodens. Was Neapel für das Meer, das iſt Granada für das Land, eine Städtekönigin der Schönheit. Wohl mochten die glücklichen Sultane von Granada hier herauf ihren Königsſtuhl tragen laſſen, um ſich hier nieder zu ſetzen und ihrem Auge alle Schwelgerei in den Reizen des von der untergehenden Sonne überglänzten Wundergartens zu gewähren. Ja bei Sonnenuntergang mußt du Granada vom Gipfel des Maurenſtuhls ſehen! Vor dir im Vordergrunde liegt zuerſt das überaus köſtliche Schlößchen des Generaliſe mit ſeinen ſchlanken ſonderbar gearbeiteten Thürmchen von Lärchenholz oder Marmor, mit ſeinen blanken Metallfrieſen, in denen der Sonnenſtrahl blitzt, auf ſeinem grünen Felſen; tiefer zu deinen Füßen breitet ſich die thurmreiche Alhambra aus; du ſchauſt auf ihre vergoldeten Zinnen und platten farbigen Dächer hinab, geſchmückt mit den phantaſtiſchen Bildungen arabiſcher Baukunſt. Die duftige Beleuchtung des Abends umkleidet ſie. Du wähnſt ein verkörpertes Märchen der Scheherazade vor dir zu ſehen. Wie eine geöffnete Granate liegt die Stadt mit ihren Thürmen und Paläſten im weiten Halbkreiſe um den Fuß der Alhambra herum, die gleichſam den Mittelpunkt derſelben bildet. Die Häuſer ſind umgeben und überragt vom dunkeln Laub der Pomeranzenhaine und der Sykomoren-Luſtwäldchen, und der weiße Perlenſchaum der Springbrunnen, von der Sonne ſiebenfarbig durchglüht, giebt den grünen Höfen Leben und Bewegung. Zu deiner Rechten ſchickſt du das trunkene Auge in das romantiſche Thal des Darro, welcher die Stadt durchſtrömt, um ſich mit dem Xanil zu vereinigen, deſſen reizendes Thal ſich dir zur Linken öffnet. Jenſeits des Darro ſteigen die Häuſer und Gärten des Albaïcin, das hohe Stadtviertel der geſchickten Handarbeiter, und die mit indianiſchen Feigen bedeckten Abhänge des Michaelsbergs mit einer Menge von Armen bewohnter Höhlen auf. Und weiter über die Stadt hinaus, deren Mauer tauſend und dreißig Thürme zieren, wird deine entzückte Seele von den Flügeln des Auges in die herrliche Vega getragen, deren Reize und Fruchtbarkeit zum

Sprichwort geworden waren. O Veja von Granada, durchſtrömt vom blauen Xenil und bewäſſert von tauſend aus ihm abgeleiteten Bächen, begrenzt vom blauen Gebirge von Loja, von der vom chriſtlichen Fanatismus deiner ſpaniſchen Unterjocher ſchnell erbauten Stadt Santa Fé, und von der aus drei koloſſalen Bergkegeln beſtehenden Sierra de Elvira, wie viel zärtliche Herzen haſt du auf deinem blumenreichen Boden wandeln ſehen, wie viel ſüße Liebenslieder erklingen hören! Wie reich ernährteſt du die üppigen Kinder Granada's mit der Fülle deiner Früchte! Aber ach! Du trankſt auch das Blut ſeiner edelſten Söhne, die im Kampfe für ihren Glauben und ihre Freiheit auf deinem Blumenteppich ihr Leben aushauchten! Liebliche Veja, köſtlicher Garten Granada's, deine liebe- und liederfröhlichen Zeiten ſind für immer dahin, und nur Seufzer und Klagegeſänge flüſtern über deine zertretenen Roſen! —

Nun wende dich, belohnter Bergſteiger, auf deinem erhabenen Maurenſtuhl und blicke in die majeſtätiſche Berggegend hinaus, der du biſt jetzt den Rücken kehrteſt! Da entfaltet die ſtolze, ſchroffe Sierra Nevada, die Kette des Schneegebirgs, ihre ganze königliche Herrlichkeit vor deinem Blicke. Wie kühn ſteigen ihre ſchneebedeckten Zacken und Kuppen in die blaue Himmelsluft empor und leuchten noch lange, nachdem die Sonne hinter der Sierra de Elvira verſchwunden iſt, wie glühende Opferherde.

O Granada, du reizgeſchmückte Maurenkönigin, wie ſchwer und erdrückend laſtet das dir aufgezwungene Chriſtenkreuz auf dir! Du erliegſt unter dem dürren bluttriefenden Stamme, wie einſt der edle Mann, als er ihn zur Richtſtätte ſchleppen mußte, um daran geſchlagen zu werden, der Mann, deſſen reine menſchliche Lehre vom Fanatismus und der Dummheit derer, die ſich nach ihm nannten, bis zum Wahnſinn verunſtaltet und gemißbraucht wurde. Auch du biſt an das harte Kreuz geſchlagen, ſüße heitere Tochter des Morgenlandes, und es iſt finſtere Nacht um dich geworden, wie die Sage vom gekreuzigten Meiſter erzählt: daß, als er am Kreuze hing, ſich der Tag in tiefe Nacht verwandelte.

Auf einem verſteckten Felſenpfade ſtieg am Spätnachmittage eines prächtigen Frühlingstages ein junges mauriſches Weib zu dem „Stuhl des Mauren" empor. Wie eine der Gemeinſten aus dem Volke trug ſie einen dunkelfarbigen Burnuß, der ihre ganze Geſtalt verhüllte. Wer hätte in ihr die reizende Gräfin Cardona erkannt, die am Hofe des jungen Königs Karl in Brüſſel alle Männerherzen bezaubert hatte? Aber es war auch keiner jener Männer hier in der unglücklichen Maurenſtadt, der an ihr hätte zum Verräther werden können. Zuweilen hielt ſie die Schritte an, um zu verſchnaufen; dann wandte ſie die Blicke rückwärts und beſtreifte mit dem feurigen Auge die Schönheit der Veja, oder die Thürme der Stadtmauer, oder die hoch aufragende Häuſermaſſe des Albaïcin, und dann verdüſterten ſich ihre Züge, ja ſie nahmen zuweilen ſogar den Ausdruck des Zorns und Grimms an, und in dem reizenden Auge glänzte eine ſchmerzliche Thräne, ein tiefer Seufzer entwand ſich ihrer Bruſt, und die Hand, die ſie, wie verlangend oder wie ſegnend nach der Stadt ausſtreckte, krampfte ſich zur Fauſt zuſammen. Dann ſchritt ſie wieder raſcher bergan.

Die ſinkende Sonne ſtand eben dicht über einem der mächtigen Kegel des Elviragebirgs und warf ihre letzten verklärenden Strahlen auf die vergoldeten Kuppeln und die Metallfrieſe der Alhambra, erfüllte die Säulengänge und offnen Säle mit den violetten und purpurnen Tinten, die den wunder- und prachtvollen Bau mit dem Hauche der Verklärung überſchleierten, und durchglühete den Silberbogen der hohen Springbrunnen mit den Farben des Regenbogens. Alle Farben an Kuppeln und Dächern flammten lebendiger, vom Scheidekuß der Sonne berührt, und die ſchlanken zierlichen Thürmchen umſpielte der koſtbare Duft des Abends. In dieſem Augenblick trat das mit Schönheit ebenfalls ſo reich ausgeſtattete junge Weib auf dea Gipfel des Hügels und ſah zu ihren Füßen den Generalife, die Alhambra, die Stadt in drei abſteigenden mächtigen Stufen. Die hochemporgetriebenen perlenden Waſſer der Springbrunnen ſchimmerten, glitzerten und funkelten; ſie vernahm das Rauſchen der Waſſer, welche in hohen uud kühngeſchwungenen Aquaducten über das Gebirg aus den Quellen des Darro in den Generalife und weiter in die Alhambra geleitet waren, eins der

Sohn bin; denn ich bin überzeugt, daß ich dieſen Tag nicht heiliger begehen kann, als wenn ich die bunten Hirſche und Rehe im neuen Walde von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang jage.«

«Gott behüte Euch vor ſolchem Beginnen, mein Gebieter!« ſagte der erſchrockne Abt zitternd und ſich bekreuzend. «Gott behüte Euch, daß Ihr nicht durch den Genuß einer weltlichen Luſt an einem ſo heiligen Feſttage den Zorn des Himmels auf Euch herabziehen möget, den Zorn, von welchem Ihr ſchon ſo manche warnende Andeutung empfangen habt.»

«Beim Geſicht des heiligen Lucas, mein Vater!» rief der König wild aufbrauſend, «Ihr macht mich raſend. Wie und weßhalb habe ich den Zorn des Himmels auf mich geladen, und wann und auf welche Weiſe hat ſich dieſer himmliſche Zorn mir kund gethan? Etwa, weil ich nicht zugeben wollte, daß ein aberwitziger Biſchof in Rom über alle geiſtlichen Fürſtenhüte, Krummſtäbe und fetten Pfründen in meinem Königreiche nach Luſt und Laune ſchalte, und ſie verſchenke, wann, und an wen ihn beliebt? Oder etwa, weil ich mir höflich verbeten habe, es möge Niemand von meinen Unterthanen ſich die nutzloſe Mühe geben, für mich heilbringendſten Bauwerke der Sultane von Granada. Bald flammte ihr Auge wie trunken von all den ſich ihm entgegenbietenden Reizen, bald füllte es ſich mit Thränen, und ihr Buſen hob und ſenkte ſich von den Gefühlen, die ſie beſtürmten.

„O mein Vaterland!“ ſeufzte ſie endlich, „wie unvergleichlich ſchön und herrlich biſt du! O Granada, du holdſeligſte aller Städte! Nicht vergebens haben deine Dichter dich mit einem mit Schmelzarbeit gezierten Schmuckſchreine einer Sultanin verglichen, der von Hyazinthen und Smaragden glänzt! Leuchten doch deine Marmorthürme durch das dunkle Laub der Pomeranzenhaine wie Sterne durch die Nacht. Und deine Springbrunnen winden dir ein ewig friſches Perlengeſchmeide um Hals und Bruſt. Sei gegrüßt mir, Stadt meiner Väter, der Könige dieſes Landes!“ In dieſem Augenblicke wehmüthigen Entzückens fielen ihre Augen auf das mächtige Kreuz, welches den höchſten Mauerthurm der Alhambra, den Torre de la Vela, krönte, und ſie zuckte ſchmerzlich zuſammen. „Weh dir, Stadt meiner Väter,“ weinte ſie nun leiſe, „daß du das Zeichen deiner tiefſten Schmach über dir erhöht ſehen mußt! Aber getroſt! die Fahne des Propheten ſoll wieder auf deinen Thürmen flattern, und ſiegreich ſoll dein Volk mit neuem Glanze ſich über ſeine Bedrücker erheben.“ Mit muthigem, feſtem Schritte ging ſie am Abhange hin und trat in eins der in den Berg gehöhlten weiten und dunkeln Königsgräber

Eine männliche Stimme tönte ihr aus dem Hintergrunde den feierlichen Segensſpruch der Araber entgegen: „Allah ſei geprieſen und beſchütze dein Haupt!"

Es war ein alter ehrwürdiger Santo, ein mauriſcher Prieſter.

„Sei mir willkommen, Suleima," fuhr er fort, „im heiligen Grabe deiner Ahnen! Ihre Geiſter ſehen mit Wohlgefallen auf dich, ihre würdige Tochter, herab. Auf dir ruht der Segen Alhakems, des großen Khalifen von Cordova, des herrlichſten aller Sultane in dieſem Lande."

„Meinſt du, mein Vater, daß wir hier ganz ſicher ſind, damit ich dir die weitern und ausführlichern Mittheilungen machen kann?" fragte das Mädchen.

„Unſere caſtiliſchen Herren pflegen die Gräber der mauriſchen Könige nicht zu beſuchen," verſetzte der Prieſter, „und in dieſer Kleidung hat dich keiner ihrer Späher erkannt. Auch wird die Nacht bald ihre Schatten über dieſe Berge breiten; dann ertönt hier nur der einſame Ruf des Waldthiers. Kein menſchlicher Fuß kommt, außer dem unſrigen, in die Nähe dieſer Gräber, vor welchem die Chriſten Scheu haben. Enthülle mir getroſt die Ergebniſſe deiner kühnen Wanderung. Von ihm aber, über deſſen Treuloſigkeit du mir ſchon geſchrieben, der unſere heilige Sache ſo ſchmählich verlaſſen hat, von ihm ſprich mir nicht mehr. Es macht mir Schmerz ſeinen Namen zu hören."

„Ich habe deine Befehle ausgeführt, ehrwürdiger Vater," verſetzte das Mädchen mit einer frommen und vertrauensvollen Hingebung, und mit einem kindlich treuen Weſen, das ihre Anbeter, da es ihnen gänzlich unbekannt war, in Erſtaunen geſetzt haben würde, „aber das Glück iſt nicht immer bei meinen Schritten geweſen. Meine ſchönſten und beſten Pläne ſind, wie du ſchon weißt, geſcheitert."

„Es iſt Allahs Wille geweſen, meine Tochter, und es liegt uns ob, uns ihm in Demuth und Ergebenheit zu unterwerfen. Dafür iſt dir nach ſeinem Willen und mit ſeiner Hülfe Anderes gelungen, und vielleicht Wichtigeres, als du ſelbſt meinſt. Du haſt guten Samen für die Zukunft ausgeſtreut, erwarten wir nun, wie ihn der Höchſte aufgehen läßt, und was für Gedeihen er ihm ſchenkt. Es hat ihm gefallen, den prächtigen Stern des Islam, der faſt achthundert Jahre in dieſem ſchönen Lande im vollſten Glanze ſeiner heilbringenden Strahlen geleuchtet hatte, hier untergehen zu laſſen und den Chriſten die Herrſchaft über uns zu geben, jedenfalls, um uns zu ſtrafen für unſere Sünden und Fehler. Aber die Sterne gehen unter und wieder auf, und wenn die Zeit erfüllet iſt, wird das Licht des wahren Glaubens wieder von dieſen Bergen in die Thäler hinableuchten und die Herzen ſeiner Bekenner mit Wonne erfüllen. Hatte doch Allah vierzig Jahre früher das Land und die mächtige und prächtige Hauptſtadt des öſtlichen Chriſtenreichs in die Hand der Bekenner des Islam gegeben, und auf Stambuls Zinnen glänzt ſtatt des geſtürzten Kreuzes der Halbmond, das Sinnbild der Osmanen, weht die Fahne unſeres Propheten. Damals, als der kräftige Sultan der Osmanen, der junge Muhammed der Zweite, Conſtantinopel eroberte und dem chriſtlichen Kaiſerreiche dort ein Ende machte, war ich ein lernbegieriger Knabe in der Schule des weiſen Abdallah. Granada feierte den Sieg mit rauſchendem Jubel, und wir Knaben tanzten feſtlich geſchmückt vor der Sultanin auf dem Generalife. O wenn ich hätte ahnen können, daß ich als reifer Mann den Fall Granadas unter dem Chriſtenſchwert erleben ſollte! Aber unſer Lehrer deutete auf jenes thatkräftige Volk der Osmanen und auf den jungen kühnen Beherrſcher deſſelben hin, indem er ſprach: wenn wir nicht wieder werden, wie unſere Väter waren, und wie jenes Volk iſt, und wenn unſere Sultane nicht ihr Heil in das Schwert ſetzen, wie jener Muhammed, ſo werden uns die Chriſten bald verſchlingen. Und ſie haben uns verſchlungen, weil wir in üppiger Weichlichkeit lebend nicht eher die alte Kraft wieder fanden, als in dem letzten verzweifelten Kampfe, als es zu ſpät war. — Nun hat unſer unglückliches geknechtetes Volk fünfundzwanzig Jahre Zeit gehabt, zu begreifen, daß im Schwerte allein ſein Heil ruht, und daß Allah nur die Kraft und den Muth ſegnet."

„Und er wird ihn ſegnen!" rief Suleima begeiſtert. „Alle geheimnißvollen Stimmen der Zauberkunſt ſagen es mir, ſo wie die Stimme meines eignen Herzens. Der günſtige Zeitpunkt iſt gekommen, wo wir das ſchmachvolle Joch der Chriſten wieder abſchütteln werden. Der König Fernando, unſer Beſieger, iſt nicht mehr unter den Lebenden; die Beherrſcherin von Spanien iſt eine ſchwache tiefſinnige Frau, mir aufs Innigſte ergeben. Sollte es mir noch gelingen, ihren Geiſt wieder zu erwecken, wozu ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben habe, ſo würde ſie den Sidi Alnavar, den ſie noch immer liebt, willig als Sultan von Granada anerkennen. Aber ſelbſt wenn ſie nicht wieder geneſt, ſo verringert ſich dadurch meine Hoffnung um nichts. Ihr Sohn, der Prinz Carlos, der Erbe der ſpaniſchen Kronen, iſt ein leichtſinniges, eitles und verzogenes Kind, ein ſchwacher Knabe von wenig geiſtigen Anlagen und in nichts ſeinen Großeltern Fernando und Iſabella gleich. In den Niederlanden geboren und aufgewachſen, kennt und verſteht er die ſtolzen Spanier nicht, er hat kaum nothdürftig ihre Sprache erlernt. Abhängig von ſeinem hochmüthigen Hofadel, der in Spanien herrſchen und ſich bereichern will, wird er, ſobald er in dies Land gekommen, allen Parteien deſſelben mißfallen und ihre Unzufriedenheit erregen. Auch haßt er ſeinen Bruder Fernando, und dieſer ihn, und ich habe dieſen Haß zu nähren geſucht. Ich hoffe, bald wird ſich, wenn Carlos im Lande iſt, eine Partei ſtolzer Granden bilden, welche, mit der Regierung des jungen Königs unzufrieden, ſeinen Bruder, als gebornen und im Lande aufgewachſenen Spanier, zum König erheben will;

es wird ein Bruder- und Bürgerkrieg ausbrechen, und wer allein dabei gewinnen kann, das iſt unſer Volk, wenn es die Gelegenheit glücklich benutzt. Dazu kommt, daß der deutſche Kaiſer, der väterliche Großvater der beiden Prinzen, ein alter, ſchwacher Herr, der Verwirrung im Reiche, das nur dem Namen nach ſein, in Wahrheit aber den widerſpenſtigen Fürſten und dem Adel iſt, bald nicht mehr gewachſen ſein wird. In keinem Lande gährt es ſo toll und wild als in dieſem Deutſchland, und das geknechtete und ſchmählich bedrückte Landvolk iſt nahe daran, ſeine Ketten zu zerreißen und ſeine Bedrücker damit todt zu ſchlagen. Die Köpfe der meiſten Leute von Wiſſenſchaft und Bildung ſind erhitzt über die frechen Anmaßungen des Papſtes und der hohen Prieſter. Es gibt nichts Verabſcheuungswürdigeres als die Wirthſchaft dieſer Pfaffen; ich habe ſie in Rom, Neapel und Deutſchland kennen gelernt. Unter dem Vorwande, ihm Vergebung ſeiner Sünden von Gott zu verſchaffen, ſaugen ſie ſchlau das Volk aus und verpraſſen das Geld in ſchwelgeriſchen Lüſten. Es gibt nichts Alberneres und Abgeſchmackteres als dieſen Chriſtenglauben; man meint oft, wenn man ſie von ihrer Religion reden hört und ihre Handlungsweiſe betrachtet, unter einem Heere Wahnſinniger zu ſein. Aber überall iſt eine beſſere Ueberzeugung erwacht; man haßt und verachtet die eigenſüchtigen Prieſter. Es wird und muß in Deutſchland bald drunter und drüber gehen. Der König Carlos wird alſo weder von

Deutſchland, noch von Italien Hülfe zu erwarten haben, wenn die Empörung in Spanien gegen ihn ausgebrochen iſt. Dann wird unſer Volk leichtes Spiel haben, das Joch abzuwerfen —"

„Und unſre Brüder in Afrika werden auf unſern Ruf uns ſogleich zu Hülfe eilen!" rief der alte Prieſten, von der Begeiſterung des jungen Mädchens fortgeriſſen. „Ich habe ihr Verſprechen."

„Nicht ſie allein, mein Vater!" fuhr Suleima fort und ihr Auge erglühte in immer höherm Feuer. „Wir werden noch andre und noch mächtigere Hülfe haben. Ich habe noch mehr für unſre heilige Sache gethan, als du mich zu thun geheißen haſt. Unſre Freunde, die andaluſiſchen Zigeuner vom Bunde jener merkwürdigen, auch dir bekannten Karracha, die einſt die Frau des Herzogs von Najara, des mächtigen Amirante von Caſtilien war, dehnen ihre Wanderungen bis nach Ungarn aus, wo ſie, wie überall, in einer Menge Verbindungen (oft mit den vornehmſten Leuten) ſtehen. Ihnen verdanke ich ungemein viel. Ihre Königin Zarona und die Altmutter Karracha haben mich auf jede Weiſe mit der zuvorkommendſten Uneigennützigkeit unterſtützt und gefördert, gleichſam als wäre meine Sache ihre eigne. Die größten Schwierigkeiten halfen ſie mir beſeitigen, und ohne ſie hätte ich in den meiſten Fällen nichts verrichten können. Ich zog auch mit ihnen nach Ungarn und lernte die traurigen, zerfahrenen Verhältniſſe dieſes Landes kennen. Mit guter Abſicht, wie du gleich hören wirſt. Der nun verſtorbene König Wladislav war ein Schwächling an Leib und Seele, der Spott und das Spielwerk der Prieſter und des Adels, ein in jeder Hinſicht jämmerlicher Menſch. Die Verhältniſſe des Reichs hat er in der größten Unordnung hinterlaſſen; der Eigennutz und die Gewaltthätigkeit des Einzelnen herrſchen dort ſchier noch mehr als in der übrigen Chriſtenheit. Alles iſt auf die Habgier und Herrſchſucht der Pfaffen und des Adels geſtellt. Der Sohn des Königs und Erbe der Kronen iſt ein ſchwächlicher, unreifer Knabe. Ein Kind herrſcht im Grenzlande des osmaniſchen Reichs, ein Kind wird in Spanien herrſchen. Dort wie hier ſoll ein bartloſer Knabe dem begeiſterten Andrange der Bekenner des Islam widerſtehen. Und der Beherrſcher der Osmanen iſt Selim, ein kriegeriſcher, willensſtarker Herr. Aber ein für den Glauben des Propheten begeiſterter Held, verſpricht ſein Sohn und Nachfolger Suleiman zu werden, ein kühner, geiſtesſtarker Jüngling. Ich habe das erhabene Antlitz des Sultans und ſeines Sohnes geſchaut; ich habe hoffnungsreiche Zuſagen aus beider Munde vernommen.“

„Wie?“ rief der Prieſter überraſcht, „du warſt bei unſern Glaubensbrüdern im Oſten? Du haſt den Sohn des Propheten begrüßt, der in der prächtigen Hauptſtadt des alten Oſtrömerreichs ſeinen ſtrahlenden Thron aufgeſchlagen hat? Glückliches Kind, ſei geſegnet! Einziger Troſt und Hoffnung deines in den Staub getretenen

Volks und von Allah erſehen, es wieder zur alten Herrlichkeit zu erheben!"

„Karracha bahnte mir von Ungarn aus den Weg und verſchaffte mir die Mittel zur Reiſe. Der Sultan nahm mich ehrenvoll auf in ſeinem Pallaſte; ich bewohnte die koſtbarſten Gemächer ſeines Harem. Sultan Selim verſprach mir, ſobald ſich die Saracenen in Granada gegen ihre Unterdrücker erheben würden, ihnen auf ſeinen Galeeren Hülfe zu ſchicken, und der liebenswürdige Thronerbe Suleiman gab mir ſein Wort, daß er ſelbſt das zu unſerm Beiſtand beſtimmte Heer anführen und unſre Sache zu der ſeinigen machen wolle. Und ſo iſt der Plan verabredet: ſobald in Deutſchland das Volk ſich erhebt und der Bürgerkrieg im Lande wüthet, und in Spanien der Bruderkrieg ausgebrochen iſt, fallen die Osmanen dort in das Land und kommen uns hier zu Hülfe. Allah wird uns unſre Feinde in die Hände geben; wir wollen den verächtlichen Chriſtenglauben ausrotten. Der Stern des Islam ſoll über alle Länder leuchten, von Weſten nach Oſten und von Norden nach Süden."

Der Prieſter küßte begeiſtert die Stirn der ſchwärmeriſchen Jungfrau. „Heil dir, mein Kind! Allah hat dich zu ſeinem Werkzeuge auserſehen, ſein in den Staub getretenes Volk wieder empor zu heben und groß zu machen vor allen Völkern der Erde. Wenn die Männer, denen es obliegt, ſich an die Spitze des Volks zu ſtellen, mit dem Schwerte die uns entwundene Herrſchaft wieder zu erkämpfen und mit dem Blute der Chriſten den heiligen Glaubensſchild des Propheten, das befleckte Banner unſers Ruhms, reinzuwaſchen, wenn dieſe Männer, feig und verzagt, die Sache ihres Volks verläugnen und verrathen; dann werden die Frauen aufſtehen und, die Sache unſres Gottes vertretend, das Werk der Männer verrichten. Die männlichen Häupter unſers Königsgeſchlecht ſind kraft- und muthlos von uns gewichen; ſie hatten nur weibiſche Thränen für unſer Unglück; da gab Allah dir, Suleima, den männlichen Muth, die Klugheit, die Kraft, die Entſchloſſenheit. Du wirſt es ausführen, woran jene Feiglinge verzagten. Und auch du biſt ein Sproß unſres königlichen Stammes. Geboren in den Tagen, als das Joch uns zuerſt auferlegt war, hat deine Mutter ſterbend dich mit dem Grimme einer ſo eben gefeſſelten Löwin geſäugt. Und Allah zündete das Licht des Geiſtes, ein ſtrahlendes Meteor, in dir an. Du biſt wieder eine jener hohen und herrlichen Frauen, wie ſie vor Jahrhunderten in Cordova blüheten, die die Männer an Weisheit und Geiſteskraft weit überragten, der Stolz und die Zierde unſres Volks. Wir bedürfen der männlichen Sproßen unſres Sultanengeſchlechts nicht, um uns zu befreien von der Herrſchaft der Caſtilier und den Thron ihrer Väter wieder zu beſteigen. Du, Suleima, wirſt die Befreierin deines Volks, du wirſt ſeine Königin ſein, und die Welt wird es mit Staunen und Bewunderung ſehen, was ein kühnes und muthiges Weib vermag."

und zu meinen Gunſten zu St. Peter und St. Paul zu bitten, damit dieſe ſehr ehrenwerthen Herren meine Fürbitter beim himmliſchen Vater ſeien, ſintemal ich weder von dem Erſtern, hinſichtlich ſeiner Wirkſamkeit in Staatsgeſchäften, ſonderlich viel halte, noch den Letztern wegen ſeiner Wichtigkeit in Religionsſachen beſonders achte.»

Da brauſte der Abt, in heiligem Eifer alle Rückſichten vergeſſend, wild und zornig auf, und rief mit Löwenſtimme über die zitternde Tafel hin: «Thut Ihr nicht ſtets ſo, wie Ihr eben jetzt gethan, nämlich unſere heilige Religion verſpotten und verſchmähen? Beraubt Ihr nicht die Kirchen und Klöſter ihrer Schätze? Habt Ihr nicht ſchon die Opfer frommer Gemüther mit gottloſer Hand von den Altären weggenommen und aus den Kapellen die heiligen Reliquien entwendet? Trinkt Ihr nicht bei Euern wilden Zechgelagen ſelbſt aus den geweiheten Gefäßen, und ſind nicht Euere Buhlerinnen mit dem Schmucke bedeckt, welcher unſrer lieben Frau zu eigen gehört?»

«Boshaft, hochwürdiger Vater, ſehr boshaft!» verſetzte der König ruhig lächelnd und durch des Prieſters Donner, den er gewohnt zu ſein ſchien, nicht im Mindeſten aus ſeiner ſchalkhaften Behag-

„Mein Vater, deine Hoffnungen führen dich zu weit,“ verſetzte das Mädchen ſchmerzlich. „Niemals noch hat ein Volksſtamm der Araber ein Weib als ſeine Beherrſcherin anerkannt. Wir müſſen einen Herrn und Sultan haben.“

„So wirſt du ihn uns geben. Wähle dir einen Gatten aus den Vornehmſten des Volks und erhebe ihn zum Könige.“

„Wohl! der Muthigſte ſei mein Gatte; der Tapferſte ſei unſer Sultan.“

„Ward deine Seele noch nie vom Strahl der Liebe entzündet?“

„Und wenn ſie es ward, ich habe das Feuer bekämpft. In meinem Herzen durfte keine andere Liebe leben, als die zu meinem Volke, kein andrer Wunſch, als der ſeiner Befreiung. Ihm zu Liebe habe ich alle Schmach getragen, hab' ich alle Erniedrigung geduldet. Als gemeine Buhlerin nichtswürdiger Pfaffen mußte ich gelten, als Freundin ehrloſer, erbärmlicher Wichte, damit ich das Weſen dieſer Chriſten kennen lernte, um daran die Fäden meiner Pläne im Geheimen anzuſpinnen. Oft hat meine Hand nach dem Dolche gezuckt, um einen mächtigen, ſcheinheiligen Buben niederzuſtoßen und die Glut meines Haſſes in ſeinem elenden Blute zu kühlen, während meine Blicke ihm buhleriſch zulächelten und mein Mund ihm ſüße Worte zuflüſterte. Aber ich habe die Empörung meiner Seele und die Gewalt, die ich mir anthat, nicht zu wohlfeil verkauft. Ich habe die geiſtlichen und weltlichen Häupter dieſer Chriſten kennen gelernt, vom ſchwelgeriſchen, lügenhaften Papſte in Rom, der den Chriſtenglauben ſelbſt verlacht und ihn nur als Goldmine betrachtet, bis zum ſtumpfſinnigen Bettelmönch hinab, vom ſchwachköpfigen Kaiſer bis zum trotzigen Edelmann, der als Räuber auf der Landſtraße dem fahrenden Krämer auflauert; ich kenne ſie alle und habe die tröſtliche Ueberzeugung gewonnen, daß unſer Volk nicht nur frei ſein kann vom Chriſtenjoch, ſondern daß es auch der Beherrſcher dieſer jämmerlichen Menſchen ſein kann, wenn es nur will. Ja unter unſre Füße müſſen ſie, wenn wir nur Kraft und Willen haben, uns zu erheben und die feigen Lügner niederzuwerfen und ihnen den Fuß auf den Nacken zu ſetzen.“

„O möchte mein Auge das wiederaufgehende Geſtirn unſres Ruhms noch erblicken! möchte mein Mund dich als Königin von Granada begrüßen! Aber ich bin alt, und der Tage, die ich noch zu leben habe, können nicht mehr viele ſein.“

„Hoffet mit mir, mein Vater, daß die Zeit der Erfüllung nahe iſt. Wir haben nur einen kräftigen Feind, jenen alten Chriſtenprieſter in Toledo, den Cardinal Ximenes, der jetzt Spanien als Statthalter beherrſcht. Obgleich ich ihn haſſe, muß ich ihn doch achten; denn er iſt ein Mann von Geiſt und Charakter. Hätte die Chriſtenheit hundert ſolcher Männer unter ihren Leitern und

Beherrſchern, ich zweifelte vielleicht an dem glücklichen Erfolge unſrer Beſtrebungen. Aber er iſt der einzige wahre Mann, der die weiſe Einſicht ſeines gewandten Geiſtes mit eiſerner Kraft zur That zu beleben verſteht. Ich habe keinen zweiten ſo kennen gelernt. Wär' er jünger, ich würde einen Dolch für ihn erkaufen. Aber achtzig Jahre ruhen auf ſeinem Haupte, und wir können der Natur ihren ruhigen Verlauf geſtatten. Sie wird uns bald von ihm befreien. Auch iſt er zu ſtreng gegen den Adel. Ueberall regt ſich ſchon die Empörung. Sicilien ſteht in Flammen. Endlich werden die Rathgeber des jungen Königs, ſobald ſie mit ihm in Spanien ſind, dem Cardinal die Macht ſchnell genug abnehmen. Dieſer unſer gefährlichſter Feind wird alſo in kurzer Zeit unſchädlich ſein.“

„Alle deine Mittheilungen laben mein Herz. Es iſt mir, als ob ſie mir eine Anzahl Jahre abgenommen hätten. Jetzt komm mit mir. Die Sterne der Mitternacht ſind aufgegangen. Unſre Freunde ſind in einem unterirdiſchen Gewölbe verſammelt. Sie erwarten dich und mich mit Sehnſucht. Deine Worte werden die Flammen der Begeiſterung in ihrer kummervollen Bruſt wecken, wie ſie ſie in der meinigen entzündet haben.“

Und ſie traten aus der Höhle. Der Mond hing glänzend am Himmel und goß ſeine Silberwellen über die Hügel der Stadt. Der Generalife und die Alhambra ragten geiſterhaft in den blauen Himmel. Nichts ward vernommen, als der Ruf der ſpaniſchen Runde. Wie eine Todtenſtadt lag Granada, in der nur die ſchwermüthige Stimme der Todtengräber erſchallt. Suleima ſchauderte; es durchzitterte ſie eine böſe Ahnung. Schweigend führte ſie den Greis auf ſteilen Pfaden den Berg hinab.

Achtes Kapitel.

Die Regierung des Königreichs Caſtilien war nach dem Beſchluß der Cortes nach Madrid verlegt worden. Im königlichen Schloſſe daſelbſt wohnte der Regent.

Es war ein prächtiger Frühlingstag. Spanien hatte ſein reizendſtes Feierkleid angelegt; kein Land der Erde hielt den Vergleich neben ihm aus.

Im Schloſſe wurde die Tafel zubereitet, reich und königlich und mit einer gewiſſen prahleriſchen Schauſtellung, wie ſie zu Iſabella's Zeiten niemals Sitte geweſen war. Stolze Herren von Adel in prunkender Kleidung, die in dieſen Tagen den maleriſcher niederländiſchen Schnitt annahm, den man nachher den ſpaniſchen genannt hat, geiſtliche Würdenträger in ſammtnen und ſeidnen Gewändern und vornehme Damen verſammelten ſich in den Sälen.

In einigen entfernten Zimmern, doch nicht mit geringerm Glanz ausgeſtattet, ſaßen an langen Tafeln und kleinen Tiſchen hier und dort Schreiber emſig beſchäftigt.

Ein Cloſet öffnete ſich, und heraus ſchritt ein langer hagerer Greis in der einfachen braunen Kutte eines Minoriten. Aber auf der Bruſt glänzte ihm das von blitzenden Edelſteinen zuſammengeſetzte große Kreuz, das Hauptabzeichen der erzbiſchöflichen Würde. Sein Gang war aufrecht, und kaum bemerkte man an einem leichten Vorwärtsneigen des ſchönen Hauptes, und an einem nicht ganz ſichern Auftreten eine Alterſchwäche. Uebrigens war Alles majeſtätiſch an ihm, vorzüglich das große dunkelglühende, gebieteriſche Auge, das mit dem Blicke eines Adlers von Kraft, Kühnheit, Entſchloſſenheit, durchdringendem, klarem Geiſt und feſtem Willen zeugte. Die hohe gewölbte Stirn, die große gebogene Naſe, der kleine zuſammengeklemmte Mund, die ſtrengen, ſteinernen Züge des hohen Mannes ſtanden mit dem ſo beredt ſprechenden Auge in trefflichſter Harmonie. Nur einzelne ſchneeweiße Locken hingen ihm in den Nacken, der vordere Kopf war ganz kahl und erhöhte das majeſtätiſche Ausſehen der ganzen Geſtalt. Wer hätte nicht in dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung ſogleich den vor Tauſenden ausgezeichneten Menſchen erkennen wollen? Es war Don Francisco Ximenes de Cisneros, der Erzbiſchof von Toledo, der Cardinal, der Regent von Caſtilien, der ausgezeichnetſte, geiſtreichſte und charakterfeſteſte Mann in ganz Spanien. Er ſtand im ein und achtzigſten Jahre, aber mehr noch als ſein kräftiges Ausſehen ſpottete die Kraft ſeines Geiſtes dieſer hohen Anzahl von Lebensjahren. Hinter ihm, in der

Thüre des Cloſets wurde jetzt ein junger Mann ſichtbar, der ſich der Kleidung und den Geſichtzügen nach als ein Niederländer erwies. Und in der That war es Vivian de la Chaux, der ehemalige Page, jetzt Kämmerer des Königs Karl.

Der Regent gab einigen Schreibern kurze Befehle, einem andern dictirte er einen Erlaß und hörte endlich die Berichte einiger Beamten an. Er ſchien den Kämmerer vergeſſen zu haben, welcher ziemlich verlegen in der Thüre ſtehen geblieben war und ſeine Umgebung, ſo weit ſein Auge trug, muſterte. Erſt nach einer halben Stunde kehrte der Regent zu ihm zurück.

„Die dringendſten Geſchäfte für heute ſind nun abgethan,“ wandte ſich der Greis zu Vivian, „und ich darf Euch jetzt zur Tafel führen. Die Befehle, die Ihr mir von des Königs Hoheit überbracht, ſind ſogleich von mir, ſo weit es thunlich, mit ſchuldigem Gehorſam ausgeführt worden.“

„Verzeihe mir Ew. Hoheit,“ nahm Vivian keck das Wort: „Ihr ſagt: ſo weit es thunlich. Iſt es nicht an Euch, die Befehle des Königs ohne Einſchränkung zu vollziehen und in ihrer ganzen Ausdehnung, wie ſie gegeben ſind?“

Der Cardinal maß den Kämmerer mit einem ruhigen Blick, in deſſen Ausdruck ſich einiger Spott miſchte. „Niemand hält mehr und ſtrenger auf unbedingten Gehorſam als ich, Monſenior. Niemand verlangt ihn von den Caſtiliern mit mehr eiſerner Beharrlichkeit als ich, der ich im Namen des Königs regiere. Aber Niemand auch in ganz Caſtilien kennt beſſer als ich, was dem König nützt und frommt. Der ſechszehnjährige König in Brüſſel hat keinen treuern und ergebnern Unterthan als ſeinen achtzigjährigen Stellvertreter in Madrid. Was wiſſen die Herren in Brüſſel von Spanien? Des Königs Miniſter Herr von Chievres und Herr Salvago meinen mit Caſtilien und Leon, mit Navarra und Granada, mit Neapel und Sicilien leichter fertig zu werden, als mit Flandern und Brabant. Die Granden und Cortes von Caſtilen ſind keine niederländiſchen Kaufleute. Unſer ſtolzer hochfahrender Adel kann es noch nicht vergeſſen, was er einſt geweſen. Jeder Fehlgriff, im Namen des Königs von ſeinen Miniſtern begangen, wird von unſern Granden zu ihrem Vortheil, zu ihrer neuen Erhebung benutzt werden und ſchadet der Macht und dem Anſehen des Königs. Was hat Herr von Chievres zu verlieren? Im ſchlimmſten Falle wird er nur weniger Gold aus Spanien gewinnen, und wir kennen freilich ſeine große Begierde darnach. Der König aber hat hier fünf Königskronen zu verlieren, und ich ſchwöre Euch zu, junger Herr, er würde ſie ſchon verloren haben, wenn alle thörichten Befehle des Herrn von Chievres hier ausgeführt worden wären. Ich ſchätze die Liebe und Anhänglichkeit, die der König dieſem tapfern Ritter als ſeinem Erzieher widmet; auch mag Herr von Chievres den jungen königlichen Herrn zu einem geſchickten Reiter und tüchtigen Jäger erzogen haben; aber Waffendienſt und Waidwerk machen weder einen weiſen Miniſter, noch einen großen König; das zeigen mir die thörichten Befehle, die von Brüſſel hieher kommen."

„Ew. Hoheit gebraucht ſtarke Ausdrücke für die von dem Könige erlaſſenen Befehle," warf der Kämmerer beleidigt ein.

„Ich gebrauche ſie, weil es die bezeichnenden ſind. Der König iſt zu jung und zu unerfahren, um Spanien zu ſeinem und des Landes Heil ſelbſt zu beherrſchen. Er muß erſt das Land kennen lernen, er muß erſt ein Spanier werden; dann wird er begreifen, daß es Niemand mit ihm und dem Lande beſſer gemeint als ich. Einſt wird er es mir Dank wiſſen, daß ich nicht alle von Herrn von Chievres erlaſſenen Befehle vollzogen, daß ich mich manchen widerſetzt habe. Wißt Ihr denn in Flandern nicht, daß König Fernando ſeinem geliebten gleichnamigen Enkel, den er erzogen, die Krone von Aragonien vermachen, daß eine ſtarke Partei in Caſtilien den Infanten Fernando zum Könige dieſes Königreichs erheben wollte? Seht, dieſer Fernando iſt in Spanien geboren und aufgewachſen, er iſt mit Leib und Seele ein Spanier, er beſitzt die Liebe der Spanier, die König Carlos ſich erſt noch erringen ſoll. Wißt Ihr endlich in Brüſſel nicht, daß die eigentliche und wahrhaftige Beſitzerin aller ſpaniſchen Kronen noch lebt, und daß Don Carlos niemals allein König dieſer Länder werden kann, ſo lang ſie noch lebt? Und iſt ſie nicht eine Dame in faſt noch jugendlichem Alter? Erſt achtunddreißig Jahre alt, erfreut ſie ſich einer kräftigen körperlichen Geſundheit, und kann nicht jeden Tag die dumpfe Geiſtesnacht, die ſie umfangen hält, von ihr genommen werden? Schon vor einigen Jahren zeigte ſich dazu gegründete Hoffnung. Dann iſt ſie alleinige Königin aller Königreiche, die ihre erlauchten Eltern beſaßen, und Don Fernando, ihr zweiter Sohn, iſt ihr Liebling, wie er der Liebling der Spanier iſt. Zieht daraus ſelbſt die Schlußfolge, Monſenjor! Und kann ſich die Königin Juana, wenn ſie geneſ't, nicht einen Gatten wählen nach ihrem Belieben? Und glaubt Ihr wohl, dieſer würde zu den Niederländern halten und nicht zu den Spaniern? Niemand kennt hier den Don Carlos, ſelbſt ſeine Mutter kennt ihn nicht mehr. Die Wirthſchaft der Niederländer, wie ſie unter König Philipp vor zehn Jahren hier ſtatt fand, iſt aber noch in zu friſchem Andenken, als daß die Handlungsweiſe des Herrn von Chievres nicht fürchten ließ,, daſſelbe Unheil werde wieder über uns hereinbrechen? Wahrlich, ich ſage Euch, der Tod erlöſete Don Philipp nur von einem allgemeinen Aufſtand der Caſtilier gegen ihn. Die Niederländer, die ſich hier ſo übermüthig benahmen und Caſtilien nur als einen Goldberg betrachteten, den ihr unerſättlicher Goldhunger ſo ſchnell als möglich zu verſchlingen meinte, wären nicht lebend hinausgekommen, und doch beginnen ſie das damals plötzlich unterbrochene gefährliche Spiel lichkeit aufgeſtört. «Ich will aber dennoch morgen die Jagd in dem neuen Forſtrevier halten, und nachher ſollt Ihr mir für dieſe und alle andern von mir begangenen Sünden die Beichte hören, ſo wie die Abſolution ertheilen. Den Reſt des morgenden Tags will der rothe König in Buße und Frömmigkeit zubringen, wenn er zuvor ſeine unbändige Luſt befriedigt hat. Komme, was da will, ich muß morgen jagen. Ich habe das Wort geſprochen und König Wilhelm iſt nicht gewohnt, daſſelbe unerfüllt zu laſſen.»

Ein frohlockendes Geſchrei des Beifalls und Vergnügens ertönte aus dem Munde der Höflinge und Anhänger des Königs der Tafel entlang.

«Gott verzeihe Euch!» ſagte der Abt von Weſtminſter mit kummervollem Geſichte und bekreuzte ſich ſelbſt, um jeden Antheil der großen Sünde von ſich fern zu halten.

«Amen! Amen!» ſetzten die andern Geiſtlichen hinzu, die noch an des Königs Tafel ſaßen; und als Wilhelm aufſtand, ſich zur Ruhe zu begeben, war das Feſtgelag beſchloſſen und der Speiſeſaal, wie die übrigen Hallen des Schloſſes wurden allmählig von den bunten Gruppen mit fröhlichen und bekümmerten Geſichtern verlaſſen. Die ſtille von neuem. Zieht aus all dieſen Dingen einen vernünftigen Schluß, junger Herr, und Ihr werdet finden, daß die ſpaniſchen Kronen keineswegs ſo feſt auf Don Carlos' Haupte ſitzen, als man in Brüſſel zu glauben ſcheint, und dann erkennt, wer des Königs treueſter Freund und Diener iſt, Herr von Chievres, der die thörichten Befehle ſchmiedet, die dem Könige das Erbe ſeiner Mutter in Gefahr bringen, oder Francisco Ximenes, der die Befehle nicht ausführt und dafür andere gibt, die dem Könige das Erbe ſichern, ſeine Macht befeſtigen und ihm die Liebe des caſtiliſchen Volks erwerben. Und nun laßt mich noch einen Augenblick von mir ſelbſt ſprechen! Als der kranke König Fernando damit umging, ſeinem Enkel und Pathen Fernando die Krone von Aragonien zu vermachen, wer war's, der ihm ſagte, daß dieſe Krone von Gottes und Rechts wegen ſeinem Enkel Carlos gebühre, und ihn beſtimmte, es bei der alten Beſtimmung zu laſſen? Ich war es, Monſenjor! Als nach des Königs Tod eine ſtarke Partei des reichen und mächtigen caſtiliſchen Adels offen mit dem Plane hervortrat, eingedenk der Wirren und Bedrückungen, welche die Niederländer vor zehn Jahren über uns gebracht, den niederländiſchen Einfluß von Caſtilien abzuwehren und den Infanten Don Fernando zum Könige zu erheben, wer war es, der dieſer Partei mit Kraft und Entſchloſſenheit entgegentrat und ſie zu Gunſten des rechtmäßigen Thronerben Carlos zu Boden hielt? Ich war's, Monſenjor, und ich hatte die Ueberzeugung ſo gut, wie jene Granden, daß es für das Wohl Caſtiliens und ganz Spaniens erſprießlicher ſei, Fernando der Spanier ſei unſer König, als Carlos der Niederländer. Und als vor vier Monaten Don Carlos gegen Gebrauch und Recht das Anſinnen an uns ſtellte, daß er, bevor er noch die alte Verfaſſung beſchworen, bevor er uns noch die Treue gelobt, die wir von jedem, den wir als König anerkennen ſollen, zu fordern das Recht haben, zum König ausgerufen werde, er, den wir noch nicht geſehen, von deſſen Geſinnung wir noch keine Probe gehabt, und als Adel und Cortes ſich dieſem Anſinnen mit Entrüſtung widerſetzten auf den guten Grund des Rechts und Gebrauchs, und weil die rechtmäßige Königin Donna Juana lebe, wer war es, der, um die Gefahr, die aus dem Verzug entſtehen konnte, raſch abzuſchneiden, Don Carlos in Madrid und Toledo doch zum König ausrufen ließ und die andern caſtiliſchen Städte vermochte, dieſem Beiſpiele zu folgen? Ich war's, Monſenjor! Und ich bin es, der die Rechte des Königs in Caſtilien und in allen dazu gehörigen Königreichen mit meinem Leben vertheidigen wird, bis zum letzten Athemzuge deſſelben. Hat etwa der Regent von Aragonien dem Könige dort gleiche Vortheile bereiten können, hat er ihm die Straße dort ſo ebnen können, wie ich hier? Und doch iſt jener Regent, mein ehrwürdiger Bruder Erzbiſchof von Saragoſſa, Don Alfonſo von Aragon, der natürliche Bruder des Königs. Dort hat es Streit und Händel gegeben, nicht hier. Und was meint Ihr wohl, weshalb ich ſo handle und nicht anders? Seht hier meine Schlafſtätte!“ Mit dieſen Worten öffnete er eine verdeckte Thür und führte den Kämmerer in ein kleines, ſchier von allem Geräth entblößtes Gemach, auf deſſen Boden ein Strohſack und eine grobe wollne Decke lagen. „Und ſeht hier!“ fuhr er fort und hob das Scapulier über der Bruſt auf und zog die Kutte von einander. Der Junker erblickte ein härnes Hemd auf dem ausgedorrten Körper des Regenten. „Und ſeht auch hier mein Frühſtücksmahl, das ich heut noch nicht genoſſen!“ Damit deutete er auf einen hölzernen Teller mit einigen Oliven und Feigen und einem ſchlichten Becher voll Waſſer. „Und ſeht endlich dieſes Haupt. Achtzig Jahre laſten darauf. Das Gewicht verdoppelt ſich mit jedem Jahre und wird es bald in die Grube gedrückt haben. Und Ximenes de Cisneros hat nicht Kinder und Vettern, nicht Freunde und Anhänger, die er auf Koſten des Königs bereichern könnte oder wollte. Ich habe keinen Wunſch und kein Beſtreben, als dem Recht zu dienen, dem Vaterland und dem Könige.“

Der Greis ſchwieg; ein edler Unwille drückte ſich in ſeinen ſtrengen Zügen aus, ſein Auge ſprach Verachtung aller gegen ihn erhobenen Verdächtigung. So leicht Vivian de la Chaux über manche Dinge denken mochte, er konnte ſich des mächtigen Eindrucks nicht erwehren, welchen Rede und Geſtalt des Cardinals auf ihn machten, und mit ungeheuchelter Ehrfurcht in Blick und Stimme ſprach er: „Man muß Ew. Hoheit Wirken und Schaffen mit eignen Augen ſehen, um Euch die aufrichtigſte Bewunderung zu zollen, und der König, ſobald er nach Spanien gekommen, wird gewiß der Erſte ſein, der Euch den Zoll derſelben freudig darbringt. Ihr habt mich hocherfreut mit Eurer Mittheilung, Ihr, der Greis den Jüngling, Ihr, der Regent und mächtige Kirchenfürſt, mich, den unbedeutenden Kämmerer. Doch in Einem ſind wir gleich, in der Liebe zum Könige, und ich, der ich ihn ſeit Jahren kenne, der ich gleichſam mit ihm aufgewachſen bin und ihm gedient habe, verſichere Euch, der Ihr ihn noch nicht kennt; er iſt Eurer Liebe werth. Ihr könnt in ihm jetzt nur den rechtmäßigen König von Spanien lieben, aber Ihr werdet auch ſeine Perſon lieben lernen. — Und weil Ihr mich denn alſo geehrt, ſo erlaubt mir, daß ich zum Dank Euch mit Freimuth ſage, wodurch Ihr dem König zu nahe getreten ſeid.“

„Sprecht immerhin Euern Tadel aus! Ihr ſprecht aus Liebe zum König, und ich höre Euch an aus Liebe zum König.“

„Der Dechant von Löwen, Herr Adrian Florens von Utrecht, der Lehrer unſres gnädigſten Herrn, war von demſelben für den Sterbefall des Königs Fernando zum Regenten von Caſtilien ernannt, bis der König ſelbſt in das Land kommen würde —“

„Der Herzog Karl von Burgund und Niederland konnte keinen Regenten in Caſtilien ernennen,“ fiel ihm der Cardinal hitzig ins Wort

„Wohl,“ verſetzte Vivian lächelnd, „aber auch der König von Aragonien konnte keinen Regenten in Caſtilien ernennen; er war ja ſelbſt nur Regent in Caſtilien. Der Eine hatte ſo wenig Recht dazu wie der Andre. Nur der Donna Juana ſtand dieſes Recht als rechtmäßigen Königin von Caſtilien zu. Aber ihr Tiefſinn machte ſie ungeſchickt zu ſolcher königlichen Machtvollziehung. Und wäre ſie geſunden Geiſtes geweſen, ſo hätte es keines Regenten bedurft. Nun war Ew. Hoheit vom König Ferdinand zum Regenten ernannt, Herr Adrian vom Erzherzog Karl, Einer ſo rechtmäßig und ſo unrechtmäßig wie der Andre. Alſo hätten beide zugleich das Land regieren ſollen.“

„Und geſchieht es nicht, obgleich Don Carlos mich als alleinigen Regenten anerkannt hat?“

„Erlaube mir Ew. Hoheit zu bemerken, daß es Wunſch und Befehl des Königs iſt, daß Herr Adrian nicht von aller Theilnahme der Regierung ausgeſchloſſen ſei. Und doch behaupten dies ſeine Briefe und die Berichte aller Caſtilier, die nach Brüſſel kommen.“

„Don Adrian unterzeichnet die Regierungserlaſſe, wie ich ſelbſt, er präſidirt mit mir im hohen Rathe. Aber unmöglich kann er Befehle in einem Lande geben, das er nicht kennt; er iſt ein hochgelehrter Herr, aber er hat nur Bücher ſtudirt, nicht die Welt. Außerhalb ſeiner Liberei iſt er unſicher. Ein ſanftmüthiger, ruhiger Mann, taugt er nicht zu Regenten. Nur ſtrenger, feſter Wille des Regenten kann dem Könige und dem Lande nützen.“

„Viele Caſtilier klagen mündlich und ſchriftlich in Brüſſel Ew. Hoheit der härteſten Strenge, ja der eigenſinnigſten Willkür an; es ſind meiſt angeſehene Herren und vom hohen Adel.“

„Die Narren!“ fuhr der leidenſchaftliche Greis empor. „Ich müßte Zauberei verſtehen, um mich zu verhundertfachen, um alle eigenſüchtigen und thörichten Anſprüche dieſes zur alten tollen Wirthſchaft wieder emporſtrebenden Adels zu berückſichtigen. Dieſe Männer können es nicht vergeſſen, daß ihre Väter ſich dem Könige gleich ſtellten, und glauben, mit der Regierung eines jungen unerfahrenen ausländiſchen Königs ſei ihre Stunde gekommen. Sie wollen ihm wieder Macht abtrotzen; ſie wollen die königliche Gewalt niederdrücken, um die ihrige zu erheben, und das Volk ſoll ihnen gehorchen und für ſie arbeiten. Ich kenne ſie, dieſe hochmüthigen Granden. Aber wahrlich Fernando und Iſabella ſollen nicht vergebens gelebt haben, und ſo lange Franciſko Ximenes lebt, ſoll es ihrer keinem gelingen, die königliche Macht, wie dieſe beiden Fürſten ſie hergeſtellt, auch nur um ein Haar breit zu ſchmälern. Und wenn ich den hochadligen Herren nun nicht den Willen thue und ihnen die beſten Aemter, Stellen und Pfründen verleihe, wenn ich ihren frechen Anforderungen die feſte Verneinung entgegenſetze, ſo laufen oder ſchreiben ſie nach Brüſſel und verklagen mich bei Herrn von Chievres, und ſtatt daß dieſer Herr mit mir gemeinſchaftlich zur Erhaltung des königlichen Anſehens wirken und die Beſchwerdeführer zurückweiſen ſollte, verkauft er ihnen die erſtrebten Aemter und Stellen für ſchweres Gold; denn — Gott ſei's geklagt! — dem ſpaniſchen Gelde vermag Herr von Chievres nun einmal nicht zu widerſtehen."

Die Unterhaltung wurde durch die Meldung eines Kämmerers unterbrochen, daß die Tafel bereitet ſei. Der Leibdiener des Cardinals brachte ſogleich das reiche fürſtliche Gewand mit dem Purpurmantel herbei und warf es dem Greiſe über. Dies war das Werk einer Minute; denn mit ſolchen Dingen pflegte Ximenes keine Zeit zu verlieren. Jetzt ſtand er da, eine impoſante Geſtalt, in den Abzeichen ſeiner fürſtlichen Würde.

„Werde ich die Gräfin Agnes von Cardona an Euer Tafel finden?" fragte Vivian de la Chaux, indem ſie gingen.

„Nein. Sie iſt nicht in Madrid. Kennt Ihr die Gräfin?" fragte der Regent mit einem ſcharfen Blick auf den Niederländer.

„Sie lebte ja in Brüſſel an des Königs Hofe."

„Ihr würdet mich verbinden, wenn Ihr mir einige Mittheilungen über dieſe Dame machtet."

„Ich habe einen Auftrag an ſie und glaubte, ſie hier zu finden."

„Sie iſt erſte Hofdame der Königin Juana und hält ſich meiſt bei derſelben in Tordeſillas auf. Dorthin müßt Ihr Euch wenden."

„Es verlautete in Brüſſel; ſie ſei nicht die Schweſter des Vicekönigs von Neapel, ſondern vornehmer mauriſcher Abkunft. Mir wäre lieb, Gewiſſes über ſie zu erfahren.“

„Das Gerücht hat nicht gelogen. Ihre Mutter war dem Hauſe der Sultane von Granada entſprungen und eine nahe Verwandte des letzten Königs Boabdil el Chiko. Ihr Vater, ein vornehmer Krieger, fiel im Kampfe gegen die ſiegreichen Caſtilier. Während des Einzugs des ſpaniſchen Königspaares in die eroberte Stadt wurde das Kind geboren; die Mutter erlag den ſchmerzlichen Eindrücken, und die gütige Königin Iſabella übergab die kleine Waiſe einer ihrer Hofdamen, der Gräfin von Cardona, zur Erziehung. Dieſe führte das Kind auf ihr Stammſchloß in Katalonien, wo ſie es ſpäter adoptirte. Sie lebte lange am Hofe des Vicekönigs in Neapel und wurde dann vom König Fernando zur Hofdame der Königin Juana beſtimmt. Da ſie ſehr bedeutende Einkünfte ſowohl von den Gütern ihrer Eltern in Granada, als auch ihrer Adoptiveltern in Katalonien bezieht, ſo hat ſie daraus die Mittel genommen, einen abenteuerlichen Hang zum Reiſen zu befriedigen. So hat ſie Spanien und Italien durchzogen, ſich lang am päpſtlichen Hofe verweilt und dann Deutſchland und die Niederlande beſucht. Ein ſeltſames, wunderliches Weib!“ —

Sie traten in den Speiſeſaal. Alle Anweſenden verneigten ſich tief vor dem gewaltigen Prieſter. Stolz und kalt ſchritt er durch die Reihen und nahm den erſten Sitz ein.

Die koſtbarſten Speiſen wurden auf goldenen Geſchirren aufgetragen, die feurigen Weine Spaniens perlten in den goldenen Bechern der Gäſte, vor dem Regenten ſtand ein hölzerner Teller mit Oliven, Feigen und Brod und ein kupferner Becher mit Waſſer. Ihm gegenüber ſaß der Dechant von Löwen, der zweite Regent Caſtiliens, und Ximenes erwiderte ſtolz den ehrerbietigen Gruß desſelben. Ein Mönch trat mit einem Buche an die Seite des Cardinals und las mit gedämpfter Stimme geiſtliche Betrachtungen, während der gewaltige Greis ſein frugales Mahl verzehrte und die Tiſchgeſellſchaft keines Blicks weiter würdigte.

Neuntes Kapitel.

Nach der Tafel wurden dem Cardinal, der in ſeinem Cloſet eben einem Manne geheime Audienz gab, drei der vornehmſten Granden von Caſtilien gemeldet, der Connetabel, der Herzog von Infantado und der Graf von Beneventa. Er empfing ſie in ſeinem vollen erzbiſchöflichen Ornat. Der Connetabel nahm das Wort: „Wir kommen nicht allein für uns zu Eurer Hoheit, ſondern im Namen aller Granden dieſes Königreichs, um Euch eine ernſte und gewichtige Frage vorzulegen, zu der uns kraft unſerer Geburt und Stellung ein unzweifelhaftes Recht zuſteht. Ew. Hoheit regiert in dieſem Lande nicht anders, als ein unbeſchränkter König, wie vor dieſem kein König Caſtiliens, ſelbſt die weiſe Iſabella nicht. Alſo fragen wir Euch im Namen des ganzen caſtiliſchen hohen Adels: welche Vollmacht habt Ihr zu dieſer Regentſchaft?“

„Erlaube mir Ew. Herrlichkeit,“ verſetzte Ximenes feſt, „daß ich ihr heute die Antwort auf dieſe Frage ſchuldig und düſtre Nacht zog dafür langſam ein in dieſe Räume.

II.

«Wecke mich morgen bei Tages-Anbruch, Walter Tyrrel,» ſagte der König auf dem Wege nach ſeinen Gemächern zu ſeinem Leibſchützen und Oberkämmerer. «Ich will dieſe Jagd nicht aufgeben für alle empfindſamen Pfaffen der ganzen Chriſtenheit.»

«Ich werde nicht verfehlen, bei Zeiten bei Euch zu ſein, mein geſtrenger Herr,» erwiederte Sir Tyrrel. «Aber ſeht dort an jenem Pfeiler wartet Euer der Lord von Mans, der nächſtens den Kreuzzug nach Paläſtina mitmachen wird; und es ſcheint, daß er Euch ein Geſuch anbringen möchte, bevor Ihr Euch in Euere Zimmer zurückbegebt.»

«Beim Geſicht des heiligen Lukas! verſetzte der König; «die Pfaffen haben den ſchwachen kindiſchen Mann beredet, er werde ſeine arme Seele allein dem Teufel entreißen können, wenn er unter die Fahnen Peters des Ermiten trete. Und nun kommt er gewiß, mich eben ſo gut zu bereden, daß ich ſeine reiche ausgedehnte Baronie in der bleiben darf. Die begehrte Vollmacht iſt mir nicht gleich zur Hand. Hättet Ihr mich geſtern durch einen Boten von Euerm Wunſche unterrichtet, ſo würde ich jetzt ſchon im Stande ſein, Euch geziemend zu antworten. Ich bitte Euch alſo, kommt morgen wieder: Ihr ſollt die Vollmacht ſehen und vollkommen zufrieden geſtellt werden."

Auf dieſen Beſcheid konnten die drei Herren nichts weiter thun, als ſich entfernen, indem ſie ihr Wiederkommen am folgenden Tage zuſagten. Sobald ſie fort waren, gab der Cardinal eilige Befehle, und bald darauf ſah man einen Boten aus dem Schloſſe reiten. Ximenes trat wieder in ſein Cloſet und verſchloß die Thür. Dort ſtand ein Mann in der einfachen Kleidung eines andaluſiſchen Landbewohners. Es war Jayme, der Zigeuner, der jüngere Sohn Karracha's, den ihm einſt Don Hernandez de Villequiran zugeführt hatte, und der ſeit jener Zeit mit Ximenes in Verbindung geblieben war. Er hatte ſich das Vertrauen des Erzbiſchofs in ſo hohem Grade zu erwerben gewußt, daß er von demſelben, ſobald er Großinquiſitor geworden, zum heimlichen Diener der heiligen Inquiſition gemacht worden war. Als ſolcher war er ſtets nur dem Cardinal verantwortlich.

„Fahre fort!" redete der greiſe Regent den Diener an. „Deine Nachricht iſt von großer Wichtigkeit. Biſt du auch deiner Sache ganz gewiß? Haſt du ihn wirklich erkannt, und waltet kein Zweifel über die Identität der Perſon in dir vor?"

„Es iſt unmöglich, daß ich mich irre," verſetzte Jayme, „er iſt's und kein Anderer. Ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß ich die Hoſtie darauf nehmen will."

„Und die Goldminen Galiciens durchforſcht er?" fragte der Regent mehr ſich ſelbſt als den Diener, und ſchritt wieder kopfſchüttelnd und nachdenklich durch das Zimmer.

„Im Hafen von Corunja iſt er eingelaufen und hat ſich dann ſogleich in die benachbarten Goldbergwerke begeben, den Behörden aber einen ſchriftlichen Befehl des Königs vorgezeigt, ihm in allen Stücken bei ſeinen Nachforſchungen behülflich zu ſein."

„Er muß ſogleich zur Haft gebracht werden," ſagte der Cardinal.

„Das wird nicht ausgeführt werden können; denn, wie ich Eurer Hoheit ſchon berichtete, er hat ſich mit Don Pedro Giron in Verbindung geſetzt und weilt jetzt in der widerſetzlichen Stadt Valladolid. Alle Städte in Altcaſtilien, Leon und Salamanca verhöhnen Eurer Hoheit Befehle. Sie haben eine Geſandtſchaft an den König geſchickt, um ſich zu rechtfertigen."

„Ich werde ſie zu Paaren treiben!" rief der Greis leidenſchaftlich. „Und dieſen Ritter von Süderland muß ich um jeden Preis haben. Das heilige Amt ſoll ihm das Goldſuchen vertreiben."

Jayme wurde entlaſſen. Ein anderer Diener der Inquiſition trat ein, ein ſchon bejahrter Mann mit einem verſteckten lauernden Geſicht, in welchem ein Paar boshaſte Augen unheimlich funkelten. Dieſer Menſch war einer der von Ferdinand und Iſabella gewaltſam bekehrten Juden, um derentwillen die Inquiſition vor fünfunddreißig Jahren in Andaluſien eingerichtet worden war. Tauſende ſeiner Glaubensgenoſſen waren zur Ehre des Chriſtengottes den Flammentod geſtorben und viele Tauſende hatten ihr Leben durch die Flucht aus dem Lande gerettet. Jacro hatte das beſte Theil ergriffen; er war ein geheimer Diener der Inquiſition geworden.

„Bringſt du mir Nachrichten über die Gräfin Cardona?“ fragte der Regent haſtig.

„Sie iſt von Tordeſillas aus oft in Valladolid geweſen, und ſteht nicht nur mit Don Pedro Giron und deſſen Familie, ſondern mit allen Andern, die ſich den Befehlen Ew. Hoheit widerſetzen, in Verbindung. Sie hat Alle zum Ungehorſam gegen Euch angefeuert und ſoll ſogar einen Brief an den König geſchrieben haben, worin ſie Euch heftig anklagt.“

„Ich muß dies tolle Weib unſchädlich machen!“ rief der Cardinal. „Vergebens ſpür' ich ihren Plänen nach. Was will ſie eigentlich?“

„Den Infanten Don Fernando zum König machen,“ verſetzte Jacro. „Und doch ſteht ſie gut beim Könige. Sie iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Seit ſie von ihrer langen Reiſe nach Italien und Deutſchland zurück iſt, wird ſie von der Königin Juana noch mehr geliebt, als früher. Der Infant Don Fernando und die Infantin Donna

Katharina hängen ſehr an ihr. Die letztere liebt die Gräfin mehr als alle Damen ihrer Umgebung."

„Ich weiß — ich weiß. Dieſes junge Weib beſitzt einen eigenthümlichen Zauber, ſich die Herzen zu gewinnen. Ich muß ſie von der Königin und der Infantin entfernen; denn ich ahne, daß ſie gefährlich wird."

„Auch hat ſie innige Freundſchaft mit der Donna Maria Pacheco geſchloſſen und ſie in Toledo beſucht. Man ſagt, Don Juan de Padilla, der Sohn des Großſeneſchalls von Caſtilien, habe der Donna Ineſe de Cardona ſeine Hand angetragen, aber ſie ſei bereits heimlich mit Don Pedro de Giron verlobt. Zuletzt erfuhr ich, Don Juan de Padilla werde ſich mit Donna Maria de Pacheco vermählen, die Gräfin Cardona aber um die Perſon der Königin bleiben. Man will ſeit einiger Zeit bemerken, daß die Königin mehr und vernünftig ſpreche, und Viele hegen die Hoffnung, ſie werde wieder hergeſtellt werden, und wollen dies den Bemühungen der Gräfin Cardona zuſchreiben."

„Seltſames, unergründliches Weib! Ich glaube zu ahnen, was ſie vor hat. Sie muß fort von der Königin! — Was haſt du mir über die Stimmung der Mauren in Andaluſien, vorzüglich in Granada zu berichten? Keine Bewegung unter ihnen?"

„Sie ſind ruhig und ſtill. Der Tod des Königs ſcheint keinen Eindruck auf ſie gemacht zu haben. Der Muth iſt ihnen für immer gebrochen. Ihretwegen kann

Ew. Hoheit außer Sorgen ſein. Ich erfuhr, die Gräfin Cardona ſei in der Stadt Granada geweſen, aber vergebens forſchte ich nach Näherem. War ſie wirklich dort, ſo hat ſie ſich ſehr eingezogen gehalten und kann nur einige Tage verweilt haben.“

„Gerade dieſe Heimlichkeit iſt mir verdächtig.“

„Aber mit Don Adrian Florens, als dieſer in voriger Woche in Tordeſillas war, um der Königin einen Beſuch zu machen, hat die Gräfin viel verkehrt. Sie ſoll ſich ſeines beſondern Schutzes erfreuen.“

„Stets thut dieſer Mann, was er nicht ſollte. — Er kennt ſie von Brüſſel aus. — Und über die Zwecke ihres Aufenthaltes in Flandern haſt du noch nichts erkundet?“

„Nichts weiter, als daß ſie die große Reiſe zu ihrem Vergnügen gemacht.“

„Du kannſt gehen, Zacro!“

Der geheime Kundſchafter folgte der Weiſung. Der Cardinal ſchritt nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Ich muß ſie Alle niederhalten mit eiſerner Fauſt,“ ſagte er endlich vor ſich, „ſonſt wäre Spanien verloren, eine in blutige Fetzen zerriſſene Beute dieſes ſtolzen, habgierigen Adels. Und dieſe Niederländer wollen hier regieren! Arme Tröpfe! Sie werden das Land in Verwirrung ſtürzen, wenn ich nicht mehr bin; aber ſo lange ich athme, ſoll das wilde Roß die Kraft und Macht des Reiters fühlen und ihm gehorchen. Nachher ſeht zu, ob ihr den königlichen Knaben darauf erhaltet. Und dies ſchlaue, ränkeſüchtige Weib, das alle Männer bethört, ſoll mir keinen meiner Pläne verderben. Die Jahre ſind vorüber, wo ein ſchönes Weib auf Franciſco Ximenes Eindruck machen konnte. Nieder mit dieſer Sirene!"

Der gewaltige Prieſter öffnete die Thür und rief ſeine Diener herbei. Er gab ihnen einen ſeltſamen Befehl. In den angrenzenden Zimmern mußten auf großen Tiſchen Haufen gemünztes Gold aufgeſchüttet werden.

Als dieſes Geſchäft beendet war, trat ein Beiſitzer des Raths zu dem Regenten und zeigte ihm eine Ausfertigung aus der Kanzlei, einen Regierungsbefehl die drei hohen Orden betreffend, welcher vom Dechanten Adrian zuerſt unterſchrieben war.

„Wer hat dem niederländiſchen Herrn Regenten dieſe Ausfertigung zur Unterſchrift vorgelegt?" fragte Ximenes ſcharf.

„Er hat ſie verlangt."

Der Cardinal zerriß das Papier und ſagte kalt: „Fertigt den Befehl noch einmal aus. Ich werde ihn allein unterſchreiben. Wir müſſen dieſen Niederländern ernſtlich zeigen, wer eigentlich hier zu befehlen hat."

„Iſt Ew. Hoheit ſchon bekannt, daß der geſtern hier angekommene Niederländer de la Chaux von des Königs Majeſtät zum Beiſitzer des Raths ernannt worden iſt?"

„Ha, ich vermuthete ſo etwas. Der junge Mann war bei mir, doch hat er ſich noch nicht als Theilhaber der Regierung enthüllt. Alſo wieder ein unwiſſender Menſch, der ſich Mühe geben wird, zu verwirren, was ich in Ordnung gebracht.“

„Er wird Euch morgen ſein Beglaubigungsſchreiben überreichen. Heute iſt er beim Dechanten.“

„Wir werden mit ihm fertig werden, wie wir mit Andern fertig geworden ſind.“

Und ohne ſich die befremdende Nachricht weiter anfechten zu laſſen, fuhr der raſtloſe, ſtolze Greis fort zu arbeiten, und ſpät noch in der Nacht warf ſeine einſame Lampe ihr Licht auf die vor ihm ausgebreiteten Papiere, die er mit der Feder in der Hand durchlief, um hier und da eine Anmerkung zu machen oder ſeinen gewichtigen Namen zu unterſchreiben. Auch der neu ausgefertigte Befehl war darunter. Am andern Tage wurde er in Kraft geſetzt, und der Dechant von Löwen wagte nichts gegen dieſen Akt deſpotiſcher Willkür zu unternehmen. So imponirend war die Willensäußerung dieſes achtzigjährigen Mannes, an welchem die Hinfälligkeit der Natur ihr Recht verloren zu haben ſchien, daß Niemand ihr widerſprach, ſelbſt nicht der vom Könige verordnete Mitregent.

In der Frühe dieſes Morgens zogen einige Heeresabtheilungen, über zweitauſend Mann ſtark, welche ihr Einlager in einigen benachbarten Orten hatten, in der Stille in die Stadt und wurden in den Nebengebäuden des Schloſſes untergebracht. Es war meiſt Artillerie, die ihre Geſchütze mit ſich führte. Andere Kanonen, die um das Schloß aufgeſtellt waren, wurden in Bereitſchaft geſetzt, und Jedermann glaubte, der Cardinal beabſichtige in eigner Perſon einen Kriegszug gegen die widerſetzlichen Städte.

Die drei Abgeordneten der Granden wurden wieder angemeldet. Ximenes ließ ſich zu ihrem Empfang die fürſtlichen Kleider anlegen. Dann wurden die Räthe herbeigerufen, und in ihrer Mitte empfing der Erzbiſchof-Cardinal die drei hochadeligen Herren.

„Tragt mir Eure Bitte vor!“ redete er ſie im ſtrengen Tone an.

„Wir haben keine Bitte an Euch!“ rief der Herzog von Infantado durch dieſe Worte beleidigt. „Nur eine Frage haben wir Euch im Namen aller Granden Caſtiliens, deren erwählte Abgeordnete wir ſind, vorzulegen, eine Frage, zu der wir berechtigt ſind: Auf welche Vollmacht hin regiert Ihr mit ſolcher Strenge in dieſem Königreiche, ſo daß Ihr Euch ſelbſt nicht ſcheut, unſre uralten Rechte und Privilegien anzutaſten und zu ſchmälern. Zeigt uns Eure Vollmacht vor.“

„Ihr ſollt ſie ſehen,“ verſetzte der Regent kurz und ruhig. Und auf ſeinen Wink legte einer der anweſenden Räthe eine Mappe auf den Tiſch und ſchlug ſie voneinander.

„Erkennt Ihr dieſe Namensunterſchrift?“ fragte der Cardinal kalt und ſtolz, indem er mit dem Finger auf ein Actenſtück deutete

„Es iſt die Unterſchrift des verſtorbenen Königs von Aragonien,“ antwortete der Herzog von Infantado.

„Wohl, ſo leſ't dieſen ſeinen letzten Willen. Es iſt das Teſtament des Königs, kraft deſſen er mir die Regentſchaft über Caſtilien übertragen hat.“

„Wir kennen den Inhalt und die Verfügungen dieſes Teſtaments,“ ſagte der Connetable höhniſch lächelnd. „Don Fernando war nicht König, er war nur Regent von Caſtilien, Namens ſeiner geiſteskranken Tochter. Wie kann ein Regent einen andern Regenten ernennen? Wenn Ihr keine andern und beſſern Vollmachten habt, ſo werden wir Euch nöthigen, dieſe angemaßte Herrſchaft niederzulegen.“

„Ich habe noch andre und beſſere Vollmachten,“ verſetzte der Cardinal mit Würde.

„Zeigt ſie uns vor. Wir haben das Recht, dieſes Begehren ernſtlich an Euch zu ſtellen.“

„Ihr ſollt ſie ſehen,“ verſetzte der Regent. „Tretet mit mir heraus auf den Balkon!“ Mit dieſen Worten führte er die verwunderten Herren auf einen Balkon, von welchem aus man den ganzen Schloßplatz zu überſehen vermochte. Hier waren die herbeigezogenen Soldaten aufgeſtellt, und die Geſchützmeiſter ſtanden mit brennenden Lunten bei den Kanonen.

„Seht hier die erſte meiner andern und beſſern Vollmachten!“ ſagte Ximenes mit einem Anfluge von Spott. Und indem er die Hand hob, donnerten die Geſchütze.

daß die drei Granden erbebten. „Und nun ſeht auch die zweite!“ fuhr Ximenes fort, und führte die Herren in das Zimmer und deutete auf die aufgeſchichteten Goldberge. „Und nun geht und ſagt denen, die Euch geſchickt, daß ich Spanien kraft dieſer Vollmacht ſofort regieren werde, wie ich begonnen, bis mir der rechtmäßige König dieſes Landes das Steuer des Staats abnehmen wird. Aber voll und ungeſchmälert durch Euch, Ihr Herren, ſoll er die königliche Gewalt aus meiner Hand empfangen, ſo wahr mir Gott helfe!“

Stumm und beſtürzt entfernten ſich die drei Granden. —

Auf ſolche Weiſe regierte Ximenes de Ciſneros in Caſtilien. Hätte er nicht dieſe Strenge angewandt, der hohe Adel würde den Zeitpunkt nach Ferdinand des Katholiſchen Tode benutzt haben, um von dem unerfahrenen fremden Jünglinge, dem die Kronen Spaniens als Erbe zugefallen waren, wieder die alten Gerechtſame und Privilegien, wie ſie ihre Väter beſeſſen, zu ertrotzen, ja dieſelben wohl noch weiter auszudehnen und die königliche Gewalt zu einem Schatten herabzubringen. Dem grenzenloſen Stolze der caſtiliſchen Granden konnte nur durch den noch größern Stolz und die unbeugſame Strenge eines Prieſters von ſo hoher und einflußreicher Stellung, des erſten Kirchenfürſten Spaniens und eines Mannes von ſo eiſernem Charakter imponirt werden. Kein Menſch in ganz Spanien war weiter geſchickt und befähigt, in dieſer kritiſchen Zeit die Würde der Krone aufrecht zu erhalten und die aufſtrebenden Granden niederzudrücken, als Ximenes, und wenn nicht die merkwürdige Verbindung von Charakterſtärke und kirchenfürſtlicher Macht in ihm geweſen wäre, würde ihm ſein großes Werk nicht gelungen ſein. Niemand ward weniger befähigt zum Regenten Caſtiliens, als der gelehrte, nur den Wiſſenſchaften lebende, ſanftmüthige Adrian von Utrecht. Unbekannt mit des Landes Sitte und Art, unfähig ſeinen Willen durchzuſetzen, würde er der Spielball der Adelsparteien geworden ſein. Die eine Partei hätte ſich des Infanten Ferdinand bemächtigt, um ihn zum König zu machen und von ihm Alles zu erlangen, was Stolz, Hab- und Herrſchſucht ſie nur wünſchen ließ; die andre hätte zu Karl geſtanden, und ein blutiger Bruder- und Bürgerkrieg wäre die unvermeidliche Folge geweſen, und welcher der Brüder auch als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre, er wäre nichts geweſen, als das Werkzeug und die Spielpuppe in der Hand ſeiner Partei. Ja vielleicht wäre ſogar der großartige Plan gelungen, durch den Bürgerkrieg den ſich erhebenden Mauren den Sieg über die chriſtliche Bevölkerung Spaniens zu erleichtern, und wer kann beſtimmen, wie weit die Bibel dem Koran unterlegen wäre. Dem Cardinal Ximenes gebührt allein der Ruhm, dem König Karl die Krone und deren Macht, wie ſie Ferdinand und Iſabella hergeſtellt, und dem Lande Friede und Ordnung erhalten zu haben; er iſt der Begründer der Größe Spaniens, wie ſie ſich im Verlaufe des Jahrhunderts entfaltete; ohne ihn hätte der König in Spanien eine Stellung erhalten, wie der Kaiſer in Deutſchland, ja wahrſcheinlich eine um ſo ſchlimmere und unbedeutendere, als ſpaniſcher Stolz und Kälte die Fürſtenmacht noch ſchroffer geſtaltet haben würden, als deutſche Behaglichkeit.

Es konnte freilich nicht fehlen, daß Ximenes Strenge oft in Härte ausartete und die Feſtigkeit, mit der er verkehrte Befehle aus der königlichen Kanzlei in Brüſſel eben ſo unerfüllt ließ, wie er die Anmuthungen der Granden zurückwies, mit der er ſich der Habſucht der niederländiſchen Miniſter eben ſo entſchieden entgegenſtellte, wie der Herrſchſucht der Caſtilier, ihm für Ungehorſam und Despotismus ausgelegt wurde. Nichts natürlicher, als daß ihn der Adel haßte und unabläſſig beim Hofe in Flandern verklagte. Aber ſeine achtzig Jahre, ſeine kirchenfürſtliche Würde, ſeine Uneigennützigkeit, mit welcher er ſeine ungeheuren Einnahmen zum Beſten ſeiner heilſamen Schöpfungen und des Landes überhaupt verwandte, und ſeine asketiſche Lebensweiſe ſchützen ihn vor jeder begründeten Verdächtigung. Herr von Chievres konnte ihn nicht leiden, aber er war gezwungen, ihn zu achten und zu — fürchten. Aus dieſen zwieſpältigen Geſinnungen gegen den gewaltigen Greis entſprangen alle die halben Maßregeln gegen ihn, die er meiſt ignorirte. Die niederländiſchen Miniſter ärgerten ſich über Ximenes' rückſichtsloſe Entſchiedenheit und ſuchten ihn dafür wieder zu ärgern, die bekannte Handlungsweiſe kleiner Geiſter gegen einen großen. Der Cardinal that ihnen aber gar nicht den Gefallen, ſich zu ärgern, ſondern ging unbekümmert um ihre Kläffereien ſeinen geraden Weg fort.

Eine ſeiner wichtigſten Verfügungen, die die gefährlichſten Folgen hätte haben können, war der Befehl, daß die Bürger und Landleute in den Städten und Flecken in große Heerabtheilungen zuſammentreten und Waffenübungen gleich den Kriegern vornehmen ſollten. — Den Vorwand dazu mußten die öftern Raubüberfälle der afrikaniſchen Mauern in Spanien abgeben. Aber eigentlich hieß dieſe Maßregel nichts anders, als das Volk gegen den Adel bewaffnen und die Regentſchaft auf eine ſo furchtbare Macht ſtützen. Aber theils war das caſtiliſche gemeine Volk zu einer ſo großartigen Einrichtung noch nicht reif und begriff die Wichtigkeit derſelben nicht; (es ſah nur eine Plage darin, was doch das Mittel ſeiner Erhebung werden mußte, und widerſetzte ſich), theils bot der Adel, der da beſſer begriff als das Volk, wohin dieſe Maßregel zielte, Alles auf, um ihre Ausführung zu hintertreiben und zu verhindern. Und da Adel und Volk in dieſem Punkte übereinſtimmten, ſo wurde die Abſicht des Regenten vereitelt. Die erſte Stadt, welche ſich offen wiederſetzte, war Valladolid. Nachdem ihre Gegenvorſtellung nichts gefruchtet, griffen die Einwohner, vom Adel gehetzt, zu den Waffen und verjagten den Hauptmann, der gekommen war, ſie zur Annahme und Ausführung des Befehls zu zwingen. Hierauf bot der Cardinal Kriegsvölker auf, um Valladolids Ungehorſam zu beſtrafen. Dieſe Maßnahme goß Oel ins Feuer. Die Stadt brachte ein Heer von dreitauſend Mann zuſammen, deſſen Offizierſtellen der Adel übernahm. Salamanca, Avila, Segovia und Toledo folgten raſch hintereinander Valladolids Beiſpiel, und der Aufſtand drohte ſich über das ganze Land zu verbreiten. Dieſe Vorgänge fielen mit der Ankunft des Niederländers de la Chaux zuſammen, und das Königreich war alſo keineswegs ſo ruhig, als der Cardinal gegen dieſen gerühmt hatte. Zum Aeußerſten wagte Ximenes inzwiſchen nicht zu ſchreiten; ſein Scharfſinn erwog die möglichen Folgen. Deshalb erließ er einen neuen Befehl an Valladolid, ihm als dem Regenten des Königreichs zu gehorchen. Die Stadt erwiderte, ſein Befehl laufe wieder ihre Privilegien, die ſie mit aller ihr zu Gebot ſtehenden Kraft aufrecht erhalten würde. Der Cardinal berichtete darüber an den König, und als Valladolid davon Kunde erhielt, ordnete ſie einen Geſandten an den König ab, der ihre Vertheidigung führen ſollte.

Zehntes Kapitel.

Die kleine Stadt Tordeſillas in dem Regierungsbezirk Valladolid am Duero gelegen, da wo er in mäandriſchen Windungen ſanft durch ſaftige Wieſenebenen dahin ſchleicht, der friedliche Aufenthaltsort der unglücklichen, geiſtumnachteten Königin Juana, iſt nur wenige Meilen von Valladolid entfernt. Seit die kriegeriſche Bewegung in Folge der Auflehnung letzterer Stadt gegen den Cardinal-Regenten ſtatt fand, herrſchte zwiſchen beiden Städten noch mehr Verkehr als ſonſt. Die ſchwermüthige Ruhe, welche ſeit Jahren um den Sitz der tiefſinnigen Königin gewaltet, wurde jetzt öfter vom Hufſchlag der Roſſe unterbrochen, welche kommende und abziehende Gäſte am Ufer des Duero lenkten. Doch wurde die Königin ſelbſt wenig von dieſer Bewegung berührt. Es war ihre Umgebung, die ſich dabei betheiligte.

Der Abend eines heißen Frühſommertages belebte in etwas wieder die von Spaniens glühender Sonne ermatteten Pferde und Maulthiere einer kleinen Reiſegeſellſchaft, welche am Duero hinab der grünen Stadt Tordeſillas zuzog, und ſie machten die letzte Anſtrengung, als ihnen von fern die Thürme der Kirchen und des Schloſſes und die hohen Gebäude des Kloſters Santa Clara, das ohnfern der Stadt ſich im ruhigen Spiegel des Fluſſes beſchaute, gaſtfreundlich winkten. Die Geſellſchaft beſtand aus einigen Damen, die in zwei von Maulthieren getragenen Sänften ſaßen, aus ſechs Reitern, wovon einer faſt noch Knabe war, und einigen Reiterinnen. Die Auszeichnung, mit welcher dem Jüngſten von den Uebrigen begegnet wurde, deutete auf ſeine höhere Stellung; eben ſo war die ſtattliche Dame in der erſten Sänfte unverkennbar die Gebieterin der übrigen Frauen in der andern Sänfte und auf den Maulthieren, die neben her trabten. Und in der That war ſie die verwittwete Königin Germaine von Aragonien; freilich nicht mehr die leichte jugendliche Geſtalt, wie ſie vor zwölf Jahren am franzöſiſchen Hofe das Auge entzückt, aber noch immer eine mit hoher Schönheit begabte, ſtolze Frau in den erſten dreißiger Jahren. Die beiden Frauen in der erſten Sänfte waren ihre Hofdamen, die auf den Maulthieren Kammerfrauen. Die Königin reiſete mit ungemein wenig Gefolge: die Frau eines Granden würde weit mehr mit ſich geführt haben. Aber ſie hatte ihre guten Gründe, ſo wenig Aufſehen als möglich zu machen. Sie kam von Saragoſſa, ihrem Sitz, und der Vorwand ihrer geheimgehaltenen Reiſe war, die Infantin Katharina, die jüngſte

Schweſter des Königs Karl, welche ſeit einem halben Jahre bei ihrer geiſteskranken Mutter in Tordeſillas war, wieder abzuholen. Denn die Königin Germaine hatte dieſe junge Prinzeſſin, welche damals noch nicht volle neun Jahre alt war, an ihrem Hofe erzogen, und nur zuweilen war dem Kinde ein mehrwöchentlicher Aufenthalt bei der Mutter, welche wenig Liebe für daſſelbe zeigte, geſtattet worden. Katharina war fünf Monate nach ihres Vaters, des Königs Philipp, Tode zu Torquemada geboren worden, gerade als ihre Mutter dem tiefſten Trübſinn verfallen war. Das Kind hatte alſo ſogleich von ihr entfernt werden müſſen und an der kinderloſen Königin Germaine eine zweite Mutter gefunden. Daſſelbe Verhältniß fand auch mit dem Infanten Fernando ſtatt. Auch er hatte ſeine beklagenswerthe Mutter nur wenig geſehen; auch zeigte ſie in ihrer geiſtigen Abſpannung und der ſtarren Gleichgültigkeit gegen Alles ſelten ein leiſes Verlangen nach ihren Kindern. Die vier ältern in den Niederlanden lebenden ſchien ſie ganz vergeſſen zu haben. Wenigſtens erwähnte ſie ihrer niemals. Fernando war erſt allmälig der Liebling der Königin Germaine, wie ihres Gemahls, des Königs Fernando geworden, und nach dem Tode deſſelben ſchien ſich Germaines Zuneigung zu ihm und zu ſeiner Schweſter Katalina noch zu erhöhen. Die junge Wittwe hatte ja in Spanien keinen ihr nahe ſtehenden und verwandten Menſchen weiter und ihr Bedürfniß zu lieben betrachtete die beiden Königskinder als ihre eignen und fühlte ſich getrieben, ihnen zu erſetzen, was ſie durch den Tod ihres Großvaters verloren hatten. Sie ließ ſich zwar Großmutter von ihnen nennen, aber ſie war ihnen an Liebe und Zärtlichkeit eine Mutter.

Der jüngſte der Reiter war der Infant Fernando, Prinz von Spanien und Erzherzog von Oeſtreich, der vor drei Monaten in ſein vierzehntes Lebensjahr getreten war. Er hatte wenig Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder Karl; überhaupt erinnerte nichts in ſeinen Zügen und in ſeiner Geſtalt an ſeine habsburgiſche Abkunft, vielmehr erkannte man ihn auf den erſten Blick als den Enkel Ferdinand des Katholiſchen. Doch wie wenig er ſich auch körperlich als ein Sproß des erzherzoglichen Hauſes darſtellte, ſo beſaß er doch viel öſtreichiſchen Charakter: er war gutmüthig und nicht zum raſchen Handeln geneigt. Dies zeigte ſich ſchon in ſeinen Jugendjahren. Die übrigen Reiter waren Don Pedro Nunjez de Gusman, des Prinzen Hofmeiſter, der Biſchof von Aſtorga, ſein Lehrer, Don Suero del Aguila, ſein Stallmeiſter, Don Hernandez de Villaquiran, ſein Cavalier, und ein Leibdiener des Prinzen. Don Hernandez ritt an der Seite der Königin.

„Der Cardinal wird von meiner Reiſe doch erfahren und Argwohn gegen mich ſchöpfen,“ ſagte die Königin; „ja es wird nicht an geſchäftigen Zwiſchenträgern fehlen, die darüber nach Brüſſel berichten. Und doch hat mir König Carlos erſt geſchrieben und mir mein Witthum angewieſen, auch ſeine Tante, die Erzherzogin Margaretha, meine liebe Jugendfreundin vom franzöſiſchen Hofe, hat mir einen freundlichen Brief geſchickt. Werden ſie mich nicht undankbar ſchelten?"

„Weshalb?" fragte Don Hernandez. „Wer darf Ew. Hoheit darum tadeln, daß Ihr Eure Pflegetochter abholt? wer, daß Ihr der Königin Juana einen Beſuch abſtattet? wer, daß Ihr den Infanten Fernando und Infantin Katalina als Euere Kinder liebt? Und weiter beabſichtigt ja Eure Reiſe nichts."

Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf das finſtre verſteckte Geſicht des Sprechers und ſagte dann: „Mich will dünken, als hättet Ihr und der Biſchof von Aſtorga noch andre Gründe gehabt, mich zu dieſer Reiſe zu bereden. Nicht vergebens habt Ihr ſo ſehr in mich gedrungen."

„Und wenn es der Fall geweſen, ſo würden es immer Gründe ſein, denen Euer Herz beipflichtet. Hoffen doch Euere ergebenen Diener von Euerm Beſuche bei der Königin Juana etwas für die Geſundheit dieſer hohen Frau."

„Ihr weicht mir aus. Ich meine die Pläne, die Ihr mit dem Infanten Fernando vorhabt."

„Und hat Ew. Hoheit edles mütterlich geſinntes Herz nicht die heißeſten Wünſche für unſern geliebten Prinzen?"

Die Königin antwortete nicht. Gleich darauf ritt der Infant an ihre Sänfte heran.

„Nun werdet Ihr die Gräfin Cardona bald ſehen,“ ſagte er ſchmeichelnd.

„Ich bin begierig auf ihre Bekanntſchaft, da Ihr faſt nur von ihr ſprecht und Katalina mir die ſchönſten Dinge von ihr hat ſagen laſſen. Ich könnte eiferſüchtig auf dieſe Dame ſein, da ſie Eure Liebe ſo ganz gefeſſelt hat, daß für mich faſt nichts mehr übrig bleibt.“

„Ah, wir lieben Euch noch eben ſo ſehr, Katalina und ich. Ihr ſeid ja unſre gute Großmutter. Aber die Gräfin lieben wir auch, weil ſie ſo freundlich iſt, wie Ihr ſelbſt, und uns die ſchönſten Geſchichten erzählt.“

Die Geſellſchaft langte in der Stadt an und wurde zum Schloße geleitet. Die wenige Dienerſchaft der Königin Juana bewillkommte die Königin Germaine. Die kleine Infantin Katalina ſprang herbei und hing am Halſe ihrer Pflegmutter.

„Kind!“ rief die Königin frohgerührt, „ich habe mich nach dir geſehnt. Es war mir zu ſtill und einſam in meinem Schloſſe. Deine geräuſchvolle Fröhlichkeit fehlte mir überall.“

„Ach, wenn Donna Ineſe nicht wäre,“ verſetzte die Infantin, „ich hätte es längſt hier nicht ertragen und wäre zu Euch zurückgekehrt, Großmütterlein.“

Es nahm ſich ſeltſam aus, die hochaufgeſchoſſne Prinzeſſin die noch jugendlich ſchöne Königin „Großmütterlein“ benennen zu hören; Katalina und Germaine hätten Schweſtern ſein können.

an den Hof gegeben, damit er mir diene als Edelknabe oder Jagdjunker?»

«Er hat ſtets den entſchiedendſten Widerwillen gezeigt, ſich aus Frankreich — ja was ſag' ich — aus der Stadt Mans zu entfernen. Doch plötzlich iſt die Luſt ganz unbändig in ihm erwacht, England zu ſehen, und an Euerm Hofe zu leben.»

Gut denn, er kann mir dienen als Jagdpage. Ihr aber, alter Herr, könnt gehen, wohin Ihr wollt. Wenn Ihr die Narrheit nicht einſeht, die Ihr begeht — was geht's mich an. Aber Eins ſage ich Euch: ich will nicht Euer Verwalter, ſondern der wirkliche Beſitzer Euers Landes ſein.»

«Mein geſtrenger Herr,» verſetzte der Baron beſtürzt, «Mans iſt mein Eigenthum nach dem Erbrecht; und wenn Ihr an meinen wohlgegründeten Anſprüchen zweifeln ſolltet, ſo bin ich gern bereit, die Rechtmäßigkeit derſelben vor jedem Richterſtuhl, der das Recht heilig hält, zu beweiſen.»

«Ich will mit Euch ſtreiten, wann und wo es Euch gefällt,» entgegnete der König Wilhelm barſch, «aber meine Rechtsvertheidiger werden Schwerter, Speere und Pfeile ſein.»

Der König ſchritt die Halle vorwärts, um ſich zu entfernen, aber der Baron ergriff ihn beim

„Immer nur die Donna Ineſe,“ ſagte die Königin mit einem leichten Anfluge von Verdruß.

„Da kommt ſie ſelbſt!“ rief die Infantin. Der Infant Fernando zog die ſchöne Gräfin Cardona jubelnd herbei, die ſich anmuthig vor der Königin verneigte. Eine andre junge Dame von hoher Schönheit und einem großen kühn blickenden Auge folgte ihr in reicher maleriſcher Kleidung. Sie trug denſelben Charakter der Entſchiedenheit in den ſüdlich dunkeln Zügen, wie Agnes von Cardona, nur war ihr Weſen ernſter und entbehrte der einſchmeichelnden Anmuth, welche dieſer einen ſo hohen Zauber verlieh.

Don Hernandez machte den Ceremonienmeiſter und ſtellte die Gräfinnen Ineſe de Cardona und Maria de Pacheco vor.

„Ihr ſeid mir beide nicht unbekannt,“ ſagte die Königin. „Eure Pflegemutter, Donna Ineſe, brachte Euch einſt an unſern Hof nach Toledo; denn Ihr hattet als Kind ſchon den Ruf großer Klugheit, und dieſer Umſtand und Eure Abſtammung von der Sultansfamilie von Granada machten mich begierig Euch kennen zu lernen. Und Eure Mutter, Donna Maria, gehörte zu meinen Hofdamen in Toledo und brachte Euch auf meinen Wunſch zuweilen mit in meine Gemächer. Wenn ich nicht irre, habt Ihr beiden damals ſchon zuſammen in meinem Cloſet geſpielt.“

„So iſt es, Hoheit,“ verſetzte Ineſe, „unſre Freund ſchaft ſtammt aus jenen glücklichen Jugendtagen, als Eure hohe Güte uns erlaubte, vor Euch zu erſcheinen."

„Und nun habt Ihr meine Kinder mit ſo viel Liebe überhäuft, daß ſie die meinige faſt vergeſſen haben."

„Meine Liebe zu ihnen iſt nur der Widerſchein der Eurigen, die ich von Euch einſt empfangen. Ermeßt aus dem Abglanz, wie reich das Sonnenlicht war, das ich von Euch erhielt."

„Und auch meiner unglücklichen Tochter, der Königin dieſes Landes, habt Ihr in ihrem beklagenswerthen Zuſtande ſo viel Liebe erwieſen, daß ſie, wie man mir geſagt hat, von ihren Frauen Euch am liebſten um ſich hat."

„Der Wunſch meiner Pflegemutter, die einſt eine Jugendgeſpielin der Donna Juana geweſen, eh' dieſe nach den Niederlanden zog, führte mich zu der edeln Königin, und meine Liebe hielt mich bei der hohen Kranken, bis ſie mir erlaubte, dem unwiderſtehlichen Drange meines Herzens zu folgen, der mich antrieb, fremde Länder und Sitten zu ſehen."

„Man hat mir von Eurer Reiſe geſagt. Ihr habt einen kühnen Geiſt und wagt mehr als andre ſpaniſche Damen Eures Alters. Ihr wart in Rom und Frankreich?"

„Ich beſuchte zuerſt meine Pflegemutter in Neapel wieder, wo ich fünf ſchöne Jugendjahre verlebt. Ihr wißt, der Vicekönig von Neapel Graf Cardona iſt der älteſte Sohn meiner Pflegeeltern. Von da ging ich nach Rom. Mit Briefen des Papſtes begab ich mich nach Frankreich und Deutſchland und lebte zuletzt am burgundiſchen Hofe in den Niederlanden, von wo ich zu meiner Königin zurückkehrte."

„Ihr habt viel geſehen und erfahren. Eure Freundin wird Euch viel erzählt haben, Donna Maria."

„Sie iſt meine Lehrerin geworden," verſetzte die ſchöne Gräfin Pacheco, „und hat meinen Geſichtskreis gar ſehr erweitert. Durch ſie habe ich erſt erfahren, wie ganz anders ſich die Welt außerhalb Spanien geſtaltet."

Die Königin wurde nach ihren Zimmern geführt; die beiden jungen Gräfinnen mußten mit ihr ſpeiſen, und ihr für den Abend Geſellſchaft leiſten.

Am andern Morgen ließ ſich Donna Germaine bei Donna Juana, ihrer Stieftochter melden. Die Mutter war jünger als die Tochter; Germaine, lebensluſtig, vergnügungsſüchtig, eine flatterhafte Franzöſin, froh, nun des trübſeligen Zwanges und des unheimlichen, freudloſen Lebens quitt zu ſein, welche ihr die Krankheit und das mißtrauiſche, unleidliche Weſen ihr Gemahls, des Königs Ferdinand, auferlegt, fühlte ſich in den Räumen des Schloſſes zu Tordeſillas wieder von jenem finſtern ſpaniſchen Geiſte angeweht, zu dem ſich noch der Geiſt des trübſinnigen Wahns der Bewohnerin deſſelben geſellte, und nicht ohne ein banges Gefühl trat ſie in Juanas Zimmer.

Die Gräfin Cardona hatte zu dieſem Beſuche erſt mancherlei ſeltſame Vorkehrungen getroffen. Die ſchwarze Matty ſpielte auf der Guitarre, Aya klapperte dazu mit den Caſtagnetten, ein prächtig herausgeputzter junger Menſch, der auf der Grenze zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter ſtand, ſtrich die Fiedel und alle drei ſangen mit hellen Stimmen, wobei ſie abwechſelnd mit einander tanzten. Es war die Seguidilla, jener berühmte und beliebte ſpaniſche Nationalgeſang mit Tanz, welchen ſie vor der wahnſinnigen Königin ausführten. Dadurch wurde der Trübſinn gewöhnlich auf kurze Zeit von ihr verſcheucht; denn noch immer liebte ſie die Muſik, Geſang und Tanz, wie in ihren beſſern Tagen. Vorzüglich war es die glockenreine ſchöne Tenorſtimme und das geſchickte Spiel des Knaben, welchem die geiſteskranke hohe Frau mit beſonderm Vergnügen lauſchte. Dieſer junge Menſch war von den Mönchen des nahen Kloſters Santa Clara unterrichtet worden, und ſie hatten ein ganz ausgezeichnetes muſikaliſches Talent und eine wundervolle Geſangſtimme in ihm entdeckt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit hatte er Geige, Guitarre, Theorbe und Flöte ſpielen gelernt, und nach der Rückkehr der Gräfin Cardona hatte ſie ihn zum Kammerſänger der Königin beſtellt. Die ſchwarze Matty hatte ihn im Spiel und Geſang noch mehr vervollkommnet, und er übte ſeine Künſte in Verbindung mit den beiden Dienerinen nun oft vor der Königin. Seit dieſer Zeit verbreitete ſich das Gerücht, die

Geiſteskranke habe öfter helle Momente, und ihre Umgebung, beſonders ihr Leibarzt, knüpften daran die Hoffnung ihrer Geneſung.

Als die Königin Germaine eintrat, verſtummte die Muſik; die Königin Juana erhob ſich von ihrem Polſterſitze, auf welchem außer ihr noch fünf oder ſechs fett gefütterte ſchöne Katzen Platz hatten, und trat, einen ſtattlichen Kater im Arme, auf ihren Beſuch los. Sie war ganz in ſchwarze Gewänder gehüllt; denn ſeit ihres Gemahls Tode hatte ſie Niemand vermögen können, die tiefſten Trauerkleider abzulegen. Ihr Anſehen war bleich und verſtört; ihre Geſtalt zum Erſchrecken abgemagert. Aus ihrem wirren Auge und aus ihren wilden ſtarren Zügen ſprach der Wahnſinn. Ihr Anzug war unordentlich und ſchmutzig. Sie war ein Schreckbild. Ringsum auf dem Polſterbette und den Seſſeln lagen Katzen in behaglicher Ruhe. Die Frauen der Unglücklichen hatten nicht wagen dürfen, an ihrer Kleidung und in ihrem Zimmer irgend eine Veränderung vorzunehmen, um ſie nicht aufzubringen; denn die Ausbrüche ihres Zornes waren in ſolchen Fällen furchtbar, und ihr ſtiller Trübſinn artete dann nicht ſelten in tobenden Wahnſinn aus. Donna Ineſe hatte ſich deshalb zuvor erſt bei der Königin Germaine entſchuldigt.

Jene, welche die letztere eingeführt hatte, nannte noch einmal den Namen derſelben.

„Ihr ſeid die Gemahlin meines Vaters,“ ſagte Juana mit ihrer tonloſen Stimme. „Mir iſt, als hätte ich davon gehört, daß der König ſich nach dem Tode meiner Mutter wieder vermählt hat. Er ſoll nicht wohl daran gethan haben. Was ſeid Ihr denn für eine Prinzeſſin?“

„Erinnert ſich Ew. Hoheit nicht, daß wir uns ſchon mehr geſprochen haben, das letzte Mal vor zehn Jahren zu Tortoles, als ich mit dem Könige, meinem Gemahl und Euerm Vater, von Neapel kam, und Ihr mit dem Cardinal Ximenes uns entgegen gereiſt wart?“ fragte Germaine ängſtlich; denn ſie war nicht darauf vorbereitet, von ihrer Stieftochter gar nicht erkannt zu ſein.

„Mir iſt es ſelbſt ſo, als hätte ich Euch ſchon geſehen und geſprochen. Aber ſeit dem Tode meines Gemahls, des ſchönen Philipps, bin ich oft krank und leide ſehr an Gedächtnißſchwäche. Seht, dort liegt er begraben.“ Mit dieſen Worten nahm ſie Germaines Hand und führte ſie zum Fenſter. Mit dem Finger auf das Kloſter Santa Clara deutend, das ohnfern im üppigen Wieſengrün lag, welches ſich vom Schloſſe bis zu den Kloſtergebäuden ausdehnte, ſagte ſie: „dort in der Kirche, die Ihr links ſeht, ruht der geliebte Herr in einem Sarge von Zinn. Man hat mir geſagt, er werde wieder lebendig werden und herüber kommen zu mir und mich dann inniger lieben, als er früher gethan; denn ich liebe ihn über die Maſſen ſtark und ſehne mich nach ſeiner Umarmung. Deshalb warte ich nun ſchon lange hier in ſeiner Nähe, aber noch immer will er nicht kommen. Das macht mich ſo traurig, wie Ihr mich ſeht. — Er wird mich nicht wieder ſchlagen und mir nicht mehr zürnen; ich liebe ihn ja ſo ſehr. Aber Ihr ſollt ihn deswegen nicht ſchmähen. Das leide ich nicht. Ihr beleidigt mich, wenn Ihr ein ſchlimmes Wort von ihm ſagt." — Die unerwartete Wendung, welche die Rede der kranken Königin nahm, und die Aufregung, mit welcher ſie die letzten Worte ſprach, veranlaßten die Gräfin Cardona, der kleinen Muſikgeſellſchaft, welche ſich in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte, einen Wink zu geben, und in demſelben Augenblick ertönte die ſanfte und weiche Stimme des Knaben, indem er eine jener wehmüthig ſinnlichen, wie mit ſtarken berauſchenden Blumendüften geſchwängerten mauriſchen Romanzen zur Guitarre ſang, wie ſie ſich von Andaluſien aus über ganz Spanien verbreitet hatten. Ueber das dunkelbraune, magere, ſtarre Geſichts Juana's zuckte es wie ein Lichtſtrahl, und es ſchien faſt, als wolle ſie lächeln. Sie verſank in Ruhe und Nachdenken und ſeufzte plötzlich leiſe, wie von ſchönen Jugenderinnerungen ergriffen: „O Alnavar!"

Germaines Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt.

Als der Knabe verſtummte, wandte ſich Juana mit ruhiger, faſt flüſternder Stimme an Germaine: „Und warum kam mein Vater nicht mit Eurer Hoheit, mich auch zu beſuchen? Mir iſt, als hätte ich ihn ſehr lange nicht geſehen. Hat er ſeine arme kranke Tochter nicht mehr lieb?" Dieſe Worte klangen ungemein wehmüthig, machten aber nichts deſto weniger die Königin Germaine ſehr beſtürzt. Juana wußte alſo nicht, daß ihr Vater todt war, und es war gefährlich, es ihr jetzt zu ſagen. Auch machte Donna Ineſe der jüngern Königin gegenüber eine bittende bezeichnende Geberde, der Wahnſinnigen die Wahrheit auf die von ihr geſtellte Frage zu verſchweigen.

„Er iſt ſelbſt nicht in der Verfaſſung zu Euch reiſen zu können,“ ſagte alſo Germaine, „und läßt Euch deshalb herzlich durch mich grüßen.“

„Habt Ihr den Prinzen von Aragonien mitgebracht, den Ihr meinem Vater geboren? Ich möchte ihn kennen lernen, da er einſt König von Aragonien wird, und ich Königin von Caſtilien. Wir müſſen Freundſchaft halten.“

„Er iſt geſtorben, und Ew. Hoheit wird auch Königin von Aragonien, von ganz Spanien ſein.“

„Ah ich werde eine mächtige Königin ſein!“ rief die Wahnſinnige plötzlich mit einem Anfluge von Stolz. „Don Ceſar, mein Kater, dieſer ſtattliche Burſche, ſoll Prinz von Aſturien werden.“

„Ihr habt ſchöne Kinder, und ich liebe ſie, als ob ich ſie ſelbſt geboren hätte,“ ſagte Germaine, von Juanas ſeltſamer Aeußerung wieder geängſtigt.

„Ja, es ſind lauter ſchöne Katzen,“ entgegnete dieſe und ſetzte dann unheimlich flüſternd hinzu: „ich bin ſelbſt zuweilen eine Katze. Eine ſchöne ſtolze Fee verzaubert mich. Die hatte mir Philipps Liebe geſtohlen. Dafür hab' ich ſie blutig gekratzt, als ich einmal durch ihren

Zauber eine Katze war. — Seht, das iſt der Sohn der Fee, ein mächtiger Prinz, der heilt mich durch den Zauber ſeines Geſangs vom Zauber ſeiner ſtolzen Mutter, die mir zürnt. Sie hat meinen Herrn und Gemahl todt gehext, weil er ſie nicht mehr liebte; aber der Feenprinz iſt ſein Sohn. Drum lieb' ich ihn. Komm, Philipp!" Mit dieſen Worten rief ſie den Sänger herbei, und Germaine, die nichts von dieſem Allen verſtand, ſah in den häßlichen, pockennarbigen Zügen des jungen Menſchen nichts, was an eine ſo ungewöhnliche Abkunft erinnert hätte. Die Begriffe ihrer königlichen Stieftochter ſchienen ſich dermaßen zu verwirren, daß ſie für gut fand, ſich zurückzuziehen und die in große Aufregung gekommene Wahnſinnige ihren Frauen zu überlaſſen. Auf Ineſe's Wink begann die kleine Sängergeſellſchaft wieder zu ſpielen und zu ſingen, und Germaine trat aus dem Zimmer, froh, die unheimliche Audienz beendigt zu ſehen.

Elftes Kapitel.

Der Erzherzog Infant Don Fernando d'Auſtria war in Gadelupe in Aragonien gleichſam unter den Augen der Königin Germaine erzogen worden. Hier hatte ſich auch unter ſeiner Umgebung der Gedanke ausgebildet, ihm die Nachfolge ſeiner Großeltern zu ſichern, und der König Don Fernando hatte über ein Jahr vor ſeinem Tode dieſem Gedanken mehr und mehr Raum gegeben. Dieſer Plan hatte zum Beſten der großen Länder, welche zuletzt von Ferdinand dem Katholiſchen regiert wurden, ſehr viel für ſich; aber weder der hinſiechende König, noch die Partei, welche ſich zu Gunſten des Infanten Fernando gebildet hatte, konnten mit ſich einig werden, ob man dieſem alle Kronen, welche Ferdinand und Iſabella getragen, oder nur einen Theil derſelben übergeben ſolle. Wenn es in Betracht der traurigen Erfahrungen, die man in Caſtilien in der kurzen Regierungszeit des Königs Philipp gemacht, auf der einen Seite am klügſten und zweckmäßigſten ſchien, den fremden und von ſeinen niederländiſchen

Saume des goldgeſtickten Kleides und rief: «Gib mir Gehör, König! Willſt du dich mit drohender Gewalt und höhnendem Trotze zwiſchen einen ergrauten Krieger des Kreuzes und ſeiner Fahrt zum Chriſtusgrabe ſtellen? Ich trage mein Schwert nicht nach Paläſtina, irgend einen eigennützigen Gewinn zu befriedigen; ich ſuche durch meinen mühſeligen Weg nicht meine Beſitzungen zu vergrößern, oder meine Schätze zu vermehren, ſondern ich rüſte mich für die hohe und heilige Sache deſſen, von welchem du, Wilhelm, doch deine königliche Gewalt als rechtmäßig und unbeſtreitbar herleiteſt, deſſen. von dem König und Fürſten gerichtet werden. Ich will das heilige Zeichen des Kreuzes an meinem Mantel, an meinem Wappenrocke, an meinem Helme, an meinem Harniſch, an meinem Schilde, an meinem Sattel, an meinem Roſſe tragen, und indem ich ſo zum Dienſte Chriſti angeworben bin, will ich meine Sache dem Schutze des Himmels übergeben Sei er Richter zwiſchen mir und dir, wenn du es wagen ſollteſt, während meiner Abweſenheit dich an meinem rechtmäßigen Eigenthume und dem einſtigen Erbe meines Sohns zu vergreifen.»

«Bleibt Ihr in Frankreich, in Eurer Hauptſtadt, ſo ſollt Ihr von mir nicht Schaden leiden

Miniſtern abhängigen Erzherzog Karl von der Erbſchaft der ſpaniſchen Kronen gänzlich auszuſchließen, um jeden Zwiſt zu vermeiden, ſo ſtellte ſich eine ſolche Ausſchließung auf der andern Seite doch als eine allzu ſehr ſchreiende Ungerechtigkeit gegen den erſtgeborenen Prinzen der Königin Juana heraus, der ſeit ſeiner Geburt die Anwartſchaft auf Caſtilien und Aragonien gehabt und im Teſtament ſeiner Großmutter ausdrücklich zu ihrem alleinigen Erben ernannt war. Drum ſollte Fernando bald Alles erhalten, bald nur Aragonien, Katalonien, Valencia, bald nur Neapel und Sicilien. Der Cardinal Ximenes und einige der erſten Granden Caſtiliens beſtimmten den ſterbenden König, dieſen ſeinen Lieblingsplan aufzugeben und Karl zu ſeinem alleinigen Erben zu ernennen. Dem Rechte war ſomit genügt. Aber Fernando's Partei gab ſich damit nicht zufrieden. Die mit Ferdinands Erhebung zum König verbundenen Vortheile für den hohen, reichen und mächtigen Adel waren gegen die Nachtheile, welche Karls Krönung den großen Baronen bringen mußte, zu ſtark in die Augen ſpringend, als daß die Partei nicht ferner an die Ausführung des Planes hätte denken ſollen. Der Cardinal-Regent Ximenes ſowohl in Madrid, als der König Karl in Brüſſel mit ſeinen Miniſtern leiſteten der neuen Belebung dieſes Planes allen Vorſchub. Denn jener erbitterte den Adel durch eiſerne Strenge und Einziehung der ehemaligen Krongüter, auf welche kein genügender Rechtstitel nachgewieſen werden konnte, ja, ſein Verſuch das Volk für die Krone zu bewaffen und dieſer auf ſolche Weiſe eine vom Adel unabhängige, ja dieſem nöthigenfalls ſogar gegenüber zu ſtellende neue Kriegsmacht zu bilden, brachte alle hochadligen Gemüther in Feuer und Flammen; und König Karl zeigte ſich ſo abhängig von Herrn von Chievres, welcher Spanien als ein erobertes und möglichſt zu brandſchatzendes Land zu betrachten ſchien, daß der Wunſch, ſich eines ausländiſchen Königs, der, von einem ausländiſchen Adel geleitet, den Spaniern nur Nachtheil bringen könnte, zu entledigen und einen despotiſchen Prieſter außer Wirkſamkeit zu ſetzen, und dafür einen eingebornen unter ihnen aufgewachſenen König, den die Granden von ſich abhängig erhielten, auf den Thron zu ſetzen, immer allgemeiner werden mußte. Die beiden Häupter dieſer Partei waren der Biſchof von Aſtorga in Leon, der vom Cardinal Ximenes einſt perſönlich beleidigt worden und die ſteigende Macht deſſelben mit Neid und Verdruß betrachtet hatte, und Don Pedro Nunjez de Gusman, des Infanten Hofmeiſter, einer der glühendſten Vertheidiger der alten Adelsrechte und deshalb großer Feind der von Ximenes mit ſo conſequenter Energie geſteigerten Königsmacht. Beide waren natürlich ſehr erbitterte Gegner des Cardinal-Regenten, und da ſie den Plan gefaßt hatten, ihren Zögling zum König von Spanien zu erheben, ſo gebrauchten ſie das allgemeine Wohl des Landes, welchem allerdings Ferdinands Regierung mehr Förderung zu verſprechen ſchien, als Karls, als Aushängeſchild ihrer Beſtrebungen, um dahinter eigennützige Abſichten zu verbergen. Sie wußten die Nachtheile, welche die Regierung eines jungen, unerfahrenen fremdländiſchen Königs, der von ſeinen landsmänniſchen Miniſtern abhängig ſei, über Caſtilien bringen müſſe, mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern, und vorzüglich befleißigten ſie ſich in Unterredungen mit ihnen Ebenbürtigen, auf den Stolz einzuwirken, den die ſpaniſchen Granden in höherm Grade als irgend ein Adel auf dem Erdboden beſaß, und dem es deshalb wahrhaft unerträglich vorkam, ſich von niederländiſchen Edelleuten, die ſie ſo tief verachteten, regieren zu laſſen. Einer der eifrigſten und thätigſten Beförderer ihrer Sache war Don Hernandez de Villaquiran, theils aus Rache für die Behandlung, die er einſt am burgundiſchen Hofe erfahren, theils weil er vom König Ferdinand für treue Spiondienſte nicht nach Wunſch belohnt worden war, theils weil die energiſchen Maßregeln des Cardinals-Regenten ihn vorzüglich ſchmerzlich betroffen hatten, zumal er früher demſelben ergeben geweſen war. Ebenſo wichtig für die Partei waren die geheimen Dienſte der Donna Ineſe de Cardona. Als Adoptiv- und Pflegetochter des mächtigen und einflußreichen aragoniſchen Grafenhauſes der Cardona, hatte ſie in Aragonien und Katalonien einen großen Anhang unter dem Adel, als Ziehſchweſter des gewaltthätigen Herzogs von Cardona, Vicekönigs von Neapel, an deſſen Hofe ſie ſich Jahre lang aufgehalten hatte, fehlte ihr unter dem neapolitaniſchen Adel eben ſo wenig ein ſolcher Anhang und ein Einfluß, um ſo ſtärker, je geheimer er war; endlich durften die Häupter und Lenker der Partei hoffen, durch ſie, die dem mauriſchen Königshauſe in Granada entſproſſen war, die angeſehenſten Häupter dieſes Königreichs für ihren Plan zu gewinnen, und ebenſo den Papſt und die römiſche Curie, deren Gunſt, wie bekannt war, ſie ſich in Rom in hohem Grade erworben hatte. Die Gräfin war alſo für den Biſchof von Aſtorga und für Don Nunjez de Gusman eine höchſt wichtige Perſon, der ſie auf alle Weiſe ſchmeichelten und deren auf Sachkenntniß geſtützte Rathſchläge in Bezug auf den Hof und die Miniſter des Königs Karl von ihnen wie Orakelſprüche aufgenommen wurden. Und ſo war ſie es, die mit verhüllter Hand die Fäden leitete, wodurch das lichtſcheue Getriebe dieſer Partei in Bewegung geſetzt wurde, und dieſes in geiſtiger nnd körperlicher Hinſicht ſo ausgezeichnete weibliche Weſen war in ihren Aeußerungen und Handlungen ſo ſchlau und vorſichtig, daß Niemand von den Parteigängern eine Ahnung davon hatte, daß Donna Ineſe ganz andere Plane hatte, ganz andere Zwecke verfolgte, als die übrigen, und ſie in ganz Spanien und den Niederlanden keinen größern und gefährlichern Feind hatten, als die ſchöne junge Dame, die ſie als ihre größte Freundin verehrten.

Der junge Prinz, um deſſen Thronerhebung es ſich handelte, war perſönlich mehr dabei betheiligt, als ſeinem

Alter angemeſſen war. Ein dreizehnjähriger eitler Knabe war leicht zu überreden, das Beſtreben ſeiner Partei, ihn zum König zu machen, ſei ein Ergebniß ſeiner perſönlichen Vorzüge; daß hier allein das Prinzip in Betracht kam, hätte er doch nicht begriffen. Nun wollte aber dieſe winzige Perſönlichkeit gleich ihre Rolle ſpielen. Ferdinand betrieb ſeine Angelegenheit wie ein zweimal älterer Kroncandidat und zeigte eine Erbitterung gegen Ximenes, die freilich mit Recht wieder kindiſch genannt werden konnte. Seine Anhänglichkeit an die Gräfin Cardona war alſo im Grunde nur eine Folge ſeiner Speculation auf die ſpaniſchen Kronen. Er liebte die Dame, weil ſie ihm behülflich war, ſeinen Bruder um deſſen rechtmäßiges Erbe zu bringen.

Sobald die Partei des Infanten nähere Kunde von dem Aufſtande der altcaſtiliſchen Städte gegen den Regenten erhalten und erfahren hatte, daß dieſe Schilderhebungen vom hohen Adel ausgingen, ſo hatte ſie nichts Eiligeres zu thun, als den Verſuch zu machen, ob ſie dieſen aufrühreriſchen Adel nicht für den Infanten gewinnen könnte. Die Reiſe Don Fernando's und ſeiner Schweſter Katalina zu ihrer Mutter nach Tordeſillas war nur der Vorwand, um den Prinzen in die Nähe von Valladolid, dem Hauptorte des Aufſtands, zu bringen und der Gräfin Cardona Gelegenheit zu geben, deſto nachdrücklicher für ihn bei den Verſchwornen in den aufſtändiſchen Städten zu wirken. Dies war nun geſchehen, und vorzüglich mit Hülſe zweier jungen Edelleute, des Don Pedro de Giron, älteſten Sohn des Grafen von Uruenja, und des Don Juan de Padilla, eines Sohnes des mächtigen Comendadors von Caſtilien, waren viele Edelleute für Ferdinand gewonnen worden. Die jungen Leute hatten dieſe Angelegenheit mit großer Vorſicht betrieben. Ihre Umgebung glaubte, Don Juan und Donna Ineſe ſeien ein Liebespaar, welches allein mit ſeinen Herzensangelegenheiten beſchäftigt ſei. Um ſo größer war das Erſtaunen, als man erfuhr, Don Juan habe ſich mit Donna Maria Pacheco, Ineſe's Freundin, verlobt. Um ſo mehr ſetzte man nun voraus, Donna Ineſe ſei die Geliebte des Don Pedro de Giron. Nach dieſen wichtigen Vorarbeiten bedurfte aber nun die Partei einer gewichtigen Perſönlichkeit als Autorität und Vereinigungspunkt, und dazu hatten die Häupter die Königin Germaine auserſehen. Jedermann kannte ihre Liebe zum Infanten Fernando, auch war die Meinung verbreitet, es wäre ihr Wunſch, daß dieſer Prinz die königliche Herrſchaft von Spanien überkäme, wenigſtens erſchien er Allen natürlich, und das Wahrſcheinliche wird in ſolchen Fällen ſtets für wahr gehalten. Auch konnten die Beſtrebungen des Infanten und ſeines Anhangs der Königin Germaine unmöglich verborgen bleiben, und ſie war vielleicht denſelben wirklich nicht ganz fremd. Außerdem wäre es ſehr unvorſichtig von ihr geweſen, die ungewöhnliche und auffallende Reiſe nach Tordeſillas unter dem Vorwande zu unternehmen: ſie wolle die Infantin Katalina von ihrer Mutter wieder abholen. Sie hatte ſich zwar zu dieſer Reiſe bereden laſſen; aber das konnte doch in den Augen des Cardinals und des Königs und ſeiner Miniſter unmöglich zur Entſchuldigung dienen.

Schon am Tage nach der Ankunft Germaine's in der Reſidenz ihrer unglücklichen Stieftochter ſetzten ſich der Biſchof von Aſtorga und der Hofmeiſter des Prinzen durch Donna Ineſe und Don Hernandez in Verbindung mit dem in Valladolid verſammelten aufſtändiſchen Adel. Der Vermittler war Don Juan de Padilla, welcher nach Tordeſillas kam, um ſeine Braut und deren Freundin abzuholen; Don Hernandez de Villaquiran begleitete ſie als Donna Ineſe's Ritter. In der großen und reichen Stadt war ein ſtürmiſch bewegtes Treiben. Große Bürgerbanden übten ſich auf öffentlichen Plätzen in den Waffen, freilich zu einem Zwecke, der dem von Ximenes beabſichtigten gerade zu entgegengeſetzt war; denn ſie waren von adligen Führern befehligt. Obgleich Don Pedro de Giron, ein ſehr eitler und ſtolzer Mann, der ſchon unter der vorigen Regierung mit der königlichen Macht in Streit gelegen, und Don Juan de Padilla an der Spitze ſtanden, ſo ſchien doch Donna Ineſe de Cardona die Seele des Ganzen zu ſein. So wie ſie in der Stadt erſchien, belebte ein neuer Geiſt die Führer der Bewaffneten; ſie übte über die Verſchwornen jenen wunderbaren Zauber aus, der ihr über alle Männer zu Gebot ſtand und ſie ſtets bewirken und erreichen ließ, was ſie wollte.

Ihr an Geiſt und Kühnheit gleich war ihre Freundin Maria de Pacheco. Die Natur ſchien beide für einander geſchaffen zu haben, und Don Juan de Padilla hatte in der Wahl zwiſchen beiden geſchwankt. Endlich hatte ihn Ineſe ſelbſt ihrer Freundin zugeführt. Es ſchien, als ob die geiſtesſtarke und kühne Tochter des unglücklichen Maurenkönigsgeſchlechts unempfindlich für die Liebe ſei. Das große Gefühl für das Unglück ihres Volks und der noch größere Gedanke, es aus ſeiner Schmach wieder zu Glanz und Ruhm empor zu führen, füllte ihre Seele aus und erſtickte jedes andere zarte Gefühl darin. Sie liebte nur ſo lang, als es ſich mit ihren Zwecken vertrug; die Liebe wurde ihrem hochſtrebenden Geiſte nicht zur hemmenden Feſſel.

Obgleich Don Juan de Padilla mit ſeiner Bewerbung von Donna Ineſe zurückgewieſen oder vielmehr auf Donna Maria geleitet worden war, blieb er doch der Erſtern nicht minder ergeben. Ebenſo machte ihr Don Pedro de Giron den Hof, und vor ihrem Fenſter ſang er Abends ſeine ſchmachtenden Romanzen zur Guitarre. Er wurde fortgeriſſen und emporgeflügelt vom Geiſte dieſes außerordentlichen Weibes und war gleichſam nur der Vollzieher ihrer Befehle. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, wo ſie die beiden zu einem Zweck verbundenen vornehmen Edelleute in das Geheimniß ihrer wahren Plane und eigentlichen Beſtrebungen einzuweihen wagte. Sie wirkte dem Anſchein nach nur für das Intereſſe des Infanten Fernando.

Eins ihrer Hauptaugenmerke ging darauf, den Tiefſinn der Königin Juana zu heilen. Konnte ſie es dahin bringen, die unglückliche Frau ſo weit herzuſtellen, daß dieſelbe die Zügel der Regierung ſelbſt zu führen vermochte, dann war für die Erhebung der Mauren Alles zu hoffen. Sie wußte, daß ſie dann die Königin beherrſchen würde; denn ſie kannte den ganzen Umfang ihrer eignen Geiſteskraft; ſie war ſich der gleichſam dämoniſchen Macht bewußt, welche ſie auf Donna Juana ausübte. Ihr erfinderiſcher Geiſt war auf den fruchtbaren Gedanken gefallen, die Muſik, welche die Königin in ihren geſunden Tagen leidenſchaftlich geliebt, zur Heilung der Kranken anzuwenden, und der glücklichſte Zufall kam ihr dabei zu Hülfe, indem ſie in jenem Knaben, den ſie aus Schwaben hierher hatte bringen laſſen, ein reiches muſikaliſches Talent entdeckte. Gerade daß dieſer Burſche, deſſen erſtes Auftreten bei der wahnſinnigen Königin einen ſo mächtigen Eindruck auf dieſelbe ausgeübt, zum Kammerſänger und Muſikanten der Donna Juana verwendet werden konnte, erſchien von großer Wichtigkeit und fiel ſchwer in die Wagſchale ihrer Hoffnungen.

Wirklich beſſerte ſich der Zuſtand der geiſteskranken hohen Frau von Tag zu Tag. Sie fing wieder an, Theilnahme für ihre Umgebung zu zeigen; die Perioden, in welchen der ſchwarze Trübſinn ihren Geiſt umflorte, kürzten ſich ab, und wenn der Knabe vor ihr ſpielte und ſang, verklärten ſich ihre ſonſt ſchlaffen Züge, ihr todtes Auge belebte ſich, und ſie fragte dann nach Dingen, die ſie ſeit ihrer Krankheit nicht mehr erwähnt hatte. Donna Ineſe war dann immer bemüht, ſie zweckmäßig zu unterhalten, ihre Neugierde zu erregen, ihr Intereſſe aufzuſtacheln und zu feſſeln. Der Beſuch der Königin Germaine hatte ſie dabei ſehr unterſtützt. Die Erſcheinung dieſer Dame in der Einſamkeit der Tiefſinnigen hatte auf den Geiſt der Letztern vortheilhaft gewirkt. Dieſer Umſtand rief in Ineſe einen neuen kühnen Gedanken wach. Die Möglichkeit, durch eine große und ſtark wirkende Ueberraſchung den Geiſt der Königin mit Einem Schlage allen Banden des Wahnſinns zu entreißen und zu Geſundheit, Kraft und Thätigkeit zurückzuführen, lag der geiſtesſtarken Jungfrau jetzt nah, und es bot ſich ihr dazu eine koſtbare Gelegenheit.

Um in der unruhigen Bewegung, welche Altcaſtilien ergriffen hatte, die Fäden nicht aus der Hand zu verlieren, beſoldete die Gräfin Cardona eben ſo gut wie der Cardinal-Regent ihre geheimen Spione, und einer derſelben diente ihr und ihm zugleich, der Zigeuner Jayme. Natürlich ahnete weder ſie, das liſtige Weib, noch der Cardinal, der liſtige Prieſter, etwas von dem Doppeldienſt von Karracha's noch liſtigerm Sohne. Und doch konnte nur wegen dieſer Zweitheiligkeit der Zigeuner Beiden um einen Knecht; gebt Ihr mit den andern Narren nach Aſien, ſo ſchwör' ich beim Geſicht des heiligen Lukas: ich will das Land haben, das mein Vater hatte, und es ſoll nichts davon an Euern Sohn kommen, als was ihm meine Gnade allenfalls zugeſteht. Thut nun, was Euch gefällt, Herr Ritter, ich habe wenig Luſt, mit Kreuzfahrern Krieg zu führen, ſei es auch nur mit dem Schwerte des Mundes, mit dem Pfeile des Wortes. Ihr werdet aber wohl thun, ſobald Ihr auf Euerm thörichten Vorſatze beharret, Euere Stadt vor Euerer Abreiſe gut zu befeſtigen und die Herzen Euerer Bürger und Vaſallen mit Muth zu füllen; denn ſicherlich werde ich nächſtens Einlaß fordernd mit einem nicht unbeträchtlichen Heere vor den Thoren von Mans ſtehen.»

Der König ging mit ſtolzer Geberde und das Geſicht zu jenem höhniſchen Lachen verziehend, welches den Adel ſeines Reichs ſchon ein Mal in volle Empörung gegen ihn gebracht hatte, und der alte normänniſche Baron ſtand wie verſteinert.

«Sir Walter Tyrrel!» rief der Greis endlich verzweiflungsvoll, indem er den Günſtling des grauſamen Königs, als er demſelben zu folgen ſich anſchickte, mit Heftigkeit zurückhielt, «ich beſchwöre die beſten Nachrichten verſchaffen. Durch Jayme erfuhr die Gräfin von der Anweſenheit des Ritters von Süderland in Altcaſtilien und von den Nachforſchungen, welche er in den Bergwerken trieb. Anfangs war ihr die Nachricht eine gleichgültige: ſie hatte den Mann aufgegeben, aber bald dachte ſie daran, die gewohnt war, jeden ſich ihr darbietenden Umſtand zu benutzen, ob es nicht möglich ſei, ihn doch zur Uebernahme einer Rolle in dem von ihr vorbereiteten Drama zu zwingen. Sie wurde in dieſem Gedanken beſtärkt, als ihr Jayme einige Tage nach der Ankunft der Königin Germaine hinterbrachte, der Ritter ſei in der Nähe von Tordeſillas und habe zwei Diener bei ſich, von welchen der eine ohne Zweifel ein deutſches Mädchen ſei, das er mit ungemeiner Zärtlichkeit behandle. Donna Ineſe beſchloß ſogleich von dieſem Anhaltepunkt aus einen neuen Verſuch auf den Ritter zu machen. Und um nicht gleich zu viel von ihm zu verlangen, wollte ſie vor der Hand ihn nur bereden, an der Verſchwörung des Adels gegen den Cardinal theil zu nehmen, und ihn mit Don Pedro de Giron und Don Juan de Padilla in Verbindung bringen. Die Liebe ſollte ein Sporn ſeines Ehrgeizes ſein. Aus der Verwirrung in Caſtilien wollte ſie ihm dann das Bild ihrer ſtolzen und kühnen Hoffnungen aufſteigen laſſen. Und um ihn zum Beitritt geneigt zu machen, wollte ſie ihm vorſpiegeln, die Königin Juana habe von ſeiner Anweſenheit in Spanien vernommen und ſeitdem ein heftiges

Verlangen an den Tag gelegt, ihn zu ſehen und zu ſprechen. Ihre Schlauheit war ſicher, daß er ſich, auf ſolche Weiſe eingeladen, nicht weigern werde zu kommen. Dann wollte ſie ihn der gänzlich unvorbereiteten Königin plötzlich vorſtellen, und von dieſer Ueberraſchung hoffte ſie eine ſchnelle und gründliche Heilung der Kranken. Zu ſo verſchiedenen Zwecken, die aber alle auf Ein großes Ziel hinausliefen, wußte die Meiſterin der Intrigue einen in ihren Händen befindlichen Stoff zu verwenden. Sobald dieſer Plan reif war, und ihre Pläne reiften in der Regel ſchnell, ſetzte ſie ſich zu Pferde und verließ nur von einem Diener begleitet das Schloß.

Einige Stunden ſpäter trat Don Hernandez de Villaquiran aus den Gemächern der Königin Germaine, um ſich ebenfalls zu Pferde zu ſetzen und nach Valladolid zu begeben, wo er die Häupter der Verſchwörung einladen wollte, ſich in einer der nächſten Nächte nach Tordeſillas zu begeben. Denn der Infant Fernando und die Königin Germaine wagten nicht, ſich nach Valladolid zu verfügen. In dem ſtillen Schloſſe zu Tordeſillas waren ſie unter dem Vorwande des Beſuchs bei der kranken Königin ſicher. Hernandez hatte kaum die Stadt verlaſſen, als ihn ein Mann antrat, von dem er ſich gerade jetzt nicht gern angeredet ſah: ſein Halbbruder, der Zigeuner Jayme. Es waren Jahre verſtrichen, ſeit ſich beide nicht geſehen.

„Ihr wißt, wie ſehr ich Euch ergeben bin, Monſeñor,“ ſagte der Zigeuner nach dem höflichſten Gruße.

„Liebe und Dankbarkeit haben mich immer gleich ſtark an Euch gefeſſelt. Auch jetzt hat mich nur die Sorge um Euch und Euer Wohl hierher geführt“

„Was haſt du mir zu ſagen?“ verſetzte Hernandez froſtig, „du ſiehſt, ich habe Eile.“

„Erlaubt, daß ich Euch ein Stück Wegs begleitete! — Ihr habt mich einſt ſelbſt dem hochwürdigſten Cardinal und Erzbiſchof von Toledo zugeführt, und ich habe Euch das ſtets Dank gewußt; denn es iſt mir viel Vortheil daraus erwachſen.“

„So ſtehſt du noch immer im geheimen Dienſte des Cardinal-Regenten?“

„Laßt mich darauf antworten, daß es Seiner Hoheit überaus leid thut, Euch nicht mehr zu der Zahl ſeiner Freunde zählen zu dürfen. Nichtsdeſtoweniger bewahrt er Euch ſein ganzes Wohlwollen, und es iſt ſein innigſter Wunſch, Euch ſobald als möglich Beweiſe deſſelben zu geben. Ihr ſeid nicht in den Beſitz aller Güter Eures Vaters gekommen. Der verſtorbene König hat viele derſelben als Krongüter eingezogen. Aber gerade mit Euch wünſcht der Cardinal zu thun, was er mit keinem Andern thun würde: er möchte Euch für den Verluſt nicht nur reichlich entſchädigen, ſondern Euch auch der beſondern Gnade des Königs Don Carlos empfehlen. Es würde, mein' ich, dem Cardinal nicht ſchwer werden, Euch die Güter, Aemter und Würden Eures Vater zu verſchaffen.“

Don Hernandez hielt ſein Pferd an und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Rede leiſe! der Name des Cardinals darf in ſolcher Weiſe hier nicht genannt werden." Er ſtieg ab. „Was wünſcht Seine Hoheit von mir für die Gerechtigkeit, die er mir widerfahren laſſen will?"

„Eben auch nur Gerechtigkeit von Euch. Daß Ihr Euerm rechtmäßigen Könige dienet. Ein paar tauſend Dublonen dürften für Euch in Madrid bereit liegen. Kommt nur ſie zu holen."

„Und ſind dir keine beſondern Dienſte bekannt, wodurch ich mir die Gunſt des Cardinals und die Gnade des Königs ſchnell erwerben könnte?"

„Ich denke die Gefälligkeiten, die Seine Hoheit von Euch beanſprucht, werden Euch in Madrid ſchon bekannt werden. Eine jedoch kann ich Euch bezeichnen. — Eures Vaters ſchöne Frau war Euch nicht gleichgültig —"

„Ha — woran erinnerſt du mich!"

„Niemals iſt Euch das Räthſel gelöſt worden, wie die Herzogin von Najara vom caſtiliſchen Hofe verſchwand. — In dieſen Tagen wird ein ſogenanner deutſcher Ritter Süderland nach Tordeſillas kommen. Ihr werdet einen Mann in ihm erkennen, den ihr nicht unter dieſem Namen vermuthet. Klagt dieſen Menſchen bei dem heiligen Inquiſitionsgericht in Toledo als Religionsſpötter an, liefert ihn in das Gefängniß des Glaubenstribunals. Dort wird ſich Euch das erwähnte Räthſel löſen, und ihr ſeid der überſchwänglichen Gnade des Cardinals gewiß. Darf ich Seiner Hoheit Eure Grüße vermelden?"

„Sag' ihm, daß ich den bezeichneten Mann ſelbſt nach Madrid bringen werde."

„Vergeßt auch nicht Abſchriften von Dokumenten und Dergleichen mit zu nehmen. Es könnte leicht möglich ſein, daß Euch der Cardinal zu ſeinem Botſchafter an den König auserſehen hätte. Dann wäre es gut, wenn Ihr Schwarz auf Weiß in Brüſſel vorlegen könntet."

„Ich verſtehe," grinſ'te Don Hernandez. „Es ſoll an den nöthigen Beweisſtücken nicht fehlen."

„Ich glaube ſogar der Regent hat eine reiche, vornehme und ſchöne Dame in Bereitſchaft für Euch, falls Ihr noch geſonnen ſein ſolltet Euch zu verehelichen."

„Spitzbube!" lachte der Andre und winkte dem Scheidenden einen gnädigen Abſchiedsgruß zu.

Zwölftes Kapitel.

Der Tag der Zuſammenkunft der Verſchwornen in Tordeſillas war da. Der Biſchof von Aſtorga, der Hofmeiſter und der Infant empfingen die einzeln eintreffenden Gäſte. Denn um jedes Aufſehen zu vermeiden, waren ſie zu verſchiedenen Tageszeiten beſtellt und ſollten auf verſchiedenen Wegen einzeln und ohne Gefolge herbei kommen. Für die Zuſammenkunft in der Nacht war ein abgelegenes Zimmer des Schloſſes hergerichtet. Die Königin Germaine ließ für ihre Abreiſe auf den folgenden Morgen rüſten. Der Infant und die Infantin ſollten ſie begleiten. Der Biſchof ſollte zurückbleiben, um mit Donna Ineſe gemeinſchaftlich die weitern Schritte zu thun.

Ineſe und Maria luſtwandelten am Blumenufer des Duero im lebhaften Zwiegeſpräch.

„Wenn er nun nicht käme!“ ſagte die Letztere. „Du haſt Alles auf dieſe Karte geſetzt und biſt unruhig und bewegt, wie ich dich noch nicht geſehen.“

„Nicht Alles, mein Herz! Ich wäre auch noch nicht arm, ſelbſt wenn ich dieſes Spiel verlöre. Aber ich ahne, es naht mir eine Entſcheidung; Ayas Schutzgeiſt hat auf unſre Zauberfrage eben ſo beſtimmt eine ſolche verkündigt, wie der meinige. Und Ayas Zauber iſt untrüglich. Er wird kommen, der ſeltſame, mir unbegreifliche Mann; denn er hat mir ſein Wort gegeben. Und ſeine kleine ſüße Freundin ſehnt ſich nach Frauenumgang, und ich habe ihr ſo viel Schönes von dir erzählt, daß ſie ihren Ritter faſt beſtimmt hätte, gleich mit mir zu gehen. Aber das lag nicht in meinem Plan. — Wenn ich nun jetzt das ſtürmiſch bewegte Herz nicht bezähme, ſo gönn' ihm dir gegenüber ſein Recht. Ich bin ja ein Weib, wie du, und muß mich meiſt bezwingen und ſtärker ſcheinen, als ich bin. Ach Maria, dieſem deutſchen Mädchen gegenüber fühlte ich plötzlich, welch einen rauhen und gefährlichen Weg ich wandle, ſchwieriger und gefährlicher als du ſelbſt weißt und ahnen kannſt. Ich ward verſucht, dieſes holde Kind zu beneiden, das liebende Eltern, Vaterland, Heimat, Reichthum und hohe Stellung, Alles, Alles, was dem Herzen lieb und theuer iſt, freiwillig verlaſſen hat, um dem Manne ihrer Liebe in ein fremdes Land, über ſtürmiſche Meere zu folgen.“

„Und geſtand ſie dir gleich ihr Geſchlecht ein?“

„Sie konnte ſich mir nicht verbergen. Sie fühlte ſich zu dem Mädchen hingezogen, das um ihre Liebe, um ihr Vertrauen warb. Es war ein günſtiger Umſtand, daß ich ſie allein fand. Als ich ihr ſagte, wer ich ſei, und in welchen Beziehungen ich zu ihrem Ritter ſtehe, hatte ich ſie ſchnell gewonnen. Sie war meine Freundin, als er ins Zimmer trat. Er that kalt und fremd gegen mich, aber ich verſtand ihn zu erwärmen. Sobald er hörte, die Königin wünſche ihn zu ſehen, war es mit ſeinem Widerſtande aus. Er wurde weich und wehmüthig wie ein Kind, und trocknete ſich bei meiner Erzählung oft verſtohlen die ſeinen Augen entquellenden Thränen, die er mir verbergen wollte. Eine ſeiner ſüßen ſchwermüthigen Romanzen, in die er den ſchwärmeriſchen Schmerz unſres zertretenen Volks gegoſſen hat, du kannſt es ja und jüngſt es auch, das Lied vom letzten Seufzer des Maurenkönigs, das ich plötzlich zur Guitarre anſtimmte, vollendete mein Werk. Er iſt ein gefühlvoller Menſch, ein Dichter, der den Becher des Schmerzes bis zum Bodenſatz geleert hat. Darum weiß er Andrer Schmerz zu würdigen. An der Königin hängt er noch immer mit großer Verehrung. Eh' eine Stunde verging, wußte ich ſein ganzes Schickſal; ich bezwang ſein Herz mit ſeinem Liede; es ging auf, wie eine verſpätete Herbſtblume. Seine kleine ſüße Freundin liebt er faſt mehr wie eine Tochter, als wie eine Geliebte. Sie heißt wie du, Maria! Er will ſie, bevor er Spanien wieder verläßt, zu ſeiner Gemahlin machen. — Bis zu dieſem Zeitpunkte will er ſie hier bei mir laſſen. Sie bedarf der weiblichen Pflege, und ſoll ihrem Stand und ihrem Geſchlecht gemäß hier auftreten und leben. Dieſes edle und ſchöne Herz wird uns viel Freude machen.“ —

„Dann führe ſie mir bald in Toledo zu,“ bat Maria, „denn hier werde ich mich ihrer nicht lang erfreuen können.“

„Du willſt mich verlaſſen?“

„Du weißt, daß Don Juans Anweſenheit in Toledo nothwendig iſt; die meinige nicht minder. Meine Eltern erwarten mich. Wir dürfen den Muth des Volks nicht erkalten laſſen. Und endlich müſſen wir unſre Hochzeit vorbereiten. — Und da du eine neue Geſellſchafterin erhältſt, ſo ſtell' ich eine Bitte an deine Freundſchaft: gib mir Ava mit, bis ich Juans Gemahlin und häuslich eingerichtet bin. Ich habe mich an ſie gewöhnt, ſie iſt mir faſt unentbehrlich geworden.“

„Du willſt die Prophetin für deine kühnen Entwürfe um dich haben,“ verſetzte Ineſe lächelnd.

„Ich geſtehe dir, ihre geheime Kunſt iſt für mich ſehr anziehend. Aber das iſt es nicht allein.“ —

„Du ſollſt ſie haben. Mag ſie dich auf künftige große Dinge vorbereiten. Denn noch weißt du nicht Alles, theure Freundin. Aber du ſollſt Alles erfahren, wenn es Zeit iſt. Die Zeit geht mit großen Dingen ſchwanger. Ava wird dir die geſchickte Deuterin ihrer Zeichen, ſie wird dir in vieler Beziehung eben ſo nützlich ſein, wie ich ſelbſt.“

Ihre Unterhaltung wurde durch den Anblick einiger

Reiter unterbrochen, deren einer ein Fähnlein mit den königlichen Farben trug zum Zeichen, daß er eine Botſchaft des Königs oder des Cardinals bringe. Dieſe Erſcheinung war am heutigen Tage auffallend, und die beiden Freundinnen begaben ſich neugierig in das Schloß. Ein Kämmerer des Cardinals war angekommen und hatte den Befehl des Regenten überbracht, daß Donna Ineſe de Cardona ſich unverzüglich in ihre Heimat nach Katalonien zu begeben habe. Zweien andern Frauen der Königin und einigen männlichen Dienern ward ebenfalls geboten, Tordeſillas ſofort zu verlaſſen. Der Kämmerer fügte hinzu, daß die für die Geſellſchaft und Bedienung der Königin beſtimmten Perſonen bereits unterwegs ſeien und den folgenden Tag eintreffen würden. An die Königin Germaine hatte der Kämmerer einen Brief des Cardinals, worin er ſie in höflichen, aber gemeſſenen Ausdrücken erſuchte, ihren auffallenden Beſuch bei ihrer kranken Stieftochter abzukürzen, falls ſie beim König nicht ſchweren Verdacht gegen ſich erregen wolle. Die Königin Germaine deutete eingeſchüchtert auf die Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe.

Kaum hatte Donna Ineſe dieſen ihr unerwarteten und unwillkommnen Befehl erhalten, als ihr plötzlich ein mit dem Kämmerer des Cardinals angekommener junger Mann mit ritterlichem Anſtand entgegentrat und ſie mit galanter Ehrerbietung begrüßte, der ihr eben ſo unerwartet, wenn auch nicht ſo unwillkommen kam. Vivian de la Chaux

Euch, hört Ihr mich, da der König mir ſein Ohr verſchließt. Ich habe es dem Heiland feierlich mit einem ſchweren Eide vor dem Altare gelobt, einen Kreuzzug für ihn zu thun, und beim Heil meiner Seele hier und dort! ich werde ihm den Schwur nicht brechen. Alſo will der König ohne Grund und Urſache mich berauben, oder — wenn ich für Chriſti Sache an heiliger Stätte falle — meinem Kinde ſein rechtmäßiges Erbtheil entreißen. Sir Walter, Ihr könnt meinen Zuſtand ſchätzen; ich weiß, Ihr habt auch Kinder. Ich kenne ja Euere ſchwarzäugige Tochter, die niedliche Alce, die in Mans bei Euerer Großtante war und die alte Frau bis an ihren ſeligen Tod ſo liebevoll pflegte. Sie iſt oft auf dem Schloße geweſen, das liebe Kind, und ich habe ſie immer gern geſehen. Wie würde Euch ſein, Walter, wenn man Euer Kind ins Elend ſtoßen wollte, wenn Ihr die Gewißheit hättet, Euere ſchöne Alce werde einſt, wenn Ihr nicht mehr auf Erden wandeltet, eine hülfloſe Bettlerin werden durch die Grauſamkeit eines Königs? Überlegt Euch das, Sir Walter, und dann ſprecht beim Könige ein Wort für mich, oder laßt es bleiben nach Euerem Gutdünken. Ich weiß, daß Ihr in gewiſſen Stunden viel über den wilden Mann vermögt.»

ſtand vor ihr und verſicherte ihr in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken ſeine Ergebenheit. Mit kurzen Worten erzählte er ihr, daß er vom Könige zum Mitglied der Regierung in Madrid ernannt worden ſei und ſie dort zu finden gehofft habe. Da dieſe ſchöne Hoffnung ihn getäuſcht, ſo habe er nach der nothdürftigſten Einrichtung nichts Eiligeres zu thun gehabt, als zu ihr zu reiſen, um der Ueberbringer ſeines eignen Herzens zu ſein, das ſie freilich in Brüſſel ſchon verſchmäht habe, und eines Briefes des würdigen Probſtes Innocenz, der ihr vielleicht willkommner ſei, als ſein Herz. Mit dieſen wohlgewählten Worten überreichte er ihr den Brief.

Ineſe ſtellte dem gewandten Boten ihre Freundin vor und entfaltete nicht ohne Abſicht ihre ganze Liebenswürdigkeit. Mit Vergnügen erfuhr ſie nun aus Vivians Munde, wie unzufrieden der Brüſſeler Hof mit den gewaltſamen Schritten des Cardinals ſei, und wie der Dechant Adrian und er ſelbſt die Widerſetzlichkeit der altcaſtiliſchen Städte billige, und wie ſie dem Könige wahren Bericht darüber abgeſtattet hätten. So ging der ſchönen, ränkevollen Gräfin in demſelbem Augenblick ein neuer Stern auf, wo ihr einer unter zu gehen drohte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr gelingen werde, den jungen, durch ſeine jetzige Stellung wichtigen Mann für ihre äußern Intereſſen zu gewinnen, nämlich die Macht des Cardinals zu ſchwächen. Durch ihn hoffte ſie auch den Dechanten ſich in gewiſſer Beziehung dienſtbar zu machen. Freilich galt es jetzt um ſo geſchickteres Spiel, um dieſe Niederländer nichts von ihrem ſcheinbaren Eifer für die Pläne des Infanten Fernando merken zu laſſen, ihnen denſelben wenigſtens in einem ihr unſchädlichen Lichte zu zeigen. Sie führte Vivian alſo der Königin Germaine und dem Infanten zu.

Hierauf ſchloß ſie ſich mit ihrer Freundin auf ihr Zimmer ein, um den Brief des Probſtes zu leſen. „Muth!“ rief ſie. „In Brüſſel geht Alles vortrefflich und mir ganz nach Wunſch. Jetzt Trotz geboten dem alten Pfaffen! Wir haben einen Verräther unter uns. Nicht vergebens kommt der Bote mit dieſem grauſamen Befehl gerade heute. Der alte despotiſche Prieſter weiß, wie es ſcheint, Alles. Er will mich unſchädlich machen. Aber neue Flügel ſetzt mir dieſer Brief an. Wohl, jetzt gilt es den Kampf mit ihm, dem mächtigen Regenten. Gelingt heute mein Wurf, ſo iſt Donna Juana morgen regierende Königin von Spanien, und ihr erſter Befehl iſt, den herrſchſüchtigen Greis in ſeine Diöceſe zu verbannen. Sehen wir zu, wer den Sieg davon tragen wird, ich oder Ximenes de Cisneros!“

Nach dieſen ſtolzen Worten verfügte ſie ſich in die Gemächer der Königin Juana. Dieſe hatte am Morgen ſchon das übliche Concert erhalten, und der Knabe Philipp hatte ſchöner geſungen und geſpielt als je. Ineſe fand ſie zu ihrem freudigen Erſtaunen den Sänger liebkoſend. Das war noch nie geſchehen. Die Königin befand ſich in einer heitern Aufregung. „Ich bin dir dankbar, Ineſe,“ ſprach ſie gütig, „daß du mir dieſen Burſchen aus Deutſchland geholt haſt; er macht mir große Freude. Glaube mir, ich weiß, wer er iſt; es fällt nur mir zuweilen nicht gleich ein. Aber in dieſer Nacht kam mein Gemahl zu mir und befahl mir, das Kind zum Herzog von Leon zu erheben. Und ich will es unverzüglich thun. Sagteſt du mir nicht, mein Vater ſei geſtorben und ich die regierende Königin von Spanien?“

„So iſt's, Hoheit; Ihr ſeid die gebietende Königin!“ rief die Gräfin mit leuchtenden Augen.

„Wenn ich nur nicht ein ſo ſchlechtes Gedächtniß hätte! Hier, hier unter der Stirn drückt mich ein ſchwarzer Schatten. Aber wenn Philipp ſingt, verſchwindet er allmälig, es wird mir hell und leicht. Vorhin, als er ſang, fiel mir ein, wie ich mit Don Alnavar im Palaſt zu Toledo getanzt. Alles Schöne, was er zu mir geſprochen, hörte ich gleichſam wieder, und es war, als vernehme ich auch die Lieder, die er für mich gedichtet und geſungen.“

„Heil Ew. Hoheit! Ihr werdet noch glückliche Tage erleben! Der Schatten, der Euch quält, wird verſchwinden und nie wieder kehren. — Eure königliche Stiefmutter will morgen abreiſen und wünſcht ſich bei Euch zu beurlauben. Möchte es Euch nicht gefallen, heute mit ihr zu ſpeiſen?“

„Gewiß, ich will ſie gut bewirthen. Beſorge ein gutes Gaſtmahl vom Küchenmeiſter. Und alle Katzen ſollen ihre Staatsroben anlegen und mit an der Tafel ſpeiſen, zu Ehren meiner königlichen Stiefmutter.“

Obgleich der letztere Befehl nicht nach Ineſens Geſchmack war, ſo fühlte ſie ſich doch über das Zugeſtändniß der hohen Frau über alle Maßen glücklich. Denn ſtets hatte Donna Juana mit Heftigkeit abgelehnt, irgend Jemand an ihrem Male theilnehmen zu laſſen. Raſch eilte Ineſe wieder zur Freundin, um dieſer die freudige Mittheilung zu machen. „Ich ſiege über den alten Prieſter!“ rief ſie triumphirend.

Don Nicolo, der Leibarzt der Königin, ein alter, würdiger Herr, und der Beichtvater derſelben, der Prior des Kloſters, wurden ſogleich herbeigerufen und von der Gräfin in Kenntniß geſetzt. Beide verfügten ſich ſofort zur kranken Königin und kehrten nach einer viertelſtündigen Unterredung mit ihr höchſt befriedigt zurück, um Donna Ineſe wegen ihrer Erfolge zu beglückwünſchen. „Jetzt,“ ſagte Don Nicolo, „iſt kein Zweifel mehr. Die hohe Frau wird ganz geneſen. Bereitet ihr noch eine angenehme Ueberraſchung, und ſie iſt ganz geſund.“

Das ganze Schloß war voll Jubel. Die beiden königlichen Kinder eilten zu ihrer Mutter und wurden von ihr geliebkoſt; ſie ließ ſich ſchmücken, doch nur in Trauerkleidern, und bei der Tafel, an welcher der Erzieher und der Hofmeiſter des Prinzen ſowie die Hofdamen der Königinnen und der Prinzeſſin theil nahmen, betrug ſich die Geiſteskranke vernünftiger als lange Zeit und ſprach mehr als je, wenn auch zuweilen ſehr ungereimte Dinge und ſtets beſorgt für ihre prächtig geputzte Katzenfamilie, welche die Ehre der Tafel mit den andern Gäſten theilte.

Alle Anweſenden gaben ſich der ſchönſten Hoffnung in Bezug auf die Königin hin. Ineſe erwartete mit freudebebendem Herzen die Ankunft des Ritters von Süderland.

Der Kämmerer und Bote des Cardinals und Vivian de la Chaux hatten ſich in der Stadt eingelagert, und ihre Anweſenheit erregte den Häuptern der Prinzenpartei in Bezug auf das, was ſie in der nächſten Nacht vor hatten, Beſorgniß. Dieſe wurde durch die Ankunft und Verſicherung Don Hernandez beſchwichtigt, er wolle die beiden Herren auf mehrfache Weiſe zu beſchäftigen und ihre Aufmerkſamkeit von den Verſchwornen abzulenken ſuchen. Von dieſen trafen immer mehr und auch Don Pedro de Giron ein und verſammelten ſich im Schloſſe. Es ging dabei ſtill und heimlich zu. Don Pedro rieth ſogar die heimliche Verſammlung wegen der Anweſenheit der Fremdem auf zu geben, doch wurde er von der Prinzenpartei überſtimmt.

Ineſe de Cardona beobachtete jeden neu ankommenden Reiter mit ſteigender Spannung. Ihre Hand zitterte in Maria de Pacheco's Arm. Sie gingen auf dem Wege, auf welchem der ſehnlichſt Erwartete kommen mußte.

„Endlich!“ rief Ineſe mit einem Jubeltone. „Dort kommen ſie! Er iſt's! Er iſt's! Wir werden ſiegen!“

Drei Reiter nahten, begrüßt von den wehenden Tüchern der beiden Freundinen. Es war der Ritter von Süderland, in einem einfachen, aber koſtbaren und vornehmen ſchwarzen Kleide zu Pferd; Maria von Iſſelſtein in Männerkleidung und Martin ritten auf Mauleſeln. Der Ritter war ernſt, ſchier düſter, doch ſchien ihm die herzliche Theilnahme wohl zu thun, welche ihm die beiden Freundinnen entgegenbrachten. Noch angenehmer ward davon das fromme deutſche Mädchen gerührt, welches dem geliebten Manne aus keinem andern Zwecke gefolgt war, als ihm das ewige Heil der Erlöſung zuzuwenden. Und wenn der Ritter durch nichts für die Pläne der ſchönen Gräfin gewonnen worden wäre, er wäre es ſicherlich durch die Behandlungsweiſe, welche ſie und ihre Freundin ſeiner Geliebten angedeihen ließen. Sie umarmten und küßten das ſchüchterne Mädchen, ſie verſicherten ihr, daß bereits mehre weibliche Anzüge für ſie bereit lägen, mit welchen ſie gewiß zufrieden ſein würde, ſie ſprachen ihr von den angenehmen Tagen, welche ſie ihr bereiten wollten. In ihrer Mitte führten ſie ſie nach dem Schloſſe, während Martin das ledige Maulthier dem Ritter nachführte.

Der Ritter trat mit in die Gemächer der Gräfin; die beiden Marien verfügten ſich in ein Cloſet, wo die Umwandlung der ſchwärmeriſchen Niederländerin ſogleich begann. Martin verweilte im Vorzimmer. Ineſe bereitete ihren Gaſt vor, ihn nach Einnahme einer Erfriſchung ſogleich zur Königin Juana zu führen. Aus den Gemächern derſelben wurden die Concertiſten entfernt, und der junge zum Herzog von Leon beſtimmte Kammerſänger wollte ſich zur Gräfin Cardona verfügen, um weitere Befehle von dieſer ſeiner Beſchützerin entgegen zu nehmen. Im Vorzimmer ſtieß er auf Martin. Die beiden jungen Menſchen maßen ſich mit halb erſtaunten, halb erſchrocknen Blicken; denn ſie hatten einander im Nu erkannt, und keiner war über des Andern Perſon in Zweifel. Zwar waren ſeit ihrem erſten Zuſammentreffen auf dem armſeligen Haſenhof in der Grafſchaft Burgau drei Jahre verfloſſen, und beide waren jetzt füglich nicht mehr Knaben zu nennen, zwar war der Abſtand zwiſchen einem Bauernhauſe in Schwaben, und dem Palaſt der Königin von Spanien in Caſtilien ein wahrhaft fabelhafter und unbegreiflicher, aber die beiden Burſche waren ſo ausgezeichnet in ihrer Geſtalt, die räthſelhaften Flecken in Martins, die von Pockennarben geriſſenen Züge in des Sängers Geſicht, der jetzt Philipp genannt wurde, waren ſo einzig in ihrer Art, daß eine Verwechslung gar nicht denkbar war. Auch war ihr beiderſeitiges ſtaunendes Benehmen für Jeden Zeugniß genug, daß der Andre ihn erkannt habe und für keinen Andern nehme, als er wirklich war.

„Heinz!“ rief endlich Martin mit einem hämiſchen Blick auf den prächtigen Rock des Emporkömmlings. „Wie kommſt du vom Haſenhof hieher? Hat dich das verſoffne Haſenhänslein auch ſchlecht behandelt?“

„Ei nun, ich habe vornehme Bekanntſchaften gemacht, die mich nach Spanien geführt,“ verſetzte der Leinweberſohn aus der Fuggerei in Augsburg, „und hier hab' ich mein Glück durch meine Stimme gemacht. Ich bin Kammerſänger der Königin. Aber wie kommſt du hierher, Martin?“

„Das hab' ich eigentlich dir zu verdanken. Denn nach deiner Angabe habe ich den Feldoberſten von Iſſelſtein, der dich als Roßbuben anwerben wollte, aufgeſucht und habe die dir zugedachte Stelle eingenommen. Der Graf Iſſelſtein aber hat mich dem Ritter von Süderland geſchenkt, und dieſer mich mit nach Spanien genommen.“

„Ich möchte nur wiſſen, ob mein Götti, der Veit Schellenberger, der Reitknecht des Herrn Jakob Fugger in Augsburg, noch lebt,“ ließ ſich der deſignirte Herzog von Leon mit einer gewiſſen täppiſchen Vertraulichkeit vernehmen.

„O darüber kann ich dir Gewißheit geben, du Glückspilz!“ höhnte Martin. „Ich habe vor wenig Monden noch ſein rothes Naſengebirg wie den aufgehenden Vollmond durch die Straßen von Antwerpen leuchten ſehen.“

„Das iſt mir eine große Freude zu hören. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm Nachricht von mir geben könnte?“

„Das weiß ich auch nicht; denn ich gehe mit meinem Ritter in die neue Welt.“

„Höre, du ſollſt heute Abend mein Gaſt ſein,“ ſprach der Kammerſänger großthuend, „ich habe Geld und will dich prächtig tractiren.“

„Wir wollen ſehen,“ entgegnete der Andere. „Da ſollſt du mir deine Schickſale ausführlich erzählen, und ich werde mit den meinigen aufwarten.“ —

In dieſem Augenblick ſchritten der Ritter von Süderland und die Gräfin Cardona durch das Vorzimmer, um ſich zur Königin zu begeben. Auf der Treppe begegnete ihnen Ava. Kaum hatte ſie ihre Augen auf den Ritter geheftet, als ſie einen leiſen Ruf der Freude vernehmen ließ und, die Hände auf der Bruſt kreuzend, ehrerbietig das Knie vor ihm beugte. Von einem lebhaften Gefühle hingeriſſen, legte er, ſich ſelbſt und den Ort vergeſſend, wo er ſich befand, die Hand auf die Stirn der Magd und ſprach in der arabiſchen Mundart der Mauren von Granada: „Allah ſei mit dir, und der Prophet bereite dir eine Stätte im Paradieſe!“

Ineſe erſchrak; denn dicht hinter ihnen ſtanden einige ihr unbekannte Männer und Don Hernandez.

„O Sidi!“ ſagte Ava ehrfurchtsvoll. „Möge dein Gang ein geſegneter ſein! Ich ſehe im Geiſt aber einen Schatten über deine Augen gebreitet und eine bange Ahnung beklemmt mir das Herz.“ —

Ineſe zog den Ritter haſtig fort, damit er nicht fernere unglückweiſſagende Worte vernehme. Sie traten bei der Königin ein.

Die Geiſteskranke ſtand am Fenſter und ſchaute ſtarren Blicks nach der Grabſtätte ihres Gemahls im Kloſter Santa Clara hinüber. Sie wandte ſich nicht nach den Eintretenden um. Ineſe ging in das Nebenzimmer. Der Ritter ſtand nur ein paar Schritte von der Königin. Seine trüben und bekümmerten Augen irrten von der zuſammengeknickten dürftigen Geſtalt der hohen Frau auf die umherliegenden Katzen, die gewiſſermaßen ihr einziger Umgang waren, und ein tiefer, banger Seufzer entquoll unwillkürlich ſeiner beklommenen Bruſt. Auf dieſen Laut wandte ſich die Königin und ſtarrte den Mann mit erſchrockenen Augen an.

„Juana!“ flüſterte er und ſtreckte ihr beide Hände mit dem Ausdrucke tiefſter Wehmuth entgegen.

In dieſem Augenblick ſtieß ſie einen fürchterlichen, ohrzerreißenden, markerſchütternden Schrei aus und hielt die Hände abwehrend vor, indem ſie ſelbſt vor ihm zurückwich. Ihre Augen rollten gräßlich, ihr Geſicht ward erdfahl und zuckte krampfhaft, ihre ganze hinfällige Geſtalt nahm den Ausdruck des größten Entſetzens an. Erſchrocken eilte der Ritter auf ſie los, aber ſie ſchrie in kreiſchenden gräßlichen Tönen: „Sein Geiſt! Sein Geiſt!“ und brach unmittelbar darauf in ein ſchauderhaftes Wuthgeheul aus. Ineſe ſprang herbei, um ſie aufzuklären, aber ſie hörte nicht mehr auf ihre Worte, ſondern warf ſich im wildeſten und tobendſten Ausbruch des Irrſinns zu Boden. Noch nie hatte die Gräfin ſie in ſolchem Zuſtande geſehen; der Wahnwitz ſchlug ſeine ſchwär-

«Ich werde für Euch thun, was in meinen Kräften ſteht, Milord,» verſetzte der Oberkämmerer, und beide ſchieden mit einem Händedrucke voneinander.

III.

«Hick,» ſagte der König zu ſeinem Leibdiener, als Walter Tyrrel ſich entfernt hatte, und Jener den Monarchen auszukleiden im Begriff war, «Hick, haſt du meinen Auftrag ausgerichtet?»

«So iſts, mein gnädiger Herr,» verſetzte der Leibdiener, indem er die Augen mit einem verſchmitzten Ausdrucke nach der Seite drehete.

«Nun laß hören! Wie hat ſich das Mädchen benommen! Wie haſt du ſie gefunden?» rief der König haſtig.

«Euere Augen haben Euch die Wahrheit geſagt. Sir Walter Tyrrel's Tochter iſt das ſchönſte Mädchen, welches jemals über den Kanal nach England gekommen iſt. Sie hat Witz und Verſtand und verdient mehr als irgend eine Andre, die Geliebte eines Königs zu ſein.»

«Eine Perle, ein Diamant!» ſchmunzelte der König. «Ich glaube, Tyrrel, der Schurke hat ſie zeſten Fittiche über ihr zuſammen, und der kühne Verſuch war nicht nur gänzlich misglückt, er hatte ſogar das ſchlimmſte Gegentheil von dem bewirkt, was Ineſe beabſichtigt hatte.

Während die Frauen der Königin ſich, ſo gut es ging, mit ihr beſchäftigten, Andere jammernd und ſchreiend nach dem Leibarzt und dem Beichtvater riefen, und das ganze Schloß in Aufregung und Beſtürzung gerieth, zog ſich der Ritter in größter Betrübniß zurück. Kaum aber hatte er das Periſtyl wieder erreicht, in welches die Thür von Ineſe's Zimmern mündete, als er ſich plötzlich von jenen Männern umgeben ſah, welche vorhin auf der Treppe hinter ihm geſtanden hatten. Der Erſte hielt ihm ein ſchwarzes hölzernes Kreuz, der Andere einen weißen hölzernen Stab, der Dritte ein bloßes Schwert mit den Worten entgegen: „Im Namen des Königs! Ihr ſeid der Gefangene der heiligen Inquiſition!“

Der Ritter erbebte. „Ich bin ein Unterthan des deutſchen Kaiſers,“ ſagte er mit mühſam errungener Faſſung.

„Ihr ſeid in Spanien geboren, ein Unterthan des Königs und reiſet in ſeinem Auftrag. Ihr habt gegen den reinen Glauben gefrevelt. Ergebt Euch ruhig, oder die Gewalt des heiligen Glaubensgerichts, deren Abzeichen Ihr in unſern Händen ſeht, wird Euch zu zwingen wiſſen.“

Schon traten die bewaffneten Häſcher hinzu. Das

Geräuſch und der Wortwechſel hatte die beiden Burſche aus dem Vorzimmer herbeigezogen. Als Martin ſah, was ſich hier begab, lief er erſchrocken, um ſeine Herrin zu holen. Beflügelten Schrittes eilten die beiden Marien herbei. Eben war der Anzug des lieblichen deutſchen Mädchens vollendet, und wie eine reizende Sylphide ſchwebte ſie daher, ein Aller Blicke bezauberndes Weſen. Maria de Pacheco, die leicht erregte Schwärmerin, eben noch verſunken in die ſchöne Geſtalt der neuen Freundin, folgte ihr jetzt, bleich vor Schrecken; denn das Wort „Inquiſition“ war in ihr Ohr gedrungen. Auch Maria von Iſſelſtein kannte die furchtbare Bedeutung dieſes Wortes, und händeringend warf ſich das reizende Kind zu den Füßen der ernſten Männer. „O laßt ihn frei!“ flehete ſie rührend; „laßt ihn mir, ich will ihn zum heiligen Glauben an Chriſtum bekehren. Es iſt mir ja ſchon faſt gelungen. Stört mein frommes Werk nicht! Ich ſchwör' Euch zu, er wird an Chriſtum glauben!“ — Aber durch dieſe ihr von der Angſt ausgepreßten Worte, die einen Stein hätten zum Erbarmen bewegen können, wurde ſie unwillkürlich ſelbſt zur Anklägerin des geliebten Mannes. Die Diener der Inquiſition ſetzten ihrem verzweifelten Flehen nichts als ein kaltes Schweigen entgegen. Der Ritter hauchte ihr, indem er davon geführt wurde, einen ſchmerzlichen Abſchiedsgruß zu, und ohnmächtig ſank die ſchöne Dulderin auf die Steinplatten des Bodens und legte ihr holdes Haupt an eine der Säulen, welche mitleidiger zu ſein ſchien, als die Menſchenherzen. In dieſem Augenblick raſete die wahnſinnige Königin kreiſchend vorüber, und Männer und Frauen hinter ihr, um ſie einzufangen. Die Halle füllte ſich mit Menſchen. Die Königin Germaine befahl weinend und händeringend ihre Equipage, um ſogleich mit dem Infanten und der Infantin, die ſchreiend umher irrten, abzureiſen. In dieſer wilden Verwirrung ſchlichen die Verſchwornen nach ihren Pferden, um das unheimliche Schloß eiligſt zu verlaſſen, und zu Ineſe de Cardona trat der Kämmerer des Cardinals und raunte ihr zu: „Ihr würdet wohl thun, mit der Königin Germaine zu reiſen; denn wenn Ihr morgen noch hier ſeid, ſo muß ich dem mir ſtreng auferlegten Befehl nachkommen, Euch mit Gewalt zu entfernen. Ich weiß Alles, was hier geſchehen iſt und in dieſer Nacht noch geſchehen ſollte. Darum rath' ich Euch ernſtlich: reiſt mit der Königin!“

Ineſe begriff ſogleich, daß dies der beſte Rath ſei, der ihr gegeben werden konnte, zumal Vivian de la Chaux ſich nirgend ſehen ließ. Sie ſuchte Maria de Pacheco auf, und beide brachten die ohnmächtige Maria von Iſſelſtein zu Bett. Ineſe hatte ihre ganze Seelenſtärke wieder. Stolz und kalt ſagte ſie: „Wiederum ſcheint Alles für mich verloren; nur mein Muth iſt es nicht. Ich weiche jetzt der Gewalt der Umſtände, die ſich gegen mich verſchworen. Aber die glückbringende Stunde wird mir doch kommen. Ich überlaſſe dir Ava, wie du gewünſcht, und auch die ſes arme Kind befehl' ich deiner Sorge an. Nimm ſie mit dir nach Toledo und halte ſie wie eine Schweſter. Matty geht mit mir. Ich eile, um in dieſer Nacht noch dies Unglückshaus zu verlaſſen.“ —

Und ſo geſchah es. Ineſe reiſete mit der Königin Germaine, dem Infanten Fernando und der Infantin Katalina ab. Die lebensluſtige Germaine war froh, aus dem düſtern Schloſſe, in welchem der Wahnſinn hauſete, fort zu kommen. Am folgenden Tage verließ Maria de Pacheco Tordeſillas und führte in einer Sänfte die kranke Gräfin von Iſſelſtein mit ſich, welcher Ava einen Heiltrank gereicht hatte. Die beiden Knaben waren verſchwunden; Niemand hatte ſich um ſie bekümmert. — Bald lag das Schloß wieder ſo ſtill und ſchweigend, wie die Todtengruft gegenüber, und in ihrem Gemach hockte die wahnſinnige Königin, eine grauſigere Leiche, als die des Königs Philipp drüben im Kloſter.

Dreizehntes Kapitel.

Nicht ganz ein Jahr nach den eben geſchilderten Begebenheiten verweilte Jakob Fugger in ſeinem prächtigen Schloſſe Fuggerau in Tirol. Der Frühling des Jahres 1517 hatte ihn in die tiroler Berge geführt. Vielleicht war es, ihm ſelber unbewußt, die Sehnſucht nach der Liebe und Pflege ſeiner ihm gar werthen Ziehtochter Sibylle und ihres Ehewirthes, des wackern Junker Bübenhoven, an dem ſeine Seele nicht minder hing. Nach einem Leben von ſo unausgeſetzter und wechſelvoller Thätigkeit, in welchem dem ehrenhaften Leinweber nie Zeit geblieben war, ſich den ſüßen, geiſtigen Genüſſen der Liebe hinzugeben, war endlich in ſeinem Herzen mit dem beginnenden Alter das Bedürfniß danach erwacht und forderte nur um ſo ſtärker Befriedigung. Vielleicht hatte er nie mehr bedauert, daß ihm ſeine Sibylle keine Kinder geboren, als jetzt. Deshalb war er um ſo zärtlicher gegen die Kinder ſeiner Brüder. Unter dieſen waren es aber vorzüglich zwei, an welchen ſein Herz mit den ſtärkſten Banden der Liebe hing, die beiden Geſchwiſterkinder Anton und Sibylle.

Anton Fugger ſtand jetzt im vierundzwanzigſten Lebensjahre und war ſo ganz nach dem Wunſche ſeines Ohms eingeſchlagen, daß er ſich der größten Zufriedenheit deſſelben erfreute. In Anton ſah Jakob gleichſam ſein junges Ebenbild, ſeinen geiſtigen Doppelgänger. Ernſt und ſchweigſam, umſichtig, verſtändig und ununterbrochen thätig in dem großartigen Handesgeſchäft, hatte ſich der Neffe auch die Einfachheit und den rechtlichen Sinn des Ohms bewahrt; ja, zur größten Freude deſſelben hatte er ſich, ganz aus eignem Antriebe, doch noch in die Zunft der Leinweber einſchreiben laſſen, und liebte es, gleich dem Alten, ſich einen augsburger Leinweber zu nennen. Jakob hatte ihm dafür den Wellenhof geſchenkt. Und auch darin war Anton dem Ohm ähnlich, er fand weder an Gelagen und Tänzen, noch an ritterlichem Spiel und Kurzweil, noch an Frauenminne und Gunſt Gefallen. Er lebte und webte nur im Geſchäft und hatte demſelben bereits einen neuen und noch glänzendern Aufſchwung gegeben. Auch war er in der That jetzt das Haupt deſſelben, wenn auch noch nicht dem Namen nach. Jakob überließ ihm faſt ganz die Leitung der Hauptzweige. Wenn ihn der Ohm aber freundlich lächelnd erinnerte, er möge ſich doch nun auch nach einer Ehewirthin unter den Töchtern der Stadt umſehen, da entgegnete Anton ganz ſo, wie es einſt Jakob gethan hatte, dazu habe er noch lange Zeit. Erſt ſeien von ihm weit wichtigere und nöthigere Dinge zu verrichten. Und dieſe Antwort gefiel dem Alten abſonderlich, ſo wenig er ſich's auch merken ließ, und ſo ſehr er auch in Worten den Neffen darum tadelte. Gar gern hätte er Kinder ſeines Anton begrüßt, aber die Weigerung deſſelben war ihm doch lieber. — Hatte doch ſeine ſanfte, ſtille, beſcheidene Sibylle ihren Marr ſchon mit drei Kindern beſchenkt, mit zwei Knaben und einer Tochter, und Jakob liebte dieſe Sproſſen, die luſtig in Tirols geſunder Bergluft aufblüheten, als ſeine Enkel. In Sibylle's Haus gefiel's dem alten Herrn am beſten. Der ſtille Friede einer thätigen, gemüthlichen Weiblichkeit verjüngte ihn gleichſam, und Bübenhovens treue, ſorgſame Geſchäftigkeit beim Bergweſen verklärte den hereinbrechenden Abend ſeines Lebens mit freundlichen Sonnenſtrahlen. Denn wie ſehr auch Jakob dem Handelsgeſchäft mit Eifer obgelegen, das zärtlich gepflegte Kind ſeiner Liebe war und blieb doch der Bergbau. Und deshalb hatte er auch den geliebten Marr zum Leiter und Aufſeher der tiroler Silberbergwerke beſtellt. Bübenhoven aber, als Mann in ſein ſchönes Vaterland zurückgekehrt, das er als Knabe hatte verlaſſen müſſen, ſchien in der Mitte der grünen Berge ſein Jünglingsalter, das er in dem flachen Brabant verlebt, noch einmal zu gewinnen, gleichſam als müſſe er der Heimat die ganze Summe ſeines Lebens abtragen und die ihr verloren gegangenen Jahre nachholen. Die krankhafte, weichliche Schwärmerei ſeiner Jugend hatte ihn verlaſſen; das reine, tiefe, empfängliche Gemüth, durch Arbeit gekräftigt, durch den

Segen der Häuslichkeit gehoben, war ihm geblieben. Nie hatte er etwas mit größerer Luſt und Liebe getrieben, als den Bergbau in den vaterländiſchen Bergen. Er war wie zum Bergmann geſchaffen, und ſeit er an der Spitze des Fuggerſchen Bergweſens ſtand, hatte ſich der Betrieb der Gruben ſchon verdreifacht. Zwar hatte er ſeinen Wohnſitz im Schloſſe Fuggerau, doch beſaß er auch ein eignes Haus in Hall, welches er im Winter bewohnte, wo er der Hauptſtadt und den Bergwerken nahe war. — Durfte man ſich verwundern, daß Jakob Fugger am liebſten in Bübenhovens Familie verweilte?

Raimund Fugger war dem alten Herrn zu vornehm, zu pracht- und vergnügungsſüchtig. Seit er mit ſeiner Katharina ein eignes Haus in Augsburg machte, waren ſeine hochadligen Liebhabereien und Neigungen nur noch ſtärker hervorgetreten, und er war der Repräſentant des Fuggerſchen Hauſes nach dieſer Richtung hin. Die weltlichen und geiſtlichen Fürſten aus der Nachbarſchaft Augsburgs und was ſonſt vornehm und ritterlich war von Einheimiſchen und von fremden Gäſten ging bei ihm ein und aus und fand einen Platz an ſeinem reichbeſetzten Tiſche. Er beſaß große Güter, ſein Stall beherbergte die koſtbarſten Pferde, ſein Falkenier durfte ſich rühmen, Jagdvögel zu ätzen, wie ſie der Kaiſer ſelbſt nicht beſaß, und ſeine Hunde waren nicht minder berühmt. Zwar entzog er ſich der Handelſchaft keineswegs, aber er trieb ſie in der vornehmen Weiſe der fürſtlichen Handelsherren zu Florenz, Venedig, Genua, Gent und Antwerpen. Vorzüglich hatte er ſich einen eigenthümlichen Handelszweig geſchaffen, der vor ihm noch nicht, wenigſtens nicht in dieſer Ausdehnung, beſtanden hatte; es war der Handel mit Kunſtgegenſtänden. Gemälde, Bilderſchnitzereien, geſchnittene Steine, Münzen, ciſelirte Arbeiten gingen durch ſeine Hand; die Künſtler fanden an ihm ſtets einen Käufer, und Fürſten und Herren waren ſeine Kunden. Die berühmten Gemälde Albrecht Dürers zu Nürnberg, der eben in ſeiner vollen ſchöpferiſchen Kraft ſtand, die Hans Holbeins in Baſel, der zu jener Zeit die Aufmerkſamkeit der Kunſtkenner auf ſich zu ziehen begann, ja ſogar mehre Werke Lucas Kranachs in Wittenberg waren eine Zeit lang Eigenthum Raimund Fuggers; die Goldſchmiede und Steinſchneider Augsburgs, Regensburgs und Nürnbergs hatten gleichſam ihre Niederlagen bei ihm. Er machte behufs dieſes Handelszweigs bedeutende Reiſen nach Italien und ſtand mit faſt allen großen Künſtlern ſeiner Zeit in perſönlichem Verkehr.

Alle dieſe Dinge ſagten aber ſeinem Ohm nicht ſonderlich zu, und man ſah deshalb den Alten wenig in Raimunds Hauſe.

Mit ſeinem Neffen Ulrich hatte Jakob noch weniger Glück. Wenn beide auch nicht in offener Feindſchaft miteinander lebten, ſo waren ihre Anſichten und Grundſätze doch ſo himmelweit verſchieden, und liefen geradezu in entgegengeſetzter Richtung, daß Ohm und Neffe unmöglich lange auch nur ſcheinbar gute Freunde bleiben konnten. Ulrich hatte ſich im Jahre 1516 auf den Wunſch ſeiner Mutter mit jener Veronica Gaßner, der Tochter eines der vornehmſten und reichſten Häuſer Augsburgs, mit der er ſchon einige Jahre Umgang gepflogen, vermählt und ein beträchtliches Rittergut bei Schwaz in der Grafſchaft Tirol gekauft. Sein Ohm hoffte von dieſen Schritten, der „tolle Gauch" werde nun zu Verſtand gekommen ſein. Aber ſehr bald und ſchier nur einige Wochen ſpäter mußte Herr Jakob zu ſeiner Betrübniß erfahren, wie weit Ulrich von dieſem Verſtand in ſeinem Sinne entfernt war, und wie eigentlich gar nicht darauf zu rechnen ſei, daß er ihn jemals erlangen werde.

Gleichzeitig mit dem Aufruhr des armen Konrad in Würtemberg und dem blutigen Aufſtand der Leibeignen in Ungarn zeigten ſich auch bedenkliche Volksbewegungen in der windiſchen Mark. In dieſen von Schönheit und Reichthum überſchütteten Gebirgsländern in den prächtigen krainiſchen und kärnthneriſchen Alpen, in der Steiermark, voll himmelhoher, üppiger Berge, lieblicher Thäler und fruchtbarer Ebenen lebte ein genügſames, beſcheidenes, aber freies Völkchen, zum größten Theil aus Slaven aus dem Volksſtamme der Wenden beſtehend, und daher der Name des wendiſchen oder windiſchen Landes, wie man Steier und Kärnthen vorzüglich benannte, aber auch ſtark mit ächt deutſcher Bevölkerung gemiſcht. Sie machten ein eignes Herzogthum aus, und die windiſchen Bauern hatten bis jetzt vor mir in der Normandie verborgen. Er hütet ſich auch nur ein Wort von ihr bei mir zu ſprechen.»

«Ich glaube, Ihr thut ihm Unrecht, gnädiger Herr. Sir Tyrrel hatte eine alte Großtante und noch andre Verwandte in Mans und der Umgegend, welche Vaſallen des Lords von Mans ſind, und die er nicht wieder geſehen, ſeit er mit Euerm Herrn, Vater vor dreißig Jahren über den Kanal kam und die Schlacht bei Haſtings ſchlug. Seine Frau ſtarb ohne ihr Geburtsland wieder geſehen zu haben. Sir Tyrrel wurde durch den Dienſt bei Euch an England gefeſſelt, und ſo ſchickte er der Großtante ſeine in England geborne älteſte Tochter. Alce Tyrrel iſt in Mans erzogen, und bis zum Tod der Großtante dort geblieben, nun aber ins Vaterhaus zurückgekehrt.»

«Gut, gut,» ſagte der König, «ſo iſt ſie hier ohne Bekanntſchaft, und eh einer von den naſeweiſen Burſchen meines Hofes ſein lüſternes Auge auf ſie wirft, muß ich die köſtliche Blume bereits gepflückt haben. Wie haſt du's aber angefangen, um ſie zu einem Stelldichein auf dieſen Abend zu bereden?»

«Ich ging zu ihr, als Sir Walter eben bei Euch das uralte Recht, ihrem Herzog die Lehen mit einer ſehr charakteriſtiſchen Feier ſelbſt zu übertragen. Ein Bauer gab dabei dem in Bauernkleidern vor den verſammelten Bauern erſcheinenden Herzog, der ihnen ſchwören mußte, ihre Freiheiten und Rechte heilig zu halten, den bezeichnenden Backenſtreich. Geſetz und Glauben gingen dieſen einfachen, arbeitfröhlichen, treuen Menſchen über Alles. Geiſtlichkeit und Adel wurden von ihnen ſchier abgöttiſch verehrt, und Geiſtlichkeit und Adel misbrauchten ihren Einfluß auf dieſe Gebirgsbewohner, wie ſie ihn immer gemisbraucht haben, um ſie ſchmählich zu bedrücken und auszuſaugen. Als Kaiſer Friedrich III. ihr Herzog wurde, erklärte er ſtolz, daß es ihm nicht anſtändig ſei, im Bauernkleid vor den windiſchen Bauern aufzuziehen und von einem Bauer mittels eines Backenſtreichs die herzogliche Gewalt in Kärnthen zu empfangen, und ſchaffte den alten ehrwürdigen Gebrauch der Belehnung ab; er mußte aber den Bauern verbriefen, daß es ihnen und ihren Nachkommen keinen Schaden an ihren alten Freiheiten und Herkommen bringen ſolle. König Maximilian, in ſeiner Jugend ein Freund des gemeinen Mannes, verſprach den alten Gebrauch der Belehnung durch die Bauern wieder aufzurichten, aber er hielt nicht Wort, wie überhaupt ſein ſpäteres Leben nicht hielt, was ſeine Jugend verſprochen hatte. Und ſo war denn unter ſeiner Regierung in dieſem ſeinen Erbland die Bedrückung der Bauern durch die weltlichen und geiſtlichen Herrn bis zum Unerträglichen geſteigert, zumal Maximilians thörichter Krieg mit Venedig wegen der Durchzüge durch ihr Land, Türkeneinfälle, Miswachs und Erdbeben ſie ſehr erſchöpft hatten. Seit funfzig Jahren war dieſes Land ſiebenundzwanzig Mal vom grauſamen Säbel der Osmanen überfallen worden und hatte an zweimalhunderttauſend Menſchen auf gewaltſame Weiſe verloren, ohne den ungeheuren Raub an öffentlichem und Privateigenthum. Die Bauern waren bis zur tiefſten Armuth herabgebracht; Verzweiflung und der neue Geiſt des Jahrhunderts hatten ihnen ſchon 1503 gleichzeitig mit der Entſtehung des Bundſchuhs im Buchrain die Waffe der Empörung in die Hand gegeben, aber ſie war ihnen ſchnell wieder entriſſen worden. Die Bedrückungen nahmen zu, der Krieg mit Venedig ſtürzte die Bewohner der windiſchen Mark in neues Elend. Dazu that 1509 ein Erdbeben großen Schaden, und ein darauf folgendes großes Sterben raffte die Blüthe des Landvolks hinweg. Und immer ſchlimmere Leiden ſuchten das ſchöne Gebirgsland heim. Im Frühling 1511 verwüſteten es neue Erdbeben, und im Sommer fielen die Türken wieder verwüſtend ein und ſchleppten einen großen Theil der Bevölkerung in die Sklaverei fort. Und all' dieſer Noth ungeachtet fuhren die Herren doch fort, das Landvolk bis aufs Blut zu ſchinden, und der Kaiſer wußte nichts davon oder wollte nichts wiſſen. Er hatte ja nur Sinn für ſeine abenteuerlichen Kriege mit Venedig und Frankreich. Da erhoben ſich die unglücklichen windiſchen Bauern

1513 zum zweiten Mal zu offenem Widerſtand, aber auch dieſer wurde ſchnell unterdrückt. Die Bewegung dauerte im folgenden Jahre fort, das in Bezug auf die Volksempörung ſo merkwürdig war. Aber aus den ſteieriſchen Alpen erſchallten wenig ſichere Nachr[illegible] in die übrigen deutſchen Länder. Der einheimiſche [illegible] und die kaiſerlichen Amtleute vereinigten ſich nun, den Uebermuth des Bauern zu brechen und ihm [illegible] Gebiß anzulegen, wie ſie ſich ſcherzweiſe ausdrückten. Die Unglücklichen ſollten zu neuen ſchweren Abgaben gezwungen werden. Namentlich wurde eine große Landſteuer ausgeſchrieben, mittels welcher die grauſamen Dränger große Summen zu erpreſſen gedachten, und zwar Alles im Namen des Kaiſers, als begehre dieſer ſolche Schatzung für ſeine Kaſſen. Die deutſche Bevölkerung in Mittelkrain that ſich dagegen zuſammen, um ſich in ſolcher Bedrängniß gemeinſchaftlich zu berathen. Bald traten aus allen Theilen des Landes Bauern zu ihnen und ſtrömten haufenweiſe bei dem Städtchen Rain, da, wo die Gurk ſich in die Sau ergießt, zuſammen und beriethen ſich, wie ſie ſich ihres großen Jammers erledigen und wieder zu ihren alten Freiheiten gelangen könnten. Der Beſchluß ward gefaßt, ihr altes Recht auf dem Rechtswege zu ſuchen, und ſie ſandten Boten an die kaiſerlichen Amtleute und begehrten ihre „alte Gerechtigkeit“ zurück. Aber die ergrimmten Herren warfen die Sprecher ins Gefängniß und ließen ſie als Verbrecher hinrichten, in der thörichten Meinung, damit den

Trotz der Bauern zu brechen und zum Zahlen der neuen Steuer geneigt zu machen. Verzweiflung ward dem Volke für Hochmuth, das Beanſpruchen ſeiner alten Rechte für ſündhaften Frevel ausgelegt. Das unſchuldig vergoſſene Blut ſchrie um [illegible]e und rief die glimmenden Funken der Empörung [illegible] ganzen Gebirg zu hellen Flammen. Vögte, Amtleute und Edelleute wurden erſchlagen, achtzigtauſend Bauern ſtanden bald in Waffen und bildeten einen großen windiſchen Bund zum Krieg gegen das Herrenthum, und ſie nannten dieſen Krieg Stora brauda, zu deutſch: die alte Gerechtigkeit.

Das verſammelte Bauernheer ſtellte nun noch einmal an die kaiſerlichen Amtleute die Frage: ob ſie die armen Leute bei ihrem alten Herkommen wollten verbleiben laſſen? Dieſe antworteten: ihr Begehren müſſe vor dem Kaiſer gebracht werden. Darauf ſetzten die Bauern einen Brief an den Kaiſer auf, worin ſie klagten, daß die kaiſerlichen Amtleute ihre Gewalt misbrauchend den armen Mann in ſeiner Majeſtät Namen unleidlich geſchätzt, beſchwert und mishandelt, „ſchier bis auf das Bein genagt.“ Sie aber verſähen ſich, daß ſeine Majeſtät dieſer Unbilden kein Wiſſen trüge, geſchweige, daß es auf dero Befehl und Geheiß geſchehen ſein ſollte.

Aber auch die edlen Herren beſchickten ihrerſeits den Kaiſer und riefen ſeine Hülfe wider den hochmüthigen Trotz und die frevelhafte Empörung des Bauernhaufens an. Der Kaiſer hielt ſich gerade zu Augsburg auf, um das Geld zu ſeiner Zuſammenkunft [illegible] Königen von Ungarn und Polen und zu der ſelt[illegible]rhochzeit, die nachher in Wien ausgeführt wurde, [illegible]mmen zu bringen, und beide, die Boten der [illegible]n und die der Herren, kamen hieher, um ihm i[illegible]rſtellungen zu machen. Das Erſcheinen dieſer unge[illegible] Geſandtſchaften machte in der Sta[illegible]emeines Au[illegible]n. Durch ſie erfuhr man erſt ausfübr[illegible] was in der windiſchen Mark geſchehen war. Die Bauern erzählten ſchlicht ihre Noth und Drangſal, die Herren ſchilderten die fluchwürdige Empörung des Volks mit den ſchwärzeſten Farben. So bildeten ſich denn ſchnell, noch ehe die Boten vom Kaiſer anhört wurden, zwei Parteien in der Stadt, eine große aus den reichſten und vornehmſten Geſchlechtern, die alles gut hieß, was der Kaiſer that, und die von ſeiner zeitherigen Handlungsweiſe ſchließend mit Gewißheit vorausſetzte, er werde ein Heer in die Krainer Alpen ſchicken und die aufrühreriſchen Bauern auseinander jagen und an Leib und Gut ſtrafen laſſen; und eine kleine, welche, der Stimme des Rechts, der Billigkeit und der Vernunft Gehör gebend, die Sache der Bauern in Schutz nahm. Es waren dies meiſt junge Leute, Bürgerſöhne und unter ihnen manche aus angeſehnen und reichen Häuſern. Ein vorzügliches Glied dieſer Partei war Ulrich Fugger, während ſein Ohm Jakob und ſeine Vettern Raimund und Anton ſich auf die Seite der Herren ſtellten. Es wurde viel hin und her geſtritten, bis der Tag kam, an welchem [illegible] Kaiſer die beiderſeitigen Boten zuſammen vor ſich [illegible] ließ und ſie einander gegenüber ſtellte. Nun ſah hier der Kaiſer eine ihm willkommne Gelegenheit, den Uebermuth ſeines erbländiſchen Adels und die freche Willkür [illegible] Amtleute, die ihm ſchon lang zuwider geweſen, im Intereſſe ſeiner fürſtlichen Macht zu dämpfen; vielleicht beg[illegible] auch endlich das himmelſchreiende Unrecht, wel[illegible] den Bauern angethan worden, und erinnerte ſich noch einmal der löblichen Vorſätze ſeiner Jugend. Genug, er hörte mit Theilnahme die Klagen der Bauern an, er ſprach ihnen Muth zu, nichts zu verſchweigen, und redete dann in Beiſein der Bauern die Geſandten des Adels aufs ſchärfſte an und drohete ihnen mit ſeinem ganzen Zorn, wenn ſie fortführen den gemeinen Mann in ſeinem Namen alſo zu bedrängen. Dann wandte er ſich den Bauern freundlich zu und ermahnte ſie zum Gehorſam gegen ſeinen Befehl: dieſer aber beſtand darin, daß ſie aus dem Feldlager gehen und in ihre Häuſer, zu ihrer Arbeit zurückkehren ſollten. Er verſprach ihnen, wenn ſie Frieden und Ruhe hielten, werde er nicht dulden, daß ſie von ſeinen Amtsleuten ferner in ihren alten Gerechtigkeiten gekränkt und mit unbilligen Neuerungen beſchwert würden.

Dieſer Beſcheid des Kaiſers machte in Augsburg großes Aufſehen. Die kleinere Partei jubelte dem Kaiſer Beifall, die große lobte ihn mit kühlen Worten. Ulrich Fugger, der ſich mit den Abgeordneten der Bauern befreundet und ſie in ſein Haus eingeladen hatte, ſchwieg und äußerte nur zu einigen ſeiner vertrauteſten Freunde, er traue den ſchönen Worten des Kaiſers nicht. Verſprechen und Halten ſei bei ſeiner Majeſtät ſtets zweierlei Ding, und ſeine Kunſt ſei es im[illegible] geweſen, ſchöne herzliche Reden zu halten, dem Volke mit aufgeputzten Worten allerlei ſchimmernde Hoffnungen zu machen, ſich an dem dadurch erregten wohlfeilen Beifallsſturm zu weiden und hinterdrein gar nichts zu thun, oder gerade zu das Gegentheil von ſeinen Verſprechungen. Deshalb müſſe man auch jetzt die Thaten des Kaiſer abwarten. Ulrichs Aeußerungen verbreiteten ſich im Stillen und kamen auch ſeinem Ohm zu Ohren, der darüber nicht wenig erbittert wurde.

Die Botſchaft des Kaiſers an das windiſche Bauernheer erregte die größte Freude im Volke; im feſten Vertrauen auf das kaiſerliche Verſprechen der gnädigen Abhülfe ihrer Noth, gingen die bewaffneten Haufen auseinander. Und wie Recht hatte Ulrich Fugger! Der Kaiſer ritt jetzt wieder ſein altes Steckenpferd, die Ländervergrößerung ſeines Hauſes; die Verbindung ſeiner Enkel mit den ungariſchen Königskindern nahm ihn ſo in Anſpruch, daß er der armen Bauern in den ſteieriſchen Alpen nicht mehr gedachte. Der dortige Adel und die Amtleute kannten ihn beſſer, als die dummen Bauern. Kaum waren dieſe friedlich in ihre Hütten zurückgekehrt, als die unerhörteſten Mißhandlungen und die gräßlichſten Grauſamkeiten an ihnen verübt wurden. Die bübiſche Tücke des Adels, die rachſüchtige Bosheit der Amtleute, unterſtützt von der in ihren Schwelgereien geſtörten Kleriſei vereinigten ſich zu ſcheuslichen Thaten; wie eine Heerde blutgieriger Wölfe in die Hürde bricht und die Schafe mordet, ſo fielen ſie in die Hütten des Volks, raubten, plünderten, ſchändeten, mordeten, quälten mit grauſamen Martern, ſengten und brannten. Der Kaiſer feierte derweil in Wien prunkvolle Feſte und hielt ſeine ſchöne Rede an die Könige von Ungarn und Polen und deren Räthe. Der windiſche Bauer war verlaſſen und verrathen, und der Wuth ſeiner Würger preis gegeben. Der geſetzte Widerſtand des Volks ſchlug nun ſelbſt in die Wuth eines muthwillig gereizten Raubthieres um. Mord und Verderben der kaiſerlichen Amtleute und der adligen Herren ward die Looſung des windiſchen Bauernbundes. In den drei Ländern Steier, Kärnthen und Krain zogen die bewaffneten Bauernhaufen umher, erſtiegen die Schlöſſer und verbrannten ſie und ſchlugen todt, was einen adeligen Namen trug. Die Kunde von dieſen furchtbaren Gräueln erſchallte durch alle deutſchen Gauen und brachte eine ungemeine Aufregung hervor.

Zu derſelben Zeit erfuhr Jakob Fugger, daß ſein Neffe Ulrich von Schwaz in Tyrol, wohin er ſich begeben, geheime Boten in das benachbarte Kärnthnerland geſchickt und andre von dort empfangen habe. Es konnte bald kein Geheimniß mehr ſein, daß der reizbare Ulrich in Verbindung mit den aufrühreriſchen Bauern ſtand und ſie mit Geldmitteln unterſtützte. Schon lange war dem alten Herrn der Umgang anſtößig geweſen, welchen ſein heißblütiger Neffe mit jener ihm verhaßten Malersfrau in der Fuggerei, die ihm ſchon ſo vielen Verdruß gemacht, unterhielt, und wenn dies gleich ſo heimlich als möglich geſchah, ſo verſchmähete es doch Jakob nicht, ſowohl ſeinen Neffen, als auch Frau Eleonoren van der Voort mit Spähern und Aufpaſſern zu umgeben, die ihm getreulich über die öftern Zuſammenkünfte dieſer Beiden berichteten. Frau Eleonore hatte wieder einen großen Vorrath von kleinen Heiligenbildern angefertigt, und war damit nach Tyrol gereiſt, angeblich um ſie zu vertreiben. Sie war in Hall und Schwaz geſehen worden, und es gelang Herrn Jakob auszukundſchaften, daß ein Mann mit ſolchen Bildern über die Berge hinüber nach Kärnthen gegangen war, und ſeit dieſer Zeit war jede Spur von der gefährlichen Frau in Tyrol verſchwunden. Es blieb kaum ein Zweifel übrig, daß ſie in Männerkleidung einen Boten Ulrichs an die windiſchen Bauern abgegeben hatte, und der Bilderhandel nur Vorwand und Deckmantel ihres wahren Treibens war. Dies wurde um ſo wahrſcheinlicher, da Raimund Fugger, für den ſie ſchon einige Beſtellungen gut ausgeführt, wieder mehre Bilder bei ihr beſtellt hatte, die, obgleich ſie damit einen weit größern Gewinn erzielen konnte, als mit dem ärmlichen Handel mit Heiligenbildchen, gar nicht einmal von ihr in Angriff genommen worden waren.

Jakob hielt es für eine Gewiſſensſache, ſeinen gottvergeßnen Neffen noch einmal nachdrücklich zu warnen, aber ihre Unterredung hatte keine andre Folge, als daß Ulrich ſich von dem fuggerſchen Hauptgeſchäfte trennte und ſein eigenes Geſchäft begründete. Er trieb nicht nur Handel, ſondern er pachtete auch ein Silberbergwerk von der kaiſerlichen Kammer in der Nähe von Schwaz, und beide kamen in keine Berührung mehr mit einander. Doch machte es Jakob den größten Kummer, daß ein Fugger, ein Sohn ſeines eignen Bruders, alſo feindſelig gegen den Kaiſer, gegen die Prieſter, gegen Geſetz und Ordnung geſinnt war und ſich ſogar herbei ließ, aufrühreriſche Bauern zu unterſtützen.

Der Kaiſer ſah der tollen Wirthſchaft in der Steiermark unthätig zu; es ſchien ihm recht zu ſein, daß die Bauern die ſchuldigen Edelleute todt ſchlugen. Er zog zu Anfang des Jahrs 1516 mit einem Herre nach Italien, um ſich mit dem jungen Könige von Frankreich zu meſſen und die Franzoſen wieder aus Mailand zu verjagen. Aber er kehrte ſchnell unverrichteter Sache wieder nach Inſpruck zurück, und nun erſt dachte er daran, dem blutigen Unfug und dem tollen Uebermuth der krainer Bauern ein Ende zu machen. Und in der That waren dieſe übermüthig geworden. Da ſie nirgends kräftigen Widerſtand fanden, ſo begnügten ſie ſich nicht damit, die Schuldigen unter dem Adel zu ſtrafen, ſondern ſie griffen immer weiter und übten gegen Jedermann eine unerträgliche war, und that, als ob ich denſelben ſuchte. Als ich nun allein mit ihr war, ſagte ich ihr heimlich: Ein junger Mann von gutem Stande ſehne ſich ſehr dieſen Abend ein Stündchen mit ihr zu verkoſen Er ſei von ihren Reizen ganz eingenommen, und hoffe ihr die beſten Beweiſe zu geben, wie redlich er es mit ihr meine. Sie lachte ganz ſchalkhaft dazu, und erwiederte mir: ſie ahne ſchon, wer der vornehme junge Mann ſei. Darauf bat ich ſie, mir Zeit und Ort zu beſtimmen, wann und wo der Glückliche ſie finden ſolle, und ſie nannte die Teraſſe im Schloßgarten und die zehnte Stunde Dann werde ihr Vater ſchlafen und ſie ungehindert und unbemerkt das Haus verlaſſen können.»

«Gut, mein Junge! Sehr vortrefflich!» rief der König jubelnd aus. «Nun lege mir meinen alten Jagdrock an, wirf mir deinen eignen Mantel um, und ſetze mir den Hut eines Trabanten auf den Kopf. Es iſt Nacht, und ſie wird mich nicht an den rothen Haaren erkennen.»

«Ich will Euch ſo unkenntlich, als möglich machen,» ſagte der Diener und kleidete den König an.

«Es iſt zehn Uhr nach meiner Waſſeruhr,» ſagte Wilhelm, «und der Wächter wird die Stunde gleich

Tyrannei. Das ganze ſchöne Land ging mit Rieſenſchritten ſeinem Verderben entgegen. Bis an das adriatiſche Meer hinab waren alle Bande der Ordnung und geſetzlichen Zucht gelöſt. Die Bauern wirthſchafteten überall auf die greuligſte Weiſe und vernachläßigten alle Arbeit, ſo daß die Aecker brach lagen und ein allgemeiner Mangel der entbehrlichſten Nahrungsmittel drohete. In Steier und Kärnthen hatte ſich der Aufſtand allmälig von ſelbſt gelegt, in Krain wüthete er dagen um deſto ſchlimmer. Der Kaiſer ließ in Kärnthen zu Villach, Freiſach und Klagenfurt Landsknechte werben und gab dem Landeshauptmann in Steier, dem ihm befreundeten Siegmund von Dietrichſtein, den Oberbefehl über das zuſammengebrachte Heer. Erſt wurden aber die Bauern vor die kaiſerlichen Commiſſarien geladen, und als ſie nicht erſchienen und, der frühern Täuſchung eingedenk, jede gütliche Weiſung verſchmäheten, überfiel Dietrichſtein die Sorgloſen zu Michaelis und richtete ein großes Blutbad unter den Flüchtigen an. Alle wurden erſchlagen, welche die Kaiſerlichen erreichten, und wer ſich von den Aufrühreriſchen ſpäter im Lande betreten ließ, wurde gehenkt oder geſpießt oder geviertheilt. Es war ein allgemeines Bauernabſchlachten im Lande. Denen, welche entwichen, wurde alles Eigenthum genommen und ihre Häuſer niedergebrannt. Was am Leben und im Lande blieb, wurde gebrandſchatzt, ja die Rache der Edelleute ging ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt ſchadeten, indem das Land verödete und verdarb. Die alten Bauernrechte gingen für immer verloren. Eh das Jahr 1517 anbrach, war Krain beruhigt; Steier und Kärnthen waren ſchon früher mit minder kräftigen Maßregeln zum Gehorſam zurückgebracht worden. So hielt der ritterliche Kaiſer Maximilian den windiſchen Bauern ſein Wort. Jakob Fugger nannte das göttliche Gerechtigkeit, Ulrich Fugger himmelſchreienden Treubruch und gottloſe Menſchenſchlächterei.

Im Spätherbſt war Frau Eleonore wieder in ihrem Häuschen in der Fuggerei eingewandert.

Als Jakob am 3. März 1517 ſeinen achtundfünfzigſten Geburtstag feierte, waren alle lebenden Glieder des Fuggerſchen Hauſes um ihn verſammelt, außer Ulrich, obgleich er in Augsburg zugegen war. Dieſer ſah alſo die ganze Feier für eine Demoſtration gegen ſich an, doch ließ er ſich keine Aeußerung gegen den Ohm zu Schulden kommen, die ihm irgend als Ausbruch von Erbitterung hätte gedeutet werden können.

Jakob reiſete bald darauf mit der Bübenhovenſchen Familie nach Tyrol, um in ihrem Schooſe den Frühling zu verleben.

Vierzehntes Kapitel.

Im Schloß Fuggerau waren Gäſte von ausgezeichnetem Namen. Von ſeinem Schloſſe Mindelheim in Oberſchwaben war der berühmte Feldhauptmann des Kaiſers Georg von Frundsberg nach Tyrol gekommen, um dem Kaiſer aufzuwarten. Denn vor Kurzem erſt war er nach der ruhmvollen Vertheidigung Veronas gegen die Venetianer und Franzoſen und nach Uebergabe der Stadt durch den Vertrag, welchen der junge König Karl von Spanien mit dem König Franz von Frankreich geſchloſſen, ins Vaterland heimgekehrt, das er faſt vier Jahre lang nicht geſehen hatte. Nachdem er jetzt vom Kaiſer in Inſpruck gnädig entlaſſen und zum Feldhauptmann von Tyrol ernannt worden war, konnte er ſich nicht verſagen, dem berühmten Jakob Fugger einen Beſuch auf dem neuen Schloſſe zu machen, zumal Frundsberg einem edlen tyroler Geſchlecht entſtammte, dem die reichen Silberbergwerke bei Schwaz, die jetzt Fugger in Pacht hatte, eigenthümlich gehört hatten. Der tapfre Feldhauptmann, im Verein mit ſeinem Kaiſer der Schöpfer der Landsknechte und der neuen Kriegskunſt, ſtand in der vollſten Blüthe ſeiner Mannskraft, im 44ſten Lebensjahre, ein Rieſe an Leibesgeſtalt und mit der entſprechenden, ſelbſt in jenen Tagen ungewöhnlichen Stärke verſehen.

Von Nürnberg waren nicht minder berühmte Männer gekommen, der gelehrte Rathsherr und kaiſerliche Rath Willibald Pirkheimer, vor achtzehn Jahren Kampfgenoſſe Georgs von Frundsberg im unglücklichen Kriege Maximilians gegen die Schweizer. Denn Pirkheimer war vom Senat der Stadt Nürnberg mit der Anführung des Kriegsvolks betraut worden, welches die freie Stadt dem ſchwäbiſchen Bunde ſtellte, deſſen Hauptmann Frundsbergs Vater war. Pirkheimer war nachher der Geſchichtſchreiber dieſes Kriegs geworden und hatte ſich dadurch und durch ſeine eifrige Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften des Kaiſers hohe Gnade erworben. Jetzt war er 47 Jahre alt, ein ſtattlicher Patrizier und feiner Weltmann. Sein Begleiter war ſein wackrer Freund, der Maler Albrecht Dürer, nur ein Jahr jünger als Pirkheimer, eine der edelſten und kräftigſten Männergeſtalten. Von Augsburg endlich war Konrad Peutinger, der gelehrte und treffliche Stadtſchreiber ſeiner Vaterſtadt, angelangt. Peutinger und Pirkheimer waren durch gemeinſame Studien aufs Innigſte befreundet. Und auch gelehrte Angelegenheiten hatten ſie nach Fuggerau geführt, höflichſt eingeladen von Herrn Jakob Fugger. Dieſer hatte nämlich ſeine nicht unbedeutende Bibliothek von Augsburg nach Fuggerau ſchaffen und durch Pirkheimer und Peutinger in Nürnberg und Augsburg, durch Konrad Celtes, den gelehrten Freund dieſer Männer, in Wien beträchtliche Bücherankäufe machen laſſen, um einen großen Saal des neuen Schloſſes damit zu ſchmücken. Denn wenn Jakob Fugger auch ſelbſt kein Gelehrter war, ſo hatte er doch eine große Leidenſchaft für Bücher und andre wiſſenſchaftliche Werke und eine ſtarke Zuneigung für Gelehrte, Dichter und Künſtler und glich auch in dieſer Beziehung ſeinem kaiſerlichen Freunde. Die Fuggerau aber ſollte Jakobs Muſenſitz werden. Hierher wollte er ſich aus dem Geſchäftstreiben zurückziehen, im Genuſſe einer ſchönen Natur und der beſten wiſſenſchaftlichen Werke, in der Nähe des geliebten Kaiſers und von gelehrten Freunden umgeben, die er öfter einzuladen gedachte. Pirkheimer und Peutinger waren nun zuerſt auf eine ſolche Einladung auf das neue prächtige Schloß gekommen, um die Bibliothek zu ordnen und aufzuſtellen. Der Nürnberger und Augsburger Rathsherr waren nämlich die größten Bücherkundigen, welche damals in Deutſchland lebten, und beſaßen ſelbſt große und reiche Bibliotheken. Dürer aber hatte Pirkheimer begleitet, und alle zuſammen hatten dem Kaiſer in Inſpruck die Aufwartung gemacht. Sie waren kaum auf das Schloß zurückgekehrt, als ein Rath des Herzogs Wilhelm von Baiern, Namens Hans von Bemmelberg, ebenfalls dort anlangte, um mit Jakob Fugger eine Geldanleihe für ſeinen fürſtlichen Herrn abzuſchließen. Der herzogliche Rath war jünger als die übrigen Männer; aber die Geſellſchaft ſollte noch durch einen jüngern und vornehmern Mann vermehrt werden. Mit einem kleinen Gefolge erſchien nämlich im Schloß Fuggerau der Markgraf Johann von Brandenburg, ein Bruder des Kurfürſten Joachim von Brandenburg und des Kurfürſten und Erzbiſchofs Albrecht von Mainz und Magdeburg. Markgraf Johann ſtand im Alter zwiſchen ſeinen beiden regierenden Brüdern und hatte eben ſein dreißigſtes Lebensjahr angetreten. Sein älterer Bruder, der Kurfürſt von Brandenburg, war damals 33, der jüngere, der Kurfürſt von Mainz 27 Jahre alt. Die drei fürſtlichen Brüder waren ausgezeichnet an Leibesgeſtalt und gewinnendem, einſchmeichelndem Benehmen; der Schönſte war aber der Mittlere, der Markgraf Johann. Eben ſo kräftig gebaut als Joachim, nur von edlern Formen und jenem geſchmeidigen, biegſamen und gewandten Weſen, welches man damals ſchon mit dem Worte Chevalerie zu bezeichnen begann, übertraf er ſeinen Bruder Albrecht, der doch wegen ſeiner feinen, taktvollen Tournure berühmt war, noch an höfiſcher, feiner Sitte und leichter Liebenswürdigkeit. Zum Soldaten und Hofmann erzogen, hatte er im Dienſte verſchiedener Höfe und auch des kaiſerlichen geſtanden, ſeit aber ſein Bruder Albrecht zum Erzbisthum Magdeburg auch das von Mainz hinzu erhalten und erſter geiſtlicher Kurfürſt, Reichserzkanzler und Primas des heiligen römiſchen Reichs geworden war, (in ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre!) hatte der Markgraf Johann unvermählt am Hofe dieſes ſeines Bruders gelebt. Dieſer Hof wurde meiſt zu Mainz, aber auch abwechſelnd — wenigſtens in den erſten Jahren — zu Halle an der Saale gehalten und bot geiſtreichen, ausgezeichneten Männern einen angenehmen Aufenthalt. Das alte Mainz hatte das Glück, durch den mit Körper- und Geiſtesſchönheit gleich reich begabten liebenswürdigen Jüngling, der zu ſo hoher geiſtlicher Würde und Herrſchaft berufen war, raſch zu einem deutſchen Athen, oder vielmehr Florenz emporzublühen; denn in der That beſaß der junge Kurfürſt Albrecht alle Eigenſchaften der vorzüglichſten Medicäer, neben ihrer glühenden und freigebig thätigen Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften und deren Ausübern auch den großen Leichtſinn, die üppige Ungezwungenheit des Lebens, die Genuß- und Verſchwendungsſucht. An dieſem prächtigen Hofe hatte Markgraf Johann die letzten Jahre in üppiger Unthätigkeit verſchwelgt, und von da kannte er den Meiſter Albrecht Dürer und den Rath Pirkheimer, welche im vorigen Jahre auf eine Einladung des Kurfürſten mehre Wochen lang am mainzer Hofe, hochgeehrt und ſchier fürſtlich gehalten, zugebracht hatten.

Im Gefolge des Markgrafen befand ſich auch jener Mann, welchen Jakob Fugger vor einigen Jahren in Augsburg als Grafen Torrillas, Kämmerer des Papſtes kennen gelernt hatte, und von dem er nicht mit Unrecht behauptete, er ſei derſelbe, der als Antonio Gebes, Stallmeiſter der Erzherzogin Margaretha, dann als Wilhelm von Lannoy, der Gemahl der Frau von Bübenhoven geweſen ſei. Jetzt trat dieſer gewandte Abenteurer mit der größten Ruhe, Sicherheit und glatter Unbefangenheit in das Haus des Mannes, der ihn einſt entlarvt, der ſeinen Sohn Toni erzogen, deſſen Bergwerke er in Ungarn beſtohlen, er trat in das Haus, das Marx von Bübenhoven bewohnte, deſſen Mutter er belogen und betrogen und in das tiefſte Unglück gebracht; er trat höflich und ernſt in die Geſellſchaft, als Betrauter und Beauftragter des Papſtes und zugleich des Kurfürſten von Mainz. In der letztern Eigenſchaft erſchien auch der Markgraf auf Schloß Fuggerau. Sein mächtiger Bruder hatte ihn an Jakob Fugger wegen einer wichtigen Verhandlung geſandt, die ſich brieflich nicht abthun und zu der ſich nicht wohl ein andrer Mann verwenden ließ; der Markgraf war in jeder Beziehung der Rechte, und der Kämmerer des Papſtes ihm als geſchäftsgewandter Diplomat beigegeben.

Zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und dem Hauſe Fugger war nämlich eine Spannung eingetreten, die ihrer Natur nach dem jungen geiſtlichen Fürſten unangenehmer und läſtiger ſein mußte, als dem alten Herrn Jakob.

Das Pallium, das prieſterliche Oberkleid, welches die römiſchen Kaiſer einſt an die vornehmſten Biſchöfe zu verſchenken gepflegt, war im Laufe der Zeit ein nothwendiges Abzeichen der erzbiſchöflichen Würde geworden, an deſſen Beſitz die Ausübung der oberprieſterlichen und fürſtlichen Rechte geknüpft war. Die Päpſte beliehen damit, anfangs umſonſt, dann für Geld, und jetzt waren die Palliengelder eine Haupteinnahme der päpſtlichen Canzlei. Jemehr das weißwollne Oberkleid zuſammengeſchrumpft war, endlich zu einem vier Finger breiten Streifen, der über die Schultern und auf Bruſt und Rücken herabhing, deſto theurer war es geworden. Nach Umſtänden koſtete ein Pallium jetzt 26 bis 36 Tauſend Gulden. Am theuerſten waren die der deutſchen Erzbiſchöfe; denn die Päpſte waren gewohnt, aus Deutſchland das meiſte Geld zu beziehen. Nun waren in einem kurzen Zeitraum 1505, 1508 und 1514 drei Vacanzen im mainzer Erzbisthume eingetreten, und in dieſen wenigen Jahren aus Mainz allein mehr als 90,000 Gulden für Pallien nach Rom gewandert. Das Erzſtift war verſchuldet und hatte bei Albrechts Wahl die Mittel nicht, ihm das Pallim zu kaufen; er ſelbſt beſaß ſie auch nicht, und auch der Kurfürſt von Brandenburg konnte nicht ſo viel Geld auftreiben. Durch des Kaiſers Vermittlung wurde von Albrecht eine Anleihe von 30,000 Gulden bei Jakob Fugger gemacht und damit das Pallium in Rom gelöſt. Albrecht hatte nun zwar verſprochen, nicht nur die Zinſen, ſondern auch einen Theil des Kapitals jährlich abzutragen, aber weder das Eine, noch das Andre war geſchehen; ja der prächtige und verſchwenderiſche Hofhalt, die freigebige Begünſtigung der Künſte und Wiſſenſchaften hatten den lebensluſtigen, leichtſinnigen Kurfürſten genöthigt, ſogar noch mehr Schulden zu machen. Jakob Fugger, welcher mit einem gewiſſen, für Leute von Albrechts Denk- und Handlungsweiſe unangenehmen Eigenſinn ſtrenge Pünktlichkeit in ſolchen Angelegenheiten liebte, hatte zuletzt ernſtlich gedrängt, und es ſtand dem Kurfürſten eine Schuldklage vor des Kaiſers und Reichs Kammergericht bevor, wenn er nicht Mittel ſchaffte, das Haus Fugger zu befriedigen. Albrecht, weit mehr ein geiſtiger als geiſtlicher Sohn des Papſtes Leo, wußte ſich mit dieſem zu Anfang des Jahres 1517 zu verſtändigen. Der Papſt hatte dieſelben nobeln Paſſionen, wie der Erzbiſchof, der Papſt brauchte eben ſo gut immer Geld wie der Kurfürſt, um jene Paſſionen zu befriedigen. Der Kurfürſt durfte hoffen, daß der Papſt ohne weiteres ſeine Zuſtimmung zu einem Handel geben werde, der Beiden Gewinn verſprach.

In den weiten chriſtlichen Ländern waren vom römiſchen Stuhle drei große Ablaßcommiſſionen errichtet, und Deutſchland machte eine ſolche allein aus. Der Generalcommiſſair für Deutſchland war zeither der Probſt Arcimboldi aus Mailand geweſen, war aber im vorigen Jahre zu einer andern Commiſſion beordert worden. Die Verhandlungen zwiſchen Albrecht und Leo gediehen nun dahin, daß der Erſtere zu Oſtern dieſes Jahres den Letztern als päpſtlichen Nuntius und apoſtoliſchen Generalcommiſſar für Deutſchland beſtätigte und ihm als ſolchem den Ablaßhandel in einem großen Theile Deutſchlands gegen von der Zinne des Schloſſes verkünden. Begleite mich, doch halte dich immer in einiger Entfernung.»

Sie gingen. Der Mond war kurz vorher aufgegangen und ſchiffte als Geiſterkahn durch zerrißne düſtre Wolkenmaſſen, die er kaum auf Augenblicke zu erhellen vermochte; die Erde wurde nur ſelten von ſeinem Strahlenkuße berührt, doch ließ die von ſeinem Daſein herrührende Dämmerung alle Gegenſtände erkennen. Der Garten lag ſtill und unheimlich im Spinnwebgewande dieſer Dämmerung; kein lebendes Weſen regte ſich darin, ſelbſt die Natur ſchien leblos zu ſein. Des Königs Schritte waren beflügelt, und bald ſtand er auf der Teraſſe, welche ohnfern der Wohnung Walter Tyrrels lag, ſo daß die Fenſter derſelben die ganze Erderhöhung beſtreiſten.

Eine in dunkle Gewänder gehüllte ſchlanke weibliche Geſtalt eilte auf Wilhelm zu, und dieſer flüſterte, ſelig von Liebesverlangen: «Alce, ſüßes Mädchen, biſt du es?»

«Hal,» entgegnete ſie, «ich wußte, daß du ſchon zwei Tage in London ſeieſt, und die Sehnſucht nach dir fraß mir faſt das Herz ab. Ich hatte für nichts mehr Sinn und Gedanken, als dich nach ſo langer und ſchmerzlicher Trennung wieder zu umdie Hälfte des reinen Ertrags verpachtete. Der Erzbiſchof mußte ſich aber verpflichten, binnen einigen Wochen 10,000 Dukaten zum Voraus in die päpſtliche Kanzlei zu zahlen. Jetzt ſollte Jakob Fugger nicht nur mit den erſten 30,000 Gulden nebſt Zinſen auf die Ablaßgelder angewieſen werden, er ſollte auch die vom Papſt ſtreng eingeforderten 10,000 Dukaten dem Kurfürſten dazu borgen, und auch dieſe Schuld ſollte von den dem Kurfürſten zukommenden Geldern des Ablaßertrags wieder bezahlt werden. Dieſes Geſchäft zu vermitteln und abzuſchließen, war der Markgraf Johann nach Tirol gekommen und hatte den Grafen Torrillas als geſchäftskundigen Gehülfen mitgebracht; denn vorzüglich durch den Eifer und die Gewandtheit dieſes päpſtlichen Dieners war das Uebereinkommen zwiſchen dem Papſt und dem Erzbiſchof zu Stande gekommen.

Außer dieſen männlichen Beſuchen auf Fuggerau waren auch zwei weibliche auf dem neuen Schloſſe. Aus Kremnitz war nämlich Frau Anna Turzoin und von Augsburg Jungfer Suſanne Fugger gekommen, beide, um ihre Schweſter Sibylle Bübenhoven in Fuggerau zu beſuchen. Die ſanfte, freundliche Anna hatte das neue Schloß noch nicht geſehen und war überhaupt ſeit ihrer Vermählung noch nicht wieder nach Deutſchland gekommen; die ſtolze, ſchöne Suſanne, als Liebling der eiteln, hoffärthigen Mutter gründlich verzogen, war aus guten Gründen eine Zeit lang aus der lebendigen, viel bewegten Vaterſtadt entfernt worden. Ihre Mutter, Frau Veronica, hatte ſich nämlich eingebildet, es müſſe durchaus mindeſtens ein Reichsgraf kommen und um ihr reiches und ſchönes Töchterlein werben, ſie hoffte aber eigentlich auf einen Fürſten. Mutter und Tochter hatten gleich leichtſinnig vornehmen Abenteurern, von denen in Augsburg ſtets Ueberfluß war, Zutritt geſtattet, und die ſchöne Suſanne war darüber in übeln Leumund gekommen. Ein junger Patricier, Freund Ulrich Fuggers, welcher ernſtliche Abſichten auf Suſanne hatte, war durch jenen Leumund zurückgeſchreckt worden und hatte dem in Schwaz wohnenden Ulrich ſein Leid geklagt. Dieſer war, ſeinem Charakter gemäß, ſogleich ſehr energiſch aufgetreten, und die Folge war, daß Suſanne ihren Aufenthalt für eine Zeit bei ihrer Schweſter Sibylle nahm, um ſich auf ihre Verbindung mit Georg von Stetten vorzubereiten. Suſanne ſtand eben im zwanzigſten Lebensjahre und war unbeſtritten die ſchönſte Tochter des Fuggerſchen Hauſes; ihre hohe, herrliche Geſtalt, wie ihr kaltes, hochfahrendes Weſen ſchienen allerdings triftige Gründe für die Vorausſetzungen ihrer Mutter zu ſein. Unmöglich hätte die Natur ſie beſſer für die Gemahlin eines Fürſten ausſtatten können, ſelbſt wenn ſie die Tochter eines Fürſten geweſen wäre.

Mit Suſanne war noch eine andere Jungfrau auf Fuggerau gekommen, die zu ihr und zum Fuggeriſchen Hauſe in einem eigenthümlichen nicht ſcharf beſtimmten Verhältniß ſtand. Dies war Martha Bry, die jüngſte

Schweſter der Frau Eleonore van der Voort. Nach dem Tode des blinden Malers Bry waren die drei jüngern Kinder deſſelben, ein Knabe, Matthäus, und zwei Mädchen, Barbara und Martha, auf Koſten Jakob Fuggers in augsburger Klöſtern erzogen worden, die beiden letztern im Nonnenkloſter der heiligen Katharina. In demſelben Kloſter wurde auch Felicitas Fugger, die vierte Tochter Ulrichs und Schweſter Anna's, Sibylla's und Suſanne's, für den geiſtlichen Stand erzogen. Felicitas war mit Martha Bry in einem Alter, aber ihr ſtiller Sinn neigte ſich mehr zu der einige Jahre älteren Schweſter Barbara, auf die das düſtere Geſchick ihrer Familie einen niederdrückenden Einfluß ausgeübt hatte. Die beiden Mädchen ſchloſſen einen innigen Freundſchaftsbund. Es war Jakobs Wunſch, daß die beiden Schweſtern Bry mit ſeiner Nichte den Schleier nehmen möchten, und wirklich hatte Barbara den Gedanken gefaßt, es zieme ihr, durch Vermählung mit dem Heiland den Zorn des Himmels über die Fehltritte ihrer ältern Schweſtern Eleonore zu verſöhnen; ihre jugendliche Schwermuth verlangte nicht nach der Welt und ihren Freuden, wodurch Eleonore ſo unglücklich geworden war. Sie ließ ſich mit Felicitas zugleich einkleiden; ſie war damals ſechszehn, die Letztere vierzehn Jahre alt. Die lebhafte Martha zeigte dazu aber wenig Luſt und ſchob ihren Entſchluß auf ſpätere Zeit hinaus. Sie blieb als Zögling im Kloſter, erklärte aber in ihrem neunzehnten Jahre Herrn Jakob auf das Beſtimmteſte, daß ſie einen heftigen Widerwillen gegen das Kloſterleben verſpüre, und das gottſelige Haus je eher, deſto lieber zu verlaſſen wünſche. Und die Natur hatte ihr in ihren körperlichen und geiſtigen Vorzügen eine unabweisbare Anweiſung auf das bunte und vollſaftige Leben ausgeſtellt. Sie glich nicht allein an Geſtalt und Schönheit ihrer Schweſter Eleonore in der üppigſten Blüthe derſelben; ſie war auch in geiſtiger Hinſicht nicht ſchlechter bedacht worden, nur war ſie noch munterer, lebendiger und lebensluſtiger und hatte viel Anlage zu Scherz und Poſſen. Dieſes Naturell machte den guten Nonnen des Katharinenkloſters mit der Zeit viel zu ſchaffen, und die Priorin drang endlich ſelbſt bei Herrn Fugger nachdrücklich auf die Entfernung des luſtigen Marthchens. Sie wurde alſo zu Frau Veronica Ehinger, der dritten Tochter Ulrich Fuggers, nach Balzheim gebracht, wo der Gemahl derſelben, Herr Walther Ehinger, ſein großes Gut ſelbſt bewirthſchaftete. Hier hatte ſie drei Jahre unter den Augen der jungen, verſtändigen Hausfrau gelebt und ſich der Hauswirthſchaft befliſſen. Aber Martha hatte denſelben hochſtrebenden Geiſt wie ihre Schweſter Eleonore, und das ſtille Landleben wurde ihr bald eben ſo unerträglich wie erſt das Kloſterleben. Und da ſie ein großes Talent beſaß, ſich einzuſchmeicheln, ſo gelang es ihr, Frau Veronica, die Mutter, und Suſanne für ſich zu gewinnen, welche zuweilen nach Balzheim kamen, ihre Tochter zu beſuchen.

Vorzüglich nahm ſie Suſannen für ſich ein, und die eitle Kaufmannstochter wünſchte die fröhliche Martha zur Geſpielin. Die alte, ſchwache Frau Veronica vermochte aber ihrem Lieblingstöchterlein nichts abzuſchlagen. Auf dieſe Weiſe kam Martha in ihrem zweiundzwanzigſten Jahre in das reiche Haus der Witwe Veronica Fugger nach Augsburg. Und dies war gerade die Zeit, wo Suſanna's Schönheit viel vornehme junge Männer anzog, woraus bald die Verhältniſſe entſtanden, welche Suſannen nöthigten, zu ihrer Schweſter Sibylla nach Fuggerau zu gehen. Martha wurde beſchuldigt, Suſannen eine allzutreue Freundin geweſen zu ſein und die geheimen Angelegenheiten derſelben beſorgt zu haben. Wie dem auch ſei, ſie mußte ebenfalls mit aus dem lebendigen Augsburg in das ſtille tiroler Exil wandern.

Martha wurde zwar nicht als Dienerin behandelt, aber doch auch nicht als Tochter angeſehen, und der ſtrenge Jakob hatte eben keine beſondere Freude an ihr. Sie erinnerte ihn ſtets an ihre Schweſter Eleonore. —

Dies nun waren die Leute, welche ſich eines ſchönen Frühlingstages in der Familie des Junkers Marx von Bübenhoven auf Schloß Fuggerau zuſammen gefunden hatten, und die der geſprächige Jakob Fugger an ſeiner wohlbeſetzten, gaſtfreundlichen Tafel bewirthete.

Funfzehntes Kapitel.

Der Graf Torrillas beſuchte am folgenden Tage die Fuggerſchen Silberbergwerke im Innthale, für die er ſich als Metallurg vorzüglich zu intereſſiren vorgab, und denen jetzt Gebhard Diether theilweiſe vorſtand, da Georg Turzoin in Kremnitz ſehr nachdrücklich bei Jakob Fugger auf Diethers Entfernung beſtanden hatte, nachdem der alte Herr verrathen, daß ſein hier und da unverkennbar hervortretendes Mistrauen von dieſem ſeinem Schützling, dem ſchlauen Oberſteiger und augsburger Stadtkind, geweckt worden ſei. Herr Jakob hatte nicht ausweichen können; Diether war ſeit einigen Monaten in den tiroler Silberbergwerken angeſtellt und beſaß noch immer das volle Vertrauen ſeines Herrn. Die Lore vom Haſenhofe, welche als Sibylla's Gürtelmagd mit nach Kremnitz gekommen, war ſeine Frau. Dieſen Mann, ſeinen alten Geſchäftsfreund, ſuchte der vielgeſtaltige Zigeuner in den Bergwerken auf. Als der lauernde Spanier fort war, von dem ſich alle Andern unheimlich berührt fühlten, ſaßen die deutſchen Männer, die ſich meiſt einander kannten, nach dem Mahle beim Becher zuſammen, und die Unterhaltung wandte ſich bald genug auf die Bewegungen, Wünſche und Bedürfniſſe der Zeit.

Das Jahr 1516 war für Deutſchland in geiſtiger Beziehung ein ſehr merkwürdiges geweſen. Der Papſt hatte nämlich das in ihn geſetzte Vertrauen der vom neuen Licht der Wiſſenſchaft durchdrungenen Köpfe, der ſogenannten Humaniſten oder Anhänger des großen Reuchlin, getäuſcht, und es ging eine große Erbitterung durch ihre Seelen, eine Bewegung, ein Drang nach neuer Lebensgeſtaltung, wie er in Deutſchland eigentlich noch nicht zur Erſcheinung gekommen war. Und zu derſelben Zeit, zu Anfang des Jahres 1516, war ein Buch erſchienen, das wie ein Blitzſtrahl auf die Köpfe der ſtarren Pfaffenpartei, jener geiſtloſen Scholaſtiker, Anhänger der Lehre des Thomas von Aquino oder des Duns Scotus und danach ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in Thomiſten und Scotiſten getheilt, herabgezuckt war, ein Buch ſo höchſt eigenthümlicher Art und Weiſe, daß die Literatur nichts Aehnliches aufzuweiſen hatte. Es war in dem verdorbenen Mönchslatein oder Deutſchlatein verfaßt und enthielt fingirte Briefe der Häupter jenes verdumpften und wie ein böſer Alp auf die Geiſter drückenden ſcholaſtiſchen Pfaffenthums, welches vorzüglich in Cöln am Rhein ſeinen Sitz hatte. Hier, unter dem Dominikaner-Orden, war die alte ſcholaſtiſche Theologie bis zur widerſinnigſten Spitzfindigkeit und geiſtloſeſten Sophiſtik herabgekommen. Von der chriſtlichen Lehre war ſo gut wie gar nichts übrig geblieben; an ihre Statt waren die abſtruſen Dogmen einer Theologie getreten, die ihre Gelehrſamkeit einſt aus der unverſtandenen Philoſophie des Ariſtoteles geholt hatte, und ſich nun in den abenteuerlichſten, alle Freiheit des Geiſtes und der Forſchung frech verhöhnenden Lehren erging, für die ſie von Jedermann unbedingte Annahme und Befolgung mit pfäffiſchem Despotismus verlangte. Auf der andern Seite war von Italien und beſonders von Florenz, dem Herzogsſitz der erleuchteten Mediceer, welche die aus dem von den Türken eroberten griechiſchen Reiche geflüchteten Gelehrten, die letzten Träger der klaſſiſchen Wiſſenſchaft, großmüthig aufgenommen und das faſt verlöſchende Licht gepflegt und mit neuem Lebensöl verſehen hatten, der Geiſt des Humanismus nach Deutſchland herübergedrungen und hatte im Stillen eine nicht unbedeutende Anzahl Anhänger geworben. Zwei Männer waren es vorzüglich, welche die Hauptpfeiler der wiedererwachten humaniſtiſchen Studien wurden: Deſiderius Erasmus, 1467 zu Rotterdam geboren, der uneheliche Sohn eines für das Kloſter beſtimmten jungen Mannes, und Johann Reuchlin, der Sohn eines Boten zu Pforzheim, 1455 geboren. Der Erſtere hatte die großen Schätze ſeines Wiſſens in Paris und Rom geſammelt und lebte eine Zeit lang hochgeehrt am Hofe Heinrich VIII. von England, aber allen weltlichen Glanz verſchmähend, zog er ſich nach Baſel zurück, um hier ſeine Werke drucken zu laſſen. Von ihm ging der erſte Stoß gegen die brutale ſophiſtiſche Gelehrſamkeit der Mönche aus. In ſeinem Buche Encomium Moriae (Lob der Narrheit) verſpottete er die Irrgänge der Dialektik, in denen ſich die Theologen gefangen hatten, die Trugſchlüſſe, mit welchen ſie die Kirche zu ſtützen vermeinten, wie Atlas das Himmelsgewölbe, den Verdammungseifer, mit welchem ſie jede abweichende Meinung verfolgten, die Unwiſſenheit, den Schmutz, die rohen, zänkiſchen Predigten und das tolle Treiben und Thun der Mönche; er griff die Biſchöfe an, die mehr nach Geld ſtrebten, als nach Seelen, und in theatraliſchem Aufzug als die verehrungswürdigſten heiligſten Väter Fluch oder Segen ſprechend, ihre Pflichten erfüllt zu haben glaubten; ja, er verſchonte den Papſt ſelber nicht, der für ſich das Vergnügen nehme, für ſein Amt aber die Apoſtel Peter und Paul ſorgen laſſe. — Die finſtere Pfaffenpartei wurde natürlich durch ſolche Angriffe auf die Humaniſten äußerſt erbittert; zum eigentlichen Ausbruch des Kampfes zwiſchen den beiden Parteien gab aber Reuchlin Veranlaſſung, der in Stuttgart als hoher und angeſehener Beamter des Herzogs von Würtemberg lebte.

Der deutſche Ernſt faßte die neuentdeckte humaniſtiſche Wiſſenſchaft tiefer als die italieniſche Sinnlichkeit und machte bald den Verſuch, zwiſchen ihr und dem Leben eine Vermittelung zu finden, woran in Italien Niemand gedacht hatte. Hier gingen die Forſchungen der Wiſſenſchaft und das verdorbene, leichtſinnige, genußſüchtige Leben nebeneinander hin; ja, das Studium der Alten brachte der ſchrankenloſen Genußſucht die Raffinerie der Genüſſe, während es in Deutſchland gerade in entgegengeſetzter Richtung auf die Veredlung des Lebens und auf ein würdiges Verhältniß zur Religion hinarbeitete. In Italien beſeitigten die humaniſtiſchen Studien bei den Gebildeten den letzten Reſt von Chriſtenthum; kein Gelehrter, der ſich mit den literariſchen Schätzen des Alterthums beſchäftigte, die eine ſo ſtarke Anziehungskraft beſaßen, glaubte mehr an die Satzungen der chriſtlichen Lehre; ſie waren Alle ganz und gar zu Heiden geworden, und der Papſt Leo X., der Sohn jenes die alte Literatur mit ſo großer Liebe pflegenden Hauſes Medicis und ſelbſt ein glühender Verehrer der helleniſchen Wiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt, war der größte Heide. Er betrachtete die ſtarre Form der päpſtlichen Dogmen nur als Erwerbszweig, ſich die reichen Mittel für die feinſten Lebensgenüſſe zu verſchaffen, wozu denn auch die Künſte und Wiſſenſchaften gehörten. Und alle gelehrten Römer und Italiener überhaupt, alle Künſtler und Dichter ſtimmten ihm bei. Es bildete ſich die Anſicht aus, das ganze hierarchiſche Gebäude der Kirche ſei für das religiöſe Bedürfniß der untern Schichten der Volksmaſſe eben ſo nothwendig, wie für den erhöhten Lebensgenuß der obern. Das Volk wurde dadurch im Zaum gehalten und zahlte einen großen Theil ſeines Erwerbs, um ſich Vergebung der Sünden und die ewige armen. Ach, welche Wonne für mich, als der Mann heute kam, und mir mit der größten Vorſicht eröffnete, ein junger Ritter, der mich liebe, wünſche mich dieſen Abend zu ſprechen! Das Herz hüpfte mir in der Bruſt. Du warſt's und weiter kein Menſch auf Erden. Wer kennt mich dann, wer kann mich dann in London kennen und lieben? Aber du biſt ſo ſtumm, mein Geliebter? Was fehlt dir! Macht dich die Freude des Wiederſehens ſo ſtill? Ach, komm, laß mich in deine lieben treuen Augen ſchauen. Der Mond meint es ſo gut mit mir; er tritt eben hinter dem Wolkenberge hervor, um mir deine Züge zu erhellen, daß ich nach ſo lang entbehrtem Genuße recht darin ſchwelgen kann. Aber du wendeſt dich ab! Was iſt das? Hal! Hal!»

Der König war in die peinlichſte Verlegenheit gerathen; er wußte nicht was er thun, was er ſagen ſollte, und wendete ſich nur ab, um dem Mädchen die Täuſchung, als ſei er ihr Geliebter, nicht ſogleich zu rauben. Nichts hatte er weniger erwartet, als daß Alce einen Geliebten habe, und ihn für denſelben halten würde. Nun ſah er freilich eben ſo ſchnell ein, daß ſie in der nächſten Minute doch ſchon inne werden müſſe, daß er nicht der Erwartete ſei, und er beſchloß dieſer Entdeckung zu.

Seligkeit zu erkaufen; die Herren aber regierten dadurch und verſchwelgten das Geld des Volks, indem ſie deſſen Dummheit und Aberglauben verlachten. In Deutſchland nahmen die durch **die** Wiſſenſchaften der Alten aufgeklärten Geiſter dagegen bald Anſtoß an der ſtarren, ungenügenden Form des Kirchenweſens, welches freilich von herrſchſüchtigen, in dumpfer Nachbeterei der ſcholaſtiſchen Lehren geiſtig verknöcherten Kleriker auf die äußerſte Spitze getrieben war. Dieſe deutſchen Pfaffen und Mönche hatten keinen Begriff von dem leichtblutigen neuen Heidenthume in Rom, oder ſie fürchteten daſſelbe nicht, weil es die Kirchendogmen und die ſophiſtiſchen Behauptungen der Scholaſtik nicht nur nicht gefährdete, ſondern dieſelben im Gegentheile ihres Vortheils wegen noch befeſtigte und den Einfluß derſelben auf das Volk noch beſtärkte; auf die in Deutſchland ſich ausbreitenden humaniſtiſchen Studien ſahen ſie aber ſcheel und feindeten ſie als Beförderungsmittel des Unglaubens an, weil ſie mit Recht von ihnen Angriffe auf die finſtern Satzungen der Theologie fürchten mußten. So hatten ſich in Deutſchland allmälig zwei Parteien gebildet, die der Humaniſten, ein kleines Häuflein, aber die erleuchteten Geiſter des Volks, welche immer mehr Anhang gewannen, und die Theologen, jene gewaltige Kleriſei, welche ſich auf den furchtbaren Aberglauben der großen Maſſe ſtützte und die tödtlichen Waffen der Kirchengewalt zur Hand hatte. Es mußte zwiſchen dieſen einander ſchroff gegenüber ſtehenden Parteien zum Kampf kommen, und es kam dazu. Die Veranlaſſung zum Ausbruch erſchien wie bei den meiſten großartigen Kämpfen, als unbedeutend. Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, ein eitler, dürftiger Kopf und gemeiner, herrſchſüchtiger Menſch, ließ ſich von Rach- und Verfolgungsſucht gegen ſeine frühern Glaubensgenoſſen verleiten, im Bunde mit den fanatiſchen Dominikanern zu Cöln, die ihn bekehrt hatten, und vorzüglich mit einem Haupte derſelben, dem ſtolzen, eigenſüchtigen, wüthend hierarchiſchen Ketzerrichter und Scholaſtiker Jakob von Hochſtraaten, beim Kaiſer eine Vorſtellung zu machen, welche dahin zielte, daß den Juden außer dem Alten Teſtamente alle hebräiſchen Bücher, als die Quelle ihrer hartnäckigen Widerſetzlichkeit gegen die Lehren des Chriſtenthums, weggenommen und verbrannt würden, ein Plan, der früher ſchon einigemal in den finſtern Köpfen fanatiſcher Kleriker aufgetaucht war. Pfefferkorn war unverſchämt genug, den gelehrten Johann Reuchlin, den einen jener beiden größten und glänzendſten Sterne der Humaniſten, einen in ganz Europa wegen ſeiner gründlichen Kenntniß der griechiſchen und hebräiſchen Literatur hochberühmten und von den Fürſten geehrten, vom Herzog Eberhardt von Würtemberg hochgeſtellten Mann aufzufordern, daß er mit ihm gegen die Judenbücher gemeinſame Sache mache, was Reuchlin natürlich mit Unwillen zurückwies. Der Kaiſer verlangte durch den Kurfürſten von Mainz ein Gutachten mehrer Univerſitäten und Sachverſtändigen, wobei Reuchlin nahmhaft gemacht war

Dieſer reichte eine vorſichtige ruhige Schrift ein, worin er das Verbrennen der hebräiſchen Bücher aus angeführten guten Gründen widerrieth. Nun kam der Haß der Scholaſtiker gegen die Humaniſten zum Ausbruch und wendete ſich gegen das berühmte Haupt derſelben, den edlen Reuchlin, und machte ſich in den widerwärtigſten Gehäſſigkeiten Luft. Der Kaiſer hatte nicht den Muth, gegen die tobenden Dominikaner einzuſchreiten, und Reuchlin führte alſo ſeine Sache in einer klaren Gegenſchrift, worin er die wüthenden Fanatiker mit den Waffen der Wahrheit ſchlug. Dieſe Schrift führte den Titel „Augenſpiegel“, im Hinblick auf Pfefferkorns ſchmachvolles Libell, „Handſpiegel“ genannt. Die theologiſche Fakultät veranſtaltete eine Unterſuchung gegen Reuchlins „Augenſpiegel“, in welcher die Abſicht klar hervortrat, das Buch als ein ketzeriſches zu verdammen und dem Verfaſſer Ehre und Leben zu rauben. Reuchlin, dadurch eingeſchüchtert, that Schritte zur Verſöhnung und bemühte ſich zu zeigen, daß er durchaus den Satzungen der Kirche ſtreng ergeben ſei; dadurch wuchs dem fanatiſchen Klerus der Muth; die Fakultät verlangte unbedingten Widerruf. Dazu konnte ſich Reuchlin nicht verſtehen; er vertheidigte ſich gründlich, bitter, heftig und deckte die Ränke und Schliche, die Heimtücke, die abgeſchmackten widerſinnigen Beſchuldigungen und die grobe Unwiſſenheit ſeiner Gegner ſchonungslos auf. Dies war im Jahre 1513, nachdem der Streit ſchon faſt fünf Jahre gedauert hatte. Der ſchwache Kaiſer wußte ſich nicht anders zu helfen, als beiden Parteien Stillſchweigen zu gebieten; denn der Streit machte das größte Aufſehen, und die ganze gelehrte Welt Deutſchlands nahm ſtille Partei. Maximilian haßte die dummen Pfaffen, verabſcheute das widerwärtige Regiment des Klerus und gönnte den Finſterlingen eine Niederlage, aber er ſelbſt hatte nicht Kraft genug, entſchieden gegen dieſe Hyder aufzutreten, aus Furcht vor Bann und Interdict oder aus Charakterſchwäche überhaupt.

Jetzt trat der wüthende Ketzerrichter Hochſtraaten in den Vordergrund. Dieſer Menſch voll unbändiger Leidenſchaften, Stolz, Herrſchſucht, glühender Rachgier gegen Alle, die nur Miene machten ſich ſeiner Schreckensherrſchaft zu widerſetzen, voll raſender Feindſchaft gegen alle Aufklärung und ihre Träger und ſtets bereit zur Erreichung ſeiner ſelbſtſüchtigen Zwecke, Wahrheit, Recht, Tugend und Religion mit Füßen zu treten, zog jeden wiſſenſchaftlichen Streit geſchickt in das Gebiet des Glaubens und der Kirche, ſpürte den entfernteſten Verdacht von Ketzerei auf und nahm, wenn ihm ſeine ſpitzfindige Dialektik im Stiche ließ, gleich mit deſto größerm Nachdruck zu Bann und Scheiterhaufen ſeine Zuflucht. Er hatte unter Mönchen und Pfaffen einen ungeheuern Anhang, ein Heer wüthender Finſterlinge, zur Ehre Gottes und der Kirche, zu jeder Schändlichkeit, zu jedem Verbrechen bereit. Ihren Bildungsgrad bezeichnet die Aeußerung eines ſolchen Schächers, der gegen die Humaniſten predigte: „Sie haben eine neue Sprache erfunden, die Griechiſch heißt, vor der man ſich wohl zu wahren hat; ſie iſt die Mutter aller Ketzereien. Ich ſehe in den Händen vieler Leute ein Buch, ſo ſie das Neue Teſtament nennen; es iſt ein Buch voll Dornen und Gift. Vom Hebräiſchen, lieben Brüder, iſt es gewiß, daß Alle, die es lernen, alsbald Juden werden.“

Mit einem Haufen ſolcher wackern Männer begab ſich Hochſtraaten im Herbſt 1513 nach Mainz, um ein Ketzergericht zu halten, vor welches er Reuchlin citirte, gegen den er ſelbſt als Ankläger auftrat, und der durch einen Bevollmächtigten Proteſt gegen das rechtloſe tumultuariſche Verfahren und Appellation an den Papſt einlegen ließ. Das mainzer Domkapitel verwendete ſich für Reuchlin; der Erzbiſchof verlangte Aufſchub. Hochſtraaten kehrte ſich an nichts; er ließ ein Urtheil ſprechen, nach welchem der „Augenſpiegel“ als ein ketzeriſches Buch öffentlich verbrannt werden ſollte. Jedem Zuſchauer der Vollſtreckung des Urtheilſpruchs wurde ein dreihunderttägiger Ablaß zugeſagt. Ein erzbiſchöflicher Befehl verhinderte die Ausführung der Schandthat. Reuchlins Appellation an den Papſt wurde angenommen. Der wuthſchäumende Hochſtraaten appellirte gleichfalls an den Papſt. Dieſer ernannte den Biſchof von Speier zum Schiedsrichter. Der Ketzerrichter erkannte das biſchöfliche Gericht nicht an und ließ von einem zu Köln errichteten Inquiſitionstribunal den „Augenſpiegel“, als ketzeriſch verurtheilen und verbrennen.

Die theologiſche Fakultät bewies, daß es mit Recht geſchehen ſei; die Sorbonne, die theologiſchen Fakultäten zu Löwen, Mainz und Erfurt beſtätigten das Urtheil und verdammten Reuchlins Buch. Das biſchöfliche Gericht zu Speier verurtheilte dagegen im Frühling 1514 Reuchlins Ankläger, als lügneriſche Verläumder bei Strafe des Bannes zu ewigem Stillſchweigen und Hochſtraaten zur Bezahlung der Proceßkoſten. Hochſtraaten verlachte das Urtheil und forderte vom Papſt die Kaſſation deſſelben. Nun war aber im März 1513 ein Mediceer, ein Humaniſt Papſt geworden. Leo X. übertrug Unterſuchung und Entſcheidung dem gelehrten und freiſinnigen Cardinal Grimani, der die Parteien vor ſeinen Richterſtuhl einlud. Dieſes Verfahren verſetzte die Kölner in äußerſte Wuth; ſie ſchimpften Grimani ſelbſt einen gottloſen Ketzer und droheten, wenn der Spruch gegen ſie ausfalle, vom Papſt und der römiſchen Kirche abzufallen, und beſtritten jeden päpſtlichen Beſchluß wider ſie als ungültig; ja ſie waren tollkühn genug, die Rechtmäßigkeit eines Papſtes, der gegen ſie entſcheiden würde, ſelbſt in Zweifel zu ſtellen. Und ſie fürchteten mit Recht eine ſolche Entſcheidung; denn Leo war ja der freigebige Verehrer der Humaniſten und ihrer Wiſſenſchaft; er war ja ein Mediceer, von welchen das verhaßte Licht zuerſt ausgegangen war. Alle Freunde Reuchlins — und er zählte ihrer ſchon viele in Deutſchland, und alle hellen und wiſſenſchaftlich gebildeten Köpfe gehörten zu ſeiner Partei —

wendeten den Blick hoffnungs- und vertrauensvoll nach Rom. Leo X. wurde von ihnen vergöttert. Die Frage über Sein oder Nichtſein der hebräiſchen Literatur war ganz in den Hintergrund getreten. Der Streit galt jetzt: ob das neue Licht der Wiſſenſchaft von der ſcholaſtiſchen, hochmüthigen, unduldſamen Theologie, dem fanatiſchen Pfaffen- und Mönchthum wieder ausgelöſcht und auf die vielverſprechende Morgenröthe Stockfinſterniß in Deutſchland herrſchen, oder ob der Geiſtestag über die Nacht ſiegen ſollte. Der Reuchliniſtenbund wuchs von Tag zu Tag, die berühmteſten Namen Deutſchlands gehörten ihm an, und ſie traten immer enger zuſammen. Am kaiſerlichen Hofe, an den zahlreichen Fürſtenhöfen, weltlichen und geiſtlichen, an den Univerſitäten, in den Domkapiteln, in den Reichsſtädten zählte Reuchlin eine Menge Anhänger, die ſämmtlich mehr oder minder dem Fortſchritt und der Freiheit der Wiſſenſchaft huldigten, wenigſtens dem Rückſchritt und der Herrſchaft des finſtern Mönchthums abgeneigt waren. Wie in den untern Volksſchichten der Drang nach politiſcher Freiheit, nach Erlöſung vom unerträglichen Druck der Herren und Pfaffen, der Blutſauger, ein allgemeiner war, und die Maſſen des aufgeregten Landvolks vertrauensvoll auf den Kaiſer, als ihren Retter und Beſchützer ſahen: ſo blickten die obern Schichten der Geſellſchaft, die erleuchteten Geiſter, die ſich nach Geiſtesfreiheit und nach dem Lichte der Wiſſenſchaft ſehnten, auf den Papſt. Der Kaiſer hatte einſt verſprochen ein Volksbeſchützer zu werden; er haßte die übermüthigen Fürſten, den geldgierigen Adel, die ſündenvolle Pfaffheit. Der Papſt war ein begeiſterter Pfleger der Wiſſenſchaft und ein Freund ihrer Anhänger. Und Maximilian täuſchte das Volk, Leo täuſchte die Lichtfreunde. Deutſchland ſtand auf dem Punkte, ſich aus langer Schmach kräftig empor zu arbeiten; es gährte gewaltig in allen Gemüthern. Die Schwäche des Kaiſers, der Eigennutz des Papſtes betrogen die Bewegung um ihre höchſten und ſchönſten Erfolge. So groß erſt die Begeiſterung der deutſchen Humaniſten für den neuen hochgebildeten Papſt, ſo ausſchweifend die Hoffnungen geweſen waren, die ſie auf ihn geſetzt, ſo hatten ſich doch allmälig klarere Anſichten über ihn verbreitet, und am Ende des Jahres 1516 waren die deutſchen Forſcher klar, daß der Papſt die Studien der Alten zu ganz andern Zwecken unterſtütze, als ſie in Deutſchland betrieben wurden, und daß die Frivolität des Lebens, ſtatt von ihnen, wie in Deutſchland verdrängt und in einen edlen ſittlichen Ernſt verwandelt, durch ſie nur noch höher getrieben und bis zur zügelloſeſten Genußſucht, der nichts mehr heilig und ehrwürdig, zugeſpitzt worden war. Der Streit wurde von der päpſtlichen Commiſſion nicht entſchieden, obgleich die Mehrzahl der Beiſitzer auf Reuchlins Seite war. Der Papſt wollte und konnte die Dominikaner nicht verdammen; denn er brauchte wieder große Geldſummen, und dieſe mußten ihm die Dominikaner, die privilegirten Ablaßkrämer, in Deutſchland auftreiben

Es erſchien eine päpſtliche Bulle, worin befohlen war, daß der Streit beigelegt ſein ſolle. Jetzt ſchloſſen ſich die Reuchliniſten noch enger an einander an; ſie begriffen, daß ſie auf ſich ſelbſt gewieſen waren.

Bislang hatte Reuchlin allein auf dem Kampfplatz geſtanden gegen ein Heer wüthender Obſcuranten; ſeine Freunde blieben im Hintergrunde. Sie waren miteinander durch eine eifrige Correſpondenz verbunden. Einer der feurigſten war der junge Dichter Ulrich von Hutten. Schier von Kindheit an hatte dieſer geniale Kopf ein wildbewegtes abenteuerliches Leben geführt, wozu alle jene Kraftnaturen verdammt ſind, welche in die Nacht des Wahns und alter Vorurtheile die Brandfackel des Genies ſchleudern, wodurch der ſchlaue Egoismus in ſeinen behaglichen Genüſſen, in ſeiner bequemen Herrſchaft über die allgemein verbreitete Dummheit geſtört wird. Hutten war ein Dichter im modernen Sinne des Worts, ein kühner Weltſtürmer, ein Mann des gewaltigen Wortes, dem er gern das Schwert beigeſellt hätte, unruhig und excentriſch, und darum durch die Länder geſchleudert wie ein Spielball. Erſt ſiebenundzwanzig Jahre alt, war ſein Dichterruhm doch ſchon durch ganz Deutſchland gedrungen und erhielt durch eine Greuelthat des zügelloſen Herzogs Ulrich von Würtemberg ein bedeutendes Relief. Dieſer nur ſeinen wilden Genüſſen lebende junge Fürſt hatte ſich nämlich in die Frau ſeines Dienſtmannes Johann von Huttens verliebt, wodurch ein geſpanntes Verhältniß entſtand, welches im Jahr 1515 dahin führte, daß der leidenſchaftvolle Herzog den Johann von Hutten auf der Jagd im Beblinger-Walde meuchlings erſchlug. Dieſe Schandthat regte alle beſſern Gemüther in Deutſchland auf, und Ulrich von Hutten ſchleuderte die Ergüſſe ſeines edlen Zorns in Gedichten, Reden und Briefen in die Welt. Alle dieſe Aeußerungen eines empörten Herzens wanderten als Manuſcripte bei den vorzüglichſten deutſchen Humaniſten herum; gedruckt wurden ſie erſt ſpäter (in den Jahren 1517—1519). Zu gleicher Zeit machte ein treffliches Gedicht Encomium Reuchlini (das Lob Reuchlins), auch im Manuſcript die Runde bei den Reuchliniſten, für deſſen Verfaſſer man ebenfalls Hutten hielt; und endlich erſchienen zu Anfang des Jahres 1516 jene Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner), welche die Kölner Theologaſter und Philoſophaſter dem Gelächter der Welt Preis gaben. Mit dieſem berühmten Buche waren die zelotiſchen Scholaſtiker geſchlagen, und ihre Niederlage war ärger, als wenn ſie der Papſt zu Ende des Jahres verdammt hätte. Dieſe im Namen der Obſcuranten geſchriebenen Briefe und mit ihren wirklichen Namen unterzeichnet, waren eben keine feinen Satyren und poetiſche Ergüſſe, aber ſie waren voll Wahrheit mit ſtark aufgetragenen Farben, wie es die Zeit und der Gegenſtand verlangten, mit groben und kräftigen, aber treffenden Pinſelſtrichen. Der dumme, tölpiſche, genußſüchtige, alle ſcholaſtiſchen Albernheiten vergötternde, alle Vernunft fanavorzukommen. Deshalb wandte er ſich jetzt wieder raſch um, und ſagte: «Du irrſt dich, reizendes Mädchen, wenn du glaubſt, es könne dich in London Niemand kennen und lieben. Sieh, mein Herz lodert auf. — — »

Ein lauter Schrei Alce's unterbrach ſeine Rede. Doch kaum war dieſer Schreckenslaut dem Munde der beſtürzten Jungfrau entflohen, als ſie auch ſchon flüchtigen Fußes über die weiche Grasfläche des Gartens, gleich einer Gazelle dahinſtürzte und in dieſem ungewöhnlich raſchen Laufe gewiß das Schloß erreicht haben würde, ohne von dem ihr nachfolgenden Könige erreicht worden zu ſein, wenn der dienſtfertige Hick ihr nicht den Weg verrannt und ſie nicht aufgefangen hätte. Alce machte ihrem neuen Schrecken durch neues Schreien Luft, aber ſie rief jetzt ſo anhaltend und jämmerlich um Hülfe und ließ ſich weder durch Drohungen, noch Bitten des Königs davon abhalten, daß ein bewaffneter Mann, der ohnfern am Schloße auf und ab gewandelt war, herzuſprang, und mit bloßem Schwerte auf die beiden Verfolger der Jungfrau eindringend, den Leibdiener am Arme verwundete.

«Rettet mich, ich beſchwöre Euch bei unſrer lieben Frau! rettet mich aus den Händen dieſer tiſch haſſende deutſche Pfaffe ſchildert ſich darin ſelbſt und die ſchmutzigen und anſtößigen Situationen, in die er geräth. Und die Sprache, das gräulige Deutſchlatein, in welchem dieſe Pfaffen Virtuoſen waren, führte die Satyre auf die Spitze. Alle Freunde des Lichts jubelten, alle Freunde der Finſterniß ſchäumten vor Wuth. Ueber die Autorſchaft des Buches erhob ſich großer Streit. Die Meiſten ſchrieben ſie Ulrich von Hutten zu, weil er in Köln ſtudiert und dort die Originale ſelbſt kennen gelernt hatte, und weil man dieſe Schelmerei nur einem jungen feurigen Genie, wie er war, zutrauen zu dürfen glaubte. Doch rieth man auch auf Andere und kam bald zu der Anſicht, daß die Briefe mehre Verfaſſer haben möchten. Als einer derſelben wurde auch der berühmte Nürnberger Patrizier Willibald Pirkheimer genannt. Und gewiß war, daß Pirkheimer einer der erſten Reuchliniſten und Humaniſten war und mit Ulrich von Hutten in engem brieflichen Verkehr ſtand. — Auch Konrad Peutinger von Augsburg gehörte dem Reuchliniſtenbunde an, wenn er auch nicht ſo im Vordergrunde ſtand, wie ſein Freund Pirkheimer. Ueberhaupt zählten die Humaniſten in den beiden Reichsſtädten Nürnberg und Augsburg ſehr viele Anhänger. War doch der berühmte und einflußreiche kaiſerliche Geheime Rath Matthäus Lang, Cardinal und Biſchof von Gurk, der vornehmſte aller lebenden Söhne Augsburgs, ſelbſt Freund und Anhänger der humaniſtiſchen Studien. Das bunt bewegte Leben der Reichsſtädte weckte, hob und kräftigte die Geiſter.

Als nun Jakob Fugger die beiden Gelehrten zu ſich nach Fuggeran einlud, um ſeine Bibliothek zu ordnen und aufzuſtellen, hegte er den geheimen Wunſch, ſich von ihnen über die Bewegungen in der geiſtigen Welt, denen er, als ſo viel beſchäftigter Kaufmann nicht die volle Aufmerſamkeit hatte ſchenken können, unterrichten zu laſſen. Denn wenn auch ein ergebener Freund des Papſtes und der Geiſtlichkeit, verachtete Fugger doch die Dummheit und brutale Anmaßung der Pfaffen. Er wollte ſich mit ſeinen gelehrten Freunden über den Lauf und die Dinge der heutigen Welt einmal mit Muße zu beſprechen. Und dies war ein Hauptgrund, weßhalb er ſich auf ſein ſchönes neues Schloß nach Tirol zurückgezogen hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Die Unterhaltung an Fuggers Tafel entſpann ſich beim Becher bald lebhaft und ging von dem Lobe des Schloſſes und ſeiner reizenden Lage auf die Zeitintereſſen über. Die nächſte Veranlaſſung dazu gab, daß der Markgraf Johann auf Befragen Albrecht Dürers erklärte, er ſei vom König Karl von Spanien durch glänzende Verſprechungen gewonnen, in deſſen zahlreichem Gefolge die Reiſe nach Spanien mit zu machen, und werde ſich zu dieſem Behufe ſogleich an den Hof nach Brüſſel begeben, ſobald er die täglich erwartete Aufforderung erhalten werde.

„Es ſind wieder beſſere Nachrichten aus Spanien eingelaufen,“ ſagte Fugger. „Der altcaſtiliſche Adel und die Städte haben ſich beruhigt, wenn auch gerade nicht mit dem Cardinal Ximenes vertragen, und er iſt klug genug, die Saiten nicht höher zu ſpannen. Beide Parteien warten nun ſehnſüchtig auf die Ankunft des Königs, und leider ſcheint ſich die Abreiſe deſſelben immer noch hinauszuziehen.“

„Woran es nur liegen mag, daß der junge König immer und immer noch zögert, ſich in ſein Erbreich zu verfügen?“ fragte Pirkheimer.

„An wem ſonſt, als an den niederländiſchen Herren,“ verſetzte Frundsberg. „Da werden allerlei abgefeimte Praktiken geübt, um den jungen Herrn zurückzuhalten. Am liebſten ließen ſie ihn gar nicht fort und regierten Spanien, Neapel, Sicilien und die neue Welt von Brüſſel und Gent aus. Das würde Herrn von Chievres und dem Kanzler Salvar ohne Mühe viel Geld einbringen. Aber die Spanier ſollen auf dieſe Niederländer ſchon ſehr erbittert ſein, und wenn König Karl nicht eilt, ſo kann es doch noch kommen, daß ſie ſeinem Bruder Ferdinand die Krone aufs Haupt ſetzen. Und was würde daraus entſtehen, als ein böſer Krieg, in welchem wir Deutſche die Haut wieder zu Markt tragen müßten. Wer aber würde dabei gewinnen? Gott's Tod! Niemand weiter als der junge und pfiffige Franzoſenkönig, der nur auf dieſe Gelegenheit wartet.“

„Gott woll' uns vor Schaden bewahren!“ ſeufzte Fugger. „Käm' es zu ſolch böſem Krieg, ſo könnte leicht im deutſchen Reiche Alles drunter und drüber gehen. Zögen die wehrhaften Männer nach Spanien, und gäb's mit Frankreich wieder neue Händel, ſo würde wohl gar das rebelliſche Bauernvolk das Haupt wieder erheben und Herr im Lande werden. Dann Gott Gnade allen guten Chriſten, die nicht hinter dem Pfluge hergehen.“

„Liebe Herren und Freunde,“ nahm Peutinger das Wort, „wir leben in einer wunderlichen Zeit, wie ſie unſere Väter und Großväter nicht gehabt haben. Es iſt Friede in den Ländern, es iſt Ruhe im deutſchen Reiche. Nun ſollte man meinen, der Friede bringe goldene Früchte; Jedermann, vom Kaiſer bis zum Bauer herab, müſſe ſich im häbigen Wohlſtande und in guter Zufriedenheit befinden. Aber gerade das Gegentheil findet ſtatt. Kein Stand, kein Menſch iſt mit den Dingen zufrieden, wie ſie ſind; denn nicht einmal die Fürſten und großen Edelleute und die vornehme Pfaffheit iſt es, die doch im Rohre ſitzen und Pfeifen ſchneiden. Jedermann ſagt, es muß anders werden, wenn es gut ſein ſoll, und in Allen lebt das lebendige Gefühl, daß der Welt irgend eine große Veränderung bevorſteht, aber Niemand weiß anzugeben, wie dieſe Veränderung eigentlich beſchaffen ſein ſoll.“

„Ihr habt wohl geſprochen, Herr Konrad!“ ließ ſich Fugger wieder vernehmen. „Aber fürwahr, ich ſollte meinen, es ſei nicht ſo ſchwer zu begreifen, wie den Völkern deutſcher Nation gründlich zu helfen ſei. All Unglück iſt daraus entſprungen, daß die Fürſten und Stände des Reichs dem Kaiſer, ihrem von Gott eingeſetzten Herrn und Oberhaupte, den Purpurmantel gewaltſamer oder liſtiger Weiſe entriſſen und ſich in die Fetzen deſſelben getheilt haben. Jeder hat davon ſo viel als möglich zu erbeuten geſucht, und Jeder will nun Kaiſer in ſeinem Lande ſpielen. Jeder denkt nur an ſich und ſeinen Vortheil; dem

Kaiſer aber, der das Wohl des ganzen Reichs will, ſind ſie ungehorſam und ſetzen ihm wohl gar Hohn und Spott entgegen. Könnte der Kaiſer wieder die alte Macht und Herrlichkeit beſitzen, ſo würde Alles gut gehen. Der Fürſt ſoll in ſeinem Lande nichts mehr ſein, als der Bürgermeiſter von Augsburg in der Stadt, ein Beamter, ein Vogt des Kaiſers. Der Kaiſer muß den Ständen befehlen und ſie nicht bitten; er muß die Macht haben, ſie zu ſeinem Willen zu zwingen. Aber jetzt heißt's: viel Köpfe, viel Sinne; Jeder thut, was ihm gut dünkt, und weder der ewige Landfriede, noch der ſchwäbiſche Bund helfen uns was Rechtes. Die großen Herren ſchalten nach Gutdünken in ihren Ländern und können nicht reich und mächtig genug werden; die kleinen ſchinden die Bauern, oder plündern und rauben auf der Landſtraße."

„Ja, gebt dem Kaiſer ſo viel Reichthum und Macht," lachte Frundsberg bitter, „daß er ſich für ſeine Befehle den Gehorſam erzwingen kann, gebt ihm ein Heer von ein paar mal hunderttauſend Mann, gebt ihm ein großes reiches Land zu eigen, wovon er dieſes Heer erhalten und Gnaden ſpenden kann, und Ihr mögt das böſe Weſen bei uns wenigſtens zur Hälfte gebeſſert haben —"

„Euer Wort in Ehren," unterbrach der baieriſche Rath von Bemmelberg den Feldherrn „aber ich muß Euch zu bedenken geben, daß ein Kaiſer mit ſolcher Macht das deutſche Reich bald in größeres Elend führen würde, als das jetzige in Wahrheit iſt. Wer wollte einem ſo gütigen Herrn, wie Kaiſer Maximilian, nicht die größte Macht gönnen, damit er ungehindert all ſeine edlen Abſichten durchſetze? Aber wer bürgt uns, daß nicht der nächſte nach ihm gewählte Kaiſer ſchon nicht ſo reine Geſinnung, nicht ſo edle Abſichten habe? Ein Kaiſer von ſchlechterm Herzen und zum Despotismus neigend, verführt von ſeiner großen Macht, würde keinen Widerſpruch der Stände dulden, er würde ſie zu Schatten herabwürdigen, ja ganz und gar aufheben, er würde das Kaiſerthum in ſeinem Hauſe erblich machen, und es würde mit der Zeit werden, was das morgenländiſche Kaiſerthum in Conſtantinopel war. Gerade die aufkommende Macht der Fürſten iſt es, welche in Deutſchland eine ſo vielſeitige Entwickelung hervorgerufen hat, wie ſie kein zweites Land in Europa beſitzt. Mag im Ganzen auch manches Wünſchenswerthe nicht ausgeführt werden, mögen die Stände den Kaiſer nicht immer unterſtützen, wie ſie ſollten, dafür ſchaffen ſie im Einzelnen in ihren Ländern deſto ſegensreicher, und unter ihrer Obhut vermiſſen die Unterthanen ein nachdrücklicheres Kaiſerregiment nicht. Durch ſeine Fürſten wird Deutſchland zur Blüthe kommen, und es wird eine hundertfältige Blüthe ſein. Wozu aber der Kaiſerdespotismus führt, haben wir in Conſtantinopel geſehen, zum innern Verfall, zur Schwäche nach außen.“

„Ich hätte nichts gegen Eure Meinung,“ verſetzte Frundsberg, „wenn die Fürſten mehr zuſammenhielten, d. h. wenn ſie ſich in allen guten das Reich fördernden

Dingen mit dem Kaiſer einigten. Damit wäre wenigſtens im weltlichen Regiment Ordnung und Recht gewonnen. Wir könnten innen ſtark und mächtig nach außen werden. Wir hätten den rohen Türken ſchon längſt beſiegt. Freilich wäre auch damit die unſelige Pfaffenmacht in Deutſchland noch nicht gebändigt und auf das rechte Maß zurück geführt. Und ſie iſt die ſchlimmſte Sache von allen. Von Rom und den Pfaffen kommt uns das größte Unheil.“

„Ihr ſeid ein tüchtiger Kriegsmann, und dieſe halten ſelten viel von der Kleriſei,“ ſagte Fugger. „Und kein verſtändiger Menſch kann ableugnen, daß von unwiſſenden und böswilligen Pfaffen viel Unheil ausgeht. Aber dies kann dem Kirchenregiment, wie es ſein ſoll, nicht zur Laſt gelegt werden. Auf Erden kann nicht allein weltliches Regiment beſtehen, das göttliche Regiment muß noch darüber ſein. Der Papſt iſt der Statthalter Chriſti auf Erden, und Chriſtus iſt der König aller Könige, ihm gehört alle Herrſchaft im Himmel und auf Erden; denn er iſt der Sohn, der mit dem Vater und dem heiligen Geiſte Eins iſt, alſo Gott ſelbſt. Und er iſt auf die Erde herabgekommen, um die Menſchen von allen Sünden zu erlöſen und zur ewigen Seligkeit geſchickt zu machen. Dem Sankt Peter hat er das Amt der Schlüſſel übergeben, zu binden und zu löſen. Der Papſt aber iſt Sankt Peters Nachfolger und alſo der höchſte Herr auf Erden; ihm muß der Kaiſer unterthan ſein, dem Kaiſer die Fürſten, den Fürſten der Adel, die Bürger und die Bauern. Alſo will es die Ordnung und das Recht. Und wenn von Jedermann Recht und Ordnung gehandhabt würden, ſo führten der Papſt und die Kleriſei das göttliche Regiment, der Kaiſer und die Stände das weltliche auf Erden, und männiglich wurde ſich dabei wohl befinden."

„Die Regel und Lehre nimmt ſich gar wohl aus, zumal aus einem Munde, wie der Eurige, Herr Fugger," antwortete Frundsberg, „aber in der Anwendung geſtalten ſich die Dinge ganz anders. Wie nennt Ihr das, Ihr gelehrten Herren?" wandte er ſich zu Peutinger und Pirkheimer.

„Theorie und Praxis," verſetzte der Erſtere.

„Nun ſeht, in der Praxis iſt der Papſt ein Menſch und nichts weniger als gleich unſerm Herrn Chriſtus oder auch nur dem Sankt Peter. Ach hilf Gott! was haben wir ſelbſt von den Päpſten erleben müſſen! Denkt nur an den Borgia. Hat es wohl auf Erden einen gräulichern und entſetzlichern Sünder gegeben? Ein Verbrecher war er, der Galgen und Rad hundertmal verdient. Soll nun ſolch ein Menſch der oberſte Herr und Richter auf Erden ſein? Da ſei Gott vor, daß der Teufel freie Macht über uns Alle gewänne! Und wenn der jetzige Papſt auch kein ſo ſchlimmer Mann iſt, ſo will mir doch ſeine Wirthſchaft auch nicht ſonderlich gefallen. Nehmt mir's nicht übel, Herr Fugger! Ihr ſeid von Sr. Heiligkeit zum päpſtlichen Ritter und lateraniſchen Grafen ernannt, aber ich kann mir nicht helfen, Euch unumwunden zu ſagen, daß ich nichts Heiliges am heiligen Vater finden kann. Es iſt löblich von ihm, daß er die Maler, Steinmetzen, Poeten und gelehrte Männer beſchützt und reichlich unterſtützt, und Herr Albrecht Dürer, Herr Konrad Peutinger und Herr Willibald Pirkheimer werden gern mit mir in ſein Lob einſtimmen, aber er lebt in Saus und Braus; Banket und Tanz und Spiel, Jagd und Prunkgelag, Feſtritt und Frauendienerei füllen am päpſtlichen Hofe einen und alle Tage aus, und von der Kirche Chriſti iſt dort ſo wenig die Rede, wie zu Zeiten des Tiberius und Nero. Zu all dem Prunk und der Pracherei, zu der Luſt und Hoffarth bedarf der Papſt viel Geld, und das pflegt er ſich bekanntlich zumeiſt aus dem deutſchen Reiche holen zu laſſen. Man merkt's ihm an, daß er aus dem reichen Wechslerhauſe der Mediceer in Florenz ſtammt, er weiß ſich gute Geldquellen zu eröffnen, und der Ablaß- und Indulgenzenkram bringen ihm hübſche Summen ein."

„Ihr vergeßt, daß die Ablaßgelder für den Ausbau der Peterskirche beſtimmt ſind," ſagte Fugger etwas herabgeſtimmt.

„Ja das iſt das Vorgeben und der Vorwand; in Italien weiß man das Ding beſſer. Da ſagt man offen: zum Bau der mediceiſchen Palläſte und zur Ausſteuer der Schweſter des Papſtes, der Prinzeſſin Cibo ſeien die Ablaßgelder beſtimmt und würden mit nichten zu geiſtlichen

Räuber!» rief Alce dem Fremden zu. «Mein Vater wird es Euch gut belohnen.»

«Heiland der Welt!» tobte der Kämpfende auf, das iſt Alce's Stimme. Muß es mir beſchieden ſein, dich zu befreien? Kennſt du mich nicht? Deinen Hal?»

«Hal! Hal!» jauchzte das Mädchen auf, und umarmte den Jüngling mit Feuer, der den König und den verwundeten Diener eben mit einigen Schwertſtreichen in die Flucht getrieben hatte.

«Aber wie kommſt du hierher im Augenblicke meiner höchſten Noth?» fragte das glückliche Kind.

«Seit geſtern bin ich in London und ſehnte mich, dich zu ſprechen; doch hatte ich keine Gelegenheit, dir meine Anweſenheit wiſſen zu laſſen und dir eine Zuſammenkunft zu beſtimmen. Erſt heute kundſchaftete ich aus, wo du wohnſt, und ſchlich nun dort unter deinem Fenſter auf und ab, in der Hoffnung, dich zu erſpähen und dir ein Zeichen zu geben. So wandle ich ſchon einige Stunden, und als mich die Hoffnung, dich noch zu ſehen, nicht mehr zurückhielt, war es die Liebe, die meinen Fuß in deiner Nähe feſſelte. Es war für mich ein Gedanke voll ſeligen Entzückens, dich dort hinter jenen Fenſtern ſchlafen zu wiſſen, und kaum einige

Zwecken verwendet. Das deutſche Reich aber wird von den Pfaffen und Ablaßkrämern ausgeſogen bis auf die Gräten.“

„Ihr ſeid ein hitziger Eiferer,“ nahm jetzt der junge Markgraf lächelnd das Wort. „Aber Ihr müßt doch zugeben, daß dem Papſte die göttliche Macht zuſtehet, die Sünden zu vergeben und die Gnade des göttlichen Bluts Allen theilhaftig zu machen. Nun können aber nicht Alle die Reiſe nach Rom unternehmen, um ihr Seelenheil durch Einlegen ihres Almoſens in den Gotteskaſten wahrzunehmen. Da kommt der Papſt den Gläubigen liebevoll entgegen und ſendet ſeine Boten aus in alle Lande der Chriſtenheit, wie der Heiland ſeine Apoſtel ausſandte, um das Bedürfniß der gnadendurſtigen Seelen zu befriedigen. Die eingegangenen Gelder werden aber nur zu gottſeligen Werken verwendet, und ſagen die italieniſchen Schelme anders, ſo lügen ſie, wie es ihre Art iſt.“

„Gemach, mein gnädiger Herr!“ fuhr Frundsberg auf. „Was ich mit eignen Augen ſehe, mit eignen Ohren höre, das glaubt mein Herz. Und ich ſah überall die Schandbüberei des Klerus, der von Rom aus nicht gewehrt wird; ich hörte, daß der Papſt für Geld von allen Sünden und Miſſethaten, und wenn es die gräulichſten und entſetzlichſten Verbrechen ſind, für Geld dispenſirt, daß er von allen weltlichen und geiſtlichen Strafen freiſpricht, ja ſogar von Bann und Interdict. Ich kann hingehen und den Kaiſer vergiften, daß er eines jämmerlichen Todes dahin fährt, der Papſt entſündigt mich für ein Stück Geld. Ich kann meinen Vater erſchlagen, ich kann mit meiner Mutter, mit meiner Tochter, mit meiner Schweſter Unzucht und Blutſchande treiben, der Papſt vergibt mir die Sünde für Geld. Ich kann die Stadt mit Feuer anrennen, daß ſie zum Aſchenhaufen wird, worin Tauſende elendiglich umgekommen ſind, der Papſt will meine Seele rein waſchen für ein paar Goldſtücke. Iſt das nicht der ärgſte Gräuel vor Gott und den Menſchen? Wahrlich, man muß Gottes weiſe Fürſorge bewundern und anbeten, daß ſie der Leute Natur und Art alſo gut geſchaffen hat, daß nicht größere Sünden und Verbrechen geſchehen. Denn wenn ſie des Papſtes Lockungen folgten, ſo wäre kein Reicher und Vornehmer ſeines Lebens mehr ſicher. Sie würden hingehen und Alles todtſchlagen und Geld und Gut rauben, wovon ſie dann dem Papſte einen Theil abzahlten, wofür er ihnen durch ſeine Commiſſaire mittels eines Stückleins Papier alle Sündenſchuld vergäbe und ſie ſo rein und unſchuldig machte, als wären ſie eben aus dem Mutterſchooſe hervorgegangen, oder ſäßen noch im Paradieſe.“

„Ihr habt recht, Herr Georg!“ rief jetzt Pirkheimer und reichte dem ehemaligen Kriegskameraden die Hand, „wenn Ihr auch die Sache haarſcharf nehmt und auf die Spitze ſtellt. Was will man den Bauern thun, die da aufſtehen und die Edelleute und Vögte todtſchlagen? was will man den Bürgern anhaben, die ihr Regiment verjagen und hängen und köpfen? Was wollt Ihr die Edelleute ſonderlich ſchelten, die hinterm Buſch liegen und dem Handelsmann die Taſchen umkehren? Sie Alle können Ablaß kaufen für wenig Geld."

„Was wollt Ihr ſagen zu der gräulichen Unverſchämtheit der Ablaßprediger," nahm Peutinger die Rede auf. „Es ſind nun vier Jahre her, als ein Ablaßkrämer, der Dominikanermönch Johann Dietze, auch Tetzel genannt, aus Sachſen, ein frecher Hurer, Säufer und Spieler hierher nach Tirol kam und in Inſpruck predigte und ſeinen Kaſten aufſtellte. Der Kaiſer war dazumal hier und hatte mich zu ſich beſcheiden laſſen. Der frevelhafte Mönch predigte: Vergebung der Sünden und das ewige Leben ſeien nur durch Genugthuung, durch eigne Werke zu erlangen; dieſe ſei aber gänzlich unmöglich, weil die Gewalt der Sünden die Genugthuung vernichte; alſo bleibe nur der Kauf der Abläſſe als einziges Mittel übrig, und es gebe durchaus kein andres, um ſündenfrei und ſelig zu werden. Der gekaufte Ablaß ſei die einzige und wahre Gnade Gottes und der Ablaßkaſten die wahrhaftige einzige Himmelspforte und offene Gnadenthür, durch welche die gereinigten Seelen in den Schoos Abrahams einzögen. Er ſchwur Stein und Bein, wenn alle Tiroler Ablaß kauften, ſo würde Gott alle Berge zu purem Silber verwandeln. Gleich darauf wurde er überwieſen, die Ehefrau eines Bürgers zum Ehebruch verführt und zwei Kinder mit ihr gezeugt zu haben. Schon war das Urtheil über ihn gefällt, geſäckt und erſäuft zu werden, und der zornige Kaiſer ſtand ſchon im Begriff, daſſelbe vollziehen zu laſſen, als die ganze Pfaffheit ſich dawider legte und den Kaiſer durch Bitten und Drohungen vermochte, den verbrecheriſchen Mönch laufen zu laſſen.“

„So frag' ich Euch nun, Ihr Herren,“ ſprach jetzt der ernſte Albrecht Dürer, „wie ſoll dem böſen Unfug ein Ende gemacht werden? Warum kauft das Volk die Indulgenzen? Weil es dumm und unwiſſend iſt. Keinem von uns, wie wir hier verſammelt ſind, iſt es gewißlich jemals eingefallen, einen ſolchen Wiſch zu kaufen. Das macht, wir haben die rechte Einſicht in die Sachen und ſtehen Alle und mit uns viele Tauſende an den Höfen, in den Städten und auf den Ritterſitzen auf Seiten des edlen Doctor Reuchlin zu Stuttgart. Aus der Dummheit des gemeinen Mannes, des kleinen Bürgers und des Bauern, der ohnedies geſchunden und geplagt genug iſt, wird dieſes Sündengeld herausgeſchlagen. Der betrügeriſche Mönch lügt ihm vor, er könne ihm den Himmel verkaufen, ja, der Bauer könne ſich Gottes Gnade und ewiges Heil nicht anders als für Geld erwerben, und ſo gibt denn der Betrogene ſeines ſauern Schweißes Erwerb hin, und die hohe Pfaffheit ſchwelgt und praßt darin. Wäre der gemeine Mann ſo aufgeklärt wie wir, die Brüder Dominikaner könnten mit ihren Zetteln ihre eigne Unſauberkeit abputzen. Es gäbe ihnen keine Chriſtenſeele einen Deut dafür.“

„Ihr habt das Rechte getroffen, Meiſter Albrecht,“ verſetzte Pirkheimer. „Die Dummheit iſt die Mutter des Aberglaubens und der geiſtigen Knechtſchaft. Aber die deutſchen Lande ſtecken tiefer in der Dummheit, als man glauben ſollte. Die Pfaffen haben ihres Vortheils halber Jahrhunderte lang alle Liſt aufgeboten, um die Leute immer tiefer hinein zu verſenken. Es iſt eine arge Nacht und Finſterniß. Aber ſeid nur getroſt. Die Morgenröthe iſt angebrochen, und die Sonne wird ihr nachfolgen. Doctor Erasmus hat ſein Lob der Narrheit nicht vergebens geſchrieben und die Pfaffen lächerlich gemacht, und die ſaubern Patrone in Köln haben den Doctor Reuchlin nicht vergebens mit den Haaren zu dem Streit gezogen, der die Geiſter des ganzen deutſchen Reichs in Bewegung geſetzt hat. Iſt es nicht Gottes Finger, daß ein ſo ſtiller und friedliebender Mann, wie unſer Reuchlin, das Werkzeug werden mußte, die Streitart gegen das Otterngezücht? Und haben die Briefe der Dunkelmänner uns nicht Schaaren, ja Heere von Geiſtern zugeführt und gewinnen uns täglich neue?“

„Ja,“ rief Peutinger, „und nicht allein unter den Laien hat das Licht der Wiſſenſchaft und Aufklärung ſeine Freunde und Verehrer gefunden; es zählt deren in der hohen Kleriſei ſchon viele und wackere Männer. Nenn' ich gleich den hochgeborenen Kurfürſten von Mainz, deſſen erlauchter Bruder uns mit ſeiner Gegenwart beehrt. Ferner: die Domherren Groß und Waisberg in meiner lieben

Vaterſtadt Augsburg, meine wackern Gönner und Freunde, die Domherren Nuenar in Köln, dem Sitz des Eulengeſchlechts ſelbſt, und Adelmann in Eichſtädt; die Dechanten Andreas Fuchs zu Bamberg, Lorenz Truchſeß zu Mainz; Wolfgang Tanberg zu Paſſau, Jakob de Banniſſis zu Trient. Und um noch einen Augsburger zu nennen, der vornehmſte Kleriker, der aus unſerer Stadt hervorgegangen iſt, der Cardinal Lang, iſt auch dem neuen Licht ergeben."

„Mein werther Freund," nahm Pirkheimer ſpöttiſch lächelnd das Wort, „dieſe hohen und vornehmen Herren halten es mit der Aufklärung gerade ſo viel, als ihr Vortheil ihnen geſtattet. Was z. B. den Cardinal Lang betrifft, ſo laßt Euch ſagen, daß vor vier Jahren, nach der Eroberung von Pavia, unſer edler Ulrich von Hutten, der hier eben die Rechte ſtudirte, gefangen genommen, ausgeplündert und endlich mit genauer Noth nach Bologna entronnen, um hier ſeine Studien fortzuſetzen, ſich in tiefſter Armuth und Krankheit hülfeflehend an den Cardinal Lang wandte, welcher als Geſandter des Kaiſers an den Papſt nach Bologna gekommen war. Aber obgleich ihm die dort ſtudirenden Deutſchen ein ſchönes von Hutten gefertigtes Gedicht überreichten, ſo behandelte er den jungen Dichter doch gleichgültig, ja verächtlich und war durchaus nicht zu bewegen, ihn in ſein Gefolge aufzunehmen; er ließ ihn unter ſeinen Augen elend herum gehen, ſo daß Hutten von der Noth gezwungen wurde, als gemeiner Soldat in des Kaiſers Heer zu treten."

„Ihr habt recht!" rief Frundsberg, „er hat unter meinem Befehl geſtanden; ich hab' ihm ſelbſt losgeholfen, weil ein krankhaftes Gewächs an ſeiner linken Ferſe ihm den Dienſt allzubeſchwerlich, ſchier unmöglich machte, und ich habe die Geſchichte aus ſeinem eignen Munde. Ich hätte nicht gedacht, daß dieſer junge, bleiche Menſch in ſo kurzer Zeit ein ſo berühmter Dichter werden würde."

„Ihr Herren müßt auch bedenken," ſagte der Markgraf leicht und gleichſam wie ſcherzend, „daß die höchſten und hohen Geiſtlichen unmöglich gegen Papſt und Kirchenverfaſſung handeln können. Der Ablaß iſt ein heiliges Recht des Papſtes, ein uraltes Recht, der Schlüſſel St. Peters. Dem gemeinen Mann geſchieht damit eine unermeßliche Wohlthat; er verlangt Ablaß, die Vergebung ſeiner Sünden, und ſie iſt ihm zu aller Zeit durch die göttliche Gnade zu Theil geworden."

„Weil er zu aller Zeit dumm war," ſagte Dürer trocken.

„Nein, nein!" eiferte Fugger, „man ſoll das Kind auch nicht mit dem Bade verſchütten. Gegen die Rohheit und Herrſchſucht der Pfaffen und Mönche, wie die Kölner ſind, mögt Ihr kämpfen, die heiligen Satzungen der Kirche ſollt Ihr mir unangetaſtet laſſen. Der Papſt hat die Schlüſſel des Himmels, und wenn die Aufklärung der Wiſſenſchaft ſo weit geht, daran zu zweifeln, ſo führt ſie allerdings zur Ketzerei."

Auf dieſes ſcharfe Wort ihres Wirthes verſtummten die Gäſte, und als Fugger den Eindruck bemerkte, den ſeine Aeußerung gemacht, fuhr er fort: „die Parteien ſollen ſich in Liebe und Güte vertragen. Mit Stürmen iſt noch niemals etwas Erkleckliches gewonnen worden. Jedermann ſei in weltlichen Dingen dem Kaiſer gehorſam, in göttlichen dem Papſt. Und der Ablaß iſt ein gut und heilſam Ding, das den reuigen Menſchen frei macht von der Schuld und ihm zur ewigen Seligkeit verhilft. Alſo hat es Gott der Sohn auf Erden geordnet und eingeſetzt, damit die Wohlthat ſeines Bluts Allen theilhaftig werde. Aber das beſte Ding kann übertrieben werden, und ich gebe zu, daß der Ablaßhandel zuweilen übertrieben worden iſt. Dadurch wird die Sache nicht ſchlecht, ſo wenig die päpſtliche Macht und Gewalt eine verwerfliche geworden iſt, weil laſterhafte Päpſte auf St. Peters Stuhl geſeſſen haben.“ — Und zu Pirkheimer ſich wendend, fragte er: „Wo lebt jetzt der junge Dichter Ulrich von Hutten, welcher ſo viel Redens von ſich macht?“

„Er iſt vor anderthalb Jahren auf den Wunſch ſeines Vaters wieder nach Italien gegangen, um in Bologna ſeine Rechtsſtudien zu vollenden. Zuvor hielt er ſich aber eine Zeit lang in Rom auf, von wo ihn jedoch ein Abenteuer, das er zu Ehren Kaiſer Maximilians beſtand, bald wieder vertrieb.“

„Zu Ehren unſres Kaiſers?!“ fragte Fugger aufmerkſam. „Ei, ſo laßt doch hören!“

„Er war mit einem deutſchen Freunde nach Viterbo geritten und traf dort in Geſellſchaft mit fünf Franzoſen zuſammen. Dieſe Menſchen erfrechten ſich in Gegenwart der beiden Deutſchen über den Kaiſer zu ſpotten. Hutten verwies es ihnen und gebot Schweigen. Statt deſſen brachen ſie in Schmähungen auf den Kaiſer aus. Hutten wurde heftig, ſie ſchlugen auf ihn los, zogen die Degen und bedrohten ihn hart. Huttens Begleiter entfloh, er ſelbſt aber hielt Stand, ſtieß den Erſten, der ihm zu nah kam, nieder und ging den Andern mit gleichem Muthe zu Leibe. Dieſe ergriffen ſchleunigſt die Flucht, und Hutten kam mit einer leichten Verwundung im Geſicht davon. Er hat dieſe Begebenheit in einigen Gedichten beſungen, die er mir geſchickt hat.“

„Dieſe Gedichte müßt Ihr mir mittheilen,“ ſprach Fugger mit verklärten Zügen und reichte dem Nürnberger gerührt die Hand, „das iſt ein wackrer junger Mann, der alſo für die Ehre ſeines Kaiſers ficht.“

„Nicht nur dieſe Gedichte ſollt Ihr haben, auch noch andre Gedichte und Reden des trefflichen Jünglings hab' ich Euch im Manuſcript mitgebracht. Ebenſo das „Lob Reuchlins.“ — Ja mein junger Freund Hutten iſt ein Deutſcher, von ächtem Schrot und Korn vom Scheitel bis zur Fußſohle, ein feuriges Herz, das ihm mit dem Kopfe durch zu brennen pflegt, aber wir brauchen ſolcher Kraftmenſchen mit glühenden Seelen in unſrer Zeit. Wenn Erasmus oder Reuchlin nur einen Theil der ſprühenden

Kraft Huttens hätten, unſre Sache wäre ſchon weiter gediehen. Von Hutten hoff' ich viel für unſre Zukunft. Laßt Euch erzählen, Ihr Herren, wie er ſich dann zu Bologna benahm! Zwiſchen den deutſchen und italieniſchen Studenten brach ein heftiger Streit aus, der ſogar zur gerichtlichen Klage gedieh. Hutten, von ſeinen Landsleuten beauftragt, führte die Vertheidigung vor dem Richter mit ſolcher Unerſchrockenheit und ſolcher Heftigkeit, obgleich er ſich ſehr gemäßigt ausgedrückt zu haben meinte, daß der Podeſta ſich in ſeiner Würde für beleidigt hielt, und der kühne Redner in Folge der gegen ihn gethanen richterlichen Schritte ſich genöthigt ſah, nach Ferrara zu entfliehen. Sein letzter Brief, worin er mir dieſe Händel mittheilt und den ich vor acht Tagen empfing, iſt von Venedig datirt, wo er kurz zuvor angekommen war. Er rühmt die Liberalität, mit welcher er in Rom, vorzüglich aber in Venedig aufgenommen worden ſei. Beſondre Freude macht es ihm, daß er mit ſchönen und neuen Ausgaben ſeiner Lieblinge, der Klaſſiker beſchenkt worden iſt. Er gedenkt ſich noch einige Zeit in der Lagunenſtadt aufzuhalten und dann in ſein Vaterland zurückzukehren."

„Ich bitt' Euch, lieber Freund, hinterbringt ihm, daß das Haus der Fugger in Augsburg ſolche wackre Deutſche gern als Gäſte ſieht. Wer iſt ſein Vater? Wo iſt er geboren? Es gibt der Hutten viel in deutſchen Landen."

„Im Heere des Kaiſers hab' ich wohl einige dreißig adelige Kriegsmänner dieſes Namens kennen gelernt."

Fuß weit von dir zu wandeln. Sicherlich würde ich auch die halbe Nacht hier zugebracht haben, wenn ich nicht durch die Schritte jener räuberiſchen Männer aus meinen ſüßen Minneträumen aufgeſchreckt worden wäre, und bald darauf deinen Nothſchrei vernommen hätte. Wenn ich hätte ahnen können, wer hier in Gefahr ſei! Aber ſage mir, ich bitte dich, wie kamſt du dorthin?

Alce wollte eben anfangen zu erzählen, wie ſie durch einen falſchen Boten hintergangen worden ſei, als ſie abermals Schritte vernahmen, ſo wie auch Stimmen, doch von mehren Männern, welche ſie auch gleich darauf im fahlen Scheine des Mondes raſch auf ſich zu ſchreiten ſahen.

«Ich beſchwöre dich, Hal!» rief das Mädchen ängſtlich, «laß uns fliehen, oder fliehe du allein. Mir ahnet nichts Gutes. Eine gräßliche Angſt krallt ſich in mein Herz.»

«Fliehen?! Nimmermehr!» verſetzte der Jüngling muthig, und zog ſein Schwert wieder. «Lieber ſterben, als fliehen.»

Ein bewaffneter Haufe ſtürmte heran. «Nehmt ſie beide feſt! Ins tiefſte Gefängniß mit ihnen!» rief der König wild und zornig. «Sei er, wer er warf Frundsberg ein. „Es war auch einer darunter Ulrich, der ſich in mancher Schlacht rühmlich ausgezeichnet, ein reichbegüterter Mann. Sein Stammſchloß iſt der Steckelberg am Main, an der Spitze des Speſſarts, nur ein paar Meilen von Fulda, und, ſo ich nicht irre, iſt dies des Dichters Vater.“

„Ihr habt recht, Herr Kriegsoberſter. Unſer Ulrich iſt der älteſte Sohn dieſes Ritters und auf dem Steckelberg geboren. Da er von zarter Leibesbeſchaffenheit war und von Kindesbeinen an gar emſig hinter den Büchern ſaß, ſo beſtimmte ihn ſein Vater zum Mönch und ſteckte ihn als Knaben ſchon in das Stift zu Fulda, wo er die berühmte Kloſterſchule mehre Jahre mit dem größten Nutzen beſuchte. Durch ſeine hohen Geiſtesfähigkeiten und ſchnellen Fortſchritten erregte er die Aufmerkſamkeit des regierenden Abts, der wahrſcheinlich ſchon einen tüchtigen Nachfolger in ihm ſah; unſer Ulrich aber war zu beſſern Dingen geboren. Er wünſchte das Kloſter zu verlaſſen; ſein ſtrenger Vater und der Abt widerſetzten ſich gleichermaßen. Vergebens redete der hochgebildete Ritter Eitelwolf von Stein, dieſer eifrige Beſchützer der neu entdeckten Wiſſenſchaften, der ſchon damals auf den jungen Ulrich aufmerkſam wurde, dem Vater deſſelben und dem Abte zu, mit welchen beiden er befreundet war, der junge Kloſterſchüler blieb zum Mönche verdammt. Da entfloh er heimlich als ſechszehnjähriger Knabe und ging nach Erfurt. Sein erzürnter Vater entzog ihm jede Unterſtützung. Aber ſeine Vettern Froben und Ludwig von Hutten, ſo wie ſein Gönner Eitelwolf von Stein nahmen ſich ſeiner hülfreich an. Hier fand er ſeinen Mitſchüler Crotus Rubianus, einen Thüringer, wieder, der ſich als heitern Muſenſohn und geiſtreichen Verſpötter des dünkelhaften Mönchsweſens hervorgethan hat, und ſchloß den alten Freundſchaftsbund inniger mit ihm. Es fehlte ihm nicht an andern gelehrten und ſtrebenden Freunden, in deren Gemeinſchaft er ſeine Studien fortſetzte. Im folgenden Jahre vertrieb ihn eine peſtartige Krankheit mit Crotus und andern Freunden nach Köln, und hier lernte er die Dunkelmänner kennen, die den großen Scotus, den zwiefach heiligen Thomas, den ſeraphiniſchen Bonaventura und andere Autoritäten gleichen Gelichters, als das non plus ultra aller Weisheit anprieſen. Ulrich faßte gegen dieſe Lehren und ihre Vergötterer einen heftigen Widerwillen und hielt ſich zu dem gelehrten und für die alten Sprachen begeiſterten Rhagius Aeſticampianus, der die klaſſiſchen Schriftſteller, vorzüglich die Dichter mit großem Beifall erläuterte. Dies war genug, um den trefflichen Lehrer bei den Mönchen und ihrem Anhang in den Geruch der Ketzerei zu bringen und ihren wüthenden Haß, ihre blinde Verfolgungswuth auf ſich zu ziehen, gleich wie zu derſelben Zeit Erasmus und Reuchlin. Sie brachten es dahin, daß Rhagius auf zehn Jahre aus der Stadt verwieſen wurde. Ihr wißt, daß der durchlauchtige Kurfürſt von Brandenburg damals, — es ſind nur zwölf

Jahre — als ein hochgebildeter und für die wahren Wiſſenſchaften hochbegeiſterter Jüngling (ich würde mich noch rühmender über ihn ausſprechen, wenn ſein fürſtlicher eben ſo gebildeter und die Wiſſenſchaften eben ſo liebender Bruder nicht zugegen wäre) die Univerſität zu Frankfurt an der Oder geſtiftet hatte, an deren Bildung ſein glorreicher Vater, der durchlauchtige Kurfürſt Johann Cicero, durch einen beklagenswerthen Tod verhindert worden war. Mit Hülfe ſeines ihm gleich geſinnten und gebildeten berühmten Raths Eitelwolf von Stein, dem Gönner des jungen Hutten, wurde die neue Lehranſtalt zu Stande gebracht. Dorthin wurde der edle aus Köln verbannte Rhagius als Lehrer gerufen, und Ulrich von Hutten folgte ihm. Er war bei der feierlichen Einweihung des Muſenſitzes zugegen.“

„O ich erinnere mich ſeiner noch gar wohl,“ fiel der Markgraf dem Patrizier in das Wort. „Herr Eitelwolf von Stein ließ zur Einweihung der frankfurter Univerſität Huttens erſtes Gedicht drucken, welches den Titel Carmen in Marchiam führte und den größten Beifall fand. Ich ſuchte die Bekanntſchaft des jugendlichen Dichters, der nur ein Jahr jünger war als ich. Er war klein von Statur, von zartem Körperbau mit einem einnehmenden trotzigen Geſicht. Aus ſeinen großen dunkelblauen Augen ſprach ſein lebendiger Geiſt. Auch mein Bruder Albrecht hat ihn damals kennen gelernt.“

„In Frankfurt verlebte er drei glückliche Jahre, den

Studien eifrig ergeben. Dann aber trieb ihn der unruhige Geiſt fort. Er wollte die Welt ſehen, Menſchen kennen lernen. Er wanderte nach Norden. Aber auf der Oſtſee litt er Schiffbruch und mußte betteln gehen. Bis zum Tode krank und elend, erreichte er mit genauer Noth Greifswalde. Es war im Spätherbſt 1509. Er wurde als Student eingeſchrieben, ohne dafür etwas zu bezahlen; denn ſein Name, als der eines trefflichen Dichters war vor ihm hierhergedrungen. Und dieſes Ruhmes wegen nahm ihn der Profeſſor Loetz, ein eitler ſtolzer Mann, bei ſich auf und unterſtützte ihn mit Geld. Dafür wollten er und ſein Vater, der Bürgermeiſter, den freien Dichter beherrſchen und nach ihrem Willen leiten. Als er ſich widerſetzte, behandelten ſie ihn mit kränkendem Uebermuth. Ulrich beſchloß ſofort Greifswalde wieder zu verlaſſen. Der Bürgermeiſter Loetz wollte ihn nicht eher ziehen laſſen, bis er ſeinem Sohne das geliehene Geld wieder erſtattet; aber da unſer Dichter nichts hatte, ſo ließen ſie ihn gehen. An einem heitern, aber ſchneidend kalten Wintertage kurz vor Weihnachten, wanderte er mit einem kleinen Bündel unter dem Arme, worin ſich ſeine Gedichte befanden, von dannen. Noch plagten ihn das böſe Fieber und die wunde Ferſe, die er damals ſchon hatte. Noch nicht weit von der Stadt entfernt, wurde er von bewaffneten Knechten, welche die Loetze hinter ihm hergeſchickt, eingeholt, überfallen, auf das Grauſamſte behandelt, ſeiner Kleider beraubt und nackt und blos mit

Schlägen und Wunden bedeckt, in die Kälte hinaus geſtoßen.“

„Schandbuben!“ rief Fugger empört, und alle Anweſenden gaben ihren Abſcheu zu erkennen.

„In ſo jämmerlichem Zuſtande kam der arme Hutten nach Roſtock, wo er Freunde, allgemeine Theilnahme und Unterſtützung fand. Kaum geneſen, gab er Unterricht in den alten Klaſſikern und ſchrieb ein lateiniſches Gedicht in zwei Büchern „Klagen gegen Loetz,“ worin er die erlebte Büberei mit lebendigen Farben ſchilderte. Als dieſes ſchöne Werk gedruckt in die Welt ging (ich habe es für Eure Bibliothek angeſchafft, Herr Fugger) erfuhren ſeine alten Freunde wieder von ihm; denn keiner hatte gewußt, was aus ihm geworden war. Im folgenden Jahre 1511 wanderte Ulrich nach Wittenberg, wo er ſeine berühmte „Verskunſt“ gleichſam im Fluge und noch dazu während neuer Krankheit ſchrieb. Wiederum hergeſtellt, litt es ſeinen lebhaften Geiſt nicht in Wittenberg. Ohne Geld, in ſchlechter Kleidung und von der Gaſtfreundſchaft edler und die Wiſſenſchaften ehrender Männer lebend, wanderte er durch Böhmen und Mähren. In Ollmütz pflegte ihn der Biſchof und beſchenkte ihn beim Abſchied mit einem köſtlichen Pferd; der Probſt Auguſtin verehrte ihm einen goldnen Ring mit einem koſtbaren Stein. So erreichte er Wien und ſuchte den biedern Schweizer Vadian, den Humaniſten, auf. Hochbegeiſtert für die Ehre des deutſchen Vaterlandes, ſchrieb er hier das berühmte Gedicht an den Kaiſer, worin er ihn ermahnte, den begonnenen Krieg gegen das übermüthige Venedig fortzuſetzen. Vadian und andere Freunde ließen das Gedicht nebſt andern kleinen Gedichten des dreiundzwanzig jährigen Dichters ohne ſein Wiſſen drucken. Um dem herumziehenden Leben ein Ende zu machen und ſich ein feſteres Lebensziel zu ſetzen, beſchloß Ulrich ſich dem zweiten Wunſche ſeines Vaters zu fügen und Rechtsgelehrter zu werden, da er den erſten, Mönch zu werden, doch durchaus nicht erfüllen konnte. Er ging im folgenden Jahre nach Pavia. Aber auch hier verfolgte ihn ein böſes Geſchick. Ihr wißt, daß die Franzoſen nach der bei Ravenna gewonnenen Schlacht Pavia beſetzten. Die Schweizer belagerten die Stadt. Die Franzoſen tractirten Ulrich, der eben heftig am Fieber darnieder lag, unbarmherzig; denn ſie kannten ſeine Geſinnung gegen ſie. Und als die Schweizer die Stadt eroberten, wurde er abermals auch von dieſen mißhandelt, weil ſie meinten, er habe den Franzoſen gedient. Und ſo kam er nach Bologna, wie ich Euch bereits erzählt. Nachdem er vor drei Jahren aus des Kaiſers Heer entlaſſen worden, ging er nach Deutſchland zurück und begab ſich zu ſeiner Herſtellung in das Bad zu Ems. Mit ſeinem Vater gelang die Ausſöhnung nicht; er ſchreibt darüber: die Stimmung in ſeiner Familie ſei dergeſtalt gegen ihn geweſen, daß man ihn wie den verlornen Sohn behandelt und zu den Trebern der Schweine verwieſen habe. — In Ems erfuhr er den vom Herzog von Würtemberg an

Johann von Hutten begangenen Todtſchlag, und nun begann er ſeine geſchickte Feder gegen den ſchuldigen Fürſten in Bewegung zu ſetzen. Von Ems ging Hutten nach Mainz an den Hof des durchlauchtigen Kurfürſten, um ſeinen alten Freund und Gönner, den Hofmarſchall Eitelwolf von Stein zu begrüßen."

„Ich war gerade in Berlin am Hofe meines ältern Bruders und konnte meine Bekanntſchaft mit Ulrich von Hutten nicht erneuern," bemerkte der Markgraf, „doch iſt er vom Hofmarſchall von Stein dem Erzbiſchof ſehr nachdrücklich empfohlen worden, und er wäre ſicherlich länger in Mainz geblieben, wenn ſeinen edlen Gönner nicht der Tod hinweggerafft hätte."

„Dieſer Schlag traf meinen jungen Freund hart," fuhr Pirkheimer fort. „Er verehrte in dem nicht genug zu preiſenden Eitelwolf von Stein ſeinen geiſtigen Vater und ſchilderte, als er mich bald darauf auf ſeiner zweiten Reiſe nach Italien beſuchte, die Gelehrſamkeit und die Humanität dieſes in jeder Beziehung ausgezeichneten Edelmanns mit ſchöner Begeiſterung. Eitelwolf hatte beim Kurfürſten ſo günſtig für Ulrich geſprochen, daß dieſer nicht nur ein Geſchenk von zweihundert Goldgülden zur Fortſetzung ſeiner Studien, ſondern auch die Zuſage einer guten Anſtellung erhielt. Im October 1517 ging er nach Rom, um dort nach dem Willen ſeines Vaters das Rechtsſtudium zu vollenden und Doctor zu werden. Das Abenteuer mit den fünf Franzoſen vertrieb ihn im vorigen

Sommer nach Bologna, von hier im Herbſt ſeine warme Vertheidigung der Deutſchen nach Venedig, und nun wird er bald wieder bei uns ſein."

„Führt ihn mir zu," erinnerte Fugger noch einmal. „Es verlangt mich ſehr ihn kennen zu lernen."

„Und ich will ihn malen," ſagte Dürer, „und ihm vorſtellen; daß er ferner nicht allein lateiniſch ſchreibe, ſondern ſich auch der deutſchen Sprache befleißige, damit der gemeine Mann unterrichtet werde über das böſe Pfaffengeſindel und all den Unfug, der im deutſchen Reiche getrieben wird. Ja deutſch müßt ihr ſchreiben, ihr Gelehrten, wenn es etwas Erkleckliches fruchten ſoll, und wenn irgend Einer etwas auszurichten vermag, ſo iſt's der wackere Ulrich von Hutten."

Fugger ſchüttelte den Kopf bedenklich. „Was ſoll dem gemeinen Mann das Wiſſen? Es wird ihn nur verwirrter und toller machen. Spukt der Geiſt des Aufruhrs nicht etwa ſchon in den harten Köpfen der Bauern? Die Studirten mögen über dieſe Dinge ſtreiten, und dazu iſt das Lateiniſche da; das gemeine Volk iſt zu dumm und darf auch nicht geſcheidt werden, wenn nicht Unheil daraus erwachſen ſoll. Es würde auch niemals recht geſcheidt werden, und wenn Ihr ihm tauſend deutſche Bücher in die Hand gäbt. Dem Bauer ziemt zu pflügen, zu ſäen, zu dreſchen; dem Bürger ſeines Handwerks zu warten und beiden dem Kaiſer zu geben, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt. Das Urtheil des gemeinen Mannes über Dinge, die über ſeinen Geſichtskreis hinaus liegen, iſt immer albern, und wenn die Welt danach eingerichtet werden ſollte, dann Gnade uns Gott! Es ginge ärger zu, als bei den Wilden in Afrika. — Darum dächt' ich, es bliebe beim Lateinſchreiben der Gelehrten."

Dürer fand ſich nicht veranlaßt, die Anſicht ſeines Wirthes zu bekämpfen, ſo viel Gründe dazu ihm auch zu Gebot ſtanden, und die Unterhaltung ging auf andere Gegenſtände über.

Siebenzehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen wurden der Markgraf Johann und der Graf Torrillas von dem ſchmunzelnden Veit Schellenberger, der noch immer Jakob Fuggers alleiniger Leibdiener war, in das Cloſet des Letztern geführt. Der alte Leinweber ſaß ſchon tief in Arbeit. Die beiden Gäſte nahmen auf ſeine Einladung neben ihm Platz.

„Ich erſehe aus dem gnädigen Schreiben des durchlauchtigen Kurfürſten von Mainz, das Ihr mir überbracht habt, erlauchter Herr,“ nahm Fugger, zum Markgrafen gewandt, das Wort, „daß Ihr als Beauftragter Eueres Herrn Bruders zu mir gekommen ſeid, die Geldangelegenheit, die zwiſchen uns ſteht, ins Reine zu bringen.“

„So iſt's, Herr Fugger,“ verſetzte der Markgraf. „Der Kurfürſt von Mainz ſchuldet Euch dreißigtauſend Goldgülden, die er dem Papſt für das Pallium hat bezahlen müſſen, nebſt den Zinſen ſeit vier Jahren. Ihr dringt auf Abzahlung dieſer Schuld.“ —

ſei! er hat ſein Leben verwirkt; denn er hat das Schwert gezogen gegen ſeinen Herrn und König.»

«Der König!» riefen Hal und Alce hoch erſtaunt und beſtürzt, und erkannten ihn an dem vom Mondſtrahl erhellten rothen Haare, welches er zornig ſchüttelte, wie ein Leu, der ſeine Beute eben unter ſeinen Branken hält. Hal ließ das zu ſeiner Vertheidigung gehobne Schwert ſinken; Alce's Geſchrei verſtummte, und der Jüngling wurde gefeſſelt in den Kerker geführt. Alcen aber zog der König bei Seite, und flüſterte ihr ins Ohr: «Geh heim und lege dich ſchlafen. Morgen iſt der heilige Peterstag und ich reite früh auf die Jagd. Kehre ich heim, ſo möchte ich deiner Liebe froh werden. Sprichſt du zu deinem Vater oder irgend Jemandem ein Wort von dem, was hier vorgefallen, oder ſollte es dir im thörichten Eigenſinne einfallen, mir den ſüßen Minnedienſt zu verweigern, den ich von dir begehre, ſo ſtirbt der Vogel morgen Abend, den wir gefangen haben. Hörſt du, kleine Hexe! — Schmücke dich ſchön auf morgen, und freue dich auf meine glühenden Küſſe.»

«Morgen iſt St. Peterstag!» jammerte das Mädchen, welches zeither ſtumm und ſtarr vor Entſetzen geſtanden hatte. «Morgen iſt St. Peterstag!»

„Ich muß in meinem Geſchäft ſtreng auf Ordnung und Pünktlichkeit halten; denn ſie ſind die Lebensbedingungen deſſelben. Des Kurfürſten Durchlaucht verbriefte ſich mir, nicht nur die Zinſen pünktlich zu entrichten, ſondern auch jährlich einen Theil des Kapitals abzuſtoßen. —“

„Es würde zu nichts führen,“ fiel ihm der Markgraf ins Wort, „wenn ich Euch des Breitern auseinander ſetzen wollte, daß mein Bruder außer Stand geweſen iſt, ſeinen Verpflichtungen gegen Euch nachzukommen. Genug, er hat ſeine Stifter ſchwer verſchuldet übernehmen müſſen und muß doch einen ſeiner hohen Fürſtenwürde angemeſſenen Hofhalt führen. Die Hauptſache iſt, daß er von nun an vermag, Euch gerecht zu werden, wenn Ihr ſelbſt ihm dazu helfend die Hand reicht.“

„Laßt mich ſeine Vorſchläge hören!“

„Der Kurfürſt iſt, wie Euch bekannt ſein wird, zu Anfang dieſes Jahres zum päpſtlichen Nuntius und apoſtoliſchen Generalkommiſſär vom heiligen Vater ernannt worden. Er hat den Ablaßhandel in einem großen Theile des deutſchen Reichs gegen die Hälfte des reinen Ertrags vom Papſt gepachtet. Von dieſem Ertrag will mein Bruder Euch bezahlen. Ihr ſollt den dritten Theil ſeiner aus dem Ablaßhandel gezogenen Einkünfte ſo lange erhalten, bis die Schuld getilgt iſt. Doch iſt daran noch eine Bedingung geknüpft, die Euere beſondere Hülfe noch in Anſpruch nimmt.“

„Und dieſe iſt?“

„Der Papſt muß ſehr wahrſcheinlich des Geldes eben ſo dringend bedürfen, wie der Kurfürſt; denn er hat dieſem zur unerläßlichen Bedingung des vortheilhaften und einträglichen Handels gemacht, daß bis zu Johannistag zehntauſend Dukaten im voraus bezahlt werden. Dieſe Summe kann der Kurfürſt ſo wenig aus eignen Mitteln aufbringen, wie die Palliengelder. Er läßt Euch daher durch mich erſuchen, ihm dieſelbe ebenfalls zu leihen. Die zweite Schuld muß das Mittel ſein, daß er die erſte und die andere bezahlen kann.“

„Es kommt mir nicht zu, mich tadelnd darüber auszuſprechen, daß Eueres Herrn Bruders Durchlaucht ſich auf ſolchen Handel eingelaſſen. Der Ablaßkram iſt ein Recht des Papſtes, und ich verehre in Demuth alle päpſtlichen Rechte. Ihr habt aber geſtern ſelbſt gehört, wie meine übrigen Gäſte ſich über den Ablaßhandel ausſprachen. Und das iſt die Stimme aller verſtändigen und gebildeten Leute im Reiche, ja es iſt die der kaiſerlichen Majeſtät ſelber. Seit vierzig Jahren und länger ſeufzt und wehklagt der edle Maximilian über die ungeheuern Summen, welche für Pallien, Annaten, Bullen und Ablaßbriefe fort und fort aus der deutſchen Unterthanen Taſchen gezogen werden. Wahrlich ich wollte, der Kurfürſt gäbe mir andere Mittel und Wege an, mich zu befriedigen.“

„Er hat keine andern,“ entgegnete der Markgraf lächelnd. „Und weder Ihr noch er hat davon eine Verantwortlichkeit. Jedermann in der Chriſtenheit erkennt das Recht des Papſtes an, Ablaß zu verkaufen. Mag der Papſt dieſe Gelder verwenden, wozu er will, was geht es uns an? Der Papſt kommt dem gemeinen Manne, deſſen größtes geiſtiges Bedürfniß es iſt, ſich ſeiner Sündenſchuld zu entledigen, mit der göttlichen Gnade und Vergebung entgegen. Es iſt nicht unbillig, daß der alſo Entſündigte für ſolche geiſtige Vermittlung ein leibliches Opfer bringe. Die Künſte, die Wiſſenſchaften müſſen leibliche und nicht knappe Unterſtützung haben, ſollen ſie gedeihen; das neue Licht des Geiſtes bedarf des Lebensöls. Woher ſoll es genommen werden, als aus dem Volke? Ihr räumt ſelbſt ein, was auch uns als Wahrheit feſtſteht. Das Volk kann niemals in der Erkenntniß ein Ganzes ſein, es wird ewig geſchieden bleiben in den großen dummen Haufen, der da leiblich arbeitet und Geld zahlt, um dafür Ablaß zu erhalten, und in das kleine verſtändige Häuflein, das da geiſtig arbeitet und jenes Geld zu ſeinem Unterhalte braucht. So muß das Ganze ſich verhalten, und der Papſt iſt der Vermittler zwiſchen beiden Parteien; er nimmt von dem großen Haufen und theilt dem kleinen zu. Nicht anders ſieht mein Bruder dieſe Dinge an. Ihm ſind die Urtheile über den Ablaß nicht unbekannt; ja er müßte nicht der ſein, welcher er doch wirklich iſt, wenn er nicht die Anſichten und Meinungen der gelehrten und aufgeklärten Männer unſerer Zeit über dieſe Materie vollkommen theilen ſollte. Aber er iſt ſo wenig von der einen Seite in Vorurtheile verſtrickt, wie von der andern. Er ſteht wie der Papſt über den Parteien und ſieht im Ablaß nicht nur ein nothwendiges, unvermeidliches Uebel, ſondern auch das Förderungsmittel der Wiſſenſchaften und Künſte.“

„Das iſt eine vortreffliche Auskunft!“ lachte Fugger. „Und wahrlich ſie leuchtet mir ein. Ihr habt Recht.“

„Und wenn nicht der erſte deutſche Erzbiſchof den Pacht des Ablaſſes übernimmt,“ miſchte ſich jetzt der päpſtliche Kämmerer ins Geſpräch, „ſo ſind hundert italieniſche Prälaten bereit, den Pachtvertrag mit Seiner Heiligkeit einzugehen, wie der eben abgegangene Probſt Arcimbaldi. Der Ablaßhandel wird darum in Deutſchland nicht aufhören, wenn kein Deutſcher ihn übernimmt. Der Unterſchied iſt dann nur, daß auch die andere Hälfte der Einnahme außer Land geht, während ſie jetzt in die Kaſſe des Kurfürſten von Mainz fließt, der damit in Deutſchland Gutes ſtiftet, deutſche Gelehrte und Künſtler unterſtützt und den deutſchen Namen verherrlicht.“

„Fürwahr, dieſer Grund iſt entſcheidend,“ ſagte Fugger beſtimmt. „Man muß unter zwei Uebeln das leichtere wählen. — Wie meint nun Euer durchlauchtiger Herr Bruder mich ſicher zu ſtellen, Herr Markgraf, wenn ich auch noch die zehntauſend Dukaten herſchieße, damit er den Ablaßpacht überkommt?“

„Er will Euch die Verſchreibung auf die Ablaßeinnahme geben.“

„Aber wer iſt mein Bürge, daß er mir Wort hält. Er hat es zeither nicht gehalten. Und ich muß ſicher gehen.“

„Das beſte Auskunftsmittel, um beide Parteien zu befriedigen,“ ſagte Torrillas, „iſt wohl, wenn Ihr neben dem päpſtlichen und dem kurfürſtlichen Kaſſirer noch einen dritten für Euch beſtellt und dem Ablaßprediger mitgebt. Der Kurfürſt ſchickt jetzt zwölf Dominikaner aus, zwölf Apoſtel, welche den Deutſchen die Vergebung der Sünden aus dem Vorrath der guten Werke Chriſti und ſeiner Apoſtel predigen; zwölf päpſtliche und zwölf kurfürſtliche Kaſſirer begleiten ſie. Fügt dazu zwölf Fuggerſche Agenten, die Euern Antheil in Empfang nehmen, und das Geſchäft iſt in Ordnung.“

„Seid Ihr beauftragt, auf dieſe Bedingung mit mir abzuſchließen?“ fragte Fugger.

„Ich bin's,“ verſetzte der Markgraf. „Ihr mögt alle einzelnen Punkte des Vertrags mit dem Grafen Torrillas beſprechen und Euch mit ihm einigen. Er iſt in ſolchen Geſchäften gewandter als ich. Er iſt ſelbſt der Hauptagent des Papſtes. Seid Ihr mit ihm ins Reine, dann legt mir den Vertrag vor, und wenn ich nichts daran zu erinnern finde, will ich ihn ſogleich durch einen Eilboten nach Mainz an meinen Bruder zur Unterſchrift ſchicken.“

„Wohl, ſo ſei es!“ ſagte Fugger, der in dem Vorſchlage ein gutes Geldgeſchäft für ſich ſah; denn er begriff ſogleich, daß der Kurfürſt ihm unter dieſen Umſtänden ungewöhnlich hohe Zinſen zugeſtehen müſſe. Der Markgraf ließ alſo die beiden Geſchäftsmänner allein und eilte, froh, die läſtige Sache auf dieſe Weiſe abgemacht zu ſehen, dahin, wohin ihn das Herz zog, zu den im Hauſe verſammelten ſchönen jungen Frauen. Während die beiden Gelehrten ſich mit Aufſtellung der Bibliothek beſchäftigten, und Dürer mit Bübenhoven die maleriſche Gegend durchſtreifte, fand der ritterlich galante Markgraf eine willkommene Aufnahme und die gewünſchte Unterhaltung in den Gemächern des ſchönen Geſchlechts. Hier zeichnete er bald die ſtolze Suſanne Fugger aus und plauderte mit ihr von den Annehmlichkeiten Augsburgs, das unter den deutſchen Städten hinſichtlich der Vergnügungen und der geiſtig-ſinnlichen Regſamkeit damals die erſte Stelle einnahm.

Die eitle, auf ihre Schönheit eingebildete Suſanne nahm die Huldigungen des gewandten Fürſten mit unverkennbarem Wohlgefallen auf und kam ihnen bald genug auf eine Weiſe entgegen, die den Tadel ihrer Schweſtern, den beſcheidnen Sibylla's und den ſtrengen Anna's, auf ſich zog. Aber Suſanne's eitles und verliebtes Herzchen hatte nicht nur gleich beim Erſcheinen des wohlgebildeten und ritterlich feinen Prinzen Feuer gefangen und wallte bald von Leidenſchaft für ihn über, auch ihr niedlicher Kopf ſtellte allerhand Betrachtungen und Berechnungen an, die ſich freilich mit wahrer Liebe nicht vertragen. Aber Suſanna war auch keiner wahren Liebe fähig. Ihre Mutter hatte ihr ſeit ihrer Entwickelung zur Jungfrau täglich vorgeredet, ſie beſitze alle Eigenſchaften, um die vollgültigſten Anſprüche an einen mit einer Grafenkrone gezierten Gatten erheben zu können, und je verſtändiger ſie geworden, deſto öfter haben ihr Spiegel und ſie ſelbſt der Mutter vollkommen Recht geben müſſen. Mehre Verſuche, ſich in den Beſitz eines ſo koſtbaren Ehewirths zu ſetzen, ſind geſcheitert, und nun tritt ihr unverhofft in dieſem Tiroler Thale ein anmuthiger junger Mann entgegen, der die kühnſten Wünſche und Gelüſte ihres Herzens und ihres Kopfes übertrifft: ein Markgraf! Warum hätte ihr der Gedanke als abenteuerlich erſcheinen ſollen, daß ſie würdig ſei, Markgräfin von Brandenburg zu werden? War ſie nicht die ſchönſte Tochter des reichſten Patricierhauſes im ganzen deutſchen Reiche? Waren die Fugger vom Kaiſer nicht in den Erbadel des Reichs erhoben? Sie beſaß den Reichthum und die Schönheit einer Prinzeſſin, wie wenig Mühe koſtete es ihrem Oheim Jakob, ihr vom Kaiſer für eine Geldſumme auch den Rang einer Fürſtin zu verſchaffen und ſie dem Markgrafen ſtandesgleich zu machen? War es ihr doch hinlänglich bekannt, wie gut dieſer Ohm beim Kaiſer ſtand, und daß dieſer Letztere ihm ſchwerlich irgend eine erfüllbare Bitte abſchlagen würde, zumal wenn der ſtets geldbedürftige Kaiſer damit eine hübſche Summe gewinnen könnte? Mußte nicht dem ganzen Fuggerſchen Hauſe an ihrer Standeserhöhung liegen, um dadurch ſelbſt zu höhern Ehren zu gelangen, und durfte das Opfer dafür irgend zu groß ſein? Und lag ihr endlich nicht ein glänzendes Beiſpiel nahe? War nicht jene Agnes Bernauer, welche die Gemahlin des Grafen Albrecht von Vobburg, Sohnes des Herzogs Ernſt von Baiern geworden war, auch eine Augsburgerin geweſen, und noch dazu die Tochter eines unbedeutenden Baders? Was vor achtzig Jahren einer Baderstochter gelungen war, ſollte das heute nicht der Tochter des Fuggerſchen Hauſes gelingen? Wie ſie auch die Sache überlegen mochte, ſie fand die ſchöne Erfüllung ihrer Wünſche nicht nur möglich, ſie fand ſie ſehr wahrſcheinlich, ja gewiß. Dies waren die Gedanken, mit denen ſie ſich fort und fort beſchäftigte. Daneben bot ſie alle die kleinen Künſte der Gefallſucht auf, um den Markgrafen feſt und feſter in ihr Netz zu ziehen, und als er ihrer verliebten ſpeculativen Ungeduld ſich nicht ſchnell genug erklärte, bildete ſie ſich ein, die Gegenwart ihrer Schweſtern, die ihr freilich nicht von der Seite wichen, halte ihn davon ab. Sie ſann alſo auf Mittel und Wege, wie ſie mit dem Markgrafen allein ſein könnte, und es fiel ihr kein anderes ein, als ein Beſuch bei ihrem Bruder Ulrich in Schwaz. Sie wollte dieſen Beſuch vorſchützen, ohne ſich ſogleich dorthin zu begeben, oder ſie wollte von dort aus mit dem Markgrafen an einem dritten Orte in der Nähe zuſammen kommen. Die einſamen Thäler und Berge mit den abgelegenen Sennhütten gaben dazu die ſchönſte Gelegenheit. Zur Ausführung dieſes Plans mußte ſie ſich aber natürlich erſt mit dem Markgrafen durch eine Mittelsperſon verſtändigen, und hierzu war freilich Niemand geeigneter, als ihre von ihr abhängige Geſpielin, die ja in der That und Wahrheit nur ihre Dienerin war, obgleich ſie freilich den Namen einer ſolchen nicht führte, Martha Bry. Martha war von Suſannen und deren Mutter ſchon zu ähnlichen Verrichtungen gebraucht worden und hatte ſich Beider Zufriedenheit dabei erworben; ſie hatte ſich ſchon als gewandte Zwiſchenhändlerin bewährt, und Suſanna nahm deshalb keinen Anſtand, die gefällige Freundin in ihr Herzensgeheimniß einzuweihen. Das geſchickte Mädchen wurde beauftragt, den Prinzen unter vier Augen auszuhorchen, ihm nöthige Winke zu geben, ſeine Vertraute zu ſpielen, ihm Vorſchläge behufs einer heimlichen Zuſammenkunft mit Suſanna zu machen, und endlich den ganzen Plan mit ihm abzureden. Suſanna hatte aber im übergroßen Eifer ihre Angelegenheit zu betreiben, zwei ſehr wichtige Punkte überſehen, erſtens, daß Martha mindeſtens eben ſo ſchön, ja in mancher Hinſicht noch reizender und weit ſchlauer war als ſie ſelbſt; ſodann hatte ſie vom Markgrafen auch nicht die mindeſte Andeutung erhalten, daß er ernſtliche Abſichten auf ſie habe. Und wie wenig kannte ſie den hochſtrebenden Sinn dieſer Martha! Wie wenig ahnete ſie, daß gerade dieſe ihre Geſpielin, von ihr durch launenhafte Quälereien und Demüthigungen aufs Tiefſte verletzt, ihre erbittertſte Feindin war, und mit welchem Haß und Neid die arme Malerstochter auf die reiche Kaufmannstochter blickte, der ſie unterthänig ſein mußte. Auch auf die mit ſo üppigen Reizen und mit ſo ſtarken ſinnlichen Trieben ausgeſtattete Martha hatte der ſchöne ſtolze Prinz einen lebhaften Eindruck gemacht, und nicht vergebens war ihr bei ſeinem Anblick ſogleich eingefallen, daß ihre ältere Schweſter Eleonore, einſt nicht ſchöner als wie ſie jetzt, die Geliebte des Erzherzogs Philipp geweſen war. Als ſie von Suſanna den umſtändlichen Auftrag mit dem Verſprechen einer reichen Belohnung empfing, erglühte ſie, von den ſeltſamſten Gefühlen und Gedanken beſtürmt. Sie übernahm den Auftrag gern und willig und unterzog ſich der Ausführung deſſelben mit der größten Vorſicht. Sie wandte ſich nämlich an den Grafen Torrillas und ließ durch dieſen den Markgrafen um ein kurzes Gehör bitten. Der Graf führte ſie Abends auf das Zimmer des Prinzen. Dieſer war bei einigen flüchtigen Begegnungen ſchon auf die hohen Reize des Mädchens aufmerkſam geworden; denn er war ein erfahrener Kenner von Frauenſchönheit. Nichtsdeſtoweniger war er von Martha's Anblick aufs Angenehmſte überraſcht. Aber eh' eine Stunde verging, war er von Martha's Geiſt bezaubert und kannte die Geſchichte ihres Hauſes. Mit Erſtaunen vernahm er Eleonorens ſeltſame Schickſale, von flehte ſie mit gefalteten Händen, «der heiligſte Tag im Jahre, an welchem man bei ſchwerer Strafe Gottes nicht einmal an eine Sünde denken, geſchweige eine ſolche vollbringen ſoll, und Herr, Ihr wollt ſo ſchwere Verbrechen an mir und meinem Vater begehen, der Euch doch immer treu gedient, an meinem unſchuldigen Geliebten, deſſen Vater — »

«Eben weil's St. Peterstag iſt,» lachte der König, «will ich morgen alles Schöne genießen. Sträube dich nicht, mein Täubchen. Ein Kuß von deinem Könige ſchadet dir nicht. — Schleiche auf den Zehen, daß du mir deinen Vater nicht weckeſt. Schlaf wohl und träume von deinem Minneglück und deinem dich heißliebenden Könige.» —

IV.

Der König hatte ſich in ſein Schlafzimmer zurückgezogen, nicht aber, um zu ruhen. Unerſchrokken und ſorglos, wie er von Natur war, erbebte ſeine Seele doch zuweilen plötzlich und unwillkührlich von unheimlichen Schauern, wenn einmal der entſetzliche Gedanke an ſeine großen und zahlreichen Frevel, wie ein Rieſengeſpenſt, in dieſelbe trat, denen ihm früher ſchon Einiges zu Ohren gekommen war, ohne daß er Näheres über die Frau erfahren hatte, welche auf die Geiſteszerrüttung der Königin Johanna und dadurch auf die Regierung der ſpaniſchen Königreiche einen ſo außerordentlichen Einfluß ausgeübt; er erfuhr ferner die ſchmähliche Behandlung, welche Martha im Hauſe der Witwe Veronica Fugger erduldet, und verſprach dem weinenden Mädchen, ſie aus dieſer demüthigenden Abhängigkeit zu befreien. Beide verſtändigten ſich zu ihrer beiderſeitigen Zufriedenheit miteinander.

Die willkommenen Nachrichten, welche Martha ihrer launenhaften und verliebten Gebieterin überbrachte, vermochten dieſe, einige Tage darauf nach Schwaz abzureiſen. Es ward ausgemacht, daß Martha ſie an einem beſtimmten Tage dort wieder abholen ſollte. Bis zur Abreiſe des Markgrafen ſollte ſie als Unterhändlerin in Fuggerau bleiben.

Während dieſes Minnehandels war das Geldgeſchäft zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und Herrn Jakob Fugger zum Abſchluß gekommen; ein reitender Bote hatte den Vertrag nach Mainz und vom Kurfürſten unterſchrieben wieder zurückgebracht; der Prinz erhielt Anweiſung auf die Fuggeriſche Wechſelſtube in Augsburg und reiſete mit ſeinem Begleiter ab. Dieſer war auch nicht unthätig auf ſeine eigne Rechnung geweſen und hatte mit dem Oberſteiger Diether in den Silberbergwerken ein gutes Geſchäft gemacht. Tags nach der Abreiſe des Markgraſen ging Martha vergeblich nach Schwaz zu ihrer Freundin, um ſie auf das Schloß Fuggerau zurückzuführen, das Suſanna angeblich nur verlaſſen hatte, um dem gefährlichen Prinzen aus dem Wege zu gehen. Aber weder Martha, noch Suſanna kehrten zurück; und als die beiden verheiratheten Schweſtern ungeduldig ſelbſt nach Schwaz fuhren, um ſich nach der auffallenden Zögerung zu erkundigen, fanden ſie wohl Suſanna, aber nicht Martha. Die Letztere war gar nicht nach Schwaz gekommen. Die Vermuthung der Wahrheit lag nah, und Suſanne reiſete im größten Aerger, den ſie nicht einmal ihren Schweſtern verrathen durfte, nach einigen Tagen nach Augsburg zurück, um dem jungen Herrn Georg von Stetten ihre Hand zu geben. Die Hochzeit war ſchon im folgenden Monat. Unterdeſſen hatten die Betheiligten ſchon in Erfahrung gebracht, daß Martha Bry am kurfürſtlichen Hofe in Mainz als Geliebte des Markgrafen mit großem Glanze aufgetreten war.

Achtzehntes Kapitel.

Zu Anfang des Sommers in demſelben Jahre ritt eines Nachmittags ein einfach, obwohl ziemlich vornehm gekleideter Reiter auf der großen Heerſtraße, die am Ufer der Etſch aus der Lombardei herauf durch die Grafſchaft Tirol nach Augsburg und weiter ins deutſche Reich führte. Er war noch ein junger Mann von etwas trotzigem Anſehen, von mittler Größe, einem runden anziehenden Geſicht, mit großen, geiſtreichen, kühn blickenden Augen. Dem Rößlein wie dem Reiter war es anzuſehen, daß der Letztere nicht zu den Lieblingen des goldausſtreuenden Glücks gehörte. Auch war er allein; kein Knecht begleitete ihn, wie meiſt doch den geringſten Junker. In der erſten Dämmerfrühe des Morgens war er in Trient, wo er übernachtet oder wohl ein paar Tage verweilt hatte, aufgebrochen und hatte im herrlichen, mit allen Zaubern des norditalieniſchen Frühlings geſchmückten Thale ſcharf beigelegt, um Botzen am frühen Nachmittag zu erreichen, wo er ſein Nachtloſament nehmen wollte. Jetzt befand er ſich nicht mehr fern von dieſer in dem tiefen Thalkeſſel, wo die von den tiroler Bergen herabſtürzenden Flüſſe Etſch und Eiſach ſich vereinigen, maleriſch gelegenen, dem Biſchof von Trient gehörigen Stadt. Bald mit ſeinem ſinnigen Auge in den Reizen der ihn umgebenden Natur ſchwelgend, bald träumeriſch in ſich ſelbſt verſinkend, hatte der ſtattliche Reiter anfangs nicht bemerkt, daß ſich die Straße allmälig mehr und mehr mit Landleuten belebte, doch bald fiel ihm auf, daß er endlich ganze Schaaren derſelben einholte, welche ſonntäglich geſchmückt der Stadt zuzogen. Auch führte zu gleicher Zeit die von den Bergen herab ihm entgegen wehende Luft das wohlklingende Geläute aller Glocken der Stadt in ſein Ohr. Es mußte alſo irgend eine kirchliche Feier in Botzen ſtatt finden. Um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen, wandte er ſich an einen Trupp kräftiger und blühender tiroler Mädchen, welche ſingend des Wegs zogen, und fragte ſie nach der Urſache des Glockengeläutes und der zahlreichen Wanderung.

„Ei Herr,“ verſetzte eine von Geſundheit und Lebensluſt ſtrotzende Schöne, „wißt Ihr nicht, daß in Botzen Meſſe iſt, und daß heute Nachmittag ein hochwürdiger Gnadenprediger einzieht und in den nächſten Tagen die Heilszettel des Papſtes zur Vergebung der Sünden dort verkauft?“

„Ha, ein Ablaßkrämer zu den Meßkrämern!“ ſagte der Reiter mit heftigem Ausdruck, und ſein Geſicht verfinſterte ſich auffallend. „Kinder,“ wandte er ſich dann wieder freundlicher zu den Mädchen, „Ihr wollt Euch doch keinen Ablaß kaufen? Ihr habt ja noch niemals eine Sünde begangen?“

Die Mädchen lachten, und die Sprecherin meinte, man könne ſich ja auch für künftige Fälle verſehen, und ihr Pfarrer habe geſagt, wer päpſtlichen Ablaß kaufe, werde wieder in den Stand der Unſchuld eingeſetzt und reiner als durch die Taufe.

„Ihr thätet beſſer, Euer Geld den Meßkrämern für Bänder und bunte Larven hinzugeben, womit Ihr Euch ſchmücken könnt,“ ſagte der Reiter halb ernſt, halb ſcherzend.

„Ihr ſeid wohl ein Ketzer, junger Herr?“ fragte das Mädchen naiv und kichernd, und Alle lachten.

„Vielleicht haſt du recht. Doch ſiehſt du an mir, daß der Teufel nicht ſo ſchlimm iſt, als ihn die Pfaffen malen und mit den Ketzern fein ſäuberlich verfährt.“

Die Mädchen gingen auf den Scherz ein und ſetzten das Geſpräch fort, das der Reiter mit ſichtlichem Wohlgefallen zu unterhalten ſchien. Er fragte ſie über dies und das, und ſie plauderten mit natürlicher Fröhlichkeit. So gelangten ſie unter dem Geläute der Glocken und dem maſſenweis von allen Seiten zuſtrömenden Landvolk in die freundliche Bergſtadt. Das Gedränge auf den Straßen war ſo groß, daß der Reiter nur langſam vorwärts kam. Die in ganz Tirol und der Lombardei berühmte bozner Meſſe, welche jährlich viermal gehalten wurde, hatte der Stadt zahlreichen Beſuch aus den volkreichen Thälern nah und fern zugeführt, und die Nachricht, daß die päpſtlichen und erzbiſchöflichen Ablaßcommiſſaire die Stadt heimſuchen würden, den Volksandrang noch um ein Bedeutendes vermehrt. Es ging laut zu in den Straßen, auf den Plätzen, in den Herbergen, und die ſo verſchiedenartigen Laute der deutſchen und italieniſchen Sprache miſchten ſich in dem von Glockengeläut, Böllerſchüſſen, Trompeten- und Pfeifengetön in Anſpruch genommenem Ohre. Der Reiter hatte große Mühe, ſein Pferd in einer Herberge unter zu bringen; Alles war überfüllt. Und kaum hatte er Zeit gefunden, einen ſpärlichen Imbiß zu ſich zu nehmen, als er von dem Rufe „Sie kommen!“ wieder auf die Straße gelockt und von der Menge fortgeſchoben wurde. Alles drängte dem Thore zu, durch welches der Weg nach Inſpruck führte. Ein unabſehbarer Menſchenzug bewegte ſich langſam und feierlich unter dem Geläute aller Glocken und dem Krachen zahlreicher Böller der Stadt zu. Das herrlichſte Sommerwetter begünſtigte die Feſtlichkeit, und alles Volk hatte ſich Hüte und Gugeln mit grünem Laube geſchmückt. Der Magiſtrat, die Geiſtlichkeit der Stadt, die Kapläne und Diakonen des Biſchofs, die Schulen und die Zünfte waren dem Gnadenprediger, wie gebräuchlich, entgegengezogen, um ihn mit ſeinen Untercommiſſairen und ſeinem übrigen Gefolge feierlich einzuholen. Den Zug in die

Stadt eröffnete ein Dominikaner Laienbruder, der ein großes rothes Kreuz trug, an welchem auf einem Stück Scharlach das päpſtliche Wappen in Gold geſtickt hing; ein paar Chorknaben trugen den großen vergoldeten Schlüſſel und das Schwert St. Peters auf rothen Kiſſen. Nun begann der lange Zug der ſingenden Schulkinder mit ihren Lehrern, die biſchöfliche und ſtädtiſche Kleriſei im prachtvollſten Ornat, umgeben von Mönchen und Chorknaben, welche die Kirchenfahnen und brennende hohe Kerzen trugen, folgten zunächſt. Nun kamen die Männer des Heils und ihr Gepäck auf einer großen Anzahl von Pferden, Maulthieren und Eſeln; voran der Dominikaner-Ablaßprediger mit dem hocherhobenen Allerheiligſten in der Hand (die päpſtliche Ablaßconceſſion wurde ihm von einem Mönche auf einem rothen Sammtkiſſen vorgetragen) zwiſchen zwei Miniſtranten mit großen Weihkeſſeln, welche das zu beiden Seiten niederknieende Volk beſprengten, Alle in reichen Meßgewändern; dann auf einem prächtig geputzten Maulthier der nußbraune Ablaßkaſten, die Geldkiſte, beſtimmt, die Gnade Gottes allen Menſchen mitzutheilen, und dafür ihr Geld in ſich aufzunehmen. Sie war mit Kränzen und Bändern geziert, ein ſilbernes Krucifix war auf ihr befeſtigt, und vor demſelben brannten drei Kerzen, deren mittlere etwas größer war, als die der beiden andern, ein Symbol der heiligen Dreifaltigkeit. Zu beiden Seiten gingen Mönche, welche die neue Bundeslade an Laubgewinden hielten; Andere trugen Kirchenfahnen mit

Heiligenbildern, Andere große brennende Wachskerzen. An die Packthiere ſchloſſen ſich die Zünfte mit ihren wehenden Fahnen an, vorweg ihre Pfeifer, welche luſtig aufſpielten. Am Thore hatten ſich die tiroler Scharfſchützen mit ihren Stutzern bewaffnet aus der Stadt und der Umgegend aufgeſtellt und begrüßten die Heilslade und den Gnadenſpender mit einer Salve, deren Echo ein Berg dem andern zuwarf. Beim Eintritt in die Stadt wurde der Ablaßcommiſſair vom Magiſtrat und den biſchöflichen Adjuncten noch einmal willkommen geheißen, und nun wälzte ſich die Maſſe, lateiniſche Pſalmen brüllend, langſam durch die engen Straßen der Hauptkirche zu. In kurzer Zeit war die Kirche bis zum Erdrücken voll Menſchen. Die päpſtliche Ablaßbewilligung wurde mit großen Ceremonien auf den Hauptaltar niedergelegt und der Ablaßkaſten davor aufgeſtellt. Ringsum brannten Kerzen auf hohen Leuchtern. Ueber dem Kaſten wurde das hohe rothe Kreuz mit dem päpſtlichen Wappen aufgepflanzt. Die Untercommiſſaire, die Caſſirer und die Mönche ſtellten ſich zu Seiten des Altars auf. Der Bruder Dominikaner-Obercommiſſair aber beſtieg die Kanzel und hielt eine Predigt mit donnernder Stimme. „Seht!" rief er, „hier vor den Hauptaltar der heiligen Mutter Gottes habe ich das rothe Ablaßkreuz des heiligen Vaters in Rom aufſtellen laſſen. Daran hängt ſein dreimal heiliges Wappen. Nun will ich Euch belehren, Ihr Tiroler, was das zu bedeuten hat. Das hat zu bedeuten, daß das Ablaßkreuz eben ſo viel gilt, oder eigentlich noch mehr gilt als das Kreuz, an welchem Chriſtus der Sohn Gottes und ſelbſt Gott geblutet hat und geſtorben iſt. Ich meine das wirkliche Kreuz Chriſti, kein nachgemachtes; denn dieſe gelten alle zuſammen nicht halb ſo viel als des Papſtes Ablaßkreuz. Ihr fragt verwundert: wie ſoll das zugehen? Und darauf will ich Euch antworten und Euch die Sache erklären. Eh Chriſtus gen Himmel fuhr, hat er dem St. Peter alle Macht auf Erden übergeben und verordnet, daß dieſer heilige Apoſtel ganz ſein ſoll, wie er ſelbſt. Eh St. Peter gen Himmel fuhr, hat er dieſe Macht dem Papſt übergeben und verordnet, daß dieſer ſein ſoll wie Chriſtus. Beim Papſt iſt die Macht geblieben bis zur heutigen Stunde, und wird bei ihm bleiben bis ans Ende der Welt. Beweis iſt: Habt Ihr ſchon Gott Vater auf Erden geſehen? Habt Ihr ſchon Gott Sohn auf Erden geſehen? Habt Ihr ſchon Gott heiligen Geiſt auf Erden geſehen? Sie könnten doch alle Tage und Stunden vom Himmel herabkommen und das Regiment der Welt ſelbſt übernehmen; ſie könnten Euch den Ablaß ſelbſt ertheilen. Aber ſie kommen nicht, ſie ertheilen Euch keinen Ablaß, ſie bekümmern ſich nicht um Euch. Warum kommen ſie nicht, und warum regieren ſie die Welt nicht ſelbſt? Warum bekümmern ſie ſich ganz und gar nicht um die fromme und gläubige Chriſtenheit? darum, weil ſie's nicht nöthig haben. Weil ſie einen Statthalter geſetzt haben, der die Welt beſtens regiert, der ſich um Euch bekümmert und

Euch Ablaß ertheilt. Deshalb nun iſt der Papſt auf Erden gleich Gott und gleich Chriſtus, ja er iſt auf Erden mehr als Gott und Chriſtus, weil dieſe nicht da ſind, er aber iſt da. Der Papſt iſt auch mehr als die Mutter Gottes. Denn dieſe iſt auch im Himmel und kommt nur zuweilen auf die Erde herab. Dann ſtört ſie aber den Papſt nicht in ſeinem Regiment. Sie macht ihm nur einen Beſuch und bedankt ſich bei ihm, daß er ſo gut regiert. Gott Vater und Chriſtus und die Jungfrau regieren im Himmel, und da haben ſie genug zu thun. Sie müſſen alle Seelen in Ordnung halten, die ſeit Chriſti Sühntod durch ſein Blut ſelig geſtorben ſind. Das iſt eine hübſche Heerſchaar. Auch iſt der Himmel viele Millionen Male größer als die Erde. — Somit hab' ich Euch bewieſen, daß der Papſt auf Erden Gott und Heiland und Maria, Alles zuſammen in ſeiner hochheiligen Perſon iſt. Und er kommt Euch liebevoll und mit göttlichem Erbarmen entgegen, um Euch die Laſt Eurer Sünden abzunehmen und Euch zur ewigen Seligkeit zu verhelfen. Und für dieſes nicht genug zu preiſende Geſchenk braucht ihr nur ein kleines Geldopfer zu ſpenden. Das Geld aber, welches Ihr gebt, wird vom Papſt gewiſſenhaft zur Erbauung der St. Peterskirche in Rom und anderer Kirchen und Altäre und zum Krieg gegen die Ungläubigen verwendet. Ihr müßt deshalb ſo viel geben, als Ihr nur vermögt. Aus dem Allem müßt Ihr nun erfahren, wenn Ihr nicht ganz mit Blindheit geſchlagen ſeid, daß Ihr oder wie ein ſchwarzer Gewitterſturm hindurchzog. Dann quälte ihn in der Einſamkeit ſeiner Gemächer das Schreckbild ſeines eignen räuberiſchen und tyranniſchen Weſens, dann ſchrack er zurück vor der wilden Laufbahn ſeines Hohnes und Grimmes, dann konnte er ſich den marternden Gedanken an den Neid, die Bosheit, die Eiferſucht, die Unzufriedenheit, mit welchen er das Glück ſeiner Unterthanen betrachtete und verfolgte, nicht verwehren; dann grauſte ihm wohl, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden, vor dem abermaligen Ausbruche des gerechten Zorns ſeines Volks — ein Mal hatte ſich der Adel ſchon öffentlich gegen ihn empört, und nur mit falſcher Liſt war der gefährliche Aufruhr geſtillt worden — und dem Haße der von ihm ſchwer verletzten Geiſtlichkeit. In dieſer Nacht vorzüglich kam ein ſeltſamer und gräßlicher Geiſt der Angſt und Verzweiflung über ihn, ihm unerklärliche Gefühle von übler Vorbedeutung beengten ſeine Bruſt; er erſchrack heftig vor ſeinem eignen Schatten, wurde leichenblaß und zitterte an allen Gliedern, als er mit wildbewegten, haſtigen und ungeregelten Schritten durch das Zimmer ſchwankte, und die weit herabgebrannten Kerzen ihm ein geſpenſterartiges Licht zuwarfen. Er fuhr zunichts Heiligeres anbeten könnt, als das von mir aufgerichtete Ablaßkreuz, und daß Ihr nicht beſſer für Euer zeitliches und ewiges Wohl ſorgen könnt, als wenn Ihr für das Geſchenk des Ablaſſes dem heiligen Vater ein möglich großes Geldopfer darbringt. Nun hat derſelbe mich als ſeinen Apoſtel ausgeſendet und mir Vollmacht ertheilt, Euch die göttliche Gnade des Ablaſſes zu überbringen. Da nun der Papſt auf Erden iſt gleich Chriſtus und mehr vermag als alle Engel und Heiligen, ſo bin ich gleich Petrus. Ja ich ſchätze mich mehr zu ſein, da ich durch den Ablaß weit mehr Seelen zur Seligkeit verholfen, als St. Peter. Auch iſt mein Ablaß von ganz beſonders wohlthätiger Wirkſamkeit; ich mache Alle, die ihn von mir nehmen, reiner und unſchuldiger, als Adam und Eva im Paradies waren, bevor ſie ſich von der verfluchten Schlange verführen ließen. Und nicht nur für bereits vollbrachte, auch für zukünftige Sünden gebe ich Ablaß, und nicht allein für Euch Lebenden ſteht die Gnadenthür, deren Pförtner ich bin, offen, auch für die Verſtorbenen, die Ihr durch einen Ablaßbrief aus dem Fegfeuer erlöſen könnt. Ja ich bringe Allen, den Lebendigen und den Todten, die Gnade, durch welche ſie mit Gott verſöhnt werden, und wer ſich von mir das Gnaden- und Heilsmittel verſchafft hat, den läßt St. Peter, mein lieber Bruder, ſogleich durch die Himmelsthür paſſiren. Der Ablaßzettel iſt ein Thorzettel der ewigen Seligkeit. Darum beherzigt Euer ewiges Heil und legt Euere Opferſpenden auf den Altar nieder, und empfangt dafür den Pfandbrief der göttlichen Gnade!“

Hierauf begab ſich der Redner von der Kanzel an den Altar, und das Volk drängte hinzu und begann zu kaufen. Die Ablaßbriefe waren in großer Menge auf dem Altar aufgehäuft, und die Commiſſäre befragten jeden Kaufenden nach ſeinen Vermögensumſtänden, droheten ihm mit der Unwirkſamkeit des Ablaſſes und mit der ewigen Verdammniß, wenn er ſie belöge, ſchätzten ihn auch nach ſeiner Kleidung und äußerlichem Anſehen. Nach dieſen Erörterungen wurde der Preis des Gnadenbriefes beſtimmt, und wenn ihn ein Armer für einen Gulden, ja wohl gar für noch weniger erhielt, ſo forderte der Commiſſär von einem Reichen funfzig Gulden und mehr dafür. Es wurde auch wohl darum gehandelt, indem der Ablaßbedürftige ein geringeres Gebot als die Forderung that, und der Mönch etwas nachließ. Das Geld wurde auf den Altar gezahlt und dann mittels eines Trichters, auf welchem das Krucifix befeſtigt war, in den Kaſten befördert. Dicht dabei ſtanden die drei Kaſſirer oder Agenten, der päpſtliche, der erzbiſchöfliche und der Fuggeriſche, und beobachteten die Hände der Mönche mit ſcharfen und mistrauiſchen Blicken, damit ſie von dem eingegangenen Gelde nichts in ihre Taſchen ſtecken möchten. — Inzwiſchen war der Zudrang des Volks keineswegs ſo ſtark, als die Commiſſäre wünſchten, und es ſchien, als ſtänden Viele in der Ferne und überlegten, ob ſie ihr Geld den Meßkrämern für Nothdurft und Prunk, den Schankwirthen für Schwelgerei des Leibes, oder den Brüdern Dominikanern für das Heil der Seele zu wenden ſollten. Siehe da wurde für einen ſchrecklich ausſehenden in ekle Lumpen gehüllten Bettler, der an allen Gliedern gelähmt, ächzend und ſtöhnend auf zwei Krücken herbei humpelte, Platz gemacht. Der ſchwarzbraune Menſch ſchien aus dem Grabe erſtanden zu ſein, klagte ſich mit mühſamer Rede ſchwerer Sünden an und bettelte mit einer lauten Umſtändlichkeit, die offenbar darauf gerichtet war, allgemeines Aufſehen zu erregen, rings herum, um ſich auch einen Ablaßbrief zu kaufen. Der Bruder Obercommiſſar rief ihn endlich herbei und ſprach ihm Troſt zu, er möge nur einige Kreuzer opfern, damit er doch ein Opfer gebracht. Kaum hatte der gebrechliche Menſch den Ablaßbrief in der Hand, als er das Kreuz und die Dornenkrone, das feurige Herz und die durchnagelten Hände und Füße Chriſti, welche darauf abgebildet waren, inbrünſtig küßte, wie auf dem Briefe vorgeſchrieben war, ja in einem Anfall begeiſterter Frömmigkeit verſchluckte er plötzlich den ganzen Brief. Kaum war dies geſchehen, ſo ſtieß er einen lauten Schrei aus, warf die Krücken von ſich und wandelte aufrecht und geſund, die Gnade Gottes, die ihm ſeine Sünden vergeben, preiſend, vor aller Augen. „Ein Mirakel!“ ſchrieen die Mönche. „Ein Mirakel!“ brüllte das Volk wie wahnſinnig ihnen nach, und die Kunde durchlief im Nu die ganze Kirche. Alle wollten den durch den Ablaß geheilten Bettler ſehen und ſeine Geſchichte hören, und er erzählte ſie laut zu wiederholten Malen in einem mit italieniſchen Worten ſtark gemiſchten ſchwer verſtändlichen Deutſch. Der Prediger ergriff dann das Wort und führte das große Wunder Allen zu Gemüth. Nun ſteigerte ſich der Abſatz der Gnadenbriefe von Minute zu Minute. Der Bettler wurde von hundert Händen jubelnd aus der Kirche getragen; es regnete Geld in ſeinen Hut, und am Altar konnten die Verkäufer die maſſenweis herbeidrängenden Käufer nicht ſchnell genug befriedigen. Der Abend brach an, und ſie dachten an ihres Leibes Nahrung und Nothdurft, ſchloſſen daher für heute das Geſchäft mit der Verkündigung, daß morgen wieder Predigt und Gnadenopfer gehalten werde, und ſchleppten den ſchweren mit drei Schlöſſern verſehenen Kaſten in die Herberge des Obercommiſſärs. Dort öffneten die drei Agenten, von denen jeder ſein beſonderes Schloß und Schlüſſel hatte, den Kaſten, zählten das Geld und theilten es, nachdem die Procente für die Commiſſäre abgezogen waren. Dort erſchien denn auch der geheilte Bettler in einer ganz veränderten Geſtalt, daß er nicht wieder zu erkennen war, und controllirte die Einnahme des Tages. Er war der päpſtliche Hauptagent, der Kämmerer Sr. Heiligkeit, Graf Torrillas, der verruchte Zigeuner Antonio Cebes.

Unter den Zuſchauern in der Nähe des Altars hatte ſich auch der junge Reiter befunden und den ganzen Handel mit geſpannten Sinnen beobachtet; ſeine edlen Züge hatten allmälig den Ausdruck des höchſten Grimmes angenommen, und als der falſche Bettler ſeine plumpe Rolle mit ſo gutem Erfolg abſpielte, entglitt ein leiſer Fluch ſeinen bis dahin geſchloſſenen Lippen. Nach Beendigung des geiſtlichen Poſſenſpiels durchſchlenderte er noch die Stadt und kehrte endlich in die Herberge zurück, um ſich an der Wirthstafel zu erholen. In demſelbem Augenblick nahm ein reichgekleideter Mann, der mit ihm in gleichem Alter oder vielmehr noch um einige Jahre jünger zu ſein ſchien, neben ihm Platz. Der Reiter muſterte mit ſchnellem Blicke die Geſichter gegenüber, erkannte in einem derſelben einen Agenten, der mit am Altare geſtanden hatte, und richtete die Frage an ihn: ob er mit der Einnahme zufrieden ſei? Der Agent verſetzte: es müſſe in den nächſten Tagen beſſer kommen. Heute ſei nur das Vorſpiel geweſen.

„Ihr ſeid Eurer Ausſprache nach ein Schwabe?“

„Ich bin ein geborner Niederländer und als zwölfjähriger Bub nach Augsburg gekommen, wo mich Herr Jakob Fugger erziehen ließ. Auch bin ich der Fuggerſche Agent beim hieſigen Ablaßkram. Ich heiße Bry. Ihr aber ſcheint ein Franke zu ſein. Darf man auch Euern Namen wiſſen?“

Der Reiter ſchien dieſe Frage zu überhören. Er fragte dagegen mit großer Theilnahme, was denn ein Fuggerſcher Agent beim Ablaßhandel zu ſchaffen habe, und entſchuldigte ſeine Unwiſſenheit damit, daß er aus Italien komme, wo er lange gelebt. Bry gab mit großer Umſtändlichkeit die erbetene Auskunft und führte die Hauptpunkte des Geſchäftsvertrag des Kurfürſten von Mainz mit Jakob Fugger an.

„So wird alſo der Verkauf des Ablaſſes als ein Wechſelgeſchäft vom Hauſe Fugger betrieben,“ ſagte der Reiter mit ſchlecht verhehltem Zorn. „Fürwahr, das iſt noch nicht da geweſen. Wahrlich die reichen Fugger ſollten ſich dieſes ſchmählichen Handels ſchämen.“

Der Agent zuckte die Achſeln und meinte, er müſſe thun, was ihm ſein Principal befehle. Luſt habe er auch nicht an dem Geſchäft.

„Herr,“ ſagte jetzt der Nachbar des Reiters, „nicht alle Fugger von Augsburg ſind bei dieſem Judasſchacher betheiligt, nicht Alle ſind ſo treue Knechte des Papſtes, wie der päpſtliche Comes und lateraniſche Ritter Jakob Fugger. Ihr ſolltet daher Euern ſcharfen, aber gerechten Tadel nicht über alle Träger dieſes Namens ausſprechen.“

„Ich kenne die reichen Herren zu wenig, um einen Unterſchied machen zu können. Es ſollte mir lieb ſein, einen Fugger kennen zu lernen, der ſolchen Handel mit der Pfaffheit verabſcheute.“

„Ei,“ lachte Bry, „dazu kann leicht Rath werden; denn ein Solcher ſitzt neben Euch.“

„Fürwahr, da mich der Mann da drüben verrathen, mögt Ihr es wiſſen, daß ich Ulrich Fugger heiße. Und daß ich nicht mit meinem Ohm Jakob in ein Horn blaſe, das kann Euch in Augsburg, ja in mancher tiroliſchen Stadt ſchon jedes Kind ſagen. Und ſo wahr mir Gott helfe, ich bin kein Freund dieſer habſüchtigen Pfaffen und ihres ſündlichen Handels. Ich bin von Schwaz, wo ich Bergbau und Handel treibe, zur Meſſe nach Botzen herübergekommen. Hätte ich aber ahnen können, daß ich den Ablaßſcandal hier erleben ſollte, ich wäre daheim geblieben. Denn die Galle iſt mir über des Mönchs Predigt ins Blut getreten, daß mir kein Tropfen Wein ſchmecken will. Wahrlich, die Luſt iſt mir einige Male angekommen, den frechen Kuttenträger ins Geſicht zu ſchlagen. Und Ihr ſcheint mir auch nicht von der Farbe des Papſtes und der Kleriſei zu ſein."

„Das habt Ihr richtig getroffen. Ich bin es um ſo weniger, da ich mir die Alfanzerei in Rom ſelbſt angeſehen habe. Es iſt ein Jammer um das dumme Volk, daß es die frechen Lügen glaubt. In Italien, woher doch das Pfaffenregiment ſtammt, wäre der Mönch ausgelacht und verhöhnt worden. Dafür verhöhnen die Italiener uns Deutſche, und laſſen ſich's wohl ſein von dem Gelde, daß wir ihnen alljährig für die großen Lügen hinüberſchicken."

„Ihr gefallt mir baß!" rief Ulrich Fugger feurig. „Darum laßt mich wiſſen, wer der Mann iſt, der ſolche wahre und kühne Sprache führt?"

„Ich bin ein fränkiſcher Junker, der in Italien die Rechte ſtudirt hat, und heiße Ulrich von Hutten."

„Ha, Ihr ſeid der Dichter, deſſen Name von allen edlen Deutſchen mit Achtung und Liebe genannt wird!"

„Wenn meine Verſe mir im Vaterlande edle Freunde erworben haben, ſo iſt das mehr ihrer freundlichen Nachſicht als meinem Verdienſt zuzuſchreiben."

„Ihr ſeid ein Kämpfer für Wahrheit und Recht, wie das deutſche Reich nicht viele aufzuweiſen hat. Gebt einem Fugger von Augsburg die Hand und laßt Euch von ihm hier an der Schwelle Deutſchlands willkommen heißen! Ich habe genug lateiniſch gelernt, um Eure Gedichte zu leſen, und ſie haben mich entzückt."

„Eure Bekanntſchaft, Herr Fugger, entſchädigt mich für die ſchmachvolle Pfaffenkomödie, die mich an der Schwelle Deutſchlands empfangen hat."

„Ich kann daſſelbe von der Eurigen ſagen. So wechſeln Aerger und Freude ſchnell mit einander ab. Wenn Euch der Name Fugger nicht allzuwider geworden iſt, ſo möcht' ich Euch erſuchen, daß Ihr Euch ein wenig bemühen möchtet, mich näher kennen zu lernen, edler Junker. Ich denke, es ſoll Euch nicht gereuen."

„Ich habe kein Vorurtheil für Namen und halte mich an die Geſinnung und die Handlungsweiſe der Perſonen."

„Das durfte ich wohl von Euch erwarten. Wann gedenkt Ihr Eure Reiſe fortzuſetzen, edler Junker?"

„Morgen in der Frühe."

„Es wäre mir nichts erwünſchter, als Euch begleiten zu dürfen. Doch halten mich Handelsgeſchäfte noch mehre

Tage hier zurück. Ich darf Euch nicht zumuthen, auf mich zu warten. — Welches iſt das nächſte Ziel Eurer Reiſe?"

„Ich gedenke mich in Inſpruck umzuſehen und dann ein paar Wochen bei meinem Freunde Konrad Peutinger in Augsburg zu verleben."

„So folg' ich Euch in Kurzem nach Augsburg nach. Wenn der gelehrte Peutinger nicht bei weitem größere Anſprüche an Euch hätte, ſo würde ich Euch bitten, in Augsburg mein Gaſt zu ſein; denn ich beſitze dort mein eignes Haus. Aber Ihr werdet mir wenigſtens vergönnen, zuweilen eine Stunde in Eurer Geſellſchaft zuzubringen."

„Es wird mir Freude machen, Meinungen und Anſichten mit Euch auszutauſchen."

Ulrich Fugger ließ es ſich nicht nehmen, den Dichter mit dem beſten Weine zu bewirthen, den die Herberge beſaß, und beide junge Männer plauderten bald vertraut miteinander. Der dritte junge Mann gegenüber, der Fuggeriſche Ablaß-Agent Bry, blickte mit wehmüthiger Bewunderung auf den berühmten Dichter. Er wagte es nicht, ſich ferner in die Unterhaltung zu miſchen und verließ die Tafel. Die beiden neuen Bekannten ſaßen aber zuſammen bis zur Mitternachtsſtunde.

Neunzehntes Kapitel.

Der Kaiſer verweilte in Augsburg. Je älter er wurde, deſto lieber ſchien er ſich in der ihm vor allen theuern Reichsſtadt aufzuhalten. Jakob Fugger war ihm zu Ehren in ſeinem Gefolge aus Tirol zurückgekehrt, um den geliebten Herrn bei ſich zu bewirthen.

Das große reiche Haus am Weinmarkt verſammelte eines Tags eine Anzahl auserleſener Gäſte, vorab den Kaiſer und einige ſeiner vornehmſten Räthe. Darunter die gelehrten Männer, Secretair Jakob Spiegel und der Mathematiker Stab. Aus der Stadt waren ebenfalls mehre Gelehrte eingeladen, und der vornehmſte derſelben, Konrad Peutinger, welcher beim Kaiſer in beſondern Gnaden ſtand. Weder der Biſchof, noch ein anderer Kleriker war zugegen. So hatte es der Kaiſer ausdrücklich verlangt, indem er zu Jakob Fugger geäußert, er wolle in ſeinem Hauſe nur unter Freunden ſein. Da auch keine Frauen mit zur Tafel gezogen waren, ſo verzichtete auch Frau Sibylle gern auf die Ehre, mit der vornehmen und ſammen und ſchrie auf wie ein furchtſames Kind, ſeine rothen Haare ſträubten ſich, ſeine Augen rollten mit widrigem Ausdruck in ihren Höhlen, und ſeine Arme mit den weitausgeſpreizten Händen ſtrebten vorwärts nach den Fenſtern, als die Fledermaus mit ihren ledernen Flügeln daran ſchlug, und die Eule, ängſtlich ſchreiend und feurige Blicke herein werfend, ſich mit ihren ſcharfen Krallen an die Rahmen derſelben feſtklammerte. — Der außer ſich gebrachte König faßte ſich ſelbſt beim Kopfe, ſtampfte mit dem Fuße auf, einen Unwillen erzwingend, den die Natur ihm nicht eingab, und deſſen Austoben die allgewaltige Macht der Furcht verhinderte; aber er ſuchte ſich zu ſammeln, ſo gut es geben wollte, und rief, ſich ſelbſt Herzhaftigkeit vorlügend, mit gezwungen ſtarker Stimme: «Was ſoll dieſe kindiſch alberne Geiſtesſchwäche? Bin ich nicht König von England, und entſprungen aus dem tapfern Blute der Normannen? Eroberte nicht meines Vaters rechte Hand die Krone, welche er mir im Teſtamente vermachte? Wer kann behaupten, ich ſitze nicht mit vollem Rechte auf dem Throne Albions? Sollen die dumpfen Klagen dieſer hungrigen und ſtets unzufriedenen Sachſenhunde, oder die bedeutungsloſen gelehrten Tiſchgeſellſchaft in ihrem Hauſe zu ſpeiſen, zumal ſie in der That dieſe Ehre nicht ſonderlich hoch anſchlug. Sie zog es vor, das Küchenregiment zu führen.

Dem Kaiſer zunächſt ſaßen Jakob Fugger und Konrad Peutinger. Die Unterhaltung betraf nur gelehrte Gegenſtände, den Streit der Reuchliniſten mit den Dominikanern und die Entſcheidung des Papſtes. Der Kaiſer ſprach ſich entſchieden zu Gunſten der jungen Gelehrſamkeit aus und fügte bittere Bemerkungen über das Pfaffenweſen und den Ablaßkram in Deutſchland hinzu. Er beklagte ſich über den Erzbiſchof von Mainz, der als ein ſo junger Mann die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften liebe und fördere, ihre Bekenner fürſtlich unterſtütze, und doch zu gleicher Zeit päpſtlicher Ablaßpächter geworden ſei und ſomit das unverſchämte Treiben der Dominikaner begünſtige, während in Spanien der Cardinal und Erzbiſchof Ximenes, als ein alter Mann, der die Wiſſenſchaften ebenfalls mit fürſtlicher Freigebigkeit bedenke, und ſogar eine neue Univerſität zu Alcala geſtiftet und aufs Herrlichſte ausgeſtatter habe, die Zumuthungen des Papſtes in Betreff des Ablaſſes entſchieden zurückgewieſen habe und in ganz Caſtilien keinen Ablaßkrämer dulde, und doch gäbe es in der ganzen Chriſtenheit keinen frömmern, glaubenseifrigern und für die Religion begeiſtertern Prieſter als ihn.

Bei dieſer Gelegenheit wurde von einem der Gäſte Ulrich von Hutten als einer der kühnſten Freunde Reuchlins und einer der kräftigſten Feinde der Dunkelmänner erwähnt und berichtet, daß Reuchlin ihn in der Vorrede ſeiner kürzlich erſchienenen Ausgabe des Neuen Teſtaments unter mehren ausgezeichneten Deutſchen hoch erhoben und gerühmt habe.

Der Name des Dichters und die Bezeichnung Dunkelmänner veranlaßten den Kaiſer zu der Bemerkung, niemals habe ihm ein Buch mehr Freude gemacht und ihn zu größerm Lachen gezwungen, als die Briefe der Dunkelmänner, als deren Verfaſſer man ihm den Junker Ulrich von Hutten genannt habe, ſo daß er ſehr wünſche, dieſen vortrefflichen Dichter kennen zu lernen.

„Dieſer Wunſch Ew. Majeſtät kann zu jeder Stunde erfüllt werden,“ verſetzte Peutinger, „denn der Junker iſt, vor kurzem aus Italien zurückgekehrt, eben mein Gaſt, und glüht vor Begeiſterung, ſeinem Kaiſer ſeine perſönliche Ehrfurcht zu bezeigen.“

Der Kaiſer ſprach ſeine Freude darüber aus und erkundigte ſich nach Huttens Familienverhältniſſen und Schickſalen, und Peutinger nahm davon Gelegenheit, ihm den Kampf des wackern Junkers mit den fünf Franzoſen zu erzählen. Dieſer Charakterzug gefiel dem Kaiſer ungemein wohl. „Fürwahr!“ rief er vergnügt, „daraus erſehe ich, daß es noch manch junges deutſches Blut gibt, das für meine Ehre das Leben in die Schanze ſchlägt. Das nenn' ich mir aber einen deutſchen Junker, der mit dem Schwert und der Feder gleich ſtark und muthig für ſeinen Kaiſer kämpft! Kein Zweiter dieſer Art möchte im deutſchen Reiche zu finden ſein, und wenn irgend Einer die Ritterwürde verdient, ſo iſt's Ulrich von Hutten.“

Auf dieſe echt kaiſerlichen Worte ſtimmten die meiſten Anweſenden in des Dichters Lob ein, und außer Peutinger waren es vorzüglich Spiegel und Stab, die ihm das Wort beim Kaiſer redeten. Peutinger erzählte nun weiter Ulrichs abenteuerliche Schickſale, die der leutſelige Kaiſer mit ſichtlichem Wohlgefallen anhörte. Auch wurde des Gedichtes „das Lob Reuchlins“ erwähnt, das Peutinger im Manuſcript beſaß, und der Kaiſer nahm ihm das Wort ab, ihm daſſelbe am folgenden Tage vorzuleſen und dann den Dichter ihm zuzuführen. Jakob Fugger wiederholte ſeine Bitte, den Junker von Hutten auch in ſein Haus zu bringen. Dem beſcheidenen, vom Schickſal wunderlich umhergeworfenen und ſchwer geprüften jungen Dichter ſchien endlich die Sonne des Glücks lachen zu wollen. Am Abende dieſes Tags noch war ſein Name im Munde aller vornehmen augsburger Bürger und Bürgerinnen, und die ſchöne Konſtantia, Peutingers liebliches Töchterlein, wurde um den berühmten Gaſt beneidet, in welchem man bereits ihren künftigen Gemahl erblickte.

Ulrich ſaß der ſchönen Konſtantia aber ſtumm gegenüber. Er ſah dem reizenden Kinde wohl träumeriſch in die von ſüßer Anmuth ſtrahlenden Augen, er fühlte wohl ein heftiges Gefühl ſeine Bruſt beklemmen, aber dann wandte er ſich ab, das Auge voll Thränen, und ein ſchmerzlicher Seufzer entriß ſich ſeiner Bruſt. Ach, der unglückliche Dichter litt ſeit Jahren ſchon an jener böſen und ſchmerzlichen Krankheit, die, damals noch nicht heilbar, ihm die Quelle der ſüßeſten Liebesfreuden vergiftete und ihm mit grauſamer Strenge den Eintritt über die Schwelle wehrte, jenſeit derſelben ihm ein häusliches Glück in den Armen einer holden Gattin winkte. Hier ſah er eine blühende Roſe von überquellender Schönheit vor ſich, er ſah die Jungfrau ihm in verſchämter Anmuth zulächeln, die für die reizendſte im ganzen deutſchen Reiche galt, eine ſo ſüße, herzige Unſchuld, ein ſo edles und koſtbares Weſen, mit ſo hohen und herrlichen Geiſteseigenſchaften ausgeſtattet, daß ihr Beſitz ſich als Gipfelpunkt alles irdiſchen Glückes darſtellte, und ſie war ſeines Freundes und Gönners, des trefflichen Peutingers Tochter! Die ſchlimme Zeit ſeiner wechſelvollen Jugend ſchien vorüber, das heißgeliebte deutſche Vaterland nannte ſeinen Namen mit Achtung und Liebe, die Männer der verjüngten Wiſſenſchaft begrüßten ihn mit ſtürmiſcher Verehrung als einen ihrer Koryphäen, die für das Wahre, Gute und Schöne entflammte Jünglingſchaft jubelte ihm begeiſtert zu, der Kaiſer war ihm gnädig geſinnt, die Ausſöhnung mit ſeiner Familie ſtand in naher Ausſicht — und er mußte ſich weinend von Konſtantia abwenden, ihr bezauberndes Lächeln zerriß ihm das Herz; er konnte des höchſten Glücks nicht theilhaftig werden: er war unheilbar krank.

Ein ſchwermüthiges Lächeln lag auf ſeiner hohen, edlen

Stirn, als er am folgenden Tage in die kaiſerliche Pfalz trat. Die Kämmerer verbeugten ſich tief vor ihm, alle Diener kamen herbei, ihn zu ſehen. Der Kaiſer empfing ihn im prächtigen Ritterkleide aufrecht ſtehend in der Mitte mehrer Hofherren und Räthe. Peutinger führte den Dichter bis an den Teppich, auf welchem der Kaiſer ſtand, und nannte ſeinen Namen; Ulrich beugte das Knie. Maximilian überblickte mit wohlwollendem Lächeln das einnehmende Geſicht des berühmten fränkiſchen Junkers und bewillkommte ihn mit einer gnädigen Handbewegung. Die hohe Milde und Leutſeligkeit des Kaiſers war für den reizbaren Dichter bewältigend. Als er das Auge zu dem hohen kaiſerlichen Herrn aufſchlug, erglänzte es im ſchönſten Feuer jugendlicher Begeiſterung. Sein ſchwerer Kummer war in dieſem feierlichen Augenblicke vergeſſen, den er ſo lang ſchon erſehnt, wo er das mild edle Antlitz des deutſchen Kaiſers ſchaute, in welchem er die zur Perſönlichkeit gewordene Idee ſeines ſchwärmeriſch geliebten Vaterlandes verehrte.

„Junker von Hutten,“ redete ihn Maximilian an, „Ihr habt Euch uns durch die Werke Eures Geiſtes, wie durch die Thaten Eures Armes gleich trefflich empfohlen, und wir wiſſen es Euern Freunden Dank, daß ſie uns auf Eure Verdienſte aufmerkſam und uns zu dem Ihrigen gemacht haben. Mit großer Befriedigung haben wir uns Euer „Lob Reuchlins“ vorleſen laſſen und Eure edle und treffliche Geſinnung ganz daraus kennen gelernt. Ja, Euer Kaiſer darf es mit Stolz ſagen, daß er von heute an zu Euern Freunden gehört: er ſtellt ſich zu den Erſten derſelben."

„Wenn ich irgend ein Verdienſt hätte, wie Ew. Majeſtät hohe Gnade mir zuſpricht," verſetzte der beſcheidene Dichter mit feſter männlicher Stimme, „es würde doch durch dieſe Gnade erſt Werth in meinen Augen erhalten. Ich dachte ſtets, es ſei jedes deutſchen Mannes, der die Wahrheit erkannt hat und ſein Vaterland ernſtlich liebt, heiligſte Pflicht, für ſeinen Kaiſer und für die Wahrheit jeden Augenblick bereit zu ſein, freudig Gut und Blut zu opfern."

„Ihr habt Recht, Junker. Aber wie Wenige erkennen dieſe Pflicht, und wie Wenige von denen, die ſie erkannt, erfüllen ſie! Darum iſt es des Kaiſers Pflicht, die zu belohnen, die ſie erfüllen, und ſie zu ehren vor dem Volke. Vor Allen ſoll der Fürſt den Dichter ehren und hochſtellen, der ſeine begeiſterte Liebe für das Vaterland in ſchönen klangvollen Worten ausſpricht, der als des Volkes Herz und Mund die Menge mit großen patriotiſchen Gefühlen und Gedanken erfüllt, und dieſen dann wieder Worte gibt, die da werth ſind, daß das alternde Geſchlecht ſie dem jüngern immer zuruft, damit ſie unſterblich im Volke fortleben. Ein Regent, der die Dichter ſeines Volkes misachtet, verdient, daß er von dieſem Volke nicht geliebt, daß er von der Nachwelt vergeſſen werde. Ihr ſeht, Junker," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich an mich ſelber denke, indem ich Euch meine Achtung bezeige. Und weil ich eben heute beſonders im Auge habe, was Ihr als deutſcher Edelmann für mich beſonders gethan habt, ſo will ich Euch auch dafür erſt beſondern Dank abſtatten. Ihr habt in Rom ritterlich für meine Ehre gegen verläumderiſche Franzoſen gefochten, Einer gegen Fünf, und ſeid Sieger geworden. Für ſolche That verdient Ihr den Ritterſchlag von Eures Kaiſers Hand. Den Dichter zu belohnen, iſt die Sorge eines andern Tags."

Auf einen Wink des Kaiſers öffneten ein paar Pagen eine Thür und Ulrichs überraſchtes Auge gewahrte im anſtoßenden Saale alle in Augsburg eben anweſenden Ritter, welche der Kaiſer zu dieſer Feierlichkeit hatte einladen laſſen.

„Folgt uns, Junker von Hutten!" ſprach der Kaiſer, ſchritt voran und ſtellte ſich im Saale unter den Thronhimmel. Ulrich, von zwei Freunden geführt, trat ihm nach, die Anweſenden begrüßend. Der Kaiſer ließ ſich ſein Schwert reichen, Ulrich kniete vor ihm nieder, und Maximilian ſprach mit feierlich erhobener Stimme:

„Wir, Maximilian von Gottes Gnaden, Kaiſer und König des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation, Erzherzog von Oeſtreich, ſchlagen Euch, Ulrich von Hutten, hiermit zum Ritter des deutſchen Reichs im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" Und das Schwert des Kaiſers berührte Ulrichs

Haupt. „Steht auf und gebraucht Euer Ritterſchwert fortan nur zum Dienſte des Kaiſers, des wahren Glaubens und der gekränkten Unſchuld. Für Wahrheit, Tugend und Recht! das ſei Eure Looſung.“

Ulrich erhob ſich, beglückwünſcht vom Kaiſer und allen Anweſenden. Peutinger ſchloß ihn in die Arme, wie ein Vater den Sohn.

Ein Banket folgte der Feierlichkeit und der Kaiſer war fröhlich und munter, wie in den Tagen ſeiner Jugend. Es zeigte ſich offenbar, er hatte für den neuen Ritter eine herzliche Zuneigung gefaßt.

Als Ulrich Abends mit ſeinem auf ihn ſtolzen Wirth heim kam, trat ihm die holde Konſtantia, ſchämig erröthend entgegen und richtete im reinſten Lateiniſch einen ſchönen Glückwunſch an ihn. Sie reichte ihm die zarte Hand, und ein ſchmerzlich ſüßes Gefühl durchzuckte ihn. Was waren alle Ehren, alle Gnaden des Kaiſers gegen ihren Beſitz! Er las es in ihren Augen: er ward von ihr geliebt; er fühlte es an dem wärmeren Pulsſchlag ſeines Herzens: er liebte ſie; er hörte es an jedem gütigen Worte ſeines väterlichen Freundes und Wirthes: er werde ihm mit Freuden ſein Kind an das Herz legen. Und der Unſelige mußte vor der ihm geöffneten Pforte des Paradieſes ſtehen bleiben. Eine grauſame Krankheit, die er nicht verſchuldet, hielt ihn zurück in ſchmählichen Banden. Er brachte eine ſchlafloſe Nacht zu.

Der Ritter von Hutten war in Augsburg der gefeierte Held des Tages, und die Theilnahme an ihm ſteigerte ſich, als man von den Vorbereitungen erfuhr, welche der Kaiſer traf, den Dichter noch höher zu ehren. Er ritt faſt täglich mit dem Kaiſer auf die Reiherbeize; Maximilian zeichnete ihn vor ſeinem Gefolge aus und unterhielt ſich am liebſten mit ihm. Man ſprach allgemein davon, der Ritter werde ſich mit Konſtantia Peutinger vermählen und am kaiſerlichen Hofe eine hohe Bedienſtung erhalten. Hutten war genöthigt, mehre Einladungen in reiche Häuſer anzunehmen, und ſo ſah man ihn auch eines Tags bei Jakob Fugger. Der alte Leinweber that dem jungen Dichter alle mögliche Ehre an und erbot ſich ſogar, als er durch Peutinger von Huttens Krankheit gehört hatte, eine ſeltne Arznei aus dem Morgenlande für ihn kommen zu laſſen. Ulrich konnte aber den Groll nicht überwinden, den er wegen des Ablaßſchachers auf den alten Herrn geworfen, und ſprach ſich ſo frei und offen an der Fuggerſchen Tafel darüber aus, daß er Frau Sibyllen weit mehr gefiel, als Herrn Jakob. Die dicke Frau gönnte es ihrem Ehewirth von Herzen, daß er ſich von einem ſo jungen Blute den Text alſo mußte leſen laſſen, ohne Erhebliches darauf erwidern zu können, und ſie faßte eine ſolche Zuneigung zu dem freimüthigen Ritter, daß ſie ihm heimlich ein anſehnliches Geldgeſchenk durch Veit Schellenberger zuſchickte, weil ſie gehört hatte, daß es mit ſeiner Kaſſe eben nicht ſonderlich beſtellt ſei.

Seine freien Stunden brachte der gefeierte Dichter meiſt bei Ulrich Fugger zu. Beide Feuerköpfe waren bald ſehr vertraut miteinander geworden und ſprachen ſich ohne Zwang und Rückhalt über die Zeitangelegenheiten gegeneinander aus. Sie waren natürlich nicht immer einerlei Meinung und kamen deshalb auch in Streit miteinander. Nichtsdeſtoweniger lernten ſie einander immer mehr ſchätzen und lieben.

Nicht ganz eine volle Woche, nachdem Ulrich den Ritterſchlag erhalten hatte, langte eines Abends ein eigenthümlicher Zug in einigen mit Menſchen dicht beladenen Wagen, einem Haufen Reiter und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl rüſtiger Fußgänger beſtehend, in Augsburg an. Es war die Zunft der deutſchen Meiſterſänger aus Nürnberg, welche in die Schweſterſtadt herüberkam, um in Gemeinſchaft mit der Augsburger Zunft dem Kaiſer eine Huldigung ungewöhnlicher Art darzubringen.

Maximilian, als Erzherzog ſchon der Dichtkunſt huldigend, wie ſeine Schweſter Margaretha, und deshalb von ſchmeichleriſchen Zeitgenoſſen zuweilen wohl der „öſtreichiſche Apollo“ genannt, hatte es ſchon vor Jahren unternommen, die ſüßen Tage ſeiner Jugend und Liebe zur reizenden Maria von Burgund, der „burgundiſchen Venus,“ ſeine Werbung um ſie, ſeine Brautfahrt in die Niederlande und die dabei erlebten Abenteuer nebſt vielen andern, die ſein Muth und ſeine Kühnheit herbeigeführt und glücklich beſtanden, in einem größern Gedicht zu beſingen. Es war für ihn ein hoher Genuß, die Grin-

Verwünſchungen dieſer geſchornen Köpfe, der nichtswürdigen Günſtlingsbrut des römiſchen Biſchofs, mich auf meinem feſten königlichen Sitze erſchrecken? Solche Schurken müſſen noch ein Mal auf dem Schlachtfelde von Haſtings fechten, und dieſer übermüthige Biſchof ſeine dreifache Krone gegen einen eiſernen Schlachthelm vertauſchen, eh' der rothe König bei der aufrühreriſchen Unzufriedenheit des Adels oder den giftigen Verwünſchungen der Pfaffen muthlos gemacht wird. — Und was hab' ich denn ſo Schlimmes gethan, daß ich vor mir ſelbſt zu beben brauchte? Ich haſſe dieſen Adel und unterdrücke ihn, weil er mich haßt und zu unterdrücken ſuchen würde, wenn ich ihm dazu Macht und Gelegenheit ließe. Ich haſſe dieſe gleisneriſchen Prieſter, weil ſie nur ihren Vortheil ſuchen, und ſtets mit Gott und der heiligen Kirche verkaufen, weil ſie das Land, wie Blutigel ausſaugen, und die königliche Gewalt zum Schatten herabwürdigen möchten, um dann ſelbſt nach ihrer Weiſe zu herrſchen. Und außerdem ſuche ich mich des Lebens zu freuen, ſo gut es geben will. Ich liebe die Weiber, den Wein, die Jagd und alle geſelligen Freuden, und genieße ſie, ſo lange Jugend und Luſt es mir erlauben; und wer mir dabeihemmend nerungen an ſein kurzes hohes Liebesglück und an die herrliche Fürſtin, die es ihm gewährt, poetiſch zu verklären und im Gedicht zu feſſeln; denn in ſeinen ſtillen und einſamen Stunden hing ſein Geiſt mit ſchwermüthiger Wonne immer noch den Gedanken an die ſchöne geliebte Maria nach, die ein paar kurze Jahre ſeiner Jugend mit duftenden Roſen geſchmückt hatte. Sein ſpäteres Leben hatte ja keine wieder zur Blüthe gebracht. Wenn der Unmuth über verfehlte Beſtrebungen und vereiteltes Hoffen, über die tauſend Widerwärtigkeiten, die ihn heimſuchten, ſein Herz zu beſchleichen begann, dann flüchtete er ſich in die Erinnerungsträume an ſeine verſtorbene Liebe und an die kecken Thaten und Wagniſſe ſeiner Jugendzeit und griff zur Feder, um ſie in klangvollen Reimen noch einmal vor ſich aufleben zu laſſen. Aber die Sorgen, welche die trüben Ereigniſſe ſeiner ſpätern Lebenstage mit immer größerer Heftigkeit über ihn brachten, ſtörten ihn in dieſem poetiſchen Schaffen und unterbrachen das Gedicht zuweilen Jahre lang. Er fürchtete endlich, daß er wohl niemals die ausdauernde Ruhe zur Vollendung deſſelben werde finden können, und übergab deshalb den Plan und den Anfang des Gedichts ſeinem Geheimſchreiber und Rath Melchior Pfinzing, einem gebornen Nürnberger, zur Ausführung. Pfinzing hatte in der letztern Zeit, wo der Kaiſer keinen Krieg mehr führte, in der Nähe und mit Hülfe deſſelben das Gedicht zu Ende gebracht. Es führte den Titel „der Theuerdank,“ und unter dieſem Namen trat der junge Maximilian als Held des Gedichtes auf, weil er von Jugend auf ſeinen Geiſt auf theuerliche d. i. kühne Gedanken gerichtet. Die ſchöne Maria von Burgund war darin als „Königin Ehrenreich" verherrlicht.

Pfinzing war mit dem Manuſcript in ſeine Vaterſtadt gegangen, wo er es unter ſeinen Augen von dem berühmten Buchdrucker Hans Schönsperger drucken und mit Holzſchnitten verzieren ließ. Das Buch war jetzt vollendet, und die Nürnberger Meiſterſängerzunft, die Buchdrucker und Holzſchneider nebſt einer Deputation des Nürnberger Magiſtrats, denen ſich eine Anzahl Patrizier angeſchloſſen hatte, brachten es nach Augsburg, um es dem Kaiſer feierlich zu überreichen.

Die Augsburger Zunft der Meiſterſänger empfing ihre Brüder mit Muſik am Thore und leitete ſie auf ihre Herberge.

Die Meiſterſänger hatten in Deutſchland ſchon über zweihundert Jahre ein ſehr beſcheidenes ſchier kümmerliches Daſein gefriſtet. Aus den Handwerkern in den Städten hervorgegangen, bewegten ſie ſich auch als Dichter, Tondichter und Sänger ihrer Lieder in den engen Schranken des Zunftzwanges. Die göttliche Kunſt war unter den Handwerkern zum Handwerk geworden, dem die Form Alles galt, und das ſich kaum eine Ahnung an den ſolche gemeine Feſſeln verachtenden Geiſt der Poeſie zu erhalten vermocht, wie er einſt die Lieder der Minneſinger durchhaucht hatte. Der Minneſang war ein Kind des romantiſchen Ritterthums geweſen; der Meiſterſang war das des fleißigen proſaiſchen Bürgerthums, eine angenehme Erholungsbeſchäftigung ehrenwerther Leinweber, Schuhmacher und Schneider. Erſt der geiſtige Aufſchwung des 16. Jahrhunderts brachte dieſer kümmerlichen Pflanze Nahrung und Erſtarkung, ſo daß ſie einige ſchöne Blüthen trieb. Ihre Erzeugniſſe waren in der Regel gereimte bibliſche Geſchichten, die in den verſchiedenſten Versarten und Sangweiſen vorgetragen wurden, und beſondere Merker waren beſtellt, um jeden Fehler gegen die ſtrenge Form zu beſtrafen. So dürftig nun auch das Ganze war, ſo bot dieſer Verein doch Gelegenheit zu einer freiern Entfaltung des Bürgerthums, zu fröhlichem Beiſammenſein und brüderlichem Anſchließen, und hierin beſtand das Hauptverdienſt der Meiſterſängerei. Daraus ging aber auch hervor, daß er ſich vorzugsweiſe nur in den lebendigen, regſamen freien Reichsſtädten entwickeln konnte, und in Nürnberg, Augsburg, Straßburg beſtanden die namhafteſten Zünfte.

Am folgenden Morgen zogen die beiden Zünfte von der Herberge aus mit ihren Fahnen, den aufſpielenden Stadtpfeifer und ſeine Geſellen voran, nach der kaiſerlichen Pfalz. Melchior Pfinzig, der Buchdrucker Hans Schönsperger, der Holzſchneider Hans Schäufelin und die Deputation des nürnberger Stadtraths, worunter ſich Wilibald Pirkheimer befand, gingen an der Spitze, dann kamen die Obermeiſter und Merker, die Meiſter, Geſellen und Lehrjungen. Auf einem Sammtkiſſen trug Schönsperger ein ſchön gebundenes Exemplar des „Theuerdank,“ einer der Meiſter aber auf gleiche Weiſe einen Meiſterbrief für den Kaiſer, der ihnen die Bitte gewährt hatte, ſich von ihnen zum Meiſter des Geſangs ernennen zu laſſen. Maximilian empfing die ihm werthen reichsſtädtiſchen Bürger mit gewohnter Leutſeligkeit. Pfinzing hielt eine kurze Anſprache an den Kaiſer, indem ihm das Buch überreicht wurde. In Maximilians gealterten Zügen entglomm ein flüchtiger Jugendſchimmer, und ſein Auge wurde feucht, als er das Buch, die Beſchreibung ſeiner ſchönſten Tage, zu Handen nahm und die Blätter deſſelben durch die Finger gleiten ließ. Mit ſichtlichem Wohlgefallen betrachtete er die ſchönen Bilder, in welchen er ſich ſtets erkannte. Erinnerung und Poeſie hauchten ihren duftenden Kuß auf ſeine Stirn; ſein Herz wallte über von freudiger Wehmuth, und dankend reichte er den Männern die Hand, die ihm das Glück dieſer Stunde bereitet hatten.

Nun trat ein junger Meiſter von angenehmer wohlgebildeter Geſtalt aus den Nürnbergern hervor, und redete den Kaiſer in wohlgeſetzten Reimen an. Er wünſchte der Majeſtät Glück zu dieſem Tage, an welchen er das ſchöne Gedicht ſeines Lebens nach ſtrenger Tabulatur*) in der Hand halte. Er erinnerte daran, daß der hochedle Ritter Theuerdank und ſeine ſchöne Dame Königin Ehrenreich unſterblich ſein würden, und er bat den berühmten Helden, ein Meiſter ihrer Zunft zu ſein und als ein ſolcher ihre Einladung annehmen und ſich von ihnen nach der Domkirche geleiten zu laſſen, wo ſie, die Augsburger und die Nürnberger Meiſter vereint, eine Singſchule abzuhalten gedächten.

---

*) So wurden die proſodiſchen Regeln genannt, nach welchen, gleichſam zu Zunftgeſetzen erhoben, ein Gedicht gemacht ſein mußte.

Der junge Meiſter hatte dem alten Kaiſer ans Herz gegriffen. Er nahm den Meiſterbrief, dankte der Zunft mit herzlichen Worten und trat dann den Sprecher mit der Frage an:

„War das ſchöne Reimſprüchlein dein eignes Werk, mein Sohn?“

„Ich würde mich nicht unterſtehen, mit einem fremden vor die kaiſerliche Majeſtät zu treten,“ verſetzte der junge Mann mit friſcher Stimme und einnehmenden Geberden.

„Mein Sohn, der Segen der Dichtkunſt ruht auf dir. Bewahre dies hohe Geſchenk rein und treu zu Gottes Ehre und entweihe es niemals zu feilem Dienſt. Wie iſt dein Name?“

„Ich heiße Hans Sachs und bin Schuhmachermeiſter in Nürnberg, meiner Vaterſtadt.“

„Wohl der Stadt, die ſich ſolch wackerer Söhne zu erfreuen hat!“ ſprach der Kaiſer und legte die Hand, wie ſegenſpendend auf Sachs' lockiges Haupt.

Da trat ein alter Mann in ſilberweißem Haare hervor und redete mit vor Freude und Rührung zitternder Stimme den Kaiſer alſo an: „Mit Verlaub Ew. hohen Majeſtät, mein Kaiſer und Herr! Ich bin der alte Runnenbeck, der Leinwebermeiſter von Nürnberg, und der Hans Sachs iſt mein Lehrjunge geweſen im Meiſtergeſang. Und mit Stolz darf ich's ſagen, obgleich er erſt dreiundzwanzig Jahre alt iſt, ſo iſt er doch der beſte unter uns Nürnberger Meiſtern, und alle Andern erkennen ſeine Ueberlegenheit freudig an. Keiner verſteht wie er einen Bar*) von zwölf oder mehr Geſätzen**) ſo kunſtgerecht zu dichten, und an ſeiner Tabulatur hat niemals ein Merker etwas auszuſetzen; Keiner ſingt ſo ſchön wie er, und ſchon hat er ſieben ganz neue Weiſen erfunden. Und das wollte ich der Majeſtät gemeldet haben."

Der junge Schuſter hatte hocherröthend die Augen auf den Boden geheftet, und nur zuweilen mit der Hand eine unwillkürliche abwehrende Bewegung gemacht; der Kaiſer aber nickte lächelnd dem alten auf ſeinen Lehrling ſtolzen Meiſter Beifall zu und ſagte: „Die Leinweber vermögen ſchon etwas in unſern getreuen Reichsſtädten. Das ſieht man an Meiſter Runnenbeck in Nürnberg, wie am Meiſter Fugger zu Augsburg." Dieſe Zuſammenſtellung rief in der Verſammlung eine allgemeine Heiterkeit hervor.

Der Zug ſetzte ſich nach der Domkirche in Bewegung; der Kaiſer in der Mitte deſſelben.

Pirkheimer hatte unterdeſſen ſeinen jungen Freund Hutten freundlichſt begrüßt und ihm zur neuen Ritterwürde Glück gewünſcht. Beide gingen in lebhaftem Zwiegeſpräch, Arm in Arm im Zuge.

---

*) Lied, Gedicht.

**) Abtheilung, Strophe, Stanze.

Nach einander traten mehre Nürnberger und Augsburger Meiſter auf, unter ihnen auch der alte Nunnenbeck. Sie behandelten herkömmlicher Weiſe bibliſche Geſchichten und einer der drei gravitätiſch vor dem Altar (dem gegenüber der Singſtuhl aufgeſtellt war) in ehrwürdiger Tracht ſitzenden Merker, hatte die lateiniſche Bibel vor ſich liegen, um nachzuleſen, ob der Bar ſich auch ſtreng an den heiligen Text halte. Der eintönige Geſang der ungebildeten und meiſt klangloſen Stimmen galt in jener beſcheidnen Zeit für einen Kunſtgenuß. Endlich betrat Hans Sachs den Singſtuhl. Die Tauſende von Zuhörern, welche dichtgedrängt in der Kirche verſammelt waren, horchten mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Todtenſtille herrſchte in den menſchenerfüllten weiten Räumen. Des jungen Schuſters Ruhm war ſchon vor ihm nach Augsburg gekommen. Und er machte zu Aller Ueberraſchung eine Ausnahme. Er beſang die wunderbare Rettung des Erzherzogs Max, des kühnen tiroler Gemſenſchützen, von der Martinswand. Begeiſterung ſchwellte ſeine liebliche Stimme zu erhöhter Kraft, ſeine Geſtalt gewann einen kühnen Ausdruck, ſein Auge leuchtete von dem Feuer, das in ſeiner Seele entglommen war. Er hatte zu ſeinem neuen Bar auch eine neue Weiſe erfunden und ſie die Maxweiſe genannt. Die Merker nickten ihm Beifall zu; alle Nürnberger blickten ſtolz auf ihn. Und als er nun Gott lobend und preiſend ob der wunderbaren Rettung des edelſten und beſten Fürſten und dem Kaiſer noch langes Leben, Geſundheit, Glück und ſeinem hohen Hauſe in Spanien und der neuen Welt allen Segen Gottes wünſchend, ſchloß, da brach die ganze Verſammlung in lauten Beifallsſturm aus; der alte Nunnenbeck umarmte ihn weinend wie ein Kind; Alle Nürnberger drängten hinzu, ihm zum Dank die Hand zu ſchütteln, und auch die Augsburger, die doch durch ihn überwunden waren, blieben nicht zurück. Die Merker aber hingen ihm das Kleinod, den Preis des Sieges, eine Schnur mit einer goldnen Schaumünze, um, und der Kaiſer ließ ihn rufen und beſchenkte ihn mit einer goldnen Kette. Ulrich von Hutten trat zu dem beſcheidenen überſeligen Schuſter und reichte ihm die Hand. „Wandelt auf dieſem Wege, den Ihr mit ſo viel Glück betreten, weiter, lieber Meiſter,“ ſagte der junge Ritter zu dem jungen Handwerker, „und Mit- und Nachwelt werden Euch Kränze winden.“

„Drücke dem Ritter noch einmal die Hand, Hans Sachs!“ ſprach der Kaiſer feierlich, der Huttens Worte gehört. „Er iſt auch ein Dichter. Ja Eure beiden Namen werden auf die Nachwelt kommen. So lang es auf Erden ein deutſches Volk gibt, wird man die Namen Ulrich von Hutten und Hans Sachs mit Verehrung nennen, und ich hoffe zu Gott, man wird auch den des Kaiſers Max nicht vergeſſen.“ —

Aus der Kirche zog der Kaiſer mit ſeinem Gefolge auf das Rathhaus. Dorthin waren die vornehmſten

Männer und Frauen Augsburgs, die vorzüglichſten Meiſterſänger und unter ihnen **Hans Sachs**, ſo wie andere durch Stand und Kenntniſſe ausgezeichnete Fremde eingeladen. Die Töne der kaiſerlichen Hofkapelle begrüßten die glänzende Verſammlung, aus welcher die Blüthen der augsburger Jungfrauen, weißgekleidet und mit Blumen und Kränzen geſchmückt, herrlich hervorſtachen. An der Spitze dieſer kleinen Schaar irdiſcher Engel ſtand Konſtantia, ſchön wie der zur menſchlichen Geſtalt gewordene Frühling ſelbſt, wie ein in irdiſche Hülle gekleideter reinſter und gnädigſter Schöpfungsgedanke Gottes. Die für den Kaiſer beſtimmte Eſtrade zierten zu beiden Seiten ein paar prächtige Lorbeerbäume, aus den großen Fuggerſchen Gewächshäuſern in der Fuggerei herbeigebracht.

Als die Muſik ſchwieg, trat Melchior Pfinzig hervor und rühmte in wohlgeſetzter Rede die hohen Verdienſte des Ritters Ulrich von Hutten um die Dichtkunſt, zählte die im Druck erſchienenen oder im Manuſcript bekannt gewordenen Gedichte deſſelben auf und führte einige vorzüglich ſchöne Stellen daraus wörtlich an, erwähnte dann, wie der große Reuchlin ihn neuerlich, in der Vorrede des von ihm edirten Neuen Teſtaments, als einen der ausgezeichnetſten deutſchen Männer erhoben, und wünſchte ſchließlich dem Kaiſer Glück, einen ſo trefflichen Dichter ſeinen Unterthan nennen zu können.

Der Kaiſer nahm ſodann das Wort: „Sei uns gegrüßt edler Ritter Ulrich von Hutten in der Verſammlung dieſer Edlen und Trefflichen, im Angeſicht dieſer blühenden Jungfrauen, in unſerer lieben Stadt Augsburg! Die hohe Muſe der Dichtkunſt hat dich zu ihrem Liebling gewählt und dir das Auge aufgeküßt, damit du ihre heiligen Wunder ſchauest, wie Dante und Petrarka. Du biſt ihrem Rufe gefolgt und haſt dich zugleich dem Dienſte der Wahrheit gewidmet; du haſt mit dem blanken, wohlgeſchliffenen, hellklingenden Schwerte deines Wortes den Kampf gegen Lüge und Heuchelei begonnen und ſiegreich geführt. Es verlangt deinen Kaiſer, dir dafür den ſchönſten Lohn zu reichen, den er vermag. Du weißt, auch mir hat die Muſe eine ihrer Roſen in die Wiege gelegt, genug, um deinen ganzen Werth zu erkennen. Tritt heran, Ulrich, daß ich dir das Zeichen dieſer meiner Anerkennung überreiche! — Konſtantia, edle Tochter des edlen Peutinger, winde mit deiner ſchönen, reinen Hand unſerm gefeierten Dichter den wohlverdienten Lorbeerkranz! Wer wäre würdiger als du zu dieſem heiligen Geſchäft? Und wer wäre würdiger die von dir gewundene grüne Dichterkrone zu tragen, als Ulrich von Hutten?“

Erröthend, wie die ſchönſte Roſe, trat Augsburgs reizendſte Jungfrau an einen Lorbeerbaum, brach einen ſchlanken Zweig ab, wand ihn zum Kranze, nahm eine rothe Bandſchleiſe aus ihrem Haar, band den Kranz damit und reichte dieſen dann dem Kaiſer dar.

„Edles Dichterhaupt, empfange die Dichterkrone aus deines Kaiſers Hand!“

in Weg tritt, den werf' ich nieder, wie den Schurken von dieſem Abend. — Sterben muß er; denn der rothe König iſt ein Löwe, dem kein Geringerer ungeſtraft entgegen tritt; ſterben muß er; denn der König will ſein Liebchen allein haben. — Du aber, heiliger Lukas, Schutzpatron, dem ich ſo fleißig diene, und den ich drei Mal täglich anzurufen mir zur heiligſten Pflicht gemacht, dir, Heiliger, empfehle ich mich auch in dieſer Nacht. Du wirſt mich ſchützen. Amen!»

Durch dieſe Selbſttäuſchung und widrige Frömmelei beruhigt, ſtreckte er ſich endlich müde und abgeſpannt, auf ſein Lager nieder, und verſuchte einzuſchlafen. Die Wimpern fielen bald über die brennenden Augen ſeines Geſichts, aber das Auge ſeines Geiſtes wurde peinlicher ergriffen, denn jemals. Wirre, fürchterliche Träume drängten ſich in wüſten Bildern wild und ſauſend an ihm vorüber. Bald kam es ihm vor, als ſei er von Feinden umgeben, die ihn mit wüthenden Geberden und bloßen Schwertern anfielen, während er ſelbſt, wie durch Zaubergewalt gefeſſelt und zu Boden geworfen, unfähig war, ein Glied zu regen. Bald träumte ihm, er ſähe auf dem abgeſtorbenen Aſte einer jungen grünen Eiche einen edeln Falken ſitzen.

Ulrich beugte das Knie, und der Kaiſer drückte ihm den Lorbeerkranz auf die Schläfe. Eine ſanfte ausdrucksvolle Muſik begleitete die Handlung.

Als der gekrönte Dichter ſich erhob und zurücktrat, begegnete ſein Auge Konſtantia's wonneſtrahlendem Blick. Ihre Seele ſprach zu ihm, und als er ihr dankend die Hand reichte, zitterte eine ſüße Freudenthräne über ihre blühende Wange herab. Ulrich verſtand dieſe Thräne; ſie entzückte ihn und vergällte ihm zugleich den ſeligſten Augenblick ſeines Lebens. Welch ein grauſames Geſchick für den reichen und doch ſo armen Dichter! Der Kaiſer ſchien eine Verbindung zwiſchen Ulrich und Konſtantia zu wünſchen; Amt und Würden am kaiſerlichen Hofe ſtanden dem Dichter nun in ſichrer Ausſicht; die edelſten Männer waren ſeine Freunde, und er mußte ſich von den ihm winkenden Hafen des höchſten Erdenglücks abwenden, und in dieſer Stunde! Er erlag ſchier dem heftigen Wechſel ſeiner Gefühle. Sein trüber Blick fand im Hintergrunde Ulrich Fugger, und zu dieſem ihm verwandten Geiſte fühlte er ſich jetzt am meiſten hingezogen. Nach der Feierlichkeit ſuchte er ihn auf, um das volle Herz bei ihm auszuſchütten.

Beide junge Männer waren, ſeit Hutten ſich in Augsburg aufhielt, vertraute Freunde geworden; ſie wußten es bald, daß ſie nicht allein den Namen miteinander gemein hatten, und ſie erblickten in dieſem Umſtande ein Zeichen zu inniger Vereinigung.

„Ihr ſeid einem ſchweren Schickſale verfallen,“ verſetzte Ulrich Fugger dem in verzweifelte Klagen ausbrechenden Freunde, „aber Ihr ſeid auch der Mann es zu tragen. Es hält Euch zurück vom Frieden des häuslichen Glücks, um ſo mehr ſollt Ihr Euch ganz und mit allen Kräften dem heiligen Kampfe für die Wahrheit und das Recht weihen, wozu Ihr berufen ſeid. Die weichen Blumenpfade der Liebe zu wandeln, iſt Euch ſtreng verſagt, dafür führen die ſteilen Wege, zu denen Ihr berufen ſeid, auf die Höhen des wahren Ruhms, zum Tempel des Siegs. Ihr werdet nicht der Beglücker einer ſchönen Frau ſein, aber der eines Volkes, Eures Volkes; Ihr werdet nicht glücklich ſein im Kreiſe Eurer Kinder, aber in dem Eurer Freunde und Verehrer, und im Bewußtſein, für die Wahrheit gegen die Lüge gekämpft zu haben.“

„Ach, Ulrich, Ihr vergeßt, daß ich ein Menſch, daß ich ein Dichter bin!“

„Nein, ich weiß, daß Ihr ein ganzer Mann, daß Ihr ein ganzer Dichter ſeid, der das Unvermeidliche mit ſtolzer Würde zu tragen geſchickt iſt. — Aber ſoll ich Euch meine Befürchtung offen geſtehen? Werden die ſchmeichleriſchen Ehrenbezeigungen dieſer Tage nicht einen erſchlaffenden Einfluß auf Euch üben? Im Drange des Lebens, in Elend und Noth ſeid Ihr groß geweſen; werdet Ihr es im Schooße der Ehren, des Ruhms, des Glückes ſein? Haben nicht dieſe Erfolge bereits Euch dieſe Thränen in die Augen gelockt, die Kinder ſchmerzvoller Sehnſucht nach einem für Euch unerreichbaren Glücke?“

„Wofür haltet Ihr mich?“ erhob der Ritter das ſtolze Haupt. „Nein, die Ereigniſſe dieſer Tage werden mir im Gegentheil ein neuer Sporn ſein zu noch kräftigerm Kampfe gegen die Feinde des Lichts und der Wahrheit, gegen die heuchleriſche Pfaffenbrut.“

„Ach, mein Freund! es gilt nicht allein die Pfaffen zu bekämpfen. Das arme unglückliche Volk ſeufzt nicht allein in ihren Banden; auch der übermüthige Adel, auch die unmenſchlichen Fürſten martern das Volk bis aufs Blut. Und hilft denn der Kaiſer, Euer Freund und Gönner, dieſem Volke, das mit gräßlichem Nothſchrei hülfeflehend ſich an ihn wendet? Seht doch dieſen wortbrüchigen Buben, den Ulrich von Würtemberg, den Mörder Eures Vetters! Wehrt ihm der Kaiſer, ſeine Bauern zu ſchlachten, wie Vieh? Wohl, Ihr habt den Kampf gut gegen ihn begonnen! Aber fahrt nur ſo fort und nicht nur gegen dieſen! Die Baiernherzöge, die Neffen des Kaiſers, ſind nicht beſſer als Jener. Und wohin Ihr blickt in den deutſchen Landen, Dränger und Blutſauger des Volkes! Ihr ſeid wie vom Himmel berufen, der Befreier und Retter dieſes gedrangſalten Volkes zu werden. Die Kraft Eurer Feder reißt Jedermann hin: ſchreibt für die Rechte des Volkes gegen die Fürſten, und wenn ſie nicht nachgeben und billigen Wünſchen ferner Gehör verſagen, ſo ſtellt Euch als Ritter und Mann des Schwertes an die Spitze des Volkes und führt es zum Siege und zur Freiheit.“

„Euer ſchöner Eifer könnte mich hinreißen. Doch mein' ich, kein Mann ſoll eine Arbeit übernehmen, die ſeine Kräfte überſteigt. Und vor Allem nicht zu viel auf einmal. Gegen Papſt und Pfaffen, gegen Fürſten und Adel zugleich kämpfen, iſt eine Rieſenarbeit, der kein Menſch gewachſen iſt. Mit Muth und gutem Willen kommt man allein nicht aus, und wer zu viel unternimmt, erreicht nichts. Gegen die heuchleriſche, verführeriſche, brutale Pfaffheit müſſen unſere Pfeile zuerſt gerichtet ſein; wir müſſen dem deutſchen Volke zuerſt ein Licht aufſtecken über die wahren Zwecke dieſes betrügeriſchen Papſtes und ſeiner Bande in Rom. Gelingt es mit Gottes Hülfe, Deutſchland aus den Netzen der großen römiſchen Spinne, die ihm ſtets das Herzblut ausſaugt, zu befreien, dann haben wir gewonnen. Der deutſche Kaiſer, das Oberhaupt des Reichs, ſei zugleich auch das Oberhaupt der deutſchen Kirche. Aufgeklärte Prieſter ſeien Lehrer des Volks und Verkünder des wahren Evangeliums von Jeſus Chriſtus. Iſt das Volk ſich klar, was es ſoll und darf, was es will und kann, dann wird es dem Kaiſer nicht ſchwer werden, die emporſtrebenden Fürſten niederzuhalten und den blutſaugeriſchen Adel aufs Haupt zu ſchlagen."

Ulrich Fugger ſchüttelte bitter lächelnd das Haupt. „Ich bin anderer Meinung; denn ich kenne das Volk, den Adel, die Fürſten, den Kaiſer. Ihr habt zu viel unter Gelehrten gelebt. Wenn das Volk ſich nicht ſelbſt hilft, wird ihm nicht geholfen. Der Kaiſer iſt ſein Lebenlang ein ſchwacher Herr geweſen, und nun wird er alt. Wäre der Adel niedergeworfen, die Fürſten gedemüthigt, dann wollten wir mit den römiſchen Pfaffen bald fertig werden. Das Volk weiß, was es will. Es will ſeine alten deutſchen Freiheiten ungeſchmälert, in deren Beſitz ſeine Väter glücklich waren. Aber es fehlt ihm ein Mann, der gleich geſchickt Wort und Schwert für die Volksrechte zu führen verſteht. Es fehlt ihm am Throne des Kaiſers ein Vertreter, der, wenn er nicht gehört wird, ſein Anführer werde. Und dazu ſeid Ihr ganz der Mann. Hat das Volk ſeine alten Freiheiten und Rechte wieder errungen, wird es mit dem Papſt und ſeinen Henkern bald fertig werden. Daß der Kampf gegen Rom und die Pfaffen nichts hilft, ohne ein freies Volk, das ſich daran bethätige, das hat die Welt von der Kirchenverſammlung zu Baſel erlebt. Setzte ſie nicht den Papſt ab, reformirte ſie nicht das Kirchenweſen, und wurden in dieſen ſiebzig Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind, die Päpſte nicht ſchlimmer als zuvor? Hat nicht ein Schandmenſch, wie Alexander Borgia, den päpſtlichen Stuhl eingenommen? Nein, nein, mein Freund! Wenn das Volk ſich nicht ſelbſt hilft, und ſei es mit den Waffen, wenn es nicht anders ſein kann, ſo wird ihm nicht geholfen. Das haben die Huſſiten in Böhmen bewieſen. Darum ſchleudert die Brandfackeln Eures Wortes in das Volk, gegen Papſt und Dunkelmänner, aber auch zugleich gegen die ſchlimmen Fürſten und den verbrecheriſchen Adel. Euer Spahn mit dem Würtemberger bietet Euch dazu die beſte Gelegenheit

Aber deutſch müßt Ihr ſchreiben, damit Euch das Volk leſen und verſtehen kann. Deutſche Reime müßt Ihr auf dem Ambos Eures Geiſtes ſchmieden, wie dieſer Schuſter Hans Sachs. Von ihm könnt Ihr lernen. Ihr habt es mit eignen Augen geſehen, wie ſeine Reimſprüchlein alles Volk entzückten. Solche Leute, gemeine Bürger und Bauern müßt Ihr mit der Kraft Eurer Worte ergreifen, entzünden und begeiſtern. Sie werden ſchnell für Euch und die gute Sache gewonnen ſein. Sie werden eine unbeſiegbare Wache für Euch bilden."

„Ja, ich will deutſch ſchreiben, will ſchreiben für das ganze deutſche Volk!" rief der Ritter und umarmte ſeinen feurigen Freund. „Dieſe Tage haben einen mächtigen Einfluß auf mich ausgeübt, und Ihr habt viel dazu beigetragen. Ich ſegne jetzt den Namen Fugger und lächle über die gutmüthige Beſchränktheit Eures Ohms."

„Ihr habt ſeine Eigenſchaft mit dem rechten Worte bezeichnet. Er iſt ein herzensguter, aber ein alter beſchränkter Mann, der da meint, der Papſt und der Kaiſer kommen unmittelbar nach der heiligen Dreifaltigkeit. Er kann aus den Vorurtheilen, die er in ſeiner Jugend eingeſogen, nicht heraus. Dabei iſt er ein Kaufmann, wie es wenige gibt. Ihm verdankt der Name Fugger ſeinen hohen Glanz."

„Ich habe ihm verſprochen, mich dieſen Abend von ihm in die Fuggerei führen zu laſſen, und ich bitte Euch, uns zu begleiten."

„Mit Freuden. Ich habe ohnedies ſeine neuen Bauten dort noch nicht geſehen. Er zeigt dieſe ſeine Schöpfung gern ausgezeichneten Fremden, und wer wollte ihm das ſchöne Selbſtgefühl über dies Werk ſeines edlen Herzens nicht gönnen? Wer wollte es nicht nähren und erhöhen? Er iſt der Wohlthäter von unzähligen Armen. Laſſen wir ihm alſo ſeine unbegrenzte Ehrfurcht vor dem Papſte.“

„Um ſeiner Tugenden willen ſei ihm ſogar der Ablaßſchacher verziehen!“ ſprach der Ritter, und ein mildes Lächeln verſchönte ſein Geſicht. —

Und ſo gingen ſie Abends mit dem alten Herrn Jakob hinaus in die Vorſtadt. Geſchäftig zeigte er dem Ritter die Anlage der ganzen Colonie und jedes einzelne Haus. Er war ſehr geſprächig und heiter. Plötzlich trat ein hohes phantaſtiſch gekleidetes Weib mit bleichen, zerriſſenen Geſichtszügen aus einem Häuschen ihm entgegen und redete ihn mit erhobener Stimme an: „Herr Jakob Fugger, mein Vater hat Euch ſeine Kinder, meine Geſchwiſter, anvertraut; ich fordere Euch im Namen Gottes auf: gebt Antwort, wie habt Ihr dieſem Vertrauen entſprochen?“

Der alte Fugger war beim Anblick der Frau erblaßt. Er wollte ihr ausweichen. „Beläſtigt mich nicht!“ ſagte er kleinlaut. „Ich kann Euch jetzt nicht Rede ſtehen.“

„Ich will die Antwort auf meine Frage ſelbſt geben,“ fuhr Frau Eleonore van der Voort fort. „Ihr habt meinen Bruder zum ſchändlichen Ablaßkrämer gemacht, der mit ſündhaften Pfaffen im Lande umherziehen muß, um das Volk zu betrügen und ſeine Taſchen für Euch zu plündern; Ihr habt die eine meiner Schweſtern zu einer Nonne und die andre zum Kebsweib eines Fürſten gemacht. Mein Vater und ich werden ſie vor Gottes Stuhl von Euch zurückfordern. Meinen Fluch geb' ich Euch aber ſchon hier!“

„Seid ruhig, Frau! ſeid ruhig!“ ſtammelte Jakob Fugger. „Ich will Euch zufrieden ſtellen.“

„Ich verlange nichts von Euch. Ihr habt doch nur kaltes Gold für heiße Schmerzen. Ich verachte Euer Gold.“ Damit ging ſie ſtolz in das Häuslein zurück.

Jakob war ſo außer aller Faſſung gebracht, daß er ſich von ſeinen Begleitern verabſchiedete.

„Wer war dies ſeltſame Weib?“ fragte der Ritter ſeinen Freund.

„Ihr müßt ſie kennen lernen. Sie iſt die älteſte Schweſter des Fuggerſchen Ablaßagenten Bry, der uns in Botzen an der Wirthstafel gegenüber ſaß. Kommt, ich will Euch Ihre merkwürdigen Schickſale erzählen. Dann ſollt Ihr ihre Bekanntſchaft machen. Sie iſt die glühendſte, die wüthendſte Feindin aller Fürſten und Pfaffen im ganzen deutſchen Reich. Ihr werdet es mir Dank wiſſen, wenn ich Euch zu ihr führe.“

Arm in Arm gingen ſie aus dem Thore an das Ufer des Lech und in die duftenden Schatten des köſtlichen Sommerabends hinaus.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

55. D

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03692/029

der ein rothes Gefieder — wie ſeine eignen Haare — und eine goldne Krone auf dem ſtolzen Haupte trug. Aufgeſcheucht von einem entſetzlichen Geräuſche, deſſen nie noch gehörter grauſiger Ton dem Schläfer durch Mark und Beine drang und ſein Blut gerinnen zu machen drohete, wollte ſich der rothe Königsfalke in die Luft erheben, als ſich plötzlich eine vorher noch nicht geſehene, große weiße Eule auf ihn warf, und ihn eben ſo leicht erlegte, als ob ſie eine Maus erwürgte. Der Traum aber, der ſeinen geängſtigten Geiſt am meiſten beſchäftigte und mit allen Schreckniſſen und Schaudern einer wahnſinnigen Phantaſie erfüllte, war folgender: Es dünkte ihm, er liege in der Mitte eines unendlich ausgedehnten düſtern Waldes lang ausgeſtreckt auf dem Rücken, alle Adern an ſeinen Armen und Beinen ſeien geöffnet, und das Blut ſtröme, wie ein Springborn, heraus. Drei Mal weckte ihn das fürchterlichſte Entſetzen aus dieſem Traume auf, und eben ſo oft verfiel er wieder in denſelben, wenn eine bleierne Müdigkeit ihm wider ſeinen Willen, die Augen wieder zudrückte, und jedes folgende Mal mit einem lebhaftern und peinlichern Gefühle der Wirklichkeit, als zuvor. Endlich als der letzte Tropfen Blut

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Der deutſche Kaiſer.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein deutſcher Leinweber.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der Cardinal-Regent von Caſtilien war von Madrid nach Alcala de Henarez gereiſt. Es war zu Anfang des Sommers 1517. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl vornehmer Kleriker und Edelleute war ihm gefolgt; Andere hatten ſich aus Toledo eingefunden; ebenſo aus dem nahen Guadalarara. Eine Feier eigenthümlicher Art ſollte in der kleinen, nur eine halbe Tagereiſe von Madrid entfernten Stadt begangen werden. In Alcala hatte der große und berühmte Primas Spaniens vor ſiebzehn Jahren den Grundſtein zu den großartigen und prächtigen Gebäuden der Univerſität gelegt, die er hier zu gründen gedachte, und acht Jahre ſpäter, als die herrlichen Bauten vollendet, hatte er die hohe Schule, welche eine der berühmteſten Spaniens und ganz Europas wurde, mit großen Ceremonien eingeweiht. Zwei Jahre nach der Grundſteinlegung der Univerſitätsgebäude war die große Buchdruckerei ſo weit fertig, daß in ihr gedruckt werden konnte. Und nun begann Ximenes ſein zweites großes wiſſenſchaftliches Werk, die Herſtellung und Herausgabe jener großen Polyglotten-Bibel, unter dem Namen der complutenſiſchen, welchen ſie von ihrem Druckorte entlehnte (Alcala de Henarez hieß vor dem Einfalle der Mauren Complutum und behielt dieſen römiſchen Namen auch jetzt in lateiniſchen Schriften), berühmt bis auf heute. Er hatte es ſich große Geldſummen koſten laſſen, die älteſten Handſchriften zuſammen zu bringen, und eine Anzahl gelehrter Männer war von ihm gewonnen worden, die Ausgabe zu beſorgen. Die weitläufigen und zweckmäßigen, mit königlicher Pracht ausgeſtatteten Univerſitätsgebäude waren weit früher fertig geworden, als die Bibel. Ihre prächtige Herſtellung und die Ausbildung der jungen Lehranſtalt waren die Gegenſtände der zärtlichſten Sorge des Cardinals, und mitten unter den dringendſten und ſchwierigſten Geſchäften der Regierung und ſeiner erzbiſchöflichen Functionen vergaß er ihrer nie, ſie waren gleichſam ſeine Kinder, die ihn überleben und ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen ſollten. Und ſo war denn endlich nach funfzehn Jahren unſaglicher raſtloſer Arbeit die Polyglotte in ſechs Foliobänden fertig geworden, und die Univerſität veranſtaltete eine zweckmäßige Feierlichkeit zu Ehren ihres Schöpfers, bei Ueberreichung des erſten prachtvoll gebundenen Exemplars der großen Bibel. Mit Stolz blickte der achtzigjährige Greis auf das Buch und ſprach in Mitte der ihm glückwünſchenden Profeſſoren die merkwürdigen Worte: „Von allen Handlungen, wodurch ſich meine Verwaltung des Königreichs auszeichnen mag, gibt es ſicherlich keine noch ſo mühſame, die mehr Anſpruch auf Euern Glückwunſch hat, als die Herſtellung dieſes göttlichen Buchs. Ich fühle, daß ich damit die Aufgabe meines Lebens vollendet habe, und danke Gott inbrünſtig, daß er mich dieſen wichtigen Tag hat erleben laſſen, an welchem ich meine Augen an der Quelle ſeines lebendigen Wortes weiden darf.“ —

In dieſer frommen Erhebung beſchloß er, ſofort auch noch das jährliche große Ketzergericht zu halten und mit dem Hinſchlachten einiger hundert Menſchen zur Ehre Gottes ſich noch eine Perle in die Krone ſeiner Verdienſte zu gewinnen. Ein Schauder erfaßt die Menſchenbruſt vor dem Glaubenseifer dieſes außerordentlichen Mannes, der während der letzten zehn Jahre ſeines Lebens als Oberhaupt jenes ſchrecklichen Gerichtshofes des heiligen Glaubens mit der größten Ruhe und in der feſten Ueberzeugung, Gott einen angenehmen Dienſt damit zu erweiſen, mehr als 2500 Menſchen zum gräßlichen Flammentode und 50,000 zu anderen ſchmachvollen Strafen verdammte. Dieſelbe Hand, welche zu Alcala de Henarez die Wiſſenſchaften ſo emſig pflegte, welche die wachſende Bogenzahl des großen Bibelwerks mit ſtolzem Selbſtgefühl durchblätterte, welche das Staatsruder mit ſo viel Kraft als Geſchick führte, triefte vom Blute grauſam geopferter Menſchen, die fanatiſcher Wahn der Irrgläubigkeit, der Ketzerei beſchuldigte, weil ſie, früher Juden oder Islamiten.

thätige unbeſcholtene Menſchen, durch Furcht und Schrecken und die Gewalt des Schwerts zum Chriſtenglauben gezwungen worden waren, zu dem ſie alſo unmöglich Liebe und Sympathien haben konnten.

Seit Ximenes als Regent von Caſtilien ſeine Reſidenz in Madrid genommen hatte, fanden dort auch die Hinrichtungen der von der Inquiſition zum Tode Verurtheilten ſtatt. Madrid ſah die Scheiterhaufen des Auto de Fé (Glaubenshinrichtung) jährlich einmal an einem Sonntage nach dem Trinitatisfeſte lodern, auf welchen die der Ketzerei Ueberwieſenen (aber welche Ueberweiſung war das!) zu Aſche verbrannt wurden. Um dieſe Zeit wurden die Verurtheilten aus den Gefängniſſen der Inquiſition, heilige Häuſer genannt, welche ſich in den verſchiedenen Städten des Königreichs befanden, unter ſtarker Bedeckung von Soldaten der heiligen Hermandad nach Madrid gebracht. Die heilige Hermandad, d. i. Verbrüderung, war zwar kein Inſtitut der Inquiſition, wie man wohl aus ihrem Namen ſchließen möchte, ſondern ein von den alcaſtiliſchen Städten unterhaltenes Heer von Polizeiſoldaten, welches Verbrecher und Ruheſtörer zu ergreifen und an die Gerichtsſtellen auszuliefern hatten und eine traurige Ehre darein ſetzte, auch zum Transport der verurtheilten Ketzer verwendet zu werden.

Der Cardinal war eben im Begriff, in die nördlichen Provinzen zu reiſen, um perſönlich einige Regierungsakte zu vollziehen und die nöthigen Verfügungen bei den Untergerichten der Inquiſition zur Ablieferung der zu beſtrafenden Ketzer zu treffen, als er vom Dechanten Adrian Florens um eine Audienz für die junge niederländiſche Gräfin Maria von Jßelſtein erſucht wurde. Dabei wurde ausdrücklich erwähnt, daß der Vater derſelben ein vorzüglich ausgezeichneter Kriegshauptmann des Königs und von dieſem ſehr geſchätzt ſei. Ximenes verwilligte mit einem ſtolzen Lächeln das Geſuch, und nach kurzer Zeit trat die unglückliche junge Dame, geführt vom Mitregenten Adrian und umgeben von Vivian de la Chaux und von einem andern Niederländer, ebenfalls Mitglied der caſtiliſchen Regierung, Namens von Ammersdorff, welcher ſpäter als de la Chaux in Madrid mit ſeiner vom Könige vollzogenen Beſtallung angelangt war, in das Gemach des Cardinals.

Maria warf ſich dem hohen Greiſe zu Füßen und rief mit weinender Stimme: „Gnade für den Ritter von Süderland!" Hingeſchmolzen lag ihre zarte liebliche Geſtalt und aufgelöſt in unausſprechlichen Schmerz vor dem ſtrengen Kirchenfürſten. Welches Herz vermochte wohl der rührenden Klage, der heißen Bitte dieſes holden Kindes zu widerſtehen? Wenn der fromme Glaube an höhere geiſtige Weſen, die in urewiger Schönheit und Unſchuld als Boten Gottes ein reines Daſein friſten, einer erhabenen Wirklichkeit entſpricht, und einer dieſer Engel des Herrn zuweilen, von der allmächtigen Schöpferkraft mit den Pertinentien der Menſchheit bekleidet, auf die Erde geſendet wird; um die in ſterblichen Herzen erlöſchende Flamme der Tugend wieder anzufachen und das ahnungsvolle Gefühl eines höhern Glücks, als unſer Stern zu bieten vermag, mit ſüßer Beſeligung in ihnen erweckt, ſo mußte Maria von Ißelſtein ein ſolcher Licht- und Freudenbote ſein. Konnte nun ein Mann leben, der der geiſtigen Einwirkung eines ſolchen Weſens ſich entziehen durfte? Und doch verſetzte dieſer Greis, der vielleicht in wenigen Tagen ſchon die dunkle Brücke überſchritt, deren jenſeitiger Stützpunkt keinem Erdenſohne bekannt iſt, mit ruhiger Würde: „Der Regent von Caſtilien könnte Euch jede Gnade, die Ihr wünſchtet, angedeihen laſſen, aber Ihr wendet Euch an den Großinquiſitor, der Euch nur auf die göttliche Gnade verweiſen kann und darf.“

„Wenn Euch Gott das Recht der Strafe gegeben hat, o ſo muß er Euch auch das Recht der Gnade zuertheilt haben!“ verſetzte Maria; „denn mit dem Schwerte legt er ſtets den Palmzweig in die Hand des Menſchen. Ihr dürft nur wollen, und der dürre Stab des Richters verwandelt ſich in das grüne Reis des Gnadenſpenders.“

„In allen weltlichen Dingen, mein Kind, darf ich einen eignen Willen haben, in den göttlichen gilt allein das göttliche Geſetz. Hier hat ſich Gott ſelbſt die Gnade vorbehalten. Wie wollte ich armer menſchlicher Wurm mich unterfangen, Gott vorzugreifen! Ich muß meine Pflicht als oberſter Glaubensrichter thun, und darf kein Haarbreit davon abweichen. Dafür bin ich Gott verantaus ſeinen geleerten Adern zu weichen ſchien, und die Kälte, die eiſige, gräßliche Kälte des Todes ſein Haupt ergreifen wollte, in welchem das volle Bewußtſein und das Schreckensgefühl aller dieſer Schauer doch fortlebte, kam es ihm vor, als tönte plötzlich eine Stimme, ſchrecklicher als die des Würgengels, in ſeine Ohren, und todtenbleich, mit weit aufgerißnen Augen, fuhr er empor, und ſah das dämmernde Licht des Morgens durch das vergitterte Scheibenfenſter dringen und ſeinen getreuen Leibſchützen Walter Tyrrel an der Seite ſeines Bettes ſtehen.

«Willſt du mich ermorden, Walter?» kreiſchte der König mit ſcheußlicher Stimme und war mit einem Satze empor, um ſich zu wehren.

«Was fällt Euch ein, gnädiger Herr?!» rief Walter Tyrrel. «Faſſt Euch! Beſinnt Euch! Ihr ſeid außer Euch. Es iſt kein Gedanke in meine Seele gekommen, Euch irgend ein Leid zu thun, ſondern ich weckte Euch zur Jagd, wie Ihr mir geſtern Abend befohlen. Euch hat ſicherlich nur ein Traum geſchreckt.»

«Ja ein Traum, guter Walter, ein böſer Traum war's,» ſagte der König mit matter, erſterbender Stimme, und ſetzte ſich, wie ein ohnwortlich. Ihr könnt und dürft nicht von mir verlangen, was mir Pflicht und Gewiſſen verbieten."

„So iſt der Ritter unerrettbar zum Flammentode verdammt?"

„Gott wird ſich gnädig und barmherzig gegen ihn erweiſen und ihm die Pforten des ewigen Paradieſes öffnen."

Ein erſterbender Jammerlaut drang aus dem Herzen der Jungfrau; ſie ward ohnmächtig und wurde von de la Chaux hinausgetragen. Die Anderen folgten ſchweigend im tiefſten Schmerze. Vielleicht berührte eine dunkle Ahnung des gräßlichen Wahns, der ſich hier für den Willen Gottes ausgab, ihre Seelen.

Maria erwachte in den Armen ihrer Freundin Maria de Pacheco, die ſie von Toledo nach Madrid begleitet hatte, in einem Zimmer des Dechanten Adrian. Der gelehrte Mann hatte ſich entfernt, und Niemand war weiter zugegen. Sie faltete die Hände zum Gebet, und ein paar Thränen glitten ſtill über ihre bleichen Wangen.

„Faſſe dich, meine holde Taube," ſagte die feurige Caſtilierin, „und wähne noch nicht Alles verloren für Deinen edlen Freund."

„Es iſt Gottes Wille, daß er den Feuertod ſterben ſoll, um durch die Flammen geläutert zum Himmel emporzuſteigen, wo ihm Chriſtus der Herr die ſchwere Schuld des Unglaubens vergeben wird. Auch mein Herz wird brechen, und ich werde mit ihm vereint zur Himmelspforte treten und den Eingang für ihn erflehen."

„Sprich nicht alſo, Maria! Nicht du ſollſt ſterben, nicht er darf es. Du ſollſt ihn auf Erden erſt zum Glauben bekehren, und deine Liebe ſoll durch Vereinigung mit ihm belohnt werden. Ich habe es vorausgeſehen, daß dieſer kalte eiſerne Prieſter dir die Bitte abſchlagen werde, und für dieſen Fall ſind bereits die kräftigſten Vorkehrungen getroffen. Dein Ritter wird nicht den Flammentod ſterben. Sei getroſt!“

„Willſt du dich Gottes Willen widerſetzen? Willſt du deine Hand gegen den Herrn erheben?“

„Des Cardinals Wille iſt nicht Gottes Wille. Die Glaubensrichter ſind eben ſo ſündhafte Menſchen wie wir. Und hat ſie Gott oder die Heiligen dazu beſtellt? Es ſind alle liſtige ſchlaue Pfaffen, und mit Liſt und Schlauheit muß man ihnen wieder begegnen. Bekümmere dich um nichts; wir bedürfen deiner Mitwirkung nicht. — Wir reiten jetzt nach Toledo zurück, und de la Chaux begleitet uns ſtatt Padillas, welcher hier bleibt. Ueberlaß dich frohen Hoffnungen.“

„Und wo iſt Martin?“

„Er muß ſich auf kurze Zeit deinem Dienſte entziehen; er bleibt bei Padilla. Auch Aya hat uns verlaſſen. Frage nicht weiter; ſpäter ſollſt du Alles erfahren. Suche nur jede Unruhe aus deinem Gemüth zu verbannen.“

Der Dechant geſellte ſich bald zu den beiden Freundinnen und fügte mit freundlichen milden Worten Troſtſprüche hinzu, die auf das Herz ſeiner bekümmerten Landsmännin ihre beruhigende Einwirkung nicht verfehlten. Der ſanfte Greis gab ihr ſeinen prieſterlichen Segen, und als er die Hand auf ihre reine Stirn legte und die Worte der Weihe über ſie hin hauchte, kam der Friede Gottes über ſie. Sie ſtellte Alles der ewigen Liebe anheim und glaubte und vertraute.

Zweites Kapitel.

Durch das Städtchen San Ildefonſo am Fuße des Guadamaragebirges führt die Straße von Madrid nach Valladolid. Hier langte am Spätnachmittage eines heißen Tags zu Anfang Juli der Zug der vom Glaubensgericht Verurtheilten aus der heiligen Hütte zu Valladolid an. Soldaten und Prieſter, die ſie begleiteten, waren nicht minder matt, wie die Gefangenen ſelbſt. Sie wurden in der zu einem Kloſter gehörigen Locanda untergebracht und die Pforte der das Haus umgebenden Mauer geſchloſſen. Alles überließ ſich dem Genuß der Ruhe und der Erfriſchungen, welche von den Knechten und Mägden des Hauſes herumgereicht wurden. Unter den Verurtheilten befand ſich der Ritter von Süderland, welcher, um ſeine Freunde über den Ort ſeiner Gefangenſchaft zu täuſchen, in Valladolid eingeſetzt worden war. In Madrid ſollte ihm nun ſchnell der Prozeß gemacht werden. Bleich und kraftlos war er in einem Winkel zuſammengebrochen; ſein ſchönes geiſtvolles Auge hatte den Zauber, der ſonſt aus ihm geblitzt, verloren, ſeine ſtolze Geſtalt war zuſammengebrochen. Ein junger Knecht reichte ihm einen Becher mit kühlendem Getränk; eine Magd ſtand daneben und bot ihm auf einem Teller Speiſe dar. Der Ritter griff haſtig nach dem Becher, ohne dem Diener einen Blick zu ſchenken; indem er aber mit Wolluſt trank, fielen ſeine Augen unwillkürlich auf das Dienerpaar, und ein leichtes Zucken ſeiner Glieder verrieth ſeine Ueberraſchung. Martin und Ava ſtanden vor ihm. Die treue Magd gab ihm raſch Zeichen, die kein Chriſt verſtand, und unterrichtete ihn, daß ſeine Rettung nahe ſei. Dann entfernten ſich beide anſcheinend gleichgültig, um auch Andre zu bedienen. Die zum Zug gehörigen Pfaffen thaten ſich im anſtoßenden Kloſter gütlich, die Wachen ſpeiſten und zechten im Uebermaße, was ihnen Ava auftrug. Der Wein war aber von ihr mit narkotiſchen Mitteln verſetzt, die ſie ſelbſt geſchickt bereitet. Mit Anbruch der Nacht lag Alles im tiefſten Schlafe, ausgenommen der Ritter, deſſen Augen jede Bewegung Avas verfolgt hatten. Durch eine unmerkliche Zeichenſprache hatten ſie die genauſte Verabredung miteinander genommen. Sobald ſich die Hausbewohner niedergelegt hatten, ſchlich Ava herein und führte den an der Thüre ihrer harrenden Ritter zu der Pforte, welche Martin bereits mit einem Nachſchlüſſel geöffnet hatte. Hier nahm der Knabe ihn in Empfang und geleitete ihn in eine andre Herberge, wo Padilla ſeiner wartete. Er wurde ſchnell in die Kleider eines Knappen geſteckt. Martin kehrte in die Locanda zurück. In der erſten Frühe des Tags brach Padilla mit ſeinem Begleiter auf; Süderland beſtieg das Pferd, deſſen geſtriger Reiter ſich zu Fuß fort machte. Auf dieſe Weiſe kamen ſie glücklich durch das Thor und waren in kurzer Zeit im Gebirge. Nun erzählte der Graf dem Ritter umſtändlich, wie er den Diener und die Magd ſchon vor ein paar Wochen in die Locanda gebracht, nachdem er in Madrid die Reiſeſtationen des Zuges erkundet habe. Nur Padillas Diener war in das Geheimniß eingeweiht; denn bei der abergläubiſchen Furcht, welche Jedermann vor der im Finſtern ſchleichenden Macht der Inquiſition hatte, mußte die äußerſte Vorſicht vor Verrath angewendet werden. Der Diener ſtieß bald wieder zu ihnen. Er hatte ein drittes Pferd vorher in einer Waldhütte untergebracht. Nachdem ſich Padilla mit Süderland über die Richtung, welche der Letztere einzuſchlagen hatte, um ſo ſchnell als möglich und ohne Gefahr Andaluſien zu erreichen, beſprochen, ſchieden ſie, und Padilla kehrte eiligſt nach Toledo zurück, wo ein paar Frauenherzen mit Ungeduld auf den Erfolg ſeines gefahrvollen Unternehmens warteten.

Der Zug der Verurtheilten ſetzte ſich früh wieder in Bewegung. Aber die Wirkung der betäubenden Mittel, welche die Soldaten und Aufſeher des Zugs von Ava erhalten hatten, war ſo nachhaltig, daß ſie den Mangel eines Mannes nicht bemerkten. Und ſo verließen ſie die Stadt. Erſt im Gebirge angelangt, nahm ein Mönch, der ſich mit ſeinen Brüdern im Kloſter noch gütlich gethan, und nun den Zug einholte, der Abweſenheit des Mannes wahr, der ihm vorzüglich anbefohlen worden. Die Gefangenen wurden ſofort genau durchgemuſtert und zum Schrecken aller Hüter ſtellte ſich klar heraus, daß der bezeichnete Mann abhanden gekommen war. Sogleich ſchwuren aber mehre Soldaten bei allen Heiligen, ſie hätten dieſen Mann beim Eingang in den Wald noch neben ſich wandeln ſehen, und Einer wollte ſogar mit ihm geſprochen haben. Sogleich wurde von allen Seiten die Anſicht laut, dieſer Menſch müſſe ein großer Zauberer und Hexenmeiſter ſein, der im Walde mit den hier hauſenden böſen Geiſtern in Verbindung getreten ſei, die ihm zu Hülfe gekommen, ihn unſichtbar gemacht und entführt hätten. Auf eine andre Weiſe ließ ſich freilich das Verſchwinden eines Menſchen aus ihrer Mitte nicht erklären. Alle ergriff ein Grauſen vor der Macht des Teufels in ihrer unmittelbaren Nähe, und die Mönche erhoben ihre Stimmen, eine Beſchwörung zur Vertreibung des Teufels und ſeiner Geſellen herſagend und ſtimmten dann ein Lied an, um zu verhüten, daß ihnen nicht noch mehr Gefangene entführt würden; ja ſie waren nicht ohne Beſorgniß, daß ſie vielleicht ſelbſt in die Krallen des Satans gerathen möchten.

Für die Hüter und Aufſeher des Zugs, die Officiales und Familiares der Inquiſition, war es ein Glück, daß bei ihrer Ankunft in Madrid, der Großinquiſitor abweſend war. Eben mit den Vorbereitungen zu dem großen Auto da Fé ernſtlich beſchäftigt, erhielt nämlich Ximenes durch einen Courier, welcher zu Land gereiſt war, Botſchaft des Königs aus Brüſſel, daß er in Begriff ſtehe in Seeland zu Schiffe zu gehen und ſich nach Spanien zu verfügen. Ximenes war von den Anſtrengungen der letzten Zeit erſchöpft, in dieſen Tagen von einem leichten Fieber ergriffen geweſen, doch brach er, kaum geneſen unverzüglich auf, um den König bei deſſen Landung in einem der nördlichen Häfen des Landes zu begrüßen. Ueber Tordelaguna reiſete er nach Vorzeguillas, wo ihm, wie man ſpäter vielfach behauptete, in einer Torte Gift beigebracht wurde. Dies iſt nicht unwahrſcheinlich, da der ihm feindlichen Partei der Granden Alles daran liegen mußte, eine perſönliche Zuſammenkunft des Cardinals mit dem Könige zu verhindern; denn ſie hatten mit Recht zu fürchten, daß der Erſtere dem Letztern über ihr heilloſes Treiben und ihre Abſicht den Infanten Ferdinand zum Könige zu erheben, ausführliche Aufſchlüſſe geben werde. Ximenes erkrankte von neuem und mußte in dem Franciskanerkloſter Aguilera, nahe bei Arande am Douro liegen bleiben. Er wandte gleich geeignete Mittel an, den Wirkungen einer Vergiftung vorzubeugen, nichtsdeſtoweniger überfiel ihn das Fieber von neuem mit ſo eigenthümlichen Erſcheinungen, daß die Vermuthung einer Vergiftung immer mehr an Wahrſcheinlichkeit gewann. Er wurde wochenlang an ein ſchmerzliches Krankenlager gefeſſelt.

Anfangs ſchien es, als würde ihn die Krankheit aufreiben, aber ſein ſtarker Geiſt ſiegte noch einmal über die Schwäche ſeines achtzigjährigen Körpers, und er befand ſich bereits wieder auf dem Wege der Beſſerung, als die ihm äußerſt angenehme Kunde von der endlichen Landung des Königs ſeine Geneſung noch raſcher förderte. Karl war am 17. September im Hafen von Villaviciosa in Aſturien eingelaufen und hatte mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge den ſpaniſchen Boden betreten. Ximenes, voll hoher Freude über dieſes ſo lang erſehnte glückliche Ereigniß, ſchrieb ſogleich einen langen Brief an Karl, worin er ihm Glück zur Ankunft in ſeinem Lande wünſchte und ihm die heilſamſten Rathſchläge gab, welche Mittel er anzuwenden habe, um ſich die Gunſt des ſtolzen caſtiliſchen Volks zu gewinnen. Als eins der vorzüglichſten ſtellte er ihm die Nothwendigkeit dar, ſeine niederländiſchen Miniſter zu entlaſſen und dafür Eingeborene zu wählen, welche das Vertrauen des Volks beſäßen.

Bald darauf erhielt der Cardinal eine Botſchaft des Königs in den gnädigſten Ausdrücken, welche einen lebhaften Antheil an der Geneſung des hohen Greiſes an den Tag legten. Auch war darin der Ort zu einer perſönlichen Zuſammenkunft angegeben, um welche Ximenes dringend gebeten hatte. Die Zeit derſelben ſollte noch näher beſtimmt werden, und der Greis ſah nun in froher Erwartung der Erfüllung dieſes Verſprechens entgegen. Zugleich enthielt der Brief des Königs einen Befehl, welchen der Cardinal unverzüglich mit der an ihm gewohnten Entſchloſſenheit und Strenge ausführte. Zu gleicher Zeit mit ihm war nämlich der Infant Fernando mit ſeinem Gefolge von Madrid abgereiſt und in Aranda liegen geblieben, um hier die Meldung von der Landung ſeiner Geſchwiſter (die Infantin Erzherzogin Eleonore kam nämlich mit dem Könige aus den Niederlanden) abzuwarten, da man nicht wiſſen konnte, in welchem Hafen die Schiffe des Königs einlaufen würden. Karl befahl nun, daß der Hofmeiſter Don Pedro Nunjez de Gusman, der Informator Don Alvaro Oſorio, Biſchof von Aſtorga, der Stallmeiſter Suero del Aguila und die übrige Bedienung des Infanten unverzüglich von der Perſon deſſelben entfernt würden, und daß er ſeinen Bruder nur ohne alle Begleitung zu empfangen gewillt ſei. Mit dieſem Befehl begab ſich Ximenes nach Aranda, ließ die Thore verſchließen und die heilige Hermandad der Stadt ins Gewehr treten, um einen möglichen Aufſtand zu Gunſten des Infanten zu verhüten. Hierauf machte er die betreffenden Perſonen mit dem erhaltenen Befehl bekannt und erſuchte den Hofmeiſter ſich auf eines ſeiner Güter, den Biſchof ſich in ſeinen Sprengel zu begeben, den Stallmeiſter und die Bedienten ſchickte er nach Madrid zurück. Der Infant that ſehr kläglich über den Verluſt ſeines Hof- und Lehrmeiſters und wollte ſich nicht von ihnen trennen, die Herren ſelbſt aber unterwarfen ſich ſchweigend dem Befehl, denn ſie entnahmen, daß alle ihre Anſchläge dem König mächtiger Mann auf's Bett nieder, um ſich wieder etwas zu erholen. «Ich danke dir, lieber Alter,» begann er dann weinerlich, «daß du mich von dieſem beängſtigenden Traume erweckt haſt. Denke dir, es träumte mir, daß ich verwundet und blutend da läge — aber ſtill! fort mit dem albernen Traume! Warum ſollte ich deine Ohren ermüden und meine eigne Seele wieder quälen mit dem thörichten Bemühen, dir einen Schatten zurückzurufen? Das Geſchwätz des verdammten Pfaffen geſtern hat meine Sinne verwirrt. Gut, gut, daß mir der treffliche Abt von Weſtminſter einfällt. Was beginnt mein edler geiſtlicher Freund vor Aerger, daß ich heute dennoch dem fröhlichen Waidwerke obliegen will?»

«Er liegt ſeit der erſten Helle des Morgens in der Schloßkapelle vor dem Altare unſerer lieben Frau, und flehet ſie mit inbrünſtigem Gebete an, daß durch ihre Fürbitte der Zorn des Himmels, welchen, wie er ſagt, Ihr im Begriff wäret, auf Euch zu laden, von Euerm königlichen Haupte abgewendet werde.»

«Und heute iſt St. Peterstag,» ſagte Wilhelm, Tyrrels Worten kein Gehör gebend. «Beim heiligen Lukas! der treffliche Petrus, dieſer beſonverrathen waren. Am folgenden Tage reiſete Don Fernando, nur von einigen Dienern des Cardinals begleitet, mit ſchwerem Herzen, ſeinen Geſchwiſtern entgegen. Ximenes aber nahm ſeinen Aufenthalt in der nahen Stadt Roa, um hier die weitern Befehle des Königs zu erwarten, und lebte gleichſam wieder auf, geſtärkt von der Hoffnung, ſeinem Vaterlande zuletzt noch durch weiſe Leitung des jungen Königs nützlich ſein zu können.

Drittes Kapitel.

Nach einer langen und ſtürmiſchen Seereiſe hatte Karl von Spanien mit ſeiner Schweſter und ſechzig niederländiſchen und deutſchen Edelleuten das Land ſeines Erbes betreten, mit großem Jubel von den Küſtenbewohnern bewillkommt. Die Kunde ſeiner Ankunft verbreitete ſich ſchnell weit und breit, und der Connetable von Caſtilien, wie andre Granden eilten mit großem Gepränge herzu, ihm ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die außerordentliche Pracht, mit welcher dieſe caſtiliſchen Herren auftraten, bewirkte gleich von vorn herein eine merkliche Verſtimmung im Gefolge des Königs; denn Keiner von ihnen, ſelbſt die Fürſten nicht, vermochte es Jenen in dieſer Beziehung gleich zu thun. Der ſchönſte Mann von Allen, die mit dem Könige gekommen waren, war ohnſtreitig der Markgraf Johann von Brandenburg, und die Erzherzogin Eleonore zeichnete ihn vorzüglich aus, als ihr aber die Caſtilier die Hand geküßt, meinte ſie ſpöttiſch, der Markgraf ſolle ſich ſchnell nach den Schneidern und Goldſtickern dieſer Herren erkundigen, um ihre Kundſchaft zu vermehren; ihr Bruder werde ihm demnächſt ſchon zu ſpaniſchen Einkünften verhelfen. — Und in der That, als ſich der Zug des Königs über San Vicente de la Barguera und Ragnoſa nach Burgos, der Hauptſtadt Altcaſtiliens begab, nahm er ſich ärmlich aus gegen die ihn begleitenden caſtiliſchen Großen, deren Anzahl ſich vermehrte, je näher ſie der Hauptſtadt kamen. Die Bewohner der Städte und des Landes ſtrömten in ſo großer Menge herzu, um ihren König zu ſehen, daß das Feld meiſt ſo weit das Auge reichte, mit Menſchen bedeckt war. Eine freudige Bewegung ging durch die Bewohnerſchaft des ganzen Landes, endlich den jugendlichen Herrſcher, den ſie ſo ſehnſuchtsvoll erwartet, in ihrer Mitte zu ſehen. Aber auch die caſtiliſchen Granden blieben nicht ohne Verſtimmung. Schon früher durch Nachrichten und Befehle, welche von Brüſſel eingegangen waren, gegen die Willkür des Herrn von Chievres eingenommen, fühlten ſie ſich nun perſönlich ſowol durch das hochfahrende und abſtoßende Benehmen dieſes Niederländers, den ſie verachteten, gegen ſie, als auch durch die unumſchränkte Leitung des Königs, die er ſich angemaßt, verletzt. Obgleich ſiebzehn Jahre alt, war Karl doch noch in mancher Hinſicht ſo kindiſch unſelbſtſtändig, daß er nichts that, ja ſelten etwas ſagte, was ihm Chievres nicht vorgeſchrieben hatte. Es ging ſo weit, daß kein Spanier den König allein ſprechen konnte; Chievres war ihm ſtets zur Seite, und Karls

Augen hingen an den Zügen ſeines Hofmeiſters, um darin zu forſchen, was er zu antworten habe, und wenn er dies nicht vermochte, bat er gewöhnlich ſeinen einflußreichen Rathgeber, die Antwort für ihn zu geben. Chievres hatte aber den wunderlichen Grundſatz, er könne dem großen Stolz der Caſtilier nur durch noch größern Stolz imponiren; da der ſeinige aber ein unnatürlicher und gemachter war, ſo artete er in ein widriges Zerrbild aus. Aus dieſen unangenehmen Wahrnehmungen prophezeiheten ſich die Spanier nicht viel Gutes.

Ein tieferes Gefühl ergriff Karl, als er in Burgos das alte ehrwürdige Königsſchloß betrat und ſich zuerſt in das Zimmer führen ließ, worin ſein Vater den Geiſt aufgegeben hatte. An dieſer Stelle erinnerte er ſich wieder des letzten an ihn geſtellten Willens des Verſtorbenen und ſogleich wandte er ſich an den ihn begleitenden Connetable von Caſtilien und an die übrigen Granden in ſeiner Nähe mit der Frage: „Wo ſich der Admiral Don Alonſo de Granada geannt Alnavar aufhalte, um ihm unverzüglich eine Einladung an den königlichen Hof zugeben zu laſſen?“

Ein ängſtliches und ſcheues Verſtummen und endlich die ausweichende Antwort: „Niemand wiſſe, ob der Genannte noch lebe und an welchem Orte“, hätte den König belehren können, daß es ſich hier um ein finſtres und unheilſchwangeres Geheimniß handle, wenn er Scharfſinn genug gehabt hätte, eine ſolche Wahrnehmung zu machen. So aber begnügte er ſich in kindiſchem Leichtſinn mit der erhaltenen Antwort und dem Vorſatze, an andern Orten weitere Nachfrage zu halten. Herr von Chievres zeigte keine Theilnahme für dieſe Angelegenheit; wie hätte ſich alſo Karl dafür beſonders intereſſiren ſollen?

In Bourgos langten der Infant Don Fernando und die Infantin Donna Katharina an, um ſich ihren beiden ältern Geſchwiſtern vorzuſtellen. Sie ſahen ſich gegenſeitig zum erſtenmal. Von Einem Vater gezeugt, von Einer Mutter geboren, fand doch eine ſo große Verſchiedenheit unter ihnen ſtatt, daß man ſich ſchwer überreden konnte, ſie ſeien Geſchwiſter. Fernando war ganz Spanier und hatte außer ſeiner Mutterſprache nur franzöſiſch gelernt; Karl war ganz Niederländer und konnte ſich im Spaniſchen nur nothdürftig ausdrücken. Auch Katharina konnte kein deutſches Wort. Die Geſchwiſter mußten ſich alſo franzöſiſch unterhalten. Der vierzehnjährige zarte Knabe kam nicht ohne Furcht. Nach dem erſten Schritte ſeines Bruders gegen ihn hatte er gegründete Urſache dazu; es war deutlich: Karl wußte um ſein verbrecheriſches Streben nach der Krone. Deſto unbefangener trat die zehnjährige unſchuldige Katharine vor den jungen König und die Schweſter Eleonore, und das holde Kind bildete die Brücke zu allſeitiger Herzlichkeit unter den vier Geſchwiſtern. Anfangs betrachteten ſie ſich neugierig, dann machten die ewigen Rechte der Natur, die in jugendlichen Herzen noch unverkümmert walten, ſich geltend. Eleonore drückte das Schweſterchen ans Herz und liebkoſete es, dann zog Karl die Kleine an die Bruſt und küßte ſie, und die ältere Schweſter umarmte den verzagten Ferdinand und legte ihn dann mit zärtlichen Worten in Karls Arme. Und da Herr von Chievres nicht für nöthig fand, jetzt ſeinem Zögling zur Seite zu ſein, ſo überließ ſich dieſer jugendlich wahren Gefühlen. Außer der neunzehnjährigen Eleonore waren ſie Kinder und gaben ſich einander als Kinder hin. Von Fernandos ſträflichen Abſichten auf die Herrſchaft war mit keinem Worte die Rede.

Die caſtiliſchen Stände und die Hauptſtadt Bourgos hatten zwar ihrem Herrn einen glänzenden Empfang bereitet und gaben ihm und ſeinen Geſchwiſtern reiche Feſte, aber ſie verweigerten ihm hartnäckig den Königstitel und nannten ihn nur durchlauchtiger Prinz, weil ſie allein die Donna Juana als ihre Königin anerkannten, und Herr von Chievres war ſchlau genug einzuſehen, daß bei der unverkennbaren Stimmung dieſes ſtolzen Volks mit Strenge nichts auszurichten ſei, und daß er den bequemern und ſicherern Weg der Intrigue einzuſchlagen habe, um zum gewünſchten Ziele zu gelangen.

Zwei Tage nach Ankunft der beiden Geſchwiſter des Königs traf auch der Dechant Adrian und mit ihm die Beiſitzer des großen Raths in Bourgos ein. Karl erwiderte die Begrüßung ſeines Lehrers mit großer Freude; am willkommenſten war ihm aber Vivian de la Chaux, und er plauderte Stunden lang allein mit ihm und ließ ſich über die Dinge, welche ihn am meiſten intereſſirten, über Pferde, Hunde, Falken, Jagden und Vergnügungen in Spanien, ausführlichen Bericht erſtatten. Nun erſt fühlte ſich der junge König heimiſch und wohl; Alle, die um ihn verſammelt waren, hatte er von Jugend an um ſich geſehen und lieben gelernt; ſeine knabenhafte Unſelbſtſtändigkeit konnte ſie nicht entbehren. Die ſtolzen ceremoniöſen Caſtilier mit ihrer fürſtlichen Pracht waren ihm zuwider und erregten ihm ein ängſtliches Gefühl. Er verlangte nach Keinem, ſo ſehr ſie bemüht waren, ihm auf ihre ſtolze Weiſe zu huldigen, am wenigſten aber nach Ximenes, vor dem er eine unüberwindliche Scheu trug, die auf jegliche Weiſe zu nähren im Intereſſe ſeiner Umgebung, beſonders in dem des Herrn von Chievres lag. Der Dechant Adrian hatte lang genug mit ſtillem Groll die kleinen höflichen und doch ſo empfindlichen Demüthigungen ertragen, die ihm die geiſtige Superiorität und die eiſerne Willenskraft des Cardinals bereitet, um ſich nicht jetzt mit ſeinen Landsleuten auf dem ſpaniſchen Boden nur noch inniger gegen den ſtrengen Greis zu verbinden, der Alles zur Befeſtigung der Herrſchaft des jungen Königs und zur Erhöhung des Glanzes ſeiner Krone gethan und ſich damit doch keinen Dank, vielmehr Neid und Haß bei den niederländiſchen Großen aus Karls Umgebung erworben hatte. Dies iſt das Schickſal aller geiſtigen Ueberlegenheit, die ſich mit Strenge geltend macht; und wenn ihr Streben noch ſo uneigennützig und auf das Beſte deſſen gerichtet iſt, dem es mit Recht gehört, dennoch werden die ſchönſten Früchte, die ſie erzielt, für ſie ſelbſt einen giftigen Beiſatz haben. Es lag Adrian, Chievres und den andern einflußreichen Niederländern Alles daran, eine Zuſammenkunft des Cardinals mit dem Könige zu verhindern, und in dieſem Punkte ſtimmten ſie ganz mit den caſtiliſchen Granden, obgleich aus ſehr verſchiedenem Grunde, überein; ſie fürchteten nicht mit Unrecht: des Cardinals rückſichtsloſe Offenheit, ſeine nur auf das wahre Wohl des Königs zielende Ehrlichkeit und ſeine ungeſchwächte Geiſteskraft möchten ſich ſchnell des lenkſamen Königs bemächtigen und ſie aus allem Einfluß verdrängen. Hatte Ximenes es doch ſchon in ſeinem Begrüßungsſchreiben ohne Rückenhalt und Schminke geradezu dem König ans Herz gelegt, daß, wenn er ſich die Liebe der Caſtilier erwerben wolle, die zur Befeſtigung ſeiner Krone unerläßlich nothwendig ſei, er die Niederländer von ſeiner Perſon entfernen müſſe. Ihre perſönlichen Intereſſen ſtanden jetzt den patriotiſchen Intereſſen des gefürchteten alten Mannes ſo ſchroff gegenüber, daß das umgehende Gerücht an Wahrſcheinlichkeit gewann, das Gift, welches der Cardinal empfangen, ſei ihm nicht von ſpaniſcher, ſondern von niederländiſcher Hand gekommen. Gewiß iſt, daß die Nachricht von ſeiner wiederholten Krankheit in der Umgebung Karls eine ſtille Freude hervorrief und daß man daran die Hoffnung knüpfte, er werde derſelben erliegen. Seine unerwartete abermalige Geneſung machte andre Plane nöthig, um den gefürchteten Schlag abzuwenden. Man mußte den König ſo lange im Norden des Reichs aufzuhalten ſuchen, bis man ihn ſo gegen Ximenes eingenommen, daß er die Zuſammenkunft mit demſelben verweigerte. Vielleicht beabſichtigte Chievres auch einen abermaligen Angriff auf das Leben des Cardinals; vielleicht erwartete er von der Natur, die über dem Haupte eines Achtzigjährigen ſtets ihr Mordſchwert ſchwingt, dieſen Dienſt. Alle dieſe Dinge waren in das tiefſte Dunkel des Geheimniſſes eingehüllt. Uebrigens war es, trotz aller kindiſchen Charakterſchwäche des Königs, nicht ganz leicht, ihn dergeſtalt gegen Ximenes einzunehmen, daß er, aller Pietät vergeſſend, den gewaltigen und ehrwürdigen Greis auf beleidigende Weiſe abweiſen ſollte; denn Karl hatte Augenblicke, wo ſein Geiſt, der ſich ſpäter zu ſo kräftiger Selbſtſtändigkeit entwickelte, bereits die Flügel regte, und wo aus ſeinem immer lebendiger werdenden Auge bereits die einſichtsvolle Kraft blitzte, die ihn zu einem der größten Herrſcher gemacht hat. Und auf der andern Seite waren Ximenes Beſtrebungen und Handlungen für die Krone zu offenkundig und ließen durchaus keine ſchiefe Deutung zu, als daß ein offner Kampf gegen ihn klug und ſtatthaft geweſen wäre. Ja was für Chievres' und ſeiner Verbündeten geheime Wünſche das Schlimmſte war. Einer von ihren Landsleuten, der dem Könige zunächſt ſtand, redete, erfüllt von Ximenes' moraliſcher Größe, dieſem bei Karl das Wort, und dies war der ehrliche fröhliche Vivian de la Chaux. So wenig dem leichten

Blute dieſes jungen Mannes der kalte und gemeſſene Stolz und die ſtets zur Schau getragene ernſthafte Würde des caſtiliſchen Adels zuſagten, ſo überwältigend war für ihn doch Ximenes' ſtrenge Tugend, und er unterließ nicht bei jeder Gelegenheit anerkennend und bewundernd von derſelben zu ſprechen und ſeine ſchier unwillige Ehrfurcht vor dem Cardinal auf den König überzutragen. In Chievres ränkevollem Kopfe reifte daher bald der Plan, den jungen Landsmann, welcher auf dem beſten Wege war, der Günſtling des Königs zu werden, je eher deſto lieber wieder zu entfernen, und er wartete nur auf die erſte ſchickliche Gelegenheit, um dieſen Plan ohne Aufſehen auszuführen.

der geſegnete und geliebte Sohn des Himmels, deſſen Schlüſſeln ihm ſogar anvertraut worden ſind, ſcheint entſchloſſen, an dieſem ſeinen Ehrentage ſich ſo weltlich und gut zu vergnügen, wie der rothe König von England. Denn ſieh, hat er ſeinem Tage nicht Befehl ertheilt, ſich mit ſeinen glänzendſten Strahlen zu ſchmücken, und die ſchärfſten Pfeile des Lichts rechts und links zu ſchleudern, daß die finſtern Wolken eilig von dannen fliehen, eben ſo ſchnell, wie die Hirſche im neuen Forſte flüchtig davon eilen werden, wenn meine blanken Pfeile ihnen nach durch die Luft ſauſen?»

«Es iſt in der That ein heitrer herrlicher Morgen, königlicher Herr. Alle Euere Jagddiener ſind ſchon munter und erwarten Euch, ſo wie Euer edles Roß, der ſchlankgeſchenkelte Normann, das, den Boden unruhig ſtampfend, begierig iſt, den friſchen Thau des grünen Raſens und den Duft der Waldkräuter einzuſchnaufen.»

«Bemühe dich, mein guter Alter, mich ankleiden zu helfen. So, ſo! den vollen Köcher von der Wand, den Bogen! Ich bin fertig.» Und fort ſtürmte er und begrüßte die wartenden Waidmannsgeſellen und ſein Pferd.

«Nun laufe, mein Normann! Du ſollſt den

Viertes Kapitel.

Von Burgos ging der König nach Valencia. Seine Reiſe glich einem Triumphzuge; von allen Seiten ſtrömten Tauſende an ſeinen Weg, und der hohe Adel ſchloß ſich ſeinem Gefolge an. Die Stadt empfing ihn mit Pomp und Feierlichkeiten im großen Styl. Auch hier wurde er, wie in Burgos über zwei Wochen mit Feſten und Ehrenbezeigungen aufgehalten. Spanier und Niederländer ſchienen ſich verabredet zu haben, um den königlichen Jüngling nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen; er ſelbſt ahnete die Abſicht dieſer lang ausgedehnten Feſte, dieſer ewigen Aufwartungen und Vorſtellungen vornehmer caſtiliſcher Herren und Frauen am wenigſten, und doch waren ſie eigentlich nichts weiter als feindſelige Demonſtrationen gegen Ximenes, der in Roa des Befehls harrte, vor ſeinem Herrn erſcheinen zu dürfen, und dem man mit dieſer verblümten Sprache zu verſtehen gab, daß der König kein Verlangen trage, ihn zu ſprechen, und daß die Zeit ſeiner unbequemen Herrſchaft und ſeiner despotiſchen Gewalt vorüber ſei. Unterdeſſen war auf Chievres Anſtiften, Vivian de la Chaux nach Madrid zurückgeſchickt worden, um mit dem Dechanten Adrian nöthige Regierungsarbeiten zu verrichten, und der König hörte nun von Allen, die um ihn waren, und die ihm nahten, Niederländern und Spaniern, tadelnde Bemerkungen über die Regierung des Cardinals. Mit Vorſicht ging man zu Werk, um die Achtung, welche Karl vor Ximenes gefaßt, allmälig zu vernichten, und von Andeutungen gingen die Schlauen zu übertriebenen Erzählungen von des Cardinals Willkür, ſeiner unbeugſamen Härte und ſeiner durch die Grämlichkeit des Alters noch mürriſcher gewordnen Sinnesart über. Man ſprach von Ungerechtigkeiten, ja von Grauſamkeiten, die ſich der Verweſer ſollte zu Schulden haben kommen laſſen und malte ihn dem jugendlichen Gemüth, auf welches all dieſe böſen Worte den tiefſten Eindruck machten, immer ſchwärzer. Karl fing an ſich vor der Erſcheinung des Cardinals zu fürchten, und dies hatte Chievres beabſichtigt. Er war nahe daran, ſein Ziel zu erreichen.

Der König ſollte nun nach Valladolid geführt werden, und dieſe große und volkreiche Stadt, die am unzufriedenſten mit Ximenes' Regentſchaft geweſen war, machte weit umfaſſende Anſtalten zu ſeinem Empfange. Karl aber fühlte eine unbezwingliche Sehnſucht nach ſeiner Mutter, und Eleonore theilte ſie. Die königlichen Geſchwiſter ließen ſich nicht länger zurückhalten; Karl ſandte ſein Gefolge nach Valladolid mit der Meldung, daß es ihn in drei Tagen in Tordeſillas abholen ſolle, um ſeinen Einzug in die Stadt zu halten, er ſelbſt fuhr mit ſeinen Geſchwiſtern an ihren Mauern vorüber nach dem einſamen Schloſſe der unglücklichen Königin, von der ihm nicht einmal eine Erinnerung an ihre Geſtalt im Gedächtniß geblieben war. Nur Eleonore war bei Johanna's Abreiſe aus den Niederlanden alt genug geweſen, um eine ſolche Erinnerung feſtzuhalten. Und ſie hatte ſie treu bewahrt.

Die Königin war vorher von der Ankunft ihrer beiden älteſten Kinder unterrichtet worden. Ein leiſer Lichtſtrahl ſchien bei dieſer Nachricht in der tiefen Nacht ihres Trübſinns aufzudämmern; ihr Auge belebte ſich von dieſer Stunde mehr und mehr; ſie ſann lange nach, ihre Umgebung ſah es ihr an, wie ihr gefeſſelter Geiſt rang, ſich die getrübte Erinnerung klar zu machen. Stunden lang ſah ſie aus dem Fenſter hinüber nach dem Kloſter, aber es war nicht jenes unheimliche gedankenloſe Hinſtarren von ſonſt, ihr trockenes Auge wurde wieder feucht, und ſie ſeufzte zuweilen: „O meine Kinder!" Dann wandte ſie ſich wol zu ihren Katzen und verkündete ihnen mit bewegter Stimme, daß ſie bald die Freude haben würden, ihre hohen königlichen Geſchwiſter bei ſich zu ſehen.

Als ihr nun ihre vier Kinder gemeldet wurden, überlief ihren Körper ein krampfhaftes Zittern; ſie brauchte über eine Stunde, um ſich zu faſſen, und Arzt und Beichtvater waren ſammt ihren Frauen mit ihr beſchäftigt. Dann begehrte ſie plötzlich königlich geſchmückt zu werden.

Es wurde ihr willfahrtet, und obgleich es wiederum nur Trauerkleider waren, die man ihr anlegen durfte, ſo waren es doch diesmal die einer verwittweten Königin.

Die Geſchwiſter traten paarweiſe herein, voran Karl und Eleonore, dann Ferdinand und Katharina. Zitternd vor Rührung und Aufregung eilten die erſtern auf ihre Mutter los, ergriffen ihre Hände und küßten ſie weinend. Die unglückliche Frau lächelte mild; ein Sonnenblick, wie er ihr nur ſelten zu Theil ward, flog über ihre abgemagerten verkümmerten Züge. Sie neigte ſich zu den beiden, betrachtete ſie ſcharf und aufmerkſam, als ſuche ſie Philipps Züge in den ihrigen zu entdecken, und als ihr dies wahrſcheinlich gelungen war, küßte ſie ſie auf die Stirnen. Karl weinte heftig. Mehre Minuten lang wurde kein Wort geſprochen; endlich fragte die Königin, wie aus tiefer Vergeſſenheit: „Wie heißt Ihr, meine ſchönen Kinder?“

„Ich bin Karl, Ew. königlichen Hoheit älteſter Sohn und gehorſamſter Diener.“

„Und ich Eleonore, Eure erſtgeborne, Euch in treuer Liebe ergebene Tochter. Als Ihr mich verließt, war ich ſieben Jahre alt, und ich habe meinem Bruder Karl und meinen Schweſtern Iſabella und Maria oft von Euch erzählt. Und was ich nicht wußte, daß berichtete uns die gute Tante Gretchen, die immer von Euch ſprach und uns ermahnte Euch recht lieb zu haben. Sie ſchickt Euch durch uns ihre ſchweſterlichen herzlichen Grüße.“

„Ach das ſchöne blonde Gretchen!“ rief Donna Juana mit einem Anfluge von Heiterkeit. „Sie war ja meines Bruders Gemahlin. Warum iſt ſie nicht mit Euch gekommen, mich auch zu beſuchen?“

„Sie iſt von mir zur Statthalterin der Niederlande ernannt worden,“ verſetzte Karl, „und muß als ſolche die Regierung führen.“

„Und Eure Schweſtern — wie nannteſt Du ſie? Ich vergeſſe die Namen immer — warum ſind ſie nicht auch mit euch zu ihrer armen Mutter gekommen?“

„Iſabella iſt Königin von Dänemark, die Gemahlin des Königs Chriſtian des Zweiten, und Maria iſt Königin von Ungarn und Böhmen, die Gemahlin des Königs Ludwig. Die Erſtere wohnt in Kopenhagen, die Andre in Peſth. Sie haben mir beide geſchrieben und mich erſucht, Euch in ihrem Namen kindlich zu grüßen und ihre Ehrfurcht und gehorſame Liebe zu verſichern.“

„Wenn ich ſie doch auch einmal ſehen und mich ihres Anblicks erfreuen könnte!“ ſeufzte die Königin wieder. „Ich muß immer ſo einſam und fern von meinen Kindern ſein. Und auch meine liebſten Dienerinnen ſind mir grauſam genommen und dafür fremde Leute gegeben worden, die ich nicht leiden kann.“

„Wer hat das gethan?“ fragte Karl zu dem Beichtvater und dem Arzt gewandt.

„Es iſt auf ſtrengen Befehl des Cardinals Erzbiſchofs von Toledo geſchehen,“ verſetzte der Letztere, „und hat allerdings einen übeln Eindruck auf die Königin gemacht.“

In des Königs Geſicht blitzte Zorn auf.

„Wenn nur Ineſe mich zuweilen beſuchen dürfte!“ klagte Donna Juana.

„Wer iſt Ineſe?“

„Die ſchöne Gräfin Cardona, erſte Hofdame Ihrer Hoheit,“ berichtete der Leibarzt.

„Sie ſollen Euch Alle wieder werden, meine Mutter!“ tröſtete ſie Karl, „und wenn Ihr ganz geneſen ſeid, wozu Gott und die heilige Jungfrau ihren Segen geben werden, mögt Ihr zu Genuß und Freude eine Reiſe in die Niederlande, nach Dänemark und Ungarn machen, um die Tante Gretchen und Eure Töchter Iſabella und Maria zu beſuchen.“

„Und meine Kätzchen werden auch mitreiſen. — Kommt, meine Kinder,“ Ihr müßt ſie kennen lernen, die ſtattlichen Beſtien; ſie ſind ja auch Eure Geſchwiſter.“

Der König ſuchte Herr ſeiner Wehmuth zu werden. Eleonoren gelang es leichter, ſich zu faſſen; ihre ſtolze Seele war nicht ſo leicht von ſchmerzlichen Eindrücken zu bewegen. Für die beiden Jüngern waren dergleichen Scenen nichts Ungewohntes.

Von der ausgelaßnen kindiſchen Freude, mit der die Königin ihren Kindern die vortrefflichen Eigenſchaften ihrer Katzen anpries, ſprang ſie plötzlich in die tiefſte Niedergeſchlagenheit über, indem ſie Karl und Eleonoren an das

Fenſter zog und ihnen die Kloſterkirche zeigte. „Dort ſchläft Euer Vater in einem Schrein, und ich warte nun hier ſchon lange auf ſein Erwachen und härme mich manchen Tag, daß er nicht aufwacht und mich nach Toledo führt als Königin, wie er mir verſprochen hat. Er hält mir ſchlecht Wort, und ich liebte ihn doch ſo ſehr.“ Sie brach in Thränen und dann in ein krampfhaftes Heulen aus, vor dem ſich Karl ſo entſetzte, daß er erbleichte und zitterte. Nur mit Mühe und durch die ſeltſamſten Verſprechungen und Tröſtungen gelang es der Umgebung der Unglücklichen ſie einigermaßen zu beruhigen. Nun erſchlaffte ſie aber ſo ſehr, daß ſie zu Bett gebracht werden mußte, wo ſie ſogleich in tiefen Schlaf verfiel.

Die vier Geſchwiſter ließen ſich von dem Prior des Kloſters zu der Ruheſtätte ihres Vaters geleiten. Auf Befehl des Königs wurde der Sarg vorher geöffnet, um zuzuſehen, ob die Ueberreſte Philipps noch in einem Zuſtand ſeien, der erlaubte, ſie den Blicken ſeiner Kinder auszuſetzen. Sie wurden noch ziemlich gut erhalten gefunden, namentlich waren die Geſichtszüge nicht ſo entſtellt, daß man von ihnen nicht auf ihre frühere Beſchaffenheit hätte ſchließen können. Es war ein feierlicher Augenblick, als der junge König am Arme ſeiner ältern Schweſter in das Grabgewölbe der Kirche hinabſtieg. Die Mönche des Kloſters ſtanden mit brennenden Fackeln, ein feierliches Requiem ſingend, um den offnen Sarg. So wie die Geſchwiſterpaare herantraten, ſchwiegen die Mönche, und der Prior ſprach mit erhobener feierlicher Stimme: „Dies ſind die irdiſchen Reſte von Don Philipp König von Caſtilien und Leon, Neapel und Sicilien, Erzherzog von Oeſtreich, Herzog von Burgund und Niederland, dem Gott gnädig ſei!“ Und ſogleich fielen die Mönche wieder mit ihrem ſchauerlichen Grabgeſang ein.

Einen Augenblick betrachtete Karl die entſtellten Züge ſeines Erzeugers; Ferdinand hatte nur einen Blick hingeworfen und wandte ſich ab; Eleonore erbleichte und wankte, und Katharina weinte laut. Als Karl im hohen Grad ergriffen, zurücktrat, um Eleonoren wieder an das Tageslicht und die friſche Luft zu führen, erblickte er neben ſich einen ſtämmigen Jüngling in vornehmer Kleidung, der große, ja heftige Theilnahme zeigte. Es war der zum Philipp umgetaufte Heinz, der ehemalige Kammerſänger der Königin Juana, den ſie ſeit dem verhängnißvollen Beſuche des Ritters von Süderland nicht wieder geſehen, nach dem ſie nicht wieder gefragt hatte. Er ſchloß ſich den Geſchwiſtern an und zeigte ſich hülfreich und gefällig, als ſie in das Refectorium getreten waren, um ſich zu erholen, und vom Abt mit einem Becher Wein und einem Imbiß bewirthet wurden. Karl nahm davon Veranlaſſung, den Prior zu fragen, wer der junge Menſch ſei. Der Prior bat den König ihm zu erlauben, daß er auf ſeiner Zelle die befohlnen Aufſchlüſſe geben dürfe, und Karl ließ ſich bald darauf dorthin führen. — Nach einer Viertelſtunde kehrten beide zurück, und nun ſuchten des

Königs Augen mit großer Theilnahme auf dem Sänger. Er fragte ihn nach ſeinen Jugenderlebniſſen und nach der Veranlaſſung, die ihn nach Spanien geführt. Philipp wiederholte die oft vorgebrachte Lüge, daß er der Sohn oder Verwandte eines Bauers, das Haſenhänslein genannt, nicht weit von Augsburg ſei, und daß ihn einige Männer gewaltſam von dort fortgeführt und hierher nach Tordeſillas gebracht hätten, wo er von den Vätern des Kloſters Muſik und Geſang erlernt, um damit die Königin zu erheitern.

„Ich werde für deine fernere Ausbildung Sorge tragen,“ ſagte der König liebreich zu ihm, „und du wirſt mir deshalb ſpäter nach Madrid folgen.“

Als die Königin ſich durch Schlaf erholt hatte, war es ihr möglich, ihren Platz an der Tafel einzunehmen, zu welcher die Vorſteher der Stadt und des Kloſters gezogen worden waren. Hier kam es dem König zu Sinne, wieder nach der Perſon des Admirals Don Alonſo de Granada, genannt Alnavar zu fragen. Der Anblick der Ueberreſte ſeines Vaters hatte ihn wieder an den letzten Willen deſſelben erinnert. Kaum aber war dieſer Name ſeinen Lippen entſchlüpft, als die kranke Königin wieder aufſchrie und in die größte Aufregung gerieth. Sie rief: ſein Geiſt ſei ihr erſchienen und habe ſie an ihr Verſprechen gemahnt. Sie ſei eine Wortbrüchige und deshalb von Gott ſo ſehr geſtraft worden. Karl begriff nun, daß hier ein ſchweres und finſteres Geheimniß obwalte. Der

Prior flüſterte ihm zu, daß er ihm nach der Tafel unter vier Augen auch darüber den nöthigen Aufſchluß geben wolle, wenn Se. königliche Hoheit es befehle. Und ſo geſchah es. Der König war mit dem Prior am Abend über eine Stunde in einem Zimmer eingeſchloſſen. Er hatte eine ſehr unruhige Nacht, und am folgenden Tage ſah er noch bleicher als gewöhnlich und ſehr angegriffen aus, und ſeine Augen waren geröthet wie von ſtarkem Weinen

König von England tragen. Du weißt es wohl, und daß du mit ihm aus einem Lande ſtammſt, drum biſt du ſtolz. Halloh! Halloh! Laſſt die Jagdhörner lärmen. Auf und davon.»

Der königliche Jäger hatte ſich eben in den Sattel geſchwungen, als ein Barfüßermönch, dem ungeduldig wiehernden und ſtampfenden Roſſe in den Weg trat, deſſen Anſehen von der Strenge mit welcher er die Gelübde ſeines Ordens beobachtete, genügſam Kunde gab. Der Mönch erhob allſogleich ſeine kreiſchende Stimme: «Reitet heute nicht in den Wald, Herr König. Im Namen der Mutter Gottes befehl' ich Euch, heute nicht zu jagen.»

«Und weßhalb nicht, guter Vater?» fragte der König mit ſeinem höhniſchen Lächeln.

«Es iſt St. Peterstag,» verſetzte der Barfüßer, «ein Tag, welchen Gott, die Heiligen und Engel allen Chriſten fromm und ſtill zu begehen, befohlen haben.»

«Nun, ehrwürdiger Vater, ſcheint denn die Sonne nicht luſtig, ſingen die Vögel nicht fröhlich, und ſpringt der bunte Hirſch nicht muthwillig im Walde am St. Peterstag? Und weßhalb ſoll der mächtige König von England an dieſem Tage eines

Fünftes Kapitel.

Herr von Chievres fand ſich nach einigen Tagen mit der übrigen nähern Begleitung des Königs in Tordeſillas ein, und nach den letzten über den Cardinal Ximenes gemachten Erfahrungen des letztern war es nicht ſchwer mehr, ihn zu überreden, einen an den alten Kirchenfürſten gerichteten Brief zu unterſchreiben, der dem jungen Karl zur ewigen Schande in der Geſchichte gereicht. Die unerfreulichen Jahrbücher der Höfe und monarchiſchen Regierungen haben unzählige Beiſpiele von kalter und grauſamer Undankbarkeit der Fürſten gegen Männer, die ihnen am treuſten und eifrigſten gedient, aufzuweiſen: aber dieſer Brief überragt alle an ſchnödem Undank, wenn man die großen und außerordentlichen Dienſte, welche Ximenes Karl geleiſtet hatte, im Auge behält. Es iſt eine eigenthümliche und ſchmerzliche Wahrnehmung, daß die größten Männer Spaniens in dieſem Zeitraum, welche dieſes Reich auf den Gipfel der erſtaunlichen politiſchen Höhe führten, auf welcher es in jener und der nächſten Zeit glänzte, mit einem ſchmählichen und empörenden Undank von Seiten ihres Königs belohnt wurden. Chriſtophero Colombo, der große Weltentdecker, Gonſalvo de Cordova, der große Feldherr, und Ximenes de Cisneros, der große Staatsmann, alle drei ſtarben am gebrochenen Herzen; die beiden erſten über den Undank des kalten eigenſüchtigen Ferdinand des Katholiſchen, der Letztere über den Undank ſeines jugendlichen Enkels und Nachfolgers. Der letztere ſchmerzt um ſo mehr, da man von Karls Jugend und von ſeinem deutſchen Sinne eine ſolche Handlungsweiſe am wenigſten erwarten konnte. Aber Dank gegen Wohlthäter gehört ſelten zu den Schwächen eines Königs, er mag ein Deutſcher oder ein Spanier ſein, ſo groß und zahlreich auch übrigens die königlichen Schwächen ſein mögen.

Der Brief enthielt zuerſt eine magere und froſtige Dankſagung für die geleiſteten Dienſte. Dann ward ein Ort zu einer perſönlichen Zuſammenkunft bezeichnet, wo er, der König, die Wohlthat der Rathſchläge des Cardinals für ſein ferneres Benehmen und für die Regierung Caſtiliens entgegennehmen könne; nachher ſolle ihm, dem Greiſe, geſtattet ſein, ſich in ſeinen Sprengel zurückzuziehen und vom Himmel jene Belohnung zu erflehen, die eben der Himmel allein angemeſſen gewähren könne.

Dieſes berechnet kaltblütige Schreiben machte, wie es nicht anders ſein konnte, auf den Empfänger den widrigſten Eindruck. Das Fieber kehrte mit verſtärkter Kraft zurück und warf den verdienſtvollen Greis auf das Lager, von dem, wie er ahnete, er nicht mehr erſtand. Er verſuchte es, noch einen Brief an den König zu ſchreiben, wahrſcheinlich um ſeine Univerſität Alcala dem königlichen Schutz zu empfehlen. Aber die zitternde Hand verſagte ihm den Dienſt; er gab es auf, nachdem er einige Zeilen zu Papier gebracht, und wandte ſich nun von allen irdiſchen Dingen und auch von dem Schmerz ab, von dem Herrſcher, der ihm Alles ſchuldete, zuletzt verlaſſen zu ſein. Er dachte nur noch an ſein Ende, dem er mit Geiſtesſtärke entgegenging. Und in ſeinen letzten Augenblicken verſicherte er ſeiner Umgebung noch mit klarem Geiſte und feſter Stimme, daß er niemals einem Menſchen abſichtlich Unrecht gethan, ſondern Jedem habe ſein Recht widerfahren laſſen, ohne ſich, ſo viel ihm bewußt ſei, weder von Furcht, noch von Zuneigung beherrſchen zu laſſen. Er war nur noch mit Gebet beſchäftigt und bezeigte eine ſo tiefe Reue über ſeine Fehler und ein ſo demüthiges Vertrauen auf die Gnade Gottes, daß alle Umſtehenden mächtig davon ergriffen wurden. Und in dieſer frommen Stimmung verſchied er am 8. November, eine der kräftigſten Stützen der katholiſchen Kirche, nur eine Woche nach jenem verhängnißvollen Tage, an welchem der kühne nicht minder kräftige Mönch und Kirchenlehrer im fernen Deutſchland den erſten Brandpfeil an der Thür der Schloßkapelle zu Wittenberg gegen das veraltete, aber noch feſte und gewaltige Gebäude dieſer Kirche abgeſchoſſen hatte, dem bald andre folgten und eine ungeheure Feuersbrunſt in den Geiſtern anrichteten.

Ximenes Leiche wurde nach Alcala de Henarez gebracht und in der von ihm ſelbſt erbauten Kapelle des prächtigen Schulgebäudes von San Ildefonſo begraben. Seine Gegner hatten ihr Ziel erreicht: der König hatte ſeinen Wohlthäter nicht geſehen und geſprochen. Die Nachricht ſeines Todes verbreitete große Freude unter den Niederländern, und Chievres trat nun ungeſcheut mit ſeinen eigenſüchtigen Plänen hervor. Alle Warnungen des alten Cardinals waren in den Wind geſprochen; jetzt begann die Herrſchaft der Niederländer in Spanien, und die caſtiliſchen Granden mußten mit Entrüſtung bald genug wahrnehmen, was ſie an Ximenes verloren hatten. Zuerſt beeilte ſich Chievres das erledigte Erzbisthum von Toledo, das erſte des Königreichs und mit ungeheuern Einkünften begabt, für ſeinen Neffen Wilhelm von Croy, einen Jüngling von ſechzehn Jahren, welcher durch den Einfluß ſeines Oheims bereits Biſchof von Kamerich (Cambrai) war, vom König zu verlangen. Der habſüchtige Niederländer fürchtete nicht ohne Grund, der Erzbiſchof von Saragoſſa, Regent von Aragonien, ein natürlicher Sohn Ferdinand des Katholiſchen, werde das Erzbisthum von Toledo vom König in Anſpruch nehmen, und auf ſeine Veranſtaltung geſchah es, daß dieſem, der nach Tordeſillas gekommen war, um dem König die Aufwartung zu machen, die Audienz auf eine verletzende Weiſe verſagt wurde, ſo daß er wieder abreiſen mußte, ohne den König geſprochen zu haben. Die niederländiſche Intrigue entfaltete ſich von Tag zu Tag mehr und trieb ganz daſſelbe gefährliche Spiel, wie zehn Jahre früher; ja es ſchien, als ob Karl von ſeiner Umgebung zum Aerger der Spanier noch mehr gemißbraucht werden ſollte, als König Philipp von der ſeinigen gemisbraucht worden war.

Am 18. November erfolgte endlich der prächtige Einzug des Königs in Valladolid. Es waren viele Tauſende der vornehmſten und reichſten Bewohner aus ganz Spanien zuſammengeſtrömt. Die großartigen und glänzenden Feſtlichkeiten dauerten drei Wochen. Alles, was caſtiliſcher Stolz und Reichthum zu erſinnen und auszuführen vermochte, wurde zu Ehren des Königs vollbracht: Ritterturniere, Stiergefechte, Aufzüge, geiſtliche Schauſpiele, Tänze und Bankette. Auf Anſuchen der Stadt gelobte ihr der König, ſich hier von ſeiner langen und beſchwerlichen Reiſe einige Monate auszuruhen.

Gleich nach der geheimen Unterredung, welche der König mit dem Prior des Kloſters Santa Clara im Schloſſe zu Tordeſillas gehabt, waren reitende Boten nach Madrid, Toledo und andern Städten geeilt, um den Don Alonſo de Granada aufzuſuchen und zum König zu geleiten, aber alle kehrten ohne den begehrten Mann zurück. Er war nirgends aufzufinden. Dagegen ließ ſich eines Tags der Junker Marr von Bübenhoven, der von Toledo kam, beim König melden und hatte eine lange geheime

Audienz. Seit dieſem Tage ſtellte Karl keine Nachforſchungen mehr nach Don Alonſo de Granada an. Sein Name wurde nicht mehr erwähnt; er ſchien vergeſſen zu ſein.

Dagegen ließ der König durch eine eigne glänzende Geſandtſchaft, welche halb aus Caſtiliern, halb aus Niederländern beſtand, und an deren Spitze er den ritterlichen Markgrafen Johann von Brandenburg ſtellte, die Königin Germaine in ehrerbietiger Weiſe zu ſich nach Valladolid einladen. Sie lebte in tiefer Zurückgezogenheit im Frauenkloſter zu Abroro, nur von einigen Frauen umgeben. Die vornehmſte und der Königin liebſte derſelben war die Gräfin Agnes von Cardona. Man konnte behaupten, daß beide zueinander in ein inniges Freundſchaftsverhältniß getreten waren. Von den öffentlichen Angelegenheiten ſchienen ſich beide ganz zurückgezogen zu haben. Ihre Unterhaltung beſchränkte ſich auf Literatur und Kunſt, und Agnes bemühte ſich, ihre königliche Freundin in die Wundergärten der arabiſchen Poeſie einzuführen, wogegen ſie von Germaine mit den Schätzen der altfranzöſiſchen Dichtkunſt bekannt gemacht wurde.

In die Stille dieſes kleinen Kreiſes trat plötzlich und unerwartet der ſchöne und galante deutſche Fürſt. Er hatte ſchon vorher von der hohen Schönheit der beiden vornehmen Frauen viel Rühmens machen hören; er bot alſo all ſeine Liebenswürdigkeit auf, um zu gefallen. Seine vielſeitige Bildung, ſeine freien Anſichten kamen ihm dabei trefflich zu ſtatten. Er war ein ſo vollkommner Mann, daß er ſelten oder nie den Eindruck auf ein Frauenherz verfehlte, den er zu machen beabſichtigte. Auf der andern Seite hatten die Königin Germaine und ihre Geſellſchafterin lange Zeit jeglichen männlichen Umgangs aus ihrem Stande entbehrt, und die leichtblütige Franzöſin, das Kind des genußreichſten Hofes, war erſt jahrelang an einen alten kranken und launenhaften Gatten gekettet und von dem ſteifen umſtändlichen ſpaniſchen Hofceremoniel gelangweilt worden, dann hatte ihr lebensluſtiges Herz, in eine ihr nichts weniger als zuſagende Abgeſchloſſenheit verbannt, jedes geſelligen Genuſſes mit ausgezeichneten Männern nach ihrem Geſchmack entbehren müſſen. Es glich einem auf den trocknen Sand gerathenen Fiſchlein, das nach der klaren treibenden Fluth lechzte und zu verſchmachten drohete. Aber auch Agnes war, ohne daß ſie ſich deſſen deutlich bewußt war, für einen erhebenden männlichen Umgang in der Zurückgezogenheit des Kloſters empfänglicher geworden. Wenn auch ihr Bedürfniß danach nicht ſo ſtark hervorſprang, wie bei der verwitweten Königin, ſo war es dagegen um ſo inniger und tiefer. In den beſchränkten Kreis dieſer beiden liebenswürdigen Frauen trat alſo der Markgraf wie eine höhere Erſcheinung, wie der Gott aus einer alten Mythe, ſiegend, überwältigend. Er war der Zauberer, der die beiden Einſamen als ein Muſterbild der Ritterlichkeit, als ein holdſeliger Minnewart plötzlich wieder in den bunten und glänzenden Strom des

Lebens zog. Er führte ſie mit prächtigem Geleit nach Valladolid an den fröhlich bewegten Hof, an welchem ſelbſt die ernſten und ſtolzen Caſtilier in Gefahr geriethen, von dem Leichtſinne und der Genußſucht der Niederländer angeſteckt zu werden. Die Königin Germaine, erſt bange, daß der junge König Karl erfahren haben möchte, daß ſie den Umtrieben der Partei des Infanten Fernando, gegen die er bereits ſtreng aufgetreten war, nicht fremd geblieben ſei, war erſt ſchon von der ehrenvollen Einladung des Königs an ſeinen Hof überraſcht, dann aber in Valladolid noch überraſchter von dem glänzenden Empfange, der ihr von Seiten des Königs zu Theil wurde. Karl war klug und galant genug, weder gegen die Königin, noch gegen die Gräfin Cardona, die er als alte Bekannte begrüßte, auch nur ein Wort über ihre Theilnahme an dem Plan, ſeinen Bruder auf den Thron zu ſetzen, fallen zu laſſen. Dieſes von Chievres berechnete und vorgeſchriebene Benehmen des Königs entſprach ganz dem davon erwarteten Erfolge. Die Partei des Prinzen Ferdinand verſtummte und zog ſich zurück. Wäre Karl gegen ſeinen Bruder und die Wittwe ſeines Großvaters ſtreng verfahren, ſo würde ſich die keineswegs geringe Partei erhoben und dem Könige, der als ſolcher noch nicht geſetzlich anerkannt und gekrönt war, feindlich entgegengeſtellt haben. Es wäre zu einem kaum zweifelhaften Kampfe gekommen, der Karl vielleicht um alle ſpaniſchen Kronen gebracht hätte. Denn es lebte nun kein Ximenes mehr, der mit ſtolzer Energie für Karls Rechte aufgetreten wäre; des Königs Undank gegen dieſen ſeinen Wohlthäter hatte ſogar die Stimmung gegen ihn bedeutend geſteigert. Dies war der Grund des ehrerbietigen und höflichen Benehmens Karls gegen die Königin Germaine und ihre Geſellſchafterin, und aus dieſem Grunde hatte er ihr auch den vornehmſten und liebenswürdigſten Mann aus ſeinem Gefolge zugeſandt, um ſie mit königlichen Ehren nach Valladolid geleiten zu laſſen. Hier erhob er ſie zur Königin und erſten Ehrendame ſeines Hofs und bewirkte durch ſein Beiſpiel, daß ihr die allgemeine Huldigung dargebracht wurde. Germaine fragte nicht nach dem Grunde; ſie gab ſich mit ganzer Seele dem lang entbehrten Genuſſe hin; ihre frühe Jugend ſchien in verſchönerter Geſtalt wiedergekehrt, die Tage ihres ſüßeſten Lebensglücks ſchienen gekommen; ſie war die Königin aller Feſte und der Markgraf Johann ihr Ritter. Ein Feſt gab dem andern die Hand, und die Tage flogen für ſie im heiterſten Rauſche.

Zu dieſen Feſten war auch noch ein anderer Fürſt hinzugezogen worden, welcher auf Germaines ſpäteres Leben wichtigen Einfluß hatte. Es war dies der Prinz von Calabrien, der Sohn des Königs Friedrich von Neapel. Seit der Entthronung ſeines Vaters war der Prinz in einer Art ehrenvoller Gefangenſchaft in Spanien gehalten worden, und die niederländiſche Politik fand es für gut, daß König Karl dieſen Kronprätendenten nach Valladolid einlud und ihm die Ehren ſeines Standes erwies. Man durfte hoffen, ihn dadurch unſchädlich zu machen.

Von Toledo waren Don Juan de Padilla mit ſeiner jungen Gemahlin gekommen, um den Feſten beizuwohnen, und man ſah ſie oft mit der Gräfin Agnes von Cardona zuſammen. Auch der Junker von Bübenhoven war in dieſem kleinen Kreiſe ein gern geſehener Gaſt. Doch verließ er die Stadt bald wieder, um mit ſeinen Bergleuten ſeine Forſchungen in den Goldminen Altcaſtiliens fortzuſetzen. Oft begleiteten ihn auf dieſen Ausflügen königliche Commiſſaire, und darunter befand ſich auch Toni, der ehemalige Bergknapp, jetzt einer der königlichen Stallmeiſter und als ein Liebling des Königs ein nicht unwichtiger junger Mann.

Maria von Iſſelſtein war nicht mit ihrer gleichnamigen Freundin nach Valladolid gekommen, und wenn Ineſe de Cardona und Maria de Padilla ſich von ihr unterhielten, geſchah es ſtets auf eine geheimnißvolle Weiſe; doch nie ohne den Ausdruck der innigſten und herzlichſten Liebe.

Während der Feſtlichkeiten wurde die caſtiliſche Ständeverſammlung vom Könige nach Valladolid berufen. Ihr Zuſammentritt zum Reichstage ſchloß ſich unmittelbar an die Feſte an. Sobald dieſe vorüber waren, eröffnete Karl ſeinem Bruder Ferdinand mit den ſchönſten und ſüßeſten Worten: Ihr Großvater, der Kaiſer Maximilian, hege das lebhafteſte Verlangen ihn, ſeinen zweiten Enkelſohn, ſüßen Vergnügens beraubt ſein, welches doch der gütige Gott ſeinen niedrigſten Geſchöpfen bewilligt?»

«Aber ich habe einen Traum gehabt,» ſprach der Mönch ernſt und feierlich, «einen gräßlichen Traum, wie ich noch keinen geträumt und wie ich ihn nie vergeſſen werde; denn ſchwer und mein Nachdenken ewig ſtachelnd, liegt er auf meiner Seele, wie ein Gewitterſturm auf der zitternden Erde.»

«Einen Traum!» fuhr der König erſchrocken heraus. «Einen Traum!» ſetzte er mit leiſer bebender Stimme hinzu und ſein Geſicht überzog ſich mit Todtenbläſſe. — «Aber, guter Vater, was habe ich denn wohl mit deinen Träumen zu thun?» ſagte er nach einer Weile wieder lauter, ſein Hohnlächeln vergebens erzwingend. «Du biſt ein rechter Mönch, man ſieht und hört dir's an, und haſt deine Kunſt gut erlernt, das bezeug' ich dir. Um dir ein Stück Geld zu verſchaffen, träumſt du ſo gräßliche Dinge, die du ſelbſt am beſten zu deuten verſtehſt. Wahrlich, ein jeder Mann nach ſeiner Kunſt! Wohlan, obgleich ich dich durchſchaue, frommer Träumer, ſo ſollſt du dich doch nicht vergeblich bemüht haben. Du ſiehſt, ich bin bei Laune, kennen zu lernen und an das Herz zu ſchließen. Und da der Kaiſer ſeit einiger Zeit kränklich ſei und vom Fleiſche falle, ſo ſei es nothwendig, daß Ferdinand unverzüglich aufbreche, um dem Großvater eine erheiternde Geſellſchaft zu ſein. Dieſer in die mildeſte Form gekleidete Verbannungsbefehl machte dem kronenluſtigen Prinzen klar, daß es mit ſeinen Plänen in Spanien vorüber ſei. Er mußte ſich fügen und durfte es ſich nicht einmal merken laſſen, mit wie ſchwerem Herzen er es that. — Mit ſeiner Abreiſe war ſeine Partei ſogleich mundtodt, und für die Gräfin Cardona verſchwand abermals jede Hoffnung auf einen Bürgerkrieg und deſſen Folgen.

Der caſtiliſche Reichstag wurde nach der erſten Woche des Februar 1518 geſchloſſen und dem Könige im Kloſter St. Paul von den Prälaten, dem hohen Adel und den Abgeordneten der Städte der Huldigungseid geſchworen. Dies war in Bezug auf die Pracht, welche die Betheiligten dabei zur Schau ſtellten, eine der glänzendſten Ceremonien, die man jemals in Spanien geſehen. Nach der Eidesleiſtung überreichten die Abgeordneten dem Könige die von ihnen berathenen Punkte, um ihre Erfüllung von ihm zu verlangen. Die hauptſächlichſten derſelben waren, daß kein Ausländer in Caſtilien zu Aemtern und Würden befördert, kein Geld aus den öffentlichen Kaſſen, kein edles Metall aus den Bergwerken ausgeführt, noch Kroneinkünfte verpachtet werden ſollten. Dem König wurde ein Ehrengeſchenk von ſechsmalhunderttauſend Dukaten verwilligt, binnen drei Jahren zu bezahlen.

Zu Anfang April reiſete der König in Begleitung ſeiner Schweſter Eleonore und der Königin Germaine nach Aragonien ab, deſſen Reichsſtände durch Ausſchreiben bereits zuſammenberufen waren. Die Prinzeſſin Katharina blieb bei der Königin Johanna in Tordeſillas, welcher die beiden ältern Geſchwiſter in Germaines Begleitung noch einen Abſchiedsbeſuch machten. Obgleich der König gegen Donna Ineſe de Cardona den Wunſch äußerte, daß ſie ihre frühere Stellung bei ſeiner Mutter wieder einnehmen möchte, ſo bat dieſe doch um die Gnade, ferner bei der Königin Germaine verbleiben zu dürfen, und dieſe vereinigte ihre Bitten mit denen ihrer Freundin. Den Hauptgrund derſelben geſtand ſich Agnes freilich ſelbſt nicht ein; es war das ihr noch nicht zum Selbſtbewußtſein gekommene Verlangen, ferner in der Nähe und im Umgang des Markgrafen von Brandenburg zu ſein. Und ſo wenig, wie ſie über ſich ſelbſt klar war in Bezug auf den ſchönen deutſchen Fürſten, ebenſowenig wußte ſie, daß ihre königliche Gebieterin ihre Nebenbuhlerin war. Beide Frauen liebten im Stillen den glücklichen Markgrafen.

Sechſtes Kapitel.

Durch die Thore des „goldnen" Mainz ſtrömten ſtattliche Fremde ein zu Wagen und zu Roß, ritterliche Männer in blanker Wehr und Waffen, ernſte Männer im Talar und Doctormantel, kecke Geſtalten in der kurzen Schaube, auch ſchöne vornehme Frauen mit prächtigem Geleit. Es waren Adlige vom Rhein und Main, auch wol weiter her aus den deutſchen Gauen, Gelehrte und Künſtler, Alles Leute von berühmten Namen. Auch mancher hohe Kleriker mit zahlreichem Gefolge war darunter. Und Alle zogen der ehrwürdigen alterthümlichen Hofburg zu, dem Sitze des erſten geiſtlichen Kurfürſten, Erzbiſchofs von Mainz und Erzkanzlers von Germanien. Geladene und ungeladene, aber alle willkommne und herzlich begrüßte Gäſte, gedachten ſie die bevorſtehenden Tage hier in fröhlicher Gemeinſchaft mit dem jungen Kurfürſten und ſeinen zu ſeinem Hofſtaate gehörigen edlen Freunden zuzubringen, die des ſonnigen frühlingsheitern Pfingſtfeſtes des Jahrs 1518. Seit Albrecht den erzbiſchöflichen Stuhl in Mainz eingenommen, pflegte er zu dieſem Feſte Einladungen weit und breit ausgeben zu laſſen, und wenn er auch immer offene Tafel hielt für jeden ausgezeichneten Mann und für jede ſchöne Frau, die an ſeinem Hofe zuſprachen, und es deshalb nie leer war von Gäſten, die der Ruf der Perſönlichkeit des Kurfürſten und ſeiner nächſten Freunde und des glänzendſten Hofes in Deutſchland, berühmt wegen der freieſten Sitte und der köſtlichſten Lebensgenüſſe, herbeizog, ſo diente doch das Frühlingsfeſt vorzüglich zur Verſammlung Aller in Mainz, welche in irgend einer geiſtigen Beziehung zu Albrecht ſtanden, oder in eine ſolche mit dem freiſinnigen, hochgebildeten und liebenswürdigen Fürſten zu treten wünſchten. Hell bewimpelte, mit Blumenkränzen und Laubgewinden geſchmückte Schifflein liefen den Main herab, den Rhein herauf und herab und ſetzten eine bunte, lebensluſtige Menge vor den Thoren des reichen und prächtigen Mainz ans Land; denn auch das Volk der benachbarten Umgegend nahm gern Theil an den großartigen und ſinnreichen Feſten, welche der Kurfürſt ſeinen Gäſten bereitete.

In der alten Hofburg war ein luſtiges Getümmel. Welcher Fremde hätte ahnen können, daß hier der erſte Oberprieſter Deutſchlands hauſe? Das war das prächtige, von Luſt und Frohſinn, von Muſik und Geſang widerhallende Haus eines jungen fürſtlichen Epikuräers. Statt der finſtern Asketik der frühern Prieſter und Mönche herrſchte hier der feinſte und raffinirteſte Lebensgenuß, ſtatt der eintönigen Gebete und langweiligen Litaneien vernahm hier das entzückte Ohr geiſtreiche Scherze und die trefflichſten Urtheile über Kunſt und Literatur. Junge ſchöne Frauen durchrauſchten in fürſtlichem Schmuck ſtolz und liebenswürdig die hohen Zimmer; ſie lächelten und flüſterten der Blüthe der Männer Beifall zu, ſie nahmen die Huldigungen derſelben mit holder Anmuth entgegen. Der Becher, vom köſtlichen Weine überträufend, erklang zwiſchen dem melodiſchen Flüſtern der Laute und ſüßen Liebesliedern. Und von den ſchönen lebenden Geſtalten wandte ſich das Auge auf die Schöpfungen der Kunſt, welche die Wände der Zimmer zierten, Gemälde der vorzüglichſten Meiſter in Italien, in Deutſchland und in den Niederlanden, und auf hie und da aufgeſtellte Bildwerke, lauter Meiſterwerke hochberühmter Bildſchnitzer und Bildhauer.

Die ausgezeichnetſte Perſönlichkeit in dieſem von allem Schönen erfüllten Hauſe war aber der Wirth ſelbſt, hervorragend in ritterlicher Anmuth, in jugendlicher Liebenswürdigkeit, in ſtolzer Körperſchönheit und in der feinſten Bildung der Courtoiſie. Die drei Brüder des Brandenburger Hauſes wetteiferten miteinander in dieſer Bildung, und jeden von ihnen, den man allein ſah, hielt man für den vorzüglichſten. Vielleicht war es wirklich Albrecht, wenigſtens war er der jüngſte und durch ſeine Stellung als erſter geiſtlicher Kurfürſt und Erzkanzler des Reiche der vornehmſte. Er ſtand eben im achtundzwanzigſten

Lebensjahre und in der vollſten Blüthe jugendlich männlicher Schönheit und Kraft. Seine äußere Erſcheinung war der reinſte Ausdruck des edelſten Menſchenthums. Aus ſeinem großen dunkelblauen Auge ſtrahlte die Schönheit einer hochbegabten Seele, von ſeiner hohen gewölbten Stirn leuchtete eine Fülle von Geiſt, und die Züge ſeines Mundes verriethen feine Sinnlichkeit und jenen göttlichen Leichtſinn, der zum reizendſten Lebensgenuß befähigt und dazu eigentlich unerläßlich iſt. Albrecht liebte fürſtliche Pracht; ſie war ihm Lebenselement, aber er gönnte ihren Mitgenuß Allen, die ſich ihm durch Geiſtesgröße würdig zeigten. Er verachtete eitle Prunkſucht und verhöhnte das Beſtreben der Fürſten Schützer und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften ſcheinen zu wollen, und ſich von bezahlten Schmeichlern preiſen zu laſſen, während ſie doch nur roher Selbſtſucht fröhnten. Ihm war es Bedürfniß, ein wahrer Mäcen zu ſein; er gab mit vollen Händen die klingenden Beweiſe ſeiner Hingebung an die Schöpfer des Schönen, und das erhabene Gefühl, dadurch die Geiſter zu heben und zu beflügeln, hob und trug ihn ſelbſt. Er erfreute ſich hochherzigen Sinnes der Blüthe, die er hervorrief, aber die Stimme gemeiner Schmeichelei mußte vor ihm verſtummen. Auch waren die Männer ſeiner Gunſt und Liebe nicht fähig Schmeichlerrollen zu übernehmen; Albrecht und ſeine Freunde waren, einander würdig.

An dieſem Hofe in beglückender und anregender Gemeinſchaft mit den edelſten Männern ſeiner Zeit, lebte ſeit einem halben Jahre der Ritter Ulrich von Hutten, der gekrönte und gefeierte Dichter, nur zwei Jahre älter als der geniale Kurfürſt. Aber von dieſen ſechs Monaten hatte er über zwei in Paris zugebracht, mit Geſchäften des Kurfürſten beauftragt, und war von den Gelehrten dort auf das Ehrenvollſte ausgezeichnet worden. Von dieſer Reiſe war er an Leib und Seele gekräftigt nach Mainz zurückgekehrt. Albrecht hätte es für eine Kränkung des Genies gehalten, dem Dichter einen Hofdienſt aufzubürden; Ulrich ſollte ein freier unabhängiger Mann bleiben, er ſollte der Freund, nicht der Diener des mächtigen Erzbiſchofs ſein, und dieſer gab dem Theilnehmer und Erhöher ſeiner Genüſſe ſo fein und geſchickt die reichſten Mittel, daß der Empfänger ſo wenig zu erröthen brauchte, als der Geber.

Unter den zahlreichen Gäſten, welche das Pfingſtfeſt in die Fürſtenburg des alten Mainz geführt hatte, waren die ausgezeichneten gelehrten und berühmten Männer Erasmus und Reuchlin, der freiſinnige Albrecht Dürer und ſeine ihm ebenbürtigen Kunſtgenoſſen, der geiſtreiche Grünewald und der kräftige ſächſiſche Hofmaler Lukas Kranach, ferner Willibald Pirkheimer und Konrad Peutinger. Auch Raimund Fugger war von Augsburg gekommen und hatte eine kleine Anzahl trefflicher Kunſtwerke mitgebracht. Er war der Hauptlieferant des Kurfürſten in allen Kunſtartikeln. Unter den ritterlichen Männern war der kurpfälziſche Kriegshauptmann Franz von Sickingen, eine edle markige Geſtalt, der ausgezeichnetſte.

Eine hohe üppige Frauengeſtalt zieht die Blicke aller Männer auf ſich. Sie iſt jung, ſie iſt reizend, ſie iſt die ſchönſte von allen Anweſenden ihres Geſchlechts; aber die ſtraffen biegſamen Formen der Jugend ſchwellen leiſe zur Fülle und Rundung an, und dies gibt ihr den Ausdruck ſtolz behaglicher Ueppigkeit, der von dem ſanften Feuer eines geiſtreichen blauen Augs wieder gedämpft wird. Nach dieſer äußern Erſcheinung iſt die Niederländerin nicht zu verkennen. Und ſie war es, die dritte Tochter des blinden Malers Bry aus Antwerpen, es war die luſtige Martha, der Zögling des Fugger'ſchen Hauſes. Ihre Schönheit ſtand in der höchſten Blüthe. Ihr hochbegabter Geiſt hatte ſich am Mainzer Hofe überraſchend ſchnell entwickelt und in Verbindung mit ihrem Witz, ihrer ſtets heitern Laune, ihrem glücklichen Temperament, erſt die Aufmerkſamkeit, dann die hohe Theilnahme und endlich die Leidenſchaft des Kurfürſten ſo ſehr erregt, daß er ſeinen mit dem Könige Karl nach Spanien ziehenden Bruder vermochte, ſie ihm zurückzulaſſen; denn der Markgraf Johann war erſt gewillt, ſie mitzunehmen. Sie wurde nun die Geliebte des Kurfürſten und ihm bald ſo werth und theuer, daß er ſie ſtets um ſich hatte und ſelbſt nicht einmal nach Aſchaffenburg auf ſein reizendes Jagdſchloß ging ohne ihre Begleitung. Der Grund dieſer ſchwärmeriſchen Anhänglichkeit des jungen Kurfürſten an die ſchöne Niederländerin war weder allein in ihren körperlichen Reizen, noch in ihrer Geiſtesſchärfe und ihrem luſtigen Weſen, am meiſten vielmehr in ihrem künſtleriſchen Genie zu ſuchen. Sie hatte von ihrem Vater daſſelbe hohe Talent zur Kunſt ererbt, wie ihre Schweſter Eleonore und wie ihre andern Geſchwiſter; das ihrige war vielleicht noch reicher und ſtärker, als das der älteſten Schweſter, aber die Ungunſt der Verhältniſſe hatte die Ausbildung deſſelben verhindert. Seit ſie aber in Mainz und Aſchaffenburg unter den dort aufgehäuften reichen Kunſtſchätzen verweilte und täglich Auge und Geiſt daran weidete, als ſie im Umgang mit dem Kurfürſten und den Künſtlern, die am Hofe lebten oder als Gäſte zuſprachen, immer tiefer in die göttlichen Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht wurde, wuchs der in ihr ſchlummernde Funke raſch zur mächtigen Flamme empor und erwärmte und überſtrahlte ihre Umgebung, am meiſten aber den dadurch hochbeglückten Kurfürſten. Martha hatte nicht nur bald ein überraſchend richtiges Urtheil in allen Kunſtangelegenheiten, ſie wurde auch ſelbſt ausübende Malerin, wie ihre Schweſter, und ihre rieſenhaften Fortſchritte in der Technik der Kunſt und in der klaren Entwicklung und Darſtellung hoher poetiſcher Ideen riſſen den Kurfürſten und ſeine Freunde zum Erſtaunen hin und bereiteten ihr endlich eine unerſchütterlich feſte Stellung in der Gunſt des Erſtern. Er pries ſein Geſchick, das ihm durch die Hand ſeines Bruders ein Weib zugeführt, wie es ſeine kühnſten Träume zu finden niemals gehofft hatten. Und er verhehlte das Gefühl ſeines hohen Glückes ſeinen Freunden und Dienern nicht; er hielt die geiſtreiche heitre Martha hoch und wollte ſie auch von Andern hochgehalten wiſſen, und ſo war es natürlich, daß ſie bald die Stelle einer regierenden Fürſtin einnahm, ſo weit dies an einem geiſtlichen Hofe und ohne Rang und Namen der Fall ſein konnte. Eben ſo natürlich war es, daß ſie großen Einfluß auf den ihr mit der zärtlichſten Liebe ergebenen Kurfürſten ausübte, und daß Alle, die ſich ihrer Gunſt erfreuten, auch der Gunſt des Kurfürſten gewiß ſein durften. Aber mit ihrem Glücke und ihrem Einfluſſe war Martha's Stolz gewachſen, deſſen Keime ſo üppig in ihr gewuchert hatten, recht fleißig getränkt von den Demüthigungen, die ſie im Hauſe der Wittwe Veronica Fugger hatte erdulden müſſen. Dieſer Stolz entwickelte ſich um ſo gewaltiger in ihr, als ihr Herz in dem Verhältniß mit dem Kurfürſten keine ſüße und beglückende Befriedigung fand. Martha war nicht allein in der künſtleriſchen Begabung ihrer Schweſter Eleonore ähnlich, ſie hatte dieſelbe heiße ſinnliche Seele ohne Gemüthstiefe und daher auch ohne Befähigung einer wahren, ſich ſelbſt vergeſſenden, ſich ſelbſt aufopfernden Liebe. Ihre heitre und witzige Gabe war nicht das Kind eines gefühlvollen Herzens. Sie hatte nur ſich im Auge, nur die Befriedigung ihres Stolzes, indem ſie die Geliebte des Kurfürſten wurde, und deshalb wurde es ihr auch ſo leicht, von einem Bruder auf den andern überzugehen;

mein Vater. Darum, alter Tyrrel, gieb ihm hundert Schilling aus meinem Seckel, und bitte ihn dann künftig etwas Angenehmeres zu träumen, was zugleich für meine Perſon von glücklicherer Bedeutung iſt.» Mit dieſen Worten deutete er ſeinem Gefolge an vorwärts zu eilen und trieb ſelbſt ſein wildes Roß an, dem der kühne Mönch jedoch in die Zügel fiel und den König alſo abermals am Fortreiten abhielt.

«Wartet noch einen Augenblick. Ihr ſollt auch meinen Traum hören, Herr König; obſchon ich vermuthe, daß Ihr mich für meine Dreiſtigkeit niederhauen laſſen werdet. — Als ich ſchlief, ſah ich dich, König Wilhelm den Rothen, nagend an den Füßen des gekreuzigten Heilandes. Du nahmſt den blutenden Leichnam mit toller wahnſinniger Gier in deine vor Luſt zitternden räuberiſchen Hände, und fielſt mit deinen nichts verſchonenden Zähnen, gleich einem wüthigen Hunde, daran, um ihm mit Gewalt die Beine abzubeißen.»

Der König bemühte ſich nochmals, ſein Lächeln zu erheucheln, aber der Mönch ſprach mit ſo nachdrücklichem Ernſt, mit ſo eiſerner Feſtigkeit und fürchterlichen Kälte, daß alle Umſtehenden ſchauderten und durch Mienen und Geberden ihre Gefühle ſie liebte weder den Einen, noch den Andern. Den Markgrafen hatte ſie als Mittel ihrer Erlöſung aus einer ihrem aufſtrebenden Geiſte peinlichen und unerträglichen Lage betrachtet, und den ſie wahrhaft liebenden Kurfürſten betrachtete ſie als das Mittel zur Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihres Stolzes und ihre Genußſucht. Wenn dieſe Leidenſchaften bei ihr weniger ſchroff hervortraten, als bei Eleonoren, wenn ſie ſchmiegſamer ſich in die Verhältniſſe fügte, waren ihre gedrückte [illegible] und die Abhängigkeit, in welcher ſie von [illegible] geſtanden, ſo wie ihre heitre, ſtets zu Scherz, Witz und allen andern Aeußerungen des Frohſinns aufgelegte Natur die Urſachen dieſer Erſcheinung. Sie war von demſelben heißen Stolze gequält, wie Eleonore, ſie verbarg die Glut deſſelben aber unter Lachen und Scherzen und meinte auf dieſem Wege eher zu einem glänzenden Ziele zu kommen, als Eleonore mit finſtrer Heftigkeit.

Nichts war Martha's Wünſchen und Beſtrebungen unleidlicher, als in ihrer bedeutenden Stellung die einfache Martha Bry ſein zu müſſen. Die Geliebte und einflußreiche Freundin des größten geiſtlichen Kurfürſten Deutſchlands durfte doch mindeſtens eine Freiherrnkrone beanſpruchen, aber ihren Wünſchen ſchien eine Grafenkrone nicht zu hoch; aber die eine wie die andre konnte nur durch den Kaiſer erlangt werden, und bei dieſem ſtand ihr mehr als ein großes Hinderniß im Wege. Zuerſt war Maximilian überhaupt den Freundinnen der hohen

Geiſtlichkeit nicht hold geſinnt, ein ſo großer Freund des ſchönen Geſchlechts er auch ſelbſt war; ſodann ſagte ſeinem ſchlichten Sinne die geniale Wirthſchaft ſeines Reichskanzlers keineswegs zu, und der freilich höchſt auffallende Umſtand, daß Kurfürſt Albrecht die Mittel für ſein koſtſpieliges freies Leben, für ſeine Unterſtützung des jungen freiſinnigen Geiſtes und der Neuerung gerade aus dem übel berüchtigten Inſtitute des Ablaßhandels hernahm, daß er die Dummheit und den Aberglauben fördern und predigen ließ, um ſie auszubeuten, und aus dieſer finſtern und ſchmutzigen Preſſe das Oel gewann, das junge Licht der Wiſſenſchaften, des Humanismus zu tränken, dieſer ſeltſame Umſtand hatte dem Kaiſer ſchon mehrmals Gelegenheit gegeben, ſich tadelnd über den jungen Erzbiſchof von Mainz auszuſprechen. Und in der That war es nicht abzuleugnen, daß es keinen größern Widerſpruch in den Grenzen des deutſchen Reichs gab als die Pflege des friſch aufſtrebenden wiſſenſchaftlichen Geiſtes, des Bekämpfers des Aberglaubens, der Dummheit, der pfäffiſchen Anmaßung und Unduldſamkeit durch Geldmittel, welche eben durch dieſe pfäffiſche Anmaßung, durch mönchiſche empörende Frechheit und Unduldſamkeit vom Aberglauben und der Dummheit des gemeinen Mannes zuſammengebracht waren. Albrecht kehrte ſich inzwiſchen nicht an den Tadel des Kaiſers und behauptete zuweilen in froher Laune unter ſeinen Freunden, der Kaiſer triebe den Ablaßhandel ſelbſt gern, um ſeine immer leere Kaſſe damit zu füllen, wenn es ſich nur für ihn ſchicken wolle, und da dies nicht angebe, ſo ſpreche nur der Neid aus ihm; es ſei ja männiglich bekannt, wie wenig ängſtlich gewiſſenhaft die Majeſtät bei andern Gelegenheiten geweſen ſei, um ſich Geld zu verſchaffen. Die beiden Brüder Hohenzollern, die Kurfürſten von Brandenburg und Mainz ſtanden ſchon deshalb in einer ſchiefen Stellung zum Kaiſer, daß ſie in engen ſchier freundſchaftlichen Verkehr mit dem Könige Franz von Frankreich getreten waren. Aber der ſchönen Martha war dieſe ſcharfe Stimmung zwiſchen dem Kaiſer und dem mainzer Kurfürſten nicht gleichgültig. Ein weiteres und nicht minder großes Hinderniß für die Ausführung ihrer hochſtrebenden Plane lag in ihrer ſchweſterlichen Verwandtſchaft mit Eleonoren, da ihr der Groll und die Ungnade, welche der Kaiſer gegen dieſe hegte, nur allzuwol bekannt waren. Es war nun eine ihrem Scharfſinne und ihrer Meiſterſchaft im Ränkeſpiel würdige Aufgabe, alle dieſe Hinderniſſe zu beſiegen, und ſie hatte dazu bereits die verſchiedenſten Fäden angeknüpft und ſchaffte fleißig, ſie miteinander zu verſchlingen und in ein dauerhaftes Netz zu vereinigen, worin ſie ſich die Grafenkrone zu fangen gedachte. Sie wußte ebenſogut, wie ihr fürſtlicher Freund, daß das Gold der Schlüſſel zu allen Schlöſſern iſt, und daß namentlich das Schloß der kaiſerlichen Gunſt und Gnade — und wenn noch feſter verſchloſſen — mit keinem leichter und ſchneller zu öffnen ſei. Aus dieſem Grunde unterhielt und pflegte ſie ihre in der letzten Zeit inniger gewordene Verbindung mit dem Hauſe Fugger in Augsburg, deſſen Einfluß auf den Kaiſer ihr ſattſam bekannt war. Die Fugger aber hatten ſich ihr ſehr genähert, ſobald es bekannt geworden war, daß ſie die erklärte Geliebte Kurfürſt Albrechts und bei ihm viel, ja Alles vermögend ſei; denn es mußte einem Wechslerhauſe daran liegen, mit einem Fürſten in Geſchäftsverbindung zu bleiben, der ſo ungeheure Summen zur Befriedigung ſeiner Lieblingsneigungen brauchte und dem jetzt unerſchöpfliche Hülfsquellen zu Gebot ſtanden. Die Fugger hatten bei dem Ablaßhandel zu viel gewonnen, als daß ihr Streben nicht hätte dahingehen ſollen, auch ferner die Geldgeſchäfte des Kurfürſten zu beſorgen. Albrecht marktete und feilſchte nicht knickerig um Procente, ſobald er einer großen Summe bedurfte, und das Geld verſchwand ihm immer ſchnell, wie ein Zauberſchatz, aus den Händen. Albrecht war alſo für einen ſo umſichtigen und betriebſamen Kaufmann, wie Anton Fugger, ein ſehr wichtiger und in jeder Hinſicht zu berückſichtigender Kunde. Aber auch Raimund Fugger machte große und glänzende Geſchäfte in Kunſtwerken mit Albrecht, und auch in ſeinem Vortheil lag es, ſich die gute Kundſchaft zu erhalten. Aus dieſem Grunde waren ſchon bedeutende Geldgeſchenke aus den Fugger'ſchen Wechſelſtuben in Martha's Kaſſe gewandert, alle unter dem ſchönen und liebreichen Vorwande, daß das Fugger'ſche Haus ſie gleichſam als ſeine Tochter betrachte; aus dieſem Grunde waren auch ſchon einige ehrenvolle Einladungen an ſie ergangen, einmal wieder in Augsburg in dem Hauſe zuzuſprechen, das ſie als ihr elterliches anzuſehen Fug und Recht habe. Martha's Bruder Matthäus hatte eine höhere Stellung erhalten und war vorzüglich mit dem Auftrage betraut worden, die Geſchäfte mit dem Kurfürſten abzuſchließen und zu dieſem Behuf ſchon einigemale in Mainz geweſen. Auch jetzt war er wieder gekommen, um von ſeiner Schweſter Abſchied zu nehmen; denn er war zum Chef der Fugger'ſchen Commandite in Antwerpen ernannt worden, ein Poſten, der an Wichtigkeit ſehr zugenommen hatte, ſeit Karl König von Spanien war und der Handel der Niederlande mit Oſt- und Weſtindien einen immer höhern Aufſchwung nahm. Matthäus Bro kehrte jetzt in ſein Geburtsland zurück und hatte die beſten Empfehlungen Jakob Fugger's an die Erzherzogin Statthalterin Margaretha und an andre hohe und einflußreiche Perſonen. Dem, wie ſie ſelbſt, höher ſtrebenden Bruder vertraute Martha ihre ſtillen Pläne, und er verſprach, ſie dabei auf alle ihm mögliche Weiſe zu unterſtützen.

In den erſten Monaten dieſes Jahrs bot ſich Martha eine anderweitige Gelegenheit dar, ſowol ſich zu bereichern, als auch bei dem Kaiſer mit Glück auf ihre beabſichtigte Standeserhöhung hinzuwirken. Das kühne Auftreten jenes dem aufgeklärten und freiſinnigen Auguſtinermönchsorden angehörigen Doctors der Theologie an der neuen Univerſität in Wittenberg, des geiſtvollen und gelehrten Martin Luther gegen den frechen Ablaßprediger Tetzel und gegen den ganzen Unfug des Ablaßhandels in den letzten Monaten des vergangenen Jahrs fing bald an großes Aufſehen in ganz Deutſchland zu machen. Am ſtärkſten waren dabei die Dominikaner betheiligt, welche ſich denn auch ſofort vereinigten, um der neuen ihnen unbequemen und verhaßten Geiſtesbewegung einen ſtarken Damm entgegen zu ſetzen. Dieſer ſollte in nichts Geringerm beſtehen, als in der Errichtung eines Inquiſitionstribunals für Deutſchland in Köln. Dieſer treffliche Plan war aus dem Kopfe des wüthenden Ketzerrichters Hochſtraaten hervorgegangen; er ſtand an der Spitze ſeiner gleichgeſinnten Ordensbrüder, und er hoffte mit Zuverſicht, daß er Großinquiſitor für Deutſchland werden würde. Aber die Einführung der Inquiſition konnte nur vom Kaiſer bewerkſtelligt werden, und der Erzkanzler des Reichs mußte ſeine Zuſtimmung dazu geben. Die Abneigung des Kaiſers gegen das pfäffiſche Treiben der Dominikaner und ihres Anhangs war jedoch ebenſo bekannt, wie die begeiſterte Vorliebe des mainzer Kurfürſten für das junge Licht der Wiſſenſchaften und deſſen Vertreter. Es war alſo von dem Einen ſo wenig für den neuen Pfaffenplan zu hoffen, wie vom Andern. Aber beide hatten eine und dieſelbe Schwäche, an der ſie nicht unſchwer zu faſſen waren. Beide brauchten ſtets große Geldſummen, und die ewige Geldverlegenheit des Kaiſers war im deutſchen Reiche zum Sprichwort geworden. Der Kaiſer und ſein Erzkanzler nahmen das Geld ebenſo wie der Papſt, wo ſie es bekommen konnten, und waren nichts weniger als wähleriſch in den Quellen. So gut wie jedermann wußte, daß der Papſt die Lehren der Kirche verhöhnte und nur in den Werken der alten Heiden geiſtigen Genuß ſuchte und fand und mit dem Chriſtenglauben und Aberglauben — beide galten ihm ja gleich — nur einträgliche Geldſpeculationen trieb, ſo gut wie männiglich bekannt war, daß am Hofe des deutſchen Medicäers im goldnen Mainz dieſelben Grundſätze galten und praktiſch — wenn auch nicht ſo augenfällig wie in Rom — ausgeübt wurden, daß man auch hier die Mönche und Pfaffen verhöhnte und den dummen Glauben des Volks verlachte, jene aber benutzte, um dieſes zu brandſchatzen, ebenſo war es kein Geheimniß, daß auch der Kaiſer, trotz ſeines Eiferns gegen die brutalen Anmaßungen der geiſtlichen Finſterlinge, doch gar nicht abgeneigt war, zu ihren Beſtrebungen zu ſchweigen, wenn ihm ein Theil ihres Raubes abgetreten werden würde. Die nackte, die höhere Menſchennatur beſchämende Wahrheit war: das Volk in ſeiner tiefen Finſterniß zu erhalten, um es bequemer auszuſaugen und mit dem auf ſo ſchmachvolle Weiſe gewonnenen Gelde ſich ſelbſt Genüſſe zu bereiten, die Mönche und Pfaffen die roheſten und gemeinſten, der Papſt und der Kurfürſt von Mainz die feinſten und höchſten, der Kaiſer die mittlern, die ſeiner Eitelkeit und Eigenliebe. Im Grunde waren alle gleich unſittlich, und die Gelehrten am mainzer Hofe täuſchten ſich eine zeitlang nur gefliſſentlich ſelbſt über ihren Beſchützer, da er ſich ſo offen und liebenswürdig für ſie erklärte und ihren Eifer mit ungezähltem Golde unterſtützte, mit dem Golde, das er als päpſtlicher Ablaßcommiſſair durch ihre wüthendſten Feinde, die fanatiſchen Dominikaner, gewann

Auf dieſe Verhältniſſe bauten die Letztern ihren Plan die Inquiſition in Deutſchland einzuführen, um durch ſie allen ſogenannten Ketzereien ein Ende zu machen. Den Finſterlingen haben zu allen Zeiten die Schätze der Erde mehr zu Gebot geſtanden, als den Lichtfreunden. Auch die Dominikaner in Köln hatten über große Summen zu gebieten, und ſie arbeiteten damit für ihre Zwecke. Sie ſchlugen verſchiedene Wege ein und ließen keinen unverſucht, der ſich ihrer Liſt darbot. Ein ſolcher, welcher auch Martha Bry berührte, war folgender.

Durch die Betheiligung des Fugger'ſchen Hauſes in Augsburg am Ablaßhandel waren die Dominikaner als Ablaßprediger in vielfache Berührung mit dieſer Firma gekommen, und ſie kannten Jakob Fuggers ehrfurchtsvolle Ergebenheit an den Papſt, an die Kirche und ihre Diener, an den Kaiſer und an alle alten ehrwürdigen Satzungen; ſie wußten, daß er allein Heil von der reinen Herſtellung derſelben für die kranke Zeit erwarte. Seine ideale Auffaſſung dieſer Dinge bot ihnen auf der einen Seite erwünſchte Gelegenheit, ihn in ihre Intereſſen zu ziehen, auf der andern war es der Fugger'ſche Kaufmannsgeiſt, die Ausſicht auf Geldgewinn, für den reichen Wechsler immer lockend, auf welchen ſie ſpeculirten. Und durch ſeine freundſchaftliche

Verbindung mit dem Kaiſer war er nun vollends ihr Mann. Sie machten den richtigen Schluß: Jakob Fugger für die Einführung der Inquiſition gewinnen, heiße auch den Kaiſer gewinnen, zumal wenn Fugger durch ſie in den Stand geſetzt werde, dem Kaiſer eine bedeutende Rente aus den Erträgen des Glaubensgerichts zu ſichern. Sobald nun Hochſtraaten durch die Spione, die er am mainzer Hofe unterhielt, gewiſſe Nachricht von dem freundſchaftlichen Verhältniſſe erhalten hatte, welches ſich zwiſchen Martha Bry und dem Hauſe Fugger geſtaltet, ſobald er erfahren, wohin Martha's Wünſche zielten, und wie ſehr der Kurfürſt ihr ergeben war, machte ſich der Plan von ſelbſt, die eitle, geld- und ehrſüchtige Niederländerin für die Zwecke der Dominikaner zu gewinnen, um durch ſie auf Jakob Fugger und weiter auf den Kaiſer einzuwirken. Es war allerdings ein kühner, ja ein frecher Plan, an demſelben Hofe, wo die Waffen des Lichts im Feuer urgeiſtiger Schöpferkraft von den beſten Meiſtern gehärtet und blank geſchliffen wurden, auch die mörderiſchen Schwerter der Finſterniß zu bereiten, die den erwachten Geiſt tödten und das Blut ſeiner Träger trinken ſollten; aber was iſt herrſchſüchtigen fanatiſchen Prieſtern nicht möglich, die kein Mittel ſcheuen, ihre Zwecke zu erreichen! Die äußerſte Vorſicht mußte freilich angewandt werden, um Martha in dem fein geſponnenen Netze zu fangen; denn die Schwierigkeit erhöhete ſich noch durch einen beſondern Umſtand. Es war den Spähern der Dominikaner nicht entgangen, daß Martha, obgleich vom Kurfürſten auf das Zärtlichſte geliebt, dieſe Gefühle keineswegs erwiederte, daß ſie keine Leidenſchaft für ihren hohen Freund hegte. Sie brachten durch fleißiges ſtilles Nachforſchen heraus, daß Martha vielmehr eine ſtarke Leidenſchaft für den ſchlimmſten und gefährlichſten Pfaffenfeind, für Ulrich von Hutten gefaßt. Sie überzeugten ſich bald, daß ſie nicht irrten. Es verhielt ſich wirklich ſo. Martha's ſtarker Geiſt, frei von aller Sentimentalität, kräftig heiter, von Frohſinn, Witz und tollen Einfällen überſprudelnd, konnte in dem weichlichen, überfeinen, üppigen, in raffinirten Genüſſen ſchon faſt überſättigten Weſen des Kurfürſten keine geiſtige Befriedigung finden; ſie verlangte nach natürlicherer derberer Koſt. Und kein Mann war geſchickter, dieſes Verlangen zu befriedigen, als Ulrich von Hutten. Seine geſunde urkräftige Natur, ſein glühender Eifer, ſein kerniger, meiſt kauſtiſcher Witz, ſein überſprudelnder kecker Humor, der alles beim rechten Namen nannte und nichts ihm Widerwärtiges ſcheute, zogen Martha unwiderſtehlich an. Dazu kam Ulrichs körperliche Schönheit, ſein gedrungener Bau, aus welchem ſein Geiſt ſo deutlich ſprach, und endlich der Ruhm und die Vergötterung ſeines Namens, der in aller Mund war. Martha liebte ihn, ehe ſie es ſelbſt wußte. Aber als ſie es wußte, wußten es auch die Dominikaner. Und dennoch hofften ſie das eitle ſchöne junge Weib für ſich zu gewinnen; dennoch! Maßloſe Kühnheit, auf die Schwäche der menſchlichen Natur fußend! Der und ihr lebhaftes Intereſſe an der Erzählung des finſtern Kloſterbruders ausdrückten, und der König ſelbſt ſtatt eines lächelnden, ein vor Schrecken grinſendes Geſicht zeigte.

«Als du nun ſo grauſam gierig an den göttlichen Beinen fraßeſt, ein entmenſchtes Ungeheuer, ſah ich den Herrn des Himmels und der Erde, den Erwürger der alten Schlange Tod, den Erlöſer von Sündenſchuld und Verdammniß, ſich plötzlich mit unwilliger Geberde auf die Füße ſtellen, und dich zu Boden treten. Er, der Allen verzieh, ſtampfte dich in die Erde hinein, daß in einem Augenblick nichts mehr von dir geſehen wurde.»

«Es war aber nur ein Traum, mein Gebieter,» ſagte Walter Tyrrel, der des Königs Entſetzen auf deſſen die Farbe wechſelndem Geſichte wahrnahm.

«Aber es war ein wundervoller, ſeltſamer Traum, Walter. Stille, ſtille, ich bitte dich, ſage kein Wort weiter,» flüſterte der ſonſt ſo trotzige Wilhelm leiſe und kleinmüthig.

«Ich ſah die Stelle der Erde, wo du verſchwunden warſt,» fuhr der fürchterliche Mönch mit unbarmherziger Unbeugſamkeit fort, «plötzlich weit aufreißen und eine ungeheuere Feuerflamme mit einer ſolchen Menge von Dampf daraus her-

Preis war zu reizend und anziehend. Lag die Möglichkeit nicht vor, nicht nur durch Martha's Mitwirkung den Kaiſer zu gewinnen, ſondern auch den Kurfürſten leiſe und allmälig von den Humaniſten abzuziehen und ſogar dem gewaltigen Hutten die ſcharfen Spitzen abzubrechen oder umzubiegen? Ulrich war von ſtarken ſinnlichen Trieben erfüllt, Martha nicht minder. Und ſind nicht zu allen Zeiten die geiſteskräftigſten Männer durch ſchöne ſinnliche Frauen gebunden, geſchwächt, gebrochen worden? Das Ziel, welches Hochſtraaten und ſeinen Genoſſen vorſchwebte, war ein zu lockendes, als daß ſie nicht alle Mittel und Wege hätten einſchlagen ſollen, um es zu erreichen.

Die erſten Verſuche auf Martha durften durchaus von keinem Manne ausgehen, von dem man am mainzer Hofe eine Ahnung haben konnte, er ſei ein Diener oder Werkzeug der Dominikaner. Sie hatten ihre Wahl mit gewohnter Schlauheit trefflich gemacht.

Ein geſchickter kunſtbegabter Bildſchnitzer von Regensburg, Namens Wollfahrt, noch ein junger Mann, von einnehmendem Aeußern und vieler Gewandtheit, ſchon durch eine reiche Lebensſchule gegangen, in welcher er aber nichts gewonnen als die raffinirteſte Selbſtſucht, hatte bereits mehre Aufträge des Kurfürſten zu deſſen Zufriedenheit ausgeführt und ſich zeitweiſe am mainzer Hofe aufgehalten. Wollfahrt hatte in Rom und Venedig behufs der Ausbildung ſeiner Kunſt jahrelang verweilt, dann die vorzüglichſten Städte Süd- und Weſtdeutſchlands beſucht;

aber was er an Kunſtfertigkeit gewonnen, hatte er an Begeiſterung und höherem Seelenſchwung, ohne welche alle Kunſt nur Handwerk iſt, verloren. Er verachtete die Menſchen, die Lichtfreunde, wie die Finſterlinge, ja die erſtern verhöhnte er im Herzen noch mehr als dieſe, da er in Mainz ſah, wie ſie es ſich von den klingenden Früchten, welche die letztern vom Baume der Dummheit und des Aberglaubens gebrochen und in die Vorrathskammern des freiſinnigen Kurfürſten eingeheimſt, wohl ſein ließen. Dieſer Mann war von den Dominikanern für ihre Zwecke erkauft, und er diente ihnen treu, nicht aus Ueberzeugung, ſondern weil ſie ihn gut bezahlten. Wollfahrt war zum Pfingſtfeſt ebenfalls nach Mainz gekommen und machte dem Kurfürſten und ſeiner Geliebten einen geheimen Antrag, welcher der Eitelkeit beider ſchmeichelte und ſehr geeignet war, ungeſtört auf ſeinen verſteckten Zweck hinzuarbeiten.

In Regensburg hatte ein Jahr früher ein den Beſtrebungen der Dominikaner ganz ergebener Prieſter, Doctor Hübmeyer, heftig wider die Juden gepredigt und dabei gegen die humaniſtiſchen Anſichten Reuchlins und ſeiner Freunde in Bezug auf die Juden und ihre Bücher geeifert. Durch die Darſtellung, wie die Judenſchaft nicht allein durch ihren Glauben der chriſtlichen Kirche, ſondern auch und ganz vorzüglich durch ihren unerhörten Wucher der ganzen deutſchen Nation ſchade und eine furchtbare Brandſchatzung nehme, hatte er das Volk aufgeregt, das über die Juden herfiel, ſie theils erſchlug, theils vertrieb und nicht nur ihre Synagoge, ſondern auch viele ihrer Häuſer abbrach. Dieſe Unruhen hatten einen großen Theil des Jahrs 1517 gedauert. Hierauf hatte die Pfaffenpartei, die ſich nicht leicht einen ſich ihr darbietenden Vortheil entgehen ließ, den Beſchluß gefaßt, an die Stelle der Synagoge eine chriſtliche Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria zu erbauen. Der Tempel war ſofort in Bau genommen und noch darin begriffen. Man hoffte bis zur Mitte dieſes Jahres damit fertig zu werden. Aber es lag im Plane, etwas Außerordentliches hinzuſtellen, einen mächtigen Fels, an dem ſich die Wogen der neuen freiſinnigen Ideen brechen und machtlos werden ſollten. Je gewaltiger und verbreiteter dieſe Ideen wurden, deſto größer und umfaſſender traten auch die Anſtrengungen dagegen hervor. Der Kultus der Maria ſollte in Regensburg, einen neuen noch nicht dageweſenen Aufſchwung erhalten und dazu wurden alle Kräfte in Bewegung geſetzt. Die Parteien rüſteten von beiden Seiten, ſo viel ſie konnten. Den neuen Tempel ſollte ein Bildſtock der Maria zieren, ein Meiſterwerk der Kunſt, ſo ſchön und prächtig als nur möglich. Und dieſes Bild anzufertigen hatte Meiſter Wollfahrt den Auftrag erhalten. Es war zum Voraus zu einem wunderthätigen Muttergottesbild beſtimmt, ja ſeine Wunder ſollten von ganz außerordentlicher Art ſein. Wollfahrt kam nun nach Mainz und bat den Kurfürſten und Martha, daß dieſe ihm zu dem Bilde ſitzen möge und er ihr Conterfei als das des ſchönſten Weibes, das er kenne, als Bildſtock der Himmelskönigin ausführe. Der Kurfürſt ſagte lachend zu, Martha weigerte ſich, geſchmeichelt, nicht lange, und ſo ward verabredet, daß die Sitzungen gleich nach den Feſttagen beginnen ſollten. Der erſte Faden des zu webenden feinen Gewebes war angeknüpft: der Bildſchnitzer, in welchem Niemand einen Geheimſendling der Dominikaner vermuthete, hatte nun Gelegenheit, oft mit der eiteln hochſtrebenden Geliebten des Kurfürſten allein zu ſein und vorſichtig ſeine Angeln nach ihr auszuwerfen.

Siebentes Kapitel.

Der Kurfürſt weilte unter ſeinen zahlreichen Gäſten an der reich beſetzten Tafel. Scherz und Witz flogen wie neckende Genien von Mund zu Mund. Schöne Frauen zierten als Roſen den prächtigen lebendigen Kranz. In der Nähe des Kurfürſten ſaßen ſein geiſtreicher im Geruch des Unglaubens ſtehender Miniſter Frowin von Hutten, Ulrich von Hutten, der Neffe deſſelben, Reuchlin, Erasmus, Albrecht Dürer, Grünewald, Lukas Kranach, Willibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Raimund Fugger, Franz von Sickingen.

Der Miniſter ſprach einen Toaſt auf die immer freiere und köſtlichere Entfaltung der jungen Kulturblüthe und ließ die Gäſte als die Geſtirne leben, die den Frühling des Geiſtes in die Welt zu bringen berufen ſeien. Sobald die Becher unter begeiſtertem Zuruf geleert waren, wandte ſich der Kurfürſt an den ihm gegenüber ſitzenden ernſten Lukas Kranach mit den Worten: „Ei Meiſter, Ihr habt mir noch nichts vom Thun und Treiben Eures wackern

Doctor Luther in Wittenberg berichtet, und ich bin begierig, viel von Euch über den kühnen Auguſtiner zu hören, der ſo kecklich gegen den Ablaßprediger Tetzel aufgetreten iſt."

„Ew. kurfürſtlichen Gnaden hat mich noch nicht nach ihm befragt," verſetzte der ſächſiſche Hofmaler trocken, „und von ſelbſt fand ich keinen Beruf, Euch Bericht über ihn abzuſtatten. Eure Gäſte haben ſich dafür ſchon deſto fleißiger nach ihm erkundigt."

„Er hat Aufſehen gemacht in der Welt mit ſeinen Streitſätzen und ſeiner Predigt gegen den Ablaß," fuhr der Kurfürſt fort. „Und am Ende iſt's ihm um weiter nichts zu thun, als eben um Aufſehn zu erregen."

„Man hat Ew. Gnaden eine falſche Anſicht vom Doctor Martin beizubringen verſucht," antwortete Meiſter Lukas. „Erlaubt mir, daß ich ſie berichtige. Luther iſt ein wahrhaft frommer und demüthiger Mann, aber von ehrenwerthem feſten Charakter. Keinem Menſchen auf der Welt iſt es weniger um ſeine Perſon zu thun, als ihm; ihm gilt allein die Sache, die heilige Sache der Wahrheit und des Rechts. Ruhig und beſcheiden, voll tiefer Ehrfurcht vor dem Papſt und den hohen Kirchenfürſten, ſowie vor dem Kaiſer und der weltlichen Obrigkeit, läßt er ſich doch nicht durch Scheingründe von einer Sache abbringen, die er als Wahrheit durch langes Nachdenken und vielfache Prüfung erkannt hat. Ueberzeugt man ihn aber durch wahre Gründe, daß er im Irrthum befangen iſt, ſo gibt er's zur Stelle zu. Auch iſt er nicht wie Andre des guten und bequemen Lebens wegen ein Mönch zu Erfurt geworden, ſondern aus innerm religiöſen Drange, und er hat, wie er mir ſelbſt erzählt, ſchwere Kämpfe mit ſich ſelbſt durchgemacht, ehe er ſich von der Lehre des Ariſtoteles und ſeiner theologiſchen Ausleger losgerungen und die Bibel als das allein gültige Wort Gottes erkannt hat.“

„Ihr Wittenberger ſeid alle von ihm eingenommen und, wie es ſcheint, Euer Kurfürſt ſelbſt. Man hat mir geſagt, der würdige alte Herr ſei nicht ganz unbetheiligt bei Luthers Predigt, namentlich beim Druck derſelben, und er ſei es, der den Doctor veranlaßt habe, ſie mir mit einem langen Briefe zu ſchicken. Ihr wißt, daß ich im Streit bin mit Euerm fürſtlichen Herrn wegen der Hoheitsrechte über Erfurt. Sollte Luther's Handlungsweiſe nicht damit zuſammenhängen?“

„Ich kann einen Eid darauf ablegen, daß Ihr meinem gnädigen Kurfürſten, wie dem Doctor Martin unrecht thut!“ rief Kranach warm. „Der Kurfürſt ſteht mit Luther in gar keiner perſönlichen Verbindung und hat die ſtarke Sprache der Predigt getadelt.“

„Andre meinen wieder,“ fuhr Albrecht fein lächelnd fort, „aus Luther ſpreche nur Brodneid. Im vorigen Jahrhundert waren die Auguſtiner die Prediger und Verkäufer des päpſtlichen Ablaſſes, und weil die Dominikaner ihnen beim Papſt den Rang abgelaufen, deshalb ſeien ſie erbittert, und Luther habe dieſem Groll das öffentliche Wort gegeben."

Kranach lächelte ſpöttiſch. „Ihr ſolltet den Doctor Martin ſelbſt kennen lernen, gnädigſter Herr, um ſchnell von all dieſen Vorurtheilen zurückzukommen. Aus Luther ſpricht nichts als die ſchätzenswerthe Entrüſtung über den greuligen Unfug, welchen Tetzel und ſeine Ordensbrüder mit dem Ablaßhandel treiben. Er iſt der treueſte Sohn der Mutter Kirche, und wenn ihm die erboſten Gegner, namentlich Tetzel, nicht ſo plump und boshaft geantwortet hätten, ſo wäre die Sache jetzt ſchon beigelegt."

„Ihr habt recht, Meiſter!" rief jetzt Ulrich von Hutten, „Hochſtraaten hat durch ſeinen albernen Angriff auf Euern Wittenberger Doctor und durch ſeinen boshaften Antrag beim Papſt, ihn verbrennen zu laſſen, ſeiner faulen Sache mehr geſchadet, wie Luther ſelbſt. Erſt durch Hochſtraaten und durch das unbehülfliche Geſpräch des Dominikaner-Priors Silveſter Prierias in Rom bin ich auf Luther aufmerkſam geworden. Beide beweiſen durch ihre Schmähſchriften nichts weiter, als daß Luther recht hat. Aber er iſt ein Bettelmönch, und von dieſem Menſchenſchlag ſteht nichts Gutes zu hoffen."

„Durch ſeine geharniſchte Antwort auf die Faſeleien des Prierias beweiſt Luther, daß er wol erkannt hat, was er will, und die Sache mit Kraft und Geſchick treibt," ſagte Reuchlin. „Warum ſoll ein Bettelmönch nicht auch vernünftige Gedanken haben?"

„Er iſt bereits ſehr grob geworden, der Doctor Luther," lächelte Erasmus. „Mehr Spott und weniger Heftigkeit hätte ihm größern Nutzen gebracht."

„Mit nichten!" rief Dürer. „Auf einen groben Klotz ein grober Keil. Der Luther iſt eine deutſche Kernnatur, die mir baß gefällt. Wer einen arg verwachſenen Wald lichten will, worin allerlei giftig Gethier hauſt, der kann nicht mit dem feinen Meſſer des Bildſchnitzers aufräumen, er muß die grobe Holzart nehmen. Die Briefe der Dunkelmänner ſind auch keine Filigranarbeit."

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich ringsum.

„Mir gefällt der Luther ſelbſt," nahm der junge fürſtliche Wirth wieder das Wort, „obgleich er ein gelehrter Mönch iſt, und von ſolchen hab' ich nie viel gehalten. Ihr ſollt ſehen, die Sache verläuft auch jetzt wieder, wie ſie ſchon hundertmal verlaufen iſt. Es bleibt bei einem biſſigen Mönchsgezänk. Der Papſt legt ihm Schweigen auf, und damit iſt's abgethan."

„So wollen wir wenigſtens heute des kühnen und kräftigen Mannes Geſundheit trinken," rief der Ritter Franz von Sickingen, „da wir doch hier Alle mit ihm einverſtanden ſind, ſelbſt Seine kurfürſtlichen Gnaden nicht ausgenommen."

„Ein guter Einfall, Herr Ritter!" ertönte Dürer's kräftige Stimme. „Der Doctor Luther hat unſern Beifall; er lebe hoch!" Und Alle ſtimmten in den Ruf ein und leerten die Becher.

Ein Diener meldete dem Kurfürſten den Kämmerer Seiner Hoheit des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich Infanten von Spanien, Vivian de la Chaux. Der Kurfürſt erhob ſich und begab ſich in das Audienzzimmer. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und verkündete ſeinen Gäſten, daß der junge Erzherzog auf ſeiner Reiſe aus den Niederlanden nach Tirol zu ſeinem kaiſerlichen Großvater mit zahlreicher Begleitung niederländiſcher Hofherren, die ihm ſeine Tante, die Erzherzogin Statthalterin, beigegeben, ſoeben in Mainz eingetroffen ſei, und ihrer Verſammlung dadurch ein anſehnlicher Zuwachs entſtehe. Dieſe Nachricht erregte große Theilnahme, vorzüglich die der Frauen. Sie wurden neugierig auf den jungen Erzherzog, von deſſen Ankunft aus Spanien in Brüſſel ſie bereits Kunde erhalten hatten. Der Kurfürſt ſandte ſogleich ſeinen Hofmarſchall und mehre Kämmerer, um den Erzherzog einzuholen, und nach einer halben Stunde ritt er, von ſeinem Gefolge umgeben, in die Hofburg, bewillkommt vom Kurfürſten und deſſen Gäſten, die dieſer ihm durch den Hofmarſchall vorſtellen ließ. Der Erzherzog kündigte ſich als Ueberbringer von Briefen des Markgrafen Johann an ſeinen Bruder an; die Briefe wurden übergeben, und die Unterhaltung hielt ſich in höfiſchen Schranken über die Aufnahme des Königs in Spanien, über den Markgrafen u. dgl. und wurde etwas mühſam in franzöſiſcher Sprache geführt, da der Infant nicht deutſch und der Kurfürſt nicht ſpaniſch verſtand. Ferdinand nahm vorbrechen, daß die Luſt davon verfinſtert wurde, und endlich ſich alles mit undurchdringlicher Nacht bedeckte. Nun legt mir meinen Traum aus, Herr König.»

«Guter Vater,» ſagte Wilhelm zitternd, «ich kann es nicht. Erhelle du meine Unwiſſenheit und Zweifel durch Deutung deſſelben.»

«Der göttliche Herr,» erklärte der Mönch, «war ein Sinnbild der heiligen Gebote der Kirche, und die ruchloſen Angriffe von dir auf ihn, dein gottloſes Beſtreben, ſeinen Leib zu zerſetzen, bedeutet deine tägliche Verletzung ihrer Gebote, die Verachtung, die du ihr wieder zu zeigen eben im Begriff ſtehſt. Das Uebrige, König, magſt du dir ſelbſt auslegen. Nun brich immerhin auf in den Wald und jage die wilden Thiere, wenn du es wagſt.»

Der Mönch heftete ſeine großen, grauen, unheimlichen Augen noch ein Mal auf den König, zog dann ſeinen Mantel enger um ſich herum, machte das Zeichen des Kreuzes an ſeine Stirne, und verſchwand in der verſammelten Menge.

«Tyrrel,» ſagte der König, ſehr in Furcht geſetzt und beſtürzt durch dieſe ſonderbare Dazwiſchenkunſt, aber jetzt aufmerkſam nach ſeinen Jägern und Bogenſchützen hinſehend, die in ihrem Jagd-

Albrecht's Einladung an, ein paar Tage in Mainz zu verweilen, und es wurden ſogleich Anſtalten zu noch glänzendern Feſtlichkeiten getroffen. Die Begleiter des Erzherzogs, beſonders de la Chaux, fanden an der kurfürſtlichen Tafel manchen Bekannten und manche Bekannte aus frühern Tagen, und bald bildeten ſich Gruppen, deren Unterhaltung lebendiger und intereſſanter war, als die der beiden Fürſten.

Am folgenden Morgen ließ de la Chaux Martha Bry um eine kurze Unterredung unter vier Augen bitten; ſeine Mittheilungen würden ihre größte Theilnahme erregen. Sie ließ ihn ſogleich in ihr Cloſet führen.

„Wir ſind Landsleute, Fräulein,“ redete der gewandte Hofmann mit ſeinem freundlichſten Weſen zu der ſchönen Niederländerin, „und ſchon deshalb haben wir größeres Intereſſe aneinander. Ein mir werther Freund, der Junker Marx von Bürenhoven, hat mir in Spanien, wo wir uns am Hofe des Königs Karl trafen, viel von Euerer Liebenswürdigkeit erzählt und mich begierig auf Euere perſönliche Bekanntſchaft gemacht. Auch der Markgraf Johann ſprach mehrmals mit Begeiſterung von Euch und trug mir, bevor ich mit dem Erzherzog abreiſte, noch die herzlichſten Grüße an Euch auf. Aber er übergab mir auch einen Brief an Euch mit der Bitte, Euch denſelben heimlich zuzuſtellen und mit Euch über die Angelegenheit, welche dieſes Schreiben enthält, mündlich mehr zu verhandeln. Ich erſuche Euch alſo, Kenntniß vom Inhalte des Briefes zu nehmen.“

Er überreichte den Brief, welchen Martha erbrach und las. Ihre Züge nahmen dabei den Ausdruck der Verwunderung an; dann fragte ſie den Kämmerer: „Ihr kennt alſo den Inhalt dieſes Schreibens?“

„Des Markgrafs Gnaden hat mich wenigſtens mit dem bekannt gemacht, was den Knaben betrifft, und ich habe darauf bezüglich beſondre Aufträge.“

„Der Markgraf ſchreibt mir: ich würde mich dem Könige zu beſondern Dank verpflichten, wenn ich den gewünſchten Aufſchluß in dieſer dunkeln Sache vermittelte, der König würde mich ſogar dem Kaiſer angelegentlich empfehlen. Aber das Alles iſt mir ſelbſt ein Räthſel. Niemals hab' ich von meiner Schweſter etwas erfahren, weder von ihr ſelbſt noch von Andern, das hierauf ſich bezöge. Ihr ſeht mich verwundert, und ich kann weder Euch, noch dem Markgrafen den gewünſchten Dienſt leiſten.“

„So könnt Ihr wol von Euerer Schweſter ſchnell Aufſchluß erhalten.“

„Ich ſtehe mit meiner Schweſter in keinerlei Verbindung.“

„Ihren Aufenthaltsort werdet Ihr doch wenigſtens kennen? Lebt ſie noch in Augsburg?“

„Ich vermuthe es, doch mit Gewißheit kann ich es nicht behaupten.“

„Und könnt Ihr Euch nicht mit ihr wieder in Verbindung ſetzen?“

„Es wird ſchwer halten. Und wenn auch, ſo wird ſie mir doch ihr Vertrauen nicht ſchenken.“

„Bietet Alles auf; und wenn Ihr über den verſchwundenen ächten Knaben einen ſichern Nachweis beibringen könnt, ſo dürft Ihr des großartigen Dankes des Königs gewiß ſein. Der Kurfürſt hat mir geſtern ſeinen geheimen Wunſch anvertraut, Euch durch den Kaiſer zur Gräfin von Aſchaffenburg erhoben zu ſehen. Ich gehe jetzt zum Kaiſer; er hat ſich mir ſonſt ſchon gnädig erwieſen. Ich würde mit Freuden des Kurfürſten und Euern Wunſch zu dem meinigen machen und bei Seiner Majeſtät betreiben; ich würde den Erzherzog Ferdinand dafür gewinnen, und der Erfolg würde außer allem Zweifel ſein. Aber unerläßliche Bedingung iſt, daß Ihr uns ſichere Nachrichten über den Knaben verſchafft.“

„Ihr ſtellt mir einen ſo ſchönen Lohn in Ausſicht, daß ich Alles, was mir möglich, verſuchen werde, Euerm Wunſche nachzukommen. Und es bieten ſich mir einige Wege dar, eine Verbindung mit meiner Schweſter Eleonore anzuſtreben.“

„Und welches ſind ſie? wenn ich mir dieſe Frage erlauben darf.“

„Der Ritter Ulrich von Hutten, der Freund des Kurfürſten, iſt auch ein Freund meiner Schweſter. Er hat in Augsburg ihre Bekanntſchaft gemacht. Es wird mir nicht ſchwer werden, den Ritter für unſern Plan zu gewinnen. — Dann iſt der Kaufmann Ulrich Fugger ebenfalls meiner Schweſter befreundet, und ich lebte früher im Hauſe ſeiner Mutter. — Doch habt Ihr mir noch nicht mitgetheilt, aus welchem Grunde Ihr den Knaben in Spanien für einen untergeſchobenen und falſchen haltet? Woraus ſchließt Ihr, daß er nicht der ächte und wahre iſt?"

„Der König hatte den jungen Menſchen aus dem Kloſter zu Tordeſillas, wo er unterrichtet wurde, nach Valladolid kommen laſſen, um ihn auf die Hochſchule nach Alcala de Henarez zu ſchicken und hier in den Wiſſenſchaften unterrichten und auf ein hohes geiſtliches Amt vorbereiten zu laſſen. Jedenfalls hatte ihn der König zum Erzbiſchof beſtimmt. Während nun ſeine Abreiſe betrieben wurde, kam der Junker Marx von Bübenhoven, der in Auftrag des Herrn Jakob Fugger nach Spanien gereiſt war, um den dortigen Bergbau in höhern Schwung zu bringen, nach Valladolid und machte dem König die Aufwartung. Hier ſah er den Knaben Philipp und erkannte auf der Stelle den Sohn eines verſtorbenen armen Leinwebers aus Augsburg in ihm, den er ſelbſt auf einen Bauernhof in der Nähe Augsburgs gebracht. Der ſtämmige Burſche war ſehr erfreut, den Junker Bübenhoven wieder zu ſehen. Der Junker machte mich zum Vertrauten, und ich erfuhr, daß eine Vertauſchung der Knaben auf des Kaiſers eignen Befehl ſtattgefunden, welcher damals gefürchtet, ſeine Feinde möchten ſich des ächten Kindes bemächtigen, um irgend einen ihm ſchädlichen Plan damit auszuführen. Der ächte Knabe iſt dem Junker entwiſcht.

Nun haben ſich aber die Dinge ſo geſtaltet, daß an ſeiner Wiedererlangung Alles gelegen iſt. Ich zog deshalb den Markgrafen von Brandenburg ins Vertrauen; dem König aber, der mit Liebe an dem untergeſchobenen Burſchen hängt, und ihn, wie ich ſchon erwähnt, zu einer der höchſten geiſtlichen Würden befördern will, haben wir noch nichts von dem Betruge geſagt, den ſein kaiſerlicher Großvater ſelbſt geſpielt, um einer ihm feindlichen Partei ein willkommenes Werkzeug zu entziehen. Jetzt wird, wie Ihr Euch denken könnt, der Kaiſer gern die Hand bieten, Alles wieder gut zu machen. Darum wollen wir auch dem Könige nicht eher vom ganzen Handel etwas ſagen, als bis wir den Rechten haben.“

„Laßt mich Alles wohl überlegen und dann die nöthigen Schritte mit Beſonnenheit und Vorſicht thun, Herr de la Chaux, und wenn irgend eine Möglichkeit vorhanden iſt, hoffe ich die Sache zum erwünſchten Ziele zu bringen.“

Achtes Kapitel.

Die Reichsſtände verſammelten ſich zu Anfang des Monats Juli in Augsburg zu dem vom Kaiſer ausgeſchriebenen Reichstag. Von allen Seiten große Zuzüge der weltlichen und geiſtlichen Fürſten mit ihrem pomphaften Gefolge, das oft das Ausſehen eines kleinen Heeres hatte; die Abgeordneten der freien Städte; die Geſandtſchaften der Könige von Frankreich, von Spanien, von Ungarn und Böhmen, trafen nach einander ein, dazwiſchen Adlige von allen Rangſtufen und Farben, von der reichen Reichsritterſchaft an bis zu den armen und brutalen Wegelagern herab; Mönche von allen Orden, vornehme und gemeine Kleriker; Künſtler und Gelehrte, Bürger der benachbarten Städte, Kauf- und Handelsleute, vorzüglich aus Welſchland und den Niederlanden; Gaukler, Bänkelſänger, Pfeifer und Poſſenreißer, Magiſter der freien Künſte und fahrende Schüler, Zigeuner, Diebe, Bettler, abgedankte brodloſe Landsknechte, Bauernvolk; vornehme Frauen, Courtiſanen, Lautenſchlägerinnen und Bettelſängerinnen und ſonſtiges lüderliches Weibsvolk, das mit ſeinem Körper ein ſchmachvolles Gewerbe trieb. Die ſteigende Unordnung im Reiche, die vielfachen widrigen Fürſtenhändel, die Macht der neuen Ideen, welche alle Köpfe ergriffen hatte, die ihnen Widerſtrebenden nicht minder, als die ihnen Huldigenden, die gewaltigen Rüſtungen, welche von beiden Parteien zum geiſtigen Kampfe, der bald auch ein leiblicher zu werden drohete, gemacht wurden, die durch die kühnen Worte des wittenberger Auguſtinermönchs noch höher geſteigerte Aufregung, die große Theuerung, durch fortdauernde ſchlechte Ernten erzeugt, und endlich die durch das ganze deutſche Volk gehenden wunderbaren Prophezeihungen bevorſtehender großer Umwälzungen in Kirche und Staat und daß dies des Kaiſers Maximilian letzter Reichstag ſei, bewirkten einen ſo ungeheuern Zuſammenfluß von Menſchen in der alten Reichsſtadt, wie ſie noch keinen erlebt hatte. Durch alle Menſchen ging das Gefühl, bei den Einen dunkler, bei den Andern klarer, bei Vielen bis zur Ueberzeugung geſteigert, daß es ſo wie bisher im Reiche und in der Kirche nicht fortgehen könne; die Welt empfand den Druck der Bande einer böſen Krankheit, die wie ein Alp auf den Geiſtern laſtete; ſie fühlte aber auch den mächtigen Drang nach Geſundheit und wurde ſich des jungen friſchen Triebes der Geneſung bewußt, welcher, von Tag zu Tag ſtärker werdend, die Krankheitsſtoffe aus dem Körper auszuſtoßen ſich anſchickte. Die böſen Geiſter der Krankheit klammerten ſich zu gleicher Zeit immer feſter an. Die ſtille, aber furchtbare Gährung ging durch alle Schichten der Geſellſchaft; am wildeſten arbeitete ſie, wo die Kräfte am roheſten waren, in der unterſten Schicht; aber gerade hier wußte Niemand klar, wie eigentlich zu helfen und zu beſſern ſei; man hatte nur das Gefühl, daß der Druck unerträglich ſei und daß man ihn abwerfen müſſe. Wie nun in dem grauſam geknechteten Landvolk die ſtille Empörung der Gedanken vorzüglich auf das unnatürliche weltliche Regiment gegen Fürſten und Adel gerichtet war, während es meiſt noch tief in den Banden des Aberglaubens verſtrickt lag, den Papſt in Rom gleich Gott verehrte und ſich von der liſtigen Pfaffheit leiten ließ, ſo war in den obern Schichten die Richtung gegen den Papſt und die verderbte Kirche vorherrſchend. Dort war das leibliche Element maßgebend, hier das geiſtige, ganz den verſchiedenen Bildungsgraden angemeſſen. Hätte Kaiſer Maximilian Einſicht, Kraft und Muth gehabt, ſich an die Spitze der geiſtigen Bewegung zu ſtellen und der von Rom ausgehenden frech geſchminkten Lüge entſchieden entgegen zu treten, Deutſchland würde das alte unwürdige Joch abgeſchüttet und, von einem hohen gemeinſamen Intereſſe erfaßt, zu einer unbeſiegbaren moraliſchen Stärke zuſammengewachſen ſein. Hätte es dieſes perſönlich ſo liebenswürdige Reichsoberhaupt auch noch über ſich vermocht, ſich des gemißhandelten Volks anzunehmen, es von den Feſſeln zu befreien, die ihm Fürſten, Adel und Pfaffen geſchmiedet hatten, und es der Ausbildung entgegen zu führen, zu welcher ſeine hohen und ſchönen natürlichen Anlagen berechtigten, hätte der Kaiſer auf dieſe Weiſe das geiſtige und leibliche Intereſſe Deutſchlands, die Bedürfniſſe des ganzen deutſchen Volks gefördert und zur Befriedigung gebracht, es wäre ein einiges großes herrliches Deutſchland erſtanden, der mächtigſte Staat Europas, die entſcheidende Macht im Kampf der Weltgeſchicke, und er ſelbſt, dieſer menſchenfreundliche herzengewinnende Kaiſer, ſtrahlte als einer der größten Wohlthäter der Menſchheit in der Weltgeſchichte, er wäre der Gefeiertſte von allen, welche je die deutſche Königskrone getragen haben, und Kunſt und Poeſie hätten ihn für alle Zeiten verherrlicht. Und wenn er auch die Wünſche und Beſtrebungen der Bauern, die ſich mit ſo großem Vertrauen und mit ſo rührender Bitte an ihn wandten, für zu gering geachtet hätte, die gerechte Nachwelt würde es ihm verziehen haben, wenn er nur jetzt noch den Aufſchwung der Geiſter gegen die verhöhnende Knechtung des Papſtes begünſtigt und ihm den geſetzlichen Ausdruck verliehen, wenn er ſich jetzt nur noch allen Ernſtes erinnert hätte, daß er das Oberhaupt des den geiſtigen römiſchen Despotismus verſchmähenden deutſchen Volkes ſei, es wäre noch Alles gut geworden. Aber der unſelige Mann, an den die Zeit ſo gewaltige Anforderungen ſtellte, hatte auch jetzt nichts weiter im Sinne als die Vergrößerung ſeines Hauſes. Die Selbſtſucht, die Triebfeder aller ſeiner Handlungen von ſeiner Verbindung mit der burgundiſchen Maria an, verließ ihn auch jetzt nicht, wo die Mahnungen des Zeitgeiſtes immer ernſter und dringender an ihn gelangten. Der Reichstag in Augsburg hätte der entſcheidende Moment werden müſſen, wo Maximilian ſich für die geiſtige Bewegung Deutſchlands gegen den kirchlichen Despotismus Roms erklärte, ſtatt deſſen vereinigte er ſich mit dem Papſte, um dadurch einem ſeiner Enkelſöhne die Nachfolge auf dem deutſchen Throne zu ſichern. Der leitende Gedanke ſeines Lebens verließ ihn auch jetzt im wichtigſten Augenblick nicht, wo alle perſönlichen Intereſſen hätten ſchweigen und die große Sache Deutſchlands ihn allein hätte erfüllen ſollen. Die Größe, die Macht, der Glanz des öſtreichiſchen Hauſes ging ihm weit über die moraliſche Größe, die geiſtige Macht und den Glanz der Freiheit Deutſchlands, und er bedachte nicht, daß Oeſtreich durch ein großes Deutſchland auch erſt wahrhaft groß geworden wäre. Während die erregten und entflammten Geiſter, mit großen und kühnen Gedanken der Freiheit vom Glaubensjoch ſchwanger, nach Augsburg pilgerten und hier endlich die Löſung des immer verworrener gewordenen Knäuels der alle Gemüther beſchäftigenden Angelegenheiten erwarteten, kam er nur mit den alten romantiſchen Plänen der Wiedereroberung Conſtantinopels und Jeruſalems und der Krönung des Königs von Spanien zum deutſchen Könige; ja er ging ſo weit, gegen ſeine Umgebung zu behaupten, Alles, was er in ſeinem Leben erſtrebt, ſei fruchtlos und zerfalle zu nichts, wenn er nicht jetzt das Eine noch erlange, daß ſein Enkel ſchmuck ihn umdrängten, und auf ſein lebhaftes Roß, das noch ungeduldiger als zuvor, ihm wiehernd Vorwürfe wegen des Aufenthaltes zu machen ſchien. «Walter Tyrrel, was ſagſt du dazu?»

«Träume, mein Gebieter, ſind die Stimme Gottes,» verſetzte der Leibſchütz, «und weiſe Männer wagen nicht die Wahrheit oder Richtigkeit dieſes allgemeinen Ausſpruchs, zu ihrem eignen Schaden und Nachtheil, zu erforſchen.»

«Entlaß das Gefolge, Tyrrel,» ſagte der König kleinlaut und ſeufzend. «Sattle den Schecken ab; wir wollen von dieſer Sache beim Eſſen reden. Bis dahin, leb' wohl!»

Er warf ſich unwillig vom Pferde, und eh' ſich's das erſtaunte Volk verſah, war er hinter den Thoren des königlichen Pallaſtes verſchwunden.

V.

Der König ſaß wieder, wie Tags vorher, umgeben von ſeinen Höflingen, an der Tafel im Speiſeſaale ſeines Schloſſes. Wilhelm's wilde Seele war noch immer niedergedrückt, ſowohl durch den Verluſt der Freude des Tages, als auch durch die

Karl zum deutſchen König erwählt werde. Anfangs war er für Ferdinand geſtimmt, ihm wünſchte er die deutſche Krone zuzuwenden; aber die Männer, mit denen er ſich darüber berieth, ſtellten ihm vor, daß Deutſchland eines mächtigen Herrn bedürfe, und daß es der Macht Oeſtreichs erſprießlicher ſein würde, wenn alle Kronen das eine Haupt ſchmückten. Aus dem Grunde der Machtvereinigung habe auch der König Ferdinand der Katholiſche den ihm unbekannten Karl dem von ihm ſo ſehr geliebten Ferdinand vorgezogen. Und als nun der kleine ſpaniſche Ferdinand ſelbſt nach Inspruck kam, fand der Kaiſer ſo wenig Wohlgefallen an der Perſönlichkeit deſſelben, daß er von nun an nur für Karl zu wirken beſchloß.

Maximilian kam mit dem Erzherzog Ferdinand und großem prächtigen Gefolge nach Augsburg. Er liebte es auf den Reichstagen mit Pomp in ſeiner Umgebung aufzutreten, während er ſelbſt für gewöhnlich edle Einfachheit liebte. Um diesmal dieſer Leidenſchaft zu genügen, hatte er in Inspruck Schulden machen müſſen; denn der Rentmeiſter hatte ihm zum großen Verdruß gemeldet, daß der kaiſerliche Seckel wieder leer ſei. Niemals lernte Maximilian wirthſchaften, und ſchwerlich iſt ein gekröntes Haupt mehr von ſeinen Leuten betrogen worden als der gutmüthige, ſtets verzeihende, keinen Diebſtahl ſtreng ahnende ritterliche Max. Jetzt meinte er lachend, wenn ſie nur erſt glücklich Augsburg erreicht hätten; dort werde der wackre Jakob Fugger ſchon helfen.

Als er in Augsburg mit großem Gepränge einzog, fiel Allen ſeine zuſammengebrochene Geſtalt auf. Er war doch noch kein Greis, erſt neunundfunfzig Jahre alt und ſtets der geſundeſte und ſtärkſte Mann des ganzen Reichs geweſen, abgehärtet, ein robuſter Krieger und Jäger; aber er war der Max von ſonſt nicht mehr. Das einſt volle Haar flog dürftig um ſeine Schläfe, ſeine Züge waren verfallen, ein wehmüthiges Lächeln zitterte über ſie, wie die ſcheidende Herbſtſonne über eine entlaubte Landſchaft. Auch wurde ihm der geheimnißvolle Schrein wieder nachgefahren, in welchem das Volk koſtbare Schätze vermuthete, von denen ſich der Kaiſer nicht trennen könne. Daß es ſein Sarg ſei, wollte Niemand glauben. Er kam nicht in heitrer Stimmung in die ihm ſo liebe Stadt, und der glänzende geräuſchvolle Empfang der Stände, des Magiſtrats und des Volks gab ihm die alte glückliche Laune nicht zurück. Von dem ganzen zahlreichen Geleit, das ihn bis zur Pfalz gebracht hatte, ließ er nur einen Mann zu ſich bitten in aller Stille — Jakob Fugger. In das Cloſet beſchieden, ſah der Leinweber den Kaiſer mit den Mienen trüber Reſignation am Fenſter ſtehen und, wie es ſchien, in tiefe Gedanken verſunken. Ein heller Schein flog über ſeine Züge, als er den alten Freund vor ſich ſah; er reichte ihm die Hand. Fugger blickte bekümmert in das Angeſicht des geliebten Fürſten; es war ihm, als ſähe er es feucht in Maximilians Augen ſchimmern.

„Jakob,“ ſagte der Kaiſer wehmüthig weich, „heute ſeh' und fühl' ich zum erſtenmal, daß wir alt geworden ſind.“

„Ach, mein gnädigſter Herr, wir haben noch eine Strecke zum Alter, und Ew. Majeſtät eine längere noch als ich.“

„Du irrſt, Meiſter Jakob. Ich bin Dir plötzlich vorausgeeilt, und weit voraus, weit, ſodaß ich faſt am Ziele ſtehe. Der Kummer und die Sorge haben mich ſo vorwärts gepeitſcht. Du wirſt auch von der Prophezeihung gehört haben, die durch das ganze Volk geht: Augsburg beherberge den Kaiſer Max zum letztenmal. Die Sonnenfinſterniß am 7. Juli ſoll meinen Tod bedeuten.“

„Bah! Altweibergeſchwätz! Welcher Menſch kennt Gottes Rathſchluß. Ich habe derlei Weiſſagungen immer als thörichten Menſchenwitz verlacht.“

„Nicht ich, Jakob. Es hat Gott nicht nur gefallen, die Menſchen durch Zeichen und Wunder zu warnen, er hat auch manchen Menſchengeiſtern vergönnt, einen Blick in die Zukunft zu thun und dieſen Auserwählten in bedeutungsvollen Bildern zu zeigen, was er beſchloſſen hat. Ich habe davon in meinem Leben vielfache Beweiſe. Du weißt, wie oft ich zu Land und zu Waſſer, zu Berg und zu Thal, im Kriege und auf der Jagd in Lebensgefahr war, und wie ich meiſt nur auf wunderbare Art gerettet wurde. Sieh und faſt jedesmal wurde ich vorher auch auf wunderbare Art gewarnt vor der Gefahr. So weiß ich denn auch, daß die Prophezeihung von meinem nahen Ende kein müßiges Geträtſche iſt. Ich fühle es im innerſten Lebensmark, ich ahne es in der Seele, daß der Prophet, der ſie zuerſt ausgeſprochen, Recht hat: ich bin zum leztenmal in Augsburg! — Laß es gut ſein, Jakob; ich bin auf mein Abſcheiden vorbereitet. Seit vier Jahren begleitet mich mein Sarg auf jeder Fahrt, es iſt ein ſchlichter Schrein, angemeſſen dem ſchlichten tyroler Gemſenſchützen, der darin ausruhen ſoll von viel Mühe und Plage, von viel Angſt und Noth, die auf ihn eingeſtürmt von Jugend an bis zu ſeiner lezten Stunde.“ — Er hielt inne, ſeine Stimme war weich und zitternd geworden, ſein ſchönes mildes Auge hatte ſich mit Thränen gefüllt. Fugger ergriff ſtumm die Hand des Kaiſers; Blick und Geberden des edeln Leinwebers ſagten mehr als alle Worte.

„Ich hab' es ſtets gut und ehrlich gemeint mit jedem Menſchen und mit dem ganzen Reiche,“ fuhr der Kaiſer fort, „aber die meiſten Stände haben's nicht erkennen wollen, die Fürſten insbeſondre gar nicht, und ſie haben mir heimlich die Wege verlegt, die ich offen ging. Faſt alle meine guten Anſchläge haben ſie verhindert. Soll ich über die Franzoſen und Venetianer klagen, da mir's die Deutſchen viel ſchlimmer gemacht? Was iſt die Frucht von fünfundzwanzig Jahren, die ich dem Reiche vorgeſtanden? Daß Gott ſich erbarme! Ein armſelig verkrüppeltes eſſigſaures Früchtlein —“

„O! Ew. Majeſtät ſchlägt die Frucht Eurer Thaten zu gering an!“ rief Fugger eifrig. „Auch ſteht ja Alles erſt in Blüthe, die dereinſt die ſchönſten Früchte verſpricht. Die Erwerbung der Niederlande und Spaniens werden dem deutſchen Reiche Früchte tragen, wie es noch keine geſehen hat. Darum muß aber auch das Regiment des Reichs bei dem Hauſe Oeſtreich bleiben; denn nur dadurch kann es ſich einſt dieſer in Hoffnung ſtehenden Früchte erfreuen.“

„Und das gerade machen ſie mir zum Vorwurf,“ ſagte Maximilian bitter lächelnd, „ich ſoll das Reich zum Beſten meines Hauſes verwahrloſt haben. Die Narren! Ich habe Oeſtreich groß gemacht, um durch ein großes Oeſtreich das Reich groß zu machen. Und nur Karl von Spanien wird als Kaiſer dem Reiche nützen können. Je größer die Macht ſeines Hauſes, deſto größer die Kraft des deutſchen Kaiſers. Freilich paßt das nicht in den Kram der Fürſten. Einen armen Strohmann wollen ſie zum Kaiſer, der bei ihrem Mitleid, bei ihrer Gnade um das tägliche Brod betteln gehen ſoll. Und in daſſelbe Horn bläſt der Papſt und die übermüthige gefürſtete Pfaffheit. Klein und ohnmächtig ſoll der Kaiſer ſein, damit die Römlinge in Deutſchland nach Belieben ſchalten und walten können. Deshalb iſt das kecke Mönchlein in Wittenberg gar kein unrechter Mann, den wir wol zur gelegenen Zeit brauchen können gegen die Eingriffe Roms in unſer Regiment.“

„Ihr werdet doch dem Doctor Luther nicht Recht geben wollen?“ rief Fugger ſchmerzlich erſtaunt. „Das ſcheint mir ein frecher Patron, der keine Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligſten hat und am Ende doch weiter nichts will, als ſelbſt Päpſtlein ſpielen.“

„Nicht annehmen will und kann ich mich ſeiner. Ich brauche den Papſt und darf es nicht mit ihm verderben. Der Papſt predigt den Türkenkrieg und verſpricht den Zehnten der geiſtlichen Güter dazu zu verwenden. Wenn er nur Wort halten wollte. Du weißt die Vertreibung des Türken iſt der höchſte Wunſch meines Lebens geweſen. So lang der Türk in Conſtantinopel ſitzt und uns niederwerfen kann, wenn es ihm beliebt, wird das deutſche Reich nicht zu der Macht und dem Anſehen gelangen, die ihm gebühren. Der Türk muß von uns niedergeworfen und vertrieben werden; Chriſtus muß angebetet ſein auf der ganzen Erde, und wie der Papſt in Rom, ſo muß der Kaiſer in Conſtantinopel herrſchen. Der Türkenkrieg muß unternommen werden. Ihn hab' ich im Ausſchreiben zu dieſem Reichstag als die Hauptaufgabe deſſelben geſtellt. Dazu müſſen Kaiſer und Papſt einig ſein. Verſteh' mich alſo recht: der wittenberger Mönch iſt nur dazu zu brauchen, um dem Papſt zur rechten Zeit einen Dämpfer aufzuſetzen, wenn er nicht Wort halten ſollte in Bezug auf die geſammelten Gelder zum Türkenkrieg, wenn er überhaupt mir über die Hörner wachſen zu wollen ſich anſchicken ſollte. Weiter geht mich der Wittenberger nichts an. Der Kurfürſt von Sachſen mag ihn warm halten. Und um den Türken zu vernichten, wenn mich der Tod bald hinwegrafft, muß mein Enkel Karl Kaiſer ſein; er muß von den Kurfürſten jetzt auf dem Reichstage zum deutſchen Könige erwählt und gekrönt werden. Das iſt die zweite Hauptaufgabe dieſes Reichstags, welche aber mit der erſten innig verbunden und gleichſam eins iſt. Aber um die deutſche Krone auf Karl's von Spanien Haupt zu bringen, bedarf ich wiederum der Hülfe des Papſtes. Schon iſt hie und da von den widerſpänſtigen Ständen das Bedenken laut geworden: ich ſelbſt ſei ja nur deutſcher König, habe mir zwar den Titel als Kaiſer zugelegt, ſei als ſolcher aber nicht vom Papſt gekrönt. Dagegen kann ich nichts einwenden. Alſo will und muß ich mich noch krönen laſſen, um das Werk, welches die Aufgabe meines Lebens iſt, noch vor dem Schluſſe deſſelben, ſo viel an mir iſt, zu fördern, da ich es doch nicht vollenden kann."

„So will Ew. Majeſtät nach Rom ziehen?"

„Wenn es ſein muß: ja! Doch will ich verſuchen, ob mir der Papſt nicht den halben Weg entgegen kommt, oder ob er mir nicht einen Cardinal ſchickt, der die Krönung in ſeinem Namen vollziehe. Ich muß für Karl noch Alles thun, was ich vermag, und was ich für ihn und mein Haus thue, das thue ich für das Reich, für Deutſchland."

„Ew. Majeſtät iſt der beſte Vater, der edelſte Menſch!"

rief Fugger mit ſchöner wahrer Begeiſterung. „Und das ärgert mich am meiſten, daß ſie das nicht anerkennen wollen!“ — „Laß ſie, die Herzloſen! Sie wollen einen Kaiſer, dem die Liebe für die Seinigen, das ſchönſte Gefühl, die reinſte Tugend fremd iſt. Aber ich werde mir wahrlich nicht von ihnen wehren laſſen, meine Enkelkinder zu lieben und Glanz und Macht des Hauſes Oeſtreich nach Kräften zu mehren. Karl ſteht in Unterhandlung mit dem Könige von Frankreich, wegen ſeiner ehelichen Verbindung mit der Tochter deſſelben Louiſe; die Vermählung mit der Prinzeſſin Renate, der Tochter des verſtorbenen Königs Ludwig XII. iſt aufgegeben; durch Louiſe binden wir den heißköpfigen König Franz feſter an das öſtreichiſche Intereſſe. Er kann uns dann nicht mehr deutſche Reichsfürſten abſpänſtig machen, wie neuerlich noch den pfälzer Kurfürſten und die Brandenburger, die ich mit Mühe wieder gewonnen habe. Karl hat ihm den Güldnen-Vließorden geſchickt und den Orden des heiligen Michael von ihm erhalten. Ich denke, wir ſind auf dem beſten Wege, endlich Oeſtreich und Frankreich dauernd zu verſöhnen. — Ferdinand ſoll bald der Gemahl der kleinen ungariſchen Anna werden und wird ſich dadurch, falls der zarte ſchwächliche König von Ungarn und Böhmen frühzeitig mit Tod abgehen ſollte, den Weg zu dieſen beiden Kronen bahnen; von mir erhält er die öſtreichiſchen Erblande. Die Erzherzogin Eleonore wird in dieſen Tagen die dritte Gemahlin des Königs Emanuel von Portugal, und mit der kleinen Erzherzogin Katharina in Spanien, die ich noch nicht kenne, denke ich den harten und ſtolzen Kopf des alten Kurfürſten von Sachſen und ſeinen Bruder den Herzog Johann zu gewinnen. Ich ſtehe in Unterhandlung mit ihnen wegen einer Vermählung des jungen Kurprinzen von Sachſen Johann Friedrichs, Johanns Sohn, mit Katharina und gedenke ſie auf dieſem Reichstage zum Schluß zu bringen. Dieſe Sachſen muß ich durchaus an das öſtreichiſche Intereſſe feſſeln, damit mir ihre Kurſtimme für Karl nicht entgeht. Dann ſind meine Kinder alle verſorgt und wahrlich nicht zum Schaden Oeſtreichs. Meine Tochter die Erzherzogin Statthalterin in den Niederlanden kann ich leider nicht vermögen durch eine nochmalige Vermählung den Glanz unſres Hauſes zu vermehren, obgleich Lebensalter und Schönheit ſie dazu befähigen, ja berechtigen.“

„Ihr habt genug des Glanzes auf Euer Haus gehäuft, mein Kaiſer, und Euere Nachkommen werden Euch ſegnen nach Jahrhunderten.“

„Noch etwas drückt mich, Jakob. — Das Schickſal des Knaben, das ich Dir anvertraute. Ich fühle mich nicht frei von Schuld hinſichtlich ſeiner; ja, alter Freund, ich fürchte, wir haben zuſammen eine Sünde begangen. Haſt Du noch keine Spur von ihm entdecken können?“

„Nicht die mindeſte!“ verſetzte Fugger kleinlaut. Auch ihm ſchlug das Gewiſſen.

„Meine Ahnung hat mich damals nicht betrogen, als ich Dich bat, das Kind zu ſichern. Den untergeſchobenen Buben haben ſie nach Spanien zu der wirrſinnigen Königin geführt, und Karl hat jetzt mit ihm vor, ihm ein Erzbisthum zu geben. —“

„Ich weiß, ich weiß!“ nickte Fugger verlegen. „Mein Sohn Marx von Bübenhoven hat es mir in dem Briefe geſchrieben, den mir der Kämmerer des Erzherzogs Ferdinand mit aus Spanien gebracht.“

„Derſelbe Kämmerer Vivian de la Chaux hat mir die ſaubre Geſchichte enthüllt.“

„Wir müſſen das tiefſte Geheimniß darüber zu erhalten ſuchen, ſonſt gibt es ein Geſpötte in Augsburg und weiter. Der Bub iſt ja meines Knechts Veit Pathe und das Kind eines meiner ärmſten Weber in der Fuggerei.“

„Daß uns aber auch der rechte Knabe durch die Lappen ging!“ ſeufzte der Kaiſer. „Mir war immer als drohe von dieſer Seite mir und meinem Hauſe ein Unglück, wie ja ſchon ein grenzenloſes daher gekommen. Wer weiß, wer weiß, was noch geſchieht!“ — „Gott und die Heiligen wollen es gnädig verhüten!“ ſprach Fugger feierlich und faltete die Hände. Auch ſeiner hatte ſich ein banges, peinliches Gefühl bemächtigt, und mit dieſem verabſchiedete er ſich von dem geliebten Herrn.

„Geh heim,“ ſagte dieſer, „und ſchicke mir bald ein paar tauſend Goldgülden. Ich bin wieder einmal mit

Erinnerung an des Barfüßers und ſeinen eignen Traum, die er nicht los werden konnte. Der Abt von Weſtminſter und die übrigen Geiſtlichen an der Tafel ſahen mit innrer Freude die Veränderung, welche mit dem Könige vorgefallen war, doch hüteten ſie ſich wohl, dieſe Freude laut werden zu laſſen, und verſuchten durch ein gleichgültiges Geſpräch das verdrießliche Schweigen zu unterbrechen, welches an der Tafel herrſchte. Aber wenn ſie es auch nicht mit Worten ſagten, ſo verriethen doch ihre triumphirenden Blicke, die ſie nicht zu zähmen vermochten, dem unwilligen Könige genugſam, daß die geiſtlichen Herren in ihrem ſtolzen Uebermuthe das Unterlaſſen der Jagd am heutigen Tage dem gewaltigen Einfluſſe ihrer Warnungen auf ſeine Seele zuſchrieben, und dies verdroß ihn gewaltig und ſtimmte ihn noch bärbeißiger. Die Ritter und Edlen umher wurden von des Königs übler Laune ergriffen, und das Mahl ging in allgemeiner Niedergeſchlagenheit, Verdrießlichkeit und ſelten unterbrochnem Schweigen vorüber. Man wartete eben nur noch auf des Königs Wink, um ſich zu erheben und zu entfernen, als Hick, der Leibdiener eilig hereintrat und dem König etwas zuflüſterte.

leeren Taſchen nach Augsburg gekommen und muß bei Dir borgen, wie ſchon öfter.“

„Ihr ſollt ſogleich fünftauſend Gulden haben. Oder wollt Ihr mehr?“

„Es iſt genug vorläufig,“ verſetzte Maximilian durch die Ausſicht auf baares Geld wieder heiter geſtimmt, und Jakob Fugger verließ die Pfalz.

Neuntes Kapitel.

Der päpſtliche Nuntius kam nach einigen Tagen in Augsburg an, um die Intereſſen des heiligen Vaters auf dem Reichstage zu vertreten und dem Kaiſer eine Hülfe zu ſein in ſeinen ſchwierigen Verhandlungen mit den Fürſten. Und wahrlich dieſe droheten ſehr ſchwierig zu werden. Die Stände kamen faſt alle mit der Ueberzeugung nach Augsburg, daß die Dinge im Reiche nicht mehr ſo fort gehen könnten, wie zeither. Das Reichskammergericht hatte ſchon wieder ſeine Wirkſamkeit verloren; kein Kurfürſt wollte ſich ihm unterwerfen. Die Unordnung nahm überall auf eine erſchreckende Weiſe überhand. Die fauſtrechtliche Fehde war faſt in allen Provinzen Deutſchlands wieder im Schwange; der Schwächere unterlag der brutalen Gewalt des Stärkern, aller Hülferuf an Kaiſer und Reich verhallte vergebens. Wer ſich nicht ſelbſt helfen konnte, war verloren. Fürſten und Adel, Fürſten und Städte lagen in blutigem Hader miteinander, und dieſe böſen

Dinge hatten den Anſchein, als ſollten ſie immer ſchlimmer werden.

Der Ablaßkram hatte alle Gemüther empört, und das kräftige Auftreten des Lehrers an der wittenberger Univerſität ein allgemeines Beifallsjauchzen erzeugt. Aber auch die Kleriſei war gegen den Papſt eingenommen. Von dem Lateranconcilium im Anfang des vorigen Jahres hatte er das Zugeſtändniß des Zehnten von allen Kirchengütern in der ganzen Chriſtenheit zu erlangen gewußt unter dem Vorwand einer Steuer zum baldigen Türkenkrieg, in Wahrheit aber, um ſeine von maßloſer Verſchwendung geleerten Kaſſen wieder zu füllen zu neuer Verſchwendung. Alles war gegen den Papſt, und plötzlich ſah man den Kaiſer nach langer Trennung mit dem Papſte vereinigt. Das machte einen üblen Eindruck. Die Perſönlichkeit des päpſtlichen Legaten vermehrte ihn. Dieſer war der Kardinal Thomas de Vio, genannt Cajetano, Dominikaner und eifriger Vertheidiger der päpſtlichen Vorrechte, ein eitler prunkſüchtiger Menſch, der in Augsburg mit dem Pompe eines Königs auftrat und auf eine Huldigung Anſprüche erhob, die den Spott herausforderten. Und es fehlte nicht an Spöttern in Augsburg; es war ihrer eine hübſche Zahl aus dem Reiche zuſammengekommen, und auch der kräftigſte fehlte nicht, Ulrich von Hutten. Er war im Gefolge des Kurfürſten von Mainz gereiſt und begrüßte mit treuherziger Innigkeit die alten Freunde. Ueberall wurde er mit Jubel aufgenommen; die Herzen und die

Thüren thaten ſich ihm gleich weit auf. Man freute ſich über ſein geſundes Ausſehen, und in der That war er durch das von Jakob Fugger beſorgte und von dem kurmainziſchen Leibarzt Stromer, ſeinem Freund und Verehrer, ihm verordnete und präparirte Medikament, den Trank von Guiak (Franzoſenholz) von ſeinem langjährigen böſen Uebel geheilt. Aller Augen waren in Augsburg wieder auf ihn gerichtet; alle Fremde drängten ſich heran, ihn kennen zu lernen; er galt den Meiſten für eine wichtigere Perſon als der prunkhafte Cajetan, als irgend ein Fürſt, als der Kaiſer ſelbſt. Das machte die überwältigende Kraft der Wahrheit, die aus ſeiner Feder gefloſſen war. Zwar hatte er in Mainz nicht viel ſchaffen können; ſeine Reiſe nach Paris und das geräuſchvolle Hofleben waren ſeiner Muſe nicht zuträglich geweſen. Auch jetzt war er kaum von einer Reiſe nach Magdeburg und Halle im Gefolge des Kurfürſten zurückgekehrt. Aber zu Ende des vorigen Jahrs hatte er noch auf ſeiner väterlichen Burg, dem Steckelberg, eh er nach Mainz übergeſiedelt war, ein altes Buch neu herausgegeben, das durch ſeinen Inhalt, noch mehr aber durch Huttens Dedikation deſſelben an den Papſt Leo abermals das größte Aufſehen machte und die Aufregung der Gemüther um ein Bedeutendes ſteigerte. Dies war eine Schrift eines edeln Römers aus dem vorigen Jahrhundert, Laurentius Valla, worin bewieſen war,* daß die Behauptung der Päpſte, der erſte chriſtliche Kaiſer, Konſtantin der Große, habe der Kirche unter dem Namen eines väterlichen Erbtheils des Apoſtels Petrus diejenigen Länder in Italien geſchenkt, welche nachher den Kirchenſtaat ausmachten, eine erlogene ſei. Dieſes Buch war natürlich vom Papſt verdammt und möglichſt unterdrückt worden. Aber ein Exemplar kam in Ulrich's Hände, und er beeilte ſich, das Werkchen neu drucken zu laſſen. Seiner Kühnheit ſetzte er dadurch die Krone auf, daß er dem Werkchen eine Dedikationsepiſtel an den Papſt Leo vordrucken ließ, die das Stärkſte enthielt, was bis jetzt über die Sünden der Päpſte öffentlich bekannt gemacht worden war. Ein ſolches Unterfangen hatte alle Welt in ſtarres Erſtaunen verſetzt; denn er nannte die Päpſte in dieſer Epiſtel „Diebe, Mörder, Straßenräuber und Tyrannen, von deren Verbrechen man gar nicht genug ſagen könne, Feinde der ganzen Menſchheit, Feinde der geſammten Chriſtenheit, Menſchen, die die Schätze aller Länder an ſich geriſſen und ihnen dafür das härteſte Joch aufgebürdet, Könige vom Throne geſtoßen, die Unterthanen ihres Eigenthums beraubt, ſich Nachfolger Chriſti genannt und doch von allem, was Chriſtus zu thun befohlen habe, nichts gethan hätten." In Bezug auf den Ablaßhandel hatte er, noch nichts wiſſend von Luther's Schritt, zum Papſt geſagt: „Deine Vorfahren waren es, die in den Sünden andrer Menſchen und ſelbſt in den Strafen der Sünden noch nach dem Tode eine Gelegenheit fanden, Beute zu machen." In dieſem ſchonungsloſen derben Tone war die ganze

Epiſtel geſchrieben; die Päpſte wurden der Simonie angeklagt: ſie hätten die erſten geiſtlichen Würden um hohe Summen feil geboten und ſich nicht begnügt etwa jährlich eine Steuer auszuſchreiben, ſondern ihre Boten, ſo oft es ihnen beliebt, bald aus dieſer, bald aus jener vorgeſchützten Urſache nach Deutſchland geſchickt, um Geld zu holen. Dennoch hätten ſie „heilige Väter" genannt ſein und nicht dulden wollen, daß etwas gegen ihr Thun und Treiben geſagt werde. Den Papſt Julius II., Leo's Vorgänger, nannte er einen Mann, der die verderblichſten Kriege angezettelt habe, und ſchilderte den ſchlechten Charakter deſſelben mit den ſtärkſten Farben.

Dieſe Schrift war in Augsburg verſchlungen worden. Die meiſten deutſchen Fürſten hatten ſich daran gelabt, weltliche und geiſtliche; denn auch die Letztern ſahen es gern, daß dem Papſte auf ſo derbe Weiſe die Wahrheit geſagt wurde; der Kaiſer ſelbſt hatte ſeiner vertrauten Umgebung ſeinen Beifall darüber zu erkennen gegeben, und beim erſten Beſuch, welchen ihm der Kurfürſt von Mainz in Augsburg abſtattete, ſprach er ſich fein lobend über den Ritter aus und rühmte den Kurfürſten, daß er ihm eine unabhängige Stellung gegeben. Hutten ſelbſt überreichte dem Kaiſer eine feurige Rede, „Ermahnung an die deutſchen Fürſten zum Krieg gegen die Türken," worin er zwar dem Lieblingswunſche des Kaiſers mit dichteriſcher Begeiſterung das Wort redete, zugleich aber keck behauptete, der Kirchenzehnten ſei keineswegs für den

Türkenkrieg, ſondern für die Befriedigung der päpſtlichen Gelüſte beſtimmt, und worin er ſo heftig gegen den römiſchen Hof auftrat, daß ſeine beſten Freunde vom Druck abriethen. Auch wurden dieſe ſtarken Stellen von den Secretarien des Kaiſers, als beſtellten Cenſoren, vor dem Druck der Rede geſtrichen.

Der päpſtliche Legat, Kardinal Cajetan, ließ ſich den Ritter von Hutten vom Kurfürſten von Mainz vorſtellen und benahm ſich ſehr diplomatiſch gegen ihn; in die feinſte Schmeichelei über Hutten's Dichter- und Schriftſtellerruhm ließ er blos die Bemerkung einlaufen, der längere Aufenthalt an dem prachtvollſten Fürſtenhofe Deutſchlands werde ja wol ſeine jugendliche Hitze etwas dämpfen und ihn die Dinge dieſer Welt in ihrer wahren Geſtalt erkennen laſſen, ſodaß er, der Kardinal hoffe, auch ihn bald zu dem Wahlſpruch aller Billigen ſich bekennen zu ſehen, „leben und leben laſſen.“

In Augsburg traf Hutten den reichen und tapfern Ritter Franz von Sickingen wieder, deſſen Bekanntſchaft er am Pfingſtfeſte in Mainz gemacht hatte. Sickingen war ſieben Jahre älter als Hutten und ſtand jetzt im achtunddreißigſten Lebensjahre. Einer der charakterkräftigſten, edelſten und geiſtreichſten Männer jener an großen Perſönlichkeiten nicht armen Zeit, hatte er in kurpfälziſchen Dienſten ſich zum tapfern, kenntnißreichen Krieger gebildet und bereits mehrfache Fehden mit hohen Adligen und Fürſten am Rhein beſtanden, und als glühender Feind der römiſchen Anmaßung und Heuchelei, wie des ganzen ſcheußlichen Pfaffenunweſens in Deutſchland, und in demſelben Grade Verehrer der Gelehrten und Humaniſten, war er zu Pfingſten nach Mainz gekommen, um die Bekanntſchaft der berühmten Gäſte des Kurfürſten, vorzüglich aber Ulrich's von Hutten zu machen. Hier hatten ſie ſchon ihre Ideen mannichfach ausgetauſcht, und ſie waren als Freunde geſchieden. Sickingen war von der ſtürmiſchen Begeiſterung Hutten's für die ſittliche und politiſche Erhebung Deutſchlands hingeriſſen worden; aber auch Hutten hatte manches von Sickingen angenommen. Sickingen war durch und durch deutſcher Edelmann in der ſchönſten und ſittlichſten, ja in einer faſt idealen Bedeutung des Wortes, und er hegte die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß der ſchier grenzenloſen Verwirrung und all den unſäglichen öffentlichen Uebeln in Deutſchland nur durch eine ſittliche Kräftigung des Adels geſteuert werden könne. Aber mit dem lebendigen Geiſte der Wiſſenſchaft ſollte ſich der Adel verbinden, und ſeine Tapferkeit nur den edelſten und höchſten Zwecken der Menſchheit und der Einigung Deutſchlands gewidmet ſein. Die rohe Gewalt der Fauſt, die Schmach des Adels, ſollte von dem beſſern Geiſte unterdrückt werden. Hutten fing Feuer für dieſe Idee und erweiterte ſie dahin, daß der Adel ſich mit den Städten und dem Landvolk verbünden und dieſe drei vereint eine unbezwingbare Macht gegen die Fürſten und die römiſch geſinnte Pfaffheit bilden ſollten. Sie kamen darin überein, daß der Drang nach Freiheit von unerträglichem Joche in den Bauern, das Verlangen nach ſicherer Bewegung und Entfaltung in den Bürgern der Städte durchaus einer höhern ſtarken Kraft als Stütz- und Vereinigungspunkt bedürfte, um mit Glück gegen ihre Feinde auftreten zu können, und daß dieſer nur der aus ſich ſelbſt ſittlich wiedergeborne deutſche Adel ſein könne. Der Adel müſſe mit dem Volke ein unzertrennliches Ganzes bilden, wie das Haupt mit Rumpf und Gliedern, aber wie ohne denkendes Haupt kein Körper beſtehen könne, ebenſowenig das Volk ohne den Adel.

Dieſe Ideen ſpannen die beiden Ritter in Augsburg weiter; ſie ſchloſſen ſich hier noch enger aneinander an, ſie lebten ſich ineinander hinein. Aber dieſes neue Freundſchaftsbündniß, indem es ſich enger zuſammenzog, lockerte ein älteres auf. Ulrich von Hutten hatte gleich am Tage nach ſeiner Ankunft den wackern Ulrich Fugger aufgeſucht, der von Schwaz gekommen war, um während dem Reichstage in ſeinem Hauſe in Augsburg zu wohnen und Geſchäfte zu machen. Sie begrüßten ſich mit der alten Herzlichkeit, aber der feurige Fugger konnte ſeine Verſtimmung darüber nicht ganz verbergen, daß ſein ritterlicher Freund an dem prunkvollen Hofe zu Mainz ſich habe feſſeln laſſen. Hutten vertheidigte den Kurfürſten warm, Fugger zuckte kalt ſchweigend die Achſeln. Je öfter ſie zuſammen waren, je mehr ſie ſich über die neueſte Geſtaltung der Zeitverhältniſſe ausſprachen, deſto lebendiger erwachte in ihnen die Ueberzeugung, daß ſie nicht mehr auf dem alten Standpunkt ſtanden. Hutten war durch Sickingen vorwärts geſchritten in ſeinen politiſchen Anſichten; Fugger war ſtarr bei ſeiner alten Meinung ſtehen geblieben. Hutten wollte jetzt Befreiung und Erhebung des ganzen Volkes unter Anführung des Adels und ſchloß ſelbſt die beſſern Fürſten nicht von dieſer Anführung aus; er wollte eine deutſche Kirche gebildet und zum Oberhaupt derſelben den Kurfürſten von Mainz gewählt wiſſen; Ulrich Fugger beſtritt dies Alles mit Heftigkeit. „Ich könnte Euch nicht beiſtimmen, und wenn alle Ritter und Junker im deutſchen Reiche ſo vortreffliche Männer wären, wie Ihr und der Sickingen; denn Geburt kann und darf dem Menſchen kein Vorrecht vor Andern gewähren; es iſt Unſinn, iſt Frevel an Gottes Weisheit und Güte. Gott ſelbſt hat jeden Menſchen zu dem Wege beſtimmt, den er zu wandeln hat, und früh zeigt ſich in jedem dieſe Beſtimmung. Der Eine hat einen unwiderſtehlichen Trieb zum Landbau, er wird als Bauer an ſeinem Platze ſein und Gutes wirken, den Andern zieht's zur Pflege des Viehs; der Dritte hat zu nichts Luſt als zu Handel und Wandel, einen Vierten treibt die heiße Seele in Kampf und Schlacht; er iſt ein geborner Krieger; das fromme Gemüth des Fünften findet ein hohes Glück darin, die Mitmenſchen zur Anbetung Gottes zu leiten. Und ſo ſind wieder Andre durch beſonders hohe und ausgezeichnete Gaben auserſehen Geſetze zu geben und das Regiment zu führen. Das ſind

«Ich kann, ich mag ihn nicht ſehen, den alten Narren!» rief dieſer unwillig. «Fort! fort mit ihm!»

Aber ſchon ſtand der Baron von Mans in der impoſanten Kleidung eines Kreuzritters hinter dem Leibdiener und ſprach mit einem Tone, der von Verzweiflung zeugte: «Ich gehe nicht, Herr König; Ihr müßt mich todt forttragen laſſen oder mir gerecht werden. Mein Sohn Hal, mein einziger Sohn, den ich hierher geführt, um ihn Euch vorzuſtellen, und Euern königlichen Schutz für ihn und ſein Erbe anzuflehen, iſt geſtern Abend ausgegangen und noch nicht wiedergekehrt. Vergebens ſind alle meine Nachforſchungen nach ihm; er iſt verſchwunden, gewiß ermordet und ich bin ein kinder- und troſtloſer Mann.»

«Hal heißt Euer Sohn?» fragte der König mit Aufmerkſamkeit. «Da geht mir ein Licht auf. Seit dieſer Nacht ſitzt ein junger Mann in unſerm Gefängniß, der ſich Hal nennen läßt, den ich aber, wegen Mangel an Zeit noch nicht näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Laßt Euch zu ihm bringen, Mylord, und wenn er wirklich Euer Sohn iſt, wie ich vermuthe, ſo laßt Euch von ihm ſelbſt erzählen, welches Verbrechens er ſich die Menſchen, die Gott beſtimmt hat an der Spitze des Volks zu ſtehen, und nicht den Adel, der auf nichts weiter ſich ſtützen kann, als auf die Geburt. Das Volk aber muß ſeine Geſetzgeber und Regimentführer aus ſich ſelbſt herauswählen; denn Gott hat ſeine höchſten Gaben ebenſogut unter den Bauer und Bürger vertheilt, wie unter den Edelmann und Pfaffen.“

„Aber dem begabten Bauer und Bürger fehlt die Ausbildung ſeiner Gaben; der rohe Edelſtein nützt uns nichts; er muß geſchliffen und gefaßt werden.“

„So iſt die Aufgabe ihn zu ſchleifen und zu faſſen. Der Adel iſt eben ſo ungebildet, ja durch die Gewalt der bewaffneten Fauſt noch roher und unmenſchlicher als Bauer und Bürger.“

„Der Adel muß wieder eine feſte Corporation bilden, die ſtreng auf Recht und Sitte hält und ihr Schwert nur gegen Unrecht und Unſitte kehrt.“

„Das ganze Volk muß dieſe Corporation bilden; kein verſtändiger Mann darf ausgeſchloſſen werden.“

„Aber Standesunterſchiede müſſen ſein; ein Haupt muß der Körper haben.“

„Standesunterſchiede, die uns Gott vorſchreibt, nicht die die Menſchen willkürlich ſetzen; und das Haupt bilden die, welche Gott dazu beſtimmt.“

Die beiden Freunde konnten ſich nicht mehr einigen, und Sickingen's (den Hutten bei Ulrich Fugger einführte) ruhiges, ſtolzes, ritterliches Weſen, das der feurige junge

Bürger für vornehme Kälte nahm, war nicht geeignet, ſie wieder in einen Guß zu bringen, doch ſahen ſie ſich zuweilen und ſchätzten ſich gegenſeitig.

Einmal fragte Ulrich Fugger den Ritter Ulrich von Hutten um ſeine Anſicht von Luther. „Er iſt aus den Bettelmönchen hervorgegangen, und dieſe faulen Gäuche waren mir ſtets mehr zuwider als Spinnen und Kröten,“ antwortete dieſer verächtlich. „Ihr ſollt ſehen, der ganze Lärm läuft wieder auf ein widerwärtiges Mönchsgezänke hinaus, und wenn der Kurfürſt von Mainz dem Doctor Luther eine reiche Pfründe gibt, ſo läuft er nach Rom und küßt dem Papſte den Pantoffel.“

„Ich habe eine beßre Anſicht von Euch über den Wittenberger erwartet. Mir gefällt der Mann und ſeine Predigt. Das iſt wahrlich kein gewöhnlicher Bettelmöch, welcher alſo gegen den Ablaßunfug aufzutreten ſich unterfängt.“

„Dagegen hat er ſchon einen demüthigen Brief an den Papſt geſchrieben, wie ich aus ſichrer Quelle weiß,“ verſetzte Hutten. „Wir müſſen es abwarten, und es muß ſich bald entſcheiden, ob Luther ein Mann iſt, wie Ihr glaubt, oder ein Mönch, wie ich glaube.“

Hutten fragte Fugger nach der Frau Eleonore van der Voort und erhielt zur Antwort, daß ſie in ihrem Häuschen in der Fuggerei wohne und ſich ſehr ſtill und eingezogen halte. Nur zuweilen wandre ſie mit den von ihr gefertigten Heiligenbildchen aufs Land, um ſie den

Bauern zu verkaufen, unter denen ſie viel Freunde zähle. Dann und wann beſuche ſie ihn auf ſolchen Fahrten in Schwaz. Auch male ſie zuweilen größere Bilder für Raimund Fugger.

„Ich bitt' Euch, Freund Ulrich, begleitet mich zu ihr,“ ſagte Hutten. „Ich habe einen etwas kitzlichen Auftrag an ſie und wünſche dabei ſehr Eure Unterſtützung.“

„Sie weiß bereits, daß Ihr hier ſeid,“ entgegnete Fugger, „ich habe geſtern noch mit ihr über Euch geſprochen und will Euch nicht verhehlen, daß, ſo ſehr ſie voriges Jahr für Euch ſchwärmte, doch Euer Aufenthalt am mainzer Hofe Ihrem Glauben an Euch ſtark geſchadet hat. Ihr kennt ihren unauslöſchlichen Haß gegen Fürſten und Pfaffen, und gegen den Erzbiſchof Albrecht iſt ſie am meiſten erbittert, ſeit er ihre Schweſter Martha zur Courtiſane hat.“

„Ich kann es mir denken. Um ſo ſchwieriger iſt mein Auftrag; denn er iſt von ihrer Schweſter. Allein ich konnte nicht umhin, ihn zu übernehmen, nicht nur Martha, auch der Kurfürſt ſelbſt hat mich darum erſucht.“

„Was will die verlorne Martha von Frau Eleonoren?“

„Verzeihung und ſchweſterliche Liebe.“

„Ich glaube ſchwerlich, daß Ihr zum Ziele kommen werdet.“

„Wenigſtens dann Großmuth und Rückſicht. Ich glaube, Martha ſcheut ſich nach Augsburg zu kommen aus Furcht vor einem öffentlichen, Aufſehen erregenden Aergerniß von Seiten ihrer Schweſter. Und doch wünſcht der Kurfürſt ſie am Tage ſeines Glanzes hier zu haben, und Raimund Fugger hat ſie dringend eingeladen. Ihr wißt, daß der Papſt den Kurfürſten zum Kardinal erwählt hat; der Legat wird ihm in einigen Wochen den rothen Hut feierlich aufſetzen. Martha brennt vor Begierde, dieſe Ceremonie mitanzuſehen und Augsburg zum lebendigen Reichstag wieder zu beſuchen. Sie liebt das Vergnügen; ſie würde derweil in Mainz vor Langeweile ſterben. Aber erſt muß ſie ſicher ſein vor dem Zorn und der Heftigkeit ihrer Schweſter. Und dies iſt meinem Dafürhalten nach der Grund, weshalb ich Frau Eleonoren überreden ſoll, mit mir nach Regensburg zu reiſen, wo Martha mit ihr zuſammentreffen will.“

„Verſucht Euer Glück. Ich will Euch nach Kräften behülflich ſein. Und ich glaube die weichen Stellen im Herzen dieſer ſtarken und außerordentlichen Frau zu kennen.“

Die beiden Freunde machten ſich zuſammen auf den Weg nach der Fuggerei, und ſie fanden Eleonoren in ihrer ſtillen und beſcheidenen Häuslichkeit.

Zehntes Kapitel.

Das Bild der Maria war mit großen Feierlichkeiten in der neuen Kirche zu Regensburg aufgeſtellt worden. Das Feſt dauerte drei Tage, und vornehme Kleriker waren weither gekommen, um die Pracht deſſelben zu erhöhen. Die Bildſäule war eine Meiſterarbeit; in voller Lebensgröße trug ſie Martha's Züge mit täuſchender Aehnlichkeit, und ſchon in den erſten Tagen erhielt ſie vom Volke den Namen „die ſchöne Maria.“ Dieſer Name verbreitete ſich mit dem Ruhme der Trägerin ſchnell weit und breit. Es verlautete nämlich, daß Allen, welche zu der ſchönen Maria gebetet, in ihrem Anliegen unverzüglich geholfen worden ſei. Leute durchzogen das Land, welche mit großem Geſchrei von Haus zu Haus verkündeten, von was für ſchwerem Gebreſte ſie und Andre durch Hülfe der ſchönen Maria in Regensburg befreit worden; Andre berichteten wieder andre Wunder, und an der Donau auf und ab, in den Thälern des Regen, der Nab, der Iſar, immer weiter erſchallte das Gerücht von dem neuen wunderthätigen Gottesbilde. Drauf wurde der Zulauf von Tag zu Tag ſtärker. Von allen Orten, erſt aus der Nähe, dann fernher ſtrömten die Menſchen zu Tauſenden herbei, nicht nur Männer und Weiber, ſondern auch Kinder und greiſe Leute, viele barfuß und zerlumpt wie ſie eben von der Arbeit fortgelaufen waren, Andre krank und elend, oft mit ekelhaftem Gebreſte. Viele waren Tag und Nacht gelaufen und kamen im höchſten Grad ermattet und verhungert an. Sobald ſie nun, ohne ſich vorher zu ſtärken und auszuruhen, den Tempel betraten und des Bildes anſichtig wurden, fielen ſie ohnmächtig zu Boden, gleichſam als hätte ſie der Donner erſchlagen. Da dieſes der tolle Pöbel ſah, meinte er, es ſei die Wunderkraft des Bildes, welches die Leute alſo zu Boden werfe, und Jedermann, der irgend eine Wirkung dieſer Kraft in ſich verſpüre, müſſe gleichfalls niederfallen. Ganze Haufen und Schaaren fielen auf die Steinplatten und lagen lange, eh' ihnen die Beſinnung wiederkehrte, und wer keine Anwandlung zum Fallen in ſich ſpürte, dünkte ſich unſelig zu ſein und nöthigte ſich wol ſelbſt zum Fallen. Von Woche zu Woche, von Tag zu Tag nahm der Volksandrang zu, immermehr Kranke gingen geheilt hinweg und ſchon ſah man Weihgeſchenke von Gold und Silber, von Wachs und Marmor, und ihre Zahl mehrte ſich täglich. Manchen Tag waren ſchon zehntauſend fremde Wallfahrter in der Stadt. Die Eröffnung des Reichstags in Augsburg vermehrte noch den Zulauf. Denn wer aus dem Norden kam, um gen

Augsburg zu reiſen, ging über Regensburg und ſollte es mit einem großen Umwege ſein, um die ſchöne Maria zu ſehen und ihr ſeine Wünſche zu eröffnen. Da die Volksmaſſen in der Kirche nicht zur Anhörung der Meſſe untergebracht werden konnten, ſo wurden mehre Altäre außerhalb der Kirche errichtet; an allen wurde zugleich Meſſe geleſen, innerhalb und außerhalb der Kirche, und der große freie Platz war ſo gedrückt voll Menſchen, wie die Kirche. Die Pfaffenpartei, vorzüglich die Dominikaner, von welchen dieſe Demonſtration gegen den jungen Zeitgeiſt ausgegangen war, triumphirte; das Unternehmen war über ihr eignes Erwarten ſchnell geglückt, und ſchon meinten ſie in thörichter Selbſtverblendung die vollſtändige Niederlage ihrer Feinde zu ſehen. Auf ihre Einladung machte der Kardinal Cajetan der ſchönen Maria einen Beſuch und las eine Meſſe an ihrem Hauptaltar. An demſelben Tage war auch Martha Bry in Regensburg angekommen, und der Bildſchnitzer Wollfahrt führte ſie bei den Häuptern des Klerus ein. Sie wurde am Abend ſogar dem Kardinal-Legaten vorgeſtellt und hatte eine lange geheime Unterredung mit ihm und einigen andern vornehmen Dominikanern, unter welchen ſich auch Hochſtraaten aus Cöln befand. Mancherlei Verabredungen wurden da getroffen und dem hoffärthigen Mädchen die glänzendſten Verſprechungen gemacht, wenn ſie den Kurfürſt Albrecht dahin bringe, daß er die Humaniſten nicht mehr begünſtige, und wenn ſie durch die Fugger in Augsburg den Kaiſer zur Errichtung eines Inquiſitionstribunals im deutſchen Reiche vermöge. Die eitle, hochſtrebende Martha verſprach Alles, was die geiſtlichen Herrn von ihr verlangten. Sie wurde ja mit Verſprechungen, mit Ehrenbezeigungen und Schmeicheleien überhäuft, und der Kardinal ſagte ihr, daß der Künſtler kein ſchöneres Modell zum Bilde der Maria habe auffinden können. Der Kardinal flüſterte dabei dem Dominikaner-Prior Hochſtraaten einen originellen Gedanken zu, der eben in ihm aufgeſtiegen war, und der berühmte Ketzerrichter lächelte dazu beifällig.

Am folgenden Morgen, als der Kardinal ſich eben zur Abreiſe nach Augsburg anſchickte, wurde ein brauner phantaſtiſch gekleideter Mann bei ihm eingeführt, deſſen tiefe gefurchte Geſichtszüge und ſtark mit Grau gemiſchten Haare auf das höhere Manesalter deuteten. Es war der Zigeuner Antonio Gebes. Mit dem Ausdruck froher Ueberraſchung eilte der Kardinal auf ihn los und bot ihm die Hand. „Endlich!“ rief Cajetan. „Ich glaubte Euch in Augsburg bei meiner Ankunft bereits zu finden, und von Tag zn Tag hab’ ich Euch erwartet. Ihr habt mir die Zeit lang gemacht.“

„Ich hatte Noth, den berühmten Mann zu finden, nach welchem Ihr mich ausgeſandt; doch ich fand ihn endlich in Oeſtreich, und —“

„Habt Ihr ihn für unſre Sache gewonnen?“ fragte der Kardinal ungeduldig.

„Doctor Fauſt iſt hier; wir ſind auf dem Wege nach Augsburg. Wir hörten hier von Euer Eminenz Anweſenheit, und der Schwarzkünſtler läßt Euch durch mich um die Erlaubniß bitten, Euch aufwarten zu dürfen.“

„Alſo er iſt gewonnen für uns? Er will mit ſeiner Kunſt unſrer Sache dienen?“

„Der berühmte Mann, den das Volk im Bunde mit dem Teufel wähnt, will der Kirche dienen. Er will uns die frechen Himmelsſtürmer niederſchmettern helfen.“

„Wieder ein mächtiger Streiter auf unſrer Seite mehr. Selbſt der Teufel muß uns dienen.“

„Doctor Fauſt wird uns viel nützen. Sein Einfluß auf die Volksmaſſen iſt ſchier groß. Sie fürchten ſeine Macht, die ſie für ungeheuer und mit der des Teufels ſelbſt gleich halten.“

„Und was iſt Euere Meinung über Fauſt's Verbindung mit dem Teufel? Glaubt auch Ihr, daß er einen Pact mit dem Höllenfürſten gemacht, damit ihm dieſer in ſeiner Kunſt beiſtehe und ihm zu allen Lebensfreuden behülflich ſei?“

„Darauf kann ich Euch nicht antworten, Eminenz. Der Mann will Euch mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Kräften dienen. Das genüge Euch. Woher er dieſe Kräfte hat, und welcher Art ſie ſind, darüber legt er Niemandem Rechenſchaft ab. Genug, er iſt der außerordentlichſte Menſch, den ich jemals kennen gelernt habe.“

„Ich verſtehe. Die heilige Kirche wird wohl daran thun, ſich die Freundſchaft dieſes Mannes zu erhalten. Sie hätte ſie ſchon längſt erwerben ſollen, und wär' ich früher nach Deutſchland gekommen, ich hätte mich mit dem Doctor Fauſt eher verbündet, als mit Kaiſer und Reich. Geht und bringt mir den Mann!“

Nach einer halben Stunde trat Antonio Gebes mit einem langen, hagern, ältlichen Mann wieder in das Vorgemach des Kardinals. Es war der berühmte Schwarzkünſtler Doctor Johann Fauſt. Sein tiefliegendes, kleines, graues Auge blitzte ſtechend unter buſchigen Brauen hervor. Ein dünner Bart verdeckte nur nothdürftig die ſcharfen ſpöttiſchen Züge und das Zucken der ſchmalen Lippen. Es war etwas Unſtätes in dieſer ganzen ſchwindſüchtigen Geſtalt; ſie glich einer ausgebrannten Ruine, in welcher Nachtvögel und Geſpenſter ihr unheimliches Weſen treiben. Er mochte ein angehender Sechziger ſein.

Ein reichgekleideter Kämmerer führte die beiden Männer in das Gemach des Kardinals. Ein merkwürdiges Kleeblatt! Alle drei ſchon über die Blüthe des Mannesalters hinaus. Dieſer prachtliebende wohlgenährte Italiener mit dem feinen glänzenden Geſicht, das von vorſichtigen Lebensgenüſſen zeugte, während ſein Auge Stolz, Liſt und brutalen Spott verrieth und ein fauniſch lüſternes Lächeln um ſeinen vollen Mund ſpielte; dieſer Spanier, in deſſen Zügen jede Verworfenheit der menſchlichen Seele, mit teufliſcher Schlauheit gepaart, geſchrieben ſtand, und dieſer deutſche Zauberer, deſſen Antlitz eigentlich ein Räthſel war, ſchuldig gemacht, und welche Strafe ſeiner nach den Geſetzen und nach meinem unabänderlichen Willen harrt.»

Der Greis ſchwankte erſchrocken hinaus, und der König griff haſtig nach einem gefüllten Becher und leerte ihn. Der düſtre Mißmuth war aus ſeinem Geſichte verſchwunden. Die Nacht des Grimmes war plötzlich von der durchbrechenden Sonne der Freude beſiegt. «Beim Geſicht des heiligen Lukas!» rief er vergnügt, «ich hätte nicht geglaubt, daß mir der einzige Spaziergang der verwichnen Nacht im Schloßgarten die ganze Herrſchaft Mans ohne Schwertſtreich einbringen würde.» Und die Purpurfluth eines zweiten Bechers ſtürzte durch ſeinen Gaum. Nun kreiſte Witz und Scherz mit dem Pokale um die Tafel; der König hörte und lachte, und ſchenkte den Poſſen ſeines Narrn ein geneigtes Ohr.

«Beim Himmel!» rief er endlich; «ich wollte dieſer langweilige Peterstag wäre vorüber. Fülle mir einen andern Becher, Page!» ſchrie er wie toll, und ſchleuderte den Becher weg, aus welchem er eben getrunken hatte und ergriff einen andern von faſt doppelter Größe. «Ewige Verdammniß! Die Sorgen eines Tages wie des heutigen können ein unerfreuliches Geheimniß bergend. Ein Kardinal, faſt im Ernſt königlichen Rang beanſpruchend, wenigſtens königliche Würde affectirend und königliche Pracht zur Schau ſtellend; ein Magiker, im Rufe ſtehend, er ſei mit dem Teufel im innigen Bündniß, und ein Zigeuner, Dieb, Betrüger, Spion, für jede Schelmerei erkaufbar, doch böſen Ränken ſchier noch mehr aus Bedürfniß als für Gold ergeben. Alle Drei hier vereinigt, um Roms finſtre Geiſtesherrſchaft über Deutſchland ſo viel als möglich zu befeſtigen, das alte Netz wieder feſter anzuziehen und die zerriſſenen Maſchen deſſelben durch dauerhafte neue zu erſetzen. Rom verſchmäht kein Mittel, ſich harpyengleich an fremde Länder anzukrallen und ihnen im Namen Gottes das Lebensblut auszuſaugen; die Mutterkirche verbündet ſich zu dieſem Entzwecke ſogar mit ihrem Erbfeinde, dem Teufel; denn wahre Feindſchaft auf Leben und Tod iſt nur zwiſchen ihr und denen, die ſelbſt denken und nach den Reſultaten dieſes Denkens leben und ihr kein Geld mehr in den Schoos ſchütten wollen. Mit dem Teufel, dieſem ſeltſamen Phantom des Mittelalters, hat ſie ſich immer gut geſtanden; ſie war nur zum Schein ſeine Gegnerin, im Geheim ſeine Buhlerin.

Der Kardinal blickte mit einem Gemiſch von Neugierde und Furcht auf den Schwarzkünſtler; er war doch mit der Hölle noch nicht in ſo unmittelbare Berührung gekommen.

„Ihr ſeid aus dieſem Lande gebürtig, wie man mir geſagt hat," redete der Kirchenfürſt den Doctor lateiniſch an.

„Ich ſtamme aus Kundlingen, einem Städtchen im Würtembergiſchen, wo mein Vater die Heilkunſt ausübte, und wo ich in meinen frühern Jahren auch als Arzt praktizirte."

„Wie kamt Ihr auf magiſche Studien?"

„Durch das Studium der Natur und der alten Meiſter. Mein Vater trieb die Scheidekunſt, und noch jung ward ich der eifrigſte Anhänger dieſer Wiſſenſchaft, welche die Pforte in das tiefe und dunkle Reich der Natur bildet. Dann trieb mich der Wiſſensdurſt nach Krakau, auf deſſen hoher Schule ich Aſtrologie und Magie ſtudirte."

„Und Ihr ſeid der größte Magier geworden. Euer Ruhm iſt bis nach Rom gedrungen. Man ſagt, Euch ſtänden die Pforten der Geiſterwelt offen, ihr hättet die Elementargeiſter Euch unterthänig gemacht."

„Die Natur, wie ſie der Menſch mit ſeinen beſchränkten Sinnen wahrnimmt, iſt die Hülle, das Kleid der wahren Natur. Nur wenigen Sterblichen iſt es durch fortgeſetzte Anſtrengung und außerordentliche Glücksfälle gelungen, ſie zu zwingen, daß ſie ſich ihnen in ihrer nackten Schönheit zeige, und dieſe Schönheit iſt eine ſo furchtbare und bewältigende, daß die meiſten Sterblichen bei ihrem Anblick den Tod davon haben würden. Dieſem Naturgeiſt, von dem die Menſchen einige unvollſtändige Kunde erhalten haben, geben ſie verſchiedene Namen, bald nennen ſie ihn Gott, wenn er ſich ihnen günſtig beweiſt, bald Teufel, wenn er ſich ihnen verderblich zeigt; ſie geben ihm Engel und Heilige bei und wieder Elementar- und verdammte Geiſter; aber ich ſag' Euch: er iſt immer der Eine, Ewige in ſeinen verſchiedenen Wandlungen. Nur dem wahrhaft nach Erkenntniß dürſtenden Geiſte enthüllt er ſich auf einen Augenblick, und dem unabläſſig fordernden gibt er einen Strahl ſeiner Kraft. Ein ſolcher Strahl iſt in meine Seele gefallen."

Den Kardinal überlief ein leiſer Schauder.

„Ihr wißt, um was es ſich jetzt handelt," ſagte er etwas unſicher. „Der heiligen Mutter Kirche erſtehen in dieſem verwirrten deutſchen Reiche trotzige und boshafte Feinde. Wir, die treuen Diener der Kirche, müſſen verhüten, daß die ſchmeichleriſchen Irrlehren dieſer frechen Menſchen nicht im Volke Platz greifen. Wir müſſen die großen Maſſen an St. Peters Stuhl feſſeln, nnd keine Arbeit darf uns verdrießen, um das Werk der Frechheit unſchädlich zu machen. Ihr ſeid ein Mann, der uns dabei unterſtützen kann, wie kein Andrer, ihr ſeid gleichſam ein auserwähltes Werkzeug der Kirche Chriſti."

Fauſt lächelte zu dieſer pathetiſchen Rede ſpöttiſch. „Spart Eure Worte. Ich leſe in Eurer Seele. Ihr denkt über dieſe Dinge, wie der Papſt denkt, und wie ich denke. Es kommt auch nicht auf Ueberzeugungen an; denn die Wahrheit erkennt doch Keiner weder von Eurer, noch von der Gegenpartei, weder Einer von denen, die es ernſtlich meinen, noch von denen, die falſch ſpielen. Sie nagen Alle an der Schale, und Keiner hat den Kern gefaßt, wenn es auch Mancher wähnt. Der Kern iſt nicht für die Menſchen. Ihr könnt alſo offen mit mir reden. Es handelt ſich um die Macht, welche die Kirche auf die kleinen menſchlichen Geiſter ausübt; es handelt ſich um die Schätze, die ſie aus den Beuteln dieſer kleinen Geiſter zieht. Der Gott, den die Kirche gemacht und für den einzig wahren ausgibt, und Chriſtus, der Sohn dieſes Gottes, ſie ſind nicht mehr und nicht weniger, als was Saturn und ſein Sohn Jupiter waren. Der Mahomed der Türken iſt etwas beſcheidner; er gibt ſich nur für einen Propheten dieſes Gottes aus. Der Jehovah und die Elohim der Juden waren deſſelben Schlags. Die alten Aegypter und die Perſer hatten wieder andre Götter, die Indier haben ſie noch. Lauter Menſchengebild, lauter Schalen. Der Menſch iſt geſchaffen, um in Nacht über die Erde zu wandeln. Was er für Licht des Geiſtes hält, iſt ein trügeriſcher Schein. — Ihr wollt meine Dienſte zum Beſten der Macht der Kirche, des Papſtes. So laßt uns feſtſtellen, welchen Theil Ihr mir an den zu erobernden Schätzen zugeſteht."

„Dies wird ſich nach Euerer Leiſtung beſtimmen. Ich wünſche, daß Ihr hier ſchon *eine* Probe Euerer Kunſt ablegt. Von welcher Art dieſe ſei, ſollt Ihr heute noch erfahren."

Der Zauberer verabſchiedete ſich.

Am andern Morgen entſtand ein großes Geſchrei in und um die neue Kirche. Mehr als hundert Menſchen, welche früh zuerſt vor der „ſchönen Maria“ gebetet hatten, erzählten mit höchſter Exaltation, daß das Bild plötzlich die Arme ſegnend ausgebreitet und ſich gegen die Beter verneigt habe. Alle Kranken waren davon geſund worden. Alles ſchrie Wunder, und der Zudrang war an dieſem Tage furchtbar. An dem Wunder konnte nicht gezweifelt werden; denn jeder Einzelne von der großen Menſchenzahl, die es geſehen, erzählte es auf gleiche Weiſe. Aber die Aufregung der Menge wurde an demſelben Tage noch höher geſteigert. Es verbreitete ſich nämlich das Gerücht, die heilige Mutter Gottes ſei ſelbſt vom Himmel herab nach Regensburg gekommen und in der Kirche durch die Menge wandelnd geſehen worden. Andre wollten ſie auf der Straße erblickt haben. Alles was ein menſchliches Antlitz trug, drängte nach der Kirche; ein allgemeines Umfallen fand ſtatt; ein Jubelſchreien, Singen und Beten erſchallte durch die Lüfte, und die begeiſterte Menge geberdete ſich dabei, als ſei ſie wahnſinnig geworden.

In dieſen Menſchenhaufen trat Ulrich von Hutten mit Frau Eleonore van der Voort. Sie war in ein ſchlichtes graues Gewand gehüllt, ein Schleier verdeckte ihre narbigen Geſichtszüge. Sie waren eben von Augsburg angekommen. Mit ſtaunender Entrüſtung ſahen ſie in das tolle Gewirr und hörten den Bericht des Wunders.

„Kommt!“ flüſterte Eleonore ihrem Begleiter zu

„Es iſt Alles verloren. Nie wird die geknechtete Menſchheit frei. Mit dem Schrei der Verzweiflung windet ſie ſich einen Augenblick in den ihr angeſchmiedeten Feſſeln, um ſich im nächſten, vom Wahnſinn angeſteckt, den dieſe Pfaffen in der Luſt verbreiten, mit vollem Jubel in noch engere und ſchmählichere Bande zu ſtürzen. Mir ekelt vor dieſen Menſchen.“

„Und doch muß das Licht ſiegen,“ verſetzte der Ritter. „Gott hat das Licht geſchaffen, daß es ſiege. Wie mich auch der Trug der Hölle umbrauſ't, ich fühle mich nur um ſo mächtiger zum Kampf gegen ſie angetrieben.“

„Ihr habt recht, hier iſt die Hölle los. Laßt uns das unglückliche Kind aufſuchen, das ihr trügeriſcher Glanz verblendet hat, und verſuchen wir, ob wir es aus ihren Netzen befreien können.“

„O Deutſchland, mein Vaterland, wann wird dir der Tag der Freiheit aufgehen! Wann wirſt du erkennen, daß Pfaffenlug und Fürſtentrug Hand in Hand gehen und dich hohnlachend niederwerfen, um dir das Mark aus den Knochen zu ſaugen!“ So rief der edle Ritter empört und ſuchte mit ſeiner Begleiterin Martha's Herberge auf. Sie fanden den Doctor Fauſt und Antonio Gebes, beide koſtbar gekleidet und mit goldnen Ketten behangen, bei ihr. Doch entfernten ſie ſich bald. Draußen flüſterte Fauſt ſeinem Begleiter zu: „Dieſe ſchöne Maria von Regensburg ſoll der Preis ſein, den mir die gute Mutter Kirche für meine Dienſte zahlt.“ — „Um dieſen

Handel braucht die Mutter gar nicht zu wiſſen," grinſte der Zigeuner. „Er kann hinter ihrem Rücken abgemacht werden. Ich weiß aus guter Quelle, was dieſe Heilige erſtrebt, und es wird Euch nicht ſchwer werden, ihre Wünſche zu erfüllen."

Die beiden Schweſtern ſtanden einander gegenüber. „Martha," begann Eleonore, indem ſie den ſtrengen Ton ihrer Stimme zu mildern ſuchte, „es iſt Dein Wunſch geweſen, daß ich hierher komme. Was haſt Du für ein Anliegen an mich?"

„Ich weiß, Du zürnſt mir, und Du haſt Urſache dazu," verſetzte die Jüngere mit heuchleriſcher Schlauheit. „Ich möchte Deinen Zorn beſchwichtigen, Deine Liebe wieder gewinnen. Nur mit Dir ausgeſöhnt, wollte ich Augsburg und Deine Wohnung betreten. Deshalb ließ ich Dich bitten, mit mir hier zuſammen zu treffen."

„Biſt Du hierhergereiſt, um an meiner Hand als eine reuige Magdalena nach Augsburg zu wandern, dann ſei dieſe Stunde geſegnet."

„Eleonore, beurtheile mich nicht zu hart. Du biſt jung geweſen, wie ich es bin. Dein Herz hat an Glanz und Reichthum gehangen, auch das meinige hängt daran. Du haſt heiß geliebt, Du biſt geliebt worden von einem ſchönen ſtolzen fürſtlichen Manne. Ich bin in demſelben Falle. Iſt es nicht das ſüßeſte Glück auf Erden, die angebetete Herrin eines ſolchen Mannes zu ſein? Darum ſei nicht zu ſtreng gegen mich!"

„Armes Kind, ich will nicht ungerecht gegen Dich ſein; denn Du haſt mich an meine eignen Fehltritte erinnert. Und ich war vor den Augen der Welt ſtrafbarer, als Du es biſt. Nicht ſo vor Gott und meinem Herzen. Denn ich liebte den Mann, der mir ſeine Liebe entgegen trug. Martha, Du biſt dem Markgrafen Johann gefolgt; liebteſt Du ihn? Der Markgraf überließ Dich ſeinem Bruder; liebſt Du dieſen? Ich ſehe aus dieſem ſchmachvollen Wechſel nichts als Eitelkeit und Glanzſucht. Wehe Dir, wenn Dein Herz nicht bei dieſen ſträflichen Verbindungen iſt, wenn vielleicht gar in ihm verſteckt die Liebe zu einem andern Manne ſchlummern ſollte!“

Martha wechſelte einen Augenblick die Farbe; ihr Auge ſtreifte flüchtig über den Ritter, der ſchweigend in einer Fenſterniſche lehnte; doch Eleonoren war dieſer Blick nicht entgangen, und ſie hatte ihn ſogleich verſtanden.

„Martha,“ fuhr ſie im geſteigerten Tone fort, „Du biſt auf dem Wege in Dein Verderben. Nur noch wenige Schritte, und Du biſt verloren. Lenke ab von der verlockenden Straße. Ich beſchwöre Dich bei dem Andenken an den blinden Greis, der unſer Vater war. Sieh, ich habe ihn ſchwer gekränkt; vermehre meine Schuld nicht. Verſöhne mit mir ſeinen Schatten. Folge mir nach Augsburg! Reiße Dich los von dem trügeriſchen Glanze, der dich gefangen hält. Wohne bei mir; ich will für Dich arbeiten. Oder tritt in ein Kloſter der Büßerinnen.“

„Eleonore, das kann dein Ernſt nicht ſein! Du haſt eine Gewiſſensfrage an mich gerichtet und mir dadurch das Recht eingeräumt, eine gleiche an Dich zu ſtellen. Iſt Dein Herz abgeſtorben für den Glanz und die Genüſſe des Reichthums, wie ſie ſich Dir einſt in ſo reicher Fülle dargeboten? Würdeſt Du ſie verſchmähen, wenn ſie ſich Dir wieder darböten? Warum biſt Du nicht in ein Magdalenenkloſter getreten? Warum trittſt Du nicht noch hinein?“

Eleonore verſtummte. Sie war getroffen von dieſen unerwarteten Fragen.

„Dein Herz iſt voll unverſöhnlichen Grolls gegen die Hohen und Mächtigen, die Dich in Schmach und Elend verlaſſen haben,“ fuhr Martha fort. „Du haſt mir ja dieſen Groll genug gepredigt. Aber Du hatteſt das Leben genoſſen, ich fühlte den unwiderſtehlichen Drang, es auch zu genießen. Du würdeſt jeden Augenblick zu Glanz und Macht zurückkehren, wenn ſich Dir Gelegenheit dazu böte, um den glühenden Durſt Deiner Seele zu befriedigen. Du haſſeſt dieſe Pfaffen; ich verachte ſie. Du biſt ſtolz, ich bin es nicht minder. Aber ich halte den für den Klügſten, der Menſchen und Verhältniſſe, wie ſie ſich ihm darbieten, zum Aufbau ſeines eignen Glückes benutzt. Nach dieſem Grundſatz handle ich — Du ſiehſt, ich bin ganz offen — würdeſt Du in meiner Lage anders handeln? Würdeſt Du ohne Weiteres einer glänzenden Laufbahn den Rücken kehren, um in Armuth und Dunkelheit zu vegetiren? Wärſt Du die reiche angeſehene Frau Peters van der Kapellen geblieben, ſo würdeſt Du mir das Glück bereitet haben, welches mir Bedürfniß iſt wie Dir. Was haſt Du mir jetzt zu bieten?"

„Ich ſehe, daß meine Erfahrungen Dir nicht nützen. Du wirſt eben ſo ſchmerzliche, vielleicht noch ſchmerzlichere machen müſſen."

„Nein, Eleonore. Nicht nur mich will ich heben und feſtſtellen auf der errungenen Höhe; auch Dich will ich wieder in eine Lage bringen, die Deinem Geiſte würdig, die ihm Bedürfniß iſt. Du biſt für dieſe dunkle und reizloſe Armuth ſo wenig geboren, wie ich. Nicht in der Hütte Jakob Fugger's ſollſt Du wohnen; nein, Du ſollſt ihm wieder gleich geſtellt ſein, wie Du es einſt in Antwerpen warſt. Gehe mit mir nach Mainz. Der edle Ritter von Hutten iſt Dein Freund, wie er der meinige iſt. Er iſt auch der Freund des Kurfürſten. Und der Kurfürſt iſt ein wahrhaft trefflicher und edler Mann. Er wird Dich willkommen heißen an ſeinem glänzenden Hofe. Er läßt Dich durch mich einladen. Er wird Dir dieſe Einladung in Augsburg ſelbſt wiederholen. Die reizendſten Genüſſe der Kunſt, nach denen Deine große ſtolze Seele ſchmachtet, winken Dir dort. Folge mir nach Mainz!"

„Nimmermehr!" rief Eleonore, aber ſie rief es in einem ſo ſchmerzlichen Tone, daß die beiden Zuhörer daraus erkannten, daß der wunde Fleck ihrer Seele getroffen war, und daß Wünſche und Hoffnungen dort erwachten, die ſie ſelbſt vielleicht für todt gehalten hatte.

nicht in einem gewöhnlichen Becher erſäuft werden.» — Er trank das goldne Gefäß aus, und winkte dann ſeinen Leibdiener herbei, welchem er zuflüſterte: «die Jagd, die ſchöne Jagd, die ich der dummen Träume halber aufgegeben, will mir nicht aus dem Kopfe. Ich muß Zerſtreuung haben, ſoll ich nicht toll werden, eh' es Abend wird. Drum hole die Alce jetzt, führe ſie auf mein Schlafzimmer und ſchließe ſie dort ein. Ich will wenigſtens dieſes ſchlanken jungen Wildes heute froh werden. Zugleich beſtelle den Scharfrichter zur Abenddämmrung in das Gefängniß. Wenn ſich Alce ſträubt, ſo ſag' ihr das. Eile!» Der Diener flog und der König trank. «Wo iſt Juſt Fitzharding, mein Minneſänger?» rief er nun. «Ha, ich bitte dich um Verzeihung, mein ſanfter Troubadour. Ich ſah dich nicht. Einen Geſang, einen Geſang, guter Juſt, und laß es einen muntern ſein, daß mir ein Stündchen noch ſchnell verſtreicht!»

Der Minneſänger, der, während des Mahls, gleich der übrigen Geſellſchaft, verdrießlich und entmuthigt geſeſſen hatte, ohne, wie ſonſt oft zu geſchehen pflegte, auch nur ein Mal von ſeinem Herrn gerufen worden zu ſein, ſammelte nun ſchnell ſeinen muntern Geiſt wieder, ſeine Wangen färb-

„Du wirſt geehrt ſein von vornehmen und edeln Männern und Frauen, und Deine Kunſt wird Dich hoch unter ihnen ſtellen,“ fuhr Martha nur um ſo eifriger fort. „Der Kurfürſt beſitzt durch Raimund Fugger ſchon einige Bilder von Deiner Meiſterhand; es verlangt ihn, die Künſtlerin nicht allein mit Gold zu belohnen. Er wird alle Wunden heilen, welche Dir ein widriges Schickſal geſchlagen —“

„Kann er auch dieſe Narben aus meinem Antlitz tilgen, die unauslöſchliche Schrift meiner Schmach?“ ſchrie Eleonore plötzlich in heftiger ausbrechender Leidenſchaft.

„Du ſelbſt beſitzeſt ein Mittel, dieſe Narben zu Ehrenzeichen für Dich umzuwandeln,“ entgegnete Martha mit ſchlauer Wendung. „Niemand hält es für eine Schande die Geliebte eines edeln Fürſten zu ſein. Wer ſchmäht denn die Frauen, welche Kaiſer Maximilian liebte, oder werden ſie deshalb getadelt, daß dieſe Liebe Früchte getragen hat? Fürſtenliebe entſchuldigt Jeder. — Dieſe Narben könnten die Stufen Deines neuen Glücks werden, wenn Du es nicht eigenſinnig von Dir ſtießeſt.“

„Was meinſt Du damit?“ fragte Eleonore verwundert.

„Du weißt jedenfalls, wo der Knabe Martin ſich jetzt befindet, der auf dem Haſenhofe in der Grafſchaft Burgau erzogen wurde und vor mehren Jahren von dort entwich.“

„Was weißt Du von einem ſolchen Knaben?“ fragte Frau van der Voort beſtürzt.

„Ich weiß nichts weiter von ihm. Von Dir aber möchte ich erfahren, wo er iſt —“

„Auch ich weiß nichts von ihm. — Ritter, gebt mir Euern Arm und geleitet mich in unſre Herberge.“ Sie war todtenblaß und einer Ohnmacht nah.

„Eleonore, ſcheide nicht ſo von mir!“

„In Augsburg wirſt Du nicht allein im Kloſter eine Schweſter finden. Auch ich werde es nie vergeſſen, daß eine Mutter uns geboren, und wenn die Täuſchungen über Dich kommen, wie ich ſie voraus ſehe, ich werde gern meinen letzten Biſſen mit Dir theilen.“

Von Gefühlen, wie ſie ihr lange fremd geweſen, auf das Heftigſte beſtürmt, verließ Eleonore an des Ritters Seite das Haus. Draußen ſtand ein Haufe gemeinen Volks, das ſprach untereinander: „Da drinnen wohnt die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, die vom Himmel herabgekommen iſt.“ Eleonore lachte bitter, und der Ritter murmelte einen kräftigen Fluch durch die Zähne.

Elftes Kapitel.

In Augsburg war ein glänzender Feſttag, der erſte Tag des Auguſtmonats, und der Kardinal-Legat feierte heute ſeinen Triumph. Cajetan hatte weitläufige und koſtſpielige Vorkehrungen getroffen, um ſo prächtig als möglich bei der Ceremonie aufzutreten, die ihm der Papſt übertragen hatte. Sie beſtand aus zwei Hauptmomenten, dem Kaiſer im Namen des Papſtes den von demſelben geweihten Hut und Degen zu überreichen, bekanntlich die höchſten Zeichen der päpſtlichen Huld und Gnade, und dem Kurfürſten von Mainz den Kardinalshut aufzuſetzen. Doch war das Letztere das Wichtigere. Von der Unentſchiedenheit des alternden Kaiſers hatte man in Rom nichts zu fürchten; der Kardinal brauchte ihm nur Hoffnung zu machen auf die Unterſtützung des Papſtes bezüglich der Erwählung des Königs von Spanien zum deutſchen Könige und ſeine Phantaſie hinſichtlich des Türkenkriegs anzuregen, und der Kaiſer war zum unwilligen Erſtaunen Deutſchlands gewonnen. Aber die junge Kraft des Kurfürſten Albrecht konnte Rom ſehr gefährlich werden. Schon waren unter den Gelehrten und Künſtlern, die mit dem mainzer Hofe in Verbindung ſtanden, kecke Stimmen laut geworden: die deutſche Kirche müſſe eine ſelbſtſtändige, von Rom unabhängige werden, man müſſe einen deutſchen Papſt erwählen, und Ulrich von Hutten, der dieſen Ton zuerſt angeſchlagen, hatte geradezu den Kurfürſten von Mainz als das künftige Oberhaupt der deutſchen Kirche bezeichnet. Dieſe kühnen Worte waren bis nach Rom gedrungen, und bei der allgemeinen Stimmung in Deutſchland lag ihre Verwirklichung nicht im Reiche der Unmöglichkeit. Es galt alſo, den jungen Kirchenfürſten, der ſo leicht gefährlich werden konnte, feſter an das römiſche Intereſſe zu binden und ihn auf jegliche Weiſe den Humaniſten zu entfremden. Alle Mittel der Schmeichelei, der Bevorzugung, der Heuchelei, des feinen Betrugs und der Täuſchung, an denen es Rom niemals hat fehlen laſſen, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, wurden in Anwendung gebracht, um den Kurfürſten von den Männern loszureißen, die bisher ſein ausſchließlicher Umgang geweſen waren, und ſie von ſeinem Hofe zu verſcheuchen. Dies war um ſo ſchwieriger, da ja der Papſt die Humanitätswiſſenſchaften ebenfalls glänzend begünſtigte und die gelehrten Pfleger derſelben an ſeinen Hof zog. Was er ſelbſt that, mußte dem Kurfürſten verleidet werden; denn nur die deutſchen Männer der Wiſſenſchaft waren gefährlich. Schon hatte der Kardinal begonnen, Martha Brv durch glänzende Verſprechungen für dieſen Plan zu gewinnen; doch ſtand ihm ihre Neigung zu dem gefährlichſten Gegner deſſelben, zu Ulrich von Hutten, die ihm, wie Alles, was am mainzer Hofe vorging, hinterbracht worden war, entgegen; aber Cajetan warf den verwegenen Gedanken auf, den kühnen deutſchen Ritter durch Martha für Rom zu bekehren, zum Beweis, wie viel Rom ſchon durch Weiber geglückt, wie das Unmöglichſcheinende durch die Sirenenſtimme der Wolluſt erreicht worden war.

Der Kardinalshut, den Cajetan für den Kurfürſten mitgebracht, war das äußere Zeichen der päpſtlichen Huld, das allem Volk verkünden ſollte, in wie hoher Gunſt der Kurfürſt beim heiligen Vater ſtehe; die Briefe des Papſtes an Albrecht und deſſen Bruder Joachim floſſen über von Huld und Segen; aber ſie deuteten auch an, was der Papſt zum Heile der Kirche verlange. Der ſchwache, weichliche Albrecht war geſchmeichelt; ſein Bruder nicht minder, und Martha ſtand bereits im Solde Roms. Sie hatte ihre Schweſter, ſie hatte den edeln Hutten getäuſcht.

Cajetan hielt ein feierliches Hochamt im Dome mit unerhörtem Gepränge. Solch prachtvolles kirchliches Schauſpiel war in der alten Reichsſtadt noch nicht geſehen worden. Alle weltlichen und geiſtlichen Fürſten des Reichs waren auf ſeine Einladung erſchienen und ſaßen im höchſten Schmuck im Chor der Kirche um den Kaiſer; die Geſandten der fremden Mächte und die Abgeordneten der Städte gegenüber. Der Biſchof von Augsburg mit dem ganzen Kapitel knieten zu den Seiten des Hochaltars und bedienten den Kardinal. Die Kirche war überfüllt von Menſchen; Hunderte ſtanden noch vor den geöffneten Thüren.

Nach dem Hochamte wurde der Kurfürſt Albrecht von den Biſchöfen von Augsburg und Würzburg zu dem Altar geführt und ſenkte das Knie vor dem päpſtlichen Legaten, der eine lateiniſche Rede an ihn hielt, worin er ihn eine ſtarke lebendige Säule der Kirche nannte und ihn nicht ohne Beziehung ermahnte, nicht zu wanken im Dienſt der heiligen Kirche und ſelbſt den Schein des Wankens zu vermeiden. Dann verlas er das päpſtliche Breve an den Kurfürſten, worin derſelbe zum Kardinal ernannt wurde, und ſetzte demſelben, während die Prieſterſchaft das „Komm heiliger Geiſt ꝛc.“ ſang, den Kardinalshut auf. — Als der Kurfürſt zu ſeinem Sitze zurückgekehrt war, ſchritt der Legat in der Mitte der Kleriker, welche den Hut und den Degen trugen, auf den Kaiſer zu, haranguirte denſelben im Namen des Papſtes und überreichte die Geſchenke. In ſeiner aus ſchwülſtigen Phraſen zuſammengeſetzten Rede ermahnte er den Kaiſer, gegen den Erbfeind, der nach dem Blute der Chriſtenheit lechze, mit ſeinen bewaffneten Heerſchaaren auszuziehen und ihn zu vernichten. Mit großem Nachdruck erinnerte er ihn, daß dies der Tag ſei, an welchem Auguſtus einſt durch den Sieg bei Actium die Herrſchaft der Welt gewonnen habe; aber dieſer Tag ſei auch dem St. Peter heilig. Für den Kaiſer möge der wichtige Tag die Bedeutung haben, daß er Conſtantinopel und Jeruſalem erobere und das Reich wie die Kirche bis ans Ende der Welt ausbreite. Der Kaiſer dankte in wohlgeſetzter Rede, ſteckte den Degen an, mit welchem er die Türken zu bekämpfen verſprach, und ließ ſich von ſeinem Oberkammerherrn den Hut aufſetzen. Die verſammelte Menge ſtimmte einen Lobgeſang an.

Unter den Zuſchauern befanden ſich viele, welche dieſe Feierlichkeit mit ſehr gemiſchten Gefühlen betrachteten. Konrad Peutinger, Willibald Pirkheimer und Albrecht Dürer ſtanden zuſammen, voll ſchlimmer Ahnung, daß dieſe von Rom gekommenen beiden Hüte Symbole neuer Knechtſchaft ſein möchten, wie einſt der öſtreichiſche Hut in der Schweiz. Am lauteſten machte ſich der Unwille des nürnberger Malers Luft, der nach Augsburg gekommen war, um den Kaiſer noch einmal zu malen.

An einer andern Stelle ſtanden Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen beiſammen. Auch ſie waren ſich klar bewußt, was die römiſchen Hüte zu bedeuten hatten, Kopfbedeckungen für den jungen deutſchen Geiſt, Dämpfer und Erſticker der hellen Geiſtesflammen, welche aus Deutſchlands Haupte aufzulodern begonnen hatten.

Unter den jungen Frauen und Töchtern des Fugger'ſchen Hauſes erblickte man Martha Bry in dem reich verzierten Stande der Fugger in der Kirche; ſie labte ihr eitles Herz an dem Gepränge, mit welchem ihr fürſtlicher Freund den rothen Hut erhielt; ſie fühlte im Geiſte ſchon auf ihrem eignen Haupte eine Grafenkrone, als einen Ab leger des Kardinalshutes. Die hoffärthige Buhlerin des mainzer Kurfürſten wohnte geehrt und gefeiert, wie eine Fürſtin, bei Raimund Fugger; es war der Liſtigen geglückt, in der öden Bruſt ihrer Schweſter Eleonore neue Hoffnungen und Wünſche zu erwecken; ſie hatte die heftige leidenſchaftliche Frau mit ſich ſelbſt uneins gemacht und ſich dadurch ſicher vor ihr geſtellt. Eleonore war vom Kurfürſten äußerſt gnädig empfangen und nach Mainz eingeladen worden; ihr Zorn war, wenn auch nicht vertilgt, doch entwaffnet. Er machte eine Ausnahme und unterhandelte mit ſich ſelbſt. Die lockende Fernſicht, welche Martha ihr eröffnet, ließ ſie an die ſüßen ſchmeichleriſchen Worte derſelben glauben, und ſie war nun ſelbſt in Verzweiflung, daß ſie keine Kunde von dem verlornen und nun ſo ſehr begehrten Knaben ertheilen konnte. Kaum erinnerte ſich dagegen Martha, daß ſie noch eine zweite Schweſter in Augsburg leben habe, und ihr fröhlicher Sinn vermochte ihren leichten Fuß nicht über die Schwelle des Dominikanerkloſters zu zwingen, in welchem die fromme Barbara ihr ſtilles Leben abſpann.

Die ſpätern Nachmittagſtunden des Feſttages füllte eine Kunſtvorſtellung des Doctor Fauſt im großen Tanzhauſe aus. Er hatte den Kaiſer und alle Reichsfürſten eingeladen. Alle vornehmen Männer und Frauen, welche Augsburgs Mauern jetzt umfingen, waren zugegen, ein glänzender Flor. Der berühmte Künſtler nebſt ſeinem Gefährten ſchienen ſich um zwanzig Jahre verjüngt zu haben. Sie waren in reicher Kleidung chaldäiſcher Zauberer, und die, ob den außerordentlichen und, wie es ſchien, nur mit Hülfe übernatürlicher Weſen ausgeführten Schauſtücke erſtaunten Zuſchauer flüſterten ſich einander zu, der Gefährte und Gehülfe des Schwarzkünſtlers ſei ein hölliſcher Geiſt, einer von den kleinen Teufeln, und nur durch die Macht deſſelben ſei Fauſt zu ſolchen Dingen geſchickt. Niemand war geneigter dies zu glauben, als der Kaiſer und Jakob Fugger, welche in dem Höllenprinzen mit einigem Schaudern den räthſelhaften Menſchen wieder erkannten, der ihnen ſchon oft und in ſo ſehr verſchiedenen Eigenſchaften entgegen getreten war. Während die von Erſtaunen, in welches ſich ein leiſes Grauſen miſchte, ergriffenen Zuſchauer noch mit Gedanken an Hölle und Teufel beſchäftigt waren, erſchien, auf Fauſt's Wink mit dem Zauberſtabe, eine dichte Wolke, welche ſich allmälig roſenroth färbte. Ein zweiter Wink des Zauberers, und die Wolke theilte ſich voneinander; man ſah das Innere der neuen Mariakirche zu Regensburg mit dem Altar, auf welchem das ſo ſchnell berühmt gewordene Muttergottesbild leuchtete. Am Altar knieten der Apoſtel Petrus und der Papſt Leo anbetend. Maria reichte dem Apoſtel eine Roſe, dem Papſt eine Schwertlilie. Im Nu war der Altar in das verkleinerte Bild der damals im Bau begriffenen St. Peterskirche in Rom verwandelt. Der heilige Petrus pflanzte die Roſe in die Kirche, der Papſt die Lilie davor. Die Blumen wuchſen mit der

Kirche, und ein ſüßer Engelsgeſang ließ das Ave Maria ſanft ertönen. Bald hatte die Roſe alle Räume der Kirche erfüllt und eine Menge Blüthen getrieben. Die Lilie aber trieb nur Blätter, welche wie ſcharfe Schwerter die Kirche umſtarrten. Ein grimmer Eber mit mächtigen Hauern ſtürmte heran und rannte an die Kirche, gleichſam als wolle er ſie umſtürzen, die Lilie ſtreckte ihm ihre Schwerter entgegen, aus den Roſen ſchlugen Flammen empor, die nach dem wüthenden Unthier züngelten; aus dem Portale der Kirche trat das Lamm Gottes mit dem Siegespanier, ſtreckte damit den Eber nieder und kehrte in den Tempel zurück. Aus dem Gipfel der Roſe war unterdeß die päpſtliche Tiare, aus dem der Lilie die deutſche Kaiſerkrone emporgewachſen und beide vereinte ein Roſenkranz. Die Wolke ſchloß ſich wieder über dem Gebild, und gleich darauf war auch ſie verſchwunden. Vor dem Kaiſer aber lagen auf einem ſeidnen Kiſſen eine Roſe und eine Lilie, Niemand wußte, wie ſie dahin gekommen waren. Verwundert griff er danach, aber er hielt ein Crucifix und einen Dolch in der Hand. In demſelben Augenblick gewahrte Martha Bry einen Roſenkranz auf ihrem Schooſe. — Jedermann verſtand die Deutung dieſer wunderbaren Bilder, und die Kirchenfürſten und Prälaten behaupteten, dergleichen könne nicht mit des Teufels Hülfe hervorgebracht werden. Der Kaiſer ließ den Doctor Fauſt zu ſich entbieten; er wünſchte von dem außerordentlichen Manne etwas Beſtimmtes über die Dauer ſeines Lebens zu erfahren.

ten ſich röther, ſein Auge glühete und ſeine Geſtalt erhob ſich majeſtätiſch, als er die Bänder ſeiner Harfe auf ſeiner linken Schulter befeſtigte, und dann die Saiten des Inſtrumentes mit mächtiger und geübter Hand greifend, folgendes Lied ſang:

„Reicht mir den vollen Becher!
Ich bin ein alter Zecher.
Dafür erzähl' ich gleich
Mein Leben bunt und reich.

Zehn Jahre war mein Alter,
Da mit Brevier und Pſalter
Plagt' mich ein Pfaffe ſehr;
Das Lernen ward mir ſchwer.

Ein Pfaffe ſollt' ich werden,
Ein Heiliger auf Erden:
Ich Pſalter und Brevier
Vertrank in Wein und Bier.

Nach zwanzig Lebensjahren
Hatt' ich von Lieb' erfahren,
Und Liebesgram und Pein
Erſäuft' ich raſch im Wein.

Und dreißig Jahr' geworden,
Stand ich im Ehſtandsorden;
Des Weibes zänk'ſcher Sinn
Trieb mich zum Becher hin.

Martha Bry aber fühlte ſich über die ihr zu Theil gewordne Auszeichnung ſehr geſchmeichelt. Auch ſie hatte ein heimliches Anliegen an den Schwarzkünſtler und ließ ihn durch ihre Zoſe zu einer Zuſammenkunft einladen.

Trotz dieſer und andrer Künſte und Ränke fand der Kardinal Cajetan einen hartnäckigen Widerſtand bei den Ständen in Bezug auf den beantragten Türkenkrieg. Niemand glaubte daran, daß es dem Papſt Ernſt damit ſei, und ſo ſehr auch der Kaiſer ſich kümmerte, daß ſeine alte Lieblingsidee, die ihm der Papſt jetzt ſo freundlich entgegen brachte, ſo wenig unter den Fürſten Anklang fand, man ſpottete ſogar öffentlich über die florentiniſchen Künſte, die da Türken an die Wand zauberten, wie Doctor Fauſt, um den Deutſchen ihr Geld aus den Taſchen zu zaubern eben ſo, wie der berühmte Schwarzkünſtler. Man nannte den Papſt den römiſchen Fauſt; man nannte ſie beide die Brüder Hexenmeiſter. Laut ſprach man es aus in den Reichstagsverſammlungen, in den Schenken und Herbergen, auf den Straßen: die Türken, welche die Deutſchen mit aller Macht zu bekämpfen haben, ſeien in Italien daheim. Dazu müſſe man aber das Geld ſein behalten. Die Deutſchen wären lang genug ſchwer von Begriffen geweſen und hätten die römiſchen Lügen geglaubt. Um ſich das ewige Heil vom Papſte zu erwerben, hätten ſie ihm ihr irdiſches hingegeben, und er habe es in Saus und Braus verpraßt. Aber man ſei der Finten und Fineſſen müde. Der Papſt könne keinem Menſchen zur

Seligkeit verhelfen; das könne nur der Glaube an das erlöſende Blut Chriſti. Wie die Ablaßgelder nicht zum Bau der St. Peterskirche, ſondern mediceiſcher Luſtſchlöſſer verwendet würden, ſo ſei auch die Türkenſteuer nur zur Befriedigung römiſcher Wollüſte beſtimmt. Der Kaiſer aber ſage Ja und Amen dazu, um dadurch zu der lang begehrten Reichsſteuer zu gelangen. Es handle ſich bei Papſt und Kaiſer um nichts weiter, als die leeren Kaſſen zu füllen. Es erſchienen Schriften, in welchen das päpſtliche Anſinnen lächerlich gemacht wurde, und obgleich Ulrich von Hutten, auf deſſen Stimme man viel gab, in einer meiſterhaften Rede die deutſchen Fürſten ermahnte, gegen die immer drohender anwachſende Macht der Ungläubigen im Oſten zu Felde zu ziehen, ſo warnte er doch nachdrücklich, nicht das Geld dazu erſt nach Rom zu ſchicken, wo es verpraßt werde.

So kam es denn, daß die Stände die Türkenſteuer entſchieden ablehnten. In dem kläglichen Zuſtande, in welchen das Reich während der letzten Jahre durch Krieg, Theurung und Aufruhr gerathen, werde ſich eine ſo bedeutende Auflage gar nicht eintreiben laſſen. Ueberdies beklage ſich der gemeine Mann ſchon über all das Geld, das aus dem Reiche ohne Nutzen für daſſelbe weggehe. Schon oft habe man durch Cruciat und Indulgenz zu einem Türkenkriege beigeſteuert, aber noch niemals erfahren, daß irgend etwas gegen die Türken geſchehen ſei. So friſch von der Leber hatten die deutſchen Stände noch nicht zum Papſte geſprochen, und da nun einmal das Siegel ihres Mundes gelöſt war, ſo beſchwerten ſie ſich bitter über alle Uebelſtände und Plackereien, die Deutſchland von Rom aus aufgebürdet wurden. Es war ein langes Sündenregiſter, das ſie dem beſtürzten Kardinal-Legaten vorhielten, und jedes Wort darin war ein Schwertſtreich gegen die päpſtlichen Expreſſungen. — Und um dieſer bis dahin unerhörten Anklage des endlich ganz und allgemein erwachten deutſchen Selbſtgefühls gegen die heuchleriſchen Anmaßungen des Papſtes die Krone aufzuſetzen, machte der Biſchof von Lüttich eine Eingabe an den Kaiſer und die Fürſten, worin er mit ſcharfer Feder alle Ungerechtigkeiten aufzählte, welche die deutſche Kirche von den römiſchen Curtiſanen erfahre. Dieſe ſtarken Jäger, Kinder Nimrod, ſagte er darin, gingen täglich auf die Jagd von Pfründen; Tag und Nacht ſännen ſie auf nichts, als die canoniſchen Wahlen zu zerſtören; das deutſche Geld, ſonſt zu ſchwer für einen Atlas, fliege über die Alpen.

Dieſe Schrift machte ungeheures Aufſehen; der Kaiſer ſah mit Schrecken, wohin es in Deutſchland gekommen war, und der ſchlaue Legat ahnete, daß die Glorie um die dreifache Krone in Deutſchland verſchwunden ſei, und daß kein Fauſt ſie wieder herbeizaubern könne. Um ſo größer, meinte er, müßten die Anſtrengungen ſein, und er nahm ſeine Maßregeln. Er ſuchte ſich mit dem mainzer Kurfürſten auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen; ſie waren oft zuſammen in der Geſellſchaft des Kaiſers, ſie ritten zuſammen aus, und Kurfürſt Joachim von Brandenburg war dann meiſt der Dritte. Aber auch mit Martha Bry hatte der Legat mehre geheime Unterredungen. Auf ihre thätige Hülfe rechnete er am meiſten, und er hatte dabei vorzüglich Ulrich von Hutten im Auge. Auch mit dem Doctor Fauſt verkehrte er viel. Die ganze römiſche Partei war im Stillen ſehr thätig.

So ging auch ein Bote des Legaten nach Wittenberg mit dem Befehl an den Doctor Luther ab, ſich in Augsburg zur Verantwortung zu ſtellen.

Der Kaiſer war mit ſeinem Plane etwas glücklicher. Es iſt bekannt, daß Böhmen ſeine Kurrechte ſeit der Abſetzung des Königs Wenzel (1400) nicht ausübte, ſo daß nur ſechs Kurſtimmen beſtanden, drei geiſtliche und drei weltliche. Jene waren Mainz, Trier und Köln, dieſe Pfalz, Brandenburg und Sachſen. Noch vor Kurzem hatte Maximilian auf keine einzige Stimme für die Wahl ſeines Enkels zum römiſchen Könige rechnen können. Der König von Frankreich Franz ſchaute bereits nach der deutſchen Königskrone aus, da die Kunde von des Kaiſers Kränklichkeit und die Prophezeihung ſeines baldigen Todes ſich allgemein verbreitet hatten. Die beiden Brüder Hohenzollern Joachim und Albrecht, im Beſitz der Kurſtimmen von Brandenburg und Mainz, hatten Urſach gehabt mit dem Kaiſer unzufrieden zu ſein, und waren auf die Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen König eingegangen, ja ſie hatten ihm bereits vorläufige Verſprechungen gemacht, und Ulrich von Hutten war von Albrecht in dieſer Angelegenheit nach Paris geſchickt worden. Die Stimme des Kurfürſten Hermann von Köln war aus mancherlei Urſachen mindeſtens ſehr zweifelhaft geweſen. Der Kurfürſt von der Pfalz war durch die Unbilden, die er im Erbfolgekrieg vom Kaiſer erfahren hatte, deſſen offner Gegner. Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen war zu vielfach gekränkt worden und ein zu feſter Charakter, als daß darauf zu rechnen geweſen wäre, er würde auf die Wünſche des Kaiſers eingehen. Und der Kurfürſt Richard von Trier, ein geborner Greifenklau, hatte von der kaiſerlichen Partei bei ſeiner Wahl allerlei Intriguen erfahren und ſich Sachſen angeſchloſſen. Durch den Kardinalshut, durch die Billigung des von Albrecht von Mainz getriebenen Ablaßhandels, durch die Schmeicheleien des Papſtes und das feine Benehmen des Kardinals-Legaten Cajetan, durch das perſönliche Entgegenkommen des Kaiſers, das immer mit einem unwiderſtehlichen herzengewinnenden Zauber verknüpft war, wurden die beiden Hohenzollern zuerſt gewonnen, und als Maximilian, auf Cajetans Betrieb, dem Kurfürſten Albrecht Hoffnung machte, daß Martha Bry zur Gräfin von Aſchaffenburg erhoben werden ſolle, durfte er mit Gewißheit auf die Stimmen von Mainz und Brandenburg rechnen. Der Kurfürſt von Köln wurde durch reiche Geldgeſchenke, die Jakob Fugger herlieh, und durch Penſionen, die der Kaiſer ſeinen Brüdern und Verwandten verſprach, auf deſſen Seite gezogen. Um den grollenden pfälzer

Kurfürſten auszuſöhnen und zu gewinnen, bediente ſich der Kaiſer des Pfalzgrafen Friedrich, Bruders des Kurfürſten. Seit nämlich der Minnehandel dieſes Fürſten, des einſtigen Genoſſen des Erzherzogs und Königs Philipp an allen Leichtfertigkeiten, mit der älteſten Prinzeſſin deſſelben, der ſtolzen Eleonore, jetzigen Königin von Portugal, entdeckt worden war und ihm die Ungnade des Kaiſers, der Erzherzogin Statthalterin Margaretha und des Königs Karl zugezogen hatte, glaubte der gedemüthigte, an den Aufenthalt in der öſtreichiſchen Familie und das üppige Hofleben in den Niederlanden gewöhnte Pfalzgraf nicht genug thun zu können, um den Kaiſer und deſſen Haus wieder gänzlich zu verſöhnen. Er bot daher allen Einfluß auf ſeinen Bruder, den Kurfürſten, auf, um deſſen Stimme für den König Karl zu gewinnen, und es gelang ihm. Um den Kurfürſten Friedrich von Sachſen herbei zu ziehen, wurden die Unterhandlungen mit ihm und ſeinem Bruder und Nachfolger, dem Herzog Johann, in Bezug auf eine Vermählung des Sohnes des Letztern, des Prinzen Johann Friedrich, künftigen Erbens der Kur, und der jungen Erzherzogin Katharina, Infantin von Spanien, der jüngſten Schweſter des Königs Karl und noch in Spanien, ihrem Geburtslande verweilend, eifrig betrieben. Sie führten während des Reichstags zu einer Verlobung. Allein der charakterfeſte Friedrich der Weiſe von Sachſen war damit noch keineswegs gewonnen, und Richard von Trier ſtand ihm treulich zur Seite. Dagegen war Böhmen in den Geſandten des jungen Königs Ludwig von Ungarn und Böhmen wieder herbei gezogen. Dieſer König war ja mit Maria, der Schweſter Karls vermählt, und ſeine Schweſter Anna ſtand im Begriff die Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand zu werden. Böhmen ſprach alſo ſeine Billigung der Wahl Karls aus. So waren fünf Kurſtimmen für Maximilians Wunſch, und die beiden übrigen durfte er doch noch zu gewinnen hoffen; denn es ſtand zu erwarten, daß der alte Kurfürſt von Sachſen auf die Dauer den Bitten ſeines Bruders und Neffen und dem Einfluß der glänzenden Verbindung des Letztern mit dem öſtreichiſch=ſpaniſchen Hauſe nicht werde widerſtehen können. Und mit der ſächſiſchen mußte die trier'ſche Stimme von ſelbſt kommen.

Die tiefern Gründe der Abneigung Sachſens und Triers wurden natürlich nicht offen genannt; die äußern Einwendungen beſtanden aber vorzüglich in zwei Hauptpunkten: eine päpſtliche Conſtitution verbiete ausdrücklich, daß die Krone des Königreichs Neapel, deren Beſitzer Karl von Spanien war, und die Krone des deutſchen Reichs jemals auf einem Haupte vereinigt werden dürften, und dann: es ſei gänzlich unſtatthaft, einem nicht gekrönten Kaiſer einen römiſchen König zur Seite zu ſetzen. Maximilian bot Alles auf, die äußern und innern Gründe zu beſeitigen. Jakob Fugger verkehrte oft mit ihm, und Veit Schellenberger trug den ſchweren Kaſten voll kremnitzer Dukaten mehr als einmal in die kaiſerliche Pfalz. Nie=

mals hatte ſich das Fugger'ſche Haus dem Kaiſer ſo treu ergeben bewährt, als an dieſem Reichstage. Mit dem Legaten verhandelte der Kaiſer eben ſo eifrig, und mehr als ein Bote ging aus der Canzlei des Erſtern nach Rom. Maximilian verlangte von Leo die unverzügliche Aufhebung jener beſchränkenden Conſtitution in Bezug auf die neapolitaniſche Krone; dann bat er um die Ueberſendung der Kaiſerkrone, die beiden Kardinäle Albrecht von Mainz und Julius Medicis ſollten ihn in Trient krönen, oder der Papſt ſolle ſelbſt zur Krönung dorthin kommen; denn eine Reiſe des Kaiſers nach Rom, um ſich dort krönen zu laſſen, war in den jetzigen Zeitverhältniſſen und vorzüglich während des Reichstags ganz unmöglich. Aber der päpſtliche Ceremonienmeiſter behauptete, die Kaiſerkrönung könne niemals außerhalb Rom ſtattfinden, d. h. der ſchlaue Leo hielt den Kaiſer durch dieſe Erklärung in Abhängigkeit von ſich und ſuchte dadurch jedes Auflehnen der Deutſchen gegen die päpſtliche Gewalt und jede reformatoriſche Bewegung in Deutſchland niederzuhalten. Maximilian verfiel endlich ſogar auf einen abenteuerlichen Plan, der freilich an ihm, dem romantiſchen Schwärmer, nicht ſehr befremden durfte. Er dachte nämlich daran abzudanken und den Reſt ſeiner Tage in Neapel zuzubringen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß er damit meinte, ſein Enkel Karl ſolle ihm dieſes Königreich gegen die deutſche Krone auf Lebenszeit überlaſſen. Dadurch wären beide Hinderniſſe mit einem Male beſeitigt geweſen. Auf dieſen Gedanken war er durch einen vertraulichen Rath, eine Art Prophezeihung des Doctors Fauſt gekommen: er werde am Grabe des Zauberers Virgil die Erfüllung ſeiner ſchönſten Wünſche finden. Auch ſeine Aerzte hatten behauptet, unter Neapels mildem Himmel werde er ſeine Geſundheit wieder erlangen.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Maximilian die Sache der Humaniſten völlig aufgab und ſich von der Bewegung gegen die Papſtgewalt in Deutſchland ausſchloß. Er hatte nach dem eiteln Ruhm gegeizt, für einen Beförderer der jungen Wiſſenſchaft zu gelten, jetzt aber nahm er dies Wort in römiſcher, nicht in deutſcher Bedeutung; ſeiner Hausintereſſen wegen verließ er die große deutſche Sache, ja er verrieth ſie an den Papſt, und er und Cajetan zogen auch den Kurfürſten von Mainz zu ſich herüber. Was kümmerte den Kaiſer jetzt der ſchwache Verſuch des wittenberger Mönchs, ſich dem mächtigen Rom zu widerſetzen! Luther war in Maximilians Augen ein verlorner Mann. Zwar ließ er dem Kurfürſten von Sachſen einmal ſagen: er möge den Mönch warm halten; man könne nicht wiſſen, wozu er noch zu brauchen ſei. Aber damit war's ihm doch nur halb Ernſt. Er wünſchte die ſächſiſche Kurſtimme für ſeinen Enkel zu gewinnen; darin lag der Grund jener Worte. Vielleicht ſchwebte ihm auch der dunkle Gedanke vor, dem Papſte bei Gelegenheit durch Luther Zugeſtändniſſe abzunöthigen.

Der Kaiſer ſuchte ſich die Grillen auf ſeine Weiſe zu verſcheuchen. Er ritt in vertrauter Umgebung oft auf die Reiherbeize; er miſchte ſich unter das Volk. Beſonders angelegentlich beſchäftigte er ſich aber mit der Ausrichtung einer Hochzeit. Ehebündniſſe zu veranſtalten und Hochzeiten zu feiern war immer eine Lieblingsneigung des fröhlichen Max geweſen. Diesmal hatte er, um ſich das brandenburger Haus nur noch mehr zu verbinden, ein Ehebündniß zwiſchen dem jungen Markgrafen Caſimir von Brandenburg-Onoldsbach, einem Vetter des Kurfürſten, und ſeiner Nichte, der Prinzeſſin Suſanna von Baiern eingeleitet und glücklich zu Stande gebracht. Das Beilager wurde vom Kaiſer in Augsburg zugerichtet. Die fürſtliche Braut kam am 24. Auguſt in Geleitſchaft ihrer Brüder, der Herzöge von Baiern, nach Augsburg. Sie hielt einen prächtigen Einzug mit neun Wagen und dreihundert Reitern. An der Wertachbrücke ward ſie vom Kaiſer, ihrem Ohm, und allen in Augsburg anweſenden Kurfürſten und Fürſten herrlich eingeholt. Der Kaiſer nahm die Braut auf ſeinen Wagen; der Bräutigam und der Kurfürſt Joachim ritten neben her. Voran der Reichsmarſchall mit dem bloßen Schwerte, ringsum über hundert Trabanten, vorab eine Schaar Edelknaben zu Pferd. Das ganze Feld erſchallte vom Klang der Trompeten; denn die Fürſten hatten, der Braut zu Ehren, alle ihre Trompeter mit hinausgenommen. Der Zug ging zur Ulrichskirche, wo das Brautpaar vom Kardinal-Erzbiſchof von Mainz ehelich getraut wurde. Das Hochzeitfeſt dauerte

Im vierzigſten war's ſchlimmer,
Da zankt' die Frau noch immer,
Da fehlten Geld und Brot:
Nun trank ich wegen Noth.

Ein funfzigjähr'ger Knabe
Trug ich die Frau zu Grabe;
Ich war nun ganz allein,
Da half mir nur der Wein.

Erſt in den ſechziger Jahren
Hab' ich mit Schmerz erfahren,
Daß nichtig alles Gut,
Bis auf des Weines Blut.

Nun bin ich ſiebenzig worden,
Und an des Todes Pforten
Trink' ich in Wein mir Muth,
Dann geht die Reiſe gut.« —

Des Troubadours heitres Lied brachte noch erhöhtere Fröhlichkeit in die Geſellſchaft. Der Scherz und das Lachen liefen wie ein muntres Flackenfeuer umher, und der Weinbecher wurde nach dem Vorbilde des alten Zechers, den der Minneſänger ſo glücklich eingeführt hatte, mit Eifer und Fleiß geleert.

»Lieber Juſt,« ſagte der König, »du haſt mich baß erheitert, und ich danke dir dafür. Aber ich kann es doch nicht ganz mit deinem alten Zecher mehre Tage, und es wurden mehre Scharfrennen auf dem Weinmarkt gehalten, welchen der Kaiſer, die Kurfürſten und das Brautpaar aus Jakob Fugger's koſtbar ausgeſchmückten Hauſe zuſahen; Tanz und Mummerei und eine Kunſtproduction des Doctor Fauſt verſchönten das Feſt und bereiteten dem Kaiſer einige heitre Stunden. Nach dem Feſte gaben er und die Fürſten dem jungen Ehepaare bis an die Wertach das Geleite nach Onoldsbach.

Daran reihete ſich ein Armbruſt-Geſellenſchießen, welches der Stadtrath in der Roſenau zu halten ausgeſchrieben hatte. Der Kaiſer gab der Schützengeſellſchaft drei Preiſe zu verſchießen, eine ſilberne vergoldete Schale, 35 Gulden an Werth, einen Ochſen für 12 Gulden und ſechs Ellen Sammt. Es kamen zuſammen 169 Schützen mit 27 Fahnen, worunter auch Kaiſer Maximilian und viele Fürſten ſich befanden. Das Feſt währte vier Tage und dann, als Kurfürſt Joachim von Brandenburg nochmals 20 Gulden zu verſchießen hergeſchenkt hatte, wiederum drei Tage. Hernach wurde auch noch ein Vogelſchießen von den Handbogenſchützen gehalten; der Kaiſer und ſeine Hofherren ſchoſſen ſelbſt mit nach dem auf einer hohen Stange aufgeſteckten Vogel, und er gab einen Damaſt zum Beſten. Endlich wurde auch ein Roßlaufen angeſtellt. Mit ſolchen Dingen ſuchte ſich der Kaiſer die Sorgen und den Kummer zu vertreiben, die ihm die Stände und Verhältniſſe bereiteten. Mitten unter dem fröhlichen bunten Menſchengewimmel vergaß er ſeine Leibesſchwachheit und die Noth des Reichs, die Zänkereien der Fürſten, den Pfaffentrug; es flog ihn an wie ein ſchöner Jugendtraum, und die Poeſie ſeines Lebens, welche die Krone ihm verſcheucht, kehrte noch einmal im Abendroth eine Stunde bei ihm ein und küßte ihm lächelnd die von Alter und Noth gefurchte Stirn auf Augenblicke glatt.

Aber kaum war die helle Stunde vorüber gerauſcht, ja oft ſchon während ihrer Dauer, kam ein tiefer Trübſinn über Maximilians Herz und mitten in all dieſem Drängen und Treiben der Geſchäfte und des Vergnügens überraſchte ihn oft genug eine düſtre Todesahnung, und in einer weichen wehmüthigen Stimmung nahm er von den heimziehenden Ständen Abſchied. Es war zuletzt noch heftig zugegangen und nicht ohne ſchweren Verdruß und Aerger für den Kaiſer. Die Erklärung der Fürſten, über die Türkenhülfe erſt Rückſprache mit ihren Unterthanen nehmen zu wollen, war ſo neu und unerhört, daß der Kaiſer entrüſtet darauf antwortete: ſolches ſei nicht Gebrauch; die Fürſten ſeien nicht an die Bewilligung ihrer Unterthanen gebunden; dieſen liege ob zu gehorchen. Die Fürſten erwiederten: gar mancher Reichstagsbeſchluß habe deshalb nicht ausgeführt werden können, weil man die Unterthanen nicht erſt darüber gefragt; ſolches könne ferner nicht mehr angehen. Maximilian verſtand den neuen Geiſt nicht, der ihm aus dieſen beſtimmten Aeußerungen entgegen trat. Die Kurfürſten verwahrten ſich ſämmtlich feierlich gegen ihre Unterwerfung unter das Kammergericht. Ueber die

Verbeſſerung der Einrichtung deſſelben konnte man ſich nicht einigen; es verlor alle Wirkſamkeit. Auf der andern Seite häuften ſich die Beſchwerden über große Unordnung und Gewaltthat im Reiche. Die Zeiten des Fauſtrechts ſchienen wieder gekehrt. Hatte doch der Ritter Franz von Sickingen als pfälziſcher Lehnsträger den Reichstag bald nach deſſen Eröffnung verlaſſen, nachdem er vom Kaiſer aus Rückſichten für den zu gewinnenden Kurfürſten von der Pfalz zum kaiſerlichen Rath und Diener angenommen und ernannt worden war, und mit einem mächtigen Heer von 8000 Landsknechten und 500 Reitern das feſte Darmſtadt überzogen, um Rache an Heſſen zu nehmen, wegen der von demſelben im pfälziſchen Erbfolgeſtreit geſpielten Rolle, und hatte einen Vertrag erzwungen, wonach ihm fünfundvierzigtauſend Gulden unter den drückendſten Bedingungen zugeſagt worden waren. Vergebens hatte eine Reichstagsdeputation dem Kaiſer Vorſtellungen wegen dieſes Landfriedensbruchs gemacht; er wagte nichts dagegen zu thun. Er konnte nicht Herr der Unordnung werden, weil er in ſeinen Hausintereſſen befangen war. — Der trotzige Herzog Ulrich von Würtemberg war in die feindſeligſte Oppoſition gegen den Kaiſer getreten; in den Niederlanden hatte ſich der Herzog von Geldern wieder erhoben, der kleinen Fehden, Zänkereien und Widerwärtigkeiten gegen den Kaiſer nicht zu gedenken. Kummerſchwer und ſeufzend dachte er daran, das undankbare Deutſchland, das er ſo ſehr geliebt, zu verlaſſen und in Neapel ſein Leben zu beſchließen. Seine Liebe glaubte ein Recht zu haben, die deutſchen Stände undankbar zu ſchelten; er durfte behaupten, daß er durch ſeine Verbindungen mit dem burgundiſchen und dem ſpaniſchen Herrſcherhauſe das ohnmächtige deutſche Reich wieder groß gemacht habe. Daß er die Hauptaufgabe, welche die Zeit an ihn geſtellt, die wahre Größe Deutſchlands verſäumt, begriff er nicht. Er hatte ja dieſe wahre Größe nie begriffen. Konnte man ihm aber den Schmerz über die ſchlimmen Erfahrungen am Abende ſeines Lebens verargen? Durchzuckte ihn wol die bittre Erkenntniß, daß er ſein Leben doch verfehlt habe?

Die Fürſten hatten Augsburg verlaſſen; der Kaiſer ſtand im Begriff ebenfalls abzureiſen, als ihm gemeldet wurde, der wittenberger Doctor der Theologie Martin Luther ſei angekommen und erſuche ihn um einen kaiſerlichen Schutzbrief. Er ſchlug ihn ab; er wollte den Mönch nicht ſchützen, der in Rom bereits verurtheilt war. Inzwiſchen liefen aus der Stadt mehre Verwendungen für Luther ein, ſogar eine vom Magiſtrat, an welchen der Doctor Empfehlungsſchreiben ſeines Kurfürſten mitgebracht. Am lebhafteſten verwendete ſich für ihn die freiſinnige Bürgerpartei, zu welcher Ulrich Fugger gehörte, deren Haupt er gewiſſermaßen war. Die Räthe des Kaiſers ſtellten dieſem vor, daß es den Kurfürſten von Sachſen von neuem beleidigen heiße, wenn dem Mönche, für welchen ſich jener lebhaft intereſſire, der Schutzbrief verſagt würde. Dies wirkte. Der Kaiſer hatte eine perſönliche Unterredung darüber mit dem Kardinal Cajetan, und dieſer willigte endlich ein, wenn Luthers Name nicht im Schutzbrief genannt werde. Auf dieſe Weiſe wurde der Brief ausgefertigt. Am folgenden Tage, den 12. October war Luther zu Cajetan beſchieden.

Ein armer und beſcheidener Fußwanderer war Martin Luther in das reiche prächtige Augsburg getreten und hatte nach kurzer Raſt in einer ſchlechten Herberge ſeine Briefe abgegeben. Aber der Name dieſes unſcheinbaren Mannes war nicht nur gekannt, er war ſchon geehrt in dem ſtolzen Augsburg, und wackre Bürger, an welchen die pomphafte Pracht des päpſtlichen Legaten und die Herrlichkeit der Reichsfürſten, ohne einen mehr als gleichgültigen Eindruck auf ſie zu machen, vor kurzem erſt vorübergegangen war, ſammelten ſich ſchnell um den einfachen Lehrer von der norddeutſchen Univerſität. Das waren Ulrich Fugger und ſein jüngerer Bruder Hieronymus, jetzt neunzehn Jahre alt, ein Feuerkopf und für dieſelben Ideen erglühend, wie Ulrich; das waren Konrad Langmantel, Kaſpar Lauginger, Philipp von Stetten und Andre, Alle des Papſts heiße Feinde und Feinde jeder Unterdrückung des Volks, wahre begeiſterte Volksmänner, die Luthers kühnes Wort mit Jubel begrüßt hatten und ſeine Ablaßpredigt ſchier auswendig konnten. Die gedrungene kräftige Geſtalt des Thüringers, der mit ihnen noch im angehenden Mannesalter ſtand (Luther war eben daran, bald ſeinen fünfunddreißigſten Geburtstag zu erleben), der ſtarke Geiſt, der aus ſeinem Auge blitzte, ſeine beſonnenen Aeußerungen, die ſtets das Rechte trafen, befeſtigten den Eindruck, welchen ſeine Predigt gemacht; alle dieſe jungen Bürger wurden ſeine Freunde und Anhänger; ſie verſchafften ihm nicht nur den kaiſerlichen Schutzbrief, ſie ſagten ihm auch ihre perſönliche Hülfe zu.

Luther wurde von Ulrich Fugger eingeladen und mit Auszeichnung empfangen. Ulrich von Hutten war bereits wieder mit dem Kurfürſten Albrecht nach Mainz zurückgereiſt, und ſo verfehlten ſich dieſe beiden für einander geſchaffnen Männer, die ſchon in Erfurt zuſammengelebt hatten, ohne ſich kennen gelernt zu haben, auch hier.

Die Unterhandlungen wegen des Schutzbriefes dauerten vier Tage, und Luthers Freunde gaben durchaus nicht zu, daß er ſich, bevor er nicht den kaiſerlichen Brief in der Hand habe, auf eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Legaten einlaſſe, wie auch Verſuche dazu gemacht wurden. So kam ein Italiener, Namens Urban von Serralonga, welcher früher als Geſandter des Markgrafen von Montferrat in Deutſchland eine Zeit lang am ſächſiſchen Hofe in Wittenberg gelebt hatte, zu Luther und erbot ſich, wie er vorgab, aus innerer Theilnahme an Luther und aus freiwilligem Antriebe, zu einer Vermittlung zwiſchen demſelben und Cajetan. Doch liefen am Ende ſeine Vorſchläge, ſo recht er auch Luther in den meiſten Beziehungen gab, auf Gehorſam und Widerruf hinaus.

„Erſt ſoll mich der Kardinal-Legat hören und beſſer unterweiſen,“ verſetzte Luther feſt. „Bin ich von ihm aus dem Neuen Teſtament gründlich und zu meiner Ueberzeugung widerlegt, ſoll es nicht an meinem Widerruf und Gehorſam fehlen.“

„Oho! Ihr ſetzt Euch auf ein hohes Pferd!“ rief der Italiener. „Wollt Ihr etwa mit dem Kardinal ein Turnier halten? Oder bildet Ihr Euch ein, der Kurfürſt von Sachſen werde Euretwegen einen Krieg mit Papſt und Kaiſer beginnen?“

„Ich bilde mir gar nichts ein, am wenigſten ſolche Lächerlichkeiten. Ich berufe mich allein auf das Wort Gottes, welches höher iſt, als das Wort des Papſtes.“

„Und wo wollt Ihr bleiben, wenn Euch Euer Kurfürſt im Stich läßt?

„Unter dem Himmel,“ ſchloß Luther das Zwiegeſpräch.

Und mit dieſer unerſchütterlichen Ueberzeugung, mit dieſem Muthe, mit dieſer Reſignation ging der arme Mönch zu dem prunkenden italieniſchen Kirchenfürſten. Was kümmerten ihn die aufgeblaſenen trotzigen Hatſchiere an den Thüren, was die in Gold ſtarrenden Kämmerer, die prunkenden Prälaten in den Zimmern? Ruhig und beſcheiden ſchritt er über die koſtbaren venetianiſchen Teppiche durch die mit königlichem Luxus überladenen Gemächer.

Die Neugierde der Höflinge ſchaarte ſich um ihn; er wurde gemeldet, mußte aber lange warten. Als er endlich beim Kardinal eingeführt wurde, empfing ihn dieſer in der ganzen von ihm beliebten impoſanten Pracht in Mitte einer Anzahl vornehmer Kleriker und weltlicher Herrn von Adel. Der erhaltenen Anweiſung zu Folge, warf ſich der Mönch auf die Knie vor dem Römer. Dieſer hieß ihn mit herablaſſender Freundlichkeit aufſtehn. Luther gehorchte, und da der Kardinal ſchwieg, erhob er die Stimme: „Ew. Eminenz hat mir den Befehl zugehen laſſen, hier zu erſcheinen, und als ein gehorſamer Sohn der Kirche bin ich dieſem Befehle nachgekommen und bereit zu hören, wie Ihr mich der Irrthümer zeihen und eines Beſſern unterweiſen werdet.“

„Vor Allem, mein lieber Sohn in Chriſto,“ antwortete der Kardinal äußerſt freundlich, „geziemt Dir unbedingter Gehorſam gegen die Mutter Kirche und St. Peters heiligen Stuhl. Die Kirche ſteht viel zu hoch, um mit einem trotzigen Widerſpänſtigen zu unterhandeln. Du haſt Dich ihrem mütterlichen Befehl zu fügen. Und ſie befiehlt Dir jetzt durch meinen Mund unbedingten Widerruf Deiner Irrlehren und legt Dir für die Folgezeit Schweigen auf.“

„Das Fundament der Kirche iſt die heilige Schrift,“ fuhr Luther unerſchrocken fort; „ſie, das reine Wort Gottes, iſt der Fels, auf welchen ſie gebaut iſt. Auf dieſen Felſengrund habe ich mich geſtellt und aus dem klaren Brunnen, der ihm entquillt, geſchöpft. Möglich, daß ich mich dabei irrte. Habt alſo die Gnade, mir meine Irrthümer näher zu bezeichnen, und ſeid verſichert, daß ich — ſofern Ihr mich aus dem lebendigen Worte Gottes widerlegt —

mich jedem Befehle fügen, widerrufen und ſchweigen werde.“

Der Kardinal begann ſofort die Lehre vom Ablaß, Glauben und Abendmahl im Sinne der ſcholaſtiſchen Theologie und nach der Darſtellung ſeines Meiſters, des Thomas von Aquino abzuhandeln, aber Luther war in dieſen ſpitzfindigen Winkelzügen, in dieſer geiſtigen Taſchenſpielerkunſt ſo wohl erfahren, er hatte die Schriften der Scholaſtiker ſo gründlich ſtudirt, daß ihm der Kardinal nichts Neues ſagen konnte, und er war ſo wohl geſattelt, daß er jede Behauptung Cajetans mit einer Bibelſtelle beſcheidentlich, aber feſt widerlegte.

Da dieſe Unterhaltung ſchon weit über eine Stunde gedauert hatte, ſo war der Kardinal ermüdet und beſtellte den bibelgewappneten Mönch auf den folgenden Tag wieder.

Luther brachte den Abend bei Ulrich Fugger zu, umgeben von der wachſenden Zahl ſeiner Freunde, die ſeinen Muth ſtärkten. Die Kunde von ſeinem ruhigen, beſcheidnen, aber feſten Weſen hatte ſich bereits in der Stadt verbreitet; er hatte ſelbſt ſeinen Gegnern Achtung abgewonnen.

Die Unterredung des andern Tags war eine Fortſetzung der erſtern. Auf die Behauptung des Kardinals von der Lehre vom Schatz der Kirche an überfließenden guten Werken, auf welche der Ablaß gegründet war, erwiderte Luther mit edler Freimüthigkeit: Niemand könne mehr, ja auch nur ſo viel Gutes thun, als er ſolle; denn alle Menſchen ſeien ſchwache Sünder, die Gottes

Gebot nicht nachzukommen vermöchten. Aus dieſem Grunde könne denn auch die Kirche unmöglich einen aufgehäuften Schatz an überfließenden guten Werken beſitzen, aus welchem ſich Ablaß ertheilen laſſe. Chriſti Erlöſungstod ſei allein der ewige Gnadenbrunnen für die hülfsbedürftige Menſchheit; aber Chriſti Verdienſt ſei kein Ablaßſchatz; er ſpende ſeinen Segen frei und wirke die Gnade Gottes ohne päpſtliches Zuthun. — Unmöglich könne er den Papſt und das kanoniſche Recht über die heilige Schrift ſetzen, laut dem Ausſpruch des Apoſtels Paulus im Briefe an die Galater: „Wenn ein Engel vom Himmel euch das Evangelium anders predigen würde, als ihr es empfangen habt, der ſei verflucht.“ — Doch wolle er des Friedens wegen über den Ablaßhandel ſchweigen, ſofern auch ſeine Gegner ſchweigen. Dahingegen könne er, und bevor er nicht aus der Bibel eines Beſſern belehrt würde, den Satz nicht aufgeben: daß wir nur durch den Glauben und die Gnade Gottes ſelig würden. Denn er ſei nicht aus Eitelkeit oder Anmaßung gegen die Kirchenlehre aufgetreten, ſondern aus Pflicht gegen Gott und ſeines Gewiſſens halber.

Der Kardinal ſah immer mehr ein, daß er es mit einem wohlgewaffneten Gegner zu thun habe und lud ihn abermals auf den folgenden Tag ein. Luther ſetzte in ſeiner Herberge eine Vertheidigungsſchrift auf, in welcher er behauptete, ſeine Lehre ſei rein katholiſch, doch könne er als Menſch irren, er berufe ſich alſo auf das Urtheil halten, denn außer dem Weine liebe ich noch die Jagd und die Frauen. Darum, guter Juſt, ſinge mir erſt einen fröhlichen Jagdgeſang und dann ein heitres Minnelied. Unſer verehrter Vater von Weſtminſter hat uns verboten, heute einen Pfeil auf das flüchtige Wild abzuſchießen, aber nichts deſtoweniger wird ein Lied, das uns ſchöne Dinge vom grünen Walde und den bunten Hirſchen ſagt, ſehr angenehm zu meinen Ohren klingen, und gewiſſermaßen mich für den Verluſt des Vergnügens an dieſem Tage entſchädigen.»

«Mein königlicher Gebieter,» ſagte der junge Sänger, «ich bin im Walde geboren und erzogen, und will es verſuchen, meinem Gedächtniſſe ein Lied zurückzurufen, das ich oft in meinen Jugendtagen gehört habe. Obgleich es übrigens ein ſchlichtes, von den gemeinſten Waldbewohnern geſungnes Lied iſt, und ſich kaum für die Ohren eines königlichen Jägers und der edeln ritterlichen Schützen eignet, ſo ſtellt es doch auch, meinem Gefühle nach, die Jagd mit ihrer Luſt ſo lebendig dar, daß man ſie mit leiblichen Augen vor ſich vorüber brauſen zu ſehen wähnt.»

«So ſinge das, mein Junge!» rief der König der Univerſitäten in Baſel, Freiburg, Löwen und Paris. Dieſe Schrift überreichte er am folgenden Tage vor Beginn der Unterredung dem Kardinal. Aber dieſer nahm keine Kenntniß davon; er hatte ſich nun überzeugt, daß mit der Freundlichkeit und der Belehrung bei Luther nichts auszurichten ſei, und verſuchte ihn jetzt durch Strenge und Drohungen einzuſchüchtern. Unverzüglichen Widerruf verlangte er, oder Luther ſolle der härteſten Kirchenſtrafen gewärtig ſein. Zu aller Zeit hat die Gewalt zu Feuer und Schwert gegriffen, wenn ſie die Vernunft nicht zu widerlegen und zum Schweigen zu bringen vermochte. Aber Luther war eben ſo wenig zu ſchrecken, wie zu widerlegen; auch er wurde heftig; ſein Eifer riß ihn zu harten Worten hin, mit denen er ſich fort und fort auf die Bibel berief. Die bedenkliche Wendung des Geſprächs ſchnitt der Kardinal plötzlich mit den Worten ab: „Genug Deiner frechen Reden! Geh' und kehre nicht zu mir zurück, wenn Du nicht widerrufen willſt!“ Und Luther ging.

Der beſonnene Konrad Peutinger und Andre riethen aber dem wittenberger Freunde zu weiſer Nachgiebigkeit, nicht zu Widerruf; ſie ſtellten ihm vor, daß er verloren ſei, wenn er dem mächtigen Kardinal gegenüber in einer trotzigen Stellung beharren würde; er ſei aber ſchuldig ſich der guten Sache zu erhalten. Auch hatten die Macht und Herrlichkeit der Kirche ihren Eindruck auf Luthers Gemüth nicht verfehlt und dieſer ſich mit der tiefen Ehrfurcht vor dem Papſt und den hohen Kirchenfürſten, in welcher er aufgewachſen und befeſtigt worden war, verbündet, ſo daß es ſeinem Ernſt und ſeiner Aufrichtigkeit nicht ſchwer wurde, am dritten Tage nach der letzten Unterredung mit dem Kardinal einen ſehr demüthigen Brief an denſelben zu ſchreiben. Er tadelte ſich ſelbſt, daß er ſich übereilt und zu heftig geſprochen; er bat den Papſt um Verzeihung und verſprach, er wolle ſich bemühen, künftig nie wieder in ſolcher Weiſe zu fehlen, und die Ablaßſache wolle er ruhen laſſen, wenn ſeinen Gegnern ebenfalls Schweigen auferlegt würde. Der Kardinal möge die Sache an den Papſt und zur Entſcheidung der Kirche bringen; ſie wolle er hören, ihr folgen. Aber einen Widerruf gegen ſein Gewiſſen könne er nicht ausſprechen; auch helfe ein ſolcher ohne Ueberzeugung und Gründe zu nichts.

Er wartete auf eine Antwort; es erfolgte keine. Die um ihn geſchaarten Freunde hatten ihre Späher bis in die kaiſerliche Kanzlei und die Zimmer des Kardinals ausgeſtellt. Ulrich Fugger ſparte kein Gold, um jeden Schritt Cajetans beobachten zu laſſen. Das gänzliche Schweigen deſſelben war verdächtig. Und Luther zum Heil waren dieſe Anſtalten ſo gut getroffen. Fugger erfuhr, daß der Kardinal die Verhaftung Luthers verlange. Die Freunde begriffen nun, weshalb im kaiſerlichen Schutzbriefe der Name des Schützlings nicht ſtand. In der That gewährte das Papier in dieſer Weiſe keinen Schutz. Luther erhielt ſogleich Nachricht, was gegen ihn im Werke ſei. Er rüſtete eilig zur Abreiſe, ſchrieb aber, um nichts zu verfehlen, dem Kardinal einen höflichen Abſchiedsbrief, worin er ihm für gute Behandlung dankte, und legte nochmals Berufung an den Papſt ein. In der Frühe des folgenden Morgens wollte er abreiſen. Plötzlich trat Langmantel bei ihm ein. „Der Verhaftsbefehl gegen Euch iſt ausgefertigt. Ihr müßt zur Stelle fort! Mein Knecht wartet mit einem ſchnellen Roſſe vor der Stadt. Werft Euch drauf und flieht in größter Eile!“ Luther floh durch ein enges Gäßchen hinab nach der Thorpforte, fand das Pferd und jagte eilends davon. Die Häſcher traten bald darauf in ſeine Herberge.

Zwölftes Kapitel.

Dem Comitat, welches dem Kaiſer das Geleit aus der Stadt gab, ſchloß ſich ein großer Haufe Landsknechte an, welche eben in Augsburg und der Umgegend müßig lebten. Sie hatten ſich in Rotten geordnet mit ihren Fähnlein, Waibeln, Rottenmeiſtern und Hauptleuten, wie ſie im letzten Kriege dem Kaiſer gedient, und zogen vor die Pfalz, um dem geliebten Herrn Lebewohl zu ſagen. Maximilian vergoß Thränen der Rührung über dieſen Beweis von Anhänglichkeit, und er kam herab, ſelbſt als Landsknecht gerüſtet, wie er wohl ſonſt in ſeinen ſchönſten Tagen gethan, im kurzen Wams, Pluderhoſen, die Blechhaube auf dem Kopfe und den Spieß auf der Schulter. Alſo durchwanderte er ihre Reihen, begrüßte die Einzelnen, erinnerte ſie an die Schlachten, die ſie zuſammengefochten, nannte Viele beim Namen und ſchüttelte ihnen die Hand. Dann ließ er ſie einige Evolutionen ausführen und zuletzt jedem durch ſeinen Seckelmeiſter ein Geldgeſchenk verabreichen. Hierauf ſetzte er ſich mit ſeinen Hofleuten zu

Pferd. Zu ſeinen Seiten ritten der **Kardinal Lang** und **Jakob Fugger**, beide Augsburger. Der düſtre Wagen mit des Kaiſers Sarg ſchloß ſich wieder dem Zuge an. Die meiſten Gemüther waren wehmüthig geſtimmt; wie auf dem geliebten Herrn, ſo lag auf ihnen das Gefühl einer bangen Ahnung. Zwar hatte er noch zuletzt den heimkehrenden Fürſten verkündet, daß er auf einer Zuſammenkunft in Frankfurt im nächſten März die Unterhandlungen wegen der Königswahl zu beendigen gedenke, und den Kurfürſten Friedrich von Sachſen ließ er auf das Dringendſte bitten, ja nicht auszubleiben; als er aber jetzt an die Rennſäule auf dem Lechfelde kam, übermannte ihn jene düſtre Ahnung, und er wandte ſich nach der Stadt um, ſchlug mit der Hand ein Kreuz gegen ſie in die Luft und ſprach: „Nun geſegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl hab' ich manchen guten Muth in dir gehabt; nun werd' ich dich nimmer wieder ſehen.“ Und als er ſich abwandte, um weiter zu reiten, ſahen die Nächſten eine Thräne an ſeiner Wimper zittern. Bald verabſchiedete er ſeine Geleitſchaft, nahm von Allen herzlichen Abſchied und ritt über Füßen nach Ehrenberg. Unterwegs beluſtigte er ſich oft mit der Falkenbeize.

In ſtürmiſchem Herbſtwetter langte er in Inſpruck an. Die tiroler Berge waren in dichte Regenwolken gehüllt; aus den Thälern brauſten die angeſchwollnen Bäche herab; Himmel und Erde hatten ein unfreundliches Anſehen. —

Ermüdet und verdrießlich kam er Abends ſpät an und legte ſich nieder. Am andern Morgen erwartete ihn eine unangenehme Nachricht, die ihm den heftigſten Verdruß bereitete. Vor ſeiner Abreiſe von Inſpruck hatten nämlich mehre Schulden für Lieferungen von Bürgern an den Hofhalt aus Geldmangel nicht berichtigt werden können. Es waren freilich Schulden dabei, deren Nichtbezahlung auf den gemeinſten Mann ein unehrenhaftes Licht wirft, Schulden für Fleiſch und Brot und andre Lebensmittel in die Hofküche, und die Lieferanten waren ſchon lange vertröſtet worden. Nun war dem Kaiſer die Nachricht in ſeine Reſidenz vorangeeilt, alles Geld, das er in Augsburg aufgetrieben, habe er dort auch wieder ausgebeutelt, und er komme eben ſo leer zurück, wie er gegangen. Sobald er alſo angekommen war, rotteten ſich die Bürger zuſammen und legten Beſchlag auf die Pferde und Wagen des Kaiſers, und da die Diener deſſelben ihn nicht ſtören, die Gläubiger ſich aber durchaus nicht beruhigen laſſen wollten, ſo erwuchs daraus die unangenehme Nothwendigkeit, daß die kaiſerliche Equipage im ſchlechten Wetter die ganze Nacht unter freiem Himmel auf der Straße zubringen mußte. Die groben Inſprucker wurden zwar am Morgen befriedigt, aber der Kaiſer hatte ſich über den ihm angethanen Schimpf ſo heftig geärgert und erzürnt, daß er von Stund an gleichſam in Schwermuth verfiel und ihm weder Speiſe noch Trank mehr ſchmecken wollte. Bald geſellte ſich ein Fieber dazu, und der hohe

Kranke mußte Tage lang ſeine Thätigkeit ausſetzen. Er war ſtets mit der Königswahl ſeines Enkels Karl beſchäftigt und dictirte Briefe an viele Perſonen. Der Leibarzt erwartete von der Rückkehr des Erzherzogs Ferdinand einen wohlthätigen Einfluß auf den Zuſtand des Kaiſers, zumal dieſer oft nach ſeinem jüngern Enkelſohne fragte. Ferdinand hatte nämlich Augsburg mehre Wochen früher verlaſſen als ſein Großvater und war über Wien nach Peſth gereiſt, um ſeiner Schweſter Maria, der jungen Königin von Ungarn und Böhmen, einen Beſuch zu machen. Er langte endlich in der Mitte November an und brachte Briefe und Grüße vom Könige Ludwig und der Königin Maria, der Kaiſer ſchien ſich hierauf einige Tage beſſer zu befinden, Ferdinand durfte nicht von ſeiner Seite weichen und mußte ihm viel erzählen; aber das Fieber kehrte wieder und verurſachte dem Kranken große Unruhe. Da ſich das Wetter wieder aufgeheitert hatte und eine ſpäte Herbſtſonne die Gipfel der Berge küßte, ſo verfiel er auf den Gedanken, durch Veränderung des Orts und der Luft, durch Bewegung, Reiſen, Jagen möchte er ſich von dem Fieber befreien. Er ließ ſich alſo ſein Reiſeſchifflein herrichten, ſetzte ſich mit Dietrichſtein und einigen andern Jägern aus ſeiner Hofdienerſchaft darauf und fuhr den Inn hinab. Auch den Erzherzog Ferdinand nahm er mit, und außer dem Jagdgeräth vergaß er auch den Sarg nicht auf das Schiff bringen zu laſſen. Scherzend ſprach er zu Dietrichſtein: „Es iſt gut, daß

Du die Kiſte bei der Hand haſt, wenn Du eine faulende Waare nach dem Ruheland zu verſchicken genöthigt ſein ſollteſt.“ — Unterwegs ſprachen ſie im Schloſſe Fuggerau ein und waren einen Tag lang Jakob Fugger's Gäſte. Beim Abſchied gab ihm der Kaiſer die Hand und ſprach: „Es ſitzt mir ein bös Gebreſte im Blut, und mir iſt faſt, als ſollte ich daran glauben und die Prophezeihung meines Todes ſchon bald in Erfüllung gehen. Nun, wie Gott will! Sollte ich Dich in dieſer Welt nicht wieder ſehen, Jakob, ſo bleib meinen Nachkommen treu. Sei dem Könige von Spanien und dieſem jungen Prinzen hier ein Vater und Rather, wie Du mir von Jugend auf ein Freund geweſen biſt. Verhilf, was an Dir iſt, dem Karl zur römiſchen Krone, und Du vermagſt mehr als mancher Fürſt.“ Und näher zu Fugger's Ohr gebogen, flüſterte er: „Und mit dem Martin bleibt's bei unſrer letzten Verabredung. Gib mir die Hand drauf! — So. Nun leb wohl! Gottes Segen ſei ferner bei dem Fugger'ſchen Hauſe!“

„Gott wird Ew. Majeſtät noch lang erhalten!“ verſetzte Jakob und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge, aber das Ausſehen des geliebten Herrn machte ihn ſelbſt beſorgt. Maximilian ſchüttelte wehmüthig das Haupt. „Ich danke Dir für alle Liebe und Freundſchaft, die Du zeitlebens mir erwieſen,“ ſagte er mit weicher zitternder Stimme. „Du haſt es ſtets brav mit mir gemeint; das lohne Dir Gott! Wären die Reichsfürſten ſo brav und ehrlich mit mir verfahren, wie Du; es ſtände beſſer um des Reiches Wohlfahrt, und ich könnte darob ohne Sorge zu meinen Vätern gehen.“ Dann ſegnete er noch Bünhovens Frau und Kinder und ſetzte ſich wieder auf das Schiff. Als es in der Donau angelangt war, ließ er ſich ans Land bringen und begab ſich auf die Jagd und die Beize. Aber der eintretende Winter brachte ihm Erkältungen zu Wege, und ein abführendes Mittel verſchlimmerte ſeinen Zuſtand. Er ließ ſich nach Welß bringen, in deſſen Nähe er war, und kaum war er auf dem Schloſſe angelangt, als er bettlägrig wurde und die Ueberzeugung faßte, daß er dem Tode raſch entgegen gehe. Zwei berühmte Aerzte wurden von Wien herbei geholt, ſeine Miniſter und die fremden Geſandten zu ihm beſchieden, um ſeine Befehle und Aufträge entgegen zu nehmen; er ſelbſt ſandte aber einen Eilboten nach Freiburg im Breisgau, um einen Carthäuſer, welcher einſt ſein Hofkaplan geweſen, Namens Gregorius Reſch, an ſein Sterbebett zu rufen; von dieſem ihm werthen Manne wollte er auf die letzte Reiſe vorbereitet ſein. Unausgeſetzt war er am Tage mit Anordnungen über die Thronfolge und Königswahl ſeines Enkels Karl beſchäftigt; während der ſchlafloſen Nächte ließ er ſich die Stammgeſchichte des Habsburger Hauſes vorleſen. Als nun die Aerzte wahrnahmen, daß die verordneten Arzneien keine Wirkung mehr thaten, ermahneten ſie ihn, daß er auf die letzte Gebühr eines chriſtlichen Fürſten bedacht ſein möge. Heiter und gefaßt verſetzte er: „Das habe ich ſchon lang gethan; ſonſt würde es bis jetzt allzu lang gewartet ſein.“ — Seine Sehnſucht war nur noch auf den Carthäuſer Reiſch gerichtet, und als dieſer endlich ankam, richtete er ſich im Bette auf, umfing den Prieſter mit beiden Armen und rief: „Sei geſegnet, mein Bruder! Du ſollſt mit der Leuchte Deines gottſeligen Wortes mir die dunkle Straße erhellen, die zu wandeln ich im Begriff ſtehe.“ Hierauf unterredete er ſich mit dem erſehnten Manne Tag und Nacht von göttlichen Dingen.

„Ich bin all mein Lebtag ein fröhlicher Waidgeſelle und Kriegsmann geweſen,“ ſagte er gelaſſen. „Mehr als hundert Mal hab' ich ohne Zittern und Zagen dem Tod ins Auge geſehen; ich fürchte ihn nicht. Ich habe die Menſchen geliebt und es gut mit ihnen gemeint; das Volk hat mir auch überall wahre Liebe gezeigt und mir oft das Herz gehoben. Die Fürſten und die Pfaffen haben aber immer falſch mit mir geſpielt, haben mich betrogen und hintergangen. Ich hätte mich wohl auf die Seite des Volks ſtellen ſollen, gegen die ſelbſtſüchtigen ſchlauen Betrüger. Das fühl' ich jetzt wohl und ſeh' es ein. Ich fürchtete aber ſtets, wenn mir dieſer Gedanke, den ich ſchon in meiner Jugend faßte, wiederkehrte, einen Bürgerkrieg in Deutſchland zu entzünden. Und davor grauſte mir. Ich ſterbe nicht ohne Beſorgniß, daß er nach meinem Tode doch zum Ausbruch kommen wird. Gott wird mir vergeben, was ich aus gutem Willen freudig. Der Abt von Weſtminſter und die übrigen Geiſtlichen machten aber ſehr lange und ſehr bedenkliche Geſichter.

Der Sänger ſtürmte in die Saiten und ſang:

„Was rauſcht der Wald ſo wunderbar?
Was flüſtern doch die Blätter?
Wie iſt der Himmel blau und klar!
Iſt das ein heitres Wetter!
Der Morgen guckt ſo thauig friſch
Durch Eichen, Buchen und Gebuſch!
Hört Ihr die Meute bellen,
Ihr frohlichen Geſellen?
Huſſa! Huſſa! Halloh! Halloh!
Der Jägersmann iſt immer froh.

Ja, ja, der Himmel iſt ſo blau,
Der Hirſch bricht durch die Zweige,
In ihrem Neſte lockt die Sau
Dort bei der alten Eiche.
Schon wetzt der Eber ſeinen Zahn.
Ihr flinken Hunde, drauf und dran!
Seht Ihr die Hirſche ſpringen?
Auf, laßt uns vorwärts dringen!
Huſſa! Huſſa! Halloh! Halloh!
Der Jägersmann iſt immer froh.

geſehlt, und das deutſche Reich in ſeine Obhut nehmen. Mein liebſter Wunſch war ſeit zweiunddreißig Jahren, ſo lang ich die deutſche Krone trage, die Erbfeinde der Chriſtenheit, die meine Jugend mit Schrecken erfüllt und das Haus Oeſtreich an den Rand des Verderbens geſtoßen haben, aus Europa zu vertreiben; denn niemals wird das deutſche Reich zu ruhiger Entfaltung gelangen, ſo lange die rohen Barbaren an ſeinen Grenzen hauſen. Ich habe dieſen Wunſch nicht zur Erfüllung bringen können, wie ſo viele andre. Mein Heiland wird auf meinen guten Willen ſehen. — Wie nüchtern und kahl liegt doch das Leben hinter mir, das ich mir einſt ſo voll und blühend geträumt! Was wollte ich Alles vollbringen, und wie wenig habe ich vollbracht! — Nun leſt mir noch aus dem Theuerdank vor! Friſcher als ſeit vielen Jahren tritt mir das Bild meiner ſchönen holdſeligen Maria vor die Seele, die theure Liebe meiner Jugend. Ich habe kein Weib wieder lieben können, wie ſie, die ſüße anmuthige Frau. Sie und ihr Philipp ſind mir vorangegangen. Bald werde ich bei ihnen ſein und mich ihrer Liebe wieder erfreuen."

Mit ſeinen Miniſtern machte er ſein Teſtament und ermahnete ſeinen Enkel Ferdinand fleißig, trug auch Allen auf, ſich ſeiner zarten Jugend beſtens anzunehmen.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſich mit der Welt abgefunden, rüſtete er ſich vollends zum Abſchied vom Leben. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab, und obgleich ſich die Krankheit in das neue Jahr hinüber zog, ſo war doch nun deutlich wahrzunehmen, daß das ſchwache Lichtlein ſehr bald verlöſchen werde. Als nun die letzte Stunde kam, reichte er all ſeinen Dienern die Hand und nahm Abſchied von ihnen, indem er ihnen für ihre ihm bewieſene Liebe freundlich dankte. An die heftig weinenden richtete er die Worte: „Was weint ihr, daß ihr einen ſterbenden Menſchen ſehet! Iſt das nicht unſer aller gemeinſames Loos?“ Dem Carthäuſer, der ihm Troſt und Ermunterung zuſprach, antwortete er bis wenige Minuten vor dem letzten Athemzuge mit vernehmlicher Stimme im Sinne eines gottvertrauenden Chriſten, und als ihm endlich die Sprache verfiel, gab er noch Zeichen ſeines Glaubens und ſeiner chriſtlichen Hoffnung mit Händen und Geberden. Und ſo entſchlummerte er ſanft um drei Uhr Morgens am 11. Januar, ein guter und liebenswürdiger Menſch, ein ſchwacher Kaiſer, der nicht vermögend geweſen war, die wichtige Aufgabe, welche ſeine große Zeit ihm geſtellt, zu löſen. Mit dem beſten Willen war er ihr in unſeliger Verblendung ſogar hemmend in den Weg getreten, und er hat dadurch die Entwicklung Deutſchlands um drei Jahrhunderte aufgehalten.

Seine Leiche wurde in den Sarg gelegt, den er nun über vier Jahre ſtets mit ſich geführt, und nachdem ſie mehre Tage unter dem Zulauf einer großen Volksmenge auf einem einfachen Paradebett geſtanden, nach Wien gebracht, wo in der Stephanskirche ein Trauergottesdienſt gehalten wurde.

Von Welß aus waren die Eilboten mit der Trauerkunde an alle Kurfürſten und Fürſten des Reichs, nach den Niederlanden, nach Ungarn und Spanien abgegangen. In Wien trafen nun die königlichen, kur- und fürſtlichen Abgeordneten ein und mit ihrer, des Hofſtaats, des Magiſtrats und einer Menge vornehmer Herren Begleitung wurde die Leiche auf einem einfachen Trauerwagen nach Neuſtadt gefahren. Auch Jakob Fugger war mit ſeinen beiden Neffen nach Wien geeilt, um dem theuern Todten das letzte Geleite zu geben. Der edle Leinweber weinte aufrichtige Thränen am Sarge des Kaiſers, der ihm ein wahrer Freund geweſen war.

Nach teſtamentariſcher Verordnung Maximilians ward ſeine Leiche ohne alle königliche Pracht in der St. Georgenkapelle vor dem hohen Altar in Neuſtadt beigeſetzt.

Die alte Zeit war mit ihm geſtorben; der kräftige Flügelſchlag der neuen rauſchte ſchauerlich in den Lüften.

Dreizehntes Kapitel.

König Karl und ſein Hof verweilten eben in Barcelona, der Hauptſtadt des Königreichs Katalonien, wo er kurz vorher aus Aragonien angekommen war, um ſeinen erſten kataloniſchen Landtag abzuhalten, als ihn gegen Ende des Februar die Trauerbotſchaft vom Abſterben ſeines Großvaters erreichte. In der prächtigen Kathedrale wurde vom erſten März an drei Tage lang ein feierliches Trauerbegängniß mit einer des Verſtorbenen und des Lebenden gleich würdigen Pracht abgehalten, zu welchem ſowol die verſammelten Stände des Königreichs Katalonien, als auch die Granden aus Caſtilien und Aragonien, welche den König begleiteten, eingeladen waren. Nach dieſer Trauerceremonie hielt der König in derſelben Kirche ein großes Kapitel vom Orden des goldnen Bließes, das erſte in Spanien, und überreichte die Kette dem Connetabel von Caſtilien und den Herzögen von Alba, von Cardona, von Bejar und Najara, nebſt mehren Ausländern. Unter den

Letztern befand ſich auch der Markgraf Johann von Brandenburg, der ſchöne ritterliche deutſche Fürſt.

Sobald der König den Tod des Kaiſers vernommen hatte, ordnete er eine glänzende Geſandtſchaft nach Deutſchland ab, um ſich bei den Kurfürſten um die deutſche Krone zu bewerben, und für den Fall, daß ſeine Hoffnungen und Beſtrebungen erfüllt würden und er ſich genöthigt ſähe, Spanien bald wieder zu verlaſſen, dachte er daran für jedes ſpaniſche Königreich einen Statthalter zu ernennen. Dies konnte aber nicht eher geſchehen, als bis er in allen Königreichen als König anerkannt und in jedem den Landtag abgehalten hatte. Bis jetzt war dies aber erſt in Caſtilien und Aragonien geſchehen. In Katalonien war es aber noch nicht einmal zur Eröffnung des Landtags gekommen, obgleich die Stände ſchon über vier Wochen beiſammen waren; denn ſie konnten ſich eben ſo wenig wie früher die caſtiliſchen und hernach die aragoniſchen Stände darüber einigen, ob ſie den Don Carlos bei Lebzeiten ſeiner Mutter als König und Herrn anerkennen und ausrufen ſollten, und obgleich Caſtilien und Aragonien dieſe Angelegenheit nach mehr oder minder aufgehäuften Schwierigkeiten auf eine befriedigende Weiſe erledigt hatten, ſo dauerte der Streit in Barcelona doch wieder über Gebühr lange, und König und Hof ſahen ſich deshalb in eine unfreiwillige Unthätigkeit verſetzt, zumal die Hoftrauer alle Feſtlichkeiten und Beluſtigungen verbot.

Die Königin Germaine und Donna Ineſe de Cardona hatten ſeit den Feſten in Valladolid den Hof nicht wieder verlaſſen; ſie gehörten dazu, ſie waren in Saragoſſa wie erſt in Valladolid und nun in Barcelona die beiden Glanzgeſtirne, um welche ſich die kleinern Sterne ſchaarten. Ohne ſie hätte der Hof des jungen Königs ſeines höchſten Reizes entbehrt.

Obgleich der Prinz von Calabrien, der den Hof nicht wieder verlaſſen hatte, ſich ſtets um die Perſon der Königin mühete und ſich gern für den erklärten Ritter derſelben ausgab, ſo führte ſich doch der Markgraf von Brandenburg ſtets als der Ritter der beiden Damen auf, wie er es von Anfang gethan, und man konnte nicht ſagen, daß ſein zartes und galantes Benehmen der Königin einen größern Vorzug ertheile, als ihrem Stande und ihrer Würde gebührte; in gleichem Verhältniß benahm er ſich gegen die Gräſin Cardona eben ſo rückſichtsvoll. Und da faſt alle Granden, Ritter und Hofherren, Spanier, Niederländer und Deutſche, ſelbſt den Prinzen von Calabrien nicht ausgenommen, gegen die ſchöne Agnes ein gleich reſpectvolles Benehmen beobachteten und niemals eine Gelegenheit vorüber gehen ließen, ohne ihr Huldigung darzubringen, aber eben ſo gut auch der ſchönen Königswittwe alle ehrfurchtsvollen und zarten Rückſichten erwieſen, die zu den höchſten Pflichten eines ſpaniſchen Ritters gehörten, ſo konnte das Verhältniß zwiſchen den beiden vornehmen Damen und dem deutſchen Markgrafen, wie es eben vor den Augen der Welt beſtand, Niemand ungewöhnlich oder auffallend finden. Doch kam der Tag ſchnell heran, welcher die vor der Welt darüber gebreitete Hülle hinwegriß und die hervorbrechende Leidenſchaft in ihrem ſüdlichen Charakter allen Blicken bloßſtellte.

Die Unterhaltung des Hofs mußte ſich während der Trauer und Winterzeit auf die Jagd und Beize beſchränken, und von den reichen kataloniſchen Edelleuten erfolgten zahlreiche Einladungen auf ihre im nahen celtiberiſchen Gebirge gelegenen Schlöſſer. Die raube und wilde Bergnatur Kataloniens, das von verſchiedenen Armen der Pyrenäen durchzogen, in eine zahlloſe Menge Thäler zerklüftet iſt, bietet dem Jäger, wie faſt kein Land weiter in Spanien, Luſt und Unterhaltung in reicher Fülle und Auswahl. — Nächſt dem Könige kamen keinem von der nähern Umgebung deſſelben dieſe Einladungen gelegener, als dem Markgrafen Johann, einem leidenſchftlichen Jäger, Beizer, Reiter und Hundeliebhaber, und deshalb dem Könige beſonders werth. Gerade dieſe vornehmen Paſſionen, die man ritterliche nannte, weil das wahre Ritterthum abgeblüht war, und die man ſpäter adlige genannt hat, als auch das wahre Weſen des Adels untergegangen war, Paſſionen, die eben ſo wenig zum Ritterthum und zum Adel gehörten, als Zechen und Raufen, ſie waren die magiſchen Bande, welche den jungen König zu dem Markgrafen zogen und denſelben für ſeine Königsfahrt nach Spanien zu gewinnen vermocht hatten. Karl war in ſeinem zwanzigſten Jahre in der Welt- und Menſchenkenntniß noch nicht weiter gekommen, als in einem Nimrod und Roßbändiger von adliger Geburt einen vollendeten Menſchen zu verehren, und ein koſtbares Pferd, ein ſeltner Hund waren ihm von weit höherm Werth, als Menſchen, eine Anſicht, die man ausſchließlich eine fürſtliche nennen könnte; denn ſie hat ſich in den fürſtlichen Familien erhalten bis auf unſre Zeiten.

Als Chievres den ihm gefährlichen Vivian de la Chaux von der Perſon des Königs entfernte, glaubte er vom Markgrafen von Brandenburg nichts befürchten zu dürfen. Und doch war Niemand mehr geeignet, den allmächtigen Einfluß des ränkevollen geldgierigen Miniſters auf Karl zu vernichten, als der lebensluſtige deutſche Prinz, der aus keinem Grunde weiter mit nach Spanien gegangen war, als um hier ſein Glück zu machen. Sobald Chievres wahrnahm, wie ſehr der Markgraf in der Gunſt des Königs ſtieg, ſchmeichelte er ihm und ſuchte gemeinſame Sache mit ihm zu machen. Der Markgraf ſtellte ſich an, als merke er die Abſicht des ſchlauen Oberhofmeiſters nicht, und ſorgte fleißig für das Vergnügen des Königs. Chievres hatte ſich inzwiſchen durch ſeine unerſättliche Habſucht und das auffallende Beſtreben, alle Stellen entweder mit ſeinen Verwandten, Freunden oder Kreaturen oder mit Leuten, die ſie ihm theuer bezahlten, zu beſetzen, in Caſtilien und Aragonien ſo verhaßt gemacht, daß in Valladolid bereits ein Volksaufſtand gegen ihn ſtattgefunden hatte. Er behandelte die vornehmſten Spanier mit unerträglichem Stolz und war deshalb von Keinem wohl gelitten; der Markgraf hatte es dagegen verſtanden, ſich überall beliebt zu machen, und dies war für Chievres ein Grund mehr, ihn zu fürchten und für ſich zu gewinnen. Der Markgraf ſpielte ſeine Rolle noch weit meiſterhafter, als der ihm an Jahren und praktiſchen Erfahrungen ſo ſehr überlegene Miniſter, weil er ſie eben mit der größten Ruhe ſpielte. Er kam dem beſorgten und unruhigen Chievres auch nicht einen Schritt entgegen, und zwang ihn dadurch, ſich ihm gleichſam auf Gnade oder Ungnade zu übergeben. Der ſtolze niederländiſche Edelmann ſah ſich genöthigt, den harmloſen, unbefangenen, ſcheinbar nur der Freude und dem Vergnügen lebenden deutſchen Fürſten zu bitten, gemeinſame Sache mit ihm zu machen und ihm Anerbietungen und Vorſchläge zu thun, die auf die Theilung des baaren Gewinnes (nach ſpaniſcher Ausdrucksweiſe: des Raubes) hinzielten. Dabei durfte Chievres der Wahrheit gemäß behaupten, er ſei es, der dem Könige den Markgrafen zum Statthalter eines der ſpaniſchen Königreiche vorgeſchlagen; wenn er aber hinzuſetzte, dies ſei aus Hochachtung, Verehrung und Ergebenheit geſchehen, ſo war das die dem Markgrafen wohlbekannte diplomatiſche Redeweiſe, welche damals ſchon faſt ebenſo reich an Worten und Wendungen war, wie heutiges Tags; denn in Wahrheit hatte der Miniſter den Markgrafen zum Statthalter in Vorſchlag gebracht, um ihn dadurch von der Perſon des Königs zu entfernen und ſeinen Einfluß auf denſelben zu vernichten. Dies wußte der Prinz Johann und richtete danach ſeine Antwort in der begonnenen Unterhandlung ein. Nichts konnte ihm erwünſchter kommen, als eine Gewinnstheilnahme an dem einträglichen Erwerbsgeſchäft des Oberhofmeiſters, deſſen Gefahren ſich dieſer allein ausſetzte; denn Johann war ein armer deutſcher Prinz, der für einen mäßigen Jahrgehalt ſeine Dienſte dem Könige verkauft hatte. Von ſeinen beiden Brüdern, den Kurfürſten, hatte er nichts zu erwarten, ſie brauchten Alles, was ſie einnahmen, allein; er ſelbſt aber hatte eben ſo große Bedürfniſſe wie ſie und mußte ſich deshalb nach Mitteln umſehen, dieſelben zu befriedigen. Das reiche Spanien hatte ihm gleich eine Fundgrube für ſeine Wünſche geſchienen, und deshalb hatte er dem jungen Könige ſeine Dienſte angeboten. Was konnte einem fürſtlichen Abenteurer, der darauf ausging, Geld und möglichſt vieles Geld zuſammen zu ſchlagen, gelegener kommen, als ein ſolcher Antrag von Chievres, der als der größte und geſchickteſte Financier bekannt war? Aber der gewandte Niederländer hatte auch ſeinen Plan gemacht, als er ſich genöthigt ſah, ſich dem jüngern Fürſten preis zu geben, und wenn dieſer Plan gelang, ſo hatte Chievres den Markgrafen nicht nur für ſeine Intereſſen gewonnen, er entfernte ihn auch glücklich vom Könige und brauchte ihm nicht das Mindeſte von ſeinem Gewinn abzugeben. Und nichtsdeſtoweniger mußte Prinz Johann

Der Keiler ſträubt ſein borſtig Haar
Und ſtürzt uns wild entgegen.
Nehmt richtig ſeine Blöße wahr,
Den Burſchen zu erlegen.
Daß Euch ſein Grunzen nicht erſchreckt!
Die langen Speere vorgeſtreckt!
Ein Stoß in ſeinen Rachen
Wird ihm den Garaus machen.
Huſſa! Huſſa! Halloh! Halloh!
Der Jägersmann iſt immer froh.

Getroffen iſt die Beſtie gut,
Nun flink den Spieß gewendet!
Bald wälzt er ſich in ſeinem Blut,
Schäumt wüthend und verendet.
Huſſa! Huſſa! das Jagdhorn ſchallt.
Nun weiter durch den grünen Wald!
Ein gleiches Recht geſchehe
Dem Hirſche, wie dem Rehe.
Huſſa! Huſſa! Halloh! Halloh!
So treibt's der Waidmann immer froh.“

«Huſſa! Huſſa!» jauchzte der König, und ſeine Augen funkelten, wie zwei Sterne. «Das war ein Lied, Juſt! Das war ein Lied! Noch ein ſolches Lied, Juſt, ich bitte dich! Es war zu kurz. Noch ein eben ſo muntres! Du ſollſt eine goldne Kette dafür haben.»

ſich ihm ſehr verpflichtet fühlen. Dieſer Plan war alſo ein diplomatiſches Meiſterſtück.

„Ew. fürſtliche Gnaden gibt mir zu, daß es unſer beiderſeitiges Intereſſe erheiſcht,“ ſprach Chievres zum Markgrafen, „daß wir in dieſem fremden Lande Hand in Hand gehen. Ich will Euch ehrlich geſtehen, ich bedarf Euer; ich will Euch eben ſo wenig verhehlen, daß ich die ſtolze Ueberzeugung hege: Ihr bedürft meiner nicht minder.“

„Es kommt auf die Umſtände an,“ verſetzte der Prinz vorſichtig. „Denn ich getraue mir in Spanien auch ohne Euere Hülfe fort zu kommen.“

„Daran iſt nicht zu zweifeln, zumal dieſe ſpaniſchen Großhänſe, geſchmeichelt durch Euere Herablaſſung, Euch ſehr gewogen ſind. Sie reden ſtets als dünke ſich jeder von ihnen einem Könige gleich, und doch wiſſen ſie gar wol die Ehre zu ſchätzen, die ihnen ein deutſcher Fürſt anthut, indem er mit ihnen verkehrt. Aber gerade die Stellung, die Ihr bei den Herren Granden angenommen habt, iſt unſrer Verbindung ſehr zuträglich. Mich mögen die ſtolzen Männer nicht; ich bin ihnen ein Dorn im Auge; um deſto weniger werden ſie in uns Verbündete ahnen, wenn wir das Spiel geſchickt treiben.“

„Und welcher Vortheil — meint Ihr wohl — ſoll für mich aus ſolch einem geheimen Bündniß herausſpringen?“ fragte Johann geſpannt.

„Ich denke der reichſte und glänzendſte, den Ihr hier zu Lande überhaupt gewinnen könnt, und ein weit rei cherer, ſchönerer, lieblicherer, angenehmerer und wünſchenswertherer, als ich jemals davon tragen kann.“

„Ihr macht mich neugierig, Baron, auf einen ſolchen Gewinn. Zögert daher nicht, ihn mir namhaft zu machen.“

„Mit einem Worte denn: es iſt die Königin Germaine.“

„Die Königin!“ rief der Markgraf überraſcht. „Seid Ihr bei Verſtande, Baron? Die Königin Germaine! Sie ſoll mir zu Theil werden, mir, dem armen Markgrafen? Eher doch noch dem Prinzen von Calabrien, der ſich ſo ſtark um ihre Gunſt bewirbt und wenigſtens noch einen Schein von Anſpruch an die Krone von Neapel hat. Aber mir? mir!“

„Und warum nicht? Dieſer mein Plan iſt nicht von heute und nicht von geſtern; er iſt die reife Frucht langer Ueberlegung und Abwägung der Verhältniſſe gegen einander. Ihr ſtecht den Neapolitaner aus.“

„Wer ſoll der Königin einen ſolchen Antrag machen?“

„Ich, mein Prinz, und es wäre nicht das erſtemal, daß ich ſie über Euch und Euere Vorzüge unterhielte. Ich habe längſt vorgearbeitet, um ihre Euch geſchenkte Gunſt immer lebhafter anzufachen, gerade wie ich beim Könige Euch wiederholt zu einer Statthalterſtelle vorſchlug und Euch ſeine Gnade auf jegliche Weiſe zuzuwenden ſuchte.“

„Ich bin Euch ſehr dankbar, Herr von Chievres; aber Euer Plan mit der Königin ſcheint mir zu gewagt und abentheuerlich. — Sie wird Euern Antrag mit Entrüſtung zurückweiſen.

„Dafür laßt mich ſorgen.“

„Der König würde nie in eine ſo ungleiche Verbindung einwilligen.“

„Auch dieſe Schwierigkeit zu überwinden iſt meine Sache.“

„Dieſe ſtolzen und reichen Herzöge und Marquis würden ſich mit Nachdruck einer ſolchen Verbindung ihrer verwittweten Königin widerſetzen, und die Aragonier und Katalonier ſind ja, wie Ihr ſelbſt am beſten wißt, die heftigſten und widerhaarigſten und laſſen ſich weit weniger überliſten als die Caſtilier. Germaine iſt aber Königin von Aragonien und Katalonien.“

„Den hohen Adel dieſer Königreiche zu verſöhnen, iſt Eure Sache. — Hört mich an, gnädigſter Markgraf! Wenn auch die Königin nicht mehr in der erſten friſchen Jugendblüthe ſteht, ſo iſt ſie doch noch in den ſchönſten Lebensjahren; ja ihr Ausſehen betrügt die Zeit um ihr Recht. Sie iſt eine ſchöne, ja ſie iſt eine reizende Frau, heiter, lebensluſtig und ganz eine liebenswürdige Franzöſin. Sie iſt ferner in Euch verliebt, mein gnädiger Herr; das hab' ich aus ihren Worten herausgehört, in denen ſie ſich zu mir über Euch ausſprach; ich ſeh' es aus jedem ihrer Blicke, wenn Ihr ihr in die Augen kommt, und andre Leute ſehen es auch. Ihre franzöſiſche Natur kann nichts verbergen, was in ihrem Herzen vor gebt. Sie gibt Euch unbedingt den Vorzug vor dem Prinzen von Calabrien. Und wie ſollte ſie auch nicht in Euch verliebt ſein? Sind es nicht alle Frauen, und würde ich es nicht eben ſo gut ſein, wenn ich ein Weib wäre? Fühlt doch mein altes Männerherz etwas Aehnliches für Euch. — Blutjung wurde ſie nach Spanien gebracht, um als Opfer der Politik an den alten griesgrämlichen kränklichen König gefeſſelt zu werden. Welche Marterjahre hat ihr fröhliches Herz als Königin dieſes Landes erleben müſſen! Mit despotiſcher Eiferſucht wurde ſie bewacht; kein liebenswürdiger Mann kam in ihre Nähe. Und als der Tod ſie von ihrem Peiniger erlöſt, war ſie zu einer grauſamen Einſamkeit verdammt. Ihr kennt das ſteife Ceremoniel dieſer Spanier. Die holde Germaine lebte gleichſam als Nonne im Kloſter, und doch hatte ſie ein lebendiges freudebedürftiges Herz. Da zog der ſchönſte und liebenswürdigſte Fürſt ſie plötzlich aus dem Grabe, in welchem die arme Königin lebendig ſchmachtete, und dieſer Fürſt — ein Halbgott, ein Perſeus für ſie, der ſie, die angeſchmiedete Andromeda kühn befreit und zu allen erwünſchten Freuden leitet, ſollte nicht von ihr geliebt werden? Wie wäre das möglich? Nein, nein! Andromeda liebt ihren Befreier Perſeus. Der Prinz von Calabrien kam zu ſpät."

„Ihr ſeid ein Schmeichler, Baron, und habt die gute Königin beſchwatzt."

„Und wenn ich den Funken, den Ihr der ſchönen

Herrin ins Herz geworfen, zur Flamme angefacht hätte, würdet Ihr mir darob zürnen? Ich ſage Euch endlich, die Königin Germaine hat ein jährliches reines Einkommen von funfzigtauſend Dukaten.“

„Funfzigtauſend Dukaten!“ rief der Markgraf ſchier erſchrocken. „Wißt Ihr das gewiß, Baron?“

„Wer kann es beſſer wiſſen, als ich? Durch meine Hand iſt das Teſtament des Königs Ferdinand gegangen, worin er ſeiner jungen Wittwe einen Jahrgehalt von dreißigtauſend Dukaten auf das Königreich Neapel ausſetzt, und ich habe das Dokument ausgefertigt, in welchem König Karl, um ihr die Erhebung dieſer Gelder zu erleichtern, dieſelben auf die Städte Arevalo und Olmedo anwieß; mich endlich hat ſie erſucht, ihren Rentmeiſter zu controliren und ihre Conti durchzuſehen, und daraus habe ich erfahren, daß ſie aus Frankreich theils aus der königlichen Rentkammer, theils von den Gütern des Hauſes Foix noch zehntauſend Dukaten jährlich einnimmt. Nun hat ſie aber faſt kein Jahr mehr als den vierten Theil dieſer Summe verbraucht, die übrigen drei Viertel hat ſie zu dem bedeutenden Kapital geſchlagen, welches ſie theils von ihrem Vater, ihrem Bruder und ihrer Mutter ererbt, theils vom König Ferdinand und den Cortes der ſpaniſchen Königreiche als Nadelgelder und Geſchenke erhalten. Dieſe Kapitalien ſind alle gut angelegt und werfen ihr jährlich abermals über zehntauſend Dukaten an Zinſen ab.“

„Fünfzigtauſend Dukaten!“ wiederholte der ritterliche Fürſt in Gedanken verſunken. „Wahrlich die Königin iſt eine reizende Frau.“

„Und ſo wie die Königin Euch die Hand reicht, erhebt Euch der König zum Vicekönig von Valencia. Dafür ſetze ich Euch mein Ehrenwort ein. Und dieſe Statthalterſchaft darf Euch nicht weniger als zwanzigtauſend Dukaten eintragen; dann habt Ihr zuſammen eine Einnahme, wie wenig deutſche Fürſten.“

„Hier meine Hand, Baron! Ich wahre Euern Vortheil, wahrt Ihr den meinen. Leitet die Sache beim König und der Königin ein; ich werde Euch dankbar ſein.“

„Sie iſt ſchon eingeleitet. Tretet Ihr jetzt der Königin näher, damit ich ſie raſch zum Abſchluß bringen kann.“

„Noch Eins, Baron, was mir wichtig iſt — und ich betrachte Euch jetzt als meinen Verbündeten —“

„Ihr dürft mir Alles anvertrauen. Euer Intereſſe iſt das meine.“

„Iſt es Euch nicht möglich, die Gräfin Cardona ſchnell von der Königin und vom Hofe zu entfernen?“

„Habt Ihr ſie zu fürchten?“

„Wenn auch das nicht; aber ſie iſt mir unbequem für unſern Plan.“

„Ha, ich verſtehe!“ lachte der Miniſter. „Ich will Alles verſuchen was ich vermag, um Euch von einem nun läſtig gewordnen Schätzchen zu befreien. Doch wird’s gerade nicht leicht ſein, und ich geſtehe, daß ich auf dieſen Zwiſchenfall nicht gefaßt war."

„Was iſt Euch nicht möglich!"

„Sehen wir zu!"

Sie reichten ſich die Hände. Beide trennten ſich ſehr zufrieden miteinander.

Vierzehntes Kapitel.

Der König und der Hof waren von einem der reichſten Grafen Kataloniens Don Diego d'Andrada zu einer großen Jagd eingeladen, wozu auf dem Bergſchloſſe deſſelben glänzende Vorkehrungen getroffen wurden. Der Graf war eine jener ſtolzen ehrwürdigen ariſtokratiſchen Geſtalten im vollſten Bewußtſein ihrer Würde, die ſelbſt Leuten von der entſchiedenſten Gegenanſicht Achtung und eine gewiſſe Ehrfurcht abzunöthigen wiſſen. Und wie er ſelbſt dieſe Ehrfurcht von Geringern in Anſpruch nahm, ſo leiſtete er ſie im vollſten Maße ſeinem Könige, dem er jedoch eben ſo wenig auch nur das kleinſte von ſeinen Rechten freiwillig abgetreten hätte. Don Diego war ein ächter ſpaniſcher Ritter, ein geiſtiger Nachkomme des Cid, und es war natürlich, daß dieſer Edelmann keine Koſten ſparte, den König und die Königin Germaine glänzend zu bewirthen. Es kamen noch mehre Umſtände hinzu, welche den Grafen und die Gräfin Andrada veranlaſſen, dem Hofe ein ſo großartiges Jagdfeſt zu geben. Die Gräfin war nämlich mehre Jahre Ehrendame der Königin Germaine geweſen und bewahrte derſelben eine dankbare Anhänglichkeit, die ſich in mehrfachen Beſuchen bei der hohen Frau kund gegeben und von dieſer mit einer Art freundſchaftlichen Vertrauen vergolten wurde. Da nun die Kunde wie hoch der König die Königin Germaine in Ehren halte, ſich überall verbreitet hatte, ſo wollte die Gräfin Andrada dem Könige dafür thätlich ihren Dank abſtatten. Ferner: die Gräfin war von der Inſel Majorka gebürtig und dort mit vielen adligen Häuſern verwandt. Nun hatte im verwichenen Herbſt der berüchtigte mauriſche Seeräuber Horuch Barbaroſſa, der ſich vor drei Jahren zum Herrn von Algier gemacht, die Inſel Majorka überfallen, indem er mit einer kleinen Flotte unter öſtreichiſch-, niederländiſch-, ſpaniſcher Flagge heranſegelnd, die Bewohner der baleariſchen Inſeln glauben gemacht, der König ſei es, welcher komme, ſie mit ſeinem Beſuche zu beehren. Außer großer Beute hatte er eine Menge der vornehmſten Bewohner als Gefangne fortgeſchleppt und forderte nun ein großes Löſegeld für ſie. Es befanden ſich mehre Verwandte der Gräfin darunter, die ſich aus eignen Mitteln nicht loskaufen konnten. Die Hülfe der kataloniſchen Stände ſollte von den Familien der Gefangnen in Anſpruch genommen und der König durch die glänzende Bewirthung gewonnen werden, einestheils den Antrag bei den Ständen zu unterſtützen, anderntheils mit dem Barbaroſſa in Unterhandlung zu treten und ihn zu billigern Bedingungen zu vermögen.

Eben als der Hof im Begriff war, nach dem ſechs Meilen von Barcelona gelegenen Bergſchloſſe des Grafen d'Andrada abzureiſen, trafen mehre Fremde ein, welche Anliegen an den König hatten und Audienz beanſpruchten, die ihnen nicht mehr gewährt werden konnte, weil der König mit einem Fuße ſchon im Steigbügel ſtand. Sie ſahen ſich daher genöthigt, entweder unverrichteter Sache wieder abzureiſen, oder dem Könige zu folgen und die Gaſtfreundſchaft des Don d'Andrada in Anſpruch zu nehmen. Zuerſt war es der Junker Marx von Büvenhoven, gekommen, um Bericht zu erſtatten über die aragoniſchen Bergwerke, welche er auf Befehl des Königs beſucht hatte. Er wurde von Chievres und dem Markgrafen eingeladen, ſich an ſie anzuſchließen; denn für den Erſtern war der ehrliche treuherzige Tiroler hinſichtlich ſeines Geſchäfts in Spanien eine höchſt wichtige Perſon. Sodann waren es zwei Portugieſen, Don Fernando Magelhaens, der Seefahrer, und Don Ruy Falero, Aſtronom und Geograph, welche, mit dem Könige von Portugal unzufrieden, ihre Dienſte dem König Karl ſchon während ſeines Aufenthaltes in Caſtilien angeboten hatten. Sie hatten ihre Bedingungen bereits eingegeben und kamen jetzt nach Barcelona, um den Vertrag mit dem Könige zum Abſchluß zu bringen. Der berühmte Magelhaens wurde von der Königin Germaine durch die Gräfin Cardona eingeladen, ſich ihrem Gefolge anzuſchließen. Als die Gräfin ihn bewillkommte, ſagte ſie: „Ihr ſeid mir längſt bekannt, Kapitän, nicht

Und der Sänger griff ſogleich wieder in die Saiten und ſang nach einer etwas ſanftern Weiſe:

»Ueber Felſen, durchs Gebüſch
Iſt die Jagd gebraust.
Stein und Stock wird nun der Tiſch,
Wenn der Jäger ſchmaust.
Es lagern die Schützen auf grünem Plan,
Und fangen zu zechen und ſingen an.
Sie halten die Mahlzeit in lieblicher Ruh
Und die jauchzenden Hörner erſchallen dazu.

Oben blaues Himmelszelt
Und des Baumes Grün;
Unter uns die ſchöne Welt,
Wo die Blumen blühn.
Es lagern die Schützen auf duftigem Blatt
Und ſchmauſen und zechen und ſingen ſich ſatt
Es klingen die Becher, es perlet der Wein,
Und die jauchzenden Hörner erſchallen darein.

Sind die Jäger wieder friſch,
Stark durch Brot und Wein,
Geht's von Neuem durchs Gebüſch,
Ueber Stock und Stein.
Es jagen die Schützen auf grünen Höhn
Bei Hundegebell und Hörnergetön;
Sie ſauſen und brauſen den Wald entlang
Mit Hußaruf und frohem Geſang.«

nur als berühmter Seefahrer, ſondern auch als unterhaltender Geſellſchafter. Eine mir werthe Freundin im fernen Deutſchland hat mir viel von Euch erzählt, und Euer Scharfſinn mag ſich den kurzen Weg über damit beſchäftigen zu errathen, wer dieſe Dame iſt, die einſt auch Eure Freundin war. Jetzt zu Pferde!“

Noch waren drei vornehme Männer angekommen mit Botſchaft an den König, vornehme Andaluſier, abgeſchickt um ihn zu erſuchen, daß er ſich nach Beendigung des kataloniſchen Landtags nach dem Süden verfügen und ſeinen Hof eine Zeit lang in der Alhambra zu Granada aufſchlagen möchte. Der jüngſte von dieſen drei Edelleuten war Don Rodriguez de Luzero, Beiſitzer des Inquiſitionsgerichts in Granada, als ein fanatiſcher Anhänger des Chriſtenthums und Verfolger der noch nicht getauften Mauren, ausgeſchrien, obgleich er ſelbſt von mauriſcher Abkunft war. Ueber ſeinen unauslöſchlichen Haß gegen die Muhamedaner waren ſo viel Gerüchte an den Hof gelangt, die wie Uebertreibung ausſahen, daß man wohl auf die Abſichtlichkeit derſelben hätte ſchließen können. Endlich hatte Don Pedro Giron, der Sohn des Grafen Uruegna, derſelbe, welcher mit an der Spitze des Aufſtandes der altcaſtiliſchen Städte gegen den Cardinal Ximenes geſtanden und vor zwei Jahren durch ſeinen bewaffneten Anſpruch auf das Herzogthum Medina Sidonia ganz Andaluſien in Verwirrung gebracht hatte, vergebens auf eine Audienz gewartet, um dem Könige mehre Beſchwerden über eigenmächtige Verfügungen des Herrn von Chievres vorzulegen. Auch er reiſte mit, vom Grafen Andrada beſonders eingeladen, und hoffte in dem Bergſchloſſe oder auf der Jagd eine günſtige Gelegenheit zu erſpähen, um dem Könige ein getreues Bild von all dem Unheil, welches die niederländiſchen Herren in Spanien bereits angerichtet, vor Augen zu ſtellen.

Die zahlreiche Geſellſchaft ritt in verſchiedenen Partien, wie Befehl, Neigung oder Zufall ſie zuſammengeführt. Eins der uralten gothiſchen Schlöſſer, auf einem ſcharfen Bergvorſprung, zwiſchen tiefen Thälern und Schluchten und von waldigen Bergen umgeben, nahm ſie auf. Jedes Jahrhundert hatte ein Stück an dieſes wunderliche Gebäude gefügt und ſich gleichſam daran verewigt, und es war dadurch zu einem überraſchenden Umfang gediehen und glich einer kleinen auf den Berg gelagerten Stadt, ein Gemiſch von Thürmen, Kuppeln, Söllern, Giebeldächern und wunderlich aufgehäuften und zuſammengefügten Steinmaſſen. Und wenn der Gäſte noch zweimal mehr geweſen wären, ſie hätten doch alle in dieſen alten Bauen untergebracht werden können. Ueber hundert Piqueure begrüßten den König mit einer wilden Hornfanfare; außerdem war noch eine Zigeunerbande angeworben, um Muſik zu machen. Die Gäſte wurden in mehren Sälen bewirthet, namentlich hatten diejenigen ein beſonderes Gemach, welche erſt Audienz beim Könige zu erlangen wünſchten.

Eh am andern Morgen die Jagd eröffnet wurde, ertheilte Karl den drei Andaluſiern zuerſt Audienz. Auf ihre im Namen der andaluſiſchen Städte ausgeſprochne Bitte, Cordova und Granada eine Zeit lang zu ſeinen Reſidenzen zu erwählen, verſetzte der König, daß er ſich um die Königskrone des römiſch-deutſchen Reichs bewerbe und falls die Wahl der Kurfürſten auf ihn falle, nach Deutſchland abreiſen werde. Er könne ihnen alſo keine feſte Zuſicherung geben, doch wolle er kommen, ſobald die Landtage in Barcelona und Valencia abgehalten und die Reiſe in den Süden ihm möglich ſei.

„Verhält ſich die mauriſche Bevölkerung im Königreiche Granada ruhig?“ fragte Karl. „Man hat mir in Brüſſel geſagt, der Geiſt der Empörung ſei nicht in den Muhamedanern erloſchen und auch denen ſei nicht zu trauen, welche ſich haben taufen laſſen.“

„Ew. Hoheit iſt falſch unterrichtet worden,“ verſetzte Don Rodriguez de Luzero mit aufglühendem Eifer. „Ich bürge Euch mit meinem Kopfe für die Treue der neuen Chriſten, und kein Jahr vergeht, wo nicht Tauſende den Koran abſchwören und ſich durch die heilige Taufe am Chriſtenheil betheiligen.“

„Euer Eifer iſt mir bekannt, Don Rodriguez,“ antwortete der König. „Die Gräfin Cardona, wie Ihr, mauriſcher Abkunft und, wie Ihr, unſrer geheiligten Religion mit glühender Begeiſterung ergeben, hat mir viel von Euern Verdienſten um die Mutter Kirche erzählt, und ich werde dieſelben zu belohnen wiſſen.“

Nachdem die Boten dem Könige noch in mancherlei Beziehung über die Verhältniſſe ihres Landes Rede geſtanden, wurden ſie eingeladen an der Jagd Theil zu nehmen und entfernten ſich.

Bürenhoven und Magelhaens hatten nur kurze Audienzen. Sie wurden auf die Rückkehr nach Barcelona verwieſen, wo die Geſchäfte mit ihnen abgemacht werden ſollten, und Don Pedro Giron erhielt gar keine Audienz; er wurde bedeutet, falls er Eile habe, möge er ſein Anliegen bei der Canzlei in Barcelona eingeben.

Auf der Reiſe ins Gebirg hatte der Prinz von Calabrien die Königin Germaine begleitet, dahingegen waren der König, der Markgraf und Chievres ſtets zuſammengeritten, auch jetzt, vor dem Aufbruch zur Jagd hatten ſie noch eine geheime Unterredung zuſammen, und der König zeigte ſich ſehr heiter und vergnügt, als alle drei hinaus traten zu der harrenden Jagdgeſellſchaft. Die Damen mußten noch eingeholt werden, und der König ließ ſich bei der Königin Germaine melden. Sobald er ihr zum Morgengruß die Hand geküßt, erkundigte er ſich nach ihrer Nachtruhe. Sie klagte, daß ſie wenig geſchlafen.

„Es will mich bedünken, daß Ew. Hoheit überhaupt an Schlafloſigkeit leide," ſagte Karl ſchelmiſch lächelnd: „Solltet Ihr nicht als Gemahlin meines guten Großvaters beſſer geſchlafen haben, als jetzt?"

„Ihr irrt, mein gnädigſter Herr," verſetzte die Königin erröthend. „Die Unruhe des Königs, aus ſeiner

Krankheit entſprungen, raubte ihm und mir den Schlaf; denn meine Treue würde mich ſtets zu ſeinem Schmerzenslager gezogen haben, wenn er auch nicht ausdrücklich begehrt hätte, daß ich ſtets um ſeine Perſon ſei.“

„Ihr ſeid zu beklagen, ſo jung und ſchön an einem alten und kranken Gatten gefeſſelt, und Niemand kann Euch genug preiſen, daß Ihr mit ſo treuer Aufopferung bei ihm ausgehalten habt. Wahrlich die edle Pflichterfüllung ſollte belohnt werden. Würdet Ihr mir ſchmollen, wenn ich mich zum Spenden des Lohns, eines ſüßen ſchönen Lohns, aufwürfe und Euch dadurch zu ſüßem ſchönen Schlaf verhülfe!“

„Ich verſtehe Ew. Hoheit nicht. Durch welches Mittel wolltet Ihr mir zu Schlaf verhelfen?“

„Durch ein lebendiges unfehlbares Zaubermittel, durch das größte Wunder, welches Gott dem Menſchen ins Herz gelegt.“

„Ihr ſprecht immer dunkler, mein Sohn.“

„Durch die Liebe, meine ſchöne Großmutter, die als Sehnſucht erſt den Schlaf raubt, als Gewährung ihn dann bringt. Sollte das Erſtere nicht jetzt bei Euch der Fall ſein? Ihr erröthet, wie eine holde Jungfrau, und wenn ich recht geſehen, hat die Liebe zum erſtenmal ſich in Euer Herz geſchlichen und macht ihm ſo viel Unruhe.“

„Mein königlicher Herr, Ihr ſcherzt —“

„Nein, nein! Ich ſpreche im vollſten Ernſte. Meint Ihr nicht auch, daß Ihr als Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg in ſeinen Armen des göttlichſten Schlafes genießen würdet?“

„Oh, Ew. Hoheit treibt ein grauſames Spiel mit meinem Herzen. — Die verwittwete Königin von Spanien darf niemals die Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg werden.“

„Wenn Euer Herz ihn dazu erkieſt, wenn Euer König als Freiwerber des deutſchen Fürſten bei Euch auftritt, und wenn ich dieſe Verbindung gut heiße, wer darf es wagen, etwas dagegen einzuwenden? Der Markgraf hat mir geſtanden von welch heißer Minnebrunſt zu Euch ſein Herz ergriffen iſt; er hat mich um meine Vermittlung gebeten. Darf ich ihm Hoffnung machen?“

„Ihr überraſcht mich mit Euerm Antrage — Ihr verwirrt mich. Würden die aragoniſchen und kataloniſchen Cortes — würde der König von Frankreich —“

„Es iſt meine Sache jedes Bedenken von dieſen Seiten zu beſchwichtigen. Mich aber würdet Ihr glücklich machen durch Erfüllung dieſes meines Wunſches. Ich könnte mich freuen, wie ein Kind, wenn ich Euch und meinen Freund durch die Bande der Liebe und der Kirche vereinigt ſähe.“

„Darf ich meinem Könige einen Wunſch verſagen? Doch gönnt mir Zeit bis zur Rückkehr nach Barcelona.“

„Bis dahin kein Wort weiter davon! — Kommt, ſchöne Großmutter, Euer Zelter ſtampft ſo ungeduldig, wie ein Herz klopft nach Euerm Anblick.“

Strahlend vor Wonne und Glück reichte die Königin ihm den Arm und ſchritt durch ihre Frauen, die ſich verwundert anblickten. Agnes las ſcharf in den Zügen ihrer Gebieterin. In dieſem Augenblick trat Don Rodriguez zu ihr und ſprach. „Der König hat mich zu Euerm Ritter und Begleiter auf der Jagd erkoren, und ich bin ihm ſehr dankbar für dieſe Wahl.“ Sie reichte ihm kalt und ſchweigend die Hand, und als draußen auf dem Hofe der Markgraf mit verbindlichen Worten der Königin den Bügel hielt, und dieſe ihm mit ſüßem Lächeln dankte, fühlte Don Rodriguez den Arm ſeiner Dame zittern, ohne die Urſache errathen zu können. Der König hatte die Hausfrau erſucht, ihr als Ritter dienen zu dürfen, und ritt an ihrer Seite; zum Ritter der Tochter des Hauſes beſtellte er den Prinzen von Calabrien; die Königin Germaine und der Markgraf folgten; die Uebrigen ſchloſſen ſich an, und unter Hörnergetön ſetzte ſich der Zug in Bewegung.

Das Wild war in einem Bezirk zuſammengetrieben, welcher einen Berg mit mehren Halden umfaßte, ſo daß der Verfolgung deſſelben freier Spielraum verblieb.

Die Jagd begann; die Geſellſchaft zerſtreute ſich, dem fliehenden Wilde nacheilend; jeder Paladin blieb an der Seite ſeiner Dame. Agnes' Augen folgten der Königin und dem Markgrafen, welche einem ſtolzen Hirſche nachritten. Dann ſprengte ſie mit ihrem Begleiter in den Wald, und beide ſuchten, ohne viel Worte zu wechſeln, und ohne ſich um die Jagd zu bekümmern, eine Bergſchlucht auf, in welcher ſie von den Pferden ſtiegen, dieſe im dichten Gebüſch anbanden und ſich ſelbſt in ein Verſteck unter einem Baume niederließen. Hier hielten ſie, flüſternd und dann und wann vorſichtig horchend, folgendes Zwiegeſpräch:

„Suleima," ſagte der Ritter, ſich vertraulich an ſie anſchmiegend, „der König ſelbſt hat unbewußt meine heißeſten Wünſche erfüllt, indem er mich Dir zum Begleiter gab. Vergebens ſann ich, wie es möglich ſein würde, eine geheime Unterredung mit Dir zu bewerkſtelligen. Unſer Gott braucht unſre größten Feinde dazu, unſern Zwecken zu dienen. Denn denke Dir mein Erſtaunen, der König deutete in der Unterredung mit mir darauf hin, es würde ihm lieb ſein, wenn ich mich um Deine Gunſt und dann um Dein Herz und Deine Hand bewürbe." Agnes zuckte zuſammen. „Es ſteht unſrer ehelichen Verbindung alſo nichts im Wege und vereint können wir natürlich an unſerm großen Werke mit größerm Nachdruck und Erfolg arbeiten, als getrennt und vereinzelt. Aber Du ſcheinſt Dich über dieſe unerwartete Gunſt des Schickſals nicht zu freuen, während ich darin ein Zeichen ſehe, daß unſer großer Plan endlich zur Ausführung kommen wird."

„Ich ſehe in dem Antrag nichts als eine uns gelegte Schlinge der Niederländer," verſetzte die Dame. „Wir haben ein gefährliches Spiel getrieben, um die ſcharfen Augen unſrer Feinde, von denen wir umgeben ſind, zu täuſchen. Sollte nicht ein ſolches Argwohn geſchöpft haben und die Königlichen uns auf die Probe ſtellen wollen?“ Sie ſprach dieſe Worte mit einer Verwirrung, die, wenn Rodriguez irgend möglich geweſen wäre, gegen ſie ſelbſt einen Argwohn zu faſſen, ihn hätte ſtutzig machen müſſen. Doch kein Gedanke von Zweifel an ihren ſo oft ſchon glänzend bewährten Eifer für das unterdrückte Volk der Mauren kam in ſeine Seele, und ruhig erwiderte er: „Du haſt zu oft erklärt, daß die Liebe zu einem Manne nicht Platz in Deinem Herzen greifen könne, bevor unſer Volk nicht frei und glücklich ſei, als daß ich hoffen dürfte. Deine Seele werde ſich mir früher zuwenden. Aber Du weißt, wie ich Dich mit glühender Leidenſchaft liebe von der Stunde an, als Du an der Hand des greiſen Prieſters Abu Haſſan in unſre geheime Verſammlung in Granada tratſt und mit begeiſterten Worten die Noth unſres Volkes ſchilderteſt und zur Selbſthülfe ermahnteſt. Abu Haſſan und die Häupter der Verſchwörung haben mich Dir, dem Sproß unſres Königshauſes, zum Gemahl beſtimmt, d. h. ſie haben mich zum König von Granada erwählt. Wärſt Du ein Mann, ſo wären all dieſe Beſchlüſſe unnöthig geweſen. Du nur könnteſt und würdeſt unſer König ſein. Aber der Koran verbietet, daß ein Weib über das Volk der Gläubigen herrſche. Dich, den Sproß des königlichen Hauſes, die begeiſterte Kämpferin für unſre Freiheit, wollen Alle in Granada, welche zur Verſchwörung gehören, zur Königin, und ſo mußteſt Du Dir einen Gemahl wählen“

„Und Abu Haſſan führte Dich mir als den Würdigſten zu,“ ergänzte ſie froſtig. „Tröſte Dich, Said, ich werde Dich lieben lernen, wenn wir die Freiheit errungen haben. In der Sklaverei dieſer Spanier und — o noch viel ſchlimmer! — dieſer raubgierigen Niederländer keine Liebe, kein andres Gefühl, als der glühende Durſt nach Freiheit, nach Rache! Darum ſage, was für Nachrichten bringſt Du?“

„Horuch Barbaroſſa iſt in Algier gefallen von den Schwertern der Spanier“ —

„Weh mir! Wieder ein kräftiger Mann weniger, der mit Kühnheit und Kraft für uns aufzutreten bereit war! Ein böſes Schickſal verfolgt uns. Werden wir zum Ziele kommen, Said?“

„Ich erſtaune über Deinen Kleinmuth. Nie hörte ich ſolche Worte aus Deinem Munde. Biſt Du nicht mehr die durch nichts zu beugende ſtarke Seele, die durch jedes neue Unglück nur noch gewaltiger ſich erhob? Biſt Du nicht mehr der leuchtende Stern, deſſen ſchimmernder Glanz uns Allen Muth und Hoffnung in die Seele ſtrahlte? Was konnte Dir begegnen, das Dich verwandelte? Was konnte Dein Licht verdunkeln?“

„Verzeihe, Said,“ bat ſie ängſtlich. „Auch die ſtärkſte Seele hat ihre ſchwachen Stunden. Hatte ſie nicht ſogar unſer großer Prophet? Wenn ich heute weniger zuverſichtlich auf das Gelingen unſres Werks vertraue, ſo wird dieſe trübe Stimmung vorübergehen. Das Unglück

«Zu Walde! Zu Walde, ihr fröhlichen Jagdgeſellen alle!» jauchzte der König wild auf, indem er in unmäßiger Begeiſtrung aufſprang, ſeinen Seſſel hinter ſich umwarf und wie ein Raſender ſchrie: «Beim heiligen Lukas! Zu lange ſchon habe ich dieſem kränklichen Abte in ſein trübſeliges Geſicht geſehen und mich darüber geärgert, ſtatt mich an des Waldes friſchem Laube, an dem grün bemooſten Felſen, an der hell ſprudelnden Quelle, an der grunſenden Sau und dem ſpringenden Hirſche zu laben. Juſt, deine Lieder haben mich geheilt. Fort aus dieſem Hauſe! Ein Narr hat in ſeinen Säulen und Schnörkeln doch nur die ſtolze Pracht der Bäume nachgeäfft. Der Wald, der Wald iſt mein ächtes Königshaus. Kein Biſſen wollte mir an dieſer langweiligen Tafel ſchmecken: Juſt, braver Junge, du haſt mir geſagt, wo ich ſchmauſen muß, um des Eſſens und Trinkens wahrhaft froh zu werden. Sattelt den Normann! Tyrrel, fort mit uns! fort!»

Erſchrocken und bebend ſaßen die geiſtlichen Herren, und Niemand von ihnen wagte, dem wilden Ungeſtüm des Königs entgegen zu treten, und ihm von ſeinem Unternehmen abzureden; und die läßt nicht ab uns zu verfolgen, und der Aufenthalt am Hofe dieſes kindiſchen Königs unter dieſen habgierigen ränkeſüchtigen, verächtlichen Niederländern und unſern Todfeinden, den ſtolzen Spaniern, iſt recht geeignet den ſtärkſten Geiſt niederzubeugen. Du weißt nicht, Du ahneſt nicht, was ich leide.“

„Arme Suleima! Aber die Liebe ſoll Dir vergelten. Auf dem prachtſtrahlenden Throne Granada's, in der goldnen Alhambra wirſt Du als angebetete Königin, als die Königin meines Herzens, als die Königin aller Gläubigen, lange Jahre des Ruhms und des Glücks genießen.“

Agnes ſchüttelte wehmüthig das ſchöne Haupt, und eine Thräne ſchimmerte in ihrem Auge. „Berichte mir weiter!“ bat ſie mit weicher Stimme.

„In ganz Caſtilien iſt die Stimmung gegen den König und die Niederländer feindlich, und die Aufregung ſteigt mit jedem Tage. Die Treuloſigkeit des Königs und des ſchändlichen Chievres, die jede, auch die feierlichſte Zuſage und die heiligſten Eide bricht, verſetzt die Caſtilier in Wuth, und bald wird dieſe in offne Empörung ausbrechen. Männer, die es genau wiſſen können, verſichern, er habe ſchon an drei Millionen Realen ſpaniſches Geld als ſeinen Raub nach Brüſſel geſchickt. Was weiß dieſer Knabe Karl, wie das Land und er ſelbſt betrogen wird, eine Puppe in der Hand eines ſchlauen Böſewichts! Jetzt will Chievres auch die Goldbergwerke Altcaſtiliens ausbeuten, und ſchon haben Bergleute aus Deutſchland das Werk begonnen. Die Grandes ſagen: nicht nur das Gold über der Erde ſtiehlt er aus unſern Beuteln, auch das Gold unter der Erde will er aus unſern Bergen rauben. Die Ernennung eines niederländiſchen Knaben, des Neffen von Chievres, zum Erzbiſchof von Toledo, zum Primas des Königreichs, hat die Trägſten aufgeſtachelt, und der Aufſtand bereitet ſich vor. Hätten die Ränkeſchmiede nicht den Infanten Don Fernando fortgeſchafft, die Empörung gegen Karl zu Gunſten Fernando's wäre ſchon ausgebrochen, und jener mit ſeinem räuberiſchen Gefolge ſchimpflich aus Spanien gejagt. Das haben die Schlauköpfe geahnt; deshalb ſchickten ſie den Infanten aus dem Lande. Aber ihre Liſt wird ihnen nichts helfen. Es wird und muß zur Empörung kommen, und der erſte Ton der in Caſtilien gezogenen Sturmglocke iſt für alles arabiſche Blut in Andaluſien und Valencia ebenſogut das Zeichen zur Erhebung. Bald fällt das Joch, meine Suleima, und an Deines Said Seite ſteigſt Du in unſrer königlichen Alhambra auf den Thron Deiner Väter."

Er fuhr fort ihr genau zu berichten, was neuerdings in Granada, Cordova, Malaga und andern andaluſiſchen und valencianiſchen Städten zur Vorbereitung des Aufſtandes gegen die Chriſten geſchehen war. Nach Ximene's Tode, deſſen eiſerne Hand ſie niedergehalten, war ſehr viel gethan, und die Verſchwörung der vornehmen Mauren, frei von der Furcht vor dem ſtarken Regenten, hatte an Zahl und Kraft ſehr zugenommen. Die Gräfin hörte ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an. Dann beſtiegen ſie die Pferde wieder und folgten dem Tone der Jagdhörner.

Bei der Collation, welche auf einer Halde in Zelten eingenommen wurde, bat der König die Gräfin Cardona um eine kleine Unterredung. Er führte ſie hinaus und ſprach leiſe:

„Der Ritter Don Rodriguez Luzero, dem ich mich ſehr verpflichtet fühle, hat mir ſeine Liebe zu Euch geſtanden. Wie könnte ich ihn ſchöner belohnt ſehen, als mit Eurer Hand? So eben ſagt er mir, daß er Euch ſeinen höchſten Wunſch entdeckt habe. Es iſt auch der meine. Ihr habt ihm nicht alle Hoffnung geraubt. Ich bitte Euch, zahlt ihm die Schuld Eures Königs und macht mich dadurch zu Euerm Schuldner auf Zeitlebens. Erlaubt mir, daß ich Euch heute noch mit ihm verlobe, und erhebt dieſen Tag dadurch zu einem wahren Freudenfeſte. Auch die Königin Germaine, mit der ich vorhin darüber geſprochen, wird die größte Freude empfinden, wenn wir heute noch im Schloſſe des Don d'Andrada Euere Verlobung feiern und dadurch ſeine Gaſtfreundſchaft belohnen, ſeinem Feſte die Krone aufſetzen. — Ich bitte Euch, ſagt Ja, ſagt Ja!“

Damit ergriff er ihre Hand ſprang heiter lachend wie ein fröhliches Kind an ihr empor.

„Nur heute nicht,“ ſtammelte die Gräfin todtenbleich und bebend. „Vergönnt mir, die Entſcheidung auf morgen zu verſchieben.“

„Ha, Ihr ſeid krank. Ich ſeh' es jetzt!“ rief der König theilnehmend.

„Es iſt ſo. Stürmt alſo nicht auf mich ein, und erlaubt mir, mich zum Schloſſe zurück zu begeben. Ich werde mich erholen und ſammeln.“

„Der Markgraf ſoll Euch begleiten, und wenn Ihr morgen Euch wieder wohl fühlt, dann die Verlobung.“

Sobald die Königin Kenntniß vom Unwohlſein ihrer Freundin erhielt, erſuchte ſie den Markgrafen, ſeiner Ritterpflicht nachzukommen und die Gräfin auf das Schloß zurückzuführen. Der König befahl es ihm, und er hob Agnes auf das Pferd und beſtieg das ſeinige. Sie ritten eine Zeit lang ſchweigend neben einander.

„Agnes,“ ſagte er endlich, „Du biſt wirklich krank. Ich werde nach Barcelona reiten, um den Leibarzt des Königs herbeizuholen.“ Aber vergebens ſuchte er in dieſe Worte den alten einſchmeichelnden Ton zu legen; ſie klangen gezwungen.

„Bemühe Dich nicht, Johann,“ entgegnete ſie. „Nicht des Arztes bedarf ich; nur eines aufrichtigen Wortes von Dir. Ich wollte Dich eben um eine Unterredung unter vier Augen bitten, als der Befehl des Königs und die Bitte der Königin Dich zu meinem Begleiter erſahen. Du haſt mir oft in den ſtillen Nächten, die Du an meiner Seite zubrachteſt, geſagt, die Deutſchen ſeien ehrliche und treue Menſchen. Du haſt mir verſichert, Du ſeiſt der ehrlichſte und treueſte von Allen. Ich habe Dir geglaubt und o wie gern geglaubt! Denn ich liebe Dich. Es iſt Dir gelungen, was keinem Manne vor Dir, mein Herz zu beſiegen. Du bezwangſt mich mit göttlicher Gewalt und haſt mich durch Deine Liebe mit einer früher von mir nicht geahneten Fülle von Glück überſchüttet. Und deshalb glaube und vertraue ich Deinen Worten, als hätte ſie ein Geſandter Gottes zu mir geſprochen. Alſo antworte mir auf eine Frage: „Weißt Du von der Abſicht des Königs, mich mit Don Rodriguez de Luzero zu verbinden?“

„Du ſetzeſt mich in Erſtaunen, Agnes!“ rief der Markgraf mit glücklicher Verſtellung. „Kein Wort weiß ich von ſolch einem Plane. Wie könnte ich Dich einem Andern gönnen, der ich Deinen Beſitz als mein höchſtes Glück betrachte! Weißt Du nicht mehr, wie oft ich den glühenden Wunſch an Deiner Seite ausgeſprochen habe, Dich als Gattin zu beſitzen, und wie Du ſtets mir dieſen Wunſch verſagt haſt aus geheimnißvollen Gründen, deren Enthüllung Du mir erſt in Zukunft verſprachſt? Wie troſtlos haſt Du mich über ſolche Weigerung geſehen! Wie könnte ich es nun ertragen, daß ein Andrer in den Beſitz des Schatzes komme, den ich als mein Eigenthum zu betrachten das Recht habe!“

„Genug der Worte! Ich glaube Dir,“ erwiderte ſie, doch nicht mit der Wärme der Ueberzeugung, welche, aus dem Herzen ſtrömend, das Wort durchdringt. „Und ich will mich auch nicht länger weigern Dein Weib zu werden.

Du kannſt nicht ahnen, was mich dieſer Schritt koſtet, was ich Dir opfere. Nie noch hat ein Weib auf Erden einem Manne ſolch ein Opfer gebracht. Wenn ich Deine Gattin bin, fern von dieſem Lande — denn hier können und dürfen wir nicht bleiben; wir müſſen nach Deutſchland fliehen — dann ſollſt Du Alles erfahren; ich will Dir die geheimſte Falte meines Herzens aufdecken; ich will Dir beichten, was ich erſtrebt, was ich gewünſcht, und wozu ich auserſehen war. Jetzt kann ich Dir nur ſagen, daß ich, indem ich Dir die Hand zum Ehebunde reiche, zur Verrätherin an der heiligſten und höchſten Sache werde, die ein Menſch jemals die ſeinige nennen kann. Ermiß daran die Größe meiner Liebe.“

„Du ſetzeſt mich durch Deine unerwartete Erklärung in großes Erſtaunen,“ ſagte der Markgraf, froh einen Ausweg aus ſeiner peinigenden Verlegenheit gefunden zu haben. „Doch die Liebe iſt nicht immer blind; ſie hat zuweilen auch ſehr ſcharfe Augen. Und ſo ſeh’ ich einen Widerſpruch in Deinen Worten gegen Dich ſelbſt. Iſt Deine Liebe ſo groß, wie Du mich verſicherſt und wie ich Dir auch gern glauben will, warum nennſt Du mir nicht gleich das große Opfer, welches Du mir darzubringen vorgibſt? warum enthüllſt Du mir nicht Dein Geheimniß? Kann denn ein wahrhaft liebendes Weib dem geliebten Manne irgend etwas verſchweigen? Kann zwiſchen Liebenden ein Geheimniß ſein? Wenn ich argwöhniſch wäre, es könnte mir verdächtig vorkommen, daß Du erſt durch den Segen der Kirche unauflöslich an mich gefeſſelt ſein willſt, eh Du mir Dein ganzes Vertrauen zu ſchenken gedenkſt."

„Du haſt recht!" antwortete ſie mit einem bittern eiskalten Lächeln. „Dieſer Vorwurf trifft mich. Aber es will mich bedünken, als ſei er nicht der Vorwurf eines liebenden Herzens, ſondern der kühlen Ueberlegung. Aber ich will Dir nachgeben; ich will ihm begegnen. Du ſollſt Alles erfahren, bevor ich Dein Weib bin; denn nicht der Ehebund macht mich zur Verrätherin an dem, was erſt das höchſte Gut meines Lebens war, die Liebe hat mich ſchon dazu gemacht. Als ich von Deinem werbenden Blick, von Deinem bittenden Worte zuerſt bezwungen, von einer unwiderſtehlichen Gewalt gezogen, an Deine Bruſt ſank, als die Flammen der Leidenſchaft, die Du in mir entzündet, über mir zuſammenſchlugen und mich in der Seligkeit der Liebe Himmel und Erde vergeſſen ließen, da war der Verrath ſchon begangen. Ich hätte Deine Nähe fliehen, ich hätte mich von dieſem Hofe entfernen ſollen, als ich mein Auge zum erſtenmal mit ſtillem Entzücken auf Deiner ritterlichen Geſtalt verweilen ließ und, plötzlich von Deinem liebeflehenden Blicke getroffen, es erröthend zu Boden ſchlug. Da zuckte der Blitz in mein Herz und zündete; in dieſer Stunde hätte ich abreiſen müſſen, um meiner hohen und heiligen Pflicht zu genügen. Aber die Bande, die Du leiſe um mich wandeſt, waren ſo ſüß; ſie wurden immer feſtere, duftende Roſenbande, und bald fehlte mir alle Kraft, mich ihnen zu entwinden. — Genug davon! Du ſollſt mein Geheimniß erfahren. Doch nicht jetzt, nicht während dieſes geräuſchvollen Feſtes. Du mußt mir vorher den heiligſten, den feierlichſten Eid ſchwören, niemals ein Wort von dem, was ich in Deine Bruſt niederlege, zu verrathen; Du mußt mir dieſen Eid in der Mitternacht in der Kathedrale zu Barcelona auf die geweihte Hoſtie ſchwören. Und an jener Stelle ſollſt Du Alles erfahren, ſollſt mich ganz kennen lernen, ſollſt es wiſſen, wie ich Dich liebe, und daß ich für Dich Alles hingab, was Millionen kaum beſitzen.“

Dem Markgrafen wurde etwas unheimlich bei dieſer Ausſicht. Doch tröſtete er ſich, daß die angedrohte Scene um mehre Tage hinausgelegt war, und er hoffte mit Chievres, des Königs und der Königin Hülfe ihr ohne Aufſehen zu entgehen; denn er war natürlich entſchloſſen, ihr um jeden Preis auszuweichen. Zwar hätte er das merkwürdige Geheimniß ſeiner Geliebten gern gewußt, und er machte in der That noch einen Verſuch, es ihr durch die alten oft erprobten Schmeichelkünſte, die ihm in ſo hoher Ausbildung zu Gebot ſtanden, zu entlocken, ohne ſich erſt auf einen ſo wunderlichen Eid einzulaſſen, er ließ aber ab, ſo bald er ſich überzeugte, daß Agnes nach ihrem ihm bekannten Charakter feſt bei ihrem ausgeſprochenen Willen verharrte, und verſprach ihr, ſich zu ſtellen, ihren Anforderungen zu genügen und dann ihr Bekenntniß entgegen zu nehmen. Nachdem er die Gräfin ihren Frauen übergeben hatte, ritt er wieder in den Wald zurück, um an der Seite der Königin, die ihm durch Wort und Blick nur allzudeutlich zu erkennen gab, wie angenehm ihr ſeine Bewerbung ſei, den ſtattlichen Rückzug zu machen.

Agnes blieb bis zur Heimkehr der Geſellſchaft mit ihrer Dienerin Ava — dieſe war vor einiger Zeit von Donna Maria Padilla zu ihrer frühern Herrin zurückgekehrt — in ihrem Zimmer eingeſchloſſen. Die Boten des Königs, der Königin, des Hauswirths und Andrer, geſandt um ſich nach ihrem Befinden zu befragen, ließ ſie von einer Kammerfrau abfertigen. Am Abend ſchlich Ava vorſichtig zu den Zigeunern, welche als Muſikanten angelegt waren, und verhandelte heimlich eine Zeit lang mit der Altmutter derſelben. Dann begab ſie ſich mit einem Pack Kleider unter dem Schutze der Dunkelheit zu der Herrin zurück, die ſich bei allen Anfragern für kränker ausgeben ließ, als ſie war.

Der folgende Morgen führte die glänzende Verſammlung zu einer neuen Jagd in eine andre Berggegend. Agnes war natürlich als krank im Schloſſe zurückgeblieben. Die verliebte Königin und der galante Markgraf legten ſich wenig Zwang an, und der Prinz von Calabrien hielt ſich in ſtrenger Ferne. Der König flüſterte Chievres einige glückwünſchende Worte zu. Die Zigeunerbande mußte fröhliche Hochzeittänze ſpielen. Der glückliche Markgraf vermochte die ſchöne Herrin mit ihm in den Wald zu reiten, anſcheinend zur Verfolgung eines Wildes. Bald aber, als ſie ſich dem Geſichtskreis der Uebrigen entzogen hatten, bekümmerten ſie ſich nicht mehr um das Wild, bemerkten aber auch im Eifer des zärtlichen Zwiegeſprächs, das einen immer leidenſchaftlichern Charakter annahm, nicht, daß ihnen eine Zigeunerin hinter den Bäumen forthuſchend folgte. An einem Abhange hatte die Natur eine Felſenbank mit weichem Mooſe überzogen. Ein prächtiger Baum ſtreckte ſeine laubloſen Aeſte darüber. Der Markgraf ſprang vom Pferde und hob die Königin von dem ihrigen. Sie glitt in ſeine Arme herab, und er preßte die ſchöne Laſt, die ſüßeſten Namen flüſternd, an ſeine ſtürmiſch ſchlagende Bruſt. Sie duldete die feurige Umarmung; ſie gab ſich ihr ganz hin, und der Mund des kühnen Ritters fand ſchnell ihre liebedurſtigen heißen Lippen. Ein langer Kuß vereinigte ſie; dann zog er ſie ſchmeichelnd auf die Moosbank nieder, und beide tauſchten glückberauſcht Kuß und Umarmung und die zärtlichſten Geſtändniſſe. Plötzlich ſtürzte die Zigeunerin, wie eine Raſende, hinter dem Baume hervor, einen Dolch in der erhobenen Hand, und auf den erbleichenden Fürſten los mit den Worten: „Stirb meineidiger Verräther!“

Die Königin und der Markgraf erkannten in der Zigeunerin die Gräfin Cardona, und ſchreiend warf ſich die Erſtere zwiſchen die Wüthende und den geliebten Mann. Sicherlich würde ſie vom Dolchſtich ihrer Nebenbuhlerin getroffen worden ſein, hätte der gewandte Ritter nicht mit einem raſchen Griffe dieſe entwaffnet. „Thö übrigen Geſellſchafter an der Tafel, waren vom Wein und Juſt's Geſängen ſelbſt ſo begeiſtert und hingeriſſen, daß ſie, aller Ueberlegung unfähig, für nichts als den glühenden Wunſch Sinn hatten, ſich für den Verluſt des Morgenvergnügens durch doppelten Eifer auf der Nachmittagsjagd zu entſchädigen. — In wenigen Minuten ſaß der König ſchon zu Pferde, da trat Hick heran und flüſterte ihm zu: «Alce iſt auf Euerm Schlafzimmer.»

«Sie ſoll warten bis ich heimkehre. Die Jagd geht der Minne vor. Um deſto brünſtiger wird dieſe hernach ſein. Vertreib ihr die Zeit; doch laß ſie nicht fort.»

Der Baron von Mans trat mit tief bekümmerten Geſichte heran und berührte ehrerbietig des Königs Steigbügel. «Es iſt mein Sohn, hoher Herr, der ſich ſchwer gegen Euch vergangen und deshalb in Euerm Gefängniße ſitzt,» ſagte er mit zitternder Stimme. «Ich flehe Euch an um ſein Leben.»

«Für Euer Land, Milord; nur für Euer Land,» verſetzte der König, und ſetzte dem Normann die Sporen ein, daß er, wie ein Tieger, vorwärts ſchoß.

rigtes Weib," ſagte er kalt und verächtlich, „mit der Buhlerin des Abts von Kempten habe ich nichts zu ſchaffen. Der Junker von Büvenhoven befindet ſich zur gelegenen Zeit bei der Jagdgeſellſchaft des Königs, um Euch einen Spiegel aus der Vergangenheit vorzuhalten."

Agnes that einen wilden Schrei und ſtürzte in den Wald zurück. Der Markgraf gab der Königin eine aus Wahrheit und Dichtung künſtlich zuſammengeſetzte Erklärung, welche ſie über ihre zeitherige Freundin in Erſtaunen ſetzte, zugleich ihr aber auch vollkommne Beruhigung einflößte und ihr Herz noch williger machte, die Liebesſchwüre des ſchönen Fürſten aufzunehmen.

Als der Jagdzug Abends auf das Schloß zurückkehrte, war Agnes mit Ava abgereiſt. Der Vorfall konnte dem König und Chievres nicht verſchwiegen bleiben; und da der Erſtere kindiſch plauderhaft war, ſo ging die Geſchichte mit den abenteuerlichſten Zuſätzen heimlich von Mund zu Mund.

Am folgenden Tage reiſ'te auch die andaluſiſche Geſandtſchaft ab; der König aber erklärte die Verlobung der Königin Germaine mit dem Markgrafen von Brandenburg vor dem Hofe mit der ausgelaſſenen Freude eines Kindes, dem ein ausſchweifender Lieblingswunſch plötzlich gewährt worden iſt, und der Graf d'Andrada nahm davon Gelegenheit ein neues prachtvolles Feſt zu veranſtalten.

Vier Wochen ſpäter wurde das Beilager der Verlobten zu Saragoſſa gefeiert, wohin ſich der ganze Hof zu dieſem

Zwecke begeben hatte, und der König ſparte nichts, um das Feſt mit Glanz und Pracht auszuſtatten. Germaine war eine hochbeglückte Braut. Der muthwillige franzöſiſche Leichtſinn, der ſo lange in ihr durch den Zwang der ſpaniſchen Etiquette gedämpft worden war, brach nun gleichſam ſtürmiſch hervor und ſchien, in Verbindung mit dem ſüßen Gefühl befriedigter Liebe, das ſie bis jetzt hatte entbehren müſſen, ſie zu verjüngen.

Agnes von Cardona war wie von der Erde verſchwunden; auch nicht die leiſeſte Spur von ihr war aufzufinden, wohin ſie ſich gewandt haben könnte, ſo eifrig auch Chievres ſeine geheimen Nachforſchungen nach ihr betrieb. Denn den Markgrafen ängſtigte die Ahnung, daß ſie die Rache gegen ihn nicht aufgeben werde, und ließ ihn nicht zum reinen Genuß ſeines Glückes kommen.

Mit Magelhaens wurde ein Vertrag abgeſchloſſen, nach welchen dieſer eine Reiſe nach Weſtindien vorbereiten und dieſelbe antreten ſollte, ſobald alle nöthigen Vorbereitungen getroffen ſeien, um einen neuen Weg dorthin über die Molukken aufzufinden, wie er dem Könige vorgeſchlagen hatte.

Büvenhoven erhielt den Auftrag, auf Rechnung des Königs einige Goldbergwerke zu betreiben.

Funfzehntes Kapitel.

Der Erzherzog Ferdinand war gleich nach dem Tode ſeines Großvaters, des Kaiſers Maximilian, nach Brüſſel zu ſeiner Tante der Erzherzogin Statthalterin Margaretha zurückgekehrt. Was ſollte der Knabe auch in Tirol oder Oeſtreich! In beiden Ländern brachen ſehr bedenkliche Volksunruhen aus; die harten Dränger des Volks, die kaiſerlichen Amtleute, wurden verjagt, manche erſchlagen; die Bewegung griff ſchnell um ſich und ließ eine allgemeine Empörung befürchten. Es zeigte ſich jetzt, wie wenig volksthümlich und gerecht Maximilians Regierung ſogar in ſeinen Erblanden geweſen war. Die Ausſichten des Erzhauſes Oeſtreich auf die Kaiſerkrone waren ſehr getrübt; es ſchien, als ſei alle Mühe Maximilians, ſie auf das Haupt ſeines Enkels Karl zu bringen, gänzlich vergebens geweſen. Man ſprach von den beiden Brüdern, den jungen ſchwachen Säulen des Hauſes Oeſtreich, ziemlich verächtlich im deutſchen Reiche als von „armen Knaben.“ Der ältere war König im fernen Spanien, mit welchem

Deutſchland in faſt gar keinen Beziehungen ſtand, der andre lebte in den Niederlanden bei ſeiner Tante, die ſowol in den öſtreichiſchen Erblanden, wie in Deutſchland überhaupt ebenfalls fremd war. Es ſchien bei der um ſich greifenden Empörung ſogar zweifelhaft, ob einer der Erzherzöge in den Erblanden zur Regierung kommen werde.

Der König Ludwig von Ungarn und Böhmen ließ unter dieſen Umſtänden ſeine Schweſter Anna, welche mit einem der Brüder verlobt und in Wien erzogen worden war, zurückkommen.

Die Erzherzogin Statthalterin trat jetzt handelnd auf, und ſie wandte ſich an den rechten Mann, der in dieſer Noth allein helfen konnte, und von dem ſie vorausſetzen durfte, daß er dazu nicht nur die rechten Mittel, ſondern auch den beſten Willen habe. Nicht ein Kurfürſt war es, nicht ein Kriegsheld; es war der alte Leinweber Jakob Fugger, dem ſie einen Boten ſchickte mit einem freundlichen Handſchreiben, worin ſie ihn auf das Dringendſte einlud, ohne Verzug zu ihr nach Brüſſel zu kommen. Und er folgte der Einladung, begleitet von ſeinem Neffen Raimund.

Die Gefahr für Oeſtreich war groß. Denn, die Umſtände benutzend, bewarb ſich der junge König von Frankreich Franz um die deutſche Krone. Dieſer ritterliche Herr hatte ſich durch die Wiedereroberung Mailands mittels des Siegs in der Schlacht bei Marignano, wo er ſelbſt mit großer Tapferkeit gefochten, einen berühmten Namen gemacht. Seine perſönlichen Eigenſchaften, vorzüglich ſeine Ehrenhaftigkeit und ſeine Leutſeligkeit wurden vielfach gelobt. Mit dem Papſte ſtand er im beſten Vernehmen und war der thätigſten Unterſtützung deſſelben gewiß; der König von England ſagte ihm die ſeinige zu. Nun trat er auch mit einem deutſchen Fürſten nach dem andern in freundſchaftliche Beziehungen und durfte manchen von ihnen für ſich zu gewinnen hoffen. Die Exiſtenz der Herzöge von Geldern und von Würtemberg hing von Franz ab, der Herzog Heinrich von Lüneburg nahm für ihn Partei: ſeine heimlichen Geſandten reiſten, mit großen Geldſummen verſehen, von einem deutſchen Fürſtenhofe zum andern und wurden dieſer klingenden Gründe wegen überall gut aufgenommen. Der Kurfürſt von Trier, der ſchon bei Maximilians Lebzeiten zu Franz gehalten hatte, trat jetzt ſogar bei den übrigen Kurfürſten als Werber für ſeinen königlichen Gönner mit den ausgedehnteſten Vollmachten deſſelben auf. Es war darin geſagt: er ſolle den übrigen Kurfürſten und ihren Vertrauten ſo wie andern Fürſten des Reichs ſo viel Geld bewilligen, als ihm gut ſcheine, entweder ein für allemal oder als jährliche Penſionen, und dafür in ſeinem (des Königs) und ſogar ſeiner Nachfolger Namen die Beſitzthümer der Krone zur Hypothek ſetzen: und dieſe Verträge ſollten eben ſo viel Kraft haben, als wenn der König ſelbſt ſie abgeſchloſſen hätte. Den Fürſten, dem Adel, den Städten wurde Beſtätigung ihrer Privilegien verſprochen, dem ganzen Reich die Vertreibung der Türken; der trierer Kurfürſt ſollte das Alles im Namen des Königs beſchwören. Und ſo gelang es, die Kurfürſten von der Pfalz und von Köln dem franzöſiſchen König geneigt zu machen. Der von Mainz wurde vom Papſt günſtig für Franz geſtimmt; der eitle Albrecht wünſchte päpſtlicher Legat zu werden, und Leo ließ ihm dieſe Würde durch König Franz zuſagen, wenn er dieſem ſeine Kurſtimme gebe. Der Kurfürſt von Brandenburg erhielt von dem franzöſiſchen Geſandten das Verſprechen, ſeinem Sohne die Prinzeſſin Renée, Tochter Ludwigs XII. und der Anna von Bretagne, die für den König Karl beſtimmt geweſen war, zu vermählen; er ſelbſt ſolle Statthalter des Kaiſers werden. Der Ehrgeiz des Brandenburgers regte ſich: er kaiſerlicher Statthalter, ſein Bruder päpſtlicher Legat, das waren Ausſichten zur Erhebung des brandenburger Hauſes. Nicht minder wurden von Frankreich auch Unterhandlungen mit dem alten Kurfürſten Friedrich von Sachſen angeknüpft; ſeine gereizte Stimmung gegen das burgundiſche Haus wegen der Uebervortheilungen, die er in den Niederlanden erfahren, waren den Franzoſen bekannt; aber der weiſe Friedrich verſprach nichts und zeigte ſich wie immer unbeſtechlich.

Bei den rheiniſchen Kurfürſten kam zu den Verlockungen des franzöſiſchen Königs noch die Furcht vor ſeiner Kriegsmacht; ihre Grenzen gegen Frankreich waren unbeſchützt; ſie konnten jeden Tag überfallen werden.

So ſtanden die Dinge, als Jakob Fugger in das Zimmer der hohen Frau trat, in welcher er das jetzige Haupt des öſtreichiſchen Hauſes verehrte, und auf die er alle Liebe übertragen hatte, welche er für ihren Vater gehegt. Er fand eine Geſandtſchaft des Königs von Spanien bei ihr; eine ſchwere Laſt Geld war aus Barcelona ebenfalls angelangt, und es ſollte nun Rath gepflogen werden, wie den ſchlauen Bemühungen des Königs Franz am wirkſamſten zu begegnen ſei. Margaretha zog ſich mit ihrem alten Freunde in ihr Kloſet zurück; ſie wollte ſeine Meinung erſt allein hören, die ihrige ihm zur Begutachtung vorlegen. Sie kannte keinen treuern Freund als ihn. Die Verhältniſſe wurden von beiden wohl erwogen; die Kurfürſten und Fürſten wurden einzeln der Reihe nach beſprochen, und Fugger verzweifelte nicht am Siege, wenn den franzöſiſchen Machinationen zu gleicher Zeit offen mit Kraft und Entſchiedenheit und im Geheimen mit gleichen Liſten, d. h. mit Beſtechungen und Verſprechungen entgegen getreten würde. Er ſelbſt übernahm es, die Kurfürſten erſt auf ſeine Weiſe perſönlich zu bearbeiten, bevor niederländiſch-ſpaniſche Geſandtſchaften an ſie abgeordnet würden, und verſprach der Erzherzogin, ſich dabei der Hülfe ſeines Neffen Raimund zu bedienen, welcher durch ſeinen Kunſthandel mit allen dieſen hohen Häuptern in noch nähern perſönlichen Beziehungen ſtehe, als er ſelbſt. Dann wurde zwiſchen ihnen ausgemacht, daß eine öſtreichiſche Commiſſion in Augsburg niedergeſetzt werden ſollte zur

Betreibung des Intereſſes des Königs Karl. Mit den nöthigen Vollmachten der Statthalterin verſehen, traten die beiden Fugger die Rückreiſe an, um in Trier, Köln, Mainz und Manheim die Verhandlungen anzuknüpfen. Die Fugger'ſchen Wechſel bewährten ihre Wunderkraft; das einfache Wort des augsburger Leinwebers überwog die feinen und ſchmeichleriſchen Reden der franzöſiſchen Geſandten; in dem Fugger'ſchen Gelde meinten die Fürſten ſtecke ein beſondrer Segen; was man damit anfange, gedeihe ſichtlich, während das franzöſiſche einem wie Zaubergold unter den Fingern verſchwinde, ſo daß man nicht wiſſe, wohin es gekommen ſei. Da bewährte ſich wieder einmal recht glänzend, was der Name Jakob Fugger's im deutſchen Reiche werth ſei. Ueberall wurden Oheim und Neffe mit großer Auszeichnung aufgenommen; die Kurfürſten rechneten ſich ſeinen Beſuch gleichſam zur Ehre an. Vom größten Gewicht war vorzüglich ſein weiſes Wort: „es werde Deutſchland zur offenbaren Schande vor der ganzen Welt gereichen, wenn die Kurfürſten einen ausländiſchen König, einen Franzoſen zum Reichsoberhaupte erwählten. Solche Wahl würde Ihnen vom Volke nicht viel beſſer als ein Verrath am Vaterlande angerechnet werden. Deutſchland könne und dürfe nur einen deutſchen Fürſten zum Kaiſer haben. Auch werde der Franzoſe die Intereſſen ſeines Stammlandes ſtets vor den deutſchen wahren, und darin würde die Rache des Schickſals für ſolch eine unpatriotiſche Wahl liegen und zu ſchlimmen Händeln führen. Wahr ſei es, das Reich bedürfe eines mächtigen Kaiſers, theils zur Schlichtung der innern Wirren, theils des unvermeidlichen Türkenkriegs wegen. Der reichſte und mächtigſte König Europas ſei aber der junge König von Spanien, nicht nur ein ächt deutſcher Fürſt, ſondern ſogar von habsburgiſchem Blute, welches die deutſche Kaiſerkrone ſchon ſo lange mit Glück und Ehren getragen, u. ſ. w." Die blanken kremnitzer Dukaten von Fugger'ſchem Gepräge gaben dieſen gewichtigen Worten den gehörigen Nachdruck und die überzeugende Kraft. Fugger fand wenig und nur ſchwachen Widerſpruch. Am meiſten mußte ihm an der Gewinnung des Kurfürſten von Mainz gelegen ſein, weil ſie auch die ſeines Bruders in ſichre Ausſicht ſtellte. Für die Unterhandlung mit Albrecht konnte zu dieſem Zweck kein beſſerer Mann gefunden werden, als Jakob Fugger. Der Kurfürſt war wieder in bedeutendem Vorſchuß bei dem alten Leinweber, und dieſer überreichte ihm nicht nur den zerriſſenen Schuldbrief, ſondern damit zugleich Wechſel von gleichem Betrage. Bei der Tafel fand Martha Bry unter ihrem Teller ein zuſammengefaltetes Pergament und las mit freudigem Erſtaunen darin ihre Ernennung zur Gräfin von Aſchaffenburg durch die Erzherzogin Statthalterin der Niederlande nebſt dem Verſprechen, daß der König von Spanien dieſe Standeserhöhung ſogleich nach ſeiner Krönung zum deutſchen Kaiſer beſtätigen werde. Und als der Kurfürſt von der Tafel in ſein Zimmer zurückkehrte, ſah er zu ſeiner Ueberraſchung dort eins der trefflichſten Gemälde Rafael Sanzios aufgeſtellt, welches Raimund Fugger im vorigen Jahre von dem berühmten Künſtler in Rom ſelbſt gekauft hatte. Es war der heilige Johannes der Täufer in der Wüſte. Raimund hatte dem Kurfürſten darüber Meldung gemacht, aber eine ſo hohe Summe dafür gefordert, daß Albrecht den Ankauf beanſtandet hatte. Jetzt wurde ihm das Bild zum Geſchenk gemacht. Der Kurfürſt erklärte hierauf ſeinem alten augsburger Geſchäftsfreunde unter vier Augen mit großer Freundlichkeit: er werde die officielle Geſandtſchaft des Königs von Spanien mit erwünſchter Genugthuung empfangen. Für die Zuſtimmung ſeines Bruders leiſtete er gewiſſermaßen Bürgſchaft.

Mit nicht geringerem Erfolge operirte Jakob am pfälziſchen Hofe, und als er auf dieſe Weiſe die Runde gemacht hatte, war zwar der wohlbekannte Kaſten Veit Schellenbergers zum bedenklichen Kopfſchütteln des alten Knaben, der ſeinen Herrn auch jetzt, wie auf jeder Reiſe begleitete, weit öfter leer geworden, als gewöhnlich in ſo kurzer Zeit, aber von Brüſſel aus konnte nun an jeden kurfürſtlichen Hof ein Geſandter geſchickt werden; der augsburger Bürger hatte ihm überall den Weg geebnet.

Der böhmiſchen Kurſtimme war der ſpaniſche König ohnedies gewiß, und in Bezug auf Sachſen griff die Geſandtſchaft die Vermählung der Erzherzogin Infantin mit

Das Gefolge raſete hinterher, und der unglückliche Greis blieb mit ſeiner Verzweiflung zurück. Auf dem Wege nach dem Walde wollte man manche üble Vorbedeutung bemerkt haben, und alle, die dergleichen wahrnahmen, hielten den König für einen verlornen Mann. Manche ſagten ſpäter aus, daß ſie Leute von ſehr unheimlichem und verdächtigem Anſehen, ſo wie ſeltſame Thiergeſtalten mit grauſig klugen Augen und dergleichen geſpenſtiges Ungethüm mehr wahrgenommen hätten; ja es wurde ſogar behauptet, daß, als der König im vollen Glanze der Sonne geritten und ſein Pferd einen ſtarken Schatten auf den Boden geworfen, keine Spur vom Schatten des Reiters zu ſehen geweſen ſei.

Der Jagdtroß kommt lärmend im neuen Forſte an; die Jagdhörner rufen jauchzend unter dem dunkelgrünen Dache der Bäume und wecken das neidiſche Echo, die Waffen werden geprüft, und ſogleich ſpringt ein ſtattlicher Hirſch mit ungeheuerm vielzackigem Geweih aus dem Dickicht.

«Halt, geſtrenger Herr!» rief ein alter Jäger dem König zu, als dieſer eben im Begriff war, das Wild zu verfolgen. «Zurück von dieſem! Er hat ein ſchlechtes Auge, und ſein Geweih gleicht dem Prinzen Johann Friedrich wieder auf, und man durfte ſich auch davon glücklichen Erfolg verſprechen.

Die öſtreichiſche Commiſſion trat unter dem Vorſitze Matthäus Langs, des Biſchofs von Gurk, in Augsburg zuſammen; der Kardinal von Sitten gehörte dazu. Durch ihn hoffte man die Eidgenoſſenſchaft von Frankreich abzubringen und dem öſtreichiſchen Intereſſe zuzuwenden. Zwiſchen Brüſſel und Augsburg gingen wöchentlich Eilboten; denn die Erzherzogin Margaretha hatte ſich die oberſte Leitung der Verhandlung vorbehalten. Mit Mühe und Geld wurden die Eidgenoſſen von Frankreich abgezogen, wenn ſie auch nicht zu bewegen waren, ſich beſtimmt für Karl zu erklären. Bei allen günſtigen Ausſichten war die Sache doch keineswegs ſchon gewiß, und Trier wollte durchaus ſeine Stimme frei behaupten. Dieſelbe Erklärung gab auch Sachſen. Die Franzoſen gaben keineswegs die Hoffnung auf; ſie machten verſchiedene Verſuche ſich einige Kurſtimmen zu erkaufen und rechneten vorzüglich auf die Unterſtützung des Papſtes; ja ſie unternahmen es ſogar, über Jakob Fugger's geheime Wirkſamkeit entweder gar nicht, oder doch nicht gehörig unterrichtet, das Fugger'ſche Haus durch große Verſprechungen in ihr Intereſſe zu ziehen, was ihnen natürlich gänzlich mißlang. Die Geſandten Karl's trugen überall den ſtillen Sieg davon, und wo er etwa noch zweifelhaft war, da gab das Fugger'ſche Geld und die Fugger'ſche Ermahnung die Entſcheidung. Franzöſiſches Geld zu nehmen, fingen die deutſchen Fürſten an ſich zu ſchämen; deutſches Geld zu nehmen trugen ſie nicht das mindeſte Bedenken. Auf dieſe Weiſe wurde auch der tapfre Franz von Sickingen für Karl gewonnen und Anführer des ſchwäbiſchen Bundesheers, welches den von Frankreich abhängigen Herzog Ulrich von Würtemberg ganz aus ſeinem Lande vertrieb und dieſes als eröffnetes Reichslehn erklärte. Auch der Herzog von Geldern und der von Lüneburg wurden geſchlagen; Oeſtreichs Intereſſe trat immer ſiegreicher auf. Unter dieſen Umſtänden fand es endlich auch der Papſt für gerathen, ſich für Karl zu erklären. Der Kardinal Kurfürſt von Mainz beſtimmte ihn dazu.

Die Kurfürſten kamen im Juni in Frankfurt zur Kaiſerwahl zuſammen. Sobald ſich die Gegner Oeſtreichs einmal überzeugt hatten, daß ſie den franzöſiſchen König nicht würden halten können, ſuchten ſie eine Auskunft zu treffen. Einige dachten an Kurfürſt Joachim von Brandenburg; aber bald zeigte ſich, daß es unmöglich ſein würde, ihm die nöthige Zahl Stimmen zu verſchaffen. Er war weder mächtig genug, noch perſönlich beliebt. Da kam der Kurfürſt von Sachſen Friedrich in Vorſchlag. Sein deutſcher gemäßigter Sinn, die Weisheit, die er als Reichsverweſer beurkundet, ſein großer Schatz von Erfahrungen ſchienen ihn vorzüglich zur kaiſerlichen Würde geeignet zu machen. Die öſtreichiſche Partei wagte nicht gegen ſo viel Verdienſt aufzutreten. Aber Friedrich hätte nicht der Weiſe heißen müſſen, wenn er Ehrgeiz beſeſſen, wenn er nicht gewußt, daß ein ſtarkes Uebergewicht von Macht dazu gehörte, um das Wirrſal des deutſchen Reichs zu ordnen und die ſtolzen mit Kraft und Nachdruck die Unabhängigkeit erſtrebenden Fürſten und Stände mit dem Reiſe der Kaiſerkrone zuſammenzuhalten und zum Gehorſam zu zwingen. Auch fühlte er ſich zu alt, um dieſen ſchwierigen Kampf zu wagen, für ihn um ſo ſchwieriger, als ihm die Macht abging. Er ſchlug die Kaiſerkrone aus und erklärte ſich für Karl. Dieſe Erklärung war entſcheidend.

Es war am Morgen des 28. Juni, als, dem alten Gebrauch gemäß, die Sturmglocke durch die alte Wahlſtadt ertönte und ihre Bewohner auf den wichtigen Akt der Kaiſerwahl vorbereitete. Es war merkwürdig, daß von der Wahl eines deutſchen „Königs" nicht mehr die Rede war. Maximilian hatte die Kaiſerwürde angenommen und war nie vom Papſt gekrönt worden; man nahm alſo an, daß dieſe Krönung nicht mehr nöthig ſei, zum Beweis, wie ſehr das päpſtliche Anſehen in Deutſchland geſunken war. Die Kurfürſten verſammelten ſich zur Kaiſerwahl. Sie traten ſchweigend einher in der Pracht ihrer Gewänder nach der Rangordnung und zogen in die Bartholomäuskirche. Am Chore derſelben befindet ſich eine enge, kleine, halbdunkle Kapelle, ehrwürdig und geheiligt durch den Gebrauch als Conclave der deutſchen Kurfürſten bei der Wahl eines Reichsoberhauptes. Sie nahmen ihre Sitze ein und Albrecht von Mainz ſprach das Gebet. Dann wandte er ſich nach alter Sitte und Herkommen zuerſt an Trier mit der Frage: „Wen wählt Ihr zum deutſchen Kaiſer?“

Und Richard von Greifenklau, der zäheſte Gegner Oeſtreichs, erwiderte: „Ich wähle den Erzherzog Karl von Oeſtreich, Herzog von Burgund und Niederland, König von Spanien und Neapel.“ — Und da nun dieſelbe Frage reihum ging, hatte Karl alle Stimmen.

Nach dieſer einſtimmigen Wahl beſchloſſen die Kurfürſten, einem ſo ſtarken und mächtigen Kaiſer gegenüber die Rechte des Reichs zu wahren. Es kam eine bündige Kapitulation zu Stande, welche er beſchwören ſollte. Die Aemter ſollten nur Deutſche erhalten, die Verhandlungen nur in deutſcher Sprache geführt, die Reichsverſammlungen nur innerhalb der Grenzen Deutſchlands abgehalten werden; ſie ſelbſt verlangten zum Reichsregimente gezogen zu werden, ohne ihre Einwilligung ſollte kein Krieg angefangen, kein Bündniß geſchloſſen, kein Reichstag angeſagt, keine Steuer ausgeſchrieben werden u. ſ. w.

So war denn der neunzehnjährige Karl auch deutſcher Kaiſer und ſomit der mächtigſte Fürſt der ganzen Erde.

Jakob Fugger, welcher während der Wahl in Frankfurt gegenwärtig geweſen war, eilte mit der frohen Botſchaft ſogleich nach Brüſſel zur Erzherzogin Margaretha. Als der alte wackre Leinweber nun vor der holdſeligen

Fürſtin ſtand und ihr mit freudeſtammelnder Zunge berichtete, was ſich begeben hatte, rief ſie: „Das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens. Der ſehnlichſte Wunſch meines Vaters iſt erfüllt. Nun ſteht das Erzhaus feſt für alle Zeit. Mein lieber Vater Jakob — Ihr wißt, daß ich Euch immer gern ſo nannte, nach dem Tode des Kaiſers Max aber zwiefach gern; Ihr habt ja immer als Vater an uns gehandelt, und diesmal als ein recht zärtlicher Vater, ganz im Sinne des theuern Todten — ich kann Euch nicht mit Gold belohnen; Ihr habt mehr davon als ich, und es wäre eine Schande für mich, Euch eine ſolche Anerbietung zu machen. Mit dem Kuſſe einer Tochter will ich mich Euch dankbar bezeigen.“ Und damit küßte ſie den überraſchten Mann recht innig. Die Wonne dieſes Augenblicks konnte er nicht wieder vergeſſen bis an ſein Ende, und Frau Sibylle mußte oft von dieſem Kuſſe hören.

„Mein Sohn Karl,“ fuhr die Fürſtin fort, „ſoll es von mir erfahren, was er Euch, wackrer Fugger, zu verdanken hat. Er wird Euch ebenfalls wie ein Sohn lieben und verehren.“

Der Pfalzgraf Friedrich wurde ſowol von den Kurfürſten als auch von der Erzherzogin zum Geſandten an König Karl ernannt, um ihm die Botſchaft ſeiner Wahl zu überbringen. Zum Gefolge des Pfalzgrafen gehörte der Graf von Iſſelſtein, deſſen Ehewirthin der Tod hinweggenommen, und der nun allein ſtand in der Welt.

Die Kunde war zu ihm gedrungen, daß ſein einziges Kind in Spanien verweile, und er ſchloß ſich der Geſandtſchaft an, um die geliebte Tochter aufzuſuchen, noch einmal ans Herz zu drücken und dann ebenfalls zu ſterben.

Sechzehntes Kapitel.

Durch ganz Spanien ging der finſtre Geiſt der Unzufriedenheit; die untern Schichten der Geſellſchaft waren vorzüglich von einer dumpfen Gährung ergriffen, die alle Anzeichen darbot, daß ſie einer allgemeinen Empörung entgegen reiſe. Geſchehen war noch nichts, aber es ſtand ſehr zu befürchten, daß über kurz oder lang irgend eine Veranlaſſung den Ausbruch herbeiführen werde. Die Nachricht von der Erwählung des Königs zum deutſchen Kaiſer erhöhete die gereizte Stimmung des gemeinen Volks. Während der hohe Adel ſich durch die Erhebung ſeines Oberhauptes geſchmeichelt fühlte und ſich ſelbſt dadurch als erſten Adel Europas, wofür er ſich untereinander ſtets gehalten und erklärt hatte, Anerkennung zu verſchaffen hoffte, wurden das Landvolk und die Bürgerſchaft der Städte ſehr erbittert, daß der König, kaum ins Land gekommen, wo durch ihn und ſeine Rathgeber nicht nur noch nichts zur Ordnung der Verwirrung des öffentlichen Weſens, vielmehr Vieles zu noch größerer Unordnung geſchehen war, es ſchon wieder verlaſſen wollte. Dieſe Leute ſchrieen überall laut: Spanien, Neapel und die neue Welt ſeien reich genug, um den König zum mächtigſten Herrſcher des Erdbodens zu machen; er bedürfe dazu der armſeligen deutſchen Krone nicht, die ihrem Träger noch niemals Glück und Segen gebracht habe. Es ſei nichts als ein tadelnswerther Ehrgeiz, von dem ſie nun zu leiden haben würden. Kaum habe man gehofft, daß das Regiment, der König in Verein mit den Ständen, die ſchreienden Uebelſtände beſeitigen werde, als der erſtere ſich anſchicke wieder von dannen zu ziehen, um das Oberhaupt eines Landes zu werden, das in noch ſchlimmerer Verfaſſung ſei, als Spanien. Man begreife nicht, wie ſeine Jugend all den unüberſehbaren Anſprüchen, die an ihn geſtellt werden würden, gewachſen ſei; er müſſe nothwendig die Intereſſen eines Landes vernachläſſigen, und da er Spanien ſchon wieder verlaſſe, ſo ſei voraus zu ſehen, welches Land dies ſein werde. Niemand könne wiſſen, wann und ob er überhaupt jemals wieder kehren werde.

Weit größer als gegen den König, den man mit ſeiner großen Jugend zu entſchuldigen meiſt geneigt war, zeigte ſich die Aufregung des Volks gegen die Niederländer, die mit ihm ins Land gekommen waren und alle mit ſchamloſer Frechheit darauf hinausgingen, ſich zu bereichern. Und in dieſer Beziehung theilte der Adel die empörte Geſinnung des Volks. Bei ihm kam noch hinzu, daß alle Stellen mit Niederländern beſetzt wurden und Chievres nur für große Summen einem Eingebornen ein Amt überließ. So wurden die beiden Hauptpunkte der vom König beſchwornen Verfaſſung, keinen Ausländer anzuſtellen und kein Geld aus dem Lande gehen zu laſſen, gleichſam vor aller Augen verhöhnt. Der gemeine Mann war nun aber auch wieder beſonders gegen den inländiſchen Adel erbittert, der es in Verderbtheit und Zügelloſigkeit der Sitten den Niederländern noch zuvorzuthun ſich beeiferte. Die alte ſpaniſche Tugend der Ehrbarkeit und Zucht ſchien gänzlich verſchwunden zu ſein. Der Bauer und der Bürger klagten laut, daß die Adligen ihre Töchter verführten, ihren Weibern Gewalt anthäten, Geld von ihnen erpreßten, die Religion verſpotteten und kein Bedenken trügen, jede Schandthat, von der ſie ſich Vortheil oder Vergnügen verſprächen, auszuführen. Der Geiſt des Jahrhunderts erwachte auch im ſpaniſchen Volke und nahm, wie in Deutſchland und Ungarn eine drohende Stellung gegen die übermüthigen Dränger und Unterdrücker an.

Am lauteſten ſprach er ſich im Königreich Valencia aus. An den Hof in Barcelona wurde berichtet, die ganze Bevölkerung dieſes Königreichs warte nur darauf, bis der König zu ſeiner Anerkennung und zur Eröffnung des Landtags nach Valencia kommen werde, um aufzuſtehen und ſich von der Laſt der Niederländer zu befreien. Damit noch nicht genug, wurde auch behauptet, die ſtarke mauriſche Bevölkerung Valencias habe ſich in einer großen

Verſchwörung zuſammengethan, welche ſich nach Andaluſien erſtrecke; ſie ſtänden in Verbindung mit den Mauren in Afrika, und die große Maſſe von Seeräubern dieſes Volks, welche fort und fort die ſpaniſchen Küſten beunruhigten, ſeien die Vermittler zwiſchen ihren Glaubensbrüdern auf beiden Seiten des mittländiſchen Meeres. Dieſe Gerüchte boten der Umgebung des Königs hinlänglichen Grund, ihn von der Reiſe nach Valencia abzuhalten; der Markgraf von Brandenburg bezeigte eben ſo wenig Luſt, als Vicekönig in ein Land zu gehen, wo er ſeines Lebens keine Stunde ſicher war. Er zog es vor, die Liebe und die Gelder ſeiner Germaine in Sicherheit zu genießen. Man kam endlich überein, den Kardinal Adrian als Bevollmächtigten des Königs nach Valencia zu ſchicken und durch ihn den Landtag eröffnen und die Anerkennung des Königs bewirken zu laſſen. Der ſanfte und ruhige Adrian war unter allen Niederländern in Spanien der am wenigſten Verhaßte, und ſeine hohe geiſtliche Würde, vor der das Volk die heilige Scheu und Ehrfurcht noch nicht verlernt hatte, verſchaffte ihm mehr Anſehen und Nachdruck als jedem Andern. Vergebens ſandten die Valencianer Botſchaft über Botſchaft an den König, in eigner Perſon zu ihnen zu kommen. Er und ſeine Umgebung betrieben vielmehr die Abreiſe nach Deutſchland aus allen Kräften. Es fing den Niederländern nachgerade an unheimlich in Spanien zu werden. Es ſchien, als ſtände die Erfüllung der Prophezeihung des Kardinals Ximenes, die jetzt in nicht dem eines ſterblichen Thiers. Hört auf mich, Herr! Ich kenne das!»

Aber der König beachtete die wohlgemeinte Warnung nicht. Mit einem Geſchrei des höchſten Vergnügens gab er ſeinem Pferde die Sporen, und trieb es mit ſolcher Gewalt vorwärts, daß es außer Tyrrel, keinem ſeiner Begleiter möglich war, ihm nachzukommen. Der Hirſch ſtürzte über Berge, durch Wildniſſe, Felſen hinab, hinauf, durch reißende Waldbäche, durch ſchauerliche Thäler und Tiefen; Normann mit dem Könige nach, hinter drein der getreue Tyrrel. Das Thier äfft den König; es hält zuweilen inne, ſchaut ſich wie höhniſch nach ſeinem Verfolger um, und, wenn derſelbe nah genug iſt, ſetzt es ſeinen unermüdlichen Lauf von neuem fort, und reizt des Königs Zorn dadurch aufs Höchſte. Endlich jedoch gewinnt der wilde Jäger dem Hirſche augenſcheinlich den Vortheil ab. Raſch legt er den Pfeil auf den Bogen; er zieht die Senne an, und ſchnellt mit untrüglichem Auge und ſichrer Richtung den gefiederten Todesboten nach dem Herzen des Thieres, welches er, nach des Königs Wahrnehmung, auch wirklich zu treffen ſchien.

«Sieg!» jauchzt der rothe Wilhelm. «Sieg, Aller Mund war, vor der Thür. Der alte Prieſter hatte es nicht an nachdrücklichen Ermahnungen und Warnungen fehlen laſſen. Keine einzige war beachtet und befolgt worden.

In dieſen ſchwierigen Zeitverhältniſſen traten die Handwerkerzünfte in Valencia aus eignem Antriebe zu einer großen bewaffneten Korporation zuſammen, der ſie den Namen „Germania“ (Verbrüderung) beilegten. Sich ſelbſt nannten ſie davon Germanaten. Als Vorwand gaben ſie an: ſie wollten das Land gegen die Ueberfälle der afrikaniſchen Mauren und die Empörung der in ihrem Königreich wohnenden beſchützen; die Germania war aber eigentlich gegen den einheimiſchen und nebenbei wol auch gegen den niederländiſchen Adel gerichtet. Die Verbündeten ſandten einen ihrer kühnſten und ſchlauſten Führer an den König nach Barcelona, der da glaubhaft zu machen ſuchte, die Germanaten handelten im Sinne des Königs zum Schutz des Landes. Sie begehrten ſeine Beſtätigung, und er wagte nicht, ſie ihnen zu verſagen. So wie dieſes geſchehen war, breitete ſich die Germania außerordentlich ſchnell aus, begriff bald ganz Valencia und dehnte ſich nach Caſtilien aus. Hier waren es die vor einigen Jahren aufſtändiſch geweſenen Städte, die ſich dem Bunde zuerſt anſchloſſen, und wieder traten dieſelben Häupter hervor, welche damals den Aufſtand geleitet hatten. In faſt allen Städten kam es zu wildem Unfug, zu Mord und Todtſchlag. Anfangs ſchien die Bewegung nur gegen die Beamten und Volksfeinde gerichtet; auch die unglücklichen Mauren und ihre zum Chriſtenthum gezwungenen Brüder waren meiſt ein Gegenſtand der Wuth der Germanaten; bald aber zeigte ſich, daß eigentlich der Adel gemeint war. Von Woche zu Woche wuchs der Bund und nahm eine immer drohendere Stellung an.

Jetzt griff Chievres, dem es nicht wohl bei der Sache wurde, zu dem unklugen Mittel, den König zu einem Befehl zu vermögen: der Germania-Bund ſolle ſich auflöſen und ſeine Waffen den königlichen Beamten ausliefern. Dieſe Verfügung goß natürlich Oel ins Feuer. Ueberall traten Handwerker als begeiſterte Volksredner auf; die Germanaten verweigerten dem Befehle den Gehorſam und ſchloſſen ſich feſter aneinander, hie und da ſchloß ſich ſchon das Landvolk an ſie an, und der König hatte nicht die Macht, den ihm gebotnen Trotz zu ahnen. Er mußte geſchehen laſſen, was er nicht ändern konnte und verlor dadurch faſt alles Anſehen. In Deutſchland war er ſeiner Macht wegen zum Kaiſer erwählt worden, und in Spanien vermochte er eine Volksbewegung nicht zu unterdrücken, die jetzt ihn und ſeine Miniſter laut verhöhnte.

Noch aufgeregter wurde das Volk in Valencia und in den Grenzländern durch die um dieſe Zeit in der Hauptſtadt des genannten Königreichs ausgebrochene Peſt, welche furchtbare Verheerungen anrichtete. Noch immer hatte der König, deſſen perſönlicher Muth erwacht war, den Vorſatz gehegt, ſelbſt nach Valencia zu gehen und durch ſein perſönliches kräftiges Auftreten die Bewegung am Orte ihres Urſprungs zu erſticken; die grauſam dort wüthende Peſt vereitelte dieſen Plan. Er ging im September mit dem ganzen Hofe über Saragoſſa und Burgos nach Valladolid zur Abhaltung eines neuen Landtags von Caſtilien. In Saragoſſa gab er dem Don Fernando Magelhaens die Abſchiedsaudienz. Der Seefahrer hatte nun Alles zu ſeiner Reiſe nach der neuen Welt gerüſtet und gedachte in kurzer Friſt die Anker zu lichten.

Um dieſe Zeit war es, als eines Morgens, ſobald die Nebel der Nacht vom Meere wichen, in einem Fiſcherdorfe an der Küſte von Südvalencia bei Guardamar ein kleines Boot erkannt wurde, welches nach dem Lande zu ſteuerte. Es ſchien Eile zu haben in der erſten Frühe des Tags, doch nahm es ſeine Richtung nicht nach dem Dorfe, ſondern lenkte in eine von Felſen umgürtete und von Bäumen und Gebüſchen dicht umkränzte Bucht ein, die unter dem Namen der Cervera-Bucht bekannt, von einer vorliegenden Landzunge geſchützt, ein heimliches Verſteck bildete, in welchem kleine Fahrzeuge ſich tagelang verbergen konnten, ohne weder vom Meere, noch vom Lande aus bemerkt zu werden. Hinter einem vorſpringenden Felſen angelegt, wurde das Boot von den beiden Ruderknechten befeſtigt; ein junger bäueriſch gekleideter Menſch ſtieg aus, gab den Leuten mit leiſer Stimme einige Befehle, und kletterte dann vorſichtig in einer Schlucht am Felſenufer empor. Offenbar war er mit dieſem unbequemen und theilweiſe ſogar gefährlichen Wege ſchon vertraut; denn er war ſicher in der Wahl jedes Trittes. Auch ſchlug er, oben angelangt, nicht etwa einen gebahnten Weg, der freilich auch hier nicht zu finden war, ja nicht einmal einen der wenigen ſchwach betretenen Fußpfade ein, welche ſich durch das Gebüſch ſchlängelten, er ging vielmehr in einer angeommenen Richtung gerade aus über Stock und Stein und förderte ſeine Schritte nach der ſanft anſteigenden Anhöhe hinauf, wo ihn nach einer Stunde ſcharfen Ganges ein Pinienwald aufnahm. Dieſer zog ſich vom Gipfel der Höhe auf der andern Seite in ein liebliches Thal hinab und bildete die Einfaſſung eines kleinen grünen Wieſengrundes, von einem Bach durchſchnitten und von farbigen prächtigen Blumen überſtreut. Nun betrat der hurtige Burſche einen Pfad, der das Thal entlang lief, bog um eine tief ſich herabſenkende Waldecke und ſtand vor einer lieblichen Waldbucht, an deren hintere Wand ſich ein einfaches Haus von geringem Umfang anlehnte. Dieſes beſcheidene Gebäude war im Aeußern wenig von den Wohnungen der Landwirthe jener Gegend unterſchieden, auch ſchienen ein paar ſtattliche Kühe, welche auf der Wieſe weideten, auf eine kleine Viehzüchterei hinzudeuten. Zur Seite des Hauſes verkündete aber ein kleiner wohlgepflegter Blumengarten höhern Geſchmack und führte auf den Gedanken, daß dieſe Niederlaſſung ein Zufluchtsort in tiefer Abgeſchiedenheit ſei, eine Stillwohnung in einem verſteckten Winkel nahe am Meer, um im Nothfall ſchnell das Land verlaſſen zu können.

Als der Burſche ſich dem Hauſe näherte, traten zwei Bäuerinnen Arm in Arm aus der Thür deſſelben, und kaum hatte die jüngere zartere den Ankömmling erblickt, als ſie mit einem freudigen Schrei der Ueberraſchung auf ihn zueilte und ihn in deutſcher Sprache anrief: „Martin, kömmſt Du allein?“

Der junge Menſch mit den ſeltſamen Flecken im Geſicht war der ehemalige Diener im gräflich Iſſelſtein'ſchen Hauſe, die junge Bäuerin die Tochter jenes Hauſes, die Gräfin Maria von Iſſelſtein; die Andre die Gräfin Agnes von Cardona. Mit den beiden Freundinnen war aber nicht nur in der Kleidung eine ſichtbare Veränderung vorgegangen; ſie glichen Blumen, die, von den Strahlen einer ſüdlichen Sonne gequält, die ſchlaffen Kelche ſenken. Vorzüglich auffallend war das krankhafte Ausſehen der einſt ſo ſchönen Dame aus arabiſchem Blute. Ihre ſtolze Geſtalt war zuſammengeknickt, ihre Züge verfallen und mit Beſorgniß erweckender Bläſſe bedeckt, der Zauber ihres Auges war erloſchen; es blitzte nur zuweilen von einem unheimlichen Feuer. Das war nicht mehr die kühne reizende Jungfrau, die einſt alle Herzen zur Huldigung gezwungen. Der kurze Kreislauf eines Jahrs hatte ihre Blüthe verderbt und ihre Kraft gebrochen. Es mußten ſchwere Leiden geweſen ſein, welche die hohen Reize dieſer Frau alſo zu verwüſten vermocht hatten, daß kaum noch eine Spur von ihnen in dieſer krankhaft ausſehenden Geſtalt zu entdecken war. — Aber auch aus Maria's milden Engelszügen blickte ein tiefes Leid, auch ſie war von der verſengenden Hand böſer Krankheit berührt, und ihr Auge, das ſich beim Anblick Martin's auf eine Minute belebt hatte, blickte bald darauf wieder matt und erloſchen auf den Burſchen, der ſie mit unverſtellter Betrübniß betrachtete. Er zog einen Brief aus der Bruſttaſche hervor und überreichte ihn der verehrten Herrin, ſtatt aller Antwort auf ihre haſtige Frage. Maria küßte den Brief mit Inbrunſt, entfaltete ihn raſch und ließ ihr Auge über die Zeilen hingleiten. Ihre bleichen Züge belebten ſich, und als ſie mit Leſen fertig war, reichte ſie das Blatt mit dem frohen Ausruf: „Er kömmt!" der Freundin hin. Aber Agnes empfing es mit einem gleichgültigen, kalten und düſtern Blick. Ein bittres beleidigtes Gefühl drückte ſich auf ihren zuſammengepreßten Lippen aus, und kaum daß ſie einige Zeilen des Briefs geleſen, als ſie ihn ohne ein Wort zurück gab. Maria bemerkte die Theilnahmloſigkeit der Freundin nicht; denn ſie war allein mit dem ſchlank emporgewachſenen Martin beſchäftigt, deſſen feines Geſicht von der Sonne des ſüdlichen Himmels gebräunt war, ſo daß die Flecken in demſelben nicht mehr ſo deutlich hervortraten, wie ſonſt. Der Zug ſcharfer und verſteckter Schlauheit, der ſich in dieſem Geſichte ſchon früh gezeigt, war jetzt noch ſtärker ausgeprägt; doch blickte aus dem blauen Auge, indem er es auf die Herrin richtete, Treue und Ergebenheit. „Erzähle, erzähle mir von ihm!" rief Maria. „Es ſteht viel in dem Briefe, aber für mein ſehnſüchtiges Herz noch lange nicht genug, und das Fehlende ſollen Deine Worte mir ergänzen. Wie hat mein armer Ritter in Algier unter den Ungläubigen gelebt, ſeit Du mir die letzte Nachricht von ihm gebracht?"

„Es ſind kaum ſechs Monate verfloſſen, als ich Euch einen Brief meines Herrn überbrachte. Ich habe Euch damals den Tod des gewaltigen Fürſten Horuch Barbaroſſa erzählt, unter deſſen Schutz wir lebten, und alle Schickſale, die wir nach ſeinem Untergange durch die Caſtilier erdulden mußten, bis ſich Chaireddin, Horuchs Bruder, nach blutigem Kampfe zum Herrn von Algier gemacht. Seit dieſer Zeit leben wir in ſtiller Ruhe, und mein Herr iſt nur mit ſeinen Büchern und Inſtrumenten beſchäftigt. Ich kann Euch weiter nichts erzählen, gnädige Gräfin, als daß der Ritter großes Verlangen nach Euch trägt und deshalb in kurzer Friſt bei Euch ſein wird."

Agnes nickte dem Burſchen zu, gleichſam als Beifallsbezeigung auf ſeine ſchlaue und ausweichende Antwort.

„Ach er wird froh ſein," ſagte Maria mit ſeligem Lächeln, „endlich von dieſen wilden ungläubigen Mauren loszukommen, um hier wieder Chriſtum und die Heiligen mit mir zu verehren. Ich habe täglich drei Roſenkränze für ihn gebetet."

Ueber Martin's Geſicht flog ein leichtes ſpöttiſches Lächeln; doch antwortete er nicht. Vielmehr zog er aus ſeiner Ledertaſche ein paar köſtliche goldne Armringe von herrlicher mauriſcher Arbeit hervor und überreichte ſie den beiden Damen als Geſchenk ſeines Herrn. Glückſelig plaudernd führte Maria den Liebesboten in das Haus, um ihm einen Morgenimbiß zu reichen.

In dieſem abgelegenen Hauſe, das er als Beſitzthum erworben, hatte ſich der Ritter von Süderland nach ſeiner Flucht aus den Händen der Inquiſition mit ſeiner geliebten Freundin verborgen, bis ihn eine Reiſe nach Afrika geführt. Als Grund dieſer Reiſe hatte er ihr angegeben, daß er auch hier nicht mehr ſicher ſei und ſich in Afrika einen feſten Wohnſitz ausmachen und dann kommen wolle, um ſie hinüber zu führen, oder, wenn er für ſeine perſönliche Sicherheit hier nichts mehr zu fürchten habe, wieder bei ihr in dieſem ſtillen Aſyl zu wohnen. Nicht lange nach ſeiner Abreiſe war Donna Ineſe de Cordona bei ihr eingetroffen, um ihr Geſellſchaft zu leiſten und ſich ebenfalls in die Einſamkeit dieſes Thals zu begraben. Die beiden Gräfinnen lebten hier als mäßig wohlhabende Bäuerinnen, wie auch der Ritter in der Umgegend als ein Viehzüchter gegolten hatte. Ihre einzige Verbindung mit der Welt war ein Briefwechſel mit Donna Maria Padilla, ihrer gemeinſchaftlichen Freundin. Der Ritter hatte durch Martin ſchon einmal ausführliche Nachricht von ſich gegeben und die Geliebte auf ruhigere Zeiten vertröſtet. Auf dieſem Wege hatte er auch erfahren, daß ſie in Ineſe eine Hausgenoſſin erhalten habe.

Aya ſpeiſte den Burſchen mit dem Beſten, was das Haus hatte; denn die treue Magd hatte eine beſondre Vorliebe für ihn, und mittels ihrer Seher- oder Prophetengabe hatte ſie der Herrin oft geſagt, es ſtecke in Martin ein großer und vornehmer Herr, und er werde einſt noch eine bedeutende Rolle in der Welt ſpielen. Sie pflegte ihn alſo, ſo oft ſie ſeiner habhaft werden konnte, mit einer gewiſſen mütterlichen Zärtlichkeit, und wenn er ihr mit ſchlauer Schauſtellung von Schmerz von ſeiner trübſeligen Kindheit auf dem Haſenhofe erzählte und daß er niemals ſeine Eltern gekannt, nie die Liebe einer Mutter genoſſen, da küßte ſie ihn auf die Stirn und gelobte ſich, die niemals Mutterfreuden genoſſen, ſeine Mutter ſein zu wollen.

Sie hatten auch diesmal wieder viel miteinander zu plaudern und zwar Dinge, welche die Ohren einer dritten Perſon nicht vernehmen durften, weshalb Aya fleißig ausſchaute, daß ſie nicht etwa belauſcht würden. Die beiden Freundinnen wandelten miteinander koſend im Wieſengrunde.

Später fand Aya Gelegenheit der Gräfin Agnes zuzuflüſtern, daß Martin ſehr wichtige Nachrichten für ſie mitgebracht, die er ihr aber ſelbſt mittheilen wolle, und ſie grämte ſich, daß dieſe Kundgebung keinen belebenden Eindruck auf das düſtre Gemüth der Herrin hervorbrachte. Aya ſchien aber von Martin's Nachrichten gewiß zu erwarten, daß ſie einen ſtarken Eindruck auf die Schwermüthige machen und ihren lebhaften Antheil erregen würden; deshalb veranſtaltete ſie eine Zuſammenkunft Beider im nahen Walde, indem ſie ſelbſt ſich mit der Gräfin Maria beſchäftigte. Daß dieſe Nachrichten Dinge betrafen, welche die fromme Deutſche nicht erfahren durfte, erhellte aus der Unterredung der Gräfin Agnes mit Martin.

„Gnädige Herrin,“ redete ſie der Burſche ehrerbietig an, „es iſt der kühne Chaireddin ſelbſt, der Bruder und Nachfolger des gewaltigen Horuch Barbaroſſa, der mich auf ſeinem Schiffe von Afrika herüber geführt hat. Auch er nennt ſich ſeinem gefallenen Bruder zu Ehren Barbaroſſa, wie Euch ſchon bekannt ſein wird. Er hat dem König Karl den Kampf auf Leben und Tod geſchworen. Er will die Fahne des Propheten wieder auf den großen Thurm der Alhambra pflanzen, und er zählt auf Euch, daß Ihr die Mauren in allen Königreichen Spaniens aufruft zur Erhebung gegen ihre grauſamen Unterdrücker.“

„Knabe!“ zuckte Agnes empor, „welcher Dämon legte Dir dieſe Worte in den Mund? Was willſt Du von mir?“

„Mich ſendet Chair-Eddin Barbaroſſa zu Euch: Nicht todte Buchſtaben will ich ihr ſchreiben, der erhabenen Frau meines Glaubens; geh Du zu ihr als mein lebendiger Brief und zeige ihr zur Beglaubigung meinen Ring vor. Seht hier, Senjora, den goldnen Ring mit dem heiligſten Spruch des Koran.“

„Und Du biſt ein Chriſt!“ rief die Gräfin erſtaunt.

mein Tyrrel! Ich habe ihn getroffen!» Aber zu ſeinem Erſtaunen ſah er den Pfeil, von keinem Blute gefärbt, zu Boden fallen, und das Thier eben ſo leicht, wie erſt, davon ſpringen. «Beim heiligen Lukas!» rief der König, «das iſt ſehr wunderbar. Nie noch vorher hat mich mein Auge ſo betrogen; ich hätte mein Leben verwettet, daß ich ihn gut getroffen.» — Indem er dieſes ſprach, hob er den linken Arm und legte die Hand desſelben über die Augen, um ſie, alſo gegen die Sonne geſchützt, dem fliehenden Hirſche genau ſpähend nachzuſchicken. So ſtand er eine Zeit lang gaffend, um ſich zu überzeugen, von welcher Art die Wunde des Thiers ſei, oder ob es gar keine empfangen, und welchen Weg es nehme. In demſelben Augenblicke flog ein andrer Hirſch mit der Eilfertigkeit eines Blitzes aus dem Gebüſch und an ihm vorüber. Walter Tyrrel drückte ſogleich einen Pfeil auf das neue Thier ab, aber der Hirſch flog vorüber und der Pfeil ſchwirrte in des Königs linke Seite, die durch den aufgehobnen Arm freigegeben war, und durchbohrte ihm das Herz. Ein ſchreckliches Aechzen ausſtoßend, fiel der Monarch ſogleich vom Pferde und ſchlug mit dem Schlafe hart auf einen Baumſtrunk, ſo daß eine zweite

„Wer ſagt Euch, daß ich es noch bin? Ich bin Chair-Eddins Diener und habe auf den Koran geſchworen, an den Propheten zu glauben. Ich verleugne den Gekreuzigten, wie Ihr. Ava iſt meine Mutter geworden."

Ineſe wandte ſich ſchmerzlich bewegt ab. „Dieſer Knabe dient unſrer Sache," ſeufzte ſie, „und ich — — Was will Chair-Eddin von mir?" fragte ſie gefaßt.

„In der Nacht des morgenden Tags will er Euch in der Cervera-Bucht erwarten. Er läßt Euch durch mich erſuchen, dorthin zu kommen, damit er mit Euch die nöthige Verabredung nehme. Ich werde ihm morgen früh Euern Entſchluß überbringen, und im Fall Ihr, wie er hofft und wünſcht, ſeiner Einladung Folge leiſtet, werde ich Euch beim Anbruch der Nacht an der Waldecke erwarten, um Euer Führer nach der Bucht zu ſein."

„Ich kann die Gräfin Maria nicht verlaſſen," verſetzte Ineſe nach kurzem, aber ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt. „Ich kann dem kühnen Korſaren die erbetene Zuſammenkunft nicht bewilligen."

„Wie?" rief der Jüngling erſtaunt. „Verlaßt Ihr Euer Volk in der Stunde der Entſcheidung, die Ihr durch jahrelanges, oft vergebliches Mühen herbeizuführen Euch beſtrebt habt?"

Ineſe's Buſen hob und ſenkte ſich in mächtiger Bewegung. Sie warf einen düſtern zürnenden Blick auf Martin und ſagte mit unterdrückter Stimme: „Schweige, Knabe! Nicht Dir, nicht dem Manne, der Dich ſendet, bin ich Rechenſchaft von meinem Thun ſchuldig. Ich kann und will ihn nicht ſprechen. Bring' ihm dieſen Beſcheid!" Damit wandte ſie ſich ſtolz und ging.

Maria hatte unterdeſſen einen Brief an den Geliebten geſchrieben, mit welchem Martin in der erſten Frühe des folgenden Tags das Thal verließ. Eh' die Sonne aufging, flog ſein Boot wieder von der Küſte meerwärts, wo in einiger Entfernung ein zierliches Korſarenſchiff kreuzte.

Siebzehntes Kapitel.

Einige Wochen ſpäter nach dieſem Beſuche in dem einſamen Bauerhauſe langte dort ein andrer nicht minder lieber Beſuch an. Es war ein prächtiger üppiger Frühlingstag zu Ende des Monats März 1520, als zwei Frauen auf Maulthieren, von einem Führer geleitet, in das Thal einbogen und bald das Ziel erreicht hatten. Es war Donna Maria de Padilla, die junge, kühne, leidenſchaftliche Caſtilierin aus Toledo und eine ihrer Dienerinnen. Ineſe eilte aus dem Hauſe und ſchloß die Freundin in die Arme, aber dieſe erbebte innerlich vor dem verſtörten und krankhaften Anſehen der einſt ſo reizenden und blühenden Jungfrau.

„Ich muß ſelbſt kommen,“ ſagte Maria de Padilla, „um Dich aus dem böſen Zauber zu erlöſen, der Dich umſtrickt hält. Deine Briefe werden mir immer räthſelhafter.“

„Sei mir willkommen, Geliebte!“ verſetzte Ineſe wehmüthig. „Du mußt es geahnt haben, daß ich mich längſt nach Dir geſehnt. Aber ich hatte nicht den Muth zu Dir zu kommen —“

„Du die muthigſte aller Frauen, an deren loderndem Feuer ich ſo oft die eigne Fackel entzündet!“

„Still! Das iſt vorüber, auf ewig vorüber. Das Feuer iſt erloſchen. Die Aſche iſt todt.“

„Ineſe! — Wirſt Du mir Dein Geheimniß enthüllen? Du haſt in Deinen Briefen darauf hingedeutet. Die Gerüchte über Dein Verſchwinden vom Hofe ſind mit ſeltſamen Abweichungen auch zu uns nach Toledo gelangt. Ich muß endlich aus Deinem eignen Munde erfahren, was Dir begegnet iſt. Doch nicht deshalb allein komme ich; ich bringe wichtige Nachrichten. Der Aufſtand des Volks in allen caſtiliſchen Städten gegen den Adel, gegen die Niederländer und gegen den — König hat ſich ſchon erhoben. Den König nennen wir nur noch nicht. Ein mächtiger Bund umſchließt alle Städte; Padilla und Giron ſtehen an der Spitze. Zu einem allgemeinen offnen Ausbruch iſt es noch nicht gekommen, aber hie und da haben ſchon verderbliche Blitze aus der ungeheuern gewitterſchwangern Wolke hervorgezuckt und ihre niederſchmetternde Natur geäußert. Der König und ſeine Niederländer rüſten ſich mit verdächtiger Haſt zur Abreiſe nach Deutſchland, d. h. zur Flucht. Er hat die armſelige Kaiſerkrone dort gewonnen, aber er wird die reichen ſpaniſchen Kronen verlieren. Es iſt ſeine Schuld. Warum achtete er nicht auf Ximenes warnendes Wort, warum nicht auf die ernſten und nachdrücklichen Bitten des Volks! Freue Dich Ineſe! Unſre lang erſehnte Zeit iſt gekommen.“

Aber Ineſe freute ſich nicht. In finſterm Schmerz ſtarrte ſie vor ſich hin. „Ich konnte auch nicht zu Dir kommen, unſrer ſanften deutſchen Taube wegen. Ich durfte die Arme nicht verlaſſen.“

„Wo iſt ſie?“

„Sie iſt krank. Krank vor Sehnſucht nach dem geliebten Manne, der ihr das Herz entwendet, krank vor Sehnſucht nach dem geliebten Vaterlande, nach dem Vaterhauſe, nach Vater und Mutter, deren theuerſter Schatz ſie war. Sie liegt ſchon ſeit einigen Tagen, und ich fürchte, Ava's Heilkunſt wird an ihr zu Schanden. Die Sehnſucht wird ſie tödten.“

„Armes Kind, das die Liebe dem heimiſchen Boden entriß! Ihr Vater iſt nach Spanien gekommen, um ſie zu ſuchen. Er war auch in unſerm Hauſe in Toledo. Mich hat der alte Mann gedauert; er weinte wie ein Kind nach ſeinem Kinde. Die Mutter iſt vor Schmerz über Maria's Verluſt geſtorben. Und doch durfte ich ihm ihren Aufenthaltsort nicht verrathen. Wir ſagten ihm blos, daß der Ritter Süderland nach Afrika entflohen ſei. Jetzt aber mein' ich, wir geben ihm Nachricht von ihr und bereiten ſie auf ſein Erſcheinen vor. Biſt Du nicht auch meiner Meinung?“

„Gewiß. Sende Boten nach ihm aus, daß er hierher komme. Wenn ihr Herz an dem Vaterherzen ſchlägt, wird ihm von dieſem neue Lebenskraft zuſtrömen. Auch Dein Kuß wird ſchon einen Tropfen lindernden kühlen Balſam in ihre ſchmachtende Seele träufeln. Komm zu ihr!"

Sie traten an das Lager der Kranken. Eine unheimliche Fieberröthe überglühte die edeln ſanften Züge des unglücklichen deutſchen Mädchens. Ihr Auge blickte müde und gedämpft. Aber mit einem Laut der Freude erhob ſie ſich zur Hälfte und erwiederte inbrünſtig die Umarmung der ſchweſterlichen Maria. Sie weinte vor Freude.

Bald zeigte ſich, daß die Ankunft der jungen Frau den günſtigſten Eindruck auf die Kranke hervorgebracht hatte; ſie konnte nach einigen Tagen am Arm der Freundinnen, die ſich in ihre Pflege theilten, das Lager verlaſſen, um draußen im Wieſenthale die milden Frühlingslüfte einzuathmen, die ſie ſichtbar ſtärkten. Ava ſuchte in den Bergen die heilſamſten Kräuter und bereitete daraus unabläſſig neue Tränke für die Leidende. Dazwiſchen genoß ſie die Milch der Kühe, und die treu verbundenen Frauen gaben ſich ihretwegen neuen Hoffnungen hin.

Maria de Padilla und Ineſe gingen Arm in Arm in den Wald. Sie hatten die Kranke ſchlummernd verlaſſen.

„Du erwarteſt ſeit Deinem Hierſein Erklärungen von mir," begann Ineſe mit leiſer und bebender Stimme, „und Deine Freundſchaft hat ein wohlbegründetes Recht darauf. Sie ſollen Dir jetzt werden. Doch bitte ich Dich, verleugne, ſo viel Du kannſt, die Spanierin; ich lege

Berufung an Dein menſchliches Herz ein, an Dein mir ſchweſterlich ergebenes Herz. Denn ich muß Dir Dinge bekennen, die Dein ſpaniſches Blut leicht gegen mich erhitzen könnten."

„Deine Einleitung ſpannt meine Erwartung aufs Aeußerſte. Aber ſei verſichert, daß die zärtlichen Gefühle meiner Liebe zu Dir meinem Nationalgefühl voranſtehen."

„Wohlan, Maria, haſt Du oder Dein Gatte Dir niemals die Frage aufgeworfen, aus welchem Grunde wol ich, die Adoptivtochter des reichen und ſtets königlich geſinnten Hauſes, deſſen Sohn Vicekönig von Neapel war, daß ich, die erſte Hofdame der Königin Juana, ich, die der Günſtling der Statthalterin der Niederlande, die Lehrerin des Königs Karl, das gehätſchelte Schooskind des ganzen burgundiſchen Hofes war, mich mit ſo großem Eifer an der Partei des Infanten Don Fernando betheiligte, daß ich auf alle mögliche Weiſe die gegen den Kardinal-Regenten aufrühreriſchen Städte unterſtützte, heimlich das Volk begünſtigte, während ich zum Schein zur Partei des Königs hielt? Haſt Du nie daran gedacht, welche Gründe ich zu ſolch einem ununterbrochenen Ränkeſpiel haben könnte?"

„Du biſt mir und meinem Gemahl oft ein tiefverſchloſſenes Räthſel geweſen," entgegnete die Frau von Padilla. „Aber, wenn ich einmal darauf hindeutete, ſchnittſt Du die Nachforſchung ſtets mit dem Beſcheid ab, es werde eine Zeit kommen, wo Du mir die genaueſte

Rechenſchaft über alle Deine Handlungen geben werdeſt. Und Du erſchienſt uns ſtets ſo ehrenhaft, daß wir nie an Dir zweifelten und deshalb, auf Dein Wort vertrauend, jede weitere Nachforſchung unterließen.“

„Die Zeit iſt gekommen, Maria, wo ich Dir alle Räthſel löſen will, aber wahrlich in ganz andrer Weiſe iſt ſie gekommen, als ich ſie geträumt und erwartet. Weh' mir! Wenn ich hätte ahnen können, daß ich Dir unter ſolchen Umſtänden die verſprochenen Eröffnungen über das tiefe Geheimniß meines Lebens machen würde, ich glaube, ich hätte mir den Tod gegeben. Maria, Du ſiehſt das unglücklichſte, bejammernswürdigſte Weib vor Dir, was je die Sonne beſchienen. Mein Elend hat nicht Grund und Boden. Höre und beklage mich; denn Hülfe gibt es auf Erden nicht für mich.

Du kennſt meine Herkunft. Während der Schrecken der Eroberung Granada's ward ich geboren; ſie tödteten meine Mutter; mein Vater war wenige Stunden zuvor kämpfend für Vaterland und Glauben in der Vega gefallen. Sie entſtammte einer Seitenlinie des königlichen Hauſes. Boabdil, der letzte Sultan, war ihr naher Vetter. Die Königin Iſabella nahm ſich meiner an und übergab mich einer ihrer Hofdamen, der Gräfin Cardona, meiner Pflegemutter, zur Erziehung. Ich wuchs in Pracht und Ueppigkeit auf; kein Wunſch wurde mir verſagt. Die Königin hatte es ſo befohlen. Vielleicht hatte ſie das Gefühl, das ſchwere Unrecht, daß ihr Wahn meinem Volke gethan, an mir wieder gut zu machen. Oft wurde ich auf ihren Befehl an ihren Hof gebracht. Dort lernten wir uns als Kinder kennen; wir ſpielten zuſammen mit den Infantinnen in den Zimmern der Königin. Dort ſah ich zuweilen auch einen finſtern jungen Mann, der meine jugendliche Theilnahme, obgleich damals nur flüchtig erregte. Hie und da berührte ein Wort meine Seele, das ihn beklagte. Es war der Admiral Don Alfonſo de Granada, den man meiſt noch mit ſeinem frühern mauriſchen Namen Alnaver benannte. Du kennſt die Geſchichte dieſes unglücklichen Sprößlings des Sultanshauſes von Granada ſo genau wie ich ſelbſt. Damals ahnte ich nicht, in wie enger Beziehung ich zu ihm ſtand. Ich verließ bald darauf mit meiner Pflegemutter Spanien — der Graf Cardona war geſtorben — und erlangte am Hofe des Vicekönigs von Neapel die Jahre der Mündigkeit. Da kam die Frau, die ich für meine Mutter gehalten, zum Sterben, und nun erfuhr ich aus ihrem Munde das Geheimniß meiner Geburt und Abſtammung. Unmöglich iſt es, Dir auch nur einen Schatten der Gefühle zu ſchildern, die mich durchſtürmten. Es war mir, als ob ein Blitz mich niederſchmettere, und monatelang nach dem Tode der Gräfin ging ich umher, wie eine Träumende, wie eine Nachtwandlerin. Ich war meine eigene Herrin; meine ſogenannten Geſchwiſter, meiſt älter als ich, hatten mir niemals Liebe gezeigt und kümmerten ſich jetzt gar nicht um mich. Mit meinem heißſchlagenden, nach Liebe und Mitgefühl heftig verlangenden

Herzen ſtand ich allein, ganz allein auf der Erde. Alle Menſchen, mit denen ich bis jetzt in Berührung gekommen, waren mir fremd, fern, theilnahmlos, gleichgültig. Ich fühlte mich unbeſchreiblich elend, und mein geiſtiger Zuſtand wurde von Tag zu Tag troſtloſer. Der Vicekönig war ein roher, widriger, thieriſch ſinnlicher Menſch, der mit frecher Hand nach der Blüthe meiner Jugend griff. Ich machte ihm aus meiner Verachtung kein Hehl. — Durch Vorſorge der Königin Iſabelle war mir mein väterliches Erbe in Granada erhalten, auch die Gräfin Cardona hatte mich reich in ihrem Teſtament bedacht. Es war ein von der Königin empfangenes Vermögen für mich beſtimmt, welches nun in meinen Beſitz kam. Es zog mich mit dem mächtigſten Banden der Seele nach Granada. Ich wollte das Grab meiner Eltern beſuchen — o nicht allein das ihrige! das prächtige Grab meines hingemordeten Volks. Ich wollte die unglücklichen Mauren kennen lernen, zu denen ich gehörte. Ich ahnete, daß ich dort die Liebe finden würde, die ich hier vergeblich ſuchte. Ich haßte, ich verachtete die Spanier, die Chriſten. Und ich fand die Liebe, ich fand ſie unter meinem vom eiſernen Fuße chriſtlicher Tyrannei niedergetretenen Volke in reicher Fülle. Unter dem Vorwande, meine Vermögensangelegenheiten zu regeln, ſelbſt nach der Verwaltung meiner Güter zu ſehen, ging ich nach Granada. Die Liſt iſt die Helferin der Unterdrückten. Mit ihrer Hülfe täuſchte ich meine chriſtlichen Aufſeher. Ich wurde heimlich mit den tödtliche Wunde entſtand. Tyrrel warf ſich in größter Beſtürzung von ſeinem Renner, eilte auf den Geſtürzten zu, und ſah mit grauſigem Entſetzen die Bläße des Todes auf deſſen Geſichte. Wilhelm, unfähig ein Wort hervorzubringen, brach den Theil des Pfeils mit ſtarkem Händedruck ab, der aus der Wunde noch hervor ragte, dann ſank ſein Kopf, wie Blei, auf den Boden, ein Seufzer brach aus ſeinen ſterbenden Lippen hervor, ein krampfhafter Schlag durchzuckte ſeinen Körper, und der Geiſt des rothen Königs war ſeinem Gefäß entwichen.

«Verdammt ſei mein unglücklicher Arm,» ſagte Tyrrel in Verzweiflung, «und verdammt ſei die Jagd an dieſem unheilbringenden Peterstage. Ich habe den König von England getödtet; und würde ich zögern, bis ſeine Begleiter herbeikämen, ſo würde ich zur Belohnung meiner Geſchicklichkeit bald an einem Aſte dieſer Bäume hängen, um meinem Herrn die Reiſe ſchnell nachzumachen in das unbekannte Land. Drum fort von hier! Du grauer Leichtfuß,» redete er ſein ſchwarzgeflecktes Roß an, indem er ſich auf daſſelbe ſchwang, «biete alle deine Kraft auf; denn wahrlich mit deinen Füßen mußt du jetzt deines Herrn Hals retten. Haſt du mich glücklich an die Küſte gebracht, ſo ſoll ferner kein

Häuptern der Mauren bekannt, vertraut. Vorzüglich war es ein alter würdiger Prieſter, der mich mit jener ſchwärmeriſch begeiſterten Liebe umfing, deren nur ein ſchmachvoll unterdrücktes Volk von ſo herrlichen Eigenſchaften, wie die Mauren, fähig iſt. Ich ward hingeriſſen von der Begeiſtrung, mein glühendes Herz fand reichliche Nahrung; ich liebte mein Volk mit einer Glut der Seele, die kein Wort auszudrücken vermag; ich ward ebenſo von ihm geliebt. O ich war in einem Meere von ſchmerzlichem Glück! In die väterlich prieſterliche Hand Abu-Haſſans legte ich den feierlichen Schwur auf den Koran nieder und verließ den mir verhaßt gewordnen Glauben der Chriſten, in welchem man mich erzogen hatte.“

„Weh Dir!“ ſchrie Maria de Padilla auf und wandte ſich mit Entſetzen ab.

„Fluche mir nicht!“ fuhr Ineſe fort. „Der Glaube des Propheten iſt wenigſtens ein eben ſo heiliger wie der Glaube des Erlöſers. Mit tauſend Banden der Liebe, der Nationalität, der Begeiſterung ward ich zum Glauben meines Volks zurückgezogen. Ich haßte ſeit dieſer Stunde die Chriſten, am glühendſten haßte ich die Spanier, als die Unterdrücker meines Volks. Abu-Haſſan unterrichtete mich in der arabiſchen Sprache; er machte mich mit den herrlichen Schätzen der arabiſchen Poeſie bekannt; ich verſchlang den Koran mit einer Begierde, von welcher Du Dir keine Vorſtellung machen kannſt. Ich ſchwur meinem armen gemißhandelten Volke Treue; ich ſchwur ihm mit allen Mitteln wieder zu ſeiner Erhebung, zu ſeinem alten Glanze zu verhelfen. Ich will Dir nicht die Nächte ſchildern, die ich in Thränen gebadet über Granada's Fall zugebracht, nicht die Plane, die ich mit dem anbetungswürdigen Prieſter und mit andern Häuptern machte. Mein ganzes ſpäteres Leben war ja die Folge dieſer Pläne. Abu-Haſſan beſtimmte mich zur Königin von Granada; aber nach dem Geſetz des Koran kann kein Weib über ein moslemitiſches Volk herrſchen; ich ſollte mir einen Gatten wählen, oder die Häupter wollten mir einen ſolchen beſtimmen, welcher König werden ſollte, ſobald wir frei ſeien. Noch hatten wir einen Prinzen des alten Königshauſes, aber Niemand kannte ſeinen Aufenthalt! Sidi Alnayar. Ich kann mich nun kurz faſſen. Es galt, den römiſchen Papſt und ſeine Umgebung, den deutſchen Kaiſer und ſeine Umgebung, den Erben der ſpaniſchen Kronen, es galt nicht nur Spanien und Deutſchland, ſondern ganz Europa kennen zu lernen. Denn durch die meiſten Länder dieſes Erdtheils geht ein junger ſeltſamer Geiſt der Empörung gegen die grauſame und ungerechte Herrſchaft des Adels und der Pfaffen. Das Volk rüſtet ſich im Stillen den Druck abzuſchütteln und ſeine Peiniger niederzuwerfen; es lechzt nach Freiheit, wie die Mauren. Am ſtärkſten iſt dieſer Geiſt in Deutſchland; er wächſt von Tag zu Tag. Du kennſt ihn nur in Spanien; Du pflegſt ihn hier. Ich lernte ihn auch in Deutſchland und Ungarn kennen; ich pflegte ihn überall. Auf einer allgemeinen

Volkserhebung in Spanien und Deutſchland beruhte meine Hoffnung und die meines Volks. Erſt lernte ich als Hofdame der Königin Juana die Parteien in Spanien kennen. Gelang es, der Königin zur Geſundheit des Geiſtes und ſomit zur Uebernahme der Regierung zu verhelfen, ſo ging mein Plan dahin ſie zu vermögen, daß ſie Granada einen Vicekönig vom Glauben des Propheten gäbe; ſie war in meiner Hand und that, was ich wollte. Von da bis zur gänzlichen Befreiung und Erhebung war dann nur noch ein Schritt. Aber erſt mußten die Mauren wieder Vertrauen zu ſich ſelbſt gewinnen, erſt mußten ſie wieder erſtarken; denn ſie waren tief erniedrigt und ohne alle Kraft. Ein Plan ſcheiterte nach dem andern, aber ich war unermüdlich in Verfolgung meines hohen Ziels. Kam es in Deutſchland zur Volkserhebung, ſo wurde der Kaiſer dort beſchäftigt, der Infant Carlos in den Niederlanden zurückgehalten; gelang es, dem Infanten Fernando zu den ſpaniſchen Kronen zu verhelfen, ſo war hier ein Bürgerkrieg gewiß, der dann den Mauren die erwünſchte Gelegenheit gab zur Erhebung. Mit Einem Worte: unſre Feinde, die Spanier, mußten ſich ſelbſt einander bekämpfen und ſchwächen, um mein ſchwaches Volk zu ſtärken und ihm zu neuer Selbſtändigkeit zu verhelfen. All mein Thun und Streben ging auf dieſes Ziel. In hundert Rollen trat ich auf, ſtets meinen wahren Charakter ſorgſam verhüllend. Ich durchwanderte die Länder, ich unterwarf mich Demüthigungen, ich duldete den Schein der

Sünde, um die Männer zu beherrſchen, ihre Schwäche zu benutzen, das Volk gegen ſeine Peiniger zu reizen. Ich war bei dem Padiſchah der Osmanen, ich war bei den Arabern in Afrika, um Hülfe flehend; ſie ward mir dort und hier zugeſagt. Wir warteten nur auf den Moment, daß die Völker Spaniens und Deutſchlands losbrechen ſollten gegen ihre Herren. Alle Berechnungen täuſchten; er verzögerte ſich. Alle Mittel, ihn zu beſchleunigen ſchlugen fehl. Ich ward nicht entmuthigt. Die leuchtende Gewißheit wandelte durch meine Seele, wie die Sonne am Himmel, daß die erſehnte Stunde kommen werde, kommen müſſe. Unverdroſſen arbeitete ich; aber während ich heimlich für den Infanten Fernando, während ich für das gemeine ſpaniſche Volk thätig ſchien, war ich es nur für mein Volk. Hier haſt Du mein Geheimniß."

„Ich bewundre Dich, meine Freundin," entgegnete die Frau von Padilla. „Und wahrlich Dein Bekenntniß hat meine Liebe zu Dir noch geſteigert. Niemand verſteht Deine kühne und gewaltige Seele beſſer als ich. Keine Seele kann ſich ſo in ſie hineinfühlen, wie die meinige. Du kennſt mich; ich bin keine ſo fanatiſche Chriſtin, daß ich Dich verdammte, weil Du unſern Glauben verlaſſen und zu dem Deiner Väter zurückgekehrt biſt. Dein Bekenntniß überraſchte mich nur. Unſre Mütter lebten einſt mit den Frauen Deines Volks in freundſchaftlichen Verbindungen, und der Unterſchied des Glaubens war kein Hinderniß. Die ſcheußliche Inquiſition iſt uns von den herrſchſüchtigen Königen und den Prieſtern aufgezwungen werden. Aber ſie muß fallen. Spanien muß frei werden vom Despotismus der fremden Königs- und der Prieſtergewalt. Ja, Ineſe — aber darf ich Dich noch ſo nennen? Noch haſt Du mir Deinen wahren Namen nicht geſagt.“

„Suleima!“

„Heil Dir, Suleima!“ rief die begeiſterte Frau. „Für Dich iſt die Krone Granada's beſtimmt. Du wirſt in den goldnen Gemächern der Alhambra mit königlicher Milde walten. Ich aber will Dein Vertrauen vergelten; ich will Dir mein Herz erſchließen, wie Du das Deinige mir erſchloſſen haſt. Laß ſie nur erſt hinaus aus dem Lande, dieſe thörichten Niederländer mit ihrem Knaben, der nach Kronen greift als kindiſchem Spielzeug. Das Volk von ganz Caſtilien iſt gegen ſie und unſern brutalen Adel verſchworen. Ich und Padilla haben dieſe Verſchwörung geleitet. Dann nieder mit dieſen Granden! Caſtiliens Volk wird ſich einen einheimiſchen König erwählen, und kein Andrer wird es ſein, als Don Juan de Padilla, mein Gemahl. Du wirſt Königin von Granada ſein; ich Königin von Caſtilien! Freue Dich, die erſehnte Stunde naht mit Rieſenſchritten. Unſre kühnſten Wünſche werden in Erfüllung gehen.“ Und mit ſtürmiſcher Begeiſterung umarmte die hochſtrebende Frau die Freundin. Aber dieſe ſchüttelte wieder wehmüthig bitter lächelnd das bleiche Haupt mit den gramzerriſſenen Zügen. „Möge die Sonne des Glücks Dir holder lächeln als mir! Mögeſt Du mit Deinem Gatten den Thron von Caſtilien beſteigen; ich werde niemals Königin von Granada werden. — Du ſiehſt mich ſtaunend an. Ja die Stunde der Erfüllung naht. Die Mauren in Afrika ſind bereit uns zu unterſtützen. Der kühne Seeräuber Chair-Eddin Barbaroſſa wird all ſeine Schiffe in Bewegung ſetzen, um Tauſende unſrer Brüder über das Meer herüber zu führen. Das caſtiliſche Volk wird ſich erheben. Für mich iſt Alles zu ſpät. Denn vor Dir ſteht — o warum verſchlingt mich die gerechte zornige Erde nicht! — vor Dir ſteht die treuloſe, ſchmachbedeckte Verrätherin ihres Volks. Das Wort iſt ausgeſprochen; höre nun auch die Geſchichte meiner Erniedrigung und Schmach! — Mein Herz hatte keine Empfänglichkeit für die Liebe; es ſchlug allein für mein Volk. Die ſchönſten Männer ließen mich gleichgültig, und ihre leidenſchaftlichen Huldigungen benutze ich nur zu meinen politiſchen Zwecken. Ich ſah Pfaffen, Krieger, Hofleute, Staatsmänner zu meinen Füßen. Ich verachtete ſie Alle. Ich nahm das Gold von ihnen, ſo viel ich bekommen konnte; denn ich wußte, ſie preßten es ihren Bauern ab, und nur durch die äußerſte Lebensnoth und Verzweiflung ſind dieſe zum Aufſtand gegen ihre Tyrannen zu bewegen. Krieg des gemeinen Mannes gegen die vornehmen Stände, Umwälzung aller Staatsverhältniſſe, das war's, was ich wollte. Die Chriſten ſollten ſich zerfleiſchen, ſchwächen, und auf ihre Schwäche wollte ich die

Größe meines Volks bauen. Meine Plane gingen ins Ungeheure. Vernichtung des Chriſtenthums, Sieg der Moslemin über alle Völker war mein letztes Ziel. Wie hätte ich einen Mann lieben können! Meine ſtarke Seele hatte keinen Raum für ſolch ſchwächliche Empfindung. Ein einziges Mal wandelte ſie mich in Augsburg an. Der Gegenſtand derſelben war ein edler freiſinniger Mann aus dem reichen Hauſe der Fugger. Ich floh, und bald hatte ich die Schwäche überwunden.

Ich lebte ſtill im Kloſter bei der Königin Germaine, meine Zeit erwartend, immer im Geheimen thätig für meine Plane. Da ſandte uns der in Spanien angekommene junge König einen ritterlichen Mann, um uns abzuholen. Es war der Marquis von Brandenburg. — Laß mich ſchnell über meinen Fall hinwegeilen. Dieſer Fürſt warb um meine Liebe und entzündete eine raſende Leidenſchaft in mir, um ſo gewaltiger, je länger ſie in meinem Herzen geſchlummert hatte. In ſeinen Armen vergaß ich meinen Gott, mein Vaterland, meine Pläne; ich ward zur ſchändlichen Verrätherin an allem, was mir heilig. Ich wollte zuletzt nichts als ſein Weib werden, vor der Welt; denn nur die Form fehlte noch unſerm Bunde. Nie hat in eines Weibes Bruſt die Flamme der Leidenſchaft verderblicher gewüthet. Und ſieh, der Markgraf ward zum Verräther an der Verrätherin. Er liebte die Königin oder log ihr Liebe wie mir; er ward ihr Gemahl Mich verletzte er bis zum Tod. Daß ich nicht wahnſinnig geworden, iſt mir ſelbſt unbegreiflich. Aber meine Kraft iſt gebrochen für immer. Vernimm das Fürchterlichſte, was ich Dir ſagen kann: ich verachte mich ſelbſt. Der Markgraf war Werkzeug in der Hand der gerechten Vergeltung. Mir iſt recht geſchehen. Das Ziel, dem ich einſt nachgeſtrebt, liegt wie ein ferner Kindertraum in meiner Seele, abgebleicht, verſchwommen, ohne Geſtalt und Halt. Es iſt Alles vorüber."

Sie ſchwieg und bedeckte ihr ſchmerzverzerrtes Geſicht mit beiden Händen. Ein verzweifeltes Schluchzen arbeitete ſich aus ihrer wogenden Bruſt hervor.

„Suleima! Du mußt Dich wieder erheben! Du mußt!" rief Maria de Padilla. „Ich reiche Dir die Hand. Ich reiße Dich empor. Du mußt fort von hier aus dieſer tödtlichen Einſamkeit. Du mußt mit mir mitten in das heißbewegte Leben und Treiben der Volksempörung. Ich bedarf Deines Rathes, Deines Beiſtandes."

„Vergebens ſind Deine Worte. Ich habe nur Einen Gedanken, habe nur noch Ein Werk zu vollbringen: Rache am Markgrafen. Der wüthende Durſt nach Rache erhält mich allein noch. Iſt er befriedigt, dann iſt's aus mit mir."

Die Caſtilierin bot ihre ganze Beredtſamkeit, Schmeicheleien, Bitten, Thränen, auf. Die Unglückliche war nicht zu bewegen. Endlich verlangte die Erſtere wenigſtens ſo viel von Ineſe, daß dieſe, ſobald Maria von Iſſelſtein geneſen ſei, mit ihr eine Erholungsreiſe nach Toledo machen wolle.

Darauf baute Frau von Padilla einen Hoffnungsbau, und ſie verließ nach wenigen Tagen das Landhaus, um Boten nach dem Grafen von Iſſelſtein auszuſchicken, damit er ſo ſchnell als möglich ſeine kranke Tochter aufſuche. Die kühne Maria hatte den feſten Vorſatz, ihre Freundin zu retten und dem großen Ziele zuzuführen. Sie wußte nicht, was ein vernichtetes zertretenes Herz iſt; ſie kannte die ganze gräßliche Bedeutung des Wortes Selbſtverachtung nicht.

Achtzehntes Kapitel.

Nur wenige Tage blieb das ſonſt ſo einſame verſteckte Landhaus frei von Beſuch. Eines Morgens ging Ava aus, um Kräuter mit dem Nachtthau zu ſuchen. Als ſie um die Waldecke bog, kamen ihr drei Männer in Bauerntracht entgegen; der jüngſte ſprang auf ſie zu; ſie erkannte Martin und er lag an ihrer Bruſt. Sie liebkoſete ihn und gab ihm die zärtlichſten Namen. Unterdeſſen waren die beiden Andern herbeigekommen. Kaum hatte Ava den Blick zu ihnen erhoben, als ſie freudig aufſchrie und mit vor der Bruſt gekreuzten Armen ſich tief verneigte und in arabiſcher Sprache Worte der höchſten Ehrerbietung ſprach. Der Aeltere war der Ritter Süderland. Dieſer Mann ſtand im neunundvierzigſten Lebensjahre, aber ſein bewegtes Leben und ſein Aufenthalt in Algier hatten ihm, verbunden mit der reich ſtrömenden Quelle ſeines Geiſtes, welche dem Körper ſtets eine jugendliche Kraft erhält, eine Friſche bewahrt, die ihn bedeutend jünger erſcheinen ließ. Er dankte dem Gruße der Magd mit der ihm eignen

Reiter deinen Rücken mehr belaſten, und du ſollſt einer freien Weide und ungeſtörten Ruhe bis an dein Ende genießen. Du, mein England, lebe wohl! Ich kehre nach meinem Vaterlande, der ſchönen Normandie zurück. Schicke mir bald meine geliebten Kinder nach; denn was ſollen ſie, ohne mich, auf deinem ſtiefmütterlichen Boden?»

Das mit ihm beſchwerte Roß ſetzte durch den Wald mit der Eilfertigkeit eines ſeiner buntgefleckten Bewohner; und bevor des Königs Leiche des folgenden Tags von ſeinen Begleitern gefunden wurde, hatte ſich Sir Walter Tyrrel an den Bord eines Schiffes gerettet, das im Begriff war, nach der Küſte der Normandie abzuſegeln, und ein günſtiger Wind trug ihn in wenigen Stunden in ſein Vaterland.

Vergebens warteten der Scharfrichter und der Baron von Mans die Nacht hindurch im Gefängniße auf des Königs Heimkehr, vergebens Hick in deſſen Zimmern, der die weinende Alce nicht beſänftigen konnte. — Als aber am andern Tage Wilhelms Leiche eingebracht wurde, wich der Scharfrichter aus dem Gefängniſſe und Hick aus den Zimmern. Beider Thüren wurden geöffnet, und Hal flehte an ſeines Vaters Bruſt, ſeine Liebe ſchwermüthigen Freundlichkeit und befragte ſich nach dem Befinden der beiden Herrinnen. Ava berichtete vorſichtig und erzählte, welch einen heitern Eindruck der Beſuch der Donna de Padilla auf beide gemacht habe. Dann eilte ſie mit Martin voran, um Maria auf den Geliebten vorzubereiten. Der Ritter und ſein Begleiter folgten ſchweigend. Dieſer war ein kräftiger Mann von mittler Leibesgeſtalt und ohngefähr dreißig Jahren. Ein dichter, hellblonder, ins Röthliche ſpielender Bart kräuſelte ſich ihm um Lippen und Kinn; unter der hohen und breiten majeſtätiſchen Stirn funkelte ein großes, ſchwarzes, ſehr ausdrucksvolles Augenpaar und gab in Verbindung mit der großen Adlernaſe dem Geſicht einen ungewöhnlich kühnen und gebieteriſchen Ausdruck. Als ſie in die Nähe des Hauſes kamen, hielt der Ritter den Schritt an und preßte die Hand gegen das Herz. Sein Begleiter betrachtete ihn mit einem halb ſpöttiſchen, halb mitleidigen Lächeln. In dieſem Augenblick trat der große Unterſchied zwiſchen den beiden Männern recht lebhaft hervor. Des Ritters weiche, gefühlvolle Seele ſpiegelte ſich in ſeinen edeln milden Zügen ab. Die Macht der Empfindung ergriff ihn ſo ſtark, daß er leidend ausſah. Der Andre war ein Bild wilder Kraft. Man ſah es ihm auf den erſten Blick an: er war ein Mann des raſchen Entſchluſſes und der eben ſo raſchen That.

Jetzt eilte Maria's leichte Geſtalt aus der Thüre auf die Männer zu; ſie ſchien den Boden nicht zu berühren.

Schweigend — ſie war keines Wortes fähig — ſank ſie an die Bruſt ihres Johannes, und er küßte ſie innig auf die bleiche Stirn. Sie ſchloß die Augen, ein leiſes Wonneſtöhnen rang ſich aus der Tiefe ihrer Bruſt herauf. Er hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Nun trat auch Ineſe hinzu und begrüßte die Männer mit ſtolzer Ehrerbietung. Mit Martin's Hülfe wurde Maria auf ihr Lager gebracht, und Aya wandte Mittel an, ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Als dies gelungen war, machte ſich das Gefühl der frommen Schwärmerin in einem Thränenſtrome Luft. Sie hielt des Ritters Hand feſt und ſah ihm in die ſchönen träumeriſchen Augen.

„Biſt Du gekommen, mein theurer Johannes, mich nach Algier hinüber zu führen oder willſt Du hier bei mir bleiben?“ fragte ſie mit ſanfter ſchwacher Stimme.

„Ich will ſo lange bei Dir bleiben bis Du vollkommen geneſen biſt, mein ſüßes Mädchen,“ verſetzte er, „dann wollen wir nach Afrika überſetzen, wo wir uns nicht zu verbergen brauchen. Und dort ſollſt Du mein Weib werden.“

„Nicht eher, Johannes, als bis Du mich überzeugt haſt, daß auch die letzte Spur von Zweifel an die Gottheit unſres Erlöſers, an ſeine heilige Mutter, die erhabene Himmelskönigin, und an alle Heiligen unſrer Kirche aus Deiner Seele vertilgt iſt. Nur nicht trennen darfſt Du Dich wieder von mir, damit ich durch unabläſſiges Gebet und Belehrung Dich für den Himmel gewinnen kann.

Oder haſt Du vielleicht Deine Irrthümer nun ganz abgelegt und biſt in Geiſt und Wahrheit ein Chriſt geworden?“ Sie fragte ſo kindlich unſchuldig, ſo vertrauensvoll, ſie blickte ihn dabei ſo treuherzig an, daß er ſich heftig bewegt zu ihr niederbeugte und ſie küßte. Aber ihr eine Antwort zu geben vermochte er nicht.

„Du biſt es noch nicht,“ fuhr ſie mild lächelnd fort. „Ich wußte es ja ſtets, daß mir das Werk Deiner vollſtändigen Bekehrung vorbehalten war. Die heilige Jungfrau hat es mir ja ſelbſt eröffnet und mich dazu würdig vorbereitet. Sie iſt mir vor einigen Nächten wieder erſchienen und hat mir Deine baldige Ankunft angezeigt. Darum war ich derſelben auch in dieſen Tagen gewärtig. Jetzt wollen wir ihr danken, daß ſie ihr Wort ſo gnädig erfüllt hat.“ Und ſie faltete die zarten Hände und ſprach ein glühendes Dankgebet. Auch der Ritter faltete die ſeinigen; ſeine Seele hing an ihren Lippen und trank die Worte von ihnen hinweg. Nicht minder machte das von dem begeiſterten Munde der Jungfrau ſtrömende Gebet einen feierlichen Eindruck auf die Uebrigen. Selbſt der Begleiter des Ritters, der nicht ausſah als hielte er viel vom Beten, wurde ernſt und ergriffen von der Andacht des reinen kindlichen Gemüths.

Dieſer und die nächſten Tage verſtrichen unter mancherlei Mittheilungen. Der Begleiter hatte ſich als einen Freund des Ritters zu erkennen gegeben und ſeinen Namen Euſebio genannt. Mit wenig Worten hatte er erklärt, er ſei auch ein getaufter und von der Inquiſition vertriebener Maure. Ineſe lächelte ungläubig zu dieſer Erzählung. In dieſen Tagen ſandte Don Euſebio den Martin mit geheimer Botſchaft fort; am dritten Tage kamen wild ausſehende Männer, welche im nahen Wald lange Unterredungen mit ihm hatten. Dann war es wieder einige Tage Ruhe. Der Fremde zeigte aber ſtets ein unruhiges, unheimliches Weſen und ſchenkte den übrigen Bewohnern des Hauſes wenig Theilnahme. Ineſe beobachtete ihn unbemerkt und kam dahinter, daß er die Nächte nicht im Hauſe zubrachte. Bald langte aus den nächſten Dörfern die Nachricht an, daß überall die verwegenſten Räubereien und Plünderungen an der ganzen Küſte von Murcia und Valencia von afrikaniſch-mauriſchen Seeräubern verübt würden, und der Name des neuen Herrſchers von Algier Chair-Eddin Barbaroſſa flog von Mund zu Munde. Seine zahlreiche und prächtige Flotte beherrſchte das Meer, alle Chriſten, welche die Küſtenſtriche bewohnten, zitterten vor der furchtbaren Macht des größten Seeräubers, welcher jemals dieſe Länder und Gewäſſer beunruhigt hatte, alle Mauren in Andaluſien und Valencia geriethen in frohe Bewegung. Alles dies erfuhr man nach und nach im verſteckten Landhauſe.

Maria's Geneſung ging langſam von ſtatten, aber ſie erregte die Hoffnung ihrer Freunde, die Liebliche allmälig wieder aufblühen zu ſehen. Don Euſebio war tagelang abweſend. Die Botſchaften, wenn er zugegen war, dauerten fort.

Eines Tags langte ein kleiner Trupp Reiter zu Pferd und Maulthier an. Als ſie am Hauſe abſtiegen, erkannte Ineſe mit einer Ueberraſchung, die an Beſtürzung grenzte, den greiſen Prieſter Abu-Haſſan und Don Rodriguez de Luzero, und auch die Uebrigen waren ihr nicht unbekannt. Es waren lauter Mauren von Granada, Cordova, Malaga. Sie eilte hinaus und begrüßte die Angekommenen; der faſt hundertjährige Prieſter legte die zitternden Hände ſegnend auf ihre Stirn.

„Zu Dir kommen wir, meine Tochter“ begann er feierlich, „im Namen unſres, Deines Volks. Dein Volk läßt Dir ſagen: Auf, Suleima, Tochter unſres königlichen Hauſes, edler Sproß der Sultane von Granada, erhebe Dich und führe Deinen Gemahl ein in die hohe Pforte der Alhambra! Die erſehnten Tage ſind endlich gekommen; die Saat, die Du geſäet und gepflegt, iſt reif. Nimm die Sichel, um ſie zu ſchneiden!“

„Weh mir!“ rief Ineſe. „Ich kann nicht die Gemahlin Said's, ich kann nicht Eure Königin werden! Nicht Euern Segen verdiene ich, mein Vater. Er brennt wie Feuer auf meiner Stirn. Euer Fluch muß mich treffen, der Fluch meines Volks; denn ich habe es ſchmachvoll verrathen an einen ſchlechten Chriſten.“

Erſchöpft lehnte ſie ſich an einen der vor dem Hauſe ſtehenden Bäume.

Beſtürzt ſahen ſich die Mauren an. „Das Unglück hat das helle Licht ihres Geiſtes getrübt,“ ſagte der Greis und nahte ihr liebevoll. „Ermanne Dich, Suleima, geliebte Tochter! Lege den Wahn ab, der Dich umſponnen hält! Wir wiſſen von keinem Verrath, den Du an uns begangen hätteſt. Nichts iſt verloren durch die flüchtige Neigung, die Du vielleicht zu einem Chriſten hatteſt. Und wir ſtehen im Begriff, Alles mit Deiner Hülſe zu gewinnen.“

„Allah ſegne Euch, daß Ihr es gewinnet. Für mich iſt Alles verloren; denn ich habe mich ſelbſt verloren, und nichts kann ich wieder gewinnen, nichts für Euch, nichts für mich. Beim Haupt des Propheten, ich kann nicht Eure Königin ſein, und nie ſoll meine unreine Hand Eure heilige Sache beſlecken und ihr ſchaden. Ja Allah würde Euch durch mich verderben. Auf meinem unſeligen Haupte laſtet ſein Fluch, und er duldet nicht, daß die Sünderin die Stelle einnimmt, welche der reinen, gottbegeiſterten Jungfrau gebührt. Der Fluch würde ſich von mir auf das ganze Volk ausdehnen. Nein, dieſes edle Volk iſt ſchon elend genug, ich will es nicht noch elender machen. Geht, flieht die Treuloſe! Stoßt mich aus! Gebt mir Euern Fluch! Das iſt die einzige Wohlthat, die Ihr mir noch erweiſen könnt. Euer Mitleid, Eure Vergebung würden mich erſt zum Wahnſinn treiben.“

Der Schwur, welchen die Unglückliche gethan, war von ſo bindender Kraft, daß die Männer von jedem fernern Verſuch abſtanden, ſie zu gewinnen.

Rodriguez rief mit einem verzweifelten Zorn: „Welche iſt in vollem Aufſtand gegen den König, ganz Caſtilien iſt in Gährung; in Valencia iſt die Empörung ausgebrochen, und unſre Brüder ſind hier bedroht; Chair-Eddin Barlaroſſa hat uns ſeine mächtige Hülfe zuſagen laſſen und uns Botſchaft geſandt, daß eine ſeiner Flotten bereit ſei, im Hafen von Malaga zu landen, und jetzt fehlt uns ein Sproß unſres Königshauſes, der Nachkomme des Propheten, ohne welchen das Volk nie an ſeine Befreiung glauben wird.“

Das heftige Geſpräch hatte auch die andern Hausbewohner herbeigezogen, und als Ineſe ſich jetzt ſchmerzlich umſah, erblickte ſie den Mann, den ihr Auge ſuchte, den Ritter Süderland. Er ſtand an Maria's Seite, wie in tiefe Gedanken verſunken. Sie ſchritt auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und zog ihn in die Mitte der mauriſchen Männer. „Hier ſteht der Enkel des Propheten!“ ſprach ſie feierlich. „Hier iſt Euer Sultan, der Sidi Alnavar Aben Selim, der Sohn Yahyes, einſt Beherrſcher von Almeria und naher Verwandter und ergebener Freund des Sultans Abdallah el Zegal. Sein Vater zwang ihn einſt Chriſt zu werden, als er zu den ſpaniſchen Königen überging, aber niemals war Sidi Alnavar im Herzen Chriſt, er war und blieb ein Anhänger des Propheten bis zu dieſer Stunde. Umgürtet ihn mit dem Schwerte des Sultans und erhebt ihn auf den Thron Granada's in den Marmorhallen der Alhambra; denn Niemand als ihm gebührt dieſer Platz.“

Ehrfurchtsvolles Erſtaunen ergriff alle umherſtehenden Mauren. Die ältern Männer erkannten den Nachkommen des Propheten, und der greiſe Abu-Haſſan beugte das Knie vor ihm und rief mit zitternder Stimme: „Heil Dir, Alnavar Aben Selim, Sultan von Granada, Sohn des Propheten! Allah's reichſten Segen auf Dein königliches Haupt!“

Alle Mauren, Ineſe und Ava folgten des Prieſters Beiſpiel. Es war eine allgemeine Huldigung. „Allah ſei gelobt, daß wir den rechten Sultan gefunden haben!“ fuhr Abu-Haſſan fort, und im Chor jubelten Alle, auf den Knien liegend und mit der Bruſt gekreuzten Armen: „Allah ſei gelobt!“

Verwirrt, ſchier betäubt von den auf ihn einſtürmenden unerwarteten Eindrücken, war der Mann, dem dieſe Huldigung galt, anfangs keines Wortes fähig. Es dunkelte ihm vor den Augen, und ohne zu wiſſen, was er that, ſtreckte er die Hände gegen die knieenden Männer aus. Dieſe Bewegung aber nahmen ſie für die Aufforderung ihm den Handkuß zu leiſten, und mit wilder Haſt drängten ſie ſich herzu, ihm dieſen Beweis ihrer Unterwürfigkeit zu geben. Jubelnd nannten ſie ihn ihren Sultan, ihren König, ihren Herrn und recitirten in hoher Begeiſterung Stellen aus dem Koran, die in irgend einer Beziehung zu dieſer Scene ſtanden.

Maria im Hintergrunde verſtand, wenn auch nicht die arabiſchen Worte, aber mit ahnungsvoller Seele den ganzen Sinn dieſer Reden und Handlungen; auch ſie meinte, ihr Geliebter habe ſeine Zuſtimmung zu ſeiner Erhebung zum König von Granada gegeben. Und es ward Nacht in ihrer Seele. Sie ſah das Kreuz Chriſti in einem Blutmeer verſinken und Mahomed's Würgerſchwert darüber glänzen. Die Sinne vergingen ihr; ſie griff nach einem Baume, aber ſie vermochte ſich nicht zu erhalten. Unbemerkt von Allen glitt ſie ohnmächtig zu Boden.

„Meine Brüder!“ ſtammelte endlich der Fürſt Alnavar, der mit ſeinem ihm in der Taufe verliehenen ſpaniſchen Namen Alfonſo de Granada und mit ſeinem deutſchen, ihm vom Kaiſer Maximilian gegebenen Johannes von Süderland hieß: „Meine Brüder, Ihr trefft keine glückliche Wahl. Ich fühle nicht die Kraft in mir, Euch zum Sieg über unſre Feinde zu führen —“

„Allah wird ſie Dir wieder geben!“ unterbrachen ihn die Männer. „Du kannſt und darfſt Dich Deinem Volke nicht entziehen. Wir ſtehen Alle zu Dir, die Tauſende in Spanien und Afrika, die an Mohamed's Geſetz halten. Wollteſt Du nicht zu uns ſtehen? Chair-Eddin, der Bei von Algier, wird Dich mit ſeinen Flotten, mit ſeinen Kriegern unterſtützen —“

„Bei Allah und ſeinem Propheten! das werd' ich, mein König und Herr!“ ſprach der Mann vortretend, welcher ſich als Don Euſebio hier eingeführt hatte. „Ihr ſeht mich ſtaunend an, ihr Männer, aber Einige unter Euch werden mich erkennen. Ich bin Chair-Eddin Barbaroſſa, und herübergekommen, mit Euch zu verhandeln zu Eurer Hülfe. Ich habe Euch die Boten geſandt, die Euch hierher beſchieden. Ich will mit Euch Euern König nach Granada führen, ich will mit Euch das Land zur Erhebung aufrufen gegen die Chriſtenhunde.“

Dieſe Worte erzeugten einen ſchier wahnſinnigen Jubel. Alle drängten ſich um den gewaltigen Korſaren, um ihm ihren Dank zu bezeigen. Durch Alnavar's Seele zuckte jetzt der Gedanke an ſeine Maria; raſch wandte er ſich nach ihr um, er ſah ſie nicht. Er eilte dem Hauſe zu, und erblickte ſie am Boden, Martin neben ihr knieend, der ihr bleiches bewußtloſes Haupt in den Händen hielt. Schnell hatte er ſie in die Arme geſchloſſen und trug ſie in das Haus auf ihr Lager. Hier warf er ſich vor ihr nieder, bedeckte ihren ſtummen Mund, ihre erloſchenen Augen mit Küſſen und rief nach Ana's Hülfe. Die Männer waren ihm nachgeeilt, er bemerkte ſie nicht, er hörte nicht ihre verwunderten Fragen und Ineſe's Antworten; er hatte nur Sinne für den bleichen Engel vor ihm. Sein geſpanntes Ohr horchte ängſtlich auf die leiſe Welle ihres Athems, ſein Auge forſchte in ihren Zügen, und als ihr Bewußtſein zurückkehrte, ſtieß er einen Freudenſchrei aus. Maria ſtrich ſich die Stirn mit der Hand, als wollte ſie einen böſen Traum dort verwiſchen; aber der Anblick der fremden Männer belehrte ſie, daß es kein Traum geweſen war. Ihr krampfhaft zuckender Mund gab leiſwimmernde Klagelaute von ſich.

zu der armen verlaßnen Alce zu ſegnen. Weinend that's der Greis, froh ſeinen einzigen Sohn gerettet zu ſehen. Und einige Tage darauf ging Hal mit ſeiner jungen Frau nach der Normandie zurück; ſein Vater zog in das gelobte Land, begleitet von den beſten Segenswünſchen des neuen Königs Heinrichs I., Wilhelms Bruder, und beruhigt durch die heiligſten Verſprechungen dieſes ſanften und edlen Herrn.

◆

„Maria! Maria!“ rief Alnayar. „Nur mit Dir kann ich den Thron beſteigen. Nur wenn ich in Dein Haar das Diadem winden, Deine Glieder in die königlichen Gewänder hüllen darf, will ich dieſe Männer führen.“

„Zum Sieg über die Chriſten!“ ſtöhnte ſie. „Ihr ſeid alle von Chriſtus abgefallen, auch Du Ineſe, und auch Du, Martin! Weh' mir! Ich bin allein! Laßt mich ſterben!“ Und ſie drückte die Hände vor die Augen.

„Ihr Männer meines Volks!“ rief Alnavar aufſpringend. „Ich kann nicht Euer König ſein! Geht und ſucht einen Andern. Mich laßt allein mit dieſem Weibe, das mir theurer iſt als Eure Krone, theurer als die ganze Welt!“

Ein Murren des Unwillens war die Antwort.

„Ich will nicht Eure Krone, ich habe ſie nie gewollt!“ fuhr der Ritter heftiger fort. „Geht und laßt mir dies Weib! Ich will um ihretwillen ein gläubiger Chriſt werden!“

„Wehe Dir! Du läd'ſt den Fluch Deines Volks auf Dich!“ ſprach Abu-Haſſan feierlich.

„Sidi Alnavar!“ nahm Ineſe das Wort. „Du darfſt Dein Volk nicht verlaſſen, nicht um eines Weibes, um einer Chriſtin willen verlaſſen. Ich beſchwöre Dich bei dem Blute unſrer Ahnen, das in Deinen wie in meinen Adern fließt. Habe Barmherzigkeit mit dieſem niedergetretenen Volke!“

„Haſt Du Dich nicht ſelbſt angeklagt,“ antwortete er kalt, „daß Du dieſes Volk aus Liebe verrathen, aus Liebe zu einem Chriſten? Und dieſer Chriſt war treulos und ſchlecht; dieſes Kind aber iſt der treueſte Engel, den Gott mir geſandt, meinen rauhen Pfad zu verſüßen. Ich will Eure Krone nicht!“

„Tod dem Verräther!“ ſchrie Rodriguez und zog das Schwert gegen Alnayar. Die Andern folgten ſeinem Beiſpiel. Wildes Geſchrei und Schwertergeklirr erfüllte den engen Raum.

„Ihr himmliſchen Mächte ſchützt ihn!“ rief Maria und warf ſich, vom Lager aufſpringend, vor ſeine Bruſt.

In dieſem Augenblicke trat ein hoher ritterlicher Mann in das Gemach. Niemand hatte im Lärm der entfeſſelten Leidenſchaften ſein Kommen wahrgenommen. Plötzlich ſtand er zwiſchen den Männern, wie eine überirdiſche Erſcheinung.

Kaum aber hatte Maria einen Blick auf ihn geworfen, als ſie wie eine Verklärte ausrief: „Dank Dir, Maria, rettende Himmelskönigin! Du ſendeſt mir einen Deiner Boten in Geſtalt meines Vaters!“

„Meine Tochter! Meine Maria!“ rief der bejahrte fremde Krieger und beugte ſich zu ihr herab. Sie aber hatte ſelig lächelnd die Augen wieder geſchloſſen. Neue Ohnmacht hielt ſie gefeſſelt. Der Graf von Iſſelſtein küßte ſein Kind und weinte.

„Werft auch einen milden Blick, ein Auge der Vergebung auf mich, Herr Graf!“ ſprach der Ritter von Süderland eben ſo thränenweich.

„O Mann, Dir ſei vergeben, um ihretwillen!“ antwortete der Graf.

Die Mauren verließen das Gemach; jeder fühlte, daß hier nicht ihr Platz ſei.

Draußen ſprach Chair-Eddin zu Ineſe: „Ich kenne Deinen Liebeshandel mit dem deutſchen Schurken aus der Erzählung Deiner Magd. Es iſt Thorheit von Dir, darum Dein Volk aufzugeben. Ich reiche Dir meine Hand; ich hebe Dich mit dieſer ſtarken Hand auf den Königsſitz der Alhambra und nehme den Platz neben Dir ein. Sei mein Weib und ſei Königin.“

„Du biſt kein Araber,“ ſagte Abu-Haſſan.

„Ich bin ein Osmane, ein Bekenner des Islam. Auf der Inſel Lesbos wurden wir geboren, Horuch und Chair-Eddin. Unſer Vater war ein Töpfer. Darauf ſind wir ſtolz. Muth und Tapferkeit haben uns zu Herrn von Algier und des Meers gemacht. Mein Bruder iſt im Kampfe gegen die Spanier gefallen; ich will es hier in ihrem Lande mit ihnen aufnehmen. Gebt mir dies ſtolze Weib zur Gemahlin, und ihr ſollt frei werden vom ſpaniſchen Joche. Und ſeid ihr frei, dann bin ich Euer König. Ich herrſche in Afrika über Mauren, warum ſoll ich hier nicht über ſie herrſchen?“

„Nie ſoll ein Mann mich berühren, beim Barte des Propheten!“ ſchwur Ineſe. „Allah helfe Euch; ich kann es nicht!“

Die Männer ſtießen Verwünſchungen aus und traten wieder heimlich berathend bei Seite. Nach einer halben Stunde beſtiegen ſie ihre Thiere; Chair-Eddin in ihrer Mitte. Abu-Haſſan ſprach ſcheidend zu Ineſe: „Unglückſelige, ich gebe Dich auf, aber fluchen kann ich Dir nicht. Das böſe Schickſal unſres Volks hat Dich verderbt, und ich erſehe daraus, daß es ſeine alte Herrlichkeit nie wieder erlangen wird. Jede Hoffnung iſt in mir geſtorben, und ich gehe heim, um auch zu ſterben.

„Und ich bleibe, um zu ſterben," ſagte Ineſe. „Laß mich Deine Hand noch einmal küſſen? — Ich danke Dir! Und nun Allah mit Dir!"

„Und mit Dir!"

Bald war der Reitertrupp um die Waldecke verſchwunden.

Ineſe ging in das Haus zurück und fand eine Sterbende. Maria's letzte Lebenskraft, kaum etwas weniges wieder genährt, war plötzlich von dem über ſie hereingebrochenen gräßlichen Sturm gebrochen. Sie erlag der Wuth der Verzweiflung, die ſie erfaßt hatte. Aber ſie lächelte ſelig; denn ihre eine Hand hatte ihr Geliebter, die andre ihr Vater erfaßt. Martin und Ava knieten ebenfalls neben dem Bette. Auch Ineſe ſank auf die Knie zu den Häupten der edeln Jungfrau und küßte Vergebung flehend die erkaltende Stirn derſelben. Mit leiſer ſüßer Stimme lispelte dieſe Worte des Friedens über die ſie Umgebenden hin. Dann bat ſie ihren Vater, ihr von der Mutter und der Heimat zu erzählen. Und der alte

Krieger berichtete ihr umſtändlich, wie die Mutter ſich nach ihr geſehnt und endlich geſtorben, und wie er, von gleicher Sehnſucht getrieben nach Spanien gekommen und das ganze Land, ſie ſuchend, durchwandert habe, bis ihm Donna de Padilla ihren Wohnort angezeigt. Und weiter führte er ſüße Heimatbilder vor ihrer ſcheidenden Seele auf, nur dann und wann vom ungeheuern Schmerz, den er vergebens zu bekämpfen ſuchte, unterbrochen. Und als er endete, hatte auch ſie geendet, von Heimat- und Jugendträumen ſüß umgaukelt; ruhig, lächelnd, ſanft war ſie geſtorben und lag da eine ſchöne, verklärte, zu früh geknickte Blume. Niemand ſprach ein Wort, aber lange ſaßen die beiden Männer an der Leiche; die Gedanken und Gefühle, die durch ihre Seelen zogen, wer könnte ihnen Worte geben? Endlich ſagte der Graf: „Kommt, Ritter, wir wollen am Waldrande dort ein Grab für zwei Todte graben, für das Kind und den Vater. Ich will hier meine Tage als Einſiedler beſchließen; ich fühle, es werden ihrer nur noch ſehr wenige ſein.“

„So ſei es!“ antwortete Alnavar. „Ich beneide Euch, daß Ihr ſterben könnt. Ich kann es noch nicht. Mich treibt es wieder fort über die Meere; aber nicht nach Afrika. Ich bin den Mauren fremd geworden, wie den Chriſten. In die neue Welt will ich ziehen, wie ich gelobt, und die Aufträge der augsburger Bürger ausrichten. Vielleicht ſchenkt ein gütiger Gott mir Ruhe.“

„Geht in Gottes Namen! Im Hafen von San Lucar habe ich vor wenig Tagen den Portugieſen Magelhaens getroffen. Er ſteht im Begriff, im Auftrag des Königs nach der neuen Welt zu ſegeln. Wenn Ihr eilt, werdet Ihr ihn noch finden.“

„Ich danke Euch! Wenn wir ihren ſchönen Leib der Erde übergeben haben, will ich mit Martin fort.“

Sie gingen hinaus; ſie gruben und ſchaufelten und warfen ein Grab auf, der Sohn des Königshauſes, der eben erſt die dargebotene Krone ausgeſchlagen, und der berühmte Feldhauptmann des deutſchen Kaiſers. Sie arbeiteten einen ganzen Tag; denn ſie waren nicht rüſtige Gräber. Am Abend trugen ſie die theure Leiche bei Sternenſchein in die Gruft. Der Graf verſah Prieſteramt. Ineſe und Alnayar, Aya und Martin knieten am Grabe nieder. Unter ihrem Gebet wurde das irdiſche Theil des frommen holden Mägdleins zugedeckt.

In der Frühe des andern Morgens wanderten der Ritter und ſein Knecht von dannen, dem Hafen von San Lucar zu. Sie fanden Magelhaens noch. Wenige Tage darauf wurden die Anker gelichtet. Der unglückliche Alnayar ſchied von Europa.

Der Graf Iſſelſtein hatte wahr prophezeit. Er erkrankte bald darauf, und Ineſe ward ihm eine treue ſorgſame Pflegerin. Sie bot Alles auf, ihm die Tochter zu erſetzen, und er ſegnete ſie dafür. Aya's Kunſt vermochte dem Greiſe, dem das Herz gebrochen war, das Leben nicht zu friſten. Seine Kräfte nahmen raſch ab, und eines Abends bat er die beiden Frauen, ihn zum Grabe ſeines Kindes zu führen. Er ließ ſich auf den Hügel nieder, faltete die Hände, blickte in die ſcheidende Sonne und verſchied.

Nach kurzer Friſt hatte das Grab ſein zweites Opfer. Das Haus aber war verſchloſſen und ſtand leer. Niemand konnte ſagen, wohin die Frauen gegangen waren. Tiefe, ſchwermüthige Stille lagerte ſich auf das Wieſenthal.

Neunzehntes Kapitel.

König Karl war am 22. Mai aus dem Hafen von Corunja abgereiſt, und alle ſeine niederländiſchen Miniſter hatten ihn begleitet. Ebenſo ein Theil ſeines kleinen Anhangs in Spanien. In der That hatte ſeine überhaſtete Abreiſe faſt das Anſehen einer Flucht, und es gab wenig Leute in den Königreichen, die er beſucht, welche die Hoffnung gehegt hätten, ihn jemals wieder zu ſehen. Zwei Jahre und neun Monate hatte er in Spanien zugebracht und während dieſer Zeit nur ein Drittheil des Landes geſehen, aber ſich die Liebe des ganzen Volkes verſcherzt, die ihm mit ſo großer Begeiſterung entgegen gekommen war. Es war von ſeiner Seite, d. h. von ſeiner niederländiſchen Umgebung, nicht weniger als Alles geſchehen, um den ſpaniſchen Nationalcharakter zu reizen, zu kränken, zu verletzen, zu verhöhnen und die alten wohlbegründeten Rechte der Stände der einzelnen Königreiche zu umgehen und mit Füßen zu treten. Die meiſten Bedingungen, die die Stände auf den Landtagen dem König geſtellt, die er angenommen und deren Erfüllung er beſchworen, waren theils nicht erfüllt worden, theils war gerade das Gegentheil derſelben geſchehen. Treu und Glauben, Königswort und Eidſchwur ſchienen nur vorhanden zu ſein, um zu Macht und Geld zu kommen, dann, wenn der Zweck erreicht war, kehrten ſich weder König noch Miniſter daran. Ueberall hatte Karl geſchworen, kein ſpaniſches Geld aus dem Lande zu führen oder führen zu laſſen, und Millionen waren in dieſen dreiunddreißig Monaten nach den Niederlanden geſchickt worden. Die Spanier waren ſo weit gebracht, daß ſie die Niederländer als eine Räuberbande betrachteten und Herrn von Chievres als den Hauptmann derſelben, der feig hinter dem ſtarken Schild der königlichen Macht und des Rechts der Krone ſich jede Gewaltthätigkeit erlaubte. Als die beiden Brüder Barbaroſſa, die mächtigen Korſaren von Algier, die ſpaniſchen Küſten beraubten und brandſchatzten, und nirgend Hülfe war gegen dieſe ungeheure Klage, ſchrie das Volk: die Seeräuber ſeien noch lang nicht ſo ſchlimm als die Landdiebe, die man überall mit Ehrengepränge empfange, die Seeräuber ſeien Saracenen, Muhamedaner; die Landräuber gäben ſich für Chriſten aus, ſeien aber viel gottloſer und ſündhafter als jene; denn die Saracenen griffen mit offner Gewalt an, die Niederländer mit heimlicher Tücke, mit Hinterliſt und böſen Ränken. So treu hing das ſpaniſche Volk an Recht und Geſetz, daß es den treuloſen König immer noch als eine heilige Perſon betrachtete, ſo billig denkend war es, daß es den zwanzigjährigen Jüngling mit ſeiner Unerfahrenheit entſchuldigte und alle Schuld auf die Verführungskünſte ſeiner ruchloſen Miniſter ſchob. Aber das Maß der Geduld war voll; im gemeinen Volke, im Handwerkerſtande war der Geiſt der Empörung gegen Lug und Trug und geſetzwidrige Gewalt erwacht; dieſer Geiſt war erſtarkt und bereits zu einer furchtbaren Macht gediehen; es war der herrliche Geiſt des ſechzehnten Jahrhunderts, der Geiſt der politiſchen Freiheit. Die ſchaamloſe, wortbrüchige, betrügeriſche und in jeder Hinſicht verruchte Regierungsweiſe der Könige, die Gewaltthätigkeit des Adels und die Nichtswürdigkeit der Kleriſei hatten dieſen Geiſt im Volke erzeugt und geweckt, und ſein Zorn wetzte aufſchreiend in Spanien wie in Deutſchland die Waffen gegen die unmenſchlichen übermüthigen Dränger. Der Geiſt des Widerſtands und der Empörung hatte ſich über alle altcaſtiliſchen Städte verbreitet und war mit Kraft und Entſchloſſenheit gewappnet; die Handwerkerzünfte, der Kern der Städtebewohner und des Volks überhaupt, hielten feſt zuſammen zu Schutz und Trutz; es war eine allgemeine drohende Verſchwörung. Dem Anſchein nach war ſie nicht gegen den König gerichtet, ſondern gegen den Miniſter; ſie reſpectirte die geſetzliche Form und ehrte im König den Repräſentanten des Geſetzes.

Die Granden, ſelbſt mit dem Könige und deſſen Miniſtern aufs Aeußerſte unzufrieden, ſahen ſchweigend

In der Oſtermeſſe 1834 wurden bereits folgende neue Verlagswerke verſandt:

Bechſtein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geh. 21 gr. oder fl. 1. 30 kr.

Becker, Dr. und Pfarrer, wiſſenſchaftliche Darſtellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Ein Handbuch für Behörden, Prediger, Kirchenbuchführer und Rechtsgelehrte. Mit zwei Stammbäumen und Beilagen landesherrlicher Verordnungen. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. Geh. Rthlr. 1. 4 gr. oder fl. 2.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantaſieſtücke. Zwei Bände. 8. Rthlr. 3. od. fl. 5.

Franqué, Medicinalrath Dr. J. B., Geſchichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Naſſau ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrſcht haben. Mit 10 Tabellen. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. od. fl. 2.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugniſſe aus allen Jahrhunderten. Zugleich als Andachtsbuch für denkende Chriſten. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. gr. 8. Rthlr. 1. oder fl. 1. 48 kr.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band I. Heft 2. Mit Taf. VI — IX und XI. gr. 4. Geheftet. Rthlr. 1. 8 gr. oder fl. 2. 20 kr.

Rau, W. Dr. med. und Privatdocent, Lehrbuch der Pathogenie. gr. 8. 20 gr. od. fl. 1. 21 kr.

und nicht ohne ſtille Billigung der großen Volksbewegung zu, und da die Niederländer aus Furcht vor dem bewaffneten Aufſtande des Volks, Spanien mit dem Könige verließen, ſo brauchte der caſtiliſche hohe Adel wenigſtens nicht Partei mit dieſen ihren Feinden zu machen; ſie hielten nur zur Königsmacht, ſie ſtanden nur zum Könige als ihrem geſetzlichen Oberhaupte und vertraten dabei ihre eigne Sache, und nicht die der Niederländer.

Der caſtiliſche Landtag war vom König erſt nach St. Jago und zuletzt ſogar nach der Hafenſtadt Corunja verlegt worden. Es ging ſtürmiſch darauf zu, und die Abgeordneten von Toledo, welche unerſchrocken und kräftig auftraten, wurden ſogar verwieſen. Die Ehrfurcht vor dem König hielt inzwiſchen die meiſten Abgeordneten ab, ihrer Stimmung die rechten Worte zu geben, aber der Aufſtand hatte ſich von Toledo bereits über die benachbarten Städte verbreitet, und der König that nichts, ihn zu unterdrücken, weder durch Zugeſtändniſſe noch durch Waffengewalt. Die Schöppen der Stadt Toledo und Häupter des Aufſtandes Juan de Padilla, Fernando Davalos und Gonſalez Gaytano wurden zwar durch königlichen Befehl auf den Landtag beſchieden, um ſich zu verantworten; da ſie aber nicht erſchienen, blieb es bei einem mit Drohungen ſchwach unterſtützten zweiten Befehl. Ja der verblendete König that ſogar höchſt unverſtändige Schritte, welche den Aufſtand nur noch mehr entflammten. Er forderte von Caſtilien die ungeheure Summe von neunhundert Millionen Realen als freiwilliges Geſchenk, und ohngeachtet der Proteſtation der Abgeordneten des Volks ſetzten es die Granden doch durch, daß ihm zweihundert Millionen, in drei Jahrem zahlbar, bewilligt wurden. Aber eine große Anzahl Städte und darunter Toledo, Salamanca, Toro, Madrid, Murcia, Cordova weigerten ſich auf das Entſchiedenſte etwas dazu beizuſteuern.

Noch nachtheiliger auf die Volksſtimmung wirkte aber die Verfügung des Königs, durch welche er den Kardinal Adrian Florens, ſeinen Lehrer, zum Statthalter von Caſtilien ernannte. Florens war ein gutmüthiger, wohlwollender, aber auch charakterſchwacher Mann, er war ein Kleriker, und endlich — und das war den Caſtiliern das Anſtößigſte — er war ein Niederländer. Der Unwille darüber ſprach ſich allgemein, laut und drohend aus. Die noch anweſenden Deputirten des Landtags, die man als Anhänger des Königs betrachten durfte, machten ihm deshalb vergebliche Vorſtellungen und baten dringend, in Betracht der großen Aufregung, welche das Königreich erfülle, einen Inländer von geiſtiger Kraft und womöglich einen Krieger von erprobter Tüchtigkeit und perſönlichem Anſehen zu dieſer jetzt doppelt wichtigen Stelle zu ernennen. Der König ließ es aber bei einigen an die Deputirten geſpendeten Gnadenbezeigungen bewenden, wodurch er ſie zum Schweigen zu bringen hoffte. Statt ſelbſt nach Toledo zu gehen und ſich mit dem empörten Volke zu verſtändigen, ging er zu Schiffe und überließ es der ſchwachen Hand des Kardinals, das empörte Land zu lenken.

In Valencia hatten ſich die Stände mit größerer und darum auch erfolgreicherer Energie dem Befehl des Königs widerſetzt, den Markgrafen von Brandenburg als Vicekönig anzunehmen, und Karl hatte ſich zuletzt noch genöthigt geſehen, ihrem Willen nachzugeben und den Don Diego de Mendoza, Grafen von Melito zu dieſer Würde zu erheben. Der Markgraf hatte übrigens durch ſeine Verheirathung mit der Königin Germaine die geringe Popularität, welche er ſich in Caſtilien, Aragonien und Katalonien erworben (in Valencia hatte er nie welche beſeſſen), eingebüßt; aber auf ſeine Gemahlin war das aragoniſche Volk wegen ihrer Erniedrigung, indem ſie einem deutſchen Abenteurer ihre Hand gab, ſehr erbittert, und man verweigerte ihr allgemein den Titel Hoheit. Sie ſah ſich deshalb genöthigt, ſich mit ihrem Gemahl auf eine ihr gehörige ländliche Beſitzung zurückzuziehen, und beide lebten hier in großer Abgeſchiedenheit von der Welt.

Kaum hatte die Flotte, welche den König zuerſt nach England und dann in die Niederlande zu führen beſtimmt war, die ſpaniſchen Küſten verlaſſen, als die Flammen des Volksaufruhrs mächtig emporſchlugen und ſich in unglaublich kurzer Zeit in ganz Caſtilien verbreiteten. In Toledo, Segovia, Murcia, Zamora, Valladolid, Burgos und Madrid erhob ſich das gemeine Volk mit den Waffen in der Hand gegen die königliche Gewalt und gegen den

Adel, und während Karl eilte, eine neue Krone zu gewinnen, hatte es allen Anſchein, daß er die alten verlieren würde.

Noch kurz vor ſeiner Abreiſe hatte er einen Befehl nach Toledo geſchickt, Juan de Padilla und Fernando Davalos als Volksaufwiegler zu verhaften. Sogleich liefen die Handwerker und ihr großer Anhang im gemeinen Volk mit Geſchrei und mit Waffen zuſammen, widerſetzten ſich der Gefangennehmung der beiden Volksführer und bedrohten den Alcalden und Großalguazil, welche des Königs Befehl vollſtrecken ſollten, mit dem Tod, dem ſie auch nur durch eilige Flucht aus der Stadt entgingen. Der Corregidor ward in ſeinem Hauſe belagert. Die Bewegung dauerte die Nacht hindurch. Am andern Morgen nahmen die Empörer dem Corregidor den Gerichtsſtab, das Abzeichen ſeiner Macht; ſie ſelbſt aber vereinigten ſich auf Padilla's Vorſchlag zu einem Bunde, welchem er den Namen der heiligen Junta gab, und wählten ihn zum Oberhaupt derſelben. Als ſolches gab er dem Corregidor den Stab zurück und belehnte ihn von Seiten der Junta mit der Amtsgewalt. Nun wurde das Haus des Alcalden geſtürmt und aller Hausrath nebſt den Abzeichen ſeiner Amtswürde in den Fluß geworfen. Ohne Verzug ſtürmte eine weit über zwanzigtauſend Köpfe ſtarke bewaffnete Menge die Citadelle der Stadt, der Alkazar genannt, und der königliche Befehlshaber derſelben, Juan de Silva, ſah ſich genöthigt, die Veſte zu übergeben. Zwei Tage ſpäter beging der Corregidor den Fehlgriff einen Befehl zu erlaſſen, daß die Junta die Waffen ausliefern ſollte, die Junta, deren Beamter er jetzt war. Die natürliche Folge war ſeine Vertreibung aus der Stadt ſo wie die aller königlichen Beamten, des Adels und der ganzen königlichen Partei, die Ausrufung der Republik, Beſetzung aller Aemter mit Männern, welche die Junta aus ihrer Mitte gewählt und die Anwerbung und Aufſtellung eines gut bewaffneten Heers. Don Juan de Padilla wurde einſtimmig zum Haupt der Republik erhoben, und neben ihm ſah man ſeine ſchöne und kühne Gemahlin zu Pferde ſitzen, bewaffnet wie ein Mann und eine Schaar junger Leute anführend, die ſich unter ihren Befehl geſtellt hatte.

Am erbitterſten war die Bevölkerung der Städte auf ihre Landtagsdeputirten, welche für das freiwillige Geſchenk geſtimmt hatten; mit Abſcheu nannte man ſie Verräther der Freiheit, und ihr Empfang nach ihrer Heimkehr war überall ein tobender, hart tadelnder, an manchen Orten ſogar ein blutiger. So wurde der Abgeordnete von Segovia in ſeiner bereits aufs Aeußerſte aufgeregten Vaterſtadt auf die brutalſte Weiſe umgebracht und an den Galgen gehängt und ſogar das Venerabile, welches der Klerus dem wüthenden Volke entgegen hielt, um es vom Morde abzuhalten, verhöhnt. In Burgos, Zamora und andern Städten wurden die bei Zeiten entflohenen Deputirten im Bildniß verbrannt, ihre Häuſer zerſtört, ihre

Habe vernichtet, und das gemeine Volk war ſo ehrlich, daß es ſich nicht das Mindeſte davon zueignete.

Der Kardinal-Regent Adrian hatte eben ſeinen Regierungsſitz zu Valladolid genommen, als die Nachricht von den Vorfällen zu Segovia dorthin gelangte. Im geheimen Rath, den er ſogleich mit den Beiſitzern der Regierung hielt, ließ er ſich vom Erzbiſchof von Granada, einem heftigen und harten Charakter, zur Anwendung der ſchärfſten Mittel gegen die Empörer beſtimmen und ſandte einen Richter von nicht ſanfterer Gemüthsart, Namens Ronquillo, mit bewaffneter Macht nach Segovia, um die Verbrecher zu beſtrafen und die Autorität des Königs wieder herzuſtellen. Die Segovier rüſteten ſogleich zwölftauſend Mann aus, riefen Padilla mit einem großen Haufen Bewaffneter aus Toledo zu Hülfe und ſchlugen den Ronquillo ſiegreich zurück.

Jetzt konnte der Kardinal nicht auf halbem Wege ſtehen bleiben. Er gab dem Antonio de Fonſeca, welchen der König vor ſeiner Abreiſe zum Oberbefehlshaber der ganzen Kriegsmacht in Spanien ernannt hatte, Befehl, Segovia einzunehmen, Fonſeca bedurfte dazu des groben Geſchützes, und dieſes befand ſich in dem großen Arſenal von Caſtilien zu Medina del Campo. Die Bewohner dieſer Stadt widerſetzten ſich der Abführung des Geſchützes zu dieſem Zweck, und bald kam es zwiſchen ihnen und den Truppen des Fonſeca zum erbitterten blutigen Kampfe. Die Mediner brauchten das Geſchütz, welches die Soldaten abholen wollten, mit Erfolg gegen ſie. Fonſeca ließ alſo mehre Häuſer in Brand ſtecken, um das Volk vom Kampfe abzuziehen; aber die wackern Leute ließen ihre Häuſer brennen und ſchlugen nur noch wüthender den Feldherrn mit ſeinem Heere zurück. Das Feuer aber griff dergeſtalt um ſich, daß es in kurzer Zeit faſt die ganze Stadt, eine der anſehnlichſten und reichſten Caſtiliens, in Aſche legte. Da eben eine große Waarenmaſſe des bevorſtehenden Jahrmarkts wegen aus dem ganzen Königreiche hier aufgehäuft war, ſo war der Verluſt ein unermeßlicher. Ganz Caſtilien gerieth in eine ſchier wahnſinnige Wuth; ſelbſt Valladolid, der Sitz der Regierung, erhob ſich mit bewaffneter Hand gegen dieſe; Fonſeca's Name ward als der eines Vaterlandsverräthers und Mordbrenners gebrandmarkt, und da der Kardinal über die Wendung der Dinge die Beſonnenheit verlor, jede Theilnahme an Fonſeca's That ableugnete und ihn nebſt ſämmtlichen Soldaten entließ, ſo war der Sieg der Junta über die Regierung vollſtändig. Adrian konnte um ſo weniger etwas ausrichten, als der Schatz von Chievres vor dem Abzug des Königs und der Niederländer erſt geplündert worden war, und dem rathloſen Regenten alſo alle Mittel fehlten, der Volksempörung mit Nachdruck zu begegnen, ſelbſt wenn er Muth und Entſchloſſenheit dazu gehabt hätte.

Alle caſtiliſchen Städte traten nun zu einer Conföderation in Avila zuſammen, und der Name der heiligen Junta umfaßte das ganze Königreich. Adrian wurde von ihr genöthigt, die Regierung niederzulegen und die Abzeichen derſelben ihr auszuliefern. Es bedurfte nur noch des letzten Schrittes, die Abſetzung des Königs auszuſprechen und entweder die Wahl eines neuen Königs durch das Volk vorzunehmen oder die Republik im ganzen Lande zu erklären. Alles ließ ſich dazu an, die kühnen, ſtolzen und ehrgeizigen Pläne Maria's zu verwirklichen und die Prophezeihungen, die ihr Aya's geheimnißvoller Zauber gegeben, wahr zu machen.

Die reizende charakterſtarke junge Frau war eigentlich das Haupt der Junta in Toledo, während ihr Gatte ſeinen Siegeszug durch das Land hielt. Durch kühne und gewaltige Reden feuerte ſie die Bürger an, und wenn ſie auf ihrem jungen andaluſiſchen Rappen als Amazone bewaffnet, durch die Reihen derſelben ritt, begleitete ſie ein endloſer Jubel der Menge. Wenn ſie aber Abends in ihr großes Haus zurückkehrte, wurden die Thüren ihrer Gemächer ſorgfältig geſchloſſen, und drinnen erwarteten ſie zwei Frauen, mit welchen ſie in der Mitternachtsſtunde unheimlichen Verkehr hielt. Dieſe Frauen waren Aya, die Maurin, und Karracha, die Zigeuneraltmutter. Da wurden alle orientaliſchen Zaubereien vorgenommen, aus Flammen und Dampf, aus Stäben und Zahlen geweiſſagt, die Stellung der Geſtirne erforſcht und Horoskope geſtellt und die Elementargeiſter befragt. Was nur die überreizte und ausſchweifende Phantaſie der öſtlichen Völker jemals erfunden, um die Mächte des Schickſals zu ihrem Dienſt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L.
FN. 03693/030

zu zwingen, oder den Blick in die Zukunft aufzuhellen, das wurde allmälig ins Werk geſetzt. Und ſtets ſchimmerte der kühnen Frau der funkelnde Glanz einer Königskrone entgegen; denn die geheimnißvollen Mächte verſprechen dem Fragenden in der Regel, was er ſehnlichſt wünſcht, um ihn um ſo ſicherer zu verderben.

Zuweilen ſah man auch Maria Abends verhüllt nach dem Alkazar ſchleichen, begleitet von Ava und Karracha und dort in Gemächern verſchwinden, die ſich keinem Sterblichen weiter öffneten als ihnen. Die beiden letztern gingen einzeln auch am Tage denſelben Weg. Dieſe Gemächer bargen eine Bewohnerin, die ſich dort ſtreng abgeſchloſſen hielt von der Welt und, mit düſtern Gedanken und Plänen beſchäftigt, ihre einſamen kummervollen Tage verlebte. Dieſe Frau war Donna Ineſe de Cardona. Mit ihr berieth Maria die nöthigen Schritte, und unter ihren Augen wurde neuer Zauber geſponnen.

Es handelte ſich darum, ob jetzt ſchon der günſtige Zeitpunkt gekommen ſei, den letzten und kühnſten Schritt zu thun und das Volk im Sturm fortzureißen, indem man ihm keine Zeit zur Beſinnung ließ, oder ob man vorſichtig weiter gehen ſolle, bis die reife Frucht, die Königskrone, den Strebenden von ſelbſt in den Schooß falle.

Noch war Juan de Padilla nicht mit dem verwegenen Plane ſeiner Frau bekannt; noch nie hatte ſie ihm mit einem Worte angedeutet, welches Ziel ſie ſich und ihm geſetzt. Die Zauberinnen wiederriethen dies auch jetzt

Schopenhauer, Johanna, ſämmtliche Schriften. Wohlfeile Ausgabe. 24 Bände in Taſchenformat mit dem Bildniß der Verfaſſerin.

Die geiſtige Bildung unſerer Nation geht mit Rieſenſchritten voran und durchdringt alle Stände. Das intellectuelle Leben ſpricht die Theilnahme der deutſchen Frauen mehr als je an. Beſſer, gedeihlicher läßt es ſich aber nicht fordern, als wenn edle Frauen die Vermittlerinnen der geiſtigen Fortſchritte bei dem weiblichen Geſchlechte werden. Durch ihre hohe Bildung, durch ihr vielſeitiges Wiſſen, durch ihre reiche Lebenserfahrung, durch ihr ſittliches Streben, durch ihren feinen, ächt weiblichen Takt, durch ihr Darſtellertalent und ihre Sprachgewandtheit ſteht Johanna Schopenhauer vor allen andern ausgezeichnet da. Ihr Name wird von unſern berühmteſten Zeitgenoſſen mit hoher Achtung genannt: ihre Schriften umfaſſen die anziehendſten Zweige der Kunſt und des Wiſſens.

Dieſe ausgedehntere Verbreitung der Werke einer ſo geiſtvollen Schriftſtellerin, welche mit einer wahren Meiſterſchaft zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geiſt zu kräftigen, das ſittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die erhabene Beſtimmung der Frauen im ſchönſten Lichte zu zeigen weiß, nach Kräften zu fördern, hat die Verlagshandlung zu einer wohlfeilen Ausgabe ihrer Schriften veranlaßt. Dieſelbe ſchmeichelt ſich, einem Bedürfniß unſerer Zeit zu genügen, indem ſie den deutſchen Frauen und Mädchen Gelegenheit bietet, dieſe Schriften, welche in keiner Damenbibliothek fehlen dürfen, für einen geringen Preis anzukaufen.

Bieten wir gleich die wohlfeilſte Taſchenausgabe aller bis jetzt erſchienenen deutſchen Klaſſiker, ſo wird dieſelbe doch vor allen übrigen ſich durch Eleganz auszeichnen und ſo dem würdigen Namen der Verfaſſerin und dem Geſchmacke derer zumal, für welche dieſe Schriften zunächſt beſtimmt ſind, vollkommen entſprechen.

Das Ganze, auf ſchönes Papier gedruckt und geheftet, erſcheint in vier Lieferungen, jede zu ſechs Bänden. Jede Lieferung koſtet auf Druckpap. 2 Rthlr., auf Velinp. 3 Rthlr.

Um dem Publikum eine Ueberſicht der Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit der ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen der berühmten Verfaſſerin zu geben, theilen wir hier den Inhalt der verſchiedenen Lieferungen mit.

noch; der langſamere und ſichere Weg ſollte eingeſchlagen werden. Dies war vorzüglich der weiſen Karracha Meinung; ſie wußte dieſelbe mit ſo vielen Gründen zu unterſtützen, daß ſie die Andern dafür gewann. Es wurde ein andrer Plan entworfen. Die Anſicht der Zigeuneraltmutter gründete ſich auf die feſte Anhänglichkeit des caſtiliſchen Volks an die Nachkommenſchaft der Königin Iſabella, deren Andenken wie das einer Heiligen verehrt wurde. Dieſe Liebe hatte ſich auf Iſabella's Tochter, die wahnſinnige Johanna, übergetragen, und wenn man nicht die äußerſten und gewaltſamſten Schritte gegen den leichtſinnigen und wortbrüchigen König Karl anwandte, ſo geſchah es nur aus Ehrfurcht vor dem Andenken ſeiner Großmutter. Die Ueberzeugung, daß ihm Iſabella's Krone nach dem heiligen Rechte gehöre, war ſo unerſchütterlich, daß ein andrer Gedanke noch gar nicht aufgekommen war. Die Wuth des Volks war allein gegen ſeine niederländiſchen Rathgeber gerichtet, und wenn man ihm auch zürnte, daß er nicht Kraft genug habe, ſich derſelben zu erledigen, ſo dachte doch Niemand, außer Maria de Padilla, ernſtlich daran, ihn der Krone zu berauben. Selbſt ihr Gemahl, für den ſie dieſe Krone erſtrebte, hatte dieſen Gedanken noch nicht gefaßt. Es war Alles nur Drohung, Demonſtration gegen Karl. Der caſtiliſche Volksbund nannte ſich ſogar „die heilige Junta des Königs.“ Es wäre alſo das gewagteſte und gefährlichſte Spiel geweſen, jetzt ſchon mit dem unverhüllten Plane hervorzutreten. Er konnte gelingen, aber die

Chancen deuteten noch mehr auf das Mislingen, und dann war Alles verloren. Der ſichere Weg wurde gewählt. Don Juan ſollte ſich in den Beſitz der Königin Donna Juana ſetzen und in ihrem Namen regieren. Dies ſchien der gewiſſe Uebergang zu ſeiner Selbſtregierung. Padilla wurde von Maria aufgefordert, ſich der Königin zu bemächtigen, und er begriff ſogleich die ungeheuern Vortheile, welche ihm und der Junta die Ausführung eines ſolchen Unternehmens bringen mußte, um nicht ſogleich darauf einzugehen.

So wie er Segovia entſetzt hatte und nun factiſch Herr des Königreichs war, eilte er mit ſeinem Heere nach Tordeſillas, deſſen Thore ihm von den der Junta ergebenen Einwohnern geöffnet wurden. Ohne Schwertſtreich war er Beſitzer der Stadt und der Königin.

Es war im Geiſteszuſtande Juana's eigenthümlich, daß ihr bei ſtarken Gemüthserſchütterungen jedesmal auf einige Zeit die Klarheit der Vernunft zurückkehrte. So war es auch diesmal. Sie hatte von ihren Frauen vernommen, daß ein Kriegsheer in die Stadt gerückt ſei, und der beſtürzte Abt des Kloſters hatte ihr begreiflich zu machen geſucht, was Urſache und Zweck der ungeheuern Volksbewegung ſei, welche plötzlich ihre ſtille Wohnung berührte. Ihr den Volksintereſſen huldigender Leibarzt hatte ihr endlich, nach Entfernung des Abts, das rechte Licht aufgeſteckt. Sie war im tiefſten ruhigen Nachſinnen, als Padilla bei ihr eintrat. Der junge, ſchöne, ritter liche Mann nahete ihr mit aller Ehrfurcht, die man in Spanien königlichen Häuptern zu erweiſen gewohnt war, und hielt eine klare feurige Anrede an ſie, worin er ihr den durch die Raubgier, Härte, Parteilichkeit und Wortbrüchigkeit der niederländiſchen Miniſter ihres Sohns herbeigeführten unſeligen Zuſtand der ſpaniſchen Königreiche und insbeſondre des caſtiliſchen Reichs treu ſchilderte; er entſchuldigte Karl mit deſſen jugendlicher Unerfahrenheit, aber noch mehr entſchuldigte er das Volk, welches zur Wahrung ſeiner alten Rechte und Freiheiten jetzt, wo der König es ſogar in ſolcher Noth verlaſſen, ſich wie ein Mann erhoben und nun zu ihr, ſeiner rechtmäßigen Königin, flehe, die Zügel der Regierung ſelbſt zu ſeinem Schutze gegen fremde Willkür und Tyrannei zu erfaſſen.

In Johanna's Auge blitze es auf; es ſprach eine ruhige, klare, beſonnene Seele daraus; ſie richtete ihre zuſammengeknickte Geſtalt empor, ſie ſtrich ſich mit der Hand die Nebel des Irrſinns von der Stirn und fragte verwundert: „Was ſprecht Ihr doch von Fremden und Niederländern? Regiert denn mein Vater das Land nicht mehr?"

„Der König Fernando iſt längſt geſtorben, und da Ew. Hoheit krank war, ſo haben die Königreiche Euern älteſten Sohn, den Infanten Don Carlos als König anerkannt. Doch Ihr ſeid die rechtmäßige Erbin Caſtiliens, Ihr ſeid Iſabella's Tochter, Ihr ſeid unſre Königin."

„Ihr habt recht," verſetzte ſie mit Würde. „Ich erinnre mich jetzt gehört zu haben, daß mein Vater todt und mein Sohn als König in das Land gekommen iſt. Aus den Niederlanden iſt den Spaniern kein Glück gekommen, auch mir nicht. Ich gebe Euch aber mein königliches Wort, daß ich von den Nöthen und Drangſalen, welche die Niederländer meinem Volke bereitet, nichts gewußt habe. Deshalb dürft Ihr ſie mir auch nicht zur Laſt legen. Ich will ſofort darauf denken, wie dieſem Uebelſtande ſchnell abgeholfen wird. Ich kenne Euch, Don Juan de Padilla, und ernenne Euch zu meinem erſten Miniſter. Tragt Ihr nun Sorge, daß ſich bald ein geheimer Rath hier um mich verſammle, mit welchem ich mich über die nöthigen Maßregeln benehmen kann.“

Padilla dankte ihr ehrfurchtsvoll, und ſie reichte ihm die Hand zum Kuſſe. Seine kühnſten Hoffnungen waren durch die klaren und verſtändigen Aeußerungen der Königin übertroffen, und berauſcht von dieſem Erfolge hatte er nichts Eiligeres zu thun, als der Junta davon Nachricht zu geben und die Häupter derſelben unverzüglich nach Tordeſillas zu beſcheiden. Nach wenigen Tagen zogen dieſe hier ein, während welcher Zeit ſich Padilla in mehren Unterredungen mit Donna Juana immermehr überzeugt hatte, daß ſie vollkommen geiſtesgeſund ſei. Die Königin nahm die Anrede der Junta ſehr gnädig auf, dankte in verſtändigen und wohlwollen Worten und willigte in ihre Bitte, die Regierung des Königreichs ſelbſt zu übernehmen. Der Jubel verbreitete ſich mit dieſer Kunde wie auf Windes Fittichen ſchnell durch das ganze

Königreich, und viele Tauſende ſtrömten dem Sitze der neuen Regierung zu. Das ſonſt ſo ſtille Tordeſillas wogte von frohen Menſchenſchaaren, die ſich ihre frech angetaſteten Rechte und Freiheiten wieder erkämpft hatten, und die Straßen hallten fort und fort wieder von den Ausbrüchen ungeſtümer ſtürmiſcher Freude. Ein prachtvolles Turnier wurde veranſtaltet, bei welchem alle Adligen, die zum Volke hielten, mit dem größten Glanze auftraten. Donna Juana ließ ſich ohne Widerrede mit dem Purpur und der Krone bekleiden und wurde im Triumphe nach dem Kampfplatze geführt. Die ungeheure Volksmenge geberdete ſich wie unſinnig vor Freude, und über das Antlitz der unglücklichen Königin ſchwebte nach einer langen Reihe von trüben Jahren das erſte Lächeln. Ihr zur Seite erblickte das Volk ſeinen Liebling, den Don Juan de Padilla und deſſen reizende Frau, welche der Königin vor Aller Augen die Hand küßte. Dann ritt Don Juan in die Schranken, und, wie man erwartet, trug ſeine ritterliche Kraft und Gewandtheit den Sieg über die andern Kämpfer davon. Die Königin überreichte ihm als Preis die Inſignien der Großmeiſterſchaft der drei großen Hausorden der Krone Caſtiliens von Calatrava, Alkantara und St. Jago, mit welchen ſie ſelbſt geſchmückt war. Da durchbrach der Jubel des Volks alle Schranken. Es trug den neuen Großmeiſter auf den Schultern nach der Stadt zurück; es ſpannte die Pferde vom Wagen der Königin und zog ſie zu Tauſenden nach dem Schloſſe. Seit lange waren nur Glieder des königlichen Hauſes Großmeiſter dieſer Orden geweſen, und die Würde brachte ihrem Beſitzer königliche Einkünfte und faſt königlichen Rang. Karracha hatte Recht gehabt; das Ziel war auf dieſem Wege leichter und ſichrer zu erreichen, und ſchon lag es nah vor Maria's wonnetrunkenen Blicken

Zwanzigstes Kapitel.

Der hohe Adel des Landes hatte den Sieg der Gemeinen über die Macht der Ausländer mit ſtiller Genugthuung wahrgenommen; hatte er doch ſelbſt nicht minder unter ihrem gewaltthätigen ausſaugenden Regiment gelitten, und es war den ſtolzen Granden deshalb ſehr willkommen, daß der Cardinal-Regent im Namen der Königin Juana ſeiner Gewalt entſetzt wurde; ſie kamen ja ſehr wohlfeilen Kaufs zum Beſitz der langgewünſchten Freiheit. Sobald aber die Junta, nach vollſtändig errungenem Siege über die verhaßten Niederländer, unverzüglich an die Löſung ihrer zweiten Aufgabe ging, ſich auch des verhaßten Adels zu entledigen und eine unbeſchränkte politiſche Freiheit zu erringen, vereinigten ſich die Herren gegen das kühne Volk, um ſich ihrer Haut zu wehren. Da nun die Junta im Beſitz der Königin war und behauptete, ſie ſei vollkommen geſund, ſo blieb den Grandes keine Wahl übrig, wollten ſie nicht Alles verlieren, als ſich auf die Seite des anerkannten Königs zu ſtellen. Die Vereinigung des caſtiliſchen Adels wurde wunderbar ſchnell durch die Zigeunerbande bewirkt, deren Fürſtin Zarova, deren Altmutter Karracha war. Als die Letztere der Donna Maria de Padilla den erfolgreichen Rath gab, geſchah es keineswegs aus aufrichtiger Ergebenheit an die hochſtrebende junge Frau; Karracha wollte nur Zeit gewinnen: denn ſie und ihre Bande waren dem König Karl aus mehr als einer Urſache ergeben. Zarova's Jugendliebe zu Marx von Bübenhoven war keineswegs erloſchen, und auch im Herzen des wackern Junkers glimmte die Flamme noch fort, die einſt die ſchöne Zigeunerprinzeſſin darin entzündet hatte, und ſie erhielt neue Nahrung, als er die Jugendgeliebte und ihre Tochter, die reizende Sonaca, die ja auch die ſeinige war, in Spanien wieder fand. Die Bemühungen des Junkers zur Erforſchung des ſpaniſchen Bergbaus, welchen ſich das Volk als von den Niederländern ausgehend, gar oft widerſetzte, wurden von Zarova und ihren Zigeunern nachdrücklich unterſtützt, und ihnen allein verdankte es Bübenhoven, daß er überall zum erwünſchten Ziele kam. Wo der Befehl des Königs Karl und ſeiner Miniſter verlacht und verachtet wurde, ſobald ihn der Junker vorzeigte, ja ihm nicht ſelten perſönliche Unannehmlichkeiten zuzuziehen drohete, da öffnete ihm ſchnell die Empfehlung der Zigeuner die verſperrte Bahn. Auch hier vermochte die Zigeunerkönigin mehr als der König des Landes.

Bübenhoven benutzte nun ſeine Verbindung mit den

Zigeunern, um durch ſie die Sache des Königs zu fördern. Aber Sonaca trug ja auch für den jungen König die heißeſte Liebe; für ihn hätte ſie willig Alles geopfert. Und ſo geſchah es, daß die Zigeuner als Werber und Boten des Königs in Caſtilien auftraten und von einem Ritterſitz zum andern eilten, um den hohen Adel zu einem feſten Bunde zu vereinigen. Viele, welche ſchwankend geweſen waren, oder ſchon zur Junta als der ſiegreichen Partei ſich neigten, wurden dadurch für den König gewonnen. Dazu kam, daß Befehle und Verſprechungen Karls, der bereits zum Kaiſer gekrönt war, aus Deutſchland anlangten, die den hohen Adel mit ihm ausſöhnten und dadurch ſeine geſunkene Macht aufs Neue befeſtigten. Er ernannte nämlich den Großadmiral von Caſtilien Don Fredrique Henriquez und den Großconnetable Don Inigo de Velasco, zwei der begütertſten und mächtigſten Granden, zu Mitregenten des Kardinals Adrian, und an die Städte ſchrieb er einen höflichen Brief, worin er verſprach, daß ferner kein Ausländer angeſtellt werden ſolle, und daß er auf das ihm von den Deputirten bewilligte freiwillige Geſchenk verzichte. Den Adel forderte er nachdrücklich auf, die Empörung der Städte, falls ſie ſich nicht in Güte zum Ziele legten, mit bewaffneter Macht zu erſticken. Der zwanzigjährige Karl hatte die in der Praxis ſtets trefflich bewährte Kunſt ſchon gut begriffen: in der Zeit der Noth dem Volke Alles zu verſprechen, und wenn es mit Schmeicheleien wieder geknechtet war, nichts zu halten und ihm nur noch härteres und ſchwereres Joch aufzulegen.

Sogleich begannen die Rüſtungen des Adels, und die ſchnelle Betreibung der kräftigſten Maßregeln wurde durch die raſtloſe Thätigkeit der Zigeuner ungemein gefördert. Es kam, wenn auch kein großes, aber ein tapfres, vom beſten militäriſchen Geiſte beſeeltes, an den Krieg gewöhntes und meiſt aus Edelleuten beſtehendes Heer zuſammen, und der erwählte Führer deſſelben, Graf Haro, der älteſte Sohn des Connetable, war ein Offizier von großer Erfahrung und vorzüglicher Geſchicklichkeit.

Die Junta rüſtete ebenfalls und ſtellte ein weit größeres Heer auf, aber es war aus Bürgern und Handwerkern zuſammengeſetzt, ungeübt im Gebrauch der Waffen und nicht an militäriſche Ordnung gewöhnt, namentlich beſtand ihr geringer Haufe Reiterei aus Leuten, welchen der Kriegsdienſt zu Pferd gänzlich fremd war. Als zur Wahl des Führers geſchritten wurde, war Don Juan de Padilla eben durch einen Eilboten nach Toledo abgeholt worden. Seine Gemahlin war nämlich dort von einem Knaben entbunden worden und befand ſich in Lebensgefahr. Don Pedro Giron, welcher nur aus perſönlicher Rache gegen den König und keineswegs aus ſittlicher Ueberzeugung zur Sache des Volks übergetreten war, trachtete aus Ehrgeiz nach der Anführerſtelle, und da er von weit vornehmerer Geburt war als Padilla und ſich verſchiedener Ränke bediente, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, ſo wurde er

I. Lieferung. Band 1, 2, 3, 7, 8 und 9, enthaltend: Fernow's Leben. 2 Theile. — Ausflug an den Rhein. — Gabriele. Novelle in 3 Theilen.

II. Lieferung. Band 4, 5, 6, 10, 11 und 12, enthaltend: Johann van Eyck und ſeine Nachfolger. 2 Theile. — Die Jahreszeiten. Novelle. — Sidonia. Novelle in 3 Theilen.

III. Lieferung. Band 13, 14, 15, 16, 19 und 20, enthaltend: Die Tante. Novelle in 2 Theilen. — Reiſe durch England und Schottland. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 2 Theile.

IV. Lieferung. Band 17, 18, 21, 22, 23 und 24, enthaltend: Reiſe von Paris durch das ſüdliche Frankreich bis Chamouni. 2 Theile. — Kleinere Novellen und Erzählungen. 4 Theile.

Die erſte Lieferung iſt bereits erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Zugleich ſind die nöthigen Anſtalten getroffen, daß alle drei Monate eine Lieferung beſtimmt erſcheint, ſo daß am Schluſſe des Jahres 1834 das ganze Werk in den Händen des Publikums iſt.

Shakspeare's **Plays, accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last edition, with historical and gramatical explanatory notes in german by J. M. *Pierre*. Vol. IV. Containing: King Henry IV. Part. 1. 12. Geh. 8 gr. oder 36 kr.**

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 gr. oder fl. 2. 48 kr.

Verfaſſungen, die, der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Aus dem Engliſchen überſetzt von G. H. Engelhard. 2 Theile. 8. Geheftet. Rthlr. 2. oder fl. 3.

wirklich zum Anführer des Heers der Junta erwählt, obgleich Padilla der Liebling des Volks, das Haupt der Junta und weit talentvoller war als Giron.

Die Folgen dieſer unglücklichen Wahl zeigten ſich bald genug. Giron, eiferſüchtig auf Padilla's Beliebtheit beim Volke, brach mit unbeſonnener Haſt mit dem Heere ſogleich von Tordeſillas nach Rioſeco auf, wo ſich das Heer der Regentſchaft verſammelt hatte. Es gelang ihm aber keineswegs, wie er gehofft hatte, dieſe Stadt zu überrumpeln, und nun wandte er ſich plötzlich nach Villavanda, einem dem Connetable gehörigen Ort, welchen die Königlichen zum Depot ihrer Lebensmittel gemacht hatten. Dadurch eröffnete er dieſen aber den Weg nach Tordeſillas, welchen ſie nicht verſäumten ſofort einzuſchlagen. Graf Haro führte ſein Heer in der Nacht unbemerkt dorthin, nahm die Stadt am folgenden Morgen ein, welche nur von einem Haufen bewaffneter Kleriker unter Anführung des Biſchofs von Zamora — obgleich tapfer genug — vertheidigt wurde und bemächtigte ſich der Perſon der Königin Juana. Da zeigte ſich denn gleich, daß es mit der von der Junta gerühmten Geiſtesgeſundheit derſelben übel genug beſtellt war. Die unglückliche hohe Frau war ganz wieder von ihrem alten Tiefſinn befallen, und die Junta hatte ſie nicht vermögen können, auch nur einen einzigen Regierungsact zu vollziehen. Sie hatte ſich alſo gemüßigt geſehen, den Zuſtand der Königin ſo geheim als möglich zu halten und in ihrem Namen zu regieren.

Nun kam die Lüge an den Tag, und da Haro alle Abzeichen der königlichen Würde, vorzüglich das königliche Siegel, in die Hand bekam, ſo erhielt die Junta dadurch einen tödtlichen Schlag. Die Unzufriedenheit mit dem ungeſchickten Führer in ihrem Heere nahm überhand, ſie ſelbſt ward dadurch mehr und mehr entmuthigt, und die Sache des Volks war ſchon ſo gut wie verloren.

Zwar gelang es Padilla, welcher nun, nachdem Giron eiligſt ſeine Heerführerſtelle niedergelegt und ſich auf ſeine Güter zurückgezogen hatte, an die Spitze des Heers trat, den geſunkenen Muth deſſelben wieder anzufachen, aber es fehlte an Geld, um den Krieg gegen die Regentſchaft mit Nachdruck führen zu können, und der Verluſt der Königin war nicht zu verſchmerzen. Jetzt aber, in dieſer Noth zeigte ſich Maria's großer Geiſt in ſeiner höchſten Glorie. Die glänzenden Weiſſagungen, die ihr gemacht worden, ſtählten ihre Kraft; die heimlichen Unterredungen mit Ineſe ſchnellten ſie empor. Während alle Glieder der Junta den Verluſt der Königin betrauerten, jubelte ſie im Stillen darüber; denn nun war ja auch dieſe Scheinautorität beſeitigt, Giron geſtürzt, und ſie durfte ſich der ſichern Hoffnung hingeben, daß Padilla nach dem erſten bedeutenden Siege über das Heer der Regentſchaft vom Volke zum König erhoben werden würde. Auf der Seite des Volks war ja die gerechte Sache; es kämpfte für ſeine Freiheit; ſie und ihr Gatte feuerten es an, ſie waren die vergötterten Häupter deſſelben; wie hätte ſie

Zweifel hegen können, daß ihr Plan gelingen würde? Auch den Mangel an Geldmitteln raſch abzuhelfen, faßte ſie einen kühnen und außerordentlichen Entſchluß, zu welchem freilich Ineſe den erſten Gedanken in ihre empfängliche Seele warf.

Eines Tags ſah das Volk von Toledo die junge Herrin, der es eine ans Unglaubliche grenzende Verehrung weihete, mit ihrem großen Gefolge, alle in tiefer Trauerkleidung, in feierlicher Proceſſion nach der prächtigen Domkirche ziehen. Sie trug ihren Säugling an der Bruſt. Das Volk ſtrömte in großer Menge zuſammen. Am Dome angelangt, wandte ſie ſich zu dem ihr zujubelnden Menſchenhaufen, bat um Stille und erklärte in einer feurigen Rede: Außerordentliche Fälle erheiſchten außerordentliche Maßregeln; der Sieg der gerechten Sache des Volks ſei durch Geldmangel faſt zweifelhaft; der König und ſeine Miniſter hätten mit räuberiſcher Hand das Land geplündert und es ſchier von allem baaren Gelde entblößt. Handel und Gewerbe lägen danieder; die Noth ſteige von Tag zu Tag. Der Adel habe ſich verbunden, das Volk wieder in das alte unerträgliche Joch zurückzuzwingen. Es gälte jetzt alle Mittel aufzubieten, um den Kampf des Volks für ſeine heiligen Rechte, ſo raſch als möglich, zum ſiegreichen Ende zu führen. Da nun bei den Menſchen jetzt unmöglich Hülfe zu finden ſei, ſo müſſe man ſie bei Gott und den Heiligen ſuchen; denn Gott und die Heiligen ſeien auf Seite der gerechten Sache. Bei ihnen wolle ſie jetzt eine Anleihe machen zur Führung des heiligen Kriegs. Die Domkirche ſei reich an Schätzen, die man in dieſer äußerſten Noth zur Förderung der Sache Gottes und des Volkes benutzen müſſe. Weil ſie aber zu dieſer traurigen Nothwendigkeit gezwungen ſei, habe ſie mit ihren Leuten Trauer angelegt und erſuche alles Volk, ſich mit ihr vor Gott und den Heiligen zu demüthigen und ſie wegen dieſes Nothſchrittes um Verzeihung zu bitten.

Das Volk gab ihr laut ſeine Zuſtimmung zu erkennen und ſtrömte ihr nach in die Kirche. Die Geiſtlichen wagten nicht, ſich einer ſolchen Macht zu widerſetzen. Maria warf ſich vor dem Hauptaltar nieder, ſchlug ſich weinend an die Bruſt und rief in einem glühenden laut geſprochnen Gebet Gott und die Heiligen an, dem Volke zu helfen und ihr zu verzeihen, daß ſie das Kirchengut als die erbetene Hülfe betrachte und verwende. Dann nahm ſie alle koſtbaren heiligen Gefäße aus den Schreinen und zog damit in die Münze, um ſie in Geld verwandeln zu laſſen. Dadurch verſchaffte ſie der Junta bedeutende Mittel und zog ſie aus der Verlegenheit.

Die Regentſchaft, durch dieſen außerordentlichen Schritt belehrt, daß die Junta das Aeußerſte anzuwenden bereit ſei, wurde bedenklich und beſchloß den Weg der Güte zu verſuchen, und ſie war um ſo eher zu einem Vergleich geneigt, als auch ihr die Geldmittel aus denſelben Urſachen zur Führung des Bürgerkriegs fehlten, und ſie bereits die Juwelen der Königin und das Silbergeſchirr des Adels hatte verſetzen und eine Anleihe beim Könige von Portugal machen müſſen. Sie ſtellte der Junta die annehmbarſten Bedingungen zum Frieden; ſie verbürgte ſich, daß allen gerechten Beſchwerden des Volks auf das Gründlichſte abgeholfen würde, ja die meiſten Adligen machten ſich der Junta durch einen Eidſchwur verbindlich, falls der König, verhetzt von böſen Rathgebern, ſeine Einwilligung zu ihren Verſprechungen verſagen werde, ſogleich gemeinſchaftliche Sache mit dem Volke gegen den König zu machen. Aber obgleich ſie dadurch einige Städte gewannen und von der Junta abzogen, ſo arbeitete Maria doch der Vereinigung, die mit einem Male ihre ehrgeizigen Pläne vernichtet haben würde, ſo nachdrücklich entgegen, daß die Junta alle Friedensvorſchläge hartnäckig verwarf. Die kühne Frau wußte ſo geſchickt die Wuth des Volks gegen den Adel zu ſteigern, daß es zum Beſchluß kam, dieſem alle Güter, die er von der Krone erworben, zu entreißen und ſie wieder mit jener zu vereinigen. Dieſer Beſchluß würde ein greller Widerſpruch mit ihrem frühern Kampfe gegen den König geweſen ſein, wenn er der Bereicherung des Kaiſer Karl gegolten hätte. Aber die Häupter der Junta wußten bereits, welchem König ſie durch dieſe Güter des Adels eine gewaltige Grundlage an Reichthum zuführen wollten, obgleich ſein Name in den Volksverſammlungen noch nicht ausgeſprochen wurde.

Juan de Padilla ſiegte in einigen kleinen Treffen über

Heeresabtheilungen der Regentſchaft und wurde, ſo wie die ganze Junta, dadurch von der feſteſten Zuverſicht auf den vollſtändigen Sieg des Volks erfüllt. Ja, es gelang ſogar Padilla, die feſte Stadt Torrelobaton, welche die Königlichen beſetzt hielten, zu erſtürmen und ſie der Plünderung ſeiner Soldaten preiszugeben. Aber dieſer glänzende Sieg machte die Junta übermüthig, die Genüſſe, welche die Soldaten aus der Beute ſich bereiteten, wirkten erſchlaffend auf ſie, und ſtatt ſchnell nach Tordeſillas zu eilen, und dieſe Stadt dem beſtürzten Adel wieder zu entreißen, überließen ſie ſich der Schwelgerei und Ruhe. Padilla, von ſeiner Frau endlich über ihre geheimen Pläne unterrichtet und dafür gewonnen, hatte natürlich kein Verlangen, ſich wieder in Beſitz der Königin zu ſetzen; ſie konnte ja ſeinem Zwecke nur hinderlich ſein. Er erging ſich mit ſeinen Getreuen in den kühnen Plänen, die von ſeiner Frau ausgegangen waren, und ſchmeichelte dem Heere, indem er die Schwelgereien deſſelben förderte. Dadurch gewann der Adel Zeit, ſich von ſeiner Beſtürzung zu erholen und ſeine Macht zu ſammeln. Mit dieſer rückten der Connetable und ſein Sohn auf Torrelobaton zu. Padilla ſah ſich zu ſchwach, um dieſem Heere auf die Dauer Widerſtand zu leiſten und brach daher auf, um ſich in die Stadt Toro zu werfen. Wäre ihm dies gelungen, ſo würde er höchſt wahrſcheinlich in wenigen Tagen ſchon zum Könige ausgerufen worden ſein; denn ſchon waren alle geheimen Anſtalten dazu getroffen, und die Kunde, daß ein franzöſiſches Heer in Navarra eingefallen ſei, um dieſes Königreich zu erobern, wirkte ſo niederſchmetternd auf den verbündeten caſtiliſchen Adel und ſo erhebend auf das Volk, daß die Krone gleichſam ſchon über Padilla's Haupte ſchwebte. Aber auch Graf Haro war durch die Zigeuner von Padilla's kühnem Streben unterrichtet; auch er begriff die große Wichtigkeit dieſes Moments, und ſetzte mit ſeiner guten Reiterei Padilla's Heer nach. Der eilige Rückzug deſſelben ſah einer Flucht ähnlich; es war bereits ermattet und zog eben in der Nähe von Villabar über einen friſch gepflügten Acker, welcher vom Regen der vorhergehenden Tage ſo durchweicht war, daß die Soldaten kaum darauf fortzukommen vermochten. Auf dieſe Weiſe waren ſie dem vom Feuer einiger Kanonen gut unterſtützten Angriff der Feinde ganz blosgeſtellt und ergriffen, von einem paniſchen Schrecken erfaßt, ſo eilig die Flucht, daß Padilla trotz der tapferſten Gegenwehr gefangen genommen ward. Mit ihm geriethen noch Don Juan Bravo, der Anführer der Segovier, und Don Franceſco Maldonado, der der Truppen von Salamanca, in Gefangenſchaft. Der Jubel über Padilla's Fang war unter den Adligen groß, und weil ſie die hohe Wichtigkeit deſſelben wohl zu ſchätzen wußten, ſo beeilten ſie ſich mit unerhörter Haſt, das Opfer unſchädlich zu machen. Sie fürchteten, daß Donna Maria Alles aufbieten werde, ihren Gemahl zu befreien. Deshalb ward der unglückliche Liebling und Feldherr des Volks, mit ſeinen beiden Leidensgefährten, ſchon am folgenden Tage, ohne gerichtliche Unterſuchung und Urtheilsſpruch zum Tode geführt. Es wurde ihm nur ſo viel Zeit vergönnt, um einen Abſchiedsbrief an ſeine Gemahlin und einen andern an die Stadt Toledo zu ſchreiben, dann ging er mit Faſſung und Ruhe dem Schwerte entgegen, welches ſein edel geſtaltetes Haupt vom Körper trennte. Gleiches Schickſal traf ſeine beiden Gefährten.

Mit Padilla's Tod war der Junta die Spitze abgebrochen. Das Volk verlor Muth und Thatkraft; eine Stadt um die andre unterwarf ſich dem ſiegreichen Heere der Regentſchaft. Die gerechte Sache des gemeinen Mannes unterlag, und nur aus Klugheit trat der ſiegreiche Adel das beſiegte Volk nicht gänzlich nieder. Die Kraft des letztern war aber gebrochen und erhob ſich nicht wieder zu freier Thätigkeit. Seiner Rechte wurde es allmälig beraubt, der gewaltigſte Despotismus ſchlug in Spanien ſeinen Thron auf und vernichtete den edeln Volksgeiſt auf Jahrhunderte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ganz Caſtilien war unter die Herrſchaft der drei königlichen Regenten zurückgebracht, Toledo allein widerſtand ihren Verſprechungen. Es war der muthige und gewaltige Geiſt eines Weibes, welcher die Bewohner dieſer volkreichen Stadt zu ſo beharrlichem Widerſtande anfeuerte, es war die gewaltige Herrſchaft Maria's de Padilla, die, einem Zauber gleich, die bewaffneten Bürger ihren ihnen an Zahl weit überlegenen Feinden ſchier unbegreiflichen Trotz bieten ließ. Es war nicht mehr der großartige Ehrgeiz, es war jetzt die großartige Rache, welche die große Frau durchflammte; denn in Allem, was dieſes Weib dachte, fühlte und that, war ſie groß und ungewöhnlich. Die ſich nicht für zu gering geachtet hatte, nach der Königskrone zu ſtreben, wollte wenigſtens ihren Feinden Achtung abnöthigen und dem gefallenen Manne ihrer Liebe ſo viel als möglich Racheopfer ſchlachten. Und mit der wildeſten Begeiſterung hing das Volk von Toledo an ſeiner Heldin; alle Liebe und Verehrung, die es für ihren

Gemahl gehegt, trug es auf ſie über, und das Mitleid mit ihrem Unglück ſteigerte das Gefühl für ſie zum Fanatismus. Aber Maria rechtfertigte auch das Vertrauen des Volks glänzend. Mit Klugheit wußte ſie einen großen Theil der Zigeuner, die dem Feinde gedient hatten, für ihre Sache zu gewinnen, und ſie flogen als ihre Boten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und trugen ihre Briefe, um das Volk überall zu neuem Widerſtand, zu wiederholter kräftiger Erhebung anzufeuern. Ueberall verſuchte ſie die geſunkene Hoffnung wieder zu beleben und den Geiſt des Volks zu heben und zu ſtärken. Mit den Anführern des franzöſiſchen Heers in Navarra ſtand ſie durch die ſchlauen und gewandten Zigeuner in ununterbrochener Verbindung, und die Truppen der Regenten waren mit den Franzoſen ſtets ſo ſehr beſchäftigt, daß ſie auch nicht die kleinſte Macht auf Toledo verwenden konnten. Dadurch gewann Maria Zeit, ſich immer mehr zu verſtärken. Den reichen Kirchen und Klöſtern preßte ſie im Einverſtändniß mit dem Volke die Schätze ab, und mit dieſen warb ſie ein Heer, das von Tag zu Tag an materieller und moraliſcher Stärke zunahm. Statt der Fahnen gab ſie dieſem Heere große Crucifixe, gleichſam als ob es einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen gälte. Und wirklich erfüllte ſie das Heer durch ihre begeiſterten Reden mit einem ſo fanatiſchen Haß, daß Alle meinten, es wäre Gottes Sache, für die ſie zu fechten ſich anſchickten. Faſt täglich durchzog ſie die Straßen der Stadt in

Nächſtens erſcheinen.

Beauties of Shakspeare by W. Dood, with the german translations of A. W. Schlegel, Tieck, Voss and others. 2 Vol.

Auch unter dem Titel:

Muſterſtücke aus Shakspear's dramatiſchen Werken; engliſcher Text nach Dood's Anordnung, mit gegenüberſtehender deutſcher Ueberſetzung von Schlegel, Tieck, Voß u. Andern. 2 Bände.

Bechſtein, Ludwig, der Fürſtentag. Novelle. 2 Theile.

Belani, H. E. R., Portugalli. Romantiſche Erzählungen aus Portugals Vorzeit. 3 Theile.

— — Romantiſche Erzählungen aus Portugals neuerer Geſchichte. 2 Theile.

Beurmann, Dr., Almanach der deutſchen Bühne auf das Jahr 1835.

Cooper, der Spion. Novelle. 2 Theile. Dritte verbeſſerte Auflage.

Duller, Eduard, die Feuertaufe. Erzählung. 2 Theile.

— — Phantaſiegemälde für 1835. Mit einem Kupferſtich von Fleiſchmann.

Dieſe treten an die Stelle der Phantaſiegemälde von Georg Döring.

Herzog, Prof., Skizzen aus der Schweiz.

Ortlepp, E., Lyra der Zeit. Eine Sammlung der größern politiſchen u. zeitgemäßen Gedichte.

Storch, L., Erzählungen. 4 Theile.

— — der Karikaturiſt. Novelle. 2 Theile.

— — der Stern des Morgenlandes. Novelle. 3 Theile.

Trauerkleidern und in Waffen auf hohem Roſſe, eine ſchöne zürnende Amazone, und mit ſich führte ſie ihren Sohn auf einem Maulthiere und ließ vor ihm eine große Standarte tragen, auf welche, die Todesart ſeines Vaters gemalt war. Ueberall redete ſie das ihr zujubelnde Volk an und rief es zur Rache auf. Dadurch ſtachelte ſie die Leidenſchaften fort und fort auf und erhielt die Gemüther in ſteter Bewegung. Einen Hauptgrund ihres fanatiſchen Eifers gegen König Karl gab die Erhebung des jungen Niederländers Wilhelms von Croy zum Erzbiſchof von Toledo ab, und die von ihr beraubte und dadurch im Stillen auf ſie erbitterte Kleriſei ſtimmte ihr in dieſem Punkte vollkommen bei. Das entflammte Volk war gleichſam blind gegen alle Gefahren, die ihm droheten; es hoffte ſogar die königlichen Truppen, ſobald ſie heranrücken würden, zu ſchlagen und ganz Caſtilien wieder zum Aufſtand zu bringen.

Keine Verſprechungen der Regenten vermochten es zum Abfall von Donna Maria zu bringen, und alle Vorſtellungen und blendenden Zuſagen ihres Bruders, des Marquis von Modejar, konnten die Heldin nicht bewegen, ihr gefährliches Spiel aufzugeben.

Als nun endlich die Franzoſen vom königlichen Heere aus Navarra vertrieben waren, kam eine ſtarke Abtheilung dieſes Heers nach Caſtilien und belagerte Toledo. Aber Maria und ihr Heer bewährten ihren Muth durch die That. In ſchnell aufeinander folgenden Ausfällen und

Gefechten ſchlug ſie die Königlichen ſo gänzlich, daß ſie an keinen Widerſtand mehr denken konnten. In dieſen Schlachten flog ſie auf ihrem Roſſe durch alle Glieder ihres Heeres und feuerte alle mit den Worten ihrer hinreißenden Begeiſterung an. Den errungenen Sieg verkündete ſie als einen Sieg Gottes und verſammelte das Volk zur Feier deſſelben in der Kathedrale. Zuletzt erſchien ſie dem Volke als ein mit übernatürlichen Kräften ausgeſtattetes Weſen. Es war allmälig verrathen worden, daß Aya eine Maurin und in die tiefſten Geheimniſſe der Zauberei eingeweiht ſei. Man erzählte ſich, daß ſie im Bunde mit mächtigen Geiſtern ſtehe und dadurch der Donna Maria zu ſo glänzenden und außerordentlichen Erfolgen verhelfe. Und da man Aya faſt immer um die Perſon der Heldin ſah, ſo fanden dieſe Gerüchte beim wundergläubigen Volke ſchnellen Eingang. Man behauptete, die geheimnißvolle Fremde auf dem Alkazar, die ſich ſo ſtreng dort eingeſchloſſen hielt, und zu der Donna Maria und Aya einzeln und zuſammen ſo oft gingen, ſei ein hölliſches Weſen, von welchem ſich beide Raths erholten. Dies nun war der Punkt, an welchem die Regenten und der Adel, welche mit Waffengewalt nichts gegen die tapfre Wittwe auszurichten vermochten, die Kette befeſtigten, welche die Heldin endlich zu Boden reißen ſollte. Sie wandten ſich mit Glück an die beraubte Geiſtlichkeit in Toledo, und dieſe untergrub allmälig Maria's Anſehen beim Volk durch die Behauptung, daß die geprieſene Frau durch die Maurin und die Höllenbraut auf dem Alkazar in den Dienſt des Teufels gerathen ſei. Sobald Maria von dieſen pfäffiſchen Bemühungen erfuhr, erſuchte ſie die Freundin auf der Citadelle und deren Dienerin Toledo zu verlaſſen. Donna Ineſe hatte ihre Abreiſe ſchon ſeit einiger Zeit vorbereitet; denn der finſtere Racheplan, den ſie mit Aya geſchmiedet, war zur Ausführung gereift. Auch ohne Maria's Wunſch war Ineſe's Bleiben nicht mehr in Toledo. In einer dunkeln Octobernacht ſchieden ſie. Lange lagen ſie ſich in den Armen. Ineſe blieb finſter und verſchloſſen; Maria tief bewegt. Was war aus den kühnen und großartigen Plänen dieſer beiden hochbegabten Frauen geworden! Sie verhehlten ſich ihre Lage nicht. Ineſe hatte mit dem Leben abgeſchloſſen und gab ſich der ſchweigenden Troſtloſigkeit hin; Maria war entſchloſſen bis ans Ende zu kämpfen; ſie hatte wenigſtens das Vertrauen auf ſich ſelbſt aus dem verheerenden Sturme gerettet; Ineſe hatte es verloren.

Die Entfernung der zauberiſchen Maurin und des böſen Geiſtes half Maria nichts mehr. Die Kleriſei fuhr fort das Volk mit immer größerm Eifer gegen ſie einzunehmen, und dies geſchah mit um ſo mehr Erfolg, als die Nachricht einlief, daß der junge Erzbiſchof in den Niederlanden, in Folge eines Sturzes vom Pferde, geſtorben war. Bald darauf wurde auch der Tod des Herrn von Chievres in Caſtilien bekannt; der Verführer des Königs war nicht mehr! — So kam es ſchon nach wenig Wochen in Toledo zu einem Auflauf. Das zuſammengerottete Volk ſchalt nun eben ſo wüthend auf die Heldin, wie es ſie erſt vergöttert hatte, vertrieb ihre Soldaten aus der Stadt und übergab dieſe dem königlichen Feldherrn. Maria rettete ſich mit ihren Getreuen in den Alkazar. Mit ſtaunenswerther Tapferkeit vertheidigte ſie ſich hier noch vier ganzer Monate gegen die Angriffe der Königlichen, bis ſie endlich aus Mangel an Lebensmitteln aufs Aeußerſte getrieben, am 20. Februar 1522 als Bäuerin verkleidet, mit ihrem Sohne in der Nacht durch Hülfe einiger Freunde in der Stadt glücklich entkam und ſich nach Portugal zu Verwandten rettete.

Gleichzeitig mit dem Aufſtand der Junta in Caſtilien, tobte der des Germanats in Valencia, hier aber hatte er einen noch wildern und bösartigern Charakter. Der Unterkönig war verjagt und nach ihm faſt alle königlichen Beamten; die ſiegreichen Handwerker wußten nicht Maß zu halten und überließen ſich allen Ausſchweifungen. Der Kaiſer verbot endlich Getraide aus Sicilien und Sardinien nach Valencia zu führen, wodurch die Germanaten in eine Hungersnoth geſtürzt wurden. Die aufs Aeußerſte geängſtigten vornehmen Bewohner des Königreichs ſchrien den Statthalter von Katalonien um Hülfe an, und er führte ein Heer herbei, dem ſich Truppen aus mehren treugeſinnten Städten in Valencia und Murcia anſchloſſen. Dadurch wurden die Germanaten in die Enge getrieben, ihr Heer geſchlagen und gänzlich aufgerieben und ſie ſelbſt genöthigt, ſich auf Gnade und Ungnade zu übergeben.

Um dieſe Zeit war es, als der Markgraf Johann von Brandenburg einen Boten mit einem Briefe vom Anführer des ſiegreichen kaiſerlichen Heeres erhielt, worin er aufgefordert wurde, ſich mit ſeiner Gemahlin ſchleunigſt nach Valencia zu begeben, da ihm nach des Kaiſers Befehl die Stelle als Vicekönig eingeräumt werden ſolle. So unwahrſcheinlich es auch war, daß der Kaiſer jetzt, wo ihm Alles daran liegen mußte, das Vertrauen des Volks überall wieder zu gewinnen, hier abermals einen der wichtigſten Poſten einem Ausländer übergeben würde, gegen welchen ſich der Haß des Volks ſo unzweideutig ausgeſprochen, ſo glaubten Johann und Germaine doch daran. Ehrgeiz und Rachegefühl verleiteten ſie blind in die Falle zu gehen, welche ihnen der falſche Einladungsbrief ſtellte. Beide hatten bisher auf ihrem Schloſſe in tiefer, ihnen aufgezwungener Zurückgezogenheit gelebt. Der Adel zog ſich von ihnen zurück, das Volk verhöhnte ſie. Der Markgraf durfte ſich in keiner Stadt ſehen laſſen; der Adel behandelte ihn mit demüthigender Kälte, das Volk verfolgte ihn mit Schmähreden, und bei der aufgeregten Stimmung konnte ihm Niemand für ſeine perſönliche Sicherheit bürgen. Dadurch wurde das lebensluſtige fürſtliche Ehepaar in eine langweile und verdrießliche Stellung gedrängt. Was halfen ihnen ihre königlichen Einnahmen; ſie mußten wie Einſiedler leben. Der an ein wechſelvolles, vergnügliches und abenteuerndes Leben gewöhnte Fürſt ſehnte ſich nach Veränderung. Der Rauſch in Germaines Armen war verflogen, und da er einer tiefen und reinen Seelenliebe nicht fähig war, ſo verlangte ihn nach andern Genüſſen. Seine Phantaſie beſchäftigte ſich mehr und mehr wieder mit Ineſe, und der Wunſch ſtieg in ihm auf, er möchte wieder mit ihr zuſammentreffen. Er ahnete nicht, daß dieſer frevelhafte Wunſch ihm zur fürchterlichſten Wirklichkeit werden ſollte.

Der Einladungsbrief kam alſo dem gelangweilten Fürſtenpaar ſehr gelegen; ſie entwarfen Pläne, wie ſie ſich, auf die ſieghafte kaiſerliche Macht geſtützt, für die erlittenen Unbilden empfindlich rächen wollten. Mit zahlreichem Gefolge reiſten ſie ab. Ihr Weg führte ſie durch die Gebirgszüge, aus welchen die ſüdlichen Seitenflüſſe des Ebro hervorgehen. Es fiel ihnen nicht auf, daß ſie oft von Zigeunern umſchwärmt wurden; denn Zigeuner fand man überall in ganz Spanien. Nahe an der Grenze zwiſchen Aragonien und Valencia mußten die hohen Reiſenden ihr Nachtlager in einem hochgelegenen Gebirgsorte nehmen. Es war noch über eine Stunde bis zur Nacht, aber die Königin war von der Reiſe ermüdet, und der Weg bis zum nächſten Ort weit und ſchlecht. Der Markgraf benutzte die Tageszeit, um ſeiner Jagdleidenſchaft zu genügen, wozu die bergige und waldige Gegend ihm die günſtigſte Gelegenheit bot. Von einem Diener begleitet, war er noch nicht weit in einem Thale vorgeſchritten, als er ſich zu ſeiner angenehmen Ueberraſchung von einigen reizenden Zigeunermädchen angehalten ſah, die ihm ihre

Dienſte als Prophetinnen anboten. Gern ließ er ſich mit ihnen in eine ſchäkernde Unterhaltung ein, und als ſie ihn endlich mit anmuthigen Zephyrſchritten umtanzten und ihm Küſſe zuwarfen, war er von aufglühender Sinnenluſt wie bezaubert.

„Wo wohnt ihr, ſüße Kinder?“ fragte der bethörte Fürſt. „Ich habe Luſt, ſtatt auf die Jagd zu gehen, ein Stündchen bei Euch zuzubringen und einen Becher mit Euch zu leeren.“

„Dort in jenem Hauſe am Berge können wir eine Stunde raſten, wenn es Euch beliebt, Monſenjor,“ verſetzen ſie. „Ihr findet dort eine ſchöne Donna, die von Liebespein zu Euch gequält, Euch nachgereiſt iſt und dieſe Nacht in jenem Hauſe weilen wird. Sie läßt Euch erſuchen, bei ihr einzuſprechen und will mit Vergnügen alle Eure Wünſche erfüllen.“

Der Markgraf ſah ſich nach dem niedrigen ohnfern am Berghange gelegenen Hauſe um und fragte dann nach dem Namen der Herrin. Die Mädchen verſicherten, ihren Namen nicht zu kennen; ſie ſei aber ſchön und ſtolz wie wenig Frauen und ſterbe faſt vor Liebe zu ihm. Die geſchmeichelte Eitelkeit des Markgrafen trieb ihn ſogleich dem Hauſe zu. Das verkörperte Bild ſeiner heißen Sinnenträume der letzten Zeit trat ihm dort zu ſeinem entzückten Staunen lieblich und lockend, lächelnd und verführeriſch reizend geſchmückt entgegen, Ineſe de Cardona, welche durch die Künſte der Toilette den Schein von Jugendfriſche in ihre Züge gebannt hatte. Kaum traute er ſeinen Augen, und eine Minute lang ſtarrte er ſie ſprachlos an.

„Ich bin's, mein Johann!“ rief ſie zärtlich. „Es iſt Deine liebeſieche Ineſe, die nicht länger ohne Deine Küſſe leben kann. Mein Trotz iſt beſiegt, ich werfe mich liebeflehend an Deine Bruſt.“

Und die ſchönere That folgte unmittelbar den ſchönen Worten.

Und Du willſt wieder ganz mein ſein, herrlichſtes aller Weiber?“ rief der Fürſt wonnetrunken.

„Ganz Dein wie ſonſt. All mein Groll iſt verſchwunden vor der Liebe zu Dir, die mich ganz bezaubert hat, ſo daß ich Dir nachgelaufen bin, wie Du ſiehſt. Kann ich Dir einen ſchönern, für Dich ſchmeichelhaftern Beweis von Deiner unwiderſtehlichen Macht über mich geben?“

Der Markgraf überließ ſich dem Entzücken, welches ihm dieſe Worte bereiteten; er überglühte den ſüßen Mund, der ſich ihm ſo verlangend entgegenbot, mit feurigen Küſſen.

„Willſt Du mir dieſe Nacht ſchenken, göttliches Mädchen?“

„Ich flehe Dich darum, ſie mir zu ſchenken, mein Johann.“

„Das ſoll wieder eine ſelige Nacht werden.“

„Eine ſelige Nacht!“ ſagte ſie mit ſcharfer Betonung. „Ich reiße mich jetzt los von Dir, um die Königin zu täuſchen in Bezug auf dieſe Nacht und einige Vorkehrungen zu treffen. Ich bringe einen herrlichen Malaga mit, feurig wie unſre Liebe. Mit ihm wollen wir unſre Wiedervereinigung feiern.“

„Das wollen wir jetzt gleich, mein Geliebter. Auch ich führe einen köſtlichen Wein bei mir. Ava, reiche uns Becher und eine Flaſche goldnen Xeres."

Die Dienerin trat ein und brachte das Verlangte.

„Sieh, mein Johann, wie ich Deinen Mundbecher, den Du ſo oft bei mir geleert, in Ehren gehalten! Ich führe ihn ſtets mit mir. Heute ſollſt Du wieder daraus trinken und Dich für dieſe Nacht ſelig trinken."

„Göttliches Weib, und Dich konnte ich verlaſſen!"

Der Wein perlte in den Bechern; ſie ſtießen an; er rief: „Auf neuen ſeligen Liebesgenuß!" Sie: „Auf die nahe ſelige Nacht!"

Er leerte den Becher bis auf den Grund. Dann wollte er ſie küſſen. „Jetzt keinen Kuß mehr," ſprach ſie abwehrend. „Alles verſpart auf die Nacht!" Und er ging.

Sobald er hinaus war, riß Ineſe den Schmuck von ſich, und ihre Züge nahmen wieder den ſtarren grauſigen Ausdruck eines Meduſenhauptes an.

„Mein letztes Werk iſt vollbracht!" ſagte ſie dumpf zu Ava. „Dank Deiner Kunſt, meine treue Magd! Reinige den Becher; er hat ſeine Schuldigkeit gethan. Ich ſchenke ihn Dir. — Laß die Maulthiere vorführen. In einer Stunde müſſen wir über die Berge ſein. Du ziehſt nach Granada und gibſt dort dieſen Brief ab. Ich habe eine andre Reiſe vor. Wenn ich Dich brauche, werde ich es Dir wiſſen laſſen."

Eh' die Nacht auf die Berge ſank, waren die Zigeuner aus dem Thal verſchwunden; mit ihnen Ineſe und Ava. In der Herberge des königlichen Paars rang aber Markgraf Johann von Brandenburg mit dem Tode. Verzweiflungsvoll ſaß Germaine an ſeinem Schmerzenslager. Endlich preßte ihm die Todesangſt das Geſtändniß ab: „Ich bin vergiftet von Ineſe de Cardona."

Die Königin begriff aus dieſen Worten Alles. Sie wurde ruhig. Nach einer Stunde fürchterlichſter Qual war der leichtſinnige Fürſt eine Leiche. Germaine vergoß keine Thräne; ſie hatte die Ueberzeugung, daß ein gerechtes Strafgericht hier gewaltet habe.

Zwei Tage ſpäter wieder am Abend kniete Ineſe auf dem Grabe Maria's von Iſſelſtein und betete lange. Sie hatte am Tage einige Stunden in dem einſamen Landhauſe zugebracht, das jetzt von einer Bauernfamilie bewohnt war. Sie verbrannte mehre Papiere und ſchenkte der Bäuerin all ihre Habe, nebſt dem Maulthier, auf welchem ſie gekommen war. Dann ging ſie hinaus zu dem Doppelgrabe. Ihr Leben ging an ihrem düſtern Geiſte noch einmal vorüber. Sie ſchauderte, daß der Sidi Almavar recht gehabt: den Mauren hatte die ſittliche Kraft gefehlt, die Wirren in Spanien zu benutzen und das Joch abzuwerfen. Es war bei einigen unbedeutenden Aufſtänden geblieben, und dieſe hatte Chaireddin Barbaroſſa hervorgerufen. Ueberall hatte ein tüchtiger Anführer gefehlt, nirgend war eine wahre Begeiſterung für Religion und

Freiheit aufgeflammt; und deshalb waren die mauriſchen Rebellen leicht bezwungen und das Volk nur in ein noch härteres Joch gelegt worden.

„Weh mir! Ich habe vergebens gelebt!“ ſeufzte die Unglückliche tief und verzweifelt. „Aber gerächt hab' ich meine Schmach!“

Sie küßte die heilige Erde des Grabes und ging über die waldige Anhöhe der Meerbucht zu. Der Vollmond ſtieg blutroth aus den Wellen empor und warf ein zweifelhaftes Licht auf ihren einſamen Pfad. Zuweilen hielt ſie an, um auszuruhen; es ſchien ihr an Kraft zu gebrechen. Vom Licht des allmälig fahl gewordnen Monds überglänzt, wurden ihre todtbleichen Züge geiſterhaft. Endlich langte ſie auf der Höhe der die Bucht umgürtenden Felſen an. Sie ſuchte und fand den ſteilen Pfad hinab, aber ihre Knie wankten. Jetzt blitzte das ſtille Waſſer der Bucht zu ihren Füßen. Sie warf ſich auf die Knie und rief Allah, den Gott ihrer Väter, mit lauter Stimme an, ſie in ſeinen Schoos aufzunehmen. Noch ſchwebte das letzte Wort auf ihren Lippen, als ſie ſich von dem Felſenvorſprung in die Tiefe hinabſtürzte. Die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen. In demſelben Augenblick ſchoß ein bemanntes Boot hinter dem Felſen hervor, auf die Stelle zu, wo ſie verſunken war.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in drei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1850.

251. D

Das Haus Fugger.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Die Sturmvögel zum Bauernkrieg.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1850.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Von einem Vorſprunge des Hundsrücks, einem ſtattlichen Bergkegel, leuchtete die prächtige Ebernburg in das reizende Nahethal hinab, es weithin beherrſchend. Es iſt ein köſtliches Stück Erde, dieſes grüne fruchtbare Thal der Nahe, wie es im Halbbogen ſich um das Gebirg des Hundsrücks ſchweift, von den hochgelegenen und wilden Partien an, wo die Nahe aus den Gebirgsrinnen zuſammenläuft, bis zu der lieblichen Stelle, wo ſie ihre klaren Waſſer in den mächtigen Rheinſtrom ergießt; die Perle des Thales aber war die hoch oben thronende Ebernburg mit ihren ragenden neuen ſteinernen Häuſern mit gezackten Zinnen und Thürmen. Dieſe Burg war Eigenthum des mächtigen und berühmten Ritters Franz von Sickingen, des hochangeſehnen Oberhaupts des ſchwäbiſchen Bundesheers und jetzt kaiſerlichen Raths und Feldhauptmanns.

Es war zu Ende des Frühlings im Jahre 1522, als eines Nachmittags ein kleiner Reitertrupp von Kreuznach aus das Nahethal hinauf ritt, der ſich ohne Zweifel die

Ebernburg zum Ziel geſetzt hatte. Es waren Freunde von Augsburg, nicht kriegeriſch bewaffnete Männer, ſondern Diener des Friedens, der Wiſſenſchaft und des Handels. Es war Konrad Peutinger, der gelehrte Stadtſchreiber, es war Ulrich Fugger und ſein Bruder Hieronymus, ein bleicher ſchmächtiger Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, ſeinem älteren Bruder ſehr ähnlich, nur mit einem noch feurigerem Auge, aber einer minder edlen und ſtolzen Haltung ausgeſtattet. Dieſen dreien folgten ebenſoviel Knechte. Sie waren den Rhein herabgefahren und kamen von Augsburg. Lange hatten ſie ſchweigend oder nur von gleichgültigen Dingen redend ihren Weg fortgeſetzt, bis ſie plötzlich bei einer Wendung des Thales die prächtige Burg erblickten. Ueberraſcht von der Schönheit derſelben, hielten ſie die Pferde an. Keiner von ihnen war noch in dieſe Gegend gekommen; am lebhafteſten äußerte Hieronymus den von der Schönheit der Ritterfeſte empfangenen Eindruck; er jauchzte auf und rief begeiſtert: „Gegrüßt mir, du herrliche Herberge der Gerechtigkeit, wie dich Ulrich von Hutten ſo ſchön und treffend getauft hat! Das nenn' ich mir einen würdigen Sitz der Wahrheit, des Rechts und der Begeiſterung für Beide! Wie ſchlägt mir das Herz ſtürmiſch, nun die Männer zu ſehen, die von dieſer Felſenſpitze den Kampf gegen Lug und Trug ſo kräftig führen! Ich kann es Dir nicht genug Dank wiſſen, mein Bruder, daß Du meinen heißen Wünſchen nachgegeben und mich auf dieſer Reiſe mitgenommen haſt.“

„Wie der Geiſt der Jugend aus ihm ſpricht!“ lächelte der Stadtſchreiber fein. „Für die großen und neuen Meinungen und Anſichten, welche an altgewordenen Formen rütteln, iſt doch die Jugend ſtets am empfänglichſten. Wie ſtaunenswerth iſt in dieſer Beziehung auch die Einrichtung Gottes in dem menſchlichen Geiſte! Wäre die Jugend nicht ſo leicht entzündbar für die Feuerfunken, die von gewaltigen Geiſtern, den Glutherden einer neuen Weltgeſtaltung, ausfliegen, nie würden die Flammen, die das Alte, Morſche und unbrauchbar Gewordene verzehren ſollen, damit neuen Schöpfungen Raum werde, um ſich greifen können; ſie würden erſticken und verlöſchen aus Mangel an Brennſtoff und an Zugluft. Darum hat die Jugend immer Recht und wird zu allen Zeiten Recht behalten, wenn es gilt, eine alte abgelebte Zeit vom Throne zu ſtürzen und eine junge, kräftige dafür zu erheben. Durch die begeiſterte Jugend werden Luther und Hutten ſiegen, in Rom mögen ſie ſich ſpreizen, wie ſie wollen. Sehen wir es doch in Wittenberg. Trotzdem, daß Luther ſeit ſeiner Abreiſe von Worms wie von der Erde verſchwunden war, ſtrömten aus allen Gauen des deutſchen Reichs Jünglinge nach der kleinen Univerſitätsſtadt, um ſeines Geiſtes theilhaftig zu werden; denn alle Lehrer ſind dort von ſeinem Geiſte ergriffen und erfüllt, vorzüglich mein junger edler Freund Philipp Melanchthon, ſelbſt noch ein Jüngling und doch ſchon einer der gelehrteſten und klarſten Köpfe und eines der wärmſten und edelſten Herzen.“

„Ich wollte, ich hätte mich den Wiſſenſchaften gewidmet,“ ſagte Hieronymus mit einem Anfluge von Unmuth, um auch in Wittenberg ſtudiren zu können. Welch ein herrliches Leben muß ſich dort entfalten!“

„Wir bedürfen auch der freiſinnigen Männer in andern Ständen,“ nahm Ulrich das Wort. „Namentlich unſerem Stande thut es noth, daß wir uns vom Gewöhnlichen, Alltäglichen, Herkömmlichen losreißen. Denn kein Stand iſt geneigter, geiſtig zu verſumpfen, das Geld zum Gott der Erde zu erheben und vor der Macht ſich wedelnd zu verbeugen, ſie mag ſo ungerecht, ſo aberwitzig ſich geberden, wie ſie will. Haben wir doch das Beiſpiel in unſerer eigenen Familie. An uns nun iſt es vorzüglich, die kühnen Gedanken der Wahrheit, welche in den großen Geiſtern aufblitzen, in das Leben einzuführen, ſie der Wirklichkeit anzupaſſen, ihnen Fleiſch und Blut zu geben und ſie fruchtbar zu machen für unſere und künftige Zeiten. Wenn es nur unter den Gelehrten empfängliche Köpfe gäbe, mein Hieronymus, würde die Wahrheit ſtets ein Schattenbild bleiben. Darum preiſe den von dir erwählten Kaufmannsſtand, der dir die ſchönſte Gelegenheit gibt, zu verwirklichen, was jene großen Männer gedacht und geforſcht und in Wort und Schrift ausgeſprochen haben. Fahre nur fort, die Schriften Luthers, Huttens und anderer kräftigen Geiſter unſerer Zeit zu leſen und dir die Seele von ihnen entflammen zu laſſen.“

„Daß ich es daran nicht fehlen laſſe, weißt Du!“

rief der Jüngling mit leuchtenden Blicken. „Hab' ich Dich doch deshalb vermocht, mich mit zu nehmen, weil ich für die Schriften des edeln Ritters von Hutten ſchwärme."

„Gott ſegne Euch, junger Mann!" ſagte der bejahrte Stadtſchreiber mit Rührung. „Möchte die Jugend des ganzen deutſchen Reichs im Denken, Fühlen und Handeln, was dieſen Punkt betrifft, Euch ähnlich ſein! O, wären doch alle Jünglinge, wie Ihr, ergriffen von der göttlichen Macht der Wahrheit, wie ſie ſo unverkennbar und bezwingend aus Luthers und Huttens Schriften hervortritt, es ſtände beſſer um ihre gute Sache."

„Ich verſteh' Euch, werther Herr und Freund!" ſagte Ulrich bitter lächelnd. „Wir hätten dann nicht das unſelige wormſer Edict zu beklagen. Schwerlich hat unſer junger Kaiſer etwas von Luthers und Huttens Schriften geleſen; wie hätte er ſonſt unſere auf ihn geſetzten Hoffnungen ſo bitter täuſchen können! Man rühmt ihm doch nach, daß er klug und verſtändig ſei. Wir rechneten es ihm hoch an, daß er ſich dem Einfluß des alten Kardinals Ximenes in Caſtilien ſo geſchickt entzogen, und nun läßt er ſich doch zu unſer Aller ſchmerzlichem Erſtaunen von den römiſchen Netzen umgarnen und fangen. Wenn das ſeinem ſchwachen und abgelebten Großvater geſchah, ſo durfte es uns nicht verwundern; wir waren es wohl nicht anders von ihm gewohnt. Von dem einundzwanzigjährigen Karl, der vom Papſt ſchon beleidigt worden war, ließ ſich ein beſſeres Verſtändniß erwarten."

„Bah!“ verſetzte Peutinger, „er iſt nicht ſelbſtſtändig, Ihr wißt es ja. Der geizige Chievres und die andern niederländiſchen Miniſter und Edelleute ſeiner Umgebung leiteten ihn. Seit Chievres Tod bewegt er ſich ſchon freier, wie man ſagt. Wahrſcheinlich würde heuer das Edict nicht ausgegeben, Luther nicht in die Acht erklärt, die Cenſur für neue Druckſchriften nicht angeordnet worden ſein, zumal es ſo ganz entgegengeſetzte Folgen gehabt hat, als die hohen Herren erwartet haben. Iſt Luther nicht erſt recht gefeiert und ſchier vergöttert, ſeit der Bann des Papſtes und die Acht des Kaiſers über ihn ausgeſprochen worden ſind? Sind die gedruckten Büchlein ſeit der kaiſerlichen Anbefehlung der Cenſur nicht erſt recht grob und ungeberdig? Es fällt keinem Drucker ein, ein ſo wildes und ſtürmiſches Libell dem Biſchof oder der theologiſchen Fakultät auf der nächſten Univerſität zur Cenſur vorzulegen. War der erſt vergötterte Papſt in Deutſchland mehr verachtet und verſpottet, als nachdem er den Bann über unſern wittenberger Freund ausgeſprochen? Hat ſich der junge Kaiſer durch dieſe unbeſonnene Achterklärung, durch die er ſich nur dem Papſt hat gefällig erzeigen wollen, nicht ſchnell bei allen hellen und feurigen Köpfen im deutſchen Reiche um allen Kredit gebracht? Seht da die Macht der Wahrheit, wie ſie bei uns ſchon rieſengroß geworden! Sie geht über Bann und Acht, über Papſt und Kaiſer. Die Macht dieſer beiden kann nur noch etwas Erkleckliches ausrichten, wenn ſie's mit der Wahrheit halten; gegen ſie vermögen ſie

den der Geiſtlichen und gegen die Verſchwendung der Kirchengüter geeifert; als Lehrer des Prinzen Karl hat er ſich ehrenhaft gegen die Gebrechen der Kirche ausgeſprochen und ſich das allgemeine Lob eines nüchternen, beſonnenen wohlwollenden und verſtändigen Mannes erworben; ſpäter als Regent von Caſtilien hat er den Pfaffen und ihrem Anhang fleißig den Widerpart gehalten, und als Kardinal iſt er nichts weniger als ein ergebener Freund des Papſtes geweſen. Als er vor einem halben Jahre ihm ſelbſt, wie der ganzen Chriſtenheit höchſt unerwartet zum Papſt erwählt worden war, erklärte er öffentlich: er habe ſeinen Nacken nur darum in das Joch der päpſtlichen Würde gebeugt, um die verunſtaltete Braut Chriſti in ihrer Reinheit wieder herzuſtellen. Und doch iſt er ein Gegner Luthers und will deſſen klares und rechtes Wort unterdrücken. Aber, wie ſchon geſagt, er gehört zu jenen herben Eſſigtöpfen, den gelehrten Magiſtern von Löwen, welche ſtets gegen die junge wiſſenſchaftliche Literatur und die Theologie, wie ſie in Wittenberg gelehrt wird, geeifert und gebelfert haben; er iſt ein Anhänger der dominikaniſch-ſophiſtiſchen Gelehrſamkeit, die nimmer von dem alten verrotteten Weſen loskommen kann, und deshalb iſt kein Heil von ihm für unſere Sache zu erwarten.“

„Von keinem Pfaffen und von keinem Fürſten wird der guten Sache jemals Heil kommen,“ verſetzte Ulrich bitter. „Davon bin ich, ſeit mir mein wackerer Ohm zum Amt eines päpſtlichen Kämmerers verholfen, erſt recht überzeugt worden. Ich ahnete früher nur, welche unverbeſſerliche Schelme Papſt und Pfaffenfürſten ſeien; als Kämmerer des Papſtes hab' ich's ſattſam erfahren: von Rom kein Heil, aber auch von unſeren Fürſten keins. Darum liegt uns ob und iſt unſere höchſte Pflicht, das ganze Volk dahin zu führen, daß es die unerſchütterliche Ueberzeugung gewinne, nur von ihm ſelbſt könne Heil und Hülfe ſeiner Gebrechen ausgehen. Wenn die Thiere in der Freiheit an irgend einem Gebreſte leiden, ſo ſuchen ſie aus dem ihnen innewohnenden Naturtriebe von ſelbſt die heilſamen Kräuter; das Roß, welches am Fieber laborirt, beißt ſich wohl ſelbſt die Ader auf, und im Menſchenvolke ſollte nicht eine, dem Menſchengeiſte angemeſſene, lichte und klare Erkenntniß deſſen liegen, was es zu ſeinem Heile bedarf? Warum haben es unſere Vorfahren erkannt und gewußt und durch ſolches Wiſſen ſich ihr Leben gut und vernünftig eingerichtet? Die Fürſten und Pfaffen haben ſich zuſammen verſchworen, die klare Erkenntniß des Volkes zu trüben, ſeinen Geiſt mit widerſinnigen Satzungen zu verwirren, es dumm und unkräftig zu machen. Denn Dummheit iſt Ohnmacht. Einem einſichtsvollen vernünftigen Menſchen kann kein heuchleriſcher Schlaukopf Feſſeln anlegen und ihn zwingen, für Schurken in der Kutte und im Hermelin zu arbeiten. Darum zündet dem Volke die Fackel an, und die Finſterniß muß weichen."

„Ich fürchte nur," entgegnete der gelehrte Stadtſchreiber fein lächelnd, ſo daß unentſchieden blieb, ob blos

Zweifel oder Spott in ſeiner Seele vorwaltete, „ich fürchte nur, das was Ihr Volk nennt, die Maſſe jener zweibeinigen Thiere, welche ſo ziemlich ein menſchliches Antlitz tragen, aber ſonſt in der Regel von Affen nur durch größere Wildheit unterſchieden ſind, wird jetzt eben ſo wenig begreifen, was ihm frommt, wie ſie ſolches doch eigentlich niemals begriffen hat. Nehmt die Geſchichte vor und erkennt daraus, welch ein erbärmliches verächtliches Weſen das ſogenannte Volk zu aller Zeit geweſen iſt, leidenſchaftlich, unbeſtändig, unvernünftig, tyranniſch blutdürſtig und ſtets zum Schlechten, Gemeinen, Thieriſchen mehr geneigt, als zum Guten, Edeln und Menſchlichen. Immer nur Einzelne ſind befähigt und berufen geweſen, das Werk Gottes in der Menſchheit zu fördern. Die Fackel, die Ihr der Maſſe anſtecken wollt, möchte leicht zur Brandfackel werden und Dörfer und Städte einäſchern, ja für die erleuchteten Geiſter, die nicht in das rohe und blutdürſtige Geſchrei des Pöbels einſtimmen, ſogar die Marterfackel des Folterknechts.“

„Ihr beurtheilt das Volk viel zu ſtreng!“ rief Ulrich Fugger faſt unwillig, „und das kommt daher, weil Ihr es aus Büchern beurtheilt, aus der von Gelehrten und vornehmen Leuten niedergeſchriebenen Geſchichte. Alle dieſe Leute halten ſich aber von dem Volke ſo fern, als ſei ſeine Berührung peſtanſteckend. Ich dagegen lebe unter dem Volke, verkehre mit ihm; ich bin ſein Freund, Rathgeber und Helfer; ich habe noch nie einen Augenblick vergeſſen, daß ich der Sohn eines Leinwebers bin, und ich nenne mich nicht etwa nur ſo mit einer ſtolzen nnd lächerlichen Scheinbeſcheidenheit, um den fuggeriſchen Reichthum und Einfluß dadurch in ein recht glänzendes Licht zu ſetzen, wie meine lieben Vettern Raimund und Anton. Nein ich bin in der That und Wahrheit ein Volksmann, und ich habe ſtets ſchöne Gelegenheit gehabt, das Volk achten und lieben zu lernen, ja es hat mir nicht an ſolcher gefehlt, ſeinen Edelſinn, ſeine Treuherzigkeit zu bewundern. Das Volk verthiert nur dann, wenn ihm von privilegirten Ständen, die ſich ihre Privilegien ſelbſt gegeben oder genommen haben, eine lange Zeit unausgeſetzt Unrecht geſchieht, wenn es beraubt, ausgeſogen, wenn ihm Schmach und Gewalt angethan, und es dabei noch verachtet und verſpottet wird. Behandelt das Volk menſchlich, brüderlich nach dem Gebote unſeres Heilands, und Ihr werdet Menſchen und Brüder in ihm finden. Und wenn ſein ſittliches Gefühl nicht ausgebildet, wenn es unwiſſend und roh iſt, wer trägt die Schuld als ſeine Tyrannen und vorzüglich dieſe üppigen geilen, despotiſchen Pfaffen, die doch dazu beſtimmt ſind, das Volk zu bilden? Tauſendjähriges Unrecht wird nicht zum Recht. Noch nie iſt verſucht worden, auf das ganze Volk mit dem ganzen Volk zu wirken. Die Zeit naht, wo dies geſchehen wird und muß."

Unter dieſem Geſpräch waren die Reiſenden der hochragenden Burg nahe gekommen und ſchlugen nun ſchweigend den gekrümmten berganſteigenden Weg ein, welcher zu dem reizenden Ritterſitze emporführte. Die Befeſtigungswerke der Burg waren im beſten Stand und zum Theil ganz neu hergeſtellt. Man ſah es den reinlichen und ſchönen Gebäuden auch in der Nähe an, daß ein kräftiger Geiſt in ihnen walte, und die Ferne hatte nicht getäuſcht, wie bei vielen Städten und Burgen. Eine fröhliche Menge von Dienern und Söldnern, alle gut gekleidet, belebte die Höfe; überall, wohin das überraſchte Auge der Ankömmlinge fiel, begegneten ihm Scenen eines muntern und luſtigen Lebens. Roſſe wurden getummelt, Waffen gebeſſert und geputzt, kriegeriſche Uebungen abgehalten. Die Pferde der drei Reiter wurden von flinken Dienern in Empfang genommen; ſie ließen ſich beim Ritter Ulrich von Hutten anſagen, und ehe ſie noch die Treppe des Hauptgebäudes, in welches ſie gewieſen wurden, erſtiegen hatten, kam ihnen der ritterliche Dichter ſchon mit einem Ausrufe herzlicher Freude entgegen.

„Willkommen, edle Männer und Freunde!“ rief er, Peutinger und Ulrich Fugger umarmend. „Willkommen auf der ſchönen Ebernburg! Ich bin Euch ſehr verbunden, wackerer Fugger, daß Ihr meiner Einladung ſo ſchnell und willig Folge geleiſtet. Und welch frohe Ueberraſchung habt Ihr mir dadurch bereitet, daß Ihr meinen lieben Freund Peutinger mitgebracht! Auch Eueren Bruder — nicht wahr, Hieronymus heißt er? — begrüße ich mit großer Freude. Wir bedürfen der aufſtrebenden Jugend, des neuen den Weltgeſchicken entgegenreifenden Geſchlechts. Wie wird ſich Sickingen freuen! Ihr findet die gegenwärtigen Freunde eben alle zuſammen beim Veſpertrunk in der Ritterhalle und werdet ein hochwillkommener Zuwachs der Geſellſchaft ſein, zumal wenn Ihr neue Kunde aus Wittenberg oder Italien bringt."

Sie traten in die Halle. Eine Geſellſchaft von zehn bis zwölf Männern, ihrer Kleidung nach meiſt Gelehrte, ſaß beim Becher um einen eichenen Tiſch im lebhaften Geſpräch. Der Ritter von Sickingen erhob ſich, um den neuen Gäſten entgegen zu gehen und ihnen die Hand zur Begrüßung zu ſchütteln. Darauf brachte er ihnen nach alter deutſcher Sitte ſelbſt den Willkommbecher zu und nannte ihnen die Namen der Anweſenden, indem ſie mit ihnen anſtießen, die aber dem Augsburger Stadtſchreiber ſchon meiſt perſönlich bekannt waren. Die vorzüglichſten Gelehrten waren Kaſpar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel, Oekolampadius, vor drei Jahren noch Pfarrer in Augsburg, lauter Namen vom beſten Klange in Deutſchland, lauter Forſcher und begeiſterte Anhänger der jungen Wahrheit. Dann Heinrich Kettenbach, ein Prediger aus Ulm, der um der Wahrheit willen, die er gepredigt, verfolgt, hier, gleich dem Ritter von Hutten eine Zufluchtsſtätte gefunden hatte. Unter den ritterlichen Herren war, außer Sickingen und Hutten der edle und treffliche Hartmuth von Kronenberg, der Gatte von Sickingens älteſter Tochter, der nennenswertheſte Gaſt auf der Ebernburg, dieſer glühende und gewaltige Anhänger und

Vertheidiger der evangeliſchen Lehre und erbitterte Feind des lügneriſchen Pfaffenthums, ſo daß er oft zu ſagen pflegte: er wolle ſich gern viertheilen laſſen, wenn er damit die Aufnahme des Evangeliums in Deutſchland befördern könnte.

Während Peutinger ſeine neueſten Nachrichten vom Siege Luthers über den wilden Fanatismus des gelehrten Doktor Karlſtadt in Wittenberg nach ſeiner Rückkehr von der Wartburg preisgab und ſich ein lebhaftes Geſpräch über die tolle Bilderſtürmerei und die Vernichtung aller kirchlichen Form, wie ſie in Wittenberg während Luthers Abweſenheit zur Erſcheinung gekommen war, entſpann und ſich weiter über die bereits bekannt gewordene glückliche Ankunft des Kaiſers in Spanien und die jüngſten Siege des kaiſerlichen Heeres in Italien über die Franzoſen, ſo wie die Vertreibung der Letztern über die Alpen erſtreckte, eben ſo über die neuerlich erfolgte Kriegserklärung des Königs Heinrich VIII. von England an den franzöſiſchen König, und die Unterhaltung endlich auf den heftigen und groben literariſch-religiöſen Streit des Königs Heinrich mit Luther führte, über den damals die ganze civiliſirte Welt ſprach, zog Ulrich von Hutten ſeinen Freund Ulrich Fugger fort in ein anderes Gemach zum ungeſtörten Zwiegeſpräch. Hieronymus blieb bei der Geſellſchaft und hörte mit leuchtenden Augen den lebhaften Reden und Gegenreden zu.

„Noch einmal herzlichen Dank, daß Ihr gekommen ſeid!“ nahm der Ritter das Wort. „Ich habe Wichtiges, höchſt Wichtiges mit Euch zu reden und zu verhandeln, und ich konnte nicht zu Euch kommen, wie ich Euch ſchon ſchrieb; denn meine Krankheit iſt von neuem ausgebrochen und erſchwert mir das Reiſen ungemein, und dann muß auch Sickingen mit Euch reden und, wie ich hoffe und wünſche, gerichtlich mit Euch über gewiſſe Dinge contrahiren. Deshalb erſuchte ich Euch ſo dringend die Reiſe zu uns zu machen; es iſt ja auch in Euerm Intereſſe, geiſtigem und leiblichem, wie Ihr bald hören ſollt."

„Ihr habt mich durch die Nachricht, daß Ihr wieder an Euerm alten böſen Gebreſte leidet, baß erſchreckt. Das iſt ein übel Ding und muß Euch in Eurer geiſtigen Wirkſamkeit gar ſehr behinderlich ſein. Das üppige Hofleben in Mainz iſt Euch nicht bekommen; ich ſah es Euch an auf den erſten Blick. Und" — fügte er bedeutſam lächelnd hinzu, „ſollte Euch nicht die ſchöne und üppige Martha Bry gefährlich geworden ſein? Ihre Leidenſchaft für Euch war mir gerade kein Geheimniß, und ſo viel mir bekannt, habt Ihr den Genuß einer ſo wohlſchmeckenden und köſtlichen Frucht nie verſagt. Aber man verdirbt ſich den Magen durch zu viel Süßigkeit. Sollten Martha's allzuheiße Küſſe Euch nicht geſchadet haben?"

Ueber des Ritters krankhaft dunkle Geſichtsfarbe ſchoß eine verrätheriſche Röthe. „Laſſen wir die Martha!" ſagte er dann ausweichend. „Wir haben wichtigere Dinge mit einander zu reden, und derlei Geſtändniſſe von mir helfen weder mir noch Euch etwas."

„Und doch erlaubt mir, bevor wir zu den verheißenen wichtigeren Dingen übergehen, noch eine Frage nach Martha. Ihr wißt, ich intereſſire mich für ihr und ihrer Schweſter Eleonore Schickſal. Beide ſind plötzlich vom Mainzer Hofe verſchwunden, und ich habe nicht erfahren können, aus welchem Grunde ſie ſich entfernt und wohin ſie gekommen ſind. Wißt Ihr Näheres über ſie?"

„Was ich ſelbſt darüber erfahren habe, theil' ich Euch gern mit. Doch bedenkt, daß ich ſelbſt ſchon über zwei Jahre vom Mainzer Hof entfernt bin, und die beiden Schweſtern erſt geraume Zeit nach meiner Entfernung dort unſichtbar geworden ſind, daß ich alſo nichts aus eigner Erfahrung, ſondern Alles nur aus kurzen Berichten Anderer weiß. — Die ſchroffe und herriſche Weiſe der Frau Eleonore wurde dem an harte und eckige Umgangsformen nicht gewöhnten Kurfürſten bald unbequem. War doch ſeine Weichlichkeit, ſein verſchwommenes und unbeſtimmtes Weſen auch der Hauptgrund ſeiner allmäligen Verſtimmung gegen mich. Eine derbe entſchiedene Natur wie die meinige und eine verzärtelte, unentſchiedene, gekünſtelte, wie die ſeinige, können auf die Dauer nicht zuſammengehen. In der Grundverſchiedenheit unſeres Weſens iſt die Urſache unſerer Trennung zu ſuchen, nicht in den Drohungen des nun auf ewig ſtill gewordenen Papſtes Leo. Doch ich wollte Euch ja, Euerm Wunſch gemäß, Bericht über Martha Bry und ihre Schweſter Eleonore erſtatten. Martha, obgleich ſo herriſch und ränkeſüchtig wie ihre Schweſter, war doch ſchlauer und wußte den wollüſtigen

Novellen

von

Ludwig Storch.

Vierter Band.

Lebensverſicherungen. — Der Diebſtahl. —
Reinhardsbrunn.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1834.

Kurfürſten durch geſchicktes biegſames Nachgeben immer von neuem zu umſtricken. Ihre ungewöhnlichen Talente für die Kunſt riſſen den ſchwachen Albrecht hin, ſelbſt wenn er zuweilen aus Ueberdruß geneigt geweſen wäre, anderen Lockungen zu widerſtehen. Aber Martha liebte ihn nicht, ſie handhabte ihn nur geſchickt als Mittel zur Befriedigung ihrer koſtbaren Gelüſte. Sie betrog ihn, und er mußte endlich dahinterkommen. Er mochte mich wohl, durch Zuflüſterungen ſeiner Schranzen verleitet, in Verdacht haben, als ſtehe ich mit Martha im minnlichen Verkehr, und dies mochte ſeiner Erkaltung gegen mich Vorſchub leiſten. Ich vermuthe es nur; denn etwas Beſtimmtes über dieſen Punkt habe ich weder aus ſeinem, noch aus einem andern Munde erfahren. Aber Eleonore hatte ſich Aeußerungen und Handlungen erlaubt, die man an Fürſtenhöfen, ja ſelbſt an denen ſo freiſinniger und liberaler Fürſten wie Albrecht, nicht dulden kann. Endlich erſchien der berühmte Schwarzkünſtler Dr. Fauſt mehrmals in Mainz, und man behauptete, ſeinen Zaubermitteln ſei es gelungen Martha's höchſte Gunſt zu gewinnen. Andere wollen wiſſen, der Kurfürſt habe dem Hexenmeiſter ſelbſt dazu den Auftrag gegeben, und es ſei zwiſchen beiden verabredet worden, daß der Kurfürſt ſeine Kebſe in den Armen des Schwarzkünſtlers überraſche. Genug, ſeit jener Zeit iſt die ſchöne und viel beneidete Gräfin von Aſchaffenburg plötzlich aus Mainz verſchwunden, und man hat mich verſichert, ſie ſei mit dem alten Fauſt im Reiche umhergezogen und habe bei ſeinen Zauberſtücken als ſchöne Helena gedient. Der Magier iſt aber nun auch ſchon ſeit Jahr und Tag den Weg alles Fleiſches gegangen — die Leute erzählen ſich, der Teufel habe ihn geholt, und wiſſen gräuliche Geſchichten darüber zu berichten, doch begreife ich nicht, weshalb der Teufel dieſen Mann geholt haben ſoll und nicht auch den Papſt Leo; da doch der Letztere gewiß einen weit wichtigern Pact mit dem Höllenfürſten gemacht und der Hölle weit größere Dienſte geleiſtet hat, als ein unbedeutender Schwarzkünſtler — genug, der berühmte Doktor Fauſt iſt eben ſo gut todt, wie der berühmte Papſt Leo, und was aus ſeinem Schätzchen, der ſchönen Martha Bry, geworden iſt, weiß ich Euch nicht zu ſagen, verehrter Freund."

„Die Eleonore hat ſich zuweilen wieder in ihrem Häuschen in der Fuggerei in Augsburg aufgehalten; bei mir hat ſie ſich aber nicht ſehen laſſen, und ich muß Erkundigungen nach ihr anſtellen. Denn die Zeit dürfte keineswegs mehr fern ſein, wo ich ihrer Hülfe bedürfte, und ihre Erfahrungen am Mainzer Hof möchten ſie zu dieſer Hülfe noch tüchtiger und geſchickter gemacht haben."

„Ihr meint, ſie gibt ein gutes Werkzeug in geſchickten Händen ab, die Erhebung des Volks gegen ſeine Unterdrücker zu fördern. Glaubt Ihr wirklich, daß das Volk, ſo weit Euer Geſichtskreis reicht, zu einer Erhebung gegen Fürſten und Pfaffen reif ſei?"

„Die guten und rechten Köpfe ſind reif dazu, wenigſtens im Algäu, den ich oft durchreiſe und genau kenne; führt doch mein Weg von Augsburg nach Schwaz ſtets hindurch, und dieſe Köpfe werden das andre dumme und träge Volk ſchon fortreißen. Und wie im Algäu, ſo gährt's im Hegau, im Linzgau, im Klettgau, im Rheingau, in Franken und anderwärts; überall iſt den Bauern der geſteigerte Druck unmöglich geworden. Ganz Oberſchwaben iſt voll Zunder. Nicht vergebens haben Joß Fritz und jener Veltlin, von dem Niemand wußte, wer er eigentlich war, hier den Boden bearbeitet, die Saat ausgeſtreut. Sie iſt aufgegangen und reift der Sichel des Schnitters entgegen. Die neue Predigt des Evangeliums vom Doktor Luther iſt recht wie ein fruchtbarer Sonnenſchein darauf gefallen. Wenn wir nur des Luther gewiß wären für das nördliche Deutſchland, und er ein Wort an das Volk richtete, ſeine Bedrücker niederzuwerfen, dann hätten wir leichte Sache; denn Ihr könnt kaum glauben, in welch großem ſchier fabelhaften Anſehen Luther beim gemeinen Mann ſteht. Die Bauern in Schwaben verehren ihn höher als alle Heiligen der Kirche zuſammengenommen. Ihr geltet zwar viel beim Volke, vorzüglich ſeit es erfahren, daß Ihr der Verfaſſer des ‚neuen Karſthans‘ ſeid, den die Bauern überall verſchlungen haben, aber Luther gilt doch noch mehr."

„Das macht, weil er ſich nur auf die Bibel als das Wort Gottes ſtützt und die Lüge der Pfaffheit zumeiſt bekämpft, ſelbſt ein Ordensbruder. Dies gibt ihm ſo großes Gewicht. Wäre er im gleichen Maße ein Vertheidiger der Volksrechte gegen die betrügeriſchen räuberiſchen Fürſten, er wäre der Mann, der unſerer Sache ſchnell aufhelfen könnte. Aber ich fürchte, er ſteht nicht ganz zu uns. Anfangs vor fünf und vier Jahren zeigte er in ſeinen feurigen Schriften wohl große Luſt mit dem Schwerte gegen allen Lug und Trug, er mag in der Kutte, im Meßgewand, in der Schaube, im Harniſch oder Hermelinmantel ſtecken, weidlich loszuſchlagen, aber neuerdings will er Alles durch die Macht des Wortes allein zwingen. Als ich ihm ſchrieb, dem Evangelium müſſe mit dem Schwert Bahn gebrochen werden, antwortete er mir: Ich möchte nicht, daß man das Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. Durch das Wort iſt die Welt überwunden worden, durch das Wort iſt die Kirche erhalten, durch das Wort wird ſie auch wieder in Stand kommen, und der Antichriſt, wie er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gewalt fallen. — Das iſt aber eitel Rederei vom Luther, und ſteckt nichts Wahres dahinter. Wohl mit Gewalt und faſt nur mit Liſt und Gewalt hat die Päpſterei und die Fürſtenherrſchaft obgeſiegt über das arme Volk. Krieg und Mord haben ſie geübt gegen Einzelne und ganze Völker, die ihnen entſchloſſen und kräftig entgegentraten und ihnen ihr Unrecht klar vor der Welt zeigten. Gift und Dolch, Fürſten- Ritter- und Henkerſchwert, jede Gewalt, jede Büberei ſind angewendet worden von Pfaffen und Fürſten, um den frei geſchaffnen Menſchen zu knechten und als Sklaven ſich dienſtbar zu machen; der

Antichriſt iſt ein Kind der Gewalt, alſo muß er auch mit Gewalt gefällt werden. Wenn das Wort an taube Ohren und Herzen tönt und alle geſprochene Wahrheit nichts fruchtet, wenn die Feder vergebens ſtumpf geſchrieben iſt im Kampfe für Licht, Recht und Wahrheit, dann iſt uns als letztes und wirkſamſtes Mittel das Schwert in die Hand gegeben, damit wir die Lügenbrut damit in Stücken zerhauen ſollen; und Chriſtus der Herr ſpricht ſelber: Ich bin nicht in die Welt gekommen, euch den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Und wahrlich, Chriſti Wort ſoll uns höher gelten, als Luthers Wort."

„Wahrlich das iſt auch meine Meinung!" rief Ulrich Fugger erfreut und erfaßte des ſtürmiſchen Ritters Hand mit Begeiſterung. „Gewalt muß mit Gewalt vertrieben werden. Das Volk iſt ein gefeſſelter Löwe, den ſeine Bändiger verlachen und verhöhnen und ihn zum ſchmachvollen Dienſte eines Müllereſels herabwürdigen. Wir aber müſſen ihm die Erinnerung an den alten Adel ſeines Geſchlechts, wir müſſen ihm das Gefühl ſeiner Kraft und Hohheit beibringen; die abſcheulichen Feſſeln des Aberglaubens, der Bigotterie, des blinden Gehorſams, der Dummheit abſtreifen, da wird er denn eines Tags über ſeine üppigen und hochmüthigen Peiniger herfallen und ſie trotz der vorgehaltenen Monſtranz und des ausgehängten Purpurmantels zerfleiſchen, wie ſie es verdient haben. Ihr habt ſchon tüchtig geſchafft, daß die Stunde der Erlöſung für unſer armes deutſches Vaterland bald ſchlage; auch ich habe das Meinige gethan, um dem Volke klar zu machen, daß es die pfäffiſchen und adligen Blutegel nicht anders los werden kann, als wenn es ſie abſchüttelt und zertritt. Doch die Blutſauger und Bauernſchinder thun ſchon auch das Ihrige, um das große Werk der Befreiung kräftig zu fördern. So hat die Peſt im vorigen Jahre den kleinen ſcheuslichen Tyrannen, den Fürſtabt von Kempten in die Hölle geführt, aber den gedrangſalten Bauern der Abtei hat das nichts geholfen; ein Teufel hat nur den andern abgelöſt auf dem Fürſtenſtuhle. Der jetzige Abt Sebaſtian von Breitenſtein ſchindet die Bauern noch toller als ſein Vorfahr. Seit Jahr und Tag ſind von dieſem Menſchen Bübereien begangen worden, die einem das Herz im Leibe umwenden; er hat die alte Landſteuer auf eine empörende Weiſe erhöht, eine neue Kriegsſteuer auferlegt und ſchindet dem Bauer, der erſt fünf Schillinge zahlen mußte, jetzt fünf Gulden, alſo das Zwanzigfache des Frühern ab. Urkundlich lehnfreie Höfe zieht er als erledigte Lehen ein; von Gütern, die vom Zehnten frei waren und deren Beſitzer die Freibriefe in den Händen hatten, erpreßt er doch die Zehnten und zerreißt die ihm vorgelegten Briefe. Wenn das Gotteshaus zu Kempten freien Bauern Geld ſchuldet, ſo verſpricht der Abt zu zahlen, ſobald ſie ſich an das Gotteshaus verſchrieben. Thun es die Bauern aus Noth, ſo haben ſie die Freiheit verloren und erhalten doch ihre Zahlung nicht; denn dem Leibeigenen braucht er nichts zu zahlen, und ſo ſind die armen Leute von dem ſchurkiſchen

Pfaffen doppelt betrogen, um Geld und Freiheit. Schreit ein ſolcher Bauer über erlittenes Unrecht, ſo wird er in Ketten und Gefängniß gelegt, er wird von Kirche und Sakrament ſo lange ausgeſchloſſen, bis er mürbe iſt und einen Eid ſchwört, zu ſchweigen und weder beim Kaiſer noch bei andern Gerichten zu klagen. So wird der neue Fürſtabt von Kempten mit ſeinen Bauern fertig. Sollte man einen ſolchen Wicht nicht lebendig an einem kleinen Feuer röſten, bis er die niederträchtige Seele aushauchte? Und wie er, ſo ſind hunderte der edlen Herrn, und die geiſtlichen ſind immer die ſchlimmſten.“

„Herr mein Gott!“ fuhr der Ritter wild empor und ſtreckte die geballte Fauſt aus. „Das Maß der Büberei iſt voll, daß es überläuft. Wir müſſen losſchlagen. Mein werther Freund, ich muß Euch in unſer Geheimniß ziehen. Ihr müßt Alles erfahren, was wir vorhaben; das Werk der Erlöſung erfordert Eure Hülfe, Eure Kraft. Ja, edler Fugger, hier auf der Ebernburg wird das große Werk vorbereitet. Hier iſt die Schmiede aufgethan, in welcher im Glühfeuer des Geiſtes die Waffen der Wahrheit und des Lichtes gehärtet und auf dem Ambos der Kraft und Mannestugend geſchärft werden. Seht, dort in jenen Zimmern iſt unſere Buchdruckerei aufgeſchlagen, dort arbeitet unſere Preſſe, meine Büchlein zu vervielfältigen, und von hier ſchicken wir ſie durch gute Boten in alle Welt. Alle die Männer, die Ihr vorhin beim traulichen Vesperbecher beiſammen geſehen, gehören zu einem Bunde, an deſſen

Spitze unſer trefflicher für die Wahrheit des Evangeliums und für die Freiheit des Volks hochbegeiſterter Sickingen ſteht. Und noch viel andre gute und wackere Männer gehören zu dieſem Bunde. Ihr werdet ſie alle kennen lernen; denn auch Ihr werdet dazu gehören, wie ich auf das Beſtimmteſte hoffe. Ich habe in Sickingens Namen und Auftrag an Luther geſchrieben und auch ihm die Ebernburg als Aſyl angeboten, da er, der in Bann und Acht liegt, in Wittenberg nicht ſicher iſt und ſelbſt vom alten und behutſamen Kurfürſten von Sachſen nicht geſchützt werden kann. Gewinnen wir ihn für unſern Plan, ſo haben wir viel gewonnen; ſagt er uns ab, ſo darf uns das nicht irre machen. Mit ihm oder ohne ihn, müſſen wir unſer hohes und glänzendes Ziel verfolgen.“

„Doch Ihr habt mir dieſes Ziel noch immer nicht deutlich bezeichnet, edler Ritter.“

„Eh' ich dies thue, erlaubt mir noch einige Worte gleichſam zur Einleitung. Wir haben uns lange nicht geſehen. Vor vier Jahren auf dem Reichstage in Augsburg gingen unſere Anſichten etwas auseinander. Heute, denke ich, werden wir einig ſein. Ich bin fortgeſchritten, Ihr werdet nicht ſtehen geblieben ſein. Viel iſt geſchehen in dieſer drangvollen, thatenſchwangern Zeit. Wir haben ſchier binnen Jahresfriſt einen neuen Kaiſer und einen neuen Papſt erhalten. Ich habe den üppigen kurfürſtlichen Hof zu Mainz verlaſſen und bin in die Herberge der Gerechtigkeit eingekehrt. Es hat ſich viel geändert, und ich bin um zwei große Täuſchungen reicher.“

„Ihr meint in Bezug auf den Kurfürſten und auf unſern jungen Kaiſer. Es war in Augsburg viel von Euern neueſten Schickſalen die Rede, und Eure Freunde beklagten Euch aufrichtig.“

„Es iſt überwunden, und ich kann nun offen von meinen Plänen und von dem großen Schmerze über ihr Scheitern reden. Als ich mich dem Kurfürſten anſchloß und mein Lager unter ſeinem prächtigen Zelte in Mainz ausbreitete, glaubte ich endlich den rechten deutſchen Mann, wie ihn Deutſchland brauchte, gefunden zu haben, einen hochedeln freigebigen Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, der die Münzen nicht krämeriſch zählt, die er erleuchteten Geiſtern mit voller Hand darreicht, einen Feind pfäffiſchen Lugs und Trugs, eine erhabene und große Seele, frei von allen kleinlichen und jämmerlichen Dingen, welche die Würde des Menſchen ſchänden, einen Mann und geiſtlichen Fürſten, wie er ſein muß, um Segen über das Volk zu bringen. Dazu aus einem alten fürſtlichen Hauſe und der Bruder eines weltlichen Fürſten von gleich großer und liebenswürdiger Geſinnung. Albrecht ließ ſich ganz ſo an, um der höchſten Verehrung aller edeln und braven Deutſchen werth zu ſein. Er verhehlte ſeine tiefe Verachtung aller pfäffiſchen Dummheit und Arroganz nicht, er verſpottete die römiſchen Anmaßungen auf eine geiſtreiche Weiſe; er war der Beſchützer und Freund aller Männer mit hellen Köpfen und redlichen Herzen, d. h. wie ſich von ſelbſt verſteht, aller Feinde des brutalen und liſtigen Pfaffenthums dieſſeits und jenſeits der Berge. Wißt Ihr, wozu ich ihn auserſehn hatte? Zu nichts geringerm als zum deutſchen Papſt. Denn eh' wird nicht Glück, Ruh und Frieden in unſerm ſchönen Vaterlande herrſchen, bis es eine ſtarke deutſche Kirche gibt, wie ein ſtarkes deutſches Reich, und an jener Spitze ein mächtiger Oberhirt ſteht, wie an dieſer ein mächtiger Kaiſer. Wenn erſt der römiſche Papſt nichts mehr in Deutſchland und der deutſche Kaiſer nichts mehr in Italien wird zu befehlen haben, dann iſt beiden Ländern geholfen."

„Es war ein ſchöner Gedanke!" rief Ulrich Fugger, „aber der weichliche, von den feinſten Genüſſen überſättigte, characterſchwache Kurfürſt Albrecht iſt trotz aller Schönthuerei mit den Männern des Lichts und der Freiheit, nicht der rechte Mann zu ſolchem Werk. Dazu gehört Kraft und Entſchloſſenheit, und er hat nur Geſchmeidigkeit und Glätte."

„Sagt, er iſt ein Fürſt. Der Kardinalshut, die von den römiſchen Pfaffen gewonnene ſchöne Martha, die Schmeicheleien des Papſts! Dieſen Dingen konnte der ſchwache Mann nicht widerſtehen. Ebenſowenig hatte er den Muth, ſich offen für Rom zu bekennen, dadurch kam er in eine wunderliche Stellung zu mir. Ich hatte kaum vernommen, daß der junge König von Spanien auf dem Wege nach Deutſchland ſei, um ſich zum Kaiſer krönen zu

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

laſſen, als ich nach den Niederlanden eilte, um erſt ſeinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, dann den Kaiſer ſelbſt für meine Ideen und Pläne zu gewinnen: Losreißung Deutſchlands von Rom, Reformation der deutſchen Kirche, einen ſtarken deutſchen Papſt, einen ſtarken deutſchen Kaiſer. Die Jugend, rief ich hoffnungsvoll, die Jugend iſt empfänglich für das Große, Wahre, Rechte; die Jugend iſt leicht zu entflammen für Gott und Vaterland; die Jugend haßt das Schlechte und Gemeine, das Halbe und Unentſchiedene. Ich glaubte, die Zeit der Erfüllungen meiner Hoffnungen und Wünſche ſei da. Ein Kaiſer von zwanzig Jahren, ſein einziger Bruder, der Erzherzog, ſiebzehn Jahre alt, Jünglinge dem habsburger Hauſe entſproſſen, vom Papſt durch die Begünſtigung und Unterſtützung des franzöſiſchen Königs bei der Kaiſerwahl beleidigt; ich meinte, ich müßte ſie gewinnen, es ſei nicht anders möglich. Ach, Fugger, wie arg war meine Täuſchung! Dieſe Knaben hatten keinen Sinn für Deutſchlands Einheit und Größe. Der Papſt hatte ſie ſchon gewonnen, der junge Kaiſer, dieſe willenloſe Puppe, einigte ſich mit dem ſchlauen Leo. Ich wurde gar nicht vorgelaſſen: die Pfaffen, die die beiden Prinzen wie eine Leibwache umgaben, hatten mich bereits tüchtig angeſchwärzt. Rom hatte Meuchelmörder gegen mich ausgeſandt, und alle Freunde riethen mir, mich ſo ſchnell als möglich von Brüſſel wieder zu entfernen. Ich verſuchte die ſo hoch gerühmte Erzherzogin Margaretha zu ſprechen; der Dichter wollte mit Flammenworten zur Dichterin reden — auch ſie ließ mich abweiſen und mir den guten Rath ertheilen, den Hof zu meiden, indem ſelbſt der Kaiſer bald nicht mehr im Stande ſein werde mich zu ſchützen. Die hohen Häupter und ihr großer Anhang, jene armen Hundeſeelen, die ſich in menſchliche Leiber verirrt, mieden mich wie einen Peſtkranken. Wenn es gilt, die ungeſchminkte Wahrheit zu hören und zur That zu ſchreiten, nicht für fürſtliches Intereſſe, ſondern für das des Volks, des Vaterlands, der Menſchheit, ſind die beſten Fürſten eben — Fürſten, ſchwache ſelbſtſüchtige Menſchen. Auch Margaretha — ich wiederhole es mit Schmerz — hörte mich nicht. Ich verließ Brüſſel, weil ich wirklich meines Lebens dort nicht ſicher war und kehrte nach Mainz zurück. An der glatten Fiſchkälte des Kurfürſten begriff ich, daß hier ferner meines Bleibens nicht ſein konnte. Auch erfuhr ich bald, daß der Papſt ſehr nachdrücklich und mit Androhung ſeiner höchſten Ungnade meine Gefangennehmung und Auslieferung nach Rom verlangt habe. Meine ſogenannten Freunde am Hofe wichen ſcheu vor mir zurück, und die mir erſt zugejubelt, verläugneten mich wie Petrus den Herrn. Die Schwächlinge! Die kleinen Seelen! Den unmündigen Knaben wollte ich zum großen ſtarken deutſchen Kaiſer machen; den kalten feinen ſelbſtſüchtigen Kurfürſten zum großen ſtarken deutſchen Papſt; ſie ſollten ſich mit dem Volke verbinden, der Schlange des römiſchen Lugs und Trugs den Kopf zertreten, den blutigen Götzen kleinlicher Fürſtentyrannei ſtürzen und Deutſchland zu der Größe führen, die es über alle Länder des Erdbodens erheben muß, und deren es würdiger iſt als irgend ein Land. Ich habe mich geirrt, zu Pfaffen und Hofſchranzen halten ſie wieder; die Schwäche und Jämmerlichkeit der Väter iſt auf die Söhne übergegangen. Mich hat das wormſer Edict nicht überraſcht; ich wußte vorher, woran ich mit dieſem jugendlichen Kaiſer Karl war. Ich war ſchon enttäuſcht; das Edict diente nur dazu, Andere auch zu enttäuſchen. Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt!"

„Und doch ſtandet Ihr bald nach dem Wormſer Reichstage eine kurze Zeit in kaiſerlichen Dienſten," warf Fugger ein.

„Ja, eine kurze, eine ſehr kurze Zeit!" ſeufzte Hutten. „Es erging mir in dem Dienſte des Kaiſers gerade wie Euch neuerlich mit dem Dienſte des Papſtes. Euch hat Leo noch kurz vor ſeinem Tode auf Eueres Ohms Betrieb zum Kämmerer gemacht. Das klingt noch ſeltſamer und iſt doch gleichwie den Bock zum Gärtner. Bei mir war der kaiſerliche Dienſt der letzte, mein allerletzter Verſuch mit dieſem jungen Kaiſer. Ich hatte bei meinem Sickingen eine Zuflucht auf ſeiner Burg Landshut gefunden. Da gewann ihn der Kaiſer als Feldhauptmann und erhob ihn zu ſeinem Rath. Ja, man behauptete allgemein, der Kaiſer ſei hocherfreut über die Gewinnung des mächtigen Ritters. Gleich darauf ließ mir der Kaiſer durch Sickingen eröffnen, er wünſche auch mich in Dienſt zu nehmen. Sickingen und ich hielten dieſe Schritte für eine geſchickte Annäherung an unſere Sache. Bald hellte ſich der Irrthum auf. Die guten niederländiſchen Hofſchranzen waren beſchränkt genug zu glauben, ſie würden mir mit kaiſerlichem Brode das Maul ſtopfen. Sie wollten mich ſchweigen; das war's. Sobald ich klar ſah, quittirte ich den kaiſerlichen Dienſt. Nein, mein Freund, von dieſem kaiſerlichen Knaben iſt nichts für unſere gute Sache zu hoffen. Schon hat er das Reich wieder verlaſſen, um nach Spanien zurückzukehren. In England iſt er eingekehrt bei ſeinem tollen Ohm, dem König Heinrich, dem eitlen Vertheidiger des Papſtes, dem Luther die rechten und bezeichnenden Namen gegeben. Gewonnen hat er ihn gegen den König Franz, und ſo werden wir bald die alten Kriege zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wieder auflodern ſehen, welche über Deutſchland ſchon ſo ſchweres Elend gebracht haben. Wahrlich, es gäbe bei uns beſſere und nützlichere Dinge für einen Kaiſer zu thun. Hat ſich dieſer Karl um die Noth des Volkes bekümmert? Der blutige Aufſtand der Gemeinen in Spanien gegen ihn hätte uns Allen die Augen öffnen ſollen. Ein Fürſtenſohn iſt er, der Enkel des ſchwachen Max und des ſchlauen Ferdinand. Sein Vater iſt ein leichtſinniger treuloſer Menſch geweſen, ſeine Mutter iſt die wahnſinnige Johanna. Ich ſag Euch tauſendmal: von dieſem Kaiſer iſt nichts für unſere gute Sache zu erwarten. Wenn wir uns nicht ſelbſt helfen, ſo ſind wir verlo=

ren, und das große Werk, an das wir unſer Beſtes geſetzt, geht mit uns unter."

„Da wolle Gott vor ſein!" rief Fugger beſtürzt. „Sagt mir nun gerade heraus, was habt Ihr vor, was gedenkt Ihr zu thun, nachdem Ihr am Kurfürſten Albrecht irre geworden ſeid?"

„Adel, Bürger und Bauern zu einem Volk verbinden, daß ſich einen deutſchen Kaiſer und einen deutſchen Papſt wähle. Wir konnten uns einſt nicht vereinigen; Ihr wolltet die Macht dem Volke zuweiſen, ich dem Adel; wir werden es nun: aus dem Kerne der deutſchen Ritterſchaft, welche weit mehr volksthümliche Elemente beſitzt, als Ihr ahnet, aus den freiheitliebenden geſinnungstüchtigen Städtebürgern und aus der im unmenſchlichen Druck ſchmachtenden und kräftig aufſtrebenden Bauernſchaft muß ein Ganzes geſchaffen werden, ein deutſches Volk. Dieſes vereinigte und feſtzuſammenſtehende Volk gibt ſich ein Oberhaupt aus ſeiner Mitte, es wählt ſich einen Kaiſer. Und da es in Deutſchland keinen zweiten Mann gibt, der die rechte Einſicht mit dem beſten Willen, mit der rechten Thatkraft, der ſchönſten Begeiſterung und der allgemeinen Volksbeliebtheit verbände, wie unſer edler und trefflicher Freund und Wirth, der ritterliche Franz von von Sickingen, ſo kann und wird nur er deutſcher Kaiſer ſein."

„Wahrlich, Ihr ſeid kühn in Euern Plänen!" rief Fugger überraſcht, aber mit dem beifälligen Lächeln ſeines trotzigen Mundes und dem zuſtimmenden Glutblick ſeines blitzenden Auges.

„Und hat das vereinigte Volk die Fürſten niedergeworfen, den Pfaffen den Garaus gemacht, die Macht der widerſtrebenden Adeligen und Bürger gebeugt, iſt es ſtark und groß unter ſeinem neuen volksthümlichen Kaiſer geworden, dann mag es ſich aus ſeinen gelehrten humanen Männern auch einen deutſchen Papſt erwählen; und dieſer Kaiſer und dieſer Papſt werden Hand in Hand, getragen von der Liebe und dem Vertrauen des Volkes, unſer geknechtetes, niedergetretenes, ausgeſaugtes Vaterland ſchnell zu Kraft und Blüthe bringen, und das einige ſtarke Deutſchland wird den kommenden Geſchlechtern herrliche Früchte bringen, wie wir ſie uns kaum träumen laſſen."

„Man hört's Euch an, daß Ihr ein Dichter ſeid, und ein großes edles Herz dazu. Aber welcher wahre Dichter wäre nicht ein großes edles Herz, durchglüht von Liebe und Begeiſterung für Volk und Vaterland? Euer Plan iſt dichteriſch kühn und herrlich. Aber dem Kühnen ſteht das Glück bei, dem Kühnen gehört die Welt, und deshalb verzweifle ich nicht an ſeiner Ausführung, wenn wir die rechten Mittel anwenden. Was iſt bereits dafür geſchehen?"

„Der ehrenwerthe Theil der Ritterſchaft in Franken und Schwaben, am Ober- und Mittelrhein iſt mehr oder minder bereits dafür gewonnen. Unſere Freunde eilen von Burg zu Burg, unſere Anzahl zu verſtärken, und ſie wächſt täglich. Und ſelbſt wenn wir Luther nicht für uns gewinnen, ſo hat uns ſein Geiſt ſchon beſtens in die Hände gearbeitet. Seine treffenden Blitze ſind allermeiſt gegen die übermüthigen Pfaffenfürſten gerichtet, und auf dieſe haben wir es ja auch vorzüglich abgeſehen. Die beſten Ritter des deutſchen Reichs ſind von Luthers Geiſt erfüllt und folgen ſeiner Richtung. Ob er die üppigen hochprunkenden Glatzköpfe bloß von der kirchlichen Seite faßt, iſt uns gleich; er faßt ſie eben, und wir faſſen ſie dann von der weltlichen. Ich könnte Euch einige hundert Ritter nennen, die zu uns ſtehen, wenn auch vor jetzt die wenigſten erſt ganz ſo in meinen Plan eingeweiht ſind, wie Ihr. Aber es wird Euch genügen, zu erfahren, daß die Kronberge, Schauenberge, Fürſtenberge, Helmſtätter, Gemmingen, Menzingen, die Landſchaden von Steinach, die Unſerigen ſind. Auch ſind mehrere unſerer Freunde und Anhänger auf Werbung; Rennenberg wird in Jülich und Cleve einen reiſigen Kriegshaufen zuſammen bringen, der Baſtard von Sombreff wirbt im Erzſtift Cöln, Franz Voß rüſtet im Limburgiſchen, und aus Braunſchweig wird uns Nikel Minkwitz eine anſehnliche Macht zuführen. An die Städte hab ich vor vier Wochen eine Ermahnungsſchrift erlaſſen, worin ich ſie ernſtlich auffordere, die Freundſchaft des Adels anzunehmen und vor allem das neugebackene Reichsregiment, das uns das junge kaiſerliche Blut im Verein mit den Fürſten geſetzt und weiter nichts iſt, als ein rechter Tummelplatz der ungerechten und ſchelmiſchen Fürſtengewalt, zu zerſtören.

Ich hab' ihnen gezeigt, daß ſie auf Erden keine ſchlimmeren und tückiſcheren Feinde haben, als dieſe gewaltthätigen, unredlichen, arggeſinnten Fürſten."

„Ihr habt mir ja das Büchlein ſelbſt geſchickt," erinnerte Fugger, „und in Augsburg hatten Eure Boten nicht genug Exemplare; es iſt ſchier verſchlungen worden."

„Straßburg hat uns bereits zugeſagt," fuhr Hutten eifrig fort, „andere Städte zeigen ſich willig. In Augsburg rechnen wir auf Euch, auf meine und Luthers Freunde und Anhänger, auf alle wackern Männern, die es mit Deutſchlands Wohl redlich meinen und nicht blos Maulhelden ſind. In Nürnberg wird Albrecht Dürer für uns wirken. Er hat den beſten Willen und den rechten Muth für die gute Sache, wie alle edeln hochbegabten Männer. Mit ihm ſtehen zur guten Sache Hieronymus Ebner, ein herrlicher Mann von gleich großer Gewiſſenhaftigkeit und Sanftmuth, Kaspar Nützel, Chriſtoph Scheurl, Hieronymus Baumgärtner, der Rathsſchreiber Lazarus Spengler, der in Geſinnung und Thätigkeit unſerem Peutinger ſo ähnlich iſt. Die Augsburger Freunde brauch' ich Euch nicht zu nennen.

Und ſo haben wir in andern Städten andere Freunde. Dagegen haben wir unter dem großen Bauernvolke noch wenig Bekanntſchaft, und gerade hier thut ſie uns zumeiſt noth. Denn die Bauern ſind der Natur nach mehr geſchunden worden als die Bürger; in ihnen iſt alſo auch die Empörung größer, und ihre Kraft iſt friſcher und nachhaltiger als die der Städtebewohner. Viele von ihnen haben in Maximilians Kriegen als Landsknechte gedient und kennen das Kriegshandwerk; viele ſind heuer mit Georg Frundsberg nach Italien gezogen und haben die Franzoſen an der Bicocca wacker geklopft, Mailand und Genua eingenommen und abermals bewährt, was deutſche Kraft und Tapferkeit vermag. Mit dieſen wackern Bauern läßt ſich gegen das Fürſten- und Pfaffengeſchmeis das Meiſte ausrichten."

„Wahrlich an den Bauern ſoll's nicht fehlen, Ritter Ulrich! Dafür laßt mich ſorgen!" ſagte Ulrich Fugger, dem Freunde die Hand bietend. „Euer Plan Ritter, Bürger und Bauern zu verbrüdern und jedem Stande gleiche Rechte und Pflichten für das Ganze zuzumeſſen, gefällt mir ſo ſehr, daß ich ganz der Euere bin. Ich kenne die Mittel und die Wege, die arme gedrückte und gerupfte Bauernſchaft in Oberſchwaben, Würtemberg und Tyrol zu bearbeiten, daß ſie zu uns ſteht. Glaubt mir, die zur Verzweiflung getriebenen Leute warten nur auf eine gute Gelegenheit, um gegen ihre Dränger und Schinder loszubrechen. Wir wollen ihnen das Schwert in die Hand geben und die Stelle zeigen, wohin ſie zumeiſt hauen ſollen, daß es fleckt. Haben wir erſt die Bauern von zwei oder drei Landſchaften auf unſerer Seite, fallen uns die andern in allen deutſchen Gauen allmälig von ſelbſt zu. Und mit den Bauern ſind wir unüberwindlich. Wer will etwas gegen uns unternehmen, wenn das Volk unter unſern Fahnen ſteht? Verſprecht dem deutſchen Bauer halbweg Freiheit von den unerträglichen Laſten — denn er iſt in ſeinen Forderungen und Beſchwerden wahrlich beſcheiden — und er ſteht zu Euch mit Gut und Blut, mit Leib und Seele. Es gibt auf Erden kein edleres und treueres, kein beſſeres und rechtlicheres Volk als dieſes deutſche; es will nichts als was ihm nach göttlichem und menſchlichem Geſetz gehört, es will Recht und Ordnung, Billigkeit und Menſchlichkeit. Einen tüchtigen Kaiſer will es, und ein kräftiges Regiment, das jedermann gerecht wird; es will das reine lautere Evangelium von Jeſu Chriſto, wie es die Apoſtel verkündet, und ein ebenſo vernünftiges Kirchenregiment. Und dieſes edle, brave, beſcheidene, arbeitſame und genügſame Volk wird fort und fort von Fürſten, hohem Adel und vornehmer Pfaffheit gehetzt und gepeinigt, ſchlimmer als die Thiere des Waldes, und ihm das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt. O man möchte wahnſinnig werden über die Gräuel! und dann treten wohl auch frömmelnde Narren hin, falten die Hände, verdrehen die Augen und krächzen: es ſei Gottes Wille. Der Teufel ſoll dem ſcheinheiligen Pack in die Gedärme fahren!"

„Brav! brav!" rief der Ritter herzlich lachend und über den Feuereifer des Freundes entzückt.

„Ich wollte Euch nur das ſagen," fuhr Fugger gemäßigter fort, „mit den Bauern habt Ihr Alles gewon-

Lebensverſicherungen.

nen, ohne die Bauern verliert Ihr Alles. Und ich werde Euch die Bauern gewinnen."

„Wir wußten es, daß wir Euerer Hülfe ſicher ſeien," ſagte Hutten befriedigt. „Aber wir bedurfen ſie noch in anderer Weiſe. Ich kenne Euere reine Geſinnung, und ich weiß, daß Ihr auch ein Mann der That ſeid. Deshalb habe ich keinen Augenblick angeſtanden, mich an Euch zu wenden. Jakob Fugger oder vielmehr Anton Fugger iſt der Geldwechsler des Kaiſers Karl geworden. Werdet Ihr der Geldwechsler des Kaiſers Franz. Dort ſtehen zwei Brüder dieſes Hauſes auf Seiten des ſchwachen liſtigen und zweideutigen Karl, auf Seiten der verfluchten Fürſten und Pfaffenmacht, Anton und Raimund; hier werden ebenfalls zwei Brüder dieſes Hauſes ſtehen, auf Seiten des feſten, ehrlichen, offenen Ritters Franz, auf Seiten des Volks und ſeiner Freunde, die Brüder Ulrich und Hieronymus Fugger, und mit ihrer Hülfe werden wir den Ritter Franz bald als deutſchen Kaiſer begrüßen."

„Ihr ſeid von Ritter Franz beauftragt, auch über dieſen Punkt mit mir zu unterhandeln?"

„Nur die Einleitung zu machen. Er ſelbſt wird dann mit Euch unterhandeln und Euch genaue Nachweiſe über ſein und ſeiner Ehewirthin reiches Beſitzthum vorlegen, eben ſo über die geldliche Hülfe, die ihm von außen feſt zugeſagt iſt."

„Gut. Ich werde auch in dieſer Beziehung gern Eueren und Sickingens Willen erfüllen; denn ohne bedeutende Geldſummen könnt Ihr natürlich nicht zum Ziele kommen. Der ſoll nicht ſagen, er ſtehe zur guten Sache, der Ihr nicht Gut und Blut opfert. Ich werde mein Gut, und wenn's noth thut, auch mein Blut daran ſetzen. Rechnet auf mich und meinen Bruder. Ulrich und Hieronymus Fugger werden den Namen des Hauſes zu neuen und größeren Ehren bringen, als Jakob Fugger je gethan, und als Raimund und Anton Fugger je zu thun im Stande ſein werden. Ja ich geize darnach, mir einen Namen in der Weltgeſchichte zu machen, und hoffe zu Gott, wenn man einſt den Sieg des Lichts und der Wahrheit über Nacht und Lüge berichtet, mein Name wird neben dem eines Ulrich Hutten, eines Franz Sickingen und eines Martin Luther genannt werden."

„Gebt mir Euere Hand, edler Freund! Und ſo iſt der Bund geſchloſſen für die gute Sache!"

„Heil der guten Sache!" rief Fugger, und Hutten zog ihn an die Bruſt und küßte ihn auf die kühne Stirn und die begeiſterten Augen.

Zweites Kapitel.

Hieronymus Fugger lebte auf der Ebernburg in einem anhaltenden Rauſche der Begeiſterung. Bald mit ſeinem Bruder und Hutten, bald allein durchwanderte er die Säle und Gemächer, wo die Buchdruckerei, die Bibliothek und andere Kunſtſchätze aufgeſtellt waren. Stunden lang ſah er den Setzern und Druckern zu und hatte ein beſonderes Vergnügen daran, die friſch aus den Preſſen kommenden Bogen zu leſen, die kühnen und gewaltigen Geiſtesblitze, welche Hutten von dieſem hohen Ritter- und Muſenſitze, ſeiner „Herberge der Gerechtigkeit“, in die aufgeregten und immer höher ſteigenden Wogen der Zeit ſchleuderte. Dann wohnte er mit hoher und glühender Andacht dem nach den Grundſätzen der wittenberger Reformatoren eingerichteten und von Oecolampadius gehaltenen Gottesdienſt bei. Er bekannte ſich mit ſeinem Bruder öffentlich und mit einer ſchwärmeriſchen Hingebung, dem Kinde ſeiner Jünglingsbegeiſterung und ſeines edlen Herzens, zu jenen Grundſätzen und nahm darauf nicht nur das Brot, ſondern auch den Wein im Nachtmahle. Denn hier auf der hohen Ritterburg wurde das Heiligthum des Kelches zuerſt zu den andachtdurſtigen Lippen ſtarker Geiſter geführt, ſie mit dem Blute des Lebens zu tränken, ehe man dies in Wittenberg ſelbſt wagte. Aber der feierliche Kirchenakt, in welchem ſich die beiden Brüder Fugger von der päpſtlichen Kirche öffentlich losſagten, erhielt für Hieronymus durch die Gegenwart einiger neu hinzugekommener Perſonen noch eine beſondere Weihe und höhere Bedeutung. Als nämlich die augsburger Freunde auf der Ebernburg anlangten, waren Sickingens Gemahlin und zweite noch unverheirathete Tochter abweſend und zum Beſuch bei der älteren Tochter, Ehewirthin des Ritters Hartmuth, auf Kronberg bei Frankfurt. Aber ſchon nach einigen Tagen waren die Mutter und die beiden Töchter angelangt, und die junge Ritterfrau gedachte neben ihrem Ehewirth einige Wochen im Schooße des elterlichen Hauſes zu verleben. Hieronymus wurde beim Anblick der ſchlanken edlen Geſtalt des Fräuleins Johanna von Sickingen mit dem großen, blauen, ſinnigen Auge und dem verſchämt ernſten Gebahren, zuerſt von jenem beklommenen ſeltſamen Gefühl überraſcht, welchem die Jugend meiſt keinen Namen zu geben vermag, da ſie ſich unter der Liebe meiſt ein ganz anderes Gefühl denkt. Obgleich Hieronymus ſchon im dreiundzwanzigſten Jahre ſtand, hatte er doch noch kein Auge für die Schönheit der Töchter ſeiner Vaterſtadt gehabt. Die ſtille Schwärmerei ſeiner tiefen Seele hatte allein den großen und mächtigen Ideen gegolten, welche die Welt bewegten. Vielleicht hatte ihn auch ſeine ſchwächliche und kränklich ausſehende Geſtalt, das natürliche Erbe ſeines Vaters, davon abgehalten. Er wußte es, daß er keiner der jungen Männer war, die durch Friſche oder Schönheit der Geſtalt ſich Herzen zu gewinnen vermögen. Nur zu der ſchönen Martha Brv, als ſie im Hauſe ſeiner Mutter lebte, hatte er eine Neigung gefaßt, die indeſſen bei weitem mehr die Natur der Geſchwiſterliebe, als der Geſchlechtsliebe hatte. Auch war Martha drei Jahre älter als er, und er ſchien ſie ſpäter faſt vergeſſen zu haben. In der Schreibſtube ſeines Bruders hatte er emſig des Geſchäftes gewartet, in den Mußeſtunden die Schriften Huttens und Luthers und anderer hervorragender Geiſter der Zeit verſchlungen. Für andere Vergnügungen, und namentlich für das Frauenzimmer ſchien er keinen Sinn zu haben. Seine körperliche Unanſehnlichkeit brachte es zumeiſt mit ſich, daß er in Geſellſchaft ſchüchtern und verlegen, und Jungfrauen gegenüber meiſt ſtumm war, und ſo war er allerdings nicht geeignet, bei den gefallſüchtigen und luſtigen vornehmen Bürgerstöchtern Augsburgs Glück zu machen; aber ihr geſpreiztes ſtolzes Thun und Weſen gefiel ihm eben ſo wenig, und ſo waren ſie einander ziemlich fern geblieben. Hieronymus' verſchloſſene und ſchwer zu öffnende Seele hatte ſich mit glühender Phantaſie das Traumbild einer Geliebten geſchaffen, welches, ohne daß er es wußte, die meiſten Züge von ſeiner Lieblingsſchweſter Sibylle, der lieblichen ſanften Ehewirthin Marx von Bübenhovens, entlehnte. So ſinnig, ſo rein, ſo edel, gut und tugendhaft ſollte das Mädchen ſeiner Wahl ſein. Aber er ſuchte ſie nicht, er hatte auch kein heftiges Bedürfniß ſie zu finden; ihr Bild ſtand eben vor ſeiner Seele, und das genügte ihm. Jetzt, als er im hohen Grade angeregt von der Reiſe durch das ſchöne Schwaben und die reizende Rheingegend, von dem Aufenthalt auf der Burg, die als eine Pfalz des Lichts und der Wahrheit in den Träumen ſeiner trunkenen Phantaſie gelegen, von den Worten der Männer, die er anbetete und hier in einem großartigen Verein fand, an nichts weniger als Minneluſt dachte, trat ihm plötzlich ein herrliches jugendliches Frauenbild entgegen, welches ſein Traumbild an weiblicher Würde, Hoheit und Schönheit bei weitem übertraf, und er fühlte ſich — eingedenk ſeiner verkümmerten Geſtalt — von all dieſer Herrlichkeit beſtürzt, gedrückt, eingeſchüchtert und doch auch wieder geiſtig erhoben und beſchwingt. Er war ſich ſelbſt ein Räthſel. An ſeinem, ſeiner Schweſter Sibylle nachgebildeten Traumbilde fehlte jener Heiligenſchein der höchſten weiblichen Würde, jenes unverkennbare Etwas von Erhabenheit, was wie ein Strahl von Göttlichkeit ein edles und ſchönes Frauengebild umfließt und ein empfängliches Männerherz gleichſam zur Anbetung zwingt; aber gerade dieſer ätheriſche Glanz leuchtete in köſtlicher Fülle von Johanna's reiner, jungfräulicher Stirne. Deshalb konnte er ſich das ſcheue wunderbare Gefühl nicht deuten, daß ihn in ihrer Nähe ergriff und ihn auch nicht wieder verließ, wenn er ſie nicht ſah; es hatte viel Aehnliches mit dem Gefühle, das ihn in der Kirche bei der Verkündigung des reinen Gotteswortes, beim Genuß des Leibes und Blutes Chriſti überkam; und als er nun in ihrem Beiſein und mit ihr und allen Bewohnern und Gäſten der Ebernburg das geſegnete Brot und den Wein genoß und ſich bei dieſen heiligen Pfändern des Glaubens zu der reinen und wahren Lehre Chriſti bekannte, da war es ihm ſtets, als ſei er von Engelsflügeln getragen, von Engelshäuptern umſchwebt, aus denen Johanna's Antlitz, als das eines Engels hervorſtrahle. Noch niemals hatte ſich der ſtille ſchwärmeriſche Jüngling in einer ſo hochbegeiſterten Stimmung befunden; es war der feierlichſte Tag ſeines Lebens, und es war im ſtets, als müſſe er vor der heiligen Johanna niederſinken und ſie anbeten. Aber auch nur ein einziges Wort an ſie zu richten, vermochte er nicht, und nur zuweilen wandte er bei Tafel, oder wo ſie ſonſt zuſammen waren, einen verſtohlenen Blick auf ſie. Traf es ſich dann, daß ihr unbefangenes ruhiges Auge dem ſeinigen begegnete, ſo ſchlug er es ſchnell und hocherröthend zu Boden, als ſei er auf einer Unziemlichkeit betreten werden.

Auf dieſe Weiſe verſtrich dem ſtillen wunderlichen Schwärmer die Zeit des Aufenthalts auf der gefeierten Burg. Vom Ritter Franz und den zahlreichen Freunden deſſelben, ſowie vorzugsweiſe von den Frauen gütig behandelt, ſelbſt von Johanna nicht ſelten mit einem freundlichen Worte beglückt, das er in ſeiner ſeligen Befangenheit aber ſelten zu erwiedern den Muth fand, lebte Hieronymus in einem anhaltenden erhöhten Zuſtand; aber niemand ahnte, von welcher Seite demſelben die ſtärkſte Nahrung kam. Er wußte es ſelbſt nicht recht. Die Verhandlungen zwiſchen Sickingen, Hutten und Ulrich Fugger gediehen unterdeſſen zu Ende; die Verträge waren abgeſchloſſen, und die Abreiſe feſtgeſetzt. Da erwachte in Hieronymus der Schmerz der Trennung, und dieſer ſteigerte ſich ungemein, als er in einem Zwiegeſpräch mit ſeinem Bruder erfuhr, daß Johanna in Kronenberg, der Burg und Stadt ihres Schwähers Hartmuth, die Bekanntſchaft eines jungen Adeligen aus dem fränkiſchen Geſchlecht der Roſenberge gemacht, daß der Vater deſſelben bereits bei Sickingen habe anfragen laſſen, und die Werbung von Sickingens Schwager, dem Ritter Götz von Berlichingen, unterſtützt worden ſei, Sickingen und ſeine Anhanger ſich aber ſchmeichelten, durch dieſe beabſichtigte nahe verwandtſchaftliche Verbindung mit einem ſo berühmten, reichen, angeſehenen und zahlreichen Geſchlecht, wie das der Roſenberge, einen mächtigen Anhang mehr zu gewinnen.

Hieronymus wußte nun plötzlich, daß er Johanna liebe, aber er verſchloß den Schmerz, ſie an einen andern Glücklichen zu verlieren, feſt und tief in ſeine Bruſt, und nur als er der Geliebten die Hand zu Abſchied reichte, zitterte ſie, und eine Thräne fiel auf die ihrige. Das unbefangene Mädchen ahnete am wenigſten, was in dem bleichen zarten

Jüngling vorging, und er verſchwieg es ſorgfältig ſeiner Umgebung. Erſt auf der Rückreiſe und daheim bemerkte Ulrich die Veränderung, welche mit dem Bruder vorgegangen war, aber ohne näher auf den beſondern Fall einzugehen, nahm er Gelegenheit, zu erwähnen, daß Franz von Sickingen, als einer der erſten und vornehmſten Ritter des Reichs ſeine Tochter nimmermehr einem Manne von niederem Adel zur Ehewirthin geben werde. Auch halte er dafür, daß ſelbſt der junge Ritter Kunz von Roſenberg niemals ihre Hand erhalten werde, und Sickingen dieſes Verhältniß nur benutze, um ſeinen Anhang zu verſtärken. Habe er aber ſein Ziel erreicht, ſo ſei Johanna gewiß für kein geringeres Ehebett beſtimmt, als das eines der erſten Reichsfürſten. Damit wollte er den unglücklichen Hieronymus tröſten. Er konnte an nichts bemerken, ob dieſe ſeine Abſicht gelungen war. Die beiden Brüder entwickelten nämlich, kaum in Augsburg wieder angekommen, eine ungemeine Thätigkeit zu Gunſten des Plans, in welchen ſie auf der Ebernburg eingeweiht worden waren. Aber dieſe Thätigkeit war ſo geräuſchlos als möglich und vermied alles Aufſehen.

Eines Abends ſchlich Ulrich in der unſcheinbaren Kleidung eines gemeinen Mannes, den breiten Hut tief in's Geſicht gedrückt, in die Fuggerei und verſchwand hinter der Thür des Häuschen, welches ſchon eine Reihe von Jahren die Wohnung der Frau Eleonore van der Voort geweſen war. Eine ebenfalls gemeingekleidete hohe Frau empfing ihn mit einer ſtummen Handbewegung hinter der Thüre, drückte dieſe dann ins Schloß und ſchob den Riegel vor. Dann führte ſie den ſpäten Beſuch in ein kleines hinten hinaus gelegenes Stübchen. Es war Eleonore, und obgleich ſie jetzt im dreiundvierzigſten Jahre ſtand, ſo verrieth die edle Körperform immer noch ihre ehemalige Schönheit, und ſelbſt in dem entſtellten Antlitz konnte man jetzt wieder mehr Spuren ehemaliger Reize entdecken, als in den unglücklichen Tagen, wo ſie der Rachedurſt nach Spanien getrieben hatte. Aber unverkennbar hatte ihre ganze Erſcheinung viel Männliches.

„Was wünſcht Herr Ulrich Fugger von mir, daß er mich ſo dringend um eine Unterredung hat erſuchen laſſen?“ fragte ſie kalt.

„In der That, es hat mir viel Mühe gekoſtet, Euch zu dem, wie es ſcheint, für Euch großen Opfer zu bewegen, daß Ihr mir eine Stunde ſchenkt. Ich weiß nicht, womit ich es bei Euch verdorben habe, daß Ihr Euch hartnäckig vor mir verläugnen laßt.“

„Laſſen wir das! Der Grund liegt nicht in Euer Perſon. Ihr ſeht, ich hab' Euch noch gewillfahrtet. Sagt mir kurz was iſt Euer Begehr?“

„Frau Eleonore, ich kannte ſonſt Euere Grundſätze; Ihr kanntet die meinigen. Wir haben uns lange nicht geſehen, und ich weiß nicht, ob Ihr unterdeſſen Urſache hattet, die Eurigen zu ändern. Ich hange den meinigen noch feſt an, und mein Beſuch hat zuvörderſt

die Abſicht, Euch zu fragen: wie es mit den Eurigen ſteht. Hat etwa Euer Aufenthalt am glänzenden Hofe des hochgefeierten Kurfürſten Euch mit den Pfaffen und Fürſten und mit den Pfaffenfürſten ausgeſöhnt?“

„Hab' ich unterdeſſen am Hofe des Kurfürſten gelebt, ſo ſeid Ihr derweil Kämmerer des Papſtes geworden,“ verſetzte die Wittwe kurz und nicht ohne Bosheit.

„So meint Ihr, könnten wir gegenſeitig aufheben,“ lachte Ulrich. „Nun ich ſagte Euch ſchon: obgleich Kämmerer des Papſts, ſind meine Grundſätze doch die frühern geblieben, und vielleicht haben ſie ſich in meinem Amte erſt recht befeſtigt. Wahrlich und ich verſehe mich zu Euch, es iſt Euch mit dem Hofleben in Mainz ebenſo ergangen. Wären wir Beide nicht die Alten noch mit Leib und Seele, ſo würden wir hier in dieſer Stube einander nicht gegenüber ſitzen.“

„Wenigſtens wüßte ich nicht, was Ihr bei mir zu ſuchen hättet; denn daß ich nicht die Freundin des Kurfürſten bin, und daß meine hoffärtige Schweſter ihre thörichte Rolle in Mainz ausgeſpielt hat, iſt Euch längſt bekannt. Alſo erſpart mir das bittere Gefühl, mir Fragen vorzulegen über dieſe Dinge; denn ich werde Euch doch nicht Rede ſtehen. Und das war auch der Grund, weshalb ich nur ungern den Kämmerer des Papſtes bei mir ſehen wollte.“

„In dieſer Beziehung könnt Ihr Euch beruhigen. Ich komme wahrlich nicht als päpſtlicher Diener zu Euch. Und wenn ich auf Euern Aufenthalt in Mainz und auf die bittern Erfahrungen, die Ihr zuletzt am Hofe des ‚großmüthigen‘ Albrecht gemacht, hindeutete, ſo geſchah es wahrlich in anderer Abſicht, als Euch eine Schamröthe auf die Wangen zu jagen.“

„Nun ſo ſagt endlich: in welcher geſchah es?“

„Um zu erfahren, ob Ihr bereit wäret, etwas Kühnes gegen die Fürſten und Pfaffen zu unternehmen, oder vielmehr mich und andere Leute, — deren Namen Ihr auch erfahren ſollt, bei einem tüchtigen Unternehmen gegen die Plackerei der Kleriker und gefürſteten Herren zu unterſtützen.“

Eleonore ſah den Verſucher mit einem durchdringenden Blick an und ſagte dann: „Seid verſichert, daß mein Grimm gegen dieſe übermüthigen Menſchen ſich in Mainz angefriſcht, wenn auch nicht geſteigert hat; denn das war nicht wohl möglich. Aber meine Wuth wurde von der Schamröthe zur hellen Flamme angefacht, daß ich mich noch einmal hatte verlocken laſſen, mit einem Purpurträger, und noch dazu mit einem geſchornen, Friede zu ſchließen. Laßt mich darüber hinweggehen; ich fühle, wenn ich daran denke, etwas von der Natur einer Hyäne oder Tigerin in mir.“

„So gefallt Ihr mir, Frau!“ rief Ulrich. „Ich will

Euch Gelegenheit geben, Euern Eifer gegen die verhaßten Großhänſe in Thätigkeit zu ſetzen und Eurer Natur den Willen zu thun.“ Und er ergriff ihre Hand und ſprach mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Frau Eleonore, es handelt ſich um nichts Geringeres, als den herzloſen Knaben, den uns die hohe Staatsweisheit der Kurfürſten im Bunde mit dem Gelde meines Ohms zum Kaiſer gegeben, wieder vom Throne zu werfen und einen würdigen Mann hinaufzuheben. Es handelt ſich darum, die Macht der Fürſten und des Klerus mit Einem Schlage zu brechen, das deutſche Volk vom ſchmählichen Druck zu befreien und die Freiheit und Einheit Deutſchlands unter einem ſtarken Volkskaiſer herzuſtellen. Und dieſer Kaiſer wird Franz von Sickingen, ſein Reichskanzler wird Ulrich von Hutten ſein. Daraus entnehmt, wie es ferner um die Macht des Papſtes und der hohen Pfaffheit beſtellt ſein wird.“

In Eleonorens Augen hatte ſich während Fuggers Rede ein unheimlicher Glanz entzündet, der mit jedem ſeiner Worte zunahm; zuletzt leuchteten ſie wie beutegierige Tigeraugen; ihre Geſichtszüge waren mit dunkler Glut übergoſſen, die Narben darin funkelten wie Flämmchen; ihre Hand ergriff krampfhaft Fuggers Hand und mehr ſtöhnend oder heulend als ſprechend ſtieß ſie die Worte heraus: „Dem Knaben Karl! Dem winzigen Kaiſerlein! Seinem Knaben! Und den Pfaffenfürſten! Ja ich bin Dein, reicher Fugger, mit Leib und Seele Dein! Deine

Magd, Dein Knecht, Alles was Du willſt, wenn Du mir Stillung dieſes glühenden Rachedurſtes in Ausſicht ſtellſt. Befiehl mir, reicher Mann, befiehl mir, der Bettlerin! Was ſoll ich thun? Was ſoll ich vollbringen, Deinen herrlichen Plan zu unterſtützen?“

„Wir bedürfen vor allen Dingen der Bauern. Sie müſſen vorſichtig vorbereitet werden auf das, was geſchehen ſoll. Gedrückt, gepreßt, geſchunden ſind ſie zwar genug, und der Geiſt der Empörung — Dank ihren Peinigern — auch in ihnen; in allen Gauen Oberſchwabens, am Rhein, im Schwarzwald und weiter haben ſie große Luſt wieder einen Bundſchuh aufzurichten. Ihrem Geiſte fehlt aber noch das rechte Feuer, ihrer Bewegung die rechte Richtung. Sie müſſen erfahren, für was ſie ſich zu erheben haben. Das Ziel muß ihnen gezeigt werden, auf welches ſie hinzuarbeiten haben; ſie müſſen alle untereinander verbündet werden. Und dies ſei Eure Aufgabe, Frau; Eure wichtige Aufgabe. Ihr ſeid ſchon ſonſt als Mann verkleidet als mein Bote hinüber gegangen nach Krain und Kärnthen, Ihr habt ſchon ganz Schwaben als Bilderhändler durchwandert. Sucht alſo Euern Bilderkram und Eure Männerkleider wieder hervor und tretet die Wanderung wiederum an. Wendet Euch zuerſt in den Allgäu und in den Schwarzwald. Wißt Ihr: als Karſthans ſollt Ihr gehen, als jener berühmte Karſthans Ulrichs von Hutten; der Bauernfreund, den er dichteriſch in ſeinem Büchlein geſchaffen, ſoll in Euch zur Wirklichkeit werden. Und das Büchlein ſelbſt ſollt Ihr unter den Bauern verkaufen oder verſchenken, wie's kommt, und dazu ſagen: ſeht, dieſer Karſthans bin ich ſelbſt und will euch das Evangelium der Freiheit noch müntlich verkünden. Dann belehrt ſie, was ſie zu thun haben, um den römiſchen Papſt und all das Pfaffengeſchmeis los zu werden und die läſterliche Fürſten- und Adelsbrut dazu."

„Ich will's!" rief Eleonore jubelnd. „Als Karſthans will ich das ganze Land durchziehen und den Bauer aufſtacheln und aufhetzen gegen die verfluchten Dränger."

Sie reichten ſich die Hände und ſchloſſen den Bund.

„Und wo iſt Eure Schweſter Martha?" fragte Fugger. „Würde ſie keine Rolle in unſerm Spiele übernehmen?"

„Ich weiß nicht, wo ſie iſt. Ich habe nichts wieder von ihr gehört, ſeit ſie mit dem Doktor Fauſt von dannen gezogen iſt."

Ulrich verließ die kühne Frau in ſpäter Nacht. Nach einigen Tagen war ſie wieder aus ihrem Häuschen verſchwunden. Aber auch Ulrich Fugger verweilte nicht lange in der Stadt. Nachdem er bei ſeinem Ohm Jakob bedeutende Summen aufgenommen, angeblich zu einem großen Geſchäft mit Venedig, reiſte er nach Schwaz zurück, um durch geheime Agenten die Bergleute, Hirten und Bauern des Innthales und des benachbarten Hochlandes zu bearbeiten."

Für einen nicht tiefer in die Verhältniſſe des Hauſes Fugger eingeweihten Beobachter mochte es allerdings auffallend ſein, den feurigen Ulrich Fugger mit ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für Licht, Wahrheit, Recht, mit ſeinem oft überſprudelnden Eifer für die Sache des unterdrückten ausgeſogenen Volks in leidlichem Frieden und in enger Geſchäftsverbindung mit ſeinem Oheim Jakob und ſeinen Geſchwiſterkindvettern Raimund und Anton zu ſehen, ja der Titel und die Würde eines päpſtlichen Kämmerers, den er noch vom Papſte Leo erhalten, mochte Manchen über die Aechtheit ſeiner Farbe bedenklich machen. Die Sache verhielt ſich ſo.

Obgleich Ulrich mit ſeinem Bruder Hieronymus ein eigenes Geſchäft betrieb, ſo war dies doch von derſelben Natur und Art, wie das Geſchäft ihres Ohms oder vielmehr ihrer beiden Geſchwiſterkindsvettern Raimund und Anton: Handel und Bergbau, und die täglichen Berührungen waren unvermeidlich. Jede Spannung zwiſchen den beiden ſich ſo nah verwandten Häuſern wirkte natürlich auf den Geſchäftsbetrieb beider nachtheilig. Dazu kam, daß es der Gutmüthigkeit des alten Jakob bald unerträglich war, mit dem Sohne ſeines Bruders Ulrich in einem kalten und unfreundlichen Verhältniß zu ſtehen, zumal er mit allen Schweſtern Ulrichs in der herzlichſten Eintracht lebte und Anna von Turzoin und Sibylle von Bübenhoven als ſeine eigenen Töchter hielt und liebte. Der Alte that alſo heimliche Schritte, ſich ſeinem Neffen zu nähern, ihn allmälig zu gewinnen und von dem falſchen Wege auf den rechten zu leiten. Ulrich wurde von ſeinen Schweſtern beſtürmt, dem Ohm mit Liebe entgegen zu kommen, das Geſchehene zu vergeſſen und die Zukunft zu bedenken. Und dieſe war allerdings für einen Kaufmann, der der natürliche Miterbe eines Geldfürſten iſt, von großer Wichtigkeit. War es nicht wahrſcheinlich, daß Jakob, wenn Ulrich bei ſeinem Sinn beharrte, dieſen und vielleicht auch Hieronymus enterbte? Mußte nicht Ulrich vorzüglich auf das Wohl und den Vortheil ſeines jüngern Bruders bedacht ſein und deshalb alle möglichen Rückſichten nehmen? Von der andern Seite trat noch ein anderer Moment hinzu. Durch Antons großartige Thätigkeit hatte ſich das überſeeiſche Geſchäft ungemein vergrößert; der oſtindiſche Handel brachte ungeheuern Vortheil, erheiſchte aber auch ungeheuere Kapitalien. Ebenſo war es mit den beabſichtigten Handelsunternehmungen in Weſtindien, wozu die Fugger ſich bereits mit den Welſern vereinigt hatten. Der projectirte Bergbau auf Gold in Spanien und in der neuen Welt war ebenfalls ein Lieblingsplan Antons wie ſeines Ohms, aber es mußte ihnen wünſchenswerth ſein, daß auch noch andere Geldkräfte dabei in Bewegung geſetzt würden; und doch durften ſie fremde auch nicht gern dabei betheiligt ſehen. Die Vettern Ulrich und Hieronymus waren dazu ohnſtreitig die rechten Leute, und für dieſe waren die einträglichen Unternehmungen Antons das rechte Geſchäft; denn Ulrich wie Hieronymus waren als leiden=

ſchaftliche Gemüthsmenſchen viel zu gewaltig von der geiſtigen Bewegung der Zeit ergriffen, als daß ſie ſo geſchickte Geſchäftsleute hätten ſein ſollen, wie der kalte bedachtige Anton, der, ganz das Ebenbild ſeines Ohms, gleichſam der jung gewordene Jakob, wiederum wie dieſer der Geſchäftsführer und Erwerber für die ganze Fuggerſche Familie zu werden ſich anließ. Dies waren die Hauptgründe, weshalb die beiden Häuſer ſich näherten und wieder zu Einem zuſammenzuſchmelzen Miene machten. Um aber den „Tollkopf Ulrich,“ wie Jakob ihn nannte, zu heilen und zu verhüten, daß er auch den kleinen Hieronymus mit ſeinen „verrückten“ Gedanken und Reden anſtecke, hatte der alte Ohm bei ſeinem Freunde, dem Papſte Leo, ein gutes Wort eingelegt, und auf dieſe Weiſe war Ulrich, der Pfaffenfeind, der Haſſer des Papſtes und Roms, zum päpſtlichen Kämmerer ernannt worden, eine Charge von großer und einflußreicher Wichtigkeit. Ulrich nahm ſie an und mußte ſie annehmen, wollte er es nicht mit ſeinem Ohme und deſſen Haus, ja mit ſeinen eigenen Schweſtern und Schwägern für immer verderben. Sein Sinn empörte ſich gegen die Annahme, aber die Tante Sibylle, die ihm ſtets gewogen war, und ſeine Schweſtern, namentlich die Nonne Felicitas, redeten ihm ſo lange zu, bis er Ja und Amen dazu ſagte. Nun erſt war Jakob mit ihm ausgeſöhnt und hoffte ihn vollends ganz zu bekehren. Wie wenig Grund zu dieſer Hoffnung war, zeigte der Beſuch der beiden Brüder auf der Ebernburg und deſſen Folgen.

Vor Jakob und Anton blieben dieſe Schritte natürlich jetzt noch ein tiefes Geheimniß. Die Zeit drängte ſchon Ereigniſſe herbei, welche die künſtlich verſtopfte Fuge in der Familie wieder von einander riſſen.

Drittes Kapitel.

Auf der Ebernburg wurde der große und herrliche Plan, der ſchönſte und kühnſte, welcher in Bezug auf eine politiſche Umwälzung in Deutſchland jemals gefaßt worden iſt, mit all der Kraft und dem Nachdruck gefördert, welche die Häupter deſſelben beſaßen. Hutten, Oekolampadius, Bucer und andere Freunde verließen die Burg, um ſelbſt als Boten und Werber des edeln Sickingen hinauszuziehen in die weſtlichen und ſüdlichen Provinzen des deutſchen Reichs und in die Schweiz; einige gingen ſogar in das nördliche Deutſchland, um unter der Ritterſchaft Anhang und bewaffneten Zuzug für Sickingen zu gewinnen. Der Hauptbote war natürlich Hutten, und er ging von Schloß zu Schloß, um den Adel und die Städte für den Sturz der Fürſten- und Pfaffengewalt zu begeiſtern, was ihm freilich nicht immer gelang. Er war von Sickingen bevollmächtigt, vorzüglich mit der Eidgenoſſenſchaft zu unterhandeln und ihre ſtarke Unterſtützung zu vermitteln. Das gemeine Volk in Schwaben und am Rhein ſollte erſt

,,Es iſt uns recht lieb, daß du kommſt, Guſtav,» ſagte die kleine Ehehälfte des großen penſionirten Hofmarſchalls von Birkenſtein zu dem jungen Pachter Altfuchs, der vor einigen Wochen die Pachtung der Güter des Baron Holder auf Holdersdorf, mit dem Titel eines Landkommiſſär übernommen hatte, und jetzt, vorher formgemäß angemeldet, mit einem tiefen Bückling in das Zimmer trat, welches, von Ruinen eines frühern Wohlſtandes erfüllt, hie und da durch dieſe nur noch greller hervorgehobne Spuren der Dürftigkeit zeigte. — «Wir haben heute erſt von dir geſprochen; nicht wahr, Excellenz?» fuhr ſie mit gütigem, herablaſſendem Weſen erſt zu dem jungen Landmanne, dann mit ſteifer franzöſiſcher Grazie, dem Kinde des ſogenannmit in die Bewegung gezogen werden, wenn die vereinte Ritterſchaft losgeſchlagen und ſich mit den Städten vereinigt hätte. Boten flogen hin und her. Zuſagen und Verſprechungen wurden überall gegeben. Manche meinten es gewiß ernſtlich und treu damit, wie der Graf Fürſtenberg, ein wahrer Freund und Anhänger Sickingens; ebenſo Straßburg; Andere dagegen ſagten nur zu, um die Mahner los zu werden, Andere gedachten bei ſich, erſt dem Verlauf der Sache zuzuſehen, um ſich danach zu beſtimmen und den Rücken zu decken, bei den Wenigſten zündete Sickingens und Huttens Begeiſterung für die große Sache der Freiheit vom zwiefachen Joch. Der glückliche Moment des Handelns zur Erhebung des Volks gegen ſeine ſchamloſen Tyrannen iſt in Deutſchland ſtets durch kühle Ueberlegung und feiges Abwartenwollen verſäumt worden. Die Begeiſterten handelten ſtets zu raſch, die Verſtändigen ſtets zu langſam, und ſo gingen die Kräfte der Partei auseinder, und ſtatt Freiheit wurde nur größere Tyrannei erreicht. Daſſelbe traurige Schickſal traf auch Sickingens und Huttens großes Unternehmen. Sie ſelbſt trieb der gewaltige kühne Geiſt zur raſchen That, während die, auf deren Verſprechungen und Hülfe ſie vertrauten, ſich eines verderblichen Zauderns ſchuldig machten. Am meiſten ſchadete in der Schweiz und in Oberſchwaben der aus ſeinem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg der großen Sache; er und ſein geheimer, aber zahlreicher Anhang arbeitete überall mit Erfolg Huttens Bemühungen entgegen; denn Sickingen hatte ja bei der Vertreibung des Herzogs eine ſehr thätige und einflußreiche Wirkſamkeit entfaltet, und Hutten war ſeit Jahren der erbittertſte Feind des gewaltthätigen Fürſten; niemand hatte ihm in der öffentlichen Meinung mehr geſchadet, als der federgewandte kühne Ritter.

Sickingens Seele glühete und dürſtete nach Thaten. Er war der Meinung, wenn der erſte Schlag gelungen ſei, würden ihm von allen Seiten die Heerhaufen der Ritter und der Städte zuziehen, die Zweifelhaften würden ſich für ihn erklären, die Bedächtigen Muth gewinnen. Dann wollte er das gehörig vorbereitete Landvolk zum Kampfe aufrufen. Manche ſeiner Freunde waren nicht derſelben Anſicht. Es ergingen Abmahnungen, jetzt noch nicht feindlich aufzutreten, aus ſeiner nächſten Umgebung an ihn. Die Beſonnenen hielten das Unternehmen noch nicht reif genug. Aber das Verhängniß riß ihn, trotz dieſer Warnungen, hin. Das geworbene Kriegsvolk lagerte theils in der Ebernburg, theils im Nahethal; von Hutten kamen feurige Ermahnungen loszuſchlagen: die Eidgenoſſen würden unverzüglich ein Hülfsheer ſenden; von Ulrich Fugger liefen aus Tyrol Gelder und gute Nachrichten ein; ebenſo von andern Seiten die erwünſchteſten Zuſagen von mächtigen Rittern, Städten und Korporationen. Sickingen glaubte nicht länger zögern zu dürfen. Mit einem wohlgerüſteten Heere von fünftauſend Landsknechten und fünfzehnhundert Reiſigen nebſt dem gehörigen Geſchütz, that er den erſten feindlichen Schritt auf der Bahn, die er und Hutten vorgezeichnet hatten. Es war gleichſam das Vorſpiel zu dem großen Drama des heldenmüthigen Kampfes gegen die beſtehende Macht, gegen die materielle und geiſtige Unterdrückung des deutſchen Volks, zu welchem er jetzt den Vorhang aufzog. Dieſes Vorſpiel war eine Fehde gegen den Kurfürſten von Trier, den zweideutigen und brutalen Richard von Greifenklau. Mit dem Sturz dieſes ihm perſönlich verhaßten Erzbiſchofs ſollte ſeinen Anhängern Muth gemacht und die Zaudernden herbeigelockt werden. Und dieſer erſte Schlag ſchien ſo leicht ausführbar; in Sickingens Seele waltete gar kein Zweifel an dem beſten Erfolge dieſes Unternehmens. Den Vorwand zu dieſer Fehde mußte eine wenig bedeutſame Treuloſigkeit des Erzbiſchofs abgeben. Dieſer hatte nämlich zwei ſeiner Unterthanen, für die ſich Franz von Sickingen verbürgt, von der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zurückgehalten. Im Abſagebrief war der Ritter aber ſo ehrlich, dem Pfaffenfürſten gleich den rechten Grund anzugeben und mit der wahren Farbe ohne alle Umſchweife herauszugehen. In einem gedruckten und im erzbiſchöflichen Gebiete verbreiteten Aufrufe ſagte er: „Ich begehre euch zu erlöſen von dem ſchweren unchriſtlichen Joche und Geſetz der Pfaffheit und zu evangeliſchen lichten Geſetzen und chriſtlicher Freiheit zu bringen.“ Und Hutten rief Allen in einer Druckſchrift zu, daß Sickingen das Schwert ergriffen habe, „um dem Evangelium die hart verſchloſſenen Thüren wieder zu öffnen.“ Der Kurfürſt von Trier hatte ſich eines ſolchen Angriffs keineswegs verſehen; denn Sickingen hatte überall ausſprengen laſſen, ſeine Rüſtungen gelten dem König Franz von Frankreich. St. Wendel, die trierſche Stadt, fiel durch Sturm in Sickingens Hände, der am 7. Sept. vor Trier ſtand. Es war ein ſchlauberechnetes Spiel, dieſe ſchnell improviſirte Fehde gegen Richard von Greifenklau, aber gerade an der Schlauheit der Berechnung ging es verloren. Um nämlich die eigentliche Abſicht, den großen Kampf gegen die herrſchende Macht nicht zu verrathen, betheiligten ſich die zunächſt angeſeßnen Ritter, welche Hutten geworben hatte, nicht an dieſer Waffenprobe, dieſem kleinen Verſuchskrieg, nur begonnen, um das verſammelte Kriegsvolk zu beſchäftigen und ihm den Sold aus trierſchen Mitteln zu zahlen. Der Zuzug der Verſtärkung ſollte jetzt blos aus den Niederlanden kommen, wo Sickingen durch ihm ergebene Ritter ein Heer werben ließ. Unterdeſſen wollte er die trierſchen Städte einnehmen und ſich im Futter des Erzbiſchofs ſtärken zu dem Hauptſchlage, der zu Anfang des künftigen Jahres geſchehen und an welchem ſich dann alle Ritter und Städte, die ihm zugeſagt, betheiligen ſollten. Bis dahin hofften ſie auch mit dem Landvolk in Schwaben, Franken und am Oberrhein ſo weit zu ſein, um eine allgemeine bewaffnete Erhebung deſſelben zu bewerkſtelligen. Das Glück des erſten leichten Unternehmens ſollte dem ſpätern ſchweren Vorſchub leiſten; Ritter, Städte und Bauern ſollten friſchen Muth gewinnen, für Sickingen und die Freiheit ins Feld zu ziehen, wenn ſie den tapfern Ritter als Sieger im fetten Erzbisthum Trier begrüßen könnten.

Aber die Fürſten durchſchaueten Sickingens und Huttens Plan; es waren auch hie und da einige unvorſichtige und übermüthige Stimmen von Sickingens Freunden und Söldnern verlautet, die ſchnell verbreitet und richtig gedeutet wurden. Der Scharfſinn der Fürſten, nie lebendiger, als wenn es gilt, ihren Vortheil zu wahren, begriff bald, auf was dieſe unſcheinbare Fehde des ſtarken und gefürchteten Ritters hinzielte, und ſie zweifelten nicht daran, daß die Niederlage des Kurfürſten von Trier das Vorſpiel ihrer eignen ſei. Sie ſchreckten aus ihrer ſchwelgeriſchen Behaglichkeit empor; an den Höfen ertönte das Angſtgeſchrei: in viel hundert Jahren ſei nichts ſo Gefährliches wider die Reichsfürſten unternommen worden, als womit Sickingen umgehe, und: der Ritter und ſein poetiſcher Freund ſeien die allergefährlichſten Menſchen im Reiche; zu allen unerhörten Dingen fähig, gehen ſie damit um, Alles über den Haufen zu werfen, ſo daß man bald nicht mehr wiſſen ſolle, wer Kaiſer, Fürſt oder Herr ſei.

Der Kurfürſt von Trier ſchrie das Reichsregiment um Hülfe an; die Seele dieſes Regiments waren aber eben die Reichsfürſten, die damit die Macht des Kaiſers ſelbſt lähmten. So unthätig es nun auch war, ſo lang es die Abſtellung von Uebelſtänden galt, die den Fürſten zum Vortheil gereichten — und das ganze Reich war voll ſolcher Uebelſtände — ſo raſch und nachdrücklich rief es jetzt die benachbarten Landesherrn zum eiligen Kriegszug gegen den gefährlichen Ritter auf. Und dieſe folgten dem Ruf mit derſelben ungewohnten Eile. Der von den Fürſten abhängige und im Zaum gehaltene Adel wurde aufgeboten; es war, als wüchſen Heere aus dem Boden. So ſchnell war in Deutſchland ſeit Menſchengedenken nicht gehandelt worden. Sickingen aber erließ ein Manifeſt an dieſen wider ihn in Waffen gerufenen Adel, worin er ſagte: „Wollte Gott, ihr hättet euch beſſer bedacht! Warum ziehet ihr wider euch, euere Kinder und Kindeskinder? Warum zerreißet ihr eure Freiheit und wollt Knechte und Gefangene der Beſchornen ſein? Denkt ihr nicht, wenn Franz mit ſeinem Anhange überwunden ſein wird, wie ſie nachher euch einen Zaum und Gebiß in das Maul legen und euch führen werden, wohin ſie wollen? Ihr wollt denen helfen, die den deutſchen Adel mit Lügen verderbt und euer väterliches Gut an ſich gezogen haben, als da ſind die beſchornen Knaben, die Stifter und Klöſter. Ihr und die Eurigen leiden Mangel; ſie leben in Saus und Braus, und verthun das Eurige mit Huren, Hoffart, Völlerei, Büberei. Und nun wollt ihr euer Leben auch noch für ſie einſetzen? Ja, ſie wollen unſere Seelen auch verderben, da ſie uns das Evangelium Chriſti und das Wort Gottes nicht predigen laſſen und auch ſelbſt nicht predigen, und erdrücken unſere Seelen mit ihren eigenen Träumen, Erfindungen, Geſetzen, Lehren und gleißenden Worten.“ Aber dieſe Worte waren bei ſeinen Standesgenoſſen verloren; ſie wollten lieber ihren eigenen Verderbern, die ihnen jetzt ſchmeichelten, dienſtbar ſein, als ſich mit Franz zu ihrer Freiheit verbinden. Gemeine Sklavenſeelen ſchrecken vor der Freiheit, wie vor einem Geſpenſt zurück, und der deutſche Adel, wie die deutſchen Bürger beſtanden, entnervt durch die Einflüſſe der üppigen und lügneriſchen Pfaffheit, zumeiſt aus gemeinen Sklavenſeelen. Hutten und Sickingen waren ihnen ſchon um deshalb verhaßt, weil ſie das Joch abwerfen wollten. Es war eine bittere Täuſchung dieſer beiden großen Männer, auf den Beiſtand der Pfaffen- und Fürſtenknechte zu rechnen.

Die Fürſten ſandten an Sickingen abmahnende Boten; er empfing ſie mit Trotz und Spott. Sein Herr, der Kaiſer, antwortete er ihren Vorſtellungen, werde nicht zürnen, wenn er den Pfaffen ein wenig ſtrafe und ihm die Kronen (Thaler) eintränke, die er vom König von Frankreich gewonnen habe. Andern erwiederte er: er wolle ſich eines Thuns unterſtehen, deſſen ſich kein römiſcher Kaiſer unterſtanden habe. Er ſelbſt werde eine neue Ordnung im Reiche einführen; von einer Entſcheidung des Kammergerichts zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof wolle er nichts wiſſen. Er habe ein Gericht um ſich, beſetzt mit Reiſigen, wo man mit Büchſen und Karthaunen entſcheide. Als der Reichsherold in Sickingens Lager eintritt, ſagte er lachend: „Nun ich ſoll des Regiments alte Geigen noch einmal klingen hören.“

Im Kloſter St. Maximin bei Trier hatte der Kurfürſt reiche Vorräthe aufgehäuft, welche Sickingen für ſein Heer beſtimmt hatte. Aber ehe der Pfaffenfürſt ſich in die befeſtigte Stadt zurückzog, zündete er das Kloſter mit eigener Hand an, und der Ritter fand nur noch die rauchenden Trümmer. Dieſer Umſtand machte einen unangenehmen Eindruck auf die Söldlinge, welcher dadurch ſehr vermehrt wurde, daß Trier nicht mit einem Handſtreiche genommen werden konnte. Denn die Bürger der Stadt, mit welchen Sickingen im Einverſtändniß war, wagten, von den Reiſigen, die der Kurfürſt noch ſchnell und zur rechten Zeit hineingeworfen hatte, ſcharf beobachtet, nichts zu unternehmen, die Mauern und Thürme wurden von den Vaſallen des Erzbiſchofs, trotz aller vernunftigen Ermahnungen Sickingens, gut bewacht, und die Beſchießung der Stadt zog ſich lange hin und führte zu keinem Reſultat. Eine verdrießliche Stimmung bemächtigte ſich des Belagerungsheeres; aber noch ſchlimmer wurde die Lage des Ritters, als von den aus dem Norden erwarteten Zuzügen auch nicht einer zu ſeiner Verſtärkung anlangte. Der Herzog von Jülich und Cleve, in deſſen Lande der Ritter Renneberg für Sickingen einen Heerhaufen geworben, drohete jedem, welcher dem gefährlichen Meuterer zuzöge, mit Verluſt von Lehen und Leben und vereitelte dadurch den Zug. Dieſelbe Machination gelang durch das gleiche Mittel dem Kurfürſten von Köln, in deſſen Gebiet der Baſtard von Sombreff eine Reiterſchaar zuſammengebracht hatte.

Michel Minkwitz hatte im Braunſchweigiſchen fünfzehnhundert Knechte gewonnen und zog mit ihnen dem Kriegsſchauplatz zu; aber der Landgraf Philipp von Heſſen überfiel den Zug, nahm den Führer gefangen und überredete die Landsknechte, ſtatt in Sickingens, in ſeine eigenen Dienſte zu treten. Andere Zuzüge aus dem Limburgiſchen, Lüneburgiſchen und Weſtphäliſchen, erlitten durch fürſtliche Intriguen und Vaſallenhaufen ähnliche Schickſale. Sie wurden gefangen, zerſtreut und am Weiterziehen verhindert. Wohl zogen mächtige Kriegsſchaaren gen Trier, aber es waren die in Eile aufgebotenen Mannſchaften und reiſigen Zeuge des Landgrafen Philipp von Heſſen und des Kurfürſten Ludwig von der Pfalz, welche dem bedrängten Kurfürſten von Trier zu Hülfe eilten. Beide Fürſten waren dem ränkevollen Erzbiſchof nichts weniger als freundlich geſinnt, ja der der lutheriſchen Lehre mit demſelben Eifer wie Sickingen ergebene Landgraf war ſogar ein offener Widerſacher deſſelben, und der Pfälzer Kurfürſt war ſogar Sickingens alter Gönner, Freund und Dienſtherr; aber jetzt galt es, die fürſtlichen Intereſſen einer drohenden Gefahr gegenüber zu retten; da hielten die Feinde zuſammen gegen den Freund. Alles fürſtliche Blut hatte begriffen, daß Sickingens Erhebung keine Fehde gegen eine Perſon, ſondern ein Krieg gegen die Fürſtenmacht überhaupt war, ſie mochte nun weltlich oder geiſtlich ſein, und ſo hätte wenigſtens Sickingen nicht ſchmerzlich erſtaunen ſollen, den pfaffenfeindlichen Landgrafen und den ihm perſönlich befreundeten Kurfürſten Ludwig, durch den er ſogar zuerſt emporgekommen war, dem treuloſen, hinterliſtigen und verächtlichen Erzbiſchof zu Hülfe eilen zu ſehen. Und doch war es ein harter Schlag für den kühnen Ritter, um ſo härter, je unerwarteter er war.

Unmöglich konnte er der vereinigten Macht der Fürſten unter den Mauern Triers Stand halten; es wäre ſein ſicherer Untergang geweſen. Nachdem er eine Woche vergebens vor der Stadt gelegen, zog er ſich vor dem heranrückenden Feinde zurück. In dieſer Woche liegt die Entſcheidung des Schickſals Deutſchlands für länger als drei Jahrhunderte. Man hat oft behauptet und ſchon zu jener Zeit, wenn Sickingens Plan gelungen wäre — und er wäre jedenfalls gelungen, wenn der Kurfürſt von Trier wäre beſiegt worden — ſo wäre ſtatt des Fürſtenregiments ein freches, wildes, herzloſes Adelsregiment in Deutſchland aufgekommen. Dies iſt ſehr zu bezweifeln. Sickingen hätte ſich, um ein ſtarker Kaiſer zu werden, auf die bereits aufgerufene Volkskraft ſtützen müſſen, und dadurch wäre ein Adelsregiment unmöglich geworden. Jedenfalls wäre der verderbliche Einfluß Roms auf Deutſchland für immer gebrochen geweſen, und die von Luther ausgehende reine evangeliſche Lehre hätte, ſo weit die deutſche Zunge klingt, nirgend mehr Widerſtand gefunden. Sickingen hatte zu früh losgeſchlagen. Ein halbes Jahr ſpäter würde ſein und Huttens großer und kühner Plan glücklich ausgeführt worden ſein. Höchſt wahrſcheinlich würde ſich Luther für ten goldnen Zeitalters Ludwigs XIV, zu ihrem Gemahle gewendet, fort, und ihr Kopf machte bei jedem Worte ſolche ſchnickende Bewegungen, daß die vergilbten und ſtark fragmentirten brabanter Spitzen, womit ihre hochgebaute Dormeuſe garnirt war, ſtets in zitternder Bewegung blieben. Die vordere Hälfte dieſes kleinen Kopfes war mit einer alten ſtaubigen Haartour von dunkelbrauner Farbe bedeckt, während ſich hinten die grauen, ihr eigenthümlich zugehörigen Haare verrätheriſch durch erwähnte Garnitur durchſtahlen. Stark aufgelegtes Roth auf den nußbraunen faltenreichen Wangen, ein altes, an einigen Stellen merklich ausgebeſſertes Brokatkleid, geſtickte Handmüffchen, ein unſchimmer gewordnes ſeidnes Envelöppchen harmonirten ganz mit dem pretiöſen Anſtande der Dame, und gaben die Hälfte des Bildes einer Familie ab, die an Glücksgütern wohl zurückgekommen war, ohne jedoch dabei auf eins der Rechte zu verzichten, die ihr Geburt und Rang ertheilt. Die andre Hälfte dieſes Bildes bot ein bejahrter, langer, ſehr dürrer Mann, deſſen auseinandergedehntes, bleiches, knöchernes Geſicht mit ſchier ſteinernen Falten, gleichſam im bündigen Lapidarſtyl, das nec plus ultra von Adelshochden ſiegreichen Sickingen erklärt haben; für den ſich erſt rüſtenden ſich ſchon zu erklären, verbot ihm die Klugheit. Er hatte auf Huttens und Sickingens Einladung ebenfalls geantwortet: die reine Lehre des Evangeliums müſſe durch die in ihr liegende Kraft des göttlichen Worts ſelbſt ſiegen; mit dem Schwerte ſei ihr nicht gedient. — Hätte aber das für die religiöſe Freiheit eben ſo gut wie für die politiſche gezogene Schwert Sickingens, der römiſchen Pfaffenherrſchaft in Deutſchland mit einem Male den Garaus gemacht, ſo würde ſich Luther wohl eines Andern beſonnen und ſich erinnert haben, daß das ſiegreiche Schwert Karl des Großen für die Ausbreitung des Chriſtenthums in Deutſchland tauſendmal mehr gethan hat, als alle Lehre und Kraft des in ihm wohnenden göttlichen Worts.

Sickingen verſuchte auf ſeinem Rückzug noch vergebens, Kaiſerslautern zu überrumpeln, entließ dann, da ihn die vereinigten Fürſten nicht verfolgten, einen großen Theil ſeines Kriegsvolks und warf ſich in ſeine neu und gut befeſtigte Burg Landſtuhl. Aber am 8. Oktober wurde vom Reichsregiment die Reichsacht über ihn erklärt. Die Fürſten hatten guten Grund, ihn nicht zu verfolgen; ſie fürchteten den Löwen in Verzweiflung; erſt wollten ſie ſeine Anhänger ſtrafen und vernichten. Zuerſt wandten ſie ſich gegen den wackern Eidam Sickingens, den für Luthers Lehre ſo fromm begeiſterten Hartmuth von Kronenberg. Ein Heer von dreißigtauſend Mann Fußvolk trat vor die Veſte, aus welcher der Ritter, ſolcher Uebermacht weichend, geflohen war. Kronenberg ergab ſich und wurde vom Landgrafen, als heſſiſche Landſtadt in Beſitz genommen. Dann ging der Zug gegen Saalmünſter, die Burg Frowens von Hutten, des Oberhofmeiſters des Kurfürſten von Mainz und Oheims Ulrichs von Hutten, „weil er ſich des Aufruhrs theilhaftig gemacht und erklärte Aechter bei ſich aufgenommen.“ Die Burg wurde zerſtört, die andern Burgen Frowens beſetzt. Der Kurfürſt Albrecht von Mainz, nicht ohne guten Grund in ſtarkem Verdacht, mit Sickingen im Einverſtändniß geweſen zu ſein, wurde von den verbündeten Fürſten um fünfundzwanzigtauſend Gulden geſchätzt, „weil er einen Trupp ſickingiſcher Pferde habe unverwehrt über den Rhein gehen laſſen; das ſei der Urſachen eine, die andern ſtecken in der Feder.“ In der That hatte der feine und ſchlaue Albrecht von Brandenburg im Geheimen mit Huttens altem Lieblingsplan wieder geliebäugelt: er möchte wohl deutſcher Papſt werden, wenn Sickingen deutſcher Kaiſer würde. Er hätte gerne geerntet, was Luther und Hutten geſät, aber er hatte zu ſeinem Glück noch nicht gewagt, mit der Schnitterſichel hervorzutreten, und wirklich war die Saat noch nicht reif geweſen. Jetzt wurde ſie zwar ſcheinbar verwüſtet, aber die ausgefallenen Körner wucherten im Boden fort, um in ſpäteren Jahrhunderten eine deſto reichere Ernte zu geben, die nicht einem ſchlauen üppigen Pfaffen, ſondern dem ganzen deutſchen Volke, der ganzen Welt zu gute kommen wird.

Gleiches Schickſal wie Frowen von Hutten, hatten noch zwei von Sickingens thätigen Verbündeten, Philipp Weiß zu Haußen in der fuldiſchen Mark, und Rudecker im feſten Hauſe Ruckingen; Andere ſuchten ſich durch Vertrag zu retten. Entferntere Verbündete des geächteten Ritters wurden mit einem ähnlichen Ungewitter bedroht; ſo der Graf Wilhelm von Fürſtenberg und der kecke Eitelfritz von Zollern, ja die ganze fränkiſche Ritterſchaft war durch die erbitterten Fürſten gefährdet, und es half ihr nichts, daß ſie Sickingen nicht geradezu mit bewaffnetem Zuzuge unterſtützt hatte; die Fürſten wußten, daß ſie ſein Vorhaben beſtärkt, ſich zu ihm gehalten, ſich als ſeine Freunde bekannt und im Falle eines Siegs über den Kurfürſten von Trier mit ſtarker Macht zu ihm geſtoßen ſein würden.

Der ſchwäbiſche Bund erſah ſeinen Vortheil und trat um die Bewegung des Adels gänzlich zu unterdrücken, auf Seite der Fürſten, namentlich einigte er ſich mit dem Kurfürſten von der Pfalz. Aber er überhob ſich ſogleich und forderte die fränkiſchen Ritter vor ſein Bundesgericht, um ſie wegen einiger Landesfriedensbrüche zu vernehmen. Er griff alſo verletzend in die Rechte des Reichsregiments, und dieſes, erſt von Sickingen und ſeinen Freunden verſpottet, trat jetzt plötzlich, um der Anmaßung des ſchwäbiſchen Bundes und einiger ſiegreichen Fürſten nachdrücklich zu begegnen, als Schützer des mit Sickingen verbunden geweſenen Adels auf. Erſt hatte das Regiment den Ritter ohne Ladung in Acht erklärt, einige Monate ſpäter ſchlug es den

Fürſten die erbetene Reichshülfe gegen Sickingen ab, verurtheilte ſie auf Frowen von Huttens Klage, ihm ſeine Hauſer zurückzugeben, und drang in ſie, Kurmainz die gewaltſam auferlegte Schatzung zu erlaſſen. Die fränkiſchen Ritter waren in Mainz zuſammengekommen und hatten hier den Beſchluß gefaßt, ſich dem ſchwäbiſchen Bund zu widerſetzen; einige Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes trugen beim Reichsregiment auf ein Verbot der ritterſchaftlichen Zuſammenkünfte und Verbindungen an; ſtatt deſſen ſagte das Regiment den verbündeten Rittern ſeinen Schutz zu.

Durch dieſe merkwürdige Wendung ſtiegen Sickingens Ausſichten wieder. Auf dem Schweinfurter Tage, den er vorzüglich veranlaßt hatte, erhielt er viele Zuſagen; Ulrich von Hutten zog unermüdet in Oberſchwaben und in der Schweiz umher und warb mit Wort und Schrift; Balthaſar Stör, ein Emmiſſär der Ebernburg, warb am Oberrhein; Franz Voß, der treueſte Anhänger Sickingens, in Niederdeutſchland. Ja aus Böhmen langten Verſprechungen redlicher Ritterhülfe auf dem Landſtuhl an. Sickingens Freunde hofften ſogar auf eine allgemeine Erhebung aller Lutheriſchen zu Gunſten des Ritters. Dieſer ſelbſt befeſtigte ſeine Burg immer mehr und hoffte ſich zwei bis drei Monate, wo die Hülfe von allen Seiten eintreffen konnte, zu halten. Selbſt der alte Kurfürſt von Sachſen, die Hauptſtütze des Reichsregiments, ſah es jetzt gern, daß Sickingen ſich ſo männlich trotzig behauptete; es galt ja die Befeſtigung des Reichsregiments gegen die

Willkür einiger Fürſten und des ſchwäbiſchen Bundes. — Aber dieſe Fürſten zauderten nun auch nicht länger, ihre verbundene Macht vor den Landſtuhl zu führen. Am 30. April 1523 eröffneten ſie das Feuer aus ihren Karthaunen, Nothſchlangen und Scharfmetzen gegen die Burg. Es zeigte ſich bald, daß Sickingen, der ſich noch einmal nach alter Ritterweiſe in ſeiner Burg vertheidigen wollte, ſich verrechnet hatte. Die Kriegskunſt der Neuzeit hatte das Ritterthum bereits überwunden und duldete keine Verſchanzungen in einer Burg mehr. Sickingens Verſuch, das bereits in den letzten Zügen liegende Ritterthum mit der jungen Volkskraft und dem erwachten pfaffenfeindlichen religiöſen Bedürfniß friſch zu beleben, war ein unglücklicher und deshalb vergeblicher. Ritterthum und Volk konnten nie ein Ganzes werden, weil ſie eben von Grund aus feindlich gegen einander waren. Die Mauern und Thürme widerſtanden den Kugeln nicht, um ſo weniger, da ſie noch neu waren. Sickingen ging voll ſchwerer Bekümmerniß nach einer Schießſcharte, um, an das Sturmgeräth gelehnt, den Verlauf des Sturms zu überblicken. Aber gerade auf dieſe Lucke war eben eine Karthaune gerichtet, und kaum war der Ritter vorgetreten, als der Schuß fiel, die gut treffende Kugel das Gerüſt auseinander warf und ihn ſelbſt mit ſolcher Gewalt gegen einen ſpitzigen Balken ſchleuderte, daß er dadurch tödtlich verwundet niederfiel.

Seine Getreuen trugen den beſinnungsloſen Mann ins Burggewölbe, welches von allen Gemächern allein der Gewalt der Kugeln widerſtand. Als er wieder zu ſich gekommen war, brach er in verzweiflungsvolle Klagen aus: „Wo ſind nun meine Herren und Freunde, die mir ſo viel zugeſagt haben? Wo iſt Fürſtenberg? Wo bleiben die Schweizer, die Straßburger?“

Der unglückliche, tödtlich verwundete Mann erfuhr es nicht mehr, daß dem ihm treu ergebenen Grafen Fürſtenberg die ſchwere Noth des Freundes unbekannt geblieben war. Der Bote, welchen Sickingen an ihn geſchickt, war von den Fürſtlichen aufgefangen worden, und der Graf erhielt die Nachricht vom Mißgeſchick des Ritters zugleich mit der ſeines Todes. Er erfuhr auch nicht, wie der rachſüchtige Ulrich von Württemberg alle Bemühungen Ulrichs von Hutten in der Schweiz hintertrieben hatte.

Sickingen kapitulirte und trug dem Gebrauch nach auf freien Abzug an. Die Fürſten ſchlugen dieſen ab. „Ich werde nicht lange ihr Gefangener ſein,“ ſagte er bitter, als er mit ſchwerer Hand die Kapitulation unterſchrieb.

Als die Fürſten in das Gewölbe traten, umflorte die Nacht des Todes ſchon ſeine Augen ſo, daß er ſie kaum zu unterſcheiden vermochte. Der Pfälzerkurfürſt, der ihm ſtets gewogen geweſen, trat zuerſt erſchüttert an das Sterbelager und richtete einige freundliche Worte an den Sterbenden. „Gnädiger Herr,“ entgegnete dieſer, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo enden würde.“

Der Kurfürſt von Trier ſprach ihn dagegen mit dem

Vorwurf an: „Was haſt Du mich geziehen, Franz, daß Du mich und meine armen Leute im Stift überfallen haſt?“

„Und mich,“ fügte der Landgraf hinzu, „daß Du mein Land in meinen unmündigen Jahren überzogen?“

„Ich habe jetzt einem größeren Herrn Rede zu ſtehen,“ verſetzte Sickingen edel, groß und einfach. — Auf die Frage ſeines Kaplans Nikolaus: ob er zu beichten begehre, antwortete er ruhig: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.“

Da rief ihm der Kaplan die Worte des letzten Troſtes zu und erhob die Hoſtie; die Fürſten entblößten das Haupt und knieten, die Hände faltend, am Bette nieder. Im Hintergrunde knieten ſchluchzend getreue Kriegsmänner. In dieſem Augenblick hauchte Sickingen die ſtolze Seele aus. Er war der letzte deutſche Ritter in der edelſten Bedeutung, und während die letzten Strahlen des ſpäten Abendroths des Ritterthums um ſein tapferes Haupt eine unvergängliche Glorie woben, küßten die erſten Strahlen des jungen Morgenroths einer neuen, einer ganz andern Zeit ſeinen ſinkenden Scheitel. Daß er beide Zeiten, die untergehende und die aufſteigende miteinander vereinigen, das Ritterthum zu neuer Blüthe und die reine Lehre des Evangeliums von der Freiheit zur allgemeinen Geltung unter einem ſtarken Kaiſerthum vereinigen wollte, war ſein Fehler, an dem er zu Grunde ging. Hätte er das Ritterthum aufgeben und ſich entſchließen können, ein volksthümlicher Kaiſer zu werden, er würde ein hohes Ziel erreicht und Deutſchland zu einem hohen Ziel geführt haben.

In der Fülle ſeiner Kraft war er gefallen, zweiundvierzig Jahre alt, eine hohe herrliche Geſtalt, einer der edelſten deutſchen Männer. Seine Famile war auf der Ebernburg; deshalb entbehrte er ſterbend die Pflege ſeiner Lieben.

Seine Feinde frohlockten bei der Nachricht von ſeinem Ende: „Nun iſt der Afterkaiſer todt!“ — Niemand hatte mehr Urſache, ſich über ſeinen Fall zu freuen, als Kaiſer Karl. Das Schickſal hatte ihn ohne ſein Zuthun abermals von einem Sturme befreit, der ihm höchſt wahrſcheinlich die Kaiſerkrone vom Haupte geweht haben würde.

Alle Burgen Sickingens und ſeiner Freunde fielen in die Hände der ſiegreichen Fürſten; es waren zuſammen ſiebenundzwanzig. Die auf dem rechten Rheinufer eignete ſich der Landgraf zu, in die auf dem linken theilten ſich der Pfalzgraf und der Erzbiſchof.

Am längſten hielt ſich die Ebernburg, von Sickingens würdiger Gattin tapfer vertheidigt. Hier hatte der Ritter ſeine Schätze aufgehäuft, herrliche Kleinodien zu weltlichem und geiſtlichem Gebrauch. Die Beute war über Erwarten koſtbar. Als Johanna am Arm ihrer Mutter aus der reizenden Burg auswanderte, ſagte ſie ſtolz: „Was liegt an dieſen Dingen! Unſer Stern iſt untergegangen: was könnten uns noch Gold und Edelſteine erfreuen? Wir haben nicht nur eine Kaiſerkrone verſpielt, ſondern auch das edle theuere Haupt, das ſo würdig war, ſie zu tragen; kann uns auf Erden noch Tand und Prunk erfreuen? Mein Pfad wird ein dunkler und will's Gott, ein kurzer über dieſe armſelige Erde ſein."

„O, es ſollte anders mit Dir kommen!" ſeufzte die Mutter ſchmerzlich. „Laß uns gehen!"

Und ſie wandten der verlorenen irdiſchen Herrlichkeit den Rücken. Da gingen ſie an dem eroberten Geſchütz vorbei, das Auge der Freifrau fiel auf die prächtigſte der Kanonen, die Nachtigall genannt. Sie war vor zwölf Jahren vom Meiſter Stephan in Frankfurt gegoſſen, 14½ Schuh lang, gegen 70 Centner ſchwer, mit dem Bilde des Ritters, ſeiner Gemahlin, ihrer beiderſeitigen Ahnen und des heiligen Franz, ihres Schutzpatrons geſchmückt, ein Prachtſtück in jeder Beziehung.

„Wie leuchtend lag die Zukunft vor meinen Blicken, als unſere Bilder dieſem Erz eingeprägt wurden! Die Bilder ſchimmern, als ſeien ſie geſtern gegoſſen, und ſie werden lange bleiben, das Glück aber, das ſie ſchuf, iſt für ewig dahin! Wie armſelig iſt doch alles Irdiſche! Dieſe kleinliche Menſchenwelt war des großen Mannes nicht werth, der ſie von ſchmachvollen Banden erlöſen wollte. Dieſe Kanone ſollte ſie ſprengen helfen.“

„Laßt ihr doch die Feſſeln; ſie will und muß gefeſſelt ſein. Kommt, kommt! Laßt uns ins Elend wandern.“

muth verkündete, deſſen ſtieres gläſernes Auge, ſtreng blickend, ſtets mit unermüdeter Sorgfalt darüber zu wachen ſchien, daß er jeden ihm gegenüber Stehenden in gehöriger reſpectvoller Ferne halte, und ſich ſelbſt nicht das Mindeſte gegen einen Andern vergebe. Die ſteife Aengſtlichkeit ſolcher Pedanterei in Verbindung mit einem altmodiſch topirten und übermäßig gepuderten Kopfe, einem über die Grenzen der Zierlichkeit hinausreichenden Zopf, welcher auf dem Rückenſtücke des abgeſchabten geſtickten Sammtrocks eine Straße gebildet hatte, wie man ſie auf den betheerten Jacken der Schiffsjungen zu ſehen gewohnt iſt, mit einer goldbordirten ſeidnen Schoßweſte, die wahrſcheinlich dreißig Jahre zuvor von weißer Farbe geweſen war, desgleichen kurzen ausgebeſſerten Beinkleidern, geſtopften ſeidnen Strümpfen und Escarpins mit Schnallen, deren Zinnſtoff man ſchwerlich verkennen konnte, obgleich ſie für Silber gelten ſollten, dazu ein alter Pariſien mit ſtählernem Griffe, der bedeutende Roſtflecken zeigte, an der Seite, eine lange blinkende Kette aus der Uhrtaſche hängend, die zweifelsohne von Tomback gearbeitet war, und obgleich mit Uhrſchlüſſel, Petſchaft u. d. g. reichlich verſehen, ſehr wahrſchein-

Viertes Kapitel.

Die Kunde von Sickingens unglücklichem Ende durchflog auf Sturmesflügeln die Länder und traf manches edle für Freiheit glühende Herz ſchwer. Alle edeln ſtrebenden Männer der Zeit litten im Stillen, indem ſie den Stern untergehen ſahen, von deſſen hellem heiterm Lichte ſie ſo viel, wenn nicht Alles gehofft. Am ſchwerſten empfand der treueſte innigſte Freund des Gefallenen, Ulrich von Hutten, den Schlag, am ſchmerzlichſten litt er unter dieſem unerſetzlichen Verluſt. Er lebte gerade in Mühlhauſen in der Schweiz, als ihm die Todesbotſchaft des Freundes zukam. Sie ſchmetterte ihn nieder. Durch die Anſtrengungen des letzten Halbjahrs, für Sickingen in der Schweiz ein Hülfsheer zu gewinnen, die bei ſeiner ohnedies die Kräfte aufreibenden Krankheit doppelt mühſeligen und anhaltenden Reiſen und die ſtets fruchtloſen Verhandlungen zu dieſem Zwecke, die ſchmerzlichen Täuſchungen, ſtets durch das Entgegenwirken ſeiner offenen und heimlichen Feinde, ſeine Beſtrebungen vereitelt zu ſehen, hatten ſein Uebel ſehr verſchlimmert; die ſchreckliche Kunde von Sickingens Ende legte den entkräfteten Mann auf das Krankenlager. Hier beſuchte ihn nach einigen Tagen ein junger Gelehrter, der Sohn einer angeſehenen Patrizierfamilie, Namens Uſteri, in welchem Hutten einen Verehrer und gleichgeſinnten Freund gefunden hatte. Durch ihn hatte Hutten die betrübende Botſchaft erhalten. Der Ritter brütete dumpf vor ſich hin, eine unheimliche Fiebcrglut lag auf ſeinen abgemagerten Wangen.

„Kommt mit mir hinaus in Gottes freie Natur, Ritter," ſprach der junge Mann herzlich und theilnehmend. „Das einſame Brüten taugt Euch nichts. Mein Vater, ja unſer ganzes Haus, hat ſchon ſeit ein paar Tagen Euern Beſuch erwartet. Er hat nothwendig mit Euch zu reden. Es iſt mir gelungen, endlich all ſeine Bedenklichkeiten zu beſiegen, und er hat auf meinen Betrieb, den Bürgermeiſter und die Mehrzahl der Rathsherrn gewonnen. Ihr ſollt nun Vorſchläge machen für die neue Kircheneinrichtung."

„Was hilft Alles!" verſetzte Hutten bitter. „Der Unſinn ſiegt doch überall. Die Wahrheit, das Recht, die Tugend und das Licht der Geiſter ſind nur zum Hohn und Spott des Teufels und ſeiner Anhänger auf der Welt. Der Satan iſt der mächtige Herr der Erde, und er gängelt ſie unter der fratzenhaften Larve Gottes. Wollt Ihr glücklich ſein, junger Freund, ſo verlaßt die Fahne der Wahrheit und ſchwört zu der des Scheins. Predigt Freiheit, indem Ihr die Geiſter knechtet; ſchwatzt von Recht und Ordnung, indem Ihr das Unrecht fördert und von der Tyrannei Nutzen zieht. Die Menſchen wollen belogen und betrogen ſein; ſie jubeln wohl ein paar Augenblicke dem Kühnen zu, der ſie aus den ſchmählichſten Banden befreien will, aber ſie verlaſſen ihn in der Stunde der That, ſo daß er dem Heere ſeiner eigenſüchtigen Gegner unterliegen muß, und laſſen ſich dann willig nur noch feſter in neue Ketten ſchmieden, ja ſie küſſen dem Kettenſchmiede unterthänig die Hand, wenn er ſeine Blöße mit einem Purpur behängt hat, und hat er ſich dazu noch eine Platte ſcheeren laſſen, ſo verehren ſie jede Frechheit, jede Lüge, jede Schandthat als heilig und loben ſie als ein unmittelbares Werk Gottes, eingegeben vom heiligen Geiſte."

„Euer Unmuth iſt gerecht, edler Ritter," ſagte Uſteri mit einer Thräne im Auge. „Aber Euere Freunde ſind nicht gewohnt, Euch der Verzweiflung erliegen zu ſehen. Sickingens Schickſal darf Euch nicht niederwerfen. Die gute Sache braucht Euere Kraft."

„Ich habe keine Kraft mehr!" ſeufzte Ulrich. „Es iſt mir nicht anders, als ſchliche der Tod in meinen Adern. Meine Freunde — o laßt mich von ihnen ſchweigen! Wo ſind ſie? Nur der Glückliche hat Freunde. Der Unglückliche muß Gott danken, wenn er mitleidige Seelen findet. Habt Ihr es nicht an dem großen Erasmus geſehen, wie meine beſten Freunde mich behandeln? Sickingen war mein wahrer Freund. Das ſchwarze Verhängniß, dem

Macht gegeben iſt über alle guten und großen Menſchen, hat ihn dahin gerafft; die freche Rotte der Lüge triumphirt hohnlachend auf ſeinem Grabe. Es wird auch mich hinabreißen, und die geile Pfaffenbrut wird mit den fürſtlichen Buben einen raſenden Chorus auf dem Raſen tanzen, unter welchem mein für Freiheit und Recht gewaltig flammendes Herz in Staub zerfällt.“

„O nehmt den Maßſtab, womit Ihr Euere Freunde meßt, nicht von dem eiteln, feigen, achſelträgeriſchen Erasmus!“ rief der junge Mann wehmüthig begeiſtert. „Welcher edle Kämpfer für die höchſten Güter des Geiſtes kennt dieſen Erasmus und verachtet ihn nicht! Weiß ich nicht von Euch ſelbſt, wie Oekolampadius, Zwingli, Bucer, Pellikan, ihn als einen Verräther der guten Sache und für unwürdig halten, ſich mit ihm einzulaſſen? Und hat nicht die gerechte Züchtigung, die Ihr ihm in Eurer Expoſtulation habt angedeihen laſſen, die Billigung, den Beifall, ja theilweiſe das Zujauchzen aller Beſſern Euch zuwege gebracht? Vielleicht erheitert es Euch, wenn ich Euch ſage, daß mir ein Brief von Brunfels in Straßburg vorgeſtern die Nachricht gebracht hat, daß die Expoſtulation bereits in zweiter Auflage erſchienen iſt. Es iſt ein allgemeines Begehren nach Eurer meiſterhaften Schrift; ſie wird von allen Gelehrten und Wahrheitsfreunden in Deutſchland verſchlungen.“

Huttens Auge blitzte freudig auf. „Ja damit labt und erfriſcht Ihr mir die vom Schmerz ausgetrocknete

Seele," ſagte er und reichte dem jüngern Freunde dankbar die Hand.

„Ihr habt tauſende von wahren Freunden in allen Ständen und in allen Landen, ſo weit die deutſche Erde reicht, und der Name Ulrich von Hutten iſt zum Wahrzeichen der für Licht und Freiheit begeiſterten deutſchen Jugend geworden. Zwei edle Namen erſchallen durch Deutſchlands Gauen, überall begrüßt und belobt von allen für Gottes Sache ſchlagenden Herzen, die Namen Luther und Hutten, und ſie werden durch alle Zeiten der deutſchen Geſchichte ſchallen und ſtrahlen bis zu den fernſten Nachkommen herab. Nach Jahrtauſenden wird man Euch verehren als den kühnen Streiter für Wahrheit und Freiheit, und die Namen Euerer Feinde werden nur als die dunkeln Schatten, die der Glanz Eueres Namens wirft, auf die Nachwelt kommen."

„Ich danke Euch, für Euere ſchönen troſtreichen Worte!" ſagte Hutten froh bewegt. „O wenn Luther den Muth gehabt hätte, zu uns zu ſtehen und mit uns zu gehen, es wäre Alles anders und beſſer gekommen! Aber der Mönch hängt ihm an, er kann ihn nicht los werden. Die Fürſten haben geſiegt; er wird ſich nun ihrer Macht fügen müſſen. Ich fürchte, es ſteht ſchlimm mit der Sache der Wahrheit."

„Sie wird nicht untergehen. Verzagt nicht. Rafft Euch auf, um von neuem für ſie zu kämpfen. Euere Freunde und Anhänger ſehen erwartungsvoll auf Euch.

Brunfels ſchreibt mir, ganz Straßburg ſchwärme für Euch, ſeit die Expoſtulation gedruckt ſei."

„Wenn mich dieſe unſelige Krankheit nicht verzehrte! Ach, die Leiden dieſer böſen Tage haben mir arg zugeſetzt! Ich bin ein Vertriebener, ein Vaterlandsloſer, von Land zu Land Gejagter!" —

„Habt Ihr nicht ſelbſt in Eurer ‚Beklagung der Freiſtätte deutſcher Nation' geſungen:

‚Ich weiß, ich werd' noch Lands verjagt,
Um daß ich ſolchs nicht ſchweigen kann,
Und nehm' der Sach' allein mich an?'

Soll ich Euch Euere eigenen kühnen herrlichen Worte zur Ermunterung zurufen:

‚Drum, fromme Deutſche, haltet Rath,
Da es ſo weit gegangen hat,
Daß's nicht mehr gehe hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und will deß anders keinen Genuß.
Denn wo mir geſchäh deshalb Verdruß,
Daß man mit Hülf mich nicht verlaß,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Daß ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft zu ſtillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie faſt und ſehr
Man mich damit zu ſchrecken meint.
Wiewohl meine fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hab' gefangen an;
Gott woll' ſie tröſten! es muß gahn.

Und ſollt es brechen auch vorm End.
Will's Gott, ſo mag's nicht werden gewendt.
Drum will ich brauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt!'

„Ich hab's gewagt!“ rief der Ritter, von ſeinem alten Geiſte ergriffen, der ihm aus ſeinen eigenen treuherzigen Worten entgegen wehete, und ſprang auf. „Ja, ich habe Vater und Mutter verlaſſen, ich habe den ſüßen Frieden meines Hauſes geopfert, ich habe auf die ſchönſten Freuden des Lebens, die der Liebe zu einer edlen Hausfrau, nach denen ſich mein bedürftiges Herz zumeiſt ſehnte, für immer verzichtet; als ein Knabe bin ich arm und allein in die weite Welt gezogen, um die Freiheit zu erringen, die Freiheit für mein theures geknechtetes deutſches Volk; ich bin durch die Länder gejagt als ein Bettler, immer der Freiheit nach, und ſeht: der Streiter für Wahrheit und Recht, der Ringer nach Freiheit, der berühmte Ritter von Schwert und Feder, der gefeierte gekrönte Dichter, er iſt wieder zum Bettler geworden und jagt arm und hülflos durch die Länder, wie in ſeiner Jugend. Wahrlich, ich hab' deß keinen Genuß gehabt. Aber ſollt es auch brechen vor dem Ende, ich will doch brauchen Füß und Hände, ſo lang ich ſie noch regen kann. Alea jacta est. Ich hab's gewagt.“

„Jetzt ſeid Ihr wieder der Ritter Ulrich von Hutten, der jedem Unfall Trotz bietet. Haben die Fürſten Sickingen mit dem Schwerte beſiegt, Ihr werdet ſie mit der

Feder überwinden. Schreibt eine Expoſtulation gegen ſie, wie gegen den Fürſtenknecht Erasmus, und das deutſche Volk wird Euch zujubeln."

„Was hilft der Jubel, wenn das Volk ſich nicht erhebt wie Ein Mann gegen ſeine Dränger!"

„Laßt nur den Geiſt Eurer Schriften erſt das ganze Volk durchdrungen haben. Im benachbarten Schwaben und drüben im Tyrolerland iſt eine mächtige Bewegung unter dem Volke. Kühne Prädikanten ziehen umher und predigen Landbewohnern das Evangelium der Freiheit. Habt Acht, die große Stunde naht. Was Sickingen nicht gelang, Euch wird's gelingen. Ihr werdet an der Spitze des ſiegreichen Volks ſtehen und als Lichtbringer und Freiheitsheld die Feinde des Lichts und der Freiheit zu Boden werfen."

Hutten ſchüttelte leiſe und wehmüthig das Haupt. Er glaubte nicht mehr an ſolchen Sieg.

„Schreibt nur gegen die Bezwinger Sickingens. Auch das Reichsregiment iſt gegen ſie. Und laßt mich das Manuſcript nach Straßburg an unſern Freund Brunfels ſchicken. Der Buchdrucker Schott wird Alles drucken, was Ihr ſchreibt, und ſich vor den Fürſten ſo wenig fürchten, wie vor dem erzürnten Erasmus, der ihn beim Magiſtrat verklagt und zu ſeiner ewigen Schande in dieſer Klagſchrift behauptet hat: Euer Angriff kümmere ihn ſeinetwegen wenig; allein er fürchte, daß ſolch eine Ausgelaſſenheit nicht nur der Stadt Straßburg, ſondern auch der Sache des Evangeliums ſchaden könne."

„Er iſt ein elender gemeiner Menſch, ſo gelehrt er auch iſt," ſagte Hutten mit Abſcheu. „Was hilft doch alles Wiſſen, wenn es das Herz nicht veredelt!"

„O um das Maß ſeiner Niederträchtigkeit voll zu machen, hat er an Gedio, der Schotts Beſtrafung beim Straßburger Magiſtrat hintertrieb, geſchrieben, wie mir Brunfels meldet: Es wäre beſſer geweſen, wenn der Buchdrucker Schott gebettelt oder die Reize ſeiner Frau verkauft hätte, als durch ſolche Schandſchriften, wie Eure Expoſtulation, Brot für Frau und Kinder zu erwerben."

Hutten ſpuckte aus. „Und dieſen Menſchen hab' ich geliebt und verehrt. Solche gemeine Seelen, die die Wahrheit kennen und verläugnen ſie um irdiſchen Vortheils willen, ſind die allerverächtlichſten Stützen der Tyrannei. — Laßt uns ſchweigen von dieſem Elenden! Aber geſteht mir, daß durch Euch eine Abſchrift meiner Expoſtulation nach Straßburg zum Druck befördert worden iſt."

„Nicht zum Druck durch mich. Ich hatte die Abſchrift an Brunfels geſchickt. Ihr wißt, welch ein großer Verehrer er von Euch iſt. Und er hat die Expoſtulation bei Schott drucken laſſen."

„Ich weiß es Euch und Brunfels Dank. Ich ſelber hätte die Schrift ſchwerlich drucken laſſen."

„Doch nun kommt auch und ſpringt uns bei, den evangeliſchen Gottesdienſt, wie er ſchon auf der Ebernburg, nach Euerer köſtlichen Beſchreibung, beſtanden, in unſerer Stadt einzurichten. Wir müſſen Hand anlegen, um zum Ziele zu kommen.“

„Es ſei! Obgleich mich das Fieber plagt, ich will doch mit Hand anlegen, den böſen Schwänken der faulen Pfaffen zum Trotz.“

„Kommt, theurer Mann! Der ſonnigſte Maitag lockt uns hinaus. Die Nachtigall ruft, und die Finken ſchlagen. Ihr werdet im grünen Buſch und auf der Wieſe des Thals Euer Gebreſte los werden, und ein Becher kühler Wein wird Euere Heilung vollenden.“

Hutten folgte dem treuen Führer. Die Strahlen der Frühlingsſonne thaten ihm wohl, die friſche Luft der Berge zog labend in ſeine Bruſt. Er vergaß ſeine Krankheit. Plaudernd gingen die beiden Männer aus der Stadt. Da begegnete ihnen ein von vielem Volk umſchwärmter wunderlicher Reiterzug, Männer und Frauen, in glänzender mauriſcher, doch meiſt ins Phantaſtiſche ausartender Tracht, dabei ein chaldäiſcher Zauberer mit langem rothen Talar und ſpitzer Mütze und ein ſchönes ſtolzes Weib, prächtig als die ägyptiſche Königin Kleopatra gekleidet, mit einer Schlange um den Hals, die ſie in einem mit jungen Roſen gefüllten zierlichen Korbe trug. Herolde von dunkelbrauner Farbe verkündeten nach Trompetenſignalen, daß der Schwarzkünſtler und Kunſtreiter, der mauriſche weltberühmte Doktor Antonio Maldonato, einziger Nachfolger des Doktor Johannes Fauſt, heute eine Vorſtellung geben lich dennoch der Uhr entbehrte: dieß Alles in Verbindung mit einander war nicht geeignet eine freundliche Annäherung an beſagten veralteten Hofmann zu erlauben. Stellung und Schritt dieſes langen Weſens waren nach dem ſteifſten Ceremoniel gemacht, nicht anders, als wie es ſich ſeinem vor fünfundzwanzig Jahren verſtorbenen durchlauchtigſten Herrn producirt hatte, deſſen Hofmarſchall es geweſen war. Seine Reden fielen kurz aus, ernſt, abgemeſſen, wohlberechnet und kalt; ſeine Äußerungen waren eben ſo vorſichtig Jemanden zu nahe zu treten, als ſich etwas zu vergeben; ſein Mund lag ſtets in höchſt anſtändigen Falten und ſeine Hände an den Hüften.

«Nicht wahr, Excellenz?» hatte Frau von Birkenſtein mit ihrer Pſeudo-Grazie gefragt, und

«Gehorſamſt aufzuwarten!» verſetzte der Hofmarſchall mit einem Bückling.

«Nun ſieh, wir haben in einer gewiſſen Angelegenheit von dir geſprochen,» fuhr die Dame fort, und winkte dem Landkommiſſär gnädig mit der Hand, ſich niederzuſetzen. «Du haſt uns nämlich bei deinem letzten Beſuche ſo viel Gutes und Schönes von deinem gnädigen Herrn Patron und Pachtherrn erzählt, daß in uns der werde, wozu er das Publikum einlade. Die beiden Wanderer blieben ſtehen. Huttens Augen hingen ſtarr an der ſchönheitſtrahlenden Königin Kleopatra; er hatte Martha Bey in ihr erkannt, und ein bitter höhniſches Lächeln flog über ſeine abgeſpannten Züge. Sie warf ihm einen freundlichen Blick der Ueberraſchung und einen verſtohlnen Gruß mit der Hand zu, als ſie an ihm vorbei ritt.

„So es Euch genehm iſt,“ wandte ſich Uſteri wieder an den Ritter, „ſo beſuchen wir nachher die Vorſtellung der Künſtlergeſellſchaft. Sie iſt ſeit zwei Tagen hier und ſoll Ausgezeichnetes leiſten; vorzüglich von den Zauberkünſten der Dame, die man als Königin bezeichnet, ſind Alle, die ſie geſtern geſehen, entzückt und können nicht Rühmens genug von ihrer Kunſt und Schönheit machen.“

„Ja, ſie iſt eine Zauberin, eine Fee, vor der ſich Jeder hüten ſollte. Ich hab's empfunden, in ihrem Zaubernetz gefangen zu liegen, und kann ein Lied davon ſingen,“ ſeufzte Hutten, doch war's, als ob angenehme Erinnerungen dabei ſein Geſicht verklärten.

„Ihr kennt ſie ſchon?“ fragte Uſteri verwundert. „Sie ſoll die Frau oder Geliebte des Doktor Fauſt geweſen ſein, den, wie man erzählt, der Teufel geholt hat.“

„Der Tod hat ſchon oft die Rolle des Teufels geſpielt. Ich erzähl' Euch von dieſer merkwürdigen Frau ein ander Mal. Erſt wollen wir ihre Kunſtleiſtungen bewundern.“

Und in Gedanken verſunken ging er weiter. Sie unterhielten ſich abwechſelnd von gelehrten Dingen und von Zeitereigniſſen, doch war der Ritter ſichtbar zerſtreut und erſuchte ſeinen Begleiter, erſt am folgenden Tage ſeinen Beſuch in deſſen elterlichem Hauſe machen zu dürfen. Nachdem ſie in einem Weinkruge ſich erfriſcht, kehrten ſie nach der Stadt zurück, um die Vorſtellung des Doktors Maldonato nicht zu verſäumen.

Die Schaubühne war im Freien aufgeſchlagen; die helle Maiſonne lieh ihr ihren ſchönſten Reiz. Der Ritter ergötzte ſich nicht minder an den trefflichen Reiterkünſten des angeblichen mauriſchen Arztes und Schwarzkünſtlers, als an den Zauberſtücken, welche er und ſeine Frau, wie Martha genannt wurde, ausführten. Martha zeigte, daß ſie nicht vergebens in die Schule des Doktor Fauſt gegangen war. Oft ruhten ihre Augen fragend auf Hutten, und als er, nach beendigtem Spiel, den Schauplatz verließ, ſah er ſich plötzlich von einer flinken Dirne aufgehalten, die er vorhin unter den Kunſtreiterinnen bemerkt hatte. „Es wünſcht Euch eine Dame unter vier Augen zu ſprechen,“ flüſterte ſie ihm zu. „Sie hat Euch wichtige Mittheilungen zu machen. Sagt mir Eure Herberge an, damit ich das Nähere der Zuſammenkunft mit Euch verabreden kann.“

Der Ritter willfahrte der netten Zofe; denn wenn er auch von ſeiner böſen Krankheit arg heimgeſucht war, deren Wiederausbruch der feurige Dichter allerdings dem freien Umgange mit ſchönen gefälligen Frauen zu verdanken hatte, ſo war er doch für Frauenſchönheit nicht abgeſtumpft, und er dankte der reizenden Martha ſo manche genußreiche Stunde und war auf ihre Mittheilungen zu begierig, als daß er die erbetene Zuſammenkunft nicht ſelbſt gewünſcht haben ſollte. Dieſe Angelegenheit beſchäftigte ihn angenehm und regte ſeinen Geiſt an, des kranken Körpers wieder Herr zu werden. Er hatte die Zofe auf den Abend beſtellt, und ſie trat zur beſtimmten Zeit auf ſein Zimmer. Er machte das hübſche Kind geſprächig, ſo daß er bald erfuhr, der Senjor Maldonato, obgleich nichts weniger als ein junger Mann, ſei doch auf ſeine ſchöne Frau, die er vom Doktor Fauſt geerbt, ſehr eiferſüchtig, und die Zuſammenkunft müſſe deshalb mit der größten Vorſicht und ſo geheim als möglich veranſtaltet werden. Es wurde alſo zwiſchen ihnen verabredet, daß die Dame und der Ritter am folgenden Nachmittage in einer Herberge vor der Stadt zuſammentreffen und in einem beſondern Zimmer, welches die Zofe vorher beſtellen wollte, ihre Unterredung halten ſollten.

Hutten ſchlief zum erſtenmal, ſeit er Sickingens Tod erfahren, wieder ruhig und fühlte ſich am andern Morgen ſo wohl, daß er den verſprochenen Beſuch im Hauſe des Rathsherrn Uſteri machen konnte. Hier wurde er mit großer Auszeichnung und Ehrerbietung empfangen, und bald fanden ſich noch einige andre Rathsherrn dazu. Eine höchſt wichtige Angelegenheit wurde hier eifrig beſprochen. Hutten war nämlich mit glänzenden Empfehlungen an den jungen Uſteri nach Mühlhauſen gekommen und hatte im elterlichen Hauſe deſſelben eine dieſer Empfehlungen und ſeines berühmten Namens gleich würdige Aufnahme gefunden. Er überzeugte ſich bald, daß der geiſtige Boden dieſes, wie mehrer demſelben verwandter und befreundeter Häuſer durch den jungen Uſteri und einige ihm gleichgeſinnte edle Jünglinge und Männer mit den Zeitideen bearbeitet war, und daß es nur noch des Regens und Sonnenſcheins bedürfe, um die ausgeſtreute Saat zum Aufgehen und zur Reife zu bringen. Er hatte ſtets die heilige Ueberzeugung gehabt, daß die Kraft ſeines Geiſtes beſtimmt ſei, den geiſtigen Acker ſeiner Mitwelt zu befruchten, und er zauderte deshalb keinen Augenblick, ſo ſchlimm auch ſeine äußere Lage war, der Pflicht ſeiner Sendung zu genügen. Sein Aufenthalt in der kleinen Stadt hatte bereits alle Geiſter derſelben in Bewegung geſetzt; die Pfaffen malten ihn ſo ſchwarz als möglich, und ihre Anhänger ſprachen mit Abſcheu von ihm. Dies regte die Partei der Reformation nur noch mehr an, und Hutten trat, von ihr aufgefordert, kühn und offen, wie es ſeine Art war, mit dem Verlangen hervor, der Magiſtrat möge den Gottesdienſt nach den Forderungen des reinen Evangeliums und der Vernunft einrichten, die ſinnloſe Frühmeſſe abſchaffen, an ihre Statt Frühgebet und Predigt anordnen, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt ertheilen laſſen, bei der Taufe und andern Kirchengebräuchen die deutſche Sprache einführen und die Geiſtlichen zu Zucht,

Mäßigkeit, Friedfertigkeit und frommem Leben ernſtlich anhalten.

Dieſe neuen und wichtigen Einrichtungen betrafen die Unterredung, welche Hutten im Uſteri'ſchen Hauſe mit den jüngern Rathsherrn hatte, und für die er ſie mit der überzeugenden Kraft und hinreißenden Begeiſterung ſeiner Rede gewann: Es wurde der Beſchluß gefaßt, das Ceremoniel des römiſch-katholiſchen Gottesdienſtes abzuſchaffen und dafür das neue nach Huttens Vorſchlägen einzuführen. Unter den Klerikern der Stadt waren ſelbſt einige für die von Ulrich Zwingli in Zürich hervorgerufene Kirchenreformation gewonnen; denn ſchon ſeit vier Jahren predigte dieſer gelehrte und erleuchtete Schweizer als Pfarrer am großen Münſter in Zürich gegen die Mißbräuche des Papſtthums mit glücklichem Erfolg, und die von ihm ausgehende gereinigte evangeliſche Lehre fand nicht nur unter gebildeten Laien, ſondern auch unter vielen Klerikern in der Schweiz Anhänger und Bekenner. Der Geiſt der kirchlichen Freiheit ſchwang in der Schweiz ſeine Fahne zu Kampf und Sieg, wie in Sachſen. Hutten hatte dieſen Geiſt freilich höher erfaßt, als die ſogenannten Reformatoren; in ihm lebte er als der Geiſt der Freiheit Deutſchlands überhaupt, als der mächtige Drang nach Abwerfung jedes despotiſches Joches und unwürdigen Zwanges, und nach Einigung und Kräftigung Deutſchlands, damit es ſeine herrlichen Kräfte ungehindert entwickeln und dem erhabenen Ziele größtmöglichen Völkerglücks friſch und frei entgegen gehen könne. Obgleich in den Feſſeln eines kranken Körpers liegend, wirkte der Schwung ſeines Geiſtes doch ſo mächtig auf die Mühlhäuſer Rathsherrn, daß ſie alle Bedenklichkeiten fahren ließen und das Werk der Reformation in Angriff zu nehmen einig wurden.

Geiſtig gehoben durch dieſen Erfolg ſeiner Bemühung, eilte er nach dem bezeichneten Orte, um zu hören, was die ſchöne Sünderin, in deren Banden er einſt gelegen, ihm zu ſagen habe. Obgleich er recht gut wußte, daß Martha der Pfaffenpartei gedient, konnte er ihr doch nicht zürnen. Sie war jung, ſchön und geiſtreich, und ſie hatte ihn feurig geliebt, wie kein anderes Weib; und er war ſehr geneigt, ſie mit ihrem Schickſal und mit dem Drang nach Lebensgenuß, der in ihr glühete, zu entſchuldigen.

Martha ließ nicht auf ſich warten. Mit einer ſorgloſen, ſchier heitern Unbefangenheit begrüßte ſie den Ritter, nicht anders, als wären ſie beide noch am glänzenden Hofe des goldnen Mainz, umgeben von der genußbietenden Ueppigkeit eines ſchwelgeriſchen Lebens, ſie die Freundin, er der Freund des epikuräiſchen erſten geiſtlichen Fürſten Deutſchlands.

„Es ſcheint Euch wohl zu gehen, ſchöne Martha,“ ſagte der Ritter, nicht ohne einige Verwunderung über das Auftreten des leichtſinnigen Weibes. „Euer Ausſehen hat ſich nicht verändert, ſeit wir in Mainz von einander geſchieden ſind.“

„Und Euch ſcheint es ſchlecht zu gehen, edler Ritter und Freund," verſetzte die Dame mit einem Anfluge luſtigen und gutmüthigen Spottes, der ihrem Weſen ſo angemeſſen war; „denn Euer Ausſehen hat ſich leider nicht zum Beſſern verändert."

„Ich bin krank und ärgere mich über die Menſchen. Die eine Hälfte iſt dumm, die andere niederträchtig; die Dummen bilden ſich ein, ſehr geſcheidt zu ſein, und wollen Alles nach ihrem blöden Verſtande ordnen; die Niederträchtigen ſind meiſt ſchlaue Füchſe; ſie ſtellen ſich fromm und tugendhaft und machen den Dummen weiß, ſie, nämlich die Schlauköpfe, ſtünden bei Gott und den Heiligen ſehr gut angeſchrieben und dürften deshalb über die Schnur hauen. Mit ſolcher Gleißnerei kriegen ſie die Dummen in den Sack, ſetzen ſich drauf und thun ſich gütlich. Die wenigen geſcheidten Köpfe und ehrlichen Herzen haben das Zuſehen und den Aerger, werden verketzert und verleumdet und bekommen, wenn ſie das Maul aufthun, noch Schläge, als Feinde der geſetzlichen Ordnung und des göttlichen Rechts."

„Und darüber ärgert Ihr Euch todt, lieber Freund!" lachte Martha hell auf. „Ohne daß Ihr es gewollt, habt Ihr mir in bündigſter Weiſe die ganze Weltgeſchichte vorgetragen. So war es ſtets, ſo wird es immer ſein. Die Schlauköpfe waren die Herren der Welt; die Schlauköpfe ſind es jetzt, und ſie werden es ewig ſein, und Leute wie Ihr, die ſogenannten ehrlichen Patrioten, die glühenden begeiſterten Menſchenfreunde, ſind immer als überläſtige

Gäſte zum Tempel hinausgeworfen worden, und man hat ihnen gern alle Muße gegönnt ſich todt zu ärgern.“

„O, daß Du recht haſt, Weib!“ knirſchte Hutten.

„Hättet Ihr in Mainz nur halbweg begriffen, daß Jeder, den Ihr anſeht, zuerſt an ſeinen eigenen Vortheil denkt und dann noch einmal und wohl auch zum dritten Mal, und daß es dann den edeln und guten, lieben geprieſenen Menſchen erſt einfällt, auch an Andere zu denken und daß ſie dafür in den Himmel erhoben und als die größten Menſchenfreunde und Volksbeglücker dargeſtellt werden: hättet Ihr aus ſolcher vernünftigen Betrachtung den richtigen Schluß gezogen, daß es Euere erſte und heiligſte Pflicht ſei, auch zuerſt an Euch zu denken, Euch ein ſorgloſes, bequemes und angenehmes Leben zu bereiten und nicht den Schlauköpfen fort und fort mit geballter Fauſt ins Geſicht zu ſchlagen; hättet Ihr das Alles mit Euerem klugen Geiſte wohl erwogen: Ihr ſäßet jetzt als Kanzler des Kurfürſten von Mainz oder des Erzherzogs Ferdinand oder wohl gar des Kaiſers ſelbſt in Seide und Wolle warm und weich, und die Gräfin von Aſchaffenburg wäre Euere innigſte Freundin und Geliebte, die Alles aufböte Euch und ſich das Leben zu verſchönen. Ihr zöget nicht in dieſem Lande, als ein kranker, von ſchier allen Menſchen gemiedener und geflohener Bettler herum, von Fürſten und Pfaffen verfolgt, von Euern ſogenannten Freunden verrathen und verkauft, von Allen geſcholten, getadelt, angefeindet, und ich brauchte nicht die Königin Kleopatra zu ſpielen. O, Ulrich! ich habe nie einen Mann geliebt, wie Dich. Wie hätte ich Dir Deine Tage verſüßt, wenn Du nicht ein ſolcher Starrkopf wäreſt! Du ſaßeſt dem Glücke im Schooße, und es verſchwendete ſeine ſchönſten Gunſtbezeugungen an Dich; dafür haſt Du es mit Fußtritten belohnt. Darfſt Du Dich wundern, wenn es Dir zürnend den Rücken kehrt?"

Der Ritter ſaß in düſterem Schweigen. In den Tagen ſeiner Kraft würde er wild aufgebrauſt ſein, jetzt ſagte er endlich mit einer gewiſſen an ihm ungewohnten Wehmuth: „Ich konnte nicht anders, ſo wahr mir Gott helfe! Ich mußte ſo und nicht anders handeln. Aber das verſtehſt Du nicht und kannſt es nicht verſtehen. Du biſt ein ſchönes ſinnliches Weib, ganz geſchaffen für den üppigen Lebensgenuß, und wenn irgend ein Weib einen Mann ſinnlich beglücken kann, ſo biſt Du es. Ich war nicht unempfänglich für das Glück, daß Du mir ſo freundlich boteſt; Du weißt es. Aber über dieſes Glück hinaus ging mir der Drang, allen Schurken zu Leibe zu gehen und mein Vaterland aus ihren beutegierigen Krallen zu retten. Doch, wie geſagt, dafür haſt Du keinen Sinn, und ich verlange auch gar nicht, daß Du es begreifſt. Sicherlich haſt Du aber gehört, wie ſich der kühne wittenberger Auguſtinermönch vor zwei Jahren auf dem Reichstage zu Worms vor dem Kaiſer, den Reichsfürſten und allen Ständen benahm. Als der unanſehnliche geringe Mann in die Verſammlung geführt wurde, ſtand der tapfere

Georg Frundsberg an der Thüre. Der berühmte Kriegsmann legte dem Luther die Hand vertraulich auf die Schulter und ſprach: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehſt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſerer allererſten Schlachtordnung nicht gethan habe. Biſt Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort, Gott wird Dich nicht verlaſſen.“ Und mit ſolch ehrlicher ritterlicher Getröſtung trat Luther hinein, das arme Mönchlein vor die prachtprunkende Verſammlung, und ſprach friſch und frei ſeine unerſchütterliche Ueberzeugung aus und forderte ſeine mächtigen Feinde auf, ihn aus der göttlichen Schrift zu widerlegen. Zum Schluß aber fügte er die unſterblichen Worte hinzu: Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen. — Und dieſe Worte haben ihm viel tauſend Herzen gewonnen in der Reichsverſammlung und in der ganzen Welt. Wie Luthern, ſo ergeht es mir; auch ich kann nicht anders.“

„Dafür belegte ihn der Kaiſer in Worms mit der Reichsacht,“ verſetzte Martha, „und er wird in Noth und Elend verſinken und untergehen und all die tauſend Herren, die er gewonnen, werden ihm nicht helfen. Das wird auch Dein unſeliges Loos ſein, armer Ulrich. Du dauerſt mich in der tiefſten Seele.“ Und während die ſchöne leichtſinnige Frau dieſe ihrem natürlichen Gefühl entquollene Worte ſprach, floß ein Thränenſtrom aus ihren reizenden Augen. „Du warſt eines beſſern Looſes würdig. Was

Wunſch rege geworden iſt, die Bekanntſchaft dieſes trefflichen Cavalliers, als eine unſerm Stande zuſagende, zu machen. Nicht wahr, Excellenz?»

«Ganz wie Sie ſagen, meine gnädige Frau,» näſelte der Hofmarſchall ſich verbeugend.

«Mit der größten Freude werde ich dieſe Gelegenheit ergreifen, mich meiner gnädigen Frau Pathe und deren Herrn Gemahl Excellenz gefällig zu zeigen,» ſagte der Pachter, deſſen geläufiger Junge die Titel für die hohe Pathenſchaft von der Taufe an eingelernt zu ſein ſchienen, ohne daß ſich der übrigens einfache Naturmenſch etwas dabei dachte.

Frau von Birkenſtein ſah ihren Gemahl jetzt mit einem fragenden Blicke an, da dieſer aber verlegen an der tombacknern Uhrkette ſpielte, ohne das Wort zu nehmen, wie ſie zu erwarten ſchien, ſo räuſperte ſie ſich, rückte dem rothwangigen Pathchen um einen Schritt näher, und nahm in ihrer Rede einen neuen Anlauf, folgender Weiſe: «Du weißt, Guſtav, daß wir deinem Vater und ſeiner ganzen Familie alles Liebes und Gutes erzeigt haben, ſo lang er der Pachter unſres Gutes war, das uns ein neidihilft es Dir, daß ſich die thörichten, ſchwachen und ſchlechten Menſchen um Deine Bücher reißen, daß Deine Verſe in aller Mund ſind, daß Du weit und breit gefeiert biſt, daß der Kaiſer Max Dich zum Ritter ſchlug und zum Poeten krönte: Du biſt doch ein armer, verachteter Mann, während der Schlaukopf Erasmus, Dein gelehrter Freund, in Baſel ein gemächliches und behagliches Leben führt und Dich von der Thüre weiſt. — Doch das Weib, das Dich liebte und noch liebt, die verachtete Martha wird Dich nicht verlaſſen, wenn ſie Dich auch nicht verſteht, wie Du ſagſt.“

„Wie? Du weißt, wie mir der gelehrte Schuft in Baſel mitgeſpielt?“ fuhr der Ritter zornig auf.

„Wer hätte nicht davon gehört? die ganze Schweiz ſpricht ja davon. Doch gewiß vielfach entſtellt iſt die ſchmutzige Geſchichte zu mir gedrungen. Deshalb iſt mir's lieb, ſie aus Deinem eigenen Munde vernehmen zu können. Ich bitte Dich, erzähle ſie mir!“

„Du haſt den berühmten Erasmus von Rotterdam in Mainz an der Tafel Deines fürſtlichen Liebhabers kennen gelernt,“ begann Hutten ſpöttiſch. „Er hat dort nicht allein den Kurfürſten und Dir die ſüßeſten Schmeicheleien geſagt; Du erinnerſt Dich vielleicht auch noch, wie er mich mit den koſtbarſten Weihrauchwolken anräucherte. Aber auch in den Briefen an meine gelehrten Freunde erhob er mich ſtets bis in den Himmel, übergoß mich mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen und that überall groß mit meiner Freundſchaft. Aber ſobald er wahrgenommen, daß

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

der Wind in Mainz ſich für mich gedreht und die Legion meiner Feinde frecher und mit geſchwollenem Kamme auf mich einſtürmte, antwortete er auf meine Briefe nicht mehr, und als ich vollends auch die Ebernburg verließ, um für Sickingen zu werben, als ich von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt in Oberdeutſchland und der Schweiz zog, immer angefeindet und behindert von den Schergen des würtembergiſchen Mörders, da mochte Erasmus wähnen, ich habe gar keine bleibende Stätte mehr, es ſei mit mir Matthäi am Letzten. Da ſchrieb er denn an Etliche, er wolle mit dem vertriebenen ſchäbigen Junker nichts zu ſchaffen haben. Der feingeſchliffene, urbane humane Mann! Er wehrte mit Händen und Füßen ab, wenn irgend Jemand vorausſetzte, er ſtehe noch in der kleinſten Verbindung mit dem unbändigen Hutten, der dem heiligen Vater in Rom und allen hohen geſchorenen und gefürſteten Häuptern ſo viel Verdruß und Aergerniß mache und immer mit Mord und Todſchlag drohe. Solch ſchlimm gefährlichen Menſchen mußte ſich der feine Mann vom Leibe halten und ihn verläugnen, wo und wie ſich's traf. Ich wußte das damals nicht ſo genau; erſt ſpäter hab' ich's erfahren. In den letzten Tagen des vorigen Jahres kam ich auf meiner Werbwanderung nach Baſel. Wenn ich auch Urſache hatte darüber mit Erasmus unzufrieden zu ſein, daß er den Briefwechſel mit mir abgebrochen, ſo ahnete ich doch nicht im Entfernteſten ſeine niederträchtige Falſchheit gegen mich. Meine Krankheit plagte mich mehr als je; es war ein harter Winter. Ich ſehnte mich nach Freundeswort und Umgang. Ich hatte ja ſo viel mit ihnen zu beſprechen. In Wittenberg hatte während Luthers geheimen Aufenthalt auf der Wartburg Doktor Karlſtadt mit Hülfe der Zwickauer Propheten tüchtige Wirthſchaft gemacht, und nur Luthers geſchicktes und kluges Auftreten hatte den wilden Sturm beſchwichtigen können; mein mächtigſter und wüthendſter Feind, der Papſt Leo, war unerwartet ſchnell im kräftigſten Mannesalter aus dem Leben geſchieden, um vor einem höheren Richter Rechenſchaft abzulegen über ſein Thun und Laſſen; ein neuer Papſt, ein alter, wunderlicher Mann, war auf St. Peters Stuhl geſtiegen, der ohne Lug und Trug die gräulichen Sünden der Pfaffheit zugibt, dabei aber auf Luthern und die Humaniſten eifert und es mit den alten verkehrten Caſuiſten und Kirchenvätern, den verrotteten Halbgöttern der Dominikaner, hält, von denen nimmer Heil für unſere junge, friſche Zeit zu erwarten iſt. Der Kaiſer war wieder nach Spanien zurück, um den wilden Aufſtand der Communeros dort vollends zu erſticken, und durch ſeine Abweſenheit war das neue Reichsregiment in Nürnberg zu Kraft gekommen und regte ſich friſch im Sinn und Geiſt unſerer Zeit. Ja, einige Wochen vor meiner Ankunft in Baſel war der Reichstag in Nürnberg eröffnet worden und hatte das Verlangen nach einem allgemeinen Concil gleich von vorn herein ausgeſprochen, und man ſah ſchon, daß es einen tüchtigen Kampf gegen den alten Kirchenwuſt und den Papſt, den Beſchützer deſſelben, dort in der alten, ſchönen, freien Reichsſtadt geben werde, wo mein trefflicher junger Freund, der Schuſter Hans Sachs, das kräftige Lied von der wittenberger Nachtigall geſungen hat. Ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß es in Nürnberg diesmal zu einer guten Entſcheidung kommen werde, wie denn nachher im März auch wirklich der Reichsabſchied als ein Sieg des Lichts über die Bosheit und die Eigenſucht der Pfaffheit, ja als eine Zurücknahme des Banns und der Acht gegen Luthern, und als eine Aufhebung des verfluchten wormſer Edicts betrachtet werden kann. Ferner war Italien von den Franzoſen geſäubert und der Herzog Sforza vom Kaiſer in Mailand eingeſetzt worden. Endlich hatte der türkiſche Großherr nach den neueſten Nachrichten einen friſchen gewaltigen Kriegszug gegen die Chriſten gerüſtet und die Inſel Rhodus belagert, die er ja auch, nach ſpäter eingegangenen Nachrichten in der letzten Woche des December, in derſelben Zeit, da ich nach Baſel kam, eben ſo erobert hat, wie vor zwei Jahren im Auguſt die feſte chriſtliche Stadt Belgrad in Ungarn. Ihr könnt Euch vorſtellen, ſchöne Freundin, wie voll mir das Herz von all dieſen Dingen war, als ich in Baſel einzog; denn gerade für und gegen dieſe Dinge hab' ich mein Lebtag ritterlich mit Schwert und Feder gekämpft, und wie viel näher lagen ſie mir gerade jetzt am Herzen, wo Sickingen unſere kühnen Pläne zu verwirklichen im Begriff ſtand. Ich hoffte bei Erasmus neue und nähere Zeitungen zu finden vom Reichstag und dem Reichsregiment in Nürnberg, vom Kampf der Geiſter in Wittenberg, von Ulrich Zwingli's Fortſchritten gegen den Papſt und die Pfaffheit, aus Italien und Frankreich (der König Franz hatte ja Sickingen Unterſtützung verſprochen), aus Ungarn und der Türkei; denn Erasmus unterhält einen großen und weitausgebreiteten Briefwechſel und weiß alle Neuigkeiten aus der gelehrten, religiöſen und ſittlichen Welt in ſchneller Zeit. Da ich nun aber erſt zu erfahren wünſchte, wie Erasmus ſich gegen mich zu ſtellen Miene mache, ſo ging ich nicht gleich zu ihm, ſondern ſchickte gleich nach Neujahr einen jungen mir ſehr ergebenen Gelehrten aus Baſel, Namens Heinrich Eppendorf, zu ihm und ließ ihm meinen Beſuch anſagen. Aengſtlich und befangen erwiederte er dem jungen Manne: wenn es ein bloſer Höflichkeitsbeſuch ſein ſolle, ſo möchte er wünſchen, desſelben für diesmal überhoben zu ſein. Dabei erſchöpfte er ſich in nichtsſagenden Mitleidsbezeugungen über meine Krankheit und unglückliche Lage und verſicherte dem Eppendorf, er liebe und achte mich, obgleich ich ihm etwas zu wild und ſtürmiſch ſei. — Nun wußte ich, wie ich mit dem feinen gelehrten Herrn daran war und bekümmerte mich nicht weiter um ihn. Ich hatte, Gottlob! in Baſel der ehrlichen Freunde genug an der Univerſität, vor Allen aber den edlen ſanftmüthigen Oecolampadius, den ich ſchon vor ſieben Jahren als Prediger in Augsburg bei Peutinger kennen lernte, und der im vorigen Jahre auf Schloß Ebernburg bei Sickingen Haus-

und Schloßprediger war, wo ich ihn ſehr lieben lernte, ſeit einigen Monaten aber Profeſſor der Theologie und Paſtor zu Baſel iſt. Der Umgang mit dieſem trefflichen Manne und ſeine Freundſchaft für mich entſchädigte mich ganz für die Zweideutigkeit des gelehrten Heuchlers. Nach einigen Tagen hatte Eppendorf ein anderes Geſchäft bei Erasmus; da erkundigte ſich dieſer nach meinem Befinden und wie ich ſeine Antwort aufgenommen. Ganz gut, verſetzte der junge Mann; nur vermuthe ich, der Ritter hätte Euch doch gern geſprochen. — Nun dann, ſagte Erasmus etwas ärgerlich, wenn er das wirklich wünſcht, ſo mache ich mir am Ende auch nichts aus dem Gerede der Leute. Könnte ich geheitzte Oefen vertragen, ſo würde ich ihn beſuchen, wenn ihm ſo viel daran liegt, mich zu ſprechen. Indeſſen kann er mich beſuchen, wenn es mit ſeiner Krankheit ſo ſteht, daß er dieſes Zimmer ohne Ofen vertragen kann; ich will Feuer im Kamine machen laſſen. — Auf eine ſolche Einladung ging ich natürlich nicht zu ihm. Was ſollte ich auch bei einem Manne, der mich kalt (nicht allein in einem kalten Zimmer) und herzlos aufgenommen haben würde! Die Sache war mir zu unbedeutend; ich ſprach nicht davon, ich ſchrieb ſie keinem meiner Freunde. War ich doch der kalten Aufnahme und des Verraths gewohnt. Ich ſchlug mir den ganzen Erasmus aus dem Sinne und wartete meiner wichtigeren Geſchäfte in Sickingens Intereſſe. Die Machinationen von Seiten der Pfaffen in Baſel gegen mich begannen denn auch bald genug, und der Magiſtrat, der mich einſt auf das Ehrenvollſte aufgenommen hatte, wurde von den Plattenträgern ſo verhetzt, daß er mir nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in der Stadt den Schutz aufkündigte. Er bediente ſich dabei der geſchickten Ausrede, daß nicht nur die öffentliche Ruhe, ſondern auch meine eigene Sicherheit gefährdet ſein würde, wenn ich länger bliebe. Ob Erasmus die Hand heimlich dabei im Spiele hatte, habe ich nicht erfahren können, doch vermuthe ich es nach den Schritten, die der ſchlechte Menſch ſonſt gegen mich that und die erſt hier in Mühlhauſen zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Krank und mit ſchlechtbeſtellter Kaſſe wanderte ich ſtill aus der Stadt Baſel im harten ſtürmiſchen Winter, ging, um alles Aufſehen und einen Ueberfall meiner Feinde zu vermeiden nicht auf der Hauptſtraße, ſondern auf mühſamen Nebenwegen hierher. Kaum war ich hier in einem mir befreundeten Hauſe wohl aufgenommen, als von verſchiedenen Seiten theils an den Sohn dieſes Hauſes, einen jungen Gelehrten, theils an mich ſelbſt briefliche Nachrichten über die unverſchämten und lügneriſchen Aeußerungen, die ſich Erasmus über mich in Briefen erlaubt hatte, einliefen. Ja einen ſolchen Brief an den Kanonikus Markus Laurin in Brügge las ich ſogar gedruckt. Darin hieß es: Hutten hielt ſich hier wenige Tage auf. Er hat micht nicht beſucht und ich auch ihn nicht. Zwar würde ich ihn nicht abgewieſen haben, wenn er hätte zu mir kommen wollen, da er ein alter Freund von mir iſt, deſſen ungemein glückliches und treffliches Genie mir noch jetzt nicht zu lieben unmöglich fällt. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Weil er aber wegen ſeiner Geſundheitsumſtände die geheizten Zimmer nicht entbehren, ich ſie aber nicht ertragen kann, ſo hat Keiner den Andern geſehen. — In dieſer Aeußerung ſind ſo viel Lügen als Worte. Ich ging in Baſel trotz aller Kälte und Schnee und der ſcharfen Decemberluft alle Tage aus und hatte gar nicht auf einem geheizten Zimmer beſtanden. Aber damit noch nicht genug. Auch von Wittenberg erfuhr ich, daß Erasmus an Philipp Melanchthon geſchrieben: Hutten, dürftig und von Allem entblößt, ſuchte ein Neſt, wo er ſterben könnte. Ich hätte dieſen prahleriſchen Ritter in mein Haus aufnehmen ſollen und mit ihm wahrſcheinlich den ganzen ſogenannten Chor der Evangeliſchen. Und auf ähnliche Weiſe hatte er noch mehrere Briefe geſchrieben, die mir faſt alle durch Freunde, empört über ſolche Schlechtigkeit, in Abſchrift zu kamen; in einem ſagte er: ich hätte wahrſcheinlich eine Reiterzehrung von ihm erpreſſen wollen. Ergrimmt über ſo bodenloſe Nichtswürdigkeit begriff ich ſchon, daß der ſchlaue Fuchs durch dieſe ausgeſtreute Lüge mir hatte zuvorkommen wollen, da er, von ſich ſelbſt auf mich ſchließend, befürchtet hatte, ich möchte die Art und Weiſe, wie er mich abgewieſen, ſchildern und ihm, den um ſeinen Ruf ſo ängſtlich beſorgten vornehmen Gecken bei ſeinen Freunden und Gönnern ſchaden. Weſſen das Herz voll iſt, davon fließen Mund und Feder über. Ich ſchrieb hier in wenigen

Tagen eine kleine Schrift gegen den gelehrten Schuft, der ſich noch immer unterſtand, ſich heuchleriſch meinen Freund zu nennen, worin ich mit kurzen und derben Worten Alles auskramte, was ich gegen ihn auf dem Herzen hatte. Dieſe Schrift, Expoſtulation d. i. Beſchwerde, Abfertigung, wurde hier mehrmals abgeſchrieben und die Kunde davon war auch nach Baſel zu den Ohren des biedern Erasmus gelangt. Er ſchrieb mir einen Brief, deſſen Eingang ziemlich höflich, ja ſogar ſchmeichelhaft klang. Er ſchwatzte da viel von unſerer alten Freundſchaft, von unſerer gemeinſchaftlichen Liebe zu den Wiſſenſchaften und andern Dingen, die mich abhalten ſollten ihn durch Veröffentlichung meiner Schrift gegen ihn zu beleidigen. Er nannte ſolch einen Schritt eine Unklugheit — denn er wurde nun allmälig grob und gröber — die Andere leicht auf die Vermuthung bringen würde, als habe ich es bei ihm auf eine Geldprellerei und Erpreſſung einer Summe holländiſcher Dukaten abgeſehen; endlich drohte er mir ſogar, daß, wenn es noch zum Druck der Expoſtulation kommen ſollte, kein in ſolchen Kämpfen Unerfahrener oder wohl gar Federſtummer angegriffen würde. Zuletzt ſchloß er dies merkwürdige Schreiben mit den Worten, gleichſam als habe er ein ganz reines Gewiſſen, deſſen Gegentheil doch der ganze Brief bezeugte: Deine Expoſtulation erwarte ich. — Thörichter Lügner! Mit dieſer Ausforderung war es ihm gewiß am wenigſten Ernſt.

Ich antwortete dem guten Manne kurz und bündig, ſchrieb, was ich von ihm halte, weſſen er werth ſei, und daß ich ſeine Winkelzüge verachte und ſeine Drohungen verlache. Darauf ein zweiter ähnlicher Brief des feinen Federhelden, worin er ſich wie eine Katze windet, aber doch wieder die Krallen ſehen läßt. Statt der Antwort ſchickte ich ihm eine Abſchrift der Expoſtulation. Unterdeſſen war dieſe durch meinen hieſigen jungen Freund nach Straßburg geſendet worden und wurde dort ohne mein Wiſſen gedruckt. Sie hat viel Lärm in der gelehrten Welt und Herrn Erasmus wüthend gemacht; dies iſt der Verlauf der Sache bis heute."

„Und glaubt Ihr, der falſche Erasmus werde ſich dabei begnügen?" fragte Martha. „Sein beleidigter Stolz und ſein gemeines Rachegefühl werden es nicht verſchmähen, ſich mit den roheſten und unwiſſendſten Pfaffen, die er doch ſo ſehr verachtet, zu verbinden, um Euch zu ſchaden; er wird ſogar den Anhängern des landloſen Herzogs von Würtemberg in die Hände arbeiten, um Euch aus der Schweiz, wo möglich aus Deutſchland zu vertreiben. Alle Euere Feinde werden ihm recht ſein, Euch zu ſchaden, und die Zahl derſelben hat ſich natürlich durch Sickingens unglückliches Ende und das Scheitern Euerer kühnen Pläne, die überall verlautet ſind, bedeutend vermehrt. Alle Buben, Pfaffen- und Fürſtenknechte werden jetzt ungeſcheut auf Euch drauf zu ſchlagen ſich erfrechen."

„Ich werde mich wehren, ſo lange ich vermag."

„Was könnt Ihr allein gegen eine Legion ausrichten!

ſches Schickſal und die Ungerechtigkeit der Menſchen leider entriſſen hat.» —

«Ich werde Ihnen ſtets dankbar dafür ſein, da Sie ſogar die Gnade hatten, meine Frau Pathe zu werden,» verſetzte der Pachter.

«Nun, ſiehſt du; das wollt' ich eben ſagen und hab' es auch ſchon dem Herrn Hofmarſchall bemerkt: Du biſt ein dankbares Kind, und wirſt uns gewiß gern eine Gefälligkeit erweiſen.»

«Sie machen mir eine recht große Freude, mir eine Gelegenheit dazu zu geben!» rief der junge Landkommiſſär aufſpringend und hätte beinahe die gnädige Frau Pathe umarmt.

«Nur nicht zu wild, Junge! Du biſt immer noch der tolle Burſche. Ich wußt es ja, daß wir auf dich rechnen können. Hab' ich's nicht geſagt, Excellenz?»

«Sie haben's richtig vorausbemerkt,» entgegnete der Hofmarſchall ſich verneigend und nahm mit Anſtand eine Priſe aus der vergoldeten Tabatiere.

«Nun ſieh, Guſtav, was die Sache ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie dieſe: Wir müſſen nunmehro beſorgt ſein, für unſre liebe Tochter, Fräulein Edelgunde, eine anſtändige Partie aufzufinden, Denn Euere Freunde werden Euch verrathen und im Stich laſſen. Ihre Thüren werden Euch verſchloſſen ſein."

„Ich weiß es; ich habe ſchon Proben davon. Ich kann auch allein ſtehen. Und nicht alle ſind treulos. Zwingli bleibt mir ſicher in der Schweiz."

„Ich darf Euch nicht verhehlen, daß die hieſige Pfaffheit ſchon ſtark damit umgeht, Euch mit Hülfe des Pöbels, den ſie im Beichtſtuhl und wo ſie ſonſt kann, gegen Euch aufhetzt, von hier zu vertreiben. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Eraſmus ſie aufgeſtachelt hat. Die Pfaffen ſind wüthend, daß Ihr hier die Frühmeſſe abſchaffen, den Kelch einführen wollt."

„Das hab' ich erwartet."

„Eure wenigen Freunde werden Euch nicht ſchützen können. Was gedenkt Ihr zu thun?"

„Ich werde heute noch an Zwingli nach Zürich ſchreiben und ihn um ein Aſyl bitten, wo ich geneſen oder ſterben kann. — Ohnedies werden in Zürich jetzt höchſt wichtige Dinge vorbereitet, bei denen ich gern zugegen ſein möchte." —

„Mir iſt bange vor Euch, daß Ihr aus dem Lande vertrieben werdet."

„Dann muß ich mich mit dem Könige von Dänemark tröſten; der iſt vor kurzem vom Adel und von den Pfaffen auch aus ſeinem Lande vertrieben worden, weil er den gedrückten Bauern überhalf und das übermüthige, herrſch- und habſüchtige Adelsgeſchmeiß zu Paaren treiben wollte."

„Aber er hat ein Aſyl mit ſeiner Königin bei der guten Tante derſelben, der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande, gefunden. — Dies bringt mich auf einen guten Gedanken. Möchtet Ihr nicht auch nach den Niederlanden gehen? Euer Name iſt dort ſo gefeiert, wie in Deutſchland, und ich würde Euch dort ein ſicheres und gutes Aſyl zu verſchaffen im Stande ſein."

„Ich dank' Euch für Euern guten Willen. Aber dort wüthet die Regierung in Verbindung mit der Pfaffheit gegen alle Anhänger Luthers und der geſunden Vernunft. Es ſind heuer zwei Kleriker, die ſich an die Bibel hielten und die neue Lehre predigten, öffentlich verbrannt worden. Ich habe nicht Luſt, auf einem Scheiterhaufen zu ſterben. Bedenkt, daß Papſt Adrian ein Niederländer und Frau Margaretha die zärtliche Tante des Kaiſers iſt."

„Man ſagt, die junge Königin von Dänemark ſei der neuen Lehre zugethan."

„Was könnte ſie mir helfen? Sie iſt ja ſelbſt hülflos."

„Aber auch ihre Schweſter, die ſchöne Königin von Ungarn und Böhmen, ſoll mit ganzer Seele lutheriſch ſein und die Gelehrten von Eurer Meinung gern um ſich ſehen. Ihr könntet durch Eueres Freundes Ulrich Fuggers Schweſter und Schwager in Kremnitz, mit denen die

Königin Maria Freundſchaft hält, leicht Eingang dort finden.“

„Ich will nichts von Ulrich Fugger, nichts von ſeinem Schwager; denn ſie ſind reiche Leute. Ich fliehe alle Reichen, ich bin mißtrauiſch gegen ſie. Ich traue keinem Menſchen mehr. Es iſt ein ſchwaches, armſeliges, verrätheriſches Geſchlecht, mit dem ich leben muß. Ich will nichts von der Königin von Ungarn; denn ſie iſt arm, und es ſoll ihr zuweilen knapp genug gehen. Ich will kein Gnadenbrot eſſen. Noch hat die verruchte Welt meinen Stolz nicht gebeugt, und ſie wird es nicht vermögen bis zu meinem letzten Athemzuge.“

„So flüchtet zum Könige von Frankreich. Ihr ſeid dort bekannt und geehrt.“

„Ich haſſe dieſen leichtſinnigen Gecken, der keines großen Gedankens fähig iſt.“

„Ja, Ihr ſeid immer noch der alte Trotzkopf. Aber ſo ſagt mir doch um aller Heiligen willen, wie ich Euch dienen und helfen kann? Vielleicht vermag ich Euch mehr zu nützen, als Ihr meint. Ich habe viel gute und einflußreiche Verbindungen.“

„Deine Liebe und Güte rühren mich wahrhaft, Martha. Du biſt doch ein gutes Herz. Aber mir iſt nicht zu helfen. Meine ſchönſten Wünſche und Hoffnungen ſind begraben, und mir iſt zuweilen, als hörte ich das Nagen des Wurms, der mir die Lebenswurzel zerfrißt, als fühlte ich die kleinen tückiſchen Herolde des Todes durch meine Adern jagen. So lang ich aber athme, will ich für das Licht und die Wahrheit ſtreiten und mich nicht von verächtlichen vornehmen und reichen Leuten abhängig machen."

„Du biſt unverbeſſerlich, Ulrich. Und doch vermag ich Dir nicht deshalb zu zürnen. Im Gegentheil, ich liebe Dich deshalb; denn Du biſt der einzige wahre und ganze Mann, den ich kennen lernte. Auch ich verachte alle jene Leute, aber ich benutze ihre Schwäche zu meinem Vortheil. Dann verlach' ich ſie. — Mir aber wirſt Du um der alten Liebe willen nicht den Schmerz bereiten, eine kleine Hülfe von mir zu verſchmähen. Ich bitte Dich, mein Leben, nimm dieſen Beutel von mir. Es ſind Fuggerſche Dukaten aus Kremnitz darin, einſt ein Geſchenk von Raimund Fugger an die Geliebte des Kurfürſten von Mainz."

„Ich nehme ſie, weil ſie von Dir ſind," ſagte der Ritter lächelnd und ſteckte den Beutel ein.

„Und wenn du ſonſt Hülfe hier bedarfſt, ſo erinnere Dich, daß ich Alles, was ich vermag, für Dich zu thun jeden Augenblick bereit bin."

„Ich danke Dir, ſchöne Sünderin. Dir wird wie der Magdalena viel vergeben werden; denn Du haſt viel geliebt."

„Ja, aber nur Dich allein." —

Sie trennten ſich, der Ritter nicht ohne ein wehmüthig ſchönes Gefühl in der kranken Bruſt.

Nicht vergebens hatte er Martha's Warnung vernommen; er ſchrieb gleich an Ulrich Zwingli wegen eines Aſyls im Nothfall. Dann ſtand er muthig und rührig den Magiſtratsperſonen bei, das ganze alte Kirchenceremoniel abzuſchaffen und dafür das neue evangeliſche von der Ebernburg einzuführen. Dagegen erhob ſich nun die Pfaffheit mit aller Macht, und da ihr nie und nirgend ein Mittel zu ſchlecht geweſen iſt, ihre Zwecke zu erreichen, ſo bediente ſie ſich des in der Stadt anweſenden Magiers, des ſogenannten Mauren Antonio Maldonato, des angeblichen Gemahls der tiefgeſunkenen Martha Bry. Dieſer alte böſe Knabe — er ſtand im ſechszigſten Lebensjahre — war immer noch zu allen Ränken und Schelmenſtücken aufgelegt, die ihm Geld einbrachten, ja ſelbſt ohne Lohn; denn es war ihm Bedürfniß, die Rollen auch im Alter zu ſpielen, die er ſein Lebelang als Zigeuner Antonio Cebns, als Kunſtreiter, als Stallmeiſter der Erzherzogin Margaretha von Oeſtreich, als Wilhelm von Lannoy und Gemahl der Frau von Bübenhoven, als ſpaniſcher Ritter Don Antonio de Villaquiran, als Graf Torrillas und Oberkämmerer des Papſtes Leo X., als ſpaniſch-mauriſcher Arzt, als Dieb, Spieler, Falſchmünzer, als Zauberer und Famulus des Doktor Fauſt, ausgeführt hatte, und es war ihm kaum zu Ohren gekommen, daß der Ritter von Hutten ein Liebhaber der ſchönen Martha in Mainz geweſen war, als er ſeine Hand zum Verderben deſſelben den Pfaffen mit teufliſcher Schadenfreude bot. Es gelang dieſen Verbündeten, den Pöbel der Stadt in ſo wilde und verwegene Aufreizung gegen den kühnen Ritter zu bringen, daß er ſich eines Abends — in der Mitte des Monats Juni — bewaffnet zuſammenrottete und unter Anführung des alten Zigeuners nach dem Hauſe ſtürmte, in welchem Ulrich von Hutten ſeine Herberge hatte, offenbar in der Abſicht, ihn zu erſchlagen, was die Pfaffen als ein gottſeliges Werk geprieſen hatten.

Aber ſo geheim der tückiſche Zigeuner dieſen Plan vor Martha gehalten hatte, ſie war, ſchlauer als er ſelbſt, dennoch dahinter gekommen und fand noch ſchnell Zeit, die nöthigen Anſtalten zu Ulrichs Rettung zu treffen. Schon war der ſchreiende Pöbel unterwegs, als Martha in geringer Männerkleidung in das Haus ſtürzte und auf des geliebten Ritters Zimmer eilte. Der kranke Dichter lag zu Bette. Ihn von der ihm drohenden Gefahr unterrichtend, warf ſie ihm raſch die Kleider über, packte ſeine wenigen Habſeligkeiten zuſammen und führte ihn durch das Hinterhaus in eine Seitengaſſe und von da aus der Stadt. Unterwegs erfuhr ſie von ihm, daß er von Ulrich Zwingli eine Einladung nach Zürich erhalten und daß er dahin zu fliehen gedenke. Vor der Stadt hielt ein Bube mit zwei Pferden von der Geſellſchaft des Magiers und Kunſtreiters. Der Ritter warf ſich auf das ledige Pferd. Martha drückte ihm einen Kuß auf die von Krankheit zitternde Hand, und fort ſprengte der kühne Streiter in die warme Sommernacht hinaus, von dem Zigeunerbuben begleitet. Die einſame Martha blickte ihm mit einer Thräne im

Auge nach; ein Seufzer entquoll ihrer Bruſt, dann kehrte ſie in die Stadt zurück, wo der Pöbel eben nur mit Mühe von den Magiſtratsperſonen abgehalten werden konnte, das Haus zu demoliren, aus welchem ihm der Gegenſtand ſeines künſtlich erzeugten wüthenden Haſſes entronnen war.

Fünftes Kapitel.

Nirgend hatte die Oppoſition gegen die päpſtlichen Anmaßungen mehr tüchtige Freunde gefunden als in der freien Schweizerſtadt Zürich, nirgend zählten die reformatoriſchen Ideen wärmere Freunde als unter dem Magiſtrat und den vornehmen und einflußreichen Patrizierfamilien dieſer Stadt. Der neue Geiſt war hier geweckt und gepflegt worden von dem hochherzigen und erleuchteten Schweizer-Theologen Ulrich Zwingli, welcher ſeit dem Jahre 1519 als Pfarrer am großen Münſter, Luthers Beiſpiel folgend, das reine Evangelium predigte. Da die Schweizer ihre politiſchen Kämpfe bereits durchgemacht und zu einer freien Verfaſſung ſich durchgearbeitet hatten, ſo fand ein Mann wie Zwingli in ſeiner Umgebung ein weit empfänglicheres Feld für die kirchliche Reform, als die Gottesſtreiter in Deutſchland, wo Fürſtenvortheil und Adelsintereſſen ſich mit der römiſchen Kleriſei ſtets zu verbinden geneigt waren. Ein glücklicher Umſtand war es für Zwingli und die Schweizerreformation, daß in Zürich zu jener Zeit eine nicht geringe Anzahl tüchtiger Köpfe lebten, und die ganze Bürgerſchaft geiſtige Empfänglichkeit für Zwinglis Lehren beſaß.

Auch hier hatte die unſelige Ablaßkrämerei die erſte Veranlaſſung zum Widerſtreit gegen das Papſtthum gegeben. Zwingli hatte ſich dem Ablaßprediger Bernardin Samſon, einem Franziskaner aus Mailand, im Jahr 1518 widerſetzt, als er noch Prediger im Kloſter Maria-Einſiedeln war. Dieſen Kampf gegen Leo's X. Schacher ſetzte er mit Glück in Zürich fort und fand damit ſo allgemeinen Anklang, daß die Cantonsregierung von Zürich ſchon im folgenden Jahre einen Befehl erließ, das Wort Gottes ſolle rein nach den Ausſprüchen der Bibel und ohne alle menſchliche Zuſätze gelehrt werden. Mit gottbegeiſtertem Eifer ging Zwingli nun weiter und führte 1522 die kirchlichen Verbeſſerungen auch in den äußern Formen ein. Nirgend trat ihm ein wichtiges Hinderniß entgegen; er bedurfte nicht der ängſtlichen Rückſichtnahme, wie die Wittenberger. Papſt Adrian machte dem edeln freiſinnigen Schweizer vergebens die glänzendſten Anerbietungen zu hohen kirchlichen Ehrenſtellen, wenn er von dem betretenen Wege ablieſze. Ein Mann wie Zwingli war damit nicht zu fangen. Als nun Johann Oecclampadius (Hausſchein) durch Sickingens Unglück von der Ebernburg vertrieben, in Baſel eine ſeinem Talente, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner Liebe zu Licht und Wahrheit angemeſſene Anſtellung an der Univerſität gefunden hatte, traten beide

Männer bald in die innigſte freundſchaftliche Verbindung, wie ſie ein gleiches Streben nach einem herrlichen Ziele nur hervorrufen kann. Beide waren ſich im Alter ziemlich gleich; Zwingli war damals 39, Oecolampadius 37 Jahre alt. Der Letztere entſtammte ebenfalls einem Schweizergeſchlecht, obgleich er in Weinsberg in Schwaben geboren war. Zwiſchen den beiden Freunden fand faſt ein ähnliches Verhältniß ſtatt, wie zwiſchen Luther und Melanchthon: Zwingli war der kräftige bahnbrechende Geiſt, obgleich nicht ſo hartnäckig und eigenſinnig wie Luther; Oecolampadius war ein ſanfter milder Charakter, voll ſchöner Begeiſterung, aber auch voll Liebe und Verſöhnung, und deshalb iſt er wohl nicht mit Unrecht der Schweizer-Melanchthon genannt worden. Dieſe beiden edeln Geiſter, die ſich einander ergänzten, legten nun gemeinſchaftlich Hand an das große Werk, und auf ihren Betrieb lud der Stand Zürich im Frühling des Jahres 1523 alle Theologen, welche Zwingli's Lehren widerlegen und ihn eines Beſſern überführen könnten, zum Sommer nach Zürich zu einer großen Unterredung ein. Bereits hatten ſich eine Menge Theologen und weltliche Männer, die an der Sache Intereſſe nahmen, aus der Schweiz und aus den angrenzenden Provinzen des deutſchen Reichs anmelden laſſen, und es wurden zu ihrem Empfange und ihrer Beherbergung großartige Anſtalten von der Stadt getroffen.

Mitten in dieſe lebendige, der Zukunft angehörige und da ſind unſre Augen denn auf deinen gnädigen Herrn Baron gefallen. —»

«Was!» unterbrach der Pachter jetzt die Rede der Frau von Birkenſtein mit unwilligem Ungeſtüm, und zog das kirſchbraun gewordne Geſicht in bitterböſe Falten. «Was! Edelgunde ſollte des alten Barons Frau werden. Sind Sie bei Troſt, Frau Pathe?»

Der Hofmarſchall fuhr einige Schritte vor Entſetzen ob dieſem ſtürmiſchen Ausbruche roher Natürlichkeit zurück, und wehrte mit beiden Händen ab; die Frau aber warf ſich in die Bruſt und ſagte verweiſend: «Mit mehr Reſpect, wenn ich bitten darf, Guſtav. Du biſt kein Kind mehr, und ich konnte es ſchon an dir als Kind nich leiden, daß dir ſo wenig Reſpect beizubringe war. Es iſt ein Unterſchied, ein großer Unterſchie zwiſchen uns und dir, und ich wünſche, daß d das niemals wieder vergeſſen mögeſt. Alſo erſtlich heißt es nicht Edelgunde ſchlecht weg, ſelb wenn du ihres Gleichen wärſt, ſondern ſtets da gnädige Fräulein. Zweitens ſagt man auch nic der alte Baron. Es iſt unſchicklich das Alt einer vornehmen Perſon zu erwähnen. Dritte ſagt man der gnädige Herr Baron. Vierte iſt es äußerſt undelikat, deine Verwundrung d

Bewegung, die ganz nach ſeinem Sinne war, kam der flüchtige Hutten und fand den von ihm ſo hochverehrten Oecolampadius in Zürich, um mit Zwingli die Glaubensartikel des Letztern als die auf der bevorſtehenden großen Verſammlung zu vertheidigenden Streitpunkte auszuarbeiten und andere Vorkehrungen zu treffen. Der Ritter trat als der Dritte zu dieſem Bunde der Gleichgeſinnten, Gleichſtrebenden, denen er dem Alter, der Geſinnung, der Lebensaufgabe nach angehörte. Die beiden ihm längſt befreundeten Theologen empfingen ihn mit ſchweizeriſcher Treuherzigkeit und ſuchten dem kranken Dichter das von Erasmus zugefügte Unrecht durch Liebe und Wohlwollen zu vergüten. Oecolampadius reichte ihm freundlich die Hand; Zwingli fügte dem kräftigern Handſchlage ein herzliches „Willkommen unter Euern Freunden, edler Ritter!" hinzu. Das Geſpräch kam ſchnell auf Huttens ſo viel beſprochenes Verhältniß zu Erasmus. „Aergert Euch nicht über den ſchlauen Fuchs!" ſagte Zwingli. „Er will ſich bei den Fürſten und großen Herrn, denen Sickingen unterlegen iſt, einen Pelz verdienen. Ihr wißt ja, er liebt die Bequemlichkeit und das Wohlleben und bezieht fürſtliche Penſionen. Da es ſeiner Anſicht nach mißlich mit Euch ſtand, ſo verleugnete er Euch wie Petrus den Herrn. Alle Schwachköpfe und Achſelträger, die ſich erſt gleichſam im Leibe zerriſſen, um Euer Lob auszupoſaunen und Euch zu den Sternen zu erheben, weichen nun ſcheu vor Euch zurück und fürchten, es könne ihnen ſchaden, wenn ſie mit

Euch umgingen. Was kann Euch an ſolchen Lumpen liegen! Ein großer Geiſt wie der Eurige iſt über ſolche Erbärmlichkeiten erhaben. Sie fechten ihn nicht an. Im Gegentheil ſeht Ihr durch dieſen Windſtoß die Spreu von den ſchweren Körnern gereinigt und mögt nun erſt recht erkennen, welche Euere wahren Freunde ſind."

„Er iſt es nicht werth, daß man ſich über ihn ärgert," fügte Oecolampadius hinzu. „Und die Züchtigung, die Ihr ihm ſo meiſterlich habt angedeihen laſſen, iſt eine wohlverdiente und wird ihm von Allen, Feinden wie Freunden gegönnt. Man ſieht an ihm recht deutlich, daß ſelbſt die größte Gelehrſamkeit und das Kämpfen für die Wahrheit und das Recht mit den geiſtreichſten Waffen einen urſprünglich unedlen Charakter nicht edel zu machen vermögen. Wenn es auf die Probe ankommt, zeigt er ſich doch in ſeiner urſprünglichen Geſtalt."

„Sprechen wir von beſſern Dingen!" rief Hutten. „Es ereignen ſich jetzt wichtigere Sachen in der Welt, als die Falſchheit und der ohnmächtige Zorn eines gelehrten Profeſſors. Ich bin herzlich froh, in Euerer Mitte zu verweilen, Ihr wackern Freunde. Wir wollen zuſammen tüchtig Hand anlegen, damit unſer gutes Werk vorwärts gehe trotz Papſt und Kaiſer, trotz Türkennoth und Fürſtenrache."

So blitzte der ſtarke Geiſt in dem kranken Körper jugendlich kräftig auf, und mit ſtrahlendem Auge fügte er, die Hände der Freunde ergreifend hinzu: „Ihr kennt doch

Luthers neues ſchönes Lied ‚Eine feſte Burg iſt unſer Gott?‘ Darin heißt es: ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollte uns gar verſchlingen, wir fürchten uns doch nicht ſo ſehr, es muß uns doch gelingen!‘ Dieſe Worte des trefflichen Auguſtiners haben mir ſchon viel Troſt und Muth in die Seele geſprochen.“ Zwingli und Oecolampadius umarmten den begeiſterten Freund, jener mit einem zuſtimmenden Lächeln, dieſer mit einer Thräne der Rührung in den ſanften Augen.

Hutten ſchien in der Unterhaltung mit den Freunden, in der Verehrung, die ihm die Züricher entgegenbrachten, und in der ſeinen Wünſchen angemeſſenen Thätigkeit ſein böſes Gebreſte zu vergeſſen, auch war's, als wenn der Sommer und die erfriſchenden Berglüfte, die über den See herabſtrömten, ſeine Lebenskräfte wohlthätig anregten. Oft ging er mit Oecolampadius, der ſich ſeiner vorzüglich annahm, in den Abendſtunden am Ufer des Sees in anregendem Zwiegeſpräch. Hier tauſchen ſie gegenſeitig ihre Anſichten aus; auch Zwingli war zuweilen ihr Begleiter. Die Briefe und Zeitungen, welche aus faſt allen Gegenden Deutſchlands einliefen, die Flugſchriften der Wittenberger Reformatoren und ihrer Gegner, welche ihre gelehrten Freunde und die Buchhändler ihnen zuſchickten, wurden auf dieſen einſamen Gängen beſprochen. Eines Tags berichtete Hutten: „Da iſt mir heute von einem jungen Prädikanten in Thüringen gemeldet worden, der auf Doktor Karlſtadts ſtürmiſchem Wege fortſchreitet und wenn er, wie wohl zu erwarten ſteht, darauf beharrt, unſerm guten Doktor Luther noch mehr zu ſchaffen machen wird, als der feurige Andreas Bodenſtein*). Er ſitzt in Altſtedt, einem Städtlein zwiſchen Erfurt und Mühlhauſen, ſoll erſt fünfundzwanzig Jahre alt ſein, hat in Wittenberg ſeine Studien abſolvirt, wo er ſich durch Fleiß, Sittenſtrenge, ernſtes würdiges Weſen und großen ſchier fanatiſchen Eifer gegen die Pfäfferei ausgezeichnet hat, und heißt Thomas Münzer.“

„O von dem hat mir Melanchthon auch ſchon geſchrieben,“ fiel Oecolampadius ein, „und mir ein paar kleine Schriften von ihm geſchickt, in welchen der junge hitzige Prädikant nicht allein gegen die römiſche Büberei, ſondern auch gegen Luther und Melanchthon loswettert. Er nennt die Letztern faules Fleiſch, das vom Glauben alles Heil erwarte. Er dringt auf die Werke und will das weltliche wie das geiſtliche Regiment umgeſchaffen wiſſen.“

„Das gefällt mir baß von dem jungen Feuerkopfe,“ ſagte Hutten. „Solche Leute müſſen wir haben, wenn's vorwärts gehen ſoll. Auch ich habe des Münzers neueſte Schriften erhalten. Wären ſie nur nicht in einem etwas dunkeln Prophetentone geſchrieben, ſie würden noch mehr Eingang im Volke finden. Mit glühenden Worten, die an Jeſaias erinnern, den er überhaupt mehr als nöthig in ſich aufgenommen hat, fordert er Freiheit für das Volk vom unmenſchlichen Drucke der Fürſten und Pfaffen, fordert er die Herrſchaft für das Reich Gottes auf Erden. Wahrlich, er trifft den Nagel beſſer als die Wittenberger, die Alles mit der Kraft des Wortes allein machen wollen und ſklaviſche Unterwerfung des Volks unter die blutſaugende Fürſtengewalt predigen. Das Schwert ſoll entſcheiden, die nothgedrungene That des gedrangſalten Volks; die Freiheit ſoll mit Blut erkämpft werden. Fürwahr, das iſt ſtets auch meine Meinung geweſen, und ich konnte der unwürdigen Lehre von der Unterwerfung des Volks unter die Fürſtengewalt und von der Lammesgeduld, die ſich nicht nur die Wolle abſcheeren, ſondern auch das Blut abzapfen und das Fleiſch ausſchneiden läßt, wie ſie Luther in ſeiner kräftigen Weiſe predigt und gleichſam despotiſch verlangt, niemals Beifall ſchenken. Den Münzer möcht' ich kennen lernen; er iſt ein wackerer junger Mann, und mich will bedünken, er werde bald über dem Luther ſein. Die Welt ſchreitet in unſern Tagen mit Siebenmeilenſtiefeln vor, und die Jugend thut ſtets einen tüchtigen Schritt weiter, als die ihr vorangegangen ſind. Der Münzer ſteht auf Luthers Schultern, darum tritt er ihn mit Füßen und ragt über ihn hinaus. Er arbeitet ſchon nicht mehr auf dem theologiſchen Felde allein, nein, er ſchlägt auch wacker auf die harten Erdſchollen des weltlichen Regiments los; er will auch hier friſche lockere Erde für ſeinen guten Saamen. Das iſt ein ächter Arbeiter im Weinberg des Herrn. Mich erfreut daß, wie er den Tyrannen zu Leibe geht, ſie mögen ihren Eigennutz und ihre Bosheit mit der Stola oder dem Purpurmantel umhängen. Keine Prieſterknechtſchaft will er mehr dulden, aber auch keine Frohnen; die todte Buchſtabenreligion ſoll aufhören, aber auch das Kaſtenunweſen und der äußerliche Unterſchied der Menſchen, die alle Kinder Gottes ſeien. Das Reich Gottes, als ein Reich der Freien und Heiligen ſoll über das ganze deutſche Land walten, und das wahre Prieſterthum, die geiſtige Pflege des Rechts und der Wahrheit ſoll die Herrſchaft vernünftiger Geſetze über die ganze Welt verbreiten. Krieg allen Tyrannen und Buben! ruft er aus. Das Schwert Gideons ſoll ſie vernichten. Mich dünkt, wer ſolche Worte unter das Volk ſchleudert, ſei auch geſchickt, für ſeine Ueberzeugung ihm jenes Schwert vorzutragen."

---

*) Karlſtatts eigentlicher Name. Seinen bekanntern Namen nahm er von ſeinem Geburtsort Karlſtadt in Franken an.

„Doch iſt bei den Münzerſchen Donnerkeilen wohl zu beachten, daß es ein ganz junger Mann iſt, der ſie ſchleudert," warf Zwingli ein. „Solch begeiſterter Jugend läuft ſtets das Herz mit dem Kopfe davon. Ich mag Luthers Geduldslehre auch nicht; wenn Worte nicht mehr helfen, muß man ſchon das Schwert zur Hand nehmen und Krieg und Blut nicht ſcheuen für die Sache der Wahrheit. Aber Münzer fängt gleich mit dem Schwerte an. Es würde ein böſer Handel, blutig und gräulich, wie die Welt noch keinen geſehen, wenn ſolch ein wilder Fanatiker wie Gideon einherzöge an der Spitze des entfeſſelten gemeinen Volks. Deutſchland könnte darüber veröden."

„Laßt das gut ſein, werther Freund!" rief Hutten. „Wenn die Sache vorwärts ſoll, ſo muß ſie einmal einen rechten Ruck thun. Das heißt, ſie muß einen tüchtigen Stoß erhalten von ſolch einem Feuer- und Kraftmenſchen. Mit dem Worte und nur immer mit dem Worte allein, mit dem ewigen Reden und Schwatzen kommen wir nicht vom Flecke. Die Männer der That haben in ſolch gährenden Zeiten, wie die unſrigen, ſtets die Welt vorwärts gebracht. Handeln, Dreinſchlagen, das will die Jugend, die ſich in ihrer Kraft unnütz verzehrt. Alles Große iſt von einer begeiſterten thatkräftigen Jugend, die, ohne lang darum zu bitten, das Heft in die Hand nahm, ausgegangen. Der Knoten iſt ſo ſchlimm verſchlungen und verworren in unſern Tagen, daß er durch die geduldige Wortklauberei nicht mehr von einander gebracht werden kann; er muß mit dem Schwerte durchgehauen werden. Als Alexander Magnus den gordiſchen Knoten durchhieb, war er auch ein junges Blut, und an die Löſung des Knotens hatte das Orakel die Herrſchaft der Welt gebunden, die nun dem wirklich zufiel, der ihn mit einem kühnen und kräftigen Schwertſtreiche gelöſt hatte. Daran ſeht, daß die kühne und kräftige Jugend, die mit dem Schwerte drein ſchlägt, immer recht hat auf der Erde wie im Himmel."

„Fürwahr, es ſcheint, als wollte Eure Anſicht mehr und mehr in den Gemüthern Platz greifen," bemerkte Zwingli. „Da ſuchte mich vor einiger Zeit der Prädikant der Stadt Waldshut im Schwarzwalde, Kaspar Hubmeyer heim, derſelbe, der vor mehreren Jahren als Domprediger in Regensburg gegen die Juden eiferte und dadurch die unſchuldige Urſache zur Errichtung der ſchönen Maria dort wurde." —

„Der iſt mir wohl bekannt," fiel Hutten ein. „Er iſt ein verſtockter Scholaſtiker."

„Luthers Schriften haben ihn bekehrt, aber ſchon iſt er weit drüber hinausgegangen und ſchier auf demſelben Wege, wie Münzer. Die tolle Wirthſchaft mit der ſchönen Maria in Regensburg hat ihm die Augen zuerſt geöffnet, aber ihn auch aus Regensburg vertrieben. Tief im Schwarzwald ſitzt er nun in der kleinen Stadt und hat ſich mit feurigen Predigten gegen alle Tyrannei, geiſtliche wie weltliche, großen Anhang erworben."

„So iſts! Die Sache muß vorwärts gehen, und Luthers Zäume werden ſie nicht aufhalten." —

Auf dieſe Weiſe vergingen acht Wochen. Da aber zeigte ſich's, daß Huttens Beſſerung doch nur Schein geweſen war. Die Kräfte verließen den Ritter merklich, die Krankheit verſchlimmerte ſich. Aber ſeinen Feinden erſchien der kühne Streiter ſtets als höchſt gefährlich. Die Kunde, daß er ſich in Zürich bei Zwingli befinde, hatte ſich nicht nur in der ganzen Schweiz, ſie hatte ſich auch in Deutſchland verbreitet, ja ſie war ſogar nach Rom an die päpſtliche Kanzlei berichtet worden. Die Pfaffen fürchteten von ſeiner Anweſenheit bei der ausgeſchriebenen Theologenverſammlung und vom Einfluß ſeiner feurigen Rede und Gelehrſamkeit mehr als von irgend einem Andern. Um die Mitte des Monats Auguſt lief alſo ein Schreiben des Papſtes Adrian an den Züricher Stadtrath ein, worin er dem Staate zeitliches und ewiges Verderben androhete, wenn dem Ritter Ulrich von Hutten dort Schutz und Pflege gewährt würde. Nach einigen Tagen erhielt der kranke Mann einen Brief aus Baſel, worin ihm geſchrieben wurde, Erasmus habe ein Schreiben an den Magiſtrat in Zürich erlaſſen, worin er Hutten anſchwärze und durch allerlei Vorſpiegelungen dahin trachte, daß der Ritter aus der Stadt vertrieben werde. Huttens Kraft war gebrochen; ſie flammte nicht mehr in dem alten Zorn auf über die neue Nichtswürdigkeit des gelehrten Schleichers. In ruhiger und würdiger Weiſe verfaßte er eine Zuſchrift an den Stadtrath und bat um Abſchrift der Erasmusſchen Verleumdung. Er ſchalt nicht wieder, da er geſcholten war, er vergalt ſeinem Feinde mit einer an ihm ungewohnten Sanftmuth. Der Brief hätte nicht anders lauten können, wenn er aus Oecolampadiu's Feder gefloſſen wäre. Die ſtarke Geiſtesflamme zitterte nur noch ſchwach am ausgekohlten Dochte. Aber die ſcheinheilige Bosheit des Mannes, der ihn einſt vor aller Welt geprieſen, der mit ſeiner Freundſchaft geprahlt hatte, ſchmerzte ihn tief. In Baſel hatte Erasmus nur ſeinen Beſuch abgelehnt; jetzt ging er darauf aus, ihn, den kranken armen Flüchtling, aus einem ruhigen Aſyl, aus der Mitte werther Freunde zu vertreiben. Die Gereiztheit, die aus ſeiner Krankheit entſprang, machte ihn für den Schmerz nur noch empfänglicher, und dieſer wirkte nun um ſo vernichtender auf ſeine letzte Kraft. — Obgleich der Magiſtrat weder auf das Schreiben des Papſtes, noch auf das des Baſeler Gelehrten die geringſte Rückſicht nahm, ſo ſah ſich Hutten doch veranlaßt, ſchon nach wenigen Tagen die Stadt zu verlaſſen. Zwingli empfahl ihn an einen der Heilkunſt kundigen Pfarrer auf der kleinen Inſel Ufnau im Züricher See; dort hoffte er, werde der Freund von ſeinem Uebel hergeſtellt werden. Ein kleines Boot führte eines ſchönen Morgens den Kranken den See hinauf. Sein Auge blickte trüb auf die reizenden Ufer und die mächtigen Berge im Hintergrunde. Ein bitteres Weh zog durch ſeine Bruſt. Alle Hoffnungen und alle Täuſchungen ſeines Lebens gingen während der Fahrt an ſeinem innern Auge vorüber, und er kam Abends kränker in Ufnau an, als er Morgens in Zürich ausgefahren war. Der Pfarrer Hans Schnegg empfing den berühmten Mann mit ehrerbietiger Herzlichkeit und wandte neben der liebreichſten Pflege alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an. Aber in der Einſamkeit des ärmlichen Pfarrhauſes hatten die finſtern Geiſter der Verzweiflung, der Troſtloſigkeit, des Jammers über menſchliche Dummheit und Bosheit, volle Macht über den Dichter, und ſie verſchworen ſich mit rüber auszudrücken, daß Fräulein Edelgunde des Herrn Baron von Holder Gemahlin werden ſoll. Er iſt von unbeflecktem alten Adel, iſt ſehr reich, von unbeſcholtnem Lebenswandel, iſt über die Flatterjahre hinaus, und wird aus dieſem Grunde gewiß ein eben ſo exemplariſcher Ehemann, wie meine Excellenz. Nicht wahr, mein Schatz, du hatteſt auch die Vierzig bereits überſtanden, als du mich zum Altar führteſt?»

«Zwei und vierzig Jahre, vier Monate und dreizehn Tage war ich alt, gehorſamſt aufzuwarten.»

«Du wirſt bei näherer Überzeugung einſehen, daß unſre Wahl ſehr vernünftig iſt,» fuhr Frau von Birkenſtein wieder zu ihrem verdutzten Pathen gewendet fort, der jetzt nichts weiter that, als daß er beifällig mit dem Kopf nickte. Und die Dame ſprach zärtlicher: «Wir haben uns ein Plänchen ausgeſonnen, wie wir des Herrn Barons Bekanntſchaft am leichteſten und ſchnellſten machen. In einigen Tagen verreiſen wir; in der Gegend von Holdersdorf zerbrechen wir ein Rad und ſuchen Aufenthalt auf dem Schloſſe. Das Übrige wirſt du dann ſchon machen. Wir vertrauen auf deine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an uns, in dieſer ſehr wichtigen Sache.»

dem ihnen verwandten Geiſte eines verzehrenden Fiebers. Als Knabe war er in die Welt gegangen, um ſich der despotiſchen Pfaffengewalt zu entziehen. Um der Wahrheit willen war er arm und elend durch die Länder geirrt, gehaßt und verfolgt von eigenſüchtigen Menſchen. Zwanzig Jahre lang hatte er den Kampf gegen die Nichtswürdigkeit mit gewaltiger Feder geführt, und immer hatte ihm als letztes und höchſtes Ziel ein großes durch Einheit und Freiheit ſtarkes Deutſchland vorgeſchwebt; er hatte die beſten Kräfte ſeines hochbegabten und vom Feuer der Begeiſterung durchglühten Geiſtes an dieſes Ziel geſetzt. Als Mann war er endlich krank, elend, gehaßt und verfolgt, nach zweckloſer Flucht durch die Länder, in einem entlegenen Winkel der Erde angekommen, und er fühlte, daß er am Markſteine ſeines Lebens ſtehe. Ach, und wie weit war er vom ſchönen heiligen Ziele entfernt! Dieſe böſen Gedanken rieben ihn hier ſchneller auf, als in Zürich der Fall geweſen ſein würde. Am zwölften Tage nach ſeiner Ankunft auf Ufnau hauchte er die edle große Seele aus. Kein ihm theures Haupt ſtand an ſeinem Sterbebette und erleichterte dem großen Kämpfer den letzten Kampf. Ein ihm fremder Mann, der ihm nur wenige Tage wirkungsloſe Hülfe geleiſtet, erzeigte ihm die letzte Liebe und begrub ſeine Hülle auf dem kleinen Gottesacker der Inſel. Nur vier Monate war der edle Hutten über ſechsunddreißig Jahre alt geworden; mitten im ſchönſten Mannesalter wurde er dahin gerafft und folgte ſeinem Freunde Sickingen ſchon nach ſechszehn Wochen in den Tod. Er hinterließ, nach Zwingli's Zeugniß, nichts als ſeine Feder und ſein Schwert, wenig und doch ungeheuer viel. Denn es waren die bedeutungsvollen Symbole des Kampfes, die mächtigen Waffen gegen Lug und Trug, gegen Herrſchſucht und Selbſtſucht, gegen die geſpreizte Gewalt, die blutſaugende Tyrannei in der ſcheinheiligen Larve der Volksbeglückung, gegen die Bedrückung und Zerſtückelung Deutſchlands, gegen die hölliſchen Quälgeiſter, die dieſes an materiellen und ideellen Mitteln ſo reiche Deutſchland immer und immer wieder zur Ohnmacht herabdrücken, um dann in ſeinem Schweiße und Blute zu ſchwelgen.

Ulrich von Huttens Feder und Schwert! Heiliges Erbtheil geſinnungstüchtiger deutſcher Jugend, großes Vermächtniß des edelſten deutſchen Mannes, über dreihundert trüber böſer Jahre haſt du todt gelegen. Belebe dich, gewaltiges Erbgut, und trage uns und dem Lande würdige Zinſen! Noch heute liegt Deutſchland in den ſchmachvollen Ketten ſelbſtſüchtiger Fürſtengewalt, die euch jetzt vorheuchelt, wie damals, von ihr nur könne das wahre Heil Deutſchlands kommen; noch zehrt ein Heer üppiger Praſſer an euerm Mark. Noch werden alle edeln Deutſchen, die des Vaterlands Glück und Wohl, ſeine Einheit und Freiheit, ſeine Größe und Macht als höchſtes Ziel uneigennützigen edeln Strebens zu erringen, ſich anſchicken, gehaßt, verfolgt, verdächtigt und in den Tod gejagt. Auch jetzt ſind wieder gelehrte Profeſſoren, wie Erasmus von Rotterdam, hervorgetreten, und haben Männer der Freiheit, wie Ulrich von Hutten, mit denen ſie erſt ſchön gethan, verläugnet und verrathen, haben um Fürſtengunſt gebuhlt und ſind zur gerechten Strafe dafür, von den Fürſten ſchnöde behandelt worden. Wieder der alte Kampf: der ſchwächliche gelehrte Liberalismus, gegenüber der heißen Genialität der Jugend; gegen beide, das treuloſe Fürſten- und Pfaffenregiment. Kugeln aus den Rohren fürſtlicher Mörder, Ketten und Feſtung ſind heute der Lohn für Huttens geiſtige Nachkommen. „Wühler, Hetzer, Aufwiegler, Feinde der Ruhe, der Ordnung, des Geſetzes“ nennt ſie die Treuloſigkeit der Fürſten, die Schlechtigkeit der Ariſtokratie, und der blöde Verſtand des genußſüchtigen blaſirten Bürgerthums, der geldgierigen verrotteten Eigenſucht beten nach, was jene ihm vorſagen. Aber wie Arons dürrer Stab grünte, als ſeine Zeit gekommen war, ſo werden Huttens Schwert und Feder dem gedrangſalten Vaterlande noch die rechten Früchte bringen. Aber bedenkt es wohl: zuſammen gehören ſie, Schwert und Feder, wie ſie zuſammen auf uns vererbt wurden. Unter dem Raſen der kleinen Inſel im Züricher See ſind die Gebeine des für Einheit und Freiheit Deutſchlands hochbegeiſterten feurigkühnen Mannes in Staub zerfallen; Niemand kennt die Stätte mehr. Aber ſein Schwert und ſeine Feder wandern durch Deutſchland, immer ſchärfer, immer kräftiger, die herrlichen Werkzeuge zur Erbauung des ihm allein würdigen Monuments: die Einheit und Freiheit Deutſchlands. Die Zeit iſt endlich gekommen, die es wahr machen ſoll, was er einſt mit prophetiſchem Geiſte geſungen:

„Aus meinen Gebeinen wird mir einſt der Rächer auferſtehn.“

Sechstes Kapitel.

Um dieſelbe Zeit, als eine Handvoll kühler Erde auf das einſt ſo heiße Herz des kühnen ritterlichen Dichters und Kämpfers für Licht und Wahrheit im Schooße der kleinen, von den hellen Bergwaſſern des Züricher Sees umſpielten Inſel fiel, trabte eines heitern ſonnigen Vormittags ein junger ſtattlicher Geſell auf einem flinken Rößlein auf dem Wege von Augsburg über die Berge und durch die Thäler der Grafſchaft Burgau und bog endlich, der Straße wohl kundig, den nicht breitgetretenen Pfad nach dem Haſenhofe ein. Er war ein feiner, ſchlanker, etwas ſchmächtiger junger Mann, dem Anſehen nach in den erſten zwanzig Jahren ſtehend; hellblonde Locken fielen unter einem breiten, grauen, mit einer wallenden Feder geſchmückten niederländiſchen Hut auf ſeine Schultern herab; ſein mageres fein geſchnittenes Geſicht hätte hübſch genannt werden können, wäre es nicht durch eine Anzahl dunkelrother Flecken, die ſich wie Feuerflammchen ausnahmen und durch einen lauernden tückiſchen Zug, der wohl Mißtrauen erwecken konnte, entſtellt geweſen. Auch hielt er ſeinen gut gewachſenen Körper nicht aufrecht, ſondern trug den Kopf vorwärts gebeugt, was den Eindruck von jenem Zuge um Mund und Augen noch vermehrte. Dieſe blauen, ſcharfen, verſchmitzten Augen ließ er jetzt nach allen Seiten hingleiten und muſterte die ſich ihm darbietenden Gegenſtände mit einer Art lächelnder Vertraulichkeit, als ſeien ſie alte Bekannte von ihm, die er nach langer Abweſenheit wieder begrüße. So war er endlich auf dem Hofe des Bauernguts angelangt, wo ein paar Leute beſchäftigt waren, die letzte Ernte einzuheimſen. Verwundert über die ungewohnte Erſcheinung eines vornehmen, ſchier adelig ausſehenden Reiters in glänzendem Waffenſchmuck, dankten ſie unterwürfig dem etwas hochmüthigen Gruß des jungen Geſellen und traten herzu, nach ſeinem Begehr zu fragen.

„Iſt das Haſenhänslein noch hier zu Hauſe auf ſeinem Hofe? Lebt der Bauer noch?“ fragte der junge Fremde mit etwas ſchwerem faſt ausländiſchen und doch wiederum ſchwäbiſchen Accent.

„Ihr müßt lange nicht in unſere Gegend gekommen ſein, junger Herr,“ verſetzte der ſtämmige Bauersmann, „daß Ihr nicht wißt, wie's dem armen Haſenhänslein ergangen iſt.“

„Nichts weiß ich von ihm; denn Du haſt recht, Bauer, es iſt manches langes Jahr verſtrichen, ſeit ich nicht hier war und mich in fremden Ländern herumtrieb. Erzähle mir für ein gutes Trinkgeld, was ſich mit dem Hänslein zugetragen."

„Das iſt bald erzählt. Er kam mit dem Vogt in ſchlimme Händel wegen der Lore, ſeiner Tochter. Unſer eins weiß nicht, was an der Sache iſt. Genug, die Lore ging als Magd in Dienſt zu einer vornehmen Herrſchaft in Augsburg und iſt ſogar mit in Ungarn geweſen. Da hat ſie einen Bergmann in den fuggeriſchen Goldgruben gefreit, und der iſt dann mit ihr nach Tyrol gezogen, wo er in den fuggeriſchen Silbergruben angeſtellt wurde. Der Vogt hat aber, wie die Leute erzählen, das Hänslein zwingen wollen, das Menſch wieder herbeizuſchaffen. Hänslein hat ſich das Maul verbrannt, wenn er Einen über den Durſt genommen, und das that er alle Tag, zumal als die Lore fort war. Der Vogt hat ihn in die Eiſen geſetzt und ihm dann den Hof verganten laſſen. Ich hab' das Anweſen gekauft. Mit dem Bauer ſpringen die Herrn um, ſchlimmer als ich mit meinem Ochſen. Das Vieh ſchonen wir, weil's für uns arbeiten muß; wir aber werden nicht geſchont, obgleich wir ärger für die Herren ſchaffen müſſen, als das Vieh für uns. Das Hänslein iſt nachher zu ſeiner Tochter in Tyrol gezogen und lebt dort, wenn's nicht geſtorben iſt."

„Wißt Ihr mir vielleicht den Namen des Bergmanns anzugeben, welcher der Lore Ehewirth geworden iſt."

„Ja, das kann ich," antwortete die Frau gefällig, „denn ſie iſt vor etlichen Jahren mit ihrem Manne hier geweſen und hat ihre Gefreunde und Geſippe beſucht. Sie iſt eine reiche ſtattliche Frau geworden und trägt ſich gar hochmuthig. Ihr Wirth aber heißt Gebhard Diether und iſt Oberſteiger bei Herrn Jakob Fugger im ſchwazer Silberbergwerk.“

„Welches iſt der nachſte Weg von hier dorthin?“

„Ihr reitet wohl am beſten den Mindel hinauf und dann durch den Algau über die Berge. In Mindelheim mögt Ihr die erſte Nachtherberge nehmen, am beſten bei Herrn Georg Frundsberg, der jetzt daheim iſt auf ſeinem hoch über der Stadt gelegenen ſchönen Schloſſe. Er iſt ein gaſtfreier Ritter und hat oft viel adeliger Gäſte aus Schwaben und Tyrol und von den reichen Herrn in Augsburg, die er auch nicht ſelten heimſucht. Als aber der ſchwäbiſche Bund den Edelherrn in Franken die Bergſchlöſſer verbrannte — vor acht Wochen, iſt er zu Haus geblieben. Es wird ihn baß erfreuen, wenn Ihr ihn heimſucht; denn er iſt gar ein leutſeliger Herr. Weiter hinauf werden Euch die Leute beſſer berichten, als wir's können.“

Der Reiter drückte der Bäuerin ein Geldſtück in die Hand und fragte geſchmeidig: „Könnt ihr mir für Geld und gute Worte nicht einen Imbiß reichen, eine Schale kühler Milch und Brot und meinem Rößlein ein Metzchen Hafer und einen friſchen Trunk? Der Tag iſt heiß.“ — Die Frau ſprang flink die beſcheidenen Wünſche des fremden jungen Herrn zu befriedigen. Das Bäuerlein nahm ſich des Pferdes an. Der Fremde ging durch Hof und Garten und beſah ſich dieſe und jene Stelle, dann trat er auch in das Haus und fragte endlich nach dieſem und jenem Dinge, ſo daß die Bäuerin neugierig ſagte: „Ihr mögt wohl hier bekannt ſein, edler Herr. Aber was für Verkehr mögt Ihr doch mit dem Hänslein gehabt haben? Er iſt eben kein feiner Kumpan geweſen.“

„Fürwahr, da haſt Du recht, Frau; das war er nicht.“

„Wer ſeid Ihr denn eigentlich, wenn's erlaubt iſt?“

„Wahrlich,“ verſetzte der Fremde bitter lachend, „das möcht ich ſelbſt gern hier erfahren haben.“

Die Bäuerin ſchüttelte den Kopf bedenklich vor ſich. „Ihr werdet am beſten wiſſen, wie vornehmer Leute Kind Ihr ſeid. Tragt Ihr doch einen Ring am Finger, ſo reich und koſtbar, wie ihn hier zu Lande nur die Vornehmſten vom Adel beſitzen. Ich glaube, Herr Raimund Fugger in Augsburg hat keinen herrlicheren.“

„Wohl möglich! Deshalb bin ich noch lange kein Fugger. — Biſt Du aus dieſer Gegend gebürtig, Bäuerin?“

„Ei freilich, aus dem nächſten Dorfe.“

„Erinnerſt Du Dich nicht eines Buben, der als ein Verwandter des Haſenhänslein hier auf ſeinem Hofe aufwuchs?“

„Ich werde ja! Der Märten mit den rothen Tupfen im Geſicht. — Ach heilige Mutter Gottes! Seid Ihr das? Ja, ja, jetzt erkenn' ich Euch an den Tupfen. Seid Ihr aber ein ſtattliches Bild geworden! Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja des Rothmeiers Babele. Wir haben oft zuſammen geſpielt, und Ihr habt mir oft Eins ausgewiſcht; denn Ihr waret ein böſer Bub."

„Und haſt Du nie gehört, wer meine Eltern geweſen ſind? Das Haſenhänslein ſagte mir zwar oft, ich ſei ſeiner verſtorbenen Schweſter Kind, und er füttere mich um Gottes Barmherzigkeit auf; aber es wurde mir ſchon damals geſteckt, es ſei nicht wahr."

„Bah!" rief die Bäuerin mit einer pfiffigen Geberde. „Meine Baſe Gretel hat mir oft erzählt, eine fremde Frau habe Euch hier auf dem Haſenhofe geboren. Niemand habe erfahren, wer und woher ſie ſei. Sie habe geſprochen wie man hier zu Lande nicht ſpricht und ſei oft unter den Bauernweibern mit Rocken und Spindel geſeſſen und gar fleißig geweſen. Dann als ſie fort, habe Euch das Haſenhänsleins Frau, Elſe, aufgefüttert und der Bauer habe viel Geld dafür erhalten, ſo daß ſich ſeine Umſtände gar ſehr gebeſſert. Darüber ſei er ein arbeitſcheuer Taugenichts und Trunkenbold geworden und ſeine Frau in Gram und Herzeleid geſtorben. Weiter weiß ich Euch nichts zu berichten."

„Es iſt ſchon etwas, und ich bin Dir dankbar, Bäbele. Das Haſenhänslein wird mir ſchon mehr ſagen können. Du ſiehſt, daß ich eben ſo wenig weiß, wer ich bin, als Du ſelbſt, und außer meiner Perſon und meinem Taufnamen Martin nichts von mir kenne."

Der Landkommiſſär kaute an den Nägeln.

«Du ſollſt auch nicht leer dabei ausgehen,» ſchmunzelte die Alte jetzt. «Unſer Kammermädchen, die Eliſabeth, meine Tochter hat ſie Betty genannt, iſt eine gute Partie für dich. Ihr Vater iſt ein ſehr wohlhabender Küfer in der Barngaße und das Mädchen hat ein Mal auf ein Paar tauſend Gulden zu zählen. Ich werde deinetwegen mit ihrem Vater reden, und Betty ſoll dir nicht entgehen.»

«Ich bin Ihnen ſehr verbunden,» rief der Pachter aus aller Faſſung gebracht, «aber ich will niemals heirathen.»

«Wer heirathet, thut wohl; wer nicht heirathet, thut beſſer,» ſeufzte der Hofmarſchall; aber er verſtummte, als ihn ein ſtrafender Blick ſeiner Frau traf.

«Wir ſind alſo deines Beiſtandes in dieſe Sache gewiß!»

«Vollkommen,» verſetzte Altfuchs verwirrt «Ich werde Ihnen Alles zu Gefallen thun, wa in meinen Kräften ſteht. Nur habe ich gehört der gnädige Herr Baron würde ſich nie verehelichen.»

„Wo ſeid Ihr denn in den vielen Jahren geweſen und in ſo gute Umſtände gekommen?“

„Das iſt eine weitläufige Geſchichte, und ich habe weder Zeit noch Luſt, ſie Dir zu erzählen; denn Dein Mann führt eben das abgefütterte Pferd vor, und ich bin mit Deiner guten Milch auch fertig.“

Die Bäuerin verweigerte jede fernere Bezahlung aus alter Freundſchaft, erzählte ihrem Ehewirth ſchnell, welche wichtige Entdeckung ſie gemacht, und der Bauer erbat ſich, den Jugendfreund ſeiner Frau ein Stück Wegs zu begleiten. Martin beſtieg ſein Rößlein und hörte das Thal hinaufreitend nur mit halbem Ohre auf das Geſchwätz des Bauers, der ſich zuletzt noch ein Stück Geld gefallen ließ. Dann ließ der von Ungeduld getriebene Reiter ſein Pferd tüchtig ausgreifen und ſchenkte der ſchönen Gebirgsnatur umher keinen einzigen Blick, entweder weil ihm der Sinn dafür abging, oder weil er im Geiſte mit ganz anderen Dingen beſchäftigt war. Zuweilen begegneten ihm Truppen ſingender Landsknechte in ihrer wunderlich zuſammengewürfelten Tracht und Bewaffnung; er ſchien an dieſe Erſcheinung ſchon gewohnt zu ſein und widmete ihr keine Aufmerkſamkeit. So gelangte er am Abend in das Städtchen Mindelheim, über dem ſich auf ſteiler Höhe das ſtattliche Schloß des weltberühmten kaiſerlichen Feldoberſten Georg von Frundsberg erhob.

Martin hatte natürlich nicht Urſache ſein Pferd den Schloßberg hinaufzulenken. Er ſuchte die beſte Herberge in der Stadt auf. Vom Wirth in eine beſondere Stube gewieſen, fand er mehrere Ritter und Junker an den mit blanken kupfernen Weinkannen bepflanzten Tiſchen, die ſeinen höflichen Gruß als den eines Ebenbürtigen erwiederten. Hervorſtach vor allen ein ſtattlicher Mann, einfach in einem erbsgelben Waffenrock und hohen braunen Reiterſtiefeln, mit einem milden, faſt freundlichen breiten Geſicht im vollen blonden Bart, die Röthe der Geſundheit auf den von der Sonne braun gebrannten Wangen; er mochte ein angehender Fünfziger ſein. Daneben ſaß ein etwas Jüngerer von wilderem Anſehen mit ſtruppigem braunen Haar und Bart, Lederkoller und blitzendem Wehrgehänge, das ächte Bild eines deutſchen Kriegshauptmanns jener ſturmbewegten Zeit. Der Dritte an dieſem Tiſche war wohl den Sechzigen nahe, wenn nicht ſchon darin, weit reicher, vornehmer und ſorgfältiger gekleidet, mit einer ſchweren goldenen Kette um Hals und Bruſt. Seine Züge waren eiſig ſtreng und düſter. Noch zwei Ritter ſaßen an dieſem Tiſche, der Eine mit eiſernem Bruſtharniſch, der Andere in einem braunen Wamſe. An einem andern Tiſche hatten mehrere Junker Platz, hübſche lebhafte junge Leute, theils in den mittlern, theils in den erſt angehenden zwanziger Jahren. Auch noch an andern Tiſchen ſaß eine Anzahl Ritter von verſchiedenem Alter und Ausſehen.

Als Martin in die Gaſtſtube trat und beſcheiden, aber mit höflichem und anſtändigem Gebahren Platz nahm, ſtockte die Unterhaltung der Anweſenden und ihre Blicke flogen dem jungen Fremden zu, der durch die rothen Flecken in ſeinem ſchönen Geſichte ſo auffällig war. Auch war ſeine vornehme fremdländiſche und ſchier prächtige Kleidung wohl geeignet, die Aufmerkſamkeit zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, ſo wandte ſich einer der Junker, der ihm zunächſt ſaß, mit den Worten an ihn: „Junker, ich hab Euch eben ankommen ſehen. Ihr habt einen koſtbaren Schimmel, ein Pferd, wie's hier zu Lande wenig Ritter in ihren Ställen füttern mögen. Fürwahr, ich habe noch kein ſtolzeres und prächtigeres Thier geſehen, und ſehr wenige, die ihm gleich kommen möchten."

„Es iſt auch ein Maure von ächt arabiſcher Zucht," verſetzte Martin gleichgültig. „Ich habe ihn ſelbſt mit aus Spanien gebracht."

„Ah, Ihr kommt aus Spanien?" fragte ein Anderer mit erhöhtem Tone. „Jedenfalls vom kaiſerlichen Hofe in Toledo?"

„Wohl hab' ich mich kurze Zeit dort aufgehalten."

„Iſt der Kaiſer glücklich in ſeinen Erblanden angekommen?"

„Am 17. Juni iſt er wohlbehalten an's Land geſtiegen, nachdem er ſich ſechs Wochen lang in England bei ſeinem Ohm dem Könige Heinrich aufgehalten."

„Was ſagt man in Spanien von dieſem Aufenhalt Sr. Majeſtät am engliſchen Hofe?"

„Er ſoll durch Leutſeligkeit und Milde nicht allein den

König und den Kardinal Wolſey, die rechte Hand des Königs, ſondern auch das engliſche Volk für ſich gewonnen haben, und ein Bündniß gegen den franzöſiſchen König ſoll zu Stande gekommen ſein, falls derſelbe, wie man von ſeiner Sinnesart erwartet, die in Italien empfangene Scharte wieder auszuwetzen und Mailand wieder zu erobern Luſt bezeigen ſollte.“

„Daß er dieſe Luſt wirklich hat, könnt Ihr hier zu Lande erfahren, wo er gute deutſche Landsknechte mit ſchwerem Gelde werben läßt, um ſie gegen ihren Kaiſer, ja gegen ihre Landsleute und Brüder zu führen,“ ſagte ein Ritter. „Denn den deutſchen Kriegshauptleuten iſt vom Erzherzog Ferdinand in Inſpruck der Befehl zugegangen, ebenfalls die Werbetrommel rühren zu laſſen, und Herr Sebaſtian Schärtlin, den Ihr dort ſitzen ſeht — er deutete auf den Ritter im ſtruppigen dunkelbraunen Haar und und Bart — wird bald ein Heer Landsknechte über die Alpen führen, um die Franzoſen zu erwarten.“

„Habt Ihr vielleicht eine Botſchaft vom Kaiſer an Herrn Georg von Frundsberg, den oberſten Feldhauptmann in Tyrol, zu überbringen, die Euch nach Mindelheim, ſeinen Ritterſitz geführt hat?“ fragte der ſchönſte und freundlichſte der Junker. „Ihr könnt ſie dann gleich abgeben; der Ritter im gelben Waffenrock mit dem blonden Barte iſt's, mein Vater; denn ich bin Melchior, ſein jüngſter Sohn, und hier ſitzt mein Bruder Kaspar, der diesmal als kaiſerlicher Hauptmann auch mit nach Italien will.“

„Ich dank Euch, Junker, für Eueren Beſcheid. Aber eine Botſchaft an Euern Vater hab' ich nicht."

„Wohin gedenkt Ihr denn?" fragte Melchior Frundsberg hierauf vertraulich. „Ihr wollt Euch wohl als Hauptmann oder Feldweibel von Herrn Sebaſtian Schärtlin werben laſſen?"

„Auch das liegt nicht in meinem Willen. Der Zufall hat mich blos hierher geführt, und meine Reiſe geht nach Tyrol."

„An das Hoflager des Erzherzogs? So habt Ihr wohl Botſchaft an ihn? Wohl von ſeinem Bruder dem Kaiſer?"

„Wenn ich ſie hätte, dürft' ich's doch nicht verrathen," verſetzte Martin ſchlau.

„Darf man Euern Namen nicht erfahren? Ihr ſitzt hier unter lauter adeligen Herrn und Junkern aus Schwaben, und es ſcheint doch, Ihr ſeid ein deutſcher Edelmann, ja Euere Mundart erinnert ſogar an das Schwäbiſche. Ihr würdet gewiß Allen hier eine Freude machen, wenn Ihr Euch zu erkennen geben wollt."

„Ich heiße Martin; einen andern und beſſern Namen hab' ich zur Stunde ſelbſt noch nicht, hoff' ihn aber zu erhalten. Ich ſuche nämlich eine vornehme fremde Frau, die mich in Schwaben geboren hat, oder, wenn ſie nicht mehr leben ſollte, ihre Familie. Ich habe ſie am kaiſerlichen Hofe in Spanien geſucht, ich will ſie am erzherzoglichen in Inſpruck ſuchen. Ihr ſeht, daß ich Urſache haben muß, ſie in den höchſten Kreiſen zu vermuthen. Und dazu bediene ich mich dieſes koſtbaren Ringes. Vielleicht kann mir Einer von den Rittern durch Erkennung des Ringes auf eine Spur helfen. Den übrigen Theil meines Geheimniſſes wollt Ihr mir billig erlaſſen."

Dieſer halb offene, halb verdeckte Beſcheid, mit großer Schlauheit aus Wahrheit und Lüge zuſammengeſetzt und aus Eitelkeit und wirklichem Verlangen auf eine ihm erwünſchte Spur zu kommen, entſprungen, war natürlich ſehr geeignet, die dem jungen Menſchen bereits zugewendete Aufmerkſamkeit ſehr zu ſteigern. Er zog den bezeichneten Ring vom Finger und überreichte ihn dem Junker, welcher ihn ſogleich den Rittern übergab. Das Kleinod wurde in genaue Betrachtung genommen. Ein großer koſtbarer Smaragd war von goldenen Händen gehalten. Auf dem Edelſtein ſah man einen Turban über einer Fahne und darum im Bogen arabiſche Schrift. Auf den goldenen Händen waren ebenfalls arabiſche Schriftzeichen.

„Das iſt kein deutſches Adelswappen," ſagte der Ritter Frundsberg kopfſchüttelnd, und gab den Ring Schärtlin.

„So mir Gott!" rief dieſer überraſcht. Das iſt ein Ring, wie ihn nur die türkiſchen Paſchas zu tragen pflegen, Ich habe im vorigen Jahre auf meinem Kriegszug gegen die Türken in Ungarn einen ähnlichen geſehen, der einem erſchlagenen Paſcha abgenommen worden war. Wie ſeid Ihr zu dem Ringe gekommen?"

„Man hat ihn mir in Spanien gegeben, damit ich durch ihn finde, was ich ſuche.“

„Da könnt Ihr in Deutſchland lange ſuchen.“

„Und doch bin ich ſchon auf der Spur.“

„Gott helf Euch weiter darauf! Aber unter der ſchwäbiſchen Ritterſchaft werdet Ihr weder Vater noch Mutter finden.“

„He, Truchſeß,“ ſagte der Ritter Jörg zu dem alten vornehm gekleideten Ritter mit der ſchweren goldenen Kette, „Du ſuchſt Deinen Sohn, und hier ſucht ein junger Geſell ſeinen Vater oder ſeine Mutter. Wenn Ihr Euch zuſammenthätet, wär Euch Beiden geholfen.“

„Mit nichten!“ verſetzte der Angeredete murriſch. „Er ſucht ſeinen Vater, ich meinen Sohn. Ich werde mit Hülfe der ſchwäbiſchen Ritter, meiner guten Schwäger und Freunde, ſo wie des Bundes ſelbſt, ſchon finden, was mir noth, und der junge Geſell wird den Ring auch nicht immer vorzeigen.“

„Der geſtrenge Herr dort,“ flüſterte Melchior Frundsberg Martin zu, iſt Herr Georg von Waldburg, Erbtruchſeß und Oberfeldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes. Der Bund hat ſich genöthigt geſehen, vor acht Wochen gegen viele von der fränkiſchen Ritterſchaft, die den kaiſerlichen Landfrieden ſchmählich gebrochen, ernſtlich und mit Feuer und Schwert einzuſchreiten. Dieſe verwegenen Franken, die den Adel verunehren, haben gegen die fahrenden Kaufleute und ihre Waaren übel gehaust. Die Städte, die zum Bunde gehören, haben das übel vermerkt und vom Bunde Hülfe gegen die Räuber begehrt. Ja nicht genug; Johann Thomas von Abtsberg hat vor zwei Jahren den Grafen Joachim Oettingen, der im Dienſte des Bundes heimreiſen wollte, bei Schwäbiſch-Werth auf offener Straße niedergeworfen und ſo übel zugerichtet, daß der wunde Mann gleich darauf geſtorben iſt. Noch in dieſem Frühjahr hat Chriſtoph von Abtsberg Herrn Schärtlin dort unterwegs überfallen und ihm einen Knecht erſtochen. Wer nicht zu dieſen unſauberen Geiſtern gehörte, war auf des Kaiſers Landſtraße nicht ſicher. Der ſchwäbiſche Bund wirkte gegen die Abtsberge und ihre Geſellen die kaiſerliche Ober- und Unteracht aus, ſammelte das Aufgebot der Städte und zugehörigen Ritter und ſagte allen Burgbeſitzern Schwabens und Frankens ab, welche nicht auf dem beſtimmten Tage zu Nördlingen eidlich bekräftigt, jede Gemeinſchaft mit den Geächteten gemieden und ihnen nicht Zuflucht in ihren Häuſern gewährt zu haben. Drauf wurde der Abſagebrief im Namen Rudolphs von Ehingen, des Marſchalls der Bundesreiſigen — es iſt der Ritter dort im Bruſtharniſch — und noch anderer einundzwanzig Ritter in Würzburg und Bamberg öffentlich ausgehängt und und ihre Ehre bewahrt gegen Hans Thomas von Abtsberg und ſeine Helfer, und der Fehdebrief, von drei Hauptleuten ausgeſtellt, jeder verdächtigen Burg zugeſchickt. Nun ging's auch gleich los. Die nürnberger und augsburger Kaufleute waren vorzüglich eifrig, den Heckenrittern, die ſie ſo ſehr geſchädigt, das faule Handwerk zu legen. Jene ſandten gewaltige Büchſen aus ihrem Zeughauſe, dieſe tüchtige Mannſchaft unter dem Hauptmann Kaspar Rieger, der Lange genannt. So wie aber das Bundesheer im Anzug war, flogen die Raubvögel aus den Neſtern. Dieſe wurden weidlich niedergebrannt, und ganzer vier Wochen lang fraß das Feuer, vom Bundesheer angemacht, ſchier täglich einen fränkiſchen Ritterſitz. Andere wurden verſchont, weil die Herren ſich durch Geldbuße oder Reinigungseid löſeten, Der Hans Thomas Roſenberg, dem die Burg Borberg gebrochen war, hat aber niederträchtige Rache am Truchſeß genommen. Der einzige Sohn deſſelben, Jakob, war vom Vater mit andern jungen Edelleuten nach Doln in Burgund geſchickt, wo er unter eines deutſchen Hofmeiſters Aufſicht ritterliche und freie Künſte erlernen ſollte. Dort hat ihn nun der Roſenberg vor drei Wochen ſchändlicher und gewaltſamer Weiſe mitten aus der Stadt vom Kirchgange aufgehoben, geraubt und hinweggeführt, Niemand weiß wohin, und das ganze Land iſt voll Geſchrei des unerhörten Raubes. Herr Jörg Truchſeß iſt aber mit den andern Rittern hierhergekommen zu meinem Vater, um zu berathen, was in dieſem Falle zu thun iſt.“

„Ich dank' Euch für den Beſcheid, Junker.“

„Iſt der Aufruhr des gemeinen Volks in Spanien gänzlich unterdrückt?“ fragte der Ritter Ehingen Martin.

„Was die Strenge des Adels noch nicht hatte bezwingen können, hat die Milde des Kaiſers vollends ausgelöſcht," verſetzte dieſer.

„Unſere Bauern hier zu Lande ſticht der Hafer, es dem Spanier nachzuthun," erhob der Truchſeß die rauhe Stimme. „Es thäte wahrlich Noth, daß der deutſche Adel es auch dem ſpaniſchen nachthue und nicht länger dem frechen Spiel des Bauernvolks müßig zuſähe. Es wird alle Tage ärger. Prädikanten und ander loſes Geſindel ziehen haufenweis im Lande herum und predigen dem leibeigenen Volk gänzliche Befreiung von allen Laſten und Abgaben, ſie ſollen's bald beſſer haben, wie die Herrn ſelbſt. Adel und Kleriſei wird ſo ſchwarz als möglich angeſtrichen, und nicht ſelten geradezu zu Mord und Todſchlag aller Leute, die etwas ſind und etwas haben, aufgefordert. Ohne Scheu wird der Bundſchuh gepredigt in ganz Oberſchwaben. Daran iſt der verdammte Mönch in Wittenberg ſchuld. Und wir ſitzen fein ſtill und ſehen dem loſen Spiel zu. Wahrlich ich dächte, es wäre eben Zeit, da wir mit den Raubrittern fertig geworden ſind, wir machten Anſtalt, auch mit dem bäueriſchen Raubgeſindel fertig zu werden, eh' das Ding zu arg wird." Dazu ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß er dröhnte.

„Laß mir das wittenberger Mönchlein aus dem Spiele, Schwäger Jörg," nahm der Ritter Frundsberg das Wort. „Der Doktor Luther hat mit dem Bauernvolke hier nichts zu ſchaffen; er predigt gegen den römiſchen Unfug, gegen

«Welche Betiſe! Ein vernünftiger Mann muß heirathen. Was für einen Grund ſollte der Herr Baron dazu haben, ſtets Garçon zu bleiben?»

«Wenn ich nicht irre, iſt ihm in früher Jugend viel Unglück oder ſonſt etwas Böſes prophezeit worden. Und der gnädige Herr Baron iſt etwas abergläubiſch.»

«Man muß ihn aufklären, muß ihm die Nichtigkeit des Aberglaubens nachweiſen, muß ihm ſagen, daß dergleichen Extravaganzen nur für den Plebs ſind und ein adeliger Mann ſich ſchämen ſollte, ſo etwas nur zu ſagen. Fi donc!»

«Wir wollens verſuchen,» ſagte der Landkommiſſär kleinlaut, nahm Mütze und Reitgerte, und empfahl ſich zu Gnaden. Der Hofmarſchall drückte gravitätiſch die linke Hand an den verroſteten Degengriff, und ließ ſich ſo weit herab, dem Scheidenden die Rechte an der Thüre zu reichen; Frau von Birkenſtein zeigte ſich aber heute noch viel gütiger und begleitete den ſtämmigen Pathen ſogar durch das Vorzimmer. Hier faßte ſie die derbe Hand des jungen Landbauers plötzlich mit mütterlicher Zärtlichkeit, und flüſterte ihm zu: «Guſtav, du erhälſt fünfzig Stück Louisd'or von mir, wenn die Heirath zu Stande kommt. Ich konnte dir dieſe Zuſage nicht in Gegenwart die Gräuel, die Leuteſchinderei, die Unzucht und all das Unweſen, wie's von Rom aus über die deutſchen Lande gekommen iſt, und wie ich's in Italien oft genug mit eignen Augen geſehen. Ich habe den Luther in Worms gehört; es hat ihn keiner der hochnaſigen Pfaffen aus der heiligen Schrift, dem lebendigen Worte Gottes, widerlegen können, wozu er ſie doch kecklich aufgefordert. Der Bundſchuh iſt älter als Luthers Wort; das wißt Ihr Alle. Die Noth iſt älter als das Gebot. Das aber dem Bauern ein Licht aufgegangen iſt durch das ihm in die Hand gegebene reine Wort Gottes, das ihm die Pfaffen ſchlauer Weiſe ſtets entzogen, iſt ebenſo wahr. Der Bauer iſt meiſt gehalten worden wie ein Vieh, und die geiſtlichen und weltlichen Herrn waren weidlich daran, ihn ſo dumm zu erhalten, wie ein Vieh. Aber der Bauer iſt ein Menſch, wie wir, Ihr Herren. Gottes Gnade und Barmherzigkeit hat ihm dieſelben leiblichen und geiſtlichen Gaben verliehen, wie uns, und Chriſtus unſer Herr hat ſein koſtbares Blut für ihn vergoſſen, wie für uns, zur Erlöſung von der Sünde und Erlangung des ewigen Lebens."

„Was fällt Dir ein, Bruder Jörg!" lachte der Truchſeß bitter. „Du predigſt ja ſelbſt wie ein lutheriſcher Prädikant und als wären wir Bauern, die Du belehren oder verführen wollteſt. Wer will dem Bauern die Theilhaftigkeit an Chriſti Blut und an der ewigen Seligkeit abſtreiten? Aber das Bauerngezücht will's auf Erden ſchon haben wie im Himmel, und das iſt gegen die Ordnung der Dinge und Natur. Der Bauer muß arbeiten; dazu iſt er erſchaffen und in die Welt geſetzt."

„Lieber Schwager, der Bauer nicht allein. Das aber iſt gegen Natur und göttliches Recht, daß die Einen allein arbeiten und darben, die Andern allein faullenzen und ſchlemmen ſollen. Denn es ſteht geſchrieben: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und Chriſtus hat gelehrt und Lutherus lehrt's ihm nach, daß wir alle Kinder eines Vaters ſind. Das weiß jetzt der Bauer, und weder ein Pfaffenwedel, noch ein Ritterſchwert werden ihm dieſes Wiſſen wieder aus dem Kopfe bringen."

„Du redeſt wahrlich, als ob Du mit den Bauern gemeinſame Sache hätteſt."

„Nicht alſo, Truchſeß!" ſprach Frundsberg ſehr ernſt. „So wenig wie der Doktor Luther. Kein vernünftiger Menſch wird Aufruhr gut heißen. Es wäre am Reichsregiment, die Sache der Bauern zu beſſern. Die Zeit fordert das. Aber das Regiment iſt ſchwach und wird niemals ſtark werden. Die Stände ſind uneins. Die Geldſäcke in allen Städten eifern gegen den in Vorſchlag gekommenen Zoll, wodurch das Reich zur Einheit käme und ſehr gefördert würde, und den Zoll müßten ja doch die Verbraucher zahlen und nicht die Händler. Aber die Fugger haben ſich dagegen geſtemmt. Die Fürſten ſind untereinander uneins, und nur wenn's gilt, den Adel zu unterdrücken, halten ſie zuſammen. Wir haben's — Gott ſei's geklagt! — beim wackern Sickingen geſehen. Der hat daran glauben müſſen, daß er die arge Sache beſſern wollte. Ihr wißt Alle, es war kein treuerer Mann auf deutſcher Erde, und was er gewollt, konnte ſchon nicht ſo übel ſein; eben weil er's gewollt. Nun ſagt mir: wer ſoll dem geſchundenen und getretenen Bauer helfen, über den Fürſten, Adel, Städte, Kleriſei her ſind, um ihn zu rupfen und zu zupfen. Wahrlich, ich ſag' Euch, es iſt nirgends mehr Ungerechtigkeit und Argliſt, als in deutſchen Landen, und Gott weiß wohin das Alles noch führen ſoll."

„Zum neuen Bundſchuh!" lachte Schärtlin. „Und mein ehemaliger Herr, der Herzog Ulrich ſitzt ja drüben auf Hohentwiel und hetzt die Bauern ärger als ein Prädikant zum Bundſchuh auf; er, der vor neun Jahren den armen Konz*) zuſammenhauen, köpfen, hängen und pfählen ließ, der Bauern Haus und Hof verbrannte, er zieht jetzt die tollen Bauern heran und verbündet ſich mit ihnen zu einem neuen armen Konz, um durch ihn wieder zu Land und Leuten zu kommen. S' iſt auch ein deutſcher Fürſt und der ſchlechteſten keiner, nur der Unklugſte."

„Wenn er beſſer wäre, hätte er ſich nicht an den Franzoſenkönig gehangen, um Geld zu erhalten, womit er das öſterreichiſche Regiment in Würtemberg bekriege und vertreibe. Auf der einen Seite verleitet er die Bauern und hält's mit den Aufrührern, auf der andern Seite mit den Franzoſen. Pfui!“ Dieſe Worte ſprach der Ritter Frundsberg mit Entrüſtung.

---

*) Der arme Konrad (d. h. koan Rath — kein Rath), der arme Kunz, die Empörung der Bauern in Würtemberg gegen Herzog Ulrich 1514.

„Noth kennt kein Geſetz und Gebot!“ rief der Hauptmann Rudolf von Ehingen. „Es iſt wahr, er hat's toll getrieben, und der ſchwäbiſche Bund hat ihn geſtürzt und vom Lande verjagt. Darum aber gebührt das Land noch nicht Oeſterreich. Es iſt und bleibt Herzog Ulrichs rechtmäßiges Erbe. Was hat der Erzherzog Ferdinand für ein Recht auf Würtemberg? Es iſt als eröffnetes Reichslehn eingezogen, ſagt man. Gut. Iſt Oeſtreich das Reich? Oder iſt Würtemberg bei Oeſtreich zu Lehn gegangen? Es iſt himmelſchreiend! Und eine edle treue Ritterſeele, wie Götz von Berlichingen, der feſt an ſeinem Herrn, dem Herzog hielt, hat darüber unterliegen müſſen. Wart Ihr nicht alle empört, als die Heilbronner Spießbürger ihn in den Diebsthurm gelegt? Und doch waren wir als des Bundes Glieder und Hauptleute unſres Bruders und Genoſſen Götzens Gegner und Bekämpfer. Ich ſag' Euch, es iſt dem Götz Unrecht geſchehen und dem Herzog.“

„Keiner hat den Götz lieber als ich,“ ſagte Frundsberg. „Er und ſein Schwager Sickingen waren meine Jugendfreunde. Ihr wißt, wie ich ihn gegen die Gewalt der Heilbronner geſchützt. Ich achte auch die Rechte des Herzogs. Aber ich tadle, daß er zu ſolchen Mitteln greift, wieder zu ſeinem Erbe zu kommen.“

„Wem Unrecht geſchieht, der mißt nicht lang und ängſtlich die Mittel ab, wie er das Unrecht abwehre. Nun wohl, Ihr ſagt: den Bauern geſchieht Unrecht, deshalb ſoll man nicht ſtreng mit ihnen rechten, wenn ſie Aufrührerei treiben. Dem Adel geſchieht Unrecht von den Fürſten; deshalb ſoll man den Sickingen nicht verdammen, zumal ſein edles hochherziges Blut hat unterliegen müſſen. Dem Volke geſchieht Unrecht von den römiſchen Pfaffen, deshalb ſoll man auf den Luther und ſeine Geſellen nicht zürnen. So ſcheltet auch den Herzog nicht, wenn er's nicht genau nimmt mit den Mitteln, wieder zu ſeinem Recht zu kommen. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben iſt erlaubt."

„Deshalb hat er auch den berüchtigten Fuchsſteiner aus Regensburg gewonnen," ſagte Frundsberg ſpöttiſch, „der nicht nur ein Ritter und Doktor iſt, ſondern, wie man ſagt, auch ein Diener des Teufels Wodan, des alten Heidengötzen, ein Hexer und Zauberer. Schon manchem Fürſten ſoll er mit böſer Kunſt gedient haben und mit dem Großtürken in enger Verbindung ſtehen. Der will denn dem Herzog wieder zum Land verhelfen. Iſt das auch ein zu entſchuldigendes Mittel, Vetter Ehingen?"

„Wer weiß, was über den Fuchsſteiner alles gelogen wird!" entgegnete dieſer.

„Wer iſt der Fuchsſteiner?" fragte jetzt Martin, deſſen Aufmerkſamkeit durch den Gang der Unterhaltung immer höher geſteigert worden war, ſeinen Nachbar.

„Wie ich gehört, ein ſeltſamer Kauz, Hans von Fuchsſtein genannt, aus Regensburg gebürtig. Er ſoll mehr können als Brot eſſen. Man ſagt, er ſei beim Doktor Fauſt in die Schule gegangen."

„Und iſt er wirklich mit dem Großtürken in Verbindung?"

„Wer kann's behaupten, wer kann's ableugnen? Er wird Keinem darob Rede ſtehen."

„Und was an dem Geſchrei war vor ſechs Monden, als habe der Herzog einen neuen Bundſchuh im Hegau und Thurgau und allem Lande am See*) aufgerichtet," ſagte Ehingen, „hat gar nicht ermittelt werden können, ſo großen Lärm die öſtreichiſche Regierung in Stuttgart auch davon machte."

„Sonderbar iſts aber doch," bemerkte Frundsberg, „daß der Herzog kurz zuvor bei denen von Solothurn 11000 Gulden aufgenommen und dafür ſeine Herrſchaften Clerval und Paſſavant verpfändet. Seine drei treuen Diener, Kaspar von Freiberg, Burkhart von Weiler und Wilhelm von Lier waren um die Zeit in Hohentwiel eingetroffen, angeblich um die wegen rückſtändigen Solds unzufriedene Beſatzung zu bezahlen. Bedurfte es dazu einer ſolchen Summe und ſo hoher Anleihe? Und daß er ein halbes Jahr zuvor das ganze Nutznießungsrecht des Hohentwiel mitten im unruhigen Hegau und nah an der Schweiz, dieſer alten mächtigen feſten Felſenburg, von

---

*) Bodenſee.

Heinrich von Klingenberg erworben, muß doch auch etwas zu bedeuten haben. Man behauptet zwar, der Herzog ſei vom 16. December bis zum 19. Januar nicht von Mömpelgard weggekommen, aber ich habe mir für gewiß ſagen laſſen, daß er anfangs December heimlich auf Hohentwiel geweſen. Und daß die Bauern dort herum ein Fähnlein aufgeworfen, worin eine Sonne und ein goldner Bundſchuh gemalt, mit der Umſchrift: Welcher frei will ſein, der zieh zu dieſem Sonnenſchein, iſt auch wahr. Mir hat's ein Mann erzählt, der's geſehen. Bei Gelegenheit, als der Freiherr Georg von Hewen, ein treuer Diener des Herzogs, wie Ihr wißt, ſeine Neuvermählte, die Gräfin von Hohenthal heimführte, ſollte der Bundſchuh ſich unter die die Braut feſtlich einholenden Bauern miſchen und ſo mit dem beſchriebenen fliegenden Fähnlein geradezu auf Hohentwiel losgehen, wo der Herzog und viele ſeiner Anhänger ſie erwartet, um von da in das Fürſtenthum Würtemberg einzufallen. Nur weil die Sache verrathen wurde und die öſtreichiſche Regierung in Stuttgart, die ſich nie ſicher weiß, ſo großen Lärm ſchlug, iſt ſie unterblieben. Sandte ſie doch gleich Botſchaft an den Erzherzog auf den Reichstag nach Nürnberg und brachte das ganze Land in Rüſtung, beſetzte die Grenzen, bot die Hülfe des Schwabenlandes auf, und ſandte zwei Tübinger Bürger in die Aemter des würtembergiſchen Schwarzwaldes, um die Städte auf die drohende Gefahr des Bundſchuhs aufmerkſam zu machen und ſie zur Treue zu ermahnen. Freilich fanden die Bürger Alles ruhig. Der Herzog war nicht mehr auf dem Hohentwiel, und kein Menſch wollte etwas vom neuen Bundſchuh wiſſen. Aber man ſah doch, daß die Oeſtreicher, die jetzt das würtemberger Land inne haben, weder dem Herzog, noch den Bauern, noch auch den Städten trauen."

„Sie haben's auch Urſache," meinte der Truchſeß. „Hab' ich mir doch ſagen laſſen, es gäbe Leute in den Städten, nicht allein in Würtemberg, ſondern in freien mächtigen Reichsſtädten, vornehme angeſehene Leute, von denen man's nimmer glauben ſollte, die's auch mit den Bauern hielten."

„Dergleichen hab' ich auch gehört," fügte Frundsberg hinzu. „Auch in Augsburg ſoll's nicht wenige geben. Es iſt eben eine wunderliche Zeit, wo Alles kocht und gährt, und ſo mir recht iſt, wird's bald drunter und drüber gehen. Jeder nimmt Partei, für die Fürſten, für das Reichsregiment, für den Kaiſer — denn der Kaiſer ſoll mit dem Regiment nicht zufrieden ſein — für die Kleriſei, oder für den Luther, die Bauern, die Städte, wie Jeder geſtellt iſt oder die Einſicht hat. Die Parteien gehen aber meiſt weit über den Willen ihrer Anſtifter hinaus. Schelten doch die Prädikanten auf den Luther und die Wittenberger, weil er gegen ihre Widertäuferei iſt. Ich hab's mit eigenen Ohren gehört."

„Ei beſuchſt Du auch die neue Predigt?" fragte der Truchſeß verwundert.

„Wie's eben kommt. Man muß ſich Alles anſehen und anhören. Ich kam vor vierzehn Tagen aus dem Tyrol, wohin mich der Erzherzog beſchieden. Auf der Heimfahrt, hört ich, daß ein Prädikant aus Sachſen, aus Zwickau glaub' ich, im Gebirg predige. Ich ging Abends in meines Knechts Schaube hin und ſah im Thal unter freiem Himmel viel Volks beiſammen. Der Prädikant war bibelfeſt und ſprach friſch und keck von der Leber. Er hat's dem Volke ſonnenklar aus der Bibel bewieſen, daß es ein Recht auf Freiheit und die Güter des Himmels wie der Erde hat. Ich ſag' Euch, man muß feſt im Sattel ſitzen, wenn einen ſolch ein Burſche nicht herausheben ſoll."

„Ich glaube, Du läßt Dich noch bekehren, Jörg!" brummte der Truchſeß, und Alle lachten.

„Aber was ſoll aus der vermaledeiten Wirthſchaft werden?" fragte Schärtlin mit Laune, nachdem er einen tüchtigen Zug aus der Kanne gethan.

„Nichts bleibt übrig als Gewalt," verſetzte der finſtere Truchſeß. „Zu ſpät werden's die Herrn einſehen."

„Es wird keine Ehre dabei zu verdienen ſein, dabei bleib' ich!" ſagte Frundsberg. „Die Dinge ſind allweg bös. Geholfen wär' uns allein, wenn wir den Kaiſer im Lande hätten, einen kräftigen feſten Herrn. Darin geb' ich dem Sickingen recht, ich verhehl's Euch nicht, ſo treu und feſt ich auch an Seiner kaiſerlichen Majeſtät halte. Dann machte man am beſten dem römiſchen Pfaffenweſen in Deutſchland ein Ende. — Aber Gott beſſer's! Es wird viel Waſſer fließen, eh's wieder klar wird. — Doch Ihr Herrn, es iſt ſpät, und meine Ehewirthin wartet wahrſcheinlich ſchon lange mit dem Imbiß."

Sie brachen auf. Im Hinausgehen warf Frundsberg noch einen forſchenden Blick auf Martin, der mit ſeinem Sohne Melchior plauderte. Die Ritter wünſchten ihm glückliche Reiſe und guten Erfolg.

meines Mannes machen; du weißt, er iſt ein wenig genau. Aber du kannſt dich auf mein adeliges Wort verlaſſen: fünfzig baare Louisd'or, und die Betty bekommſt du zur Frau, und die gnädige Protektion meines Mannes in allen unglücklichen Fällen, in die du kommen kannſt, obendrein.»

«Und wann wollen Sie nach Holdersdorf kommen?» fragte Altfuchs, tief verſtimmt.

«Uebermorgen, mein Kind. Richte alles hübſch ein! Hörſt du, Junge. Und vor allen Dingen: Discretion!»

«Sie können Häuſer auf mich bauen, gnädige Frau Pathe.»

Der Landkommiſſär beurlaubte ſich mit einem devoten Handkuße bei der Frau von Birkenſtein, und drückte die Thüre hinter ſich ins Schloß. Aber noch war er auf der oberſten Stufe der Treppe, als er ſich am Rocke gezupft fühlte. Er wandte ſich raſch und ahnungsvoll; ſein finſteres Geſicht erheiterte ſich ſchnell zu ſonnlicher Klarheit. Fräulein Edelgunde ſtand hinter ihm und flüſterte ihm zu: «Dieſen Abend um ſechs Uhr im Schloßgarten beim chineſiſchen Häuschen.» Und verſchwunden war ſie wieder durch eine andre Thüre. Altfuchs, ſonſt der lebendigſte, wil-

Siebentes Kapitel.

Am Abend des folgenden Tages ritt Martin durch ein hochgelegenes Thal im Gebirge, nicht weit mehr von der Tyroler Grenze, einem zwiſchen mächtigen Bergreihen lang geſtreckten Orte zu, in welchem er Nachtherberge zu nehmen gedachte. Er hatte den Namen deſſelben ſchon unterwegs erkundet; es war der Marktflecken Neſſelwang im Ober-Allgäu, und wenn der Alles um ſich ſcharf beobachtende, nach Allem ausführlich fragende Reiter nicht auch ſchon erfahren hätte, daß in dem Orte eben das Kirchweihfeſt gefeiert und ein großes Scheibenſchießen gehalten würde, er hätte es ſicher an dem lebhaften Verkehr auf der Straße merken müſſen. Hunderte von dem beweglichen Gebirgsvolk mit dem Spitzhut ſtrömten da ab und zu, aber als der Tag ſich zu neigen begann, wurde der Zuzug nach dem Flecken immer ſtärker; Alt und Jung, Mann und Weib verfolgten mit Martin denſelben Weg, und bald wußte er aus manchem geſprächigen Munde den Grund dieſer gerade gegen Abend ſo ſeltſamen und auffälligen

Volkswanderung. „Es iſt ein Prädikant aus Sachſen in Neſſelwang,“ ſagte ihm ein ſtrammer junger Bauer, „einer von den Wiedertäufern, die uns armen Leuten das wahre Evangelium predigen, das unſre ſchlauen Pfaffen uns immer verheimlicht haben. Da erfahren wir den wahren Grund, wie's eigentlich im Himmel und auf Erden mit uns beſtellt ſein ſollte, und wie's leider Gottes in Wahrheit beſtellt iſt.“

„Und der Karſthans aus der Schwabenalp iſt auch drin im Dorfe,“ ſetzte eine neben dem Bauer gehende Dirne hinzu, „der weiß die Sache erſt recht auszulegen und holt's aus allen Ecken herbei, was Jener überſehen und vergeſſen hat. Der lauſt den Pfaffen die Platten mit der Kolben.“

„Der Bildernazzi ſoll auch dabei ſein,“ berichtete eine Frau, „der zeigt's fein gemalt und verkauft's für einen Kreuzer, was Jene predigen; auch gedruckt kann's kaufen, wer leſen gelernt hat. Ich lobe mir die feinen Bildle; das iſt ein Labſal für mich, wie da die Teufel in der Höll die lüderlichen Pfaffen mit glühenden Zangen zwicken; ich mein' ich hör ſie brüllen, ſo ſchön iſt's gemalt.“ —

In dem Orte ſelbſt wimmelte und drängte es auf den Straßen und in den Häuſern, vorzüglich zahlreich waren die eben dienſtloſen Landsknechte, die ſich maſſenweis ſingend und fluchend umhertrieben, die Dirnen verfolgten und ſonſt Unfug anrichteten. Ein wüſtes Treiben und Schreien überall, wohin man ſich wendete; man hörte und ſah es der Menge an, wie aufgeregt ſie war, und wie wild und drohend der Zeitgeiſt ſich aus ihr heraus kund gab. Die Scheibenſchützen zogen ſingend und lärmend vom Schießplatz herein in ihr Gelag; trotzige ſtämmige Geſtalten in kurzen Lederhoſen, kurzen Tuchjacken und mit dem breiten ſchön geſteppten Leibgurt, der des Beſitzers Namen zeigte. Es waren Spott- und Schelmenlieder auf den Papſt und die Pfaffen, auf die Fürſten und den Adel, welche hier und dort gebrüllt, dann und wann von der maſſenhaften Begleitung im Chorus mitgeſungen, oder wiederholt oder nur mit wüſtem Geſchrei begrüßt und bejubelt wurden.

Martin fragte ſich nach einer Herberge, aber er ſah bald, daß gerade hier der Mittelpunkt der tollen Volkswirthſchaft war. Mit Mühe gelang es ihm, ſein Pferd unterzubringen und ihm Futter zu verſchaffen. Nachdem er dieſer Sorge genügt, trat er in den großen Gaden des Wirthshauſes, der bereits überfüllt war, und in welchen ſich immer mehr Volk eindrängte. Die ſteinernen Bierkrüge wanderten von Mund zu Mund, und das Weibsvolk übertraf die Männer wie im Schwatzen, ſo im Zechen. Martin begriff, daß an eine Nachtruhe nicht zu denken war, und er verzichtete gern darauf, da Aug' und Ohr, beide gleich ſcharf an ihm gebildet, die lebhafteſte Unterhaltung genoſſen. Seine Beobachtungsgabe ließ ſich nichts entgehen, ſo mannichfach und verſchieden auch die Scenen waren, die ſich ihm darboten. Bald unterſchied ſie im wirren Durcheinander mehrere Gruppen, und es ward ihm nicht ſchwer, den Kern derſelben zu erforſchen. Welch merkwürdige Entdeckungen machte er! Die verſchiedenſten Intereſſen ſchnitten und kreuzten ſich im dunſtigen heißen Raum dieſer Stube; alle drängenden Bewegungselemente dieſer Zeit waren hier verſammelt und machten ſich geltend. An einem langen Tiſche ſaß ein beleibter Kerl von kriegeriſchem Anſehen, unverkennbar ein Weibel, und um ihn hockend und ſtehend auf Tiſch und Bänken dicht gedrängt ein Haufen Landsknechte, welcher den Worten des Dicken, die er in unterſchwäbiſcher Mundart in kurzen verſtändlichen Sätzen laut genug mit einer Stentorſtimme hervorbrachte, mit unverkennbarem Vergnügen lauſchte.

„Wer hält zu Herrn Sebaſtian Schärtlin?“ rief er zuweilen die Stimme erhebend. „Wer nimmt Handgeld vom tapfern Feldhauptmann Seiner kaiſerlichen Majeſtät? Ueber die Alpen führt er euch wieder, eh' noch der Herbſt die Blätter von den Bäumen ſchüttelt und die guten italieniſchen Trauben zeitigt. Da könnt ihr in die Weinberge einfallen und über die Franzoſen her, die ſich über die Schläge, die wir ihnen voriges Jahr dort gegeben, und über den Verluſt von Mailand und Genua ganz ungeberdig ſtellen und Geſichter ſchneiden, als hätten ſie Eſſig ſtatt Malvaſier getrunken. Wer zieht mit Herrn Schärtlin? Der Erzherzog in Tyrol hat ihn beauftragt, und ich zahle gutes Handgeld für ihn; und nirgends hat's ein frommer Landsknecht beſſer, als unter ſeiner Fahne.“

„Zieht Herr Jörg Frundsberg heuer nicht über die Alpen?“ fragte ein Landsknecht.

„Nein. Wer nur mit Herrn Jörg ziehen will, muß heuer zu Hauſe bleiben und am Hungerlappen ſaugen, dieweil wiederum nicht viel Korn in Schwaben gewachſen iſt. Wer gut leben will in Italia, in Hülle und Fülle, in Saus und Braus, der muß der Trommel nachziehen, die Herr Baſtel rühren läßt. Herr Jörg muß das Tyrol ſein in Ordnung zuſammenhalten für den jungen Herrn Erzherzog und deſſen Gemahlin, die ungariſche Prinzeß, damit ſie nicht geſtört werden in der erſten Liebeszeit. Die Leute aus Sachſen, die dem Luther nachbeten, und die aus der Schweiz, die zu dem Zwingli halten, ſind ja des Teufels und wollen alle Religion über den Haufen werfen. Deshalb muß Herr Jörg im Lande bleiben, damit er ihnen wehre. Herr Baſtel Schärtlin aus Schorndorf, der tapfere Mann, iſt diesmal unſer Führer. Es lebe unſer Feldhauptmann!“

Viele Landsknechte und Bauernburſche ſtießen mit dem Weibel an, doch nicht Alle; denn Manche horchten hinüber nach einem andern Tiſch, wo ein anderer Vogel lockend pfiff. Dort ſaß ein Häuflein zuſammen und ſpielte läſterlich fluchend und ſchreiend um hohe Einſätze mit Karten und Würfeln. Ein langer hagerer Kerl mit ſchwarzbraunem ſonnenverbrannten Geſicht und liſtigen ſtechenden Augen, den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt, verſpielte vorzüglich viel Geld, ja es ſchien, daß er ſich abſichtlich angelegen ſein laſſe, recht viel zu verſpielen, um dadurch immer mehr junge Männer um ſich zu verſammeln. Dann raunte er wohl dem Einen und dem Andern zu: „Kein höher und beſſer Handgeld zahlt als der ritterliche und großmüthige König Franciscus von Frankreich. Euere Nachbarn, die Eidgenoſſen, ſenden ihm ein tüchtiges Heer zu, aber es liegt ihm ſchier noch mehr an einem Haufen frommer deutſcher Landsknechte, und jeder von euch, der Dienſte unter des Königs Fahne nimmt, erhält doppelte Löhnung.“ Das zog. Mancher, der erſt gewillt war, in Italien gegen die Franzoſen zu fechten, ſchlug um und entſchloß ſich, mit den Franzoſen gegen die deutſchen Landleute zu ſtehen. Das iſt ſo deutſcher Geiſt geweſen, und kein Volk der Welt hat ſich in dieſer Beziehung mit größerer Schmach bedeckt, ſich dem Feinde zu verkaufen und für ſchnödes Gold für des Feindes Intereſſe die Waffe gegen Brüder und Brüderſtämme zu kehren, als das deutſche. Der Deutſche iſt ſtets ein geborner Soldat geweſen, wie die Fürſten ihn brauchen und haben müſſen, eine Maſchine zum Dreinſchlagen ohne höhern Willen und mit keinem andern Intereſſe als das der Löhnung. Wer ihn bezahlte, für den ſchlug er ſich, ſelbſt gegen ſein Vaterland, gegen ſeine Brüder. Er diente jeder Tyrannei, jedem frechen fürſtlichen Gelüſt und ſetzte ſich ſelbſt in die Kategorie der wilden Raubthiere herab, indem er ſich an den Meiſtbietenden verhandelte wie ein Stück Vieh. Für ſolches Schmachgeld kämpfte er dann mit der Tapferkeit eines Löwen, mit der Grauſamkeit eines Tigers, und nie wurde er ſchaamroth, wenn er mit bluttriefender Hand gegen die heiligſten Intereſſen der Nationalität und der geſunden Vernunft focht, nie war er zu überzeugen, daß er ſeine Waffe in ſolchem Kampfe mit Schande beſudelte. Er hatte dem, der ihn gekauft, den Eid geſchworen; nach Anderm fragte er nicht; für ſolchen Eid würgte er und ließ ſich würgen. Am meiſten haben ſich in dieſer Beziehung die Schweizer ausgezeichnet. Heerdenweis haben ſie ſich den Franzoſen und Italienern verkauft, und das Auge wendet ſich unwillig von ihrer thieriſchen Tapferkeit in den blutigen Schlachten dieſer Zeit. —

Es war noch ein dritter Menſchenkäufer in dem weiten vollen Gaden des Krugs, ſeiner Kleidung nach ein Junker, obgleich er einen Bauerhut in das liſtige trotzige Geſicht gedrückt hatte. Er trieb das Geſchäft nicht ſo offen und marktſchreieriſch, wie der Schorndorfer und nicht ſo brutal; wie der Schweizer, der für den Franzoſenkönig warb, vielmehr ging er umher und ſah ſich erſt die Bauernburſche und Landsknechte an, eh' er ihnen einige Worte zuflüſterte. Er bediente ſich dabei der Leitung einiger Bauern aus dem Orte ſelbſt oder doch aus der Umgegend, die die Leute kannten; er ſelbſt ſchien mit vielen Anweſenden perſönlich bekannt zu ſein. Meiſt wandte er ſich an Leute, die noch dem Bauernſtande angehörten und nicht als ſolche zu erkennen waren, die bereits als Landsknechte gedient; doch warb er auch um ſolche, wenn ſie ihm von ſeinen Begleitern durch einen Wink oder ein Wort empfohlen waren. Das erſte bedeutungsvolle Wörtchen, welches er dann heimlich dem Auserſehenen zufluſterte, war: „Bundſchuh.“ Zündete dieſer Funke, „hie gut Würtemberg allwege.“ Dieſe Formel, im ſüdlichen Deutſchland allbekannt und in dieſer aufgeregten Zeit von beſonderer Bedeutung und Wichtigkeit, wirkte in der Regel auf den, an welchen ſie gerichtet war, wie ein Zauber, und er wußte im Nu, mit wem er es zu thun hatte und um was es ſich handelte. Dies Wort hatte unverkennbar auf die Bauern einen mächtigern Einfluß, als das Geld der andern Werber auf die Landsknechte. Martin, der das Wort erlauſchte, erfuhr von einem treuherzigen Bauer, daß der Sprecher deſſelben ein Sendbote des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg ſei, der jetzt in Mömpelgard hauſe und ſich mit dem Bauern zu einem neuen Bundſchuh verbinden wolle, um mit Hülfe deſſelben die öſtreichiſche Regierung aus Würtemberg zu vertreiben und ſich wieder in Beſitz dieſes ſeines Stammlandes zu ſetzen. Der Bote des Herzogs ziehe weit und breit in Schwaben herum, um zu erforſchen, wie weit der Herzog auf die Bauernſchaft rechnen könne, falls er die Gelegenheit wahrnähme, mit einem Kriegsheer gegen Stuttgart zu ziehen, wo Viele ſeiner Anhänger und noch mehr Unzufriedene mit dem erzherzoglichen Regiment ſeien. Die Bauern würden ihm in hellen Haufen zuziehen, da er ſie vom Druck der Pfaffen und des Adels zu befreien verſprochen habe.

Die Scenen in der großen Wirthsſtube folgten raſch aufeinander in bunter und ſeltſamer Abwechſelung und in immer lebendigerm und wilderm Treiben. Bald wurde Martin eine Gruppe gewahr, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte und allmälig in immer höherm Grade in Anſpruch nahm. Am obern Ende eines Tiſches an dem mächtigen Pfeiler, der das Gebälke trug, ſah er drei Männer zuſammenſitzen, um welche ſich das laute Bauernvolk immer dichter drängte, um den Worten zu lauſchen, welche von jenem Triumvirat an ſie gerichtet wurden. Alle drei hatten graue Schlapphüte auf, zwei davon braune grobe Kutten, oder vielmehr weite Röcke, welche ihre Geſtalt ganz bedeckten, der Dritte eine kurze graue Bauernjacke. Dieſer, eine ſchlanke Figur, ließ das lange blonde Haar weit ins Geſicht herein hangen, in welchem, wenn er ſich gegen das Licht kehrte, mehrere bläuliche Flecken, die wie Narben ausſahen, ſichtbar wurden. Er hatte einen Kaſten mit Achſelbändern, ein ſogenanntes Tabulet, neben ſich ſtehen, wie ihn die Kleinkramer zum Transport ihrer Waaren auf dem Rücken zu tragen pflegten. Aus dieſem nahm er kleine Papiere, Pergamente und Bücher heraus. Die erſtern waren Kupferſtiche oder grell gemalte Bilder, wie ſie dem Bauerngeſchmack zuſagten. Es waren ſatyriſche und obſcöne Darſtellungen aus dem Mönchs- und Pfaffenleben, und der Teufel war faſt auf allen ſichtbar, wie er auf für die Bauern ergötzliche Weiſe mit den gehaßten Plattenträgern umſprang. Der Bilder- und Bücherhändler bot ſeine Waare um Spottpreiſe aus, und die Bauernweiber kauften um wenige Pfennige einen köſtlichen Bilderſchatz. Der Krämer rief fort und fort mit einer fremdländiſchen Betonung: „Hier iſt zu ſehen, wie der Teufel die Pfaffen mit Kolben lauſt, hier wie Doktor Fauſt mit ſeinen Brüdern den Pfaffen zecht und ihnen die ſchöne Helena aus Griechenland zur Buhlſchaft zuführt, aber ſie iſt eine Teufelin und ſchenkt ihren Buhlen hölliſches Feuer für Wein ein; hier verſpeiſt der Teufel fette Braten, lauter gutgemäſtete und am Höllenfeuer geröſtete Pfaffen. Und hier kauft das Geſprächbüchlein Karſthans, worin erwieſen wird, wie die Mönche und Pfaffen und die adligen Diebe und Schlemmer dem Bauer das Blut ausſaugen, und wie Doktor Luther die römiſchen Seelenverkäufer zum Tempel hinausjagt; ferner ein ganz neues Büchlein betitelt: Ein ſchöner Dialog von Martin Luther und der geſchickten Botſchaft aus der Hölle, die falſche Geiſtlichkeit und das Wort Gottes belangend, ganz hübſch zu leſen. — Es folgten noch mehrere ähnliche Titel von Flugſchriften für das Verſtändniß der Bauern berechnet. Am meiſten wurde das Geſprächbüchlein Karſthans gekauft, ja, der Krämer gab es ſogar umſonſt hin, wenn ein Bauer, der Verlangen danach trug, verſicherte, kein Geld zu haben. Dann rief der Buchhändler wieder: „Seht hier, ihr armen geſchundenen Leute, dieſen meinen Gefährten!“ Und dabei deutete er auf einen der beiden jungen Männer in braunen Kutten. „Kennt ihr dieſen? Wer ihn noch nicht kennt, der ſoll wiſſen, daß es der Karſthans ſelber iſt, der Bauernfreund, von welchem dies Büchlein handelt.

beſte Menſch ſchlich wie ein Träumer in ſeinen Gaſthof und ſaß zur größten Verwundrung des Wirthes, der ihn ſchon lange kannte, den ganzen Tag wie eine Statue und rieb ſich zuweilen, leiſe Flüche murmelnd, die ſorgenfaltige Stirn.

Die Glocke des Schloßthurms ſchlug ſechs, als Edelgundens hohe üppige Geſtalt um die Ecke des chineſiſchen Häuschens nach dem dichten Boskett zu bog. Wie zur Liebe und zum Liebesgenuß geſchaffen vereinigte dies liebliche Weſen alle körperlichen Vorzüge mit einer durch das Läuterungsfeuer der Leiden gegangenen Seele. Die Formen ihres Körpers waren reizend, ihr Kopf von dunkelbraunen Locken umwallt, voller Grazie, ihr Auge, nicht gewölbt, ſondern flach geſchnitten, ſchwamm in jener bezaubernden Feuchtigkeit, wie ſie die alten Dichter der Venus als höchſten Liebreiz beilegen; um ihren kleinen Mund mit weich aufgeſchwellten Lippen hatten ſich die Götter ſüßer Sinnlichkeit gelagert. Die böſe Welt behauptete, unmöglich könne eine ſolche Hebegeſtalt der Schöpfungskraft des Hofmarſchalls ihr Daſein verdanken; vielmehr wollte man mit Gewißheit behaupten, Edelgunde habe die frapanteſte Ähnlichkeit mit dem im franzöſi-

Er iſt ein Schwabe, euer Landsmann, und wird heute Abend noch zu euch ſprechen und euch belehren über das, was euch noch zu wiſſen noth thut. Der Andere aber iſt ein neuer Lehrer des chriſtlichen Evangeliums aus Sachſen, ein Schüler und Sendbote des Thomas Münzer, von dem ihr ſchon gehört habt. Dieſer Prediger und wahre Apoſtel des Herrn Jeſu Chriſti wird euch das Evangelium von der göttlichen Gemeinſchaft auslegen, und ſo ihr Verlangen nach dem lebendigen Wort Gottes tragt, euch mit dem Waſſer, das da iſt gleich dem Feuer des Himmels, zu rechten Chriſten taufen."

Dieſe Worte lenkten die Aufmerkſamkeit der Menge im hohen Grade auf die beiden bezeichneten Männer, und das Wort „der Karſthans!" flog von Mund zu Mund durch den Gaden. Die Meiſten hatten zwar ſchon gewußt, daß der geheimnißvolle junge Menſch, der ſich ſelbſt dieſen damals ſo bedeutungsvollen Namen beigelegt, und ebenſo, daß der Prädikant aus Sachſen gegenwärtig ſei, aber in der Menge waren ſie nicht allgemein bemerkt worden. Um deſto größer war nun die Aufmerkſamkeit auf ſie, und das Bauernvolk drängte maſſenweis heran, um die beiden jungen Männer anzuſtaunen.

Auch Martin war gewandt wie ein Aal durch das Gedränge geſchlüpft und endlich dicht an den Bilderkrämer herangekommen. Weit mehr als von den Bildern und Büchern, vom Karſthans und dem Prädikanten war ſeine Theilnahme von einem Umſtande gefeſſelt worden, der alle

Andern, die hier verſammelt waren wahrſcheinlich ſehr gleichgültig ließ, dies waren die Flecken im Geſicht des Mannes, und dieſe Theilnahme ſteigerte ſich bis zum Erſtaunen, als er jetzt, den Mann anſtarrend, ſich überzeugte, daß dieſe ſeltſamen Flecken in der Anzahl, Form und Stellung ganz den ſeinigen gleich waren. Wie das Maal bei ihm ſelbſt ſich gekrümmt und zugeſpitzt über den rechten Naſenflügel hinzog, gleichſam einen Haken bildend, ſo war ganz dieſelbe Zeichnung am rechten Naſenflügel des Bilderhändlers zu ſehen. Und trug der Mann nicht eben ſo lange blonde Haare, wie er ſelbſt? War dieſe ſchlanke Geſtalt nicht ganz wie ſeine eigene gebaut? Selbſt in den Geſichtszügen glaubte Martin Aehnlichkeit mit den ſeinigen zu entdecken. Dieſe ſonderbare Wahrnehmung machte auf ihn einen äußerſt aufregenden Eindruck, und als er an den Krämer dicht herantrat und die Hand nach den Bildern und Büchlein ausſtreckte, um durch Kauf derſelben Gelegenheit zur Unterhaltung mit dem Manne zu haben, zitterte ſie ſo heftig, daß es dieſem auffiel. Martin ſtand ſo, daß ſein Geſicht im Schatten war; die ausgeſtreckte zitternde Hand wurde dagegen von den Lichtſtrahlen der nächſten Lampe ſo beleuchtet, daß der koſtbare Ring am Zeigefinger derſelben blitzte. Des Krämers Augen, von der ſchön geformten Hand und ihrer bebenden Bewegung zuerſt angezogen, fielen jetzt auf den Ring, und ſichtbar überraſcht beugte er den Kopf näher zur Hand herab, um ſich den Ring genauer zu betrachten, während er die verlangten Bilder und

Bücher in die Hand legte. Dann wandte er ſich nach Martin, um ihm den Preis zu nennen. Dieſer trat noch näher und machte mit dem Kopfe eine Wendung, indem er den Geldbeutel aus der Taſche zog, ſo daß ſein Geſicht ebenfalls beleuchtet wurde. Durch das Hervorſuchen des Geldes wurde er verhindert die ſtarke Bewegung in den Geſichtszügen des Krämers zu beobachten, und als er wieder aufſchaute, um den Preis zu zahlen, hatte ſich der Mann ſchon wieder ſo weit gefaßt, daß er wenigſtens ruhig und gleichgültig in Bezug auf den fremden Jüngling vor ihm erſchien.

„Ihr beſitzt da einen ſeltenen und werthvollen Ring, Junker,“ ſagte der Krämer. „Ein augsburger Goldſchmied hat ihn nicht gefertigt: er iſt weiter her, und der ihn ſchmiedete, hat kein Wort deutſch verſtanden.“

„Ihr ſcheint Euch auf die Arbeit zu verſtehen. Wo glaubt Ihr wohl, daß der Ring gemacht iſt?“

„Vielleicht wißt Ihr es eben ſo gut wie ich; wenn Ihr es aber nicht wiſſen ſolltet, ſo will ich es Euch ſagen,“ verſetzte der Krämer, mehr flüſternd als laut ſprechend. Und ſeinen Mund Martins Ohr noch näher bringend, fuhr er fort: „dieſer ſelbe Ring, den Ihr an Euerem Finger tragt, wurde vor achtzig Jahren vom geſchickteſten Goldſchmied in Granada für den damaligen Sultan jenes Reichs geferfertigt, als ihm ein Sohn geboren worden war. Auf dieſen Sohn wurde der Ring vererbt und kam zuletzt an Suleima, die Urenkelin jenes Königs und den letzten Sproß jenes aus dem Hauſe des Propheten abſtammenden Königsgeſchlechts. Von dieſer Dame müßt Ihr den Ring haben, und wenn Ihr ihn mit Recht beſitzt, ſo ſeid Ihr kein Chriſt, ſondern ein Bekenner des Islam.“

Martin hatte erſchrocken die Hand zurückgezogen, ſeine Augen ſtarrten mit dem Ausdrucke des Entſetzens auf den Menſchen, der ihm beim erſten Anblick ſchon unheimlich vorgekommen war, und den er jetzt für ein Geſpenſt oder hölliſches Weſen zu halten ſehr geneigt war. Ohnedies kein Mann von Muth und Entſchiedenheit, wandelte ihn jetzt Furcht an, ſich hier von einem außerordentlichen unbegreiflichen Weſen gekannt zu wiſſen, und wenn er, ſo viel ſeine Beſtürzung vermochte, die gehörten Worte mit der Geſtalt des Mannes und den Flecken in deſſen Geſichte verglich, ſo ſteigerte ſich dieſe Furcht zum Entſetzen und drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß er einen Söldling des Höllenfürſten, wenn nicht gar dieſen ſelbſt vor ſich habe. Er wagte natürlich keine Frage weiter, ja jedes Wort der Entgegnung erſtarb ihm auf der bebenden Lippe, und ſcheu, kaum ſeiner Sinne mächtig, zog er ſich ſchnell in den dichteſten Menſchenhaufen zurück, vom ſtechenden Blick des ſeltſamen Bilderkrämers verfolgt. Doch wie ein Zauberbann führte es den jungen Feigling bald wieder in die Nähe des unheimlichen Mannes zurück, und er hörte, wie derſelbe mit heller Stimme die Bauern zum Haß gegen Pfaffen, Adel und Fürſten anſpornte und mit groben Witzen und Späßen auf dieſe Herren oft ein ſchallendes

Gelächter und Jauchzen hervorrief. Inzwiſchen war die Menge der gehenden, ſchmauſenden und lärmenden Menge ſo groß geworden, daß Niemand im Gaden mehr Platz finden konnte. Es war Alles wie in einander gekeilt. Martinen war der Hunger und Durſt vergangen; er ſehnte ſich an die friſche Luft, aber es war keine Möglichkeit vorhanden hinauszukommen. Plötzlich ſah er den Karſthans ſich erheben und auf den Tiſch ſteigen. Einen Augenblick hierauf herrſchte Todtenſtille. „Ihr Brüder und Schweſtern in Chriſto,“ nahm er mit lauter Stimme das Wort. „Es iſt die Mahnung des heiligen Geiſtes an mich und an dieſen meinen Bruder aus Sachſen ergangen, Euch in dieſer Nacht das wahre Evangelium zu predigen. Dies ſoll im Steinthale vor dem Orte geſchehen, wo alle, die da hören und vom Waſſer des lebendigen Brunnen trinken wollen, Platz finden können. Folgt uns alſo an den bezeichneten Platz.“

Wie ein Waſſerſchwall brauſend durch eine gezogene Schleuſe ſtürzt, ſo ergoß ſich die Menge lärmend durch die Thüre auf die Straße, wo ſie von einer ihr an Zahl noch überlegenen, begrüßt wurde. In hellen jubelnden Haufen ging es dem Thale zu, und bald flammten hunderte von Fackeln auf, die ein maleriſches Licht auf die Menſchenwogen ausgoſſen. Martin ließ ſich von ihnen fortreißen, immer im zagenden Geiſte mit dem unheimlichen Bilderkrämer beſchäftigt. Nach einer Viertelſtunde langte der Zug in einem engen Thale an, deſſen Wände zu beiden

Seiten mit Felſen beſetzt waren. Das Fackellicht prallte von ihnen zurück. Die Maſſen gruppirten ſich um einen Felsblock, der nicht höher war, als daß er gerade zur Rednerbühne dienen konnte. Fackelträger ſtellten ſich vor demſelben auf. Nicht lange, und der Ton eines Alphorns gebot in langgezogenem Rufe Stille. Die Menſchenmaſſen hatten ſich theils an den felſigen Anhöhen, ſo weit es anging, gelagert, theils ſtanden ſie im Thale. Auf dem Felsblocke erſchien zwiſchen zwei Fackeln der Karſthans. Es war eine derbe, ſchier bäueriſch plumpe Geſtalt, aber in ſeinem Geſicht ſprachen ſich Schlauheit und Entſchloſſenheit aus. Sein feuerſprühendes Auge ließ ſchon ahnen, daß er für dieſen Platz der rechte Mann ſei. Zu den ſtarken Zügen ſeines Geſicht paßte die gewaltige Donnerſtimme, die er erhob. Vortrag und Inhalt ſeiner Rede waren ſowohl ſeiner Erſcheinung, als auch der Verſammlung angemeſſen.

„Brüder und Schweſtern in Chriſto,“ ſprach er. „Zu welchem Zweck ſind wir hierhergekommen? Sind wir zuſammengekommen, um ein Geſchleck oder Gelag zu halten und uns gültlich zu thun mit Freſſen und Saufen? Solches iſt Sache der Herren in Schaube und Kutte, die da verzehren, was der Bauer durch Arbeit verdient, durch Hunger erkargt hat. Es iſt nicht Zeit für uns fröhlich zu ſein; denn wir ſtecken tief in Noth und Trübſal. Unſere Herren ziehen uns das Fell über die Ohren, und die Pfaffen helfen den Schindern als Schinderknechte, falten die feiſten Hände, verdrehen die Augen und rufen: Der Herr hat das Werk geſegnet. Wenn uns der Edelmann um einen Pfennig ſtraft, ſo ſtraft uns der Pfaff um drei, und wenn der Edelmann uns das Kalb nimmt, ſo nimmt der Pfaff die Kuh, und wenn der Edelmann uns am Tag zur Frohne zwingt, ſo zwingt der Pfaff des Nachts unſere Weiber und Töchter zu ſeiner ſündigen Fleiſchesluſt. Und weil im Evangelium vom Chriſt dem Erlöſer noch ein ganz ander Ding ſteht, als daß der Bauer ſoll ſein der leibeigene Knecht und das Vieh des Edelmanns und des Pfaffen, deshalb haben uns die Letztern das Evangelium vorenthalten, damit wir nicht hinter ihre Lugen und Schelmereien kommen ſollen, damit wir nicht erfahren ſollen Gottes Willen und nach wie vor den Willen des Junkers und des Pfaffen thun, welcher Gottes Willen entgegen iſt, wie die Schlange im Paradies. Und weil der Doktor Luther in Wittenberg, der doch auch ein Mönch iſt und ein ſehr gelehrter, uns das Evangelium in die Hand gibt und Gottes Willen verkündet und die Schelmerei der Pfaffen aufdeckt, daß alle Welt ihre bloße Schande ſieht, deshalb wüthen und toben ſie gegen ihn und brächten ihn gern zum Tode, wie einſt den Johannes Huß in Prag, der auch Chriſti Evangelium verkündete. Das ſind Pfaffenpraktiken, und die Junker ſtecken dahinter, um dem Bauer mit dem Schwerte zu beweiſen, daß die großen Lügen wahr ſind. Es ſoll und wird ihnen aber Alles nichts helfen, und wenn ſie ſich noch ungeberdiger ſtellen, und wenn alle Biſchöfe und der Papſt und alle Fürſten und der Kaiſer ſagen: es iſt wahr, ſo bleiben doch Lügen in alle Ewigkeit Lügen. Chriſtus ſpricht: ich bin die Wahrheit und das Leben, und St. Paulus ſpricht: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Und weiter ſteht im Evangelium geſchrieben für uns und alle belogenen Chriſten: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen. Das iſt's! das iſt's, meine Brüder und Schweſtern, weshalb wir hier zuſammengekommen ſind, daß wir die Wahrheit erkennen, wie ſie unſer Herr Chriſtus verkündet hat, und daß wir frei werden vom Joch der Lügner und Betrüger durch dieſe Wahrheit. Chriſtus hat Dich durch ſein theueres Blut erlöst, Du armes Volk, vor anderthalbtauſend Jahren, aber Du liegſt heute noch in den Banden der Sünde und Knechtſchaft, Dir angeſchmiedet von denen, die ſich die Nachfolger und Diener Chriſti nennen. Das lügen ſie in ihren Hals; denn ſie ſind die Kuppelknechte des Antichriſts, ſie ſind die Geſellen des Teufels. Aber Chriſtus der Herr im ewigen Himmelreich kann die Sünde und Schande auf dieſer Welt nicht länger anſehen, ſeine Langmuth geht zu Ende. Darum hat er ſich neue Jünger erweckt und ſie abgeſandt in die Welt, damit ſie das Evangelium verkünden und predigen auf Gaſſen und Straßen und das Volk taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Und er hat wieder zu ihnen geſprochen, wie einſt zu den heiligen Apoſteln, die er ausſandte, das Heil den Völkern zu bringen: Siehe, ich ſende Euch als Schafe mitten unter die Wölfe, darum ſeid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben. Hütet Euch aber vor den Menſchen; denn ſie werden Euch überantworten vor ihre Rathhäuſer und werden Euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird Euch vor Fürſten und Könige führen um meinetwillen zum Zeugniß über ſie und über die Heiden. Es wird aber ein Bruder den andern zum Tode überantworten und der Vater den Sohn, und die Kinder werden ſich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. Und müſſen gehaßt werden von Jedermann um meines Namens willen. Wenn ſie Euch in einer Stadt verfolgen. ſo fliehet in eine andere. Der Jünger iſt nicht über ſeinem Meiſter, noch der Knecht über dem Herrn. Es iſt dem Jünger genug, daß er ſei wie ſein Meiſter und der Knecht wie ſein Herr. Haben ſie nun den Hausvater Beelzebub geheißen, wie vielmehr werden ſie ſeine Hausgenoſſen alſo heißen. Darum fürchtet Euch nicht vor ihnen. Es iſt nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und iſt nichts heimlich, das man nicht wiſſen werde. Was ich euch ſage in Finſterniß, das redet in Licht, und was Ihr höret in das Ohr, das predigt auf den Dächern. Und fürchtet Euch nicht vor Denen, die den Leib tödten und die Seele nicht können tödten. Fürchtet Euch aber vor Dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle. — Alſo, ſpricht Chriſtus noch heute, und ſeine Auserwahlten ziehen wiederum aus und leiden Schmach und Tod um ſeines Namens willen, und predigen ſein Wort und ſeine Erlöſung. Die hochmüthigen Pfaffen und Schriftgelehrten, die ſtolzen Herren, die ſich von Gottes Gnaden nennen und doch vom Teufel ſind, wollen das Licht des Heils abermals auslöſchen und lügen frech: Chriſtus ſei ihr Patron. Wer aber waren denn die Apoſtel, die der Herr gewürdigt, ſein Wort zu lehren? Waren es reiche und vornehme Herren, waren es Phariſäer und Schriftgelehrte? Nicht doch! Es waren arme Fiſcher, Bauern und Handwerker. Und wem predigte der Herr auf den Bergen? Dem gemeinen Volke! Mit wem ſetzte er ſich zu Tiſche? Mit den Zöllnern und Sündern. Und ſo iſt es heute noch. Nicht zu den Fürſten und Junkern, nicht zu den Biſchöfen und hochprunkenden Pfaffen ſendet er ſeine neuen Apoſtel. Zu Dir kommen ſie, Du armes, einfältiges Volk. Dir bringen ſie den Herrn und ſein Wort, und mit Dir ſitzt er zu Tiſche und ſegnet Dich. —

Auch zu Euch, Brüder und Landsleute, iſt ein neuer Apoſtel des Herrn gekommen aus dem Lande Sachſen, der Euch das Evangelium Chriſti predigen und die wahre und rechte Taufe zur Gemeinſchaft der chriſtlichen Gemeinde geben wird. Nicht ich darf mich einen Apoſtel nennen; ich bin nichts als ein ſchlichter Mann, der Euch zeigt, wo Euch der Schuh drückt, und Euch ſagt, wie Ihr den Schaden zu beſſern habt. Nur ein Vorläufer bin ich der rechten Gottesmänner, wie Johannes in der Wüſte nur ein Vorläufer des Heilands war. Mich, den **Karſthans**, kennt ſchen Kriege gebliebenen Oberſten von Blumſcheid, der ein Hausfreund des Hofmarſchall geweſen war und Frau von Birkenſtein vor zwanzig Jahren nicht ganz unintereſſant gefunden hatte.

Guſtav Altfuchs ſprang flink hinter dem Buſche hervor, ſah ſich raſch nach allen Seiten um, und da er ſich in der dichter werdenden Abenddämmerung unbemerkt ſah, ſchloß er das ſchöne Mädchen mit feuriger Umarmung an ſeine Bruſt und drückte ihr gleich ein halbes Dutzend wilde Küße auf den vollen rothen zur Kußesſchwelgerei geformten Mund.

«So nimm dich doch in Acht, wilder Junge!» ſchmollte Edelgunde. «Wenn uns Jemand ſähe und erkennte: das wäre ein Unglück. Du glaubſt gar nicht, wie die Leute ſo klatſchſüchtig ſind! Und wenn Mama etwas erführe, ich glaube, ſie ſchlüge mich todt. Ach! ſie iſt gar zu ſchlimm und tyranniſirt mich immer grauſamer.»

«Na, wenn ich nur könnte, wie ich wollte,» ſagte Guſtav grimmig. «Die Hölle ſollte ihr heiß werden. Denk' dir nur, was ſie mir heute zugemuthet hat! Ich möchte närriſch über ſie werden.»

«Vergiß doch nie, daß ſie meine Mutter,

Ihr ſchon und wißt, daß ich ein Pfaffenfeind und ein Junkerfeind, aber ein Freund der Bauern bin; und darum will ich Euch nur noch ſagen, was Ihr vorzüglich vom Reichsregiment mit Fug und Recht verlangen ſollt, damit Euch einmal geholfen werde. Jede Bauerngemeinde muß Macht und Gewalt haben, ihren Pfarrer ſelbſt zu erwahlen und zu erkieſen, wie die erſten chriſtlichen Gemeinden, welche von den Apoſteln gegründet waren, ihre Biſchöfe und Kirchendiener ſelbſt wählten. Ebenſo muß die Gemeinde Macht und Gewalt haben, ihren Prediger wieder zu entſetzen, wenn er ſich ungebührlich hält. Der von der Gemeinde erwählte Prediger ſoll das Evangelium lauter und rein predigen, ohne allen menſchlichen Zuſatz, Menſchenlehr und Gebot.

Sodann ſollt Ihr nur den rechten Zehnten geben von dem, was auf den Feldern wächſt, und dem Pfarrer, welcher das Wort Gottes lauter lehrt, davon zur Nothdurft zukommen laſſen, das Uebrige ſoll den Armen gehören. Den kleinen Zehnten ſollt Ihr aber nicht mehr entrichten weder Geiſtlichen noch Weltlichen. Denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menſchen erſchaffen. Dieſer Zehnt iſt eine unziemliche Plackerei, von den Menſchen erdichtet, und ſteht nichts davon in der Bibel.

Ferner ſollt Ihr nicht mehr leibeigen ſein; den Chriſtus hat durch ſein koſtbares Blut alle, die an ihn glauben, erlöst und losgekauft. Der Obrigkeit d. h. dem Kaiſer und ſeinem Regiment wollen wir gehorchen; denn ſie iſt von Gott geordnet, und es muß Obrigkeit ſein im Lande, damit wir in Geboten leben und nicht im fleiſchlichen Unwillen, aber nicht Eigenleute wollen wir ſein, gleich dem Vieh; denn das iſt gegen Chriſti Lehr und Gebot, und darum muß die Leibeigenſchaft wegfallen.

Und als freien Männern, wie unſere Väter geweſen ſind, muß uns auch das Recht unſrer Väter wieder werden auf das Wild im Walde, auf den Fiſch im Waſſer, auf den Vogel in der Luft. Denn als Gott der Herr den Menſchen erſchuf, hat er ihm Gewalt gegen über alle Thiere unter dem Himmel, über den Vogel in der Luft und über den Fiſch im Waſſer. Wir wollen nicht leiden, daß die trutzigen Herren das Gewild zu ihrer Luſt und uns zum Schaden hegen, das uns unſere Saat abfreſſe und wir hungern und darben. — Ebenſo ſoll jedem Mann ſein Antheil am Holz zu ſeiner Nothdurft zukommen und die Wälder, welche die weltlichen und geiſtlichen Herren nicht erkauft, ſondern ſich mit Gewalt zugeeignet haben, ſollen den Gemeinden zurückgegeben werden; denn Gott hat das Holz für alle Menſchen wachſen laſſen. — Auch ſollen die Herren den Bauer nicht mit ſo vielen und großen Dienſten beſchweren, ſondern was recht und billig iſt, und ſoll darüber pactirt und vertragen werden. Desgleichen ſind viele Güter mit Abgaben ſo beſchwert, daß die Bauern umſonſt arbeiten, ja das Ihrige darauf einbüßen und verderben. Ein jeglicher Arbeiter iſt aber ſeines Lohnes werth. Und ſo ſoll das Recht auch nicht mehr partheiiſch und nach Gunſt, nach Neid und Bosheit geſprochen und uns Strafen auferlegt werden, die nicht nach Geſtalt der Sache ſind. Der Kaiſer ſoll uns gerechte Richter ſetzen, die nach dem alten geſchriebenen Recht zu urtheilen verbunden ſind. Alle Wieſen und Aecker, die vormals einer Gemeinde gehört haben und ihr von Edelleuten und Stiften mit Gewalt genommen ſind, ſollen ihr zurückgegeben werden. — Endlich ſoll der Bauer nicht mehr den Todfall entrichten; denn es iſt ſchändlich und wider Gott und Ehren, daß Wittwen und Waiſen, wenn ihnen Gott der Herr eben den Vater und Ernährer genommen, vom Edelmann und Stift auch noch ihres Eigenthums beraubt werden. Von dem, was die Herren beſchützen und beſchirmen ſollten, haben ſie die armen Leute geſchunden und geſchaben und wohl gar genommen. Das will Gott nicht mehr leiden; kein Menſch ſoll hinfür beim Todfall ſchuldig ſein etwas zu geben, weder wenig noch viel.

Ueber all dieſe Dinge ſollen ſich die Bauern berathen und ſich einigen in den Gemeinden und ihre Beſchwerden und Forderungen vor das Regiment bringen, damit ſie an Leib und Seel, in Zeit und Ewigkeit geneſen. Amen."

Der Beifall, welcher den Redner ſchon öfters unterbrochen hatte, brach nun mit einer Gewalt hervor, als wolle er zu den Sternen hinaufdringen, welche ſtill und klar auf die Verſammlung herabſchauten. Der Redner hatte allen aus der Seele geſprochen und der Noth und Bedrängniß der armen Leute klare und kernige Worte gegeben. Das Jubel- und Beifallgeſchrei hielt lange an. Endlich erſchien der junge ſächſiſche Prädikant auf dem Stein, und es wurde Stille geboten. Nach wenigen Augenblicken trat eine Ruhe ein, daß man das Bächlein murmeln hörte. Der Prädikant erhob ſeine volle, tiefe, wohltönende Stimme.

„Seid gegrüßt in Chriſti Namen!

Ihr ſeid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Jeſum Chriſtum. Und daran erkennen wir, daß wir Gottes Kinder ſind, wenn wir Gott lieben und ſeine Gebote halten. Und weil wir alle Kinder ſind unſeres Vaters im Himmel durch die Gnade und das Blut Jeſu Chriſti, alſo ſind wir auch alle theilhaftig der Gnade Gottes hier auf Erden, wie im Himmel. Wie Ihr durch Chriſtum die ewige Seligkeit erworben habt und die Vergebung der Sünden, ſo auch durch Gottes Gnade alle Güter der Erde. Die Früchte des Feldes, das ihr bebaut und die der Herr des Himmels und der Erde durch die Kräfte des Erdreichs, durch Regen und Sonnenſchein wachſen und gedeihen läßt, ſie ſind Euer Eigenthum; denn der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth. Die Thiere des Waldes und des Feldes ſind zu Euerem Nutzen geſchaffen; Holz und Gras wachſen für Jedermann. Alſo hat es Gott geordnet. Die Pfaffen aber, die da kommen und Euch den Lohn Eueres Fleißes abpreſſen und Euch dafür Ablaß und ewige Seligkeit zuſagen, ſie ſind Lügner und Betrüger. Gott und ſein eingeborner Sohn laſſen nicht mit ſich markten und feilſchen.

Wer Reue und Leid über ſeine Sünden trägt und Buße thut, indem er fortan nicht mehr ſündigt, dem gewährt die Gnade des Herrn Vergebung. Wer aber vorgibt, er ſei befugt, dieſe Gnade für Geld zu verkaufen, der iſt ein Verkäufer und Tempelſchänder, wie ſie der Sohn Gottes aus dem Vorhof des Tempels trieb. Ich ſage Euch, die Zeit wird nächſtens erfüllt werden, daß er die Geißel noch einmal ergreift und ſchlägt auf die Verkäufer, die ſündhaften Pfaffen, die das Geld nach Rom ſchleppen, um das ſie Euch betrogen, damit es dort verſchlemmt und verpraßt werde mit Saufen, Freſſen, Huren, Spielen, Tanzen, Jagen und Turniren. Aber im Hauſe des Herrn ſelbſt wird das furchtbare Strafgericht beginnen und das Feuer aus gehen von ſeinem Heiligthume, und es wird ſich über die Welt verbreiten und die Spötter und Schelme verbrennen. Chriſtus wird das Haus ſeines Vaters abermals ſäubern und nur die ächten und wahren Kinder Gottes werden darin wohnen. Die neue Rotte Korah und Abiram muß von der Erde vertilgt werden; aber es fällt nicht mehr Feuer vom Himmel. Wir müſſen uns der gottloſen heuchleriſchen Buben, die uns das Mark aus den Knochen ſaugen und uns dafür Wind und Lügen geben, ſelbſt erwehren. Chriſtus ſpricht: Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich, gekommen bin den Frieden zu bringen. Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Wohlauf denn, Du armes gedrucktes und gepeinigtes Volk, nimm auf das Schwert Chriſti, das er Dir gebracht hat, und erſchlage damit Gottes und Deine Feinde! Alſo ruft der Apoſtel St. Judas: Wehe ihnen! denn ſie gehen den Weg Kains und fallen in den Irrthum Balaams um des Genuſſes willen und kommen um in dem Aufruhr Korah. Und ſo ſpricht David im Pſalter: Die Böſen werden ausgerottet werden; die aber des Herrn harren, werden das Land erben. Es iſt auch nur um ein Kleines, ſo iſt der Gottloſe nimmer, und wenn Du nach ſeiner Stätte ſehen wirſt, wird er weg ſein. Aber die Armen werden das Land erben und Luſt haben in großem Frieden. Der Gottloſe drohet dem Gerechten und beißet ſeine Zähne zuſammen über ihn. Aber der Herr lachet ſeiner; denn er ſiehet, daß ſein Tag kommt. Die Gottloſen ziehen das Schwert aus und ſpannen ihren Bogen, daß ſie fällen den Elenden und Armen und ſchlachten die Frommen. Aber ihr Schwert wird in ihr Herz gehen, und ihr Bogen wird zerbrechen. Das Wenige, das ein Gerechter hat, iſt mehr denn das große Gut vieler Gottloſen. Denn der Gottloſen Arm wird zerbrechen, aber der Herr erhält die Gerechten. Denn die Gottloſen werden umkommen, und die Feinde des Herrn, wenn ſie gleich ſind wie eine köſtliche Aue, werden ſie doch vergehen, wie der Rauch vergehet. — Dieſe Prophezeihung Davids wird an uns und unſern Drängern in Erfüllung gehen; denn ſie ſind die Gottloſen, wir aber ſind die Gerechten. Die Gerechten müſſen aber verſammelt werden in einem neuen Bund oder vielmehr in dem wahren Bund Chriſti. Seine Kirche, wie ſie die erſten

Apoſtel geſtiftet, muß von den zweiten Apoſteln wieder hergeſtellt werden; denn ſie iſt verſchüttet vom Schlamm und Unrath der Sünde, die von Rom ausgegangen iſt. Die Taufe, die Ihr empfangen, iſt eine falſche geweſen, die Taufe des Antichriſts und ſeiner Geſellen, die er von Rom aus in die Welt geſandt hat, das Reich Chriſti zu verderben. Deshalb müßt ihr die ächte und wahre Taufe des Geiſtes empfangen, um eins zu werden mit Chriſto unſerm Herrn. Durch die rechte Taufe müſſen wir ſeinen Tempel ſäubern und waſchen vom Schmutz der Sünde und der Afterlehre und eine ſtarke reine Kirche werden, die ihren Feinden das Schwert Chriſti entgegen trägt und ſie aufs Haupt ſchlägt. Ich bin gekommen, nicht nur Euch zu lehren, welches der wahre Glaube ſei, der welcher gute Werke vollbringt; denn der Glaube ohne Werke iſt todt; ich bin gekommen Euch auch die rechte Taufe zu geben im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken. Und ſo viel Euer getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen nach Pauli Wort. Komm, Du arme gedrangſalte, Du belogene und betrogene Heerde, komm her zu mir! Ich bringe Dir Chriſtum, den neuen Adam, damit Du ihn anzieheſt. Er iſt ein Kleid von Glanz und Herrlichkeit, reiner als die Sonne. Wirf ab das Gewand der Sünde, des Schmutzes, der Lüge, daß Dir die Pfaffen angethan. Steig in das Bad des Geiſtes, der Liebe und Gnade unſeres Herrn. Selig ſind, die da reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen. Amen.“

Der Redner, welcher anfangs ſchüchtern und zuweilen ſtockend geſprochen hatte, war allmählig von einem Feuer der Begeiſterung ergriffen worden, welches ſich immer gewaltiger erhob und zuletzt wie eine brauſende Flamme Gottes über die lautloſe Menge hinſchlug. Alle horchten mit verhaltenem Athem, aus vielen Augen ſtürzten unwillkürlich Thränen, Andere ergriff ein Zittern, als ſeien ſie vom heiligen Geiſte ſelbſt berührt. Als nun der begeiſterte Prädikant ſchwieg, dauerte die Stille noch einige Augenblicke fort. Da erhob ſich mitten aus dem Volke eine Stimme, die donnergleich durch die Nacht ſchallte: „Hoſianna dem Sohne Davids! Gelobet ſei der da kommt, im Namen des Herrn! Hoſiana in der Höhe!“ Nun erſchallte einem Sturm gleich ein jauchzendes Geſchrei im ganzen Volke: „Hoſianna! Hoſianna!“ Andere riefen: „Zur Taufe! zur Taufe!“ Der Prädikant zog zwiſchen Fackelträgern zum Bach hinab, das Volk drängte ihm nach. Er ſegnete das Waſſer und begann zu taufen. Es war ein erhebender maleriſcher Anblick, wie ſie in den Fackelkreis traten, die kräftigen Geſtalten des Gebirgs, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greiſe und Kinder und das Haupt fromm zu dem Bache beugten, um es ſich von der Hand des Predigers, den ſie als einen Gottgeſandten verehrten, benetzen zu laſſen.

Martin war bei all den Reden und Ausrufungen kühl geblieben, und als der Begeiſterungsſturm losbrach, zuckte ein höhniſches Lächeln um ſeinen Mund. Gleichſam ohne eigentlichen Willen und wie von einem magiſchen Bande gezogen, hatte er ſich in die Nähe des ihm ſo unheimlichen Tabuletkrämers gedrängt und verfolgte den lebhaften Verkehr deſſelben mit dem Karſthans und andern Männern, die unverkennbar die Leiter der Verſammlung waren, mit den Augen. Da bemerkte er, daß ein etwas unanſehnlicher, aber ſtädtiſch und fein gekleideter junger Mann lange und angelegentlich mit dem Bilderhändler ſprach. Augenſcheinlich fand eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen Beiden ſtatt. Bald darauf wurde der Bilderhändler von einem andern Mann hinweggerufen, und der junge bleich und trüb ausſehende Junker — dafür hielt ihm Martin — trat wie in Träumen verſunken bei Seite und bekümmerte ſich nicht um das, was um ihn verging, noch weniger um das Drängen des Volks nach der Taufe. Martin ſtand nach wenigen Augenblicken an ſeiner Seite, trat ihn dann mit einer gewiſſen ihm eigenthümlichen feinen und geſchmeidigen Keckheit an und führte ſich ihm mit einer ſchlauen und gewandten Lüge vor, indem er ihn anredete:

„Mir iſt, als ſollte ich einen alten Bekannten in Euch erkennen, Junker. Schon ſeit einigen Minuten betrachte ich Euere Züge und kämpfe mit unklaren Erinnerungen, wo wir uns ſchon geſehen und geſprochen haben. Helft mir doch aus dem Traume.“

„Der junge bleiche Mann heftete einen durchdringenden, aber mißtrauiſchen Blick auf den Sprecher und ſtammelte dann verlegen: „Ich kenne Euch nicht und erinnere mich auch nicht Euch jemals geſehen zu haben. Vielleicht aber fällt mir bei, was Ihr wünſcht, wenn Ihr mir Euern Namen ſagt.“

„Der Name wird zur Aufklärung auch nicht mehr beitragen,“ verſetzte Martin ausweichend, „wenigſtens der meinige nicht. Inzwiſchen bin ich nicht abgeneigt, ihn gegen den Eurigen auszutauſchen, da dieſer meiner getrübten Erinnerung entweder zur Hülfe kommen oder meine Täuſchung feſtſtellen würde.“

„Ich ſehe nicht ein, weshalb ich Euch meinen Namen zuerſt ſagen ſoll,“ ſagte der Andere verdrießlich. „Es iſt hier nicht der Ort, wo man mit dergleichen ſo eilfertig jedem Unbekannten aufzuwarten gut thut.“

„Ich dächte unſerem Aeußern nach gehörten wir Beide ſchon eher zuſammen, als zu dieſen Landleuten,“ warf Martin wieder geſchmeidig hin.

„Gerade Euer Aeußeres dürfte für das Gegentheil ſprechen. Ritter und Junker, die ſich hier zeigen, dürften leicht bei dem Volke in den Verdacht kommen, als ſeien ſie nicht zu Nutz und Frommen der Sache hierher gekommen, welche die Meiſten herbeigeführt hat. Seht dort die Haufen wüſter Landsknechte und hört, wie ſie über die Reden und die Handlung ſpotten, die hier vorgenommen wird.“

„Und würdet Ihr nicht demſelben Verdachte ausgeſetzt daß ſie deine Pathe iſt,» erwiederte Edelgunde ſanft und verzeihlich.

«Ach, wenn ich daran heute nicht allen Ernſtes gedacht hätte, wär' es gewiß zu einem tüchtigen Zanke zwiſchen uns gekommen. Es iſt zu toll! Ich ſoll dich, dich mein unausſprechlich geliebtes Mädchen, an einen alten dummen Baron verkuppeln. Möchte man nicht wahnſinnig darüber werden.»

«Sieh, Guſtav,» klagte das Fräulein, «ein Ende muß es bald mit meiner Qual nehmen. Ich ſchwöre dir bei allem, was mir heilig iſt, zu, ich halte es unmöglich länger aus. Mein Leben gleicht einer ſteten Tortur. — Ach, Guſtav, ich muß dir mein bedrängtes, gemartertes Herz ganz ausſchütten; ich habe ja keinen vertrauten Menſchen weiter, und deshalb hab' ich mich recht geſehnt, ein Mal ein Paar Stunden mit dir allein zuzubringen.»

«So rede, armes liebes Gundchen; ich kenne ja deine große Noth ſchon, und bin in Verzweiflung, ihr nicht abhelfen zu können.»

«Du kennſt ſie noch nicht ganz; aber du ſollſt heute Alles erfahren. Es wird mir ſchwer, dir zu geſtehen, daß wir ganz verarmt ſind. Als Birkenfeld unſer Gut verkauft und wir getrennt ſein?“ fragte Martin. „Ihr ſeht doch auch nicht aus wie ein Bauer, Hirt oder Jäger aus dem Gebirge.“

„Wohl wahr. Aber einige dieſer Leute kennen mich und meine Geſinnung, und von ihnen kann Jedermann erfahren, daß ich weder als Späher, noch als Spötter hierher gekommen bin.“

„Auf Wort und Treue kann ich Euch verſichern, daß dies mit mir derſelbe Fall iſt, und wenn mich auch Niemand kennen ſollte in dieſer Verſammlung. Mich hat nichts als der Zufall hierher geführt, indem ich auf einer Reiſe nach Tyrol begriffen bin, um dort im Hauſe der Fugger ein mir wichtiges Geſchäft abzumachen.“

Martin wollte mit dieſer Angabe Vertrauen erwecken, um ſo geſchickt ſeinem Ziele näher zu rücken.

„Im Hauſe der Fugger!“ rief der Andere überraſcht. „So ſagt mir doch, in welchem Hauſe, in dem Jakobs oder Ulrichs? denn Beide wohnen in Tyrol. Euere Antwort dürfte uns vielleicht näher führen, als Ihr ahnet. Und vielleicht habt Ihr dann doch recht, daß wir uns früher ſchon geſehen haben.“

Dieſe unerwartete Antwort brachte Martin in Verlegenheit. „Ich werde wahrſcheinlich mit beiden Fuggern verkehren; denn ich komme ſo eben aus Spanien.“

„Wenn Euer Geſchäft kein Geheimniß iſt, werde ich Euch meinen Namen nicht länger vorenthalten, und Ihr würdet dann finden, daß dieſer Name und Euer Reiſeziel nicht weit auseinander liegen.“

„Das heißt: Ihr ſeid ſelbſt ein Fugger. Wohlan Ihr könnt ſogleich mein Vertrauen gewinnen, obgleich mein Geſchäft allerdings geheimnißvoller Art iſt, wenn Ihr mir jetzt eine kleine Bitte erfüllen wollt.“

„Und die wäre?“

„Ich ſah Euch vorhin mit dem Bilderhändler ſprechen, dem ich in der Schenke Einiges abgekauft. Ihr kennt jedenfalls dieſen Mann näher. Sagt mir, was Ihr von ihm, ſeinem Leben und ſeinen Umſtänden wißt, und Ihr ſollt dann Alles, was Ihr wünſcht, von mir erfahren.“

Hieronymus Fugger — denn er war es — trat dem Frager einen Schritt näher und heftete einen ſeltſamen Blick auf ihn. Sei es nun, daß er beim Scheine einer Fackel die Flecken im Geſichte deſſelben erkannte, oder daß ihn ſonſt ein widerwärtiges Gefühl anwandelte: genug, er kehrte ſich plötzlich mit unverhehltem Widerwillen ab und ſprach: „Um keinen Preis kann und werde ich Euer Verlangen erfüllen. Glaubt nicht, daß Ihr es mit einem Knaben zu thun habt. Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen.“ Und den Rücken wendend, verlor er ſich in der Nacht und der Menge.

Durch dieſe ſchroffe Antwort verblüfft, ſtand Martin einige Augenblicke wie in den Boden gewurzelt. Dann glitt ein leiſer Fluch über ſeine Lippen. Zögernden Schrittes und mit ſich ſelbſt uneinig, verließ er den Platz und trat Andern folgend, den Rückweg zu dem Flecken an. Das Volk verlief ſich in der Nacht. Martin fand ein dürftiges Lager und ſank, fort und fort mit dem Bilderhändler und der ſeltſamen Antwort des jungen Fuggers beſchäftigt, endlich in einen fieberhaft unruhigen Schlaf, der ihm in wirren Träumen die Geſtalt des Bilderhändlers dämoniſch verzerrt vorführte.

Als er matt und abgeſpannt erwachte und eben ein frugales Frühſtück einzunehmen im Begriff ſtand, ritt ein Haufen reiſiger Knechte des Fürſtabts von Kempten in den Ort, um den Karſthans und den Prädikanten zu fangen, aber nicht nur dieſe, ſondern alle Andern waren zerſtoben und wie davon geflogen. Der Ort ſah leer und nüchtern aus. Es dünkte Martin Alles, was er in der vorigen Nacht erlebt, wie ein einziger wüſter Traum. Im höchſten Grad verdrießlich beſtieg er ſein Rößlein und ließ es dem höhern Gebirge zu gehen, um dann in die Tyroler Thäler hinabzuſteigen.

Achtes Kapitel.

Im ſchönen Innſpruck hielt der Erzherzog Ferdinand Hof als Statthalter ſeines Bruders, des Kaiſers Karl, in den öſtreichiſchen Landen, wie ſein Großvater, der Kaiſer Maximilian auch Hof gehalten in der Hauptſtadt der Grafſchaft Tyrol. War es aber in den letzten Jahren des alternden grämlichen Max ſchon ſchlimm geworden an dieſem Hofe, und hatte die Unzufriedenheit des kräftigen an Geiſt und Leib gleich geſunden Bergvolks bis zur Empörung überhand genommen, die gleich nach des Kaiſers Tod hier wie in den öſtreichiſchen Herzogthümern ausbrach, ſo hatten ſich die Dinge am Hofe und bei der Regierung unter dem jugendlichen Erzherzoge bei weitem noch verſchlechtert. Nicht vergebens war Ferdinand in Spanien geboren und unter den Augen ſeines mütterlichen Großvaters, des ſchlauen und treuloſen Ferdinand des Katholiſchen, erzogen worden. Obgleich jetzt zwanzig Jahre alt, war der Erzherzog doch auf der einen Seite noch faſt kindiſch in ſeinen Vergnügungen und Beſchäftigungen, von der andern dagegen mit der ganzen treuloſen ſpaniſchen Schlauheit, mit der ſtarken Neigung zu Intrigue und Falſchheit ausgeſtattet. So kraftlos, unbeſtändig und aller höhern Einſicht und Genialität baar der habsburgiſche Geiſt in den letzten Kronenträgern ſich auch herausgeſtellt hatte, ſo war ihm doch eine gewiſſe gemüthliche Nachgiebigkeit, eine wenn auch nicht immer ganz harmloſe Ehrlichkeit eigenthümlich geweſen; von dieſem Geiſte war auf Karl noch ein ſchwacher Strahl gekommen und dieſer von ſeiner Tante und Erzieherin, der Erzherzogin Statthalterin Margaretha, gepflegt worden; in Ferdinand war dagegen keine Spur mehr davon; er hatte den Geiſt Ferdinands des Katholiſchen; er war wie in ſeiner äußern Geſtalt, ſo in ſeinem innern Weſen ganz und gar Spanier. Für die gutmüthigen einfachen Tyroler war es ein betrübender Anblick, den jungen Fürſten von einer Menge ſpaniſcher Edelleute umgeben zu ſehen, die er aus dem fremden Lande mit in dieſe Berge gebracht hatte, und zwar waren es nicht etwa ehrenwerthe Katalonier oder Aragonier, die ihre eigne Volksfreiheit ſtolz behauptend, wohl auch die des deutſchen Bergvolks zu ſchätzen gewußt hätten; nein, es waren geſchmeidige ränkevolle Kaſtilier, vergnügungsſüchtige, geldgierige, treuloſe Andaluſier. Die Sitten dieſer Menſchen waren im höchſten Grade anſtößig und drohten das ehrliche ſittenreine Bergvolk von der Hauptſtadt aus zu vergiften. Der Verkehr mit ihnen war den natürlich derben tüchtigen Menſchen bald ein Gräuel, um ſo mehr, da dieſe Spanier das keineswegs reiche Hochland als eine eroberte Provinz zu betrachten ſchienen, aus der ſie jedweden Vortheil durch jedes Mittel in ihre Taſchen zu ziehen hätten. Es ſchien faſt, als wollten ſie in Tyrol ein Wiedervergeltungsrecht für die Unbilden ausüben, welche die ſpaniſchen Königreiche durch die geldgierigen niederländiſchen Edelleute, die Begleiter Philipps, des Vaters, und Karls, des Bruders des Erzherzogs Ferdinand, auf ihren Zügen nach Spanien erfahren hatten. Vorzüglich verhaßt hatte ſich der Schatzmeiſter des Erzherzogs den Tyrolern gemacht, Gabriel von Salamanka, von jüdiſcher Abkunft, mit einer geldſchmutzigen Judenſeele und deshalb im fürſtlichen Sinne ein vortrefflicher Finanzmann, ein herrſchſüchtiger, gewaltthätiger, habſüchtiger, eigennütziger Höfling, der ſich mit jüdiſcher Geſchmeidigkeit ganz in das unbeſchränkte Vertrauen des jugendlichen, leichtſinnigen, geldliebenden und den ernſten Regierungsgeſchäften abgeneigten Fürſten eingeſchlichen hatte. In einer untergeordneten Stellung mit dem Erzherzog ins Land gekommen, war dieſer Menſch ſchon nach wenig Jahren zu dem bedeutenden einflußreichen Poſten emporgeſtiegen und hatte, nach der Verſicherung der Tyroler, nicht nur für den Schatz des Erzherzogs, ſondern auch für ſich ſelbſt ungeheure Summen aus dem Lande gezogen, Aemter und Stellen für ſich allein und nach ſeiner Willkür beſetzt, ja verkauft und ſich überhaupt wie ein unbeſchränkter Gebieter benommen.

Zunächſt war es der Geheimerath des Erzherzogs

Fabri, ein Deutſcher, der ſeinen Namen Schmidt nach der Sitte der Zeit latiniſirt hatte, der durch Gewaltthätigkeiten, Erpreſſungen aller Art, kalte Herzloſigkeit und Hochmuth die Tyroler aufs Aeußerſte gegen ſich erbittert hatte. Mit dieſen beiden volksfeindlichen Männern theilten ſich die zwei vornehmſten Kirchenfürſten der Grafſchaft, der Biſchof von Trient und der von Brixen, in die Gunſt des jungen Erzherzogs und ſeiner Gemahlin. Der erſtere, Bernhard Cles, war Kanzler des Fürſten. Beide kannten nichts vom Geiſte chriſtlicher Liebe und Duldung; im ſtrengſten römiſchen Sinne hochmüthige Diener der Kirche, Feinde der neuen Ideen, despotiſche Beherrſcher ihrer Unterthanen, ſtanden ſie im ſchärfſten, von ſchonungsloſer Gewaltthat begleiteten Widerſpruch mit dem Genius des Jahrhunderts, deſſen kühne und gewaltige Stimme auch in die tyroler Berge gedrungen war.

Dieſe vier Männer waren die vorzüglichſten Rathgeber des Erzherzogs, oder vielmehr ſie waren im engen Bunde die Regenten des Landes.

Noch ein fünfter kam hinzu, der zwar, außer dem Lande wohnend und deshalb nicht oft in perſönlicher Berührung mit dem Erzherzog, dennoch im Sinne der vier Genannten und zum Vortheil ihres gewaltthätigen Regiments großen Einfluß auf den fürſtlichen Jüngling ausübte, welcher zur Herrſchaft über das reizende Bergland beſtellt war. Dieſer fünfte war der Cardinal Matthäus Lang, auf den ſeine Vaterſtadt Augsburg ſo ſtolz war, einſt Biſchof von Gurk, Kanzler, Geheimſchreiber und Günſtling des Kaiſers Maximilian, nun aber ſeit vier Jahren Erzbiſchof von Salzburg, des reichſten und ſchönſten Erzſtiftes im ganzen Reich. Ganz im Sinne ſeines verſtorbenen kaiſerlichen Gönners war Cardinal Lang als vieljähriger Miniſter und als Diplomat bei den wichtigſten europäiſchen Verhandlungen ein warmer Freund der Künſtler und Gelehrten geweſen, wenn auch nicht mit der jugendlich leichtſinnigen Hingebung wie der Kurfürſt von Mainz; auch er hatte die Auferſtehung der Wiſſenſchaften begrüßt, auch er hatte ſich einen Freund der Humaniſten genannt und auf dieſe Weiſe ſich einen großen Ruf in Deutſchland erworben. Aber er war ein Freund der Wiſſenſchaften, wie der Papſt Leo X., wie Albrecht von Mainz, wie Jakob Fugger: ſie ſollten ihm das Leben ſchmücken und verſüßen und ihm den Ruhm eines Mäcenas verſchaffen. Sobald ſie ſich anſchickten, umgeſtaltend und befruchtend auf das abgeſtorbene, verdorbene und verkrüppelte Leben zu wirken, wurde er ihr bitterſter Feind und wüthendſter Verfolger. Denn er war von Charakter und Gemüth ſchlimmer geartet, als der genannte Papſt, ſchlimmer als der Mainzer Erzbiſchof und ſchlimmer als ſein Landsmann und Jugendfreund, der reiche Leinweber, ein ſtolzer, harter, ſelbſtiſcher Prieſter ohne Religion und Gewiſſen, ein Ränkeſchmied und rachſüchtiger Verfolger Aller, die ſich nicht unbedingt ſeiner finſtern Herrſchſucht fügten, ein Fürſt, von dem einer ſeiner vertrauten Räthe ſpäter vor Gericht ausſagte: „es habe männiglich Wiſſen, mit was für Schalkheit und Büberei er in das Stift gekommen ſei; er habe ſein Lebelang nichts Gutes im Sinne gehabt, er ſei alles Schalks voll, ein Bube, und nie eines guten Gemüths gegen ſeine Landſchaft geweſen.“

Als er Coadjutor und dann Erzbiſchof des Erzſtiftes geworden, hatte er in bündigen Urkunden der Salzburgiſchen Landſchaft feierlichſt gelobt, ſie bei ihren Privilegien, Freiheiten und altem Herkommen gnädig zu beſchützen, ſie keineswegs dawider zu beſchweren, ſondern dieſelben zu mehren und nicht zu verringern. Er hatte einen Eid darauf geſchworen, und der Papſt und der Kaiſer hatten Alles beſtätigt. Die Salzburger hatten Glauben und Vertrauen darein geſetzt und ſich als getreue Unterthanen und Landſchaften gegen ihn gehalten. Aber was waren Fürſtenverſprechungen und Fürſteneide in dieſer heuchleriſchen heilloſen Zeit! Nicht vergebens hatte Matthäus Lang als vertrauter Geheimſchreiber Maximilians die diplomatiſchen Geſchäfte deſſelben geleitet. Er hatte Fürſtenwort und Treue ſattſam kennen gelernt, um ſie nun, da er ſelbſt zum Fürſtenſitz erhoben worden war, in beliebter Weiſe auszuüben. Bald gerieth er mit der Salzburger Landſchaft wegen wiederholter Eingriffe in ihre Rechte und Freiheiten in einen Rechtsſtreit, den er mit dem ganzen Uebermuthe eines Pfaffenfürſten verfolgte. Die dadurch unter den Salzburgern hervorgerufene Erbitterung gegen ihn wurde durch ſeinen grimmigen Haß gegen die Anhänger der lutheriſchen Lehre aufs Aeußerſte vermehrt. Es gab ſchier keinen giftigern Feind Luthers und ſeiner Anhänger als den Cardinal und Erzbiſchof Lang. Und ſeltſam genug, mußte er erleben, daß in ſeinem Erzſtift, ja in ſeiner nächſten Umgebung das neue Licht des reinen Evangeliums mehrere tüchtige Männer und ausgezeichnete Prieſter als begeiſterte Anhänger gewann. Es ſieht wie eine Ironie des Schickſals aus, daß des Erzbiſchofs eigener Beichtvater, Namens Kaſtenbauer, ein glühender Freund und Verkünder von Luthers Wort wurde. Der wüthende und racheſchnaubende Kirchenfürſt ließ den edlen Mann 1521 in hartes Gefängniß legen, worin er noch ſchmachtete. Paul Spreller, ein gelehrter Prieſter zu Salzburg, ebenfalls mit ganzer Seele dem Labſal der lichtausſtrömenden Wahrheit hingegeben, rettete ſich 1522 durch ſchleunige Flucht in die Schweiz vor der Verfolgung des Erzbiſchofs. In Radſtatt war ferner der Barfüßer Georg Schärer, in Gaſtein Martin Lodinger, der mit Luther Briefe wechſelte, im Pinzgau der Prieſter Matthäus, welche die neue Lehre verkündeten. Der Erzbiſchof hatte noch dazu das Mißgeſchick, durch ſeine eigenen Handlungen die Ausbreitung lutheriſcher Meinungen in ſeinem Stift zu befördern.

Zuerſt hatte er nämlich, um den Bergbau im Salzburgiſchen in höhern Schwung zu bringen und für ſeine Kaſſe und ſeinen unerhörten Luxus ergiebiger zu machen, eine beträchtliche Anzahl ſächſiſcher Bergknappen aus dem Erzgebirge herbeigerufen. Unter keiner Menſchenklaſſe wurden, lieber Junge, weinte ich viel, aber hätte ich gewußt, wie es eigentlich um meine Eltern ſteht, ich hätte mir damals das Leben genommen. So hab' ich ihre Umſtände aber nach und nach erfahren und das Schreckliche ertragen lernen. Und all' unſer Unglück iſt aus der thörichten Sucht meiner Eltern, zu glänzen, ſtandesmäßig zu leben, wie ſie ſich ausdrücken, entſprungen. Gott mag es der Mutter vergeben, aber ſie iſt hauptſächlich an dieſem Elende ſchuld. Der Vater iſt ein beſchränkter Mann, aber die Mutter iſt klug, und hat ſtets das Hausregiment geführt; ſie hätte dieſen widrigen Thorheiten nicht Alles opfern ſollen. Aber, wie mir geſagt worden iſt, hat ſie den Vater ſtets zum neuen Schuldenmachen verleitet. So iſt es denn mit dem ſtandesgemäßen Leben ſo weit gekommen, daß uns kein Fleiſcher ein Pfund Fleiſch, kein Bäcker ein Pfund Brod mehr borgt, daß der Jude Aron die dürftige Penſion meines Vaters nun ſchon auf drei Jahre vorausgekauft hat, aber nun keinen Kreuzer mehr zahlen will, weil, wie er verſichert, der Vater keine drei Jahre mehr leben und er alſo ſchon jetzt Schaden erleiden werde. Alles was ſich in unſern vier Wänden zu Geld machen ließ, iſt verkauft, ſelbſt Betty, die mit hatte aber Luthers Lehre einen ergiebigern Boden gefunden, als gerade unter den Bergleuten, die den kühnen Reformator, den Sohn des Bergmanns, gleichſam als den Ihrigen betrachteten. Dieſe Knappen hatten die neue Lehre begierig an der Quelle eingeſogen und kamen davon begeiſtert und mit lutheriſchen Büchern beladen nach Salzburg, wo ſie bald ihre Arbeitsgenoſſen und dann weiter viele Andre dafür gewannen. Das entzündete Feuer breitete ſich in aller Stille mit unglaublicher Schnelligkeit aus, und zu ſpät erhielt der auf ſeiner hohen ſtolzen Burg königlich thronende Cardinal davon Kunde. Sodann hatte er, um an Luther eine Tücke zu üben und ihm ſeinen ſtärkſten wiſſenſchaftlichen Halt und Beiſtand zu entziehen, den Generalvicar der Auguſtiner, Johann Staupitz, in das Erzſtift Salzburg gezogen. Er glaubte Wunder was er dadurch Luthern geſchadet, aber er ahnte nicht, daß mit Staupitz Luthers Lehre, Schriften und Briefe in das Salzburgiſche gekommen waren. Wuthentbrannt über dieſe Erfolge beſchloß der Kardinal, der „Freund und Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften,“ alle, die an Luther hingen, es ſei Bürger oder Prädikant, Bergknapp oder Bauer, mit ſchwerer Pein zu verfolgen und mit Feuer und Schwert gegen das Gift von Wittenberg zu Felde zu ziehen. Damit goß er natürlich nur Oel ins Feuer. Die Salzburger nahmen jedes Wort Luthers mit Jubel auf und eigneten es ſich an und wurden gegen ihren despotiſchen Fürſten von Tag zu Tag ſchwieriger und widerſpenſtiger. Die offenen Aeußerungen ihres Unmuths, ihres Spottes und ihrer Begeiſterung kamen dem alten Pfaffen gerade willkommen, und er gedachte ſie als eine ſich ihm günſtig darbietende Gelegenheit zu benutzen, um über die mißvergnügten Rebellen im Erzſtift mit fremder Kriegsmacht herzufallen, ſie ihrer Privilegien und Freiheiten, die ihm, ſo wenig er ſich im Grunde daran band, doch unbequem waren — da er gegen ſie ſtets im Unrecht ſtand — zu berauben und ſich zum unumſchränkten Herrn von Stadt und Land zu machen. Er hatte doch nun den Schein des Rechts zu ſolcher Gewaltthat. Im Rathe ſeiner Vertrauten, denen er den Vorſchlag machte, im Auslande ein Kriegsheer gegen die Salzburger aufzubringen, ſprach er: „Ich will zuerſt die Stadt, dann die Landſchaft angreifen und überfallen; die trotzigen Bürger müſſen die erſten ſein, die ich verderbe, dann müſſen die auf dem Lande daran.“ Und die Räthe gaben dazu ihre Zuſtimmung. Darauf reiſte der Erzbiſchof nach Inſpruck an den Hof des Erzherzogs. Dies war in der Mitte des Monats September 1523. Den Vorwand zu dieſer Reiſe gab die Erbhuldigung, welche der Erzherzog eben von den Tyrolern einnehmen wollte.

Tyrol hatte vor andern Ländern Oeſterreichs und des deutſchen Reichs eine Menge alter Freiheiten, ihm von den früheren Fürſten des Landes gewährt, und dennoch herrſchte große Unzufriedenheit. Sie war hier mehr religiöſer als politiſcher Natur. Der geiſtige Druck des Pfaffenregiments, von den mächtigen Biſchöfen des Landes mit einer an's Unglaubliche grenzenden brutalen Frechheit ausgeübt, hatte hier Dummheit und Aberglauben des Volks zur üppigſten Blüthe gebracht; um ſo ſtärker war aber auch in den begabtern Geiſtern das Verlangen nach Licht und Erlöſung aus dieſer Nacht geiſtigen Elends. Hier hatte Luthers Wort wie ein Blitz gezündet; ſehnſüchtig wandten ſich alle lechzenden Seelen nach der Quelle der Wahrheit in Wittenberg. Und auch hierher waren ihre Ströme durch ſächſiſche Bergleute geleitet worden. In den großen Silberbergwerken zu Schwaz und der Umgegend arbeiteten gleich wie im Salzburgiſchen, Bergknappen aus dem Erzgebirge, welche die Fugger verſchrieben hatten. Dieſe Häuer, gleich rüſtig und arbeitsſam in den Schachten der Berge, wie in denen der Geiſter, ſtanden mit ihren Landsleuten im Erzſtift Salzburg in engſter Verbindung und tauſchten die wittenberger und ſchweizer Reformatorenſchriften mit ihnen aus. Ganz beſonders begünſtigt wurden ſie von den Brüdern Ulrich und Hieronymus Fugger zu Schwaz. In den großen Bergwerken derſelben arbeitete kein Knappe, der nicht den neuen Lehren mit Begeiſterung ergeben und nach Kräften für die Verbreitung derſelben thätig geweſen wäre. Ulrich Fugger führte dieſen Leuten die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zu und weilte ſchier täglich unter ihnen, ſie im Glauben und Streben nach geiſtiger und leiblicher Freiheit zu ſtärken. So ging aus dem Schooße der erzreichen Berge nicht nur das edle Metall hervor, auch das Silberlicht der Wahrheit, das Gold des Evangeliums ſtieg aus der Tiefe zu Tage und verbreitete ſich ſtill und geräuſchlos über das herrliche Hochland. In Schwaz ſelbſt predigten zwei edle und treffliche Prieſter Johann Strauß und Chriſtoph Söll das reine Evangelium nach Luthers Anleitung. Der Erſtere war ein geiſtesſtarker, hocherleuchteter, gelehrter und kühner Mann, der den Kampf für ſeine Ueberzeugung nicht ſcheute. In Hall, nur wenige Stunden von Schwaz, lehrte auf gleiche Weiſe der Prediger Urbanus Regius, einer von Sickingens Umgebung auf der Ebernburg. Dieſe Prediger wurden zwar durch das wormſer Edict vertrieben, aber gerade deshalb wurde die Bewegung in der Mitte des Jahrs 1523 immer mächtiger und großartiger. Ihren eigentlichen Mittelpunkt bildete Ulrich Fuggers Haus, aber durchaus auf eine nicht auffallende Weiſe. Er ſtand nur im Hintergrunde und war ſcheinbar unthätig, deſto tiefer ging ſeine ſtille und den Augen der Welt verborgene Wirkſamkeit. Die genannten Prediger hatten als kühne Helden auf der Bühne gewirkt. Strauß, Ulrichs innigſter Freund, ſprach mit hoher Freimüthigkeit über die Laſter und Erpreſſungen der Fürſten und Großen weltlichen und geiſtlichen Standes und legte ſcharfſinnig ihre Pflichten vor den Augen des Volkes dar. Er zeigte in gewaltiger Rede, wie nach Gottes ewiger Weisheit ein jegliches Reich durch die Selbſtſüchtigen und Eigennützigen zu Grunde gehen müſſe; er behauptete, ein Chriſt ſei nicht an die heidniſchen Rechte der Juriſten gebunden, und von einem Darlehen Zinſen zu nehmen ſei dem chriſtlichen Glauben entgegen. Er war alſo weit über den Standpunkt Luthers hinausgegangen und ſtand ſchon auf dem Thomas Münzers, als er aus Tyrol flüchten mußte.

So waren die Dinge in Tyrol beſchaffen, als die Großen des Landes, die ſogenannten Volksvertreter in Innſpruck zur Erbhuldigung zuſammen kamen. Der Erzbiſchof von Salzburg zog mit einem Prunk ein, als ſei er der König, dem gehuldigt werden ſollte. Die Einfachheit des Papſtes Adrian, die den Römern ein Gräuel war, hätte gegen den orientaliſchen Prunk des hoffärtigen Kardinals ſeltſam abſtechen müſſen. Er fand bereits ſeine guten Freunde, die Biſchöfe von Brixen und Trient am Hoflager des Erzherzogs. An demſelben Tage langte auch der alte Jakob Fugger von ſeinem Schloſſe Fuggerau an, mit ihm ſein Neffe Raimund, der als einer der Erben ſeiner reichen Beſitzungen in Tyrol dem jungen Fürſten ebenfalls huldigen ſollte. In ihrer Geſellſchaft befand ſich auch Martin, und es konnte Keinem entgehen, daß ſie den jungen Menſchen wie einen der Ihrigen behandelten. Jakob Fugger war in der letzten Zeit ſehr gealtert; die immer weiter um ſich greifende, ſich immer drohender geſtaltende Bewegung im kirchlichen und ſtaatlichen Leben nagte an ſeiner Kraft. Er ſah keine Verjüngung der Welt in dieſer Bewegung, ſondern ihr größtes Unglück; er zitterte vor einem Umſturz aller Dinge und einem allgemeinen

Verderben, und fürchtete, daß dies ihn und ſein Haus am Erſten treffen möchte. Und dieſes Haus war nicht ohne Schuld. Durch die fugger'ſchen Handelsſpekulationen waren in Tyrol die Preiſe aller fremdländiſchen Waaren ungemein empor getrieben. Es war dies eine ſogenannte glückliche Speculation Anton Fuggers, durch Verkäufer oder Commiſſionäre, die im ganzen Lande vertheilt waren, und bedeutenden Credit und einen großen Antheil am Gewinn erhielten, hervorgebracht und einen ungeheuern Gewinn abwerfend, der aus den Taſchen des Volks in die fugger'ſche Kaſſe wanderte. Durch Vergünſtigungen des Erzherzogs war dieſer Handel gleichſam monopoliſirt, aber die Erbitterung des Volks gegen Jakob Fuggers Haus ſtieg mit jedem Tage; der wucheriſche Handel war mit ein Hauptgrund der allgemeinen großen Unzufriedenheit. Vergebens hatte Ulrich Fugger dagegen geeifert; er wurde von dem alten grämlichen Jakob mit ſtörriſcher Unduldſamkeit, von dem jungen, kalten, ſtolzen Anton mit wortkargem Hohn zurückgewieſen. Seine Liebe für das Volk und deſſen Freiheit wurde ihm von ſeinen nächſten Verwandten zum Verbrechen angerechnet. Jakob, griesgrämlich, krittlich und, ohne es zu wollen und zu wiſſen, von einem unſeligen Unfehlbarkeitsglauben beſeſſen, der aus ſeiner Bildung, aus ſeinem Leben und aus ſeiner Stellung leicht erklärlich war, ließ ſich mit dem Feuerkopf Ulrich gar nicht ein. Er duldete ihn wohl, aber nie fand ein Austauſch ihrer Gedanken über die Zeitverhältniſſe zwiſchen ihnen ſtatt. Auch hatte er ſich ſtreng verbeten ihm über Ulrichs Thun und Treiben etwas zu hinterbringen; er wollte ſich nicht mehr über ihn ärgern, ſein Alter ſich nicht von den „Tollheiten dieſes Menſchen“ verbittern laſſen. Mit Anton und Raimund kam Ulrich in wenig Berührrung, und wenn es geſchah, ſo zankte er ſich mit dem Erſtern. Mit dem Letztern war nicht zu ſtreiten; er lachte den eifrigen Ulrich aus, daß ſich dieſer, ein ſo reicher Mann, um das alberne nichtsnutzige Volk in ſo thörichte Händel ſtecke. Er ſelbſt ließ ſich durch nichts in ſeinem behaglichen üppigen Lebensgenuß ſtören und fürchtete ſich nicht im Mindeſten vor der drohenden Zeitbewegung. Aber eine befreundete Seele hatte Ulrich doch im Hauſe ſeines Ohms, die Baſe Sibylle. Sie hatte nie viel von den großen Herren gehalten, aber das unverſchämte und brutale Treiben derſelben in der letzten Zeit hatte ſie ihr vollends zuwider gemacht, und unter vier Augen gab ſie Ulrich, dem ſie ſtets wohl gewollt, recht; ihr Bemühen ging nur dahin, einem neuen Bruch zwiſchen ihm und ihrem Jakob vorzubeugen.

Auch Ulrich und Hieronymus waren von Schwaz nach Inſpruck heraufgekommen zu dem glänzenden Feſte. Ebenſo war Max von Bübenhoven, vor Kurzem erſt aus Spanien zurückgekehrt, mit ſeiner Ehewirthin da. Er war noch immer der alten dicken Sibylle Liebling und bildete mit ihr und ſeiner Sibylle die vermittelnde Partei im Hauſe. Im Getriebe der wildaufgährenden politiſchen und religiöſen Leidenſchaften der Parteien verlor der ruhige poetiſche

Schwärmer mit der ſanftſchwermüthigen Gemuthsart alle Bedeutung. Der Schwachling war kein Mann für dieſe Zeit, und er nahm in keiner Weiſe Theil an der Bewegung. Ueberdies hatte ſein Aufenthalt in dem ungewohnten Klima des Südens ſeiner Geſundheit geſchadet; er kränkelte.

Jakob Fugger machte bald nach ſeiner Ankunft ſeinem Landsmanne und Jugendfreund, dem Erzbiſchof von Salzburg, einen Beſuch in deſſen Herberge. Sie hatten eine lange Unterredung zuſammen; denn der gewaltthätige geiſtliche Fürſt bedurfte zur Ausführung ſeiner Unternehmungen, zum Feldzug gegen den Zeitgeiſt, der in den Salzburgern lebendig geworden war, Geld, viel Geld, und Jakob Fugger zeigte ſich gar nicht abgeneigt, ihm daſſelbe zu dieſem löblichen Zwecke gegen ſichere Verſchreibung und gute Zinſen vorzuſtrecken. Das Anlehen wurde abgeſchloſſen, und Matthäus Lang zeigte ſich darüber ſehr vergnügt und meinte nun ſchon geſiegt zu haben.

Am Abend deſſelben Tags hatte Jakob eine geheime Audienz bei dem Erzherzog. Martin wurde aufgefordert! ihn in das Schloß zu begleiten. Auf dem Wege ſagte der Alte kurz zu dem jungen Menſchen: „Ich habe Euere Sache Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht empfohlen und hat er den Wunſch geäußert, Euch heute ſchon zu ſehen. Wahrſcheinlich wird er Euch das gnädige Verſprechen geben, durch ſeinen Einfluß Euern Wunſch zu erfüllen und Euere Herkunft zu ermitteln. Benehmt Euch beſcheiden und klug. Ihr ſeid mit dem Erzherzog in einem Alter und könnt leicht einen gnädigen Gönner an ihm gewinnen, wenn Ihr's geſchickt anfangt."

Die Erinnerung, ſich klug zu benehmen, war bei einem Kopfe wie Martin ſehr überflüſſig. Seiner Aufmerkſamkeit entging nichts, und er war entſchloſſen, wo möglich Alles zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Ueber dieſe auffallende Vorſtellung ſeiner Perſon beim Erzherzog hatte er ſeine eigenen Gedanken; aber er war nicht gewohnt, dieſe gegen irgend Jemanden laut werden zu laſſen.

Nach der Anmeldung beim Erzherzog wurde Fugger allein in das Zimmer deſſelben gerufen, Martin blieb mit ſeinen Gedanken im Vorzimmer zurück. Der Alte war etwas überraſcht, die Erzherzogin ebenfalls zu finden. Anna war mit ihrem Gemahl faſt in gleichem Alter; beide ſtanden im einundzwanzigſten Lebensjahre. Schon ſeit zwei Jahren war das fürſtliche Paar ehelich verbunden, und einen großen Theil des erſten Jahrs hatte es zum Beſuch bei der Tante Gretchen in den Niederlanden zugebracht. Die Erzherzogin hatte nicht nur die leichte zierliche Geſtalt ihrer Mutter, der zarten liebenswürdigen Anna von Foix, der holden Sylphide des franzöſiſchen Hofes, ſie hatte auch viel von dem beweglichen franzöſiſchen Geiſte derſelben und bildete einen auffallenden Gegenſatz zu der ſpaniſch ernſten, ſchier ſteifen Grandezza ihres Gemahls, die ihm anerzogen und aufgezwungen worden und ſeiner Jugend ſo wenig angemeſſen war.

Mit ſüßer Anmuth und Leichtigkeit begrüßte ſie den alten Herrn. „Ich leſe einiges Erſtaunen in Euern Zügen, Herr Fugger, mich hier zu ſehen, wo Ihr den Erzherzog allein zu finden erwartet, um mit ihm über ein Geheimniß zu ſprechen, und Ihr meint ſicherlich, es ſei gefährlich, Frauen Geheimniſſe mitzutheilen. Ihr ſteht freilich im Geruch, niemals ein großer Weiberfreund geweſen zu ſein, und doch habt Ihr meiner Mutter die edelſte Freundſchaft erwieſen. Ich weiß es — ich weiß es genau von der Tante Margaretha; ſie hat mir Alles erzählt, und ich habe Thränen der Rührung und Freude über Euere Großherzigkeit vergoſſen und liebe Euch dafür wie eine Tochter. Und auch der Tante ſeid Ihr ſtets ein warmer Freund geweſen: ſie weiß es zu rühmen. O wie viel hat ſie mir von Euch geplaudert! Doch das hab ich Euch ſchon ſchon früher geſagt. Heute wollte ich nur damit beweiſen, daß es mit Euerer Weiberfeindſchaft nicht ſo ſchlimm iſt, als die Leute ſagen, und daß ich deshalb wohl hoffen darf, Ihr zürnt mir nicht, daß ich mich in das Geheimniß gedrängt. Ich kannte ja die Geſchichte früher ſchon, und Tante Gretchen hat ſie mir ganz ausführlich erzählt. Deshalb hat mir mein lieber Ferdinand Euern Brief vorgeſtern mitgetheilt. Ich freute mich, daß der ſo lang vermißte Jüngling ſich ſo unverhofft bei Euch eingeſtellt hat, aber ich bin nun auch neugierig ihn zu ſehen; denn er iſt doch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſehr intereſſante und wichtige Perſon.“

„Und ſo habe ich ihr nicht abſchlagen können, gegengroßer Liebe an mir hängt, hat ſchon eine Summe, die ſie von ihrem Vater erhalten, hergeſchoßen, aber Alles verſchlingt ſogleich das ſtandesgemäße Leben, deſſen Flicklappen kaum mehr unſre Blöße bedecken. Der gräßliche Mangel rückt uns, wie ein furchtbares Geſpenſt, täglich näher, und die Angſt bringt mich faſt um. Ich wollte mich ja gern als Geſellſchafterin in einem vornehmen adeligen Hauſe engagiren laſſen, und könnte auf dieſe Weiſe meine unglücklichen Eltern vor dem Mangel ſchützen, aber nur ein Wort, das ſolch einen Gedanken verräth, zieht mir die härteſten Mißhandlungen der Mutter zu. Solch altes reines Adelsblut, wie das unſrige, kann unmöglich zu dieſer Schmach herabgewürdigt werden; eher müßte der Himmel herunterfallen, als Fräulein Edelgunde von Birkenſtein in ſolch ein untergeordnetes Verhältniß kommen. Nein, lieber muthet mir Mama ganz andre anſtändigere Dinge zu, und will mich mit Schlägen und Schimpfreden zwingen, ihren unmütterlichen, entehrenden Befehlen zu gehorchen. Ich ſoll mit meiner Geſtalt, mit meiner allzu großen Klugheit, wie ſie ſich ausdrückt, einen reichen, rein adeligen Mann fangen; ich ſoll geradezu darauf ausgehen, einen ſolchen zu erwerben, ich ſoll Schlingen aufſtellen, wärtig zu ſein, wenn Ihr mir den Martin vorſtellt,“ ſetzte der Erzherzog hinzu. „Ihr könnt alſo ohne Zwang von ihm ſprechen. Höchſtens wird Ihre Hoheit der Tante Statthalterin von ihm ſchreiben; denn gegen Jemand anders davon zu plaudern, würde ihr leicht den Zorn des Kaiſers zuwege bringen.“

„Ich habe nur die Befehle Euerer Durchlaucht hinſichtlich des jungen Mannes entgegen zu nehmen,“ verſetzte Fugger mit Ehrerbietung, „und ich erlaube mir anzufragen: ob Ihr ſchon über ſeine Zukunft etwas beſtimmt habt?“

„Ich kann nichts beſchließen und thun, ohne vorher des Kaiſers Willen darüber zu vernehmen. Welches waren denn die Abſichten unſeres kaiſerlichen Großvaters mit ihm?“

„Seine hochſelige Majeſtät hat ſich darüber nie klar und bündig gegen mich ausgelaſſen. So viel ich aus des Kaiſers Aeußerungen darüber entnehmen konnte, wollte er ſich erſt überzeugen, wie des Knaben Charakter und Gemüthsart beſchaffen ſeien. Er ſollte eine einfache aber gute Erziehung erhalten. Die weitere Beſtimmung über ſein Schickſal ſollte von ſeiner Aufführung abhängig ſein. Näheres wurde mir nicht mitgetheilt.“

„So laſſen wir es bei dieſer verſtändigen Verfügung, wenn der Kaiſer nicht anders befiehlt. Wenigſtens muß es ſo bleiben, bis ſein Befehl darüber eingeht. Behaltet ihn in Euerm Hauſe, laßt die Mängel ſeines Unterrichts, dem er ſich durch ſeine kindiſche Flucht entzogen, nach

Kräften ausfüllen und beſchäftigt ihn in Euerem Hauſe. Dabei laßt ihn ſcharf beobachten, um über ſeinen Charakter ins Reine zu kommen. Das Uebrige wird ſich dann nach des Kaiſers Willen aus dem Reſultat dieſer Beobachtungen ergeben.“

„Euerer Durchlaucht Befehl wird pünktlich befolgt werden.“

„Den Kaiſer müſſen wir aber ſobald als möglich von der Ankunft Martins in Kenntniß ſetzen.“

„Hierzu bietet ſich jetzt die beſte Gelegenheit. Ihr wißt, daß mein Anton, als erwählter Geſandter der Stadt Augsburg zu Anfang dieſes Sommers mit den Geſandten der übrigen Städte nach Spanien gegangen iſt, um bei Sr. Majeſtät unterthänige Vorſtellung gegen den von den Ständen wider den Willen der Städte beſchloſſenen neuen Reichszoll, wodurch die Städte gar ſehr beeinträchtigt werden, zu machen. Der Kaiſer hat zwar im Voraus ſchon ſeine Zuſtimmung gegeben, aber die Städte hofften durch gründliche Vorſtellung der Gefahr, in welche ſie durch ſolche Neuerung gerathen, die Sache zu ihrem Vortheil zu wenden. Vorzüglich würde der Handel durch ſolchen Zoll gar ſchwer leiden. Nun iſt vor einigen Tagen die betrübende Nachricht bei uns eingegangen, daß Anton Fugger von den Beſchwerden der langen Reiſe und vorzüglich von der großen Hitze dieſes Sommers am 6. Auguſt mit der Geſandtſchaft ſchwer erkrankt in Valladolid angekommen iſt. Auch mehrere andere Mitglieder der Geſandtſchaft ſind erkrankt. Da wir nun nicht wiſſen können, wie die Krankheit meines Neffen im fernen Lande verläuft, und ob er im Stande ſein wird, bald Se. Majeſtät die Aufwartung zu machen und die Geſchäfte zu beſorgen; es für das Fuggerſche Haus aber von großer Wichtigkeit iſt, daß eins ſeiner Glieder dabei thätig ſei, wir auch wünſchen müſſen, daß die brüderliche Liebe den Kranken pflege, wie es ſein eigner Wunſch zu ſein ſcheint, ſo hat ſich mein Neffe Raimund entſchloſſen, in einigen Tagen nach Spanien abzureiſen. Ich bitte daher Ew. Durchlaucht, ihm Eure Aufträge mitzugeben.“

„Das iſt der beſte Bote für uns. Ich werde dem Kaiſer ſchreiben. Thut Ihr es ebenfalls. — Nun wollen wir den Burſchen hereinkommen laſſen.“

Martin verbeugte ſich bei ſeinem Eintritt in das Gemach ohne Scheu und Aengſtlichkeit und mit einem Anſtand, den man hätte fein nennen können. Die Augen des fürſtlichen Paars ruhten mit neugieriger Spannung auf ihm, doch als der Erzherzog die Flecken in ſeinem Geſicht gewahrte, flog ein Ausdruck von Widerwillen über ſeine Züge. Die Erzherzogin aber lächelte ihn freundlich an.

„Herr Jakob Fugger hat mich mit Euern Wünſchen bekannt gemacht,“ nahm der Fürſt das Wort, „und ich bin gern bereit, zur Erfüllung derſelben das Meinige zu thun.“

„Ich werde Eurer Durchlaucht ſehr dankbar ſein.“

verſetzte Martin mit Freimuth. „Muß ich es doch ſchon als ein günſtiges Geſchick preiſen, das mir ſo hohe Gönnerſchaft verſchafft hat. In dem Hauſe eines Bauers ſuchte ich die Spuren meiner Herkunft, und wie durch ein Wunder bin ich von ihnen in das Fürſtenhaus geführt worden.“

Die letztern Worte ſchienen nicht ohne tiefere Bedeutung geſprochen zu ſein. Fugger machte eine mißbilligende Bewegung mit der Hand, und der Erzherzog ſtarrte mit dem Ausdruck des Unwillens dem Sprecher ins Geſicht und fuhr mit der Frage heraus: „Habt Ihr denn ſchon Spuren Eurer Abſtammung entdeckt?“

„Der Bauer, in deſſen Hauſe ich geboren bin, behauptet, meine bald nach meiner Geburt verſtorbene Mutter nicht gekannt zu haben. Weiter vermag ich nichts von ihm herauszubringen.“

„So wird wohl auch nicht mehr zu erfahren ſein,“ ſagte der Erzherzog wieder beruhigt.

„Wo habt Ihr Euch ſeit Eurer Flucht herumgetrieben?“ fragte die Fürſtin neugierig.

„Wir wollen Euch die Erzählung Eurer Schickſale erſparen,“ fiel ihr Gemahl ſogleich mit einem ſtrafenden Blick auf ſie ein. „Herr Fugger wird für Euer ferneres Fortkommen Sorge tragen.“ Mit dieſen Worten reichte er der Erzherzogin den Arm und verließ, ſich gegen Fugger verneigend, das Zimmer. Beim Hinausgehen ſagte er halblaut zu ihr: „Dieſer Menſch iſt mir äußerſt zuwider.“ Martins feines ſtets lauerndes Ohr erhaſchte die Worte, doch in ſeinen Zügen ging nicht die mindeſte Bewegung vor. Solch eine Meiſterſchaft in der Selbſtbeherrſchung hatte dieſer junge Mann bereits erlangt. Mit beſtechender Geſchmeidigkeit und unbefangenem Plaudern begleitete er den alten Herrn, ergoß ſich in Dankſagungen und erreichte ſeinen Zweck, den einflußreichen Mann immer mehr für ſich zu gewinnen. Jakob Fugger urtheilte in ſeinem Familienkreiſe auf ganz andre Weiſe über Martin als der Erzherzog; er fand einen äußerſt liebenswürdigen Jüngling in ihm; aber Frau Sibylle ſtimmte nicht bei. Ihr gefiel das feine, berechnete, gemachte Weſen, die geſchmeidige ſchleichende Freundlichkeit des fremden Menſchen nicht. Mit ihr ſtimmte Ulrich Fugger überein. Dagegen war Hieronymus für ihn und zeigte ihm eine Neigung, die in Freundſchaft überzugehen ſchien, und dies geſchah aus zwei Gründen. Zuerſt hatte Martin ſein früheres Zuſammentreffen mit Hieronymus in der Nacht bei der Prädikantenpredigt mit keinem Worte verrathen und dadurch dem ſchwärmeriſchen Jüngling eine große Verlegenheit erſpart, wofür er ſich ihm dankbar verpflichtet fühlte. Dann hatte Hieronymus als ein ſchwankender unſelbſtändiger Charakter das Bedürfniß, ſich an einen ſtarken und feſten Charakter anzulehnen und dieſen zum Vertrauten ſeiner Liebesſehnſucht zu machen. In der That zehrte ſich der junge Fugger faſt auf in ſtummer Liebesqual, ſeit er von Sickingens Schloß zurückgekehrt war, und der Gedanke, welchen tiefen Kummer der ſchönen Johanna der Tod ihres Vaters bereiten möchte, quälte ihn ſelbſt unaufhörlich. Das Bedurfniß, einen Freund zu beſitzen, dem er ſich mittheilen könnte, wuchs von Tag zu Tag in ihm, ſo wortkarg und verſchloſſen er auch ſonſt war, und da kam ihm Martin ſehr gelegen, deſſen Verſchwiegenheit und kluges geſchmeidiges Benehmen ihn ſchnell gewann und ihm das Herz öffnete. Martin, nichts unbeachtet und unbenutzt laſſend, was ſich ihm darbot, nahm die dargebotene Hand gern an und hatte ſchone und troſtreiche Worte genug für den liebeſchmachtenden Hieronymus. Seine ſchlaue Vorſicht war aber weit entfernt, das dargebotene Vertrauen in gleichem Maße zu erwidern. Nur ſo weit er es für gut hielt, machte er dem neuen Freunde Mittheilungen, und nur ſolche, durch die er ſeinem Ziele näher zu kommen hoffte. Seiner ſchlauen Beobachtungsgabe war nämlich bald jeder Zweifel entſchwunden, daß ſowohl der alte Fugger als auch der Erzherzog und deſſen Gemahlin über ſeine Geburt und ſeine Eltern ganz genau unterrichtet ſein müßten, und daß ſie abſichtlich ihm jede Aufklärung darüber vorenthielten. Eben ſo klar wurde ihm, daß er von vornehmer Herkunft ſein müſſe, und Jakob Fugger bei ſeiner früheſten Erziehung auf dem Haſenhofe betheiligt geweſen ſei. Dies ſchloß er nicht nur aus der Aufnahme, die er, ein blutfremder namenloſer Mann, bei ſeiner Ankunft in Tyrol ſowohl beim alten Haſenhänslein und deſſen Tochter, als auch im Schloſſe Fuggerau ſelbſt gefunden, und die Vorſtellung bei dem erzherzoglichen Paare beſtärkte ihn in dieſer Annahme; ſondern auch aus dem Benehmen des Junkers von Bübenhoven gegen ihn. Er hatte den Junker auf den erſten Blick wieder erkannt; der Junker hingegen zwang ſich augenſcheinlich, fremd gegen ihn zu thun, was ihm jedoch nicht ganz gelang. Nun ſtellte ſich Martin, als habe auch er den Junker früher nie geſehen, und überließ die Löſung der Räthſel, die ihn umgaben, der Zukunft. Er hoffte auf eine glückliche Stunde, die er dann wohl zu benutzen gedachte, und beſchränkte ſich vor der Hand darauf, Alles ſcharf zu beobachten.

Neuntes Kapitel.

Der Erzherzog hatte am folgenden Tage den engen Kreis ſeiner vertrauteſten Diener und Freunde an ſeine Tafel gezogen. Die nennenswertheſten der Gäſte waren der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Brixen und Trient, Jakob Fugger, der Schatzmeiſter Salamanka und der Geheimerath Fabri.

Die Nachricht von Ulrich von Huttens Tod war Tags zuvor nach Innſpruck gekommen, und dieſes Ereigniß gab ſogleich den erſten Stoff zur Unterhaltung ab.

„Der Herr hat zur rechten Zeit dieſen tollen Menſchen von hinnen genommen,“ ſagte Matthäus Lang mit heuchleriſcher Salbung, „wenn ihn nicht, wie ich fürchte, einer der gefallenen Engel in das Fegefeuer geführt. Denn in der That, er war voller ſtinkende Laſter und Bosheit, ein Menſch, der nur Wohlgefallen hatte an Randal und Scandal und mit frecher Hand alles Heilige und Ehrwürdige mit Koth bewarf, der ſo reichlich in ihm aufgehäuft war, daß ich oft der Meinung geweſen bin, die Seele dieſes

Menſchen ſei ein ſchwarzer Pfuhl und Unflath. Deshalb machte er auch bei allen Kothſeelen Glück, weil Gleiches ſich mit Gleichem zuſammenthut. Hätte er länger gelebt, er würde noch viel Unheil angerichtet haben; er wurde immer biſſiger, und jeden Tag ſchien ein neuer böſer Dämon ſich ſeiner Seele zu bemächtigen.“

„Ihr vergeßt, daß der hochſelige Kaiſer ihm ſelbſt gewogen war,“ bemerkte Fugger lachend, den das maßloſe Schimpfen ſeines Landsmanns verdroß.

„Auch meine Gunſt hat er beſeſſen, wie die Eure, Freund Jakob,“ verſetzte der Erzbiſchof. „Aber damals war er noch nicht in die Stricke des Satans gefallen, oder wußte uns durch gleißneriſche Verſtellung zu täuſchen. Er war um ſo gefährlicher, weil er mit ritterlichem Muthe große geiſtige Gaben vereinigte. Nie hat ein deutſcher Edelmann die Feder beſſer zu führen vermocht, aber leider that er es nicht zu Nutz und Frommen Gottes und der heiligen Kirche, ſondern zu ihrem Schaden. Dies Frühjahr hat der Tod die Kirche von zwei ihrer ſchlimmſten Feinde in deutſchen Landen befreit, von Sickingen und Hutten. Der gerechte Gott hat die Feinde ſeines Namens auch diesmal wieder vertilgt vor ſeinem Angeſicht und ihre Gebeine zerſchmettert. St. Paulus ſchreibt an die Korinther: „So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben. Und ſo wird es geſchehen allen Abtrünnigen und Ketzern in Sachſen und in der Schweiz und wo ſie ſonſt ihre Teufelslehre ausposaunen.“

„Es muß aber bald geſchehen,“ meinte Fabri fein lächelnd, „ſollen ſie uns nicht über den Kopf wachſen. Die ganze Schweiz iſt in Aufregung über die Zuſammenkunft der Theologen in Zürich, wozu der Stand ſelbſt eingeladen, um Zwinglis Lehren zu prüfen. Es ſoll ein wahres Heer dort beiſammen ſein, natürlich lauter Feinde des Papſts und der Kirche.“

„Und im Allgäu ziehen die verruchten Prädikanten und Wiedertäufer umher, predizen, taufen und hetzen das Volk gegen weltliches und geiſtliches Regiment auf,“ fügte Fugger mit Bekümmerniß hinzu. „Der junge Mann, den Ihr geſtern geſehen, Durchlaucht, hat auf der Herreiſe einer ſolchen Predigt und Taufe beigewohnt und mir ausführlich erzählt, wie es dabei zugegangen. Die Frechheit und der Gräuel dieſer Menſchen ſind nicht mit Worten zu beſchreiben. Und alles Volk fällt ihnen zu, von den Netzen des Böſen umſtrickt. Was ſoll das geben, wenn der Herr nicht bald ſteuert! In meinen alten Tagen blicke ich mit ſolcher Bekümmerniß in die Zukunft, wie ich noch niemals gethan.“

„Vertraut auf Gott und die Heiligen!“ ſagte der Kanzler, der feiſte Biſchof von Brixen. „Mit Langmuth ſieht er eine geraume Zeit ſolchem heidniſchen Unfuge zu, dann aber ſchlägt er plötzlich mit der Fauſt drein, daß die Gottloſen zergehen, wie Alpenſchnee vor dem Sonnenſtrahl.“

„Fürwahr die Hölle iſt los!“ rief der Schatzmeiſter ſoll Maſchinen anlegen, um einen nach ihrem Wunſche herbei zu ziehen, d. h. einen, der mich förmlich kauft und zwar für eine hohe Summe, die da hinreicht, ihre Schulden zu bezahlen und ihnen dann noch bis an ihr ſeliges Ende das ſtandesmäßige Leben mit aller Bequemlichkeit ſichert. Und weil ich mich dieſer Anmuthung nicht fügen will, iſt mein Leben eine wahre Hölle.»

«Ach, du armes unglückliches Kind,» rief der Landkommiſſär ſelbſt ſchluchzend und ſchloß die heftig weinende Edelgunde in die Arme. «O Gott, wär' ich doch reich, ich wollte dir alles geben. Du würdeſt nächſte Woche meine Frau, und Alles ginge gut.»

«Und wenn du Kröſus Güter beſäßeſt, meine Eltern würden mich eher todtſchlagen, als mich dir zur Frau geben. Du kennſt ſie ſchlecht, wenn du nur die kleinſte Hoffnung hegen kannſt, ſie würden jemals ihre Einwilligung zu unſrer Verbindung geben. Die Schande, einen bürgerlichen Schwiegerſohn zu haben, überlebten ſie nicht. Sie halten mit derſelben Strenge auf die Reinheit ihrer Kaſte, wie die Hindus, und ſehen euch Bürgerliche für eine Art Parias an.»

«Das iſt ſchlimm, recht ſchlimm!» verſetzte

Salamanka. „Iſt doch das ſchweizeriſche und ſächſiſche Gift ſchon lang in dieſe Berge gedrungen und greift von Tag zu Tag weiter um ſich. Das Volk wird ſo trotzig, daß es Einem ins Geſicht lacht und höhnt. Eure erzbiſchöfliche Gnaden kann aus Salzburg auch ein Lied davon ſingen. In Schwaz und Hall wurden ſchon vor zwei Jahren die ärgſten Läſterungen gegen Kirche und Obrigkeit gepredigt.“

„Vergebens hab' ich damals gelinde Maßregeln dagegen ergriffen,“ meinte der Kanzler. „Den ketzeriſchen Regius in Hall begleitete jedesmal eine bewaffnete Schaar in die Kirche und zurück, wenn er predigte, und das Volk erdrückte ſich faſt im entweihten Gotteshaus. Ein Angriff auf die Perſon des Ketzers von der obrigkeitlichen Macht wäre zurückgeworfen worden und das Zeichen zum Aufruhr geweſen.“

„Was ſagt Ew. Gnaden erſt dazu,“ meinte der Schatzmeiſter ſpöttiſch; „in Schwaz iſt in voriger Woche ein Barfüßermönch aus dem Kloſter in Hall in die Ulrich Fuggerſchen Bergwerke als Knapp eingetreten, um nicht länger auf der faulen Lügenhaut zu liegen und ſein Brod mit Sünden zu eſſen; er will es nach dem Gebot der heiligen Schrift im Schweiß ſeines Angeſichts verdienen. Geſchehen nicht Zeichen und Wunder? Ja in den genannten Bergwerken iſt die Schule des lutheriſchen Gräuls. Da iſt das Horniſſenneſt, das ſeine ſtachliche Brut über die ganze Grafſchaft ausfliegen läßt. Wenn nicht bald hineingeſtört wird, ſo werden ſie die Herrn des Landes zu todt ſtechen. Den guten Willen haben ſie dazu; werden ſie ſich erſt ihrer Kraft bewußt und thuen ſich alle zuſammen, ſo dürfte ihnen ſchwerlich zu widerſtehen ſein. Werden ſie doch, wie man ſagt, von Euerm eignen Neffen, Herr Fugger, gehegt und gepflegt."

„Es thut mir ſelber leid, daß Ulrich unſerm Namen Schande macht!" antwortete Jakob ſeufzend. „Mir wäre wohl, wenn ich bald zu meinen Vätern ginge; denn was ſoll ich noch erleben?"

„Hochfürſtliche Durchlaucht," nahm der alte Erzbiſchof wieder mit Emphaſe das Wort, „es iſt ein Unglück für das deutſche Reich, daß ſein Kaiſer in Spanien reſidirt; denn das Reichsregiment neigt — Gott ſeis geklagt! — ſelbſt zur lutheriſchen Ketzerei. Da wir nun weder vom Kaiſer, noch vom Regiment gegen die ketzeriſche und rebelliſche Wühlerei, welche hier und überall auftaucht wie böſe Geſchwüre an einem Ausſätzigen und um ſich greift, wie der Krebs, Hülfe und Beiſtand zu erwarten haben, ſo müſſen wir uns ſelbſt helfen und einmüthiglich beiſammen ſtehen, geiſtliche und weltliche Fürſten, Adel und Kleriſei, um mit Waffengewalt dem drohenden Aufruhr zuvorzukommen und das böſe Feuer in der Geburt erſticken. Denn laſſen wir es aufkommen, könnte es uns leicht verſchlingen. Ich bin an Euern Hof gekommen, um mit Eurer und meiner andern mächtigen Freunde Hülfe ein Heer tüchtiger Landsknechte in Tyrol und Oberſchwaben zu werben, ſintemal jetzt der Krieg mit den Franzoſen ruht und es in dieſer theuern Zeit der hungernden Kriegsgeſellen genug gibt, die mir für guten Sold die Büberei im Erzſtift unterdrücken helfen und das freche Volk zu Paaren treiben."

„Dies iſt auch meine Anſicht von der Sache," ſagte der Erzherzog. „Man muß den Frevlern die eiſerne Ruthe zeigen, und falls ſie wider den Stachel zu lecken verſuchen, mit der Züchtigung nicht anſtehen. Die Rädelsführer muß man beim Kopf nehmen und ſie dem Stockmeiſter überantworten. Ich habe es in Spanien erlebt, daß das gemeine Volk der Regierung und dem Adel über den Kopf wuchs, weil ihm von vorn herein nicht mit Nachdruck begegnet worden war. Jede Schwäche und Nachſicht von oben führt zu Frechheit und Empörung von unten. Sobald der Adel in Spanien feſt zuſammenhielt, war die Kraft des gemeinen Volks ſchnell gebrochen. Ebenſo war's in Ungarn. Davon weiß die Erzherzogin zu erzählen. Und iſt die Frechheit in Tyrol und Oeſtreich nicht ſchon groß genug? Haben ſie nicht vor vier Monden meinen Hauptmann Georg Püchler von Meidegg zu Perſen meuchlings erſchlagen? Haben die im Eiſakthale mir nicht die Huldigung geradezu verweigert? Haben ſie nicht vor drei Jahren ſchon die biſchöfliche Reſidenz in Brixen überfallen und die Häuſer der Geiſtlichen geplündert, eine wilde Schaar von ſchier tauſend Köpfen? Kein Menſch, der wie ein Adliger ausſieht, iſt mehr ſeines Lebens ſicher, und alle Commiſſarien meiner Regierung, die zur Ruhe und Ordnung mahnen, werden mit dem Tode bedroht. Der ganze

Süden Tyrols iſt in wilder Gährung. Der Sache muß ein Ende gemacht werden, ich bin es meiner fürſtlichen Ehre ſchuldig, ich bin es dem Kaiſer und dem ganzen Erzhauſe, ja ich bin es allen deutſchen Fürſten ſchuldig."

„Das Tyroler Volk iſt von ſeinen frühern Fürſten verwöhnt," bemerkte Salamanka mit höhniſchem Grinſen. „Sie ſind verzogene und deshalb freche Kinder ihrer nachſichtigen Väter. Kein Land unter öſtreichiſcher Herrſchaft hat mehr Freiheiten als Tyrol; einen mächtigen Adel, wie in den übrigen Provinzen, gibt es hier gar nicht. Und doch nichts als Unzufriedenheit und unbeſcheidene Forderungen! Da ſieht man es klar: gewährt ein Fürſt dem Volke gnädig und mild den Finger, gleich will es den Arm; gibt er auch dieſen, ſo fordert es den ganzen Mann. Nur eiſerne Strenge kann größerem Unfug vorbeugen."

„Die lutheriſche und ſchweizeriſche Ketzerei muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden," war der gute Rath des Biſchofs von Trient. „Iſt ſie beſeitigt, gibt ſich alles Andre von ſelbſt. Die ketzeriſchen Prediger müſſen gehängt, geköpft, geviertheilt werden; denn ſie blaſen das Feuer an, ſie tragen immer neuen Zündſtoff zu. Werden ſie nicht vertilgt, kommen immer ſchlimmere. In Sachſen predigt ſchon ein falſcher Prieſter, Namens Thomas Münzer, viel ärgere Dinge als Luther ſelbſt und eifert gegen dieſen und ſchilt ihn einen Fürſtenknecht und ein faules Fleiſch. Die tollen Wiedertäufer überbieten die Lutheriſchen weit. So bekämpft die Hölle ſich ſelbſt, aber zuletzt ſiegt des Teufels Großmutter und verſchlingt Alles. Predigte doch in Schwaz ſchon der Doktor Strauß gleichwie in Würtemberg der Doktor Mantel, das alte Jubeljahr der Juden müſſe wieder eingeführt werden; alle Einrichtungen unſres Lebens ſeien umzuſtürzen und eine andre Ordnung einzuführen. Dafür mußte er das Land meiden und predigt jetzt in Erfurt. Alſo die Axt an die Wurzel des Giftbaums gelegt, bevor ſeine Blüthen zu Früchten werden und Land und Leute vergiften!" —

So karteten die Herren an der ſchwelgeriſchen Tafel zuſammen. Jakob Fugger ſchüttelte wohl zuweilen vor ſich den Kopf bedenklich über die Entſchlüſſe der hohen Häupter; aber er wußte ja auch kein beſſeres Mittel, dem ihm ſelbſt ſo gefährlich dünkenden Zeitgeiſt zu begegnen, und deshalb ſchwieg er. Aber er war voll Kummer und Herzeleid über die böſen Weltläufe im lieben Vaterland. Sein edles Herz blutete, daß er in ſeinem Alter noch ſolche Dinge erleben mußte.

Inzwiſchen war es von den Worten bis zur That bei den edlen Herren ein weiter Weg. Sie kamen wie alle feigen und in Genüſſen erſchlafften Despoten nur zu halben Maßregeln, welche das Feuer, das ſie verlöſchen wollten, nur noch wilder anfachten.

Ein andrer Gegenſtand kam zur Beſprechung der ſchmauſenden Herren.

„Was hat Ew. Durchlaucht für Nachrichten aus Spanien?" fragte den Erzbiſchof von Salzburg den Erzherzog.

„Der Kaiſer reſidirt in Valladolid und rüſtet ſich ſtark, ſelbſt ins Feld zu gehen und ſeinen erſten Angriff auf Fuentarabia zu machen, um ſich durch dieſen Paß den Weg nach Frankreich zu eröffnen."

„Man vernimmt von großen Rüſtungen des Königs von Frankreich, um Mailand wieder zu erobern," warf der Kanzler ein. „Es iſt eine Schmach für den deutſchen Namen, daß drei- bis viertauſend Landsknechte in Schwaben von Franzoſen geworben ſind, um in Italien gegen die Heere ihres Kaiſers, gegen ihre Brüder und Landsleute für den Franzoſenkönig zu fechten."

„Das iſt der Deutſchen Art," ſagte Salamanka höhniſch, „wer ihnen das meiſte Geld giebt, der hat ſie. Für Geld dienen ſie gegen ihr Vaterland, gegen ihren Kaiſer; für Geld ſchlagen ſie Vater und Mutter todt. Nie würde ſich ein Spanier ſolcher Schmach ſchuldig machen."

„Nun der tapfere Antonio de Leyva und der achtzigjährige Prospero Colonna werden in Oberitalien die Hände auch nicht in den Schooß legen und die Lombardei zu vertheidigen wiſſen," bemerkte Fugger.

„Es ſteht dem Könige Franz noch ein ganz anderer und gänzlich unerwarteter Schlag bevor," ließ ſich der Erzherzog geheimnißvoll lächelnd vernehmen, „ein Schlag, der ſeiner ſtolzen Herrlichkeit, ſeinem prahleriſchen Königthume mit einem Male und von einer Seite, von der er's am wenigſten vermuthet, ein Ende machen dürfte. Er will Mailand wieder erobern, und mich dünkt, er wird Frankreich und die Königskrone verlieren.“

Der Kanzler nickte zu dieſer ſeltſamen Rede wohlgefällig beſtätigend, zum Beweis, daß er in das Geheimniß eingeweiht war. Die Uebrigen ſahen bald den Erzherzog, bald den Kanzler erſtaunt an, bis der Erzbiſchof in die Worte ausbrach: „Ew. Durchlaucht deutet auf ganz außerordentliche Dinge. In der That, wenn ein Andrer ſich alſo hätte vernehmen laſſen, ich würde glauben, er wolle unziemlichen Scherz mit uns treiben, oder er ſei ein Narr. Einem hochherzigen Fürſten, wie Ew. Durchlaucht, muß man unbedingt Glauben ſchenken, und wenn er das Seltſamſte verſichert.“

„Ich will Euch den Beweis für meine Behauptung nicht ſchuldig bleiben,“ entgegnete Ferdinand mit freudeſtrahlendem Antlitz. „Ich ſehe ja die treueſten Freunde des Erzhauſes Oeſtreich um mich verſammelt, von welchen einen Verrath zu fürchten eine Beleidigung für jeden Einzelnen wäre. So hört denn das ſchier Unbegreifliche! Der reichſte und mächtigſte Vaſall der Krone Frankreichs, der Fürſt, der dem König Franz an Reichthum, Macht und Einfluß ſchier gleich ſteht, der tapfere und ritterliche oberſte franzöſiſche Feldherr, der Connetable von Frankreich, der Herzog Karl von Bourbon, der Vetter des Königs, hat dem Kaiſer das Anerbieten gemacht, mit ſeinem großen Anhang, mit einem anſehnlichen Haufen Hommes d'Armes die franzöſiſchen Fahnen zu verlaſſen und zu den kaiſerlichen überzugehen. Mit dieſem Uebertritt iſt König Franz natürlich verloren."

„Seid Ihr der Sache gewiß?" rief Jakob Fugger erſtaunt. „Könnten ſolche ſchier unglaubhafte Anerbietungen nicht falſche Verſpiegelungen des Connetable ſein? Iſt es möglich, daß ein Fürſt wie Karl von Bourbon gegen ſein Vaterland und gegen ſeinen König alſo treulos handelte?"

„Das iſt ſeine Sache," verſetzte der Kanzler. „Am Kaiſer aber iſt es, den Connetable zu gewinnen, und das iſt geſchehen. Die Unterhandlungen ſind vorzüglich durch den niederländiſchen Hof vermittelt worden. Die Frau Erzherzogin Statthalterin hat den Vertrag zwiſchen des Kaiſers Majeſtät und dem Herzog mit bekannter Umſicht und Weisheit zu Stande gebracht."

„Das iſt ein köſtlicher Fang!" jubelte der Erzbiſchof. „Und was bietet der Kaiſer für ſolche mächtige Hülfe?"

„Nichts geringeres als die Hand meiner Schweſter Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, mit einer Mitgift von zweimalhunderttauſend ſpaniſchen Thalern; ihre jährlichen Einkünfte und Kleinodien nicht gerechnet."

„Das iſt freilich ein ſchöner Lockvogel mit goldenen Federn," lachte Salamanka.

„Darf man auch erfahren, was der Herzog dafür zu leiſten verſpricht?" fragte der Erzbiſchof.

„Durch den niederländiſchen Ritter Adrian von Croy, Herr von Beaurein, welcher die Unterhandlungen geleitet, hat der Herzog folgenden Plan vorgeſchlagen: Er wird ſich krank ſtellen, um den Feldzug mit dem König nicht nach Italien mitmachen zu müſſen. Sobald der König mit dem Heere über die Alpen iſt, wird Herr von Croy von den Niederlanden aus ein Heer nach Frankreich führen; der König von England wird mit einem Heere zu gleicher Zeit an der franzöſiſchen Küſte landen. Dort wird ſich Bourbon mit einem Heere mit ihnen vereinigen; eine Menge Edelleute ſtehen zu ihm. Iſt der Königsthron geſtürzt, ſo bedingt ſich der Herzog den Beſitz von Provence und Dauphine mit dem königlichen Titel aus, das übrige Frankreich ſoll zwiſchen dem Kaiſer und dem engliſchen König vertheilt werden.“

„Wenn dieſer ſtolze Franz gedemüthigt iſt,“ ſagte der Erzbiſchof in einem jubelnden Tone, „dann wollen wir mit unſern aufrühreriſchen Bauern und verrückten Predigern bald fertig werden. Den vorlauten Burſchen in Sachſen und in der Schweiz und all dem gelehrten Geſindel, das von Volksbeglückung ſchwatzt, um ſich ſelbſt an's Ruder zu bringen, iſt nachher das geſchwätzige Maul leicht geſtopft.“

„Da hat Ew. Gnaden recht!“ rief der Erzherzog vergnügt; „dann wollen wir den Buben die Rücken, wo ſie's ſo ſehr juckt, mit eiſernen Ruthen blutig kitzeln, um ihnen die Lüſternheit nach der Herrſchaft für immer zu vertreiben.“

„Ich kann nicht an ſolchen Verrath des Herzogs von Bourbon glauben,“ ſagte Fugger wieder kopfſchüttelnd.

„Ihr müßt wiſſen,“ belehrte ihn Matthäus Lang, „daß der Herzog ſchon lang einen Zahn auf den König hat. Sie ſind ſich beide im Herzen ſpinnefeind. Ich bin zufällig genauer über dieſe perſönlichen Verhältniſſe am franzöſiſchen Hofe unterrichtet. Mein Oberkämmerer, ein geborner Burgunder, ſtand einige Jahre im Hofdienſte des Herzogs und hat mir über die Eiferſucht des Königs auf den Herzog mancherlei ausführliche Mittheilungen gemacht.

Durch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzeſſin Suſanne von Bourbon, ſeiner Muhme und Erbin der reichen und weitausgedehnten Beſitzungen des Hauſes Bourbon-Beaujeu, wurde er der erſte Unterthan des Königs, und da beide in körperlicher und geiſtiger Hinſicht ausgezeichnet waren, ſo kam es bald zu kleinen giftigen Reibereien. Der Herzog gefiel ſich darin, den König zu necken. Wer hat vor ſechs Jahren nicht von der über alle Maßen prächtigen Taufe gehört, die der Herzog ſeinem jungen Söhne feierte, zu dem er den König zu Gevatter gebeten! Das Feſt war mit ſolcher Verſchwendung ausgeſtattet, daß der König in Verlegenheit gekommen wäre, ein gleiches zu geben. Wer von gemeinen Edelleuten trägt Sammt? Iſt er nicht ein Stoff, der nur Fürſten zur Bekleidung gehört? Und doch waren damals fünfhundert Vaſallen des Herzogs ganz in Sammt gekleidet, und Jedem hing eine dreifach gewundene goldne Kette um den

Guſtav. «Aber hätt' ich nur ein hübſches Vermögen, oder auch nur die Ausſicht, ein ſolches zu bekommen, ich wollte mit deinen Eltern doch ſchon fertig werden, und wenn ich ihnen genug gäbe, damit ſie ſelbſt ſtandesmäßig leben könnten, ſo würden ſie ſich wohl fügen.»

Edelgunde ſchüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und ſagte: «Dann müßten wir weit fort von hier und ich dürfte ſie nicht wieder ſehen, ſonſt ging es mir unerträglich.»

«Was helfen dieſe Träume!» ſeufzte der kummervolle Landkommiſſär wieder. «Ich habe keinen reichen Onkel, keine reiche Tante, mein armer kranker Vater kann mir auch nichts geben; der hat ſich auf euerm Gute keine Seide ſpinnen können, nud ſchlägt ſich mit Mühe ehrlich durch. Und ſo, theuerſte Edelgunde, habe ich gar keine Ausſicht, dich meine Frau nennen zu können; und das war doch, weiß es Gott! der heißeſte Wunſch meines Lebens.»

«Der meinige auch, Guſtav, und deßhalb hatte ich mir ſchon lange den Plan gebildet, ich wollte bei den Eltern als treues Kind ausharren, bis ſie der liebe Gott ein Mal zu ſich nähme; dann wollte ich dein eben ſo treues Weib werden, und Arbeit und Genuß, Luſt

Hals, alles vom Herzog angeſchafft, um den König zu ärgern. Die Fülle von Lebensmitteln, die Menge der Turniere, Maskeraden, Tänze und Aufzüge des Adels waren ganz unerhört. Auch über die Gräfin von Chateaubriand, der jetzigen Geliebten des Königs, kam's zu Bitterkeiten zwiſchen den beiden Vettern; denn der Herzog hatte der ſchönen Gräfin erſt den Hof gemacht und war bei ihr vom König ausgeſtochen worden. Ebenſo verdroß den Herzog die Erhebung Bonnivets zum Admiral. Noch ſchlimmer wurden die Dinge durch des Königs Mutter. Dieſe Dame, obgleich in einem Alter, wo die Frauen fromm zu werden pflegen, kann doch die ſüßen Gewohnheiten ihrer Jugend nicht vergeſſen; ſie faßte für den ſchönen Herzog eine verliebte Neigung und glaubte ſich ſelbſt noch liebenswürdig genug, das Herz des dreizehn Jahre jüngern Fürſten zu gewinnen. Er hat ſie mit Galanterien getäuſcht, bis er die höchſte Würde im Staate erlangt hatte. Dann heirathete er die ſchwächliche häßliche und ausgewachſene Suſanne, freilich ihrer Beſitzthümer wegen. Die getäuſchte Herzogin Louiſe entbrannte in Rache, ließ ihm ſein Gehalt mit Beſchlag belegen und hetzte ſeine ſtolze Schwiegermutter, die Herzogin von Beaujeu, den König und wer weiß wen ſonſt noch ihm auf den Hals. Als nun aber im vorigen Jahre die Herzogin Suſanne gleich hinter ihrem Sohne ſtarb, ſetzte die verliebte Louiſe noch einmal an. Der König ſelbſt mußte dem Herzog die Hand ſeiner Mutter anbieten; dieſer wieß ſie mit Verachtung zurück. Nun ging die Rache der beleidigten Frau darauf hinaus, den ſtolzen Herzog arm zu machen. Sie erhob als nächſte Verwandte der verſtorbenen Suſanne — denn ſie ſtammt aus demſelben Hauſe — Anſprüche an die reiche Erbſchaft. Ihr kennt den Rechtshandel, der daraus entſprungen iſt; ganz Europa hat davon geſprochen. Bourbon ſteigerte durch bittre Spöttereien über die allerdings nicht tugendhafte Aufführung der Herzogin den Schmerz der Beſchämung bis zur ſchäumenden Wuth. Der Rache eines an dieſer empfindlichen Stelle ſchonungslos angegriffenen und beleidigten Weibes iſt aber Alles möglich; zumal wenn ſie die Mutter eines mächtigen Königs iſt und ſoviel Gewalt über ihren Sohn hat, wie Louiſe von Savoyen über König Franz. Die Herzogin von Angouleme ſcheute nun kein Mittel den Herzog von Bourbon zu ſtürzen. Der Kanzler Duprat, ihr Geſchöpf und perſönlicher Feind des Herzogs, führte den Prozeß gegen dieſen. Es handelte ſich um nichts geringeres als fünf volkreiche Provinzen Frankreichs und um eine beträchtliche Zahl andrer Standesherrſchaften. Der Connetable ſetzte den Intriguen der Herzogin Louiſe, des Königs und des Reichskanzlers ſein gutes Recht mit ſcharfem unfügſamen Trotz entgegen. Aber das fügſame Parlament in Paris entſchied, wie Euch bekannt iſt, daß die ſtreitigen Güter vor der Hand zum Vortheil des Königs verwaltet werden ſollten. Damit iſt denn freilich dem Connetable der Pfeil ins Herz gebohrt. Bedenkt nun, daß er einige Jahre vorher von der Statthalterſchaft Mailands, deſſen Eroberung doch zum guten Theil ſein Werk geweſen war, und das er dem Könige treu erhalten, auf eine beleidigende Weiſe zurückgerufen worden, ebenfalls wie man ſagt auf Betrieb der Herzogin von Angouleme: daß ihm dann im niederländiſchen Krieg die Ehre, die Vorhut des Heeres zu führen, die dem Connetable gebührte, entzogen und dem Schwager des Königs, dem Herzoge von Alençon übertragen ward, ſo könnt Ihr Euch wohl den jetzigen Schritt Bourbons erklären."

„Und doch iſt dies Alles noch kein Grund, alſo gegen ſein Vaterland zu handeln" ſagte Fugger.

„Ihr ſeid ein ehrlicher Mann," lachte der Erzherzog; „aber junges und fürſtliches Blut denkt und fühlt anders als Ihr."

Man kam endlich darin überein, daß man den Schritt des Herzogs benutzen müſſe, wenn man ihn auch gerade nicht preiſen könne.

Ganz zu derſelben Zeit, als dieſe Geſpräche im erzherzoglichen Pallaſt geführt wurden, ſaßen in Ulrich Fuggers Herberge zwei Männer, ebenfalls an der nicht ſchlecht beſetzten Tafel. Es waren Ulrich Fugger ſelbſt und der Geheimſchreiber des Biſchofs von Brixen. Namens Michael Geismaier, ein hochbegabter Mann und in den Geſchäften dem Kanzler unentbehrlich. Einige Jahre jünger als Ulrich Fugger, trug er in den ſehr edlen Zügen ſeines Geſichts faſt denſelben ſüdlich lebendigen und geiſtreichen Ausdruck.

Jeder mit geiſtigem Scharfblick Begabte wußte beim erſten Erblicken dieſes jungen Mannes, daß er keinen gewöhnlichen Menſchen vor ſich habe, und wenn ein ſolcher Beobachter die beiden Männer hier beiſammen geſehen hätte, der hätte ſich ſagen müſſen, daß ſie zuſammen gehörten, wie ſelten ein paar Menſchen. In Geismaiers Geſtalt und Weſen ſprach ſich nur noch mehr Kühnheit mit Beſonnenheit gepaart aus: ſein Adlerblick war zuweilen in ſich gekehrt, als überſchaue und durchforſche er die Welt, die er in ſich aufgenommen, die äußere Welt im Spiegel ſeiner reichen Seele. Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Manne und ſeinem Prinzipale, dem Kanzler von Oeſterreich und Biſchof von Brixen mit dem dummſtolzen, aufgeblaſenen und beleidigenden Geſicht! Und dieſer Geismaier war der Geheimſchreiber dieſes Pfaffenfürſten!

„Fürwahr!“ rief Ulrich vergnügt und reichte ſeinem Gaſtfreunde die Hand. „Ich hätte mir nicht im Traume einfallen laſſen, daß ich bei dieſer Erbhuldigung, von der ich mir gar nichts verſprochen, in Innſpruck einen Schatz finden würde, wie ich noch keinen in den Schwazer Bergen gefunden. Seid mir zu tauſend mal willkommen!“

„Ihr überſchätzt mich, edler Fugger,“ verſetzte Geismaier lacheld. „Ihr ſeid das Kleinod, das ich gefunden. Ich habe Euch geſucht, nicht Ihr mich.“

„Wer hätte auch im Geheimſchreiber des Erzpfaffen von Brixen, des brutalen Kanzlers, im Zolleinnehmer von Klauſen einen ſo hochherzigen und begeiſterten Freund der

Volksſache vermuthen dürfen? Niſten die Adler auch in Eulenneſtern? Wohnt der Löwe im Fuchsbau?"

„Der guten Sache dient man zuweilen am beſten im Lager ihrer Feinde. Ich könnte dagegen fragen: Wer vermuthet wohl in dem reichen Ulrich Fugger, im Kämmerer Seiner Heiligkeit des Papſtes, den geſchworenen Feind des Papſtes und aller päpſtlichen Kreaturen, aller Fürſten, alles Adels, und den glühenden Freund Luthers und des Volkes."

„Ihr habt recht: wir ſind ein ſeltſames Paar, ja wahrſcheinlich einzig; denn ich möchte wohl wiſſen, wo ein zweites der Art gefunden werden ſollte? Der Kämmerer des Papſtes, der reiche adlige Fugger, und der Geheimſchreiber des Kanzlers von Oeſterreich und Biſchof von Brixen und dabei Zollbeamter, und Beide die heißen Herzen voll Haß gegen Pfaffen und Fürſtenbrut; gegen die alte babyloniſche Hure, und voll Schwärmerei für das Licht der Wahrheit, das aus Sachſen und der Schweiz ſtrahlt, und endlich voll Liebe für den ſchwer gedrückten und gemißhandelten gemeinen Mann, in welchem die habgierigen gebietenden Herren, die frommen Söhne und heiligen Diener der Kirche Chriſti, gegen Chriſti ausdrückliches Gebot, die Menſchenwürde geſchändet haben. Ja fürwahr ein ſeltenes, aber ein rechtes Paar! Wie würde mein edler Strauß in Schwaz jubeln, wie würde mein ſanfter Regius in Hall ſich ſtill freuen, wenn das abſcheuliche wormſer Edict ſie nicht aus Tyrol vertrieben. Wir nannten uns das grüne Kleeblatt in Tirol; jetzt wäre es ein vierblätteriges. Die ſind ſelten und bringen dem Finder Glück. — Aber ich ſchrieb es Ihnen.“

„Ich kann, wie ich Euch ſchon bemerkte, mich noch nicht offen zu den thätigen Freunden der Wahrheit zählen, nicht allein meiner Perſon wegen — denn dieſe gäb ich gern den reiſenden Thieren preis, wenn damit etwas Gutes für unſere Sache erzielt würde, aber ganz vorzüglich dieſer Seite wegen, für die ich in meiner amtlichen Stellung ungemein viel wirken kann.“

„Ich bin ganz mit Euch einverſtanden,“ verſetzte Fugger, „und ich bin am wenigſten gemeint Euch blos zu ſtellen; denn ich weiß gar wohl, was ein geheimer Freund in Feindeslager werth iſt. Auch werden die beiden Prieſter und wahren Verkünder des reinen Evangeliums Euch ebenſowenig verrathen, wie ich ſelbſt. Und wenn ſie nicht ſo hochherzige Männer wären, ſo geböte ja ſchon die gemeinſte Klugheit die äußerſte Schonung Eueres Geheimniſſes. Ergeht es mir doch faſt ähnlich, wie Euch. Auch ich darf noch nicht offen mit meiner wahren Farbe hervortreten. Wenn meine Rückſichten, die ich auf den Ohm Jakob und das Haus Fugger zu nehmen habe, auch nicht von ſo ſtrenger und ſchwieriger Art ſind, wie die Euerigen, ſo ſind ſie darum doch um ſo zarter und delikaterer Natur. Iſt der Alte erſt einmal zu unſern Vätern verſammelt, dann hindert mich nichts, Gut und Blut, Leib und Leben an die Sache zu ſetzen, für die jeder Pulsſchlag meines

Herzens ſchlägt; denn auf meine beiden Vettern, den kalten eigenſüchtigen Anton und den genußſüchtigen phantaſtiſchen Raimund nehme ich gar keine Rückſicht, eben ſo wenig auf meine adligen Schwäher, ſie mögen heißen wie ſie wollen. Mein Bruder Hieronymus iſt mein Zögling und ganz von meinem Schlag. Wir beide wollen dann unſern eigenen Weg gehen und dem Hauſe Fugger einen — will's Gott! — beſſern und noch glänzendern Namen machen, als es zeither ſich erworben. Waren die Fugger bis jetzt zu ihrem guten Nutzen Fürſten- und Pfaffenknechte, ſo ſollen ſie nun in unſerer Linie Diener des Rechts und der Wahrheit, Freunde des reinen Gottesworts und des deutſchen Volkes werden. So lange Jakob lebt, muß ich wie Ihr, wenn auch nicht ſo ängſtlich, im Geheimen wirken. Bis dahin, wo ich frei bin, werden ſich hoffentlich die Dinge ſo wenden, daß auch Ihr frei und offen hervortreten könnt; denn der Geiſt Gottes wächſt und erſtarkt täglich mehr im Volke, und dann gehen wir Hand in Hand mit Strauß und Regius, mit Luther und Zwingli und allen den Hunderten edler trefflicher Männer, die Sternen gleich, das neue, reine, ſchöne Licht ausſtrahlen."

„So ſoll es ſein, ſo wahr mir Gott helfe und das Blut ſeines eingeborenen Sohnes mich erlöſe!" rief der Geheimſchreiber begeiſtert. „Ich bin von nun an der Euere mit Leib und Seele."

„Nicht mir allein, der heiligen Sache der Wahrheit und des Rechtes ſollt Ihr gehören, wie ich ſelbſt. Den

Kämpfern für das Volk gehören wir. So wollte ich Sickingen und Hutten angehören; ein höherer Wille hat es anders gefügt zu meinem Schmerze. Nicht durch ſie wollte Gott ſeine Sache hinausführen laſſen bis zum ſchönen Siege. Sie ſind vom Kampfplatze abgetreten, und andere Kämpfer gehen auf das Schlachtfeld. Erkennet Gottes weiſe Fügung! Geſtern erhielt ich die Nachricht von des edlen Huttens Tode und geſtern enthülltet Ihr Euch mir als ein Anhänger der Sache, für die er ſo eifrig ſtritt. Wer kann wiſſen, ob wir's zu Ende führen dürfen?" ſetzte er ernſt und wie von einer trüben Ahnung angeweht hinzu: „ob auch wir nicht von der Nacht des Todes umfangen werden, ehe das Ziel erreicht wird? Sei es immerhin! Wenn wir untergehen, wie ſie untergegangen ſind, ſo werden auch wir ſo wenig wie ſie vergebens gelebt und gekämpft haben. Und andere Kämpfer werden nach uns kommen und werden die Sache doch zum gedeihlichen Ende bringen. Denn Chriſtus wird ſiegen und die Wahrheit wird triumphiren, und wenn die Hölle ihre Heerſchaaren losließe. Deß leb' ich und ſterb' ich mit froher Hoffnung, mit unerſchütterlicher Ueberzeugung."

„Wenn dies nicht auch mein felſenfeſter Glaube wäre, könnt ich das Leben nicht ertragen."

„Doch ſagt mir an, wie ſeid Ihr zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und wie wurde der Entſchluß in Euch reif, Euch mir zu entdecken?"

„Ich tappte im Dunkeln. Wohl ahnete ich ſeit meiner Jugend das Licht, aber ich verſtand nicht es zu ſuchen. Wie hätte ich es für mich allein finden können? Von armer Herkunft und früh eine Waiſe wurde ich in einem Stift in Brixen erzogen. Ihr kennt die Erziehungs- und Lehrart der Mönche; was brauch ich ſie Euch zu ſchildern! Die frommen Väter entdeckten in mir einen guten Kopf; ſie gebrauchten mich bald zu ihren Schreibereien. Auf dieſe Weiſe wurde der jetzige Biſchof auf mich aufmerkſam, und ich kam in die Kanzlei. Als er auf den Stuhl gelangte, nahm er mich unter die Zahl ſeiner Schreiber auf, und ſo hab' ich's bis zu ſeinem Geheimſchreiber gebracht. Er gab mir ein Weib und dazu die einträgliche Zollſtelle in Klauſen. Ich war ganz ſein Geſchöpf. Ihr ſeht, daß ich die beſte Gelegenheit hatte, von früher Jugend an das Leben und Treiben der Mönche und Pfaffen in allen Verhältniſſen kennen zu lernen. Der Abſcheu vor ihrer gewiſſenloſen und ſchändlichen Handlungsweiſe, vor ihrer gräulichen Sünd- und Laſterhaftigkeit wuchs mit mir und wurde größer und größer; aber ich war immer nur von den äußerlichen Erſcheinungen, von den Nebendingen befangen, und erkannte nicht die Wurzel und den Kern des Uebels. Ich war immer noch von ehrfurchtsvoller Scheu vor der Kirche und ihren Trägern befangen. Es iſt ſchwer ſich von Meinungen und Gewohnheiten loszuſagen, die uns gleichſam zu Saft und Blut geworden ſind. Es mußte arg kommen und mancherlei Umſtände zuſammenwirken, ehe ich zum Aeußerſten getrieben wurde. Und ſo iſt's geſchehen, ſeit der Erzherzog in Tyrol reſidirt. Dieſe unverſchämten und trotzigen Prahlhanſe von Spaniern — es iſt ja ein ganzes Heer ſolch fremden widerwärtigen Volkes hier — machten mit den hieſigen Pfaffen gemeinſame Sache. Die ärgſten Pläne wurden geſchmiedet und ausgeführt, die Unſchuld des Volkes nach Kräften vergiftet und dabei ein förmliches Raubſyſtem organiſirt. Mein hochwürdiger Prinzipal bot zu all dieſen Dingen die Hand. Es war, als ob ein Heer von Teufeln in dieſe ſtillen und frommen Thäler gekommen wäre und der oberſte und mächtigſte, der Beelzebub, iſt dieſer Salamanka, der ſtinkende Jude. Die Herren Biſchöfe aber wurden die Diener dieſer Höllenbrut. Salamanka und der Kanzler ſind wie ein Bruderpaar. Oft hat ſich mir das Herz im Leibe vor Empörung umgewendet, wenn ich meine Feder zur Ausführung ſolcher Schandthat am Volke hergeben mußte. Da geſchah es, daß mein Weib vor zwei Jahren im Wochenbette ſtarb, und ich dieſes Todesfalls wegen eine Reiſe nach Wien zu ihren Verwandten machen mußte, um meinen beiden Kindern das Erbe zu ſichern. In Wien führte mir Gottes Wille Martin Luthers Schriften in die Hände, und ich lernte dort Männer kennen, die vom Geiſte des Evangeliums erleuchtet, mir ebenfalls zum unverhüllten Lichte verhalfen. Als ein verwandelter Mann kehrte ich zurück. Heimlich wußte ich mir nun Huttens und der andern Schriftmänner Bücher zu verſchaffen. Eine Decke um die andere viel mir von den Augen. Nun war mir und Leid mit dir theilen, wie wir ſchon als Kinder gethan haben. Aber dazu iſt mir nun alle Hoffnung benommen. Die Noth meiner Eltern iſt zu groß, die Tyrannei meiner Mutter zu unerträglich, meine Verzweiflung über dieſen Zuſtand zu gewaltig; ich muß bald, bald als Opferlamm fallen, und es wäre vielleicht ſchon geſchehen, wenn ſich ein Schlächter gefunden hätte, der einen guten Preis für mich gezahlt. Aber vor einigen Tagen hat der liederliche und verworfne Oberſt von Schilling ſich erkundigen laſſen, und ich ſchaudere, das Weib eines abgelebten Lüſtlings werden zu müſſen, um meine verſchwenderiſchen Eltern zu retten.»

«Aber deine Mutter hat mir doch aufgetragen, dich an den Baron von Holder zu verkuppeln.»

«Vielleicht iſt ihr Schillings Adel nicht alt genug, vielleicht hat er ihr nicht genug geboten, vielleicht will ſie mich auch an den Meiſtbietenden losſchlagen.»

«Nein!» rief Guſtav. «Dann — wenn es denn ein Mal geheirathet, und ſo ſchnell geheirathet ſein muß — ſollſt du doch lieber des guten dummen Baron von Holders Frau werden. Der iſt kein Lüſtling, macht keine Prätenſionen, ſchon einige Male zu Ohren gekommen, daß Ihr ein großer Anhänger des Evangeliums und Gönner des armen Volkes wäret; ich erkundigte mich näher nach Euch, und Alles, was ich erfuhr, ſteigerte meine Achtung vor Euch. Ich wünſchte ſehnlich mit Euch zuſammenzutreffen, und dieſer Wunſch iſt nun erfüllt worden. Ohne Furcht eröffnete ich Euch mein Inneres; es that mir Noth, einen Freund zu beſitzen, dem ich mein gepreßtes Herz ausſchütten könnte. Und ſiehe da unſere Hände, wie unſere Herzen wuchſen ſchnell zum ſchönſten Bunde zuſammen.“

„Und Gott wird dieſen Bund ſegnen, daß er ſtark werde und der unterdrückten Wahrheit aufhelfe.“

„Das walte Gott!“

Zehntes Kapitel.

Martin nahm im Hauſe des Oberſteigers Diether Abſchied. Am folgenden Morgen ſollte er mit Jakob und Raimund Fugger die Reiſe nach Augsburg antreten, von wo der Letztere dann bald die Weiterreiſe über Frankreich nach Spanien machen ſollte. Das Haſenhänslein war wie faſt immer betrunken und leierte ſein altes Schimpflied auf die Pfaffen und Amtleute. „Ich will Dir wohl eingeſtehen,“ ſagte er zu dem Jüngling, „da Dir doch ſo viel daran liegt, es zu wiſſen, daß Deine Mutter nicht meine Baſe war. Aber ſie war mit mir eines Sinnes; denn auch ſie war voll Zorn und Rache gegen das Pfaffenvolk und die adligen Diebe und die Spitzbuben von Amtleuten. Wer ſie geweſen iſt, weiß ich nicht. Ein Leinweber brachte ſie mir ins Haus. Der Mann iſt aber todt. Man hat mir geſagt, Deine Mutter ſei ſpäter auch geſtorben. Ich habe ſie nicht wieder geſehen.“

„Ich glaub es nicht,“ ſagte Lore, Diethers Frau, des Haſenhänsleins Tochter, „und da Du noch am Leben biſt, ſo will ich mir ſchon Mühe geben, der Sache auf den Grund zu kommen. Du weißt, ich habe Dich immer wie meinen leiblichen Bruder lieb gehabt, und nun iſt mir's, als müßt' ich jetzt alle Liebe, die ich Dir die Jahre über, ſeit Du von uns biſt, nicht habe zuwenden können, nachholen und noch viel mehr. Ich könnte mein Leben für Dich laſſen." Damit ſiel ſie ihm um den Hals und weinte.

„Und ich ſag' Dir weiter nichts," lärmte Hänslein, „als daß Du den Pfaffen und allem vornehmen Volk Peſt und Tod an den Hals wünſchen mußt, willſt Du Deiner Mutter ächter Sohn ſein. Wenn's einmal gilt, darauf zu ſchlagen, bin ich auch mit dabei, dann wollen wir zuſammen gehen."

„Schwatzt nicht ſolchen Unſinn!" ſagte Diether. „Der Junker ſteht gar gut angeſchrieben im Fuggerſchen Hauſe. Mich dünkt, ich ſchieße nicht weit vom Ziele, wenn ich ihn für einen Sohn dieſes Hauſes ſelbſt halte."

„Leb wohl! leb wohl!" weinte Lore an Martins Hals, der dieſe Zärtlichkeit mit kühlem Lächeln aufnahm. „Und komm bald wieder nach Tyrol."

Faſt noch zärtlicher und inniger war Hieronymus Fuggers Abſchied von Martin. Der ſehnſüchtige weichherzige Minneknabe weinte an des ruhigen ſelbſtſüchtigen Menſchen Bruſt bittere Thränen. „Wenn Du nach Franken oder an den Rhein, oder wo ſie ſonſt weilt — ich Armer weiß es ja nicht einmal! — kommen ſollteſt, ſo grüße ſie von einem Freunde, ſage ihr aber nicht, wer er iſt, ſie möchte mir ſonſt zürnen. Sag' ihr, daß dieſer Freund ſterben würde aus heißer Liebesbrunſt zu ihr, daß mein Geiſt dann um ſie ſein werde; ſag ihr — ach! ſag' ihr nichts. Sie iſt ja vielleicht ſchon das Weib eines glücklichen Ritters. Was hilft mir all mein Erbgut, was der Name Fugger, was mein Adel? ich bin ihr nicht ebenbürtig." So klagte und jammerte der arme Verliebte, und Martin, der ſolche Leidenſchaft nicht begriff, verſprach Alles, was jener wollte. —

Die Reiſe ging mit großer Bequemlichkeit vor ſich: denn Frau Sibylle war dabei, die es niemals lange außer den Mauern Augsburgs aushalten konnte. Alle Herrlichkeiten Tyrols und des prächtigen Schloſſes Fuggerau vermochten ihr das Haus am Weinmarkt nicht zu erſetzen. Eben ſo ſtark zog ſie die Sorge für ihre Armen in der Fuggerei an die Ufer des Lech und der Wertach zurück.

So ſehr auch Martin die dicke Frau umſchmeichelte und durch gewandtes und gefälliges Weſen ihre Gunſt zu erringen ſich beſtrebte, ſo gelang ihm dies doch keineswegs. Frau Sibylle war und blieb gegen ihn eingenommen und traute ihm nicht. „Ich kann nicht über die häßlichen Flecken in ſeinem Geſicht hinauskommen," ſagte ſie zu Anna, Raimunds Frau. „Es iſt ein altes bewährtes Wort: Ein Gezeichneter iſt vom Teufel geſtempelt: man ſoll ſich vor ihm hüten."

Der alte Jakob rühmte dagegen Martins überaus gefälliges und zuvorkommendes, und dabei doch ruhiges und geſetztes Weſen. Auch Raimund zeigte ſich dem jungen Menſchen gewogen, beſonders weil er ein guter Reiter war und ein ſo koſtbares arabiſches Pferd hatte. Ueber den Gewinn dieſes Pferdes, ſo wie überhaupt über ſeinen Aufenthalt unter den Mauren in Afrika hatte Martin eine aus Wahrheit und Lüge trefflich zuſammengeſetzte Erzählung aufgetiſcht, die ihm jedermann glaubte. Die Hauptſachen blieben natürlich ſein Geheimniß. Martin, ſo jung auch noch, war doch nicht der Mann, der ſich auf irgend eine Weiſe und gegen irgend Jemand blosſtellte.

In Augsburg angekommen, erhielt Martin ein ſchönes Zimmer im Jakob Fuggerſchen Hauſe und den erſten Platz am Familientiſche. Die auffallende Auszeichnung, mit der er auch hier behandelt wurde, ging nicht für ihn verloren. Es wurden ihm Lehrer beſtellt, und auf Jakobs Wunſch nahm er an den Geſchäften der Schreibſtube Theil. Schnell und leicht begriff er Alles, war aufmerkſam und folgſam und ſo fleißig, daß bald jeder Mund ſeines Lobes voll war. Abends ſchrieb er aber bei verſchloſſener Thür vieles in arabiſcher Sprache nieder und verbarg es mit vielen wichtigen Papieren, die er ſtets ſorgfältig bewahrte und mit Argusaugen hütete.

Auf dieſe Weiſe waren einige Wochen vergangen, ohne daß Martin eine Gelegenheit erſpäht hatte, ſeinem Ziele näher zu kommen, als eines Nachmittags einige Reiter durch das Thor des fuggerſchen Hauſes am Weinmarkt auf den Hof ritten. Es waren zwei Herren und einige Knechte. Die erſteren ſtiegen ab und übergaben ihre Pferde den letztern. Martin, welcher eben in der Nähe war, wie er denn überhaupt überall zu ſein ſchien, wenigſtens Augen und Ohren überall hatte, erkannte in dem ältern der Ritter ſogleich den kaiſerlichen Heerführer und oberſten Feldhauptmann von Tyrol Georg von Frundsberg wieder. Der Andere war ein hochgewachſener ausgezeichnet ſchöner Mann von der edelſten Haltung und mit einem ernſten ſtolzen Antlitz, in welchem ein herrlicher voller wohlgepflegter ſchwarzer Bart vorzüglich auffiel. Ein dunkles großes Auge mit jenem Ausdruck von Geringſchätzung und kalter ſelbſtbewußter Ueberlegenheit, wie er nur in den Blicken geiſtig hochbegabter Leute zu liegen pflegt, ſagte dem ſchlauen Martin, daß er hier keinen gewöhnlichen Ritter vor ſich habe. Dieſer Fremde erregte ſeine Neugierde im höchſten Grade, und die Ahnung ſchoß in ihm auf, dieſer Mann müſſe irgend wie mit ſeinem Schickſale zuſammen hängen. Mit ſtolzer Verdroſſenheit wechſelte der Fremde einige kurze Worte mit Frundsberg und ſchritt dann an der Seite deſſelben in das Haus. Veit Schellenberger, der fünfundſechszigjährige, aber immer noch rüſtige Diener, hatte ſeinem Herrn bereits Meldung von der Ankunft des hochangeſehenen Kriegsmannes gemacht, und Jakob Fugger kam auf der Stiege ſchon den Gäſten entgegen, ſie in ſeinem Hauſe zu bewillkommnen.

„Herr Fugger," redete Frundsberg mit feierlicherm laut, als er gewöhnlich that, „mir wird heute die beſondere Ehre zu Theil, Euch einen der berühmteſten Männer der jetzt lebenden Welt zuzuführen. Es iſt Se. Hoheit der Herzog Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, welcher über die Schwelle Eures Hauſes getreten iſt. — Hoheit," wandte er ſich dann zu dem Herzog „vor Euch ſteht der edle Jakob Fugger, goldener Ritter und Graf des Lateran, Haupt des berühmten Hauſes Fugger und hochbetrauter Freund des habsburgiſchen Fürſtenhauſes."

„Ein Leinweber, ein ſchlichter Leinweber," ſagte der Greis ſich vor dem Herzog verbeugend und unter einem diplomatiſchen Lächeln die Miene des Unmuths verbergend, welche bei Nennung des Fremden in ſeinen grauen tiefgefurchten Zügen aufgeſtiegen war. Mit großer und gemeſſener Höflichkeit, die er einem der erſten Fürſten ſchuldig zu ſein glaubte, begrüßte er den Connetable und geleitete die beiden Gäſte in die mit fürſtlicher Pracht ausgeſtatteten Prunkzimmer ſeines Hauſes.

„Ihr ſeht mich als einen Flüchtling, Herr Fugger," ſagte der Herzog, als er Platz genommen. „Von der Tücke, Argliſt und Bosheit des franzöſchen Hofes aufs Aeußerſte gebracht, ſo daß ich nicht nur für den Verluſt meines Hab und Guts, ſondern auch für den des Lebens zu fürchten hatte, bin ich auf dem Wege nach Italien, um in den Dienſt des Kaiſers zu treten, der den König von Frankreich nicht allein an Tugend und Klugheit, ſondern auch an Ritterlichkeit und Großmuth ſo weit übertrifft. Um den Verfolgungen meines Vetters zu entgehen, hab' ich meinen Weg durch Burgund und die Schweiz genommen und habe den wackern Frundsberg in Mindelheim aufgeſucht. Er hat mich hierher geleitet, um mich bei Euch einzuführen, und nun gedenke ich über Tyrol nach der Lombardei zu gehen."

„Gott verſage dem neuen Wege Eurer Hoheit den Segen nicht!" entgegnete Fugger ernſt. „Ihr bedürft deſſen mehr als ein Anderer."

Des Herzogs Züge verdüſterten ſich noch mehr; er zog die ſchwarzen buſchigen Brauen finſter zuſammen. „Wenn Ihr die Schmach kenntet, die mir von dem franzöſiſchen Königshauſe angethan worden iſt, Ihr würdet meinen Schritt milder beurtheilen. Der treuloſe König hat mich dazu gezwungen."

Dieſe Selbſtvertheidigung war nicht geeignet, den alten Fugger für ihn zu gewinnen. „Es kommt mir nicht zu, über Ew. Hoheit Thun und Laſſen ein Urtheil zu fällen. Ich weiß im Gegentheil die Ehre zu ſchätzen, die Ihr mir und meinem Hauſe anthut. Ihr wollt dem Kaiſer meinem Herrn die hohen Gaben Eures Geiſtes und die Tapferkeit Eures Armes widmen, und dafür muß ich mich Euch dankbar erzeigen; denn ich liebe den Kaiſer und ſein Haus und bin ihm bis zum Tode treu ergeben."

„Ihr habt da meine eigene Meinung ausgeſprochen," nahm Frundsberg das Wort, „und ich habe mich auf ähnliche Weiſe ſchon Sr. Hoheit erklärt. Jeder Gewinn, welchen der Kaiſer und das Erzhaus macht, erfreut uns daß, und das Uebrige kümmert uns nicht. Der iſt klug, der ſich ſtets an das Nächſte hält, und wer allen Dingen gerecht werden will, iſt ein Narr. Die Hauptſache iſt jetzt, daß der edle Herzog entflohen iſt, wie Ihr ihn ſeht; er hat kaum mehr als das nackte Leben gerettet. Die Soldaten des Königs, ihn zu fahen ausgeſchickt, waren ihm ſtets auf den Ferſen, ja er war ſogar einmal mitten unter ihnen. Zum Glück kannte ihn keiner. Um nach Italien zu gelangen, bedarf er eine Summe Geld, und wir ſind zu Euch gekommen, alter Freund, dieſe von Euch zu entlehnen. Der Herzog wird Euch dafür einen Schuldbrief einlegen.“

„Sie ſteht Eurer Hoheit zu Dienſt,“ antwortete Fugger, von Mitleid ergriffen, daß der reichſte Mann Frankreichs, der dem Kaiſer ſo hohe Verſprechungen gemacht, wie ein Bettler nach Deutſchland gekommen war, und dem neuen Herrn nichts zubringen konnte, als das nackte Leben womit dieſem am Ende nicht viel gedient ſein konnte, und eine Treue, die in Bezug auf den am alten Herrn verübten Verrath eine ſehr zweifelhafte ſein mußte. Fugger ſah in dieſem Geſchick ſchon den erſten Lohn des beiſpielloſen Verraths an König und Vaterland und merkte es dem gereizten Weſen des Herzogs wohl an, daß ihn unbehagliche Gefühle über ſeine That quälen mochten.

Die Geldangelegenheit war bald zur Zufriedenheit des Connetable abgemacht. Dann erbat ſich Jakob Fugger die Ehre, den vornehmen Mann an ſeinem Tiſche bewirthen zu dürfen. Die Bewirthung war, wie ſich erwarten ließ, eines Fürſten würdig, und der Herzog, etwas heiterer geſtimmt, erzählte manches von ſeiner gefährlichen Flucht.

Unterdeſſen hatte Martin, auf des Hausherrn Anordnung, es übernommen, da kein anderes Glied der Familie zugegen war, den Begleiter des Connetable, einen franzöſiſchen Edelmann, in einem andern Zimmer zu unterhalten und zu bewirthen. Martin verſtand es vortrefflich, die Leute mittheilſam zu machen; er ſchenkte dem Gaſte vom trefflichen Weine ſo trefflich ein, er belobte den Herzog ſo ſchmeichelhaft und benahm ſich ſo zuthulich und geſchickt, daß er bald die ganze Geſchichte des Connetable in der erwünſchteſten Ausführlichkeit erfuhr. Der Herzog hatte ſich krank geſtellt, als der König die Aufforderung an ihn ergehen ließ ſich dem Zuge des Heeres, welches der König ſelbſt nach Italien zu führen beabſichtigte, anzuſchließen. Aber der Zufall fügte es, daß der Scheinkranke auf ſeinem Schloſſe zu Moulins wirklich erkrankte. Der König kam ſelbſt auf das Schloß, weil er einige Kunde vom beabſichtigten Abfall des Connetable erhalten und befragte ihn offen darüber. Dieſer verſtellte ſich geſchickt, läugnete nicht, um den König ganz ſicher zu machen, daß er die herrlichſten Anerbietungen vom Kaiſer erhalten, dieſe aber dem König nur perſönlich habe mittheilen wollen. Der König ließ ſich täuſchen, und brauchte weiter keine Vorſicht, als dem Vetter einen Edelmann zuzuſchicken, der ſich nach dem läſſt ſich von dir leiten, wohin du willſt, wenn du ihn nur Taback rauchen und die Woche über fünf bis ſechs Tage auf die Jagd gehen läßt, der iſt ſteinreich und kann deinen Eltern am beſten helfen; und endlich» — ſetzte er zögernd hinzu, ſchwieg aber verlegen ſtill.

«Und was denn endlich?» fragte Edelgunde.

«Und endlich,» flüſterte Guſtav, ſein Haupt an ihrem Buſen verbergend, «kannſt du mir, dem ja vor Gott doch dein Herz gehört, als des Barons Frau, ganz in ſeliger inniger Liebe angehören, als wärſt du mein Weib. Ja, mein, ganz mein wirſt du ſein, und unſre Seligkeit wird unter dem Schleier des Geheimniſſes an Süßigkeit gewinnen.»

«Pfui!» rief Edelgunde entrüſtet. «Du mutheſt mir ja eben ſo ſchöne Dinge zu, wie die Mutter. Schäme dich! Wozu willſt du mich herabwürdigen? Mein Herz empört ſich bei deinem Antrage.»

«So willſt du lieber des ekelhaften Oberſten Frau werden?»

«Nein! O Gott! Nein!»

«Oder dich einem andern Schurken oder Wollüſtling verhandeln laſſen, und mich in den Tod jagen?»

Befinden deſſelben erkundigen, eigentlich aber die Schritte deſſelben überwachen ſollte. Dieſer Edelmann, Namens Warty, reitet zwiſchen dem König und dem Herzog ab und zu, bis der Erſtere durch das bedenkliche Zögern des Letztern erbittert befiehlt, ihn geſund oder krank mitzubringen. Warty findet den Connetable ſchon auf dem Wege zu St. Geran, aber, wie es ſcheint, dem Tode nah. Von Aerzten umgeben erreicht er ſtöhnend und betend auf kurzer Tagreiſe la Paliſſe. In der Nacht wird ſein Zuſtand immer bedenklicher; der Kranke bereitet ſich zum Tode. Er läßt am Morgen Warty kommen und ſpricht ſeine Verzweiflung aus, daß er ſeinem König nicht mehr dienen könne. Wenn noch Rettung für ihn möglich, ſo ſei dies nur in der Luft ſeiner Heimat. Mit dieſer verdächtigen Kunde eilt der Bote zum König nach Lyon. Dieſer läßt ſogleich durch eilige Reiter das Land rings abſperren und ſchickt Warty mit einem Brief, worin der dringendſte Verdacht ausgeſprochen iſt, an Bourbon. Warty findet dieſen aber nicht mehr in la Paliſſe. Er war bereits in Chantelle. Warty folgt ihm dorthin. Da erklärt ihm der Herzog: die Nachricht, der König wolle ihn verhaften laſſen, habe ihn vermocht, ſich ohne Rückſicht auf ſeine Geſundheit nach Chantelle zu retten. Hierauf, als der Herzog inne ward, ſein Plan, den König allein über die Alpen ziehen zu laſſen, ſei fehlgeſchlagen, ſchickte er den Biſchof von Autun zu dieſem nach Lyon mit der Verſicherung ſeiner Treue, wenn er ihm die Güter des Hauſes Bourbon ſogleich zurückgabe. Der König befiehlt nun im heftigſten Zorne dem Connetable die Wege zu verlegen und bemächtigt ſich ſchnell aller feſten Plätze in der Umgegend. Der Connetable geht mit ſeinem großen Gefolge von Chantelle nach Herment in Auvergne. In der Nacht verläßt er aber verkleidet und nur von fünf Pferden und einem Edelmanne, ſeinem treueſten Anhänger, begleitet heimlich Herment und flieht auf Nebenwegen und ungebahnten Straßen unter tauſend Gefahren der burgundiſchen Grenze zu. In einem Haufen franzöſiſcher Soldaten, die ihn verfolgen, ſetzen die Beiden unerkannt über die Rhone, ſchlagen den Weg nach Grenoble ein und kommen endlich zum Cardinal de la Baume, Abt von St. Claude in Burgund, der den Flüchtigen Erholung von ihren ſchweren Strapazen gewährt. Ueber die Schweiz waren ſie in Eilmärſchen nach Oberſchwaben gegangen und hatten bei Frundsberg ein paar Tage geraſtet.

Martin wurde am folgenden Morgen vom alten Fugger beſtellt, dem Herzog das Ehrengeleite zu geben. Georg von Frundsberg erwiederte den höflichen Gruß des Jünglings mit den Worten: „Ei, find ich Euch hier wieder, Junker? Habt Ihr Kunde über Euere Abkunft aufgefunden?“

„Wenigſtens hoff' ich ſie hier noch zu erhalten,“ verſetzte Martin.

Jakob Fugger zog den Feldhauptmann bei Seite und flüſterte ihm einige Worte zu, worauf ſich Verwunderung in Frundsbergs Zügen ausprägte.

Dem ſcharf beobachtenden Martin entging dieſe Bewegung nicht, eben ſo wenig, daß ſich der Feldhauptmann, als ſie den Herzog an der Stadtgrenze verlaſſen hatten, und jener den Weg nach Mindelheim einſchlug, mit einer gewiſſen Herzlichkeit von ihm verabſchiedete.

„Der weiß nun auch, woher Du ſtammſt,“ ſagte er zu ſich ſelbſt auf dem Heimritt. „Aber mir wird es keiner von dieſen Herren ſagen. Pah! Meines Bleibens iſt alſo hier nicht lange mehr. Ich will und muß nun meinen erſten Weg wieder verfolgen.“

Der Kunde, daß der franzöſiſche König in Folge der Flucht und des Treubruchs des Connetable nicht ſelbſt nach Italien gegangen, ſondern die Führung des Heeres dem Admiral Bonnivet übertragen, folgte bald eine andere, eben ſo wichtige, nämlich, daß der Papſt Adrian am 24. September geſtorben ſei. An dieſen Kunden nahm Martin den lebhafteſten Antheil. Er ſchrieb halbe Nächte hindurch auf ſeinem Zimmer. Einige Tage darauf ritt er früh mit ſeinem Mantelſack aus dem Hauſe. Eine Stunde ſpäter übergab ein Diener dem alten Fugger einen Brief. Martin ſchrieb, da er die Hoffnung aufgeben müſſe, in Augsburg ſein Ziel zu erreichen, ſo wolle er dasſelbe an andern Orten verfolgen. Er danke für die genoſſene Gaſtfreundſchaft und wolle wieder kommen, wenn ihn die Umſtände dazu nöthigten. Jakob ſchüttelte den Kopf: „Ich kann den Menſchen nicht halten, aber des Kaiſers wegen iſt mir's unangenehm. Aus dieſem böſen Handel hab' ich noch nichts als Aerger und Verdruß gehabt."

Elftes Kapitel.

Seltſames Wirken und Wandeln des Geiſtes in einer mächtig bewegten lebensfriſchen Zeit! Wie werden da alle Gemüther ergriffen und in die Strömung hineingeriſſen, und wie wenig vermögen die Gewaltigen, die ſich ihr aus Unverſtand oder Eigennutz zu widerſetzen ſuchen! Es iſt eine in jeder Geſchichte ſolcher großen Zeitperioden bewährte Thatſache, daß die Jugend und unter dieſer vorzüglich das ſchöne Geſchlecht von der Begeiſtrung für neue weltumgeſtaltende, das abgeſtorbene Leben verjüngende und erfriſchende Ideen am erſten und mächtigſten ergriffen wird und mit glühender Seele, meiſt mit einem ſtarken Zuſatz von Schwärmerei, der Herrſchaft des jungen Zeitgeiſts huldigt, deſſen Geboten ein überwiegend großer Theil der Männerwelt und vorzüglich die bejahrte ſogenannte Weisheit widerſtrebt. Die Wahrheit dieſer Erfahrung bewährte ſich jetzt höchſt auffallend in der habsburger Fürſtenfamilie. Außer der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande Frau Margaretha, beſtand dieſe Familie jetzt nur noch aus den ſechs Kindern ihres verſtorbenen Bruders Philipp. Margaretha, jetzt dreiundvierzig Jahre alt, neigte ſich mit ruhiger inniger Liebe dem reinen Lichte des Evangeliums zu, mit jener ſtillen in ſich abgeſchloſſenen poetiſchen Schwärmerei, die ihrer ſanften Dichternatur angemeſſen die rauhe Berührung mit der praktiſchen Ausführung der Idee ſchmerzlich empfindet. Luthers biderbe Kraft, die leider oft genug in leidenſchaftliche Heftigkeit und Grobheit umſchlug, war ihr zuwider. Sie verabſcheute die römiſche Anmaßung und Gewalt, ſie haßte dir pfäffiſche Lüge, und war im Herzen rein evangeliſch, aber ſie vermochte nicht ſich mit der Art und Weiſe der Reformatoren zu befreunden. Anders war es mit ihrer zweiundzwanzigjährigen Nichte, der bei ihr lebenden mit ihrem Gemahl vertriebenen Königin Iſabella von Dänemark. Die einſt ſo luſtige Iſabella hatte den Eindrücken ihres ſchweren Schickſals nicht widerſtehen können. Sie kränkelte, ſeit ſie ſich in Brüſſel aufhielt, aber nur um ſo inniger und begeiſterter wandte ſich ihr Geiſt der neuen Lehre zu. Sie las alle Schriften der Reformatoren und zog die gelehrten Männer, welche in den Niederlanden ihre Neigung zur Verjüngung der Kirche kund thaten, gern in ihren perſönlichen Umgang. Im Spätherbſt des Jahres 1523 ließ ſie ſich das Abendmahl in beiderlei Geſtalt reichen. Mit ihrer vier Jahre jüngern Schweſter Maria, der Königin von Ungarn und Böhmen, ſtand ſie im ununterbrochenen Briefwechſel, und dieſer betraf zumeiſt die wichtigſten religiöſen Fragen, welche die

Welt eben in Bewegung ſetzten. In der Königin Maria loderte die Flamme der Begeiſterung für die freie Entfaltung der Idee und ihre Verkörperung im Volke kühn und kräftig. Sie haßte die Tyrannei des römiſchen Klerus über die Geiſter mit eben ſo heißer Seele, wie ſie der überſprudelnden Kraft Luthers und ſeiner Freunde und Schüler zujauchzte. Gerade die naturwüchſige Derbheit dieſer Männer gefiel ihr; ſie mäkelte nicht mit kritiſcher Verſtandesſchärfe an den Auswüchſen jener Kraft; ſie gab ſich vielmehr mit dem vollen geſunden Gefühl ihrer jungen Seele den Eindrücken des Lichtes hin, und wenn es noch ſo grell in die wüſte Nacht der Dummheit und Selbſtſucht hereinbrach. Durſtig nach Licht und Wahrheit nahm ſie die Strömungen derſelben mit Wonne in ſich auf, nicht mit krankhafter Empfindlichkeit, wie ihre Schweſter Iſabella, nicht mit poetiſcher Ruhe und Genügſamkeit, wie ihre Tante Margaretha. Sie war ein reichbegabtes, ächtes, geſundes Kind der Neuzeit. Ihr Drang nach religiöſer Wahrheit, ihre Erkenntniß und ihre volle Hingebung an Jene gingen aus ihrer eigenthümlichen Stellung hervor. So jung ſie noch war, ſtand ſie doch allein, und deshalb hatte ſich ihr reicher und ſchöner Geiſt raſch zur Selbſtändigkeit entwickelt. Der König Ludwig, ihr ſiebzehnjähriger Gemahl, war an Geiſt und Körper ein zehnjähriger Knabe. Die Folgen ſeiner zu frühen Geburt laſteten ſchwer auf ihm. Maria war genöthigt, die Regierung der beiden Königreiche zu führen, und ſie that was ein

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03694/031

achtzehnjahriges Weib vermochte. In Böhmen, wo ſie im Jahre 1523 mit dem Könige zubrachte, hatte ſie raſch die Schule der Erkenntniß durchlaufen. Hier waren noch die Nachkommen der Huſſiten, auf welche die Lichtſtrahlen von Wittenberg belebend wirkten; in Schleſien, welches zur Krone Böhmen gehörte, war die Bewegung der Geiſter vorzüglich ſtark, überall ein frühlingliches Drängen und Treiben. Während der Hofhaltung des jungen Königspaars in Prag hielten ſich mehrere ſchleſiſche Fürſten am Hofe auf, wie es ihre Vaſallenpflicht mit ſich brachte, und alle waren mehr oder minder der kirchlichen Neuerung zugethan. Da waren zuerſt zwei Vettern, der Herzog Karl von Oels und Münſterberg, der Enkel in männlicher Linie des einſt für Huſſ' Lehre ſo kräftig aufgetretenen berühmten Georg Podiebrad, dann ſein Enkel von ſeiner Tochter, der Herzog Friedrich der Zweite von Liegnitz. Der Erſtere wünſchte das Andenken ſeines Großvaters durch Luther rehabilitirt zu ſehen; der Andre ließ ſich von Adel und Städten leicht bewegen, ihnen freiere Religionsübung zuzugeſtehen und wurde bald ſelbſt der wärmſte Eiferer für die lutheriſche Lehre. Er ging ſogar mit dem Gedanken um, eine neue evangeliſche Univerſität zu errichten und wurde nur durch die Irrungen, welche Schwenkfeld's Lehren zur Folge hatten, die in ſeinem Lande eintraten, davon abgehalten. Ferner war es der ganz lutheriſch geſinnte Markgraf Georg von Brandenburg, welcher eben damals Jägerndorf erworben hatte und natürlicher Weiſe der neuen

Lehre hier freien Lauf ließ. Der junge Herzog Wenzel Adam von Teſchen ward gleich in den neuen Meinungen auferzogen. Der Biſchof von Breslau Jakob von Salza war der Reformation nicht abgeneigt. Dieſe Fürſten fanden an den meiſten Würdenträgern am Königshofe mächtige Verbündete, und die junge liebenswürdige empfängliche Königin war ſtets von ihnen umgeben und ſog gleichſam mit der Luft die neuen Lehren ein. Sie zog die Hauptträger derſelben ſelbſt herbei. Man ſah ſie ſtundenlang mit dem jungen Doktor Johann Heß, dem vertrauteſten Freunde Luthers und Melanchthons, ſich unterhalten, welcher kurz vorher von Wittenberg gekommen war, und dem die Breslauer auf eigne Hand die Pfarre zu Maria Magdalena übergeben hatten. Ebenſo war Kaſpar von Schwenkfeld, ein ſchleſiſcher Edelmann und feuriger Anhänger der Kirchenreformation, der damals noch nicht mit ſeinen von den Ausſprüchen der Reformatoren abweichenden Lehren hervorgetreten war, viel in Geſellſchaft der Königin. Die reizende kluge Maria war die Sonne, um welche ſich alle dieſe Sterne dreheten; der König war von geringer Bedeutung. Als der Hof nach Ungarn zurückkehrte, war Maria eine rein evangeliſche Chriſtin, eine glühende Haſſerin des Papismus. Die weibliche Gefühlsrichtung trat in ihr ſcharf hervor; ſie faßte den großartigen Entſchluß, ihren Hof zum Aſyl aller der neuen Lehre wegen verfolgten Prieſter und Gelehrten zu machen. Mehrere junge Geiſtliche begleiteten die herrliche junge

«Wie gräßlich du biſt!»

«Nein, Edelgunde, du haſt mich nie geliebt, ſonſt könnteſt du nicht über einen Plan zürnen, den mir allein die glühendſte Leidenſchaft der Liebe zu dir eingab, die jetzt von der Verzweiflung aufs Äußerſte getrieben wird.»

«Ach, ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, wenn ich bedenke, was du von mir verlangſt!»

«Glaubſt du wirklich, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden? Ich glaube es nicht. Nur die Liebe entſtammt dem Himmel, die Ehe nicht. Was darf es dich, die Liebende kümmern, wenn du eine irdiſche Form verletzeſt, aber den ewigen Geſetzen der Natur gehorchſt, die ein liebender Gott mit Sternen an den Himmel, mit Blumen auf die Erde, und mit Gefühlen in unſre Bruſt geſchrieben hat? Mein wirſt du, mein Weib vor Gott und die Engel werden ſich freuen über unſern Bund. Die Menſchen aber ſollen nichts erfahren, nichts ahnen von unſerm Glücke. Der Baron iſt ſchon ein Funfziger, und hat für nichts Sinn als ſeine Tabackspfeife und ſeine Büchſen und Jagdhunde. — Aber, mein Gott! ich ſpreche, als hätte er ſchon um dich angehalten, und noch kennt er dich nicht und es iſt mir wohl bekannt, daß er nie heirathen will.

fürſtliche Frau, und bald zogen nun des Evangeliums hart gedrängte Männer nach Ofen, ſich unter den Schutz der geprieſenen Schweſter des Kaiſers zu ſtellen. Sie gab allen reichlich; wie eine wohlthätige Heilige wollte ſie für die von den wüthenden Pfaffenfürſten vertriebenen Apoſtel der chriſtlichen Wahrheit ſorgen. Aber zur Ausführung der ſchönen und großartigen Pläne ihres von Religionseifer, Menſchenliebe und Begeiſterung flammenden Herzens bedurfte ſie vieler Geldmittel, und gerade damit war die Krone von Ungarn und Böhmen gar ſchlecht verſehen. Wladislav hatte die Regierung ſeinem Sohne in den ärmlichſten Umſtänden hinterlaſſen, und der ſchwache Knabe war beim beſten Willen nicht im Stande ihr wieder aufzuhelfen. Das ganze Finanzweſen der Krone lag im Argen. Es erging der Königin Maria zuweilen nicht beſſer als ihrer Vorgängerin, der eben ſo holden und liebenswürdigen Anna. Nur war Maria nicht Dulderin, wie ihre Schwiegermutter; ſie trat dem Geſchick kräftig entgegen, um es zu bezwingen. Ihre Anſtalten, das geſunkene Anſehen und die Macht des Königthums zu heben, waren vortrefflich, und ſie wurde von ihrem Gemahl wenigſtens nicht behindert. In der Begünſtigung der neuen Lehre ſah ſie das Mittel, die Macht der habſüchtigen, die beſten Kräfte des Landes verſchlingenden Geiſtlichkeit zu brechen, und die Biſchöfe ſchrien Zeter und Weh über die ſchöne Ketzerin und riefen des Himmels Zorn und Rache auf ſie herab. Aber Maria war muthig und kühn, ſie fürchtete ſich nicht vor den geiſtlichen Blitzſtrahlen.

Im Rathe der trefflichen Männer, den die Königin um ſich verſammelt, wurde beſchloſſen, die Einkünfte der Krone zu regeln und wo möglich zu vermehren und zu dieſem Zwecke den Oberbergrath Georg Turzoin in Kremnitz zu gewinnen. Durch ihn hoffte ſich Maria mit dem Fuggerſchen Hauſe in nähere Verbindung zu ſetzen und vor der Hand ein Anlehn bei demſelben zu machen, deſſen die Krone ſehr benöthigt war. Sie rechnete darauf, daß Jakob Fugger die hülfreiche Liebe, die er ſowohl dem habsburger Hauſe und beſonders ihrem Großvater, dem Kaiſer Maximilian, und ihrer Tante der Erzherzogin Margaretha, als auch ihrer Vorgängerin und Schwiegermutter, der Königin Anna von Ungarn und Böhmen, ſtets bewieſen, auch auf ſie übertragen werde. Sie ſandte deshalb einen vertrauten Kammerherrn an den Director der Fuggerſchen Goldbergwerke und lud denſelben an ihren Hof ein. In einem beſondern Briefe an Georg Turzoin erſuchte ſie ihn um ein einſtweiliges Darlehen; denn ſie war in der That faſt von allem Gelde entblößt, und auf das rechtzeitige Zufließen aus den Hülfsquellen der Krone war bei der allgemeinen Verwirrung des Landes und der Erſchlaffung der Regierung niemals zu rechnen. Ihr Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß er den Oberbergrath nicht zu Hauſe getroffen; er ſei nach Augsburg gereiſt, doch ſolle ihm der Brief ſofort nachgeſchickt werden.

So verging die Zeit bis gegen Ende des Monats November, und die Verlegenheiten der Königin vermehrten ſich mit jedem Tage. Da traf ein Bote Turzoins in Ofen ein. Er wurde der Königin unter dem Namen Raimund Mohr gemeldet. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete ſie ſeinen Eintritt in ihr Kloſet. Es war noch früh am Tage, und die Königin hatte noch nicht Toilette gemacht. Ihr reiches kaſtanienbraunes Haar quoll in üppigen Locken unter ihrer einfachen Haube hervor; ein faltenreiches Gewand umhüllte die tadelloſen Formen ihres jugendlich elaſtiſchen Körpers. Maria war fünf Wochen vorher in ihr neunzehntes Lebensjahr getreten. Sie war nicht nur die geiſtreichſte und ſchönſte von ihren Schweſtern, ſie war eine der geiſtreichſten und reizendſten Frauen überhaupt. Ihren ſchlanken herrlich gebauten Körper krönte ein kleines vom ſüßeſten Liebreiz ſeelenvoller Züge übergoſſenes Haupt. In ihrem blauen Auge tauchte ein tiefes Gemüth auf, der ſchwärmeriſche Blick deſſelben verrieth ſogleich die Glut hoher Begeiſterung für das Gute, Wahre und Schöne, die ſie erfüllte; ihre edle Naſe ſprach von Kühnheit und Feſtigkeit des Willens. Auge und Naſe waren Erbtheil ihres Vaters und verkündeten die Habsburgerin. Ihre Geſichtsfarbe ſpielte ins Bräunliche; Teint und Haar hatte ſie von ihrer Mutter, der ſpaniſchen Juana. Ein zartes Roth ſchimmerte nur leiſe durch den Sammt ihrer dunkeln Haut auf den Wangen. Starke Augenbrauen drückten Würde und Stolz der Seele aus; die langen Wimpern erhöhten den Ausdruck eines ſchalkhaften ſüßen Schmachtens im Auge. Maria war unbeſchreiblich reizend, und — ſie kannte die Liebe noch nicht. Die Politik ihres kaiſerlichen Großvaters hatte ſie als Kind an ein andres königliches Kind gefeſſelt; ſeit zwei Jahren war ſie die Gemahlin dieſes kindlichen Königs, dieſes ſchwächlichen unreifen Knaben. Es war wenig Hoffnung vorhanden, daß König Ludwig jemals ein Mann werden würde; aber Königin Maria war ein üppiges herrliches Weib geworden. Mit dem deutſchen Gemüth ihres Vaters war die ſpaniſche Glut ihrer Mutter in ihr zur vollen Reife gediehen. Die zärtlichen Gefühle ihrer Erzeuger waren auf ſie übergegangen, doch ſie hatten geſchlummert bis zu dieſer Stunde. Kein Mann hatte ihre Aufmerkſamkeit in geſchlechtlicher Hinſicht zu erregen vermocht. Aber ihre Zeit war gekommen, ihre Stunde hatte geſchlagen. Ihr ſüßes Verhängniß, der Beleber ihrer Gefühle trat zu ihr ein, als ſie nichts als einen Geldboten erwartete.

Welch ein Jüngling ſtand vor der überraſchten Königin! Raimund war auch erſt ſiebzehn Jahre alt, wie König Ludwig, aber in demſelben Maße, wie dieſer in der körperlichen Entwicklung hinter ſeinem Alter zurückgeblieben war, war jener dem ſeinigen vorausgeeilt; er hatte das Anſehen eines Jünglings von zwei bis dreiundzwanzig Jahren. Gerade nicht von auffallender Leibesgröße, zeigte ſeine Geſtalt doch ein Bild köſtlicher Kraft, gemildert durch einen Adel von Anmuth und Formenſchönheit, der faſt an die Grenze des Weiblichen anſtreifte. Es war Alles vom Scheitel bis zur Ferſe vollendete Harmonie an ihm, ein lebendes in die Wirklichkeit hereingetretenes Ideal, und darum eine fremdartige, ſchier göttliche Erſcheinung, eine poetiſche Geſtalt, die wie durch Zauber in Stoff und Form verwandelte Phantaſieſchöpfung eines morgenländiſchen Dichters. Ein dunkelbraunes Haar bekränzte mit üppiger Lockenfülle einen ſtarken ſtolzen Nacken, die edelſte reingewölbte Stirn und umrahmte ein Geſicht, in welchem Alles, was der heiße Traum eines jungen Weibes von Kraft und männlichem Liebreiz ihr vor die Seele gaukelt, verſammelt war. Noch ſtrahlte dieſes keuſche dunkle Auge nicht von der Trunkenheit glühender Gefühle; ſie ſchliefen noch darin, aber man ſah die reizenden, ſchon vom Morgenroth angeſtrahlten Schläfer; man ſah und begriff die träumeriſche Ahnung von allen Märchen und Liedern, von aller Schönheit und Tiefe des Lebens, welche hier erwachen und im reizendſten Spiele, im ſüßeſten Kampfe ſich tummeln würden. Der Funke ſchlummerte noch in dieſem Marmor, aber man wußte, daß er darin war und zur Flamme werden, und daß dieſe den Stein zum Gott erwärmen und umwandeln werde. Wie fremd reizend, wie mit nichts in der Nähe zu vergleichen waren dieſe Züge! Nichts von einem Ungar, von einem Deutſchen, Franzoſen, Italiener oder Spanier! Die Königin kannte viel ſchöne und ausgezeichnete Männer von all dieſen Völkern. Aber ſie hatte noch keinen jungen Mann von ähnlicher

Schönheit geſehen. Der Blick dieſes Auges drang ihr tief in die Seele, und als der Herrliche ſich mit angeborner Sicherheit und doch holder, faſt verſchämter Befangenheit vor ihr verbeugte, da ſchlug ſie ſelbſt in ſüßer Verwirrung erröthend das Auge nieder. Und er ſprach zu ihr; jedes ſeiner Worte klang wie Muſik aus ſeiner Seele herauf und ſchmeichelte ſich in die ihre. Sie hätte ihm ſtundenlang zuhören können, und es würde ihr minutenlang gedeucht haben; ſie hätte vielleicht den Sinn ſeiner Worte nicht gefaßt, aber der Klang ſeiner Stimme hätte ſie entzückt. Er berichtete ihr, daß ſein Pflegevater, der Kammerrath Turzoin, von Augsburg zurückgekommen, ſogleich einen Boten an Ihre Majeſtät habe abſenden wollen, und daß er, der Sohn, gebeten habe, ihm die Sendung zu übertragen, damit er Gelegenheit habe, nicht nur der Königin ſeine Huldigung darzubringen, ſondern auch dem Könige ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, deſſen Jugendgeſpiele geweſen zu ſein er das Glück habe. Dabei händigte er ihr Turzoins Brief und die Goldrollen ein, welche die verlangte Summe enthielten.

„Ich danke Euch, edler Junker,“ verſetzte die Königin mit einer Beklommenheit, die ſie noch nie an ſich wahrgenommen hatte. „Es macht mir Freude, daß Euer Vater Eure Bitte gewährt hat. Ihr nennt ihn Euern Pflegevater; ſo ſagt mir, welchem edeln Geſchlechte ſeid Ihr entſproſſen?“

„Ich bin nicht von adliger Abkunft, nur der Sohn eines armen vor meiner Geburt verunglückten Bergmanns.

Auch meine Mutter ſtarb gleich darauf, als ſie mir das Leben gegeben in einer Dorfſchenke, wo Herr Jakob Fugger und ſeine beiden Neffen, die Herren Raimund und Marx Fugger, eben auf der Reiſe von Augsburg nach Kremnitz begriffen, ſchlechten Wetters wegen, die Nacht zubrachten. Die Herren Fugger nahmen ſich meiner an. Herr Marx war ein Prieſter und taufte mich, Herr Raimund hielt mich über das Becken. Dann brachten ſie mich nach Kremnitz, wo mich Frau Anna Turzoin mit ihrem eignen Kinde ſäugte und mütterlich erzog."

„Eines Bergmanns Sohn!" ſagte die Königin ungläubig und muſterte noch einmal die Geſtalt des jungen Halbgottes vor ihr, ſah ihm noch einmal in das Auge, und die Ueberzeugung ſtand in ihr feſt: dieſer Jüngling könne unmöglich der Sohn eines gemeinen Arbeiters und eines Weibes aus dem unterſten Volke ſein; ſolcher Adel ſei nimmer das Gepräge einer unter dem Druck der Arbeit entgeiſtigten Natur. Ihr Auge war von frühſter Jugend an gewöhnt geweſen, Schönes und Edles zu ſehen; war doch an den Höfen ihres Großvaters, ihrer Tante, ihres Bruders und ihrem eignen Alles verſammelt geweſen von der Adelsblüthe des Landes, was auf edle Schönheit, Anmuth und Geiſt Anſpruch machen konnte. Aber aus dieſem Auge blitzte ihr ein Geiſt entgegen, den ſie noch nicht kannte, und der ſie mit einer ſeltſamen noch nie empfundenen Miſchung von Entzücken und Scheu erfüllte. Es war ihr nicht anders, als ſei dieſer Jüngling die Erſcheinung einer andern und höhern Welt, deren Bewohner reicher begabt ſeien, als die Kinder des mangelhaften Menſchengeſchlechts. Sie vergaß ihm gegenüber ihre königliche Würde, eine faſt demüthige Befangenheit wandelte ſie an, und doch fühlte ſie ſich zugleich ſelig und ſtolz als Weib, dieſem jungen Könige ſeines Geſchlechts gegenüber. Es war ihr zu Sinne, wie der hohen Himmelskönigin, der hochgebenedeiten Jungfrau, dem Engel gegenüber, der ihr ihr unausſprechlich hohes Loos, die Mutter des Weltheilands zu werden, verkündete, und wie Jene, deren Namen ſie ja auch führte, ſich vor dem Himmelsboten, ſo hätte ſie ſich vor dieſem Jüngling, der ihr auch wie ein Engel erſchien, verbeugen und ſagen mögen: Ich bin des Herrn Magd; mir geſchehe, wie Du geſagt haſt.

Sie bat ihn, bei ihr zu verweilen und ihr zu erzählen von ſeiner Kindheit, ſeinem Jünglingsalter, von ſeinen Erlebniſſen und Gefühlen, und er gewährte ſo gern dieſe faſt rührende Bitte. Es war ihm, als könne er nicht widerſtehen und müſſe der holden herrlichen Frau ſein ganzes Inneres enthüllen, wie er es noch vor keinem Menſchen blosgelegt hatte. Auch er vergaß gar bald die Königin in ihr, als er auf ihr Erſuchen neben ihr Platz genommen und ſie ihm das Siegel von Mund und Herz gelöſt hatte. Wie eine freundliche Fee erſchien ſie ihm, der etwas zu verhüllen vergeblich ſei, da ſie ja doch ſeine Seele, wie einen an einem Blumenblatte zitternden Thautropfen durchſchaue; im Verlaufe ſeiner offenherzigen Plaudereien trat ſie ihm aber geiſtig noch näher. Er fühlte ſich mit ihr ſo nah verwandt; es dünkte ihm, als ſei ſie ſeine Jugendgeſpielin geweſen, wie einſt die Schweſter ihres Gemahls, die jetzige Gemahlin ihres Bruders, des Erzherzogs Ferdinand. Er fühlte ſich nicht fremd, nicht beengt und befangen, vielmehr ihr gleichgeſtellt einen Königsſohn oder ſie als Bergmannstochter. Und er erzählte ſo reizend von den hohen ſteilen Bergen und den grünen Wäldern darauf, von den Vögeln im Wald und den Lämmern im Thale. Er ſprach mit Begeiſterung vom Bergmannsleben und beſchrieb ihr die tiefen Schachte und die Arbeit darin, die Gewinnung des Goldes. Leuchtenden Auges und hingeriſſen von der Glut ſeiner Seele, die in die ihrige überſtrömte, rief ſie aus: „Ich will die Schachte mit Euch befahren! Ihr ſollt mein Führer ſein in den Goldbergwerken.“ Ein ſüßer Freudenrauſch kam über ihn bei dieſen ihren Worten, und er verſprach ihr alle Herrlichkeiten von Kremnitz über und unter der Erde zu zeigen. Er war unausſprechlich glücklich, ihr einen ſo köſtlichen Dienſt erweiſen zu ſollen. Und nun ſtrömte ſein ſchöner Mund wieder über von entzückenden Berichten aus ſeiner Jugend; er erzählte der mit der ganzen Seele horchenden Königin von ſeiner lieben Milchſchweſter Regina und von dem poſſirlichen Zigeunerburſchen Toni, und wie ſie zuſammen mit den beiden Königskindern geſpielt, und wieder von ſeinen trefflichen Pflegeeltern und der holden Katharina, Herrn Raimund Fuggers Ehewirthin, die ihn ebenfalls als ihren Sohn betrachte. Natur- und Menſchenleben, Schönheit und Liebe woben und glänzten wunderbar durcheinander in dem vielgeſtaltigen Bilde, das er von der berauſchten Hörerin aufrollte; es war alles Poeſie, was er ſprach, und wie reizend ſprach er es! Wie war ſelbſt der Klang ſeiner Stimme poetiſch! Die Königin verlor ſich mit ihm in den bunten Träumen; ſie wurde ſelbſt wieder zum Kinde und lebte ſchnell eine ganze herrliche Jugend mit ihm durch.

Raimund erhielt ein paar ſchöne Zimmer in der Hofburg angewieſen und wurde wie ein vornehmer Adliger behandelt. Die Königin ließ ihn durch ihren Ceremonienmeiſter dem Könige vorſtellen und begab ſich dann ſelbſt in deſſen Zimmer, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. König Ludwig freute ſich kindiſch, ſeinen Jugendgeſpielen wieder zu ſehen, und erinnerte ſich der kleinſten Züge ihres Beiſammenſeins. Beſonders konnte er von den Purzelbäumen und den andern tollen Kunſtſtücken Toni's nicht loskommen. Ludwig war ein gutmüthiger Jüngling oder vielmehr ein läppiſcher Knabe voller Faſeleien und Kindereien. Er ſah in Raimund nur den frühen Genoſſen ſeiner Spiele, die er gern jetzt fortgeſetzt hätte; die Königin hatte andre Augen für den ſchönen Gaſt. Ihre plötzlich erwachte Leidenſchaft ſchlug in ſo ſtarken Flammen aus ihrer jungfräulichen Seele empor, und ſie war ſo gänzlich von derſelben beſiegt, daß Verſtellung ihr unmöglich wurde. Sie dachte gar nicht daran, ſich Zwang an-

Hilf, ewiger Himmel! jetzt werd' ich wirklich deiner Mutter Auftrag erfüllen und dich verkuppeln müſſen. Iſt es nicht das Klügſte, unter allen Uebeln das leichteſte zu wählen? Mir fällt ein guter Gedanke ein — ſchnell baut ſich ein Plan in meinem Kopfe auf. — O Edelgunde, hätte ich das denken ſollen, daß ich dich verkuppeln müßte! —»

Und mit einer furchtbaren Heftigkeit ſchloß er die ſich Sträubende in die Arme und überglühte ſie mit leidenſchaftflackernden Küſſen.

Der Kammerdiener Fink, ein durchtriebenes Geſicht, putzte ein Jagdgewehr und commandirte dabei einen jungen in der Dreſſur befindlichen Jagdhund, als ſein Herr, der Baron von Holdersdorf, in einem altmodiſchen Jagdkleid, von ein Paar andern Jagdhunden umſprungen, die qualmende Tabackspfeife im Munde, die Büchſe auf dem Rücken, hereintrat.

«Der Landkommiſſär iſt aus der Stadt zurück,» berichtete Fink, dem alten adeligen Junggeſellen, der mit dieſem ſeinem Kammerdiener und Factotum ſeine eigne wunderliche Wirthſchaft auf dem einſamen Schloſſe trieb.

zuthun, vielmehr gab ſie ſich ganz und gar dem ihr neuen ſüßen Gefühlsrauſch hin, und trunken von Liebe verrieth ſie ſich ihrer Umgebung. Schon am folgenden Tage war es keinem Menſchen am Hofe ein Geheimniß mehr, daß die Königin in den ſchönen Fremden ſterblich verliebt ſei. Vergaß ſie doch Alles über ihn, ſelbſt ihren Eifer für die Reformation, und ihre gelehrten und freiſinnigen Freunde ſchienen plötzlich gar nicht mehr für ſie vorhanden zu ſein. Sie lebte gleichſam nur in Raimunds Nähe, ſie hatte nur Augen für ſeine Schönheit, nur Ohren für die Muſik ſeiner Rede, ſie dachte nur daran ihn zu erfreuen und zu unterhalten. Wenn ſie nicht mit ihm zuſammen war, mußten ihre Frauen ihr nur von ihm erzählen; ihre Träume waren von ſeinem Bilde in den reizendſten Wandlungen und Beziehungen zu ihr ausgefüllt. So verſtrichen ihr Tage wie Stunden im Wonnetaumel der jungen friſchen Leidenſchaft. Raimund wurde wie ein Verwandter des jungen Königspaars behandelt; die Königin veranſtaltete eine kleine Jagd, wozu nur einige Hofjunker gezogen wurden, eine Waſſerfahrt auf der Donau, ein Pferderennen, dann ließ ſie ſich von ihm vorleſen, aber nichts als ſüße Liebesgeſchichten, und immer erſchien er ihr dabei wie der Liebesgott ſelbſt. Er mußte endlich abreiſen; ſie durfte ihn nicht länger zurückhalten, die Hofherren ſpöttelten ſchon über ihre ungezügelte Leidenſchaft. Doch als er fort war, gewahrten die aufmerkſamen Augen am Hofe bald getrübte, ja verweinte Augen der Königin; ſie wurde ſtill und blaß, ſie ſah täglich mehr abgehärmt aus, und ihre Frauen fürchteten, ſie werde tiefſinnig werden. Einige Wochen hielt ſie es aus; dann aber fand ſie eine Reiſe nach Kremnitz für nöthig, um über die Anleihe mit dem Fuggerſchen Hauſe und über den neuen Finanzplan perſönlich mit dem Oberbergrath Turzoin zu unterhandeln. Obgleich der Winter vor der Thüre war, ließ ſie ihren Beſuch nach Kremnitz melden und trat gleich darauf mit einem möglichſt kleinen Gefolge die Reiſe dorthin an.

Zwölftes Kapitel.

Die Kunde von Raimund Mohrs Glück bei der Königin hatte ihm nach bald den Weg in das turzoinſche Haus gefunden, und wenn dies nicht der Fall geweſen wäre, ſeine Pflegeältern würden aus ſeiner begeiſterten Beſchreibnng ſeiner am Hof erfahrenen Behandlung, aus ſeinem Erröthen und Stammeln, wenn er der Königin erwähnte, aus ſeinem träumeriſchen Weſen und der ganzen auffallenden Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wahrheit leicht errathen haben. Die ſchöne liebenswürdige Königin hätte kaum ihre plötzlich ſo heftig erwachte Neigung zu dem Jünglinge ſo offen zu zeigen gebraucht, um einen ſtarken Eindruck auf Raimunds keuſches unbehütetes Herz zu machen, aber daß er ſie liebte, wußte er ſelbſt nicht. Nicht wie ihrer Leidenſchaft zu ihm. war er ſich der Neigung zu ihr bewußt. Auch war dieſe mehr ein träumeriſches Inſichſelbſtverſunkenſein, als der glühende Ausbruch einer ſtürmiſchen Empfindung. Man ſah ihn nur einſam auf wenig betretenen Gebirgspfaden gehen;

auch zu Hauſe achtete er wenig auf ſeine Umgebung, und wenn man ihn anredete, erwachte er wie aus tiefem Sinnen, und ſeine Augen ſtanden voll Thränen. Am ſchmerzlichſten empfand es ſeine Milchſchweſter Regina, daß er ſie vernachläſſigte. Regina war zu einer holden Blume emporgeblüht. In ihrem braunen Auge lag ein tiefes ſinniges Geheimniß, welches Allen verſchloſſen blieb. Sie war ernſt und ſtill, und im fröhlichen Kreiſe ihrer Geſpielinnen ſprach ſie gewiß am wenigſten und ſtimmte dem heiteren Lachen derſelben höchſtens mit einem halbwehmüthigen Lächeln bei. Wenn aber Raimund plötzlich ihrem Blick begegnete, belebte ſich ihr Auge in mildſchöner Weiſe und eine ſanfte Röthe berührte ihre Züge. Ihr Auge verfolgte ihn, ihr Buſen hob ſich leiſe; für ihn hatte ſie mehr Worte, ihn erfreute ſie gern mit einer ſinnigen Gabe, einer Blume, einer Frucht oder einer Schöpfung ihrer Hand. Sonſt aber war Alles unter ihnen, wie unter Geſchwiſtern, und Raimund liebte die ſanfte Regina mit der zärtlichſten Bruderliebe. Deshalb ſah er auch jetzt nicht den Thränenſchimmer in ihrem Auge, wenn er ihr mit begeiſtert beredter Zunge von der Königin erzählte: wußte Regina doch ſelbſt nicht, weshalb ſie das wehmüthig ſtimmte.

Die Aeltern hatten ſchon lange den Wunſch gehegt, daß Raimund und Regina ein glückliches Ehepaar werden möchten, und da der alte Jakob Fugger und Raimund Fugger und deſſen Ehewirthin Katharina denſelben Wunſch hatten, ſo ſah man in der ganzen Familie und ihrer Umgebung eine ſolche Verbindung der Kinder als eine ausgemachte Sache an. Beide waren mit dieſem Plane der Ihrigen bekannt, es war ja oft und viel in ihrem Beiſein davon die Rede geweſen; man betrachtete ſie als für einander beſtimmt und ihnen ſelbſt fiel nicht bei, einen Zweifel in dieſe Beſtimmung zu ſetzen. Niemand dachte daran, daß es anders werden könnte, am wenigſtens ſie ſelbſt. In dieſe ſtille Behaglichkeit des Familienglücks brachte Raimund nach ſeiner Rückkehr von Ofen die erſte Verſtimmung. Alle fühlten ſie, Niemand gab ihr Worte. Die Ankunft der Königin brachte im Turzoinſchen Hauſe eine große Aufregung hervor und ſchien den hier aufgetauchten Schatten zu verdrängen. Zwar wohnte die hohe Frau nicht in des Oberbergraths Hauſe, ſondern im königlichen Schloſſe. Da aber Turzoin einer der vornehmſten Männer in der Stadt war, und ihm — wenigſtens dem Anſchein nach — ausſchließlich der Beſuch galt, ſo betrachtete er natürlich die jugendliche Herrin als den ſeinigen, und er hatte in ſeinem Hauſe die Veranſtaltung getroffen, die Königin darin würdig zu empfangen und zu bewirthen. Die reizende fürſtliche Frau gewann bei ihrem Erſcheinen in der ſie mit Jubel begrüßenden Bergſtadt durch natürliche Anmuth und Freundlichkeit ſchnell alle Herzen. Sie hatte nicht nur für die Behörden und vornehmen Familien, die ſich ihr vorſtellen ließen, ſie hatte für die Geringſten und Aermſten, die ihr nahten, theilnehmende gemüthliche Worte und huldreiche Blicke, ja, wenn ſie durch die Straße ritt, nickte ſie allen, ſelbſt den Kindern, freundliche Grüße zu. Ihre vom Strahl ſolcher ſüßen milden Anmuth verklärte Schönheit hätte allein ſchon alles Volk der Bergſtadt für ſie begeiſtern müſſen. Und wie war dieſe Schönheit jetzt, da ſie liebte, da ſie den Jüngling ihrer Liebe wieder geſehen, einer in höchſter Vollendung, im vollſten Liebreiz erblühten prächtigen Roſe gleich! In dem Augenblick, als Raimund Mohr den wonnefeuchten Blick in ihr liebedurſtendes Auge tauchte, als er erröthend und verwirrt die weiche Oberfläche ihrer dargebotenen Hand mit ſeinen heißen Lippen berührte, trat der Stern ihres Lebens in ſein Zenith und der warmſte ſüßeſte Frühlingshauch ihrer Jugend goß den reichſten Zauber der Blüthenpracht über ſie aus. Die Familie Turzoin war bei dieſer Scene gegenwärtig, und der Oberbergrath Georg las im Auge der Königin die Beſtätigung der zu ihm gedrungenen Kunde, und er wurde davon ſchmerzlich berührt. Noch ſchmerzlicher aber verwundete der auf Raimund gerichtete ſelig trunkene Blick Maria's die demüthig und ſtill neben ihrem Milchbruder ſtehende Regina. Zum erſten Mal nahm die ſinnige edle Jungfrau wahr, daß auch ein anderes Weib ein Auge für ihren geliebten Jugendgeſpielen hatte, und welch ein Auge, und welch ein Weib!

„Nun mögt Ihr mir alle die ſchönen Plätze über und unter der Erde zeigen, von denen Ihr mir ſo begeiſtert geſprochen," ſagte die Königin zu Raimund. „Ich werde mich Euerer Führung anvertrauen und keine Täuſchung erleben. Denn die Menſchen, die Ihr ſo ſehr liebt, von denen Ihr eben ſo geliebt werdet, und die Ihr mir als ſo ausgezeichnete und herrliche geſchildert habt, ich habe ſie wirklich Euerer Beſchreibung treu gefunden. Ihr habt keins der Eurigen bei mir zu ſehr geprieſen, ſelbſt die holde Regina nicht, und es wäre Euerem dankbaren Herzen doch zu verzeihen geweſen, wenn Ihr die Farben zu ſtark aufgetragen hättet.“ Dieſe, der Familie Turzoin gemachte Schmeichelei war die Einleitung zu einer Unterredung der Königin mit dem Oberbergrath unter vier Augen, worin er noch andere überraſchende Dinge zu hören bekommen ſollte.

„Der König,“ ſagte die hohe Frau mit ſtark zur Schau getragenen Würde, hinter welcher ſie ihre Befangenheit verbarg, „iſt Euch dankbar für die Freude, die Ihr ihm bereitet habt, indem Ihr Eueren Pflegeſohn als Boten an den Hof ſchicktet, und er hat ſo viel Freude an ſeinem Jugendgeſpielen gefunden, daß er denſelben ſtets in ſeiner unmittelbaren Nähe zu haben wünſcht. Seine Gnade hat ſich deshalb bewogen gefunden, ihm den ungariſchen Reichsadel zu verleihen, und er ſtellt es Euch frei, Euerem Pflegeſohn Euern Famliennamen zu geben, außerdem wird er ſelbſt den Namen eines altungariſchen ausgeſtorbenen Adelsgeſchlechts auf den wieder von neuem liebgewonnenen Jugendfreund übertragen und ihn zu ſeinem oder meinem Kammerherrn ernennen. Der König und ich ſelbſt bitten Euch um Euere baldige Entſcheidung.“

Dieſer Antrag kam dem Oberbergrath ſo unerwartet, daß er faſt darüber beſtürzt war. „Die Gnade Sr. Majeſtät für meinen Pflegeſohn iſt mir allerdings höchſt ſchmeichelhaft und gibt mir einen neuen Beweis der königlichen wohlwollenden Geſinnung für mein Haus,“ erwiederte er öfter ſtockend; „doch möge mir Ew. Majeſtät nicht ungnädig vermerken, wenn ich mich nicht, hohem Befehl gemäß, ſogleich darauf beſtimmt erklären kann. Raimund Mohr iſt mir als ein kurz vorher geborenes Kind von meinem Oheim Herrn Jakob Fugger und von meinem Schwager Herrn Raimund Fugger, welcher zugleich Pathe und natürlicher Vormund deſſelben iſt, zur Erziehung übergeben worden, allein beide haben ſich ihr Recht auf ihn vorbehalten, über ſeine Lebensbeſtimmung das Nöthige zu verfügen, und ich kann alſo, ohne offenbare Verletzung dieſes vorbehaltenen Rechts in dieſer Beziehung, nicht eigenmächtig und willkührlich über den Jüngling verfügen.“

Das Auge der Königin hatte ſich etwas verfinſtert. „Weder Ihr, noch die Herren Fugger in Augsburg können dem Könige von Ungarn ſein gutes Recht ſtreitig machen, einem in ſeinem Lande geborenen Unterthan den Adel zu verleihen und ihn mit einem Hofamte zu begnadigen.“

„Ich zweifle nicht, daß die Herren Fugger die Gnade des Königs zu ſchätzen wiſſen werden, wie ich ſelbſt, und doch könnten ſie Gründe haben, anders über Raimund Mohrs Zukunft zu verfügen. Ja, es wäre ſogar nichts

Unmögliches, daß ihr Wille in dieſer Hinſicht von einer andern Seite, von andern Perſonen gebunden wäre."

„Das heißt mit andern deutlichen Worten," antwortete die Königin mit Empfindlichkeit und Spott, „Raimund Mohr iſt nicht der Sohn eines armen verunglückten Bergmanns, wie man ihm und Andern glauben gemacht hat, und es bedürfte wohl nicht erſt der Gnade des Königs, ihn in den Adelſtand zu verſetzen."

„Ew. Majeſtät — dieſer Schluß — meine Ehrfurcht erlaubt mir nicht" — ſtammelte der Oberbergrath erſchrocken und erbleicht. Die Königin fixirte ihn ſcharf mit den Augen.

„Euere Verwirrung beſtätigt nur meinen Argwohn. An dieſem Jüngling iſt jedenfalls ein großes Unrecht, wenn nicht gar ein großes Verbrechen begangen worden, um ſo mehr wird ſich der König beſtreben, ihn, den er liebt, dagegen zu ſchützen, auf die Enthüllung ſeiner Geburt zu dringen und ihn in die Rechte derſelben wieder einzuſetzen. Und dazu wird es nöthig ſein, daß Raimund Mohr ſich unverzüglich unter den Schutz des Königs ſtellt. Er wird mir daher in meinem Gefolge nach Ofen folgen, und ich erwarte von Euch, daß Ihr dieſem meinem Willen und Befehle nichts entgegenſetzt."

Die Königin hatte in ihrem Eifer vergeſſen, daß der Zweck ihrer Reiſe der Abſchluß des Anlehens bei dem Hauſe Fugger und die Gewinnung des Oberbergraths von Turzoin für die neue Finanzverwaltung des Königreichs ſei, wenigſtens ſcheinen müſſe, und erſt als ſie zur Ueberlegung kam, war ſie nicht ohne Beſorgniß, zu weit gegangen zu ſein. Sie zeigte ſich deshalb gegen die Familie ungemein gnädig und lud, um den böſen Schein zu entfernen, als beabſichtige ſie mit Raimund allein die Bergwerke zu beſuchen, Regina freundlich ein, ſie auf ihren Ausflügen zu begleiten. Inzwiſchen hatte ſie durch ihr leidenſchaftliches Auftreten dem Oberbergrath gegenüber ihren Geldangelegenheiten nichts weniger als geſchadet. Turzoin, ängſtlich und unſicher, hoffte durch ein bereitwilliges und überſchwengliches Entgegenkommen in der Hauptſache die hohe Frau in der Nebenſache nachgiebiger zu ſtimmen, daß ſie ihm wenigſtens ſo lange Zeit gönne, bis er darüber des alten Jakob Fugger Beſcheid eingeholt habe. Daneben bot er Alles auf, um die Königin zu ehren und ihr den Aufenthalt in Kremnitz angenehm zu machen. Was den letztern Punkt betraf, ſo war ſie durch Raimunds Begleitung mehr als befriedigt; das Glück, welches ſie durch ſeinen Anblick und ſeine Unterhaltung genoß, ſtrahlte ihr aus den Augen, tönte aus jedem ihrer Worte. Ein Umſtand kam hinzu, Oel in die Flamme der Königin zu gießen. Als ſie nämlich eines Tags mit Raimund und Regina einen Schacht befahren wollte, hatten ſich wie gewöhnlich die Knappen deſſelben aufgeſtellt und empfingen ſie mit ihrer Muſik. Raimund, in der ſchmucken Tracht eines Bergoffiziers, die ihm ungemein gut ſtand, trat zum Oberſteiger, um ihm einen Befehl zu geben. Da hörte die Königin die weh-

«Was bringt er Neues mit?» quackte der Baron.

«Kann nicht dienen. Ich habe noch kein Wort mit ihm geſprochen.»

«Bitt ihn auf eine Taſſe Kaffee und eine Pfeife Taback. Hörſt du, Jean!» «Ich gehe ſchon.» — Der Baron legte ab, ſetzte ſich und verſank in ein gleichgültiges Brüten, wobei ſein eben nicht geiſtreiches Geſicht, noch einen weit geiſtloſern Ausdruck annahm, krabbelte dem vor ihm kauernden Jagdhunde auf dem Kopfe und bließ mächtige Rauchwolken aus ſeiner großen Meerſchaumpfeife.

Eine halbe Stunde darauf trat der Pächter des Guts Holdersdorf herein. «Nichts Neues mitgebracht aus der Stadt?» rief ihm der Baron aus ſeinem ſchlafähnlichen Zuſtande wieder auffahrend entgegen.

«Mancherlei von Krieg und Frieden und ſonſtige Curioſa,» verſetzte der Landkommiſſär, Platz nehmend. «Laſſen Sie hören!» rief der Baron begierig und wurde lebendig.

«Vor allem Andern muß ich Ihnen etwas höchſt Merkwürdiges und Seltſames mittheilen, von ſo eigner und außerordentlicher Art, daß es mir ganz unglaublich vorkommt; und dennoch, müthig klingenden Worte des alten Bergmanns: „Iſt es wahr, daß Ihr ein Page der Königin werden und uns verlaſſen wollt?“

„Der König befiehlt es, und ich muß gehorchen,“ verſetzte Raimund achſelzuckend.

„Aber weshalb fragſt Du?“ fragte der Jüngling verlegen. „Bin ich zu Deinem Glück und Wohlbefinden nothwendig?“

„Zum meinigen und zu Aller, zum Glück der Herren und der Knappſchaft und vorzüglich zum Glück des Bergſegens. Niemand weiß beſſer als ich, was es mit Euch für ein Bewandtniß hat. Verlaßt Ihr uns, ſo iſt's mit dem Segen der Berge vorbei.“

„Glaube doch die tollen Märchen nicht!“ ſagte Raimund unwillig.

„Was ich weiß, laß ich mir nicht ausreden,“ verſetzte der Oberſteiger und trat zurück.

Die Neugierde der Königin ward durch die wenigen Worte dieſes Bergmannes auf's Höchſte gereizt. Sie war kaum wieder im Schloſſe angelangt, als ſie einem ihrer Pagen befahl, den alten Oberſteiger heimlich für den Abend zu ihr einzuladen. Er erſchien zur beſtimmten Stunde. „Lieber Alter,“ redete ihn die Königin freundlich an, „Ihr ſcheint es eben ſo wenig gern zu ſehen, wie Herr von Turzoin, daß Raimund Mohr in die Dienſte des Königs tritt.“

„Das kann der Herr Oberbergrath ſo wenig, wie jeder ehrliche Bergmann, der es aufrichtig mit den Herren Fugger und mit der Arbeit meint.“

„Ich möchte gern erfahren, wie Ihr das verſteht. Wenn Eure Gründe ſtichhaltig ſind und ich überbringe ſie dem König, ſo nimmt er vielleicht darauf Rückſicht. Weshalb muß der Oberbergrath und jeder ehrliche, auf den Vortheil der Herren Fugger bedachte Bergmann wünſchen, daß der junge Mann hier bleibt?“

„Weil der reiche Bergſegen an ſein Hierſein gebunden iſt.“

„Der reiche Bergſegen an ihn!“ rief die Königin erſtaunt. „So meint Ihr die Goldadern werden nicht ſo ergiebig fließen, wenn er fort iſt.“

„So iſt's. Er hat das Glück gebracht, er nimmt es wieder mit.“

„Aber aus welchem Grunde glaubt Ihr das? Seid aufrichtig gegen mich; es ſoll Euer Schade nicht ſein. Entdeckt mir Alles offen.“

„Nun ſeht, Frau Königin, das iſt eine ſeltſame Geſchichte, und vornehme Leute glauben nicht an derlei Dinge; wir geringen Leute wiſſen aber, daß ſie wahr ſind und erfahren es täglich.“

„Erzählt mir die ſeltſame Geſchichte von Raimund Mohr; ich werde nicht an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln.“

„Es iſt gar nicht viel zu erzählen. Man ſagt, der Raimund ſei der Sohn eines armen verunglückten Bergmanns. Damit hat's aber ſeinen Haken. Wir wiſſen das beſſer. Ein armes Bergmannskind wäre in dem vornehmen Hauſe nicht alſo herrlich gepflegt worden, wie ein Prinz. Aber mit ſolcher Pflege iſt dem jungen Herrn nur ſein Recht widerfahren.“

„So meint Ihr, er ſei wirklich ein Prinz?“

„Das iſt er auch, Frau Königin, und noch mehr als das iſt er.“

„Noch mehr als ein Prinz? Wie iſt das möglich?“

„Er iſt mehr als ein gewöhnlicher Prinz. Kein gewöhnlicher Prinz, und wenn es der König ſelbſt wäre, hätte dem fuggerſchen Bergbau ſolchen überſchwenglichen Segen zu Wege bringen können. An dieſen Prinzen iſt aber die Goldader gebunden, und wenn er aus dem Bau entfernt wird, wird ſie ſchwächer werden oder gar aufhören.“

„Nun ſagt mir endlich, wer dieſes merkwürdigen Prinzen Vater iſt?“

Der Bergmann legte ſein erdfahles altes Geſicht in geheimnißvolle Falten, trat noch einen Schritt näher an die Königin und flüſterte ihr mit gedrückter Stimme zu, gleichſam als fürchte er gehört zu werden: „Sein Vater iſt der Bergkönig ſelbſt, der mächtige Berggeiſt und Fürſt des Goldes im Kremnitzer Gebirge. Und ſeine Mutter war die wunderſchöne Zigeunerkönigin, die ich gar wohl gekannt habe. Sie war ſonſt öfter hier und beſuchte nicht ſelten die Gruben. Da hat ſie der Bergfürſt geſehen;

denn er wandelt immer und meiſt dem menſchlichen Auge unſichtbar, durch die Baue mit ſeinen Dienern, den Gnomen. Die Frucht ſeiner Liebe hat er dann dem Herrn Jakob Fugger zur Erziehung gegeben. Ich weiß noch, es iſt mir als wären's kaum ein paar Monden, als die Zigeunerprinzeſſin, ſeine Mutter, den Raimund nach Kremnitz brachte. Der Herr Jakob Fugger und zwei ſeiner Neffen waren dabei. Es ging Alles ganz geheimnißvoll zu, und die junge Frau von Turzoin legte das Kind an ihre Bruſt neben ihr eigenes. Von jenem Tage ſchreibt ſich der erſtaunliche Reichthum der Goldminen. Vor dem Fauſtel des Knaben ſprangen die Erznieren aus dem Geſtein. Und je älter das Kind wurde, deſto mehr vergrößerte ſich die Ausbeute der Berge, und im turzoiniſchen Hauſe war lauter Glück und Segen. Und als er nun als Offizier in die Gruben trat, da konnte man's erſt recht merken, was er zu bedeuten hatte. Alle Berggeiſter waren heimlich zu ſeinem Dienſt und trugen ihm zu, was ihn nur erfreuen konnte. Der Bergfürſt liebt ihn mit großer Zärtlichkeit; das wiſſen alle Knappen und viele andere Leute, und manche haben ſogar den Bergkönig mit ſeinem Sohne zärtlich verkehren ſehen. Bedenkt nun ſelbſt, wie übel es der mächtige Berggeiſt vermerken würde, wenn man ſeinen geliebten Sohn von ihm entfernte!“

Die Königin war von dieſem unerwarteten Aufſchluſſe ungemein ergriffen und aufgeregt. So aufgeklärt in Sachen des Glaubens ſie auch war, in Sachen des Aberglaubens war ſie von den Anſichten und Einflüſſen ihrer Zeit befangen und beherrſcht, denen ſich ja ſelbſt Luther nicht entziehen konnte. Es kam ihr kein Gedanke von Zweifel an der Wahrheit der vernommenen Erzählung in die Seele, ſie war vielmehr ſogleich feſt überzeugt, daß ihr nun der Schlüſſel für die fremdartige außerordentliche Schönheit und das ungewöhnliche Weſen des Jünglings geliefert worden ſei. Raimund war der Sohn der Bergkönigs, das erklärte Alles. Aber ihre Gefühle für den reizenden Jüngling wurden durch die Kunde von ſeiner myſteriöſen Abſtammung in ein höheres Stadium getrieben. Es war nicht mehr ein gewöhnlicher Sterblicher, dem ihre Seele voll junger unentweihter Glut entgegenſtrebte, es war der Sohn eines geheimnißvollen Naturweſens, denen höhere Kräfte zu Gebot ſtehen, als dem Menſchen, und es war mehr als wahrſcheinlich, daß manches von dieſen Kräften, wenn auch in verminderter Stärke oder nur im Abglanz, nichtsdeſtoweniger aber die Schranken der Menſchennatur überſchreitend, auf ihn übergegangen ſei und jenen Zauber erzeugt und von ihm ausgehen ließ, dem die hohe Frau nicht zu widerſtehen vermocht hatte, ja, dem ſie ſich ſo ganz hinzugeben gezwungen ſah, daß die heißen und narkotiſch duftenden Wogen der gegen ſie heranſtürmenden Leidenſchaft ihr ſchon über dem Haupte zuſammenſchlugen. Fand ſie nicht in dem ihr nun erklärten Zauber die beſte Entſchuldigung für ihre Leidenſchaft?

Als ſie den Oberſteiger mit einem Geſchenk entlaſſen wollte, den ihre Freundlichkeit ſo beredt gemacht hatte, näherte er ſich ihr noch einmal und ſagte mit treuherziger Vertraulichkeit: „Ich will Euch noch etwas entdecken, gnädige Frau Königin. Die Zigeuner haben immer fort gute Nachfrage nach Raimund gehalten und gleichſam Aufſicht über ihn geführt, als den Sohn ihrer Königin, obgleich ſie das niemals unſer Einem eingeſtanden. Selten iſt ein Jahr vergangen, daß ſie nicht entweder ſelbſt da waren, oder einen Boten ſchickten, um ſich nach dem Befinden des jungen Prinzen zu erkundigen. So iſt den gerade auch jetzt wieder ein ſolcher Bote hier, mit dem es eine beſondere Bewandtniß haben muß. Ein Zigeuner iſt er ſicherlich nicht, aber abgeſchickt iſt er gewiß von ihnen, und er muß irgend einen wichtigen Auftrag an Raimund haben."

„Woraus ſchließt Ihr das?"

„Er iſt ganz heimlich geſtern oder vorgeſtern hier angekommen auf einem wunderſchönen Pferde, wie es wohl ſchwerlich in Ungarn viele gibt. Er iſt in einer armſeligen Herberge vor dem Thore eingekehrt, und der Hausknecht, den ich kenne, ein alter Huſar, ſagte mir, das Pferd ſei ein arabiſches, und der König ſelbſt habe kein ſolches. Auch ſchöne Kleider hat er, aber der Hausknecht hat ihm Rock und Hut eines gemeinen Mannes kaufen müſſen, und dieſer hat bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß der Fremde viel Geld hat. In dem gekauften Anzuge kam er nun geſtern mit dem Hausknecht zu mir und bat mich, ihm eine Unterredung unter vier Augen mit Raimund Mohr zu verſchaffen, da er demſelben Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Solches habe ich nun Herrn Raimund gemeldet, und es iſt ausgemacht worden, daß ſie dieſen Abend in meinem Häuschen zuſammenkommen wollen. Hinter dem Fremden ſteckt etwas ganz Beſonderes: man ſieht's ihm gleich an. Er ſieht ſehr vornehm aus wie ein großer Herr, nur hat er mehrere garſtige braune Flecken im Geſicht — es ſind ohne Zweifel Muttermale — die ihm ein ſeltſames Anſehen geben. Er ſpricht fremdartig und ſagte mir ſelbſt, er komme ſehr weit her und ſei ſchon, ſo jung er noch iſt, die halbe Welt durchreiſt."

„Hört," ſagte die Königin nach einigem Nachdenken, „iſt es nicht möglich, in irgend einem Verſteck in Euerm Hauſe dieſe Unterredung zu belauſchen? Ich würde ein paar von meinen Frauen dorthin ſchicken; denn es liegt mir viel daran, zu erfahren, was der Fremde dem Raimund Mohr zu ſagen hat. Ihr würdet Eurer Königin dadurch eine große Gefälligkeit erweiſen, und ich würde mich Euch dafür dankbar bezeigen."

„Ich kenne meine Pflicht, die Befehle der Frau Königin zu reſpectiren."

„So kommt, wenn es dunkel geworden iſt, um meine Frauen heimlich in Eure Wohnung zu führen." —

Die Königin konnte kaum den Abend erwarten, ſo aufgeregt war ſie. Sie warf ſich mit ihrer vertrauten Kammerfrau in die unſcheinbaren Kleider einer gewöhnlichen Bürgerin und verhüllte das Haupt mit dunkeln

Schleiern. Zur beſtimmten Zeit erſchien der Bergmann und führte die beiden Frauen ſchweigend durch die Stadt in ein kleines Haus am Abhang eines der Berge, die das Thal umſchloſſen. Hier verſteckte er ſie in die Küche, von wo ſie durch ein kleines verhängtes Guckfenſter die Stube überſehen konnten. Dann ließ er ſie allein und verſchloß die Küche. Bald darauf trat der Fremde in die Stube und legte Hut und Mantel ab. Eine Hängelampe erhellte ſeine Züge und Geſtalt nur nothdürftig. Es war Martin, der geheimnißvolle Abenteurer. Unruhig maß er das kleine Gemach mit ſeinen Schritten, bis die Angel der Thür wieder knarrte, und Raimund raſch in das Zimmer trat. Mit edlem Anſtand ging er auf Martin leicht grüßend los und ſagte: „Ihr ſeid der Fremde, der mich heimlich zu ſprechen wünſcht?“

„Ich bin's.“

„Wer ſeid Ihr, und was habt Ihr mir zu ſagen?“

„Die erſtere Frage kann ich Euch nicht ſogleich beantworten. Erſt muß ich hören, wie Ihr meine Mittheilungen aufnehmt. Doch vorläufig darf ich Euch auf Ehrenwort verſichern, daß ich Euer Freund und in der beſten Abſicht für Euer Wohl aus Spanien hierher gereiſt bin. Ganz allein Euretwegen. Es wäre mir lieb, wenn Ihr dieſer meiner Verſicherung Glauben ſchenken wolltet.“

„Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Doch gebt mir Beweiſe für Eure Behauptung. Ich kenne Euch nicht, habe Euch nie geſehen. Woran ſoll ich Euch als meinen Freund erkennen?“

„Ich könnte Euch dieſen koſtbaren Ring als Beweis meiner Sendung an Euch darbieten, als Beweis, welche mächtige und hohe Perſonen ſich für Euch intereſſiren, aber Ihr ſeid zu jung, um den Ring zu kennen, Ihr verſteht die Schrift nicht, die ihm eingegraben iſt. Aber ſo viel könnt Ihr wiſſen, daß nur Könige und Fürſten ſolche Ringe zu tragen pflegen. Ich will lieber ein paar Fragen an Euch richten, und bitte Euch ſie mir wahr und aufrichtig zu beantworten. Fühlt Ihr Euch heimiſch und glücklich in dieſem engen Thale, in dieſer kleinen Stadt, in dem ſtillen Hauſe, in welchem Ihr aufgewachſen ſeid? Hat Euch niemals ein dunkles, aber heftiges Gefühl von Unmuth oder Unbehaglichkeit in Euern Verhältniſſen beſchlichen? Iſt nicht zuweilen die Ahnung in Euch aufgewallt, als ſei dieſes Leben in den Bergen und in dem Hauſe Eurer Pflegeeltern zu dunkel, zu beſchränkt, zu eng und klein für Euch? Schoß nicht zuweilen plötzlich die Ueberzeugung in Euch auf, daß Ihr zu einem beſſern Looſe, zu einem buntern bewegten Leben, zu Macht und Größe geboren ſeid? Habt Ihr bei allem häuslichen Glücke Euch doch in einſamen Stunden der ſich Euch aufdringenden bittern Empfindung nicht entſchlagen können, als ſeid Ihr doch fremd in dieſem Hauſe? Hat Euch nicht eine unbeſiegbare Traurigkeit beſchlichen, auf immer in dieſe Schachten, in dieſes Haus gebannt zu ſein?“

Raimund hielt den Blick ſtarr auf den Sprecher gerichtet, etwa wie auf ein Geſpenſt oder ein zauberhaftes Ungeheuer, und je weiter Jener ſprach, deſto mehr erblaßte er, deſto ſtärker zitterte er. Endlich ſprach er mit hohler, bebender, abgeſpannter Stimme: „Um der heiligen Jungfrau willen, wer hat Euch die Macht verliehen, mir die geheimſten Gedanken und Gefühle aus der Seele zu leſen, die ich niemals einem menſchlichen Weſen offenbart habe? Seid Ihr einer jener höher begabten Geiſter, die ſich der Allwiſſenheit rühmen dürfen? Seid Ihr von Gott oder —“ Er ſprach das Wort nicht aus; die Stimme verſagte ihm. Er wankte und lehnte ſich, wie aller Kraft beraubt, an die Wand.

„Dieſe geheimnißvollen Stimmen in Euch ſind die beſten Bürgen für mich,“ fuhr Martin ruhig und lächelnd fort. „Sie ſind wahr. Ihr ſeid nicht für dieſe finſtern Goldgruben, aus welchen die Fugger Schätze holen, und in die ſie den koſtbarern Schatz Eures jungen Lebens vergraben, Ihr ſeid nicht für dieſes ſtille friedliche Haus geboren. Ein andres, ein leuchtendes und glänzendes Schickſal war Euch beſtimmt, als ſich der Keim Eures Lebens im Schooße Eurer Mutter entwickelte. Habt Ihr nie an die Möglichkeit gedacht, daß Alles, was man Euch über Eure Abſtammung, über Eure Eltern geſagt, erlogen ſei, um Euch in ein dunkles Loos hinabzudrücken? Hatte der junge Adler unter dem Hühnervieh des Hofes nicht das Gefühl ſolls wahr ſein, unbezweifelt wahr, wie mir glaubwürdige Männer verſichert haben.»

«Und was iſt das? Heraus damit!» zeterte der ſonſt ſo phlegmatiſche Baron, deſſen graue Augen ſchier zu leuchten begannen.

«Denken Sie ſich, Herr Baron, was die Engländer alles aushecken! Es ſind doch Schlauköpfe die Engländer, und wir Deutſche reichen ihnen das Waſſer nicht.»

«Da ſind Sie ganz mein Mann. Stets war ich derſelben Meinung. Nirgends gilt der Adel mehr als in England. Der König iſt nicht viel mehr, als ein Lord. Aber was wollten Sie ſo Merkwürdiges vom engliſchen Adel erzählen?»

«Vom engliſchen Adel? Nein von den engliſchen Schlauköpfen, die in London eine ganz eigne und den vornehmen und reichen Leuten höchſt zuträgliche Erfindung und Einrichtung gemacht haben.»

«Für vornehme und reiche Leute, ſagen Sie?»

«Sie haben eine Anſtalt eingerichtet, wo man ſein Leben verſichern kann.»

«Sein Leben verſichern?» ſagte der Baron höchlichſt verwundert. «Was heißt das? Ich kann mir keinen Begriff davon machen.»

«Der Sinn iſt klar: Man zahlt der Lebensſeiner eigenthümlichen ihm angeſtammten königlichen Natur?"

„Ja, ja, bei allen Heiligen! ſo iſt's!" rief jetzt Raimund, der ſich vom Schrecken erholt und von der Ohnmacht ſchnell zur überſprudelnden Kraft übergeſprungen war. „Nicht wahr, mein Vater war kein armer Bergmann? Und meine Mutter —"

„Eure Mutter lebt, Euer Vater lebt. Ich bin der Bote Eurer Mutter an Euch. Dieſer koſtbare Ring iſt das Eigenthum Eurer Mutter. Geht Euch daraus nicht die Ahnung auf, welch' eine mächtige Frau ſie iſt? Nun denn, Eure Mutter läßt Euch ſagen: komm zu mir, mein geliebter Sohn! Mein Herz ſehnt ſich nach Dir! Folge unverzüglich dieſem meinen Boten. Er wird Dich ſicher in meine Arme leiten, und hier findeſt Du ein Deiner würdiges Loos. Hier ſollſt Du Alles erfahren. Eile, eile; denn ich erwarte Dich ſehnlichſt. — Wollt Ihr dem zärtlichen Rufe Eurer Mutter Folge leiſten?"

„Mir ſchwindelt," ſagte Raimund faſt traurig und mit einem Tone voll Angſt und Beklommenheit. „Ich kann keinen Gedanken faſſen. Doch, doch! Der eine drängt ſich mir auf: Wer iſt meine Mutter? Wer iſt mein Vater?"

„Hier kann und darf ich es Euch nicht ſagen; denn noch bin ich Eures Entſchluſſes nicht gewiß. Haben wir die Grenze dieſes Landes hinter uns, will ich Euch beſtimmt und wahr auf Eure Fragen antworten, ſo weit mir dies ſelbſt möglich iſt. Denn Ihr müßt bedenken: ich bin nur der Bote und Diener Eurer Mutter."

„Was ſoll ich thun?" rief Raimund noch ängſtlicher.

„Euerm Herzen folgen und mit mir zu Eurer Mutter eilen."

„Wann?"

„Könnt Ihr fragen? Jetzt! Sogleich! In dieſer Nacht noch! Es iſt für all Eure Bedürfniſſe geſorgt. Ein gutes Pferd ſteht Euch zu Dienſt. In zehn Minuten müſſen wir die Stadt hinter uns haben."

„Barmherziger Gott, dieſe Haſt! Soll ich nicht Abſchied nehmen von meinen Pflegeeltern, von Regina?"

„Glaubt Ihr wirklich, ſie würden Euch ziehen laſſen?" lachte Martin höhniſch. „Die Gründe, welche ſie ſiebzehn Jahre lang gehabt, Euch in der Schmach der Niedrigkeit zu halten, beſtehen auch heute noch. Herr von Turzoin würde Euch einſperren, ja nöthigenfalls an eine Kette legen —"

„Soll ich als ein Undankbarer aus ihrem Hauſe fliehen, worin ſie mich ſo wohl gehalten?"

„Für das Verbrechen, das ſie in Gemeinſchaft mit dem alten Fugger in Augsburg an Euch begingen, verdienen ſit wahrlich etwas Anderes als Dank von Euch. Doch Ihr habt zu wählen und zu entſcheiden. Wollt Ihr an das ſehnſüchtige, liebeglühende Herz Eurer Mutter, ſo könnt Ihr jetzt nicht in das Turzoinſche Haus zurückkehren, um dort einen weinerlichen Abſchied zu nehmen. Ihr müßt ſogleich mit mir. Geht Ihr dorthin zurück, ſo bleibt Euch der Weg zum Herzen Eurer Mutter verſchloſſen, vielleicht für ewig. Ihr habt ſie verloren, habt ſie ſelbſt muthwillig von Euch geſtoßen, und müßt Euch dann mit dem geringen Looſe begnügen, das Euch die Fugger boshaft großmüthig bereiten. Wählt! Doch entſcheidet Euch ſchnell. Ich habe Eile.“ So mit Schlangenwindungen umſtrickte der Schlaue den verwirrten bebenden Jüngling. Nach kurzem ſchwerem Kampfe rief dieſer entſchloſſen: „Es ſei! Ich will Euch folgen.“

„So laßt uns aufbrechen!“ Raimund ſah geiſterhaft bleich aus; die Füße drohten ihm den Dienſt zu verſagen, aber er gebot ſeinem Willen und ſpannte alle Kräfte an ſich zu ermannen.

In dem Augenblick, als Martin die Thür öffnete, trat ihm ein hohes junges edelſchönes Weib gebieteriſch und zürnenden Antlitzes entgegen. „Nicht alſo!“ herrſchte ſie den beiden jungen Männern zu. „Du bleibſt, Raimund. Und dieſen Verführer laß ich ſogleich verhaften.“

„Wer iſt dies Weib?“ fragte Martin erſchrocken.

„Die Königin von Ungarn und Böhmen,“ bebte es von Raimunds bleichen Lippen.

In dieſem Augenblick war Martin durch die Thür verſchwunden. Man hörte ſeinen in wilder Flucht den Berg hinabſtürmenden Fußtritt. Die Königin war allein in der kleinen Stube mit Raimund. Von den heftigſten Gefühlen überwältigt, ſank er ihr zu Füßen und ſtreckte flehend die Hände nach ihr aus. Ihr glühendes Herz verſtand die Bewegung des Jünglings falſch; ſie hielt die keuſche Huldigung ſeines Dankes für das Ueberwallen ſtürmiſcher, den ihrigen verwandter Glutgefühle. Er ſah ehrfurchtsvoll in ihr nur die Königin, und ſie wähnte, er ſtrecke ſehnſuchtsvoll liebende Arme nach dem liebenden Weibe aus. Und trunken vor Liebesentzücken beugte ſie ſich zu ihm herab, ſchlang den Arm um ſeinen Nacken, preßte ſein Haupt an ihren wogenden Buſen, und ihre heißen Lippen warfen ihm die Glutfunken bebender Küſſe auf Stirn und Mund. „Mein theurer Raimund," hauchte ſie dazwiſchen, „Du ſollſt bei mir bleiben. Nichts ſoll uns trennen. Mein biſt Du, mein, Geliebter!"

Er wurde eiskalt in ihrem Arm; die Beſinnung verließ ihn. Aber es war nicht die Leidenſchaft eines ſich am ſüßeſten Ziele plötzlich angelangt ſehenden Herzens, es war ein jäher Schrecken, eine furchtbare Beſtürzung, die ihm den Athem raubte. Dieſes ſpröde Jünglingsherz war noch nicht für die Liebe reif, und ſelbſt der reizenden Königin war es nicht gelungen, dieſe Frucht zu zeitigen. Gerade die Königin vermochte es am wenigſten.

Die Scene im Stübchen wurde von ein paar Augen beobachtet, die ſie nicht hatten ſehen ſollen, von — Regina's Augen. Die ſtille Jungfrau war den ganzen Tag über von einer ihr unerklärlichen Angſt gefoltert worden, und ein bedeutungsvoller Traum der letzten Nacht hatte ihr den geliebten Milchbruder in ſchlimmer Gefahr gezeigt.

Ein Adler und ein Wolf hatten ſich um ihn geſtritten. Die Geängſtete ließ den Jüngling kaum aus den Augen, und ſein ungewöhnlich unruhiges und zerſtreutes Weſen entging ihr nicht. Ebenſo nahm ſie Kenntniß von den geheimnißvollen Botſchaften, die er erhielt. Als ſie ihn nun Abends ſich entfernen ſah, zog eine unſichtbare Kette ſie ihm nach. Sie ſah ihn in das Häuschen des Bergmanns gehen, und ſie erkletterte den niedrigen Mauervorſprung, um durch eine Spalte des Fenſterladens ihre Blicke in die Stube zu tauchen. Sie ſah Alles, was darin vorging; ſie erkannte die Königin, und als Raimund in den Armen derſelben lag, fuhr der angſtvollen Lauſcherin ein Schwert durch die Bruſt.

Raimund erwachte unter den Küſſen der Königin. Sie entfernte ſich mit ihrer draußen wartenden Kammerfrau. Auch er kehrte wankenden Schrittes wie ein Trunkener nach Hauſe zurück. Vor der Thüre fand er Regina in Thränen. Sie hatte ihn erwartet. Er hatte jetzt nur ein Bedürfniß, ſein ſchwerbelaſtetes Herz zu erleichtern, und es gab ja nur ein Herz für ihn auf der Welt, dem er ſich mittheilen konnte, ja mittheilen mußte, das ſeiner Regina. Er verhehlte ihr nichts von den wichtigen Erlebniſſen dieſes Abends. Bebend vor Beſorgniß um den theuern Bruder eilte Regina zu ihrem Vater.

Am andern Morgen war Raimund Mohr aus Kremnitz verſchwunden, und Niemand konnte angeben, wohin er gekommen ſei. Der Oberbergrath ließ die ängſtlichſten

Forſchungen nach ihm anſtellen, aus denen ſich ergab, daß er bald nach Einbruch der Nacht eine geheimnißvolle Zuſammenkunft mit einem Fremden im Hauſe des Oberſteigers gehabt, daß der Fremde gleich darauf abgereiſt und Raimund ſodann nirgend mehr geſehen worden ſei. Die Umſtände wurden von Herrn von Turzoin trefflich benutzt, um die Königin zu täuſchen, und es gelang vollkommen. Nach wenigen Tagen verließ ſie, obgleich reichlich mit Geld verſehen, die Bergſtadt in der übelſten Laune.

Dreizehntes Kapitel.

Der junge Padiſchah Suleiman hatte die Jagdzeit in ſeinen prächtigen Wäldern um Adrianopel zugebracht und das Vergnügen der Jagd in vollen Zügen genoſſen. Schon ſtand er im Begriff, mit ſeinem zahlreichen Gefolge nach Stambul zurückzukehren; denn die Tage wurden rauh und ſtürmiſch, der Winter ſchickte ſeine Vorboten. Das Harem bereitete ſchon die Abreiſe vor. Da wurde ihm eines Abends, als er ermüdet von der Jagd zu ſeiner reizenden Gemahlin Roxelane heimgekehrt war, ein Geſandter des Fürſten von Algier, Chair Eddin Barbaroſſa's, gemeldet, der wenige Stunden vorher angekommen war.

„Was will der wilde Seeräuber von mir?“ fragte der Sultan faſt zornig. „Was hab' ich mit dieſem Menſchen zu ſchaffen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die ſchöne Roxelane, die jugendlich ſtrahlende Herrin, „aber das weiß ich, daß er mit Dir in ein gutes Vernehmen zu treten wünſcht und aus dieſem Grunde den Geſandten geſchickt hat.“

„Woher weißt Du das ſchon, meine ſüße glutäugige Gazelle?“ fragte der ſtolze Herr der Osmanen und ſchlang, den ſtrengen Blick zu einem huldigenden Lächeln verwandelnd, den kräftigen Arm um die herrlichſte der Frauen, die in ſeinem Harem blühten.

„Der Geſandte hat mir bereits die Aufwartung gemacht, als er Dich nicht zu Hauſe fand. Er iſt ein blutjunger aber ſehr gewandter Menſch, ein Franke von Geburt, wie er mir ſelbſt geſagt hat, und durch merkwürdige Schickſale nach Algier verſchlagen, wo er ſich Chair Eddins Gunſt zu erwerben verſtanden hat. Daher ſpricht er auch das Arabiſche ſehr geläufig. Er hat mir zwei koſtbare Geſchenke überreicht, ein herrliches Pferd von Chair Eddin, wie Du ſelbſt kein gleiches in Deinen Ställen haſt, und einen Ring von Suleima, Chair Eddins Lieblingsgemahlin, einen Ring von ſo koſtbarer Arbeit, wie ich noch keinen beſitze.“

„Da iſt freilich die ſchöne eitle Roxelane für den ſtolzen Seeräuber gewonnen,“ lachte der Sultan. „Und was hat er für die Geſchenke von Dir verlangt?“

„Daß ich Dich bitten möchte, die Unterwerfung Chair Eddins unter Deine Oberhoheit gnädig anzunehmen.“

„Scherzeſt Du mit mir?“ fuhr Suleiman auf.

„Ich trage Dir die Bitte des Geſandten vor.“

„Chair Eddin ſich mir unterwerfen! Und dazu koſtbare Geſchenke! Wer hat ſchon Aehnliches gehört? Es klingt wie ein Märchen.“

„Und um Dich günſtig zu ſtimmen für die Wünſche des Fürſten von Algier hat mich der Geſandte erſucht, Dir den Ring von der Fürſtin zu zeigen. Er meinte, Du würdeſt ihn wohl wieder erkennen; denn Du habeſt ihn einſt an der Hand der Fürſtin ſelbſt geſehen."

„Seltſames Räthſel! Woher ſoll ich die Frau des Seeräubers kennen?"

„Hier iſt der Ring, ein unvergleichliches Kleinod!"

Der Sultan hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er freudig überraſcht ausrief: „Ha, das iſt der Ring der ſchönen Maurenfürſtin von Granada, der Enkelin des Propheten, die einſt hier war, um meinen Vater zum Beiſtand der armen Mauren in Spanien zu bereden. Ein ſchönes ſtolzes Weib, voll Muth und Thatkraft, voll Schlauheit und unauslöſchlichen Chriſtenhaß, wie ſie bei uns nicht gefunden werden. Ich kenne nur Eine, die ſie an Schönheit und Klugheit übertrifft, und die iſt — meine Roxelane."

„Schmeichler! Und der ſchönen Frau wegen nimmſt Du wohl Chair Eddins Unterwerfung an?"

„Wunderbar! Suleima Chair Eddins Gemahlin! Dann kann er kein gewöhnlicher Abenteurer, kein gemeiner Räuber ſein. Suleima kann nur eines ausgezeichneten großen Mannes Weib ſein."

„Wie Roxelane."

„Schmeichlerin! — Doch laß den Geſandten kommen. Ich bin begierig ihn zu hören."

„Ich muß Dich auf etwas Ungewöhnliches an ihm vorbereiten. Er hat vier oder fünf häßliche braunrothe Flecken im Geſicht, Zeichen, die ihm die Natur jedenfalls ſchon im Mutterleibe aufgedrückt hat. Uebrigens iſt er ein feiner junger und hübſcher Mann.“

„Der Geſandte wurde hereingeführt: Martin im prächtigen reichen Schucke eines mauriſchen Bei. Sich niederwerfend berührte er mit der Stirn dreimal den Boden und ſprach den großen Segensgruß.

„Erhebe Dich und ſprich!“ redete ihn der Sultan an.

„Dein Knecht Chair Eddin der Rothbart, Herr von Algier, entbietet Dir durch mich Gruß und Segen des Propheten; ebenſo Suleima, ſeine Gemahlin. Sie ſenden Dir dieſen Brief.“

Der Sultan löſte das Siegel des ihm überreichten Schreibens und durchlas es.

„Suleima ſchreibt mir viel Schönes,“ ſprach er dann freundlich. „Sie und ihr Gemahl wünſchen ſich und das von ihnen beherrſchte Gebiet der hohen Pforte zu unterwerfen und erſuchen mich, mit Dir darüber zu verhandeln, indem ſie Dich mir als einen ſehr verſtändigen und wohl unterrichteten jungen Mann rühmen.“

„Ich werde ſtets bemüht ſein, ihre Zufriedenheit und ihren Beifall zu erringen, doch auch den Deiner Hoheit, großmächtiger Herr. Meine erhabene Gebieterin hat mit Jubel Deine Siegeszüge gegen die Chriſten und Deine Eroberungen im vorigen Jahre vernommen. Sie hat verſicherungsbank in London für jedes Jahr, welches man leben will, eine beſtimmte Summe. Dafür erhält man's verbrieft und beſiegelt von der Bank und einer Menge der geſcheidteſten Aerzte, die ſich zu dieſem Zwecke vereinigt haben, daß man in der Zeit, für deren Dauer man ſein Leben verſichert hat, nicht ſtirbt.»

«Wär's möglich?» fuhr der Baron ſtaunend empor, und blickte ſtarr, wie vor den Kopf geſchlagen, in's Blaue hinein. Dann ſetzte er zweifelnd hinzu: «Wer viel Geld hätte, könnte ſich ja ein ungeheuer langes Leben erkaufen.»

«Für länger als neunzig Jahre kann die Bank nicht ſtehen, wie ich mir habe ſagen laſſen. Und drum läßt ſie ſich auch bei den reichſten und vornehmſten Perſonen nicht auf eine längere Zeit ein. Aber bis zum neunzigſten Jahre weiß ſie ſich ſicher, und giebt deshalb auch vollkommne Sicherheit.»

«Nun die Leute ſind redlich,» ſagte der Baron gutmüthig billigend und belobend, «ſie verſprechen nicht mehr, als ſie halten können. Das gefällt mir von ihnen. J, und neunzig Jährchen iſt ja ein hübſches Alter, und jeder kann damit zufrieden ſein, wenn's auch ein Paar Piſtolen koſtet. Länger verlangte ich gar nicht

Feſte gefeiert, als die Kunde zu uns drang, daß die Veſte Belgrad in Deine Hände gefallen und daß Du die Inſel Rhodus den Johanniterrittern genommen. Ihre alten Hoffnungen und Plane, die Dir bekannt ſind, ſind dadurch mit erneuter Stärke erwacht.“

„O ich kenne ſie, dieſe kühnen Plane!“ rief der Sultan. „Als der Schöpfer dieſen Geiſt mit Stoff bekleidete, vergriff er ſich. Sie hätte ein Mann werden ſollen. Dann wäre ſie entweder jetzt ſchon wieder Staub, aber ihr Name würde doch glorreich fortleben in ihrem Volke, oder Spanien und Italien, vielleicht ganz Europa lägen zu ihren Füßen, und das Kreuz wäre vertilgt.“

„Was ihr, dem Weibe, nicht gelingen konnte, wird und muß Dir gelingen, großer Suleiman, im Bunde mit ihr und Chair Eddin. In ihm hat ſie einen würdigen Gemahl gefunden, empfänglich für die großen Gedanken und Entwürfe ihres Geiſtes, und mit Kühnheit, Kraft, Entſchloſſenheit, Muth und Beharrlichkeit ausgerüſtet. Ihre Begeiſterung hat die ſeinige entflammt, und ſie hat ihn überzeugt, daß er nur als Dein Vaſall, Deinem Befehle gehorchend und mit Deiner Kraft vereint den Plan der alten Kalifen ausführen kann, die Chriſtenwelt zu erobern und die Fahne des Propheten von einem bis zum andern Ende der Welt wehen zu laſſen.“

„Ich nehme ihre Unterwerfung an. Laß mich ihre nächſten Plane hören. Welche Vorſchläge haſt Du mir von Deinem Gebieter zu machen?“

„Es iſt Dir bekannt, daß Karl, der deutſche Kaiſer und König von Spanien mit dem König von Frankreich, Franz in Feindſchaft und Krieg lebt, den nur die Eitelkeit und Eiferſucht beider aufeinander erzeugt hat. Die Franzoſen ſind zuletzt in Oberitalien geſchlagen worden, aber ſchon ſtehen ſie wieder ſtark gerüſtet und der Abfall des erſten Feldherrn Frankreichs, des Großconnetable Herzogs von Bourbon, hat Franz nicht nur nicht geſchadet, ſondern ſogar genützt, dem Kaiſer hat er aber keinerlei Vortheil gebracht. Von dieſen beiden Königen wird der Eine den Andern aufreiben, und da in Deutſchland eine allgemeine Volkserhebung gegen die Fürſten vor der Thüre ſteht, ſo wird der Kaiſer hier ſo beſchäftigt ſein, daß er ſeine Streitkräfte nicht gegen Franz wird wenden können. Suleima ſagt: es liegt im Vortheil des Islam, daß Du Dich mit dem Franzoſenkönig verbindeſt. Karl muß unterliegen, damit wir Spanien wieder gewinnen. Spanien und Italien müſſen von Dir erobert werden, wie Rhodus. In Rom mußt du das Chriſtenthum an ſeiner Wurzel faſſen und ausreuten. Dazu aber bedarfſt Du einer ſtarken Seemacht. Deine Flotten müſſen das mittelländiſche Meer beherrſchen.“

„Ich höre Suleima reden,“ bemerkte der Sultan zu Roxelane gewendet, lächelnd. „Das Schwierigſte, das Ungeheuere betrachtet und behandelt ſie wie ein Kinderſpiel. — Ich habe keine, ſolchem rieſigen Unternehmen genügende Flotte, ich habe keine Seeleute, keine Admirale, mein Kriegsvolk kennt den Seekrieg nicht und hat Abneigung davor. Was die heißen Träume Deiner Gebieterin ihr leicht und luftig vorgaukeln, ſtößt in der Wirklichkeit auf unüberſteigliche Hinderniſſe.“

„Suleima ſpricht: dem kleinen Geiſte iſt das Leichteſte ſchwer, dem großen Geiſte das Schwierigſte leicht. Du biſt der große Geiſt, Du der prächtig aufgegangene Stern, auf deſſen Größe und Glanz ſich die Augen aller Gläubigen hoffnungsvoll richten. Von Dir erwarten ſie Sieg über die Chriſten. Unter Deinen Fahnen werden ſich alle ſchaaren, die zu Allah beten. Chair Eddin iſt der kühnſte, kräftigſte und einſichtsvollſte Seekrieger, denn die Welt jetzt hat. Er beſitzt eine für ſeine Kräfte zahlreiche und wohlausgerüſtete Flotte. Er ſtellt ſie mit all ihren tapfern Kriegern, wie ſich ſelbſt, Dir zur Verfügung. Er will Dein Admiral ſein, und er erwartet nur Deine Befehle, um Dir eine Flotte zu ſchaffen ſo ſtark und ſo mächtig, daß Du Italien und Spanien damit bezwingen ſollſt. Ich kenne die Streitkräfte Spaniens zu Land und zu Waſſer; die letztern ſind unbedeutend, ſelbſt die Neapels und Siciliens hinzugerechnet, würden ſie einer türkiſchen von Chair Eddin angeführten Flotte nicht widerſtehen können. Und biſt Du mit Frankreich verbunden, führſt Du ſelbſt ein ſiegreiches Heer nach Ungarn und eroberſt das von einem ſchwachen Kinde regierte Land, in welchem Zapolya's Partei jetzt immer mächtiger wird und jedenfalls über lang oder kurz den Bürgerkrieg hervorruft und die ohnedies ſchwache Kraft des Landes vollends lähmt, dann eilſt Du auf den Fittigen des Siegs und des Ruhms unaufhaltſam dem großen Ziele zu."

„Suleima hat Dich gut geſchult, junger Mann, und ſie hat einen geſchickten Schüler an Dir gefunden. Du ſcheinſt auch die Dinge in Ungarn gut zu kennen."

„Ich habe überall mit eigenen Augen geſehen, habe ſtets aus der Quelle ſelbſt geſchöpft."

„Viel Ehre für Dich. Du biſt noch jung. Wie viel Jahre zählſt Du?"

„Ein und zwanzig. Die Reife des Geiſtes zählt nicht nach Jahren; das hat Deine Hoheit an ſich ſelbſt erfahren."

„Ich entlaſſe Dich jetzt, um morgen weiter mit Dir zu verhandeln. Es iſt Dir gelungen, Dir nicht nur meine Gnade zu gewinnen, Du haſt Dir auch eine Gönnerin errungen, auf deren Wort und Rath ich etwas gebe, die ſchöne Sultanin Rexelane."

Martin berührte mit der Stirn den Boden des Gemachs und entfernte ſich.

Vierzehntes Kapitel.

Faſt zehn Monate waren ſeid der Audienz Martins bei dem Beherrſcher der Osmanen vergangen, als er in anderer Kleidung, in der eines gewöhnlichen deutſchen Edeljunkers, im Vorzimmer eines andern mächtigen Herrſchers harrend ſtand, in dem des Königs Franz von Frankreich im Schloſſe zu St. Cloud.

In dieſen zehn Monaten hatte ſich viel Wichtiges ereignet. Der zu Ende des vorigen Jahres zur Wiedereroberung Mailands unternommene Feldzug der Franzoſen, unter dem talentloſen Admiral Bonnevit war gänzlich mißglückt. Sie hatten von den verbündeten kaiſerlichen Heeren, Neapolitanern, Mailändern, Venetianern, Spaniern und deutſchen Landsknechten wiederholte Niederlagen erlitten und ſich genöthigt geſehen, den Rückzug über die Alpen mit ſchwerem Verluſt anzutreten. Auf dieſem Rückzug fiel auch der berühmteſte aller franzöſiſchen Ritter, der vorzugsweiſe ſo genannte „gute Ritter“ und „Ritter ohne Furcht und Tadel“, Bayard, in welchem ſich noch einmal vor dem Untergange des Ritterthums alle glänzenden Eigenſchaften deſſelben vereinten. Wie Sickingen der letzte deutſche, ſo war Bayard der letzte franzöſiſche Ritter in der edelſten Bedeutung. Der Strom einer neuen Zeit mit ganz andern Intereſſen und Beſtrebungen riß Beide gewaltſam nieder und ob ſie noch ſo treffliche Männer waren, und fluthete über ſie hin. Das ganze an dem abſterbenden Geiſte des Ritterthums kränkelnde franzöſiſche Heer mußte der ungeſtümen Tapferkeit des vom Geiſte der Neuzeit beſeelten Heeres der Kaiſerlichen weichen und floh in wilder Unordnung über die Alpen.

Die ſiegreichen Heerführer hielten für das Beſte, den Vorſchlag des Herzogs von Bourbon, dem es nicht allein nach ſeinen reichen Gütern im ſüdlichen Frankreich, ſondern auch nach der franzöſiſchen Königskrone gelüſtete, in Ausführung zu bringen, nämlich die Begeiſterung des kaiſerlichen Heeres nach dieſen glänzenden Siegen zu benutzen und den Feind in ſeinem eigenen Lande aufzuſuchen. Da zu erwarten ſtand, daß König Franz immer wieder mit neuen Heermaſſen über die Alpen kommen würde, und in Betracht, daß man deshalb die gerüſteten Heere in Oberitalien unthätig und auf die Ankunft der Franzoſen wartend in Bereitſchaft halten müſſe, und daß es daher beſſer ſei ſie in Thätigkeit zu erhalten und dem Feind die Möglichkeit ſchnell große Streitkräfte zuſammenzuziehen abzuſchneiden, ſo gab der Kaiſer von Spanien aus ſeine Zuſtimmung zu dem Kriegszuge nach Frankreich, welchen Bourbon mit dem Eifer eines ſtolzen beleidigten racherfüllten Herzens betrieb. Im Juli (1524) führte er das kaiſerliche Heer aus 5000 deutſchen Landsknechten, unter Zollern und Lodron, 3000 Spaniern unter Pescara und 1500 Italienern beſtehend über die Alpen nach Frankreich und drang ohne Aufenthalt im Lande vor, bis er am 19. Auguſt vor Marſeille anlangte, um es zu belagern. Aber die wohlbefeſtigte Stadt ſetzte ſich mannhaft zur Wehre, ſo, daß ſelbſt einem Pascara der Muth ſank. Unterdeſſen erhob ſich Frankreich zur Rettung ſeines Königs. Außerordentliche Steuern brachten große Summen in ſeine Hand, womit er ein bedeutendes Heer anwarb, Franzoſen Schweizer und deutſche Landsknechte. Im kaiſerlichen Heere fehlte es aber an Geld, und es verbreitete ſich auch das Gerücht unter den Soldaten, der König wolle unverzüglich hinter ihrem Rücken zur Eroberung Mailands nach Italien ziehen. Am 28. September wurde die Belagerung Marſeille's aufgehoben, und mit getäuſchten Hoffnungen ging Bourbon mit dem Heere über die Alpen zurück. Aber ſchon war auch das franzöſiſche Heer dorthin aufgebrochen; denn kaum hatte der König von Bourbons Aufbruch vernommen, als er auch entſchloſſen war, noch einmal Alles an die Wiedereroberung Mailands zu ſetzen und ſein neues Heer ſelbſt dorthin zu führen. In dieſen Tagen war's, wo ihm der Junker Martin als geheimer Bote des Fürſten von Algier, Chair Eddin Barbaroſſa gemeldet wurde.

Des Königs impoſante ritterliche Geſtalt trat dem jungen zierlichen Manne mit einem zerſtreuten und fragenden Blicke entgegen. Er war ſehr beſchäftigt und mitten in der Rüſtung zum Aufbruch begriffen. Doch der Name des berühmten und gefürchteten Seeräubers hatte ihn vermocht, die Audienz ſogleich zu bewilligen. Jetzt ſchien er verwundert, einen ſo jungen Menſchen vor ſich zu ſehen.

„Mein Auftrag an Ew. Majeſtät,“ nahm Martin im geläufigen Franzöſiſch unerſchrocken und gewandt das Wort, „kommt nicht allein von dem Fürſten von Algier, ich bin auch der Sendbote eines weit mächtigern und gewaltigern Herrn, des ruhmreichen Padiſcha der Osmanen, und bitte Euch, meine Beglaubigungsſchreiben gnädig entgegen zu nehmen und prüfen zu laſſen.“

„Fürwahr, Ihr ſetzt mich in Verwunderung. Ihr ſeid weder ein Araber, noch ein Türke, doch auch kein Franzoſe.“

„Ich bin ein Deutſcher, im Dienſte Chair Eddins, des Beherrſchers des Mittelmeers, und war als Bote desſelben ſchon einige Male beim Großſultan Suleiman.“

„Das iſt viel für Euer Alter. Die Deutſchen pflegen ſonſt nicht ſo früh reif zu werden. Doch Euere Aufträge! Ich bin begierig ſie zu hören.“

„Chair Eddin hat mit Euerer königlichen Majeſtät den gemeinſamen Feind, den König von Spanien, und er hat ihn zeither auf eigene Fauſt, ſo gut er vermochte, bekriegt. Nun aber hat er ſich neuerdings als Vaſall dem

Großſultan Suleiman unterworfen, um den Kampf gegen König Karl mit größerem Nachdruck führen zu können. Es wird eine ſtarke türkiſche Flotte errichtet und Chair Eddin ihr Oberbefehlshaber werden. Damit wird er Neapel, Sicilien und Spanien angreifen. Der Sultan aber wird ſeine Heere nach Ungarn führen und von da in die öſterreichiſchen Stammlande einfallen. Ew. Majeſtät ſieht, daß Suleiman und Chair Eddin Euere natürlichen Verbündeten ſind. Aber Beide wünſchen mit Euch in ein beſonderes und engeres Bündniß zu treten, um mit Euch nach einem zu verabredenden gemeinſamen Plane zum Sturze des habsaurgiſchen Hauſes zu handeln.“

„Der Plan iſt gut,“ entgegnete der König angenehm überraſcht, mit freudeſtrahlenden Mienen. „Ich bin zu ſolchem Bündniſſe wohl geneigt. Seid Ihr ermächtigt, mir die Punkte desſelben vorzulegen?“

„Ich ſoll zuerſt nur Euerer Majeſtät Meinung erforſchen. Auch ſind die Vorbereitungen noch nicht ſo weit gediehen, daß der Angriff in Bälde vor ſich gehen könnte. Die Flotte muß erſt geſchaffen und dabei viele Schwierigkeiten überwunden werden, zumal der Sultan den Seekrieg nicht kennt und keine Vorliebe dafür hat. Die Koſten ſind ungeheuer und der Schatz ward durch vielfache innere Einrichtungen ſtark in Anſpruch genommen. Alles ruht in Chair Eddins Hand, aber er kann natürlich nicht alle Mittel beſchaffen. Deshalb geht mein beſonderer Antrag von ihm an Ew. königliche Majeſtät dahin, Ihr möchtet bald einen Geſandten an den Sultan ſchicken, um ihn zur ſchleunigen Herſtellung der Flotte anzufeuern. Euer Wort, meint Chair Eddin, wird beim Sultan von großem Gewicht ſein.

„Ihr ſeht mich eben im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ein Theil meines Heeres iſt ſchon auf dem Marſche. Es gilt, mich wieder in Beſitz von Mailand zu ſetzen. Ich will und muß es haben. All mein Sinnen und Streben geht dahin, die empfangene Scharte auszuwetzen, und alle Anſtalten ſind getroffen, daß es mir dies Mal gelinge. Ihr begreift, daß ich jetzt zu nichts Anderem Zeit habe. Doch ſobald Mailand wieder mein iſt, kann ich mit Nachdruck andere Pläne verfolgen. Sagt Euerem Herrn, daß er ſich bis dahin gedulden möge. Hernach will ich mit ihm und dem Sultan den Angriffsplan auf die Länder des Kaiſers verabreden. Dann kann ich auch von der Lombardei aus mein Heer gegen Neapel führen, und von Frankreich aus in Spanien einfallen, während Chair Eddin zur See angreift. Bis zur Eroberung Mailands müſſen wir aber den kühnen großen Plan ruhen laſſen.“

„Ich erlaube mir Ew. Majeſtät Scharfblick auch auf Deutſchland zu lenken. Dort, namentlich in den ſüdlichen Ländergebieten finden jetzt höchſt merkwürdige und außerordentliche Bewegungen ſtatt, die ich perſönlich beobachtet habe, und die von Euch benutzt, der Ausführung jenes Planes ſehr zur Unterſtützung gereichen würden.“

zu leben. Wenn der Himmel in ſeiner Gnade noch einige Jahre hinzugäbe, ſo nähme man's dankbar an. Die Sache hat alſo ihre Gewißheit?»

«Sie iſt außer Zweifel, Herr Baron, und war das Geſpräch der ganzen Stadt.»

«Da muß man wohl nach London reiſen, wenn man ſein Leben verſichern will?»

«Keineswegs. Die Londoner Lebensverſicherungsbank hat einen Agenten in der Reſidenz, das iſt der Kaufmann Zahl in der Marktſtraße; an dieſen zahlt man das Geld und von ihm erhält man den Verſicherungsſchein, der einen gar wunderlichen Namen hat. Dem Bankagenten Zahl ſteht ein ſehr geſchickter Arzt zur Seite, Doktor Trautmann; dieſer iſt Bankarzt und ſtellt ſein Gutachten über den Geſundheitszuſtand desjenigen aus, der ſich verſichern will. Nach dieſem Gutachten werden ſodann in London die nöthigen Vorkehrungen von den Aerzten zur Lebenserhaltung, während der Verſicherungszeit, getroffen.»

«Das Ding läßt ſich hören,» bemerkte der Baron. «Zwar iſt viel Unwahrſcheinliches dabei, aber was wird jetzt nicht Alles erfunden! Wie viel Unwahrſcheinliches erlebt man nicht und ſieht's mit eignen Augen!»

„Die Bewegung des gemeinen Volkes dort iſt mir bekannt, doch halte ich nicht viel davon; ſie iſt doch meiſt für die lutheriſche Ketzerei“

„Ich erlaube mir, Ew. Majeſtät zu bemerken, daß ſie tiefer geht. Ich habe mich überall mit eigenen Augen überzeugt. Das Volk iſt nicht allein gegen die Pfaffen, es iſt noch weit mehr gegen die Fürſten erbittert. Ueberall in Oeſterreich, Tyrol und Schwaben gährt und tobt es, wie in einem Faſſe voll jungen Weins. Es wird und muß dort bald zum Ausbruch kommen. Von Euch geſchickt geleitet, könnte dieſe wilde Bewegung dort den Sturz der Habsburger herbeiführen, ja ſie könnte Karln die deutſche Kaiſerkrone vom Haupte werfen und auf das Euerige tragen. Nur ſich ſelbſt überlaſſen darf das Volk nicht bleiben; es muß von kundiger Hand zu einem Ziele geführt werden, das es vor der Hand ſelbſt nicht zu kennen braucht, ja, meiner Meinung nach nicht einmal kennen darf, bis der rechte Zeitpunkt eingetreten iſt. Und welche Hand wäre dazu geſchickter als die Eurige?“

„Ihr habt trotz Euerer Jugend viel praktiſchen Blick, und ich bin erſtaunt, Euch, den Boten des Fürſten von Algier, alſo in den deutſchen Händeln bewandert zu ſehen. Ich möchte Euere Geiſteskraft für mich gewinnen. Ihr mögt recht haben in Bezug auf Deutſchland, wie in Bezug auf Neapel und Spanien. Aber derſelbe Grund, der mich abhält, jetzt ſogleich auf den Plan Eueres Herrn einzugehen, beſtimmt mich auch, mich vor der

Hand von der Bewegung in Süddeutſchland fern zu halten. Erſt und vor allen Dingen muß ich Mailand haben. Ich will die Häupter der deutſchen Bewegung meiner beſondern Gewogenheit verſichern und habe den Lutheriſchen bereits meinen Beifall zu erkennen gegeben. Weiter kann ich vor der Hand nichts thun. Iſt erſt Mailand wieder mein, läßt ſich weiter von der Sache reden. Doch möchte ich immer über den Gang der Dinge in Deutſchland genau unterrichtet ſein; ich möchte die Leute durch einen geſchickten heimlichen Agenten anfeuern und ihnen meine Hülfe zuſagen. Einen Franzoſen darf ich nicht ſchicken; er würde bald genug von den Schergen der Regierenden erkannt und außer Thätigkeit geſetzt werden. Ein Deutſcher ſteht mir aber nicht zu Gebot. Was meint Ihr, wenn Ihr, da Euere Botſchaft nun erledigt iſt, in Eueres Herrn und meinem Intereſſe, das Geſchaft übernähmet? Ihr ſeid gewandt und mit den Verhältniſſen vertraut, wie Ihr ſelbſt ſagt. Die Stellung eines Kundſchafters und Volksbearbeiters dürfte Euerem Talente angemeſſen ſein, und ich würde mich Euch dafür erkenntlich zeigen."

„Ich bin bereit, auf Ew. Hoheit Befehl die Sendung zu übernehmen."

„Wohl! Ich werde Euch mit den nöthigen Geldmitteln und einer Inſtruktion verſehen laſſen. Laßt Euch morgen beim Kanzler melden, an den Ihr auch Euere Berichte einzuſchicken habt. Er wird Euch eine Chifferſchrift geben, in welcher dieſe Berichte zu ſchreiben ſind. Auch könnt Ihr

Euere Briefe an den Furſten von Algier und den Großſultan hier abgeben, ſie werden beſtens und ſo ſchnell als möglich beſorgt werden.“

Zwei Tage ſpäter reiſete der König nach Italien, umgeben von der Blüthe ſeines Adels, Martin allein nach Schwaben. Der Auftrag des Königs war ihm äußerſt erwünſcht, um die im vorigen Jahre abgebrochenen Forſchungen nach ſeinen Aeltern fortſetzen zu können.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Sturm war ausgebrochen, der ſchon lange in den aufgeregten Geiſtern gedroht, und brauſte von dem hochgelegenen Alpenlande Oberſchwabens durch die Thäler hinab nach der Donau zu, die bis zu ihren eigenen Quellen im Schwarzwald hinauf aufſtändiſche Bauern in hellen Haufen beiſamen ſah. Statt auf die überall ſich zeigenden Vorboten des Sturmes zu achten und die ſtraff gefaßten Zügel der unmenſchlichen Gewalt und Volksbedrückung locker zu laſſen, zogen die verblendeten weltlichen und geiſtlichen Herren ſie nur noch ſtärker an, und die Grauſamkeiten gegen den ſchwergedrückten gemeinen Mann ſteigerte ſich in der letzten Häfte des Jahres 1524 zu nie erhörter Willkühr und der ſchamloſeſten alles menſchliche Gefühl verhöhnenden Frechheit, während die Flämmchen bereits hie und da aus dem glühend heißen Boden emporleckten. Wie von einem böſen Dämon getrieben, goßen die übermüthigen und boshaften Dränger des Volkes ſtatt

Waſſer Oel ins Feuer. Die Flammen brachen nun überall mächtig hervor und liefen von den Alpen des Oberalgäus, den hohen Scheidegebirgen des Inn- und des Donaugebiets, zu beiden Seiten mit Windeseile über die Erde hin ſüdlich durch das Tyrolerland, nördlich bis zum Harz hinauf, zum Beweis, daß die Revolution überall eine moraliſche Nothwendigkeit geworden war. An allen Orten und Enden rotteten ſich bewaffnete Bauernhaufen zuſammen, wählten ſich Führer und ſtürzten mit gräßlicher Zerſtörungswuth über Burgen und Klöſter her. Aber es waren eben nur die Bewohner der Dörfer und der kleinen Städte. Die reichen und behaglichen Bürger der größeren Städte hielten ſich theils von der Volkserhebung gegen die himmelſchreiende Gewalt fern, theils ſuchten ſie dieſelbe in Gemeinſchaft mit den Fürſten und dem Adel zu unterdrücken und zu bekämpfen.

Zuerſt trat das politiſche Element allein in der Bewegung hervor; die Bauern forderten mit wahrer deutſcher Beſcheidenheit nur die gerechteſte Erleichterung ihrer unerträglichen Laſten. Ueberall in den deutſchen Landen ſetzten ſie ihre Beſchwerden bald in mehr, bald in weniger Punkten ſchriftlich auf und verlangten von der Obrigkeit Abhülfe derſelben. In den Gauen des Oberlandes waren es meiſt ſechszehn Artikel, in Unterſchwaben und Franken zwölf, welche in vielen tauſend Abſchriften ſchier von Haus zu Haus getragen wurden. Es war auch nicht ein unbilliger Punkt darunter, im Gegentheil hätten die Bauern das natürliche

Recht gehabt noch viel mehr zu fordern. Inzwiſchen ließen ſich die Haufen beſchwichtigen, da ihnen die Herrn verſprachen mit ihnen zu Recht zu verhandeln, und wirklich gingen ſie in Oberſchwaben auseinander, als ſie die ſchönſten Verſprechungen, daß ihnen zu Recht erkannt werden ſollte, erhalten hatten. O wie oft ſchon hat ſich das Volk von ſeinen Drängern durch ſchöne Verſprechungen täuſchen laſſen und iſt doch niemals durch ſolche Täuſchung gewitzigt worden! Aber die öſtreichiſche Regierung fachte den Aufruhr ſelbſt wieder an, indem ſie das religiöſe Element ihm gewaltſam einimpfte. Die drei Regierungen zu Innſpruck, Stuttgart und Enſisheim verfolgten, von der erzherzoglichen Kanzlei zu Innſpruck geleitet, mit dem wüthendſten Fanatismus alle Prediger und Anhänger des Evangeliums. Sie ließen die Prediger, deren ſie habhaft werden konnten, enthaupten, hängen und verbrennen verbreiteten in den Orten, wo die Lehren Luthers und Zwinglis Wurzel geſchlagen hatten, Mord und Verderben mit Feuer und Schwert. Dadurch ſteigerte ſich die Erbitterung des Volkes zur gräßlichſten Wuth. Dazu kam, daß die Bauern bald inne wurden, wie wenig die Herren gewillt ſeien, ihre in der Noth gegebenen Verſprechungen zu halten. So ſtark und drohend auch die Anzeichen des Völkerſturms ſeit Jahren waren, ſo hatten doch gerade diejenigen, welche die Erbitterung durch freche und grauſame Handlungen, durch Spott und Hohn heraufgerufen hatten, am wenigſtens daran geglaubt. Sie hielten das gemeine

Bauernvolk gar nicht für fähig, ſich gegen die Gewalt ſeiner Herren zu empören; ſie trieben die frechſten Spöttereien über die Verzweiflung des gemeinen Mannes und verfolgten die Prediger des Evangeliums ärger, als Diebe und Mörder. Als nun der Sturm wirklich losbrach, geriethen die Herren in eine ſo furchtbare Beſtürzung, daß alle Kraft und Beſonnenheit von ihnen wich. Denn das Mittel, welches despotiſcher Uebermuth und trotzige Ungerechtigkeit brutaler Gewaltmenſchen ſtets gegen die zur Verzweiflung gebrachten und in ſolcher ſich erhebenden Unterdrückten anwendet, die bewaffnete Macht ihrer Söldlinge, ging ihnen gänzlich ab. Der Erzherzog Ferdinand ſowohl als der König von Frankreich hatten im obern Deutſchland alle waffenfähige Mannſchaft angeworben und über die Alpen geführt, wo ſie den Kampf der Eitelkeit und Selbſtſucht des Kaiſers und des Königs ausführen ſollten. Zu Ende des Jahres 1524 gingen die letzten Streitkräfte von Augsburg aus durch Tyrol nach Italien, und nun ſahen ſich die Herren genöthigt, mit den aufſtändiſchen Bauern zu unterhandeln und ihnen neue Verſprechungen zu machen. Unter den geheimen Leitern des Aufſtandes gab es zwar wenige, welche Vertrauen zu den frommen Schalksmienen und gleiſenden Worten hatten, aber die gutmüthige Menge glaubte und vertraute den prächtigen Redensarten. Weil die Bauern es ehrlich meinten und nichts Unbilliges verlangten, glaubten ſie, die Herren hätten ihr Unrecht eingeſehen und würden auch ehrlich und gewiſſenhaft ſich mit ihnen vertragen. Die Herren aber ſuchten durch ihre Verſprechungen nur Zeit zu gewinnen, um ſich zu ſtärken und zu rüſten, und dann mit blutiger Waffengewalt über das freche Bauernvolk herzufallen.

Der Erzherzog Ferdinand ging den Fürſten und dem Adel in dieſem falſchen und betrügeriſchen Spiel voran. Von aller und jeder Kriegsmacht entblößt, ja ſelbſt ohne Geld um ein neues Heer anzuwerben, ſah er ſich plötzlich zu ſeinem Schrecken in den tyroler Bergen eingeſchloſſen und ringsum in allen Ländern den Aufruhr das drohende Haupt erheben. Herzog Ulrich von Würtemberg ſaß auf Hohentwiel und hatte ein ſtattliches Heer verſammelt und ſich mit den Kindern ſeines ehemaligen Landes, die er ſelbſt grauſam daraus vertrieben, mit den Anhängern des armen Konzen, verbunden, um das Land wieder zu erobern. Die nördlichen Gaue der Schweiz, die öſtreichiſchen Beſitzungen, der Algäu, der Hegau, Südtyrol, Salzburg, die öſtreichiſchen Stamm- und Erblande waren aufgeſtanden. In Tyrol war die Bewegung bei weitem mehr religiöſer als politiſcher Natur; denn in letzterer Beziehung hatten die Tyroler weit mehr Freiheiten, als alle andern Länder unter der öſtreichiſchen Herrſchaft. Und auf die Predigt des reinen Evangeliums zielten auch die meiſten Forderungen der tyroler Landleute. Der Erzherzog kam ihnen mit den ſchönſten Bewilligungen gleichſam entgegen. Der blutjunge und feige Fürſt war über die Gefahr, in die er ſich verſetzt ſah, entſetzlich erſchrocken. Zwei Monate vorher hatte er ſich perſönlich auf dem Reichskonvent in Regensburg, der nichts Geringeres als die gänzliche Unterdrücknng der lutheriſchen Lehre erzielte, mit der römiſch geſinnten Pfaffheit und den dem Papſt anhängenden Fürſten verbündet. Der neue Papſt Clemens war wieder ein Medicis und ſchien entſchloſſen, die hierarchiſche Politik ſeines Oheims Leo X. nicht nur fortzuſetzen, ſondern auf die Spitze zu treiben. Er ſetzte Alles in Bewegung, die reine Lichtflamme, die von Wittenberg und der Schweiz aus Deutſchland überſtrahlte, zu erſticken und alle Träger derſelben zu vernichten. Der einundzwanzigjährige Zögling der ſpaniſchen Königstreuloſigkeit und der ſpaniſchen Inquiſition erniedrigte ſich freudig zum Schergen des Papſtes, zum fanatiſchen Unterdrücker des reinen göttlichen Wortes. Auf dem regensburger Convent waren die ſtrengſten Maßregeln gegen die evangeliſche Lehre und ihre Anhänger und Verbreiter verabredet worden, und der Erzherzog hatte ſie in den öſtreichiſchen Landen bereits mehrfach in Ausführung gebracht und dadurch den Ausbruch des Aufſtandes beſchleunigt und den Oeſtreicher, Steiermärker, Tyroler, Schwaben und Württemberger in die äußerſte Erbitterung verſetzt. Nun erklärte er plötzlich dem aufgeſtandenen tyroler Landvolk mit ſich ſelbſt und den regensburger Beſchlüſſen im ſchreiendſten Widerſpruch: „er wolle bei geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit ernſtlich verordnen, daß ehrbare, geſchickte und fromme Prieſter als Prediger angeſtellt würden, die das lautere, klare Wort Gottes nach chriſtlichem Verſtand, nach dem Text, zu der Liebe Gottes und des Nächſten dem gemeinen Manne verkünden. Wo ſie aber unter dem Schein des Evangeliums das Volk zu unchriſtlichem Verſtand und Aufruhr anreizen würden, wodurch dann der gemeine Mann an Seele und Leib Schaden und Nachtheil erleiden müſſe, ſo hoffe er, die Gemeinde werde ihm helfen, ſie, wie recht und billig ſei, zu ſtrafen. Wegen der weltlichen Macht der Geiſtlichen ſolle mit andern Stücken auf dem gemeinſamen Ausſchußtage der Erblande gehandelt werden, der auf Martini ausgeſchrieben ſei.“ — Eine andere Forderung der Tyroler betraf die Abſtellung des privilegirten Wucherhandels der Fugger in der Grafſchaft, wodurch das Land alle Waaren theurer bezahlen mußte, als alle Nachbarländer, und der gemeine Mann ſehr geſchädigt wurde. Der Erzherzog ſah ſich jetzt in der Angſt genöthigt, dem Volke zu verſprechen, daß das ſchädliche Handelsprivilegium dem Hauſe Fugger entzogen werden ſolle. Eben ſo gab er hinſichtlich einiger andern Forderungen die beruhigendſten Erklärungen; einige wurden ſogar ſogleich erfüllt. Genug, der junge Erzherzog war der freundlichſte, gütigſte, geſchmeidigſte Fürſt. Während dieſer liebevollen Verhandlungen ſchrieb der Erzherzog an das Haupt des ſchwäbiſchen Bundes, den Truchſeß von Waldburg, „er möge nur mit den Bauern gütlich verhandeln, bis er ſein Kriegsvolk beiſammen habe.“ Aehnliche Schreiben gingen an die geiſtlichen und weltlichen Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands. Und alle die Herren nahmen die

«Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt, gnädiger Herr,» fuhr der Landkommiſſär fort, indem er ein Zeitungsblatt aus der Taſche zog und auf dem Tiſche vor dem Barone ausbreitete, «hier macht es der Kaufmann Zahl bekannt, daß er die Agentur der Lebensverſicherungsbank zu London, übernommen, und Jeder, welcher in der Stadt oder Umgegend ſein Leben zu verſichern gewillt ſei, ſich bei ihm zu melden habe.»

„Parole d'honneur!" rief der Baron auf das Blatt glotzend. «Da ſteht's! Eine wunderliche Geſchichte!»

Der Kaffee war unterdeſſen aufgetragen worden, und Fink, früher mit der Zubereitung deſſelben beſchäftigt, wurde nun vom Baron herbeigerufen, und mußte die neue Mähr mit manchen Ausbrüchen kurioſer Verwunderung des gnädigen Herrn aus deſſen Munde anhören, und der verſchmitzte Kammerdiener verfehlte nicht, ſein Staunen auf verſchiedene Weiſe kund zu geben. Die Lebensverſicherung blieb Gegenſtand des Geſprächs, an welchem der Baron ſo viel Intereſſe, wie lange an nichts zeigte; und als der Landkommiſſär Abends ſich empfohlen hatte, ſaß der Herr des Schloſſes lange ſinnend und blies wieder ungeheure Wolken aus ſeiner Meerſchaumpfeife, gute Lehre des ſpaniſchen Jünglings an, und, wie er, die Maske der Volksfreundlichkeit, der billigen Zugeſtändniſſe, der ſüßen Verſprechungen vor. Und die guten Bauern hielten die Maske für ein ehrliches Geſicht. Der Erzherzog aber ſuchte vor allen Dingen Geld aufzutreiben. Die Fugger, an die er ſich wandte, grollten wegen des ihnen entzogenen Handelsmonopols in Tyrol. Jakob, der während der Abweſenheit ſeiner beiden Neffen Raimund und Anton noch einmal die Leitung des ungeheuern vielzweigigen Geſchäfts ganz allein geführt hatte, war von der Anſtrengung, die ihm ſowohl dieſe Arbeit als auch der ſchwere Kummer über den immer drohenden Gang der kirchlichen und politiſchen Dinge verurſacht, erkrankt, und hatte ſich, nach der Rückkehr der Neffen, ganz und gar vom Geſchäfte zurückgezogen. Die kirchliche Bewegung vorzüglich hatte dem alten Manne den Aufenthalt in der geliebten Vaterſtadt unerträglich gemacht. Er lebte nun ſtill auf Schloß Fuggerau, nur noch ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Bergbau. Er mußte alſo den Anſpruch des Erzherzogs um ein neues Anlehen an den Neffen Anton verweiſen, und dieſer war in Berückſichtigung des Standes der Dinge ſo klug, den Antrag von der Hand zu weiſen. Der Erzherzog ging die Welſer an, und nach mehrwöchentlichen Verhandlungen gelang es ihm, gegen Zuſicherung großer Vortheile, das Anlehen von dieſem Hauſe zu erhalten. Dies war im Januar 1525 der Fall. Um dieſe Zeit wurde die Bewegung im Algäu immer ſtärker, namentlich erhob ſich das Volk gegen den treuloſen, wortbrüchigen Fürſtabt von Kempten, zwar noch nicht in offener Empörung, aber doch mit entſchiedener Kraft, um den Rechtsweg wegen der vom Abt erlittenen unſäglichen Bedrängniß, Unbill und Rechtsverletzung zu betreten. Auf einem großen Volkstage in der Stadt Kempten wurden drei Männer als Ausſchuß gewählt, Jörg Schmidt von Luibas, genannt der Knopf, Jörg Täuber von Häuſern in der Pfarrei Lauben und Konrad Meier von Götzen in der Pfarrei Bezigau. Sie erließen ſogleich eine Proteſtation gegen das Verfahren des Fürſtabts an den ſchwäbiſchen Bund und den Kaiſer, worin ſie verlangten, daß über ihre Beſchwerden rechtlich entſchieden werden möge. Sie erboten ſich, alle Abgaben, auf die der Abt ein urkundliches Recht nachwieſe, ihm ohne Widerrede zu entrichten, doch ſprachen ſie auch die Erwartung aus, daß der Bund den Fürſten abhalten werde, vor dem Ausgang des Rechtsſtreites etwas Feindliches gegen ſie zu unternehmen. Der Fürſtabt reichte ebenfalls eine Klage gegen ſeine Unterthanen beim ſchwäbiſchen Bunde in Ulm ein, worin er ſie beſchuldigte, ſie hätten eine Verbindung gegen das Gotteshaus und den Bund gemacht, ihr Thun ſei freventliche Empörung. Er forderte des Bundes bewaffnete Hülfe. Die Herren Bundesräthe in Ulm beeilten ſich gegen Gewohnheit Geſandte an die kemptiſche Landſchaft zu ſchicken, welche den ſüßeſten Honig im Munde führten. Alle Beſchwerden der Bauernſchaft ſollten in Güte durch rechtlichen Entſcheid ausgeglichen werden. Der Grund dieſer Sprache war, weil um Ulm ſelbſt ſich der Aufſtand auf drei verſchiedenen Punkten erhoben hatte.

Der Erzherzog Ferdinand betrieb mit dem von den Welſern in Augsburg erhaltenen Gelde überall heimliche Werbung und brachte ganz im Stillen ein Kriegsheer von Landsknechten zuſammen. Daneben entließ er aus ſeiner Kanzlei fleißig Briefe an die Fürſten und Herrn. Aber ſchon klang ihre Sprache wieder ganz anders als vor einigen Wochen. Denn die Rüſtungen waren überall zum Theil ſchon vollendet, zum Theil noch im Gange und eifrigſt betrieben. Schon in der Mitte des Januar erließ der Erzherzog an ſeine Commiſſäre nach Stockach den Befehl, die Reiſigen ſollten auf die aufrühreriſchen und ungehorſamen Bauern und Unterthanen ſtreifen, ſie fahen, wo ſie ſie betreten, ſie recken und in anderer Weiſe bürgerlich oder peinlich fragen, wer ihre Hauptleute, Vorgeher und Hauptſächer ſeien, was ihre Macht und Fürnehmen ſei und wider wen ſie Anſchläge gemacht haben; und nach der Frage ſollen ſie die Betretenen erſtechen, erwürgen, oder ſonſt ernſtlich ſtrafen und kein Erbarmen mit ihnen haben. Vor Allem ſollen ſie die Rädelsführer, nämlich die Hauptleute, Fähndriche, Waibel und andre Vorgeher der Bauern mit allem Fleiß ausſpähen, die Orte, wo ſie ſich am meiſten aufhalten, aufſpüren und ſie beiſammen oder einzeln unverſehens und ungewarnt bei nächtlicher Weile in ihren Häuſern und Herbergen überfallen und ſie, wie es am bequemſten ſei, verderben. Denen, welche ſich, ehe ſie betreten würden, in die Wälder oder an andere Sicherheitsorte flüchten würden, ſollte Haus und Hab und Gut ohne alles Erbarmen verödet, verderbt und verbrannt, den flüchtigen Rädelsführern aber nicht blos ihr Haus und Gut verheert, ſondern auch ihre Weiber und Kinder verjagt und aus dem Lande vertrieben werden.

Das war die wahre und aufrichtige Sprache des jungen ſpaniſchen Königs- und Pfaffenzöglings. Ferdinand der Katholiſche war nicht vergebens ſein Großvater, Pathe und Erzieher geweſen. Das waren die Befehle, die der ſpaniſche Jude Gabriel von Salamanka im Namen ſeines Herrn niederſchrieb, die die edeln Biſchöfe von Brixen und Trient unterzeichneten, und mit denen man das getretene, ausgeſaugte, verhöhnte, in all ſeinen Rechten und Freiheiten ſchwer verletzte und doch noch gutmüthige, den Verſprechungen und Zuſagen ſeiner Fürſten auf Abhülfe der ſchreiendſten Uebelſtände vertrauende deutſche Landvolk zur „Ruhe und Ordnung“ zurückzubringen beabſichtigte.

Unglückſeliges deutſches Land, bewohnt und bebaut von einem Volke ſo treu und bieder, ſo verſtändig und billig, ſo ruhig und fleißig, einem Volke zu allem Großen und Schönen berufen, und fort und fort geknechtet, gemißbraucht, irre geleitet, ausgeſaugt von ſelbſtſüchtigen Fürſten und ſchändlichen Pfaffen, welche die herrlichſte Religion, die je auf Erden waltete, die Religion der Liebe verdrehen und verderben, um das Volk zu verdummen, damit es ſich der Gewalt ſeiner Blutſauger füge. Und dies Volk, tapfer und muthig bis zum Wunder, wenn es von dieſen ſeinen Drängern und Bedrückern gegen den äußern Feind geführt wird, iſt feige und erſchrocken, wenn es die Waffe, die letzte Zuflucht des verhöhnten und grauſam getretenen Menſchen, gegen den größten Feind, gegen die lügneriſche, betrügeriſche, tyranniſche Fürſtenmacht in ſeinen Marken gebrauchen ſoll. Da kämpfen die Söhne des Volks im Solde der Fürſten gegen ihre Väter und Brüder, da zerſtören ſie das Haus, in welchem ſie geboren und erzogen wurden, in welchem die Liebe ſie gepflegt, da verwüſten ſie den Heerd, deſſen gaſtliches Feuer ſie genährt, um nichts als Fürſtenknechte zu werden und den Ertrag ihres Schweißes den Praſſern ſpäter darzubringen, ſie, die, wenn ſie nur wollten, freie Männer ſein und ihr ſchönes Vaterland zum reichſten, blühendſten, mächtigſten und geachtetſten Land der Erde machen könnten. O Deutſchland, welch ein unſeliger Fluch ruht auf dir!

Sechszehntes Kapitel.

Jakob Fugger hatte Augsburg an Leib und Seele krank verlaſſen, und eine dunkle Ahnung war durch ſeine Seele geflogen, daß er die theure Vaterſtadt, deren Ruhm ſein höchſter Stolz war, nicht wiederſehen werde. Die Ereigniſſe des Jahres 1524 hatten ſein Gemüth erbittert, wie noch niemals. Er war wortkarg, eigenſinnig, grämlich, rechthaberiſch und auffahrend geworden, ſo daß er kaum wieder zu erkennen war. Auch ſeine Geſtalt war verfallen und erlag ſichtlich dem Drucke eines zu frühzeitigen Alters. Seiner Lebensjahre waren doch erſt fünfundſechszig, und ſeine ſtets rüſtige Kraft, ſein von vielen Reiſen, Arbeiten und andern Strapazen abgehärteter Körper hatten ihm ein hohes und von Krankheiten freies Alter verſprochen, aber er ging gebeugt wie ein achtzigjähriger Greis und konnte ſich von der überſtandenen ſchweren Krankheit nicht wieder erholen. Er fühlte, daß er immer noch krank war und auch wohl krank bleiben würde, obgleich ihn die Aerzte für einen Geneſenden ausgaben.

Seine letzten Erlebniſſe hatten ſeine Kraft gebrochen, und die Aerzte riethen ihm ſelbſt Augsburg zu verlaſſen, wo er nur immer Stoff zu neuem Kummer fand, und die friſche Bergluft Tirols in ſeinem ſchönen Fuggerau zu athmen. Was hatte er aber auch Alles erleben müſſen! Es hatten ſich Dinge in Augsburg, in ſeinem eignen Hauſe und in der ihm ſo theuern habsburger Königsfamilie ereignet, deren Möglichkeit ihm nie im Traume eingefallen war.

In der Stadt ſeiner Liebe, in dem ſchönen reichen, dem Kaiſer und dem Papſte ſtets ſo getreuen Augsburg waren geweihte Prieſter, vom Gift der ihm ſo verhaßten lutheriſchen Ketzerei angeſteckt, gegen den edeln menſchenfreundlichen Biſchof, ſeinen werthen und verehrten Freund, aufgetreten und hatten die Kanzeln und die Kirchen durch heftige Predigten in Luthers Sinn entweiht. Sogar in der Kirche, wo er ſich mit ſeinen Brüdern die herrliche Grabſtätte bereitet, und wo die Vorangegangenen ruheten, war ſolcher Frevel geſchehen. Die ganze ſonſt ſo friedliche Stadt kam durch die neue Lehre in eine Aufregung, wie ſie Jakob noch nicht geſehen. In äußerſter Betrübniß darüber prophezeite er mit verdüſterter Seele (nicht mit hellem Prophetenblick) aus dieſer ihm ſo unſelig erſcheinenden Bewegung den Untergang der Stadt. Und nun kam es immer ſchlimmer, immer troſtloſer für den alten kranken, in ſeinen Begriffen und Anſichten feſtgefahrnen Mann. Seine beſten Umgangs- und Geſchäftsfreunde, die angeſehenſten Männer erklärten ſich allmälig, immer

Einer um den Andern, für die neue Lehre, und zu Anfang des Jahres 1524 wurde es ein faſt allgemeiner Abfall von der römiſchen Kirche, die in Augsburg ſtets eine Hauptſchirmburg gehabt hatte. Er ſuchte ſich zu ermannen; er hielt es für ſeine heiligſte Pflicht, all ſeinen Einfluß noch einmal aufzubieten, um für die Sache Gottes und der heiligen Mutter Kirche, wie er meinte, in die Schranken zu treten. Er ſtellte ſich auf die Partei des Biſchofs und wurde gewiſſermaßen als Haupt derſelben betrachtet. Als ſolches verlangte er vom Rath die unverzügliche Austreibung der ketzeriſchen Prediger; aber er mußte den unerwarteten Schmerz erleben, daß der Stadtrath ſelbſt die Prediger der neuen Lehre gegen den Biſchof in Schutz nahm. Junge Bürger traten mit einer unerhört kühnen Sprache hervor und verlangten die Abſchaffung mehrerer Kirchengebräuche, und auch dieſem Begehren willfahrtete die ſtädtiſche Obrigkeit nach kurzem Widerſtreben. Ein Leutprieſter verheirathete ſich, und die Bürger ſchützten ihn gegen die Angriffe des Raths. Durch die heftigen Predigten eines Barfüßermönchs, Johannes Schilling, gegen die Unſittlichkeit der Geiſtlichen und das arge Verderbniß der ganzen Kirche wurde der Bewegung eine wilde und fanatiſche Richtung gegeben. Aus den untern Volksklaſſen rotteten ſich in einer Aprilnacht große Haufen zuſammen und zogen mit Toben und Geſchrei in die Kirchen und Klöſter, zerſchlugen die Thüren, die ihnen verſchloſſen waren, und vernichteten oder ſchändeten die heiligen Bilder.

Einem Prieſter ſchlugen ſie ſogar das Gebetbuch vor dem Altar aus der Hand. Der Ordensprovincial ſchaffte den kühnen Mönch, welcher der Mittelpunkt des Aufruhrs zu werden drohete, heimlich aus der Stadt. Nun zog aber der wüthende Volkshaufe vor das Rathhaus und verlangte Schilling zurück, widrigenfalls er mit dem Aergſten drohete. Der Rath kam in die größte Verlegenheit; denn er wußte weder, wer den Mönch fortgebracht hatte, noch wohin er geſchafft worden war. Umſonſt waren alle gütlichen Verſuche das Volk zu beruhigen, und es wäre jedenfalls zu ſehr ſchlimmen Exceſſen gekommen, wenn nicht ein Augsburger Weber Schillingen zufällig bei Eichſtädt auf der Straße getroffen und nach Augsburg zurückgebracht hätte. Der Biſchof und das Domkapitel waren während dieſer Unruhen aus der Stadt geflüchtet, und nur dadurch, daß der Rath zwei Urheber des Aufruhrs enthaupten und einen Dritten am Schandpfahl mit Ruthen peitſchen ließ, wurde der wildeſte Sturm unterdrückt. Es war, als hätte ſich Alles gegen Jakob Fugger verſchworen; denn gerade die Weber waren die Wüthendſten im Aufruhr, darunter Leute, denen er perſönlich wohlgethan, und Viele aus der Fuggerei, die ihm Wohnung und Nahrung verdankten. Es ſollte aber noch ſchlimmer für ihn kommen. Um den wilden Ausbrüchen der aufgeregten Volksleidenſchaft aus dem Wege zu gehen, war er zu Anfang des April nach Nürnberg gereiſt, wo ſeit dem Februar der Reichstag verſammelt war. Dort traf er den Erzherzog Ferdinand und deſſen Schweſter, die vertriebene Königin Iſabella von Dänemark, welche mit Aufträgen ihrer Tante, der Statthalterin Margaretha, von Brüſſel gekommen war; ebenſo den Cardinal-Legaten Campeggi und viele ihm befreundete Fürſten und Herrn. Von dieſem Reichstage erwartete der alte ſo feſt am Alten hängende Mann energiſche Schritte gegen die immer frecher um ſich greifende Ketzerei, aber zu ſeinem Entſetzen fielen die Beſchlüſſe des Reichstags durchgehends günſtig für die neue Kirchenlehre und feindlich gegen den Papſt aus. Unter den Augen des Erzherzogs, des päpſtlichen Legaten und der Fürſten predigten die Nürnberger Geiſtlichen, die faſt ohne Ausnahme der lutheriſchen Lehre ergeben waren, dieſe mit Kraft und Nachdruck von allen Kanzeln. Der Legat erhielt nicht nur gar keine Ehrenbezeigungen, ſondern es hätte ſogar nicht viel gefehlt, daß ihm der Pöbel Schimpf und Schande angethan. Er ſelbſt, Jakob Fugger, ſonſt gewohnt, in der Stadt Nürnberg mit liebreicher Ehrerbietung begrüßt und behandelt zu werden, ſah mit wachſendem Gram, wie gleichgültig er den Nürnbergern geworden war. Sie beachteten ihn gar nicht, und einmal wurde er ſogar von einem Volkshaufen verhöhnt; denn es war männiglich bekannt, daß er ein ſtrenger Anhänger des Papſtes und der römiſchen Pfaffheit ſei. Um aber das Maß ſeines Kummers in Nürnberg voll zu machen, wurde ihm hier nicht nur die Kunde, die er bis jetzt nicht hatte glauben wollen, von einem Augenzeugen beſtätigt, daß die Königin Maria von Ungarn und Böhgleichſam als wollte er aus den blauen Nebelgeſtalten des Tabackrauchs ſein künftiges Schickſal entziffern, bis er plötzlich in die Worte ausbrach: «Fink, hätten ſie in London das Ding eher erfunden, ich glaube, wir ſäßen nicht ſo allein auf dem Schloße, und die alte ehr- und ruhmwürdige Familie der Holder ſtürbe nicht mit mir aus.»

«Wer weiß, was noch geſchehen kann!» nickte Fink bedeutſam.

«Wie alt bin ich denn?» fragte der Baron zerſtreut.

«Vier und fünfzig. Es ſind die beſten Jahre.»

Und der Baron verſank wieder in ſein tabackqualmendes Brüten.

Zwei Tage darauf ſchoß Fink in das raucherfüllte Zimmer des gnädigen Herrn, als wenn ihm der Kopf brennte, ſo daß alle Jagdhunde bellend emporfuhren.

«Eine Herrſchaft!» rief er keuchend. «Ein Rad zerbrochen — ohnfern dem Dorfe — laſſen höflichſt bitten — Erlaubniß — eintreten zu dürfen.»

«Wer iſt's?» fuhr der Baron empor, riß die ſchmutzige Nachtmütze vom Kopfe, die er, men eine begeiſterte Anhängerin Luthers geworden ſei, ja, das Unglaubliche ereignete ſich gleichſam unter ſeinen Augen, die Königin von Dänemark erklärte ihm, als er ihr die Aufwartung auf der Burg, ihrer Reſidenz, machte, mit naiver Offenheit, daß ſie von den Nürnberger Predigern überzeugt und bekehrt worden ſei und die Begeiſterung ihrer Schweſter Maria für die neue Lehre theile. Einige Tage darauf nahm wirklich die Königin Iſabella in der Kirche der Burg das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, womit ihre offene Erklärung für Luthers Lehre ausgeſprochen war. Sie kehrte ſich nicht an den Zorn ihres Bruders, des Erzherzogs, ſondern verlachte ihn vielmehr in ihrer Weiſe. Obgleich vom Schickſal ſchwer geprüft und ſehr kränklich, war ſie doch immer noch voll Witz und Scherz, wie einſt als harmloſe Prinzeſſin am Hof ihrer Tante. Der Erzherzog und die Königin trennten ſich in Unfrieden, und Fugger reiſte mit dem Erſtern im tiefſten Mißmuth nach Augsburg zurück. Hier hatte er kaum ſeiner Ehewirthin die böſen Dinge, die er in Nürnberg erlebt, mitgetheilt und den todten Kaiſer Max glücklich geprieſen, daß er den Abfall ſeiner Enkel von der heiligen Kirche nicht mehr erlebt, als Frau Sibylle in ihrer trocknen ſchlichten Weiſe ihm zu vernehmen gab, ſie könne ſich über die religiöſe Sinnesänderung der beiden königlichen Schweſtern weder verwundern, noch ſie tadeln; denn auch ſie ſei während ſeiner Abweſenheit durch die verſtändigen Predigten, die ſie mit angehört, zu der Ueberzeugung gelangt, daß der vielgeſcholtene Doktor Luther doch Recht habe und in alle Ewigkeit Recht behalten werde. Der Papſt und die Pfaffen ſeien alle „verſchmitzte Lügentöpfe.“ Sie habe das zwar ſchon lange gewußt und auch kein Hehl daraus gemacht; aber jetzt, da ſie die „himmliſchen Prädikanten“ gehört, fühle ſie ſich gedrungen, der Sache den rechten Namen zu geben. Auch ſei ihr nicht erſt ſeit geſtern zu Sinn geweſen, daß ihr Neffe Ulrich auf dem rechten Wege ſei, indem er zu den lutheriſchen Predigern halte und dem ſchwergedrückten gemeinen Mann wohlwolle. Das ſei gerade auch ihre Ueberzeugung. Und Meiſter Jakob ſölle ſich nicht etwa ungeberdig ſtellen, wenn er erfahre, daß auch ſein Neffe Raimund Wohlgefallen an der neuen Lehre finde; ſeine Ehewirthin ſchwärme ſchon dafür. Der junge Raimund Mohr habe die Liebhaberei für Luther von Ungarn ins Haus gebracht. Den habe die Königin von Ungarn bekehrt. Und ſo liege es gar nicht außer den Grenzen der Möglichkeit, daß eines ſchönen Morgens die ganze Fuggerſche Familie von dem römiſchen Lügenglauben abgefallen ſei. — Das Alles ſagte die dicke Frau ſo ruhig und mit ſo dürren Worten in ihrem köſtlichen Phlegma, als wenn ſie von ihren Wirthſchaftsangelegenheiten rede, während ihrem Jakob zu Muthe war, als wanke der Boden unter ihm. Das war der ärgſte Schlag, der ihn treffen konnte. Seine eigene Frau ketzeriſch geſinnt! Sein Neffe, ſein ganzes Haus von der heiligen Kirche abgefallen, die ihm als Höchſtes galt, was die Erde beſaß! Die Wirkung war erſchütternd; ein paar große Thränentropfen quollen unter ſeinen grauen Wimpern hervor und rannen durch die tiefgefurchten ſteinernen Wangen. Jakob Fugger konnte ſich nicht erinnern, daß er jemals geweint habe. Sibylle betrachtete ihn, die fleiſchigen Hände über ihrem fleiſchigen Bauche gefaltet, mit einer gewiſſen kleinen Schadenfreude. Sie gönnte ihm die Demüthigung; ſie hatte nie Wohlgefallen gehabt an ſeiner Freundſchaft mit fürſtlichen Pfaffen und derlei vornehmen Herrn.

Jakob unterredete ſich mit ſeinen Neffen Raimund und Anton. Er betrachtete es als Gewiſſensſache, ſie von der Ketzerei zurückzuſchrecken. Da erfuhr er wenigſtens den Troſt, daß der geliebte Anton feſt und unwandelbar an der römiſchen Kirche, ſo wie an allen Grundſätzen ſeines Ohms feſthielt, und daß es mit des hochprunkenden, lebensluſtigen Raimund Ketzerei gerade nicht weit her war. Bei Raimund Fugger ging nichts tief, wie hätte der reine evangeliſche Glaube tiefe Wurzel ſchlagen ſollen! Er läugnete nicht, daß ihm die Predigten der das Evangelium verkündenden Prieſter gefallen haben und daß ſeine Frau als ungariſches Landeskind ganz und gar für Luthern eingenommen ſei, weil die junge Königin ihres Geburtslandes eine ſo glühende Anhängerin des wittenberger Glaubens ſei, wie ihr ihr Bruder, der Oberbergrath, geſchrieben, und das ſei freilich auch wahr, daß ſein Pathe und jetziger Hausgenoſſe, der junge Raimund Mohr, nicht nur in der Liebe, ſondern auch im Glauben von der reizenden Königin eifrig unterwieſen worden ſei, in alle lutheriſchen Predigten laufe, und alle lutheriſchen Bücher leſe. Der alte Jakob bekreuzte ſich, beſchwor den Neffen von dem Irrweg zurückzukehren, ſeiner Ehewirthin die Hölle heiß zu machen, und verabredete dann ins Geheim mit Anton einen Plan, wie dem in der Familie einreißenden Verderben Einhalt zu thun, und wie vorzüglich Raimund Mohr wieder zum rechten Glauben zurückzubringen ſei. Dann trat er mit ſeinem alten getreuen Reitknecht und Begleiter durch das Leben, Veit Schellenberger, der wenigſtens tüchtig auf die neue Ketzerei fluchte und ſchimpfte, die Reiſe nach Tyrol an. Nicht nur Augsburg, ſein eignes Haus auf dem Weinmarkt waren ihm verleidet. Er ſchied mit bitteren Gefühlen, wie noch niemals von der Vaterſtadt. Auf dem Wege durch das Hochland des Algäus mußte er zur Erhöhung ſeines Leidweſens, die wilde äußerſt gereizte Stimmung des Landvolks wahrnehmen, die dann bald darauf zum Ausbruch kam. Und ſo war er endlich froh, als er die Schwelle ſeines ſchönen Schloſſes in den tyroler Bergen überſchritt. Hier wollte er ſich ganz von der tollgewordenen Welt zurückziehen, und ſeinen kranken Leib und ſein nicht minder leidendes Gemüth von der geliebten Pflegetochter Sibylle und deren guten ſanften Gatten, dem treuen Marx von Bubenhoven, pflegen laſſen. Ihrer Liebe und Hingebung war er gewiß. Aber auch dieſe letzte ſchöne Hoffnung, an die er ſich mit der Angſt eines nach dem Strohhalm greifenden Ertrinkenden geklammert hatte, ſollte dem alten hinfälligen Manne vergällt werden. Sein liebes Pflegekind trat ihm bleich und an einem unheilbaren Bruſtübel leidend, entgegen. Der Tod grinſte der armen Sibylle ſchon aus den matten Augen; ihre eingefallenen Wangen waren von einer das Schlimmſte verkündenden Röthe überhaucht. Jakob bebte erſchrocken vor ihr zurück; in Bübenhorns Auge glänzte eine bedeutſame Thräne, als er dem zuſammengebrochenen Greiſe die Hand reichte. Worte wurden nicht viel gewechſelt; ihr Schmerz ſcheute das laute Wort.

Das war der trübſte Winter, den Jakob Fugger erlebt. Es ging ungemein ſtill zu im Schloſſe Fuggerau, während die Gährung und der Lärm in den Thälern und auf den Bergebenen Tyrols immer lauter wurde. Der ſchwerbekümmerte Greis wollte nichts davon ſehen und hören; er beſuchte den erzherzoglichen Hof in Innſpruck nur äußerſt ſelten; er ſchloß ſich ab von der Welt. Aber unausgeſetzte Beſchäftigung war für ihn erſte Lebensbedingung. Und ſo widmete er ſich ganz dem Berg- und Hüttenweſen und der noch wenig benutzten prächtigen Bücherei im Schloſſe. Bei beiden war ihm Bübenhoven ſtets hülfeleiſtend zur Seite. Am Tage beſuchte er mit ihm die verſchiedenen Berg- und Hüttenwerke, wenn dies aber die winterliche Unbill des Wetters oder die an manchen Tagen bedenkliche Schwäche des Greiſes nicht erlaubte, ſo wie des Abends und oft ſogar die Nächte hindurch — denn der Schlaf floh meiſt den alten kummervollen Mann, —

las er ihm vor und unterhielt ſich mit ihm über die zeitlichen und ewigen Dinge. Bübenhoven, ſelbſt von den neuen Zeitideen eingenommen, hatte ſie mit ſeinem weichen poetiſchen Gemüth erfaßt, auf ſeine eigenthümliche Weiſe in ſich verarbeitet und ſich als Eigenthum gewonnen. So lagen ſie abgeklärt von den Schlacken der Parteileidenſchaft in ihm, aber ſie hatten durch dieſen Prozeß auch die fortzeugende weiter zündende Kraft verloren; ſie waren ihm eben ein rein poetiſches Gut geworden. Als ſolches konnten ſie nicht aus dem kleinen Kreiſe ſeines ſtillen Hauſes hinausgehen; aber hier verbreiteten ſie ihr klares Licht, ihre wohlthätige Wärme. Die beſcheidene gemüthliche Sibylle hatte ſich ihnen je mehr hingegeben, je klarer ihr eigener Geiſt und je empfindſamer ihre Seele durch das Vorſchreiten ihrer Krankheit wurden. Jakob Fugger hatte ſeine Vaterſtadt und ſein Haus darin verlaſſen, weil es von den ihm ſo verhaßten Zeitideen ergriffen war; er hatte ſich voll Jammers in ſein Schloß in Tyrol zu den ihm theuerſten Menſchen geflüchtet, von deren Liebe und Treue zu ihm er überzeugt war, wie von ſeiner Seligkeit, aber auch ſie hatten ſich der aufgehenden Sonne, die er für ein trügeriſches Meteor hielt, zugewendet. Doch hier trat ihm das Sonnenlicht nicht grell und hitzig entgegen; es war durch das Prisma der Poeſie in ſeine urſprünglichen herrlichen Farben aufgelöſt, und deshalb merkte der Greis anfangs nichts von ſeinem Daſein im Schloſſe Fuggerau. Dieſe poetiſche Umwandlung war ein Glück für den alten in ſeinen Ideen ſo ſtarr befangenen Mann. Hätte er ſogleich deutlich erkannt, auf welchen religiöſen Standpunkt das Bübenhovenſche Ehepaar überhaupt emporgeſtiegen war, da ſeiner geiſtigen Befangenheit die Befähigung abging dieſen Standpunkt richtig zu würdigen, er würde in troſtloſer jammervollſter Verzweifflung untergegangen ſein. So aber kam es wunderbar anders. Bübenhoven konnte, ſo viel Mühe er auch ſich gab, unmöglich verhüten, daß der alte Herr und Meiſter nicht endlich inne wurde, wie die ſämmtlichen Bergknappen in ſeinen Gruben, ſo wie alle Hüttenleute von naturwilder, urkräftiger Begeiſterung für das Evangelium und deſſen Verkünder ergriffen waren; denn dieſe Begeiſterung ſprach ſich bei jeder Gelegenheit und oft recht abſichtlich in des Greiſes Gegenwart aus, deſſen ſtarre Anhänglichkeit an das römiſche Papſtthum den Arbeitern bekannt war. Der bekümmerte, gebeugte Greis hatte ſich unter die Erde geflüchtet, aber auch hier in den finſtern Stollen und Gängen trat ihm der Geiſt entgegen, der ihn oben vertrieben hatte. Schwer ſeufzend, an Leib und Seele gebrochen, zuweilen aufs Aeußerſte erbittert, zuweilen leiſe vor ſich hinjammernd und in ſchmerzliche Wehmuth aufgelöſt, kehrte er in die Zimmer ſeines Schloſſes zurück. Dann ſprach er wohl zu Bübenhoven und zum Oberſteiger Gebhard Diether, dem er immer noch das alte Wohlwollen bewahrte: „Ich ſehe wohl, der böſe Same, den der Erzfeind in die Welt ausgeſtreut hat, iſt üppig aufgeſchoſſen und bringt der armen bethörten

Menſchheit die giftige Frucht. Gott und die Heiligen haben es zugelaſſen; was kann ein armer ſchwacher Wurm wie ich bin, dagegen thun? Ich muß ſtill halten und tragen, was mir Gott in meinen alten Tagen auferlegt hat. Wohin ich meinen Fuß ſetze, tritt mir des Teufels ſiegreiche Wirkſamkeit hohnlachend entgegen. Mir iſt das heilige Schlüſſelamt St. Peters in Rom all mein Lebelang die wahrhaftige Statthalterſchaft Chriſti auf Erden geweſen, und dieſe Ueberzeugung werde ich behalten, bis ich den letzten Athemzug thue. Wer vom Papſt abfällt, fällt von mir ab; wer der Mutterkirche die Treue bricht, bricht ſie mir. Ich ſehe Alles um mich wanken, da ich alt und ſchwach geworden bin und der Treue und Anhänglichkeit mehr bedarf als in früheren Tagen, als ich noch rüſtig war und mich auf mich ſelbſt verlaſſen durfte. Ich habe all mein Lebtag den Menſchen, die mir nahe traten, mit Liebe begegnet und wohlgethan ſo viel in meinen Kräften ſtand. Euch beide aber habe ich beſonders geliebt und Euch auferzogen, wie meine Söhne. So haltet Ihr wenigſtens in Liebe und Treue zu mir, zu Kaiſer und Papſt feſt. Werdet Ihr wenigſtens keine Verräther an der heiligen Kirche und an der heiligen Kaiſerkrone." Doch was bedarf es bei Euch der Ermahnung! Euere Treue zu Gott und zu mir iſt erprobt. Auf Euch verlaſſe ich mich. Ihr ſeid mir ergeben bis zum Tod. Und ſo habe ich doch einen Troſt in dieſem Trubſal, eine Stütze in dieſem Sturme."

Auf ſolche herzliche Worte erfolgte in der Regel eine wortreiche und hochgeſpannte Verſicherung des Oberſteigers von Treue bis in den Tod, ein ruhmrediges Erinnern an ſeine zeitherige Ergebenheit, ein Fluchen und Verdammen der Ketzer und Aufrührer, und ſolche umſtändliche Reden klangen gar ſüß in den Ohren des alten ſchwachen Mannes. Bübenhoven hatte für den geliebten Ohm meiſt nichts weiter als eine Thräne, einen Händedruck, ein kurzes, aus dem tiefſten Gefühl emporſteigendes Wort. Aber wenn er dann Abends beim warmen Ofen dem ſorgenvollen Greiſe gegenüber ſaß, da ließ er allmälig und ganz unvermerkt, eine Farbe nach der andern des geiſtigen Sonnenlichts erglänzen und breitete ſie leiſe und vorſichtig mit ſchonender Hand vor ihm aus. Jakob mußte zugeben, wie ſchlimm die Pfaffheit gehauſt, wie die Päpſte abgewichen ſeien von Chriſti Satzung und Lehre. Er las ihm die Evangelien und die Briefe der Apoſtel vor und knüpfte daran ſeine Betrachtungen. Da kam Vieles zur Sprache, was Jakob ſchon ſelbſt gefunden, worüber er ſich ſchon früher mißbilligend ausgeſprochen. Zuletzt kam er aber immer wieder darauf zurück, daß der menſchliche Mißbrauch eines göttlichen Geſetzes dieſes nicht umſtürzen könne und dürfe, ſolle der Teufel nicht ſiegreich durch alle ihm geöffneten Thore in die Menſchenſeele einziehen und ſie in Grund und Boden verderben, in den ewigen Pfuhl der Verdammniß hinabzerren. Wenn nun auch der Greis durch die Unterredungen mit Bübenhoven in ſeinen Anſichten gegen die Prediger und Anhänger des Evangeliums milder geſtimmt wurde, überzeugt wurde er nicht, daß ſie recht hätten in ihrem hitzigen Eifer gegen Papſtthum und Kleriſei. Aber die vor ihm aufgedämmerte Ahnung, daß ſein Bübenhoven und ſeine geliebte Tochter Sibylle im Herzen von der Kirche abgefallen ſeien, wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, und dieſe erfüllte ſeine betrübte Seele mit neuem Schmerz, mit immer größerer Bekümmerniß.

wenn er nicht auf die Jagd ging, den ganzen Tag über zu tragen pflegte, und ſah den außer ſich gekommenen Fink mit großen erſchrocknen Augen fragend an.

«Ich weiß es nicht; ich hab' es wieder vergeſſen. Aber unten ſteht ein Kerl in Livree.»

«Frag ihn aus und ſag' ich ſei nicht zu Hauſe!» rief der Baron ängſtlich, aber er ließ vor Schrecken faſt die Meerſchaumpfeife fallen, als der Livreediener eben hinter dem Landkommiſſär hereintrat.

«Herr Baron,» ſagte der Letztere, eine ſehr achtbare adelige Familie aus der Reſidenz, die auf der Heimreiſe mit dem Wagen in unſrer Nähe Unglück gehabt hat, läßt Sie durch dieſen Burſchen höflichſt um die Erlaubniß erſuchen, ſo lange im Schloße verweilen zu dürfen, bis der Wagen im Dorfe wieder hergeſtellt iſt.»

«Mit Vergnügen! Mit Freuden! Es wird mir höchſt angenehm ſein!» ſtotterte der Baron. «Wen aber werde ich denn die Ehre haben bei mir zu ſehen?» fragte er dann ſchüchtern.

«Seine Excellenz, der Herr Hofmarſchall von Birkenſtein, mein gnädigſter Herr, und Ihro Gnaden, die Frau Hofmarſchallin, meine gnädigſte Frau, und Ihro Gnaden, das Fräulein Edelgunde,

Siebenzehntes Kapitel.

Bübenhoven lebte mit ſeinem Schwager Ulrich Fugger in Schwaz im beſten Vernehmen. Oefter noch als die Männer beſuchten ſich die Frauen, bis Sibylle's zunehmende Krankheit und die Rauheit des Winterwetters ihr ſelbſt die kurze Reiſe nicht mehr erlaubten. Deſto öfter kamen Ulrich, ſeine Frau und ſein Bruder Hieronymus nach Fuggerau. Sie begrüßten den Ohm jedesmal, obgleich ſie nie freundlich von ihm aufgenommen wurden. Er gab ihnen zwar keine böſen Worte, aber er benahm ſich kalt, ſchweigſam und mürriſch gegen ſie. Bei Bübenhoven nannte er Ulrich ſtets mit großer Bitterkeit den „Erzketzer" und beklagte nichts mehr, als daß das junge Blut des Hieronymus von ſeinem unverſtändigen Bruder auch zur Ketzerei verführt worden ſei. Bübenhoven hatte darauf immer nur entſchuldigende, begütigende Worte; mit Sibylle dagegen ſprach der Alte gar nicht von ihren Brüdern.

Ulrichs Freunde, die evangeliſchen Prediger Strauß zu Schwaz und Regius zu Hall, beide vor drei Jahren nur durch die Flucht der Verhaftung und Einkerkerung entgangen, ſchrieben ihm fleißig, der Erſtere von Erfurt, der Andere von Augsburg, und es war kein Geheimniß, daß er für ihre Zurückberufung wirkte. Auch verreiſete er zu Anfang des Jahres 1525 nicht ſelten heimlich nach der Schweiz, den Algäu, Klettgau und Hegau, auch wohl weiter nach Unterſchwaben und nach Franken. Noch öfter aber kamen zur Nachtzeit Boten in ſein Haus, die ihm Briefe oder mündliche Kunde brachten und nach einem Tage guter Raſt und Pflege wieder bei Nacht abgingen. Durch ſie erhielt er auch alle neue Druckſchriften der Evangeliſchen, die er dann ſeinen Bergleuten mittheilte. Unter ſämmtlichen Bergknappen und Hüttenleuten Tyrols, nicht allein unter denen in ſeinen eigenen Bergwerken, war eine große Begeiſterung für ihn, und die Herren vom Hof, die erzherzoglichen Beamten, die Kleriker und wer ſonſt Luſt hatte, konnten, ſo oft ſie nur wollten, die herzhaften Aeußerungen der Bergleute und Landbewohner vernehmen, falls man in Innſpruck oder anderswo den Einfall haben ſollte, Herrn Ulrich Fugger irgend ein Leids zu thun, ſo ſei weder der Kanzler, noch wer es ſonſt ſei, Keiner ausgenommen, ſo hoch er auch ſtehe, in Tyrol länger des Lebens ſicher, und es könne ein Blutbad geben, wie man in dieſen Bergen noch keines geſehen Ulrich blieb alſo gänzlich ungekränkt. Da ihn die Hof- und Pfaffenpartei nicht zu gewinnen hof fen durfte, ſo ſtellte ſie ſich, in Erwartung günſtigerer Zeiten, wenigſtens an, als beachte ſie ihn nicht.

Es war in der Mitte des Januar, als der ſchlanke Bilderhändler mit den ſeltſamen Narben im Geſicht, eines Abends ſpät bei ihm eintrat. Er ſaß eben mit Schreiben emſig beſchäftigt allein auf ſeinem Zimmer. Als er den Schirm der Lampe zurückgeſchlagen und den Mann erkannt hatte, ſprang er freudig bewegt auf, ſtreckte dem Tabuletkrämer die Hand zum Willkomm entgegen und führte ihn zu dem Lotterbette, wo er ſich neben ihm niederließ. Dabei ſprach er: „Endlich, endlich darf ich Euch in dieſen Wänden begrüßen, werthe Frau. Seit drei bis vier Wochen habe ich Euch von Tag zu Tag, ja zuletzt von Stunde zu Stunde immer ſchmerzlicher erwartet. Ihr habt meine Geduld diesmal auf eine harte Probe geſtellt, Frau Eleonore.“

„Vorerſt, ehe ich von der Urſache meines über mein Verſprechen hinaus längern Ausbleibens und über meine langwierige Reiſe und deren Erfolge Bericht erſtatte, vergönnt mir eine Bitte: erinnert Euch und mich nicht mehr an mein Geſchlecht. Der Schöpfer hat einen Mißgriff gethan, als er mich zum Weibe machte, und Ihr kennt die ſchlimmen Folgen, welche dieſer Mißgriff für mich gehabt hat, nur zum Theil. Ich habe endlich das rechte Mittel ergriffen, um mich vor fernern übeln Folgen dieſes Schöpfungsfehlers zu ſchirmen, indem ich mich der Weiblichkeit ſo viel als ich vermochte, entäußert habe. Niemand kennt mich mehr als Weib; ja kein Menſch kennt auch nur das Weib in mir. Eleonore van Bry oder van der Voort, oder wie ich ſonſt einmal geheißen habe, iſt todt, begraben, vergeſſen. Kein Menſch denkt mehr an ſie; Wenige nur mögen ſich ihrer erinnern. Sie iſt ausgewiſcht aus der Tafel, wo die Namen der Lebenden verzeichnet ſtehen. Vor Euch ſitzt der Bildernazzi, ein vielgeprüfter, vielgewanderter Mann. Unter dieſem Namen bin ich bekannt von den Alpen Tyrols und der Schweiz bis zum Thüringerwaldgebirge hinab. Ich brauche keinen andern Namen; ich will keinen andern haben. Alſo nennt auch Ihr mich alſo. Vergeßt wer ich einſt war und denkt allein daran, wer ich jetzt bin."

„Dein Wille geſchehe, Nazzi! Und davon ſoll ferner zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein. — Was bringſt Du mir für Botſchaften?"

„Die wichtigſte zuerſt: Thomas Münzer iſt ſelbſt im Algau und zieht predigend umher. Er wohnt jetzt heimlich beim Knopf von Luibas."

„Das iſt der rechte Mann für uns!" rief Ulrich überraſcht. „Solch ein würdiger kraftvoller Mann, voll rechter Einſicht und kühner Begeiſterung, hat uns gefehlt."

„Ihr ſcheint zu glauben, dieſer gewaltige Streiter gegen das Fürſten- und Pfaffengeſchmeis ſtehe ſchon in den männlichen Jahren. Er iſt ein Jüngling, ein ſchöner Jüngling von vier- bis fünfundzwanzig Jahren."

„Iſt's möglich? Und welche gewaltigen Blitze, welche kräftigen Donnerworte hat er ſchon in die Welt geſchickt! In ihm begrüße ich den erwarteten Erlöſer, den ich vor acht Jahren in Luthern vermuthete. In Thomas Münzern glüht Ulrich von Huttens Feuergeiſt. Solcher Jünglinge bedarf unſere Zeit, um das große Werk der Volksbefreiung von geiſtigen und leiblichen Banden auszuführen. Wenn Männer, die von der Wahrheit und der Berechtigung unſerer Sache überzeugt ſind, feige ſchweigen, müſſen Jünglinge das Wort nehmen, und mit dem Worte das Schwert."

„Münzer ſteht nicht nur höher als Luther, er ſteht auch über Hutten. Luther iſt ein Fürſtenknecht, Hutten war ein Knecht ſeiner Sinnlichkeit. Und wie Luther ſtets ein Mönch bleiben wird, und wenn er noch gröber gegen die Möncherei loszieht, ſo wäre Hutten ſtets ein Edelmann geblieben."

„Selbſt wenn Ihr recht hättet, wie zuträglich würde es für die Volksſache ſein, wenn wir ihn an die Spitze des Aufſtandes ſtellen könnten, doch freilich nicht den kranken, gebrochenen, ſondern den geſunden, körper- und geiſtesſtarken Mann. Aber Ihr habt nicht einmal recht; Ihr hattet ſchon lang einen Groll auf den edlen Ritter."

„Weil ich ihn kannte und beſſer kannte, als Ihr. Ich ſag' Euch, er war ein Edelmann und das Volk bedarf Männer aus ſeiner Mitte."

„Ihr könntet eben ſo gut ſagen: auch ich ſei von Adel, ſei päpſtlicher Kämmerer, ſei ein Fugger, d. h. ein reicher Mann. Ihr geht zu weit. Euer Haß läßt Euch ſelbſt die Freunde der Volksſache mit Mißtrauen betrachten."

Nazzi zuckte die Achſeln ſchweigend. „Thomas Münzer iſt ein Mann ganz nach meinem Sinn," ſagte er endlich. „Ich habe mit ihm über Luthern und Hutten geſprochen. Wir waren über Beide einverſtanden. Münzer iſt in den Bund der Geheimen aufgenommen worden, und er wünſcht Euch zu ſprechen, um mit Euch den Plan feſtzuſtellen, nach welchem Tyrol von ſeinen Jüngern, den Prädikanten, und nöthigenfalls von ihm ſelbſt, predigend durchzogen und zum Kampfe vorbereitet werde. Es ſind über dreißig ſeiner Prädikanten im Algäu und zwei davon ſind bereits mit mir in das Unterinnthal herübergeſtiegen, um das Werk nach Euerer Vorſchrift friſch zu beginnen. Sie ſind draußen geblieben am Zechenhauſe des St. Joſephſtollens.

„Ich werde ihnen meinen Bruder hinausſchicken, um für ihre Bequemlichkeit zu ſorgen. Den wackern Münzer werde ich im Algäu aufſuchen, ſobald ich mich mit den Geheimen in Tyrol vernommen, und wir den Operationsplan wohl erwogen haben. Geismaier hat dabei eine Hauptſtimme; er iſt ſchlau und vorſichtig und verdirbt nichts durch Uebereilung. Aber er iſt in Brixen, und es wird nöthig ſein, daß ich dahin reiſe."

„Weiter habe ich Euch Bericht zu erſtatten von meinen verſchiedenen Zuſammenkünften mit den Geheimen. Ich habe ſie auf dieſer Reiſe alle geſprochen, ſowohl einzeln, als auch die Meiſten beiſammen im Wirthshauſe des Jörg Metzler zu Ballenberg auf der Höhe. Von dieſem Städtchen und aus dieſem Wirthshauſe wird der ganze Odenwald aufgeſtachelt. Der Geiſt des Volkes iſt dort durchgehends gut, und Jörg Metzler iſt ein prächtiger Burſch, ſtets bereit, ſich an die Spitze der Odenwäldner zu ſtellen und loszuſchlagen, ſobald der Bund der Wiſſenden es für gut hält. Der Umſichtigſte im ganzen Bunde iſt zweifelsohne der churmainziſche Keller Weigand zu Miltenberg. Er iſt ein feiner Mann und mir ſchier ein wenig zu vorſichtig. Er miſcht ſich nie unter das Volk, wie der ehemalige hohenlohige Kanzler, der alte Wendel Hipler, ſondern macht Alles mit der Feder ab. Aber was er ſchreibt, ſchlägt unter die Bauern, wie Blitzſtrahlen. Ich habe ſeine Blätter und Büchlein zu vielen tauſenden in Franken verbreitet. Was die kluge Vorbereitung und Leitung des Aufſtandes in Franken betrifft, ſo kann es dazu keine beſſern Männer geben, als Hipler und Weigand. Zur Ausführung iſt Metzler der rechte Mann. Sie haben ihren Plan für Euch und Geismaier niedergeſchrieben. Lange habe ich mich in der freien Reichsſtadt Rottenburg aufgehalten und in der Umgegend umgetrieben. Und von da habe ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Zu den drei feurigen lutheriſchen Predigern, Doktor Deutſchlin, dem Commenthur im deutſchen Hauſe, Pfarrer Chriſtian und dem blinden Mönch, die die ganzen Stadt und Umgegend bereits für die evangeliſche Lehre gewonnen haben, iſt ein vierter und berühmter Lichtſtreiter gekommen, den Ihr ſchwerlich hier ſuchen würdet, der große wittenberger Theolog, Doktor Karlſtadt."

„Karlſtadt in Rottenburg! das iſt mir eine ſeltſame Mähr."

„In dieſem Städtlein geht das Werk fleißig vorwärts, obgleich nur erſt gegen die Pfaffen. Der zweite Theil wird ſchon von ſelbſt nachkommen. Pfäfflein und Junkerlein ſind zwei Giftblumen an einem Strauch. Wer ihm an die Wurzel geht, nimmt ſie beide mit. Und in Rottenburg graben ſie wacker nach der Wurzel. Ich müßte Euch einen Tag lang erzählen, wollte ich Euch Alles berichten, wie ſich die vier Männer rühren. Der Altbürgermeiſter Kumpf und eine Geſellſchaft Bürger laſſen Doktor Karlsſtadts Schriften heimlich drucken und ich habe viel davon verkauft. Morgen leg' ich Euch die Büchlein alle vor. Ich habe Karlſtadts Briefe bis in die Schweiz an Zwingli getragen; auch für Euch hab ich einen. Auf dieſer Fahrt bin ich auch beim fröhlichen Weinwirth Jäcklein Rohrbach in Böckingen bei Heilbronn geweſen. Das iſt wieder ein kecker kühner Geſell, ganz ähnlich dem Jörg Metzler in Ballenberg, und auch ſein Wirthshaus dient den Wiſſenden zur Zuſammenkunft, und der hohenlohſche Kanzler bläſt auch hier die Kohlen an. Alle Bauern des Neckerthals dort hängen an Jäcklein und ſind entſchloſſen ihn zu ihrem Hauptmann zu wählen, wenn's losgeht. Seht, ſo bin ich das Land auf- und abgefahren, am Neckar, am Rhein, an der Donau, am Main, in Franken und Schwaben bis an den Bodenſee und in den Turgau. Im Odenwald und im Schwarzwald hab ich mit dem Volke verkehrt und mit den Häuptern, mit den Predigern und andern vornehmen Anhängern des Evangeliums, mit dem Pflugbauer und mit dem Sennhirten, mit den Bürgern in den Städten. Ueberall gährt's und broddelt's, überall waffnet ſich das Volk, um loszuſchlagen, wenn die Wiſſenden es an der Zeit halten. Und der rechte Zeitpunkt iſt vor der Thür. Nicht drei Monden werden am Himmel wechſeln, und das Land ſteht in Flammen vom Inn bis zum Main, ja bis zum Harz hinab, und vom Rhein bis an die Elbe. Ich habe hunderte von Briefen der Geheimen getragen weit durch die Länder, und ich bringe Euch eine hübſche Anzahl mit. Ich habe viel tauſende von Schriften verkauft. Hunderte von Wiedertäufern und Prädikanten durchſtreifen dieſe Länder, faſt alle vom Münzerſchen Geiſte beſeelt. Ich kenne die Meiſten, das ſind meine Leute. Die Saat iſt reif, und die Sicheln der Schnitter werden gewetzt. Morgen ſollt ihr über Alles ausführlichen Bericht erhalten; denn es iſt Mitternacht vorüber und ich fühle, daß ich heute einen ſtarken Marſch gemacht.

Nur noch Eins, das ich nicht mit Schlafen nehmen kann. Es drückt mich; ich muß es los werden."

„Was iſt's, das Euch beſchwert?"

„Ich bin ein paarmal mit meiner Schweſter Martha zuſammengetroffen. Sie iſt weit herabgekommen. Mit einem alten Schwarzkünſtler und Kunſtreiter zieht ſie umher, geplagt vom Eigenſinn und der Eiferſucht deſſelben. Sie haßt dieſen Menſchen, aber ſie iſt wie durch böſe Kunſt an ihn gebannt und kann nicht von ihm los. Sie führt ein elendes Leben und dauert mich. Sie hat ihren Leichtſinn ſchwer gebüßt und denkt mit ſchmerzlicher Sehnſucht an ihre Tage im Fuggerſchen Hauſe zurück. Und da hat ſie mich mit Thränen gebeten, ein gutes Wort für ſie bei Euch einzulegen. Sie wird mit ihrem Kebsmanne bald nach Innſpruck kommen, und der alte Hexenmeiſter will auch in Hall und Schwaz ſeine Kunſt ſehen laſſen, und dann nach Salzburg hinunter. Sie läßt Euch nun um Gotteswillen bitten, ſie, wenn ſie hierher kommt, von ihrem Unhold zu befreien und in Euerm Hauſe aufzunehmen. Sie will Euch die Mittel dazu an die Hand geben. Sie möchte Euch als Schaffnerin in einem Eurer Häuſer dienen, um Ruhe zu finden; denn ſie iſt des lüderlichen Lebens ſatt."

„Es dürfte nicht gerathen ſein ſich mit ihr einzulaſſen."

„Verſucht es; ich bitt' Euch darum! Ihr wißt, mein Stolz bittet nicht gern. Ich hab' Euch noch um nichts mein gnädigſtes Fräulein, laſſen ſich dem gnädigen Herrn Baron von Holder auf Holdersdorf ganz gehorſamſt empfehlen, und» —

«Schon gut,» fiel der Landkommiſſär dem plappernden Diener ins Wort. «Das Uebrige weiß der Herr Baron ſchon.»

Dieſer hatte unterdeſſen Fink herbeigezogen, und ihm mit ſchreckenbleichen Lippen zugeflüſtert: «Schnell meinen Staatsrock, Fink!»

Da der beſtürzte Herr des Schloßes unfähig war, zu handeln, ſo ſchickte der Landkommiſſär den Diener mit den verbindlichſten Empfehlungen an ſeine Herrſchaft wieder fort, und wandte ſich dann an den Baron: „Es wird ſich doch beſſer machen, wenn Sie der gnädigen Herrſchaft entgegen gehen und dieſelbe an der Thüre empfangen.“

„Sie haben recht, Goldmännchen!“ rief der Baron. „Wie gut, daß Sie mir beiſtehen!“ Und in den dargebotnen Staatsrock fahrend, machte er ſich ſogleich marſchfertig, obgleich er ſeit einigen Tagen nicht raſirt war, das ergrauende Haar ihm unordentlich um den Kopf hing, ein ſchmutziger Hemdkragen aus der alten Jagdweſte hervorguckte, und die nicht minder unſaubern Strümpfe ihm von der ſtark getragnen gebeten. So thut mir's zu Lieb und nehmt Euch der Gefallnen an. Thut's nicht gut, könnt Ihr ihr zu aller Zeit kündigen. Ihr Schickſal iſt doch aus dem meinigen hervorgegangen. Ich hab's verſchuldet, daß ſie elend geworden iſt. So erbarmt Euch ihrer meinetwegen."

„Ich will's. Hier habt Ihr Hand und Wort darauf!"

Das ſeltſame Mannweib ſuchte die Ruhe in der ihr angewieſenen Kammer, und die vom heißeſten Racheburſt umher Gepeitſchte, einſt die ſtolze Gebieterin ungeheurer Schätze, ſchlief bald ermüdet ein, ein armer Botengänger, ein dienſtfertiges eifriges Werkzeug der Männer, die die Flammen ſchürten, welche das morſch und faul gewordene alte Prunkgebäude des weltlichen und kirchlichen Despotismus verzehren ſollten.

Ulrich Fugger konnte nicht ſo bald den Schlaf finden. Er las noch die Briefe, welche der Bildernazzi ihm mitgebracht; die aufgeregten Wogen ſeiner kühnen Seele gingen noch lange hoch, und ſelbſt der endlich ihn beſtrickende Schlaf konnte ſie nicht beruhigen; ſie ſtürmten in die Traumwelt hinüber.

Der ſchlichte Tabuletkrämer verharrte einige Tage in dem reichen Fuggerſchen Hauſe, jedoch ganz auf ſeine Kammer und die abgelegenen Zimmer des Hausherrn und Hieronymus' beſchränkt, wo er weitere Berichte erſtattete und Aufträge erhielt. Abends beſuchten die beiden Brüder mit dem Bilderkrämer die jungen Prädikanten im Zechenhaus, die von den Bergknappen auf's Beſte verpflegt wurden, wofür ſie denſelben jeden Tag oder vielmehr Abend das Evangelium auslegten und feurige Predigten über die neue Lehre hielten.

Der Bildernazzi hatte ſeinen Weg über die Berge nach Südtyrol fortgeſetzt, um Michael Geismaier die neueſten Nachrichten, Briefe und Bücher zu bringen, und es war über eine Woche vergangen, als Hieronymus eines Morgens etwas ſchüchtern eintrat. „Sie iſt auch draußen im Zechenhauſe," ſagte er.

„Wer?" fragte Ulrich.

„Martha Bry. Geſtern Abend iſt ſie hierhergekommen und heute hat ſie mich hinausbeſchieden. Sie will wiſſen, ob der Bildernazzi mit Dir über ſie geſprochen und wenn dies der Fall, ob ihre Bitte bei Dir eine gute Statt gefunden?"

„Wie kommt ſie dazu, ſich zuerſt an Dich zu wenden?" fragte Ulrich befremdet.

„Ei nun, ſie war ja nicht allein unſerer Schweſter Suſanna, ſie war auch meine Geſpielin, als ſie von unſerer Schweſter Veronika in Balzheim hereinkam in unſer Haus; und ich war damals ſchon ſiebzehn oder achtzehn Jahre alt. Martha aber kann kaum drei Jahre älter ſein als ich. Ich habe ſie immer betrachtet, als ob ſie eine meiner Schweſtern wäre, und ihr Unglück geht mir deshalb ſehr zu Herzen."

„Nony, ſieht ſie wirklich aus wie eine Leidende, Unglückliche? Iſt ſie nicht mehr verführeriſch ſchön? Sage mir aufrichtig, mein Bruder, wie haſt Du ſie gefunden?"

„Sie iſt noch ſehr ſchön," verſetzte der junge Mann mit Wärme, „ja, ich glaube, daß ſie niemals ſchöner war als jetzt. Auch hat ſie ihr munteres frohes Weſen noch. Sie wünſcht nichts ſehnlicher, als von dem alten Scheuſal, das ſich an ſie geklammert, loszukommen, und ſie hat mich bei unſerer ſchönen Jugendzeit beſchworen, ſie zu retten. Ulrich wir dürfen die Unglückliche nicht verlaſſen."

„Wir wollen ſie nicht verlaſſen, mein Bruder. Aber bedenke, es iſt ein gefallenes, ein tief gefallenes Weib! Sie hat den brauſenden ſchäumenden Becher des Lebens ausgetrunken, wie es dem Weibe nicht ziemt, ja, ſie hat ſelbſt die Hefen nicht verſchmäht, und wir wiſſen noch nicht, ob ſie auch wahrhaft Reu' und Leid trägt über ihr lüderliches Leben. Du ſagſt ſelbſt, ſie iſt noch ſehr ſchön. Sie iſt achtundzwanzig Jahre alt, Du, mein Rony, fünfundzwanzig. Deine freundlichſten Jugenderinnerungen ketten ſich an dieſe ſchöne Sünderin. Ich müßte mich ſehr irren, wenn Deine erſte aufkeimende Neigung, die erſte Blüthe, die Dein junges Herz trieb, nicht eine glühendere Färbung gehabt hätte, als Bruderliebe zu haben pflegt. Als Martha aus dem Hauſe unſerer Mutter ſchied, betrauerteſt Du in ihr gewiß mehr als eine verirrte Schweſter. Du biſt der reine Jüngling geblieben, ſie iſt den Weg des Laſters gegangen. Frauenliebe iſt Dir fremd geblieben. Rony, ich möchte um Chriſti Blut nicht mit dieſem ſündigen

Weibe einen Feuerbrand ins Haus nehmen, der Dein unſchuldiges Herz mit böſen unreinen Flammen ergriff.“

„Du irrſt, Ulrich,“ verſetzte Hieronymus mit leiſer und faſt zitternder Stimme. „Und wäre Martha noch ſchöner und verführeriſcher, und hätte mein Herz einſt mit noch ſtärkern Banden an ihr gehangen, ſie wurde für mich nie mehr ſein als die bemitleidenswerthe Gefallene; denn in mein Herz leuchtet ein hoher reiner Stern, der es geheiligt hat. Und kann ich ihn auch nicht erreichen und zu meinem irdiſchen Eigenthum machen, ſo iſt und bleibt er doch mein himmliſches Gut und erfüllt meine Bruſt ſo ganz mit Licht und Glanz, daß niemals ein andres Frauenbild darin Platz finden kann. Wo dieſe Heilige aufgeſtellt iſt, findet keine Sünderin Eingang.“

„Mein armer Bruder, auch das iſt ſchlimm. Ich weiß nicht, ob das Fräulein Johanna von Sickingen ein Engel in dem Sinne iſt, wie Martha Bry eine Sünderin; aber das weiß ich, daß die ſtumme unbefriedigte Sehnſuchtspein nach dem Engel Dich ebenſo ins Verderben führen muß, wie der befriedigende Kuß der Sünderin. Ich wollte, Du fändeſt bald ein holdes Mädchen, welches die Mitte hielte zwiſchen dem Engel und der Sünderin und Dein treues Dich begluckendes Weib würde.“

„Nie, nie!“ hauchte der bleiche Jüngling, und wiegte das Haupt verzichtend hin und her. Dabei glänzte es in ſeinen Augen, und auch Ulrich fuhlte die ſeinigen naß werden.

Sie gingen ſtumm nebeneinander in das Thal hinaus und ſtiegen den ſteilen Bergpfad nach dem Zechenhauſe hinauf. Vor der Thür empfing ſie Martha. Sie war ſehr einfach und züchtig gekleidet, obwohl vornehm wie eine Ritterfrau oder wohlhabende Städtebürgerin. Auch gab ſie ſich unbefangen, würdig und fein. Sie ließ ihrer Haltung und ihren Worten anmerken, daß ſie eine Bittende war, ohne zu gemeinen Mitteln zu greifen. Sie ſchilderte ihre Lage lebendig ohne das Mitleid in Anſpruch zu nehmen. „Ich bin an einen Dämon gefeſſelt, der mich nicht losläßt und mir ſtetes Grauſen erweckt. Wohl bin ich nicht ohne meine Schuld in dieſes Verhältniß gekommen, aber wahrlich, ich habe durch dieſen Menſchen alle Schuld, die auf mir haftet, ſchwer gebüßt. Ich könnte Vieles für mich anführen, das meine Schuld in Euern Augen verringern würde; doch ich verſchmähe dieſes Mittel Euch zu gewinnen. Ihr habt mich genug gekannt, ich bin zum Theil im Hauſe Eurer Schweſter Veronika und in dem Eurer Mutter aufgewachſen. Ihr werdet ſonach am Beſten wiſſen, daß ich eines beſſern Looſes würdig war, als ich mir ſelbſt bereitet, oder vielmehr mein böſes Schickſal. Ihr wißt Alles, wie es gekommen; deshalb kein Wort weiter davon. Wäre ich im Kloſter der heiligen Katharina in Augsburg geblieben bei Eurer guten Schweſter Felicitas und bei meiner guten Schweſter Barbara, ſo wär' ich freilich eine fromme Nonne geworden. Eure billige Einſicht wird erkennen, daß ich das nicht werden konnte. Selbſt heute — ich bekenne es frei — könnte ich nicht ins Kloſter zurückkehren, das mir gewiß die Pforte öffnen würde. Ich könnte heute noch keine fromme Nonne werden, und eine Heuchlerin — nimmermehr! Nein, als die verlorene Tochter möcht' ich lieber in das Vaterhaus zurückkehren, aber ich Arme habe kein Vaterhaus; ich habe niemals eins gehabt. Euer Haus iſt mir das nächſte, das liebſte; es war mir ja einſt das Mutterhaus, o laßt es mir jetzt zum Vaterhaus werden und nehmt mich auf, die reuige Tochter und Schweſter!"

„Ihr habt nicht vergebens geſprochen, Martha; wir Brüder waren aber ſchon eins, daß wir Euch ein beſcheidenes Loos bereiten wollten, in der Ueberzeugung, daß Ihr dieſen Wunſch nicht hegen würdet, falls es Euch mit einer Lebensänderung nicht wahrhaft ernſt ſein ſollte."

„Darüber will ich keine Worte verlieren; die That muß ſprechen. Bietet mir nur die Hand, um von dieſem Maldonato zu kommen —"

„Seid Ihr ſeine ihm prieſterlich angetraute Frau?"

„Nimmermehr!"

„Wer kann Euch dann wehren, ihn zu verlaſſen? Er hat keinerlei Recht an Euch."

„O Ihr kennt die gefährlichen, die hölliſchen Künſte dieſes fürchterlichen Menſchen nicht! Was hätte mich ſonſt an ihn gefeſſelt, als eben dieſe Künſte? Nennt ſie Zauberei, Hexerei, dämoniſche Gewalt, wie Ihr wollt; aber ſie ſind wirklich, ſind kein Hirngeſpinnſt, er übt ſie aus über mich.

Ich bin ſeine Sklavin und wie mit unſichtbaren Ketten an ihn gebunden."

„Aber ſagt, wie ſollen wir Euch von ihm löſen?" fragte Hieronymus ängſtlich.

„Aus mancherlei Worten und Handlungen habe ich herausgebracht, daß er mit Eures Ohms Oberſteiger, Gebhard Diether, ſchon ſeit langer Zeit ein Diebsgeſchäft hat. Dieſer Diether hat ihm in Kremnitz geſtohlnes Golderz verkauft und verkauft ihm hier geſtohlnes Silbererz. Sie haben geſtern Abend ſchon eine heimliche Zuſammenkunft gehabt."

„Dieſen Diether habe ich ſtets für einen Schelmen und Spitzbuben gehalten," ſagte Ulrich zu ſeinem Bruder. „Aber der Alte iſt vernarrt in den Menſchen und hält ihn ſchier wie einen Sohn, weil der ſchlaue Fuchs ihm nach dem Maule ſchwatzt und gut päpſtlich ſpielt."

„Wenn Ihr es nur einrichten könntet, die beiden Schurken auf friſcher That zu ertappen und in Ketten und Banden hinter Schloß und Riegel zu legen, ſo wäre ich meinen alten Plagegeiſt auf die beſte Weiſe los."

Der Plan wurde verabredet. Martha wollte den alten Antonio ſcharf im Auge behalten und den beiden Brüdern Fugger durch feſtgeſtellte Zeichen verrathen, wenn er mit Diether behufs des Diebſtahls zuſammenkäme. Ulrich wollte ſogleich nach Schloß Fuggerau reiten, um Bübenhoven zu gleichen Anſtalten in Bezug auf den diebiſchen Oberſteiger zu vermögen. Der alte Jakob ſollte nicht früher von der Sache erfahren, als bis der Streich glücklich ausgeführt ſei.

Die beiden Brüder und Martha handelten mit der größten Vorſicht in Schwaz; mit nicht minderer Bübenhoven in Fuggerau. Die beiden Schuldigen waren umſtellt, ohne die leiſeſte Ahnung davon zu haben.

Auch der alte ſchlangenkluge Zigeuner wußte ſich gut zu verlarven. Er gab ſeine verſchiedenen Künſte in Schwaz zum Beſten und ſchien ſich um die Bergleute nicht zu bekümmern. Die Nächte waren für den Diebshandel beſtimmt. Aber die Vorkehrungen waren ſo gut getroffen, daß beide Diebe mitten in der Nacht über dem Diebſtahl ergriffen und mit ſtarker Bedeckung in das Schloß gebracht wurden.

Am andern Morgen benachrichtigten Ulrich und Bübenhoven den alten Jakob von dem merkwürdigen Fang. Anfangs wollte er Diethers Untreue durchaus nicht glauben, und wenn Ulrich allein ihn davon hätte überzeugen wollen, ſo würde er das Ganze für eine boshafte Erfindung ſeines Neffen gehalten haben, um einen Mann zu verderben, der in hoher Gunſt bei ihm ſtand. Nur Bübenhovens Verſicherung, daß Diether durch Ergreifung auf friſcher That des Diebſtahls überführt ſei und in Hoffnung einer gelindern Strafe alle ſeine Diebſtähle eingeſtanden habe, gaben dem Greiſe endlich die Gewißheit von der Nichtswürdigkeit und Undankbarkeit eines Menſchen, deſſen Wohlthäter er von deſſen Kindheit an geweſen war, und dem er ein unbedingtes und ſchrankenloſes Vertrauen geſchenkt hatte. Aber die Wirkung auf den alten kränklichen Mann war eine ſehr ſchlimme. Nach den böſen Erfahrungen der letzten Zeit, die ihm ſo hart zugeſetzt, konnte er dieſe jüngſte nicht überwinden. Nach einigen Stunden, die er in düſterm Schweigen zugebracht, nur dann und wann einen halb unterdrückten Seufzer ausſtoßend, wurde er von einem Schlagfluß getroffen, der ihm die rechte Seite und die Zunge lähmte, ſo daß er weder ſprechen, noch ſich vom Platze bewegen konnte.

Er wurde zu Bett gebracht und Aerzte herbeigerufen, deren Bemühungen es erſt nach mehreren Tagen gelang, ihm wieder zum Gebrauch der Sprache zu verhelfen. Bübenhoven, Ulrich und Hieronymus verließen den Kranken nicht, und die beiden Brüder zeigten ſo viel liebenden Eifer und treue Sorgfalt für ihn, daß ſein Auge zuweilen mit einem tiefbewegten, dankbaren Blick auf ihnen ruhete. Es ſchien eine merkwürdige und unerwartete Veränderung mit dem Alten vorzugehen, und als er wieder ſprechen konnte, nahm er einmal Ulrichs Hand und drückte ſie faſt zärtlich, gleichſam als wollte er dem Neffen ein Unrecht abbitten.

„Gott wird dieſe harte Prüfung von Euch nehmen, liebwerther Ohm,“ ſagte Ulrich ſanft. „Und ſie wird Euch dazu dienen, damit Ihr erkennet, welches die Herzen ſind, die es wahrhaft treu und gut mit Euch meinen, wenn ſie Euch auch nicht ſchön thun können, wie die falſchen Menſchen, die Euer edles Vertrauen ſchändlich betrogen und ausgebeutet haben.“

„Ulrich,“ ſagte der Alte weich, „ich erkenne es. Gott hat mir in dieſen Leidenstagen die Augen geöffnet. Sieh, Du biſt der lutheriſchen Lehre ganz ergeben, und ich habe Dir deshalb ſchwer gegrollt, aber nun bin ich inne geworden, daß auch Bübenhoven und ſeine Sibylle denken wie Du; ja meine alte Sibylle iſt auch lutheriſch geſinnt; Raimund iſt es und ſeine Frau iſt es. Faſt alle die Meinen ſind's; die beſten meiner Freunde ſind's. So bin ich wohl in einem langen Irrthum befangen geweſen. Ihr ſollt mir jetzt ſagen, wie es damit zuſammenhängt. Ich will Euch andächtig zuhören, wie ein frommes Kind; vielleicht, daß ich's noch begreife.“

Ulrich drückte einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn des Greiſes und verſprach ihm, ihn mit den göttlichen Lehren des reinen Evangeliums bekannt zu machen.

Jakobs weiche Stimmung hatte aber noch eine andere Folge. Er wollte den verbrecheriſchen Oberſteiger, den er ſo ſehr geliebt, nicht beſtraft wiſſen. Die Strafe, welche nothwendiger Weiſe eine ſehr harte werden mußte, kam ihm wie eine unedle Rache vor. Er trug bei den Gerichten darauf an, daß ihm nach vollendeter Unterſuchung die Strafe erlaſſen oder vielmehr in eine Landesverweiſung verwandelt wurde. So geſchah es. Diether wurde nach einiger Zeit über die Grenze geſchafft. Bald darauf waren auch ſeine Frau und Kinder und der Vater der Erſtern, wildledernen Hoſe auf die bequem getretenen Hausſchuhe herabhingen.

Aber es galt, die Würde ſeines Standes zu repräſentiren, und mit einem feierlichen Geſichte, auf deſſen Stirne große Tropfen Angſtſchweiß getreten waren, eilte er haſtig dem Poſten zu, welchen ihm die Einſicht des Landkommiſſär's angewieſen hatte. Aber ſchon trat das hochadlige Paar mit ſeinem Sproß auf ihn zu, der Hofmarſchall fein friſirt und gepudert, mit friſch geflochtenem, ſtattlichem Zopf, das ſeidne Staatskleid, ſo viel als thunlich geweſen, herausſtaffirt und aufgefriſcht, Degen und Schuhſchnallen geputzt und polirt, Schuh und Strümpfe ſäuberlich angefärbt, und das Geſicht glatt raſirt und in die freundlichſten Falten gelegt; die Frau Hofmarſchallin im rauſchenden Schleppgewande von grün ſeidnem etwas verſchoßnen, groß geblümten Damaſt, ihren Brautfecher wedelnd in der Hand, die friſch bebänderte Dormeuſe auf dem à la Ninon friſirten Kopfe, ſtarkes Roth auf den runzeligen Wangen und das freundlichſte, huldreichſte Lächeln auf dem ganzen Geſichte. Endlich die einzige Tochter und auch das einzige Kind des eben beſchriebenen Ehepaars, die ſchlanke ſchöne Edelgunde, in einem einfachen weißen Kleide und das Haſenhänslein, verſchwunden, obgleich Jakob Fugger für ſie zu ſorgen verſprochen hatte.

An den alten Zigeuner Antonio Cebes, Doktor Maldonato genannt, wurde aber die Strafe in ganzer Strenge vollzogen. Er kam auf Lebenszeit in Eiſen und Kerker auf Schloß Tyrol.

Martha Bry wurde Schaffnerin auf einer großen Küherei, welche Hieronymus gekauft hatte. Das Gut lag einige Stunden von Schwaz entfernt im Gebirge, und der Beſitzer machte den Weg dahin jetzt öfter und hielt ſich länger dort auf, als früher.

Ulrich und Bübenhoven brachten viel Zeit am Krankenbett des Ohm zu, und unterrichteten ihn nach beſten Kräften, wie es ſein oft ausgeſprochener Wunſch war.

Achtzehntes Kapitel.

Immer höher gingen die Wogen der Volksbewegung, immer lauter grollte der Donner des heranziehenden Wetters. Nachdem der Fürſtabt von Kempten am Montag nach dem Dreikönigsfeſt im trotzigen Uebermuth alle billigen Forderungen der Bauern auf dem Tage in Güntzburg perſönlich abgeſchlagen hatte und vom erwählten Ausſchuß der Landſchaft der Weg Rechtens eingeſchlagen worden war, hatten auch die übrigen geiſtlichen Herren im Algäu die Beſchwerden der Bauern zurückgewieſen. Die zahlreichen wiedertäuferiſchen Prädikanten predigten mit großem Erfolg gegen ſie, und das Volk gewann allmälig die Anſicht, daß es auf dem langſamen und koſtſpieligen Rechtswege nichts Erkleckliches ausrichten werde. In dem engern Raume von Kempten bis Ulm ſaßen neben dem Fürſtabt von Kempten der Abt von Ottenbeuern, der von Mönchsroth, der von Ochſenhauſen, der von Weingarten, der von Roggenburg, der von Weiſſenhorn, der von Wiblingen, der von Elchingen, der von Wettenhauſen und noch andere kleinere; über einen ziemlichen Theil des Gaues herrſchte der Biſchof von Augsburg. Zwiſchen ihnen ſaßen eine Menge Edelleute und preßten das Volk aus ihren Burgen. Die Herren in den Städten, welche hier Unterthanen hatten, ſtanden den Pfaffen und Junkern nicht nach. Das gehetzte Menſchenwild wurde jetzt zum Aeußerſten getrieben. Thomas Münzer und ſeine Geſellen zeigten, was zu thun ſei. Im Oberalgäu, dieſem ſüdlichen Hochlande, deſſen bis zum Gipfel waldbewachſene Berge ziemlich weite Ebenen umſchließen, die ſich weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht eignen, weil ſie treffliche Weiden bieten, wohnen an den Berghängen und auf den Höhen in einzelnen Weilern und Höhen die ſchönen ſtarken Hirten, an Leib und Seele kräftige Naturſöhne. Nur um die Pfarrkirchen haben ſich Dörfer und Flecken gebildet. Unter dieſem ſchönen einfachen Hirtenvolke fand der Geiſt der Freiheit ein fruchtbares Feld. Hier wirkten die Prädikanten am erfolgreichſten. Dieſe Leute waren um die Mitte des Februar entſchloſſen, ſich zuſammen zu thun und mit den Waffen ihr Recht zu erkämpfen.

Um dieſe Zeit war's, als Ulrich Fugger eines Tags vor einem einſamen, hochgelegenen und verſteckten Gehöf vom Pferde ſtieg, es ſeinem Knecht übergab und in das von hohen Bäumen umgebene Haus trat. Die Hausbewohner kannten ihn; auch war ſein Beſuch angeſagt worden. Er wurde in ein oberes nach dem Berg zu gelegenes Gemach geführt. Ein junger bleicher Mann in einem groben

Tuchkittel erhob ſich von Tiſche, wo er mit Schreiben beſchäftigt war. Dunkelbraune Locken hingen ihm wirr um die Schläfe; ſein großes, kühn und geiſtreich blickendes Auge ſchaute fragend in die des Eingetretenen. Ulrich muſterte die edle trotzige Geſtalt des Jünglings einen Augenblick; dann ſprach er: „Ich bin Ulrich Fugger und ſehe den Prediger Thomas Münzer in Euch."

„Ich bins," verſetzte der junge Mann, während ſich ſeine ſtrengen Züge verklärten, „und heiße Euch herzlich willkommen! Ich habe Euch ſchon lange erwartet, doch habt Ihr mir in Euerm Bruder einen guten Boten geſchickt."

„Ich war, wie Euch mein Bruder bereits geſagt hat, an das Krankenbett meines alten Ohms gefeſſelt. Mein Bruder iſt in jeder Beziehung mit mir einverſtanden."

„Wir haben uns ſehr befreundet, was um ſo leichter geſchehen konnte, da wir in gleichem Alter ſind. Die Jugend muß die Dinge in die Hand nehmen, da das Alter ſchlaff und träge iſt, und der Jugend gehört die Zukunft. Wir müſſen einreißen und neu bauen; die bejahrten Herrn laſſen gern Alles ſtehen, wie's ſteht, oder flicken höchſtens nothdürftig an dem alten, morſchen, baufälligen Hauſe herum. Wir aber wollen ein neues Haus, von Grund auf ein neues Haus, mit weiten hellen bequemen Räumen, nicht mit finſtern engen Kammern, in denen die Menſchheit erſtickt und verſchmachtet. Darum können wir von dem alten ſchlechten Gebäude gar nichts brauchen: es muß niedergeriſſen werden bis auf den Grund.“

„In dieſem Punkt ſtimme ich ganz mit Euch überein. Doch meine ich, man fängt beim Einreißen eines Hauſes beim Giebel an, damit Niemand erſchlagen werde, beim Aufbauen dagegen fängt man aus demſelben Grunde mit der Schwelle an. Wir müſſen zuerſt auf Vertilgung der Fürſtengewalt hinarbeiten, der weltlichen und der geiſtlichen; hernach können wir ohne Gefahr auch weiter unten aufräumen. Ich fürchte aber, Ihr überhaſtet Euch, und das wird viel Blut koſten.“

„Von Euch, Herr Fugger, habe ich dieſen Vorwurf nicht erwartet. Ihr ſeid einer der feurigſten Geiſter. Glaubt mir, wir können nicht ſchnell genug einreißen. Es iſt leider Gottes ſchon gezaudert genug worden. Da haben die guten frommen Hirten hier zu Land den Rechtsweg eingeſchlagen. Die ehrliche deutſche Natur des wackern gemeinen Mannes! Man könnte lachen über ſie, der Schlangenliſt und dem hölliſchen Betrug der Fürſten, der Pfaffen, des Adels, der Herren gegenüber, aber es miſchen ſich bittere Thränen der Wehmuth, glühende Thränen des Zorns in dieſes Lächeln. Pah! und ich bin nicht einmal der Mann, der lächeln kann. Mit der Stimme des Donners möcht' ich es in die ewig betrogene Welt hinausheulen: Wie könnt ihr Recht erwarten von den ewigen ſchamloſen Betrügern, Recht von den Blutzapfern und Giftmiſchern, Recht von den Verführern, Hurern, Lügnern, Meineidigen, Recht von der Hölle und ihrer Brut? Nichts kann entſcheiden zwiſchen dem gemeinem Volk und ſeinen Drängern als das Schwert.“

„Das Volk weiß den Pflug zu führen und den Hirtenſtab, aber nicht das Schwert. Die Herren aber verſtehen ſich auf Wehr und Waffen. Ich dachte vor zwei Jahren auch noch wie Ihr. Aber ich habe mich überzeugt, daß das Volk für einen Waffenkampf gänzlich unvorbereitet iſt. Es iſt nicht gewöhnt an die Schrecken eines blutigen Kampfes; es verſteht die Waffen nicht zu führen, ja es hat zum Theil keine Waffen mehr.“

„Wißt Ihr einen andern Weg zum Heil als den Kampf?“

„Nein, aber das Volk muß vorbereitet werden.“

„Das iſt auch meine Meinung. Wie aber wollt Ihr ein Volk in den Waffen üben, das keine beſitzt? Einſt trug jeder deutſche Mann ſeine Waffe und wußte ſie gegen Jeden zu handhaben, der ihm zu nah trat. Die tückiſche Schlauheit ſeiner Dränger hat ſie ihm entwunden. Gebt ihm Waffen; die tückiſche Schlauheit ſeiner Bedrücker wird ſie ihm entreißen. Wir kommen nicht zum Ziel auf dem Wege, den Ihr wollt. Erſt der Aufſtand, der allgemeine Aufſtand, und dazu iſt jetzt die günſtigſte Zeit. Die deutſchen Kriegsvölker ſind alle in Italien. Das Volk will das reine Evangelium. Ein ſtürmiſcher Geiſt geht durch die Maſſen. Der günſtige Augenblick muß erfaßt werden. Vor drei Monaten iſt das Volk mit ſchönen Verſprechungen abgeſpeiſt worden; jetzt weiß es, daß es abermals betrogen iſt. Alſo Aufſtand, Aufſtand, ſo weit die deutſche Erde reicht! Der Kaiſer iſt fern in ſeinem Spanien, er hat kein Herz für das deutſche Volk; ſo jung er iſt, ſo falſch iſt er, ein Gemiſch von habsburgiſcher und aragoniſcher Treuloſigkeit. Der Krieg mit dem franzöſiſchen Faſelhanſen nimmt alle ſeine Kräfte in Anſpruch. Wo möglich noch ſchlimmer geartet iſt ſein Bruder, der Erzherzog, ein ſcheinheiliger, heimtückiſcher, boshafter Bube, mit allen ſpaniſchen Laſtern behaftet, mit keiner ſpaniſchen Tugend ausgerüſtet. Alle deutſchen Fürſten ahmen ihn nach, alle ſind treuloſe Betrüger des Volks, die geiſtlichen die ärgſten. Die einzige Ausnahme iſt mein eigner Herr, der Kurfürſt von Sachſen, ein ehrlicher, wohlwollender, aber ein alter ſchwacher Mann, ein Zauderer all' ſein Lebelang, niemals ein Mann der That. Er könnte des deutſchen Volkes Retter ſein, wenn er raſch das Schwert zöge und unter das Gezücht drein ſchlüge, wie Petrus der Apoſtel. Aber er will Alles in Güte vertragen, und darum wird er uns nichts helfen. Das iſt der ehrlichen Deutſchen Verderben: das verfluchte Vertragen in Güte und Liebe. Hernach wenn ſie's vertragen und verhunzt haben, nehmen die Schinder ſie einzeln vor und ziehen ihnen das Fell über die Ohren. Ihr, Herr Fugger, dachtet vor zwei Jahren noch wie ich jetzt; hei! noch im vorigen Jahre dachte ich wie Ihr jetzt. Heute bin ich auf dem rechten Sprunge. Kein Vertragen nützt uns, keins zu Recht, keins in Güte. Das Schwert und nur das Schwert muß entſcheiden. Blut muß fließen. Die Freiheit bedarf der Bluttaufe, ſonſt gedeiht ſie nicht. Chriſtus hat die erhabenſte Menſchenliebe gelehrt und zum Eckſtein ſeiner Kirche gemacht, und doch hat er das große Wort geſprochen: Ich bin nicht gekommen, Euch den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Und noch deutlicher und kräftiger drückt er ſich beim Evangeliſten Lucas im neunzehnten Kapitel, im ſiebenundzwanzigſten Verſe aus: Doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über ſie herrſchen ſollte, bringet her und erwürget ſie vor mir. — Wer der Wahrheit, der Tugend, dem Recht, der Bruderliebe auf Erden entgegen iſt aus ſchnöden, ſelbſtſüchtigen Zwecken, wer lügt, betrügt, verführt, raubt, mordet, um ſich im Fleiſch und Blut ſeiner Mitmenſchen zu mäſten, der ſoll und muß erſchlagen werden.“

Der junge Mann hielt inne; er hatte ſich in ein wildes Feuer hineingeredet, daß ihm haſtig hervorgeſtoßene Worte Flammen gleich von den bebenden zuckenden Lippen ſtrömten. Seine Augen rollten, glühenden Sternen gleich, ſein Haar flog wie Schlangen um ſein Haupt. Ulrich war mächtig ergriffen. Er faßte Münzers hagere Hand, und rief: „Wahrlich, Ihr ſeid ein Mann, wie ich noch keinen geſehen! Wäre Euer Geiſt im deutſchen Volke, es wäre morgen ein freies und übermorgen ein großes Volk; denn es würde noch heute all ſeine Ketten zerreißen, wie Simſon die Stricke, mit denen er gebunden war; es würde alle Schmach und Unwürdigkeit abwerfen, es würde ſein von Schmutz und Schande gedämpftes Licht aufleuchten laſſen, wie eine Flamme Gottes zur Nachtzeit auf den Bergen. Aber ſeht, Münzer, ſolcher Männer wie Ihr hat das deutſche Volk blutwenig.“

„Und doch ſind in dieſem engen Zimmer ſchon zwei. Es kommt nur darauf an, die Geiſter zu wecken und zu entzünden, dann anzufeuern und zu vereinigen. Ich habe jetzt Franken durchwandert, dann Schwaben vom Rhein bis zum Bodenſee und wieder herauf in dieſe Berge. Ich habe viel hundert ſolcher Männer kennen gelernt, und es gibt ihrer viel tauſende. Sie müſſen nur vereinigt werden, und die gemeinſame Noth wird ſie vereinigen. Iſt nur der erſte Schlag von unſerer Seite geſchehen, dann werden alle nachfolgen. Dann das Volk begeiſtert mit der heiligen Kraft des Wortes! Hunderte meiner Freunde und Anhänger durchziehen dieſe Länder und belehren das Volk in gewaltigen Reden. Den Pflug zum Schwert geſchmiedet, die Glocke zur Kanone umgegoſſen! Waffen! Waffen! Und Männer, wie Ihr an der Spitze, die auch Geld daran zu wenden haben! Was feſſelt den Landsknecht an die Fürſten? Das Geld! Fuggerſches Geld hat dem Kaiſer die Treue manch eines Heeres erkauft; mag Fuggerſches Geld nun auch dem Volke ein Heer erkaufen!“

„Daran ſoll es nicht fehlen, und ſollt ich all mein Hab und Gut opfern!“

„Das hab ich von Euch erwartet. Geld gibt Muth, und im Kampfe wächſt die Kraft. Der Kampf gibt die beſte Uebung, der Kampf iſt der beſte Lehrer des Kampfes."

„Aber ein krieggeübter Führer thäte uns Noth. Der oberſte Hauptmann des ſchwäbiſchen Bundes iſt der alte Jörg Truchſeß, ein tüchtiger eiſerner Kriegsmann. Wenn wir Frundsberg gewinnen könnten; aber daran iſt nicht zu denken, obgleich er dem Evangelium zugethan iſt und mit Achtung von Luthern ſpricht. O, lebte jetzt Sickingen noch! Oder nur Hutten, um ſich an die Spitze zu ſtellen!"

Kopfſchüttelnd antwortete Münzer: „Ich kann Euern Wunſch nicht theilen. Nicht Sickingen, nicht Hutten, hätten der Volksſache genützt, ſo wenig wie ihr Luther nützt. Sie hätten ſie nur zu ihren eigenen Zwecken ausgebeutet. Sie wollten ein Adelsregiment, Sickingen zum Kaiſer. Was wären wir gebeſſert geweſen? Luther will Alles mit dem Worte zwingen, der faule Mönch! Was hilft das Wort, wenn das Schwert nicht hinter ihm ſteht? Adel und Pfaffen, Fürſten und Herren verlachen das Wort. Kanonen und Büchſen, Spieße und Schwerter, ſind die ächten Verkünder der Freiheit. Unſere Feinde können niemals überzeugt, ſie müſſen vernichtet werden."

„Damit bin ich einverſtanden. Aber wenn Ihr den Kaiſer und die Fürſten verwerft, welche Staatsform woll Ihr eingeführt wiſſen?"

einem gewiß ſehr wohlfeilen Halstuche, aber voll Grazie in Gang und Bewegung, voll Geiſt in Miene und Blick, voll Leben und Feuer in dem dunkelbraunen Auge, das ſtarke kaſtanienfarbene Haar einfach geſcheitelt.

Der Baron ſchnitt einen ungeſchickten Kratzfuß um den andern, und ſtammelte unverſtändliche Worte, welche Höflichkeiten mit ſehr fein abgemeßnen ceremoniöſen Bücklingen und Knixen, ſo wie mit den zierlichſten und verbindlichſten Redensarten, geeignet, die unverhoffte Freude über die Ehre der neuen Bekanntſchaft auszudrücken, erwiedert wurden.

Der Baron komplimentirte ſeine vornehmen Gäſte in's Haus hinein, wobei ſein Auge auf die üppigen Reize der Hofmarſchallstochter fiel, die lächelnd den Contraſt zwiſchen dem Staatsrocke und dem übrigen Anzuge des verblüfften Mannes wahrnahm, und ein wunderlich ſüßes Gefühl, einer Ohnmacht nicht unähnlich, bemächtigte ſich ſeiner; es flirrte ihm vor dem Geſichte, welches er, gleichſam geblendet von ſo viel Schönheit, abwendete; es brauste ihm vor den Ohren und er mußte ſich gewaltig anſtrengen, um von den lieblichen Worten des Herrn Hofmarſchalls und der Frau Hofmarſchallin etwas zu

„Die allein übrig bleibt: die chriſtliche Republik. Was hat Griechenland und Rom ſtark gemacht in der alten Zeit? Die Republik. Was hat Venedig groß gemacht und reich in der neuern Zeit? Die Republik. Aber nicht eine unchriſtliche Republik will ich, wie in Venedig, wo die Nobili herrſchen und das Volk knechten; nein, eine chriſtliche Republik, noch chriſtlicher als die der Eidgenoſſenſchaft nach dem göttlichen Wort: Gott will, daß *allen* Menſchen geholfen werde. Das Volk muß ſich ſelbſt Geſetze geben und aus ſeiner Mitte die Vollzieher deſſelben küren. Die Kirche ſtehe unter denſelben Geſetzen. Die Gemeinde wähle ſich ihre Presbytern und Prediger. Fort mit Rom und allem Pfaffengeſchmeis! Fort mit allen Schindern und Blutſaugern! Respublica im Staat, Respublica in der Kirche!"

Ulrich Fuggers Auge glänzte in Wonnethränen; er umarmte den begeiſterten Sprecher: „Ja, Ihr ſteht über Hutten und Luthern. Möchten Euere kühnen Gedanken Euere kräftigen Worte das Volk vereinigen! Denn Einheit thut vor Allem Noth. Von den Wittenbergern hoff' ich ſelbſt nichts mehr. Was kann uns Luthers Grobheit fördern? Er ſchilt zwar auf die Pfaffen und Fürſten, aber er ſchilt auch auf das arme verzweifelte Volk. Und nun vollends der ſäuberlich einherfahrende Melanchthon."

„Geht doch mit dieſen Leuten! Der Melanchthon kriecht in ein Rattenloch vor einem bloßen Schwerte. Von dieſen gelehrten Herren und Profeſſoren iſt nimmer etwas zu erwarten für des Volkes Noth und Trübſal. Dieſe Herren haben ſich des Mannes beſten Theil verſeßen und vergrübelt auf ihren Schreibſtuben. Was hilft's, daß die alte und neue Geſchichte die Männer der That preiſt und als Muſter aufſtellt; die gelehrten Schwächlinge ſaugen nur neue Schwachheit heraus. Jörg Metzler und Jäcklein Rohrbach ſind mir lieber als Luther und Melanchthon, als Erasmus und Reuchlin. Laſſen wir ſie auf der faulen Haut liegen und wenden wir uns Männern zu, die mit uns den Sieg erſtreiten. Denn ſiegen müſſen wir, ſiegen oder — untergehen. Darum nicht halbe Maßregeln! Nicht auf der Hälfte des Weges ſtehen geblieben und vom halb beſiegten Feinde erwarten, er werde ſich nun fügen und nachgeben! Das wäre unſer gewiſſer Untergang. Eine Partei muß fallen und in ihrem Blute erſticken, ſie oder wir. Gehen wir unter, ſo iſt das deutſche Reich für Jahrhunderte ein armſeliges verlorenes Land. Nichts Großes und Schönes kann da gedeihen. Der Fürſten- und Pfaffenübermuth wird alle Blüthen brechen. Deutſchland wird eine Oede werden, wie das gelobte Land eine geworden iſt. Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott! Denn Gott iſt nicht außer uns, in uns iſt er, in der Menſchheit, in der Natur. Darum drauf! drauf! Nieder mit unſern Feinden!"

Ulrich Fugger wurde hingeriſſen vom feuerſprühenden Geiſte des jungen Freiheitspredigers, der alle Saiten ſeines eigenen Geiſtes gewaltig ertönen machte. Sie beſprachen den vorliegenden großartigen Plan zur Organiſation des Aufſtandes im ganzen deutſchen Reich, wie er von den Wiſſenden bereits verabredet war und faßten den Beſchluß, manche ihnen zweckdienlich ſcheinende Abänderungen in Vorſchlag zu bringen. Ihre Einigung ging zuletzt dahin, daß Ulrich mit der Macht ſeines Geldes und Geiſtes durch die verſchiedenen Häupter den Aufſtand in Tyrol, Salzburg, Oeſtreich, im Algäu und wo möglich noch weiter leiten ſolle, ſo daß ſich ſeine Thätigkeit über ganz Süddeutſchland erſtrecke; Münzer dagegen Thüringen, den Harz und das nördliche Deutſchland in die Bewegung riſſe.

Am folgenden Tage ſchieden ſie voll der kühnſten Entwürfe und mit den ſchönſten Hoffnungen von einander. Fugger ritt heiter und wohlgemuth den ſchneegekrönten Rieſenbergen Tyrols zu. Unterwegs erzählte ihm der Knecht, er habe Abends vorher in der Nähe des Hofes den Gebhard Dietner umherſchleichen ſehen. Er glaube nicht, daß er ſich geirrt habe, obgleich es ſchon ſtark gedämmert und der Menſch ſich eiligſt davon gemacht, als er auf ihn losgegangen. — Fugger legte kein Gewicht auf bie Nachricht. Zu Mittag kehrte er in das Wirthshaus eines kleinen Gebirgsdorfes ein, um einen Imbiß zu nehmen und die Pferde füttern zu laſſen. Nicht weit hinter dieſem Dorfe hatten ſie einen engen Gebirgspaß zu paſſiren. Sie waren eben am Eingang deſſelben, als der Knecht ſagte: „Denkt Euch, Herr, ich habe das fromme Spitzbubengeſicht des Diether hier wieder geſehen. Als ich ging die Pferde zu tränken, huſchte er hinter dem Stalle den Berg hinauf. Er trug einen Stutzer auf dem Rücken. Ich hab' ihn diesmal ganz deutlich erkannt und kann nun den Gedanken an den ſchlechten Menſchen gar nicht los werden. Ja, mir wird jetzt ganz angſt und bang. Wenn er nur nichts Böſes gegen Euch im Schild führt."

„Dazu iſt der Kerl zu feig. Doch iſt es allerdings verdächtig, daß er um meinen Weg ſchleicht."

Während dieſer kurzen Unterredung waren ſie in den Paß eingeritten. Das letzte Wort Ulrichs war kaum verhallt, als auf dem Bergvorſprung zu ihrer Linken ein Schuß fiel. „Jeſus Maria!" rief Fugger, „ich bin getroffen! Ich bin des Todes!"

Der Knecht ſchrie auf und ſprang vom Pferde, um den verwundeten Herrn aufzufangen. Dieſer verlor die Beſinnung. Der Knecht riß ihm die Kleider ab, daß Blut ſtrömte aus einer Wunde am Vorderhals. Jedenfalls nach dem Kopfe gezielt, war die Kugel ſchräg von oben abgeſchoſſen durch einen Theil des Halſes und die rechte Schulter gefahren und hatte dieſe, wie den Oberarm zerſchmettert. Der Knecht verband die Wunde ſo gut er konnte. Während deſſen kam ein Weib durch den Paß. Dieſe ſchickte der Knecht ins Dorf nach Beiſtand. Ehe derſelbe kam, ein ganzer Haufen Menſchen, war dem Verwundeten das Bewußtſein zurückgekehrt. Er verlangte unverzüglich nach Hauſe gebracht zu werden. Die

Dorfbewohner hatten kaum gehört, wer der vornehme Mann ſei, als ſie ſich aufs Aeußerſte beeilten ſeine Wünſche zu erfüllen und eine Tragbahre herſtellten, auf die ſie ihn betteten und in großer Menge abwechſelnd trugen. Der Knecht ſprengte mit beiden Pferden voran, um ärztliche Hülfe zu holen und eine bequeme Sänfte.

Spät in der Nacht hielt der unglückliche Mann ſeinen traurigen Einzug in ſeinem Hauſe, begleitet von ſeiner Ehewirthin, ſeinem Bruder, von Freunden und Aerzten, die ihm entgegengeeilt waren. Die Aerzte erklärten die Wunde für äußerſt gefährlich; der Verlauf der nächſten Tage zeigte leider, daß ſie tödtlich war. Der treffliche Mann lebte noch über eine Woche, aber es war ein Leben voll Qual und böſer Schmerzen.

Den alten Jakob traf dieſer neue Schlag mit furchtbarem Gewicht. Er ließ ſich nach Schwaz an das Lager des Neffen tragen und hielt im ſtummen Jammer die Hand deſſelben. Dann klagte er ſich ſelbſt der Schuld dieſes Mordes an, da er den verruchten Böſewicht aus falſchem Mitleid dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit entriſſen habe.“

„O, weh mir!“ weinte er. „Was iſt doch mir altem ſchwachen Mann Alles vorbehalten! Gott prüft mich hart, ehe er mich abruft.“

Dann küßte er des Neffen bleiche Stirn, ihn gleichſam um Verzeihung bittend, und kehrte in ſein Schloß zurück um ſich dort von der Welt abzuſchließen.

Am tiefſten beklagte Ulrich, daß er die allgemeine Erhebung des Volks nicht erleben ſollte und ſeine Wirkſamkeit nach dieſer Richtung durch die verruchte Hand eines racheſüchtigen Mörders abgeſchnitten war. „Auch mir fällt das dunkle Loos,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme zu dem weinenden Hieronymus, „welches Sickingen und Hutten zu Theil ward: wir dürfen die Freiheit des deutſchen Volks nicht ſehen, für die wir mit all unſern beſten Kräften wirkten. Das iſt ſehr bitter. Doch ich muß mich der eiſernen Nothwendigkeit fügen, wie meine edeln Freunde. Mir ahnet, daß auch Thomas Münzer vom Tod hinweggerafft werden wird, ehe der Morgen der Freiheit über Deutſchland tagt. Tauſende werden im Kampfe fallen. O, daß ihr Schickſal zu theilen mir vergönnt geweſen wäre! Es ſollte nicht ſein. Hieronymus, Du biſt der Erbe meiner Habe, übernimm mit ihr auch die Ausführung meiner Plane. Dein Herz ſchlägt für die Sache des Volks wie das meine; ſo laß es Dir eine heilige Erbſchaft ſein, das zu Ende zu führen, was ich begonnen. Weihe Gut und Blut der Wahrheit, dem Rechte. Verſprich mir das, damit ich nicht ganz troſtlos ſterbe.“

Hieronymus gab ihm Hand und Wort zum Pfande.

„So ſegne Gott Dein Streben und laß Dich den Tag der Freiheit ſchauen.“

In der folgenden Nacht ſtarb der edle Ulrich Fugger, erſt fünf und dreißig Jahre alt.

Hieronymus hatte nicht des Bruders Geiſt und Thatkraft.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Otto Wigand.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder

aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1850.

Das Haus Fugger.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Der Bauernkrieg.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1850.

[illegible] K
[illegible]

verſtehen; etwas darauf zu erwiedern, vermochte er ohnedieß nicht. Aus dieſem ungewöhnlichen Taumel wurde er plötzlich durch ein Paar Worte ſeines Kammerdieners geriſſen, der ſich an ihn drängte und ihm zuflüſterte: „Aber gnädiger Herr, Ihre Beinkleider und Strümpfe!“

Holder fuhr zuſammen, als wenn ihn der Blitz getroffen; ſeine Augen hatten ſogleich die bezeichneten Gegenſtände aufgeſucht. «Hundewetter!» rief er außer ſich, ein Fluch, an welchen er ſich gewöhnt hatte. «Fink, bitte ſchnell den Landkommiſſär, daß er die Gäſte hinaufführt und mich entſchuldigt; ich ſchäme mich zu Tod.“ Und wie ein Marder fuhr er einer Thüre hinein, um ſich den Blicken des ſchönen Mädchens zu entziehen. Der Landkommiſſär übernahm die Vices des Barons mit Freuden, entſchuldigte denſelben artig, und führte die Familie hinauf in das ſogenannte Theezimmer, wo des Baron's Eltern einſt ihre Theegeſellſchaften gegeben hatten.

„Iſt er vorbereitet?“ fragte die Hofmarſchallin den Landkommiſſär leiſe.

„Der Kammerdiener Fink,“ verſetzte dieſer ebenſo, „der Alles, und der Pfarrer Blum, der viel bei ihm gilt, ſind von mir gewonnen, und die Nachricht von der Lebensverſicherungsbank

Ein deutſcher Leinweber.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger

Zweiter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Herzog Ulrich von Würtemberg, der leichtſinnige und verbrecheriſche Fürſt, gedachte mit Hülfe der aufrühreriſchen Bauern, gegen die er vordem ſo grauſam und unmenſchlich gewüthet, als er den armen Konz niedergeworfen hatte, ſein Land wieder zu erobern und die Macht der Oeſtreicher daraus zu vertreiben. Er ſuchte den oberſchwäbiſchen und den Schweizerbauern glauben zu machen, er ſei nun mit Leib und Seele der Sache des gedrangſalten Volks zugethan, und wäre aus dieſem Grunde ein eifriger Anhänger Luthers und der neuen Kirchenzucht geworden. Aber er trug den Eifer für die Reformation mit viel zu viel Oſtentation zur Schau, er machte dem Würtembergiſchen Landvolk viel zu glänzende Verſprechungen, als daß die Mißtrauiſchen und ſcharf Sehenden zu der Wahrhaftigkeit ſeiner Sinnesänderung hätten Glauben und Vertrauen faſſen können. Seine Vergangenheit bot ſo gar keine Bürgſchaft für ſeine großzugeſchnittenen Worte, daß die Bauern an den ſchön ausſtaffirten Köder nicht recht anbeißen wollten.

So dumm und willig auch ſonſt der gemeine Mann den gleißenden Verſprechungen ſeiner Fürſten, wenn ſie in Noth und Verlegenheit ſind, glaubt und vertraut und ſich dann von ihnen das Fell über die Ohren ziehen läßt, wenn die Gefahr für ſie vorüber iſt, ſo dürfen ſie doch nicht ſo wahnſinnige Streiche gemacht haben und nicht bereits von Land und Leuten verjagt ſein, wie Herzog Ulrich. Es iſt ſchon ein betrübender Beweis für die unverwüſtliche Schaafsnatur des deutſchen Volks, daß ein ſo toller Verſchwender und Praſſer, ein ſo treuloſer, eid- und wortbrüchiger, mit hundertfachem ſcheußlichen Mord befleckter bübiſcher Menſch, der wie ein Nero und Galba gegen ſeine armen zur Verzweiflung getriebenen Bauern gewüthet hatte, nur den Gedanken faſſen konnte, ſich mittels dieſer Bauern wieder in das Herzogthum einzudrängen, und daß er ihn ausſprach, daß er in die Bauernverſammlungen ging und um ihre Gunſt buhlte, beweiſt die Niederträchtigkeit deutſcher Fürſtenpolitik, die ſich zu allen Zeiten gleich war, und gewährt einen Blick in die Anſichten und Meinungen, welche die Herren von Gottes Gnaden von der Ehrenhaftigkeit ihrer „Unterthanen" haben. Inzwiſchen ließ doch diesmal der Geiſt, der in die Bauernſchaft gefahren war, nicht zu, daß Herzog Ulrichs Anſicht und Meinung vom Volk gerechtfertigt wurde. Es iſt den „Herren" ſpäter nur allzu gut gelungen, den Geiſt des deutſchen Volks ſo herabzubringen, daß es ſelbſt nicht mehr vor der Schande und Schmach erröthete, ſich mit Fußtritten und Backenſtreichen für den dargebrachten Segen ſeines Fleißes und ſeiner Entbehrung begnadigen zu laſſen, aber im Anfange des Jahrs 1525 war Ulrichs naive Zumuthung den würtemberger Bauern doch zu ſtark, ſo verhaßt und widerwärtig ihnen auch das despotiſche, heuchleriſche öſtreichiſche Regiment war. Vor der Hand gelang es ihm nur mit Schweizerbauern, die er mit ſchwerem Gelde anwarb und in ſeine Bergfeſte Hohentwiel zog, in welcher er ſeit Anfangs December hauſte, um ſeinen Heerzug nach Stuttgart vorzubereiten. Später in der Mitte Februar gewann er die Hegauer und Schwarzwälder Bauernhaufen, deren Hauptmann Hans Müller von Bulgenbach einen Vertrag mit ihm einging. Aber weder dieſer Führer noch die Bauern trautem dem Herzog recht. Deshalb zogen ihm nur ſieben Fähnlein aus der ganzen Waldgegend zu. Aus Baſellandſchaft, Schaffhauſen, Solothurn, aus dem Aargau und dem Thurgau brachte er ſeine übrige Mannſchaft zuſammen. Mit dieſem Heer aus ſechstauſend Landsknechten und zweihundert Reitern zog er gegen Würtemberg.

Georg Truchſeß von Waldburg, vom ſchwäbiſchen Bundesrath in Ulm befehligt, mit der Waffengewalt des Bundesheers den Herzog zurückzuwerfen, begann damit, unter Vermittlung der obern Reichsſtädte im Hegau eine Gemeinde nach der andern durch gütlichen Vertrag von der Sache des Herzogs abwendig zu machen, überfiel auch einen verſammelten Haufen derſelben und ließ ihn in

Stockach gefangen legen. Dann, als er den Hegau hinter ſich ſicher wußte, eilte er mit dreihundert Reitern und ſiebenhundert Landsknechten dem Herzog nach, überholte ihn auf einem nähern Wege bei Bolingen, überfiel unterwegs am Faſtnachtsdienſtag ein Fähnlein Bauern, daß dem Lager des Herzogs bei Bolingen zuziehen wollte und erſchlug ihrer ſechszig davon. In der Frühe des 1. März warf ſich der Truchſeß, heimlich von einer Berghöhe über Bolingen, dem Lochen, von wo er Abends vorher das Lager des Herzogs erſpäht hatte, herabkommend, auf eine Abtheilung Schweizer und Schwarzwälder. Die erſchrocknen Bauern wollten dem Lager des Herzogs zulaufen, der Truchſeß ordnete ſchnell die Handvoll Reiterei (ohngefähr funfzig und lauter Adlige) die bis jetzt den beſchwerlichen Felſenpfad in der Frühdämmerung paſſirt waren, und verrannte ihnen den Weg. Sie flüchteten ſich an einen See hinter einen Graben, knieten nieder und fleheten um Gnade. Aber der Truchſeß wollte alle Schweizer und Bauern durch einen gewaltigen Schrecken vom Herzog abbringen und ließ deshalb ſeine Ritter über den Graben ſetzen und einhauen. Ueber hundert und dreißig Schweizer und ſchwarzwälder Bauern wurden erlegt; dann zogen ſich die Bündiſchen zurück; denn der Herzog rückte auf den Lärm aus dem Lager auf ſie zu. Der Truchſeß war aber zu ſchwach, um mit dem ganzen Heere des Herzogs anzubinden. Auch hatte er ſeinen Zweck erreicht, ein Beweis, daß er die Art und Weiſe der Schweizer und Bauern wohl kannte.

Am Nachmittag verſammelten ſich die Hauptleute der Schweizer und Schwarzwälder im Wirthshauſe eines nahen Dorfes. Ihre Haufen ſtanden abgeſondert vom Lager des Herzogs in der Nähe. Die Schweizer waren vorzüglich ſehr entmuthigt über die arge Schlappe, die ihnen der Truchſeß ſo unvermuthet beigebracht hatte. Die Verſammlung eröffnete der Schweizerhauptmann Hans im Moos deshalb gleich mit der Erklärung, er und ſeine Leute ſeien entſchloſſen wieder heimzuziehen. „Es iſt Alles anders, wie uns der Herzog geſagt; er hat uns einen guten Sold und pünktliche Zahlung verſprochen, wir haben aber bis jetzt wenig, und dieſes Wenige niemals zur rechten Zeit und immer nur mit Noth und Mühe erhalten. Der Herzog hat nicht Geld genug, ein ſolches Heer zu erhalten, wie er zur Eroberung des Landes braucht. Und nun hat er uns vorgeſpiegelt, die würtemberger Bauern würden uns mit Freuden als ihre Befreier vom öſtreichiſchen Joche aufnehmen, das ganze Land würde ihm ſchnell zufallen und ihm Geld die Fülle darbringen, ſtatt deſſen müſſen wir den hieſigen Bauern das liebe Brod, das wir brauchen, mit Gewalt hinwegnehmen, und ſtatt als Befreier ſehen ſie uns als Feinde an. So viel iſt mir nun klar, die Würtemberger haben das öſtreichiſche Regiment ſatt und wären es je eher je lieber los, aber vor dem erneuten Regiment ihres Herzogs haben ſie noch mehr Furcht und mögen gar nichts davon wiſſen. Geld hat er nicht, Anhang auch nicht, die Bündiſchen aber fahren über uns ber nnd verhauen uns den Weg; was haben wir alſo für Ausſichten? Deshalb wollen wir heute noch aufbrechen, um heimzuziehen, und wollen jetzt nur hören, was Ihr zu thun gedenkt."

„Was ſollen wir uns erſtechen laſſen ohne Lohn und Dank, um nichts und wieder nichts!" rief ein anderer Hauptmann. „Der Herzog hat nur ſchöne Worte für uns; er thut uns leutſelig ins Geſicht und will uns weiß machen, wie ſehr er dem reinen Evangelium und der Sache des gemeinen Mannes zugethan ſei. Kaum meint er, er ſitzt wieder in der Wolle, ſo zeigt er ſich auch ſchon wieder hochfahrend und übermüthig. Ich meine: der iſt ein großer Narr, der auf Fürſtenwort und Schmeichelrede für einen Heller Glauben gibt. Ich will euch wetten, was ihr wollt: ſetzen wir den Herzog wieder ein, ſo hat's der würtembergiſche Bauer ſchlimmer als zuvor."

„Kein wahrer Wort als dieſes!" rief der ſtämmige, ſonnverbrannte Führer des ſchwarzwälder Haufens, der ſtarke und kluge Hans Müller von Bulgenbach, der das meiſte Anſehen unter den Hauptleuten genoß und warf ärgerlich den breiten weißen Filzhut mit großen gekräuſelten Federn auf den Tiſch. „Hat uns der Herzog, als wir, die Hauptleute der Bauern, wie wir hier verſammelt ſind, mit ihm heimlich zu Zürich und Schaffhauſen verhandelten und einſtimmig darauf drangen, daß er den Artikelbrief annehme, hat er uns nicht mit Hand und Wort verſprochen, ſolches zu thun und ſein Land nicht anders zu betreten als ein Verkünder der zwölf Artikel? Weiß nicht männiglich von allen Bauern, die ihm zugezogen ſind, daß er uns nach dem Artikelbrief gelobt hat, ſobald er durch uns und unſere Hülfe ſein Land wieder erobert, die armen Leute von der Leibeigenſchaft und allen Dienſtbarkeiten zu befreien, daß er das Evangelium beſchirmen und die Gotteshäuſer und Stifter abthun wolle? Nun ſind wir ja in Würtemberg, und was ſehen und hören wir Ulrich thun und reden? Bei St. Velten, er läßt ſich den beſten Wein des Landes auftiſchen, aber an die verſprochne Freiheit denkt er nicht mehr. Stolz und hoffärthig reitet er einher und ſpielt den Herzog wieder, wie vor ſechszehn Jahren. Kein Wort mehr vom Artikelbrief! kein Wort von Aufhebung der Leibeigenſchaft und Dienſtbarkeiten! Wenn das geſchieht am grünen Holz, was ſoll's erſt am dürren werden. Iſt er ſchon ſo wortbrüchig, trotzig und protzig, wo er erſt auf dem Wege nach Stuttgart iſt, wie wird er thun, wenn er dort wieder feſtſitzt auf dem Herzogsſtuhl? Wahrlich der Bauer hat nichts zu hoffen von dieſem Fürſten!“

„Und von welchem denn?“ fragte eine etwas weiche Stimme mit einem fremden Accent. Hans Müller wandte ſich nach der Seite, von wo ſie gekommen war und begrüßte mit freundlichem Kopfnicken den Bilder-Razzi, der eben erſt in die Stube getreten war. „Von welchem Fürſten hofft ihr Bauern noch etwas?“ fuhr Razzi mit ſchneidendem Hohnlachen fort. „Nicht wahr vom Kaiſer?

Nun der junge Herr hat's in Spanien gezeigt, was er von den Rechten und gerechten Forderungen des gemeinen Mannes hält. Oder vom Erzherzog? Ah, der ſchlaue Knabe hat ſich die Höschen vor Angſt beſudelt, da die Tyroler ein ernſtes Wort mit ihm ſprechen, und verſpricht ihnen in den honigſüßeſten Worten Alles, was ſie nur wollen; vor zwei Monaten wollte er noch Alle erwürgen laſſen, die ſich auf des Volkes alte Rechte und Freiheiten beriefen. Glaubt ihm nur, vertraut ihm nur, ſo läßt er Euch vielleicht in abermals zwei Monaten die Köpfe vor die Füße legen. Oder ſoll ich euch von den Baiernherzögen Stücklein erzählen, die eure Hoffnungen wecken, oder etwa vom Markgrafen Caſimir von Brandenburg? Oder ſoll ich mit den geiſtlichen Purpurträgern aufwarten? Nennt mir einen von den achtzig oder hundert regierenden Herren in deutſchen Landen, und ich will euch gleich viel Hoffnungsreiches für euch von ihm berichten. Ihr Männer, es gibt nur einen Fürſten in Deutſchland, der's ehrlich meint mit dem gemeinen Manne, nur einen, der ein Herz hat für das Volk und ſich einer Sünde ſcheut, auch dem Aermſten und Geringſten weh zu thun, es iſt der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, aber er iſt alt und ſchwach und war ſein Lebenlang zu überlegſam, zu unentſchieden, zu ſanft und würde unſrer Sache nichts nützen, ſelbſt wenn er noch jung wäre. Darum ſage ich Euch, ſo lange Ihr zu Fürſten und Pfaffen haltet, ſo lang Ihr mit ihnen unterhandelt und ſie nicht gänzlich abthut, ſeid Ihr verhat ſchon gute Wirkung gethan, wie ich Ihnen bereits geſtern geſchrieben habe.“

„Meine Tochter darf noch nichts merken,“ fuhr Frau von Birkenſtein fort. „Erſt wenn er um ſie anhält, ſoll ſie meine und ihres Vaters Wünſche erfahren. Leite ihn nur bald dazu.“

Der Landkommiſſär nickte mit lachender Miene, während ſeine Blicke lüſtern und begehrlich auf Edelgunden's Reizen umherirrten, und ſeine Augen mit den ihrigen ſprachen.

Der Kammerdiener Fink erhielt von der gnädigen Frau einen ſehr freundlichen Blick und wurde bei einer unbedeutenden Frage „mein Freund“ genannt, über welchen herablaſſenden Ausdruck, ſchier erſchrocken, der Hofmarſchall ſeine Frau mit großen verwunderungsvollen Augen anſah.

Fink entfernte ſich mit dieſer Spende, um ſeinem verwirrten Herrn beim Anzuge zu helfen; und bald darauf trat der Baron in hellgewichsten Jagdſtiefeln, wohlgebürſteten grünen Beinkleidern, knapper Weſte und ſteifer Halsbinde, mit glatt raſirtem Kinn und Lippen, ſo wie wohl gekämmtem Haupthaare herein — dieß Alles hatte Fink's Kunſt und des Baron's Eifer in acht Minuten bewirkt, während welcher Frau von Birloren. Da habt Ihr Euch von dieſem Ulrich wieder am Narrenſeil führen laſſen, weil er Euch in Zürich und Schaffhauſen die allerkoſtbarſten Dinge mit den allerſchönſten Worten verſprochen, weil er umhergeritten iſt auf die Bauerntage, weil er den Papſt abgethan und den Luther angezogen, o nun habt Ihr gemeint: das iſt ein Fürſt, wie er ſein muß. Ihm wollen wir beiſtehen, damit er wieder zu ſeinem Lande komme. Ihr unſchuldigen Tauben, die Ihr der gleißenden Schlange in den Rachen lauft! Ihr ſeid betrogen, ſo lang Ihr einem einzigen Worte glaubt, das ein Fürſt oder ein Pfaff zu Euch ſpricht."

„Du haſt Recht, Nazzi," ſagte ein junger Hauptmann, „und wenn Alle ſo dächten, wie Du und ich, wär' die Sache leicht gemacht. Aber nicht alle ſind jung, nicht alle ſind ehrlich, nicht alle ſind geſcheidt. Unter den Alten, Schurken und Dummen haben die Fürſten und Pfaffen ihren großen Anhang und laſſen ſich nicht ſo leicht abthun, als man bei der jetzigen Bewegung im Volke glauben möchte, weil der Selbſtſüchtigen, Schlechten und Dummen bei weitem mehr ſind als der Rechtſchaffnen, Ehrlichen und Geſcheidten."

„Jetzt handelt ſich's darum," nahm Hans Müller das Wort, „daß wir einem Fürſten, der bereits abgethan iſt und der uns gelobt, uns zu unſerm Recht zu verhelfen, dazu aber keinerlei Anſtal trifft, nicht helfen wollen. Ihr habt heute früh geſehen, wie der Truchſeß gegen uns verfährt. Was ſeid Ihr entſchloſſen zu thun? Gebe Jeder ſeine Stimme ab."

Da zeigte ſich denn gleich wieder die alte deutſche Sünde. Jeder wollte ſchier etwas andres. Der Eine wollte mit ſeinem Haufen ſogleich aufbrechen, weil der Herzog kein Geld habe, um ihnen den Sold zu zahlen. Der Andre wollte noch einen Tag warten, weil der Herzog verſprochen habe, Geld zu ſchaffen. Der dritte wollte wenigſtens bis Stuttgart mitziehen, dann müſſe der Herzog Wort halten. Einer erhob ſeine Stimme und ſchrie: „Ihr vergeßt, daß der Herzog den Ritter Fuchs von Fuchſenſtein nach Italien zum König Franz von Frankreich geſchickt hat, um Geld von ihm zu borgen. Der König hat uns durch den Junker Martin mit den Flecken, den ihr Alle kennt, die feſteſten Zuſagen machen laſſen; der Junker hat uns des ritterlichen Königs eigenhändige Namensunterſchrift unter ſeinem ſchriftlichen Verſprechen gezeigt, und der König hält uns Schweizern ſein Wort; denn er braucht uns. Ich werde alſo mit meinem Haufen beim Herzog bleiben, bis der Fuchſenſteiner mit dem Junker Martin aus Italien zurückgekehrt iſt und das Geld gebracht hat, und wer klug iſt, macht's wie ich und meine Leute." „Und laſſen uns unterdeſſen vom Truchſeß das Tuch roth färben," fiel Hans im Moos ein. „Mich dünkt, wer auf das franzöſiſche Geld wartet, kann dem Teufel, wann er Meß lieſt, den Rock halten."

Die Hauptleute trennten ſich in Uneinigkeit. Nazzi zog den Hans Müller bei Seite und flüſterte ihm wichtige Nachrichten zu, auf welche der Hauptmann der Schwarzwälder ſeinen Aufbruch auf den folgenden Morgen anordnete. Der Bildernazzi wurde in derſelben Stunde noch unſichtbar im Lager des Herzogs. Und in der That wurde bald darauf von den Profoſen auf ihn gefahndet.

Von den Schweizern rüſteten mehre Haufen unverzüglich zum Aufbruch. Ein allen wohlbekannter junger Mann in bunter Kleidung von dunkler Geſichtsfarbe und glänzend ſchwarzem Lockenhaar und Bart kam herbei und redete ſie an. Es war der Schwarz-Görg, des Herzogs vertrauter Leibpfeifer und treuer Diener, auch geheimer Botſchafter und Gelegenheitsmacher ſeit vielen Jahren. „Ihr Männer,“ ſprach er kleinlaut, weshalb wollt Ihr meinen gnädigen Herrn verlaſſen? Habt Ihr ſo große Furcht vor dem Truchſeß, der doch weiter nichts wagt als einzelne Haufen anzufallen und ſich nicht getraut unſerm Heere eine ehrliche Schlacht zu bieten? Die Schweizer haben den alten Ruhm, die muthigſten und tapferſten Kriegshelden zu ſein; wollt Ihr plötzlich einer kleinen Scharte wegen, die Ihr alle Tage auswetzen könnt, auf dieſen Ruhm verzichten?“

„Wir fürchten uns nicht vor dem Truchſeß,“ riefen Viele, „aber der Herzog bezahlt uns nicht, und wenn wir unſre Nothdurft vom Bauer begehren, ſo iſt er uns feindlich und ſchimpft auf den Herzog. Das Land will nichts vom Herzog wiſſen. Wir ſind mit Lügen hintergangen.“

„Wenn wir näher gen Stuttgart kommen, werden die Vögel ganz anders pfeifen," verſetzte Schwarz-Görg. „Der Bauer ſtreicht die Geigen, je nachdem die Tänzer ſind. Und auf den Sold ſollt Ihr nicht lange mehr warten. Junker Martin hat mir ſelbſt Botſchaft aus Italien geſchickt, daß der König uns eine große Geldſumme zuſtellen laſſen wird, ſobald er die erſte Schlacht gegen die Kaiſerlichen gewonnen hat. Und daß er dieſe gewinnen wird, daran iſt nicht zu zweifeln, ſeit er den Sieg in Frankreich über ſie erfochten hat."

Der Pfeifer fuhr fort zu predigen, aber er hätte ſich die Lunge aus dem Leibe ſchwatzen können, es hörte Keiner auf ihn, und ärgerlich ging er, woher er gekommen war, ins herzogliche Lager zurück. Bald darauf ritt der Herzog im ſcharfen Trabe herbei, das rothe Geſicht noch röther, das blaue Auge zornig blickend, den Federhut ſtolz und trotzig auf das hochblonde kleinkrauſe Lockenhaar gedrückt, wie man ihn zur Zeit ſeines fürſtlichen Uebermuthes zu ſehen gewohnt geweſen war. Das war wieder der Herzog Ulrich, der den prächtigſten und theuerſten Hof in Deutſchland gehalten, der den Hans von Hutten meuchlings erſchlagen, der die Bauern des armen Konz zu hunderten hatte niederhauen laſſen, das war wieder der wilde, feurige, hochmüthige Fürſt von ehedem, nicht der geſchmeidige Bauernfreund vom vorigen Jahre, der den Artikelbrief angenommen und die nothwendigen Befreiungen von unerträglichen Laſten feierlich gelobt hatte. Unvorſichtig hatte er im Zorn das Lammfell, in das er ſich gehüllt, fahren laſſen, und der gereizte Löwe kam zum Vorſchein. „Ihr ſollt nicht von dannen ziehen,“ ſchrie er den verſammelten Haufen zu. „Gotts Tod, was ſeid Ihr für Lumpen und Haſenfüße, daß Ihr auf den erſten Schuß davon laufen wollt! Ich befehle Euch zu bleiben, und Geld ſollt Ihr in einigen Tagen haben.“

Eine unklugere Anrede hätte Ulrich nicht an die Haufen richten können. Zu ſpät kamen ſeine Begleiter herbei; ſie konnten nicht wieder gut machen, was der Herzog verdorben hatte. Ein wildes wüſtes Geſchrei ging durch die Glieder der Bauern, und die Bewegung wurde ſo drohend, daß Ulrich für gut fand, ſich zurückzuziehen. Er ließ nun mehre Hauptleute in ſein Quartier kommen, um ſie zum Bleiben zu überreden, aber bis zum folgenden Morgen waren die meiſten Schweizer abgezogen, und auch Hans Müller war in einer der nächſten Nächte mit ſeinen Schwarzwäldern verſchwunden, und Niemand konnte recht berichten, wohin er gezogen war.

Ulrich ließ die Schweizer, die bei ihm geblieben waren, ſchwören, die Würtemberger ferner nicht als Feinde zu behandeln und zog nun mit den Trümmern ſeines Heeres gegen Herrenberg. Der Abzug der Schweizer und Schwarzwälder hatte einen übeln Eindruck gemacht, und Ulrich begriff endlich in ſeiner thörichten Ueberſchätzung, daß er eilen und einen Erfolg erringen müſſe, ſollte ihm nicht das ganze Heer auseinander laufen. Bei Herrenberg angelangt, ſahen die Herzoglichen das bündiſche Heer welches ſehr verſtärkt worden war, unter dem Truchſeß in voller Schlachtordnung die Höhe herabziehen. Bei den zweiunddreißig Fähnlein der Bündiſchen waren elf Fähnlein würtembergiſches Landaufgebot, die nichts weniger als Luſt hatten für Oeſtreich gegen Ulrich zu ſtreiten und deshalb den Befehl des Truchſeß ſich nach Herrenberg zu werfen und die Stadt zu vertheidigen, nicht reſpectirten, im Gegentheil den Rückzug nach Tübingen antraten. Dadurch wurde der Truchſeß genöthigt vom Kampfe abzuſtehen. Zwar hielt er bis Nachmittags vier Uhr im Felde, dann zog auch er mit dem ganzen Heere nach Tübingen und Rottenburg zurück, und eine Stunde ſpäter ergab ſich Herrenberg dem Herzoge. Am folgenden Tage gewann dieſer Böblingen und Sindelfingen, die nicht beſetzt waren. Um Leonberg einzunehmen, legte er ſich vier Tage zu Sindelfingen feſt und bewies dadurch, wenn es noch eines Beweiſes bedurft hätte, daß er nicht das mindeſte Feldherrntalent beſaß. Im Eilmarſch hätte er in wenigen Stunden das nahe Stuttgart erreichen und ſeine Einnahme erzwingen müſſen, was bei der Stimmung der Hauptſtadt für ihn ein Leichtes geweſen wäre; und mit der Hauptſtadt wäre das ganze Land ſein geweſen. Statt deſſen ließ er ſich thörichter Weiſe die Huldigung des nach Sindelfingen herzuſtrömenden Landvolks gefallen, und die Schweizer und ſeine eignen Leute lagen im Kloſter in der Vorſtadt und tranken den Mönchen den großen Vorrath von Wein und Bier aus und thaten ſich gütlich.

Der Truchſeß lachte der Fehler des Herzogs und ſandte den Grafen Ludwig von Helfenſtein mit ſechzehnhundert Fußknechten und ſechshundert Pferden nach Stuttgart, um die Stadt gegen den Herzog zu vertheidigen. Der Graf fand im Schloſſe alles zur Aufnahme des Herzogs bereit; denn dieſer hatte ſich dort auf die nächſte Nacht anſagen laſſen, und Helfenſtein ließ ſich die Speiſen wohlſchmecken und ſchlief in dem auf Befehl des Herzogs aufgeſchlagenen Bett.

In Sindelfingen gab's Feſttage; ſo ſchlecht und ſtürmiſch das Winterwetter war, von den erſten Zuckungen des nahenden Frühlings noch verſchlimmert, ſo luſtig ging's im Kloſter und in den Wirthshäuſern zu; der Herzog und ſeine Freunde zechten wacker mit ſeinen Schweizern und Bauern, ſpotteten der Mönche, die den Wein hergeben mußten, und tranken ihn auf Luther's und Zwingli's Geſundheit. Das gefiel den Schweizern und Bauern wohl, aber von den erſtern meinte der Eine und der Andre doch: Es wäre noch beſſer für ſie, wenn der Herzog zu den ſchönen Worten und dem guten Wein, der ihm nichts koſte, noch mit klingenden, ſchweren und greifbaren Gegenſtänden ſich ihnen ſpendabel zeigen wollte, und dieſer Wunſch wurde zuletzt ſo laut in der Nähe des Herzogs ausgeſprochen, daß er ihm zu Ohren dringen mußte. Er erhob ſich und rief: „Ihr wackern Männer und Burſche, in ein paar Tagen gibt's Geld in Fülle. Morgen Abend ſind wir in Stuttgart; da werden meine lieben Bürger ſchon die Schreine und Truhen aufſchließen und die würtemberger Batzen für mich hervorholen. Aber damit noch nicht genug. In dieſen Tagen erwarte ich des Fuchſenſteiner's Botſchaft, wenn nicht gar ihn ſelbſt, mit ſchwerem Gelde vom König von Frankreich, meinem lieben Freund und Vetter, der mich nicht im Stich läßt. Alſo getröſtet Euch nur noch kurze Friſt und ſeid guten Muths. Morgen Abend ſind wir am ſchönen Ziel.“ Darauf ſchwang er den Becher und leerte ihn, und alles Volk in der dampfenden Stube jubelte ihm zu.

Zu derſelben Zeit — der Abend war ſchon angebrochen, ſaß in einer Herberge, in der Vorſtadt nach Böblingen zu, der Bildernazzi an einem Tiſche mit mehren Bauernhauptleuten, im eifrigen, obgleich faſt leiſe geführten Geſpräch. Der rachſüchtige Tabuletkrämer war aus der Gegend von Ulm herübergekommen und hatte den Bauern, ſeinen Freunden und Bekannten, wichtige Dinge zu berichten. Die Nacht kam ſehr unfreundlich; der Sturm peitſchte die Bäume vor den Fenſtern, und Schnee und Regen ſchlugen zuſammen heftig an dieſelben. Da ritt ein Reiter haſtig durch das Thor in den Hof und trat gleich darauf in die Gaſtſtube. Als er den durchnäßten Mantel abgeworfen, in der Nähe der Bauern Platz genommen und ſich ein Abendbrot mit gewärmtem Wein beſtellt hatte, wandte er ſich mit der Frage an den nächſten Beſten: ob der Herzog noch in der Stadt ſei? Dabei fielen ſeine Augen auf den Bilderkrämer, und der Schrecken, der ihn darob anwandelte, war augenſcheinlich. Nazzi nickte dem Fremden dagegen mit einem ſeltſamen bittern und doch vertraulichen Lächeln zu. In der That ſaßen die beiden Männer mit den gleichen Flecken im Geſicht einander gegenüber; denn der Angekommene war — Martin. Der Bilderhändler ſetzte ſich ohne Umſtände zu dem jungen Manne und ſagte: „Wenn Ihr dem Herzog das ſehnlichſt erwartete Geld aus Italien oder Frankreich von ſeinem Freunde dem Könige Franz bringt, ſo werdet Ihr ihm dieſen Abend noch ſehr willkommen ſein, und Ihr hättet nicht erſt noch Einkehr nehmen ſollen. Mich dünkt aber, mit ſo vielem Gelde beſchwert, wäret Ihr nicht allein gekommen. Der Ritter Fuchſenſtein wäre auch bei Euch, und eine ſtattliche bewaffnete Begleitung dazu. Euer Geſicht ſieht ohnedies nicht aus wie fröhliche Botſchaft, und ohne Geld iſt jede Botſchaft für den fröhlichen Herzog eine ſchlechte und ſtört ihn in ſeiner Freude, ſo daß Ihr am Ende wohl gethan habt, hier erſt abzutreten und Euch zu ſtärken.“

Martin war vom Blicke des geheimnißvollen Mannes wie gebannt. „Ich merke, Ihr ſeid mit meinem Geſchäft und Verkehr vertraut, wie mit meinem Schickſal,“ verſetzte er kleinlaut. „Ihr habt mir ſchon einmal bewieſen, daß Ihr mehr von mir wißt, als irgend ein andrer Menſch, und ſo habt Ihr auch jetzt recht, daß meine Botſchaft an den Herzog keine erfreuliche iſt.“

„So iſt der König Franz von den Kaiſerlichen in Italien geſchlagen?“ fragte Nazzi raſch.

„Es iſt noch ſchlimmer.“

„So iſt er todt?“

„Ich glaube, es iſt noch ſchlimmer, und mir grauſt dem Herzog zu melden, was er doch erfahren muß, und was in ein paar Tagen das ganze deutſche Reich auf Sturmesfittichen durcheilen wird. König Franz iſt vor Pavia vor dreizehn Tagen nicht nur gänzlich geſchlagen, ſondern auch gefangen genommen worden und befindet ſich in der Haft der kaiſerlichen Feldherrn.“

„Heilige Mutter Gottes!“ ſchrie Nazzi. „Das iſt die ſchimmſte Botſchaft, die Ihr dem Herzog bringen könnt. Aber es iſt auch eine bitterböſe Mähr für die Bauern und alle Volksfreunde. Iſt's doch, als ob der Teufel ſelbſt dieſen Habsburgern beiſtehe. Ihr kommt vom Kriegsſchauplauplatze, wie es ſcheint?“

„Am folgenden Morgen, als Alles verloren war, habe ich mit dem fliehenden Heere die Gegend verlaſſen und bin geritten, was mein Araber nur hat laufen können, um dem Herzog die Hiobspoſt zu überbringen.“

„Ich bin eben kein Freund des Herzogs,“ ſagte der Bilderhändler, „aber ich habe ſeiner Sache anfangs gedient, weil er gegen dieſe Oeſtreicher kämpfen wollte, die ihn unterdrücken, und wäre er wirklich der, für den er ſich auszugeben für gut fand, ich würde ihm ferner gedient haben, und ich darf behaupten, daß mein Wort kenſtein ſich mit ihrem Pathen eifrig beſprochen, und verabredet hatte, daß ſie gegen einander fremd thun wollten — und entſchuldigte ſich, nun ſchon eher gefaßt und geſammelt, mit lauten und verſtändlichen Worten.

„Der Herr Baron beſuchen wohl die Reſidenz ſehr wenig, da wir doch bis jetzt die Ehre Ihrer Bekanntſchaft entbehrt haben?“ fragte Frau von Birkenſtein.

„Gehorſamſter Diener, gnädige Frau. Ich mag die Städter nicht leiden. Ich bin ſo ein alter ehrlicher Junggeſelle, auf den Pferden und im Walde aufgewachſen, mit den Hunden vertrauter als mit den Menſchen, und an all' das liebe Vieh gewöhnt, als ob ich dazu gehörte; die Städter aber ſind fein und abgeſchliffen, daß man das Gepräge gar nicht mehr erkennt, dabei falſch, ohne daß man's merkt, heimtückiſch und der Teufel weiß, was ſonſt noch.»

„Es gibt Ausnahmen, ehrenwerthe Ausnahmen, mein gnädigſter Herr Baron,“ erwiederte die Hofmarſchallin bedeutſam, und wandte ſich an ihren Mann: „Nicht wahr, mein Schatz, der Herr Baron thuen vielen braven Leuten, die doch auch in der Reſidenz wohnen, Unrecht, wenn Sie alle Bewohner derſelben verdammen?“

bei den Bauern etwas gilt. Aber er macht's halt, wie's die Fürſten eben machen. Es iſt Einer wie der Andre. Und doch dauert er mich, daß ihm nun die franzöſiſche Hülfe entgeht; denn ſeine Sache iſt verloren, zumal die Bündiſchen Stuttgart ſchon beſetzt haben. Eben ſo dauert mich der König Franz, der dieſen ſtolzen und übermüthigen ſpaniſchen Prinzen ſtets ein ſcharfes Schwert über dem Hanpte ſchwang. Jetzt ſchwimmen ſie oben, und ich wollte, daß ihnen der Teufel das Bad ſegnete."

„Euer Haß gegen die Oeſtreicher gleicht dem meinigen," ſagte Martin, „und Leute von gleicher Farbe ſollten ſich näher kennen lernen."

„Das heißt: Ihr wünſcht mich näher kennen zu lernen; denn fürwahr, ich kenne Euch genau, junger Geſell, genauer wahrſcheinlich, als Ihr Euch ſelbſt kennt. Und Euer Wunſch kann erfüllt werden, wenn Ihr die Probe beſteht. Daß ich Euch kenne, davon hab' ich Euch bereits Beweiſe geliefert."

„Und worin ſoll die Probe beſtehen?"

„Das kann ich Euch hier nicht ſagen. Vielleicht wünſcht Ihr aus dieſem und andern Gründen eine Unterredung mit mir, die ich Euch gern zugeſtehen will, nachdem ich mich überzeugt habe, wie Ihr zu den Oeſtreichern ſteht. Ihr ſeid z. B. von den Fuggern hinſichtlich Eures heißeſten Wunſches arg hinter das Licht geführt worden, und habt hoffentlich endlich begriffen, daß die reichen Herren Euch aus guten Gründen über gewiſſe Euch perſönlich betreffende Dinge nicht ſagen wollen, was Ihr ſo ſehnlich zu wiſſen wünſcht. Es gibt vielleicht Leute, die Euch darüber eben ſo guten, wenn nicht noch beſſern Aufſchluß zu geben vermögen, als der alte pfiffige Leinweber und ſeine Sippſchaft.“

„So kennt Ihr auch dieſen meinen heißeſten Wunſch? Kennt meinen fehlgeſchlagenen Verſuch ihn zu erfüllen?“ rief Martin zitternd vor Aufregung.

„Freilich. Ihr ſeid wie in die Welt geſchneit, kennt weder Vater noch Mutter und irrtet Euch keineswegs in der Vorausſetzung, daß Jakob Fugger das Geheimniß Eures Herkommens in der Hand habe.“

„Und auch Ihr wißt dieſes Geheimniß? Mann, ich beſchwöre Euch, wer ſeid Ihr? Ihr tragt dieſelben Geſichtszüge, ja dieſelben geheimnißvollen Flecken, wie ich im Geſicht. Ihr müßt zu mir in näherer Beziehung ſtehen. Woher rühren dieſe Flecken? Welchen Zuſammenhang habt Ihr mit mir und meinem dunkeln Schickſal?“

„Ihr fragt viel auf einmal, junger Menſch, und hier kann und will ich Euch auch nicht eine dieſer Fragen beantworten. Liegt Euch aber ſo viel daran, über dies und das, was Ihr gern wiſſen möchtet und was Euch allerdings zumeiſt angeht, Aufſchluß zu erhalten — und ich leugne nicht, daß ich ihn Euch geben kann — ſo kommt, wenn der Mond voll iſt, auf den Haſenhof, wo Ihr geboren ſeid, und wo Ihr vor anderthalb Jahren Eure Mutter ſuchtet. Ich glaube faſt, Ihr findet ſie doch dort. Ohnedies dürft Ihr bald gute Zeit haben; denn weder dem Herzog von Würtemberg, noch dem König von Frankreich können jetzt Eure Dienſte nützen; es ließe ſich aber wol eine andre Seite auffinden, wo Ihr Euerm Haß gegen die Habsburger ein Genüge thun könnt. — Doch Ihr ſcheint ganz zu vergeſſen, welche wichtige Botſchaft Ihr dem Herzog zu überbringen habt, und auch ich habe noch nothwendig ein Sprünglein in die Stadt zu machen. Gehabt Euch wohl und vergeßt den Vollmond nicht.“

Eh' Martin ſich's verſah, war der Bilderhändler zur Thür hinaus; die Bauern wußten ihm aber auf ſeine Fragen, wer und woher der Mann ſei, nichts weiter zu antworten als, er ſei halt der Bildernazzi aus den obern Landen und verkaufe ihnen Bilder und Büchlein, durch welche ſie über das Evangelium und die Weltläufte belehrt würden.

Martin machte ſich mit ſchwerem Herzen auf den Weg und fand den Herzog noch fröhlich unter ſeinen fröhlichen Zechbrüdern. Martin ließ ihn um ein kurzes Gehör unter vier Augen bitten. Jubelnd und weinſelig begab ſich der leichtſinnige Fürſt in ein Zimmer, als er hörte, wer der junge Mann ſei, der ihn ſo ſpät zu ſprechen wünſche. Er meinte dieſen Abend noch das franzöſiſche Subſidiengeld faſſen zu können, um damit morgen hochprunkend in der Hauptſtadt ſeines Landes einzuziehen. Thörichte Hoffnung! ſchreckliche Täuſchung! Der überſchwängliche Gruß, den er ſeinem Boten entgegen jauchzte, erſtarb ihm auf den Lippen, als er Martins bleiches trübſeliges Geſicht und bedenkliche Handbewegung gewahrte, und die Kunde: „die Franzoſen ſind gänzlich geſchlagen, der König iſt gefangen,“ donnerte ihn faſt nieder. Er brauchte lange Zeit, um ſich nur zu faſſen, und ließ ſich nun die Einzelnheiten des wichtigen und folgenſchweren Ereigniſſes berichten. Dann befahl er Martin, die Sache noch geheim zu halten.

Ulrich hatte eine ſchlafloſe Nacht und brach am andern Morgen früh nach Stuttgart auf. Eh er aber noch über das Gebirg hinüber war, wußte ſein ganzes Heer, was ſich vor Pavia begeben hatte. Er kam zu ſpät mit einem muthloſen Haufen, der thörichte Säumer, und mußte die Stadt, in die er vor wenigen Tagen ohne Weiteres hätte einziehen können, belagern. Nur die Bauern auf den nächſten Dörfern erhoben ſich für ihn, weiter kein Menſch im ganzen Lande. Die Belagerung wurde matt betrieben, die Stadt von den Anhängern des Erzherzogs gut vertheidigt. Die Schweizer verloren alle Ausſicht auf Bezahlung, und ſchon beriethen ſie, eingedenk ihres alten Sprüchworts „point d'argent point de Suisse“ den Abzug, als ihnen ein Befehl ihrer Kantonalregierungen: „ungeſäumt heimzukehren bei Strafe an Leib und Gut“ zu Hülfe kam. Der Erzherzog, der ſolches Begehren ſchon einigemale an die Eidgenoſſen vergeblich geſtellt, hatte nach der merkwürdigen und überraſchenden Siegskunde dieſe Forderung mit einem ſo ernſten Nachdruck wiederholt, daß die Kantone beſtürzt und erſchreckt über das ungeheure Ereigniß, nicht länger zu widerſprechen gewagt hatten. Die Schweizer zogen ab bis auf den letzten Mann, die Bauern liefen davon, und es blieb dem Herzog nichts weiter übrig als auch wieder zu gehen, woher er gekommen war. Sechs Tage hatte die Belagerung der Stadt gedauert, am ſiebenten war Ulrich ſchon wieder über die Grenze des Landes. Er hatte es mit den Schweizern und mit den Bauern verdorben; der ganze Eroberungszug ſah aus wie eine Faſtnachtsposſe. Die unglücklichen Bauern waren abermals getäuſcht. Ernſt und erſchütternd erſcholl aber durch ganz Deutſchland die Kunde: „Der Franzoſenkönig iſt bei Pavia gefangen worden!“

Zweites Kapitel.

Der günſtige Zeitpunkt für die Sache des gemeinen Mannes war nun ſchon vorüber; das treuherzige Volk hatte ſich hinhalten laſſen durch honigſüße Verſprechungen der Herrn. Es hatte geglaubt und vertraut: die Herren würden Wort halten und die billigen und gerechten Forderungen der armen Thoren erfüllen! Die Herren dachten nicht daran. Ihr Sinnen ging auf ganz andre Dinge. Bis jetzt waren Mitglieder des ſchwäbiſchen Bundes von Ulm aus ſowohl bei dem Bauernhaufen in ihrer Nähe, als auch in Oberſchwaben bei den drei verbrüderten Bauernſchaften auf dem Ried, im Allgäu und am See herumgeritten und hatten ſie mit den ſchönſten Worten zur Unthätigkeit beſchwatzt, bis Herzog Ulrichs Sache verloren war; nun kam noch der unerwartete Siegesbericht aus Italien dazu, da warfen denn die Herren jubelnd die gleißneriſche Maske ab und gedachten mit den „rebelliſchen Bauerhunden“ auch ohne Worthalten fertig zu werden. Der Erzherzog beorderte das in Italien ſiegreiche alte geübte Kriegsvolk Oeſtreichs ſo ſchnell als möglich nach Deutſchland herüber; der ſchwäbiſche Bund zog ſeine Streitkräfte zuſammen und vermehrte ſie; der Truchſeß Georg von Waldburg ſtand drohend gerüſtet im Würtembergiſchen. Und nun erklärten die Herren plötzlich, erſt müßten die Bauern ſämmtlich wieder zum Gehorſam zurückgebracht ſein und ſich ohne alle Bedingung unterworfen haben, ehe man ihren Klagen vor dem bündiſchen Schiedsgericht Rede ſtehen könne. Dieſelbe Anſicht von der Sache hatte nun auf einmal auch der Bund und befahl dem Truchſeß, ſofort der Donau zu und gegen die aufrühreriſchen Bauern zu ziehen.

Die Landsknechte im bündiſchen Heer hatten aber kaum gehört gegen wen ſie geführt werden ſollten, als ſie erklärten: gegen ihre Freunde, die Bauern, deren Sache eine gerechte ſei, ließen ſie ſich nicht gebrauchen, und ein Theil davon zog ab. Der Truchſeß und ſeine Hauptleute fürchteten einen allgemeinen Abfall, und wer wußte, was dann mit den aus Italien heimkehrenden Landsknechten geworden wäre? Ohne ein treues und ergebenes Heer wären die Fürſten und Herren, geiſtliche und weltliche verloren geweſen. Die Sache ſtand äußerſt bedenklich, und es mußten alle Mittel aufgeboten werden, die meuteriſchen Landsknechte wieder zu gewinnen.

Der Graf Friedrich von Fürſtenberg, der bei den Knechten ſehr beliebt war, wurde den Abgezogenen nachgeſchickt und durch Schmeicheleien und falſche Vorſpiegelungen gelang es ihm, die Mehrzahl derſelben wieder zur Rückkehr in das Lager zu bewegen. Nun boten der Truchſeß und die adligen Hauptleute und Fähnriche Alles auf, die Knechte zu bereden, die Bauern begehrten das Wort Gottes und billiger Regiment nur zum Vorwand zum Rauben und Plündern, Sengen und Brennen. Der Bund und die Fürſten ſeien es im Gegentheil, welche Gottes Wort zu handhaben und aufzurichten wahrhaft Verlangen trügen. Die aufrühreriſchen Bauern ſeieu loſes Geſindel, welches, wenn ihm nicht geſteuert werde, das ganze Land ins Verderben bringen werde. Alle Künſte der Verführung wurden aufgeboten. Welche ſüßen Schmeicheleien wurden dem rohen Kriegsvolke geſagt! wie wurden die ſchlimmen Geſellen „fromme Landsknechte“ und „liebe Leute“ genannt! Der Truchſeß hielt ſelbſt eine Rede an ſie, worin er ihnen ſagte: „ohne adlige Führer und Reiſige ſeien ſie ein armſeliges verlornes Volk, das untergehen müſſe, weil es nicht auf Gottes Gebote gehört habe. Den hochgebornen Adel aber könne und werde Gott nicht verlaſſen, der ſei bei ihm von jeher beſonders gut angeſchrieben.“ Das Uebrige thaten die Hauptleute, und das Stücklein gelang wider Erwarten gut. Die beſchwatzten Fähnlein ſchickten Abgeordnete an den Truchſeß, dem es nicht wohl bei der Sache war, nach Böblingen ab mit mit der Erklärnng „daß ſie auf Herrn Jürgs und der hochgebornen Ritterſchaft Erbieten als fromme Knechte wider die Bauern und wider den Teufel ziehen wollten.“

Das nahm dann der Truchſeß zu Gnaden an und ließ ihnen ſagen: „er werde auch an ihnen thun wie ein frommer Herr und nicht der Letzte am Feinde ſein.“ Nun erſt hatten die Herren gewonnenes Spiel, obwohl immer noch einzelne Fähnlein auf dem Zug nach Ulm aufſäſſig wurden und den Fahneneid verweigerten, obgleich hier und da unter den Soldknechten die Meinung wieder auftauchte: die Bauern ſeien ihre Brüder und Freunde und ihre Sache eine wahre und gerechte, obgleich ſelbſt die Bürgerſchaft zu Ulm den Bauern zuneigte und die Bundesräthe ein paar Tage lang in Angſt und Furcht waren, ſie würden ſamt allen Herrn in der Stadt von den Bürgern über die Mauern hinausgeworfen werden. Das alte unſelige deutſche Element griff zum Unglück des Volks wieder Platz, freiwillig und feſten Muths für eine als wahr und gerecht anerkannte Sache nicht kräftig in die Schranken zu treten; nicht einſtimmig, nicht einkräftig zuſammen zu halten und zu handeln, ſondern zu ſchwatzen und wieder zu ſchwatzen, bis die rechte Zeit zum Losſchlagen vorüber war und die zaghaften Feinde des Volks Muth geſchöpft und ihre Kräfte vereinigt hatten. Der Bundesrath und die Bundesoberſten beſchloſſen nach viertägiger Berathung, d. h. in Erwartung der Dinge, welche die Bürgerſchaft und die Bauern umher, wie die zweifelhaft treuen Landsknechte thun würden, endlich einmüthig: „das, was die Bauern eignen Willens ſich unterfangen, mit den Waffen und Gottes Hülfe zu wenden.“ Die

Bürgerſchaft räſonnirte über den Bund und die Räthe, über Fürſten, Geiſtlichkeit und Adel, aber ſie that nichts, als daß ſie den Bauern Waffen verkaufte und Fähnlein malte; die Bauern rings um räſonnirten auch und thaten auch nichts, als ſich in Harniſche ſtecken; die Landsknechte räſonnirten auch und ließen ſich endlich gegen die Bauern führen, für die ſie erſt Partei genommen. Seht da, das iſt deutſche Art und Weiſe. Der ſchöne Moment ging vorüber; die Herrn in Ulm ſchafften ſo ſchnell als möglich bedeutende Geldſummen herbei, Heer auf Heer wurde geworben und gerüſtet, und nun: „Truchſeß, gegen die rebelliſchen Bauernhunde!“

Jetzt endlich gingen allen Bauern die Augen auf; die Treuherzigſten, die Gutmüthigſten, die Dümmſten begriffen, welch’ ein ſchändliches Spiel in Heuchelei, Wortbruch, Hohn und Grauſamkeit mit ihnen getrieben worden war, ſie ſahen ein, daß Hülfe und Abſtellung ihrer Nöthe niemals von dieſen falſchen wortbrüchigen Herren kommen werde. Die außerordentlichen Kriegsrüſtungen des treuloſen Bundes zu Ulm, die hochfahrende und übermüthige Sprache der Herrn gegen die Bauernabgeordneten verwandelten das Taubenvertrauen und die Lammesgeduld in Tigerwuth und Löwenmuth. In wenigen Tagen ſtanden die Bauernhaufen von Ulm an bis auf den Schwarzwald unter den Waffen, und raſch verkündeten weit hin in den oberſchwäbiſchen Landen aufflammende Klöſter und Burgen, daß der niedergetretene, gehöhnte Sklave gräß-

„Sie haben ganz recht, mein Engel," beſtätigte der Hofmarſchall, „der Herr Baron ſollten eine Auswahl treffen. Auf die adelige Bedienung des jetzigen durchlauchtigſten Herrn, das heißt auf den Hofſtaat, ſo wie er zur Stunde beſteht, mag das Urtheil des Herrn Baron vollkommen paſſen; aber es gibt noch ehrliche, brave Leute, von gutem alten Adel, die in Ehren grau geworden ſind. Dieſe ſollten Sie doch ausnehmen, Herr Baron."

„Ich bitte ſehr um Entſchuldigung," ſprach dieſer verdutzt. „Ich will nicht läugnen, daß es brave Leute unter den Städtern gibt, aber wie ſoll ich ſie finden?"

„Vertrauen Sie ſich meiner Leitung, mein verehrteſter Herr Baron," bat Frau von Birkenſtein. „Ich werde Sie zu guten, edlen Menſchen führen. Ja," fuhr ſie mit Salbung fort, „ich erachte unſer Malheure für eine Fügung des Himmels, dieſen edlen trefflichen Mann in einen Kreis einzuführen, der ihm gleich iſt an Adel der Geburt, wie der Geſinnung. Der Herr bedient ſich oft wunderbarer und gering ſcheinender Wege, um Großes und Herrliches zu bezwecken."

Der Baron wiſchte ſich eine Thräne der Rührung aus dem Auge. Aber nun war auch das liche Abrechnung zu halten geſonnen ſei mit ſeinem übermüthigen Peiniger für tauſendjährigen Druck und für das getäuſchte Vertrauen der letzten Zeit.

Die drei großen Bauerhaufen fanden es zum gemeinſamen Handeln nöthig in einer großen allgemeinen Volksverſammlung ſich zu berathen und zum Verſammlungsort ward das Dorf Geisbeuren beſtimmt. Die bewaffneten Schaaren zogen am beſtimmten Tage — in der Mitte des März — von allen Seiten herbei; eine wilde Begeiſterung durchglühte das nach Rache und Befreiung lechzende Volk. Am Tage vor der großen Verſammlung hatten die Führer, welche meiſt als Bewegungsmänner dem geheimen Bunde der Wiſſenden, der Leiter des Aufſtandes, angehörten, eine vorberathende Zuſammenkunft. Die Sendboten des geheimen Bundes hatten die Wiſſenden dazu nicht allein aus Oberſchwaben eingeladen, es waren Bewegungsmänner, Abgeordnete der verſchiedenen Bauernſchaften auch aus dem Schwarzwald, aus dem Breisgau, aus dem Elſaß, aus Tirol, aber auch aus den Gegenden unterhalb Ulm von der Jart und dem Kocher, aus dem Hohenlohiſchen, aus dem Odenwald und aus Franken zugegen.

Zum Vorſitzenden der Verſammlung wurde Jakob Wehe, Pfarrer aus Leipheim, erwählt. Er war ein großer, ſchöner Mann in den mittlern dreißiger Jahren, von edler Haltung. Ein großes geiſtreiches Auge belebte die regelmäßigen und ernſten Züge ſeines wohlgebildeten Antlitzes, auf welchem der Stempel eines hochbegabten Geiſtes und einer großen Seele deutlich ausgeprägt war. Er nahm die Wahl an und ſprach ernſt und feierlich mit lauter klangvoller Stimme zu den Verſammelten: „Wenn es unter uns, dem geheimen Bunde der Männer, von denen ich hier einen Theil verſammelt ſehe, Einige gegeben hat, welche von den Verhandlungen des gemeinen Volks mit den ſogenannten Herren irgend eine Erleichterung der böſen Umſtände des Erſtern erwartet haben, wenn es wirklich in dieſem Bunde Männer gegeben hat, welche haben glauben können, die Pfaffen und Fürſten meinten es redlich mit dem Volke, meinten es zumal redlich mit ihren demſelben in der Angſt, in der Bedrängniß und Verlegenheit gegebenen ſchönen Verſprechungen, wenn wirklich Thoren unter uns geweſen ſein ſollten, welche geglaubt hätten, die Herren hätten ein Erbarmen mit der Noth und dem Elende des gemeinen Mannes und hegten einen chriſtlichen Sinn gegen die ärmſten ihrer Mitmenſchen, wenn es wirklich ſolche gutmüthige Tröpfe unter uns gegeben hat, ſo ſind ſie durch die Erfahrungen der letzten Woche gewiß von ihrem Wahne vollſtändig geheilt worden und haben endlich einſehen gelernt, daß von den Herren, die ſich für einen beſſern Menſchenſchlag halten, nichts für den Bauer zu hoffen und zu erwarten iſt, als möglich noch größere Laſten, noch grauſamerer Druck, noch unmenſchlicherer Hohn, noch teufliſchere Thaten; ſo haben ſie nun begriffen, daß alle ſüßen von der Angſt ausgepreßten Verſprechungen eben weiter nichts ſind als Worte, leerer Schall, Lug und Trug. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß wir Alle das erſt gewußt haben, daß es nicht der Erlebniſſe der jüngſten Zeit bedurfte, um uns dieſe traurige Ueberzeugung zu geben, daß wir von dieſen Erlebniſſen nicht überraſcht worden ſind, daß wir von den Herren nichts gehofft und nichts erwartet haben, als noch größere dem Volke angethane Schmach, ſchöne Worte und häßliche Thaten, Lug und Trug, Spott und Hohn, Marter und Druck, Raub und Mord unter dem ſchöngemalten Schilde von Recht und Geſetz, das ſie gemacht zu ihrem Vortheil und zum Schaden des gemeinen Mannes, damit dieſer ihr Knecht ſei, ihr Laſtthier, ihr Hausrath. Nein es hat unter uns keinen Einzigen gegeben, der nur noch das geringſte Vertrauen zu Fürſten und Herren mit und ohne Platten gehabt hätte; denn wir kennen die Herren ſeit lange, wir kennen ſie aus der Geſchichte und aus eigner Erfahrung, und weil wir ſie kennen, weil die Geſchichte uns belehrt hat, konnten wir nichts von dieſen gütlichen und rechtlichen Verhandlungen mit ihnen erwarten. Wir wußten zum voraus, daß das gutmüthige, vertrauende und auf Fürſtenwort großen Werth legende Volk verrathen und verkauft, belogen und betrogen ſei. Wir haben mit eignen Augen geſehen, mit eignen Ohren gehört und uns durch unſern Verſtand überzeugt, was die wahre Abſicht, der wahre Zweck, das wahre Ziel dieſer Herren iſt: das Volk als eine Heerde

Schafe zu halten, die man füttert, damit ſie Milch, Wolle und Fleiſch geben, ſich ſelbſt aber in der Wolle des Volks warm und weich zu betten, im Schweiß und Blut des Volks zu ſchwelgen, der Ueppigkeit, der Wolluſt, jedem Laſter, jedem Frevel zu fröhnen, Recht und Billigkeit auf alle Weiſe zu verletzen und mit Füßen zu treten, dem Volke ein Geſetz aufzuzwingen, daß ihnen alle Vortheile, dem Volke alle Nachtheile gewährt, des Volkes Gut und Blut zu verpraſſen, des Volkes Weiber und Töchter zu Unzucht und Sünde bringen und dabei das Volk zu verhöhnen, zu verſpotten, zu ſchmähen und zu verachten. Endlich das Volk in Nacht und Finſterniß, Aberglauben und Dummheit erhalten, ihm verdummenden Götzendienſt für Religion aufbringen, ihm dumme freche Pfaffen geben, heuchleriſche, lüderliche, loſe Mönche unter es ſchicken, ihm Ablaß verkaufen, es Reliquien küſſen laſſen und die Früchte ſeines Fleißes nach Rom, in dieſen Sündenpfuhl, die große Hure Babel, ſchleppen, und wenn Männer wie Luther und Zwingli gegen den unerträglichen Gräuel auftreten, ſie verhetzen und verketzern, ihre Anhänger verfolgen, in Ketten und Banden werfen, in Noth und Tod bringen, überhaupt jeden vernünftigen Mann, der den Mund aufthut gegen das gräsliche Unweſen, gegen den bis zum Himmel aufſteigenden Geſtank, ſtöcken und köpfen, hängen und ſtängen, martern und drangſalen aufs Blut und in den Tod, das, meine Freunde und Brüder, iſt in Summa das Endweſen aller Herren in Schaube und

Haube, in Schur und Schnur und zwar Alles dies der Ruhe und Ordnung wegen und zur Aufrechthaltung des Rechtes und des Geſetzes! Von dieſen Herren etwas für die Wohlfahrt des gemeinen Mannes erwarten, kann nur ein unwiſſender, ein dummer oder ein verrückter Menſch, nur der gutmüthige, bis zur gänzlichen Unbegreiflichkeit vertrauende Mann kann es, nur der blöde große Haufe kann es; wir — wir können es nicht, wir werden es nicht. — —

Nun könnte Jemand die Frage aufwerfen, warum wir überhaupt die von vorn herein als thöricht und vergeblich erkannten Verhandlungen mit den Herren zugelaſſen, da wir gar wohl wußten, daß ſie damit nur Zeit gewinnen wollten, um ihre Kriegsmacht zu ſammeln und zu ſtärken und dann aus dem alten herriſchen Ton mit den Bauern zu ſprechen, wie ſie nun wirklich gethan haben? Wäre der gemeine Mann wie wir erleuchtet und bekannt mit der Geſchichte vergangener Zeiten, ſo würden wir den größten Fehler begangen haben, uns auf ſo ſchädliche Verhandlungen einzulaſſen. Aber der gemeine Mann iſt erfahrungslos, gutmüthig und vertrauensvoll wie ein Kind. Er würde uns nicht geglaubt haben, er würde uns für böſe eigenſüchtige Verläumder und Haſſer der Fürſten und Herren gehalten haben, er würde mißtrauiſch geworden ſein. Es genügte noch lange nicht, daß der Bauer aufs härtſte bedrängt, gedrückt, genothzüchtigt wurde, er begehrte nichts weiter als von der ſchlimmſten und größten

Noth befreit zu ſein; daß ſeine Vorfahren als freie Leute auf ihrem Erbe geſeſſen, davon wußte er kaum noch etwas und hatte keine rechte Einſicht in das Weſen dieſer alten Freiheit. Am meiſten empört ihn, daß ihm das reine Evangelium Jeſu Chriſti entzogen worden iſt, allein daß dies wirklich geſchehen, davon hat er auch erſt in den letzten Jahren Kenntniß erhalten, und den ganzen Umfang der Bosheit, mit welcher es geſchehen iſt und bis zu dieſer Stunde geſchieht, begreift er nicht, und wenn man es ihm tauſendmal ſagte. Er ſieht nur das Allernächſte; was auch nur ein klein wenig von ihm entfernt liegt, dafür hat er kein Auge. Und wie tief iſt ihm der ungemeſſene Reſpect vor allem, was Fürſt, Adel oder Pfaff heißt, eingeprägt, ja in Blut und Saft umgewandelt! Mit der Muttermilch iſt ihm dieſer Reſpect eingetränkt, mit jedem Biſſen Brod eingefüttert worden. Gegen ſolche Anſichten und Meinungen, die mit dem ungebildeten Menſchen groß geworden ſind, helfen keine Venunftgründe. Es müßte über alle Maßen ſchlimm von Seiten der Herren über die Bauern kommen — und Ihr wißt alle, daß es ſchon längſt ganz unerträglich war — ehe ſie ſo weit gebracht wurden, überhaupt nachdrückliche, wenn auch noch ſo billige Forderungen an das menſchliche Gefühl der Herren zu ſtellen, und als dieſe nun leutſelig und freundlich ihnen Alles zu gewähren verſprachen, was das Bundesgericht zu Ulm zu Recht erkennen würde, da waren die Bauern vergnügt, und Niemand in der Welt hätte wagen dürfen, ſie in ihrem Vertrauen irre machen zu wollen. Sie würden uns für ihre größten Feinde angeſehen haben, wenn wir ihnen zugerufen hätten: glaubt den Herren nicht, ſie belügen und betrügen euch! Scheltet den gemeinen Mann nicht um dieſes kindliche Vertrauen; es iſt ja der ſchönſte Beweis für den Adel der unverdorbenen Menſchennatur. Bedenkt auch, wie die Herren verfahren ſind! Die Aebte und Prälaten, die Freiherren und Junker ſind in ihren Landsgebieten ſelbſt herumgeritten zu den Bauern in die Dörfer und auf die Gehöfte, haben ihnen Recht gegeben und ſie des Beſten getröſtet, auf den Volkstagen haben ſie gar herzlich und eindringlich zu den Männern geſprochen, ihnen die Hände gedrückt und ſich durch ſolch mildes und gütiges Gebahren alle Herzen gewonnen. Desſelbigengleichen haben die Ulmer Rathsherrn gethan. Der Bauer glaubte ſich ſchon am Ziel ſeiner beſcheidenen Wünſche. Niemand hätte wagen dürfen, die Herren der Falſchheit zu bezüchtigen. Haben doch viele vornehme Leute in Ulm ſelbſt und manche Beiſitzer des Bundesgerichts an die Wahrheit deſſen geglaubt, was ſich nun als trügeriſches Spiel enthüllt hat. — Alſo hat dies Alles geſchehen müſſen, und wir konnten und durften es der guten Sache wegen nicht hindern, damit das arme und gepeinigte Volk bis auf den letzten Mann gründlich überzeugt werde, wie es eigentlich die Herren mit ihm meinen. Es mußte jedes Band des Vertrauens bis auf die letzte Faſer zerreißen, es mußte dem armen Volk höhniſch ins Geſicht geſchlagen, es mußte ihm mit grauſamen Fußtritten vergolten werden, daß ſein kindlicher Sinn den ſchönen Worten geglaubt, damit wir es ganz in die Hände bekommen und zum ſchönen Ziele der Freiheit führen können. Es iſt geſchehen; die Herren haben den unſchuldigen Kindesglauben des Volks vollkommen geheilt und in Wuth und Rachedurſt verwandelt. Jetzt iſt es an uns, dieſe Stimmung des Volks zu ſeinem Heile zu benutzen. Was muß jetzt geſchehen? Losſchlagen müſſen wir zu gleicher Zeit, ſo weit unſer Bund reicht. Darüber ſind wir hoffentlich alle einig. Aber welch ein Ziel haben wir zu erreichen? Ich meine: ein offenes, nahes und nicht hochgeſtelltes, welches wir zum Schein vor aller Welt zur Schau aufſtecken, in Wahrheit aber ein weites hohes und herrliches, über das wir, die Bundesglieder, einig ſein müſſen, und von welchem das Volk vor der Hand noch nichts erfahren darf. Das erſtere iſt, die Verwirklichung der zwölf Artikel, die Ihr alle kennt. Mit dieſen kleinen und billigen Forderungen in der einen Hand, mit den Waffen in der andern, treten wir überall unſern treuloſen Drängern entgegen und werfen ſie nieder. Kein Vergleich, kein Abkommen mehr mit ihnen! Haben wir mit dem Schwerte die Verwirklichung der zwölf Artikel erzwungen, dann wird es uns, den Siegern, nicht ſchwer fallen, unſer jetzt geheim gehaltenes letztes und höchſtes Ziel zu erreichen. Ihr wißt, welches es iſt; denn viele von Euch haben ſo gut wie ich ſelbſt mündlich und brieflich mit dem kühnen und trefflichen jungen Manne verhandelt, der es uns als das unerläßlich nothwendige genannt, ſollen wir zu Glück und Frieden kommen. Ihr ſeid wie ich von dem feurigen und begeiſterten Thomas Münzer für die Anſicht gewonnen, daß nur in der chriſtlichen Republik das wahre Heil der Zukunft für das deutſche Volk beruhen kann.

Wenn wir das giftige Unkraut, welches unſre Saat ſtets überwuchert und verderbt, nicht mit der letzten Wurzel aus dem Boden reißen, wird es immer wieder aufſchießen und all unſern Fleiß zu nichte machen, alle Früchte deſſelben verkümmern und uns in Armuth, Elend und Knechtſchaft dahin ſiechen machen. Um uns von dem alten böſen Gebreſte gänzlich zu befreien, müſſen wir ein Radicalmittel anwenden, kein bloßes Linderungsmittel; was nützte uns ſpäter, was nützte unſern Nachkommen eine kleine Hülfe für den Augenblick? Es iſt ein Geſchrei unter dem Volke aufgekommen: „der Herren Geiz vermehret Schweiz" und Münzer hat ſich deſſen auch bedient zum Beweis, daß der gemeine Mann wohl fühlt, wie ihm allein wahrhaft geholfen werden kann. Die Fürſten muſſen wir abthun, geiſtliche und weltliche, Rom müſſen wir abſchütteln mit ſeinem Papſt, dem Fürſten der Lüge und Finſterniß, von einem Kaiſer müſſen wir uns losſagen, der in Spanien wohnt und in ſeinem jugendlichen Leichtſinn keinen Begriff von der Noth und dem Bedürfniß des gemeinen Mannes hat. Die ſchweizer Eidgenoſſenſchaft ſei uns in der Hauptſache ein Vorbild; wie die Schweizer müſſen wir Deutſchen in einen großen republikaniſchen Bund zuſammentreten und weltliches und geiſtliches Regiment aus unſrer Mitte wählen und beſtellen. Meint die Mehrzahl, daß wir eines Kaiſers und eines Papſtes bedürfen, ſo wollen wir uns aus deutſchen Geſchlechtern einen Kaiſer und einen Papſt wählen, die unter uns wohnen, ſchlecht und recht, erfahrne gottesfürchtige Männer, denen des Volkes Wohl wahrhaft am Herzen liegt, nicht Prunkhanſen, Schlemmer, Hurer und Blutſauger, Lügenprediger und Satanskinder. Aber meine Meinung iſt, wir bedürfen weder eines Kaiſers noch eines Papſtes. Ein oberſter Bundesrath, der da wechſelt und immer durch neue Volkswahlen ergänzt wird aus weltlichen und geiſtlichen Männern zuſammengeſetzt, führe das Regiment im Staate, wie in der Kirche.

Dies iſt meine Anſicht von der nothwendigen Umgeſtaltung der öffentlichen Dinge. Wie jeder von Euch in ſeiner Anſicht von der meinigen abweichen mag, ſo wird doch bei jedem die Ueberzeugung feſt ſtehen, daß eine große Aenderung im öffentlichen Leben vorgenommen werden muß, ſoll das Volk aus ſeiner Trübſal befreit und zu fröhlicher Freiheit und Glückſeligkeit geführt werden, und daß wir die Feinde des Volks und ſeiner Freiheit auf Tod und Leben bekämpfen müſſen. Dieſe Feinde aber ſind die römiſche Kleriſei, die gewaltthätigen Verfinſtrer des Evangeliums, ihre Knechte und Kalandsbrüder, die

Rad ſeiner Unterhaltung abgelaufen; er ſtrengte ſein Gehirn an, was er reden ſolle, da fiel ihm ein, daß er ſeinen Gäſten doch etwas vorſetzen müſſe, und ſogleich wurde Fink abgeſchickt, um Kaffee zu kochen.

„Nehmen Sie's ja nicht ungnädig auf,“ wandte er ſich mit einer ſeiner unbehülflichen komiſchen Verbeugungen an die Gäſte, „ich habe die Wirthſchaft des Gutes mit allen Knechten und Mägden an meinen Landkommiſſär Altfuchs abgegeben, und behelfe mich mit meinem treuen Kammerdiener. Aber ich bin keineswegs ein Weiberfeind, noch jemals einer geweſen,“ fügte er mit einem Blick auf Edelgunden hinzu.

„Wie kommt es aber, daß Sie ſich niemals verheirathet haben?“ fragte Frau von Birkenſtein.

Der Baron wühlte verlegen in ſeinen Rocktaſchen, wohin er die Hände, die ihm heute ſehr im Wege waren, geſteckt hatte, um ſie bei Seite zu bringen; dann ſtotterte er haſtig: „Das liegt, um die Wahrheit zu ſagen, an meiner hochſeligen Frau Mama.“

„Wie konnte dieſe verehrungswürdige Frau wünſchen, daß der glorreiche Stamm derer von Holder abſterbe?“ fragte Frau von Birkenſtein, ſich ſehr erſtaunt ſtellend.

Fürſten und der hohe Adel und endlich die reichen und bequemen Bürger der großen Städte, die geldmächtigen Handelsherrn und ihr Anhang. Die beiden erſtern ſind die activen, die letztern die paſſiven Feinde unſrer Sache. Aber alle drei gehen Hand in Hand, das gemeine Volk auszuſaugen, zu unterdrücken, zu verdummen, zu verhöhnen. So haben die Augsburger Handelsherren dem ſchwäbiſchen Bunde bedeutende Summen vorgeſchoſſen, um Landsknechte zu werben. Wir haben den uns ſchwer treffenden Verluſt eines Mannes zu beklagen, der eine rühmliche Ausnahme machte und obgleich der reichſten Familie Augsburgs angehörend, dennoch mit Leib und Seele ein wahrer Freund des gemeinen Mannes war. Ihr wißt, daß ich Ulrich Fugger meine.. Eine verfluchte Mörderhand hat ihn in den Tod geſtürzt, ehe der kleinſte ſeiner großen Plane zur Wirklichkeit gedeihen konnte. Man hat geglaubt, ſein jüngerer Bruder Hieronymus ſei der Erbe ſeiner Geſinnung, wie er der ſeiner Güter iſt. Aber er iſt auf unſre Einladung nicht unter uns erſchienen. Lebte Ulrich noch, ſo würden uns reiche Geldquellen zu Gebote ſtehen. Jetzt ſind wir auf uns ſelbſt gewieſen. Um den gemeinen Mann, welchen Pfaffen und Adel ſchon bis aufs Blut gepreßt und zur Verzweiflung gebracht haben, nicht noch mehr zu bedrücken, ſchlage ich vor die Güter und Kleinodien der Kirchen zu Geld zu machen.

Ich bin fertig mit dem, was zu ſagen mir nöthig erſchien; mögen Andre nun ihre Meinung vorbringen!“

Da zeigte ſich denn, daß zwar Alle den Krieg gegen die Volksdränger zu eröffnen für unerlaßlich hielten, aber über den Plan deſſelben tauchten ſehr verſchiedene Anſichten auf. Nach langem Streiten ward beſchloſſen, daß jeder Haufen die Feindſeligkeiten in ſeiner Gegend beginnen und die übrigen Haufen demjenigen zu Hülfe eilen ſollten, welcher von dem bündiſchen Heer zuerſt angegriffen werden werde. In dieſem Heere ſollten die Landsknechte als die Bauernfreunde ſo viel als möglich gewonnen werden, damit ſie in der Schlacht ſich gegen die Reiſigen und ſtädtiſchen Knechte kehrten.

In dieſem Beſchluß lag der Keim zum Verderben der großen Volksſache. Hätten alle Haufen ſich zu einem großen Heere vereinigt und wären in der erſten Wuth und Begeiſterung mit vereinter Kraft auf das bündiſche Heer geſtürzt, dieſes würde im Nu dem Anſtoß erlegen ſein; der erſte Sieg hätte dem Bauernheer eine unbeſiegbare moraliſche Stärke verliehen, die ganze Bauernſchaft Deutſchlands und die meiſten Bürger der Städte hätten ſich erhoben, und über das große ſchöne Land wäre die Sonne der Freiheit aufgegangen. Aber Deutſchlands böſer Dämon ließ zur rechten Stunde den rechten Mann fehlen. Es war kein Feldherr in der Verſammlung, und einer der größten Momente ging für die Entwickelung des Menſchengeſchlechts verloren.

Noch mehr auseinander gehend waren die Anſichten über die künftige Geſtaltung des Regiments im Staat und in der Kirche. Die rein republikaniſche Partei, die ganz von Münzers Geiſt durchdrungen war, zeigte ſich bald in der Minderheit, aber die Mehrheit ſpaltete ſich wieder in eine Menge Fraktionen. Die Einen wollten die Fürſten gänzlich abgethan wiſſen und ſtarke Gemeindeweſen unter einem ſtarken mächtigen Kaiſer; die Andern hielten für beſſer, nur den Adel abzuthun, die Fürſten aber beizubehalten; wieder Andre wollten nur die Kurfürſten dulden. Ueber den Kaiſer ſelbſt waren ſie eben ſo uneinig: die wollten einen neuen wählen, jene Karln beibehalten, ihn aber zwingen die Kronen von Spanien und Neapel ſeinem Bruder abzutreten, oder dieſen wählen. Mit der Kirche wurde man eher fertig. Jede Gemeinde ſollte ſich ihren Pfarrer ſelbſt wählen und die Gemeindeälteſten mit ihm zugleich das Kirchenregiment führen, der Kaiſer aber eben ſo gut der Kirche wie dem Reich vorſtehen. Manche hätten gern Luthern zum deutſchen Papſt gehabt, aber es war ſchon zu viel von ſeiner feindſeligen Geſinnung gegen die Selbſthülfe der Bauern verlautet, als daß ein ſolcher Vorſchlag hätte gemacht werden dürfen.

Drittes Kapitel.

Am andern Tage war die große Volksverſammlung im Freien. Die Gedanken und Entwürfe der Maſſe gingen wie immer nur auf das Nächſte, auf Abthun der Stifter und Burgen, auf Sättigung der Wuth gegen die treuloſen Herrn, auf Stillung des Rachedurſtes wegen des neuen Betrugs, und eine wilde Begeiſterung glühte durch alles Volk, die, verſtändig geleitet, die größten Reſultate hätte gewinnen müſſen.

Der edle, volksfreundliche Pfarrer zu Leipheim, Jakob Wehe, ſprach wieder zuerſt zu der Verſammlung. „Armes betrogenes Volk! Die ernſte Stunde iſt endlich gekommen, wo du dir ſelbſt helfen mußt, wenn dir Gott helfen ſoll. Du ſitzeſt in Jammer und Elend bis über die Ohren. So iſt es ſonſt nicht geweſen. Deine Väter beſaßen vor Jahrhunderten einen köſtlichen Schatz, um den ihre Nachkommen im Laufe dieſer Jahrhunderte durch Liſt und Gewalt der Pfaffen und Junker allmählig betrogen worden ſind, ich meine: die Freiheit. Freie Männer wohnten

Eure Väter auf ihren Höfen, in ihren Dörfern, inmitten ihrer Aecker und Wieſen. Gemeingut waren der Wald, die Weide und das Waſſer und die Thiere darin, die Gott der Herr zum Nutzen der Menſchen geſchaffen hat. Die Waffen trug der Bauer als ſchönſten Mannesſchmuck zur Wahrung ſeiner natürlichen Rechte, zur Erhaltung ſeiner ſtolzen Unabhängigkeit. Das alte gute Herkommen war das Geſetz, wonach der Richter Recht ſprach. Die Männer der Gemeinde hatten ihn ſelbſt erwählt in allgemeiner Volksverſammlung und waren alle gleich vor ihm. Ebenſo wählten ſie ſich ihre Häupter und Aelteſten, welche die Vorſchläge zu machen hatten; dann berieth die Gemeinde ihre Angelegenheiten und entſchied durch Stimmenmehrheit, was da gelten und was nicht gelten ſollte. Kein Menſch war dem Andern für ſeinen Leib und ſein Leben oder für ſein Eigenthum einen Dienſt oder Zins ſchuldig. Was zum Gemeindeweſen beigeſteuert wurde, waren freiwillige Gaben, in der Verſammlung beſtimmt nach Luſt und Vermögen. Es gab keinen Adel als den, welchen die edle Geſinnung, die höhere Einſicht in die allgemeinen Allgelegenheiten und das aus größerem Beſitz hervorgegangene Anſehen verlieh. Aber damit waren keine Vorrechte verbunden. Der Einfluß dieſer ausgezeichneten Männer war ein natürlicher, aus den Verhältniſſen nothwendig entſprungener, brachte ihnen aber keinen Vortheil; denn ihre Verſchläge waren der Berathung und Entſcheidung Aller unterworfen.

Die Deutſchen waren aus verſchiedenen Volksſtämmen zuſammengeſetzt; jeder Stamm wählte ſich ſeinen Fürſten als oberſtes Volkshaupt, das in großem Anſehen und Ehre ſtand; die Gewalt aber war bei der Gemeinde. Eiferſüchtig wachte das Volk über ſeiner Freiheit. In Kriegszeiten wählte es ſich einen Herzog, das heißt: Anführer, Befehlshaber; jeder einſichtsvolle muthige Mann konnte es werden. Ließ er ſich aber durch glückliche Erfolge der Waffen gelüſten, größere Gewalt zu beanſpruchen, als ihm zugeſtanden worden, ſo wurde er wieder geſtürzt. Das waren glückliche Zeiten! Laßt uns nun zuſehen, wie wir allmählig in ſo tiefes Unglück gerathen ſind!

Erſt hat der Adel durch immer größern Beſitz immer größeres Anſehen erlangt und iſt von den Königen und Fürſten nach Beſiegung anderer Völker mit Land und Leuten für geleiſtete Kriegsdienſte beſchenkt worden. Dieſe Beſiegten wurden Leibeigene oder Hörige; der Adel ſcharte ſich um den König und bildete allmählig eine Scheidewand zwiſchen ihm und dem Volke. Es entſtanden Hofhaltungen, und wer dazu gehörte, wurde durch die Fürſten immer reicher und mächtiger. Der gemeine Mann blieb auf ſeinem Ackergute und gerieth immer mehr in Abhängigkeit von Fürſten und Adel. Noch ſchlimmer erging es ihm, als die chriſtliche Geiſtlichkeit ins Land kam. Unter dem lügneriſchen Vorgeben, ſie könnten durch Gebet und Meſſen die Seelen der Verſtorbenen aus dem Fegfeuer erlöſen und ihnen von Gott die ewige Seligkeit verſchaffen, ließen ſie ſich große Schenkungen von Land und Gut machen und brachten freie Leute zur Hörigkeit und Leibeigenſchaft. Dieſe heuchleriſchen, ſündigen Pfaffen! Sie haben euern Vätern und euch das Evangelium Chriſti entzogen, wodurch ihr allein die ewige Seligkeit gewinnen könnt, und eure Väter und euch durch den niederträchtigſten Betrug zu Knechten und Bettlern gemacht. Für Gottes reines Wort, wie es Chriſtus der Welt voll göttlichen Erbarmens geſchenkt, haben dieſe Baalspfaffen euch dumme Mährchen und Wundergeſchichten gegeben, ſtatt Chriſti Leib und Blut Reliquien, ſtatt des Himmels Licht Wachskerzen, ſtatt Liebe und Demuth Prunk und Pracht, ſtatt frommen Gebets ſinnloſes Geplärr und alberne Proceſſionen, und für ſolche falſche Waare haben ſie euch Gut und Blut genommen. Adel und Pfaffen verbanden ſich zuſammen gegen euch, um ſich einander in dem Beſtreben zu unterſtützen, euch aus freien begüterten Männern zu Knechten und Bettlern zu machen und in euerm Gut zu ſchwelgen und zu praſſen, euch aber wie Hunde zu halten, eure Weiber und Töchter zu Unehren zu bringen und euch zu ſtöcken und zu peitſchen, zu köpfen, zu erſtechen und zu erſchlagen, wenn ihr ſolche wehleidige Gewalt nicht dulden wollt. Ihr ſeid's, die mit dem Gute, das euern Vorfahren gehörte, die faulen laſterhaften Mönche und Nonnen fett füttern müßt, während ihr hungert; die ihr mit euerm Fleiß die hochprunkenden Junker und ihre Frauen zu ſolcher Hoffahrt ausſtaffiren müßt.

während ihr eure Blöße nicht bedecken könnt; ihr ſeid's, die ihr die Burgen und die Stifte, die Paläſte und Prunkhäuſer bauen müßt, während Wind und Wetter durch das eingeſtürzte Dach und die ſchadhaften Wände eurer Hütte eindringen und euch dem mörderiſchen Froſt überliefern; ihr ſeid's, die den Aebten und Prälaten die Purpurmäntel, die köſtlichen ſeidnen Gewande, die goldnen mit Edelſteinen beſetzten Gürtel, die edlen Roſſe mit goldbeblechten Zäumen und Reiherbüſchen, die goldnen Sporen, die vergoldeten Karoſſen ankaufen und erhalten müßt und ihren Kebſen und Courtiſanen das Geſchmeide und die Kleinodien, die perlengeſtickten Kappen, die ſeidnen Kleider, das venetianiſche Tuch, die koſtbaren Spiegel, die Elfenbeinſchreine, ihren Baſtarden die purpurnen Jüplein und Pelzſchauben, während ihr im linnenen Kittel lauft und eure ehrlichen Weiber kaum für den Feſttag ein wollnes Röcklein haben, eure ehrlichen Kinder aber nackt laufen müſſen. Dafür werdet ihr von ihnen überritten und überfahren, mit der Hetzpeitſche geliebkoſt, mit dem Spieße gekitzelt, und »der Bauer ein Hund« iſt ihr Sprichwort. Chriſt der Herr hat aber verkündet: »ihr ſeid alle Kinder meines Vaters im Himmel,« und iſt gekommen zu den Armen und Bedrängten ſelbſt in Knechtsgeſtalt; er hat gelegen in der Krippe und iſt mit den Zöllnern und Sündern zu Tiſch geſeſſen. So ihr aber von dieſen hochmüthigen Pfaffen das Brod des Lebens verlangt, das der Herr für Alle, die ſeinen

Namen bekennen, gegeben, ſo reichen ſie euch einen Stein.

Die Könige, ſtatt das Volk zu ſchützen, gegen ſolche Unbill, haben es nur noch mehr verderbt. Ihre Grafen und Beamten haben es gedrückt und geplackt im Kriegsdienſt und in Friedenszeiten, bis die Freien ſich und ihr Gut ihnen hingaben und alſo, um nur Ruhe zu haben, in die Hörigkeit geriethen. Bald machten ſich die Grafen, die nur Beamte der Krone waren, unter ſchwachen Königen zu Herren der Grafſchaften. Von Jahr zu Jahr, je mehr die Macht, der Reichthum und die Fehdeluſt des Adels, die Zahl und der Reichthum der Bisthümer und Klöſter wuchs, deſto tiefer ſank die Freiheit und die Wohlhabenheit des gemeinen Mannes; denn um Schutz zu haben, mußte er ſich in die Hörigkeit eines Mächtigen begeben. Raub und Plünderung des Adels galten gleichſam als Recht und Geſetz. Wer nicht der Leibeigenſchaft des Adels verfallen wollte, begab ſich in den Schutz eines Kloſters, war aber auch um nichts gebeſſert. So ſaß endlich der Landmann zwiſchen den Burgen nnd Klöſtern, wie das Schaaf zwiſchen dem Wolf und dem Tiger; was die Raupe nicht fraß, verzehrte die Heuſchrecke. Die Habgier häufte im Laufe der Zeit eine ungerechte und ſchmähliche Laſt um die andre auf das hülfloſe Volk. Da kamen die Zinſen und Gülten, die Beden und Zehnten, die Frohnen und Dienſte auf, das Beſthaupt und der Heimfall, die Leibhühner und der Leibſchilling. Wer kennt die Namen alle für die ungerechten Abgaben und Plagen? Genug, die Nachkommen der freien und wohlhäbigen Landbauern hießen zuletzt nur und heißen heute noch »die armen Leute.« Wie ein Fremdling ſaß der gemeine Mann auf dem Grund und Boden ſeiner Väter, wie ein Fremdling im Vaterhauſe, das er unverſchuldet nicht mehr ſein nennen durfte. Er mußte von Jugend bis ins Alter unabläſſig im ſauern Schweiß ſeines Angeſichts arbeiten und durfte nicht die Früchte deſſelben genießen, während die, welche ſich ihm zu Herren aufgedrungen, in ihren Burgen und Schlöſſern, ihren Biſchofspaläſten und Abteien ſchwelgten. Wie blutſaugende Thiere liegen ſie am Herzen des Volks und zehren ihm alle Kraft aus, ſie aber werden dick und fett davon. Je größer die Noth des gemeinen Mannes, deſto größer iſt die Ueppigkeit der Herren geworden. Je mehr arme Leute, deſto mehr Junker, Pfaffen und Mönche. Niemand erbarmt ſich eurer Noth. Ihr müßt euch ſelbſt helfen. Habt ihr Arme zur ſchweren ewigen Arbeit für die Herren, nun ſo habt ihr auch Arme, ſie todtzuſchlagen und wieder freie Männer zu werden auf euerm euch von Gottes und Rechts wegen zugehörigen Erbe, um das ſie euch betrogen haben. Ihr nehmt nur wieder, was euch gehört.

Seit fünf Jahrhunderten ſchon hat das Volk verſucht, ſich der Ketten zu entledigen, die ihm Pfaffen und Edelleute geſchmiedet. Die verunglückten Verſuche, ſich die Freiheit zu erringen, haben die Sklaverei nur noch ärger gemacht, aber gerade darin liegt der Beweis, daß das

„Ach, das wünſchte ſie keineswegs," ſeufzte der Baron, plötzlich ſehr ernſt geſtimmt; „ſie wünſchte vielmehr das Gegentheil, aber ſie wußte auch, daß mit Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches der Tod ihres einzigen und geliebten Sohnes verbunden ſein werde."

„Wie ſoll ich das verſtehen, Herr Baron? Mit Ihrer Verehligung wäre Ihr Tod verbunden?"

„Nicht anders, meine Gnädige."

„Aber ich bitte Sie, erklären Sie ſich deutlicher, mein wertheſter Herr Baron!"

Holder räuſperte ſich, fuhr mit der Hand über das Geſicht und begann: „Die hochſelige Mama war eine fromme, gottesfürchtige Frau, verſäumte keine Kirche, ließ oft beſondre Betſtunden auf dem Schloße halten und ſich alle Freitage das heilige Abendmahl reichen. Sie glaubte aber auch an Geiſter, an gute und böſe, und gewiß mit Recht. Es war ihr viel Wunderliches in ihrem Leben begegnet, und ſie wußte mancherlei davon zu erzählen. Beſonders forſchte ſie fleißig in der Zukunft, und das war vielleicht nicht ganz recht von ihr — denn der Menſch ſoll nicht begehren, was ihm Gott verſagt hat — und eine alte Zigeunerin, die uns oft beſuchte und Wochenlang auf dem Schloſſe blieb, ſtand

Volk zur höchſten Verzweiflung gebracht, endlich mit dem Aufgebote aller Kräfte millionenarmig zuſchlagen und ſich ſeiner Dränger und Blutſauger entledigen muß. Vor anderthalb Jahrhunderten empörten ſich die Bauern in Frankreich gegen den ſelbſtſüchtigen Adel; aber ſie unterlagen endlich im mörderiſchen Kampfe; dagegen blieben die Bauern von Schwyz, Unterwalden und Uri im Sieg gegen ihre Bedrücker, und als der Habsburger, der damals die deutſche Kaiſerkrone trug, die ſchlichten Alpenhirten um ihre Freiheit betrügen wollte, verſchwuren ſie ſich und erſchlugen die höhniſchen Buben, die kaiſerlichen Landvögte, und ſo entſtand die Eidgenoſſenſchaft, es ſind nun zwei hundert und etliche Jahre. Neun Jahre darauf fiel ihnen der mächtige Herzog Leopold von Oeſtreich ins Land und wollte ſie wieder zur alten Knechtſchaft zurückbringen; denn dieſe Habsburger ſind ſtets die ärgſten Feinde der Freiheit geweſen, aber in den Päſſen von Morgarten lernte er mit Schimpf und Schande, daß ein wahrhaft freies Volk unbeſieglich iſt. Mit der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vergrößerte ſich die Eidgenoſſenſchaft zu dem ſtarken Bunde, wie er jetzt beſteht. Aber der glühende Haß der Herren gegen dieſen freien Bürger- und Bauernbund trieb den Enkel jenes Leopold und ebenſo geheißen, gegen Ende des Jahrhunderts abermals in die Alpen; mit einem wohlgerüſteten Heere wollte er die Freiheit des Hirtenvolks abſchlachten und ſeinen Großvater rächen. Die hochfahrenden Ritter ſpotteten des Geſindels rebelliſcher Bauern, das ſie bald geſotten oder gebraten einliefern wollten.“ Aber es kam wiederum anders. Der Bauer Arnold von Winkelried machte der Freiheit eine Gaſſe, und faſt ſiebenhundert Grafen und Herren mit dem öſtreichiſchen Herzog ſelbſt und über zweitauſend Gemeine wurden von dem verſpotteten Bauerngeſindel erſchlagen. Wie ſich die Eidgenoſſen gegen den Kaiſer Max ebenſo gut gewehrt haben, wiſſen die Aeltern von uns aus eigener Erfahrung.

Es ſind nun hundert und zwanzig Jahre, da machten ſich die tapfern Appenzeller, angeführt von dem wackern Bauernhauptmann Rudolf von Werdenberg von der Bedrückung der Pfaffen in St. Gallen frei und ſchloſſen ſich der Eidgenoſſenſchaft an. Damals wollten ſich die Hirten der Tyroler Alpen auch frei machen und drangen durch Vorarlberg, Hunderte von Schlöſſern der Herren in Schutt und Aſche legend, aber vor Bregenz wurden ſie von den Rittern geſchlagen. Die Fürſten und Edeln im Vorarlberg, im Innthal und in Oberſchwaben verſprachen damals den Bauern ihre Laſten auf alle Weiſe zu erleichtern; als ſie aber den Freiheitsſchwindel vergangen glaubten, hielten ſie von all den Verſprechungen gar nichts. Manche bedrückten ſogar ihre Bauern noch härter als vorher. Ihr müßt wiſſen, daß die Fürſten noch niemals Verſprechen gehalten haben, die ihnen die Angſt vor aufrühreriſchen Unterthanen abdrang; und gedrückte Völker, die ſich in der Stunde, wo ſie das ſchmähliche Joch abzuſchütteln vermochten, mit ſchönen Verſprechungen der Fürſten und

Herren abſpeiſen ließen, ſind ſtets verloren geweſen. Gebe Gott, daß ihr zur rechten Einſicht gelangt ſeid, und daß ihr nicht ſchon zu ſpät die traurige Wahrheit begriffen habt, die ſchon im alten Teſtament ſo nachdrücklich gepredigt iſt: Verlaßt euch nicht auf Fürſten.

Hundert Jahre ſind es jetzt gerade, als in Rhätien der graue Bund entſtand, ſogenannt von den grauen Kitteln, der Landestracht dieſer Gebirgsbauern. Der Adel wollte ſolchen Verein nicht dulden und verband ſich gegen die Bauern unter dem ſie verhöhnenden Namen des ſchwarzen Bundes. Stark gerüſtet überfielen ſie das Schamſerthal, um die Bauern zur alten Knechtſchaft zu zwingen, oder ſie todtzuſchlagen. Statt deſſen wurden die adligen Herren zumeiſt von den Thalleuten todtgeſchlagen, und der Bund der Graubündtner iſt jetzt ſtark und mächtig und trotzt allen adligen Anmaßungen. Ihr ſeht daraus, daß es im Kampfe des Volks um ſeine Freiheit gegen Fürſten, Adel und Pfaffheit keinen Mittelweg gibt, entweder ihr müßt euch großentheils von ihnen todtſchlagen laſſen, und was übrig bleibt, muß als Knecht ſich in den bübiſchen Willen der Herren fügen, oder ihr müßt ſie todtſchlagen. So lange ſie Leben und Macht haben, werdet ihr zu keiner Freiheit, ja zu keinem erträglichen Zuſtande gelangen.

Die freien Schweizerbauern wollten ihren Nachbarn auf dem Schwarzwalde und in Oberſchwaben auch die Freiheit bringen. Die Schwarzwälder hatten ſich noch viele alte Freiheiten ihrer Ahnen zu erhalten gewußt. In Schwaben war es ſchlimmer. Das arme Volk keuchte unter der ihm aufgelegten Laſt. Es dachte nicht daran, die ſogenannten Rechte der Herren abzuſchaffen, es wollte nur ihren fürchterlichen Mißbrauch, die himmelſchreienden Uebergriffe der Gewalt entfernt wiſſen. Die Bauern wollten im Landesherrn keinen Tyrannen, ſondern einen gnädigen Herrn haben. Es hat ihnen Alles nichts geholfen. Die Bewegung wurde gewaltſam unterdrückt, und zur Schande der Fürſten wurde das Unglück des gemeinen Mannes nur immer größer. Die Pfaffheit trieb ein immer frecheres Spiel mit dem Volke; die ärgſten Lügen, die albernſten Gaukeleien wurden ihm als Chriſti Lehre aufgebunden. O wenn die Steine ſchreien könnten, ſie würden ein Jammer- und Klagegeſchrei erheben, das über die Wolken hinausdränge, über die gräßliche, blutige, unmenſchliche Zwingherrſchaft, welche Fürſten, Adel und Pfaffen über das unglückſelige gemeine Volk ausgeübt haben! Es traten erleuchtete Männer auf, welche Chriſti reines Evangelium verkündeten und gegen den Pfaffentrug eiferten. Wie einſt der edle Arnold von Brescia in Italien und in der Schweiz, ſo nun Wikleff in England und zuletzt Huß in Böhmen. Ihr kennt den wilden Huſſitenkrieg. Was war er anders, als der verzweiflungsvolle Kampf des Volks in Böhmen gegen ſeine weltlichen und geiſtlichen Tyrannen, der Kampf um Freiheit im Staat und in der Kirche? Da er in Böhmen ausgewüthet hatte, ging die Bewegung auch im deutſchen Reiche an. Ihr habt alle vom Pfeifer-Hänslein von Niklashauſen gehört, wie es dem übermüthigen Biſchof von Würzburg aufſpielte. Es leben im Frankenlande noch viel Leute, die das Hänslein gekannt haben, als es dem Volke das neue Evangelium predigte. Es liefen ihm viele Tauſende zu. Der fürſtliche Pfaff ließ die Leute niederſchießen und das Hänslein und ſeine Hauptanhänger köpfen, aber den Geiſt, der im Volke erwacht war, konnte er nicht niederſchießen und köpfen laſſen. Weiter können die Tyrannen nichts, als mit Söldnern, die ſie beſchwatzen und erkaufen, gegen das Volk ziehen und es morden, das ſeine alten Freiheiten begehrt; aber immer ſteht das Volk von neuem auf und fordert immer ungeſtümer, bis der Tag kommt, wo es die Tyrannen todtſchlägt; denn nur dadurch allein kann die Freiheit gewonnen werden. Ich will euch nichts erzählen vom Käſe- und Brodſpiel in den Niederlanden, von jenem Kampf des hungernden Volks am Niederrhein gegen ſeine grauſamen Schinder. Auch er iſt unterdrückt worden, weil das Volk nicht gehörig zuſammenhielt; aber von den Aufſtänden in unſrer Gegend ſeit dreißig Jahren laßt mich noch ein paar Worte reden. Der Bundſchuh iſt's, der vor dreißig Jahren zuerſt aufkam im Elſaß. Da trat das Volk im geheimen Bund zuſammen, um Abhülfe von ſeiner unausſtehlichen Noth zu berathen. Wie einſt die Schweizerbauern Nachts auf dem Grütli zuſammen ſich verſchwuren, ihre Freiheit zu erkämpfen, ſo die Elſäſſer auf dem einſamen, ſchauerlichen Hungerberge, deſſen Namen ſie recht an ihren unſeligen Zuſtand erinnerte. Es waren nicht blos Bauern nnd Handwerker aus den Dörfern, es fanden ſich wie heute tüchtige Männer aus den höhern Ständen dazu, ſogar Magiſtratsperſonen aus den Städten. Es drückte ſie, was uns heute noch drückt, ſie wollten, was wir wollen: die Mißbräuche der weltlichen und geiſtlichen Herrſchaft abthun. Der Bund wurde verrathen und auseinander geſprengt, und die Bündler, deren die Tyrannen habhaft werden konnten, geviertheilt, geköpft, verſtümmelt an Händen und Fingern, ins Elend gejagt. Mit unerhörter Grauſamkeit wurde die Menſchenjagd betrieben und die kleinſte Spur eines Mannes verfolgt, den man im Verdacht hatte, zum Bundſchuh gehört zu haben. Denn gegen die wilden Thiere ſind die Herren und Pfaffen nicht ſo grauſam blutdürſtig, als gegen Menſchen, die ſie in ihrer Wolluſt, Schlemmerei und Tyrannei hindern wollen. Wer ſich nicht geduldig und demüthig das Blut von ihnen ausſaugen laſſen will, dem thun ſie alle Marter, Noth und Tod an. Viele vom Bundſchuh flohen in die Schweiz und fanden bei den Eidgenoſſen Theilnahme und Gaſtfreundſchaft. Darob zürnten die Herren den Eidgenoſſen gar ſehr; denn der Bund der Eidgenoſſenſchaft iſt ihnen ein Dorn im Auge geweſen ſeit ſeinem Beginn; der zu Fleiſch und Blut gewordene Geiſt der Freiheit ärgerte ſie, und ſie nannten ihn in ihrem ohnmächtigen Zorn: die loſe Büberei, die ſie nicht über den Rhein herüber kommen laſſen wollten. Wie gern hätten ſie ihn vernichtet! Haben unſre Väter den tollkühnen Herzog von Burgund und Niederland, den prächtigen, trotzigen, blutdürſtigen Karl, den Großvater unſres Kaiſers, nicht zweimal mit mächtigen Heeren den Rhein heraufziehen ſehen in das Alpenland, wo er entſpringt, um die freien Völker unter die eiſerne Ruthe ſeiner Zwingherrſchaft zu beugen? Der war ein echtes Vorbild für die Fürſten, ein wüthender Feind der Freiheit, hart, unmenſchlich, mit eiſernem Fuße die Völker, die es wagen wollten Menſchen zu ſein, niedertretend, um Fürſten und Adel und Geiſtlichkeit zu bereichern, damit ſie in ſardanapaliſcher Pracht und Wolluſt ſchwelgen könnten. Die Abgeſandten des armen Bergvolks flehten ihn an, ihrer zu ſchonen, er hohnlachte ihrer Bitte. Fürſten haben kein Herz für die Bitten der Völker um Schonung. Achthundert Eidgenoſſen ließ er in der eroberten Schweizerſtadt Granſon, die es gewagt hatten, ſich ihm zu widerſetzen, grauſam niedermetzeln, der prächtige Bluthund! Bald rächten ſich die Schweizer durch die Vernichtung des burgundiſchen Heers bei derſelben Stadt und drei Monate ſpäter in einem ebenſo herrlichen Sieg bei Murten. Der verwegene Freiheitsfeind wurde ganz toll und wollte mit aller Gewalt das Bubenvolk niederwerfen. Er ſelbſt wurde niedergeworfen von den Schweizern bei Nanzig in Lothringen. In den Koth wurde er geworfen und zertreten, der fürſtliche Bube. Möge es allen Buben ſo ergehen, fürſtlichen, adligen, pfäffiſchen und allen andern, die am Geiſte der Freiheit freveln, den Gott als mächtigen Trieb in die menſchliche Bruſt gelegt, und den ſein eingeborner Sohn verkündet hat!

Kaiſer Max war durch die Niederlage und den Tod ſeines Schwiegervaters nicht klüger geworden; er wollte die Eidgenoſſen zwingen, die Laſten und Plackereien des deutſchen Reichs zu tragen, d. h. dem Habsburger Hauſe dennoch unterthan zu ſein. Als ſie ſich deſſen entſchieden weigerten, verband er ſich mit dem ſchwäbiſchen Bunde welcher ſtets einen ſcharfen Zahn auf die Schweizer Freiheit gehabt, zum Krieg gegen ſie. Die ſchwäbiſchen Junker prahlten: „Wir wollen in der Kuhmäuler Land dermaßen brennen, daß der liebe Herrgott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an ſich ziehen ſoll.“ Aber es kam wieder anders. Erſt wurden die Schwaben in zehn Treffen mit Schimpf und Schande geſchlagen, und als der Kaiſer mit zwanzigtauſend Mann kam und gegen das Schwaderloch, wo die Schweizer ſtanden, zog, verging den Herren die Luſt, die Ehre ihrer Waffen gegen „ſchnöde gottloſe Bauern“ auf's Spiel zu ſetzen. Der Kaiſer zog ſich mit Schmach zurück, indem er ſagte: es wäre bös, Schweizer mit Schweizern zu ſchlagen. Das heißt: das ganze Heer der Gemeinen war der Freiheit zugethan und den Schweizern wohlgeſinnt. Der Kaiſer zog ſich zurück, plötzlich reute es ihn aber, die gottloſen Bauern, die ihren falſchen Bund immer weiter ausbreiteten, nicht angegriffen zu haben. Von Lindau aus ließ er in eidgenöſſiſches Gebiet ſtreifen, den Grafen von Fürſtenberg ſchickte er mit Verſtärkungen der rheiniſchen Fürſten und Städte von der andern Seite in die Schweiz. Der lag bald drauf ſorglos an den Ufern der Birs bei Dornach unweit Baſel und meinte, es könne doch nicht Schweizer ſchneien. Faſt war's aber doch ſo. Von der hohen Schartenfluh ſahen die Hauptleute der Schweizerbauern, wie die Herren unten ſich durch allerhand Kurzweil mit Tanz und Spiel, mit Mädchen und Baden vergnügten. Die Bauern beteten kniend auf dieſe Nachricht und brachen dann durch einen Hohlweg über das feindliche Lager herein, um den Herren „dieſe fröhliche Kirchweih und Badefahrt" zu geſegnen, und erſchlugen über dreitauſend Bauernfeinde, darunter viel Ritter, Grafen und Herren, den Grafen von Fürſtenberg nicht ausgenommen. Ja ſie gaben nicht einmal die Leichen dieſer adligen Männer für großes ihnen gebotenes Löſegeld, ſelbſt auf Fürbitte des Kaiſers nicht heraus, ſondern verſetzten: „die Herren ſeien ungerufen zu den Bauern gekommen und müßten nun für immer bei den Bauern bleiben!" Nachher hat Kaiſer Max die gottloſen Bauern in Ruh gelaſſen.

Im deutſchen Reich ging's den Bauern deshalb nicht beſſer, im Gegentheil immer ſchlimmer, und deshalb ſchweizerte es überall mehr und mehr, je weniger die Hoffnungen des vertrauensvollen gemeinen Mannes auf den geprieſenen Max in Erfüllung gingen. Ueberall im Volke trug man ſich mit der Sage, er habe einſt gelobt, ein

Bauernfreund werden zu wollen. Um ſo bittrer war die Täuſchung. Als das Reichsweſen neu geordnet wurde, vergaß der Kaiſer des gemeinen Mannes. Und ſo werdet ihr immer vergeſſen werden, nur nicht, wenn ihr geben ſollt. Da gedenken die Herren euer täglich und ſtündlich. Wollt ihr aber Menſchen ſein, wie ſie; Kinder eines Vaters im Himmel, wie Jeſus Chriſtus gelehrt hat, wollt ihr der Segnungen dieſer ſeiner Lehre theilhaftig ſein, wollt ihr die in euch gepflanzte Sehnſucht nach Freiheit, Glück, Liebe, Wohlſtand, Menſchlichkeit und Brüderlichkeit befriedigen, gleich betrachten euch die Herren wie ihre Hunde, o — nein! ſchlimmer; denn ihre Hunde und Pferde werden euch weit vorgezogen, ſie behandeln euch wie das Rindvieh und das Schaafvieh, ſie hetzen euch und ſchießen euch nieder wie das Thier des Waldes. Das iſt kaiſerliche, fürſtliche, hochadlige und freiherrliche Anſicht von euerm Menſchenthum, von euerm Chriſtenthum. Und doch kommt auf tauſend Bauern kaum ein Fürſt oder Herr, und doch hat der Bauer Arme, wie die Herren, zuzuſchlagen, und doch trägt er Waffen, wie die Herren, ſich zu wehren; und doch ſind die Bauern ſo klug und ſo dumm wie die Herren. „Aber die Herren haben Macht und Geld, der Bauer iſt ohnmächtig und arm.“ O Bauer, begreife endlich, daß die Macht des Herrn nur darin beſteht, weil du ihm gehorchſt, und daß ſein Geld die Frucht deines Fleißes iſt, die du dir thöricht genug von ihm abpreſſen läßt! Schau, wie's die Schweizer machten und folg' ihnen nach.

in großer Gunſt bei ihr. Die Mama behauptete nämlich ſteif und feſt, es ſei Alles eingetroffen, was ihr die Alte prophezeit, und ich ſelbſt habe mich in meiner Jugend oft überzeugt, daß dieß häßliche Weib mehr wußte als andre Leute. So hatte denn die Alte auch gewahrſagt, ich würde ſterben müſſen, ſobald ich mich verheirathete, und dieſe Prophezeihung hat ſie ſo lange und ſo oft wiederholt, als ſie auf's Schloß kam, bis ſie, wahrſcheinlich wegen ihres eignen Todes, ausgeblieben iſt. Da hat denn die gnädige Mama bis an ihr hochſeliges Ende abgewehrt, daß mir der Gedanke an's Heirathen nicht einfallen ſollte, und eh' ſie in meinen Armen verſchied, zwang ſie mir, aus Beſorgniß für mein Leben, das Verſprechen noch ab, keine Frau zu nehmen. Mir war das liebe Leben — ich geſteh' es — auch lieber, als eine Frau und Nachfolger, und ſo iſt's denn dabei geblieben bis dieſe Stunde.»

Der Baron verſchnaufte ſich von der langen angreifenden Rede, und Fink trug den Kaffee auf und ſervirte.

«Man kann dergleichen nicht gerade verwerfen,» bemerkte die Hofmarſchallin. «Ich habe auch derlei wunderbare Fälle erlebt, und mein Glaube daran iſt unerſchütterlich; aber einem ſol-

Denkt doch daran, vorzüglich ihr aus dem Algäu, und ruft es euch recht lebhaft ins Gedächtniß zurück, wie die Kemptener Bauern vor vierunddreißig Jahren von dem ſchelmiſchen und meineidigen Fürſtabt um den Reſt ihrer alten Freiheiten ſchändlich betrogen worden ſind. Gewiß ſind noch manche Alte aus jener Gegend unter euch, welche dieſen gottloſen und abſcheulichen Betrug ſelbſt mit erfahren haben.

Vor vierhundert Jahren ſaßen hier zu Lande noch viele Bauern auf ihren Höfen, völlig frei und unmittelbar unter kaiſerlichem Schutz, zu nichts verpflichtet als zum Kriegsdienſt. Der Abt von Kempten forderte von ihnen Zinſen und Leiſtungen, die ſie ihm zu gewähren ſich hartnäckig weigerten, weil ſie ſolche zu leiſten mit nichten ſchuldig waren. Da ließ der Abt eine falſche Urkunde ſchmieden, einen angeblichen Stiftungsbrief Kaiſer Karls des Großen, worin die geforderten Leiſtungen als Rechte dem Gotteshauſe zuerkannt waren. Das war vor hundert und einigen Jahren. Die freien Bauern wußten nicht, wie ſie dem groben Betrug begegnen ſollten. Nur Geiſtliche hätten die Unechtheit der Urkunde nachweiſen können, aber keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Die Bauern machten in ihrer Noth Gebrauch von ihrem alten Rechte und wählten ſich einen andern Schirmherrn. Der Abt ſchrie wüthend über Beeinträchtigung ſeiner Rechte, und ein Schiedsgericht auf Befehl des Herzogs Ludwig von Baiern, aus Edlen und Städtebürgern zuſammengeſetzt, entſchied gegen die Bauern. Dieſe wählten aber doch einen andern Ritter zum Schirmherrn und vertheidigten ihr gutes Recht mit den Waffen gegen den lügneriſchen betrügeriſchen Abt. Dieſer wandte ſich an den Papſt. und von Rom wurde der Schirmherr verfolgt und gebannt, die Bauern ſelbſt mit dem Banne bedroht, falls ſie nicht dem Gotteshauſe die ſchuldigen Zinſen und Zehnten entrichteten. Die Bauern wehrten ſich verzweifelt, und ſo trat ein neues Schiedsgericht zuſammen, welches dem Abt aufgab, einen Eid zu ſchwören, daß ſeine Vorgänger mit Recht die Zinſen bezogen hätten; der Abt ſchwur nach einiger Zögerung den falſchen Eid und ſchrieb ebenſo nach Rom an den Papſt, alle ſeine Vorgänger hätten die Zinſen von den Bauern erhalten, die gleichſam Leibeigene des Stiftes ſeien, und mehre Prälaten unterſtützten die grobe Lüge mit ihrem Zeugniß und Siegel. Die Bauern blieben im Unrecht, und der Papſt abſolvirte den Abt von der Sünde des Meineids und Betrugs, als er dem Abt von Zwiefalten dieſelben gebeichtet hatte. Aber die um ihre Freiheit betrogenenen Bauern gab der Papſt nicht wieder frei. Durch Meineid und Betrug eines Kirchenfürſten waren freie Männer um ihre Freiheit und ihr gutes altes Recht betrogen. Ja, der Kaiſer ließ ſich wenige Jahre darauf vom Abt beſtimmen, den Befehl zu ertheilen, das Niemand die Leibeignen, Zinſer und Altarleute des Gotteshauſes zu Kempten wider den Abt und deſſen Willen in Schutz nehmen dürfe. So ward den armen Bauern von kaiſerlicher Willkür der letzte Schutz gegen pfäffiſche Willkür genommen. Und nun ging die furchtbarſte Bedrückung an, und alle ſchlechten Künſte wurden aufgeboten, um ehemals freie Leute in gänzliche Leibeigenſchaft des Stiftes zu bringen. Was in dieſen letzten hundert Jahren bis heute im Stift Kempten geſchehen, möchte einen Stein erbarmen, aber nicht das Herz dieſer habſüchtigen, herriſchen, wollüſtigen Kirchenfürſten. Wer ſich auf die alten Freiheitsbriefe berief, wurde in den Block oder Thurm gelegt. Da vor ungefähr funfzig Jahren fand ein junger Bauer im Nachlaß eines uralten Großohms, der allein gelebt hatte, ein altes Buch mit verſchiedenen Schriftſtücken. Zum Glück hatte er leſen gelernt und entdeckte die Freibriefe, und beſonders eine Urkunde vom Jahr 1114, woraus ſonnenklar hervorging, daß die freien Zinsbauern nichts als den einfachen Zinspfennig und den Todfall zu geben ſchuldig ſeien. Er verſammelte die übrigen Bauern ſeiner Gemeinde, bald kamen alle Zinsbauern des ganzen Stifts zuſammen, und der Streit begann von neuem. Sechsundzwanzig Familien wählten ſich, dem ungerechten kaiſerlichen Verbot zum Trotz, einen neuen Schirmherrn. Das Kloſter bot Alles auf, um die Sache zu hintertreiben, aber der Abt mußte die Urkunden ſeiner Vorfahren anerkennen. Nun kam ein neuer Abt dran, Johannes der Zweite. Der zeigte ſich anfangs als einen milden und gnädigen Herrn, und es ſchien, als wolle er das Recht anerkennen und der Noth der Bauern ein Ziel ſetzen. Thörichte Hoffnung! Bald genug warf der Wolf den Schaafspelz ab. Der Abt wurde ein ſchlimmerer Tyrann als alle ſeine Vorgänger. Doppelte und dreifache Steuern wurden von ihm aufgelegt, und er verpraßte das Geld in Augsburg mit ſeinen Kebſen und Junkern, und wenn die Bauern gar zu kläglich jammerten, entgegnete er ihnen ganz gemüthlich, er mache es ja nicht ſchlimmer wie die andern Herren auch! Und darin hatte er recht. Die Herren waren alle Raubthiere, und er war ebenfalls ein ſolches. Da kam nun im Jahre 1489 in Folge von Miswachs eine große Theuerung, und da die beiden folgenden Ernten ebenfalls nicht gediehen, ſo entſtand eine furchtbare Hungersnoth in den obern Landen. Und doch legte der unmenſchliche Abt eine neue Steuer auf. Die ganze Bauernſchaft kam am 15. November 1491 an der alten Malſtatt zu Luibas, um zu tagen, zuſammen und einen Bund zu bilden zu gegenſeitigem Schutz ihrer alten Rechte und Freiheiten. Eine Woche ſpäter ſtanden ſie ſchon zuſammen in Wehr und Waffen, in einem Lager bei Durach, und hatten Jörg Hug von Unterasried, einen beherzten und beredten wackern Mann zu ihrem Hauptmann erwählt. Er ließ ſie ſchwören, feſt zuſammen zu halten. Dann ward der Beſchluß gefaßt, vorerſt den ſchwäbiſchen Bund um Hülfe für ihr Recht anzurufen, und Hug ging nach Ulm und ward der Sprecher der Bauern. Der Abt aber nannte ihn ſpottend den Huß von Unterasried. Aber wie konnten die armen Leute Hülfe von einem Bunde erwarten, der aus reichen

Städten und Herren beſtand, die ſämmtlich mit den Pfaffenfürſten gleiche Sache hatten, und in der Unterdrückung der Bauern nur ihren eignen Vortheil ſahen? Auf den Knieen riefen die Abgeordneten der Bauern auf dem Rathhaus zu Kempten vor den Botſchaftern des ſchwäbiſchen Bundes ihr Recht an: ſie wollten ihre Köpfe ſich abſchlagen laſſen, wenn ſich erwieſe, daß ſie Unrecht begehrten. Die eigennützigen Herren des Schwabenbundes blieben taub vor der Stimme des Rechts und brachten einen parteiiſchen Vergleich zu Gunſten des Abts vor. Drauf ſchickten die erbitterten Bauern Heinrich Schmidt von Luibas an den Kaiſer. Der treuloſe Abt ließ den Mann unterwegs meuchlings erſchlagen, und ward nun auch zum Mörder. Ein zweiter Bauernbote Sebaſtian Becherer aus Kempten gelangte glücklich zum Kaiſer, und zurück mit der Kunde, der Abt ſolle vor das kaiſerliche Hofgericht geladen werden, um ſich auf die Klagen der armen Leute zu verantworten. Es blieb beim kaiſerlichen Verſprechen; denn darin war Kaiſer Max groß. Die Bauern wurden fort und fort vom Abt gedrängt und geſchädigt; da traten ſie abermals zuſammen. Der Abt ſchrie den ihm ſo befreundeten ſchwäbiſchen Bund wiederum um Hülfe gegen ſeine aufrühreriſchen Unterthanen an; der Bund drohte den Bauern, wenn ſie nicht die Waffen niederlegten und ihrem Herrn gehorſam wären und verſprach ihnen Recht vor einem Bundestag zu Eßlingen. Die Bauern ließen ſich nochmals treuherzig machen und das Bundesgericht entſchied abermals gegen ſie. Die Bauern widerſetzten ſich; der rechtverhöhnende Bund zog ſein Kriegsvolk bei Günzburg zuſammen, der Abt ſeine Knechte bei Mindelheim. Aber ſie ließen Monate verſtreichen, um die Bauern erſt ſicher zu machen. Ihr ſeht, der ſchwäbiſche Bund iſt damals ſchon ſo treulos, ſo ehrlos, ſo ſchlecht geweſen, wie heute. Was kehren ſich die Herren in Ulm an Recht? Städter ſinds und adlige Herren, und herrſchen wollen ſie über den gemeinen Mann, ihn zu ihrem Knecht haben und zum Laſtthier, ihn ausſaugen und ſelbſt in ſeinem Schweiß und Blut ſchwelgen. — Das ſchwäbiſche Bundesheer fiel endlich plötzlich über die Bauern in ihren Dörfern her, hieb und ſtach ſie nieder, verwundete und verſtümmelte ſie, raubte ihr Hab und Gut, verbrannte ihre Häuſer. Hunderte von Bauern verließen ihre Heimat und wanderten in die Schweiz aus. Nach ſolcher ſcheuslichen Gewaltthat ſetzte der Bund der Bauernſchaft einen neuen Tag zu Memmingen zu rechtlicher Verhandlung. Dieſe Barbaren hatten noch die Stirn, von Recht zu ſprechen. Nichtsdeſtoweniger kamen noch zweihundertundzweiundfunfzig der bedrückten Zinſer und Gotteshausleute. Nun, der ſogenannte Rechtsſpruch fiel, wie zu erwarten ſtand: Die Bauern haben dem Abt Treue, Gehorſam, Dienſt zu halten. Zinsſteuer, Gilt, Beſthaupt, Heimfall und alles zu leiſten, was ſie zeither haben leiſten müſſen, bis ſie beweiſen, daß ſie es nicht ſchuldig ſeien. Mit ſolchem

Hohne würzte der Bund ſeinen Rechtsſpruch, und das war das Ende vom Liede. Die Bauern waren ihrer Freiheiten und Rechte beraubt, und der Abt trieb ſein Preßgeſchäft eifriger als erſt. Nun war wieder Ruhe und Ordnung im Lande. Hier war die Flamme unterdrückt, an einem andern Orte ſchlug ſie bald wieder empor.

Im Bruchrain zu Untergrünbach im Speiergau ſchweizerte es zuerſt wieder ſtark, und Bundſchuh! Bundſchuh! war hier die geheime Looſung. Im ſtillen Wald in dunkler Nacht ſchwuren die Männer zum Bund, es waren ihrer bald ſiebentauſend. Ihre Hauptartikel waren: das Joch der Leibeigenſchaft gänzlich abzuſchütteln, mit dem Schwerte ſich ſelbſt frei zu machen, wie die Schweizer ihre Nachbarn vordem gethan; dann die geiſtlichen Güter alle einzuziehen und ſie unter das arme Volk zu vertheilen, den Adel und die Fürſten abzuthun und nur den römiſchen König als Herrn und Haupt anzuerkennen. Nichts als die Gerechtigkeit Gottes, war der Spruch auf der Bundesfahne, darunter das Bild des Gekreuzigten, vor dem Kreuze ein knieender Bauer und ein großer Bundſchuh. Pfaffenverrath ſtürzte auch dieſen ſchönen Bund. Als die Verſchwornen eben Bruchſal überfallen wollten, beichtete ein alberner Menſch das Bundesgeheimniß einem Leutprieſter, und geiſtliche und weltliche Herren, der Kaiſer an der Spitze, ja ſogar der ſchwäbiſche Bund beeilten ſich, nach gemachter Anzeige des Pfaffen, die grauſamſten Mittel gegen die Bündler anzuwenden. O dieſer gefeierte

Kaiſer Max! Jetzt hatte er die ſchönſte Gelegenheit, den Wunſch ſeiner Jugend zu erfüllen und ein getreuer redlicher König des Volks zu ſein. Als ſolcher hätte er den Beſchwerden der Bauern abhelfen, ihre zertretenen Rechte wieder aufrichten und ſchirmen müſſen. Ha, er wäre ein mächtiger König geworden durch ihre Liebe und ihre Kraft. Und was that er? Ihr alle habt es zu ſeiner Zeit mit Zähneknirſchen erfahren. Der ergriffene Bündler wurde lebendig geviertheilt, ſein Vermögen eingezogen, ſein Weib und Kind aus dem Lande gejagt. Das that der vielgelobte Max. Zum Glück waren ſeine Blutbefehle unausführbar; denn ganze Dörfer und Gegenden hätten müſſen ausgerottet werden. Die Verſchwörung ſelbſt war ſo gut angelegt, daß die Häupter nicht einmal verrathen wurden und deshalb entweder unerkannt in ihrer Heimat blieben, oder glücklich in die Schweiz und auf den Schwarzwald flüchten konnten. Unter den Letztern war Joß Fritz einer der Hauptanſtifter des Bundſchuhs im Bruchrain und von Untergrünbach gebürtig. Nachdem der Plan geſcheitert war, trieb er ſich zehn Jahre lang flüchtig in den obern Landen herum, und viele von euch haben ihn kennen gelernt und mit ihm verkehrt, dem wackern Geſellen, der die Sache ſtets am rechten Ende geſchickt und ſchlau angriff. Hätten wir in jedem Dorfe einen Mann wie Joß Fritz, der Teufel ſollte uns nichts anhaben, geſchweige ein Pfaff und ein Fürſt. — Nachher machte ſich Joß im Dorfe Lehen bei Freiburg in Breisgau anſäßig, und hier hat er vor zwölf Jahren den großen Bundſchuh von Lehen angeſtiftet, gegründet und zuſammengebracht. Er hatte in den letzten Jahren zuvor auf den beiden Ufern des Rheins, im Schwarzwald, in der Markgrafſchaft Baden und im Herzogthum Würtemberg unter den alten Bündnern des Speiergaus für den neuen Bund geworben und zu den Alten viel Neue hinzugewonnen. Als er nun mit ſeinen Freunden von Lehen und der Umgegend auf der Hartmatte, einem einſamen Wieſengrunde an der Dreiſam, mit der anbrechenden Nacht zuſammenkam, konnte er ſchon mit Recht von einer großen Ausdehnung des Bundes ſprechen. Er hatte gute Helfer, nicht nur den Pfarrer zu Lehen, auf welchen das Volk großes Vertrauen ſetzte, ſondern auch den Bäckerknecht Hieronymus aus dem Etſchlande, der in der Mühle zu Lehen diente, weit in der Welt herumgekommen und ein guter Redner war, dann Stoffel von Freiburg, einen ſehr gewandten Mann, der ſich meiſt im Wirthshauſe vor der Stadt Waldkirch ohnweit der Probſtei aufhielt und auf einem weißen Roſſe ritterlich gut gekleidet im Lande auf Werbung zum neuen Bundſchuh herumritt; dann Joß von Bretten, einem pfälziſchen Kriegsknecht, der ein beſonderer Vertrauter von Joß Fritz war, ferner Thomas Wirth zu Egentzſchweiler, der franzöſiſcher Hauptmann geweſen, den Junker Stephan auf dem untern Schlößlein bei Derdingen ohnweit Bretten, den Junker Jakob Begers zu Niederhinbergen und manche Andre von den Herren und Bürgern. Vorzüglich viel nützten ihm aber die Bettler im Lande, die er alle für den Bund gewonnen, und welche die Boten und Verkünder deſſelben beim gemeinen Manne wurden. Der Bund dehnte ſich bald über den ganzen Elſaß, den Breisgau, die Markgrafſchaft, den Schwarzwald, Oberſchwaben, den obern und untern Kraichgau bis zum Mittelrhein hinab; aber mit großer Vorſicht war er in lauter einzelne Ringe getheilt und außer den Häuptern kannte Jeder nur die Theilnehmer und Genoſſen ſeines Rings. In einzelnen abgelegenen Wirthshäuſern oder Nachts unter freiem Himmel im Walde waren die Zuſammenkünfte der Führer oder auch der Ringe. Auch die Kirchweihen und Märkte waren Verſammlungstage. Die Verbündeten trugen kleine Abzeichen an ſich, woran ſie ſich erkannten, auch hatten ſie eine geheime Loſung. Nach mehrmaligen vergeblichen Verſuchen, ſich auch ein Fähnlein mit dem Bundſchuh zu verſchaffen, gelang es endlich Joß Fritz zu Heilbronn am Neckar, einen Maler unter falſchen Vorſpiegelungen zu vermögen, ihm die Fahne zu malen. Es war das Leiden Chriſti darauf, die Mutter Gottes und St. Johann der Täufer, der Kaiſer und der Papſt, endlich ein Bauersmann unter dem Kreuze knieend und daneben der Bundſchuh. Darunter die Worte: „Herr, ſteh deiner göttlichen Gerechtigkeit bei!" — Mit dieſer Fahne unter dem Bruſtlatz eilte Joß der Heimat zu, und nun ſollte der Aufſtand losbrechen, alſo hatte er's vor ſeiner Abreiſe chen Unglücke ließe ſich ſchon vorbeugen. Z. B. wenn Sie Ihr Leben bei der neuen Lebensverſicherungsbank in London verſicherten.»

Das Wort wirkte wie ein electriſcher Schlag auf den Baron. Der ſehnlichſt gewünſchte Gegenſtand der Converſation war gefunden; die Qual war vorüber, Holder wußte nun, wovon er ſprechen ſollte. Mit einer gewiſſen freudigen Ueberraſchung nahm er neben Frau von Birkenſtein Platz und rief mit herzlicher Vertraulichkeit: «Haben ſie auch ſchon von dieſem Wetterdinge in London gehört? Geſtern noch habe ich mit meinem Pfarrer ein Langes und ein Breites darüber geſprochen. Sagen Sie mir, gnädige Frau, was halten Sie davon?»

«Die Sache hat ſich, wie ich aus hundert authentiſchen Quellen weiß, als unbezweifelt wahr erwieſen, die Bank gewinnt täglich mehr Vertrauen, und das mit Recht. Sie können's in allen Zeitungen leſen.»

Des Baron's Augen konnten nicht von Edelgunden loskommmen; er präſentirte ihr und der Frau Mutter ſelbſt den Kaffee.

Die Lebensverſicherung wurde bis zur hereinbrechenden Nacht beſprochen. Der Wagen war nicht fertig geworden. Die Gäſte blieben da. Der angeordnet. Aber er war noch auf der Heimreiſe begriffen, als der Bund an den Markgrafen von Baden verrathen wurde, es war in den erſten Tagen des October 1513. Ihr wißt, wie es zuerſt in Freiburg zuging; es ſind ja viele Hunderte von euch beim Bunde geweſen. Die Regierung in Enſisheim gerieth in großen Schrecken, mit ihr die Herren auf den Burgen und in den Städten; denn ſie hatten kein Kriegsvolk, und die benachbarten Schweizerbauern waren eben gegen ihre Herren im vollen Aufſtand begriffen. Aber die Verſchwornen in Lehen wurden, als ſie den Verrath und die Maßregeln gegen ſie in Freiburg vornahmen, muthlos und beſchloſſen, gänzlich von ihrem Handel abzuſtehen und Alles zu unterdrücken. Die Freiburger Bürger fielen bewaffnet um Mitternacht in das Dorf Lehen, nahmen die Häupter gefangen, die Andern retteten ſich ſchleunigſt durch die Flucht nach der Schweiz. Die Gefangenen wurden enthauptet und geviertheilt. Aber es waren nur wenig Opfer, weil ſie ſelbſt auf der Marterbank ihre Mitverſchwornen nicht verriethen. Schlimmer gings im Elſaß, wo es der öſtreichiſchen Regierung gelang, ſehr vieler Bündler habhaft zu werden. Sie wurden alle hingerichtet, und es floß ſo viel Blut dort, daß die gemeine Sage ſich erhob: der Kaiſer habe befohlen, daß kein Bundſchuher mehr eingezogen, oder wenn dies ſchon geſchehen, an Leib und Leben geſtraft werden ſolle. Aber die kaiſerlichen Räthe und Statthalter in Enſisheim erklärten öffentlich dieſe Sage für eine Erdichtung, im Gegentheil ſei es Wille und Befehl Seiner kaiſerlichen Majeſtät, daß jeder dieſer Uebelthäter nach aller Strenge des Geſetzes geſtraft werde, da ſie mit ſchändlicher Vertilgung ihrer Obrigkeiten und natürlichen Herren umgegangen, ohne alle redliche Urſache, als nur, daß ſie ihrer billigen Dienſtbarkeit enthoben ſeien, und das, wozu ſie doch pflichtig, nicht thun noch geben wollten. Wegen dieſes muthwilligen und unrechten Verfahrens gebiete die kaiſerliche Majeſtät aufs Höchſte und Ernſtlichſte, in allen Herrſchaften, Obrigkeiten, Gerichten und Gebieten, wo einer oder mehre vom Bundſchuh betreten würden, dieſelben gefangen zu nehmen, peinlich zu fragen, vor Gericht zu ſtellen, auf ihr Bekenntniß anzuklagen und nach aller Strenge des Rechts an Leib und Leben zu ſtrafen, und niemands, wer es auch ſei, zu verſchonen. Das iſt zu aller Zeit die Sprache des Kaiſers, der Fürſten und Herren gegen die Bauern geweſen, die ihr billiges Recht beanſpruchten, und zur Erlangung deſſelben mit Gewalt ſich heimlich verbanden. Die Jagd auf die Bündler wurde faſt ein Jahr lang mit unmenſchlichem Eifer betrieben, und viele mußten mit ihrem Herzblute büßen, daß ſie Menſchen zu ſein begehrten.

Glücklicher waren zur ſelbigen Zeit die Bauern in der Schweiz. Der Aufruhr gegen die durch Reichthum und Gewalt übermüthig gewordnen Herren brach zuerſt in Luzern, dann in Solothurn und zuletzt in Bern im Sommer 1513 aus. In Bern hatten die Herrn an der letzten Faſtnacht das Weſen des Bauersmanns in Aſchenſäcken und in andrer Art Komödien verſpottet. Nun nahmen die Verhöhnten ihre gerechte Rache. Die Bauern ließen ſich zwar endlich durch gute Worte und gutes Eſſen und Trinken beſchwichtigen, aber ſie beſtanden auf Unterſuchung und Beſtrafung der ungerechten Rathsherren, und es mußte ihnen nachgegeben werden. Mehre wurden mit dem Schwerte hingerichtet, andre an Hab' und Gut geſtraft, und die Bauernſchaft errang köſtliche Freiheiten, und die Theilnahme an der Wahl des Raths. Ebenſo ging's in Luzern, auch dort wurden die Herren zum Nachgeben gezwungen. Hätte der Bundſchuh zu Lehen ſich mit den Schweizer Bauern verbinden können, ſo wäre zweifelsohne der Tag der Freiheit für die oberdeutſchen Bauern ſchon damals angebrochen. Schändlicher Verrath hat es verhindert. Die unglücklichen Bauern wurden nach Unterdrückung des Bundſchuhs vom giftigſten Spott der Herren verfolgt; ihr kennt die Fratzenbilder, namentlich das Narrenſchiff vom Bundſchuh, welche ſie überall verbreiten ließen. Schlimmer aber war, daß die Bedrückungen des gemeinen Mannes noch grauſam erhöht und vermehrt wurden. Es iſt nicht mit Worten auszuſprechen, auf wie viel verſchiedene Art der Bauersmann abgezapft und niedergetreten wurde. Wenn man weiß, wie toll und arg der Herzog Ulrich von Würtemberg gewirthſchaftet, ſo daß es der Großtürk nicht ärger treiben kann, der wird ſich nicht wundern, daß in ſeinem

Lande noch in dieſem Jahre der arme Konz aufkam, der eben ein neuer Bundſchuh war. Auf alle Beſchwerden der verzweifelten Bauern über immer neue ungerechte und unerſchwingliche Auflagen hatten ſie ſtets vom Marſchall des Herzogs die eine kurze Antwort erhalten: „ihr müßt eben zahlen!“ Und wer nicht zahlen konnte oder wollte, wurde gepfändet und geſtöckt, von Haus und Hof gejagt. — Ich will euch den Auf- und Untergang des armen Konzen nicht erzählen; er iſt den Meiſten von euch noch im friſchen Gedächtniß. Niemals hatten die Bauern gerechtere Urſache, ſich gegen ihre unmenſchlichen Schinder aufzulehnen, als die Remsthaler und ihre Genoſſen, und niemals waren Bauern dümmer als ſie, da ſie dem liſtigen tübinger Vertrag glaubten und dem Worte eines fürſtlichen Wichtes Vertrauen ſchenkten, wie dieſer Ulrich. Wenn die würtemberger Bauern, als ſie der Herzog nach Schorndorf beſchied, alle ſo klug wären, als die drei in den armen Konrad Eingeſchwornen, der Schlechtlingsclaus, Veit Bauer von Burch und Ruprecht von Beutelspach, ſo wären ihrer tauſend vor ſchmachvollem Elend und Tod ſicher geweſen, ſie hätten einem Tyrannen und Narren ſein Recht gethan und der arme Koonz wäre ſchnell über das ganze obere Deutſchland ausgebreitet. Ich war damals als Student zugegen und habe den ganzen Verlauf mit angeſehen. Der Herzog hatte den nachdrücklichen Forderungen der Bauern zum Trotz die drei Blutſauger des Landes, den Kanzler, den Marſchall und den Landſchreiber, die ſie durchaus entfernt wiſſen wollten, und deren Entfernung er ihnen auch verſprochen hatte, dennoch in ihren Aemtern gelaſſen. Nun beſchied er die Bauern auf die Wieſe bei Schorndorf, da wollte er mit ihnen verhandeln Zwar hatte er befohlen, ſie ſollten unbewaffnet kommen, aber ſie kamen über ſiebentauſend Mann ſtark, alle bewaffnet mit Schwertern, Spießen, Büchſen und Harniſchen, völlig zum Kampfe gerüſtet. Der Herzog hatte davon nichts erfahren und kam allein mit ſeinem Hofgeſinde, aber er hatte die Frechheit, die drei landesverhaßten Schelme mitzubringen, um die Bauern zu höhnen. Ja, der Marſchall war es ſogar, der den verſammelten Bauern auf des Herzogs Befehl den verfluchten tübinger Vertrag vorleſen mußte. Der Herzog war beim Verleſen nicht gegenwärtig; er war in der Stadt zurückgeblieben: denn er hatte nun von den Waffen der Bauern gehört. Als nun der Marſchall las, war erſt Alles ruhig, als aber die verfänglichen Stellen kamen, erhob ſich erſt ein Gemurmel, das immer weiter um ſich griff, dann ein wildes Geſchrei wider die Räthe und Höflinge, die Landesverderber. Sie wurden laut Verräther und Diebe geſcholten, die ſich vom Gelde des Landes mäſten und prächtige Häuſer bauen; endlich wurde auch der Herzog heftig geſcholten; ſeine Schwelgerei und Praſſerei, ſchrie der ganze Haufen, ſei die Urſache, daß ſie mit ihren Weibern und Kindern Hunger leiden müßten; das Heer vornehmer Müßiggänger in Stuttgart, der Schwarm ſeiner Sänger und Pfeifer zehrten das Mark des Landes auf; die Erpreſſungen und Unterſchleiſe der Beamten machen das Maaß des Elends voll. Das tobende Geſchrei wurde dem Herzoge in der Stadt gemeldet. Er entbrannte im heftigſten Zorn, wie ſeine Art war, wenn die unglücklichen Leute Gerechtigkeit von ihm forderten. Er warf ſich auf's Pferd und ſprengte hinaus, hinter ihm drein ſeine Hofſchranzen. Er meinte, ſein Anblick werde die Bauern zum alten Reſpect bringen; vor ſeinem Federhut werden ſie ſchnell katzenbuckeln. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurden, ſchloſſen die Bauern ſich in Reihen, gleichſam als ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung. Er kehrte ſich nicht daran, ſondern ritt dicht an ſie heran und kanzelte ſie wegen ihrer Widerſpenſtigkeit tüchtig ab. Dann befahl er ihnen ruhig heimzuziehen und ihrer Arbeit fleißig zu warten, dann wolle er ihnen alles, was ſie zeither in Worten und Werken gegen ihn gefrevelt, vergeben und vergeſſen. Aber unerwartet erhoben ſich kräftige Stimmen in dem Haufen: mit ſolchen Redensarten ledige er ſeine Schuldenlaſt nicht. Nicht ſie ſeien die Frevler. Er ſolle ſeine Finanzer, Sänger und Hofſchmarutzer, ſeine Jäger, Pferde und Hunde abſchaffen; das thue Noth. — Darüber ergrimmt, rief der Marſchall Thumb: wer zum Herzog halte, ſolle auf ſeine Seite treten. Auf dieſes Wort entſtand ein wildes Geſchrei und Getümmel und Alles wich weit von Ulrich zurück auf die andre Seite, ſo daß er mit ſeinen Schranzen ganz allein ſtand. Todtenbläſſe und Feuerglut wechſelten ſchnell auf ſeinem trotzigen Geſicht, ſein flammendes Auge ſprühte Tod und Verderben. Zum erſtenmale hörte er in ſeinen hochfürſtlichen Ohren die Flüche der Verzweiflung, das Geheul des Hungers, die Wuthausbrüche der gedrangſalten Armuth. Gern hätte er den ganzen Haufen mit einem Schwertſchlag vernichtet, aber er begriff, daß ein Ausbruch ſeines Zorns nur ihm Verderben bringen müſſe, und ſo wandte er raſch ſein Pferd, um ſchleunig davon zu reiten. Aber Schlechtlings-Claus fiel dem Pferde in den Zügel, und Veit Bauer ſtieß mit dem Spieße nach dem Tyrannen. Aber das ſtarke Roß entriß ihn dieſem Anfall, ſeine Begleiter nahmen ihn in die Mitte. Nun ſchrie Ruprecht dem Haufen zu: „So ſchießt doch den verfluchten Schelm nieder und laßt ihn nicht entrinnen.“ Der erſte Nächſte legte Feuer auf die Büchſe, aber eh’ ſie losging, war der Herzog ſchon aus der Schußweite. Die Bürger hatten die Thore geſchloſſen, und ließen den Herzog nicht wieder ein, zum Beweis, daß ſie mit den Bauern einverſtanden waren. Er entkam nach Stuttgart und rächte ſich fürchterlich. Nachher wurden die dummen Bauern, deren Sache ſo guten Fortgang hatte, uneins, und die im Bunde des armen Konrad waren, vermochten nicht durchzudringen. Jene wollten den Vertrag annehmen; ſo gutmüthig dumm waren ſie, daß ſie von eines Fürſten, wie Ulrich, Zuſage, das Worthalten erwarteten, den ſie erbleichen geſehen hatten, daß ſie an Rückſichten für ſich von Leuten glaubten, die vor ihnen gezittert. Als der Vertrag abgeſchloſſen war, worin der Herzog Vergebung, Frieden und ſichres Geleit verſprochen hatte, wurden die Bauern von den Rittern und Söldnern des Herzogs bei Schorndorf überfallen, die Stadt geplündert, die Häuſer der Bündler niedergeriſſen, und über ſechshundert wehrloſe Männer aus dem Haufen herausgeriſſen und wie Hunde zuſammengekoppelt, da nicht genug Stricke und Feſſeln da waren, die Einzelnen zu binden. Nun ſahen die Thoren zu ſpät ein, daß ſie zu leichtgläubig geweſen waren, und bereuten, nicht den Anſchlägen des armen Konrad gefolgt zu ſein. Der Herzog hielt dann Bluttage zu Schorndorf und Stuttgart; er ließ die Bündler des armen Konrad köpfen und rädern, brandmarken und ſtäupen, an Hab und Gut ſtrafen, und mit Weib und Kind aus dem Lande jagen. Dafür wurde er freilich fünf Jahre ſpäter vom ſchwäbiſchen Bunde ſelbſt aus dem Lande gejagt. Und dieſem Menſchen vertrauen dennoch wieder Bauern, und wollen ihm wieder zum Herzogthum helfen, weil er ihnen ſchmeichelt und ſich zu Luther's Lehre bekennt. Der freche Heuchler! Ich ſag' euch tauſendmal: traut keinem Fürſten, am wenigſten einem ſo tollen Wüthrich, wie dieſer Ulrich.

In der Ortenau ging's in ſelbigem Jahre dem armen Konrad, welchen der Gugel-Baſtian dort aufgerichtet, nicht viel beſſer; der Markgraf Philipp überfiel die Bauern im brühler Thal, nahm ein Theil gefangen, ſchreckte die Uebrigen und ließ den Gugel-Baſtian, der auf der Flucht zu Freiburg im Breisgau ergriffen worden, enthaupten. Desgleichen wurde in demſelben denkwürdigen Jahre der große Aufſtand der leibeignen Bauern in Ungarn blutig unterdrückt, und ihr Anführer, der tapfre Georg Doſa mit glühenden Zangen gezwickt, ihm eine glühende Krone aufs Haupt genagelt und im folgenden Jahre nahm der Krieg der Bauern in der windiſchen Mark, die der Kaiſer Max ſo ſchändlich getäuſcht und hintergangen hatte, mit den ſchönſten Verſprechungen ihnen zu Recht und Billigkeit zu verhelfen, auch ein ſchlimmes Ende, nachdem die Bauern mehre Monate lang ſiegreich gegen ihre Dränger und Peiniger geweſen waren. Graf Siegmund Dietrichſtein überfiel die Unbeſorgten, richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an und ließ ſpäter Monate lang zu Dutzenden hängen, köpfen, ſpießen, todtſchlagen, brandmarken, ſengen und brennen. Ueberall dieſelbe gräßliche Rache der Herren gegen den unglücklichen gemeinen Mann, der ſich unterſtanden hatte, nicht mehr das Laſtvieh üppiger Praſſer und Schlemmer ſein zu wollen.

Es war nun faſt zehn Jahre Ruhe und Ordnung im Lande. Schöne Ruhe, herrliche Ordnung! Ihr Alle habt ſie erlebt und ſeid ſchier unter ihr erlegen. Die Belaſtung von Jahr zu Jahr größer, die Armuth der Bauern immer ſchlimmer, die Ueppigkeit und das Wohlleben der Herren immer toller, ihr Hohn, ihre Verſpottung des gemeinen Mannes immer teufliſcher.

Ablaßkrämer durchzogen die Lande und ſchwatzten dem

Volke den letzten Groſchen ab, den es vor den Herren geborgen, freche Pfaffen läſterten Gott in Wort und That, das Evangelium ward verleugnet und verpönt und Chriſtus täglich und ſtündlich gegeißelt und gekreuzigt von denen, die ſich ſeine Jünger und Nachfolger nannten. Mancher von euch hat in tiefſter Noth aufgeſeufzt und gen Himmel gefragt, ob denn wirklich ein Gott ſei und über den Menſchen wallte, der ſolchen Greuel, ſolchen Unfug, ſolche Schändung ſeines Namens mit anſehen könnte. Und ſeht, ſchon nach wenigen Jahren trat Doctor Martin Luther in Wittenberg gegen die päpſtliche Ungebühr auf, und bald darauf Ulrich Zwingli in Zürich, und ein edler Ritter Ulrich von Hutten warf die Blitze ſeines herrlichen Geiſtes gegen das Scheuſal geiſtlicher und weltlicher Tyrannei. Ein neuer Umſchwung iſt in das Leben gekommen, die armen tief niedergedrückten und getretenen Bauern haben ſich mit neuem Muth und Hoffnung erhoben. Die ſächſiſchen Prädikanten und Wiedertäufer durchzogen zu Hunderten die Lande und verkündeten dem Volke das Evangelium der Erlöſung. Ueberall weit und breit ſind die Bauern zuſammengetreten, und haben ihre alten Rechte mit Nachdruck gefordert, die zwölf Artikel ſind aufgeſetzt worden und in allen Händen. Die Rache des Volks brach los; da verſprachen die erſchrocknen Herren mit ſchönen Worten den Bauern ihr Recht, aber ſie gaben es ihnen nicht. Die Bauern glaubten und vertrauten abermals, aber kaum ſind die Franzoſen in Italien

Baron war kreuzvergnügt, und brummte ein Jagdlied, was er nur in der heiterſten Laune that. Die Jagdhunde erhielten doppelte Rationen. Abends wurde der Pfarrer gebeten, und der Gegenſtand des Geſprächs wurde abermals die Lebensverſicherung. Und von Stunde zu Stunde ſchauete der Baron freundlicher nach Edelgunden, welche der Landkommiſſär höchſt aufmerkſam und eifrig unterhielt, wofür ihm der Baron, über das artige und zuvorkommende Benehmen ſeines Pachters höchlichſt erfreut, mehrmals ſeinen verbindlichſten Dank in herzlichen Worten zu erkennen gab. Freilich wurde dieſe Unterhaltung, wenn die Andern im Eifer des Geſprächs waren, ziemlich leiſe geführt, und Edelgunde flüſterte ihrem Jugendfreunde und Spielgenoſſen dann zu: „Geſtehe ein Mal, Guſtav, daß die hundert Gulden, welche vorgeſtern bei uns abgegeben wurden, von dir ſind. Läugne nicht, wenn du mich liebſt. Denn wer anders ſollte uns hundert Gulden ſchicken?“

„Ich will's bei dir auch nicht läugnen,» verſetzte Altfuchs eben ſo. «Es war der Erlös meiner zu Markt gebrachten Früchte. Ich brauchte es nicht. Ihr aber braucht es, und deßhalb bitte ich dich, kein Wort weiter darüber zu verlieren.“

geſchlagen, und ihr König gefangen, und die Heere der Landsknechte kommen wieder über die Alpen, kaum hat der ſchwäbiſche Bund ſeine Streitkräfte unter dem Truchſeß von Waldburg vereint, ſo hohnlachen euch die Herren wieder ins Geſicht. Endlich wißt ihr es nun, daß ihr belogen und betrogen, verkauft und verrathen ſeid! Pfaffen, Fürſten und Herren reichen ſich die Hände zum ſchnöden Bunde gegen euch, um euch ins alte Joch zurück zu werfen, und die alte Wirthſchaft zu treiben, toller und ſchlimmer, als ſie jemals getrieben worden iſt. Helft euch ſelbſt, ſo hilft euch Gott! Helft euch ſelbſt, ſonſt ſeid ihr verloren."

Ein langanhaltendes wildes Geſchrei begeiſterter Kampfesluſt war die Antwort der Menge auf dieſe Rede. Andre Redner ſchürten das Feuer, am meiſten einige Prädikanten, und der allgemeine Beſchluß war, ohne Verzug an allen Orten loszuſchlagen, und Klöſter und Ritterſitze zu zerſtören, und jeden Adligen todtzuſchlagen, der die zwölf Artikel, welche verleſen wurden, nicht annehme und beſchwöre. Am andern Tage zogen die verſchiedenen Haufen ab, um jeder in ſeiner Gegend den Vertilgungskrieg zu beginnen.

Viertes Kapitel.

Das ganze reizende Hochland zwiſchen dem Bodenſee, der Iller und dem Lech und von den tiroler Alpen, die die Flußſcheide des Inn bilden, bis zur Donau herab war in furchtbarer Bewegung. Aus dem untern Theil der Thäler, deren Flüſſe eben ſo wie der Lech und die Iller, doch kleiner als dieſe, aus dem hohen Oberalgäu der Donau zuſtrömen, wie die Zuſam, die Mindel, die Gunz, die Biberach ſammelten ſich die Bauern in drei verſchiedenen Haufen bei Langenau, bei Leipheim, auf dem Ried. Von Augsburg bis nach Ulm lag hier zuerſt die Oeſtreichiſche Grafſchaft Burgau, deren Hauptſtadt Günzburg an der Donau ſechs Meilen von Augsburg und drei von Ulm entfernt iſt. Die Straße zwiſchen den beiden freien Städten führte über Günzburg. Nur anderthalb Meilen weiter nach Ulm zu an derſelben Straße und ebenfalls am rechten Ufer der Donau liegt das Städtchen Leipheim, wo der edle für die Volksfreiheit ſo hoch begeiſterte Jakob Wehe Pfarrer war. Zwiſchen der Günz, die bei Günzburg in die Donau mündet, und der Iller, nur wenige Meilen ſüdlich von Ulm und Leipheim dehnten ſich in den kleinen fruchtbaren Thälern und in der Thalebne der Iller die reichen Herrſchaften Jakob Fuggers aus. Hier lag die Grafſchaft Kirchberg, hier die Grafſchaft Marſtetten, die Freiherrſchaften Weißenhorn, Pfaffenhofen und Wellenſtett, alle mit Städtchen und Flecken deſſelben Namens, alle Eigenthum des alten berühmten Leinwebers aus Augsburg. Weiter herauf nach Süden beim Städtchen Baltringen ſtand der Baltringer Haufen, und acht Meilen ſüdlicher im Illerthale in der Gegend von Kempten hatte ſich der große algäuer Haufen in verſchiedenen Abtheilungen geſammelt. Südweſtlich von da, wo das Hochland ſich zum Bodenſee abſenkt, hatte der „Haufen am See" ſeinen Stand. Weiter weſtwärts um einige Meilen im Hegau handhabte der hegauer Haufen „die göttliche Gerechtigkeit," und noch mehr nach Weſten in der Entfernung von etwa zehn Meilen im gebirgigen Schwarzwald an den Quellen der Donau hatte ſich der ſchwarzwälder Haufen zuſammengethan. Von der Donau nördlich am mittlern Neckar bei Heilbronn, am Kocher, an der Jart und hinab nach Franken ſtanden verſchiedene andre Haufen. Vom Thüringerwalde, der Scheide zwiſchen Franken und Thüringen, bis zum Eichsfelde hatten ſich ebenfalls verſchiedene Haufen vereinigt; der Haupthaufen ſtand hier unter Thomas Münzer bei Mühlhauſen, wo er Pfarrer war. Von den Alpen bis zum Harz und vom Elſaß bis nach Oeſtreich brach faſt zu gleicher Zeit in den letzten Tagen des März und im Anfang des April der Aufſtand los, das Rachewerk des gemißhandelten, belogenen und betrogenen Volks, und die rauchenden Trümmer der Herren- und Mönchsſitze bezeichneten ſeine unheilvolle Thätigkeit in den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern Deutſchlands.

Die Fuggerſchen Herrſchaften lagen recht eigentlich am Herde des Aufſtandes zwiſchen Ulm, wo der Rath des ſchwäbiſchen Bundes ſeine treuloſe Wirthſchaft trieb, und den obern Landen, wo Thomas Münzer und die wiedertäuferiſchen Prädikanten das Volk mit Flammenworten belehrt und zur Erhebung aufgerufen hatten. Hier hatte Jakob Wehe zumeiſt gewirkt — Leipheim iſt von Weißenhorn nur wenige Meilen entfernt — hier hatte der Pfarrer von Günzburg, Wehes Freund, ſchon lange das Evangelium gepredigt, hier waren eine Menge Stifte und Ritterſitze. Nun waren die Fuggerſchen Unterthanen allerdings bei weitem nicht ſo hart gehalten, wie die der Klöſter und andrer adligen Herren; denn Jakob Fugger hatte, ſeit er (vor achtzehn Jahren) dieſe Grafſchaften und Freiherrſchaften vom Kaiſer Maximilian an ſich gebracht, ſich mit väterlich milder Geſinnung bemüht, das Loos ſeiner Bauern zu erleichtern, aber das allgemeine Joch drückte ſie doch, und Jakobs Gunſt hatte ſich doch zumeiſt den Städten zugewandt, die denn auch treu und feſt an ihm zu halten entſchloſſen waren. Die vorzügliche dieſer Städte war Weißenhorn, an Jakob Fugger eigentlich nicht verkauft, ſondern nur verſetzt*), aber die Weißenhorner befanden ſich weit beſſer unter der Fuggerſchen Herrſchaft, als unter der Oeſtreichiſchen und hingen mit großer Liebe an „Meiſter Jakob," wie ſeine Unterthanen ihn meiſt unter ſich benannten. In einem Stücke verſah es der alte Herr aber doch ſehr mit ſeinen Bürgern und Bauern: er duldete, ſeinen Grundſätzen nach, die Predigt des Evangeliums nicht; er hielt alle Prediger, welche ſich der wittenberger Lehre zuwandten, für überſpannte Köpfe, gefährliche Neuerer und treuloſe aufrühreriſche Menſchen. Mehre ſolcher Prediger, an denen die Bauern mit Begeiſterung hingen, hatte er abgeſetzt und gewaltſam aus ſeinen Herrſchaften entfernt. Dadurch war zwiſchen ihm und ſeinen Bauern das alte Band der Liebe gelockert worden, und als er vor vier Jahren einige Zeit in ſeinen Beſitzungen verweilt hatte, war ihm die verdrießliche Ueberzeugung geworden, daß Kälte und Mißmuth gegen ihn in den Herzen der gemeinen Leute Platz zu greifen begonnen hatten. Seit der Zeit war er nicht wieder gekommen und hatte die Leitung der Herrſchaften mit der des ganzen Handelsgeſchäfts ſeinen beiden Neffen Raimund und Anton übertragen, die nun gewiſſermaßen als Herren angeſehen wurden und ſich auch als ſolche gerirten. Aber die beiden jüngern Fugger waren nicht geeignet, das geſunkene Vertrauen des gemeinen Mannes wieder zu beleben. Raimund, leichtſinnig und prachtſüchtig, wie kaum ein andrer Edelmann, bekümmerte ſich nicht um die Noth und das Wehe des Landmannes; er machte ſich ſo wenig wie möglich mit ihm zu ſchaffen, übertrug Alles einem Verwandten und den Amtleuten, und war, wenn er einmal in die Herrſchaften herüberkam, mit einem Hofſtaate umgeben, der den gemeinen Mann von ihm zurückſchreckte. Auch ſagte es ihm nicht zu, ſich irgend länger als unumgänglich nöthig unter dieſen Kleinbürgern und Bauern aufzuhalten; er eilte ſtets in das nahe Ulm, wo die Herren vom Bundesrath, einheimiſche und benachbarte Ritter, Junker und Prälaten, insgeſammt ſeine guten Freunde und Verehrer, gleichſam einen Hofſtaat um ihn bildeten und ihm huldigten und ſchmeichelten, was er ſich mit einer Art gutherziger Herablaſſung gefallen ließ. So ſpielte er hier wie anderwärts den kleinen Fürſten und fragte nichts nach der Noth des gemeinen Mannes und nach deſſen Verlangen nach dem Evangelium, Dinge, über die er leicht lächelte oder wohl gar leichtſinnig ſcherzte. Anton, einfach in Sitte und Leben, wie ſein Ohm, aber ſtreng, kalt und ſtolz, nicht wie dieſer, war viel zu ſehr Kaufmann und hatte mit der Führung des großartigen vielzweigigen Geſchäfts, wozu ihn Beruf und Neigung trieben, viel zu viel zu thun, als daß er ſich auch noch ſonderlich um die Verwaltung der Herrſchaften hätte bekümmern können, und überließ dieſe Angelegenheit gern dem ältern Bruder. Raimund hatte aber einen Verwandten nach Weißenhorn geſetzt, der in ſeinem Namen und mit ſeiner Vollmacht die Regierung der Herrſchaften beſorgte. Es war dieſes ein junger Mann aus der in ihren ehemals ſo glänzenden Vermögensumſtänden gänzlich zurückgekommenen Familie der Fugger vom Reh, Namens Gottfried, welchen Jakob Fugger hatte die Rechte ſtudiren laſſen. Dieſer Menſch war ein kriechender Schmeichler Raimunds, fügſam, heuchleriſch und voll guten Willens, ſich in ſeiner wichtigen Stellung zu bereichern, ein ſchwacher und ſchlechter Charakter. Um ſeine geheimen Pläne deſto ſicherer erreichen zu können, hatte er ſich dadurch mit dem Bürgermeiſter von Weißenhorn, Diepold Schwarz, in engere Verbindung zu ſetzen geſucht, daß er deſſen Tochter Gertrud, ein eitles Kind, mit Liebeswerbung erfreute; ohne jedoch ernſtliche Abſichten auf ſie zu haben. Die Ausſicht, mit dem Fuggerſchen Hauſe in Verwandtſchaft zu kommen, ließ den Bürgermeiſter zu allen Handlungen Gottfried Fuggers ſchweigen, ja die heimlichen Gewaltthätigkeiten deſſelben bemänteln. Gottfried bedrückte die Bauern auf jegliche Weiſe, jedoch mit großer Vorſicht, und rechnete darauf, daß der alte Jakob Fugger niemals wieder in die Herrſchaften und alſo ſeinen Schleichwegen nicht auf die Spur kommen werde. Die Fuggerſchen Bauern waren daher, trotz der Milde und Sorgfalt des alten Jakob doch nicht viel beſſer geſtellt, als die der andern Herrn im Lande, und die aufreizenden Lehren der

---

*) Sie wurde 1724 von Oeſtreich wieder eingelöſt.

Wiedertäufer hatten bei ihnen eben ſo guten Eingang gefunden, als anderswo, ja in manchen Dörfern noch weit leichter, weil die Aufſicht der Herren Fugger weniger ſtreng war.

Als die Bewegungen nun anfingen ernſtlich und drohend zu werden, und die übrigen Herren im ſchwäbiſchen Kreiſe Maßregeln dagegen ergriffen, that Raimund Fugger was die Uebrigen thaten. Als dieſe Vorkehrungen nichts halfen, kam Anton von Augsburg herüber, ritt von Dorf zu Dorf in den Herrſchaften herum und ordnete die ſtrengſten Maßregeln an, weil er der irrigen Meinung war, ſeines Bruders Leichtſinn habe es ſo weit kommen laſſen, und machte dadurch natürlich das Uebel nur ſchlimmer. Dann hoffte Raimund der rieſig aufwachſenden Gefahr wie die übrigen Herren durch die ſüßeſten Verſprechungen zu begegnen, zumal der Alte aus Tirol Milde und Menſchlichkeit anbefahl, doch wich er dem losbrechenden Sturm aus nach dem ſichern üppigen Augsburg und überließ es ſeinem Vetter Gottfried Fugger und den Beamten, mit den empörten Bauern fertig zu werden.

So ſtanden die Dinge in den Fuggerſchen Herrſchaften, als der Sturm der Revolution ſie gleich den andern Gebieten ergriff. In Weißenhorn war die Gemeinde ebenſo für die Bauern geſtimmt, wie die in Günzburg und in Leipheim. Nazzi und ſeine Freunde hatten in der Hauptſtadt der Fuggerſchen Herrſchaften den Boden ſchon lange unterwühlt, wie auf dem Lande. Die Erbitterung gegen Gottfried Fugger, ſo wie gegen Raimund und Anton Fugger ſtieg von Tag zu Tag; auch der alte Jakob wurde wegen ſeiner Verfolgung der evangeliſchen Pfarrer nicht verſchont und ſeine ſonſt bewährte Milde und Volksfreundlichkeit vergeſſen. Schon während der erſten Verſammlung der Bauern waren viele Weißenhorner in die Bauernlager zu Illertiſſen, zu Engſtetten, zu Leipheim und im Sumpf hinausgegangen und hatten Wohlgefallen an den Reden und Handlungen der Bauern gefunden. Nun war zu Anfang März die neue Rathswahl vor der Thür, welche Gottfried Fugger und der Bürgermeiſter Schwarz zu leiten ſuchten, aber bald mußten ſie ſich überzeugen, daß es mit der Gewalt des Erſtern zu Ende gehe. So wie er barſch und trotzig auftrat, entſtanden Volksaufläufe mit Geſchrei und ſchlimmen Drohungen: man müſſe den Fugger und alle Herren vom Rathhaus aus den Fenſtern werfen; das tobende Volk beherrſchte die Rathswahl, und Gottfried ſah ſich genöthigt bei Nacht aus der Stadt zu fliehen. Kaum war ſeine Flucht bekannt, als die Gemeinde es mit Gewalt durchſetzte, daß zwölf aus ihr in den Rath gewählt wurden. Sie ſelbſt, die Gemeinde, wählte zwanzig Männer aus ihrer Mitte, die Tag für Tag in öffentlicher Sitzung alle Beſchwerden gegen das Fuggerſche Regiment und gegen die einzelnen Beamten anhörten und zu Protokoll nahmen. Als nun nach dem großen Volkstage in Gaisbeuern, wobei ſich auch viele Weißenhorner betheiligt hatten, die

Bauernhaufen in der Nähe zuſammentraten, hatten wiederum viele aus Weißenhorn tägliche Gemeinſchaft mit ihnen und ritten hin und her zwiſchen der Stadt und den Bauern, und es ſchien faſt, als würde dieſe Partei die Oberhand gewinnen. Wenigſtens war der Rath von ihren Drohungen eingeſchüchtert, und der Bürgermeiſter gab in allen Stücken nach. Dies ging ſo weit, daß, als am 26. März ein reiſiger Zeug Pfälziſcher unter Anführung Walthers von Hirnheim auf dem Zug zum bündiſchen Heere Einlaß in die Stadt begehrte und die Gemeinde dawider war, der Rath ihn abſchlug und erſt dann, als Hirnheim mit der Drohung hinweggeritten war, er könne die Stadt auch ohne Schlüſſel aufſchließen, zwei Tage ſpäter gegen viertehalbhundert pfälziſche Reiter aufnahm. Gleich am folgenden Tage kamen vom Leipheimer und vom Illertißner Haufen Beſchwerdeſchriften in die Stadt, daß dieſe die Feinde der Bauern aufgenommen. Sie wurde aufgefordert ſofort in den Bauernbund zu treten, widrigenfalls ſie ſolche feindlich anſehen müßten. Inzwiſchen war die Fuggerſche Partei in der Stadt immer noch die ſtärkſte. Dies zeigte ſich recht deutlich, als am 31. März die Pfälziſchen die Stadt verließen, um zum Truchſeß bei Ehingen zu ſtoßen, der gegen den Baltringer Haufen zu ziehen im Begriff war. Die Reiter waren nämlich noch nicht lange aus dem Thore, als ein Geſchrei entſtand, die Bauern ziehen mit Macht über den Galgenberg auf die Stadt los. Es wurde Sturm geläutet,

„Deine Abſicht war edel; wenn ſie doch nur erfüllt worden wäre. So aber reißt mich deine Gabe ſchnell einem böſen Schickſal zu. Die Eltern hätten dieſe thörichte Reiſe nicht unternehmen können; denn alle Mittel, Geld zu ſchaffen, ſchlugen fehl. Da kommt das Paket. Die Mutter war vor Freude außer ſich und ſchrieb die Gabe dem Herzoge ſelbſt zu. Nun hielt ſie meine Heirath mit dem Baron Holder für eine vom Himmel ſelbſt gewünſchte und begünſtigte Sache, der man allen nur möglichen Vorſchub leiſten müſſe. Drauf löste ſie alten Staat aus dem Lombard ein und putzte ſich und den Vater heraus. Ein Bedienter wurde für die Fahrt angenommen, ein Wagen gemiethet, und ſo werden wir dann mit deinen hundert Gulden ſo ziemlich fertig ſein, daß wir mit knapper Noth wieder nach Hauſe kommen.“

„Aber ich werde dadurch das Glück erlangen, welches auf Erden zu erſtreben mir allein erlaubt iſt. Ich werde alle meine Geſchicklichkeit aufbieten, die Heirath ſo ſchnell als möglich zu Stande zu bringen, und ich habe alle Hoffnung dazu, daß es bald geſchieht. O Edelgunde, ich zittre mit Wonneſchauern dem Augenblicke ein Theil des pfalzgräflichen Zeugs kehrte zurück; aber es war blinder Lärm. Doch wurden nun die zeither vernachläſſigten Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt getroffen, die Bürger unter die Waffen gerufen und mit Munition verſehen, und die Bauernpartei wagte nicht dieſen Anordnungen ſich zu widerſetzen.

Wohin ſich Gottfried Fugger geflüchtet, wußte Niemand zu ſagen. —

Einige Tage vor dieſen Auftritten in Weißenhorn ſchritt eines Morgens aus dem einſam gelegenen Haſenhofe in der Grafſchaft Burgau eine kleine Anzahl bewaffneter Männer durch den Buſch und über die Höhen, um in das Thal der Günz zu gelangen, in welchem ſie mit dem Fluſſe abwärts der Donau zueilend zu Mittag das Bauernlager bei Leipheim zu erreichen hoffen durften. Es waren das Haſenhänslein, ſein Schwiegerſohn Gebhard Diether, der ehemalige Oberſteiger in den Fuggerſchen Bergwerken in Kremnitz und im Innthale, ſeine Frau Lore, des Haſenhänsleins Tochter, der Bildernazzi und Martin. Der Letztere zeigte ſich in ſeinem Aeußern gänzlich umgewandelt und war ſtatt in die feine Junkerſchaube in ein grobes Bauernjöpplein gehüllt, eine alte Hundsguggel, ein par bocklederne Hoſen und ein paar Bundſchuh machten ſeinen ganzen Anzug aus. Dazu trug er eine Büchſe und ein um die Lenden gegürtetes kleines Schwert. Aber, wie es ſchien, war die Umwandlung ſeiner nicht nur äußerlich vor ſich gegangen; er ſchien auch innerlich ſehr verändert zu ſein. Sein Blick irrte ſcheu und gedrückt am Boden, und nur zuweilen erhob er ihn, um ihn mit einem gemiſchten Ausdruck von ſcheuer Furcht, ohnmächtigem Groll und bitterer Wehmuth auf den Bildernazzi zu richten. Begegnete aber in ſolchem Moment der Blick dieſes dem ſeinigen, ſo ließ er ihn mit unverkennbarem Schrecken zu Boden fallen, und es war, als liefe ein leiſes Zittern über ſeinen ganzen Körper. Es war augenſcheinlich, der gleichſam dämoniſche Einfluß, welchen der Bildernazzi gleich beim erſten Zuſammentreffen mit Martin auf dieſen ausgeübt, hatte ſich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt und auf die geiſtige Thätigkeit des ſonſt ſo ſchlauen und durchtriebenen jungen Menſchen einen nachtheiligen Eindruck gemacht. Unbekümmert um die bramarbaſirenden Reden der Andern ging Martin ſtill vor ſich hin, und nur wenn der Bildernazzi zuweilen die helle ſchneidende Stimme erhob, um die Begleiter noch mehr anzufeuern, zuckte er zuſammen, erwachte für ein paar Augenblicke aus ſeiner Theilnahmloſigkeit und horchte der aufſtachelnden Rede des Bilderhändlers mit dem Ausdruck eines troſtloſen Schmerzes in den abgeſpannten Zügen ſeines bleichen Geſichts.

Deſto größere Aufmerkſamkeit ſchenkte Frau Lore ihm. Mit beſorgter Theilnahme und der gutmüthigen Emſigkeit ſchweſterlicher Liebe irrte ihr Auge in ſeinem Geſichte, ſuchte einen ſeiner Blicke zu erhaſchen und ihn dann mit dem freundſchaftlichſten Zunicken aufzumuntern und zu erfreuen. Immer an ſeiner Seite, gleichſam als müſſe ſie ihn in ihrer unausgeſetzten Obhut halten, flüſterte ſie ihm dann und wann, wenn die Andern im eifrigen Geſpräch waren, ein liebkoſendes Wort zu, oder ſie ſteckte ihm heimlich eine Leckerei zu, die ſie nur für ihn mitgenommen zu haben ſchien.

„Faſſe Muth, mein Schäfchen,“ ſagte ſie leiſe. „Die Bauern ſiegen über die Herren, und dann wirſt Du's ſicherlich zu etwas Großem bringen; denn ein Regiment muß dann doch wieder eingeſetzt werden, und dazu werden nur die Klügſten genommen, und Du biſt doch gewiß der Klügſte von Allen. Du wirſt gewiß nicht im Kriege umkommen; die wenigſten Kugeln treffen. Und Dich trifft nun einmal gar keine, weil Du zu etwas Beſſerem aufgehoben biſt.“ „Ich wollte, mich träfe die erſte, und zwar ſo, daß ich nicht mehr ruckte und zuckte!“ verſetzte Martin. Des Bildernazzis ſcharfem Ohre waren dieſe Worte nicht entgangen; er war ſogleich an des Sprechers Seite, faßte den Erſchrockenen bei der Schulter und raunte ihm erzürnt zu: „Schäme Dich, Feigling! Ich glaubte, Du wärſt zu meinem Rächer geboren, aber ich ſehe leider mit großem Verdruß, wie ſehr ich mich in Dir geirrt habe.“ Und mit einem verächtlichen Lächeln ſtieß ſie ihn von ſich.

„Nicht ſo! nicht ſo!“ rief er gleichſam flehend und ſtreckte die Hand nach dem Erzürnten aus. „Ich werde Euch beweiſen, daß ich nicht feig bin. Seid nicht böſe

Ich werde den Eid halten, den ich Euch geſchworen.“ Dann verſank er wieder in ſein früheres Brüten und beachtete Lores ſchweſterliche Liebesäußerungen ſo wenig als das Zureden des Haſenhänsleins und Dietbers.

Luſtig!“ rief ihm der alte Trinker zu. „Jetzt endlich iſt unſre Zeit gekommen. Wir wollen mit dieſem Fiedelbogen — dabei ſchlug er an ſein altes Schwert — den kaiſerlichen Vögten, den Amtleuten, Junkern, Mönchen und Pfaffen zum Tanze aufſpielen, daß ihnen die Köpfe von den Schultern hüpfen ſollen. Für mich allemal das beſte Faß Wein im Kloſterkeller, für Dich allemal das ſchönſte Nönnlein im Kloſtergarten. Luſtig, Bürſchlein! Jetzt kommen wir ans Spielbret, wo die Herren bis jetzt geſeſſen, indem wir ihnen die Moneten brachten. Jetzt nehmen wir haufenweis zurück, was wir handvollweis geſpendet.“

„Nun kannſt Du auch an den Fuggern, die Dich belogen und betrogen, Rache nehmen,“ giftete Dietber dem jungen Manne ins Ohr. „Wir werden in den nächſten Tagen in den Fuggerſchen Herrſchaften nach Luſt und Belieben ſchalten und walten, und ich denke, wir werden bald auch die Herren in Augsburg ſein, dann wollen wir mit den ſtolzen Leinwebern ein Wörtchen ſprechen, das ſie nicht wieder vergeſſen ſollen.“

„Rache! Rache!“ kreiſchte der Bildernazzi mit greller unheimlicher Stimme, und es klang wie der Wuthſchrei eines hungrigen Raubthiers, ſo daß Martin in der innerſten Seele erbebte. „Mit den Fuggerſchen Bauern müſſen wir's zumeiſt halten, und von den Fuggeriſchen Schlöſſern und Herrenhäuſern darf kein Stein auf dem andern bleiben.“

Auf dieſe Weiſe wurde die Unterhaltung, ſchwelgend im Vorgenuſſe der Rache und der Schlemmerei, fortgeführt, ohne daß Martin weiter Theil daran nahm, bis ſie zu andern Bauerntruppen ſtießen und die Straße immer lebhafter wurde von lärmenden Bewaffneten, die alle demſelben Ziele zueilten. Je näher ſie demſelben kamen, deſto wilder und bunter war das Drängen und Wogen, das Schreien und das Waffengeklirr. Ueber fünftauſend Bauern ſtanden ſchon in den Lagern bei Leipheim und Langenau und über vier tauſend zogen ihnen aus dem Mindelthale, zu. Die Bewegung war in den Thälern der Günz, der Mindel und der andern kleinen Flüſſe bis zur Iller um ſo lebendiger, weil alle Reiſigen und Landsknechte, die in geordneter Streitmacht zuſammengeſtanden, zum Heer des Truchſeß ins Würtembergiſche gezogen waren. Bei Illertiſſen an der Iller, nur vier bis fünf Meilen ſüdlich von Leipheim, ſtand abermals ein Bauernlager von ſechstauſend Mann aus dem Illerthale und der nächſten Umgegend. Die Stadt Leipheim war ganz und gar auf Seite der Bauern, dahingegen verſchloſſen ihnen die nahen Städte Günzburg öſtlich, und das Fuggerſche Weißenhorn ſüdlich von Leipheim die Thore.

Der Bildernazzi und Diether waren kaum beim Leipheimer Hauſen angekommen und hatten ſich mit den ihnen befreundeten Führern in Verbindung geſetzt, als ſie auch ſchon wieder in die nahen Fuggerſchen Dörfer eilten und alle Bauern darin aufſtachelten und unter die Waffen trieben, um ſie den Hauſen zuzuführen. Nazzi namentlich war in all dieſen Orten ſo bekannt, daß ihn jedes Kind beim Namen rief; er hatte ſchon lange hier mit Bildern, Büchern und Worten nach Kräften gearbeitet, um das Volk zur Empörung reif zu machen. Auch in die kleinen Städte ſchlich er ſich ein und hetzte die Bürger der untern Klaſſen. Er war unermüdlich, dieſer unheimliche Bilderhändler, ſein Ziel zu verfolgen. So hatte er denn auch ausgekundſchaftet, daß Gottfried Fugger, der Mandatar Raimunds in den Fuggerſchen Herrſchaften und als ſolcher heimlicher Bedrücker und Ausſauger des Volks, ſich im Herrenhauſe des Fuggerſchen Fleckens Pfaffenhofen verborgen hatte, aber die falſche Sage habe verbreiten laſſen, er ſei nach Augsburg entkommen. Ihn zu fangen trug Nazzi beſonders heißes Verlangen, und Gebhard Dietber diente ihm hier, wie überall, wo es galt, den Fuggern zu ſchaden, als Spürhund und Werkzeug.

Am erſten April begannen die Thätlichkeiten der drei Bauernlager von Langenau, Leipheim und Illertiſſen; es war der Tag, an welchem der Verabredung zu Gaisbeuern gemäß, faſt überall, wo es noch nicht geſchehen war, losgeſchlagen wurde. Die Leipheimer, vom Pfarrer Jakob Wehe angeführt, überfielen und zerſtörten zuerſt das nahgelegene Schloß Wilhelm Ritters zu Bühl; ein Theil ging dann ſüdlich an der Bibrach hinauf, der größte Theil zog aber, vorzüglich auf Nazzis Veranlaſſung nach Pfaffenhofen. Hier wurde das Fuggeriſche Herrenhaus geplündert und überall nach Gottfried Fugger, obwohl vergebens, geſucht; die Bauern berauſchten ſich in den Weinvorräthen, ſo daß ein wüſtes böſes Treiben entſtand, dem Jakob Wehe, trotz des beſten Willens, nicht Einhalt zu thun vermochte. Mit Schmerz mußte er bemerken, daß des ſchlimmgearteten Nazzis Einfluß auf die Bauern ſtärker ſei, als der ſeinige, und der fremde fieberhaft thätige Mann kam ihm oft wie der böſe Dämon der Volksempörung vor. Von Pfaffenhofen ſchickten die Bauern ein paar Abgeordnete nach Weißenhorn hinüber mit dem Erſuchen, man möchte ſie einlaſſen, damit ſie für ihr Geld eſſen und trinken könnten. Der Stadtrath ſchlug es ab. Nazzi, der Sprecher der Bauernabgeordneten, verlangte nun Herausgabe alles Eigenthums des Abts des nahen Kloſters Roggenburg, welches dieſer in die Stadt geflüchtet hatte. Auch dieſes Anſinnen wurde abgeſchlagen, und Nazzi, der ſeine Liſt vereitelt ſah, verließ mit ſeinen Gefährten mit Drohungen die Stadt. Der Zug des Haufens ging nun über Attenhofen nach Weißenhorn. Er war ſo ſtark, daß die erſten bereits an den Gärten von Weißenhorn ankamen, als die letzten noch in Attenhofen waren, dabei gingen ſie in der Breite dreißig Mann hoch. Sechzig Wagen befanden ſich dabei zur

Wegführung der Beute, zehn aus der Mitte der Bauern und unter dieſen Jakob Wehe ſelbſt gingen vor das Thor und begehrten nochmals Einlaß. Der Rath habe, ſagten ſie zu dem auf dem Thore ſtehenden Rathe und Bürgermeiſter, die bündiſchen Reiter auch eingelaſſen und gebe Juden und Zigeunern für ihr Geld Zehrung. Zugleich begehrten ſie aber auch, der Rath ſolle ſich in ihre Brüderſchaft ſchwören und mit ihnen das heilige Evangelium beſchirmen helfen. Der Bürgermeiſter Schwarz verſetzte hierauf: die Stadt Weißenhorn habe ſich nun ſeit achtzehn Jahren unter dem Fuggeriſchen Regiment wohl befunden, und kein rechtlicher Bürger habe gegründete Urſache ſich über die Herren Fugger als ihre Obrigkeit zu beklagen; auch hätten ſie in der Stadt keinen Mangel an Gotteswort. Er bäte ſie deshalb, doch gute Nachbarſchaft zu halten, die der weißenhorner Rath auch gegen ſie beobachten wolle. — Den Bauerngeſandten wurde ein freundlicher Trunk und Brod von den Rathsherrn geboten, den ſie auch in freundlicher Meinung annahmen. Sobald aber der in der Nähe des Ausgangs der Verhandlung harrende Bauernhaufen die Weigerung des weißenhorner Raths erfuhr, wurde beſchloſſen die Stadt zu ſtürmen. Der Sprecher der Bauern wurde zurückgeſchickt mit der Weiſung, da man ſie nicht gutwillig einlaſſen wolle, ſo gedächten ſie in dieſer Nacht noch die Stadt einzunehmen. „Nun,“ rief der Bürgermeiſter, „ſo hüte jeglicher Fuchs ſeines Balgs. Das walte Gott und der Ritter Sanct Jörg!“

Sogleich begannen die Bauern die Zurüſtungen zum Sturm; bald darauf krachte das Schießen herüber und hinüber und dauerte über eine Stunde bis zum Anbruch der Nacht. Da ſetzten ſich die Bauern in der Vorſtadt feſt, thaten ſich in den Häuſern gütlich, und es war Stillſtand des Waffenlärms.

In Weißenhorn war die Fuggeriſche Partei in großer Sorge über die Erneuerung des Angriffs entweder in der Nacht noch, oder am frühen Morgen; denn die Bauernpartei unter den Bürgern wurde laut und lauter und forderte die Uebergabe der Stadt. Es ließ ſich vorausſehen, daß ſie alſo, von innen und außen gedrängt, ſich nicht lange werde halten können. Die größte Angſt hatten die aus dem nahen Kloſter Roggenburg hereingeflüchteten Mönche und die Pfaffen aus der Umgegend, welche ebenfalls hinter den Mauern der guten fuggeriſchen Stadt Schutz geſucht und ſich verzweiflungsvoll bei der Vertheidigung betheiligt hatten.

Im ſchwelgeriſchen Bauernhaufen ſchlug aber in dieſer Nacht trotz aller Anſtrengung der Hauptleute, namentlich Webes und des Bildernazzis, die Stimmung um. Das Stürmen der Stadt kam ihnen unbequem vor, und das nur ein paar Stunden entfernte reiche Kloſter Roggenburg bot bei weitem mehr Mittel zur Schwelgerei ohne Mühe und Gefahr. Nazzi mochte ſich heiſer reden, es ward der Zug nach dem Kloſter beſchloſſen und die Stadt einſtweilen aufgegeben. Als der Tag graute, ſtand der jubelnde

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Hauſe im großen Hofe des prächtigen Kloſters, das von ſeinen Conventualen verlaſſen worden war, und lechzend nach den guten Weinen der Mönche und den Speiſevorräthen, vergaßen ſie vor der Hand alle Städteeroberung. Knirſchend vor Wuth ſah Nazzi, mit welchem erbärmlichen Volke er es zu thun hatte. Er mußte dieſe Menſchen, an die er ſich gebunden, verachten. Während ſie zu den Genüſſen ſtürzten und mit der Gier wilder Thiere ſchmauſten und zechten, ging er einſam, das Herz voll bittern Grolls, in den weitläufigen Gebäuden umher und ſpähte mit rachegeſchärften Blicken in den Gemächern, an welchen Dingen die üppigen Mönche wohl Freude gehabt haben möchten. Als die Bauern nun von den ſtarken Weinen des Kloſters berauſcht waren, trat der finſtre Bilderhändler zu ihnen und hetzte ſie zur Zerſtörung der Kloſterſchätze auf. Mit grauſigem Hohngelächter führte er ſie in die mit Kunſtwerken aller Art reich ausgeſtattete Kirche. Es hatte ihm vorhin auf ſeinem Spähergange eine wollüſtige Schadenfreude gewährt, auf mehren Gemälden und Bildſäulen den Namen Jakob Fuggers als Schenkers zu finden. Jetzt zertrümmerte er ſie mit eigner Hand. Auf ſeine Aufmunterung wurde ſodann das herrliche Orgelwerk mit Aexten und Beilen zerſchlagen, das Sakramentshäuslein mit einem Spieße zuſammengeſtoßen, das Hochwürdige und die goldne Büchſe, worin das Chriſam war, auf dem Boden zertreten, die Heiligenbilder zertrümmert, die Meßgewande, Fahnen und Altartücher zerriſſen, woraus entgegen, wo ich berauſcht von unausſprechlicher Liebesſeligkeit —"

Edelgunde ſtand auf, um nach ihrer Taſſe zu langen, und der unbeſonnene kühne Sprecher verſtummte.

„Abſcheulicher Menſch!" ſchmollte das Fräulein einige Zeit darauf, und ihre Augen ruhten dabei ſchmachtend, reizender durch den Ausdruck holden Liebeszorns, auf ſeinem blühenden Geſichte. „Ich habe dieſe Tage und Nächte unſägliche Thränen über dich vergoſſen," fuhr ſie dann milder fort. „Ach, ich habe Gott gebeten, daß er dieſen Kelch der Verſuchung, den du mir bereiteſt, von mir nehme."

„Um den widrigen Oberſten oder ein ähnliches Exemplar heirathen zu müſſen, oder dich von deiner Mutter peinigen zu laſſen, und vor Kummer über die Noth deiner Eltern zu ſterben. Nicht wahr?" fragte Altfuchs boshaft.

„O ich will Gott noch inbrünſtiger bitten," verſetzte das Fräulein mit zitternder Stimme und in ihren Augen glänzten Thränen, „daß er mir einen Ausweg aus dieſer furchtbaren Bedrängniß, aus dieſem Wirrſal zeige. Ach, Guſtav, ich müßte mich ja ſelbſt verachten, wenn —"

die Bauern ſich Gurte und Hoſenbändel, die mitgekommenen Weiber ſich Schürzen und Tücher machten. Die Kelche und die andern goldnen Geräthe wurden in die Beuteſäcke geſteckt. Dann kam es an die Bibliothek und das Archiv, worin die Akten, welche das Verzeichniß der Gülten und andrer Schuldigkeiten der Bauern enthielten. Bücher und Akten wurden auf den Hof geworfen und in einem großen Feuer verbrannt, um welches die brüllenden Bauern einen kannibaliſchen Reigen aufführten. Hier trat der Pfarrer Wehe, der ſchon einige Male vergebens verſucht hatte, die Bauern in Zucht und Ordnung zu erhalten, zu dem Bildernazzi. „Mann, Ihr kommt mir wie ein hölliſcher Geiſt vor. Während ich die Bauern von dieſem tollen und unnützen Gebahren abmahne, ſtachelt Ihr ſie zu immer ärgerer Raſerei auf. Und doch — ich habe Euch beobachtet — habt Ihr ſelbſt keinen Tropfen Wein getrunken, Ihr habt keinen Beuteſack und muntert nur immer Andre auf, Beute zu machen. Am meiſten iſt mir aber in dieſen Tagen aufgefallen, daß Ihr es vorzüglich auf die fuggeriſchen Orte abgeſehen zu haben ſcheint. Ihr habt die Bauern dieſer reichen augsburger Herren in Schaaren zuſammengetrieben und, wie man mir geſagt hat, keinen Mann dort gelaſſen. Wahrlich Ihr ſeid mir eine unerklärliche Erſcheinung.“

„Und doch kennt Ihr mich ſchon lange, Meiſter Jakob; denn ich habe Euch ſeit zwei Jahren Briefe und Botſchaften der Geheimen gebracht,“ verſetzte Nazzi mit grinſendem Hohne.

„Ihr ſeht, es liegen Talente in mir, die Ihr nicht in mir geſucht." — „In der That Ihr ſeid nicht, was Ihr ſcheint."

„Gewiß liegt Manches hinter mir, das Euch mein Benehmen erklären würde, namentlich in Bezug auf die Herren Fugger in Augsburg. So wißt: ich habe ſeit zwanzig Jahren und länger nur einen Wunſch gehegt; aber einen glühenden, der mir in der Seele brannte, wie ein unauslöſchliches Feuer, den Wunſch nach Rache an Fürſten und Pfaffen; ich habe faſt nur einen Gedanken gehabt, wenigſtens füllte dieſer eine ſtets meine ganze Seele aus; er quälte mich am Tage und ſchreckte mich des Nachts von meinem Lager auf und trieb mich ruhelos umher, der Gedanke: wie ich dieſen Rachedurſt am geſchickteſten und befriedigendſten ſtillen möchte. Mir genügt nicht der Mord dieſer verruchten Quälgeiſter der Menſchheit, und wenn alle Fürſten und alle Pfaffen nur ein Haupt hätten, und mir wäre ein haarſcharfes Schwert in die Hand gegeben, und ich ſollte damit das gebundene, zu meinen Füßen liegende Scheuſal enthaupten, ich würde das Schwert von mir werfen und Tag und Nacht auf die ſchrecklichſten Qualen und Martern ſinnen, womit ich meinen Rachedurſt an dem hölliſchen Ungethüm befriedigen könnte. Kloſter und Paläſte, Prachtſitze und Städte, die ſie erbaut, Alles möcht' ich verwüſten, um ihnen Leid zu machen, den ſcheuslichen Wollüſtlingen, Lügnern und Tyrannen. Was die Fugger betrifft, ſo hat meine Rache gegen ſie noch einen andern beſondern Grund."

„Großer Gott,“ rief Wehe erſchrocken und ſtarrte in das von der wildeſten Leidenſchaft verzerrte Geſicht Nazzi's, in welchem die Flecken blutroth glüheten. „Solch ein Mann iſt mir unter den Tauſenden, die ich als von Fürſten und Pfaffen Gemißhandelte kennen lernte, noch nicht vorgekommen. Ich hatte geglaubt, ſolcher Rache ſei nur ein Weib fähig.“

„Ihr mögt ſchon recht haben,“ lachte der Bilderhändler wild. „Mann oder Weib, wehrt mir nicht! Ich bin vom Himmel auserſehen zum Verderben der Nichtswürdigen; mich treibt ein höherer Geiſt, ſei er ein himmliſcher oder ein hölliſcher, gleichviel! Ich muß meine Aufgabe löſen, meinem Triebe genügen. Und wenn ich fallen ſollte, ſo ſeht dort den jungen bleichen Mann, der dieſelben Flecken im Antlitz trägt, wie ich, der muß mein Werk fortführen; er iſt mir dazu mit dem heiligſten furchtbarſten Eide verpflichtet; denn dieſe Flecken ſind das uns von Fürſtenbosheit und Pfaffentreuloſigkeit aufgedrückte Brandmal, ſie ſind der unauslöſchliche Stempel, der uns auf ewig zu Vollbringern der blutigſten Rache weiht.“

Jakob Wehe ging ſchaudernd von dannen; er verſuchte weder Nazzi noch den raſenden Bauern mehr zu wehren; denn er hatte ſich überzeugt, daß dieſer ſeltſame fremde Mann ſie mit dämoniſcher Kraft beherrſchte und zur wildeſten Wuth antrieb. Aber er ahnete auch im beklommenen Herzen, daß dies zu keinem guten Ende führen werde.

In der Nacht, als die Bauern des Zerſtörens müde waren und bis zur Ueberſättigung geſchlemmt hatten, erwählten ſie Einen aus ihrer Mitte zum Abt, Andre zu Chorherrn, legten ihnen die prieſterlichen Gewänder an, hielten Meſſe und Proceſſionen und verhöhnten die heiligen Gebräuche der Kirche auf die tollſte Weiſe unter dem roheſten Gelächter und viehiſchem Gebrülle aller Uebrigen. Der Pfarrer Wehe erfuhr auf Befragen — und es grauſte ihm dabei — daß der Bildernazzi den ganzen tollen Spuk angegeben, und daß er immer neue Schelmenſtücklein erſinne, um die Bauern zu vergnügen.

Am andern Morgen zog der wüſte Haufe mit der Beute nach Leipheim zurück, kaum aber war er fort, ſo kam der Haufe von Illertiſſen nach Roggenburg und verwüſtete vollends, was die Leipheimer noch ganz gelaſſen hatten. Dieſe ſetzten ſich ſelbigen Tags — es war der Sonntag Judica — durch Liſt in den Beſitz der Stadt Günzburg. Der Rath der Stadt hatte das Anſchließen an die rebelliſche Bauernſchaft ſtreng verweigert. Nun waren aber viele Bürger in die Reihen der Bauern im Leipheimer Lager getreten; dieſe baten den Rath in Günzburg ſchriftlich um Erlaubniß, Sonntags die Ihrigen beſuchen zu dürfen. Der Rath erlaubte es aus Furcht vor einem Aufſtand in der Stadt. Dieſe Günzburger brachten aber viele Bauern mit, Andre zogen nach. So wie die Erſtern in die Thore eingelaſſen wurden, beſetzten Jene dieſelben, und die Letzten drangen mit gezückten

Schwertern in die Stadt vor das Rathhaus und nöthigten den Rath zum Anſchluß.

Der Haufe von Langenau ließ denſelben Tag den Leipheimern ſagen: ſie ſeien mit den Herrenhäuſern fertig bis auf ein Schloß. Die Leipheimer möchten ihnen dazu dreitauſend Knechte und einige Büchſen ſchicken. Sei dieſes auch noch abgethan, dann hätten ſie keine Arbeit mehr und wollten zu den Leipheimern ſtoßen, um mit ihnen gemeinſchaftlich auf Ulm zu ziehen und dies feſte Neſt des ſchwäbiſchen Bundes zu brechen und die ſaubern Vögel auszunehmen.

Dies war auch Jakob Wehe's Plan, und ſein Gelingen hätte dem ſchwäbiſchen Bunde den Todesſtoß gegeben, aber der kriegeriſche Pfarrherr erhielt die ihm unangenehme Kunde, daß der Truchſeß mit dem Bundesheere, den er in Oberſchwaben beſchäftigt wähnte, ihm gleichſam ſchon auf dem Nacken ſaß. Dieß war auch die Abſicht des alten Feldherrn geweſen. In ſeinem Lager zu Zwiefalten trafen ihn aber Eilboten der Bundesräthe zu Ulm, die ihn dringend aufforderten, unverzüglich gegen die Leipheimer zu ziehen. Sie ahneten, was der talentvolle Pfarrer Wehe im Schilde führte; er war ihnen ein zu gefährlicher Feind. Der Truchſeß wandte ſich alſo und zog in der Nacht des Sonntags Judica mit einem Theile der Reiterei nach Ehingen, mit dem andern nach Munderkingen, Montags, den 3. April nach Wiblingen, wo ſich die Bundesräthe von Ulm im Lager einfanden und mit ihm den Angrif auf den Leipheimer Haufen beſchloſſen. Dienſtags in der Frühe ſetzte das Heer über die Iller und ging neben Ulm hin auf die Bauern los. An dieſem Dienſtag ſchrieb Jakob Wehe einen ſchlauen Brief an die Bundesräthe nach Ulm, um Unterhandlungen anzuknüpfen, während deren er die andern großen Bauernhaufen in der Nähe an ſich ziehen könnte. Er ſchrieb: die Herren würden als hochverſtändige und erfahrene Kriegsleute leicht einſehen, daß, da die Verſammlung der Bauern je länger je größer geworden ſei, ein ſolches Volk nicht allweg zu zwingen ſei. Was Ungeſchicktes vorgenommen und geſchehen ſei, ſei ihnen, denen von Leipheim und Mitverwandten, aufrichtig leid. Damit noch mehr Aergerniß verhütet werde, ſo bitten ſie, der Bund wolle zu Gottes Lob und zum Frieden ein treuer Förderer ſein. Auch ſie wollten, für ſich ſelbſt, ſo viel ihnen möglich, mit höchſtem Fleiß bei andern Verſammlungen dahin wirken, daß durch gottesfürchtige und verſtändige Männer, welche das Zeitliche haſſen und das gemeine Beſte lieben, die Klagen gehört und Alles in Güte oder mit rechtlicher Entſcheidung der Beſchwerden entledigt werde. — Dieſes Einlenken, um Zeit zu gewinnen, kam zu ſpät. Wehe war auf dem Volkstage zu Gaisbeuern zu weit gegangen, und es hatte dort nicht an Spionen der Bundesräthe gefehlt. Auch rückte der Truchſeß den Leipheimern ohne Verzug ſelbigen Tags noch auf den Hals. Einen Theil ſeiner Reiterei ließ er über die Donau auf Elchingen gehen, dieſe ſtießen auf einen das Kloſter Elchingen plündernden und mit Beute heimkehrenden Schwarm des Langenauer Haufens, über zwölfhundert Mann, ſetzten in ſie, jagten ſie theils in die Flucht, theils in die Donau, worin Viele ertranken; Viele wurden erſtochen und gegen dreihundert gefangen und gebunden nach Ulm geführt. Mit ſeiner Hauptmacht war der Truchſeß unterdeſſen auf Leipheim gezogen. Das Bauernheer ſtellte ſich ſchnell zur Vertheidigung auf nnd nahm eine vortheilhafte Stellung ein. Sobald die Reiterei der Bündiſchen ſich zeigte, ſchoſſen die Bauern wacker auf ſie; als ſie aber endlich das ganze feindliche Heer, welches mehr als noch einmal ſo ſtark wie das bäueriſche war, überſehen konnten, wollten ſie ſich nach kurzem Kampfe auf Leipheim zurück ziehen, wo eben Jakob Wehe mit neuem Zuzug von Günzburg her ankam. Aber dem Truchſeß gelang es den Rückziehenden den Weg zu verlegen, und nun entſtand eine wilde über eine Stunde dauernde Metzelei. Viele Bauern wurden in dem nahen Jungholz, wohin ſie zurückliefen, von den bündiſchen Reitern der Nachhut erſtochen, viele ſtürzten ſich in die Donau und ertranken entweder darin oder fielen auf der andern Seite den Reitern in die Klingen, welche der Truchſeß zur Säuberung Elchingens hatte überſetzen laſſen. So fanden in Feld und Waſſer gegen tauſend Bauern den Tod, zweitauſend ſchlugen ſich nach Leipheim durch, wovon Viele ſtark verwundet waren. Hier empfing ſie der muthige

Pfarrer Wehe und ſuchte ſie durch geeignete Anreden und Maßregeln zur Fortſetzung des Kampfes von den Mauern herab zu begeiſtern. Ja er ſelbſt ſchoß vom Thurm herab mit einer Büchſe auf die Bündiſchen. Aber den Bauern war zumeiſt der Muth entfallen, und die Bürger ſandten einen Greis und mehre Frauen hinaus, um die Gnade des Truchſeß anzurufen. Er verlangte die Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade, und die Auslieferung ihres Pfarrherrn, der die Bauern in Gaisbeuern und anderswo mit Unwahrheit verhetzt habe. Die Stadt ergab ſich.

Vom Pfarrhauſe, welches an der Stadtmauer lag, führte ein unterirdiſcher Gang hinaus an die Donau. Dort öffnete er ſich im dichten Gebüſch. Nicht weit davon am Flußufer war eine kleine ebenfalls mit Gebüſch verwachſene Höhle. Durch dieſen Gang entfloh jetzt der Pfarrer mit einem Vertrauten und begab ſich in die Höhle. In der Nacht gedachten ſie über die Donau zu ſchwimmen.

In der Stadt wurden die gefangenen Bauern und Bürger in die Kirche geſperrt. Der Truchſeß hatte den Knechten die Plünderung der Stadt verſprochen. Nun ſchlug ihnen ihr Anführer, der Graf von Fürſtenberg vor, kurzweg von jedem Gefangenen einen Monatsſold von vier Gulden zu nehmen. Das waren die Knechte zufrieden. Als aber der Truchſeß, der unterdeſſen Günzburg beſetzt hatte, Abends zurückkehrte, begriff er, daß die Gefangenen, welche in der Todesangſt das ihnen von den Knechten abgeforderte Verſprechen gegeben, und die Stadt unmöglich eine ſo hohe Summe auftreiben konnten; er ſuchte die Knechte zu bereden, von ihrer Forderung abzuſtehen; er ſelbſt ſchätzte die Stadt auf 1500 Gulden. Aber die Knechte beſtanden durchaus auf ihrer Forderung und machten großen Lärm deshalb.

In der Stadt und nächſten Umgegend wurde von den Bündiſchen fleißig nach dem Pfarrer geforſcht. Niemand konnte begreifen, wohin er gekommen war. So durchſtöberte auch eine kleine Anzahl Knechte in der Abenddämmerung das buſchreiche Ufer der Donau. Sie hatten einen Spürhund bei ſich. Als ſie ſchon an der Höhle vorüber waren, ohne ſie entdeckt zu haben, ſchlug der Hund an. Die Knechte kehrten zurück, ſtießen mit ihren Spießen in die Höhle und trieben auf dieſe Weiſe die Verborgenen heraus. Der Pfarrer bot zweihundert Gulden, die er bei ſich hatte, wenn ſie ihn laufen ließen; ſie banden ihn aber und führten ihn in das Lager des Truchſeß in Bubisheim. Am folgenden Tag, den 5. April wurde er mit ſieben Andern vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Sein Freund, der Pfarrer von Günzburg, war darunter, ſo wie die vorzüglichſten Hauptleute der Bauern. Sie wurden ſogleich — es war ſchon Abend — auf einen Acker zwiſchen Bubisheim und Leipheim herausgeführt, wo der Scharfrichter ihrer wartete. Mit feſtem Schritt und unerſchütterlichem Muthe ging der edle

Wehe dieſen ſeinen letzten Gang. Er hatte für eine große Idee gelebt, und ſie war's, die die ihn zum Märtyrertod ſtärkte. Als er vorgeführt wurde, rief ihm der Truchſeß zu: „Pfarrherr, dafür hättet Ihr Euch und uns wohl ſein mögen, hättet Ihr Gottes Wort der Gebühr nach gepredigt und nicht gottloſen Aufruhr.“

„Gnädiger Herr,“ verſetzte Wehe mit Würde und Hoheit, „Ihr thut mir zuletzt noch unrecht. Ich habe ſtets nur Gottes Wort gepredigt; ſelbſt das, was Ihr den Aufruhr nennt, war nur Gottes Wort.“

„Ich bin anders berichtet,“ ſagte der alte Truchſeß ſauer. Jetzt trat ſein Kaplan zu dem Pfarrer und ermahnte ihn zu beichten und ſich mit Gott zu verſöhnen.

„Ich bedarf Eures Beiſtandes nicht,“ wies Wehe den Kaplan kurz zurück, wandte ſich dann zu den Kriegsräthen und ſagte: „Liebe Herren, es ſoll ſich Niemand darob ärgern. Ich habe meinem Gott und Schöpfer bereits gebeichtet und ihm meine Seele empfohlen, von dem ich ſie empfangen habe.“ Dann redete er ſeine Todesgenoſſen an: „Seid guten Muths, Brüder; wir werden heute noch miteinander im Paradieſe ſein.“ Nun hob er das ſchöne Auge zum weſtlichen Himmel empor, verſenkte es in die verglimmende Abendröthe und betete mit lauter Stimme in lateiniſcher Sprache den ſiebenten Pſalm: Auf dich Herr vertraue ich ꝛc. Und ſchloß mit den Worten: „Vater, vergib ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ — Hierauf kniete er auf die Blumen des Ackers nieder, erhob

Jetzt langte er mit unwilligem Geſicht nach ſeiner Taſſe, und das Fräulein ſchwieg. —

Die Geſellſchaft wurde mit einem ſchmackhaften Wildpretsbraten regalirt: Wein und Punſch floß Abends auf den Tiſchen. Als der Baron, ziemlich berauſcht, ſich nach Mitternacht von Fink auskleiden ließ, ſagte er ſchmunzelnd: „Höre, Fink, ich glaube ſelbſt, es iſt Gottes Schickung, daß Hofmarſchalls das Rad nicht weit von uns zerbrachen. Es ſind herrliche Leute. Recht und ächt adlig, wie ich's von Edelleuten gern mag.“

„Und das Fräulein! das gnädige Fräulein! Und die Lebensverſicherungsbank dazu! Nicht wahr, Herr Baron, daran haben ſie auch ſchon gedacht?“

„Du biſt doch ein Erzſchelm!“ ſagte Helder und wollte ſich todtlachen. Und lachend über den Scharfſinn ſeines Kammerdieners taumelte er in's Bett.

Edelgunde fühlte ſich von lauter Harm und Kummer krank, und ſchickte ihr Mädchen nach dem Hausarzte, dem alten Leibmedicus Hohlfeld. Dieſer ließ ſagen, es thue ihm leid, nicht ſelber aufwarten zu können; er ſei eben im Begriff ſeine Hände und rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Der Scharfrichter war mit dem bloßen Schwerte hinzugetreten, und einen Augenblick ſpäter benetzte das ſchöne Haupt rollend die Blumen und das Gras mit dem ſtrömenden Blute. Nach ihm wurden noch vier Bauernhauptleute geköpft. Als es an die übrigen drei kommen ſollte, worunter ſich der Pfarrer von Günzburg befand, war es ſchier Nacht geworden, und der Scharfrichter konnte nicht mehr ſehen. Da baten die Umſtehenden den Truchſeß um das Leben derſelben, und er gewährte die Bitte. War doch der talentvollſte, die Seele des Aufruhrs in dieſer Gegend, geſchlachtet.

In gleicher Weiſe wurden in denſelben Tagen die Bauernhaufen von Langenau und Illertiſſen zerſprengt; viele der Anführer entkamen durch die Flucht hinauf in das Algäu, Manche aber geriethen ebenfalls dem Scharfrichter in die Hände. Was von Hauptleuten und andern ausgezeichneten Aufrührern gefangen nach Ulm gebracht wurde, ließen die Herren Räthe des Bundesgerichts in gleicher Weiſe um einen Kopf kürzer machen. So halfen ſie, wie ſie in jüngſter Zeit ſo heilig und theuer verſprochen hatten, den Beſchwerden des Volks am Beſten und Gründlichſten ab. Das Blut des gemeinen Mannes und ſeiner Freunde floß in Strömen. Die ſiegreichen Herren rächten ſich für die Furcht, die ſie ausgeſtanden, und trugen die kaum von Angſt niedergedrückten Häupter wieder ſtolz empor. Der Verzweiflungsſchrei des Volks verſtummte, der Jubelſchrei der Herren erſchallte um deſto lauter. —

Lore, Diethers Frau, hatte ſich in Leipheim bei einer ihr bekannten Bürgersfrau eingelegt. Während des Gefechts vor dem Thore trieb ſie aber die Angſt hinaus. Kämpften doch drei Männer, die ſie liebte, im Bauernheer, ihr Vater, ihr Mann und ihr Jugendgeſpiele, den ſie nicht anders, denn als ihren Bruder betrachtete. Eigentlich liebte ſie Martin von Allen am meiſten. Nach der Schlacht und als die Stadt eingenommen war, irrte ſie auf der Wahlſtatt umher, und ihr ängſtlich ſpähendes Auge fand bald genug den Vater unter den Todten. Das Haſenhänslein hatte ſeine herrenfeindliche Geſinnung mit dem Tode beſiegelt. Sie zog die Leiche an einen bebuſchten Rain, brach knospendes Reiſig ab und bedeckte ſie damit, um ſie ſpäter zu begraben. Jetzt hatte ſie Nöthigeres zu thun: Martin zu ſuchen. Und ihre ahnende Seele hatte ſie nicht betrogen. Sie fand auch ihn in einem dichten Haufen Todter und ſchwer Verwundeter. Jammernd warf ſie ſich auf ihn und fühlte, daß er noch athmete, daß er ſich regte. Ein Schwerthieb hatte ihm eine tiefe Kopfwunde beigebracht. Raſch entſchloſſen zerriß ſie ihre Kleider und verband ihren Liebling damit, dann lud ſie ihn auf den Rücken und trug ihn in die Stadt in ihre Herberge, wo ſie ihm die ſorgſamſte Pflege widmete. Am Abend begrub ſie mit Hülfe der Bürgersleute, wo ſie wohnte, ihren Vater und kehrte dann an

Martins Lager zurück. Von Diether und dem Bildernazzi hatte ſie keine Spur entdeckt.

Martin verdankte der treuen Pflegerin das Leben, aber er wußte nichts davon; denn ſein Bewußtſein kehrte nicht zurück. Er ſprach ſtets irr und die ſeltſamſten, ihr gänzlich unerklärlichen Dinge, auch oft in fremder Sprache.

Die hartnäckige Forderung der Knechte des Bundesheers führte faſt einen Abfall derſelben herbei. Das unverſchämte Kriegsvolk drohete, wenn es nicht befriedigt würde, zu andern noch unbeſiegten Bauernhaufen überzugehen, und wirklich fürchtete der Truchſeß das Schlimmſte, da täglich bedenkliche Nachrichten von den furchtbaren Exceſſen der Bauern in Oberſchwaben, im Schwarzwald, am See, im Hegau, im Würtembergiſchen und in Franken einliefen. Die Bundesräthe in Ulm ſahen ſich endlich genöthigt, den Söldnern ihre Forderung zu verbürgen. Darüber vergingen aber volle acht Tage in Unthätigkeit. Erſt nach der von Ulm eingegangenen Bürgſchaft zeigte ſich das Heer bereitwillig, gegen die drei verbündeten Bauernhaufen im Ried, im Algäu und am See aufzubrechen.

Während dieſer Woche waren die Hauptleute und Führer der gefangenen Bauern ausgeſchieden und nach Ulm geſchafft, das übrige Volk, nachdem es knieend vor dem Truchſeß Abbitte gethan, entlaſſen worden. Was an Verwundeten in der Stadt lag, wurde ebenfalls ſcharf unterſucht. So erging es auch Martin, und die Spürer überzeugten ſich gleich, daß er kein Bauer war. Sie hielten ihn vielmehr für einen vornehmen Anſtifter und freuten ſich, einen ſo guten Fang gemacht zu haben. Trotz Lores Thränen und Bitten wurde er mit Andern auf einen Karren geladen und nach Ulm geführt. Lore lief nebenher, um zu ſeiner Pflege ſtets bei der Hand zu ſein, und in Ulm erzwang ſie ſich den Eintritt in das Hospital, wohin die Verwundeten gebracht wurden.

Fünftes Kapitel.

Obgleich der zweiundzwanzigjährige Erzherzog Ferdinand, mit ſich ſelbſt und ſeinen kurz zuvor erlaſſenen Befehlen im ſchreiendſten Widerſpruch, den Tirolern Alles, was ſie nur wünſchen konnten, verſprochen hatte, traute er doch, als der Sturm in den Nachbarländern ſo gewaltig losbrach, dem Landfrieden nicht recht, eben weil es mit ſeinen Verſprechungen nicht ehrlich gemeint war, und nahm mit ſeinen Räthen und Hofherren ſeine Maßregeln. Zu größerer Sicherheit ſeiner Perſon verlegte er ſeinen Sitz auf das hohe Felſenſchloß Ambras im Innthal, zwiſchen Innſpruck und Hamm und ſchickte von hier aus geheime Sendboten in bäuerlichen Kleidern als Späher in alle im Aufruhr begriffenen Lande und an alle weltlichen und geiſtlichen Fürſten derſelben, um ſtets die genaueſten Nachrichten über den Verlauf der Dinge zu haben. Die Nachrichten aus Oberitalien vom Sieg des kaiſerlichen Heeres über die Franzoſen und von der Gefangennehmung des Königs Franz hoben den geſunkenen Muth des jungen öſtreichiſchen Fürſten ſchnell wieder um ein Bedeutendes, und die im nördlichen Theil der Grafſchaft ſich kundgebende Stimmung beſchwichtigte die erzherzogliche Beſorgniß, wenn es dagegen auch im Süden zu rumoren anfing.

Um dieſe Zeit erhielt der Erzherzog einen Boten von ſeinem Bruder, dem Kaiſer, aus Spanien mit den genauen Berichten über den Sieg bei Pavia nebſt Rathſchlägen, wie ſich die öſtreichiſche Regierung in Bezug auf die deutſchen Bauernunruhen zu verhalten habe. Es war der alte habsburger Grundſatz aufgeſtellt, ſich klug in die Umſtände zu fügen und Vortheil von ihnen zu ziehen und nicht etwa durch unzeitige Härte ſich die Früchte beſonnenen Handelns zu verderben. Der Kaiſer hatte ſelbſt einen langen Brief an den Erzherzog geſchrieben. Der Bote aber war Toni, der Stallmeiſter des Kaiſers, der ſolcher Botſchaften ſchon mehre nach Tirol gebracht hatte und ſich äußerſt geſchickt dazu brauchen ließ.

Der Erzherzog verſprach darauf auf einem zu Martini ausgeſchriebenen Landtag allen Beſchwerden des Volks gründlich abzuhelfen, und auf dieſes Verſprechen ſagten ihm die Landtagsausſchüſſe ein beträchtliches Heer zur Dämpfung des Aufſtandes zu. Sie ſchickten an alle im Aufſtande begriffene Aemter Abgeordnete mit der Aufforderung, den Landtag abzuwarten, und die Landleute ließen ſich bedeuten. Die Bergwerksverwalter zu Schwaz boten dem Erzherzog ſogar eine bedeutende Landwehr von Bergknappen an gegen die Aufrührer. Erzherzoglichen Beamten glückte es, auf die freiſinnigen, übrigens ordnungsliebenden Bergleute einzuwirken, welche durchaus weiter nichts beanſpruchten, als die unverkümmerte Predigt des reinen Evangeliums. Ihre Vorgeſetzten wußten ihnen glauben zu machen, die von den Pfaffen geleitete Jugend des Erzherzogs habe ſich eines Beſſern überzeugt und neige jetzt ſogar ſelbſt zu Luthers Lehre. Schamloſe Lüge, die Schritte, welche die Angſt vor dem Zorne des Volks dem jungen Fürſten eingegeben, als eine Folge ſeiner Ueberzeugung hinzuſtellen! Die treuherzigen Bergleute ließen ſich kirren und boten dem Erzherzog ihre Hülfe an; Ulrich Fugger lebte ja nicht mehr unter ihnen. — Ebenſo beſchickten die Ehrenberger, welche zunächſt an das aufrühreriſche Algäu grenzten, ihren Fürſten mit der Betheurung, ſie würden Leib, Ehre und Gut für ihn einſetzen, falls er in der Grafſchaft Tirol angegriffen werden ſollte, und ſie traten dem Gerücht, als hätten ſie ſich mit den Bauern im Algäu empören wollen, mit der Erklärung entgegen: davor möge ſie Gott ewig bewahren! Sie wollten bei ihrem Fürſten geneſen und ſterben. Einige nicht bedeutende Forderungen, die ſie ſtellten, wurden von Ferdinand auf das Gnädigſte bewilligt. Niemals waren die Herren in Innſpruck gütiger und menſchenfreundlicher geweſen: in Vorarlberg und Südtirol war der Aufſtand ſchon ausgebrochen und rückte ſchnell beängſtigend näher.

Aber die der Regierung ſo günſtige Geſtaltung der Volksbewegung im nördlichen Theile der Grafſchaft, namentlich im Innthale, gaben einem Gedanken neue Nahrung, den der Schatzmeiſter Gabriel Salamanka ſchon beim erſten Beginn der Bauernunruhen im verwichnen Spätherbſt im geheimen Rathskollegium des Erzherzogs ausgeſprochen hatte, ein Gedanke, ſo verteufelt ſchlau und politiſch, daß er eben nur im Kopfe eines Spaniers entſtehen konnte; es war der, daß die Bedrückungen und Unmenſchlichkeiten der Fürſten, namentlich der geiſtlichen, und die daraus hervorgegangenen Bewegungen der verzweifelten Bauern, von der öſtreichiſchen Regierung klug benutzt und geſchickt geleitet, ihr zum Beſitz von ganz Schwaben, ſo weit es eben noch nicht öſtreichiſch war, verhelfen müßten, wie ihr Herzog Ulrichs von Würtemberg üble Wirthſchaft und Gewaltweſen zum Beſitz des reichen würtemberger Landes verholfen habe. Salamanka behauptete, nichts ſei den ſchwäbiſchen Bauern widerwärtiger, als das weltliche Regiment der geiſtlichen Fürſten, und mit Vernunft betrachtet ſei es auch ein Unſinn; deshalb werde ſich der Sturm ſogleich legen, ſobald es abgethan ſei. Es ſei alſo auf zweierlei hinzuwirken, erſtlich, daß die biſchöflichen und abtlichen Städte mit dem Gedanken vertraut gemacht würden, ſich Oeſtreich zu unterwerfen und ſich mit einer dahin zielenden vorläufigen Erklärung die andrängenden Bauern vom Leibe zu halten; ſodann durch einen ſchlauen Unterhändler die Anführer und Hauptleute der verſchiedenen Bauernhaufen im Geheimen zu gewinnen, wobei man freilich ein Stück Geld nicht anſehen dürfe, was ja durch die in ſicherer Ausſicht ſtehende Gewinnung von Land und Leuten tauſendfach wieder eingebracht werden würde. Auch ſchade es nichts, dieſe Hauptleute mit auf Berückſichtigung ihres perſönlichen Vortheils hinzielenden Verſprechungen, als Beförderungen aller Art zu kirren und ſtets das Schild auszuhängen, als werde die Predigt des Evangeliums unter öſtreichiſchen Scepter ferner nicht nur nicht gehindert, ſondern ſogar gefördert werden.

Der Erzherzog, entzückt von dieſem Vorſchlag (er war ganz in ſeinem Sinne und ſtimmte vollkommen mit den brieflichen Rathſchlägen ſeines Bruders überein) ſprach mit Salamanka und Fabri darüber, da die geiſtlichen Beiſitzer etwas ſauer dazu ſahen, und es wurden zwiſchen den beiden geiſtesverwandten Spaniern und dem verruchten Deutſchen Maßregeln zur Ausführung des erſten Theils verabredet. In Bezug auf den zweiten Theil warf der Fürſt die Frage auf, wo ſchnell ein mit den nothwendigen Eigenſchaften begabter Mann, den man als Unterhändler mit den Bauernanführern gebrauchen könne, zu finden ſei?

„Gewiß iſt ein Mann, der alle zu ſolchem ſchwierigen Geſchäft unerläßlichen Eigenſchaften beſitzt, ein weißer Sperling,“ verſetzte Salamanka, „und doch iſt Eurer Hoheit ein ſolcher Mann ſchnell zur Hand. Er iſt in Eurer Nähe und zu Eurer Verfügung. Ich ſchwöre, in ganz Tirol und Oeſtreich iſt kein Zweiter zu finden, der ſo wie er eigens zu dieſem Geſchäft gemacht iſt.“

„Wer — wo iſt er?“ rief der Fürſt haſtig.

„Er ſitzt als Sträfling auf dem Schloſſe Tirol, um eines kleinen Handels mit einem fuggerſchen Bergmanne. Er heißt Antonio Gebes und iſt ein Spanier wie Ew. Hoheit und ich. Schon deshalb iſt er unſeres Intereſſes würdig, wenn er auch nicht als geborner Zigeuner der gewürfeltſte Spitzbub wäre, der dem vorigen Papſte als Oberkämmerer gedient hat; denn es war ihm gelungen, ſich einen adligen Namen zu verſchaffen. Ich kenne die Geſchichte dieſes talentvollen Mannes genau und kann Ew. Hoheit verſichern, daß er ein Sohn des vorigen Amiranten von Kaſtilien, Herzogs von Najara und einer Zigeunerin iſt, aber in rechtmäßiger Ehe gezeugt; denn der Herzog trieb ſich in ſeiner Jugend, als ihm die Fatalität begegnet war, ſeinen Bruder im Zweikampf zu erſtechen, unter andaluſiſchen Zigeunern herum, deren ſchönſte Tochter Karacha ſeine Frau wurde.“

„O ich kenne den Antonio Gebes,“ ſagte der Erzherzog freundlich. „Er war einſt Stallmeiſter meiner Tante Margaretha und Gemahl der Gürtelmagd derſelben. Dann hat er unter dem Namen Wilhelm von Lanoy die verwittwete Frau von Bübenhoven geheirathet. Er iſt ja der Vater des kecken und geſchickten Stallmeiſters des Kaiſers, den dieſer mir eben wieder als Eilbote geſchickt hat, und der noch in Innſpruck verweilt, um meine Antwort in Empfang zu nehmen. Die gute Tante Statthalterin hat mir oft von Vater und Sohn erzählt, namentlich, wie der Letztere einſt beim alten Fugger Leinin Wagen zu ſteigen, um zu einem ſehr gefährlichen Patienten auf's Land zu fahren; er werde ihr ſogleich den Doktor Trautmann ſchicken.

„Es iſt doch ſonderbar,“ bemerkte die Hofmarſchallin, „daß der alte Hohlfeld dir faſt immer den jungen Trautmann ſchickt.“

„Aber wenn's gefährlich iſt, kommt er ſelbſt, liebe Mutter.“

„Heute, da dein verlobter Bräutigam hier iſt, iſt's mir unangenehm. Der junge Doktor ſieht dich ſtets mit ſo eignen Blicken an, daß mir ſchon allerlei dabei eingefallen iſt.“

„Ich will ihn gleich wieder fortſchicken, liebe Mutter,“ ſagte Edelgunde, und ſuchte ihre Verlegenheit hinter dem Taſchentuche zu verbergen. In dieſem Augenblicke trat der Doktor Trautmann herein, ein angehender Dreißiger, von gefälligem Aeußern und beſcheidnem Weſen. Sein Blick hing an Edelgundens Auge, als er ihren Puls fühlte; ihre Hand zitterte merklich. Sie ſah es ihm an, daß er ihr etwas zu ſagen wünſche, aber die Mutter wich nicht von der Stelle; ja zu ihrem noch größern Verdruſſe polterte auch der Herr Baron von Holder herein.

„Ei, ſieh da!“ rief dieſer in ſeiner beſten Laune dem Arzte zu, „treffen wir uns hier ſchon weber werden ſollte, aber die tollſten Streiche machte, dann in die fuggeriſchen Bergwerke geſteckt wurde und auch hier das Unterſte zu oberſt kehrte, bis er endlich wieder aufs Pferd kam, wohin er gehörte. Meine Gemahlin erzählt ebenfalls oft von dieſem Toni, der eine der freundlichſten Erinnerungen ihrer Kindheit iſt. Sie hat ihm vor einigen Tagen eine Audienz gegeben und in ihrer Freude ihm eine prächtige Hutfeder geſchenkt."

„Wenn Toni ſo ſchlau und gewandt, wie ſein Vater iſt," bemerkte Fabri, „ſo iſt er uns zur guten Stunde jetzt aus Spanien gekommen; denn dann kann er mit dem Alten gemeinſchaftlich operiren. Es iſt gut, wenn ſie ſich einander in die Hände arbeiten, und Zwei richten natürlich mehr aus als Einer. Für den Vater kann ich bürgen."

„Und ich allenfalls für den Sohn," meinte der Erzherzog, „und wenn ich nicht, ſo übernimmt die Erzherzogin die Bürgſchaft für ihn."

„Dann ſind in einigen Wochen die Bauernhauptleute Euer, und ſofort ſind die Bauern Euer, und weiter iſt ganz Schwaben Euer, und wer weiß, was in kurzer Zeit ſonſt noch Euer iſt."

„Was meint Ihr mit dieſem ſonſt noch?" fragte Ferdinand mit einem lauernden lächelnden Blick auf Salamanka, der dieſen Blick mit noch ſtärker ausgeprägtem Grinſen erwiderte. Sie verſtanden ſich auch ohne Worte, aber die kindiſche Luſt des jungen Fürſten wollte das

Wort, und der abgefeimte Rathgeber ſprach es nach einigem Drängen des Andern aus.

„Die ſpaniſchen Kronen waren für Eure Hoheit beſtimmt: Ihr habt ſie nicht erhalten. Nun hätten Euch wenigſtens die Kronen von Neapel und Sicilien werden müſſen als eine kleine Entſchädigung für den großen Verluſt: Ihr habt ſie auch nicht erhalten. Es ſcheint mir, als werde das Schickſal gerechter gegen Euch ſein, als Euer Bruder.“

„Wie meinſt Du das, Salamanka?“

„Ihr habt aus den Papieren, die man auf Franz von Sickingens Schloß Ebernburg gefunden, den Plan kennen gelernt, den dieſer Ritter und ſein Freund, der Ritter Ulrich von Hutten, geſchmiedet. Dieſer Plan iſt auf die Bedürfniſſe und Wünſche des deutſchen Volkes mit kluger Berechnung gegründet. Das Volk kann keine Liebe zu einem Kaiſer haben, der im fernen Spanien reſidirt; es erwartet nichts von ihm. Das Reichsregiment hat ſich als untüchtig bewieſen; es hatte ſich ſchier Allen verhaßt gemacht, und es geſchah ihm nur ſein Recht, als es im vorigen Jahre geſtürzt wurde. Das Volk will und muß einen ſtarken Kaiſer im Lande haben. Sickingen und Hutten wollten ihm einen ſolchen geben mit der Freiheit des Evangeliums. Woran ſie durch den Tod verhindert wurden, möchte Euch um ſo leichter auszuführen ſein, als an Euch, dem Sproſſen des habsburger Hauſes, die uralte Liebe und Treue des Volks hängt. Nehmt Sickingens

Plan auf, und Ihr werdet wieder ein ſtarkes deutſches Reich aufbauen und werdet ſelbſt für den Verluſt der Euch einſt beſtimmten Kronen entſchädigt.“

Ferdinand lächelte wieder. Der Gedanke, deutſcher Kaiſer zu werden, gefiel ihm; er ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, er verlockte ihn. Daß ein abgefeimter ſpaniſcher Jude, dem die ſchlechteſten Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke recht waren, den großen Plan der edelſten deutſchen Männer, Sickingens und Huttens, aufnehmen wollte, daß er ſich zur Verwirklichung deſſelben eines der ränkevollſten Menſchen, eines Betrügers, Diebes und lügneriſchen, verächtlichen Zigeuners bedienen wollte, das hatte für den Erzherzog nichts Anſtößiges, gleichſam, als ob eine Sache dieſelbe bliebe, ob ſie vom hellen reinen Licht des Himmels oder von der düſterrothen Glut der Hölle beleuchtet wird. Das war habsburgiſche, das war ſpaniſche Fürſtenweisheit. Mit dem Gedanken gegen ſeinen Bruder Karl als Kronendieb aufzutreten, war ja Ferdinand ſchon lange und von Spanien her vertraut, als daß er jetzt davor hätte zurückſchaudern ſollen.

Nach einigen Tagen wurde Antonio Gebes, jetzt ein Mann von einundſechzig Jahren, aber kräftig, friſch und gewandt wie immer, aus dem Strafhauſe auf dem Schloſſe Tirol auf das Schloß Ambras gebracht und ſein Sohn Toni aus Innſpruck eben dahin beſchieden. Vater und Sohn ſahen ſich nach langer Zeit zum erſten Mal wieder. Toni war jetzt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, in deſſen Zügen ſich die Leidenſchaften und die Verſchmitztheit ſeines Volksſtammes und ſeines Charakters ebenſo ſcharf ausgeprägt hatten, wie in denen des alten Gebes. — Der Erzherzog ſprach mit beiden in einer geheimen Audienz, und noch denſelben Tag ritten ſie in Bauernkleidern der Grenze des Algäus zu. Wie glücklich im Sinne Salamankas und des Erzherzogs die Wahl dieſer Unterhändler war, zeigte ſich ſchon nach einer Woche. Wie aus dem Erdboden hervorgewachſen, ſchwärmten Zigeuner plötzlich als Bettler durch den aufrühreriſchen Algäu, am Bodenſee, im Hegau, im Schwarzwald, in Salzburg, in Oeſtreich und verbreiteten die Nachricht unter den Bauern, der Erzherzog in Tirol ſei ihrer Sache geneigt und werde ihre gerechten Wünſche befriedigen.

Zu derſelben Zeit, in der erſten Woche des April, kam ein Ereigniß im Oberalgäu, hart an der Grenze Tirols, den ſchlauen Plänen der Spanier in Tirol ſehr gelegen; und die Spuren der Wirkſamkeit der beiden Gebes und ihrer dienſtbaren Geiſter wurden ſchon ſichtbar.

Salamanka, der die Fäden in der Hand hielt und mit den Gebes in ſteter Verbindung war, hatte die Freude, ſeinem Herrn gute Nachrichten mittheilen zu können.

Als in den erſten Tagen des April die Thätlichkeiten wie allerwärts in Folge der Verabredung auf dem großen Volkstage zu Gaisbeuern, auch im Oberalgäu begannen, richteten ſie ihre Abſichten unter ihrem erfahrenen Anführer Walter Bach, einem in dem italieniſchen Kriege gebildeten Landsknecht, auf die Eroberung der Schlöſſer des Fürſtabts, der ſelbſt auf das hohe Felſenſchloß Liebentann geflüchtet war, wo er ſich ſicher glaubte. Am dritten April plünderten ſie das Kloſter bei Kempten und ſtürmten die Schlöſſer Schwäbelsberg, Wolkenberg und Hohentann; Liebentann aber wurde belagert. Ein großer Theil des Bauernheers, zu welchem auch die Unteralgäuer unter dem Hauptmann Görg Schmidt, genannt der Knopf von Luibas geſtoßen war, wandte ſich gegen die hoch oben nahe der tiroler Grenze und der Ehrenberger Klauſe gelegene Stadt Füßen, die zum Biſthum Augsburg gehörte. Das ſtädtiſche Regiment in Füßen, in der nächſten Berührung mit den aufſtändiſchen Bauern des Oberalgäus, hatte ſich zwar mit Worten und Verſprechungen dem Bauernbunde angeſchloſſen, in der That aber nichts dafür gethan, ſodaß den Bauernhauptleuten bald klar war, daß Füßen nur Ausflüchte machte. Wirklich hatten die Rathsherren in Füßen heimliche Boten an ihren Biſchof nach Augsburg geſchickt und dringend um Hülfe gegen die Bauern gebeten, und da ihnen dieſer geiſtliche Fürſte keine ſolche hatte gewähren können, hatten ſie ſich mit gleichem Geſuch an den Erzherzog Ferdinand nach Innſpruck gewandt und dieſer ihnen ſofort Büchſenmeiſter und das Verſprechen zukommen laſſen, in den nächſten Tagen einen reiſigen Zeug zu ſchicken. Dieſe Botſchaft der Füßener erregte großen Jubel am Hofe zu Ambras. Der erſte Schritt zur Verwirklichung der geheimen Pläne war geſchehen und machte Muth, auf der betretenen Bahn weiter zu wandeln. Der öſtreichiſche Hauptmann der Beſatzung der Ehrenberger Klauſe erhielt ſofort Befehle, auf welche er ſich mit den Häuptern der Bürgerſchaft in Füßen in Verbindung ſetzte und ihnen den Rath gab, dem Bauernhaufen, welcher bereits vor der Stadt lag, zu erklären, Füßen habe ſich dem Erzhauſe ergeben, und des Erzherzogs Durchlaucht in Innſpruck ſei jetzt ihr Herr. Die Füßener gingen blind in die Falle und gaben den ſie bedrängenden Bauern dieſe Erklärung.

Der alte Gebez hatte unterdeſſen mit Walter Bach, dem oberſten Hauptmann des oberalgäuer Haufens verhandelt, und dieſer, ein ſchlauer Kerl, der ſeinen Vortheil begriff, wußte die Bauern, welche unbedingtes Vertrauen in ihn ſetzten, zu überreden, daß ſie die Beſitzungen des öſtreichiſchen Hauſes zu ſchonen hätten, da dieſes durchlauchtigſte Haus ihnen gnädig geſinnt und geneigt ſei, ihren billigen Wünſchen Berückſichtigung zu ſchenken. Vorzüglich ſtellte er den Erzherzog als einen ſehr wohlwollenden Herrn dar, der die Bedrückung der Bauern verabſcheue und der Predigt des Evangeliums zugethan ſei. Die große dumme Maſſe der Bauern glaubte dieſen Vorſpiegelungen, jubelte über ſo mächtigen Schutz und entſchuldigte gutmüthig die frühern harten Befehle des Erzherzogs gegen die evangeliſchen Prediger und ihre Anhänger mit ſeiner unerfahrenen Jugend, die von vornehmen Pfaffen böslich geleitet worden ſei. Mitten in dieſen Jubel der Bauern fiel aber die Erklärung der Füßener, ſie ſeien öſtreichiſch geworden als ein Abkühlungsmittel. Der große Hauſe glaubte es nicht, ſondern ſah es für eine Ausrede und Spiegelfechterei an. Walter Bach ſtellte ſich zwar zornig und meinte, es ſei unbillig vom Erzherzog, den Bauern, die doch gleichſam ſeine Verbündeten ſeien, ihre Feinde entziehen zu wollen, aber er drang doch darauf, daß das Gebiet von Füßen als nun öſtreichiſch reſpectirt wurde, und zog deshalb mit ſeinem Haufen auf Neſſelwang zurück. Die Hellerſehenden im Haufen und die, welche ſich auf die Plünderung der biſchöflichen Stadt gefreut, und bereits ihre Weiber mit Roß und Wagen zur Wegführung der Beute nach Weißenſee beſtellt hatten, ſchrieen über Verrath und ſetzten es durch, daß Walter Bach der oberſten Hauptmannsſtelle entſetzt und dieſe dem Paul Probſt von Oberndorf übertragen wurde.

Eh dieſe Angelegenheit noch ſo weit gediehen war, ereignete ſich im Innthale und bei Hof einiges, welches dem alten Jakob Fugger, durch ſeine letzten Schickſale ohnedies grämlich, Veranlaſſung zu großem Misvergnügen gab. Einer der Hauptbeſchwerdepunkte der tiroler Landſchaft war nämlich gegen den monopoliſirten Handel der Fugger in Tirol und die daraus entſpringende Ausſaugung des Landes gerichtet; denn die Fugger machten nach ihrer Willkür die Preiſe faſt aller ausländiſchen Waaren, die nur ſie einbringen durften. Obgleich nun der „gnädige" Erzherzog auch in dieſer Beziehung die bündigſte Abhülfe verſprochen hatte, ſo war es doch nicht möglich, dieſe ſogleich zu gewähren, weil das Erzhaus dem Hauſe Fugger große Summen ſchuldig war, und deshalb alle möglichen Rückſichten auf daſſelbe zu nehmen hatte. Auf der Seite der Regierung konnte ohne Berathung mit dem Kaiſer, und ohne deſſen Zuſtimmung nichts in dieſer Sache geſchehen, auf der andern konnte der alte Fugger eben ſo wenig ohne Mitwirkung ſeiner Neffen Raimund und Anton, welche das Geſchäft jetzt leiteten, eine demſelben gemachte Conceſſion wieder abtreten, bevor die Intereſſen des Hauſes nicht anderweitig gewahrt waren. Denn dieſe gingen natürlich den Kaufleuten allen andern Intereſſen vor. Es machte ſich alſo eine mündliche Beſprechung der drei Fugger nöthig. Das Volk ſah aber mistrauiſch auf die Verzögerung der Erfüllung der ihm gemachten Verſprechungen, vorzüglich gerade dieſer, die ſeinen Beutel zunächſt anging. Man fürchtete in den höhern Regionen, bei einem Ausbruch der Volkswuth würde das neue prächtige Schloß Fuggerau, gegen welches der Haß des gemeinen Mannes als, wie er behauptete, von ſeinem Gelde erbaut und ausgeſtattet, beſonders ſtark war, zuerſt überfallen und demolirt werden, und am Hofe zu Ambras war man der Anſicht, wenn einmal der brüllende Löwe der Empörung nur durch ein reiches Opfer zu beſchwichtigen ſei, ſo ſei es immer beſſer, der Verluſt treffe das reiche Haus Fugger, als das ihm verſchuldete Haus Habsburg. Es kamen dabei auch perſönliche Rückſichten und Antipathien ins Spiel. Die ſtark ausgeſprochne politiſche Farbe Ulrich Fugger's und ſeines Bruders Hieronymus hatten auf das ganze Haus einen dem Hofe ſehr widerwärtigen Schimmer geworfen, den die freimüthigen Aeußerungen Jakobs, nach ſeiner theilweiſen Bekehrung, ſo wie die ruhige und beſonnene Haltung Bübenhoven's, den Hof- und Regierungsherren gegenüber, wieder zu verwiſchen keineswegs geeignet waren. Jakob hatte es vor den regierenden Herrn gar nicht verhehlt, daß er ihre Schritte gegen den Zeitgeiſt nicht für die rechten halte, um Frieden und Glück wieder herzuſtellen. Er ſprach ſich ebenſo entſchieden gegen die Beſchlüſſe des Regensburger Convents und die Verfolgung der das Evangelium predigenden Pfarrer und ihres großen Anhangs, wie gegen die wuthſchnaubende Bauernpartei aus, und als der Erzherzog in der Angſt ſo gänzlich umſattelte und alle möglichen Verſprechungen machte, war der alte Fugger nichts weniger als zufrieden mit dieſer aus offenbarer Schwäche und Haltloſigkeit hervorgegangenen Inconſequenz. Der alte vielerfahrne und dem habsburger Herrſcherhauſe ſo treu ergebene Mann, der ſo oft ſchon der Retter in der Noth geweſen war, und dem der König von Spanien eigentlich die deutſche Kaiſerkrone verdankte, durfte ſich wol ein freimüthiges Wort mehr erlauben, als irgend ein Andrer. Aber es wurde nichtsdeſtoweniger übel vermerkt. Wo hätte man jemals an Höfen, und vor allen an Höfen, wo Erzbiſchöfe und Prälaten die erſten Stellen bekleiden, ein freimüthiges wahres Wort gern gehört? Es trat eine Verſtimmung zwiſchen den Bewohnern des Schloſſes Ambras und denen des Schloſſes Fuggerau ein, und ſie ſteigerte ſich, als die junge Erzherzogin Anna in einer Unterredung mit dem alten Jakob Fugger kindiſch plaudernd ihm bemerkte: es ſei ihr mehr angſt um ihn als um ſie ſelbſt, da ſich höchſt wahrſcheinlich die losbrechende Volkswuth nicht gegen den Fürſten, ſondern vielmehr gegen ihn kehren, und der Hof nicht im Stande ſein werde, ihn zu ſchützen, ja daß ein ſolcher Schutz, wie ihr dünke, vom Biſchof von Brixen, dem Kanzler, eher verhindert als gewährt werden würde, wenn ihn zu gewähren überhaupt möglich ſei. Dieſe Worte ſchmerzten den alten Fugger tief in der Seele und vermehrten die Laſt ſeines Grams und Kummers bedeutend. Er ſah da den Dank für ſeine dem Erzhauſe geleiſteten Dienſte, einen Dank, wie ihn der Kardinal Ximenes in Spanien auch empfangen hatte, und von Stund an folgte er keiner Einladung auf Schloß Ambras mehr, ſo nah es ihm auch lag, und entſchuldigte ſich mit ſeiner zunehmenden Altersſchwäche und der vorſchreitenden Krankheit ſeiner lieben Nichte und Pflegetochter, der Frau Sibylle von Bübenhoven. In der That würde er Tirol trotz der wilden Volksbewegungen im Algäu, durch den ſein Heimweg führte, ſofort verlaſſen, und ſich in ſeine Vaterſtadt begeben haben, zumal Bübenhoven ihm auf ſein dringenwieder? Das freut mich herzlich. Sie ſind mein Mann! Sie waren mit mir vollkommen zufrieden; na, und deßhalb bin ich's mit Ihnen.“

Der Arzt machte eine ſtumme Verbeugung.

„Die Herren kennen ſich ſchon?“ fragte die Mutter.

„I, der Bankagent Zahl hat mich ja dieſen Morgen zu ihm geſchickt, und da hab' ich mich von ihm müſſen unterſuchen laſſen von oben bis unten, inwendig und auswendig, meine ganze Lebensgeſchichte hab' ich ihm erzählen müſſen S' iſt zum Todtlachen. Aber er hat auch kein falſches oder krankes Fleckchen an mir gefunden. Freuen Sie ſich nicht darüber, Gundchen?“

Das Fräulein ſchlug hocherröthend die Augen nieder.

„Ich habe die Ehre, Herr Doktor, Ihnen im Herrn Baron von Holder auf Heidersdorf den künftigen Gemahl meiner Tochter vorzuſtellen,“ nahm Frau von Birkenſtein ſchnell mit Gravität das Wort, um der Verlegenheit ihrer Tochter, ſo wie ihrer eignen ein Ende zu machen.

„Es iſt mir bereits bekannt, welche Bande ſie mit dem Herrn Baron ſchließen werden,“ verſetzte der Arzt.

„Sie ſind zu meiner Verlobung eingeladen.

des Befragen geſtand, daß allerdings Gefahr für ihn entſtehen könnte, wenn einmal die Leidenſchaft des gemeinen Mannes in Tirol entfeſſelt ſei, hätte er die ſterbende Sibylle verlaſſen können. Denn daß die ihm ſo theure Tochter eine langſam Sterbende war, davon hatte ſich der ſchmerzbewegte alte Mann endlich überzeugt. Seit dem ſchrecklichen Tode ihres Bruders Ulrich, an dem ihre reine kindliche Seele mit den zarteſten und feſteſten Banden der Liebe hing, hatte ihre Bruſtkrankheit ſich raſcher entwickelt und führte ſie nun ſchneller ihrer Auflöſung zu.

Stundenlang ſaß der alte Mann an Sibylles Bette, von Alter und Krankheit, ſo wie von Schmerz über den Verluſt ſeiner Lieben (er hatte ja Ulrich auch geliebt, und mehr, als er ſich ſelbſt früher hatte eingeſtehen wollen), und von Gram und Sorge über die Verkehrtheit des weltlichen und geiſtlichen Regiments, und über die tolle Wuth des gemeinen Mannes niedergedrückt. Ihm ſtand ja nicht der geiſtige Scharfblick zu Gebot, der die tiefern Conſequenzen aus den vorliegenden Thatſachen zu ziehen, und die ſittliche Nothwendigkeit der gegenſeitigen blutigen Reibung zur Entwicklung eines neuen Lebens, und zur Sprengung der dem Zeitgeiſt angelegten Feſſeln zu ſeinem Vorwärtsſchreiten zu begreifen vermochte. Er ſah eben nur die Irrthümer und die Gräuel auf beiden Seiten, die ihm am Herzen fraßen, und er meinte in ſchrecklicher qualvoller Troſtloſigkeit, die gänzliche Auflöſung aller

Bande der Zucht, Ordnung, Menſchenliebe und Religion bräche herein, Staat und Kirche ſtürzten zuſammen vor der graſſeſten Barbarei, und das gottloſe Volk ſei daran eben ſo ſehr ſchuld, wie die gottloſen Fürſten, Adel und Pfaffen. Hier an dieſem Bette, auf welchem ein Band zerriß, das ihn ſelbſt noch an das Leben gefeſſelt, traf ihn die Kunde von den Gewaltſchritten der drei Bauernhauſen im Oberalgäu, im Ried und am See, und er zitterte, zu jeder Stunde das Schreckensgeheul empörter Tiroler hören zu müſſen, die ſein Schloß ſtürmten, und ihn ſelbſt und die Kranke mit Mishandlungen dem Tode überliefern würden. Er ſelbſt ſandte von ſeinen Bergknappen Boten in die Lande umher und harrte mit fieberhafter Ungeduld ihrer Rückkehr und der unheilvollen Kunde, die ſie brachten. Wie düſter war doch der Lebensabend dieſes edeln und gemeinnützigen Mannes! Von einer der ſchlimmſten Aengſten wurde er durch Sibylles ruhigen und ſchönen Tod erlöſt. Sie ſtarb in den Armen ihres Mannes in des Greiſes Beiſein, und er drückte ihr weinend die Augen zu und gab ihr das Verſprechen mit ins Grab, ihr bald nachfolgen zu wollen. Er ließ die Kunde ihres Abſcheidens durch Boten ſeinen Freunden und Verwandten in Tirol, Augsburg und Kremnitz melden und beauftragte Bübenhoven, ſobald ſie die Hülle der theuern Frau dem Grabe übergeben hatten, ihre Abreiſe ohne Verzug zu rüſten. Denn ſchon waren auch von Augsburg zu wiederholtenmalen dringende Aufforderungen gekommen, daß der kränkliche Greis ſich ſo bald als möglich in die ſichre Vaterſtadt und in den Schooß ſeiner um ihn beſorgten Familie begeben möchte, zumal — wie die letzte Botſchaft von dort lautete — ein lieber Beſuch aus Kremnitz angelangt ſei, der ſeiner Heimkehr ſehnlichſt wartete. Zu Sibyllas Begräbniß war ihr Bruder Hieronymus von Schwaz herübergekommen. Er hatte ſich lange nicht in Fuggerau ſehen laſſen, und allerlei Gerüchte in Bezug auf ſein Verhältniß zu Martha Bro waren dort verbreitet und nicht geeignet, die Trauernden zu erheitern. Er verließ das Schloß wieder, ohne daß ſein Ohm Veranlaſſung genommen hätte, darüber mit ihm zu reden.

Zur Heimreiſe, ſo oft ſie Jakob auch ſchon gemacht hatte, waren aber mehr Vorbereitungen nöthig, als zu irgend einer frühern; denn es ſchien unerläßlich, daß von den algäuer Bauernhaufen erſt ſichres Geleit für den Alten eingeholt werde, und da ſich dies als eine gerade nicht leicht auszuführende Sache herausſtellte, ſo wurde beſchloſſen, daß ſich Bübenhoven zur Auswirkung eines ſolchen Geleites ſelbſt aufmachte. Ehe er aber aufbrach, gelangte die Kunde von den argen Ränken am Hofe zur Kenntniß Jakobs; denn auch er hatte dort und namentlich in der nächſten Umgebung des erzherzoglichen Paares ſeine Leute, die ihm für manchen klingenden Dienſt verpflichtet und ergeben waren. Es traf den alten redlichen ſchwergebeugten Mann wie ein Donnerſchlag, daß die ihm ſo ſehr verhaßte Bauernempörung vom Erzherzog zu deſſen eignem Vortheil ausgebeutet und gleichſam begünſtigt werden ſollte, daß die öſtreichiſche Regierung ſich nicht ſchämte, mit den Häuptern des Aufruhrs in ſo ſchmachvolle Unterhandlung zu treten, daß ſie ſich dazu des nichtswürdigſten Schurken, des abgefeimteſten Diebes aus dem Zuchthauſe bediente, eines Menſchen, der ihm verhaßter war als irgend ein Andrer, und der wegen des an ihm begangnen Diebſtahls erſt ſeit kurzer Zeit in der Strafhaft war, und daß endlich der Biſchof ſeiner Vaterſtadt, der von ihm ſo hoch verehrte milde und gerechte Chriſtoph von Stadion, der den billigen Forderungen des Zeitgeiſtes mit dem bereitwilligſten Herzen entgegen kam, durch ſolche Ränke des Landes beraubt werden ſollte. Der alte ſchlichte, ſtets dem Recht und der Wahrheit treu ergebene Leinweber wurde mit ſolchem Grauen vor der pfäffiſchen Politik der Regierung erfüllt, daß er ſich hätte Flügel wünſchen mögen, um ſo ſchnell als möglich ſein ſchönes Schloß und das Land Tirol auf immer zu verlaſſen. Denn das fühlte er wohl, daß er nicht mehr zurückkehren werde, zwiſchen dieſe Berge in das prächtige Innthal, wo er einſt an der Seite ſeines kaiſerlichen Freundes ſo glückliche Tage verlebt hatte. Oft und viel hing ſein trübes Auge an dieſen hellen Bildern der Vergangenheit, und dann erſchien ihm der ritterliche Max gegen den kleinen ſpaniſchen Enkel in deſſen Hofburg, vom Lichte ſeiner Liebe überſtrahlt, wie ein Heiliger.

Die Gegenwart kam ihm neben dieſen bunten Erinnerungsbildern abſcheulich vor. Er fühlte ſich angeekelt und lebensſatt vom Treiben der Jetztwelt, vorzüglich von dieſem ſpaniſchen Hofe, der ſchmutzigen Ränkeſchmiede, wo aller Lug und alle Treuloſigkeit gefördert, gehegt, belohnt wurden — er hatte dieſes junge Fürſtenpaar aus angeborner Ehrfurcht und Liebe ſo werth gehalten — und er ſehnte ſich mit allen Trieben ſeines unter Schmerz und Täuſchung zuckenden Herzens nach ſeinem lieben Augsburg, um in ſeinem Hauſe am Weinmarkt bei ſeiner dicken Sibylle, der er jetzt recht gab, daß ſie nie viel von Fürſten, Herren und Pfaffen gehalten, das müde Haupt aufs Kiſſen zu legen und zu ſterben.

In dieſer trüben Stimmung erhielt er, während Bübenhoven's Abweſenheit, einen Beſuch von ſeinem Landsmanne und Jugendfreund Mathäus Lang, Kardinal und Erzbiſchof von Salzburg, hochfahrend und brutal, wie immer, und in einer orientaliſch fürſtlichen Pracht, die dem ſtets ſchlichten Fugger noch nie ſo widerwärtig vorgekommen war als in dieſer Zeit der Noth und der Empörung.

Dieſer gewaltthätige geiſtliche Fürſt hatte vor zwei Jahren mit den in Tirol geworbenen Fußknechten die Stadt Salzburg überzogen, die ſich nicht ohne Weiteres die grauſame Behandlung der evangeliſchen Prediger und freiſinnigen Bürger und die willkürlichen Auflagen zur Beſtreitung der unerhörten Prachtluſt deſſelben wollte gefallen laſſen. Wie ein übermüthiger Eroberer war er an der Spitze ſeiner Söldner, umgeben von einem glänzenden Hofſtaat aus Edelknaben, auf einem herrlichen weißen Hengſt eingeritten, geſchmückt mit einem hell ſchimmernden ſilbernen Harniſch mit vergoldeten Reifen, darüber ein carmoiſinrother atlaſſner Waffenrock, auf dem grauen Kopfe ein purpurrothes taffetnes Barett, in der auf die Hüfte trotzig geſtützten Hand einen Feldherrnſtab. Die auf die Knie vor ihm niedergefallne Bürgerſchaft hatte er durch ſeinen Kanzler mit unehrlichen Schmähworten an ihren Ehren und Treuen angreifen laſſen, wie böſe Buben. Dann hatten ſie ihm ihre kaiſerlichen Freiheitsbriefe und die von ihm ſelbſt ausgeſtellten Urkunden ausliefern müſſen, und er hatte die Dokumente vor ihren Augen zerriſſen und willkürlich zu ihrem Schaden und zu ſeinem Vortheil geändert, ja die ehrlichen Bürger ſogar gezwungen, ihm eine Verſchreibung auszuſtellen, daß ſie ſich aller ihrer Freiheiten und Rechte begeben, und ſich alles wohl gefallen laſſen wollten, was ſeine Gnade ferner mit ihnen vornähme, daß ſie ſich niemals ohne ſeinen Befehl verſammeln dürfen, daß er den Stadtrichter, den Bürgermeiſter und die zwölf Rathsglieder allein zu ernennen und die ganze ſtädtiſche Polizei in den Händen haben ſolle. Die alte Stadt- und Handwerksordnung wurde von dem triumphirenden Fürſten vernichtet; alle, die er als Aufwiegler gegen ſeine Herrſchaft bezeichnete, mußten ihm ausgeliefert werden, daß er ſie in ſchwere Haſt lege; alle Koſten des Ueberzugs mußte die Stadt ihm bezahlen, und noch weit mehr. Er preßte die Bürger und brachte die Stadt ſchnell in Verfall. Aehnlich verfuhr er an andern Orten des ſchönen Landes, legte kaum erſchwingliche Laſten auf den gemeinen Mann, und befahl ſeinen Amtleuten mit unnachſichtlicher Strenge zu verfahren. Er ſelbſt aber ſchwelgte und praßte an ſeinem Hofe, und breitete eine Pracht und ein herrliches Weſen um ſich, wie man es in Deutſchland kaum noch an einem Könige geſehen. Dadurch ſtieg trotz aller Erpreſſungen die Schuldenlaſt des Erzſtifts zu einer ungeheuern Höhe. Es gab kein augsburger Wechſelhaus, bei welchem der hoffärthige Erzbiſchoff von Salzburg in den letztern Jahren nicht bedeutende Summen geborgt hatte; am höchſten war er aber bei den Fuggern angeſchrieben.

Mit eiſerner unmenſchlicher Strenge und fanatiſcher Wuth verfolgte dieſer prachtſüchtige verſchwenderiſche alte Mann nach dieſem ſeinem traurigen Triumph über ſeine Unterthanen, die Prediger des Evangeliums. Es half ihnen nichts, daß ſie ſich ihm zu offnem Recht entboten, was galt dieſem brutalen Pfaffenfürſten offnes Recht? Er hielt es nur mit offner Gewalt; und wo er eines das Wort Gottes rein verkündenden Prieſters habhaft werden konnte, legte er ihn in Banden und Haft. Seine Schergen und Lauerer durchzogen verkappt das ganze Erzbisthum und denuncirten jeden freiſinnigen Mann.

Ein großes und ſchwer drückendes Elend in geiſtiger und leiblicher Hinſicht kam über das ſchöne, ſonſt ſo reiche Land.

Gegen Ende des Jahrs 1524 wurde ein edler frommer Prediger, Namens Matthäus, im Pinsgau verhaftet und vom Erzbiſchof zu ewigem Gefängniß im Faulthurm zu Mitterſill, dem Hauptorte des Pinsgaus verurtheilt. Von berittenen Gerichtsſchergen wurde der fromme Prieſter an einem Feiertage auf einem Pferde, die Füße unten mit einer eiſernen Kette zuſammengebunden, dorthin abgeführt. In einem Dorfe gingen die Knechte in eine Schenke, um zu zechen. Der ehrwürdige Prieſter hielt vor der Thüre, und neugierige Bauern ſammelten ſich um ihn. Matthäus rief ihr Mitleid an, und ſetzte ſie in Kenntniß, daß er um des reinen Wortes Gottes und der Wahrheit willen im Thurme verfaulen ſolle. Es gab einen Volksauflauf; ein junger entſchloßner Bauer ſtellte ſich an die Spitze, und der unſchuldige Prieſter wurde den Schergen entriſſen, in Freiheit geſetzt und ſchnell von dannen gebracht. Der racheſchnaubende Erzbiſchof ließ die Anführer des Volkshaufens einziehen, und ohne Urthel und Recht enthaupten. Das ganze Gebirge kam über dieſen Mord in Aufregung; der Erzbiſchof verſuchte ſie durch erhöhte Strenge zu unterdrücken.

Um ſeine geleerte Kaſſe wieder zu füllen, befahl er zu gleicher Zeit ein gezwungenes Anlehen bei den reichſten Bürgern der Stadt Salzburg. Sie ſollten ihm ſchnell zehntauſend Gulden leihen, damit er wieder fünfhundert Kämpen gegen ſeine auf Empörung ſinnenden Unterthanen werben könne, und dieſe Bürger wurden bedroht, „wer nicht ſogleich zahle, ſolle gebunden auf das Schloß geführt, und mit ihm gehandelt werden, daß davon zu ſingen und zu ſagen ſein ſolle.“ Gleiche Erpreſſungen und Drohungen wurden an einigen Adligen angewandt und dem ganzen Lande wider Recht und ohne Noth ein Umgeld von dreißigtauſend Gulden abgedrungen. Der pfäffiſche Tyrann ging noch weiter. Zu den mit ſo ſcheuslicher Gewaltthätigkeit erpreßten Summen beraubte er auch die Kirche der Stadt aller ihrer Kleinodien und des koſtbaren goldnen Altartuchs. Nun eilte er nach Tirol, um die Knechte zu werben und durch ſie den Ausbruch der Empörung, der durch die Nachrichten aus dem Algäu und von der Donau ſchnell hervorgerufen werden konnte, niederzuhalten. Zu gleicher Zeit wollte er den alten Jakob Fugger zu einem neuen Anleben beſchwatzen. Die Nachrichten von der unerhörten und blutigen Tyrannei des Erzbiſchofs waren zu Jakobs Ohren gedrungen; Bübenhoven hatte ihn mit allen Einzelnheiten jener Abſcheulichkeiten bekannt gemacht. Der Empfang des Erzbiſchofs im Schloſſe Fuggerau war daher ein ſehr gemeßner und kalter. Jakob war um ſo mehr auf den Landsmann und Jugendfreund erbittert, als er durch ihn in dem freilich ſelbſtgeſchaffnen und ausgeſchmückten ſchönen Bilde von Kaiſer Maximilian irre gemacht wurde. Denn dieſer Matthäus Lang war ja auch der vieljährige Freund und Miniſter des verſtorbenen Kaiſers geweſen. Das war nun der Vertraute dieſes Max, das war der berühmte Diplomat in den wichtigſten europäiſchen Angelegenheiten, das war der Freund und Beſchützer der Künſtler und Gelehrten, der Begünſtiger der Humaniſten; das war der vielgelobte augsburger Stadtſohn Matthäus Lang, der zu den beſten Männern Deutſchlands gezählt wurde, der als einer der edelſten Fürſten eines weit verbreiteten Ruhmes genoß.

„Alter Freund,“ ſagte der Fürſt vertraulich, „ich komme mir wieder einmal Vorſpann von Euch zu erbitten. Ihr müßt mir noch zwanzigtauſend Gulden borgen; denn ich bin in Tirol, um ein fünfhundert von den aus Italien heimgekehrten ſiegreichen Knechten anzuwerben. Wie ſie drüben die Franzoſen das Laufen gelehrt haben, ſo ſollen ſie nun meinen Bauern das Tanzen nach meiner Pfeife beibringen. Es ſind gute Lehrmeiſter das, und meine Bauern ein dummes Volk, das mit Aufruhr droht, wie die am See, im Algäu, in Schwaben und im Schwarzwald. Die Bauern in Euern Herrſchaften in Schwaben ſind auch toll und übermüthig geworden, wie ich gehört, und haben Eure Herrlichkeit, die doch gewiß die mildeſte von der Welt iſt, abſchütteln wollen. Ich will den meinigen zuvorkommen. Der Teufel iſt in das Volk gefahren: aber ich will ihn austreiben, ſo wahr ich Erzbiſchof bin, doch nicht mit Kreuz und Wedel, mit Beſchwörungs-

Herr Doktor!“ rief der Baron in ſeiner Bonhomie. Dieſer fühlte dem Fräulein noch ein Mal an den Puls, und ſchob ihr dabei ein Billet in den Aermel, ſchrieb dann ein Recept und entfernte ſich.

Edelgunde verging faſt vor Ungeduld, eh' ſie ſich einen Augenblick allein ſah. Endlich verließ man ſie und ſie las: „Mein Fräulein! So eben verläßt mich der Herr Baron von Helder, dem ich als Bankarzt ein Geſundheitszeugniß ausſtellen mußte. Zu meiner größten Beſtürzung erfuhr ich von ihm, daß er in Begriff ſteht, ſich mit Ihnen zu verloben. Dieſes Ereigniß drängt meine Schüchternheit zurück und mich ſelbſt zu einer Erklärung, die mir ſchon lange auf den Lippen geſchwebt, die ich, Ihnen gegenüber, nicht hervorzuſtammeln gewagt, die Sie aber in meinen Augen geleſen haben müſſen. Ja, ohne Worte, werden Sie wiſſen, Edelgunde, daß ich Sie heiß, ſchwärmeriſch liebe; ich glaubte ja in ihren ſchönen Augen gleiche Gefühle für mich zu leſen. Was bedarf es denn der Worte zu ſolchen Erklärungen, ſolchen ſüßen Geſtändniſſen, die durch Worte verlieren, wie die ſchönſten Farben am Sonnenlichte erbleichen? Was bedarf es der Worte zur Seligkeit? — Doch nun —

formel und Weihwaſſer, ſondern mit Büchſe und Schwert, mit Schlachtruf und Blut. Die allein helfen gründlich. Dazu bedarf ich aber Geld, viel Geld, und wer hat im heiligen römiſchen Reiche über mehr Geld zu verfügen als mein lieber alter Landsmann und Jugendgenoß Jakob Fugger?

„Ich habe jetzt kein Geld für Ew. erzbiſchöflichen Gnaden,“ verſetzte Fugger kurz und kalt.

„Ach, Ihr ſcherzt! Ich kenne ſchon Eure Weiſe, mein alter Jakob. Laßt mir den Titel weg. Warum kein Geld für mich? Iſt Euch der Erzbiſchof von Salzburg nicht ſicher genug? Ihr ſeid ſo gut wie ich mit Fug und Recht ein Gegner des durch den wittenberger Lug verrückt gewordnen Volks, und habt Eure volle Hand nie verweigert, wenn es galt, Ruh und Ordnung, Recht und Geſetz, geiſtliches und weltliches Regiment aufrecht zu erhalten. — Sind wir nicht beide Söhne der alten Auguſta? Sind wir nicht Freunde von Kindesbeinen an geweſen? Waren wir nicht beide die vertrauten Freunde des hochſeligen Kaiſers Maximilian, des edeln trefflichen Fürſten?“

Der Kardinal hätte nichts Schlimmeres thun können, als Fuggern in dieſem Augenblick an Maximilian zu erinnern. Er warf damit in des alten Leinwebers grämliche Seele einen dunkeln Schatten auf das kurz vorher noch ſo helle Bild des Kaiſers.

„Laßt mir den verſtorbnen Kaiſer aus dem Spiele! Laßt ihn in Frieden ruhen! Gott mag ſeiner Seele gnädig ſein! Aber wahrlich, er hätte das Unglück und den Jammer verhüten können, der jetzt über das deutſche Reich hereinbricht. Wer hat das gemeine Volk zu ſolch gräulichem Unweſen, zu ſo ſchlimmer unglückbringender Selbſthülfe getrieben? Der Kaiſer, die Fürſten, der Adel, die hohe Geiſtlichkeit! Weshalb unterdrücken ſie die Lehre vom reinen Evangelium Jeſu Chriſti, nach welchem die Welt dürſtet? Wahrlich ich ſage Euch: „Ihr werdet das deutſche Reich in den Abgrund des Verderbens ſtürzen.“

„Ihr ſeht mich von einem maßloſen Erſtaunen erfaßt, Herr Jakob Fugger!“ rief der Erzbiſchof mit verbiſſenem Zorn. „Hat Euch das Alter ſchwach im Kopfe gemacht, daß Ihr Euch habt vom Gifte der lutheriſchen Ketzerei anſtecken laſſen?“

„Oh, Herr Erzbiſchof, ich war niemals klüger als jetzt. Die Augen ſind mir endlich aufgegangen, und ich ſehe jetzt deutlich, auf welcher Seite Recht und Wahrheit ſtehen. Wenn ich ein langes Leben im Irrthum wandelte und ſündigte, wen trifft der Fluch dieſes Irrthums? Euch und Eure Genoſſen!“

„Hat man doch längſt geſagt, die Fugger ſeien von der Kirche Chriſti abgefallen und hielten zu den rebelliſchen Bauern. Wurde doch Ulrich Fugger, der Kämmerer des Papſtes, offen als ein Abtrünniger genannt, und Gottes Gerechtigkeit traf ihn durch die Hand eines auserwählten Werkzeugs. Nun ſeh ich, daß ſein Ohm nicht hinter ihm zurückbleibt, trotz der Strafe, die ihn getroffen!“

„Eure Schmähung trifft mich nicht. Ich verabſcheue das wüſte tolle Treiben der Bauern, aber ich verabſcheue jetzt auch das wüſte tolle Treiben der Herren in Schaube und Chorrock. Wenn das Volk verwildert iſt, die Herren tragen die Schuld, und ich entſchuldige jetzt den heißen Kopf, das glühende Herz meines armen Neffen Ulrich. Genug der Worte! Ich werde Euch nicht bekehren; Ihr mich noch weit weniger. Nur das Eine noch: ich kenne alle Eure Gewaltſchritte gegen ein geduldiges, um Recht ſchreiendes Volk. Ich verabſcheue ſie, und habe kein Geld für Euch. Zahlt mir zurück, was Ihr mir ſchuldig ſeid, und wir ſind auf ewig geſchieden. Ich gehe nach Augsburg, um dort zu ſterben, und auch Ihr thätet wohl, Euch an die Stunde zu erinnern, die bald ſchlagen wird, wo Ihr Euch vor dem ewigen Richter verantworten müßt, der keinen Unterſchied macht, zwiſchen einem armen Bäuerlein und einem hoffärthigen Prälaten.“ Der geiſtliche Fürſt ging mit heftigen Schmähworten von dannen und beſtieg ſein Pferd. Seine zahlreiche Begleitung ſchüttelte die Köpfe über die üble Laune ihres Herrn. Fugger verſchloß ſich in ſeine Gemächer. Es war ihm leichter um's Herz, daß er ſeinen Unmuth einmal bei einem der Männer ausgeſprochen hatte, die ihn hervorgerufen.

An demſelben Tage langte wieder ein Eilbote aus

Ausburg mit einem genauen Berichte der jüngſten Vorfälle in den Fugger'ſchen Herrſchaften, des Siegs der Bündiſchen über die Bauern bei Leipheim und der Gefangenſchaft vieler Fugger'ſchen Bauern an, die ſich nicht zu löſen vermöchten, und für die der Bundesrath in Ulm die Bürgſchaft übernommen. Der Rath habe nun in Augsburg angefragt, ob wohl Herr Jakob Fugger das Löſegeld für ſeine Bauern bezahlen würde? Eine neue Hiobspoſt für den alten kränklichen Mann.

Nach einigen Tagen kehrte Bübenhoven mit dem Geleitsbriefe und der Beſtätigung aller der Nachrichten von den Ränken des Hofs im Algäu zurück, und was er noch hinzufügte, war nicht geeignet den Alten milder zu ſtimmen. „Fort nun, aus dieſem Lande!“ rief er. „Mir iſt, als laſte Gottes Fluch darauf. Er möchte auch mich ergreifen. Die Empörung in Trient und Brixen wird bald genug auch hier ſein. Dort ſteht ſogar der Geheimſchreiber des Biſchofs, Gles an der Spitze der Bauern und ſpielt den Pfaffen zum letzten Tanze auf. Ade, Tirol.“

Bübenhoven ritt noch nach Schwaz zu ſeinem Schwager Hieronymus Fugger, um ihm einige Aufträge zu geben und ihn einzuladen, daß er ſeinem Ohm Valet ſage. Noch denſelben Tag kam er wieder zurück ernſt und verſtimmt. „Hieronymus liegt in den Netzen der ſündigen Martha,“ antwortete er auf die Frage des Alten. „Die ſchöne Hexe hält ihn feſt; ich fürchte, er geht bald zu Grunde. Ulrich's Beſorgniß und Warnung hat nichts gefruchtet."

„Weh mir!" ſchrie Jakob auf. „Dieſe Menſchen, die ich aus Antwerpen nach Augsburg gebracht, ſind das Unglück des Fugger'ſchen Hauſes. O Gott, deine Hand trifft mich ſchwer!" In ſeiner düſtern Seele brannte eine Erinnrung an eine Schuld, deren Racheengel groß geworden war und jetzt drohend vor ihm ſtand.

Als Hieronymus mit den Spuren der Sünde in den Zügen und unſichern Blicks vor den Ohm trat, um ihm Lebewohl zu ſagen und glückliche Reiſe zu wünſchen, redete ihn Jakob mit ungewohnter Heftigkeit an: „Laß Dir rathen, Neffe! Laß Dir von einem Sterbenden rathen! denn Du ſiehſt mich nicht wieder. Thu die Martha von Dir. Zerbrich die unwürdige Feſſel, die Dir das unwürdige Weib angelegt! Doch, was red' ich! Du wirſt es nicht thun. Du wirſt an der Hand der Sünderin in das Verderben rennen. Dein Bruder Ulrich hat Dich ja auch vergebens vor dieſem Weibe gewarnt. Das Unglück bricht über mein Haus herein und — durch meine Schuld. O daß ich längſt geſtorben wäre, wie meine Brüder!" Alſo jammernd beſtieg er ſein Pferd. Der alte Veit Schellenberger zerdrückte ſich eine Thräne im Auge. So trübſelig hatte er ſeinen Herrn noch niemals eine Reiſe antreten ſehen. Ohne Abſchied vom erzherzoglichen Paare oder irgend einem hochgeſtellten Manne verließ Jakob Fugger die Grafſchaft Tirol, eine Hauptquelle ſeines

Reichthums, und die Geiſter ſchöner und ſchlimmer Erinnerungen umſchwirrten den alten ſchweigſamen Mann. Als ſie durch die Ehrenberger Klauſe ritten, rief er plötzlich wehmüthig: „Ade, Ade, ſchönes Tirol! Auf Nimmerwiederſehen! Gott lenke es beſſer mit Dir, als die Menſchen!“ Und eine Thräne floß ihm über die graue Wange.

Sechſtes Kapitel.

Es gehörte viel Muth und Vertrauen zu den Bauern dazu, als einer der Herren durch die in wilden Flammen des Aufruhres und der zerſtörenden Rache ſiedende Landſchaft zu reiſen, aber Jakob Fugger vertraute auf Gott und ſeine gute Sache. Es war ja überall bekannt, daß er niemals ein Bedrücker der Bauern geweſen war; ſeine Wohlthätigkeit gegen die Armen hatte ihm einen guten Namen unter dem gemeinen Mann gemacht, und die Gründung der Fuggerei in Augsburg hatte dieſen Namen gleichſam mit einem Heiligenſchein umgeben. Auch ſchmeichelte den aufrühreriſchen Bauern das Vertrauen, welches er in ſie ſetzte; ſie reſpectirten nicht nur überall den Geleitsbrief, ſie boten ihm ſelbſt Schutz und Begleitung an.

Das Herz des alten Leinwebers, ſo ſchwer es belaſtet war, trieb ihn nicht zuerſt nach Augsburg, um dort der Ruhe, der er ſo ſehr bedurfte, zu pflegen, nach Ulm ging ſeine Fahrt direct und in ſeine Herrſchaften, wo der ihm befreundete Truchſeß von Waldburg den Aufſtand ſoeben mit blutiger Gewalt niedergeworfen hatte. Dort wollte er das Löſegeld für ſeine gefangenen Bauern zahlen, dort mit verzeihendem Gemüth und ſchonender Hand die Wunden des Volks heilen, Laſten erleichtern und gute Saaten für die Zukunft ausſtreuen, deren Ernte ſeinen Neffen zu gut kommen ſollte.

Im Algäu ging es wild zu: wer von den Edelleuten nicht auf die zwölf Artikel der Bauernſchaft ſchwor und ſomit in ihre Verbrüderung trat, deſſen Schlöſſer wurden eingenommen und zerſtört. Den Ritter Kunz von Riedheim, einen ſchlimmen Bauernfeind, hatten die Oberalgäuer in ſeinem Schloſſe Irmazhofen gefangen, hart verwundet und führten ihn, ihren Spott mit ihm treibend, in einem Karren mit ſich herum, und er mußte zuſehen, wie ſie ſeine beiden übrigen Schlöſſer ſtürmten, plünderten und verbrannten. Der Fürſtabt von Kempten, Sebaſtian von Breitenſtein, wurde in ſeinem feſten Schloſſe Liebenthann belagert, und als Jakob Fugger in der Nähe vorüberreiſte, ſtand der tyranniſche Pfaffe eben in Unterhandlung mit den Bauern wegen Uebergabe des Schloſſes und war froh, daß ſie ihm und den Seinen das Leben zugeſtanden.

Finſter und ſchweigend ſchaute Fugger in das wüſte, von den wildeſten Ausbrüchen der gemeinſten Leidenſchaften bewegte Leben und Treiben um ihn und neben ihm auf ſeiner Straße. So oft er auch ſein Lebelang dieſe ſchöne Landſchaft durchreiſt war, in ſolchem ſchrecklichen Zuſtande hatte er ſie noch nicht geſehen. Dieſes Unglück mit eignen

Augen zu ſchauen, war ſeinem hinfälligen Alter aufgeſpart worden. Auf allen Wegen und Stegen, in allen Dörfern und Herbergen tobende, ſchreiende, meiſt betrunkene Bauern in Waffen, in kleinern oder größern Haufen, Flüche auf Pfaffen und Herren hier, frecher Geſang dort ſchlugen an Fuggers Ohr, während ſein Auge bald durch Scenen gräulicher Entſittlichung, vorzüglich von alle Schranken ihres Geſchlechts überſpringenden Weibern aufgeführt, bald durch rauchende Trümmer von Klöſtern und Schlöſſern aufs Tiefſte beleidigt wurde. Wie verſteinert ritt der alte Mann durch alle dieſe Gräuel; ſein Herz nur zuckte in großer Qual. Ihn ekelte ſogar die Ehrfurcht an, die dieſe entmenſchten Banden ihm erwieſen.

In dieſer Stimmung hielt er mit ſeiner kleinen Begleitung zur Mittagszeit vor der Herberge eines Fleckens im Illerthale, um die Pferde füttern zu laſſen und ſelbſt einen Imbiß zu nehmen. Eben im Begriff abzuſteigen, brach ein Bauernhaufen aus einem tiefen Nebenthal in den Ort herein und ſtellte ſich vor derſelben Herberge auf. Schon von fern konnte man das tobende Geſchrei vernehmen: „Es lebe der Bildernazzi! Nazzi hoch! Unſer Hauptmann Nazzi, der Bildermann über den Junkern und Pfaffen!“

Jakob Fugger zuckte zuſammen, als dieſer Name durch ſein Ohr klang. „Das iſt ja der Name, den mir Raimund geſchrieben, als des böſen Kerls, der meine Bauern ſo unabläſſig aufgehetzt,“ ſagte er zu Bübenhoven

„Ob es wol derſelbe iſt? Wahrſcheinlich. Ich möchte dieſen verruchten Menſchen kennen lernen, um aus ſeinem Munde zu erfahren, was ich ihm zu Leid gethan, daß er alſo gegen mich wüthet.“

Bübenhoven wollte den Ohm von dieſem ihm bedenklichen Wunſche abbringen und in die Herberge führen; es ahnete ihm nichts Gutes. Aber der Alte beharrte auf ſeinem Vorſatze. „Wo iſt euer Hauptmann, der Bildernazzi?“ fragte er die nächſten Bauern. Es hätte der Frage kaum bedurft. Einen Augenblick ſpäter ſtanden ſich Jakob Fugger und Marx von Bübenhoven auf der einen Seite, und Nazzi und Gebhard Diether auf der andern gegenüber. Auf dieſer Seite freche, herausfordernde, auf jener beſtürzte und erſtaunte Blicke.

„Ich bin der Bildernazzi. Was wünſcht Herr Jakob Fugger von mir?“

„Ihr?!“ rief der alte Mann mit erſterbender Stimme und wich vor dem berüchtigten Bauernanführer wie vor einem Geſpenſt zurück.

„Großer Gott! Ihr?“ rief Bübenhoven, und es klang wie der Ruf eines zum Tod entſetzten verzweifelten Herzens.

Sie hatten das gräßliche rachſüchtige Weib auf den erſten Blick erkannt. Wie war es auch anders möglich? Trug die Verkleidete doch die Jenen nur zu wohl bekannten Zeichen ihrer Perſönlichkeit im Geſicht.

„Ja ich!“ verſetzte Nazzi mit ſpöttiſchem Lachen. „Faſt ſcheint Euch die Luſt vergangen, mit mir zu ſprechen. Doch nun muß ich zu Ihnen reden, nun muß ich es ausſprechen, wie es mir im Herzen waltet. Darf ich auf Erhörung hoffen, wenn ich zu dem Geſtändniſſe meiner heißen Liebe die Bitte hinzufüge: werden Sie mein theures Weib! Fühlen Sie etwas in Ihrer Bruſt für mich ſprechen, o ſo zaudern Sie nicht, mich glücklich zu machen! Meinen Sie, daß ich mich Ihren Eltern entdecke? Zwar kann ich Ihnen keinen adligen Namen, aber einen unbeſcholtnen, keine Schätze, aber eine ausgebreitete Praxis bieten, die uns ein anſtändiges Leben ſichert. — Sie werden nun errathen, warum ſtatt Hohlfeld's ich immer zu Ihnen kam; ich habe mich ſchon vor längerer Zeit meinem würdigen Freunde entdeckt und er war gern bereit, mich zu unterſtützen. —

In zwei Stunden bin ich wieder bei Ihnen. Stecken Sie mir eine mich beglückende Antwort zu. O vernichten Sie nicht durch ein allzuraſches Einwilligen in den Wunſch Ihrer Eltern, wobei Ihr ſchönes Herz unmöglich mithandeln kann,

Ihren Sie glühend liebenden

Friedrich Trautmann.“

„Großer Gott!“ rief das Fräulein, als ſie den Brief geleſen hatte, „ſo bewährt ſich hier vielleicht ſind Euch nur die Bauern läſtig, und Ihr ſprecht lieber mit mir allein. Mir kommt das ſehr gelegen; denn da Ihr mir gerade in den Weg gekommen ſeid, ſo verlangt es auch mich, Euch ein paar Worte zu ſagen. Wir haben lange nichts mit einander geſprochen, und es iſt Zeit, daß wir die Herzen austauſchen. Meint Ihr nicht auch, alter Herr? Und Ihr, Junker von Bübenhoven? Laßt uns im Hauſe da in ein Gemach treten, wo wir allein ſind. Soll ich meinen Lieutenant Diether mitnehmen? Vielleicht habt Ihr auch Worte mit ihm zu wechſeln."

Das Alles wurde mit einer Frechheit vorgebracht, welche die beiden Männer gegenüber empörte.

„Ja ich will mit Euch reden," antwortete Jakob Fugger feſt, „aber mit dieſem Ungeheuer nicht, mit dieſem Diebe, dieſem Mörder meines Neffen Ulrich, mit dieſem Scheuſal, wie die Welt kein zweites hat, nicht. Euch in ſeiner Geſellſchaft zu finden — o das iſt mehr als ſchrecklich für mich!"

„O alter Herr!" brutaliſirte der ehemalige Oberſteiger, „Ihr vergeßt, daß ich zweihundert bewaffnete Bauern hinter mir habe, die jeden meiner Winke zur Stelle ausführen."

„So recht! ſo recht, Elender!" verſetzte Fugger. „Es ziemt Dir, mir zu drohen, Dir, den ich aus dem Staube emporgehoben, den ich liebte, dem ich eine gute Exiſtenz gab, dem ich vertraute, ja ſelbſt dann noch, als man mich vor ihm warnte, und der mich dafür belogen, betrogen, beſtohlen, meine Verwandten verdächtigt und zuletzt, als ich ihm Alles verzieh, meinen Neffen ermordet hat. Es ziemt Dir mir zu drohen! Vollende Dein Werk! Hetze Deine Bauern auf mich alten Mann! Stoße mir Dein Eiſen durch die Bruſt."

„Ihr habt gut predigen," hohnlachte Diether. „Habt Ihr etwa Euern ungeheuern Reichthum auf die rechtlichſte Weiſe erworben? Das ſind Poſſen! Die Klugen nehmen, wo ſie's finden. Das habt Ihr gethan und ich auch, nur mit dem Unterſchied, daß Ihr viel genommen, weil Ihr viel gefunden, ich aber nur wenig."

„Kommt," ſagte Jakob mit Entrüſtung zu Razzi. „Ich ſterbe hier auf der Straße, wenn ich dieſen Menſchen länger ſehen und hören muß." Sie traten in das Haus und nahmen zu drei, Fugger, Bübenhoven und Razzi in einem Gemach Platz.

„Frau Eleonore van der Voort," begann Jakob mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme und richtete die Augen mit einem Ausdruck von Mitleid und Erbarmen auf das unſelige Weib, doch ſie unterbrach ihn ſogleich; „Gebt mir nicht dieſen Namen, ich habe ihn für ewig abgelegt und abgeſchworen. Ich will kein Weib mehr ſein, ſondern ein Mann. Ich habe mich aller weiblichen Schwächen abgethan, und ſeit lange ſchon war mein Thun und Treiben nur ein männliches. Alſo behandelt mich als Mann, wie ich Euch, und laßt mir meinen Namen Nazzi zukommen; ich führe, ich kenne keinen andern!“

„Nicht alſo, unglückliche Verblendete!“ rief Fugger heftig. „Ich kann und will dieſen Euern wahnwitzigen Trotz hier nicht anerkennen und unterſtützen. Was erkühnt Ihr Euch Gottes Werk zu verläugnen und verbeſſern zu wollen! Gott hat Euch zu einem Weibe geſchaffen, und Ihr ſelbſt könnt Euch nur zum widerwärtigen Zerrbilde eines Mannes machen, zu einer abſcheulichen Fratze, niemals zu einem Manne ſelbſt. Großer Gott, auf welche Irrwege ſeid Ihr gerathen! Ich möchte blutige Thränen über Euch weinen. Beim Blute Chriſti, bei der Fürbitte aller vierzehn heiligen Nothhelfer, bei Gott, bei der Jungfrau, bei allen Heiligen im Himmel beſchwöre ich Euch, kehrt um! kehrt um! Niemals habe ich noch einen Menſchen mit ſolcher Inbrunſt angefleht, wie jetzt Euch. Und nicht meinetwillen, Euretwillen thu' ich es. Hört auf die Bitten eines alten Mannes, der am Rande des Grabes ſteht und Euch gern vom zeitlichen und ewigen Verderben retten möchte. Ich will Euch ein heitres bequemes Loos bereiten — Alles ſoll Euch vergeben und vergeſſen ſein — nur geht in Euch und verlaßt dieſen gottloſen Weg, auf dem Ihr, ich weiß nicht wie lange ſchon wandelt.“

„Wie lange?“ entgegnete Eleonore bitter. „Ich will Euerm Gedächtniß zu Hülfe kommen, Fugger. Seit jenen Tagen — es ſind nun vierundzwanzig Jahre — als Ihr zuerſt in das Haus Eures Handelsfreundes Peters van nehmt den Schwur eines in den Staub getretenen, geſchändeten, verrathenen, betrogenen, ſtolzen und großen — ja großen Frauenherzens, daß es Euch nicht eher gelingen ſoll, dieſes Herz vom Wege der Rache abzubringen, bis Ihr nicht dieſe Schandmale bis auf die letzte Spur aus meinem Antlitze vertilgt, bis Ihr nicht die glühende Erinnerung an meine Schmach, an die Treuloſigkeit Philipp's von Oeſtreich und Burgund bis auf die letzte Spur aus meinem Gedächtniß verwiſcht habt."

Der von den heftigen Worten des leidenſchaftlichen Weibes in der innerſten Seele getroffene Greis hatte während derſelben das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, und die Rachelechzende labte ſich an ſeinem Anblick. Jetzt erhob er die Stimme aber mit einem Jammertone, daß er Herzen zu zerſchneiden fähig ſchien: „Seht, Frau, ich demüthige mich vor Euch, und Jakob Fugger iſt vor vier Wochen ſechsundſechzig Jahre alt geworden und hat ſich in dieſem langen Leben noch vor keinem einzigen Menſchen gedemüthigt, nur vor Gott. Aber ich bekenne mich ſchuldig gegen Euch, Eure Vorwürfe treffen mich gerecht. Statt Eure ſündige Hoffarth zu bekämpfen, bin ich damals ſchwach genug geweſen, ihr nachzugeben. Ich bitte Euch um Chriſti Blut, das allen Sündern zur Vergebung gefloſſen iſt, Ihr wollet mir dieſe Schuld vergeben. Ihr habt Euch gerächt an mir, Ihr kommt jetzt wieder von ſolchem Rachewerk; ich weiß, wie Ihr in meinen Dörfern geſchaltet habt. Laßt Euch nun genügen! Vergebt und verzeiht, wie der Menſchenſohn, und wie Euch vergeben und verziehen wird. Der junge Fürſt, der Euch verführte und dann an Euch handelte, wie er wol nicht hätte handeln ſollen, ſchläft längſt im fernen Spanien den Todesſchlaf; ſeine Gemahlin, die aus Rache Euer Antlitz verſchändete, ſie iſt bei lebendem Leibe eine Todte ſeit jener Zeit. Ihr Geiſt iſt von Wahnſinn umnachtet und wird es bleiben, bis ſeine irdiſchen Bande gelöſt ſind. Was wollt Ihr noch? An wem übt Ihr Rache?"

„Lehrt mich vergeſſen, Herr Fugger! bannt die glühenden Schmerzensgedanken aus meinem Kopfe! Leben nicht Philipp's und Johanna's Kinder?"

„Weib! Weib! Sein älteſter Sohn iſt der deutſche Kaiſer, iſt König von Spanien und Neapel, iſt Herzog der Niederlande und der neuen Welt, der mächtigſte Herr des Erdbodens. Seine Töchter ſind zumeiſt mächtige Königinnen. Seid Ihr raſend, Eure Rache auf ſie ausdehnen zu wollen?"

„Ja. Eben weil ſie Könige und Königinnen ſind. Seht, ich habe meine perſönliche Rache faſt vergeſſen; ſie liegt hinter mir, wie ein böſer Traum. Aber aus ihr bin ich allmälig, ich weiß ſelbſt nicht, wie, in die allgemeine Rache der Menſchheit hineingewachſen, und es iſt mir zur Natur geworden, mich als Racheengel aller von Fürſten und Pfaffen belogenen, betrogenen, gemarterten, gemordeten, in ihren heiligſten Intereſſen gekränkten, geſchändeten, verhöhnten und verſpotteten Menſchen zu betrachten. Und ihre Zahl iſt Legion. Ich aber bin einer ihrer Racheengel, ich bin ein Vergelter, aus dem Himmel oder der Hölle geſandt — mir gleich — um zu züchtigen und zu vernichten die blutberauſchten, ekelhaft wollüſtigen Menſchenquäler und Verderber, die Fürſten und die Pfaffen. Und weil Ihr, Jakob Fugger, ein Fürſtenknecht und ein Pfaffenknecht geweſen ſeit euer Lebelang, weil Ihr die Prediger und Verkünder des Lichts und der Wahrheit verfolgt habt, deshalb keine Vergebung Euch, keine Verſöhnung zwiſchen uns!“

„Eleonore, ich irrte menſchlich, aber ich habe meinen Irrthum eingeſehen und bekenne mich dazu. Auch ich habe mich der evangeliſchen Wahrheit zugewandt.“

„Habt Ihr?!“ rief das Mannweib, und aus ihrer Stimme wie aus ihren Augen und Zügen tönten und leuchteten Schadenfreude und Hohn. „Und der Junker hier, Euer Neffe, doch wol auch?“

„Ich war längſt ein ſtiller Freund der Wahrheit und des Lichtes,“ verſetzte Bübenhoven treuherzig.

„Ja ein ſtiller Freund der Wahrheit! Ihr dientet ihr ſchon vor vierundzwanzig Jahren, als ich zuerſt Euere Bekanntſchaft machte,“ höhnte Eleonore weiter. Und wieder zu Fugger gewandt: „So werdet Ihr ja wol, wie es Euere heiligſte Pflicht iſt, Euch öffentlich zu Euerer neuen Ueberzeugung bekennen, werdet mit dem Neffen da zu den Evangeliſchen übertreten, in Euern Städten und Dörfern das römiſche Pfaffengeſchmeiß verjagen und überall evangeliſche Prieſter einſetzen? Ihr werdet den verfolgten und vertriebenen Märtyrern für das Evangelium ein ſichres Aſyl in Euern Schlöſſern und Häuſern gewähren, werdet ſie um Euch verſammeln, wie die Königin von Ungarn und Böhmen, und ihnen für die geiſtige Nahrung, die ſie Euch reichen, die leibliche geben? In Augsburg werdet Ihr Euch ferner nicht mehr zum Biſchof und den Domherren, ſondern zu Urban Regius, Michael Keller und Dr. Froſch halten, die die neue Lehre zu St. Anna predigen? Die Bauern aber, die ja nichts weiter wollen, als ein gerecht und billig Regiment und die unverkümmerte Lehre des Evangeliums, werdet Ihr mit Euerm Gelde gegen die Tyrannen und Lügengeiſter unterſtützen, und dem Rechte und der Wahrheit, zu der Ihr Euch bekennt, auf jegliche Weiſe den Sieg zu verſchaffen ſuchen über das deutſche Unrecht und die römiſche Lüge? Nicht wahr, das werdet Ihr alles thun, Herr Jakob Fugger?“

Das höhniſch verzogene Geſicht des leidenſchaftlichen Weibes war während ihrer heftigen Rede zur grinſenden Fratze geworden, und ihre Augen funkelten wie die einer Katze.

Fugger ſtarrte ſie ſprachlos an. „Wohin denkt Ihr?“ ſagte er endlich faſt kleinlaut. „Wie werd' ich das rohe gemeine Volk, das ſich gegen Obrigkeit und Geſetz empört und Leben und Eigenthum anderer Menſchen gefährdet, unterſtützen! Ich habe mein Lebelang der Ordnung und dem Rechte gedient und will es bis ans Ende meiner Tage.“

„Ja was Ihr ſo Ordnung und Recht nennt, d. h. die größte Unordnung und das abſcheulichſte Unrecht. Seht nun, welch ein Mann Ihr ſeid! Ihr bekennt Euch zur neuen Lehre, aber Ihr wollt nichts für die armen Menſchen thun, die die ſchönen Worte zur That gemacht wiſſen wollen. Mit Euerm Gelde könntet Ihr der guten Sache ſchnell zum Siege verhelfen, aber es fällt Euch nicht ein, gegen Fürſten und Pfaffen aufzutreten; Ihr bekennt Euch nur ganz im Stillen zum Evangelium. Damit glaubt Ihr genug gethan zu haben. Ich aber ſage Euch, Ihr habt damit Schlimmeres gethan, als jemals. Es wäre Euch beſſer, Ihr wärt blind und taub gegen die Wahrheit geblieben, ein Fürſten- und Pfaffenfreund. So ſeid Ihr nicht Fiſch und nicht Fleiſch. Mir wollt Ihr Euere Sünde mit Geld abkaufen. Verflucht ſei Euer Geld! Verflucht ſei Euere Halbheit! Möge Gott Euch verlaſſen in Euerer letzten Stunde, wie Ihr Gottes Sache verlaßt!— Und Ihr, Junker Semmelbart, ſeid auch ſo ein armſeliger Wortheld, ein Schönſchwätzer und Verſeſchmied. Das weiß ſich was mit Redensarten von Recht und Wahrheit, von Licht und Tugend, und wie all das Geklingel lautet. Mir ekelt davor. Wer die Wahrheit erkannt zu haben vorgiebt und zieht das Schwert nicht, die bedrohte und unterdrückte zu ſchützen, der iſt ein elender Wicht. Seht, ich habe Euch ſeit vierundzwanzig Jahren tödtlich gehaßt, ſeid Ihr meine Minnethorheit, meine Schmach mit dem Erzherzog Philipp an deſſen Frau verrathen — denn Ihr habt der tollen Johanna Alles hinterbracht und habt Euern guten Theil an den Schandzeichen in meinem Geſicht — aber Ihr ſeid für meine Rache viel zu klein und zu erbärmlich. Wärt Ihr ein ſtarrer kräftiger Pfaffenvertheidiger, ſo ein echter römiſcher Bluthund, ein trotziger aufgeblaſener Fürſtenknecht: Ihr wärt mir ein willkommner und würdiger Gegenſtand meiner Rache, aber ſo wie Ihr ſeid, ein fauler feiger Schwätzer — pah! Ihr mögt laufen und ſeid ſicher vor meiner Rache.“

„So verächtlich Ihr Euch über mich äußern mögt',“ entgegnete Bübenhoven mit Würde, „ich werde die That, die Ihr von mir verlangt, nicht mit Euch beginnen. Denn auch ich habe Unrecht an Euch gethan, als ich dem Erzherzog, meinem Herrn, in dem verderblichen Minnehandel mit Euch als Bote diente, aber ich war ein armer ſcheuer Knabe, und die Schuld, die Ihr mir beilegt, habe ich bei Gott und dem Heiland! nicht an Euch begangen. Ihr habt mir vierundzwanzig Jahre zu viel gethan. Ich war nicht Euer Verräther an die Erzherzogin Johanna. Wär' ich es geweſen, ich wäre dem fürchterlichen Gewicht dieſer Schuld längſt erlegen. Dreht ſich doch um dieſe Schuld gleichſam das Geſchick der ganzen Welt. Wäre ſie nicht vollbracht worden, Johanna wäre nicht wahnſinnig, und Königin von Spanien. Ja wahrſcheinlich lebte dann Philipp noch. Nicht allein Euer Geſchick wäre ein ganz anderes, und Ihr würdet noch in Euerm prächtigen Hauſe in Antwerpen ſitzen, eine reiche und angeſehene Frau, ſonwieder das alte gute Sprichwort: wenn die Noth am größten, iſt die Hülfe am nächſten. Der Doktor iſt ein wohlgebildeter beſcheidner Mann, und wenn ich ihn auch nicht lieben kann, ſo will ich doch tauſend Mal lieber ſein treues Weib werden, als in das unwürdige Verhältniß treten, worein der wilde, leidenſchaftliche — ach! und doch ſo ſehr geliebte — Guſtav mich mit Gewalt zieht. Ja ich lieb' ihn, wie ich keinen Mann mehr lieben kann, aber da ich ihm nicht angehören darf als ſein Weib, ſo will ich es auf keine andre Weiſe, die mich vor mir ſelbſt erniedrigt. Und ſchwach bin ich gegen ihn, das fühl' ich wohl; wenn ich des Baron's Frau würde, ſo fiel ich unerrettbar in des tollen Menſchen Netze, und würde gewiß ſehr unglücklich. — Aber, mein Himmel! der Doktor iſt ja auch nicht adlig, iſt auch nicht reich. Auch ihm werden meine Eltern mich ſtreng verweigern."

In ſtarker Bewegung ging ſie auf und ab, und wußte nicht, was ſie thun ſollte. Den wilden Guſtav liebte ſie, aber ſein Antrag hatte ſie empört, und doch regte ſich in ihrem Herzen eine Stimme, demſelben zu folgen, und ſie erröthete vor ſich ſelbſt. Wäre der Doktor ein reicher Edelmann geweſen; ſie hätte theils aus dern das Geſchick Spaniens, Italiens und Deutſchlands wäre ein beſſeres. Alles wäre anders, ganz anders geworden. Gottlob! daß ich frei bin von dieſer Schuld! Euer Verräther war jener portugieſiſche Schiffskapitain Fernando Magelhaens, der nachher ſo berühmt gewordene Seefahrer und Entdecker des ſtillen Oceans, deſſen Liebe ihr verſchmäht hattet. Ich weiß nicht, ob Euch bekannt iſt, daß dieſer Mann im Dienſte der ſpaniſchen Krone vor vier Jahren auf einer der vielen von ihm in jenem Meere entdeckten Inſeln im Kampfe mit den Eingebornen erſchlagen worden iſt. Ihr dürft ihm alſo die an Euch damals genommene Rache, die ſo großes Unheil herbeigeführt hat, verzeihen. Er iſt dafür dem höchſten Richter der menſchlichen Thaten verantwortlich geworden."

„Ich will Euch glauben; denn was Ihr da geſagt, iſt ſehr wahrſcheinlich. — Wir ſind ſonach fertig mit einander. Ich gebe jeden Verſuch auf, Euch zu bekehren, thut Ihr daſſelbe hinſichtlich meiner. Zieht Eure Straße, wie ich die meinige ziehe. Und mögen wir uns nie mehr begegnen! Nun bin ich wieder und für immer der Bildernazzi und gehe, um den oberalgäuer Haufen hinabzurufen an die untere Iller, wo drei Haufen ſeiner warten. Unterdeſſen kommen die vom See herauf, und es können leicht fünfzigtauſend ſtreitbare Männer zuſammenkommen, um den heranziehenden Truchſeß zu vernichten. Wir wollen ihm den Tag von Leipheim geſegnen. In vier Wochen ſind die Bauern Herren alles Landes von den tiroler Alpen bis hinab, wo's keine Berge mehr gibt. Dann werden die ſtolzen Fürſten, Pfaffen, Adel und Beamten andere Saiten aufziehen." Damit ſtand ſie raſch auf und verließ ohne Gruß und Abſchiedswort das Gemach. Bübenhoven kam jetzt das verfallene Ausſehen des Ohms bedenklich vor; denn der Alte ſaß bleich und in ſich zuſammengeſunken auf dem Stuhle. Aengſtlich befragte ihn der Junker nach ſeinem Befinden und ward mit Schrecken gewahr, daß er die Sprache verloren. Die heftige Gemüthsbewegung hatte ihm einen Schlagfluß zugezogen. Doch war kein Glied weiter gelähmt als die Zunge. Bübenhoven wollte ſogleich nach Kempten nach einem Arzte ſchicken, doch Fugger erlaubte es nicht und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er die Reiſe unverzüglich fortſetzen wolle. „Nach Augsburg!" rief der Junker, Jakob ſchüttelte mit dem Kopfe und ſchrieb mit zitternder Hand auf den Tiſch: „Nach Ulm!" — „Um Gottes Willen nach Augsburg! Wir kommen ja mitten in das Kriegsgetümmel auf dieſem Wege!" Heftig und unwillig verneinte Fugger und beharrte darauf, nach Ulm zu gehen. Bübenhoven hatte aus Vorſicht, falls den Alten das Reiten zu ſehr anſtrengen möchte, eine Sänfte mitgenommen. In dieſe wurde er nun gepackt, und ſo ging die Reiſe fort. Bübenhovens ſchwerer Kummer wurde inzwiſchen in der nächſten Nachtherberge um etwas erleichtert. Jakobs immer kräftige Natur ſchien ſich noch einmal aufraffen zu wollen; die

Sprache ſtellte ſich allmälig wieder ein, und das leichte Fieber, das ihn heimgeſucht, war in dem ruhigen Schlafe der Nacht am folgenden Morgen verſchwunden. Doch fühlte er ſich ſehr ſchwach, drang aber mit erhöhter Heftigkeit auf raſche Fortſetzung der Reiſe. So oft er ſprach, gab er ſeinen Abſcheu vor Eleonoren zu erkennen. Die unheimliche Erſcheinung dieſer Frau in der gemeinen Männertracht und ihre leidenſchaftlichen Aeußerungen quälten ihn geſpenſterhaft unabläſſig. So kamen ſie in Weißenhorn an, ohne mit größern Haufen in Berührung gekommen zu ſein. Sie erfuhren, daß der Truchſeß an der linken Seite der Iller und an der Ries hinaufgezogen ſei, um ſeine eigenen Herrſchaften zu ſchützen. Die ganze Stadt Weißenhorn lief zuſammen, um ihrem Herrn ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die aufrichtige Theilnahme und die Zeichen der Liebe, die ihm entgegengebracht wurden, thaten ihm ſo wohl, daß er ſich bald geſtärkt fühlte. Und er beeilte ſich, dieſe Liebe mit Liebe zu erwidern. Nicht nur der Stadt, ſondern auch ſeinen übrigen Städten und den Dörfern verzieh er Alles, ſicherte den Kleinbürgern und Bauern Erleichterungen und Vortheile aller Art zu, ließ Geld unter die Frauen und Kinder der Gefallnen und Gefangnen vertheilen und ſchickte Bübenhoven nach Ulm voraus, um die Auslöſung der gefangnen Bauern beim Bundesrath vorzubereiten. So feierte der alte Mann, deſſen Lebenskraft gebrochen war, den Charfreitag in ſeiner Stadt. In der Kirche ließ er evangeliſch predigen und kühlte mit väterlich ſanfter Hand die friſchen Wunden, während ſieben Meilen davon jenſeit der Iller oben bei Wurzach zwiſchen dem bündiſchen Heere und den verbündeten Illerhauſen und dem Hauſen vom See gekämpft wurde.

Siebentes Kapitel.

Dienstags in der Charwoche war der alte Truchſeß von Waldburg von Leipheim aufgebrochen, um gegen die Oberſchwaben zu ziehen. Hier in dem hohen Gelände links von der Iller lagen ſeine eignen ſchwer bedrohten Herrſchaften. In dieſem Landestheil zogen die zerſtreuten Bauernhaufen ohne Plan und Ordnung plündernd und ſengend und brennend umher. Sowohl der Baltringer als der Illerhaufen hatten ſich zerſplittert; der Truchſeß hoffte ſie einzeln zu überfallen und aufzureiben. Es gelang ihm auch mit einigen derſelben, und es wurden viele Bauern niedergelegt. Mit dem Stamm des Illerhaufens, gegen ſieben tauſend Mann ſtark, deſſen Anführer ein Pfaffe Namens Florian war, und bei dem ſich die eignen Bauern des Truchſeß zumeiſt befanden, ließ er ſich in der Gegend von Wurzach in Unterhandlungen ein, indem er zuerſt an ſeine Bauern gütlich ſchrieb und ſie ermahnte, ſich zu ergeben, ſonſt wolle er ihnen meſſen, nach den Worten des Evangeliums, wie ſie gemeſſen hätten mit einem voll eingedrückten Marz. Der Pfaff Florian ſchrieb zurück, er wolle einen Ausſchuß zur Unterhandlung ſchicken. Der Truchſeß ging aber treulos vorwärts über die wurzacher Haide, da er doch zuerſt gütliche Handlung angeboten. Er hatte erfahren, daß der Seehaufen im Anzug ſei. So kam es am Charfreitag zu einem Treffen bei Wurzach, aus welchem die Bauern mit einem Verluſt von fünfhundert Mann ſich nach Gaisbeuern zurückzogen. Es waren ihrer noch über fünftauſend und darunter eine große Menge ehemaliger Landsknechte, welche die Kriegführung verſtanden.

In der Nacht vom Gründonnerstage zum Charfreitage heulten die Sturmglocken durch die Thäler hinab bis zum Bodenſee und riefen alle Bauern zum Seehaufen. Der oberſte Hauptmann deſſelben Eitelhans Ziegelmüller hatte vom eiligen Anzug des Truchſeß erfahren. Mit Trommeln und Pfeifen und wildem Geſchrei zogen ſie über die Berge und durch die hohen Thäler, ihnen voran der Eitelhans ſtolz auf einem hohen Roß im blanken Harniſch und mit einem rothen Mantel, umgeben von einer Schaar ſtattlicher Trabanten wie ein Heerfürſt.

Am Oſterheiligenabend langten ſie in Gaisbeuern an und vereinigten ſich mit dem Illerhaufen. Zu gleicher Zeit lief die Nachricht ein, daß der ſchwarzwälder Haufen unter Hans Müller von Bulgenbach, der vom Schwarzwald herabgekommen war und ſich mit dem hegauer Haufen vereinigt hatte, ihnen ebenfalls zuziehe. Dieſer

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03695/032

faßte ſeit dem 9. April bereits die Haufen aus dem Fürſtenbergiſchen, aus der Baar und aus dem Klettgau in ſich. Dieſe ſtarke Macht hatte ſchnell nacheinander auf ſeinem Zuge nach dem weſtlichen Theile des Bodenſees Städte und Burgen genommen und dann die Stadt Radolfszell am See, wo die Comiſſäre der drei öſtreichiſchen Regierungen von Stuttgart, Innſpruck und Enſisheim und ein großer Theil des hegauiſchen Adels mit ihren Familien und ihrer beſten Habe lagen, eingeſchloſſen.

Desgleichen kam denen in Gaisbeuern am Tage vor Oſtern Kunde, daß auch der oberalgäuer Haufe im Eilmarſch heranrücke. Vereinigten ſich all dieſe Haufen, ſo bildeten ſie eine Macht, gegen welche das kleine Bundesheer nicht aufkommen konnte. Der Tag der Entſcheidung des großen Kampfes zwiſchen dem Volk und ſeinen Herrn rückte heran.

Als Marx von Bübenhoven in Ulm ankam, fand er den Bundesrath in Beſtürzung. Es war kurz vorher aus dem Würtembergiſchen die Nachricht eingelaufen, daß das ganze Land ſich zu regen beginne und die Regierung ſo ſchwach ſei, daß ſie auch nicht die allernothwendigſten Vorkehrungen treffe. Nirgend ſei Geld, um eine Anſtalt zur Vertheidigung der Städte und Feſten gegen die Bauern zu machen, und man habe ſichere Kunde, daß Herzog Ulrich mit einem Bauernheer abermals ins Land zu fallen ſich anſchicke. Von hier aus fürchtete der Bundesrath das Meiſte. Das Geld, welches Bübenhoven zahlte, ſollte ſchnell an den Truchſeß geſchickt werden, um einen Theil der rückſtändigen Löhnung der Knechte damit zu bezahlen; denn alle öſtreichiſchen Söldner beim Bundesheer hatten ſeit länger als einem Monat keinen Kreuzer erhalten. Der Erzherzog ſchickte wohl Boten und Befehle an das Heer und nach Würtemberg, aber niemals Geld. Er hatte ſelbſt keins, und die Spannung mit Jakob Fugger gereichte ihm zur großen Verlegenheit. Der Bundesrath erſuchte den Junker von Bübenhoven dringend, ſogleich ſelbſt hinauf zu reiten ins bündiſche Lager und das Geld nebſt dem Befehl an den Truchſeß zu überbringen, daß er ſich ohne Verweilen ins Würtembergiſche zurückbegeben ſolle, um dort dem Aufſtande vorzubeugen. Nebenbei hofften die Herren vom Rathe, der ſanfte Bübenhoven werde vielleicht durch Ueberredung bei den oberſchwäbiſchen Bauern etwas ausrichten, da ſie annahmen, es werde ſich ſchnell verbreiten, wie Jakob Fugger an ſeinen Bauern gehandelt. Sie hätten den alten Herrn gern ſelbſt an die Bauernhaufen geſchickt, wenn ſie ihn nur hätten haben können. Bübenhoven glaubte ſich der Sendung nicht entziehen zu dürfen, ſchickte deshalb dem Ohm einen Boten nach Weißenhorn und langte ſelbſt am Samſtag Mittag bei dem Heere an. Es ſtand bei Gaisbeuern, die Bauern hatten ſich im Dorfe feſtgeſetzt an 15000 ſtark, der Haufe des Pfaffen Florian und der Seehaufen. Ihre Stellung war gut, die des Truchſeß weit weniger, er konnte ſein Geſchütz nicht ſtellen und war im Begriff ſich nach Waldſee hin zurückzuziehen, als Bübenhoſen im offnen Felde ſeine Botſchaft an ihn ausrichtete. Der alte Feldherr ſah ſehr ernſt und bekümmert aus. Seine Züge ſchienen verſteinert. Als er den Befehl des Bundesraths geleſen hatte, ſteckte er das Papier ein und ſagte: „Seid willkommen, Junker! Ihr hättet nichts Beßres bringen können als Geld; denn der Wiſch da — Gotts Marter! es iſt eben ſo gut, als hättet Ihr ihn nicht gebracht. Die Herren haben gut befehlen. Ich muß wiſſen, was ich zu thun und zu laſſen habe. Es gibt im deutſchen Reiche jetzt nur ein Soldatenheer, das Bündiſche, wie viel Bauernheere, weiß Gott allein, täglich hör' ich von neuen. Ich weiß nur, daß mir 15000 Bauern gegenüber ſtehen und wahrlich keine Lumpenhunde, ſondern meiſt Leute, die unter mir und Frundsberg das Kriegshandwerk gelernt und die Schlachten in Italien gewonnen haben. In ein paar Tagen ſind's vielleicht 50,000. Wie Schneegänſe ziehen ſie heran in ungezählten Schaaren aus dem Oberalgäu, vom See, aus dem Hegau, aus dem Klettgau, vom Schwarzwald. Und wenn nicht Gott ein Wunder thut, ſo wird der Herzog Ulrich, mit dem ich fertig zu ſein meinte, mit einem mächtigen Haufen dazu kommen. Wer weiß, wie viel Tauſende aus dem Würtembergiſchen? Ich aber bin allein mit dieſem ſchwachen Heere. Zieh ich heute zurück, wie die Herrn befehlen, ſo ſchmauſen die dort morgen oder übermorgen die Oſterfladen in Ulm, und der Bundesrath kann mit mir ziehen als verlorner Haufen. Ich bitt Euch, Trotz gegen den leidenſchaftlichen Jugendfreund, der ihr weibliches Gefühl ſo wenig ſchonte, theils um aus dieſen Wirrſalen mit einem Male herauszukommen, ihm ſogleich ihre Hand zugeſagt. Indem ihre Unentſchlüſſigkeit das Für und Wider abwog, trat Fink, der Kammerdiener des Barons von Holder herein, um ſich im Namen ſeines beſorgten Herrn nach ihrem Befinden zu befragen.

„Es geht mir viel beſſer,“ verſetzte Edelgunde mit zitternder Stimme. Fink ſah ſie mit einem durchdringenden Blick kopfſchüttelnd an, und ſagte dann: „Ich merke wohl, wo's fehlt, gnädiges Fräulein. Na, es mögen ſich doch manche gewiſſe junge leichtſinnige Leute ſtark in Ihnen geirrt haben.“

„Was will Er damit ſagen, Fink?“

„Ich ſollte eigentlich nicht plaudern. Aber was ſcheer' ich mich um den jungen Landkommiſſär Altfuchs. Er hat mich hinſichtlich Ihrer, mein gnädiges Fräulein, hintergangen, und das iſt ſchlecht. Überdies hab' ich noch einen ſcharfen Zahn auf ihn, wegen einer andern Sache. Er hat einem ehrbaren Mädchen die Ehe verſprochen, und läſſt ſie ſitzen und behandelt ſie ſchnöde; das iſt ebenfalls ſchlecht, ſehr ſchlecht. Aber bleibt einige Tage bei mir, wenigſtens das Feſt über. Es iſt unter ſolchen Umſtänden leicht möglich, daß ich Euerer Hülfe bedarf, nicht der des Schwertes, ſondern des Wortes. Der fuggeriſche Name hat bei den Bauern einen beſſern Klang, als der aller übrigen Herren zuſammengenommen.“ Bübenhoven machte im Gefolge des Truchſeß den Rückzug bis nach Waldſee mit und ſchlief in dieſem Orte. Die Bündiſchen ſtellten viele Vorpoſten aus und waren ſehr auf der Hut, weil ſie einen Ueberfall der Bauern fürchteten. Drei Knechte, vom Grafen Wilhelm von Fürſtenberg erkauft, ſchlichen ſich in der Nacht ins bäueriſche Lager und ſteckten das Dorf in Brand. Die Bauern, ſich verrathen glaubend, und ihrerſeits auch einen Ueberfall fürchtend, zogen ſich durch den Altdorfer Wald theils nach Weingarten hinab, theils über den Schuſſenfluß.

Am Oſtertage lag der Truchſeß ſtill; am Vormittag langten mehre ſeiner Kundſchafter an, welche die Nachricht vom ſchnellen Herannahen von achttauſend Oberalgäuern, die ſchon bei Leutkirch lagerten, ſo wie vom Heranzug von viertauſend Hegauern und Schwarzwäldern überbrachten; ebenſo kamen gegen Abend Graf Haug von Montfort, Ritter Wolf Gremlich von Haſenweiler, der Herr des nahen Weingarten, und zwei Rathsherrn der benachbarten Stadt Ravensburg ins Lager und brachten oder beſtätigten vielmehr die ſchon geſtern von Bübenhoven berichteten böſen Zeitungen von der ans Unglaubliche grenzenden Erhebung aller Bauern in Franken, in Würtemberg, im Odenwald, Thüringen, von den drohenden Bewegungen in Tirol, Oeſtreich, Steiermark. Dazu ſeine ſchleunige Berufung nach Würtemberg vom ſchwäbiſchen Bunde. Es grauſte dem alten Feldherrn. Mit den Waffen ſeines Heers all dieſen Heeren ſiegreich zu begegnen, ſeines Heers, in welchem — das wußte er am Beſten — eine immer gefährlicher um ſich greifende Neigung, ja wohl gar Begeiſtrung für die Sache der Bauern herrſchte, war ein Ding der Unmöglichkeit, und ein andres Heer war nicht da und nirgend aufzutreiben. Gern nahm er alſo das Anerbieten der angekommenen Ritter an, mit den Bauern zu unterhandeln. Er ließ ihnen den Vorſchlag machen: wenn ſie Wehr und Harniſch abliefern und ihre Fähnlein übergeben würden, wolle er dieſſeits des Waldes bleiben und nichts Feindliches vornehmen. Er verſpreche vielmehr, daß ihre Beſchwerden durch von beiden Seiten zu wählende Schiedsrichter erledigt werden und alles Vorgefallene verziehen ſein ſollte. Die beiden Ritter, die beiden Rathsherrn und Bübenhoven ritten am Oſtermontag, den 17. April früh in das bäueriſche Lager.

Sie fanden mehre Hauptleute des Seehaufens in Baienfurt an der Aach, vier Stunden von Waldſee an der Straße nach Ravensburg, eine Stunde weiter bei Weingarten und bei Berg das große Bauernheer. Eitelhans Ziegelmüller, der oberſte Hauptmann des Seehaufens hatte Abends vorher von Weingarten nach allen Seiten Boten ausgeſchickt, daß Alles, was Stangen und Spieß tragen könne, eiligſt herzuziehen möge. Den ganzen Oſtermorgen zogen ſie über die Berge ins Thal der Aach wie Bienenſchwärme; der ganze tettnanger Haufen kam an der Aach herauf über Ravensburg mit ſeinem Hauptmann Dietrich Hurlewangen.

Die adligen Unterhändler mußten in Bairfurt warten; denn die Hauptleute mußten erſt alle zuſammengerufen werden. Bübenhoven hielt in Nachdenken verſunken vor dem Wirthshauſe auf ſeinem Pferde und ließ den Blick dann und wann über die hin und herziehenden bunten Häuflein ſchweifen, welche ihr Nahen ſtets ſehr laut ankündigten. Endlich ſprengte Eitelhans in ſeinem ſchier fürſtlichen Anzug von ſeinen Trabanten umgeben heran. Es war eine kräftige Geſtalt, der man das lang getriebene Kriegshandwerk anſah. Neben ihm ritt ein alter Mann in ſchneeweißem Bart und ſchlichter halbbäueriſcher Kleidung, ein dunkelbraunes Spitzbubengeſicht mit ſchwarzen ſtechenden Augen. Bübenhoven drängte ſich das Blut in größern Maſſen nach dem Herzen, ſo daß ihm die plötzliche Beklemmung faſt den Athem ſtocken machte. Er hatte den Alten auf den erſten Blick erkannt, es war der ſcheusliche Menſch, der einſt ſeine gute Mutter ſo ſchändlich betrogen, der berüchtigte Gauner und Dieb, der alte Zigeuner Antonio Gebes. Bübenhoven wußte, weshalb dieſer Schurke hier war, und ein heiliger Zorn entbrannte in ihm. Aber zu ſeiner eignen Beſchämung mußte er ſich einen Augenblick ſpäter geſtehen, daß er ſelbſt in durchaus keiner andern Abſicht hierhergekommen war, nämlich die Bauernhauptleute zu überliſten, und er ſchämte ſich faſt, daß er mit dieſem Auswurf gemeinſame Sache hatte. Durch eine natürliche Ideenverbindung ſtand ihm plötzlich ſein früheres Verhältniß zu den Zigeunern vor der Seele, und den vierzigjährigen Mann wehete es wie Jugend und Minneglück in Zaroya's Armen an, die in ihrem ganzen Liebreiz in ſeiner Phantaſie ſchwebte. Daran reibete ſich ſofort das nicht minder reizende Bild ſeiner und ihrer Tochter Sonaca, wie er ſie zuletzt geſehen, die blühende Geliebte des Erzherzogs Karl, der jetzt Kaiſer des römiſchen Reichs und Königs von Spanien war. Im Auftrage des Bruders dieſes mächtigen Monarchen handelte hier der Zigeuner, den er ſo tief verabſcheute. Bübenhoven war ein poetiſcher ſchwacher Charakter. Sein Herz und ſein Verſtand ſagten ihm gleich ſtark, daß die Bauern recht hatten; er kannte die Geſchichte des niedergetretenen Volks, aber ſein Herz verdammte wieder ihre wilden Exceſſe, die Empörung, das bluttriefende Schwert, die wild lodernde Brandfackel derſelben und zog ihn zu den Herrſchern des öſtreichiſchen Hauſes, deren Tante ihn einſt durch zarte Neigung ſo hoch beglückt hatte, daß er ihr noch immer eine ſchwärmeriſche Minne bewahrte. Er hatte nicht die Kraft, der erkannten Sache des Rechts ſeinen Kopf, ſeinen Arm zu leihen; er glühete für das Evangelium, für die Freiheit, und er diente der Fürſtenſache, welche das Evangelium und die Freiheit unterdrückten, und er tadelte doch bitter, daß ſie dies thaten und ſich dazu ſolcher Werkzeuge bedienten, wie dieſer Antonio Cebes. So hin und her geriſſen vom Kampfe in ſeinem Innern, trat er zu der Unterhandlung mit den Bauernhauptleuten. Er hatte erwartet, daß dieſe ohne Weiteres alle Vergleichsvorſchläge des Truchſeß mit Hohn und Uebermuth zurückweiſen würden; denn er mußte ja vorausſetzen, daß ſie über die außerordentlichen Vortheile, die ſie in ihrer großen Macht über das bündiſche Heer hatten, ebenſo gut, wenn nicht noch beſſer unterrichtet ſeien, wie er ſelbſt. Und im tiefſten Herzen hegte er den geheimen Wunſch, ſie möchten mit Kraft und Entſchloſſenheit auftreten und nur auf Fortſetzung des Kampfes beharren. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er aber bald genug an den vorſichtigen und behutſamen Aeußerungen der Hauptleute und namentlich an denen des Eitelhans, ſo ungeberdig er ſich auch anzuſtellen ſchien, die Folgen und Einwirkungen der geheimen Abgeſandten des Erzherzogs Ferdinand an die empörten Bauern. Die ſchlauen Zigeuner und ihre Helfer hatten auch beim Seehauſen und beim Illerhauſen mit gleich glücklichem Erfolg gewirkt, wie bei dem algäuer Haufen. Die ränkevollen liſtigen Verſprechungen, im Namen des Erzherzogs gegeben, ſich ihrer Sache annehmen zu wollen, wenn ſie auf dem gütlichen Wege des Rechts und nicht auf dem der blutigen Gewalt dieſelbe ſuchen würden, die geheimen

Zuſicherungen, welche den einzelnen Hauptleuten gemacht worden waren, hatten Wurzel geſchlagen. Jakob Wehe lebte nicht mehr, um dieſen ſchleichenden Ränken mit vehementer Kraft entgegen zu treten. Von den Wiſſenden des geheimen Bundes, welchem er angehört, war keiner bei dieſen vereinigten Haufen. Die eitlen Hauptleute ſahen ſich ſchon als Hauptleute im öſtreichiſchen Heere und mit Gold und Würden überhäuft. Die große Maſſe des empörten Volks fand ſich geſchmeichelt, daß ein ſo erhabener Fürſt wie der Erzherzog Ferdinand zu ihrer Sache ſtehen wolle; die dummen bethörten Bauern meinten, damit ſei ja Alles erreicht. Der Erzherzog ſichre ihnen die Predigt des Evangeliums und die Befreiung der drückendſten Laſten zu; er ſei der Mann, welcher die zwölf Artikel zu ihren Gunſten ausführen werde, und wenn ſie alle öſtreichiſch und die kleinen Herrn, namentlich die geiſtlichen, abgeſchafft würden, ſo würden ſie leben, wie im Himmel. Der Krieg mit dem Bundesheer ſei doch eine üble Sache für die Bauern, bis jetzt ſeien ſie immer geſchlagen worden, und einige Tauſende ihrer Brüder ſeien ſchon umgekommen. Daraus müſſe man ſchließen, daß ſie auch ferner im Nachtheile ſein und noch viele Tauſende ihr Leben laſſen, die Uebrigbleibenden aber zum Härteſten angeſehen werden würden. Es ſei daher beſſer, ſich zu vergleichen und den angebotnen Schutz des Erzherzogs anzunehmen. Das waren die Reden, die jetzt plötzlich von Mund zu Mund flogen, die man unter allen Bauernhaufen vernahm, die Folge der geheimen Einflüſterungen der Agenten des Erzherzogs.

Die Bauernhauptleute erklärten den Unterhändlern auf die ihnen gemachten Vorſchläge des Truchſeß, daß ſie die Vermittlung anzunehmen geſonnen ſeien, Wehr und Harniſch und Fähnlein gedächten ſie aber nicht auszuliefern. Erſt müſſe der Vertrag abgeſchloſſen, beſchworen und gültig ſein.

Als die Vermittler ihre Pferde beſteigen wollten, drängte ſich Antonio Gebes mit grinſender Vertraulichkeit an Bübenhoven. „Ich ſoll Euch von Zaroya und Sonaca grüßen. Ich habe Botſchaft von ihnen aus Spanien. Sie gedenken bald eine Fahrt nach Deutſchland und Ungarn zu machen. Mutter und Tochter ſehnen ſich, einmal mit Euch zu plaudern. Sonaca hat ein Töchterlein, das wieder eben ſo ſchön zu werden verſpricht wie Mutter und Großmutter waren, heißt Carlotta und wird wohl bald ſieben Jahr alt werden. Oder wollt Ihr nicht lieber ſelbſt wieder nach Spanien und in die Dienſte des Kaiſers treten? Wie ich vernommen, ſoll der Bergbau wieder in Schwung gebracht werden. Da wärt Ihr an Euerm Platz. Ihr ſeid ja jetzt ledig.“ — und ohne die Antwort des Junkers abzuwarten, welche dieſer auch nicht zu geben geſonnen war, fuhr er leiſer und noch vertraulicher fort: „Was meint Ihr, iſt der Sieg nicht ſchon unſer? Ich habe wacker gearbeitet und mehr gethan als der Truchſeß mit all ſeinen Reiſigen und Knechten. Die Fiſchlein haben zumeiſt an den Köder angebiſſen. Der Truchſeß und die ſchwäbiſchen Herren können freier athmen. Wenn er ſich halbweg klug benimmt und mir die Arbeit nicht verdirbt, ſind ſie heut oder morgen aus der gefährlichen Patſche. Ihr würdet aber wohl thun, hinüber nach Weingarten unter die Bauern zu reiten und ihnen Grüße vom alten Herrn Fugger zu bringen — er gilt etwas bei ihnen — und ihnen in ſeinem Namen zuzureden, daß ſie die Waffen und Fähnlein ausliefern. Das würde viel helfen.“

Der tiefſte Unwille, verbunden mit der größten Schaam bemächtigte ſich des Junkers, daß dieſer alte verworfene Menſch ihn als Verbündeten betrachten und ihm in ſolchem Tone Vorſchläge machen durfte. Ohne den Menſchen einer Antwort zu würdigen, beſtieg er ſein Pferd, aber nicht, um ins Bauernlager, ſondern um ins bündiſche zu reiten. Er wollte nicht die Hand zu ſolch niederträchtigem Betrug der Bauern bieten. Der Schwächling! Als ob er ſie nicht ſchon geboten hätte. Den Zigeuner verachtete er, den Betrug verabſcheute er, dem Erzherzog und deſſen Räthen grollte er, die Pfaffen haßte er, aber er unterhandelte für den Truchſeß!

Auf dem Rückwege begegnete den Unterhändlern der Truchſeß ſchon mit Heeresmacht eine Stunde über Baierfurt bei Kloſter Baindt. Den Antrag der Bauern, die Feindſeligkeiten bis zur Zurückkunft der Vermittler ruhen zu laſſen, nahm er mit der Bedingung an, wenn auch die Bauern da ſtehem blieben, wo ſie eben ſtänden. Durch dieſe liſtige Bedingung hoffte er ſie treuherzig zu machen und ſie dann zu überrumpeln. Sodann beſtand er durchaus auf ſofortiger Auslieferung der Waffen und Fähnlein. Mit dieſem Beſcheid ritten die Unterhändler zu den Bauern zurück. Während ührer kurzen Abweſenheit war aber die Stimmung umgeſchlagen. Der Bildernazzi war mit mehren oberalgäuer Bauerm eingetroffen und hatte die wichtige Nachricht gebracht, daß achttauſend vom Oberalgäu nur noch acht Stunden Wegs entfernt ſeien und morgendes Tags eintreffen würden. Die Bedingung des Truchſeß ſtehen zu bleiben, erkannten die Bauern für eine geſchickte Falle, und ſogleich ſetzten ſie ſich in Bewegung. Die bei Berg lagerten, gingen über das Flüßchen Schuſſen und das Blachfeld auf Weingarten. Eitelhans ließ ſchnell alle vortheilhaften Punktte beſetzen, das Geſchütz auf den Blaſienberg bringen, den verlornen Haufen ſtellte er an der Höhe in einem Weingarten auf, das übrige Heer theilte er in vier Haufen, ſo daß ein Graben ſie gegen die Reiterei ſchützte. Als der Truchſeß auf der Höhe über Baierfurt anlangte, ſah er zu ſeinem Verdruß, daß die Bauern ihm zuvorgekommen waren — denn er wollte den Flecken Weingarten noch heute beſetzen — und eine ſehr ſichre Stellung eingenommen hatten. Zornig rief er ein paar Bauernhauptleuten zu, die als Abgeordnete kamen: „Die Bauern halten kein Wort. Jetzt will ich nichts mehr von Vermittlung wiſſen. Geht zurück!“ Aber er ſelbſt ſtand im Begriff, ſein Wort zu brechen. Die beiden Hauptleute waren aber ſo liſtig wie er ſelbſt. Der Eine that, als ſei es ihm leid, daß ſeine Brüder auf den Berg gezogen wären, und erklärte, er wolle ſogleich zurückkehren und ſie in ihre vorige Stellung herabführen. Der Andre, Dietrich Hurlewangen, Hauptmann des erſt am Morgen angelangten tettnanger Haufens, fiel dem erzürnten Truchſeß zu Füßen und bat ihn mit aufgehobenen Händen einſtweilen nicht weiter vorzurücken, bis er ſeine Brüder vermocht wieder vom Berge herabzuziehen.

„Gehen ſie nicht gutwillig herab, ſo will ich ſie mit Gewalt herabbringen,“ verſetzte der alte Feldherr kurz und befahl ſeiner Reiterei vorwärts zu rücken. Die Bauern blieben aber in ihrer Stellung und ſetzten ſich nur noch feſter. Durch ihre Reihen lief der Bildernazzi und ermahnte ſie den Boten des Erzherzogs nicht zu trauen. Es ſei Alles Lug und Trug. Endlich fand er den alten Gebes, den er ſuchte. „Verfluchter Zauberer und Höllenknecht!“ ſchrie er ihn an. „Ihr verſucht das Volk zu verführen, wie Ihr meine Schweſter mit Euern Teufelskünſten verführt habt. Aber es ſoll Dir nicht gelingen, Du Gauner! — Wißt Ihr, wer er iſt?“ rief er den umſtehenden Bauern zu. „Ein Hexenmeiſter, ein Schüler des Doktor Fauſt. Er bethört Euch durch ſeine Künſte. Bietet dem Truchſeß die Schlacht! Aber nur heute nicht. Morgen ſind die Oberalgäuer da. Morgen höchſtwahrſcheinlich die Hegauer und ein Theil der Schwarzwälder. Dann müßt was er mit Ihnen vorhat, gnädiges Fräulein, das iſt das allerſchlechteſte.“

„Mein Gott!“ rief Edelgunde erſtaunt. „Was hat denn der Landkommiſſär mit mir vor. So laß Er doch hören, Fink!“

„Ich muß ganz offen und ehrlich gegen Sie ſein; denn ich ſchätze Sie hoch, gnädiges Fräulein. Es hat mir Jemand Ihr edles Herz geſchildert, daß ich geweint habe, wie ein Knabe. Darum ſollen Sie Alles erfahren, wie dieſer gottloſe Menſch mit Ihnen umgeht. — Sehen Sie, er kam aus der Stadt, und vertraute mir an, er wiſſe eine herrliche Partie für unſern Herrn und habe ſich eine köſtliche Liſt erſonnen, den Herrn Baron zum Heirathen zu bringen. Sie, mein Fräulein, ſchilderte er als ein leichtfertiges Geſchöpf, welches uns ſtets ſehr dankbar ſein werde, wenn wir ihr zur gnädigen Frau Baronin verhölfen. Mir verſprach er hundert Thaler, wenn die Sache zu Stande käme, dem Pfarrer eben ſo viel. Mir war das einſame Leben längſt zum Ekel. Ich hätte auch gern geheirathet, aber der Herr Baron ſagte ſtets: Fink, du darfſt nicht eher eine Frau nehmen, als ich. Alſo können Sie denken, daß ich den Plan aus Leibeskräften unterſtützte. — Als

Ihr ſiegen, und mit dieſem einen Sieg habt Ihr für immer geſiegt. Haltet aus! Haltet aus! Ihr ſeid in einer Stellung, in der Euch der Truchſeß nicht angreifen kann."

„Und wißt Ihr, wer der Bildernazzi iſt?" fragte Cebes hohnlachend dagegen. „Ein halbverrücktes racheſchnaubendes Weib, die ein paar Fürſten zur Kurzweil gebraucht und dann fortgeſchickt haben. Deshalb iſt ſie ſo wüthig. Was habt Ihr Männer doch mit dieſem Weibe zu ſchaffen, die Euch zu Werkzeugen ihrer elenden Rache machen und ins Verderben ſtürzen will? Glaubt mir, der Erzherzog meint es gut und ehrlich mit Euch. Er will Ruh und Frieden im Land, gut und billig Regiment und die Predigt des Evangeliums, und das wollt Ihr ja auch, und weiter nichts. Das tolle Weib aber will Fürſtenmord. Das iſt nicht Eure Sache."

Die Meinungen waren verſchieden. Bildernazzi ſchadete ſich durch maßloſe Heftigkeit.

Herr Georg von Waldburg ſtellte ſich noch immer an, als wolle er die Bauern angreifen und ordnete ſein Heer zur Schlacht; auch ließ er einige Geſchütze auf den Feind abbrennen. Die Bauern erwiederten die Schüſſe, und hüben wie drüben fielen einige Mann. Aber im Herzen war es dem alten Feldherrn nicht wie Schlacht zu Muth. Er wußte recht gut, daß die Bauern nur durch Hunger vom Berge herabzubringen waren, und dazu bedurfte er ein paar Wochen. Die Oberalgäuer kannten ihm aber morgen ſchon in den Rücken, die Hegauer in die rechte Flanke fallen. Er zählte zweiunddreißig fliegende Fähnlein ſich gegenüber und ein Heer von vielleicht ſiebenzehn tauſend Mann; morgen konnte er es mit vierzigtauſend wenn nicht noch mehr zu thun haben. Er war in einer ſo kritiſchen Lage, wie noch niemals in ſeinem Leben. Die Vermittler ritten herüber und hinüber. Der Truchſeß ſtellte ſich immer bärbeißiger. Endlich aber, als es ihm die höchſte Zeit ſchien, ſchickte er ſeinen Trompeter hinüber zu den Bauern und ließ ihren oberſten Anführer, den Eitelhans erſuchen, zu ihm herüber zu kommen; es ſei beſſer mit ihm perſönlich zu verhandeln. Das Schießen möge er einſtweilen einſtellen laſſen, von bündiſcher Seite werde daſſelbe geſchehen.

Nazzi ſchrie wie wüthend dem Eitelhans zu: er ſolle nicht hinüber reiten; es ſei Aller Verderben. Nur die Ankunft der Oberalgäuer ſolle er abwarten. Aber Gebes redete ihm zu, und Eitelhans folgte dem Zigeuner. Er lachte der Wuth des Nazzi, der als ein tolles Weib verſpottet wurde. Eitelhans ritt allein zum Truchſeß ins Blachfeld hinab. Er wußte recht gut, was er that und was er wollte; denn er war von Gebes genau unterrichtet. Als heimlicher Freund und gleichſam Bundesgenoſſe des Erzherzogs war er deshalb noch nicht der Freund des Truchſeß und des ſchwäbiſchen Bundes. Im Gegentheil; er wünſchte wohl den Vergleich mit dem Bunde, aber in einer Weiſe, daß die Bauern ſich nicht dem Bunde ergaben, ſondern dem Erzherzog. Und da er ſeine Ueberlegenheit über den Truchſeß recht wohl kannte, ſo trat er ihm gegenüber nicht leiſe auf. Sollte der geheime Plan des Erzherzogs gelingen, als deſſen Eingeweihter ſich Eitelhans ſehr geſchmeichelt fühlte, ſo durfte er eben ſo wenig den Truchſeß in offner Feldſchlacht beſiegen, als ſich ihm beim Friedensvertrag unterwerfen. Im erſtern Falle hätte die fürſtenfeindliche Partei die Oberhand gewonnen und unaufhaltſam auf die Republik losgearbeitet, im andern Falle wäre der ſchwäbiſche Bund dem Erzherzog entſchieden gegenüber getreten und hätte alle Macht behauptet. Das Intereſſe der Bauern trat ganz in den Hintergrund, und als Eitelhans vor dem alten Feldherrn ſtand, diente ihm ſein Oberbefehl über das Bauernheer nur als Folie für ſein geheimes Bündniß mit dem Erzherzog. Herr Georg ahnete freilich davon nichts und ſuchte in ſeiner Klemme nur noch den Schein zu retten. So ſehr er polterte und große Worte machte, ſtimmte er doch ſeine Forderungen ſehr herab, und da beide Männer auf das gleiche Ziel losſtrebten, ſo kamen ſie bald überein, daß die Bauern einen Theil ihrer Fähnlein dem Truchſeß ausliefern, die Geſchütze in die Schlöſſer, aus welchen ſie ſie genommen, zurückſtellen, Wehr und Harniſch aber behalten ſollten. Durch gewählte Hauptleute und Fähnriche ſollten ſie bei ihm um Verzeihung bitten. Inzwiſchen hatte die Partei, welcher Nazzi angehörte, im Bauernheere noch ſtark, Alles aufgeboten, um ihre Gegner nicht aufkommen zu laſſen, und ſie brachte es wirklich dahin, daß, als Eitelhans zurückkam, die Bedingungen des Vertrags abermals verworfen wurden. Ein wildes Geſchrei erſchallte über den ganzen Berg hin, man müſſe die Ankunft der Oberalgäuer und der Hegauer abwarten und dann über den Truchſeß herfallen. Die adligen Unterhändler, welche Zeugen dieſer bedenklichen Scene waren, ritten mit dem trotzigen Beſcheid der Bauern zum Truchſeß. Dieſer ſprach wie in ſich ſelbſt hinein die halbverlornen Worte: „Weingarten, Weingarten, kann ich heut Nacht nicht ruhig in dir ſchlafen, ſo ſollen's die Bauern auch nicht, und du mußt heut noch ein Kohlenhaufen werden.“

„Herr!“ rief Ritter Wolf Gremlich, der Herr von Weingarten, erſchrocken, „iſt das Euer Ernſt?“

„Ja,“ verſetzte der Truchſeß, „Weingarten muß heut Nacht ein Wachtfeuer geben zwiſchen beiden Lagern.“

Eilends ritt Ritter Wolf, der im Geiſt ſein geliebtes Weingarten ſchon brennen ſah, an der Spitze der übrigen Unterhändler nochmals in's bäueriſche Lager. Hier war unterdeſſen der Sturm verraucht, und die erzherzogliche Partei, zu welcher die meiſten Führer und Hauptleute gehörten, gewann durch ruhiges Reden und Flüſtern immer mehr Boden. Jetzt kamen die Vermittler mit der Drohung des Truchſeß, welche große Beſtürzung unter den Bauern verbreitete. Ritter Wolf bot alle ſeine Beredſamkeit auf, Graf Haug bearbeitete einen andern Hauſen, die Ravensburger Rathsherrn gaben den Bauern die ſüßeſten Worte, und Bübenhoven führte ihnen im Geiſt den alten Fugger vor. Nun that er's doch. Die Friedenspartei erhielt nach kurzer Friſt die Ueberhand. Wie hätten die guten deutſchen Bauern ſo edle Herren vergebens reden und Bitten und Gründe umſonſt in die Luft gehen laſſen ſollen! Es ward ein zweiſtündiger Stillſtand bewilligt. Die Rathsherren ſetzten ſchnell die Vertragspunkte auf, ſie wurden nach Trommelſchall vorgeleſen; die meiſten Bauern ſchrien Beifall: ſie wurden angenommen. Die Punkte waren: die Beſchwerden jeder Gemeinde gegen ihre Herrſchaft ſollen durch ſechs unparteiiſche Städte ſchiedsrichterlich entſchieden, und der Ausſpruch dieſes Schiedsgerichts von Unterthanen und Herrſchaften gehalten werden; wer dawider thue, ſolle durch die Bundesſtädte dazu gezwungen werden. — Die hier verſammelten Haufen ſollen ihrer Verbrüderung mit den andern entſagen, alles Genommene zurückſtellen. — Alle vorgefallnen Unbilden ſollen vergeben und vergeſſen ſein.

Der Truchſeß athmete hoch auf, als ihm die Vermittler mit dem ſinkenden Tag dieſen Vertrag überbrachten. Er drang jetzt darauf, daß die Fähnlein zuerſt und zwar ſogleich ausgeliefert würden. Wieder gab's ein Hin- und Herreiten zwiſchen beiden Lagern. Mit Noth und Mühe waren endlich fünf Fähnlein von den zweiunddreißig Abends um ſieben Uhr gebracht, die Fähnriche ſenkten ſie zu des Truchſeß Füßen, und er that in jedes einen Riß. Im Bauernlager war ein arges Toben, und es ſtand zu befürchten, daß die kriegeriſche Partei losſchlagen würde, wenn der Vertrag nicht raſch unterzeichnet und in Kraft geſetzt werde. Herr Georg ritt alſo mit ſeinen Hauptleuten hinab nach Weingarten, wo die Hauptleute und Räthe der Bauern verſammelt waren. Ehe er ging, gab er Befehl, daß das Heer ſich zwiſchen Weingarten und Ravensburg ziehen und bei dem Burachhof das Lager ſchlagen ſollte, um eines Theils die Bauern in Schach zu halten, andern Theils im eignen Heer einer Verrätherei vorzubeugen; denn die Stimmung der Knechte ſchien bedenklich. In Weingarten wurde der Vertrag vom Truchſeß und den Hauptleuten der beiden Heere unterſchrieben, aber ſelbſt da ging es nicht ohne Zank und Streit ab. Die kleine Partei, welche das wahre Verhältniß durchſchaute, wollte ſich nicht zufrieden geben, ſich und der Volksſache die unvergleichlich herrlichen Vortheile ſo freventlich aus der Hand genommen zu ſehen. Doch ihr Toben und Schreien half nichts mehr; die Liſt hatte geſiegt. Wie höchſt gefährlich die Sache für den Truchſeß war, zeigte ſich recht klar, als er eben aus Weingarten hinausreitend die Nachricht erhielt, daß die Oberalgäuer zu Schlirs, nur eine Stunde weit, angekommen ſeien und die Hegauer noch in der Nacht eintreffen würden, ja noch mehr, als er in ſein Lager kam und nicht nur ſeine Befehle nicht ausgeführt, ſondern Alles in böſer Verwirrung durcheinander fand. Und mit dem tettnanger Haufen war der Vertrag noch nicht einmal unterſchrieben und unterſiegelt. Die bündiſchen Knechte wußten alle um die Ankunft der großen Haufen. Brachen dieſe drei Haufen in der Nacht über die ordnungsloſen Bündiſchen herein, von welchen die Meiſten die größte Luſt hatten, ſogleich überzugehen, ſo war Alles verloren. Das bündiſche Heer im Nu aufgelöſt, das Land den Bauern offen bis an die Donau, Ulm nicht vermögend zu widerſtehen, weiterhin die Würtemberger im Aufſtand, die ungezählten Maſſen am Neckar, am Kocher, an der Jart, im Odenwald, in Franken und weiter. Wer ſollte ihnen widerſtehen? Die Gefahr ſtand rieſengroß vor dem Truchſeß. Es kam auf raſches, entſchloßnes Handeln an, und er war der Mann dazu. Schnell ſchob er eine Abtheilung ſeines Heers zwiſchen den Oberalgäuer und den Weingartner Haufen und hielt dadurch Jene nicht nur auf bis zum Morgen, ſondern ſchnitt jede Verbindung zwiſchen beiden Haufen ab. Die ganze Nacht war das ganze bündiſche Heer in Wehr und Waffen, und mit dem frühen Morgen eilte er den Vertrag vollends ins Reine zu bringen und überſchickte ihn den Oberalgäuern, um auch ſie zur Annahme deſſelben zu beſtimmen. Die Oberalgäuer, erbittert, ſich von denen, welchen ſie zu Hülfe geeilt, ſo ſchnöde verlaſſen und verrathen zu ſehen, wählten einen Ausſchuß zum Unterhandeln mit dem Truchſeß, ſchloſſen den Vertrag auf Hinterſichbringen ab und traten denſelben Morgen, ſchwer enttäuſcht und entmuthigt, den Rückzug an. Ebenſo löſten ſich ſelbigen Tags der Seehauſen und der Unteralgäuer oder Illerhauſen auf, und der Hauptmann des Letztern, der kriegeriſch geſinnte Pfaff Florian, flüchtete mit mehren Geſinnungsgenoſſen, worunter auch der Bildernazzi, in die Schweiz. Die Bauern lieſen alleſammt in ihre Heimat; der Truchſeß ſtand mächtig und drohend da, um ſich nun gegen die Hegauer, Schwarzwälder und Würtemberger zu wenden. Jetzt war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Der Oſtermontag war der Wendepunkt in der Erhebung des ſüddeutſchen Bauernvolks. Was das Schwert nicht vermocht hätte, hatte die Liſt vollbracht. Niemand dachte daran, den übertölpelten Bauern den Vertrag zu halten; ſie waren beſiegt und ohnmächtig. Die rechte Stunde war für Jahrhunderte vorüber.

Achtes Kapitel.

In Ulm war großer Jubel über den unſchätzbaren blutloſen Sieg des Truchſeß, aber er wurde ſchon nach wenigen Stunden unterbrochen durch die eingelaufene Kunde von einer gräßlichen That, welche die Bauern im Neckarthale in der von ihnen eroberten Stadt Weinsberg begangen hatten. Nicht nur, daß ſie nach der Erſtürmung des Schloſſes am Oſterſonntage viele Ritter erſchlagen, ſie hatten auch den Obervogt Grafen Ludwig Helfrich von Helſenſtein, einen jungen Mann, der mit einer natürlichen Tochter des Kaiſers Maximilian verheirathet war, auf eine ſchauderhafte Weiſe hingerichtet, indem ſie ihn durch die Spieße gejagt. Ein Entſetzensſchrei ging nun durch die Stadt. Zu gleicher Zeit erfuhr man viel Bedenkliches aus Franken. Die Grafen von Hohenlohe und andre Adlige hatten in den Bauernbund, „die chriſtliche Brüderſchaft“ ſchwören müſſen, Götz von Berlichingen, der arge Feind der Fürſten, Pfaffen, Städte und vorzüglich des ſchwäbiſchen Bundes, war oberſter Hauptmann der Bauern in Franken geworden. Wie man den Götz kannte, war es offenbar, daß er den Plan ſeines Schwagers Franz von Sickingen wieder aufgenommen. Eine ſchlimme Botſchaft jagte die andre in der Bundeshauptſtadt.

Bübenhoven erhielt von ſeinem Ohm, der in der Stadt angekommen war, eine reiche goldne Kette zum Geſchenk. Der Ausgang der böſen Sache in Oberſchwaben belebte ſogar die geſunkene Lebenskraft des alten Jakob wieder, und er hoffte, ſo ſchlimm auch die Nachrichten aus Würtemberg und Franken lauteten, es werde doch auch dort die von Gott eingeſetzte Obrigkeit ſiegen. Die Auslöſung ſeiner Bauern ging ohne Aufenthalt von Statten und Alles nach Wunſch. Fugger gedachte in ein paar Tagen in Augsburg zu ſein. Er ſehnte ſich nach Ruhe, es war ihm unleidlich in Ulm, wo man in raſcher Wechſelfolge jubelte und jammerte, ſtolz den Kopf erhob und wieder verlor.

Leidlich vergnügt ſaß er am Abend nach Bübenhoven's Ankunft bei dieſem in ſeiner Herberge und ließ ſich den Gang der Verhandlungen mit den Bauern ausführlich erzählen. Da trat Schellenberger herein und meldete, die Lore vom Haſenhof, des Diether's Frau, ſei draußen und begehre mit Ungeſtüm den alten Herrn zu ſprechen; ſie ſehe ganz verſtört aus und ſtelle ſich ungeberdig. Fugger's Züge verfinſterten ſich, doch befahl er dem Knecht, das Weib herein zu laſſen.

Sie nun draußen auf Holdersdorf waren, merkte ich, daß der Landkommiſſär Sie ſtets mit verliebten Augen anſah, und ſich viel um Sie herum zu ſchaffen machte. Da nahm ich ihn bei Seite und fühlte ihm auf den Zahn. Und von Wein und Leidenſchaft erhitzt, geſtand er mir, daß er die ſchönſten Hoffnungen habe, das wirklich zu ſein, was der Herr Baron ſcheinen werde.“

„Der Abſcheuliche!“ rief Edelgunde weinend vor Zorn.

„Nun jetzt denk' ich viel beſſer von Ihnen, gnädiges Fräulein,“ tröſtete der Kammerdiener, „ſeit ich Sie näher kennen gelernt, und wohl erfahren habe, daß Sie meinen Herrn, und alſo auch den zudringlichen Landkommiſſär nicht mögen. Ich ſehe nun wohl, daß Sie keine Frau für den Herrn Baron ſind, und am wenigſten in dem Sinne, wie's der Landkommiſſär mit Ihnen vor hatte. Weiß Gott! könnte ich Ihnen helfen, mit Gut und Blut thät' ich's. — Aber dem Landkommiſſär werd' ich's nie verzeihen, daß er ſein freches Auge zu Ihnen erhoben und deshalb einem ehrbaren Mädchen, welches für ihn paßte, ſein Verſprechen nicht gehalten hat. Zum Glück für dieſe hat ſie ſich ſehr gut über

Bleich und verſtört, in ärmlichem unordentlichen Anzug trat die Frau herein und warf ſich ſogleich vor Fugger nieder, mit den von Weinen begleiteten Worten: „Ach, Herr Fugger, um des Blutes Chriſti willen, rettet doch den Martin vom Tode, und nehmt Euch des armen unglücklichen Menſchen an!“

„Welches Martin's?“

„Nun meines Ziehbruders, den Ihr bei meinem Vater erziehen ließt, und der vor zwei Jahren bei Euch in Tirol war. Ihr habt ihn ja ſo gut gehalten, ſo erbarmt Euch jetzt ſeiner. Er iſt elender als ich Euch ſagen kann.“

„Wo iſt er denn? Und was iſt's mit ihm?“ fragte der Greis erſchrocken.

„Im Magdalenenhoſpital liegt er ſchwer verwundet und erkrankt darnieder. Im Gefecht bei Leipheim hat er einen tiefen Hieb über den Kopf erhalten und viel Blut verloren, ſo daß er ſchier ſchwach geworden iſt. Ich hatt' ihn in Leipheim in eine ärmliche Herberge untergebracht und getreulich gepflegt, aber die Schergen haben ihn ausgeſpät und hierher geführt, und hier iſt das Todesurtheil über ihn geſprochen, weil ſie ihn für einen Hauptmann der Bauern halten. Wenn er nicht ſo krank wäre, ſie hätten ihn ſchon geköpft. So aber hat er aus Todesfurcht den Verſtand verloren und kennt mich nicht mehr, und ſpricht lauter verkehrtes Zeug. Er war ſchon vorher ganz verwirrt. Von dem Tag an, wo er mit dem Bildernazzi auf dem Haſenhof ein paar Stunden heimlich geſprochen, war er ganz verwandelt. Er hatte auch gar keine rechte Luſt mit in den Krieg zu ziehen, aber Nazzi zwang ihn dazu, und der arme Menſch gehorchte dem böſen Nazzi aufs Wort, ja auf den Blick."

„Weib, was ſagſt Du mir da! Der Bildernazzi hat den Martin gezwungen ſich unter die Bauern zu ſtellen und mit in die Schlacht zu ziehen?"

„So iſt's, mein gnädiger Herr. Ihr könnt Euch auf mein Wort verlaſſen."

„Nun ſieh, das treuloſe ſchändliche Weib!" wandte ſich Fugger zu Bübenhoven. „Davon hat ſie uns kein Sterbenswörtlein verrathen. Ich danke Dir, Lore, daß Du mir Kunde vom Martin gebracht. Du haſt mir damit einen großen Gefallen gethan." Bübenhoven mußte ſogleich mit Loren gehen, um das zunächſt Nöthige für Martin anzuordnen. Er fand den jungen Mann wirklich in einem geiſteswirren Zuſtande. Er ſprach viel, aber ohne Vernunft. Der Junker rief einen der vorzüglichſten Aerzte der Stadt herbei und befreite den Gefangenen noch vor Nacht durch das ſchwere Gewicht des Fugger'ſchen Namens. Der alte Jakob war bis in die tiefe Nacht mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt, und ließ in der Frühe des andern Tags den Kranken in ſeiner Sänfte in ſeine Herberge bringen, und widmete ihm hier eine ſchier ängſtliche Sorgfalt. Er ließ es nicht bei einem Arzte, und mit faſt verzweifelter Haſt fragte er nach dem Urtheile der Sachverſtändigen über den Zuſtand des Kranken. Die Aerzte kamen darin überein, daß ſehr erſchütternde Gemüthsbewegungen und die tiefe Kopfwunde die Geiſtesſtörung erzeugt hätten, und Herr Jakob nickte wehmüthig beiſtimmend. Vor allem ward die ſorgſamſte Pflege und äußerſte Ruhe anempfohlen. So ſehr nun erſt der der Ruhe ſelbſt ſo ſehr bedürftige Greis ſeine Heimfahrt betrieben, ſo war er doch nun nicht zu bewegen, den Kranken zu verlaſſen. Er hätte nicht ängſtlicher um denſelben beſorgt ſein können, wenn er ſein eigner Sohn geweſen wäre. Da bald freundliche Frühlingstage kamen, fanden die Aerzte kein Bedenken, daß der Kranke mit Vorſicht in einer Sänfte nach Augsburg gebracht werde. Die beſten Anſtalten wurden getroffen, Herr Jakob ritt auf der einen, Bübenhoven auf der andern Seite der Sänfte, ein Arzt begleitete ſie. Auf dieſe Weiſe langten ſie am zweiten Nachmittage in Augsburg an. Die Familie eilte ſogleich zuſammen, um ihr Oberhaupt zu begrüßen, alle in tiefer Trauerkleidung. Die alte dicke Sibylle machte, wie immer, wenig Umſtände mit ihrem Ehewirth. Sie meinte in ihrer trocknen Weiſe, es freue ſie, daß ſie vernommen, er habe ſich endlich zur Vernunft bekehrt und eingeſehen, was zu den großen Herren und den römiſchen Pfaffen ſei. Sie wolle nun dafür ſorgen, daß er keinen Rückfall bekomme, und habe deshalb mit ihrem neuen Beichtiger Herrn Urban Regius geſprochen. Raimund führte ihm ſein liebes kleines Weib Katharina zu, die ſchon zum neuntenmal hochſchwanger war, nebſt ihren acht Kindern — es trug ſchier auf jedes Jahr ihrer Ehe eins. Katharina hatte ihre liebe Schwägerin Anna Turzoin an der Hand, die eine wohlbeleibte Frau geworden war, und ihr zur Seite ſtanden ihre Tochter Regina, eine hohe ſchlanke Geſtalt mit ſanften, edeln Zügen und einem großen ſanften Auge voll ſüßer Schwärmerei, doch blaſſen und kränklichen Ausſehens, und Raimund Mohr, deſſen wunderbare Schönheit ihn überall hervorragen ließ. Die beiden Milchgeſchwiſter Raimund Mohr und Regina Turzoin waren vor Kurzem in ihr zwanzigſtes Lebensjahr getreten. Frau Anna Turzoin führte dem alten Ohm ihre Tochter mit den Worten zu: „Ihr habt an meiner guten Schweſter Sibylle eine treue liebe Tochter verloren, hier bring' ich Euch in meiner Regina eine andre. Möchte ſie Euch Erſatz bieten für den ſchweren Verluſt! Meine Regina will bei Euch bleiben in Augsburg; obgleich ein ächt ungariſches Mädchen, hat ſie ihr Herz doch nach der Vaterſtadt ihrer Mutter gezogen, ich glaube, es iſt ein deutſches Herz."

„Sei mir willkommen, mein holdes Kind!" redete Herr Jakob die ſanft erröthende Jungfrau an, die ſich ihm nahte, um ihm die Hand zu küſſen, und zog ſie an ſein Herz. „So lang ich noch lebe, ſollſt Du bei mir bleiben." Ebenſo küßte er Raimund Mohrn auf die hochgewölbte edle Stirn, der ihm mit einer alle Gemüther bewältigenden Würde entgegentrat und ihm ſeine Ehrfurcht in feurigen ſchönen Worten bezeigte.

Unter den Gliedern der Familie befand ſich auch die Dominikanernonne Felicitas, Schweſter Annas und der geſtorbenen Sibylle. Sie hatte die Nonne Schweſter Barbara mitgebracht, Schweſter von Eleonore und Martha Bry. Auch dieſe trat nach Felicitas heran und drückte ihre Lippen auf Herrn Jakob's Hand. Die würdige Dame mit dem Ausſehen und der Haltung einer Heiligen ſagte: „Ihr habt mir längſt das Recht eingeräumt, mich ebenfalls Eure Tochter nennen zu dürfen, und Ihr habt die Pflichten des treueſten Vaters an mir erfüllt."

„Meine treffliche Tochter," verſetzte Jakob gerührt, „Du machſt wieder gut, was deine beiden Schweſtern böſe bei mir machten. Wahrlich ſie bereiten mir viel Herzeleid. Das ſei Gott geklagt! Sie ſind gottloſe Weiber und liegen in den Schlingen des Satans, die Eine wie die Andre. Dagegen iſt Dein Bruder Matthäus ein tüchtiger Geſchäftsmann geworden. Bitte Gott, meine Tochter, in brünſtigem unabläſſigem Gebet, daß Deine Schweſtern von ihm erleuchtet werden und nicht dem ewigen Verderben verfallen."

Dann wandte er ſich zu Anton, der ihn zuerſt umarmt hatte und nun ernſt und ſchweigend, ein ſtreng ausſehender Mann, bei Seite ſtand: „Und Dich, mein Anton, ſeh' ich immer noch unbeweibt. Du biſt ein reifer Mann, und ich ſtehe an der Schwelle des Grabes. Willſt Du mir nicht die Freude machen und mir, ehe ich hinabſchreite, ein liebes Eheweib zuführen?"

„Mein theurer Ohm, noch hatt' ich keine Zeit mir eine Wirthin zu ſuchen. Ihr wißt ja ſelbſt, was auf meinen Schultern ruht."

„Ja ja, Du biſt mein Ebenbild!" lächelte Jakob. Aber er hatte Unrecht; Anton war nicht ſein Ebenbild; denn Anton war ein kalter ſtolzer Mann; das war Jakob nie geweſen. Die Unterhaltung der Familie wandte ſich auf die in den Tod gegangenen Geſchwiſter Sibylle und Ulrich, und Bübenhoven mußte von beiden erzählen. Manche Thräne floß ihnen nach. So kam die Rede auf Hieronymus und ſein Verhältniß zu Martha Bry. Die frohen Gefühle über die Heimkehr des alten Herrn waren nicht ohne ſehr bittre Beimiſchung. Bübenhoven ſprach ſich mild und verſöhnlich über Hieronymus aus und legte alle Schuld der verführeriſchen Martha bei, aber Anton belegte das Betragen ſeines Vetters mit dem ſchonungsloſeſten Tadel und nannte ihn einen weichlichen charakterloſen Schwärmer, der wie ein Rohr von jedem Luftzuge ſchwankte, und nun gar der unwürdige Minneknecht eines verworfenen ſinnlichen Weibes geworden ſei. Hieronymus Schweſtern, wie Martha's Schweſter hatten nur Thränen für beide.

In einer ſpätern Unterredung zwiſchen Herrn Jakob und ſeiner Nichte, Frau Anna Turzoin, unter vier Augen, erfuhr er, daß Regina faſt vor Sehnſucht nach ihrem Milchbruder und Jugendgeſpielen Raimund Mohr geſtorben ſei. Sie ſei ſichtlich hingewelkt, und die Aerzte hätten durchaus kein andres Rettungsmittel mehr für ſie gewußt, als die Wiedervereinigung mit ihrem Geſpielen. Auch habe die Kranke ſelbſt nichts ſehnlicher gewünſcht, als die Reiſe nach Augsburg, und die Tage des Winters gezählt. Aber noch eh der wirkliche Frühlingsanfang als feſtgeſetzter Zeitpunkt ihrer Abreiſe gekommen, habe das Mädchen, von unbezwinglicher Sehnſucht des Herzens getrieben, ſie, die Mutter, zum Aufbruch beredet. Je näher ſie Augsburg gekommen, deſto lebendiger ſei Regina geworden, und doch ſei ſie nachher Raimund faſt ſcheu und ſtumm gegenüber geſtanden, und nur ſein liebevoller Empfang ihrer habe ihr die Zunge gelöſt. Seit dieſem Tage ſei ſie aber zuſehends wieder aufgeblüht, und ohne Bedenken habe ſie ſich entſchloſſen hier zu bleiben.

„So laß ſie bei uns,“ verſetzte Herr Jakob freundlich. „Und wenn die Herzen der beiden jungen Leute wirklich ſo feſt zuſammen hangen, ſo ſollen ſie mit der Zeit ein Paar werden. Wahrlich wir haben keine Schande von ſolcher Verbindung. Und ſie war ja längſt ſchon unſer Plan.

Ueber den geiſteskranken Martin war der alte Fugger in der großen Familienverſammlung auffallend ſchweigſam geweſen, nur mit Raimund und Anton Fugger ſprach er lang über dieſen Gegenſtand. In Folge dieſes Geſprächs ritt Raimund Fugger einige Tage ſpäter in Begleitung ſeines Taufpathen Raimund Mohr nach dem Haſenhofe und brachte von dort Martin's arabiſches Pferd und Mantelſack mit deſſen Papieren und übrigen Effecten mit. Die Papiere wurden vom alten Jakob ſelbſt in Verſchluß genommen.

Jedermann mußte die außerordentliche Sorgfalt und Rückſicht, welche alle Familienglieder dem Kranken widmeten, vorzüglich aber das Oberhaupt ſelbſt, auffallend finden. Nicht nur, daß Martin eins der ſchönſten Zimmer des Hauſes erhielt, daß die berühmteſten Aerzte der Stadt für ſeine Behandlung angeworben wurden, der alte Herr beſuchte ihn ſelbſt täglich und überwachte ſeine Pflege. Die treue Lore war mit nach Augsburg gekommen und blieb hier ſeine Wärterin. Bald aber theilte ein zweites weibliches Weſen ſich mit ihr in dieſen Liebesdienſt, und verrichtete ihn eben ſo treu und emſig. Es war Regina Turzoin, die ſchöne Ungarin. Zwar konnte ſie den widrigen Eindruck, welchen Martin vor einem Jahre in Kremnitz auf ſie gemacht, als er ihren Raimund zur heimlichen Flucht mit ihm hatte bereden wollen, nicht verwinden, aber er war jetzt krank und elend, und ihr Großohm, den ſie über Alles verehrte, nahm ſo väterlichen Antheil an ihm, und ſo fühlte ſie ſich von ihrem edeln ſchönen Herzen gedrungen, ihm zu helfen und beizuſtehen, ſo viel in ihren Kräften ſtand. Mit weniger wohlwollenden Augen betrachtete Raimund Mohr ſeinen Verführer. Oft hatte er ſich in ſeinen einſamen Stunden, in ſeinen heißen Jugendträumen mit dieſem räthſelhaften Menſchen beſchäftigt; ſein Bild war nie aus ſeiner Seele gewichen, und jedes der ſeltſamen Worte deſſelben hatte ſich mit Flammenzügen in ſein Gedächtniß gegraben. Und nun war dieſer geheimnißvolle Fremde plötzlich auf geheimnißvolle Weiſe in dieſelbe Familie, der auch er angehörte, gebracht worden, verwundet und wahnſinnig, und wurde gleich ihm mit Auszeichnung behandelt, ebenfalls wie ein Sohn des Hauſes. Und doch ſprach Niemand über ihn, über ſein früheres Leben, über ſeine Abſtammung, ſo wenig wie über ſeine eigne geſprochen wurde. Der leicht erregte Raimund konnte keinem Menſchen Rede und Auskunft über Martin abgewinnen, und doch peinigte es ihn, daß dieſer Menſch, der ihn ſo ſchnell zu einer Flucht aus Kremnitz hatte bereden können, nun doch ſo liebevoll im Fugger'ſchen Hauſe, gegen das er doch feindſelig gehandelt, gewartet und gepflegt wurde. Raimund begriff, daß hier ein ſehr wichtiges Geheimniß obwalte, in welches ſein eignes Schickſal verflochten ſein müſſe, und er verwünſchte den Wahnſinn Martin's, der es unmöglich machte, ihn zu Bekenntniſſen zu vermögen. Ueberdies fühlte er ſich abgeſtoßen von dem Kranken und mied das Zimmer deſſelben.

Raimund Mohr lebte, ſeit er in Augsburg war, in den glücklichſten Verhältniſſen im reichen und prächtigen Hauſe Raimund Fugger's, und wurde von dieſem, wie von ſeiner Ehewirthin ganz wie ein Sohn gehalten, ja es wollte ihn zuweilen bedünken, als würde er, wenn er wirklich der Sohn des Hauſes ſei, ſchwerlich mit ſolcher faſt reſpectvollen Aufmerkſamkeit behandelt werden. Zwar arbeitete er auf der Fugger'ſchen Schreibſtube und widmete ſeine junge Kraft, nach dem Wunſche ſeines Pflegevaters, den verſchiedenen Handelsgeſchäften, aber er verſpürte eben nicht ſonderliche Luſt und Liebe dazu, und neigte ſich mehr zu dem Kunſtzweige, welchen Raimund Fugger für ſich betrieb, der dem heißen poetiſchen Gemüth des Jünglings verwandt war. Am liebſten aber ſaß er auf ſeinem Rößlein, das ihm ſeine geliebte Pflegemutter Anna Turzoin aus Kremnitz zum Geſchenk geſchickt, in prächtiger ungariſcher Nationaltracht, und ſprengte einſam durch die Thäler und über die Berge mit ſeinen wilden Träumen beſchäftigt, in denen nicht ſelten das reizende Bild der jungen Königin von Ungarn auftauchte, und die Scene, wo ſie ihn umarmt und glühende Küſſe auf Mund und Wange gedrückt, ſtellte ſich ſeinem unruhigen Geiſte in brennenden Farben dar. Dies Alles arbeitete um ſo mächtiger in ihm, je weniger er ſich einer Seele anvertrauen konnte. Und jetzt, wo er einen Schlüſſel für Manches hätte haben können, war der Beſitzer deſſelben — wahnſinnig. Die Ankunft ſeiner lieben Milchſchweſter Regina war ihm angenehm, aber ſie befriedigte ihn nicht. Die Anweſenheit ſeiner theuern Pflegemutter brachte ihm mehr als eine glückliche Stunde, aber für ſeine unbeſtimmten heißen Triebe und Wünſche war es nicht genug. Angenehm beſchäftigte ihn das jetzt doppelt lebendige Gewühl der großen und reichen Stadt. Denn die Empörung der Bauern hatte aus ganz Oberſchwaben und von die Wortbrüchigkeit des ſchlechten Menſchen zu tröſten gewußt, und ſich — wie ich denke — gut entſchädigt.“

„Aber hilf Himmel! Wer iſts denn, dem der verächtliche Menſch die Ehe verſprochen?“ fragte das Fräulein ſehr beängſtigt.

„Ich will Ihnen das Mädchen ſelbſt ſchicken,“ ſagte Fink lächelnd. „Sie wird Ihnen noch mehr und auch noch ein Paar Wörtchen über meine Wenigkeit ſagen.“ Er empfahl ſich mit einer gewiſſen unbehülflichen Wichtigkeit, die plötzlich ihre Unentbehrlichkeit eingeſehen hat, und ſich was rechtes darauf zu gut thut. Bald darauf hüpfte Betty mit vergnügtem Geſichte herein, und ſagte: „Hier bin ich!“

„Was willſt du! Ich habe dich nicht verlangt.“

„Doch! Der Kammerdiener Fink hat mich ja herein geſchickt.“

„Du —“ ſagte Edelgunde ſtaunend — „Du biſt's, der der Landkommiſſär Altfuchs die Ehe verſprochen hat?“

„I freilich, bin ich's.“

„Davon hab' ich ja noch kein Wort gewußt bis dieſen Augenblick. Wie war's denn möglich, mir das zu verbergen?“

„Ich — ich — glaubte, Sie würden böſe

der Donau viele Edelleute mit ihren Familien, Aebte, Prioren, Prälaten und andre Kleriker nach Augsburg getrieben, wo ſie ſicher waren vor der Rache des gemeinen Mannes. Selbſt aus entferntern Gegenden kamen Ritter und noch mehr Ritterfrauen mit ihren Kindern in die üppige Stadt, wo ſie neben der erwünſchten Sicherheit noch Genüſſe aller Art fanden. Der unvergleichlich ſchöne junge Ungar im reichſten Hauſe Augsburgs zog die Augen aller Edelfräulein auf ſich, und die allwiſſende Fama wußte jeder ganz heimlich von dem Antheil zu erzählen, welchen die Königin von Ungarn an dieſem Göttersohne genommen; denn auch das blieb kein Geheimniß, daß er der Sohn des Berggeiſtes, des Gnomenkönigs der Karpathen ſei, und alle jungen Frauenherzen fanden dies höchſt wahrſcheinlich. Die intereſſanteſten und abenteuerlichſten Geſchichten von Raimund Mohr wurden erzählt; jede junge Dame fand eine ſüße Befriedigung darin, etwas Schönes und Merkwürdiges dazu zu erfinden und dann weiter zu geben. Und Alles, was von dem „ſchönen Ungar“ erzählt wurde, wurde mit Begierde verſchlungen. So war Raimund Mohr ſchier die intereſſanteſte Perſönlichkeit der ganzen Stadt.

Neuntes Kapitel.

Was der Erzherzog Ferdinand und ſeine vier berüchtigten Räthe durch die diplomatiſchen Unterhandlungen mit den Bauern außerhalb des Landes gewannen, das waren ſie in der größten Gefahr in Tirol ſelbſt wieder zu verlieren, und noch viel mehr dazu. Jener geiſteskühne und thatkräftige Geismaier, der Freund Ulrich Fugger's, der mit der wahren Einſicht in das Gebreſte der Zeit den feſten Willen verband, ihr durch eine Radikalkur zu helfen, und von derſelben moraliſchen Ueberzeugung wie Thomas Münzer, Jakob Wehe und andre Wiſſende, daß dieſe Kur nur durch die Herſtellung einer evangeliſchen Republik zu vollbringen ſei, jedoch klüger als dieſe ſeine Meinungsgenoſſen, indem er ſeine Abſicht wohl verbarg, ſtellte mit Schlauheit bei den Tirolern und Oeſtreichern (denn er wirkte auch in den fünf öſtreichiſchen Herzogthümern, und hatte Verbindungen ſowohl unter den Knappen der Bergwerke und der Salinen in den ſteierſchen Bergen, als auch unter den Weingärtnern zwiſchen Wien und Neuſtadt) nur die

Erbitterung des Volks gegen die vier Räthe des Erzherzogs und gegen Pfaffen und Adel in den Vordergrund. Man müſſe Erbarmen haben mit der großen Jugend des Erzherzogs und ſeiner Gemahlin; denn ſie ſeien verführt und genöthigt von den beiden Pfaffenfürſten, von dem ſpaniſchen Juden Salamanka und dem Ränkeſchmied Fabri. Zum Beſten des Fürſten und des Volks müſſe dieſes böſe Viermännerregiment entfernt werden. In dieſem Sinne ſprach er ſich vorzüglich in einem Schreiben aus, welches der ſüdtirolſche Bauernhaufe, „die ganze Gemeine der Grafſchaft Tirol und Innthal“ an „die gemeinen niederöſtreichiſchen Lande“ erließ. Er ſagte darin, das Land werde von vier Männern ganz zu deren eignem Nutzen, und dem Volke und dem Fürſten zum Nachtheil regiert. Dieſe ſeien die Biſchöfe von Trient und Brixen, auch der ſtinkende ketzeriſche aſarianiſche Jude und Böſewicht Gabriel von Salamanka und der Kontrollenſchmied, den man Fabri nenne. Dieſe wollen ſie in des Fürſten Rath nicht leiden; denn er habe ohne dieſe Verräther und Schälke in ſeinem Lande Edle und Unedle genug, mit welchen gute Ordnung möchte ausgerichtet werden. Wenn Schmidt (Fabri) ſchinden und ſchaben wolle, ſolle er die Klöſter und Geiſtlichen ſchinden und ſchaben, ſie ſelbſt aber wollen ſolche Schinderei an ſich nicht geſtatten, noch das Geld und Gut aus dem Lande wegführen laſſen; es werde viel beſſer angelegt ſein für eine gefährliche Theurung, für ein Sterben oder einen Türkenfall. Der Böſewicht Salamanka habe ſich in drei Jahren aus ihrem blutigen Schweiß ein Fürſtenthum errichtet; denn er habe eine Herrſchaft in Burgund um zehntauſend Gulden gekauft, ſeine Freunde mit ſich an den Hof gebracht und großmächtig gemacht, eine merkliche Anzahl Silber, viele fürſtliche Kleinodien von Innſpruck weggeſchickt, und ihre edle Fürſtin, die junge Frau Erzherzogin habe jetzt ihre königlichen Kleinodien mit großer Beſchwer nach Hall in die Münze dargeben müſſen. So ſei der kaiſerlichen Majeſtät und der Fürſten von Oeſtreich Schatz durch dieſen Salamanka verſchwendet worden u. ſ. w.

Der Brief wurde deshalb erlaſſen, weil Salamanka und Fabri nach Oeſtreich gehen wollten, um dem dort drohenden Aufruhr durch ſchlaue Praktiken zu begegnen Die Ennsthaler Bergknappen ſollten vor ihnen gewarnt werden.

Geismaier, ,,der oberſte Hauptmann des Haufens Tirol'' war äußerſt umſichtig und thätig und leitete die Bewegung auf verſchiedene Angriffspunkte zugleich hin. Der Aufſtand lief im April vom Gardaſee über Trient, Brixen, das Puſterthal rechts, das Vintſchgau und das Eiſakviertel links bis an die ſalzburgiſche Grenze. Ein Haufe lag vor der Stadt Trient, ein andrer nahm, plünderte und zerſtörte die Schlöſſer und Städte im Brixenthale, ein dritter that im Etſchlande geiſtliche und weltliche Herrenſitze ab. Geismaier hatte ſein Hauptquartier zu Meran und die Ausſchüſſe der Städte und Gerichte der Burggrafſchaft Tirol verſammelt. Vorſichtig befahl er alle Schlöſſer, welche Eigenthum des Habsburgiſchen Herrſcherhauſes waren, zu ſchonen; deſto ſchlimmer erging es den Schlöſſern des Adels. Dagegen trat der Erzherzog den empörten Südtirolern gegenüber ebenſo ſachte auf, er hatte nur gütige und begütigende Worte für ſie, ganz verſchieden von denen, die er einige Monate früher erlaſſen: „man ſolle den Bauernfrevel mit eiſernen Ruthen züchtigen und gegen die Hauptleute und Rädelsführer, wo ſie betreten würden, mit Spießen, Schinden, Viertheilen und jeglicher grauſamen Strafe verfahren.“ Er hatte ſeinen Grund für ſolche gute Miene zum böſen Spiel. Geismaier war ein überlegener Charakter und bewährte ein eminentes Talent in der Leitung des Aufſtandes; in den öſtreichiſchen Herzogthümern ſah es höchſt gefährlich aus, und der alte Siegmund von Dietrichſtein, der vor zehn Jahren ſo grauſam gegen den windiſchen Bauernbund verfahren hatte, ſtand, noch immer als Landeshauptmann von Steier, jetzt hart daran die Rache der dortigen Bauern zu erfahren. In Salzburg wurde die Gährung gegen den Erzbiſchof täglich größer und drohender. Aus Würtemberg, aus Franken, vom Rhein liefen böſe Nachrichten ein und ließen die Freude über den diplomatiſchen Sieg über die oberſchwäbiſchen Bauern nicht recht aufkommen. In Radolfszell am untern Bodenſee waren die Commiſſaire der drei öſtreichiſchen Regierungen Ende Aprils noch hart von den Hegauern belagert und in großer

Noth. Der Erzherzog ſandte Boten auf Boten an den Truchſeß, jenen zu helfen, wenigſtens durch gütliche Vergleichung mit den Bauern d. h. durch ſchöne Worte und Verſprechungen. Auch verſchwanden um dieſe Zeit die beiden Biſchöfe von Trient und Brixen vom erzherzoglichen Hofe, und Niemand vermochte mit Beſtimmtheit anzugeben, wohin ſie gegangen waren, Salamanka reiſte nach Oeſtreich, und Fabri lebte verſteckt und verkleidet in der Nähe des Schloſſes Ambras und kam nur heimlich in der Nacht dorthin, um ſich mit dem Erzherzog zu berathen.

Das junge erzherzogliche Paar gerieth in große Verlegenheiten. Von der ganzen übrigen Welt abgeſchnitten, ſahen ſie auch ihre tiroler Hülfsquellen verſiegen. Das Kriegsvolk, das aus Italien gekommen war, ſtand beim Heere des Truchſeß, ferneres Volk ließen die Südtiroler nicht durch das Land, was von Knechten in Innſpruck lag, konnte weder bezahlt noch gegen das aufſtändiſche Bergvolk gut gebraucht werden. Ferdinand und Anna ließen Alles, was ſie an Gold und Siber beſaßen, zu Geld ſchlagen; denn kein Jakob Fugger war mehr da, um zu borgen, und der Erzherzog zu ſtolz, um bei dem zweideutigen Hieronymus Fugger anzufragen, wo doch eine abſchlägliche Antwort zu erwarten ſtand. Das waren trübſelige Tage für das junge Fürſtenpaar und noch trübſeligere für die meiſt ſpaniſchen Hofſchranzen.

Hieronymus Fugger lebte nach der Abreiſe ſeines Ohms ruhig und, wie es ſchien, ganz unbekümmert um die immer höher gehenden Wogen der Zeit zu Schwaz in ſeinem prächtigen Hauſe und betrieb ſeine Bergwerke und Handelsgeſchäfte mit großem Eifer. Dieſer Eifer war nur Schein: er lebte und webte nur in ſinnbethörender Minneglut mit der leichtſinnigen, ſinnlichen, genußſüchtigen Martha Bry. Von der Familie Fugger hauſte Niemand mehr in Tirol; denn auch ſeine Schwägerin, Ulrich's Witwe, war mit ihren Kindern nach Augsburg zurückgekehrt; er war alſo die ihm läſtige Aufſicht los und brachte nicht nur ſeine Nächte, auch viele Tage in dem einſamen Meierhofe auf der Berghalde zu, wo er das geliebte Weib verſteckt hielt. Dieſes verborgene Haus hatte er ihr gleichſam zu einem Muſentempel eingerichtet und mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet; er wollte ihr, ſo viel er vermochte, das Fürſtenhaus des goldnen Mainz erſetzen. Die ſchlaue fröhliche Martha hatte den ſtillen phantaſtiſchen Schwärmer ſo ganz eingenommen, daß er gar nicht mehr ohne ſie zu leben vermochte und jeden Tag mit neuer Sehnſucht zu ihr zurückkehrte. Und doch bewirkte dieſe ihn beglückende Liebe eine immer größere geiſtige Leere in ihm. Martha war geiſtreich, munter bis zur Ausgelaſſenheit, ſie malte, ſie muſicirte, ſie unterhielt ihn mit all ihren Talenten, und doch konnte er ſich ſelbſt mitten unter ihren üppigen Küſſen und Umarmungen eines tiefen Verdruſſes nicht erwehren; er berauſchte ſich in Genüſſen mit ihr und blieb doch innerlich unbefriedigt. Am meiſten quälte ihn dieſes unbehagliche Gefühl, wenn er zu Hauſe allein war, und dann ſtürzte er ſich in die Geſchäfte, dann entwickelte er eine faſt fieberhafte Thätigkeit, um es los zu werden, und ritt Abends mit verdoppelter Haſt die Thalrinne den Berg hinauf dem Minnehauſe zu, um ſich bei ihr zu betäuben. In dieſen einſamen Stunden, ja oft in ihren Armen ſelbſt ging wie eine Sonne ein ernſtes edles Jungfrauenantlitz mit den Zügen einer Heiligen in ſeiner Seele auf und nahm immer lebhaftere Farbentöne an, je mehr er in Martha's ſinnlicher Liebe ſchwelgte. Es war Johanna's Bild, der Tochter des edlen unglücklichen Sickingen, ſo wie ſie ſich auf der Ebernburg beim gemeinſchaftlichen Genuß des heiligen Nachtmahls demüthig fromm, das züchtige, von reiner Begeiſterung ſtrahlende Auge wie in Verklärung zu dem ſanften Prieſter Oecolampadius, mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, verneigt hatte. Während den jungen Mann die düſter brennende Glut unheiliger irdiſcher Liebe zu der reizenden gewandten Sünderin hinzog und ſeine Kraft verzehrte, neigte ſich das Bild der Heiligen und neben ihr der Kelch voll zum Blut des Heilands geweihten Weins, deſſen Rand zu küſſen und das heilige Maß zu ſchlürfen ihre keuſchen Lippen ſich öffneten, immer tiefer in ſeine Seele und erfüllte ihn mit unausſprechlicher Wehmuth, die ſich in ſtillen Stunden zur Angſt, ja zur Verzweiflung wandelte. So hin und hergezogen von ſo verſchiedenen einander ſchroff entgegenſtehenden Gefühlen und ohne die Kraft über ſich gewinnen zu können, dieſem Streit durch eine raſche That ein Ende zu machen, wurde ihm immer unbehaglicher und verſtörter, und er ſank außerordentlich ſchnell von Tag zu Tag moraliſch und phyſiſch tiefer und tiefer. Dabei quälte ihn die Meinung ſeiner Verwandten über ſein ſträfliches Verhältniß mit Martha, und die ſich ihm aufdrängende Ueberzeugung, daß er durchaus nicht ohne ſie zu leben vermöchte, brachte ihn faſt zur Selbſtverachtung. Er verſuchte es, wenn Johanna's ſüßes frommes Bild ihm zu zürnen ſchien, den Meierhof ein paar Tage zu meiden — vergebens; es zog ihn wie mit Ketten dorthin. Ein Briefchen kam geflogen: „warum kamſt Du nicht? Was hab' ich Dir gethan? Weißt Du nicht, daß Du der armen reuigen Martha-Magdalena ihr Gott biſt, zu dem ſie täglich betet. Vergieb und liebe mich?“ Und am Abend war er auf dem Wege zu ihr. Sie hatte ihn mit diamantnen Banden an ſich gefeſſelt, und ſie wußte, daß ſie unzerreißbar waren. Sie kannte ihre dämoniſche Gewalt über ihn. Aber er litt geiſtig und körperlich von dieſen Genüſſen und Kämpfen ſo, daß ſeine ohnedies ſchmächtige und zarte Geſtalt noch mehr verfiel, ſein blaſſes Geſicht noch bläſſer wurde, und Unmuth und Abſpannung ſich in ſeinen Zügen nur allzudeutlich ausdrückten. Dabei bemächtigte ſich ſeiner immer mehr eine krankhafte Gereiztheit, die ihn hart und unbillig gegen ſeine Untergebenen machte. Für die Volksbewegung nach Freiheit war er faſt gleichgültig geworden, und wenn er der Tage gedachte, wo er in höchſter jugendlicher Begeiſterung für Hutten und Luther erglüht, für

Thomas Münzer geſchwärmt hatte, ergriff ihn ein verzweifelter Schmerz, der ihm Thränen in die Augen trieb. Dann kam er ſich vor, wie ein willenloſer Nachtwandler, der hart am Rande des tiefſten Abgrunds ſchreitet, mit Entſetzen hinabſtarrt und doch nicht zurück kann auf die blumige Wieſe, wo er am Tage im Sonnenſchein ſich gefreut. Einige Briefe Geismaiers und andrer Wiſſenden hatte er unbeantwortet gelaſſen. Die moraliſche Kraft des Armen war vom weichen Arm der Wolluſt leiſe gebogen und gebrochen. Martha ſelbſt mußte viel von ſeiner üblen Laune leiden; er behandelte ſie keineswegs zart und ſchonend; aber ſie verſtand ſich trefflich darauf, ihn zu gängeln und zu beſchwichtigen und ließ ihr Ziel nicht eine Minute aus den Augen: ſie wollte ſein Eheweib werden und mit ihm in dem lebendigen, bewegten, heitern Augsburg leben; denn die ſchwere Einſamkeit dieſer Berge war ihr in den Tod zuwider, und ſie ertrug ſie nur als Mittel zum Zweck. Das herrliche üppige Augsburg und die Frau des reichen Hieronymus Fugger! das war der goldne Hafen, in welchen ſie ihr leckes, viel umhergetriebenes Schifflein zu bringen ſich beſtrebte, und ſie war noch keinen Augenblick am Gelingen dieſes kecken oder vielmehr verwegnen Plans verzweifelt. Mancherlei Liſten und Ränke hatte ſie deshalb angeſponnen, und das Netz, das ſie mit feinen gewandten Fingern wie ſpielend um den ſchwachen Thoren ſtrickte, ward dichter und dichter. Ein paar gänzlich unerwartete und unwillkommene Beſuche, die ſie in dieſer darüber werden, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen etwas davon ſagte; weil — weil — — Sie — — ſelbſt dem Herrn Landkommiſſär immer ein Bischen gut waren."

„Da fürchteteſt du, ich mißgönnte dir dein Glück?" fragte Edelgunde bitter. „Du haſt dich getäuſcht: ich hätte es dir von Herzen gegönnt."

„Ach, nehmen Sie es nur nicht übel!"

„Keineswegs! Aber ſeit wann beſteht denn eure zärtliche Liebe?"

„Zärtliche Liebe?! — Ach, die hat gar nicht beſtanden. Das war's ja eben, was mich ſo ſehr geärgert und auf den Herren Landkommiſſär aufgebracht hat."

„Aber du ſprichſt in Räthſeln."

„Betty! Betty!" rief Frau von Birkenſtein draußen, und das Mädchen eilte hinaus.

„Der Schändliche! Mich ſo zu verrathen! Einem Kammerdiener und einer Kammerjungfer mich Preis zu geben. Meinen guten Namen zu beſudeln! den zarten Schleier von unſrer Liebe mit ſolch frecher plumper Hand hinweg zu reißen. Und um die Hand eines ſolchen Mädchens zu werben, während er mir ewige Treue ſchwört. Pfui, Guſtav! Das hätt' ich nicht von dir erwartet. Mit uns iſt's aus, auf ewig aus! Der ſo läſtigen Bergeinſamkeit erhielt, arbeiteten ihr in die Hände, um ſie dem lockenden Ziele mit raſchem Rucke um ein tüchtiges Stück Wegs näher zu bringen.

Eines köſtlichen Maimorgens beſchäftigt, würzige junge Bergkräuter, die ſie geſucht, zu zerſchneiden und mit ſtarkem Wein zu übergießen, um daraus den herrlichen Maitrank zu bereiten, wie er als erfriſchende und heilſame Frühlingsgabe in den Alpen genoſſen wird, und damit Hieronymus zu überraſchen, den ſie am Abend erwartete, ſah ſie plötzlich einen bewaffneten Bauer vor ſich ſtehen, der nicht zu ihren Hirten gehörte. Verwundert wollte ſie den Mann, der die Augen ſtarr auf ſie richtete, nach ſeinem Begehr fragen, als ſie ihm ins Antlitz ſchauend erblaßte und, unvermögend die Zunge zu rühren, ihn gegenüber ebenſo ſtarr anſah.

„Eleonore,“ ſagte ſie endlich, „biſt Du es wirklich?“

„Ich bin's,“ verſetzte der Tabuletkrämer mit einer unwilligen Bewegung der Hand, die andeutete, wie unangenehm es dieſem ſeltſamen Mannweibe jedesmal war, wenn ſie ſich als Weib zu erkennen geben mußte, „und wie ich ſehe, bin ich Dir eben keine willkommene Erſcheinung.“

„Du haſt mich überraſcht, ich geſtehe es, und dein ungewöhnliches Ausſehen iſt wohl geeignet, einen zu erſchrecken. Doch ſei mir willkommen in meiner ſtillen Bergwohnung! Nimm eineu Imbiß und einen Trunk und ſage mir dabei, was Dich zu mir führt? Biſt Du des wüſten Herumtreibens müde und willſt Du Ruhe und Zuflucht bei mir ſuchen?"

„Zwecklos!" lachte die ältere Schweſter höhniſch. „Wahrlich ich dächte, Niemand kennte die Zwecke meiner Fahrten beſſer als Du. Auch beneide ich Dich nicht um Deine Ruhe, ich kann ſie nur nicht begreifen. Eine Zuflucht brauch' ich nicht, und wenn es der Fall wäre, ich würde ſie nicht bei Dir ſuchen."

„So ſchenkſt Du mir alſo einen ſchweſterlich freundlichen Beſuch. Es iſt mir lieb; wir haben uns lange nicht geſehen, und der Mai iſt ſchön in dieſen Bergen."

„Es ſcheint Dich nicht zu kümmern, daß ein noch ſchönerer Frühling in den Menſchengeiſtern treibt und blüht und auch in den Thälern Tirols das heilige Pfingſtfeſt der Freiheit zu feiern ſich anſchickt."

„Du kennſt meine Natur, Eleonore: ſo ernſte Dinge, die der Männer Sache ſind, lagen mir ſtets fern."

„Das ſei Gott geklagt, daß ein Weib wie Du, von Fürſten und Pfaffen ſchnöde behandelt, dennoch beim Sturm des Volkes gegen ſeine Tyrannen gleichgültig bleiben kann! Du mußt Partei nehmen, Martha, für die Volksſache. Deshalb bin ich zu Dir gekommen. — Lächle nicht leichtſinnig! Dieſes Lächeln könnte mich toll machen. Es gilt die ernſteſte Sache auf der Welt. Höre mich an! Ich ließ mich von Dir bereden, einen nothdürftigen Frieden mit einem von denen zu ſchließen, die ich haßte, und ich ging mit Dir nach Mainz. Ich that Dir's zu Liebe. Du darfſt nicht ſagen, daß ich Dich nicht liebte; ich brachte Dir meine heiligſte Ueberzeugung zum Opfer. O und wie ſchwer habe ich dieſen unſeligen Schritt zu bereuen gehabt! Doch davon genug! Ich mag die Mainzer Demüthigung nicht erzählen. Sie betraf Dich ſtärker als mich. Nur das will ich damit ſagen: Ich ließ mich von Dir bereden, an den Mainzer Hof zu gehen. Ich war ſchwach und willfahrtete Dir. Jetzt fordre ich von Dir daſſelbe. Du ſollſt mir folgen zur Volkspartei. Sei ſtark und willfahrte mir. Ich fordre nur Vergeltung von Dir."

„Was verlangſt Du von mir?!" rief Martha erſchrocken. „Soll ich wie Du in groben Männerkleidern, den Tabuletkaſten auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof ziehen? Und was ſoll ich da ausrichten? Ich habe mich niemals auf ſolche Geſchäfte verſtanden."

„Freilich," höhnte Eleonore, „die, in welchen Du die Meiſterſchaft erlangt haſt, ſind weicherer und ſüßerer Natur. Auch ſchlägt das, was ich von Dir fordere, wirklich in Dein Fach, mein verwöhntes Närrchen. Du haſt den Gimpel Hieronymus feſt in Deinem Netze und kannſt mit ihm machen, was Dir beliebt. — Du ſollſt ihn alſo überreden, den Aufſtand in Schwaz, Hall und dem untern Innthal zu organiſiren. Die Bergknappen ſämmtlicher Bergwerke warten nur auf das Zeichen von ihm; denn ſie betrachten ihn als Erben ſeines Bruders, und nur wenn er ſich an die Spitze des Volks ſtellt gegen den erbärmlichen Erzherzog, wird er im Geiſte Ulrichs handeln.

Ich komme aus Meran und bringe Deinem Geliebten einen Brief von Geismaier, worin er ernſtlich aufgefordert wird zu thun, was ſeine Pflicht iſt. Du ſollſt und mußt ihn aber erſt vorbereiten und gewinnen. Ich verſehe mich des Beſten zu Dir. Sollteſt Du mir aber zuwider ſein, ſo fürchte meine Rache.“

Martha fand es für ihre Lage ſehr angemeſſen, ihrer Schweſter alles zu verſprechen, was dieſe verlangte, obgleich ihr feſter Vorſatz war, das Gegentheil von Allem zu thun, was ſie verſprach, und dieſe Gelegenheit zu benutzen, um Hieronymus zur ſchnellen Ueberſiedlung nach Augsburg zu vermögen. Eleonore ſchien zu ahnen, was in Martha's Seele vorging; denn ſie fügte die wildeſten und härteſten Drohungen hinzu. Martha dagegen bot durch Schwüre, Betheuerungen und Schmeicheleien Alles auf, um die Fürchterliche zu täuſchen und ſo bald als möglich wieder los zu werden, und ließ ſich zu dieſem Behufe förmlich von ihr inſtruiren, wie Hieronymus, welchen Eleonore erwarten wollte, zu behandeln ſei. — Martha bewirthete die Schweſter aufs Köſtlichſte. Nachmittags ſaßen ſie zuſammen und plauderten von vergangenen Zeiten, als ſie plötzlich einen Reiter aus der Bergſchlucht, die zu dem Plateau führte, auftauchen ſahen.

„Wer iſt das?“ fragte Martha ängſtlich. „Das iſt Hieronymus nicht.“

„Ich glaube dieſen Vogel zu kennen,“ entgegnete Eleonore ruhig. „Es ſind noch nicht vierzehn Tage, daß ich ihm ein paar Federn ausgezupft. Es iſt Dein voriger Geliebter, der Zigeuner."

„Heilige Mutter Gottes!" ſchrie Martha erblaſſend und an allen Gliedern zitternd. „Sitzt er denn nicht auf Lebenszeit im Kerker?"

„Und Du weißt nicht, daß er frei und in große Gunſt beim Erzherzog gekommen iſt? Das hat Dir Hieronymus verſchwiegen?"

„Nichts weiß ich. — Rette mich, Eleonore, vor dieſem Fürchterlichen! — Sonſt bin ich verloren."

„Nicht ängſtlich! Faſſe Muth! Ich gehe ins Haus, um die Knechte und Mägde zu bewaffnen. Höre Du unterdeſſen, was er will. Wir werden doch mit dieſem alten Kauze fertig werden."

Mit dieſen Worten verſchwand ſie durch die Thür, und Martha würde ihr in Angſt und Muthloſigkeit gefolgt ſein, um ſich zu verſtecken, wenn nicht Cebes ſchon nahe geweſen wäre und ſie Eleonores ſtrengen Tadel nicht gefürchtet hätte. Zitternd erwartete ſie den Mann, der ſie wie ein Dämon beherrſcht hatte.

„Find' ich Dich allein, mein ſchönes Täubchen?" grinſte der Zigeuner, indem er vom Pferde ſprang und ohne Umſtände mit widriger Vertraulichkeit ſie umarmen wollte. „Ha, fürwahr, Dein Ausſehen überraſcht mich, Martha! Die Ruhe in dieſer friſchen Bergluft iſt Dir ſehr zuträglich geweſen. Du biſt wieder das reizende Urbild der ſchönen Maria von Regensburg."

„Was wollt Ihr von mir, Antonio?“ fragte Martha mit bebender Stimme.

„Sonderbare Frage, mein Schätzchen! Was kann ich anders wollen, als Dich ſelbſt? Biſt Du nicht mein? Ich will Dich abholen, will Dich vor mir auf mein Pferd ſetzen und mit Dir nach Innſpruck reiten, wo Du als Herrin und Wirthin in meinem Hauſe wohnen ſollſt, wie Dir gebührt.“

„Ich will nicht mit Euch gehen. Ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen. Geht und meidet den Ort, wo ich lebe!“

„Ah ſo ſprechen wir nicht miteinander. Meinſt Du, weil Du des reichen Fugger Schätzchen geworden biſt, ich hätte kein Recht mehr auf Dich? Ich will es wohl geltend machen. Du dachteſt, weil Du mich verrathen, Du wärſt mich nun für immer los. Nicht alſo, mein Täubchen! Komm und zaudre nicht! Mein Rappe iſt ungeduldig, die ſchöne Laſt auf ſeinem Rücken zu tragen. Du ſollſt es gut haben, Martha! Wenn ich Dich auch nicht wieder zur Gräfin von Aſchaffenburg machen kann, ſo mach' ich Dich doch zur Gräfin Torrillas oder zur Donna de Villaquiran. Was biſt Du hier beim eigenſüchtigen Fugger? Eine arme Magd, eine in dies elende Haus, in dieſe Berge geſperrte Meierin. Ich führe Dich nach Spanien in mein Vaterland, an den Hof des Kaiſers. Dort ſollſt Du glänzen, wie es Deiner Schönheit geziemt.“

Faſt wäre die eitle Martha beſtochen worden von dieſem bethörenden Geſchwätz; und wenn ſie nicht Eleonoren hinter ſich gewußt hätte, würde der ſcharrende Rappe vielleicht nicht lange auf die ſchöne Laſt zu warten gebraucht haben. So aber rief ſie trotzig: „Ich will nichts von Euch wiſſen. Macht, daß Ihr fortkommt!“

„Gehſt Du nicht freiwillig, ſo brauch' ich Gewalt. Fort mußt Du mit mir; denn Du biſt mein, und ich will Dich nicht wie ein Narr aufgeben. Unten in der Schlucht halten ſechs Reiter. Ein Pfiff von mir, und ſie ſind im Nu da und helfen mir Dich auf mein Rößlein heben. Laß es nicht dazu kommen. Schnell hinauf und laß Alles im Stich! Ich bin reich genug, Dich wie eine Königin auszuſtatten. Komm! komm!“ Und er faßte ſie am Arm und zog ſie fort.

„Zur Hülfe! Zur Hülfe!“ ſchrie Martha. In dieſem Augenblick trat Eleonore aus der Thür, in jeder Hand eine geſpannte und auf Gebes gerichtete Piſtole, hinter ihr ein Haufen Knechte und Mägde, markige Geſtalten, mit Heu- und Miſtgabeln, Senſen, Knitteln und andern ſchneidenden, ſtechenden und ſchlagenden Werkzeugen bewaffnet.

„Halloh! Treffen wir uns hier ſchon wieder?“ höhnte Eleonore. „Noch ein Wort, alter Sünder, und meine Kugel wühlt Dir im Gehirn.“

Entſetzt über den unerwarteten Anblick ſeiner Feindin und ihres Beiſtandes, ließ der feige Zigeuner ſeine Beute fahren und wich einige Schritte zurück. Martha entwiſchte und rannte, ſo ſchnell ihre Beine ſich bewegen konnten, durch das Haus und den Berg hinauf und auf ſelten betretenen Steigen auf großem Umweg dem Innthale zu, um in Schwaz bei ihrem Geliebten Schutz zu ſuchen.

Cebes war in einer peinlichen Lage; er wußte, daß der fürchterliche Bildernazzi nicht mit ſich ſcherzen laſſe. Jeder Griff nach ſeiner eignen Waffe mußte ihm den Tod aus den Rohren des wilden Mannweibs bringen. „Laßt mit Euch reden!“ begann er, „ich will abſtehen von meiner Frau und bedinge mir dafür ſichern Abzug.“

„Pfeift doch Euern ſechs Reitern!“ ſpottete Eleonore, welche die Lüge ſogleich als ſolche erkannt hatte.

„Ich will meine Waffen einem Eurer Knechte ausliefern, legt Ihr dann die Eurigen ab und laßt mich ziehen. Wenn Ihr mir Unbill anthut, ſo wird Euch die Rache des Erzherzogs ereilen; denn ich ſtehe in ſeinem beſondern Schutz.“

Eleonore verlachte ihn. „Ich fürchte weder Dich, noch den fürſtlichen Buben. Ich wäre ein Thor, Dich aus dem Garne zu laſſen, in das Dich Deine Lüſternheit gelockt. Bindet ihn, ihr Knechte!“ Im Nu war der Alte niedergeworfen und gebunden. Eleonore ließ den Wuthſchnaubenden in einen Stall ſperren und ſah ſich nun nach Martha um. Ueber eine Stunde wartete ſie auf die Rückkehr der Schweſter und kam nun auf den rechten Gedanken, daß ſie nach Schwaz gelaufen ſein möchte. Nachdem ſie den Knechten Inſtructionen in Bezug auf den

Gefangenen gegeben, machte ſie ſich ſelbſt auf und trat gegen Abend in Hieronymus Fuggers Haus ein. Hier hatte Martha den ſchwachen Mann bereits in ihrem Sinne bearbeitet, und er hatte ihr zugeſichert, ſie in acht bis zehn Tagen nach Augsburg zu führen. Bis dahin, wo er ſeine Geſchäftseinrichtungen zu machen hatte, wollte er ſie in Schwaz verborgen halten.

Als nun Eleonore mit ihrer Aufforderung herausrückte, daß er die Bergknappen, die ſein Bruder Ulrich ſo gut zum Aufſtand vorbereitet habe, und die den Befehl dazu von ihm erwarteten, unverzüglich bewaffnen und verſammeln möge, um mit ihnen auf Innſpruck loszuziehen, und ihm den Brief Geismaiers übergab, in welchem daſſelbe Anſinnen an ihn geſtellt war, zeigte er ſich bereitwillig. „Gerade in Schwaz und in Hall unter den Bergknappen und Salzknechten war die Aufregung am ſtärkſten in ganz Tirol,“ ſagte ſie. „Euer Bruder Ulrich hatte ſie ſo trefflich abgerichtet, daß ſie ſich auf ſeinen Wink erhoben haben würden, um das Joch der Habsburger zu zerbrechen. Und gerade hier iſt Alles ſtill und ruhig. Ja die Schwazer haben dem Erzherzog ſogar ihren Beiſtand zugeſagt. Daran ſeid Ihr Schuld. Hättet Ihr im Geiſte Eures Bruders gehandelt, wie Ihr ihm in ſeine ſterbende Hand gelobt, ganz Tirol ſtände jetzt in den Flammen des Aufruhrs, und Alles wäre vielleicht ſchon abgethan. Aber noch iſt es Zeit. Ihr müßt Euch unverzüglich mit Geismaier in Verbindung ſetzen.“

Hieronymus ging auf Alles ein und verabredete heuchleriſch mit Eleonore den Plan zur Organiſation des Aufſtandes, — aber Eleonore traute nicht recht. Als ſie am folgenden Morgen von Martha ſchied, flüſterte ſie ihr zu: „Wahre Dich, daß Du mir Wort hälſt. Es dürfte Dir ſonſt übel ergehen. Auch Gebes wird Dir nicht vergeſſen, was ihm widerfahren iſt. Ihr könnt ihn ja doch nicht feſthalten.“

Martha ſchlug ein Kreuz hinter ihr und dankte Gott ſie los zu ſein. Sie betrieb die Abreiſe ſo geheim und ſo emſig als möglich, doch ſtets mit geheimer Angſt. Vom Meierhofe lief die Nachricht ein, daß der Gefangne noch in der Nacht durchgebrochen und entkommen ſei. Martha zählte die Stunden bis zu ihrem Aufbruch. Für ſich ſelbſt beſorgte ſie Männerkleider, und in einer ſchönen Mainacht ſprengte ſie mit Ulrich aus dem Flecken und ſchlug ſogleich einen beſchwerlichen Weg ins Gebirge ein, von der Hauptſtraße nach Schwaben abbiegend. Durch die hohen Berge und über Achth wollten ſie hinab ins Iſarthal reiten und dann in der Richtung des Würmſees und des Ammerſees auf Augsburg zu. Und doch war alle ihre Vorſicht vergebens geweſen. Mitten in ihren Träumen von ihrem nahen Glück, ſah ſie ſich in einer Bergſchlucht plötzlich von mehren bewaffneten Männern überfallen. Sie ergriffen ihr Pferd beim Zügel, wandten es, und fort ging's mit ihr über Stock und Stein. Weder Hieronymus noch einer ſeiner Knechte wagten die geringſte

Doktor hat geſiegt. Komme es, wie es will: ich werde ſein Weib.“ — Und zum Tiſche eilend, warf ſie mit zitternder Hand folgende Zeilen auf's Papier: „Ihr würdiges, von Ernſt und Heiterkeit erfülltes Weſen, die beſcheidne Huldigung, die Sie mir dargebracht und endlich Ihre Liebe athmende Erklärung haben Ihnen meine Neigung gewonnen. Wäre ich frei und unabhängig, ich würde den Baron Holder ſogleich abdanken und Ihnen meine Hand reichen. Aber der Erfüllung dieſes Wunſches ſtehen, wie ich auch die Sache betrachten mag, große Hinderniſſe entgegen. Meine Eltern ſind bis zur Narrheit adelſtolz. Die Pietät verbietet mir, ſie in Ihren Augen wegen dieſer Schwäche herabzuſetzen, aber ich ſchwöre Ihnen zu, kaum kann dieſer Stolz mehr übertrieben werden. Sie würden mich tauſend Mal lieber ſterben, als in den Armen eines bürgerlichen Mannes ſehen, der mir das größte Glück bereitete. Sodann ſind ſie arm, ſehr arm. Die Wuth zu glänzen hat ſie um ihre Güter, um ihr ganzes Vermögen gebracht; wir leben kümmerlich von einer kleinen Penſion. Ihnen darf ich das Geſtändniß machen, daß die Bedrängniſſe, welche von unſrer Dürftigkeit herbeigeführt werden, unſerm

Widerſetzlichkeit. Als Martha's Jammergeſchrei an den Bergwänden verhallt war, deuchte es dem jungen ſchwachen Manne, als ſei ein Alp von ſeiner Bruſt gefallen. Schweigend ritt er mit ſeinen Leuten weiter und langte wohlbehalten in Augsburg an. In der That hatte die Frühlingsreiſe durch das ſchöne Gebirge eine ſo wunderbare Einwirkung auf ihn gehabt, daß es ihm ziemlich gleichgültig war, ob der alte Zigeuner oder Eleonore Martha's Entführung bewirkt.

Das Gewühl der volkreichen Stadt that ihm wohl. Er richtete ſich in ſeinem Hauſe ein, ſuchte ſeine Verwandten und Freunde auf und war munter und guter Dinge, wie lange nicht. Ueberall wurde er mit Herzlichkeit aufgenommen, vorzüglich im Hauſe ſeines Ohms, und als man hörte, er wolle während der Unruhen und vielleicht noch länger in Augsburg bleiben, freute man ſich ſichtlich über dieſen Entſchluß. Niemand fragte nach Martha; ihr Name wurde nicht erwähnt, und Hieronymus war froh darüber. Im Kreiſe ſeiner Verwandten lebte er gleichſam wieder auf.

Alle ſeine Schweſtern hatte er begrüßt, nur die Nonne noch nicht, und er machte ſich eines Morgens nach dem Katharinenkloſter auf.

Felicitas reichte dem Bruder im Sprachzimmer freundlich die Hand; ſie hatten als Kinder zumeiſt zuſammen geſpielt; denn ſie war nur drei Jahre älter als er, und da er nun nur noch der einzige Bruder war, ſo widmete ihm die fromme Nonne ihre ganze ſchweſterliche Liebe. Mit gefühlvollen Thränen erwähnte ſie der beiden geſtorbenen Geſchwiſter Ulrich und Sibylla. Dann fragte ſie mit ſchweſterlicher Zutraulichkeit nach Martha. Leicht erröthend verſetzte er: „Sie iſt mir verloren gegangen oder vielmehr geſtohlen worden.“ Und er erzählte ihr offen den Hergang der Sache.

„Es iſt gewiß gut ſo für Dich,“ fuhr die Nonne fort. „Für die verlorne Freundin findeſt Du hier eine beſſre wieder. Ich meine hier im Kloſter; aber nicht als Nonne, ſondern als Gaſt iſt ſie in dieſem Hauſe. Eine edle treffliche Jungfrau, die oft mit mir von Dir ſpricht und Deines Lobes voll iſt. Nun rathe, wer das iſt?“

Hieronymus ſah die Schweſter verwundert an; er konnte nicht begreifen, wen ſie meinte. „Wer kann das ſein?“ fragte er endlich. „Ich habe keine Freundin weiter.“

„O Du Undankbarer!“ zürnte Felicitas. „So haſt Du die edle Johanna von Sickingen ſchon vergeſſen? Und ſie ſpricht mit ſo viel Wärme von Dir und Deinem Aufenthalte auf der Ebernburg, wo Ihr den Leib Chriſti zuſammen genoſſen. — Ich will ſie herbeirufen, damit Du erkenneſt, welch' eine Freundin Du an ihr haſt.“

„Um Gottes willen nicht!“ rief Hieronymus bleich und zitternd. „Ich bin darauf nicht gefaßt. Wie hätte ich vermuthen können, die edle Johanna in Augsburg zu finden! Aber wie iſt ſie hierher gekommen, die ich längſt die Frau eines fränkiſchen Ritters wähnte? Und wie in dieſes Kloſter?"

Er mußte ſich an der Brüſtung des Sprachgitters feſthalten; denn es war ihm nicht anders zu Muth, als müſſe er umſinken.

„Der wilde Bauernaufruhr in Franken hat ſie mit ihrer Mutter dort vertrieben. Und da Augsburg ſich der größten Ruhe und Sicherheit erfreut, ſo ſind die beiden Frauen mit Andern hierher gekommen. Unſre Priorin iſt eine Verwandte der Frau von Sickingen, deshalb haben Mutter und Tochter im Katharinenkloſter eine erwünſchte Zuflucht gefunden. Sie wollen, wie es ſcheint, Augsburg ſo bald auch nicht wieder verlaſſen; denn Johanna's Ohm, der bekannte Ritter Götz von Berlichingen, iſt der oberſte Hauptmann der dortigen Bauern geworden, was ſeinen Verwandtinnen ſehr leid iſt."

Hieronymus hörte nicht viel von dieſem Bericht. Ein ſchneidendes fürchterliches Weh ging durch ſeine Bruſt und raubte ihm faſt die Beſinnung. Die hohe herrliche Johanna, das vergötterte Bild ſeiner heißen Jugendträume, war in Augsburg, in dieſem Kloſter, war eine Freundin ſeiner Schweſter, hatte ſich dieſer als ſeine Freundin bekannt, hatte mit Wärme von ihrem Zuſammenleben auf der Ebernburg geſprochen, und er — hatte in Martha's Armen das Andenken, die ſtille heilige Liebe zu der Hohen freventlich geſchändet! Er kam ſich wie der verabſcheuungswürdigſte Verbrecher vor.

„Nur jetzt noch nicht! Nur jetzt nicht!“ flehete er und hielt Felicitas zurück. Er fühlte ſich ſo gänzlich unwürdig, dem reinen Engel die ſündhafte Hand zu bieten; es war ihm durchaus unmöglich, ihr in das ruhige große Auge zu ſchauen; er meinte, ihr Blick müſſe ihn vernichten.

Zerknirſcht eilte er aus dem Kloſter und aus der Stadt hinab an die Ufer des Lech, und ſeine Verzweiflung war nahe daran mit einem Fluche auf die unwürdige Martha ſeinem Leben im Fluſſe ein Ende zu machen. Ein Weib voll Seelengröße, voll Tugend und frommer Begeiſterung für alles Erhabene, Schöne und Gute war der heißeſte Wunſch ſeiner Jugend geweſen. Wie hatte er ſich von Johanna emporgezogen gefühlt in unausſprechlicher Sehnſucht nach einem Himmel voll Liebe und Glück, wie ſie nur reinen Seelen zu Theil werden können! Wie hatte er getrauert, wie war er faſt vergangen vor Schmerz, daß er dieſen Himmel nicht erreichen konnte! Und nun ſtand er ihm offen, aber geſchändet von gemeiner Leidenſchaft, beſudelt von den trüben Flammen unſittlichen Liebesgenuſſes, mußte er ſich ſelbſt verdammen, dieſen Himmel nicht zu beſchreiten. Martha, die unſelige Martha hatte dem Armen dieſen Himmel geſtohlen, indem ſie die ſittliche Kraft ſeiner Geiſtesſchwingen gebrochen, auf welchen er ſich zu der reinen Höhe hätte emporheben können.

Der ſtille Schwärmer war in der tiefſten Seele, im innerſten Heiligthum ſeines Herzens vom Hauche unreiner

Küſſe vergiftet. Ueber ihm aus blauer Himmelsferne lächelte ſchwermüthig das von einer Strahlenglorie umfloßne Engelsbild herab, und neben ihm ſchwebte in derſelben Glorie, gleichſam aus ihr emporſteigend, der goldne Kelch. Er aber lag unten im Schmutz der Erde, keuchend, ſchmerzvoll, verzweiflungsvoll und wagte kaum das düſtre Auge emporzuheben zu der Heiligen. Aber weinen durfte er um ſein verlornes Paradies, und er weinte lange und bitterlich.

Zehntes Kapitel.

Das außergewöhnlich ſtark bevölkerte Augsburg war wochenlang in einer ſieberhaften Aufregung. Nicht nur der Biſchof und das Domkapitel, ſo wie die bedeutendſten der Handelshäuſer, vorzüglich die Fugger und Welſer, erhielten faſt täglich Botſchaften aus allen Gegenden des deutſchen Reichs, wo der Bauernaufruhr tobte, auch die hierher geflüchteten adligen Familien und Kleriker empfingen Briefe und Boten aus ihrer Heimat, und die Baiernherzoge, deren Länder — weil ſie mit Menſchlichkeit und Billigkeit regiert wurden — ruhig geblieben waren, hatten hier eine politiſche Geſchäftsſtube errichtet, wo alle Erlaſſe des Bundesraths in Ulm und alle Nachrichten von weltlichen und geiſtlichen Fürſten und Städtemagiſtraten für ſie abgegeben wurden. In keiner Stadt Deutſchlands war man vom allgemeinen Gang der Ereigniſſe genauer unterrichtet als hier. Es waren aber nicht die reichen und vornehmen Leute allein, welche an der Empörung der Bauern den lebhafteſten Antheil nahmen; die ganze

Bevölkerung ſprach von nichts weiter, und der ärmere Theil derſelben war, wenn auch ganz im entgegengeſetzten Sinne, davon ergriffen, wie ſeit Menſchengedenken von keiner Sache. — Die vielen Reichsſtädte in Deutſchland waren durch Handel, Gewerbe und freie Verfaſſungen reich und mächtig geworden. Eben ſo wie die Macht und das Anſehen der Fürſten war das ihrige durch die Schwäche und Ohnmacht der Kaiſer geſtiegen, ſie waren keinem Menſchen unterthan als dem Kaiſer, und dieſes Abhängigkeitsverhältniß war ein leichtes und loſes. Von der geiſtlichen Herrſchaft hatten ſie ſich mehr oder minder eben ſo frei zu erhalten gewußt, wie von der weltlichen. Aus den Kämpfen mit dem benachbarten, auf ihre hervorbrechende Blüthe eiferſüchtigen Adel waren ſie immer als Sieger hervorgegangen. Sie hatten ſich allmälig je nach Lage und Bedürfniß mit einander verbündet, und waren dadurch zu noch größerer Kraft und Selbſtſtändigkeit gediehen. Dieſes Selbſtbewußtſein verlieh dem Bürger ein Gefühl von Sicherheit und Würde, das ſich in Augsburg noch um ein Bedeutendes ſteigern mußte. Denn hier waren die Gewerke ſo mächtig emporgeſtrebt, daß ſie die Geſchlechter vom Regiment der Stadt verdrängt hatten, hier konnte aus dem Schooße der Weberzunft ein Handelshaus hervorgehen, wie das der Fugger, welches ſich mit den größten und reichſten Häuſern der lombardiſchen Städte und Venedigs meſſen durfte. Augsburg war durch ſeine Lage das Verbindungsglied, der Vermittler zwiſchen Oberitalien und Deutſchland geworden, und dadurch zu ungeheuerm Reichthum gelangt; es war gewiſſermaßen das Schooßkind der letzten Kaiſer geweſen, und Maximilian hatte ſich ihm auf jegliche Weiſe dafür dankbar erzeigt, daß es ihm gar oft die leeren Purpurtaſchen gefüllt. Unter ſolchen Verhältniſſen war es natürlich, daß die gewaltige Bewegung der Geiſter hier eine wahre Freiſtätte und einen würdigen Tummelplatz gefunden hatte. Aehnliche Verhältniſſe walteten in Nürnberg ob. Hier herrſchten die geiſtigen, die freien künſtleriſchen Intereſſen vor; in Augsburg waren die materiellen überwiegend. Aber hier wie dort war das Bedürfniß einer Reformation der Kirche längſt gefühlt immer ſtärker hervorgetreten, und die Lehre Luther's vom reinen Evangelium fand unter den Bürgern dieſer freien Städte die meiſten, die tüchtigſten und geiſteskräftigſten Anhänger. Ebenſo war es in Ulm, Regensburg und den kleinern ſchwäbiſchen freien Städten, ebenſo in den rheiniſchen. In Hamburg, Lübeck und Bremen ſchlug die wittenberger Saat ſchnell und tief Wurzel. —

Dieſe ſchwäbiſchen freien Reichsſtädte, deren Haupt Augsburg war, kannten die materielle Noth des ſchwäbiſchen Bauers, der unter dem Druck der weltlichen und geiſtlichen Fürſten ſeufzte, nicht aus Erfahrung. Was ging dem reichen üppigen Bürger die Noth des Bauers an? Was kümmerte es ihn, daß der von ihm verachtete gemeine Mann, der im Schweiße ſeines Angeſichts die

Scholle bebaute, um ſeine alten Freiheiten gebracht worden war? Strömten nicht dieſe Herrn der Bauern, dieſe Fürſten, Grafen, Ritter und Junker, dieſe Biſchöfe, Prälaten und Aebte Jahr ein Jahr aus nach Augsburg, um ſich zu vergnügen? ſtanden ſie nicht mit den reichen Handelshäuſern in ſteter Geſchäftsverbindung? erkauften ſie ſich hier nicht die Bedürfniſſe ihrer Lüſte und Ueppigkeit? kam alſo das den Bauern abgepreßte Geld nicht den Städtern zu gut? Dieſe reichen Städter hatten kein Herz für die Drangſale der Bauern; ſie fanden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß der Bauer arbeite, damit ſein Herr ſchwelgen könne. Deſto ſtärker war in den Städten der Drang nach religiöſer Freiheit, nach kirchlicher Reform; der freie reiche Bürger wollte auch in dieſer Richtung keinen Zwang dulden. In den von Druck und Noth freien Städten hatte geiſtige Kultur bis in die untern Volksſchichten Platz gegriffen, und ſie vertrug ſich nicht länger mit der geiſtigen Dumpfheit der Kirche. Hier nun berührten ſich die Intereſſen der Bürger mit denen der Bauern. So ſehr nun auch Egoismus, Gewohnheit und geiſtige Beſchränktheit die Empörung der Bauern gegen ihre Herrn verdammten, ſo gab es doch in den Städten eine, und hie und da nicht ſchwache Partei für den gemeinen Mann. Je kleiner die Städte und je größer die Anzahl ihrer ärmern Bewohner, deſto ſtärker war dieſe Partei. Aber auch in Augsburg war ſie gerade nicht unbedeutend, und was ihr hier an numeriſcher Kraft abging, daß wurde ihr durch geiſtige Kraft erſetzt. Die hellſten und tüchtigſten Köpfe, welche ſich der neuen Kirchenlehre zugewendet hatten, begriffen recht gut, daß die kirchliche Freiheit und die politiſche Freiheit die beiden Seiten eines Gepräges waren. Und gerade in Augsburg war die Mehrzahl der Bevölkerung ſo durch und durch evangeliſch geſinnt, daß es bei den katholiſchen Fürſten gewiſſermaßen in Verruf gerieth. Herzog Wilhelm von Baiern erließ um dieſe Zeit den Befehl an ſeine Unterthanen, ſich des Beſuchs der Kirchen in Augsburg ſtreng zu enthalten, und kaum hatte er erfahren, daß der Bürgermeiſter Rehlinger auf ſeinem in Baiern gelegenen Schloſſe einen evangeliſchen Prediger halte, und die Bauern maſſenweis dahin liefen, um ihn zu hören, als er denſelben aufzuheben befahl, was durch die Flucht des noch zur rechten Zeit gewarnten geiſtlichen Herrn vereitelt wurde. Ulrich Fugger hatte unter ſeinen Standes- und Altersgenoſſen in ſeiner Vaterſtadt guten Anhang gehabt, wenn dieſer auch jetzt noch durch die verfeinerte Sitte des genußreichen ſtädtiſchen Lebens abgehalten wurde, als ein handelnder Körper mit Nachdruck hervorzutreten. Die zweite und größere Hälfte dieſer Partei beſtand aus der ärmſten und roheſten Volksklaſſe, in welcher aber zu allen Zeiten ein wahres und unerſchütterliches Rechtsgefühl gewaltet hat; es waren jene Bilderſtürmer, die mit dem Stadtrath ſeit jener Zeit, wo ſie ihrem Herzen Luft gemacht, in Händel verſtrickt lagen. Die charakteriſtiſche Erſchei-

Stande und unſern Prätenſionen oft den gräßlichſten Hohn ſprechen. Ihren Grundſätzen und Umſtänden zufolge mußte meinen Eltern daran liegen, daß ich einen reichen Adligen zum Eheherrn erhielte; ſie haben lange geſucht, und endlich im Baron Holder ein taugliches Exemplar gefunden. Ich bin an dieſen, mir höchſt lächerlichen Kumpan verkauft, und muß als Opfer für meine gefühlloſen Eltern bluten, die am Hochzeitstage drei tauſend Thaler von meinem Gemahle erhalten werden. Der Gram verzehrt mich, aber ich ſehe keinen Ausweg. Auch iſt mir das Leben im elterlichen Hauſe ganz unerträglich, und ich ziehe jedes andre Loos meinem jetzigen vor. Sie können mir nicht glauben, was ich unter Menſchen leide, die meine Eltern und doch mit meinen Lebensanſichten und Gefühlen ſtets im ſchneidendſten Widerſpruche ſind. Wiſſen Sie Rath, Hülfe! Ich bin ſogleich bereit, Ihnen zu folgen. Aber fort muß ich von hier, fort von dieſen Menſchen, die mich todt quälen. Meine Angſt, meine Noth iſt groß und grenzt an Verzweiflung. Ich beſchwöre Sie, retten Sie Ihre

Edelgunde.“

nung jeder revolutionären Zeit trat auch jetzt in Augsburg hervor: die Verbindung des Genies mit der Armuth. Und die Bundesgenoſſen warteten nur auf den erſten bedeutenden Sieg der Bauern in ihrer Nähe, um ſogleich über den Biſchof, das Domkapitel und die Klöſter herzufallen, ſie aus der Stadt zu vertreiben, ihre Güter einzuziehen und die ariſtokratiſchen Elemente aus dem Stadtregiment zu entfernen. Dann wollten ſie ſich mit den Bauern verbinden und Adel und Klöſter in der Umgegend abthun. Viele hatten es auch ſchon auf die Baiernherzöge abgeſehen. Die Fürſten gaben nicht ohne mannichfache Gründe ohnehin dem Verdachte Raum, daß die bäueriſche Bewegung eines Theils ihre Quellen im Mittelpunkt der Städte habe, daß die freien Städte heimlich darauf hinarbeiten, alle Fürſten im deutſchen Reich zu beſeitigen, und ein halb ariſtokratiſches, halb demokratiſches Regiment aufzurichten, eine republikaniſche Verfaſſung nach dem Vorbilde Venedigs, der Schweiz und andrer Freiſtaaten. Dazu haben die Städte durch wandernde Kaufleute und Krämer, namentlich auch durch die im Bauernvolk einflußreichen Juden den gemeinen Mann aufgereizt. Die Fürſten hatten mit dieſem Verdachte nur allzu Recht. In allen freien Reichsſtädten lebten kühne und geniale Köpfe, welche mit ſolchen Gedanken umgingen, und die ihren mächtigen Anhang unter den ärmern und niedern Bürgern hatten. In Augsburg waren Söhne der reichſten und angeſehenſten Häuſer ſolchen Gedanken und Plänen nicht fremd, und einige von ihnen ſtanden nach Ulrich Fuggers Vorgang in directer heimlicher Verbindung mit den eigentlichen Häuptern der Bewegung, mit Wendel Hipler, dem ehemaligen Kanzler der Grafen von Hohenloh, und mit dem Keller Weygand zu Miltenberg. Die tiefe Sehnſucht nach Einheit des deutſchen Volks und nach der alten ſchönen Freiheit, welche ſeit einem halben Jahrhundert die edelſten Gemüther ergriffen hatte, breitete ſich immer weiter und weiter aus und ſuchte nicht ſelten in den reichſten Städten die Söhne der vornehmſten Familien heim. Das nächſte Ziel trat immer deutlicher hervor: die Vielherrſchaft und den Einfluß des römiſchen Oberbiſchofs auf die deutſchen Angelegenheiten zu beſeitigen. Ach, wie begründet war dieſe Sehnſucht! wie gerecht das ihr entſprungene Streben!

Der unſelige Vertrag des Truchſeß mit den drei verbündeten Bauernhauſen, jener wichtige Vertrag von Weingarten am Oſtermontage gereichte dieſer Volkspartei zum großen Aerger, der ariſtokratiſchen Partei zur Freude. Umgekehrt war es mit der Bluthat von Weinsberg und der am folgenden Tage ſtattgefundenen Einnahme der Reichsſtadt Heilbronn durch die Bauern am Neckar. Nach zwölf Tagen langte in Augsburg die Kunde an, daß die würtembergiſchen Bauernhauſen um Gailsdorf die alte Burg Hohenſtaufen, die Wiege der Kaiſer zerſtört hatten ebenſo das nahe dabei gelegne berühmte Kloſter Lorch, die reichbegabte Schöpfung des Hohenſtaufiſchen Geſchlechts.

Die Steinbilder der Kaiſer, im Kloſter aufgeſtellt, waren herabgeſtürzt und zertrümmert worden. Da deuchte es Manchem, die brennende Hohenſtaufen ſei die Todtenfackel für die alte Zeit geweſen. Die Zeit der Kaiſer, der Fürſten- und der Pfaffenherrſchaft ſei unter dem Sturmgeläute und dem Rachegeſchrei der Bauern zu Grabe getragen, und die neue Zeit fordre gebieteriſch neue, andre Lebensformen.

Alle Augen in Augsburg richteten ſich in den erſten Wochen des Mai auf die ſchöne Hauptſtadt des Herzogthums Franken am luſtigen Mainſtrom, die Biſchofsſtadt Würzburg. Dort hatte der Biſchof Conrad am 2. Mai einen Landtag zuſammenberufen und mit frecher Stirn behauptet, er ſei ſich nicht bewußt, ſeinen Unterthanen Urſache zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Sobald aber die Abgeordneten der Landſchaft zur Berathung zuſammengetreten waren, enthüllte ſich das ſchauderhafte Gemälde der unmenſchlichen Volksbedrückung, und es zeigte ſich, welche Lammesgeduld die Unterthanen bewieſen, welche Mäßigung ſie bis jetzt gehegt. Der Biſchof erſchrak vor dem Bilde, das ihm vorgehalten wurde. Die Abgeordneten erklärten ihm, daß ſie ohne die Bauern nichts beſchließen könnten, und er ſah ſich genöthigt, das Unerhörte zu thun und die verachteten Laſtthiere, Bauern genannt, zum Landtage einzuladen. Aber die Hauptleute der Bauernhaufen an der Tauber antworteten: „Sie könnten diesmal nicht viel tagleiſten und wollten die Sachen ſparen bis ſie gen Würzburg kämen, dahin ſie kürzlich zu kommen ſich verſehen." Zu gleicher Zeit wurde von den Bauern ein Schreiben des biſchöflichen Kanzlers an den Biſchof von Conſtanz aufgefangen, woraus klar hervorging, daß der Biſchof von Würzburg nicht gewillt war, den Bauern ernſtliche Zugeſtändniſſe zu machen, und daß er ſich auf die guten Geſchäfte des Truchſeß von Waldburg und des ſchwäbiſchen Bundesheers verließ. Ein Rachegeſchrei ging durch das Bauernheer: „Vorwärts nach Würzburg! Keine Luft gelaſſen den Feinden des Evangeliums! Sie wollen nur Zeit gewinnen!"

Auf dieſe Kunde ging der Landtag auseinander. Der Biſchof zog ſo ſchnell und ſo viel Beſatzung als möglich in ſein hohes Schloß Frauenberg über der Stadt und verließ es am 5. Mai, um nach Heidelberg zu reiſen und beim Pfalzgrafen Hülfe gegen die Bauern zu ſuchen. Zwei Tage ſpäter rückten die Bauernhaufen unter Florian Geyer, Götz von Berlichingen, Georg Metzler und das große fränkiſche Heer, eine ungeheure Volksmaſſe, zur Belagerung des Frauenbergs heran

Obgleich die talentvollen Köpfe der Volkspartei in Augsburg nach dem Vertrag von Weingarten die Sache der Bauern für verloren gaben, ſo faßten ſie doch wieder einige Hoffnung, als ſie von dem Zuſammenſtrömen ſo großer Streitkräfte in und um die Hauptſtadt Frankens hörten, und einige von ihnen begaben ſich ſogar ſelbſt nach Würzburg, um an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Aber ſchnell genug ſollte ſich zeigen, daß ihre erſtere Anſicht die richtige geweſen war. Denn während das große fränkiſche Heer den Frauenberg belagerte, ſchlug der Truchſeß am 12. Mai die würtembergiſchen Haufen bei Böblingen ſo gänzlich, daß mit dieſer einen mörderiſchen Schlacht der Aufſtand im ganzen Herzogthum unterdrückt war. Auch hier waren die Bauern ſchon untereinander uneins. Viele Hauptleute waren von den heimlichen Agenten der öſtreichiſchen Regierung beſchwatzt, und mancher Verräther gab „gute“ Rathſchläge; ein großer Theil des bäuriſchen Heers war dagegen — trotz der frühern Beſchlüſſe — für den Herzog Ulrich gewonnen, der ihnen auch mit Reiterei zuzog, aber erſt ankam, als die Schlacht ſchon verloren war; auch war der größte Theil der Bauern durch Sengen und Brennen, Schlemmen und Saufen ſchon moraliſch vernichtet, und die Begeiſtrung für das große Ziel ihrer Erhebung ſchnell verglüht und erloſchen. Hundertweiſe flohen die Bauern ins Elſaß und in die Schweiz. Das fürchterliche Rachewerk der Herren begann ſogleich unter den Gefangenen. Melchior Nonnenmacher, der Pfeifer von Ilsfeld, welcher vier Wochen zuvor bei der weinsberger Blutthat ſehr thätig geweſen war, wurde, in Sindelfingen, wo er ſich verſteckt, gefangen, ins Lager der Bündiſchen gebracht und mit einer eiſernen Kette an einen Apfelbaum gebunden, ſo daß er zwei Schritte um denſelben laufen konnte. Anderthalb Klafter um den Baum wurde im Ring ein Holzſtoß errichtet; der Truchſeß von Waldburg, Graf Ulrich von Helfenſtein, ein Bruder des bei Weinsberg durch die Spieße Gejagten, Graf Friedrich von Fürſtenberg, Dietrich Späth und die andern ritterlichen Herren trugen jeder ein großes Scheit hinzu. Dann, als es Nacht geworden war, wurde der Holzring angezündet. Die Flammen ſchlugen empor, und der unglückliche Pfeifer lief, von ihrer Glut angehaucht, ſchnell und ſchneller im Kreiſe um den Baum, den edeln über ihren Sieg frohlockenden Herren, die dicht gedrängt um das Feuer ſtanden, zum köſtlichen Schauſpiel. Ihr rohes Gelächter miſchte ſich mit dem furchtbaren Gebrüll, das unſägliche Qual dem Opfer auspreßte. Lange lebte der gräßlich gemarterte Mann und tanzte ſein langſam gebraten um den Baum. Bilder des Entſetzens ſtanden die andern Gefangnen in der Nähe. Die Edeln jauchzten und riefen dem Pfeifer Spöttereien zu, bis er zuſammenbrach und verſtummte.

Aus dem Elſaß, aus dem Anspachiſchen und aus Thüringen liefen zugleich ganz ähnliche Kunden von der Niederlage der Bauern ein. Im Elſaß hatte der Herzog Anton von Lothringen, einer der blutgierigſten Menſchen und finſterſten Fanatiker, in Verbindung mit ſeinen Brüdern und ſeinen Verwandten, den Herzogen von Guiſe, alle einem Geſchlecht entſprungen, das an Treuloſigkeit ſelbſt unter den Fürſten kaum ſeines Gleichen fand, mit dem in Italien geſchlagenen Volk, das da brannte, die Schmach ſeiner Niederlage im Blute der deutſchen Bauern auszulöſchen, ganz unerhörte Greuel begangen. Zuerſt im Dorfe Lupfſtein, drei Stunden von Zabern, war ein Bauernheer nach der tapferſten Gegenwehr, durch Verrath faſt aufgerieben und zum großen Theil mit dem Dorfe verbrannt worden; am folgenden Tage war in Zabern ein anderes Bauernheer, das dem Herzog die Waffen ausgeliefert, und mit weißen Stäben in der Hand abzuziehen im Begriff war, auf die treuloſeſte niederträchtigſte Weiſe zuſammengehauen, und die ſchöne Bergſtadt in eine Todtengrube von achtzehn bis zwanzigtauſend Gemordeten verwandelt worden, und wieder zwei Tage ſpäter fanden fünftauſend Bauern in einem entſetzlichen Blutbade, von ihren adligen Führern und Hauptleuten verrathen und verlaſſen, bei Käſtenholz den Tod; ſo daß binnen wenig Tagen über dreißigtauſend Bauern verbluteten und verbrannten. Aber auch zwiſchen ſechs und zehntauſend Herzogliche waren von den mit verzweifelter Tapferkeit ſich ſchlagenden Bauern niedergemacht worden. Der Herzog ließ, bevor er wieder heimzog, noch dreihundert von Zabern hinweggeſchleppte Gefangne im Lager niederhauen, und wüthete gegen die Bauern und evangeliſchen Prediger ärger, als ein Nero und ein Attila je gegen Menſchenleben gewüthet. Die Orte ſeiner Herrſchaft, die dem Evangelium anhingen, ſuchte er nach dieſem Siege mit Feuer und Schwert heim, und ließ den Pfarrer Schuch aus dem Städtchen St. Pölten, der ſich ihm nach Nancy freiwillig geſtellt, um Rechenſchaft von ſeiner Lehre zu geben und dadurch die Gefahr von ſeiner Gemeinde abzuwenden, lebendig verbrennen.

Markgraf Caſimir von Brandenburg in Anſpach hatte ſich beim Ausbruch der Empörung, als er die drohenden Wetterwolken von allen Seiten gegen ſich heranziehen ſah, ſo höflich und geſchmeidig gegen die Bauern benommen, daß ſie ſich die ſchönſte Hoffnung machten, er werde in die chriſtliche Brüderſchaft treten. Mit kalter Schlangenklugheit hatte er die thöricht an ihn glaubenden Haufen getäuſcht. Immer hatte er mit ihnen unterhandelt, immer ſie hingehalten. Dann als er zu Ende des Mai ſeine Zeit erſehen und eine Heeresmacht von Adel und Knechten zuſammengebracht hatte, fiel er plötzlich über ſie her, wie der Wolf über die Schaafe, ſtach ſie nieder, warf Feuer in die Dörfer, ließ die Gefangenen enthaupten, unzähligen Andern die Finger abſchlagen, und nahm den Städten, die ſich am Aufſtand betheiligt, ihre Freiheiten.

Desgleichen brach der Pfalzgraf Ludwig den Vertrag, den er mit ſeinen Bauern abgeſchloſſen, und überfiel ſie in ihren Dörfern, wohin ſie ſich im Vertrauen auf den Vertrag zurückbegeben hatten. Er ließ die Dörfer anzünden und die Gefangenen hängen und enthaupten. Am 28. Mai vereinigte er ſein über ſechstauſend Mann ſtarkes Heer, wobei achtzehnhundert Reiter, mit dem Heere des ſchwäbiſchen Bundes unter dem Truchſeß von Waldburg, und das gegen dreizehntauſend Mann ſtarke Heer zog auf Würzburg zu. Den Bauern entwich aller Muth; ſie liefen auseinander. Götz von Berlichingen verrieth ſie, und machte ſich eines Nachts heimlich davon. Nun war die Bauernſache in Franken gänzlich verloren, wie erſt in Schwaben. — Auf dem Zuge des Fürſtenheers fiel ihm Neckarſulm, wohin ſich ein Bauernhaufe geworfen, nach einem harten Strauß in die Hand. Immer daſſelbe Hängen und Köpfen der vorzüglichſten Gefangenen, immer daſſelbe Niederbrennen der Dörfer, nachdem ſie ausgeplündert waren. Eben ſo erging's im Hohenlohſchen.

Bei Königshofen an der Tauber trafen ſie am 2. Juni auf den hellen Haufen, welcher ſeinen Brüdern vor Würzburg zuzog, und metzelten ihn in einer mörderiſchen Schlacht größtentheils nieder. Wohl gab es noch einzelne und meiſt furchtbare Kämpfe, aber die Edelſten und Beſten fielen nutzlos für die rettungslos verlorne Sache der Freiheit. So der treffliche Ritter Florian Geyer, die herrlichſte Heldengeſtalt der ganzen Erhebung und würdig umgeben von ſeiner „ſchwarzen Schaar.“ Er ſtarb den Heldentod und alle die Seinen.

Nicht ſo glücklich wie er, hatte wenige Tage zuvor der größte und kühnſte Geiſt von Allen, die als Häupter des Aufruhrs hervorgeragt, geendet. Thomas Münzers, des jungen begeiſterten Freiheitspredigers, Haupt fiel im Lager der vereinigten Fürſten von Sachſen und Heſſen bei Mühlhauſen in Thüringen durch das Henkerſchwert. Am 15. Mai hatte er, als Oberbefehlshaber der thüringiſchen Bauernhaufen in einer blutigen Schlacht bei Frankenhauſen unterlegen, und war bald darauf gefangen genommen worden. Mit Thomas Münzer und Florian Geyer waren die Sterne der Volksſache untergegangen, untergegangen durch die Eigenſucht und Erbärmlichkeit des Volkes ſelbſt. Wahrlich es war ſolcher großen Geiſter voll glühender flammender Liebe für Freiheit, Wahrheit und Recht nicht werth geweſen.

Vergebens hatten die Belagerer des Frauenbergs das Schloß geſtürmt; mit einem entſetzlichen Verluſt waren ſie zurückgeſchlagen worden. Es war am Tage der Frankenhäuſer Schlacht. Alle ſpätern Anſtrengungen führten nicht weiter, und am 5. Juni langte das Fürſtenheer vor der von noch ohngefähr fünftauſend Bauern beſetzten Stadt Würzburg an. Der Bürgermeiſter und der alte abgeſetzte Rath verrieth die Bauern an den Truchſeß und die Fürſten. Am 8. Juni ritten die Fürſten in die ihnen unterworfne Stadt, und alle Bauern waren gefangen. Die Anführer der Bürger, die es mit den Bauern gehalten, wurden enthauptet. So die von den andern Städten und die von den Bauern. Ueber zweihundert Köpfe mähte der Scharfrichter ab, noch viel mehr Männer wurden auf der Flucht erlegt. Der Biſchof kam zurück und nahm Rache an ſeinen Unterthanen. Acht Tage lang brandſchatzten die Fürſten die Umgegend. Mit gräßlichem Behagen verfuhr vorzüglich Markgraf Caſimir in ſeinem Lande. In Kitzingen allein ließ er neunundfünfzig Männern die Augen ausſtechen und verbannte ſie zehn Meilen von der Stadt.

Zur beſtimmten Zeit kam der Doktor. Sie waren einen Augenblick allein.

„Was hab' ich zu hoffen!" flüſterte er ihr zu.

„Leſen Sie!" verſetzte das Fräulein ebenſo; und während ihr Geſicht wie von Purpurfarbe übergoſſen war, glänzten Thränen in ihren Augen.

„Kann ich Sie allein ſprechen?"

„Ich weiß keine Gelegenheit dazu. —"

Die Mutter trat ein, und der Arzt empfahl ſich bald darauf.

Der Landkommiſſär war mit ſeinen raſchen Füchſen und der leichten Troſchke von Holdersdorf herein in die Stadt gekommen, um zuzuſehen, wie weit ſein Werk gediehen ſei, und trat fröhlich und guter Dinge in die Wohnung ſeiner gnädigen Frau Pathe. Dieſe und die Excellenz nahmen ihn nun zwar nach ihrer Art recht freundlich auf, d. h. er durfte ſich einige Minuten niederſetzen und der gnädigen Frau die Hand küſſen; aber was lag ihm daran? Er ſah ſich überall nach Edelgunden um, und als er ſie nicht wahrnahm, war er dreiſt genug, nachdem er ſich empfohlen, leiſe, wie ein Marder, in Edelgundens Zimmer zu ſchleichen.

Dann begab er ſich zu den andern Fürſten nach Würzburg, um mit dem Truchſeß den Rachezug durch Blutlachen und Feuerſtröme gemeinſchaftlich zu machen. Der Zug ging über Schweinfurth nach Bamberg, wohin der Biſchof, trotz ſeines Vertrags mit den Bauern, den Truchſeß dringend eingeladen. Dort wie hier wurden die Anführer enthauptet. Vierhundert Bamberger flohen nach Nürnberg und von da weiter. Unter den Kanonen des Bundesheers brandſchatzte der Biſchof Stadt und Land auf furchtbare Weiſe. Dann ging das Heer zurück über Nürnberg durch das Ries wieder in das oberſchwäbiſche Land. Verwüſtung, Mord und Brand bezeichneten ſeine Spur. Die Brandſchatzung des Heers nahm den Bauern das letzte Eigenthum.

Am gräßlichſten führte ſich wieder Markgraf Caſimir in ſeinem Lande auf. Foltern und Martern, Hängen und Köpfen wurden ihm zu ſo ſüßer Gewohnheit, daß er zwei Jahre lang damit fortfuhr und über zweimal hunderttauſend Gulden erpreßte, ſo daß ſich endlich ſeine eigne Ritterſchaft dawider legen mußte.

Aber auch die andern Fürſten, weltliche und geiſtliche zogen wie Scharfrichter und mit Scharfrichtern in ihren Ländern herum, mordeten, plünderten und brannten. Der Biſchof von Würzburg weidete ſeine hochfürſtlichen Augen allein an zweihundertundſiebenzig Enthauptungen. — Das ganze ſüdliche Deutſchland in ungeheurer Ausdehnung von den Grenzen Frankreichs und der Schweiz an bis an die

Grenze Ungarns und Polens, und nördlich faſt bis zum Harze herauf war, mit Ausnahme weniger Länderſtriche, eine große Blutbühne, auf welcher die geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren das gräßliche Scharfrichteramt mit blutlechzender Wolluſt ausübten. Da ſanken die Dörfer in Schutt und Aſche, wie kurz vorher die Schlöſſer und Klöſter, da ſprang das Blut aus tauſend und aber tauſend Quellen, da ſtarben Wittwen und Waiſen in der Nähe der rauchenden Trümmer ihrer Wohnſtätten, und auf den friſchen blutgetränkten Gräbern ihrer Männer und Väter zu Hunderten, ja zu Tauſenden Hungers, alles zum nachdrücklichen Beweis, daß die Fürſten nicht Wort zu halten brauchen denen, die nichts ſind als ihre leibeignen Sklaven. Das war ein Frühling, wie dieſe fruchtbaren Lande noch keinen geſehen. Rache mußte genommen werden an dem verwegnen gemeinen Volk, das ſich vermeſſen, die Sklavenkette abzuſtreifen, furchtbare unerſättliche Rache dafür, daß es die Herren ein paar Wochen zittern gemacht. Die ſanften geſchmeidigen, Recht und Billigkeit verſprechenden hohen Herren von Gottes Gnaden waren nun zu reißenden Wölfen und blutgierigen Tigern geworden.

Der Truchſeß Georg von Waldburg, der alte eiſerne Blutmenſch, der fürchterliche Fürſtendiener, zog mit ſeinem Heere wieder nach Oberſchwaben, wo er zehn Wochen zuvor die verſammelten Bauernheere ſo fein überliſtet. Die Algäuer hatten ſich nicht an den Vertrag ihrer Abgeordneten mit ihm gebunden. Ueberall war hier nach ſeinem Abzug der Aufruhr wieder aufgeflammt und hatte noch ärger verwüſtet als früher. Die wenigen kleinern Abtheilungen von Reiſigen und Fußvolk, welche der Bundesrath in Ulm ausſandte, durch Todſchlag und Brandſchatzung die Bauern nieder zu halten und ihnen die neue Huldigung abzuzwingen, konnten des wüſten Treibens nicht Herr werden. Im ganzen weiten Hochlande, im Ober-, im Unteralgäu, im Hegau, im Sundgau tobte während des Mai und des Juni der Volkskrieg bald hier bald dort weniger und mehr. In der Mitte des Mai waren Beauftragte des Erzherzogs Ferdinand in das Lager der Algäuer gekommen und hatten Unterhandlungen angeknüpft, um den ganzen Algäu zur Unterwerfung unter das Haus Oeſtreich zu vermögen. Sie zerſchlugen ſich, weil ein aus ſchlechtem Geſindel zuſammen geſtoppeltes öſtreichiſches Heer von Ulm heranrückte und namentlich in den fuggerſchen Herrſchaften ärger hauſte, als je die Bauern gethan. In Memmingen lag auch ein kleines bündiſches Heer von Reiſigen, welches einen Aufſtand dort unterdrückt hatte, und die Algäuer waren eben daran die Stadt mit Sturm zu nehmen, als ihnen das Herannahen des Truchſeß angeſagt wurde.

Er zog daher, der alte finſtre Würgengel, in der einen Hand das blutige Schwert, in der andern die Brandfackel, und er brauchte beide ſo gräßlich, daß ihm der Bundesrath ſchrieb, er ſollte die Brennereien laſſen;

es ſei des Bundes Meinung nicht, das Land gänzlich zu verderben. Trotzig antwortete er: „wollen ſie ihn kriegen lehren, ſo ſollen ſie zu Felde ziehen, und er wolle zu Kempten auf die Pfülben ſitzen.“ Und er mordete, ſengte und brennte fort. In ſeiner nächſten Umgebung war ein Menſch, ſchier noch grauenvoller und fürchterlicher als er ſelbſt, aber gerade deshalb, wie es ſchien, ihm beſonders lieb und werth. Es war der Profoß der Stadt Ulm Berthold Aichelin. Die Stadt hatte ihn dem Bundesrath geliehen und dieſer ihn als ſtrafenden Arm des Blutgerichts dem Truchſeß beigegeben. Dieſes Scheuſal reiſete mit ſeinen Knechten durch Franken, Schwaben, Würtemberg, Hegau, Algäu, auf dem Schwarzwald weit und breit und henkte und köpfte, wen er von Volksmännern greifen konnte. Von Gericht und Urthel war keine Rede mehr; Aichelin war Richter und Vollſtrecker zugleich. Es war im Lager des Truchſeß gleichſam angenommen, daß alle und jede, die durch geiſtige Kraft die Volkserhebung hervorgerufen und unterſtützt, zum Tode verurtheilt ſeien. Daher hatte es Aichelin auch vorzüglich auf die evangeliſchen Pfarrer abgeſehen. Er überfiel ſie, fing ſie ein, ſchätzte ſie ab, beraubte ſie und hing ſie dann am nächſten beſten Baum auf. Da hatte alles menſchliche Erbarmen ein Ende. Es galt, das Streben nach Freiheit mit Stumpf und Stiel auszurotten, und wer lutheriſche oder zwingliſche Lehre verbreitete, dem war der Tod geſchworen. Und Aichelin war der Mann dazu, den

Schwur in Erfüllung zu bringen. Der gute Ulmer Rath, traurige Halb- und Geldmenſchen, berieth ſich, den gräßlichen Henker aus der Liſte ſeiner Söldner zu ſtreichen; denn es ſei doch unziemlich, daß er ohne Richterſpruch mit eigner Hand die Leute hänge und erſteche, aber ſie ließen ihn in der Liſte ſtehen, um ſich keine Ungnade zu machen, da er immer in des Truchſeß Geleit ſei. Der Truchſeß nannte ihn auch nur „ſeinen beſonders lieben Berthold" und hatte ihm für „ſeine getreuen Dienſte" die ſchönen Güter der heilbronner Bauernhauptleute Hans Flur' und Ulrich Fiſcher's geſchenkt; die Heilbronner wieſen den Bundesſchergen aber nachher mit ſchnöden Worten ab.

Der Truchſeß war ſeines lieben Berthold würdiger Kumpan; während dieſer henkte, köpfte, brandmarkte, Augen ausſtach, plünderte dieſer, ſengte und brennte, ſtach und hieb nieder. Die von ihm geſchürte Flamme fraß ganze Orte hinweg und leuchtete weit hinter ſeinem Zuge drein. Als er ſich dem Algäu näherte, ſandte ihm der Erzherzog Ferdinand einen Boten entgegen mit der brieflichen Meldung vom 6. Juli: er, der Fürſt, ſei im Stillſtand mit dem obern und untern Algäu, der Zug des Truchſeß gegen die Algäuer ſei gegen dieſen Vertrag und könne nicht allein die öſtreichiſchen Erblande, ſondern ſogar des Erzherzogs Perſon in große Gefahr bringen, darum ſolle er Halt machen, aus dieſen und andern Urſachen, deren er mit der Zeit werde berichtet werden. — Der Truchſeß theilte den Brief den Bundesräthen mit, und ſie befahlen ihm vorzurücken; er ſei nicht vom Erzherzog, ſondern von den Bundesſtänden zum oberſten Feldhauptmann beſtellt. So zog er weiter. Die Algäuer warfen ſich ihm entgegen; es waren die waffengeübteſten Männer in ganz Deutſchland. Viele hatten als Landsknechte früher in Frankreich und Italien gedient, viel gute Kriegsleute waren vor kurzem erſt aus dem ſiegreichen Kampfe in Welſchland heimgekehrt und hatten die paviaer Schlacht unter Georg von Frundsberg geſchlagen. Dazu hatten ſie viel gutes Geſchütz, Walter Bach war wieder ihr oberſter Hauptmann, und große Schaaren der aus Niederſchwaben und Franken geflüchteten Bauern, beſonders viele Urheber des Aufſtandes, hatten ſich von allen Enden her ins Algäu geworfen, um hier den Kampf der Verzweiflung noch ein Mal aufzunehmen. Der Truchſeß begriff wohl, daß es ein ſolcher war, und daß er ihm ſehr gefährlich werden konnte; deshalb zögerte er mit dem Angriff. Die Bauern gingen nach dem erſten Zuſammenſtoß mit dem bündiſchen Vortrab bei Schrattenbach über das Flüßchen Luibas zurück und verſchanzten ſich auf den ſteilen Berghöhen. Der Truchſeß erwartete nicht nur ſein Fußvolk unter Fürſtenberg, ſondern auch Georg von Frundsberg mit einem Hülfsheer und begnügte ſich, die Bauern in ihrer trefflichen Stellung zwei Tage lang, den 19. und 20. Juli mit Falkonetſchüſſen zu beunruhigen. Sie blieben ihm nichts ſchuldig.

Am 21. ſuchten ihn die Bauern durch verſtellte Flucht zur Verfolgung zu verlocken, um dann in ſein Lager zu fallen. Aber er merkte ihren Plan, und Nachmittags traf Frundsberg und Abends der ganze Fußzeug von 3000 Knechten ein.

Georg von Frundsberg hatte nach der Schlacht bei Pavia, zu deren glorreichen Entſcheid er ſehr viel beigetragen, den Ruf des Erzherzogs Ferdinand nach Deutſchland zurückzukehren, erhalten, damit er den Aufſtand in den obern Landen mit dem gewaltigen Zauber ſeines Namens gemeinſchaftlich mit dem Truchſeß unterdrücke.

Bei ſeinen Geſinnungen hinſichtlich des Rechts der Bauern zur Empörung hatte ſich Herr Jörg aber keineswegs beeilt, dieſem Befehl nachzukommen. Wenn er ſich auch nicht entſchließen konnte, wie Florian Geyer und Götz von Berlichingen zu den Bauern überzutreten, ſo war er doch eben ſo wenig gewillt, gegen ſie zu kämpfen. Der Gedanke liegt nicht fern, was der größte und edelſte Kriegsheld Deutſchlands in jener Zeit wohl gethan haben würde, wenn er beim Ausbruch des Aufſtandes in ſeiner Heimat, der Wiege deſſelben, geweſen wäre. Wäre Frundsberg mit ſeiner ehrenhaften Ueberzeugung als oberſter Heerführer der Bauern aufgetreten, hätte Luther, nicht von der unſeligſten Verblendung befangen, ſich, wie er als Reformator geſollt hätte, für die Bauern erklärt: Deutſchland wäre ſeit drei Jahrhunderten ein einiges großes ſtarkes freies Land, das mächtigſte Land Europa's; denn es wäre des Fürſten- und Pfaffendrucks los. So aber lag Frundsberg in des Kaiſers perſönlicher Sache in Italien, und Luther wüthete mit der Feder gegen die Bauern, wie der Truchſeß mit dem Schwert.

Frundsberg kam erſt zu Ende April auf ſeinem Schloſſe zu Mindelheim an. Er hatte mit ſeinen Landsknechten nicht durch das im Aufſtand begriffne ſüdliche Tirol ziehen können, und auch jetzt vermied er es, nach Innſpruck an den Hof zu gehen. Er entſchuldigte ſich beim Erzherzog mit Krankheit, und Ferdinand fand nicht für gut, weiter in den Feldherrn zu dringen, da er für ſeine großen Verdienſte in der Schlacht bei Pavia im Vergleich mit den ſpaniſchen und italieniſchen Feldherren des Kaiſers geradezu mit Undank belohnt worden war. Ein ſo milder Herr und Vater Frundsberg aber auch ſtets ſeinen Bauern geweſen war, ſo waren ſie während ſeiner Abweſenheit doch zu dem oberalgäuer Haufen geſtoßen, hatten ihm etliche Schlöſſer geplündert und verbrannt und ſich ſogar vernehmen laſſen: ſie wollten das Schloß Mindelheim ſtürmen und Frau Anna, Herrn Jörgs wackre Ehewirthin, gefangen nehmen. Aber das feſte Haus war mit Kriegsleuten wohl beſetzt, und die Bürger des Städtchens hielten ſich treulich zu ihrer frommen Herrſchaft. Mindelheim blieb alſo verſchont. Aber in des Ritters Seele war dadurch doch eine Verſtimmung gegen die ungeberdigen Bauern gekommen, und er hielt ſich, während der blutige Sturm durch die untern Lande brauſte, ſtill daheim und ritt nur ein paar mal hinüber nach Augsburg, um den kranken Jakob Fugger zu beſuchen.

Jetzt nun, in der Mitte des Julius, wo der Aufſtand noch einmal in das Algäu, ſeine Wiege, zurückkehrte, und das verſammelte Bauernheer entſchloſſen ſchien, noch einmal eine furchtbare Anſtrengung gegen das Bundesheer zu machen, jetzt folgte Frundsberg der Aufforderung des Erzherzogs, ſich mit dem Truchſeß zu vereinigen. Das Beginnen der Bauern war ſeiner Meinung nach ein nutzloſes und thörichtes, und er verſtand ſich nur zum Zug gegen ſie, um neues Blutvergießen zu verhindern. Er ließ ſeine Fähnlein fliegen und ſammelte ſchnell ſeine Landsknechte aus Augsburg, Kempten und Tirol. Das waren die Sieger von Pavia, und ſie ſtanden nun Siegern von Pavia, Freunden und Waffenbrüdern gegenüber. Hüben wie drüben ein ſtarkes, waffengeübtes, kampfgewohntes Heer, aber auf Seite der Bauern die Wuth der Rache, die Stärke der Verzweiflung. Waldburgs und Frundsbergs Kriegsrath konnte die Gefahr nicht verkennen. Wurde das bündiſche Heer von den Algäuern geſchlagen, ſo war zu befürchten, das alle Blutarbeit des Bundes und der Fürſten bis jetzt eine vergebliche geweſen, ja daß eigentlich nun erſt Alles verloren ſei. Links ſtanden die ſämmtlichen öſtreichiſchen Alpenlande noch im vollen Aufſtande, rechts waren vom Hegau bis zum Sundgau wieder alle Bauern unter den Waffen, im Rücken war nach der verlornen Schlacht ſogleich ein neuer Aufſtand in

Würtemberg und in Franken zu befürchten, ja leicht konnten die Flammen über alle deutſchen Lande hingehen.

Der Truchſeß wollte doch nach gewohnter Weiſe das Bauernheer überliſten, dann losbrechen und Alles todtſchlagen. Frundsberg verſetzte kopfſchüttelnd: „Wir wollen ſie nicht angreifen; es würde zu beiden Seiten viel Blut koſten, und wir würden wenig Ehre erlangen. Ich kenne die Hauptleute, welche dem Kaiſer in Italien gedient haben; ich will einen andern Weg verſuchen, daß die Sache zu gutem Ende komme.“

Und heimlich beſchickte er zur Stunde die Bauernhauptleute, ſeine Kriegsſchüler, und bot ihnen, namentlich Walter Bach, große Geldſummen, wenn ſie die Bauern vermöchten, ihre Stellung zu verlaſſen und abzuziehen. Walter Bach, früher ſchon vom Erzherzog erkauft, ließ ſich auch jetzt wieder von Frundsberg erkaufen. Ebenſo die übrigen Hauptleute. Der Verrath hatte das Unglück der Bauern begonnen, der Verrath vollendete es. Das Bauernheer war in drei Haufen getheilt, Walter Bach, Kaspar Schneider und Georg Schmidt, der Knopf von Luibas, die Führer derſelben. Die beiden erſten, die Hauptverräther, führten um Mitternacht ihre Haufen aus dem Vortheil, als wollten ſie den Feind umgehen. Die beſtochnen Büchſenmeiſter ließen die Geſchütze ſtehen. Auf dem Zug übergaben die Führer die Fahnen Andern, als ob ſie auf Kundſchaft ausgehen wollten, und entwichen heimlich in der Nacht und flüchteten in die Schweiz.

Sie ſchrack zuſammen, als ſie ihn erblickte, und rief ihm zu: «Fort! Ich will nichts von dir ſehen und hören!»

«Was iſt das?» verſetzte der Pachter verdutzt und vom heißen Liebesfieber plötzlich abgekühlt.

«Frage auch noch, unwürdiger Menſch!»

«Ei, ei, man ſpricht in ſehr beſtimmten Ausdrücken. Das lautet ſonderbar.»

«Ja wohl! Mir klangen die Aeußerungen Ihrer Diskretion auch ſonderbar, Herr Landkommiſſär. Es iſt nicht genug, mir einen ſchaamloſen Antrag zu machen, man gibt mich auch den Bedienten Preis und rühmt ſich Vertraulichkeiten. Pfui, Guſtav, du biſt ein elender Menſch!»

«Oho! So weit ſind wir noch nicht. Monſieur Fink hat geſchwatzt, weggelaſſen, hinzugelogen, verdreht, entſtellt.» —

«Meiner Jungfer einen Heirathsantrag zu machen, nachdem er mir ewige Liebe und Treue geſchworen. Wie gemein!»

«Höll und Teufel! Ich der Betty einen Heirathsantrag gemacht! So ſoll ja gleich — Wo iſt das Weibsbild? Wo iſt der Fink! du ſollſt mich mit Ihnen confrontiren.»

«Biſt du toll?»

Gleich darauf hörten die verrathenen Haufen das bündiſche Heer nacheilen. Schrecken lief durch die Reihen, die Einen ſtürzten da, die Andern dort hinaus. In einer halben Stunde hatten ſie ſich in den Bergen und Thälern zerſtreut, und die Bündiſchen waren Herrn des Platzes und ſämmtlichen Geſchützes der Bauern. Der Knopf von Luibas, der dritte Führer, war allein ein redlicher Mann. An ihn hatte ſich der Verrath gar nicht gewagt. Als er mit dem anbrechenden Tage die Umſtände erkannte, zog er ſich in Ordnung zurück und erreichte, von den Bündiſchen verfolgt und nicht ohne Verluſt, den Kollenberg bei Sulzberg, oberhalb Kempten, wo er ſich feſtſetzte, unangreifbar für Geſchütz und Reiterei. Der Truchſeß griff ſogleich zu ſeinem alten Mittel und plünderte und verbrannte alle Dörfer und Höfe der Bauern, über zweihundert an einem Tage. Den Kollenberg ließ er aber ſo umſtellen, daß die Bauern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurden. Die Hauptleute wurden wie gewöhnlich geköpft, die Pfarrer gehenkt, in die kleinen Städte ſtarke Beſatzung gelegt, welche ſich als übermüthige Herrn des Landes aufführte. Mord, Raub, Nothzucht von Seite der Söldner war an der Tagesordnung. Aber die Herren hatten geſiegt; es war „Ruh und Ordnung im Lande, und das Geſetz herrſchte.“

Zu gleicher Zeit wurde der Aufſtand am Bodenſee und im Hegau durch die bewährten Mittel: Wort- und Treubruch, Verrath, Brand und Mord, geendet. Im

Elſaß war die Glaubenswuth und der Rachedurſt der öſtreichiſchen Regierung über alle Beſchreibung furchtbar. Nicht nur, daß ſie den mit den Bauern geſchloßnen Vertrag brach, ſie ließ alles ermorden, was nur irgend hervorragte. Es war faſt, als wolle ſie das Land entvölkern. Das nannte man lange „die blutige Metzig.“ Am ſchlimmſten erging es den evangeliſchen Pfarrern. Es wurde förmlich Jagd von Reiſigen auf ſie gemacht und alle an Bäume gehenkt, welche in die Hände der Blutmenſchen fielen. Was von Landleuten flüchten konnte, floh nach Baſel.

Im Klettgau brach im Herbſt der Aufſtand noch ein Mal los, weil der Graf von Sulz, der kleine ſcheußliche Tyrann, der ſeinen Bauern erſt alle Verſprechungen gemacht, ärger wüthete als ein blutgieriges Raubthier. Aber des Erzherzogs und der Städte Volk zog ſchnell herbei und unterdrückte die Unglücklichen um ſo leichter, da die Eidgenoſſen, beſonders die Züricher, die ihnen Schirm und Hülfe zugeſagt hatten, ſie im Stich ließen. Ihrem Prediger, Hans Rebmann, ließ der rachewüthige Graf beide Augen mit einem eiſernen Löffel herausgraben und die Höhlen mit Stroh ausſtopfen. Der würdige Mann ſtarb an den Schmerzen.

Im Schwarzwald hielten ſich die Bauern am längſten; aber im November verfielen auch ſie der neuen Huldigung und Rache der öſtreichiſchen Regierung. Und die Rache war gräßlich, wie überall. Das betrogene Volk lag weit und breit darnieder zuckend in unausſprechlichem Weh. Nur in den öſtreichiſchen Alpenlanden wüthete noch der Volkskrieg. Hohnlachend ſchwangen die Herren von Gottes Gnaden die blutgetränkte Fahne des Triumphes.

Elftes Kapitel.

Der Aufſtand war zu ſchnell beſiegt, als daß die Volkspartei in den freien Städten dazu hätte kommen können aus ihrer Unentſchlüſſigkeit herauszutreten. Sie hatte nichts als ein wohlfeiles Bedauern und die unſchädliche Behauptung: das Volk ſei durch die Ungerechtigkeit der Herren zur Empörung getrieben worden. Die ariſtokratiſche Partei hielt es mit den Fürſten. Für den Treubruch derſelben, für das haarſträubende Schlachten des Volks hatte ſie kein mißbilligendes Wort. Die Augsburger hatten dem Bundesheer ein anſehnliches Contingent geſtellt und ſandten mehrmals Zuſchuß. Die Söhne des Volks ſchlugen das Volk todt. Das erfordert die den Fürſten ſchuldige Treue.

Aber an manchem redlichen Herzen, das einſt den Fürſten treu ergeben geweſen, fraß das unſagliche Unglück des Volks mit ätzendem Schmerz. Ein ſolches Herz ſchlug in der Bruſt Jakob Fuggers. Nicht eine der eingelaufenen Nachrichten von den ſchrecklichen Ereigniſſen durfte ihm vorenthalten werden, er wollte nicht geſchont ſein, ſondern beſtand mit eigenſinniger Hartnäckigkeit darauf, den Kelch der Leiden, der dem deutſchen Volke aufgedrungen wurde, gleichſam nach ſeinen Kräften mit zu leeren. Es ſchien eine Art grauſamer Wolluſt für ihn darin zu liegen, allen Glauben an die Treue und Wahrhaftigkeit, an den chriſtlichen Sinn und die Menſchlichkeit der Herren, mit denen er ſein Lebelang verkehrt, als bittre Täuſchung zu erkennen, aber die Seele blutete ihm bei jeder neuen Treuloſigkeit, die ihm zu Ohren kam. Dabei gerieth er in einen böſen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, der ihm die letzten Lebenskräfte ſchnell aufzehrte. Die Bauern hatten überall zu gräuliche Verbrechen begangen, als daß er ihre Partei hätte ergreifen können, auch war ihm die Ueberzeugung von Kindesbeinen an zu Saft und Blut geworden, daß der Menſch unterthan ſein müſſe der von Gott eingeſetzten Obrigkeit, die Gewalt über ihn habe; aber nun beging dieſe Obrigkeit noch weit entſetzlichere Verbrechen, und der ehrliche Jakob wendete ſich mit Abſcheu von der Fürſtenpartei ab, um in einen troſtloſen Jammer zu verſinken. In der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Augsburg ſeit ſeiner Heimkehr, gewährten ihm Luthers Schriften gegen die Bauern Troſt. Es war ihm ein erfreulicher Gedanke, den geiſtesſtarken Reformator mit ſich übereinſtimmend zu wiſſen. Dies war vorzüglich mit Luthers Antwort auf die zwölf Artikel der Bauern der Fall. Dieſe Antwort war dem alten Herrn recht aus der Seele geſchrieben, und ſie trug mehr als alles Andre bei, ihn der evangeliſchen Lehre geneigt zu machen. Luther redete in dieſer Schrift den Fürſten und den Bauern gleich ſtark ins Gewiſſen. Den Erſtern ſagte er: durch ihre Gewaltthaten hätten ſie den Sturm heraufbeſchworen, und es ſeien nicht die Bauern, die ſich wider ſie empört, Gott ſelber ſei's, der ſich wider ſie ſetze, ihre Wütherei heimzuſuchen. Den Bauern ſagte er: Aufruhr und Empörung gegen die Obrigkeit ſei ungöttlich und unevangeliſch. Aber den Widerſpruch in dieſen Aeußerungen vermochte er nicht auszugleichen. Dann ermahnte er die Fürſten, ihren ſteifen Muth herunter zu laſſen und ein wenig von ihrer Unterdrückung und Tyrannei zu weichen, damit der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne; die Bauern aber auch, ſich weiſen zu laſſen, und etliche Artikel, die zu viel und zu hoch griffen, aufzugeben, damit die Sache nach menſchlichem Recht und Vertrag geſtillet werde.

Aber ſchon in der nächſten Schrift Luthers über die Erhebung der Bauern, welche in Herrn Jakobs Hände kam, führte der Reformator eine andere Sprache. Luther, der unter mancherlei Anlagen zum Papſt auch die beſaß, keinen Widerſpruch vertragen zu können und ſich als Autorität zu betrachten, hatte jedenfalls erwartet, daß die Bauern auf ſeine Ermahnung die Waffen niederlegen und ihr Heil wieder in die Hände der Fürſten legen würden. Nun wurde er ſehr erbittert, als weder die Einen noch die Andern auf ſeine Stimme etwas gaben, und Doktor Karlſtadt und Thomas Münzer, ſeine beiden ſcharfen Gegner, beim gemeinen Mann in das größte Anſehen kamen, während das Volk laut ſchrie: er heuchle jetzt den Fürſten, und in Orlamünde ſogar mit Steinen nach ihm warf. Dazu brachte ihn die Blutthat zu Weinsberg in Harniſch gegen die Bauern. Seine Hitze verlor den rechten Standpunkt der Beurtheilung der Verhältniſſe und Ereigniſſe, und da ſeine Gegner die ganze Bauernempörung ihm und ſeiner Lehre Schuld gaben, ſo vergaß er, daß er die Sache der Bauern wenige Wochen vorher öffentlich vertheidigt und brannte in der Schrift „Wider die mörderiſchen und räuberiſchen Rotten der Bauern“ gegen ſie mit ſo blinder, parteiiſcher und wüthender Heftigkeit los, daß ſelbſt ſeine Freunde ſich entſetzten. „Man ſoll ſie zerſchmeißen,“ ſchrieb er darin, „würgen und ſtechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtſchlagen muß.“ Die Obrigkeit, ſchloß er, welche zaudere, thue Sünde, da den Bauern nicht genüge, ſelbſt des Teufels zu ſein, ſondern ſie auch viel fromme Leute zu ihrer Bosheit und Verdammniß zwingen. „Darum loſet, liebe Herren, loſet hie, rettet hie; ſteche, ſchlage, würge ſie, wer kann. Bleibſt du darüber todt, wohl dir, ſeligern Tod kannſt du nimmermehr überkommen.“

Vor ſolcher blutdürſtigen Unbarmherzigkeit des Mannes, dem er kurz zuvor ſich zugewendet, bebte der milde und gerechte Jakob Fugger zurück. Aber es begegnete ihm nun das Schlimmſte: er wurde irre an ſich ſelbſt. Nicht dem Papſt konnte er recht geben und nicht Luthern; nicht den Fürſten und nicht den Bauern. Er fühlte es wohl, daß es nur ein Element gebe, dieſe ſcharfen Widerſprüche mit einander zu verſöhnen, und daß dies die Liebe ſei, wie ſie Jeſus Chriſtus gelehrt und geboten. Aber wohin er ſchaute, ſah er nur den Haß und nirgend eine Spur von Liebe. Das fraß ihm am Herzen. Immer trüber wurden ſeine Tage, immer ſchwerer der Kummer, der auf ſeinem umdüſterten Gemüth laſtete. Seine Kränklichkeit nahm wieder zu und einen bedenklichen Charakter an. Sein Arzt, Doktor Stetten, drang auf Zerſtreuung; Jakob ſchüttelte wehmüthig das greiſe Haupt und deutete nach oben. Er verſchloß ſich nur noch enger in ſeine Zimmer und ließ durchaus Niemanden mehr zu ſich, außer den Prior der Carmeliter, den gelehrten und dem Evangelium treu ergebenen Doktor Froſch und jenen gelehrten Urban Regius, der ihm von Tirol bekannt war, von wo derſelbe ſich nach Augsburg geflüchtet hatte. Mit dieſen würdigen Männern unterhielt er ſich oft, und es gelang ihnen, dem verzweifelten Greiſe die verlorne Ruhe wieder zu geben.

„Werther Herr Fugger," ſprach Froſch mit überzeugendem Ernſt, „Ihr müßt die Menſchen von der Sache trennen. Groß und erhaben ſteht die Wahrheit auf einem ſteilen Berge vor uns, ein mit zehnfachen Schleiern umhülltes Götterbild. Unter dieſen Schleiern blitzt und leuchtet das göttliche Licht hervor, das von ihr ausſtrahlt. Von dieſem Lichte angezogen, erklimmen die, welche nach ihm dürſten, den Berg. Die Feinde der Wahrheit verhöhnen und verläumden ſie darum und mahnen von dem ſteilen beſchwerlichen Wege ab. Sie haben ein verführeriſches Trugbild im üppigen Thale aufgeſtellt, ein Bild, das den Sinnen ſchmeichelt und alle Genüſſe gewährt. Viele laſſen ſich verlocken von der mühſamen Reiſe und huldigen der gleißenden Truggeſtalt im Thale, obgleich ſie wohl wiſſen, daß ſie des Teufels Kind, die Lüge iſt. Andre kommen keuchend auf dem Berge an und ſterben vor Ermattung, ehe ſie die Hand nach den Schleiern der Wahrheit ausgeſtreckt; wieder Andre ſtürzen, von ihrem Glanz geblendet, in Abgründe. Einige kräftige Hände heben glücklich ein Zipfelchen des Schleiers auf, aber der Glanz quillt ſo ſtark hervor, daß ſie davon berauſcht werden, und ihr geblendetes Auge viele Dinge ſchwarz ſieht, die es nicht ſind; gerade wie es uns ergeht, wenn wir ein paar Augenblicke in die Sonne geſchaut haben. Ein ſolcher geblendeter Kraftmenſch iſt Martin Luther. Er iſt vor vielen Tauſenden guten Muthes am Fuße der Wahrheit angelangt, er hat an ihren Schleiern einen tüchtigen Riß gethan, es iſt ihm eine Fülle von Glanz und Licht entgegengeſtrömt; aber ſein ſterbliches Auge hat davon gelitten. Die Schwäche und Ohnmacht der menſchlichen Natur iſt auch an ihm offenbar worden. Dieweil er nun ſtärker an dem Schleier gezupft, als Andre, iſt er trotzig und gibt nicht zu, daß er geblendet iſt. Aber Luther iſt nicht die Wahrheit, Luther iſt nicht Jeſus Chriſtus. Er iſt ein dem Irrthum zugänglicher Menſch, der der Sache der Wahrheit durch Kraft große Dienſte geleiſtet, ihr aber auch durch ſein barſches und heftiges Weſen gar ſehr geſchadet hat. Blicket ihr alſo auf das Evangelium und nicht auf Luthern. Das Evangelium Chriſti verkündet aber allen Menſchen geiſtige und leibliche Freiheit. Die Freiheit kann nicht beſtehen ohne Ordnung und Geſetz, ja die vernünftige Freiheit iſt die Ordnung und das Geſetz ſelbſt. Ordnung und Geſetz müſſen zum Schutz der Freiheit gehandhabt werden von der regierenden Gewalt, und ſie iſt die, nach des Apoſtels Ausſpruch, von Gott eingeſetzte Obrigkeit, welcher Jedermann unterthan ſein ſoll. Eine Obrigkeit aber, welche die Ordnung umwirft, welche das Geſetz mißbraucht, welche die Freiheit vernichtet, nur um ihre Herrſchſucht zu befriedigen und ihren perſönlichen Lüſten nachzuhängen, eine ſolche Obrigkeit iſt nicht von Gott; ſie ſteht mit Gottes Willen im ſchneidendſten Widerſpruch; ſie iſt vom Teufel. Und einer ſolchen Obrigkeit ſoll man nicht unterthan ſein. Man ſoll vielmehr die Tyrannen ſtürzen und an ihre Stelle eine die göttliche Gerechtigkeit ausübende Obrigkeit ſetzen. Wer aber will läugnen, daß die Fürſten Tyrannen geweſen ſind und mit den Pfaffen im Bunde das Evangelium unterdrückt haben? Die Bauern waren alſo im

«Du haſt es mich gemacht. Ich will auf den Grund.»

«Guſtav, ich beſchwöre dich!»

„Ich will Wahrheit. Hierher ſetze ich mich und weiche nicht von der Stelle, bis Betty und Fink hier ſind, um mit mir von dir verhört zu werden."

„Gott! wenn dich die Mutter findet. Du ſpannſt mich auf eine Folter."

„Meinetwegen, ich gehe nicht. Man läßt ſich nicht ohne Weiteres verläumden und fortſchicken."

„So muß ich das Zimmer verlaſſen."

„In Gottes Namen. Ich bleibe."

„Du willſt mich todt ärgern."

„Ich will mich nicht todt ärgern laſſen."

„Ich gehe."

„Ich bleibe."

„O du böſer, garſtiger Menſch!" Edelgunde eilte in höchſter Aufregung fort und glaubte ihn dadurch am beſten zum Gehen zu bewegen. Aber er ging wirklich nicht, ſondern erlaubte ſich einen auf dem Tiſche liegenden angefangnen Brief zu leſen, an welchem ſchreibend er Edelgunden getroffen, und den ſie in der Eile der Beſtürzung weg zu nehmen vergeſſen hatte. Er las mit guten Recht, wenn ſie ſolche Tyrannei nicht länger dulden wollten und die Freiheit, die ihnen von Gott und Rechts wegen gebührt, und welche ihre Vorfahren beſeſſen, mit Gewalt verlangt haben, da die Fürſten ſie ihnen, wie es doch ihre Pflicht war, nicht freiwillig zugeſtanden haben. Daß die Bauern böſe Wirthſchaft getrieben, als die Fürſten ihnen abermals Wort und Treue gebrochen, wer darf ſich darüber wundern, der die menſchliche Natur kennt? Hätte man ihnen gegeben, was ihnen gehört, hätte man ihnen die feierlichen Zuſagen und Verſprechen gehalten, es wäre nimmer zu ſo blutigen Thaten gekommen. Die Fürſten ſind's, die ſie verſchuldet. Und wie viel gräßlichere Thaten führen ſie jetzt aus, gegen die der Wuthausbruch der Bauern ganz verſchwindet!

Dies iſt meine Meinung von der Bauernempörung, und es iſt auch die der Schweizer Reformatoren. Zwingli und Oecolampadius haben ſich in Briefen in dieſem Sinne gegen Urban Regius und mich ausgeſprochen. Ein deutſches Herz, das ſich der großen Noth des Volks erbarmt, kann über die tolle Wuth der Wittenberger gegen dieſes lang gedrückte Volk, das endlich gegen ſeine Peiniger ausſchlug, nur erſtauen. Von dem choleriſchen Luther mag man's ertragen und ihn bedauern, daß er ſich zu ſolcher Mordgier hat hinreißen laſſen. Was ſoll man aber zu dem ſanften Melanchthon ſagen! Ehe der Pfalzgraf Ludwig gegen die Bauern auszog, um ihnen ſein Verſprechen nach Fürſtenart zu halten, mochte ihm doch das Gewiſſen ſchlagen. Der fromme Herr ſchrieb deshalb an Melanchthon und bat ihn um ein Gutachten über die zwölf Artikel. Und was antwortete der gute Profeſſor? „Es wäre von nöthen, daß ein ſolch wild ungezogen Volk, als die Deutſchen ſind, noch weniger Freiheit hätte, als es hat. Was die Obrigkeit thut, daran thut ſie recht; wenn die Obrigkeit daher Gemeindegüter und Waldungen einzieht, ſo hat ſich Niemand dawider zu ſetzen; wenn ſie den Zehnten der Kirchen nimmt und Andern gibt, ſo müſſen ſich die Deutſchen ebenſo gut darein fügen, wie die Juden ſich von den Römern die Tempelgüter mußten nehmen laſſen. Eine Obrigkeit mag Strafe ſetzen nach der Länder Noth; denn Gott hat ſie geordnet, das Uebel zu wehren und zu ſtrafen, und es haben die Bauern nicht recht, daß ſie einer Herrſchaft ein Geſetz machen wollen. Daß ſie nicht mehr leibeigen ſein und die bisherigen Zinſen nicht geben wollen, iſt ein großer Frevel. Es iſt ein ſolch ungezogen, muthwillig, blutgierig Volk, die Deutſchen, daß man es billig viel härter halten ſollte. Auch nennt Gott das weltliche Regiment ein Schwert, ein Schwert aber das ſoll ſchneiden." — Unwillig ſchlug Froſch das Büchlein zu, aus welchem er dieſe Stelle vorgeleſen, und fügte hinzu: „Was würde wohl Ulrich von Hutten zu dieſen deutſchen Geſinnungen ſeiner Wittenberger Freunde geſagt haben? Wenn die Sache des Evangeliums jetzt nicht eben ſo zu Grunde geht, wie die Sache der Bauern — denn beide ſind im

Grunde eins — ſo haben die Wittenberger ſie wahrlich nicht gerettet. Schon hab ich den Spott der Römiſchen in meine Ohren hören müſſen: das ſei ja recht ſchön geredet von Luther und Melanchthon und ganz im Geiſte des Jüngers, welchen Jeſus lieb hatte. Wenn zur evangeliſchen Predigt geläutet wird, ſagen ſie: da läutet man wieder die Mordglocke. Und gegen keinen Bauer iſt die Mordwuth der Fürſten und ihrer Geſellen größer, als gerade gegen die evangeliſchen Prediger. —

Thut Euch alſo des Grams ab über die Wittenberger und haltet Euch an die Schweizer. Noch beſſer: haltet Euch an Eure guten Werke. Ihr habt die Liebe geübt, wie ſie der Herr befohlen. Ihr habt Eure Bauern gut gehalten, und da ſie ſich dennoch empört und Euch Uebels gethan, ſo habt Ihr ihnen verziehen und mit Wohlthaten vergolten. Gerade ſo hat es Euer Freund der edle Georg von Frundsberg auch gemacht. Deſſen getröſtet Euch in dieſer argen Zeit, und wenn Gott ruft, ſo legt Euch ruhig auf dieſes Sterbekiſſen.“

„Ich dank’ Euch, frommer Vater, für den milden Troſt, den Ihr mir geſpendet. Ich habe vielfach gefehlt in meinem bewegten Leben, doch zumeiſt aus Irrthum und nicht aus böſem Willen. Aber das Eine drückt mich ſchwer, das ich Euch ſchon gebeichtet; denn damals habe ich nicht aus Irrthum gefehlt, ſondern aus großer Schwachheit, und es ſind ſchreckliche Folgen aus meinem Fehl erwachſen.“

„Es hat in Gottes Willen gelegen, und von allen

Betheiligten ſeid Ihr der am wenigſten Beſchwerte. Auch habt Ihr Euern Fehler nach Kräften wieder gut gemacht, und, wenn Ihr mit Tode abgehen ſolltet, ſo werden Eure Erben gewiß zum Beſten für den unglücklichen jungen Mann ſorgen und ihm ein leichtes Lebensloos bereiten. Ich ſelbſt aber verſpreche Euch, wenn er von ſeinem Wahnſinn geneſen, für ſein Seelenheil möglich beſte Sorge tragen.“

Fugger drückte dem Prior dankbar die Hand und ſagte: „Ich werde ſeinetwegen ſelbſt noch an den Kaiſer ſchreiben.“ —

In einer der folgenden Nächte, in welcher der Schlaf den müden Greis floh, fiel ihm ein, ſeine Handlungsbücher, mit welchen er ſich viel beſchäftigte, weiter durchzuſehen. Sie ſtanden in einer Spinde in dem großen Zimmer, in welchem auch der Webſtuhl, an dem er einſt gearbeitet, aufgeſtellt war. Er öffnete die Thüre, welche aus ſeinem Gemach dorthin führte, aber er bebte zurück, als er die Augen erhob. Denn am Webſtuhl in voller Arbeit begriffen, ſah er ſeine eigne Geſtalt ſitzen. „Das Todtenhemd!“ flüſterte er und ging zurück und brachte die Nacht im ſtillen Gebet zu. Aber er konnte die Erſchütterung nicht überwinden, die ihm dieſe Erſcheinung bereitet hatte.

Am folgenden Morgen wurden Raimund und Anton zu ihm gerufen und hatten eine lange Unterredung mit ihm hinter verſchloßnen Thüren. Dann wurde Martin hineingeführt. Obgleich von ſeiner Kopfwunde geheilt, ſah er doch bleich und krankhaft aus, und ein trübes wirrſinniges Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, als er den alten Herrn erblickte.

Jakob bot ihm die Hand, die er annahm, und ſagte: „Habt Ihr irgend einen Groll auf mich, junger Herr?“

„Wenn ich nur wüßte, wer ich wäre!“ verſetzte Martin. „Ich hab' es gewußt und wieder vergeſſen, und nun beſinn' ich mich Tag für Tag darauf. Aber es will mir nicht einfallen. Wenn Ihr es wißt, ſo ſagt es mir! Um Gottes Barmherzigkeit: ſagt es mir!“

Jakobs Züge erheiterten ſich bei dieſen Worten, und er nickte ſeinen beiden Neffen bedeutungsvoll zu. Ihre Blicke ſagten, daß ſie mit dieſer Ausſage des Wahnſinnigen ebenfalls wohl zufrieden ſeien.

„Ihr werdet es zur rechten Zeit ſchon erfahren,“ tröſtete der Greis den armen Narren.

„Ja es wird mir einfallen,“ flüſterte Martin in ſich hinein. „Dann möchte ich wohl,“ fuhr er fort, „daß Ihr mir einen Wunſch erfülltet.“

„Sprecht ihn aus!“

„Ich möchte mich gern verheirathen und wüßte wohl eine Sponſe, die ich mir zur Wirthin erkieſen wollte.“

„Wen meint Ihr?“

„Die ſchöne Regina Turzoin hätt' ich gern zur Frau,“ lächelte er mit der alten Verſchmitztheit.

Betroffen blickten ſich die Fugger an. „Wenn Ihr ganz geſund ſeid, läßt ſich davon weiter reden,“ meinte Herr Jakob, und Martin zog ſich mit einem verdrießlichen Geſicht zurück.

Als er fort war, trat Raimund Mohr in das Zimmer. Jakobs Augen begrüßten mit großem Wohlgefallen die edle und ſtolze Geſtalt des Jünglings. Er ermahnte ihn, fleißig und treu zu ſein und ſich mit Eifer den Geſchäften des Hauſes zu widmen, Gott im Herzen zu tragen und das Andenken Jakob Fuggers in Ehren zu halten, dann werde ihm ſein Glück im Schooße dieſes Hauſes blühen. Er ließ ſich von dem Jüngling, der von dieſer langen Rede gerade nicht ſonderlich erbaut ſchien, das Verſprechen in die Hand geben, dieſen Ermahnungen pünktlich nachzukommen.

Die übrigen Glieder der Familie kamen alle herbei, um von ihrem Haupte Abſchied zu nehmen. Er ſprach ihnen zu, feſt zuſammen zu halten und der Ehre des Hauſes nichts zu vergeben. Segnend legte er die Hand auf die Häupter der Kinder und entließ dann alle bis auf Bübenhoven, deſſen verſtändige liebevolle Aeußerungen ſeinem Herzen ein großes Labſal waren. Dieſer mußte ihn auch Nachmittags in die Fuggerei führen; denn es verlangte ihn, ſeine Schöpfung noch einmal zu ſehen. Mit verklärtem lächelnden Blick wandelte er durch die Straße und betrachtete die kleinen netten Häuſer; hier und da ſprach er einem Weber freundlich zu, lobte eine Frau, gab einem Mädchen die Hand. Die Kinder liefen zuſammen und küßten ihm die Hände. Bübenhoven mußte Geld unter ſie austheilen, und er ſelbſt redete ihnen zu, gute und brave Menſchen zu werden und ſich ſtets des alten Jakob Fuggers zu erinnern. Die Eltern riefen des Himmels Segen auf ihn herab. Da zog in die Seele des Greiſes jene große heilige Ruhe ein, die Ruhe, welche der Carmeliterprior gemeint und die der Rückblick auf eine Laufbahn voll Werke ſchöner Menſchlichkeit am Ende derſelben gewährt, die Ruhe, welche nichts mehr weiß vom Streit der Erde und den Blick nach Oben gewendet gläubig hoffend ruft: Herr, ich habe als Dein treuer Knecht mit dem Pfunde redlich gewuchert, das Du mir anvertraut haſt. Ich gebe es Dir mit Zinſen zurück. Nimm mich auf in Deinen ewigen Frieden! —

Als er heim kam, trat ihm Frau Sibylle im einfachen Feſtſchmuck feierlich entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihr Cloſet. Hier begrüßten ihn Doktor Froſch und Urban Regius im Amtsornat. Der Tiſch war zum Altar umgewandelt. Das Allerheiligſte ſtand in der Mitte, daneben der gefüllte Kelch, zwei brennende Kerzen auf ſilbernen Leuchtern zu Seiten. Jakob drückte ſeiner Sibylle dankbar die Hand, eine Thräne der Rührung zitterte an ſeiner grauen Wimper. Er hatte ſie verſtanden: zum erſten und zum letzten Male ſollte er das Blut des Welterlöſers trinken. Tief ergriffen und andächtig faltete er die Hände und folgte dem Gebete, das Regius ſprach. Wonnebebend empfing er dann das Brot des Lebens aus Froſchs Hand, aber als er aus dem Becher trank, den ihm Regius reichte, hob ſich ſeine gebückte Geſtalt empor, ſein Auge ſtrahlte von himmliſchem Glanz, er erſchien plötzlich als ein Anderer. Schweigend küßte er Sibyllen auf die Stirn und zog ſich in ſeine Gemächer zurück.

Von dieſer Stunde an that er ſich aller irdiſchen Dinge ab. Ruhig und heiter verkehrte er in erbaulichen Geſprächen mit Bübenhoven, Sibylle, Froſch und Regius, die ihn die folgenden Tage beſuchten. Seine Kräfte nahmen merklich ab. Am dritten Abend traf ihn plötzlich im heiterſten Geſpräch ein neuer Schlagfluß. Er faltete die Hände und wies die Arzneimittel, die Stetten verordnet, zurück. Die Sprache war ihm wieder vergangen; ſein gütiges Auge dankte zuweilen ſeinen um ihn verſammelten Lieben. In der Mitternachtsſtunde, zu derſelben Zeit, wo er ſich drei Tage zuvor am Webſtuhle ſitzen geſehen, hauchte er die Seele aus. Bübenhoven flüſterte ein ſchönes Gebet über den Sterbenden hin. Der letzte Blick des brechenden Auges ſagte, daß er den Liebling verſtanden.

Am folgenden Tage wurde der letzte Wille des Verſtorbenen auf dem Rathhauſe eröffnet. Erben des Geſchäfts waren Raimund und Anton, dem erſtern war die Verwaltung der Herrſchaften, dem letztern die der Bergwerke ins Beſondere aufgegeben. Die Verwaltung des

Hauſes in Antwerpen war Bübenhoven anvertraut, ſo lange er Luſt habe dieſelbe zu führen. In ſein ungeheures Vermögen ſollten alle Kinder ſeiner Brüder zu gleichen Theilen gehen, Bübenhoven mit eingerechnet. Vorab gingen aber viele Legate für Kirchen und Schulen und Armenanſtalten. Ein großes Kapital war zur Erhaltung der Fuggerei ausgeſetzt. Ohne Prunk als Leinweber wollte er begraben ſein, und ſein Wille wurde heilig gehalten. Die Weber der Fuggerei trugen ſeinen einfachen Sarg zur Gruft in der von ihm und ſeinen Brüdern erbauten Kapelle an der Karmeliterkirche zu St. Anna, deren Chor und Orgel er ſo prachtvoll hatte herſtellen laſſen. Es war ein eigenthümliches Geſchick, daß gerade dieſe Kirche, an welche die Fugger über dreimalhunderttauſend Gulden gewendet, die erſte und vorzüglich evangeliſche in Augsburg wurde und die Karmeliter mit ihrem Prior an der Spitze ſich zu der neuen Kirchenlehre bekannten. Und ſie hielten dem Meiſter Jakob das feierliche Todtenamt. Die Frauen und Kinder aus der Fuggerei ſchloſſen ſich der Familie am Sarge an, gleichſam dazu gehörig. Dann kam die Weberzunft; hierauf die übrigen Zünfte, der Biſchof und das Domkapitel, die Abgeordneten der Baiernherzöge und eine Menge Adlige aus Stadt und Umgegend, der Stadtrath und die übrigen Honoratioren der Stadt. Zuletzt eine ungeheure Menge Volks. Denn alle beweinten in ihm einen Vater. Die Stadt trauerte eine ganze Woche um ihn.

Zwölftes Kapitel.

In den Alpenlanden war der mächtig gewordne Volksgeiſt nicht ſo leicht und ſo ſchnell zu unterdrücken; hier leitete Michael Gaismeier die Bewegung, und die Bauern fanden Zeit, den Krieg im Kriege zu lernen, was ihnen in Deutſchland nicht vergönnt geweſen war.

Während die Salzburger ihren Erzbiſchof auf ſeiner Bergfeſte belagerten und den Felſen, auf dem ſie ſtand, zu unterhöhlen ſuchten, während aus Schwaz und Hall in Tirol ihnen die Bergknappen, die ſie um Hülfe angerufen, haufenweis zuzogen, führten in der Mitte des Juli die ſteieriſchen Bauern einen furchtbaren Vernichtungsſchlag auf das ſie drängende Heer des alten Bauernfeindes Siegmund von Dietrichſtein aus. Die Steierer hatten ſich vor ſeiner Macht über die Grenze in das Salzburgiſche gerettet und fanden in den Hochalpen Schutz und Sicherheit.

Dietrichſtein konnte ſeine böhmiſchen und deutſchen Knechte nicht bezahlen und verlangte Geld von der Kriegskammer in Wien. Statt deſſen kam ihm von dort der großen Augen: „Mein theurer Doktor! Unmöglich kann ich Ihnen Zeit und Ort einer Zuſammenkunft angeben. Meine Eltern und der Baron verlaſſen mich faſt nie. Da aber der Baron Sie ganz beſonders in's Herz geſchloſſen hat, ſo könnten Sie vielleicht Gelegenheit finden —“ Hier ſchloß das Brieffragment, und der Landkommiſſär nahm ſcheinbar ruhig ſeinen Hut und ging zum Baron, — um auszukundſchaften, welchen Doktor er denn in's Herz geſchloſſen, was zu erfahren ihm eben nicht ſchwer wurde.

Tags darauf trat der Landkommiſſär Altfuchs in das Zimmer des Doktor's Trautmann, verneigte ſich tief, und ſagte: „Ich möchte meinen Vater gern in die Lebensverſicherungsbank kaufen.“

„Schon gut,“ verſetzte der Arzt. „Ich muß zuvor den Geſundheitszuſtand des Mannes prüfen: und nur, wenn ich ihn ganz geſund befunden habe, kann er aufgenommen werden. Bringen Sie Ihren Herrn Vater zu mir.“

„Er iſt nicht mit in der Stadt, weil ich nicht wollte, daß er etwas davon erführe. Er iſt Pachter in Birkenfeld, dem ehemaligen Gute des Herrn Hofmarſchalls von Birkenſtein, und meine Frau Pathe, die Frau Hofmarſchallin, die mir dazu rieth, Befehl zu: er ſolle das Land bis aufs Mark brandſchatzen und Alle hart ſtrafen, die nicht zahlen wollten. Darauf plünderte Dietrichſtein Dörfer und Städte. Männer wurden truppweis geſpießt, geſchunden, geviertheilt, erſtochen, Weibern die Brüſte ab- und Schwangern die Frucht aus dem Leibe geſchnitten. So hatte der Türk nie im Lande gehauſt, wie dieſe chriſtlichen Brüder. Die Bauern in den ſalzburgiſchen Alpen wurden dadurch in die äußerſte Wuth verſetzt. Tauſende ihrer Brüder liefen ihnen zu, und der Haupthaufen ſtand unter dem ſalzburgiſchen Hauptmann Michael Gruber zu Radſtadt. Dietrichſtein lag mit ſeinem reiſigen Zeug in dem Städtchen Schladming, hart an der ſalzburger Grenze und ſchrieb an Gruber, wenn des Erzherzogs ungehorſame Unterthanen heimgeſchickt würden, werde er zurückkehren. Gruber antwortete, darüber müßten die im Hauptquartier zu Salzburg entſcheiden und bot einen achttägigen Stillſtand an. Im Begriff ihn anzunehmen, wurde das öſtreichiſche Heer, an viertauſend Mann ſtark, am 3. Juli Morgens plötzlich in und vor dem Städtchen von den Bauern, die über das hohe wilde Gebirg geklettert waren, überfallen. Die Knechte gingen zu meiſt gleich zu den Bauern über. Im Nu wurde alles Geſchütz von ihnen genommen und gegen dreitauſend Mann, darunter ein großer Theil des ſteierſchen und kärnthenſchen Adels erſchlagen. Dietrichſtein, verwundet und gefangen, ſollte durchaus von den Bauern geſpießt werden. Die Landsknechte legten ſich dawider; ihnen und Gruber verdankte er das Leben. Vierzig Böhmen und Raitzen meiſt von Adel wurden enthauptet, die gefangnen deutſchen Adligen mit Hohn und Spott in Bauernkitteln und Bauernhüten auf Ackergäulen in das von den Bauern beſetzte Schloß Werfen geführt.

Durch ſchnelle Bewilligung aller Anträge der fünf Herzogthümer beugte der Erzherzog den Folgen dieſes gefährlichen Schlags vor, ſo daß die gefürchtete abermalige Erhebung der Bauern unterblieb. Ebenſo außerordentlich waren ſeine auf dem Landtag den Tirolern gemachten Zugeſtändniſſe. Unter den wichtigſten war auch die freie Predigt des Evangeliums und die Erwählung der Pfarrer durch die Gemeinde. Aber die Südtiroler nahmen den Landtagsabſchied nicht an, und im September ſchlugen hier die Flammen des Aufruhrs von neuem empor und konnten nur durch ſtarke Heeresmaſſen, die der Erzherzog dorthin warf, blutig unterdrückt werden. In großer Anzahl flohen die geſchlagenen Tiroler in die Lombardei und ins Venetianiſche.

Dem auf ſeinem Schloſſe hart belagerten Erzbiſchof von Salzburg kamen der Herzog Ludwig von Baiern und Görg von Frundsberg mit ſeinen Landsknechten zu Hülfe. Aber auch jetzt wußte der edle und beſonnene Feldherr einen Kampf mit den Bauern zu vermeiden. „Gnädiger Herr," ſprach er zum Herzog, „wir würden Alle darob bleiben und keine Ehre davon haben." — Herzog Ludwig, ſchon durch manchen Schaden von den Bauern betroffen und ohne Geld zur Fortführung des Kriegs, brachte einen Vertrag zwiſchen den Bauern und dem Erzbiſchof zu Stande. Die Bauern, des Kriegs müde, gaben viel nach, und ihr oberſter Hauptmann Gruber wurde ebenfalls durch Geld zur Verrätherei an ihnen gewonnen. Nachdem der Vertrag von beiden Theilen beſchworen war, hoben die Bauern die Belagerung des Schloſſes Salzburg auf und entließen gleich darauf den gefangenen öſtreichiſchen Adel aus Schloß Werfen. Es iſt nicht nöthig, die Punkte des Vertrags anzugeben, da ſie der treuloſe Cardinal Lang doch nicht hielt. Er brandſchatzte, verfolgte, verderbte ſeine Unterthanen nach wie vor. Und der Erzherzog Ferdinand, der dem Vertrag beigetreten war, hielt ihn gerade wie der Erzbiſchof, d. h. auf Fürſtenweiſe. Noch im Herbſt ließ er Schladming überfallen, mitten im Frieden, um den dort gefallnen Adel zu rächen, und die an der Niederlage deſſelben und am Siege der Bauern ganz unſchuldige Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Wer von den fliehenden Einwohnern ergriffen wurde, mußte, in die Flammen zurückgeſchleudert, elendiglich verbrennen, oder ſtarb an die Bäume an der Straße aufgehängt. Die Entronnenen wurden geächtet, die Stätte für verflucht erklärt. Als ſo rachewüthigen Mordbrenner und Mörder zeigte ſich hier der nachgiebige, volksfreundliche Erzherzog Ferdinand.

Die Folge dieſer unklugen Grauſamkeit war der abermalige Ausbruch der Empörung. Die Bauern rotteten ſich an der ſalzburger Grenze zuſammen, ſperrten die Straßen, hielten einen Landtag und trugen die Revolution auch wieder nach Salzburg hinüber. Die Bauern ſchwuren im Winter, ſobald die Stauden grün würden, wollten ſie ſich ihr Recht holen und allen Adel und alle Herren vertilgen. Und kaum hatte der Frühling die Stauden grün gemacht, ſo ſtand das verrathene Bergvolk wider ſeine treuloſen Herren in Waffen.

Und da war ein Mann bei den Bauern, der durch Geſinnung und Talent berufen war, ein empörtes Volk zum Sieg über ſeine Tyrannen zu führen — Michael Geismaier.

Geismaier hatte ſich auf die Ladung der Regierung nach Innſpruck geſtellt, um ſich hinſichtlich der Weigerung des Brixener Landes den Landtagsabſchied anzunehmen, zu verantworten. Bald aber erkannnte er, daß es mit allen Zugeſtändniſſen in dieſem Abſchied nichts als Heuchelei ſei, und daß die Regierung die Rechtsordnung deſſelben ſelbſt nicht hielt und nur auf Mord und Vertreibung der Volksmänner ſann. Er entfloh und verließ nach der Niederlage der Südtiroler das Land. Im Winter hielt er ſich in Zürich, Luzern und Graubündten auf. Kaum war der Frühling angebrochen, als neue Hoffnungen in den Alpenlanden lebendig wurden.

König Franz von Frankreich, ſeit der Schlacht bei Pavia in der Gefangenſchaft des Kaiſers und ſeit Ende Auguſt nach Madrid gebracht, hatte ſich am 14. Januar

1526 zu einem Tractat mit Karl verſtanden, in welchem er von dieſem ſehr ungroßmüthig behandelt worden war. Nur um in Freiheit zu kommen, hatte er den Tractat beſchworen, obgleich er vor ſeinen Leuten die feierliche Erklärung abgegeben, daß er ihn nicht halten werde. Kaum war er am 21. März in Freiheit geſetzt und in ſeine Reſidenz zurückgekehrt, als er auch Alles aufbot, um ein Bündniß wider Karl zu Stande zu bringen. Der Papſt Clemens, die Republik Venedig und der Herzog von Mailand, alle gleich eiferſüchtig auf die wachſende Macht des Kaiſers in Italien, ließen ſich zum Bunde mit Franz gegen Karl herbei, und während des April und Mai gingen die Boten dieſer Mächte hin und her, und in ihren Kabinetten wurde mit geheimnißvoller Thätigkeit gearbeitet.

Der ſchlaue Plan des Königs, die deutſchen Bauern zu unterſtützen und die Macht Oeſtreichs durch eine allgemeine Erhebung des gemeinen Volks im ſüdlichen Deutſchland zu brechen, war zwar durch ſeine Gefangenſchaft vereitelt worden, ſo wie Franz aber wieder in ſeinem Lande angekommen war, hielt er wenigſtens den Verſuch der Mühe werth, ob die blutig unterdrückte Empörung nicht von neuem anzufachen ſei. Franzöſiſche Emiſſäre durchſtreiften die blutgetränkten Landſchaften und forſchten nach dem Volksgeiſt und den obwaltenden Umſtänden, und überzeugten ſich, daß nur in den öſtreichiſchen Alpenländern auf eine neue Erhebung zu rechnen, und daß Geismaier der einzige Mann ſei, welcher eine ſolche Erhebung zu wichtigen Folgen führen könne. Einer dieſer Emiſſäre ſuchte den talentvollen Tiroler in Chur auf, wo er eben verweilte. Er wurde dadurch veranlaßt, einen Geſandten an den König und an die Republik Venedig zu ſchicken, und er verwendete dazu einen vornehmen Mann und einen Junker, zwei Brüder, Namens la Chapelle, die oft in ſeiner Umgebung geſehen wurden und zu ſeinen vertrauteſten Freunden gehörten, auf denen aber ein geheimnißvolles Dunkel lag, da ſie Niemand kannte, ja die von Manchen ſogar für — Frauen gehalten wurden. Nach der Abreiſe dieſer Geſandtſchaft begab ſich Geismaier nach Taufers an der tiroler Grenze, um Verbindungen, die er vorſichtig in Tirol angeknüpft, zu verfolgen. Sein Plan ging dahin, ein kleines Heer zu werben, und er hatte in Graubündten dazu ſchon gute Vorkehrungen getroffen. Von Venedig erwartete er das Geld dazu. Mit dieſem Söldnerhaufen wollte er Glurns und Churburg überrumpeln und das fertige Geſchütz des Erzherzogs wegnehmen. Tiefer im Land, behauptete er, auf zahlreiche Hülfe rechnen zu dürfen, und Adel, Städten und Allen, welche dem Erzherzoge gegen das Volk Geld vorgeſtreckt haben, ihren Lohn geben zu wollen.

Von Taufers ließ er eine Landesordnung in Druck erſcheinen und in Tirol verbreiten, für die das Volk ſich erheben ſollte. In dieſem Dokumente zeigte er ſich als kühnen und geiſtesſtarken Reformator, der die tiefen Krebsſchäden des politiſchen und kirchlichen Lebens nicht nur mit ſcharfem Blick richtig erkannt, ſondern ſie auch gründlich zu heilen Kraft und Willen habe.

Er bewies, daß er ein würdiger Genoſſe Ulrich Huttens, Thomas Münzers und Jakob Wehe's ſei, gleich geſchickt und entſchloſſen, die Feder wie das Schwert für die Sache des Volks zu führen. Sein Scharfblick durchdrang in dieſer Schrift alle Verhältniſſe des öffentlichen und Privatlebens nach beiden Seiten, der politiſchen und der kirchlichen bis in die kleinſten Details. Es war die Arbeit eines geiſtreichen und großen Geſetzgebers.

Während er auf die Wirkung dieſes Manifeſtes in Tirol wartete, brach die durch die neue Treuloſigkeit des Erzbiſchofs und die ſcheußlichen Thaten des Erzherzogs hervorgerufene neue Erhebung der Bauern in Salzburg los, und zog Geismaiers Blicke dahin. Auch kehrte um dieſe Zeit ſeine Geſandtſchaft aus Venedig und Frankreich zurück.

Wer hätte in den beiden ſtattlichen, ritterlich gekleideten Herren, welche ihre ſtolzen Roſſe ihren Dienern übergaben und mit dem edelſten Anſtand ſich in Geismaiers Herberge verfügten, den wilden Bauernaufwiegler, den gemeinen Tabuletkrämer, den Bildernazzi und die reizende Geliebte Hieronymus Fuggers erkennen wollen, ſelbſt wenn er die Narben im Geſicht des Erſtern geſehen hätte? Und doch waren es die beiden Schweſtern Eleonore und Martha Bry, nur wieder in andrer Verpuppung.

Die Schweſtern eilten in die Arme des hochherzigen Volksführers, und Martha, der liebenswürdigſte Junker, küßte den ſchönen Mann ſo feurig, daß daraus zu erſehen war, ſie ſei ihm mehr als ſein Geſandter. „Wir bringen Dir Geld, viel Geld von der Republik!" rief ſie triumphirend, „und die ſchönſten Zuſagen vom König Franz. Selbſt der Legat des Papſtes hat uns den Segen des heiligen Vaters für Dich gottloſen Ketzer und lutheriſchen Freigeiſt aufgepackt. Was willſt Du mehr zum Sieg über das öſtreichiſche Lügenregiment?"

„An dieſem Segen habt Ihr nicht ſchwer zu tragen gehabt," lachte Geismaier, „und das venetianiſche Geld iſt auch mir lieber."

„Oh und doch iſt der päpſtliche Segen eben ſo viel werth!" rief Martha pathetiſch. „Was iſt Geld? Ein ſchweres unnützes Metall. Erſt durch die Einbildung der Menſchen erhält es ſeinen Werth, und wird dadurch geſchickt, die thörichten Menſchen zu fangen und für uns zu gewinnen. Was iſt der päpſtliche Segen? Ein leeres albernes Wort, ein unnützer Schall. Erſt durch die Einbildung der Menſchen erhält er ſeinen Werth und wird dadurch eine Macht, die thörichten Menſchen noch mehr zu bethören, zu fangen, zu gewinnen, zu unterwerfen, zu Sklaven zu machen."

„So iſt's leider, meine köſtliche Martha!"

„Der mainzer Kurfürſt erzählte mir einmal, die römiſchen Auguren hätten ſich zuweilen einander ins Geſicht lachen müſſen, wenn ſie ihren Hokuspokus für das Volk gemacht hätten. Gerade ſo erging es uns beiden und dem päpſtlichen Nuntius, als er uns den Segen des römiſchen Oberpfaffen für Dich aushändigte. Wir mußten ihm ins Geſicht lachen, und er lachte uns ins Geſicht. — Und doch bin ich herzlich froh, daß ich aus dieſem ſtinkenden Knäuel von Schuften, Pfaffen und Geldſäcken heraus und wieder im reinen Luftkreiſe eines Mannes bin, eines ächten Mannes, dem ich die Hand, das Herz und das aufrichtige Wort bieten kann: ich liebe Dich, weil Du ein wahrer Mann biſt. — Sieh, ich habe mich nach Dir geſehnt, nach Deinem Auge, Deiner Stimme, und erſt die Entfernung von Dir machte es mir klar, wie ich Dich liebe und verehre, und oft habe ich meiner Schweſter meinen heißen Dank ausgeſprochen, daß ſie mich dem Schwächling, dem Hieronymus Fugger, entführen ließ. Nie hab' ich ihr größern Dank für etwas gewußt. Nur zwei Männer hab' ich geliebt, Hutten und Dich. Alle Andern, die an meinem Wagen zogen, hab' ich verachtet und zu meinem Vortheil und Vergnügen benutzt."

„Die edle Natur bricht bei ihr immer durch, wenn ſie mit einer edlen Natur zuſammenkommt," ſagte Eleonore. „Fürwahr dieſes Glück iſt uns auf unſrer Reiſe nicht zu Theil geworden, und Ihr mögt es deshalb auch an mir begreiflich finden, wenn auch ich Euch ſage: auch ich habe mich nach Euch geſehnt. Vom ritterlichen König Franz, der dem ſchlauen Kaiſer Karl alle Eide und Verſprechungen gab, die dieſer verlangte, mit dem ſtillen Vorbehalt, kein Wort davon halten zu wollen, bis zu dem dürren Nobile Staatsfinanzer in Venedig, der uns das Geld für Euch auszahlte und uns an ſeine Farobank einlud, nm es uns wieder abzunehmen, lauter abgefeimte Schufte. Seht dieſen König, der ſich mit des Kaiſers Schweſter Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, verlobt, der ſeine Söhne als Geiſeln ſtellt, um nur frei zu werden, und kaum befreit, alte Ränkeſchmieden in Thätigkeit ſetzt, um ein Bündniß zum Verderben dieſes Kaiſers zu Stande zu bringen, der dumm genug war ihm zu glauben!"

„So iſt das Bündniß mit dem Papſt und Venedig wirklich geſchloſſen, und der König bricht auch der Königin Eleonore ſein Wort?"

„Der Bund iſt fertig, und die Herren erfrechen ſich ſogar, ihn die heilige Ligue zu nennen. Ob Eleonore nun nicht Königin von Frankreich wird, kann man noch nicht ſagen. Recht geſchäh es ihr und dem Kaiſer ſchon; denn erſt war ſie der Preis des Verraths für den Connetable von Bourbon. Nun da der Verrath geſchehen und der ehrenwerthe Herzog dem Kaiſer mehr zur Laſt als zum Vortheil iſt, findet dieſer nicht nöthig jenem ſein Wort zu halten, und die Königin Eleonore wird wie eine koſtbare Waare an den Meiſtbietenden verſchachert. Das iſt ſo Art der Könige. Und nun ſeht auch dieſen Papſt an! Ein ſchäbigerer ränkeſüchtigerer Schacherjude hat noch nicht auf St. Peters Stuhl geſeſſen. Wieder ſagte mir, Sie würden wohl die Güte haben, mit mir nach Birkenfeld zu fahren, wenn ich Sie darum bäte.“

„Sie ſind der Pathe der Frau von Birkenſtein?“ fragte der Arzt überraſcht.

„J, und Gundchens Geſpiele. Ach, wie Sie roth werden. Nun, es hat mir Jemand an die Hand gegeben, daß Gundchen Ihnen und Sie ihr recht gut wären.“

„Haben Sie das gehört! Setzen Sie ſich doch nieder.“

„Nur ſind die Alten wahre Satans. Ich ſage Ihnen, es wird hart halten, eh' Sie reüſſiren. Aber laſſen Sie mich nur machen. Ich gelte bei meiner Frau Pathe Alles. Und wenn Sie Fräulein Gundchen allein ſprechen wollen; das können Sie allein durch mich bewerkſtelligen.“

„Sie ſind mir ja ein Engel vom Himmel geſandt!“ rief der Arzt und umarmte den Pachter in ſeiner Herzensfreude.

„Und die Heirath mit dem Baron Helder kann ich auch ganz allein auf die leichteſte Art hintertreiben. Vertrauen Sie ſich mir nur an. Wenn ich gewußt hätte, daß zwiſchen Ihnen beiden ſo ein Liebeshändelchen im Werke ſei, ich ein Mediceer, ein Krämerſohn, eine ſchmutzige Krämerſeele! Schade, daß die Fugger, welche ſich dem Dienſte der keuſchen Mutterkirche gewidmet, ſo frühzeitig in den Himmel gegangen ſind! Sie hatten ſchon das Zeug dazu, wie die Mediceer, tüchtige Tiaraträger zu werden. Und dies Venedig iſt ein wahrer Pfuhl von Laſtern und Sünden, worin ſich die Würdenträger der Könige und der Kirche mit den ſchachernden Nobilis wälzen, wie die Säue im Schlamm. Wahrlich die Lagunen hauchen dort nicht allein peſtilenzialiſchen Geſtank aus, die geiſtige Welt dieſer nobeln Republikaner ſtinkt noch ärger, trotz aller Wohlgerüche des Orients, die ſie auf ihren Schiffen herbeiſchleppen und in ihren Paläſten anzünden."

„Und doch müſſen wir dieſe Menſchen zu unſern hohen und edeln Zwecken benutzen," verſetzte Geismaier achſelzuckend. „Hätte ſich König Franz bei Pavia nicht fangen laſſen und dieſe Ligue wäre ein Jahr früher zu Stande gekommen, die Sache des Volks hätte in Deutſchland geſiegt. Mein Tirol wäre frei."

„Ich weiß es wohl, es iſt ein Fluch, der auf dem hochherzigen Streben nach Freiheit, Recht und Wahrheit ruht, ſich der Lüge, der Schurkerei, der Liſt bedienen zu müſſen, und es hat mir eine wollüſtige Freude gemacht, dieſe elenden Menſchen zu betrügen und zu überliſten. Wäre ich noch jung und ſchön wie einſt, ich würde meine Talente ganz anders gebrauchen, um all dieſe Narren und Schufte in ihr Verderben zu führen. Wie ein ſchöner

Strafengel des Himmels wollt' ich ſie kirren und ihnen dann den Lohn geben. Trotz alle dem ſchleiche ich aber doch tauſendmal lieber als Bildernazzi unter den Tirolern herum, und arbeite im geſunden wackern Volke für die Zwecke der Freiheit, als unter jenen lebendigen Leichen als Graf la Chapelle."

„Ich danke Gott, daß Ihr in beiden Geſtalten wirken könnt, es gilt ja hier wie dort demſelben Ziele, das leuchtend vor unſern geiſtigen Augen ſteht. Und es gibt nun auch Arbeit genug für den gewandten Bilderhändler. Nun wir Geld haben, friſch die Hand ans Werk! In Salzburg iſt der Aufſtand bereits gegen den nichtswürdigen alten Sünder, den Erzbiſchof, wieder ausgebrochen. Dorthin gehe ich; wirkt Ihr in Tirol."

Martha hatte ihre Laute geſucht, und ſpielte und ſang muntere Weiſen. Geismaier küßte ſie auf die ſchöne Stirn. Wieder die alte, wehmüthig ſtimmende Erſcheinung: ein großer edler Mann in den Liebesbanden eines leichtſinnigen Weibes.

Geismaier ging mit ſeinem Anhang zu den empörten ſalzburger Bauern, die ihn mit Freuden aufnahmen und erſt zum Hauptmann, dann aber zu ihrem oberſten Anführer erwählten. Seine talentvollen Freunde aus Tirol befehligten unter ihm das tüchtige Bauernheer. Seine Verbindung mit König Franz und Venedig wurde immer inniger; alle Mittel waren vorhanden, um den Krieg gegen den Erzbiſchof und den Erzherzog mit Glück zu führen. Geismaier belagerte Radſtadt; Bauernhaufen ſtürmten und verbrannten eine große Anzahl Alpenſchlöſſer, und im Mai war das ganze Erzbisthum im offnen Aufſtand. Geismaier durfte hoffen bald auch Tirol wieder in Waffen zu bringen gegen die treuloſe Regierung.

Aber dem alten Erzbiſchof gelang es durch alle Mittel der Verführung und Beſtechung die Erzknappen ruhig zu erhalten, ja auch Michael Gruber ward zum Verräther an der Volksſache, und führte mit Praßler zwei im Solde des Erzbiſchofs ſtehende Fähnlein Handwerker und Grubenleute gegen das Pinzgau, ſie wurden aber von den Bauern geſchlagen. Zugleich ſiegten dieſe über tauſend Reiſige in den Radſtädter Tauren, wo ſie ſich mit Verhauen verſchanzt hatten. Achthundert dieſer Erzbiſchöflichen wurden erſchlagen, darunter viele Ritter; Andre, lebendig gefangen, wurden von den Bauern enthauptet. Und wenige Tage ſpäter ſchlug Geismaier das Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes, dem er entgegengezogen war, bei Kuchel an der Salzach, und verfolgte die Geſchlagenen bis gegen Salzburg hin. Ebenſo erlitt das Bundesheer am 17. Juni großen Verluſt bei einem Sturm auf den Paß Lug.

Nach dieſen Siegen, welche die Bauern Geismaiers ausgezeichnetem Feldherrntalente zu verdanken hatten, ſchien es wirklich, als wenn die edle Volksſache über den Trug der Fürſten triumphiren ſollte. Aber ſie waren doch nur das letzte Aufflackern der Flamme vor ihrem Erlöſchen. Geismaier hatte ſich getäuſcht, als er auf eine neue Erhebung Südtirols zählte; vergebens durchwanderte Eleonore als Tabuletkrämer die Alpen. Der Geiſt des Volks war ermattet; die Schlauheit der Regierung hielt jede neue Empörung nieder. Die rachſüchtige Frau mußte ihrer eignen Sicherheit wegen das Land verlaſſen. Der ſchwäbiſche Bund warf neue Truppenmaſſen in die ſalzburger Thäler, und die Pinsgauer erlitten am 3. Juli von ihnen eine ſo blutige Niederlage, daß faſt das ganze Pinsgau ſich unterwarf, die Waffen niederlegte und dem Erzbiſchof neu huldigte. Drei Stürme Geismaiers auf Radſtadt wurden zurückgeſchlagen, all ſeine Anſtrengungen, die feſte Stadt zu erobern, waren vergebens, und nun ſah er ſich bald auf drei Seiten bedroht. Georg Frundsberg zog mit großer Macht des ſchwäbiſchen Bundes von Kuchel her über Abtenau, und vom Pinsgau kamen die Erzbiſchöflichen. Der tapfre Rebell wußte keine Rettung weiter für ſich, als die Belagerung aufzuheben, und verließ in der Nacht vor dem Tage, wo ihm die Schlacht drohte, den Platz.

Viele ſeiner Leute zerſtreuten ſich in den Thälern, er ſelbſt ſtieg mit einem zahlreichen Haufen über die Rauriſer Tauren in das Puſterthal in Tirol hinab. Aber Frundsberg verfolgte ihn mit dreitauſend Mann, erreichte ihn bei Brunecken und zerſprengte den Haufen. Die Schlacht war kurz und entſcheidend; es war die letzte im gewaltigen Kampfe des Volks gegen die Fürſtengewalt in den zwei denkwürdigen Jahren der Erhebung. Mit ihr war das blutige Spiel zu Ende.

Es war ein köſtlicher Sommerabend, als ein kleines Häuflein über den Alpenpaß ging, welcher die Flußgebiete der Etſch, der Drau und der Piave, und Tirol von dem venetianiſchen Gebiet ſcheidet. Von der Höhe blickte der edle Geismaier noch einmal auf das Tirolerland zurück, deſſen Alpenkuppen im Gold der ſcheidenden Sonne glühten. Ein Thränenpaar zitterte an ſeinen Wimpern. „Ich wollte euch das köſtlichſte Gut, das der Menſch beſitzen kann, bringen, ihr guten treuherzigen Bewohner dieſer Thäler, die Freiheit! Frei ſolltet ihr ſein, wie dieſe unſre Berge, frei vom Pfaffen- und Fürſtendruck. Wollt' ich denn etwas für mich? Beim Himmel, der ſich über uns wölbt, nein! Alles für euch! Ihr ſolltet glücklich werden; denn wahrhaft glücklich iſt nur der freie Mann; du ſollteſt groß, mächtig und ſtark werden, mein Vaterland, mein reizendes Tirol! Die Liſt der Gewalt, der Verrath der Büberei hat über den edelſten Willen, über die hochherzigſte Tapferkeit geſiegt, deine beſten Söhne haben ihr Herzblut auf deinen Mutterboden ausgegoſſen oder irren in der Fremde, und bübiſche Pfaffen, ein treuloſer Fürſt mit den ſcheuslichſten Schurken im Verein ſetzen dir hohnlachend den Fuß wieder auf den Nacken. Jammernd krümmſt du dich am Boden. Wie? die Lüge ſollte für immer ſiegen über die Wahrheit, Liſt und Trug über Recht und Tugend? Der heuchleriſche Pfaffe ſollte ungeſtört ſchwelgen im Schweiß und Blut des armen frommen Volks? Unzucht und Büberei ſollten triumphiren über Herzen voll Liebe und Begeiſtrung für des Vaterlandes Wohl? — Ewiger ſtarker Gott, der du dieſe rieſigen Bergſäulen gegründet, als Pfeiler deines Ruhms, wäre das dein Wille? Dann wärſt du ſelbſt eine Lüge, und die Natur, dein heiliges Buch, ein Betrug. Du hätteſt uns die Vernunft nur zu unſrer furchtbaren Qual, zu unſrer gräßlichen Verzweiflung gegeben. Aber du biſt die Wahrheit, deine Werke ſind Wahrheit, und dein Wille bezweckt unſer Glück. Um glücklich zu werden, wurden wir zu vernünftigen Weſen geſchaffen. Aber deinen klaren Willen verhöhnen die eigenſüchtigen Buben, die durch Lug und Trug ſich der Gewalt bemächtigt haben. Die Herrſchaft der Lüge muß in ſich ſelbſt zerfallen. Vernunft und Wahrheit müſſen Sieger bleiben. Drum ſcheid' ich nicht für immer von euch, ihr ſtolzen Alpen. Leuchtet im Abendglanz, glühet im Morgenroth den armen Menſchen in den Hütten an euerm Fuß die Hoffnung auf Freiheit in die verzweiflungsumnachtete Seele! Ich komme wieder, ich komme wieder, meine niedergetretenen Brüder, um euch aufzurichten und euer Haupt mit dem Kranze der Freiheit zu ſchmücken. Vorwärts, Kamraden! wir ſcheiden nicht für immer aus dem Lande Tirol!"

Martha umarmte den begeiſterten Sprecher und küßte ihm die Thräne von der Wange. Dieſes Weib war gebeſſert und veredelt durch den edeln Mann.

Eleonore reichte ihnen die Hand. „Hier laßt uns ſcheiden. Ich kann nicht mit Euch ſtill liegen in dieſem

Lande, und wenn Ihr ſelbſt Euern Wohnſitz in Padua aufſchlagt, was ſoll ich dort?“

„Aber wohin willſt Du?“ fragte Geismaier ſchmerzlich verwundert.

„Direct nach Venedig hinab.“

„Und dann?“

„Auf einem Schiffe weiter.“

„Wohin?“

„Zu Suleiman. Ihm will ich dienen gegen die habsburger Knaben. Ich kenne ſeine Pläne. Bald ſollt Ihr von mir hören!“ —

Ein Kuß, ein Händedruck, und das außerordentliche Weib war hinter dem Bergvorſprung verſchwunden. Langſam und trauernd zog das Häuflein weiter in die Verbannung.

Dreizehntes Kapitel.

Das ſchöne Ziel, die ſchmachvollen Ketten, womit die herrlichen Kräfte Deutſchlands gebunden und niedergehalten wurden, zu zerbrechen, dieſen befreiten Kräften einen ihrer würdigen Spielraum zu geben, das deutſche Reich zu einer Wahrheit zu machen und mit dem Glanze und der Erhabenheit der Freiheit zu umkleiden, dieſes Ziel, dem alle großen und edlen deutſchen Herzen voll glühender Begeiſterung zugejauchzt, es war wieder in die Nebelferne künftiger Jahrhunderte entrückt. Zwei weitgreifende Pläne zur Erreichung deſſelben waren gänzlich geſcheitert, der Plan Franz von Sickingens und ſeiner Freunde, durch Regeneration des Adels, und der Plan Thomas Münzers und ſeiner Genoſſen, durch Verwirklichung der Volksherrſchaft. Sie hatten mit dem Blute ihrer großen Herzen den kühnen Drang bezahlen müſſen, Deutſchland frei und groß zu machen. Wohl gingen die Wogen der geiſtigen Bewegung eine Zeit lang noch hoch, aber die Kraft des Volks war doch gebrochen, und es mußte allmälig in die tiefſte Ohnmacht verſunken, wie ſie ſich denn auch in den beiden folgenden Jahrhunderten, ſchlimm genug, mehr und mehr kund gab. Jetzt glimmte das Feuer noch unter der Aſche, und die ſtille Wuth ohnmächtiger Verzweiflung machte ſich in Prophezeihungen und Hindeutungen auf eine baldige Volkserhebung und Vernichtung aller Tyrannen Luft. Beſonders wurde das Jahr 1530 als das der Erlöſung bezeichnet. Die Bewegung der untern Volksſchichten, in welcher das politiſche Element vorwiegend geweſen, war in einem Meer von Blut ertränkt; die Bewegung der mittlern Volksſchichten in den Städten, welche zumeiſt kirchlicher Natur war, hatte ſich erhalten und trat unverzüglich, nur noch ſtärker hervor, wenn gleich nicht mehr mit dem Schwunge lodernder Begeiſterung, und hatte drei ſtarke Anhaltepunkte, die Fürſten, welche ſich der evangeliſchen Wahrheit zugewandt und in der Durchführung der Reformation nicht nur geiſtige und ſeeliſche Befriedigung, ſondern auch großen weltlichen Vortheil gewannen, die freien Städte, in deren Schooße Handel und Gewerbe blüheten, und in Folge deſſen Wiſſenſchaften und Künſte gediehen und der Aufſchwung der Geiſter nicht gehemmt werden konnte, und endlich der Norden Deutſchlands, der von der politiſchen Bewegung weniger ergriffen worden war und ſich deshalb der kirchlichen mit ungeſchwächter Kraft zuwenden konnte. Aber kirchliche Freiheit kann ohne politiſche Freiheit nie zur vollen geſunden Blüthe gelangen, d. h. zu einer Blüthe, die zur reifen Frucht wird. Das mußten die wittenberger Reformatoren zu ihrem Schmerz erfahren, und Luthern ward das bittre Bekenntniß nicht erſpart, daß er ſich gar ſehr in den Fürſten getäuſcht habe. Es wurde jetzt die Aufgabe dieſer, die Lehre des Evangeliums, als die vermeintliche Quelle aller Freiheitsbeſtrebungen, ebenfalls gänzlich zu unterdrücken, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig, der wüthendſte Haſſer aller Zeitideen und Beſtrebungen, ging ſelbſt nach Spanien zum Kaiſer, um dieſen gegen die Anhänger des Evangeliums zu gewinnen, was ihm um ſo leichter gelang, als Karl ſelbſt nicht von einer höhern Idee beſeelt war und die Zeitbewegung, die er nicht verſtand, als gefährlich haßte und ſich nur zu ſeinen politiſchen Zwecken, ſo lange als er es für gut fand, dienſtbar machte. Beging er doch in Spanien zu derſelben Zeit die unverzeihliche Unklugheit, mit großer Strenge gegen die ruhigen und fleißigen Mauren zu verfahren, und Chriſten aus ihnen zu machen. In Deutſchland befahl er die ungeſchmälerte Vollziehung und Durchführung des wormſer Edicts, d. h. die gänzliche Unterdrückung der evangeliſchen Lehre. Dagegen verbanden ſich die evangeliſchen Fürſten, an deren Spitze der Kurfürſt Johann von Sachſen (ſein Bruder, der weiſe Friedrich, war zur Zeit des wildeſten Bauernkampfes am 5. Mai geſtorben) und der jugendliche Landgraf Philipp von Heſſen ſtanden, und die Städte, deren bedeutendſte Straßburg, Nürnberg und Augsburg waren. Von Volksintereſſen war natürlich keine Rede mehr, es gab nur noch Intereſſen der hätte den Baron gleich zurückgeſchreckt. Ich bin ja ſein Pachter.“

„Das iſt himmliſch! Einen beſſern Mann könnte ich nicht finden. Sehen Sie mein Lieber, ich war lange ſchon in das Fräulein verliebt, wagte mich ihr aber nicht zu entdecken. Ihre bevorſtehende Verlobung mit dem Baron löſte mir die Zunge.“

„So haben Sie früher keinen Liebesumgang mit ihr gehabt?“

„Nicht den mindeſten. Aber nun ſagen Sie mir, Beſter, wann kann ich das Fräulein allein ſprechen?“

Heute iſt's Donnerstag — auf den Sonntag Abend will ich ſie Ihnen zuführen. Wiſſen Sie wohin? In den Schloßgarten am chineſiſchen Häuschen. Punkt Sieben.“

„Aber wie ſoll ich Ihnen dankbar ſein, theuerſter Freund.“

„Fahren Sie nur mit mir nach Birkenfeld und bringen Sie meinen Vater in die Lebensverſicherungsbank.“

„Mit dem größten Vergnügen. „Ich ſpanne meine Troſchke an und hole Sie in einer halben Stunde ab.“ —

In Birkenfeld ſah der Doktor einen dem

Fürſten und der Städte und vor allem Intereſſen des öſtreichiſchen Hauſes. Die Conflicte derſelben traten nun wieder ſcharf hervor. Und da bewährte ſich wieder der alte Glücksſtern dieſer Oeſtreicher. Alles was gegen die beiden Brüder Karl und Ferdinand unternommen wurde, um ihre Macht zu brechen oder wenigſtens zu verringern, ſchlug merkwürdiger Weiſe und meiſt ohne ihr Zuthun zu ihrem Glück und zur Vergrößrung ihrer Macht aus. Wie die Beſiegung der Communeros in Spanien durch den Adel Karln gleichſam zum abſoluten König des Landes gemacht hatte, wie durch das Unterliegen Sickingens und der Bauern in Deutſchland ſeine kaiſerliche Macht geſtiegen war, trotz des Mißverhältniſſes, daß er, der deutſche Kaiſer, in Spanien lebte, wie ſein mächtigſter Feind bei Pavia in ſeine Gefangenſchaft gerathen war, ohne daß er dort oder hier perſönlich für ſich gewirkt hatte, ſo führte auch jetzt der Kampf der dynaſtiſchen Intereſſen mehre Jahre hinter einander zur Vermehrung der Macht und des Glanzes des Hauſes Oeſtreich, und wenn ſie zuweilen auch noch ſo ſehr bedroht waren, freilich zum Unglück der Länder und Völker, einem ſo ſchweren und furchtbaren Unglück, daß es noch nach drei Jahrhunderten, immer neues furchtbares Verderben gebährend, auf ihnen laſtet, wie ein unheimlicher böſer Zauber, den ſie trotz aller Anſtrengung nicht abzuſchütteln vermögen, und von dem die edelſten und beſten Kräfte vernichtet werden.

Während ſeiner Gefangenſchaft in Madrid hatte König

Franz Gelegenheit gefunden, ſeine Verbindung mit dem kriegeriſchen Großſultan Suleiman fortzuſpinnen und ihn um Hülfe gegen Karl anzurufen. Im Divan kam der Vorſchlag des Bei von Algier Chair Eddin Barbaroſſa zur Sprache, für deſſen Ausführung freilich noch gar nichts geſchehen war. Es war davon die Rede, zu gleicher Zeit mit einer von Chair Eddin befehligten Flotte Spanien anzugreifen und mit einem Landheere unter des Großſultans perſönlicher Führung Ungarn raſch zu erobern und von da in Oberitalien einzufallen, und ſo die Macht des Kaiſers zu brechen. Der Ausführung dieſes genialen großartigen Planes ſtand nichts im Wege; denn weder Spanien noch Neapel hatten eine Seemacht, die ſie einer ſolchen Flotte hätten entgegenſtellen, und keinen Seehelden, der ſich mit Barbaroſſa hätte meſſen können. Ebenſowenig vermochte Ungarn einen ſolchen Sturm aufzuhalten. Die königliche Macht hatte ſich trotz aller Anſtrengung der jungen Königin nicht wieder heben können; denn ihr alter Feind Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, arbeitete ihr mit Erfolg entgegen und hatte unter dem Adel eine große Partei, nicht minder wandte ſich ihm die über die reformatoriſchen Beſtrebungen der Königin erbitterte Geiſtlichkeit zu. Das ganze Reich war durch den immer heftiger entbrennenden Streit in Verfall gerathen und mußte die Beute Suleimans werden, wenn er nur wollte. War aber Ungarn in ſeinen Händen, ſo ſtand ihm durch Kärnthen und Krain Oberitalien offen. Da war es ein Glück für die beiden Habsburger, daß Suleimans Tapferkeit nicht an Planen feſthielt und nur das Ergebniß augenblicklicher Launen und Gelüſte war. Wäre er nicht von vorn herein gegen den Seekrieg eingenommen geweſen, weil er ihn nicht kannte und ſich nicht perſönlich dabei betheiligen konnte, und weil er die großen Ausgaben für eine Flotte ſcheute, ſo hätte ſeit der Unterwerfung Chair Eddins bis jetzt eine Seemacht geſchaffen werden können, welche ganz Spanien und Unteritalien bezwungen; und hätte ein Landheer von Oberitalien her dieſen Angriff unterſtützt, ſo hätte das Staatenverhältniß Europa's ſchnell eine ganz andere Geſtaltung gewinnen müſſen. Aber eine Flotte konnte nun nicht ſchnell geſchaffen werden, und Chair Eddin war zu fern, um ihn befragen zu können. Der Haupttheil des Unternehmens mußte unterbleiben; denn Suleimans Laune wollte den Feldzug ſo raſch als möglich begonnen haben. Ein gewaltiges Heer kam in den erſten Monaten des Jahrs 1526 zuſammen, es war über hunderttauſend Mann ſtark. Mit ihm brach der junge Sultan in der letzten Woche des April gegen Ungarn auf. Unaufhörlich zogen ihm Verſtärkungen zu.

In Ungarn waren in der allgemeinen Verwirrung ſo gut wie gar keine Vorbereitungen getroffen. Die Mannſchaften waren vom König zwar einberufen, aber Niemand hatte ſich geſtellt. Von der ausgeſchriebenen Contribution war nichts eingekommen. Die Königin wandte ſich in ihrer Verzweiflung mit rührender Bitte wieder nach Kremnitz an Turzoin, um durch deſſen Vermittlung ein Darleben von Anton Fugger zu erhalten. Es wurden Boten nach Augsburg geſchickt, und mit Mühe gelang es fünftauſend Gulden auf die Neuſobler Bergwerke von dem vorſichtigen Fugger zu erhalten. Das war das ganze Geld, womit der Krieg gegen den eroberungsluſtigen Großſultan geführt werden ſollte. Ebenſo armſelig war's mit dem Heere beſtellt. Mit einem Gefolge von dreitauſend Mann ging König Ludwig ins Feld. Es war ein trauriger Anblick, den zwanzigjährigen Knaben mit dieſem Häuflein ausziehen zu ſehen. Die Königin weinte herzlich; ihr ahnete das Schickſal des Kindes, an das ſie durch die Staatskunſt ihres Großvaters gekettet war. Das osmaniſche Heer, bis zu der furchtbaren Stärke von dreimal hunderttauſend Mann angewachſen, wälzte ſich an der Donau herauf; das ungariſche war mit Noth und Mühe auf zehntauſend Mann gebracht worden und ſtieg endlich durch böhmiſch-mähriſche und andre Zuzüge auf vierundzwanzigtauſend Mann. Die Magnaten weigerten ſich ohne den König vorzurücken. König Ludwig ſagte mit dem Muthe der Verzweiflung: „Ich ſehe mein Kopf ſoll für den ihren haften: wohlan! ich will ihn hintragen.“ — In der Ebne von Mohacz ſtießen die feindlichen Heere aufeinander. Mit der Tapferkeit des Todesmuthes warfen ſich die Ungarn den Türken entgegen und erlitten eine furchtbare Niederlage. Die beſten Leute fielen; die Uebrigen ſtürzten ſich in wilde Flucht. Dem unglücklichen Königsjüngling war nicht einmal beſchieden, in der Schlacht zu fallen; viel elender und jämmerlicher ſollte er umkommen. Hinter einem Schleſier her, der ihm den Weg zeigte, war er ſchon durch die ſchwarze ſumpfige Lache, die die Ebne durchſchneidet, geſetzt; ſein Pferd klimmte bereits das andre ſteile Ufer hinauf, als es ausglitt und zurückſtürzte. Der arme König erſtickte in dem ſtinkenden Moraſt.

Die Königin floh nach Kremnitz und mit Turzoins Hülfe weiter nach Wien und Tirol zu ihrem Bruder Ferdinand.

Dem ſiegreichen Suleiman wurden die Schlüſſel von Ofen entgegengebracht; er feierte das Beiramfeſt daſelbſt. Jedermann erwartete, daß er ſeine Waffen unverzüglich nach Oeſtreich und Italien tragen werde, und Beſtürzung und Furcht waren im ganzen deutſchen Reiche unermeßlich groß. Nirgend wäre an einen ernſtlichen nachdrücklichen Widerſtand zu denken geweſen. Aber in einer ſeiner unbegreiflichen Launen ging Suleiman ſiegestrunken und ſtolz zu ſeiner ſchönen Roxelane zurück und bekümmerte ſich ebenſowenig um die Behauptung der eroberten Plätze, als um ſeine, dem Könige Franz gemachten Verſprechungen.

In Ungarn trat ſofort der Woiwode von Siebenbürgen Johann Zapolya als Kronbewerber auf, unterſtützt von Suleiman und von einem tüchtigen Heere, und er wurde am 11. November 1526 zu Stuhlweißenburg zum König gewählt.

Um die böhmiſche Königskrone bewarb ſich der Herzog Wilhelm von Bayern. Gegen ihn und den Woiwoden machte der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich ſeine Familienanſprüche auf beide Königskronen geltend. Nicht allein auf die alten Verbrüderungs- und Erbtractate ſich ſtützend, auch als Gemahl der böhmiſch-ungariſchen Königstochter und als Bruder der verwittweten Königin von Ungarn und Böhmen, fand ſeine Anſprache vielen Anklang. Und er unterſtützte ſie in Böhmen durch Gnadenverleihungen und Verſprechungen an die Großen, durch Uebernahme eines Theils der Staatsſchuld, durch Schmeicheleien und Zuſagen an das Volk. So wurde er am 23. October 1526 zum König von Böhmen erwählt. Seine Schweſter Maria hatte perſönlich für ihn in Böhmen gewirkt, ſie wirkte auch perſönlich für ihn in Ungarn, und ihr großer Anhang war bald auf Ferdinands Seite. Anton Fugger mit kaltem ruhigen Scharfblick erkennend, daß der Moment der mächtigſten Erhebung des öſtreichiſchen Hauſes gekommen ſei uud damit, wenn er ſich klug benehme, die Erhebung des Hauſes Fugger, unterſtützte den Erzherzog nicht nur mit großen Summen, ſondern er reiſete zu Anfang des Jahrs 1527 ſelbſt nach Ungarn und gewann ganz im Stillen viele Magnaten für den Erzherzog mit — Kremnitzer Dukaten. Als nun Ferdinand, der am 24. Februar, dem Geburtstage ſeines Bruders in Prag gekrönt worden war, mit einem ſtattlichen, zumeiſt aus Deutſchen beſtehenden Heere nach

Ungarn zog, fielen ihm jene mit dem fuggerſchen Golde ſchon beſiegten Herren ſchaarenweis zu, und nach einem Sieg über Zapolya bei Tokai konnte ſich Ferdinand am 3. November auch in Stuhlweißenburg zum König von Ungarn krönen laſſen. Die Unternehmungen der Feinde des öſtreichiſchen Hauſes hatten ihm alſo zu den beiden neuen Kronen verholfen.

Nach dieſer Wendung der Dinge begriff Suleiman, daß er aus Ungarn nicht wieder heim hätte kehren ſollen, und um dieſen Fehler wieder gut zu machen, nahm er im folgenden Jahre große Rüſtungen zu dem zuerſt beabſichtigten Kriegszuge vor. Mit Chair Eddin und König Franz trat er in engere Verbindung, der Erſtere ſollte nun endlich die Flotte ſchaffen, wozu er ſich ſchon längſt erboten, der Andre ſollte die Wege nach Italien frei halten. Gegen dieſen beabſichtigten Türkenzug rüſtete auch das deutſche Reich mit Macht, das von einer neuen Erhebung der Bauern nun nichts mehr zu fürchten hatte.

Denn die Verbindung des Papſtes mit dem wortbrüchigen Frankenkönige gegen den Kaiſer förderte die Sache der Evangeliſchen in Deutſchland, und der Reichstag zu Speier 1526 lieferte den Beweis, daß der Kaiſer nun gar nicht mehr ernſtlich gewillt ſei, auf die Erfüllung des wormſer Edicts ſtreng zu dringen. Die Wurzeln des Evangeliums, durch den unſeligen Ausgang des Bauernkriegs ſo gefährlich gelockert, fanden dadurch Kraft und Zeit, ſich wieder zu befeſtigen. Um deſto dankbarer rüſteten ſich die Evangeliſchen zum Türkenkriege.

Aber nicht allein für Ferdinand, auch für Karl war das Jahr 1527 ein glückbringendes. Zu derſelben Zeit als jener die böhmiſche Krone gewann und ſich rüſtete die ungariſche zu gewinnen, ließ Georg von Frundsberg in des Kaiſers Namen und Auftrag die Werbetrommel in den oberländiſchen Reichsſtädten rühren, und Alles lief ihm zu, weil es gegen den Papſt, den Hauptfeind des Evangeliums, gehen ſollte. Tauſende der armen Bauern fanden als Landsknechte in dieſem Heere nicht nur Unterhalt, ſondern auch Ausſicht auf Befriedigung ihres Rachegefühls. Auch Frundsbergs bekannter Geſinnung war der Kriegszug gegen den Papſt ſehr angemeſſen. Da der Kaiſer wenig Geld geben konnte und Ferdinand alle ſeine Hülfsquellen für ſeine eignen Zwecke in Anſpruch zu nehmen genöthigt war, ſo verwendete Frundsberg ſein eignes Vermögen zur Anwerbung und auf den erſten Unterhalt der Söldner. Die Fugger gaben zwar wieder Einiges her, aber es war doch nicht möglich ihnen noch mehr abzufordern, da ſie ſchon ſo große Summen gegeben hatten.

Was im Spätherbſt mit Frundsberg nicht über die Alpen zog, ging im Frühjahr mit dem Erzherzog nach Ungarn. Es war eine allgemeine kriegeriſche Bewegung in Deutſchland, namentlich im ſüdlichen, und alle Unzufriedenen, alle die der Zeitgeiſt trieb, und die ſich im Jahr zuvor ſchmerzlich getäuſcht geſehen und auf den wortbrüchigen Erzherzog gegrollt hatten, waren jetzt plötzlich mit ihm und dem Kaiſer ausgeſöhnt, weil ſie, die beiden habsburger Brüder, ein deutſches Heer gegen Rom und den Papſt ſchicken wollten. Alle Straßen nach Tirol waren voll Menſchenzüge; denn Meran und Botzen waren die Sammelplätze des frundsbergiſchen Heers, und außer dem gemeinen Volk ging da eine Menge junger Leute aus den angeſehenſten Häuſern der Städte mit; jenes fragte nicht nach der ſchlechten Löhnung, welche Frundsberg bieten konnte, dieſe dienten ganz umſonſt. Von Jenen kamen zwölf-, von dieſen viertauſend Mann zuſammen, alle begeiſtert, alle willig die größten Strapatzen zu ertragen; denn es ging gegen den Papſt. In dieſem Zuge iſt der Hauptgrund zu ſuchen, daß jede weitere Erhebung des gemeinen Mannes in Süddeutſchland unterblieb; der revolutionäre Volksgeiſt ſtürzte ſich in eine andre ihm vom Kaiſer ſelbſt eröffnete Bahn; der gute Deutſche hatte nun kaiſerliche Erlaubniß oder vielmehr Befehl gegen Papſt und römiſche Kleriſei feindlich zu verfahren.

Nach einem wahrhaft verwegenen Zuge über die gefährlichſten Alpenpäſſe der Sarkaberge, eigentlich nur auf einem ſtets an Abgründen ſich hinziehenden Felſenfußſteig — um die wohlbeſetzte Klauſe von Verona zu umgehen — und nach einem nicht minder kühnen Uebergang über den

Po, ſtets geneckt vom Heere der Ligue, vereinigte ſich Frundsberg mit Bourbon, der in Mailand gelegen, am 12. Februar bei Firenzuola, und beide zogen mit den verbündeten Heeren unverzüglich auf Rom zu. Bourbon haßte den Papſt noch mehr als Frundsberg; denn Clemens hatte es verhindert, was der Kaiſer ſo eifrig betrieben, daß er Herzog von Mailand werde. Und wie ihre Heerführer, ſo brannten Spanier und Deutſche gleich vor Begierde, Rom zu erobern, die ſeit Jahrhunderten dort aufgehäuften Schätze zu plündern, den Papſt zu vertreiben. Das Heer hatte eine ungeheure Summe rückſtändigen Sold vom Kaiſer zu fordern, aber es fragte nicht danach und gedachte ſich in Rom bezahlt zu machen. Aber kaum verlautete auch, der Papſt wolle unterhandeln und habe einen Geſandten geſchickt, ſo brach die Meuterei im Lager mit ſolcher Wuth los, daß Bourbon nur durch ſchnelle Flucht das Leben rettete. Frundsberg wurde, als die Landsknechte nicht auf ſeine väterliche Ermahnung hörten, von einem Schlagfluß getroffen, dem ſchwere Krankheit folgte, von der er nicht wieder geneſen ſollte, ſo daß er zur fernern Führung des Heers untauglich blieb. Es war ein bittres Loos für den ausgezeichneten Mann, auf ſo unrühmliche Weiſe ſeine Heldenlaufbahn beſchließen zu müſſen.

Das über dieſen Schlag ſchmerzlich betroffne und reumüthige Heer bat jetzt den Herzog von Bourbon, es nur ohne Verzug fort nach Rom zu führen. Nach mancherlei

Anſehen nach kränklichen Mann, und wollte ſich pflichtgemäß nach allen Geſundheitsumſtänden des alten Altfuchs erkundigen; da zog ihn der Sohn bei Seite, und ſagte: „Laſſen Sie das gut ſein, mein beſter Doktor; mein Vater möchte ſonſt die Sache merken.“

„Aber er ſcheint mir ſehr ungeſund. Ich handle gegen meine Pflicht.“

„Ei was! Eine Hand wäſcht die Andre. Sie bekommen das ſchöne Fräulein durch meine Hand, und mein Vater kommt durch die Ihrige in die Lebensverſicherungsbank. So heben wir gegenſeitig auf.“

„Meine Pflicht gegen die Bankherrn in London — —“

„Hab' ich nicht auch Pflichten gegen die gnädige Frau Pathe? Nehmen Sie's genau, muß ich's auch genau nehmen. Kommt der Alte nicht in die Bank, bekommen Sie die Gunde nicht. Das ſchwöre ich Ihnen zu.“

„Na, es ſind ja Engländer, die uns Deutſche um genug betrogen haben,“ tröſtete ſich der gewiſſenloſe Arzt.

„Das will ich auch meinen,“ lächelte der Landkommiſſär. Und Trautmann ſtellte dem an

Fährlichkeiten und Verhandlungen langte Bourbon mit dem ſpaniſch-deutſchen Heere am 5. Mai Abends vor Rom an und ſtürmte ſchon am 6. früh die Stadt; denn ein anſehnliches italieniſch-franzöſiſches Heer war ihm im Rücken. — In dem Augenblick, als der Herzog eine Sturmleiter hinaufſtieg, traf ihn eine Kugel in den Unterleib, woran er nach einigen Stunden den Geiſt aufgab. Die Stadt wurde genommen und in den nächſten Tagen geplündert, mehr als zehn Millionen Goldes fiel dem ſiegreichen Heere in die Hände, wovon die Spanier und Neapolitaner das Meiſte, die gutmüthigen Deutſchen — froh, daß ſie nur wieder zu eſſen und zu trinken hatten — das Wenigſte erhielten. Der in der Engelsburg gefangen gehaltene Papſt hoffte vergebens auf Befreiung durch das Heer der Ligue; es ließ ihn im Stich, und er mußte ſich, verhöhnt und verſpottet, zur Annahme harter Bedingungen verſtehen.

Aber bald brachen die Folgen unerhörter Schwelgereien, Peſt, Meuterei und Unordnung aller Art die Kraft des ſiegreichen Heers, und der Sieg wurde durch die Beſtialität der Sieger verkümmert. Der Prinz von Oranien, an Bourbons Stelle Oberanführer, mußte vor dem Grimm der Söldner ſchimpflich aus der Stadt fliehen, weil der Sold trotz aller erbeuteten Schätze und der Verſprechungen des Papſtes nicht gezahlt werden konnte. Alle Zucht und Ordnung hörte auf, die Peſt wüthete furchtbar, und in der erſten Hälfte des Juli verließen Spanier

Italiener und Deutſche nacheinander die Stadt und zogen zerſtörend im Lande herum, bis die Deutſchen in der ſchlechteſten Verfaſſung gegen Ende des September nach Rom zurückkehrten, um den Papſt zur Zahlung der verſprochnen Summen als ihres Kriegsſolds zu zwingen. Die Ligue, zu welcher auch der König von England getreten war, ſandte ſogleich ein neues franzöſiſches Heer nach Italien und im Herbſt dem Kaiſer eine neue Kriegserklärung nach Spanien. Ganz Italien war in einer furchtbaren Verwirrung; am ſchlimmſten ging es aber in Rom ſelbſt zu, der Papſt konnte oder wollte das in den Verträgen mit den kaiſerlichen Bevollmächtigten und den Hauptleuten der Söldner verſprochne Geld nicht ſchaffen und entfloh endlich in der Nacht des 6. December verkleidet aus der Stadt, eben als ſeine Befreiung vor der Thüre war und die Ordnung zurückzukehren begann. Der Prinz von Oranien kehrte nun in die Stadt zurück, nahm ſeinen Poſten wieder ein und führte das zuſammengeſchmolzene Heer am 17. Februar 1528 aus der Stadt nach Neapel, welches von dem ſtarken und tüchtigen franzöſiſchen Heere unter dem Marſchall Lautrec ernſtlich bedroht wurde. Es ſchien ein paar Wochen lang, als wolle ſich das Zünglein des Kriegsglücks wieder auf die Seite des Franzoſenkönigs neigen, aber plötzlich brachen in dem franzöſiſchen Heere vor Neapel Peſt und Hungersnoth ſo furchtbar aus, und die Trümmer des Bourbon-Frundsbergiſchen Heers, welches die Stadt vertheidigte, machten ſo verzweifelte Ausfälle auf die Franzoſen, daß das ganze Heer mit ſeinem Marſchall erlag und gänzlich aufgerieben wurde. Selbſt die ſchreckliche Gottesgeißel wüthete zu Gunſten des jungen Kaiſers, und mit ihrer und der Hülfe des ſpaniſch-deutſchen Heers wurden ſeine Feinde abermals niedergeworfen. Der Anfang des Jahrs 1529 ſah ihn als unbezwungenen Herrn von Italien. Der gedemüthigte Papſt ſah ſich genöthigt, am 29. Juni 1529 Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen, worin er deſſen Herrſchaft in Italien anerkannte, nur um die Florentiner wieder zu bezwingen, die die Mediceer verjagt und ſich ganz von Clemens losgeſagt hatten. Der Kaiſer verband ſich dem Papſte aber auf ſolche Weiſe und machte ihm ſo ſchöne Conceſſionen, daß die Evangeliſchen in Deutſchland bald genug die Wirkung verſpürten.

Dieſem Friedensſchluß folgte bald der zweite zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich. Er wurde von der Mutter des Königs, Luiſe von Savoyen, und der Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Margaretha, die jener einſt als Herzogin von Savoyen ſo nah geſtanden hatte, zu Cambrai am 25. Auguſt geſchloſſen, weshalb er der Damenfriede genannt wurde. In Folge deſſelben wurde des Kaiſers Schweſter Eleonore, verwittwete Königin von Portugal, gleich darauf Gemahlin des Königs Franz von Frankreich, und die beiden erbitterten Feinde waren nun Schwäger.

Während hier im Weſten Alles zu Glück und Macht des habsburger Herrſcherhauſes ausſchlug, brauſte aus Oſten ein neuer Sturm wider daſſelbe heran, der all dieß Glück und dieſe Macht zu vernichten drohete: Suleiman erhob ſich mit dritthalbhunderttauſend Mann zum heiligen Kriege, um die Habsburger und mit ihnen das ganze Chriſtenthum zu ſtürzen. Ehe der Kaiſer noch den Frieden mit dem Papſt und König Franz abgeſchloſſen hatte, war Suleiman Herr von ganz Ungarn, in welchem ihm König Ferdinand keine Macht entgegenzuſtellen hatte, und am 26. September langte er mit dem ungeheuern Heere vor Wien an und ſchlug ſein Lager auf. Suleiman hatte begriffen, welch einen Fehler er gemacht, als er vor drei Jahren auf ſeinem Siegszug umgekehrt und wieder nach Hauſe gezogen war; er wollte ihn jetzt wieder gut machen und hatte ſeine Einrichtung getroffen, um drei Jahre von Konſtantinopel entfernt zu ſein. Bald mußte er zu ſeinem Schrecken inne werden, daß es zu ſpät war, und er jetzt nicht mehr verrichten konnte, wozu vor drei Jahren die günſtigſten Umſtände geweſen waren. Drei furchtbare Stürme auf die Stadt ſchlug die heldenmüthige Beſatzung, aus vier deutſchen und einem böhmiſchen Regimente beſtehend, ſo tapfer zurück, daß Suleiman genöthigt war, am 15. October die Belagerung aufzuheben und den Rückzug anzutreten, um ſein Heer nicht in Deutſchland aufgerieben zu ſehen. Ungarn blieb aber in ſeinen Händen; denn dem König Ferdinand fehlten Macht und Mittel, aus dem Siege der wiener

Beſatzung die rechten Vortheile zu ziehen und den Sultan zu verfolgen. Zapolya ward vom Großſultan zum König von Ungarn erhoben. Von Deutſchland und der Chriſtenheit und insbeſondere von den Habsburgern war jedoch die Gefahr abgewendet.

Die kirchliche Bewegung in Deutſchland war in den letzten drei Jahren voll Kampf immer mächtiger geworden. Im Kurfürſtenthum Sachſen, in Heſſen und in den freien Reichsſtädten bildete ſich das neue Kirchenthum mehr und mehr aus und gewann feſtere Geſtaltung. Der junge Landgraf gründete in Marburg die erſte evangeliſche Univerſität; aber ſchon zeigte ſich eine Spaltung zwiſchen den ſchweizer und den wittenberger Reformatoren.

In Augsburg theilten ſchon am Chriſtfeſte 1526 Dr. Froſch und Urban Regius, an welche ſich Kaspar Huberin und Johann Schmidt anſchloſſen, zu St. Anna das vom Rath freigegebene Abendmahl unter beiden Geſtalten aus. Die Karmeliter legten bis auf wenige ihr Ordenskleid ab und vertheidigten in einer eignen Schrift ihren Austritt. Im folgenden Jahre verheiratheten ſich die Meiſten nach dem Beiſpiel ihres Priors Froſch und des Predigers Regius. An dem Hin- und Herwogen der öffentlichen kirchlichen Kämpfe nahm die Stadt den lebhafteſten Antheil. Ihre, wie Ulms und Nürnbergs Abgeordnete ſaßen überall im Rathe der evangeliſchen Stände, und das Wort derſelben war nicht ſelten von entſcheidender Wichtigkeit, namentlich auf den Reichstagen zu Speier 1526 und 1529. Als der Kaiſer ſich im Jahre 1528 zur Ausſöhnung mit dem Papſte ſo willfährig zeigte und den evangeliſchen Deutſchen merken ließ, daß ſie abermals von ihm hintergangen waren, ließ er auch den augsburger Stadtrath durch ſeinen Vicekanzler, Propſt von Waldkirchen bedeuten, die Stadt ſei bei ihm in Ungnade gefallen, weil ſie die Religion verändert habe, und ſie ernſtlich vermahnen, der neuen Lehre zu entſagen. Da zeigte ſich recht deutlich die der erſten freien Reichsſtadt inwohnende moraliſche Kraft. Die ausgeſprochne Willensäußerung des Kaiſers hatte nur ein engeres Anſchließen an das geiſtesverwandte Ulm zum Schutze der evangeliſchen Lehre zur Folge. Nun gerade wurde auf allen Kanzeln der Stadt evangeliſch gepredigt, ja als auf dem Reichstage zu Speier 1529 die Sache der Evangeliſchen in Folge des Friedensſchluſſes zwiſchen Kaiſer und Papſt und dem dadurch bewirkten engern Zuſammentreten der altgläubigen Stände, wieder eine üble Wendung nahm, trat der Rath in Augsburg erſt recht entſchieden auf und ſagte den bedrohten verehelichten Prieſtern ſeinen Schutz zu. Aber mit derſelben Entſchiedenheit verfuhr er auch gegen alle Ausſchreitungen, namentlich gegen die ſich immer wieder erhebenden Bilderſtürmer, und verfuhr ſogar mit grauſamer Strenge gegen die Wiedertäufer.

Mit dem Hauſe Fugger und denen, die ihm nah ſtanden, gingen in dieſen vier Jahren einige Veränderungen vor. Die beiden Häupter des Hauſes, Raimund und Anton ſchloſſen ſich der biſchöflichen Partei enger an, und der Letztere war ſogar ein Haupt derſelben. Ebenſo feſt hielten ſie am habsburger Hauſe, und brachen mit den Baiernherzögen, welche erſt nach der böhmiſchen Königskrone geſtrebt hatten und nun ſogar an die Möglichkeit dachten, die Kaiſerkrone zu gewinnen, und deshalb in Verbindung mit Zapolya traten, allen Geſchäftsverkehr ab. Anton war wieder ein ſo eiſerner Anhänger der Habsburger und der päpſtlichen Macht, wie Jakob in ſeiner Jugend geweſen war, nur nicht mit der Gemüthlichkeit deſſelben. Erſt 1527 verheirathete er ſich in ſeinem fünfunddreißigſten Jahre mit Anna Rehlinger von Horgau, einer Nichte des Bürgermeiſters und den erſten Familien der Stadt entſprungen, und bezog mit ihr das Haus Jakobs am Weinmarkt, das ihm die Tante Sibylle überlaſſen hatte. Bei ihm blieben Junker Martin, der nach Jakob Fuggers Tod den Geſchlechtsnamen „van der Voort“ erhalten. Regina Turzoin bezog mit der Tante Sibylle ein andres Haus. Martin blieb tiefſinnig und behielt ſein ſtilles ſcheues Weſen. Selten ſprach er ein Wort, aber er war ein guter und fleißiger Arbeiter auf der Schreibſtube und führte jedes ihm aufgetragene Geſchäft mit der größten Pünktlichkeit aus, ſo daß er für das Haus einen ſehr brauchbaren Mann abgab. Auch Raimund Mohr hatte ſich allmälig an die Geſchäfte gewöhnt und arbeitete täglich mit auf der Schreibſtube, obgleich nie mit großer

Luſt. Mit ſeinem vierundzwanzigſten Jahre ſollte er Reginas Gatte werden; ſo hatte es Jakob Fugger verordnet, und ſein Wille war ſeinen Neffen in jeder Beziehung heilig.

Hieronymus führte ſein eignes Geſchäft fort und lebte meiſt in Augsburg. Wenn er auch genöthigt war, eine Reiſe nach Tirol zu machen, immer kehrte er ſobald als möglich zurück; denn in den Mauern des Katharinenkloſters leuchtete ſtill der Stern, der ihn anzog, obgleich für ihn, nach Art der Sterne, unerreichbar. Johanna von Sickingen hatte ſich als Nonne einkleiden laſſen. Hieronymus ſah ſie ſelten, aber ſie zu ſehen machte all ſein Glück aus. In ſtiller Wehmuth verlebte er ſeine Tage und wies alle Aufforderungen ſeiner Verwandten und Freunde, ſich zu verheirathen, mit reſignirtem Lächeln zurück. Nur wenn er ſeine Schweſter Felicitas im Kloſter beſuchte, wich die trübe Wolke von ſeiner bleichen Stirn; denn dann trat Johanna an Felicitas' Arm in das Sprachzimmer, und eine Stunde verflog ihm, deren Wonne den Kummer ſeiner Tage aufwog. Offen trat er zur neuen evangeliſchen Kirche über, als die Bekenner der wittenberger Lehre ſich förmlich vom Papſt losſagten, und er ward deshalb von ſeiner Tante Sibylle vorzüglich gern gelitten.

Bübenhoven hatte einige Zeit dem fuggerſchen Hauſe in Antwerpen vorgeſtanden, dann aber die Bitte der Erzherzogin Statthalterin, ſeiner Gönnerin, erfüllt, und war als ihr Hofmeiſter und Cavalier in ihre Dienſte getreten. Er widmete ſich ganz der hohen Frau, zumal ſie ſeit einiger Zeit kränkelte.

Georg Frundsberg, der vieljährige Freund des fuggerſchen Hauſes, war krank und elend, im Geleite ſeines Sohnes Kaspar, in einer Sänfte über das hohe Gebirge von Graubündten nach Mindelheim zu ſeiner Hausfrau zurückgekehrt. Ueber Jahr und Tag hatte er an ſchwerem Gebreſte in Ferrara als Gaſt des Herzogs Anton gelegen, ſelbſt als dieſer ſich gegen den Kaiſer wandte. Im Anfang des Jahrs 1528 war ſein Sohn Melchior als kaiſerlicher Hauptmann in Rom an der Peſt geſtorben, und er ſelbſt endete nach ſehr trüben Erfahrungen, unter denen der Undank der Habsburger eine der ſchlimmſten war, acht Tage nach ſeiner Ankunft auf ſeinem Schloſſe zu Mindelheim am 20. Auguſt, erſt 53 Jahre alt. Alle kaiſerlichen Feldoberſten waren von der Lebensbühne abgetreten. Auch der gräßliche Truchſeß ſtarb um dieſe Zeit in grämlicher Stimmung über ſeine Blutthaten, die ihm vom ſchwäbiſchen Bunde ſchlechten, vom Erzherzog Ferdinand nur kurzen kalten Dank eingebracht. Der eitle tyranniſche Erzbiſchof von Salzburg endete in Blödſinn. So waren ſie Alle hinab, die Männer der Gewalt und jener bedenklichen dem habsburger Hauſe gewidmeten Treue, jene Männer, die mit eiſerner Fauſt und liſtigen Ränken in die fortſchreitende Entwicklung des einem herrlichen Ziele, dem Volksglück, zuſtrebenden Zeitgeiſtes hemmend und zerſtörend eingewirkt, die den jungen Kaiſer auf eine Stufe der Macht gehoben, auf welcher vor ihm kaum je ein deutſcher Kaiſer geſtanden, und der das Alles ruhig und kalt hinnahm, als verſtände es ſich von ſelbſt, und dem Andenken ſeiner Förderer kaum eine Ehre erwies. Ein neues Geſchlecht ſtand auf der Lebensbühne, im herzloſen Ränkeſpiel der Politik, im Verhöhnen aller großen und edeln Gefühle, die der beſſere Theil der Nation eine Zeitlang gehegt, aufgewachſen. Man ſang Spottlieder auf die unterlegnen Bauern, man beſchimpfte das Andenken ihrer Häupter. Mit welchem Unflath der Geſinnung wurde nicht Thomas Münzers Name überſchüttet! — Selbſt die kirchliche Angelegenheit war zum kalten diplomatiſchen Streit geworden, voller Ränke, voller Ingrimm, aber aller Begeiſterung leer. Ein böſer Froſt lag auf den Geiſtern, deren würdiger Repräſentant der herzloſe Kaiſer ſelbſt war.

Ein Glück für das Haus Fugger, daß der Segen Meiſter Jakobs darauf ruhete.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſchwerer Krankheit leidenden Pachter Altfuchs zu Birkenfeld das beſte Geſundheitszeugniß aus.

Nachmittags machte ſich Betty viel um ihre Herrin zu ſchaffen, und dieſe ſah es der Kleinen an, daß ſie etwas auf dem Gewiſſen habe. Endlich begann ſie: „Der Herr Fink iſt ein recht mitleidiger Menſch.“

„Haſt du das erfahren?“

„Ei ja wohl! Er weinte vorhin faſt.“

„Worüber?“

„Ueber Ihr Unglück, gnädiges Fräulein.“

„Was weiß der Menſch von mir?“

„Er ſagte, Sie würden als Frau Baronin ſehr unglücklich werden. Für den paſſe nur eine dumme Frau, die ſeine Dummheit nicht überſähe, oder eine leichtſinnige, die ſich ſchadlos zu halten wiſſe.“

„Pfui! Was ſind das für Reden eines Kammerdieners von ſeinem Herrn!“

„O, er hat mir noch mehr geſagt!“

„Wirklich! und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Daß der Landkommiſſär Altfuchs ein junger Fuchs ſei.“

„Was ſoll das heißen?“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein deutſcher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1850.

Das Haus Fugger.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Der große Reichstag zu Augsburg und der Zug nach Tunis.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1850.

Erſtes Kapitel.

Welch ein Pomp! — Kaiſer Karl feiert ſeinen dreißigſten Geburtstag mit ſeiner Kaiſerkrönung von der Hand des Papſtes zu Bologna. — —

Am 27. Juli war er in Barcelona zu Schiffe geſtiegen, am 12. Auguſt in Genua ans Land getreten. Andreas Doria, der berühmte Genueſe, führte ihn. Ein großes Gefolge aus dem vornehmſten und reichſten Adel der ſpaniſchen Königreiche begleitete ihn auf der wichtigen Reiſe. Zehntauſend ſpaniſche Soldaten wurden mit ihm auf der ſpaniſch-italieniſchen Flotte von Barcelona nach Genua übergeſetzt. Es war Alles gethan, ihn in der Herrlichkeit und Macht des Siegers, in der Pracht und Größe des erſten Fürſten des Erdkreiſes zu zeigen. Er wußte was er that, dieſer kalte verſchloſſene ſchlaue Karl, als er mit ſolchem Schaugepränge den Fuß auf die italieniſche

Erde ſetzte und von da nach Deutſchland zu ziehen gedachte. Sieben volle Jahre hatte er die Länder des heiligen römiſchen Reiches nicht geſehen, hatte Spanien in dieſer Zeit nicht verlaſſen. Es waren gerade die wichtigſten Jahre im Leben des Menſchen, die Jahre der Reiſe und feſten Geſtaltung des Charakters, die Jahre der Ausprägung und Vollendung des innern und äußern Menſchen, des Ueberganges aus dem Jünglings- in das Mannesalter. Und wie hatte er ſich ausgebildet! Der deutſche Jüngling, einſt nach Spanien gegangen, um die Erbſchaft der Kronen ſeiner mütterlichen Großeltern anzutreten, dann nur auf nicht volle zwei Jahre zurückgekehrt, um ſich in Aachen zum deutſchen König krönen zu laſſen und den Reichstag zu Worms zu halten, jetzt kam er als ein vollendeter Spanier wieder. Er hatte unter den Spaniern nicht allein ſpaniſch regieren gelernt, er hatte den Geiſt ſeines mütterlichen Großvaters, Ferdinands des Katholiſchen, begriffen und ſich ganz zu eigen gemacht.

Viele Tauſende waren aus ganz Oberitalien herbeigeſtrömt, ihn zu empfangen, zu begrüßen, zu ſehen. Es war ein ſo furchtbares Gedränge, daß Viele erdrückt wurden, Andere vom Quai hinabgeſtürzt in den Gewäſſern des Hafens den Tod fanden.

Dieſer ungeheure Menſchenzudrang, dieſe beiſpielloſe Aufregung in ganz Oberitalien hatten ihren guten Grund. War doch dieſem jungen Kaiſer gelungen, was eigentlich noch keiner ſeiner Vorgänger zu Stande gebracht hatte, ſich zum Herrn von Italien zu machen. Wie waren ſie ſeit Jahrhunderten über die Alpen gekommen, die ſtolzen kriegeriſchen deutſchen Oberfürſten mit mächtigen Heeren, um ſich die Kaiſerkrone des heiligen römiſchen Reichs in Rom aufſetzen zu laſſen und das Land ſich unterthänig zu machen, und wieder vertrieben worden! Und dieſer Karl, dieſer merkwürdige Glücksſohn, hatte das ſtolze Ziel erreicht, ohne ſein perſönliches Zuthun; es war ihm Alles wie im Schlafe zugefallen. Und welch ein mächtiger Gebieter war er! Die neuentdeckte Welt, die ungeheure, deren Umfang man noch nicht einmal kannte, aus der man täglich Seltſameres, Wunderbareres vernahm, und in welcher die Phantaſie ſich in den kühnſten Ausſchweifungen erging, ſie huldigte ihm als ihrem König und Herrn; ganz Spanien war ſein Erbe, Neapel und Sicilien ſein Eigenthum, Burgund und die Niederlande nannte ihn ihren Herzog, Oeſtreich war ſein Stammland, er war deutſcher Kaiſer! So lang es eine Geſchichte gab, hatte die Welt noch keinen ſo mächtigen Monarchen geſehen. Dazu ſeine Siege! Seine Siege; es klang merkwürdig; denn er war doch noch nie in einem ernſtlichen Kriege geweſen, hatte noch keine Schlacht geſehen. Und der ſtolze kriegeriſche Franzoſenkönig, wie der ſtolze kriegeriſche Papſt waren von ſeinen Feldherrn wiederholt geſchlagen und gefangen genommen worden. Der wilde Heinrich von England hatte nichts gegen ihn ausrichten können; das reiche Venedig war gedemüthigt.

Da ſtieg er nun aus dem Schiffe, dieſer Kaiſer, als Triumphator und ritt, von den prächtigen ſpaniſchen Granden umgeben, langſam durch das endlos wogende, ihm unaufhörlich zujauchzende Volk, ein ſchmächtiger, faſt zierlich gebauter junger Mann mit einem bleichen ziemlich unanſehnlichen Geſicht, mit einer ſchwachen Stimme, ohne Stolz, aber auch ohne Majeſtät; nicht wie ein König, nicht wie ein Krieger ausſehend, ſondern wie ein Hofmann. Das war der Günſtling des Glücks, wie die Erde keinen zweiten beſaß. —

Seit faſt vier Jahren war Karl mit der Prinzeſſin Iſabella von Portugal, Tochter des Königs Emanuel und Schweſter des jetzigen Königs Johann des Dritten, vermählt. Damals, als er den König Franz von Frankreich der Gefangenſchaft entlaſſen, war er nach Sevilla zu ſeiner Vermählung gereiſt. Ein Jahr ſpäter war ihm ein Infant geboren worden, dem er ſeines Vaters Namen Philipp gab. Als er jetzt von der Kaiſerin-Königin geſchieden und ihr die Regierung der ſpaniſchen Königreiche übergeben, war ſie abermals geſegneten Leibes und ihre Entbindung von einem zweiten Prinzen wurde dem Kaiſer in der Mitte des folgenden Jahres, als er eben mit dem Papſte zuſammen in Bologna war, gemeldet. Der Infant ſtarb aber wenige Monate nach ſeiner Geburt. — Es war keine Ehe, die die Herzen geſchloſſen. War es doch zweifelhaft, ob Karl überhaupt jener Gemüthsregungen, die man dem Herzen zuſchreibt, fähig war. Die

Jugend wenigſtens, wo jene Gefühle friſch und lauter ſtrömen, war ſchon lang für ihn vorüber. In ſeiner Geſtalt, in ſeinen Geſichtszügen war ſchon deutlich jene Raffinerie der diplomatiſchen Künſte, gepaart mit einer gewiſſen Verdroſſenheit, ausgeprägt, die ihm eine für ſein Alter unheimliche Ruhe und ſelbſt ſeinem Lächeln etwas von der Kälte des Sonnenblicks, der von einem Gletſcher zurückprallt, verlieh.

Bald langten Geſandtſchaften von allen Höfen in Genua an, dem Kaiſer Huldigung und Ergebenheit zu bezeigen. Er hatte gegen alle das höfliche Lächeln und die Verſicherung des Friedens und Wohlwollens. Seinen Feinden zeigte er keine Strenge, im Gegentheil waren die Bedingungen, die er für die Verſöhnung ſtellte, äußerſt billige. All ſein Streben war die Empörung, den Krieg zu erſticken, Ordnung und Ruhe herzuſtellen, die Segnungen des Friedens zu fördern. Von den Florentinern verlangte er ſtreng die Zurückberufung der Medicäer, unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papſtes. Den jungen Herzog Aleſſandro Medici, natürlichen Sohn des Papſtes Clemens von einer Hausmagd, aber für einen Sohn des letzten Herzogs Lorenzo geltend, von den Florentinern zwei Jahre vorher verjagt, beſtimmte Karl zu ſeinem Schwiegerſohne, d. h. zum Gemahl ſeiner ſiebenjährigen natürlichen Tochter Margaretha, und hatte ihn ſtets um ſich.

Inzwiſchen bedrohte der Eroberungszug Suleimans durch Ungarn nach Oeſtreich und ſeine Belagerung Wiens noch einmal Karls Macht in Italien, und Mailand und Venedig glaubten im Großſultan einen mächtigen Erſatz für den König Franz gefunden zu haben. Des Kaiſers Blicke ſchweiften nicht ohne ernſtliche Beſorgniß von Genua nach Wien; aber ſein Glücksſtern zerſtäubte ſchnell die Wolken, und als Suleiman heimzog, war Karls Macht in Italien nur noch feſter gegründet. Deſto billiger und verſöhnlicher zeigte er ſich gegen Mailand und Venedig. Nie war ein klügerer Kaiſer nach Italien gekommen. Nachdem er auch den Herzog von Ferrara wieder zu Gnaden angenommen, ging er zu Anfang Novembers nach Bologna, wo ihn der Papſt erwartete. Das Gepränge war groß von beiden Seiten. Als der prächtige Zug — der Kaiſer im ſilbernen Helm und Küraß auf einem milchweißen Pferde unter dem von den Profeſſoren und Doktoren der Univerſität getragenen Himmel von güldnem Stuck — unter Trompeten und Paukenſchall auf dem Platze vor der Hauptkirche des heiligen Petronius angekommen war, ſtieg Karl vom Pferde und ſchritt auf die geräumige mit koſtbaren Tapeten überkleidete Bühne zu, welche hier aufgeſchlagen war, und auf welcher Papſt Clemens in Pontificalibus mit der Tiara auf dem Haupte, umgeben von Kardinälen und Biſchöfen, ihn erwartete. Während der Kaiſer zwiſchen zwei Kardinälen die Stufen hinaufſtieg, erhob ſich der Papſt und ging ihm einige Schritte entgegen. Oben angelangt, warf ſich Karl auf

„J nun, daß dieſer die ganze Heirath angeſtellt, und immer um Sie herumſchwenzle, um im Trüben zu fiſchen und der Erſatzmann zu werden und mich deshalb ſo ſchnöde behandelt hat.“

„Schrecklich!“ rief Edelgunde und ſchlug die Augen ſchmerzvoll gen Himmel. „Iſt es dahin gekommen, daß dieß der Gegenſtand eurer Unterhaltung iſt? Großer Gott! — — Aber du führſt ſehr vertraute Geſpräche mit Herrn Fink, Mädchen!“

„Nun, ich will es Ihnen nicht länger verheimlichen, daß wir beide ein Liebeshändelchen mit einander haben. Fink iſt vier und vierzig Jahr alt und hat eingeſehen, daß es endlich Zeit iſt, wenn er nicht ein alter zuſammengedörrter Junggeſell werden will. Er hat Wohlgefallen an mir gefunden — — i — und ich — habe nicht Nein geſagt. Er iſt ein hübſcher leidlicher Mann, hat ſich etwas geſpart und ich wäre doch auf keinen Fall bei Ihrer gnädigen Frau Mutter geblieben, wenn Sie aus dem Hauſe gezogen wären, gnädiges Fräulein; denn nur die große Liebe und Anhänglichkeit zu Ihnen hat mich ſo lange gehalten; die Launen und der faſt närriſche Stolz der gnädigen Frau ſind wahrlich unausſtehlich, und die Biſſen dabei ſchmal genug.“

beide Kniee nieder und küßte dem Papſt den Fuß. Clemens hob ihn auf, küßte ihn auf Stirn und Wangen und gab ihm die Hand. Karl ſprach: „Allerheiligſter Vater, ich komme hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit in der Abſicht, die ich ſtets gehabt, mit Euch gemeinſchaftlich zum Beſten der Chriſtenheit, die ſchon lange Noth leidet, zu wirken, und bitte ich Gott, der mir ſo große Gnade erwieſen, er möge unſer Vorhaben ſegnen und machen, daß meine Ankunft allen Chriſten zum Vortheile gereiche.“

Der Papſt erwiederte: „Ich verſichre Ew. Majeſtät, daß ich nichts eifriger, als dieſe unſre Zuſammenkunft gewünſcht; Gott und alle Heiligen mögen mir Zeuge ſein! Und ich bin der göttlichen Majeſtät vielen Dank ſchuldig, daß ſie Euch ſo glücklich hierher gebracht und mir die Freude gönnt, Euch zu ſehen; ferner, daß ſie die Dinge ſo gewendet, daß ich nicht zweifle, es werde durch Eure kaiſerliche Macht nicht nur der Kirche, ſondern auch ganz Europa der Friede wieder gegeben werden.“

Nach dieſer Begrüßung beſchenkten ſie ſich mit einigen Kleinodien und ſtiegen dann von der Bühne unter dem Beifallsruf des Volkes herab, der Kaiſer zur Linken des Papſtes. Jener begab ſich mit mehren Kardinälen in die Kirche, um ſein Gebet zu verrichten, dieſer in ſeinen Palaſt. Zunächſt daran war der Pallaſt des Kaiſers und beide durch eine neuerbaute hölzerne Gallerie verbunden, ſo daß ſie ſich ſprechen konnten, ohne die Straße zu betreten, gerade wie kurz zuvor die beiden Fürſtinnen in Cambrai, als ſie den Friedensſchluß verhandelten.

Und ſie verhandelten auch mit einander im Geheimen, der Papſt und der Kaiſer, über die hölzerne Gallerie herüber und hinüber, und zwar den Weltfrieden, das heißt, die Unterdrückung jedes kräftigen Aufſtrebens des Volksgeiſtes im Staat und in der Kirche, in Italien wie in Deutſchland, ſie verhandelten, daß die lutheriſche und die zwingliſche Ketzerei gewaltſam unterdrückt werden müſſe. Seht da den „deutſchen Kaiſer", der durch deutſche Soldaten, die kampfmuthig und begeiſtert ſeinem Rufe folgten, als er ſie gegen den Papſt führen ließ, ſich zum Herrn von Italien machte und den Papſt gefangen nahm, ſeht ihn ſich mit dem Papſt verbinden und unterhandeln zur Bekämpfung desſelben deutſchen Geiſtes, der nach Befreiung von der Schlangenumarmung des Papſtes rang und deshalb ſo jubelnd und freudig dem Kaiſer gefolgt war! Das iſt die weltberühmte ſpaniſche Kunſt, die Kunſt der Könige. Und doch ſpielten das Oberhaupt des Reichs und das Oberhaupt der Kirche ebenſogut Komödie miteinander, wie vor dem Volke. Sie konnten ſich einander nicht ausſtehen; ſie grollten einander in der tiefſten Seele, keiner traute dem Andern. Aber der Papſt brauchte den Kaiſer gegen die republikaniſchen Florentiner und gegen die Ketzer in Deutſchland, und der Kaiſer brauchte den Papſt gegen Mailand und Venedig, gegen Frankreich und wieder gegen Deutſchland. Mit einem Worte: Jeder brauchte den Andern gegen den mächtig aufſtrebenden und ſich ſeiner Kraft allmälig bewußt werdenden Volksgeiſt. So kam denn ihr Bund zu Stande zur Ehre Gottes und Jeſu Chriſti und zur Erlangung des Friedens und der Ruhe und Ordnung in Europa.

Dann gingen Boten vom Kaiſer aus nach Deutſchland, die Stände des Reichs durch Circularbriefe zu einem großen Reichstage nach Augsburg zu beſcheiden, der am achten Tage des Monats April eröffnet werden ſollte.

Unter den vielfachen und verwickelten Verhandlungen und Abſchlüſſen mit den verſchiedenen italieniſchen Staaten verſtrich die Zeit. Der Kaiſer gewann alle Herzen durch ſeine Güte, ſeine Mäßigung. Nur Florenz, das ſich durchaus dem rachſüchtigen Medicäer auf St. Peters Stuhl nicht fügen wollte, wurde auf Befehl des Kaiſers vom Prinzen von Oranien belagert.

Der Kaiſer hatte gewünſcht, nach Beendigung dieſer Angelegenheiten ſich in Rom krönen zu laſſen und dann erſt nach Neapel zu gehen, bevor er Deutſchland heimſuchte; aber ſein Bruder Ferdinand ſandte ihm Boten auf Boten mit der immer dringendern Mahnung: Karl möge unverzüglich über die Alpen kommen, um dem gefährlichen Geiſte in Deutſchland mit der ganzen Macht ſeines kaiſerlichen Anſehens entgegen zu treten und ihm ſelbſt dann wieder zu Ungarn zu verhelfen. Den Kaiſer trieb es ſelbſt; er gab jenen Plan auf und beſchloß, ſich in Bologna krönen zu laſſen. Er beſtimmte ſeinen Geburtstag zu dieſer wichtigen feierlichen Handlung; dieſer für ihn bereits ſo bedeutungsvolle Tag ſollte dadurch noch höhere Bedeutung gewinnen. Vor fünf Jahren war an dieſem Tage die Schlacht bei Pavia geſchlagen, vor drei Jahren war an dieſem Tage ſein Bruder Ferdinand in Prag zum König von Böhmen gekrönt worden. Mit dem dreißigſten Geburtstage, wo der Mann in das Zenith ſeines Lebens tritt, wollte Karl die uralte Kaiſerkrone von des Papſtes Hand auf dem Haupte empfangen. Er wollte ſein Glück an dieſen Glückstag binden, und er band es daran; es gelang ihm wider Erwarten. Es war in jeder Hinſicht eine merkwürdige Kaiſerkrönung.

Zwei Tage vorher, am 22. Februar, fand die Krönung Karls mit der eiſernen Krone zum König der Lombardei mit großen Feierlichkeiten in der Kirche Johannes des Täufers ſtatt. Dieſe von Karl dem Großen ſtammende Krone, der ein ſchmaler in den breiten Goldring eingelaſſner eiſerner Reif den Namen gegeben, wurde ſeit ſiebenhundert Jahren in Monza verwahrt, und dem Herkommen gemäß hätte ſich Karl in dieſer Stadt damit krönen laſſen ſollen. Aber Karl ſagte: er reiſe nicht zu den Kronen; die Kronen müßten zu ihm kommen. Und wie die Kaiſerkrone, ſo ward die eiſerne Krone nach Bologna gebracht.

Der Kaiſer wurde von zwei Kardinälen in die Kirche geführt. Er trug einen langen Purpurmantel mit ſilbernen Ranken und einen goldgeſtickten ſpaniſchen Hut. Der Markgraf von Moja trug ihm das Schwert in der

Scheide, der von Aſtorga das Scepter, der Herzog Aleſſandro von Medici den Reichsapfel und der Markgraf von Montferrat die Krone vor. In einer Kapelle der Kirche empfing ihn der Kardinal von Tortoſa und verrichtete, vermöge päpſtlicher Vollmacht, die Salbung auf die Schultern und den rechten Arm an ihm. Hierauf wurden in der Sakriſtei dem Kaiſer von Kardinälen die königlichen Gewande angelegt. Indeſſen kam der Papſt in die Kirche, dem der Kaiſer ehrerbietig entgegen ging. Der Papſt trat, nach Beendigung der Meſſe und mehrer Chorgeſänge vor den Altar, der Kaiſer kniete auf ein Sammtkiſſen vor ihm. Der Papſt ſteckte dem Kaiſer einen koſtbaren Ring an den Zeigefinger der rechten Hand und gürtete ihm das Schwert um, beides mit der Wortformel des alten Ritus. Der Kaiſer ſtand auf, zog das Schwert und führte damit drei Streiche in die Luft, ſteckte es wieder in die Scheide, kniete wieder nieder und empfing die lombardiſche Königskrone aus des Papſtes Hand auf das Haupt. Er küßte dem Papſt den Fuß und erhob ſich. Der Papſt ſtimmte das Te deum laudamus an. Der Chor fiel ein und ſang dann das Agnus dei, während deſſen Papſt und Kaiſer den Friedenskuß auf die Wangen wechſelten.

Der Papſt ertheilte hierauf allen Anweſenden auf hundert Jahre Ablaß und beſchloß damit die Krönungsfeier. Hand in Hand gingen Papſt und Kaiſer in den Pallaſt zurück.

Die Menſchenmenge, die aus ganz Italien zuſtrömte, wuchs in dieſen Tagen ſo außerordentlich an, daß die Stadt ſie kaum beherbergen konnte, aber gerade diejenigen fehlten, denen es am erſten gebührte, hier mit Würde und Repräſentation aufzutreten: die deutſchen Fürſten. Hoher und geringer Adel, hohe und niedrige Geiſtlichkeit aus Spanien und Italien waren am Morgen des 24. Februar in Maſſe zugegen; ein einziger deutſcher Fürſt war durch Zufall Tags vorher angekommen, der Pfalzgraf Philipp, der kurz zuvor Wien gegen Suleiman vertheidigt hatte. Die deutſchen Kurfürſten waren nicht eingeladen worden, keine deutſche Ritterſchaft, wie ſie ſonſt ihren Kaiſer nach Rom führte, war zu ſehen. Auf dem Platze ſtanden wohl dreitauſend deutſche Landsknechte, aber ein Spanier befehligte ſie, der contract gewordne Antonio de Leiva, der auf einem Tragſeſſel ſaß. Was hier in Glanz und Pracht auftrat, war aus Spanien und Italien zuſammengekommen. Spaniſche Edelknaben eröffneten den Zug nach der Kirche St. Petronius, deren Kapellen der Papſt die Namen der Kapellen von St. Peter beigelegt und einem Ort in derſelben ſogar als die Confeſſion Petri geweiht hatte. Den ſpaniſchen Jünglingen folgten die ſpaniſchen Granden. Da waren es vorzüglich die Träger der alten berühmten Namen der kaſtiliſchen Geſchlechter: Mendoza, Guzman, Pacheco, Padilla, Manriquez, Zuniga, Toledo, Cueva, Rojas, Ponce de Leon, Saldanga, Gatlinara, Olivarez. Jedes große Haus war vertreten. Alle wetteiferten in Pomp und Herrlichkeit. Es war ein Schaugepränge, wie es noch kein Menſch geſehen, womit die ſtolzen Spanier den Italienern imponiren wollten. Der Glänzendſte war Alvarez Aſſorio Marquis von Aſtorga. Aber auch Aragonien, Katalonien, Navarra hatten ihre zahlreichen Repräſentanten geſendet und nur Männer aus den erſten Adelshäuſern. Dasſelbe war mit Neapel und Sicilien der Fall. Aus den übrigen italieniſchen Staaten immer die Blüthe des Adels, die nicht hinter den Spaniern zurückſtehen wollte. Millionen waren verſchwendet worden an die Hülle des Menſchen, um die vermeintliche Stellung zu behaupten. Hierauf kamen die Herolde, nicht etwa der deutſchen, ſondern der ſpaniſchen und italieniſchen Provinzen. Das Scepter trug der Markgraf von Montferrat, das Reichsſchwert der Herzog von Urbino, den Reichsapfel der zufällig gekommene Pfalzgraf Philipp, die goldne Kaiſerkrone Karls Schwager, der Herzog von Savoyen. So waren die Aemter der deutſchen Kurfürſten beſetzt. Hinter ihnen trat der Kaiſer in der Mitte zweier italieniſcher Fürſten einher; die Mitglieder ſeines ſpaniſchen geheimen Raths, ſein Hofſtaat und die fremden Geſandten folgten ihm nach. Er hatte einen langen babyloniſchen Mantel um, deſſen Schweif ſein Oberkämmerer, der Graf Heinrich von Naſſau trug, und die Königskrone auf dem Haupte. Ueberall Spanier, Spanier, Italiener, Italiener, ſo weit das Auge blickte. Wo waren die Deutſchen? Hier wurde ja der deutſche Kaiſer gekrönt! Armes verhöhntes Deutſchland! Was bedarf der Spanier

Don Carlos der deutſchen Fürſten zu ſeiner Krönung als deutſcher Kaiſer! Und Euch geſchieht ſchon recht, Ihr verblendeten thörichten deutſchen Fürſten! Wie Ihr das deutſche Volk behandelt habt, ſo behandelt Euch wieder dieſer deuſche Kaiſer. Wahrlich, Franz von Sickingen hätte ſich mit der ſilbernen deutſchen Königskrone in Aachen begnügt, aber nur deutſche Männer hätten ihn umgeben, nur das deutſche Volk hätte ihm zugejauchzt, nur Deutſchlands Größe ware ſein Ziel geweſen. Er ruht in der kühlen Erde. Ihr habt ihn geſchlachtet, und der kalte höfliche Spanier hat kein Herz für Euch. Er kennt nicht das deutſche Volk, er verſteht die großen Ideen nicht, von denen es erfüllt iſt; kein Flügelſchlag des Zeitgeiſtes hat ſeine gewöhnliche Seele berührt; er verdammt den mächtigen Drang nach freier Bewegung des deutſchen Geiſtes, den Drang nach Einheit und Größe; er will Frieden, Ordnung und Herrſchaft im ſpaniſchen und im päpſtlichen Sinne.

Und wie merkwürdig! Faſt ware ſeinem deutſchfeindlichen Streben auf dieſem Krönungsgange für immer ein Ziel geſetzt worden. Der Zug ging über eine neuerbaute hölzerne Gallerie, durch welche der Pallaſt mit der Kirche St. Petronio verbunden worden war. Kaum war der Kaiſer vorüber und eben im Begriff, in die Kapelle zu treten, welche vor der Kirche am Ende der Gallerie errichtet worden war, als dieſe unter der Laſt der nachdrängenden Menſchenmaſſe zuſammenſtürzte. Erſchrocken über das Krachen des zuſammenbrechenden Gebälks und das furchtbare Geſchrei der Fallenden, Verletzten, Sterbenden, wandte ſich Karl um; noch blaſſer als gewöhnlich ſagte er mit lachelnder Miene: „Das weiß ich, daß ich am 24. Februar zweimal geboren worden bin. Vor dreißig Jahren in Gent und heute in Bologna.“ Dann trat er in die Kapelle. Der ſelbſtſüchtige herzloſe Fürſt dachte nur an ſich; er erkannte auch jetzt, in dieſem ſchauerlichen Augenblick nur ſein ihm unerſchütterlich getreues Glück, das ihn auch jetzt wieder geſchützt hatte.

Der Papſt erwartete ihn auf einem Thron ſitzend, der daneben ſtehende um ein paar Stufen niedrigere Thron war fur den Kaiſer beſtimmt. Karl verneigte ſich vor dem Statthalter Chriſti; dieſer erhob ſich und weihete jenen zum Kanonikus von St. Peter und St. Johann im Lateran. Die Kanonikuſſe ſtimmten einen Chorgeſang an, und der Kaiſer ließ ſich einige Minuten neben dem Papſt auf dem Throne nieder. Nun traten die Ceremonienmeiſter und beiſitzenden Kardinäle zum Papſt, die Kanonikuſſe von St. Peter und St. Johann im Lateran zum Kaiſer, um ihnen die paſſenden Gewander anzulegen. Der Papſt wurde mit dem großen Pontifical-Ornat, der Kaiſer mit dem geweihten Diakonalkleide angethan. Der Papſt ſchritt zum großen Altar und begann die Feier der Meſſe, von zwei Muſikchören begleitet; der Kaiſer bediente ihn während derſelben als Diakonus, indem er ihm das Waſſer in einem goldnen Becken und gleicher Kanne reichte, wie er es ſelbſt von einem Kardinal empfangen hatte. Der Papſt reichte dem Kaiſer, welcher niederkniete, die Hoſtie auf goldner Patelle, und ſtimmte das Gebet an: „Herr, ich bin nicht würdig ꝛc.“, welches der Kaiſer fortbetete und dreimal mit leiſer Stimme wiederholte. Unter vollen Chorgeſängen empfing er die Hoſtie, und ſie dauerten bis die Ceremonie des Kelchs vorüber war. Nach der Segenſprechung ſetzte ſich der Papſt auf einen mit güldnem Stuck belegten Seſſel vor dem Altar nieder; der Kaiſer begab ſich nach ſeinem Throne zurück, wo ihm die Kanonikuſſe das Prieſtergewand wieder abnahmen, die hohen adligen Herrn, die ſtatt der Kurfürſten hier waren, ihn dagegen mit den Sandalen und dem von Edelſteinen ſtarrenden Kaiſermantel, der vom byzantiniſchen Kaiſerhofe herübergekommen war, bekleideten. Nun wurde der Kaiſer von den Kardinälen nach der Sakriſtei geführt und empfing hier vom Kardinal Farneſe die Salbung an der rechten Hand, die bis zum Ellnbogen entblößt wurde, und an den beiden Schulterblättern. Der Kardinal ſprach während der Salbung die Formel: „Chriſtus ſelbſt gießt über Dein Haupt die Segnung aus und macht ſie Dir bis zum Innerſten Deines Herzens dringen.“

Darauf ſchritt der Kaiſer, von den Kardinälen und Hofherrn begleitet, zum Altar, auf welchem die Reichskleinodien niedergelegt waren, zurück und kniete vor dem ſitzenden Papſt nieder. Dieſer nahm aus der Hand des Marquis von Aſtorga den goldnen mit Edelſteinen beſetzten

„Leider nur zu wahr!“ ſeufzte Edelgunde.

„Sie wiſſen ja auch ſo gut wie ich, daß ich mehrmals fort gewollt, und ein gutes Wörtchen von Ihnen mich ſtets zurückgehalten hat.“

„Du biſt ein gutes Kind! Wollte Gott, daß ich dir dein Ausharren bei mir einſt vergelten konnte!“

„Es iſt ſchon vergolten, gnädiges Fräulein. Für Sie liefe ich durchs Feuer, und ein freundliches Wörtchen von Ihnen wäre mir überſchwenglicher Lohn. Und meinem Fink geht's doch gerade ſo. Er ſagte heute zu mir, wenn er ein Mittelchen wüßte, Sie glücklich zu machen, ohne daß Sie ſeinen wunderlichen und albernen Herrn zu heirathen brauchten, er würde es ſogleich anwenden und ſollte es zu ſeinem eignen Schaden ſein.“

„Ich bin ihm ſchon für den guten Willen ſehr dankbar.“

„Ich weinte über ſeine Reden; denn wenn Sie ja den Herrn Baron nicht heirathen, können wir uns auch nicht heirathen. Er aber ſagte, das würde ſich ſchon machen, und fragte mich auf's Gewiſſen, ob Sie denn gar keinen Liebſten hätten, den Sie vielleicht gerne heirathen möchten, und da habe ich ihm denn geſagt — —“

Scepter und las dazu aus dem römiſchen Ceremonial, welches ein knieender Kardinal ihm aufgeſchlagen vorhielt, die Worte: „Nimm hin, mein Sohn, das Scepter und gebrauche es zur Regierung des Reichs, welchem vorzuſtehen Gott, wir und die Kurfürſten Dich würdig befunden haben“. Der Herzog von Escalon bot dem Papſte das Reichsſchwert dar; er nahm es und übergab es dem Kaiſer mit den Worten: „Nimm hin dieſes Schwert, und bediene Dich ſeiner zur Vertheidigung der Kirche Chriſti gegen die Feinde des Glaubens!“

Der Kaiſer that damit drei Streiche in die Luft und ſenkte die Spitze jedesmal zur Erde. Aleſſandro de Medici gab dem Papſte den goldnen, reich mit Edelſteinen verzierten Reichsapfel in die Hand, und dieſer überantwortete ihn dem Kaiſer weiter ſprechend: „Dieſe Kugel bedeutet die Welt, die Du mit Tugend, Muth und Treue beherrſchen ſollſt“. — Zuletzt überbrachte Bonifazio Gonzaga, Markgraf von Montferrat, die goldne Krone Karls des Großen. Der Papſt ſetzte ſie auf das geſalbte Haupt. „Nimm, unüberwindlicher Kaiſer, die Krone, die vor aller Welt die Dir verliehene Gewalt bezeugt, damit alle Völker, die ihr untergeben ſind, Dich ehren und Dir gehorſam ſind!“

Der Kaiſer trat im vollen Ornat an den Altar, legte Hand und Scepter auf das Evangelienbuch und ſchwur den ihm vom Papſt vorgeleſenen Eid, daß er den Papſt und die römiſche Kirche, alle ihre Beſitzthümer, Ehren und

Rechte vertheidigen wolle. Das war derſelbe Eid, den die Hierarchie einſt, als ſie dem Kaiſerthum ſiegreich den Fuß auf den Nacken geſtellt, aufgebracht, und ihn ſchwur jetzt der Kaiſer dem Papſte, den er mit Hülfe der für Luthers und Zwinglis Lehren begeiſterten Deutſchen vor drei Jahren in den Staub geworfen hatte, er ſchwur ihn gegen Luther und Zwingli und ihre Anhänger. Das Rad der Zeit ſollte um drei Jahrhunderte zurückgedreht werden; noch einmal fand die Verbindung der geiſtlichen und weltlichen Hierarchie ſtatt, um die Entwicklung des Menſchengeiſtes im Fortſchritt der Weltgeſchichte in die ſtarre Form veralteter Geſetze zu bannen.

Nach dem Schwur kniete der Kaiſer abermals vor dem Papſte und küßte ihm den Pantoffel. Und doch, trotz aller Demuth des Kaiſers vor dem Nachfolger St. Petri konnte dieſer den Argwohn nicht los werden, daß er der Betrogene ſei, ja er äußerte ſogar gegen den franzöſiſchen Geſandten, Biſchof von Tarbes: er ſehe es, daß er betrogen werde, er müſſe ſich aber ſtellen, als merke er es nicht. Der Kaiſer ſeinerſeits hatte den Papſt in demſelben Argwohn und beklagte ſich über deſſen Falſchheit in ſeinen Briefen an ſeinen Bruder, den König Ferdinand. —

Sobald der Fußkuß applicirt war, kehrten Papſt und Kaiſer Hand in Hand zu ihren Thronen zurück; der Kardinal-Diakonus de Medici ſtellte ſich auf den Altar und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der großmächtigſte und unüberwindlichſte Beſchützer des Glaubens Karl der Fünfte!“

In dieſem Augenblicke donnerten hundert draußen aufgeſtellte Kanonen, und alles Volk in und außer der Kirche rief unter Trompeten- und Paukenſchall: „Es lebe der Kaiſer!“ Die aufgeſtellten Soldaten präſentirten auf Leiva's Kommando die Gewehre und gaben eine Salve. Der Lärm dauerte eine halbe Stunde. Auf dem Platze ſprang aus Brunnenröhren rother und weißer Wein, ein gewichtiger gebratener Ochſe ward dem Volke preis gegeben, und allerlei Backwerk unter dasſelbe ausgeworfen.

Die Menſchenmenge wurde von den Soldaten genöthigt den Platz zu verlaſſen. Der Zug ſetzte ſich aus der Kirche in Bewegung. Ihn eröffnete der ſpaniſche und italieniſche Adel zu Pferde; die päpſtliche, die kaiſerliche und die bologniſche Fahne folgten. Hierauf die Herolde, die Geſandten, das Venerabile und die Univerſität und das Stadtregiment von Bologna, die Kardinäle und die Fürſten, welche die Reichskleinodien vortrugen, alle theils zu Pferd, theils zu Maulthier; nun der Papſt und der Kaiſer auf milchweißen Zeltern unter einem von drei venetianiſchen Geſandten und drei bologniſchen Patriciern getragenen Himmel von güldnem Stuck, der Papſt im großen von Edelſteinen glanzenden Pontifical-Ornate und mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, der Kaiſer im Kaiſermantel und mit der goldnen Krone. Als ſie zu Pferde ſtiegen, trat der Kaiſer hinzu und hielt dem Papſte den Bügel. Clemens weigerte ſich, dieſe Ehre anzunehmen, aber Karl bat, ihm dieſe ehrerbietige Dienſtleiſtung zu vergönnen. Der Papſt entgegnete endlich: „So will ich dieſe Ehrenbezeugung annehmen, doch nicht für mich, ſondern für den, deſſen Vicar ich bin". Der Kaiſer hielt den Bügel, Andreas Doria den Zaum des päpſtlichen Pferdes. Als aber der Kaiſer, nachdem der Papſt aufgeſtiegen war, den andern Zügel ergriff, um das Pferd einige Schritte zu führen, gab Clemens dies durchaus nicht zu, und der Herzog von Urbino empfing den Zügel aus des Kaiſers Hand und führte mit Doria das Pferd ſechs Schritte. Dem Kaiſer hielt der Großkanzler und Großkommandeur Don Francisco de Lovos den Bügel und der Herzog Aleſſandro de Medici den Zaum.

Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit prächtigen Tapeten behangen, alle Fenſter mit ſchönen Frauen beſetzt. Jubelgeſchrei erſchallte überall, und der Papſt ertheilte dann und wann den Segen. Der kaiſerliche Herold im Zuge warf Goldſtücke unter die Menge aus, welche für dieſen Tag geprägt waren, auf dem Avers Karls Bild, auf dem Revers ſein Symbol, zwei Säulen, dazwiſchen die Jahreszahl und die Worte plus ultra. Endlich verabſchiedete ſich der Papſt, und der Zug ging zum Pallaſt des Kaiſers. Die Kardinäle, der hohe Adel, die Geſandten wurden von ihm zur Tafel gezogen. Der Kaiſer zog ſich in ſeine Gemächer zurück, ließ ſich den ſchweren Ornat abnehmen und ruhte eine Zeit lang auf ſeinem Bette. Dann verfügte er ſich zur Tafel. Auf der Tafel, an welcher er allein ſaß, lagen die Reichskleinodien ausgebreitet. In demſelben Zimmer ſpeiſten an einer andern Tafel, die einen halben Fuß niedriger ſtand, die Kardinäle, der Herzog von Savoyen, der Pfalzgraf, der Herzog von Urbino, der Herzog von Medicis, der Herzog von Mailand, der Markgraf von Montferrat und der alte Leiva.

Im nächſten Saale ſaßen an zwei Tafeln die ſpaniſchen Granden, der übrige italieniſche hohe Adel und die Prälaten; in einem dritten die Univerſitätsverwandten, der Magiſtrat, die Geſandten; in einem vierten wurden die übrigen Edelleute bewirthet. Die Muſik der kaiſerlichen Kapelle durchrauſchte die Säle. Der Kaiſer wurde von ſpaniſchen Herzogen und Markgrafen bedient. Vor dem Pallaſt war das Fußvolk und Kanonen aufgeſtellt, welche bei den Toaſten gelöſt wurden. Der Kaiſer brachte zuerſt ſtehend und mit entblößtem Haupte die Geſundheit des Papſtes unter Geſchützdonner und Trompeten- und Paukenſchall aus. Alle ſtimmten ein und leerten die Becher. Der Kardinal von Medicis bedankte ſich im Namen des Papſtes und trank die Geſundheit des Kaiſers. Dann wurden nach einander die Geſundheiten der Kaiſerin, des Königs Ferdinand, des Infanten von Spanien Philipp und der Erzherzogin Margaretha getrunken. — Nach ſieben Uhr Abends hatte die Tafel begonnen, gegen elf Uhr wurde ſie aufgehoben, dieweil der folgende Tag ein Freitag war. Der Kaiſer ſchlug hierauf ſieben Edle zu Rittern, worunter der Marquis d'Aſtorga und der Pfalzgraf, und zog ſich dann zurück. Das war die große Komödie zu

Bologna; ſie war gut ausgeführt worden, und die beiden Hauptacteurs hatten ihre Rollen vortrefflich geſpielt.

Karl war ermüdet von der Aufregung und dem Lärm des Tags. Luis de Moja, ſein Lieblingspage, bediente ihn beim Auskleiden.

„Den Heiligen ſei Dank gebracht,“ ſagte der Page, „daß ſie heute Ew. Majeſtät Leben erhalten. Wäre die Gallerie einige Minuten früher eingeſtürzt — Gott wüßte, wie anders dieſer Tag geendet!“

„Seltſam!“ ſagte der Kaiſer vor ſich hin. „Ich hatte dieſen Morgen beim Gebet ein eigenthümliches bängliches Gefühl; es war eine Ahnung. Und jetzt kann ich mich nicht überreden, daß das Einſtürzen der Gallerie bloßer Zufall geweſen iſt. Den Florentinern, den Mailändern, den Venetianern, ja ſelbſt den Römern wär es ſchon recht geweſen, wenn ich erſchlagen worden wäre, und ich mag es nicht wiſſen, wer den Einſturz des ſcheinbar feſtgezimmerten Gebälks veranlaßt hat. Daß er mir galt, davon bin ich überzeugt. Wie viel Menſchenleben hat das Unglück gekoſtet?“

„Es ſind nur drei todt geblieben, darunter ein ſehr ſchönes Weib, eine Zigeunerin.“

„Eine Zigeunerin!“ ſagte der Kaiſer betroffen.

„Ja, es iſt dasſelbe Weib, das die Thürwache heute früh zweimal hat zurückweiſen müſſen. Sie hat durchaus begehrt, zu Ew. Majeſtät gelaſſen zu werden, was doch vor der Krönung nicht möglich war.“

Karls Züge verfinſterten ſich. „Es wäre vielleicht beſſer geweſen, wenn man ihr den Willen gethan. Was mag die Frau gerade dieſen Morgen von mir gewollt haben? Hätte ſie mich warnen wollen? Nun iſt ihr Mund auf ewig ſtumm. Ich ahne, mit ihr wird ein ſchweres Geheimniß begraben.“

„Sie hielt todt ein kleines koſtbares Büchlein krampfhaft in der Hand. Die es der Leiche abgenommen, haben darin das ſchöne gemalte Bildniß eines fürſtlichen Herrn entdeckt, und halten es für das Conterfei von Eurer Majeſtät hochſeligem Herrn Vater. —“

Der Kaiſer war mit ängſtlicher Spannung den Worten des Pagen gefolgt. „Ha!“ unterbrach er dieſe Mitheilung mit ungewöhnlicher Erregtheit und ſtreckte die zitternde Hand nach dem Portefeuille aus, das ihm der Page darbot und er auf den erſten Blick wiedererkannte. „Ich ahnete es wohl! Sie! Sie! Es war in der Nacht, als mir die Boten die Kunde vom Tode des Königs von Aragonien brachten.“ Von Erinnerungen und Gedanken bewältigt, ſchlug er das wohl erhaltene Büchlein auf; das Bild ſeines Vaters blickte ihn an. Darunter ſtanden die Worte in kaſtiliſcher Sprache: „Karl, gehe nicht über die hölzerne Gallerie zur Krönung, Du biſt ſonſt des Todes“.

Der Kaiſer ſtand auf und ging unruhig, aber ſchweigend auf und ab. Aller Schlaf war ihm vergangen. — „Ruf mir den Grafen von Naſſau!“ befahl er endlich. Als der Page fort war, nahm Karl das Büchlein wieder zur Hand. „Wunderbares Geſchick!“ ſprach er dumpf. „Dieſes Kleinod, den letzten Befehl meines ſterbenden Vaters an mich enthaltend, das ich als ein thörichter Minneknabe vor vierzehn Jahren leichtſinnig in die Hand der ſchönen Zigeunerin legte, muß mir gerade heute zurückgegeben werden. Und nicht von ihr ſelbſt mehr. Ihre todte Hand hat es feſt gefaßt gehalten. Sagte ich ihr nicht damals, ich wollte ihr jede mögliche Gnade gewähren, wenn ſie mir das Büchlein überreichen würde? Heute hat ſie es gewollt und den Tod darüber gefunden. Dieſe harten Männer durften das Zigeunerweib ja nicht zum Kaiſer laſſen. Da bin ich nun der mächtigſte Kaiſer der Erde, und das einzige Herz auf dieſer Erde, das mich liebte, das mich warnen wollte, durfte nicht zu mir, weil ich im Begriff ſtand mich von dem falſchen Heuchler krönen zu laſſen.“ Er lachte bitter in ſich hinein. — Der Graf von Naſſau trat beſtürzt in das Zimmer: „Iſt Ew. Majeſtät ein Unwohlſein aufgeſtoßen?“

„Weißt Du von den Leuten, welche die einſtürzende Gallerie erſchlagen?“

„Sie ſind von ihren Angehörigen beim Anbruch des Abends abgeholt worden.“

„Wenn die Leute arm ſind, müſſen wir ihnen Gold geben. Was kann der Kaiſer anders? — Es iſt eine Zigeunerin darunter.“

„Eine ſpaniſche Zigeunerbande, die zum Krönungsfeſt hierhergekommen, hat die Leiche in ihre Herberge getragen, behauptend, die Erſchlagene ſei ihre Fürſtin. Der Stallmeiſter Cebes iſt ihr Fürſprecher geweſen. Man hat ihn dieſer Tage mit den Zigeunern und namentlich mit der erſchlagenen Frau verkehren ſehen.“

„Ich weiß. Geh jetzt und zieh Kundſchaft ein, wo die Zigeunerherberge iſt. Mir aber gib vorher mein Landsknechtskleid, den ſchwarzen Hut und den grauen Mantel. Nimm noch zwei Trabanten, ſo daß ich der Dritte bin. Niemand darf mich erkennen.“

„Ew. Majeſtät!“ rief der Oberkämmerer erſchrocken.

„Nun ja, wir gehen zur todten Zigeunerfürſtin, verſteht ſich im tiefſten Geheimniß. Du entfernſt vorher die Zigeuner von der Leiche. — Geh und erfülle meine Befehle!“

Der Graf entfernte ſich, der Page brachte die verlangten Kleider und ſchuf den Kaiſer in kurzer Zeit zum gemeinen Landsknecht um. „Als ein Knecht ging ich zuletzt zu ihr. Dazwiſchen liegt der Erzherzog von Oeſtreich, der Herzog von Burgund, der König von Spanien, der deutſche Kaiſer. Wunderbares Schickſal!“

Nach einer Stunde kehrte der Oberkämmerer zurück. Die Zigeunerherberge war in einer engen abgelegenen Gaſſe in einem gemeinen verfallenen Wirthshauſe. Die Leiche lag in einem öden Stalle. Der Kaiſer folgte dem Grafen und ſchloß ſich auf der Straße den beiden Knechten an, deren Einer eine brennende Fackel trug. Schweigend verfolgten die vier Männer ihren Weg. Die Mitternachtsſtunde ertönte von den Thürmen, als ſie vor dem finſtern Hauſe anlangten. Naſſau hatte ſeine Vorkehrungen gut getroffen. Durch einen offnen Thorgang gelangten ſie in einen engen Hof, an deſſen Ende der Graf eine Stallthüre öffnete. Der Kaiſer nahm die Fackel, der Graf befahl den beiden Soldknechten die Wache im Hofe an. Er trat mit den Kaiſer ein. Auf einem Strohbündel lag die noch im Tode ſchöne junge Frau. Karl beleuchtete ſie ſchweigend, dann ergriff er ihre Hand und flüſterte: „Sonaca!“ Die Augen wurden ihm feucht. Sein ſchönſter Jugendtraum ſtand lebhaft vor ſeiner Seele. Er fühlte, daß er einſt einen Himmel auf Erden gehabt, als er das Haupt auf der Bruſt dieſes Weibes gewiegt. Die Kronen hatten dieſen ſüßen Himmel für immer verſcheucht. Sie hatte den ihrigen behalten bis zum Augenblick ihres Todes. Sie war mit dem Herzen voll Liebe für ihn geſtorben. Zwei bittre Schmerzensthränen rollten über Karls Wangen. „Komm!“ war das einzige Wort, das er ſprach, und ſie gingen. Karl hatte von ſeiner Jugend Abſchied genommen. Während er heute mit unvergleichlichem Prachtgepränge zu ſeiner kalten Krönung gezogen war, war ſie in ſeliger warmer Liebe geſtorben und lag nun auf Stroh in einem düſtern Stalle. Und dieſe beiden Herzen hatten einſt in heißem Jugendleben an einander geſchlagen. — Seht da die Menſchengeſchicke!

In der bitterſten Stimmung betrat der Kaiſer ſeine Gemächer wieder. Er blieb allein und durchlas ſeines Va-

„Was haſt du ihm geſagt?“ fiel das Fräulein dem Mädchen erſchrecken in's Wort.

„Nun vom Herrn Landkommiſſär gewiß nichts; der hat's weder um Sie, noch um mich verdient. Aber von dem hübſchen Herrn Doktor Trautmann habe ich ihm etwas geſagt, der hat mir geſtern einen Thaler in die Hand gedrückt und ein Paar Wörtchen fallen laſſen. Das Uebrige habe ich ſchon gemerkt; denn ich bin nicht dumm in dergleichen.“

„Unbeſonnene Schwätzerin!“ rief Edelgunde erbleichend. „Wenn der Fink nun ein Spion iſt, abgeſchickt, um mich auszuforſchen: wie unglücklich haſt du mich da gemacht!“

„Befürchten Sie gar nichts, gnädiges Fräulein. Fink iſt die bravſte Haut und meinte, der Doktor paſſe jedenfalls viel beſſer für Sie, als ſein Herr. Er ſagte dann, er wolle ſich die Sache reiflich überlegen und dann einmal ausführlich mit dem Doktor darüber ſprechen.“

„Großer Gott, was ſoll das geben!“ rief Edelgunde verzweifelt.

„Na, im Nothfall bleibt Ihnen der alte Baron immer noch übrig und der junge Fuchs iſt ſo übel doch auch nicht, wenn er mich gleich ſchlecht behandelt hat. Aber der Wahrheit muß ters Befehl an ihn. „Wie ſchlecht hab' ich ihn erfüllt!“ rief er im höchſten Verdruß. „Ich kenne heute den Admiral Alfonzo de Granada noch nicht. Ich weiß nicht, ob er lebt oder todt iſt, ob er Kinder hat, denen ich vergelten könnte, was mein Vater an ihm verſchuldet. Und hab' ich nicht ſelbſt ſchwere Schuld gegen Sonaca auf mich geladen?! Vergib, vergib, Verklärte!“ rief er ſchmerzvoll und warf ſich vor dem Betpult nieder und betete brünſtig zu Gott und den Heiligen. Spät erſt ſuchte er das Lager, noch ſpäter ihn der Schlaf.

Das war Karls Geburts- und Krönungstag zu Bologna.

Zweites Kapitel.

Anfangs Mai ging der Kaiſer mit ſeinem zahlreichen und prächtigen Gefolge über die triendiniſchen Alpen nach Inſpruck, wo ihn ſein Bruder Ferdinand und ſeine Schweſter Maria erwarteten. Der Papſt hatte ihn, wegen der zur äußerſten Vertheidigung entſchloſſenen Florentiner, immer noch zurückzuhalten vermocht. Die Langeweile dieſes Aufenthalts hatte ihm der venetianiſche Maler Tizian Vercelli dadurch verſüßt, daß er ſein Bild in Lebensgröße im Krönungsornat gemalt. Hoch erfreut über dieſes Bild hatte Karl den Künſtler zum Ritter geſchlagen und ihm einen Jahrgehalt ausgeſetzt.

In Mantua erhob Karl den Markgrafen zum Herzog, dem Herzog von Ferrara gab er Kapri, dem Herzog von Savoyen, ſeinem Schwager. das vom König Franz abgetretene Aſti; bei den reichen Genueſen borgte er Geld, viel

Geld, und band ſie dadurch feſter an ſein Intereſſe, und dieſes Geld ſchenkte er Andern und band ſie dadurch ebenfalls an ſich. So hatte er, als er Italien verließ, es erſt wahrhaft und zwar perſönlich erobert, nicht durch Feuer und Schwert, ſondern durch Gunſt- und Gnadenbezeugungen, durch Gold und Güte, durch Schlauheit und Nachgiebigkeit, durch Verſtellung und Wahrheit, mit einem Worte: durch die ſpaniſche Kunſt. Aber dem deutſchen Reiche erwuchs daraus kein Vortheil; nicht das Reich hatte Italien gewonnen, ſondern der Kaiſer, ja bei ſcharfem Licht betrachtet, kaum der Kaiſer, ſondern Don Carlos, König von Spanien. Das deutſche Reich kam in keinerlei Betracht dabei, ja Karl und ſeine Umgebung ließen dies den deutſchen Fürſten deutlich genug merken. Vertrauend auf ſein Glück und ſeine Kunſt und auf die Schwäche und Verderbtheit der menſchlichen Natur, hoffte Karl und mit ihm der Papſt, er werde mit Deutſchland und der Ketzerei auf dieſelbe Weiſe und durch dieſelben Mittel eben ſo ſchnell fertig werden, wie er mit den Italienern fertig geworden war. Schon in Inſpruck ſollte er merken, daß er ſich hinſichtlich des deutſchen Geiſtes geirrt.

Karl hatte ſeine beiden genannten Geſchwiſter in acht Jahren nicht geſehen, da überraſchte ihn denn die hohe vollendete Schönheit der verwittweten Königin von Ungarn und Böhmen. Maria ſtand im fünfundzwanzigſten Lebensjahre, und ihre geſchonte Blüthe hatte den höchſten

Grad der Vollendung erreicht. Die glückliche Vermiſchung des habsburgiſchen und ſpaniſchen Typus verlieh ihr einen unausſprechlichen Reiz, dem jedoch ihre hohe geiſtige Begabung und ihr liebenswürdiges Weſen vollkommen entſprachen. In jeder Beziehung war ſie eine der ausgezeichnetſten Frauen. Karl hatte ihr wegen ihrer Ketzerei gegrollt, war es doch an allen Fürſtenhöfen beſprochen und getadelt worden, daß ſie nach dem Tode ihres Gemahls die Dedication eines Buchs von Luther angenommen und ihm freundlich für dieſes Troſtmittel gedankt hatte. Aber vor dieſer Schönheit, vor dieſer Anmuth verſchwand ſein Groll. Hätte er nur einen Theil ihres Gemüths gehabt, er wäre jetzt von ihr bekehrt worden, und die Geſchicke der Welt hätten ſchnell eine andre Wendung genommen. Schon fürchteten der päpſtliche Legat a latere Campaggi, der mit dem Kaiſer nach Inſpruck gekommen war, und die ſpaniſchen Hofherrn etwas dergleichen; denn ſie wollten bemerken, daß Karl ſeiner Schweſter größeres Intereſſe beweiſe und innigere Huldigung weihe, als einem Bruder zukäme. So oft er konnte, war er in ihrer Geſellſchaft; wenn er ausritt, war ſie ſtets ſeine Begleiterin. Die Diener hörten ſie oft über die kirchliche Bewegung in Deutſchland ſtreiten. Maria wurde dann immer warm und heftig; Karl blieb ſtets ruhig und kühl. Das war's eben, daß er für eine große weltbewegende Idee nicht warm, nicht begeiſtert werden konnte, wie ſie. Deshalb war er auch nicht zu bekehren. Ihre Schönheit, ihr Geiſt, ihre

Seele berührten ihn wohl angenehm und wohlthuend, aber ſie vermochten ihn nicht zu durchdringen und zu bewegen. In ihm ſtand die Ueberzeugung feſt: die frechen deutſchen Theologen hätten Chriſtum geſchändet, und die Ehre des Kaiſers erfordere, daß er dieſe Schande austilge. Die Königin Maria war dagegen der Anſicht, daß Chriſtus vom Papſt und den Pfaffen geſchändet, von Luther und ſeinen Genoſſen aber wieder rein gewaſchen werde, und daß die Ehre des Kaiſers ihn in entgegengeſetzter Richtung führen müſſe, als er wandle. Die Geſchwiſter waren alſo himmelweit verſchieden und deshalb an eine Vereinigung nicht zu denken. Und doch liebten ſie ſich, und Karl liebte die Schweſter ſogar zärtlich.

Die junge, edle Königin mußte übrigens bei ihrer wichtigen, klaren, vorurtheilsfreien Anſchauung der öffentlichen Dinge und bei ihrem innigen Gemüthsleben manchen Schmerz erfahren, und ſie hatte den Troſt, in der Königin Anna — wenn dieſe auch nicht von hoher geiſtiger Begabung war — eine treue Freundin zu beſitzen, der ſie ſich ganz anvertrauen durfte. Die Eröffnung des Reichstag hatte nämlich wegen des wiederholten Aufenthaltes, den der Kaiſer noch in Italien erfahren, aufgeſchoben werden müſſen. Jetzt, nachdem Karl die Stimmung der deutſchen Reichsſtände, den ihm fremd gewordenen deutſchen Geiſt ſondirt und zu ſeinem Unbehagen gefunden hatte, daß nicht Alles ſo ſei, wie er und der Papſt gewünſcht, jetzt blieb er mit Fleiß länger in Inſpruck, als er erſt beabſichtigt, um ſich hier zuvor zu überzeugen, wer zu ihm halte und wer nicht. Da ſtrömten die Fürſten, der hohe Adel und die hohe Kleriſei, die die Reformation haßten, oder nach kaiſerlichen Gunſt- und Gnadenbezeugungen lüſtern waren, nach Inſpruck zur Begrüßung des Kaiſers. Und Mancher kam, den Maria nicht erwartet hatte. Was ihr für den geliebten Bruder, den deutſchen Kaiſer, lieb war, that ihr wehe für die Sache Gottes. Durch Eins aber wurde ſie erbittert. Der, vom übermüthigen, trotzigen Adel Danemarks vertriebene König Chriſtiern, des Kaiſers Schwager, der in Brüſſel bei der Statthalterin lebte, kam ebenfalls nach Inſpruck, wo der Kaiſer formlich Hof hielt. Nun war Chriſtiern, der Freund des Volks, „der Bauernkönig", ſchon vor mehren Jahren öffentlich zu der neuen Kirche übergetreten. Maria ſah in ihm alſo einen Verbündeten, wie ja ihre verſtorbne Schweſter Iſabella gleich ihr mit Begeiſterung an Luthers Lehre gehalten hatte und mit dieſer Ueberzeugung in den Tod gegangen war. Chriſtiern ſtand ſo gut, wie ſie ſelbſt, mit Luther im Briefwechſel, und er hatte ihr ſelbſt oft genug geſchrieben, daß er an der erkannten evangeliſchen Wahrheit feſthalten werde. Und kaum war er ein paar Wochen am kaiſerlichen Hofe, als er ſich vom Kaiſer, von den anweſenden Fürſten und Prälaten berathen ließ und mit beklagenswerther Oſtentation öffentlich in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrte, ein ungeheurer Triumph der römiſchen Partei, der genialen Königin gegenüber.

Sie behandelte von Stund an ihren ſchwachen Schwager mit um ſo größerer verachtungsvoller Kälte, als er vom Kaiſer mit zur Schau getragener Auszeichnung begnadigt wurde.

Von den proteſtantiſchen Fürſten kam keiner nach Inſpruck. Der Kurfürſt Johann von Sachſen lehnte die Einladung dahin ſogar mit ehrerbietigen Worten ab. Hatte doch Karl ihm bereits zugemuthet, er ſolle den Predigern, die er mit nach Augsburg gebracht, Stillſchweigen auferlegen. Jedermann begriff, daß der Augsburger Reichstag, auf welchen ſich der Kaiſer in Inſpruck auf ſo ſeltſame Weiſe vorbereitete, der gänzlichen Unterdrückung der evangeliſchen Lehre gelte, und die Spannung ſtieg um ſo höher, als die proteſtantiſchen Stände zu gar keinem ernſtlichen, d. h. bewaffneten Widerſtand entſchloſſen waren, und Luther und Melanchthon ſtets von einem ſolchen abriethen.

Bei der Deputation, welche die Stadt Augsburg nach Inſpruck an den Kaiſer ſchickte, um ihn auf deutſchem Boden zu beglückwünſchen, befand ſich Anton Fugger, der, als er ſeine ſtädtiſche Pflicht erfüllt, in traulicher Abendſtunde eine beſondere Audienz beim Kaiſer hatte. Karl führte den Geldfürſten in ſein Kloſet, alle Dienerſchaft war entfernt, und der vertrauliche Ton, den er hier anſtimmte, war weit verſchieden von dem der ſtrengen Förmlichkeit, mit dem er zu der Deputation, und namentlich zu Anton Fugger als Haupt derſelben, geredet hatte. Seit Anton Fugger, als Geſandter Augsburgs an den Kaiſer in Spanien in Toledo krank danieder gelegen und von dieſem mit ſchmeichelhafter Aufmerkſamkeit behandelt worden war, ſchien ſich zwiſchen beiden Männern ein ähnliches Verhältniß geſtalten zu wollen, wie es zwiſchen dem Kaiſer Maximilian und Jakob Fugger beſtanden hatte. Freilich hatte Karl ſo wenig von der gemüthlichen Treuherzigkeit ſeines Großvaters, wie Anton von derſelben Eigenſchaft ſeines Ohms, aber gerade weil ſich die Charaktere dieſer beiden wieder gleich waren, wie die jener, ſo fühlten ſie ſich von einander angezogen. Antons ſtolze Kälte, ſein ruhiges vornehmes Weſen im großen Styl entſprach vollkommen der feinen ariſtokratiſchen, marmorglatten und kalten Klugheit des Kaiſers. Karl glaubte und vertraute Antonen mehr als irgend einem andern Deutſchen. Deshalb ließ er ſich auch von ihm über die nach der blutigen Unterdrückung der politiſchen Bewegung nur um ſo mächtiger gewordene kirchlichen Bewegung, namentlich in den freien Städten berichten und erfuhr da freilich Manches, was er noch nicht gewußt oder was man ihm in einem falſchen Licht gezeigt hatte, und was ihn allerdings ſtutzig machte.

„Genug von dieſen Dingen," ſagte endlich der Kaiſer, „und kommen wir auf häusliche Angelegenheiten! Ihr habt mir noch nichts von Eurem Hausgenoſſen geſagt. Martin lebt doch noch bei Euch?"

„So iſt's. Ich habe Eurer Majeſtät zuletzt von der trüben Geiſtesſtörung, die ihn ſeit ſeiner Verwundung in der Bauernſchlacht, in die ihn ſeine unbändige Mutter geführt hatte, beherrſcht. Darin hat ſich ſeit jener Zeit nichts geändert; er leidet immer noch an dieſem ſtillen trüben Wahnſinn. Dabei iſt er einer der fleißigſten und geſchickteſten Arbeiter auf unſrer Schreibſtube geworden und findet, wie es ſcheint, in ſteter emſiger Beſchäftigung Glück und Zufriedenheit.“

„Weiß er, daß jene Tollhäuslerin ſeine Mutter iſt, und hat ſie ihm Entdeckungen gemacht?“

„Nie hat er ein Wort geſprochen oder irgend etwas gethan, woraus ſich auf ſolche Wiſſenſchaft ſchließen ließe. Die Vergangenheit, d. h. ſein Leben vor der Leipheimer Schlacht iſt ihm mit Nacht verhüllt oder liegt wenigſtens in unklarer Dämmerung und ſeltſamer Verwirrung in ſeinem kranken Geiſte. Ueberhaupt ſpricht er äußerſt wenig und nur das Nothwendigſte in Bezug auf das Geſchäft. Sobald er nicht beſchäftigt iſt, verſinkt er augenblicklich in ein tiefes finſtres Brüten, während dem er nichts, was um ihn iſt und vorgeht, zu ſehen und zu hören ſcheint, und ich vermuthe, daß er aus Furcht vor dieſem ihm qualvollen Zuſtande immerfort angeſtrengt arbeitet.“

„So ſeid Ihr alſo ſelbſt über ſein früheres Leben im Ungewiſſen?“ fragte der Kaiſer.

„Dem iſt nicht ganz ſo,“ entgegnete Fugger mit einiger Verlegenheit. „Manche Partien ſeines Lebens haben ſich mir auf unerwartete Weiſe enthüllt, und es ſind mir darüber ganz überraſchende Aufſchlüſſe geworden. Eine gerade nicht geringe Anzahl von Dokumenten, die ihm gehörten, hatte er vor der für ihn verhängnißvollen Schlacht auf dem Bauernhofe, wo er geboren worden iſt, niedergelegt, und ſie kamen ſpäter in unſre Hände.

„Von dieſen Papieren habt Ihr mir nichts geſchrieben. Was enthalten ſie?"

„Es war der ausdrückliche Wille meines Ohms, durchaus keinen Gebrauch davon zu machen, wenn dies nicht die Nothwendigkeit gebiete. Bei ſeiner Geiſteskrankheit iſt natürlich eine ſolche Nothwendigkeit nicht zu erwarten. Aerztliche Behandlung hat ihn nicht heilen können; er wird ſein Leben in dieſem traurigen Zuſtand beſchließen. Neue Aufſchlüſſe über die öffentlichen Angelegenheiten Ewr. Majeſtät enthalten die Geſchriften nicht, und mein Ohm hatte jedenfalls ſeine gute Abſicht, als er mir verbot, ihren Inhalt zu irgend eines Menſchen Kenntniß zu bringen. Auch ſind ſie meiſt in arabiſcher Sprache abgefaßt, und es hat uns viel Zeit und Mühe gekoſtet, ſie mit der gehörigen Vorſicht ins Deutſche überſetzen zu laſſen. Ein gelehrter Rabbi in Wien hat uns für ſchweres Geld dieſen Dienſt geleiſtet."

„Und Ihr ſeid heute noch nicht gewillt, das Verbot Eures verſtorbenen Ohms zu umgehen?"

„Ich würde mit Ew. Majeſtät eine Ausnahme machen, wenn Ihr es beföhlet."

„Wohlan ſo macht mich mit dem Inhalte bekannt!"

„Martin hat danach nicht nur im Dienſte des Königs von Frankreich, ſondern auch des Dei von Algier geſtanman doch die Ehre geben," tröſtete das Mädchen, und Edelgunde mußte trotz ihrer Beſorgniß über die kammerjüngferliche Naivetät lachen.

„Aber noch biſt du mir die genaue Erzählung deines Verhältniſſes mit dem Landkommiſſär ſchuldig. Wann hat er dir denn den Antrag gemacht, dich zu heirathen?"

„Er ſelbſt hat ihn mir gar nicht gemacht, ſondern Ihre gnädige Frau Mutter in ſeinem Namen. Sie hielt als ſeine Frau Pathe förmlich um meine Hand für ihn an. Ich freuete mich ſehr — ich will's bei Ihnen nicht läugnen — und ſagte gleich Ja. Drauf als wir nach Holdersdorf kamen, that er zwar freundlich mit mir, wie ſonſt auch, aber doch gar nicht, wie man mit einer Braut umgeht, und vom Heirathen ſprach er kein Wort. Das verdroß mich. Doch ſchwieg ich noch. Sobald er aber wieder in die Stadt kam, ſchöpfte ich mir ein Herz, und warf ihm ſein ſchlechtes Benehmen vor. Da lachte er und ſagte, ich ſolle mir doch nichts träumen laſſen. Es fiele ihm gar nicht ein, zu heirathen, weder mich, noch eine Andre. Und das hat mich ganz furchtbar auf ihn aufgebracht. Ich hätte ihm mit Gift vergeben können. Nun ich aber meinen lieben Fink habe, bin ich nicht den und iſt von beiden zu wichtigen Sendungen gegen die Intereſſen Eurer Majeſtät gebraucht worden. So ſcheint er mehr als einmal beim Großſultan geweſen zu ſein und das Bündniß zwiſchen dieſem und dem König Franz verhandelt zu haben. In Algier hat er ſogar unſre heilige Religion abgeſchworen und iſt zum Islam übergetreten. Genug, er iſt ein faſt eben ſo großer Feind Eures kaiſerlichen Hauſes und insbeſondere Eurer geheiligten Perſon, wie ſeine Mutter eine Feindin. Auch iſt er vom König Franz als Bote und Unterhändler an den Herzog Ulrich von Würtemberg geſchickt worden, und ſein Auftreten im Bauernkriege hängt mit dieſer Feindſchaft zuſammen, obgleich wir wiſſen, daß es eigentlich ſeine Mutter geweſen iſt, die ihn gezwungen hat, unter den aufrühreriſchen Bauern zu kämpfen."

„Das ſind ſcheußliche Dinge, die Ihr mir von dem Menſchen ſagt, und wahrlich nicht geeignet, ihm meine Gnade zuzuwenden."

„Er bedarf deren auch nicht, Majeſtät. Ihr werdet gewiß nichts dagegen haben, daß er Zeit ſeines Lebens in unſerm Hauſe in der Stellung verbleibt, die er einmal eingenommen hat, und die die ſeinen Umſtänden angemeſſenſte iſt."

„Ihr habt recht. Er lebe, arbeite und ſterbe bei Euch. Es ſei ferner nicht mehr die Rede von ihm!" — Doch was iſt aus ſeiner Mutter, dem argen Weibe, geworden?"

„Wir haben über dieſe ungemein böſe und rachgierige, proteusartige, außerordentliche Frau durch unſre Handelsverbindungen in der Türkei Nachrichten erhalten. Erſt hat ſie bald als gemeiner Tabuletkrämer, bald als vornehmer Edelmann den verſchiedenen Anführern der empörten Bauern gedient, dann iſt ſie zu Suleiman nach Conſtantinopel gegangen und hat ihn auf dem erſten Feldzug nach Ungarn begleitet. Aus Verdruß, daß der Sultan nicht damals ſchon nach Wien ging, verließ ſie ihn. Höchſt wahrſcheinlich hat ſie dann einige Jahre in Algier bei Barbaroſſa gelebt, deſſen ihr befreundete Gemahlin jene Euch und mir wohlbekannte Agnes von Cardona iſt, die auch einſt in Augsburg ihre ſchlaue Rolle ſpielte; ja ich habe die Spur, daß Eleonore van der Voort in dieſer Zeit in Florenz und Mailand geweſen iſt, verſteht ſich, immer als Mann verkleidet, wie ſie es liebt; wenigſtens hat ein geheimnißvoller Fremder mit auffallenden Flecken im Geſicht dort mit den Häuptern der Empörung verkehrt. Dann iſt ſie wieder zu Suleiman zurückgekehrt und hat mit ihm vor Wien gelegen. Genug, ſie hat jedem gedient, der ſich gegen Eurer Majeſtät Macht auflehnt und gegen Euch kämpft. Wo Eleonore jetzt lebt, darüber hab' ich keine Kunde."

„Dies Weib muß aus der Hölle ſtammen," ſagte Karl ernſt. „Wenigſtens iſt ſie der böſe Genius unſeres Hauſes. Sie hat meine Mutter um den Verſtand gebracht, meinen Vater bis in den Tod verfolgt, mit mir hat ſie's eben ſo vor. Wohl mir, daß ich unter dem Schirme guter Geiſter ſtehe, die alle Anſchläge der Hölle gegen mich zu nichte machen! Mit ihrem Beiſtand werde ich mit all meinen und der heiligen Religion Feinden fertig werden; auch mit dem verruchten Auguſtinermönch und ſeinem Anhange.“

„Das walte Gott und die Heiligen!“ verſetzte Fugger.

„Wenn ich in Deutſchland die geſchäftigen Höllengeiſter gebändigt, Ruhe und Ordnung geſtiftet und der heiligen Mutter Kirche wieder ihr volles ſtrahlendes Anſehen verſchafft habe,“ fuhr der Kaiſer mit geſteigertem Affect fort, „dann gedenke ich mit der ganzen Macht des Reichs gegen dieſen Suleiman, den Erzfeind der Chriſtenheit, zu ziehen und ihn unſchädlich zu machen. Ich werde meinen Bruder Ferdinand im Triumph nach Ungarn zurückführen. Der Kampf gegen die Türken und ihre Vertreibung aus Europa war der große Plan des Kaiſers Maximilian. Er hatte ſich die Ausführung deſſelben gleichſam zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht. Durch die blinden, trägen, eigenſüchtigen Reichsſtände wurde er daran verhindert, und wir haben die ſchlimmen Folgen dieſer Verkehrtheit zu genießen. Was ihm nicht gelang, hoff' ich auszuführen; denn glückliche Sterne ſtehen über meinem Haupte. Dann ein Kriegszug gegen dieſen übermüthigen verwegenen Seeräuber in Algier, der fort und fort die ſpaniſchen Küſten überfällt und beraubt und Tauſende von guten Chriſten in die Sklaverei wegſchleppt. Dieſem gräulichen Unfuge muß ich ein Ende machen, wie

Allem Unfug, mag ihn Barbaroſſa anſtiften oder Luther, die Florentiner oder die Schweizer, die Franzoſen oder die Türken.“

„Gott und die Heiligen erhalten Ew. Majeſtät bei dieſem frommen Muthe!“ rief Fugger mit Wärme.

„Dir vertrau' ich das an, Anton Fugger, und noch Anderes, Geheimeres und Wichtigeres,“ ſpann der Kaiſer das Wort mit ſteigender Vertraulichkeit fort, indem er die Hand auf die Schulter des Augsburger Bürgers legte und ihm unverwandt ins Auge ſah. „Ich würde es nicht thun, wenn ich nicht wüßte, wem ich mich anvertraue. Wie Dein Ohm meines Großvaters Freund war, ſo biſt Du der meinige. Ja, ich weiß, was ich an den Fuggern in Augsburg habe. Drum alſo höre, was ich von Dir will. Ich gehe mit großen und kleinen Plänen ſchwanger, die ſich theils auf die Geſtaltung der Weltangelegenheiten, theils auf die meiner eignen Perſon und meines Hauſes beziehen, und deren Vorbereitung und Reife nur im Schooße des tiefſten Geheimniſſes gedeihen kann. Verſtehe: ich will, daß weder mein Herr Schwager, der König Franz, noch der Papſt, noch mein Herr Ohm, der König von England, den leiſeſten Wind von meinen Plänen erhalten, ebenſo wenig die Venetianer oder die Mailänder, als dieſe lutheriſchen deutſchen Fürſten. Ja meine eignen Geſchwiſter dürfen nicht das Mindeſte davon erfahren; denn König Ferdinand iſt dem Papſte viel zu ſehr ergeben, Königin Maria dagegen dem Luther. Ich traue weder meinen Räthen, noch den Kanzleibeamten. Dir aber trau' ich. — Ich bedarf einer ganz geheimen Schreibſtube und eines oder einiger Schreiber, auf deren Treue und Verſchwiegenheit ich Häuſer bauen kann. Dieſe Schreibſtube ſollſt Du mir während des Reichstags in Deinem Hauſe einrichten; Du und vielleicht einer Deiner Leute, für deſſen Treue Du bürgen kannſt, führt die Schreibereien nach meiner Angabe aus. Und um meinen öftern Beſuchen in Deinem Hauſe den ſchicklichſten Vorwand zu geben, ſo daß ſie keinem Menſchen auffallen können, beſtelle ich bei Dir Quartier in Deinem Hauſe für die Königin Maria. Wo könnte ſie beſſer wohnen als bei Dir, und wohin könnte ich täglich leichter, ohne Aufſehen zu erregen, gehen, als zu ihr? Die Briefe gehen unter Deiner Aufſchrift, mit Deinem Pitſchir und mit Deinem Poſtboten. — Haſt Du einen ſolchen Mann, wie ich ihn brauche?"

„Ich habe ihn ganz nach Euerm Bedürfniß, mein gnädigſter Herr. Es iſt der junge Raimund Mohr, meines Bruders Pathe und Pflegeſohn. Das Wichtigſte ſchreibe ich natürlich ſelbſt. Und die Königin Maria iſt mir hoch willkommen. Ich weiß die Ehre zu ſchätzen, die Ihr mir in dieſem hohen Gaſte erzeigt."

„So richte Alles beſtens ein, mein lieber Fugger, und ſei meiner Gnade gewiß."

„Gott ſchütze Eure kaiſerliche Majeſtät und mache Alle Eure Feinde ohnmächtig!“ rief Anton, entzückt von dieſem Beweis des höchſten Vertrauens und küßte, ſich verabſchiedend, des Kaiſers dargebotene Hand.

Drittes Kapitel.

Ganz Augsburg war mit den Vorbereitungen zum Empfang des Kaiſers beſchäftigt; überall erhöhtes Leben, geſteigerte Bewegung. Die Reichsſtände waren ſchon alle verſammelt, die Fürſten alle in Perſon zugegen. Jedermann ſah mit großer Spannung der Ankunft des Kaiſers entgegen; denn Jeder, mochte er zu der einen oder zur andern Partei gehören, hatte die Ueberzeugung, daß ein wichtigerer Reichstag noch nicht in Augsburg gehalten worden ſei.

Auf der Fuggerſchen Schreibſtube häuften ſich die Geſchäfte, und Alles, was geſchah und was geſchehen ſollte, wurde da ausführlich beſprochen.

Auf den ſtillen ſcheuen Martin machten dieſe Reden einen unerwarteten Eindruck. Von der Stunde an, als die Nachricht eingelaufen war, der Kaiſer werde nach

Deutſchland kommen und in Augsburg einen großen Reichstag halten, hatte ſich ſeine Theilnahme an den öffentlichen Dingen von Tag zu Tag geſteigert. Die trübe Schlaffheit wich allmälig aus ſeinen Zügen, ſein Auge wurde lebendiger; er horchte mit unverkennbarer Theilnahme auf jede, auf den Kaiſer bezügliche Kunde. Wenn er auch zuweilen wieder in ſein altes finſtres Brüten verfiel, ſo dauerte es doch nicht lange, und er fuhr dann meiſt erſchreckt daraus empor und ſchaute ſich munter und fragend um. Als endlich bekannt wurde, der Kaiſer ſei von München, wohin er von Inſpruck gegangen, aufgebrochen, und die ganze Stadt von Menſchen wogte, da ergriff den unglücklichen Geiſteskranken ebenfalls ein fieberhafte Bewegung. Ueber ſein Geſicht flog es oft wie ein Blitz, dann lächelte er halb bitter, halb wehmüthig vor ſich hin, und dann ſprach er wieder heftig und laut zu ſeiner Umgebung, ſo daß ihn Alle erſtaunt anſahen.

Keiner beobachtete dieſe Veränderung in Martins Weſen mit ſchärferem Auge und größerer Theilnahme als Raimund Mohr. Der junge Mann las mit fieberhaft ängſtlicher ſteigender Hoffnung, mit fliegender zitternder Haſt in den Augen des Geiſteskranken, forſchte in ſeinen Zügen, horchte auf ſeine Worte. Endlich kam der Sonntag, ein prächtiger Frühlingstag, geeignet jedes kranke Menſchenherz geſund zu machen und über den Wuſt der gemeinen menſchlichen Erbärmlichkeiten zu erheben. Raimund Mohr ging auf Martins Zimmer und fand ihn emſig ſchreibend. Doch bewillkommte er den ſeltnen Beſuch mit einer Art Freude, die Jener noch nicht an ihm bemerkt hatte.

„Es ſcheint, Ihr befindet Euch wohler als zeither,“ begann der Jüngling mit ſcheinbarer Ruhe, „und an der bevorſtehenden Ankunft des Kaiſers in unſrer Stadt ſcheint Ihr ganz beſondern Antheil zu nehmen.“

„Wie Ihr's ſagt, Herr Raimund Mohr, ſo iſt's. Ich habe die Nächte zeither ſehr ſchöne Träume gehabt; immer ſeh' ich den Kaiſer, wie er mich entweder zum Ritter ſchlägt, oder mich zum Reichsgrafen macht, oder mir koſtbare Geſchenke überreicht, ein arabiſches Roß, ein Schwert, einen ſilbernen Harniſch, einen prächtig geſtickten Mantel. Seht, das muß doch etwas zu bedeuten haben. Meint Ihr nicht auch?“

„Gewiß. Sollte nicht auch der Kaiſer zu Euerm frühern Leben, vielleicht zu Euerer Geburt und Abkunft in irgend einer Beziehung ſtehen?“

Martin warf einen ſtechenden tückiſchen Blick auf Raimund und lächelte dazu ſeltſam hämiſch.

„Es will mich zuweilen auch ſo bedünken, und es iſt mir, als hätte mir früher Jemand darüber Aufſchlüſſe gegeben. Aber ich habe das Alles vergeſſen und kann mich durchaus nicht darauf beſinnen, wie ich auch nachdenke und mich anſtrenge. Aber es fällt mir gewiß noch ein. Dann und wann zuckt mir's ſeit einigen Tagen wie ein Bliz durch den Kopf. Auch flüſtert mir der Kaiſer Nachts im Traume immer ein vertrauliches Wort zu, er gibt mir irgend einen ſchönen Namen; aber früh morgens, wenn ich erwache, hab' ich dieſes Wort jedesmal vergeſſen, den ganzen Tag über ſchwebt mir's gleichſam auf der Zunge, aber dennoch iſt's mir noch nicht eingefallen, ich mag darüber ſinnen wie ich will. Aber es kommt gewiß noch."

„Vielleicht fallt Euch beſſer ein, was mich angeht," fuhr Raimund geſpannter fort. „Ihr erinnert Euch doch noch, wie Ihr in Kremnitz zu mir kamt und Euch mir erbotet, mich zu meiner vornehmen Mutter zu führen. Ihr zeigtet mir damals einen koſtbaren Ring, den Ihr von meiner Mutter zu haben behauptetet. Ihr wußtet alſo damals recht gut, wer meine Aeltern ſind; denn Ihr wolltet mich ja zu ihnen bringen. Ich ſelber habe ſchon lange nicht daran geglaubt, daß ich der Sohn eines verunglückten Bergmanns in Ungarn bin, wie man in dieſem Hauſe behauptet. Nun hab' ich Euch ſchon mehrmals nach meinen Aeltern gefragt, ſeit Ihr mit mir im Dienſte der Fugger ſteht, aber Ihr waret krank und konntet Euch auf nichts beſinnen. Sollte es Euch nicht jetzt einfallen? Ihr begreift doch, daß wir in dieſem Hauſe natürliche Verbündete ſind. Dem Einen wie dem Andern geſchieht hier unrecht, und wir müſſen uns deſſen gemeinſam erwehren. Alſo ſagt, ich beſchwör' Euch: wer bin ich? wer ſind meine Aeltern?"

Raimund hatte mit mehr und mehr erhöhter Stimme mehr ſo böſ auf den Landkommiſſär. Fink aber kann's ihm nicht verzeihen."

„So hab' ich ihm doch wohl ein Bischen Unrecht gethan," ſagte Edelgunde vor ſich. „Aber nein! Er iſt meiner Ehre zu nahe getreten, indem er dem Kammerdiener ſeinen tollen Plan entdeckt. Darum fort mit ihm aus meinem Herzen! Ach, wenn ich ihn doch nur vergeſſen könnte!" —

Der Baron Holder verlangte plötzlich gar keine Verlobung — wie erſt beſtimmt worden war — ſondern am nächſten Sonntag ſogleich die Hochzeit zu feiern, und konnte nur von der Frau Schwiegermutter davon abgehalten werden, welche ſich dieſem Anſinnen ernſtlich widerſetzte, weil ſie ſtandesmäßig glänzen und Aufſehen machen wollte, wozu ſie die Vorbereitungen in drei Tagen unmöglich machen konnte. Auch redete Fink ſeinem Herrn von ſolcher Eile ab, und hinterbrachte Betty und andern Leuten, daß der Herr Landkommiſſär mehrmals beim Baron geweſen und denſelben in geheimen Unterredungen, Gott wiſſe durch welche Gründe und Mittel, zu ſolcher Eile gebracht habe.

geſprochen und ſtand nun glühend vor Erregtheit und Erwartung vor dem bleichen Martin, ihm ſcharf in das unruhige Auge blickend, als müſſe er ihm das Geheimniß ſeiner Geburt gleichſam aus der Seele herausziehen. Plötzlich war Martin wie zur Bildſäule geworden und blickte ſtarr ins Leere. Aber ſein Auge war eigentlich nach innen gekehrt. Nach einer Minute erwartungsvollen Schweigens von beiden Seiten lief ein leiſes Zittern über ſeine Glieder, welches ſchnell zunahm und heftiger wurde; ſeine Augen begannen zu funkeln, über ſeine Züge ergoß ſich eine flammende Röthe, er ſtieß einen gellenden Schrei aus, der Raimunden erſchreckte. „Ja, jetzt hab' ich's endlich! Jetzt weiß ich's!“ rief er heftig und triumphirend und machte dazu mit den Armen faſt ſchreckliche Bewegungen. „Ihr ſeid ein Erzherzog von Oeſterreich, Ihr ſeid der Bruder des Kaiſers und des Königs Ferdinand, der König Philipp von Spanien war Euer Vater, und Eure Mutter iſt eine große ſtolze Frau, eine ernſte ſtrenge Frau. Ich aber bin ein mauriſcher Prinz, ich bin der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada. Mein Vater iſt der Sidi Selim Aben Muhamed Alnayar, und meine Mutter war eine königliche franzöſiſche Prinzeſſin.“

Raimund hatte mit ſteigendem Schrecken zugehört und verließ ſchnell mit einer Geberde der Furcht und des Entſetzens das Zimmer, wo es ihm plötzlich ſehr unheimlich geworden war.

„Er iſt verrückter als je!“ bebte es von ſeinen bleichen Lippen, „und bald wird er eingeſperrt werden müſſen.“ —

Am 14. Juni brachte ein Herold die Nachricht nach Augsburg, daß der Kaiſer am folgenden Tage Nachmittags eintreffen werde. Am 6. war er mit ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter und den anweſenden Fürſten und Prälaten in Inſpruck aufgebrochen und hatte ſeinen Weg über München genommen, wo er von den Baiernherzögen prachtvoll empfangen und bewirthet worden war.

Am Morgen des 15. Juni glich Augsburg einem Ameiſenhaufen. Eine ſo glänzende Verſammlung von Fürſten weltlichen und geiſtlichen Standes, von Geſandtſchaften aus ſchier allen europäiſchen Ländern, von hohem und niederm Adel und Kleriſei, evangeliſchen Predigern, Doctoren und Profeſſoren, Theologen und Juriſten, aus der Nähe und Ferne, aus Ober- und Niederdeutſchland, von Bürgern aus vielen Städten, Kaufleuten, Krämern, fahrenden Schauſpielern, Kunſtreitern, Poſſenreißern, Pfeifern, Zigeunern, Juden, Frauen aus allen Ständen, von der Fürſtin und der ſtolzen Courtiſane des geiſtlichen Fürſten bis zur fahrenden Dirne und dem Liebchen des gemeinen Pfaffen herab — eine ſolche Verſammlung hatte Augsburg noch nicht in ſeinen Mauern geſehen. Alle Häuſer waren bis unter das Dach mit Menſchen beſetzt, alle Straßen und Plätze waren voll Menſchen, Pferde, Wagen und anderes Geräth.

Gegen Mittag kam zuerſt der Kardinal von Lüttich mit hundert niederländiſchen Reitern an; er ſelbſt ward in einer Roßſänfte getragen. Sofort ſetzte ſich der Zug der Kurfürſten und Fürſten, weltlichen und geiſtlichen, nebſt den Bürgermeiſtern und Rathsverwandten und den Vätern und erwachſenen Söhnen der vornehmſten Familien Augsburgs vom Weinmarkt aus, wo ſie ſich verſammelt hatten, zu Roß und zu Fuß, in Bewegung. Das geſammte Hofgeſinde der Fürſten ſchloß ſich an; eine ungeheure Menſchenmaſſe ſtrömte mit. An der kleinen Lechbrücke erwarteten ſie den Kaiſer. Die Ankunft desſelben verzögerte ſich bis gegen Abend. Der Zug des Kaiſers war noch impoſanter und prachtvoller als der von Augsburg gekommene. Neben ihm ritten der König Ferdinand, der päpſtliche Legat Campeggi, zunächſt die Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig, der Pfalzgraf Friedrich, die Kardinäle von Salzburg und Trident, der Erzbiſchof von Bremen und viel andre hohe weltliche und geiſtliche Häupter aus Spanien, Italien und Deutſchland, alle im koſtbarſten Schmuck. So wie der Kaiſerzug den Lech paſſirte, ſtiegen die deutſchen Kurfürſten und Fürſten am rechten Ufer des Fluſſes von den Pferden und gingen dem Kaiſer entgegen. Als Karl dies wahrnahm, wollte er ebenfalls abſteigen, aber er war dabei ſo eilig, daß er faſt herabgefallen wäre. Die Kurfürſten rannten herbei, ihn aufzufangen, inzwiſchen kam er glücklich herab. Auch König Ferdinand war abgeſtiegen und beide erwiederten den Gruß der Kurfürſten und Fürſten mit großer Huld und Freundlichkeit und reichten jedem

Einzelnen die Hand. Der Kurfürſt von Mainz, als Reichskanzler, bewillkommte jetzt den Kaiſer im Namen aller dieſer hier verſammelten Glieder des heiligen römiſchen Reichs mit einer Rede und beglückwünſchte ihn zu ſeiner Krönung. Der Kaiſer und ſein Bruder unterredeten ſich einige Augenblicke mit dem Pfalzgrafen Friedrich, worauf dieſer den Fürſten im Namen des Kaiſers Dank ſagte. Die Einzigen, welche während dieſes Empfangs auf den Pferden ſitzen blieben, waren die Erzbiſchöfe von Trident und Salzburg; der Kardinal Campeggi war aber kurz vorher ganz bei Seite geritten, um der Unannehmlichkeit zu entgehen, daß ihm die Ehre, die er als Geſandter des Papſtes beanſpruchte, nicht erwieſen würde. — So wie der Kaiſer wieder zu Roß ſteigen wollte, erfaßten die jungen Fürſten von Sachſen, Heſſen, Lüneburg, Meklenburg, Brandenburg und Anhalt die Zäume, den Sattel und den Steigbügel und halfen ihm hinauf.

Eine Strecke weiter ſtanden der Burgermeiſter und die Rathsherrn von Augsburg. Sie fielen dreimal vor dem Kaiſer auf die Knie und zogen dann einen koſtbaren dreifarbigen Traghimmel über ihn und ſeinen weißen polniſchen Hengſt. Sechs Augsburger Rathsherrn trugen den Baldachin und bildeten mit ihren Bürgern, Kaufleuten, Söldnern und Volk, zum Theil im Harniſch, zum Theil in Sammt und Seide gekleidet, zu Roß und zu Fuß, über zweitauſend Köpfe ſtark, eine lange und prächtige Schlachtordnung, während das ſchwere Geſchütz von den Mauern unaufhörlich dem gekrönten Herrn der Stadt ſeine Donnergrüße entgegen rief.

Der feierliche, großartige und in ſeiner Art einzige Einzug in die freie Reichsſtadt fand nun in folgender Weiſe ſtatt. Zwei Fähnlein Landsknechte, die der Kaiſer erſt jetzt in Memmingen angeworben und gemuſtert hatte, um ihnen die Wachen der Stadt zu übertragen, als deren Herr er jetzt angeſehen ſein wollte. Sie hatten nicht die rechte kriegeriſche Haltung; denn es waren viel junge Leute dabei. Aber auch viele Männer, die die italieniſchen Kriege mitgekämpft, befanden ſich unter ihnen. Angeführt wurden ſie von ihrem Oberſten Maximilian von Eberſtein. Ein Mann zog vorzüglich die Augen der Augsburger auf ſich, Simon Seits, Feldſchreiber des Kaiſers, ein Augsburger Bürger, der jetzt, in Goldſtück gekleidet, auf brauner Jenette mit koſtbar geſtickter Decke, nicht ohne glänzenden Troß, in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte. Die Knechte gingen je ſieben in einem Gliede und waren etwa tauſend Mann ſtark. Um ſechs Uhr Abends erreichten die Erſten das Thor. — Nach keinem Verzug ritten die reiſigen Mannen der Kurfürſten einher, je drei in einem Gliede, zum Theil Hofgeſinde, Fürſten, Grafen und Herrn, zum Theil Grafen, Edelleute und Räthe, welche aus den Ländern einberufen waren. Voran die des Kurfürſten von Sachſen und darunter der junge Kurprinz Johann Friedrich, der ſechszehn Jahre ſpäter in einem ſo traurigen Conflict um derſelben Sache, wegen welcher ſie jetzt in Augsburg zuſammen kamen, gerathen ſollte. Den ſachſiſchen folgten die pfälziſchen, brandenburgiſchen, kölniſchen, mainziſchen und trierſchen Haufen, jeder in ſeiner beſonderen Farbe und Rüſtung. Der reiſige Zeug der Baiernherzöge ſchloß ſich an. Der Rangordnung des Reichs nach hätten die Baiern hier noch nicht eintreten dürfen, aber ſie ritten plötzlich vor, und Niemand hinderte es. Und ihre Pracht war wenigſtens des Platzes würdig. In lichten Harniſchen, rothen Leibröcken und hohen Federbüſchen mit Spießen, fünfhundert Pferden, je fünf in einem Gliede, gaben ſie ein herrliches Bild. — Hierauf des Herzogs Heinrich von Braunſchweig Reiter, vierzehn Glieder, je drei in einem Gliede; die des Landgrafen von Heſſen in ſechsundzwanzig Gliedern; Pommern in ſieben Gliedern; des Deutſchmeiſters Walters von Kronberg Roſſe. Endlich eine große Schaar von Grafen, Edelleuten, kaiſerlichen und königlichen Räthen, Spanier, Italiener und Deutſche.

Wieder dauerte es eine Weile, bis der dritte Zug, der des Kaiſers und der Fürſten ankam. Ihn eröffneten die Edelknaben des Kaiſers und des Königs, in gelben oder rothen Sammet gekleidet, auf zwanzig ſpaniſchen Roſſen des kaiſerlichen Großhofmeiſters von Roys, dann neunundzwanzig Glieder ungariſche Huſaren, je fünf in einem Gliede; des Kaiſers Marſtall, dreiundzwanzig der herrlichſten Pferde, polniſche, türkiſche, arabiſche, ſpaniſche, genueſiſche, geritten von kaiſerlichen Edelknaben in gelben Sammetröcken; nun wieder zweihundert Pferde und des Königs Ferdinand Hofgeſinde, ſpaniſche, deutſche, böhmiſche Herren, zum Theil in goldnem Stuck und Sammtkleidern, mit großen goldnen Ketten, aber faſt alle ohne Harniſch. Botſchafter fremder Fürſten, des Kaiſers und des Königs Räthe, Herrn des kaiſerlichen Regiments, ſpaniſche Große, Alle in ſchwarzem Sammet. Dies war das Geleite; nun kamen die fürſtlichen Herren ſelbſt, und ein paar Reihen Trompeter und Heerpauker mit ihren Trommelſchlägern, theils in des Kaiſers Farbe (gelb), theils in die des Königs (roth) gekleidet, Perſevanten und Herolde kündigten ſie an. Ihnen voran ein langer ſchwarzer Pfaffe mit einem großen Kreuze in der Hand, die Staffiere und Palafreniere des päpſtlichen Legaten mit Säulen und Kolben in den Händen. Prächtigen und trotzigen Anſehens ſind die Fürſten, die Biſchöfe mit jenem unausſprechlichen Dünkel in den Geſichtern, der ſich nach Luthers Auftreten und der Beſiegung der Bauernempörung noch ſchärfer ausgeprägt hatte, als früher. Das waren nun die Herren und Beherrſcher der deutſchen Länder, jeder in dem ſeinigen faſt unumſchränkt nach ſeinem Gelüſten ſchaltend und waltend, und unter einander meiſt in Feindſchaft. Da ſah man den an Luthers Lehre mit Begeiſterung hängenden Ernſt von Lüneburg und ſeinen Vetter, den dem Papſtthum mit Fanatismus ergebenen Heinrich von Braunſchweig, außerdem noch wegen der unbeendigten Hildesheimer Fehde bittre Feinde, nebeneinander reiten; da den jungen, Zwinglin noch mehr als Luthern ergebenen heißblütigen Landgrafen Philipp von Heſſen und ſeinen an der Mutter Kirche mit verbiſſener Zähigkeit hängenden Schwiegervater Georg von Sachſen, den Feind Luthers, die kürzlich beide wegen der Packiſchen Händel ſo hart aneinander gerathen waren; neben den Baiernherzögen ihre Vettern, die Pfalzgrafen, kaum auf kurze Zeit leidliche Freunde und jetzt ſchon wieder heimliche Feinde; neben den Brandenburgern die Herzoge von Pommern, die jenen zum Trotz auf dem Reichstage die unmittelbare Belehnung zu erſtreben gedachten. Die einzige Vereinigung dieſer Fürſten war der Kaiſer, den ſie als ihr Haupt ſämmtlich anerkannten und verehrten. Die weltlichen und geiſtlichen Kurfürſten ritten zunächſt. Der von Sachſen, Johann, trug als Erzmarſchall ſeinem Kaiſer das bloße Schwert vor; ihm zur Rechten der von Brandenburg, Joachim, ſein bitterer Feind. Jetzt der Kaiſer allein, unter dem von ſechs Augsburger Ratsherrn getragenen Baldachin. Der deutſche Kaiſer in der Mitte der deutſchen Fürſten, der deutſchen Reichsſtädte, des deutſchen Volks, zu einem deutſchen Reichstage gehend, und nichts Deutſches an ihm, nichts innen, nichts außen, ein fremder Mann hier; ſeinen Geſinnungen, ſeinen Sitten und Gewohnheiten nach ein Spanier, ein König von Spanien, und ſpaniſch gekleidet vom Kopf bis auf den Fuß. Ein kleines ſeidnes ſpaniſches Hütlein deckt jenen, ein goldner ſpaniſcher Waffenrock den Leib; mit goldnen ſpaniſchen Zierathen iſt der weiße Hengſt behängt. Ueber ſeinem Haupte ſteht das Bild des deutſchen Reichsadlers am damaſtnen Traghimmel wie zum Hohne. Karl hätte gern ſeinen Bruder und den päpſtlichen Legaten zu ſeinen Seiten unter dem Baldachin geſehen; es lag ihm daran, den Letztern recht augenfällig zu ehren und auszuzeichnen, und deshalb ſollten ihm die geiſtlichen Kurfürſten den Vorrang überlaſſen. Aber ſie hatten ſich deſſen kurz und beſtimmt geweigert, und ſo ritt nun der Legat Campeggi mit dem König Ferdinand unmittelbar hinter dem Baldachin des Kaiſers. Neben dem Kaiſer liefen dreihundert Trabanten, Deutſche, Niederländer und Spanier, gelb, braun und aſchgrau gekleidet; neben dem König und dem Legaten wieder hundert Trabanten, roth gekleidet. Nun die Erzbiſchöfe mit dem ſtolzen Beichtvater des Kaiſers, dem Biſchof von Osma, Biſchöfe und andre hohe Geiſtliche in großer Anzahl, gefolgt von hundert kaiſerlichen Hatſchieren, zu Pferde und gerüſtet, die reiſigen Mannen und das Hofgeſinde der geiſtlichen Herrn, jede Schaar in ihrer beſondern Farbe, alle entweder in Harniſchen mit Spießen, oder als Schützen mit Schießzeug bewaffnet, über dreihundert Köpfe, darunter zwölf Stradioten und zwei Türken. An dieſe ſchließen ſich achtzehnhundert Fußknechte der Stadt Augsburg unter vier Fähnlein, mit Harniſch und Spieß gerüſtet; ſie ſind meiſt mit ſchwarzen barchentenen Paltröcken, an den Aermeln zwei weiße Atlasſtreifen, angethan; vierhundert aber tragen aſchfarbne Kleider und zeichnen ſich durch Pracht der Kleidung und Bewaffnung auffallend vor den Uebrigen aus;

es iſt die von den Fuggern allein angeworbne und ausgeſtattete Schaar; denn aſchgrau iſt die Farbe der Fugger.

Zwölf Halbſchlangen, die draußen den Kaiſer mit ihrer Stimme begrüßt, und hinter ihnen der ſtattliche Zug der Augsburger Bürger zu Roß und zu Fuß, zweitauſend Mann unter vier Fähnlein, alle wohlgerüſtet, mit Federbüſchen und anderm Schmuck herrlich ausgeſtattet. Darunter Raimund, Anton und Hieronymus Fugger und Raimund Mohr.

Als der Kaiſer ſich dem Stadtthore näherte, ertönte das Geläute aller Glocken der Stadt und der Donner des Geſchützes von den Mauern und Thürmen, ſo daß Niemand ſein eignes Wort verſtehen konnte. Innerhalb der Stadt kam dem Kaiſer ein neuer Zug entgegen, der Biſchof von Augsburg mit dem Domkapital und der geſammten Kleriſei der Stadt, Mönchen und Nonnen in großer Proceſſion. Die Pfaffen brachten einen andern Himmel mit, unter den ſie den Kaiſer nehmen wollten. Allein der Hengſt des Kaiſers ſcheute ſich ſo ſehr vor dem Pfaffenhimmel, daß er ſeinen Reiter faſt abgeworfen hätte, und war, zum größten Ergötzen des Volks, mit nichten darunter zu bringen. Da ſagte das Volk: das Pferd ſei klüger als ſein Herr, es wolle nichts wiſſen vom Himmel der Pfaffen.

Unter Geſang und Glockengeläute ging der Zug nach der Domkirche, wo der Kaiſer auf die Kniee niederfiel, die

Sonnabend früh überbrachte der Diener des Doktor Trautmann dem Landkommiſſär einen Brief, und kaum hatte er hineingeblickt, als er ausrief: „Verrathen! Meine Intrigue iſt entdeckt! Ich bin entlarvt. — Ziemlich grob. Auch gut. Iſt doch mein Vater nun in der Lebensverſicherungsbank. Jetzt bin ich neugierig, was ſie für ein Gewebe anlegen. Und wann ſie's noch ſchlauer geſponnen, die alte Frau Pathe bleibt mir ſtets noch als letztes Mittel, all' ihre künſtlichen Pläne zu zerſtören. Gundchen dauert mich. Ich weiß, ſie nähme mich doch lieber, als den Doktor. Und der Kerl taugt auch nichts, ſonſt hätte er meinen Vater nicht angenommen. Er hat ſo etwas von einem Spitzbuben im Geſichte, und er ſoll ſie doch nicht haben. Morgen über acht Tage iſt ſie des Barons Frau, und mein, ſo wahr ich weiß, daß ſie mich eben ſo heiß liebt, wie ich ſie! Jetzt will ich ihnen ein Weilchen aus dem Wege gehen.“ Er ließ anſpannen und fuhr nach Holdersdorf. —

Die Verlobung wurde am folgenden Tage mit vielem Aufwande vollzogen. Der Hofmarſchall war von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, und ſtolzirte ſogar mit einen neuen Degen herum. Der Doktor Trautmann, der das Glück hatte, in be-

Hände erhob und betete. Als der Segen über ihn geſprochen war, führten ihn die Fürſten nach der Pfalz, ſeiner Herberge.

Da nun die evangeliſchen Fürſten oder die Proteſtanten wie man ſie allmälig ſchon von ihrem auf dem letzten Reichstage zu Speier übergebenen Proteſte nannte, mit dem Kaiſer im Dome geweſen waren und die geiſtlichen Cerimonien mitgemacht hatten, ſo knüpfte der ſchlaue Karl daran ſogleich ein Begehren an ſie, indem er den erſten großartigen und bewältigenden Eindruck ſeiner Ankunft benutzen wollte, um ſie zu einer weſentlichen Nachgiebigkeit zu vermögen.

Er ließ nämlich, während die übrigen Fürſten nach ihren Herbergen abzogen, den alten Markgrafen Georg von Brandenburg, den jungen Landgrafen Philipp von Heſſen und den Herzog Franz von Lüneburg in ein beſonderes Zimmer beſcheiden, wohin er ſich ſogleich mit ſeinem Bruder verfügte. Hier eröffnete ihnen der Letztere: der Kaiſer laſſe ſie hiermit auffordern, die Predigten nunmehr abzuſtellen. Die ältern Fürſten ſchwiegen erſchrocken auf dieſe unerwartete Zumuthung; aber der feurige Landgraf verſetzte unerſchrocken: „Ew. Majeſtät Willen in Ehrfurcht; aber in den Predigten kommt kein andres Wort vor, als eben Gotteswort, wie es auch S. Auguſtinus gefaßt hat. Gotteswort läßt ſich aber nicht abbeſtellen, nicht heute, nicht morgen und nimmermehr.“ — Solche unwiderlegliche Argumente waren aber dem Kaiſer höchſt widerwärtig; er wollte ſie nicht hören und machte eine abwehrende ärgerliche Bewegung mit der Hand. Dabei ſtieg ihm das Blut zu Kopfe, der kecke Ton des Landgrafen verletzte ihn, und faſt zornig ſprach er ſelbſt: „Ich will es; die Predigt iſt der Zankapfel. Ihr müßt ſie abſtellen. Ich, der Kaiſer, fordere es von Euch.“

„Herr,“ ergriff jetzt der alte Markgraf wehmüthig, aber feſt das Wort und ſprach ſo ehrerbietig als entſchloſſen, „ehe ich von Gottes Wort abſtünde, wollte ich lieber auf der Stecke niederknieen und mir den Kopf abhauen laſſen.“

Karl, der ja nur Milde und Verſöhnung im Munde führen wollte, erſchrak über dieſe männliche Erklärung. Betroffen über den ihm gegenüber ausgeſprochnen Gedanken an eine ſolche Möglichkeit, rief er begütigend: „Lieber Fürſt, nicht Köpfe ab, nicht Köpfe ab!“ —

Die drei Fürſten wurden huldreich entlaſſen; Karl begriff immer mehr, daß er es nicht mit biegſamen Italienern zu thun hatte. Er war den Reſt des Abends ſchweigſam und nachdenklich und verfügte ſich bald zur Ruhe.

Am folgenden Tage fand die Frohnleichnamsproceſſion ſtatt. Der Kaiſer forderte die proteſtantiſchen Fürſten auf „dem allmächtigen Gott zu Ehren“ daran Theil zu nehmen. Sie lehnten es auf das Beſtimmteſte ab, weil ſie die Theilnahme auf den angegebenen Grund hin als eine Verletzung ihres Gewiſſens anſehen müßten. Nicht dazu habe Gott das Sakrament eingeſetzt, daß man es anbete. Hätte der Kaiſer ihre Begleitung als einen Hofdienſt beanſprucht, ſo würden ſie ihm gefolgt ſein, wie Naman in der Schrift ſeinem König. — Die Proceſſion ging ohne die Proteſtanten vor ſich; ſie war dürftig. Die Zeit des Glanzes der Kirche war vorüber. Der Menſchengeiſt trieb in andre, in neue, in höhere Bahnen.

Am Abend dieſes Tages langte die Königin Maria mit ihrem Gefolge von München in Augsburg an. Es war der Wille des Kaiſers geweſen, daß ſie, als die einzige Frau, nicht mit im Kaiſerzuge in die Stadt einreiten ſollte. Verabredetermaßen nahm ſie ihre Herberge in Anton Fuggers Hauſe am Weinmarkt und wurde vom Stadtrath dort mit den gebührenden Ehren empfangen.

Viertes Kapitel.

Der Kaiſer machte Tags darauf ſeiner Schweſter den Beſuch. Er hatte ſie ſchon mit Ungeduld erwartet. Ihr Liebreiz, der eine magiſche Gewalt über ihn ausübte, wie keine Macht der Erde weiter, zerſtreute auch diesmal ſchnell die Wolken des Unmuths von ſeiner Stirn. Es war doch ein ſonderbares und höchſt eigenthümliches Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und ſeiner ſchönen Schweſter. Innerlich erbittert über den Widerſtand der proteſtantiſchen Fürſten, den er nicht erwartet hatte, ſuchte und fand er bei ihr Erheiterung und Stunden behaglichen ſchönen Gefühls, bei ihr, deren ihm wohlbekannte Geſinnung und Ueberzeugung ſo ſehr mit denen der ihm widerſtrebenden Fürſten übereinſtimmte, und die ihm gegenüber gar kein Hehl daraus machte, daß ſie ſich über dieſen würdigen und männlichen Widerſtand herzlich freue. Er mußte von ihrem Charakter vorausſetzen, daß ſie ſich in freundliche Beziehungen zu jenen Fürſten ſetzen und ſie ermuntern werde, feſt bei ihrem Glauben zu beharren. Vergebens waren ſeine, ihr entwickelten, politiſchen Gründe, daß er zum Papſt halten müſſe; ſie wollte in Glaubensſachen nichts von Politik wiſſen und blieb die Feindin des Papſtes und der Pfaffen. Ja, nur Karls dringender Bitte gelang es, daß ſie ſich nach langem Weigern endlich bereit erklärte, den Beſuch des Kardinals Campeggio annehmen zu wollen. Nichts bedauerte ſie mehr, als daß Luther nicht mit dem Kurfürſten von Sachſen nach Augsburg gekommen war; er war nach dem Willen ſeines Herrn und auf Anrathen ſeiner Freunde, als noch mit der Reichsacht belegt, in Coburg zurückgeblieben und wohnte dort auf der hohen Bergveſte im Schloſſe des Kurfürſten. Den anweſenden Melanchthon hatte Maria bereits zu ſich einladen laſſen, wie ſie ihrem kaiſerlichen Bruder lachenden Mundes berichtete. Und gerade dieſer kleine weibliche Trotz, umkleidet mit der reizendſten Anmuth und dem ſüßeſten Muthwillen, war es, der jeden aufkeimenden Unwillen Karls in der Geburt erſtickte und ihn immer ſtärker an das herrliche Weib feſſelte, das ihm ſchon mit den engſten Banden des Bluts verbunden war, das er aber bis jetzt ſo gar nicht gekannt hatte.

Bei dieſem erſten Beſuche ließ der Kaiſer ſich und der Königin ſämmtliche Glieder des Fuggerſchen Hauſes nebſt dem Dienſtperſonal des Geſchäfts vorſtellen. Er beabſichtigte damit Martinen auf eine ungeſuchte und ungezwungene Weiſe zu ſehen. Die Leute waren im großen Gaden der Reihe nach aufgeſtellt, obenan Frau Sibylle im altmodiſchen koſtbaren Schmuck, den ſie ſeit Jahren nicht getragen, neben ihr ihr ſchlankes, bleiches holdes Pflegekind Regina Turzoin in reicher ungariſcher Nationaltracht. Dann kam Raimunds Familie, Antons Ehewirthin, Hieronymus, dann die Schweſtern mit ihren Gatten, die alle zum Reichstag gekommen waren, um den Kaiſer und die andern hohen Herrſchaften zu ſehen. Bei Raimunds Familie ſtand Raimund Mohr, bei Antons Frau Martin van der Voort. Raimund und Anton Fugger führten den Kaiſer und die Königin herein. Karl hatte ſeine Schweſter am Arme. Anton ſtellte ihnen die Familienglieder einzeln vor. Der Kaiſer war ſehr leutſelig und reichte der tiefknickſenden Frau Sibylle die Hand, belobte das Andenken ihres verſtorbnen Jakob, befragte ſie nach ſeiner Krankheit, nach ſeinem Tode. Die Königin unterhielt ſich gütig mit ihrer Landsmännin Regina Turzoin und erkundigte ſich nach ihren Eltern. Maria's ſcharfes Auge hatte ſogleich beim Eintritt Raimund Mohrs Apollogeſtalt geſucht und gefunden. Obgleich ſie gehofft und erwartet hatte, ihn hier zu ſehen, zuckte ihr Arm doch leiſe in dem des Kaiſers, beim Anblick des unvergleichlich ſchönen Jünglings. Längſt wußte ſie, wo er war, der würdige Gegenſtand ihrer erſten und einzigen Liebe, und neben dem Wunſche, dem glänzenden, geräuſchvollen Reichstage beizuwohnen, Luthern und Melanchthon' perſönlich kennen zu lernen, die proteſtantiſchen Fürſten zu begrüßen und dem intereſſanten Kampfe der beiden Parteien zuzuſehen, hatte ſie ein geheimes aber weit ſtärkeres Verlangen nach Augsburg geführt, den geliebten Jüngling, den ſie im Herzen trug und noch keinen Augenblick vergeſſen hatte, wieder zu ſehen. Wie ſtand er dort in ſeiner ſiegſtrahlenden Schönheit! das Herz zuckte und bebte ihr vor namenloſer Wonne. Sie mußte ihre ganze Kraft zuſammennehmen, um der großen königlichen Kunſt der Verſtellung keine Schande zu machen, als der Kaiſer mit ihr ein paar Schritte weiter ging und ſie dem Geliebten nun gegenüber ſtand. Zum Glück hatte Karl auch nicht die entfernteſte Ahnung von der Liebe ſeiner Schweſter; aber eben ſo wenig hatte ſie eine ſolche von dem Verhältniß, in welchem der Kaiſer zu dem bleichen blonden jungen Manne mit den ſeltſamen Flecken im Geſicht ſtand, welchen Anton Fugger eben mit Namen benannte und als ſeinen Pflegeſohn bezeichnete. Des Kaiſers Auge ruhete forſchend auf Martins Zügen und Geſtalt, und ſeine erſt heitern Mienen nahmen unwillkürlich einen finſtern Ausdruck an. Martins ſonſt ſo gedrückte Geſtalt hatte ſich auffallend emporgerichtet; in ſeinen Augen, die er feſt auf den Kaiſer gerichtet hielt, glühte ein wildes, ſchier unheimliches Feuer.

„Ihr ſeid ein Niederländer dem Namen nach?" fragte Karl kalt.

„Ein geborner Schwabe, Ew. Majeſtät zu dienen," antwortete Martin mit bebender Stimme. „Meine Aeltern aber waren beide Niederländer."

Was Karl gewollt, war geſchehen; er hatte den Menſchen ſprechen gehört, den Ton der Stimme. Er ging vorüber.

„Raimund Mohr, Pathe und Pflegeſohn meines Bruders," berichtete Anton.

„Ah der!" ſagte der Kaiſer betroffen von der Schönheit des Jünglings. „Ein geborner Ungar?"

„Der Sohn eines Bergmanns in Kremnitz."

Um Martins Lippen ſchwebte ein liſtig-höhniſches Lächeln. Raimund Mohrs Blicke, in holder Verwirrung den ſüßen heißen Blicken der Königin ausweichend, gewahrten dieſes Lächeln, und es empörte ihn, er wußte ſelbſt nicht, warum.

Die Königin glühte und ſtrahlte wie eine prächtige Centifolie, aber kein verrathendes Wort entſchlüpfte ihren Lippen.

„Er iſt der Verlobte von Regina Turzoin, ſeiner Landsmännin," fuhr Anton fort. „Schon im Mai hätte, nach meines ſeligen Ohms Willen, die Hochzeit ſein ſollen; wir haben ſie bis zur Ankunft Eurer Majeſtät verſchoben, weil wir hofften, Ihr würdet unſrer Bitte, um die Gnade, dem Feſte durch Eure hohe Gegenwart einen Glanz zu verleihen, wie ihn noch kein Fuggerſches Familienfeſt gehabt, geneigtes Gehör geben."

„Ich will Brautführer ſein,“ nickte der Kaiſer gnädig.

Ein leichtes Wölkchen lag jetzt über der Stirn der Königin, und ein leiſer Schmerzenszug kräuſelte um ihren kleinen reizenden Mund, als ſie das Auge noch einmal auf den jungen Halbgott richtete und ſein Auge in Thränen glänzen, um ſeinen Mund Schmerz und Unmuth zucken ſah.

Der Kaiſer und die Königin zogen ſich in ihre Gemächer zurück. Anton verfügte ſich bald darauf dahin, um den Kaiſer in das abgelegene Zimmer zu führen, welches zur geheimen Kanzlei eingerichtet war. Raimund Mohr wurde dorthin gerufen, um vom Kaiſer in Dienſt und Pflicht genommen zu werden, ihm den Eideshandſchlag zu leiſten und ſeine geheimen Inſtruktionen zu erhalten.

Martin beobachtete, was um ihn vorging, plötzlich wieder mit der alten ſchlangenſchlauen Scharfſichtigkeit. Es war eine ungeheure Veränderung mit ihm vorgegangen, er hatte ſeine ganze Geiſteskraft wieder. Am Tage des Einzugs war ſeine Unruhe bis zur fieberhaften Beweglichkeit geſtiegen, ſo daß Alle, die ihn kannten, als ſie ihn ſo herumſchießen ſahen und bald haſtig ſchwatzen hörten, bald ſeinen ſtieren Blick wahrnahmen, mit Bedauern meinten, daß ihm der Kopf nun ganz und gar verrückt, daß er völlig wahnſinnig geworden ſei. So ging es die ganze Nacht mit ihm; er konnte nicht ruhen, nicht ſchlafen: er hatte den Kaiſer geſehen, und ſeine Gedanken waren nur mit demſelben beſchäftigt. Wie das Lager, ſo war ihm das Zimmer, das Haus unerträglich. Gerade in dieſer Nacht wurde ihm nicht ſchwer, unbemerkt zu entwiſchen. Er irrte durch die nichts weniger als menſchenleeren Straßen, immer mit dem wogenden Gedankenchaos ringend, das ihm durch den Kopf brauſte. So kam er vor die Pfalz und rannte auf und ab, nach den Fenſtern der Zimmer hinaufſtarrend, die der Kaiſer bewohnte. Am folgenden Morgen war er ſchon ſo weit gediehen, daß er ruhiger heimkehren und ſich zu faſſen vermochte, als ihn Anton Fugger aufforderte, ſich mit den Uebrigen dem Kaiſer vorſtellen zu laſſen. Und während der Vorſtellung war ihm ſeine alte Ruhe, die alte Klarheit ſeines Geiſtes zurückgekehrt.

„Thor, der ich war!“ murmelte er pfiffig lächelnd vor ſich, als er durch das Haus ſchlüpfte. „Als er mir gegenüberſtand, fiel mir Alles ein, worauf ich mich ſo lange ſchon vergeblich beſonnen habe. Nun ich es weiß, will ich meinen Nutzen daraus ziehen, und Regina muß mein Weib werden.“

Der Kaiſer war kaum zur Königin zurückgekehrt, als Martin keck in das Vorzimmer trat. Die hier poſtirte Dienerſchaft kannte ihn ſchon als einen Hausgenoſſen, und die Erklärung: er habe mit Seiner Majeſtät zu reden, öffnete ihm die Thüre des Zimmers. Der Kaiſer, in der Meinung, es ſei Raimund Mohr, der ihm irgend eine Meldung machen wolle, war deshalb unangenehm überraſcht, Martin hereintreten zu ſehen. Er erhob ſich ſondrer Gunſt des Baron zu ſtehen, obgleich Frau von Birkenſtein zu dieſer Freundſchaft ein wunderliches Geſicht machte, befand ſich mit unter den Gäſten, und brachte mehre Toaſte zum Wohle des Brautpaares aus.

Am folgenden Tage machte der Baron Brautviſiten in der Stadt und ließ, auf Betrieb des Hofmarſchalls, um eine Audienz beim Herzoge bitten, um Höchſtdemſelben ſeine Braut vorzuſtellen, und der Fürſt ließ ihm ſagen, er werde einen Tag zur feierlichen Audienz beſonders beſtimmen. — Die Verbindung ſollte Sonntags darauf ſtatt finden. — Edelgunde ergab ſich einem ſtillen Grame. Betty ließ zwar allerlei ſonderbare Reden fallen, doch da ſie mit der Sprache nicht gerade herausging, ſo achtete Edelgunde nicht darauf. Wenn ſie für etwas anders als ihre traurige Lage Sinn gehabt hätte, ſo würde ſie bemerkt haben, daß das ſonſt ſo theilnehmende und ihr innig ergebene Mädchen gar kein kummervolles, ſondern meiſt ein ſehr pfiffig lächelndes Geſicht machte, als wollte ſie ſagen: „Wüßteſt du, was ich weiß, ſo weinteſt du nicht, ſondern wärſt ſo fröhlich wie ich. Du dauerſt mich zwar, aber ich weiß ja doch, daß es mit dir ſo große Noth nicht hat; nur darf ich von dem Lotterbette, wo er neben der Schweſter ſaß und gab ihr mit der Hand ein Zeichen, auf welches ſie ſich in das Nebenzimmer verfügte.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Karl übelgelaunt, doch Martin wurde durch die Frage und ihren Ton nicht eingeſchüchtert.

„Ew. Majeſtät hat nach meiner Herkunft zu forſchen die Gnade gehabt. Es drängt mich Euch hier zu ſagen — was ich unten nicht konnte — wer mein Vater war —“

„Ich erlaß Euch das,“ unterbrach ihn der Kaiſer raſch und unwillig. „Ich will es nicht wiſſen. Entfernt Euch!“

„Nicht alſo, mein kaiſerlicher Herr!“ flehte Martin mit ausgeſtreckten Händen. „Hört mich und erfahrt mein Geheimniß! Mein Vater war der König Philipp von Spanien, der Erzherzog von Oeſtreich, der Herzog der Niederlande. Ja Ew. Majeſtät Erzeuger iſt auch der meinige. Ich bin Euer natürlicher Bruder.“

„Ein Wahnſinniger biſt Du!“ rief Karl zornig. „Ich ſchone Deine Verwegenheit nur, weil Dein Verſtand verwirrt iſt.“

„Nie war mein Kopf heller, mein Verſtand geſunder als heute. O ſprecht nicht ſo ungnädig zu mir, in deſſen Adern daſſelbe Blut fließt, wie in den Euern! — Zweifelt Ihr an meiner Behauptung? Die Fugger wiſſen, wer ich bin, der König Ferdinand weiß es — o Ihr ſelbſt wißt es, Majeſtät! Gebt der Stimme Eures Herzens Gehör, die mich anerkennt!“

„Ja, ich weiß wer Du biſt“, verſetzte der Kaiſer ruhig und kalt, faſt höhniſch. „Ich weiß auch was Du biſt und was Du geweſen biſt. Ich kenne Dich genau. Du biſt der eheliche Sohn des Kaufmanns Peter van der Kapellen zu Antwerpen und deſſen Eheweibes Eleonore Bry, Du biſt der Stief- und Adoptivſohn des Malers Martin van der Voort, des zweiten Ehemannes Deiner Mutter, der Dir ſeinen Namen gegeben hat, und der verſtorbene Jakob Fugger hat ſich Deiner und Deiner Mutter angenommen, weil er dem Hauſe Peters van der Kapellen einige Verbindlichkeiten ſchuldig zu ſein glaubte und ein dankbares Herz hatte. Geh hin, mein Sohn, und beruhige Dich. Du biſt von Deiner Mutter, einem böſen Weibe, zu argen Zwecken gemißbraucht, hintergangen und belogen worden.“

„Nicht alſo! Majeſtät! Der Brief meiner fürſtlichen Abſtammung, den die Natur ſelbſt auf geheimnißvolle Weiſe mit unauslöſchlichen Zügen mir in’s Angeſicht geſchrieben, widerlegt Euch. Als Eure königliche Mutter, die ſpaniſche Johanna, in einem Anfalle wüthender Eiferſucht, der meinigen die Scheere, womit ſie ihr das goldblonde lange Haar abſchnitt, in welches ſich der Erzherzog Philipp ſo ſehr verliebt hatte, in das Antlitz ſtieß und es zerfetzend, Eleonorens ſtrahlende Schönheit vernichtete, da empfing die Frucht ihrer und Philipps verbotener Liebe in ihrem Schooße dieſelben Wunden, und noch eh ich geboren wurde, blutete ich für die Schuld meiner Erzeuger. An Euch iſt's, Majeſtät, dieſes unſchuldige Blut zu ſühnen. Seht mich an, meine Geſtalt; ſeht dieſe Züge, dieſes blonde Haar, und dann betrachtet ein getreues Conterfei Eures Vaters, befragt ältere Männer, die ihn perſönlich gekannt haben, und Ihr werdet überzeugt werden, daß ich dem König Philipp ähnlicher bin, als Ih und Euer Bruder."

Der Kaiſer hatte ſich abgewandt und ſchien nicht mehr auf die Worte des kühnen Sprechers zu hören. Jetzt kehrte er ſich ihm wieder zu, erdfahl und mit Zügen voll Entſetzen und Abſcheu. Seine Lippen zitterten vor furchtbarer Aufregung, aber er verſtand ſich zu beherrſchen. „Unglückſeliger!" ſprach er mit gedämpfter Stimme, „woran haſt Du mich erinnert! An das unſagliche Unglück meiner Mutter, deren Geiſt ſeit jener fürchterlichen Stunde in den Banden düſtern Wahnſinns liegt bis heute. Sieh, weil die Hand meiner armen Mutter bei jener unſeligen That der Leidenſchaft auf wunderbare geheimnißvolle Weiſe Dich zeichnete, will ich Dir vergeben; denn ich weiß, daß Du mein Todfeind biſt, ich weiß, daß Du aus Feindſchaft zu mir den Chriſtenglauben und damit Deine Seligkeit abgeſchworen haſt und ein Sohn des verfluchten Mohamed geworden biſt. Ich weiß, daß Du dem ſcheußlichen Seeräuber, dem Fluch Spaniens, dem nichtswürdigen Chaireddin Barbaroſſa, daß Du dem Sultan Suleiman, daß Du dem König

Franz, daß Du dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen mich gedient haſt. Für all meine Feinde biſt Du thätig geweſen, mich und mein Haus zu verderben, ſelbſt mit den aufrühreriſchen gottverfluchten Bauern haſt Du gegen Geſetz und Recht gekämpft. Es gibt nichts Schändliches und Schlechtes, was Du nicht gegen mich vollbracht hätteſt. Und doch wagſt Du mir unter die Augen zu treten und etwas von mir zu verlangen! Was willſt Du von mir?"

Martin war nun ſeinerſeits ebenfalls in der innerſten Seele erbebt. Die Flecken in ſeinem Geſichte waren weiß wie Kalk geworden. Er zitterte an allen Gliedern. Das hatte er nicht erwartet, daß der Kaiſer die Geſchichte ſeines wirren Lebens ſo genau kenne. Doch er war nicht der Mann, der ſich zurückſchrecken ließ, und der Kaiſer hatte viel zu ſanft geſprochen, um jede Hoffnung in ihm zu erſticken. Er ſtürzte auf die Knie nieder, erhob die Hände und flehte: „Vergebung, mein kaiſerlicher Herr! Meine verſtoßne Jugend wurde verführt und mißbraucht. Wäre ich erzogen worden, wie es einem Sohne des Königs Philipp zugekommen, nimmer wäre ich auf ſolche Abwege gerathen. Nicht auf mir laſtet die Schuld dieſer Vergehungen. Verzeiht und macht wieder gut, was Andre an mir verbrochen haben!"

„Hätt' ich Dir nicht ſchon verziehen, Du würdeſt vor ein Gericht geſtellt werden und Deine Frevel mit Deinem Leben büßen. Sei thätig und ordentlich, und Du wirſt noch ein geachteter Mann werden.“

„Die natürlichen Söhne des Habsburger Hauſes ſind ſtets zu adligen Ehren und Würden erhoben worden. Sie haben meiſt der Kirche als hohe Prälaten gedient.“

„Ha, dahin ſteht Dein Sinn, eitler Menſch!“ ſprach der Kaiſer entrüſtet und wandte ſich wieder von ihm ab. „Ein Bekenner des Koran und chriſtlicher Biſchof! Du biſt ein närriſcher Kauz! Der Sohn Eleonorens van der Voort, der ſcheußlichen Megäre, wird nun und nimmer von den Fürſten des Hauſes Habsburg etwas erlangen. Geh und wage nicht wieder vor mir zu erſcheinen bei meinem ſchwerſten Zorn! Es könnte Dich den Kopf koſten, thörichter Menſch!“

Mit drohender Geberde verließ der Kaiſer das Zimmer. Martin machte ſich auf und floh mit ſcheuem Schritt hinaus. Ein tückiſches Lächeln ſchwebte über ſeinen bleichen Zügen.

Auf ſeinem Zimmer verſank er in ein finſtres Brüten, aber es war nicht mehr das alte Brüten ſeines verwirrten nachtumhüllten, es war das ſeines nur allzuklaren, kalten, berechnenden und ſpekulirenden Geiſtes. Erſchreckt vom Unwillen und Zorn des Kaiſers gab er zwar den Plan auf, ihn auf die verſuchte Weiſe für ſich zu gewinnen, aber nach einer Stunde hatte er ſich ſchon einen andern zur Erreichung ſeines Zieles gebildet, und ruhig und kalt, als wäre nichts mit ihm vorgefallen, miſchte er ſich bald darauf unter die auf den Straßen wogende Menſchenmenge.

Fünftes Kapitel.

Raimund Mohr hatte Anton Fuggers Haus in großer geiſtiger Aufregung verlaſſen. Das Wiederſehen der Königin Maria hatte ihn mächtig ergriffen und ſeine Gefühle ſo ſeltſam gemiſcht und geſteigert, daß ſie ihm ſchier die Bruſt zu zerſprengen droheten. Es waren ſüße und bittre Gefühle, die in ihm wogten und drängten, aber die Letztern waren überwiegend. Die hohe Schönheit und Anmuth der Königin hatte wieder einen ſtarken Eindruck auf ſeine Sinnlichkeit gemacht, aber gehoben, beſeligt war er nicht von dieſem Wiederſehen worden. Er fühlte ſich vielmehr gedrückt davon. Die Sehnſucht ſeiner Seele nach irgend einem Ziele, das er nicht kannte und das nur in dunkele, aber raſtlos webende Ahnungen gehüllt in ihm ſtand, ergriff ihn mächtiger als je. Es war ihm, als müßten ihm Schwingen wachſen und er von ihnen getra gen von dannen ſtürmen, nicht zu der Königin, nicht nach Ungarn, aber wohin? das wußte er nicht. Und doch war's ihm wieder, als fingen die glühenden Küſſe, die er einſt von der Königin erhalten, an, auf ſeinen Lippen und Wangen zu brennen, ſo daß ihm unerträglich heiß davon wurde. Die reizende Maria! Er hätte ſich noch einmal von ihr ſo küſſen laſſen, ſie ſo wieder küſſen mögen. Dieſe Widerſprüche in ihm, die er nicht vereinigen konnte, das Hin- und Herwogen ſeiner Gefühle nach den verſchiedenſten Seiten machte ihn faſt toll. Er ſtürzte ſich in die Menſchenwogen. Der herrlichſte Frühlingstag lag über der Stadt und ihrer Umgebung und lockte Alles heraus ins Freie. Fürſtliche Männer und Frauen, Adel, Bürger, Alles trieb durcheinander zu Roß und zu Fuß. Niemand hätte ahnen können, welch ein Geiſt in dieſer frohen genußſeligen Menge gährte.

Er ſtieß auf Frau Sibolle Fugger und Regina Turzoin, die ſich nach ihrer Wohnung verfügten, und die Letztere forderte ihn auf, ſie zu begleiten. Sie war ſo lieb, ſo gut; ihre ſchöne edle Seele klang ihm voll heiliger, wahrer, inniger Liebe aus ihren ſanften Worten, ſtrahlte ihm aus ihrem reinen ausdrucksvollen Auge entgegen. Er wußte, wie ſtark und wahr er von ſeiner Verlobten geliebt wurde, und doch vermehrte dieſes Wiſſen nur ſeinen Unmuth und machte ihn keineswegs glücklich. Seufzend riß er ſich los und ging weiter. Der Kampf der Gefühle in ſeiner Bruſt war nur heftiger geworden. Er hatte beim Scheiden von Reginen eine Thräne in ihrem Auge ſchwimmen geſehen, die ſie ihm zu verbergen ſuchte, ihre Stimme hatte wehmüthig gezittert; ſie war ihm bleicher vorgekommen, als ſonſt. Das fiel ihm jetzt ſchwer aufs Herz, und ſeine Gedanken ſprangen ſchnell auf die Königin Maria über. Gewiß grämte ſich Regina, daß ihre gefährliche Nebenbuhlerin nach Augsburg gekommen war und nun gar im Fuggerſchen Hauſe wohnte. Und er hatte dieſen Gram ihr ſo gern verſcheucht; er war ja der lieben Schweſter ſo herzlich gewogen und zugethan. Aber weder der Gedanke an ſie, noch der an die Königin befriedigte ihn; ſein ſtürmiſches Herz wußte ſelbſt nicht, was es wollte.

Plötzlich horchte er auf. Die ſchmerzlich ſüßen Töne eines ungariſchen Nationaltanzes ſchlugen an ſein Ohr und drangen in ſeine Seele, Stimmen der Heimat, Jugendgrüße, Klänge aus dem fernen Vaterlande. Der Tanz wurde auch hier, wie dort, von Zigeunern geſpielt; denn nur ſie ſind die geſchickten Muſikanten, welche der Geige, dem Cymbal, der Schellentrommel und dem Triangel ſo ſchmerzlich aufjauchzende Töne zu entlocken verſtehen. Die ſeltſame Tanzmelodie ſprach ſo recht Raimunds Stimmung aus. Was kein Wort vermocht hatte, thaten dieſe Töne. Nichts hatte ihn in dieſem Augenblick gewaltiger ergreifen können; er fühlte ſich wie bezaubert und gebannt. Ein Zigeunermädchen tanzte auf einem ausgebreiteten Teppich. Wie eine Minute vorher Raimunds Ohr, ſo wurde jetzt ſein Auge entzückt, und beide führten ſeiner Seele einen Rauſch zu, der mit ſeiner wüſten Verſtimmung kurz vorher im grellſten Contraſt ſtand. Die Tänzerin war noch ſehr jung. man war verſucht, ſie noch ein Kind zu nennen, und doch war ſie eine hohe, vielleicht ſchon eine vollendete Schönheit. Man begriff, daß die Sonne Andaluſiens ſie gezeitigt, daß ſpaniſches Blut ihr die Reife in einem Alter gegeben, wo deutſche Mädchen noch Kinder ſind. Ein ſo wunderbar und eigenthümlich reizendes weibliches Weſen hatte Raimund noch nie geſehen; ihm vergingen die Gedanken bei ihrem längeren Anblick; die Seele trat ihm in die Augen; er verſchlang ſie damit, gleichſam um ſeine Trunkenheit dadurch zu beſchwichtigen, aber er vergrößerte ſie nur. Das Feuer, das von dieſen glänzend ſchwarzen Augenſternen ausſtrahlte, fraß ſich ihm tief ins Herz; die ſchlanke ſchmächtige elaſtiſche Geſtalt mit den Grazienbewegungen einer Löwin in dem phantaſtiiſchen bunten Anzuge gemahnte ihn wie ein Traumbild oder wie die aus einem Kindermärchen entſprungene Schöpfung eines Dichters. Und doch kam ihm dieſes abenteuerlich ſchöne Kind wieder ſo bekannt vor; es war ihm, als habe er ihre Züge irgend in ſeiner früheſten Jugend ſchon geſehen, als ſei er mit der Beſitzerin derſelben ſchon vertraut geweſen, ſo daß er mit dunkeln Erinnerungen kämpfte, um ſie ſich klar zu machen.

Ein Schlag auf ſeine Schulter weckte ihn aus den bunten Träumen.

dir nichts ſagen, und das gerade macht mir Schmerz.“

So ſchlich dann ein Tag um den andern hin, und die glänzendſten Anſtalten zur Hochzeit wurden gemacht, wozu der Baron das Geld herſchoß; Edelgunden's Lage war um ſo trauriger, weil der wonneſelige Baron faſt ſtets um ſie herum war, und ihr ſeine Zärtlichkeit auf die barokſte Weiſe zu erkennen gab.

Eines Morgens, als ſie erwachte, fand ſie in ihrer Hand ein Billet, in deſſen Aufſchrift ſie Trautmanns Schriftzüge erkannte. Raſch öffnete ſie es und las: „Unſer beiderſeitiges Lebensglück hängt davon ab, daß ich Sie heute unter vier Augen ſpreche. Alle Vorkehrungen ſind dazu getroffen. Ich fahre heute mit Ihnen und dem Baron auf das Griechenhaus. Klagen Sie unterwegs über Uebelbefinden und werden Sie bald nach unſrer Ankunft auf dem Griechenhauſe ohnmächtig. Das Uebrige ſollen Sie dann erfahren. Ewig Ihr

Trautmann.“

Nachdenkend zerdrückte das Fräulein das Blatt. Was konnte er ihr noch zu ſagen haben und wie wollte er ihren Verlobten entfernen? Das wa-

„Wie gefällt Euch dieſe kleine Hexe, Junker?“ fragte eine rauhe Stimme. Schlag und Frage kamen von einem ſtarken Manne von ebenſo dunkler Geſichtsfarbe und glänzend ſchwarzen Haaren, wie die Zigeunerin beſaß, in einem ſpaniſchen Waffenrock von der kaiſerlichen Farbe und in einem kleinen ſpaniſchen Hute.

Raimund erkannte ſogleich und mit froher Ueberraſchung den poſſierlichen Freund ſeiner Kindheit, den Bergknappen Toni, der ihn einſt von Antwerpen nach Brüſſel heimlich entführt und zu der ſchönen fremden Frau gebracht hatte, deren Geſtalt noch immer ſo lebendig in ſeiner Seele ſtand, und der er am folgenden Morgen von dem ernſten Manne, der ihn ſo ſehr geliebt, wieder abgenommen worden war. Sonderbar, daß ihm gerade dieſe Scene in dieſem Augenblick, da er Toni erkannte, mit den lebhafteſten Farben und den kleinſten Nebenumſtänden in die Erinnerung trat. „Ach, Toni!“ rief er und ſtreckte ihm die Hände entgegen, „ſei gegrüßt! Wie freu' ich mich, Dich wieder zu ſehen. Welch ein ſtattlicher Mann biſt Du, und wie vornehm ſiehſt Du aus!“

„Nun, ich habe auch ſchon meinen vierzigſten Geburtstag gefeiert und hab's bis zum Stallmeiſter des Kaiſers gebracht,“ verſetzte Jener ſchmunzelnd. „Du biſt auch ein ſchmucker Burſch geworden und haſt Dich gut gemacht im Hauſe der Fugger. Ich weiß, man kann ſich da pflegen. War ja auch einmal Weberlehrjunge beim alten Jakob, Gott hab' ihn ſelig, und ich will heute noch meine alte gute Freundin, die treffliche Frau Sibylle, aufſuchen und ihr meine Reverenz machen. Hab' ſie immer noch im beſten Andenken, die gute dicke Frau. Dich hab' ich geſtern ſchon beim Frohnleichnam und alsbald als meinen prachtigen Jungen aus Kremnitz erkannt. Das Herz lachte mir im Leibe, als ich Dich ſah, ich konnte aber nicht zu Dir, weil ich im Dienſt war. Aber befragt hab' ich die Leute nach Dir und zu meiner Genugthuung erfahren, daß die Regina bald Deine Frau wird. Glück braucht man Dir nicht zu wünſchen; denn der Himmel überſchüttet Dich ja von ſelbſt damit."

„Pah!" verſetzte Raimund verdrießlich. „Die Sache ſieht von außen ſchöner aus, als ſie innerlich iſt. Ich glaube, Du wirſt mich verſtehen, wenn ich Dir im Vertrauen ſage: mir ergeht's im Fuggerſchen Hauſe gerade, wie es Dir darin ergangen iſt, und ich habe zeither oft an Dich und Deine Jugendſchickſale gedacht. Ich bin ſo wenig zum Kaufmann gemacht, wie Du zum Leinweber und Bergmann."

„Ah, pfeift der Vogel ſo!" lachte der Stallmeiſter. „Ob mir nicht geſtern, als ich Dich ſah, ſolch ein Gedanke durch den Sinn fuhr! Solch ein prächtiger Junge mit heißem Blute, wie Dir's aus den Augen blitzt, und in der Fuggerſchen Schreibſtube! Und nun endlich Neffe und Compagnon des Hauſes! Dazu gehört deutſches Fiſchblut. Wir ſind kein deutſches Rindvieh, das ſich tagtäglich geduldig ins Joch ſpannen läßt, weder Du, noch ich.“

„Ich verkenne nicht, die Fugger ſind meine Wohlthäter. Aus dem Staube der Armuth haben ſie mich in die goldne Fülle des Reichthums emporgehoben; den Knaben von dunkler niedriger Herkunft haben ſie zu ihrem Sohn gemacht und gleichſam um das Maaß ihrer Güte für mich bis zum Ueberlaufen voll zu machen, wollen ſie mir die gute ſanfte Regina, dieſen Engel in Menſchengeſtalt, zum Weibe geben. Sie, die Tochter des alten ungariſchen Adelshauſes und des Fuggerhauſes, deſſen Gold es zu einem Fürſtenhauſe macht; ich arm, ohne Namen, ohne Aeltern und Verwandte. Jeder Ritter, jeder Reichsgraf würde ſich glücklich preiſen, Reginas Hand zu erhalten. Ich weiß das Alles, und mein Herz iſt voll Dankbarkeit für meine Wohlthäter. Und doch —!“

Er ſchwieg ſchmerzlich bewegt und drückte die Hand auf das ſtürmende Herz.

„Und doch möchteſt Du lieber heute als morgen davon laufen und die ganze goldne Herrlichkeit, ſammt der guten ſanften adligen Regina im Stich laſſen,“ ergänzte Toni boshaft grinſend.

„Freilich iſt's ſo!“ beſtätigte Raimund kleinlaut. — „Sieh, ich bin recht froh, daß Du mit dem Kaiſer nach Augsburg gekommen biſt, und ich doch mein volles Herz einmal bei einem Freunde ausſchütten kann. Du biſt der einzige wahre Freund meiner Kindheit. Du haſt's immer gut mit mir gemeint, und an keinem Menſchen hing ich mehr, als an Dir. Du ſollſt Alles erfahren, was mich drückt. Vielleicht wird mir's dann wieder wohl. O, daß ich noch einmal ſo heiter und glücklich wäre, wie ich als Knabe war, als ich mit Dir ſpielte!"

„Schütte mir Dein Herz aus, Junge, vielleicht wird's doch noch. Du liebſt ein andres ſchönes Kind und ſollſt die Regina heirathen; Du ſollſt in der Schreibſtube hocken, rechnen und Geld zählen, und ſäßeſt für Dein Leben gern auf einem muntern Rößlein und jagteſt den ſtolzen Hirſch im Walde. Nicht wahr, ſo iſt's?"

„Und doch auch wieder nicht ſo. Ich liebe kein andres Mädchen; Regina iſt mir der liebſte aller Menſchen. Sie iſt großen und edlen Sinns, mit einem ſchönen Herzen voll Liebe und Güte, ein wares Heiligenbild; ſie liebt mich über Alles. Ich verehre ſie, aber der Gedanke, ſie zum Weibe zu haben, erfüllt mich nicht mit Wonne. Ich habe gar keine Luſt zu heirathen und wollte, ſie wäre wirklich meine Schweſter. Die geringſte Weigerung von meiner Seite würde mich frei und ledig machen; es würde keinem Menſchen einfallen mich zu dieſer Verbindung zwingen zu wollen, aber ich würde die engelgute Regina in den Tod betrüben, ich würde als ein Undankbarer erſcheinen. Und das macht dies Band ſo unzerreißbar feſt. — Ferner bin ich nicht gezwungen, Tag für Tag in der Schreibſtube zu arbeiten. Ich habe mein eignes Pferd und kann hinausreiten, über Berg und Thal, wann ich

Luſt habe. Auch den ſtolzen Hirſch in den Fuggerſchen Wäldern zu jagen iſt mir nicht verwehrt. Ich werde dazu ſogar aufgefordert und angehalten. Ich kann auf Reiſen gehen, wann ich will, wohin ich will; denn überall hat das Haus Fugger ſeine Geſchäfte."

„Nun zum Henker!" rief Toni verwundert, „was willſt Du denn eigentlich noch? Du haſt Gold und haſt Freiheit, zu thun und zu laſſen, was Du willſt. Wohin ſtehen denn nun Deine Wünſche?"

„Das ganze Kaufmannsgeſchäft iſt mir zuwider. Niemals werde ich ein erträglicher Kaufmann werden."

„So laß Dich in die Fuggerſchen Herrſchaften ſetzen als Adminiſtrator, als Förſter, treibe Landwirthſchaft, was Du willſt."

„Glaubſt Du, ich wäre dadurch gebeſſert? Das Alles behagt mir nicht."

„So geh nach Tirol oder nach Ungarn in die Bergwerke. Eins wird Dir doch zuſagen?"

„Nichts. Nicht unter der Erde iſt das Ziel meiner heißen Sehnſucht. Was meine Tage mit fieberhafter Unruhe, meine Nächte mit träumeriſcher Schwermuth erfüllt, es iſt kein Gegenſtand, den die Fugger beſitzen. Ich weiß ihn nicht mit Namen zu nennen; aber wenn ich auf den Bergen ſtehe und meine ſehnſüchtigen Blicke nach Süden ſchweifen laſſe in die blaue Ferne, da weiß ich gewiß, daß ich ihn dort finden würde, aber weit, ſehr weit von hier. Mir iſt, als müßt' ich Tag und Nacht zu

Pferde ſitzen und wie der Sturmwind mit flatternden Haaren und Gewanden durch die Wüſte ſauſen, davon würde ich geſunden; ein andermal iſt mir wieder, als müßt' ich in Schlachten kämpfen, tagelang, wild und gewaltig und mit tauſend Reitern brauſend über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld dahin ſtürmen. Da würde mir wohl werden und ich finden, was ich ſo ſchmerzlich entbehre. — Dieſe enge Schreibſtube mit den Eiſengittern vor den Fenſtern, dieſe Rechenbücher, dieſe Goldhaufen, dieſes ewige ſchaale Einerlei des Erwerbes und Gewinnes machen mich toll.“

„Nur ein klein wenig noch Geduld, mein Junge! Kein Menſch verſteht Dich beſſer als ich. Der Kaiſer ſoll Dich mitnehmen in den Türkenkrieg, den er jetzt vorbereitet. Da kannſt Du hundert Türken die harten Schädel ſpalten. Der Wein, der in Dir gährt, muß austoben; es iſt ein edles Gewächs.“

„Und noch Eins quält mich. Stets ſagt man mir, ich ſei das Kind eines armen vor meiner Geburt verunglückten Bergmanns; meine Mutter ſei gleich nach meiner Geburt geſtorben, der alte Fugger habe ſich meiner erbarmt und mich in das turzoinſche Haus gebracht. Längſt ſchon hab' ich daran gezweifelt. Sagten mir doch die Bergleute in Kremnitz, ich ſei der Sohn des Bergkönigs. Vieles deutet darauf hin, daß ich von edlem Herkommen bin. Ja man hat mir geſagt, das Erbarmen der Fugger möchte ſich zuletzt als eine Verſündigung an mir ausweiſen.“

„Das ſind ſtets auch meine Gedanken über Dich geweſen.“

„Ich muß Licht darüber haben, ich muß. Es läßt mir nicht länger Ruh. Dieſe Zigeuner — ſie kennen das Schickſal jedes Menſchen. Und eine ſchöne Zigeunerin ſoll mich als Säugling nach Kremnitz gebracht haben.“

In dieſem Augenblick ertönte von den Zigeunern her die Muſik einer Sequidillia, jenes berauſchenden ſüdſpaniſchen Nationaltanzes, voll mauriſcher Elemente. Die Guitarre ließ ihre ſanft ſchmeichelnden Töne hören, die Caſtagnetten klapperten, und das ſchlanke reizende wildſchöne Mädchen gaukelte über den Teppich hin.

„O!“ rief Raimund und erfaßte zitternd und krampfhaft Tonis Hand, während ſeine Augen funkelten und ſein Geſicht wie mit Purpurfarbe übergoſſen war. „Welche Töne! Das iſt das Rechte! Ihr Heiligen, wie wird mir! Als ſchwebte mir das Wort ſchon auf der Zunge, das mir alle Räthſel löſte; als müßte es von dieſen Leuten kommen, in dieſen Tönen verborgen liegen, was mir fehlt! — Kennſt Du dieſes himmliſche Kind? Zu ihr, zu ihr zieht es mich unwiderſtehlich.“

„Es iſt Carlotta, die Enkelin Zaropa's, der Zigeunerfürſtin. Ich will Dich dieſen Abend in ihre Herberge führen. Da kannſt Du mit dem ſüßen Kinde plaudern ſo viel Du willſt. Und die alte Karacha, meine Großmutter, die auch mit hier iſt, ſoll Dir aus der Hand wahrſagen. Vielleicht erfährſt Du von ihr, wer Dein Vater iſt.“

Dieſes Verſprechen verſetzte den aufgeregten Jüngling in Entzücken. Ihre Zuſammenkunft wurde verabredet, und nachdem Toni ſich entfernt hatte, berauſchte ſich Raimund noch lange im Anſchauen der unvergleichlichen Carlotta und im Anhören der ungariſchen und ſpaniſchen Tänze. Von Straße zu Straße folgte er den muſicirenden und tanzenden Zigeunern und gab ihnen all ſeine Baarſchaft. So verfloſſen ihm die Stunden wie ein kurzer Traum.

Am Ort der Zuſammenkunft fand er bereits den Stallmeiſter warten, und Beide wanderten in die Jakobsvorſtadt, wo ſie im Hintergebäude eines alten Hauſes die Zigeuner fanden. Raimund trat hinter Toni mit klopfendem Herzen in die ſchwarzgeräucherte Spelunke.

Karacha, eine lebende Mumie — ſie war vierundachtzig Jahre alt — humpelte ihm mit einer gewiſſen Feierlichkeit auf ihrer Krücke entgegen. Ohne Zweifel war ſie durch Toni von Raimunds Beſuch in Kenntniß geſetzt; denn die Zigeuner empfingen ihn wie einen hohen Herrn, und die Zigeuneraltmutter ſprach einen arabiſchen Glückwunſch zu ſeiner Bewillkommnung aus, den er nicht verſtand. Dann führte ſie ihm Carlotta zu, die ſich züchtig vor ihm verneigte. Verwirrt von dem Anblick des holden Mädchens, in welchem er ſeinen heißeſten

Jugendtraum verkörpert vor ſich ſah, vermochte er anfangs kein Wort über die Lippen zu bringen. Die Zigeuner umringten ihn und faßten ſich an den Händen. eine ſanfte Muſik ertönte, und die Gruppe bewegte ſich im Kreiſe im leichten Tanze. Eine ſchöne Frau — es war Zarova — hatte Carlottas Hand erfaßt und führte ſie ihm zu und wieder zurück, dieſelbe Bewegung während des Tanzes mehrmals wiederholend, wobei ſich Alle verneigten.

„Sie huldigen Dir, Herr, als ihrem Gebieter," ſagte Karacha zu Raimund.

„Als ihrem Gebieter?" fragte er erſtaunt. „Was ſoll das bedeuten? Wie komm' ich dazu?"

„Längſt hab ich Deinen Stern ſtrahlen ſehen. Ich wußte, daß Du zu uns kommen würdeſt. Du mußteſt kommen; denn Du gehörſt zu uns, wir gehören zu Dir."

„Erklärt mir dieſe Räthſel! Kennt Ihr mich denn?"

„Dein Blut und Carlottas Blut ſind verwandt und doch feindlich. Aber ihr ſeid beſtimmt, die Feindſchaft in Liebe zu verwandeln. Der alte Haß zwiſchen Deinem und ihrem Blute wird durch Euch gelöſt werden. — Getröſte Dich, mein Herr! Bald werden ſich Dir alle Räthſel löſen, bald alle Deine Wünſche erfüllt werden."

Zu weitern Erklärungen war die Alte nicht zu vermögen, und Toni ſchnitt Raimunds Bitten mit den

Worten ab: „Laß ſie! Du erfährſt jetzt doch nicht mehr. Du weißt ja nun, daß die Fugger Dich belogen haben. Du haſt gehört, daß Dir die Stunde bald ſchlagen wird, wo Du die Rechte Deiner Geburt geltend machen darfſt.“

In der That gab ſich Raimund leichter zufrieden, als man von ſeinem ſtürmiſchen Temperament hätte erwarten ſollen. Aber ſeine Seele war ſo ſehr mit Carlotten beſchäftigt, daß er nicht Zeit hatte, noch viel an das Räthſel ſeiner Geburt zu denken. Die Scheu der beiden jungen Leute wich bald einem harmloſen Geplauder. Die übrigen Zigeuner verließen allmälig die unfreundliche Herberge, um ſich in die Krüge und Schenken der Stadt zu begeben und dort zu muſiciren, zu tanzen, allerlei Kunſtſtücke zu machen und zu wahrſagen. Raimund horchte auf die Muſik der Worte aus Carlottas Munde. Sie erzählte ihm von Spanien, ihrem Vaterlande, und ihm war, als würde ihm von dem ſeinigen erzählt. Nur einen ſchlanken jungen Burſchen ſah er zuweilen aus der Dämmrung mit böſen Augen auf ſich her ſtarren und ſie unheimlich umſchleichen; er hörte, daß Karacha ihm einigemale befahl: „Joſſuf, geh!“ Aber er ſtampfte mit dem Fuße und gehorchte nicht.

Raimund war wie gebannt. Die ſüß und ſtark duftenden Wogen der erſten Liebesſeligkeit umrauſchten ren ihr lauter Räthſel. Doch ſie beſchloß, ſo zu thun, wie der Mann gewünſcht, dem ſie in ihrer Verzweiflung vertraute. Ihr verliebter Bräutigam ließ nicht lang auf ſich warten, und machte ihr einen Morgenbeſuch. „Der Fürſt iſt heute auf die Jagd gegangen, wie mir Fink geſtern Abend geſagt hat,“ bemerkte der Baron, „die zugeſagte Audienz kann alſo heute noch nicht ſtatt finden.“

„Sie ſchicken wohl Fink auf Kundſchaft aus?“

„Ei freilich! Er hat ſich unter den Hofbedienten Freunde erworben bis zum herzoglichen Leibdiener hinauf, und ſie haben ihm verſprochen, daß er's Tag's vorher erfahren ſoll, wenn unſer Gnädigſter die Audienz wünſcht. Da kann man ſich doch etwas darauf vorbereiten, und es kommt einem nicht überraſchend. Da's nun aber heute noch nicht iſt, ſo habe ich mich mit dem Doktor beredet, heute eine Parthie auf's Griechenhaus zu machen. Der Mutter habe ich aber nichts vom Doktor geſagt, ſie mag den guten Kerl nicht leiden, traut ihm nicht über den Weg und hat bald dies bald das an ihm zu tadeln. Die Mutter hat mit den Hochzeitseinrichtungen voll auf zu thun, und kann nicht mit, und den Vater mag ich nicht. Man kann ſich gar nicht freuen, ihn, betäubten ihn. Längſt war Mitternacht vorüber, als er wie ein Trunkener aus dem düſtern Hauſe trat. Carlotta flüſterte ihm ſcheidend die Bitte zu, bald wieder zu kommen. Ein grimmiger Blick Joſſufs traf ihn, ein böſer Fluch ſchlug an ſein Ohr, als er aus der Thüre trat.

Sechstes Kapitel.

Die Königin Maria wünſchte nichts ſehnlicher, als den geliebten Jüngling heimlich ſprechen zu können, um ihn mit dem Plane bekannt zu machen, welchen ſie in Bezug auf ihn ſchnell entworfen hatte.

Der König Ferdinand ſollte ihm den ungariſchen Reichsadel verleihen, und ſie wollte ihn dann zu ihrem Hofcavalier machen. Aber die mit erneuter Heftigkeit erwachte Leidenſchaft ihres zärtlichen Herzens verlangte vor allen Dingen eine heimliche Zuſammenkunft mit ihm. Dazu mußte natürlich die größte Vorſicht angewandt werden, damit der dichteſte Schleier des Geheimniſſes darüber gebreitet werde. Auch wußte ſie ja ſchon aus Erfahrung, daß die Fugger in dieſer ihrer Herzensangelegenheit ihre Gegner waren. Die Königin Anna war hingegen darin auch ihre Vertraute, und es gelang der feurigen Maria leicht die gutmüthige Schwägerin zu bereden, daß dieſe Zuſammenkunft durch ſie vermittelt würde. Die beiden königlichen Frauen hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als allerlei feine Pläne zu ſchmieden. Zuerſt mußten ſie auszukundſchaften ſuchen, ob Raimund Mohr aus freiem Entſchluß und aus Liebe zu Regina Turzoin in der nächſten Zeit deren Gemahl werden wollte, oder ob er nicht vielmehr von ſeinen Wohlthätern, den Fuggern, dazu beredet und gewiſſermaßen gezwungen werde. Maria wollte etwas dahin Zielendes in des Jünglings Augen geleſen haben, als er dem Kaiſer als Reginas Verlobter genannt worden war. Doch mußte ſie darüber volle Gewißheit haben, um mit Sicherheit weiter handeln zu können. Ohne bewährte Hülfe dritter Perſonen konnte natürlich nichts ins Werk geſetzt werden, und eine alte treue in dergleichen Händeln wohl erfahrne Hofdame der Königin Anna, Frau von Palfy, wurde ins Geheimniß gezogen. Dieſe berichtete, ſie habe heute eine alte ſehr intereſſante Bekanntſchaft erneuert, eine Zigeuneraltmutter, die untrüglichſte Wahrſagerin ſeit zwei Menſchenaltern, die ſchon der Königin Iſabella von Kaſtilien die verborgenſten Geheimniſſe enthüllt und an verſchiedenen Höfen die geheimſten Geſchäfte der höchſten Damen und Herren ſo geſchickt als pünktlich beſorgt habe, daß man ihre Dienſte in hohem Preis gehalten.

Die beiden Königinnen bekamen auf dieſen Bericht hin die unwiderſtehlichſte Luſt, ſich von der alten ſo hoch gerühmten Wunderfrau wahrſagen zu laſſen und nach Befinden der Umſtände den Verſuch zu wagen, ob durch ihre Vermittlung geheime Zuſammenkünfte zwiſchen Marien und dem ſchönen Gegenſtande ihrer glühenden Leidenſchaft erzielt werden könnten. Die Hofdame erhielt Befehl, die alte Zigeunerin Abends ſpät zur Königin Maria zu bringen, und ſchon am folgenden Abend krückte Karacha von ein paar Kammerfrauen geführt, die ſteinernen Treppen im Fuggerſchen Hauſe am Weinmarkt hinauf und trat keck, als wandle ſie immer in ſolchen Gemächern, vor die beiden jungen Königinnen, eine häßliche, aber darum nicht minder willkommne Pythia.

Die alte Hexe machte ihren Hokuspokus mit großer Feierlichkeit, zog einen Zauberkreis mit ihrem Stabe, ließ die Königin hineintreten und ſah dann in die dargebotne ſchmale und zierliche Hand. „Wenn Ihr auch zwei Kronen durch den Tod Eures Gemahls verloren habt, ſo ſteht Euch doch nächſtens die Herrſchaft über ein großes und reiches Land zu, und Ihr werdet ſie ganz allein ausüben. Ihr liebt den ſchönſten Fürſten, der da lebt und werdet von ihm geliebt. Wie an Schönheit, ſo iſt ihm an ritterlicher Tugend kein Andrer gleich. Darum erblüht Euch das ſüßeſte Minneglück. Ihr hattet den Geliebten verloren und habt ihn wiedergefunden. Der dichte Schleier eines wunderbaren Geheimniſſes liegt über ihm, aber wenn Ihr die rechten Mittel wählt, wird es Euch nicht ſchwer werden, dieſen Schleier zu lüften. Ein Mann, der Euch blutsverwandt iſt, wird Euch dabei treu dienen. Nur durch ihn könnt Ihr zum Ziele Eurer Wünſche gelangen. Ohne ſeine Hülfe iſt all Euer Streben vergeblich. Ihr werdet ihn ſicher an einem rothen Muttermaale in ſeinem Antlitz erkennen.“

Maria verlangte darüber noch nähere Erklärungen, Karacha verſicherte aber keine ſolchen geben zu können. Anna flüſterte der Schwägerin zu: ſie ſei im Stande, ihr über dieſen Punkt aufhellende Mittheilungen zu machen. Die kleine zarte Königin erhielt hierauf ebenfalls die gewünſchte Prophezeihung, welche darin beſtand, daß ſie zur Mutter und Ahnfrau eines mächtigen und langdauernden Herrſchergeſchlechts über vier große Länder beſtimmt ſei und ihr Gemahl über ſeine Feinde — nur den Hauptfeind ausgenommen — glänzend triumphiren werde.

Die beiden Königinnen zogen ſich zurück, und die vertraute Hofdame verhandelte das Uebrige mit Karacha. Die Zigeuneraltmutter übernahm den Auftrag, den jungen Raimund Mohr zu einer heimlichen Zuſammenkunft mit einer vornehmen Dame, die ihm ihr Herz geſchenkt, zu vermögen. Erſt ſollte ſie aber von ihm erkunden, ob er ſeine verlobte Braut wirklich aus Liebe heimführen wolle, oder ob er ſich dazu nur aus Rückſichten der Dankbarkeit gegen das Fuggerſche Haus verſtehe. Reich beſchenkt wurde die Alte entlaſſen. Zwiſchen ihr und Frau von Palfy war ein dritter Ort zur Zuſammenkunft beſtimmt, wo die letztere die gewünſchten Nachrichten in Empfang nehmen ſollte. Denn ein öfteres Kommen der Zigeunerin in die Wohnung der Königin mußte, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, ebenſo vermieden werden, wie der ohnedies nicht angenehme Beſuch der Hofdame in der Zigeunerherberge.

Am folgenden Tag ſchon konnte Frau von Palfy der verliebten und mit heißer Sehnſucht der Antwort harrenden königlichen Herrin die Kunde hinterbringen, daß Raimund Mohr nichts weniger wünſche, als die eheliche Verbindung mit Regina Turzoin. Nur mit brüderlicher Neigung ſei er ihr zugethan, trage aber eine heftige Liebe zu einer andern Dame im Herzen. Ohne Hülfe des bezeichneten blutsverwandten Mannes mit dem Muttermaale ſei ein heimlicher Minnedienſt nicht möglich.

Ueber dieſen ſo deutlich bezeichneten Mann hatte die Königin Anna ihrer Schwägerin ſchon Tags vorher Mittheilungen gemacht, welche dieſe in nicht geringes Erſtaunen verſetzt hatten. Anna hatte erzählt, daß Martin der Sohn jener in der Geſchichte des öſterreich-ſpaniſchen Herrſcherhauſes ſo ſchlimm berüchtigten Kaufmannsfrau von Antwerpen ſei, eine Frucht ihres verbrecheriſchen Umgangs mit dem Erzherzog Philipp, und daß er auf einem Bauernhofe in der Nähe Augsburgs geboren, wohin ſeine Mutter durch den alten Fugger gebracht worden, daß er als Knabe von dort entwichen, als Jüngling nach Tirol gekommen und bei Jakob Fugger nach ſeiner Abkunft geforſcht, daß dieſer ihn dem Erzherzog Ferdinand zugeführt und ſie, die damalige Erzherzogin, mit dem Schickſale des jungen Mannes, für den ſich der Kaiſer ſehr intereſſirt, bekannt gemacht worden ſei. Seit einer Reihe von Jahren lebe dieſer Martin nun im Fuggerſchen Hauſe, an Geiſtesſchwäche und Trübſinn leidend. Maria erinnerte ſich ſogleich des bleichen Menſchen mit den rothen Flecken im Geſicht, der ihr bei der Vorſtellung der Fuggerſchen Familie aufgefallen, und mit dem der Kaiſer geſprochen, erſt im Gaden und dann auf ihrem Zimmer, wohin Jener gekommen. Der Ton heftiger Worte ihres Bruders war im fernen Zimmer an ihr Ohr geſchlagen. Die Gemüthsbewegung Karls nachher war ihr nicht entgangen; ſie war aber in Gedanken zu ſehr mit dem Jüngling ihrer Liebe, den ſie nach Jahren jetzt wiedergeſehen, beſchäftigt geweſen, um auf andre Dinge viel achten zu können. Jetzt wurde ihr die Sache wichtig, und ſie wunderte ſich, daß der Kaiſer darüber gegen ſie gänzlich geſchwiegen. Nicht allein die geheimnißvolle Hindeutung der Zigeunerprophezeihung weckte ihr Intereſſe an dem armen natürlichen Bruder, ihr edles und tieffühlendes Herz gebot ihr liebevolle Theilnahme an ſeinem Schickſale. Sie beſchloß, ſich mit ihm in eine nicht auffällige Verbindung zu ſetzen, wozu ihr ihre Wohnung in demſelben Hauſe, wo auch er wohnte, die beſte Gelegenheit bot. Frau von Palfy wurde beauftragt, den Buchhalter Martin van der Voort heimlich auf ſeinem Zimmer heimzuſuchen und ihn zu einer geheimen

Unterredung mit der Königin Maria einzuladen. Darüber vergingen einige Tage in Ungeduld und vielfacher lebendiger Bewegung. Die Königin erhielt von fürſtlichen und hochadligen Perſonen zahlreiche Beſuche, namentlich von den proteſtantiſchen Fürſten, die ſich angelegentlich um ihre Gunſt und Vermittlung mit dem Kaiſer bewarben, ebenſo von gelehrten Theologen und Trägern der kirchlichen Bewegung, und der ſanfte Melanchthon, deſſen ruhiges und beſonnenes Weſen ihr vorzüglich zuſagte, war mehrmals bei ihr. Auch der Kaiſer ließ keinen Tag vorüber gehen, ohne ſie zu ſehen; auf ſeinen Wunſch ritt ſie wieder wie in Inſpruck mit ihm aus in der Umgegend der Stadt. Auch ſtritten ſie wieder miteinander, wie in Inſpruck, und doch drückte er ihr ſo warm die Hand, doch küßte er ſie ſo zärtlich auf Stirn und Wange, wenn er ſchied, doch ſah man ihn nur munter und froh in ihrer Geſellſchaft; nur bei ihr plauderte er heiter, und nur über ihre witzigen, oft ausgelaſſenen Einfälle lachte er herzlich. Außerdem war er immer ernſt, düſter, ſchweigſam. Es war doch eine merkwürdige und ungewöhnliche Liebe, die des Kaiſers Karl zu ſeiner ſchönen Schweſter Maria, und keine ſeiner andern Schweſter durfte ſich einer ſolchen rühmen. Und doch war keine ſo ſeine Widerſacherin, wie Maria, die Freundin Luthers und des reinen Evangeliums.

Auch fiel in dieſe Tage die Eröffnung des Reichstages, wo die beiden Parteien ſich nun offen gegenüber traten, um den Kampf, der alle Welt und insbeſondre die Königin Maria lebhaft intereſſirte, zu beginnen.

Endlich brachte Frau von Palfy ihrer Gebieterin die Nachricht, daß ſie Martinen geſprochen und er, hocherfreut über die Einladung der Königin, denſelben Abend, ihrem Befehle Folge leiſtend, bei ihr erſcheinen werde. Zu gleicher Zeit verſicherte die Hofdame, der junge Mann ſei von ſeiner Geiſteskrankheit völlig geneſen und erfreue ſich des beſten und ſchärfſten Verſtandes, den nur ein Menſch beſitzen könne.

Mit einer faſt fieberhaften Spannung erwartete ihn die Königin. Die warmen würzigen Lüfte einer köſtlichen Späthfrühlingsnacht drangen ſchmeichelnd mit dem Geſurre der draußen über den Markt hin und herwogenden Menſchenmenge durch die geöffneten Fenſter in die Räume ihrer Wohnung. Die Kerzen waren mit Schirmen umſtellt, ſo daß eine liebliche Dämmerung im Zimmer waltete. Die reizende Königin ſchritt im faltenreichen ſchneeweißen Batiſtgewand unruhig auf und ab. Ihr dunkles Haar quoll in Locken unter der Haube hervor in den Nacken. Ihr Buſen hob ſich dann und wann von einem Seufzer. Sie hatte heute den ſchönen Raimund geſehen. Er hatte ſie tieferröthend und das große ſprechende Auge ſenkend ehrerbietig gegrüßt. Die nahen Kirchthürme verkündeten die zehnte Stunde; die Thüre wurde leiſe geöffnet, Frau von Palfy geleitete Martinen hinein, verſchwand wieder und drückte die Thüre ins Schloß.

Der Eingetretene ſchritt unbefangen, wenn nicht keck auf die in der Mitte des Zimmers ſtehende Königin los, beugte ein Knie vor ihr und haſchte nach einem Flügel ihres Gewandes, auf deſſen Zipfel er die Lippen drückte. Maria wurde nicht gerade angenehm von dieſem freien Benehmen berührt. Dennoch ſprach ſie gütig: „Euer trauriges Schickſal iſt mir erſt in dieſen Tagen bekannt geworden. Hätte ich früher von Euch und Eurer Abſtammung gewußt, als ich noch regierende Königin von Ungarn und Böhmen war, ich würde Euerm Schickſale ſchnell eine beſſre Wendung gegeben haben. Doch auch jetzt bin ich vielleicht im Stande, Manches für Euch zu thun.“

„Ew. königlichen Hoheit Gnade wird Balſam in die tiefen Wunden träufeln, die ein hartes Geſchick mir Unſchuldigen geſchlagen hat,“ verſetzte Martin mit geſchmeidiger Zunge.

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß ich Euch gegenüber ſtehe. Ich habe Euch wieder erkannt. Ihr ſeid derſelbe junge Mann, den ich in Kremnitz verhinderte, den jungen Raimund Mohr dem Hauſe ſeiner Pflegeältern zu entführen. Warum floht Ihr damals? warum entdecktet Ihr Euch nicht mir, wozu Ihr die ſchönſte Gelegenheit hattet?“

„Meine Geburt und Abſtammung waren mir ſelbſt noch ein Geheimniß. Ich kannte weder den Namen meiner Mutter, noch den meines Vaters.“

wenn er dabei iſt. Wir ſind alſo unter uns und der Doktor ſteigt vor der Stadt ein.″

Wie verabredet worden, ſo geſchah's. Der Doktor ſtieg ein und der Baron qualmte ſeine Pfeife ſo vergnügt, wie ein Gott. Seit er die Police der Lebensverſicherungsbank in der Taſche hatte, gab's keinen glücklichern Menſchen, als den Baron Holder.

Als er ein Mal den Kopf wendete, drückte Trautmann Edelgunden eine Pille in die Hand und bedeutete ſie, dieſelbe zu verſchlingen. Bald nach dem dieß geſchehen war, änderte ſie die Farbe.

«Iſt Ihnen nicht wohl, mein Fräulein?» fragte der Arzt.

«Faſt möchte ich's glauben. — Ein ſeltſames Gefühl — Laſſen Sie uns eilen, daß wir auf das Griechenhaus kommen.»

Das Griechenhaus war eine Stunde von der Stadt entfernt, ein vielbeſuchtes Luſthaus.

Der Baron ſah ſeiner Braut beſorgt ins Geſicht und trieb den Kutſcher zur Eile.

«Sie können vielleicht das Tabakrauchen im Wagen nicht vertragen, wie viele Frauen,» wandte ſich Trautmann an den Baron, und willig ſteckte dieſer den geliebten Meerſchaumkopf in die Taſche, Und ſeid Ihr jetzt mit dieſen Verhältniſſen ganz vertraut?“

„Vollkommen. Meine Mutter hat ſich mir ſelbſt entdeckt und mir jeglichen Aufſchluß über meine Entſtehung gegeben. Ich weiß Alles.“

„So würde mir es lieb ſein, wenn Ihr mir die Euch gewordenen Mittheilungen wiederholen, ja wenn Ihr mir alle Eure Erlebniſſe erzählen wolltet. Doch vorher beantwortet mir eine Frage: Was hattet Ihr damals in Kremnitz mit Raimund Mohr vor? Wohin gedachtet Ihr ihn zu bringen?“

Martin ſchwieg einige Augenblicke. Die Frage hatte ihn überraſcht; er hatte geglaubt, es würde nur von ihm die Rede ſein; jetzt ahnete er, daß das Intereſſe der Königin an Raimund größer war, als das an ihm. Doch ſeine Schlauheit hatte ſchnell den Vortheil begriffen, der für ihn daraus erwachſen könne, wenn er die Umſtände klug benutze und ſich der Königin unentbehrlich mache.

„Hoheit,“ ſagte er zögernd, „es iſt ein Geheimniß von der äußerſten Wichtigkeit. Ich weiß nicht gewiß, ob die Herren Fugger damit bekannt ſind; doch vermuthe ich es. Der alte Jakob hat es gewußt. Aber wenn die Neffen es auch von ihrem Ohm erfahren haben, ſo ahnen ſie doch nicht, daß ich der Mitwiſſer desſelben bin. Obgleich nun Raimund Mohr die Ahnung hat, daß das Vorgeben, er ſei der Sohn eines verunglückten Bergmanns, ein ſchlau erſonnenes Märchen iſt, um ihn in Abhängigkeit zu erhalten und ſich ſeine dankbare Ergebenheit zu ſichern, ſo ahnet er doch nicht im Entfernteſten, wer er wirklich iſt. Dieſes Wiſſen würde ſchnell ſeine Dankbarkeit in Haß und Rachedurſt verkehren. Aber noch weit gefährlicher, als den Fuggern, würde Raimunds Kenntniß von ſeiner Abſtammung einem weit mächtigern Herrn werden — dem Kaiſer.“

„Seltſam und unbegreiflich!“ rief Maria erſtaunt. „Ihr ſteigert mein Verlangen, das jenen jungen Mann betreffende Geheimniß zu kennen, auf den höchſten Gipfel.“

„Der Verrath dieſes Geheimniſſes an Raimund Mohr würde ſicherlich mein eignes Verderben ſchnell herbeiführen. Noch iſt es mir nicht gelungen, mir die Gnade des Kaiſers zu erwerben. Jede Hoffnung darauf verſchwände für immer, ja ich würde ſeinem Zorne erliegen, wenn er erführe, durch mich ſei ausgekommen, was aller Welt und vorzüglich dem Jüngling für immer verborgen bleiben ſoll. Bevor ich alſo nicht aus Eurer königlichen Hand feſte Zuſagen erhalten habe, darf ich mich — ſo groß auch mein Vertrauen auf Euere königliche Großmuth iſt, nicht blosſtellen. Die Pflicht gegen mich ſelbſt, die Pflicht der Selbſterhaltung verbietet mir es.“

„Das heißt mit andern kurzen Worten: Ihr traut mir nicht recht. So laßt denn hören! welche ſind Eure perſönlichen Pläne und Wünſche?“

„Erlaubt mir vorher die Gegenfrage: Hat man Euch berichtet, wer mein Erzeuger war? Kennt Ihr die Geſchichte meiner Entſtehung?“

„Die Antwort auf dieſe Frage liegt ja ſchon in meiner an Euch ergangenen Einladung und in meiner Anſprache von vorhin an Euch. Die mir gewordene Nachricht, daß mein Vater auch der Eurige ſei, wird durch Eure äußere Erſcheinung faſt zur Gewißheit.“

„Werde ich alſo auf den thätigen Beiſtand der edelſten Königin, der edelſten Frau, werde ich auf das Herz der edelſten Schweſter rechnen dürfen?“

Das vertrauliche Wort mißfiel der Königin noch mehr, als das vertrauliche Benehmen bei aller geſchmeidigen an Kriecherei anſtreifenden Oſtentation. Es wehte ſie kühl an, ſtatt warm. Aber ſie war ſchon zu weit gegangen, um ſtehen bleiben zu können, und vor Allem mußte ſie Raimunds Geheimniß wiſſen. Doch gemeſſener als von einer Schweſter, die den Bruder — ſei er auch ein natürlicher — zum erſtenmal als ſolchen ſpricht, erwartet werden durfte, entgegnete ſie: „Die Königin Maria wird ſich Euch ſtets königlich erweiſen. Sagt nur, wozu Ihr meines Beiſtandes bedürft! was ſoll ich für Euch thun?“

„Mir zur Geltung der Anſprüche verhelfen, zu benen Don Philipps, Eueres königlichen Vaters, Blut mich berechtigt."

„Und welche ſind das?"

„Die beſcheidenſten, die der Baſtardbruder des mächtigſten Monarchen des Erdbodens haben kann. Der Kaiſer ſoll mich als ſolchen anerkennen, mich zum niederländiſchen Grafen oder ſpaniſchen Marqueſe erheben und mir ſo viel Einkünfte auf königliche Güter anweiſen, daß ich ſeiner würdig davon leben kann. Er und Ihr werdet Euch ein bis in den Tod dankbar ergebenes Herz ſchaffen."

„Wenn aber der Kaiſer nicht auf Euer Verlangen einginge. Ihr habt ihn ſchon angeſprochen, und er hat Euch zurückgewieſen."

„Ihr vermögt viel über ihn."

„Und doch kann ich Euch den Erfolg meiner Fürſprache nicht verbürgen."

„Wenn es Euch beim Kaiſer fehlſchlüge, ſo wendet mir die Gnade des Königs Ferdinand zu."

„Der König thut nichts, namentlich in Familienangelegenheiten, was dem Kaiſer unangenehm wäre."

„Wenn weder der Eine noch der Andere zu bewegen wäre, etwas für mich zu thun, ſo empfehlt mich der Gnade Euerer Schweſter, der Königin von Frankreich oder Euerer Tante, der Erzherzogin Statthalterin."

„Ich will verſuchen, was ſich für Euch thun läßt. Ihr habt mein Verſprechen."

„Und wenn ich an Euer eignes Herz eine Bitte wagen darf: ich liebe Regina Turzoin. Seit fünf Jahren trage ich die Leidenſchaft für ſie in der Bruſt. Verwendet Euch für mich bei ihr, bei ihren Eltern, bei den Fuggern.“

„Sie iſt ja die Verlobte Raimund Mohrs.“

„Er liebt ſie nicht; er wird zu dieſer Verbindung halb gezwungen, halb beredet. Sie darf nicht ſeine Gemahlin werden. Denn, erführe er, wer er iſt, er würde ſie verſtoßen. Das holde Bild würde ſehr unglücklich werden. Ihr begreift aber, um ſie zum Altar führen zu können, muß ich ihr einen edeln Namen, eine würdige Stellung bieten können. Die Turzoin ſind ein altes ſtolzes Geſchlecht. Nicht vergebens betreiben ſie und die Fugger Reginas Verbindung mit Raimund Mohr. Daraus erkenn' ich, daß ſie wiſſen, wer er iſt. Aber auch der Baſtardbruder des Kaiſers würde ihnen ein hochwillkommner Eidam ſein.“

Die Königin ging nachdenken auf und ab. Ihre Pulſe flogen. Ihr Auge glitt brennend über die vorgebeugte Geſtalt Martins. Sie kam zur Ueberzeugung, daß die heißen Pläne ihres eignen Herzens ſie zum Verbündeten dieſes ihr blutsverwandten Menſchen machten, gegen den ſich doch in dieſem Herzen eine ſtille Abneigung, ein leiſer Widerwille kund gab. „Wohl!“ ſagte ſie endlich entſchloſſen. „Ich werde mich mit all meinem Einfluß für Euch verwenden. Aber ſeid Ihr denn auch gewiß, daß Regina Turzoin Euch wieder liebt?“

„Ich werde ihre Liebe zu gewinnen wiſſen. Die Schwägerin des kaiſerlichen königlichen Hauſes zu werden, iſt lockend.“

Die Königin ſchüttelte unwillig das ſchöne Haupt. Martins nur nothdürftig überfirnißte Rohheit wurde ihr immer klarer. Aber ſie mußte das Geheimniß um jeden Preis erfahren. Alle ihre Gefühle waren im ſtürmiſchen Aufruhr. Sie hätte Alles verſprochen, um nur zum Ziele zu gelangen; ſie hätte jede Rückſicht beſeitigt; denn ſie war jetzt nur — aber ganz — ein liebeglühendes Weib.

„Ihr habt nun mein feierlich gegebenes Wort, daß ich Euere Intereſſen auf alle mir mögliche Weiſe fördern will. Ihr ſteht unter meinem Schutz; Ihr ſollt nicht gefährdet werden. Jetzt ſagt: wer iſt Raimund Mohr?“

„Der rechtmäßige Erbe des Königsthrones von Granada; denn er iſt der Sohn des Sidi Selim Aben Muhamed Alnayar, der als Chriſt Alfonzo de Granada hieß und Admiral der Königin Iſabella von Kaſtilien war. Sidi Alnayars Vater war der Wali von Baza Sidi Muhamed Aben Yahye Alnayar, der noch, während der Regierung ſeines Vetters Boobdil el Chiko, Sultans von Granada, zu Ferdinand und Iſabella überging und ſich mit ſeinem Sohne taufen ließ und nachher nach der Eroberung Granadas durch das chriſtliche Königspaar Statthalter des Königreichs wurde. Raimunds Mutter aber iſt die franzöſiſche Prinzeſſin Luiſe von Maine, die erſte Geliebte Eures und meines Vaters, dann verwittwete Herzogin von Najara, die einſt mit Eurer Tante, der Erzherzogin Margaretha nach Spanien gegangen war, als dieſe dem Prinzen von Aſturien vermählt wurde. Eines Tags verſteckte im königlichen Schloſſe von Toledo ein Page des Erzherzogs Philipp einen auf den Tod verfolgten Mann in das Zimmer einer Hofdame der Königin Iſabella. Der Mann hatte das Schwert gegen den Erzherzog gezogen, von dieſem furchtbar an ſeiner Ehre gekränkt. Dieſer Mann war Don Alfonzo de Granada, mit ſeinem mauriſchen Namen Sidi Alnavar. Die Hofdame war die Herzogin von Najara; der Page Marx von Bübenhoven. Don Alfonzo war nämlich von Eurer Mutter, der Infantin Donna Juana geliebt worden; er hatte ſie wieder geliebt. Beide hofften, Ferdinand und Iſabella würden ein chriſtliches Königreich Granada mit einem ihnen tributpflichtigen König errichten, und Don Alfonzo, den Sproß des mauriſchen Königshauſes, auf den neuen Thron ſetzen und ihm Donna Juana zur Gemahlin geben. Die öſtreichiſche Doppelheirath vernichtete dieſe Hoffnungen. Aber der ſchöne Philipp von Oeſtreich liebte ſeine Gemahlin, die minder ſchöne Johanna nicht, deſſen bin ich ein lebender Beweis. Ja, er behandelte ſie unwürdig. Der Wahnſinn Eurer Mutter zeugt heute noch davon. Don Alfonzo ſetzte den Erzherzog über dieſe abſcheuliche Behandlung zur Rede; denn der edle Maure hatte nie aufgehört, Eure unglückliche Mutter zu lieben. Daher der Haß und Streit zwiſchen den beiden fürſtlichen Männern. Don Philipp ließ einen Preis auf Don Alfonzos Kopf ſetzen, aber die hochſinnige Herzogin von Najara rettete den Verfolgten mit Gefahr ihres eignen Lebens. Sie verbarg ihn, wurde ſeine Gemahlin und floh mit ihm nach England. Doch auch dort nicht ſicher, flohen ſie nach Ungarn. Sie wollten zur Königin Anna, die eine Verwandte und Jugendgeſpielin der Donna Luiſe war; in den Karpathen wurden ſie von Räubern überfallen und beraubt. Don Alfonzo ließ ſeine hochſchwangre Gemahlin in einer Dorfſchenke zurück und eilte allein an den Königshof nach Ofen. Die Frau wurde bald darauf von einem Knaben entbunden. Der Zufall wollte, daß in derſelben Nacht Herr Jakob Fugger mit zwei Neffen, Raimund und Marx Fugger, in demſelben Wirthshauſe übernachtete, auf der Reiſe nach Kremnitz begriffen. Die Kindbetterin befahl ſterbend ihr Kind dem reichen Fugger an; Marx, ein Prieſter, taufte es, Raimund hielt es über das Becken und gab ihm ſeinen Namen. Der Knabe wurde im Turzoiſchen Hauſe in Kremnitz erzogen. Die genaueſten Nachrichten über alle dieſe Verhältniſſe und Begebenheiten kann und wird Euch der Junker von Bübenhoven geben, der ſich als Geſandter Eurer Tante hier befindet. Er wird und muß Euch die Wahrheit meiner Ausſagen vollkommen beſtätigen."

Das Erſtaunen der Königin war, während der Erzählung Martins, mit jedem Worte desſelben geſtiegen. Sie ſchlug mehrmals die Hände vor Verwunderung zuſammen und ließ einzelne unwillkürliche Ausrufungen hören. „Und wie ſeit Ihr zur Kenntniß all dieſer Dinge gekommen?“ fragte ſie endlich.

„Das ſonderbare Geſchick meiner Jugend machte mich zum Diener und Begleiter des Don Alfonzo de Granada, der durch die Vermittlung Eurer Tante vom Kaiſer Maximilian den deutſchen Namen Ritter von Süderland erhalten hatte. Mit ihm kam ich nach Spanien, wohin ihm eine niederlandiſche Gräfin von Iſſelſtein, die ihn liebte, folgte und dort ſtarb; mit ihm ging ich dann nach Afrika, wo — wie Ihr wißt — viele Tauſende ſeines Volkes leben, und wo er in Algier bei Chair Eddin Barbaroſſa eine Zuflucht fand.“

„Und dorthin wolltet Ihr den jungen Raimund Mohr bringen?“

„Euer Scharfſinn hat es errathen. Doch geſchah es nicht auf den Wunſch ſeines Vaters, ſondern auf den der Gemahlin Chaireddins, Suleima Abdelmelic, die, ebenfalls ein Sproß des mauriſchen Sultangeſchlechts von Granada, den ungeheuern Plan hegte, die Herrſchaft des Kaiſers in Spanien zu ſtürzen, den Thron der Mauren wieder aufzurichten und Raimund darauf zu heben. Wenigſtens ſollte der Jüngling zur Empörung und Erhebung der noch in Spanien lebenden Mauren benutzt werden. Vielleicht iſt Euch dieſe kühne Frau unter ihrem chriſtlichen Namen bekannt; denn ſie war ein Liebling Eurer Großmutter Iſabella, eine Geſpielin, Freundin und Hofdame Eurer Mutter, Freundin und Geſellſchafterin Eurer Tante. Sie war die Ziehſchweſter des Königs von Neapel und hieß Agnes oder ſpaniſch Ineſe de Cardona.“

„Ha dieſe! Meine Tante hat mir von ihr erzählt. Sie lebte am Hofe zu Brüſſel.“

„Jetzt weiß Ew. königl. Hoheit das ganze Geheimniß.“

„Ihr müßt mir Alles noch einmal ausführlich erzählen, ſo wie Eure eignen Schickſale, die, wie ich begreife, auf's Innigſte damit verwebt ſind. Dann werde ich genauen Bericht vom Junker von Bübenhoven einfordern. Jetzt ſchwimmt mir im Kopfe Alles wie ein Chaos herum und muß ſich aufklären. Das Eine verſteh ich, den Namen des Jünglings. Mohr heißt Maure, Raimund der Maure, der mauriſche Königsſohn. Vor Allem müßt Ihr mir eine geheime Unterredung mit Raimund Mohr verſchaffen. Ich muß den edeln jungen Mann genau kennen lernen. Nur durch Euch kann ich dazu gelangen. Ihr ſeid jetzt mein innigſt Verbündeter.“

„Ich diene Euch mit Leib und Leben. Gebietet über mich. Nur bedenkt wohl, ob es zweckdienlich iſt, daß Raimund jetzt ſchon das Geheimniß ſeiner Geburt erfahre.“

„Nein; er darf es noch nicht wiſſen.“

obgleich er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: «Es ſchadet dem Kopfe, wenn er nicht ausgeraucht wird. Doch mag's ſein!»

Sie langten an. Das Fräulein wurde aus dem Wagen gehoben und auf ein eignes Zimmer gebracht. Doch ſie wurde bleicher und bleicher und ſank endlich zu des Barons großem Schrecken in Ohnmacht. Der Doktor wandte Hausmittel an; der Baron lief im Zimmer umher, als ob ihm der Kopf brennte und rief ein Mal über das Andre: «Hundewetter! Was ſoll das geben, wenn ſie das Tabaksrauchen nicht vertragen kann?»

Noch hatte die Scheinohnmächtige die Augen nicht wieder aufgeſchlagen, als der Baron rief: «Da kommt ja Fink angeſprengt, als wenn ihn der Teufel jagte! Was iſt das? Vielleicht ein neues Unglück? Selten kommt eins allein. — Hundewetter, was willſt du?» polterte er dem haſtig hereintretenden Kammerdiener zu.

«So eben iſt der Befehl vom durchlauchtigſten Herzog gekommen, der Herr Baron möchten mit Dero gnädigen Braut in einer Stunde bei Hofe erſcheinen,» ſagte der Keuchende ſchnell und theilnahmlos:

«Hundewetter!» fuhr der Baron wie raſend

„Zu einer Zuſammenkunft, die in der Stadt überall leicht bemerkt und verrathen werden könnte, ſchlage ich Euch den eine Stunde von hier einſam auf der Höhe nach Ulm zu gelegenen Fuggerſchen Maierhof, der Wellenhof genannt, vor. Die Verwaltung dieſes kleinen Guts iſt mir von Herrn Anton übertragen. Ich habe dort ein Zimmer, wo Ihr ungeſtört mit dem Jüngling ſprechen könnt, ſo lang es Euch beliebt. Befehlt, wenn ich ihn dorthin beſtellen ſoll.“

„Morgen Nachmittag um ſechs Uhr, will ich mit einer meiner Frauen dorthin reiten auf dem geraden Wege. Raimund ſoll auf einem Umwege dorthin kommen. Ihr aber ſorgt, daß um dieſe Zeit auf dem Hofe keine Menſchen ſind, die zu Verräthern werden könnten.“

„Verlaßt Euch auf mich. Ihr ſollt in jeder Hinſicht ſicher ſein.“

„Wohl! Nun erzählt mir Euere und Raimunds Lebensgeſchichte mit allen Nebenumſtänden.“

Martin kam dieſem Befehl mit der ihm eigenthümlichen ſchlauen Geſchmeidigkeit nach. Er wob wieder Lüge in Wahrheit; er verſchwieg ſeine Fehler oder ſuchte ſie in ein glänzendes Licht zu ſetzen; aber der Scharfſinn der Königin ſah heller, als er wünſchte. Vorhin, als er ihr das wichtige Geheimniß enthüllt, war er ihr plötzlich eine angenehme Perſon geworden und zu dem Vermittler zwiſchen ihr und Raimund Mohr fühlte ſie gleichſam eine ſchweſterliche Zuneigung. Der erſte unangenehme Eindruck, den er auf ſie gemacht, war dadurch verwiſcht und hatte dem lebhafteſten Intereſſe für ihn Platz gemacht; als er aber nach Mitternacht von ihr ſchied, war jener erſte Eindruck wieder und ſtarker in ihr hervorgetreten. Sie hatte das unklare und drückende Gefühl, ſich mit einem unedeln Charakter eingelaſſen zu haben. Doch ſchnell drängten andre heiße und bunte Gefühle, kühn flatternde Gedanken und von ihrer Phantaſie prächtig beleuchtete Bilder der Zukunft, deren reizender Gegenſtand der ritterliche Maurenprinz war durch ihre aufgeregte Seele. Seine Mutter war ihres Vaters erſte, wahre und reine Liebe geweſen, und ihre unglückliche Mutter hatte ſeinen Vater geliebt; die Liebenden hatten den ſchönen Plan gehegt, als König und Königin von Granada, über ein edles Volk zu herrſchen. Jetzt ſah ſie ſich im Geiſte mit Raimunden auf dieſem Throne, das herrlichſte Paar in allem königlichen Prachtglanz. O, welche Entſchädigung für ſie, für die Marter an einen ungeliebten knabenhaften Gemahl, auf einem freudloſen Thron gekettet geweſen zu ſein! Wie ganz anders, wie überaus wunderbar und außerordentlich war plötzlich ihre Stellung zu dem geliebten Jungling geworden! Vorhin noch war ihr höchſter Wunſch geweſen, ihn zu ihrem Cavalier zu gewinnen; jetzt wollte ſie ſeine Gemahlin werden, jetzt ihn zum König von Granada machen. Heil dem König und der Königin von Granada! brauſte es, als der vieltauſendſtimmige Chorus eines glücklichen Volks durch ihre brennende Seele. Ihr ſchönes Haupt glühte fieberiſch, ihre Pulſe flogen. Wohl dachte ſie auch einen Augenblick an die Schwierigkeiten, die ſich ihr entgegenthürmen könnten, daß der Kaiſer nicht leicht für ihren kühnen Plan zu gewinnen ſein dürfte; aber das liebeheiße Herz eines Weibes glaubt kühn mit den ſchwerſten Dingen leicht und ſchnell fertig werden zu können; das Herz einer Königin iſt noch kühner; Marias Herz war das kühnſte.

Siebentes Kapitel.

Am 20. Juni wurde der Reichstag mit den herkömmlichen Feierlichkeiten im großen Saale des Rathhauſes eröffnet. Der Kaiſer hatte ſich Tags zuvor durch den Genuß des Leibes Chriſti und am Morgen ſelbſt durch eine vom Kardinal-Legaten gehaltene Meſſe vorbereitet. Er ſaß im vollen kaiſerlichen Ornat auf einem Thron, und vor ihm auf der Tafel lag das bloße Reichsſchwert. Ihm zur Rechten und Linken auf niedern Seſſeln hatten der Legat und der König Ferdinand ihre Plätze, dann die Kurfürſten, Fürſten und Städte nach der Hierarchie des Reichs. Seit dem Reichstage zu Worms 1521 war der Kaiſer zum erſten Male wieder in der Mitte der verſammelten Stände. Jedermann fühlte die Wichtigkeit des Moments. Durch das Unterliegen der Volkspartei hatte ſich ſeit vier Jahren der Geiſt der alten Zeit immer mehr gekräftigt; jetzt kam er mit dem Kaiſer, dem Beſieger Italiens, dem Verbündeten des Papſtes, und ſtellte ſich dem eingeſchüchterten Geiſte der Neuzeit gegenüber, dem die Fürſten und die Wittenberger Kirchenreformatoren nur halbe Conceſſionen gemacht hatten. Daß er auf ſehr ſchwachen Füßen ſtand, wer konnte ſich's verhehlen? Es fragte ſich: ſollte er unterliegen? Sollte die Unvernunft der abgelebten Zuſtände noch einmal triumphiren? Der Fluch der Niederlage des Volks hatte ſich ja ſchon gezeigt; die Widerſacher des Alten hatten ſich in zwei Parteien geſpalten; die Wittenberger und die Schweizer hatten ſich getrennt. Auf den trotzigen und höhniſchen Geſichtern der Anhänger des Papſtes und des Kaiſers, welche die große Majorität in der Verſammlung hatten, zeigte ſich deutlich genug, wie wenig Hoffnung für die ſchwache Minorität vorhanden war, die kirchliche Reform durchzuſetzen.

Campeggi eröffnete die Sitzung mit einer langen Rede, worin er auf Einigkeit der Kirche drang, d. h. auf das Nachgeben der proteſtantiſchen Stände und ihren Rücktritt unter Papſt und Rom. Dann ließ der Kaiſer durch den Reichskanzler die Reichstagspropoſition verleſen. Sie legte den Ständen dringend und vor allen andern Dingen eine dem Zwecke entſprechende Rüſtung wider die Türken ans Herz. Zunächſt erklärte er ſeinen kaiſerlichen Willen dahin, die religiöſen Irren im Reiche in Milde und Güte beizulegen und forderte alle Stände auf, ihm mit ihrem beſten Willen dabei zur Hand zu ſein. Zu dem Ende möge ein Jeder, wie er ſchon im Ausſchreiben begehrt, ſeine Meinung und Gutdünken in Schriften überantworten.

Der Reichsrath faßte aber den Beſchluß, die kirchliche Angelegenheit zuerſt vorzunehmen. Sofort erhoben ſich die fünf proteſtantiſchen Fürſten, der Kurfürſt Johann von Sachſen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernſt von Lüneburg, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Fürſt Wolfgang zu Anhalt von ihren Stühlen und ſtellten ſich vor dem Kaiſer auf. Der kurſächſiſche Kanzler ergriff im Namen und Auftrag dieſer Fürſten das Wort an den Kaiſer, verſicherte ihm ihre Unterthänigkeit und Gehorſam als Reichsfürſten, und bat um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß überreichen und in öffentlicher Reichsverſammlung vorleſen zu dürfen, um ſich auf ſolche Weiſe aus der üblen Nachrede zu ſetzen, daß ſie Ketzer ſeien.

Der Kaiſer hatte gute Gründe, die proteſtantiſchen Fürſten, namentlich ihr Haupt, den alten Kurfürſten von Sachſen, ſo glimpflich als möglich zu behandeln, um einen bis jetzt noch ſehr geheim gehaltnen Plan ins Werk zu ſetzen. Dieſer beſtand in nichts Geringerem, als ſeinen Bruder zum römiſchen, d. h. eigentlich deutſchen König erwählen zu laſſen. Es lag ihm alſo Alles daran, die Kurfürſten dafür zu gewinnen, und Herr Hans war doch der mächtigſte und einflußreichſte. Dann bedurfte er der Anhänger der neuen Kirchenlehre zu ſeinem beabſichtigten

Kriegszug gegen die Türken. Sie hatten ihm trefflich gegen den Papſt geholfen; ſie ſollten ihm jetzt gegen Suleiman helfen.

Deshalb erklärte Karl jetzt, er werde das angekündigte Glaubensbekenntniß entgegennehmen und ſich die Vorleſung desſelben in der nächſten Reichsverſammlung gefallen laſſen. Damit wurde die erſte Sitzung geſchloſſen.

Die päpſtliche Partei, im höchſten Grad ärgerlich über die Erklärung des Kaiſers, begann ſogleich ihre Intriguen. Sie beſtürmte den Kaiſer und verlangte, daß die Verleſung des Glaubensbekenntniſſes unterbleibe; dieſe Ketzer und Abtrünnigen ſeien ſolcher Ehre nicht werth, der Kaiſer dürfe ſich in keine Unterhandlungen mit ihnen einlaſſen, ſondern habe unbedingten Gehorſam zu fordern, widrigenfalls die ihm zuſtehende Gewalt anzuwenden ſei. — Der Kardinal-Legat, gewohnt, den Kaiſer allen ſeinen Wünſchen entgegen kommen zu ſehen, erfuhr bei ſeinem Beſuch in den Prachtgemächern der Pfalz, daß der gegen ihn ſo nachgiebige Kaiſer ihm auch einen ſehr entſchiedenen Willen entgegenſetzen konnte. Karl erklärte ruhig: Seine Eminenz möge ihn doch nicht für ein Kind halten, das heute wiederrufe, was es geſtern verſprochen. Keinem Menſchen auf der Welt zieme Worthalten mehr, als dem Kaiſer. Das Glaubensbekenntniß der Proteſtanten werde in der Reichsverſammlung geleſen werden. —

Die von Melanchthon ausgearbeitete Schrift, deren Grundzüge von Luthern herrührten, wurde am 25. Juni vom kurheſſiſchen Kanzler in der Reichsverſammlung verleſen, zuerſt in deutſcher, dann in lateiniſcher Sprache. Die proteſtantiſchen Fürſten hatten erwartet, daß dies im gewöhnlichen Local des Reichstags, im großen Saale des Rathhauſes, geſchehen werde, aber der Kaiſer beſtimmte die kleinere Kapitelſtube der biſchöflichen Pfalz dazu, wo nur die Stände und keine Zuhörer Platz finden konnten. Ebenſo wollte der Kaiſer auch nur die lateiniſche Faſſung verleſen laſſen, aber die proteſtantiſchen Fürſten ſtellten ihm ſehr angelegentlich vor, daß es eine deutſche Sache ſei, um die es ſich handle, und daß ſie in einer deutſchen Reichsſtadt verhandelt werde. Die deutſche Sprache trug den Sieg davon.

Dieſes wichtige Dokument, das unter dem Namen, der „Augsburger Confeſſion" ſo berühmt geworden iſt, enthielt nichts, welches den Principien der lateiniſchen Kirche entgegen geweſen wäre; ja, die proteſtantiſchen Stände gingen im Gefühl ihrer phyſiſchen Schwäche darin ſogar von ihrem Grundſatz ab, nichts anzuerkennen, was nicht im neuen Teſtament begründet ſei, indem ſie, um ihre ſtarken Gegner ebenfalls zur Nachgiebigkeit zu gewinnen, Glaubensſätze aufſtellten oder vielmehr zugaben, von denen kein Wort in der Bibel ſteht. Wie viel nachdrücklicher und würdiger hätten ſie auftreten können, wenn Luther ſeine Halsſtarrigkeit aufgebend, der menſchlichen Vernunft, die er freilich für den „Teufel" erklärte, Conceſſionen gemacht und ſich nicht von den der Vernunft weit mehr huldigenden Schweizer Reformatoren getrennt hätte. Daher war es gekommen, daß die oberdeutſchen freien Städte und namentlich Augsburg ſelbſt auf der Seite der Schweizer ſtanden und ihren Lehrbegriff annahmen, ja daß der Landgraf ſich ſo ſtark zu Zwinglin hinneigte, daß er das Melanchthonſche Glaubensbekenntniß nicht mit unterſchreiben wollte, und erſt durch eine ſehr nachdrückliche briefliche Mahnung Luthers dazu vermocht wurde.

Die päpſtliche Partei begann nun ihre Berathungen, was zu thun ſei. Wenn die Proteſtanten durch eine befremdende Nachgiebigkeit, mit der ſelbſt Luther nicht einverſtanden war, gehofft hatten, ihre mächtigen Gegner zu irgend erheblichen Conceſſionen zu beſtimmen, ſo mußten ſie ſich zu ihrem Schmerze bald eingeſtehen, daß ihren Hoffnungen die Täuſchung auf dem Fuße folgte. Während ſie ſich nur in der Defenſive hielten, gaben ſie den übermüthigen Römlingen Blößen, die dieſe ſogleich benutzten; es wäre für die zeitgemäße Entwickelung und den vernünftigen Fortſchritt erſprießlicher geweſen, ſie hätten mit kräftiger Hand die Offenſive ergriffen, und die Entſcheidung auf die Spitze des Schwertes geſtellt. Dazu hätten ſie aber mit den Schweizern eins ſein müſſen; denn die große Maſſe des Volkes, die nach Befreiung von den römiſch-katholiſchen Banden lechzte und den Kampf gegen die Römlinge gern wieder aufgenommen hätte, ſtand wohl hinter Zwinglin, aber nicht mehr hinter Luthern, der ſich ſeit fünf Jahren den gemeinen Mann, namentlich in Oberdeutſchland entfremdet hatte.

Der Kaiſer verſchmähte ſeinerſeits auch nicht geheime Schritte zu thun, um einzelne der proteſtantiſchen Fürſten für ſich zu gewinnen und durch allerlei Mittel, die einem Kaiſers und beſonders ihm leicht zu Gebot ſtanden, ihrer Partei zu entführen. Dem alten Herzog Johann zu Sachſen ſtellte er die Unterwerfung unter den Papſt als Bedingung zur Belehnung mit der Kurwürde, die dieſer noch nicht hatte, und um die er geziemend nachgeſucht. Die jüngern proteſtantiſchen Fürſten ſuchte er durch ein Mittel zu gewinnen, welches noch ſehr ſelten fehl geſchlagen hat. Ueber Erwarten leicht gelang ihm nämlich, ſeine Schweſter Maria zu überzeugen, wie es zur Einheit des deutſchen Reichs, zur Befeſtigung der Macht und des Anſehens des Hauſes Oeſtreich, zur Bekämpfung der Türken und zur Zurückführung des Bruders Ferdinand auf den ungariſchen Thron, ferner, zur kräftigen Niederhaltung der feindlichen Mächte in Italien und zur Paralyſirung des von heimlichem Groll erfüllten Schwagers, des Königs Franz von Frankreich, unerläßlich nothwendig ſei, daß die proteſtantiſchen Fürſten ſich der kirchlichen Obermacht des Papſtes wieder unterwürfen und den lutheriſchen Neuerungen entſagten, und daß ſie als öſtreichiſche Fürſtin aus allen Kräften mit zu wirken habe, dieſes Ziel bald zu erreichen. Der Kaiſer gedachte alſo die hohe Macht der weiblichen Schönheit und Anmuth Maria's und den geiſtiauf, ſtampfte mit dem Fuße und faßte ſich, grimmige Geſichter ſchneidend, bei den Haaren. «Auch das noch! Dacht' ich mir doch ſo etwas. — Weshalb hab' ich dich ausgeſchickt, Eſel! daß du's vorher auskundſchaften ſollteſt, wann die Audienz wäre!»

«Was kann ich dafür, wenn der Herzog ſich anders beſinnt und nicht auf die Jagd geht!» rief der Diener pikirt.

«Nun 's war ſo bös nicht gemeint. Aber was fangen wir an? Wir müſſen gleich zurück, Herr Doktor.»

«Unmöglich!» verſetzte dieſer kalt. «Das Blut pulſirt höchſt unregelmäßig und fieberhaft. Hier iſt mehr als Ohnmacht; hier ſcheint ein Krankheitsanfall zu ſein, den wir heben und nicht durch Fahren verſchlimmern müſſen. Das Fräulein muß ſogleich in ein Bett.»

«Der herzogliche Diener machte es ſehr dringend,» ſagte Fink, «und bemerkte ausdrücklich, in einer Stunde habe der Durchlauchtigſte Herr geſagt, erwarte er den Herrn Baron.»

«Hundewetter und Donnerwetter! Das verfluchte Tabakrauchen!» fluchte und ſchimpfte der Baron, machte ſich aber alſobald zur Abfahrt fertig, und überließ ſeine Braut, die eben die Augen aufgethan und ein Paar Silben mit ſchwacher gen Einfluß, welchen ſie auf die proteſtantiſchen Fürſten ausübte, zu benutzen, um den Einen und den Andern wieder in das päpſtliche Lager herüberzuziehen, wie dies bereits mit ſeinem Schwager, dem König Chriſtiern von Dänemark ſo gut gelungen war.

Maria würde zu andrer Zeit dieſen ſeltſamen und verfänglichen Antrag des Kaiſers, der mit ihren religiöſen Ueberzeugungen in ſo grellem Widerſpruch ſtand, unbedingt, vielleicht ſogar mit Entrüſtung zurückgewieſen haben; jetzt ging ſie zu Karls eigener Verwunderung ſogleich darauf ein. Sie wollte ſich nämlich den Kaiſer durch ſolche wichtige Dienſtleiſtungen verpflichten, um ihn ihren ſtillen kühnen Wünſchen in Bezug auf Raimund Mohr und die Königskrone von Granada geneigt zu machen; ſie hoffte, wenn der Zeitpunkt gekommen ſein würde, dieſe Wünſche vor ihm laut werden zu laſſen, ſich nicht nur an ſeine Liebe, ſondern auch an ſeine Dankbarkeit wenden zu können und des erſehnten Erfolges dadurch nur um ſo ſichrer zu ſein.

Durch Martins ſchlaue Vermittlung hatte ſchon mehr als ein zärtliches Stelldichein der verliebten Königin und des heißblütigen Jünglings auf dem einſamen Wellenhofe ſtatt gefunden, und obgleich ſie bis jetzt ſo viel Gewalt über ſich behauptet hatte, dem Geliebten keine klaren Eröffnungen über ſeine hohe Abſtammung zu machen, um nicht durch ſeinen Ungeſtüm Alles zu verderben, ſo mußten ihre ſüßen ſchmeichleriſchen Worte, ihre geheimnißvollen

Andeutungen, ſein ohnedies ſchon heftig erregtes Gemüth in die lebhafteſte Bewegung verſetzen. Das rein Weibliche in ihr, das, in leidenſchaftlicher Liebe zum Durchbruch kommend, ihre königliche Würde gänzlich vergaß, verſcheuchte in Raimunden bald die ſcheue Ehrfurcht, die er vor der Königin hatte, und er hätte nicht voll Jugend und Kraft, voll ſtürmenden drängenden Bluts und heißer Gefühle ſein müſſen, um nicht berauſcht zu werden von der Liebe eines ſo göttlichen Weibes, einer ſo reizenden Königin, und dieſe im vollen Maaße zu erwiedern. Aber der wunderbare Zauber, der ihn an die ſchlanke junge Zigeunerin feſſelte, wurde durch die Liebe zur Königin nicht aufgehoben, ja es war gleichſam, als würde derſelbe dadurch noch geſteigert. Raimund kam in ein merkwürdiges Doppelverhältniß. Seine Liebe zur Königin war bei weitem ſinnlicherer Natur; er glühete für ſie, aber dieſe Liebe machte ihn nur glücklich, wenn das wonnetrunkene Auge der Königin ſich in ſein eignes tauchte, wenn der raſchere Schlag ihres Pulſes durch ſeine Finger zitterte, und ſelbſt dann, in den glücklichſten Momenten, konnte er ihre Hoheit doch nicht ganz vergeſſen, und ein drückendes Gefühl ging für ihn davon aus. War er fern von Marien und gedachte ſeines Verhältniſſes zu ihr, ſo überflog es ihn, wie ein Schrecken, wie ein geheimes Grauen; der Gedanke, von der ſchönen Königin geliebt zu werden und ſie zu lieben, wurde ihm faſt unheimlich. Von ganz andrer Art waren ſeine Empfindungen für Carlotten; dieſe Liebe war mehr geiſtiger Natur. Er ſtand hoch über dem ſüßen Kinde und beugte ſich zu ihm hinab, um die reinen Liebkoſungen zu empfangen, das harmloſe holde Geplauder desſelben zu vernehmen. Das Glück, welches ihm die Liebe der Zigeunerin bereitete, war ohne alle bittern und aufreizenden Beigeſchmack. Auch war, der Natur der Sache nach, ſeine Liebe zu ihr tiefer und inniger, als die ihrige zu ihm: denn ſie war ja noch ein Kind. Die Liebe der Königin zu ihm war dagegen überwältigend, athemraubend. Daher geſchah es, daß er in der Zuſammenkunft mit der Königin ſich nach der Zigeunerin ſehnte und von jener zu dieſer eilte, um ſich ein paar Stunden in der ſchmutzigen Zigeunerherberge unter dem naiven Gekoſe des „Kindes" erſt wahrhafter Liebesſeligkeit bewußt zu werden.

Maria aber, die ſtolze Wittwe des Königs von Ungarn und Böhmen, die geliebte Schweſter des mächtigen Kaiſers, vergaß in dem Liebeswonnemeer, in das ſie ſich geſtürzt, Alles, woran ſie ſonſt ſo ſtarken Antheil genommen. Was kümmerte ſie jetzt die Sache der Proteſtanten? Sie empfing die Fürſten zerſtreut und kalt. Was waren ihr Luther und Melanchthon? Sie war nur noch ein liebendes Weib und hatte für nichts Sinn und wahres Intereſſe, als für ihre Liebe, für ihre Hoffnungen, für ihre Pläne.

Martin wurde täglich mehr ihr Vertrauter, ihr geheimer Agent. Er hatte faſt jeden Abend geheime Audienz bei ihr. Der Schlaue baute auf die Hoffnungen und

Entwürfe der königlichen Schweſter das ſchimmernde Luftſchloß ſeiner eignen. —

Die Ritte der Königin nach dem Wellenhofe wurden ihr unbequem; ſie konnten ihr gefährlich werden. Martin kam ſchnell ihren desfallſigen Wünſchen entgegen. Er ſtellte Herrn Anton in einer vertraulichen Unterredung vor, daß die geheime Kanzlei des Kaiſers im Hauſe durchaus nicht unbewacht bleiben könne. Man kenne die ungeheuren Ränke des Papſtes. Der Kardinal-Legat könne Wind von der Sache erhalten und Alles aufbieten, um ſich in den Beſitz mancher hier aufbewahrten Papiere zu ſetzen; ein Gleiches habe man ſich von den proteſtantiſchen Fürſten und Städten, ja vom König von Frankreich und vom Großſultan zu verſehen; denn wer könne wiſſen, ob der Letztere nicht auch ſeine Spione in Augsburg unterhalte. Es ſei daher nothwendig, daß Raimund Mohr, als der vom Kaiſer Betraute, in der Kanzlei ſchlafe und Waffen bei ſich führe, um jedem nächtlichen Beſuch ernſtlich zu begegnen, der bei dem unruhigen Treiben im Hauſe, durch den Aufenthalt der Königin veranlaßt, nichts Unmögliches ſei. — Anton belobte die Scharfſicht Martins, und Raimund Mohr erhielt ſein Lager in der Kanzlei. Von dieſem Tage an konnte ihn die Königin ungeſtört und ohne alle Gefahr Nachts ſprechen, ſo oft ſie es wünſchte. Martin lag auf der Lauer und führte ihr den Geliebten zu. Die heißen Wogen des Liebesrauſches brauſten immer höher um den beglückten Jüngling; er hatte nicht Kraft genug, ihnen zu widerſtehen; willenlos wurde er von ihnen getragen und fortgeriſſen; es war ihm zuweilen, als müßten ſie ihn verſchlingen. Es war vorauszuſehen, daß er die ungeheure, immer fieberhaftere Spannung all ſeiner Seelenkräfte und Gefühle nicht lange werde ertragen können.

Achtes Kapitel.

Nach der Verleſung und Uebergabe der Confeſſion der Proteſtanten erwartete der Kaiſer, der Natur der Sache angemeſſen, daß die Majorität des Reichstags, die katholiſchen Stände, mit einer ähnlichen Erklärung in ihrem Sinne oder wenigſtens mit einer Anklage gegen die Evangeliſchen hervortreten werde; er wollte dann den Vermittler und Schiedsrichter beider Parteien machen und dadurch ſein kaiſerliches Anſehen und oberſte Reichsmacht in das klarſte und ſtrahlendſte Licht ſetzen. Der König Ferdinand ſtellte ſogar in der Verſammlung der Stände einen darauf zielenden Antrag, als einige Zeit nach der Uebergabe des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes nichts der Art erfolgt war. Aber die katholiſchen Stände waren noch ſchlauer als er. Die Majorität ſah ſich als rechtmäßige Inhaberin der Reichsgewalt an, den Kaiſer nur als Vertreter derſelben. Sie grollte dem Kaiſer, daß er die Proteſtanten angehört, daß er ſie als Partei überhaupt anerkannt; ſie geſtand den Ketzern eine ſolche rechtliche Exiſtenz gar nicht zu. Sie grollte dem Kaiſer ferner, daß er ſich in Bologna, ohne die Kurfürſten, hatte krönen laſſen. Sie grollte dem König Ferdinand, daß er Verſuche gemacht hatte, ſich auf Unkoſten einzelner Fürſten zu vergrößern, ſie grollte ihm, daß er päpſtliche Bewilligungen geiſtlicher Einkünfte ausgebracht, die wohl in Spanien durchgingen, in Deutſchland aber unerhört waren und deshalb in der geſammten Kleriſei Mißvergnügen und Widerſtand erzeugt hatten. Die Majorität lehnte alſo ab, ſich als Partei zu conſtituiren und den Kaiſer als Schiedsrichter zwiſchen ihr und den Proteſtanten anzuerkennen. Sie erklärte: ſie ſtehe auf dem feſten Boden der Kirche und des chriſtlichen Glaubens, habe daher nichts Neues vorzubringen und halte ſich allein an das (Wormſer) Edict des Kaiſers. Mit Ketzern könne ſie nicht verhandeln; wolle der Kaiſer eine Anklage, ſo möge er ſie von der Uebertretung ſeines Edicts ableiten. Es ſei altes Herkommen, daß der Kaiſer der Majorität des Reichstags beitrete, und es ſei ihre Anſicht, daß der Kaiſer auch jetzt ihr Intereſſe zu dem ſeinigen zu machen habe. Er möge in dieſer Sache mit der Kurfürſten, Fürſten und Stände Rath aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit procediren. Dieſe Erklärung ſtand im Widerſpruch mit dem im Ausſchreiben klar ausgeſprochnen Willen des Kaiſers, den Streit der Parteien zu vermitteln.

Wollte Karl jetzt nicht als offner Gegner der Majorität auftreten und ſeinen katholiſchen Eifer in ein zweideutiges Licht ſtellen, ſo mußte er ſich dem Begehren der Majorität fügen. Er mußte es vorzüglich auch, um die Kurfürſten für ſeinen Wunſch zu gewinnen, daß ſie ſeinen Bruder zum römiſchen König erwählten. Von dieſem Tage an war Karl eine ziemlich überflüſſige Perſon in Augsburg; er mußte verfügen, wie und was die Majorität beſchloß; aber er war darüber voll Unmuth und Bitterkeit.

Die Majorität war keineswegs einer Meinung über die in der kirchlichen Angelegenheit zu thuenden Schritte. Ein Theil wollte ohne Weiteres mit dem Schwerte drein ſchlagen, überzeugt, daß nur Gewalt der Spaltung im Reiche ein Ende machen könnte. Dies war auch die Anſicht des Kardinal-Legaten und des ganzen päpſtlichen Anhangs. Die größere Partei wollte doch lieber die Güte verſuchen. Wie aber das anzufangen ſei, wußte kein Menſch. Ihr Hauptbeſtimmungsgrund war die Furcht vor den Türken. Der Kardinal-Erzbiſchof-Kurfürſt Albrecht von Mainz ſetzte in der Reichsverſammlung auseinander, daß die katholiſchen und evangeliſchen Stände ſich nur im Intereſſe des Großſultans bekriegen würden. Ueberhaupt war die Anſicht verbreitet, Suleiman unterhalte nicht minder, wie König Franz, Spione in Augsburg, und beide warteten nur darauf, daß der Religionskrieg in Deutſchland ausbreche, um das Land mit ihren Heeren zu überfluthen. Der Kaiſer trat der Anſicht der Gemäßigten bei, und es ward beſchloſſen, die Confeſſion vor allen Dingen widerlegen zu laſſen, und dazu wurden die berühmteſten Dunkelköpfe, die ſpitzfindigſten Scholaſtiker der ariſtoteliſch-dominikaniſchen Schule beſtellt, die von den Humaniſten ſchon längſt beſiegt und lächerlich gemacht waren: Eck von Ingolſtadt, Cochläus von Dresden, Wimpina von Frankfurt an der Oder, Faber von Wien, gelehrte Weihbiſchöfe, Dominikaner, Barfüßer und Carmeliter von unrühmlich bekanntem Namen. Dieſe Leute wurden von der Majorität des Reichstags und vom Kaiſer beſtellt, die Irrthümer der Proteſtanten zu widerlegen. Darin lag eine unbewußte Selbſtironie. Dieſe gelehrten Herren, welche in der literariſchen Fehde unterlegen waren, ſollten nun, mit der Reichsgewalt hinter ſich, noch einmal den Federkampf aufnehmen. Bald genug zeigte ſich aber auch, daß ſie nicht höher zu fliegen vermochten, als ihre Flügel reichten. Ihre Widerlegung des proteſtantiſchen Glaubensbekenntniſſes war plump und ſchlecht, ſo weitſchweifig und ſo voller armſeliger Streitigkeiten und Behauptungen, auf die es hier nicht ankam, ſo voller Schmähungen und Schimpfreden auf die Gegner, daß der Kaiſer mit großem Unwillen die Arbeit zurück gab und befahl, eine beſſere anzufertigen; denn Kaiſer und Reich ſollten ja die Widerlegung zu der ihrigen machen; ſie ſollte der Ausdruck der Majorität des Reichstags ſein. So ſchlimm ſtand es um dieſe faule Sache, daß ſie durch nichts zu ſtützen war, als durch die rohe Gewalt. Deshalb hatten die gewiß recht, welche eben nur dieſe Gewalt angewendet wiſſen wollten und die jämmerliche Schreiberei der Scholaſtiker verachteten und verlachten. Und auch für die Proteſtanten wäre es beſſer geweſen, es wäre damals ſchon zum blutigen Kampfe gekommen, wie es denn ſpäter doch dazu kommen mußte. Sie hätten dem Angriff eine verzweifelte Gegenwehr entgegenſtellen müſſen und hätten die Sympathien der Mehrzahl des Volks für ſich gehabt. Das war auch dem Kaiſer nicht verborgen geblieben und fiel ſchwer in die Wagſchale, wo bereits die Türkengefahr lag. So wunderlich ſtanden nur die Dinge: die von den Proteſtanten aufgeſtellten Glaubensſätze, in welchen ſie ſich der alten lateiniſchen Kirche ſo viel als möglich und ſchon mehr als ihnen dienlich genähert hatten, ſollten überzeugend widerlegt werden, was doch moraliſch ganz unmöglich war; die Gewalt ſcheute der Kaiſer und ſcheuten die Wittenberger Profeſſoren, und doch ſollte die Trennung ausgeglichen werden, ein Dilemma, wie ſie in den Zeiten neuer Weltgeſtaltungen ſtets hervortreten, und an deren Löſung ſich in der Regel die beſten Kräfte verbluten.

Kaiſer Karl war nichts weniger als ein genialer ſcharfſinniger Kopf; ihm war kein Blick in die Zukunft vergönnt, ihn drückten die Wirren der Gegenwart; denn ſein nüchterner Verſtand ließ ihn die Dinge, wie ſie waren und ſeine ſchwierige Stellung wohl erkennen. Er war meiſt ernſt, düſter und verſchloſſen, und die mancherlei Luſtbar-

Stimme geſprochen hatte, den Armen des Doktors, der dafür Sorge trug, die Kranke in ein Bett zu bringen.

Außer ſich über ſein Unglück fuhr der Baron ab.

„Endlich! Endlich!“ jauchzte der Doktor, indem er das ſchamhaft erröthende, ſich ſanft ſträubende Mädchen an ſein Herz zog. «Wir ſind gerettet, wenn Sie wollen, theuere Edelgunde!»

«Wenn ich will?» fragte Edelgunde mit Verwunderung.

«Nun ja, wenn Sie mit mir fliehen wollen in ein fernes Land, in ein freies Land, in die neue Welt, wo ein Adelbrief viel weniger gilt, als mein Doktordiplom.»

«Fliehen? Aber was wird aus der Hülfloſigkeit meiner Eltern! Drei tauſend Thaler ſollen ſie vom Baron erhalten.»

«Dieſelbe Summe ſoll ihnen durch mich werden. Und überdieß will ich Ihnen jährlich eine Summe von wenigſtens 500 Rthlr. einhändigen, die Sie Ihren Eltern als Unterſtützung zufließen laſſen ſollen.»

«Ach, Ihr Anerbieten iſt ſo lockend. Wie aber keiten, die ihm die Stadt bereitete, die üppigen Feſte und Gaſtmähler bei den Fuggern, Welſern und andern Geſchlechtern, erheiterten ihn nicht. Nur der Königin Maria gelang es ſtets die Wolken von ſeiner Stirn zu verſcheuchen, und er ſuchte deshalb ihre Unterhaltung mit einer an ihm befremdenden Leidenſchaftlichkeit. Drei Dinge zogen ihn oft und viel in das ſtolze Fuggerhaus am Weinmarkt, ſeine Schweſter, ſeine geheime Kanzlei, in welcher er vieles abmachte, was ihm am Herzen lag, und Anton Fugger, den als ſeinen treueſten und verſtändigſten Anhänger er immer lieber gewann. — Raimund Mohr vollzog die ihm aufgetragenen Arbeiten meiſt zu des Kaiſers Zufriedenheit, und Alles ging im Hauſe äußerlich ſeinen geregelten Gang. Hätte Jemand dieſe äußerliche Hülle wegnehmen können, es würden wunderliche Dinge ans Licht gekommen und die Bewohner des Hauſes gegenſeitig in das größte Erſtaunen gerathen ſein. Aber weder der ſehr kluge Hausherr noch ſonſt Jemand von ſeiner Familie ahneten etwas von den leidenſchaftlichen Verhältniſſen, in welchen Raimund zur Königin Maria und zur Zigeunerin Carlotta, und Martin zur Königin und Raimund Mohr ſtand. Aber ebenſowenig wußte die Königin etwas von Raimunds Liebe zu Carlotten, und auch dem katzenſchlauen Martin war dieſes romantiſche Minnethum bis jetzt entgangen, und die junge ſchlanke Zigeunerin wußte nichts von ihres Geliebten Umgang mit der ſchönen Königswittwe. Dagegen kannte auch Raimund

Mohr Martins Pläne nicht. Nur die alte Karacha hatte alle dieſe verborgenen Fäden in der Hand, und Reginas ſtilles tiefes Gemüth ahnete, daß nicht Alles war, wie es ſein ſollte. Sie ſah ſich von ihrem Verlobten vernachläſſigt, ſie erbebte innerlich vor der düſtern Glut, die aus ſeinen Augen herausſchlug, und hatte gar keine Freude an den großartigen Anſtalten, die zu ihrer Hochzeit gemacht wurden. Ihr ſtiller ſchöner Eifer ging auf die Pflege und Wartung ihrer Großtante Sibylle, welche faſt immer kränklich war. Am wenigſten von Allen wußte der Kaiſer; denn er kannte nicht einmal Raimund Mohrs Herkunft, mit dem er doch in ſchier tägliche Berührung kam; er ahnete auch nichts, er hatte keine zu Ahnungen geneigte Seele.

Martin verbarg unter der Hülle kalter Gleichgültigkeit ein leidenſchaftlich tobendes Herz. Er hatte für die Königin Maria Alles gethan, was ſie gewünſcht und nicht gewünſcht; er hatte gehofft, ſie werde aus Erkenntlichkeit nun auch für ihn thun, was er ſo ſehnlichſt wünſchte, aber er wartete vergebens, und ſchon war der Tag feſtgeſetzt, an welchem die von ihm mit ſo heißer Glut — deſto heißer, je verſchloſſener er ſie hielt — geliebte Regina Raimunds Gattin werden ſollte. Er hatte nicht genug bedacht, daß Könige und Königinnen nur in ſeltnen Fällen für geleiſtete Dienſte warhaft dankbar zu ſein pflegen, und daß Maria viel zu ſehr mit ihren eignen weitgreifenden und hochfliegenden Plänen beſchäftigt war, um an die ſeinigen denken zu können, die ſie eben nicht ſonderlich intereſſiren konnten. Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag; er begriff, daß er durchaus etwas Entſchiedenes thun müßte, wollte er nicht Reginen und eigentlich Alles verlieren, aber er konnte nicht mit ſich klar werden, was eigentlich zu thun ſei. — Die Hülfe ſollte ihm von außen kommen. Brütend ſaß er eines Abend auf ſeinem Zimmer. Da wurde die Thüre leiſe aufgethan, und Karachas alte häßliche und verknöcherte Geſtalt humpelte herein.

„Herr Martin van der Voort,“ hüſtelte ſie, „ich komme zu Euch, als Botin einer wichtigen Perſon, die Euch in Euern eignen Angelegenheiten ſprechen muß, aber durchaus nicht zu Euch in dieſes Haus kommen kann. Es ſollen Euch Dinge von großer Bedeutung für Euch mitgetheilt werden; deshalb werdet Ihr erſucht, mir zu folgen. Ich werde Euch an einen ſichern Ort führen, wo Ihr dieſe Mittheilungen entgegen nehmen könnt.“

„Wer iſt die Perſon?“ fragte Martin.

„Ihr werdet ſie ſelbſt ſehen.“

„Iſt es ein Mann oder eine Frau?“

„Ein Mann, mein Junge. Eure Unſchuld ſoll nicht in Verſuchung geführt werden. Kommt nur, die Sache hat Eile.“

Martin drückte ſeinen Hut tief ins Geſicht, warf ſeinen ſpaniſchen Mantel um und folgte der greiſen Zigeunerin. — Sie leitete ihn in ihre verſteckte Herberge. Hier ſchob ſie ihn in eine düſtre Kammer und drückte die

Thüre hinter ihm zu. Ein Mann in unſcheinbarer bürgerlicher Tracht erhob ſich von einer Bank und trat auf ihn zu. Beim dürftigen Schein des trübbrennenden Holzſpans, der in der ruſigen Wand ſteckte, erkannte er — ſeine Mutter. Ein jäher Schrecken fuhr ihm durch Herz und Glieder. Sie, die Gefürchtete, hatte er am wenigſten hier erwartet. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß ſie jemals zu ihm zurückkehren könnte, hatte ihn ſchon bebend gemacht.

Er nahm ihre dargebotne Hand mit einem furchtſam-wehmüthig-bittern Gefühl; denn er hatte die Ahnung, daß er nun wieder ihrem furchtbaren dämoniſchen Einfluß auf ihn verfallen ſei, und daß es ihm nicht möglich werden werde, ſich demſelben zu entziehen. Es erging ihm, als er ihr in das tückiſch lächelnde Auge ſah, wie dem Vogel der Klapperſchlange gegenüber, der keinen Verſuch macht ſeine Flügel zu gebrauchen und dem bezaubernden Blicke zu entfliehen.

„Du zitterſt ja wie ein Espenlaub, Knabe!“ lachte die ſchlimme Frau höhniſch. „Iſt das ein Beweis von Deinem böſen Gewiſſen? Komm' ich Dir etwa ungelegen? Haſt Dich vielleicht mit unſern Feinden verſöhnt und ſtreichſt ihnen dienſtfertig das Katzenfell?“

„Wohin denkt Ihr, Mutter!“ ſtammelte der Erſchrockne ſich zuſammennehmend, ſo gut er es vermochte. „Wie könnt' ich nach dem Eide, den ich Euch vor fünf Jahren auf dem Haſenhoſe in der Mitternacht geſchworen, jemals daran denken, Euch und Euern Planen untreu zu werden?"

„Es würde auch Dein ſicheres Verderben ſein. In dieſem Falle hätte ich, wie ich Dir ſchon damals zuſchwur, keine Gnade und Barmherzigkeit mit Dir. Du müßteſt von meiner Hand ſterben, und wenn ich kein Meſſer mehr hätte, um Dich abzuſchlachten, ſo würde ich doch noch Kraft haben, Dich mit den Händen zu erwürgen, und wäre auch die mir ausgegangen, ich würde Dir Brod und Wein vergiften. Denn nichts Schlimmeres könnte mir begegnen, als Dich im Dienſt derjenigen zu ſehen, die ich mit unauslöſchlichem Haß verfolge, ſo lange mir der Athem ein- und ausgeht."

Ein leiſer Schauder lief durch Martins Gebeine.

„Genug davon!" fuhr ſie fort. „Es hätte mir keine größere Freude begegnen können, als hier, gleich nach meiner Ankunft zu erfahren, daß Du endlich von Deinem geiſtigen Siechthume geneſen biſt. In der That, Deine verdammte dumme Krankheit hat mir manchen ſchlechten Strich durch manche gute Rechnung gemacht. Doch das läßt ſich Alles nachholen. Ich hoffe, Du biſt ſeit Deiner Geneſung für unſre Zwecke nicht unthätig geweſen. Was haſt Du mir darüber zu berichten?"

„Viel. Es läßt ſich heute Abend, da es ſchon ſpät iſt, und ich bald wieder auf dem Platze ſein muß, nicht berichten. Deshalb ſagt mir lieber zuvörderſt, wo Ihr Euch die letzten Jahre über, ſeit ich Euch nicht geſehen, aufgehalten, wie Ihr gelebt und was Ihr getrieben habt, endlich, woher Ihr jetzt kommt, und was Ihr hier beabſichtigt?“

„Du fragſt viel und thöricht, wie ein Kind, ſtatt mir zu antworten und Bericht zu geben. Doch will ich Dir kurz ſagen, was Du zu wiſſen verlangſt. Ich habe abwechſelnd in Algier bei meiner edlen Freundin Suleima und in Stambul im Harem des Großſultan bei der ſchönen Roxelane gelebt; ich habe Ungarn durchwandert und die Kriegszüge des Sultans nach Ungarn und Oeſtreich mitgemacht. Aber auch in Spanien bin ich wieder geweſen unter den Mauren in Granada und Cordova und unter den Zigeunern in Andaluſien. Und überall habe ich für unſere Zwecke gewirkt. Jetzt komme ich aus Ofen, wo ich mich beim König Johann einige Zeit aufgehalten habe, und bin hier als Berichterſtatter des Großſultans und des Ungarnkönigs. Ich hoffe, daß die Fürſten hier ſo aneinandergerathen, daß die Kriegsflamme bald über ganz Deutſchland loht. Dann iſt endlich unſre Erntezeit gekommen. Doktor Luther iſt unſer beſter Verbündeter, obgleich er nichts vom Dreinſchlagen wiſſen will. Das wird ſchon ohne ihn kommen, dafür bürgt mir der Landgraf, der Hitzkopf. Bald wird Alles drunter und drüber gehen und den faulen Pfaffen, die ſich wieder ſo ſicher dünken, wie in Abrahams Schooß, die fetten Hälſe gebrochen werden. Die Fürſten müſſen ſich einander todtſchlagen; den Kaiſer ſchlagen wir dann todt. So wird's, ſo muß es kommen. Mit den Spionen des Franzoſenkönigs habe ich mich ſchon in Verbindung geſetzt, und wahrſcheinlich gehe ich von hier nach Paris zum König. Es kommt darauf an, wie die Sachen hier verlaufen. — Was weißt Du?"

„Der Kaiſer will Alles im Stillen für ſich vermitteln und dann ſeinen Bruder zum deutſchen König krönen laſſen und mit einem mächtigen Kriegsheere nach Ungarn führen."

„Das wird nimmer geſchehen. Er iſt oft im Hauſe Anton Fuggers. Man vermuthet, daß er dort mehr thut, als Beſuche bei ſeiner Schweſter machen. Was weißt Du darüber?"

„Er hat eine geheime Kanzlei im Hauſe, wo er die wichtigſten Dokumente ausfertigen läßt. Es wird ſehr geheimnißvoll betrieben."

„Haſt Du ſchon Einſicht genommen in ſolche Dokumente?"

„Nein. Wie könnte ich? Kein Menſch außer dem Kaiſer, Anton Fugger und Raimund Mohr darf das Zimmer betreten."

„Du mußt es betreten; Du mußt die Schreibereien leſen! Ich befehle es Dir! Wozu biſt Du hier. Schwachkopf, wenn Du nicht für mich arbeiteſt? Verſchaffe Dir einen Nachſchlüſſel und geh' Nachts auf die Kanzleiſtube."

„Raimund Mohr ſchläft dort und bewacht ſie."

„So gib ihm einen Schlaftrunk ein. Karacha ſoll ihn Dir brauen. Ich erkenne keine Entſchuldigung an. Wenn es gilt, das öſtreichiſche Haus zu ſtürzen und zu verderben, mußt Du das Unmögliche möglich machen. Denn ich will es.“

Martin verſprach Alles, was ſeine Mutter von ihm forderte. Er fühlte wieder ihre Gewalt, wie das ſtärkſte Roß die des guten Reiters. Aber ſo ſehr er ſich vor ihr fürchtete, ſo konnte ſie doch mit aller ihrer Macht über ihn nicht verhindern, daß er doch ſeinen eignen Gedanken und Plänen nachhing. Und dieſe waren auf nichts Anderes gerichtet, als ſie dennoch zu hintergehen, ſein Glück auf eigne Fauſt zu betreiben und bei der Königin Maria und Regina Turzoin ſeine Sache zu betreiben, dort ſeine Erhebung, hier ſeine Minnewerbung, und dann, wenn er ſein glänzendes Ziel erreicht, ſeine Mutter, auf welche Weiſe es auch ſei, unſchädlich zu machen. Vielleicht ahnete ſie ſeine ihr ſo feindſeligen Gedanken; denn ſie entließ ihn mit fürchterlichen Drohungen, falls er ihr nicht gehorche und befahl ihm einen Abend um den andern ihr Bericht abzuſtatten. Im Gaden, wenn man den weiten Raum ſo nennen durfte, der freilich mehr einem Stalle glich, war es ſtockfinſter; denn die Zigeuner waren ausgeflogen und Martin tappte umher nach dem Ausgang. Er hatte nicht den Muth, ſeine Mutter zu bitten, daß ſie ihm mit dem Kiehnſpan leuchte. Ein ſchwacher Lichtſtrahl fiel durch eine Thürklinſe und lockte ihn an. Er trat hinzu, legte das Auge an den ſchmalen Spalt und erblickte zu ſeinem Erſtaunen Raimund Mohr und die ſchöne Zigeunerprinzeſſin auf einer Bank Arm in Arm ſitzen und ſich gegenſeitig zärtlich abküſſen. Dazu vernahm ſein feines Ohr das ſüßeſte Liebesgeſchwätz, das ein paar Verliebte nur führen können. Der vorſichtige Schleicher hielt ſich nicht lange auf; er hatte genug geſehen und gehört, und die unerwartete Entdeckung wog ihm den Verdruß auf, den ihm der gezwungene Beſuch bei ſeiner Mutter verurſacht hatte. Er fand die Thür glücklich und war nach einigen Augenblicken unbemerkt auf der Straße.

Neuntes Kapitel.

Am andern Morgen nach dem Gottesdienſt — es war nämlich Sonntag — machte Martin einen Beſuch bei der alten Frau Sibylle Fugger, welche das Bett hütete. Die Geſtaltung der Verhältniſſe drängte ihn zu raſchen entſcheidenden Schritten. Wie er erwartet, fand er die ſanfte Regina am Bette ihrer Großtante. Nachdem er ſich mit einſchmeichelnden theilnehmenden Worten nach dem Befinden der Kranken erkundigt und eine Menge Neuigkeiten ausgekramt hatte, welche das bunte Leben in der Stadt jetzt täglich bot, entſchlummerte die Alte. Jetzt flüſterte er Reginen zu, er habe auch ein paar Worte mit ihr allein zu ſprechen, die ſich auf ihr Schickſal bezögen, an welchem er den wärmſten Antheil nehme. Sie führte ihn in ein andres Zimmer.

„Es iſt nicht allein die heilige Pflicht der Dankbarkeit, haben Sie es möglich gemacht, ſo viel Geld aufzutreiben? Sie ſchrieben mir, daß Sie unvermögend ſeien.»

«Und noch bin ich es. Ich borge das Geld.»

«Wer iſt der großmüthige Freund, der Ihnen ſo viel vorſchießt und Sie auch noch damit in die neue Welt will ziehen laſſen?»

«Es iſt kein Freund, Edlgunde. Es ſind mir blutfremde Leute. Beſtürmen Sie mich jetzt nicht mit Fragen Sie ſollen Alles erfahren, wenn wir im Schiffe ſitzen, das uns aus Europa tragen wird. Ich gab mein Wort, Ihnen eher nichts zu verrathen. Nur das Eine Ihnen zu ſagen, ſoll mich mein Verſprechen nicht abhalten, daß es Ihre Betty iſt, die uns rettet, ein treffliches Mädchen, deren Dankbarkeit Sie ſich durch die Güte erworben, mit welcher Sie dieß Kind der Natur behandelt haben.»

«Seltſame Räthſel!»

«Sie werden ſich Ihnen alle löſen. Nur haben Sie Vertrauen zu einem Herzen, das ohne den Pulsſchlag des Ihrigen an ſich zu fühlen, fernet nicht leben mag!»

«Ich habe alles Vertrauen. Aber ſoll denn die Flucht noch heute vor ſich gehen?»

«Nicht doch! Erſt in ſechs bis acht Wochen.»

die ich dem Hauſe Fugger ſchulde,“ begann er mit jenem ſüßlichen heuchleriſchen Schmeichelton, womit er alle an Kopf und Herz beſchränkten Menſchen kirrte, „es iſt auch die ganz beſondre Verehrung und Hochachtung, die ich Euern ausgezeichneten Tugenden und edlem Weſen zu zollen, mich ſchon längſt angetrieben fühle, es iſt, wie ich Euch vorhin ſchon ſagte, die lebendigſte Theilnahme an Euch und Euerm Geſchick, daß ich mich erkühne, ein Frage an Euch zu richten, die mir in meiner untergeordneten Stellung freilich nicht zukommt. Aber ich bin von Euerm edlen hochherzigen Gemüth überzeugt, daß es mich aus den angeführten Gründen entſchuldigen wird, daß Euer ſchönes, nur tugendſamen Regungen und keiner gemeinen Leidenſchaft zugängliches Herz, mir darob nicht zürnen wird, ja nicht zürnen kann. —“

„Ich bitt' Euch, kommt zur Sache, Herr van der Voort,“ unterbrach Regina dieſen Wortſchwall, der ihr, wie das ſüßliche Weſen des Sprechers, von deſſen Falſchheit ſie ein beſtimmtes untrügliches Gefühl hatte, ſehr zuwider war.

Durch dieſe eben nicht freundliche Aufforderung etwas verlegen gemacht, fuhr er mit weniger Sicherheit fort: „Der Tag Euerer Verbindung mit Raimund Mohr für die ganze Lebenszeit rückt ſchnell und ſchneller heran, und meine ſtille Beſorgniß, die ich zeither tief im Herzen verſchloß, ſteigt in gleichem Grade. Die Angſt ſprengt mir endlich das Siegel von Herz und Mund; eine unwiderſtehliche Gewalt drängt mich Euch zu fragen: Habt Ihr zeither an Euerm Verlobten keine Veränderung wahrgenommen?“

Regina erſchrak; auch ihr ſtieg eine zeither nur ſtill und unbewußt in ihr lebende Angſt plötzlich als drohendes Geſpenſt in der Seele auf. Sie ſah es mit dem innern Auge und erblaßte vor ſeinem Anblick. Sie wußte auch, daß Martin recht hatte, in dem, was ſeiner Frage zu Grunde lag, aber ſie war zu gleicher Zeit empört, daß er ſich ihr als Vertrauter aufdringen wollte. Und doch mußte ſie wiſſen, was er wußte, und um jeden Preis, ſelbſt um den höchſten und theuerſten, klar ſehen. Sie antwortete daher mit Vorſicht, obgleich ihre Stimme vor Aufregung zitterte: „Welche Veränderung könnt Ihr meinen? Die Zerſtreuungen des Reichstags und die beſondern Geſchäfte, die ihm übertragen worden ſind, haben allerdings auf ihn gewirkt. Er hat viel von ſeiner Munterkeit verloren“

„O, wenn es die Munterkeit allein wäre! Die ließe ſich wohl wieder beibringen. Ich fürchte, er hat etwas Koſtbareres verloren, was Euch ganz allein angeht.“

„Was meint Ihr für einen Verluſt?“

„Fräulein Regina, ſeid Ihr überzeugt, daß Euch Raimund wirklich jemals geliebt hat?“

„Welche Frage, Herr Martin van der Voort!“

„Ich kann mir nämlich nicht denken, daß ein Mann, deſſen Herz einmal in hoher Liebe für einen Engel, wie

Ihr ſeid, erglühte, jemals aufhören könnte ſolch ein hohes reines Weſen mit allen Trieben ſeiner Seele zu lieben. Wenigſtens mich könnte nichts verlocken, wenn ich des höchſten Glücks eines ſolchen Beſitzes gewürdigt wäre. Wenn ich einen Paradiesgarten mein nennen dürfte, wie könnte mir einfallen zur Luſt in einem Sumpfe zu waten?"

„Ihr ſprecht räthſelhaft. Hätte Raimund vergeſſen, daß ich — ſeine Braut bin?"

„Ich muß an dem Glauben feſthalten, daß er Euch nie geliebt hat, und daß nur die Dankbarkeit, die er dem Hauſe Fugger ſchuldet —"

„Mir ein Opfer bringe!" unterbrach ihn Regina mit einem ſchmerzlichen Schrei, der ihre erkünſtelte Faſſung vernichtete. „Ein Opfer von Raimund anzunehmen, iſt Regina Turzoin zu ſtolz. Nicht die Pflicht der Dankbarkeit, nur die Liebe ſoll ihn an mich feſſeln."

„Ich ſchwöre Euch zu, die Liebe thut es nicht. Und die Dankbarkeit würde ſich in ihr Gegentheil verkehren, wenn er erführe, wer ſeine Eltern geweſen ſind. Wahrlich, Ihr ginget dem traurigſten Leben entgegen; denn er würde das Geheimniß ſeiner Geburt doch erfahren, ſo ſorgfältig man es ihm auch zu verbergen ſucht."

„Ihr kennt dieſes Geheimniß und wart deshalb in Kremnitz."

„Ich kenne es und war deshalb dort."

„Werdet Ihr mir es anvertrauen, wenn ich Euch darum bitte?“

„Gewiß nicht, ſo lange Ihr noch an Raimunds Liebe glaubt und mich im Herzen für einen böſen Verläumder aus eigennützigen Abſichten haltet. Denn es kann Euch nicht verborgen geblieben ſein, daß mein Herz in wahrer und aufrichtiger Minne für Euch ſchlug ſeit den Tagen, wo Ihr wie ein helfender Engel an meinem Krankenbette waltetet. Die aufrichtige Bewundrung Eurer Tugenden wurde zur ſtillen, aber heißen Liebe. Aber ich war geiſteskrank und Ihr die Verlobte eines Andern. Jetzt bin ich geſund und habe die Ueberzeugung erlangt, daß Euer Verlobter Euch nicht liebt, wie man eine Gattin lieben muß. Und es iſt wahrlich nicht das geringe Loos eines Buchhalters, auf der Fuggerſchen Schreibſtube, daß ich dem Fräulein Turzoin biete. Auch ich bin nicht, der ich ſcheine. In Kurzem werdet Ihr erfahren, daß ich Perſonen nah verwandt bin, an deren hoher Stellung Ihr jetzt ſtaunend hinauf ſeht. Aber nicht eher werde ich um Eure Hand werben, als bis Ihr Euch von Raimunds Untreue überzeugt habt, und ich Euch ein glänzendes Loos, würdig des Hauſes Turzoin bereiten kann.“

„Wohl! Gebt mir klare Ueberzeugung, daß Raimund falſch iſt!“

„So rüſtet Euch, mir dieſen Abend, in guter Verhüllung, an einen Ort zu folgen, wo Ihr Raimunden in den Armen einer Zigeunerin ſehen ſollt.“

Als der ſchlaue Schleicher fort war, überließ ſich Regina den Ausbrüchen ihres heftigen Schmerzes. Sie weinte lange und troſtlos. Aber mit dieſen Thränen trug ſie auch ihrer menſchlichen, ihrer weiblichen Natur den Zoll ab. Sobald ſie ſich ausgeweint hatte, war ſie wieder ſtark und größer als erſt. Ihre Seele war gewachſen: ſie hatte ihren Entſchluß gefaßt, und ſie wußte auch, daß nichts im Stande ſein würde ihn zu erſchüttern. Sie fühlte ſich feſt genug, ihren Leidenskelch bis zum herben Bodenſatz zu leeren; ſie wollte ſich von des Geliebten Falſchheit überzeugen und dann den Umſtänden gemäß handeln. Darum hatte ſie Martinen die Begleitung zugeſagt und traf nun die Anſtalten dazu.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03696/033

Zehntes Kapitel.

Am Nachmittag deſſelben Sonntags ſchritt der Stallmeiſter des Kaiſers, Antonio Cebes, haſtig nach der Vorſtadt und der verſteckten Zigeunerherberge zu. Ihm zur Seite lief der junge Zigeuner Juſſuf, der Sohn ſeines Bruders Jarme. Der junge Menſch ſchwatzte viel und heftig auf ſeinen Ohm hinein, worauf dieſer weiter nichts erwiederte, als ihm dann und wann mürriſch Schweigen aufzuerlegen. Sie traten in die düſtre Spelunke und fanden Karacha allein. Die vierachtzigjährige Altmutter wohnte den Tänzen und Spielen ihrer Leute auf den Straßen nicht bei. Sie pflegte am Tage der Ruhe und machte nur Abends ihre geheimen Ausgänge und Geſchäfte.

„Iſt Nazzi zu Hauſe?“ fragte Toni die Alte flüſternd indem er auf Eleonorens Kammer deutete.

„Er wird bald ausgehen. Haſt Du mit mir allein zu reden?“ — „Ja!“ — „So verziehe ein wenig.“

Der Stallmeiſter ſetzte ſich ſchweigend auf eine Bank. Juſſuf lief ungeduldig vor die Thüre.

Nach einer Viertelſtunde wurde die Kammerthür geöffnet, und ein dem Anſehen nach alter Mann trat heraus. Kinn und Mund waren in einen ſchwarzen mit ſtarkem Grau vermiſchten ſtruppigen großen Bart gehüllt. Ein gleiches Haupthaar hing ihm unter dem breiten niederländiſchen Hut hervor. Was man vom Geſicht ſah, hatte eine dunkelgraue Farbe und war voller Runzeln. Der Anzug war gemein und ſchmutzig. Die gebeugte Geſtalt war auf einen Stab geſtützt. Niemand, ſelbſt ihr eigner Sohn nicht, hätte in dieſem Greiſe Frau Eleonore van der Voort erkannt. In dieſer Umwandlung ging ſie ihre Kundſchaftswege.

Toni trat auf das abenteuerliche Weib in der ſeltſamen Vermummung zu und begrüßte ſie. Sie flüſterten einige Minuten heimlich zuſammen; dann verließ Eleonore das Haus, und Toni begab ſich zu dem dürftigen Lager, auf welchem ſeine Großmutter ruhete.

„Du biſt auch von ihr gewonnen,“ ſagte die Alte. „Du haſt es mir in Bologna zu verhehlen geſucht, aber ich habe darüber nachgedacht, ob Du nicht um die Gallerie wußteſt, auf welcher der Kaiſer erſchlagen werden ſollte. Daß ſie die Hand dabei im Spiele hatte, iſt für mich kein Zweifel; denn ſie war erſt in Florenz, und der Baumeiſter der Gallerie wurde von Florentinern beſtochen, oder war ſelbſt ein Florentiner. Nicht wahr ſo iſt's? Geſteh' es nur: ihr wart beide dabei betheiligt. Du und ſie?"

„Kennt Ihr denn alle großen und herrlichen Pläne dieſer großen und herrlichen Frau?" fragte Toni ausweichend.

„Was iſt daran?" verſetzte die Alte ärgerlich. „Sie will ihre Rache kühlen an Leuten, die ihr kein Leids zugefügt. Mag ſie's, es geht mich nichts an. Aber Großes und Herrliches iſt dabei nicht. Die edle Suleima iſt ihre Freundin und hat ſie an Zarova empfohlen. Sie iſt unſre Gaſtfreundin, und wir ſind ihr Schutz und Beiſtand ſchuldig. Ihr Thun und Treiben kümmert uns nicht. Aber wenn ſie Dir den Kopf verrückt und Dich zu undankbaren und ſchlechten Handlungen gegen den Kaiſer verführt, ſo iſt mir das nicht einerlei."

„Seht, Ihr kennt Ihre Pläne nicht, ſonſt würdet Ihr nicht ſo geringſchätzig von ihr reden."

„Mein Bub', ich kenne ſie. Sie will den Kaiſer ſtürzen und ſein Haus; ſie will den Pfaffen die Hälſe brechen und das ganze Chriſtenthum vernichten. Ueber Deutſchland ſoll Suleiman herrſchen, über Spanien Chair Eddin. Wem ſie Italien und Frankreich zugetheilt hat, weiß ich nicht, aber chriſtlichen Fürſten gewiß nicht. Uns könnt' es ſchon recht ſein. Was geht uns das Chriſtenthum an? Aber ſie iſt doch ein verrücktes Weib."

„Ich dachte mir's wohl, daß Ihr nicht Alles wißt.

Mit Chair Eddins und Suleimas Hülfe will ſie auch unſerm armen zertretenen und zerſtreuten Volke zu neuem Glanze und zu Macht und Größe verhelfen."

„Und Dich zum König machen, zum Sultan! He? Iſt's nicht ſo? Dir Italien ſchenken und Rom zu Deiner Reſidenz?"

„Warum ſoll ich zum König nicht ſo gut das Zeug haben, wie irgend ein andrer Kronenträger? Ich denke, ich hab' es mehr, als Alle."

„Ein prächtiger Lumpenkönig! Schöne Poſſen das!" höhnte Karacha.

„Kühn ſind die Pläne, aber nicht dumm. Die deutſchen Fürſten kommen täglich hier hitziger aneinander. Zuletzt müſſen ſie das Schwert ziehen und ſich gegenſeitig auf Tod und Leben bekämpfen. Gleich wird's auch in Italien losgehen; denn das Joch des Kaiſers iſt den Italienern unerträglich, und der Franzoſenkönig ſchürt das Feuer. In Spanien wird ſich das gemeine Volk erheben. In Deutſchland wird der Bauer aufſtehen. Das Jahr 1530 iſt als das der großen Rache und Umwälzung prophezeit. Suleiman überzieht mit furchtbarer Heeresmacht Deutſchland und Italien. Chair Eddin führt auf ſeiner Flotte die Mauren von Afrika herüber; die Mauren in Spanien machen ihm leichte Arbeit. Unſer Volk wird ſich unter der Fahne des Propheten ſammeln und ſeine Rolle ſpielen."

„Das iſt in Euern Köpfen Alles fertig, und der

«Wie? So ſoll ich erſt des albernen Barons Frau werden? Nimmermehr!»

«Auch das ſollen Sie nicht, theuerſte Edelgunde.»

«Aber ſo erklären Sie mir doch! In vier Tagen ſoll ich ihm vor dem Prieſter die Hand zum Ehebunde reichen. Alle Anſtalten ſind gemacht.»

«Auch von meiner Seite. Ich kenne die Schwäche des Barons. Legen Sie allen Kummer ab! Werden Sie ganz ruhig, und vertrauen Sie mir ganz! Sie werden des Baron's Frau nicht; ich wollte mit Ihnen wetten, daß er freiwillig auf Sie verzichtet.»

«Aber ich beſchwöre Sie, mich nicht ſo im Dunkeln zu laſſen.»

«Ich möchte Ihnen, da Sie bei allem, was auch geſchieht, paſſiv bleiben müßen, jede Lüge gegen Ihre Eltern erſparen. Erlaſſen Sie mir alſo vor der Hand ein Bekenntniß.»

«Nein, ich will es wiſſen. Meine liebende Seele hat ein Recht auf Ihr Vertrauen.»

«Mein Vertrauen haben Sie ganz. Aber theils bindet mir die eben ausgeſprochne Beſorgniß, theils eine andre, daß Ihnen die Kenntniß meiner Pläne Unruhe bereiten möchte, was

Kaiſermord, womit ihr in Bologna anfangen wolltet, mißglückte gleich. Du haſt Eins nicht bedacht, daß nicht alle Leute denken wie Du und ſie. Du hatteſt Sonaca in die Karte ſehen laſſen, und ſie hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Kaiſer zu warnen, den ſie noch eben ſo heiß liebte, als ſonſt."

„Dafür ward ſie auch von der Gallerie erſchlagen," lachte Toni boshaft. „So müſſe es Allen ergehen, die ſich an dieſe übermüthigen Großen wegwerfen. Sonaca hat mir mein Leben verdorben; ſie hat ihren Lohn dahin. Ich werde es dem Kaiſer nie vergeſſen, daß er mir ihre Liebe ſtahl. Die Rache hat noch nicht eine Stunde in mir geſchlafen. Und wenn er mich zum Großſtallmeiſter erhöbe, meine Gedanken würden blutige Rache ſein. Ich gehöre den Völkern an, die zu Allah beten, und die berufen ſind, der Chriſtenlüge ein Ende zu machen."

„Es wird Dir den Kopf koſten," ſagte die Greiſin gleichgültig.

„Ich muß ein andres Wort mit Euch reden," fuhr der Stallmeiſter fort.

„Der Raimund Mohr liebt Carlotten, ich bin ihm treu ergeben, weil er ein Sohn jenes Volkes iſt, das, unter den eiſernen Fuß der Chriſten geworfen, knirſcht und mit ſeinen Brüdern in Afrika ſich zur Abwerfung der Gewalt erheben wird. Seit ich von Euch erfahren, daß er ein mauriſcher Fürſt iſt, hing mein Herz mit zwiefacher Liebe an ihm; denn ich liebte ihn ſchon als Knaben, als ich noch nicht wußte, wer er war. Ich begünſtige ſeine Liebe zu Carlotten; denn eine Verbindung zwiſchen ihnen paßt ganz in meinen und Nazzis Plan. Dadurch wird mein Volk mit dem ſeinigen eng verbunden. Und Ihr ſelbſt habt dieſe Liebe begünſtigt. Ich ſuchte Juſſuf, der in das Mädchen verliebt iſt, wie ich es in ihre Mutter war, auf alle Weiſe zu beſchwichtigen; ich tröſtete ihn mit meinem eignen Beiſpiel. Ihr ſelbſt wieſet Juſſufen ſtreng zurück und nahmt ihm alle Hoffnung auf Carlottas Beſitz, gerade wie Ihr einſt mit mir verfuhrt. Und nun höre ich mit Befremden, daß der Wind ſich bei Euch gedreht hat. Ihr habt Juſſufen wieder Hoffnungen auf Carlotten gemacht; Ihr habt ihm geſagt, ſie werde nicht Raimunds Weib werden; er werde von ihr laſſen. Was ſoll das bedeuten?“

„Das bedeutet, daß die Lage der Dinge ſich geändert hat. Es iſt ein Plan im Werke, vernünftiger als der Deinige, der unſerm Volke und den gedrückten Mauren in Spanien wahrhaft zum Heile gedeihen kann, was mit den tollen Träumereien Deiner Freundin nie der Fall ſein würde. Zwar wirſt Du nicht König werden, aber Du biſt dazu auch verdorben. Dafür wird es Raimund werden, und ihm gebührt die Krone.“

„Was iſt's für ein Plan? Welche Krone habt Ihr meinem Schützling Raimund zugedacht?“

„Du haſt mir den Eurigen mitgetheilt, den ich verwerfen muß. Dafür will ich Dir den nicht verſchweigen, zu welchem ich halte, nud ich hoffe Dich dazu zu bekehren, weil er vernünftig und ausführbar iſt. Die Königin Maria liebt Raimund Mohren; ſie weiß, wer er iſt, und will ihn zum König von Granada, ſich zu ſeiner Königin machen. Sie hat ſich mir anvertraut und mich um meine Mitwirkung erſucht. Ich habe ihr meine Hülfe zugeſagt; denn aus der Verwirklichung dieſes Plans werden für uns die größten Vortheile entſpringen.“

Toni war beſtürzt über dieſe Mittheilung, aber er verbarg der Großmutter ſeine innere Bewegung. Wenn auch nicht gerade zuſtimmend, äußerte er ſich doch auch nicht gegen dieſen Plan. „Von Glück und Zufall, von Klugheit und kräftiger That wird es abhängen, welcher von beiden Plänen gelingen ſoll. — Ich will Euch nicht entgegen ſein, und Nazzi ſoll nichts von der Liebe der Königin Maria erfahren. Doch nun noch Eins. Mein Vater iſt hier angekommen. Ihr wißt, er ſteht im Sold des Königs Ferdinand. Seine Zwecke ſind nicht die meinigen. Aber er iſt mein Vater. Er iſt Euer Sohn. Er iſt ſtets ſeinen eignen Weg gegangen. Er und Nazzi ſind die bitterſten Feinde. Wir müſſen ſie von einander fern halten. Deshalb wird Euch der Alte nur dann beſuchen, wenn Nazzi nicht zu Hauſe iſt. Ich bitt' Euch jeden Haber zwiſchen den Beiden zu verhüten.“

„Ich werde thun, wie Du wünſcheſt. Mir liegt ſelbſt daran, daß ſie einander nicht treffen; denn ich müßte auf

Seiten des wilden Weibes ſtehen, weil ſie unſre Gaſtfreundin iſt.“ —

Während dieſer lebhaft geführten Unterhaltung war es Abend geworden, und Toni nahm mit der Alten eben einen Imbiß ein, als mehre Zigeuner und Zigeunerinnen athemlos hereinſtürzten und verkündeten, Carlotta ſei ſo eben von mehren bewaffneten Männern geraubt worden, und die Schergen hätten jedem mit dem Tode gedroht, der ihnen folgen würde. Es kamen immer mehr, die Beſtürzung war allgemein. Juſſuf ſchwur wüthend Raimund Mohren den Tod; denn Niemand weiter als er habe den Raub ausführen laſſen. Toni eilte endlich fort, um beim kaiſerlichen Stadtvogt den frechen Mädchenraub anzuzeigen. Die meiſten der Uebrigen liefen wieder fort, um eine Spur der Geraubten aufzuſuchen. — Bald trat auch Raimund Mohr arglos und voll Sehnſucht nach den Küſſen des holden Mädchens in das düſtre Neſt. Die Kunde von ihrer Entführung wurde ihm aus Karachas Munde. Wie ein Verzweifelter ſtürzte er fort mit dem Schwure, ſie zurückzubringen und furchtbare Rache an dem Frevler zu nehmen. Draußen begegnete er ein paar verhüllten Geſtalten, auf die er nicht achtete, die ihn aber wohl erkannten. Es waren Martin und Regina. Zitternd hielt ſich die Schmerzvolle an des Schlauen Arm. Auch ſie erfuhren von dem Raube und verließen die unheimliche Herberge ſchnell wieder. Regina hatte genug geſehen und gehört. Auch ſie argwöhnte, daß Raimund den Raub des

Mädchens veranlaßt habe, und Martin beſtätigte ſie in dieſem Glauben. Sie verlebte eine ſchlimme troſtloſe Nacht, und früh war ihr Kiſſen feucht geweint. Wie ſie den Jüngling ihrer Wahl geliebt, ſo tief, ſo rein, ſo innig, ſo liebte ihn weder die Königin noch Carlotta. Um ſo gewaltiger war aber auch ihr Schmerz, und um ſo erhabener der Sieg, den ſie über denſelben davontrug.

Elftes Kapitel.

Die ſchlanke junge Zigeunerprinzeſſin hatte unter allen Ständen nicht wenige feurige Anbeter gefunden, und wenn ſie auf der Straße tanzte, hielt wohl mancher der vorüberreitenden Fürſten und Herrn das Pferd an und ließ den lüſternen Blick ſchmunzelnd auf der lieblichen Geſtalt verweilen. Es hatte natürlich auch nicht an verlockenden Anträgen gefehlt, die mit der reizendſten Unſchuld und Natürlichkeit zurückgewieſen wurden. Die Silber- und Goldſtücke, die es nicht ſelten auf den Teller der Einſammlerin regnete, ließen ſich die Zigeuner wohl gefallen, und die andern hübſchen Tänzerinnen zeigten ſich gegen dringende Liebeswerbung gerade nicht ſpröde, aber Carlotta war und blieb ein unzugängliches Zauberſchloß, und mancher der hohen Herren, weltlichen und geiſtlichen Standes zog nicht ohne ſtillen Aerger nach vergeblichen

Verſuchen, ſtürmiſchen und ſanften, wieder ab. Ganz Augsburg ſprach von der jungen reizenden tugendhaften Zigeunerin, und die Abgewieſenen verbargen ihren Aerger in dem Ausſpruch: ſie ſei eben noch ein Kind.

Aus den Niederlanden waren mit dem König Chriſtiern von Dänemark und der zahlreichen Geſandtſchaft der Statthalterin auch mehre hohe Kirchenhäupter nach Augsburg gekommen. Darunter der mächtige Erzbiſchof-Kardinal von Lüttich, ein ſtattlicher ritterlicher Herr von ſtarkem Körperbau mit hochrothem fleiſchigem Antlitz, ein mittler Funfziger, dem, wenn er zu Roß ſaß, kein Menſch den geiſtlichen Fürſten anſah. Auch war in der That ſeine Fauſt geſchickter den Sperber zu tragen und das Jagdgeſchoß zu führen, als den Weihwedel zu ſchwingen und das Meßbuch zu durchblattern. Auch war er ein minne- und weinfröhlicher Herr geweſen all ſein Lebtag und hatte in dieſen Kämpfen glänzende Siege davon getragen. Wenn er auch gerade kein Kirchenlicht war, ſo ging es an ſeinem Hofe doch keineswegs düſter zu. Schöne Frauen füllten die Gemächer ſeines Biſchofshofes, und gute Weine deren Keller. Die Gunſt des Königs Philipp hatte ihn zuerſt gefördert, dann hatte er durch ſein muntres Weſen der Statthalterin zu gefallen gewußt und war ſtets ein gern geſehener Gaſt an ihrem Hofe geweſen. So hatte er es vom Archidiakonus zu Antwerpen erſt zum Probſt in Brüſſel und nach und nach zum Erzbiſchof von Lüttich gebracht; der Papſt hatte ihm zuletzt den Kardinalshut verliehen. — Um beim Kaiſer nicht anzuſtoßen, hatte er kein Liebchen mitgebracht, überzeugt, er werde in Augsburg eine köſtliche Auswahl finden für Luſt und Belieben. Als Kenner weiblicher Schönheit war ihm Carlottas Erſcheinung in den Straßen der Reichsſtadt beſonders aufgefallen; er hatte ihrem Tanze mehr als einmal zugeſehen, und das Beſondere, Ungewöhnliche, Pikante an dieſem ſchlanken Zigeunerkinde reizte ihn ſo ſehr, daß er ohne Weiteres zu dem Beſchluſſe kam, die reizende Tänzerin für ſich zu gewinnen. Der geiſtliche Fürſt konnte natürlich nicht unter Carlottas Minnewerbern auftreten; auch hörte er von ihrer ſtrengen Tugend. Dies fachte aber ſeine Flamme für ſie nur noch mehr an; er ertheilte ſeinen Knechten geheime Befehle, und das Mädchen wurde von der Straße weggeraubt.

Der minneluſtige Kardinal war ein alter Bekannter des Oberkämmerers der Statthalterin, Marx von Bübenhovens, und auf der Reiſe zum Reichstag und nach Inſpruck hatten ſie viel zuſammen verkehrt und die Nachtherbergen getheilt. Dafür beſtellte Bübenhoven dem Erzbiſchof die Herberge in Augsburg, wo dieſer unbekannt war. Der Oberkämmerer brachte ſeinen fürſtlichen Gönner und Freund in demſelben Hauſe unter, wo er ſelbſt die Wohnung nahm, nämlich bei ſeinem Schwager Hieronymus Fugger. Hieronymus beſaß nämlich ein ſehr großes und geräumiges Haus, in welchem der ſtille und trübſinnige Mann mit geringer Dienerſchaft allein wirthſchaftete.

Der üppige Erzbiſchof von Lüttich fand darin den ſeinen Wünſchen entſprechenden Platz. Der Erzbiſchof hatte ſeine Zeit für Carlottas Raub gut gewählt; Hieronymus Fugger und Bübenhoven waren zu einem Banket beim Bürgermeiſter Rehlinger gegangen; die erſchrockene Carlotta wurde ohne Aufſehen ins Haus und in ein nach dem Hofe abgelegenes Zimmer gebracht. Bald darauf trat der minneluſtige Kardinal im leichten Nachtgewande herein, ein paar brennende Kerzen tragend, welche ihm das ſchöne Kind in ſeinem verführeriſchen Schmerze zeigten.

„Du haſt nicht Urſach zu weinen — und ich werde Deine Thränen zu ſtillen wiſſen,“ redete der Kirchenfürſt die jammernde Zigeunerin mit ſich überſtürzender Haſt und ſtoßweiſe hervorſprudelnden Worten an. „Was Dein kleines eitles Herz nur wünſcht und begehrt — ſollſt Du in köſtlicher Fülle haben — und brauchſt nicht mehr auf den Straßen zu tanzen — und Deine Reize den Blicken aller Neugierigen — für ein paar Heller blos zu ſtellen. — Ich will Dich in Sammet und Seide kleiden — wie eine geborne Fürſtin — und Du ſollſt auch die Fürſtin meines Herzens ſein. — Ich will Dir einen ſchönen Zelter ſchenken — da kannſt Du reiten, wann Du willſt. — Auch ein paar Gürtelmägde will ich Dir halten. — Du ſollſt ſpeiſen wie eine Königin — der ſüßeſte Malvaſier ſoll im goldnen Becher vor Dir perlen. — Auf den weichſten Pfülben ſollſt Du ſchlafen.“

„Ich verlange nichts von Euern Schätzen,“ weinte

Carlotta, „nur um das Eine beſchwöre ich Euch, laßt mich los! Gebt mich frei! Erlaubt mir, zu den Meinigen zurückzukehren!"

„Daß ich ein Narr wäre!" polterte der Biſchof. „Es wird Dir ſchon gefallen bei mir — doch greine nicht! — Ich kann das nicht leiden — Dein kleiner Mund wird viel beſſer thun, mich zu küſſen —"

Aber Carlotta ſchluchzte und ſchrie nur noch jämmerlicher, rang die Hände und geberdete ſich wie eine Verzweifelnde. Der Biſchof wurde davon vertrieben. „In ein paar Stunden," ſagte er abgehend, „wenn Du ausgegreint haſt — will ich wiederkommen. — Da ſollſt Du Dich überzeugen, wie gut ich's mit Dir meine."

Ein Diener trat gleich darauf ein, deckte den Tiſch und brachte die leckerſten Speiſen und Weine. Dabei rühmte er dem Mädchen die Güte und Liebe des Herrn auf die übertriebenſte Weiſe und pries ſie glücklich, daß das Auge des Gnädigen wohlwollend auf ſie gefallen ſei. Carlotta antwortete keine Sylbe, rührte weder Speiſe noch Trank an und lief nur ſchreiend und ſtöhnend im Zimmer auf und ab. Sie verſuchte die Thüre zu öffnen, aber ſie war verſchloſſen. Die Fenſter vermochte ſie aufzuſchieben, doch die Tiefe und die Nacht gähnten ſie draußen ſchauerlich an. —

Um dieſelbe Zeit kehrte Büdenhoven von dem Banket nach Hauſe zurück. Hieronymus hatte ſich von ihm getrennt und war in das Katharinenkloſter gegangen, in deſſen Sprachzimmer er Sonntag Abends gewöhnlich eine bei Ihrer paſſiven Rolle ganz unnöthig iſt, theils das vorhin angeführte Verſprechen, die Zunge.»

«Können Sie meinen Bitten widerſtehen?»

«Faſt vermag ich es nicht länger.»

«Ich bitte noch ein Mal: weihen Sie mich ein.»

«Den ſtärkſten Mann machte ſolch ein Wort von ſolchen Blicken begleitet, zum ſchwächſten Kinde. So hören Sie denn! Vor einigen Tagen ſaß ich einſam und höchſt traurig auf meinem Zimmer. Zwar verſuchte ich zu ſtudiren, aber meine Gedanken flogen als treuloſe Kämpfer zu Ihnen und beſchäftigten ſich allein mit der Hoffnungsloſigkeit unſrer Lage. Ach, ich kam bei längerem Nachdenken endlich der Verzweiflung nahe; ich verwünſchte mich und mein Schickſal. Da klopfte es plötzlich an die Thüre. Verdrießlich rief ich: herein! Die Thüre ging auf —»

In dieſem Augenblick flog die Thüre des Zimmers auf, und die Hofmarſchallin eilte, ein Bild des Schreckens, herein auf ihre Tochter zu, die vor Schrecken in's Kiſſen zurück ſank; denn hinter der Hofmarſchallin trat der Landkommiſſär Altfuchs, ſehr höflich grüßend und ſehr maliciös lächelnd, in's Zimmer.

Stunde in freundlicher Unterhaltung mit den Nonnen Johanna, Felicitas und Barbara zubrachte.

Bübenhoven erfuhr von ſeinem Knechte, der allein zu Hauſe geweſen war, daß die Knechte des Kardinals ein weinendes Mädchen ins Haus geſchleppt, und er ſetzte hinzu, er möge ſchier darauf ſchwören, es ſei die Zigeunerin geweſen, die durch ihren Tanz auf der Straße alle Welt entzücke. Der Oberkammerer war über dieſe Nachricht ſehr betroffen. Bald kam der Knecht wieder und berichtete, im Hofe höre man deutlich das Wimmern, Schluchzen und Stöhnen des eingeſperrten Mädchens. Bübenhoven überzeugte ſich ſelbſt und überlegte eben, was er zu thun habe, als eine verhüllte Frau hereintrat. Sie warf den Mantel ab. Die Zigeunerin Zarova ſtand vor ihm. Er hatte ſie ſchon geſprochen, ſeit er in Augsburg war; er konnte ſeine heiße ſchwärmeriſche Jugendliebe nicht vergeſſen, und ſo oft er das Weib ſah, das ihn einſt als reizendes Mädchen mit ihrer Gegenliebe entzückt hatte, ſchwelgte der ſanfte gemüthliche Poet in den ſeligſten Erinnerungen. Dann plauderte er mit ihr lange von der Vergangenheit. Er nahm immer noch den regſten Antheil an ihr und ihrem Schickſale. Und ſie war immer noch eine intereſſante Frau, erſt dreiundvierzig Jahre alt, aber noch voll Leben und Beweglichkeit und mit der ganzen Würde ihrer Stellung angethan.

„Carlotta iſt vor einer Stunde von Bewaffneten auf der Straße geraubt und entführt worden,“ redete die

Zigeunerfürſtin ängſtlich ihren ehemaligen Geliebten an, „Carlotta, Sonaca's Tochter, Deine Enkelin, und ich bin gekommen, Deine Hülfe, Deinen Beiſtand für ſie und uns anzurufen. Ich vermuthe, der Kaiſer hat ſie rauben laſſen, um ſie uns zu nehmen, aber er hat kein Recht auf ſie; weder Sonaca, noch ich, noch ſonſt Jemand von unſern Leuten hat ihm jemals ein ſolches Recht zugeſtanden. Wir haben uns ſtets fern gehalten von ihm, um das Kind nicht durch ihn zu verlieren. Du mußt mit dem Kaiſer reden. Du mußt uns das Kind wieder verſchaffen!“

„Du biſt im Irrthum, Zarona! Nicht der Kaiſer iſt der Räuber Deiner Enkeltochter. Einer ſolchen unedlen Handlung iſt er nicht fähig. Ein lüſterner Pfaffe hat ſie geraubt, und ſie iſt Dir nahe. Sie iſt hier im Hauſe in der Gewalt des Erzbiſchofs von Lüttich.“

„Ha, der alte Schelm! So komm mit mir, daß wir ſie ihm entreißen.“

„Das wäre unklug. Er würde es läugnen und ſie ſchnell aus der Stadt führen laſſen. Wir müſſen mit Liſt gegen den ſtolzen und mächtigen Pfaffenfürſten verfahren. Auch dürfen wir ihn nicht blos ſtellen; denn er ſteht in hoher Gunſt bei der Statthalterin, beim Kaiſer, beim Papſt. Was liegt an einem Minneabenteuer mit einem Zigeunermädchen, auf das am Ende alle Schuld gewälzt wird? Der Kaiſer weiß ja nicht, wer ihm Carlotta iſt! Er weiß nichts von ihrem Leben. Darum

Vorſicht. Wir dürfen nichts ohne den Hausherrn unternehmen."

„Aber wir müſſen raſch handeln, daß das Kind nicht zum Opfer pfäffiſcher Begierde wird."

„Begleite mich ins St. Katharinenkloſter, wo wir Hieronymus Fuggern finden. Vielleicht können uns die ehrwürdigen Schweſtern einen ſchnellen und ſichern Weg zu Carlottas Befreiung angeben."

Zarova ließ ſich erſt in den Hof führen. Carlotta ſchaute eben weinend aus dem geöffneten Fenſter.

„Carlotta!" flüſterte Zarova hinauf. Das Kind ſchwieg und horchte herab. „Ich bin's, Zarova. Harre noch ein klein wenig und widerſetze Dich allen Zumuthungen. Ich bringe Dir bald Befreiung. Haſt Du verſtanden!"

„Ja, Großmutter!" hauchte die Gefangene herab.

Raſchen Schritts eilten Bübenhoven und Zarova dem Kloſter zu. Im Sprachzimmer fanden ſie Hieronymus Fuggern im Geſpräch mit einem alten Manne. Hinter dem Gitter waren die Nonnen Barbara, Felicitas und Johanna. Bübenhoven zog ſeinen Schwager bei Seite und flüſterte ihm zu, was vorgefallen war.

„O!" rief Hieronymus, „das muß ich dem Alten dort erzählen. Der weiß gewiß am beſten, was zu thun iſt." Zarova war aber ſchon zu dem Greiſe getreten und ſprach mit ihm. Hieronymus brauchte nichts mehr hinzuzufügen. Er nahm den Alten bei der Hand und führte ihn zu Bübenhoven. „Junker,“ hörte ſich dieſer von einer ihm wohlbekannten Stimme angeredet, „ich vertraue Eurer Ehrenhaftigkeit, daß Ihr nicht verrathet, daß ich in Augsburg bin. Herr Fugger hat ſich bei mir eben für Euch verbürgt. Was zwiſchen uns vorgefallen iſt, Ihr werdet Euch während des Reichstags nicht daran erinnern.“

„Eleonore!“ ſtammelte der Oberkämmerer erſchrocken.

„Gut, ich bin Euer gewiß!“ fuhr die vermummte Frau fort. „So gewiß wie Eures Schwagers, Eurer Schweſter, meiner Schweſter und der dritten Schweſter dort. Laßt uns jetzt in Eure Herberge gehen! — Doch ſagt mir, Herr Fugger,“ wandte ſie ſich zu Hieronymus, „beſitzt Ihr noch Kleider von meiner Schweſter Martha?“

„Noch alle,“ entgegnete er erröthend. „Ich habe ſie wohl aufgehoben in einer Spinde.“

„Wohl!“ Sonſt hätten mir die Nonnen aushelfen müſſen, oder ich hätte erſt zu den Zigeunern gehen müſſen, um mir Frauenkleider zu verſchaffen. Jetzt kommt und überlaßt mir die Befreiung des Mädchens. Ihr habt doch eine Leiter, die zu ihrem Fenſter hinaufreicht?“

„Gewiß.“ — Die Viere gingen. Zu Hauſe angekommen, bat ſich Eleonore Martha's Kleider aus. Zarova blieb bei ihr. Nach kurzer Zeit trat ſie umgewandelt zur ſtattlichen Frau, wieder zu den Männern.

„Ich werde jetzt hinaufſteigen in das Zimmer, und Carlotta herab. Ich will den Pfaffen erwarten und mit ihm reden,“ ſagte ſie mit einem Tone, der wie ſataniſche Schadenfreude klang. Dazu funkelten ihre Augen, wie die einer wüthenden wilden Katze. „Ich bitte Euch um nichts, als Euch im Hofe bereit zu halten, falls der Pfaffe — was ich kaum fürchte — ſich an mir vergreifen und ſeine Leute gegen mich aufrufen ſollte. Dann kommt mir auf meinen Ruf zu Hülfe. Doch es wird nicht nöthig ſein. Ich werde ſchon allein mit dem alten Schurken fertig werden.“

Die Leiter wurde leiſe und vorſichtig herbeigebracht und angelehnt. Eleonore ſtieg hinauf und durch das Fenſter ins Zimmer. Einige Minuten darauf half ſie Carlotten auf die Leiter. Das Mädchen kletterte raſch herab, und wurde von ihrer Großmutter fort in das St. Katharinenkloſter geführt, wo die Nonnen ſie in Empfang nahmen und ihr eine Zelle anwieſen. Denn ſo war es erſt ausgemacht worden. Carlotta ſollte das Aſylrecht des Kloſters gegen die Nachſtellungen des Lütticher Kardinals genießen, bis ſie ſich wieder herausbegeben konnte.

Die Leiter wurde entfernt. Eleonore ſchloß das Fenſter, ſtellte die Kerzen weit von ſich und ſtreckte ſich auf das Lotterbett. Nie hatten ihre Züge einen boshaftern Ausdruck. Sie wartete auf ihr Opfer. Die Zeit wurde ihr lang. Bald holte ſie aus dem Buſen einen Dolch hervor, zog ihn aus der Scheide und prüfte Spitze und Schneide: bald ſtürzte ſie lechzend einen Becher von dem vor ihr ſtehenden köſtlichen Wein hinab, bald maß ſie das Zimmer mit raſchen

Schritten hin und her. — Endlich knarrten Schloß und Angel. Die Thür ging auf. Der Erzbiſchof trat herein. Flink, leichtfertig, in üppiger Kleidung, duftend von Wohlgerüchen, recht wie ein junger Minnefant, nahte er dem Bette, auf welchem die rachedürſtende Frau lag.

„Haſt Du Dich beruhigt, mein ſüßes Kind? — Haſt Vernunft angenommen? — Recht! Recht! — Ich wußte das gleich! — Du ſollſt's nicht bereuen! — Jetzt laß Dich küſſen, mein Täubchen!“ —

Er beugte ſich zu ihr hinab. Eleonore fuhr auf und faßte ihn raſch beim Kopfe. Dazu ſtieß ſie einen Wuthſchrei aus, ähnlich dem einer hungrigen Hyäne. „Was — iſt — das!“ ſtammelte der Fürſt zum Tod erſchrocken.

„Willkommen, Vetter Innocens!“ heulte die böſe Frau. „Deine heißgeliebte Baſe iſt's, das von Dir begehrte Weib Deines Ohms Peter van der Kapellen, und Du kommſt zur langerſehnten Minneſtunde, mein frommer Beichtvater.“

Zum Tod entſetzt war der Biſchof auf das Bett hingeſunken. Der ſtarke Mann war keines Wortes fähig. Ihm war in ſeinen verwirrten Sinnen, als ſei ihm ein hölliſcher Zaubertrug geſchehen, und eine Teuflin ſtehe vor ihm, ihn in die Hölle abzuführen.

„Haben Dich die paar Worte ſchon niedergeworfen, ſtarker Held?“ höhnte das Weib weiter, und in einem furchtbaren Tone fuhr ſie fort: „Ja, Eleonore ſteht vor

Dir, um endlich Abrechnung mit Dir zu halten, heuchleriſcher, ſchurkiſcher Pfaffe, glatzköpfiger alter Schandbube! Auswurf der Menſchheit! Du biſt mir recht in das Meſſer gelaufen, und ich will es Dir mit unſaglicher Wolluſt im Leibe umdrehen. Viele Jahre habe ich auf dieſe Stunde gewartet und geſpart. Ich wußte, daß ſie kommen würde, und ſie iſt da! hei ſie iſt da, und der Tanz ſoll beginnen."

Der Biſchof machte eine Anſtrengung, ſich zu erheben. Angſtſchweiß rann ihm von dem blaugewordenen Geſicht.

„Verſuch' es, Dich von der Stelle zu rühren, oder Deine Pfaffen und Knechte um Hülfe zu rufen, und im Nu ſitzt Dir mein guter Dolch in der Gurgel."

Er ſtöhnte und rührte ſich nicht. Er war noch der alte Feigling.

„Sieh, ich war die erſte Stufe Deiner Erhebung, als Du mich an den ſchönen Philipp von Oeſtreich verkuppelteſt, als Du meine Eitelkeit und meinen thörichten Sinn zu Deinem Vortheil ausbeuteteſt, niederträchtiger Sünder! Ha, ich will jetzt die letzte Stufe ſein, auf der Du von Deiner ſtolzen Höhe hinabſteigen ſollſt — ins Grab."

„Gnade! Gnade!" keuchte der gefällte muthloſe Kirchenfürſt.

„Ha! das thut mir wohl!" lachte die rachetrunkne

Frau. „Das iſt mir eine Genugthuung für ſchwere Leiden, die Du mit verſchuldet. Dich um Gnade flehen zu hören! Aber ich will Dir keine Gnade gewähren. Ich will von Dir gehen, wie Du von mir gingſt, als die grauſame Scheere der beleidigten Spanierin mir das goldne Haar geſtohlen und meine Schönheit vernichtet hatte. Da, als ich blutend vor Dir lag, ein geſchändetes Weib, da gingſt Du von mir gleichgültig, hohnlachend, — Teufel! — Der treuloſe Philipp hatte mich verlaſſen in meinem Elend, ſo verließeſt auch Du mich, Fürſtenknecht, Pfaffe! Damals ſchwur ich ihm und Dir Rache, ſchwur allen Fürſten und Pfaffen, den Blutſaugern und Verderbern der Menſchheit, Rache. Der Tod enthob ihn meinem Dolche, Du wurdeſt ihm aufgeſpart. Erſt Erzbiſchof und Kardinal mußteſt Du werden, auf dem alten Sündenwege mußte ich Dir begegnen, damit Du recht in Deinen Gräueln dahin fahreſt, wo wird ſein Heulen und Zähneklappern."

Der Erzbiſchof hatte ſich etwas geſammelt; die Verzweiflung gab ihm einen raſchen Entſchluß ein. Er ſprang auf und wollte nach der Thüre fliehen. Im Nu verrannte ſie ihm den Weg, mit Löwenſtärke warf ſie ihn zurück, der Dolch blitzte in ihrer Fauſt, zwei — drei blitzſchnell geführte Stöße — und das ſchwarze Blut ſtrömte ihm aus Kehle und Bruſt. Er ſchrie jammervoll; ſie ſtürzte nach der Thüre, riß ſie auf, rannte einen herbeieilenden Knecht um und war plötzlich in der Nacht verſchwunden. Weder Bübenhoven noch Hieronymus ſahen etwas von ihr. Wie eine Katze war ſie aus dem Hauſe geſchlüpft.

Zwei Tage darauf erſcholl die Kunde durch die Stadt: der Kardinal von Lüttich ſei am Schlagfluß geſtorben.

Zwölftes Kapitel.

Raimund Mohr ging bleich und verſtört umher und war zur Arbeit unfähig. Die Zigeuner hatten ihm geſagt, Carlotta ſei nicht wiedergefunden. Er wurde von ihnen mit kalter befremdender Ehrerbietung behandelt; Karacha und Zarova erklärten ihm endlich: er müſſe Carlotten vergeſſen, ſie ſei nicht für ihn, er aber für ein höheres, für ein erhabenes Loos beſtimmt. Er eilte zu ſeinem Freunde Toni. „Ich kann Dir nicht helfen,“ antwortete ihm der Stallmeiſter auf ſeine Klagen, „ich weiß von der Entführung des Mädchens. Meine Meinung aber, die ich Dir nicht vorenthalten will, iſt, das Carlotta auf Zarova's und Karacha's Anordnung entfernt worden iſt, um ſie Dir zu entziehen. Vielleicht hat das Mädchen es ſelbſt gewünſcht. Denn Du haſt ihr verſchwiegen, daß die Fugger glänzende Vorbereitungen zu

«Du biſt krank, mein Kind,» jammerte Frau von Birkenſtein. «Ich bin gekommen, dich zu pflegen und abzuholen. Es iſt gut, daß Sie ſchon da ſind, Herr Doktor. Mein verzweifelter Herr Schwiegerſohn ſagte mir, daß er Sie bereits herausgeſchickt habe. Und da mein Pathe Guſtav eben von Holdersdorf angekommen war und ſich ſogleich erbot, mich hinaus zu fahren, ſo machte ich von ſeiner Güte Gebrauch. Dank ihm, mein Kind, er iſt ungeheuer, unglaublich ſchnell gefahren; ich glaube nicht zehn Minuten. Aber was fehlt meinem armen Kinde?»

«Ein Katarrhalfieber,» verſetzte Trautmann ſtotternd und verlegen.

«Es hat doch nichts zu bedeuten?»

«Sehr wenig, wenn es abgewartet wird.»

«Wir werden doch die Hochzeit nicht aufſchieben müſſen!»

«Kaum befürcht' ich es. Das gnädige Fräulein muß einige Tage das Bett hüten und ſich ganz warm halten.»

«Aber ſoll ſie in dieſem Hauſe bleiben?»

«Es wird am beſten ſein. Ich eile jetzt in die Stadt, die nöthige Medicin zu beſorgen.»

Der Arzt empfahl ſich mit einem ſteifen Bückling gegen den Pachter, der eben ſo erwiedert

Deiner Hochzeit mit ihrer Baſe treffen und — was auch ich nicht gewußt habe — daß Du der brunſtigſte Minneknabe der Königin Maria biſt. Du haſt freilich ein tolles Spiel getrieben und dazu ein undankbares gegen mich, der ich Deine Liebe zu Carlotten beſchützte. Aber für ſolch ein unwürdiges Spiel iſt das Mädchen zu gut."

„Du mißkennſt mich, Toni!" rief der Jüngling verzweiflungsvoll. „Ich ſchwöre Dir zu, daß ich allein Carlotten liebe! O, und wie raſend liebe ich ſie! Gott und alle Heiligen ſind mir Zeuge! Und keine Andre ſoll mein werden. Das ſchwöre ich Dir zu, ſo wahr ich in der Noth von den vierzehn heiligen Helfern Hülfe und Rettung erwarte!"

„Aber warum thateſt Du nichts, Dich von dem läſtigen Verlöbniß frei zu machen, wenn Du's aufrichtig mit Carlotten meinteſt? Das arme Kind mußte ja endlich von Deiner bevorſtehenden Hochzeit erfahren. Spricht doch die ganze Stadt davon."

„Ich habe ihr auch davon geſagt, doch nicht die ganze volle Wahrheit. O, wenn Du meinen Kampf kennteſt, Du würdeſt billiger gegen mich ſein! Du weißt, Regina iſt meine Ziehſchweſter; ſie iſt ſanft, gut, edel, das trefflichſte Mädchen, das ich kenne, und ich liebe ſie, wie man nur eine Schweſter lieben kann. Nein, ich liebe ſie weit mehr; ich verehre ſie, wie eine Heilige. Aber ich kann ſie nicht lieben, wie man die Geliebte, die Gattin liebt. Sie läßt mich kalt, wie das Licht des Mondes; Carlotta iſt meine Sonne, meine heiße ſtrahlende Sonne, die mich mit Glut erfüllt. Aber Regina liebt mich nicht wie einen Bruder: ſie liebt mich wie die Braut den Bräutigam. Ihr einziger und höchſter Wunſch iſt, mich zu beſitzen und mir ewig anzugehören. Ich weiß, ich ſtoße dem herrlichen Mädchen einen Dolch ins Herz, an dem ſie verbluten wird, wenn ich ihre Liebe zurückweiſe. O, davor habe ich gezittert! Wie ein thörichter Knabe hoffte ich auf irgend ein Ereigniß, daß die Entſcheidung herbeiführen ſollte. Die Fugger werden mich aus ihrem Hauſe ſtoßen als einen verabſcheuungswürdigen Undankbaren. Ich bin arm und verlaſſen. Ich habe keinen Verwandten. Soll ich mit dem Fluche des Undanks durch die Welt gehen? Und doch muß ich mich losreißen. Ich fühlte täglich die Nothwendigkeit ſtärker werden, aber mir fehlte der Muth zur That. — Um mich endlich dem Wahnſinn zu überliefern, mußte die ſchöne geiſtreiche Königin mich mit ihrer Liebe beglücken, umſtricken. Welcher Mann hätte kalt bleiben können unter ihren Liebkoſungen, ihren feurigen Küſſen? Aber ich fühle jetzt deutlich: ich liebe die Königin nicht. Es war eine Sinnenrauſch; ich taumelte unter Roſen und Narciſſen, von den ſtarken Düften trunken. — Jetzt muß ich handeln, mag auch daraus entſtehen, was da will."

„Du dauerſt mich, und um ſo mehr, da ich nicht ohne Grund fürchte, daß Carlotta für Dich verloren iſt. Entweder haben die Fugger oder die Königin — vielleicht beide — ſich mit Zarova und Karacha zu Carlottens Entführung verbunden, und Du wirſt ſie ſchwerlich wiederſehen."

„Wohlan, es gilt!" rief Raimund in fürchterlicher Stimmung. „Jetzt muß es reißen und brechen." Er ſtürzte fort und ging gerades Weges nach dem Hauſe der alten Frau Sibvlle Fugger. Er fand Reginen allein auf ihrem Zimmer. Sie lag bleich und abgeharmt auf ihrem Ruhebette. Eine fliegende Röthe zuckte einen Augenblick über ihr ſchönes leidendes Geſicht, als ſie ihn ſah, dann wurde ſie nur um ſo bleicher.

„Du biſt krank, Regina, und ich erfahre das erſt jetzt?" rief er beſtürzt.

„Nicht doch! Ein leichtes Unwohlſein, das bald vorüber gehen wird," verſetzte ſie ſchmerzlich. Was ſollt' ich Dich mit der Kunde beläſtigen?"

„Beläſtigen? Großer Gott! Welch ein Vorwurf für mich!"

„Kein Vorwurf! Ich will und werde Dir keine Vorwürfe machen. Ich wünſchte nur Deinetwegen, Du wärſt offen und wahr gegen mich geweſen. Du haſt mein Herz doch nicht gekannt, Raimund, ſonſt hätteſt Du ihm den Schmerz erſpart, Dich — "

„Regina, Du weißt!"

„Ich weiß, daß Du — mich nicht liebſt!" Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Heftig ſchluchzend verhüllte ſie das Geſicht.

„Regina, ich verſtumme im martervollen Gefühle, meiner unvergleichlichen Schuld. Erwarte keine Entſchuldigung; denn ich weiß keine! Keine Rechtfertigung; denn ſie iſt unmöglich!“

„Warum unmöglich, Raimund? Du liebſt mich nur als Schweſter. Du haſt Dich früher ſelbſt über Deine Gefühle für mich getäuſcht. Jetzt biſt Du klar. Das ſpricht Dich frei.“

„O, nicht dieſe Güte, Regina! Sie erſchüttert mich gewaltiger, als Dein gerechter Zorn es vermöchte. — Schilt mich einen Undankbaren! Halte mir vor, was Deine Aeltern, was die Fugger für mich gethan. Rechne mir alle Liebe vor, die ich von Dir und den Deinigen genoſſen, und zerſchmettre mein Herz mit Deinen Vorwürfen. Ach, der Todesſchmerz kann nicht entſetzlicher ſein, als dieſer Zwieſpalt in meiner Bruſt.“

„Raimund, wir verſtehen uns ſchon nicht mehr und haben uns doch von Kindesbeinen an ſtets ſo innig verſtanden. Welchen Vorwurf könnte ich Dir machen! Die einzige Schuld, die Dich trifft, daß Du mich ſogleich hätteſt enttäuſchen ſollen, als Du klar über Dich wurdeſt — ſie iſt Dir vergeben.“

„Regina! Regina!“ rief er und ſtürzte verzweiflungsvoll zu ihren Füßen, ihre kalte Hand krampfhaft ergreifend.

„Laß mich, Raimund!“ hauchte ſie, ihm die Hand ſanft entziehend. „Es iſt der erſte Sturm, der in meinem vollen Blüthenfrühling wüthet. Er wird ſich austoben, und es wird wieder ſtill werden in meinem Gemüth, ſehr ſtill!"

„Und ich Verworfener bin es, der dieſen Sturm erregte. Deine geknickten Frühlingsblüthen, ſie klagen mich an als ihren Verderber. O, daß dieſer Sturm mir den Tod gäbe! — Fluch mir und meinem Schickſal!"

„Halt ein, Raimund, und frevle nicht!"

„Kann ich noch mehr freveln, als ich ſchon gethan? Bin ich nicht ein Frevler an Dir und Deiner Liebe! ein Frevler an Deinen Aeltern und Verwandten und ihrer Güte! Kann der Himmel mir gnädig ſein, kann er mir vergeben, daß ich mich losſage von ſeinem Engel, von Dir, Regina?"

„Der Himmel iſt Allen gnädig, die ſich zu ihm wenden, und ſendet Ruh und Frieden in jede ſtürmiſche Bruſt."

„Ach, Regina, mich beſchleichen wirre, böſe Gedanken. Ich muß doch nicht zu Euch gehören, daß ich nicht Frieden finde unter Euch, an Deiner Seite, daß ich verzweifelte am Glück aus Deiner Hand, um das mich alle Welt beneidete. O, ein unbezwinglicher Drang lockte mich fort! Wie könnt' ich Dir ſchildern, wie's in mir wogte und brauſte!"

„Es iſt nicht Deine Schuld. Was kannſt Du für dieſen ungeſtümen Trieb! Was kannſt Du dafür, daß die Stimme Deines Herzens Dir nicht meinen Namen zuflüſterte! daß ich Dich nicht zu bannen vermochte an den friedlichen Heerd ſtiller Häuslichkeit!“

„Regina, meine Seele nennt Dich eine Heilige. Ich verehre Dich, wie Ihr die Himmelskönigin verehrt.“

„Raimund!“ rief das bleiche Mädchen erſchrocken, „verehrſt Du die Himmelskönigin nicht! Iſt es wirklich wahr, was man mir ſchon geſagt hat, daß auch Du von unſerm heiligen Glauben abgefallen biſt, daß das lutheriſche Gift in Dein Herz gedrungen iſt? O, die Königin von Ungarn, ſie hat Dich verführt! Das macht mir noch größeren Schmerz, als der Verluſt Deiner Liebe.“

Raimund, zwiefach ergriffen von dem Vorwurf, den ſie ſelbſt nicht ganz verſtand, verſetzte haſtig: „Meine theure Regina, was ſoll ich Dir in dieſer Stunde auf dieſen unerwarteten Vorwurf erwiedern! Du holder Engel, halte feſt an Deinem Glauben, der Dich beſeligt. Ich kann es nicht. Meine Ueberzeugung hat mich auf andre Wege geführt. Mehr noch als der Lehre Luthers hange ich der Zwinglis an. Ich kann nicht anders. Und doch genügt auch ſie mir nicht. Ich bin im Widerſtreit mit mir ſelbſt. Der ungeſtüme Drang, das wilde Feuer in mir treibt mich von den Altären dieſer Kirchen, wo fromme Seelen, wie Du, den Schmerz des Lebens in gläubiger Entſagung und Unterwerfung unter den Willen eines Gottes verklären, der — der doch nur eine Schöpfung der Pfaffen iſt. Ach, ich mag Dir nicht noch weher thun, als ich ſchon gethan; darum laß uns davon ſchweigen."

„Deine Reden erfüllen mich mit namenloſer Angſt. Raimund, es gilt das Heil Deiner Seele! Um Gottes Barmherzigkeit, Du biſt in die Fallſtricke der Hölle gefallen. Dieſe Zigeuner — o mein Gott! Dein Bild iſt wild und ſchrecklich. Du biſt namenlos unglücklich, biſt ewig verloren, Und ſo ſoll ich Dich verlaſſen! Welch ein Kampf für mich."

„Du mich verlaſſen? Wie ſoll ich das verſtehen? An mir iſt's, Dich und Augsburg zu meiden. Ich ziehe mit dem Kaiſer in den Türkenkrieg. Dort wird eine mitleidige Kugel den grauſen Brand meines Herzens für immer löſchen. Willſt Du nach Ungarn zurückkehren, in Dein ſchönes Vaterland?"

„Niemals! Ich habe auf Erden kein Vaterland mehr. Ich bleibe in Augsburg."

„So iſt's recht. Unter Deutſchlands Adel kann ſich die Tochter der Turzoin und der Fugger den würdigen Gatten wählen."

„Ach wie wenig haſt Du mein Herz gekannt! — Ich vermochte nicht ohne Dich im Vaterhauſe, in der Vaterſtadt, im Vaterlande zu leben. Es zog mich Dir mit ſtarken Geiſtesbanden nach. Ich wäre vor Sehnſucht nach Dir geſtorben, wenn ich nicht zu Dir gekommen wäre. Ich war unausſprechlich glücklich in Augsburg, in Deiner Nähe. Ich liebte Dich. Wie ich Dich geliebt, wie könnte ich es mit Worten bezeichnen wollen! Aber für ein Herz, wie das meine, giebt es nur eine Liebe, wie es nur einen Frühling giebt für die Natur, nur einen Gott für die Welt. Meine Liebe iſt geſtorben, mein Frühling abgeblüht, mir bleibt nur Gott."

„O, Regina! Regina! Ich erliege der Verzweiflung."

„Nicht doch! Du ſollſt und mußt noch glücklich werden. Auch ich werde es ſein, doch in einem andern Sinne, als ich mir geträumt. — Sieh wir waren ſo glücklich als Kinder. Waren unſre Seelen nicht verbunden, wie zwei Knospen eines Roſenzweigs? die Berge und Wälder von Kremnitz haben neidiſch unſer hohes Glück geſehen; denn es war höher als ſie, es war ſo hoch wie die Sterne. Damals gelobte ich Gott oft im Stillen, Dir mein Leben zu weihen. Dieſen Schwur muß ich halten. Dein Weib kann ich nicht werden, aber es bleibt mir eine andre, eine noch höhere und herrlichere Löſung meines Schwurs übrig. Ich muß Deine Retterin werden, Deine Retterin aus den Garnen der Hölle. Mein Leben iſt Dir geweiht, dem Gebet für Dich. Ja, Raimund, nur in der Stille des Kloſters kann ich den Frieden des Herzens finden, der mich geſchickt macht, durch unabläſſiges brünſtiges Gebet Deine Seele dem Himmel zu gewinnen."

„Regina, Du wollteſt der Welt entſagen? Meinetwegen?"

„Raimund, ich habe Dir entſagt, und ohne Dich giebt es keine Welt mehr für mich, kein Vaterland, keine

Aeltern, keine Verwandte. Ich war heute früh ſchon im Katharinenkloſter und habe vor der Baſe Felicitas und der Priorin meinen unumſtößlichen Entſchluß beſprochen. Der Tag, welcher zu unſrer Hochzeit beſtimmt war, wird der Tag meiner Einkleidung ſein."

„O, Engel! Heilige! Zerknirſcht lieg ich Dir zu Füßen. O könnt ich mich todt weinen! — Du durfteſt nicht mein Weib werden. Der Staub der Erde durfte Dich nicht berühren. Auch keines andern Mannes Weib! Du haſt Recht! Rein und unbefleckt von irdiſcher Begierde mußt Du in den Himmel eingehen, wie er Dich entlaſſen hat. — Ja, Heilige, bitte für mich!"

„Steh auf, mein Bruder! Gott wird meinem Gebet Kraft und Dir gnädig Ruhe und Glück verleihen."

„Nur einen Kuß noch auf Deine reine Hand! Den letzten! Den Kuß der Dankbarkeit! Ich nehme mit ihm auf ewig Abſchied vom ſüßen Glück meiner Jugend."

Und er küßte ihre Hand knieend.

Frau Sibylle, von dem langen lauten Geſpräch angelockt, öffnete in dieſem Augenblick die Thür.

„Ei iſt das eine Zärtlichkeit?" rief ſie lachend. „Auf den Knien? — Hatt' ich doch den ſchmucken Jungen im Verdacht, er ſei etwas kühl gegen mein Täubchen geworden. Deſto mehr freut mich's, ihn in dieſer Stellung zu überraſchen. Nein, auf den Knien hat mein Jakob niemals vor mir gelegen. Das würde ſich auch wunderlich ausgenommen haben. Aber Dir ſteht's gut an, mein Junge."

Raimund war verwirrt aufgeſprungen und zeigte eben nicht die Geſichtszüge eines glücklichen Bräutigams.

„Sei ruhig und laß mich gewähren!" flüſterte ihm Regina zu.

„Ich komme Euch wohl ungelegen?" fuhr die alte dicke Frau ſchmunzelnd fort. „Ihr ſeht ganz verſtört aus. Aber laßt mich nur! Der Anblick war mir ein Augen- und Herzenstroſt. Jetzt muß ich dem hübſchen Burſchen da meinen Verdacht abbitten, und wie gern thu' ich's; denn ich bin ihm immer ſo gewogen und zugethan geweſen, als wär' er mein eigner Sohn."

„O meine gütige Mutter!" rief Raimund zerknirſcht und faßte ihre fleiſchige Hand.

„Aber warum ſo ein ſaures Geſicht! Eure Zärtlichkeit macht mich geſund. Auf Eurer Hochzeit tanz' ich den Ehrentanz mit Dir. — Sieh, die Regina iſt mein Augapfel. Sonſt hatt' ich die Sibylla lieb, ſehr lieb, wie keine ihrer Schweſtern. Sie war meine Pathe, und ich hatte ſie aufgezogen. Sie war ein gutes und frommes Mädchen. Und der Bübenhoven war mir auch ein gar lieber Geſell, ſo recht nach meines Herzens Wunſch gerathen. Da war nun mein einziger Wunſch, ſie möchten ein Paar werden. Und ſie wurden's. Das war mir eine Freude! Aber der liebe Gott hat das ſchmucke Weibchen zu ſich genommen; mir aber hat er einen köſtlichen wurde und die beſorgte Mutter wandte ſich zu der unruhigen Tochter. Altfuchs ſaß zu Edelgunden's Qual ſtumm und lächelnd dabei.

Der Baron hatte die Audienz allein bei'm Herzog gehabt und war mit dem Benehmen des Fürſten nicht ſonderlich zufrieden. Dieß und die Krankheit ſeiner Braut hatte ihn um ſeine zeitherige gute Laune gebracht.

«Wenn ich ihr doch nur das Leben auch hätte verſichern laſſen!» rief er oft mit Unmuth und in banger Beſorgniß, ſie könnte ihm wohl gar vor der Hochzeit noch ſterben. «Der Doktor ſagt zwar, es habe nichts auf ſich; aber der Teufel trau, wenn man keine Verſicherung hat. Und Kranke nehmen ſie gar nicht an, wie mir der Doktor ſagt. Ich verdenk' ſie's auch nicht drum.»

«Wiſſen Sie was, Herr Baron,» fiel ihm Fink in die Rede. «Ich will Ihnen ein Mal einen aufrichtigen Vorſchlag thun.»

«Nun?»

«Stellen Sie auch das Leben Ihres getreuen Dieners ſicher. Wenden Sie ein Paar Thälerchen dran.»

Erſatz in meiner Regina beſcheert. Sie iſt gerade wieder ſo gut und fromm, wie Sibylle war. Sie liebt mich wieder ebenſo, wie Jene. Und Du, Raimund, biſt wieder gerade ſo ein prächtiger Junker, wie Bübenhoven war. Da wunſcht' ich denn nichts ſehnlicher, als es möchte ſich wieder ebenſo machen, wie mit jenem Pärchen. Und es hatte ſich eigentlich ſchon ſo gemacht, eh' ich's nur einmal wünſchte. Ihr liebtet Euch von Kindheit an. Das machte mich fröhlich und guter Dinge. Nur dauerte mir die Zeit zu lange, bis Ihr zuſammen kamt. Aber mein ſeliger Alter hatt' es ſo angeordnet, und ſo mußt' ich wohl zuwarten. Nun war mir's auf einmal, als ſeiſt Du kalt geworden, Raimund, gegen mein lieb Töchterlein, und als gräme ſich das gute Kind darüber. Das hat mich krank gemacht; weiter nichts. Glaubt's mir. — Aber nun iſt Alles gut. Ich weiß nun, daß ich meine paar Tage bei Euch verleben und in Euern Armen ſterben kann. Und Ihr ſeid meine Erben, Ihr allein. Die Andern haben Alle genug, Ihr aber habt nicht viel, ſo bekommt Ihr das Meine, dies Haus und Alles, was drin iſt. Ihr werdet ſchon ein hübſches Schätzchen finden, wenn ich die Augen für immer zugethan habe; denn mein alter Jakob hat gut für mich geſorgt."

„Ach, beſte Mutter!" brach Raimunds gräßlicher Schmerz los, und er preßte ſeine heißen bebenden Lippen auf die Hand der heitern Greiſin. „Ich bin der Unſeligſte aller Menſchen!"

„Hilf Gott!“ rief die Alte jetzt höchlich erſchrocken. „Was iſt das! Der Unſeligſte! Und Thränen auf meiner Hand! Um aller Heiligen willen, Kinder, was habt Ihr vor?“

„Ich werde Euch Alles ſagen, Mutter. Geh, Raimund, und laß mich allein mit ihr.“

„Aber warum nicht in ſeiner Gegenwart?“

„Um ihm nicht noch einmal wehe zu thun.“

„Regina, Regina, Du ſammelſt glühende Kohlen auf meinem Haupte!“ rief Raimund mit wehmutherſtickter Stimme.

„Geh, Raimund, ich bitte Dich!“

„Du willſt es, Regina, und ich gehe.“

„Geht er doch ſo traurig, als hätte Dich ein Andrer zur Braut gewonnen,“ bemerkte Sibylle ihrer Pflegetochter.

„So iſt's auch, meine Mutter!“ ſprach Raimund noch in der Thüre. „Ein Andrer hat ſie zur Braut gewonnen, der ihrer reinen hohen Liebe würdiger iſt — der Himmel.“ Und weinend verließ er Zimmer und Haus.

„Der Himmel! Regina, was ſoll das heißen? Was bedeutet dieſe ſeltſame Rede?“ fragte die Alte zitternd.

„Einen Gedanken, meine Mutter, der zum Willen, zum Entſchluß in mir gereift iſt.“

„Wille?“ — Entſchluß? — Bin ich doch wie betäubt. — Du, die glückliche Braut —

„Des Himmels!“

„Kind, Kind! Frevle nicht am Himmel, nicht an mir, nicht an uns Allen! Raimund hat Dein Wort, das Wort Deiner Aeltern, das Wort der Fugger!“

„Er gab es mir zurück.“

„Es Dir zurück? Weshalb?“

„Weil er eingeſehen, daß wir kein Ehepaar werden können.“

„Was hindert Euch?“

„Die Geſchwiſterliebe, die wir für einander hegen, ſie kann und wird nie die Liebe der Gatten werden. Wir haben uns verſtändigt. Wir haben uns klar gemacht, was uns ängſtigte. Mich zieht es in den ſtillen Frieden des Kloſters, ihn auf den lauten Markt der Welt. Ich will Nonne, er will Krieger werden.“

Während ihrer Rede war Raimund Fugger durch die offen gebliebene Thüre in das Zimmer getreten und hatte die letzten Sätze vernommen.

„Was muß ich ſehen und hören?“ fragte er beſtürzt. „Auf der Straße begegnet mir Raimund außer ſich und ſchießt an mir vorüber, ohne mich zu ſehen; hier hör' ich noch ſeltſamere Dinge.“

„Sie will in's Kloſter, er in den Krieg!“ ſchrie Frau Sibylle. Ich verſtehe nichts von all dieſen Dingen, aber der Tod iſt mir eingeſchenkt.“

„Was habt ihr vor?“ fragte Raimund Fugger Reginen ſtreng. „Erkläre Dich!“

„Ich habe mich erklärt. Ich kann nie Raimund Mohrs Gattin werden. Ich werde den Schleier wählen.“

„Das werden wir nicht zugeben. Du mußt Raimunds Frau werden!“

„Ihr habt keine Gewalt über mich. Und meine Aeltern werden ihre Zuſtimmung zu meinem Entſchluß geben.“

„Regina, das iſt mein Tod!“ heulte Sibylla. „Bedenke doch, daß Du mir unentbehrlich geworden biſt Deine Jugend, Deine Liebe erheiterten und beglückten mein Alter. Wie ſoll ich ſie miſſen?“

„Sie wird Euch auch bleiben, wenn ich im Kloſter bin. O, ich beſchwör' Euch, ſucht mich nicht zu hindern, nicht von dem abzuhalten, was doch geſchehen muß. Erſpart mir und Euch noch größern Schmerz. Mein Leben kann nur noch von dem Sonnenſtrahle angeglänzt werden, der durch das Fenſter meiner Zelle fällt.“

„Hier waltet ein böſes Geheimniß,“ ſagte Fugger ernſt. „Ich habe es meinem Pflegeſohne ſchon ſeit einiger Zeit angeſehen, daß ihn etwas drückt und erregt. Er war ſtets zerſtreut, fuhr oft wie aus tiefen Gedanken auf und ſtarrte wild um ſich. Bald war er übermäßig fröhlich, bald tief traurig. Zuweilen rührte er die Speiſen auf unſerm Tiſche nicht an und klagte ſich unwohl.“ — Und mehr für ſich, als für die Andern ſetzte er leiſer hinzu: „Sollte er hinter das Geheimniß ſeiner Geburt gekommen ſein? — Ich muß mir Licht ſchaffen in dieſer Verwirrung.“ — Und zu Sibylle gewandt: „Verzweifelt nicht, Baſe! Dieſe Mädchenlaune wird vorübergehen, und Alles noch gut werden. Ich gehe, um mit Anton darüber zu ſprechen.“

Dreizehntes Kapitel.

Zu derſelben Stunde gingen Anton Fugger und Max von Bübenhoven in einem Zimmer in des Erſtern Hauſe im lebhaften Zwiegeſpräch auf und ab.

„Du kannſt es nicht abläugnen," ſagte der Oberkämmerer, „der Kaiſer hat alle Hoffnungen, welche die Deutſchen, und namentlich, welche das Volk auf ihn geſetzt, gänzlich getäuſcht."

„Ich wäre thöricht oder falſch gegen Dich und mich, wenn ich es läugnen wollte," entgegnete Anton. „Es handelt ſich hier allein um die Frage: ob er nicht in ſeiner Stellung durchaus zu dieſer Täuſchung gezwungen war?"

„Davon wirſt Du mich nicht überzeugen. Kein Menſch, er ſtehe niedrig oder hoch, ſoll ſich durch Verhältniſſe zwingen laſſen, ein allgemein in ihn geſetztes Vertrauen zu täuſchen. Wir wollen uns die Sache ſo klar, als möglich machen. Ein neuer Geiſt iſt ſeit einem halben Jahrhundert in Deutſchland erwacht, von den gelehrten Humaniſten iſt er ausgegangen, aber er hat ſchon alle Schichten des Volkes durchdrungen; er iſt groß und mächtig geworden.“

„Ja, wir haben es vor fünf Jahren geſehen, wohin er geführt, indem er in das Volk gedrungen war,“ verſetzte Fugger mit ſpöttiſchem Tone.

„Was war die furchtbare Empörung des Volks anders, als die Rachethat für Jahrhunderte erlittene Unbill, als die Anſtrengung, ſich eines entſetzlichen Druckes zu entledigen, der, da er Allen zum Bewußtſein gekommen, unerträglich geworden war? Die Empörung iſt unterdrückt worden, und das war gut; denn aus ihrem Sieg wäre jedenfalls eine namenloſe Verwirrung erwachſen; daß ſie auf ſo gräßliche und blutige Weiſe unterdrückt wurde, iſt nicht gut. Denn der Geiſt iſt dadurch nicht getödtet worden, wie wir uns bereits überzeugt haben; aber arges Unglück iſt aus den Blutthaten erwachſen, und das Aergſte wird noch kommen. Der Geiſt wächſt von neuem, und ſeine Fittiche ſind nun vom Blute des gemordeten Volks geröthet. Was will dieſer Geiſt? Befreiung von dem Drucke der römiſchen Hierarchie; Herſtellung der urſprünglichen chriſtlichen Kirche nach den klaren Ausſprüchen Chriſti, nach der Lehre und Einrichtung der

Apoſtel. Er will alle ſpätern menſchlichen Zuſätze entfernt, er will die Kirche von allem Zwange pfäffiſcher Herrſch- und Selbſtſucht gereinigt wiſſen; er will das wahre Chriſtenthum in die Kirche und in das Leben eingeführt ſehen. Da der Papſt ſich weigert, ſolchem Verlangen zu willfahrten, ſo erklärt ihn der neue Geiſt für den Antichriſt — und er hat ein unbeſtreitbares Recht dazu — das vom neuen Geiſt beſeelte deutſche Volk will den Antichriſt bekämpfen und machtlos machen und wendet ſich an ſeinen Kaiſer mit dem Begehren: er ſoll es unter ſeinen Fahnen ſchaaren und gegen den Papſt führen. Nur dieſer Geiſt beſiegte vor drei Jahren den Papſt und eroberte Rom, nur dieſer Geiſt warf die Türken aus Deutſchland hinaus, und nur dieſer Geiſt kann und wird ſie aus Ungarn vertreiben, ja aus Europa. Nur dieſer Geiſt wird die Franzoſen fern halten von den Grenzen Italiens und Deutſchlands, er wird die Rechte des Kaiſers gegen die Uebergriffe der Fürſten kräftig ſchützen, er wird immer für den Kaiſer eintreten, ihm immer den Sieg verſchaffen, ihn groß und ſtark machen. Und mit dem Kaiſer das Reich. Hält der Kaiſer zu ihm, ſo werden wir wieder ein mächtiges Reich haben, die Zeiten der großen Hohenſtaufen werden wiederkehren. Tritt der Kaiſer in arger Verblendung ihm entgegen, ſo wird Deutſchland in Parteien zerfallen, klein, arm und ohnmächtig werden. — Und was ſehen wir nun den Kaiſer Karl thun, auf den alle Hoffnungen der redlichen und einſichtsvollen deutſchen

Herzen geſtellt werden? Er ſtößt den Geiſt zurück, durch den er den Papſt, den Sultan und den König beſiegte, und verbündet ſich auf's Engſte mit dem Papſte gegen dieſen Geiſt. Die erſte Folge dieſes unſeligen Bündniſſes ſehen wir ſchon vor Augen. Der Kaiſer iſt zu ſeinem großen Verdruß zum willenloſen Werkzeuge der fürſtlichen Gegner des Zeitgeiſtes herabgeſunken. Das Volk ſtaunt und trauert. Es hat vergebens auf ſeinen Kaiſer vertraut. Die Folgen werden ſchrecklich ſein."

„Du haſt von Deinem Standpunkt aus gut geſprochen," verſetzte Anton Fugger ruhig. „Der meinige weiſt mich auf die Vertheidigung des Kaiſers hin. Du haſt ſogar vergeſſen anzuführen, daß der Kaiſer früher viel von einer Reformation der Kirche ſprach und ſich ſehr dazu geneigt zeigte, ferner, daß diejenigen Fürſten — ich meine die Baiernherzöge — die am entſchiedenſten auf Seiten der römiſchen Hierarchie ſtehen, die gefährlichſten Feinde des Erzhauſes Oeſtreich ſind und ihm ſchon nach der Kaiſerkrone geſtrebt haben. — Doch höre mich nun wohl an und betrachte mit mir die Lage der Dinge und die perſönliche Stellung des Kaiſers zu ihnen genau. Karl iſt ein Sohn des Erzhauſes Oeſtreich, das immer treu und feſt zum Papſt gehalten und dieſer Treue ſeine Größe zu verdanken hat. Er iſt in dieſer Treue und im frommen Glauben an die Satzungen der römiſchen Kirche erzogen; aber er iſt auch ein Enkel Ferdinands und Iſabella's, der größten Stützen der Kirche. Und nun: er iſt der Erbe von Oeſtreich, von den Niederlanden, von Spanien. Karl iſt König von Spanien, und er war es früher als deutſcher Kaiſer. Das iſt für ſeine Stellung von ungeheurer Wichtigkeit.“

„Ja, es iſt ſehr ſchlimm, das Du recht haſt! Denn gerade darin liegt das Unglück Deutſchlands. Nie waren die Kurfürſten kurzſichtiger, als damals, wo ſie einen mächtigen, reichen Kaiſer wollten und den König von Spanien wählten. Der alte Jakob trug auch einen Theil der Schuld. Gott wird ſie ihm vergeben haben; denn ſie entſprang aus einem edeln dankbaren Herzen. Er ſah die Folgen nicht ein, und hing, wie Du und ich mit dem ganzen Herzen am Erzhauſe. Die öſtreichiſchen Fürſten hatten die Fugger erhoben, der Fugger erhob dafür den öſtreichiſchen Fürſten wieder; aber Deutſchland iſt dabei zu Schaden gekommen.“

„Wir thun beſſer, das dahin geſtellt ſein zu laſſen und die Dinge zu nehmen, wie ſie eben ſind. Genug, Karl war in Spanien der Nachfolger des Kardinal Ximenes, des größten und ſtrengſten Kirchenfürſten der neuern Zeit. Karl konnte nur in Ximenes' Grundſätzen dort regieren, und er nahm ſie um ſo williger an, als Naturanlage und Erziehung ihn dazu antrieben. Sein eigner Lehrer Adrian Florens wurde Papſt. In keinem Lande Europa's ſteht die Kirche noch ſo in ihrer alten kräftigen Herrlichkeit, als in Spanien; Königthum und

«Mit Freuden, mein Junge! Wie hoch hältſt du dein Leben?»

«I nun, Sie haben das Ihrige zu einem Werth von funfzig tauſend Thalern angegeben, da wird ja wohl das meinige fünftauſend Thaler werth ſein.»

«Geh zum Doktor Trautmann und zum Bankagenten Zahl. Wenn du für gut befunden wirſt, werde ich dich mit fünf tauſend Thaler verſichern.»

Fink beſorgte das Nöthige.

Abends aß der Baron mit wenig Appetit; in der Nacht wurde er von Leibſchmerzen erweckt, ein heftiges Uebelbefinden, ihm um ſo empfindlicher, je weniger ihm ſeit ſeiner Jugend eine Ader weh gethan hatte, durchdrang ſeinen ganzen Körper. Dem robuſten Jäger waren die Glieder bleiſchwer, der Kopf that ihm zum Zerſpringen weh, es wühlte ihm im Leibe und zwickte ihn ſchmerzlich im Mark ſeiner Gebeine. Mit angſtbeklommner ſchwacher Stimme rief er Fink, aber der Kerl ſchlief ſo feſt und war durch Rufen gar nicht zu ermuntern. Des Baron's Zuſtand verſchlimmerte ſich aber mit jeder Minute, und nach einer Stunde ſteigender Pein war's ihm nicht anders, als ob er den Geiſt aufgeben müßte. Wimmernd ſuchte er ſich aufzurichten, ſchleppte

Prieſterthum durchdringen und bedingen ſich gegenſeitig. Die Scholaſtik der Dominikaner blüht in Spanien jetzt erſt recht auf und beherrſcht alle gelehrten Köpfe. Die leiſeſte Annäherung an die umſturzenden Lehren Luthers würde dem Könige die Krone koſten. Aber Karl iſt, wie geſagt, ſeiner Natur nach ſolchen Ideen feind; ſie ſind ihm aufs Aeußerſte zuwider, und nichts betrübt ihn mehr, als daß ſeine eignen Schweſtern, die verſtorbene Iſabella und die Königin Maria ihnen zuneigten. Auch bekampfte er den Papſt Clemens durchaus nicht als Oberhaupt der Kirche, im Sinne der Proteſtanten, ſondern als Furſten des Kirchenſtaats, der ſich mit ſeinen Feinden verbunden hatte. War es ſeine Schuld, wenn die deutſchen Kriegsvölker das anders auffaßten? Die gottloſe Verhöhnung des Papſtes und der Kirche durch das rohe deutſche Volk hat den Kaiſer ſehr geſchmerzt und erbittert. — Und nun wollen wir einmal annehmen, Karl ware weniger ein ſtrenggläubiger Sohn der Kirche, auch er neige — was jedoch bei ihm unmöglich iſt — zu den lutheriſchen Neuerungen und hätte den Papſt ferner bekampft. Welche furchtbaren Verwickelungen und Verwirrungen würden daraus entſtanden ſein! Ein unabſehbares Ungluck fur Deutſchland, ja für ganz Europa. Der Fall des Papſtthums hätte den Fall des Kaiſerthums nach ſich gezogen; denn beide ſind auf einander geſtützt, bedingen ſich gegenſeitig. Das Eine kann nicht beſtehen ohne das Andre. Der Kaiſer hatte alſo gegen ſich ſelbſt gewuthet, gegen die

Zukunft ſeines Hauſes, gegen die des Reichs. Läßt ſich ſolch ein Wahnſinn von einem beſonnenen Manne erwarten, ja nur als möglich denken? Der Kaiſer muß als ſolcher, er muß als König von Spanien zum Papſt halten mit all ſeiner Macht; er muß der Gegner der Proteſtanten ſein; denn dieſe ſeine Macht beruht ſeit uralten Zeiten bis heute auf der Macht der lateiniſchen Kirche. Unmöglich kann er der wilden und regelloſen Neuerungsſucht eines großen Theils des deutſchen Volks den Zügel ſchießen laſſen. Das wäre dem Unverſtand Thür und Thor geöffnet. Er verkennt nicht, daß ſich Mißbräuche in die Kirche eingeſchlichen haben, und er dringt ernſtlich zur Abſchaffung derſelben auf ein allgemeines Concilium. Aber das Kind ſoll nicht mit dem Bade verſchüttet, der Kopf nicht mit dem Kragen abgeſchnitten werden. — Und wie ſeine innern, ſo weiſen auch ſeine äußern Verhältniſſe den Kaiſer an den Papſt und das treue beharrliche Feſthalten an der Kirche. Will er den Woiwoden aus Ungarn vertreiben und ſeinen Bruder auf den Thron der Magyaren zurückführen, er kann es nur mit Hülfe der Majorität des Reichstags, mit den altkirchlichen Ständen. Will er ſeinen Schwager Chriſtiern auf den däniſchen Königsthron wieder einſetzen, er kann es nur mit den katholiſchen Fürſten. Denn die Partei, welche den König Chriſtiern vertrieben hat, iſt den proteſtantiſchen Lehren zugethan, und die deutſchen Proteſtanten werden wahrlich nicht die däniſchen und ſchwediſchen

Anhanger des Lutherthums bekämpfen. Will er die Schmach, welche König Heinrich von England dem Kaiſerhauſe durch die Scheidung von Katharina von Aragonien angethan, vertilgen, er muß den Papſt beſtimmen den ertheilten Ehedispens für ungiltig zu erklaren, wie dieſer auch bereits gethan hat. Seinen Schwager, den König Franz von Frankreich, kann er nur zur Ruhe zwingen durch ſeine Verbindung mit den Stützen der Kirche; denn Franz hat ſtets Luſt, ſich mit den Proteſtanten zu verbinden, obgleich er nichts weniger, als ihr Glaubensgenoß iſt. Soll die Schweiz dem Reiche nicht ganz verloren gehen, muß er das mit den altgläubigen Cantonen — die die alte gleichſam ererbte Feindſeligkeit gegen das öſtreichiſche Haus vergeſſen haben — im vorigen Jahre gegen die Neuerer abgeſchloſſne Bündniß aufrecht erhalten. Kurz, wohin wir auch blicken, der Kaiſer wird von ſeiner eignen Natur und von ſeinen Verhältniſſen genöthigt, an Papſt und Kirche feſtzuhalten und die neuen Ideen ſich nicht über den Kopf wachſen zu laſſen."

„Du haſt überzeugend geſprochen. Ich begreife, daß Karl dem jungen Zeitgeiſte keine Conceſſionen machen kann und wird," ſagte Büdenhoven mit trübem Ernſte oder vielmehr Traurigkeit. „Es bleibt alſo nichts übrig, als ein entſcheidender Kampf zwiſchen beiden Principien. Und dieſer Kampf kann nicht mit Worten und Schriften, er muß mit dem Schwerte geführt werden. Was Hutten und Sickingen als unvermeidlich begriffen und ſchon vor ſieben Jahren ausführen wollten, es wird doch geſchehen müſſen.“

„Ich glaube es ſelbſt,“ verſetzte Anton Fugger. „Aber Du haſt an Sickingens und Huttens Untergang, Du haſt an dem Unterliegen des furchtbar drohenden Volksaufſtandes zwei Jahre ſpäter geſehen, wohin ein ſolcher Kampf führen wird, zu einer gänzlichen Niederlage der Proteſtanten, zum Siege der Kirche gegen ihre Widerſacher. Wahrlich, Kaiſerthum und Papſtthum ſind mit einander verbündet noch ſtark genug, alle ihre Feinde niederzuwerfen und in gänzliche Ohnmacht zurückzuſtoßen. — Wer alſo klug iſt, wird es mit dem Kaiſer und dem Papſte halten. Ich gebe auf all dieſe Bewegungen zu Gunſten der Kirchenreform im Sinne der Wittenberger und Züricher nicht viel. Dieſe Schwärmereien ſind mit einem drohenden Kriegsheer gedämpft. Das Haus Fugger wird katholiſch und kaiſerlich bleiben, und wenn ganz Augsburg von Kaiſer und Papſt abfiele, und die Fugger werden bei ſolcher Treue und Beharrlichkeit gut fahren. — Es iſt mir leid, daß die beiden Kleriker in unſerer Familie, mein Onkel Marx und mein Bruder Marx von einem frühzeitigen Tode hinweggerafft worden ſind. Es ſollte mir für meinen Bruder nicht bange ſein, um den Kardinalshut und ein Erzbisthum. Von meinen und Raimunds Söhnen müſſen ein paar geiſtlich werden. Mir ſelbſt hat der Kaiſer in dieſen Tagen ein paar Wörtlein geſagt, die auf unſre baldige Erhebung hindeuten.

Ich werde die Treue der Fugger, wie es dem Kaiſer ziemt, zu belohnen wiſſen, ſprach er. — Wohl, mein lieber Bubenhoven! Wir werden feſthalten. Ich will Dir meine geheimſten Gedanken nicht verhehlen. Der Kampf, von dem wir vorhin ſprachen, wird vielleicht bald ausbrechen. Augsburg und die andern Reichsſtädte werden wider Kaiſer und Papſt ſein, wie die proteſtantiſchen Fürſten. Dieſe werden verjagt werden, jene die Reichsfreiheit verlieren. Denk' an die Mediceer! Ihre Vorfahren waren Leinweber, wie die unſrigen. Sie waren Wechsler, wie wir. Sie wurden die Fürſten von Florenz; wir werden die Fürſten von Augsburg werden. Nur klug und vorſichtig auf das Ziel losgeſteuert! Darum iſt mir die Verbindung Raimund Mohrs mit Regina Turzoin ſo ſehr wichtig. Noch weiß der Kaiſer nicht, wer er iſt. Er darf es auch nicht eher erfahren, als nach der Hochzeit, er möchte ſonſt die Verbindung hintertreiben. Wir entſchuldigen uns deshalb mit dem ausdrücklichen Verbot meines Ohms Jakob. Wäre Regina eine Fugger, ſo ſähe die Sache ſchwieriger aus; das Haus Turzoin iſt aber ſo alt und vom beſten ungariſchen Adel, daß die Vermählung ſeiner Tochter mit einem Fürſten nichts Auffallendes hat, zumal mit einem ſolchen Fürſten. Aber wir werden doch dadurch einem Fürſten verwandt, und der Kaiſer wird dem Fürſten Raimund ſicherlich allen möglichen Vorſchub leiſten."

„Das iſt aber gerade gegen den ausdrücklichen Willen ſeines Vaters und unſres ſeligen Ohms. Dieſer mir mehrmals kundgegebene Wille lautete dahin, daß Raimund ein ruhiger Bürger und Kaufmann werden und niemals etwas von ſeiner fürſtlichen Abſtammung erfahren ſolle. Du weißt, in welchen engen und freundſchaftlichen Beziehungen ich zu Don Alfonzo de Granada ſtand; ich war ſein Retter, als die Rache des Erzherzogs Philipp ihm nach dem Leben ſtrebte; ich war ſpäter, als ihm der Kaiſer Maximilian auf Fürbitte der Erzherzogin Margaretha den Namen Ritter von Süderland verliehen, oft mit ihm zuſammen, und ſein Sohn war mehr als einmal der Gegenſtand unſrer Unterhaltung. Da ſagte er: ich bin durch meine hohe Geburt unausſprechlich unglücklich geworden; der Fluch dieſer Geburt hat mich von Land zu Land getrieben; die edeln Frauenherzen, die ſich mir zuneigten, ſind dadurch in Noth und Tod geſtürzt worden. Ich will meinem Sohne ein gleiches unſeliges Loos erſpart wiſſen. Im Hauſe der Fugger wachſe er auf, als der Sohn der Niedrigkeit; er lerne arbeiten und ſeinen Lebensunterhalt durch geregelte Thätigkeit gewinnen. Nie erfahre er, wie nah er dem Unglück des mauriſchen Volks ſteht. Seine Tage ſollen fern von der gefährlichen Größe in Ruhe und Zufriedenheit mit ſeinem niedern Looſe verfließen. — Und darauf fußen die Verabredungen, die er mit Jakob Fuggern nahm; darauf bezieht ſich endlich die Verfügung des Letztern in Bezug auf Raimund Mohr. — Das Alles wollt ihr nun umſtoßen, und trotz dieſer

Verfügungen den jungen Mann mit ſeiner vornehmen Geburt bekannt machen und ihn in eine Laufbahn einführen, wo er den ſchwindelnden Weg der Größe zu ſeinem Verderben gehen wird. Und dieſe Enthüllungen ſollen erſt erfolgen, wenn er durch das Sakrament mit unſerm Hauſe unauflöslich verbunden iſt. Das iſt ein gefährliches Spiel. Ich furchte, er wird Euch der Falſchheit und Hinterliſt anklagen, und Ihr werdet Euch einen bittern Feind und Haſſer erzogen haben."

„Nicht doch!" lachelte Anton kalt und im Gefühl überwiegender Klugheit. „Was iſt er ohne uns? Ein armer unbedeutender mauriſcher Prinz. Erſt das Geld und der Einfluß der Fugger geben dieſem Prinzen die rechte Folie. Wir machen ihn reich; wir verſchaffen ihm die Gnade des Kaiſers und wo möglich die Beſitzungen ſeines Vaters. Dagegen gibt er uns die Folie ſeines fürſtlichen Namens. Des Kaiſers Verbindlichkeiten gegen unſer Haus, welche durch Martins Pflege ſchon vermehrt worden ſind, werden durch unſre Verwandtſchaft mit Raimund erhöht. Kommt dann der unausbleibliche Zeitpunkt, auf welchen ich hindeutete, ſo erleichtert uns dies Alles den Weg zu einem hohen und glänzenden Ziele. — Und überdies wiſſen wir Alle zur Genüge, wie neckiſch der Zufall ſein Spiel zu treiben pflegt. Unverſehens würde er einmal Raimunden das Geheimniß ſeiner Geburt verrathen; und dann hätte er Urſache uns zu grollen, daß wir es ihm verſchwiegen. Es zeigt ſich immer mehr, daß er durchaus nicht zum ruhigen Bürger, zum betriebſamen Geſchäftsmann paßt. Der Adler verläugnet die ihm angeborne Natur nicht. Vergebens iſt's, ihn mit den Hühnern und Gänſen auf dem Haushofe zuſammenzuſtecken. Eines Tags, wenn ihm die Schwingen erſtarkt ſind, wird er zur Sonne empor ſteigen, und werden ihm die Flügel gebrochen, ſo wird er vor Sehnſucht nach der Sonne ſterben. Dieſe Sehnſucht drängt und treibt ſchon in Raimunds Bruſt. Ich habe ihn zeither wohl beobachtet. Darum müſſen wir von dem Willen ſeines Vaters und unſres Ohms abgehen und für uns ſelbſt aus Raimunds Adlernatur den möglichſt größten Vortheil ziehen."

„Möge der Himmel Deine hochgehenden Pläne ſegnen!" ſagte Bübenhoven mit gutmüthiger, aber auch wehmüthiger Ironie; denn er konnte kein Glück darin ſehen, wenn die Fugger Herzöge von Oberſchwaben würden.

Raimund Fugger trat raſch in das Zimmer. „Der Teufel ſelbſt hat ſein Spiel!" rief er ungewöhnlich aufgeregt. „Ich komme von der Tante Sibylle. Regina ſchwört Stein und Bein ins Kloſter gehen zu wollen; Raimund ſchießt auf der Straße wie ein Toller an mir vorüber. Nun verräth mir der alte Veit, daß dieſelben Zigeuner hier ſind, welche bei Raimunds Geburt waren und ihn nach Kremnitz brachten, und daß der junge Menſch alle Abende heimlich zu ihnen lauft und ein Minneſpiel mit der jungen Zigeunerin angeſponnen hat, die allen jungen und ſelbſt vielen alten Männern den Kopf verrückt. Soll doch dieſe Verrücktheit dem Kardinal von Lüttich das Leben gekoſtet haben. — Das iſt eine ſchöne Beſcheerung, die uns die kleine Hexe anrichtet."

Anton war vor Schrecken bleich geworden. „Wir müſſen raſch und entſchieden handeln," ſagte er mit ſeiner gewohnten Ruhe. „Vor allen Dingen müſſen wir erforſchen, ob Raimund von den Zigeunern das Geheimniß ſeiner Geburt erfahren hat, und danach unſre Maßregeln nehmen. Jedenfalls müſſen wir die kleine ſchöne Zigeunerin uns unſchädlich machen, ſei es, auf welche Weiſe es wolle. Zigeunerwitz ſoll wahrlich nicht durch die Pläne der Fugger fahren. Bis morgen muß Alles wieder in Ordnung ſein. Regina wird ſich leicht verſöhnen laſſen."

Bübenhoven lächelte ungläubig und betrachtete einen Augenblick den zu den äußerſten Gewaltmaßregeln ſo ſchnell entſchloßnen Anton verwundert und mit leichtem ſtillen Kopfſchütteln.

Vierzehntes Kapitel.

Bei der alten Karacha fand Anton Fugger mit einer ſchweren Geldbörſe leicht Eingang und Gehör und viel weniger Widerſtand, als er erwartet hatte. Sie und Zarova verſprachen dem reichen Manne, den Minnehandel zwiſchen Raimund Mohr und Carlotten nicht mehr zu dulden und mit einer guten Entſchädigung Fuggers Augsburg in einigen Tagen zu verlaſſen. Bis dahin ſollte das Mädchen in ihrem Verſteck im Katharinenkloſter bleiben. Damit ſchien dem ſehr verſtändigen Anton die Sache abgemacht. Mit Raimund Mohr und Katharina Turzoin hoffte er noch viel leichter fertig zu werden oder eigentlich ſchon fertig zu ſein. Aber bei Reginen ſtieß er zuerſt auf hartnäckigen Widerſtand. Sie erklärte ihm auf das Entſchiedenſte, daß ſie weder Raimunds, noch eines andern Mannes Weib werden wolle, ſondern eine Nonne, und ſich mit Mühe zu Fink's Bette, und rüttelte ihn munter.

Der Diener war ſogleich bereit, Thee zu kochen und andre Hausmittel anzuwenden; aber es wollte platterdings nichts anſchlagen, und kläglich rief der Baron: «Fink, wenn ich mein Leben nicht verſichert hätte, ſo glaub' ich, müßt' ich ſterben.»

Doch mit dem Anhalten der Schmerzen ſchien allmälig das feſte Vertrauen des Barons auf die berühmte londoner Anſtalt zu ſinken, und aus ſeinen Äuſſerungen ging hervor, daß einige Zweifel an die Untrüglichkeit der Lebensverſicherungsbank in ihm aufſtiegen.

Als der Tag anbrach, ſagte Fink mit beſorgtem Geſichte, er wolle den Doktor Trautmann holen.

«Nicht doch!» rief der Baron ärgerlich. «Erſt rufſt du mir den Bankagenten Zahl. Der Menſch ſoll mir auf's Gewiſſen ſagen, ob mir die Bank für mein Leben gut iſt. Kann er das beſchwören, ſo nehm' ich keinen Tropfen Arznei ein. Ich hab' einen Widerwillen vor den Apothekerwaaren. Iſt's aber Flauſerei mit der Lebensverſicherung, wofür ich's faſt halte, ſo will ich einnehmen.»

all ſein Bitten und Drohen, ſeine Verſprechungen und Ueberredungskünſte richteten nichts bei ihr aus. Sie zu zwingen hatte er weder Recht noch Gewalt; denn die alte Sibylle, über den Vorfall noch kränker geworden, trat auf des Mädchens Seite und ſchnitt dadurch mit einem Male alle weitern Operationen ab. Es blieb den beiden Brüdern nichts weiter übrig als einen Eilboten nach Kremnitz zu ſchicken, um Regina's Aeltern für ſich zu gewinnen.

Mit Raimund Mohr war auch nicht viel anzufangen. Er befand ſich in einer ſo exaltirten Stimmung, daß er bald troſtlos weinte, bald ſich und ſein Schickſal verfluchte, bald hoch und theuer ſchwur, er müſſe und werde mit dem Kaiſer in den ungariſchen Krieg ziehen; denn es ſei ſeine heiligſte Pflicht für ſein Vaterland zu kämpfen und zu fallen; ſich mit Reginen zu vermählen halte er aber für Sünde; denn er liebe ſie nur als Schweſter. Aus dieſen verworrenen Aeußerungen ging indeſſen ein Troſt für die Fugger hervor, der Jüngling hatte von den Zigeunern, wie dieſe bereits heilig und theuer verſichert, das Geheimniß ſeiner Abſtammung nicht erfahren. So hofften ſie denn von der Zeit, von den Nachrichten aus Kremnitz und von der perſönlichen Einwirkung des Kaiſers auf dieſe plötzlich getrübten Verhältniſſe, die ſie zu beanſpruchen gedachten, noch immer das Gelingen ihres Plans.

Raimund Mohr erfuhr inzwiſchen vom Stallmeiſter Toni Carlottas Aufenthalt, und obgleich Anton die Verfügung getroffen hatte, daß das Zigeunermädchen kaum anders als Gefangne im Katharinenkloſter gehalten wurde, ſo gelang es ihm doch durch die Hülfe der Schweſter Barbara, die ſich ihm ſtets gewogen gezeigt, Carlotten wiſſen zu laſſen, daß nach dem Tode des Erzbiſchofs von Lüttich keinerlei Gefahr mehr für ſie vorhanden ſei. Carlotta langweilte ſich über die Maßen in dem finſtern einſamen Kloſter unter den triſten Nonnen und ſehnte ſich in gleichem Grade nach ihrem Geliebten, nach dem ſonnigen Sommer, nach dem bunten fröhlichen Menſchengewühl auf den Straßen, nach ihren Stammgenoſſen und Spiel und Tanz. Nachdem ſie ſo gute Botſchaft von Raimunden erhalten, wollte ſie fort zu ihm und zu ihren Leuten. Die von Anton Fuggern gewonnene Priorin verſuchte ſie zurückzuhalten, das Mädchen ſchrie, rang die Hände verzweiflungsvoll und härmte ſich ab, ſo daß die Schweſtern Felicitas und Johanna Mitleid mit ihr hatten, und mit Hieronymus Fuggern bei ſeinem nächſten Beſuch über die gewaltſame und widerrechtliche Gefangenſchaft der Zigeunerin ſprachen. Dieſer beſprach ſich mit Bübenhoven. Beide waren über Antons deſpotiſche Handlungsweiſe, die ſie durchſchauten, empört, und wie Hieronymus immer der ſtille Antagoniſt ſeiner Vettern, namentlich des kalten klugen Spekulanten Anton geweſen war, ſo war ihm vorzüglich deſſen Spekulation mit Raimund Mohr zuwider, und er freute ſich ſehr über das Mißlingen derſelben. Bübenhoven hatte aber noch ein beſonderes Intereſſe an dem lieblichen Zigeunermädchen: ſie war ſeine Enkeltochter, und ſein ſanftes Dichterherz fühlte ſich warm und innig zu ihr hingezogen. Beide Männer thaten die nöthigen Schritte, und Carlotta wurde noch denſelben Tag in Freiheit geſetzt, da gar kein Grund vorhanden war, ſie im Kloſter zurückzuhalten. Kaum aber zeigte ſich das Mädchen auf der Straße, als ſie auch ſogleich vom Volke umringt und mit Jubel begrüßt wurde. Die Menſchenmenge häufte ſich, jauchzte, jubelte und führte ſie in Proceſſion, wie eine Fürſtin zu den Zigeunern, die eben auf dem Weinmarkt vor Anton Fuggers Haus ſpielten und tanzten. Hier mußte Carlotta tanzen. Der Beifall ſtieg und wurde zum Sturm; es regnete Blumen auf ſie und Geld auf den Teller der Einſammlerin. Hatte man das holde Mädchen erſt ſchon überaus gern geſehen, ſo wurde ſie nun raſch der Liebling des Volks, und Alles ſchwärmte für ſie.

Der Grund davon lag nicht allein in ihrer Schönheit und in ihrem Tanze. Die große Maſſe war mit fanatiſchem Eifer der Kirchenreformation zugethan, und die Bevölkerung Augsburg vorzüglich der Zwingliſchen Lehre. Wenn ſich Melanchthon oder ein andrer Reformator auf der Straße zeigte, wurde er vom Volke mit ehrerbietigem Jubel begrüßt und begleitet, kam ein Biſchof oder gelehrter Mönch des Wegs, wurde er mit Ziſchen und Hohnreden empfangen. Die proteſtantiſchen Fürſten überhäufte das Volk mit lauten und ſtürmiſchen Beweiſen der Ehrfurcht, Liebe und Bewundrung, am meiſten den jungen körper- und geiſteskräftigen Landgrafen von Heſſen; gegen die katholiſchen äußerte es nicht ſelten ſein Mißfallen; den Kaiſer und den König Ferdinand ließ es ſtumm vorüberziehen; der Königin Maria huldigte es dagegen auf alle nur erdenkliche Weiſe. Dem ſtolzen und brutalen Erzbiſchof von Lüttich hatte die Menge ihren Haß nicht verhehlt. Nun hatte ſich gleich nach dem plötzlichen Tode dieſes widerwärtigen geiſtlichen Herrn das mannichfach variirte Gerücht verbreitet: er habe das ſchöne Zigeunermädchen rauben laſſen, um ſie zu ſeiner Kebſe zu machen, ſie habe ihm aber durch ihre Zauberkünſte den Tod dafür eingeſchenkt. Andre erzählten: die Knechte des Erzbiſchofs hätten geſehen, wie ſich die Zigeunerin plötzlich in eine Teuflin verwandelt und ihren Herrn mit der Berührung ihrer glühenden Hand getödtet. Dem großen Haufen war das anfangs ziemlich gleich; ihm genügte, daß Carlotta dem Erzbiſchof nach Verdienſt gelohnt. Daher das allgemeine und große Intereſſe an ihr. Dieſes wurde dadurch noch erhöht, daß man erfuhr, ſie liebe den ſchönen Ungar und werde von ihm geliebt, und dadurch ſei deſſen Verbindung mit der Baſe der Fugger rückgängig geworden. Waren doch die beiden Brüder Fugger nichts weniger als beliebt in Augsburg. Ihr hochmüthiges Zuhalten zu Kaiſer und Papſt hatte ſie um die Volksgunſt gebracht, wenn nicht gar ſie verhaßt gemacht, und man gönnte ihnen den Streich, den die Zigeunerin ihnen geſpielt.

Dieſe Dinge wurden in der dichtgedrängten Menge von Mund zu Mund beſprochen, während Carlotta mit bezaubernder Anmuth, wie noch nie, ihre Tänze auf dem Weinmarkt ausführte.

Der Kaiſer befand ſich eben bei ſeiner Schweſter, und ſie führten ein höchſt merkwürdiges Zwiegeſpräch. Maria, von der herannahenden Hochzeit ihres ſchönen Günſtlings und des ſanften Ungarmädchens zu einem Entſchluß gedrängt, (von den Vorfällen zwiſchen Raimund Mohr und Regina Turzoin hatte ſie keine Kunde erhalten), hatte die heitre Laune, welche ihr kaiſerlicher Bruder diesmal zu ihr gebracht, benutzt, um geſchickt auf ihr Ziel loszuſteuern. Sie mußte die Hochzeit hintertreiben; dazu mußte ſie mit der Farbe herausgehen. Sie that es mit großer Schlauheit.

„Ich habe geſtern einen beſondern Genuß gehabt," begann ſie vorſichtig. „Ferdinand hat Annen und mir ſpaniſche und mauriſche Geſchichten erzählt. Dann iſt er jedesmal liebenswürdig. Er lebt und webt darin; es ſind die Eindrücke ſeiner Jugend, und er iſt doch ganz und gar ein Spanier und wird es bleiben; niemals wird er ein Ungar, ein Böhme, oder gar ein Deutſcher werden."

„Geht es mir anders?" lächelte der Kaiſer. „Und ich bin doch mit Dir in den Niederlanden aufgewachſen, und unſre liebe Erzieherin, Tante Gretchen, iſt doch eine ächte Deutſche. Aber Spanien iſt ein wunderbares Land, wie es kein zweites gibt, und Keiner, der dort lebt, wird ſich den mächtigen Einflüſſen, die auf ihn eindringen, entziehen können, am wenigſten der König des Landes, oder der Königsſohn. Wer nun vollends dort geboren wurde und aufwuchs, wie Ferdinand! Der Zauber Spaniens muß ihn beherrſchen ſein Lebenlang. Nicht vergebens hat ein in allen ſeinen Verhältniſſen ſo eigenthümliches Volk, wie die Mauren dort achthundert Jahre gelebt und ſeine Blüthen entfaltet. Trotz des Chriſtenthums iſt Spanien mauriſch in Sitte und Lebensgewohnheit, und man wird bei jedem Schritte an jenes außerordentliche Volk erinnert. Nirgend aber wirkt dieſer Zauber mächtiger als in Granada und ſeiner herrlichen Königsburg der Alhambra. Ganz Deutſchland vermag nichts auch nur entfernt Aehnliches zu bieten.“

„Dasſelbe ſagt auch Ferdinand. Und ich war niemals in dieſem Wunderlande, wohin mich ſchon ſo oft die ſtärkſte Sehnſucht meiner Bruſt zog und jetzt — ich geſtehe es — mächtiger und unwiderſtehlicher als je. Ja, ſie zieht mich nicht nur nach dem Lande, ſie zieht mich noch mehr nach der unglücklichen Königin, die uns geboren hat, und die ich nur mit den Augen eines einjährigen Kindes geſehen. Es hat mich oft mit bittrer Wehmuth erfüllt, daß ich ſtets fern von der armen Geiſteskranken war, daß ſie mich nicht kennt und ich ſie nicht, die doch der Liebe und Pflege ihrer Töchter ſo ſehr bedarf.“

„Du ſollſt ſie ſehen und pflegen; Du ſollſt die ſtolzen ſpaniſchen Städte ſehen und die herrlichen mauriſchen

Städte Cordova und Granada, Du ſollſt mit mir in der Alhambra wohnen, und kommſt mit Deinem Wunſche nur dem meinigen zuvor,“ ſprach Karl mit ungewöhnlicher Wärme. „Du gehſt mit mir nach Spanien; wir trennen uns nicht wieder, meine liebe Maria.“

So zärtlich hatte er noch nicht zu ihr geſprochen; die überraſchte Königin erröthete unwillkürlich vor dem Ausdruck ſeines Auges.

„Aber Deine ketzeriſchen Gelüſte mußt Du in dem trüben kalten Deutſchland zurücklaſſen,“ ſetzte er fein lächelnd hinzu. „Sie taugen nicht für das helle warme Spanien. Dort würden Luther und Zwingli, Melanchthon und Oecolampadius und alle die hochweiſen Herren, die mit ihnen laufen, von der heiligen Hermandad eingefangen und vom Inquiſitionsgericht in einem prächtigen Auto-da-ſè verbrannt werden.“

Ein leichter Schauder lief durch die Glieder der Königin und überhauchte ihr edel ſchönes Geſicht mit einer augenblicklichen Bläſſe. Doch ihre Gedanken kehrten ſchnell zu dem frühern lockenden Bilde in ihrer Seele zurück, und ſie flüſterte: „Ja, auf der Alhambra möchte ich wohnen! Welch ein Genuß, von der Generalife aus die blühende Vega zu überſchauen und in den Luſthainen der Sultaninnen zu wandeln Dieſe mauriſchen Königinnen waren doch glücklicher als wir. Ferdinand hat mir ein reizendes Bild von ihrem Leben entworfen; es floß ihnen wie ein bunter ſchöner Traum dahin.“

„Dafür iſt ihnen der Himmel verſchloſſen, deſſen nur gläubige Chriſten theilhaftig werden,“ entgegnete der Kaiſer ernſter.

„Ich wollte, ich wäre ein Mann!“ ſeufzte Maria. „Ich ließe mich von Dir zum Vicekönig von Granada machen.“

„Wunderlicher Einfall!“ lachte der Kaiſer.

„Man hat mir geſagt, es leben noch Nachkommen des granadiſchen Sultansgeſchlechtes, und ſie hätten ſich zum Chriſtenthum bekehrt.“

„Ein ſolcher Königsenkel, wenn auch nicht aus dem Stamme der Könige von Granada, wurde voriges Jahr in Valencia entdeckt. Er war lange als der geheime König der Mauren verehrt worden, und ſeine Abſicht war, ſich ſogleich nach meiner Abreiſe nach Italien zu empören.“

„Und was war ſein Schickſal?“

„Er wurde mit ſeinem ganzen Stamme und Anhange niedergehauen. Nur die äußerſte Strenge frommt dieſem unruhigen Volke. Ich werde keinen Bekenner des Koran in Spanien dulden. Im Königreich Valencia lebten noch gegen dreißigtauſend mauriſche Familien, während nicht viel über zwanzigtauſend chriſtliche vorhanden waren. Nach dem Siege von Pavia fühlte ich mich aus Dankbarkeit gegen Gott verpflichtet, die Feinde Gottes unter meiner Krone zu Chriſti Heil zu bekehren. Die Mauren widerſetzten ſich mit bewaffneter Hand. Es kam zum Krieg zwiſchen mir und ihnen. Sie warfen ſich in die

Sierra Espadan, aber die deutſchen Landsknechte, die mir nach Spanien gefolgt waren, ſuchten ſie dort auf und bekehrten ſie ſchnell zum Chriſtenthum. Die Moſcheen wurden in Kirchen verwandelt, und die heilige Inquiſition nahm die Neugetauften in ihre ſtrenge Obhut. Man muß ſie zu ihrem ewigen Heile zwingen; ſie ſind wie ſtörriſche Kinder.“

Die junge gefühlvolle Königin war wieder erblaßt. Es graußte ihr vor dem Glaubenseifer ihres Bruders. „Ich ſprach nur von den Nachkommen der Könige von Granada,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken ängſtlichen Schweigens fort. „Noch ſoll Don Alfonzo de Granada leben, ein fürſtlicher Sproß jenes Hauſes.“

„Was weißt Du von ihm? Wo lebt er? Wer ſagte Dir von ihm? Wer nannte Dir dieſen Namen?“ fragte der Kaiſer emporfahrend mit ungewöhnlicher Haſt und Erregtheit.

„Ich weiß nicht, wer mir von ihm ſagte, ich weiß nicht, wo er lebt,“ verſetzte Maria faſt erſchrocken. „Ich glaube, Ferdinand hat mir von ihm erzählt.“ — Zögernd und lauernd fügte ſie hinzu: „Wenn er nun noch lebte oder ein Sohn von ihm, und er oder dieſer Sohn wäre ein guter Chriſt und Dir treu ergeben: würdeſt Du den Einen oder den Andern zum Vicekönig von Granada erheben?“

„Seltſame Frage! Ich glaube ſelbſt, ich wäre nicht abgeneigt dazu, obgleich ich keinem Abkömmling der

Mauren traue, und wenn er noch ein beſſrer Chriſt ſcheint. Die Gründe, weshalb ich dennoch vielleicht einen ſolchen Verſuch wagte, erlaß mir. Sie beziehen ſich auf unſern Vater. Merkwürdiger Weiſe habe ich mich in dieſen Tagen und in dieſem Hauſe mit jenem Alfonzo de Granada beſchäftigt, um Näheres über ihn zu erkunden. — Sollte Deine Frage —" er ſprach den Satz nicht aus und ſchwieg in Nachdenken verſinkend.

„Und wenn ein ſolcher Vicekönig von Granada um meine Hand würbe," fuhr Maria mit leiſe bebender Stimme fort, „würdeſt Du ſie ihm gewähren?"

Ueberraſcht blickte ſie der Kaiſer an, als wollte er in ihrer Seele forſchen. „Maria!" rief er endlich, und der Ton ſeiner Stimme klang faſt ſchmerzlich. „Was iſt das? Was bedeuten dieſe ſeltſamen Fragen? — Maria, ich gönne Dich keinem Manne."

Damit war denn das Geheimniß ſeines Herzens, vielleicht ihm ſelbſt ein ſolches bis zu dieſem Augenblick, klar ausgeſprochen. Mit Thränen in den Augen küßte ihn die Königin auf die Wange; er aber heftete ſeine Lippen einen Augenblick auf ihren ſüßgeſchwellten Mund. Es war nicht der Kuß eines Bruders, den er ihr gab.

In dieſem Augenblicke erſchallte tauſendſtimmiger Jubelruf vom Markte herauf. Der Kaiſer zuckte auf; er glaubte, ihm gelte dies ſtürmiſche Jauchzen. Verwundert

Fink wollte noch Einwendungen machen, aber unwillig rief der Baron: «Fort! fort! hol' den Bankagenten herbei!» Und Fink machte ſich auf die Strümpfe.

Noch war keine halbe Stunde verlaufen, als der Kaufmann Zahl haſtig in's Zimmer trat, und in der eilfertigen Weiſe eines Geſchäftsmanns ſich mit der Frage an den Baron wandte: «Was ſteht Ew. Gnaden zu unterthänigem Dienſte?»

«Herr,» redete ihn der Kranke, ſich im Bette aufrichtend, ernſt und feierlich an, «können Sie mir mit einem heiligen Eide verbürgen, daß die Lebensverſicherungsbank in London auch im Stande iſt, ihre geleiſteten Verſprechungen pünktlich zu halten?»

«Ich kann Sie verſichern, daß die Bank aus einer beträchtlichen Anzahl der ſolideſten und reichſten Bankiers und Privatleuten beſteht, die über Millionen zu disponiren haben. Es iſt ſeit ihrem Beſtehen noch kein Fall vorgekommen, daß die Bank ihre Verbindlichkeiten nicht gelöst; ihr Fundament iſt unerſchütterlich und Sie können deßhalb ganz außer Sorgen ſein, gnädiger Herr Baron.»

«Hören Sie! Es iſt eine ſehr wichtige Sache! Betrachten Sie ſolche nicht leichtſinnig. Es trat er mit der Königin ans Fenſter. Schon ſeit Wochen war er der jubelnden Begrüßung des Volks in Augsburg nicht mehr gewohnt. Mit Ueberraſchung erblickte er die zarte Silphengeſtalt der Tänzerin im Kreiſe, den das jubelnde Volk um ſie geſchloſſen, und ward ſeines Irrthums inne. Ein paar Augenblicke lang ſtieg eine dunkle Röthe in ſein feines blaſſes Geſicht, und mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgte er die anmuthigen Bewegungen der tanzenden Zigeunerin. Die lebhafte Königin wurde durch das Schauſpiel ſehr ergötzt; ſie liebte das Volk, weil ſie von ihm geliebt wurde, und ſie ſah eine ſolche Maſſenanhäufung ſtets gern. Aber plötzlich ſtieß ſie einen kurzen und gedämpften Schrei aus und erblaßte.

Ein junger vornehm gekleideter Mann hatte ſich aus dem Hauſe ſtürzend, mit kräftigen Armen einen Weg durch die Menge gebahnt, war in den Kreis geeilt und hatte die Tänzerin umarmt und geküßt. Beifallsjauchzen des Volks war dieſer improviſirten Scene gefolgt. Die Königin hatte Raimund Mohren erkannt. Ebenſo der Kaiſer. Er warf einen ſcharfen forſchenden Blick auf die beſtürzte Schweſter, und ſie ſenkte verlegen das Auge vor dieſem Blick. Der Bläſſe folgte eben ſo ſchnell Purpurglut in ihrem Geſicht. Karl kniff die Lippen feſt zuſammen, ſtets ein Zeichen ſeiner innern Erregtheit. „Iſt dieſer hübſche Burſche vielleicht ein Sohn des Don

Alfonzo de Granada?" fragte er nach einigen Minuten peinlichen Schweigens.

„Ich glaube, Ew. Majeſtät beſitzt etwas Sehergabe," verſetzte Maria trotzig.

„Er ſieht ſchon aus, wie ein mauriſcher Prinz und hat Wohlgefallen an ſchönen Landsmänninnen, wie wir eben geſehen haben," lachte der Kaiſer bitter. Die Königin ſchwieg ſchmollend; der Kaiſer empfahl ſich mit kurzem Abſchiedsgruße und verfügte ſich in ſeine geheime Kanzlei, wohin er Anton Fuggern beſcheiden ließ.

Dieſer hatte aus einem andern Fenſter des Hauſes die ärgerliche Scene zwiſchen Raimund Mohr und der Zigeunerin mit angeſehen und erwartete die Rückkehr des Jünglings, um ihn tüchtig ins Gebet zu nehmen, als ihn der Page des Kaiſers in die Kanzlei rief.

Die Königin Maria war ſo unmuthig, daß ſie in Thränen ausbrach. Ihr kleiner Kopf kreiſte mit allerlei Racheplänen, aber ſie waren weit mehr gegen die ſchöne Zigeunerin, als gegen ihren Liebling gerichtet, obgleich auch er beſtraft werden ſollte. Eh noch der Tag ſich neigte, hatte ſie von einer ihrer Kammerfrauen Raimunds Minnehandel mit Carlotten und das daraus hervorgegangene Zerwürfniß mit ſeiner Braut erfahren. Mißmuthig befahl die Königin ihren Zelter und ritt nur von einem Kämmerling begleitet, ins Freie. Spät kam ſie mit einem Entſchluß zurück: die Zigeunerin ſollte entfernt und der Kaiſer genöthigt werden, Raimunden zum Vicekönig von Granada zu erheben.

Fünfzehntes Kapitel.

Martin widerſtand weniger ſeiner eignen Natur, als ſeiner Mutter, wenn er die nächtlichen Beſuche Raimunds bei der Königin Maria zu ſeinem Vortheil zu benutzen ſuchte. Da hielt er vorſichtig in dem verlaſſnen Zimmer Wache, zündete eine kleine Diebslaterne an und öffnete mit einem Nachſchlüſſel, den er ſich verſchafft, den Schrein, in welchem die Scripturen verſchloſſen waren, durchlas ſie und zog ſich Notizen heraus. Da er nun wahrnahm, daß auch die Königin Maria keine Anſtalt machte, ihn dem Ziele ſeiner Wünſche näher zu führen, ja, als er ſich auch von ihr mit nicht zu verbergender Kälte behandelt ſah, und endlich, als er erfuhr, daß Regina feſt entſchloſſen ſei, den Nonnenſchleier zu nehmen, daß alſo nirgends von ihm die Rede war, da gewann ſeine Mutter ihren ganzen Einfluß wieder über ihn, oder vielmehr das eigne böſe Princip in ihm, daß ihm nur aus ihr bewältigend entgegen trat, erhielt tückiſch und racheſlechzend unbeſchränkte Herrſchaft über ſeine Seele. Während er auf der einen Seite noch an dem Plane feſthielt, durch die Königin zu reuſſiren, theilte er auf der andern ſeiner Mutter die im Schooſe der Nacht geſammelten wichtigen Notizen, ſo weit er es für gut fand, mit. Darunter befand ſich auch ein Verzeichniß der ungariſchen Magnaten, welche es insgeheim mit dem König Ferdinand und dem Kaiſer hielten, nebſt Auszügen aus ihren Briefen an beide und aus verſchiedenenen Plänen, wie Ferdinand wieder zum Beſitz von ganz Ungarn gelangen könnte. Dieſe Dinge waren Eleonoren natürlich von großer Wichtigkeit, ſie ſchrieb einen Brief an den Woiwoden oder jetzigen König Johann und verrieth darin Namen und Pläne. Ein aus Ungarn gebürtiger Zigeuner bei der Bande ward von ihr gewonnen, den Brief zu beſtellen. Aber, wie ſchlau und heimlich ſie auch Alles angelegt, ſie ward doch überliſtet.

Der alte Antonio Cebes hatte ſich ſehr geſchickt vor ihr zu verbergen gewußt, aber er hatte ſie jede Stunde bei Tage und bei Nacht beobachten laſſen, und die Zigeuner, von denen ſie umgeben war, ſtanden in ſeinem Solde und hielten zu ihm, ihrem Stammgenoſſen, mit Nationalſympathie und Treue, während ſie nichts an die fremde Abenteuerin feſſelte. Der Bote, welchen Eleonore an den Woiwoden geſchickt, wanderte zwar nach Ungarn, aber er hatte ihren Brief erſt an den alten Cebes abgeliefert. Von dieſem gelangte das Geſchrift noch an demſelben Tage in die Hände des Königs Ferdinand und des Kaiſers. Der Letztere gerieth darüber in großen Zorn, indem er durch dieſes Dokument die Ueberzeugung erhielt, daß all ſeine Vorſicht vergebens geweſen war und ſelbſt im Fuggerſchen Hauſe der Verrath ihn umgeben habe. Um jedes Aufſehen zu vermeiden, begab er ſich ſelbſt in gewohnter Weiſe dorthin, um Anton Fuggern die unangenehme Erfahrung mitzutheilen und mit demſelben die geheimen Maßregeln gegen Raimunden — denn dieſen hielt er natürlich für den Verrather — zu berathen. Zu dieſer Vorſicht wurde er dadurch beſtimmt, daß er von Anton Fuggern über Raimund Mohrs Abſtammung das Ausführliche erfahren hatte. Er fühlte ſich nach dem letzten Befehl ſeines Vaters dem jungen Menſchen ſelbſt dann noch verpflichtet, wenn dieſer wirklich den Verrath begangen; er vermuthete, daß derſelbe nicht allein ſtehen, ſondern einer Verſchwörung angehören möchte, die er, der Kaiſer, gern ganz entdeckt hätte, und auf keinen Fall wollte er in dieſer Sache etwas ohne den treuen, umſichtigen und ruhigen Anton unternehmen. Aber er fand ihn nicht zu Hauſe und begab ſich, um ihn abzuwarten, zu ſeiner Schweſter. Noch hatte er nicht wieder mit Marien geſprochen; er wußte alſo nicht, auf welchem Wege ſie hinter das Geheimniß von Raimund Mohrs Geburt gekommen war, da dieſer ſelbſt es durchaus nicht kannte. Obgleich er nun ſeit der letzten Unterredung mit der Königin ihr grollte, ſo trieben doch ſeine tiefgewurzelte Neigung zu ihr und die Furcht, ſie in irgend einer Weiſe blosgeſtellt zu ſehen, ihn jetzt dazu, ihr hinſichtlich des erfahrenen Verraths Mittheilungen zu machen und ſeine Beſchuldigung Raimunds unverhohlen auszuſprechen. Vielleicht hatte er dabei auch die geheime Abſicht, die Neigung der Königin für den ſchönen Abkömmling der Könige von Granada, die ſie ihm verrathen, zu erſticken. Aber ſeine Erzählung des Vorfalls brachte eine ganz andre Wirkung in Marien hervor. Sobald ſie erfahren hatte, daß der aufgefangne Brief von der gefährlichen Eleonore geſchrieben ſei und dieſe ſich heimlich in Augsburg aufhalte, entdeckte ihr Scharfſinn im Nu den Verräther und den Hergang des Verraths. Sie verbarg ihre Beſtürzung. Es galt, raſch zu handeln, um einer Entdeckung ihres wahren Verhältniſſes zu Martinen und Raimunden zuvorzukommen. Sie erſuchte den Kaiſer mit erkünſtelter Ruhe den jungen Mann nicht eher zu beſchuldigen, als bis die Sache genau unterſucht ſei. Während ſie ſprach und ſich gleichgültig für die Sache anſtellte, überſah ſie den ſehr beunruhigenden Colliſionsfall, in welchen ſie durch dieſe Entdeckung verwickelt worden war. Ihr eignes Intereſſe gebot ihr, Martinen von der ihm und ſeiner Mutter drohenden Gefahr ſo ſchnell als möglich zu unterrichten und beide durch thätige Hülfe der Gewalt und der Strafe zu entziehen, um von Martinen, an dem, wie ſie ſich geſtehen mußte, ſie nichts Beſſres verdient, nicht bloßgeſtellt und in den böſen Handel ſelbſt verwickelt zu werden. Der Kaiſer mußte nämlich in dieſem Falle ihre leidenſchaftliche Liebe zu Raimunden, ihre Zuſammenkünfte mit ihm, ihre Pläne mit ihm und die Art, wie ſie ſich Martins dazu bedient, erfahren, und das Scheitern dieſer Pläne und ſeine Ungnade waren dann unvermeidlich. Entzog ſie ſich aber dieſen Entdeckungen dadurch, daß ſie Martinen und ſeine Mutter fortſchaffte, ſo war damit auch das Mittel unmöglich geworden, Raimunds Unſchuld an den Tag zu bringen, und ſie ſah ihre Pläne dadurch ebenfalls bedroht. Es kam noch hinzu, daß ſie bereits Schritte gegen das Zigeunermädchen gethan hatte. Schon hatte ſie gegen den ihr ergebenen Stadthauptmann Sebaſtian Schärtlin den Wunſch ausgeſprochen, daß auf die gefährliche Hexe gefahndet werden möchte. Aus ganz anderm Grunde hatte Anton Fugger dasſelbe Verlangen geſtellt. Ihre Leidenſchaft für Raimunden hatte eine Höhe erreicht, wo ſie auf nichts Rückſicht nahm, um den Jüngling für ſich zu gewinnen und den Königsthron von Granada mit ihm zu theilen.

Als nun Anton Fugger nach Hauſe zurückgekehrt und der Kaiſer mit ihm in das Kabinet gegangen war, wählte Maria mit Entſchloſſenheit unter den beiden Uebeln dasjenige, welches ihr als das geringere erſchien und wodurch ſie ſelbſt ſich vor der Entdeckung zu ſchützen vermeinte. Sie hoffte, da ſie Raimunden für den Augenblick preisgeben mußte, ihn ſpäter, ſobald nur Martin und Eleonore glücklich entkommen ſeien, doch zu retten, ſeine Unſchuld darzuthun und Martins Schuld zu beweiſen. Sie ließ alſo Martinen heimlich in ihr Kloſet rufen.

„Unglückſeliger!“ redete ſie ihn an, „welch ein Dämon hat Euch getrieben, alle meine Bemühungen, Euer Glück zu begründen, ſo hochverrätheriſch zu vernichten! Ihr ſucht von des Kaiſers Gnade ein glänzendes Lebensloos zu erlangen und verrathet verbrecheriſch den Kaiſer an Eure böſe Mutter, ſeine Feindin! Ihr beanſprucht von uns Geſchwiſterliebe und betrügt uns Alle auf die gemeinſte und ſpitzbübiſchſte Weiſe. Wißt denn, Euere Ränke ſind entdeckt, Euer Verbrechen iſt an den Tag gekommen. Der Kaiſer weiß bereits, daß Ihr Nachts ſeine Papiere im Hauſe durchforſcht, der Brief, welchen Eure Mutter an den Woiwoden geſchrieben, und worin die Magnaten genannt ſind, die ihrem rechtmäßigen König ergeben ſind und mit dem Kaiſer in Verbindung ſtehen, er iſt in ſeiner Hand, ein furchtbarer Beweis Eures Verbrechens. Dankt es dem Intereſſe, welches ich an Euch nehme, daß ich Euch rette und dem ungemeſſnen Zorne des Kaiſers entziehe. Hier habt Ihr meine Börſe. Entfernt Euch ſchleunigſt mit Eurer Mutter aus der Stadt. Ehe eine Stunde vergangen ſein wird, werden die Verhaftbefehle gegen ſie und Euch gegeben ſein. Der Kaiſer weiß bereits, daß ſie ſich bei den Zigeunern aufhält. Ihr begreift, daß ihr beide verloren ſeid, wenn ihr in die Hände der ſtrafenden Gerechtigkeit fallt. Thut mir geheime Meldung, wenn Ihr in Sicherheit ſeid; ich werde Euch ferner noch zu nützen ſuchen."

Martin hatte mit ſprachloſem Schrecken die Hiobspoſt vernommen. Er begriff, daß Alles für ihn verloren ſei, wenn er nicht ſchleunigſt den Rath der Königin befolge. Nur wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch ſeinen Kopf, ſeine Schuld auf Raimunden zu ſchieben und ſich hinter die Schuld der Königin, als ihr Vertrauter, den ſie nicht fallen laſſen dürfe, zu verſtecken; aber er ſah eben ſo ſchnell ein, daß ihm das nichts helfen werde, da der Brief ſeiner Mutter gegen ihn zeugte und er ſich durch neue Treuloſigkeit auch den Haß der Königin zuziehen würde. Ueberdies hatte er erſt heute in einer Unterredung mit Reginen den letzten Schimmer von Hoffnung auf ihren Beſitz verloren. Den Rath der Königin zu befolgen, war wirklich das Einzige, was ihm übrig blieb. Er empfahl ſich alſo kurz, um die ſchleunigſten Vorkehrungen zu ſeiner Flucht zu treffen. Er war damit bald fertig; denn furchtſam und feige, wie er war, wagte er weder, ſich irgend noch im Hauſe aufzuhalten, oder etwas von ſeinem Gepäck mitzunehmen. Er ſteckte alſo nur Geld und Papiere in ſeine Taſchen. Als er eben aus dem Hauſe hinausſchreiten wollte, begegnete ihm Raimund. Mit einem hämiſchen Lächeln zog er ihn bei Seite. „Der Augenblick iſt gekommen," flüſterte er ihm zu, „wo ich Dir das Geheimniß Deiner Geburt entdecken kann. Wiſſe denn, Du biſt ſteht ein Menſchenleben auf dem Spiele. Iſt mein Leben ſicher? Iſt es wirklich ſicher?»

«Vollkommen ſicher. So wie Sie ſterben, zahle ich Ihren Erben fünfzigtauſend Thaler aus.»

«So wie ich ſterbe?» rief der Baron erſchrocken. «Ich will ja aber nicht ſterben. Deßhalb hab' ich mein Leben verſichert, weil ich nicht ſterben will.»

«Wollen Sie Scherz mit mir treiben, Herr Baron? Dazu iſt meine Zeit zu koſtbar. Ich empfehle mich Ihnen.»

«So warten Sie doch! Ich beſchwöre Sie! Es fällt mir nicht ein zu ſcherzen. Hundewetter! Ich liege da todtkrank und ſoll ſcherzen.»

«Aber was befehlen Sie denn eigentlich?»

«Ich will gewiß wiſſen, ob mein Leben ſicher iſt. Ich bin krank, drum will ich das wiſſen.»

«Nun ja doch Ihr Leben iſt mit fünfzigtauſend Thalern verſichert, die Ihre Erben erhalten, wann Sie todt ſind.»

«Das verſtehe der Teufel!» rief der Baron ärgerlich. «Man könnte verrückt werden. Ich verlange Sicherheit meines Lebens von Ihnen, Herr, und nicht des Geldes.»

«Ich muß gehen, damit ich nicht verrückt werde,» ſagte Zahl und lief nach der Thüre.

der einzige Sohn des mauriſchen Fürſten Alnayar, der als Chriſt den Namen Don Alfonzo de Granada führte. Dein Vater lebt in Algier bei dem Dei Chair Eddin Barbaroſſa. Deine Mutter war eine franzöſiſche Prinzeſſin, Luiſe von Maine, aus dem Hauſe Anjou, das Neapel und Ungarn Könige gegeben. Sie war die Jugendfreundin der Erzherzogin Margaretha von Oeſtreich und die erſte Geliebte ihres Bruders, des Erzherzogs Philipp, meines Vaters und des Kaiſers Vaters. Denn ich bin ein Sohn Philipps, ſo gut wie der Kaiſer und der König von Böhmen. Du aber biſt der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada, welche die ſpaniſchen Könige Deinem Hauſe geſtohlen. Hätte die ſchlaue Politik des Kaiſers Maximilian nicht Deine Mutter und meinen Vater gewaltſam getrennt, ſo wäre ſie ſein Weib geworden und nicht jene ſpaniſche Johanna, an die er ohne Liebe geſchmiedet wurde, und Du wärſt Philipps älteſter Sohn, Du wärſt jetzt deutſcher Kaiſer. Noch mehr und von der andern Seite: Die ſpaniſche Johanna liebte Deinen Vater, den Don Alfonzo de Granada, und hätte die treuloſe Politik ihrer Aeltern, des ränkevollen Königs Ferdinand und der ſchlauen Königin Iſabella, ſie nicht von einander geriſſen zu Aller Unglück, ſo wärſt Du Johannas älteſter Sohn und jetzt König von Spanien. So biſt Du von dieſen Kaiſern und Königen um die Kronen betrogen, ja, ſelbſt die, welche Dir nach göttlichen und menſchlichen Rechten zukömmt, die Krone von Granada, ſie iſt im Beſitz dieſes glücklichen Karl, der Dich zu ſeinem Schreiber braucht. Und die wackern Fugger haben treulich geholfen, Dich zu belügen und zu betrügen, und hätten Dich gern zu einem Gliede ihres Hauſes gemacht, um ſich durch Dich ſelbſt zu heben. — Nun weißt Du genug."

Raimund ſtarrte den Sprecher wie ein Wahnſinniger an. „Alfonzo de Granada!" tönte es unwillkürlich von ſeinen bebenden bleichen Lippen. „Schrieb ich doch dieſer Tage einen Brief des Kaiſers an dieſen Mann, worin er ihn einladet, nach Spanien zuruckzukehren, wo er ihn in ſeine Güter und Würden wieder einzuſetzen verſpricht."

„Die geraubte Krone wird er ihm nicht zurückgeben," lachte Martin und wollte gehen.

Raimund hielt ihn krampfhaft am Arme zurück: „Weshalb wollteſt Du mich aus Kremnitz entführen und wohin? Das Eine ſage mir noch."

„Ich war ein Bote der Gemahlin des Dei von Algier, die eine Verwandte Deines Vaters iſt. Chaireddin und Suleima, ſeine Gattin, wollten Dich nach Granada führen mit Heeresmacht und Dich auf den Thron Deiner Väter ſetzen. Der Ring, den ich Dir zeigte, war von Suleima; ich gab aber vor, er ſei von Deiner Mutter. Deine Mutter ſtarb in Ungarn gleich nach Deiner Geburt. — Ich war jahrelang in Deines Vaters Geſellſchaft. — Nun laß mich; ich habe ein dringendes Geſchäft." Er ſchlüpfte aus der Thür und eilte in die Zigeunerherberge, wo er ſeine Mutter fand und ihr in ihrer Kammer athemlos mittheilte, was ſich ereignet hatte. Eleonore begriff die Gefahr, in welcher ſie ſchwebte, aber ſie verlor die Ruhe der Beſonnenheit nicht. Es war ihr nichts Ungewohntes, ſich in gefährlichen Lagen zu befinden. Ihre Pläne forderten ihren längern Aufenthalt in Augsburg; denn noch war im Reichstag nichts entſchieden, wie ſchroff auch die Parteien ſich gegenuberſtanden. Jeden Tag durfte man den Bruch erwarten, und ſchon hatte ſich der Landgraf zum großen Verdruß des Kaiſers heimlich entfernt. Eleonore konnte nicht eher gehen, bevor nicht die Entſcheidung erfolgt war; der ganze Zweck ihrer Reiſe wäre vereitelt geweſen. Aber bei den Zigeunern war ſie nicht eine Stunde mehr ſicher; auch kam der Verrath offenbar von ihnen. Sie hatte ſchnell ihren Plan gemacht und ſchritt ohne Zaudern an ſeine Ausführung. Ohne Aufſehen verließ ſie mit ihrem Sohne die Herberge; außer Karacha war kein Mitglied der Bande zugegen. Ebenſo unbemerkt erreichten ſie das Katharinenkloſter, und nach einer Stunde hätte ſie Niemand in den züchtigen Nonnenkleidern wieder erkannt, mit welchen ſie die Schweſter Barbara verſehen hatte. Selbſt unter dem dichten Schleier waren die verrätheriſchen Flecken in ihren Geſichtern geſchickt zugeſchminkt. Martin nahm ſich als Nonne nicht übel aus. Die entlegenſte Zelle nahm ſie auf; ſie waren geborgen. — Die Pförtnerin war durch ein reiches Geldgeſchenk von

Eleonoren leicht gewonnen, ihr zu jeder Zeit in der Nacht Ein- und Ausgang zu gewähren. Die Klauſur war ohnedies nicht ſtreng, und der Trubel des Reichstags geſtattete noch manche Ausnahme. Die Priorin war auch keine ſtrenge Oberin und hatte den Freuden der Welt nur zum Schein entſagt. Die reformatoriſchen Ideen waren ihr nicht unbekannt geblieben, und die beiden fremden Nonnen, die als Flüchtlinge aus einem aufgehobenen Kloſter in Sachſen galten, durften ihres Schutzes gewiß ſein.

Sechszehntes Kapitel.

Raimund Mohr ſtand lange wie verzaubert. Ein jäher Blitzſtrahl hatte die Wolken zerriſſen, die ihn zeither umhüllt, aber ſein Auge war davon geblendet, er vermochte ſich in den neuen Verhältniſſen nicht zu orientiren, ſie nicht zu überſchauen. Nur das eine Gefühl erfüllte ihn ganz mit maßloſem Groll und Bitterkeit, daß er betrogen, furchtbar betrogen ſei, und daß diejenigen, welche er bislang für ſeine Wohlthäter gehalten, ſich ſchmachvoll an ihm vergangen. Seine Liebe ſprang in Haß über, und dieſer ging viel zu weit, weil er eben unfähig war, die Verhältniſſe richtig zu würdigen. Auch waren ihm nun plötzlich ſeine Natur und ſein Weſen klar, die ihm zeither ſtets als ein ſeltſames Räthſel vor Augen geſtanden hatten; er verſtand den unbändigen Drang ſeiner Bruſt und die unerträgliche Unzufriedenheit mit ſeiner Beſchäftigung ſeiner Umgebung und ſeinem ganzen Leben. Am meiſten empörte ihn gegen die Fugger, daß ſie ihn mit Reginen hatten verbinden wollen, und er war in der wildeſten Aufregung nahe daran, ſelbſt ſie, die Unſchuldige, Edle, zu haſſen. Dieſer Haß wandte ſich nicht minder gegen den Kaiſer und die Königin Maria. Er fürchtete den Verſtand zu verlieren und ſtürzte aus dem Hauſe; nur dunkel ſchwebte ihm der Gedanke vor, daß Carlotta allein im Stande ſein möchte, den ihn durchraſenden Sturm zu beſchwören, daß er nur bei ihr Ruhe und die Fähigkeit, ſeine Lage beſonnen zu überſchauen und einen Entſchluß zu faſſen, finden würde. Als er an die Herberge kam, tönte ihm ein herzzerreißendes Geſchrei entgegen. Er erkannte Carlottens Stimme; ein Haufen Häſcher führte ſie eben gefeſſelt heraus. Wie ein gereizter Löwe warf er ſich auf die bewaffneten Männer, und ſie wichen einen Augenblick vor ſeiner Wuth zurück. Er hatte mit ſeinem Schwerte einige verwundet. Aber ſchnell ſah er ſich umringt, verwundet, von der Uebermacht überwältigt. Gefeſſelt, wie die Geliebte, wurde er mit ihr ins Gefängniß gebracht. Doch ſelbſt dieſes traurige Glück ſollte er nur ſehr kurze Zeit genießen. Sein Vergehen und ſeine Gefangennahme war unverzüglich den Fuggern gemeldet worden, und ſogleich langte der Befehl des Kaiſers an, ihn in Anton Fuggers Haus abzuliefern. Hier wurde er in ein Zimmer gebracht und bewacht; denn er tobte, wie ein Raſender. — Nach einer Stunde wurde er vor den Kaiſer und Anton Fugger geführt. Der Letztere nahm das Wort: ein ſchlimmer Verdacht hafte auf ihm, dem Kaiſer die geſchworne Treue gebrochen zu haben und zum Verräther der ihm anvertrauten Papiere geworden zu ſein. Er las ihm Eleonorens Brief an den Woiwoden vor. Dieſe unerwartete Beſchuldigung gab dem jungen Manne ſeine Beſonnenheit wieder. Mit dem Ausdruck der äußerſten Verachtung wies er ſie zurück.

„Ich weiß nicht, wie der Verrath ſtattgefunden hat, aber ich habe ihn nicht begangen,“ erklärte er beſtimmt

„Es ſcheint, daß Du Dich von Martin van der Voort haſt verführen laſſen, ihm die Notizen zu geben, welche zu dieſem Briefe benutzt ſind,“ ſagte Anton, „und ſobald dieſer nach Hauſe zurückgekehrt ſein wird, wird er Dir gegenübergeſtellt werden.“

„Ich erwarte es,“ verſetzte Raimund im Gefühl ſeiner Unſchuld.

Der Kaiſer verließ unbefriedigt und mißmuthig das Haus, nachdem er befohlen hatte, ihm zu melden, wann Martin und Eleonore verhaftet ſeien, wozu der Befehl an die Häſcher bereits gegeben war. Als ihm am folgenden Morgen angezeigt wurde, daß weder Martin in das Fuggerſche Haus, noch Eleonore in die Zigeunerherberge zurückgekehrt ſeien, ſteigerte ſich ſeine üble Laune, und er gab die ſtrengſten Befehle zu ihrer Haft. Aber er mußte ſich bald überzeugen, daß ſie entflohen ſeien. Wer hatte ſie gewarnt? Dieſe Frage beſchäftigte ihn ſtundenlang und oft drängte ſich ihm die Antwort auf: „die Königin Maria.“

Mit Unwillen ſtieß er ſie von ſich und nahm lieber an, daß die Entflohenen von dem Zigeunerboten, welchem der Brief abgenommen worden war, hiervon benachrichtigt worden ſeien. Nichtsdeſtoweniger konnte er den quälenden Verdacht gegen die geliebte Schweſter nicht loswerden.

In dieſen Zweifeln und quälenden Gedanken wurde ihm Anton Fugger gemeldet. Bleich und verſtört trat der Geldfürſt ein, ſo daß der Kaiſer auf den erſten Blick wahrnahm, daß ihm etwas ungewöhnlich Unangenehmes begegnet ſei. „Was iſt geſchehen, daß Dich ſo erſchreckt hat?“ fragte er deshalb ſelbſt voll banger Beſorgniß.

„Ich halte es für meine heiligſte Pflicht,“ begann Anton zögernd, „Eurer Majeſtät nichts zu verſchweigen, was ſich in Bezug auf Euch und Euer Haus in dem meinigen ereignet. Ich muß deshalb ehrlich berichten, was ſich in der verwichenen Nacht zugetragen, ſo unangenehm Euch auch die Kunde ſein mag. Wahrlich, mir iſt ſie es nicht minder.“

„Zur Sache! Ich kenne Deine Treue,“ entgegnete Karl mit der wiedergewonnenen alten eiſigen Ruhe.

„Ich hatte, eh' ich mich zur Nachtruhe begab, den beiden Wächtern Raimund Mohrs befohlen, mich zu wecken, wenn es dem Gefangenen einfallen ſollte, irgend etwas Ungewöhnliches vorzunehmen. — Und ich wurde geweckt. Der Wächter berichtete, der Gefangene habe ſich vom Lager erhoben und führe ſo ſeltſame Reden, daß daraus erhelle, er habe den Verſtand verloren. Er ſchreie fort und fort nach ſeiner geraubten Krone. Erſchrocken begebe ich mich in ſein Schlafgemach. An dem ſeltſamen vorſichtigen Tritt, an dem unheimlichen glanzloſen Blick des Jünglings erkenne ich ſogleich, daß ich einen Nachtwandler vor mir habe. Er ſieht weder mich, noch die Wächter. „„Karl!““ ſpricht er mit einer Stimme, vor deren Ton ich mich entſetze, „„gib mir meine Krone zurück! gib mir die Königskrone von Granada, die Deine Vorfahren den meinigen vom Haupte geriſſen haben. Ich bin der rechtmäßige König von Granada, nicht Du. Du erdrückſt mein armes Volk. Ich will und muß es wieder zu Ehren und Anſehen bringen. Bedenke: wären Deine Vorfahren nicht grauſam geweſen gegen ihre eignen Kinder, ſo wäre mein Vater der Gatte Deiner Mutter geworden, und ich wäre der Erbe der ſpaniſchen Königskronen, oder meine Mutter wäre die Gattin Deines Vaters geworden, und ich wäre jetzt Herr von Oeſtreich und der Niederlande und deutſcher Kaiſer. Darum ſei gerecht und gib mir wenigſtens die geraubte Krone zurück! — Du willſt nicht? Du gehſt! Ha! Ich will die ſchöne Königin, Deine Schweſter, zu meiner Hülfe aufrufen.

Wir wollen uns gegen Dich verbinden und Dir die geſtohlne Krone abzwingen.“ “

Fugger machte eine Pauſe, gleichſam als ſcheue er ſich weiter zu erzählen. Der Kaiſer hatte ihm ruhig und ſchweigend zugehört. „Wie mag er es erfahren haben?“ fragte er jetzt faſt gleichgültig.

„Es iſt mir unbegreiflich. Geſtern wußte er es noch nicht.“

„Einerlei! Er weiß es nun, und er hätte es doch einmal erfahren. — Was geſchah weiter?“

„Er zog einen Schlüſſel aus der Taſche und verließ das Zimmer; ich leiſe ihm nach. So ſteigen wir die Treppe hinab und kommen zu den Thüren der Gemächer der Königin. Mit dem Schlüſſel will er die Thüre öffnen, welche in das Schlafgemach Eurer königlichen Schweſter führt. Entſetzen erfaßt mich. Mit kräftiger Hand weiſ' ich den Verwegenen zurück und zerr' ihn die Treppe wieder hinauf. Er folgt mir willenlos. Schlaftrunken, träumeriſch ſchaut er mich und die Wächter an; er weiß nicht, was mit ihm geſchehen iſt, und legt ſich auf mein Geheiß wieder nieder. Die übrige Nacht verfloß ruhig.“

„Und was iſt aus dem Schlüſſel geworden?“ fragte der Kaiſer.

„Er entfiel ſeiner Hand, ich hob ihn auf.“

„Wohl! Deiner Verſchwiegenheit bin ich gewiß. Ich ahnete ſchon, daß das Herz der Königin im heißen Minne-

Dort begegnete ihm der eintretende Doktor Trautmann. «Helfen Sie!» rief er dieſem zu. «Dort liegt ein Narr, der von mir Sicherheit ſeines Lebens verlangt, die Sie ihm ſchwerlich leiſten werden, geſchweige ich.»

Trautmann trat an das Bette und hörte die bittern Beſchwerden und Klagen des Kranken ruhig mit an. Dann verſuchte er demſelben einen richtigen Begriff von den Verbindlichkeiten einer Lebensverſicherungsbank zu machen.

Kaum hatte Holder ein nothdürftiges Verſtändniß erlangt, als er erſchrocken rief: «So bin ich nicht vor dem Tode ſicher?» «Keineswegs,» verſetzte der Arzt. «So darf ich auch nicht heirathen. Nimmermehr! Da trifft ja die Prophezeihung des Zigeunermütterleins ſchon ein. Heiliger Gott! Ich bin in meinem Leben noch nicht krank geweſen, und kaum mache ich ernſtliche Anſtalten, mich zu verehelichen, ſo werde ich todt krank. Wenn ich die Frau eine Woche hätte, wäre ich mauſetodt. Ich bin belogen und betrogen, liebſter Freund, verlaſſen Sie mich nicht in meiner Noth. Geben Sie mir ſchnell etwas Arznei. Helfen Sie mir!»

Trautmann ſchrieb ein Recept und Fink lief nach der Apotheke. Der Kranke nahm begierig rauſch ſich dem ſchönen Maurenprinzen zugewendet. Auc ſie weiß, wer er iſt, und durch ſie wurde ich zuerſt darau gebracht, Dich ernſtlich über ſeine Herkunft zu befragen Der Schlüſſel beſtätigt meine Ahnung als Gewißheit Der Schlüſſel ſoll mir als ihr Heilmittel von dieſer Leidenſchaft dienen. — Jetzt befolge genau, was ich Di ſage. Den Schlüſſel ſteckſt Du ihm heimlich wieder i das Wams und kündigſt ihm die Freiheit an, doch laſ ſeine Schritte genau überwachen. Mir aber bereiteſt Du mit der größten Heimlichkeit ein Lager in Deinem eignen Schlafgemach. Raimund ſoll ferner in der Kanzlei ſchlafen. Vorſichtig entfernſt Du alle Perſonen, die uns Nachts in den Weg kommen oder belauſchen könnten. Niemand darf es ahnen, daß ich eine oder einige Nächte bei Dir zubringe.“

„Es ſoll Alles nach Eurer Majeſtät Befehl vollzogen werden.“

Anton Fugger wurde in Gnaden entlaſſen.

Der Kämmerer meldete: ein paar Zigeunerinnen, wovon die Eine uralt ſei, verlangten durchaus Seine Majeſtät zu ſprechen; ſie ließen ſich nicht abweiſen und bäten dringend in einer wichtigen Angelegenheit um Gehör.

„Führe ſie herein!“

Karacha und Zarona traten in das kaiſerliche Gemach und ließen ſich auf die Knie nieder, die Hände flehend emporgeſtreckt.

„Was begehrt Ihr von mir?" fragte der Kaiſer mit ungewöhnlicher Milde.

„Gnade und Freiheit für meine Enkelin Carlotta!" rief Zarova.

„Carlotta iſt Sonaca's einziges Kind," ſagte die alte Karacha mit Bedeutung, „Sonaca's, die in Bologna von der einſtürzenden Gallerie erſchlagen wurde. Sonaca hat nur einen Mann geliebt; ſie hat ſich nie von einem andern berühren laſſen. Sie blieb ihrer erſten Liebe treu. Das kann ich vor Gott bezeugen. — Und ihrem ſüßen Kinde gab ſie den Namen ſeines Vaters."

Ein mildes, faſt verſchämtes Lächeln flog über des Kaiſers Züge und überhauchte ſie mit einem Schimmer ſeiner verſchwundenen Jugend. Plötzlich ſtand ihm ein reizendes Bild vor der Seele, wie ein ſchöner Traum.

„Warum hat Sonaca das dem Vater ihres Kindes nicht ſelbſt geſagt, als ſie noch lebte?" fragte er dann mit einem leiſen Anfluge von Wehmuth.

„O, weil ſie ſtolz war, wie ich es bin!" verſetzte Zarova. „Nie wollte ſie, nie wollten wir von dem Vater Carlottas etwas begehren, was unſern Stolz verletzt hätte. Wir ſind die Fürſtinnen unſres Stammes. Sie war glücklich, daß ſie einſt von ihm geliebt worden war, und hätte ſich dieſes ſüße Glück ſelbſt um den reichſten Preis nicht trüben laſſen. Sonaca war eine edle

Seele und ihres Geliebten würdig bis zu ihrer letzten Stunde.“

„Und ihre Liebe führte ſie in den Tod,“ fügte Karacha hinzu. „Das hat auch ihr Geliebter erkannt; denn er erwies ihrer Leiche die Ehre eines Beſuchs in ſtiller Mitternacht.“

„Weib, woher weißt Du das?“ fragte der Kaiſer überraſcht und von ſchmerzlichen Erinnerungen ergriffen, ſo daß es feucht in ſeinen Augen ſchimmerte.

„Ich hielt die Todtenwache bei ihr und ſaß in einer Ecke des Stalles hinter einem Strohbündel, als die Todte den Beſuch erhielt, der ihre aufopfernde Treue anerkannte.“

Der Kaiſer winkte ihr, zu ſchweigen und wandte ſich ab.

„Carlotta hat nichts verbrochen,“ weinte Zarova; „ſie iſt unſchuldig, wie ein Lamm und rein wie das Sonnenlicht.“

„Geht getroſt,“ ſprach Karl. „Eh der Abend kommt, iſt ſie frei. Im Katharinenkloſter werde ich ihr zum Schutz für den fanatiſchen Pöbel eine Freiſtatt erbitten. Doch müßt Ihr ſie in dieſen Tagen ſtill und ſchnell nach Spanien zurückführen. In Cordova werd' ich ihr die Wohnung bereiten laſſen. Nicht ferner kann ich dulden, daß ihre Jugendblüthe auf Gaſſen und Plätzen den frechen Blicken des Pöbels ausgeſetzt iſt, eines Pöbels, der ſie geſtern vergötterte und heute als Zauberhexe verſchreit und verfolgt. Meine Macht reichte nicht hin, ſie gegen dieſen

Pöbel zu ſchützen. Bei meiner ſtrengen Ahndung, ſie ſoll nicht mehr auf den Straßen und in den Schenken tanzen, um Euern Seckel zu füllen! Ich werde Euch zu entſchädigen wiſſen.“ Er winkte noch einmal, und die Zigeunerinnen verließen mit Dankſagungen auf den Lippen das Gemach.

Der Kaiſer ſandte ſeinen Oberkämmerer zur Priorin des Katharinenkloſters mit der Bitte, die kleine Zigeunerin noch einmal aufzunehmen und ihr für ein paar Tage eine Zelle zu geben, worin ſie Abends ein Mann ſprechen könne, ohne von den Nonnen bemerkt zu werden. Wie ſchlecht kannte der Kaiſer die Frauen, vorzüglich die Frauen in den Klöſtern! Der Oberkämmerer befahl der Priorin die Sache als ein tiefes Geheimniß, und eine Stunde ſpäter wußten alle Nonnen, daß die ſchöne Zigeunerin auch dem ſittenſtrengen Kaiſer das Herz gerührt habe, daß er ſie ins Kloſter bringen laſſen und ihr hier Beſuche machen werde. Ein Ereigniß von ſolcher Wichtigkeit hatten die Schweſtern des Stifts der heiligen Katharina noch nicht erlebt, und es wurde natürlich in allen Zellen ſo heimlich und ſo eifrig als möglich beſprochen. Wie manches Nönnchen beneidete im Herzen, während ſie als ſtrenge Sittenrichterin ihren Abſcheu vor dieſer unerhörten Entweihung des heiligen Hauſes ausſprach, die kleine Zigeunerin! Wie hätte es nun anders kommen können, als daß die Priorin für Carlotten ein Gemach beſtimmte, das aus einem ſichern Verſteck überſehen werden konnte!

Unterdeſſen war aber noch mehr geſchehen, um dem Kaiſer begreiflich zu machen, daß man einer Kloſterfrau kein Herzensgeheimniß anvertrauen darf. Eleonore van der Voort hatte es vortrefflich verſtanden, ſich bei der etwas beſchränkten Priorin in beſondre Gunſt zu ſetzen. Die in ihren Mauern ſeit dreißig Jahren hauſende Frau lauſchte mit Begierde auf die unterhaltenden Erzählungen von dem bunten und wunderlichen Treiben draußen in der Welt, und wer konnte wohl mehr und Seltſameres davon berichten, als die vielerfahrne Eleonore! Die Abenteurerin war in kurzer Friſt die vertrauteſte Freundin der neugierigen Oberin geworden, und ſie war die Erſte, welche das kaiſerliche Geheimniß erfuhr. Eleonore hätte ihre Natur verläugnen müſſen, wenn ſie dasſelbe nicht zu ihren Zwecken benutzt hätte. Es war noch nicht Mittag, als Martin, als alte Bäuerin verkleidet, Anton Fuggers Haus umſchlich, für den Fall, daß er Raimunden nicht zu ſprechen ermöglichen ſollte, mit einem Briefe an ihn verſehen, der den jungen Mann auf geheimnißvolle Weiſe in in das Kloſter beſchied, wo ihm wichtige ihn betreffende Eröffnungen gemacht werden ſollten. Doch der Brief wurde entbehrlich.

Während dieſes Vormittages verbreitete ſich das Gerücht ſchnell durch die Straßen der Stadt, der ſchönen Zigeunerin werde der Proceß gemacht und ſie in wenigen Tagen als Hexe öffentlich verbrannt werden. Man erzählte, daß ſie nicht nur den Erzbiſchof von Lüttich durch

Zauberei umgebracht, auch den ſchönen Ungar im fuggerſchen Hauſe habe ſie ſo behext, daß er den Verſtand verloren und Nachts mit böſen Geiſtern verkehre. Allen Männern habe ſie's angethan, und ihre Zauberkunſt komme der des Doktor Fauſt gleich. Die abenteuerlichſten Geſchichten davon wurden aufgetiſcht, und die Volksmaſſe freute ſich kannibaliſch auf ihre Hinrichtung. Das Gerücht drang auch in das fuggerſche Haus; es erreichte Raimund Mohrs Ohr, welcher kurz vorher durch Anton Fugger in Freiheit geſetzt worden war. Ein paar Augenblicke war er wie gelähmt vom Entſetzen, das plötzlich über ihn hereingeſtürzt war. Seine Züge waren entſtellt, die Augen weit vorgetreten und mit Blut unterlaufen; ſein Anblick war fürchterlich. Dann ſchnellte er empor und rannte fort nach der Zigeunerherberge, wo er erfuhr, was der Kaiſer den beiden Frauen zugeſagt und verfügt hatte. Der Wechſel ſeiner Gefühle war ſo ſtark, daß er ihn faſt niederwarf. Er brauchte Zeit, um ſich zu faſſen.

Auf dem Heimwege dahinſchlendernd dachte er eben darüber nach, wie er es anzuſtellen habe, um die Geliebte Abends im Kloſter zu ſehen und zu ſprechen, als er ſich am Aermel gezupft fühlte und eine alte Bäuerin vor ſich ſah, die ihn mit bedeutungsvoller Geberde in den Winkel eines Hofes zog, wo ſie ſich ihm als Martin zu erkennen gab. Wenige Worte deſſelben beſtätigten dem ſtaunenden Jüngling die kurz zuvor vernommene Kunde von Carlotta's bevorſtehender Befreiung und Ueberſiedlung in das St. Katharinenkloſter, aber der ſchlimme Nachſatz, daß ſie der Kaiſer dieſen Abend dort heimlich beſuchen werde, machten wiederum ſein Blut faſt erſtarren. Alſo das war der Preis ihrer Befreiung! Er hätte in dieſem Augenblick die ganze Menſchheit umbringen mögen vor Wuth, Haß und Rache. Aber er wollte ſich ſelbſt überzeugen, und das gerade hatte Martin gewünſcht. Der Plan dazu wurde ſchnell verabredet; dann ſchieden ſie. Raimund todtenbleich und zitternd wankte nach Hauſe und verlebte bis zum Abend fürchterliche Stunden.

Er kam ſpät, dieſer Abend, aber er kam doch, und Raimund, gut verkleidet, ſchlüpfte an Martins Hand, der ihn an der Pforte erwartet, in die kühle Kloſterhalle. Eleonore warf ihm in einer dunkeln Zelle das weite Gewand und den Schleier einer Nonne über, und ſo wurde er in das Verſteck gebracht, wo er durch eins der unſcheinbaren kleinen Löcher in dem Geſims der Wand Carlotten in der durch ein Licht erleuchteten Zelle erblicken konnte. Die andern Löcher wurden von der Priorin, Eleonoren und Martin beſetzt. Eleonore flüſterte ihm zu: „Ihr mögt ſehen, was Ihr wollt, faßt Euch; denn wenn Ihr durch einen Laut Euch und uns verrathen ſolltet, ſo ſeid Ihr des Todes!“

Er glaubte, es ohnedies zu ſein; denn die Wuth drohete ihm die Bruſt zu zerſprengen; er kam ſich wie ein ſchwer Berauſchter vor und mußte ſich anhalten, um nicht umzuſinken.

Die elfte Stunde ertönte vom Kloſterthurme, als die Thüre von Carlottas Zelle ſich öffnete, und der Kaiſer im Rock eines Hauptmanns der Schaarwache hereintrat. Carlotta ſchien ihn zu erkennen; ſie verneigte ſich tief und demüthig vor ihm. Karl ſprach gütig zu ihr, aber in dem Verſteck waren nur einzelne Worte zu verſtehen. Raimunds Ohr erfaßte einige dieſer Worte; der Kaiſer nannte das Mädchen „mein ſüßes geliebtes Kind!“ Sie fuhren dem Lauſcher wie Dolchſtöße durch die Seele. Er war gleichſam nur noch Auge und Ohr. Und er ſah, mit welchem Wohlgefallen der Kaiſer die Zigeunerin lange betrachtete, wie er ihr dann Wange und Kinn ſtreichelte, endlich die Arme um ſie ſchlang, ſie zärtlich an die Bruſt drückte und ihr Küſſe auf Mund, Stirn und Wangen gab. Und Carlotta erwiederte dieſe Küſſe.

„Bring mich fort; ich ſterbe!“ flüſterte Raimund dem neben ihm ſtehenden Martin zu. Dieſer faßte ihn raſch unter den Armen und zog ihn leiſe heraus in die friſche Luft des Kloſterhofs.

„Nicht Du ſollſt ſterben, Thor!“ raunte er ihm hier ins Ohr. „Der Dir zu Deiner Königskrone auch noch die Geliebte geſtohlen, er hat den Tod von Deiner Hand verdient. Ein Dolchſtoß — und Du biſt gerächt. Wer hat ſchönere Gelegenheit dazu, als Du?“ Damit führte er ihn auf die Straße und wünſchte ihm mit teufliſchem

Hohne eine gute Nacht. Raimund wankte fort; er ſah nicht die Sterne am Himmel, nicht die Häuſer in den Straßen. Nur der Inſtinkt führte ihn in das Anton Fuggerſche Haus, und todtmüde, wie an allen Gliedern zerſchlagen, ſank er auf ſein Lager. Die Erlebniſſe dieſes Tages hatten endlich ſeine Kraft gebrochen.

Der Kaiſer verfügte ſich mit einem einzigen Begleiter aus dem Katharinenkloſter ebenfalls in das Haus Anton Fuggers, wo er von dem Hausherrn erwartet und in ein Gemach geleitet wurde, welches an die Kanzlei ſtieß. Hier war für die beiden Männer das Lager bereitet. Nachdem ſie ſich überzeugt, daß Raimund Mohr im Nebenzimmer feſt ſchlief, verkehrten ſie noch lange im leiſe geführten Zwiegeſpräch. Die Kerze war verdeckt; der Mond goß ſein volles Silberlicht durch die hohen Fenſter und erhellte die Gemächer auf ſeltſame geheimnißvolle Weiſe. Plötzlich hörten ſie, wie Raimund ſich erhob und ſich ankleidete. Sie ſchlichen herzu und beobachteten ihn. Er ſuchte etwas in einer Spinde. Endlich zog er mit leiſem unheimlichem Lachen einen Dolch hervor. „Du ſollſt das Herzblut des gekrönten Raubers ſchmecken!“ flüſterte er hohl und ſchauerlich. „Maria ſoll mich zu ihm bringen. Sie muß! Ich zwinge ſie. Sie hat mich ſo heiß geküßt [illegible] mein Blut zu Feuer und Flamme geworden [illegible] und ſie. Und dann [illegible] meine Krone. Küßt Du mich, mein Volk [illegible] Dein [illegible] ſehnſüchtigen Ruf nach mir, Deinem König. Geduld! ich komme! Ich komme!“ Er zog den Schlüſſel aus der Taſche und ging durch die Thür. Der Kaiſer und Anton Fugger folgten vorſichtig. Raimund öffnete die in das Schlafzimmer der Königin führende Thür und trat hinein; Karl war ihm auf den Ferſen und ſchlüpfte hinter den Vorhang des Bettes; Anton blieb an der Thüre ſtehen. Der Nachtwandler trat an das Bett der Königin und berührte die Schläferin; ſie fuhr empor, umwallt von den weißen Nachtgewändern und der Fülle dunkler Locken, eine Lilie, die aus dem Blätterſchmuck hervor ihren Kelch dem Mondſtrahl zukehrt. „Raimund!“ flüſterte ſie ſüß und ſehnſuchtsvoll und ſtreckte die Arme nach ihm aus, „zwei Nächte hab' ich vergebens auf Dich gewartet, und nun ſtürzeſt Du nicht in meine Arme und läßt mich Deine Küſſe nicht trinken, nach denen ich ſchmachte. O Du kennſt die verzehrende Gluth der Liebe nicht! Wie ſtehſt Du ſo ſeltſam kalt vor mir, wie ein Nachtgeſpenſt! Was haſt Du? mir grauſt vor Dir!“

„Maria, ich liebe Dich nicht mehr!“ ſagte der Nachtwandler in ſeinem ſchauerlichen Tone.

„Raimund! Welch ein fürchterliches Wort! Ich bin entſetzt davon. Sollteſt Du wirklich — geiſteskrank ſein? — Was willſt Du denn von mir, wenn Du mich nicht mehr liebſt?“

„Meine Krone! Die Königskrone von Granada!“

ein, befand ſich gegen Mittag beſſer und Abends, einige Schwäche abgerechnet, wieder geſund.

Am andern Morgen erhielt der Hofmarſchall von Birkenſtein einen großen mit dem freiherrlichen von Holderſchen Wappen geſiegelten Brief, worin nur dieſe Zeilen ſtanden: Hochwohlgeborner Herr! Es thut mir leid, daß aus meiner Verheirathung mit Dero Fräulein Tochter nichts werden kann. Es haben ſich große und unüberſteigliche Hinderniſſe eingefunden, und ich bin ſchon abgereiſt. Dero ſubmiſſer

von Holder.»

Auf Holdersdorf gings trübſelig zu. Der Landkommiſſär durfte ſich gar nicht ſehen laſſen. Die Pacht des Guts war ihm aufgekündigt, und der Baron ſchimpfte den ganzen Tag auf die alberne und höchſt abgeſchmackte Lebensverſicherungsbank. Er ſchwur Stein und Bein, ſich noch nie ſo übel befunden zu haben, als ſeit der Zeit, wo er ſein Leben verſichert, und lief den ganzen Tag auf der Jagd herum, um wieder geſund zu werden. Als aber auch Fink zu klagen anfing und ſichtbar elender und ſchwächer, ja endlich bettlägerig wurde, da ſchüttelte der Baron grimmig den Kopf und gab alles der Lebensver-

„Ha! ſo weißt Du, daß Du der Sohn des mauriſchen Königshauſes biſt?"

„Ich weiß Alles.",

„Wohl, Du ſollſt Deine Krone haben. Aber beſinne Dich doch, Raimund! Welch ein Irrthum hat ſich Deines Geiſtes bemächtigt! Deiner Liebe, unſrer Liebe ſollſt Du die Krone verdanken. Ich werde Deine Königin, Dein liebendes Weib ſein."

„Du willſt Carlotten verbrennen laſſen, und der Kronenräuber hat ſie mir geraubt. Das fordert Blut!"

„Raimund, um der heiligen Jungfrau willen! Die Angſt, die mir aus Deinen Worten erwächſt, bringt mich um. — Himmel, was haſt Du in der Hand? Einen Dolch! Barmherziger Gott, willſt Du mich ermorden?"

„Nein! den Kaiſer! Und Du ſollſt mir helfen, daß das Eiſen ſein Herz nicht verfehlt!"

„All ihr Heiligen! Er iſt wirklich wahnſinnig!" ſchrie die Königin auf und ſprang empor, um zu fliehen. Der Kaiſer vertrat ihr den Weg: „Bleib, Thörin, damit Du die Früchte genießeſt, die Du geſäet haſt!" Maria ſtieß einen zweiten, noch furchtbarern Schrei aus und ſank wie vernichtet in ihren Seſſel.

„Bring uns Licht, Anton!" befahl der Kaiſer kalt und ruhig dem an der Thüre ſtehenden Fugger. Nach ein paar im peinlichen Schweigen verſtrichenen Minuten trat Anton mit zwei brennenden Kerzen herein. Der

Schlafwandler ſtand wie ein Steinbild. Der Kaiſer ergriff ihn am Arm und rief ihm zu: „Raimund Mohr!“ Wie vom Blitz getroffen ſtürzte er nieder; der Dolch rollte am Boden hin.

Verächtlich ſtieß ihn der Kaiſer mit dem Fuße an und herrſchte ihm zu: „Steh auf, Unglücklicher! Der Kaiſer befiehlt es Dir.“

Raimund erhob ſich träumeriſch beſtürzt. Er ſchaute ſich ſtaunend um und erkannte ſeine Umgebung. Sein bleiches Geſicht zeigte das Gepräge des Schreckens, und er bedeckte es plötzlich mit beiden Händen.

„Was haſt Du hier zu ſchaffen? Rede!“ ſprach der Kaiſer ernſt zu ihm.

Er ſchwieg. — Die Königin erhob ſich feſt und ſtolz: „Wenn es ſich um ſein Hierſein handelt, ſo bin ich die Schuldige. Aber mein Herz ſpricht mich frei. Ich liebe ihn; ich liebte ihn vom erſten Tage an, als er an den Hof nach Peſth kam. Stets hatte ich die Ahnung, daß er aus edlem Blute entſproſſen ſei, und als ich erfuhr, er ſei ein Sohn des Königshauſes von Granada, war ich entſchloſſen, ſeine Gattin zu werden. Wie ich ihn liebe — darüber kein Wort! Er iſt meine erſte Liebe, er wird meine einzige ſein. Von der jämmerlichen Politik Maximilians — dem Gott vergeben möge! — an einen unreifen Knaben gekettet, hätte ich meine Jugend in Trauer und Leid verwelken ſehen müſſen, wäre Raimunds leuchtende Geſtalt nicht zu mir getreten. Er hat meinem Leben Glanz und Friſche gegeben. Jetzt entſcheide, Kaiſer Karl: ſoll er die Krone von Granada haben, die ihm gebührt, und mit ihr meine Hand, oder willſt Du ungerecht und grauſam gegen uns Beide ſein?“

„Was haſt Du zu dieſer Erklärung zu ſagen?“ wandte ſich der Kaiſer an Raimunden. „Keine Lüge! Keine Heuchelei! Bei meinem ſchwerſten Zorn!“

„Ich liebe nur Carlotten, die Zigeunerin.“

Die Königin verhüllte ihr Geſicht. Der Kaiſer weidete ſich einen Augenblick an ihrem Schmerz.

„Und was wollteſt Du mit dieſem Dolche?“ Der Kaiſer ſchleuderte die Waffe mit der Fußſpitze zu Raimunds Füßen hin. Dieſer zuckte ſchaudernd zuſammen und ſchwieg.

„Unſeliger!“ ſchrie ihn Anton an. „Du haſt Deine innerſten ſchwarzen Gedanken verrathen. Scheuſal, den Frieden dieſes Hauſes mit dem gräßlichſten aller Verbrechen zu entweihen, mit dem Kaiſermord, daran haſt Du gedacht. Ich fordere Deinen Kopf vom Kaiſer!“

„Der Kaiſer gebe ihn Euch, und mir das Ende meiner Qual. Denn das Leben iſt mir unerträglich. — Ihr aber, Kaiſer und Fugger, krönt Euer gemeinſchaftliches Werk, das Ihr an mir vollbracht habt, das Werk des Lugs und Trugs, krönt es mit meinem Morde!“

„Genug des Frevels, Elender! — Mein Kaiſer, erlaubt, daß ich ihn zu ſchwerer Haft bringe und als ſein Ankläger auftrete.“

„Thue, was Dir recht dünkt!“ entgegnete Karl.

„Folge mir!“ — Fugger und Raimund verließen das Gemach.

Karl ſaß ſeiner Schweſter ſchweigend gegenüber. Ein Gefühl, wie Schuld, laſtete auf ſeiner Bruſt. —

In der Frühe des folgenden Morgens reiſte die Königin Maria von Augsburg nach Prag, wohin ſie vom Kaiſer verwieſen war. Raimund Mohr lag im Kerker. Einen Tag ſpäter waren die Zigeuner aus der Stadt verſchwunden. Auch Eleonore und Martin wurden hier nicht mehr geſehen; ſie entkamen ſicher nach Ungarn. Der Kaiſer aber war düſtrer und verſchloſſner als je.

Siebenzehntes Kapitel.

Auf dem Reichstage kam nichts zu Stande. Obgleich die von den katholiſchen Gelehrten und Biſchöfen endlich dem Kaiſer zu Genügen ausgefertigte Widerlegung der proteſtantiſchen Confeſſion gar nichts widerlegte, ſo gaben doch die proteſtantiſchen Kirchenlichter immer mehr zu, ſo daß im Dogma von einem Widerſpruch gegen die Kirche eigentlich gar nicht mehr die Rede war; und auch in den Kirchengebräuchen ließen ſie, um des lieben Friedens willen, nach und nach von ihren ſich auf die heilige Schrift ſtützenden Ausſprüchen fahren, ſo daß ſich der ganze Unterſchied zuletzt nur noch um einige unweſentliche Dinge drehete. Ein paar abweichende Gebräuche! Sollte deshalb die Einheit des Reichs und der Nation aufgegeben werden? Sollte deshalb ein Bürgerkrieg entbrennen? Hatte die Kirche nicht ſtets in verſchiedenen Ländern und in verſchiedenen Zeiten abweichende Gebräuche geduldet? — Man hätte meinen ſollen, die Vereinigung der Parteien hätte deshalb gar nicht beanſtandet werden können. Und doch kam ſie nicht zu Stande. Denn je mehr die proteſtantiſchen Kirchenlehrer nachgaben, deſto hartnäckiger und unverſchämter wurden die Forderungen des päpſtlichen Legaten, der zur rechten Zeit ſtets des Kaiſers katholiſchen Eifer zu entflammen und ihn zum Standpunkt der Curie zurückzuführen verſtand. Ebenſo bearbeitete er die Majorität der Stände, ſo daß dieſe ſo ziemlich die ganze hierarchiſche Ordnung der Kirche, als vom heiligen Geiſt eingegeben, als unantaſtbar forderte.

Hier traf Luthern und ſeine theologiſchen Helfer der Fluch für ihre Abtrünnigkeit von der Volksſache. Hätten ſie ſich fort und fort auf die friſche treibende Kraft des Volks geſtützt, wie ſie vom Anfang gethan, wie wäre der ganze Trugbau der Hierarchie vor ihren Augen zerfallen! Wie herrlich hätte auf den feſten Volksgrund die neue Kirche errichtet werden können! Aber ſie waren dem jugendlichen Zeitgeiſt, dem kühnauftretenden Volksgeiſt untreu geworden, ſie waren vor ſeiner Kraft und Kühnheit erſchrocken und zurückgebebt auf die Seite der Fürſten geflohen, und nun half ihnen alles Nachgeben gegen die Katholiſchen nichts, „um die Einheit des Reichs und den Frieden zu erhalten.“ Wären nicht die proteſtantiſchen Fürſten ſtandhafter geweſen, als die proteſtantiſchen Theologen, die ganze Reformation hätte auf dem Augsburger

Reichstag ein ſchmähliches Ende erreicht. Da war es denn noch ein Glück für ſie, daß die Katholiſchen zuletzt Dinge forderten, die ſie, die Proteſtanten, unmöglich zugeben konnten, wenn ſie ſich nicht vor der Welt und Nachwelt lächerlich machen wollten. Und ſo zerſchlugen ſich denn alle Vermittlungsverſuche, und der Kaiſer griff nun die Ideen eines allgemeinen Conciliums wieder auf, wofür er das Verſprechen des Papſtes hatte.[1] Karl ſchrieb deshalb an den Papſt, und dieſer zeigte ſich nicht abgeneigt ſein Wort zu halten und auf ein Concilium einzugehen — obgleich ſeine Curie dagegen war — wenn die Proteſtanten bis zur Zuſammenberufung desſelben alle ihre Neuerungen aufgeben und ſich gänzlich und unbedingt wieder der Kirche unterwerfen wollten.

Daß der Kaiſer dieſe unerhörte Bedingung der Minorität der Stände vorlegen und allen Ernſtes verlangen konnte, daß ſie darauf eingehe, gab den Beweis, daß es ſeiner geiſtigen Faſſungskraft durchaus verſagt war, das Weſen des Proteſtantismus zu begreifen. Es verdroß ihn gewaltig, daß die proteſtantiſchen Stände eine ſolche Bedingung von ſich wieſen, und da nun ſeiner Meinung nach alle Mittel und Wege der Güte erſchöpft waren, zeigte er ſich ſeinerſeits ſehr geneigt, die der Gewalt anzuwenden und die Proteſtanten mit dem Schwert auf dieſelbe Weiſe zu bekehren, wie er die Mauren in Valencia bekehrt hatte. Aber nun hatte ſich die Kriegsluſt der Majorität verloren. Es war eben Alles erſchlafft, und die

Griesgrämlichkeit des Kaiſers, ſeit ſeine Schweſter abgereiſt war, wirkte noch mehr lähmend auf ſeine Partei. Deshalb brachten die Stände einen Abſchied in Vorſchlag, der den Krieg zwar in Ausſicht ſtellte, aber noch verſchob. Die Proteſtanten ſollten Bedenkzeit bis zum 5. Mai erhalten und ſich dann über die unverglichenen Artikel erklären. In dieſem Entwurf waren die Proteſtanten aber wiederum mit Ausdrücken und Bedingungen auf eine ſie empörende Weiſe behandelt, ja, es ſtand die dreiſte Lüge darin, ihr Glaubensbekenntniß ſei mit gutem Grunde der heiligen Schrift widerlegt worden. Die Proteſtanten verwarfen natürlich dieſen ſie ſchmähenden Abſchied unbedingt. Darauf die Erklärung des Kaiſers und der Stände: wenn die Proteſtanten den Abſchied nicht ſo, wie er ſei, annähmen, ſo würden ſie, Kaiſer und übrige Stände, Alles daran ſetzen, um ihre Secte unverzüglich auszurotten. — Die Proteſtanten blieben ſtandhaft, und im vollſten Zwieſpalt trennten ſich die Stände. Die Städte blieben nicht minder feſt, wie die Fürſten, ja, ſo lange auch Augsburg gezögert hatte, ſich gegen ſeinen Kaiſer und Gaſt zu erklären, zuletzt geſchah es doch. Alle Beſtrebungen der mächtigen Fugger führten zu nichts. Es zeigte ſich, daß Anton weit davon entfernt [illegible] in ſeiner Vaterſtadt eine Popularität zu beſitzen, wie [illegible]ynſt ſein Ohm beſeſſen hatte. Die evangeliſche Lehre [illegible]tte zu tief Wurzel gegriffen in der freien Reichsſtadt, als daß kaiſerliches und fuggerſches Anſehen ſie hätten ausreißen können. Der große Rath, zu welchem Glieder aller Zünfte gehörten, mußte — was nur in ſeltnen und ſehr wichtigen Fällen geſchah — zuſammengerufen werden, und da zeigte ſich denn die überwiegende Farbe. Im Angeſicht des Kaiſers verweigerte Augsburg die Annahme ſeines Abſchieds. Und dieſe Erklärung ſchmerzte Karln beſonders. Er hatte in Augsburg ſo viel gelitten, daß er ſehr angegriffen ausſah, und man fürchtete, er möchte erkranken. Um nun ein Gegengewicht gegen dieſe Laſt des Ungemachs zu finden und einen Luſt- und Freudentag in dieſe trübe Zeit zu legen, veranſtaltete der Kaiſer eine Feierlichkeit, mit welcher er ſich ſchon lange in Gedanken beſchäftigt hatte. Die proteſtantiſchen Fürſten waren abgereiſt, die katholiſchen noch zugegen. Sie wurden in die Pfalz entboten, wo der Kaiſer noch einmal alle Pracht entfaltete, die er beim Einzug in die Stadt dem ſtaunchden Volke gezeigt hatte. Ein impoſanter Zug entwickelte ſich von der Pfalz nach dem Rathhauſe. In der Mitte desſelben zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige gingen die beiden Brüder Raimund und Anton Fugger; ihnen folgten alle Glieder der fuggerſchen Familie. Selbſt Georg Turzoin und ſeine Frau waren aus Kremnitz gekommen. Im großen Saale, wo die Reichstagsſitzungen gehalten worden waren, ſchloſſen die Fürſten einen Kreis, in deſſen Mitte die beiden Fugger von Marſchällen geführt wurden. Der Kaiſer ſaß auf dem Throne, ihm zur Seite auf einem niedrigen Seſſel der König. Der Erzbiſchof von Mainz verlas an den Stufen des Throns eine Urkunde des Kaiſers, worin er die beiden Brüder Fugger nebſt ihren Nachkommen für ewige Zeiten zu Grafen und Pannerherrn des heiligen römiſchen Reiches ernannte, ihnen auf der ſchwäbiſchen Grafenbank den Platz unter den Reichsſtänden anwies und ihnen die vom Kaiſer Maximilian an Jakob Fugger verpfändeten Herrſchaften Kirchberg und Weißenhorn erb- und eigenthümlich überwies, das von Jakob Fugger geſtiftete Familienfideicommiß der fuggerſchen Güter zur Reichsgrafſchaft erhob und ihnen einen kaiſerlichen Siegelbrief einhändigte, der ihnen fürſtliche Gerechtſame verlieh, Alles „für bewieſene Treue und Anhänglichkeit an die Perſon des Kaiſers und das ganze kaiſerliche Haus, ſo wie für ihre übrigen großen Verdienſte um das Reich.“

Die Grafen Fugger gaben dann dem Kaiſer und den Fürſten ein koſtbares Banket auf dem Rathhauſe.

So war die zweite Stufe der Erhebung des Hauſes Fugger erreicht. Es ſah dagegen faſt wie Ironie aus, daß Hieronymus Fugger einige Tage ſpäter den Titel als kaiſerlicher Rath erhielt.

Dieſer glänzenden Feſtlichkeit folgte im fuggerſchen Hauſe bald eine ſehr wehmüthige, die Einkleidung Regina Turzoins, als Nonne im St. Katharinenkloſter.

Nach dieſen Vorgängen erließ der Kaiſer den Reichstagsabſchied, worin er den ernſtlichen Entſchluß verkünſicherungsbank ſchuld, die des Teufels Werk ſei. Mit Fink verſchlimmerte ſich's ſchnell immer mehr, und ein Bote wurde in die Stadt zum Arzt geſchickt. Trautmann kam, gab aber wenig Hoffnung und bereitete den Baron auf den Verluſt ſeines Dieners vor. Dieſer begehrte ein gerichtliches Teſtament zu machen; mit ſchwacher faſt ſterbender Stimme gab er ſeinen letzten Willen in di eFeder des Gerichtsperſonals, und am andern Morgen empfing der Baron die Nachricht, daß Fink entſchlafen ſei. Sogleich ſetzte er ſich auf ſein Pferd und eilte, dem Doktor Alles übergebend, von dannen, denn vom Tode mochte er nichts ſehen und hören, und ein Todter war ihm ein Gräul. Der Doktor beſorgte mit Hülfe einiger Knechte die Bedienung der Leiche und das Begräbniß. Betty war auf erhaltene Nachricht von dem ſchlimmen Zuſtande ihres Geliebten auch gekommen, hatte ihn aber nicht mehr am Leben angetroffen, heulte und ſchrie über ſeiner Leiche und wollte ihm alle letzten Dienſte allein erweiſen. Als Fink begraben war, ſtellte ſich auch der Baron wieder ein. Der Doktor legte ihm den vom Pfarrer ausgefertigten Todtenſchein zur Unterſchrift vor, der zur Erhebung des Kapitals von der Lebensverſicherungsbank dete, das Edict von Worms ſtreng zu vollziehen. Er beſtätigt aufs Neue die Gerechtigkeiten der geiſtlichen Fürſten; er ſchärft die Handhabung der angegriffenen Kirchenlehren und Gebräuche ein und bedroht alle dawider Handelnden mit ſchweren Strafen bis zur Acht. Der Wille des Kaiſers, die Widerſpenſtigen mit der Schärfe des Schwertes zum Gehorſam zu bringen, leuchtete hindurch. Kaiſer und Reich — und hinter ihnen der Papſt — waren entſchloſſen, den letzten Reſt der großen Volksbewegung, den verkümmerten Proteſtantismus, durch rechtliches Verfahren — dazu war das Reichskammergericht revidirt und vermehrt worden — und mit Gewalt zu unterdrücken und den jungen Genius der Freiheit in den blutgetränkten Staub zu werfen. —

Aber ſchnell genug zeigte ſich, daß in dem neu aufgepfropften Reiſe des alten Feudalreichs doch nicht mehr die friſche treibende Lebenskraft war, und der gegen die Bekenner des reinen Evangeliums ſo kriegsluſtige Kaiſer mußte ſich nach wenigen Monaten ſchon überzeugen, daß er in Deutſchland eben nicht König von Spanien war. So klein und ſcheinbar machtlos das Häuflein der proteſtantiſchen Stände gegenüber dem Kaiſer, dem Reiche und dem Papſte war, ſo wenig ſie erſt zum realen Widerſtande Luſt bezeigt und Vorbereitungen getroffen hatten, jetzt trieb die Drohung des Reichsabſchiedes ſie zuſammen. Die beiden Parteien nahmen bald nach dem Schluß des Reichstags ſehr verſchiedene wichtige Handlungen vor, jede in ihrem Sinne. Der Kurfürſt von Mainz rief die übrigen Kurfürſten nach Cöln zur Wahl des Königs Ferdinand zum römiſchen König zuſammen, und auch der Kurfürſt von Sachſen wurde dazu eingeladen. Dieſer proteſtirte aber gegen die Wahl, als eine ſolche, die das Beſtreben des Kaiſers kund gebe, die Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe erblich zu machen. Er ſelbſt berief dagegen die proteſtantiſchen Stände in die ihm gehörige kleine Stadt Schmalkalden im Thüringer Walde, wo ſie ein Trutz- und Schutzbündniß gegen die ihnen drohende Gewalt ſchloſſen. Bald traten ſie auch in Verbindung mit den Königen von Frankreich und England und erhielten von beiden Hülfe zugeſagt. König Franz, der nur auf eine paſſende Gelegenheit wartete, den mit dem Kaiſer abgeſchloſſenen Frieden zu brechen, ſchickte einen geheimen Agenten an die Höfe der proteſtantiſchen Fürſten und ließ ihnen die ſchönſten Verſprechungen machen.

In ſolcher Weiſe wurde das Jahr beſchloſſen. In Cöln wurde Ferdinand in ſeiner und des Kaiſers Gegenwart von den übrigen fünf Kurfürſten am 5. Januar 1531 zum römiſchen Könige erwählt, und ſchon am folgenden Tage brachen die beiden Brüder mit den Kurfürſten und einer Menge andrer Fürſten und Herrn mit dem prachtvollen Zuge, der den Kaiſer von Spanien begleitet hatte, nach Aachen auf, wo am 10. Januar die Krönung des erwählten Königs mit allem alterthümlichen Gepränge und Feierlichkeiten vollzogen wurde. Aber gerade dieſe

Wahl und Krönung, welche die Partei des Kaiſers ſtärken ſollte, ſtärkte im Gegentheil den ſchmalkaldiſchen Bund. Denn auch die Baiernherzöge, welche ſeit lange nach der höchſten Reichsgewalt geſtrebt, ſchlugen ſich nun zur Partei der Gegner des Kaiſers, obgleich ſie die eifrigſten Anhänger des Papſtes waren. So kamen merkwürdiger Weiſe die erbittertſten Feinde und die wärmſten Freunde des Papſtes in eine Bundesgenoſſenſchaft gegen den Kaiſer. Der ſchmalkaldiſche Bund erſtarkte raſch, und als ſeine Glieder kurz vor Oſtern abermals in Schmalkalden zuſammenkamen, erklärten ſie ſich mit Kurſachſen ſehr energiſch, dem König Ferdinand den Gehorſam verweigern zu wollen. Obgleich nun Ferdinand in ſeiner Wahlcapitulation ausdrücklich auf den augsburger Reichsabſchied verpflichtet worden war und vom Kaiſer die Reichsverwaltung zum größten Theil übertragen erhalten hatte, ſo ſah er ſich doch ziemlich machtlos. Denn auch die öffentliche Meinung, die Volksſtimme, war gegen ſeine Wahl. Bei all ſeinem Glück kam der Kaiſer nicht aus dem Aerger und Verdruß heraus.

Von Aachen gingen die beiden fürſtlichen Brüder nach Cöln zurück, wo ſie ſich mehre Wochen aufhielten, bemüht das Bündniß des Herzogs Wilhelm von Baiern mit dem Könige von Frankreich zu trennen. Dann begleitete der Kaiſer ſeinen Bruder nach Prag, wo Ferdinand eine Verſöhnung Karls und Marias zu Stande brachte. Trotz des Verdruſſes, den ihm die ſchöne Schweſter in mehr als einer Hinſicht bereitet, war der Kaiſer doch ſehr geneigt, ihr zu verzeihen; denn ſeit ihrer Abreiſe von Augsburg hatte ihn eine unbezwingliche Sehnſucht nach ihr gequält, und ohne daß er es ſich ſelbſt geſtand, war ſie der Hauptgrund ſeiner Reiſe nach Prag geweſen. Unter den Zerſtreuungen und Feſtlichkeiten, die der König, und unter den Sorgen, die die proteſtantiſchen Fürſten dem Kaiſer bereiteten, erhielt er im Frühling zwei ſchmerzliche Botſchaften. Zuerſt überbrachte Marx von Bübenhoven die Nachricht von dem unerwartet ſchnellen Tode der Erzherzogin Statthalterin Margaretha. Obgleich ſchon ſeit einigen Jahren kränklich, hatte ſie den Aerzten und ihrer Umgebung doch keine Beſorgniß für ihr Leben gegeben. Eine nervöſe Krankheit von nur wenigen Tagen hatte ſie nun plötzlich dahin gerafft, und der Kaiſer und die Königin Maria wurden durch den Tod ihrer edeln Erzieherin, die ſie ſtets als ihre Mutter betrachtet, in tiefen Schmerz verſetzt. Dieſer war um ſo größer, da Karl die geliebte Tante nicht wieder geſehen hatte, und eben mit den Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe in die Niederlande beſchäftigt war, um ſeine treue und verehrte Statthalterin heimzuſuchen. Margaretha war am 20. Januar 51 Jahre alt geworden und die beiden fürſtlichen Brüder hatten ihr mit der Meldung der Krönung Ferdinands zum römiſchen König von Aachen aus Glückwünſche zu dieſem Geburtstage durch eine beſondre Geſandtſchaft zugehen laſſen, wobei ihr der Kaiſer ſeinen baldigen Beſuch angekündigt. Jetzt betrübte es

Karln, daß er nicht von Aachen, wo er ihr ſo nah geweſen, nach Brüſſel gegangen war.

Die zweite unangenehme Kunde war die von den ungeheuern Rüſtungen des Großſultans Suleiman, um Deutſchland durch Ungarn, und Neapel und Spanien zu Waſſer zu überziehen. Durch Briefe und Kundſchafter wurde Karl unterrichtet, daß ſein Schwager, der König Franz, damit umgehe, ein Bündniß mit Suleiman abzuſchließen, wie er ein ſolches bereits mit den proteſtantiſchen Fürſten abgeſchloſſen hatte, und daß der König Heinrich von England nicht abgeneigt ſei, dieſes neue Bündniß zu unterſtützen, wie er das alte unterſtützt hatte. Der proteſtantiſche Fürſtenbund erhielt dadurch eine früher nicht für möglich gehaltene moraliſche Stärke, die für Kaiſer und Reich nicht ohne drohende Gefahr war. — Der Kaiſer traf Vorkehrungen, ſo viel er vermochte.

Von Prag zog er nach den Niederlanden, um die durch den Tod ſeiner Tante erledigte Regierung ſelbſt zu übernehmen und zu ordnen. Er fand dort viel Arbeit, bereiſte das ganze Land und hielt ſich in den einzelnen Städten lange auf. Im Spätſommer ernannte er ſeine Schweſter, die Königin Maria, zu ſeiner Statthalterin und Nachfolgerin ihrer Tante und ließ ihr dieſe ihr ſchmeichelhafte Erhebung durch eine Geſandtſchaft nach Prag melden. Maria brach bald darauf mit einem glänzenden Gefolge auf und wurde vom König Ferdinand einige Tagereiſen begleitet. In Cöln erwartete ſie eine große Anzahl niederländiſcher Edelleute, vom Kaiſer geſchickt, um ſie mit den größten Ehrenbezeigungen in das Land zu führen, welches zu regieren ſie berufen war. Der Kaiſer empfing ſeine ſchöne Schweſter mit großer Auszeichnung in Brüſſel und wies ſie in die Regierung ein. Ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre bekannte Vorliebe für die Kirchenreformation gewannen ihr ſchnell alle Herzen. Die ſtille Schwermuth, die in ihrem Auge lag und ſich in den rauſchenden Feſten, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft genug als tiefer Seelenſchmerz in ihren reizenden Zügen ausprägte, erweckte ſogar in den jungen Männern eine Art ritterlicher Schwärmerei für die junge Königin, zu welcher im niederländiſchen Charakter doch ſonſt ſo wenig Anlage vorhanden war. Maria's fünfundzwanzigſter Geburtstag wurde am 17. September in Brüſſel mit einem Glanze gefeiert, welcher ſelbſt dem Kaiſer ſchmeichelte. Er ſelbſt bot Alles auf, dieſen Tag zu verherrlichen und ihr den ſchönen Maurenprinzen vergeſſen zu machen. Ihre ſtille Trauer bewies, daß ſie ihn nicht vergeſſen konnte. —

Erſt zu Anfang des Winters verließ Karl Brüſſel — es wurde ihm ſo ſchwer, ſich von Marien zu trennen — um nach Regensburg zu gehen, wohin er den neuen Reichstag zuſammenberufen hatte. In Mainz aber hielt ihn Kurfürſt Albrecht auf, und es gelang dieſem geiſtlichen Fürſten, der bei der Schwäche und dem Schwanken ſeines Charakters doch niemals der proteſtantiſchen Partei und der Kirchenreformation im Herzen ernſtlich abgeneigt geweſen war, ihn in Bezug auf die Strenge gegen den ſchmalkaldiſchen Bund auf andre Gedanken und andre Entſchlüſſe zu bringen. Denn die öffentlichen Dinge hatten ſich in einem Jahre unerwartet geändert. Die katholiſchen Fürſten hatten ſich wenig mehr um des Kaiſers Pläne bekümmert; jeder war in ſeinem Lande ſeinen eignen Intereſſen nachgegangen; für das allgemeine Intereſſe zeigten ſie ſich gleichgültig, der Volkstrieb war unterdrückt, die Lebensadern unterbunden, nirgend etwas weiter, als eine üppige verſchwenderiſche Fürſtenwirthſchaft, keine Kraft, keine Erhebung, kein Zuſammenhalten und Zuſammenwirken. Ueberall das traurige Bild moraliſcher Zerfahrenheit und Zerfallenheit. Dagegen die proteſtantiſchen Stände in einem feſten drohenden Bund voll ſteigenden Lebens, voll täglich ſich ſchöner entwickelnder Kraft; die Völker zu den Fürſten haltend, in den freien Städten wachſender Muth, wachſender Gemeinſinn, wachſender Reichthum. Der ganze Norden Deutſchlands ergriffen von der reformatoriſchen Bewegung. Herzog Wilhelm von Baiern im Bunde mit den Proteſtanten, der König von Frankreich entſchloſſen ſie gegen den Kaiſer zu unterſtützen, und endlich im Oſten die furchtbar gegen Karl ſich erhebende Macht der Osmanen. Der Kurfürſt hatte über Alles dieſes ſpecielle Kunde und bewies dem Kaiſer, daß er nur mit Hülfe der Proteſtanten Suleiman von den Grenzen des Reichs werde zurückwerfen können, daß ſie aber entſchloſſen ſeien nicht das Geringſte für ihn zu thun, wenn die Strenge des augsburger Reichsabſchieds gegen ſie ferner gehandhabt würde. Jetzt begriff Karl, daß er ſich vom Papſt hatte verleiten laſſen, gegen die Proteſtanten zu weit zu gehen, und er lenkte von Stund an um. Inne gehalten hatte er eigentlich ſchon auf den Rath des Königs Ferdinand, der mit einem raſchern und richtigern Ueberblick über die Verhältniſſe in allen Briefen an den Kaiſer in die Niederlande die Gefahr geſchildert, welche das harte Auftreten gegen den ſchmalkaldiſchen Bund dem Reich bringen müſſe. Schon hatte Karl deshalb den Fiscal des Reichskammergerichts angewieſen, mit dem Prozeſſiren gegen die Proteſtanten inne zu halten bis zum neuen Reichstag in Regensburg. — Jetzt trieb ihn der allgemeine Schrecken vor den Rüſtungen Suleimans zu Unterhandlungen mit den proteſtantiſchen Ständen. Der Kurfürſt von der Pfalz, welcher nach Mainz gekommen war, um den Kaiſer zu begrüßen, und der Kurfürſt von Mainz übernahmen die Vermittlung; die Eröffnung des Reichstags wurde verſchoben. Die beiden Kurfürſten traten ohne Verzug mit dem Kurfürſten von Sachſen und durch dieſen mit den andern proteſtantiſchen Fürſten in Verbindung, und es kam zu Anfang April des folgenden Jahres eine Unterredung zu Schweinfurt zu Stande, welche ganz geeignet war, dem ſchmalkaldiſchen Bunde zum vollſten Bewußtſein ſeiner Macht zu verhelfen.

Der Kaiſer war nach Regensburg gegangen, und in der Mitte des April wurde der Reichstag eröffnet. Die furchtbare Macht der Umſtände verbot von irgend Anderm zu handeln, als von der Türkenhülfe; denn die Kunde von dem bereits erfolgten Aufbruch Suleimans mit einem Heere, wie Europa noch keins geſehen, flog Alles mit Entſetzen erfüllend durch Deutſchland. Man erzählte ſich, daß der Sultan nichts Geringeres im Sinne habe, als ſich ganz Europa zu unterwerfen und Conſtantinopel zur Hauptſtadt der Welt zu machen. Der Kaiſer überzeugte ſich bei der Rüſtung, daß dieſe Drohung zur Wahrheit werden könne, wenn die Proteſtanten nicht das Schwert für ihn zögen, und die Verhandlungen wurden der Nähe wegen nach Nürnberg verlegt. Der heranziehende Sultan brachte die Vereinigung bald zu Stande, die ohne ihn ſchwerlich erfolgt ſein würde. Es kam ein Religionsfriede zum Abſchluß, der, wenn er auch die Beſchlüſſe des augsburger Reichsabſchieds nicht aufhob, ſie doch ausſetzte und die Verfolgung der Proteſtanten hemmte. Damit war aber die katholiſche Partei höchſt unzufrieden; es kam zu ſo heftigen Discuſſionen und ihr Zorn wendete ſich nicht nur gegen die Proteſtanten, ſondern nun auch gegen den Kaiſer ſelbſt, daß dieſer von den unaufhörlichen ihm über die Maaßen widerwärtigen Zänkereien und Hetzereien ganz leidend und hinfällig wurde. Er war doch erſt zweiunddreißig Jahre alt, aber er hatte faſt das Ausſehen eines Greiſes. Sein von Natur ſchwächlicher Körper war verfallen, ſeine Geſichtszüge bleich, mager und abgeſpannt. Auf einer Wolfsjagd, die man zu ſeiner Erholung veranſtaltet, ſtürzte er mit dem Pferde und verletzte ſich das linke Bein. Dieſe Beſchädigung hatte einen ſo ſchlimmen Verlauf, daß die Aerzte ſchon der Anſicht waren, der Schenkel werde abgelöſt werden müſſen. Die Krankheit wurde ſo gefährlich, daß man für gut fand, ihm eines Nachts die Sakramente zu reichen. Durch ärztliche Kunſt war das Uebel endlich faſt beſeitigt, als es ſich durch unzeitige Theilnahme an einer Proceſſion erneuerte. Karl ſuchte und fand im Bade zu Abach, während des Reichstags, Heilung, aber er war ſo ſehr von Hypochondrie heimgeſucht, daß er zu Zeiten keinen Menſchen vor ſich ließ, ſelbſt ſeinen Bruder nicht. — Die Beſchämung, die ihm die Proteſtanten bereiteten, wirkte dazu mächtig auf ihn. Denn kaum hatte er ſich im Nürnberger Vertrag — obgleich mit innerm Widerwillen — ihnen wieder geneigt gezeigt, als ein erfreulicher Eifer unter ihnen entbrannte, ihm ihren kräftigſten Beiſtand gegen die Türken angedeihen zu laſſen. Nicht nur, daß ſie ihre baaren Beiträge ihm ſchnell einſchickten, ſie machten ihm auf den Vorſchlag des Kurfürſten von Sachſen auch ein ſehr anſehnliches freiwilliges Geldgeſchenk; die Werbetrommel ging ſchnell in ihren Ländern und Städten um, und bald darauf bedeckten ihre Heere die Landſtraßen nach Wien, dem Verſammlungsorte der kaiſerlichen Kriegsmacht. Es war rührend zu ſehen, wie dieſe ſo oft verſtoßenen und beleidigten Proteſtanten, die nöthig war, und der Baron unterſchrieb friſch weg. Das Teſtament wurde eröffnet; es fand ſich, daß Betty die alleinige Erbin der Fink'ſchen Hinterlaſſenſchaft war, die ihr der Baron auslieferte, ja, da ſich zu ſeiner Verwunderung, wenig baares Geld in Fink's Kaſſette vorfand, ſo ſchenkte ihr der Baron noch ein Sümmchen dazu; und alſo getröſtet verließ das Mädchen mit dem Doktor das einſame Holdersdorf. Der Landkommiſſär war zu des Doktors und Betty's Freude dieſe Tage über gar nicht ſichtbar geweſen.

Es war zu Ende September deſſelben Jahrs als ein Wagen vor einem der erſten Gaſthäuſer zu Bremen hielt, und eine Frage aus demſelben an den herbeieilenden Kellner gerichtet wurde, ob hier ein Herr Doktor Trautmann logire. Auf die Bejahung derſelben ſtiegen zwei Damen aus. Der unterdeſſen herbeigerufene Doktor flog ihnen entgegen und umarmte die Eine mit dem Ausrufe: «Theuere Edelgunde, nun biſt du ganz mein. Ich war ſchon in Angſt; Ihr habt lange auf Euch warten laſſen. Das Schiff geht übermorgen ab. Doch wir werden uns heute ſchon auf daſſelbe begeben.»

nichts verlangten, als die Ausübung der chriſtlichen Religion nach der Vorſchrift des Evangeliums, jetzt wieder wetteiferten, ihrem Kaiſer, der ihnen ſchon mehr als einmal ſo ſchlecht gelohnt, zu helfen. Die Reichsſtädte ſtrengten ſich über ihre Kräfte an. Nürnberg hatte ein Fähnlein zum Reichscontingente zu ſtellen, und es ſtellte zwei, warb mit einigen Nachbarn noch hundert Reiter, gab 15 Stück gröbes Geſchütz, 175 Centner Pulver, 1000 Spieße, 200 Harniſche und einen großen Vorrath von Mehl; Augsburg gab all ſein Geſchütz, und das Alles „dem Kaiſer zu Ehren und gemeiner Chriſtenheit zum Beſten." Bei weitem nicht ſolchen Eifer zeigten die katholiſchen Stände.

Aus den [illegible] aus Italien und aus Spanien [illegible] bedeutende Streitkräfte. [illegible] viel Geld und viel [illegible] an Männer. Außer Frankreich hatte die ganze europäiſche Chriſtenheit ihr Contingent zu des Kaiſers Heer geſtellt. Das deutſche Element war das vorwaltende in dem großen Heere, und in den deutſchen Haufen das proteſtantiſche. Die große Hälfte der Deutſchen waren Proteſtanten und ſie waren die beſten Soldaten. Der Kaiſer übernahm den Oberbefehl ſelbſt; mit der Geſundheit hatte er Muth und Kampfluſt gefunden. Er war entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben. Zum erſten Male ſah man ihn an der Spitze eines Heeres. Aber es war ihm nicht vergönnt eine Schlacht zu ſchlagen. Suleiman, wankelmüthig, wie immer, erſchrak vor dem gewaltigen Heere und vor dem Geiſte, der es beſeelte. Er hatte auf den Geiſt der Zwietracht unter den Deutſchen gerechnet, und er ſah den Geiſt der Eintracht, er ſah die glühendſte Kampfbegeiſterung. Er ſandte 15000 leichte Reiter nach Oeſtreich, die von den Deutſchen aufgerieben wurden, er ſelbſt wandte ſich nach Steiermark und erſchien vor Grätz. Die türkiſche Großſprecherei von der Eroberung Europa's erfüllte ſich als raſcher Rückzug. Ehe der Herbſt zu Ende ging war Suleiman wieder in Conſtantinopel und Karl auf der Rückreiſe nach Italien und Spanien. Keiner von den beiden hohen Herrn hatte [illegible] dem mit großem Geräuſch zuſammengebrachten Heere [illegible] Ruhm davon getragen.

In Bologna hatte der Kaiſer wieder eine Zuſammenkunft mit dem Papſte. Beide hegten noch größeres Mißtrauen gegeneinander, als bei der erſten. Das Verſprechen des Kaiſers in Augsburg, den Papſt zur baldigen Zuſammenberufung eines allgemeinen Concils zu vermögen, hatte dieſen mit großem Mißvergnügen erfüllt, Karls ſpäteres Benehmen gegen die Proteſtanten es erhöht. Karl beſtand jetzt perſönlich auf dem Concil, und Clemens machte deshalb heuchleriſche Verſprechungen. Sie ſchieden beide mit der Ueberzeugung von einander, daß ihre ſogenannte Freundſchaft nicht lange mehr dauern werde.

Zu Anfang des März 1533 reiſete der Kaiſer über Modena und Mailand nach Genua, überall von den

Fürſten auf das Prächtigſte empfangen und bewirthet. Am glänzendſten zeichnete ſich Andreas Doria in Genua aus, der im verwichenen Jahre mit ſeiner Flotte die Türken auch im mittelländiſchen Meere geſchlagen hatte. Jetzt führte er den Kaiſer auf ſeinen Galeeren wieder nach Barcelona über. Karl war vierthalb Jahr aus Spanien abweſend geweſen.

Achtzehntes Kapitel.

Unter dem Gefolge des Kaiſers befand ſich Raimund Mohr, jetzt Don Raimondo de Granada genannt. Aus ſeiner Haft in Augsburg war er entlaſſen worden, um ſogleich in das vom Kaiſer geworbene Heer, welches ſich in der Nähe Augsburgs verſammelte, eingeſtellt und nach Oeſtreich gegen die Türken geführt zu werden. Der Kaiſer behandelte ihn gnädig, ließ ihn aber ſcharf überwachen. Nach Beendigung des Feldzugs wurde ihm eröffnet, daß ihn der Kaiſer mit nach Spanien nehmen und dort ſein ferneres Schickſal beſtimmen werde.

Raimunds Erſcheinen am Hofe zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn, ebenſowohl ſeiner ungewöhnlichen männlichen Schönheit, als ſeines ſchnell bekannt gewordenen intereſſanten Schickſals wegen. Denn das Gerücht von ſeinem Minnehandel mit der Schweſter des Kaiſers hatte auch den Weg nach Spanien gefunden, und die Schickſale ſeines Vaters, gerade in dieſer Beziehung dem ſeinigen ſo ähnlich, waren am Hofe Vielen noch im guten Andenken und wurden durch das Auftreten des Sohnes in der Erinnerung aufgefriſcht.

Die Herzen der jungen Donna's am Hofe waren dadurch bald genug für Don Raimondo gewonnen, und manche flammten um ſo heftiger für ihn, je ſchwermüthiger er ausſah, je zurückhaltender er auftrat. Mit der größten Theilnahme hörten ſie die Verſicherung, der Kaiſer habe dem ſchönen Morisko ſeine beſondre Gnade zugewendet und werde ihm alle Güter und Beſitzungen ſeines Vaters zurückgeben und ihn zur Würde eines ſpaniſchen Grands erheben. Raimund hätte an die Thür eines Grafes oder Marquez anklopfen dürfen, um ſich die Tochter des Hauſes zur Gemahlin zu erbitten, er wäre überall mit Freuden aufgenommen worden. Aber der intereſſante Gegenſtand ſo vieler ſtillen Wünſche blieb unberührt von aller Schönheit, von aller Freundlichkeit und wollte keine Annäherung, keinen Wink verſtehen; kalt und theilnahmlos ging er durch die glänzenden Hoffeſte, ſelbſt daß die Kaiſerin ihn auszeichnete, ſchien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Stets lagerte die Wolke der Schwermuth auf ſeiner hohen Stirne. Dem Kaiſer, der ihn nie aus den Augen ließ, ſchien dieſe Stimmung ſeines Schützlings auf der einen Seite zu gefallen, auf der andern war ſie doch auch geeignet, ihm Beſorgniſſe einzuflößen. So ſtreng auch die Mauren in Granada überwacht und durch die eiſerne Hand des Despotismus und die feurige Hand der Inquiſition niedergehalten wurden, ſo war damit doch die Despotenfurcht in Karls Bruſt nicht erſtickt, die Mauren möchten mit ihren Brüdern in Afrika in geheimer Verbindung ſtehen, und eines Tags eine mächtige Erhebung des in den Staub getretenen Volks erfolgen, und Raimund ihm dann der gefährlichſte Menſch in Spanien werden. Wenn Suleiman der Sieg zu Land und zu Waſſer geglückt wäre, ſo würde dieſe Erhebung zweifelsohne erfolgt ſein. Wer bürgte dafür, daß dem Beherrſcher des Oſtens nicht ferner ein ſolcher Sieg dennoch glücke? Schon geſtalteten ſich die Verhältniſſe ungünſtig für den Kaiſer. König Franz, der zu dem alten Groll gegen Karl neue Erbitterungen über das durch den Letztern in Italien hervorgerufene Bündniß mit dem Papſt und den italieniſchen Fürſten geſchöpft hatte, naherte ſich dem Papſte, und es kam zwiſchen ihnen ein Verhältniß zu Stande, welches den Kaiſer beunruhigen mußte. Ja, Franz ging ſo weit, dem Papſte eine eheliche Verbindung zwiſchen ſeinem zweiten Sohne Heinrich mit der Nichte des Papſtes, Katharina von Medici, Schweſter des Herzogs Alexander, anzubieten. Die Enkelin eines Kaufmanns mit einem Königsſohne verbunden! Daran war zu erkennen, wozu Franz entſchloſſen war, um Karln zu ſchaden. — War er nicht fähig auch neue Verbindungen mit Suleiman einzugehen? Und wurde der Seeräuber

Chair Eddin in Algier nicht immer frecher und mächtiger zur See? Wenn nun doch dieſe verſchiedenen Kräfte und und Intereſſen ſich vereinigten, ſo war es nicht zweifelhaft, daß das mauriſche Intereſſe ſeinen Mittelpunkt in Raimund finden würde. Der Kaiſer mußte ſich des finſtern Menſchen — war es ſchwer zu errathen, worüber er brütete? — für immer entledigen, um vor ſeinen und der Mauren Plänen ſicher zu ſein, und doch gebot ihm die von ihm heilig gehaltene Pietät, den letzten Willen ſeines Vaters, in Bezug auf Don Alfonzo de Granada gewiſſenhaft zu erfüllen. Karl fand Mittel und Wege dieſe beiden ſich ſo ſchroff widerſprechenden Intereſſen zu vereinigen und ſich ſelbſt wie dem Maurenprinzen genug zu thun. Er nahm ſeine Maßregeln.

Mit dem Kaiſer war auch Marr von Bübenhoven nach Spanien gekommen, doch hatte er ſich nur kurze Zeit am Hofe in Toledo aufgehalten und war dann nach dem Süden des Landes gereiſt, um Unternehmungen des Kaiſers auf Bergbau zu betreiben, zu welchem Zwecke ihn Karl nach dem Tode ſeiner Tante für ſeine Dienſte gewonnen hatte. Raimund hatte ihn in Toledo nur flüchtig begrüßt und ſpäter nicht erfahren, wohin er auf des Kaiſers Befehl gegangen.

Im Herbſte ging der Kaiſer der Jagd wegen in das Königreich Murcia und nahm nur ein kleines Gefolg mit, zu welchem auch Raimund auserwählt wurde. Im nördlichen, gebirgigen und waldigen Theil der Provinz wurde eine Woche lang gejagt und die Gaſtfreundſchaft der Edeln in Anſpruch genommen. Eines Tages aber entließ der Kaiſer all ſeine Begleiter bis auf Raimund, und indem er jene nach der Hauptſtadt Murcia ſandte und ihnen befahl, ihn dort zu erwarten, wandte er ſich mit dieſem in das obere Thal der Segura, wo ſie Abends ein altes mauriſches Bergſchloß erreichten, verſteckt in der öden Wildniß eines von hohen Felſen eingezäunten Seitenthals.

Raimund konnte nicht begreifen, was der Kaiſer mit ihm vorhabe, indem er ihn in die ſchier ſchauerliche Einſamkeit dieſes verfallenden Schloſſes führte, und die Ahnung durchzuckte ihn, ob dieſes Felſenneſt wohl gar zu ſeinem künftigen Gefängniß beſtimmt ſei. Hatte Karl vielleicht in ſeiner Seele geleſen?

Ein Zimmer war hell erleuchtet, als ſie durch das Thor ritten, und es dünkte Raimunden, als ſei der Hof von Menſchen belebt. Diener nahmen ihnen die Pferde ab; einer derſelben führte Raimunden in ein hohes düſtres Zimmer, das durch eine dürftige Kerzenflamme nur noch unheimlicher wurde. Der Kaiſer war abhanden gekommen, Raimund hatte nicht bemerkt, wie und wohin. Raimund fröſtelte; es war ihm ſeltſam banglich zu Sinne. Die Zeit ging mit bleiernen Füßen; die ſchauerliche Stille wurde nur dann und wann durch einen fernen Laut oder ein Geräuſch unterbrochen, die dem Einſamen nur unbeſtimmte Vermuthungen vergönnten. Er wurde immer aufgeregter und verſtimmter; das Herz klopfte ihm hörbar in der Bruſt. So mochte ohngefähr eine Stunde vergangen ſein, als der Diener wieder eintrat.

„Donna Carlotta d'Auſtria, die Herrin dieſes Schloſſes, läßt Euch erſuchen an ihrer Tafel Platz zu nehmen und mir in den Speiſeſaal zu folgen.“

Raimund gehorchte ſtumm und ſtieg hinter dem ihm vorleuchtenden Diener eine ſteinerne Treppe hinauf; eine Thüre wurde geöffnet, er trat in ein hohes weites mit vielen Kerzen hell erleuchtetes Gemach. Er ſah nur wenig Menſchen. Zwiſchen dem Kaiſer und Bübenhoven trat eine prächtig gekleidete Dame auf ihn zu. Als ſeine Augen auf ſie fielen, durchzuckte ihn ein freudiger Schrekken. Carlotta war's, ſeine Carlotta, die vor ihm ſtand, ihn ſelig anlächelte, ihm die Hand zum Willkommen bot. Der Kaiſer nahm ſie an der einen Hand, Bübenhoven an der andern. Der Erſtere ſprach zu Raimunden: „Sie iſt meine Tochter, und ich gebe ſie Dir zum Weibe. Du haſt die Prüfung gut überſtanden.“ Der Andre ſprach: „Sie iſt meine Enkelin und ich gebe ihr und Dir meinen Segen.“ Aus dem Hintergrunde trat noch eine Dame, es war Zarova: „Sie iſt auch meine Enkelin; ich habe ihre Mutter geboren. Ich bin aus dem Königsgeſchlecht meines Volkes entſproſſen, wie Du aus dem der Mauren von Granada. Sie iſt Dir ebenbürtig in jeder Beziehung, und der Kaiſer hat ihr ſeinen Geſchlechtsnamen gegeben und ſie zur Marqueſe erhoben. Sie heißt Donna Carlotta d'Auſtria.“

Raimund war beſtürzt und faſt betäubt, die Freude konnte bei ihm nicht zum Ausbruch kommen. Der Kaiſer kam ſeiner Befangenheit zu Hülfe. „Jetzt erleichtert Eure Herzen durch heitres Plaudern! Kein Zeuge, kein Lauſcher ſoll Euch ſtören. Eine Stunde habt Ihr Zeit dazu, dann wartet Euer der Prieſter und der Traualtar.“

Carlotta führte den Geliebten in ein andres Zimmer, wo der Mund des ſchönen Paars bald von den Gefühlen ihrer Bruſt überfloß und ſie ſich gegenſeitig ihre Schickſale ſeit dem augsburger Reichstag mittheilten. So langſam die vorhergehende Stunde dem harrenden Raimund geſchwunden war, ſo ſchnell verflog ihm dieſe. Selig traten die Liebenden auf Zarova's Einladung in den Saal zurück, wo unterdeſſen der Altar hergerichtet war, vor welchem ein Prieſter ihrer wartete. Es war Raimunden wie ein Traum, aus welchem er zu erwachen fürchtete, als er die Geliebte, deren Verluſt er ſo ſchmerzlich betrauert hatte, als ſeine Gattin im Arme hielt, beglückwünſcht vom Kaiſer, den er noch nie ſo heiter und froh geſehen, und von den übrigen Verwandten. Der Kaiſer führte die Braut zur Tafel. Kaum ſaß die kleine Geſellſchaft an derſelben, als die Thür aufgethan wurde, eine rauſchende luſtige Muſik erſchallte und ein buntes Völkchen paarweiſe herein tanzte. Es waren die Zigeuner.

Das Fräulein hing ſich an des Doktors Arm und hüpfte froh in das Zimmer.

«Aber vor allen Dingen,» redete ſie den Doktor an, «verlange ich nun Enthüllung aller Geheimniße. Meine Eltern haben wirklich das Geld erhalten und eher wär' ich nicht geflohen, aber nun will ich auch wiſſen, wie Alles zugegangen iſt.»

«Sollte Betty wirklich auf der Reiſe geſchwiegen haben?» fragte der Doktor. Doch Betty ſchwur bei ihrer Liebe, daß ſie nichts verrathen.

«Nun ſo bitte ich Sie, theuerſte Edelgunde, bezähmen Sie Ihre Ungeduld nur noch einige Stunden. Auf dem Schiffe, wie ich Ihnen gelobt, ſoll Ihnen Alles klar werden.» —

Nachmittags ſchwamm ein Weſerboot auf die Nordſee hinaus und auf ein ſtolzes amerikaniſches Schiff zu, welches im Hafen von Brake vor Anker lag. Der Doktor Trautmann, Fräulein von Birkenfeld und Betty ſaßen darin, fröhlich und guter Dinge, das Fräulein aber nicht ohne eine gewiſſe Spannung, die ſich in ihren Mienen, Blicken und Worten kund that.

Als ſie dem Schnellſegler ſo nahe kamen, daß man die Menſchen auf dem Verdecke deſſelben erkennen konnte, ſagte Trautmann zu Edeldie der Kaiſer beſtellt hatte, ihrer jungen Fürſtin die Brautlieder zu ſingen. Unter Geſang und Tanz verſtrich der Abend. Alle vergaßen, daß der größte Herrſcher der Welt unter ihnen war; Karl hatte den Purpur abgelegt und war nichts weiter als ein glücklicher Menſch.

Am folgenden Morgen ſprach er zu Raimunden: „Ich habe Dich zu meinem Statthalter von Hispaniola ernannt und Du wirſt in wenigen Tagen mit Deiner Gattin auf einem Schiffe abreiſen, welches im Hafen von St. Lucar ſegelfertig liegt. In Carthagena erwartet Euch ein Küſtenſchiff, welches Euch nach St. Lucar bringen wird. Bübenhoven wird Euch dahin begleiten. Francesco Pizarro hat auf dem Feſtlande der neuen Welt reiche Länder entdeckt und ſie theilweiſe für die Krone Spanien erobert. Es hängt von Deinem Betragen ab, daß ich Dich vielleicht bald zum Vicekönig jener Länder erhebe.“

Kaum hatte Raimund dieſe inhaltſchweren Wort vernommen, als er ihren ganzen Sinn begriff. Der Kaiſer hatte ihn zwar durch Carlotten an ſeine Perſon gefeſſelt und ihn zur Dankbarkeit verpflichtet, aber er ſollte nichtsdeſtoweniger für immer aus Spanien entfernt und über das ungeheure Weltmeer in jene Länder verbannt werden, welche noch immer aus der Ferne ſich halb wie eine Fabel ausnahmen. Er wußte, weshalb er fortgeſchickt wurde, und die alte Bitterkeit trat ihm wieder ins Herz; aber es blieb ihm keine Wahl; er mußte gehorchen. Und damit er nicht entwiſchen könne, wurde ihm Bübenhoven als

Wächter mitgegeben. Er ſah, daß er des Kaiſers Gefangner war. Die Enttäuſchung war ihm fürchterlich. Die koſtbaren Geſchenke, die der Kaiſer zurückließ, konnten Raimunds Schmerz nicht ſtillen, der ihn um ſo verzehrender marterte, je weniger er wußte, was er ſich von Carlotten zu verſehen hatte. War auch ſie im Dienſte ihres Vaters, und durfte er ihr anvertrauen, was ihm das Herz ſo mächtig bewegte? Doch in dieſer peinlichen Ungewißheit ſollte er wenigſtens nicht lange bleiben. Er konnte Carlotten ſeine Mißſtimmung nicht verbergen, und zu ſeinem Troſte erfuhr er von ihr, daß ſie weniger die Tochter des Kaiſers, als ſein Weib, ſein ihn mit ganzer glühender Seele liebendes Weib war. Auch ſie war mit der Verfügung des Kaiſers unzufrieden, aber ſie vermochte ſo wenig, als er, etwas daran zu ändern.

Büdenhoven drängte zur Abreiſe, und ſchon am folgenden Tage verließ das junge Ehepaar in ſeiner Begleitung das einſame Schloß. Sie hatten eine Landreiſe von ſechs Tagen bis nach Karthagena. Ein paar Maulthiere, mit ihrem Eigenthum bepackt, folgten ihren Pferden. Am dritten Tag der Reiſe wurden ſie von einem ſchmucken Reiter eingeholt, dem Anſchein nach einem Edelmanne des Königreichs, der nach der Hauptſtadt zu reiſen vorgab. Er unterhielt ſich eine zeitlang mit ihnen und zeigte ſich über die Verhältniſſe des Landes gut unterrichtet. Doch ſprach er mehr mit Büdenhoven, mit welchem er vorausritt. In einem Orte, wo ſie anhielten, um ſich und die

Pferde zu ſtärken, benutzte der Fremde die Gelegenheit, als Bübenhoven ſich entfernt hatte, Raimunden einen Brief mit den Worten zuzuſtecken: „Leſet dies. Ich weiß, wer Ihr ſeid. In Carthagena erwarte ich Eure Antwort.“

Raimund ging bei Seite und las: „Wenn Ihr — was mehr als wahrſcheinlich iſt — lieber nach Afrika zu Euerm Vater, zu Verwandten und Freunden und zu Euerm Volke, die Euch Alle mit Sehnſucht erwarten, gehen wollt, als nach Weſtindien, wo Eurer ein trauriges Schickſal erwartet, ſo geht am Abend nach Eurer Ankunft in Carthagena öſtlich vom Hafen am Ufer des Meeres etwa eine Viertelmeile entlang. Der, welcher Euch dieſen Brief übergeben, wird Euch dort begegnen und Euch nähere Eröffnungen machen, Euch auch Briefe Eures Vaters, des Dei von Algier und ſeiner Gemahlin Suleima übergeben. Es wird Sorge getragen werden, daß Euer Begleiter und Beaufſichtiger, der Junker von Bübenhoven, Euch nicht folgen kann.“

Eine ſchöne Hoffnungsſonne ging dem Verzweifelten in dieſen Zeilen auf. Freudeſtrahlend gab er bald darauf dem Fremden ein zuſtimmendes Zeichen, worauf ſich dieſer bald von ihnen trennte.

In Carthagena angekommen, überzeugte ſich Raimund, daß Bübenhoven den Befehl habe, ihn nicht aus den Augen zu laſſen; denn er begleitete ihn auf jedem Schritt. Das Schiff, welches ſie nach St. Lucar bringen ſollte, lag in Bereitſchaft und hatte nur auf ſie gewartet, um in der Frühe des andern Morgens den Anker zu lichten. Die Reiſenden ſollten Abends an Bord gehen: ſo hatte es Bübenhoven angeordnet. Raimund begriff nicht, wie er ſich losmachen ſolle: doch vertraute er dem Worte des Fremden. Plötzlich trat ein reich gekleideter Herr in das Hafenhaus, wo die Reiſenden verweilten. Er hatte kaum die Augen auf Bübenhoven fallen laſſen, als er haſtig auf ihn losſchritt, ihn an der Schulter faßte und in barſchem Tone ſagte: „Ihr ſeid der berüchtigte Seeräuber Sinan, genannt der Jude, der Schiffsaga Chair Eddins und mein Gefangner. Ich verhafte Euch im Namen des Kaiſers und Ihr müßt mir unverzüglich zum Richter folgen.“

„Ihr irrt Euch in meiner Perſon,“ verſetzte Bübenhoven ruhig. „Ich bin ſelbſt ein Diener des Kaiſers.“

„Das müßt Ihr vor dem Richter beweiſen. Ihr habt mir unverzüglich dahin zu folgen, und wenn Ihr Euch ſtreubt, ſo ſtehen die Alquacils vor der Thüre, welche Euch zwingen werden.“

Bübenhoven bat Raimunden eine kurze Zeit zu verziehen; das Irrthum werde ſich ſchnell aufklären. Kaum war er fort, als Raimund Carlottas Arm nahm und mit ihr die bezeichnete Richtung am Ufer hin einſchlug. Carlotta's Neugierde forſchte vergebens nach dem Grunde dieſes Ganges. „Du wirſt ihn bald genug erfahren,“ tröſtete ſie ihr Gatte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Schiffer begegnete und auf ſie zutrat. Sie erkannten den Fremden wieder.

„Hier iſt der Siegelring Eures Vaters!“ ſagte dieſer, nachdem er ſie mit Herzlichkeit begrüßt und ihnen einen prächtigen Ring hinhielt, in deſſen Stein Raimund die Granade erblickte. „Die Briefe findet Ihr in einem Boote, das nicht weit von hier in einer Bucht verſteckt liegt. Dort werdet Ihr auch einen alten Bekannten ſehen, der Euch die erwünſchteſten Nachrichten über die Eurigen in Algier mittheilen wird.“

Raimund und die ſtaunende Carlotta beflügelten ihre Schritte, von dem geheimnißvollen Fiſcher geführt. Sie erreichten mit der Nacht das Boot. Ein andrer Schiffer ſprang ihnen entgegen und ergriff Raimunds Hand. Dieſer ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus. Martin van der Voort war's, der vor ihnen ſtand und rief: „Ich grüße Euch im Namen Sidi Alnayars, Deines Vaters, Chair Eddins und Suleima's, ich grüße Dich ſelbſt! Tretet herein und leſet die Briefe der Eurigen, unterdeſſen wird Sinan, der Befehlshaber des eine Meile von hier auf der Meerhöhe kreuzenden Schiffes, bei uns ſein. Oder willſt Du lieber, daß ich Dir meine Schickſale erzähle, ſeit wir uns nicht geſehen?“

Sie beſtiegen das Boot. Eh' aber Raimund Zeit fand, die Briefe zu leſen, ſprang jener ſtolze Fremdling, welcher Bübenhoven zum Richter geführt hatte, in das

Fahrzeug. Im Nu ſetzten ſich die Ruder in Bewegung, und das Boot ſchoß in die dunkle See hinaus. Bald aber ſtieg der Mond aus den Wellen empor und ſein Licht zeigte ihnen ein prächtiges Schiff. Ein Pfiff wurde dort beantwortet. Sie legten an und erſtiegen auf der herabgeworfenen Leiter die Goelette, die ſofort alle Segel beiſetzte. Am dritten Tage lief ſie im Hafen von Algier ein.

Neunzehntes Kapitel.

Zu jener Zeit war das ungeheure Gebiet von Tunis der reichſte und blühendſte der Staaten an der nordafrikaniſchen Küſte. Sein Gebieter, der König Mahmed, ein hochbejahrter Greis, hatte mit den Frauen ſeines Harems vierunddreißig Söhne erzeugt.

Die Favorite Zaide wußte den von ihr beherrſchten Dei zu der Ungerechtigkeit zu beſtimmen, daß er ihren Sohn Mulei-Haſſan, einen der jüngſten der Prinzen, öffentlich und geſetzlich zu ſeinem Nachfolger ernannte. Aber dieſer Mulei Haſſan war ein Ungeheuer. Kaum hatte er durch ſeine Mutter das Ziel, nach welchem er geſtrebt, erreicht, als er ſeine fürſtliche Wirkſamkeit damit begann, ſeinen Vater zu vergiften, damit dieſer nicht etwa die Verfügung hinſichtlich der Thronfolge wieder ändern möchte, und alſobald nach Mahmeds Tode ließ er ſeine

Brüder einfangen und umbringen. Einer der Aelteſten, Alraſchid, hatte aber Mulei Haſſans Plan durchſchaut und ſich glücklich zu den Beduinen der großen Wüſte gerettet. Es gelang ihm, die Scheiks einiger Stämme für ſeine Sache zu gewinnen und mit ihrer Hülfe Verſuche zu machen, den grauſamen Mulei Haſſan vom Thron zu ſtürzen und ſich ſelbſt darauf zu ſetzen. Aber die Söhne der Wüſte wurden vom Heere des jungen Königs geſchlagen, und Alraſchid konnte ſich der Gefahr, von ihnen an Mulei Haſſan ausgeliefert zu werden, nur durch ſchnelle Flucht entziehen. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Algier zu gehen und Chair Eddins Gaſtfreundſchaft und Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Dies ereignete ſich im Herbſte des Jahres 1534. Chair Eddin nahm den um Schutz Flehenden mit allen Zeichen der Ehrerbietung und Freundſchaft auf und machte ihm die glänzendſten Verſprechungen. Kurz zuvor war Chair Eddin vom Padiſchah Suleiman nach Konſtantinopel eingeladen worden, und als Alraſchid nach Algier kam, traf der Dei eben ſeine Vorkehrungen zu der großen Seereiſe. Suleiman hatte endlich durch Schaden einſehen gelernt, wie nöthig es ſei, eine tüchtige Flotte gegen Neapel und Spanien auszurüſten und ihr einen Anführer zu geben, der an Kenntniß des Seekriegs und an Tapferkeit dem berühmten Andreas Doria nichts nachgebe und ihm die Spitze bieten könne. Es gab nur einen ſolchen Mann unter den Gläubigen: Chair Eddin Barbaroſſa. Aber Suleiman war neidiſch auf den außerordentlichen Ruf dieſes Fürſten; er mochte keine Größe neben ſich dulden; er wollte allein der Beſieger des mächtigen Kaiſers Karl ſein und einem Andern nichts vom Ruhme dieſes Sieges gönnen. In dieſem Neide war der Grund zu ſuchen, weshalb der Sultan immer noch nicht auf die Vorſchläge und Anerbietungen Chair Eddins, Suleima's und Eleonorens eingegangen war. Die letzten Jahre hatten ihn aber gewitzigt. Eleonore van der Voort, die in ſeinem Harem lebte und der Hauptkundſchafter und Berichterſtatter über die europäiſchen Verhältniſſe war, drang endlich mit ihrer Stimme durch. Im Diwan wurde beſchloſſen, dem Dei von Algier die Bildung und den Oberbefehl einer neuen großen Flotte aufzutragen und ihn nach Konſtantinopel zu rufen. Mit dem Staatsboten, welcher dem Dei den Befehl des Großſultan überbrachte, reiſte Eleonore nach Algier.

Eleonore van der Voort und Agnes von Cardona ſahen ſich wieder und hielten ſich lange umarmt, zwei Frauen vom kühnſten Geiſte und ſich geiſtig verwandt in Entwerfung und beharrlicher Verfolgung außerordentlicher und abenteuerlicher Pläne und in dem unabläſſigen Anſtreben nach demſelben Ziele, dem Sturz des öſtreichiſchen Fürſtenhauſes, wenn auch aus ganz verſchiedenen Beweggründen. Dieſe beiden Frauen, in ihren Charakteren ſo gänzlich verſchieden, hatten ſich doch, die Eine, wie die Andre, des weiblichen Charakters ſo ganz entäußert, daß ſie vor keiner That, die ſelbſt die abgehärtetſten Männerherzen erbeben macht, zurückwichen, um ihre zügelloſen Leidenſchaften zu befriedigen. Aber die Eine handelte aus glühender ſchwärmeriſcher Liebe für ein edles niedergetretenes Volk, deſſen Tochter ſie war, die Andre aus glühender Rache für erlittene Schmach, die ſie doch ſelbſt verſchuldet, und indem ſie das niedergetretene Volk, deſſen Tochter ſie war, aus den Feſſeln, die ihm unwürdige Machthaber angelegt, befreien zu wollen vorgab, würdigte ſie ſelbſt den gemißhandelten Genius der Freiheit zum Befriediger ihres Rachedurſtes herab. Jene war von einer Abenteurerin zur Gemahlin eines geiſtesſtarken thatkräftigen Fürſten emporgeſtiegen; dieſe war aus glänzenden Verhältniſſen zur verwegenſten Abenteurerin herabgeſunken. So ſahen ſie ſich wieder. Eleonore hatte faſt ſchon das Ausſehen einer Greiſin, obgleich ſie erſt vierundfunfzig Jahre alt war, aber ungeheure Strapazen hatten ihre Spuren in dieſe einſt ſo ſchönen Züge verwüſtend eingegraben, nachdem ſie von Donna Juanas mörderiſcher Scheere zuerſt durchwühlt worden waren. Nichts deſto weniger war ſie immer noch eine ſtolze Geſtalt. Agnes, oder vielmehr Suleima, zwölf Jahre jünger, hatte ſich neben der imponirenden Würde ihrer Geſtalt auch noch einen großen Theil ihrer Schönheit erhalten oder vielmehr wieder gewonnen.

Jetzt wollten ſich dieſe beiden Frauen vereinigen, um die Welt in Flammen zu ſetzen.

gunde: «Holde Braut, es werden Wunder geſchehen. Erſchrick mir nicht, wenn Todte dir entgegenkommen. Es hat ſich eine ſeltſame Auferſtehung ereignet.»

Edelgunde wußte nicht, was ſie von dieſer ſonderbaren Anrede halten ſollte; in dieſem Augenblicke langten ſie bei dem Schiffe an, die Treppe wurde herabgelaſſen und die drei Paſſagiere ſtiegen hinauf. Der erſte Menſch, den Edelgunde ſah, war — Fink, der auf Betty loseilte und das frohe Mädchen, das gar nicht verwundert ſchien, in die Arme ſchloß. Der Staunenden flüſterte Trautmann in's Ohr: «Komm, Geliebte, in die Kajüte.» Und willenlos folgte ſie ſeiner Leitung.

Als ſie auf einer bequemen Ottomanne Platz genommen hatten, begann Trautmann traulich: «Schon ſeit mehren Jahren keimte der Vorſatz in mir auf, nach Amerika auszuwandern, den die Briefe eines Univerſitäts- und Studienfreundes wirklich zur Reiſe gebracht hätten, wenn ich nicht von einer ſtillen, aber heißen Liebe zurückgehalten worden wäre. Amerika iſt ſehr arm an guten Ärzten, und wer Wiſſenſchaft und Gewiſſen in harmoniſchen Einklang gebracht hat, findet als Arzt dort die glücklichſte Exiſtenz. Der Adelſtolz deiner Eltern ſchreckte mich von jeder Erklärung

Sie theilten ſich einander ihre Schickſale und Erlebniſſe mit.

„Ich habe eine Wiedergeburt erfahren, wie ſelten ein Weib,“ ſagte Suleima. „Ich hatte mich meines Volkes, meines Zieles, ja meiner ſelbſt unwürdig gemacht, ich hatte mich an dem verhaßten Gegenſtand meiner ſchmählichen Leidenſchaft gerächt, aber nun war mir das Leben zuwider, und ich ſtürzte mich in das Meer, um den Tod zu ſuchen, der noch mein einziger Wunſch war. In der Meerbucht, in welcher ich ſterben wollte, lag die Barke eines Raubſchiffes Chair Eddins. Er ſelbſt war's, der mich für todt aus dem Waſſer zog, und ſtundenlang lag ich beſinnungslos. Als ich die Augen wieder aufſchlug, ſtand mir der kühne Seeheld gegenüber und begrüßte mein neues Leben mit Jubel. Ich befand mich auf ſeinem Schiffe und er führte mich nach Algier in ſein Harem. Mein früheres Leben war gleichſam untergegangen im Meere, und als eine Wiedergeborne ſtieg ich daraus empor. Nun erſt fand ich die mir angemeſſene Beſtimmung; ich war die Favorite eines Mannes, der mich verſtand und für die Triebe meines Geiſtes nicht nur die entſprechenden Triebe im eignen Geiſt, ſondern auch die ſtarke ausführende That, den kräftigen Willen und die mächtige Stellung hatte. Wir erkannten ſchnell, daß wir für einander geſchaffen waren, und wir haben unſer Leben dieſer Erkenntniß gemäß eingerichtet. Wäre der Sultan Suleiman auf unſre Pläne eingegangen, er wäre jetzt Herr von Europa, und er wird es noch werden, wenn er es jetzt nicht verſchmäht, wie ſeine Einladung zu beweiſen ſcheint, darauf einzugehen."

„Er wird es nicht. Der Vezier hat ſich endlich überzeugt, daß ich Recht hatte. Er war mein Gegner. Nun haben ſie den Schaden und werden es beſſer machen. Um etwas Großes zu vollbringen, gehört der rechte Mann an den rechten Ort. Glaube mir, von Suleiman iſt mehr Geſchrei, als er werth iſt. Ein wildes Strohfeuer, weiter nichts. Ins Maßloſe ausſchweifende Selbſtüberſchätzung mit dem prächtigſten Wortſchwall. Soll's zur That kommen, ſind plötzlich die Sterne nicht günſtig. — O, wenn ich je den rechten Mann für mich gefunden hätte, wie Du: was hätten wir zuſammen ausgerichtet. Nur wahre Geiſtesgröße iſt zum Herrſchen geboren; die Natur hat ihr den Stempel der Hoheit und Macht auf die Stirn gedrückt, und Alles, was ſie unternimmt, iſt groß und gut, wenn es der beſchränkte Verſtand der Maſſen auch nicht begreift. — Sieh, ich war eine geborne Königin, wie Du; aber mir bot kein geborner König die Hand zur Rettung und Vereinigung. Auch ich lernte einen großen geiſtesſtarken Mann kennen, einen gebornen König, einen Einzigen. Aber nicht mir bot er die Hand, ſondern meiner jüngern und ſchönen Schweſter. Er hieß Gaismeier und hätte Beherrſcher ſeines Vaterlandes Tirol werden müſſen. Aber er erlag ſeinem Geſchick. Ich habe keinen zweiten wieder gefunden. — Doch ſage, wo iſt meine Schweſter Martha?"

„Beim Sidi Alnavar in Conſtantine. Alnavar hat ſich die große Aufgabe geſtellt, das fruchtbare Land auf europäiſche Weiſe bebauen zu laſſen und verwendet dazu zahlreiche Chriſtenſklaven. Martha iſt ſeine Pflegerin; denn er iſt alt geworden. Als ſie ihr Geſchick vor ſechs Jahren an die Küſte von Algier führte, kam ſie ihm wie gerufen. Er bedurfte einer Chriſtin, wie ſie iſt, für ſein Haus, und ſie hat ſich gut in ihre Lage gefunden.“

„Wohl ihr, daß auch ſie im Ruhehafen eingelaufen! Sie war nicht für große Dinge geſchaffen. Ich werde ſie ſehen und mich freuen. — Lebt Raimund bei ſeinem Vater?“

„Ja, aber ihm gefällt die ruhige Einförmigkeit dieſes Lebens nicht. Er richtet den ſehnſüchtigen Blick nach Spanien hinüber. Die Krone von Granada iſt das Ziel ſeiner heißen Wünſche, und Martin nährt ſeine Hoffnungen mit den Nachrichten, die er ihm von unſerm Volke drüben oft bringt. Denn Dein Sohn iſt unermüdlich, wie Du ſelbſt, und uns von unſchätzbarem Werth. In den mannichfachſten Verkleidungen durchirrt er das Meer und die Küſtenländer. Er iſt unſer beſter Kundſchafter in Spanien und Neapel, er unterhält unſre Verbindung mit dem Könige von Frankreich. Und wo es reiche Beute zu machen gibt, weiß er ſtets anzugeben. Chair Eddin und ich halten ihn hoch.“

„Es freut mich, ſein Lob zu vernehmen. Ich habe Luſt ihn auf ſeinen Fahrten zu begleiten. Ja, auch ich werde in Spanien für unſere Zwecke perſönlich zu wirken ſuchen.“ —

Es wurden vorläufig ſchon mancherlei Pläne von den beiden Frauen verabredet. Dieſen unbeſtimmten Plänen gab Alraſchids Erſcheinen am Hofe in Algier bald genug beſtimmte Geſtalt und Richtung. Es ſtellte ſich nämlich ſchon am erſten Tage ſeines Aufenthaltes für die Herrſcherfamilie klar heraus, daß der Prätendent des Thrones von Tunis ein ſehr mittelmäßiger Kopf, ein ſehr gewöhnlicher Menſch war, der kein andres Recht vor ſeinem jüngern Bruder aufzuweiſen hatte, als das der frühern Geburt, welches aber eben kein Recht war. Inzwiſchen behauptete er eine ſtarke Partei in Tunis zu haben, welche Mulei Haſſan durch furchtbare Grauſamkeiten täglich vermehre.

„Der Thron von Tunis muß Dein werden!“ rief Suleima ihrem Gemahl zu, als er allein in ihren Gemächern war. „Du mußt dieſe Länder zu einem großen Königreich vereinigen. Dann biſt Du der gewaltige Herr des Meers bis an die Pforten von Neapel und Rom, dann ſteigſt Du ungehindert an den Küſten Spaniens und Frankreichs ans Land. Spanien und Neapel ſind in Deine Hand gegeben, und mit Suleiman im Bunde wirſt Du das Chriſtenkreuz unter Deine Füße werfen und den ſtolzen Habsburger vernichten.“

Sie gab ihm den Weg an, wie er ſich in Beſitz von

Tunis zu ſetzen habe, und Chair Eddin umarmte entzückt das kühne umſichtige Weib.

Der Dei machte dem Fürſten Alraſchid den Vorſchlag, mit ihm nach Konſtantinopel zu reiſen, um den Großſultan für ſeine Angelegenheit zu gewinnen. Wenn eine Flotte des Großherrn ihn nach Tunis zurückbringe, werde Mulei Haſſan ohnmächtig die Flucht ergreifen. Dieſe Ausſicht ſchmeichelte Alraſchids Wünſchen ungemein; er ging in die künſtlich verdeckte Falle und beſtieg das Schiff, welches ihn mit Chair Eddin nach der hohen Pforte führte. Zuvor aber ließ er ſeine Anhänger in Tunis durch einen geheimen Boten unterrichten, er werde bald mit einer türkiſchen Flotte kommen und mit einem ſtarken Heere den Thron ſeiner Väter in Beſitz nehmen.

Chair Eddin, der gewandte Grieche, ſpielte am Hofe des Großherrn ſeine Rolle vortrefflich und wußte den eiteln Suleiman, den Großvezier, die ſchöne Roxelane und alle Perſonen von Einfluß durch geſchmeidiges unterwürfiges Weſen für ſich zu gewinnen. Suleiman, glühend vor Begierde, Europa zu erobern, beauftragte den Dei mit der Bildung der Flotte. Der Angriffsplan auf Neapel und Südſpanien wurde verabredet. In dieſen Eroberungsplan paßten die Ereigniſſe vortrefflich. Tunis war ein ſelbſtſtändiges Königreich. Chair Eddin wußte dem Sultan begreiflich zu machen, daß dieſes große Reich ihm ebenfalls unterworfen werden müſſe, wie Algier, um Einheit der Kräfte zu erzielen. Sei Suleiman Herr der nordafrikaniſchen Küſtenländer, dann habe die Flotte einen Hintergrund, der ſie unüberwindlich machen müſſe. Gut geführt, werde ſie ihm dann bald auch die europäiſchen Küſtenländer des Mittelmeers unterwerfen. Suleiman war entzückt von dieſer Ausſicht. Chair Eddins Plan wurde genehmigt.

Mit ſcheinbar überſchwenglicher Großmuth verſprach der Großherr dem hülfeſuchenden Fürſten von Tunis jede Unterſtützung. Die Flotte, welche ihn heimführen, das Heer, welches ihn auf den Thron ſetzen ſollte, wurden vor ſeinen Augen ausgerüſtet. Alraſchid ſah ſich im Geiſt ſchon auf dem Throne. Der unglückliche Thor! In der Stunde, in welcher die Flotte abſegelte, als er ſchon von ſeinem hohen Gönner ſich verabſchiedet hatte, wurde er verhaftet und in einen Kerker geworfen, den er nur als Leiche wieder verließ.

Suleima hatte unterdeſſen Alraſchids Partei in Tunis mit immer neuen Hoffnungen zu nähren gewußt. Ihre geheimen Sendboten überbrachten die günſtigſten Nachrichten. Bald bewährte ſich ihre Wahrheit. Wie ein Sturmwind vor dem Gewitter flog die Kunde von dem Herannahen einer großen türkiſchen Flotte unter Chair Eddins Führung über das Mittelmeer und die Länder zu beiden Seiten deſſelben, und verbreitete Furcht und Schrecken. Die Küſten von Calabrien und Sicilien wurden von Chair Eddin verwüſtet, die Inſel Malta, erſt vor vier Jahren dem Johanniter-Orden vom Kaiſer Karl

übergeben, wäre faſt in die Hände des großen
gefallen, der ſich eines Tags mit zweihundert
ſtolzen Schiffen im Meerbuſen von Tunis vor
legte. Er ſetzte ſeine Völker ans Land, und die
Goletta, welche den Meerbuſen beherrſcht, fiel ſchon
folgenden Tage durch den Verrath ihres Befehlshabers
ſeine Hand. Er ließ überall bekannt machen, er führe Alraſchid auf der Flotte und handle in ſeinem Namen. Der Fürſt liege krank auf dem Admiralſchiff. Mit dieſer Kunde ließ er die Stadt auffordern, ſich ihm zu ergeben.

Alraſchids Partei, ſchon lange geſchickt auf die Ankunft ihres Hauptes vorbereitet, erhob ſich mit den Waffen in der Hand. Die übrige Bevölkerung, müde der kindiſchen Grauſamkeit Mulei Haſſans, ſchloß ſich ihr an. Ganz Tunis rief nach dem Befreier Alraſchid, und der junge Tyrann konnte nur das nackte Leben durch die eiligſte Flucht retten. All ſeine Schätze blieben zurück. Jubelnd wurden die Thore dem großmüthigen Befreier Chair Eddin geöffnet, und er zog in der Mitte ſeiner Krieger ein und verfügte ſich auf die Citadelle, welche die Stadt beherrſchte.

Immer und immer ertönte Alraſchids Name auf den Straßen, aber vergebens ſah ſich die begeiſterte Menge nach ihm um. „Wo iſt er?“ — „Auf dem Admiralſchiff!“ — Hunderte ſegelten auf Booten hinaus. Er war nirgend zu finden, und die Türken verlachten die Betrogenen mit Hohn. Neues Geſchrei erhob ſich, der fürchterliche Betrug ward offenkundig. Alles lief wüthend zu den und ſtürmte mit Verwünſchungen Chair Eddins die Citadelle. Der ſchlaue Dei war auf dieſen An- vorbereitet. Ein mörderiſches Feuer aus den Kanonen Veſte empfing ſie, warf ſie nieder, jagte ſie in die Flucht. Die ungeordneten Haufen zerſtoben; Chair Eddin war Herr der Stadt und des Landes. Mit Trompetenſchall ließ er verkünden, daß er Tunis für ſeinen Herrn den Großſultan Suleiman in Beſitz genommen, und daß Jedermann dieſem als Landesherrn und Gebieter zu huldigen habe. Ebenſo ihm, dem Dei von Algier, als Statthalter und Unterkönig.

Und die Tuneſen huldigten. Der Streich war geglückt. Das Land lag zu den Füßen des Seeräubers, und Suleima hielt ihren prächtigen Einzug.

Zwanzigſtes Kapitel.

Kaiſer Karl hielt Hof in der Alhambra zu Granada. Er erachtete ſeine Anweſenheit in der alten mauriſchen Königsſtadt für nothwendig, um jedes aufrühreriſche Gelüſt des Volks im Keim zu erſticken. Eine drohende Heeresmacht deutſcher Reiter und Landsknechte hatte ihn begleitet. Die blutigſte Strenge hing über dem armen Volke. Aber hoffend blickte es nichtsdeſtoweniger nach Afrika hinüber, von wo es ſeinen Retter erwartete. Chair Edoin Barbaroſſas Name war nach der Eroberung von Tunis im Munde aller Mauren in Spanien, und die Gerüchte von ſeinem Thun und Treiben überboten ſich in Seltſamkeit und Abenteuerlichkeit. Er werde mit furchtbarer Heeresmacht nach Spanien herüberkommen, hieß es, und einen jungen König aus dem alten Herrſcherſtamme herüberführen und auf den Thron ſetzen und das Land für ern. Dann werde er Neapel erobern und der aft des Kaiſers in dieſen Ländern ein Ende machen. werde den Papſt aus Rom treiben und den Islam zur errſchaft bringen. Denn zu gleicher Zeit werde der Sultan Suleiman über Ungarn in Deutſchland einfallen und von Norden her Italien erobern. Was ein niedergedrücktes, unter dem eiſernen Fußtritt des Despotismus ſchmachtendes Volk wünſcht und erſehnt, das glaubt es auch. Die ausſchweifendſten Gerüchte fanden bei den Mauren Glauben, und die Aufregung unter ihnen ſtieg mit jedem Tage.

Der Kaiſer ſah von dem hohen Königsſchloſſe ernſt und bekümmert in die verwickelte Lage der Dinge und die für ihn ſich daraus erhebende Gefahr herab. Er verkannte dieſe Gefahr nicht. Zwar hatte ihn der Tod im Herbſt von einem läſtigen und zweideutigen Freund befreit, mit welchem er nie einen aufrichtigen Frieden haben konnte. Clemens VII., der ränkevolle Mediceer, war plötzlich nach kurzer Krankheit im 56. Lebensjahre vom Stuhl Petri in die Gruft geſtiegen, nachdem er kurz zuvor die Vermählung ſeiner Nichte mit dem franzöſiſchen Prinzen zum größten Verdruß des Kaiſers gefeiert hatte, und Alexander Farneſe, dem Kaiſer ſtets ergeben, hatte, von den Kardinälen gewählt, als Paul III. den päpſtlichen Thron beſtiegen, dem Kaiſer ein treuer Bundesgenoſſe. Deſto treuloſer hatte ſich Karls Schwager, der König Franz, ihm gezeigt. Auf der einen Seite hatte er offen ein Bündniß zurück; ich ward von Vorſätzen und einer nicht zu beſiegenden Unluſt hin- und hergeriſſen; ich konnte zu keinem Entſchluße kommen. Der gute Baron von Holder rüttelte mich endlich damit ſolcher Gewalt aus meiner muthloſen Trägheit, daß ich beinahe den Kopf und dich dazu verloren hätte. Ich war der Verzweiflung nahe, zumal mir der pfiffige Landcommiſſär Altfuchs einen Streich ſpielte, der uns faſt auf immer getrennt hätte. Fink ward mein Retter, hätte dieſer brave Mann ſich nicht in das niedliche Lärvchen deiner Betty vergafft, und wäre dieſes Mädchen nicht ganz von Liebe und Dankbarkeit gegen dich durchdrungen, ſo wären wir verloren geweſen. Von Betty hatte Fink erfahren, in welcher traurigen Lage du dich befändeſt, wie du mich heimlich liebteſt und von mir geliebt werdeſt, und die guten Leutchen beſchloſſen unſre Rettung zu verſuchen, doch kannten Sie nicht Mittel und Wege dazu. Um dieſe ausfindig zu machen, kam Fink eines Tages zu mir, als ich mich eben dem liſtigen Landkommiſſär, der mir ſeine vermittelnden Dienſte angeboten, in die Arme werfen wollte. Fink entdeckte mir ſeine Liebe, die Abneigung ferner bei dem wunderlichen Baron zu bleiben, dann das Geheimniß, wie leicht derſelbe vom Heiramit Suleiman abgeſchloſſen, eine Geſandtſchaft nach Konſtantinopel geſchickt und eine türkiſche empfangen, auf der andern hatte er die proteſtantiſchen Stände in Deutſchland an ſich zu locken geſucht und ihnen ſchöne Verſprechungen gemacht. König Heinrich von England war ebenfalls mit dem Kaiſer gänzlich zerfallen und ſtand im Begriff wegen ſeiner Eheſcheidung von des Kaiſers Tante ſich und ſein Land vom päpſtlichen Kirchenregiment loszuſagen.

Die Gerüchte von neuen großen Rüſtungen Suleimans wurden durch Nachrichten von König Ferdinands Partei in Ungarn beſtätigt; die Einnahme von Tunis durch Chair Eddin und die Unterwerfung dieſes Königreichs unter Suleimans Oberhoheit war ein höchſt wichtiger und in ſeinen Folgen ſehr bedrohlicher Moment für Karl. Er erfuhr durch ſeine Kundſchafter, wie eifrig Chair Eddin an der ſtärkern Befeſtigung von Goletta und von Tunis ſelbſt arbeiten laſſe, wie die türkiſche Flotte unter ſeinem Oberbefehle immer vergrößert werde, mit welcher Pracht und Macht der Seeräuber als König in Tunis ſich gebahre. Dabei nahmen die frechſten Räubereien auf dem Mittelmeer und an den ſpaniſchen und neapolitaniſchen Küſten mit jedem Tage zu. Kein ſpaniſches und neapolitaniſches Schiff durfte ſich mehr aus dem Hafen wagen; die tuneſiſchen Kaper durchſchwärmten das Meer nach allen Richtungen, ihre zügelloſe Beſatzung überfiel die Dörfer und Städte oft weit in das Land hinein, warf Alles nieder, was ſich ihrer Brutalität widerſetzte und führte Menſchen und Thiere, Hab und Gut mit ſich fort. Auf dieſe Weiſe wurden Tauſende von Menſchen in die Sklaverei nach Tunis geſchleppt und waren dort, wenn ihre Verwandten nicht ein hohes Löſegeld bezahlten, den härteſten Arbeiten und Entbehrungen unterworfen. Die Klagen über dieſes unerträgliche Raubweſen aus Sicilien, Neapel, aus den baleariſchen Inſeln, Katalonien, Valencia, Murcia, Granada und Andaluſien mehrten ſich mit jedem Tage vor dem Kaiſer. Aber eben ſo wenig blieben die portugieſiſchen Küſten verſchont, ja ſelbſt bis an die franzöſiſchen Küſten wagten ſich die verwegenen Korſaren. Die Johanniter-Ritter auf Malta konnten ſich ihrer kaum mehr erwehren und waren fort und fort in Gefahr von ihnen ganz aufgerieben zu werden. Das Uebel wurde dadurch vermehrt, daß faſt Alle, welche von mauriſchem Blute abſtammten, den tuneſiſchen Räubern offen oder heimlich anhingen und ihnen allen Vorſchub gegen die ſpaniſche Bevölkerung leiſteten. Je größer die despotiſche Strenge war, deſto wilder der Fanatismus, mit welchem ſie ihre baldige Befreiung und Erhebung durch die afrikaniſchen Brüder verkündeten. Die bürgerliche Ordnung wurde durch dieſes unerhörte Unweſen vernichtet, der geſellſchaftliche Zuſtand in den Küſtenländern in völlige Auflöſung verſetzt, und endlich war wirklich von Chair Eddin das Aeußerſte zu befürchten. Das waren Dinge, die das Herz des Kaiſers mit Kummer und Beſorgniß erfüllen mußten. Ihn erfreute nicht die zauberiſche Schönheit des Frühlings, der ſeine koſtbaren Gaben in üppiger Fülle über die Beja von Granada ausgeſchüttet hatte, er war nur mit dem Gedanken beſchäftigt, wie er dem tollen Raubweſen ein Ende machen und dem gedrohten großen Angriff von Tunis zuvorkommen könne. Denn die ganze Küſte durch Heeresmacht zu ſchützen, war unmöglich.

Mitten in dieſen Sorgen wurde Karl von einem unerwarteten Beſuche überraſcht. Es war Mulei Haſſan, der junge aus Tunis vertriebene König, dem es nach langen Irrfahrten geglückt war nach Spanien überzuſetzen. Er erſchien als Hülfeflehender; der vertriebene König kam, um den mächtigen Kaiſer, der Moslem den Beſchützer der Chriſtenheit anzurufen, daß er ihm wieder zum Reiche verhelfen möchte. Dieſe Bitte ſchmeichelte Karls Eitelkeit. Konnte es einen größern Ruhm für ihn geben, einen glänzenderen Beweis für ſeine Uneigennützigkeit, welche König Franz immer zu verdächtigen ſuchte, als wenn er dem muhamedaniſchen Könige zu ſeinem Rechte verhülfe? Karl überſah mit einem Blick, welch ungeheurer moraliſcher Gewinn in der Meinung der ganzen Welt ihm aus ſolcher großmüthigen That erwachſen mußte, und daneben erreichte er ſeine eignen Zwecke. Von Stund an war er entſchloſſen, einen Kriegszug gegen Tunis zu thun, und zwar in eigner Perſon. Noch hatte er nicht Gelegenheit gehabt, ſich als Kriegsheld auszuzeichnen; Suleiman hatte ihn vor drei Jahren um dieſe Ehre, nach der er ſo ſehr geizte, durch den unerwarteten Rückzug betrogen. Jetzt bot ſich ihm eine unvergleichliche Gelegenheit, den Ruhm, der ihm noch fehlte, im höchſten Glanze zu erwerben. Er behandelte den König Mulei Haſſan mit aller Auszeichnung, die einem gekrönten Haupte ſchuldig zu ſein in ſeinen Begriffen von königlicher Würde lag. Mulei Haſſans Bedürfniſſen wurde nicht nur ſchnell abgeholfen, er wurde mit orientaliſcher Königspracht umkleidet. Karl führte dann ſeinen Gaſt nach Madrid an den Hof, wohin er die Königin Germaine mit ihrem jetzigen Gemahl, dem Prinzen von Calabrien, einlud.

Dieſer Prinz war der eigentliche Erbe des Königreichs Neapel, der letzte Sproß aus dem aragoniſchen Königshauſe. Bei ſeiner Vermählung mit Germaine hatte er ſeinen Anſprüchen an Neapel zu Gunſten des Beſitzers entſagt und war nun der leichten Gefangenſchaft oder Beaufſichtigung entlaſſen. In der That war von dieſem nicht mehr jungen Fürſten für den Kaiſer nichts zu fürchten. Er war ein freundlicher wohlwollender Herr, der nichts mehr als Muſik liebte und ſelbſt mehre Inſtrumente mit Fertigkeit ſpielte. Zur Erlernung derſelben hatte er in ſeiner langen Gefangenſchaft die beſte Muße gehabt. Nun lebte er auf den Gütern ſeiner Gemahlin in Aragonien und hielt ſich zu ſeiner Unterhaltung eine Kapelle. All ſeine Bedienung und Umgebung mußte muſikaliſch ſein. Dies war nicht nur auch mit ſeinem Beichtvater, dem Pater Philipp der Fall, ſondern derſelbe war ſogar ſein Kapellmeiſter. Dieſer Geiſtliche war derſelbe Menſch, welcher einſt als Knabe mit ſeinem ſchönen Geſang und Lautenſpiel die wahnſinnige Königin Donna Juana erfreut hatte, den ſie als Philipp und Sohn ihres Gemahls von der ſchönen Kaufmannsfrau in Antwerpen ſo ſehr geliebt und dann ſo tödtlich gehaßt hatte, daß er ihr nicht mehr unter die Augen hatte kommen dürfen. Er war jener arme Leinwebersſohn aus der Fuggerei in Augsburg, der Pathe des wackern Knechts Veit Schellenberger; er war's, deſſen Glück dadurch begründet worden, daß Jakob Fugger ihn für Martin van der Voort auszugeben beabſichtigt hatte und der auf Agnes von Cardona's Betrieb nach Spanien geführt worden war, um den Verſuch zu machen, ob die Königin Juana nicht durch ihn herzuſtellen ſei. Der Kaiſer hatte, ſo lange er in dem Wahne war, dieſer junge Menſch ſei der natürliche Sohn ſeines Vaters, ihn für eins der höchſten Kirchenämter beſtimmt und ihm deshalb eine geiſtliche Ausbildung geben laſſen. Heinz Gogel, das Augsburger Stadtkind, hatte aber, ſeiner Naturanlage folgend, zumeiſt Muſik getrieben und in den theologiſchen Studien ſehr geringe Fortſchritte gemacht. Später, als der Kaiſer erfahren, wer ſein Schützling eigentlich war, hatte er ihm die Prieſterweihe ertheilen laſſen und ſich nicht mehr um ihn bekümmert. Muſik und Geſang hatten dem guten Pater von Augsburg eine ſchöne Exiſtenz verſchafft; der Prinz von Calabrien hielt ihn höher, als irgend einen Kleriker, den Papſt ſelbſt nicht ausgenommen. Heinz lebte als Pater Philipp mit dem Fürſten auf gleichem Fuße und begleitete denſelben auf jeder Reiſe. So kam er auch jetzt mit an den kaiſerlichen Hof, um bei Gelegenheit ſich vor demſelben hören zu laſſen; denn der Prinz that gern groß mit ihm.

Heinz war ein ſtattlicher Mann geworden und hatte das ſpaniſche große Weſen angenommen; er war gewohnt mit Fürſten, Granden und Hofleuten umzugehen; er war ſelbſt ein Hofmann. Sein prächtiger Bauch zeugte davon, daß er ein Verehrer der fürſtlichen Küche, ſein dunkelrothes pockennarbiges breites Antlitz, daß er auch ein Verehrer des fürſtlichen Kellers war.

Dieſer treffliche Mann lag eines Tages auf dem Lotterbette in behaglicher Ruhe, eine Flaſche Xeres vor ſich auf dem Tiſche und dachte über eine neue Kunſtleiſtung nach, die er zu Ehren des jungen tuneſiſchen Königs vor dem Hofe ausführen ſollte, als ſein Diener ihm einen Fremden meldete. Der Pater winkte herablaſſend ſeine Zuſtimmung und — Martin van der Voort trat in das reiche Gemach. Da ſtanden ſie ſich wieder gegenüber, deren Schickſal ſo ſeltſam mit einander verflochten war, wie ſie ſich einſt auf dem Haſenhofe einander gegenüber geſtanden hatten. Aber welch ein Unterſchied zwiſchen beiden! Der Sohn des armen Leinwebers gleiſend von Wohlleben, der Sohn des Königs mager, gebräunt von der afrikaniſchen Sonne, die Züge tief gefurcht von den Mühen und Anſtrengungen eines raſtloſen Lebens, gebeugt von der Macht ſeines feindſeligen Geſchicks, in ſchlechter, faſt armſeliger Kleidung. Der Pater erkannte ihn auf den erſten Blick. Die gegenſeitige Begrüßung war eben nicht ſonderlich herzlich.

„Mein frommer Pater,“ ſagte Martin, nachdem ſie ſich nach ihren Befinden erkundigt hatten, „Euch geht es gut und mir ſchlecht. Ihr ſeid durch mich in die Wolle gekommen; es iſt billig von Euch, daß Ihr mir wieder hinein helft. Es gab eine Zeit — aber es iſt ſchon lange her — als ich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſo wichtige Perſon war, daß man zu meinem Schutze für nöthig fand Euch für mich auszugeben. Ich war der Sohn des Königs von Spanien, und Ihr mußtet ihn ſpielen. Heute wiſſen die, welche es angeht, wer ich bin, aber ich bin keine wichtige Perſon mehr. Der Kaiſer zürnt mir, ich bin in Armuth und Elend gerathen. Ich bin alſo zu Euch gekommen, um Eure Hülfe anzurufen.“ Hierauf erzählte er die Geſchichte ſeiner Schickſale, halb Wahrheit, halb Lüge, wie alle ſeine Berichte über ſich, und ſchloß mit dem Vorſchlage, der Pater möge ihn zuerſt mit dem Prinzen von Calabrien bekannt machen. Darauf baute er den Plan, daß die Königin Germaine ſich ſeiner annehmen und ihn der Kaiſerin empfehlen möchte. Durch dieſe hoffte er endlich die Gnade des Kaiſers wieder zu erlangen. Vielleicht war es ſein Ernſt damit, wahrſcheinlicher war, daß er wieder ſeinen zwiefachen Plan hatte und keinen mit Treue verfolgte Glückte der eine nicht, mußte der andre glücken. Er ſpielte wohl wieder dieſelbe zweideutige und falſche Rolle, wie in Augsburg zur Zeit des Reichstags, jene liſtige Doppelrolle, welche ſeiner Natur angemeſſen war. Der Pater Philipp war im Grunde doch eine gutmüthige deutſche Haut geblieben. Obgleich ihm Martin keineswegs gefiel, ging er doch auf deſſen Vorſchläge ein. Zuerſt verſchaffte er ihm adlige Kleidung; dann ſprach er mit dem Prinzen über ihn. Dadurch nun, daß die Königin Juana noch lebte und zwar in jenem traurigen Wahnſinn, der Folge des Minnehandels, welcher Martinen ins Leben gerufen, war das Andenken an jene Begebenheit, welche damals ſo ungeheures Aufſehen gemacht hatte, immer friſch erhalten worden, und Martin wurde zu einer intereſſanten Perſönlichkeit. Der Prinz gutmüthig, neugierig und verſeſſen auf ſolche Hof- und Kabinetsſtücke, ließ ſich den berüchtigten Königsſohn ſogleich zuführen; und es gelang dem ſchlauen Martin ſchnell, den ſchwachen Mann für ſich zu gewinnen. Denſelben Tag noch ſtellte der Prinz ihn ſeiner Gemahlin vor, deren lebhaftes Intereſſe für ihn rege geworden war. Am Abend ſchon erfuhr die Kaiſerin von ihm. Sie war auch ein Weib, und Martins Angelegenheit recht für Frauen geeignet. Iſabella und Germaine waren entſchloſſen Alles, was ihnen möglich, für den Unglücklichen zu thun; er mußte ihrer Meinung nach wenigſtens zum ſpaniſchen Granden erhoben werden.

In einer geheimen Audienz bei der Kaiſerin, welcher

Germaine beiwohnte, wußte Martin durch geſchickte Erzählung ſeiner Schickſale die beiden Frauen tief zu rühren. Hinſichtlich des Verraths der Dokumente in Augsburg wuſch er ſich ſchneeweiß und wälzte alle Schuld auf Raimunden, der durch ſeine Flucht nach Afrika dem Hofe überdies verdächtig geworden war.

So weit war für Martinen Alles nach Wunſch gegangen, aber kaum hatte der Kaiſer ſeinen Namen aus Iſabellas Munde vernommen, als ſich ſeine Züge verfinſterten und ein Wort des Unwillens über ſeine ſonſt ſo ſchweigſamen Lippen glitt. Die beiden fürſtlichen Frauen hatten Mühe ihn von dem ſchnell gefaßten Entſchluß, den Verräther verhaften und den Verrath ſtreng unterſuchen zu laſſen, abzuhalten, und nur durch die Vorſtellung, daß ſich eine ſolche Unterſuchung nach faſt fünf Jahren und in Madrid ganz unmöglich führen laſſen würde, gab er ihn auf. Aber Martinen zu ſehen, ihm eine Gnade zu erzeigen, ihm Mittel zu ſeinem Unterhalte anzuweiſen dazu war er nicht zu bewegen, und erklärte der Kaiſerin kurz: Er wolle ſich in Tunis ſelbſt überzeugen, ob Martin ſchuldig oder nicht, ob der Verdacht, den er gegen ihn hege gegründet ſei oder nicht.

Damit waren freilich die Frauen nicht zufrieden. Je härter der Kaiſer war, deſto mehr erfreute ſich Martin ihres Schutzes und ihrer hohen Gunſt. Sie machten heimliche Oppoſition gegen den Kaiſer. Martin wurde von ihnen, vom Prinzen von Calabrien und mehren vornehmen Hofherrn und Damen, wie der natürliche Königsſohn behandelt und erhielt von der Kaiſerin und der Königin einen ſtandesmäßigen Unterhalt. Die beiden Frauen ſchrieben ſeinetwegen ſogar an die Schweſtern des Kaiſers, an die Königin Eleonore von Frankreich und an die Königin Katharina von Portugal. Die letztere, die jüngſte Schweſter des Kaiſers, war nämlich mit dem Könige Johann III. von Portugal, dem Bruder der Kaiſerin, vermählt.

Der Kaiſer war mit ſeinem Vorhaben, einen großen Kriegszug nach Tunis ſelbſt zu führen, ſo ſehr beſchäftigt, daß er an allen andern Angelegenheiten wenig Theilnahme zeigte. Es war, als ſei plötzlich der romantiſche Geiſt ſeines Großvaters Maximilian über ihn gekommen, und alle Welt war erſtaunt, den nüchternen, kalten, Alles wohl überlegenden und abwägenden Karl ſich in ein ſo gewagtes und zweifelhaftes Unternehmen gleichſam ſtürzen zu ſehen. In der That grenzte ſein Eifer für dieſe Sache ans Fabelhafte. Nachdem er dem König Mulei Haſſan durch einen Vertrag ſich verbindlich gemacht, ihn mit Kriegsmacht nach Tunis auf den Thron zurückzuführen, ließ er ihn mit einer Escadrille nach Afrika überſetzen, damit er dort unter ſeinen Freunden und Anhängern ein Heer then abzubringen ſei, unterrichtete mich über die wahren Abſichten des Landkommiſſärs, und ſchloß mit mir ein Offenſiv- und Defenſivbündniß. Ich erfuhr nun, wie der Baron durch den Namen der Bank getäuſcht wurde; wie man dem einfältigen Manne einredete, die Bank ſichre wirklich das Leben oder mache ſicher vor dem Tod, wie deine Eltern ihn darin beſtärkten, als ſie, wie mit Altfuchs verabredet, nach Holdersdorf kamen; wie Holder, auf dich aufmerkſam gemacht, die alte Luſt zum Heirathen in ſich wieder erwachen fühlte, da die Todesfurcht ja nun verſchwunden war; wie er um dich anhielt, ſein Leben verſicherte und mit dir verlobt wurde. — Ihn aus dem Felde zu ſchlagen, war mir natürlich, nach dieſer Kunde, ein Leichtes Aber ich hatte dich damit noch nicht gewonnen. Eben ſo wenig konnte Fink zum Beſitz Betty's gelangen. Es glückte uns einen Plan auszudenken, deſſen Ausführung unſre beiderſeitigen Wünſche erfüllen mußte.»

«Wir beſchloſſen nämlich bei der Londoner Lebensverſicherungsbank ein gezwungnes Anlehn auf einige Jahre zu machen. Der ehrlichſte Weg war's freilich nicht, aber die Engländer ſind die ehrlichſten auch nicht und — wir wollten zuſammen bringe. Er ſelbſt ſetzte raſch ſeine Hebel in Bewegung. Seine Boten flogen gleichſam nach allen Winden, um ein mächtiges Heer zuſammenzurufen, nach den Niederlanden, nach Deutſchland, Böhmen, Neapel, Sicilien, Malta, nach Genua zu Doria, nach Liſſabon. Der Hafen von Cagliari wurde zum Verſammlungsorte aller Schiffe beſtimmt. Ganz Europa ſprach in kurzer Zeit von nichts anderm, als von dem abenteuerlichen Zuge, welchen der Kaiſer vorhatte. Karl kehrte ſich nicht an die mißbilligenden Urtheile in ſeiner Nähe und aus der Ferne, nicht an die Abmahnungen ſeiner Miniſter und Räthe, nicht an die Bitten ſeiner Gemahlin und Verwandten. Er wollte ſich nicht allein Kriegsruhm erwerben, er wollte nicht allein über die Feinde der Chriſtenheit ſiegen oder für den heiligen Glauben ſterben: es hatte ſich ſeiner ein ſeinem Charakter widerſprechender Fanatiſmus bemächtigt; er wollte vorzüglich mit dieſem Zuge gegen die Ungläubigen eine geheime Schuld ſühnen, die ihn ſeit fünf Jahren drückte, die Leidenſchaft für ſeine Schweſter Maria.

Mitten in dieſen großartigen Vorbereitungen wurde Martin van der Voort eines Morgens vermißt, und hinterließ ſeinen großmüthigen Beſchützerinnen die Beſchämung, daß der Kaiſer hinſichtlich ſeiner Recht gehabt. Zum Glück fragte Karl nie nach ihm, und ſo machte ſeine treuloſe Entweichung kein Aufſehen. Martin hatte ſich überzeugt, daß er vom Kaiſer niemals etwas zu hoffen haben werde, und ſo floh er mit den Notizen, die er geſammelt, wieder zu Chair Eddin, der ihn als Kundſchafter an den ſpaniſchen Hof geſandt hatte. Hätte er hier ſein Glück gemacht, wäre er den Mauren untreu geworden. Des Kaiſers Widerwille gegen ihn führte ihn nach Tunis zurück.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Eleonore van der Voort war mit Suleima nicht nach Tunis gegangen. Sie hatte ſich in das Haus des Sidi Alnayar in Conſtantine übergeſiedelt, dem ihre Schweſter Martha vorſtand. Der alte Herr konnte ſich nämlich niemals entſchließen, dem europäiſchen häuslichen Leben, deſſen Reize er ſo viele Jahre genoſſen, zu entſagen. So war Martha eigentlich die deutſche Wirthſchafterin in dem mauriſchen Hauſe. Raimund und ſeine Gemahlin lebten mit dem endlich gefundenen Vater in herzlicher Eintracht und Liebe. Es ſchien, daß das Schickſal ermüdet ſei, dieſe Menſchen in wirren und trüben Verhältniſſen umherzutreiben, als wolle es ihnen durch ſtilles Glück und Ruhe die Leiden der Vergangenheit vergelten. Raimund hatte den Glauben ſeiner Väter und den Namen Abul Kaſim angenommen. Carlotta war natürlich ſeinem Beiſpiele gefolgt. Alnavar hatte ſich jeder Betheiligung an den politiſchen Kämpfen und Beſtrebungen ſeines Volks entſchlagen. Es war jene elegiſche Stimmung über ihn gekommen, jene verklärte Wehmuth des Alters, das ein Leben voll Leiden und bittrer Täuſchungen hinter ſich hat und an keine Verwirklichung ſeiner hochherzigen Beſtrebungen mehr glaubt. Mit Chair Eddins Hauſe ſtand Alnavar in faſt gar keiner Verbindung. Was konnte der edle, ſanfte, ſtill duldende, im kleinen Kreiſe ſtill ſchaffende und nur in ſolchem geräuſchloſen und beſcheidnen Wirken ſein einziges Glück noch findende alte Mann auch mit dem kühnen, hochſtrebenden, ehrgeizigen Korſaren gemein haben? Es war natürlich Alnavars Wunſch, daß ſein Sohn an dieſem ſtillen Leben und Schaffen ebenfalls Geſchmack, daß auch er ſein Glück darin finden möchte. Dies ſchien auch Anfangs der Fall zu ſein. Auch Raimund hatte nur wenige Beſuche im Hauſe des Dei von Algier gemacht. Aber es ſchien nur, und unter den ruhigen Zügen, die er ſeiner Umgebung zeigte, barg er eine glühende leidenſchaftliche Seele, die mit gewaltigen Plänen und großen Ideen ſchwanger ging. Es trieb und drängte ihn für ſein Volk etwas Großes zu thun, es aus dem Staube, in welchen es vom chriſtlichen Despotismus getreten worden, aufzurichten und wieder zu Macht und Größe zu erheben. Und er war nicht einſam mit ſeinen Gedanken; er brauchte nicht auf ſich ſelbſt gewieſen, unverſtanden und nur von der eignen Glut zehrend, zu verkümmern. Das

Schickſal hatte ihm durch Kaiſer Karls Hand eine hohe Gunſt erzeigt und ihm in ſeinem Weibe eine ſeiner würdige Gefährtin gegeben. Kam bei Carlotten vielleicht auch der Trieb weiblicher Eitelkeit hinzu, ſich mit königlichem Glanz geſchmückt zu ſehen, die ſie ja von Vater und von Mutter aus königlichem Blute entſproſſen war: genug ſie harmonirte mit ihrem Gatten, ſie baute mit phantaſtiſch kühnem Sinne an dem ſchimmernden Tempel ſeiner künftigen Herrlichkeit; ſie nährte mit liebender Hand in der Zurückgezogenheit des Harem die Flamme ſeiner aufſtrebenden Geiſteskraft. Granada war das Ziel ihrer Wünſche; die Alhambra ſtand als leuchtendes Bild vor ihrer Seele.

Martha Bey's ſich am Boden haltende, im kleinen, ſchön und behaglich ausgeſtatteten Kreiſe ſich gefallende Geiſtesthätigkeit war nicht zur Verbündeten des jungen Ehepaars gemacht; ihre Wirkſamkeit befriedigte den Vater; denn ſie ſchaffte ſeinem Alter ein Leben voll ſtill heitrer ſchönrer Genüſſe. Mit Eleonoren trat dagegen der aufreizende böſe Dämon in das friedliche Haus. Sie gab Raimunds und Carlottens unbeſtimmten Bildern der Zukunft ſcharfe Umriſſe und lebendige Farbentöne; ſie ſetzte die Phantaſieſchöpfungen des jungen Paars, die in der Luft geſchwebt hatten, als reale Gebilde auf den feſten irdiſchen Boden; ſie ertheilte aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen praktiſche Rathſchläge. Seit ſie da war, ritt Raimund nicht mehr hinaus, die Spuren der verſunkenen Römergröße im Lande aufzuſuchen, daß er nicht mehr über den Büchern, Karthago's und Hannibals Geſchichte zu ſtudiren. Eleonorens Zuruf: ſelbſt ein Hannibal zu werden und unverzüglich Hand anzulegen an die Eroberung Spaniens fiel in ihm auf einen fruchtbaren Boden. Es wurden Pläne geſchmiedet; die erſten nöthigen Schritte vorbereitet. Eleonore wurde Raimunden unentbehrlich. Sie liebte es zuweilen aus ihrem Leben zu erzählen. So gab ſie auch Gaismeiers Geſchichte zum Beſten, an deſſen Andenken, als an dem eines großen thatkräftigen Mannes ſie mit großer Verehrung hing. Als ſie die Scene ſchilderte, wo ſie ſich von ihm getrennt, vergoß ſie Thränen. — Martha ergriff dann das Wort und erzählte weiter, daß Gaismeier von der Republik Venedig ſeinen Aufenthalt in Padua angewieſen erhalten und eine fürſtliche Rente bezogen habe, daß er aber hier im Sommer 1526 von jenem alten Zigeuner Antonio Cebes, der früher eine ſo dämoniſche Gewalt über ſie ausgeübt, gemeuchelmordet worden ſei. Martha hatte dann noch einige Jahre in Venedig gelebt. Dann war ſie auf einer Seereiſe nach dem ſüdlichen Spanien, wohin ſie ihr von den Fuggern in die neuen Bergwerke geſetzter Bruder gerufen, einem algierſchen Kaper in die Hände gefallen und auf dieſe Weiſe in Chair Eddins Haus gekommen. Von hier war ſie Alnavars Ruf gefolgt, ſein Hausweſen zu leiten.

„Die gerechte Vergeltung hat jenen alten Schurken und Mörder ereilt," ſagte Eleonore ernſt. „Wir waren ſtets die bitterſten Feinde. Und ſo geſchah es denn, daß er in Ungarn, wohin er ſich als Spion des Königs Ferdinand gewagt, vor drei Jahren von einer Kugel tödtlich getroffen wurde, die ich ihm zuſandte. So wurde ich des edeln Gaismeiers Racherin ohne es ſelbſt zu wiſſen."

Die Zuhörer wurden von einem leiſen Schauer durchfröſtelt. —

Dieſe geheimnißvollen Entwürfe und Anſchläge in Conſtantine wurden plötzlich von Martins Ankunft und ſeiner Kundgebung über die Ruſtung des Kaiſers gegen Tunis durchkreuzt. Bald erſchien auch ein Bote Chair Eddins an Raimunden mit der Aufforderung, die waffenfähigen Mauren im Gebiet von Conſtantine nach Tunis zu führen. Dies veränderte plötzlich die Scene in Alnavars Hauſe. Kriegeriſches Gedränge, lauter Waffenlärm traten an die Stelle der ruhigen häuslichen Bilder.

Raimund frohlockte über des Kaiſers Entſchluß. Ihm ſtand es wie eine unerſchütterliche Gewißheit in der Seele, daß das kaiſerliche Heer und Karl ſelbſt den Untergang in Afrika finden würden; er jauchzte, ſich dadurch nach ſeinem Ziele raſch um ein großes Stück Wegs hingeriſſen zu ſehen, ſchneller als er in ſeinen kühnſten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Mit fieberhafter Haſt betrieb er die Rüſtung. Carlotta ließ es ſich nicht nehmen, ihm in Allem behülflich zu ſein und ihn nach Tunis zu begleiten. Nur der alte Sidi Alnavar ſchüttelte von böſen Ahnungen beſchlichen wehmüthig das ergraute Haupt. Als er ſeinen Sohn zum Abſchied umarmte, rollten ein paar Thränen über ſeine Wangen. „Leb wohl,“ ſprach er. „Ich habe ein ſchönes, wenn auch nur kurzes Glück in Deinem Beſitz genoſſen. Es war doch ein freundliches Abendroth an dem früher ſtets umwölkt geweſen Himmel meines Lebens.“

„Und noch glänzendere Tage werden unſerm Wiederſehen folgen, mein Vater,“ verſetzte Raimund freudigen Muths. Alnavar ſchwieg darauf, wandte ſich ab und weinte ſtill.

Eleonore war ſchon längſt voraus geeilt.

Als Raimund und Carlotta an der Spitze eines ſtattlichen Heerhaufens Tunis erreichten, war dort Alles in wilder kriegeriſcher Bewegung. Von allen Seiten ſtrömten aus dem Lande bewaffnete Schaaren herbei. Des Königs mächtiger Wille brachte ein großes Heer zuſammen. Goletta wurde ſtärker befeſtigt und ſechstauſend Türken, die mit Chair Eddin von Konſtantinopel gekommen waren, unter dem Befehl der beiden ausgezeichnetſten Anführer und Korſaren Sinan des Juden und Hai Eddin Kalamans, des ſogenannten Jagdteufels, hineingelegt. Chair Eddin ſelbſt blieb in der Stadt und traf mit ſeinem Scharfblick die beſten Anordnungen. Suleima und Eleonore entfalteten eine unermüdliche Thätigkeit. Zu ihnen geſellte ſich als drittes und jüngſtes Glied eines ſeltnen Frauenbundes Carlotta.

Raimund erhielt ſeinen Standpunkt in ihrer Nähe.

Ein fanatiſcher Geiſt hatte ihn ergriffen und ging von ihm aus durch alle Mauren. Es galt, das Chriſtenthum zu vernichten und ihr altes unvergeßliches Vaterland in Europa wieder zu erobern. Aber noch weiter ſchweiften ihre verwegenen Hoffnungen.

Chair Eddin entſandte Boten an König Franz und an den Großherrn Suleiman. Der Erſtere ließ ihm verſprechen, ſogleich wenn der Kaiſer nach Afrika abgereiſt ſei, in Oberitalien einzufallen, der Letztere, ſobald der Kaiſer vor Tunis geſchlagen ſei, Deutſchland zu überziehen.

Es galt Europa, es galt der ganzen Chriſtenheit.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Kaiſer Karl verließ mit einem zahlreichen und ſehr glänzenden Gefolge Madrid zu Anfang des Monats Juli, um die Rüſtung der Flotte in Sardinien ſelbſt zu betreiben. Die Kaiſerin und der Infant Philipp begleiteten ihn bis Barcelona, wohin einige Galeeren des Dogen Andreas Doria von Genua zu ſeiner Ueberſchiffung beſtellt waren. Sie ließen nicht auf ſich warten. Andreas Doria, der große Seeheld, kam ſelbſt, um ſeinen Kaiſer über das Meer zu führen. Auch wartete bereits eine Botſchaft des Papſtes Paul auf Karl, welche ihm ein von ihm für Doria beſtelltes vom heiligen Vater geweihtes Schwert überbrachte. Karl veranſtaltete zur Uebergabe dieſes koſtbaren, mit goldnem Kreuz und Scheide ausgeſtatteten Schwertes eine Feierlichkeit im großen Styl. Wie er durch ſeinen Entſchluß die Mauren in Afrika zu ja wieder bezahlen. Fink mußte ſich von ſeinem Herrn in die Bank kaufen laſſen. Dann erhielt der Letztere von Erſterem eine von mir bereitete ſtarke Medicin, die ihn krank machte, um ihm gleich an ſich ſelbſt die Albernheit ſeines Vertrauens auf die Bank zu beweiſen. Kaum hatte er gehört, wie ſich die Sache eigentlich verhielt, als er verdrießlich von der Heirath abſtand. Fink ſtellte ſich auf Holdersdorf krank und immer kränker, einige von mir erhaltene Medicamente bereiteten ihm wirklich ein krankhaftes Anſehen. Ich wurde herbei geholt. Fink machte ſein Teſtament und ſpielte Sterbens. Der Baron verließ, von Schaudern vertrieben, das Haus. Fink machte ſich ſteif; ein Paar Knechte legten ihn in den Sarg; Betty und ich wachten bei ihm. In der folgenden Nacht reiſete Fink auf einem von mir beſorgten Pferde ab und erreichte Bremen in Eilmärſchen, wo er ſich bis jetzt verborgen hat. Ich oder vielmehr Betty hatten eine gut gelungne Puppe beſorgt, deren kalkbleiches Geſicht mit Fink einige Ähnlichkeit hatte und der wir ſeine Kleider anzogen. Die Knechte ſahen früh die Puppe, nagelten den Sarg ſelbſt zu, und kein Menſch ahnete nur von fern ein Falſum. Betty bezog auf das Teſtament die bekriegen eine fanatiſche Begeiſtrung unter dem Volke in Spanien und Italien hervorgerufen hatte, ſo gedachte er ſie klug zu nähren. Auf ſeiner Reiſe hatte ihn der Jubel des Volkes begleitet; in Barcelona empfing ihn dieſer Jubel; man nannte ihn den Streiter Chriſti, man verglich ihn mit ſeinen Großeltern Ferdinand und Iſabella, den Erobern Granadas. Die Botſchaft des Papſtes begrüßte ihn als die ſtarke Säule der Kirche. In Barcelona wurde das kaiſerliche Paar vom Bruder der Kaiſerin, dem Infanten Dom Luis von Portugal empfangen, welcher eine ſtarke Escadron zur Unterſtützung des kaiſerlichen Kriegszugs herbeigeführt hatte. Wahrlich, Karls Zug nach Tunis war kein Ergebniß einer romantiſchen Schwärmerei des Kaiſers, wofür ihn die Proteſtanten in Deutſchland gern ausgegeben hatten; er war ein Ergebniß ſeiner berechnenden Klugheit und ſeiner frommen und aufrichtigen Anhänglichkeit an das päpſtliche Chriſtenthum, ein religiöſer Akt, aus dem Verſtand und dem Gewiſſen Karls hervor gewachſen. Er führte ſtets Chriſtum im Munde, und es war ihm ernſt damit; denn er war kein Heuchler. Daß dieſer ſein Chriſtus nichts als ein päpſtliches Götzenbild war und mit dem großen Menſchheitlehrer von Nazareth nichts gemein hatte, als einen Namen, den dieſer nicht einmal geführt, das wußte Karl nicht; das einzuſehen, fehlten ihm alle Mittel.

Auf der prächtigen für den Kaiſer beſtimmten Galeere war ein reich geſchmückter Thron errichtet. Karl zog im halben Kaiſerornat, d. h. mit dem kaiſerlichen Mantel und der Krone bekleidet, das Scepter in der Rechten, an der Seite der Kaiſerin und des Infanten unter einem von hohen Klerikern getragenen Baldachin, von ſeinen Rittern und Hofherrn gefolgt, aus der Stadt in die Galeere, wo er vom Dogen Doria im großen Admiralſchmuck an der Spitze der Schiffsmannſchaft empfangen wurde. Vom Thron herab überreichte Karl dem greiſen Seehelden, welcher ſich auf ein Knie niederließ, das päpſtliche Schwert, und ſprach: „Edler Doria, ich überreiche Euch das Schwert, welches Euch der Statthalter Chriſti für dieſen heiligen Glaubenskrieg geſchickt hat, und welches unfehlbar den göttlichen Segen über Eure Tapferkeit bringen wird.“ Doria nahm das Schwert und verſetzte: „Ich ſchwöre Eurer kaiſerlichen Majeſtät und Seiner Heiligkeit, daß ich dieſe geweihte Waffe nur zu Gottes und der Kirche Ehre und Ew. Maj. Dienſt gebrauchen will.“

Der Kaiſer erhob ſich und umarmte den Dogen. Die Geſchütze der Flotte, des Hafens und der Stadt donnerten bei dieſem Akt, und der Schall der Pauken und Trompeten der auf der Galeere befindlichen kaiſerlichen Kapelle ſchloß ſich daran.

Nach dieſer Handlung nahm die Kaiſerin Abſchied von ihrem Gemahl. Sie weinte und verhehlte ihm nicht, daß eine böſe Ahnung ſie ängſtige. Da zog er das Crucifix, welches er ſtets auf der bloſen Bruſt trug, hervor und hielt es ihr mit den Worten entgegen: „Falle ich in dieſem zu Gottes und Chriſti Ehre unternommenen Kriege, ſo wird dieſer hier Euer Gemahl und unſers Philipps Vater ſein."

Die Segel wurden aufgezogen, und die Flotille mit der Blüthe des ſpaniſchen Adels und mit dem portugieſiſchen Geſchwader ſetzte in vier Tagen nach Sardinien über. Hier fand Karl das Heer verſammelt, den Kern des Kriegsvolks faſt aller Nationen Europa's. Die Königin-Statthalterin der Niederlande hatte auf einer Flotte ein Corps deutſcher Fußvölker geſchickt. Es waren ſechstauſend kampfbewährte deutſche Männer zugegen. Die Galeeren von Neapel und Sicilien hatten die alten geübten ſpaniſchen und italieniſchen Söldlinge gebracht, jenes durch die Siege über die Franzoſen berühmt gewordne Kriegsvolk. Es waren ſechszehntauſend Spanier und ſechstauſend Italiener nebſt zweitauſend Pferden. Der Papſt hatte ſo viel Mannſchaft geſtellt, als in ſeinen Kräften ſtand; der Maltheſer-Orden eine zwar kleine aber furchtbare Flotte ausgerüſtet; die tapferſten Ritter befanden ſich darauf. Es war die Stärke Spaniens, Italiens und Deutſchlands, welche mit dem Kaiſer nach Afrika zu gehen ſich eingeſtellt hatte. Auch Karl wußte, was es galt.

Andreas Doria wurde vom Kaiſer zum Admiral der Flotte ernannt, der Marquis del Guaſto zum Oberbefehlshaber der Landmacht. Die oberſte Leitung behielt ſich Karl ſelbſt vor. Aber er rief den Soldaten zu, wenn er muſternd ihre Reihen durchſchritt: „Seid guten Muths, Ihr Brüder! Chriſtus ſelbſt iſt unſer Heerführer. Er zieht uns voran, er führt uns zum Sieg; denn wir kämpfen für ihn und ſeine heilige Kirche. Ich aber bin der großen Ehre theilhaftig, ſein Fahnenträger zu ſein.“

Am 16. Juli ging die Flotte, die faſt aus fünfhundert Schiffen beſtand und über dreißigtauſend regelmäßige Krieger am Bord hatte, unter Segel. Der Kaiſer war von zweitauſend adligen Männern aus den älteſten und vornehmſten Häuſern Spaniens, Italiens und Deutſchlands umgeben, die als Freiwillige gekommen waren, für die Kirche zu ſtreiten. Alle beruhmten Namen dieſer Länder waren vertreten. Ebenſo hatte Portugal ſeine beſten Männer auf das von Dom Luis befehligte Geſchwader geliefert. Niemals war das Mittelmeer von einer gleichen Flotte durchſchnitten worden. Europa ſah mit erwartungsvollem Staunen auf dieſes Schauſpiel.

Wohlbehalten landete die Flotte zu Portofarina, dem alten Utica, und ſetzte das Heer ans Land, welches ſich unverzüglich auf Goletta in Marſch ſetzte. Der Kaiſer ſchlug im Angeſicht der Feſtung ein befeſtigtes Lager auf. Die türkiſche Beſatzung ſuchte dies durch häufige Ausfälle zu verhindern; auch von einigen mauriſchen Truppencorps wurde das kaiſerliche Heer faſt täglich verirt; aber der Geiſt in demſelben war ein ſo herrlicher und der Kaiſer verſtand ihn immer höher anzufachen, daß nicht nur alle dieſe Angriffe mit großer Tapferkeit zurückgeſchlagen, ſondern auch die größten Strapazen unter der glühenden afrikaniſchen Sonne mit Freudigkeit ertragen wurden. Karl theilte unverdroſſen dieſe Mühen und Beſchwerlichkeiten. Neun Tage und Nächte kam er nicht aus den Kleidern und wenig vom Pferde, indem er alle Arbeiten ſelbſt beſichtigte, alle Wachtpoſten viſitirte, alle Anordnungen ſelbſt traf und ſich furchtlos oft genug der Gefahr ausſetzte.

Chair Eddin und ſeine Umgebung begannen zu begreifen, welch eine furchtbare moraliſche und phyſiſche Kraft in dieſem begeiſterten, kampfluſtigen, abgehärteten und kriegserfahrenen Chriſtenheer ſei, und daß die leichten eines ſolchen Kriegs unkundigen Reiterhaufen der Mauren ſehr im Nachtheil gegen die Chriſten ſtänden. Die Tollkühnheit der Verzweiflung ergriff die Führer. Auch im Lande ſelbſt drohte ihnen Gefahr. Ueber zehntauſend Chriſtenſklaven waren hier vertheilt, meiſt kräftige Leute. Es ließ ſich voraus ſehen, daß ſie, ſobald der Kaiſer zum Angriff übergehen werde, ja, wenn er Goletta einnehmen ſollte, nicht ruhig zuſehen würden. Deshalb ließ ſie Chair Eddin greifen und nach Tunis auf die Citadelle bringen. Hier wurden ſie in große Gewölbe zuſammengeſteckt, wodurch ihr Zuſtand bald unerträglich wurde. Chair Eddin machte in einem Kriegsrathe den gräßlichen Vorſchlag, ſie auf einmal Alle zuſammenzuhauen, um ihrer ledig zu werden. Allein Sinan und Raimund widerſetzten ſich einem ſolchen barbariſchen Mord unbewaffneter Menſchen, die zeither durch ſchwere Arbeit dem Lande unberechenbaren Nutzen gebracht. Raimund ſchwur mit Thränen im Auge, eine ſolche entſetzliche That müſſe ihren Waffen Unglück, ihnen ſelbſt den Untergang bringen.

Chair Eddin rief ſtolz: „Wohl, Ihr wollt es! Ihr wollt die Chriſtenhunde geſchont wiſſen; es ſei! Allah wende es zum Beſten!“

Raimund ſprach: „Laß uns gegen die bewaffneten Chriſten ſtürmen, die über das Meer gekommen ſind uns zu vernichten. Und wenn wir ſie alle niedermetzeln: unſre Sache bleibt eine gerechte. Der Mord eines einzigen Chriſtenſklaven macht ſie zu einer ungerechten. Haben wir nur einen Sieg erſt erfochten, dann wird unſer Stern ſteigen, der ihrige ſinken und untergehen.“ —

Und der Stern des chriſtlichen Heers begann bereits zu ſinken. In der Nacht eines Tages, an welchem die Spanier in der unerträglichen Sonnenhitze bis zur Erſchöpfung an den Schanzen gearbeitet hatten und maſſenweis in tiefen Schlaf gefallen waren, machten die Türken über dreitauſend Mann ſtark einen heftigen Ausfall aus Goletta und richteten unter den aus dem Schlafe erſchreckt emporfahrenden Kriegern eine furchtbare Verwirrung und Metzelei an. Sie nahmen über dreihundert abgeſchnittene Köpfe der beſten Soldaten auf ihren Spießen mit und ſtellten ſie auf den Feſtungsmauern auf. In der folgenden Nacht erfuhren die Italiener einen eben ſo ſtürmiſchen

Angriff mit ähnlicher Niederlage von einem türkiſchen Corps, welches ſich am Tage unbemerkt genähert hatte. Vierhundert Mann fanden den Tod, zweihundert geriethen in Gefangenſchaft. Der Führer der Italiener, Graf Sarnoc blieb mit ſeinen beſten Hauptleuten; ſeine reiche Bagage fiel in die Hände des Feindes. Großer Jubel erſchallte in Tunis, als der Kopf und die rechte Hand des Grafen als Siegeszeichen anlangten. Der Muth der Mauren wurde gehoben, und es erfolgte Ueberfall auf Ueberfall über die einzelnen chriſtlichen Heerhaufen. Schon war eine große Menge aufgerieben; die beſchwerlichen Schanzarbeiten dauerten fort, und der Einfluß des verderblichen Klimas äußerte ſich in ausbrechenden Seuchen, welche tauſende niederwarfen und hunderte raſch in den Tod riſſen. Auch der Mangel an nöthigſten Lebensmitteln, vorzüglich an Trinkwaſſer, wurde täglich fühlbarer. Die unmäßige Hitze machte Fleiſch und Brot faſt ungenießbar.

Schon war den Chriſten der Muth geſunken, am meiſten den Spaniern. Sie hielten ſich in dieſem unwirthbaren Lande alle für verloren und gefährliche Meutereien droheten auszubrechen. Nur des Kaiſers Perſönlichkeit und ſeine ermuthigenden Anſprachen an die einzelnen Haufen vermochte die offne Empörung niederzuhalten. Er ſtellte ihnen vor, welch eine ewige Schande für ſie, welch ein abſcheuliches Aergerniß vor der ganzen Welt es ſein werde, wenn ſie aus Furcht und Schrecken jenen unſterblichen Ruhm, den ſie ſich in Europa durch gewaltige Schlachten gegen Chriſten erworben, in Afrika gegen Muhamedaner verloren gehen laſſen wollten, ehe ſie noch in einer Schlacht ſich mit den Feinden gemeſſen hätten.

Alle ſchrien nach einer Schlacht, um dieſen aufreibenden Arbeiten, die zu nichts nützten, ein Ende zu machen. Zum Glück für dieſe augenblickliche Stimmung des Heeres langte der Graf Alarcon, ein alter bewährter Krieger und berühmt durch gewonnene Schlachten, in welchen er die Spanier befehligt hatte, mit einem Succurs von dreitauſend Mann auf einer neapolitaniſchen Escadre im Lager des Kaiſers an. Dreihundert ſpaniſche Edelleute befanden ſich als Freiwillige bei ihm. Der Kaiſer, hocherfreut über die Ankunft des Grafen, deren Wichtigkeit er einſah und ſogleich zu benutzen gedachte, umarmte ihn vor allem Volke; das Heer begrüßte ihn mit Jubel. Der Marquis del Guaſto trat ſogleich vom Oberbefehl zurück, welchen Alarcon auf des Kaiſers Befehl übernahm.

Von dieſem Augenblick an wendete ſich das Kriegsgeſchick. Schon am folgenden Tag führte Alarcon ein Corps von dreitauſend Reitern und eine dieſen entſprechende Anzahl deutſcher und ſpaniſcher Fußknechte plötzlich gegen den eines ſolchen Angriffs nicht gewärtigen Feind und erfocht einen glänzenden Sieg. Die geſchlagenen Mauren, welche viele Todte und Verwundete auf der Wahlſtadt zurücklaſſen mußten, flohen nach der Stadt hin und richteten dort große Beſtürzung an. Deſto glänzender war die Wirkung dieſes Siegs auf das chriſtliche Heer. Der Kaiſer ritt umher und verſprach den Soldaten die Plünderung der Stadt Tunis, von deren Schätzen er eine reizende Beſchreibung machte.

Die Türken benutzten einen heftigen Sturm am folgenden Tage zu einem Ausfall aus Goletta. Der die ganze Atmosphäre erfüllende Sand war ihr Verbündeter und die Spanier wurden zum Weichen gebracht. Die Italiener und Deutſchen ſchlugen aber die Angreifenden mit ſtarkem Verluſt zurück. Beſchämt über ihr Zurückweichen verlangten die Spanier mit Ungeſtüm die Feſtung zu ſtürmen. Es mußte ihnen nachgegeben werden. Aber die Türken wehrten ſich mit ſolcher Tapferkeit und der Verluſt der Spanier war ſo ſtark, daß der Kaiſer Befehl zum Rückzug gab. Doch erhöhte dieſes fehlgeſchlagene Unternehmen die Wuth des chriſtlichen Heers, und der Kaiſer entſchloß ſich zu einem allgemeinen Sturm auf die Feſtung.

Während der Woche, welche die Vorbereitungen dazu noch koſteten, langte der König Mulei Haſſan mit dreihundert Reitern im Lager an.

Noch war eine Batterie herzuſtellen, aber der Kaiſer ergriff ſelbſt Hacke und Schaufel und arbeitete mehre Stunden. Natürlich folgten alle Adligen ſeinem Beiſpiel. Das ganze Heer warf ſich gleichſam auf die Arbeit und in wenigen Tagen war Alles hergeſtellt. Am folgenden Morgen wurde die Feſtung zugleich vom Lande und vom

Meer aus angegriffen. Alle Batterien auf den Schanzen und auf den Schiffen ſpieen ihr flammendes Geſchoß gegen die Mauren und Gebäude. Bald ſtürzten Thürme ein, Breſchen entſtanden, Feuerſäulen ſchoſſen auf. Der Beſatzung verfiel der Muth; ſie zog ſich gegen Abend in die Bollwerke zurück. Die Kanonade wurde bis nach Mitternacht fortgeſetzt. Dann ließ der Kaiſer durch die Trompeter das Zeichen zum Sturmlaufen geben. Während die alten ſpaniſchen Soldaten die Leitern anlegten und zuerſt mit wildem Geſchrei hinaufſtürmten, griffen die Deutſchen die Bollwerke an. Die Italiener bildeten die zweite Sturmcolonne.

Eine Stunde lang wehrten ſich die Türken verzweifelt. Aber der Muth der Chriſten ſteigerte ſich bis zur Raſerei des Fanatismus. Sie erſtiegen die Mauern und warfen Alles nieder. Die Hälfte der Beſatzung war ſchon aufgerieben; die andre Hälfte ergriff die Flucht über die Brücke, welche über den Kanal führte. Die Deutſchen verfolgten ſie und erlegten ihrer noch Viele. Der größere Theil entkam mit Hülfe der Nacht nach Tunis zu, um Chair Eddin die Schreckensbotſchaft zu überbringen.

In der erſten Frühe des nächſten Tags zogen Kaiſer Karl und König Mulei Haſſan in die eroberte Feſtung ein, ſtürmiſch begrüßt vom Freudengeſchrei des ſiegreichen Heers.

Die gefallenen Türken lagen noch am Wege. Des Kaiſers Augen fielen plötzlich auf eine Leiche, deren langes ſechstauſend Thaler aus der Bank, zwei tauſend hatte Fink ſich geſpart, welche er ſelbſt mitgenommen; aus ſeinen Effekten wurde auch noch Einiges gelöſt, und der Baron ſchenkte noch hinzu, wie du weißt. Ich ſelbſt ging auch nicht ganz blos, und ſo wurde es uns nicht ſchwer, deinen geldbedürftigen Eltern dreitauſend Thaler einzuhändigen und dich dafür einzutauſchen. Noch mehr ſollen ſie jährlich von Amerika aus erhalten. Auf dieſe Weiſe werden ſie ſich über deinen Verluſt zu tröſten wiſſen, und deine Meßalliance wird ihnen der großen Entfernung wegen, wenig Kummer machen.»

Edelgunden's edle Züge hatten ſich im Verlauf der Erzählung immer mehr verfinſtert, und als ihr der Doktor ſeinen Betrug mit einem Anfluge von Prahlerei enthüllte, gleichſam als hätte er eine große That vollbracht, ſchauderte ſie vor ihm zurück und ihre Augen füllten ſich mit Thränen.

«Großer Gott!» rief ſie verzweifelt aus. «In velche gräßliche Lage haben Sie mich geſtürzt, nein Herr. Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich tach dem, was ich ſo eben von Ihnen gehört, iemals die Ihrige werden kann. Sie haben ich meine Achtung verſcherzt, und wie ſoll ich blondes Haar in Locken über den Boden zerſtreut war. Eine auffallende Ausnahme von den übrigen Todten. Karl hielt ſein Pferd an und ſchaute dem Gefallnen in das rückwärtsgebogene Geſicht. Aus der bleichen Fläche deſſelben traten mehre dunkelblaue Flecken. Karl erkannte dieſe Flecken, die unheilvollen Zeichen eines Muttermales, herrührend von einer Scheere, die vor vierunddreißig Jahren durch einen rachſüchtigen Schnitt in ein prächtiges blondes Frauenhaar dem Geſchick ſeines Hauſes und ſeiner Länder eine andre Wendung gegeben hatte. Er kannte den unglücklichen Mann, der hier ſein trauriges Schickſal erfüllt hatte. Martin war Tags vor dem Sturme als Chair Eddins Botſchafter in die Feſtung gekommen. Eine chriſtliche Kugel hatte ihm die Bruſt zerriſſen. Der Kaiſer ritt weiter, aber ernſt, faſt trüb geſtimmt, trotz des Sieges.

Drei Tage ſpäter führte Karl ſein Heer auf der Ebene gegen Tunis und ſtieß drei Meilen vor der Stadt auf den Feind. Chair Eddin hatte ſein Heer in Schlachtordnung aufgeſtellt, eine impoſante Macht. Es waren ſiebzigtauſend Mauren zu Pferd und zu Fuß, die Letztern theils Bogen- theils Rohrſchützen, und ſiebentauſend Türken. Er war alſo faſt noch einmal ſo ſtark als der Kaiſer. Mit dem verwegenen Muthe, welchen die unabweisbare Ueberzeugung verleiht, daß das entſcheidende Schickſal vor der Thüre ſtehe, daß der Sieg die Bahn eröffne zu ſchimmernder Macht und Größe, die Niederlage aber Vernichtung bringe, redete der kühne Abenteurer, der es vom Töpfersſohn in Lesbos bis zum König in Tunis gebracht und dem ſein ſtrahlender Glücksſtern ſich noch niemals verhüllt hatte, ſein Heer an. „Wenn Ihr das Heer der Chriſten vernichtet, ſo ſteht Euch Euer Vaterland, aus dem Eure Väter von den Chriſten vertrieben wurden, wieder offen. Denn Spanien iſt Euer Vaterland. Viel tauſende Eurer unglücklichen Brüder warten dort nur auf Euern Sieg, um das ſchmachvolle Joch der Chriſten abzuwerfen und Euch mit offnen Armen zu empfangen. Ein Sproß des Königshauſes von Granada wird an Eurer Spitze kämpfen. Die Schiffe des Kaiſers mit ſeinen Schätzen ſind Eure erſte koſtbare Beute. Ihr braucht ſie nur zu beſteigen und über das Meer zu fahren, um Spanien in Beſitz zu nehmen. Der Feind unſres Glaubens muß alſo von Euch geſchlagen werden. Wohlauf denn, zur Schlacht! Die Stimme des Propheten iſt's, die Euch zum Kampfe ruft!"

Aber auch Kaiſer Karl hatte einem Glücksſtern zu vertrauen, der ihm noch niemals untreu geworden war und ihn zum mächtigſten Herrn der Erde gemacht hatte. Mit dieſem Gefühl ſprach auch er zu ſeinem Heere. „Ihr ſeht die Feinde Chriſti, unſers göttlichen Erlöſers, vor Euch. Sie ſind auch unſre Feinde. Chriſtus der Herr iſt Euer Führer; ſeine herrliche Fahne geht Euch voran. Ihr werdet durch die Vernichtung dieſes Feindes zeitlichen und ewigen Lohn erringen. Euer Ruhm wird unſterblich ſein. Jeden, welcher in dieſem heiligen Kriege fällt, trägt Chriſtus ſogleich in Abrahams Schoos. — Ihr Spanier beſonders bedenkt, daß Euch Mauren gegenüberſtehen, die Eure Väter ſiegreich von Spaniens chriſtlichem Boden vertrieben haben, die ſie dort und ſelbſt in Afrika ſtets mit dem glücklichen Erfolg bekämpft haben. Zahlreich ſind die Schlachten, in welchen die Chriſten den Muhamedanern oblagen. Fügt ihnen noch eine glänzende Zahl hinzu. Befreit Euer Vaterland von den grauſamen Räubereien, mit welchen es zeither durch dieſe Barbaren heimgeſucht wurde. Verleiht Chriſti Namen heute neuen Glanz. Millionen Eurer Brüder werden Euch dafür ſegnen. Die Stadt Tunis mit ihren unermeßlichen Schätzen iſt Euer. Auf denn zum Sieg in Chriſti Namen!"

Und das Crucifix ſchwingend gab er das Zeichen zum Angriff. Das Geſchütz begann ſeine Donner. Das der Muhamedaner, dem chriſtlichen ebenfalls an Zahl überlegen, richtete große Verwüſtung im kaiſerlichen Heere an. Die Mauren dehnten ſich zu einem großen Halbkreis um die Chriſten aus. Ihre Abſicht war offenbar ſie zu umringeln. Da warf Karl ſeine eiſernen Reiter auf Chair Eddins Centrum, und die ſpaniſchen und deutſchen Fußknechte rückten im Sturmſchritt nach. Wie die Mauren ſich zertheilten, ſo zogen die Chriſten ſich zuſammen und trieben ſich als Keil in die Mitte des Feindes. Dadurch wurde dieſer zerſprengt und die Schlacht entſchieden. Sobald Chair Eddins Centrum durchbrochen war, erhoben die Chriſten das Siegesgeſchrei, und die Mauren ergriffen die Flucht. Das chriſtliche Schwert mähete ſie nieder. Tauſende von ihnen bedeckten ſterbend das Schlachtfeld. Der herrlichſte Sieg war in kurzer Zeit gewonnen. Chair Eddin vermochte die allgemeine Flucht der Seinigen nicht aufzuhalten; er wurde von ihr mit fortgeriſſen. Karl ſtieg vom Pferde und kniete im heißen Sande des Schlachtfelds nieder, ein Dankgebet zu ſprechen. Das Heer um ihn ſtimmte ein gloria in excelsis an. Dann brachen die Sieger nach der Stadt auf.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Verwirrung in Tunis erreichte ſchnell eine furchtbare Höhe. Zuerſt lähmte der Schrecken, welchen die heranſprengenden fliehenden Reiter verbreiteten, auf kurze Zeit die Lebensthätigkeit der Bewohner. Dann erhob ſich ein entſetzliches Klagegeſchrei, und die ganze Bevölkerung lief verzweiflungsvoll heulend wirr auf den Straßen durcheinander. Ein Theil ergriff mit dem, was er von ſeinen beſten Habſeligkeiten fortbringen konnte, ſchleunigſt die Flucht; ein andrer Theil ſammelte ſich auf Suleima's und Eleonorens Ruf, um ſich zum Widerſtand zu rüſten. Suleima hielt Anreden an das Volk, wie ſie einſt von Maria de Padilla vernommen. Wie dieſe hatte ſie ſich ein Schwert umgegürtet, wie dieſe ſchwang ſie muthig eine Fahne. Eleonore unterſtützte die königliche Freundin mit Kraft, und als Chair Eddin ankam, fand er Urſache, die

Anordnungen der Frauen zu preiſen. Es gelang ihm, die Trümmer des fliehenden Heeres aufzuhalten. Aber die Stimmung dauerte nur kurze Zeit. Das bewaffnete Volk verlangte ſich in die Citadelle zu werfen. Doch dieſe war von den gefangenen dort eingeſperrten Chriſtenſklaven beſetzt. Und von ihnen drohete jetzt im kritiſchen Augenblicke neues Verderben. Aus dem furchtbaren Geſchrei hatten ſie die Niederlage des Königs vernommen. Mit tauſendſtimmigen Gebrüll verlangten ſie von ihren Wächtern die Oeffnung der Kerker, und dieſe hatten nicht den Muth bei der gefährlichen Lage der Dinge ein ſolches Begehren zu verſagen. Zehntauſend Menſchen ſtürzten auf die Wälle heraus, richteten die Geſchütze gegen die Stadt und erhoben ein ſo weitſchallendes Triumphgeſchrei, daß allem Volke in der Stadt grauſte. Der Gedanke, daß der Feind die Citadelle bereits in ſeiner Gewalt habe, und jeden Augenblick die Stücke löſen und mörderiſche Kugeln herabſenden könne, wirkte niederſchmetternd. Und ſchon erſchallte der Ruf, daß die ſpaniſchen Reiter ſich am Horizonte zeigten. Mann, Weib und Kind ſtürmte heulend fort, aus den Thoren, in die Weite. Wohin man blickte, boten ſich dem Auge Bilder des Entſetzens. Die weichherzigen Rathgeber verwünſchend, die ihn zur Schonung der Chriſtenſklaven vermocht, warf ſich Chair Eddin auf's Pferd. Nicht einen Augenblick war er mehr ſicher; denn ſchon erhob ſich Mulei Haſſans Partei, um ihn zu fangen. Sein ſchnelles Roß entriß ihn glücklich ihren ſchon nach ihm ausgeſtreckten Händen. Aber Suleima und Eleonore wurden von ihnen gefaßt und in einen Kerker geworfen. Stolz und feſten Schrittes gingen ſie Arm in Arm unbekümmert um den Hohn ihrer Feinde. Sie waren als ächte Heldinnen auch auf dieſes Schickſal vorbereitet und ſahen ihm feſt ins Auge.

Die Partei des vertriebenen Königs, von Minute zu Minute wachſend, öffnete die Thore der Citadelle. Jubelnd ſtrömten die Gefangenen heraus. Sie ſchickten unverzüglich einen reitenden Boten an den Kaiſer ab, ihm ihre Befreiung zu verkünden. Auch die Stadt ſandte eine Botſchaft an den Kaiſer, welche ihm die Schlüſſel der Thore überbrachte und um Schonung des Lebens und des Eigenthums der zurückgebliebenen Mulei Haſſan ergebenen Bewohner anflehte. Karl konnte dieſe Bitte nicht erfüllen; er hatte ſeinen Kriegern die Plünderung der Stadt verſprochen. Um aber Unglück vorzubeugen, ließ er ſchnell auf dem Wege die Heerführer zu einem Kriegsrath zuſammenrufen. Sogleich ſchöpften die nach Beute lechzenden Soldaten Verdacht, daß ihnen die zugeſagten Früchte des Siegs verkümmert werden ſollten, und ohne den Beſchluß des Kriegsraths abzuwarten und trotz der ungeheuren Strapazen, die ſie bereits erduldet, ſetzten ſie ſich mit unbändigem Geſchrei und in wilder Unordnung in ſchnellern Marſch. Alle Zucht, aller Gehorſam hatten ein Ende. Wie hungrige Raubthiere erreichten ſie die Stadt und ergoſſen ſich in die Straßen und Häuſer, alles

Lebende mordend, was ihnen aufſtieß, alles Werthvolle raubend und zuſammenſchleppend. Alle ſchauderhaften Ausſchweifungen, welcher ſiegreiche, durch die Wuth des Sturms entmenſchte Soldaten fähig ſind, alle blutigen Greuel, zu welchem Volks- und Religionshaß ſolche Soldaten hetzt und ſtachelt, wurden an dieſem Tage verübt. Ueber dreiſigtauſend unſchuldige Einwohner von Tunis fielen als Opfer chriſtlicher Beſtialität, zehntauſend, meiſt Frauen und Kinder wurden als Sklaven in die Citadelle geführt. Die Beute war über alle Erwartung reich und groß.

Während das Entſetzensgeſchrei der Ueberfallenen und das Jammergeſchrei der Sterbenden die Lüfte durchſchnitt, zogen die befreiten Chriſtenſklaven aus der Stadt, voran ein Greis mit langem weißen Barte ein hohes Kreuz tragend, das ſie ſchnell zubereitet hatten, und ſangen den ambroſianiſchen Lobgeſang. Als ſie den Kaiſer erblickten, fielen ſie auf die Knie und prieſen ihn als ihren Retter und Befreier. Der Kaiſer umarmte und küßte die Aelteſten mit Thränen der Rührung. Dann zog er an ihrer Spitze in die Citadelle. Die Stadt, wohin ſich Mulei Haſſan begab, ſcheute er ſich zu betreten; er mochte die Greuel der entfeſſelten Leidenſchaft nicht ſehen, die er nicht hindern konnte.

Eine ſchauerliche Nacht folgte dem gräßlichen Tage. Die gefangnen mauriſchen Krieger mußten alle Leichen aus der Stadt in eine große Grube ſchaffen und beim erſten Licht des folgenden Morgens die Straßen von Blut ſäubern. Gegen Mittag hielt Karl, Mulei Haſſan an der Seite mit ſeinem glänzenden Gefolge den Triumphzug durch die Stadt. Herolde verkündeten mit Trompetenſchall, daß der Kaiſer den rechtmäßigen König des Landes auf den Thron ſeiner Väter zurückführe und feierlich wieder in die Macht einſetze. Der verabſcheute Mörder nahm den von Blut und Leichen umgebenen Herrſcherſitz ein, um das Rachewerk an ſeinen Widerſachern zu beginnen. Kaiſer Karls chriſtlicher Sinn hatte ihm dazu verholfen. Da gedachten denn die Schmeichler die einflußreiche Favorite Chair Eddins und ihre umſichtige Freundin dem jungen König vorzuführen, damit er an ihnen, den Weibern, ſeine Rache auslaſſe. Der Kerker wurde geöffnet, und — zwei Leichen gefunden. Arm in Arm geſchlungen lagen ſie, die Königin und die Bettlerin. Das Gift, das ſie für einen ſolchen Fall bei ſich getragen, hatte ſeine Wirkung gethan. Zwei der außerordentlichſten Frauen waren vom Schauplatz abgetreten. Die beſtialiſche Gemeinheit der Geſinnung wollte wenigſtens einen Erſatz für das vereitelte Schauſpiel. Der Rachedurſt ſollte wenigſtens gekitzelt werden, da er nicht befriedigt werden konnte. Die Leichen wurden vor die beiden königlichen Häupter gebracht. Ein Strahl von Freude zuckte über Karls Geſicht. Obgleich er Eleonoren nie geſehen, erkannte er ſie doch; er erkannte ſie an den Narben, die ſeine Mutter gegraben, an dem blonden Haar, das ſeinen Vater einſt beſtrickt. Auch Suleima'n betrachtete er einige Augenblicke und das Bild ſeiner Jugend ſtand vor ſeiner Seele, wie dieſes reizende Weib ihm einſt in Brüſſel Reitunterricht gegeben hatte. Seine beiden größten und ſchlaueſten Feindinnen waren nicht mehr. Mulei Haſſan befahl, die beiden Leichen durch die Straßen zu ſchleifen und ſie dann den Hunden vorzuwerfen. Karl befahl ruhig und feſt, um ſie auch vor ſpäterer Mißhandlung zu ſchützen, ſie nach Goletta zu führen und in mit Steinen beſchwerten Säcken ins Meer zu verſenken. Und ſein Befehl war hier noch Geſetz. Im Meeresgrund an der Küſte von Afrika lagen am andern Tage die Leiber der beiden Frauen, die es verſucht hatten, der Welt eine neue Geſtalt zu geben.

Kaiſer Karl ſollte noch ein ſolches Schauſpiel ſehen und überzeugt werden, daß ſein Glücksſtern im vollſten Glanz in ſeinem Zenith ſtehe; aber dieſe Ueberzeugung ſollte zugleich mit großem Schmerz für ihn verbunden ſein, damit er ſich erinnere, daß er ein Menſch ſei. Chriſtliche und mauriſche Krieger waren ausgeſchickt, die Todten auf dem Schlachtfelde zu begraben. Die Letztern kehrten zurück mit zwei Leichen, die ſie ſich vom Kaiſer zum Geſchenk erbitten wollten, um ſie nach Conſtantine zu führen. Es waren die Raimunds und Carlotta's. Sie waren bei einander gefunden worden, Raimund mit von einem Schwerthiebe geſpaltenem Kopfe, Carlotta über ihm mit von einem Dolche, den ſie noch in der Hand hielt, durchbohrter Bruſt.

einen Mann achten, den ich nicht liebe? Darum alſo haben Sie ein ſo ſtrenges Stillſchweigen über Ihren Plan gegen mich beobachtet! O hätten Sie eher geſprochen!»

«Die Leidenſchaft — die Verzweiflung, Sie zu verlieren» — ſtammelte der höchlichſt beſtürzte Arzt. «Jedes Mittel kam mir recht, Sie zu gewinnen.»

«Aber nicht mir — Sie haben ſich in mir geirrt, Herr Doktor!»

«Fink hat mich überredet.»

«Wie kann ſich ein Mann von Ihren Einſichten von einem, ſeinem Herrn ſo ungetreuen Diener, überreden laſſen?»

«Ich beſchwöre Sie, mir zu vergeben! — Was bleibt Ihnen auch anders übrig? Sie können mit Ehren nicht wieder zurück; Sie müſſen mit nach Amerika. Sie ſind ohne Geld, hängen ganz von mir ab. Jetzt müſſen Sie mein Weib werden.»

«Meinen Sie ſo, Herr Doktor? Wie, wenn ich Ihren Betrug ſogleich dem Kapitän anzeigte? Dort liegt die Küſte Deutſchlands.»

«Nein, das können Sie nicht. Ich würde mich vor Ihren Augen ins Meer ſtürzen, und Sie, Karl ſah ſie tief erſchüttert. Er ließ ſich einen Kranz bringen, und legte ihn auf die beiden ſchönen Leichen. Dann wandte er ſich ab. Den Mauren wurde ihre Bitte gewährt. Die Kämmerer des Kaiſers erzählten am andern Morgen in vertraulicher Weiſe, daß ihr Herr die ganze Nacht über im Zimmer gewandelt. Seine Augen waren geröthet.

Mit Mulei Haſſan ſchloß er einen Vertrag, wonach der König ſein Land als ſpaniſches Lehn des Kaiſers empfing und ſich verbindlich machte, alle Chriſtenſklaven im Königreich freizugeben, allen Unterthanen Karls freien Handel und freie Religionsübung zu geſtatten, keinen türkiſchen Seeräuber zu dulden u. ſ. w.

Der Kaiſer behielt nicht nur Goletta, ſondern alle feſten Seehafen des Königreichs; für Unterhaltung der Beſatzung ſollte der König jährlich zwölftauſend Kronen bezahlen und als Lehnszins jährlich ſechs arabiſche Pferde und ebenſoviel Falken entrichten.

Am 17. Auguſt ging Karl unter Segel nach Neapel, wo ihm die glänzendſten Feſte gefeiert wurden. Dann gegen König Franz, der mit einem Heer in Savoyen eingefallen war, zu neuen Siegen.

Der ſiegreiche Zug nach Tunis umgab das Haupt des Kaiſers mit einem Nimbus, vor dem der Stern der Proteſtanten in Deutſchland verbleichen mußte; er flocht den unſterblichen Kranz des Ruhms um ſeinen Namen, wie keine ſeiner übrigen Thaten, des höchſten Ruhms, deſſen ein Herrſcher theilhaftig werden konnte, des Siegers über die

Feinde der Chriſtenheit: er führte ihn auf die Höhe ſeines Glücks. In allen Zungen Europas ward er verherrlicht, die befreiten Chriſtenſklaven verkündeten ſein Lob in allen Landen. Sein Name wurde denen der größten Helden der Vergangenheit beigeſellt. Kein König des Alterthums hielt in den Augen der Mitlebenden den Vergleich mit ihm aus, und der Despotismus erhielt durch dieſen leichten Sieg zum Schaden der Völker unerſchütterliche Grundlagen.

Und doch fraß an Karls Seele ſchon der Lebensüberdruß, der ihn zwanzig Jahre ſpäter die Kronen niederlegen ließ und in das einſame Kloſter St.-Juſt in Placentia führte.

Epilog.

Der Verfaſſer dieſer Bilder läßt den Vorhang über ſie fallen, aber er kann ſich nicht verſagen, ihnen noch einige Worte hinzuzufügen. Sie ſind in einem Zeitraume niedergeſchrieben, der dem geſchilderten überraſchend ähnlich iſt, in vieler Hinſicht größer, in mancher kleiner. Dieſelben mächtigen Intereſſen bewegen wieder das deutſche Volk, die höchſten Intereſſen der Menſchen: politiſche und kirchliche Freiheit; aber die der Jetztzeit gehen doch wiederum weit über die jener Zeit hinaus. Was damals nur einzelne kühne geniale Geiſter, wie Thomas Münzer, anſtrebten: die Volksſouverainetät, das iſt jetzt das Ziel von vielen tauſend Geiſtern, es iſt das Ziel aller edeln Denker, aller hochherzigen Männer der Nation, es iſt das Ziel der für das Vaterland begeiſterten Jugend. Und wieder wie damals haben ſich Fürſten- und Pfaffengewalt gegen den

Zeitgeiſt verbündet, noch einmal hat die Reaction ſiegreich ihr Haupt erhoben. Während ich die blutigen Kämpfe des Volks mit der Fürſtengewalt im Jahre 1525 niederſchrieb, warf die Fürſtengewalt die Revolution in Dresden und Baden in den Staub. Wieder wie damals hat eine unſelige Vermittlerpartei dieſes für Deutſchland ſo verderbliche Reſultat herbeigeführt; wieder wie damals waren es Profeſſoren, Gelehrte, Beamte, welche das in ſie geſetzte Vertrauen des Volks ſchmählich täuſchten; wieder wie damals ſind ſie von der Seite des Volks auf die Seite ſeiner Herren getreten; wieder wie damals haben ſie den Vorwand der Schwäche gebraucht, den Bürgerkrieg zu vermeiden. Was half es Luthern, daß er in faſt unbegreiflicher Verblendung gegen das aufſtrebende Volk wüthete, daß er ſeine Sache von der des Volkes künſtlich ſchied, daß er ſeiner Partei ſtets wehrte, das Schwert zu ziehen gegen die übermüthigen Gegner, der Kampf war doch unvermeidlich und wie er nachher geführt wurde, wie endlich der dreißigjährige Krieg im folgenden Jahrhundert die deutſche Kraft in ihrem innerſten Mark verletzte, die herrliche Entwicklung des deutſchen Geiſtes, wie ſie zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſo ſtolz ſtrebend hervortrat, vernichtete, das Alles lebt in den unſeligſten Folgen noch heute fort. Hätte Luther den Geiſt ſeines Volks verſtanden und ſich zu ſeiner Höhe erheben können, wie Ulrich von Hutten und Thomas Münzer, Deutſchland wäre das mächtigſte, das reichſte, das glücklichſte Land der Erde. Und was iſt es jetzt? Es kann die unſterblichen Verdienſte des großen Kirchenreformators nicht ſchmälern, daß er nicht noch größer war; es iſt nur ſchmerzlich zu beklagen, daß er, der Sohn des Volks, dem Volke untreu wurde. Er mußte dafür die Demüthigung erleben, daß der Sultan Suleiman und der Franzoſenkönig Franz die eigentlichen Stützen des Proteſtantismus wurden; denn ohne dieſe beiden ſtets drohenden Feinde Karls wäre die Reformation, die das Volk verläugnet hatte, auf das ſie doch fußte, von Kaiſer und Reich vernichtet worden, trotz dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen. Das ſind die großen markerſchütternden Gerichte Gottes in der Weltgeſchichte.

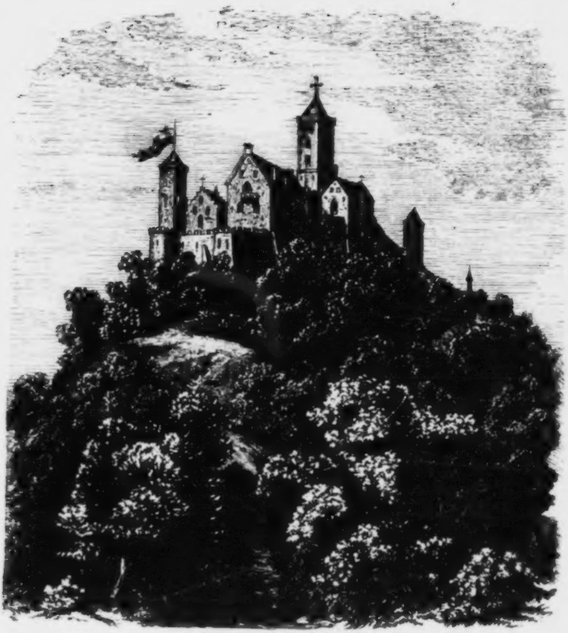
Der Weg der „Profeſſoren" iſt 1848 und 1849 derſelbe geweſen; aber kein Mann wie Luther iſt an ihrer Spitze. Auch jetzt wird der Kampf entbrennen und wird entbrennen müſſen, wie damals. Sollte er — was Gott verhüte! — einen ähnlichen Ausgang haben, ſo wäre die Blüthe Deutſchlands, ja Europa's wieder für Jahrhunderte, vielleicht für immer geknickt; denn die Kultur, ferner *nur* eine Tochter der Freiheit, würde allein auf Amerika's freiem Boden gedeihen, und die Männer von Geiſt und Kraft aus allen Ländern würden, von ihren Sternen gezogen, über das Meer gehen. Europa würde dem Fluche des Monarchismus erliegen, wie ihm Spanien unter Karls Nachfolgern erlag.

Werfen wir aber ſcheidend nur noch einen einzigen

Blick auf den Kampf der ſpaniſchen Niederlande gegen ihre Tyrannen, der nur funfzig Jahre nach dem deutſchen Bauernkriege entbrannte und eine Republik ins Leben rief, welche ſchnell die Mutter und Pflegerin alles Großen und Schönen, die Freiſtatt aller in ihrem Vaterlande verfolgten edlen Geiſter wurde! — —

Heil Dir, mein Deutſchland, und Deiner Zukunft!

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Die Wartburg im Jahre 1860.

Sancta Eliſabeth.

Die heilige Eliſabeth,

Landgräfin von Thüringen.

Eliſabeths Leben
von
Ludwig Storch.

Wartburgbilder
von
M. von Schwind.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

für die ich Alles gethan, der Verzweiflung überlaſſen.»

«Sie haben Recht; ich kann es nicht. Aber eben ſo wenig kann ich Ihr Weib werden. Ich werde die Barmherzigkeit des Kapitäns anflehen, daß er mir die Ueberfahrtskoſten borgt; ich werde in Amerika ein Unterkommen ſuchen und finden. Meine letzte Bitte an Sie iſt, mir ferner nicht läſtig zu fallen.» Mit Würde in Miene und Haltung verließ ſie den vernichteten Arzt und ſtieg auf das Verdeck hinauf, wo Fink und Betty mit einander koſend ſtanden. Edelgunde lehnte ſich an den Bord und blickte nach dem Ufer hin, um die Empörung ihrer Gefühle zu bewältigen. Da ruderte wieder ein Boot voll Menſchen von der Stadt her, auf das Schiff zu. Schnell kam es heran, Edelgunden's Augen fielen darauf; überraſcht, erſtaunt blickte ſie noch ein Mal hin, ſtrengte ſie ihre Augen an; es blieb dieſelbe Erſcheinung. Das Boot legte an, Edelgunde eilte mit freudeverklärtem Geſicht an die Treppe; ein junger feuriger Mann eilte herauf. Sie breitete die Arme, Alles vergeſſend aus, «Guſtav!» ſtammelte ihr Mund, und der Landkommiſſär lag an ihrer Bruſt.

Fink und Betty waren auch herbeigekommen;

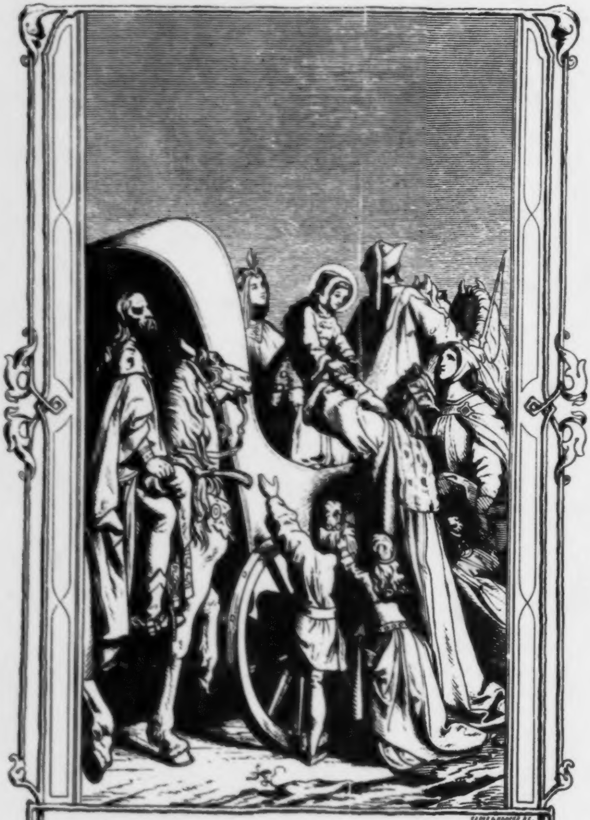
In der letzten Hälfte des zwölften und in der erſten des dreizehnten Jahrhunderts tritt als naturgemäße Folge und Frucht der Kreuzzüge ein gewaltiges Ringen und Kämpfen des Menſchengeiſtes in der europäiſchen Bevölkerung nach den verſchiedenen Richtungen ſeiner Entwicklung hin und in mannichfachen Geſtaltungen und Manifeſtationen auf. Neben der Blüthe des Ritterthums und dem aufſtrebenden Bürgerthume entwickeln ſich auf dem geſellſchaftlichen Gebiete die erſten Flügelſchläge der Künſte und Wiſſenſchaften, insbeſondre des Minneſängerthums, und auf dem kirchlichen, einerſeits zur Gewinnung ſittlich-freier Formen des höhern Seelenlebens die Verbrüderungen der Waldenſer und Albigenſer, anderſeits zur Befeſtigung des bedrohten kirchlichen Begriffs die Orden der Dominikaner und Franziskaner, und als Vertreter des chriſtlichen Menſchenthums überhaupt der dritte geiſtliche Ritterorden, der der Deutſchherren.

Aus dieſen bunten, nach den verſchiedenen Zielen drängenden, zum Theil kräftigen und glänzenden Geſtalten tauchen zwei ausgezeichnete Perſönlichkeiten auf und erheben ſich über die andern namhaften Individuen, wie die beiden ragenden Thurmſpitzen eines majeſtätiſchen Doms über die höchſten Dachfirſten der Stadthäuſer, indem ſie ſich als die Vertreter der beiden Hauptrichtungen der Kultur, der männlich geiſtigen und der weiblich ſeeliſchen kund geben. Jene iſt der geiſtesſtarke und geſchäftstüchtige erſte Hochmeiſter des deutſchen Ordens Hermann von Salza, die größte ſtaatsmänniſche Capacität des Jahrhunderts; dieſe die heilige Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, die ſüßeſte, zarteſte und gemüthreichſte Blüthe des mittelalterlichen Chriſtenthums. Beide erhielten ihre Bildung am thüringiſchen Landgrafenhofe, der Pflegeſtätte der Dichtkunſt und Humanität, ſo daß von der Wartburg, dem Kandelaber des Geiſtes, ſeine beiden höchſten und glänzendſten Lichtzungen erhellend und erwärmend in die Zukunft hinausſtrahlen.

Die heilige Eliſabeth, Verkörperung des Ideals gottbegeiſterter, liebedemüthiger Weiblichkeit, wie es die Kirche in der heiligen Jungfrau, der Mutter des Herrn, aufgeſtellt, ſo daß, was in Maria abſtrakter Begriff, in

Eliſabeth konkrete Geſtalt wird, iſt in weiblich zartſinniger Vollendung chriſtlicher Frauentugend, dem reinſten und ſanfteſten Mondglanz des weiblichen Gemüths, in engliſcher Demuth, in hingebender Liebe, in Selbſtverläugnung und Aufgehen im göttlichen Willen und in opferfähiger Werkthätigkeit niemals übertroffen worden. Und ſo ſtrahlt ihr Bild, von den buntfarbigen Lichtblüthen des chriſtlichen Wunders überhaucht, beſchwichtigend und beſeligend in die Wirren und Kämpfe aller ſpätern Zeiten und wird mit ſeinem erwärmenden Glanze ſtets einen hohen wohlthuenden ſittlichen Zauber auf edle, für das Wahre, Gute und Schöne begeiſterte Herzen ausüben. Nicht eine blendende Erſcheinung irdiſcher Größe und Herrlichkeit, wohl aber ein das Gemüth befriedigendes und erhebendes Bild des demüthigen Magdthums, das da aufgeht im Dienſte des in Knechtsgeſtalt zur Erde gekommenen Gottes, wirkt ihr ſittliches Weſen um ſo bewältigender, als ſie, die reiche ungariſche Königstochter, die deutſche Fürſtin, aus eignem Herzenstriebe und gegen den Willen ihrer Verwandten die ſchweren Pflichten und Obliegenheiten eines ſolchen Gott und der Armuth ergebnen Magdthums übernahm und herzensfreudig alle Mühe, alle Schmach und allen Schmerz deſſelben erduldete.

Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn und der Königin Gertrud aus dem Hauſe der Herzöge von Meran, hatte Eliſabeth von väterlicher Seite den ungariſchen Heldenfürſten Arpad, und von mütterlicher den deutſchen Heldenkaiſer Karl den Großen zum Ahn. Im Jahre 1207 auf dem königlichen Schloſſe zu Preßburg geboren, aber ſchon in ihrem vierten Lebensjahre als verlobte Braut des elfjährigen Ludwig, älteſten Sohnes des Landgrafen Hermann von Thüringen, auf die Wartburg, den thüringiſchen Hofſitz, gebracht, wurde ſie hier unter den Augen des Landgrafen und der Landgräfin Sophie zuſammen mit ihrem künftigen Gatten und deſſen Schweſter Agnes erzogen. Auf ſchon frühere enge Verbindung der beiden Fürſtenhäuſer von Ungarn und Thüringen deutet eine wunderbare Sage, welche Eliſabeths Geburt mit einem wichtigen Ereigniß auf der Wartburg in ſinnige Beziehung ſetzt. Der poetiſche Streit jener hochberühmten Meiſter der Dichtkunſt, der unter Landgraf Hermanns fürſtlichem Schutze und liebevoller Pflege auf der Wartburg verſammelten Minneſänger, bekannt unter dem Namen des thüringiſchen Sängerkriegs, wurde durch den zu dieſem Zweck herbeigerufenen, weltberühmten Meiſter in Kunſt und Wiſſenſchaft, Niklas Klingsohr aus Siebenbürgen, den Fauſt des 12. Jahrhunderts und hochgehaltnen Freund und Dienſtmann des Ungarkönigs, geſchlichtet. Der Ausgang jenes Dichterwettkampfs fiel, der Sage nach, mit der Geburt der ungariſchen



St. Eliſabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg.

Königstochter zuſammen, und der in Eiſenach anweſende ungariſche Dichter und Sterndeuter (wahrſcheinlich mythiſcher Repräſentant der damaligen Geiſteskultur) verkündete dieſe Geburt und ihre Beziehung zu dem thüringiſchen Fürſtenhauſe in prophetiſcher Vorſchau in derſelben Nacht.

Es war kein freundliches Geſchick, welches die zarte Knospe vom Herzen der Eltern riß und in ein fernes Land unter fremde Menſchen verſetzte. Ob die thüringiſche Geſandtſchaft noch ſo zahlreich und glänzend, ob die Begleitung ungariſcher Edelleute noch ſo prachtvoll, die das Königskind zuſammen aus Pannonien nach Thüringen führten, und ob dieſes in ſeidne Gewande gehüllt, auf ſeidne Polſter gebettet, mit einer Wiege, einer Badewanne und einem Becher, Alles von Silber, verſehen, mit Kronen, Ringen und anderm Geſchmeide von Gold geſchmückt und mit tauſend Mark Silbers ausgeſtattet war: die weiche Seele dieſes Kindes mußte in der neuen Umgebung einen ſchmerzlich bleibenden Druck erhalten. Hatte auch ihre Amme die Kleine auf der weiten Reiſe ſorgſam gepflegt, wurde ſie auch von der Theilnahme der landgräflichen Familie herzlich empfangen und wohl gehalten, die Elternliebe fehlte ihrer, wenn auch geiſtig reichen und glänzenden Erziehung, und die vorläufige kirchliche Einſegnung mit ihrem Verlobten konnte ihrem Herzen dafür keinen Erſatz bieten. Dieſer Druck wurde zweifelsohne durch das erſchütternde Ende ihrer Mutter, der Königin Gertrud, welches ihr nicht verborgen bleiben konnte, vermehrt. Für die Zeit des von König Andreas im Jahre 1212 unternommenen Kreuzzugs ſeinem Günſtling, dem Ban Bakan, mit der Reichsverweſung zu Schutz und Obhut anvertraut, mußte die Königin wegen eines Verbrechens gegen die Ehre dieſes Magnaten von ihm den Tod erleiden, und der heimgekehrte König hieß die blutige That gut.

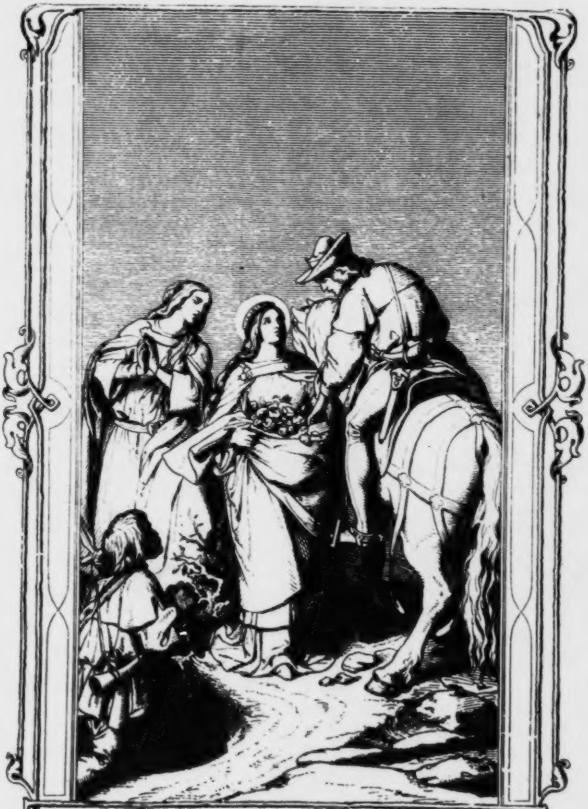
Die durch ſolche Ereigniſſe hervorgerufene ſchwermüthige Seelenſtimmung Eliſabeths wurde durch manche, von der ſtolzen und prachtliebenden Landgräfin Sophie und deren gleichgeſinnten Tochter Agnes, ſo wie von Hofleuten, welchen der ſtille beſcheidene Sinn des Königskindes mißfiel, abſichtlich ihr zugefügte Kränkung und Demüthigung genährt. Außer Ludwig, dem gleich ihr ein edler und hoher Sinn eigen, war ihr der ganze Hof abgeneigt, beſonders Ludwigs Geſchwiſter, die ſchöne hoffärthige Agnes und die fürſtlichem Stolze nicht minder ergebnen Heinrich und Konrad. Einſt ſagte die über ihr kindlich einfaches und beſcheidnes Weſen erzürnte Landgräfin zu ihr: „Nicht unter die herrſchenden Fürſten gehörſt du, ſondern unter die dienenden Mägde.“

Höfiſche Augendienerei ſuchte den im ſiebenzehnten Lebensjahre zur Regierung gelangten Landgrafen Ludwig gegen das elfjährige Mägdlein von ſo gemeiner Sinnesart einzunehmen und zu vermögen, daß er es in ein Nonnenkloſter bringen laſſe, oder dem Ungarkönige zurückſende, aber unwillig wies der hochherzige Fürſt ſolche Anmuthung zurück. Und als die ſtille Jungfrau einſt Urſache zu der ſchmerzlichen Annahme zu haben glaubte, daß er dennoch ſein Herz gegen ſolche Einflüſterungen nicht genugſam verwahrt, und der edle Schenk von Vargula, Walther, der ſie einſt mit aus Ungarn geholt und dem ſie ihr Vertrauen geſchenkt, ihm als Begleiter auf einem Ritte von der Wartburg nach Reinhardsbrunn, ihre Betrübniß eröffnete, gab der junge Landgraf dieſem väterlichen Freunde ein kleines Geſchenk für ſie zum Zeichen ſeiner unwandelbaren Treue, mit den ſchönen Worten, indem er auf den vor ihnen liegenden Inſelsberg deutete: „Und wenn ich mit einer Untreue gegen meine geliebte Eliſabeth dieſen Berg in Gold verwandeln könnte, ich würde ſie nicht begehen.“ —

Großen Einfluß auf Eliſabeths ſeeliſche Richtung und Entwicklung hatte jedenfalls das weitleuchtende Beiſpiel zweier in Glauben, Liebe und Barmherzigkeit hervorragenden Frauen, von welchen die eine noch lebende ihr ſogar durch die Bande des Bluts verwandt war, die heilige Hedwig, Schweſter ihrer Mutter und Gemahlin des Herzogs Heinrich von Schleſien, eine der frömmſten und wohlthätigſten Fürſtinnen (geſtorben 1243), und die 1197 verſtorbne heilige Hildegard, die begeiſterte Seherin am Rhein und gefeierte Strafpredigerin gegen die Mißbräuche der Kirche und die Verderbtheit des Klerus.

Im Jahre 1221, Ludwigs einundzwanzigſtem und Eliſabeths vierzehntem Lebensjahre, fand die feierliche und glänzende Vermählung des fürſtlichen Paares in der Hauptkirche zu Eiſenach ſtatt, und die Geiſtlichen und Armen wurden bei der dreitägigen Feſtlichkeit vom glücklichen Landgrafen ſo reichlich bedacht, daß er darüber in Schulden gerieth. Ludwigs Charakter ſtand mit dem Eliſabeths in ſchönem Einklang; getreu ſeinem Wahlſpruch „fromm, keuſch, gerecht!“ war er nicht nur einer der biederſten und edelſten, ſondern auch einer der tugendhafteſten, gerechteſten und tapferſten Fürſten, in jeder Beziehung eine ſittliche Leuchte für das Volk. Und ſo bietet dieſe leider nur ſechsjährige Ehe ein dem Beſchauer mit ehrfurchtsvoller Bewunderung erfüllendes Bild fürſtlich-häuslicher Tugend.

Als Landgräfin beginnt Eliſabeth jene ſtill aufſteigende Bahn der Selbſtverläugnung, Aufopferung, Demuth, Frömmigkeit und reinſten Liebe



Der heilige Ludwig findet die Brode unter St. Elisabeths Mantel in Rosen verwandelt.

zur Gottheit und Menſchheit, dem Geſtirn vergleichbar, das, um die Sonne wandelnd, ihr ſein Antlitz zugekehrt, von ihr das Licht empfängt, welches von ihm mild und ſchwermüthig wieder über die in Nacht gehüllte Erde hingeſtreut wird. Sie hat nur zehn Jahre gedauert dieſe Bahn, bis ſie ſich von unſerm dunkeln Wandelſtern in den Glanz der Sonne verlor, wohin ihr das ſterbliche Auge nicht zu folgen vermag, aber jeder Schritt der holdſeligen Frau auf dieſer Bahn, erſt als Gattin, dann als Wittwe, iſt mit den herrlich leuchtenden und duftenden Roſen der höchſten weiblichen Tugend, der reinſten Chriſtenliebe und der frömmſten Gottergebenheit geſchmückt, ſo daß die ſinnige Legende, Landgraf Ludwig habe einſt das für die Armen beſtimmte Brot in ihrem Schurz in Roſen verwandelt gefunden, das bedeutungsvolle Symbol oder die poetiſche Parabel ihres ganzen liebevollen Wirkens iſt; denn jede ihrer der hülfsbedürftigen Menſchheit geweihten Liebesthaten iſt aus ihrem Herzen an das Licht tretend zur Roſe, dem Sinnbild der Liebe und Freude und der Verſchwiegenheit geworden, und leuchtet und duftet, von ihr Zeugniß gebend, allen edlen und frommen Gemüthern ſchon ſechs Jahrhunderte zum Labſal und zur Erhebung. Und ſo wird dieſe aus dem Brote der Barmherzigkeit hervorgegangene Roſenfülle Duft und Glanz über Jahrtauſende ſtreuen.

Die Gatten liebten ſich mit muſterhafter Zärtlichkeit und Treue, und vier Kinder gingen als Früchte und Zeugen dieſer keuſchen Liebe aus ihrem Ehebunde hervor; das älteſte Kind, Hermann, gebar Eliſabeth 1223, das zweite, Sophie 1224, das dritte ebenfalls Sophie geheißen, 1225, das letzte Gertrud 1227.

Wenn herzinnigſte Vereinigung und ſüßeſte Vertraulichkeit dem jungen Paare den Bruder- und Schweſternamen in den Mund gaben, ſo wehrte der milde Fürſt der frommen kindlichen Fürſtin auch nicht ihr allnächtliches Erheben vom Lager, um knieend zu beten. Doch dauerten dieſe Andachtsübungen bisweilen ſo lange, daß Ludwig die gottſelige Frau bat, ſich wieder niederzulegen. Seiner zärtlichen Mahnung begegnete ihre unſchuldige Erklärung: wenn ſie auch nicht beſtändig bete, ſo kaſteie ſie doch ihr Fleiſch. Bald genügte ihr das einfache Beten nicht mehr; in der Freitagsnacht und in der Faſtenzeit unterzog ſie ſich in einer entfernten Kammer der Geiſelung von der Hand ihrer Gürtelmägde und kehrte dann mit Herzensfreudigkeit an die Seite des Gemahls zurück. Arme und Kranke fanden gar bald den unverwehrten Weg auf die hohe Fürſtenburg, wo die junge Landgräfin, eingedenk des göttlichen Gebots: brich dem Hungrigen dein Brot und die, ſo im Elend ſind, führe ins Haus! die Hülfsbedürftigen beſchenkte, ſpeiſte, tränkte, bekleidete und pflegte.

Auf ſolche Weiſe verging das erſte Jahr ihrer Ehe.

Im folgenden wurde das junge Fürſtenpaar vom Verlangen nach dem Vaterherzen nach Ungarn geführt. Eliſabeth konnte ſich des königlichen Vaters kaum erinnern; Ludwig kannte ihn noch nicht. Nach glücklicher Fahrt inmitten eines zahlreichen Gefolges von thüringiſchen Rittern und Damen an Andreas' Hofe mit Pracht und Ehren empfangen und bewirthet, kehrten ſie im Herbſte königlich beſchenkt und erheitert auf die Wartburg zurück.

Die Pflicht des Reichsfürſten rief den Landgrafen noch mehrmals aus ſeinem Lande. Während er nun in ritterlichen Zügen Zeugniß ablegte von Muth und Tapferkeit und von Treue und Ergebenheit gegen Kaiſer und Reich, folgte die gottergebene Frau daheim dem ſtillern Zuge des Herzens zu den Werken der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe.

Hungersnoth und böſe Krankheit, von Ueberſchwemmung und Unfruchtbarkeit erzeugt, rafften, Schrecken und Elend verbreitend, viele Menſchen hinweg. In den Gemächern der Wartburg, deren Thor ſie ſo weit aufthat, als die Pforte ihres Herzens offen ſtand, rüſtete Eliſabeth den Tiſch der Sättigung: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken!“ Neunhundert Arme wurden da täglich geſpeiſt, und die blühende Fürſtin ſaß mitten unter ihnen und ſpendete milden Worts und Blicks und mit freundlicher Handreichung neben der leiblichen Nahrung das Brot des Lebens und den Wein der Liebe. Ihre grenzenloſe Mildthätigkeit, das Kind ihrer unergründlichen Liebe, vertheilte einſt vier und ſechszig tauſend Goldgulden, Erlös aus dem Verkauf ihr gehörigen Landeigenthums, auf einmal unter die Armen. Doch haben ihr das hülfsbedürftige Elend aufſuchender Fuß und ihre die ſegensreiche Hülfe ſpendende Hand dem Boden, wo ſie gewirkt, auch bleibende Spuren eingedrückt. Am Fuße der Wartburg erbaute ſie ein Armen- und Siechenhaus, vor dem Georgenthore in Eiſenach das Hoſpital zu St. Annen, als Zufluchtsſtätte alter armer alleinſtehender Leute, vor demſelben Thore weiter hinaus das mit der Kapelle zum heiligen Grabe verbundene Armenhaus, ſonſt das Hoſpital der Weiberſiechen genannt. Die Faſſung des Brunnens unter der Wartburg und die Anlegung des danebenliegenden Gartens, beide nach ihr benannt, ſind ihr Werk und das ſchönſte Sinnbild ihres Wirkens.

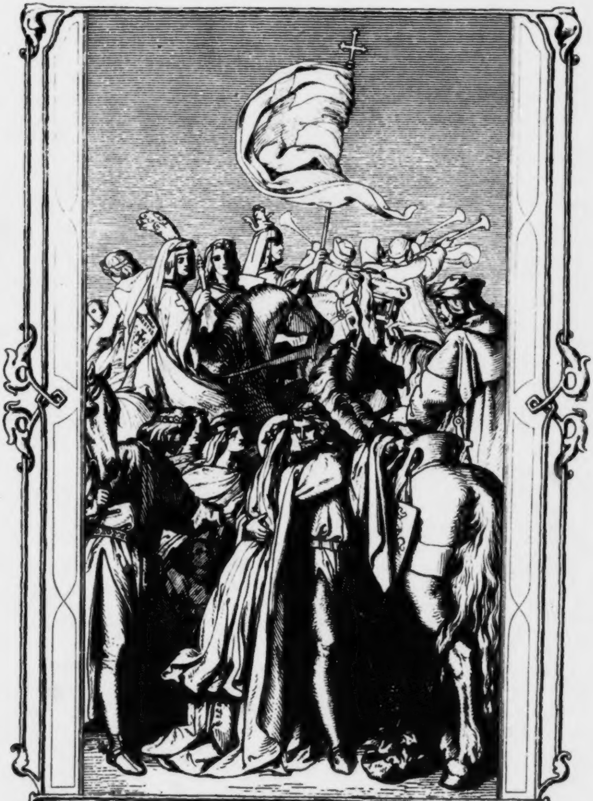
Wie die jugendliche Fürſtin ihre Tage in Anbetung Gottes und der Heiligen und in Ausübung barmherziger Werke verlebte, ſo wurden ſie hinder Erſtere ſank vor Schrecken zuſammen, als er Altfuchs erkannte.

«Ei, ſieh da!» ſagte dieſer. «Es iſt mir lieb, daß ich endlich die längſt gewünſchte und begehrte Gelegenheit finde, mit Herrn Fink und Jungfer Betty vor dir, Edelgunde, confrontirt zu werden, und ſollte es ſogar nach Herrn Fink's Tode ſein. Wie kann Sie ſich rühmen, daß ich Ihr jemals Heirathsanträge gemacht, oder ein allzuvertrautes Wort mit ihr geſprochen?»

«Stille! ſtille!» winkte ihm das Fräulein zu. «Ich weiß Alles. Meine Mutter hat die ganze Verwirrung angeſtiftet, indem ſie dir zur Belohnung für deine, hinſichtlich meiner Verheirathung mit dem Baron geleiſteten Dienſte erkenntlich ſein und dir als deine Pathe, die Mutterſtelle verſehend, eine gute Frau verſchaffen wollte.»

«Gut, ſo ſoll der ſelige Herr Fink reden. Ich hielt dieſen falſchen Mann für meinen Freund, und habe vielleicht im Rauſche des Weins und der Leidenſchaft mich einmal verrathen. Sag Er, wiederauferſtandner Mann, wie konnte Er mein Vertrauen ſo ſchändlich mißbrauchen?»

«Gnade! Gnade!» flehte der Arme. «Die kleine Hexe da, meine Betty, hatte mich aufgehetzt; auch wußte ich ja damals nicht, daß das gnädige



St. Elisabeth nimmt Abschied von ihrem Gemahl, der in den heiligen Krieg zieht.

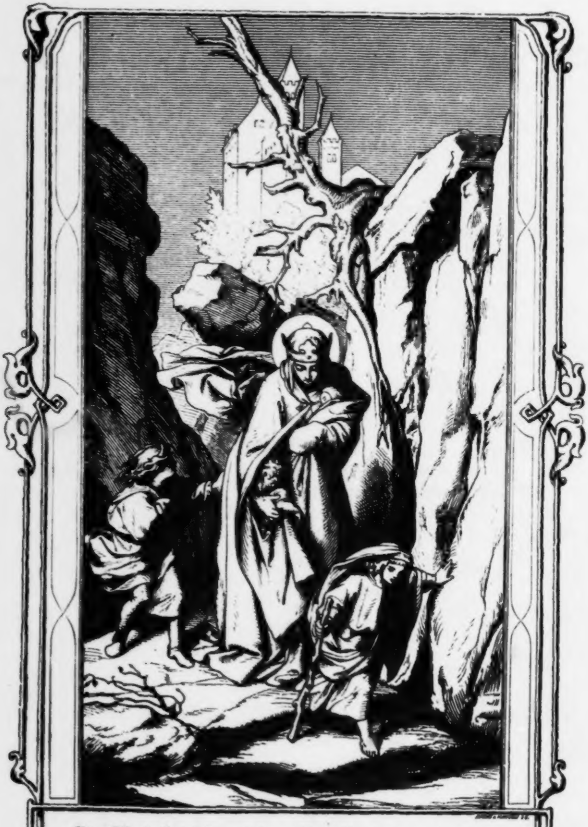
wiederum von der Legende mit den unverwelklichen Kränzen des Wunders geſchmückt, dankbaren Ueberlieferungen der Begeiſterung frommgläubiger Gemüther für die Heilige, zur Erbauung der ſpätern Gläubigen vermittelt und von gottinniger Dichtung mit farbenreichen duftenden Blumen durchſtickt.

Nicht den aus Brot gewandelten ſymboliſchen Roſenſchmuck allein, auch funkelnde Kronen und prächtige Gewande wirft das ſchöpferiſche Wunder, das mit Sternen ſpielende Kind der Poeſie, als Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit, der reinen frommen Magd in den Schoß. Vor eine Geſandtſchaft ihres Vaters wollte der Landgraf ſie nicht in dem ihn beſchämenden unſcheinbaren Kleide der Armenpflegerin treten laſſen; ſie dagegen, entſchloſſen ihre Landsleute als Dienerin der Armen und Siechen zu begrüßen, ging in das Gemach der Boten, ſtrahlte aber in demſelben Augenblick im koſtbarſten Feiergewande von Hyacinthenfarbe und reicher Perlenzier. Im Fürſtenkleide auf den Stufen zum Speiſeſaale, von vornehmen Gäſten erwartet, ſchenkte Eliſabeth einem nackten ſie um Bedeckung anflehenden Bettler ihren koſtbaren Mantel. Gleich darauf übergab ein Engel der Gürtelmagd der Fürſtin den Mantel, womit dieſe wieder bekleidet zum Mahle ging. Am Pfingſtfeſte auf dem Wege nach Eiſenach reichte die in reiche Gewänder gehüllte Fürſtin, die ihren Geldvorrath bereits an Arme verſchenkt, einem Bettler ihren golddurchwirkten Gürtel, der, durch Kauf Eigenthum und Helmzier eines Ritters geworden, ſich als Siegesbürge erwies. Heimgekehrt und von ihrer Schwiegermutter höhniſch nach dem Gürtel befragt, ſah Eliſabeth ihren Leib plötzlich mit einer neuen weit köſtlichern Schärpe geſchmückt. Einer ihrer Handſchuhe, von ihr einem Bettler geſchenkt, wurde, von einem Kreuzritter erworben, deſſen Amulet und Siegesmittel. Den Kaiſer als Gaſt der Wartburg würdig zu ehren, brachten Engel der Landgräfin eine goldne Krone und prachtvolle Gewande.

So herrlich auch dieſe Gaben der Dichtung: milder und freundlicher iſt das Geſchenk des Wunders, die Kraft durch Berührung mit der Hand Gichtbrüchige zu heilen, Blinden das Augenlicht, Tauben das Gehör zu geben, ſo wie die Vermehrung der Speiſen in ihrem Schurze, nach dem Vorbilde der fünf Gerſtenbrote und zwei Fiſche des Herrn, ſo lange bis alle Hungrigen geſättigt waren. Außer Stand das Verlangen eines von ihr gepflegten Kranken nach Fiſchſpeiſe zu befriedigen, ſchöpfte die deshalb betrübte Frau an ihrem Brunnen mit dem Waſſer im Eimer einen großen ſchönen Fiſch, und nie zuvor waren Fiſche im Brunnen gefunden worden. Der Fiſch erquickte nicht nur den Kranken, er heilte ihn auch. Ein von ihr gewaſchner und in ihr Ehebett gelegter Ausſätziger verwandelte ſich in ein Bild des gekreuzigten Heilands oder in dieſen ſelbſt. Wenn ſie auf freiem Felde bei Eiſenach im ſtrömenden Regen badete, blieben ihre Kleider trocken.

Die jugendlich ſchöne Landesmutter, Königstochter des fernen reichen Ungarlandes, auf der fürſtlichen Wartburg demüthige Dienerin̄ Gottes und der Heiligen im Himmel und der Armen und Kranken auf Erden, konnte dem Volke nur eine mit überirdiſchen Kräften und göttlichen Gnaden begabte heilige Geſtalt ſein, von der Mit- und Nachwelt mit dem ehrfurchtsvollen Blumenſchmuck des Wunders, der höchſten Volkspoeſie, faſt allzureich überſchüttet. Und wie hätte es anders ſein können? Wuſch ſie doch jährlich einmal allen zuſammengerufenen Ausſätzigen des Landes Hände und Füße und küßte, demüthig vor ihnen knieend, ihre Wunden; wuſch ſie doch jedesmal, ehe ſie das Brot des Lebens aus Prieſterhand empfing, zwölf Armen die Füße; beſuchte ſie doch täglich die Kranken und pflegte ſie und wartete ſelbſt der Todten, indem ſie mit eigener Hand ihnen Todtenhemden verfertigte, wozu ſie oft ihre eignen Gewande verwendete, ſie begraben ließ und ihnen das letzte Geleit gab. Gibt es doch kein Werk der Demuth, Chriſtenliebe und Frömmigkeit, das ſie nicht verrichtet hätte. In Abweſenheit ihres Gemahls that ſie alle Abzeichen ihres Standes von ſich und ging im Wittwenſchleier, Wollenkleid und härnem Gewand auf dem bloßen Leibe einher, wachte, betete, faſtete und ließ ſich geißeln; nach des Gatten Rückkehr ſchmückte ſie ſich wieder aufs Schönſte, „um ihm keine Veranlaſſung zur Sünde zu geben, wenn ihm etwas an ihr mißfiele“. Bei feierlichen Umgängen ging ſie barfuß im Wollenkleide mit dem Kreuze in der Hand mitten unter den Aermſten und Niedrigſten ihres Geſchlechts. Ebenſo machte ſie nach einem Wochenbette den Kirchengang im Wollenkleide und bloßen Füßen, ihren Säugling im Arme, auf dem rauhen Bergpfade nach einer fernen Kirche der Stadt und brachte das Kind der Gottesmutter mit einer Kerze auf den Altar dar. Nachher ſchenkte ſie Mantel und Oberkleid bedürftigen Frauen. So erſcheint ſie überall als ein Heil und Troſt ſpendender Engel in Menſchengeſtalt, gleichſam der ins Gewand der Sterblichkeit gehüllte Geiſt der chriſtlichen Liebe ſelbſt.

Es konnte nicht fehlen, daß ſolche ſchrankenloſe Mildthätigkeit bei ihren weltlich geſinnten Verwandten und dem Hofgeſinde Anſtoß erregte und Tadel erfuhr. Gemeinen Seelen galt die Caritas ſtets als Narrheit. Doch der edle Ludwig, weit entfernt den Strahl des Liebesquells aus dem Herzen ſeiner Eliſabeth zu hemmen, gab vielmehr, von einem Kriegszuge im Heere



St. Elisabeth wird nach dem Tode ihres Gemahls von der Wartburg vertrieben.

des Kaiſers Friedrich II. heimgekehrt, auf die Vorſtellung ſeiner Beamten, „daß die Rentkammer bald die nothwendigſten Ausgaben nicht mehr werde beſtreiten können, wenn dieſer übertriebenen Freigebigkeit nicht Schranken geſetzt würden“, die ſchöne Antwort: „Laßt meine traute Elſe die Armen bedenken! Was ſie um Gotteswillen an der Armuth thut, dagegen ſoll Niemand eifern. Wenn ſie nur Wartburg, Eiſenach und Neuenburg*) nicht verſchenkt, ſo bin ich Alles zufrieden.“

Eliſabeths Bedürfniß nach einer geiſtigen Führerſchaft auf ihrem Wege zum ewigen Heile, mit Genehmigung ihres Gemahls dem Papſt Honorius III. ausgeſprochen, wurde durch die Ankunft eines ihr von dieſem geſandten deutſchen Klerikers, des Meiſters Konrad von Marburg, Schülers der hohen Schule zu Paris, und wegen Schriftgelahrtheit und asketiſchen Wandels von ausgezeichnetem Rufe, geſtillt, und ihre Demuth beugte das Knie mit der Bitte um ſeinen Segen vor dem Lehrer der heiligen Schrift. Auch vom Landgrafen mit ehrerbietigem Vertrauen empfangen, erhielt der eifrige, ernſte und erfahrene Prieſter bald entſchiednen Einfluß auf die kirchlichen und ſtaatlichen Einrichtungen Thüringens. Ein fanatiſch ſtrenger und herber Glaubenseiferer, unterwarf Meiſter Konrad die zarte, ihren Kelch dem Himmel öffnende Frauenblume mit erbarmungsloſer Hand der Gewalt ſeines prieſterlichen Willens. Je rauher und freudefeindlicher ſich ihr dieſer Wille erwies, um ſo demüthiger und herzensfreudiger gehorchte Eliſabeth ihm, den ſie mit dem göttlichen Willen ſelbſt identificirte. Und ſo that ſie dem Meiſter das Gelöbniß nicht allein unbedingten Gehorſams, ſondern auch lebenslänglicher Enthaltſamkeit, falls ihr Gemahl früher ſterben ſollte als ſie, und gab ihren Bußübungen einen noch ſtrengern Charakter.

Die Gott und dem Kaiſer ſchuldige Treue rief den mit dem Kreuze geſchmückten Landgrafen Ludwig im Sommer 1227 nach Apulien, wo der ihm befreundete, nur wenige Jahre ältere Hohenſtaufe, vom neuen Papſte Gregor IX. gedrängt, den ſchon längſt gelobten Kreuzzug vorbereitete. Der Fürſt beſtellte ſein Haus, nahm in den Klöſtern des Landes von Freunden und Unterthanen Abſchied, und ernannte in Schmalkalden in feierlicher Verſammlung ſeinen Bruder Heinrich zum Regierungsſtatthalter. Von der ſchmerzvollen Gattin noch einige Tagereiſen begleitet, ſchenkte er ihr ſcheidend einen koſtbaren Ring mit einem Edelſteine zum Wahrzeichen des Troſtes, wenn ihm der Tod beſchieden ſei. Denn nicht ohne Todesahnung machte ſich der Fürſt auf die Fahrt. Die Frucht der ehelichen Liebe unter dem Herzen der Fürſtin hatten ſie beide vorher Gott geweiht.

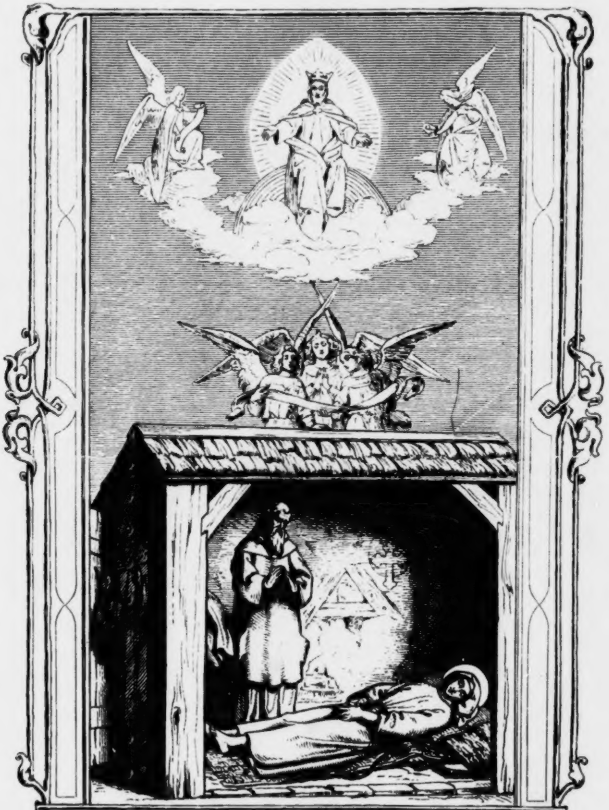
---

*) Die zweite Landgrafenburg bei Freiburg an der Unſtrut, ebenfalls noch erhalten.

In ahnungsvoller Trauer nach der Wartburg zurückgekehrt, legte Eliſabeth alle fürſtliche Kleidung ab und widmete ihr Leben im Witwengewande unter Meiſter Konrads Leitung ganz und gar dem ſtrengſten Dienſte der Gottesliebe, der Barmherzigkeit und der Selbſtverläugnung.

Der Landgraf, mit anſehnlichem Gefolge thüringiſcher Vaſallen als Oberbefehlshaber des deutſchen Kreuzheers vom Kaiſer in der Stadt Kleintroja bewillkommt, ſah am Einſchiffungsorte Brundiſi einen Theil des Heers von ſchlimmer Seuche hinweggerafft, einen andern davon an der Abfahrt gehindert, einen dritten fahnenflüchtig und nur eine kleine Anzahl die nach Syrien beſtimmten Schiffe beſteigen. Nach einer Beſprechung mit dem Kaiſer auf der St. Andreasinſel in den erſten Tagen des Auguſtmonats ebenfalls von dem bösartigen Fieber ergriffen, ließ ſich der Landgraf nach der neapolitaniſchen Stadt Otranto überſetzen, wo er am 11. September, ſiebenundzwanzig Jahre alt, durch den Patriarchen von Jeruſalem mit den Sterbeſakramenten verſehen, unter freundlichen Phantaſien verſchied. Zu derſelben Zeit ſoll der Edelſtein aus dem Ringe, Ludwigs letztem Geſchenke an Eliſabeth, gefallen ſein.

Eliſabeths Schickſalsprüfungen erreichten mit der Todesbotſchaft noch lange nicht ihre höchſte und herbſte Stufe. Die Abneigung ihres Schwagers Heinrich, eines unbeſonnenen, pracht- und genußſüchtigen, weder vom Herzen, noch vom Geiſt ſonderlich begabten Jünglings, gegen die beſcheidene tugendhafte Frau, die ſein Spott nie anders als „die närriſche Eliſabeth“ nannte, und von der er Schimpf und Schande zu haben vorgab, trat nun ohne Scheu mit hochfahrendem Weſen hervor und verſtieg ſich ſogar bis zu der Grauſamkeit, die eben erſt von einem Töchterlein geneſene fürſtliche Witwe mit ihren Kindern, deren natürlicher Beſchützer und Vormund er ſein ſollte, von der Wartburg zu vertreiben und ins Elend zu ſtoßen; und ſeine Mutter, die Landgräfin Sophie, wehrte ihm die ſchmachvolle Handlung roher Gefühlloſigkeit nicht. Mutter und Sohn, von Haß und Stolz verblendet, hatten kein Erbarmen mit der jungen Mutter und ihren ihnen ſo nah verwandten Kleinen. Die liebenswürdige milde Königstochter, die voll Erbarmen dem Bettler Obdach und Nahrung gewährt hatte, mußte im rauhen Winterſturme mit ihren Kindern aus dem Schloſſe wandern, in welchem ſie Tags zuvor noch als fürſtliche Gebieterin geſchaltet, und wußte nicht wohin ſie ihr und ihrer Sproſſen müdes Haupt betten, womit ſie ihren Hunger ſtillen ſollte.



St. Elisabeth stirbt in Marburg als Nonne.

Fräulein den Herrn Landkommiſſär wirklich liebten. Das habe ich erſt erfahren, als es ſchon zu ſpät war.»

«Gut, es ſoll ihm verziehen ſein. Wo iſt der verliebte Doktor Trautmann mit ſeinem durchlöcherten Gewiſſen?»

«Was willſt du von ihm?» fragte Edelgunde ängſtlich.

«Wir wollen Abſchied von ihm nehmen. Wir reiſen von Bremen mit Extrapoſt nach Hauſe.»

«Nimmermehr! Die Schande könnt' ich nicht ertragen.»

«Sei unbeſorgt. Kein Menſch weiß anders, als daß wir zu unſerm Vergnügen eine Reiſe zuſammengemacht.»

«Aber ſo erkläre doch!»

«Wann wir allein ſind. Wir wollen dem Doktor den Abſchied erſparen.» Er führte ſie an die Treppe. Betty warf ſich weinend ihrer Herrin zu Füßen: «Nehmen Sie mich auch wieder mit, ohne Sie kann ich nicht leben.»

«Ungetreue!» knirſchte Fink, «du willſt mich verlaſſen? Hab' ich das um dich verdient?»

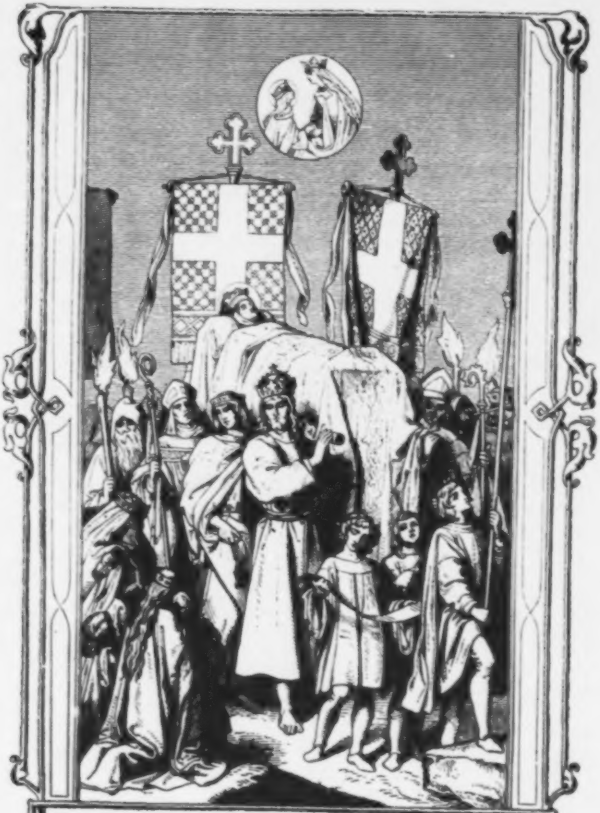
«Es thut mir leid. Aber mit dir allein gehe ich nicht nach Amerika. Ohne mein Fräulein

Mit welchem Königsglanz war ſie vor ſechzehn Jahren, ſelbſt noch ein hülfloſes Kind, in dieſes Schloß eingezogen, und in welcher jammervollen Dunkelheit zog ſie heute mit ihren vier unmündigen Kindern hinaus! Und aus welcher Schuld war ſie in ſolches Elend gerathen? Weil ſie das Gebot der chriſtlichen Liebe zu einer Wahrheit gemacht hatte.

Die gemeine Geſinnung des jungen Landgrafen überbot ſich ſelbſt in einer Bekanntmachung, durch Eliſabeths Aufnahme werde man ihm nicht gefällig ſein. Dieſes Wort genügte, um der Armen die Thüren der Stadt zu verſchließen. Vergebens war ihr Flehen; Niemand wollte es mit dem neuen Fürſten verderben. Endlich fand ſie in einem elenden Wirthshauſe Zutritt, wo ſie mit den Schweinen in einem Gemache die Nacht verbringen mußte. Vom Frühmeßglöcklein des nahen Barfüßerkloſters zu den frommen Mönchen gerufen, bat die erhabne Dulderin den Guardian, er möge mit ſeinen Brüdern den ambroſianiſchen Lobgeſang ſingen, und ſie ſtimmte mit ein, Gott dankend für die ihr auferlegte Trübſal. Auch als es Tag geworden, blieb ſie mit ihren Kindern und Mägden in der Barfüßerkirche; denn ſie wußte nicht wohin. Hunger und Kälte quälten das verſtoßene Häuflein, und die Kleinen konnten nicht gebettet werden. Endlich fand die Fürſtin bei einem Prieſter — jedoch nur gegen ein eingelegtes Pfand — ärmliches Obdach und nothdürftige Speiſe. Von niedrigen Seelen, welchen ſie Wohlthaten erwieſen, durch ſchnöde Behandlung gekränkt, wanderte ſie, ihr jüngſtes Kind tragend, die andern führend, ſtill und geduldig durch die ſchmutzigen Straßen. Von einem frechen, oft von ihr beſchenkten Bettelweibe, das ihr begegnete, in den tiefen Koth geſtoßen, ſprach die gottergebene Dulderin mit feuchtem gen Himmel gewandten Blicke: „Herr, Dein Wille muß ſich an mir erfüllen! Geſtern noch die geehrte Fürſtin mit Burg und Stadt, werd' ich heute beſchimpft von den Thüren gewieſen.“ Zuletzt von Noth und Mangel gezwungen, in dem von ihr geſtifteten Hoſpital Unterkommen zu ſuchen, wurde ſie daraus von den Boten ihrer Baſe (Mutterſchweſter) der Aebtiſſin Sophie zu Kitzingen in Unterfranken, zu welcher die Kunde ihres Schickſals gelangt war, mit ihren Kindern in einem Wagen abgeholt, und lebte in der Pflege dieſer Verwandten im Frieden des Kloſters, bis ihr Ohm, der Biſchof von Bamberg, Eckbert von Meran, ſie in ſeine Fürſtenburg führte. Auf dem biſchöflichen Schloſſe Bottenſtein ſollte ſie mit einem kleinen Hofſtaat wohnen, bis ein Entſchluß ihr Rückkehr nach Ungarn oder Wiedervermählung geboten. Sie aber wies beide Anſinnen mit Entſchiedenheit von der Hand.

Kaum auf Bottenſtein häuslich eingerichtet, wurde die fürſtliche Witwe von einer wehmüthigen Pflicht wieder dort abgerufen: mit dem Biſchof und der Kleriſei ging ſie den aus Apulien angelangten Gebeinen ihres Gatten, von ſeinen Getreuen nach der Landgrafengruft zu Reinhardsbrunnen geleitet, im feierlichen Zuge zur Einholung unter dem Geleite aller Glocken entgegen. Die ſchnell verweslichen Theile der Leiche waren von den Knochen abgelöſt an der Stätte des Abſcheidens beerdigt, die letztern in einer mit ſchwarzem Tuche überzognen Truhe von einem Maulthiere nach Deutſchland getragen worden. Abends in einer Kirche niedergeſetzt, wurden ſie mit Vigilien, früh vor der Weiterreiſe mit Seelenmeſſen bedacht.

Eliſabeth ſchloß ſich mit ihrem Knäblein dem Zuge an und klagte unterwegs den thüringiſchen Edlen die vom Landgrafen Heinrich erfahrne Unbill. Sobald nun Ludwigs Gebeine im Beiſein ſeiner Witwe, ſeines Söhnleins, ſeiner Mutter und Geſchwiſter in der Kloſtergruft des thüringiſchen Waldthals beigeſetzt waren, redete der edle Schenk Rudolf von Vargula, Walthers Sohn, einer der Begleiter des verſtorbenen Landgrafen nach Italien, inmitten ſeiner Genoſſen dem Landgrafen Heinrich wegen ſeines Vergehens gegen die Landgräfin Eliſabeth und ihre Kinder ſo freimüthig und nachdrücklich ins Gewiſſen, daß der junge Fürſt die gekränkte Frau mit reuigen Thränen um Verzeihung bat und, nach erfolgter Verſöhnung ſein Hoflager mit der freundlich Geehrten wieder auf Wartburg aufſchlug. Aber es litt die hohe Frau nicht an der Stätte ihres verſchwundenen Jugend- und Liebesglücks. Dem vom Geräuſch des Hoflebens, Widerpart ihrer Witwentrauer und Andachtsinnigkeit, in ihr gewecktem Wunſche nach ſtiller Abgeſchloſſenheit von der Welt und nach ungeſtörter Ausübung heiliger Pflichten kam der Vorſchlag ihres Beichtvaters, Meiſter Konrads, das kleine Marburg zum Witwenſitz zu nehmen, und die Willfährigkeit Landgraf Heinrichs, dieſe Wahl gut zu heißen, entgegen. Und ſo ſchied ſie im Jahre 1229, von Sehnſucht nach klöſterlicher Stille und Wirkſamkeit getrieben, mit jener reſignirten Schwermuth, die ihre letzten Lebensjahre kennzeichnet, für immer aus dem Kreiſe ihrer fürſtlichen Verwandten und pilgerte mit ihren Kindern (die ältere Sophie war bei der Baſe Aebtiſſin in Kitzingen geblieben, deren Stelle ſie ſpäter einnahm) ihren beiden treuen Gürtelmägden, Judith und Eiſentraut, und Meiſter Konrad nach dem unbedeutenden Flecken an der Lahn, der ihr mit den dazu gehörigen Dörfern und Gerechtſamen und mit einem Jahreseinkommen von 500 Mark Silbers als Witthum angewieſen war. Hier ganz in den Willen ihres fanatiſch ſtrengen Beichtvaters ergeben, verbrachte ſie den kurzen Reſt ihres Lebens unter den härteſten Andachtsübun-



St. Elisabeths Leiche wird feierlich in den Dom übertragen.

gen und den mannichfachſten Werken ihres unbegrenzten Wohlthätigkeitstriebs. Meiſter Konrad ſteigerte ſeine Strenge gegen die zarte Frau bis zur Grauſamkeit. Jede Regung des Eigenwillens in ihrer Seele mußte ihr Körper mit blutiger Züchtigung entgelten. Sie aber trieb die fromme Selbſtverleugnung ſo weit, daß ſie die Hand dankbar küßte, die ſie ſchlug, und alle peinlichen Strafen und Büßungen mit himmliſcher Milde und Geduld ertrug. Einſt verſagte der prieſterliche Eiferer, der durch den Beſuch der Markgräfin von Meißen von der Anhörung einer Predigt, zu welcher er ſie eingeladen, abgehaltnen Fürſtin die demüthigſt erbetne Verzeihung, bis ſie weinend vor ihm auf die Knie fiel und ſeiner harten Züchtigung ihrer Gürtelmägde beiwohnte. Die ihr von den Bewohnern Marburgs erwieſenen Ehrenbezeigungen, unverträglich mit ihrem demüthigen Sinn, vertrieben ſie bald in eine alte Bauernhütte des eine halbe Stunde entfernten Dorfes Wehrda, wo ſie mit Freuden Ungemach litt und in Gebet, Kaſteiung und Barmherzigkeitswerken farbloſe Tage verlebte. Während dieſes dörflichen Aufenthalts erbaute ſie von dem aus Thüringen mitgebrachten Gelde ein Hoſpital mit einem Armenhauſe in Marburg, in welches ſie ſich nachher mit ihren beiden Gürtelmägden aufnehmen ließ. Wie die Aermſte der Armen, wie die beſcheidenſte und demüthigſte Kloſterfrau, in ein Gewand von ungefärbtem groben Tuch gekleidet, mit in Waſſer gekochten Hülſenfrüchten nothdürftig geſättigt, unterzog ſie ſich allen Arbeiten ihrer Mägde, die ſie mit dem Schweſternamen belegen mußten, und ſchickte ſie oft fort, um die niedrigſten allein zu verrichten. Ebenſo ſpann ſie — ſelbſt wenn ſie krank war, im Bette — für Klöſter und nährte ſich vom geringen Verdienſt ihrer Hände, oder theilte das erſponnene Geld unter die Armen aus.

In dieſer freiwilligen Armuth und Niedrigkeit fand ſie eine glänzende Geſandtſchaft ihres Vaters, von einem Grafen Banſi angeführt, um ihr königliche Reichthümer anzubieten und ſie in ihr Vaterland zurückzuholen, da das Gerücht ihrer übeln Behandlung durch Landgraf Heinrich und ihrer armſeligen Lebensweiſe zu den Ohren des Ungarkönigs gedrungen war. Auf der Wartburg, wo der Geſandte ſie ſuchte, äußerte ſich der Landgraf unfreundlich über ihr Thun und Treiben, nannte ſie nur „die närriſche Eliſabeth“ und berichtete mit bitterm Spott: ihr Umgang beſchränke ſich auf ausſätzige Bettelleute. Nach Marburg gewieſen, vergoß Banſi beim Anblick der Tochter ſeines Königs, die in der ärmlichſten Kleidung Garn für die Armen ſpann, Thränen, und beſchwor ſie flehentlich, ſie an den väterlichen Hof zurückführen zu dürfen. Die in Gottesdienſt und Liebesthat unermüdliche Frau, Arbeit und Dürftigkeit zu Gottes Ehre und der Armen Beſten aller Herrlichkeit der Welt vorziehend, ſchlug die Bitte mit der Erklärung ab: „ſie wolle an dieſer Stätte das ewige Reich erwarten.“

Endlich mußte ſich Eliſabeth, auf Meiſter Konrads Befehl, auch von ihren Dienerinnen oder vielmehr ſchweſterlichen Freundinnen trennen, damit ſie durch kein Wort mehr an ihre Jugend und Herrlichkeit erinnert werde. Ein altes taubes Weib von herber Gemüthsart und ein geringes nicht geachtetes Mädchen machten mit einem Laienbruder nun ihre Umgebung aus. Durch die Erſtere ſollte ſie in Demuth und Geduld geübt werden, als ob ſie nicht ſchon die Demüthigſte und Geduldigſte geweſen wäre. Mit der Andern mußte ſie die niedrigſten Mägdedienſte verrichten. Dabei bekam ſie nicht ſelten ſo harte Ruthenſtreiche, daß die Spuren davon wochenlang an ihrem Körper ſichtbar blieben. Sie aber ſprach in ungetrübter Seelenſchönheit: „Wir müſſen uns derlei gefallen laſſen. Es ergeht uns wie dem Graſe, das im Waſſer wächſt. Von der Fluth überſtrömt, beugt es ſich; iſt das Waſſer verronnen, erhebt es ſich herrlicher und kräftiger zu Jedermanns Freude. Alſo ziemt auch uns zur Zeit der Trübſal uns zu beugen und zu demüthigen, und wenn das Leid vorüber, uns durch die Kraft Gottes froh geſtärkt wieder zu erheben.“ Ein andrer ſchier noch trefflicherer Ausſpruch iſt aus dieſer ihrer letzten Lebenszeit aufbewahrt worden. Beim Anblick geſchnitzter und köſtlich vergoldeter Bilder in der Kirche eines Stifts geiſtlicher Brüder im Gelübde der Armuth ſagte ſie: „Das für dieſe Bilder verausgabte Geld hättet ihr nützlicher zur Leibes Nothdurft angewendet, und die durch die Bilder bezeichnete Wahrheit beſſer im Herzen getragen.“ Wenn dieſes Wort mehr als alle Wundergeſchichten beweiſt, daß ihr Geiſt das wahre Weſen der Gottesverehrung erkannt hatte, ſo zeigt das Folgende, daß ihr auch das wahre Weſen der Menſchenliebe klar war. Von einem ihrer Liebesgänge, wo ſie 500 Mark Almoſen ausgetheilt, Abends ſpät zum Hoſpital zurückgekehrt, fand ſie noch andere Arme, Schwache, Kranke und Kinder im Hofe und an den Zäunen gelagert, ihrer warten, und vertheilte auch unter ſie Geld und Brot mit den Worten: „Wir wollen den Leuten allen heute eine ordentliche Freude machen. Heizet die Stuben, daß ſie ſich wärmen!“ Als nun das Wohlgefühl der Armen ſich in Geſang kund gab, ſprach Eliſabeth zu ihren Begleitern: „Hab' ich euch doch geſagt, daß wir die Menſchen müſſen fröhlich machen!“ Goldne Worte eines kindlichen Gemüths, wärt ihr doch Wahlſpruch und Lebensregel aller Hochgeſtellten, Mächtigen und Reichen auf Erden!

Das von ihr nach dem heiligen ſeraphiſchen Franziskus (vier Jahre früher verſtorben) benannte neue Hoſpital, Gegenſtand ihrer liebevollſten Sorgfalt, ſoll ihr im Bau 5000 Mark Silber gekoſtet haben, und zur Verpflegung der Inſaſſen gab ſie alle ihre Einkünfte her, ja ſie bettelte, im Geiſte des neuen Franziskanerordens und wahrſcheinlich als Tertiarierin deſſelben, Almoſen für ihre Stiftung. Die Siechen und Preßhaften wartete ſie ſelbſt in den abſchreckenſten Krankheiten.

Dem Geiſte jener Zeit gemäß, kann es nicht auffallen, daß die Legende auch hier das ſchmückende Blüthenreis des Wunders um das holdkindliche Haupt legt, und daß die Blüthen um ſo duftender, ihre Farben um ſo brennender ſind, als dieſes reizende Haupt, einzig in ſeiner Art, die ihm angeborne Königskrone freiwillig abgelegt und ſich dafür die Dornenkrone ſelbſt aufgedrückt. Aber während wir uns wehmüthig dem Anſchauen dieſer zwiefach geſchmückten Stirn hingeben, hat ſie der Engel der Vollendung leiſe bleich geküßt und in das Blüthen- und Dornenreis die Mohnblume geſchlungen. In beſtimmter Todesvorſchau, die ſie auch gegen Meiſter Konrad ausſprach, beſorgte Eliſabeth alles für ein baldiges Abſcheiden ihr nöthig Scheinende. Ihr von Nachtwachen, Beten, Faſten und Kaſteien, Arbeit und Krankendienſt abgeſchwächter Körper erlag einer vierzehntägigen Krankheit, und ihre Sehnſucht nach Verklärung in Gott wurde am 19. November 1231, in ihrem vierundzwanzigſten Lebensjahre, durch einen ſanften Tod geſtillt. Es iſt ein rührend poetiſch ſchönes Schauſpiel, den ſegensreichen Stern im vollen Jugendglanze in der Morgenröthe eines ſchönern Tags verſchwimmen zu ſehen.

Auch ihr Sterbebett iſt umkränzt von den ſchönſten Roſen liebevollen Wunders und wundervoller Liebe. Ein ungemein ſüßer und zarter Geſang, den auch ihre Wärterin hörte, veranlaßte ihre Frage: was das zu bedeuten habe. Eine andere Legende berichtet: der geiſterhaft durch dies Gemach ſäuſelnde himmliſche Lobgeſang habe ihr geoffenbart, daß ſie am dritten Tage ſterben werde. Nun nahm ſie Abſchied von ihrer Umgebung und vermachte den Armen ihre noch übrige Habe. Nur Meiſter Konrad und vertraute Nonnen hatten noch Zutritt. Nach Empfang der Sterbeſakramente weinte ſie, daß ſie ſo wenig Gutes habe vollbringen können. Beim Beginn der Mitternachtsſtunde, beſtimmt das unvergleichlich ſchöne Erdenband zu löſen, ſprach ſie ihre letzten Worte: „die Zeit iſt erfüllt. Der Bräutigam naht, die Braut zur himmliſchen Hochzeit abzuholen.“

Und ſanft und ſchön verhauchte ihre reine Blumenſeele.

An Eliſabeths Grabe in der von ihr erbauten St. Franziskus-Kapelle neben dem Hoſpitale geſchahen ſogleich Wunder, und der Zulauf der Wallfahrer gedieh von Jahr zu Jahr zu erſtaunlicher Menge. Dadurch wurde, vornehmlich auf Meiſter Konrads und (nach deſſen Ermordung 1233) Landgraf Konrads, der eigens deshalb nach Rom reiſte, Betrieb die feierliche Heiligſprechung Eliſabeths durch den Papſt Gregor IX. am Pfingſtfeſte (27. Mai) 1235 im Dominikanerconvente zu Perugia im Kirchenſtaate veranlaßt.

Ein Jahr ſpäter an demſelben Tage wurden die Gebeine der Heiligen aus ihrer zeitherigen Gruft in ein Gewölbe des im Bau begriffenen Doms, zu welchem als dem würdigſten zu ihren Ehren errichteten Denkmale Landgraf Konrad nach ſeiner Rückkehr von Rom den Grundſtein gelegt, in prachtvoller Prozeſſion übertragen. Selbſt Kaiſer Friedrich II. war zu dieſer großartigen Feierlichkeit mit ſeinem ganzen Hofſtaate gekommen, desgleichen die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen, die Biſchöfe von Bamberg, Halberſtadt, Hildesheim, Merſeburg, Naumburg, Paderborn, Speier und Worms. Ferner waren zugegen die beiden Schwäger der heiligen Eliſabeth, die Landgrafen Heinrich und Konrad, ihre Schwiegermutter, die Landgräfin Sophie, ihr Sohn, der Landgraf Hermann II. und ihre Tochter, die jüngere Sophie; außerdem viele Fürſten, Grafen und Herren, und eine unzählbare Maſſe Volks, ſelbſt aus fernen Gegenden.

Der Kaiſer ließ das Haupt der Heiligen mit einer goldenen Krone von hohem Werthe krönen und weihete ihr ſeinen goldenen Mundbecher, in welchem ſpäter das Haupt aufbewahrt wurde. Dann wurde die Leiche in einen bleiernen Sarg übertragen, und der Kaiſer legte bei der Translocation ſelbſt Hand an. Später wurde ihr ein koſtbares Grabmal errichtet, welches heute noch vorhanden, aber ihre Gebeine nicht mehr birgt, die zerſtreut und verſchwunden ſind. Dagegen hat ſich ihr ſegensreiches Andenken im deutſchen Volke lebendig erhalten, und neuerdings die Kunſt ihr Leben und Wirken den Augen und Herzen der heutigen Welt in friſchen Farben vorgeführt. Aus dieſen Bildern ſtrahlt Eliſabeth als ein Engel hervor, der die Erde während ſeines kurzen Flugs über ſie mit dem morgenrothfarbenen ſegenträufenden Fittich berührt und dann wieder in der Unendlichkeit des Himmels verſchwindet, aber nicht ohne eine leuchtende Spur für alle kommende Zeit zu hinterlaſſen.

ein für alle Mal nicht. Willſt du mich haben, ſo gehe auch wieder mit heim.»

«Aber ich bin ja dort todt.»

«Einen todten Mann kann ich freilich nicht heirathen.»

«So beſtraft ſich die Lüge und die Untreue durch ihr eignes Werk,» ſagte Altfuchs, und führte Herrin und Dienerin die Treppe hinab in das Boot. Betty ſah ſich nicht ein Mal nach ihrem für ſie auf ewig verlornen Fink um, der verzweiflungsvoll am Bord des Schiffes ſtand.

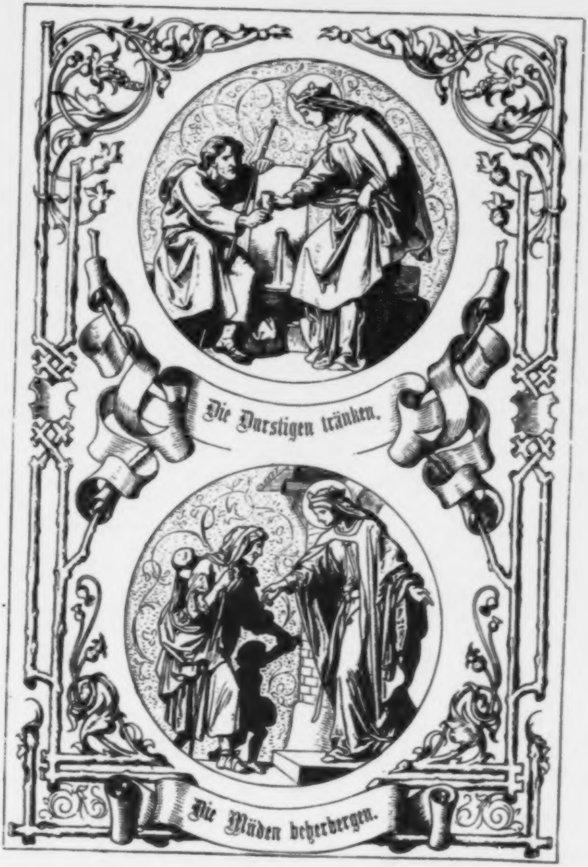
Die Vereinigten ſetzten ſich zuſammen, und Altfuchs erzählte: «Das Glück, dich endlich doch noch zu gewinnen, habe ich allein dem guten Doktor Trautmann zu danken.»

«Dieſem?» fragte Edelgunde verwundert.

«Ja, hätte er meinen kranken Vater nicht für einen geſunden ausgegeben und ihn dadurch in die Lebensverſicherungsbank gebracht, ſo hätte mir die Luſt zu deinem Beſitze endlich doch vergehen müſſen. Mein Vater iſt vor drei Wochen geſtorben. Weißt du's ſchon?»

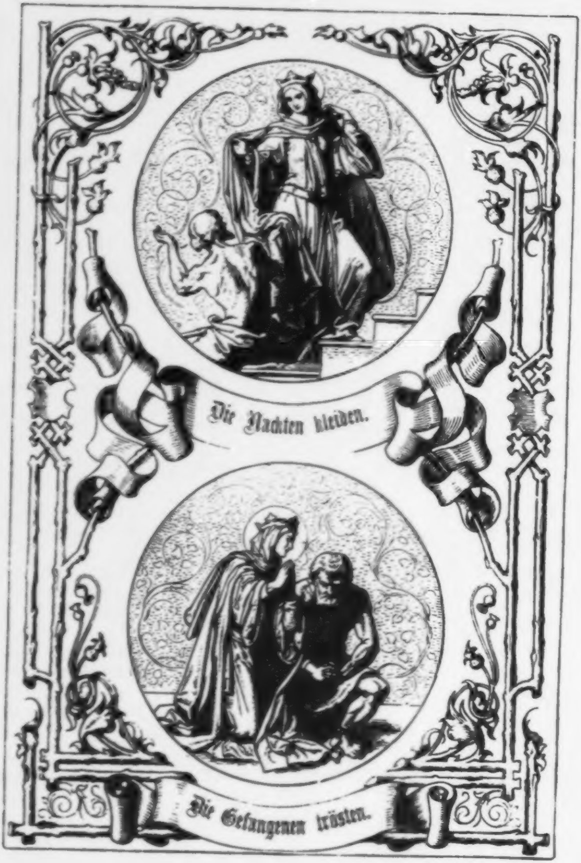
«Ja ,ich habe davon gehört.»

«Und ich bin der Beſitzer der anſehnlichen Summe, womit ich ihn verſichert. — Doch ich will in der Ordnung erzählen. Obgleich ich um



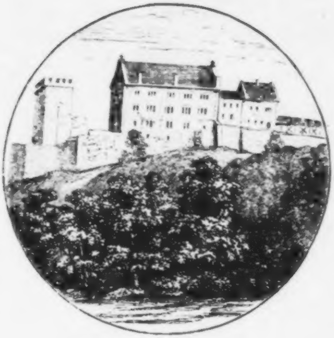
Die Durſtigen tränken.

Die Müden beherbergen.



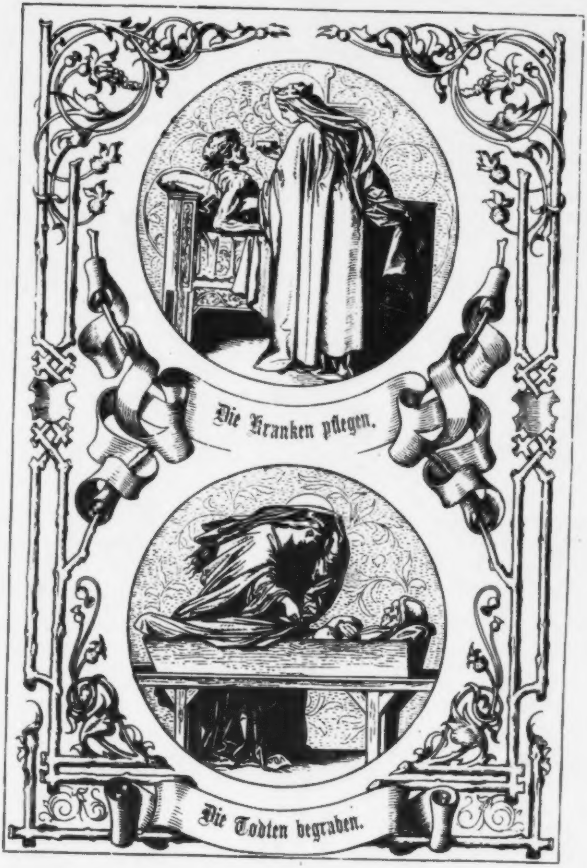
Die Nackten kleiden.

Die Gefangenen trösten.



Die Wartburg im Jahre 1850.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Die Kranken pflegen.

Die Todten begraben.

Alle unbekümmert ſchien, ſo ließ ich doch weder den Verläumder Fink, noch den Doktor und dich aus den Augen. Fink's Krankheit kam mir mehr als verdächtig vor, inzwiſchen errieth ich die Wahrheit nicht. Ich hielt den Kerl für todt.»

«Jetzt ging meine ganze Aufmerkſamkeit auf den Doktor. Da wurde es mit dem Uebel meines Vaters ſchlimmer, er ſtarb. Es verſtrichen einige Wochen bis zur Eröffnung des Teſtamentes, ich erfuhr daraus einen höchſt ſonderbaren Umſtand. Tags darauf war der Doktor fort. Sogleich zog ich Erkundigungen ein. Sein Reiſepaß lautete nach Bremen. Jetzt wollte ich Vorkehrungen gegen deine Flucht treffen. Mit dem Teſtamente meines Vaters und dem Schein der Lebensverſicherungsbank in der Taſche eilte ich zu deinen Eltern: Dieſe beiden Dokumente mußten mir deine Hand gewinnen; aber ich kam zu ſpät. Du warſt fort. Deine Eltern hatten Geld und waren wenig um dich bekümmert.

Ich reiſete dir nach, fand deine Spur und kam nach Bremen. Ich eile in den Hafen, der erſte Menſch ſchier, den ich dort ſehe, iſt Fink. Erſchrokken fuhr ich zurück; bald erklärte ich mir den ganzen Betrug. Bei den Schiffsmäklern erfuhr ich, wann Ihr das Schiff beſteigen würdet. Ich bat einen Polizeiofficianten um ſeine Begleitung nach dem Schiffe, um dort ein geraubtes Mädchen zu reklamiren. Wärſt du nicht freiwillig mit mir gegangen, ſo hätt' ich den Doktor und Fink arretiren laſſen und der ſtrafenden Gerechtigkeit überliefert. So aber mögen die Schurken laufen.»

«Aber was ſteht denn in dem Teſtamente deines Vaters?»

«Daß er ein rechtmäßiger Sohn des alten däniſchen Adelshauſes von Oldenfox iſt, und den Adel nur wegen Verarmung etwas bei Seite gelegt hat. Ich bin altadelig und reich, und handle bereits um das Gut Birkenfeld. Wirſt du mich nun noch verſchmähen?»

«Ich habe dich immer geliebt, aber als die Leidenſchaft dich zu weit gegen mich führte, mußte ich mich von dir abwenden.»

«Ja es war die Leidenſchaft, die Verzweiflung der Liebe, die mich hinriß, und ich bin wegen dieſer Sünde beſtraft genug worden.»

Ein Kuß beſiegelte den neuen Bund, der bald darauf für ewig mit kirchlichen Weihen geſchloſſenwurde.

Der Baron von Holder verheirathete ſich nie, und wurde ſtets ganz wüthend, wenn man in ſeiner Gegenwart nur ein Wörtchen von der Lebensverſicherungsbank hören ließ. Jezuweilen beſuchte er das Grab ſeines treuen Fink, den er für ein Opfer dieſer teufliſchen Erfindung hielt, ja er ſchwur Stein und Bein, er würde geſtorben ſein, wenn er länger Vertrauen auf die nichtswürdigen, lügenhaften Engländer gehabt hätte. Er war für immer der Freund der Engländer geweſen.

Der Diebſtahl.

Was auch die Philoſophen einer ſtrengen Schule ſagen mögen, alle an Körper und Geiſt geſunden Menſchen werden in der Ueberzeugung übereinſtimmen, daß Glückſeligkeit das letzte und höchſte, ja auch das edelſte Ziel des irdiſchen Strebens ſei. Alles andre iſt nur Mittel zum Zweck. Deshalb auch liegen die eigentlichen Hochpunkte des menſchlichen Lebens in der Mitte deſſelben, weil da die noch ungeſchwächten Kräfte des Organismus das Glück am ſchönſten zu genießen fähig ſind. Nur der Lechzende ſchlürft mit Wolluſt aus dem ſchäumenden Becher; den Nichtdurſtigen reizt kaum der purpurne Saft. Die Jugend iſt der durſtige Trinker, die Liebe der Becher, aus dem das höchſte Lebensgut ſprudelt. Das Aufglühn der Liebe, der Leidenſchaft, und die ſüße Befriedigung derſelben iſt des Menſchen äußerſtes Glück. Es iſt das begeiſterte mänadiſche Schwelgen der Gefühle, es iſt die Trunkenheit des Daſeins. Alle andern Zuſtände, in denen man ſich glücklich preiſt, ſind Kinder der Nüchternheit, mit dem Vater Verſtand gezeugt, kränkliche, bleiche Weſen gegen das tolle Leben und luſtſprudelnde Kind Liebe, Tochter ſeliger Empfindung und aufſtrahlender Jugendkraft, geboren in der Seele und getauft in der warmen Welle des Bluts. Ja Liebe allein iſt Glück, und ungezwungen, unaufgefordert, gibt es die Natur von ſelbſt, wie alles Hohe und Herrliche.

Von dieſem Hochpunkte des Lebens, wo die Reiche der Welt in herrlichen Tinten vor uns weit, weit ausgebreitet liegen, von wo unſer Auge in vorgeahnten Genüſſen ſchwelgt, die ſelbſt nie uns erfreuen, von wo uns Sehnſucht und Verlangen hinab in die uns ſo herrlich dünkenden Ebnen mit ihren Städten und Lebensmärkten zieht, von dort ſteigen wir wieder abwärts, und das ſpätere Glück, nur allein in der Weisheit zu ſuchen und durch die Weisheit zu erlangen, iſt blos ein Nachklang der himmliſchen Töne der Liebe.

Lieblinge der Götter, vielen Tauſenden bevorzugt, ſind die, welche mit den edelſten und feinſten Anlagen zu Liebes- und Lebensgenuß geiſtig und körperlich reich ausgeſtattet, zur rechten Zeit zum klarſten Bewußtſein dieſer ihrer göttlichen Kräfte kommen, und den würdigſten Gegenſtand, den Erwecker und Theilnehmer des Genuſſes entweder eben gefunden haben, oder finden. Dieſe Glücklichen ſtehen auf der höchſten Stufe des irdiſchen Daſeins, weiter kann keiner, er mag ſich ſtellen, wie er will, und das Leben hebt und baut ſich ihnen entgegen, wie ein koſtbarer Blumenkorb voll prangender, duftender Blüthen und Blumen; ſie brauchen nur auszuwählen, nur zuzulangen. Damit das Glück nicht ſchal werde, rauſcht die Jugend ſchnell vorüber, wie ein aus dem Becher der Hebe gegoſſner Nektarſtrom, aber wer ſich ein Mal ſelig getrunken aus ſeinen Tiefen, hat für das gemeine Gebräu des übrigen Lebens keinen Geſchmack, oder es wird ihm von der ſüßeſten Erinnerung gewürzt. Aber es gibt wenig ſolcher Auserleſenen; karg verwendete der Himmel ſeine ſchönſten Gaben. Vielen, von der Natur ſtiefmütterlich behandelt, wurde nicht einmal die Empfänglichkeit für das höchſte Glück der Erde zu Theil; ſie haben kein ſchlimmes Loos; ſie werden ſich ja auch nie unglücklich fühlen. Der Jubel der Seele iſt ihnen verſagt, aber eben ſo auch der Schmerz. Beide ſind ſich ja eng verwandt, wenn nicht gar in ihren höchſten Beziehungen identiſch. Dies ſind die Alltagsmenſchen, die Leute des großen Markts.

Viele haben jene göttlichen Kräfte, aber dieſe ſchlummern zu lange in ihrer Bruſt; zu ſpät werden die Armen erſt klar über ſich. Ach, wie unzählige Frauen lernen erſt die Liebe kennen, wenn ſie an einen kalten herzloſen Mann gekettet ſind, der geiſtig tief unter ihnen ſteht! Nur die dürftigſte Engherzigkeit kann es ihnen verargen, wenn ſie auf Augenblicke das Glück des Herzens zu erhaſchen, zu genießen ſuchen, worauf ſie volle Anſprüche hatten und um welches ſie das Leben tückiſch betrog. Viele endlich finden mit dem Bewußtſein ihrer Triebe den würdigen Gegenſtand nicht; ſie verkümmern, wie die Blume ohne Sonne. Doch für dieſe und jene hat ein gütiger Himmel wunderbar geſorgt, indem er dem Meſſer, das ſie verwundet, eine ſeltſame Heilkraft beigelegt. Der Schmerz erhebt, läutert und ſchmückt ihr Leben, wenn auch nicht mit den Farben des Frühlings, aber doch mit denen des Herbſtes und Winters. Und ſind dieſe nicht auch ſchön? Sinnend ſteh' ich vor der Frage, welches ich vorziehen ſoll, den Genuß des Glücks, oder den Schmerz über die Entbehrung deſſelben. Der Menſch entſcheidet ſich für den Genuß, der Dichter für den Schmerz. Aber der Schmerz war des Einen und des Andern Loos, darum iſt er mir ſo theuer geworden; das Glück ereilte ich nur auf Augenblicke im Fluge, und darum liebe ich es ſo ſehr. —

Eine jener hochbegabten Frauennaturen, eine Welt voll hehrer, heiliger Gefühle, bewundernswürdiger Kräfte und Anlagen, die die vollgültigſten Anſprüche auf Jugendglück und Liebesgenuß waren, in ihrem Herzen tragend, aber noch chaotiſch embryoniſch, dem Kometen gleich, der ſich erſt zum Weltkörper geſtalten und ſeine Materie ſondern und ſcheiden will, eins jener holden, liebenswürdigen Geſchöpfe war Mathilde Baumgarten, ein mehr durch Anmuth und jungfräuliche Würde als durch hohe oder blendende Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, die eben ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Mathilde war die Tochter des verſtorbnen Hofraths und Profeſſors der Rechte Baumgarten, eines ſehr berühmten Gelehrten, der ſich mit der Wiſſenſchaft ein anſehnliches Vermögen erworben hatte. Mathilde, ihr einziger Bruder, der an der Univerſität ſchon wieder docirender Profeſſor war, und die noch lebende Mutter, waren die Erben dieſer Hinterlaſſenſchaft. Mathilde war groß und ſchlank, aber nicht ſehr kräftig; der Hauptcharakter ihres Geſichts war Milde, ihr Auge ſprach Sanftmuth und tiefes Gefühl. Der Adel ihrer Seele verlieh ihrem Körper leichte Grazie; jede ihrer Bewegungen war ein Ausfluß ihrer Seelenvorzüge. Aber dieſe Seele ſelbſt war noch vom Halbſchlaf der Jugend befangen, und träumeriſch hinlebend ſah ſie die Welt nur im verſchwimmenden Lichte ihrer unklaren Gefühle. Ein Univerſitätsfreund ihres Bruders und einer der fleißigſten und gelehrigſten Schüler ihres Vaters, von dieſem in den Kreis ſeiner Familie gezogen und mit Beweiſen väterlicher Liebe und freundlichen Wohlwollens überhäuft, der Doktor Arnold, in der Reſidenz bereits zur Stelle eines Geheimen Sekretärs emporgeſtiegen, hatte bei Mutter, Bruder und Mathilde um die Hand der letztern angehalten, ſie war ihm feierlich verlobt worden, und die Hochzeit auf das Oſterfeſt angeſetzt. Nicht allein die Familie ſelbſt, ſondern die ganze Stadt ſchien dieß erwartet zu haben; Mathilde hatte ſchon lange für Arnolds Braut gegolten, und dieſe allgemeine Annahme jede andre Bewerbung fern gehalten. Man fand es ganz in der Ordnung, daß ſie nun ſeine Verlobte war, und nächſtens ſeine Frau werden würde. Die Hofräthin, Mathildens Mutter, eine gute, aber etwas eigenſinnige Frau — das Letztere war Folge ihrer ſteten Kränklichkeit — hatte den jungen Arnold ſchon damals im Stillen als ihren künftigen Schwiegerſohn betrachtet, und ihn nach dieſem Maßſtabe behandelt, obgleich zwiſchen ihm und Mathilden, die eigentlich noch ein Kind war, nicht die mindeſte herzliche Annäherung ſtatt gefunden hatte. Den Verſicherungen der Frau Hofräthin nach, war dieſe Verbindung auch der Wunſch ihres ſeligen Mannes geweſen, und Mathilde erinnerte ſich, daß er ihr etwas darauf hin deutendes auf dem Sterbelager zugeflüſtert hatte. Doktor Arnold hatte ſeiner Braut, ſeit der Verlobung einige ſehr artige Briefe geſchrieben, und dabei mehre koſtbare Geſchenke überſchickt; Mathilde freuete ſich über die Briefe, in welchen ſtand, daß der durchlauchtigſte Landesherr gnädigſt geäußert, er ſei auf die Wahl des Sekretär Arnold ſehr neugierig, der ſich gewiß einen Edelſtein ausgeſucht — es regte ſich etwas von Stolz in Mathildens Bruſt — mehr noch freuete ſie ſich über Shawl und ſeidnes Kleid, goldne Kette und Armbänder, die Geſchenke des gütigen Bräutigams, und damit geſchmückt, ſah man es ihr in Geſellſchaften wohl an, daß ſie wußte, der Fürſt ſei auf ihre Bekanntſchaft neugierig. Auch fehlte es ihr nicht an Neiderinnen; denn Arnold war ein ſehr ſchöner, wohlgebildeter, kenntnißreicher und gewandter Mann, dem Fürſten perſönlich lieb und überall wohl gelitten. Man ſah ſchon den Hofrath, ja den Geheimenrath und Miniſter, mit dem Adelsdiplom in der Taſche, in ihm. Was Wunder, wenn Mathilde mit mehr oder minder ſtarkem Anſtrich von Neid überall glücklich geprieſen wurde, und dieß ihren Stolz, ihr Selbſtgefühl immer höher ſteigerte!

Die verwittwete Hofräthin Baumgarten hatte, ihrer Kränklichkeit halber, ihr ſchön gelegenes Gartenhaus vor der Stadt, ſelbſt im Spätherbſt nicht verlaſſen, ſie vermochte ſich ſogar nicht davon zu trennen, als der Winter ſchon hereinbrach, und Mathilde wollte der Mutter darin um ſo weniger entgegen ſein, als ihr ſelbſt die herrliche Ausſicht aus den Fenſtern des Hauſes, das auf einer Anhöhe gelegen war, ungemein zuſagte und ſie ſich ſchon auf das glänzende Winterfeld freuete, welches ſich bald vor ihren Blicken ausbreiten ſollte. —

Für das Winterhalbjahr hielt ein junger ſehr geachteter Privatdocent Vorleſungen über Experimentalphyſik, welche von dem gebildeten Publikum ſehr zahlreich beſucht wurden, vorzüglich hatte ſich eine nicht geringe Anzahl junger Damen dazu aufgezeichnet, welche ſich ſehr mannichfache Unterhaltung verſprachen. Denn abgeſehen von dem eigentlichen Zwecke der Vorleſungen, diente auch noch die Ungezwungenheit des Umgangs beider Geſchlechter, welche auf Univerſitäten weit häufiger, als in andern Städten anzutreffen iſt, und vorzüglich in der Univerſitätsſtadt, welche hier gemeint iſt, bis zu einer gewiſſen liebenswürdigen, den Studenten ſehr zuſagenden Art von Naivetät, im Schwunge war, zu unſchuldigen Genüſſen, welche man kaum ſo ſchön auf Bällen, in Conzerten ꝛc. haben konnte. Es war daher auch, auf allgemeines Verlangen, die ſehr lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß ſämmtliche Zuhörer um ihre Plätze looſten. Dabei ging es freilich zuweilen nicht ganz richtig zu. Denn wer eine ihm angenehme Nachbarſchaft hatte, ſuchte der Furcht, dieſelbe verlieren zu müſſen, dadurch vorzubeugen, daß er ſich mit einem guten Trinkgeld an den Famulus des Docenten wandte, welcher die Verlooſung zu beſorgen hatte, und ſo nahmen gewöhnlich diejenigen, welche beiſammen bleiben wollten, die zu ziehenden Nummern mit in die Loosurne; wer aber von ſeiner Umgebung fort wollte, ſah ſeine Wünſche in der Regel erfüllt; es entſtanden neue Bekanntſchaften, es gab bunte Reihe, vertraute Tänzer für die Bälle, ſüße Liebſchaften und ſogar einige ernſthafte Verlöbniſſe. Das Verlooſen der Sitze ſelbſt gewährte jedes Mal eine ſehr angenehme Unterhaltung, es wurde viel geſcherzt und gelacht; man fexirte ſich gegenſeitig, und der Schleier der Fröhlichkeit ſchlug ſeine von günſtigen Winden bewegten Wellen hoch empor, und zeigte heitre Geſichter.

Mathilde Baumgarten durfte natürlich in dieſem Kreiſe nicht fehlen; ſie war eine Freundin muntrer Unterhaltung und konnte ſich, wie ein Kind, über dieß und jenes freuen, worüber ein Andrer Menſch kaum lächelte. Die beiden erſten Monate waren ganz zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen; Alles erfreute ſie und hatte ihren ganzen Beifall: der lebendige und vorzüglich für die Damen berechnete Vortrag des Docenten, die Gegenſtände des Vortrags ſelbſt und unter dieſen natürlich die Experimente am meiſten, ihre Nachbarſchaft, an welcher ſie als verlobte Braut kein näheres Intereſſe hatte, und endlich die Briefe, welche ſie darüber an ihren Bräutigam ſchreiben konnte.

Die dritte Verlooſung der Plätze war angeſagt, und Mathilde konnte vor Ungeduld kaum den Abend erwarten, mit wem ſie wohl nun zuſammen, wer vor, wer hinter ihr ſitzen werde. Mit mehren Jugendfreundinnen war ſie noch vor der angeſetzten Stunde im Hörſale, und die geſchäftigen Mädchen halfen der Frau des Famulus die Lichter anzünden und aufſtecken. Einer nach dem andern erſchien und wurde von den plaudernden Schönen durchgenommen, man ſtellte Prophezeihungen und Wetten an, und Verliebte verſtändigten ſich. Endlich, als ſchon faſt alle beiſammen waren, trat ein junger Mann herein, auf welchen die Eine und die Andre der Damen, die ihn ſogleich bemerkt hatten, ſchnell ihre Nachbarinnen aufmerkſam machten, und der bald um ſo mehr Gegenſtand der verſteckten Neugierde Aller wurde, als er in den frühern Vorleſungen noch nicht geſehen worden war. Es dauerte auch nicht lange, ſo verkündigte man ſich auf verſchiednen Seiten, wer denn jener Herr ſei; gefällige Freunde ſuchten Auskunft zu verſchaffen, da ſie ſolche nicht ſelbſt zu geben vermochten; aber bald ergab ſich's zum Bedauern des männlichen und zum ſtillen Aerger des weiblichen Perſonals, daß im ganzen Hörſaale kein Menſch wußte, wer der neue Zuhörer war. Dies myſtiſche Dunkel erhöhete natürlich den Antheil, welchen die Damen an ihm nahmen, und den die hohe, imposante Geſtalt, das edle, geiſtreiche Geſicht und vorzüglich die düſter glühenden, ſehr beweglichen Augen des Fremden ſchon in keinem geringen Grade erregt hatten; man ſprach von einigen jungen Fürſten, die jetzt incognito reiſeten und zu läugnen war nicht, der Gegenſtand der allgemeinen Nachfrage hatte etwas höchſt Vornehmes und Nobles in ſeinem ganzen Weſen, in Bewegung, Miene, Blick und der Art ſich zu kleiden. Als der Famulus mit der Namensliſte kam wurde er förmlich beſtürmt, aber der Mann wußte auch nichts näheres und vertröſtete die ungeduldigen Schönen darauf, daß ſich ja der Fremde doch bei Nennung ſeines Namens melden müſſe. Die Verlooſung begann, und die Zuhörer wurden in alphabetiſcher Ordnung aufgerufen, um in die Urne zu greifen. Mathilde war eine der erſten; ſie zog Nummer 49. Gleich nach ihr hieß es: «Herr Candidat der Theologie Becker!» Der Fremde trat vor, verneigte ſich leicht, griff in die Urne, zog ſein Loos, entfaltete es und ſagte, indem Aller Augen an ſeinem Munde hingen und eine Kirchenſtille herrſchte: «Nummer 50.» Das gab ein Flüſtern, und die Köpfe wurden truppweiſe zuſammengeſteckt! Da wurde die glückliche Mathilde beneidet, die ja doch keinen Gebrauch von der intereſſanten Nachbarſchaft machen konnte, man fand den Zufall höchſt ſonderbar, daß zwei in der Liſte hintereinanderfolgende Namen auch zwei hintereinanderfolgende Nummern erhielten, und manche ganz feine Naſen wollten daraus etwas ganz Außerordentliches riechen. Commerzien-Rath Wellau's Rieckchen, die ein ganz vorzüglich ſpitzes Näschen hatte, und ganz vorzüglich klug war, weil ihr Vater ein ganz enormes Vermögen beſaß, rümpfte ſelbiges Näschen und ſagte ſo laut, daß es Mathilde hören mußte: «Der Herr Fürſt wird ſich ſchon mit dem dummthuenden Famulus verſtändigt haben. Gewiß hat er ſich in Mathilden Baumgarten vergafft und einen guten Weg erwählt, an ſie zu kommen. Der arme Doktor Arnold dauert mich!»

Mathilde war von einem heißen Sturzbad übergoſſen, als ſie vernahm, daß der Fremde ein Fürſt ſei, und weil Rieckchen Wellau ſich ſo beſtimmt ausdrückte, ſo glaubte Mathilde nicht anders, als jene kenne den Fürſten, und daraus ſchloß ſie, es möchte vielleicht gar einer der Brüder des regierenden Herzogs ſein, die ſie nicht perſönlich kannte. Es ſchien ihr gar nichts Unmögliches, daß der ſchöne junge Mann ſich in ſie verliebt und vom Famulus die Plätze 49 und 50 erkauft habe, welches die traulichſten und ſchönſten im ganzen Saale waren. In einer Niſche ſitzend, hatte man den Platz, wo die Experimente gemacht wurden, gerade vor ſich, und konnte, von den Andern ziemlich abgeſchieden, Alles genau ſehen und hören. Inzwiſchen konnte ſie doch nicht begreifen, wie ſie gerade dieſe Nummer habe greifen müſſen. Den ganzen Abend über konnte ſie den Gedanken an den fremden Mann nicht los werden, und ſelbſt im Traume kam er ihr vor. Mit der größten Ungeduld ſah ſie dem erſten Abend der Vorleſung entgegen, und nicht ohne Herzklopfen betrat ſie den Saal und nahm ihren Platz ein. Nicht ohne einige Verlegenheit bemerkte ſie, daß Aller Blicke auf ſie gerichtet waren, und als vollends der Fremde hereintrat, ſich vom Famulus ſeinen Platz zeigen ließ und ihr mit einer höchſt graciöſen Verbeugung ſagte, wie hoch er erfreut ſei, neben einer Dame zu ſitzen, da er die Unterhaltung der Damen ſtets der der Männer vorziehe, da war Mathildens Geſicht wie mit Purpur übergoſſen. Kaum konnte ihr Auge den wilden blitzenden Blick des ſeinigen ertragen; es war ihr nicht anders als zünde das Feuer der ſeinigen auch die ihrigen an.

«Es iſt der glücklichſte Einfall,» bemerkte er Platz nehmend, «den Frauen die Hörſäle der Wiſſenſchaft zu öffnen und dieſen Schritt, wenn er nicht noch etwas zu früh gethan iſt, wird von den unberechenbarſten Folgen ſein. Aber ich fürchte, man iſt noch allzuſehr daran gewöhnt, die Wiſſenſchaft in einen ſtarren Wuſt pedantiſcher Gelehrſamkeit zu hüllen und mit dem endloſen langweiligen Faden der Compendienterminologie abzuhaspeln. Die alten Herrn, deren Weisheit noch unter den Perrücken ihrer Lehrer ausgebrütet wurde, werden ſich auf keinen Fall zu einer nach ihren eingefrornen Anſichten, ſo ungeheuren Profanation des Heiligthums der Wiſſenſchaft verſtehen und mit der größten Mißbilligung auf die jüngern Neuerer ſchauen, die den Tempel jeglichem Menſchenkinde öffnen, ohne zu unterſuchen, ob es Sporen und Schnauzbart trägt.»

«Ich weiß nicht, ob ich Ihnen beiſtimmen ſoll,» verſetzte Mathilde, «und obgleich ich mir und meinem ganzen Geſchlechte alle möglichen Vortheile und Verbeſſerungen wünſche und gönne, ſo kann ich mich doch des Gedankens nicht entſchlagen. ob die unbedingte Emancipation der

Frauen für ſie ſelbſt gut wäre. Es will mich bedünken, als würden ſie dadurch aus der ihnen eigenthümlichen Bahn der ſtillen Häuslichkeit herausgeriſſen, auf den lauten Markt des Lebens geſchleudert, wohin ſie, meiner innerſten Überzeugung nach, nicht gehören, und wo alle die zarten Blüthen, welche die Weiblichkeit treibt, entweder im Entſtehen ſchon verkümmern, oder ſpéter verdorren müſſen, ohne erfreuen zu können. Mir ſcheint es, als würden die Männer nicht nur nichts dabei gewinnen, ſondern noch viel verlieren; denn auf der einen Seite würden ſie an ihren Rechten, welche ihnen das öffentliche Leben gewährt, geſchmälert werden, und auf der andern im häuslichen Leben jener ſtillen und gemüthlichen Freuden entbehren müſſen, die ihnen die Frau jetzt auf ihrem beſchränkten Platze bereitet. Ich glaube, es iſt mit dem Looſe der Frauen, wie mit jeglichem ſchönen Gegenſtande; nur in der Beſchränktheit gefällt und erfreut er; dehnt man ſeine Verhältniſſe z. B. durch ein Vergrößerungsglas in's Immenſe aus, ſo wird er häßlich und ſchreckt zurück.»

«Und doch haben Sie Ihre Phyſik ſchon mit ſo viel Nutzen gehört,» entgegnete der Fremde angenehm überraſcht, und beifällig lächelnd. «Faſt bin ich unentſchieden, ob ich Ihrer weiblichen Beſcheidenheit eine Lobrede halten ſoll, mein Fräulein, oder die Waffen gegen Ihre Perſon ergreifen, um die Ihrem Geſchlechte zuſtehenden Rechte zu vertheidigen und Ihnen den Segen und ſogar die Nothwendigkeit der von Ihnen hart angegriffnen Emancipation der Frauen zu beweiſen.»

«Thun Sie das Letztere, wenn ich bitten darf.»

«Mit großem Vergnügen. — Das praktiſche Leben ſpricht ſtets allen Kategorien, tabellariſchen Eintheilungen und künſtlichen Abſonderungen der Theorie Hohn, die Beſchränktheit iſt allein ein Kind unſrer Köpfe, nicht des ungeheuern Alls, und die lebendige, geheimnißvolle und doch ſtets vor unſern Augen ſchaffende und wirkende Mutter der Dinge bequemt ſich nicht in die Zwangsjacke unſrer kleinlichen Anſicht. Des Menſchen Thun und Treiben iſt's faſt allein, worauf wir unſre Theorien anwenden können, die übrige Natur entgleitet ſpottend unſern Händen und gehorcht uns nur, wenn wir ihren Deutungen folgen, ihre Winke benutzen. Der Beweis für dieſe meine Behauptung liegt in der Wiſſenſchaft, zu deren Studium wir hier verſammelt ſind. Sobald nun der Menſch, von Vorurtheilen verblendet, ſich den Totaleindruck des Geſammtlebens durch naturwidrige Eintheilungen, Abſchnitte und Partikeln verkümmert, dann verkümmern auch dieſe künſtlich geſchaffnen Einzelnheiten. Ein Beiſpiel wird mich deutlicher machen. Das Leben iſt ein groſſer Baum mit mancherlei Geäſt und Gezweig; aber der Saft dringt aus der Wurzel in den Stamm, die Aeſte, die Zweige, bis in das kleinſte Blatt. Wollte man nun thöricht die Äſte abſchneiden, und um ſie grün zu erhalten, in friſche Waſſerbäche ſenken, ſo würde das wohl eine Zeit lang gelingen, aber der Blätterſchmuck würde doch bald des rechten Lebensſaftes ermangelnd traurig hängen und viel zu früh verdorren, der ganze Aſt würde endlich abſterben, und für ewig todtes Holz ſein. Ein ſolcher abgeſtorbner Aſt iſt das Leben des Weibes im Orient. Da haben Sie jene Beſchränkung auf das Haus; was iſt ſie weiter, als eine ſtrenge, widernatürliche Abſonderung in einen, von menſchlichem Aberwitz gezognen Kreis? Und hat dies dürre Holz jemals Früchte getragen? Nein, nein; täuſchen wir uns nicht darüber. Das Weib gehört ſo gut dem Geſammtleben an, wie der Mann, nur in andern Beziehungen. Die Beziehungen des Weibes zum öffentlichen, wie Privatleben entſpringen aus dem Gemüthe, der Welt des Weibes, die des Mannes aus dem Verſtande, der Welt des Mannes. Beide greifen in einander über, bedingen ſich wechſelsweiſe, heben, erklären und ergänzen ſich, und verſchlingen ſich gegenſeitig ſo wunderbar, wie die Fäden eines Gewebes, auf deſſen Oberfläche, nach ſeiner Vollendung ſeltſame Blumen- und Fruchtgebilde erſcheinen und die Kunſt des Meiſters loben. Und hat nicht die Natur auch hier wieder gezeigt was ſie will, indem ſie mit ſteter Beibehaltung der geiſtigen Individualität der Geſchlechter doch den Mann oft mit tiefem Gemüth und das Weib mit ſcharfem Verſtande begabt hat? Glauben Sie nur, das öffentliche Leben wird gar viel von ſeiner ſtarren Rauheit, von ſeiner ſtagnanten Fäulniß verlieren, wenn erſt den Frauen erlaubt ſein wird, auf dem Theater ſelbſt mit zu agiren; denn hinter den Couliſſen leiten ja die ſchlaueſten und verſchmitzteſten Ihres Geſchlechts das Drama doch, und manche Männer ſind weiter nichts als die Drahtpuppen, welche an Fädchen von den Frauen gezogen werden. Aber dann würde auch den edeln und beſſern Frauen vergönnt ſein, ihre Stimmtafel mit abzugeben. Und fürwahr, der mehr und mehr ſich ausbildende republikaniſche Sinn unſrer Zeit arbeitet darauf hin, die Frauen als Menſchen anzuerkennen, was bis jetzt rechtskräftig nicht geſchehen iſt, und ihnen die Stelle endlich einzuräumen, die ihnen die Natur beſtimmt hat. Unſer öffentliches Leben, jetzt ein unbewegter Sumpf, in welchem Froſch und Unk ihr Weſen treiben, wird dann der reine heilſpendende Teich Bethas da ſein, in welchen der Engel der Weiblichkeit niederſteigt, um ihn in Bewegung zu ſetzen und ſeine Heilkräfte dadurch zu entwikkeln. Dann werden erſt die Kranken, deren wir jetzt eine ſo ungeheure Anzahl haben, im Bade des Teichs geneſen.»

«Allerliebſt!» ſagte Mathilde geſchmeichelt. «Wie gern bekenn' ich, daß ich mich für überwunden halte.»

«Ihre Güte beſchämt mich. Erlauben Sie mir nur noch Einiges hinzuzufügen. Der Anfang jener großen Revolution in unſerm öffentlichen Leben iſt bereits gemacht, unaufhaltſam ſchreitet ſie vorwärts. Schon öffnen ſich die Hörſäle der Wiſſenſchaft den Frauen — möchte dies Beiſpiel nur überall Nachahmung finden! Die Wiſſenſchaften werden dadurch geſchmeidiger und aus todten Mumien oder vielmehr Skeletten, Fleiſch- und Blutvolle werden, an Leben und Fülle, Friſche und Kraft gewinnen. Die todte Form wird verſchwinden, das letzte Gerüſt der Perrücken- und Zopfzeit zuſammenſtürzen und der junge Geiſt des Jahrhunderts ſeine Schwingen regen und verſuchen dürfen. Das Leben wird viel ſelbſtſtändiger und zuverläſſiger werden; das Herz wird in den Angelegenheiten und dem Verkehr des Lebens eine weit kräftigere und gültigere Stimme erlangen; der Zwang- Geld- und Convenienzheirathen werden weit weniger ſein, und der Liebe, der höchſten Beglückerin der Jugend des Menſchen, wird es vergönnt ſein, mehr friſche Kränze um die Altäre des Hauſes zu ſchlingen, die jetzt ſo oft verlaſſen ſtehen; denn was iſt denn ein Leben ohne Liebe? Die traurigſte Pflanze, die im düſtern Schatten, niemals vom Sonnenlicht berührt, auch niemals Blumen zu treiben im Stande iſt.»

Der Docent trat eben herein, und machte dadurch dem Geſpräch ein Ende, daß er die Vorleſungen begann. Die letzten Worte ihres Nachbars waren Mathilden vorzüglich ſchwer auf die Seele gefallen, und ſie konnte ſie weder den Abend, noch den folgenden Tag vergeſſen. Warum ſie ſich aber ſtets damit beſchäftigen mußte, konnte ſie ſich nicht erklären; denn ſie hielt ſich ja feſt überzeugt, daß ſie den Doktor Arnold liebe.

Endlich überredete ſie ſich, der Herr Becker müſſe eine unglückliche Liebe nähren, und ſie freuete ſich recht herzlich, dadurch zugleich, den Grund entdeckt zu haben, warum er ihr ſo intereſſant ſei; Mitleid, Theilnahme an ſeinem Schickſal war's, weiter nichts. O ſüße Unſchuld in eines jungen Mädchens Bruſt, wie biſt du doch ſo erfinderiſch ſchlau, dich über das Aufleuchten der erſten Flamme ſüßer Gefühle zu täuſchen! Mathilde hatte die Vorleſungen noch nie ſo gern beſucht, wie jetzt; ihre geheimen Gedanken waren den ganzen Tag damit beſchäftigt, aber ſie dachte ſich die Vorleſungen nie ohne Herrn Becker und ſein Bild ſtand überall im Hintergrunde. Faſt eine halbe Stunde vor Beginn der Vorleſungen war ſie jedes Mal da, und der ſchöne freundliche Becker wartete ſchon auf ſie, oder trat gleich nach ihr ein. Die Zeit wurde ſo köſtlich verplaudert, daß Mathilde jedes Mal, wenn der Docent kam, hätte ſchwören mögen, ſie ſei noch keine fünf Minuten da. Auf dem Heimwege begleitete ſie Becker — er hatte ſich ja ſo höflich die Erlaubniß dazu ausgebeten und es war ihr unmöglich geweſen den liebenswürdigen, beſcheidnen Mann, den ſie ſtets noch als einen ſehr hoch Gebornen betrachtete, dieſe Kleinigkeit abzuſchlagen. Der Gedanke an ihren Bräutigam fing allmälig an etwas Unerfreuliches für ſie zu haben, und um dies Gefühl los zu werden, ſcheuchte ſie ihn ſo ſchnell als möglich fort; inzwiſchen regte ſich doch ein leiſer Vorwurf in ihrer Bruſt, daß ſie in ihren Briefen an Arnold, worin ſie lang und breit von den phyſikaliſchen Vorleſungen ſprach — was ſollte ſie ihm weiter ſchreiben? — ihres Nachbars und neuen Freundes niemals erwähnte. Aber ſo oft ſie ſich vornahm, dies zu thun, hielt ſie ein unerklärlicher Widerwillen davon ab. Es konnte übrigens nicht fehlen, daß die neidiſchen Augen, welche Beckers und Mathildens unſchuldigen Umgang ſcharf beobachteten, bald böſen Leumund gebaren, und es wurde bereits in allen vornehmen Häuſern der Stadt leiſer oder lauter gemunkelt, Mathilde Baumgarten habe ein geheimes Liebesverhältniß mit Herrn Becker, der jedenfalls ein ganz andrer ſei, als er zu ſcheinen ſich bemühe, und giftige Zungen, an welchen es niemals und nirgends fehlt, ſetzten viel Schlimmes hinzu. Niemand dachte an all' dieſe Dinge weniger, als die unſchuldige Mathilde.

Unbefangen, wie immer, trat ſie in den Saal, doch leuchtete ihr Auge von einem höhern Glanze, als es Becker erblickte, und mit Freundlichkeit erwiederte ſie ſeinen Gruß, als er, von allen Blicken im Saale heimlich verfolgt, ſich ihr mit gewohnter Beſcheidenheit nahete. Er glich dann jedes Mal mit dem kühnen feurigen Blicke, dem ſchwarzen lockigen Haare und der kräftigen Geſtalt dem Löwen, der ſeine erhabne Wildheit bezähmend, ſich gehorchend zu den Füſſen ſeines Herrn und Wohlthäters ſtreckt. Heute Abend ſchwebte ein ernſter melancholiſcher Zug um ſeinen Mund, welchen Mathilde noch nicht wahrgenommen; ſie ſetzte ſich; gegen Gewohnheit hielt er ſich einige Zeit von ihr entfernt und ſtand an einem der Pfeiler, welche die Decke des Saales trugen, gelehnt, wie im tiefſten Nachdenken verſunken, unbekümmert um Alles, was vorging. Die beobachtenden Mädchenköpfe näherten ſich ſchon einander, die Zungen begannen ſchon ihr ergötzliches Spiel und jede war erfindungsreich in Angaben, aus welchem Grunde wohl Becker ſich ſo benehme, als dieſer ſchnurſtracks auf Mathilde losging.

«Vergebens,» ſagte er ernſt und feierlich zu der ihn deshalb erſtaunt anſehenden Schönen, «ſuch' ich ein wunderliches Gefühl zu bekämpfen, das mit jedem Augenblicke ſteigt und wächſt und zur unerträglichſten Angſt wird. Ich beſchwöre

Sie deshalb, es mir nicht übel zu deuten, wenn ich die ſeltſamſte Bitte an Sie richte, ich beſchwöre Sie aber ebenſo, ſchlagen Sie mir dieſelbe nicht ab. Es iſt eine Kleinigkeit, ſetzen Sie ſich dieſen Abend nicht an dieſen Platz.»

«Mit Freuden,» entgegnete Mathilde verwundert, «wenn ich Ihnen damit dienen kann; aber wird es Ihnen nicht belieben, mir den Grund dieſes Begehrs anzugeben?»

«Wenn Sie mir verſprechen, nicht über mich zu lächeln.»

«Gab ich Ihnen ſchon Veranlaſſung zu ſolcher Vorausſetzung!»

«Gewiß nicht. Es iſt aber ein eignes Thema von Träumen und Ahnungen, das nicht für Jedermanns Ohren paßt.»

«Ahnungen und Träume?» fragte Mathilde, indem ſie ihren Platz verließ und ſich auf die hintern noch unbeſetzten Plätze begab. «Sie machen mich höchſt begierig; denn um Ihnen nur gleich meine Schwäche zu geſtehen, ich höre auf der Welt von nichts lieber erzählen und ſprechen, als von Ahnungen und Träumen und allem Schauerlichen, was damit zuſammenhängt. Und nun laſſen Sie hören. Ich brenne.»

«Wenn Sie eine Geſchichte von mir erwarten, ſo muß ich ſehr um Entſchuldigung bitten. Ich hatte in der vergangnen Nacht einen Traum, aber er war ſo nebelhaft und unbeſtimmt, daß ich nicht ein Mal ſeine allgemeinen Umriſſe mehr angeben kann. Den ganzen Tag über war ich verſtimmt, ohne mir einen Grund davon angeben zu können, den Traum hatte ich ganz vergeſſen. Doch ich wurde mir der Summe deſſelben plötzlich bewußt und erkannte auch den Grund meiner heutigen Laune, als ich Sie vorhin Ihren Sitz einnehmen ſah. Ich wollte mich bezwingen, und Ihnen nichts ſagen, aber das wunderbare Ding in uns, was mit uns ſelbſt zuweilen in den ſchneidendſten Widerſpruch tritt, ließ mir keine Ruhe. Die Summe aber jenes Traums oder, wenn Sie lieber wollen, meiner Ahnung war: es würde Ihnen ein Unglück begegnen, wenn Sie an dieſem Abende Ihren Sitz einnähmen.»

Ein leiſer Schauder fuhr durch Mathildens Gebeine. Sie ſaß einige Minuten, ohne zu reden oder ſich zu bewegen. Endlich fragte ſie faſt ſchüchtern: «Glauben Sie an Ahnungen und Träume?»

«Mein verehrtes Fräulein, wer will da ſagen: ich glaube oder ich glaube nicht, ohne ſein inneres Selbſt zu verletzen. Ja dies Meſſer iſt ſo ſeltſam ſpitzig und ſcharf von allen Seiten, daß man ſich, wenn man es ein Mal angefaßt hat, damit verwunden muß, man mag es ergreifen, wo man will. Aber der Menſch iſt ein blindes, unwiſſendes, unbeholfenes Geſchöpf, ein ſo gebrechliches Kind des Augenblicks, von tauſend und aber tauſend ihm räthſelhaften, unerklärlichen Dingen abhängig, hereingeſetzt in dieſe wunderliche Welt, ohne zu wiſſen wie, woher, warum und wohin, der Boden auf dem er wandert, die Luft die er trinkt, ſind in ihrem letzten Grunde ihm lauter unauflösbare Räthſel, wie Alles, was er mit ſeinen Sinnen wahrnimmt. Und dieſe Sinne ſind noch dazu von ſo unvollkommner Art, daß es unzählige Dinge gibt, die er gar nicht damit wahrzunehmen vermag. Jene hochgeprieſene Fackel Vernunft iſt doch am Ende nur das ſchwache am Dochte der Sterblichkeit flatternde Lampenlichtlein in tiefer Finſterniß, das nur einen winzigen Lichtkreis im unermeſſnen All um ſich beſchreibt und kaum das, was in dieſem unbedeutenden Kreiſe iſt, dürftig beleuchtet, und was auſſer demſelben — weit, weit außer ihm — iſt, die Myriaden Dinge — wir haben keine Ahnung, wie viel weniger einen Begriff davon. Wie will nun das arme hülfloſe Weſen, Menſch genannt, mit kecklicher Zuverſicht ſagen: ich glaube nicht, was ich mit meiner Vernunft nicht begreifen kann? Es ſind unausſtehliche Thoren, die ſolches ſagen.»

«Ich ſtimme Ihnen ganz bei,» bemerkte Mathilde, «ja ich gehe noch weiter und geſtehe Ihnen, daß ich an die wahrnehmbare Einwirkung einer unſichtbaren Welt auf die ſichtbare und an ihre innige Theilnahme an dieſer feſt glaube.»

Dann wurde ſie ernſt und ſtille, und der eintretende Docent verhinderte eine weitere Unterredung. Becker nahm nicht neben Mathilde Platz, ſondern ſtellte ſich wieder an die Säule.

Die Veränderung des Platzes, welche Mathilde augenſcheinlich auf Anrathen Beckers vorgenommen, brachte einen wahren Aufruhr unter den jungen weiblichen Zuhörern hervor. «Er hat es ihr endlich geſagt, was man von ihnen ſpricht,» hieß es, «und ſie ſetzt ſich nun hinter uns, um weniger beobachtet ihr Weſen treiben zu können. Aber er ſetzt ſich nicht zu ihr; man ſoll denken, ſie hätten nichts mehr mit einander. Wie fein! Aber wir wollen ſchon aufpaſſen.»

Die Vorleſung hatte begonnen; ſie behandelte die Luft, und gleich darauf wurden Experimente mit der Luftpumpe gemacht. Zwei große gläferne Halbkugeln mit Vorrichtung ſollten leer gepumpt werden, um dann durch keine Kraft zertrennlich zu ſein. Der Docent und der Famulus waren eben mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als ein ungeheurer Knall, ſtärker als der einer Kanone den Saal erſchütterte und die Zuhörer entweder aufſchreckte oder niederwarf. Die Kugel war zerſprungen, und während die eine Hälfte am Boden zerſchmettert war, war die andre in Splittern gegen die Niſche geprallt, und hatte ſich gerade an der Stelle, wo ſich ſonſt Mathildens Kopf befand, tief in die Wand gegraben. Bei näherer Beſichtigung erlitt es keinen Zweifel, daß wenn Mathilde an dieſer Stelle ſitzend nicht ſogleich tödtlich verletzt, ſie doch gewiß ihrer ſchönen Augen beraubt und im Geſichte entſtellt worden wäre. Mathilde war erblaßt, dann ruheten ihre Augen lange mit unausſprechlichem Ausdruck auf Becker, der ſelbſt tief erſchüttert war. Was in ihrer Seele vorging, konnte ſie mit keinem Worte entweihen, es war auch ein unausſprechbares Geheimniß, welches aber ihr ganz geiſtiges Weſen, wie mit einem Zauberſchlage, umwandelte und veränderte. Das einzige mit Worten darſtellbare Reſultat dieſer Vorgänge war, daß Mathilde noch als ein halbes Kind in die Vorleſung dieſes Abends gekommen war, und dieſelbe als ganz vollendete Jungfrau verließ, und daß dieſe ernſte ſinnige Jungfrau tief in der Seele überzeugt war, Becker ſei der gute Genius ihres Lebens. Dieſe Anſicht wurde ſchnell bis zur höchſten Schwärmerei ausgebildet, als ihr Becker auf dem Heimwege ſagte, daß er in einer Woche ſchon in ſeine Heimath zurück reiſen werde.

«So bald ſchon?» fragte Mathilde beſtürzt. «Soll ich glauben, daß ſich der Retter meines Lebens den Äuſſerungen meines Dankgefühls entziehen will.»

«Das ſollen, das können Sie nicht,» verſetzte Becker mit Wärme. «Die gewichtigen Gründe ſind von der Art, daß ich Sie Ihnen nicht mittheilen kann. Nehmen Sie aber die heiligſte Verſicherung, daß ich ſcheiden muß.» Dann wurde er einſilbig und beurlaubte ſich mit mehr Förmlichkeit als ſonſt.

Mathilde brachte eine ſchlafloſe Nacht zu; ſie erlebte in derſelben die erſten Stürme, die rauh und kalt über das nackte Weſen ihres neugebornen Selbſts hinſchauerten. Sie weinte ſehr viel. Es waren die erſten heiligen Thränen der Liebe. Aber noch immer erkannte Mathilde dieſe deutlich ſprechenden Zeugen ihrer erwachten Gefühle nicht an: ſie war ja verlobte Braut eines edlen und trefflichen Mannes, den ſie — wie ſie verſichert war — ſehr liebte. Becker ſtand ihr ja auch viel höher, als daß irgend ein irdiſcher Wunſch ihres Herzens an ſeiner Seraphsgeſtalt hängen geblieben wäre; er war ja der lichtentſtammte ſchützende Genius ihres Lebens.

Kaum hatte am andern Morgen Mathilde nicht ohne Äußerungen der tiefſten Rührung von beiden Seiten ihrer Mutter die wunderbare Geſchichte des vorhergehenden Abends erzählt, als ihr Bruder, der Profeſſor Baumgarten, hereintrat. Er war ſo ein ſeltner Gaſt in dieſen Räumen, daß Mutter und Tochter nicht anders glaubten, als er ſei gekommen, Mathilden wegen der überſtandnen großen Gefahr Glück zu wünſchen. Aber der Profeſſor ſchien davon nichts zu wiſſen oder wiſſen zu wollen, ſondern begann ungeheuer weitſchweifig von der äußerſt delikaten Reinheit des guten Rufs einer Braut zu reden, und daß dieſe mehr als jede andre dann nöthig habe, ſich vor dem kleinſten Hauche zu hüten, der dieſen Spiegel, wenn auch nur leiſe, trüben könne. Dann redete er wieder eben ſo des Breitern und in ſehr gewählten Ausdrücken, die ihren kathedraliſchen Urſprung nicht verläugnen konnten, welch eine herrliche Sache es um die Freundſchaft ſei, und wie jeder Gebildete die Pflichten derſelben ſtets ſtreng im Auge halten müſſe. Mathilde wurde endlich ungeduldig und unterbrach ſeinen ſchönen Redefluß, dem er mit dem größten Wohlgefallen und Bewunderung ſeiner ſelbſt, zu lauſchen ſchien, indem ſie ihn bat, zur Sache zu kommen und ihr rund und ohne weitre Umſchweife zu ſagen, was er eigentlich von ihr wolle. Dieſer unberechnete Zwiſchenfall brachte den Profeſſor in Verlegenheit, aus welcher er nicht anders zu kommen vermochte, als daß er einen Brief hervor zog, in deſſen Aufſchrift Mathilde ſogleich die Handſchrift ihres Bräutigams erkannte.

«Der Doktor Arnold iſt mein Freund, und es iſt meine Freundespflicht gegen ihn und meine Bruderspflicht gegen dich, dir mitzutheilen, daß dein Ruf durch deinen an und für ſich gewiß ganz unſchuldigen Umgang mit einem gewiſſen Herrn Becker, der nicht das beſte Subjekt ſein ſoll, gelitten hat und noch leidet.»

Dieſe Worte fuhren wie flammende Schwerter in Mathildens Herz. Erbleichend und zitternd nahm ſie den Brief ihres Bräutigams aus des Bruders Hand und durchflog ihn mit brennenden

Augen. Ihr Herz ſchlug höher und höher; es empörte ſich gegen die furchtbare Anſchuldigung, welche dieſer Brief mit dürren, trocknen Worten ausſprach. Dies Herz, welches ſeit geſtern Abend die Knospe zur Blüthe entfaltet hatte, war noch weit zartfühlender geworden, und empfand die ihm angethane Kränkung in einer Tiefe, deren Troſtloſigkeit nur zu ahnen ihm früher unmöglich geweſen wäre. Aber nicht in unwürdiges Jammern brach ſie aus; ihrer Würde und Reinheit wohl bewußt, gab ſie den Brief mit den Worten zurück: «Es thut mir um Arnold ſehr leid, daß er glauben kann, ich hätte auch nur einen Augenblick vergeſſen können, ſeine Braut zu ſein.»

«Es iſt auch nur von Schein die Rede, liebes Kind,» verſetzte der Profeſſor ängſtlich.

«Eben das meine ich auch. Glaubſt du, ich werde mich vergeſſen einen zweideutigen Schein auf mich zu ziehen? Oder iſt es ein ſolcher, wenn man ſich mit einem ſehr geiſtreichen, gebildeten, höchſt anſtändigen und beſcheidnen jungen Mann unterhält, der ſeinen Platz durch Zufall neben mir bekommt?»

«Ach, mit dieſem Zufall wird's wohl ein Häkchen haben,» ſpöttelte der Bruder.

»Wie? du könnteſt mich für fähig halten!« fuhr Mathilde in edelm Zorn empor.

«Nicht dich, ſondern Herr Becker, mit deſſen Anſtand und Beſcheidenheit es nicht ſonderlich weit her iſt. In mehren Geſellſchaften hat er durch leidenſchaftliches, rechthaberiſches Weſen ehrenwerthe Männer beleidigt, paradoxes, ungereimtes Zeug geredet, tolle Behauptungen aufgeſtellt und ſie mit ungezognen Redensarten vertheidigt. In einigen Tagen will er ſich von der philoſophiſchen Fakultät zum Doktor promoviren laſſen, da werden ſie's ihm eintränken Ich glaube er fällt durch's Examen. Sie haben einen ſcharfen Zahn auf den rohen Menſchen.»

«Daß er Euern Schulkram verachtet, weiß ich recht gut, und gerade darum könnte ich größern Antheil an ihm nehmen, wenn mich die Dankbarkeit nicht ohnedies dazu verpflichtete. Du und mein Herr Bräutigam wollte ja, daß ich jeglichen Schein vermeiden ſoll. Der ſchlimmſte Schein aber, der mehr einem ſchwarzen Schatten gleicht, iſt der des Undankes.» Sie erzählte die Geſchichte ihrer Rettung, und die gütige Mutter fügte hinzu, daß ſie Herrn Becker bei ſich im Hauſe ſehen werde.

Der Profeſſor machte ein langes bedenkliches

Geſicht, welches ſich aber in etwas aufheiterte, als Mathilde verſicherte, es ſei für Herrn Doktor Arnold dabei nichts zu fürchten, da Herr Becker in acht Tagen, wahrſcheinlich ſogleich nach ſeiner Promotion abreiſen werde. Der weiſe Herr Bruder empfahl ſich, und die Hofräthin fertigte eine Einladung an Herrn Becker für den folgenden Abend ab.

Einige Stunden darauf erſchien ein Diener des dortigen Handlungs- und Banquierhauſes Haarſeim und Comp. und überbrachte der Hofräthin die Summe von 14,000 Rthlr., theils in Banknoten, theils in Gold und Silber. Dieſe Summe gehörte zu Mathildens väterlichem Erbtheil und machte ohngefähr zwei Drittel deſſelben aus. Das Uebrige war ein feſtes Kapital, welches nach des Vaters teſtamentariſcher Verfügung vor ihrem dreißigſten Jahre nicht erhoben werden konnte. Die Hofräthin hatte gewünſcht, nur einen kleinen Theil jener Summe zu Weihnachten zu erhalten, um Mathildens Ausſtattung davon zu beſtreiten, das Hauptkapital aber zu Oſtern, um es Mathildens Gatten ſogleich nach der Hochzeit zu überliefern. Der Doktor Arnold war durch Mathildens Vormund, den Profeſſor der Medicin Geier, mit dieſen Anordnungen und Verfügungen bekannt gemacht werden, und hatte ſich um dieſe Geldangelegenheiten mehr gekümmert, als der zartfühlenden Hofräthin lieb war. Inzwiſchen hatte ſie ſich wohl gehütet, ihrer Tochter etwas von den unangenehmen Gefühlen mitzutheilen, welche ſie aus der angegebnen Veranlaſſung zuweilen überraſchten. Das Arrangement des Banquierhauſes hatte eine Zahlung des ganzen Kapitals ſchon jetzt mit ſich gebracht, und da Mathildens Vormund überhaupt nur ein Jamann war und die Hofräthin alle dieſe Geſchäfte beſorgte, ſo wurde auch jetzt die Zahlung an ſie geleiſtet. — Kaum hatte ſie das Nachzählen des Geldes beendigt, und den Diener entlaſſen, als Mathilde einen hohen jungen Mann hereinführte, deſſen Anblick ihr ſogleich imponirte, und der ihr von ihrer Tochter als Herr Becker vorgeſtellt wurde.

«Ich bin gekommen, Frau Hofräthin,» nahm er mit hinreiſſender Anmuth das Wort, «Ihnen für Ihre gütige Einladung zu danken und Ihnen zugleich das herzlichſte Bedauern auszudrücken, daß ein früheres Verſprechen mich zwingt, keinen Gebrauch davon machen zu können.»

«Sie laſſen aufſagen, wenn es nur irgend angeht.»

«Mit Freuden würde ich den Aufenthalt in Ihrem Hauſe jedem andern vorziehen, wenn überhaupt vom Aufenthalte in einem hieſigen Hauſe die Rede wäre. Es gilt aber einer großen Luſtfahrt nach E., wo morgen Abend ein großer Maskenball iſt. Ich habe es einem Freunde zugeſagt, ihn zu begleiten und kann unmöglich mein Wort brechen.»

«Das iſt ein Andres,» ſagte Mathilde. «Es würde grauſam von uns ſein, Sie des mannichfachen Vergnügens, was Sie dort erwartet, berauben zu wollen.»

«Wir würden uns das Vergnügen auf übermorgen ausbitten, wenn man darauf rechnen könnte, daß ſie zurück wären. Aber der Ball dauert bis in den Tag hinein und die Nachmittagsſtunden ſind zu minder rauſchenden und mehr geſelligen Vergnügungen beſtimmt, die die Gäſte ſchier noch weniger entbehren mögen, als den Ball ſelbſt. Und ſo wird Sie unſre Stadt erſt übermorgen Abend oder gar in der Nacht wieder zu ſehen das Glück haben.»

«Ich liebe Erheiterungen und Vergnügen,» ſagte Becker, «ſie ſind ein Bedürfniß des geiſtigen Menſchen, wie die Nahrung eins des leiblichen.

Auch geſtehe ich, daß ich gern mitzumachen pflege bis auf den letzten Mann.»

Die Hofräthin hatte unterdeſſen das Geld zuſammengerafft, in einen Beutel gethan, und verſchloß denſelben in ein daſtehendes Pult. Sie bat ſich die Ehre aus, wann es Herrn Becker belieben werde; er ſollte ſelbſt den Tag dazu beſtimmen. Dies lehnte er ſehr höflich ab und verſprach ſeine Aufwartung zu machen, ſobald er zurückgekehrt ſein werde. Mathildens Augen ruheten mit Wohlgefallen auf Becker; ihre Seele ſprach aus ihnen. Der junge Mann bemerkte es, als die ſeinigen ihren Blicken mehrmals begegneten, und nicht ohne einen Anſtrich von Verwirrung entfernte er ſich. Auf die Mutter hatte er einen nicht minder günſtigen Eindruck gemacht, wie früher auf die Tochter, und ſie ſprach zu verſchiedenen Malen des Tags ſehr günſtig von ihm.

Am andern Tag kam Mathildens Vormund, um mit der Hofräthin eine Unterredung über die nützlichſte Verwendung des Kapitals bis zu Mathildens Hochzeit zu halten, wobei er nicht undeutlich zu verſtehen gab, er ſei vom Doktor Arnold beauftragt, das Kapital nicht vier Monate lang todt liegen zu laſſen. Die Hofräthin konnte die bittre Bemerkung nicht unterdrücken, der Herr Doktor Arnold bekümmere ſich doch etwas zu früh um die Angelegenheiten ſeiner Künftigen; ſie hätte gewünſcht, daß er ſich mehr um die Perſon derſelben bekümmern möge. Bei Gelegenheit der Unterhaltung zog die Hofräthin den Beutel hervor und zeigte dem Profeſſor Geier die Banknoten. Nach deren ſorgfältigen Betrachtung wurden ſie wieder an den vorigen Ort verſchloſſen. Es waren unterdeſſen dienende Leute im Zimmer geweſen und abgegangen.

Als die Hofräthin am andern Morgen in das Wohnzimmer trat, ſah ſie zu ihrem Befremden, daß die Glasſcheiben der in den Garten führenden Thüre, welche aber im Winter verſchloſſen und verwahrt war, zerſchlagen ſeien. Vom Fenſter fiel ihr Auge auf das Pult — es war erbrochen. Einer Ohnmacht nahe, riß ſie den Kaſten auf, aber ihre zitternde Hand fand ihn leer, was ihr dunkelndes Auge kaum mehr erkennen konnte. Mit einem dumpfen Schrei ſank ſie zu Boden. Mathildens Schrecken, welche eben herein trat, war noch größer, denn ſie wähnte, ein plötzlicher Schlagfluß habe dem Leben der ſchwächlichen Mutter ein Ende gemacht. Ihr Hülfegeſchrei rief ſchnell die Bewohner des Hauſes zuſammen. Alles war natürlich nur mit der ohnmächtigen Frau beſchäftigt, und ſo erfuhr man erſt nach einigen Stunden, als ſie ſich erholt hatte, was vorgefallen war. Neue Beſtürzung. Mathilde ſchickte eilig zu ihrem Vormunde und zu ihrem Bruder. Sie kamen, um auch zu erſchrecken; denn helfen konnten ſie ebenfalls nicht. Es wurde ſchleunig Anzeige bei der Behörde gemacht. Das Gerücht des Diebſtahls durchflog die Stadt. Man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen. Am Ende mußte man Alles der Zukunft überlaſſen.

Der Tag verging trübe am Lager der Hofräthin. Gegen Abend als die Wirkung des Schreckens vorüber war, ſtand ſie auf, und in der Nacht ſchlief ſie ſo gut, wie ſie lange nicht geſchlafen. Am andern Morgen fühlte ſie ſich leicht und wohl, und der Hausarzt wünſchte ihr Glück zu der ſchnellen und ſtarken Gemüthsbewegung, welche ſeiner Verſichrung nach in ihrem kränklichen Organiſmus eine ſo heilſame Erſchüttrung bewirkt habe, daß er hoffen dürfe, ſie von ihrem böſen und langwierigen, ja endlich lebensgefährlichen Übel befreit zu ſehen.

«Dann wollen wir ja Gott und dem Diebe danken,» ſagte Mathilde. «Iſt das Leben der Mutter dadurch gerettet und ihre Geſundheit wieder hergeſtellt, ſo will ich dem Diebe das Geld herzlich gern gönnen, noch dazu es Niemand weiter als ich verliert, worüber ich recht herzlich froh bin.«

Noch war der Arzt zugegen, als Becker hereintrat. Er berichtete eben erſt mit mehren Freunden von C. gekommen zu ſein und ſogleich das dies Haus betroffne Unglück erfahren zu haben. Er ſchien ſelbſt davon eingeſchüchtert, und empfahl ſich ebenfalls wieder, als der Arzt ging. Von einer Einladung konnte unter dieſen Umſtänden nicht die Rede ſein.

Den zweiten Abend darauf traf Mathilde Beckern wieder in der Vorleſung. Man wünſchte ihm von allen Seiten Glück. Er hatte ein höchſt glänzendes Examen beſtanden und in einer heute ſtatt gefundnen Diſputation, wie man lange keine gehört, all ſeine Opponenten ſiegreich aus dem Felde geſchlagen. Bewundernd drängte man ſich um ihn, man ſchmeichelte ihm, und ſprach es offen aus, daß es etwas ganz Außerordentliches wäre, den Schlingen, welche ihm die Examinatoren gelegt, ſo glücklich umgangen zu ſein. Mathilde fühlte etwas von Stolz in ihrer Bruſt ſich regen, daß dieſer plötzlich ſo gefeierte junge Mann ſie ſo vorzüglich ausgezeichnet, und daß eine geheimnißvolle Seelenharmonie zwiſchen ihnen beſtehen müſſe, durch welche allein er der Retter ihres Lebens geworden ſein könne.

Wie ſonſt begleitete er ſie nach Hauſe. Sie bemerkte, daß er ſehr einſylbig und doch ſehr bewegt war.

«Ich will Ihnen den Grund nicht verhehlen,» ſagte er mit einem ſchwermüthigen Anfluge der Stimme: «Es iſt das letzte Mal, daß ich Sie begleitet habe, mein Fräulein, und ich reiche Ihnen die Hand, um auf ewig von Ihnen Abſchied zu nehmen.»

«Auf — ewig — Abſchied!» wiederholte Mathilde mit erſterbender Stimme. «Wollen Sie morgen ſchon reiſen?»

«Ich muß.»

«Aber auf ewig?»

«Ich kann nichts Andres ſagen.»

«Ihr Geburts- und künftiger Wohnort iſt kaum zwanzig Meilen von hier entfernt, und Sie ſprechen von ewig!»

»Ach, ich kann Ihnen keine nähere Erklärung geben. Ich kann nur wiederholen; ich muß!»

«Hilf Himmel! Aber warum müſſen Sie? Ich kann mir auf der weiten Schöpfung keine Urſache denken, warum mein dankbares Herz nicht bis ans Ende in einem freundſchaftlichen Verkehr mit dem Ihrigen bleiben ſollte. Es wäre mehr als grauſam, wenn ſie mir denſelben entziehen wollten.»

Becker ſchüttelte wehmüthig mit dem Kopfe. Sein heute ohnedies bleiches Geſicht wurde von der fahlen Beleuchtung der Mondsſichel ſchier geiſterhaft.

«Ich beſchwöre Sie!» rief Mathilde ſich vergeſſend, und faßte ſeine zitternde Hand mit Heftigkeit, «überlaſſen Sie mich nicht der unausſprechlichen Angſt, die Sie ſo plötzlich in mir hervorgerufen haben. Nennen Sie mir den Grund Ihrer fürchterlichen Behauptung. Weshalb wollen Sie auf ewig von mir ſcheiden?»

«Weil Sie die verlobte Braut eines Andern ſind,» verſetzte Becker raſch und leidenſchaftlich und war im nächſten Augenblicke um die Ecke des Gartens und ihren flirrenden Augen entſchwunden. Lange ſtand ſie bewegungslos auf der Stelle und der Mond beleuchtete ſie. Ihr Auge war auf den Boden geheftet, wo Becker zuletzt geſtanden hatte. Jetzt wußte ſie, daß ſie von ihm geliebt wurde. Dieſe Gewißheit erregte einen furchtbaren Kampf in ihr und führte ſie an den Rand des Elendes. Ihr Herz rief es ihr unaufhörlich zu, daß ſein Gefühl für Becker Liebe, nichts als Liebe ſei, aber ihr Verſtand ſagte ihr, daß ihre Liebe allein ihrem Bräutigam gehören müſſe.

Mathilde war von dieſem Augenblick an ſehr unglücklich. Die Ruhe ihres Lebens war dahin. Sich ſtets überredend, ſie liebe den Dokter Arnold, machte ſie alle Anſtalten zu ihrer Vermählung, aber ſie welkte dabei wie eine vom Stengel gebrochne Blume. Ihr Schmerz machte ihr Herz groß und weit, und durchglühete es, wie ein heiliges Läuterungsfeuer, aber er verzehrte es auch faſt in all zu großer Gluth.

Ihrer Mutter entging die Verändrung in Mathildens Weſen nicht, und ſie war eben daran, kindliches Vertrauen von ihr zu fordern und ihr den Stachel, den die ſcharfſichtige Frau wohl ahnete, aus der Wunde zu ziehen, als ſie wieder von einem ceremoniöſen Beſuche ihres gelehrten Sohnes beehrt wurde.

Auf ſeinem Geſichte ſtand große Verlegenheit geſchrieben, und er räuſperte ſich zu verſchiedenen Malen, eh' er einen Vortrag über den Glauben der Alten an ein unerſchütterliches Fatum, dem ſie ſelbſt ihre Götter für unterworfen geachtet, in ſehr gewählten Worten und Wendungen begann, dem nur die Citate fehlten, weil er vor unwiſſenſchaftlich gebildeten Frauen gehalten wurde. Geduldig lauſchten Mutter und Tochter den rauſchenden Strömen der Weisheit. Vom Fatum ging der Herr Profeſſor auf die Schickſalsidee der alten Tragöden über und wieß den nothwendigen Zuſammenhang derſelben mit dem ganzen polytheiſtiſchen Cultus nach, und als er dies gehörig abgehandelt, pries er mit Salbung die Vorzüge des Chriſtenthums, welches da lehre, ſich in ſein Schickſal zu ergeben und das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen.

Mathilde meinte, er wollte ſie über den Verluſt ihres Vermögens tröſten. Sie fiel ihm daher ins Wort: «Ich danke dir, lieber Bruder, für deinen gutgemeinten Beweis von Aufmerkſamkeit, obgleich er etwas ſpät kommt. Allein ich bin über den Verluſt des Geldes ſchon lange getröſtet, zumal unſre gute Mutter ſeit jenem Tage auch nicht den kleinſten Anfall von Krankheit wieder hatte, im Gegentheil ihre Geſundheit ſich immer mehr ſtärkte und befeſtigte.»

«Danken wir Gott dafür und um ſo inniger, da dies große Glück uns ein Erſatz nicht für den Verluſt des Geldes allein ſein muß,» verſetzte der Profeſſor kleinlaut.

«Droht uns ein neuer Verluſt?» riefen die beiden Zuhörerinnen faſt zu gleicher Zeit erſchreckt.

«Leider bin ich gekommen, Euch davon in Kenntniß zu ſetzen und zu tröſten. Ein Unglück kommt ſelten allein, aber der Herr, der's geſchickt hat, hilft's auch tragen.»

«Was iſt's? Martre uns nicht länger!» gebot die Mutter.

Und der Profeſſor zog wieder einen Brief hervor und ſagte: «Der Geheime Secretär und Doktor Arnold hat mir geſchrieben, daß ſich ſehr dringende und unvorhergeſehene Umſtände gefunden hätten, die ihn, gegen ſeinen Wunſch und Willen, zwängen, dir die ihm bewilligten Anſprüche auf deine Hand zurück zu geben und dich zu erſuchen, ihm das von ihm erhaltene Eheverſprechen zu erlaſſen.»

«Herzlich gern! Nichts lieber als das!» rief Mathilde, obgleich unangenehm überraſcht. Den ihr vom Bruder dargebotnen Brief wieß ſie zurück, ſagend: «Es bedarf das nicht. Was du für ein Unglück anſiehſt, Bruder, ſcheint mir im Gegentheil ein Glück. So relativ ſind alle Dinge dieſer Welt. Ich kann und will die Gründe nicht kennen, welche Herrn Doktor Arnold — »

«Ich kenne ſie,» unterbrach ſie die Mutter mit der Würde beleidigten Stolzes. «Es iſt der Mangel der 14000 Rthlr. Herr Arnold hat ſich mir ſeit einigen Monaten ſchon von einer Seite gezeigt, die mich zu der Annahme bringen mußte, er heirathe mehr die Hinterlaſſenſchaft deines Vaters, mein Kind, als dich. Ich habe die bittern Gefühle nicht ausſprechen mögen, welche dieſes rückſichtsloſe Benehmen in mir erregte, aber nun kann ich es nicht verhehlen, daß auch ich Herrn Arnolds Rücktritt für ein Glück erachte.»

«Siehe da!» rief Mathilde ſehr erfreut, «ſchon das zweite große, ſehr große Glück, welches uns der Diebſtahl bereitet. Geſegnet ſei der Dieb! Schon verdanken wir ihm deine Geſundheit, Mütterchen, und nun gar das ganze Glück meines Lebens; denn ich fühle es jetzt klar und die feſteſte Gewißheit lebt in mir auf, daß ich als Arnolds Weib recht ſehr unglücklich geworden wäre.»

«So wollen wir den Herrn für dieſe Schickung danken,» ſagte die Hofräthin gerührt. «Er hat ja Alles zum Beſten gelenkt.»

Und der Profeſſor ging froh und vergnügt, daß ſeine Nachricht ſo gegen alle Erwartung aufgenommen worden war.

Mathildens Geſicht glänzte ſeit dieſer Stunde, als ob es der Genius des Entzückens ſtets mit ſeiner hellſtrahlenden Fackel beleuchte. Ihr Auge blickte mit trunkner Wonne umher, ihr Gang war ſchwebend, auf ihren Lippen wohnten Liebreiz und Anmuth, und die Mutter, über dieſe Veränderung in der geliebten Tochter ſelbſt hoch erfreut, ſah es ihr an, daß ſie ſich ſammle und vorbereite, ihr eine Entdeckung zu machen, deren Inhalt das Mutterherz ſchon lange geahnet hatte.

Die Freude Beider ging aber in ein ungemeſſnes Erſtaunen über, als Nachmittags ein Poſtbote ihnen ein Paket mit 13,500 Rthlr. überbrachte. Die Mutter riß es auf und fand die entwendeten Banknoten, ja ſogar ihr eignes Geld wieder; nur 500 Rthlr. in Silber fehlten. Auf einem beiliegenden Zettel ſtand: «Der Dieb Ihres Geldes ſendet Ihnen daſſelbe bis auf 500 Rthlr. zurück. Er bedarf deſſen nicht, und betrachtet die fehlende Summe nur als ein Darlehn, welches er in der möglichſt kürzeſten Zeit mit Intereſſen und andern Beweiſen ſeiner Dankbarkeit zurück erſtatten wird.» —

Das Paket war mit dem Namen einer entfernten nordiſchen Stadt geſtempelt.

«Nun das nenn' ich einen edlen Dieb!» rief die Mutter. «Iſt ſo etwas noch unter der Sonne geſchehen! Wir wollen ihm die fehlenden 500 Rthlr. gern ſchenken für ſeine originelle Güte.»

«Er wird ſie ſich ſchwerlich ſchenken laſſen,» ſagte Mathilde, in welcher eine ſonderbare Ahnung aufgeſtiegen war, die ſie aber ſorgſam hütete und nicht laut werden ließ. «Wer die große Summe zurückgibt, wird ſicherlich die kleine nicht ſchuldig bleiben.»

Das Gerücht von der Einſendung des Geldes verbreitete ſich aus dem Hauſe über die ganze Stadt, und alle neuigkeitliebenden Gemüther brachen in ein anhaltendes Verwunderungsgeſchrei aus und ſtrengten ihre Köpfe in vergeblichen Vermuthungen an. —

Am folgenden Morgen, als Mutter und Tochter vergnügt beiſammen ſaßen, begann die Erſtere ſchelmiſch: «Ich bin nun wieder kerngeſund, Mathilde, du biſt deinen Bräutigam los, der deine elenden Paar tauſend Thaler mehr liebte, als dich; das Geld haſt du auch wieder, und der Himmel hat durch dieſen ſeltſamen Diebſtahl in unſerm Hauſe alles ſo zum Beſten gefügt, daß ich ihm nicht genug danken kann; denn auch mit dir iſt eine große Veränderung vorgegangen und du haſt ſeit jener Zeit eine Reiſe und Ausbildung des Geiſtes und Körpers gezeigt, die ich — um dirs offen zu geſtehen — niemals von dir erwartet hätte.» —

«Es iſt wahr,» unterbrach Mathilde die Mutter, «dieſe Veränderung meiner rührt aber meines Bedünkens von meiner wunderbaren Lebensrettung durch Herrn Becker her. Die Ueberzeugung, daß dieſer junge Mann mein Genius ſei, dringt ſich mir immer und immer von neuem auf, und ich könnte faſt glauben, der Diebſtahl wäre durch ihn begangen worden, damit er mich dadurch beglücke. Er hat dies Glück vielleicht in ahnungsreicher Vorſchau gewußt, und wer weiß, ob das Fehlen der 500 Rthlr. nicht noch mein größtes Glück bewirkt.»

«Du kleine Schwärmerin,» ſchmälte die Mutter, «was du doch für ſeltſame Einfälle haſt! Du biſt ganz roth geworden bei Beckers Erwähnung. Und doch will ich dir nur geſtehen, auch ich habe oft unwillkührlich daran denken müſſen, daß Becker zugegen war, als ich das Geld im Pulte verſchloß.»

«Wie? Sie könnten im Ernſt glauben? —» rief Mathilde beſtürzt.

«Wie du gleich in Eifer geräthſt! Ich glaube gar nichts weiter, als daß dieſer liebenswürdige Mann einen weit tiefern und ganz andern Eindruck auf dich gemacht hat, als man von einem Genius ſo überhaupt erwarten ſollte, und daß du zu ihm eine Neigung gefaßt haſt, die ſich durch Tiefe und Heftigkeit ebenſo ſehr von der unterſcheidet, welche du früher gegen Arnold hegteſt; auch kann ich dir meine empfindliche Verwunderung darüber nicht verhehlen, daß du mir aus der wahren Natur jenes Eindruckes und dieſer Neigung ein Geheimniß gemacht haſt, ſelbſt dann noch, als mit meinem Willen und Zuſtimmung jedes Verhältniß mit Arnold abgebrochen wurde.»

«Zürnen Sie mir nicht, beſte Mutter,» rief Mathilde mit jenem entzückenden Purpur jungfräulicher Schaam auf den Wangen, «erſt ſeit dem Augenblicke, wo ich Arnolds unwürdige Verzichtleiſtung auf meine Hand erfuhr, iſt mir meine Liebe zu Becker recht klar geworden; früher legte ich dieſem Gefühle andre Namen und andre Bedeutung unter, ich ſträubte mich dagegen, ich hielt es für ein Verbrechen. Und ſeit dieſem Tage ſchwebt mir mein Geheimniß auf den Lippen.»

«Ich habe es dir angeſehen, meine Tochter,» tröſtete die Hofräthin. «Schütte dein Herz vor mir aus. Du wirſt in jedem Falle deines Lebens eine Mutter, in ſchönſter Bedeutung, in mir finden.»

Mathilde berichtete das Entſtehen und Wachſen ihrer Leidenſchaft und ihren Kampf gegen dieſelbe, bis zu Beckers Abſchied.

«So liebt auch er dich!» rief die Mutter, als ſie Beckers letzte, ſein Herz enthüllende Worte vernommen hatte.

«Und hoffnungslos,» ſetzte Mathilde ſchmerzlich hinzu.

«Nun da iſt ja zu helfen,» lächelte die gütige Mutter.

«Sie billigen meine Liebe!» rief Mathilde freudig.

«Becker ſcheint mir aus Allem ein edler, trefflicher Menſch, was auch dein Bruder von ihm zu erzählen wußte. Wir reiſen in ſeine Vaterſtadt, ziehen Erkundigungen über ihn ein und — das Uebrige wir ſich dann ſchon finden.»

«Aber verzeihen Sie, theuerſte Mutter, es will mich bedünken, als würde eine ſolche Reiſe mein Zartgefühl verletzen.»

«Du ſollſt ja nicht allein reiſen und ich werde dafür Sorge tragen, daß wir uns nicht das Mindeſte vergeben. Auf andre Art iſt die Sache nicht einzurichten. Ich habe keine Bekannten in * * *, an die ich ſchreiben und mich nach Becker befragen könnte. Eine meiner Jugendfreundinnen iſt zwar dorthin an einen Kaufmann verheirathet worden, aber ich weiß nicht ein Mal, ob ſie noch lebt. Wir müſſen alſo dahin reiſen.»

Mathilde küßte der Mutter dankbar Stirn und Hand; und die Anſtalten zur Reiſe wurden getroffen.

Eben damit beſchäftigt, wurden ſie abermals von einem Beſuche des Profeſſor's Baumgarten überraſcht. Mathilde, von den ſchimmernden Bildern ihrer Hoffnungen und einer glücklichen Zukunft umgaukelt, war weniger als je geneigt, eine ſeiner gelehrten Abhandlungen anzuhören, und da ſie aus der faltenreichen Umſtändlichkeit ſeines Geſichts etwas Wichtiges las, ſo bat ſie ihn, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihn zu beleidigen, ihr dies Mal Dispoſition, Einleitung und allen rhetoriſchen Zierrath ſeiner Rede zu erlaſſen, und die Sache gerade heraus zu ſagen.

Dies war aber nicht ſo leicht gemacht als verlangt; denn wie in aller Welt könnte ein deutſcher Profeſſor das eine ihm Unmögliche dennoch bewerkſtelligen, und eine Sache gerade herausſagen? Inzwiſchen nahm er ſich doch zuſammen und faßte ſich möglichſt kurz, da Mathilde ihm zu entlaufen und einen Koffer zu packen drohete. Und als nun der Sinn ſeiner Rede begriffen war, lief Alles darauf hinaus, daß der Herr Doktor und Geheimſecretär Arnold wieder zu Kreuze gekrochen war, d. h. nachdem er von der Wiedererlangung des Geldes gehört, und nun ganz miſerabel lamentirte und mit Vergiften und Erſchießen drohete, wenn er nicht eine erfreuliche Zuſage und das Verſprechen erhielte, zu Oſtern mit Mathilden Hochzeit machen zu dürfen.

«Lieber Bruder,» ſagte Mathilde, «überlaß es mir, Herrn Doktor Arnold auf ſeinen an dich gerichteten Brief zu antworten.»

«Die Sache wird ſich, hoff' ich, nach Wunſch und Zufriedenheit Aller arrangiren laſſen.»

«Daß dies geſchehen ſoll; darauf geb' ich dir mein mütterlich Wort,» ſagte die Hofräthin.

Der Profeſſor ging heute noch vergnügter; denn er glaubte wieder Alles in's alte Gleis gebracht, und am Abend ſchrieb Mathilde an ihren ehemaligen Verlobten: «Um für die mir zugedachte Ehre nicht undankbar zu ſein, obgleich ich ſie nicht annehmen kann, mache ich Ihnen den herzlich gut gemeinten Vorſchlag, die älteſte Tochter des Commerzienraths Weſlau zu heirathen. Sie wird ſich weit eher für Sie paſſen, als meine Wenigkeit; denn ſie iſt jung und hübſch, und beſitzt ein Vermögen von wenigſtens 20,000 Rthlr. Freilich wird es ihr nicht ſogleich auf der Hochzeit ausgezahlt. Darüber aber wird ſich ein Mann von ihrem philoſophiſchen Geiſte zu tröſten wiſſen. Ich kann Sie verſichern, daß mich Rieckchen viel um Sie beneidet hat.»

Zwei Tage darauf reiſeten Mutter und Tochter ab, und da Weihnachten vor der Thüre war, hatte die Hofräthin ein ſehr ſchönes Service für Becker zum Weihnachtsgeſchenk erkauft, welches ſie mit ſich nahmen.

Mathilde wurde auf der mehrtägigen Reiſe immer heitrer und ihr Geſicht glänzte von Hoffnungen baldiger Wünſcheerfüllungen. Wohlbehalten langten ſie am erſten Weihnachtsfeiertage in * * * an, und nahmen im vornehmſten Gaſthofe der Stadt Logis.

Der Wirth, ein gewandter, artiger Mann, bewillkommte die Damen mit größter Zuvorkommenheit und ſorgte ſelbſt für ihre bequeme Einrichtung, ſobald er vernahm, daß ſie einige Tage bei ihm bleiben wollten.

«Sagen Sie mir gefälligſt, Herr Wirth,» begann die Hofräthin, als ſie einigermaßen in Ruhe war, «kennen Sie hier einen gewiſſen Herrn Doktor Becker, Theolog ſeinem Studium nach, der ſich vor kurzem erſt den Doktorhut von der — er Univerſität geholt hat?»

«O wie ſollte ich den nicht kennen!» verſetzte der Wirth lächelnd, «iſt er doch einer meiner täglichen und ſtehenden Gäſte. Von Jugend auf kenn' ich dieſen lebensluſtigen Mann.»

«Wie geht es ihm?» fragte die Hofräthin weiter.

«Heute geht es ihm gewiß gut und beſſer, als es ihm je gegangen hat.»

«Weshalb gerade heute?»

«Nun, weil er heute Hochzeit hat.»

«Hochzeit!» rief die Hofräthin und Mathilde zu gleicher Zeit, wie vom Blitz gerührt.

«Das iſt unmöglich!» ſetzte Mathilde haſtig hinzu.

«Gern wollte ich mich von einem ſo ſchönen Munde Lügen ſtrafen laſſen, wenn die Sache ſelbſt dadurch geändert würde. Aber ich habe dieſen Morgen der Trauung des Doktor Becker in der Magdalenenkirche ſelbſt beigewohnt, und wen Sie auch hier in der Stadt fragen mögen, wird Ihnen daſſelbe berichten.»

Mathilde wechſelte die Farbe. Ihre Mutter fühlte am Arme einen krampfhaften Druck ihrer Hand. «Schicken Sie den Wirth fort!» flüſterte ſie mit erſterbender Stimme. Ein Wink der Hofräthin entfernte den höflichen Mann, der genug geſehen hatte, um zu verſtehen, was hier vorgehe.

«Um Gottes willen, Mutter,» jammerte Mathilde auf, «wie gräßlich bin ich getäuſcht! Ach, einen Himmel voll Seligkeit ſah ich offen; er hat ſich plötzlich verſchloſſen, um mich mein Leben in ſteter Nacht verjammern zu laſſen. Weh mir, drei Mal wehe! Hätt' ich doch niemals die großen und heiligen Anſprüche kennen gelernt, die ich ſowohl auf Genuß als auch auf Gewährung von Glück habe. Er allein hat ſie mich kennen gelehrt, um ſie mit einem ſchrecklichen Schlage zu vernichten. Ja ich fühle meine geſunde kräftige Jugend geſchickt, irdiſche Seligkeit rein und ungetheilt zu empfinden, wie zu gewähren — nun iſt Alles aus. Liebe, Liebe, unausſprechlich heiße Liebe zu ihm hat mich durch und durch erfüllt; mein ganzes geiſtiges Weſen hat ſich in das einzige große Gefühl Liebe umgewandelt. Sie muß unbefriedigt welken, und da ſie ich ſelber bin, ſo ſterb ich dahin. Ach Mutter, Mutter ich fühl' es, es iſt mein Todesſtoß. Ich kann nicht leben, wenn ich ihn nicht lieben darf.»

«Armes, bedauernswerthes Kind,» beklagte ſie die Hofräthin tief erſchüttert. «Leere den Kelch des Schmerzes bis zum Boden. Schlürfe die bitterſten Hefen mit hinab. Sie wird dein wundes Herz heilen.»

«Ja heilen auf ewig; denn es iſt gebrochen.»

«Nicht doch!» verſetzte die Mutter, «der vorſehende und allgütige Gott hat der Erde noch ein ſchöneres Geſchenk gemacht, als das Glück; es iſt ſanfter, zärtlicher, eben ſo gut himmliſchen Urſprungs, aber es kleidet ſich nicht in die hellen ſchimmernden Farben der Freude, ſondern in die dunkeln der Wehmuth. Dies ſeltſame Kind, des Vaters Liebling, iſt Schmerz genannt. Glaube mir, die Welt wäre ohne Schmerz nicht halb ſo ſchön. Zwar würden ihr nicht die lauten Jubeltöne, nicht die prangendſten Farben fehlen, aber nur der rohe Naturmenſch wird behaupten, daß ſie die ſchönſten ſind. Der klagende Mollton, der dunkle gefärbte Schleier der Schwermuth ſind ſchöner. Der Schmerz allein hebt, heiligt, ſtärkt und verklärt unſer Leben im verglimmenden Golde der Abendröthe. Das Glück erfreuet es allein mit demſelben Lichte des Mittags. Ich habe es erfahren, meine geliebte Tochter, wappne dein Herz mit Muth, daß auch du den rechten und bleibenden Gewinn aus dieſer Erfahrung ziehen mögeſt.»

Mathilde ſchüttelte den Kopf wehmüthig, ohne etwas zu erwiedern; aber ein Thränenſtrom ſtürzte ihr aus den Augen.

«Weine dein volles bedrängtes Herz aus; das wird es erleichtern, und zu der dir bevorſtehenden Lebensweihe geſchickter machen,» fuhr die Hofräthin ſanfter fort. «Thränen ſind der koſtbare Perlenſchmuck des Schmerzes, die funkelnden Diamanden ſeiner Krone. Denn er iſt ein König, wie Chriſtus ein König war, als ihn die Kriegsknechte verhöhnten. Sie meinten ihm Hohn anzuthun, aber nie war Hohn größere himmliſchere Wahrheit: Chriſtus war der größte König, der König des Himmels und der Welt. Symboliſch iſt dieß auch der Schmerz. Er iſt der unſichtbare Weltheiland, ſein Reich iſt auch nicht von dieſer Welt. Er bekehrt und beſſert die Menſchen. Seine Krone iſt auch eine Dornenkrone, an jeder Dornenſpitze hängen Bluts-

und Thränentropfen, das ſind die koſtbarſten Rubinen und Diamanten. Mache die Thore und Thüren deines Herzens weit auf, mein Kind, damit dieſer Geſalbte des Herrn in dein Herz einziehe.»

Mathilde fiel ihrer Mutter um den Hals und küßte ſie weinend.

«Dieſe innigen Küße,» ſagte dieſe, «ſind mir ſchon Herolde deines Troſtes. Wir dürfen auch Becker nicht zürnen. Ohne die mindeſte Hoffnung auf deinen Beſitz verließ er dich. Wer weiß, was ihn zu dieſem ſchnellen Schritte vermocht hat. Man ſoll nie voreilig urtheilen, verdammen. Man muß erſt hören, prüfen.»

«Ach, ich zürne ihm nicht. Ich werde ihn ewig lieben,» verſetzte Mathilde. «Er hat ja niemals ein Wort der Liebe von mir gehört. Er war mir ja auch nichts ſchuldig. Ich betraure nur mein Schickſal.»

«Um dich zu tröſten und Becker zu rechtfertigen, wollen wir den Wirth wieder kommen laſſen, und ihn über alle Umſtände ausfragen. Dann will ich meine Jugendfreundin aufſuchen und hören, ob beide Urtheile übereinſtimmen.»

«Es wird mir wohl thun, von ihm zu hören.»

«Das iſt ſchon der rechte Schmerz, der uns wohl thut, mein Kind.»

Der Wirth wurde wieder in das Zimmer der Damen beſchieden.

«Sie würden uns verbinden,» redete ihn die Hofräthin an, «wenn Sie uns die nähern Umſtände über die Verheirathung des Herrn Doktor Bekker treu und wahr angäben. Wir verſichern Sie unſrer ſtrengſten Discretion. Sie haben bemerkt, daß wir großen Antheil an Herrn Becker nehmen; erzeigen Sie uns alſo dieſe Gefälligkeit.»

«Mit Vergnügen, meine Damen. Becker iſt zwar mein täglicher Gaſt und in gewiſſen Beziehungen kann ich ihn ſogar meinen Freund nennen; das ſoll mich aber nicht abhalten, Ihnen die reinſte Wahrheit über ihn zu ſagen, und dieſe wird von der Art ſein, daß er meinetwegen auch zuhören könnte. Schon als Gymnaſiaſt war er ein lockerer Zeiſig, als Student wurde er ein Wüſtling. Man hörte von Jena aus, wo er ſtudirte, viel luſtige Streiche von ihm, und ob man ihm gleich ein treffliches Herz, womit er ſich unzählige Freunde erworben, nicht abſprechen konnte, ſo bezweifelte man doch mit Recht allgemein, daß er bei ſeinem allzugroßen Hang zu geſelligen Freuden beſonders viel lernen könnte. Daß er überall, wo er ſich nur blicken ließ, mit Freuden bewillkommt wurde, daß man ihm, dem trefflichſten Geſellſchafter, ſtets Gelegenheiten zu Zerſtreuungen bot, können Sie ſich leicht vorſtellen, und da er, wie Sie wahrſcheinlich aus ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft wiſſen, mit einem ſehr gefälligen Außern ein einnehmendes Betragen, vorzüglich bei dem ſchönen Geſchlechte, verbindet, ſo war es kein Wunder, daß ſchier Reißens um ihn war. — Nach verſchiedenen Studienjahren machte er ein erträgliches Examen; man ſah dem liebenswürdigen Menſchen, der weiter nichts gelernt und kein Vermögen hatte, etwas durch die Finger, und ſo wurde er mit genauer Noth zum Candidaten der Theologie befördert. Jahr und Tag vergeht; er iſt und bleibt der Damenfreund, leichtſinnig, flach, vergnügungsſüchtig, Anſtrengung ſcheuend, übrigens mit einem guten Rednertalent begabt. Wann er predigte, erdrückten ſich Frauen und Mädchen faſt in der Kirche, wann er tanzte, ein ditto auf dem Ballſaale. Da bricht plötzlich vor ungefähr acht bis neun Wochen eine dumme Geſchichte aus. Erſt ſagte man ſich's leiſe, dann ziemlich laut. Die ſchöne achtzehnjährige Tochter des Landkammerraths

Zahlhans hat ſich vergeſſen. Leichtſinn und Leidenſchaft haben Folgen gehabt. Man nennt den Candidaten Becker als Mitſchuldigen. Nun ſagt man, die ganze ſehr angeſehne Familie des Landkammerraths ſei wüthend auf Becker geworden, und Zahlhans, ein ſehr ehrgeiziger Mann, habe ſein Kind verſtoßen wollen. Da ſei Becker zu Kreuz gekrochen, habe ſich viele Demüthigungen gefallen laſſen. Man ſuchte die ſchlimme Sache durch eine ſchnelle Heirath zu vermitteln, aber es ergab ſich, daß, wenn Becker als Candidat der Theologie heirathete, er aller Anſprüche auf eine Anſtellung verluſtig ging. Er konnte ſich aber platterdings von nichts weiter anſtändig ernähren. Ueberdieß konnte er ohne Vermögen und einträgliche Beſchäftigung jetzt keine Familie erhalten, und der Landkammerrath wollte ihm wohl ſeine entehrte Tochter, aber keinen Groſchen dazu geben. Der bedrängte Becker nahm nun alle ſeine Freunde in Anſpruch, und da ihrer eine große Anzahl waren, ſo hatte er ſehr viel zu laufen und zu thun, bis er diejenigen herausgefunden hatte, die ihm helfen wollten und konnten. Zum Glück fand er wirklich einige, und es wurde nun herausgebracht, daß wenn er ein durch Examen und Disputation förmlich promovirter Doktor der Philoſophie würde, gleichſam als wolle er Vorleſungen auf der Univerſität halten, ſo könne er, ohne ſeine Anſprüche auf Anſtellung im Vaterlande aufgeben zu müſſen, heirathen. Damit war aber noch immer kein Brot für Frau und Kind geſchafft. Auch das fand ſich. Mehre Lehrer auf der vier Stunden von hier entfernten im Gebirgsſtädtchen Arnheim befindlichen Forſtakademie gehörten zu ſeinen Freunden und brachten es durch ihr Verwenden dahin, daß Becker die eben vaccante Stelle an dieſer Akademie bis zu ſeiner Anſtellung als Pfarrer erhielt. Nun ſtieß ſich's zu guter Letzt an das zur Promotion nöthige Geld, wozu noch Reiſe und Zehrungskoſten kamen. Ich ſelbſt veranſtaltete eine Collecte, obgleich ich mit allen, die Becker näher kannten, die Ueberzeugung hegte, er werde das Examen nicht beſtehen. Das Geld kam zuſammen, und Becker reiſete ab. Wir glaubten alle nach Jena. Aber nach ungefähr vier Wochen kehrte er mit dem — er Doktor Diplom, was noch weit ehrenvoller als das Jenaer war, zurück, und zeigte ohnedies noch einige Zeugniſſe über ſeine trefflichen Leiſtungen vor. Der Landkammerrath hatte nach — geſchrieben, und nichts als Lobſprüche über ſeinen künftigen Schwiegerſohn gehört. Dies gewann den eiteln Mann; es kam eine Verſöhnung zu Stande. Der Landkammerrath ſtattet ſeine Tochter ſehr gut aus, und legt zu Becker's ſpärlicher Beſoldung jährlich noch ein Erkleckliches hinzu. Alles hat ſich ausgeglichen und heute iſt die Hochzeit. Daraus können Sie entnehmen, daß ſich — wie ich vorhin gleich auf Ihre gütige Anfrage bemerkte — Herr Doktor Becker ganz ausnehmend wohl befinden muß; denn er hat Beweiſe gegeben, daß er ſeine junge Frau liebt. Sein enormer Fleiß in einigen Wochen als Vorbereitung zum Doktorexamen zeugen ſchon dafür.»

Die Hofräthin dankte und bat noch dem Doktor Becker durch den Kellner ein Hochzeitsgeſchenk überſchicken zu dürfen. Der Wirth ging, um dieſe Bitte ſogleich zu gewähren.

Mathilde hatte regungslos auf dem Sopha geſeſſen, den Kopf in die Hand geſtützt. Jetzt rief ſie verzweiflungsvoll aus: «Großer Gott, meine Täuſchung iſt fürchterlicher, als ich anfangs ahnen konnte. Aber wie iſt es denn möglich, daß Becker ein ſolcher flacher, gewöhnlicher Menſch iſt, wie ihn dieſer Wirth ſchildert? Wo wären denn alle meine Sinne geweſen? Hab' ich denn in einem ſteten Traume gelebt? Aber jedes ſeiner Worte ſteht mir ja noch leuchtend vor der Seele. Es iſt nicht möglich. Man beurtheilt ihn nur nach der Oberfläche.»

«Aber dein Bruder ſagte daſſelbe über ihn.»

«Ich allein habe ihn erkannt.»

«Seine letzten an dich gerichteten Worte gereichen ihm, dem Verlobten, nicht zur Empfehlung.»

«Er liebte mich, aber er folgte ſeiner Pflicht, und iſt darum nur noch ſchätzenswerther. — »

Die Hofräthin ſchüttelte den Kopf, überließ Mathilden ihrem Schmerze, packte das Service ein, ſchrieb einige Zeilen dazu, ohne ſich zu nennen, und fuhr dann aus, ihre Jugendfreundin aufzuſuchen, von deren Leben ſie ſchon Kunde erfragt hatte. Der Kellner trug das Service fort, und Mathilde ließ ihren Thränen freien Lauf. Nach zwei Stunden kehrte die Mutter zurück.

«Du dauerſt mich, gutes Kind,» ſagte ſie, «aber ich halte es für nöthig, daß du Alles erfährſt. Der Wirth hat dieſen Becker noch ſehr glimpflich geſchildert; Madame Schulze wußte noch viel ärgere Geſchichten von ihm zu erzählen, die zwar ſein Herz nicht in Verdacht bringen, aber von einem bodenloſen Leichtſinn, vorzüglich in Liebesgeſchichten, zeugen. Er hat die Liebſchaften dutzendweiſe gehabt, und oft drei, viere zu gleicher Zeit.»

«So beſitzt er eine teufliſche Verſtellungsgabe,» ſagte Mathilde.

«Um deſto eher kannſt du dich über ſeinen Verluſt tröſten. Wir reiſen morgen mit dem früheſten ab, und meine beſonnene Mathilde wird Herrin ihrer Gefühle zu werden ſuchen, deren Gegenſtand ein ſo ganz unwürdiger iſt.»

«Ach, ihre ſchönſten Erinnerungen werden ihm doch ewig gehören.»

In dieſem Augenblicke trat der Oberkellner herein und ſtörte die Unterhaltung mit den Worten: «Der Herr Doktor Becker bittet um die Erlaubniß, den beiden Damen ſeine Aufwartung machen zu dürfen.»

Mathilde ſchrack heftig zuſammen, erbleichte und flüſterte der Mutter zu: «Ich kann ihn unmöglich ſehen. Geſtatten Sie mir, daß ich in's Nebenzimmer gehe. Mir ſchwindelt ſchon.»

«Annehmen müſſen wir ihn; es wäre ungezogen, ihm erſt ein Hochzeitsgeſchenk zu ſchicken, und nachher vor der Thüre abzuweiſen,» ſagte die Mutter. «Doch geh'; ich will allein mit ihm reden.»

Mathilde ſchwankte fort; die Hofräthin winkte dem Kellner, der ſich entfernte und gleich darauf einem jungen ſehr hübſchen Mann die Thür öffnete. Dieſer ſchritt mit zierlichem Anſtande auf die Hofräthin zu, verbeugte ſich und ſagte: «Sie werden mir nicht zürnen, daß ich die Geberin des ſchönen Geſchenks kennen lernen, oder vielmehr eine alte Bekannte in ihr erkennen möchte. Der Überbringer hat mir verrathen, woher es kam.»

«Verzeihen Sie, mein Herr,» verſetzte die Hofräthin befremdet, «täuſcht mich die frühe Dämmrung des Wintertags, oder ihre Stimme, oder mein Gedächtniß — kurz ich ſehe mich zu der ſonderbaren Frage veranlaßt; ſind Sie wirklich der Herr Doktor Becker?»

«Ihnen zu dienen; der bin ich.»

«Und kennen Sie mich?»

«Ich habe nicht die Ehre. Vergebens ſtrenge ich mein Gedächtniß an, aus der großen Zahl meiner Bekanntſchaften Ihre werthe Perſon herauszufinden.»

«Mein Gott, was iſt denn das?» rief die

Hofräthin überraſcht. «Sie ſind der Herr Doktor Becker, welcher vor vier Wochen in — ſich aufhielt, dort promovirte?»

«Derſelbe bin ich.»

«Himmel, welch ein Räthſel! Mathilde! Mathilde!» rief die Hofräthin und öffnete die Thüre des Nebenzimmers.

«Erſparen Sie mir das!» flehete dieſe. «O Gott, Sie ſpannen mich auf die Folter!»

«Du mußt dir Herrn Doktor betrachten; du mußt hier Zeugniß ablegen; denn er kennt weder mich, noch ich ihn.»

«Verehrteſte Frau,» ſagte jetzt der junge Mann nicht ohne Verlegenheit, aber er konnte nicht weiter reden, auch würde ihn die Hofräthin nicht gehört haben, die nach Licht ſchellte, und ihre bleiche Tochter aus dem Nebenzimmer führte. Der Kellner brachte das Licht gerade zu der einen Thüre herein, als die Hofräthin ihre Tochter durch die andere herein führte. Die Letztere blickte den jungen Mann an und blieb wie eingewurzelt ſtehen. Ein ſteinfremdes Geſicht ſtand vor ihr.

«Welch ein Betrug iſt das?» rief ſie. Der Mann deutete aber ſchweigend und nur mit ſehr ausdrucksvollen Geberden auf den lauernden Kellner, als wollte er reden, wenn dieſer fort wäre. So ſtanden ſie ſich in der größten Spannung einander gegenüber, und der neugierige Kellner konnte unmöglich länger zaudern, ſo gern er auch, dem Anſcheine nach, gewollt hätte. Kaum war er hinaus, als der Fremde die Hofräthin mit unverkennbarer Angſt bei der Hand ergriff und leiſe flüſterte: «Ich beſchwöre Sie bei dem Wohle dreier Menſchen, ja bei der Ruhe einer ganzen Familie, laſſen Sie uns leiſe reden und mit einander verſtändigen. Ich will Ihnen Aufſchlüſſe über das Räthſel geben, nur verderben Sie mich nicht, wenn Sie menſchliche Herzen haben. Ach, und Sie ſehen ja ſo gütig aus; was könnte es Ihnen frommen, mich elend zu machen?»

Erſtaunt ſehen die Damen ihn, dann ſich an.

«Ohne allen Zweifel,» fuhr der Sprecher ſchier noch leiſer fort, «ſind Sie von —, und haben jenen Becker kennen gelernt, welcher vor zwei Wochen dort promovirte.»

«So iſt's,» verſetzte die Hofräthin, «aber Sie ſagten ja, daß Sie derſelbe wären, und das iſt nicht wahr.»

«Allerdings habe ich Ihnen eine Unwahrheit geſagt, ich bin nicht dieſelbe Perſon; aber dieſer

Name gehört mir allein, der Mann, der dort mit meinem Namen meine Stelle vertrat, hieß anders. Die eiſerne Nothwendigkeit zwingt mich, Sie, die ich nie geſehen, von deren Discretion ich keine Beweiſe habe, zu Theilnehmerinnen eines Geheimniſſes zu machen, von deſſen Bewahrung mein Lebensglück abhängt.»

«Sie ſetzen uns in immer größeres Erſtaunen,» ſagte die Hofräthin.

«O ich flehe Sie um die engliſche Barmherzigkeit an, machen Sie nie einen Gebrauch von dem, was ich Ihnen zu vertrauen gezwungen bin. Geben Sie mir dies Verſprechen, damit ich an meinem Hochzeitstage wieder ruhig werde. Verweigern Sie mir dies Verſprechen nicht; treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung!»

«Es ſei!» ſagte die Hofräthin, von Mitleid gerührt. «Wir leiſten Ihnen dies Verſprechen mit unſerm Handſchlag.» Beide gaben ihm die Hand.

«Der Leichtſinn hatte mich in eine verzweifelte Lage geſtürzt,» begann er jetzt ruhiger.

«Wir kennen Ihre Geſchichte bis zu Ihrer Abreiſe nach, — um dort zu promoviren,» fiel ihm die Hofräthin in's Wort. «Erklären Sie uns nur, wie ein Andrer an Ihre Stelle treten konnte, und wer dieſer Andre iſt.»

«Die Promotion konnte mich allein vom Verderben retten,» fuhr Becker fort, «allein ich hatte die Kenntniſſe dazu nicht und die Zeit drängte. Da gab mir die Verzweiflung einen guten Gedanken ein. In — kannte mich Niemand, ich hatte in Jena ſtudirt; in — konnte ein Andrer unter meinem Namen promoviren. Ich hatte einen edeln, kenntnißreichen Freund, dem ich in Jena einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet. Ich hatte ihn aus der Saale gerettet, als er beim Baden ſchon verſunken war. Auch er war, ſoviel ich wußte, in — nicht bekannt. Ihm war es ein leichtes für mich zu promoviren. Ich ſchrieb an ihn und ſtellte ihm meine ganze Lage vor. Er war ſogleich zu meiner Hülfe bereit, doch ohne Geldmittel. Er iſt arm, wie ich. Ich reiſete ab, wir trafen uns, und er erhielt von mir alle nöthigen Papiere nebſt meinem Gelde; dann ging er nach — und ich zu einem entfernten Bekannten, wo er mich nach drei Wochen, in welchen Alles glücklich abgemacht war, abholte, mir das Diplom und die Zeugniſſe übergab und noch über einige nöthige Punkte ausführliche Belehrung ertheilte. Der edle, treffliche Menſch reiſete in ſein Vaterland zurück, und ich erntete Ruhm und Glück mit den Lorbeern, die er für mich errungen. Er hatte mir verſprochen, keine Bekanntſchaften anzuknüpfen, die von Dauer und meine Verräther ſein könnten, als wir aber ſchieden, vertrauete er mir, nur eine einzige Bekanntſchaft habe er gemacht, und dieſe ſei für ſein ganzes Leben bedeutungsvoll. Er geſtand mir, daß er eine Verlobte glühend liebe und daß dieſe unglückliche Leidenſchaft ihn über Meer nach Amerika treibe.»

«Sehen Sie in dieſer Dame jene Verlobte,» fiel ihm die Hofräthin hier ins Wort. «Sie iſt frei und liebt Ihren edelmüthigen Freund ſo heiß, wie er ſie.»

«Er wird doch nicht etwa ſchon abgereiſt ſein?» fragte Mathilde angſtvoll.

«Erſt mit dem Frühjahr wollte er zu Schiffe gehen.»

«O ſo laſſen Sie uns eilen, theure Mutter!»

«Hilf Himmel! du kennſt ja weder den Namen, noch den Aufenthaltsort deines Geliebten, und wir hängen in dieſer Hinſicht ganz von Herrn Becker ab.»

«Mein Freund heißt Julius Hellmann, iſt ein Meklenburger und lebt jetzt in Schwerin.»

«Es will ſich nicht für uns ſchicken, daß wir ihm nachreiſen, daß ich ihm mein geliebtes Kind gerade zu nachführe,» ſagte die Hofräthin, und erzählte Hellmann's Verhältniß mit Mathilden. «Eine Liebe iſt der andern Werth,» fuhr ſie dann fort, «werden Sie nun der Vermittler zwiſchen den beiden ſich liebenden Herzen. Schreiben Sie Ihrem Freunde, daß Mathilden's Hand frei iſt, daß Sie durch Zufall in Erfahrung gebracht, wie innig er von Mathilden geliebt werde, und daß er um ſie anhalten könne.»

«O mit tauſend Freuden!» jubelte Becker. «Es ſoll morgen meine erſte Arbeit ſein. Doch nun, meine verehrten Damen, noch eine Bitte, die ich mir aber ſchlechterdings nicht abſchlagen laſſe. Erlauben Sie mir, daß ich Sie in das hochzeitliche Haus führe und allen dort Anweſenden als liebe Bekannte aus — vorſtellen darf. Betrachten Sie mich nur dieſen Abend als jenen Becker, der ſo glücklich war, Ihre Gunſt zu erlangen. Dies wird mein Glück und unſre Freude erhöhen. Alles iſt neugierig, wer mir das herrliche Service geſchenkt, und ich muß es nun behalten, obgleich es mir nicht gegolten. Befriedigen Sie nun den allgemeinen Wunſch, und unterſtützen Sie einen guten Tropf in der Täuſchung, die Niemanden ſchadet.»

Die Damen willigten ein, und Mathilde, deren Augen von heiliger Wonne ſtrahlten, ging recht gern. Sie erlebten einen ſehr glücklichen Abend. Mathilden's Weſen wurde vom Strahl der Freude ganz verklärt, und ſo entzückte ſie alle Gäſte. Ihre hohe Liebenswürdigkeit, ihr ausnehmend muntres und frohes Betragen waren am andern Tage Stadtgeſpräch und ſtimmten ſchlecht zu dem vom Wirthe ausgeſprengten Gerüchte, daß ein verlaſſnes Liebchen des Doktor Becker, die ihm mit der Mutter nachgereiſt ſei, beinahe vor Schrecken und Gram den Tod gehabt, als ſie von der Hochzeit ihres ungetreuen Liebhabers gehört. Der gute Wirth ſelbſt zerbrach ſich vergeblich den Kopf über das höchſt ſonderbare Benehmen ſeiner beiden weiblichen Gäſte, und die vom Kellner erſchnappten Brocken machten ihn nur noch verwirrter.

Der Brief, welchen die Hofräthin erſt geleſen, ging am andern Tag nach Schwerin ab, und Mutter und Tochter brachten auf den dringendſten Wunſch des Landkammerraths Zahlhans, ſeiner Tochter und ſeines ſeligen Schwiegerſohns, der die lieben Gäſte faſt auf den Händen trug, noch einige Tage zu, und reiſeten dann wieder nach Hauſe zurück.

In Hoffen und Sehnen verging Mathilden faſt ein Monat und ſchon begann ſie darüber unruhig zu werden, daß noch immer keine Nachricht einzelaufen war, als ihnen eines Tages folgender Brief von Becker zuging:

«Hochverehrte Frau Hofräthin!

Erſt heute erhielt ich Antwort von meinem Freunde Hellmann. Dieſe iſt jedoch ſo wunderlich und mir ſo unerklärlich, daß ich es für Pflicht halte, Ihnen ſeinen eigenhändigen Brief beizuſchließen. Vielleicht können Sie eher daraus klug werden. Die darin von mir verlangte Geldſumme kann ich glücklicherweiſe durch die Güte meines Schwiegervaters entbehren und ſchicke ſie ihm heute. Beehren ſie mich bald mit einigen Zeilen, um welche höflichſt bittet

Ihr ergebenſter

Becker.»

Hellmann's beigeſchloßner Brief lautete:

Hamburg. . . .

«Mein lieber Freund!

Aus der Überſchrift erſiehſt du, daß mich dein Brief hat in Hamburg aufſuchen müſſen, und daß er dazu lange Zeit gebraucht. Sein Inhalt hat mich unausſprechlich glücklich und zugleich unglücklich gemacht. Nur ein Kind würde es für möglich halten können, dir die überſchwengliche Seligkeit des Entzückens mit Worten zu malen, die ich bei Durchleſung deiner Zeilen empfand;

es würde einige abgeriſſne Worte hervorſtammeln und dann vom Übermaße andrängender Gefühle verſtummen, und mit Händen und Füßen, Augen und Geſichtsmuskeln arbeiten, aber gerade aus dieſen kindlichen Lauten und Geberden würde die Größe und Tiefe des Entzückens anſchaulicher werden, als aus meiner zuſammenhängenden ſchaalen Rede. Aber ſchnell vorübergerauſcht war der Augenblick himmliſcher Genüſſe: ein Blitzſtrahl riß den Himmel von einander, ich ſah, mich ſelbſt vergeſſend, in ſeine Glorie; einen Augenblick darauf grinſte mich nur tiefere, furchtbarere Nacht an. Nicht ein Kind, nicht ein Mann könnte dir das Entſetzen klar machen, was mich bei den Haaren ergriff, das Mark meiner Gebeine durchſchauerte und das Blut in meinen Adern zu ſtarrem Eiſe zu wandeln drohete. Nur ein Greis vermöchte es, der ſeine Söhne in der Schlacht fallen, ſeine Töchter von der Peſt dahingerafft, ſeine blühenden Enkel in namenloſer Qual des Hungertodes dahin ſterben ſah, den ſein Weib ſchändlich betrog, deſſen Haabe das Feuer verſchlang, und der nun auf dem Wrak ſeines Schiffes, welches ihn mit ſeinen letzten Hoffnungen in eine neue Welt tragen ſollte, an einer öden, kahlen Felſeninſel landet. Er könnte, den Sturm überheulend, dir vielleicht meine Verzweiflung ſchildern.

«Während ich den Brief las, war mir's als wandelte ich einen üppig grünenden, baumreichen, felſengezierten, quellenrauſchenden Berg hinab, und vor mir im reizendſten weit, weithin ausgedehnten Thale lachten Dörfer und Städte in prangender Pracht, ein Fluß mit ſtolzen Schiffen auf ſeinem Rücken durchſchlängelte die grüne geſegnete Ebne; Lebensglück, Lebenshoffnungen ſchwellten die Segel, flüſterten in den Wipfeln der Bäume, holde ſchmeichelnde Träume flatterten als bunte Vögel durch dies Paradies; Wünſche waren farbenprangende Schmetterlinge; Erfüllung und Gewährungen waren die Blumen der Au; und die flatternden, ſchmachtenden Schmetterlinge tauchten tief in die Kelche der duftenden Blumen: Gewährungen nahmen Wünſche auf. Fröhliche geputzte Menſchenſchaaren durchzogen mit Muſik und Geſang die Frühlingsau nach mir zu, deuteten auf mich und riefen jubelnd: Dort kommt er, unſer geliebter König, den wir lang erſehnt, der glückliche Herr dieſes Landes! Und die Vögel ſangen daſſelbe, die Bäume begrüßten mich als Herrn, die Felſen neigten ſich vor mir, die ganze Natur erkannte mich als Oberhaupt an. Selige Trunkenheit fluthete durch mein, ſich weit ausdehnendes Herz; ich fühlte plötzlich etwas von Göttlichkeit, von Unſterblichkeit in mir. Flügel wuchſen an meinen Füßen, ſelig lächelte ich denen da unten zu, die meiner warteten, da ſah ich plötzlich vor mich — Himmel! eine ſchwarze furchtbar tiefe Kluft gähnte mich an. Sie wurde breiter und breiter, Höllenqualm dampfte daraus hervor und verfinſterte das paradieſiſche Thal, Hohngezijch und Spottgelächter des Teufels hallte daraus hervor und übertönte die Laute der Freude. Nacht war's um mich, Nacht in mir und eine ſchwarze Rieſenfauſt packte mich im Genick und drückte mich auf den felſigen Boden nieder. Das war meine Verzweiflung. O Becker! wer hätte auch ahnen können, daß deine Doktorſchaft meinem Leben eine andre öde Richtung geben würde! Ich bin ſehr unglücklich, aber ich will mich nicht unmännlichen Klagen hingeben. Ich will handeln, will fort nach Amerika. Von drüben aus ſollſt du die Tiefe meines Unglücks erfahren, eher kann ich dir nicht mittheilen, welch grauſames Geſchick mich zwingt, mein Unglück zu fliehen. Von dort ſoll auch jener Engel, der allein meine Träume verſchönen darf, von dort ſoll Mathilde erfahren, daß ſie meine erſte und letzte, meine einzige, aber auch unbeſchreiblich heiße, ſchwärmeriſche Liebe war. Bilde dir nicht ein, es handle ſich hier um eine ſentimentale Entſagung; nein, es iſt fürchterliche, unabwendbare Nothwendigkeit.

«Nun eine dringende Bitte; ich weiß, du wirſt ſie gewähren, wenn du kannſt. Es drängt mich gewaltig, Europa zu verlaſſen. Am erſten März geht das erſte Schiff von hier nach New-York; ich habe mich bereits in die Liſte der Paſſagiere deſſelben eintragen laſſen. Aber noch habe ich eine Ehrenſchuld, eine wahrhaft heilige Schuld zu bezahlen, eh' ich gehe. Für Rechnung eines hieſigen Buchhändlers habe ich zeither ſchier Tag und Nacht gearbeitet und ein hübſches Geld verdient, aber es langt noch nicht; meine verheirathete Schweſter ſchenkte mir, als ich auf ewig von ihr Abſchied nahm, ihr erſpartes Nadelgeld, aber es langt auch noch nicht. Der Kapitän des Schiffes will mich unentgeldlich mitnehmen, und ich brauche kein Geld. Aber zur Bezahlung meiner Schuld bedarf ich immer noch 200 Rthlr. Davon verdiene ich bis zur Abfahrt noch die Hälfte. Borge mir alſo 100 Rthlr. Von Amerika — wenn mir Gott das Leben läßt — erhälſt du ſie bald zurück.

«Ich ſchreibe dir noch vor meiner Abreiſe.

Dein

J. Hellmann.»

«Verſtehſt du etwas davon?» fragte die Hofräthin kopfſchüttelnd ihre Tochter, nachdem ſie den Brief laut geleſen.

«Ich ahne es!» verſetzte dieſe.

«Und was!»

«Verzeihen Sie, theuerſte Mutter, meine Ahnung iſt ſo zarter Natur, daß ich ſie nicht mit einem lauten Worte verletzen darf. Nein, ich kann jetzt noch nicht reden. Aber es wird die Zeit kommen. Das Einzige, was uns jetzt ſchnell zu thun obliegt, und warum ich Sie inſtändigſt bitte, iſt, Herrn Becker die noch fehlenden 100 Rthlr. zu überſchicken, damit er ſie in ſeinem Namen und als ein Darlehn Hellmann zukommen laſſe.»

«Und wozu ſoll das führen?»

«Ich bitte Sie, theuere Mutter, thun Sie mir das zu Liebe. Ich will mir die Summe auch am Nadelgeld erſparen. Er iſt ja der Retter meines Lebens. Alles wird ſich aufklären.»

«Du willſt's, und es ſoll geſchehen.» —

Das Geld wurde eingepackt und Becker mit der Weiſung überſchickt, es unverzüglich weiter an Hellmann zu befördern und ſich für den Darleiher auszugeben.

Noch war die zweite Woche nicht herum, als die Poſt ein Paket mit 500 Rthlr. an die

Hofräthin ablieferte. Es lag ein Zettel dabei folgenden Inhalts: «Der unglückliche Dieb Ihres Geldes trägt hiermit den Reſt ſeiner Schuld ab. Er hat auch die Intereſſen des Kapitals hinzugefügt. Wenn Sie der Verſicherung Glauben ſchenken wollen, daß der ſtrafwürdige und unverzeihliche Beſitz dieſes Geldes einem großen Unglücke und dem Verderben mehrer Menſchen vorgebeugt hat, ſo werden Sie dem Diebe nicht fluchen, der den Abſcheu vor ſeiner That ſelbſt zeit ſeines Lebens mit ſich in der Bruſt herum tragen wird. Gott ſegne Sie und Ihr Haus!»

Mathilde zitterte heftig. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen.

«Was fehlt dir mein Kind?» rief die Hofräthin ahnungsvoll. «Du biſt ungewöhnlich ergriffen.»

«Meine Ahnung iſt zur Gewißheit geworden,» verſetzte Mathilde noch heftiger weinend.

«Auch mir zittert ein ſeltſames, bizarres Licht durch die Seele. Kaum aber wage ich den Gedanken auszuſprechen.»

«Verſchweigen Sie ihn!» rief Mathilde, «er iſt fürchterlich.»

«Ja, ich ſchaudre davor.»

«Aber Gottes Wege ſind unergründlich wunderbar und ſeine Langmuth iſt unendlich. Jetzt, meine Mutter, gilt's, mir Ihre mütterliche Liebe in Ihrer Tiefe zu bewähren. Reiſen Sie mit mir nach Hamburg.»

«Ich gehe mit dir. Gott iſt allen Sündern gnädig» —

Mit der Ungeduld einer liebenden glücklichen Braut, die dem erharrten Bräutigam entgegen reiſen will, betrieb Mathilde die Abfahrt. Tags vor derſelben erfuhr ſie von der glänzenden Verlobung des Doktors Arnold mit dem überglücklichen Rieckchen Wellau. Es gab reichen Stoff zur Unterhaltung im Wagen. Das böſe Thauwetter, das die Wege ſehr verſchlechtert hatte, hielt ſie auf und erſt in den letzten Tagen des Februars langten ſie in Hamburg an. Auf dem Comptoire der Buchhandlung, für welche Hellmann gearbeitet, erfragten ſie ſeine Wohnung. Es war ſchon dämmrig, als ſie in das Zimmer traten. Hellmann erkannte ſie nicht gleich, als er aber auf ſie zutrat, um ſie zu empfangen, vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen, ſtieß einen gräßlichen Ton aus, und warf ſich, wie geiſtesabweſend zu den Füßen der Hofräthin, um ihre Knie zu umklammern.

«Herr Hellmann,» ſagte dieſe betreten, «ſtehen Sie auf, und laſſen Sie uns ruhig miteinander reden. Sie lieben mein Kind, Sie werden von Mathilden geliebt. Sie würde ohne Ihren Beſitz ſehr unglücklich werden. Ich bin mit ihr gekommen, Ihre Verbindung zu bewerkſtelligen.»

«Wehe mir!» ſtöhnte Hellmann. «Ich bin ein verworfner Menſch, unwürdig dieſem Engel den Saum des Kleides zu küſſen. Was ſoll ein unreiner Geiſt im Himmel?»

«Er ſoll dort ſeine urſprüngliche Reinheit wieder erlangen. Wie? Sie könnten ſo grauſam ſein, mein gutes Kind, das nur Sie liebt, das Sie wiederum lieben, einem lebenslänglichen Jammer Preis zu geben? Und warum?»

«Warum? Warum?» raſete Hellmann auf. «So mögen Sie es denn wiſſen, was mich Ihnen und Ihrer theuern Tochter ewig verabſcheuungswürdig machen muß, was Sie von mir zurückſcheuchen wird, wie von einem Geſpenſt: Ich, ich bin der Dieb Ihres Geldes!»

Mathilde weinte heftig; die Hofräthin aber fuhr ſehr gefaßt und ruhig fort: «Sie ſagen uns da nichts Neues. Doch wir ſind mit dem Vorſatze gekommen, Ihnen Alles zu verzeihen; und wenn Sie nicht von dieſer Sache geſprochen hätten, ſo würden wir ſie mit keiner andeutenden Sylbe erwähnt haben. Deshalb ſollen weder Sie, noch meine Tochter verzweifeln. Der Menſch iſt ſchwach und kann fehlen, aber er iſt auch ſtark und kann den Fehler beſſern. Sie haben Ihren Fehler gebeſſert und ſind ſtark geworden. Gott iſt langmüthig und barmherzig, und der Menſch ſoll Gott ähnlich zu werden ſuchen.»

«Wie?» rief Hellmann, als wenn er aus einem ſchweren Traume erwachte, «Sie wußten alſo mein Verbrechen, und kamen doch, mich zu begnadigen, mich eines Glückes theilhaftig zu machen, welches der reinſte zu genießen noch nicht würdig iſt?»

«Ei, wiſſen Sie denn nicht aus der Bibel, daß ſelbſt im Himmel über einen bekehrten Sünder mehr Freude iſt, als über tauſend Gerechte? Sie ſollen Ihr Vaterland nicht verlaſſen, vielmehr ein ſehr nützliches und thätiges Glied deſſelben werden. Ihre Kenntniſſe werden Ihnen bald eine denſelben angemeßne Laufbahn eröffnen. Ich folge meiner Tochter in Ihre neue Heimath, und Ihr Fehler wird Sie ſtets antreiben, immer edler und beſſer zu werden.»

Da brach der junge Mann in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Er umarmte die Hofräthin, dann ſchloß er Mathilden an ſein Herz. Die Macht der auf ihn einſtürmenden Gefühle raubte ihm in den erſten Minuten den Gebrauch der Sprache. Erſt als er ſich etwas zu faſſen vermochte, ſagte er: «Sie verzeihen mir ſo großmüthig und überhäufen mich mit dem höchſten Glücke, ohne zu wiſſen, welche Umſtände mich zu dem Verbrechen trieben, deſſen Andenken mir ſtets eine Schamröthe aufzwingen wird.»

«Es hängt nur von Ihrer Gefälligkeit ab, uns dieſelben mitzutheilen. Ihr Freund Becker hat uns mit allem, was ihn betrifft, bekannt gemacht.»

«So brauche ich Ihnen nur über meinen Aufenthalt in * * * zu berichten, oder von der Zeit, wo ich den Namen meines armen Freundes führen mußte, an welchen mich die Pflichten der Dankbarkeit ſo innig feſſeln. Becker hatte mir das Geld, welches er durch Collekte erhalten, übergeben, und ich hatte es gewiſſenhaft verwendet. Die Koſten meines Unterhalts hatte ich meiſtens aus meinen Mitteln beſtritten. Seit mehren Jahren fröhnte ich einer abſcheulichen Leidenſchaft, und noch beſchämender iſt es für mich, hinzuſetzen zu müſſen, ich war durch Aberglauben dazu gekommen. Stets hatte ich einen Hang zu myſtiſcher Schwärmerei. Ein alter Prophet hatte aus den Linien meiner Hand, meines Geſichts, aus den Sternen oder ſonſt wo geleſen, ich werde einſt durch ein Hazardſpiel glücklich werden. Dies unſelige Wort machte mich zum Spieler. Ich ſpielte mit wechſelndem Glücke, aber immer leidenſchaftlicher.»

«Kaum hatte ich nun vernommen, daß auf dem großen Maskenballe in C. auch eine Bank gehalten werde, als es mich auch ſchon unwiderſtehlich dahin zog. Ihre Einladung, obgleich ſie der Wink eines Engels war, konnte mich nicht abbringen. Nicht mit Geſellſchaft, ſondern ganz allein wollte ich reiſen, weil ich ja Becker'n das Verſprechen gegeben hatte, jede nähere Bekanntſchaft zu meiden. Ich kam zu Ihnen, um Ihnen für Ihre Einladung zu danken, und — ſie abzulehnen. Da waren ſie eben beſchäftigt, eine Geldſumme in einem Pulte einzuſchließen. Ich ſah das nur im Vorübergehen, es machte gar keinen Eindruck auf mich. Am andern Tage reiſete ich nach C. In meiner ganz unkenntlichen Maske ſaß ich am Spieltiſche und verlor das ganze Geld, welches zu der zwei Tage darauf angeſetzten Promotion beſtimmt war, Alles, was ich hatte. Die Verzweiflung, mein Freund, der ſein ganzes Glück auf mich gebaut, der mir das Leben gerettet und dem ich nun Rettung verſprochen, faßte mich mit Löwenſtärke. Was hatte Selbſtmord meinem Freunde geholfen? ich hätte ihn mit verdorben. Ich ſelbſt war mir gleichgültig, es galt die Rettung Becker's. Geld mußte ich auftreiben, Geld noch in dieſer Nacht. Aber ich kannte Niemanden in C. und * * *. Es wäre vergebliche Mühe, Ihnen das Gräßliche meiner Lage mit Worten darſtellen zu wollen. Ich hatte nur einen Gedanken: die Rettung meines Freundes, und dieſer brannte mir wie glühendes Eiſen im Gehirne. Ich war dem Wahnſinne nahe. In dieſem Zuſtande fiel mir das Geld wieder ein, welches ich bei Ihnen geſehen. Der Kampf meines guten Genius mit meinem böſen war fürchterlich; aber der Sieg wurde dem letztern, weil der erſtere zugeben mußte, daß Alles nur für den Freund geſchehe, der außerdem durch mich höchſt elend werden würde. Ich hatte ein ſchnelles Pferd. Unbemerkt zog ich es aus dem Stalle, warf mich darauf und ſprengte wie ein Raſender nach * * *. Ich bog von der Straße ab und ritt auf einem einſamen Wege nach Ihrem Gartenhauſe zu. Ich kannte die Gelegenheit deſſelben, denn ach! ich war ja oft Abends um daſſelbe geſchlichen, um Mathilden's Schatten zu ſehen. Mein Pferd band ich an einen Baum, ſetzte dann über den Waſſergraben, der das Haus und den Garten vom Felde ſcheidet, kletterte über den Zaun und ſtand vor der Glasthüre. Mit einem Taſchenmeſſer ſchnitt ich ihre Einfaſſung durch und brach dann die Glasſcheiben ab. Die Mondsſichel und das Schneelicht leuchteten mir. Wie ich in das Zimmer gekommen bin, weiß ich nicht recht mehr, genug ich bin durch das Fenſter geſtiegen. Mein Meſſer, und als dies nicht ausreichte, einer meiner Sporn, öffneten mir den Pult. Ich fand den Geldſack, ſtürzte haſtig fort, ſprengte in ſataniſcher Freude nach C. zurück, ſetzte mich an den Spieltiſch, und verlor noch eine große Summe. Erſt am hellen Tage erbarmte ſich meiner das Glück wieder. Ich gewann aber nicht genug. Die Bank wurde geſchloſſen. Jetzt kam ich zur Beſinnung, ich verabſcheuete mich, ich würde mir den Tod gegeben haben, wenn nicht Becker auf mich vertraut hätte. Die Promotion nahm meine geiſtige Thätigkeit in Anſpruch, ſonſt wäre ich vielleicht wahnſinnig geworden. Als ich alles bezahlt hatte, fehlten mir noch fünfhundert Thaler an der Summe, die ich Ihnen zuſchickte. Auch dieſen Reſt konnte ich Ihnen ſpäter ſenden und athmete ſeit dieſer Zeit ruhiger. Mein Herz wollte ich in Amerika's Urwäldern begraben, aber der Engel meines Lebens erſchien noch zur rechten Zeit, um mich im Vaterlande zurück zu halten. Er ſei geſegnet!»

«Geſegnet auch Sie!» ſagte Mathilde, «der Genius meines Lebens. Daß Sie das ſind, mag Ihnen das Glück und der Segen beweiſen, den Ihre That uns gebracht hat. Und wie ſehr wunderbar hat ſich doch alles gefügt, ſo daß man Gottes Finger nicht verkennen kann. Hat nicht der Prophet recht, daß Sie durch ein Hazardſpiel glücklich werden? Und trifft meine Ahnung nicht ein, daß die fehlenden 500 Rthlr. mich noch ganz glücklich machen würden, eben dadurch, daß ſie fehlten? denn hätten ſie nicht gefehlt, ſo wäre Hellmann ſchon fort, wer weiß, wie weit, und ich ſehr unglücklich.»

Und ſie erzählte und Alle wurden heiter und glücklich. Der Abend ſenkte ſich beruhigend auf ſie herab. Ihre Herzen wurden aber voll Dank gegen Gottes ewige Liebe, die alles Böſe ſtets zum Guten wendet.

Reinhardtsbrunn.

In den Mauern, die die Zeit erhalten,
Zieht das Alterthum herauf,
Und die Jahre, die vorüber wallten
Mit verſunkenen Geſtalten,
Nehmen noch ein Mal den Lauf.
Mahnend glühen Flämmchen auf;
Und dem Thal entlang
Schwebet Chorgeſang;
Um des Kloſters grauliches Geſtein
Flimmernd ſchweift's wie Fackelſchein. —
Fern den Lebensſtürmen, in den Hafen
Gingen hier, im glaubigen Vertraun,
Fromme Helden, edle, kühne Grafen,
Welche neben zarten Frau'n
Nun in tiefer Ruhe ſchlafen.
Aber auch die ſchwere Schuld
Trieb in dieſe ſtillen Schatten
Harrend auf des Himmels Huld
Adelheidens greiſen Gatten.

(Welcker's Thüringer Lieder.)

Freundlicher Genius dieſes Thals, Geiſt des Friedens, Eichenbekränzter! kühle mir die heiße Stirne mit dem leiſen Fächeln deiner Schwingen.

Ich trinke die friſche, labende Quelle deines Athems, ſüße, reine Luft, die die grünen Berge umwellt, Geſundheitſpenderin, Schöpferin ſeliger Freuden! Ich bin müde von der Arbeit des Tags, krank vom Kampfe der Zeit; umwebe mich mit der Ruhe deiner Dämmerung, heile mich mit dem holden Geflüſter deiner Sagen! Ich bin der Stadt entronnen voll böſen Geſchwätzes, ich habe mich zu dir geflüchtet, in die grünen Berghallen deiner Einſamkeit, friedengewährender Geiſt, der du nur das Gekoſe des Waldbachs, nur das Geflüſter der Bäume, nur das Zwitſchern der Vögel liebſt, und dem Geweiheten mit duftigem Kuße die träumende Augenlippe öffneſt, daß er die Vergangenheit ſchaue, überhaucht vom buntfarbigen Zauber der Poeſie. — Laß mich Alles vergeſſen, was mich drückt, beſcheidener Genius, laß in deinem Schooſe auf ſchwellendem Waldgrunde mich entſchlummern, breite deine roſenfarbnen Fittige über mich, plaudre mir deine Märchen vor. — Horch! iſt's der Bach, ſind's die Bäume? Wer erzählt mir? Wach' ich? träum' ich? Du haſt mich erhört, du biſt mir hold, Geiſt des ſtillen Thals! Friede und Schlaf, Träume und Märchen kommen über mich; ſüße Töne ziehn das Thal entlang; längſt verblichne Bilder glühen wieder auf. Es iſt deine Stimme, die mich umflüſtert; es iſt dein Zauber, der mich umgaukelt.

Viel ſchönre Thäler, viel großartigere Berge hat die Erde, ein ſtilleres, einfach ſchöneres, zu melancholiſcher Einſamkeit einladenderes Thal, freundlichere, heimiſchere Berge, als das Reinhardtsbrunner Thal mit den Bergen umher, hat ſie gewiß wenig. Tiefer Frieden und harmoniſche Ruhe ſchweben und weben, wie eine fühlende Seele, über dieſen Räumen, jede Stelle trägt das Gepräge einfach großer ruhigen Harmonie. Jeder gemeine Laut dünkt mir in dieſem Thale Entweihung, hier ſchweigen gewiß die Leidenſchaften in jedem edeln Herzen und die Genußſucht verklärt ſich zu ſeliger Empfindung. Es iſt Gottes Friedensgeiſt, der kühl und beſänftigend uns ſchon beim Eintritt anhaucht, es iſt der Kuß reinerer, höherer Lebensfreude, der uns Stirn und Wangen friſcht. O, daß es nur der Traum eines für ſelige Wonne dankbaren Dichters iſt, daß die Menſchen, die oft hierher kommen, beſſer werden müßten, daß ihnen der Geiſt des Friedens und der Liebe, der hier fluthet, die kranke Seele heilen müßte! Den gewaltigen Sohn der Erde, den Rieſen der gemeinen Leidenſchaft vermag freilich der ſtille Genius dieſes Thals nicht zu bändigen. Sie gehen ohne Streit neben einander hin und faſt glaub' ich, keiner ahnet des Andern Gegenwart.

Aber auch Andre müſſen gefühlt haben wie ich, vor grauen Jahrhunderten mußten Herzen, die nun längſt zu Staub zerfallen ſind, ſchlagen in Luſt und Qual, wie meins; denn ſie ſuchten Ruhe hier, wie ich. Gab' es ein ſchöneres Plätzchen für ein Kloſter, als dies? Wenn die Stürme und Kämpfe meiner Jugend vorüber, dann wollt' ich, öffnete ſich mir die längſt zerſtörte Pforte dieſes Kloſters, im Schooſe der Natur und Wiſſenſchaft würd' ich gern mein Leben beſchließen, ohne Wünſche, ohne Hoffnungen. Und gab es ein ſchönres Plätzchen für die Gräber edler frommer Fürſten und Fürſtinnen des Thüringerlandes? Hier möchte auch ich ſchlafen und raſten von des Lebens Mühen. —

Fremdling, der du das ſchöne, gemüthliche Thüringen durchwanderſt, geh nicht an ſeiner gemüthlichſten Stelle vorüber, beſuche das wehmuthheitre, thränenfreundliche, liebe, Reinhardtsbrunn.

Zur Schauenburg, der Bergfeſte, hielt Hof der junge Graf Ludwig von Thüringen. Dieſe ſtattliche Burg hatte ſein Vater von Grund aus neu erbaut. Der war Graf Ludwig der Bärtige. Aus Frankreich vertrieben von böſem Geſchick, wie die Sage erzählt, ohne es zu nennen, war er an den Hof ſeines Vetters, des deutſchen Kaiſers Konrad des Andern gekommen; beide waren dem fränkiſchen Stamme der Salier entſprungen. Der Kaiſer beſtellte ihn, vielleicht um ihn vom Hofe zu entfernen, zu ſeinem Conces oder Vogt in Thüringen, und ſchenkte ihm ein großes Stück des wüſten Thüringerwaldes, die Loibe genannt. Auf dem ſchönſten Berg der Loibe erbaute ſich Graf Ludwig ſeine Burg und nannte ſie, weil man von dort weit umher ſchauen kann, nach allen vier Reichen der Welt, Schauenburg. Dann mehrte er ſein Land und erwarb noch andre Schlöſſer und Landſtrecken in Thüringen. In der wilden Einſamkeit des Thüringerwaldes, auf dem weitumſchauenden Berge, in den lieblichen, ſtillen Thälern wuchs der junge Ludwig auf, der einzige Leibeserbe des Bärtigen. Hier nährte ſich ſein Sinn für Schönheit. Die Jagd liebte er leidenſchaftlich.

Ludwig war ſechszehn Jahre alt geweſen, da verlobte ihn ſein Vater mit einer Herzogin von Sachſen, um feſten Fuß zu faſſen im neuen Lande. Ludwig liebte ſeine Braut nicht, ſie war nicht ſchön, aber ſtolz, ſie war nicht jung, aber gefallſüchtig. Doch ſein Vater war ſtreng und er mußte gehorchen. Drauf zog der alte Graf gen Speyer zum Begräbniß ſeines Vetters, des deutſchen Kaiſers Heinrich's des Dritten, Conrad's des Andern Sohn, der dort in der Blüthe ſeiner Jahre — er zählte erſt 39 — geſtorben war. Auf dem Heimwege erkrankte der Greis, ſtarb zu Mainz und wurde dort begraben. Der ſiebenzehnjährige Ludwig war Herr des reichen Beſitzes. Obgleich mit widerſtrebendem Herzen, ehrte er doch des Vaters Willen aus Pietät, und führte ſeine ſtolze, ungeliebte Braut als Gattin auf Schauenburg. Aber Glück und Zufriedenheit flohen den jungen Grafen. Er mied ſeine Gemahlin und die Stammburg, wo er geboren war, und wohnte bald hier, bald dort auf einer ſeiner Burgen und durchſtrich die Wälder, ſeinen Unmuth zu verſcheuchen und das Wild zu erlegen. So kam er auch auf das Schloß Freiburg ohnweit Naumburg, welches ſein Eigenthum war. Da hatte er zum Vogt beſtellt einen jungen wackern Waidmann, Namens Konrad Schenk, ein durchtriebener Geſell, voller Schwänke und Kurzweil. Graf Ludwig liebte den Vogt und hätte ihn gern auf Schauenburg verſetzt, aber die Gräfin mochte ihn nicht leiden, und nannte ihn einen vorlauten, gemeinen Knecht. Drum blieb der Graf gern auf Freiburg und ließ ſich von ſeinem Vogte Schwänke vormachen, damit er ſeinen Kummer vergäße.

Der Graf beſuchte auch die ritterliche Nachbarſchaft, und kam auf die ihm nahe gelegene Burg Weißenburg oder Tſcheiplitz. Dort hielt ſeit wenigen Wochen Pfalzgraf Friedrich von Sachſen Hof, der hatte ſich erſt ein ſchönes Weib gefreit. Adelheit war ihr Name. Von ihren Eltern und Verwandten gezwungen, hatte ſie dem weit ältern, mächtigen Pfalzgrafen ihre Hand gegeben, nicht ihr Herz. Dies ward ſchnell des jungen, ſtattlichen Grafen Ludwig's Eigenthum, als er gekommen war, ihren Eheherrn und ſie zu begrüßen, und ſie ihm in's große blaue Auge und durch dieſes in ſein minnedurſtiges Herz geſehen. Adelheit's ſtrahlende Schönheit, ihre Jugend, ihr Geiſt wirkten zauberiſch auf Ludwig's krankes Gemüth. Sie hatten ſich geſehen, ſie liebten ſich, und mit dem ſüßen Schmerz im Herzen, kehrte Graf Ludwig nach Schauenburg zurück. Als ein finſtrer, ſchweigender Mann hatte er ſein Stammſchloß verlaſſen, als ein lauter Tyrann kehrte er zurück. Man hatte ihm viel Übles von ſeiner Gemahlin hinterbracht, ihre kalte Liebloſigkeit empörte ihn, ihr Stolz war ihm unerträglich. Sie hatte übermüthig geäußert: Ludwig müſſe es für eine Gnade halten, daß ſie ihn mit ihrer Hand beehrt; ihr Vater ſei ein alter Reichsfürſt, ihr Eheherr aber ein neuer Graf. Ludwig ſprach heiße, gallige Worte zu ihr, ihr Stolz antwortete noch bittrer. Da kam es zum Bruch, er verwieß ihr ſein Schloß. Sie ging, und kehrte zu ihrem Vater zurück; aber die Beleidigung ihres Stolzes brach ihr das Herz. Sie ſtarb bald darauf, und Ludwig eilte frei und ledig nach Freiburg. Sehnſucht war ſein ſchnelles Roß, Liebe ſein ſcharfer Sporn. Auf Weißenburg hatte ein liebeglühendes Herz mit qualvollem Verlangen ſeiner geharrt. Er ſah die ſchöne Adelheit wieder; aus ihren Augen loderten ihm die Flammen ihres Herzens entgegen; an dem zitternden Druck ſeiner Hand, am Beben ſeiner Stimme erkannte ſie die Macht, die ſie über den blühenden Ritter erlangt; ſie trank Seligkeit aus ſeinen Blicken, ſog Wonne aus ſeiner ſüßen Verwirrung, und mit ihm verſank ſie in die heißen, traumbunten luſtbewegten, wonneduftenden, entzückentönenden Wellen heiliger Liebesfluth. Der nüchterne Pfalzgraf ſah das Alles nicht, aber kaum waren die Liebetrunknen allein, als Auge in Auge wurzelte, Mund an Mund ſich heftete, und Flamme in Flamme ſich ergoß. — O überſchwengliche Liebesſeligkeit, reichſtes, göttlichſtes aller Gefühle, die durch die enge Menſchenbruſt ziehen, für das die arme Wortſprache keinen Ausdruck, für das die reichere Tonſprache nur ahnungvolle Andeutungen hat, wer dich in der ganzen, unwiderſtehlichen Gewalt deiner götterkräftigen Weſenheit empfunden hat, der wird über Ludwig's und Adelheit's Liebe kein zürnendes, tadelndes Wort ſprechen! An Himmliſches ſoll man keinen irdiſchen Maßſtab legen, und wenn der Bergſtrom der Natur, von überirdiſchen Wolken gewäſſert und gefüllt, daherbrauſt, da ſoll ihm der thörichte Menſch keinen winzigen Damm entgegenbauen wollen. Göttliche Dinge dulden keine Erdenfeſſel, und die Liebe iſt ein göttliches; die Ehe aber iſt ein ſchwaches Erdenband, die irdiſche Karikatur einer himmliſchen Schönheit. Gerade das iſt ja das eigentlichſte Weſen der Liebe, daß ſie ſich von der Welt trennt, von ihren gröbern Banden losreißt, um zwei in Erde gehüllte, unſterbliche

Weſen in einem reinern und höhern Lebenselemente zu verſchmelzen. So fühlten die Herzen, denen reichere Strahlen jenes ewigen Geſtirns zufloſſen, als andern, vor acht Jahrhunderten, ſo fühlen ſie heute noch, ſo werden ſie fühlen, ſo lange Menſchenherzen ſchlagen, und gewiß einſt glücklicher, wenn es keine Ehebande, ſondern nur Liebesbande gibt. —

Das Hinderniß, welches Graf Ludwig's Glück entgegenſtand, entflammte ſeine Leidenſchaft zum wildeſten Feuer, und es war der kräftigen, rohen Zeit angemeſſen, daß er daran dachte, den Pfalzgrafen aus dem Wege zu ſchaffen. Aber er hüllte ſeine Gedanken ein und machte den Vogt Konrad zum Vertrauten ſeiner Liebe.

«Ich hab's Euch lange angemerkt,» lachte dieſer, «Ihr rennt und ſtöhnt, daß es einem bange werden könnte. Ach, jung und alt, läßt immer kalt, doch jung und jung zuſammen, gibt heiße Minneflammen.»

«Laß deine Sprüchlein, Konrad, und gib mir einen Rath, wie ich mir helfe, ſonſt geh' ich zu Grund.»

«Ei lieber mögen Andre zu Grund gehen, die an Jahren und Thorheit ein Nährecht dazu haben. Einen Rath wollt Ihr? Reitet nicht mehr gen Weißenburg.»

«Biſt du toll! Sie nicht mehr zu ſehen, ertrüg' ich nicht. Und wozu ſoll's führen?»

«Sie ſtets zu ſehen und noch mehr als ſehen. Eine kurze Zeit werdet Ihr's ſchon ertragen. Fangt Händel an mit dem Pfalzgrafen, reitet ihm in's Gehege, bringt's an ihn, und dann — das Übrige wißt Ihr.»

«Ich rechne mit auf deinen Arm.»

«Thut das! Was gilt mir der mürriſche Pfalzgraf mehr, als der Bär, nach dem ich jage? Ich will in ſein Gemark und ihm das beſte Wild erlegen. Thut Ihr desgleichen, hernach wird ſich finden, was Ihr ſucht.»

Konrad war ein ächter Thüringer, froh und bei der Hand, wenn's zuzuſchlagen galt. Gern ſang er Lieder, wenn er mit der Armbruſt durch den Wald ſtrich.

Tags nach dem Zwieſprach mit dem Grafen Ludwig war er lauter, als je; denn er war über die Grenze gegangen in des Pfalzgraf's Revier. Mit viel Lärm und Geſchrei ſang er ein ihm gar werthes Lied, das lautete alſo:

„Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt

Die Bergeshäupter ragen
Gen Himmel kühn und ſtolz;
Auf ihrem Scheitel tragen
Sie ſtarker Eichen Holz.
Es trägt durch deine Hallen
Sein hoch Geweih das Wild,
Vom Lied der Nachtigallen
Sind Buſch und Hain erfüllt.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!

Es ſpringt aus deinen Gründen
Hervor manch friſcher Quell.
Durch deine Thäler winden
Sich Bäche klar und hell.
Des Raſens Teppich breitet,
Sich zwiſchen Waldes Saum;
Der Fuß des Wandrers gleitet
Auf hundertfarb'gem Raum.

Thüringen, du holdes Land,
Wie iſt mein Herz dir zugewandt!

Auf deinen Feldern reifet
Der Aehren Segenswucht;
So weit das Auge ſtreifet
Erglänzt die goldne Frucht.

Wie tönt uns froh entgegen
Der Schnitter dankend Lied,
Wenn rings auf allen Wegen
Die Ernte heimwärts zieht!»

Er hatte das Lied noch nicht lange beendigt, als ihm ein Dienſtmann des Pfalzgrafen nahete und ihm zurief: «was ſuchſt du hier!»

«Das beſte Wild, das ſchlechtſte iſt gut für dich.»

«Du biſt auf meines Herrn Grund und Boden.»

«Mein Herr aber ſagt, es ſei der ſeinige. Graf Ludwig iſt ſelbſt nicht weit von hier und ich gehöre zu ſeinem Gefolge. Er hat eben den köſtlichſten Hirſch erlegt, der jemals dieſe Wälder durchſtreifte.»

«Dann ſeid Ihr Wilddiebe, du und dein Graf.»

«Laß mich dies Wort nicht noch ein Mal hören, ſonſt haſt du dein letztes Brod gegeſſen.»

«Ich werde dieſe Unbill meinem Herrn, dem Pfalzgrafen anſagen.»

«Thue das; mir iſt's recht.» —

Tags darauf ließ Graf Ludwig dem Pfalzgrafen Friedrich ſagen: «Ihr habt Euch ein großes Stück meines Waldes angemaßt, ich werde darauf jagen, und Ihr mich nicht daran hindern.»

Die ſchöne Adelheit ſtellte ſich recht böſe auf

Ludwig und reizte ihres Herrn Zorn zur Wuth. Nun lieſen täglich Nachrichten ein, wie Graf Ludwig das beſte Wild auf dem Weißenburger Forſte erlege, nun ſprach Adelheit zu ihrem Gemahl: «Wollt Ihr die Unbild länger dulden?

Da trat ein Dienſtmann herein und ſprach: «Der Graf Ludwig von Thüringen hält eine Hatz in der Reiße am Münchenrodiſchen Felde und hat im Eichholz ſchon viel Wild erlegt.»

«Was ſoll ich von Euch denken?» rief Adelheit, «wenn Ihr den frechen Uebermuth des Grafen noch ertragt?»

Und Friedrich warf ſich im vollen Zorn, ohne Harniſch und Panzer auf ſein Pferd und ſuchte, nur von einigen Knechten und Jagdhunden begleitet, den Grafen auf. Er traf ihn unter einer Linde, wo er mit dem Vogt Konrad Raſt hielt. Erſt ſetzte es harte Worte und Scheltreden, dann griffen ſie zu den Waffen, und einige Augenblicke darauf lag Pfalzgraf Friedrich tödtlich verwundet in ſeinem Blute am Boden, und ſtarb, ohne zu wiſſen, was ihm den Tod bereitet. Seine Leiche wurde von den beſtürzten Knechten nach Weißenburg gebracht. Adelheit jammerte und wehklagte an ſeiner Bahre, und zerraufte ſich ſogar die ſchönen Haare. — O Kunſt der Verſtellung, du biſt ein Weib! Und die trefflichſte Frau, die ihrem Manne untreu geworden, iſt bald Meiſterin dieſer Kunſt. Adelheit legte den Wittwenſchleier an, und ließ ihren todten Herrn im Kloſter Goſigk, welches er geſtiftet, beerdigen.

Graf Ludwig war mit ſeinem Vogt nach Schauenburg geflohen, aber heimliche Boten ritten zwiſchen Schauenburg und Weißenburg, im letztern Schloß bei ſpäter Nacht ein- und bei frühem Morgen hinausgelaſſen, die trugen gar ſüße Worte und liebe Kunde hin und her. Vogt Konrad ſaß aber bald wieder auf Freiburg und war der Vermittler zwiſchen ſeinem Herrn und der in Trauer gehüllten Geliebten deſſelben. Auch wußte es Konrad zu veranſtalten, daß ſich die Liebenden in heimlicher Nacht auf Freiburg ſahen und ſprachen, und dort ſchmeichelte die reizende Adelheit ihrem Buhlen jeden Gedanken an das blutige Opfer ihrer Genüſſe aus dem Sinn. — Die Sehnſucht, ſich ganz und ohne Zwang zu beſitzen, wurde immer mächtiger, und noch war ſeit Friedrich's gewaltſamen Tode kein Jahr verfloſſen, als Adelheit ſchon den Wittwenſchleier mit dem Brautkranze vertauſchte, und Graf Ludwig ſie als ſein ehelich Gemahl heimführte auf Schloß Schauenburg. Der getreue Vogt blieb auf Freiburg, nahm ſich auch ein Weib und diente ſeinem Herrn nach wie vor mit großem Eifer.

Zwanzig Jahre ſpäter, als die heiße Leidenſchaft der Liebe gekühlt war, machte das erwachte Gewiſſen ſich geltend. Ludwig und Adelheit bebten vor den Schreckniſſen deſſelben und begehrten nichts ſehnlicher, als Gott zu ſühnen wegen ihres Verbrechens, wie ſie den Kaiſer und den Biſchof Albrecht von Bremen, des ermordeten Pfalzgrafen Bruder geſühnt hatten *)

---

*) Ludwig hatte ſich die Pfaffheit auf den Hals gehetzt und wurde vom Biſchoff Albrecht uberall verfolgt. Er war ohngefähr funf Jahre in Adelheit's glücklichem Beſitz, als er im Magdeburgiſchen ergriffen und auf das Schloß Gibichenſtein bei Halle gefangen geſetzt wurde. Aus einem Fenſter dieſes Felſenſchloſſes, das man jetzt noch in der maleriſchen Ruine zeigt, ſoll er von der ſchwindelnden Hohe in die unten flieſſende Saale geſprungen und glucklich entkommen ſein.

Von dieſem abentheuerlichen Sprunge fuhrte er in der Geſchichte den Namen der Springer. Wer die Lokalitat Gibichenſteins kennt, muß den Sprung fur unmoglich halten. Ludwig

Adelheit's Küſſe erſtickten die Vorwürfe dieſes Gewiſſens nicht mehr; ſie ſelbſt verfiel in Trübſinn und Schwermuth, und Ludwig unternahm, mit auf ihren Betrieb eine Wallfahrt nach Rom, um ſich mit dem heiligen Vater über die Sühne zu berathen, und Vergebung ſeiner Sünde von St. Peter's Stuhl zu erlangen. Konrad, der Vogt von Freiburg mußte ſeinen Herrn begleiten. Ihm war unterdeſſen ein Sohn herangewachſen, ein ſchmucker, muntrer Burſche, neunzehn Jahr alt, der von ſeinem Vater Lautenſpiel und Geſang gelernt, und ein eben ſo rüſtiger und geſchickter Jäger geworden war. Dieſen Jüngling brachte der Vogt mit auf die Schauenburg, weil ſein Weib

---

entkam wohl auf andre Weiſe. Auch gedenkt ein gleichzeitiger Chroniſt des Sprungs und erſt weit ſpätere Annaliſten erzählen davon, was an ſich ſchon ſehr verdächtig iſt. Die Sage entſtand jedenfalls durch die Verwechslung der Worte **Salius** und **Saliens**. Ludwig der Bärtige war ein Franke und mit dem Franken Konrad II., dem Salier, nahe verwandt. Ludwig ererbte wahrſcheinlich den Namen **Salius**, der Salier, von ſeinem Vater, was ein ſpaterer Annaliſt **Saliens**, der Springer, las, und ſo entſtand die Sage.

geſtorben war, um ihn, während ſeiner Abweſenheit der Gnade der Gräfin zu empfehlen, und Adelheit beſtellte ihn zu ihrem Leibdiener, der Graf aber zum Vogt auf der Schauenburg, bis er von Rom heimgekehrt ſei. Dann zog Ludwig von Adelheit's Wünſchen begleitet, und von ihren und ihrer Kinder Küſſen gelabt, von dannen; die Gräfin aber verfiel in tiefe Schwermuth, aus welcher ſie ſelbſt die blühende Schaar ihrer Söhne und Töchter, die ſtets um ſie verſammelt war, nicht zu reißen vermochte.

Kein Wunder war's alſo, wenn ſich der junge lebensluſtige Vogt, auch Konrad geheißen, wie ſein Vater, nicht gern im Schloſſe aufhielt, ſondern ſingend und jagend die ihm noch unbekannten herrlichen Gebirge und Wälder durchſtreifte. Bald hatte er auch im ſchönſten Theil der Umgegend einen Gegenſtand gefunden, der ihn noch ſtärker als Wald und Wild vom Schloſſe hinabzog in die Gründe und ſchattigen Heine. Konrad, der ſangkundige Jäger, war fleißig hinter den Töchtern der Bergleute und Waldbewohner her, und der ſchmucke Jüngling wurde überall gern geſehen.

Unten im Thale, durch das der Weg aus dem flachen Lande über das Gebirge führte, in der Nähe einiger am Waldrande gelegnen Dörfer und Weiler, hatte ein Töpfer ſeine Hütte und ſeinen Ofen gebaut und ſtellte ſeine Waaren den Vorüberziehenden zum Verkauf aus. Hier vorüber ging auch der Weg nach der Burg Schauenburg, und wenn man von dieſer nach der vom Grafen Ludwig neuerbauten Wartburg wollte, mußte man auch an des Töpfers Reinhard Haus vorbei. Nicht weit von dieſem, an der ſchönſten Stelle des herrlichen Thales, ſprudelte ein köſtlicher Quell, ſtark wie ein Bach, aus dem Fuße des Berges hervor. Dieſe Quelle war ſeit alten Zeiten berühmt, und ſonſt, ehe Winfried von England die Chriſtuslehre nach Thüringen gebracht, und nur eine Stunde von dieſem Thale entfernt die erſte chriſtliche Kirche auf einem Berge des Thüringer Waldes erbaut hatte, war dieſe Quelle den Göttern heilig geweſen, und noch jetzt knüpften ſich ſchauerliche Sagen an ihre kryſtallne Fluth, und ſie hieß in der Umgegend nur der Hexenborn, oder auch der Reinhardsborn, wegen der Nähe des Töpferhauſes.

Der Quelle gegenüber am andern Berge öffnete ſich ein neuangelegtes Bergwerk; denn Graf

Ludwig betrieb den Bergbau fleißig auf ſeinem Gebiete. —

Ein freundlicher Sommermorgen — es war ein Montag — lachte in das Thal herein, und begrüßte die Bergleute, die ſich eben verſammelt hatten, ihre Morgenandacht zu halten. Nicht weit davon auf einem grünen Platze ſaß Kurt, des Töpfers Reinhard Lehrjunge an der Scheibe und drehte mit ziemlicher Unluſt Töpfe, wozu er den Thon nicht weit vom Hexenborn erſt gegraben hatte.

Als die Bergleute mit ihrem Gebete fertig waren, griffen ſie zu ihrem Werkzeuge und rüſteten ſich zur Einfahrt. Dazu ſangen ſie noch folgendes Lied

„Hinab zu der Erde geheimſter Nacht,
Erbaut der Bergmann ſich Straßen,
Wo die Waſſer mit ungeheurer Macht
Im Kampfe gegen ſich raſen,
Wo der blaue Berggeiſt in Flämmchen hüpft,
Und neckend am Knappen vorüber ſchlüpft.
Glück auf!

Die Flämmchen flackern ſo hell und klar,
Wo der Kobold die Schätze gebunden;
Und wo das flammende Zeichen war,
Da wird auch die Ader gefunden.

Bekämpft durch des Meiſels mächtige Wucht
Entweichet der Berggeiſt in eilender Flucht.
Glück auf! Glück auf!

Und die Blumen des Eiſens von holder Geſtalt,
Die ſeit Jahrtauſenden ſchliefen,
Sie ſpringen hervor, wenn der Schlägel ſchallt,
Und ſteigen empor aus den Tiefen;
Doch was ſie ſchaffen am Sonnenlicht,
Bekümmert den fröhlichen Bergmann nicht.
Glück auf! Glück auf! Glück auf! — «

Der Lehrjunge Kurt ſprach ärgerlich dazwiſchen mit ſich ſelbſt: »Wenn ſich doch die verdammten Maulwürfe in das düſtre Loch hineindrückten! Ich wollte der Berg bräche dann unter ihnen herein. Ich kann das Volk, das das Tageslicht wenig ſieht, nicht ausſtehen. Aber ich wette, der geleckte junge Oberſteiger geht nicht eher hinein, bis er die Käthe geſehn und ihr einen freundlichen guten Morgen geboten. Daß ihn der Teufel! Ha ſieh da, da iſt ſie ja ſchon, die kleine Katze. Von mir will ſie nichts wiſſen, doch mit dem ſtattlichen Oberſteiger kann ſie lachen. Aber wart nur, aus einem Töpferlehrjungen kann noch ein ſtattlicher Kriegsmann werden, der dem dummen Oberſteiger die Gurgel abſchneidet und die trotzige Käthe mit Gewalt davon führt und zu ſeinem Weibe macht. — Mein Weib? Ha, das ſoll ſie dann zur Straſe gar nicht werden. Mein Liebchen, weiter nichts; und ſchlagen will ich ſie dann dazu, und den groſſen Aerger, den ſie mir immer macht, an ihr fühlen. Schlagen? Pfui! ſchlagen kann ich ſie nicht; dazu hab' ich ſie zu lieb.»

Käthchen, ein liebliches Waldkind, des Töpfers Tochter, war aus der Hütte getreten und der Oberſteiger zu ihr herangekommen. Kurt warf ihnen viele ſcheele Blicke zu. Als ſich beide nun gar freundlich guten Morgen boten und die Hände ſchüttelten, und der Oberſteiger das ſchmucke Dirnlein mit recht lüſternen Augen betrachtete, da konnte Kurt den Ausbruch ſeiner tollen Wuth nicht länger zurückhalten; er nahm den Topf, an welchem er eben drehete, und warf ihn mit Hohngelächter zwiſchen die beiden, daß ſie ganz erſchreckt von einander fuhren. Der beleidigte Oberſteiger ergriff einen Stock und verfolgte den mit Zetergeſchrei fliehenden Jungen hinter die Hütte; dort trat ihm der Töpfer Reinhard mit der mürriſchen Frage entgegen: «Was habt ihr mit meinem Lehrjungen vor, Oberſteiger, daß er ſich vor Furcht verkriecht, wie ein ſcheues Kaninchen vor dem unwirſchen Hunde?»

«Er hat ſich große Unartigkeit gegen mich erlaubt, und ich bin nicht geſonnen, dies von dem Schlingel, noch von einem Andern ungeahnet zu ertragen.»

«Ei, er wird doch Eurer Würde nicht etwa all zu nahe getreten ſein? Das wäre allerdings ein großes Verbrechen!» ſpöttelte der Töpfer.

«Ich bin vom Grafen dazu beſtellt worden, und verlange mit Recht, daß Jedermann in mir den Willen des Grafen ehre,» ſagte der Andre trotzig.

«Ei, da blast Ihr ja recht ſchön in das Horn des neuen Vogts auf der Schauenburg!» eiferte Reinhard. «Bevor der Graf gen Italien zog, um des heiligen Vaters Pantoffel zu küſſen, ſpracht Ihr nicht ſo übermüthig. Da war auch der überkluge Gelbſchnabel von Vogt noch nicht hier. Der, ſcheint's, hat Euch die neue Lehre mitgebracht.»

«Wahre deine Zunge, Reinhard!» warnte der Bergmann. «Der junge Vogt Konrad iſt ein ſehr wackrer Geſell und mein Freund. Es iſt ſehr unvorſichtig von dir, dergleichen ehrenrührige Ausdrücke von ihm zu gebrauchen.

und wenn du ihm ſeine Jugend vorwirſt, ſo haſt du eben bewieſen, daß Alter nicht vor Thorheit ſchützt.»

«Nur gemach, wackrer Oberſteiger des Grafen und Freund ſeines Vogts. Dieſer Burſche hat mich ſchwer beleidigt. Und von meinen Feinden werd' ich nicht viel Lobens machen ſollen.»

«Das iſt ein ander Ding. Was that Euch Konrad zu leid?»

«Niemals hat mir der Graf oder ſein verſtorbner Vater, der langbärtige Herr, oder einer ihrer Vögte und Dienſtmannen verwehrt, in dieſem Thale und an den benachbarten Bergen zu jagen, und mir den Braten für meinen Tiſch mit Armbruſt und Jagdſpieß, die ich ſo gut zu handhaben weiß, wie jeder Reiſige und Ritter, aus dem Walde ſelbſt zu holen. Ich denke, das iſt Gottes Gabe, wie alles Gute, und ein allgemein Geſchenk der Erde. Hat's denn der Graf vom lieben Herrgott verbrieft und verſiegelt, daß Wald und Wild ſein alleiniges Eigenthum ſind?»

«Nun jezt, kaum iſt dieſer Konrad auf der Schauenburg warm geworden, als er mir auch mit brutaler Strenge das Jagen verbietet. Ich kehrte mich nicht an den jungblütigen Neuling, und dachte, wenn der Graf von Rom heimkehrt, willſt du ſelbſt mit ihm ſprechen. Da begegnete mir der kecke Burſche vor kurzem auf einem Wildgange und rief mir zu, wenn er mich abermals beträfe, wolle er mich von den Knechten auf der Schauenburg durchprügeln und mir Armbruſt und Spieß verderben laſſen. Dazu ſoll Einer kaltes Blut behalten! Was ſagt Ihr, Oberſteiger?»

«Daß der Vogt ein Ehrenmann iſt, der ſeiner Pflicht gegen ſeinen Herrn und Grafen getreulich nachkommt, und deßhalb alles Lob verdient. Allerdings ſind Wald und Jagd Eigenthum des Grafen; er iſt damit vom Kaiſer belehnt worden. Du aber haſt nichts mit Armbruſt und Spieß zu ſchaffen. Hier die Töpferſcheibe iſt dein Gewehr.»

«Blitz und Donnerwetter! Iſt der ein Maulſchwätzer geworden! Oberſteiger!»

«Was willſt du?»

«Ihr ließt vor einiger Zeit ein Paar Wörtchen fallen wegen meiner Tochter. Daraus wird nichts. Ihr ſeid mir ſo gut verhaßt, wie der Vogt. Und dem habe ich nichts Gutes geſchworen. Wenn Ihr wirklich ſein Freund ſeid, wie Ihr Euch rühmt, ſo warnt ihn, nicht in die Nähe meiner Hütte zu kommen.»

«Wenn mich aber Käthchen zum Manne will, ſo werdet Ihr's nicht wehren,» lächelte der Oberſteiger höhniſch.

«Käthe Euch will!» rief der Töpfer erſtaunt. «Käthe, Käthe! komm her! Willſt du des Oberſteigers Weib werden gegen meinen Willen.»

«Weder mit, noch ohne Euern Willen. Ich mag ihn gar nicht.»

«Recht gut von dir, mein liebes Kind!» ſchmunzelte Reinhard.

«So liebſt du mich nicht?» rief der Bergmann beleidigt.

«Freundlich ſein iſt nicht lieben.»

«Ich werde mich an Euch rächen!» polterte der Oberſteiger aufgebracht, und rannte fort in den Schacht, wohin ihm die übrigen Bergleute voran gegangen waren.

«Und Ihr, Vater,» wandte ſich Käthchen an den finſter Grollenden, «ſolltet dem jungen Vogte nicht allzu ſehr zürnen. Er hat ja nur ſeine Pflicht gethan.»

«Ei, höre doch Einer die ſeltſamen Reden der Dirne! Faſt glaub' ich, ſie iſt auch eine Freundin Konrads.»

«Die Güte, womit Euch der Graf ſtets behandelte,» verſetzte Käthchen verwirrt, «konnte der neue Vogt nicht. Was man Euch erlaubt hat, iſt ja doch kein Recht.»

«Fort aus meinen Augen, Unverſchämte!» donnerte der wüthende Vater. «Du biſt nicht mein Blut, das keinen Schimpf vertragen kann. Und ich ſchwör's, der Vogt ſoll von meiner Hand ſtürzen, wie der borſtige Keiler, ſo wie er mir in den Weg kommt.» Und tobend rannte er fort, ſeine Armbruſt zu prüfen.

Käthchen pochte bebend an das Fenſter der Hütte. Kurt lugte heraus.

«Kurt! Kurt!» rief das Mädchen ängſtlich.

«Da bin ich, liebes Käthchen! Iſt der tückiſche Maulwurf in ſein Loch?»

«Ja, liebes Kurtchen. Aber ſage mir, willſt du mir einen Gefallen thun?»

«Ei, wenn du ſo artig mit mir ſprichſt,» ſagte der Burſche vergnügt, «ſo könnte ich Alles thun, ich weiß nicht was, ja beim heiligen Bonifacius! ich könnte dann, wenn du wollteſt, in der Mitternacht zum Hexenborne gehen und mir die geſpenſtigen Lichter, die ſich dort ſehen laſſen, in der Nähe betrachten, obgleich ich wahrſcheinlich den Tod davon tragen würde.»

«Ein ſolches Heldenſtück verlang' ich gar nicht von deiner Ergebenheit. Die Probe würde wirklich zu hart für deine Stärke ſein, und was wäre mir an deinem Tode gelegen.»

«Nicht wahr? — Aber alles andre will ich thun, wenn du mir ein Verſprechen gibſt.»

«Und das wäre?»

«Nicht wieder mit dem Oberſteiger, ja mit keinem Manne weiter zu ſprechen, als mit mir, und — — —»

«Und?»

«Und mich zu heirathen.»

«Du biſt ſo dumm, daß du mich dauerſt.»

«So thu' ich dir auch keinen Gefallen.»

«Liebes Kurtchen, es war ja ſo böſe nicht gemeint. Willſt du wieder gut ſein?»

«Von Herzen gern, wenn du mich heirathen willſt.»

«Nun es kann ſich auch ſchicken. Willſt du mir den Gefallen thun?»

«Alles, wenn du mir nur eine kleine Hoffnung machſt.»

«So geh auf dem Wege nach der Schauenburg rüſtig fürbaß, und wenn dir der Vogt Konrad begegnet, ſo lauf ſchnell zurück und ſag' es mir.»

«Aber wozu das? Was haſt du mit deines Vaters Feinde zu ſchaffen?»

«Ei eben, weil er meines Vaters Feind iſt, will ich mit ihm zu ſchaffen haben.»

«Aber was denn?»

«Ich — ich — ich habe ihm eine Wildpretsſchlinge gelegt, in der ſoll er ſich fangen. Nachher will ich ihn gefangen meinem Vater überliefern.»

«Ei, das iſt ein köſtlicher Gedanke!» rief Kurt, freudig hüpfend. «Aber wo haſt du denn die Schlinge?»

«Sie liegt ja ſchon!» rief Käthchen ärgerlich.

«Aber woher haſt du ſie denn?»

«Ei mit deinem ewigen Aber und Fragen?» zürnte Käthchen bitterböſe. «So geh doch nun, oder ich heirathe dich nicht.»

«Ich gehe ja ſchon. Aber wenn die Schlinge ſchon liegt, ſo kann ich mich ja ſelbſt darin fangen.»

«Sie iſt ja nicht für Gimpel gelegt. Nur der Vogt, für die ſie beſtimmt iſt, kann ſich darin fangen.»

«Nun, wenn dem ſo iſt, kann ich getroſt gehen.» Und ſogleich machte er ſich auf den Weg

«Sei gelobt, heilige Jungfrau!» ſagte Käthchen vor ſich. «Heute wollte Konrad kommen, und träf' ihn der Vater heute in ſeinem ganzen Zorn, es wäre das Verderben eines von Beiden.

Ich muß ihn warnen und bitten, daß er dieſe Gegend meidet, bis der Graf von Rom zurückgekehrt iſt. Der gütige Herr wird meinem Vater die freie Jagd wieder erlauben, und dann wird ſich der bärbeiſſige Alte auch wieder mit dem guten Konrad ausſöhnen.» Als ſie dieß halb geſagt, halb gedacht hatte, ging ſie in die Hütte an ihre Arbeit. Der Lehrjunge mußte aber den Vogt nicht getroffen haben; denn dieſer zeigte ſich bald darauf in ſtattlicher Jägerkleidung hinter der Hütte auf der grünen Halde, und lockte Käthchen mit einſchmeichelndem Waldgeſang. Bald blies er auf dem Horne, bald ſang er. Zum Glück war Reinhard eben nicht bei Hand. Des jungen Vogts Lied lautete:

„Ich hab' ein leichtes junges Blut,
Und nichts kann mich berücken.
Die ſchlanke Feder auf dem Hut,
Den Bogen auf dem Rucken,
Den Jagdſpieß in der ſtarken Hand,
Durchzieh' ich weit und breit das Land.

Früh Morgens, wenn die Sonn aufſteht,
Bin ich ſchon auf den Beinen,
Und Abends wenn ſie ſchlafen geht,
Muß ſie mich noch beſcheinen.
So jag' ich wacker Tag für Tag
Durch Wald und Flur dem Waidwerk nach.

Dem ſchmucken Mädchen ſeh' ich ſchlau
In ihre ſchönen Augen,
Doch ſollt' ich bald nun eine Frau
Für meine Wirthſchaft brauchen,
Käm' mir die Wahl nicht ſauer an;
Dem Käthchen bin ich zugethan.

Die Füchſe, Hirſche, Bären ſind
Das Ziel für Waidmann's Streben;
Die Jagd nach manchem hübſchen Kind
Betreib' ich nur daneben.
Huſa! Huſa! das Horn erſchallt!
Beſiegt ſind Hirſch' und Mädchen bald.»

Und als das Lied ſchwieg, lockte das Waldhorn wieder in lang gehaltnen Tönen, bis Käthchen eilig den Berg herauf kam.

«Guten Morgen, Liebchen!» rief ihr der Jägersmann zu. «Biſt du allein?»

«Ich bins,» verſetzte ſie ängſtlich, und ſich nach allen Seiten umſchauend, «aber keinen Augenblick vor der Rückkehr meines Vaters ſicher. Er iſt im höchſten Zorn von mir gegangen, und wenn er uns zuſammen träfe, ich glaube, er würde mich todt ſchlagen. Ach, er iſt gar ein finſtrer, wilder Mann.»

«Hat er etwas von unſrer Minne erfahren?» fragte Konrad.

«Ach, dann wär' ich gewiß nicht hier; wer weiß, ob ich noch lebte!»

«Nun, was war denn ſonſt die Urſache ſeines Zorns?»

«Ich bat ihn, ſich nicht an dir zu rächen; das brachte ihn ſo ſehr gegen mich auf. Ach, Konrad, ich muß dich vor meinem eignen Vater warnen. Er hat Böſes gegen dich im Sinne, und wird es ausführen, wenn ſich ihm Gelegenheit bietet.»

«Der Unverſöhnliche!»

«Aber warum haſt du ihn auch nicht in den nächſten Bergen jagen laſſen, wie er von Jugend auf gewohnt iſt? Es geſchah mit des Grafen Wiſſen. Dann wäre Alles gut gegangen.»

«Du weißt, daß mich mein Vater kurz vor des Grafen Abreiſe nach Rom auf die Schauenburg brachte. Nun kann wohl ſein, daß mir der Herr, der damals nur mit geiſtlichen Dingen beſchäftigt war, und allein Pfaffen um ſich ſehen wollte, zu ſagen vergeſſen hat, wie es ſich mit der Jagdfreiheit verhält, die dein Vater, ich weiß nicht wofür, in Anſpruch nimmt. So lang ich die Mähr aber nicht aus des Grafen eignem Munde beſtätigt höre, iſt es meine Pflicht, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß du, mein geliebtes Mädchen, mir zürnteſt, deinen Vater aus den Wäldern zu vertreiben, in denen er kein Eigenthum hat.»

«Wohl ſeh' ich ein, daß du recht haſt; aber ich darf dich nicht mehr ſehen und ſprechen.»

«Wie? Du wollteſt böſe auf mich ſein, weil ich recht gehandelt.»

«Nein, Konrad. Aber ich fürchte die unbändige Wuth meines Vaters. Er würde mich ermorden, wenn er auch dich verſchonte. Du aber, ich beſchwöre dich, meide bis zur Rückkehr des Grafen dies Thal, und ich will meinen Vater von der Jagd zurückzuhalten ſuchen, damit ein Unglück verhütet wird.»

«Ich will es meiden, aber dich muß ich ſehen. Laß uns Nachts zuſammen kommen. Unten am Hexenborn ſind wir vor Lauſchern ſicher.»

«Ach, Konrad, vor dem Borne grauſt mir! Wir Alle haben ſchon oft Nachts dort gar ſeltſame Lichter geſehen. Es iſt nicht geheuer.»

«Meine Minne iſt ſicher vor Geiſterſpuk. Die heilige Gottesmutter hält ſchirmend die Hand über Liebenden. Vertraue dich ihr an, und erfülle meine Bitte. Dann will ich auch deinem Vater aus dem Wege gehen und ihn ſchonen. Übermorgen erwarte ich dich an der Eiche neben dem

Borne ſobald es dunkel iſt. Wirſt du mich vergeblich harren laſſen, Käthchen!»

«Ich will mich dem Schutze aller Heiligen empfehlen und kommen,» ſagte das Mädchen mit gefalteten Händen und frommen Blicken. «Doch nun leb' wohl! Zu lange hab' ich ſchon mit dir geplaudert. Leb' wohl! Ich komme!» Und wie das flinke Reh war ſie den Berg hinab und der Vogt verſchwand in Buſch und Hecke.

Der Herbſt gilbte die Blätter, und Konrad und Käthchen hatten manche zärtliche Nacht ſchon am gefürchteten Hexenborn zugebracht, umgaukelt von den wunderbaren Lichtern, die bald nah, bald fern, bald groß, bald klein, bald in Menge flackerten, bald alle verſchwunden waren, und immer wie fröhliche Kinder den Born umhüpften *). Erſt hatte ſich Käthchen vor ihnen gefürchtet, und ſelbſt Konrad war nicht ganz wohl dabei geweſen, bald aber gewöhnten ſich die Liebenden an

---

*) Es waren ſogenannte Sumpf- oder Irrlichter, eine Naturerſcheinung in ſumpfigen Gegenden, die für frühere Jahrhunderte viel Geiſterhaft-Grauſiges haben mußte.

ſie, und hielten ſie für freundliche Geiſter, die ihre Liebe und deren Geheimniß ſchützten. Wirklich floh Jedermann vor den Lichtern, wann ſich dieſelben in der Nacht zeigten.

Der Tag der Zuſammenkunft war wieder da, und Konrad harrte in den traurigen Hallen des Schloſſes ungeduldig auf den Abend. Es war Sonntag, und die erwachſenen Kinder des gräflichen Hauſes, drei junge Grafen und drei Gräfinnen, beteten noch, nach dem Willen der Mutter, in der Kapelle für des Vaters glückliche Heimkehr. Sie ſelbſt war aus der Kapelle in ihr Kloſet gegangen und kniete dort, noch immer eine reizende Büßerin, vor dem Hausaltare. Und ohne Zeugen ſprach ſie aus tiefer Inbrunſt der Seele:

„Herr im Himmel! darf ich's wagen,
Meinen reuevollen Blick
Schüchtern zu dir aufzuſchlagen?
Stößt du mich nicht ſtreng zurück?
Ach, ich weiß es, daß ich bin
Eine arme Sünderin!
Groß iſt meines Herzens Schuld,
Doch auch groß iſt deine Huld.
Drum im gläubigen Vertrauen
Wag' ich's, zu dir aufzuſchauen,
Meine Hände zu erheben:
Guter Gott, du wirſt vergeben!

Laß mich wieder ruhig ſein,
Langer nicht die Schuld mich zahlen,
Sänftige die Hollenqualen,
Die durchwuhlen mein Gebein!
Schuldlos war ich ſonſt und rein,
Durfte mit gefalt'nen Handen
Mein Gebet zum Himmel ſenden,
Und des Herzens Wunſch ihm weihn.
Lange konnt' ich nicht die Hände
Falten, und den Blick der Augen
In die ferne Bläue tauchen,
Den ich jetzt zur Erde wende.

Ziſchende Schlangen
Mit wuthenden Biſſen,
Halten mein tobend Gewiſſen
Feſt noch umfangen.
Bande der Unſchuld, die ſonſt mich umſchlangen,
Wehe, die ſanften ſind alle zerriſſen!

Bilder neuer Angſt umſchweben
Um des Vielgeliebten Leben
Meine oft verwirrten Sinne;
Was ich thu', was ich beginne:
Doppelter Empfindung Glut
Jagt durch die Pulſe nur wilder das Blut.

Ach! auf ſeinen fernen Wegen
Wallet ihm mein Herz entgegen,
Jugendlich ungeſtum
Fliegt es zu ihm!

So ein Schiffchen auf der Fluth.
Ohne Segel, ohne Stangen,
Werd' ich hin und hergetrieben.
Bald ergreift mich zärtlich Lieben,
Bald der Leidenſchaft glühend Verlangen,
Bald der Verzweiflung zernichtende Wuth.

Heißgeliebter, komm und kühle
Dieſe tobenden Gefühle!
Komm, des heil'gen Vaters Segen
An des Weibes Herz zu legen!
Theurer Gatte, zaudre nicht,
Eh' das Schiff am Fels zerbricht!»

Kaum hatte ſie dies Gebet, welches allmählig in heftige Wünſche ihres leidenſchaftlichen Herzens übergegangen war, beendigt, und war aus dem Kloſet hinausgetreten, als ihr auch Konrad ſchon mit freudeglänzendem Geſichte und dem Ausrufe «Heil Euch, edle Frau!» entgegen kam.

Schon eilten auch ihre Töchter herbei, und Adelheit wäre faſt vor Überraſchung umgeſunken, wie ſie ihre Worte vernahm: «Der Vater kehrt zurück!»

«Iſt er da!» rief die Gräfin.

«Von Wartburg, wo er dieſe Nacht zugebracht, hat der Herr Graf einen Boten vorausgeſchickt, ſeine Ankunft zu melden. Eh' die Nacht herein bricht, wird er bei Euch ſein, hohe Frau, geſund und heiter über den glücklichſten Erfolg ſeiner Pilgerſchaft. So ſagt der Bote. Die drei jungen Herrn ſind ſchon zu Roſſe, um ihrem Vater entgegen zu reiten.»

«Auch wir wollen ihm entgegen!» riefen die Töchter.

«Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!» ſprach Adelheit mit gefalteten Händen. «Du, Konrad, eile hinab in die Thäler, wo ſich Menſchen angeſiedelt haben, und theile auch ihnen die frohe Botſchaft mit. Alles ſoll ſich vergnügen am heutigen Abend. Kein trauriges Herz ſei weit und breit zu finden, wenn die glückliche Adelheit ihren entſühnten Gatten umfängt. Verkünde den Leuten, daß ſie Tänze veranſtalten ſollen; Bier und Wein ſoll ihnen aus unſern Kellern verabreicht werden, ſo viel ſie trinken mögen. Ich aber will mich durch Gebet auf den Empfang meines Herrn würdig vorbereiten und ihm dann mit meinen Töchtern entgegen gehn.»

Konrad eilte leichten Schrittes von dannen.

Einige hundert Schritte von des Töpfers Reinhard Hütte, in der entgegengeſetzten Richtung wie der Hexenborn und durch eine Waldecke von dieſem getrennt, war ein ſchöner Buchenhain, den man noch jetzt das Büchig nennen hört. Vor dieſem Haine befand ſich ein freier Platz, wo der Töpfer Reinhard gewöhnlich ſeine Kuh und Ziege weiden ließ, und den er ſein Ried nannte; mit welchem Rechte wurde nicht angegeben. Dieſer Platz war von Konrad zum Verſammlungs- und Beluſtigungsort der Umwohner auserſehen, weil der Graf mit ſeiner ganzen Familie dicht da vorüber mußte. Dort ſtrömte denn nun auch die Menge zuſammen und Reinhard erfuhr bald, was hier vorgehen ſollte. Mit heimlichem Ingrimm wartete er des Vogts. Unterdeſſen ſpielten die Spielleute auf, es wurde Trank und Speiſe herbeigeſchafft, alles von Konrad geſchickt, der noch auf der Burg war, und das tanzende fröhliche Volk ſang:

„Überall
Jubelſchall
Und der Berge Wiederhall
Sauſt und brauſt auf allen Wegen,
Singt und klingt auf allen Stegen,
Groß und klein
Stimmt mit ein;
Alle wollen fröhlich ſein.

Habet Acht.
Dieſe Nacht
Wird mit frohem Lärm durchwacht!
Singt, und ſchlingt vergnügte Tänze,
Windet, bindet bunte Kränze!
Luſtiger Klang
Und Geſang
Macht die Nacht uns ſtundenlang.“

Kurt freuete ſich, wie wenn ihm das größte Glück begegnet wäre, und weil Käthchen noch nicht auf dem Tanzplatze war, ſondern noch wirthſchaftliche Geſchäfte zu verrichten hatte, ſo lief er heim, um ſie putzen zu helfen und dann zum Tanze zu führen. Unterweg's hüpfte er auf einem Beine und ſang ein Liedchen, das er ſich beim Töpfendrehen ausgedacht hatte:

„Ich bin dem Käthchen gar zu gut,
Weiß ſelber nicht warum,
Und wenn ſie auch oft böſe thut,
Und ſpricht, ich wäre dumm!
So muß ſie doch, bei meiner Ehr!
Und wenn ſie noch ſo trotzig wär',
Mit mir im Kreis herum.

Sie ging allein jüngſt in den Wald —
Es war am Donnerſtag —
Ich ſah's und ſchlich ihr alſobald

Leiſ' auf den Zehen nach.
Flugs küßt' ich ſie auf's Wänglein [illegible],
Paff! ſchlug ſie mich auf Naſ' und Mund
Das war ein ſchlimmer Schlag.

Und doch bin ich dem Käthchen gut,
Weiß ſelber nicht warum.
Wenn ich ſie ſeh', geht mir das Blut
Gleich wild im Kopf herum.
Und ſträubt ſie ſich auch noch ſo ſehr,
So muß ſie doch, bei meiner Ehr!
Mit mir im Kreis herum.»

Und Käthchen ſträubte ſich nicht; ſie wußte ja, daß ſie ihren Konrad dort fand.

Als ſie an des überſeligen Kurt's Arm bei dem fröhlichen Haufen anlangte, zeigte ſich auch Konrad, deſſen Geſchäfte auf der Burg nun beendigt waren, und der nun nach — ſeinem Käthchen ſchlich. Kaum hatte ihn Reinhard in's Auge gefaßt, als er auch auf ihn zueilte, und ihn alſo anredete: «Wie könnt Ihr's wagen, Vogt, ohne erſt meine Erlaubniß einzuholen, den Tanz auf meinem Riede zu beſtellen?»

«Auf deinem Riede, Alter?» höhnte Jener. «Mit dem Riede mag's wohl gleiche Beſchaffenheit haben, wie mit der Freijagd. Willſt du

Händel mit mir? Jetzt iſt weder Zeit, noch hier der Ort dazu.»

«Lange genug ſeid Ihr mir ausgewichen; jetzt ſollt Ihr mir nicht aus dem Garne. Rede, Wicht!»

«Ha, alter Narr, glaubſt du, ungeſtraft mich ſchelten zu können! aus Mitleid hab' ich deiner geſchont.»

Nun vermochte ſich Reinhard nicht mehr zu mäßigen; vergebens ſuchte Käthchen die Streitenden zu trennen, Reinhard gewann Partei, denn es mochten viele den jungen Vogt nicht leiden; die Burgleute dagegen hielten bei ihm, und ſo war es bereits ſo weit, daß aus dem fröhlichen Tanze eine blutige Schlägerei werden ſollte, als ſich plötzlich die Nachricht verbreitete, der Graf ſei in Anzug. Die Kämpfenden ließen von einander, die Muſik begann wieder, und gleich darauf ritt Graf Ludwig, an ſeiner Seite die Gräfin Adelheit, und um beide ritten ihre Kinder, dann kamen Ritter und Reiſige und unter dieſen Konrad's Vater. Ein allgemeiner Jubel brach aus, und der Graf begrüßte, beſcheiden dankend, ſeine Unterthanen. Konrad hielt ſeinen Vater umarmt, und der Töpfer ſchaute finſter auf ihn. Das Volk trank des Grafen Geſundheit und Ludwig leerte ſein Glas auf das Wohl ſeiner Getreuen.

Dann ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, und Konrad flüſterte Käthchen zu: «Ich komme vor Mitternacht zurück, dann koſen wir beim Borne.»

Das Volk zechte und tanzte wacker, und ſang fröhliche Lieder dazwiſchen:

„Schön Lieschen ſtand geſchmückt zum Tanz —
Und funkelte vor lauter Glanz —
In knappen Schnabelſchuhen.
Sie lief bald hin, ſie lief bald her,
Das Herzchen wurd' ihr gar zu ſchwer
Und ließ ſie nicht mehr ruhen.
„Was nur ſo lang der Michel thut?“
Da ſchwenkt er ſchon von fern den Hut,
Rief: „Heiſa, diedeldum!
Im Drehen ſchnell herum!““

Und als ſie zu der Linde kam,
Sie ſchmunzelnd gleich der Michel nahm,
Und faßte ſie am Mieder;
Schön Lieschen aber wurde roth,
Und als er dann die Hand ihr bot,
Schlug ſie die Augen nieder.
Der Michel rief: „das geht ja gut!“
Hüpft' hoch und ſchwenkte ſeinen Hut;
Und heiſa diedeldum!
Ging's raſch im Tanz herum.

Der Tanz war aus, dem Lieschen warm;
Der Michel nahm ſie in den Arm

Und ſetzt' ſich an die Linde.
Drauf drückt' und küßt' er manche Stund'
Hand, Buſen, Wange, Stirn und Mund
Dem allerliebſten Kinde.
Dann rief er froh: ‹das geht ja gut!›
Und ſchwenkte jubelnd ſeinen Hut.
Und heiſa diedeldum!
    Ging's wieder raſch herum.»

Die Fenſter der Schauenburg ſtrahlten Lichtglanz in die Nacht. Das Mahl war gerüſtet, aber Ludwig war mit Adelheit in ihr Kloſet getreten.

«Ja, geliebtes Weib,» rief er ihr zu, ſie umarmend, «ich bringe Vergebung unſrer Sünde, und den Segen des heiligen Vaters.»

«So können wir uns nun rein und geſühnt umfangen?» fragte Adelheit, trunken von der Gnade des Himmels.

«Wir können es. Neues Leben quoll in meine Bruſt, als ich zerkniſcht zu den Füßen des greiſen Kirchenkönigs auf St. Peter's Thron lag und er die gnadenvollen Worte an mich richtete: Deine Schuld ſoll dir vergeben ſein, doch mußt du mit deinem Weibe Klöſter bauen in Thüringen. Dann wird Gott Euch austilgen aus dem Buche der Sünde.»

«O ſo laß uns eilen, mein Ludwig. Ich will ſogleich beginnen, eine heilige Freiſtätte für fromme Frauenherzen zu errichten, die der Welt entſagen und ſich dem Himmel weihen wollen. Thue du desgleichen.»

«Ja, bald ſollen die Zinnen der Gotteshäuſer in die Lüfte ſich erheben. Möchte mir der Himmel ein Zeichen geben, wohin ich ſie bauen ſoll. Ich werde meinen Schutzheiligen darum anflehen.»

Arm in Arm traten ſie in den Speiſeſaal, und als ſie Gott fröhlich gedankt hatten, begaben ſie ſich zur Ruhe.

Konrad ſchlich wieder zum Tanze hinab.

Dort ſaßen die Bergleute, ſangen muntre Knappenlieder und zechten wacker. In ihrer Mitte hatten ſie Kurt, dem die Getränke ziemlich zu Kopfe geſtiegen waren.

«Denkt Ihr denn,» ſagte er erboſt, denn er brannte vor Eiferſucht, weil der Oberſteiger und andre Bergleute viel mit Käthchen verkehrten, «denkt Ihr denn, Ihr wärt allein auf der Welt? Oder hat der Graf geſagt: die Bergknappen ſollen ſingen, die Bergknappen ſollen tanzen? He?»

«Der Graf nicht, aber wir haben's geſagt,» verſetzte ſein Nachbar zur Rechten.

«Ei ſeht doch! Alſo dünkt Ihr Euch ſogar mehr zu ſein, als der Graf.»

«Wir Bergleute haben ſo unſern eignen Dünkel.»

«Aber dich, Freundchen,» ſagte ſein Nachbar zur Linken, «zählen wir gewiſſermaßen mit zu uns, und wenn das nicht der Fall wäre, ſäßeſt du ja *nicht* mit in unſrer Mitte. Es iſt auch ganz natürlich; denn du arbeiteſt in Thon und Erde wie wir.»

«Na, da haſt du doch *ein* vernünftiges Wort geſprochen,» ſchmunzelte Kurt. «Es iſt wahr, wir haben doch vor dem andern Volke, Holzhackern und Beſenbindern, viel voraus, und wenn uns auch der Graf nicht ausdrücklich genannt hat, ſo hat er *uns* doch gemeint.»

Indem Kurt ſelbſtgefällig dies ſprach, ſah er den Oberſteiger bei Käthchen; denn der eitle Bergmann glaubte, es ſei Käthchen's Ernſt nicht geweſen, und könne es nicht ſein, als ſie ihn ausgeſchlagen, und er bemühete ſich auf alle erdenkliche Art um ihre Gunſt. Plötzlich gab er ihr einen Kuß auf die Wange, und Kurt fuhr, wie beſeſſen, empor, und wollte fort.

«Bleib' nur ruhig ſitzen,» ſagte der zur Rechten. «Trink', Brüderchen!» der zur Linken.

«Ich muß fort! Laßt mich!» heulte der arme Junge.

«Du mußt uns erſt dein Liedchen ſingen, eher kommſt du nicht los,» ſagte der Rechte.

«Ich kann kein Liedchen!» ſchrie Kurt, feſtgehalten.

«Ei, du Schelm! das Liedchen, das du ſingſt, wenn du Töpfe drehſt.»

«Weigre dich nicht länger,» ſagte der Linke, «ſonſt können wir dich nicht zu den Bergknappen zählen.»

«Nimmermehr gehört er zu uns, wenn er nicht ſingt!» riefen die Andern.

Kurt blickte ängſtlich nach Käthchen; der Oberſteiger entfernte ſich aber eben von ihr; da athmete der Töpferburſche tief auf und ſagte:

«Nun will ich ſingen. So lang aber der Bärenhäuter mit der Käthe ſcharmuzirte, war mir die Kehle zugeſchnürt.» Und er ſang:

„Dreh dich, liebes Mädchen!
Wird der Topf recht rund,
Lohnet mir mein Mädchen
Mit dem Kirſchenmund.
Der Topf iſt rund und die Welt iſt rund,
Drum kocht's in beiden ſo wunderlich bunt.

Dreh dich, liebe Scheibe!
Wird das Töpflein nett,
Nehm' ich ſie zum Weibe
In mein Haus und Bett.
Die Welt iſt rund und das Bett iſt rund,
Drum geht's in beiden ſo wunderlich bunt.

Soll der Topf was taugen,
Brenn' ihn hart und gut.
Meines Mädchens Augen
Sind voll Flammengluth.
Das Aug' iſt rund und der Ofen iſt rund,
Drum glüht's in beiden ſo wunderlich bunt."

Während dieſes Geſanges, in welchen die Bergknappen lärmend einfielen, hatte ſich Käthchen, auf Konrad's Wink, fortgeſchlichen. Jetzt trat der junge Vogt an den Tiſch, wo die ſingenden Zecher ſaßen und ſagte: «Der Graf ſchickt Euch neue Zufuhr, ihr Leute, damit Euch's nicht mangle.»

«Hoch lebe unſer edler Graf!» tobte die Menge, und fiel über die Fäſſer her. Konrad aber eilte Käthchen nach.

Reinhard hatte dieſen nicht aus dem Auge verloren, und als er ihn weggehen ſah, ſagte er zu ſich: «Der Bube geht allein nach dem Schloſſe zurück. Jetzt kann ich meine Rache kühlen. Waffen! Waffen!» Und er lief nach ſeiner Hütte, um ſeinen Jagdſpieß zu holen.

Kurt bemerkte ſeiner Seits Käthchen's Abweſenheit auch ſogleich. Er ſchaute ſich überall nach ihr um; dann ſpäete er argwöhniſch in die Nacht hinaus. Er ſah etwas ſchimmern. «Wie, wenn ſie das wäre? Ich muß ihr nach, um mich zu überzeugen. Vielleicht will der Oberſteiger allein mit ihr koſen. Teufel, ich erwürg' ihn.» Und ſchnell war er hinterher.

Käthchen kam an den Born; es raſchelte im Laube. «Konrad!» flüſterte ſie, und der Vogt lag Küſſe trinkend an ihrer Bruſt. Kurt kam auch heran, glaubte aber feſt, es ſei der Oberſteiger, dem das Glück zu Theil werde, wonach er ſich vergeblich ſehnte, und lief wüthend fort, um es ſeinem Meiſter anzuſagen. Als er auf den Tanzplatz kam, fand er wohl den Oberſteiger, aber Reinhard nicht, und rennte nun wie toll nach der Hütte. Der Töpfer trat eben mit Armbruſt und Spieß bewaffnet heraus.

«Meiſter!» rief der Junge. Die Käthe minnt mit einem Buben am Hexenborn. Ich habe ſie belauſcht. Erſt dacht' ich, es wäre der Oberſteiger, aber der iſt auf dem Tanzplatz. Und wenn ich mich recht erinnre, hab' ich die Feder auf des Vogts Hute geſehen; ich dachte nur nicht an ihn.»

«Wo iſt der Räuber meiner Ehre?» kreiſchte der Töpfer. Auch mein Kind hat er mir geſtohlen? das iſt ſein gewiſſer Tod.» Und fort ſtürzte er nach dem Borne, von Kurt geleitet. Doch ſo wie ſie an den Born kamen, flammten plötzlich einige jener wunderbaren Lichter auf, die ſich ſchnell vermehrten und das Liebespaar umgaugelten. Dies lag Bruſt an Bruſt in ſeligen Träumen, geſchützt von den bleichen Flammen, welche ein unheimliches, geiſterhaftes Licht auf ſie warfen. Der Töpfer, der ſchon den Spieß erhoben hatte, prallte entſetzt zurück, und Kurt fiel halbtodt auf die Knie, ſchreiend: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn.

Reinhard ſtürzte mit dem Angſtrufe: «Hilf Jeſus Mariä Sohn!» fort, und Kurt überholte ihn bald im Laufen. Die Liebenden aber tauſchten Kuß und Wort in trunkner Vergeſſenheit, keine Gefahr ahnend, und ſogen die Paar Tropfen Himmelsthau, welche der Sonnenbrand der Erde nicht aufgeleckt hat.

Am andern Tage in den Frühſtunden quoll eine große Menſchenmenge den Hohlweg nach der Schauenburg hinauf. Alles, was in der Nacht vorher beim Tanz und Gelag geweſen war, drängte ſich herzu. Voran ging der Oberſteiger gravitätiſch, und die Bergleute führten mit wichtiger Geſchäftigkeit den jungen Vogt Konrad und Käthchen. Der Köhler Reinhard ging grollend hinterdrein und Kurt fluchte zuletzt aus Leibeskräften doch ging er eben abgeſondert, damit es Niemand höre.

Die Leute begehrten mit dem Grafen zu ſprechen, und wurden ſogleich in den Speiſeſaal gelaſſen, wo die Familie bei'm Frühſtück war.

«Verzeiht, Herr Graf und Frau Gräfin,» nahm der Oberſteiger vortretend das Wort, «daß wir Euch heute ſchon beläſtigen. Aber der Grund unſers Kommens iſt ſo ſeltſam und außerordentlich, daß wir nicht lange zögern konnten, Euch die wunderbare Mähr zu hinterbringen.»

«So ſprecht, ich bin begierig zu hören,» verſetzte Graf Ludwig.

«Als Ihr uns geſtern Abend verlaſſen hattet, erfreuten wir uns Alle der Gaben, die uns Eure Huld gereicht, der Eine ſo, der Andre ſo. Später brachte der Vogt neue Zufuhr, und wir wurden noch vergnügter. Wir hatten nicht bemerkt, daß Einige ſich fort geſchlichen hatten.

Plötzlich ſtürzten der Töpfer Reinhard und ſein Lehrjunge, entſetzt und todtenbleich in unſre Mitte und deuteten mit Schreckensgeberden nach dem Hexenborne, wo wir zu unſerm Erſtaunen eine Menge Lichter in Form des heiligen Kreuzes flammen ſahen. Reinhard ſtammelte, der Vogt ſei ein Zauberer, der ſeine Tochter verhext; beide ſäßen unten am Borne, mitten unter dem geſpenſtigen Spuk, den er ſchon oft um Mitternacht mit Entſetzen gewahrt habe.»

«Wahrlich, höchſt ſeltſam!» ſagte der Graf nachdenklich. «Alſo in Form eines Kreuzes ſaht Ihr die wunderbaren Lichter brennen?»

«So iſt's!» riefen Alle. «Es war ein großes Kreuz.»

«So hab' ich ſie in dunkler Nacht oft ſchon geſehn,» nahm jetzt der Töpfer Reinhard das Wort, «bald waren ihrer viel, bald wenig.»

«Mir kommen Gedanken zu Sinn, die mir der Himmel eingibt,» wandte ſich der Graf zu ſeiner Gemahlin. «Sag, Töpfer, was trieb dich in dieſer Nacht zum Borne?»

«Die Rache, Herr. Der Vogt iſt mein ärgſter Feind.»

«Nicht alſo, Herr Graf,» ſprach der junge

Konrad. «Ich hege keine Feindſchaft gegen dieſen Mann; vielmehr iſt mir an ſeiner Liebe gelegen.»

«Wie reimt ſich dieſe zwieſpaltige Rede zuſammen?»

«Ich traf ihn in Euern Forſten jagend, und verwieß es ihm zuerſt milde, dann, bei wiederholtem Falle, ſtreng. Aber er wurde heftig gegen mich, berief ſich auf ſein Recht, und da ich ihn, trotz gutgemeinter Warnung, noch einige Male mit Armbruſt und Spieß im Walde ſah, drohete ich ihm mit Strafe. Da warf er ſeinen ganzen Haß auf mich. Ich hatte einen minnkglichen Grund, ihn zu meiden. Aber geſtern band er mit mir an und wollte mich erſchlagen. Die wunderbaren Lichter haben mich errettet.»

«Iſt dem alſo, Reinhard?» fragte Graf Ludwig ſtrenge.

«Nie hat mir Jemand die Jagd verwehrt,» verſetzte dieſer trotzig.

«Aber auch nie hat ſie dir Jemand erlaubt. Der Vogt that ſeine Pflicht und du verfolgteſt ihn mit wildem Haß.»

«Herr! — —» ſtammelte der Töpfer.

«Schweig! denn du ſtehſt im Unrecht. Sprich, Konrad, wie kamſt du mit des Töpfers Tochter zum Born, als die wunderbaren Lichter ſich entzündeten?»

«Ich liebe Käthchen.»

»Und doch warſt du deiner Pflicht getreu. Alter Konrad,» wandte ſich der Graf an ſeinen Begleiter, «dein Sohn iſt doppelt lobenswerth.» Und der Vater ſchloß den Sohn in die Arme.

«Des Töpfers Strenge,» erzählte der Letztere, auf des Grafen Geheiß, «wehrte mir den Zutritt in ſein Haus, und Käthchen fürchtete, er möchte uns ein Mal am Tage im Walde überraſchen. Da kamen wir Nachts am Borne zuſammen, und gute Geiſter zogen eine ſchützende Mauer um uns. Das waren die Lichter, vor denen wir uns erſt fürchteten, die wir aber gar bald lieb gewannen; denn ſie leuchteten uns gar freundlich.»

«Meine ſchöne Ahnung befeſtigt ſich,» ſagte der Graf. «In dieſer Nacht habe ich den Himmel um ein Zeichen gebeten, wohin ich das erſte Kloſter bauen ſoll, und lange vorher hat mich Gott erhört, der unſre Gedanken von Ewigkeit voraus weiß. Die wunderbaren Lichter ſind das Zeichen. Unſre Liebe, meine theuere Adelheit, wird es bauen, um ſich zu ſühnen; und der Liebe dieſes jungen Paars hat ſich der Himmel offenbart, damit auch ſie mit dem Haſſe des Vaters geſühnt werde, und ſo wird das Kloſter ein rechtes Werk und eine ächte Freiſtatt der Liebe ſein.»

«Auch in meine Seele leuchtete ſchnell das Licht der Ahnung,» ſprach die Gräſin, «daß das Kloſter bei jenem Borne ſtehen ſoll, wo der Töpfer Reinhard die wunderbaren Lichter ſchon oft bemerkte.»

«Kinder,» ſagte der Graf gerührt zu dem Volke, «Ihr hättet mir keine ergötzlichere Botſchaft hinterbringen können. Ich danke Euch dafür! Und weil der Töpfer Reinhard vom Himmel auserſehn war, die wunderbaren Lichter zuerſt zu ſehen, ſo erlaub' ich ihm, zum Zeichen meiner Gnade, die freie Jagd in allen meinen Forſten, zeit ſeines Lebens; jedoch mit der Bedingung, daß er ſich ſogleich hier vor unſern Augen mit dem braven Konrad ausſöhne, ihm ſein Käthchen zum Weibe gebe, und auch den Vater Konrad umarme.— So zahl' ich dir meine Schuld,» wandte ſich Ludwig zu dem alten Konrad.

«Deine Tochter will ich ausſtatten, Reinhard,» ſagte Adelheit; und der Töpfer fiel der hohen Herrſchaft zu Füßen, ſein Starrſinn war gebrochen, und mit zitternder Stimme ſagte er: »Zu groß kommt Eure Gnade über mich.»

Der Graf legte die Hände der Liebenden zukommen und beide Väter ſegneten ſie. Ein zweiter froher Tag reihete ſich an den erſten. Die Leute waren heute des Grafen Gäſte auf der Burg. Nur der Oberſteiger ſah ſehr ernſt drein, und Kurt raufte ſich den jungen Bart. Sein einziger Troſt war, daß der Oberſteiger Käthchen nicht bekommen; dann verſenkte er ſeinen Unmuth in die Weinkanne.

Einige Wochen darauf, an einem ſehr heitern Herbſttage, war noch viel mehr Volk im Thale um Reinhard's Hütte verſammelt. So weit das Auge reichte nichts als geputzte Menſchen. Aus den Thoren der Schauenburg quoll ein ſtattlicher Zug. Da kamen Aebte und Prälaten in ihren reichen Ornaten, von Chorknaben und Mönchen in großer Zahl begleitet. Die ſangen:

Wir ſprechen mit Vertrauen,
Herr! deinen Namen aus,
Wir gründen und erbauen
Du heiligſt dir das Haus.

Herr laß ihn doch gelingen
Der Hände regen Fleiß,
Laß Alles gut vollbringen,
Zu deines Namens Preis'.

Den Mönchen aber folgte ein fröhlicher Hochzeitszug, Käthchen und Konrad in der Mitte; Alle waren gar feſtlich geſchmückt, und ſangen, wann die Mönche ſchwiegen:

Es ladet der Kranz
Zum heiterſten Feſte.
Es kommen die Gäſte
Zum Hochzeitstanz.

Der Kranz iſt gewunden
Und wiegt ſich im Haar.
Das Band iſt gebunden
Und feſſelt das Paar.

Der Tanz wird geſchlungen
In lachenden Reihn;
Das Lied wird geſungen
Beim Klang der Schalmein.“

Die Bergleute, an ihrer Spitze der Oberſteiger, machten die dritte Abtheilung des Zuges aus. Sie ſangen gar ergötzlich:

„Wir ſteigen auf zu Tag
Aus den finſtern Gängen und Halten.
Es ruht der Meiſelſchlag.
Heut mögen die Geiſter dort walten.

Sie ſcheun das Sonnenlicht,
Und fliehen die Luſt und die Freude.
Wir fürchten beide nicht,
Wir lieben, ja lieben ſie beide.“

Nun erſchien das hohe Herrſcherpaar, Graf Ludwig und Gräfin Adelheit, von der Blüthe ihrer Kinder umgeben, ſtattliche Herren und Damen, alle in reicher fürſtlicher Kleidung, umgeben von den Rittern und Vaſallen Thüringen's und ſehr großem kriegeriſchem Gefolge. Ihr Geſang hieß alſo:

„Heute ſei kein Streit geführt,
Gotte zu gefallen,
Und der Schild hängt unberührt
In des Schloſſes Hallen.

Bleibe jede Fauſt heut fern
Von der blanken Wehre!
Dienet heute Gott dem Herrn,
Gott allein die Ehre!“ —

Als der Zug im Thale anlangte, wurde er vom Jubel der Menge begrüßt. Um den Born wurde ein großer Kreis geſchloſſen. Dort war ein tiefer Grund gegraben und die Steinmetze hatten einen großen Quader zierlich ausgehöhlt, darein legte der Graf eigenhändig ein vom Schloßkaplan ausgefertigtes Dokument. Dann wurde der Stein verſchloſſen, und der Graf wandte ſich zu den Prälaten mit dieſen Worten:

«Wir ſind hier verſammelt, dem allgütigen Gott, ſeinem Sohne und dem heiligen Geiſt, der Jungfrau und allen Heiligen ein genehmes Werk zu begründen. Wir wollen den Grundſtein zu einer Zufluchtsſtätte aller Sünder und Lebensmüden errichten. Euch, fromme Männer, bat ich zu mir, daß Eure Hände dieſe Stellen weihen möchten. Spreche drum Eure heilige Zunge den Segen über das Land, über den Grundſtein und über Alles aus, woran das Kloſter erbaut werden ſoll.»

Und die Mönche ſtimmten ihre Chorgeſänge an, und weihten mit Sprüchen und Weihwaſſer den Boden. Drauf trat Graf Ludwig hinzu, und erfaßte den Grundſtein, ſprechend:

„Und des Baues Grund zu legen,
Senk' ich ſelber dieſen Stein
Mit des Himmels reichem Segen
In der Erde Schoos hinein.“

Und mit Hülfe der Steinmetze ſenkte er ihn hinab, nahm Hammer und Kalle und befeſtigte ihn, unter der Mönche Geſang. Die Prälaten ſtiegen nun auch hinab und beſprengten den Stein, fielen dann auf die Kniee und beteten:

Herr, hör' unſer Flehn! —
Gib Gedeihn! —
Laß dies Haus erſtehn! —
Ruhm und Preis ſind dein! —

Und alles Volk fiel nieder und betete mit.

«Fromme Männer, Freunde, Waffengenoſſen, Thüringer!» nahm dann der Graf das Wort wieder. «Der Grundſtein des Kloſters iſt gelegt, aber noch hat es keinen Namen. Wer wäre würdiger, ihm denſelben zu verleihen, als mein geliebtes Weib. Erwartungsvoll harr' ich mit allem Volke aus deinem holden Munde, Adelheit, des Namens, den das Kloſter führen ſoll für ewige Zeit.»

Die Gräfin beſann ſich nicht lange. Lächelnd ſprach ſie: «Der Töpfer Reinhard ward von Gott und allen Heiligen begnadigt, die Zeichen des Himmels, die wunderbaren Flämmchen zuerſt zu ſehen. Auch iſt ſeine Hütte die nächſte an dem künftigen Kloſter. Dieſe reine Quelle hat man ſonſt wohl ſchon den Reinhardsborn in der Gegend genannt, weil Reinhard ihr zunächſt wohnt. Das Kloſter ſoll ein Born des Heils ſein, wie dieſer. Laßt uns den Namen beibehalten und das Kloſter Reinhardsborn benennen.»

«Reinhardsborn!» rief der Graf und tauſend Stimmen wiederholten: «Reinhardsborn!»

Und das Kloſter Reinhardsbrunn blühete auf und gedieh, ward reich und mächtig, und ſtand faſt fünfhundert Jahre, bis es tolle Bauern im ſogenannten Bauernkriege zerſtörten.

Graf Ludwig bauete kurz darauf noch zwei Klöſter, das eine zu Sangerhauſen, das andre zu Tſcheiplitz auf der Stelle, wo er den ſündlichen Mord vollbracht hatte.

Gräfin Adelheit erbauete ebenfalls im folgen Jahre in einer ſchönen, fruchtbaren Gegend Thüringens, die ihr eigen war, ein großes Frauenkloſter, und da ſie ihrem Gemahl, zur Wiedervergeltung der genoſſnen Ehre, mit der Bitte anlag, wiederum ihrem Kloſter den Namen zu geben, ſo benannte er es nach ihr, die er immer heiß liebte, indem er es Adelheitsleben taufte, woraus ſpätere Zeit Oldisleben gemacht hat.

Ludwig und Adelheit wurden ſeit dieſer Zeit immer frömmer. Um ſich ganz rein zu waſchen von dem in Jugendleidenſchaft unſchuldig vergoſſenem Blute, trennten ſie ſich noch im hohen Alter. Er trat als Benediktiner-Mönch in das Kloſter Reinhardsbrunn; ſie als Nonne in das Kloſter Oldisleben. In frommen Bußübungen verlebte Ludwig die letzten ſieben Jahre ſeines Lebens. Er ſtarb im 73. Jahre und wurde zu

Reinhardsbrunn begraben. Zwei Jahre nach ihm endete Adelheit; auch ihre Hülle ſchlummert in Reinhardsbrunn. Nach ihren, an der hintern Wand der Schloßkirche aufgeſtellten, noch jetzt zu ſehenden Grabſteinen, auf welchen ſie mit unvollkommener Kunſt in Lebensgröße ausgehauen ſind, ſtarb er am 8. Mai 1123; ſie am 1. December 1125. – Reinhardsbrunn wurde der Begräbnißplatz der Landgrafen von Thüringen Jahrhunderte hindurch. Es wäre würdig geweſen, die Grabeshalle aller ihrer Nachkommen, aller Beherrſcher Thüringen's zu bleiben. Heilige Schauer erfüllen das Herz, wenn man an den alten verwitterten Steinen vorübergeht, die in Mönchsſchrift die ehrwürdigen Namen nennen. Reinhardsbrunn iſt für die ſchöne, ſagen- und poeſiereiche Geſchichte Thüringens ein klaſſiſcher Boden. Aber noch hat kein Sänger Ludwig's und Adelheit's Liebe und Vergehen würdig gefeiert, und doch wären ſie werth den berühmten Liebenden: Abälard und Heloiſe, Romeo und Julia, Petrarka und Laura beigezählt zu werden.

Der Karikaturiſt.

Novelle

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1835.

ECA
IA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Fußreiſen. — Ein reiſender Maler während eines Gewitters in einer Burgruine. — Außer ihm noch zwei andere Perſonen. — Zwiegeſpräch und deſſen unerwartete Unterbrechung.

Die vielgeprieſene Annehmlichkeit des Fußreiſens iſt, wie die meiſten Dinge in der Welt, relativ; denn während es einen höchſt edeln, Geiſt und Körper gleich ſtärkenden Genuß gewährt, romantiſche Gebirgsgegenden zu durchwandern, iſt es langweilig, geiſttödtend und körperermattend, durch unüberſehbare Ebenen, der Abwechslung entbehrender Getraidefelder zu ziehen, ohne nach Tage langer Anſtrengung zu bemerken, daß man ſonderlich vorwärts gekommen und mit nichts weiter beſchäftigt, als mit ſeiner ſteigenden Unbehaglichkeit. Durch die Ebenen muß das ſchnellhufige Roß tragen, durch die Gebirge der eigne zaudernde Fuß. Doch kommt auch hierbei, wie bei allen Lebensverhältniſſen, das Meiſte auf die Bedingungen an, in welchen das Individuum zur Natur ſteht, und ob die geiſtige Verwandtſchaft jenes mit dieſer ſo ſtark iſt, um eine dem Fußwanderer wohlthätige Wechſelwirkung hervorzubringen. Wem die Seele nicht mit dem Lichtſchlüſſel geweihter Empfindung erſchloſſen war, der trägt freilich ſeinen Leib mit derſelben Gleichgültigkeit durch die herrlichſten Gebirge, wie durch die einförmigſte Ebene. Vielleicht macht ihm der ſchwellende Segen der Ähren, die laſtende Frucht des Obſtbaums mehr Freude, als der kahle Fels und der mächtige Baum an Berges Abhang, der nur die kleine dürftige Eichel trägt. Das Nützliche und das Erhaben-Schöne können nicht vereinigt ſein; ſie ſind Widerſprüche, und doch geht in ihnen das Leben auf, ſo wie in Tag und Nacht der Kreislauf der Stunden, dieſe Lebensparcelle, auch aufgeht, die doch nicht minder Widerſprüche, Gegenſätze ſind. Der Tag iſt ſchön und wirft uns die Fülle des Segens in den Schoos, er ſäet und erndtet, er führt die gewonnene Frucht zu Markt, er nährt und würfelt das Leben bunt durcheinander; aber die Nacht iſt erhaben, ihre heilige Schönheit zittert mit Wolluſtſchauern durch die Seele des Einſamen, der unter dem Sternendome, von den einflußreichen Lichtblicken jener Weltenheere in tiefſtem Gemüthe berührt, in Gefühlen ſchwelgend, die kein Mund auszuſprechen vermag, dahin irrt, ein Seliger, von myſtiſchen Zaubern Umfangener. — O wer noch nicht aus dieſem Wunderborne getrunken, ſich berauſcht, der hat auch von des Lebens höchſter Herrlichkeit noch nichts genoſſen!

Aber nur Wenigen ward es verliehen, davon zu ſchlürfen; die große Maſſe ſchläft. Und ſo muß es ſein. Bäche rinnen von allen Gebirgen, aber nur wenig Wein faßt die Traube. Die Erde will irdiſche Kraft, und nur Einzelne ſind auserſehen, die tiefere Bedeutung des Sichtbaren zu ahnen und zu fühlen.

In dieſen ſind auch die Gebirgswanderer begriffen. Zwiſchen dem geiſtigen Menſchen und den Bergen beſteht ein geheimnißvoller wunderbarer Connex. Die Berge ſind die zur That gewerdene Poeſie der Natur; die reine gefühlvolle Seele des Menſchen iſt die Poeſie der Menſchenſchöpfung.

Wer kann beſtimmen, wie noch beide verwandt ſind? Wer den Knoten nennen, von welchem alle Fäden der Schöpfung auslaufen? — Genug, die Gebirge ſind eine Hieroglyphenſchrift, die der geweihete Prieſter der Natur allein verſteht, alle Andern gehen an ihr vorüber, ohne ihrer zu achten, oder ohne ſie entziffern zu können. Die Prieſter alſo ſind es, die in dieſen Hallen wandeln ſollen, die zugleich Tempel und Geſetz ſind. Da hat jeder Baum, jeder Fels, jeder Abhang, jeder Bach ſeine beſondere Bedeutung; anders ſpricht die Tanne, anders die Eiche, anders die Buche zu des Dichters Gemüth. Auch die Bäume haben Seele und Charakter, und eine geiſtreiche Pſychologie der Bäume müßte ein herrliches Gedicht werden, wenn es auch den Kathederleuten ein Gräul wäre und ſich nicht in jedes philoſophiſche Syſtem einſchachteln ließe.

Dort klammert ſich ein düſterer Tannenwald an das zerriſſene Felſengebirge, durch die tiefe

Schlucht, die kein Sonnenſtrahl erhellt, brauſ't dumpf über Steinblöcke dahin die unheimliche Fluth des Bergſtroms. Iſt es nicht die Verzweiflung, die ſich an ein in wüthenden Schmerz erſtarrendes Herz feſtkrallt und nimmer davon ablaſſen zu wollen ſcheint? Nachtumfangen, Graunumhüllt zuckt dies Herz und treibt die Welle des Bluts in ſchmerzlicher Trägheit durch ſeine Kammern. Aber einzelne Buchen miſchen ihr lichtes Grün in die Tannennacht und ſticken den Schleier der Troſtloſigkeit mit ſpärlichen Hoffnungsblumen. Hie und da lächelt ein Blatt, ein weiches, fächelndes, plauderndes, lichtgrünes Blatt ſo freundlich durch die ſpitzen, ſcharfen, dunkeln, ſchmerzbereitenden Nadeln, wie ein Traum den Verzweifelnden beglückt, wie einzelne Hoffnungsgedanken durch ſeine nachterfüllte Seele zittern. Die Felsſchlucht öffnet ſich, ein klarer Bach ſprudelt hervor und wellt über runde Kieſel weiter; Waldblumen nicken ihm vom Ufer zu, duftende Kräuter küſſen ihn, Buchengeſträuch ſpiegelt ſein helles Grün in ihm ab, Sonne kühlt ihren heißen Strahl in ſeinem Schooße: ſo wird Hoffnung zur

Wirklichkeit, leiſer Wunſch zum Genuß und die Verzweiflung flieht, ein trügeriſcher Schatten, vor neu ſprudelnder Lebensfülle. Leichte Wölkchen ſegeln von der Sonne vergoldet über die Berge und zerrinnen im Glühroth des Abends, wie Sehnſucht und Wunſch nach einem wohl geahnten, aber nicht gekannten Etwas, durch das Herz ziehen und endlich in der Verklärung des Todes zerfließen.

Einer jener Bevorzugten, deſſen geiſtigem Auge im großen Buche der Natur zu leſen vergönnt war, wanderte einſam durch ein wildromantiſches Gebirg. Er war weit hergekommen, aber erſt ſeit einigen Tagen hatte er den Poſtwagen verlaſſen, um die Berge mit ihren Waldkronen, Felsſchluchten, mit ihren Schlöſſern und Thalwohnungen zu beſehen. Er war noch jung, doch ſpielte mit den braunen Locken auf ſeiner Stirn mancher Zug, der Lebenserfahrung verrieth, und in den Winkeln des ſchön geſchnittenen Mundes ſaß ein verhüllter Schmerz, der dann und wann aufzuckte und oft gerade, wenn die erfreulichſten Bergpartieen vor des Wanderers Blick ausgebreitet waren, aber dem ſchönen Geſicht doch nicht einen freundlichen Ausdruck raubte. Obgleich dieſer junge Mann ein Maler war, ſo ſchien es ihm doch nicht einzufallen, irgend eine der impoſanten Schönheiten, die ſich ihm entgegen boten, in ſein Skizzenbuch aufnehmen zu wollen. Er betrachtete die reizende Fernſicht von den Höhen, wie die ſchauerliche Schlucht, über welche der Fels ſich thürmte, mit ſichtbarem Genuß, er horchte dem Rauſchen des Bachs, dem Flüſtern der Bäume, dem Geſange der Waldvögel; aber in ſeinem mehr klugen, als ſchwärmeriſchen Auge ſpiegelte ſich nicht jene trunkene Begeiſterung ab, welche bei ſolchen Gelegenheiten meiſt der geiſtig hochbegabten, poetiſch geſtimmten Jugend eigen zu ſein pflegt; auch brach er nicht in lauten Jubel, in abgeriſſene Töne des Entzückens aus, ſondern die ſcharfe Beobachtungsgabe, mit welcher er die Bilder in ſich aufnahm, ſchien ſeine ganze Geiſtesthätigkeit in Anſpruch zu nehmen. Nichts entging ihm, der ſchnelle Baumläufer nicht, der in ſein hohes Neſt ſchlüpfte, und nicht der Wurm, der ſich durch das grüne Moos am

Boden wand; er betrachtete die Schlingpflanze, die den Felſen umklammert hielt, und das beſcheidene Blümchen auf der Waldwieſe. Am längſten hielt er ſich aber bei der bizarren Felsbildung, bei dem alten verwachſenen Baumknorrn, bei der fratzenhaften Geſtalt einer wilden verkrüppelten Waldpflanze auf, und dann flog es, wie ein halb heiteres, halb ſpöttiſches Lächeln über ſein freundliches Geſicht, und es ſchien faſt aus ſeinem langen Beſchauen hervorzugehen, als wolle er ſich dieſe ſeltſamen, wunderlichen Gebilde tief in die Seele prägen, um ſie bei vorkommenden Fällen zu benutzen.

Richard Fürſt — dies iſt der Name des Malers — war auf ihm unbekannten und trügeriſchen Waldpfaden ganz von der Richtung ſeines Wegs abgekommen, als der Abend und ein herannahendes Gewitter ihn nöthigten, ſich nach einem Zufluchtsorte umzuſehen, wo er, wenn auch nicht die Nacht, aber doch den drohenden Regenguß abwarten könnte; ein Holzhauer hatte ihm berichtet, unten im Thale läge ein Dorf mit dem Schloſſe einer adeligen Familie, und er beſtrebte ſich, daſſelbe zu erreichen. Aber ſchon lärmte der Donner näher, ſchon grollte er über des eilenden Wandrers Haupte, als er zur Seite an einem Bergabhange eine noch ziemlich gut erhaltene Burgruine erblickte, deren ſtolzer Thurm das Thal beherrſchte. So ſchnell der Gedanke in dem Maler entſtand, die anziehende Ruine nicht unbeſucht liegen zu laſſen, vielmehr dort Schutz gegen das heranziehende Wetter zu ſuchen, ſo ſchnell wurde er auch ausgeführt. Fürſt nahm über Stock und Stein ſeinen Weg, erkletterte den ſteilen Burgberg und trat durch ein Pförtlein in den Schloßhof. Es wurde ihm nicht ſchwer, ein überwölbtes Gemach zu entdecken, worin er gegen jedes Unwetter geſichert war und aus deſſen einzigem Bogenfenſter ſich ihm eine überraſchende Ausſicht auf das beträchtliche Walddorf mit ſeinen weißen Häuſern und das freundliche in der Mitte des Orts gelegene Schloß darbot. Grüne Thalwieſen, lachende Berggärten, die die gegenüberliegende Bergreihe bekränzten, ein heller Waldſtrom, der ſich durch das Thal ſchlängelte und von der hochgelegenen Ruine mit dem Auge verfolgt werden konnte, klappernde Gewerke daran gelegen und den Fleiß der Thalbewohner beurkundend, die vom drohenden Wetter ihren Wohnungen zugetriebnen Menſchen, bergab und thalwärts fliehend, die Töne der Beſchäftigung und der Eile, die verhallend an das Ohr des Malers ſchlugen, dies Alles beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er die Wuth des Wetters erſt bemerkte, als ſich dieſelbe ſchon an den Eichen ausließ, die ohnfern der Ruine ihre laubigen Kronen ausbreiteten. Ein erhabnes Schauſpiel begann, die Ruine wurde von Blitzen umzingelt, während die ſchwarzen Wolken ſich tiefer und tiefer ſenkten, und endlich das Thal verhüllten. Der Abend war unterdeſſen herangekommen und Fürſt hatte ſich, von der Schwüle des Tags und von einem ſtarken Marſche angegriffen, auf ſein Ränzchen in die Ecke am Fenſter gelehnt und war hier entſchlummert, vom rauſchenden Regen und dem fernen Gemurmel des Donners eingeſungen.

Noch hatte er nicht lange die Wolluſt des Schlafes genoſſen, als er von einem Geräuſch in ſeiner Nähe ermuntert wurde. Er ſchlug die

Augen auf und erblickte beim ſchwachen Lichtſtrahl, der noch durch die Fenſteröffnung in die dichtere Dämmerung des Gemachs fiel, ein modern gekleidetes weibliches Weſen, deſſen Geſichtszüge er jedoch nicht erkennen konnte. Die tiefere Dunkelheit des Winkels, in welchem er Platz genommen hatte, ſicherte ihn ſo lange vor einer Entdeckung, als keine körperliche Berührung Statt fand, und um dieſe zu verhindern, zog ſich Fürſt ſo leiſe und ſo tief als möglich zurück, während das Frauenzimmer aus der Fenſteröffnung in die grauen Schleier des Abends hinausſah. Der Maler, ein ſüßes Stelldichein, ein holdes Liebesabentheuer vermuthend, beſchloß, ſich ruhig zu verhalten und die Dinge, die da kommen ſollten, abzuwarten. Zu ſeinem Erſtaunen fing die Dame bald an, laut zu werden, und zwar in einer Sprache und mit einem Tone, die ihn kaum daran zweifeln ließen, er befinde ſich mit einer Geiſteskranken in einem ſeltſamen Gegenüber. Denn halb redend, halb ſingend und mit einem ſo ſchwülſtigen Pathos, wie er nur noch auf den ambulanten Theatern der Provinz gefunden wird, der aber dann und wann von gemeinen und in gewöhnlichem Tone vorgetragenen Reflerionen unterbrochen wurde, ſprach ſie laut und vernehmlich: „Verhallt iſt nun des Donners Wort, die Wetterwolken zogen fort, nachdem ſie ſich entledigt. Der Himmel hat gepredigt; die Fackel war des Blitzes Licht, Geſang und Orgel fehlten nicht. Die Erde hat ſtaunend zugehört, aber die Menſchen allein ſind bethört, daß ſie in lauter Dumpfheit verſtecken und hören nicht die gewaltigen Glocken, womit der Himmel zur Andacht läutet. Ich aber weiß, was ihr Ruf bedeutet. O ſüße, ſchauerlich ſchöne duftgeſchwängerte Lenznacht, du verſtehſt mich. Wenn die ſternaugige Himmelskönigin auf dem ſchwarzen Roſſe Nacht über die Erde reitet, da darf ich meine Klagen anſtimmen. — Ei! es iſt doch gar allerliebſt, daß er mich in dieſe herrliche Ruine beſtellt hat, und zu dieſer ſchönen Stunde, wenn Tag und Nacht mit einander im Kampfe liegen. Das iſt die Wacheſtunde einer Dichterſeele und eines liebenden Herzens. O Wonnegedanke, erdrücke mich nicht mit dem ungewohnten

Gewichte höchſter irdiſcher Seligkeit, an der Bruſt eines liebenden und heißgeliebten Mannes zu ruhen, dem Pulsſchlage ſeines Herzens zu lauſchen, ihn feurig zu umarmen, mit Küſſen faſt zu erſticken, an ſeiner Bruſt zu entſchlummern! O Herz, wildbewegtes, ſtürmiſch ſchlagendes Herz, zerſpringe mir nicht vor der Zeit, eh' du den Freudenbecher geleert! — Ich bin doch geſchmackvoll genug gekleidet? Ich werd' ihm doch gefallen? Muß ich ihm doch gefallen, muß ich doch ſein ſtolzes Herz ſchon gerührt haben, daß er mich hier ohne Zeugen zu ſprechen wünſcht. — Ohne Zeugen! Kein Ohr erfreue ſich an dieſen Tönen, der Liebe Stammeln, des Entzückens Stöhnen; ihr Wände nur vernehmt das ſüße Wort! Kein fremder Hauch entweihe dieſen Ort. Still — hör' ich nicht Tritte erſchallen? Rauſcht's nicht den Laubgang daher? Nein, die Frucht iſt dort gefallen, von der eignen Fülle ſchwer. Endlich ſoll die heißerſehnte Stunde ſchlagen! Endlich ſoll ich's einem Manne ſagen, was dies glutenvolle Herz bewegt, ſoll mein Sehnen ihm enthüllen, mein Verlangen! Heil'ge Nacht, umſchlei're meine

Wangen, deren Glut in lohe Flammen ſchlägt. — Ihr Göttlichen, warum ich flehte, ihr habt es gnädig gewährt, du hoher Muſagete, der mich die Sänge lehrt, durchleuchte mich mit Liedertönen, gib meinem Munde ſüße Rede, und wie mein Herz der Liebe Flammenheerd, ſtröm' aus mein Mund die Glut in leichten Worten, ſchönen, damit ſich ſeine Liebe noch vermehrt, und keine Gunſt ſei ihm verwehrt. — — Wenn ich doch morgen ein beſſeres Kleid hätte, auch die Haube gefällt mir nun nicht mehr, kein grünes Band, kein rothes ziert ſie. Das Halstuch iſt alt und ſchmutzig. Ach, daß ich doch ſo arm, ſo blutarm bin! Ich möchte jetzt weinen über meine Armuth. Noch nie fiel ſie mir ſo drückend auf's Herz. Gewiß wird er mich wegen meines Anzugs für älter und häßlicher halten, als ich bin. Doch er wird auf's Herz ſehen, auf mein hochgeſtimmtes, dichteriſches Gemüth, auf meinen alten unbefleckten Adel.

„O ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr, mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen! Der Arm, der ihn umfaſſen will, iſt leer; kein Schattenglück kann dieſen Buſen kühlen; o führe mir den Lebenden daher, laß ſeine Hand, die zärtliche, mich fühlen, den Schatten nur von ſeines Mantels Saum! Und in das Leben tritt der hohle Traum.“

Wirklich trat jetzt ein andres menſchliches Weſen in das gewölbte Gemach, und die Stimme, mit welcher gefragt wurde: „Sind Sie da, mein Fräulein?“ gab zu erkennen, daß es ein männliches war; denn die unterdeß überhand genommene Dunkelheit ließ kaum mehr einige Umriſſe erkennen.

„Ich bin's, mein Verehrteſter,“ verſetzte die Dame, welche zeither das ſeltſame Selbſtgeſpräch geführt hatte, „und warte Ihrer ſchon ſeit einer halben Stunde mit Sehnſucht und Bangen.“

„Das Gewitter hat mich aufgehalten, es war ja ein ſcheußliches Wetter. Faſt hätt' ich nicht Wort halten können; der verdammte Regen! Ich bin ganz in Eifer gerathen, habe mich erzürnt. Verzeihen Sie dem Ausbruche meiner Heftigkeit.“

„Dank den Göttern, daß Sie da ſind, Zeus donnerte und regnete nur, um bebende Erwartung, im Laufe nach dem ſchönſten Ziele aufgehalten, höher zu ſpannen. Es liegt auch darin noch ein Genuß ganz eigner Art, nicht gleich zur verheißnen Stunde des vollen Glücks theilhaftig zu werden. Ein ſolch holdes, von mir geſchätztes und geprieſenes Hinderniß erhöht nur den Reiz des Genuſſes. Wird dir der Becher, indem du ſein goldnes Blut ſchlürfen wollteſt, vom Munde geriſſen, um ſo gieriger, wollüſtiger wirſt du ihn dann leeren, wenn ihn wieder zu nehmen dir vergönnt iſt.“

„Sehr ſchön von Ihnen geſagt, mein werthes Fräulein, wirklich ſehr ſchön. Sie geben mir immer mehr Gelegenheit, Ihr großes poetiſches Talent zu bewundern. In der That, es iſt jammerſchade, daß ein ſo ausgezeichneter Geiſt, wie Sie, mein Fräulein, in ſolchen trivialen Verhältniſſen, wie ich ſie hier um Sie ſehe, verkümmern muß. Sie ſollten am Hofe leben; Sie würden bald Alles überſtrahlen.“

„O Gott, woran erinnern Sie mich, Theuerſter!“ ſeufzte die Dame ſchwermüthig auf.

„Sie ſtellen ein roſenduft umhauchtes Bild vor mich hin, deſſen Ahnungsſchimmer ich kaum in meinen ſeligſten Träumen mir vorzuzaubern gewagt habe. Glauben Sie, daß das Schiff meiner Hoffnungen mich in jenes Wonnemeer des Hofes, dem ich meiner geiſtigen Natur nach angehöre, tragen wird?“

„Und warum nicht? Iſt Jemand von der Natur berechtigt, als Sonne am Hofe zu glänzen, ſo ſind Sie es. Wie wird Ihr poetiſcher Geiſt ſchnell alle unſre proſaiſchen Hofdamen verdunkeln! Fürſt Günther iſt ein Freund und Gönner der ſchönen Künſte, vorzüglich der Poeſie. Er wird Sie zu ſchätzen und zu belohnen wiſſen. Vorzüglich Sr. Durchlaucht liebt das Theater und die dramatiſche Poeſie. Haben Sie ſchon etwas Dramatiſches geſchrieben?“

„Nur kleine unvollendete Verſuche entſprangen bis jetzt meiner Phantaſie, die ſich mehr der ſchönen Ungebundenheit der Lyrik und der ſüßen Schwärmerei der Elegie zuwandte. Aber ich fühle die Kraft in meinem Geiſte quellen, auch ein großes und herrliches Drama zu ſchaffen.“

„Thun Sie das, mein gnädigſtes Fräulein, und rechnen Sie dann auf meine Verwendung. Ich kann Sie verſichern, daß ich etwas bei dem Fürſten gelte. Einſtweilen aber, bis Sie mit dieſer bedeutenden Arbeit fertig ſind, die Ihnen nicht wenig Zeit koſten wird, wär' es ſehr gut, wenn Sie durch irgend etwas die Aufmerkſamkeit des Fürſten auf ſich zu lenken, oder noch viel beſſer, wenn Sie denſelben ſich verbindlich zu machen ſuchten."

„Wie ſollte ich das beginnen? dazu fehlen mir alle Mittel und Wege. Ich bin Sr. Durchlaucht wahrſcheinlich gänzlich unbekannt, und meine Umſtände erlauben mir nicht, mich ihm vorzuſtellen. Sie kennen mein trübes Schickſal nicht ganz."

„Man behandelt Sie, wie es mir ſcheint, im Hauſe Ihrer Verwandten nicht mit der Ihnen gebührenden Achtung?"

„Entwürdigend, ſchändlich begegnet man mir!" weinte die Dame. „Sie, denen jede Himmelsgabe verſagt wurde, womit mich die Unſterblichen beliehen, ſuchen ſich durch niedrige Worte und

Handlungen an mir, der Unſchuldigen, zu rächen. Was kann ich dafür, daß Apoll nicht auch die Seele der Tante erſchloß, daß die mir holden Muſen nicht auch ihren drei Töchtern ſüße Lieder in den Mund legte? O meine drei Muhmen ſind grauſam gegen mich!“

„Ihre Lage iſt höchſt traurig und muß ein fühlendes Herz, wie das meine, rühren. Es muß eine Änderung getroffen werden.“

„Aber ich bitte Sie, mir zu ſagen, auf welche Weiſe. Mein armer Vater fiel in der Schlacht bei Jena und hinterließ uns nichts als ſein ehrenwerthes Andenken. Die Mutter erhielt in der ſtürmiſchen Zeit nicht einmal eine Penſion. Das Wenige, was wir beſaßen, war bald aufgezehrt. Wir fielen der Gnade und dem Mitleid ihrer Schweſter anheim. Die gute Mutter ſtarb. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Elegie, welche ich auf ihrem friſchen Grabe dichtete, recitire.“

„Ein anderesmal, wenn ich bitten darf. Ich weiß, daß alle Ihre Gedichte vortrefflich ſind. Da uns aber nicht vergönnt iſt, hier lange beiſammen zu bleiben, ſo möchte ich die Zeit benutzen, um mich mit Ihnen ausführlich zu beſprechen, wie und auf welche Weiſe wir Ihre bedauernswürdige Lage auf eine für Sie vortheilhafte Weiſe zu geſtalten möglich machen könnten. Denn nur das höchſte und aufrichtigſte Intereſſe an Ihrem unverdienten Schickſale hat mich zu dieſem Schritte vermocht, Sie hier ohne Zeugen zu ſprechen, was unten im Schloſſe unmöglich wäre, wenn ich nicht Ihren guten Ruf muthwillig auf's Spiel ſetzen wollte. Und der gute Ruf einer Dame muß einem Manne ſtets heilig ſein, vorzüglich aber jetzt mir, der ich in Begriff ſtehe, mich von neuem zu verloben.“

„Zu verloben?“ ſchmachtete die Dame leiſe, und der Mann fuhr fort: „Doch ich wollte ja nur von Ihnen reden, mein Fräulein. Ich wollte Ihnen gern einen Anſchlag geben, wie Sie ſich den Fürſten zur Dankbarkeit verbänden, aber in der That, es iſt ſchwierig ſo etwas aufzufinden. Doch halt! einen einzigen Weg weiß ich, und der iſt ſicher, untrüglich. Er muß Sie zum Ziele führen. Er muß! ich verbürge mich mit Leib und Leben dafür, in vier Wochen ſind Sie

Hofdame der Prinzeſſin Amalia oder haben irgend eine andre bedeutende Hofcharge.“

„Und welcher iſt dieſer Weg? Ich beſchwöre Sie!“ rief die Dame begeiſtert.

„Es darf Sie nicht befremden, wenn ich Ihnen, um Ihnen zu einem beſondern großen Zwecke zu verhelfen, auch einen Vorſchlag ganz beſonderer Art mache. Vorzüglich bitte ich Sie zu bedenken, daß ich dabei gar kein perſönliches Intereſſe, ſondern allein das für Ihr ferneres Glück und Ihre Wohlfahrt habe und daß der heiße Wunſch, einem großen unterdrückten Talente in ſeine rechte Bahn des Ruhms und der Größe, die ihm zu wandeln allein gebührt, zu verhelfen, mich nicht lange in den Mitteln wählen läßt, die ich, gewiſſermaßen nur das Werkzeug des Himmels zu Ihrer Erhebung, mein Fräulein, vor mir ſehe, ſondern daß ich das wirkſamſte auch für das beſte halte. Und gerade dieſes Mittel führt Sie, außer zum Hauptzwecke, noch zu zwei andern Ihnen gewiß auch ſehr angenehmen Zwecken. Erſtlich Sie leiſten Ihrem Fürſten einen großen, ſehr wichtigen Dienſt, den Ihnen das ganze fürſtliche Haus niemals vergeſſen, wegen deſſen man Sie mit allen erdenklichen Gnadenbezeugungen überhäufen wird, und zweitens bietet ſich Ihnen dadurch Gelegenheit, ſich an Ihren drei Quälgeiſtern, ich meine Ihre böſen Muhmen, empfindlich zu rächen, ſo daß Ihnen die Luſt vergehen ſoll, ſich ferner an Ihnen zu reiben.“

„Aber bei den Muſen und Grazien! Sie ſpannen mich auf eine furchtbare Folter, Herr Baron. Wenn Sie mich nicht morden wollen in dieſen ſchauerlichen Ruinen, ſo zögern Sie nicht länger, mir den Weg meines Glücks zu entdecken.“

„Nicht wahr, Sie haſſen gleich mir und jedem ächt adligen Blute jene Feinde der Ordnung und unſrer uralten geheiligten Rechte, jene Natterbrut, die unſre Zeit und die allzumilden von Schwachheit zeugenden Geſetze der ſogenannten Civiliſation im warmen Sande des Glücks und der Ruhe, von der Sonne des Friedens allzulange ſchon beſchienen, ausgebrütet, gepflegt und großgezogen hat? Dieſes Ungeheuer des ſogenannten Volksthums, welches nur Anarchie, Geſetzloſigkeit und die Gräuel einer Revolution will, um ſich in unſerm Blute und dann in unſern Schätzen zu mäſten, dieſer Demagogismus, Liberalismus, oder wie man das Ungethüm ſonſt noch benennen mag, gleicht ſchon der lernäiſchen Hyder; es iſt hundertköpfig, und wenn man ihm einen giftziſchenden Schlangenkopf abſchlägt, ſchnell wachſen zwei andre an deſſen Stelle. Es gilt jetzt, daß die Ariſtokratie zuſammenhalte, um die Schlange zu vernichten, wie es immer gehen mag. Sollten Sie es wohl glauben, daß ſchon Edelleute, ja ſogar Adlige aus uraltem Stamme und aus den beſten Familien vom Baſiliskenblick des Liberalismus verlockt und verzaubert ſind? Wenn ſich ſo neugebackne Herrn, auf deren Adelsbriefe der Streuſand noch klebt, wie Ihr Onkel, der Herr von Bärenburg, zur Untreue gegen Fürſt und Vaterland verleiten laſſen, ſo erzürnt man ſich ſchon nicht ſo ſehr, aber es iſt Pflicht, heiligſte Pflicht, ſolche Schlangenneſter zu zerſtören, wie ſich hier auf dem Schloſſe Ihres Onkels ein ſolches befindet."

„Iſt's möglich? Sie erſchrecken mich, daß mir mein jungfräuliches Herz in der angſtbe-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03667/004

klemmten Bruſt erzittert. Hier in Bärendorf auf dem Schloſſe meines Oheims eine Verſchwörung gegen das geheiligte Haupt unſers gnädigſten Herrn? Ich erſtarre vor Schrecken und Entſetzen.“

„So iſt's, und noch viel ſchlimmere Dinge werden da abgehandelt. Sind zeither nicht öftere und zahlreiche Männerbeſuche auf dem Schloſſe geweſen? Z. B. der Kreisphyſikus Willing, der Pfarrer Walter, der Kaufmann Steinmetz aus der Reſidenz, dann einige ausgemachte Tollköpfe, der aberwitzige vorlaute ſogenannte Schriftſteller, eigentlich Schmierer Bode, die beiden Maler Lebrecht und Kühn, der Bürgerlieutenant und Lederhändler Herling, die drei Advokaten Wönne, Durlei und Grammer? Waren ſie nicht alle zuſammen hier?“

„Sie ſind ſehr genau unterrichtet, Herr Baron,“ ſagte die Dame, dem Tone nach kleinlaut. „Aber ich bitte Sie, mir zu ſagen,“ fuhr ſie fort, „wie dies alles mit dem mir von Ihnen ſo hochgeprieſenen Wege zu meinem Glücke, meinem Ruhme zuſammenhängt, den Sie mir anzugeben bis jetzt — trotz meiner dringenden Bitten — noch nicht die Güte gehabt haben."

„Das ſollen Sie gleich hören. Sagen Sie mir zuvörderſt, kennen Sie den Juſtizrath von Zeilig?"

„Ich habe nicht die Ehre."

„Aber er war auch auf dem Schloſſe Ihres Onkels."

„Ich kenne nicht alle Leute, die hierher kommen. Doch iſt mir ſein Name noch nie genannt worden. Drum bezweifle ich, daß er jemals hier war."

„Er muß hier geweſen ſein. Sie müſſen ihn auch kennen und hier geſehen haben. Dies gehört nothwendig zu unſerm Zweck."

„Ich füge mich ganz Ihren Wünſchen. Wollten Sie ſich nur deutlicher erklären."

„So hören Sie. Um Ihnen alle die Vortheile, die ich Ihnen ſchilderte, auf einmal zu ſichern, ſollen Sie unſerm Fürſten die erſte Anzeige von der Verſchwörung der Liberalen auf der Bärenburg machen und Sr. Durchlaucht eine Liſte der Verſchwornen überreichen. Ich gebe

Ihnen die genaueſten Data an, was alles in dieſen Verſammlungen verhandelt und beſprochen worden iſt, und Sie erzählen Sr. Durchlaucht alles dies mit der möglichſten Genauigkeit und verſichern, Ohrenzeuge durch ein Schallloch an der Decke des Zimmers geweſen zu ſein. Ich habe mich ſogar ſchon unterrichtet, daß in jenem Zimmer ſich wirklich ein ſolches Loch befindet. Der Herzog wird Sie umarmen; Ihr Glück iſt gemacht.“

„Aber ich würde auf dieſe Weiſe Sr. Durchlaucht belügen,“ verſetzte die Dame ängſtlich. „Ich habe doch von dieſem Allen nichts gehört.“

„Darüber brauchen Sie ſich keine Skrupel zu machen. Die Sache an ſich iſt wahr; die Behauptung, daß Sie ſelbſt alles mit eignen Ohren von jenen Schurken in ihren ſtaatsverbrecheriſchen Verſammlungen vernommen, iſt nichts weiter als eine poetiſche Fiction, die Ihnen, der Dichterin, doch unmöglich ſchwer fallen kann. Beſteht doch die ganze Dichtkunſt aus weiter nichts, als ſolchen Erdichtungen, die man mit dem gutgewählten Namen der Licenzen entſchuldigt. Auch läßt es ſich ja, wie Sie ſelbſt mit

Ihrem ſcharfen Verſtande einſehen werden, auf keine andre Weiſe machen, wollen Sie en vogue kommen. Dieſe unbedeutende Kleinigkeit iſt zur Erlangung Ihres großen Glückes durchaus nothwendig. Auch darf ich Ihnen, um alle Ihre Befürchtungen zu beſeitigen, vollkommne Diskretion des Herzogs zuſichern. Ihr Name wird nie genannt werden; mein Wort mag Ihnen dafür bürgen. Leicht könnte ich ja die großen Vortheile, die aus einer ſolchen Anzeige entſpringen müſſen, für mich ſelbſt gewinnen, aber ich möchte mich um Ihr herrliches Talent verdient machen, möchte Ihnen helfen, möchte Sie Ihrem Glücke in die Arme führen.“

„Ach! laſſen Sie mich lieber in meiner Niedrigkeit, in meinem Elende, wenn ich nicht durch mein eignes Talent, ſondern durch eine Unwahrheit, durch etwas, wogegen ſich mein Gefühl ſträubt, dazu gelangen ſoll. Ich danke Ihnen für Ihre Güte, aber ich kann Ihren Vorſchlag nicht annehmen.“ Die letzten Worte waren mit zitternder Stimme und einer auffallenden Kleinmuthigkeit geſprochen, und es ging aus dieſem

Töne hervor, daß ſich die Sprecherin in all' den ſüßen Hoffnungen, die ſie hierher in dies unheimliche Gemäuer geführt, gänzlich getäuſcht ſah.

„Sie wollen nicht?" erhob jetzt der Mann ſeine Stimme mit einem zornigen Ausdruck. „Undankbare, wie können Sie meine edle Abſicht für Sie ſo ſchnöde verkennen."

„Ich verkenne Sie nicht, Herr Baron," verſetzte die Dame furchtſam. „Aber ich kann meinen angebeteten Fürſten nicht belügen und nicht ſchlimme Dinge von Leuten ſagen, die mich nicht beleidigt, Dinge, deren Wahrheit ich nicht behaupten darf."

„Sie wagen es, Zweifel in meine Angabe zu ſetzen? Noch einmal rathe ich Ihnen, meinen Vorſchlag anzunehmen und auszuführen oder meine Rache zu fürchten. Reizen Sie den Löwen nicht. Ich vernichte Sie, wenn Sie mir nicht unbedingten Gehorſam leiſten. Ich will Ihr Glück und Sie ſollen es auch wollen. Wenn Sie mir nicht ſogleich das Verſprechen geben, ja mir mit einem feierlichen Eide zuſchwören, ſich künftige Woche in die Reſidenz zu verfügen — das

Reiſegeld ſollen Sie von mir erhalten — und bei des Herzogs Durchlaucht die Anzeige ſo zu machen, wie ich Sie inſtruiren werde, ſo erfahren dieſen Abend Ihre Muhmen noch, daß Sie der Schauſpielerin in der Schenke heimlich Würſte und Speck, Brot, Käſe und andre Nahrungsmittel zugeſteckt haben, und Sie werden ſchon wiſſen, was Ihrer harrt. Ich werde es dahin bringen, daß Sie aus dem Hauſe gejagt und Ihnen alle Ihre Gedichte genommen und verbrannt werden.“

„Großer Gott!“ jammerte jetzt die Dichterin in Verzweiflung. „Alles will ich thun, was Sie von mir verlangen, Herr Baron, nur verrathen Sie nicht, daß ich der armen Schauſpielerin etwas gegeben, nur verderben Sie mich nicht.“

„So muß man Sie zwingen zu Ihrem Glücke,“ ſchmälte der Mann. „Doch faſſen Sie Muth und verlaſſen Sie ſich auf mich. Es wird alles vortrefflich gehen. Morgen Abend um 6 Uhr kommen Sie wieder hierher, damit ich Sie über alles, was Sie zu ſagen und zu thun haben, genau unterrichte. Für heute iſt's dazu zu ſpät.

Doch eh' wir uns trennen, müſſen Sie mir einen feierlichen Eid ſchwören, Niemand etwas von dem Ihnen Mitgetheilten zu verrathen und genau ſo zu handeln, wie ich Ihnen angeben werde.“

„Ich will auch das thun,“ ſagte die Dame, noch immer weinend.

„Geben Sie mir Ihre linke Hand; die rechte legen Sie auf's Herz. So. Nun ſprechen Sie mir den Eid langſam und feierlich nach. — Ich ſchwöre zu Gott, dem Allmächtigen — —“

„Der dich verdammen und dem Teufel überlaſſen wird, elender, ſchlechter Wicht!“ donnerte jetzt der Maler Fürſt im tiefſten Baß, daß die ſteinernen Wände und das Gewölbe widerhallten vom ſchrecklichen Ausbruch ſeines Zorns. Die Dame that einen ohrzerſchneidenden Schrei, riß ſich von Entſetzen gepackt los und ſtürzte auf die ihr wohlbekannte Thüre zu, und die verfallne Steige hinab, auf welche der letzte Glanz des Spätroths noch ein beſcheidenes Licht warf. Nicht ſo glücklich war ihr Verführer, der, weit weniger mit der Lokalität der Ruine bekannt, und vor Schrecken und Angſt ſchier beſinnungslos, durchaus den Ausgang nicht finden konnte, und wie ein Kind ſchreiend, an den Wänden umhertappte. Der Maler, von dem erbärmlichen Zuſtande eines offenbar ſchlechten Menſchen höchlichſt ergötzt, glaubte den Schreier noch mehr beſtrafen, ſeinem eignen Rachegefühl noch mehr Befriedigung gewähren zu dürfen, und zog theils aus dieſen Gründen aus ſeinem Gürtel ein Terzerol hervor, um es gegen die Wand abzubrennen, theils aber auch, um beim Blitz der Pulverflamme den Ausgang aus dem Gewölbe zu erſpähen, den er ſelbſt vergeſſen hatte und bei der eingetretenen Dunkelheit ſo leicht nicht zu finden hoffen durfte. Er ſchoß zum Fenſter hinaus, erblickte die Thüre und hatte die Freude den ihm unbekannten aber verhaßten Mann mit dem Gebrüll eines geſchlagenen Stiers zu Boden ſtürzen zu hören. Nach drei Minuten war Fürſt glücklich außerhalb der Ruine und half ſich, ſo gut es gehen wollte, durch die leiſe Dämmerung der Sommernacht auf einem Pfade dem Dorfe zu, deſſen Schenke er nach einer halben Stunde erreichte.

Zweites Kapitel.

Ein Deklamatorium in der Dorfſchenke. — Die Schauſpielerin und ihre Tochter. — Die Dichterin in ihrer äußern Geſtalt und in großen Nöthen.

Als der Maler in die geräumige Gaſtſtube trat, bemerkte er, obgleich ſie von Bauern nebſt Weibern und Kindern ziemlich angefüllt war, doch weniger Lärm, als von einer ſolchen Verſammlung beim trüben neuen Weine zu erwarten war, und entdeckte bald die Urſache dieſer Dämpfung in den ſchwachen Lauten eines dürftig herausgeputzten Mädchens von ohngefähr zwölf Jahren, welches mitten in der Stube ſtand und eine Schnurre von Langbein deklamirte. Des Malers Erſcheinen verurſachte einige Störung der in einer Bauernſchenke ſeltſamen Abendunterhaltung; es trat eine allgemeine Stille ein, und ſelbſt das deklamirende Kind ſchwieg, um gleich ſeinen Zuhörern, den fremden Mann mit ſtaunenden Blicken zu meſſen.

Nachdem der Wirth die Bedürfniſſe des neuen Gaſtes nach Kräften befriedigt hatte, ſprach der Letztere den Wunſch aus, daß der Zweck, weswegen man doch aller Wahrſcheinlichkeit nach hier zuſammengekommen ſei, ſeinetwegen nicht hintangeſetzt werden möge, er ſelbſt werde mit Vergnügen die Vorträge der kleinen Deklamatrice mitanhören. Auf dieſe Erklärung trat aber nicht wieder das bleiche Kind hervor, ſondern eine hohe Frau, welche Fürſt noch nicht bemerkt hatte. Sie war ſchön gebaut und voll des edelſten Anſtandes, jede ihrer Bewegungen ſchien eine Grazie zu leiten. Ihr Geſicht zeigte eben ſo ſchöne Formen, wie ihr Körper, doch war es ſehr blaß und — wahrſcheinlich von Noth und Kummer — äußerſt abgemagert. Um ſo auffallender ſtachen aus dieſem intereſſanten Geſichte ein Paar große dunkle Augen, lang geſchnitten und mit langen ſchwarzen Wimpern garnirt, hervor und das reiche Geflecht eines dunkeln Haars thürmte ſich als Krone der Vollendung auf dem kleinen niedlichen Haupte. Fürſt's Blicke blieben an der gefälligen und zugleich ſchmerzlichen Erſcheinung hängen. Was ihm aus derſelben hervorzugehen ſchien, glaubte er auch im Ton ihrer Stimme beſtätigt zu finden, als ſie Schillers Taucher vorzutragen begann, nämlich, daß ſie eine ſehr Unglückliche ſei, zugleich aber kam er auch, obwohl die Stimme nicht anders als klangvoll und ſchön zu nennen war, zu der Überzeugung, daß ſie keine dramatiſche Darſtellungsgabe beſitze. Sie vermochte den ſchönen Stoff nicht zu beleben, und ſeelenlos ging er in der ihm vom Dichter verliehenen reizenden Körpergeſtalt an des Malers Sinnen vorüber. Die Bauern hatten ſo viel Reſpekt vor dem ſtattlich ausſehenden Fremden, daß ſie diesmal nur leiſe unter einander flüſterten oder ganz ſchwiegen, und mancher, der einen rohen Scherz auf der Zunge hatte, für diesmal zur Ruhe bedeutet wurde.

Nach einem kurzen Zwiſchenraume, in welchem die ländliche Natur der Zuhörer ſich gehen ließ, trat das Kind wieder hervor und kündigte den Erlkönig von Göthe an. Fürſt ward inne, daß die Wahl dieſer Piecen allein auf ihn berechnet ſei, indem bei ſeinem Eintritt ein den geiſtigen

Kräften des Publikums weit angemeſſeneres Gedicht geſprochen worden war, und nicht ohne Ausdruck freundlichen Danks blickte er auf das zarte Geſchöpf hin, deſſen ätheriſcher Reiz aus ganz eigenthümlichen Bildungen und Kontraſten hervorſtrahlend, ihm ein ſeltſames Gefühl von Überraſchung und Bewunderung erzeugte. Wirklich erglänzten die Augen dieſes kränklich ausſehenden Kindes von ſo blitzendem Feuer tiefempfundener Begeiſterung, wirklich ſchwellte ſich das anfangs ſchwache Wort zu einer ſo angemeſſenen Stärke des Ausdrucks, und das einfache Gedicht gewann all jenes grauenvolle Leben, jene geſpenſterhafte Bewegung, welche in ihm ſchlummert, in ſo genialer Vollendung, daß Fürſt, durch und durch ergriffen, unwillkührlich an des großen Meiſters Schöpfung, die ſeltſame Mignon dachte, die er verkörpert vor ſich ſtehen zu ſehen glaubte. Je mehr das Gedicht ſich ſeinem Ende nahete, ein um ſo höheres geiſtiges Leben entwickelte ſich in dem Kinde, welches ſomit die unverkennbarſten Beweiſe eines großen poetiſchen und dramatiſchen Talentes ablegte. Fürſt konnte die Augen nicht mehr von der höchſt intereſſanten Geſtalt abwenden, und ſo bemerkte er denn, daß die ältere Deklamatrice, die er für die Mutter des Mädchens halten zu dürfen Wahrſcheinlichkeit genug fand, demſelben eine kleine Blechkapſel aufzudringen bemüht war, um, wie Fürſt leicht begriff, damit Geld in der Stube einzuſammeln, und daß das Kind dieſem Befehle zu gehorchen ſich weigerte, wobei er einige Blicke der Schaam, die verſtohlen auf ihn gerichtet wurden, deutlich genug wahrnahm, um aus denſelben nicht die Schlußfolge zu ziehen, daß er allein die Urſache dieſer Widerſetzlichkeit ſei. Schnell erhob er ſich deßhalb und drückte der Mutter mit beſcheidener Verhüllung ſeiner Wohlthätigkeit einen brabanter Thaler in die Hand, die Bitte hinzufügend, dem zarten Töchterchen das Einſammeln für dieſen Abend zu erſparen. Des Mädchens ſeelenvolles Auge traf ihn mit einem ſo unbeſchreiblichen Ausdruck von Dankbarkeit, Rührung und Ergebenheit, daß Fürſt ſich zu ihr niederbeugte und ihr einen Kuß auf die hochgewölbte Stirn preßte. Die Strenge im Geſichte der Mutter milderte ſich augenblicklich, denn das Silberſtück übertraf wohl an Werth alle ihre ſchon gemachten Einnahmen und wohl auch die Hoffnung aller noch zu machenden, und mit einem Anſtrich von Rührung, dem es nicht an edler Äußerung fehlte, ſagte ſie: „Freilich iſt es höchſt betrübend, den dürftigen Unterhalt auf ſolche Weiſe erſchwingen zu müſſen, aber die Nothwendigkeit iſt ein unbeugſamer Tyrann, und Alwina hat ſich, ſonderbar genug, heut Abend zum erſten Male geweigert, den meiſt ſehr kärglichen Lohn für unſere Leiſtungen einzuſammeln.“

Ein wohlthätiges Gefühl zog durch des Malers Bruſt. „Sie ſcheinen auch beſſere Tage geſehen zu haben,“ ſagte er mit Gefühl.

Die Frau ſchlug das ſchöne Auge nicht ohne eine ſtarke Beimiſchung von Koketterie empor, indem ſie verſetzte: „Ach, mein Herr, welches Jammergeſchrei würden die über den ſeidnen Betten einer koſtbaren Wiege jubelnden Eltern anſtimmen, auf welchen der Inbegriff ihrer ſchönſten Hoffnungen und Freuden als ein liebliches Kind ihnen entgegen lächelt, wenn ſie die unheimlichen Sprüche vernehmen könnten, welche die unſichtbaren Geiſter des Geſchicks über dem unſchuldigen Haupte des Säuglings hinmurmeln! Vom weichen Flaum dieſer Wiege bis zum unnützen Polſter des Sarges ſcheint die Zeit nur eine lange Nacht voll guter und böſer Träume auszufüllen, aber wahrlich wir wechſeln das Lager oft, und zuweilen iſt es ſo hart, daß ſich kaum darauf liegen läßt. In der Wiege aber läßt ſich doch auch nicht bleiben, ſie iſt zu klein zur Ruhe, wie das Vaterhaus zu eng für die aufwogende Thätigkeit der Jugendbruſt. Nun treibt und drängt dieſe unruhige Kraft vorwärts und nicht ſelten in toller Bizarrerie über kluftige Felſen, die hinter uns aufgähnen, und uns auf ewig vom Frieden des Vaterhauſes und dem ſchwellenden Kiſſen der Wiege trennen. Da iſt denn freilich der Pfad rauh und das Lager hart; aber was hilft's, es muß doch vorwärts gewandelt und, wenn man ermüdet iſt, doch geruht werden."

Fürſt empfand von dieſer Rede nicht den Eindruck, welchen die Sprecherin wahrſcheinlich erwartet hatte, ſie machte vielleicht gerade den entgegengeſetzten auf ihn; denn es ſprang ihm darin kein freier Herzenserguß entgegen, vielmehr widerte ihn ein erzwungenes Scheingefühl daraus an und er wandte ſich zu der Kleinen, um mit ihren ſchönen Locken zu tändeln.

„Warum ſuchen Sie kein Engagement bei irgend einer, wenn auch der kleinern Provinzialbühnen?“ fragte er dann wieder. „Das ſchöne Talent Ihrer Tochter — ich irre mich doch nicht in dieſer Vorausſetzung? — welches nicht viel Zeit und noch weniger Anſtrengung zu ſeiner Ausbildung bedarf, muß Ihnen allein ſchon ein gutes Auskommen ſichern.“

„Mein wertheſter Herr, es fehlen mir die Mittel auch zur kleinſten Reiſe. Ihre theilnehmende Güte ermuthigt mich, Ihnen zu ſagen, daß ich in den troſtloſeſten Umſtänden bin. Vor ſechs Wochen erkrankte mein Mann in einem benachbarten Gebirgſtädtchen, da wir eben auf der Reiſe waren, ein Engagement zu ſuchen. Schon einige Jahre hatte er gekränkelt und war in Folge deſſen außer Brod gekommen, weil man ihn für unfähig hielt, ſeine Leiſtungen mit früherem Erfolg durchzuführen. Er war nämlich erſter Tenoriſt geweſen und hatte bei mehreren Theatern kein unbedeutendes Glück gemacht. Als er nun von Kränklichkeit und Kummer gequält, ſeine Stimme faſt ganz verloren hatte, verſuchte er es, ſich als Schauſpieler zu erhalten, aber er hatte zu wenig Routine; wir kamen zu wandernden Geſellſchaften; Elend, Schlechtigkeit, Lug und Trug verfolgten uns, wir durchgingen eine ſchwere Schule menſchlicher Leiden; aber mir war es vorbehalten, den Schmerzenskelch mit ſeinen bitterſten Hefen bis zum tiefſten Boden zu leeren. Mein Mann erſtand nicht wieder; aber eh' ihn ein mitleidiger Himmel erlöſ'te, Gott! was hatte ich da zu erfahren. Alles was wir nur von einigem Werthe beſaßen, wurde veräußert, um uns das Leben zu friſten und dem Todtkranken einige Labe zu verſchaffen; endlich beſaß ich nichts, gar nichts mehr, und wir fielen dem öffentlichen Mitleid, welches ſich nicht auf die zarteſte Weiſe äuſſerte, anheim. Nach unausſprechlichen Leiden wurde er erlöſ't, und ich habe mich nun durch die rohe Gutmüthigkeit der Bewohner der Umgegend durchgebettelt, wie Sie mich hier gefunden haben.“ Sie ſchwieg und benetzte ihr Tuch mit Thränen.

„Madam,“ ſagte der Maler, „wollte der Himmel, meine Kräfte hielten meinem Willen die Waage. Ich ſelber bin ein Fremder, ein reiſender Künſtler, ich ſelbſt bin arm und nur die Gunſt eines vornehmen und reichen Mannes hat mir die Mittel zu meiner Ausbildung gewährt. Dieſer Mann hat mich jetzt zu ſich beſchieden; ich bin auf dem Wege zu ihm. Er wird Rechenſchaft von mir fordern über die Anwendung ſeiner reichlichen Unterſtützung. Wenn er mit mir zufrieden ſein ſollte, werde ich verſuchen, ſein edles Herz auch für Sie oder für dieſe liebe Waiſe zu gewinnen, indem ich richtig zu ſchließen glaube, daß die Stimme der Wohlthätigkeit, die ihn antrieb, ſich meiner, eines armen verwaiſ'ten Knaben, anzunehmen, gewiß nicht bei der Hülfsbedürftigkeit eines ſo zarten und holden Mädchens verſtummen wird, welches ſich ſchon durch ſeine Erſcheinung jedem Menſchenfreunde von ſelbſt empfiehlt. Einſtweilen, bis ich Ihnen eine beſtimmte Antwort über die Geſinnung meines

Wohlthäters geben kann, erlauben Sie mir, Ihnen meine geringen Kräfte für Ihren Unterhalt anzubieten. Es iſt nicht viel, aber mit aufrichtigem Herzen geboten."

„Sie erfüllen meine Bruſt mit ſtürmiſchen Gefühlen der Dankbarkeit, und vergebens würde mein Mund verſuchen, Ihnen zu ſchildern, was in mir vorgeht. Geſtatten Sie mir aber wenigſtens, mit ſchwachen Worten zu ſagen —"

„Ich bitte Sie, darüber kein Wort zu verlieren!" ſagte der Maler beſtimmt und vom Pathos der Schauſpielerin unangenehm berührt. „Ausgeſprochener Dank, und wenn er ſich in die koſtbarſten Gewänder hüllt, bleibt doch ein lebloſes Weſen. Die kleinſte That der Liebe iſt mehr werth, als der hohle Prunk aller Rede. Glückt es mir, Ihnen zu helfen, ſo wird ſich Ihnen auch einmal eine Gelegenheit bieten, mir durch eine Handlung zu beweiſen, was Sie mir mit tauſend Worten darzuthun vergebens ſich anſtrengen werden. Schweigen wir alſo darüber!"

Die Dame warf einen lauernden mißtrauiſchen Blick auf den Maler und ſagte kein Wort mehr; Fürſt aber beſchäftigte ſich mit der bleichen Alwina, die ſchon recht vertraut mit ihm plauderte, und erfuhr zu ſeiner Verwunderung von ihr, daß ſie ſchon über fünfzehn Jahre alt ſei, was er, ihrer körperlichen Entwicklung nach, kaum glauben konnte, obgleich er im Verlauf des Geſprächs gar bald inne ward, daß ihre geiſtige Bildung ihren Jahren und noch mehr ihrer Geſtalt um ein Bedeutendes vorausgeeilt war. Ihr dunkelbraunes ausdrucksvolles Auge hing mit ſo kindlichem Geſtändniß herzinniger Freude über das Wohlwollen, das er ihr durch Erſparung des Geldeinſammelns gezeigt, an ſeinen Zügen, und dieſe leuchtenden, wonnekündenden Blicke waren für ihr eignes abgehärmtes Geſichtchen Sonnenſtrahlen, die durch trübes Regengewölk hervorbrechen und ſiegreich die nebliche Düſterheit vertreiben. Noch kämpften Schmerz und Jugendfreude in dieſen Zügen, aber ſchon überlächelte die Sonne der letztern das harmloſe Feld, in welches früher und gewaltſamer Kummer, wie ein verwüſtendes Maigewitter, tiefe Spuren ſeiner Gewalt geriſſen, und die Frühlingsblumen erhoben augenblicklich ihr unſanft gebeugtes Haupt wieder. Alwina erzählte von der himmliſchen Güte ihres Vaters und von der rührenden Geduld, womit er ſeine ſchweren Leiden bis zur letzten Stunde getragen, und wie da ihr Auge feucht wurde von einem Thränenpaar ſchmerzlicher und doch wehmuthſüßer Erinnerung, da ſchien der letzte Kummer aus ihrem Geſichte entfliehen zu wollen, das Eis eines ihr allzuſchädlichen Frühfroſtes wich und die Ahnung, ſie habe in dem ihr ſchon nicht mehr fremdem Mann, der ſie ſo tief freundlich, ſo beruhigend milde anſah, einen zweiten liebevollen Vater gefunden, wehete als friſcher Frühlingsodem, alle Lebenskeime wieder neu weckend und erquickend, über ihre Seele. Von ihrer Mutter ſprach ſie nichts, gar nichts, und das fiel dem Maler auf. — Lange noch, als er ſchon in einem reinlichen ländlichen Bette lag, dachte er darüber nach, warum Alwina ihrer Mutter auch nicht ein Mal erwähnt hatte, und er fand endlich, daß Mutter und Tochter wenig miteinander gemein hätten, und im Weſen der Erſtern etwas für ihn Abſtoßendes und Kältendes läge, wähend Alwina ihn angezogen und ein hohes Intereſſe in ſeiner Bruſt für ſich erweckt habe.

Am andern Morgen genoß er eben mit der Schauſpielerin, die ſich ihm als Madam Ruhl genannt, und ihrer Tochter Alwina das Frühſtück, und ließ ſich dabei Abſchnitte aus ihrem frühern Leben erzählen, — außer ihnen befand ſich Niemand weiter im Zimmer — als plötzlich eine phantaſtiſch gekleidete, nicht mehr jugendliche Dame hereintrat, welche der Maler, ihrem Äuſſern nach, ebenfalls für eine Schauſpielerin hielt und zwar für eine jener Art, welche die Kunſtgenoſſen ſelbſt mit dem Namen der „Komödianten" bezeichnen. Ihr Geſicht konnte man gerade nicht häßlich nennen, aber es war eine ſo ſeltſame, obwohl gewiß unbewußte ſkurrile Anſpannung darin ſichtbar, eine ſo närriſche und karikirte Verzerrung der Züge und ein ſo verzwicktes Mienenſpiel, daß der Maler Mühe hatte, ſeine Lachluſt zu bekämpfen. Das von rothangelaufenen Wülſten umlegte blaugraue Auge war keineswegs geiſtlos, aber es vagirte recht kindiſch einfältig, ohne allen haushälteriſchen Gebrauch der Blicke, wie man ihn bei jedem einigermaßen gebildeten Menſchen gewohnt iſt, ſo daß nicht ſeine Anwendung, wohl aber der Mangel derſelben auffällt; da es aber klein und ſtechend war, konnte ſeine Ungezogenheit beläſtigen. Um den Mund, den eigentlichen Sitz derjenigen Linien und Schriftzüge, worin die geheimnißvolle Schöpferin Natur den Charakter ausdrückt und dem beobachtenden Kenner darlegt, um dieſen unſchönen Mund, deſſen Unterlippe etwas wulſtig herabhing, lag viel Stolz und Ehrgeiz, Genußſucht, ungezügelte Schwärmerei und eine durch die über das Haupt dieſes Weibes hinweggeeilten Jahre noch keineswegs gedämpfte Sinnlichkeit. Ihr Wuchs war lang und hager, Füße und Hände groß und die letztern von einer dunkelbraunen Farbe, die mehr Unreinlichkeit als Naturell anzuklagen ſchien. Gleicher Vorwurf traf ihre Kleidung. Ein Kattunkleid von ſehr lebhaften Farben, aber durch langen Gebrauch ſehr malpropre geworden, ſchlotterte um ihre dürren Glieder; die fleiſchloſen Arme waren ſichtbar und mit erblindeten Spangen von geringſter Qualität, aber lächerlich bunt ausgeziert, eben ſo fanden ſich auf ihrem Kleide, ſowohl auf den Achſeln, als am Buſen zierliche Schleifchen von roſaſeidnem Bande, ein zerriſſenes grünes Flortuch war ſtutzerhaft über die harten Formen des Halſes geworfen, durch welches eine mit einem langen Kreuze verſehene dunkle Kette blickte, deren Gehalt ſich nicht ſogleich beſtimmen ließ, weil eben Alles daran höchſt unbeſtimmt war. Am Buſen ſteckte eine verwelkte Roſe, ein treues Bild ihrer Trägerin; und das ſchmutzige Häubchen war mit gemachten Roſen garnirt, die ſie vielleicht ſchon zwanzig Jahre geſchmückt und ſich auf dem à l'enfant gelockten Haare gewiegt hatten, wie es heute noch, obwohl etwas verwirrt unter der ſchadhaft gewordenen Kante hervorquoll. Der billige Mann iſt aber immer geneigt, einer Dame einige Abnormitäten und Nachläßigkeiten im Anzuge zu gut zu halten, wenn er einen reinen Strumpf und einen ſchmutzfreien ganzen Schuh erblickt. An der Pflege des Fußes kann man die Ordnungsliebe eines Frauenzimmers erkennen; iſt der Fuß nett bekleidet, ſo iſt Sinn da für Ordnung und Reinlichkeit. Leider aber brachte die eingetretene Dame nicht nur ein Paar ſehr ſchmutzige durchlöcherte Strümpfe, ſondern auch zerſetzte, geflickte und wieder zerriſſene Schuhe mit, ſo daß der Maler in einer Anwandlung von Eckel ſich abwenden mußte. Seine Verwunderung über dies phantaſtiſch liederliche Ausſehen war übrigens nicht groß; denn er hatte gleich beim erſten Worte, welches die bezeichnete Dame an die Schauſpielerin gerichtet, in ihr die Dichterin erkannt, deren Selbſt- und dann Zwiegeſpräch mit einem ſchlechten Manne er Abends vorher belauſcht und dem er einen eben ſo unerwarteten als erſchreckenden Ausgang verliehen hatte.

„Madame Ruhl!“ rief die unſaubere Sapho mit einem Ausdruck von Schrecken und Beſtürzung, aber noch immer mit Koketterie, „ich bin ſehr unglücklich; ich ſterbe vor Gram und Betrübniß! O ich bin elender, als je ein ſterblich Weib war! Wüßten Sie, welch grauſige Schickſale ſich ſeit geſtern Abend auf mein ſchwaches Haupt entladen, welch finſtere Macht des Verderbens auf mich hereingeſtürzt, wie Höllenlarven mich umſauſ't und umgrinſ't haben, Ihr Blut würde erſtarren, ich würde Sie dahin morden, denn Sie ſind eine zartfühlende Seele, eine edle theilnehmende Freundin. Daß ich noch lebe, iſt mir das größte Wunder. O es iſt ſchrecklich! unerhört! furchtbar!"

„Mein Himmel!" verſetzte die Schauſpielerin, aber keineswegs mit der Aufregung, welche den Worten der Dichterin angemeſſen geweſen wäre, „was iſt Ihnen begegnet?"

„Bei den Schrecken der Hekate! davon darf ich keine Sylbe verrathen. Genug, es kann und wird aus dem großen Deklamatorium dieſen Abend nichts werden; es wird überhaupt nichts werden; Sie werden meine glücklichſten Gedichte einer glänzenden Verſammlung nicht vortragen — o meine nordiſche Ballade! — und ich ſehe einer gräßlichen Zukunft entgegen."

„Das iſt Schade — und wir hatten Alles ſo gut arrangirt. Aber welch ein Hinderniß zerſtört denn unſern ſchönen Plan? Ich und Alwina haben Ihre Gedichte nun memorirt und einſtudirt.“

„Es hat ſich etwas Furchtbares begeben, was ich aber verſchweigen muß. Der Kammerherr von Schließ iſt geſtern Abend ſehr ſpät todtkrank nach Hauſe gekommen. Er liegt hart darnieder, phantaſirt und ſtößt ſchlimme Drohungen gegen uns aus. Ach, ich ſterbe vor Angſt! Sehen Sie, Beſte, kennen Sie den Herrn Kammerherrn von Schließ? Er iſt ein Beſchützer der Künſte.“

„Ich kenne ihn nicht,“ entgegnete die Schauſpielerin ausweichend.

„Aber er wußte doch, daß — daß —“ jetzt erſt ſchien ſie die Anweſenheit des Malers zu bemerken, als ſie ſich, um ihre Rede zu beenden, furchtſam im Zimmer umſah. Sogleich verneigte ſie ſich etwas verdutzt mit gezierter Unbehülflichkeit und nahm lächelnd den Gruß des Malers entgegen. „Der Herr ſcheint ein Fremder zu ſein?“ lispelte ſie ſüß zur Ruhl gewandt.

„Ein werther Freund, uns geſtern vom Himmel zur Linderung unſerer Noth geſandt,“ antwortete dieſe, „um mir die Verzweiflung zu erſparen, die mir gewiß Ihre Schreckenskunde bereitet haben würde."

„O ſo ſein Sie mir als lichter Seraph gegrüßt! O ein Retter, ein Freund, ein Engel! Welche Fülle von Seligkeit faßt dies eine Wort Freund in ſich! Möchte doch jedes Herz, das eines Freundes bedürftig iſt, auch eines ſolchen ſich erfreuen! Und bedarf wohl ein Herz der mitfühlenden Freundesſeele mehr, als das zart beſaitete Dichterherz? O, Freundſchaft iſt der ruhige, liebe, ſanfte Mond, wie die Liebe die heiß flammende Sonne des Lebens iſt. Im Mondesſchein wandelt ſich's Arm in Arm, das Haupt an die Bruſt des Freundes gelehnt, ſo ſelig am murmelnden Bache. Iſt dieſer Gedanke nicht ſchön? Er verdient in ein Gedicht gebracht zu werden. Ich werde eine Hymne an die Freundſchaft dichten, wie Schiller eine an die Freude gedichtet hat. Meinen Sie, daß es mir gelingen wird? Ich will Ihrem Urtheile nicht vorgreifen, aber erlauben Sie mir, daß ich ſchnell nach Hauſe eile und Ihnen einige meiner Gedichte herbeihole."

„Sie ſind zu gütig," ſagte der Maler; „eine Dichterin iſt aber eine ſo ſeltne Erſcheinung, daß ich den Wunſch nicht unterdrücken kann, Ihren hochgeſchätzten Namen kennen zu dürfen."

„Ich bin Alexandrine von Süßholz, unvermählt und lebe bei meinen Verwandten, der Familie von Bärenburg, auf dem hieſigen Schloſſe."

Fürſt freute ſich mit erwachendem Humor einer ſo ausgezeichneten Bekanntſchaft, doch hatte er kaum einige Worte vorgebracht, als er ſchon wieder von ihr unterbrochen und mit der Frage beſtürmt wurde: „Und Sie, mein Herr? Sie ſind Künſtler; das verräth mir Ihr edles Weſen."

„Ihr ſcharfes Auge hat Sie nicht getäuſcht."

„Auch mir werden Sie ein Engel ſein. Meine Seele jubelt. Zur rechten Stunde ſind Sie hier erſchienen. Ich werde ein großes Drama ſchreiben. Ich habe dieſe Nacht durchwacht, um einen würdigen, erhabenen, großartigen Gegenſtand aufzufinden. Heil mir! ich habe ihn gefunden. Aber ich verrathe Ihnen nichts. Erſt muß das Ganze vor Ihnen liegen. Sie werden das Stück auf die Bühne bringen. Meinen Helden habe ich mir ganz gedacht, wie Sie. Der Himmel ſchickt Sie mir zu meinem Troſte. Sie werden mich aus meiner gräßlichen Lage retten. Sie ſind mein Held; die Rolle iſt für Sie geſchaffen. O ich triumphire!“

„Gemach! gemach, mein werthes Fräulein!“ warf Madame Ruhl jetzt ſtörend in die aufglühende Begeiſterung der Dichterin ein. „Dieſer Herr iſt mein Freund, mein Retter und nicht der Ihrige. Ich wüßte auch nicht, wozu Sie eines Retters bedürften. Was iſt denn das für eine gräßliche Lage, in der Sie ſich befinden?“

„Ach, ich bin verloren und Sie haben mich verrathen! Der Kammerherr weiß Alles; und noch ein Dritter — ich weiß nicht wer — iſt ebenfalls im Beſitz des Geheimniſſes und noch in eines andern ſehr wichtigen. Wir ſind belauſcht worden — ein unerhörtes Schickſal. Der Kammerherr gibt mir Verrath ſchuld; ich werde ihn nicht von meiner Unſchuld überzeugen können — und er verdirbt mich ſicherlich — ich bin ſchon verdorben. Am Beſten wär's, ich kehrte gar nicht wieder auf das Schloß zurück; denn dort ereilt mich der Untergang. Die Eumeniden umſchwirren mich und ich, ich bin unſchuldig. O helft, rettet eine unglückliche Dichterin! Mein Herr, die Rolle iſt ganz für Sie gemacht; aber verlaſſen Sie mich nicht in dieſer Noth."

„Aus Ihrem Geſchwätze werde klug, wer kann!" rief die Schauſpielerin entrüſtet. „Ich ſage Ihnen nur, daß es unverſchämt iſt, dieſem Herrn läſtig zu fallen, der gar kein Schauſpieler iſt. Wie, Sie wollen mich aus der Gunſt dieſes edeln Mannes verdrängen? Sie wollen das, was ſeine Güte mir zugeſagt hat, für ſich gewinnen und mich ausſtechen? Daraus wird nichts! Nicht wahr, mein Herr?"

„O Undankbare!" weinte die Dichterin und große Thränen des Zorns floſſen über ihre eingetrockneten Wangen. „Sie wollen mich, die Ihnen ſo innig ergeben war, nicht theilnehmen laſſen an Ihrem Glücke, die ich Ihnen ſo unzweideutige Beweiſe meiner tiefempfundnen Freundſchaft für Sie gegeben, Beweiſe, die mich nun zu Grunde richten? Grauſame, verſtoßen Sie ſo kalt ein Herz, auf deſſen Altar die heiligſten

Gefühle lodern, und könnten mich mit ein Paar liebevollen Worten retten? Aber das iſt das Loos des Schönen auf der Erde! Ich wollte ja nichts, als in Euerm Bunde das dritte Glied ſein, ich wollte unter Eurer Leitung mich ſelbſt der dramatiſchen Kunſt widmen, und ich bin überzeugt, es wäre eine große tragiſche Schauſpielerin aus mir geworden, und nun ſtoßen Sie mich in die Nacht des Elends, nachdem ich Ihnen mein Herz geopfert! O!“

„Ihr Herz? mein Fräulein, Ihr Herz?“ verſetzte die Schauſpielerin kalt und ſpöttiſch, „ich möchte doch wiſſen mit welchem Rechte, — wahrſcheinlich einem poetiſchen — Sie einige Butterwecken, ein Paar guter Käſe, ein Stück Speck, einige Würſte und diverſe Stücke Brot Ihr Herz nennen mögen? Fürwahr Ihr Herz iſt dann aus ſehr appetitlichen und verzehrlichen Gegenſtänden zuſammengeſetzt! Haben Sie damit Ihr Herz verſchenkt, ſo thut es mir darum leid. Ich habe jene Eßwaaren nur nach ihrem geringen Werth angenommen, und mein Herz iſt mir für dergleichen nicht feil.“

„O grauſamer Spott! O entſetzliches Weib! Hab' ich Ihnen nicht die ſchönſten Lieder zu Ihrer Verherrlichung gedichtet? Hab' ich Ihnen nicht mein Edelſtes und Heiligſtes dargebracht? Wo Sie auch auftreten werden, mit meiner nordiſchen Ballade müſſen Sie das ganze Publikum hinreißen."

„O über die thörichte Einbildung! über die lächerliche Eitelkeit!" hohnlachte die Schauſpielerin. „Nur ausgelacht würde ich werden mit Ihren ſinnloſen Reimereien, mein Fräulein. Ich will Ihnen jetzt mit lauten deutlichen Worten offen ſagen, was für eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zeither zwiſchen uns ſtattgefunden hat, damit dieſer Herr nicht von Ihrem albernen Lamento beſtochen und überhaupt klar wird in unſerm Verhältniß. Ihre abgeſchmackte Eitelkeit muthete mir zu, Ihre elenden Verſe zu memoriren und vorzutragen; ich ſollte dieſer Ihrer überſpannten Eitelkeit einen angenehmen Kitzel bereiten, und um mich zu dieſem nicht geringen Opfer geneigt zu machen, beſtachen Sie mein Bedürfniß mit mehreren Victualien. Dies gelang

Ihnen auch; denn ich lobte nun Ihre Gedichte und lernte ſie, aber ich ſchwör' Ihnen zu, nur die äußerſte Noth konnte mich dazu bringen. Wenn Sie mich einige Tage ernährt haben, ſo haben Sie mich dagegen mit Ihren Verſen halb zu todt gequält und mir gewiß ein Jahr meines Lebens geraubt.“

Die Dichterin war blau vor Ärger geworden; ihre Lippen zitterten und aus ihren Augen ſtürzten große Thränen. Vergebens verſuchte ihr Mund etwas zu reden; es ſchien, als wenn ſie durch innere convulſiviſche Zuckungen daran verhindert würde. Ihr Auge blickte nur mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung auf Madame Ruhl, die ſich das Anſehen eines Triumphes über die arme Gequälte gab und ihre Tochter unwillig zurückſtieß, welche mit hellen Thränen im Auge ſie anflehete, des Fräuleins zu ſchonen, welches ja doch ſo freundſchaftlich und mildthätig an ihnen gehandelt.

Der Maler war bei dieſem originellen Zanke, wenn auch ein ſtummer, aber kein unthätiger Zeuge geweſen. Ohne daß es Eine der beiden

Kämpferinnen gemerkt, hatte er ſein Skizzenbuch hervorgezogen und ſie mit kühnen und genialen Strichen in verſchiednen karikirten Poſitionen abkonterfeit. Jetzt ſteckte er das Buch wieder ein und wandte ſich an das Fräulein mit den Worten: „Auch Sie ſollen ſich nicht in mir geirrt haben, mein Fräulein; ich halte es gewiſſermaßen für meine Pflicht, Ihnen nach Kräften zu helfen; weßhalb? ſollen Sie ſpäter erfahren. Da ich nun aber nicht Schauſpieler bin und folglich auch keine Rolle in Ihrem Drama übernehmen kann, ſo muß ich wohl zu Ihrer Hülfe einen andern Weg einſchlagen. Ihnen, Madame Ruhl, gilt nur die Bitte, nicht ſo ganz unumſchränkt über meinen Wohlthätigkeitstrieb zu disponiren und mir in dieſer, wie in jeder andern Hinſicht zu überlaſſen, was ich thun will und was nicht, endlich auch ſich mit Fräulein von Süßholz während meiner Abweſenheit ſo gut als möglich zu vertragen, oder — was das beſte wäre — wieder in freundſchaftliche Verhältniſſe zu treten. Ich werde jetzt einen Gang thun, und Alwina wird mich gewiß gern begleiten, um mir den Weg nach dem Schloſſe zu zeigen.“

Das Fräulein drückte mit einer abwehrenden Bewegung der Hände ihren Abſcheu vor der Actrice aus. Die Verzweiflung, die ſich in ihren Zügen abſpiegelte, ſchien ſo groß zu ſein, daß ſelbſt die troſtvollen Worte des Malers keine lichte Veränderung darin hervorzubringen vermochten, oder unvernommen an ihren Ohren vorüberrauſchten. Ihre Thränen floſſen ſo zahlreich, wie die eines guten, unſchuldig gekränkten Kindes, und ſelbſt das Schluchzen, das ihre Bruſt dann und wann unwillkührlich und gewaltſam hob, war ganz kindlich, unbefangen und unverſtellt, und wirklich wurde in des Malers Geſicht ein Blick gerührten Mitleids mit dem Satyrlächeln vermält, welches ſeit dem Zanke der beiden Künſtlerinnen ſeine geiſtvollen Züge überſchwebt hatte.

Die Schauſpielerin ſtotterte ziemlich verlegen einige Entſchuldigungen, auf welche Fürſt nicht hörte, ſondern mit dem liebgewonnenen Mädchen an der Hand durch die Thüre verſchwand.

Drittes Kapitel.

Bekanntſchaft des Malers mit einem demokratiſchen Edelmanne. — Troſt für die Dichterin und Abſchied von Alwina.

Das Schloß war kein vornehmes, aber ein recht freundliches und wohnliches, noch neues Gebäude, mit einer, wie es ſchien, ſehr beträchtlichen Ökonomie verſehen, die vorzüglich in Viehzucht beſtand, den umherliegenden Bergen am angemeſſenſten. Die Wirthſchaftsbauten lagen unmittelbar am Fuße des Hügels, auf welchem das Wohnhaus mit ſeinen Flügeln leuchtete, und ſtanden durch eine breite verdeckte Treppe in enger Verbindung damit; zwei lange, weiße mit Ziegeln gedeckte Häuſer ſchloſſen an den Hügel angelehnt den Hof auf beiden Seiten ein und enthielten die Kuh-, Schaaf- und Ziegenſtälle nebſt den Böden und Speichern, und mit einem mächtigen Hauſe, worin mehre Scheuern und eine Käſerei befindlich war, bildete ſich das Ganze, welches mit dem hoch darüber gelegenen Herrenhauſe und deſſen Berg ein ſchönes Viereck ausmachte.

Des Malers Augen ruheten mit Wohlgefallen auf dieſer Ordnung; glänzend reinliche Kühe wurden eben ausgetrieben und das Geläute ihrer Schellen tönte ſo heimathlich in ſein Ohr. Nicht minder ſprach ihn das Wohnhaus mit ſeiner Einrichtung an, als er den Berg erſtiegen hatte, und mit Achtung vor dem Geiſte, der dies hergeſtellt, trat er über die Schwelle. Er ſah an nichts, daß er in einem adligen Hauſe war; keine unhöflichen Burſche von Dienern beläſtigten ihn mit inquiſitoriſchen Fragen, keine naſenrümpfenden Kammerzöſchen liefen an ihm vorüber; es ging ſehr ſtill in dieſem Hauſe zu, und als er an die erſte Zimmerthür anklopfte, trat ein bejahrter ſchlicht gekleideter Mann heraus, dem man den Haushofmeiſter auf den erſten Blick anſehen konnte. Freundlich führte der Greis den Maler, auf deſſen Befragen nach Herrn von Bärenburg, in das Hinterhaus und öffnete dort ein geräumiges Zimmer, aus welchem die Treppe in die Wirthſchaftsgebäude hinabging. Die Wände waren mit allerlei Werkzeug behangen und mancherlei Geräthſchaften der Landwirthſchaft ſtanden und lagen umher. Von einer Schnitzbank, wo er mit blankem Meſſer eben beſchäftigt war, alte Rechen — gewiß zum Gebrauch bei der bevorſtehenden Heuernte — auszubeſſern, erhob ſich ein Mann von mittler Größe, aber gedrungenem ſtarken Körperbau, deſſen Geſicht — mit harten eckigen Formen und tiefen finſtern Zügen — fünfzig und einige Jahre erlebt zu haben ausſagte. Der Vordertheil ſeines ſtark markirten Kopfes war kahl und glänzend weiß, in den Nacken herab hingen die braunen Haare dicht; die Augenbraunen waren ſehr ſtark, die Augen groß und düſter, die Naſe ungewöhnlich groß und unförmlich, ſo daß ſie das Geſicht faſt entſtellte. Um den Mund ſah der Maler Feſtigkeit und Ehrlichkeit liegen und in den tiefen Falten auf den Wangen die Spuren ſchwerer Lebenskämpfe. Die Kleidung war äußerſt ſchlicht und bequem, von Linnen und Wolle — gewiß beide ſelbſt gezogen und verarbeitet — und glich ziemlich der eines vornehmen Schweizerlandsmanns, mit welchem Herr von Bärenburg auch in ſeiner eigenen Erſcheinung, in Gang, Bewegung, Einfachheit und ſchlichtem Ausdruck viel Ähnlichkeit hatte. Der Maler nannte ſich und gab an, er habe bei ſeiner Durchreiſe ſich den Wunſch nicht verſagen können, Herrn von Bärenburg und deſſen berühmte Ökonomie kennen zu lernen; der Empfang war aber kalt und wortkarg, und eher abſtoßend als einladend. Fürſt ſah bald, der Mann war nicht für die kleinſte Schmeichelei empfänglich. Kaum hatte ſich alſo der alte Diener entfernt, als der Maler dem Gutsherrn näher trat und ihm leiſer ſagte: „Und noch ein dritter, weit wichtigerer Zweck führt mich zu Ihnen. Ich erſuche Sie, mir eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gönnen, doch ſo, daß wo möglich Niemand uns zuſammen ſprechen ſieht."

Mißtrauiſch ruheten Bärenburgs Augen auf dem Sprecher. Schweigend führte er ihn in ein

Zimmer, verſchloß daſſelbe hinter ſich, winkte Platz zu nehmen und ſprach dann kurz und ernſt: „Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Von mir vorab nur ſo viel, daß ich ein glühender Volksfreund bin und alle Unterdrückung der heiligen Menſchenrechte, erſcheine ſie, in welcher Form ſie wolle, in Tod haſſe, daß ich alle liberalen Männer als Freunde liebe und alle Knechte des Despotismus und der Verfinſtrung als Feinde haſſe. Nun zu meiner Geſchichte!“ Fürſt erzählte ausführlich, was er von ſeinem Eintritte in die Burgruine geſtern Abend bis heute erlebt, und der Gutsbeſitzer hörte ihm aufmerkſam zu, ohne ihn mit einem Worte, einer Bewegung oder des etwas zu unterbrechen. Als der Maler geendet, ſagte Bärenburg: „Es iſt eine bekannte Sache, daß ich kein Fürſtenſchmeichler und Liebling unſers Herrn Herzogs bin. Niemand zweifelt daran und ich habe deſſen kein Hehl. Es kommen auch Freunde zu mir, und wir unterhalten uns über mancherlei, am meiſten darüber, was die viel bewegte Zeit mit ſich bringt. Ueber dies und das haben wir einerlei Anſicht, über jenes und andres verſchiedene. Man ſtreitet, man ſucht ſich zu berichtigen; es geht oft bunt her. Das ſind ſo meine Erholungsſtunden. Aber wenn wir manches an den beſtehenden Staatseinrichtungen und vorzüglich an der Verfaſſung und den Geſetzen des Staates, der uns am meiſten angeht, unſer kleines Herzogthum — ſo wie an der Perſon und der Umgebung unſres Fürſten auszuſetzen finden, und uns darüber untereinander freimüthig ausſprechen: iſt das eine Verſchwörung, die den gewaltſamen Umſturz des Beſtehenden oder gar gen Untergang unſres Herzogs bezweckt? Die Sache iſt gar zu lächerlich. Ich würde mit der größten Ruhe einer ſolchen Denunciation entgegen ſehen und leicht darthun können, daß man tückenloſe Windmühlenflügel für gefährliche Kämpen angeſehen, aber nichtsdeſtoweniger iſt es mir ſehr lieb, daß Sie mich unterrichten, und ich bin Ihnen aus mehren Gründen für Ihre Mittheilung ſehr verbunden. Zuerſt, weil ich meine harmloſen Freunde warnen kann, ſodann weil ich weiß, weſſen ich mich von dieſen Hofherrn zu verſehen habe, die, wie ſie ſagen, um Molken- und Milchkur für ihre geſchwächte Geſundheit hier zu brauchen und den geſunden Aufenthalt hier zu genießen, oft wochenlang bei mir hungern; endlich wegen der armen Süßholz. Ich muß Ihnen geſtehen, ich habe mich, ſeit dies ſeltſame und mir unangenehme Geſchöpf bei uns lebt, wenig oder gar nicht um ſie bekümmert, ſondern ſie ihrem Schickſale und meiner Frau, deren nahe Verwandte ſie iſt, ſo wie meinen Töchtern überlaſſen, die denn freilich nicht ſtets vom Beſten mit ihr umgegangen ſein mögen. Ich kann mir überhaupt aus den Frauen nicht ſonderlich viel machen; und vorzüglich ſolche, die nicht in die Wirthſchaft taugen, ſind mir ein Gräuel. Glauben Sie denn, daß dieſer Alexandrine das Flachsſpinnen beizubringen wäre? Sie hat ſich Mühe gegeben, ich weiß es; denn als alle Lehre meiner Weiber nichts half, verſuchte ich ſelbſt, ſie zu unterrichten. Vergeblich! Da waren Zeit und Mühe verloren, jedes Wort verſchwendet. Als ich nun vollends hörte, ſie mache Gedichte, da mußte ſie mit in der Geſindeſtube eſſen. Ich möchte ſie nicht ſehen. Ich habe nie viel von der Poeſie gehalten, ſie iſt zu allen Zeiten eine widrige Fürſtenſchmeichlerin geweſen. Virgil und Horaz haben mir auf dem Lyceum ſchon allen Geſchmack an der Poeſie verdorben, indem ſie den Octavianus ſtets mit Rauchwolken von Lob, Preis und Erhebung einhüllen, der doch nichts weiter war, als ein ſchlauer Fuchs, ein durchtriebener Schurke, der, ohne Muth und Tapferkeit, Rom mit Liſt unterjochte und aller geprieſenen Herrlichkeit der Römertugend und Größe für immer ein Ende machte. Was nun aber vollends die Frauenpoeſie betrifft, du lieber Gott! davon mag ich nicht reden. Kurzum, mein Herr, es freut mich, daß an der Alexandrine wenigſtens ein gutes Haar iſt, daß ſie Armen, Hungerleidenden etwas zuſteckt und ſich von einem Schurken nicht gegen mich gebrauchen läßt, ums beſſer zu bekommen, als ſie's bei mir hat.“

„Alſo darf ſie ohne Furcht wieder kommen und nöthigenfalls auch auf Ihren Schutz rechnen? fragte Fürſt.

„Das ſoll ſie. Wenn's ihr meine Töchter

arg kochen, ſoll ſie's mir klagen. Dann will ich ſchon Feuer unter jene machen. Sie kennen mich. Ich bin Herr im Hauſe, und die Alexandrine ſoll mir nun nicht mehr ſchlecht gehalten werden. Nur zweierlei muß ſie laſſen, das Verſemachen und das ewige Sprechen von ihrem alten Adel. Beides kann ich platterdings nicht leiden. Sehen Sie, mein Vater hieß Bär und war ein reicher Bauer. Der vorige Herzog, der Vater unſres jetzigen Herrn, brauchte immer viel und mein Vater hat ihm oft unter die Arme gegriffen. Um erkenntlich zu ſein, ſchenkte ihm der Fürſt den Adel, Rittergüter beſaß mein Alter ohnedies ſchon, und ſo wurde er denn ein Bärenburg und ein Narr zu gleicher Zeit. Gott tröſte ihn für die Narrheit! Da er mich und meine Geſinnungen gar wohl kannte, ſo ſetzte er in ſein Teſtament, falls ich mir nach ſeinem Tode jemals einfalle ließe, das „von“ wegzulaſſen oder mich gar wieder Bär zu nennen, ſolle mein ganzes Hab und Gut ſogleich meinem einzigen Bruder zufallen, der ſich beſſer in's Adelsweſen gefunden hat, und Wildmeiſter und Bergcommandant auf Schroffenſtein iſt, alles durch die hohe Gnade des Herzogs, der ſich denn meine brüderliche Liebe durch katzenbuckeln und ſcharwenzeln recht würdig zeigt. Na, von meinen Gütern ſoll er zu ſeiner fürſtlichen Gnade nichts noch dazu ſchmecken — davor behüt' ihn Gott und meine Feder, mit der ich jedesmal ein ungeheueres „von“ vor den Bärenburg kratze, und ſo ſehen Sie denn in mir einen Adligen wider Willen.“

„Aber einen braven Mann mit dem beſten Willen. Sein Sie verſichert, daß ich mit Hochachtung von Ihnen gehe, um Ihnen das arme furchterfüllte Fräulein wieder zu ſchicken.“

Bärenburgs Geſicht hatte ſich erheitert, und da Fürſt ſeine Einladung zum Mittagseſſen ablehnte, führte er den Maler in den Oekonomiegebäuden umher, und ſchüttelte ihm beim Abſchied die Hand recht herzlich.

Fürſt brachte der zitternden Dichterin den Troſt, daß ſie nichts mehr zu befürchten habe, ermahnte ſie, die Ausübung ihres Talents bis zu einem günſtigen Zeitpunkt ſo geheim als möglich zu halten, und verſprach ihr, auf ihre rührende Bitte, dieſen Zeitpunkt — was in ſeinen Kräften ſtehe — bald herbeizuführen. Er konnte nicht verhindern, daß ſie ſich laut weinend an ſeine Bruſt warf, und ihre jungfräulichen Dankesthränen mit poetiſchen Phraſen und ganzen Verſen vermiſcht, auf ſein leinwandenes Reiſekleid herunterweinte, welches er zur unverzüglichen Fortſetzung der Reiſe ſchon übergeworfen hatte.

Als das thränenreiche Fräulein von Süßholz endlich fort war, händigte Fürſt der Schauſpielerin eine kleine Summe zu ihrem Unterhalt für einige Wochen ein und drückte nicht ohne Bewegung der zarten Alwina einen Kuß auf die Lippen, die ſich unter ſeiner Berührung höher zu röthen ſchienen. Das Mädchen hing lange an ſeinem Halſe und flüſterte ihm, von ihrer Mutter ungehört, zu: „Vergeſſen Sie mich nicht!“

Ein Händedruck war die Antwort; dann eilte er hinaus.

Viertes Kapitel.

Der Wohlthater des Malers. — Ariſtokratiſch-republikaniſches Zwiegeſpräch. — Enttäuſchung des Malers.

Beim Prinzen Hermann von . . g zu . . g, jüngern Bruder des regierenden Herzogs, wurden eben Anſtalten zu einem Souper gemacht, das der liebenswürdige Fürſt, ein enthuſiasmirter Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, mehren Gelehrten und Künſtlern der Reſidenz zu geben beabſichtigte, als der Kammerdiener im Kabinet erſchien, wo der Prinz mit Büchern und Karten beſchäftigt war, und ihm meldete, ſo eben ſei der ſchon ſeit einer Woche erwartete Maler Fürſt in den Vorzimmern erſchienen, und habe verlangt, zum Herrn Adjutanten von Moosburg geführt zu werden.

Des Prinzen männlich ſchönes Antlitz erheiterte ſich, ſein mildfreundliches Auge lächelte, und obſchon ein Mann von funfzig und einigen Jahren, überflog ſein von den Schwingen der Zeit nicht hart berührtes Geſicht, ein heller Jugendſtrahl.

„Führ' ihn herein,“ ſagte er zum Kammerdiener, „und laß ihn durch nichts merken, daß ich nicht der Adjutant bin. Ich will ihm die lang beſtandene Täuſchung ſelbſt rauben.“ Der Kammerdiener entfernte ſich, und der Fürſt maß in unverkennbarer Bewegung den Fußboden des Zimmers mit langen Schritten.

Der Maler trat unbefangen herein und grüßte den Prinzen mit dem Ausdrucke der herzlichſten Freude.

„Mein Richard!“ rief dieſer gerührt und weidete ſeine freudetrunkenen Augen an der ſchönen männlichen Geſtalt des Künſtlers, reichte ihm die Hand und zog ihn an ſeine Bruſt, ihm die freie offne Stirne küſſend. „Mein Richard, nach acht Jahren zum Manne geworden!“ fuhr der Prinz fort. „Wie du dich verändert haſt, mein Junge! Zu deinem Vortheile! Auf mein Wort! Ich trug immer das Bild des achtzehnjährigen Jünglings mit mir herum, wie ich ihn in Rom verließ, und nun tritt mir der kräftige Mann da herein, mit brauner Wange und ſtarkem Barte, ein halber Römer. Nun, herzlich willkommen! ich bin froh, daß du da biſt. Deinem letzten Briefe nach, hätteſt du eher kommen müſſen. Du haſt mich warten laſſen."

„Ach, ich habe Ihre gütige Verzeihung in dieſer, wie in ſo mancher andern Hinſicht anzuflehen, mein verehrteſter Herr von Moosburg."

„Ei, willſt du ſchweigen mit deinem Herrn von! Kannſt du mir nicht unter die Augen ſagen, wie du mir auf meinen Willen und Begehr ſchriebſt? Oder hab' ich mir etwa kein Vaterrecht auf dich erworben?"

„O wie glücklich machen Sie mich durch dieſe Ihre Willensäußerung!" rief der Maler und beugte ſich mit einem Auge voll Thränen auf die Hand des Prinzen herab, die er im Auflordern der edelſten Gefühle ergriffen hatte. „Wen auf dieſer Welt könnte und möchte ich lieber den ſüßen Vaternamen geben, als Ihnen, der Sie mehr für mich gethan haben, als in der Regel ein Vater thut? Und wenn ich es unterließ, wozu mich mein dankbares Herz trieb, ſo geſchah es jetzt aus Beſorgniß, Ihnen zu mißfallen, da ich nicht wiſſen kann, wie die Verhältniſſe ſind, in welchen Sie zu dem Prinzen Hermann ſtehen.“

„Das ſind die beſten, die man ſich denken kann. Und was ginge es auch dem Prinzen an, wenn du mich Vater nenneſt? Ich weiß wohl, daß fürſtlicher Eigenſinn und die Luſt der Allgewaltigkeit ſich oft ſtörend in die zarteſten und heiligſten Verbindungen miſcht, um ſich geltend zu machen. Dergleichen iſt vom Prinzen Hermann nicht zu befürchten. Du ſollſt ihn kennen lernen. Zwar wird man bald genug erſt heimlich und dann laut behaupten und beſtimmt wiſſen wollen, du ſeiſt mein wirklicher Sohn, das iſt ſo Art und Weiſe in kleinen deutſchen Städten, und ſo klein auch die hieſige Reſidenz iſt, ſo groß iſt die Kleinſtädterei darin. Du wirſt das mit der Zeit ſelbſt kennen lernen, Keinem von uns aber ſoll — will's Gott! — ſolch ein Gerücht ſchaden; denn du würdeſt eben ſo wenig

Schande von mir als Vater haben, wie ich von dir keine als Sohn erwarten darf.“

„Es war stets mein Beſtreben, ein Menſch zu ſein in der edelſten und vollkommenſten Bedeutung des Wortes. Meine übrigen Bemühungen waren der Kunſt und der Wiſſenſchaft gewidmet; doch bin ich hinſichtlich ihrer auch zur Überzeugung gekommen, daß ſie nicht ihrer ſelbſt willen da ſind, ſondern um das Individuum und die Maſſe zu veredeln. Und ſo ſtehe ich nach langen Prüfungsjahren als Menſch vor Ihnen, der ſtets eifrig bemüht war, dem Urbild des Menſchen, das ihm in der Seele lebt, nahe zu kommen, und der, noch mit vielen Mängeln und Schwächen, doch nicht ganz unwürdig ſein dürfte, Ihr Sohn zu heißen und Ihnen als ſolcher die Zinſen der Dankbarkeit abzutragen, deren eiſernes Kapital Sie in ſeinem Herzen aufgehäuft haben.“

„Viel Stolz bei viel Beſcheidenheit,“ ſagte der Prinz lächelnd. „Doch mir ſchon recht. Ich liebe dieſe Beſcheidenheit und dieſen Stolz. Der Menſch, wie du ihn meinſt, war mir ſtets lieber, als der Fürſt, der Edelmann, der Titel-

und Ordensmann. Geſteh' ich dir's nur, es war mein Wunſch, einen Menſchen aus dir zu bilden; ich fand die Anlage in dir dazu vor, als man dich, einen verwaiſ'ten Knaben, zu mir brachte. In meinen Verhältniſſen hatte ich ſo wenig Gelegenheit gehabt, Menſchen kennen zu lernen, mich umwandelten nur Standesleute und abgezogene Begriffe, die ſich in menſchliche Körper geſteckt hatten, ſo daß ich mich ſehnte, mein menſchliches liebebedürftiges Herz an eine liebefühlende Menſchenbruſt zu legen und es in ihr und durch ſie erſt recht innig und tief mit freudiger Wolluſt zu empfinden, wie ſchön und des Genuſſes werth doch das Leben ſei. Nun ſieh', warum ſollte ich meine Freude verbergen, ſie iſt ja das vollgültigſte Zeugniß deines Werthes! Ich ahne, du biſt geworden, was ich wünſchte, und mir lächelt eine heitere Zukunft.“

„Mein gütiger Vater!“ rief der Maler, von ungewohnter Rührung ergriffen. „Ihrem letzten Briefe nach befürchtete ich, Sie würden mit mir ſchmälen, und ſtatt deſſen empfangen Sie mich mit ſo herrlichem Wohlwollen.“

„Daß du mich an's Schmälen erinnerſt, Wetterjunge! Freilich ſollte ich das! Was haſt du ſo lange gegen meinen Willen und Wiſſen in Paris zu ſchaffen? Darüber müſſen wir erſt ein Wörtchen reden."

„Liebe und Dankbarkeit zwingen meine politiſchen Meinungen und Anſichten, die aus meiner Vernunft und jenen menſchlichen Gefühlen entſpringen, ohne die ich nicht das wäre, was ich bin, mit ſüßer und unwiderſtehlicher Gewalt, die Waffen zu ſtrecken, ehe nur der Kampf beginnt. Vor Ihnen, meinem Wohlthäter, der der höhern Adelskaſte angehört, und die rechte Hand eines Fürſtenſohnes iſt, bekenne ich mich ſtrafbar, daß ich heimlich nach Paris ging und über ein Jahr dort blieb, daß ich mich in Verbindungen verwikkelte, die meinem väterlichen Freunde Kummer gemacht haben, daß —"

„Ei, ich muß dir nur ſagen, daß dir dieſe deine Verbindungen und tollen Geſchichten ein wohlverwahrtes Gefängniß des „Bürgerkönigs" verſchaft, wenn dagegen die Verbindungen des

Prinzen Hermann nicht noch zur rechten Zeit dich gerettet hätten."

„Der Menſch, mein Vater, vor dem ich jetzt ſtehe und an deſſen menſchliches Gemüth appellire, wird mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wird mich wenigſtens entſchuldigen."

„Du willſt mich faſſen, wo ich ſchwach bin. Das iſt Kriegsliſt. Wir werden uns verſtändigen. Ich weiß, du biſt ein Liberaler. Gewiſſe Leute haben mir ſogar weiß machen wollen, du ſeiſt ein Ultra, ein Radikaler, aber das trau' ich deiner geſunden Vernunft nicht zu. Ich bin ein Ariſtokrat, Geburt und Stand nach; doch ich laſſe Vernunft gelten. Wir wollen uns nicht erzürnen. Einer hört den Andern an; vielleicht vereinigen wir uns in einer richtigen Mitte."

„Nur kein juste millieu!" rief der Maler mit Abſcheu. „Es gibt nichts Widerſinnigeres, als die hohle Doktrin, welche man jetzt mit dieſem Namen bezeichnet."

„Ich rede davon nicht; auch ich halte nichts von dieſem juste millieu. Bleiben wir bei unſerm guten deutſchen Ausdruck: die richtige Mitte, und folgen wir dem guten Sprichwort unſrer Altvordern: die goldne Mittelſtraße wandeln. Nicht vergebens heißt ſie golden. Ich liebe den Bürgerkönig nicht; aber ein Bürgerkönig iſt an und für ſich ſchon ein Unding. Den unumſchränkten Despotismus haſſe ich; die Republik verabſcheue ich. Glaube mir, mein Sohn, ich habe mich in der Geſchichte mit ungetrübtem Auge umgeſehen; ſie allein kann in Staatsangelegenheiten unſre Lehrerin ſein. Ich habe geforſcht, geprüft. Ich bin in die Tiefen des menſchlichen Gemüths hinabgeſtiegen und nicht ohne Ausbeute zurückgekehrt. Und ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß Republik ein Unding und der Republikaner der ärgſte Despot iſt. — Deßhalb halte ich auch dieſe Partei in Paris für die ſchlechteſte. Rohheit und ungezügelte Leidenſchaft ſind ihre hervorſtechenden Eigenſchaften.“

„O mein Vater!“ rief Fürſt, durch die Worte des Prinzen ſchmerzlich berührt. „Ich habe alle Ehrfurcht vor Ihren Studien und Erfahrungen, aber Sie werden mir doch erlauben zu ſagen, daß ich unter dieſen von Ihnen ſo hart getadelten Republikanern geweſen bin, daß ich mit Ihnen verkehrt, ſie lieben und hochſchätzen gelernt habe. Und würden Sie auch nur einen Tag unter dieſen Leuten verweilen, Ihr Urtheil über ſie würde ſich ändern. Könnten Sie ſie ſehen, dieſe Männer von eiſernem, ehrenwerthen Charakter, dieſe Helden des feſten Willens, der gewaltigen That, würdig den Catonen an die Seite geſtellt zu werden! Verwechſeln Sie um Gotteswillen dieſe Ehrenmänner, die ſich Republikaner nennen, nicht mit dem gemeinen Auswurf des Pöbels, mit den exaltirten Jakobinern, mit den elenden Anarchiſten, mit der blutdürſtigen Hefe Frankreichs! Sie würden das Edelſte und Herrlichſte, was die Menſchheit beſitzt, mit dem Stempel der Schmach des Schlechteſten, Gemeinſten und Niedrigſten brandmarken. Unter dieſen Männern finden wir noch jene einfache erhabene Römergröße, jene ſtrenge Mäßigkeit, jene unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, jene unbeſtechliche Gerechtigkeitsliebe, wie wir ſie an dem ältern Cato anſtaunen; wir finden jenes Anhängen an ihrer Überzeugung, daß allein die Republik Frankreich

Glück und Heil bringen könne, mit Selbſtverläugnung, hohem Muthe und Tapferkeit gepaart, wodurch der jüngere Cato unſterblich geworden iſt. Ja, mein Vater, ich kann nicht ohne die tiefſte Ehrfurcht, ohne eine gewiſſermaßen heilige Hochachtung von dieſen Republikanern ſprechen. Sie ſind die eigentliche und edelſte Blüthe der franzöſiſchen Revolution. Damals wurde ihre noch reine junge Seele vom Lichtſtrahl der Freiheit, der in die entſetzliche Nacht langer Knechtſchaft fiel, erfüllt und entzündet, aber zu gleicher Zeit empörte ſich ihre unbefleckte Jugend vor dem blutigen Scheuſal der Anarchie. Sie wurden groß und alt unter Napoleons Despotismus, der glänzende Ruhm Frankreichs, womit der Korſe das Scheuſal ſeiner Gewaltherrſchaft überkleidete, konnte ſie nicht entſchädigen, ſie nicht beſtechen, die das hohe Ideal bürgerlicher Freiheit in der Seele trugen. Ihre Wünſche lebten fort, glimmten ſtill in ihren Herzen; da führt plötzlich die Julirevolution das Häuflein zuſammen. Und wenn ſie auch graue Haare, ſo bringen ſie doch die jugendlichen Herzen wieder mit, mit denen ſie einſt unter den Fahnen der Republik unſterblichen Ruhm erfochten. Sie ſind dieſelben geblieben. Ihre ſchlafenden Hoffnungen wachen auf, ihre Wünſche werden zu Thaten und ihre Thaten wurden die Stufen, auf welchen der Bürgerkönig den Thron ſeiner Vettern beſtieg. Die Welt weiß, wie er ihnen vergolten hat, aber ihre Hoffnungen ſind nicht todt. Enger als je halten ſie zuſammen. Da ſind Leute, welche monatlich nur 80 Franks einzunehmen haben und damit Frau und Kinder ernähren müſſen, aber davon freiwillig 20 Franks in die Kaſſe der Geſellſchaft zahlen, die zur Unterſtützung alles Edlen und Guten, zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe und allgemeiner Volksbildung beſteht; denn der Grundſatz der ächten Republikaner iſt: nur durch allgemeine Intelligenz kann eine wahre Revolution bewirkt und eine dauernde Republik begründet werden. Sie ſind nicht haſtig, nicht ruhmſüchtig, nicht egoiſtiſch, ſie verlangen nicht nach der eiteln Ehre, die Begründer dieſer Republik heißen zu wollen. Sie ſagen mit der edelſten Beſcheidenheit: und wenn auch unſre Namen vergeſſen werden, unſer Wirken unerwähnt bleibt, ſo nehmen wir doch die uns befriedigende Überzeugung mit in's Grab, daß wir die Steine zum großen Bau des künftigen Völkerglücks mit haben herbeiſchaffen und zum Theil haben behauen helfen. Vergebens würden Sie im Leben eines dieſer Männer nach einer auch nur zweideutigen Handlung ſuchen, die ihn des Egoismus, der Ungerechtigkeit, der Parteilichkeit verdächtig machte, vergebens würden Sie trachten, ihn durch Sinnengenüſſe, für die der Franzoſe doch empfänglicher iſt, als jeder andre Europäer, zu beſtechen: er iſt gegen ſeinen ärgſten Feind, den Fürſtenſchmeichler, ſeinen politiſchen Widerſacher, ſtreng gerecht und geht an den Theatern und andern Beluſtigungsorten ſo ruhig vorüber, als wären ſie gar nicht in Paris, und bringt ſein ſauer erworbenes Geld der Menſchheit dar, die er liebt. Sie ſollten Sie ſehen, dieſe Geſichter voll Ernſt und Milde, voll Ausdauer und Feſtigkeit, dieſe Augen voll Begeiſterung und Klugheit, dieſe hohen Stirnen, dieſe ſtolze Haltung, dieſe freien Römer, und Sie würden Sie ehren, mein Vater."

„Du biſt ein warmer Bewunderer republikaniſcher Größe," entgegnete der Prinz lächelnd, „und das Lob der Pariſer Republikaner nimmt ſich gut in deinem Munde aus. Und doch wirſt du mich nicht überzeugen, daß dieſe an ſich ehrenwerthen Leute nicht große Thoren ſind. Der Idealismus läßt ſich nie auf's praktiſche Leben anwenden. Ich lobe mir den Mann, der die Menſchen nimmt, wie ſie ihrer ſchwachen und gebrechlichen Natur nach ſind, und das Bedürfniß aus den gegebenen Umſtänden zu entziffern und dann zu befriedigen weiß. Ich bewundere den Cato von Utica und wollte, die Welt wäre wie er; aber was haben ſeine Tugenden Rom und der Menſchheit genützt? Er ſtarb durch ſein eignes Schwert und Cäſar zog ſiegreich in Utica ein. Cäſar iſt mir lieber. Er nahm die Römer, wie ſie waren, benutzte ihre Schwächen und Tugenden gleich ſchlau, und er und ſein noch ſchlauerer Neffe wurden Rom's Genien, wahre Wohlthäter des Volks. Das praktiſche Gute verdient den Vorzug vor der idealen Theorie; der Segen der That iſt doch mehr werth, als der reinſte Wille."

„Auch die Jeſuiten haben viel Gutes geſtiftet."

„Sie gehören nicht hierher. Ihre Praxis hat ſich als falſch und ſchlecht erwieſen. Ihre Grundſätze ſind von vorn herein verdammungswürdig.“

„Dann käme es nur auf die Qualität des Objekts an. Wären die Menſchen gerade tauglich geweſen, jeſuitiſche Ideen zu verkörpern, wäre der Boden empfänglich geweſen für die Saat, ſo würde er herrliche Früchte getragen haben, und dieſe Herrn Volksbeglücker geworden ſein, wie Cäſar und Octavian, die wahrlich von vorn herein nicht minder ächt jeſuitiſche Grundſätze hatten, deren auffallende Nichtswürdigkeit nur durch die reichen, ſchimmernden Gewänder ihrer Siege bedeckt wird. Oder ſoll man etwa dem großen Geiſte Betrug, Falſchheit, Hinterliſt, Verrath u. ſ. w. verzeihen, eben weil er ein Genie iſt? Man nennt Napoleon auch einen Volksbeglücker und vergißt dabei, daß er ein eben ſo großer Despot wie Genie war. Ich kann ihm nur eine kalte Bewunderung zollen, und nur weil ich ihn als Werkzeug der Vorſehung betrachte, einen Weltenbrand zu verhüten, zu deſſen aufgehäuftem Material entfeſſelte Leidenſchaft von allen Seiten die Fackel trug, weihe ich ihm nicht meine Verachtung. Nun und nimmer kann ich aber zu der betrübenden Überzeugung gelangen, daß das Edelſte des Menſchen, dieſe heilige Geiſtesflamme der Freiheit, der Wahrheit und des Rechts nur lodere, um die ſcheußlichen Züge grimaſſenhaften Hohns grell zu beleuchten, womit Liſt und Laſter ihren Triumphzug über die Erde halten. Nein, mein Vater, ich kann nicht an der Menſchheit verzweifeln; ich muß es glauben, daß die edelſten und herrlichſten Anlagen des Menſchen auch zur Blüthe und Frucht kommen ſollen auf Erden, wie die andern minder guten. Sie berufen ſich auf die Geſchichte, als die untrügbare Lehrerin aller menſchlichen Dinge; ich habe eine höhere und heiligere Lehrerin, jene reine klare Naturſeele, die als ewiges blaues Weltauge ſinnend und beglückend über ihrer Schöpfung wacht, die den Keim mit ſeinen Sonnenblicken und Freudenthränen ſegnet, zum Baume zeitigt und ihm Blüthe und Frucht entlockt, jene tiefe, Alles beglückende Allkraft der Natur, heiße ſie Natur ſelbſt, Liebe, Gott, die aus dem Nichts Leben weckt und Kräfte aus ſich ausſtrömt, welche alle den Kreislauf ihrer Thätigkeit durchlaufen müſſen. Noch nie habe ich eine Kraft in der Natur entdeckt, welche nicht ihren Gegenſtand gehabt, an dem ſie ſich geoffenbart, überall iſt Wechſelwirkung, täglich ſchreiten wir weiter in der Benutzung der Naturkräfte; und in der Menſchenſeele, jenem geiſtigen Silberblicke des Weltauges, jenem herrlichſten Ausfluſſe der Schöpfungskraft, jenem wunderbaren Mikrokosmus, in ihr ſollten die edelſten Kräfte, die der Tugend, der Wahrheit, des Rechts nur als Ideale beſtehen, ewig verhöhnt von ihren Zerrbildern, ſollten nie zur wahren ſegenvollen Anwendung auf's Leben gelangen, ſie, die allein beſtimmt ſind, die Menſchheit wahrhaft zu beglücken? Ich hege die Überzeugung, ſie werden einſt zur Weltherrſchaft gelangen, die ihnen gebührt.“

„Und dann?“ fragte der Prinz, unglaubig lächelnd, „was wird dann aus der Welt werden? Eine ſtille, halb todte Maſſe, das Leben eine langweilige arkadiſche Schäferei, die Menſchen ſchläfrige Halbweſen? Nein, mein Sohn, nur im Kampfe der Leidenſchaften erhält ſich das Menſchenleben friſch, nur die ſtarke Miſchung des Böſen zum Guten macht es pikant und genießbar, nur die Streiflichter in der Nacht der Schatten machen dieſe Nacht ſchön; das volle Licht würde uns blenden, verderben.“

„Ich halte die Welt für zu jung — und wie viel jünger iſt nicht die Geſchichte — als daß uns die Geſchichte zur untrüglichen Leiterin dienen könnte. Und wie trügeriſch iſt ſie nicht oft! Es läßt ſich alſo auch für künftige Zuſtände kein Prognoſticon aus der Vergangenheit ziehen. Dieſe Zuſtände werden neu ſein, wie die jetzige Geſchichte ſelbſt.“

„Aber doch immer analog dem Menſchengeiſte, der ſie bildet, folglich auch der menſchlichen Schwachheit.“

„Wir müſſen das dem ewigen Weltgeiſte überlaſſen, in deſſen reinſtem Lichte ſich aller Zufall aufklärt. Wir aber ſollen die Kräfte gebrauchen, die uns geworden, und die Felder des Lebens damit anbauen; die edelſten am meiſten. Und wenn wir auch keine Früchte hoffen dürfen, ſo wird uns doch der Gedanke, für Freiheit, Tugend, Recht und Wahrheit gewirkt und geglüht zu haben, erheben und veredeln und den gemeinen Wuſt unbekümmert bei Seite liegen laſſen. Und haben nicht alle edeln Menſchen aller Zeiten für ſie geglüht und gekämpft? Darum Ehre den franzöſiſchen Republikanern, den edelſten und beſten Menſchen, die für jene Geiſtesgüter glühen und kämpfen!“

„Du wirſt mich noch zum Republikaner bekehren,“ ſagte der Prinz ſcherzend. „Aber auch Ehre deinem ſchönen Eifer für die gute Sache. Und doch habe ich unter mehren allerliebſten Karikaturen, die man mir von Paris ſchickte, auch eine gefunden, die die Republikaner auf eine ſehr geiſtreiche Weiſe beſpöttelt und von einem jungen Maler herrühren ſoll, der jetzt in Perſon vor mir ſteht.“

„Ich würde nicht läugnen, mich viel mit der Karikaturenmalerei beſchäftigt zu haben, ſelbſt wenn Sie nicht ſo genau von meinem Leben und Treiben unterrichtet wären, wie dies doch wirklich der Fall iſt. Ich bin auch wirklich der Erfinder und Darſteller jener bildlichen Satyre, die Sie meinen. Es gibt unter den Republikanern Leute, welche aus Unverſtand, Narrheit, Koketterie und wohl auch Egoismus viel zu weit gehen, Alles auf die Spitze ſtellen und ſo der Ironie Gelegenheit geben, ſich in ihre Reihen zu miſchen. Schwebt doch dieſe Ironie über dem Höchſten und Schönſten der Welt, als ein ruhiges Kinderlächeln, das bezähmend das Schöne, Gute und Wahre in ſeine Gränzen bannt und beſchränkt, damit es nicht, in's Vage hinausſchweifend, Charakter und Bedeutſamkeit verliere. Denn nicht im Unendlichen liegt das Wahre und Schöne, ſondern in richtiger Beſchränkung. Die Ironie iſt der Zügel, der das ſtolze Roß „Wahr-Schön-Gut“ den richtigen Gang führt. Darum ſind mir der Satyriker und der Karikaturiſt gar lieb; und je mehr und lebendiger ich fühlte, wie das Leben mir nur ein Zerrbild meines heiligen Ideals biete, um ſo eifriger war ich bemüht, dies Zerrbild in ſeinen verſchiedenſten Erſcheinungen zu kopiren. Ich ironiſirte das Leben. Als ich ſpäter die Natur mit ſchärferem Auge betrachtete und ihr Weſen zu erforſchen ſuchte, da fand ich, daß ſie ſelbſt voll hoher ſeltſamer Ironie iſt, daß ſie ihre ſchönſten Werke ſelbſt ironiſirt, und neben das Ideal die Karikatur deſſelben ſtellt; und nun ward ich Karikaturenmaler. Ich flog von Rom nach Paris, als die Julirevolution die ältere Bourbonenlinie vom franzöſiſchen Throne ſtieß; ich wähnte das heilige Ideal der Freiheit, wie's in mir lebt, mit meinen jungen Kräften mit verwirklichen helfen zu können, ich glühte vor Begeiſterung, ich ſchwärmte aus Enthuſiaſmus, kam nach Paris, und — malte Karikaturen. Drängte ſich mir die gewaltige Ironie meines eignen Lebens nicht mit ſpöttelndem Lächeln auf? Ein Kämpfer wollt' ich werden für die Freiheit und überſprang wie ein Raſender die Gränze; ich wurde Karikaturenmaler — die Ironie führte mich auf den rechten Weg zurück und ich wurde meine eigene Karikatur."

„Du biſt ein Goldjunge!" rief der Prinz in ſeiner heitern Gutmüthigkeit und ſchloß den Maler noch einmal an die Bruſt. „So ſehr ich auch mit dir über einige deiner Blätter ſchmollen wollte, ſie haben mir doch alle gefallen, und über viele habe ich recht herzlich lachen müſſen. Nur bitt' ich dich, laß das Karikaturenmalen hier unterwegs. In London und Paris mag es am rechten Orte ſein, aber in einer kleinen deutſchen Reſidenz, wo faſt Alles Karikatur iſt, gäb's Mord und Todtſchlag, würden ſie abgemalt. Auf den franzöſiſchen König magſt du wohl eine Karikatur ungeſtraft malen; wählteſt du meinen Bruder zum Gegenſtand deiner Satyre, ich glaube, er ließe dich henken."

„Ihren Bruder? Ich verſtehe Sie nicht, mein Vater," ſagte der Maler.

„Ja ſo — — Nun das müßte ſich doch jetzt gleich aufklären. Der Prinz Hermann hat heute Abend eine Geſellſchaft Gelehrter und Künſtler zum Abendeſſen, unter welchen einige achtungswerthe Männer ſind; die Andern ſind wenigſtens gelehrt oder geſchickt. Du wirſt viel Karikaturen darunter finden; ich kann's nicht ändern, und bitte dich, keine Notiz von ihnen zu nehmen. Auf's Beſtimmteſte aber wünſche ich, daß du ſie mir nicht abmalſt. Verſprich mir das!"

Der Maler gab Hand und Wort, ſagend: „Es ſoll Niemand hier etwas von meinem Talent merken.“ Dann ſetzte er verwundert hinzu: „Iſt denn der Prinz ſchon von meiner Ankunft unterrichtet und wird er mich auch gern ſehen?“

„Er iſt's und du biſt durch mich zu ſeinem Tiſche geladen. Komm', die Herrn werden im Speiſeſaale beiſammen ſein und nur noch auf uns warten. Doch zuvor fort mit aller Täuſchung, mein Sohn! Ich ſelbſt bin Prinz Hermann.“

„Sie — der Prinz! —“ rief der Maler überraſcht und ſah ſeinen Wohlthäter mit großen Augen an.

„So iſt's! Aus mehreren Gründen beobachtete ich ſtets gegen dich ein Inkognito. Als ich dich nach Rom brachte, reiſ'te ich als mein Adjutant. Vielleicht theile ich dir die Gründe dazu ſpäter mit. Sie waren wichtig. Doch nun haben ſie ihre Wichtigkeit verloren, und der zum Mann gereifte Richard lernt mich heute in meiner wahren Geſtalt kennen.“

Und ohne eine Antwort des vom höchſten

Erſtaunen ergriffenen, ſinnenden Malers abzuwarten, führte er ihn in den Speiſeſaal.

Fünftes Kapitel.

Ein Souper und politiſche Unterhaltung. — Die Freunde der Stabilität und die der Bewegung. — Neue Bekanntſchaften des Malers.

Es war eine Geſellſchaft von dreißig und einigen Männern, meiſt in den mittlern Jahren, doch auch mit jungen Leuten und Greiſen untermiſcht, alle in ſchwarze Pantalons und Fracks gekleidet. Man verneigte ſich allſeitig tief und der Prinz grüßte freundlich.

„Meine Herren,“ ſagte er, „dies iſt der Maler Richard Fürſt, ein talentvoller Künſtler, der auf meine Koſten in Italien ſtudirt hat und heute zurückgekehrt iſt.“ Abermalige Verneigung, grinſendes Lächeln auf den meiſten Geſichtern.

„Mein Adjutant wird dich mit den einzelnen

Herren bekannt machen," wandte ſich der Prinz an den Maler, und ein ſchlanker Mann in Uniform nahm Fürſt bei der Hand und führte ihn durch den Saal von Einem zum Andern und nannte ihm eines Jeden Charakter und Namen. Es waren Hofräthe, einige gelehrte Regierungsräthe, Profeſſoren, der Oberhofprediger, einige Stadtprediger, der Generalſuperintendent, der Schuldirektor, der Hofbibliothekar, der Hofmaler, der Hofbildhauer, der Direktor der Muſeen, der Hofkapellmeiſter, der Hofmedikus und einige Medizinalräthe, dann noch einige jüngere Maler, Doktoren ꝛc. — Überall einige ſchale Redensarten über Italien, Rom, die Kunſt, den fürſtlichen Gönner, die Kunſtſchätze und Kunſtverſtändigen in ..g, auch wohl über den Herzog, den Hof, hofirendes Lächeln, tiefe Bücklinge, damit wurde die Runde gemacht und Fürſt hatte ein Dutzend verhungerter Geſichter mehr geſehen. Man ſetzte ſich zur Tafel, und der Prinz ſprach rechts und links, und gab damit das Zeichen zur allgemeinen Unterhaltung. Fürſt hatte ſeinen Platz zu unterſt zwiſchen einem Arzte, dem Medizinalrath Rothmeier, und einem jungen Doktor, den er in Rom ſchon flüchtig kennen gelernt, wo derſelbe die Kunſt ſtudirt hatte, und der ihm wegen ſeiner Arroganz und unſinnigen philoſophiſchen Kunſttheorie zuwider geweſen war, Namens Rau.

Die Hauptunterhaltung, deren Mittelpunkt Prinz Hermann war, kam bald auf Zeitintereſſen. Die Regierung hatte einige Tage zuvor einigen Handwerkern die Erlaubniß ertheilt, ihr erlerntes Geſchäft zu betreiben, ohne vorher von der Zunft geprüft und aufgenommen werden zu ſein; die Zünfte hatten ſich heftig widerſetzt, ihre Einreden waren aber von der Regierung unberückſichtigt geblieben, und dadurch eine allgemeine Aufregung in der Stadt entſtanden.

„Man kann die hohe Weisheit unſrer hochpreislichen Regierung nicht verkennen,“ bemerkte der Schuldirektor Schaller, „allein es iſt eben ſo wahr, daß Verhältniſſe, die einem großen Staate angemeſſen ſind, auf unſern kleinen nicht paſſen wollen. Es werden eine große Menge Leute zu Schaden kommen, ſowohl die Glieder der nichtberückſichtigten Innungen, als auch die jetzt Bevorzugten. Die Letztern werden den Markt mit ſchlechten Waaren füllen, die Erſtern die Konkurrenz nicht aushalten können; ſie werden ſich gegenſeitig in Wohlfeilheit ihrer Artikel überbieten müſſen, die Qualität wird immer ſchlechter an innern Gehalt werden und nur für's Auge äußerlich reizend erſcheinen, gleich den übertünchten Gräbern, und ſo werden Fabrikanten und Käufer verlieren."

„Vielleicht dürfte das nur ſo ſcheinen, Herr Direktor," verſetzte der Juſtizrath von Zeilig, ein ſchöner Mann mit geiſtreichem Geſicht, das auf die erſtern dreißig Jahre deutete. „Nur aus einer jahrelangen Erfahrung läßt ſich der Nutzen oder Schaden einer ſo neuen Einrichtung darthun. Nun hat aber eben die Erfahrung gelehrt, daß die Gewerbefreiheit Preußens dieſem Staate bis jetzt ſchon vom größten Nutzen war. Daß ihr bewährter Segen nicht allgemein in die Augen ſpringend erſcheint, liegt an andern Verhältniſſen und findet ſeinen Grund durchaus nicht in ihr ſelbſt. Überhaupt kann die Entbindung menſchlicher edler Kräfte von Zwang und Hinderniſſen, alſo eine vernünftige Freiheit niemals Schaden bringen, weder dem Ganzen, noch dem Einzelnen, wenn es auch im Anfange ſo ſcheinen dürfte. Denn niemals treten Veränderungen in der Staatswirthſchaft ein, ohne daß nicht ein Theil der Staatsbürger beeinträchtigt werden muß. Werden Privilegien ertheilt, ſo leidet die große Maſſe Schaden zum Vortheil der Bevorzugten, und nur darum, weil der Einzelne in der Menge nicht ſo hart gedrückt wird, indem der Verluſt ſich in allzukleine Parzellen vertheilt, wird dieſer Schaden nicht ſo fühlbar. Werden die Privilegien aufgehoben, ſo leiden die Privilegirten zum Beſten des ganzen Staats, oder ſie verlieren vielmehr die Vortheile, die ſie — man weiß nicht weßhalb — ſo lange genoſſen.“

„Wollte man Ihre Theorie auf alle Privilegirten anwenden,“ warf der Leibmedikus von Hakem ein, „ſo würde der Adel dem Staate zum Schaden ſein, während doch eben die Erfahrung Jahrhunderte lang gelehrt hat, daß er ihm von Nutzen iſt, und ein Staat ohne Adel ein Unding iſt, wie wir an den nordamerikaniſchen ſogenannten Freiſtaaten ſehen, wo das Inſtitut der Ariſtokratie ſchon ſo vollkommen ausgebildet iſt, daß es nur noch den Namen des Adels bedarf.“

„Ich weiß recht gut, daß es in den Freiſtaaten Nordamerika's eine mächtige Geldariſtokratie gibt; allein ſie iſt nicht Geburtsariſtokratie, nicht vom Staate privilegirt; im Angeſicht des Staats gilt ein Bürger ſo viel als der andre. Das iſt wohl zu berückſichtigen. Jeder kann durch Glück oder Thätigkeit Reichthum erlangen und gehört dann zu den Ariſtokraten. Es beſteht alſo in dieſer Hinſicht eine völlige Gewerbefreiheit. Wie aber die Zeit auf Vertilgung aller Privilegien hinarbeitet, ſehen Sie aus der Thatſache, daß es mit dem Adelsprivilegium in Europa ziemlich aus iſt. Nur in England beſteht er noch, eine ſtarre, von Vorrechten, Privilegien, Beſitz und perſönlichem Anſehen aufgeführte Mauer, aber unermüdet untergräbt ſie der Geiſt der Zeit; ſchon ſehen wir ſie zuweilen wanken, und über lang oder kurz wird ſie zuſammenbrechen, und die Ariſtokraten haben von Glück zu ſagen, wenn ſie nicht unter den Trümmern begraben werden. In Deutſchland beſteht der Adel ſchon ſeit langer Zeit in nichts mehr, als im leeren Titel, und wenn einzelne Individuen deſſelben irgend noch kärgliche Vorzüge vor den Abkömmlingen des Bürgerſtandes genießen, ſo verdanken ſie dieſelben allein fürſtlichen Vorurtheilen und haben nur an und für ſich einen precären Werth, in Bezug auf das Ganze aber gar keinen.“

„Und das ſagen Sie?“ fragte der Leibmedicus, der erſt von dem jetzigen Herzoge geadelt worden war und Alles auf das Adelsinſtitut hielt, mit einem halb ſtaunenden, halb böſen Blick auf den freimüthigen Sprecher, „das ſagen Sie, deſſen Familie Jahrhunderte lang die Vorrechte des Adels genoſſen, deren Sie ſich, in Folge des Beſitzrechts bis jetzt erfreuen?“

„Mein Beſitz iſt jetzt ein perſönlicher und hat wenig mehr mit meinem Adel zu ſchaffen, den ich fürwahr nur beibehalte, weil es noch nicht Mode geworden iſt, ihn abzulegen. Jeder, der ſich mit dem Geiſte der Zeit vertraut zu machen ſucht, wird endlich auf dieſelben Schlüſſe und Folgerungen kommen.“

„Was iſt dieſer Geiſt der Zeit?“ grinſelte der Profeſſor Gabel, der auf dem Gymnaſium Geſchichte vortrug. „Man weiß doch auch den Geiſt dieſer und jener Zeit zu ſchätzen und iſt mit den Jahrhunderten der Weltgeſchichte vertraut. Aber ſolch ein Geiſt, wie jetzt, war noch nie. Ein Geiſt der Unordnung, der Zerſtörung, des Haſſes, des Ungehorſams gegen Geſetz und Herr; ein Scheuſal iſt dieſer Geiſt!“

„Und doch hat er Größeres und Schöneres geſchaffen, als der Geiſt irgend eines frühern Jahrhunderts,“ ſagte Zeilig. „Wann blüheten die Wiſſenſchaften allgemeiner, als jetzt, wann ſuchten ſie ſich mehr vom Wuſte der Gelehrſamkeit zu befreien, dieſen ſchweren Ballaſt abzuwerfen, ohne den man früher gar nicht ſicher ſegeln zu können glaubte, wann iſt dieſe von den genannten Feſſeln erlöſte Wiſſenſchaft mehr Fleiſch und Blut geworden und hat, dem lebendigen Leben einverleibt, herrlichere der Menſchheit nützlichere Früchte getragen? Glauben Sie, Herr

Profeſſor, auch mir iſt die Geſchichte nicht ganz unbekannt. Freilich iſt der Geiſt unſrer Zeit einer, wie man ihn aus der Geſchichte nicht entziffern kann, er will aus der Gegenwart erkannt ſein.“

„So iſt er ein Chamäleon,“ brummte der Profeſſor und machte ein eſſigſaures Geſicht.

„Sagen Sie lieber eine Chimära, Herr Profeſſor,“ erhob der Direktor des Antikenkabinets jetzt ſeine Stimme. „Einen feuerſpeienden Rachen hat er wenigſtens, auch wohl einen Drachenſchwanz, womit er ſticht, und Löwenkopf und Ziegenleib ſind auch an ihm gepaart, aber ich hoffe, es wird auch ein Bellerophon kommen, der ihn erlegt.“

„Meine Herrn,“ nahm Prinz Hermann das Wort, „ich halte dafür, der Geiſt der neueſten Zeit iſt ſo gut mit einem beſtimmten Charakter verſehen, wie der der Vergangenheit. Ich gedenke ihn mit einem Worte zu nennen; denn in der That ſcheint mir ſein Charakter ſo individuell, ſeine Züge ſo beſtimmt ausgeprägt, daß es nicht viel Geiſt bedarf, ihn zu bezeichnen.“

„Und wäre es Ew. Durchlaucht gefällig," grinſte ein Hofrath. Alle horchten erwartungsvoll.

„Seit es Geſchichte gibt, d. h. ſeit Kultur bei den Menſchen Eingang fand, hat die Erde überhaupt nur zwei verſchiedene Charaktere der Entwicklung gezeigt, der dritte hat ſich erſt zu bilden begonnen, oder wenn Sie lieber figürlich wollen: Zwei Geiſter haben nach einander die Welt beherrſcht, der dritte hat ſeine Herrſchaft erſt angetreten. Der erſte war noch ein Naturgeiſt, der die kultivirten Völker in ſeinem geheimnißvollen Dienſte gebannt hielt. Da lag der Menſch noch am Buſen der Natur, war noch mehr Eins mit ihr und das Leben knüpfte ſich an wunderbare Symbole. Dieſer längſt abgeſchiedene Geiſt iſt uns der unverſtändlichſte. Sein Wirken liegt uns zu fern; denn ſelbſt in der Geſchichte der Griechen und Römer iſt nur noch einzelnes Aufflammen ſeiner geheimnißvollen Kraft bemerkbar. Es tritt eine chaotiſche Periode in der Völkergeſchichte ein, ähnlich der unſrigen; es iſt die Übergangsperiode. Als ſich Alles geklärt, ſehen wir einen ganz andern Geiſt die

Welt beherrſchen. Um ihn gleich mit dem rechten Namen zu nennen, er iſt der Geiſt der Beſonderheit, der gegenſeitigen Abſchließung. Die Kultur, welche erſt nur einzelner Völker Eigenthum geweſen war, ja, die in dieſen Völkern meiſt nur in bevorzugten Familien oder Kaſten forterbte, dieſe Kultur ſollte nun dem ganzen Welttheile angehören, allen Klaſſen eines Volks eigen werden. Aber die rohe Kraft waltete noch zu ſehr vor; die Materie hatte überall noch das Übergewicht über der Idee; das große Ganze war noch nicht für gemeinſame Ausbildung geeignet; um die Maſſe Stoff zu gewältigen mußte das Ganze in unzählige Parcellen und kleine Kreiſe getheilt werden. Da Alles wegen der vorwiegenden rohen Kraft feindlich gegeneinander lag, ſo waren dieſe Abſchließungen zugleich die Schutzwehren vor Gewaltthat, und dies waren ſie eigentlich eher, als Kulturkreiſe; nur war der letztere offenbar ihr Hauptzweck. Zuerſt ſpringt das Feudalſyſtem in die Augen. Was iſt es anders als ein Inſtitut der Abſondrung, der Abſchließung? aus ihm geht der Adel hervor, ihm gegenüber entſtehen die Städte; es bilden ſich die Innungen und Gilden, Abſondrungen und Abſchließungen, die ſich dem Adel gegenüber ſtellen. Nun werden immer mehr und immer engre Kreiſe gezogen, und jeder hält ſich vom andern möglichſt fern. Selbſt die Inſtitute der wiedererwachten Wiſſenſchaft tragen dieſen Charakter. Was ſind die Univerſitäten in ihrer erſten Geſtalt anders als Gilden? Die Kunſt, die freieſte Beſchäftigung der Erde, entgeht vorerſt nicht dieſem Schickſale; Poeſie, Malerei, Bildbauerkunſt, Muſik, alles wird handwerksmäßig betrieben. Ich will nur an die Zünfte der Meiſterſänger und ihre uns gar wunderlich erſcheinenden Geſetze erinnern. Aber dieſe wie jede andre der Abſchließungen und Begrenzungen in Kreiſen wurzelten in der Zeit und ihrem Bedürfniſſe; alle hatten ihr Heilſames und jeder Kreis für ſich war ein Träger und Leiter der jungen Kultur. Es konnte nicht fehlen, daß bei dieſer allgemeinen Abſchließung in kleine Kreiſe, welche das ganze Lebensreich, das ideelle, wie das materielle, umſchloſſen und bedeckten, eine große und ſcharfe Individualiſirung und Charakteriſtik ſich ausbilden mußte; denn wegen der Mannichfaltigkeit des menſchlichen Geiſtes traten in den verſchiednen Kreiſen die verſchiedenſten Formen hervor, jeder ſchuf ſich ſeine beſondern Geſetze, und da keiner viel vom andern erfuhr, ſo bildete ſich jeder charakteriſtiſch aus. Aber gerade deßhalb, weil jeder ſeinen eignen Weg einſchlug, wurde die große Aufgabe der Kulturgewinnung auf tauſenderlei Weiſe gelöſt, und aus den einzelnen Bächen mußte ſich endlich der große klare Strom bilden, wie er unſre Zeit mächtig und ſtolz durchfluthet. Aus jener Individualiſirung ſind eine Menge Erſcheinungen zu erklären, die uns, ohne hiſtoriſches Verſtändniß unerklärlich bleiben müßten, z. B. die aus der geographiſchen Abſchließung entſprungne Sprachverſchiedenheit. Nehmen Sie nur Europa, welche Menge von Sprachen! Jede drückt den Charakter des Volks aus, welches ſie ſpricht. Aber welche ungeheure Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Idiome und Dialekte in einer Sprache! Laſſen Sie uns bei Deutſchland ſtehen bleiben.

Nord= und Süddeutſchland; dort wieder ober= und niederſächſiſch. Doch die Kreiſe werden immer kleiner. Jede Stadt hat ihren eignen Dialekt; ja in jedem Amtsbezirk hat jedes Dorf wieder ſeine dialektiſchen Eigenheiten, die nur dem Ohre des Einheimiſchen auffallen. War doch aber auch im Mittelalter jedes Dorf für ſich abgeſchloſſen und bekümmerte ſich wenig um das zunächſt liegende; oft konnte der Bauer die nächſten Dörfer nicht mit Namen nennen. Es gab der Verbindungsmittel noch gar zu wenige; ſelbſt die Wege, die Verbindungsſtraßen der Länder waren zu ſchlecht und in manchen Zeiten gar nicht zu paſſiren. Ein Reiſender war eine Seltenheit; nur verrufenes Volk zog im Lande umher; die Kaufleute beſuchten nur die Meſſen. — Doch genug von dieſem Geiſte der Beſonderheit. Auch ſeine mächtige Herrſchaft iſt vorüber; der Baum des Mittelalters hat Blüthen und Früchte getragen, er iſt alt und kraftlos geworden. Ein junges Reis grünt luſtig auf. Jene abgeſchloſſenen Kreiſe haben ihren Zweck erfüllt, ſie werden vom Geiſte der jetzigen Zeit getilgt; die Quellen und Bächlein der Kultur ſind im großen Strome verſammelt. Der Geiſt unſrer Zeit, meine Herren, iſt der Geiſt der Allgemeinheit. Mit dieſem einzigen Worte iſt er bezeichnet und charakteriſirt. Alle die Vortheile, die ſonſt jeder Kreis nur für ſich genoß, theilt er der ganzen Menſchheit mit; jeder ſoll jedem geben, jeder von jedem empfangen; die Unterſchiede müſſen aufhören, damit die gewonnene Kultur allgemein auf dem Erdboden werde, und was erſt Mittel zur Erlangung der Kultur war, was Heil und Segen brachte, nämlich die Schranken und Kreismauern, die Privilegien, Monopole, Zunftgeſetze, Innungen, Verbrüderungen u. ſ. w., das iſt jetzt nur noch Hinderniß, hemmt den Zeitgeiſt und bringt der nothwendig gewordnen allgemeinen Bildung des Geſchlechts nur Schaden. Alle dieſe Abſchließungen und Verbindungen haben ihren Zweck verloren, ſie ſtehen da als todte Gerüſte, und Egoismus und Schlendrian bewegen ſich nur noch mit Luſt und Bequemlichkeit darin. Zuerſt riß ſich die Kunſt von den Banden der zünftigen und handwerksmäßigen Betriebſamkeit los, und nahm, in Folge ihres göttlichen Urſprungs, den ihr eigenthümlichen höhern Flug. Welche unſterblichen Dichter Europa in den letzten funfzig Jahren gehabt, iſt bekannt. Die Wiſſenſchaft entwand ſich zum Theil auch den Feſſeln, noch mehr wird ſie es in Zukunft. Die praktiſchen Wiſſenſchaften werden den Sieg über die abſtrakten davon tragen, und die Bearbeitung der Materie immer mehr veredeln, immer enger mit der Idee verbinden, ſo daß endlich jedes Handwerk zur Kunſt erhoben werden wird. Aber die Kunſt ſoll und wird allgemein ſein, wie die Sonne Gottes, wie die Luft und das Waſſer; ihrer Ausübung ſtehe keine Schranke im Wege. Jeder Genius prüfe ſeine Schwingen und verſuche den Flug. Jeder übe die erhaltne Kraft, ohne Zwang, ohne alberne Schulmeiſterei. Sehe Jeder, wie weit er komme! Darum fort mit den Zünften! ſie ſind nicht nur unnütz; ſie ſind ſogar ſchädlich geworden. Nur der gröbſte Egoismus gemeiner Handwerksſeelen, die nichts verſtehen von der Zeit und ihren Anforderungen, die nichts wiſſen von der Geſchichte und der Entwicklung der Kultur, können Privelegien für ſich fordern, um Vortheile zu genießen, die ſie andern entziehen möchten, weil ſie ein Paar Thaler für die Aufnahme in die Zunft gegeben, weil ſie veraltete Mißbräuche bezahlt haben. Damit will ich aber durchaus nicht geſagt haben, daß der Staat jedem, der das Geld zahlt, ein Patent auf die Betreibung eines Handwerks ertheilen ſoll, gleichgültig ob der Mann das Handwerk verſtehe oder nicht. Dies Verfahren, wie es in einigen Staaten angewendet wird, wirft erſtlich den Schein gemeiner Geldgier auf die Regierung, ſodann würdigt ſie das Handwerk nur noch mehr herunter, ſtatt es doch, wie ich vorhin bemerkte, die Aufgabe der Zeit iſt, jedes Handwerk zur Kunſt zu erheben; endlich ruinirt es gewöhnlich den Betreiber eines Geſchäftes, von dem er nichts verſteht. Ich möchte die Sache aus einem viel höhern Geſichtspunkte aufgefaßt wiſſen. Der Staat ſoll alle ſeine Bürger mit gleicher Liebe und Gerechtigkeit anſehen und behandeln. Der Unterſchied zwiſchen den ſogenannten Staatsdienern und den Gewerbetreibenden höre auf; ſie ſollen alle Staatsangehörige ſein, die ſich durch ihre vielſeitigen Dienſtleiſtungen einander unterſtützen, und durch dieſe Gegenſeitigkeit das Staatsleben erzeugen. Der Handwerker iſt ſo gut ein Staatsdiener, wie der Juſtizrath, beide dienen ſich wechſelſeitig in tauſenderlei direkten und indirekten Beziehungen, beide unterſtützen wieder andre und werden von andern unterſtützt, beide können nicht ohne einander beſtehen, und ſo tragen beide das Ihrige zum Staatsleben bei. Beide müſſen ſich deßhalb vor dem Staate gleich ſtehen; von beiden kann und ſoll alſo auch der Staat verlangen, daß ſie tüchtig ſeien, am Staatsverkehr mit Theil zu nehmen und in den Bund des Staats aufgenommen zu werden. Der Staat prüft nun unſre Juriſten, Theologen, Mediciner, Cameraliſten, unſre Forſtleute, Militärs, kurz alle unmittelbaren Staatsdiener, und nur nach gut beſtandnem Examen ſtellt er das Individuum an. Als wenn es für den Staat nicht eben ſo wichtig wäre, gute Handwerker zu haben, als gute Beamte. Ich behaupte gute kunſtvolle und moraliſche Handwerker machen Beamte, gute und ſchlechte, überflüſſig. Der Staat errichte alſo überall gute Handwerks- und Kunſtſchulen, dann prüfe er aber auch den Handwerker und ertheile ihm nicht eher daß Recht ſich zu etabliren, als bis er ihn tüchtig befunden hat. Dies Prüfungsrecht könnte ſogar auf den Landmann ausgedehnt werden, doch müßten dann erſt die Landſchulen in einem beſſern Zuſtande ſein und der Unterricht ſich mehr auf das praktiſche Leben beziehen. Daß es übrigens dahin kommt, verbürgt uns der mächtige Geiſt der Allgemeinheit, der göttliche Genius unſerer Zeit. Mit unwiderſtehlicher Hand reißt er die Mauern nieder, die ſein nicht minder wohlthätiger Vorgänger aufgeführt, und wie Herkules den Alpheus in die Ställe des Augias, ſo leitet der Zeitgeiſt den Strom der Induſtrie in die Ställe des Staats, wo der Miſt der Vorurtheile ſeit Jahrhunderten aufgehäuft liegt. Daß es übrigens auf eine Allgemeinheit der geiſtigen und materiellen Intereſſen ausgeht, mögen den Schwergläubigen und ſtarren Anhängern am Alten alle Erfindungen und

Inſtitute der neuen Zeit beweiſen. Hierher gehört zuerſt die Buchdruckerkunſt und ihre neuerliche Verbeſſerung durch Geſchwind- und Dampfpreſſen, hierher die ungeheuern Fortſchritte in der Phyſik und Technik, der Titanengeiſt des Dampfs, eine bis jetzt unbekannte Naturkraft, welche ſich der neue Zeitgenius verbündet, und auf welcher er daher reitet, wie auf einem gewaltigen Roſſe. Dampfſchifffahrt, Dampfwagen und Eiſenbahnen ſchieben die Welt enger in einander; die Literatur, vorzüglich die Volksliteratur, die Pfennigs- und Heller-Magazine, die wie ein gewaltiger Strom in das Volk eindringt, iſt recht geſchaffen, den Menſchen raſch ſeinem Ziele näher zu führen. Schranke um Schranke ſtürzt, Induſtrie und Kultur rücken wie ein unaufhaltſamer Dampfwagen an; Kenntniſſe und das aus ihnen gewonnene Lebensglück werden allgemeiner werden, die ſcharfe Individualität der einzelnen Stände, der einzelnen Dörfer, Städte, Landſchaften werden verſchwinden und ſich in der großen beſſern Allgemeinheit auflöſen.

Dies, meine Herren, iſt es, was ich unter dem Geiſte unſerer Zeit verſtehe.“

Der Prinz ſchwieg und die meiſten der Herrn machten ſehr lange Geſichter. Keiner getraute ſich etwas zu antworten; verlegen ſahen ſie ſich an.

Nur der Juſtizrath von Zeilig, deſſen Augen während der Rede des Prinzen immer freundlicher und heller geleuchtet, nahm das Wort: „Wer, mein durchlauchtigſter Herr, der nicht zum gewöhnlichen Menſchenſchlage gehört, wollte Ihren vortrefflichen Anſichten nicht freudig beiſtimmen, und wer wollte ſich nicht hochinnig freuen, ſolche Worte von einem Fürſtenſohne, von dem hohen Offiziere einer großen Macht zu hören, die den Fortſchritten des Zeitgeiſtes und ſeinen Repräſentanten, den jungen genialen Köpfen Deutſchlands, nicht ſonderlich gewogen ſcheint? Im Ganzen theile ich Ihre Anſicht vollkommen, und wenn ich im Einzelnen davon abweiche, ſo zeigt meine Individualiſirung derſelben Idee eben nur ihre Vielſeitigkeit. Das Erzeugniß des freien Geiſtes läßt ſich nie in eine beſtimmte Form bannen; das ätheriſche Kind des Lichts verſchmäht die aus gröbern Stoffen gewebte Zwangsjacke.“

„Es würde mir ſehr lieb ſein, Herr von Zeilig,“ verſetzte Prinz Hermann verbindlich, „wenn Sie auch Ihre Anſicht uns ohne Rückhalt mittheilten. Ich bin überzeugt, es wird meinen Herrn Gäſten eine angenehme Unterhaltung ſein, Sie einmal anhaltend reden zu hören, und zwar über einen ſo intereſſanten, hochwichtigen Gegenſtand.“

„Ich ſehe den Genius einer Aera mehr in der Beleuchtung der Religion,“ begann der Juſtizrath, „der Ew. Durchlaucht wenig Macht über ihn zugeſchrieben haben. Und doch will es mich bedünken, als ſtehe er mit ihr in unmittelbarer Verbindung, und beide bedingen einander wechſelſeitig ſowohl hinſichtlich der Form, als auch des Charakters. Und gerade von dieſer Seite betrachtet, offenbart ſich der Übergang von der engſten und finſterſten Abſchließung bis zur ausgedehnteſten Allgemeinheit am klarſten. Wir gewahren nämlich von den erſten geſchichtlichen Zeiten bis zu uns herab die Religion jene Entwicklung dem Staate vorzeichnen, ihm gewißermaßen voranſchreitend, indem ſie ſich von dunkler ſymboliſcher Myſtik, wie ſie ſich in jenem geheimnißvollen Naturdienſt offenbarte, und die nur das Eigenthum ſtreng abgeſchloſſener Prieſterkaſten war, allmählich in die klarſte, einfachſte und erhabenſte Vernunftreligion aufgelöſ't hat, die wie Gottes Sonne die allgemeine Menſchheit beleuchtet. Der Geiſt unſrer Zeit und der Zukunft, der ſich mit der ſchönſten Tochter des Himmels, der göttlichen Lichtſpenderin Vernunft paart, wird auch in religiöſer Hinſicht noch viel Schutt wegzuräumen haben, aber ſeine Anſtrengungen ſind ja ſo jugendlich friſch, ſeine Siege ſchon ſo herrlich, daß ihm Alles gelingen wird. Es iſt wahr, wenn man alle dieſe Anſtrengungen und ihre Reſultate, dieſe Zeichen der Zeit zuſammen aus einem Geſichtspunkte betrachtet, wie Ew. Durchlaucht thun, ſo verkündet ſich dieſer junge Zeitgeiſt als ein ſolcher, deſſen Form und Charakter, vielſeitige Bewegung und Leiſtung in der Vergangenheit überhaupt nichts Gleiches finden, der deutlichſte Beweis, daß er ein junger Genius iſt, daß wir eine neue Aera der Weltgeſchichte und des Weltlebens begonnen haben. Ew. Durchlaucht haben ihn ſo bezeichnend den Geiſt der Allgemeinheit genannt, ich möchte einen noch ſpeziellern Titel geben, den Geiſt der Induſtrie. Denn ſie iſt es, die jüngſt geborne großgewordene Tochter der Vernunft, die mit koloſſaler unwiderſtehlicher Macht alle Privilegien zu Boden wirft und aus ihren Trümmern den Tempel einer neuen Geſchichte baut. Die freigewordene Religion war ihre Taufpathe; von ihr hat ſie ungeheuer viel gelernt. Das Menſchenherz, von den ſtarren Feſſeln des Aberglaubens und der finſtern Furcht vor den Schrecken der Hölle befreit, gibt ſich neuen ſeligen Trieben hin, und ſtammelt ſeine jungen Hoffnungen, ſeine grünen kindlichen Wünſche dem liebenden Weltgeiſte, dem es ſich ſo nah verwandt fühlt, der ihm aus dem blauen Äther, aus den freundlichen Sternen, der beglückenden Sonne Freude und Segen zulächelt, der ſich überall und überall als Weſen der Allliebe, der Allmilde offenbart. Verſchwunden iſt das Grauen, die Furcht, und Vertrauen und

Liebe ſind dafür in die Bruſt gezogen. Die gebundene Kraft iſt gelöſ't und der Fleiß verwandelt die Welt. Ich erinnere an Schiller's ſchöne Worte in einem ſeiner trefflichen rhetoriſchen Gedichte:

Die Welt, verwandelt durch den Fleiß,
Das Menſchenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die ſich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euern Schöpfungskreis.

Es iſt nicht irgend das politiſche, nicht das kirchliche Leben allein, welches ſich auf eine auſſergewöhnliche Weiſe äußert und der geſammten geiſtigen Welt Fragen ſtellt, wie ſie noch keine Zeit gethan: nein, es iſt das ganze weite Reich der menſchlichen Erkenntniß mit ihren großen und tiefen Wiſſenſchaften, was ſich jetzt in andre, großartigere, weitumfaſſende, koloſſale Formen zu gießen ſtrebt, nachdem es gewaltſam die Dämme und Feſſeln der frühern Beengung zerſprengt hat und noch zerſprengt; es iſt auch das Gefühl der menſchlichen Bruſt mit ſeinem wunderbaren unergründeten Schaffen und Weben, mit ſeinem furchtbar aufſchreienden, herzzerſchneidenden und doch wonnigen, qualſüßen, marterwollüſtigen Schmerzen und ſeinen eben ſo ſüßſchmerzlichen Wonnen — beide Lebenselemente der Seele, wie ſie jetzt iſt — was ſich auf eine andere Weiſe kund thut, — freilich von der großen Menge nicht bemerkt — als die Welt noch jemals erfahren. Das ganze Reich der Intelligenz iſt verwandelt; das geläuterte Gefühl hat dem Altmeiſter Verſtand die Krone abgerungen und herrſcht nun mit mildem verſöhnenden Scepter über die Welt. Und der neue König überſetzt die blutigen Geſetzbücher in ſanfte, freundliche; er hat der ſtrengen Göttin die Binde von den Augen genommen und deutet ihre jungen trunknen Blicke nach Gottes Sternen hinauf, damit ſie nicht blind richte, ſondern ihr die Ahnung Gottes und ſeiner Güte tiefe Wunder durch die Augen in das Herz ſtrahle; er hat ihr das Schwert entriſſen und einen Lilienſtengel in die Hand gegeben. Und die blutige Gier entflieht, der Meuchelmord verkriecht ſich in düſtre Höhlen und die Menſchen ſind menſchlicher geworden. Die Morgenröthe des neuen Zeitalters iſt Segen verkündend über uns aufgegangen, deren erſten, obgleich grellen Glutſtrahl die franzöſiſche Revolution in die weichende Nacht des vorigen Jahrhunderts warf. —

„Wie der Herr Profeſſor Gabel vorhin ſehr richtig andeutete: jedes Jahrhundert trägt in der Weltgeſchichte ſeinen eignen Charakter, aber eben ſo richtig iſt es auch, daß ſich eine Reihe von Jahrhunderten wieder unter einem Hauptcharakter vereinigt. Der erſte dieſer drei Hauptabſchnitte im Leben der Erde, den Ew. Durchlaucht unter der Herrſchaft des Naturgeiſtes ſtehend, bezeichneten, iſt der, wo das Staatsleben der Religion völlig untergeordnet war. Die Völker des Alterthums wurden mehr oder minder von Hierarchien vereinigt und gelenkt; jener düſtre, myſtiſche Naturgottesdienſt, in ſeltſame ſymboliſche Formen gehüllt, hielt den Geiſt der Völker gefangen. Eigenthum der Prieſterkaſte, wirkte dieſe unmittelbar oder mittelbar auf das Volk und war ſein Herrſcher. Hier tritt ſchon der Grundton der ganzen Vergangenheit hervor, der der koncentrirten Begränzung in ſich ſelbſt, der innigen Vereinigung aller Elemente in einem Kreiſe und der individuellen Ausbildung und geiſtigen Entwicklung innerhalb des abgemeſſenen Horizontes. Das Streben nach ſolcher in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Äußerung hat nach zwei Haupteinrichtungen beſtanden. Erſt war es religiös-politiſch; dann bis zuletzt politiſch-religiös; über ein halbes Jahrhundert hat es ſchon ganz aufgehört eine Macht zu ſein und beſteht blos noch im beſchränkten, geiſtesarmen Individuum. Im Alterthume waren dieſe Lebenskreiſe coordinirt, im Mittelalter ſubordinirt; das erſte ſuchte ſeine Einheit in der Vielheit der Formen; das letztere ſuchte die Vielheit ſeines Weſens in der Einheit einer Perſon zu bannen. Religiöſes und politiſches Leben waren dort innig in einander verwachſen, und wo das eine aufhörte, hatte das andre ſchon lange begonnen. Beide waren überhaupt ſehr analog gebildet. Überall Vielheit und Mannichfaltigkeit im Kultus wie im Staate, Hierarchie, Demokratie, Vielgötterei, Sparta's leitendes Prinzip ein Gegenſtück von dem Athen's, Rom von beiden verſchieden. Doch bei aller Verſchiedenheit iſt die Grundlage ariſtokratiſch, und alle Bildung wird das alleinige Eigenthum einzelner ariſtokratiſcher Lebenskreiſe. Hier bildete ſich die Kultur, nicht von monarchiſcher Gewalt bedrückt, zu jener von uns bewunderten Höhe aus, die jedoch in dem Mittel ihrer ſchnellen Blüthe auch zugleich die Beſchränkung ihrer Ausbreitung über das ganze Volk fand und ſich auf den Kreis verwieſen ſah, welchen Kultus und Staat mit ehernen Mauern umgaben. Doch ſobald der menſchliche Geiſt überhaupt mündiger wurde, ſobald die verloren gegangene reine Idee eines einzigen unſichtbaren allmächtigen Gottes wieder gefunden, gedacht und ausgeſprochen war, ordnete ſich die ganze reiche Welt der mannichfachen Vielheit unter der Einheit, der abgeſchloſſenen Perſönlichkeit eines Individuums, und ſobald dieſe Idee verkörpert in die Welt trat, war ſie umgewandelt. Nun ſondert ſich der Staat allmählich von der Religion ab und beide beſtehen bald neben einander, jedes unter Einem mächtigen Oberhaupt, Staat und Kirche ſtehen unter Kaiſer und Pabſt; beide kämpfen mit einander um die Oberherrſchaft, keinem gelingt der Sieg vollſtändig, bis beide untergehen, vom Genius der neueſten Zeit zu Boden geworfen. Kirche und Staat ſind im Mittelalter die beiden von einer Einheit beherrſchten Lebenskreiſe; alle andern ſind dieſen unterthan, von ihnen abhängig. — Daß Jeſus Chriſtus gerade unter der Regierung des erſten Monarchen Roms geboren wurde, iſt unſtreitig eine der wunderbarſten und herrlichſten Offenbarungen der Vorſehung; denn für Religion und Staat wurde zu gleicher Zeit das erwartete, nothwendige, heilbringende Wort ausgeſprochen; das Wort aber war Fleiſch. So wie ein Gott das Univerſum lenkte und erhielt, ſo ſtand ein Statthalter Chriſti auf Erden der mächtigen Kirche vor und beherrſchte die Geiſter, ſo regierte auch ein Herr den Staat, und die Monarchie der Kirche und des Staats bedingten ſich wechſelſeitig. Mit dem Untergange des Kirchenmonarchismus würde auch der Staatsmonarchismus zweifelhaft geworden ſein, wenn nicht ganz neue Verhältniſſe eingetreten wären. Denn die Religion oder richtiger die Kirche beſteht nun nicht mehr neben dem Staate als eine ihm gleiche, oft überlegene Macht, ſondern ſie iſt ihm untergeben und dient ihm als vorurtheilsfreie Vernunftreligion, als reiner Rationalismus zu ſeinen großen hehren Zwecken, der allgemeinen Ausbildung des Menſchengeſchlechts. — Schon mit dem Untergange des erſten großen Zeitalters war natürlich auch das aus ihm entſprungne, in ihm gepflegte und an daſſelbe geknüpfte geiſtige Leben verſchwunden, und ein neues, den neuen umgekehrten Verhältniſſen angemeſſenes mußte aus der chaotiſchen Verwirrung der Dinge, die die Übergangsperiode bezeichnen, ſich entwickeln. Aber es bedurfte dazu auch neuer ungeheurer Kräfte. Die Verhältniſſe an ſich waren größer, als die kraftloſen entarteten Träger der Kultur. Da erwachte im Buſen roher aber kräftiger Völker im Oſten, woher alles Heil über die Welt gekommen, eine unbeſtimmte Sehnſucht nach dem Weſten und Süden; Ueberzahl machte Auswanderung nothwendig, der kriegeriſche Geiſt verlangte ſtürmiſch nach Kampf und That, und die Völkerwanderung drängte die rohe Kraft in das erſchlaffte Leben, in welchem der Funke höherer Erkenntniß ſchon glühete. Neues Öl in Fülle, und der Funke wurde Flamme! — Sobald der chaotiſch durcheinander gehende Stoff ſich geſondert und niedergeſchlagen hatte, ſobald das Materielle ſich mit Ruhe bilden konnte, fingen auch ſchon die neuen geiſtigen Elemente an, ſich allmählich nach eignen Geſetzen zu entwickeln. Die Religion, eingedenk ihres himmliſchen Urſprungs und ihrer uralten Alleinweltherrſchaft ſich gar wohl bewußt, ſtrebte, den Grundprinzipien des Chriſtenthums gerade entgegen, nach unbeſchränkter Hierarchie, und obgleich vom Pabſt in vielen Beziehungen unterdrückt, regte das geiſtige Leben die jungen Schwingen gar kräftig und nahm von verſchiedenen Seiten einen Aufflug. Selbſt Inſtitute der falſchen Hierarchie wurden, abgeſehen von ihrem eigentlichen Zwecke, Mittel zur Erweckung und Verbreitung des Lichts. Endlich überwog das heftige Verlangen nach geiſtiger Freiheit alle andern Beſtrebungen, und wenn auch die nöthige Kirchenreformation und die ihr folgenden convulſiviſchen Kämpfe um die Glaubensfreiheit zur Einſeitigkeit der Geiſtesbildung, ja faſt zum Verlöſchen des Lichts führten, ſo lagen in ihnen ſelbſt doch wieder viele verborgene Anregungspunkte für die geſammte geiſtige Schöpferkraft des menſchlichen Geſchlechts; wie ja überhaupt in jeder Fäulniß die jungen Keime neuen Lebens liegen und von ihr als ſchützender Mantel umgeben werden. Und wie gewöhnlich in der Geſchichte ein Inſtitut, wenn es ſich nothwendig macht, bereits beſteht, wenn auch noch nicht ſonderlich bemerkt und gebraucht, ſo war auch das Mittel, die Geiſtesſchöpfungen des Menſchen mit noch nie gekannter Schnelle über die ganze kultivirte Erde zu verbreiten, ſchon vor der Reformation gegeben. Hatte die Buchdruckerkunſt nur erſt zur neuen Scheidung der durcheinander gehenden Maſſen gewirkt, ſo war ſie das erſte und größte Beförderungsmittel zu einer geiſtigen Allgemeinheit, deren letztes und höchſtes Ziel es iſt, alle Völker und alle Individuen zu demjenigen Grade geiſtiger Vollkommenheit und materiellen Wohlſeins zu führen, als bei Jedem ſeiner beſondern Naturgabe möglich iſt. Und dies iſt die Aufgabe unſres Zeitgeiſtes, der von der Religion oder richtiger geſagt vom Fanatismus nichts mehr zu fürchten hat. Nur langſam gedeiht die Entwicklung, ſollen Schwert und Fackel nicht ganze Geſchlechter unglücklich machen und vernichten. Jahrhunderte ſind hingegangen in gegenſeitiger Reibung, die die Kräfte lebendig erhielt, ehe eine Form um die andre jener individuellen Beſondernheit fiel, und oft genug ſtrömt dem neuen Geiſte Blut entgegen, wenn er allzuheftig an einem veralteten Bau rüttelt, oft entſprang das Vorurtheil mit wüthiger Geberde noch dem Schutte, um eine Freiſtatt zu ſuchen, von wo aus es noch den Bannſtrahl ohnmächtiger Wuth gegen den Andrang mächtig erregter Kräfte ſchleuderte; denn „„aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht, und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.““

„Die mündiger werdende Wiſſenſchaft und die ihr entſpringende reichere Literatur in allen Fächern des Wiſſens deuteten immer mehr auf jene Allgemeinheit hin, und bereiteten ſie vor, ja brachten den Geiſt der Allgemeinheit, wie ihn

Ew. Durchlaucht treffend benennen, endlich ſelbſt zur Welt. Aber er war noch ein ſtummes Kind, ſchwach und hülfsbedürftig, die letzte Kraft der Kirche ſchleuderte ihre Blitze nach ihm, doch er ſtand unter Minerva's ſchützender Ägide. Große Geiſter des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in allen Ländern Europa's wurden ſeine Pfleger. Da half ihm die franzöſiſche Revolution plötzlich auf die Füße und räumte in Frankreich mit blutbefleckter, ſchonungsloſer Hand alle Gegenſtände aus dem Wege, die das muthig gewordene Kind im Laufe hindern konnte. Damit noch nicht genug, führte ihm die Revolution ein ſtarkes Flügelroß, ihr eignes Kind, zu. Sie nannte das unbändige, feuerſchnaubende Thier Vernunft, aber die Göttliche war es nicht; die bannt ihre ideale Schönheit nicht in irdiſche Form. Auf dieſem Roſſe ſtürmte der Jüngling fort und es drohte, mit dem Feuerathem die Welt anzuzünden. Da trat Napoleon hervor und beſchnitt zuerſt dem Roſſe die Flügel, dann nöthigte er den unbeſonnenen, wilden Jüngling, abzuſitzen, und wurde nun ſein großer Lehrer, obgleich er ſeinen ſich ſchnell entwickelnden außerordentlichen Kräften manche widernatürliche Gewalt anthat, indem er ihn nach ſeinem Willen zu ziehen verſuchte. Der Verſuch mißlang, wie mancher ſpätere in der Art, von kleinern Köpfen als Napoleon gemacht, und nun ſteht der Rieſengeiſt der neuen Welt, die Seele des dritten Zeitalters vor uns, ein blühender Genius, der ſeine Schwingen ſo mächtig regt, daß ihr Rauſchen über die ganze Erde hintönt. Alle Erſcheinungen und Zeichen deuten darauf hin, daß die Welt ihrer Mündigkeit nahe iſt und bald von jeglichem Geiſteszwange losgeſprochen werden wird. Mag auch die Macht der Finſterniß in verſchiedenen Geſtalten noch zu verſchiedenen Malen auftauchen, ſie wird nicht im Kampfe mit jenem Jünglinge beſtehen. Lange hatte Meduſe ihr finſteres grauſes Walten betrieben, aber Perſeus kam endlich doch und erlegte ſie. Ihre Schweſtern, die gräßlichen Gorgonen, verfolgten ihn wüthend, doch er entkam glücklich. Hatte ihm nicht Pluto den unſichtbar machenden Helm, Merkur die Flügelſchuhe und Vulkan die diamantene Hippe gegeben? So wird der Götterjüngling Zeitgeiſt auch der ſterblichen Meduſe *Finſterniß* das verſteinernde Haupt abſchlagen. Freilich war Meduſe allein ſterblich; ihre beiden Schweſtern waren unſterblich. Die *Bosheit* und die *Dummheit*, die beiden Schweſtern der *Finſterniß*, ſind auch unſterblich. Nichtsdeſtoweniger wird Finſterniß vom Streich des Jünglings fallen, Bosheit und Dummheit werden ihn dafür mit ehernen Krallen verfolgen, wie Euryale und Stheno den Perſeus. *)

„Mag auch der Jüngling, wie ganz natürlich, ſich noch öfter in den Mitteln vergreifen, er wird zum Manne werden und männliche Grundſätze werden in ihm reifen und ſich befeſtigen.

„Durch die großen Entwicklungs- und Bildungsmittel hat der Zeitgeiſt, abgeſehen vom Individuum, eine eigne hohe Intelligenz erlangt, die nun dem Sohne unſrer Zeit gleichſam ſchon mit der Muttermilch zufließt. Die Zeit ſelbſt hat durch dieſe Aufregung der Kräfte Leben und Perſönlichkeit erlangt, und dieſer, Alles mit allmächtigem Lebenshauch durchdringende, ſelbſt lebende und ausgebildete Organismus gibt dem Individuum ſchon an und für ſich, ohne eignes Zuthun deſſelben, eine Bildungsfähigkeit, ja Bildung, die dem gereiften Manne voriger Jahrhunderte mit dem kräftigſten Streben zu erlangen nicht möglich war. Unſer gewöhnlicher Bürger weiß mehr und Nützlicheres, als der gelehrteſte Mönch des fünfzehnten Jahrhunderts. So verbreitet iſt ſchon praktiſches Wiſſen, aber es muß ganz allgemein werden. Die Grundbedingung dieſer zum unabwehrbaren Bedürfniß gewordenen Allgemeinheit iſt *Denkfreiheit*. Kräftig, ſeines Rechts ſich klar bewußt, hat der neue Zeitgeiſt ſie zu verſchiedenen Malen vor den Thronen gefordert, und hat man auch dieſe Forderung in mancher Hinſicht abgewieſen, ja ſogar mit Schimpf erwiedert: ſie wird doch wieder und immer mit mehr Kraft gemacht werden, bis man die Nothwendigkeit einſehen wird, ihr gezwungen einzuräumen, was man freiwillig nicht zugeſtehen wollte. Die unbeſchränkte Freiheit des Denkens zieht die unbeſchränkte Freiheit der Preſſe nach ſich."

---

*) Die Mythe erzählt bekanntlich, daß die beiden ältern Gorgonen Euryale und Stheno unſterblich, die jüngſte Schweſter Meduſa aber ſterblich war. Deßhalb konnte Perſeus auch nur die letztere erlegen.

Hier machte Prinz Hermann ein Zeichen, das den Wunſch ausdrückte, daß ihm die Rede vergönnt ſein möchte; der junge Juſtizrath ſchwieg mit einer verbindlichen Verbeugung, und warf einen ſpöttiſch-lächelnden Blick auf die meiſt ſtupiden Geſichter der Zuhörer, in welchen ſich mißbilligendes Erſtaunen, Entſetzen, Furcht und Indignation ausſprachen. Sein Nachbar, der Hofrath Ömel, der die Geſchichte des Vaterlandes in vier ſtarken Bänden geſchrieben hatte, rückte ſogar mit Abſcheu von ihm ab und gab den Andern nicht undeutlich zu verſtehen, die Luft ſei verpeſtet, die dieſer Menſch athme. Auch flüſterte er dem Leibmedikus etwas von „Revolutionär," „Robespierre" und „Maulſtopfen„ zu.

Prinz Hermann ſprach: „Bis hierher habe ich dem Gange Ihrer ſchönen Ideen mit Vergnügen gefolgt, und was Sie über das veränderte Verhältniß der Religion zum Staate geſagt haben, iſt mir ſehr einleuchtend. Die unbeſchränkte Denkfreiheit gebe ich Ihnen mit Freuden zu; die unbeſchränkte Preßfreiheit nicht. Das gedruckte Wort iſt ein Schwert, ſcharf und gewichtig, mit vergifteter Schneide. Es dringt in Ehre und Leben. Es iſt die ſchlimmſte Waffe. Niemand darf nach den Geſetzen der Vernunft und des Staats geladenes Schießgewehr führen, das gefährliche Wort, das oft von verhüllter Fauſt in den Rücken ziſcht, ſoll freigegeben ſein? Nimmermehr! Großer Gott! welch heilloſer Unfug, Mord und Brand, Revolution und Anarchie wäre nicht ſchon in Frankreich entſtanden, wenn die ſtrengen Preßgeſetze nicht ſo ſtreng gehandhabt würden. Und nun vollends in Deutſchland bei unſern neun und dreißig ſouveränen Fürſten mit ihren Höfen, ihren Regierungen, Geſetzen u. ſ. w., wo die Verhältniſſe ſo eng ſind, die Dinge ſo nahe an einander liegen, wo die Täuſchung der Couliſſenmalerei flieht, und man gar kein beſonders ſcharfes Auge zu haben braucht, um zu ſehen, wie die Wolken gemalt ſind und woraus der Blitz beſteht. Die beſſern Köpfe mögen das

Alles wiſſen, gelegentlich auch darüber ſprechen, aber das gedruckte Wort gleicht auch einem zündenden Blitzſtrahl. Eine böſe Sache nimmt ſich tauſend Mal ſchlimmer gedruckt als geſprochen aus. Das geſprochene Wort verhallt; das gedruckte bleibt. Nein, mein Freund, Sie gehen zu weit. Nicht alle Schranken dürfen und können fallen, ſonſt ſchweift das Leben in's Unbegränzte und Maßloſe hinaus. Allein die menſchlichen Dinge bedürfen der Form und Gränze. Ich erinnere Sie an den guten horaziſchen Vers:

„Est modus in rebus sunt certi denique fines.“

Ebenſo halte ich ein vernünftiges Adelsinſtitut, nach Graden und Würden des Verdienſtes und Genie's eingerichtet, für höchſt wichtig und erforderlich zum Wohl des Staats.“

„Wer wollte mit Ew. Durchlaucht nicht die Preßvergehen tadeln,“ verſetzte der Juſtizrath, „wer wollte nicht darüber entrüſtet ſein, wenn unwürdige, leidenſchaftliche Menſchen die Perſon mit der Sache verwechſeln und ihrem Patriotismus niedrigen Egoismus als Folie unterſchieben. Allein ich wage Ew. Durchlaucht zu erwiedern, daß neue Schöpfungen der Freiheit jedes Mal gleich in's Ungeheure gehen. Das Pferd, das einen Winter über im Stalle ſtand, wird, im Frühling gelöſ't, fortraſen über Stock und Stein; der plötzlich freigegebene Sklave wird lachen und weinen und wie unſinnig ſpringen, und die unwillkührliche Äußerung des Gefühls in dieſem Falle iſt ganz analog mit den erſten Erzeugungen einer großen Kraft. Nur in tiefen Erdſchichten, welche gewiß der Oberfläche der Urwelt angehörten, finden wir die Gebeine rieſiger Thiere, und dunkle Sagen erzählen vom Kampf der Elemente, eh' ſich die Schönheit auf Erden einfand und das Ungeheure in das Maas ihrer Beſchränkung goß. Erinnern Sie ſich gütigſt an die koloſſalen, meiſt unſchönen Schöpfungen, womit unſre größten Dichter zuerſt auftraten. Ich will hier nur Schillers Räuber erwähnen. In welche Gränzen lieblicher Schönheit fügte ſich endlich ſein großer Geiſt, nachdem er das Ungeſtaltne, Ungeheure von ſich gethan und ruhiger geworden war! Aus demſelben Geſichtspunkte muß man auch die erſte franzöſiſche Revolution betrachten. Sie war die erſte poetiſche Geburt des Freiheitsgeiſtes, des Geiſtes der Allgemeinheit, ſie war eine neue Weltſchöpfung; was Wunder, wenn ſie unſchöne, koloſſale, ungeheuere Gebilde hervorbrachte, wenn ſie in's Gräßliche ausartete! Die Julirevolution war ſchon weit unblutiger; die letzte wird ohne Schwertſtreich vollbracht werden. Aus dieſem Geſichtspunkte ſind denn nur auch die Preßvergehen, das wilde Stürmen der freigewordenen Preſſe zu entſchuldigen. Sie entſpringen aus der Natur der Sache. Der Strom bricht, lange gewaltſam gedämmt und zurückgehalten, mit verheerender Kraft hervor und überſchwemmt das ganze Thal, bald aber tritt er in ſein Bett, er bringt Leben und Wohlfahrt in die Thäler, ſein Waſſer wird hell, ſeine Ufer grün, Dörfer und Städte ſpiegeln ſich in ſeinen Wellen. Schranken endlich bedarf der Menſch, aber der Zeitgeiſt, deſſen Intelligenz über alle Vernunft des einzelnen Menſchen geht, wird ſie ſich ſchon ſelbſt ſetzen; mit dem Bedürfniſſe kommt auch das Maas ſeiner Befriedigung. Der Geiſt entäußert ſich der Form und bildet ſie ſich ſelbſt. Das überlaſſe man den Völkern ſelbſt, ſo gut wie die Sorge, ſich zu nähren. Es iſt unklug von den Regierungen, ſich um das Eine und um das Andere zu bekümmern. Ich muß bei unbeſchränkter Preßfreiheit bleiben; für Schädigung an Ehre, Leib und Gut ſteht das Geſetz. Was der Menſch denken, was er Andern durch das lebendige Wort mittheilen darf; das ſoll er auch durch den todten Buchſtaben aller Welt verkünden können; und dieſer todte Buchſtabe wird das geſpenſtig bedrohliche Leben, dieſe giftige Schwertesſchärfe, dieſen zündenden Blitzſtrahl allmählich verlieren, wenn er unbedingt freigegeben wird, und nicht mehr gelten als das geſprochene Wort.

„Jedem ſteht das Recht zu, ſeine Meinung über die Verhältniſſe des Lebens und der menſchlichen Geſellſchaft öffentlich zu ſagen, und eben die allgemeine Bildung hat Vielen die Fähigkeit dazu gegeben, welche ſonſt nur Wenige beſaßen. Mit der Denk- und Preßfreiheit iſt der Untergang alles Obſcurantismus, Myſticismus, Jeſuitismus, Servilismus gegeben. Der Menſch wird ſich der Würde ſeiner göttlichen Abſtammung wieder bewußt werden. Wo das Licht ſtrahlt, müſſen die Schatten weichen, wo die Sonne ſcheint und wärmt, fliehen die Nebel, die peſtigen Dünſte und die Erſtarrung des Froſtes. Mögen nun auch immerhin Übelwollende und Übelbedächtige von der einen Seite, ſo wie Unbeſonnene und Schlechte von der andern den Fortſchritten des Zeitgeiſtes zu ſchaden ſcheinen, wirklich ſchaden thun ſie ihnen nicht. Dies iſt meine Meinung von der Sache.“

„Was Sie unter dem Zeitgeiſte verſtehen, Herr Juſtizrath,“ ſagte der Hofrath Schlicht, der viele Reiſen, ſelbſt außer Europa, gemacht hatte, „verſtehe ich ſo ziemlich. Nicht wahr, Sie meinen mit einem Worte, was man ſo gewöhnlich „„Freiheit““ nennt?“

„Allerdings ſo ziemlich, mein Herr Hofrath.“

„Was man aber unter Freiheit verſteht, das weiß ich nicht und werde es nie begreifen, da ich ſie nirgends in der Welt gefunden, bei keinem Sterblichen geſehen habe. Ich fand nur Sklaven, die meiſten und größten waren die ihrer eignen Narrheit. Und für ſolche halte ich auch die Freiheitsmänner unſrer Zeit, junge Schwindelköpfe, die die Welt nicht kennen, ohne Maas der Dinge, wie ſie ſind, gutmüthig und boshaft, tolle Narren. In allen Winkeln der Erde iſt Reichthum Macht; und ſind Macht und Genie verbunden, gibt's Herrſchaft, und der an Geld und Geiſt Arme fügt ſich willig, begibt ſich freiwillig unter die Herrſchaft, wenn er ſich ſatt eſſen, ruhig wohnen und fortpflanzen darf. Das iſt die Summe aller praktiſchen Menſchenweisheit.“

„Ja, wenn nur nicht junge unerfahrne Menſchen als Weltverbeſſrer auftreten wollten,“ eiferte der Profeſſor Gabel. „Sonſt durften ſolche naſeweiſe Gelbſchnäbel nicht den Mund aufthun, jetzt läßt man ſie ungehindert ſchreien und hört ihnen wohl gar zu. Ein ſchönes Zeichen der Zeit, wenn Menſchen, die weder etwas gelernt, noch Erfahrung gemacht haben, die Tonangeber ſpielen und von Kirchen- und Staatsreformen reden, wie vom Ballſpiel und Kegelſchub.“

„Wir haben namentlich hier eine ſolche Clique, ein wahres Schlangenneſt,“ erhob der Doktor Rau ſeine Stimme, um doch auch etwas hören zu laſſen, und Fürſt ſah ſeinen laut gewordenen Nachbar mißbilligend an, was dieſer aber nicht bemerkte, oder ſich nicht daran kehrte, ſondern die matten Froſchaugen nach dem Prinzen ſendend, mit einer über ſein ungeheuer langes und abſchreckend hageres, ſonſt häßlich bleiches Geſicht plötzlich ſich verbreitenden unangenehmen Röthe des Eifers und erhöheter Stimme fortfuhr: „Mir ſind dieſe dreiſten Schwindelköpfe gar wohl bekannt. Einige davon beſuchten mit mir zugleich das Gymnaſium und zeichneten ſich ſchon damals durch Stänkereien und Ungehorſam gegen die Herren Lehrer aus, wie Ihnen, verehrteſter Herr Direktor und Herren Profeſſoren, noch wohl erinnerlich ſein wird.“

„Elende Menſchen!“ ſagte der Schuldirektor. „Der berüchtigte Bode iſt auch dabei, ein wahrer homo nefas, ein gefährliches Subjekt.“

„Es iſt für einen wahrhaft Gelehrten traurig und empörend, in unſrer ſchlimmen Periode,“ eiferte der Profeſſor Gabel los, „daß unwiſſende Menſchen, unreine Köpfe, die weder auf Schulen, noch auf Univerſitäten ihre Zeit gut angewandt haben, mit unerhörter Frechheit als Schriftſteller auftreten und mit ihrem unverdauten Krame das Publikum belehren wollen. Sehen Sie dieſen Bode! Niemals wußte er Datum und Jahrszahl einer geſchichtlichen Begebenheit anzugeben, und nun hat er über Geiſt und Behandlung der neuen Geſchichte geſchrieben. Es ſoll kauderwelſches, tolles Zeug ſein — wie man mir ſagt, denn man wird mir nicht zumuthen, daß ich ſolchen Wiſchiwaſchi leſe. Und hat ſich der pöbelhafte Menſch nicht unterſtanden, mir ein Exemplar ſeines Geſchreibſels zuzuſchicken!“

„Was wollen Sie davon ſagen, Herr Kollege,“ krähete der Schuldirektor dem düſterblickenden weisheitvollen Lehrer der Geſchichte zu, „hat mir nicht der Collaborator Diſtel erzählt, daß ſich das fragliche Subjekt in einer ſeiner Sudeleien ſogar an der Philologie vergriffen und ein Urtheil abgegeben über die Klaſſiker. Quae dementia! Ein Menſch, der gewiß kaum zehn Briefe des Cicero geleſen und nicht einen verſtanden hat, der nicht die leichteſte Ode des Horatius interpretiren kann! Und doch macht das unverſtändige Publikum ein Aufhebens von ſeinen Produkten, wie man's nicht mit den Werken des gelehrteſten Mannes thut."

„Audaces fortuna juvat," brummte Gabel.

„Meine Herren," nahm Prinz Hermann das Wort und Alles verſtummte und horchte mit ehrerbietiger Verbeugung, „ich intereſſire mich natürlich für alles, was in unſerm kleinen Lande vorgeht, und am meiſten für ſeine literariſchen und künſtleriſchen Erſcheinungen, und ſo habe ich denn auch nicht verfehlt, die ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen des Herrn Bode zu leſen und zu prüfen, ſo gut wie ich die Werke der um mich verſammelten Herrn ſtudirt habe. Sie, Herr Schuldirektor und Herr Profeſſor, haben Bode's Schriften nicht geleſen, ich habe ſie geleſen."

„Und welches iſt das Urtheil Ew. Durchlaucht?" fragte Gabel hitzig. „Meinen Hochdieſelben nicht auch, daß es nugae ſind?"

„Ich muß um Entſchuldigung bitten, ich bin vielmehr der Überzeugung, daß es nuces ſind und zwar ſehr kernige. Ja, es ſind manche dieſer Nüſſe zu hart für gewiſſe wackliche Zähne und hie und da mag ſogar ein gelehrter Herr ſich den einen oder den andern Zahn daran ausbeißen. In der That, meine Herren, ich halte dieſen Bode nicht für einen gelehrten, aber für einen geiſtreichen Mann; er mag oft irren in ſeinen paradoxen Aufſtellungen, aber ſelbſt ſein Irrthum iſt großartig. Was er über den veränderten Standpunkt des künftigen Geſchichtsſchreibers von dem des Hiſtorikers der Vergangenheit ſagt, iſt treffend. Jedes Jahrhundert, jedes Zeitalter ſieht die Vergangenheit anders an, als das vorhergehende und ſchreibt ihre Geſchichte auf andre Weiſe. Die hohe Lehrerin Zeit löſ't dem Menſchen eine Binde um die andre von dem rückwärts blickenden Auge, und ſo wird denn auch eine vorurtheilsfreie Zukunft erſt eine vorurtheilsfreie Geſchichte ſchreiben. Dies iſt eine ſchöne Idee von Bode, und dergleichen finden Sie auf jeder Seite. Doch ſpringen die jungen genialen Köpfe gewöhnlich auf die Extreme über und ſo ſoll denn dieſer Bode ein Ultraliberaler, ein Radikaler ſein und ſolcher Vandalismus iſt mir verhaßt.“

Die beiden Kollegen, froh ihre Verlegenheit verbergen zu können und ein Häkchen zu haben, das ihnen der Prinz ſelbſt geboten, wobei ſie den ihnen verhaßten jungen Schriftſteller, der einſt ihr Schüler geweſen war, zu faſſen wagen durften, riefen einſtimmig! „Ja, das iſt er! Ein wilder Revolutionär!“

„Eben ſo auch die Advokaten Grammer, Wönne und Durlei und die beiden Maler Kühn und Lebrecht,“ berichtete der langgeſichtige Doktor Rau, der zum erſtenmale an der prinzlichen Tafel ſaß und ſich durch Denunciationen dankbar bezeigen und einzuſchmeicheln ſuchen wollte, ohne nur zu ahnen, welche ſcheußliche Rolle er dabei ſpiele.

„Man hat behauptet, daß ſie die Tribüne des Doktor Wirth und den Weſtboten des Doktor Siebenpfeiffer gehalten und ſich vorgeleſen und commentirt haben,“ näſelte der Hofrath Oemel, der Vaterlandsgeſchichtſchreiber.

„Ich bemerke auch niemals einen der Herrn in der Kirche," ſagte der Stadtprediger Liebmann, der ein geſcheiteltes Haar trug und die Hände gewöhnlich zu falten pflegte, mit einer feinen, zierlichen Stimme, langſamer, deutlicher Ausſprache und einem frommen Augenaufſchlage.

„Der Wönne iſt ein Räſoneur," warf der Hofrath Schicht ein. „Ich habe mehre Proceſſe mit ihm geführt und einen ſehr mittelmäßigen Kopf in ihm gefunden, der aber mit dem gewöhnlichen Geſchäftsgange vertraut iſt. Das Wort Freiheit führt er ewig im Munde, wie einen glatten Bachkieſel, den er für einen Edelſtein hält."

„Und was das Poſſierlichſte iſt," fiel der Profeſſor Störl, ein ſtarker Weintrinker, ein, nachdem er ein volles Glas ausgezogen hatte, „der Freiheitsmann trinkt meiſt Waſſer, weil ſeine kleine geizige Frau, die ihn durch einige tauſend Thaler väterliches Vermögen erſt zum Manne gemacht hat, nicht duldet, daß er etwas Beſſeres trinke. Der weiſe Republikaner, der Mann der Freiheit, darf nicht muckſen, wenn die alberne geiſtesarme Frau, die für nichts als Geldſparen und ſich putzen Sinn hat, ihm aus Geiz kein Mittagseſſen kocht, ſondern ihn mit einer Taſſe Kaffee abfertigt; denn ihr neuer Hut muß am Munde erſpart werden. Wenn die Freiheitsbrüder zu ihm kommen, müſſen ſie auf dem Vorſaale die Stiefeln ausziehen, um die Zimmer der kleinen Närrin nicht zu beſchmutzen, dürfen keinen Tabak rauchen, nicht ausſpucken, nicht zu laut ſprechen, damit es dem großen Cato Cenſor nicht ſchlimm ergehe, wenn ſie fort ſind; denn Otilie ſpricht: „Franz, das iſt mir unausſtehlich!“ und Franz gehorcht. „Franz, den Menſchen kann ich nicht leiden,“ und Brutus ſecundus ſchafft den bezeichneten Menſchen ab, und wenn dieſer ſein beſter Freund und ſeinem Herzen theuer wäre. Dafür dichtet Franz Freiheits- und Revolutionslieder?“

Ein allgemeines Gelächter lohnte dem Sprecher; dadurch geſchmeichelt fuhr dieſer fort: „Da lob' ich mir die beiden Collegen und Freiheitsbrüder des Herrn Wönne, die Herren Durlei und Grammer. Der erſtere läßt ſich doch von ſonſt nichts weiter beherrſchen, als von ſeiner lieben Eitelkeit und der daraus entſpringenden Sucht, vornehm zu thun. Obgleich ein unanſehnliches, ſchlecht gewachſenes Männlein mit einem verhunzten Geſichte, wirft er ſich doch immer erſtaunlich in die Bruſt, kleidet ſich alle halbe Jahre neu und wählt dazu die theuerſten und beſten Stoffe. Seine Zimmer werden alljährlich friſch tapezirt, und mit neuen Möbeln geſchmückt. Seine Frau geht ſtets theatraliſch gekleidet einher und bläſt mit dem Herrn Gemahl in ein Horn; ich kenne kein glücklicheres Ehepaar, was das eine wünſcht, hat das andre ſchon lange erſehnt, und ſo leben ſie vornehm und bequem, und ihre einzige Sorge iſt, woher ſie immer reichlich Geld herbeiſchaffen wollen. Die Zahl ihrer Gläubiger iſt Legion, die Summe ihrer Schulden kennen ſie ſelbſt nicht; wozu auch? Herr Durlei iſt ein liberaler Mann und ſchimpft auf Gouvernement und Herzog, weil man ihn noch nicht zum Regierungsrath ernannt hat, um welche Stelle er ſchon mehrmals ſupplicirt haben ſoll."

„Das hat er allerdings," beſtätigte der Regierungsrath Scholler, „und ſein ganzer Liberalismus entſpringt höchſt wahrſcheinlich aus der Vereitlung ſeiner hochfahrenden Pläne. Das müſſen nun die armen Bauern entgelten, die ihm in's Netz laufen."

Abermaliges Lachen erſchallte. Die Geſellſchaft wurde immer heitrer.

„Der dritte iſt Herr Grammer," fuhr der Profeſſor Störl fort, „und fürwahr dieſer läßt ſich nicht von einer dummen Frau, nicht von einer dummen Eitelkeit, noch von irgend etwas Anderm, ſei es dumm oder klug, beherrſchen; denn er duldet nicht einmal einen Widerſpruch, eine gegen ihn ausgeſprochne Meinung, ſondern droht gleich mit Prügeln, ſchimpft, tobt und ſchlägt ſogar; ein herrlicher Mann! Am beſten iſt's, man ſchlägt den Servilen, Abſolutiſten und Feinden der Freiheitsideen gleich die Köpfe ein, damit hören auch die Ideen auf."

Zujauchzendes Wiehern vermochte den äſthetiſchen Doktor Rau ſich wieder folgendermaßen hören zu laſſen: „Die beiden Maler Lebrecht und Kühn ſind nicht weniger wunderliche Freiheitskäuze. Der Lebrecht iſt gar nicht ungeſchickt, obgleich ihm die höhere Künſtlerweihe fehlt. Das feinſte Porzellan der hieſigen Fabrik mag er gut genug malen, obgleich ich es beſſer geſehen habe. Dabei aber iſt er der trockenſte, gleichgültigſte Menſch von der Welt, und gewiß nur aus Zufall unter die Liberalen gerathen, oder weil der Liberalismus eben Mode iſt. Vergebens ſuchte ich ihn mit dem Sieg des Miniſteriums in Paris zu ärgern; er antwortete gleichgültig: mir ſchon recht, es muß noch beſſer kommen. Louis Philipp muß den Republikanern erſt die Köpfe vor die Füße legen laſſen. Iſt das nicht zu toll? Kühn aber ſchwärmt in der Welt der Ideale. Kunſt, Poeſie, Leben ſind ihm nur drei Blätter einer Blume; Freiheit iſt ihr Name. Ohne Freiheit müſſen alle drei verkümmern. Jene ſittliche Freiheit der Kunſt, die ihre höchſte Bildungsſtufe bedeutet, verwechſelt er mit einer thörichten politiſchen Freiheit, dem Undinge Volksregierung, oder identificirt vielmehr beide. Er iſt ein verwirrter Kopf und all ſein Gerede unverdaute Aeſthetik. Dieſe Leute ſind in der Regel aber gefährlich. Solche Künſtler vergeſſen“ — hier wurde der Ausdruck des jungen Doktors ſehr pretiös — „was in Kunſt und Poeſie unſterblich werden ſoll, im Leben untergehen muß.“

„Mein junger Herr Doktor,“ nahm jetzt der Juſtizrath von Zeilig, mit einem Anſtrich von Bitterkeit das Wort, „man hat zu wiederholten Malen verſichert, daß Sie ſich treffliche Kenntniſſe im Gebiet der Kunſt erworben haben, und unſer durchlauchtigſter Wirth hat ſich an die Spitze derer geſtellt, welche Ihnen mit Anerkennung und Auszeichnung entgegen kommen. Aber glauben Sie mir, Menſchenkenntniß erfordert noch mehr Geiſt, noch mehr Studium, noch längere Zeit, als Kunſtkenntniß. Ich könnte überhaupt manches Urtheil, was hier über Männer gefällt wurde, die ich kenne, berichtigen; ich will aber nur von den beiden Malern reden, die mir lieb ſind und die Sie mit einem Tone Liberale genannt haben, der anzudeuten ſcheint, als wäre es eine Schande, ein liberaler Mann zu ſein. Über Lebrecht glaube ich ſchon genug zu ſagen, wenn ich Ihnen bemerke, Herr Doktor, daß Ihnen die ſchmerzliche, aber wahre Ironie in einen Worten zufälliger Weiſe eben entgangen iſt. Kühn hat aber ſeine Kunſtanſichten eben ſo gut verdaut, wie ſeine Lebensanſichten, und ſeine Äußerungen ſind ſo ruhig und beſonnen, entſpringen einer ſo vernünftigen Philoſophie, ſtehen mit ſeinen Leiſtungen und ſeinem Leben in ſo richtigem Verhältniß und ſo edlem, ſchönen künſtleriſchen Ebenmaaß, daß ich faſt befürchten muß, das rechte Verſtändniß dieſer Äußerungen iſt Ihnen ebenfalls zufälliger Weiſe entgangen."

Der Prinz lächelte etwas ſchadenfroh und das lange bleiche Geſicht des jungen Kunſtdoktors wurde jetzt noch höher von jener ſehr widrigen Röthe überzogen. Fürſt ſah ſpöttiſch auf ihn hin; Rau biß ſich in die Lippen.

„Dem ſei nun, wie ihm wolle," bausbackte der Profeſſor Gabel, „man weiß nur zu gewiß, daß dieſe Menſchen, zu denen auch noch andre gehören, revolutionäre Zuſammenkünfte halten, ſich Börne's Pariſer Briefe und andre derlei verrufne Schriften kaufen und vorleſen, wobei manchmal ein Höllenſpektakel verführt wird. Vor einiger Zeit haben ſie ein Gaſtmal gehalten und dabei Börne, Heine, Rotteck, Wirth, Menzel und andre berüchtigte Häupter ihrer ruchloſen Parthei ſo viel Mal leben laſſen, daß ſie ſich alle betrunken haben. Was ſoll man, frag ich jeden vernünftigen Menſchen, von Leuten halten, die ſich mit ſolchem Enthuſiasmus den tollhäusleriſchen Ideen und Lehren eines ſolchen jüdiſchen Schurken hingeben, wie dieſer Ludwig Börne iſt?“

Der Maler Fürſt war wie vom Blitze getroffen. Ohne ſich zu beſinnen erhob er die Stimme: „zu neu in Ihrer Geſellſchaft, meine Herren, und zu unbekannt mit den Männern, von denen die Rede war, fand ich bisher keine Gelegenheit anders als durch das Ohr an Ihrer Unterhaltung theilzunehmen. So eben iſt aber ein Mann genannt worden, den ich perſönlich kenne, und zwar auf eine Weiſe genannt worden, die mich — ich geſtehe es — empört und empören muß; denn ich ſchätze den Doktor Börne ſehr hoch. Seine Briefe mögen voll bittrer Satyre, voll beißender Lauge ſein: ſie ſind voll Wahrheit und voll heiliger Liebe für die Menſchheit und für Deutſchland in's Beſondere. Ich bin feſt überzeugt, es gibt in Deutſchland wenig Männer, die ihr Vaterland ſo rein, ſo ſtark, ſo innig und mit ſo heiliger keuſcher Glut lieben wie Börne; mehr liebt es keiner; freilich die bezopften Philiſterherzen liebt er nicht, und dieſe auch ſind es allein, die außer den ariſtokratiſchen Egoiſten und dem Geſchmeis der Achſelträger, Speichellecker und Augendiener, ihn haſſen.“

Es entſtand eine allgemeine Bewegung; einige der alten Herrn ließen vor Schrecken Meſſer und Gabel fallen; Gabel's dickes aufgedunſenes Geſicht ſchwoll noch mehr an und wurde kirſchbraun, ſeine Lippen bebten. Doch wagte er nichts zu erwiedern. Aller Augen waren auf den Prinzen gerichtet, und dieſer ſagte denn auch lächelnd: „Sie müſſen das meinem jungen Freunde nicht ſo ſchwer anrechnen; er kommt von Paris und hat dort lange unter den deutſchen

Flüchtlingen, meiſt jungen geiſtreichen Leuten, gelebt.“

Der Doktor Rau rückte von Fürſt ab, der Medicinalrath Rothmeier drückte ihm aber unter dem Tiſche die Hand. Der Prinz begann ſogleich von der letzten Oper zu ſprechen und damit war auch alle politiſche Converſation zu Ende. Man erging ſich weitläufig über das Theater und Doktor Rau war unerſchöpflich in Kunſträſonnements, die dem Maler Fürſt zuweilen ein ſpöttiſches Lächeln ablockten. Sein Mund ſchwieg.

Als Abends die Herren gingen, verbeugten ſie ſich gar nicht mehr ſo tief vor Fürſt; Gabel warf ihm einen Kannibalenblick zu; Zeilig aber ſchüttelte ihm die Hand freundlich. Beide waren ſchon Freunde geworden, und Rothmeier flüſterte ihm, obwohl ſehr leiſe zu: „Sie ſind mein Mann!“

„Das war nicht klug,“ ſagte der Prinz, ſobald ſie unter vier Augen waren, „einen ſo verrufnen Menſchen, wie dieſen Börne mit ſolchen Worten zu vertheidigen.“

„Mein Vater, ich verſichre Sie auf das Heiligſte, Börne iſt der trefflichſte Menſch.“

„Ich weiß, was du ſagen willſt. Du willſt deinem Freunde eine Lobrede halten. Ich ſage dir aber, ich mag die Radikalen nicht. Sie ſind ſchädliche Narren, die das Kind mit dem Bade verſchütten. Medium tenuere beati! Und damit gute Nacht!“

Sechstes Kapitel.

Schwermuth und ihre Bedeutung. — Lebensverhältniſſe des Malers und Abreiſe nach Bärendorf.

Es gibt Stunden und Tage, wo der Seelenſpiegel des Menſchen — nicht jenes Knechtes der Alltäglichkeit — vom Hauche einer kühlen Schwermuth überflort, die Lebensbilder, die ſich um ihn lagern, nicht mehr zurückſtrahlt. Dann beginnt in dem Gemüthe, dieſem unerforſchten und unerklärlichen Weſen, ein innigeres Leben. Jene Schwermuth legt ſich wie ein düſtrer Mantel um das weiche Herz, damit es nichts von ſeiner Wärme ausſtröme, ſondern alles Schöne, was es ſonſt von ſich thut, beiſammen bleibe und dies Herz ſelbſt gelabt und geſättigt werde von ſeinen heißeſten und heiligſten Gefühlen. Wie jener wunderbare Vogel, der ſich die Bruſt ſelbſt öffnet und ſein eignes Blut daraus trinkt, bedarf das Gemüth ſolcher Selbſtnahrung, ſolcher ſchmerzlich-ſüßen Bruſtöffnung und wollüſtigen Schlürfens des eignen Herzbluts. Dieſe Schwermuthstage ſind die Heilperioden des von den erfahrnen Unbilden krank gewordnen Gemüths. Jene gemüthloſen Menſchen, welche nie etwas von der bittern ſchmerzhaften Krankheit verſpüren, bedürfen natürlicher Weiſe auch der Heilung nicht. Sie wiſſen nichts vom Schmerze, alſo auch nichts von der Schwermuth. So wie bei jeder phyſiſchen Heilung eine ſtrenge Diät beobachtet werden muß, ſo bedingt die pſychiſche Heilung auch eine Seelendiät, die Schwermuth, und ſchließt die liebſten Genüſſe, die Hoffnungen, die Liebesträume, der Sehnſucht ſüßes Bangen und des Schmerzes Bitterkeit, in den gewöhnlichen Gaben, aus. Und weil ihr von außen ſo wenig zufließt, wird die Seele ruhiger, ebbet und fluthet nicht mehr, schlägt nicht gewaltige Wellen, sondern ebnet ſich, aber über ihr hängt der graue Wolkenmantel der Schwermuth und verwehrt der Bläue des Himmels, der Sonne und den Sternen ſich unten im Spiegel zu baden. Es iſt keine Gleichgültigkeit, keine Hoffnungsloſigkeit — das ſind unheilbare Krankheiten, ſchon pſychiſcher Tod — es iſt nur ein Ermatten, ein Befangenſein, ein Entfernen von der ſinnlichen Welt, ein Einziehen der geiſtigen Fühlhörner. Das Herz wünſcht und verlangt nichts. Aber allmählich regen ſich neue Hoffnungen, und die Lebensbilder treten wieder näher heran. Dann erwacht Sehnſucht; denn die Sehnſucht iſt der Hoffnung jüngere Schweſter. Durch die grauen Nebel der Schwermuth zucken einzelne Sonnenſtrahlen der Hoffnung; Schwermuth iſt keine Verzweiflungsnacht, ſie iſt nur ein düſtrer Tag. Und erſt muß das Herz wieder einen Strahl von Hoffnung haben, oder auch nur einen Schimmer, eine Ahnung, eh' es die Polypenarme ſeiner Sehnſucht wieder in die

Unendlichkeit ausſtreckt. Findet Sehnſucht nicht Befriedigung, ſo gebiert ſie den Schmerz, der ſich hier als Wehmuth, dort als bittre Klage, hier als Zorn, dort als Spott äußert. Hoffnungsloſigkeit kennt das Alles nicht. Undurchdringliche Nacht weiß von keiner Schattirung. Das von der Nacht der Hoffnungsloſigkeit umlagerte Herz iſt ſtumm und regt ſich nur nach den mechaniſchen Schlägen ſeiner Pulſe. Ein Blindgeborner, der gefragt wurde, ob er ſich nicht ſehne, die Schönheit der Welt mit ihrer Farbenpracht zu ſehen, antwortete: Nein, denn ich habe keine Hoffnung dazu.

Der Maler Richard Fürſt litt ſeit einiger Zeit an einer ſolchen bitterſüßen Schwermuth. Er war von ſeinem fürſtlichen Gönner und Freund in eine ſehr angenehme und glückliche Lage verſetzt worden. Prinz Hermann hatte ihm nicht nur ein Atelier nach ſeinem Wunſche an einer ſehr freundlichen Wohnung in einem Berggarten einrichten laſſen, ſondern der Adjutant des Prinzen war auch angewieſen, dem Maler monatlich eine zum bequemen Leben hinreichende feſte Summe auszuzahlen. Ebenſo waren ihm alle Kunſtwerke der nicht unbedeutenden herzoglichen Sammlungen zum Gebrauch geſtellt, und zur Gemäldegallerie ihm ſogar ein Schlüſſel überliefert worden. Ferner war Prinz Hermann auch mit Erfolg bemüht geweſen, Fürſt's Wünſche hinſichtlich der Schauſpielerin und ihrer Tochter zu erfüllen, und Madam Ruhl, mit Alwina ſchon ſeit vier Wochen beim herzoglichen Hoftheater engagirt, befand ſich in erwünſchten Verhältniſſen. Richard hatte endlich Freunde gefunden, die ſeinem Herzen täglich theurer wurden und mit denen ſein Weſen in ſolcher Harmonie ſtand, die ſelbſt von verſchiednen Meinungen und Anſichten, nur noch inniger und dauernder wird. Dies waren die Männer, deren Namen er zuerſt in der Dunkelheit der alten Burgruine als ein unfreiwilliger Zuhörer vernommen, und die ihm an der Abendtafel ſeines fürſtlichen Gönners wieder in's Gedächtniß zurückgerufen worden waren. Zunächſt ſtand ihm der geiſtvolle und gemüthliche Juſtizrath von Zeilig, dann der liebenswürdige und poetiſche Schwärmer Bode, der ernſte, ſinnige, kunſtverſtändige Kühn, deſſen Schönheitsſinn und idealer Enthuſiasmus, wie eine Sonne, Alles um ihn her erwärmte, der ruhige, oft komiſche Lebrecht mit ſcharfem Verſtande, und ſelbſt der heißblütige, redliche Grammer. Schon hatte unter ihnen ein ſo ſchöner und vielſeitiger Austauſch der Ideen ſtatt gefunden, und Alle, vom Genius der neuen Zeit geweiht und begeiſtert, waren bemüht, in Wort und That die Aufgabe deſſelben löſen zu helfen, ſo viel an ihnen war und die Lebensklugheit geſtattete, um nicht an das Mißtrauen der Machthaber anzuſtreifen.

Stunden der Muße verwendete Fürſt dazu, Alwina im Zeichnen und in den Wiſſenſchaften zu unterrichten; denn ihre Bildung war vernachläßigt; und er wurde nicht nur durch ihren Fleiß und die erſtaunlichſten Fortſchritte ihres hohen Geiſtes belohnt, ſondern auch durch das tägliche Entdecken neuer und ſchöner Anlagen des Geiſtes und der Seele, und vorzüglich durch eine ihm bis jetzt unbekannte Tiefe des Gemüths und Seltſamkeit der Entäußerung deſſelben. — Und dennoch breitete ſeit einiger Zeit ſtille Schwermuth ihre Fittiche über ihn und verwehrte den Sonnenblicken der Freude den Durchgang. Er war an den engen Hof- und Stadtverhältniſſen, die ſich um ihn bewegten und die ihn, den frei erzogenen Sohn der Kunſt, beläſtigten und ängſtigten, krank geworden. Die Schwermuth ſollte ihn heilen.

Er ſaß eben an der Staffelei und betrachtete den Entwurf zu Alwina's Bild, an welchem fortzuarbeiten ihm die Luſt vergangen war, bis er in ein tiefes gedankenloſes Brüten verſank. Da trat der Juſtizrath von Zeilig herein.

„Noch immer melancholiſch?“

„Es iſt die ſtille Einkehr in mich; nicht eigentliche Verſtimmung, ſondern die Folge derſelben. Alle die Saugfaden, die von der Seele aus in die Welt führen, ſind geſättigt, alle die Kategorien ausgefüllt. Dieſer Hof mit ſeinem Herzoge, Herzogin, Erbprinzen, Prinzeſſinnen, Hofleuten, Hofräthen, dieſe ganze Stadt mit ihrer fürchterlich engen, geſchäftig langweiligen Welt hat mich faſt erdrückt. Sie haben alle ſchwer auf mir gelaſtet, ſehr ſchwer; nun Sie haben ja meine Leiden geſehen und mir mit tragen helfen. Doch die Krankheit iſt vorüber; jetzt bin ich nur vorerſt Geneſender; ſobald ich anfangen werde über dieſe Miniaturausgabe der Menſchheit zu ſpotten, werde ich geſund ſein.“

„Ich kenne dieſen Zuſtand nur zu wohl,“ verſetzte der Juſtizrath; „man will nichts von der Welt und nichts von ſich ſelbſt, man iſt gleich weit entfernt von Schätzung wie von Geringſchätzung ſeiner ſelbſt, zwei Zuſtände, in die ich auch oft verſetzt bin. Es gibt Tage, wo man ſich ſo erhoben fühlt, die Flügel des Geiſtes mächtig aufwärts ſtreben, gleich Adlersfittichen, wo man mit Zufriedenheit auf ſich und ſeine Leiſtungen ſieht, ein edler Stolz hebt die Bruſt, man ſchätzt ſich ſelbſt und gedenkt noch Großes auszurichten. Das ſind Frühlingstage. An andern fühlt man ſich ſo ganz nichts; man iſt geneigt, den gemeinſten Taglöhner höher zu achten als ſich ſelbſt, man iſt zerknirſcht, daß man noch ſo gar nichts ausgerichtet in der Welt, man fühlt ſich ſo klein, ſo winzig klein, daß man ſich wie ein Käfer in die Erde verkriechen möchte; man verzweifelt an ſeinen Beſtrebungen, am Heile der Zukunft; man hält die gehäſſigen Ausſprüche ſeiner Feinde für wahr und wohl begründet und iſt am erſten bereit, ſich mit dem bitterſten und ſchneidendſten Tadel zu überſchütten, ſich zu verhöhnen und zu verſpotten, ſich nicht die mindeſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. In ſolchen Tagen haſſe ich die Menſchen und meide ſie; ich ſuche die einſamſten Spaziergänge, ich mag keiner jener verworfenſten Kreaturen Gottes, die ſich Menſchen nennen, in das heuchleriſche Auge ſehen, ich möchte mich vor mir ſelbſt verbergen. Das ſind ſtürmiſche Wintertage. Die Tage der Arbeit und Mühe, des rüſtigen Schaffens, des unverdroſſenen Vorwärtsſtrebens troß aller widrigen Hinderniſſe, wo man ſein Herzblut hinſtrömen möchte zum Wohle der Menſchheit, das ſind die Sommertage. Die ſtille Melancholie, die über die Seele lichtgraue Wolken führt und die Schatten der Weimuthskiefer hineinwirft, bringt uns Herbſttage."

„Sie haben faſt meine eigenen Zuſtände geſchildert," ſagte der Maler, „nur empfinde ich in meinen Wintertagen einen furchtbaren, herzzerreißenden Schmerz, der mich zu Wahnſinn und Selbſtmord bringen könnte; in meinen Frühlingstagen ſtachelt mich der bocksfüßige Spott, der lachende Satyr. In jenen und dieſen Tagen pflege ich Karikaturen zu malen, der Schmerz bringt die bittern, oft giftigen, der Spott die heitern, ſcherzenden. Die Sommertage ſchaffen ernſte Bilder und die Herbſttage nichts als ein ſtilles Betrachten.“

„Ich bin gekommen, Ihre Geneſung zu beſchleunigen. Unſer guter alter Bärenburg läßt Sie durch mich herzlich einladen. Er hat mir geſchrieben, wie ſehr Sie ihm gefallen haben. Sein erſtes Erſcheinen darf Sie nicht beläſtigen. Er iſt anfangs verſchloſſen und mißtrauiſch, nachher um ſo herzlicher. Er lebt mit Frau und Töchtern nicht im beſten Vernehmen. Dieſen Damen ſteckt der hochmüthige Adelsteufel im Kopf, und Bärenburg haßt unter allen Teufeln, die das Leben verhöllen, dieſen am meiſten. Deßhalb ſteter Hauskrieg. Dafür iſt er für Freundſchaft um ſo empfänglicher. Sie werden ihn lieben lernen, da ſein Mißtrauen nun keinen Grund bei Ihnen hat. Und wer wollte ihn um dieſes Mißtrauen tadeln? Ich bin leider nur zu offen und trage mein warmes Herz auf der Zunge. Und rechtfertigt denn nicht etwa das Komplott des edlen Schließ Bärenburgs Mißtrauen? Dieſem ſaubern Herrn zum Trotze wollen wir wieder auf der Bärenburg zuſammenkommen, wollen der armen Dichterin danken, daß ſie ſich nicht gegen uns brauchen laſſen wollte, und Sie ſollen dem gräßlichen Jakobinerklubbe beiwohnen und Ihr Blut wird erſtarren über die majeſtätsverbrecheriſchen Anſchläge, deren Zeuge und Theilnehmer Sie werden ſein müſſen.“

„Aber ſagen Sie mir doch, wie mochte es kommen, daß die Dichterin im ſcharfen Examen des Herrn von Schließ Sie nicht kannte?“

„Nur mein Name iſt ihr unbekannt, nicht meine Perſon. Bärenburg fand es für gut, mich unter dem bürgerlichen Namen Müller in ſeiner Familie einzuführen, damit ich als Beamter, wenn ja einmal etwas von unſern patriotiſchen Zuſammenkünften verlautete, keine Unannehmlichkeiten hätte, und er war in dieſer Hinſicht vorſichtiger als ich ſelbſt, der ich daran nicht gedacht hätte. Ein argloſes Herz kann es nicht glauben, daß in jeder Blume Gift verborgen liege, und doch iſt es ſo. Dergeſtalt kannte mich das Fräulein von Süßholz nur als Maler Müller. Und gerade dieſer Umſtand liefert uns jetzt einen erfreulichen Beweis, daß kein Schurke von Verräther unter uns iſt; denn wäre dies der Fall, ſo hätte Schließ gewußt, daß der Maler Müller und ich eine Perſon ſeien und Alexandrinen nicht mit unnöthigen Fragen über mich gequält. Wahrſcheinlich hat er Spione, die mich auf die Bärenburg haben reiſen ſehen. Doch das Alles ſoll uns nicht kümmern. Schieben Sie den Entwurf dieſes reizenden Geſichtchens bei Seite, bis Sie zurückkehren, dann werden Sie das Porträt mit deſto größerer Luſt vollenden. Ich verſpreche Ihnen noch manche intereſſante Bekanntſchaft. Die freie friſche Bergluft, das einfach ſchöne Schloß, das Grüne der Wälder, ſchlichte herzliche Menſchen, keine Hof- und Hofrathsgeſichter. Sie müſſen ſchnell geſund ſein."

„Wenn es mir der Prinz nur nicht übel nimmt. Sie kennen ſeine treffliche, freiſinnige Geſinnung, aber Sie wiſſen auch, daß er ein eben ſo hartnäckiger Vertheidiger des Adels und der Monarchie iſt, und wie ſehr er den Ultraliberalismus haßt. Ich möchte nicht gern ſeine Unzufriedenheit auf mich ziehen.“

„Wir ſind keine Ultra. Was bei uns vorgeht, könnte Prinz Hermann ſelbſt hören. Man kennt ja aber die Ohrenbläſerei, Zungendreſcherei und Verdreherei. Es iſt beſſer, Sie ſagen ihm nicht früher, als wenn er Sie darüber fragt, daß Sie in unſrer Geſellſchaft waren, und theilen ihm dann offenherzig mit, was Sie in unſrer Mitte gehört haben. Ich glaube aber, er wird Sie nicht fragen, ſelbſt wenn er davon erfährt. Sollte er aber wünſchen, daß Sie unſre Gemeinſchaft meiden, ſo haben Sie ja dazu immer noch Zeit. Sie ſind ihm große Verbindlichkeiten ſchuldig.“

„Von denen ich nicht die kleinſte hintanſetzen möchte. Was ich bin, ich bin es durch ihn. Das darf ich nie vergeſſen. Ich wäre ein Bettler oder ein Taglöhner, was mein Vater war, wenn er ſich meiner nicht in der hülfloſeſten Kindheit angenommen hätte.“

„Sie haben mir noch nie etwas von Ihren Familien- und Lebensverhältniſſen geſagt. Heute höre ich das erſte Wort.“

„Auch iſt wirklich davon nicht viel zu reden. Mein Vater war ein blutarmer Bauhandlanger und Taglöhner zu N., wo Prinz Hermann als Major in Garniſon lag. Die Ställe ſeines Hauſes ſtießen hinten an unſre ärmliche Wohnung, und meine junge Mutter beſorgte ſeinen Leuten die Wäſche. Meine Ältern waren ein Jahr verheirathet, als ſich mein Vater von einem Gerüſt herab todt fiel. Meine hochſchwangre Mutter kam ſogleich vor Schrecken nieder und ſtarb ebenfalls, nachdem ſie mir das Leben geſchenkt hatte. Beide waren ohne Verwandte, weil ſie nicht aus der Stadt gebürtig. Es ſcheint über ihre Herkunft ein Geheimniß gewaltet zu haben, das der Prinz, der ſich meiner, des ganz Hülfloſen, annahm, nicht zu löſen vermochte. Er, der Gütige, beſtellte mir eine Amme und that mich ſpäter in

Erziehung nach Regensburg zu einem Maler, Namens Weinfeld. Dieſer edle Mann nahm mich mit nach Italien, als ich noch ein ſtammelndes Kind war, und führte mich in meinem zehnten Jahre wieder nach Deutſchland zurück. In Rom und Deutſchland hatte ich den Prinzen oft geſehen, aber ich kannte ihn nur als Herr von Moosburg, Adjutanten des Prinzen, wußte aber, daß er mein zweiter Vater, mein Wohlthäter war. Als ich mein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, ließ mich mein Mäcen wieder nach Italien reiſen, das mir gewiſſermaßen zum Vaterlande geworden war. Dort blieb ich bis zum Ausbruche der Julirevolution und eilte nach Paris: Sie wiſſen warum. Von dort rief mich vor zwei Monaten der Prinz zu ſich, da er ſeine Offizierſtelle niedergelegt und ferner hier privatiſiren will. Er wünſcht mich ferner in ſeiner Nähe zu haben. Dies, mein Freund, iſt mein Leben, dies ſind meine Verhältniſſe."

„Und nun fort nach Bärendorf! Kommen Sie, mein Wagen iſt ſchon angeſpannt."

Siebentes Kapitel.

Liberales Frühſtück im Freien nebſt Unterhaltung über Zeitintereſſen. — Der Genius der Poeſie tritt mit Papierflügeln auf und haranguirt die Geſellſchaft. — Stiftung des neuen Blumenordens oder der Geſellſchaft der Hummeln und Bienen. — Ein ſchlafbringendes Mittel.

Ein herrlicher Sommertag fand die Freunde zuſammen auf der Bärenburg; der ſchlichte Beſitzer derſelben reichte Allen die deutſche Rechte mit biederer Herzlichkeit. Aus der Nachbarſchaft hatten ſich noch einige Köpfe hinzugefunden. Unter dieſen waren der Kreisphyſikus Willing aus dem Landſtädtchen Dietershauſen und der Pfarrer Walther aus dem Dorfe Heiligenbach die vorzüglichſten. Aus der Reſidenz hatte ſich noch der Kaufmann Steinmetz eingefunden. Einige Gutsbeſitzer und Pachter waren nur für Ballaſt anzuſehen.

Herr von Bärenburg veranſtaltete eine Partie nach der Ruine, und dort ſollten ſich alle Freunde beim Frühſtück treffen. Abends vorher, gleich nach ihrer Ankunft, hatte Zeilig dem Fräulein von Süßholz ein ſchönes Kleid nebſt einem Umſchlagetuch überreicht und dabei einige Worte geſprochen, die der Dichterin verriethen, daß er von dem Zwiegeſpräch zwiſchen ihr und dem Kammerherrn von Schließ unterrichtet ſei. Ihre Überraſchung und die Thränen der Freude hatten ſie nicht zur würdigen Abſtattung ihres Dankes kommen laſſen, und Bärenburg bemerkte ſcherzend, daß dem Geber ſolches nicht geſchenkt ſei.

Auf dem Schloſſe ſelbſt, wie auf der Ruine war für die größte Bequemlichkeit geſorgt, obgleich der Hausbeſitzer nicht die kleinſte Anordnung und Einmiſchung ſeiner Familie duldete, und die Fremden weder Frau noch Töchter viel zu Geſicht bekamen.

Ein edler Wein perlte in den Bechern, als die Freunde unter einer weitſchattigen Buche ſich auf grünem Raſen im Vorhofe der Ruine gelagert hatten, und Bärenburg brachte der Freiheit eine Libation. Als er daſtand, der kräftige Mann mit den eckigen Formen und markirten Zügen, das dürftige Haar in den Nacken fallend, das große Auge und die Hand, die den Becher hielt, gen Himmel gehoben, glich er dem Bilde, welches man von den alten ehrwürdigen Patriarchen der Vorzeit in der Seele trägt. Hierauf brachten ſämmtliche Gäſte der Freiheit ein donnerndes Lebehoch, und gaben ſich dann dem Genuſſe von Speiſe und Trank hin.

„Mir fällt auf, einen Mann nicht hier zu ſehen,“ ſagte Fürſt zu ſeinem Nachbar Zeilig, „den ich mit Gewißheit für ein Glied der Geſellſchaft gehalten habe, ich meine den Medizinalrath Rothmeier.“

„Sie irren, mein Freund, er gehört nicht zu uns. Ich glaube ſelbſt, daß der Mann liberale Geſinnungen hegt und die liberalen Leute liebt; aber er iſt einer von jenen unglücklichen Halbmenſchen, deren äußeres Leben mit ihrem innern ſtets im kraſſeſten Widerſpruch ſteht, deren Wille zur That niemals in ein nur irgend günſtiges Verhältniß kommt. Er wird Ihnen zur Anerkennung Ihrer liberalen Geſinnungen niemals die Hand vor allen Leuten ſchütteln, ſondern nur verſtohlen unter dem Tiſche, er wird ſich im Beiſein Andrer nie offen für Sie erklären, ſondern Ihnen ſeinen Beifall nur ſo heimlich und leiſe als möglich zuflüſtern.“

Fürſt lachte laut auf und rief: „Das nenne ich Wahrheit der Charakteriſtik! Beides habe ich ſchon von dem Manne erfahren.“

„Unſre Zeit iſt ſehr reich an ſolchen Zwittern,“ fuhr Zeilig fort. „Unwillkührlich erkennen dieſe Leute den Geiſt des Jahrhunderts an, aber ihre Ängſtlichkeit erlaubt ihnen nicht, ſeinen Forderungen zu genügen. Sie haben ein Ämtchen, ſie haben Connexionen, Protektionen, hohe Gönner, Freunde und Verwandte. Sie fürchten um ihren ſogenannten guten Ruf, dieſe poſſenhafte Scheinehre, um ihre guten Einnahmen, ihre gar ſchöne Bequemlichkeit zu kommen. Und deßhalb wagen ſie kein Wort zu ſagen, wie ſie's meinen. Der Satan Egoismus, der eigentliche und furchtbarſte Antagoniſt des Zeitgeiſtes, hält ſie in ſeinen Stricken feſt. So iſt dieſer Rothmeier in vielen adligen und andern vornehmen Häuſern Hausarzt. Er könnte ja irgend wo abgedankt werden, wenn man erführe, er ſei auch ein liberaler Mann. Drum Vorſicht! Vorſicht!“

„Ei, ſolcher Füchſe bedürfen wir auch nicht!“ rief der Advokat Grammer, der daneben ſaß. „Der Zeitgeiſt wird fertig werden auch ohne ſie. Das ſind erbärmliche Betrüger, Falſchmünzer, die ſich anders geben, als ſie ſind. Ein Ariſtokrat iſt mir verhaßt, aber ein Ariſtokrat, der von einem Grundprinzip ausgeht, das in ſeiner innerſten Seele als unerſchütterliche Überzeugung wurzelt, und von dieſem aus konſequent denkt und handelt, ein ſolcher Mann iſt mir lieber, als ſo ein liberaler Lump, der ſich nirgend getraut, ſeine wahre Meinung zu ſagen, den adligen Damen die Hände beleckt, den reichen Leuten unterthänig hofirt, der Aufgeblaſenheit mit ſüßem Lächeln beiſtimmt und mir dann gelegentlich unter vier Augen vorſichtig — damit es die Wände nicht hören — zuflüſtert: Sie ſind mein Mann; ich liebe die liberalen Leute. — Hol' ihn der Teufel mit ſeiner Liebe!“

„Das iſt eben das unſelige Zerwürfniß unſrer Zeit,“ nahm jetzt der Schriftſteller Bode das

Wort, „daß Geſinnung und Handlung der jetzigen Menſchheit nicht mehr übereinſtimmen. Und ſo lange zur menſchlichen Einſicht nicht der göttliche Muth hinzukommt, wird es nicht beſſer werden mit unſerm Zuſtande. Wenn ich zuweilen von unſern Ketten geſprochen und mich über den mittelaltrigen Wirrwar beklagt habe, der wie ein faulender Wuſt unſern guten Boden bedeckt und deſſen ſchönſte Keime erſtickt, hat man mir nicht ſelten entgegnet, unſre Väter und Großväter hätten ja doch in noch weit engern Schranken gelebt, es ſei ſeit funfzig bis achtzig Jahren unberechenbar viel zum Beſten des Volks reformirt worden, warum wir denn nun, die wir uns dieſer erlangten Vortheile erfreueten, nicht eben ſo behaglich, glücklich und zufrieden lebten, wie unſere Vorältern, und uns ruhig in die Umſtände ſchickten, die doch nun einmal nicht anders wären. — Es iſt das ein ſeichtes Reden, welches nicht auf den Grund der Dinge geht. Es kommt Alles auf das Selbſtbewußtſein an, welches der Menſch von ſeinem Zuſtande hat. Es kann Einer lange krank ſein und ſich dabei leidlich befinden, ſobald er aber zum Bewußtſein ſeiner Krankheit kommt, iſt's aus mit allem Wohlbefinden. Unſre Ältern waren Sklaven ohne Bewußtſein ihrer Sklaverei, deßhalb befanden ſie ſich ſo wohl. Wir ſind es mit Bewußtſein, deßhalb iſt uns ſo unerträglich zu Sinne. Und das iſt der Unterſchied. Seit dieſes Bewußtſein eingetreten, iſt allmählich eine große Veränderung in der ganzen Welt und in jedem Einzelnen vorgegangen. Jene ſelige Zufriedenheit, das behagliche Wohlſein, das ſonſt auf den Geſichtern glänzte, es iſt verſchwunden und hat einer Leidenſchaft und Unſtätigkeit Platz gemacht, die man ſonſt nur an einzelnen wunderlichen Subjekten kannte. Ich werde nie mehr ein ſo heiter lachendes Geſicht ſehen, wie das meines Großvaters. Die liebe kleinliche Ruhe ſeiner Jugend und ſeines Mannesalters ſtand mit unauslöſchlichen Zügen darauf, und daneben die ganze wichtige Unbedeutendheit des ſiebenjährigen Kriegs und der ungeheure Reſpekt vor Friedrich's des Zweiten Abentheurergröße, von welchen beiden zu erzählen er nie fertig werden konnte. Die behagliche Philiſterei, die gewiß ihr Angenehmes hatte, iſt theils in ein wüſtes Räſonniren, theils in eckelhaftes Kriechen ausgeartet, von beiden wußten unſre Vorfahren nichts. In meiner Jugend hörte ich noch die ſchönen Volkslieder nach ihren anſprechenden Melodien ſingen. Die Bürger ſangen ſie in der Stadt, die Bauern auf dem Lande, und wenn ich an der Hand meines Vaters einen öffentlichen Vergnügungsort beſuchte, ſchallte uns ein ſolch frohes Lied entgegen. Jetzt ſingt man nicht mehr. Geſang iſt das Kind der Heiterkeit, der innern Harmonie. Aber die Harmonie iſt aus unſerm Leben verſchwunden, mit ihr die Lieder. Man kauft ſie nicht einmal mehr für ein Paar Kreuzer auf dem Jahrmarkt. Man trällert höchſtens eine Arie aus einer neuen Oper, aber ſingen im vollen Chor mit vollen Zügen, recht herzerhebende Gefühlsſtrömungen ſingen thut man nicht mehr. Dazu taugen keine Oper-Arien. Mit der Freude iſt es aus; das Leben hat ſich zerworfen.“

„Zur Lebensharmonie,“ ſagte der Pfarrer Walther, „gehört unſtreitig auch eine feſte Religioſität des Volks, die im ſchönen einfältigen

Glauben an Gottes barmherzige Liebe und deren Offenbarung in ſeinem zum Gottmenſchen gewordnen Worte beſteht, ohne Zweifel, Grübelei oder Vergleich mit Natur- oder Vernunftreligion. Eine glückliche Zeit darf weder von dieſen noch dem düſtern, ſchwarzblütigen, phantaſtiſchen Myſticismus etwas wiſſen, und wahrlich der gemeine Mann voriger Jahrhunderte wußte nichts davon. Er beſaß den einfältigen religiöſen Glauben, den ſanften Tröſter, den himmliſchen Beruhiger des Menſchenherzens. Dieſe einfache, kindliche Religioſität äußerte ſich gar naiv. Sie ſetzte fromme Sprüche und Reimlein über die Thüre des neuerbauten Hauſes, ſie verzierte die Wände mit erbaulichen Bibelverſen. Nicht ohne Rührung las ich über der Thüre manches alten Hauſes: Dies Haus ſteht in Gottes Hand, zum Falkenſtein iſt es genannt, oder wie ſonſt ſein Name ſein mag; oder: Mit Gott tritt ein in dieſe Thür, mit Gott tritt wiederum herfür. Die Schnitzereien und Malereien an Thür und Kandelbrett, an Bett und Schrein, ſo unbehülflich ſie oft ſein mochten, waren der heiligen Geſchichte entlehnt.

Das Ehebett trug die Hiſtorie vom frommen Tobias und der Austreibung des Eheteufels Asmodi, der Ofen in ſchwerfälliger Gußarbeit die der Hochzeit zu Kanaan oder den Teich Bethesda zur Schau. Alles wurde auf die Religion bezogen und der kindliche Sinn ſprach ſich kindlich in Bildern und Sprüchen aus. Verſchwunden ſind von unſern Öfen und Betten die rührenden Darſtellungen, verſchwunden die Sprüche über des Hauſes Thür, denn verſchwunden iſt der Glaube aus dem Herzen. Das ſind auch Zeichen der aufgehobnen Harmonie.“

„Wenn unſre bornirten Ariſtokraten Augen hätten zu ſehen und Ohren zu hören,“ ließ ſich der Advokat Wönne vernehmen, „ſo würden ſie dieſe Zeichen der Zeit ſo gut bemerken, wie wir; denn ſie liegen doch deutlich genug auf der Hand, und ihre richtige Deutung würde ihnen nicht ſchwerer werden als uns. Aber dieſe Menſchen haben für nichts weiter Sinn, als wie ſie ſich die alten Vortheile ſichern, wie ſie ſich ihre vermoderten Privilegien erhalten wollen. Wenn ich einen Dummkopf nehme, wie unſern Hofmarſchall von Manzo. Kann man mit dem bloſen Adelsbrief mehr Geld verdienen, als dieſer Homuncio, deſſen Dummheit ihres Gleichen ſucht? Und doch iſt dieſer Geiſtesarme gleich mit ſeinem Urtheil fertig, ſobald von Zeitbewegungen die Rede iſt; er ſchwazt von Niederſchießen, dummen, frechen Menſchen und was dergleichen Betiſen mehr ſind. Und dieſer Abarten haben wir in ..g zu Hunderten."

„Aber, mein Gott!" rief der Juſtizrath von Zeilig dem heftig gewordenen Manne zu; „wie können Sie ſich nur über eine ſo unſchuldige Fliege, wie dieſen Hofmarſchall, alſo ereifern und erzürnen? Jedermann weiß, daß er ein Dummkopf iſt; jedermann hält ihn dafür: mag er ſelbſt doch nun von ſich halten, was er will. So etwas kann mich nicht rühren; denn ich habe über viel wichtigere Gegenſtände Leid zu tragen. Übrigens wüßte ich in der That nicht, wozu ein ſo gar dummer Menſch wie der Herr von Manzo, ſo lange es noch Höfe gibt, anders zu brauchen wäre, als zum Hofmarſchall. Sie haben darin noch keine Erfahrung gemacht und auch nicht machen können, wie ich. Dieſe bornirte Art der Ariſtokraten iſt es auch gar nicht, die uns ſchadet. Es ſind die Klugen, die Schlauen, die Doctrinmänner, wie man ſie in Frankreich nennt, weil ſie ſich eine künſtliche, hohle Doctrin mit vielem Scharfſinn erbaut, nach der ſie handeln. Es iſt auch ein thörichtes Beginnen und kann keinen Beſtand haben, wie Alles, was dem Zeitgeiſte entgegengebaut wird; aber es iſt doch ein gewiſſer Geiſt darin, wenn auch ein falſcher.“

„Du biſt viel zu hitzig, viel zu ärgerlich, mein lieber Wönne,“ ließ ſich der phlegmatiſche Maler Lebrecht hören. „Wenn man ſich in unſerm veralteten, geiſtesſchwach gewordenen Europa über alle Dummen ärgern wollte, man wäre bald um Geſundheit und Leben. Mir kommt die pretiöſe alte Jungfer Europa, die einſt mit dem Jupiter als Stier gebuhlt, als eine hochnaſige, hochadlige Dame vor, der von ihrer Jugendpaſſion noch immer viel Stieriges und Stieres beiwohnt, und in deren runzlichem Kopfe die Vorurtheile eingefroren ſind. Das tolle Treiben ihrer jüngſten Mannſchaft macht die Matrone vollends ganz wirre im Kopfe. Und Ihr wollt, die alte adlige Dame ſoll durchaus ein junges naives Landmädchen werden. Wenn Ihr ſie lange quält und martert, ſo bringt Ihr ſie wohl ſo weit, daß ſie ſich jugendlich gebehrdet, und wenn ſie dieſe Narrheit begeht, dann wird es kurz vor ihrem Ende ſein. Jung wird ſie nun einmal nicht wieder; was alt iſt, muß ſterben. Das iſt Naturgeſetz. Sterne ſterben und Welten gehen unter, wenn ſie alt geworden ſind, warum nicht das kleine Stück von der Erde, das wir Europa nennen? Sterben muß ſie, wie Indien und Perſien, Ägypten, Griechenland und Rom geſtorben ſind. Es wird ein Kampf ausbrechen in ihren Eingeweiden; ſie wird an Kolik ſterben; denn ſie verſchluckt viel zu viel. Ich ſehe das ruhig kommen und ereifre mich nicht darüber. Was auch würde es mir oder der Welt helfen? Das geht doch Alles ſeinen eiſernen, nothwendigen Gang. So halte ich Afrika für eine uralte Leiche, eine im Sonnenbrand verſteinerte Mumie; Aſien iſt nicht minder ein Leichnam, nur noch nicht ſo lang verſtorben. Die Reihe des Sterbens kommt nun an Europa.

Amerika iſt das jugendliche Land, das Land der Freiheit und Kraft. Da regt und bewegt ſich Alles jugendlich friſch und kühn, und bald wird die junge Rieſin den Fuß auf den Nacken des faulenden Europa ſetzen.“

„Deine Anſicht iſt mir unausſtehlich, obgleich ich deinem Bilde die Ehre anthue, zu ſagen, daß es hübſch iſt,“ redete Bode auf Lebrecht hinein. „Es iſt empörend, einen ſolchen Tod anzunehmen, wenn die Jugend ſolche Kraft und klare Anſicht deſſen, was geſchehen muß, hat, wie die jetzige Jugend. Gleich mir fühlen Tauſende die Kraft und den Willen in ſich, für das Beſte des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern, und ſich durch Kampf und Sieg Ruhm und Unſterblichkeit zu erringen. Solche Jugend hatten Griechenland und Rom nicht, als ſie an Lethargie dahinſtarben.“

„Davon wiſſen wir zu wenig. Rom hatte außer Tacitus gewiß noch ähnliche Männer, ſie haben nur nicht geſchrieben, und doch war es unerrettbar verloren. Und wer bürgt dir, daß die Zahl der Jünglinge ſo ſtark iſt, die gleich dir nach einem Freiheitskampfe dürſten, in dem Ruhm und Unſterblichkeit zu erringen dein Wunſch iſt? Gerade dieſer Kampf, dieſer furchtbare Kampf der Prinzipien, wird in toller Wuth Europa verheeren und ſein Ende noch ſchneller herbeiführen. Der dabei zu gewinnende Ruhm wird wenig gelten und die Unſterblichkeit ein Mährchen ſein. — Ihr excentriſchen Köpfe wollt immer gleich Ruhm und Unſterblichkeit mit im Kauf haben. Bei jeder guten Sache denkt ihr an eure Größe. Iſt das nicht auch ein tadelnswerther Egoismus, eine thörichte Eitelkeit, die ſich mit eurer vielbelobten Tendenz der Zukunft ſchlecht verträgt? Und beim vorurtheilsfreien Lichte der Vernunft betrachtet, was ſind denn Ruhm und Unſterblichkeit des Namens? Thorheit! Was willſt du denn vor den Millionen Vergeſſnen mit deinen prunkvollſten Thaten, mit dem Schimmer deiner ſogenannten Größe voraus haben? Den leeren Schall eines Namens, der nicht den entfernteſten Begriff von dir ſelbſt gibt. Und wenn er dich gäbe, wie du biſt, was wär' es weiter? Aber nur Namensſchall iſt deine Unſterblichkeit, eitler Narr! Weiter nichts, gar nichts! — Vor einigen Tagen blätterte ich auf einem Dorfe in der Wohnung des Pfarrers die alten vergilbten Kirchenbücher durch. Da ſtanden ſie Alle darin, die ſeit dreihundert Jahren da geboren und heimgegangen. Alle — Alle vergeſſen. Selbſt ihres Namens Spur nirgend weiter als in den verblichenen, ſchnörklichen Zügen des morſchen Kirchenbuchs. Und die Leute hatten alle die größten Verdienſte um die Menſchheit; ſie nährten ſich redlich im Schweiße ihres Angeſichts, pflanzten ſich fort und zogen ihre Kinder groß. Und dennoch vergeſſen? Wäre ein Wütherich, eine Geißel der Menſchheit unter ihnen geweſen, von dieſem hätte man ſich noch ſchauerliche Geſchichten erzählt. Mich beſchlichen theils wehmüthige, theils unheimliche Gefühle. Willſt du, der du im Licht der Sonne wandelſt und deine hochfahrenden Plane mit ihren Strahlen ausſchmückſt, die Erbärmlichkeit und Nichtigkeit aller menſchlichen auf die Unſterblichkeit zielenden Beſtrebungen recht durch Mark und Bein fühlen, ſo blättre mit mir in jenen Kirchenbüchern und laß uns dann über die dicht beraſten Gräber des neben dem Pfarrhauſe befindlichen Todtenhofes ſchreiten, deſſen hölzerne Monumente längſt mit jenen, deren Namen ſie an der Stirn trugen, verfault ſind, laß uns dieſe Namen darüber hinrufen, und fühle, fühle was der Menſch iſt, wenn dir nichts antwortet, wenn ſich kaum das den Leichen entkeimte üppige Gras unter deinem Fußtritte krümmt."

„Ei, Sie ſind mir ein wunderlicher Heiliger!" lachte der Herr von Bärenburg. „Was gehen uns die Begrabnen und Vergeſſnen an? Wir müſſen an die kommenden Geſchlechter denken und nach Kräften ſorgen, daß es denen beſſer geht als uns. Wir können die Hände nicht ruhig in den Schooß legen und die Sachen gehen laſſen, wie ſie eben gehen, denkend: die Welt wird auch ohne unſer Zuthun werden, was ſie ſoll; denn wir tragen die jetzige und zukünftige Welt in unſern Köpfen und Herzen herum. Mich kümmert weder Tod und Vergeſſen, noch Ruhm und Unſterblichkeit; mit dem Leben habe ich es zu thun, mir liegt allein daran, das jedes Mal lebende Geſchlecht glücklich zu wiſſen. Alſo ſcheint mir die

Aufgabe des Lebens zu ſein: die unterdrückten, übervortheilten Menſchen, die ſo gut wie die Privilegirten Kinder Gottes und der Welt ſind, in den Genuß ihrer natürlichen Rechte wieder einzuſetzen, den ihnen Unſinn, Barbarei, Despotismus zeither entzogen. Und das, Ihr Freunde, iſt's, was ich Euch dringend an's Herz lege, ſucht nach Kräften die Privilegien zu ſtürzen und Gottes Segen über alle eure Brüder auszubreiten."

„Erlauben Sie mir gütigſt," begann der Advokat Durlei, ein kleiner, unanſehnlicher, aber ſehr propre gekleideter Mann, der ſich immer ſehr breit zu machen pflegte, „erlauben Sie mir, Herr von Bärenburg. Man muß, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, alle Dinge in der Welt zuerſt nach rechtlichen Prinzipien betrachten. Ohne die Rechtslehre gründlich zu verſtehen, kann man nicht wohl ein gründliches Urtheil über rechtloſe Zuſtände abgeben. Alle Rechtslehren von den älteſten Zeiten bis auf unſre ſtimmen aber darin überein, daß Jemand, der im rechtlich begründeten Beſitz iſt, nicht daraus verdrängt werden darf und kann, es geſchehe ihm denn Unrecht und Gewaltthat. Wer die Gewaltthat vollbringt, ſteht aber eo ipso im Unrecht, und hat allen Rechtszuſtand aufgehoben. Nun unterſtehe ich mich zu fragen, was iſt die Welt in einem rechtsloſen Zuſtande? Und ich antworte: Ein Chaos, eine Mördergrube, ein Raubneſt; heben Sie aber den Rechtszuſtand einmal auf, dann können Sie der Gewaltthat keine Gränzen mehr ſetzen. Der ſchützende Damm iſt gebrochen und das verwüſtende Waſſer ſtürzt über die Felder daher. Nun iſt meine unzielſetzliche Meinung, daß dadurch, daß man den Ariſtokraten ihre rechtlich begründeten Vortheile gewaltſam nimmt, der Rechtszuſtand in der Welt überhaupt aufgehoben wird, und Sie Ihres Eigenthums ebenfalls nicht mehr ſicher ſind. Damit will ich keineswegs geſagt haben, daß ich den Übermuth, den Stolz, den Dünkel, die Aufgeblaſenheit und die Herrſchſucht der Ariſtokraten nicht vom Grund der Seele haſſe, im Gegentheil möchte ich einen ſolchen mir unausſtehlichen Menſchen in's Geſicht ſchlagen, wenn ich ihn nur ſehe. Aber ich ſpreche allein vom

Recht als ſolchem, welches feſt beſtehen muß, wenn wir Liberalen als deſſen Verletzer uns nicht ſelbſt in Nachtheil verſetzen wollen. Drum fürchte ich auch nicht, von Ihnen mißverſtanden zu werden, meine Herrn.“

Die breite umſtändliche Rede war beendigt und der Advokat blickte mit einem beifallfordernden Lächeln im Kreiſe herum, rückte mit den Achſeln und blies gewaltige Wolken aus ſeiner Meerſchaumpfeife.

„Es erben ſich Geſetz' und Rechte, wie eine ew'ge Krankheit fort!“ rief Bode lächelnd. „Bedenken Sie nur, daß das Recht, d. h. das jus ſelbſt eine Krankheit iſt, die uns Schaden zufügt und ſchwächt, und die ſich heben und verſchwinden wird, wenn erſt Alles ausgeglichen iſt. Es müſſen die Zeiten kommen, wo alles Regieren aufhört, die Geſetze überflüſſig ſind und das jus nur noch ein hiſtoriſcher Begriff iſt.“

„Ach, das iſt wunderliches Zeug, dem Kopfe eines Dichters entſprungen, und mit der menſchlichen Schwachheit unverträglich,“ ſagte Durlei mit ſchlauem Lächeln, wähnend es ſei auf eine Myſtifikation abgeſehen.

„O mein Lieber,“ donnerte Bärenburg mit ſeiner kräftigen Baßſtimme, „ich will Ihnen ſonnenklar beweiſen, daß wir vollkommen das Recht auf unſrer Seite haben, wenn wir alle Privilegien vernichten, und die Vortheile, welche jetzt Einzelne genießen, Allen zu wenden.“

„Wie wäre das möglich? Wie wollen Sie ſolches juriſtiſch darthun? Haben Sie die Jura ſtudirt?“

„Keineswegs, ich bin nur ein Bauer; aber ich gedenke es Ihnen mit meinem ſchlichten Menſchenverſtande zu beweiſen. Das erſte ſogenannte Recht in der Welt war ſchon das größte Unrecht, es war das Recht des Stärkern. Wer Muth und Stärke mit Liſt und Schlauheit verband, wurde Herr, der Schwache Sklave. Dies iſt der Anfang der Privilegien. So entſtand der Adel' ſo die Fürſtenſchaft. Die Zeit der rohen Kraft iſt längſt vorüber; dagegen iſt eine weit ſtärkere, eine ungeheure Macht in Schwung gekommen, die der Idee. Die Macht der Idee iſt aber auf

Seiten des großen Volkshaufens, ihr Feld wird täglich größer, täglich wirbt ſie unter Bürgern und Bauern, unter Weibern und Kindern neue Truppen. Das Recht des Stärkern ſiegte im Mittelalter materiell, bald wird die Zeit kommen, wo es ideall ſiegen wird. Erſt ſiegten die Privilegirten durch die Macht der Fauſt über die Maſſe, bald wird die Maſſe durch die Macht der Idee über die Privilegirten ſiegen, und ſo wird das Unrecht vieler Jahrhunderte wieder ausgeglichen. Werden die Stolzen ihrer Privilegien beraubt, ſo geſchieht ihnen kein Unrecht. Was ihre Väter an unſern Vätern thaten, thun wir nicht einmal an ihnen; nein! wir werfen nur das aufgelegte Joch ab, und legen ihnen keins dafür auf. Zwar ſind ſie im hiſtoriſchen Beſitz, aber wir bilden doch auch Hiſtorie. Und ſo ſehe ich im Erheben der Menſchheit und Vernichten der Privilegien nur eine großartige Nemeſis der Geſchichte, deren Walten mich mit heiligen Schauern erfüllt."

„Vortrefflich!" rief Bode begeiſtert. Durlei hatte mehrmals mißbilligend den Kopf geſchüttelt; jetzt erhob er mit einem widrigen Lächeln denſelben und muckte den Gutsbeſitzer mit den Worten ab: „Man hört's, daß Sie das Jus nicht ſtudirt haben.“ Er hätte vielleicht noch weiter geſprochen und verſchiedne Stellen aus den römiſchen und deutſchen Geſetzbüchern angezogen, wenn ihn Zeilig nicht daran verhindert hätte, der da ſprach: „Ihr lieben Herrn, Geſetz und Recht ſind ein dürftiges Spinngewebe, in welchem ſich wohl Mücken und kleine Fliegen fangen, um von der Spinne, die recht als Monarch in der Mitte ſitzt und darauf lauert, begierig verzehrt werden, durch welches aber eine brauſende Hummel, eine wilde Bremſe hohnlachend hindurchfährt und ein großes Loch hineinreißt. Die Spinne hat nachher nichts Eiligeres zu thun, als das Loch wieder zuzuſpinnen. Eine ſolche Hummel von der wildeſten Art war Napoleon. Der zerfetzte das Gewebe nach Herzensluſt. Als ihn die Spinnen endlich todt gebiſſen hatten, webten ſie drauf und drein. Die aſchgraue Wichtigkeit hielt wieder und lieferte viel Beute. Ein neuer Riß und abermals wird geflickt; wenn nun die Hummeln in Schaaren kommen — — —“

Eine heitre Stimmung bemächtigte ſich der Geſellſchaft; man lachte und trank, und Bode that den ſeltſamen Vorſchlag, der Geſellſchaft den Namen: die Hummeln und ihr eine Konſtitution zu geben. Manche waren dawider und meinten, eine ſolche feſte Verbindung werde gleich mißdeutet werden und Einzelnen Unannehmlichkeiten zuziehen, bei den meiſten fand der Vorſchlag aber Anklang und da man die Sache nur als einen Scherz anſah, ſo wurde unter Lachen und Scherzen durch Stimmenmehrheit beſchloſſen, ſich zu konſtituiren und die Geſellſchaft der Hummeln zu nennen. Der Advokat Durlei ſchüttelte abermals mißbilligend ſein ernſtes Haupt und flüſterte mit dem Kreisphyſikus Willing lange heimlich. Dieſer Mann hatte den ganzen Tag ſchon viel radotirt und ſich angeſtellt, als wolle er Berge einreißen. Dazu pochte er ſtets auf ſeine große Schnupftabacksdoſe von Papiermaché, rückte jeden Augenblick an ſeiner Brille und ſchrie wie unſinnig. Sein ultra liberales Gewäſche, was weder Hand noch Fuß hatte, verdiente keiner Erwähnung, wenn er nicht plötzlich den Juſtizrath von Zeilig bei Seite genommen und mit einem ungeheuern Schwall von Worten und nichtsſagenden Redensarten demſelben vorzuſtellen geſucht hätte, wie hals- und lebensgefährlich eine ſolche Geſellſchaft ſei. Das Geſicht dieſes Heroen der bürgerlichen Freiheit war dabei ein wahres Abbild der Furcht. Zeilig, voll Heiterkeit und Lebensluſt, lachte herzlich; dies brachte den maulfertigen Aeskulapiden nur noch mehr in Harniſch, und mit ſchneller Zunge, unter bedeutenden Stößen an die Querbalken ſeiner Brille und gewaltigen Schlägen auf ſeinen Tabackskoffer, ſprach er weiter: „mille pardons, mein Herr Juſtizrath, Sie haben ſehr Unrecht über meine auf gute und wohlüberlegte Gründe, die aus einer Totalanſicht der vorliegenden Umſtände und einer klaren Anſchauung der obwaltenden Verhältniſſe hervorgehen, zu lächeln. Wahrhaftig und ſicherlich, Sie haben Unrecht, mein Herr Juſtizrath. Denn erſtlich wollen Sie gefälligſt bedenken, wenn ich mir erlaube zu ſagen, daß Sie und ich in herzoglichen Dienſten ſind, und der Rath Walde, unſer Zeitungsſchreiber, Ihr Feind iſt ſo gut wie der meinige. Nun können wir zwar entre nous unſre ſchlichte Meinung ſagen, aber eine revolutionäre Geſellſchaft bilden und zwar eine mit ſolch ominöſem Namen dürfte uns ſehr übel gedeutet werden. Zweitens könnte es der Fall ſein, daß man in Betracht der gegenwärtigen Zeitläufte und verwickelten Umſtände dies harmloſe Beginnen ſehr ernſt nähme und uns zur Verantwortung zöge und es uns ſehr ſchwer fallen möchte, die Sache nach ſolchem Schritte, in einem günſtigen Lichte darzuſtellen; denn der Walde iſt ein ſehr ſchlechter Kerl, ſteht aber beim Miniſter, wie beim Herzog in beſondrer Gunſt und Anſehen, eben weil er ein ſchlechter Kerl. Drittens ſtehe ich gar nicht an zu behaupten, daß dieſe Sache, wie ſie vorliegt, auch wirklich ſtrafbar iſt. Ich ſage Ihnen, ich bin der liberalſte Mann, Ihnen darf ich geſtehen, ich bin ein Ultra, aber viertens muß man doch wohl bedenken —“ Ein allgemeiner Ruf des Staunens und der Verwundrung unterbrach den fleißigen Sprecher und die vielfach in der Geſellſchaft wiederholten Worte: „Stille! Achtung! Seht! Was iſt das? Was hat das zu bedeuten?“ verhinderte ihn noch ein halbes Dutzend Gründe ſeiner Furcht abzuleiern. Alle Augen richteten ſich nach der Burgruine, auf welche hingedeutet worden war, und in deren Fenſter man den Gegenſtand der Verwundrung erkannte. Es war eine phantaſtiſch gekleidete Frauengeſtalt, in der man bald die Dichterin Alexandrine erkannte. Sie hatte ſich mit dem neuen zum Geſchenke erhaltenen Kleide geſchmückt, dieſes aber mit Bändern, buntfarbigem Krepp u. d. gl. wunderlich verbrämt und verziert, und bei einer Wendung ihres ſchlanken Körpers ſah man ſogar mit ſteigender Verwundrung, daß ein Flügelpaar von Goldpapier oder einem ähnlichen Stoff an ihren Schultern befeſtigt ſei. Aus ihrem Kopfputz konnte Niemand klug werden; einige ahnten, daß es ein mißglückter Turban ſei. Jedermann war neugierig zu erfahren, was aus dieſer Mummerei herauskommen ſolle, und ſo ſehr auch die von Wein und Streit erhitzten Köpfe zum Reden geneigt waren, verſtummte doch der ganze Kreis und horchte Alexandrinen's pathetiſchen Worten, womit ſie die Geſellſchaft alſo haranguirte:

„Ich bin ein Genius der Dichtkunſt,
Der aus des Himmels Höhen ſtammt,
Geſtiegen in die Burgruine,
Daß ich Euch grüße alleſammt,
Ihr edlen Herren, die da kamen
Zu ſehn Natur in ihrer Pracht;
Ihr habt in Euern großen Herzen
Auch an die Dichterin gedacht.
Ihr habt ihr gar zur Anerkennung
Ein freundliches Geſchenk gebracht.
Euch meinen Liederdank zu ſagen
Erſchein' ich hier als Genius;
Ihr Männer, die ich hochverehre,
Euch' reich' ich meinen Liedeskuß.
Die Gute ſchätzet die Verdienſte
Weit über ihren ächten Werth,
Und ſo wird oft ein ſchwacher Schüler
Dem größten Meiſter gleich geehrt.
Dies kann mein eignes Beiſpiel lehren,
Da mir die Ehre reizend lacht,
Und mich der Herren Anerkennung
Zu einer ſtolzen Dichtrin macht.

Wenn Liebe zu den holden Muſen
Auf ſolchen Beifall zahlen kann,
Dann nehm' auch ich das Kleid der Ehren
Mit Dankbarkeit und freudig an.
Der Glanz der Lieder und Geſange
Belebet innig meine Bruſt,
Und in Apollo's heil'gem Dienſte
Find' ich des Lebens höchſte Luſt.
Der Wiſſenſchaft gelehrter Acker
Sei von den Mannern nur beſtellt;
Die Poeſie, die iſt der Frauen
Recht eigentliches ſchones Feld.
Ja, glaubt's, Apoll hat mich berufen;
Ich fuhl' es, ich bin Dichterin;
Die wackern Männer, die ich ſehe,
Sie ſagen ſelber, daß ich's bin.
Ich nahm das Kleid als ſchönes Zeichen
Der güt'gen Anerkennung an,
Das mich, der Dichtkunſt nachzutrachten,
Am kraftigſten ermuntern kann.
Zu dieſem Zweck iſt es geſpendet,
Und dieſes ſoll auch ganz allein,
So oft ich das Gewand erblicke,
Mein eifriges Beſtreben ſein.
Ein großes Werk werd' ich vollenden
Zum Dank dir, edler Männerchor;
Dann ſtell' ich mit dem Manuſcripte
Mich Euch zum andern Male vor.

Einſtweilen nehmt die ſchwachen Worte
Vom Genius der Poeſie.
So lang ich weiß, was Dank verdienet,
Vergeß ich es gewißlich nie!“

Die Dichterin verneigte ſich, daß die papiernen Geniusflügel oben in den Lücken der Mauer hängen blieben, und die Geſellſchaft klatſchte und jauchzte ihr Beifall. Bode war aufgeſprungen und in die Ruine geeilt, um ſie abzufangen und herbeizuführen.

„Wie wir eben gehört haben, macht ſich die gute Alexandrine von Süßholz ſelbſt etwas weiß,“ ſagte der Juſtizrath. „Ein merkwürdiges qui pro quo, daß ſie glaubt, das Kleid von uns als Anerkennungszeichen ihrer poetiſchen Talente erhalten zu haben, woran doch eigentlich Niemand gedacht. Dies beweißt, daß ſie ganz Dichterin iſt.“

„Daß ſie eine ungeheure Närrin iſt,“ ſchalt Bärenburg, der während des Vortrags ſchon grimmige Geſichter geſchnitten hatte. „Sie ſoll mir aus dem Hauſe, dieſe halb verrückte Perſon!“

„Stille, mein Freund! Sie wollen ein liberaler Mann ſein, und einem Geſchöpfe Gottes bitterlich weh thun, das einem in ihm liegenden gutartigen Triebe folgend, Verſe macht, ein Geſchöpf, deſſen ſchlimmſte Eigenſchaft ein wenig lächerliche Narrheit iſt? Wer bürgt uns, daß wir nicht größere ungenießbarere Narren ſind, eben weil unſre Narrheit ſo ernſt, ſo eſſigſauer iſt?“

„Ach, Sie glauben nicht, wie mich dieſe Verſe ärgern!“ ſeufzte Bärenburg auf, und wandte ſich ab; denn Alexandrine wurde von Bode, Grammer, Wönne und Andern herbeigeführt und hob das beturbante Haupt ſo ſiegestrunken, wie ein römiſcher Triumphator kaum getragen haben mag.

Zeilig und Fürſt naheten ihr huldigend und ſagten ihr mehres Schmeichelhafte, doch ſchien ſie ihre Gunſt vorzüglich dem Letztern zuzuwenden und ihn immer allein anzureden, wenn ſie zu der ganzen Verſammlung ſprach.

„Meine Herren,“ perorirte ſie mit Emphaſe, „Ihre Güte hat mich hoch begeiſtert, der Zweck

Ihres Hierſeins mich aber zur höchſten Glut des Liederſturmes entflammt.“

„Der Zweck unſres Hierſeins?“ fragte Fürſt. „Allerdings iſt dieſer ein löblicher. Zuſammen eſſen und trinken und fröhlich ſein, iſt der beſte Zweck, den man haben kann.“

„O verſtellen Sie ſich nicht, mein Freund! Dieſer hohe heil[illegible] iſt, einen Bund zu ſtiften zur Erlangung der Freiheit, dieſer Himmelstochter. Hinter jener Felſenmauer habe ich Ihre Unterredung mitangehört, und ich wäre ſchon eher hervorgetreten, wenn mich die Freiheit, der auch ich huldige, und die mir aus dem Kreiſe dieſer hochherzigen Männer, wie Gottes Odem entgegenwehete, nicht zu einem Liede begeiſtert hätte, welches ich ſogleich in meine Pergamenttafel niederſchrieb und Ihnen zur Einweihung ihres Bundes, zur Bekämpfung der Tyrannei weihe, mit der Bitte auch mich in dieſen ſchönen und erhabnen Freiheitsbund aufzunehmen. Ich leiſte den feierlichen Eid, mich Ihrer und des Bundes würdig zu zeigen. Wie oft hab' ich mich ſchon geſehnt, einem geheimen Bunde anzugehören. Es hat ſo etwas Anziehendes, Reizendes, Poetiſches. Hören Sie aber zuvor das Gedicht, das mir ſo eben im Fluge gelang!“

Und ſie zog ein ſchmutziges Pergamentblatt hervor und las deklamirend:

„Was ſeh' ich für ein wildes Morden?
Was hör' ich für ein Wuthgeſchrei?
Was führet doch aus allen Orten
Des Volks erhitzte Schaar herbei?
Ich ſehe die ergrimmten Glieder;
Hier flieht der Feind; dort ſchäumt er wieder.
Die Schwerter taumeln durch die Schaar;
Die Lanze ſchwelgt in ſchwarzem Blute,
Der Krieger fliegt mit ſtolzem Muthe
Durch die verachtete Gefahr.

Was lockt den Greis vom ſtillen Sitze
Zum ſturmeriſchen Kampfplatz hin?
Was reizt der Männer Grimm und Hitze?
Was ſtarkt des Jünglings Fauſt und Sinn?
Die Freiheit kampft in ihren Burgern
Und macht ſie zu erboßten Würgern,
Wenn ein Tyrann ihr Stricke legt.
Wie? ſoll's Despoten wohl gelingen,
Ein Volk zur Sklaverei zu zwingen,
Das den Geſchmack der Freiheit hegt?

Umſonſt bemuhn ſich Macht und Stärke,
Hier dringet keine Bosheit ein;
Des Himmels köſtlichſtes Geſchenke
Wird nie ein Raub des Frevels ſein.
Es fliehn des Perſers ſtolze Heere,
Sie eilen blutig nach dem Meere;
Der tapfre Grieche macht ſich frei.
Der Sterbliche folgt ſeinem Rechte
Er ſcheut den harten Dienſt der Knechte,
Und flieht die tolle Tyrannei.

Selbſt zarte Bürger ſanfter Wiege
Sind edler Freiheit zugethan;
Der Säugling fuhlet gleiche Züge
Und tritt auf die gemeine Bahn.
Schon längſt iſt aller Völker Zungen
Der Freiheit ſüßes Lob gelungen,
Und ſelbſt der Schöpfer liebet ſie:
Er ſchuf uns nicht ans Joch der Sklaven;
Wie kann er denn die Regung ſtrafen,
Die uns ſein weiſer Arm verlieh?

Die Welt erſtaunt. Der Freiheit Früchte
Entdecken ſich von Tag zu Tag.
Durchſucht, ihr Völker, die Geſchichte,
Und lernt, was freier Muth vermag.
Dort kommt ein Heer von ſtolzen Maſten
Und liefert die erkauften Laſten
Den Städten jauchzend in den Schoos.

Dort ſenken ſich die reichen Aehren,
Hier pflanzt die Weisheit ihre Lehren,
Und macht das Volk vom Irrthum los.

Doch wenn mit Knute, Stock und Ruthe
Ein Wuthrich einem Land gebeut,
Dann ſinkt die Wohlfahrt ſammt dem Muthe,
Dann kennt man keine goldne Zeit,
Dann ringt der Landmann nur die Hände,
Dann wuhlt die Noth durch alle Stände,
Und Licht und Weisheit fliehen hin.
Der Kaufmannn ſchlägt die Augen nieder,
Der ſcheue Schiffer kommt nicht wieder
Und laßt Despoten den Gewinn.

Wenn Manner ſich die Hände reichen
Zum Kampfe gegen Tyrannei,
Wenn's gilt, den wahren Muth zu zeigen,
Dann wär' ich gar zu gern dabei.
O drum gewahret mir die Bitte
Und nehmt mich auf in Eurer Mitte!
Die Jungfrau hat Euch Gott geſandt.
Durch ſie wird Euch der Sieg gelingen.
Sie ſturmt voran auf Liedesſchwingen,
Die Oriflamme in der Hand.“

Das Lied war zu Ende, aber Alexandrine in heftiger Aufregung, fuhr mit blitzenden Augen fort: „Ja, eine zweite Jungfrau von Orleans werd' ich für die Freiheit fechten und ſiegend ſterben. Euch will ich die Freiheit bringen, würdige Männer, ihr ſeid der Freiheit werth. Auch an mich iſt der Ruf der Himmelskönigin ergangen:

„Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeſtüm.
Den Feldruf hör ich mächtig zu mir dringen
Das Schlachtroß ſteigt und die Trompeten klingen!“ —

„Bravo!“ rief Bode und alle ſtimmten klatſchend ein. Zeilig aber ſagte mit einer zierlichen Verbeugung: „Sie haben da allerdings ein ganz ſcharmantes Gedicht gemacht, mein Fräulein. Nur will es nicht zu der Freiheit paſſen, zu deren Erſtrebung wir einen Bund geſchloſſen haben. Dieſe iſt nämlich weit friedlicherer Natur und hat durchaus nichts mit ſchneidenden und ſtechenden Waffen, noch mit ſchwarzem Blute zu thun, denn um es Ihnen mit ganz deutlichen Worten zu ſagen, unſer Bund bezweckt die Ihnen gar wohl bekannte poetiſche Freiheit, die man richtiger mit dem Namen Licenz bezeichnet, auf das ganze Leben auszudehnen und anzuwenden, da ſie bis jetzt nur auf das Feld der Dichtkunſt beſchränkt war. Wir wollen die läſtigen Zwangsregeln der Convenienz abſtreifen, wie den Zwang der Versmaaße und Wortfolge; mit einem Worte: wir wollen lauter Poeten ſein. Iſt das nicht ein großer und ſchöner Gedanke, ſich aller Philiſterhaftigkeit zu entkleiden und frei und ungebunden durch die Welt zu ſchwimmen, wie ein Fiſchlein durchs Waſſer?“

„Gewiß ein großer und ſchöner, ein herrlicher Gedanke!“ ſagte Alexandrine verdutzt.

„Und mit Freuden nehmen wir Sie in dieſen neuen Bund auf und zwar als erſtes Glied desſelben. Ihre uns theure Mitgenoſſenſchaft heiſcht aber von meiner Galanterie den Antrag auf eine kleine Nuancirung des Namens unſeres Bundes, und ich ſchlage vor, ihn die Geſellſchaft der Hummeln und Bienen zu nennen, da wir doch unmöglich, Fräulein von Süßholz eine Hummel heißen können.“

„Dies iſt ſehr gut,“ ſagte Bode, „aber um uns dieſer liebenswürdigen Dichterin noch würdiger zu zeigen, wollen wir geradezu einen Orden ſtiften, nach Art der poetiſchen Geſellſchaften des vorigen Jahrhunderts, und weil Hummeln und Bienen ihre ſüße Nahrung aus den Blumen ſaugen, wie wir es aus den duftenden Blüthen der Poeſie thun wollen, ſo ſchlage ich vor, unſern Bund zu nennen: Der neue Blumenorden, oder Geſellſchaft der Hummeln und Bienen.“

„Angenommen! Angenommen!“ erſchallte es von allen Seiten und der Kreisphyſikus Willing ſchlug und pochte auf ſeine Doſe, als wollte er ſie zerhämmern, wieherte wie ein Pferd und rief einmal über das Andre: „Solch einen Bund laß ich mir gefallen! In dieſen Orden laß ich mich mit Freuden aufnehmen. Das iſt ein geſcheidter Einfall! Denn erſtens verhilft er uns zu ganz beſonderm Vergnügen, welches ein Hauptbeſtandtheil der geſelligen Vereinigung iſt, zweitens bleibt jeder Verdacht einer politiſchen Verbindung fern von uns, drittens — —“ und ſo ging der Strom des Geſchwätzes fort, ohne daß Jemand darauf gehört hätte. Unterdeſſen wünſchte ſich die Geſellſchaft gegenſeitig Glück und leerte die immer von Neuem gefüllten Gläſer auf das glückliche Aufblühen des neuen Blumenordens, und Bode brachte plötzlich eine Hand voll Waldblumen, die er raſch gepflückt, und nun an die Geſellſchaft als Ordensabzeichen austheilte. Gleich darauf blühete aus den Knopflöchern der Herrenröcke Blumen hervor; Alexandrine trug die bedeutſame Waldglocke an ihrem jungfräulichen Buſen. In der heiterſten Stimmung zog die Geſellſchaft nach dem Schloſſe zurück, um das erſte Ordensmahl und dann eine ſehr nöthige Sieſte zu halten. Gegen Abend verſammelte man ſich wieder im Saale und, wie ſauer auch Bärenburg dazu ſah, Alexandrine ſtolzirte mit freudigen Schritten und trunknen Augen, das einzige Weib in der Männerverſammlung, durch den Saal und deklamirte je zuweilen unbeachteten Unſinn. Ihre Geſtalt hatte ſich verjüngt und ihr Weſen viel von der Schüchternheit verloren, die ihm ſonſt anzukleben pflegte. Die Statuten des neuen Ordens wurden in Umriſſen entworfen, um ſpäter ausgebreitet zu werden. Zeilig, ihr Verfaſſer, ſtellte ſie auf ſo wunderliche Spitzen und hüllte ſie in ſo ſeltſame Ausdrücke und Wendungen, daß man nicht daraus klug werden konnte, was der Orden eigentlich bezwecke. Die Abfaſſung dieſer Geſetze verurſachte eine ſehr lebhafte Diskuſſion, und erſt ſpät am Abend wurden die Ordensgeneräle und übrigen Beamten gewählt. Zeilig und Bärenburg wurden Generäle, Fürſt und Bode Coadjutoren, Grammer Sekretär, Alexandrine Ordensdichterin, Lebrecht Ordensmaler. Der Letztere erhielt von Zeilig den Auftrag, eine Waldlandſchaft mit ſchönen Waldblumen, von Hummeln und Bienen umſchwärmt, als Ordensſymbol zu malen, dann wurden die großen und kleinen Ordenstage und Feſte beſtimmt, und nachdem dies Alles vollbracht war, legten ſich die Glieder des neuen Blumenordens zu Bette.

Fürſt konnte nach ſtarken Aufregungen nie ſchlafen. Er hatte Tags über zu viel Wein getrunken, und der Scherz der Ordensſtiftung war ihm ſo bedeutſam vorgekommen, daß ihm die Gedanken Schaarenweiſe durch den Kopf zogen. Es wollte ihn immer bedünken, als habe aus Zeilig's lächelnden Mienen ein tieferer Sinn herausgeleuchtet, und wenn auch nicht mit Worten ausgeſprochen, ſei er doch von Bode, Lebrecht, Grammer ſo gut wie von ihm ſelbſt geahnet, vielleicht von dem Einen und dem Andern ſogar verſtanden worden. Wunderbare pittoreske Geſtalten drängten ſich allmählich buntfarbig vor ſeinem innern Blick vorbei; es wurde Alles Bild und Bewegung und das Zimmer zu klein für die zuſtrömende Fülle. Er kleidete ſich an und ſuchte das Freie. Auf der Schloßterraſſe wandelnd, blickte er mit Befriedigung in die aus der Tiefe matt heraufdämmernde, von der Mondſichel leis überleuchtete Landſchaft. Als er das Geſicht nach dem Schloſſe zukehrte, bemerkte er in einer Stube zur ebenen Erde ein dürftiges Licht. Bald zog ihn Neugierde an, wer hier nach Mitternacht noch ſchalte. Er trat heran, ſah durch die Scheiben und erblickte Alexandrinen hinter einem ärmlichen Öllämpchen emſig ſchreiben. Ihr Dintenfaß war eine zerbrochene Kaffetaſſe, ihr Papier das ſchlechteſte Konceptpapier. Sie ſprach laut und in Extaſe, ſprang zuweilen auf, ſchritt gravitätiſch durch die Geſindeſtube — dies war ihr Aufenthalt —

ſtemmte die Arme in die Seite, rollte das Auge wild umher, oder ſchlug es ſchmachtend empor, und Fürſt folgte ihren Bewegungen mit den ſchärfſten aufmerkſamſten Blicken. Das unſaubre Nachtkleid, das eher einem Sacke glich, und die zerfetzte Nachthaube gaben mit den Gegenſtänden in der Geſindeſtube, der dürftigen Lampe und der von der Begeiſtrung erfaßten Dichterin — denn daß ſie dichtete, war klar — mit Dintenfaß und Papier, ein Bild, welches der Individualität des Malers beſonders zuſagte. Sich ſelbſt vergeſſend, war er aber zu hart an das Fenſter getreten und vom Mondlicht der Dichterin verrathen worden. Unerſchrocken öffnete ſie ſogleich das Fenſter und fragte: „Wer iſt da? Was wünſchen Sie?“ Doch den Maler erkennend, rief ſie ſogleich freudig überraſcht: „Ach! Sie ſind es ja, mein theurer Freund. Welch angenehme Überraſchung für mich! Solch hohes Glück hat mir wahrlich nicht geahnet. Des Beſuchs der unſichtbaren Muſen war ich wohl gewärtig und ſie waren bereits eingekehrt in meine mitternächtlich ſtille Zelle, aber auf den Zuſpruch eines ſichtbaren Götterjünglings war ich nicht gefaßt.“

„Sollen ſich die Götter nicht nächtliche Beſuche machen? Schlich doch ſogar Jupiter zuweilen im Schlafrock auf Abentheuer aus. Aber was ſchreiben Sie denn ſo emſig, meine Beſte?“

„Ihnen will ich es wohl verrathen, mein einziger Freund. Ja, Sie ſollen der Mitwiſſer meines ſüßen Geheimniſſes werden. Ach, mein Vetter iſt ſo hart und grauſam, daß ich den ganzen Tag über Butter und Käſe machen muß. Ich kann alſo nur die nächtlichen Stunden der holden Poeſie widmen. Was ich am Tage gedacht und gefühlt, das vertrau' ich Nachts dem Papiere. So arbeite ich nun ſchon ſeit der Zeit, als ich ſo glücklich war, Sie kennen zu lernen, an einem großen Trauerſpiele, welches mich — zu Ihnen ſei's im Vertrauen geſagt, und Sie, mein lieber Freund, werden mich dieſes ſüßen Vertrauens wegen nicht thörichter Eitelkeit zeihen — den erſten Dichtern Europa's gleichſtellen und meinem Namen Unſterblichkeit verſchaffen muß. Ich fühlte ſtets die göttliche Schöpferkraft meinen Buſen ſchwellen, aber nun behaupte ich kühn, etwas Größeres und Schöneres iſt noch nicht gedichtet worden.“

„Sie machen mich ſehr begierig auf dieſes außerordentliche Werk Ihrer jugendlichen Muſe. Wollen Sie mir keine Probe mittheilen, damit ich einen Maßſtab dafür habe?“

„O mit der größten Freude! Sie beglücken mich durch Ihren Wunſch. Treten Sie herein in meinen ſchweigſamen Muſentempel.“

Und der Maler trat herein. Alexandrine zog aus einem alten Kaſten ein anſehnliches Volumen, und begann ihren Vortrag. Sie ſprach, ſie ſchrie, ſie tobte, ſie raſete, und als Knechte und Mägde, von dem Lärm ermuntert, hinzuliefen, fanden ſie die Dichterin leſend mit abgeworfner Nachthaube und fliegenden Haaren, den Maler aber ſanft ſchlummernd in der Ecke des Zimmers ſitzen.

Achtes Kapitel.

Freundſchaft. — Zwiefacher Freundesbund. — Charakterverſchiedenheit der Freunde. — Eine anonymes Billet doux mit einer goldnen Uhr. — Alwinens Schmerzensausbruch. — Einladung zum Hoffeſte.

Im gewöhnlichen Menſchenverkehr werden eine große Anzahl Worte meiſt mißbraucht. Eitelkeit und Großthuerei, Wichtigmacherei und Aufgeblaſenheit, von denen faſt alle Köpfe eingenommen ſind, haben eine ſo alberne Übertreibung eingeführt, daß man die Einfachheit, die Mutter alles Schönen, verachten zu müſſen glaubt, um ſich in verworrenem und ſchwülſtigem Pathos zu ergehen. Dieſe unſelige Thorheit der Menſchen, ein Kind verkehrter und überfeinerter Kultur, mehr zu ſcheinen, als man iſt, hat Alles auf Schrauben und Spitzen geſtellt und das Leben unſchön gemacht. Wie in der Kleidung, in der Nahrung, im geſelligen Verkehr, ſo tritt auch aus der

Sprache dieſe widrige Übertreibung hervor. Man hält es für einfältig und läppiſch, das Gute gut, das Schöne ſchön zu nennen; nein, es heißt Alles herrlich, göttlich, himmliſch, oder im entgegengeſetzten Falle gräßlich, ungeheuer, entſetzlich, furchtbar. Man bedenkt nicht, welche hohe Vollendung des ſittlichen oder äſthetiſchen Zuſtandes nothwendig iſt, um auf die Benennung gut, ſchön, gerechte Anſprüche machen zu können. Eben ſo gern belegt man gemeine, niedrige Verhältniſſe mit den beſten und edelſten Namen. Doch wird gewiß mit keinem ſchönen Worte mehr Unfug getrieben, als mit dem Worte Freundſchaft. Jede zufällige Bekanntſchaft, jede Verbindung ohne allen innern Gehalt wird mit dem hochtrabenden Namen Freundſchaft belegt. Jeder Narr, der mich auf der Straße grüßt, nimmt gleich den Mund voll und nennt mich ſeinen Freund.

Und doch iſt gerade Freundſchaft die edelſte und darum ſeltenſte Blume der Erde, ja ſie iſt ſogar die prachtvolle Wunderblume, die freilich das ungeweihete Auge für die gemeinſte Wieſenblume anſieht, in der nur das glückliche, geweihete Auge des Sonntagskindes oder Feenſchützlings den Zauber entdeckt, und die, gepflückt, der Schlüſſel wird zu den diamantenſtrahlenden Schatzkammern der Erde, wo die Metalle in leuchtenden Bächen fließen, und die Edelſteine als Blumen blühen. Wohl und dreimal Wohl dem Sterblichen, der ſie gebrochen! Die höchſten Schätze der Welt liegen ſtrahlend vor ihm ausgebreitet, und was zu ſchauen und zu genießen vergönnt iſt, das wird er ſchauen und genießen.

Die Liebe wird meiſt weit höher geſchätzt, als die Freundſchaft; allein mit Unrecht. Die Liebe iſt immer an das Geſchlecht geknüpft, die Freundſchaft niemals; die Liebe iſt eine der koſtbarſten Blumen der Erde; ſie entzückt durch ihre Farbenpracht, berauſcht mit ihren Düften, aber ſie iſt nicht ſelten und erſchließt die unterirdiſchen Zaubergärten nicht, ihr Rauſch ſpiegelt es uns blos vor, wir ſind ſo ſelig durch dieſes Phantom, durch die bunten Gaukeleien, die uns ein Seraph, zwiſchen Himmel und Erde ſtehend und mit ſeinem Auge, das beide überblitzt, das Licht des Erſtern auf die Letztere lenkend, zur Luſt und

Seligkeit entrollt, aber nicht ſelten ſchwindet die Täuſchung und man bemerkt, daß Engel und Gebilde oft nur dem erhitzten Auge entſprangen. Liebe iſt ein koſtbarer Edelſtein, aber es kurſiren tauſende von ſchlechter Qualität, die dem ächten ſo täuſchend ähnlich ſehen, daß ſie der erfahrenſte Kenner nicht zu unterſcheiden vermag. Freundſchaft iſt ein einfacher Felsſtein, aber du kannſt feſte Burgen mit ihm bauen und in ihm eingeſchloſſen ruht eine Muſchel mit der herrlichſten Perle.

Es iſt eins der reizendſten Bilder der Erde, ein Paar wahre Freunde Arm in Arm durch das Leben wandeln zu ſehen, aber es iſt auch eins der ungewöhnlichſten. Der Himmel ging gar zu karg mit ſeinen ſchönſten, göttlichſten Gaben um! Was ſoll unſern ſchwachen Augen die volle Sonne? Wir können nur zuweilen ihre einzelnen Strahlen vertragen. Wir werden in vollkommnere Zuſtände kommen und — glücklicher ſein.

Ach, es iſt ſo traurig, ſo bitter wehmüthig, mit einem freundſchaftbedürftigen Herzen keinen

Freund zu beſitzen, keinen finden zu können! Die feinſten Regungen und Gefühle ſterben allmählich ab, weil ſie nicht in Anwendung kommen, und das einſam ſchlagende Herz wird allmählich vom Schlamme der Gleichgültigkeit überzogen, der mit der Zeit verhartet und zu Stein wird. Tauſend edle Herzen verkümmern ſo im Elende alltäglicher Gewöhnlichkeit. Kann Liebe Freundſchaft erſetzen? Liebe, die in der höchſten und ſeligſten Schwärmerei dennoch nur ein verfeinerter Geſchlechtstrieb iſt, jener heilige Trieb, der die Welt erhält? Liebe fühlt alſo auch das Thier, nur in unvollkommner Bildung: Freundſchaft iſt das alleinige Eigenthum des menſchlichen Geiſtes, der unwiderlegbarſte Beweis ſeiner Göttlichkeit; denn ſie hat es nicht mit den Körpern zu thun. Mancher vertrauert ſein Leben, weil er keinen Freund gefunden, wie ihn ſein Geiſt erſehnt; glücklicher Mann, der du ihn fandeſt! Dein Leben iſt von dieſem Augenblick an vom Widerſchein himmliſchen Glanzes verklärt und umleuchtet.

Richard Fürſt war ſeinem Charakter nach mehr zur Freundſchaft als zur Liebe geneigt. Einige kleine Abentheuer in Italien abgerechnet, die ganz allein auf Rechnung ſeiner materiellen Natur kamen, hatte er ſich bis jetzt noch von keinem weiblichen Weſen beſonders angezogen gefühlt. Und dies war zuerſt bei der noch nicht einmal zur Jungfrau herangereiften Alwina der Fall geweſen. In Italien und Frankreich hatte er eine Menge Freunde gehabt, aber nicht einen, von dem er ſich mit Schmerzen getrennt, zu dem er ſich zurückgeſehnt hatte. Die ſtärkſten Gefühle ſeines Herzens hatte er bis jetzt auf ſeinen Wohlthäter übergetragen, und dieſe um ſo lebendiger, je ferner ihm dieſer geſtanden. Jetzt, da er denſelben als Fürſten kannte, und zwar als einen ſo trefflichen Fürſten, erhielten dieſe Gefühle beſtimmte Richtung und Namen; ſie wurden unbegränzte Hochachtung und heiligſte Kindesliebe. Damit waren aber die Kategorien ſeines Herzens noch nicht ausgefüllt. Aber der Himmel ſchien dieſen jungen Mann zu einem ſeiner Günſtlinge erſehen zu haben, und ihm alles Herrliche, das er wie mildes Sternenlicht in die Erdennacht herabſchimmern läßt, in den Schoos ſchütten zu wollen. Denn während Richard auf der einen Seite von Alwinens unvergleichlich ſchönem und ganz unvergleichlichem Talente immer mehr angezogen wurde, während er mit ſtillem Entzücken wahrnahm, daß ſie ſich auch körperlich jetzt raſch entwickelte, und eine ruhige aber tiefe Neigung — faſt eine väterliche — für das Mädchen in ſeiner Seele entglomm; ganz zu derſelben Zeit fand der Glückliche den höchſten Schatz der Erde — und in welcher Fülle! zwei Freunde, mit deren Herzen das ſeinige verwuchs. Dieſe beiden Männer waren der Juſtizrath von Zeilig und der Schriftſteller Bode.

Beide hatten ſich früher ſchon über Jahr und Tag gekannt und Freunde genannt, aber wahre, herzinnige Freunde waren ſie nicht geworden und konnten es früher auch nicht wohl werden, weil dazu Zeilig viel zu ſehr Verſtandesmenſch, Bode viel zu ſehr Gefühlsmenſch war. Es fehlte ihnen ein verbindendes Mittelglied. Jeder lebte in einer andern Welt und beide hatten nichts weiter mit einander gemein, als ihren Liberaliſmus. Aber ſelbſt dieſer entſprang bei ihnen aus ganz verſchiedenen Quellen. Bei Zeilig war er das endliche Ergebniß eines ruhigen Forſchens im Gebiete der Geſchichte und Philoſophie und er führte den Beweis mit präciſer Schärfe, daß Rationalismus und Liberalismus ein und daſſelbe ſei, und ein aufgeklärter und vernünftiger Mann durchaus auch ein liberaler ſein müſſe, wenn er nicht geradezu ein Schurke ſei. Bode's Liberalismus dagegen war das wilde Kind ſeiner gewaltigen Begeiſterung für Freiheit und Recht und ſeines kühnen Lebensmuthes, das die Feuertaufe der Poeſie empfangen, und dem er in brauſenden Stürmen grauſiger Herbſtnächte und nach der Weiſe derſelben byron'ſche Schlachtgeſänge gelehrt hatte. Bode hatte nicht geforſcht, nicht gegrübelt, er hatte den Liberalismus nicht gefunden wie eine mathematiſche Wahrheit: er hatte früh plötzlich in ſeiner Seele geſtanden, der lichte Seraph der Freiheit, der Beglücker der Welt, und die erſten Klänge dieſer ſangreichen Jünglingsſeele hatten ihm gerauſcht. Die heiligſte Gewißheit war mit ſeiner Seele verſchmolzen, daß die Welt glücklich werden müſſe, wenn man die Winke und Andeutungen des Zeitgeiſtes befolge, und er wurde deßhalb toll und wüthend, wenn er ſah, wie Irrwahn, Tyrannenfurcht, Egoismus und andere Scheußlichkeiten den Geiſt der Zeit mit dem ſchleichenden Feuer ihrer Machtbefehle vertilgen wollten, wie einen in's Fleiſch des Jahrhunderts gewachſenen Pfahl, dann raſete das feuerſchnaubende Roß ſeines Zorns ohne Zügel fort, und von den anmuthigen Lippen dieſes Jünglings flackerte es, wie Flammen. Auch waren beide im Alter ziemlich verſchieden, wenigſtens in einem Lebensabſchnitte, wo die Verſchiedenheit der Jahre weit mehr auffällt, als in irgend einem andern; Bode war ſechs und zwanzig, Zeilig vier und dreißig Jahre, und da der Letztere einem bedeutenden und wichtigen Staatsamte vorſtand, auch einen nicht geringen Ruf als gelehrter Juriſt hatte, Bode dagegen gar nichts war in der bürgerlichen Welt, nirgend eine feſte Stellung einnahm und ohne Verbindungen und Protektionen, ja bei ſeiner ſtörriſchen Verachtung aller Hülfe von außen und dem allzuſichern Pochen auf eigne Kraft, auch niemals eine gewinnen konnte, ſo hätten ſie ſich wohl nie kennen gelernt, wenn ſie ſich nicht in den Geſellſchaften begegnet wären, welche ſich im Herbſte des Jahrs 1830 in faſt allen deutſchen Städten bildeten, und Zeilig's ſcharfer Verſtand nicht Bode's reine Feuerſeele und deren Brauchbarkeit zu großen Zwecken kennen und ſchätzen gelernt hätte. Da Beide unverheirathet waren, ſo hatte ſich bald ein perſönlicher Umgang zwiſchen ihnen gebildet, welcher dem adligen Juſtizrath von oben ſehr übel genommen wurde, ein Umſtand, an welchen ſich dieſer edle Menſchenfreund nicht im mindeſten kehrte, und der ihn eigentlich noch näher mit dem jüngern Manne zuſammenführte. Nichts deſto weniger beſtand immer etwas Fremdes zwiſchen Beiden, und ſie würden ſich allmählich verloren haben, wenn nicht Richard Fürſt zwiſchen ſie getreten, Jedem die Hand gereicht und ſo das bindende Mittelglied zwiſchen ihnen geworden wäre. Fürſt war weder Verſtandes- noch Gefühlsmenſch. Er hatte einen ſcharfen Verſtand, ein lebendiges Gefühl, aber von keinem ließ er ſich beherrſchen, vielmehr beherrſchte er beide durch eine außerordeutliche Beobachtungsgabe, die die Kontraſte ſchnell fand und zuſammenſtellte. Äußerlich ſchien er trocken und verſchloſſen, aber wer ſein Auge verſtand, wußte, was an ihm war, und wem es gelang, ſein Herz zu erſchließen, der fand eine unerſchöpfliche Schatzgrube: Treue als Gold, Biederſinn und Offenheit als helles, klingendes Silber, Muth und Kraft als harten Diamant, Menſchenliebe, Mitgefühl als rothen Rubin, Hoffnungsträume auf die ſittliche Verbeſſerung der Welt als grünen Smaragd, alle vom hellen Waſſer einer makelloſen Seele durchfluthet. Weit davon entfernt, ſich auf ſich oder einen einzigen Freund zu beſchränken, und faſt immer der Beobachtung der ganzen Außenwelt hingegeben und dieſer die Kontraſte abgewinnend, hatte Fürſt das Bedürfniß eines innigen Freundes noch nicht gefühlt. Jetzt in die engen, erbärmlichen Verhältniſſe einer kleinen Reſidenzſtadt geſchleudert, aus dem kunſtathmenden Rom, aus dem freiheitathmenden Paris in die nichtswürdige Pfennigserbärmlichkeit einer kleinen deutſchen Reſidenz! Da erwachte das Bedürfniß nach einem Freunde, an den er ſich anklammern könnte, um nicht in dieſem peſtialiſchen Sumpfe zu verſinken, mit dem er ſich abſchließen könnte, um den Giftodem der Schlechtigkeit und Gemeinheit von ſich abzuhalten, um ſich mitzutheilen und für bittere Entbehrungen ſüß zu entſchädigen. Der Glückliche fand ſtatt eines Freundes deren zwei. Er fand eine Anzahl edler Männer, die ihn liebten und ſchätzten, und deren Tugenden ihn zu gleicher Verehrung aufforderten. Die vorzüglichſten waren Lebrecht, Kühn, Bärenburg, Walter, Grammer. Zeilig und Bode mußten ſich gleich ſtark von Fürſt angezogen fühlen; denn beide fanden unbewußt in ihm, was jedem Einzelnen fehlte, und ſo wurde er nicht nur in kurzer Zeit beider innigſter Freund, ſondern Bode und Zeilig traten ſich durch ihn und in ihm näher und näher, ſo daß alle drei endlich einen ſtarken Freundſchaftsbund errichteten, der die herrlichſte Blüthe ihres Lebens trieb. Von nun an ſah man ſie in freien Stunden meiſt zuſammen; ſie tauſchten ihre Anſichten und Gefühle gegenſeitig aus, und Fürſt, den beiden Übrigen gleich nahe ſtehend, wurde der Vermittler zwiſchen ihnen, indem er Bode's Gefühlsexpektorationen und Zeilig's Verſtandesräſonnements mit einander ausglich.

Eines Spätnachmittags, als der Brand der Juliſonne einer wohlthätigen Kühle gewichen war, ſaß Richard neben Alwinen und gab ihr Unterricht im Zeichnen. Schon war ſie zu einer großen Fertigkeit gelangt, ſo wie ſie überhaupt in Allem, worin er ſie unterrichtete, reißende Fortſchritte machte. Seit einigen Tagen ſchon glaubte er über des Mädchens reinem Geſichte eine Wolke zittern zu ſehen, doch hoffte er, ſie werde ihn unaufgefordert zum Theilnehmer ihres ſtillen Kummers machen. Jetzt ſaß ſie und zeichnete emſig, Fürſt las in einem Buche, über das hinweg er oft beobachtende Blicke in die Züge der ihm theuern Schülerin that. Da trat Bode mit einem freudeſtrahlenden Geſichte herein. Er begrüßte Alwinen flüchtig und zog den Maler in ein Fenſter. Sein ganzes Weſen drückte eine heftige Gemüthsbewegung aus, und in dieſer ſprach er viel lauter, als er beabſichtigte — denn er wollte leiſe ſprechen —: „Ich weiß nicht, ob ich dir ſchon geſagt habe, daß ich mein Schauſpiel der Ruhl gegeben, damit ſie es zur Aufführung bringe."

„Kein Wort weiß ich davon," verſetzte Richard. „Was iſt das auch für ein ſeltſamer Einfall, dieſer Frau dein Stück zu geben? Kann ſie es auf die Bühne bringen?"

„Sie hat herrliche Verbindungen und ſteht beim Intendanten wie beim Hofmarſchall ſehr gut. Man hat mich verſichert, daß ſie bereits einen nicht unbedeutenden Einfluß auf unſer Theater erlangt habe."

„Sie gibt ſich den Schein," lächelte Fürſt ungläubig, „und das find' ich an ihr natürlich. Aber ſelbſt wenn ſie wirklich die Wichtigkeit beſäße, mit der ſie ſich brüſten mag, du würdeſt unmöglich durch ſie reuſſiren. Dein Name hat in den Ohren des Hofgeſchmeißes, der Theatergötter und Leiter einen gar üblen Geruch. Zweifelſt du daran?"

„Nicht im mindeſten! Aber von meinem Namen iſt auch gar nicht die Rede. Das Stück trägt einen andern an der Stirn und die Ruhl hat mir heilig und theuer verſprochen, Niemand zu verrathen, daß ich der Verfaſſer bin. Sie gibt vor, das Stück mit hierher gebracht und einmal zum Geſchenk erhalten zu haben. Glaubſt du, mir läge daran bei der hieſigen Miſere Lorbern zu holen? Mein Gedicht könnte ſhakspeare'ſch ſein, die Hofjunker würden es ſchmähen und ſchlecht machen. Und wenn ich wüßte, ſie lobten es, ich ließe es nicht unter meinem Namen aufführen; denn das Lob dieſer Lumpen wäre mir noch weit unausſtehlicher als ihr Tadel. Ich will gar nichts von meinem Vaterlande, meiner Vaterſtadt, dem Fürſten; mir wäre es lieber, wenn mich das hieſige Volk wirklich ſo ganz ignorirte, wie es in der Regel zu thun affektirt, und meinen Namen gar nicht in ſein ungewaſchnes Maul nähme. Ich will weiter nichts, als mein Stück auf der Bühne ſehen und mich daran ergötzen. Und dazu will mir die Ruhl verhelfen."

„Und glaubſt du, daß ſie deinen Namen verſchweigen wird?"

„Eben das iſt's, was mich ſeit einer Stunde beſchäftigt. Denke dir, vorhin hat ein weiblicher Jemand dieſes Briefchen in meiner Wohnung abgegeben; Niemand weiß, wer das dienende Seelchen geweſen iſt. Sieh dir vererſt das Äuſſere an. Rothes Seidenpapier mit goldnem Schnitt, und welche zierliche Buchſtäbchen! Eine ganz allerliebſte Frauenhand! Doch noch weit köſtlicher iſt der Inhalt des Epiſtelchens. Die Worte duften von Roſen und Lilien."

Und er las mit ſüßer Stimme:

„Wir Frauen wiſſen es, daß unſre Anerkennung dem Dichter den ſüßeſten Lohn gewährt, und dies Wiſſen gewährt uns wiederum die ſüſſeſte Befriedigung. So bringt des Dichters Schaffen ihm Seligkeit; ſeine Schöpfung uns; unſere Anerkennung wieder ihm, und ſeine Wonne ſchmilzt mit der unſrigen durch Wirkung und Gegenwirkung in eine ſelige Liebe zuſammen, die ſich als höchſte Blüthe des Lebens und endlich als feinſte Frucht kund thut. Eine ſtille Bewunderin Ihrer Werke kann es, nachdem ſie durch Ihr Schauſpiel hoch entzückt worden iſt, nicht länger verſchweigen, welche wonnige Genüſſe Sie ihr ſchon bereitet haben, und muß ihren tiefgefühlten Dank Ihnen mit überſtrömendem Herzen darbringen. Ja, Verehrteſter, ich danke Ihnen die ſchönſten Stunden meines Lebens. Ich verehre Ihren Genius, ich liebe ihn; er hat ja meine Jugend gehoben und veredelt, gebildet und verklärt. Erſt durch Sie bin ich geworden, was ich bin; ich verdanke Ihnen die edlern und beſſern Gefühle meiner Seele. Doch Ihr Schauſpiel hat mich erſt zur Klarheit über mich ſelbſt gebracht. Ich ſchwimme in einem Meere von Entzücken. O, der Dichter iſt doch ein heiliger Magier! Unter ſeinen Händen wird Alles zu Gold und die Herzen jubeln ihm entgegen, wie die Sterne der Sonne. Mein Stern iſt nun ewig an Ihre Sonne gekettet und wie die Blume ihr Antlitz ſtets dem Lebenbringenden Geſtirn zuwendet, ſo blüht Ihnen mein Herz ſtets entgegen, bis es verwelkt. Die beiliegende Uhr, die ich Sie als kleines Symbol meines für Sie ſchlagenden Herzens zu tragen bitte, möge Ihnen zu jeder Sekunde von dieſem kleinen Mädchenherzen erzählen. Aber die Uhr ſchlägt in kalter Regelmäßigkeit, mein Herz in warmer Liebe.“

„Ein ſchöner Brief!“ ſagte der Maler, „aber wer iſt die Verfaſſerin deſſelben?“

„Ich wünſche nichts ſehnlicheres, als die Beantwortung dieſer Frage,“ verſetzte der Dichter und zog eine einfach ſchöne, ſehr geſchmackvolle goldne Uhr mit zierlich gearbeiteter Kette und Petſchaft aus der Taſche.

„Das deutet auf etwas Vornehmes,“ ſagte Fürſt, die Uhr mit Kennerblicken betrachtend. „Fürwahr, du haſt dir da keine gemeine Verehrerin erworben, und der Wunſch, ſie zu kennen, iſt verzeihlich.“

„Ich brenne vor Begierde. Und an deine Klugheit wendet ſich mein Verlangen mit der Bitte, du möchteſt bei der Ruhl Alles aufbieten, um hinter dies Geheimniß zu kommen. Es dringt ſich mir immer mehr die Überzeugung auf, ſie weiß um dieſe Sache und kennt die Briefſchreiberin. Ich habe weder Ruh noch Raſt, bis ich ihren Namen weiß, bis ich mich tief in ihre Seele getaucht, die die meinige ſo wohl verſtanden, heißhungrig ihre glühenden Gefühle und Empfindungen aufgeſchlürft, und mich mit ihr im Wonnerauſch jugendlicher Liebesraſerei vereinigt. Ja ich liebe ſie, ich bete ſie an. Sie muß mein werden! Darum beſchwöre ich dich, hilf mir, ſie zu erforſchen!“

„Und wenn ſie nun häßlich wäre?“ lächelte Fürſt.

„Häßlich?!“ rief Bode. „Nickt dir aus dieſen Zeilen nicht ein ſchlanker zarter Wuchs entgegen, eine Hebegeſtalt? Winkt dir aus dieſem Briefe nicht die ſchönſte weißeſte Hand? Strahlen dir nicht Augen voll ſchwimmender ſehnſüchtiger Glut daraus zu? O ich ſehe ſie! ich ſehe ſie, wie aus Nebel, und Nachtgewölk, ein Schemen von Morgenroth ſchattenhaft mir winken. Hilf mir, daß ich ihre Geſtalt erfaſſe! Sie iſt ſchön, reizend, wie die Roſe, die der Thau des köſtlichſten Frühlingsmorgens aufgeküßt hat.“

„Und wenn ſie nun die Tochter eines ariſtokratiſchen Hauſes wäre?“ lächelte Fürſt weiter.

„Was wär's darum? Obgleich Amor ein Feind der Freiheit, ſo iſt er doch der Freund der Gleichheit. Aus dem Reiche des kleinen Tyrannen iſt die Ariſtokratie verbannt. Sein Zauber macht alle Herzen gleich. Und wäre ſie eine Fürſtentochter, ich will mich in ihren Armen wiegen und gutwillig das Netz um mich legen laſſen, das ſie aus heißen Blicken und heißen Küſſen ſtrickt. Ich will in Wonne ihre Feſſeln tragen, ein Sklave holder Herrin, damit mein Freiheitsſinn nicht gar zu unbändig werde. Ja ich fühl's, ich bin von der Nothwendigkeit durchdrungen, mein Herz bedarf der Liebe, es bedarf einer Blumenkette, die es aus dem tollen Treiben zurückziehe und es mit ſchlafbringendem Duft umhauche. Ich bin der Lechzende, der Verſchmachtende in mittägiger Sommerglut, ich muß hinein in das luſtkühle Meer der Liebe; ich muß an ein Paar Lippen, die mir Zauberkraft zuküſſen, an ein friſches, hochwallendes, tieffühlendes Frauenherz, daß ich nicht erſchlaffe in den traurigen Wirrſalen unſrer Zeit."

Gleich darauf trat Zeilig herein und begrüßte die Freunde. Der Brief lag noch auf dem Tiſche, und ohne auf Alwine, die emſig fortzeichnete, Rückſicht zu nehmen, oder vielmehr an ſie zu denken, theilte Bode dem Juſtizrathe das Erlebniß mit.

„Die Sache iſt mir wichtig,“ ſagte dieſer, „aber von einer ganz andern Seite, als Ihr glaubt. Ich fürchte, es iſt eine Schlinge. Darum rathe ich Ihnen, lieber Bode, nicht blind zuzufahren. Solche delikate Sachen wollen mit Vorſicht und Mißtrauen behandelt ſein. Es ereignen ſich überhaupt jetzt wunderliche Dinge hinſichtlich unſer. So weiß ich gewiß, daß man ſich bei Hofe viel von einem demagogiſchen Orden, den wir auf Bärenburg geſtiftet haben ſollen, in die Ohren ziſchelt, und das ſpaßhafte Ereigniß auf eine widrige Art entſtellt. Trotz dem werde ich von den Hofherrn jetzt freundlicher und liebreicher behandelt, als je. Das verbürgt mir, daß man etwas gegen mich vor hat. Ich kenne dieſe Katzenfreundlichkeit und weiß ſie zu ſchätzen. Hat dir der Prinz noch nichts über unſer Beginnen auf der Bärenburg geſagt?“ fragte er den Maler. „Haſt du überhaupt in ſeinem Benehmen nichts bemerkt?“

„Weder das eine noch das andre. Er denkt viel zu vernünftig; ſeine Anſichten ſind viel zu hell und natürlich, als daß er unſerm Scherz eine Abſicht unterlegen ſollte.“

„Um deſto auffallender iſt's, daß er gar nichts gegen dich erwähnt, da ich ganz gewiß weiß, man führt etwas gegen uns im Schilde. Zum Beweis will ich dich mit einer ſonderbaren Nachricht überraſchen. Übermorgen iſt der Geburtstag unſeres kränklichen Erbprinzen. Es iſt große Hofgalla. Vor einer Stunde war der erſte Hoffourier bei mir und ladete mich ein. Als er die Liſte der Einzuladenden von einander faltete, um meinen Namen anzuſtreichen, deutete er mit geheimnißvollem Lächeln auf einen Namen und hielt mir das Blatt hin. Mit Erſtaunen las ich den deinigen.“

„Den meinigen?!“ rief Fürſt überraſcht.

„So iſt's!“

„Ich bei Hof! Wär's möglich? Was ſoll das bedeuten?“

„Ei nun, es iſt irgend ein Plan. Der Hoffourier vertraute mir unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, der Hofmarſchall habe mit der größten Hochachtung von dir geſprochen und ihm ſogar verſichert, daß dich der Herzog als Menſch und Künſtler beſonders hochſchätze. Nun ſeht Ihr, das war dem Manne aufgetragen und Wort für Wort in den Mund gelegt. Er hat ſeinen Auftrag auch recht gut an mich ausgerichtet. Ob dieſe Einladung aber nicht mit dem Brief an Sie und der goldnen Uhr zuſammenhängt?“

„Ich, der Taglöhnersſohn, der Vertheidiger Börne's, am Hof?“ ſagte Fürſt kopfſchüttelnd. „Sie kennen meine Geburt, mein Herkommen und müſſen es kennen. Denn nicht allein Prinz Hermann weiß davon, ſondern ſeine ganze Bedienung. Auch habe ich, wie Ihr wohl von mir vorausſetzen dürfet, nie ein Geheimniß daraus gemacht.“

„Das hat weiter nichts auf ſich,“ ſagte Zeilig. „Man hat einen Tag gewählt, wo mehr Bürgerliche an Hof gebeten werden. Aber die Übrigen ſind lauter angeſtellte Leute. Du biſt der Einzige, der nicht im Solde unſres ſogenannten Staats ſteht.“

„Das ſind allerdings wunderliche Geſchichten.“

„Nur vorſichtig!“ fuhr Zeilig fort. „Wir werden wohl einen heimlichen Bund ſchließen müſſen zur ſchärfſten Beobachtung unſrer Gegner, ſonſt reißen ſie uns auseinander. Der Kammerherr von Schließ beleckt mich faſt mit ſeiner grinſenden fratzenhaften Freundlichkeit. Er möchte mir gar zu gern auf den Zahn fühlen, ob ich von ſeiner Unterredung mit dem Fräulein von Süßholz in der Burgruine unterrichtet ſei. Dein entſetzlicher Piſtolenſchuß und deine geheimnißvollen Worte liegen ihm noch immer wie Blei in den Gliedern, und er möchte gar zu gerne wiſſen, wer ihn belauſcht. Der Eſel! Doch noch Eins. Geſtern Abend fiel mir im Theater ein, daß ich dem Intendanten etwas über den Rechtsgang eines Prozeſſes, den ein alter Schauſpieler mit der Intendanz führt, mitzutheilen habe. Ich trat im Zwiſchenakt auf die Bühne, um ihn dort aufzuſuchen. Da gewahrte mein ſcharfes Auge, daß Schließ in den Couliſſen ſehr emſig und ſehr heimlich mit der Ruhl verkehrte. Die Frau bemerkte mich zuerſt und machte ihn auf mich aufmerkſam. Er wurde ſichtlich verlegen, brach das Geſpräch ſogleich ab und entfernte ſich. Gleich darauf kam er von einer andern Seite und löſte ſich faſt in Zärtlichkeit gegen mich auf. Es war offenbar von mir oder von uns die Rede geweſen.“

„Auch hier die Ruhl!“ rief Bode. „Aber ich kann es doch nicht glauben, daß dieſer Brief das Produkt einer liſtigen Spekulation ſei. Er könnte nicht dieſe Herzensfülle haben. Ihn hat Begeiſtrung, Liebe eingegeben. Ich muß mich überzeugen.“

„Thun Sie das, nur übereilen Sie nichts. Vor Allem hüten Sie ſich vor dieſer Ruhl. Ich halte ſie für eins der intriguanteſten Weiber.“

Ein lautes Schluchzen zog ihre Aufmerkſamkeit auf Alwina, deren Gegenwart ihnen nun erſt auffiel. Der Schmerz des Mädchens brach nun in ein lautes Weinen aus; ſie ſprang auf und eilte nach der Thüre, Fürſt beſtürzt ihr nach.

„Alwina,“ rief er ihr zu, indem er ſie ſanft zurückhielt, „was fehlt dir? Unſre Unvorſichtigkeit hat dich zum Zeugen eines Geſprächs gemacht, das nicht für deine Ohren beſtimmt war. Doch ich kenne dich. Du wirſt das, was du gehört, tief in deinem Herzen verſchließen.“

„Ihr Vertrauen ehrt und erhebt mich,“ verſetzte ſie ſich faſſend. „Ich werde es rechtfertigen. Auch iſt es das nicht, was mich quält. Aber ich muß ſchweigen. Ich muß meinen furchtbaren Schmerz allein tragen.“

„Alwina, du dürfteſt dich deinem Freunde nicht anvertrauen? Dürfteſt ihm den Kummer nicht entdecken, der dich ſchon lange drückt? Du irrſt, mein Kind; man hat dir falſche Begriffe beigebracht. Gieße deinen Schmerz in meine Bruſt aus. Nenne mir den Grund deines Leidens.“

Alwina ſchüttelte wehmüthig ihr ſchönes kleines Haupt; dann ſagte ſie mit gepreßter Stimme:

„Gott legte jedem Kinde Liebe zu ſeinen Eltern in's Herz. Meinen Vater liebte ich, ach! er iſt geſtorben. Meine Mutter kann ich nicht lieben; weh mir! ich muß ſie verachten. Ermeſſen Sie darnach die Größe meines Schmerzes, meines Unglücks. Aber ich beſchwöre Sie, dringen Sie nicht weiter in mich. Jedes Ihrer liebevollen Bittworte würde meine Qual vermehren. Sie iſt ja doch immer meine Mutter.“ Und vom neuen Ausbruch troſtloſen Schmerzes überflügelt, eilte ſie davon, und der Maler ſah ihr mit einem bitterwehmüthigen Gefühle nach, aus welchem ihn der Hoffourier weckte, als dieſer vor ihn trat und die Einladung zum Hoffeſte mit zeremoniellem Pathos herpredigte.

Neuntes Kapitel.

Richards Gefühl wird vom Prinzen verletzt. — Hofperſonagen, die herzogliche Familie und zwei intereſſante Damen. — Ein ſeltſamer Antrag des Miniſters, eine Blasphemie und die erſte Karikatur Richards in . . g.

Prinz Hermann hatte den Maler Fürſt eingeladen, in ſeinem Wagen mit nach Hofe zu fahren.

„Du trittſt heute in eine neue Welt," ſagte der Prinz, als ſie nebeneinander ſaßen, „ſie wird dir nicht ſonderlich gefallen; allein um ſie richtig zu beurtheilen, muß man ſie in der Nähe ſehen. Selbſt dem geſündeſten Auge erſcheinen die Couliſſen aus der Ferne und vom Lampenlichte beleuchtet, wie Berge und Wald, Garten und Straße, Palläſte und Wolken, in der Nähe und am nüchternen Tageslicht grinſt einen die abſcheuliche Wirklichkeit in rohen Farbenmaſſen an. Du mußt Alles kennen lernen, um ein vollendeter Menſch, ein Menſch nach meinem Geſchmacke zu werden."

„Ich bin Ihnen neue Dankbarkeit ſchuldig."

„Freilich gelten Orden nicht, wie der, zu welchem du gehörſt, obgleich man etwas auf Stern und Ordensband hält, und deßhalb haſt du wohl gethan, die bedeutungsvolle Waldblume aus dem Knopfloche wegzulaſſen."

„Ich höre, daß man Sie von einem Scherze unterrichtet hat, der mir viel Unterhaltung gewährte.',

„Aber ich wundre mich, daß du mich nicht ſelbſt davon unterrichteteſt."

„Es waren Männer dabei, die Sie verkennen. Deßhalb ſchwieg ich.“

„Und zwar auf die Gefahr hin, daß ich dich ſelbſt verkennte. Du haſt zwiefach Unrecht gethan, Richard; ein Mal, daß du nach Bärendorf gingſt in die Geſellſchaft verrufener Leute, dann daß du mir dein Dortſein und die Begebniſſe jenes Tages verſchwiegſt. Ich habe gehört, daß vorlaute Geſchäftigkeit bemüht geweſen iſt, der Sache einen gefährlichen Anſtrich zu geben. Man hat bei Hofe viel davon geſprochen. Und gerade weil man dich ſtets dabei genannt, habe ich dich an den Hof zu ziehen geſucht. Man ſoll mir nicht ſagen, daß ich meine Gunſt an einen Unwürdigen verſchwendet. Die Beſſern ſollen ſich von deinem Werthe überzeugen. An dem Urtheile der Übrigen liegt nichts. Aber ich muß dich ſehr bitten, den nähern Umgang mit den meiſten jener Ordensbrüder zu meiden. Zeilig iſt ein trefflicher Menſch; er hat am Leben der höhern Stände, das ihn ſtets mit ſeinem Peſthauche umfluthete, einen Eckel, und aus dieſem entſteht ſein Liberalismus, in welchem er unſtreitig zu weit geht. Er wird ſpäter die rechte Mittelſtraße finden, wenn er's im praktiſchen Leben noch deutlicher geſehen, noch mehr erfahren und erlebt hat, daß die Unvollkommenheit menſchlicher Zuſtände eine zum Heile des Ganzen, wie des Einzelnen dienliche Nothwendigkeit in ſich trägt, und die Kraft des Einzelnen im Kampfe gegen dieſe Nothwendigkeit erlahmen, zerſplittern, untergehen muß. Bode's innerſter Kern iſt ebenfalls gut; aber ſein phantaſtiſcher Feuerkopf treibt ihn zu den Extremen. Er wird nie zur reinen Erkenntniß der Wahrheit kommen, und wenn du nicht ſo viel ruhige Überlegung beſäßeſt, er wäre dir ein gefährlicher Geſellſchafter. Alle Andern jener Ordensritter ſind deines Umgangs unwürdig. Der Bärenburg iſt ein harter, ſtarrer Kopf, unbillig genug, von der ganzen Welt zu verlangen, daß ſie ſich nach ihm, dem winzigen Männlein, richten ſoll. Sein Weſen iſt ſtörriſcher Eigenſinn, der ihn in Zerwürfniß mit aller Schönheit des Lebens bringt. Was kannſt du Gutes von einem Menſchen erwarten, der Kunſt und Poeſie verachtet, und mit dieſer abſcheulichen

Verachtung prahlt, weil es ihm beliebt, die göttlichen Schweſtern Dienerinnen der Tyrannei zu nennen. Der Thor weiß nicht, was er verlangt, wenn er das Leben in einer nackten Freiheit erringen will. Es iſt ein gräßliches Gerippe, das jeder mit Abſcheu von ſich ſtoßen würde. Aber es iſt doch eine Idee in ihm, wenn auch eine eiſige, und deßhalb iſt der Mann immer noch zu achten, jene liberalen Advokaten aber, dieſe breitmäuligen Laffen, die nichts thun, als ins Blaue hinein räſonniren, was ihnen in ihr ungewaſchenes Maul kommt, das ſind ganz verächtliche Geſellen. Ich weiß gewiß, daß der Wönne unter dem Pantoffel ſeiner kleinen dummen herz- und gemüthloſen Frau ſteht und ſich nicht rühren noch regen darf, daß er tanzen muß, wie ſie pfeift, weil ſie ihn mit einigen tauſend Thalern beglückt hat. Ich bitte dich, von welcher Art mag doch der Liberalismus eines Mannes ſein, der in ſeinem eignen Hauſe der Sklave eines dummen Weibes iſt? Der Durlei iſt noch widriger; denn mit der kleinſten Hoffnung eine Beſoldungszulage zu erhalten, wird dieſer zum ſervilſten wedelnden Hunde. Wenn Wönne der Knecht ſeiner Frau iſt, ſo iſt Durlei der Knecht ſeiner Eitelkeit und Vergnügungsſucht, fürwahr noch ſchlimmre Despoten, als eine geiſtesarme geizige Frau. Der Pfarrer Walter iſt ein ehrlicher Schwärmer, vorzüglich in religiöſer Hinſicht. Er fühlt das Bedürfniß nach einem beſſern Religionszuſtande, wie's jeder gute Menſch fühlen wird, aber er iſt viel zu ſchwach, um auch nur die kleinſte Beßrung zu bewirken. Er würde es auch nicht können und es wäre ein Unglück für ihn und andre, wenn er mit mehr Kraft ausgeſtattet wäre; denn noch nie hat ein Schwärmer etwas Beſſeres aufgeſtellt; Schwärmer ſind ſtets gefährliche Menſchen, und wenn ſie anſcheinend noch ſo unſchuldig ſind, wie dieſer Walter. Deine geläuterten Religionsanſichten ſchützen dich vor ihm. Der Kaufmann Steinmetz iſt ein höchſt beſchränkter Kopf, der mit der langweiligſten Breite ſtets und immer fort unnützes albernes Zeug redet und alle um und neben ihm unbarmherzig quälend ſich nur allein hören will. Aus ſeinen Radotagen geht klar hervor, daß er unſre monarchiſche Verfaſſungen für die Urſache der Handelsſtockung und Nahrungsloſigkeit hält. Der gute Mann möchte gern reich werden, und weil die Zeitverhältniſſe dieſen ſeinen Plan nicht begünſtigen, ſo haßt er die Fürſten als ſeine Feinde und huldigt dem Liberalismus, von dem er Heil für ſeine Kaſſe hofft. Ich könnte fortfahren, dir alle die übrigen Ordensglieder der Wahrheit getreu zu ſchildern, aber es ſei daran genug; wir ſind im Schloßhofe. Ich möchte nicht gern über dieſen Gegenſtand wieder mit dir ſprechen, darum noch einmal die ernſtliche Bitte, die Geſellſchaft dieſer breitmauligen liberalen Schreihälſe zu meiden.“

Dieſe Bitte klang ganz wie ein Befehl, und der Prinz ſah nicht freundlich dazu aus. Der Wagen hielt, der Jäger hob ſie heraus. Des Malers Gefühl war durch des Prinzen harte und wie ihm ſchien, ſehr partheiiſche Kritik ſeiner Freunde, ehrenwerther Anhänger des Liberalismus, ſchon tief verletzt, die befehlende Bitte, ſie ganz zu meiden, war ihm ein Dolchſtoß in’s Herz. Stand dem Prinzen für all’ die materiellen Wohlthaten, die er dem Maler erwieſen, ein Recht zu, über die ideelle Freundeswahl deſſelben zu gebieten? Konnte er der Seele, dem Gemüthe ſeines Schützlings Vorſchriften machen? War das nicht ein widriger Glaubenszwang, ärger als jeder Kirchendespotismus? War Richard Fürſt ein Kind, das man vom Umgange mit böſen Buben zurückhalten muß? Dieſe und ähnliche Gedanken zogen durch des Malers Kopf und verſtimmten ihn bis zu jenem Grade, wo er Alles in den ſchwärzeſten Farben ſah. Jetzt erblickte er in dem Prinzen nur einen Despoten, der die härteſten liebloſeſten Urtheile über Leute ausſpräche, welche doch den Muth hatten, ſich öffentlich Liberale zu nennen, und ihm deßhalb lieb und werth geworden waren. Er hielt jedes Wort des Prinzen für unwahr und übertrieben; und mit dieſer Bitterkeit in der Seele, die denn allen Gegenſtänden die ſchillernde Farbe des Hohns lieh, trat er ſeinem Gönner nach in die Salons des Schloſſes, die ſchon von Hofleuten wimmelten. Sogleich waren alle Augen, bebrillte, lorgnetirte und unbewaffnete auf ihn gerichtet, und gehäſſige Geſinnungen genug ſprachen aus dieſen Blicken. Es bildeten ſich Gruppen, die Köpfe wurden zuſammengeſteckt, man wisperte ſich zu, was die Augen ſchon verrathen hatten. Noch ſchlimmer war es, als ſie durch die reich geputzten Frauen gingen. Richards Bild wurde von Schaaren ſchöner und unſchöner Augen heißhungrig und gierig verſchlungen. Dann ging's an ein Flüſtern und Eifern, und Alle kamen bald darin überein, daß der junge Maler ein ziemlich intereſſantes Äußere habe und dem Prinzen Hermann ähnlich ſehe.

Richard wurde unterdeſſen dem Hofmarſchall von Manzo überliefert, der ſich ihm durch Geſtalt und eine alberne formelle Anrede ſogleich als ein ſehr bornirter Menſch kund that.

„Herr Fürſt! Herr Fürſt!“ ſagte er dummwichtig lächelnd, und warf ſein glattes Geſicht affenhaft von einer Schulter zur andern. „Sehr wohl! Sehr wohl! Ein Fürſt iſt hier ſtets willkommen. Hihihi! Wie gefällt Ihnen das? Wo wohnen Sie, wenn ich bitten darf?“

„Fürſt iſt nur mein Name,“ erwiederte der

Maler ungewöhnlich laut. „Ich bin der Sohn eines Taglöhners und wohne in der Buchenſtraße Nummer 1447 eine Treppe hoch.“

Einige blaſſe Hofgeſichter umher zuckten bei dem Worte Taglöhner fiebriſch zuſammen und wandten ſich mit dem Ausdruck des Eckels in ihren verdunzten Phyſiognomien ab. Der Hofmarſchall aber lächelte fort ſelbſtgefällig, ungläubig und wichtig thuend, brachte ſeinen wulſtigen Mund Richards Ohre näher und flüſterte: „nomen habet omen! Schön geſagt! Schön geſagt! Hihihi! Nicht wahr, ich habe mein Latein noch nicht vergeſſen? Wo wohnen Sie, wenn ich bitten darf?“

„Mein Name kann mit deſſen Bedeutung wohl nie in irgend eine Beziehung kommen; denn ich bin meiner Geſinnung nach eben ſo wenig ein Fürſt, als ich es der Geburt nach bin. Ich wohne in der Buchenſtraße Nummer 1447 eine Treppe hoch.“

„Sehr wohl! Sehr wohl! Ich werde Sie ſogleich Sr. Durchlaucht, unſerm gnädigſt regierenden Herrn Herzoge, ſo wie Ihrer Hoheit unſrer gnädigſt regierenden Frau Herzogin, ferner Sr. Durchlaucht dem Herrn Erbprinzen Karl, und Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Amalie vorzuſtellen die Ehre haben. Unſers gnädigſten Herrn Durchlaucht tragen großes Verlangen, einen ſo ausgezeichneten Künſtler kennen zu lernen.“

„Aber hat denn Sr. Durchlaucht jemals ein Bild von mir geſehen?“

„Ei wohl! Ei wohl! Alle Ihre Bilder, mein Herr. Ihren vollen Namen, wenn ich bitten darf?“

„Richard Fürſt.“

„Herr Richard Fürſt, Pflegeſohn Sr. Durchlaucht des Prinzen Hermann. Und wo wohnen Sie?“

„In der Buchenſtraße,“ rief der Maler ungeduldig, „Nummer 1447 eine Treppe hoch.“

„Sehr wohl! Sehr wohl! Dort ſteht der Herzog bei der jungen Freiin Roſaura von Golpe, Tochter unſres Premierminiſters. Kommen Sie!“

Richard folgte dem geſtickten mit geiſtloſem Fleiſche ausgeſtopften Rocke, der ihn bis vor den Herzog brachte. Ein großer Mann in den hohen funfziger Jahren von ſtarkem Bau und wohlbeleibt, mit einer gewaltigen Glatze, die ihm ein ehrwürdiges Anſehen verliehen haben würde, wenn nicht der trotzig lauernde Blick ſeiner unheimlichen mattgrauen Augen und der widrig hämiſche Mund jeden beſſern Eindruck ſogleich wieder vernichtet hätten. Neben ihm ſtand ein reizendes Frauenbild, ſchlank und üppig, von etwas bräunlichem Teint, mit einem Paar ſchwarzer Augen voll ſinnlicher Glut, einer edlen Stirne und einer großen, ſtolzen Naſe, die das reizende Geſicht wie eine Königin beherrſchte.

„Herr Maler Richard Fürſt,“ begann der Hofmarſchall, und des Herzogs abwehrende Bewegung mit der Hand ſetzte dem Strome ſeiner Rede ein Ziel. Die Augen des Fürſten ruhten mit einem durchdringenden Blicke auf dem ſich nicht demüthig tief verneigenden Maler.

„Haben was Tüchtiges gelernt, wie mein Bruder ſagt, haben ihm viel Geld gekoſtet. Werden nun meine Gallerie fleißig benutzen. Iſt ſehr reich an koſtbaren Meiſterſtücken.“

„Vorzüglich an Italienern und Niederländern.“

„Ganz recht. Haben meinen Vorfahren enormes Geld gekoſtet, viel zu viel. Ein Fürſt ſoll kein Geld verſchwenden. Man muß die Künſte alle lieben, aber keine bevorzugen. Die Gallerie ſucht ihres Gleichen. Mein Vorgänger war ſelbſt Maler und lebte jahrelang in Italien. Ein Fürſt ſoll kein Maler ſein.“

„Wo anders aber ſoll die himmliſche Kunſt eine irdiſche Zuflucht finden, als in den Palläſten der Fürſten?“

„Man hätte viel zu thun. Es ſind der Leute zu viel. Heute zehn Maler, morgen zwanzig Muſiker, übermorgen dreißig Schauſpieler und Tags darauf fünfzig Dichter und ander Künſtlergeſchmeis, all zuſammen hundert Bettler. Alle wollen ſie Geld von einem Fürſten, aber Geld kann man weit nützlicher brauchen, als für ſolche Leute.“

Der Herzog verbeugte ſich und Richard wurde zur Herzogin geführt. Er ſah eine ſehr dicke, ſchon bejahrte, finſter blickende Frau; ein affreuſes Geſicht, voll des widrigſten Dünkels und

Hochmuths. Sie nickte ſtolz mit dem Kopfe und ſagte franzöſiſch: „Sie ſollen mich porträtiren.“

Weiter ging's zum Erbprinzen, einem bleichen, ſchwindſüchtigen Menſchen, der ſo ſchwach ausſah, als könne er ſich nicht auf den Füßen erhalten und mit matten, verlebten Augen gleichgültig vor ſich hinblickte. Er huſtete einige nichtsſagende Worte. Nun kam die Reihe an die Prinzeſſin Amalia, ein bleiches, blauäugiges Mädchen, nicht ohne Geiſt in dieſen großen, blauen Augen und den kaltſtolzen Zügen. Sie ſprach mit Natürlichkeit: „Ich liebe die Kunſt und beſuche die Gallerie oft; dort hoffe ich Sie zu ſehen;“ und als ſie redete, leuchtete ein edles Feuer aus ihren Augen, und ein freundlicher Geiſt der Gutmüthigkeit lächelte dem Maler entgegen. Aber ſchon war ſeine Laune zu ausſchweifend wild, ſchon erging ſich ſeine Phantaſie in den bizarrſten Bildern, als daß jener liebliche Geiſt ſie noch hätte verſöhnen können.

Fürſt zog ſich in eine Fenſtervertiefung zurück, um ſich mit ſeinem Groll tief im Herzen wollüſtige Martern zu bereiten. Doch kaum hatte er Poſto gefaßt, als ihm der Hofmarſchall einen unterſetzten Mann in goldgeſticktem Hofkleide, mit Stern und Orden verſehen, und mit einem liſtigen Geſichte zuführte, indem er mit erhöheter Stimme und wichtigem Nachdruck ſagte: „Sr. Excellenz der Herr Geheimerath, Miniſter von Golpe wünſcht Ihre Bekanntſchaft zu machen, mein Herr.“

Richard verneigte ſich; ein unbehagliches Gefühl ergriff ihn, als der Miniſter zu reden begann und er das Mienenſpiel deſſelben gewahrte.

„Haben Sie außer Ihrer edlen Kunſt auch wiſſenſchaftliche Studien gemacht?“ fragte Herr von Golpe mit einem verbindlichen Lächeln und höflicher Verbeugung.

„Was man in's Haus braucht. Ich habe die alten Sprachen auf einer guten Schule erlernt, einige neuern auf einer noch beſſern, nämlich im Leben ſelbſt. Später hab' ich mich um dies und das bekümmert, ohne es in irgend einem Fache weit gebracht zu haben.“

„Haben Sie nie Neigung zu den höhern Rechtswiſſenſchaften, zur Staatskunſt verſpürt? Die Diplomatie iſt die Krone aller Wiſſenſchaften.“

„Die Dornenkrone,“ ſagte Fürſt lakoniſch. „Was hat die Kunſt mit der Staatskunſt weiter gemein, als den Namen? Mir erſcheint die letztere nur als ein Kunſtſtück, ein wunderliches Verirſchloß eines Schloſſermeiſters, das Niemand weiter zu öffnen verſteht, als ein Meiſter der Schloſſerzunft. Ich bin kein Freund ſolcher Verirarbeit.“

„Ihr Vergleich iſt ſchön, vortrefflich!“ kicherte der Miniſter. „Das iſt eben die Aufgabe der Diplomatie, daß ſie dem Profanen ein Buch mit ſieben Siegeln ſein ſoll.“

„Ich liebe aber dieſe Abgeſchloſſenheit nicht; denn die Kunſt, die göttliche, der ich huldige, iſt ein allgemeines Gut, wie Gottes Sonne.“

„Jugendliche allerliebſte Schwärmereien!“ lächelte Herr von Golpe. „Solche Enthuſiaſten werden die beſten Staatsdiener, wenn ſie erſt die Idee des Staats in ſeiner realen Weſenheit gefunden haben. So lang Sie ſich mit einem idealen Staate herumtragen, ſagt Ihnen freilich die

Diplomatie nicht zu, aber ich bin überzeugt, Sie würden ſich bald im Staatsdienſte gefallen, wenn Sie ſelbſt dieſe Maſſen harter Wirklichkeit mit bearbeiteten. Der Schiller'ſche Wallenſtein ſagt in dieſer Beziehung gar ſchön:

„Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort,
Das ſchwer ſich handhabt, wie des Meſſers Schneide,
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt ſie keck
Der Dinge Maaß, die nur ſich ſelber richten.
Gleich heißt ihr Alles ſchändlich oder würdig,
Bös oder gut — und was die Einbildung
Phantaſtiſch ſchleppt in dieſen dunkeln Namen,
Das bürdet ihr den Sachen auf und Weſen.
Eng iſt die Welt und das Gehirn iſt weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen.“

Das ſind goldne Worte, die Sie, wie jeder junge Mann, ſich tief in die Seele prägen ſollten. Auch zweifle ich nicht im Mindeſten, daß ſich Ihre Anſichten bald ändern würden, wenn Sie nur ein Paar Monate mit im Kabinet arbeiteten.“

„Ich?!“ fragte der Maler erſtaunt. „Ich im Kabinete?“

„Sie können's verſuchen. Prinz Hermann würde es gewiß nicht ungern ſehen. Ich weiß, Sie ſind im Unklaren über manche Staatseinrichtungen; es gibt keinen beſſern Weg, Sie zu belehren, als wenn man Sie den Gang der Staatsmaſchine ganz in der Nähe beobachten läßt. Legen Sie ſelbſt Hand an.“

„Ich danke verbindlichſt für Ihr gütiges Anerbieten,“ lächelte Richard ſpöttiſch, „aber zu ſolchem Geſchäft bin ich verdorben. Der freie Künſtler kann ſeinen ſtolzen Nacken nicht unter das Joch mechaniſcher Geſchäfte beugen.“

„Und doch geb' ich die Hoffnung nicht auf, Sie noch zu gewinnen,“ ſagte der Miniſter, ſich anmuthig verbeugend und entfernte ſich. Fürſt ſtand in Nachdenken verſunken, und wußte nicht, was er aus dem ſonderbaren Antrage des Miniſters machen ſollte.

Ein ſanfter Schlag auf die Schulter weckte ihn empor. „Träumſt du im Hofſalon, während verſchiedene weibliche Augen mit Wohlgefallen auf dir ruhen und ſich nach deiner Bekanntſchaft ſehnen?“ fragte Zeilig.

„Gottlob, daß ich dich endlich finde!“ athmete der Maler tief auf. „Ich war ſchon daran, in dieſer Miſere zu verſinken. Halte mich! Sonſt verläßt mich hier aller Lebensmuth. Ich komme mir vor, wie ein ſchüchternes, weinerliches Kind, das unter eine Geſellſchaft brutaler Leute gekommen iſt, die längſt ſchon alle Kindlichkeit verloren haben.“

„Du biſt zu ſehr Neuling auf dieſem glatten Boden. An der Hand einer liebenswürdigen Frau wirſt du dich zurecht finden lernen. Und wahrlich eine der liebenswürdigſten hat mir vorhin den Wunſch zu erkennen gegeben, ein Paar Worte mit dir zu koſen. Du haſt eben mit ihrem Manne geſprochen; die Frau nimmt gleiches Recht in Anſpruch. Es iſt die junge Frau des Miniſters von Golpe und erſte Hofdame der Prinzeſſin Amalia. Man ſagt, er habe ſich aus Leidenſchaft zu ihr von ſeiner erſten Frau ſcheiden laſſen; ich glaube es aber nicht. Die Scheidung mochte wohl andre Gründe haben. Die Dame, die neben dem Fürſten ſtand, als du mit ihm ſprachſt, iſt ihre Stieftochter und rechte Tochter der geſchiedenen

Frau von Golpe. Mutter und Tochter ſcheinen Freundinnen zu ſein — ein ſeltner Fall, denn beide ſind gleich jung und ſchön, beide ſchwärmeriſche Verehrerinnen der Künſte. Nun komm, das wird dich erheitern.“

Richard wurde von Zeilig zu einer hohen, ſchönen Frau geführt, die gerade in der vollſten Blüthe ihrer ſeltnen Reize ſtand. Das Feuer ihrer braunen, zaubervollen Augen kämpfte mit einem behaglichen Phlegma, das ſich in ihren Formen ausſprach, aber der ſcharfe Blick des Menſchenkenners konnte wahrnehmen, daß die heißen Augen und das von ihnen entflammte Blut ſiegen würden, wenn der rechte Gegenſtand gefunden ſei, an dem der Sieg zum Triumph werden dürfte. Frau von Golpe war ſelbſt in Italien geweſen; ſie ſprach mit Wärme vom Heimathlande der Kunſt und manch treffendes Wort fiel als Lichtſtrahl in die Nacht der Seele des Malers, ſo daß ſie ſich bereits zu erheitern begann, als zur Tafel geblaſen wurde. Der Hoffourier wieß Jedem ſeinen Platz an. Richard ſaß der Frau von Golpe gegenüber und neben ihrer

Stieftochter Roſaura, und die Letztere verſicherte, daß ihr Vater hinſichtlich dieſer Anordnung der Plätze ihren Wunſch errathen haben müſſe. Als ſie ſich eben ſetzen wollten, drehete ſich der Hofmarſchall vorüber und flüſterte Richard zu: „Die Excellenz iſt Ihnen ſehr gewogen; hihihi! Sie brauchen ſich nicht lange nach Beweiſen umzuſehen. Zur Seite und gegenüber die ſchönſten Schätze ſeines Hauſes. Hihihi! wo wohnen Sie? Ich werde Sie beſuchen.“

Der Maler antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich und entfaltete die Serviette. Ein Zettel fiel heraus. Er hob ihn auf und las: „Der Taglöhnersmagen wird gewarnt, ſich nicht zu verderben.“

„Finden Sie ein billet doux?“ fragte Frau von Golpe.

Er reichte ihr den Zettel mit den bittern Worten hin: „Eine kleine Mahnung an meine Herkunft.“ Sie las und ihre ſchöne Stirn faltete ſich. „Laſſen Sie mir den Zettel, wenn ich bitten darf; ich glaube dieſe Hand zu kennen,“ ſagte ſie und Richard nickte. In ſeinem Herzen waltete wieder die alte bittre Nacht. Er ſprach wenig; ſein Gegenüber und ſeine Nachbarin deſto mehr, wahrſcheinlich, um ihn zu zerſtreuen.

Als er heimkam, ſetzte er ſich bitter lächelnd an ſeinen Arbeitstiſch, ergriff eine Feder und warf mit kühnen Strichen eine Zeichnung auf ein Stück Papier, die er dann mit dem Pinſel austuſchte. Er war noch nicht fertig, als Bode hereinſtürmte, um ſich nach dem Verlauf der Fete zu erkundigen. Fürſt erzählte fortarbeitend ſeine Vorſtellung, den Antrag des Miniſters, worüber Bode in lautes Erſtaunen ausbrach, und den Fund des Zettels, und begleitete die Erzählung mit ſarkaſtiſchen Anmerkungen. Er reichte hierauf dem Freunde das Blatt hin. Ein ſtarker, unterſetzter Mann in der ärmlichen, hie und da ausgebeſſerten Kleidung eines Handarbeiters, unverkennbar Richard's Züge tragend, ſaß ſpeiſend an einem Tiſche, mit einer ungeheuren Gabel bewaffnet, mit der er in eine vor ihm ſtehende Schüſſel ſtach. In dieſer ſah man eine Menge in Mehl gehüllter und gebackner Diminutiv-Menſchen. Durch die Mehlkruſte ſchimmerten Sterne, Ordensbänder, Degen und geſtickte Röcke hervor. Wo Geſichter zu ſehen waren, ließ ſich die größte Ähnlichkeit mit berüchtigten Hofphyſiognomien nicht verkennen; aus dem Munde des Eſſers ragte Herr von Schließ hervor. Eſſer und Mahlzeit waren karikirt. Die Umgebung ſtellte den Hof eines Bauernhauſes dar. Man ſah Ställe und Abtritt. In erſtern nur leicht ſkizzirt, Pferd, Ochs, Schwein, ſo wie auf dem Hofe Hund und Gans, alle mit zierlichen Ordensdekorationen geſchmückt. Über der offnen Thüre des letztern ſtand: „Hofdienſt"; unter dem Bilde aber: „Armer-Ritter-Tag-Lohn." *)

„Köſtlich! Einzig!" rief Bode. „Die Zweideutigkeit in der Unterſchrift iſt unvergleichlich. Ich beſchwöre dich, überlaß mir das Blatt; ich werde mich daran ergötzen, ſobald ich es anſehe."

„Behalt' es immerhin. Ich habe mir nun ſelbſt genug gethan. Und damit iſt's gut."

---

*) Zur Erklarung diene, daß in manchen Gegenden Deutſchland's eine in Butter gebackne Mehlſpeiſe „arme Ritter" heißt.

„Das gibt ein Gaudium für unſre Ordensbrüder!“ jubelte Bode. „Sie ſind ſo Alle geſpannt, was man eigentlich mit dir bei Hofe will. Nun werden ſie ſtolz auf dich ſein, daß dein erſter Beſuch in den Salons unſrer Reſidenz ſchon ſo gute Früchte getragen. Grammer jauchzt gewiß, wie toll, wenn er die Karikatur ſieht. Er ſpannt ohnedies auf Nachrichten, und ich eile, ihm deine wunderlichen Fata und das gut geſalzte Produkt derſelben zu überbringen.“ Damit ſtürmte er, die Karikatur wie eine Fahne ſchwingend hinaus. Fürſt aber ſetzte ſich nieder und malte noch mehr Karikaturen; denn er war nun wieder im Zuge, und die Wände ſeines Zimmers hallten von dem bittern Gelächter wieder, das ſeine Bruſt zerriß.

Zehntes Kapitel.

Der liberale Philiſter. — Lebenskampf und aufdämmernder heißer Liebestraum. — Das Bild enthüllt ſich und tritt hervor. — Zwiefaches Liebesglück. — Die dankbare Unterhändlerin leitet den Glücklichen als Prieſterin zum Tempel. — Seligkeit, Ueberraſchung und ſeltſam glückliche, obgleich unbegreifliche Wendung einer ſehr gefährlichen Geſchichte.

Richard war beim Miniſter von Golpe zu Tiſche geweſen. Es war nicht das erſtemal; es war auch nicht Golpe allein, in deſſen Haus ihn häufige Einladungen riefen, und der Prinz hatte ausdrücklich gewünſcht, daß er keine zurückweiſen möchte. Dies Drängen an ihn und um ihn war ihm und ſeinen Freunden unerklärlich. Zeilig, der bei ihm war, ſagte: „Es ſind Füchſe. Sie halten dich Alle für einen natürlichen Sohn des Prinzen Hermann, und nun kalkuliren ſie ſo: der Erbprinz kränkelt ſeiner zeitlichen Auflöſung ſtark entgegen, der Herzog ſteht an der Gränze des Alters. Sind beide todt, wird Hermann regierender Herr und du erſter Miniſter, das Auge und das Ohr des Fürſten. Sie thun ſich ordentlich etwas drauf zu gute, deine Herkunft für ein Mährchen zu halten und auszuſchreien, vorzüglich ſeit deine ſtachliche Karikatur bekannt worden iſt.“

„Es iſt mir unangenehm, daß das Publikum von dem Blatte erfahren hat. Ich ſollte mit Bode deßhalb zürnen.“

„Er iſt unſchuldig. Grammer hat es in ſeiner excentriſchen Freude verbreitet und kopirt, ohne dich jedoch zu nennen. Da er ſelbſt etwas malt, hat er ſich für den Erfinder ausgegeben, aber ich zweifle, daß es ihm Jemand glaubt. — Einer unſrer ſogenannten Freunde hat dagegen eine ganz andre Anſicht von dir. Er hält dich nämlich für einen Spion der Ariſtokratie, der die Maske des Liberalismus vornimmt, um alle liberalen Männer unſeres Staats zu erforſchen und den Schlächtern an's Meſſer zu liefern.“

„Wer iſt die Kothſeele, die ſolchen Gedanken faſſen kann und ihn auszuſprechen wagt?“ rief Richard entrüſtet.

„Es iſt der ſehr würdige Herr Advokat Durlei, überhaupt ein liberaler Mann, der mir ſonderlich gefällt. Er hat dumm genug bei den Übrigen geäußert, man müſſe ſich vor dir ſehr in Acht nehmen und deine Geſellſchaft meiden, um ſich und ſeiner Familie kein Unglück zu machen.“

„Auch ein Liberaler! Ein trefflicher Mann! Ein liberaler Philiſter! So hatte der Prinz doch wohl recht, als er mir dies Menſchlein ſchilderte. Pfui über ihn!“

Als Zeilig fort war, lag Richard lange in einem grollenden Schweigen. Endlich brach er mit einem ſchmerzlichen Seufzer los: „Es iſt doch lauter elendes Gewürm, das auf einem Aaſe herumkriecht. Wie ſie ſich abmühen, die ſchale Erbärmlichkeit jenes ungeheuern Nichts, das ihre Seelen erfüllt, zu einem eben ſo großen Etwas zu erheben und mit den Flitterlappen ihrer Abgötterei zu behangen. Und doch ſchlägt mein Herz ſo unruhig. Kalte Verachtung allein, wie ich ſie gegen dieſe Nullitäten fühle, würde wahrlich keinen meiner Pulsſchläge um eine Tertie beflügeln. Soll ich's dem Prinzen danken, daß er mich in dies wirre, modernde Leben ſtieß? Ich weiß es nicht. Noch nirgend fand ich eine Befriedigung für dies wilde, in ſtummer Gluth ſich verzehrende Herz, ſollte ich ſie hier finden in der Leichenkammer „Hof" genannt? Nirgend trat mir das holde, heilige Bild entgegen, nachdem heiße Sehnſucht ewig meine Bruſt durchzieht, ſollte es hier mir Gewährung lächeln? Was machte mich denn anders zum Karikaturiſten, als die ewigen Täuſchungen, womit das Leben mich höhnte? Ich fühlte den Drang, mich an ihm zu rächen, und der Pinſel wurde mein Dolch. Und nun ſollte aus dieſem peſthauchenden Moorgrunde das Bild meiner heißen Sehnſuchtskämpfe aufſteigen und aus Nebelſchatten ſich himmliſche Formen bilden, vollendete Formen vom lieblichſten Geiſte beſeelt, mir Gewährung lächelnd und darbietend? Regina, du wärſt's! Du ſollteſt die Königin meines Herzens werden? Nicht doch! Es iſt auch Täuſchung, wie alle frühern. Das flüchtigere Fibriren eines Nervs, das wildere Pulſiren des Bluts; und größer wird der Schmerz, bittrer das Gefühl als zuvor. Wie ſtahl ſich nur der Gedanke in meine Seele, daß ſie mir ein Glück gewähren könne, was mir auf Erden nicht blühen wird? Himmel, warum auch dies Herz mit allzugroßen Anſprüchen begaben, die du ihm doch nicht gewährſt, damit es in ewiges Dunkel gehüllt ſei?!“

Und mit thränenglänzendem Auge griff er nach ſeiner Guitarre und ſang ein von ihm ſelbſt gedichtetes und komponirtes Lied voll tiefer Wehmuth:

„Trüber wird's in mir, und trüber
Hat der Himmel ſich umhüllt.
Ewig ſchwebſt du mir vorüber,
Meiner Träume Sehnſuchtsbild!
Kann ich nicht zu dir hinüber?
Dich nicht faſſen? — Tobend wild
Reißt mich fort des Sturmes Wuth
Auf des Lebens dunkler Fluth.

„An dem Glauben wollt' ich halten,
Doch der Zweifel fiel mich an,
Mir das Herz entzwei zu ſpalten.
Was iſt Wahrheit? Was iſt Wahn?
Sind's nicht alle Truggeſtalten,
Die mit Tröſtung traulich nahn?
Wo quillt reines, wahres Licht? —
Glaube, dir vertrau' ich nicht!

„In dem Wiſſen wollt' ich's finden.
Wiſſenſchaft, das goldne Buch,
Sollte mir die Ruhe binden,
Der ich heiße Sehnſucht trug.
Doch ich ſah die Hoffnung ſchwinden,
Denn ich fand nur Widerſpruch,
Schatten, Nebel, ſtatt des Lichts.
Wiſſen? — Ach, wir wiſſen nichts!

„Froh in ihre Tempelräume
Führte Kunſt mich liebend ein.
Ha, wie glänzten meine Träume
Von der Bilder Zauberſchein!
Doch die Blüthen dieſer Bäume
Konnten nicht zur Frucht gedeihn.
Was der heiße Traum verſpricht,
Faßt die kalte Leinwand nicht.

„In des Lebens raſchem Fluſſe
Sucht' ich Kühlung nun der Qual,
Doch nach flüchtigem Genuſſe
Ward das Leben ſelbſt mir ſchal;
Und ich floh im Überdruſſe,
Der ſich in die Freuden ſtahl.
Sinnenkitzel, eitler Schaum!
Nicht das Bild von meinem Traum.

„Und doch iſt von ſeinem Weben
Ewig meine Bruſt erfüllt;

Es muß ſein — ich fühl's — muß leben,
Da mein Leben ihm entquillt.
Nur mit Schleiern iſt's umgeben,
Und mit Erdennacht umhüllt.
Doch zum Drang, ſtets neu entflammt,
Hat es ſelber mich verdammt.

„Mir ein Ahnen hat's verliehen,
Ach! und ein Erkennen nicht. —
Soll mich Dämmrung ſtets umziehen?
Seh' ich nie das volle Licht?
Lockſt du mich und willſt doch fliehen,
Heilig, wundervoll Geſicht,
Faſſ ich deines Schleiers Saum? —
Ach, der Traum wird ſelbſt zum Traum!

„Tritt hervor aus deiner Hülle,
Thu' dich meinem Schmerze kund;
Küſſ mir deiner Liebe Fülle
Auf den liebedurſt'gen Mund!
Keine Antwort bricht die Stille,
Und mein Herz bleibt ewig wund.
Nur im höhnenden Gebild
Lacht mein Schmerz oft grauſig wild.

„Könnt' ich doch den Schleier heben,
Der in ſich das Höchſte hält!
Aber finſtre Mächte weben,
Nicht der Freude zugeſellt,

Schwarz und freudenlos mein Leben;
Denn ein Räthſel bleibt die Welt.
Ruhe ſuch' ich, finde Streit
Und bin mit mir ſelbſt entzweit.“

Noch ſchrillte der Schmerz ſeiner Seele in jammernden Seitentönen, als die Thüre leis geöffnet wurde, und durch die Dämmrung ein verhülltes Weib hereinſchlüpfte. Aus dem Shawl gewickelt, ſtand Madame Ruhl vor dem Maler.

„Sie bei mir?“ fragte Richard verwundert.

„Ich fühle den Vorwurf, der in dieſen Paar Worten liegt,“ verſetzte ſie geſchmeidig. „Aber er trifft mich bei Gott! nicht. Sie haben mir wenig oder vielmehr gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt, und ich kann auch keine von Ihnen verlangen, aber ich kann Ihnen doch auch eben ſo wenig den Hof machen. Die Gefühle der Dankbarkeit ſind nicht in meiner Bruſt erſtorben und werden nie darin ſterben. Gebieten Sie über mich. Verlangen Sie alles Mögliche von mir, und dann laſſen Sie uns zuſehen, ob Sie jene vorwurfsvolle Frage wiederholen. Mein Erſcheinen verbürge Ihnen meine Ausſage. Ich bringe Ihnen eine überſchwengliche Fülle von Glück, aber ich zittre, daß Sie es kalt von ſich ſtoßen und ein zartfühlendes, von Ihrem Werthe erfülltes, leidenſchaftlich für Sie eingenommenes Herz morden; denn ich kenne Ihre Kälte.“

„Welche ſonderbare Einleitung! Sagen Sie kurz, was führt Sie hierher?“

„Ahnen Sie es nicht? Ahnen Sie nicht, woher ich komme? Von wem ich komme? O gewiß! Sie ahnen es; ich ſehe es an der Bewegung, die ſich nur allzudeutlich in ihren Zügen ausdrückt. Es müßte mich Alles täuſchen, wenn Ihnen die Freifrau von Golpe gleichgültig geblieben wäre.“

Das Blut war dem Maler in die Wangen getreten. „Und wenn auch,“ ſagte er verlegen, „was kann, was darf ich mit der Gemahlin des Miniſters gemein haben?“

„Gemahlin? Gemahlin des Miniſters? Ach, ich merke, Sie malen nicht nur Satyren. Man zeigt ſich ein Blatt, worauf ein Taglöhner arme Ritter verſpeiſ't und nennt Ihren Namen. Ihre Rede gleicht jenem Blatte. Ihnen kann unmöglich die Ehe etwas anders ſein, als mir und jedem hellen Kopfe, eine läſtige Form der engen bürgerlichen Welt, eine erbärmliche Schranke, auf der Erde hingezogen für das auf der Erde hinkriechende Menſchenthier; für das Genie iſt ſie nicht; es hüpft mit leichtem Sprunge darüber hinweg; für die Liebe iſt ſie nicht, die ihren Flug hoch über Wolken durch den reinen, lichtblauen Äther nimmt.“

„Sie ſind eine gefährliche Geſellſchafterin für Männer und Frauen.“

„Nichts von Ihrem Spotte jetzt; denn meine Seele iſt keines profanen Gedankens fähig. Die Freifrau liebt Sie, liebt Sie ſchwärmeriſch, leidenſchaftlich. Ja, was noch mehr, Sie ſind der erſte Mann, den ſie liebt.“

„Aber, mein Himmel!“ rief der Maler mit glühendem Geſicht, „woher wiſſen Sie das Alles? Muthen Sie mir nicht zu, daß ich von Frau von Golpe glauben ſoll, ſie habe Sie zu ihrer Vertrauten gemacht.“

„Sie denken geringſchätzend von mir, ja, Sie halten ſo wenig von mir, daß Sie gar nicht anſtehen, mir das ſo gleichgültig hinzuſagen. Gottlob! daß es edle Herzen gibt, die eines Beſſern von mir überzeugt ſind. Und doch werde ich Ihnen in ſteter Dankbarkeit ergeben ſein, ſelbſt wenn Sie mich zurückſtoßen.“

„Sie machen viel zu viel Worte von Ihrer Dankbarkeit.“

„Ich werde ferner durch Thaten ſprechen. Ja, mein Herr Fürſt, ich bin ſo glücklich, die Vertraute eines ſo edlen trefflichen Herzens, einer ſo wahr, tief und zartfühlenden Seele zu ſein, wie die Freifrau von Golpe iſt. Um Sie zu überzeugen, und um Ihnen Vertrauen zu mir einzuflößen, muß ich Ihnen erzählen, wie ich das geworden bin. Meine kleine Geſchicklichkeit, eine Dame geſchmackvoll zu friſiren und anzupußen, verſchaffte mir vom Theater aus bald einigen Ruf unter der hieſigen vornehmen Frauenwelt. Ich wurde in den angeſehenſten Häuſern verlangt, für meine geringe Mühe gut bezahlt und noch obendrein in manches ſüße Geheimniß eingeweiht. Warum ſollt' ich Ihnen läugnen, daß ich meinen ſchönen Vortheil dabei gefunden und die verſchiedenſten Charaktere kennen gelernt habe? Der ſchönſte und edelſte war ohnſtreitig der der Freifrau von Golpe. Die ſüße Schwermuth, die über ihr Weſen ausgegoſſen iſt, der Grund derſelben, den ich bald erfuhr, und die zarte Anſprache um Mitleid, die ich aus jedem Worte heraustönen hörte, gewannen ihr bald mein Herz.“

„Und welches iſt der Grund dieſer Schwermuth?“

„Ein ſanft fühlendes, Liebe begehrendes Herz. Sie iſt eine jener ſanften Naturen, die dulden und leiden, die nicht in wilden, verzehrenden Flammen der Leidenſchaft auflodern, aber dafür auch deſto tiefer, inniger, ſtärker und treuer lieben. Die Liebe dieſer Frau kann nur mit ihrem Tode aufhören. Aber dies Herz bedarf des liebenden, geliebten Mannes, wie die Pflanze der Sonne; ohne ein treu liebendes Herz muß ſie verwelken und verſchmachten. Sie liebt ihren Gatten nicht; ſie wurde von ihrer Mutter überredet, ihm ihre Hand zu reichen. Vielleicht glaubte ſie in den erſten Jahren ihrer Ehe ſelbſt, er beſitze ihr Herz, ſo wie ſie das ſeinige. Es war ein Wahn, eine Täuſchung. Er beſitzt kein Herz für Liebe und bewirbt ſich blos mit kalter Freundlichkeit um ihre Gunſt. Aufmerkſam, wie ein Bräutigam, auf jeden ihrer Wünſche, beeilt er ſich dieſelben zu erfüllen, eh' ſie noch ausgeſprochen wurden, er ſchafft ihr Vergnügen, fragt nie nach ihren Ausgaben und ſpielt in jeder Hinſicht den zärtlichen Ehemann. Doch er ſpielt ihn auch nur und betrügt ſich vielleicht ſelbſt. Aber kann das einer liebeſehnſüchtigen Frau genügen? Sie fühlt es, daß ſie von ihm ſo wenig geliebt wird, wie ſeine erſte Frau, von der er ſich — man weiß nicht beſtimmt weßhalb — ſcheiden ließ. Manche ſagen, ſie ſei ihm zu alt geweſen; Andere, weil ſie ihre älteſte, ausſchweifende Tochter, Roſaura's Schweſter, gegen des Vaters ſtrengen Befehl ſtets protegirt; Andere, er habe ſich durch eine Verbindung mit einer dem herzoglichen Hauſe verwandten Dame auf ſeinem Poſten zu halten ſuchen müſſen, und die Freifrau iſt eine geborne von Windiſch, ein Haus, das allerdings mit dem herzoglichen verwandt iſt. Dem ſei, wie ihm wolle, die zartfühlende Regina lebte bis jetzt in einer ruhigen, unbewußten Schwermuth fort. Ihre Freude machten ihre beiden Kinder aus, ihr Gatte war ihr nicht zuwider und mit Roſauren ſtand ſie in einem mehr freundſchaftlichen Verhältniſſe. Obgleich ſie als erſte Hofdame der Prinzeſſin Amalia oft und viel bei Hofe war und in den erſten Zirkeln glänzte, ſo hatte ſie ſich doch nie von einem der ſie umſchwebenden Herrn angezogen gefühlt. Wie konnte auch einer dieſer Viertels- und Halbmenſchen Eindruck auf das Herz einer Regina machen? So war ſie allmählich gegen alle ihre Umgebungen in eine Art ſtarrer Gleichgültigkeit verſunken, aus der ſie allein Lektüre und Muſik empor zu hohen Genüſſen riſſen und beflügelten. Beide liebte ſie leidenſchaftlich, wie ihre Kinder. Mit ihnen ſaß ſie Tagelang am Fortepiano oder am Leſetiſche, unbekümmert um die ganze Welt, und wenn reine Begeiſtrung ſie überglühte, oder ein Wunſch nach einem ihr unbekannten Etwas in einem langen Seufzer ſich ankündigte, dann küßte ſie wohl ihrer Tochter mit ſtrahlendem Auge die Stirn, oder preßte ihren Knaben mit einer Thräne im Auge an's Herz. Die ſtille Sehnſucht des Herzens nach Liebe und Liebesgenuß wurde durch dieſe einſamen Beſchäftigungen immer ſtärker. Zu jener Zeit — es ſind nun drei Monate — kam ich zu ihr. Ich mußte ihr meine Schickſale erzählen; ſie bezeigte mir vielen Antheil, ja ſie vergoß Thränen des Mitleids, als ich zum Abſchnitt meines Lebens kam, wo Sie mir aufhalfen und mein jetziges Glück begründeten. Ihr Auge blitzte, ihr Buſen hob ſich. Sie verlangte eine Beſchreibung Ihrer Perſon, Ihres Weſens von mir, und ich gab ſie ihr, ſo gut ich vermochte. Sie beſchuldigte mich der Parteilichkeit, ſie meinte, Dankbarkeit male mit ſchönern Farben, als die Wirklichkeit ſie tragen könne. Ich widerſtritt, und der Wunſch der Freifrau, Sie kennen zu lernen, wurde zum heftigſten Verlangen. Sie wurden an Hof gezogen, faſt glaub' ich, auf Veranlaſſung der Baronin. Sie ſehen und Sie lieben war Ein Moment ihrer ſchönen Seele. O die ſelige Stunde, wo ſie mir ihre Leidenſchaft geſtand! Ich wurde ihre Vertraute. Sie wurden zeither oft in das Haus des Miniſters gebeten; ſie waren heute dort, und Sie hätten nicht ein Mal die Wahrheit in Regina's Augen geleſen? Will ſie doch in den ihrigen einen Strahl von Liebe glänzen geſehen haben. Aber Sie bleiben kalt, ſie nähern ſich der holden Frau nicht, und ſie iſt in Verzweiflung. Bald glaubt ſie ſich von Ihnen geliebt, bald zweifelt ſie daran; ſo wird ihre ſchöne Seele hin und hergeriſſen und Thränen bluten aus den Wunden hervor. Ich liebe die Freifrau zu ſehr, um dieſen traurigen Zuſtand länger mit anſehen zu können, und ich bin gekommen, Sie um Mitleid für die Ärmſte anzuflehen und ihr wenigſtens Liebe zu heucheln, wenn Ihr kaltes Herz wirklich keine für ein ſo holdes Weib zu fühlen vermag.“

„Heiliger Gott!“ rief der Maler tiefbewegt. „Was haben Sie angeſtiftet! Sie haben Flammen in zwei Herzen gegoſſen, die beiden Verderben bringen müſſen, und die Sie nicht wieder zu löſchen vermögen. Ich ſehe mich in Ihre Hand gegeben, und ſo mögen Sie es denn wiſſen, daß ich die Freifrau liebe, leidenſchaftlich liebe; aber Sie müſſen auch wiſſen, daß dieſes Wort bei mir eine andre Bedeutung hat, als bei Andern. Ich tobe nicht, ich raſe nicht, aber hier unter dieſer Bruſtdecke glüht es wie ein Weltenbrand.“

„So hat Gott meinen Gang geſegnet! Ich vermag ein Theilchen meiner Schuld abzutragen. Mit ſeligen Schritten eil' ich fort.“

„Wohin?“

„Zu ihr, um ihr ein Himmelsbote zu ſein; denn ich bring' ihr den Himmel.“

„Weib!“ fuhr Richard jetzt wild auf, „bedenkſt du auch, was du thuſt? Du wirſt mich namenlos elend machen, wenn ich getäuſcht werde.“

„Ich ſetze mein Leben zur Bürgſchaft ein!“ rief die Ruhl und entzog ſich ſeiner Heftigkeit.

Richard brachte eine wilde, ſchlafloſe Nacht zu, in der alle ſeine Sinne tobten. Alte Bilder, die ſich längſt ſchlafen gelegt, wachten wieder auf und umſchwirrten ihn im bunten Chor; Kindermährchen umtönten ihn und ſangen ihm vor vom Baum der Liebe, an der die ſüße Frucht die holde verzauberte Maid war. Er ſchwamm in einem Meere von Abendroth.

Am andern Tage ſtürmte Bode in ſein Zimmer.

„Laß in dir mich die Welt umarmen!“ rief der Dichter jubelnd. „Sieh, unausſprechliche Wonne ſchwellt meine Adern! Der Geiſt der Liebe, der durch das Weltall fluthet, hat ſich mir enthüllt in einem ſeiner herrlichſten Geſchöpfe. Ich liebe, Richard, ich bin geliebt. Ich kenne meine Geliebte, ſie iſt eine Göttin. Ich habe Glut und Kühlung zugleich von ihrem Munde geſogen. Richard, ich habe ſie geküßt! Siehſt du nicht, daß mich ihr Kuß verwandelt hat.“

„Vielleicht ſeh' ich es deßhalb nicht, weil auch ich verwandelt bin. Ja, lieber Junge, auch ich liebe, liebe ſtark und leidenſchaftlich, wie du. Ich verſtehe deinen Jubel; er hallt in meiner Bruſt wider und findet dort ſeinen Bruder.“

„Mir zwiefach theuer nun!“ rief Bode. „So laß zuſammen uns in die buntgefärbte lichtgeſtreifte Lebensfluth ſtürzen, vereinte Schwimmer, doppelt ſtark, Bruſt aneinander, warme Herzen warmer Welle entgegen, im Meere der heiligen Liebesluſt und im ſonnenglänzenden Kryſtallſchloß der Feenkönigin Liebe.“

„Aber wer iſt deine Geliebte? Ich bin begierig."

Bode ſtutzte und ſagte dann gemäßigt: „Das, lieber Bruder, kann und darf ich dir noch nicht ſagen. Ich ſetzte dem holden Liebesgeheimniſſe mein Wort zum Pfande. Aber ich will ſie um Erlaubniß bitten, dir Alles entdecken zu dürfen; ich will ihr von dir erzählen — zum erſtenmale ſprachen wir nur von ihr und mir und unſrer Liebe — ich will ihr ſagen, welche heilige Bande der Freundſchaft uns zuſammenfeſſeln, und dann — wenn ſie dich erkannt — dann ſollſt du Alles erfahren. Aber ſage mir, wer iſt die Glückliche, die dein weniger entzündbares Herz ſo ſchnell erobert hat? Wie iſt es möglich, daß ſie mir entgangen iſt? Sag' ſchnell; ſie muß eine Zauberin ſein."

„Es war voreilig von mir, dich nach deiner Geliebten zu fragen, da ich doch daran hätte denken ſollen, daß ich dir den Namen der meinigen unmöglich jetzt ſchon nennen kann. Mein Geheimniß iſt eben ſo zarter delikater Natur. Auch ihr muß ich erſt von dir ſagen, auch ſie erſt um Erlaubniß zur freundſchaftlichen Mittheilung bitten.“

„Du höhnſt mich.“

„Bei Gott nicht. Ich ſpreche Wahrheit. Doch ſage wenigſtens, wie haſt du denn ſo ſchnell deine Geliebte entdeckt?“

„Die Ruhl iſt ein treffliches Weib. Man ſollte ſie mit Gold aufwiegen. Wenn es mehr ſolcher Frauen gäbe, das Leben ginge viel bunter, friſcher und poetiſcher durcheinander. Ich ſprach ſelbſt mit ihr; ſie zeigte ſich mir geneigt und fragte mich ſchlau aus. Künſtlich drehete ſie das Geſpräch, ohne daß ich es merkte, auf die Herrliche, die mir ihre Liebe geſchenkt, und als ich von ihrer Schönheit mit Begeiſtrung ſprach, nannte ſie mir die Hehre als die Schreiberin des Briefs. Ich war wie von einem Lavaſtrom durchfluthet. Durch Vermittlung der Ruhl ſprach ich das göttliche Mädchen geſtern in einem Gartenhauſe. Laß mich davon ſchweigen. Noch iſt die Erinnrung zu friſch und zu gewaltig und ſtürzt, wie ein brauſendes Meer von Wonne auf mich hinein. Iſt ſie erſt abgeklärt und vergeiſtigt, dann will ich dir Alles erzählen. Die Ruhl iſt der Schutzgeiſt unſrer Liebe; ſie will mir nächſtens eine noch längere Unterredung verſchaffen. Es bietet ſich eine günſtige Gelegenheit dazu."

„Die Ruhl iſt mir ein räthſelhaftes Weſen," ſagte Richard mit einem Anfluge von Unmuth.

„Aber ſie iſt mir ein liebes Räthſel. Sei mir, ſei ihr nicht böſe; du ſollſt alles erfahren."

„Du ſprichſt kein Wort von unſrer Reiſe nach Bärendorf, zum bevorſtehenden Ordenstage, wozu die Generäle eingeladen?"

„Um Gotteswillen jetzt nichts von Reiſe, nichts von Liberalismus, von Verbindungen, Zuſammenkünften u. ſ. w. Der Becher der Unſterblichen ſchäumt an meinen Lippen, ſoll ich ihn wegſetzen, um mich an ſchwerem alten ſäuerlichen Rheinwein zu laben? Nicht doch! Ich liebe jetzt und will weiter nichts. Laßt mich nur ein Paar Stunden ſelig ſein! Ach, der Rauſch iſt ſo ſüß! Leb' wohl! Ich ſoll ſie jetzt an ihrem Fenſter ſehen. Alle Genien der Poeſie, der Kunſt, der Liebe, des Lebens nicken mir huldreich aus ihren Augen zu und überſtrömen mit Glut und Kraft, mit Wonne und Paradieſesluſt. Leb' wohl!" Der Selige taumelte hinaus. Richard ergriff ein Buch. Palette und Farben eckelten ihn an. Da trat, wie des Friedens ſtiller Geiſt, Alwina in ſein Zimmer. Ihre Augen ruheten auf ihm wie ein ſchwermüthiges Gedicht, wie ein frommes durch Thränen lächelndes Kindermärchen, das unter ſeiner lieben Einfalt einen tiefen Sinn verbirgt.

„Sie ſehen heute nicht ſo freundlich aus, wie ſonſt; iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?" fragte die Kleine herzlich und ſah ihn ſo mildlächelnd an, als wollte ſie dieſe Blicke als kühlenden Heilverband um ſein wundes brennendes Herz legen.

„So iſt's!" ſagte er einſilbig und wandte ſich ab, als hätte ſie ihn auf einer Lüge ertappt.

„So will ich Ihnen ein Lied vorſingen. Darf ich?" Er nickte gewährend. Und ſie ſang ſo rührend, ſo weich, und die Töne floſſen in ſeine Seele wie Wundbalſam, und ihm ward wohl, wie dem Könige Saul, als Iſais Knabe vor ihm ſang. Mit ſtiller Dankbarkeit ruhete ſein Blick auf dem holden Mädchen; aber er ſah die Thränen des Kummers nicht, die ſich ſo heimlich aus ihren Augen ſtahlen, als dürften ſie ſich nicht an's Tageslicht wagen. Dafür hatte er jetzt keinen Sinn.

Abends kam Alwinas Mutter wieder.

„Wie unausſprechlich glücklich iſt Regina's Herz nicht ſchon durch die aus meinem Munde empfangene Zuſichrung Ihrer Liebe!“ ſagte ſie. „Jetzt quält ſie Sehnſucht, dieſe Zuſichrung aus Ihrem eignen Munde zu vernehmen. Es winken Ihnen ſchöne Stunden. Der Miniſter verreiſt in Auftrag des Herzogs nach . . r ., um mit dem dortigen Hofe Unterhandlungen wegen einer Verbindung unſrer Prinzeſſin Amalia und des Erbprinzen Emil von . . r . anzuknüpfen. Da haben mir freies Feld, und Ihr ſchönſtes Glück wird Blüthen und Früchte tragen.“

„Aber woher wiſſen Sie denn das Alles?“ fragte Fürſt verwundert.

„Nun durch meine Verbindungen,“ entgegnete ſie ausweichend. „Es verſteht ſich, daß die

Sache unter uns bleibt. Es ſind Staatsgeheimniſſe. Der Kammerherr von Schließ begleitet Herrn von Golpe. Bereiten Sie ſich vor; ich werde Sie übermorgen Abends hier abholen, um Sie zur Baronin zu führen. Sorgen Sie für einen unkenntlichen Mantel.“

Richard verſprach, was ſie verlangte. Seine Seele empörte ſich nur noch ſchwach gegen die Abhängigkeit von dieſer Frau; ſie hatte nicht Kraft genug mehr, die Feſſel abzuſtreifen. Er fühlte ſich von Zauberbanden umfangen und feſtgehalten. Ohnmächtig gab er nach, mit ſich ſelbſt uneins, aber von Flammen der Leidenſchaft durchglüht und von ihrem Geziſch betäubt.

Zwei Tage und zwei Nächte träumte er heiße Träume, am dritten Abend gegen neun Uhr holte ihn die Verſucherin ab. Durch Umwege gelangten ſie an das Hinterhaus, und durch eine Pforte, die leiſe geöffnet und wieder verſchloſſen wurde, hinein.

Es ging eine Treppe hinauf, über einen Saal, durch eine Thüre. Fürſt zitterte, die Bruſt war ihm wie zuſammengepreßt. Ein dünner Lichtſtrahl dämmerte ihm entgegen; er fühlte ſich in ein Zimmer geſchoben, das Thürſchloß klingte hinter ihm ein; eine ſchwach brennende, von einem Schirme noch mehr verdüſterte Lampe ließ ihn wenig umher erkennen. Sein Herz klopfte gewaltig; er ſah ſich um. Da erhob ſich die reizende Geſtalt der Freifrau in ſchneeweißen Gewändern vom Divan, ſtreckte ihm die Arme entgegen und lispelte: „Mein Richard!“

Vom rieſigen Andrange ſeiner Gefühle überwältigt, umſchlang er ſie mit beiden Armen, der ſüße Odem ihres Mundes flackerte wie die duftende Flamme der Gewürzhölzer des Morgenlandes an ſeiner glühenden Wange empor, ſein Mund ſauchte an ihren weichen Lippen. Ein Seufzer arbeitete ſich aus ſeiner Bruſt los, ihm nach kamen die Töne der Sprache, und „Regina, göttliches Weib!“ waren ſeine erſten Worte.

„Und du biſt mein? Ich darf dich beſitzen?“ flüſterte ſie in ſeliger Liebestrunkenheit. „Die Seligkeit iſt mir zu groß, ich kann ſie noch nicht ganz erfaſſen. Wer auch verſuchte, ein Meer auszuſchöpfen? Aber fühlen will ich, nur fühlen, nichts denken, nichts wollen; denn jede Minute an deinem Munde iſt eine Ewigkeit voll Geiſterwolluſt, voll Blüthenträume junger Herzen. Und ſo werd' ich allmählich die Tiefe des Wonnegefühls ergründen lernen, einen Mann zu beſitzen, wie du biſt."

„Dein! Dein! ewig Dein!" ſtammelte der Maler, und überglühete ſie mit dem Lavaſtrome ſeiner Küſſe. „Fliehe mit mir! Sei meine Gattin, mein alleiniges Eigenthum!"

„Nicht doch!" küßte ſie ihn auf die Lippen. „Du biſt noch nicht in gewiſſe Verhältniſſe eingeweiht, heißgeliebter Mann. Denke nicht an irdiſche Formen und Schranken. Die Liebe iſt ja der alte Mythenvogel Phönix, ein himmelgeborner, feuererzeugter, ſich ewig verjüngender Götterſohn; verſuche nicht ihn in einen Käfig zu ſperren. Ich will deine Geliebte ſein. Das iſt ein unſterblich-heißes, titanen-ſtürmiſches, götter-gewaltiges Wort. Gattin, ach! das iſt ſo irdiſch-kalt, ſo vergänglich-matt. Immer will ich dich lieben, ſo lang dies Herz ſchlägt, mögen deine Verhältniſſe ſich geſtalten, wie ſie wollen; liebe du mich immer, und das Maas unſrer Seligkeit iſt voll für die Erde.“

„Aber warum ſoll ich dich nicht allein beſitzen, als mein unbeſtreitbares Eigenthum? Warum ſoll ich der Blüthen- und Fruchtkrone des irdiſchen Liebesglücks entbehren? Warum ſoll ich nicht Fürſt der Liebe ſein, ſondern nur Vaſall?“

„Du biſt der Fürſt der Liebe, aber ſie iſt ja ein Geheimniß, das nicht errathen werden darf, ſoll ſie fort beſtehen, ihr Reich ein unſichtbares, hold geahnetes. Deine Krone ſei aus heimlichen Liebesküſſen und verſtohlnen Liebesblicken gewoben, ihre Perlen ſind die Thränen der Sehnſucht, die ich um dich weine. Dein Reich betet dich an — es iſt mein weites Herz — in wonneſeligen Stunden. Aber deine Gattin, nach eng-bürgerlich-geſetzlichen Begriffen kann ich nicht werden; du biſt zu Höherem beſtimmt. Das wären Felsgewichte an deine ſtolzen Flügel. Nicht zum Könige würde ich dich krönen, nein zum Sklaven herabziehn. Dein ſei ich nach großen göttlichen Geſetzen. Was willſt du mehr?

Wer den goldnen Schatz gehoben hat, greift der wohl nach dem irdenen Topfe, worin er vergraben war?“

„Göttliches Weib, ich verſtumme vor dem Duftſtrome von feuerrauſchender Poeſie aus deinem Geiſte, der wie eine Kaktusblüthe aufgebrochen iſt, wie eine Rieſenroſe, wie eine Lotosblume auf der heiligen Lebensfluth. Hohe Meiſterin, lehre mich die Liebe; du biſt ſie ſelbſt. Dein Mund träuft von Liebesworten, das ſind lauter geflügelte Boten an die Unendlichkeit, ihr den Liebesgruß zu bringen, der zuerſt mein Herz mit nie gefühlten Flammen durchdringt.“

„Und du hätteſt noch nie geliebt?“

„Hab' ich doch noch nicht gelebt bis jetzt. Es ſind lauter wüſte tolle Träume geweſen, jetzt träum' ich Paradieſestraum.“

„Auch ich liebe zuerſt. O ſo laß uns die Jungfräulichkeit unſrer Liebe rein und ſchön erhalten!“

Und neugeborne Küſſe rauſchten jugendlich, wie der Waſſerfall eines kryſtallhellen Bächleins, das eben aus dem geheimnißvollen Berge herverbrach und ſich im jungen Übermuthe vom Felſen herabſtürzt, und die Herzen ſchlugen aneinander, wie die plätſchernden Wellen des jungen Bergſohns. Gefühl wurde Alles in ihnen, unausſprechlich ſeliges Gefühl, und ſelbſt die lichte Klarheit des Bewußtſeins löſte ſich in ein ſüß dämmerndes Lebensgefühl auf.

Da ſchlug plötzlich ein geller Schrei aus der Ferne an ihr Ohr; er ſchien im Hauſe ausgeſtoßen zu ſein. Sie fuhren erſchreckt empor; ein zweiter Schrei — lautes, wildes Getöſe — näher und näher — die Baronin ſagte bleich und zitternd: „Das iſt Roſaura's Stimme; was mag ihr begegnet ſein? was dieſer Lärm bedeuten? Tritt du hier in dies Kabinet; ich werde meine Kammerfrau wecken, um zu erfragen, was ſich ereignet hat.“

Bebend ging ſie mit dem Lichte. Das Geſchrei nahm überhand. Kaum hatte ſie die Thüre ihres Vorzimmers geöffnet, als ein Menſch Hülfe ſchreiend hereinſtürzte, von einem andern mit bloſem Degen verfolgt.

„Retten Sie mich aus der Hand dieſer Menchelmörder!“ ſchrie der Erſtere. In demſelben Augenblicke kam Fürſt eilig, zum Entſetzen der Freifrau, aus deren Zimmer hervor, rufend: „Das iſt deine Stimme, Bode! Du biſt in Gefahr. Hier iſt dein Freund.“

„Fürſt du hier?“ entgegnete Jener froh überraſcht. „Dich hat mir Gott als Engel geſandt.“

Diener kamen ſchnell mit Lichtern herbei; die Leute erkannten ſich gegenſeitig. Fürſt und Bode ſtanden unbewehrt dem Kammerherrn von Schließ und dem Miniſter gegenüber, die mit Hau- und Schießgewehr bewaffnet waren. Hüben und drüben ſah man ein Paar Marmorbilder, die Baronin und ihre Stieftochter, grauſes Entſetzen in den Zügen. Der Kammerherr wollte nach der erſten Überraſchung mit neuem Geſchrei wieder auf die Unbewaffneten eindringen, aber der Miniſter hatte kaum den Maler erkannt, als er ſeinen Degen wegwarf und Herr von Schließ zurückhielt.

„Sind Sie wahnſinnig?“ polterte dieſer. „Statt jetzt in äußerſte Wuth zu gerathen, halten Sie mich zurück? Sehen Sie denn nicht, daß meine liebe Braut nicht allein die Schuldige iſt?“

„Ruhig doch!“ beſänftigte ihn der Miniſter. „Bezwingen Sie Ihren Zorn, wie ich den meinigen. Ich hätte doch mehr Urſache, als Sie, dazu.“

„Aber wollen Sie denn die Ehre Ihres Hauſes nicht an dieſem Taglöhner rächen?“ knirſchte der Kammerherr.

„Um Gotteswillen, ſchweigen Sie!“ bat der Miniſter mit ängſtlicher unterdrückter Stimme. Dann wandte er ſich mit höflicher Verbeugung an den ſtaunenden Maler: „Mein Herr Fürſt, Sie glaubte ich nicht hier zu finden. Unſre Rückkehr galt blos dieſem Herrn. Der Kammerherr hatte ſeiner Braut etwas abgemerkt. Sie ſehen mich, Ihnen gegenüber, überraſcht und verlegen. Doch nehmen Sie die Verſichrung, daß das tiefſte Schweigen auf dem Vorfalle dieſer Nacht ruhen ſoll. Sie können unbeſorgt nach Hauſe gehen.“

„Auch mein Freund hier?“

„Auch er.“

„Sie werden ſich an Ihrer unſchuldigen Gattin und an Ihrer Tochter rächen.“

„Ihnen zu Liebe werde ich weder ein böſes noch ein gutes Wort über dieſe delikate Geſchichte verlieren. Hier meine Hand darauf! Geben Sie mir die Ihrige und damit das Verſprechen, ebenfalls zu ſchweigen.“

Fürſt's Erſtaunen war grenzenlos. Er gab die Hand, wurde vom Miniſter die Treppe hinab komplimentirt und ſtand mit Bode, wie ein Träumender auf der Straße.

◆

In der Oſtermeſſe 1834 wurden bereits folgende neue Verlagswerke verſandt:

Adrian Skizzen aus Nordamerika. 1r Theil.

Apollonius von Perga, die Bücher des, de sectione spatii, analytiſch bearbeitet und mit einem Anhange von mehreren Aufgaben ähnlicher Art verſehen von Prof. M. G. Grabow. gr. 8. 16 gr. fl. 1. 12 kr.

Bechſtein, Ludwig, Luther. Ein Gedicht. 8. Geb. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der Fürſtentag. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Behlen, St. Forſtmeiſter, Lehrbuch der Jagdwiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange, zum Gebrauche bei öffentlichen Vorleſungen und beim Selbſtſtudium. gr. 8. Rthlr. 1. 20 gr. fl. 3. 12 kr.

Becker, Dr. und Pfarrer, wiſſenſchaftliche Darſtellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Ein Handbuch für Behörden, Prediger, Kirchenbuchführer und Rechtsgelehrte. Mit zwei Stammbäumen und Beilagen landesherrlicher Verordnungen. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. Geb. Rthlr. 1. 4 gr. fl. 2.

Belani, H. E. R., Romantiſche Erzählungen aus Portugal's Geſchichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Heimathloſe. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

Beurmann Almanach der deutſchen Bühne auf das Jahr 1835.

Cooper, der Spion. Novelle. 2 Theile. Dritte verbeſſerte Auflage. Auf Velinpapier. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr. Auf Druckpapier. Rthlr. 1. fl. 1. 36 kr.

Creizenach, Dr., Theoretiſches Lehrbuch der Stereometrie, für Gymnaſien und Bürgerſchulen. Mit 4 lithographirten Steintafeln. 8. 12 gr. 54 kr.

Duller, Eduard, Erzählungen und Phantaſieſtücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — die Feuertaufe. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

Der geiſtreiche Verfaſſer zeigt in dieſen ſeinen neueſten Werken den freundlichen Leſern eine Fülle der bunteſten Aus- und Anſichten. Ein friſcher Hauch des Lebens und der Phantaſie beſeelt ſeine Erzählungen und Phantaſieſtücke. Der Leſer findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtſtück à la Höllenbreughel. In der „Feuertaufe" führt der Verfaſſer ſeine Leſer in die Zeiten des furchtbarſten Aberglaubens, in das Gebiet der Hexenprozeſſe, zugleich aber läßt er den erſten Vertheidiger der Vernunft und Menſchenwürde gegen dies Unweſen, den edlen Jeſuiten Friedrich Spee auftreten, einen wahren Schutzgeiſt ſeines Zeitalters und eine Zierde aller Zeiten, einen Mann im höchſten Sinne des Wortes. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns dieſe beiden äußerſt intereſſanten Schriften allen Freunden einer geiſtreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Duller, Eduard, Phantaſiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von Fleiſchmann. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Unter dieſem Titel bietet der bereits ehrenvoll bekannte Verfaſſer dem deutſchen Publikum die Fortſetzung eines von Georg Döring durch mehrere Jahre mit allgemeinem Beifall fortgeführten Unternehmens. Die Novelle: das tönende Bild, welche den Inhalt dieſes neueſten Jahrgangs bildet, vermag gewiß durch das Intereſſe der Handlung, durch die Lebendigkeit der Charaktere, welche treu wie Portraite gezeichnet ſind, durch die tiefere Bedeutſamkeit der zum Grunde liegenden Idee, jedermann zu feſſeln. Die Verlagshandlung hat ihrerſeits durch eine elegante Ausſtattung, namentlich durch die genialen Zeichnungen des Umſchlags, durch das gelungene Titelkupfer von Fleiſchmann, und das von Dondorf mit äußerſter Präciſion, entworfene und ausgeführte Titelkupfer nichts verabſäumt um dieſen Jahrgang als entſprechendes Geſchenk für Damen und Gebildete mit vollem Recht empfehlen zu dürfen.

Erholungsſtunden. Zeitſchrift für gebildete Leſer. Herausgegeben von Eduard Duller. In monatlichen Heften. Rthlr. 5. fl. 8.

Herr Dr. *Eduard Duller*, welcher die Herausgabe dieſer ſeit einer Reihe von Jahren bekannten und beliebten Zeitſchrift übernahm, hat in Verbindung mit mehreren unſerer ausgezeichneteren Schriftſteller, alles aufgeboten, um dem Publicum, welches für eine geiſtreiche Unterhaltungslektüre empfänglich iſt, eine Auswahl der beſten und gediegenſten Original Novellen, Lebensbilder und poetiſchen Leiſtungen anzubieten. Die Verlagshandlung verabſäumte desgleichen nichts, um auch von Ihrer Seite durch eine *elegantere Ausſtattung* und durch *Vermehrung der Bogenzahl ohne Preiserhöhung* den *Erholungsſtunden* neben den *beſten* deutſchen Zeitſchriften einen ehrenvollen Platz zu verſchaffen. Um in dieſem Sinne das allgemeine Intereſſe zu erhöhen, wird von nun an auch mit jedem Hefte eine monatlich erſcheinende *belletriſtiſche Revüe* (ohne Erhöhung des alten Preiſes) beigegeben, in welcher vorzugsweiſe darauf Rückſicht genommen wird, daß der gebildete Leſer von dem Gange der neueſten belletriſtiſchen Literatur fortwährend in Kenntniß geſetzt werde. *Leſezirkeln* und *Leihbibliotheken* glauben wir namentlich dadurch keinen ganz unwichtigen Dienſt zu leiſten

Forſt- und Jagdzeitung, allgemeine. Herausgegeben vom Forſtmeiſter St. *Behlen*. Jahrgang 1834. 12 Hefte, mit lithographirten Zeichnungen, Tabellen und Intelligenzblättern. gr. 4. Rthlr. 4. 16 gr. fl. 8. 24 kr.

Franqué, Medicinalrath Dr. J. B., Geſchichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Naſſau ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrſcht haben. Mit 10 Tabellen. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2.

Für Vernunft, Religion und Kirche. Zeugniſſe aus allen Jahrhunderten. Zugleich als Andachtsbuch für denkende Chriſten. Wohlfeile Ausgabe. gr. 8. Geheftet. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

Gallerie zu Byron's Werken. Erste Lieferung in 11 Blättern. gr. 8. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Günther, Medicinalrath und Dr. J. J., Natur und Kunst in Heilung der Krankheiten. Ein Leitfaden für angehende Aerzte. 8. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

Lips, F. W., ſämmtliche Erzählungen und Geſchichten. 3r Band. 8. Geh. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

Meyer, H. von, die fossilen Zähne und Knochen und ihre Ablagerung in der Gegend von Georgensgmünd in Bayern. Mit 14 Tafeln Abbildungen. 4. Rthlr. 3. fl. 5.

Museum Senckenbergianum. Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Von Mitgliedern der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt am Main. Band I. Heft 2. Mit Taf. VI — IX und XI. gr. 4. Geheftet. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

Ortlepp, E., Lyra der Zeit. Eine Sammlung der größern politiſchen und zeitgemäßen Gedichte. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Nächſtens erſcheinen.

Adrian, Prof., Skizzen aus der Schweiz.

— — Skizzen aus Nordamerika. 2r Theil.

Beauties of Shakspeare by W. Dood, with the german translations of A. W. Schlegel, Tieck, Voss and others. 2 Vol.

Auch unter dem Titel:

Muſterſtücke aus Shakſpear's dramatiſchen Wer-

ken; engliſcher Text nach Dood's Anordnung, mit gegenüberſtehender deutſcher Ueberſetzung von Schlegel, Tieck, Voß u. Andern. 2 Bände.

Belani, H. E. R., der Premier-Miniſter. Geſchichtliches Volks- und Sittengemälde aus Portugall. Nach hiſtoriſchen Quellen und den Papieren eines Verſtorbenen bearbeitet. 3 Theile.

Cooper, der Letzte der Mohicaner. Novelle. 2 Theile. Dritte verbeſſerte Auflage.

Storch, L., der Stern des Morgenlandes. Novelle. 3 Theile.

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle ſolide Buchhandlungen zu beziehen.

Abraham a Santa Clara, Merks! Ein curiöſes **Memento** für alle Stände aller Orten. Zur Ergötzung der heutigen Leſewel- wieder an's Licht geſtellt durch **Dr. Heinmar.** Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

— — Auch eine Heerpredigt wider den Türken, oder: Auf, anf, ihr Chriſten! Das iſt: eine bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den türkiſchen Erbfeind, in Eil' ohne Weil' zuſammengetragen. **Geh. 21 gr. fl. 1. 30 kr.**

Es ſind dies zwei der witzigſten Schriften von Abraham a Santa Clara, und zwar diejenigen, welche ſeit hundert Jahren nicht wieder hervortraten, und die hier nach der erſten Ausgabe als ein zuſammenhängendes Ganze in leſbarer Erneuerung erſcheinen.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Dower und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfrn. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Aſchbach, Dr. J., Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden. Erſter Theil. gr. 8. Auf Druckpap. Rthlr. 2. 12 gr. fl. 4. 30 kr. Auf Velinpap. Rthlr. 3. fl. 5. 12 kr.

Der Karikaturiſt.

Novelle

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von J. D. Sauerländer.

1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Ordensfeſt und Beſchauung der Welt durch liberal geſchliffne Glaſer.

Du zur gerechten That gewordnes Recht und du zur gottwürdigen That gewordne Gottesfurcht, die ihr vom Schöpfer zu den Rieſengeſtirnen unſerer moraliſchen Erde geſchaffen ſeid, unſern Seelen Licht und Wärme zu bringen, wie Sonne und Mond dem phyſiſchen Stoffe, habt ihr denn jemals euere ſegnenden Strahlen in unbeſchränkter Allgemeinheit über das gebrechliche und eueres Lichtes, euerer Wärme gar ſehr bedürftige Menſchengeſchlecht leuchten laſſen können? hat es denn eine Zeit gegeben, wo ſich jedes Herz euch erſchloß und ſich euch zukehrte, wie die

Sonnenblume der Sonne, die Nachtviole dem Monde, oder führte der Dämon Egoismus, der bald in Purpur gekleidet ſich Despotismus nennt, bald im Talare Fanatismus heißt, ſtets ein Heer finſtrer Wetterwolken vor euer heiliges, reines Antlitz? richtete der böſe kalte Erdgeiſt immer ſo grimme Fröſte an, daß Nacht und Dämmerung die Geiſter umwalten und die Herzen erſtarren? Ach, es hat Zeiten gegeben, wo ihr leuchten durftet, aber es waren nur Augenblicke; die wilden Erdgeiſter rührten die Tiefen auf, warfen Nebel und Wolken, Dunſt und Nacht nach euch, und die Scheidewand zwiſchen euch und der Erde war wieder gezogen. Nur einzelne Strahlen drangen zuweilen durch und erleuchteten, erwärmten hie und da ein Herz; das wurden heilige Sonnenprieſter. Und gegen ſie traten unheilige Erdenprieſter auf, die ſchrieen die unheimlich leuchtenden Augen ihres Götzen für die wahren Geſtirne, ſich ſelbſt für die wahren Sonnenprieſter aus; ſie predigten Recht und Gottesverehrung, aber ihr Recht war das gräulichſte Unrecht, ihre Gottesverehrung die ſcheußlichſte Gotteslästerung. Die heiligen Prieſter wurden vertrieben und erſchlagen; die trübe Erde beruhigte ſich dabei; das Geſchlecht war zufrieden, ſich nähren zu dürfen, wie das Vieh auf der Weide und die falſchen Prieſter ſchwelgten in ſeinem Schweis und Blut.

Und ſollte es immer ſo bleiben auf Erden? Sollte es niemals Frühling werden, niemals Sommer in den Geiſtern?

Freundliche Hoffnung, gütige Zauberin, du willſt in junge Herzen, die ein Strahl jener Geſtirne getroffen, Ahnungen gaukeln, liebliche Bilder der Zukunft, lachende Frühlingsbilder; du flüſterſt ihnen zu, es ſei die Zeit des ſtarren Winterfroſtes vorüber und nun werde der Frühling kommen, warm und leuchtend, und wahre Gottesfurcht und wahres Recht werden alle Keime im Menſchenherzen wecken und zeitigen.

Dieſe heitre Hoffnung durchdrang auch die meiſt jungen Ordensbrüder des Blumenordens, als ſie zum großen Herbſtordenstage auf der Bärenburg zuſammengekommen waren. Es waren ſo freundliche Tage, und die Spätblumen des

Waldes ſchmückten als Ordenszeichen das Feſt und die Gäſte. Alexandrine hatte ein Begrüßungsgedicht, ein Tafellied, ein Waldlied und noch mehre diverſe Gelegenheitslieder angefertigt, und ſtolzirte wonnetrunken mit majeſtätiſchen Schritten, gleich einer Königin, durch die Säle und Gemächer des Hauſes; denn die Tage ihrer Bedeutſamkeit waren gekommen. Der Maler Lebrecht hatte das große Ordensbild abgeliefert, welches, im Speiſeſaal aufgeſtellt und mit einem Kranze von Laub und Waldblumen umwunden, jedem Eintretenden zum Willkommen entgegen leuchtete.

Ein fröhliches Mahl hatte ſie vereint und erheitert, ſie hatten ſpielend leicht die große Kunſt gefunden, Menſchen unter Menſchen zu ſein, und erfreueten ſich des Glücks ausnehmend wohl, welches ihnen die freie Ausübung dieſer Kunſt bereitete.

Die kühlen Keller der Bärenburg hatten ſich aufgethan und manchen goldhellen Gaſt herausgelaſſen, der faſt ſo alt, wie ſie ſelbſt den jungen Herzen oben im Speiſeſaal Schwingen verleihen ſollte. Der Reihe nach hatte man ſchon die Ordensgeneräle und übrigen Vorſtände, den gütigen Wirth, die Dichterin, den Maler, endlich jedes einzelne Ordensglied leben laſſen, und auf das fröhliche Fortblühen des Blumenordens manches Glas geleert, als Bode ſeinen gefüllten Kryſtallbecher von neuem ergriff und rief: „Pereant alle Feinde des Blumenordens, alle Feinde der Blumen und unſres jungen Herzensfrühlings! Pereant alle ſchäbigen Autoritäten!“

„Pereant!“ riefen Alle und der Saal hallte wider vom Ruf.

„Möchte ihnen dies Glas den Tod bringen, wie der Frühling dem Winter!“ fuhr Bode fort und ſetzte den Becher an die Lippen.

„Der Frühling iſt in unſern Herzen, und der Wein ſein getreuer Verbündeter und guter Bruder: der Winter wird weichen und die ekelhaften Autoritäten zu Spott und Hohn werden!“ ſagte Zeilig, und Alle leerten ihre Gläſer.

„Die Autoritäten,“ nahm Bode das Wort, „ſind ein Krebsſchaden der frühern Welt, und auch unſre Zeit leidet noch gewaltig daran. Aber ſie liegen in den letzten Zügen, und brüſten ſich nur noch mit einem Schein von Kraft. Im Geiſte hör' ich ſchon ihr Grabgeläute, die jungfräuliche Zeit webt ihnen ſchon das Leichentuch. Seit dem weſtphäliſchen Frieden haben ſie eine peſtialiſche Fäulniß in Europa verbreitet; denn früher wog der Mann nach ſeinen Verdienſten, nach ſeinen Thaten, und wenn es auch nur die ſeiner Fauſt waren, und ſein Werth in der bürgerlichen Geſellſchaft wurde nach ſeinen Leiſtungen beſtimmt; was aber, ich bitt' Euch, Ihr Freunde, ſoll man von einer Zeit halten, welche die launenhaften Gunſtbezeugungen eines Fürſten und die unwürdigen Gegenſtände derſelben mehr achtet, als alles Verdienſt? Mit welchem Namen ſoll man ein Publikum benennen, das die Kammer- und Leibdiener dieſes Fürſten, ſeine Mignons und Buſenfreunde, in der öffentlichen Achtung höher ſtellt, als den um die Menſchheit verdienſtlichen, den ehrlichen, den braven Mann, das Genie und den rührigen Bürger, der im Schweiß ſeines Angeſichts ſein wohl erworbenes Brod ißt? Solche verworfne Geſchöpfe, die ſich des hohen und edeln Namens „Menſch“ unwürdig gezeigt, indem ſie ihre menſchliche Würde mit unausſprechlich ekler Beſtialität beſudelt, die den ewigen allbarmherzigen Gott in ihrem eignen Leibe, jenes Gottes Ebenbild, geſchändet, indem ſie ihn zum ſcheußlichen Befriedigungswerkzeug widernatürlicher Lüſte und zur Vollbringung einer ungeheuern Sünde hergegeben, ſolch widriges Weſen, das ſich mit ſeiner göttlichen Vernunft tief unter das vernunftloſe Thier herabgeſetzt, das jeder Mann, der noch einen Funken Menſchenwürde in ſich fühlt, mit Verachtung von ſich ſtoßen, mit Abſcheu von ſich weißen ſollte, das wird äußerlich geehrt, man ſchmeichelt ihm in öffentlichen Geſellſchaften, man bewirbt ſich um ſeine Gunſt, und nicht etwa, weil man über beſagtes Subjekt im Unklaren iſt, nein, man ziſchelt ſich drei Schritte von ihm ſeine Verbrechen in die Ohren, lächelt pfiffig darüber, und drängt ſich an den Herrn Kammerdiener, Hofrath u. ſ. w., um ihm zu hofiren. Aber den redlichen Mann, der nichts weiter mitbringt, als das ſchöne Bewußtſein getreuer Pflichterfüllung, das Herz voll Liebe für die Menſchheit und ihre Leiden, ſtößt man mit kalter Vornehmheit, wohl gar mit Hohn zurück; wer macht aus dem etwas? Er iſt ja kein betitelter Schurke, kein bedienſteter Spitzbube, er hat ja ſein Fleiſch für Fürſtenluſt noch nicht ans Kreuz ſchlagen laſſen — — pfui! und tauſendmal pfui! über ſolche wandelnden faulenden Leichen, deren Geſtank bis zum Himmel dringt und die Nachkommenſchaft verpeſtet! Und aus ſolchen Leichen beſtand unſer Publikum und beſteht zum Theil noch jetzt daraus. Man möchte raſend werden vor Wuth, man möchte ſich die Nägel in ſeine eigne Bruſt wühlen, um das zuckende Herz für ewig zu beſchwichtigen, wenn man dies verworfne Publikum vor der Autorität ſolcher in Eiter und Moder übergegangnen Lumpen götzendienern und katzenbuckeln ſieht. Ja man möchte mit Nero wünſchen, daß all dies ſchäbige Volk nur einen Kopf habe, um ihn mit einem Streiche abſchlagen zu können.“

„Dein Kopf läuft ein Mal mit deinem Herzen davon!“ ſagte der Maler Lebrecht lächelnd. „Du biſt viel zu hitzig, lieber Freund, und haſt verwegne Wünſche. Sieh, was mich betrifft, ſo wollte auch ich, daß dies ſchlechte Publikum nur einen Kopf haben möchte, oder vielmehr nur eine Naſe, um ihm einen recht derben Naſenſtüber zu geben.“

Man lachte über den barocken Einfall; dann redete Herr von Bärenburg in ſeiner kräftigen Weiſe: „Was ſchimpft Ihr auf die dicken Schlafmützen unſrer Väter, in denen das jetzige Geſchlecht zum Theil noch ſeine langen Ohren verſteckt? Die Vergangenheit ſoll Euch nicht kümmern, die Gegenwart Euch nicht das Herz zu unthätiger Qual zerfleiſchen, denn die Gegenwart iſt beginnende Vergangenheit. Auf die Zukunft ſei euer Augenmerk gerichtet, dorthin wendet die Kraft Euerer jungen Geiſter, damit der baumwollne Götze der Autorität von ſeinem verſchimmelten Throne geſtoßen werde. Sucht durch Wort und That die moraliſche Kraft des Volks zu wecken und zu ſtärken, und wahrlich! ſie iſt einer ſchier unglaublichen Potenſirung fähig, ſucht das lebende, vorzüglich das junge Geſchlecht aufzuklären, welche herrlichen unbenutzten Gaben in ihm ſchlummern, ſucht ihm zu zeigen, welche windige Leere in dieſen Hofräthen ſteckt, womit ſie ſich aufblaſen und imponiren, ſucht unſre Jünglinge zu belehren, daß nur das Herz und das Herz allein eine Autorität haben darf, nämlich die des Rechts und der Tugend. Pflanzt ihnen einen Abſcheu ein vor Fürſtenknechten, vor ſchelmiſchen Hofräthen, vor despotiſchen Beamten, vor jeder Niederträchtigkeit, die ſich vornehm in ihre Autorität hüllt, vor jeder Scheinheiligkeit, vor jeder Gleisnerei; lehrt ſie die Reinigkeit der Geſinnung und den guten Muth eines Mannes allein zu ſchätzen."

„Es iſt damit noch nicht genug, mein werther Freund," ſagte Fürſt; „wir hätten dann nur die eine Hälfte unſrer Pflicht erfüllt. Es liegt uns auch eben ſo gut ob, jene hohle Vornehmheit, die ſich mit frecher Anmaßung an die Spitze des Lebens als Tonangeberin geſtellt hat, mit den uns zu Gebote ſtehenden Waffen kräftig zu bekämpfen. Das Wort iſt unſer Schwert, damit müſſen wir den Autoritäts-Lumpen zu Leibe zeigen. Das Wort, ſag' ich, iſt unſer Schwert; wir wollen es härten im Leidensfeuer unſerer Herzen; wir wollen es ſchleifen am Steine der allgemeinen Lebensnoth, ſcheermeſſerſcharf; wir wollen's tränken in Gift und Galle über Beamtendespotismus, Ariſtokratenſchurkerei, Jeſuiterei; dann wollen wir damit den ſtattlich herausſtaffirten Autoritäten ihre goldgeſtickten Röcke und Mäntel fetzenweiſe vom Leibe ſchneiden, daß ihre ſchwürige eiterige Blöße hindurch gucke und zu Tage komme und den Leuten ein Abſcheu werde; wir wollen ihnen tief und ſchmerzhaft in das verderbne Fleiſch ſchneiden, daß es ſich von einander legt und das ſchwarze böſe Herz in ſeiner wahren Geſtalt ſichtbar werde, das nichts weiß von Gottesliebe, aber ſie erheuchelt, nichts vom Chriſtusglauben, aber damit ſcheinheilig prunkt, nichts von Menſchenliebe, aber ſie affektirt, wenn's ihm Vortheil bringt. Sie ſollen erfahren lernen, daß Gott ein allgemeiner Vater, und daß wir alle Schaafe eines Hirten ſind. Sie ſollen es hören, und wie Donner ſoll es in ihre Ohren ſchlagen, wofür wir ſie halten, damit die ekelhafte Vornehmthuerei, das ſich Beſſerdünken, die Gewalthaberei, die kleinliche Tyrannei ein Mal aufhören auf Erden.“

„Ja!“ rief Wönne begeiſtert, „Sie haben Recht, damit es ein Mal ein Ende hat mit dieſem aufgeſchwemmten Adelsvolke, das ſich ſtets beſſer dünkt, als unſer Einer, und mit dem Stolze der adligen Frauen, die unſre Weiber ſtets über Achſel anſehen. Meine Frau dauert mich jedes Mal, wenn ſie an einem öffentlichen Orte war; das arme närriſche Ding ärgert ſich über das adlige Pack.“

„Mein Lieber,“ flüſterte Zeilig dem eben verſtummten Advokaten zu, „man hat mir geſagt, daß Ihre Frau Gemahlin alle Weiber über Achſel anſieht, die nicht zu ihrer Koterie gehören, daß ſie gleich bei jeder Frau, die der ſtinkende Athem unſres verpeſteten Publikums ein Mal angehaucht hat — und den reinen Spiegel haucht es ja am liebſten an, die beſten Früchte werden ja von den Wespen benagt — gleich von üblem Ruf ſprüht und das Näschen rümpft, dagegen mit der Frau eines Kammerdieners — wie ſie vorhin geſchildert wurden — und noch andern Subjekten vom offenbar zweideutigſten Ruf innige Freundſchaft hält; ja man ſagt ſogar, beſagter Kammerdiener, fürwahr ein ehrenwerther Mann, ſei Ihr guter Freund und Geſellſchafter. Übrigens nichts für ungut.“

Wönne war purpurroth geworden, ſchlug die Augen zu Boden und verſtummte von nun an. Wahrſcheinlich würde er etwas und vielleicht etwas Unmanierliches erwiedert haben, wenn ſein Gegenüber nicht Juſtizrath und folglich ſein Vorgeſetzter geweſen wäre.

Turlei hatte unterdeſſen auch ſeine Stimme erhoben: „Ja, meine Herren, die beſſern Köpfe ſollten mit allen Mitteln ihrer Geiſter dahin wirken, daß adlige Dummköpfe Männern von Ingenium und Kenntniſſen nicht ſtets bei Beſetzung höherer Stellen vorgezogen würden und dem talentvollen Staatsdiener nachher hemmend im Wege ſtänden. Sie müſſen es ſelbſt beſtätigen, Herr Juſtizrath, daß die meiſten Ihrer Herrn Kollegen ſehr beſchränkte Männer und mit Noth und Mühe durchs Examen gekommen ſind. Mancher Bürgerliche, der in einem niedern Dienſtverhältniß darben muß, wäre an der Stelle eines ſolchen adlichen Herrn recht an ſeinem Poſten. Aber das Gouvernement ſchätzt die Adelsprivilegien, ſelbſt die ſtillſchweigenden, die nirgend und nie verbrieft und verſiegelt ſind, wozu auch das gehört, daß die oberſten Stellen im Miniſterio und in den Kollegien durchaus mit Adligen beſetzt ſein müſſen.“

„Sie werden ſchon noch Regierungsrath werden,“ ſpöttelte Zeilig, „und hier ſitzt Einer“ — er deutete auf Fürſt — „der Ihnen dazu verhelfen kann. Sie wiſſen ja, wie gut er beim Miniſter, ja ſelbſt beim Herzog angeſchrieben ſteht.“

„Ich werde nicht verfehlen, meinen geringen Einfluß zu Ihrer Beförderung aufzubieten,“ ſagte Fürſt, mit dem Ausdruck von Verachtung im Geſichte; „ich bin Ihnen ja Dank ſchuldig für die gute Meinung, die Sie von mir hegen und geäußert haben.“

„Was für eine Meinung?“ fragte Durlei beſtürzt.

„Nun haben Sie nicht in Gegenwart mehrer dieſer Herrn erklärt, man müſſe ſich vor mir hüten; ich ſcheine Ihnen ein Spion des Miniſters zu ſein, um alle Kryptoliberalen hieſigen Landes aufzuſpüren und dann ans Meſſer zu liefern?"

„Das war nicht ſo gemeint — Es iſt Ihnen falſch hinterbracht worden — Sie haben es mißverſtanden — Ich habe mich übereilt — Bitte tauſend Mal um Vergebung —" ſtammelte der betretene Advokat.

„Genug!" ſagte Fürſt ernſt. „Ich hoffe dazu beitragen zu können, daß Sie nächſtens Regierungsrath werden."

Durlei konnte aus dieſen Reden nicht klug werden, und ſah in ſcheuer Verlegenheit vor ſich hin. Bode rief zu ſeinem Glücke dazwiſchen: „Laßt doch dieſe Schraubereien, damit es nicht gar unter uns Uneinigkeit gibt. Wir könnten unſern ſervilen Mitbürgern und den Ariſtokraten keine größere Freude machen, als wenn wir uns veruneinigten. Und thut einer Geſellſchaft Einigkeit noth, fürwahr ſo ſind wir es. Darum: Concordia!" Er hob das Glas.

„Concordia!" riefen Alle, die Gläſer hebend, aber in Durlei's Hand zitterte es und Fürſt ſah faſt mürriſch aus.

„Ihr Herren," ließ ſich jetzt der trockne Maler Lebrecht hören, „was mich betrifft, ſo halt' ich all' euer Reden und Handeln zum Sturz der Autoritäten für vergeblich. Ihr kommt mir vor, wie der in ſeine Kette beißende Hund. Es wäre dem Hunde beſſer, er hätte keinen deutlichen Begriff von der Kette und dem Zwange, den ſie ihm bereitet; er wäre nicht ſo wüthig und ſein vorſichtiger Herr legte ihn nicht an eine noch ſtärkere. Glaubt Ihr denn wirklich, es wäre ſo etwas Leichtes, das Autoritäten- und Ariſtokratenweſen oder vielmehr Unweſen in Deutſchland zu ſtürzen? Ich halte es für etwas Unmögliches. Denn dies Unweſen iſt nicht plötzlich in unſer Leben hereingekommen, es klebt uns nicht an als etwas Zufälliges, von unſerm Weſen Abgeſondertes, wie etwa ein Kleid; es läßt ſich auch nicht ausſchneiden, wie eine Beule oder ein Geſchwür; o nein! Es ſteckt in unſern Säften, in unſerm Blute, und macht einen Theil deſſelben aus; der Vater zeugt's dem Sohne auf, der

Säugling trinkt's in der Muttermilch; es wird mit ihm größer, lebt und ſtirbt mit ihm; es macht mit allen andern Tugenden und Untugenden einen Theil ſeines ganzen Weſens aus und zwar einen unzertrennlichen. Ihr müßtet den ganzen Körper tödten, wolltet Ihr ihn von dieſer Krankheit befreien, die ihm zur Natur geworden iſt."

„So müſſen wir's machen, wie Moſes," ſagte Bärenburg, „der führte die Kinder Israel vierzig Jahre in der Wüſte umher, die er in ein Paar Tagen hätte durchziehen können, damit das alte querköpfige Geſchlecht ausſterbe und er das junge ſich nach ſeinem Kopfe erzöge. Dazu bin ich nun freilich zu alt, aber Ihr könnt's vollbringen. Ich werde, wie Moſes, das gelobte Land wohl nur vom Berge aus in der Ferne leuchten ſehen und ſterben, ehe ich's betrete."

„Ihre bildliche Rede," nahm Lebrecht wieder das Wort, „kann zweierlei bedeuten. Ein Mal eine wirkliche Auswanderung in Maſſe nach Nordamerika und zwar des jungen Geſchlechts; denn Nordamerika iſt allerdings unſer gelobtes Land — und dann ſtimme ich Ihnen mit vollem Herzen bei, und rufe allen jungen Leuten zu: Rette ſich aus den europäiſchen Wirrſalen, wer kann."

„Ich bin durchaus für keine Auswanderung," unterbrach Bärenburg den Sprecher, „mein Herz wurzelt im vaterländiſchen Boden, wie die Bäume, die mein Haus umgeben. Und Deutſchland iſt das Füllhorn alles Segens. Es muß hier noch beſſer werden in den Köpfen und Herzen. Dann iſt unſer goldnes Zeitalter da."

„Fromme Wünſche! Treuherziger Glaube!" lächelte Lebrecht. „Sie haben alſo gemeint, wir müßten durch Lehre und Beiſpiel auf die Jugend wirken, bis die Alten mit ihren Vorurtheilen abgeſtorben ſeien. Erſtlich ſind wir liberalen Leute denn alle Eines Sinnes, oder läßt ſich nicht vielmehr das alte Sprichwort auch hier anwenden: So viel Köpfe, ſo viel Sinne? Ich glaube faſt, das Letztere iſt der Fall. Ach, ich fürchte nur immer, der Egoismus ſpielt in der liberalen Partei nicht minder ſeine Rolle, als bei unſern Antagoniſten. Ich habe recht zweideutige, ja ſchlechte Menſchen gekannt, Betrüger, Bankerottirer, verderbne Studenten, liederliche Schauſpieler, kaſſirte Soldaten, lauter Leute, die früher vergebens verſucht hatten, bei den Ariſtokraten, Reichen und Primaten anzukommen und von dieſen verächtlich zurückgewieſen worden waren, die ſich nun als liberale Schreier erſtaunlich breit machten, theils aus Ärger über ihre fehlgeſchlagnen Hoffnungen, theils um die zu ärgern, welche ihnen die Gewährung ihrer frechen Wünſche verſagt, theils um im Trüben zu fiſchen, wenn, ihren neuen Wünſchen und Hoffnungen nach, Alles drunter und drüber ginge, und ſich dann an die Stelle der Ariſtokraten, als Volksmänner, eigentliche Demagogen zu ſtellen, theils auch — wenn die neuen Wünſche und Hoffnungen abermals fehl ſchlügen — den Regierungen doch wenigſtens zu imponiren und ein wenig Furcht einzujagen, damit ſie doch ein einträgliches Ämtchen erwiſchen möchten, ein warmes Röckchen und gutes Mäntelchen, welches ſie dann nach dem Winde hängen könnten. Aus ſolchen Leuten beſtanden die heftigſten der Ultraliberalen. Ich lebte damals in einer größern

Stadt, und beobachtete die Leute im Stillen. Entweder waren ſie dem Trunke, dem Spiele oder ſonſt einer ſcheußlichen Leidenſchaft ſklaviſch ergeben, oder ſie wurden zu Hauſe von ihren Weibern tyranniſirt, oder waren ſchändliche Despoten gegen Frau, Kinder, Dienſtboten oder ſonſtige Untergebne, oder ſie waren untreue Freunde, kleinliche Betrüger, heimtückiſche Geſellen, Schleicher, Intriguenſchmiede. Durch dieſe Menſchen wurde gleich Alles verdorben; es graute dem rechtlichen, charakteredeln Mann in dieſen wüſten Chor von hundert tauſend Narren einzuſtimmen. Dieſe Leute werfen auf die ganze liberale Partei ein verächtliches Licht; denn wenn irgend ein Miniſter Einem beſagter liberalen Herrn leiſe winkt, um ihn zu irgend einem ſervilen Zwecke zu gebrauchen, ſo drängen ſich hunderte heran und ſchlagen ſich um die Ehre und den Verdienſt. Die Talentvollen davon werden wir auch als Regierungs-, Kammer- und Hofräthe ſehen; denn ſolcher Unrath iſt immer am beſten zum Rath zu verwenden.“

„Er hat Recht!“ rief Grammer hitzig. „Es iſt mit den wildeſten Burſchenſchaftern und Demagogen gerade ſo gegangen. Da nehmt unſern Regierungsrath und Kammerherrn von Hempel, unſern Konſiſtorialrath Schnapper, unſern Kammerrath Grün, die hab' ich auf der Univerſität als die wüthendſten Demagogen gekannt. Ihr müßt mir's bezeugen, Wönne und Durlei. Die hielten wahre mörderiſche Reden an uns, und den Dolch, der ihre Guillotine werden ſollte, gebrauchten ſie als Tiſchmeſſer. Da wurden Eide geſchworen, daß einem die Haare zu Berg ſtiegen. Ich ſah damals die Republik ſchon zur Thür herein lugen und auf den Wink dieſer Herren warten, um nach Deutſchland herein zu kommen. Und gibt es jetzt ſervilere Fürſtendiener, als dieſe Herren, hat unſer Herzog getreuere Anhänger und Vertheidiger, als die Genannten?"

„Er hat getreuere," ſagte Zeilig. „Jeder Bürger, jeder Bauer iſt ihm getreuer als dies ſpeichelleckeriſche Geſchmeis, das ſich an unſer Fürſtenhaus, an die Miniſter und Ariſtokraten drängt; und es iſt eine große Schwachheit, nicht einzuſehen, daß bei irgend einem Wechſel der Dinge, dieſe zweideutigen Herren die Partei, der ſie jetzt huldigen, am erſten verlaſſen und verrathen würden, um ſich dadurch Gunſt beim Volke zu machen, daß ſie dann um ſo gefährliche Verräther werden müſſen, weil ſie die Götter im Negligee oder gar in puris naturalibus geſehen haben.“

„Ich bin durch die Wendung der Unterhaltung ganz von meinem Thema abgekommen,“ griff Lebrecht die Rede wieder auf, „nämlich zu beweiſen, daß es weder durch Lehre und Beiſpiel, noch durch ſonſt ein Mittel möglich ſein wird, das Autoritäts- und Ariſtokratienunweſen aus der aufblühenden Jugend und der künftigen Generation zu vertreiben. Ich führte erſtlich an, daß die liberale Partei nicht zum Lehramt tauge, weil die lauten Schreier ſelbſt nichts taugen und die braven Männer ſich eben der vorlauten Schreier wegen wohl hüten hervorzutreten. Zweitens würden ihnen die Regierungen auch ſogleich das Handwerk legen, und dieſe extemporirten Lehranſtalten für nichts weiter, als revolutionäre Inſtitute ausgeben, und ich denke, nicht ganz mit Unrecht. Drittens aber und hauptſächlich iſt es ſchon deßhalb rein unmöglich, weil alle unſre Lebenseinrichtungen, öffentliche und private, die des Staats und die des Hauſes, das ſchnurgrade Gegentheil bezwecken. Nun leitet doch den Strom in ſeine Quellen zurück. Laſſen Sie uns das ganze Inſtitut unſrer Staatsdiener betrachten. Sobald die jungen Leute, welche die Jura oder Kameralwiſſenſchaften ſtudirt haben, durch's Examen ſind, arbeiten ſie eine Zeitlang bei praktieirenden Advokaten oder fallen gleich der Gunſt der Präſidenten anheim, welche ſie als Aceeſſiſten in den Kollegien aufnehmen. Ein ſolcher junger Menſch muß ſich ſchmiegen und biegen, ſich ſelbſt ganz verläugnen, ſeine Meinungen und Anſichten müſſen Null für Null in den Meinungen und Anſichten ſeines Chefs und ſeiner Obern aufgeben, ſonſt wird er als ein untaugliches Subjekt entfernt und hat auf keine Anſtellung zu hoffen. Nichts deſto weniger muß er mehre Jahre umſonſt arbeiten, und das Gouvernement bekümmert ſich nicht darum, wovon er lebt, und nun hängt es abermals von der Gunſt des Chefs und der muſterhaften Aufführung, dem Fleiße und andern löblichen Eigenſchaften des Kandidaten ab, wie viel derſelbe erhalten, welche Stelle ihm zu Theil werden ſoll. Er muß ſich alſo völlig in der Autorität des Chefs, des Miniſters u. ſ. f. verlieren. Was Wunder, wenn der talentvolle oder auch talentloſe junge Menſch, der ſich alſo an's Kreuz mußte nageln laſſen, ebenfalls Autorität zu erſtreben ſucht, die ihm ja als das höchſte Glück erſcheinen muß? Und iſt ſie nicht etwa auch indirekte Macht? Wirklich blicken dieſe jungen Regierungsacceſſiſten ſchon ſo vornehm auf die übrige, regierte Menſchheit herab — ſie machen ja einen Theil der Regierung aus — tragen die Achſeln hoch, rümpfen das Maul, thuen dick und vornehm, als hätten ſie's in der Taufe brieflich vom lieben Herrgott erhalten, daß ſie was Rechtes werden ſollten. So läuft in der Stadt ein kleines poſſierliches Subjekt herum, das gerade nicht viel gelernt hat, ſich mit Noth und Mühe durch die Examina ſchmuggelte, dann aber beim Juſtizkollegio den Acceß erhalten hat — nun ſeht nur dieſes winzigen Bürſchleins Geſicht an, ob es nicht der reinſte Ausdruck des ſervilſten

Hochmuthes iſt! Obgleich ſein Vater nur ein ehrlicher Schornſteinfeger war, ſo hat der Herr Regierungsacceſſiſt doch den wahren vornehmen Pli los; er kennt ſeine früheren Bekannte und Schulfreunde nicht mehr oder weiß ſie durch ein abgemeſſnes Betragen in ehrfurchtsvoller Ferne zu halten; gegen ſeine Obern iſt er ſehr anſtändig kriechend höflich, und wenn Ihr ihn in feinen Kleidern zierlich über die Straße gehen ſeht, ſo wolltet Ihr aus ſeinen wichtigen Amtsmienen, aus ſeinem würdevollen Anſtande bis zur Wette ſchlieſſen, dieß Männlein trüge die ganze Juſtiz im Kopfe oder auf den Schultern herum. So wird Beamtendünkel, Beamtenſtolz, Beamtendespotismus erzeugt, eingepropft, angelernt. Laßt doch ſolch einen Burſchen ein Mal Amtmann, Regierungsrath u. ſ. w. werden, was kann er denn anders aus der Schule mitbringen, als was er darin gelernt hat? Da iſt keine Spur mehr von Beſcheidenheit, richtiger Würdigung ſeiner ſelbſt, Menſchenliebe, Chriſtenpflicht, nichts iſt mehr da, als ein abgezogener Autoritätsmann. Seht doch unſre Amtleute und Richter! Sind ſie nicht lauter kleine Despoten? Können ſie je den geringſten Widerſpruch vertragen? Iſt in ihren Herzen etwas von jener verſöhnenden Chriſtusmilde, jenem heiligen Palladium unſres Glaubens, das die Menſchen zuſammenführen ſollte Bruſt an Bruſt, und die ſo in Liebe vereinigte Menſchheit in den alliebenden Schoos des Vaters? —

„Eine noch weit ſchlimmere und ekligere Sorte von Autoritätsgeſchöpfen ſind jene Beamten, welche aus der ehrſamen Schneiderzunft hervorgegangen ſind; jene hochwichtigen Männer, die erſt Advokatenſchreiber, Kopiſten, Kanzliſten, Kleiderklopfer und Stiefelwichſer waren, jene Kopirmaſchinen und Ritter von der langen Feder. Dieſe Leute ſind gleich dem Schimmel aus dem Dintenfaſſe aufgewachſen, und niemals in ihrem Leben können ſie ihre ſchwarze Abſtammung und ihre ſchimmliche Verwandtſchaft verläugnen, ſo viel Mühe ſie ſich auch geben möchten; denn ſie laſſen ſich zu allen ſchwarzen und ſchmutzigen Geſchichten brauchen, und wovor ein andrer ehrlicher Mann erröthet, dazu bieten ſie ſich die ſchimmliche Hand. Dies ſind die eigentlichen Despotenknechte, die um's Ämtchen Hund und Schlange ſpielen, und ſich dann als die Unentbehrlichen in die Bruſt werfen und auf Alles, was nicht über ihnen iſt, mit dem ſcheußlichſten Hochmuth herabſehen. — Dieſe alſo entſtandene Beamtenariſtokratie und Despotie veranlaßt nun wiederum das Drängen zu den Studien und in die Kanzleien. Die Verkehrtheit iſt ſo groß geworden, daß man es allgemein für ein Glück hält, ein ſogenannter Staatsbeamter zu ſein, ein Wort, das bei uns nicht vom Staat l'état, ſondern vom Staat la parade, l'atours hergeleitet werden muß; denn in der That ſind dieſe Herrn nur da, damit man Staat mit ihnen mache und damit ſie ſelbſt Staat machen. Früh pflanzt man den Kindern ein, daß der Beamte weit mehr ſei und zu bedeuten habe, als jeder andre Menſch, daß das Beamtenkind weit vornehmer und beſſer ſei, als das Bürgerkind. Man würde ausgelacht werden, wenn man die unumſtößlich wahre Behauptung ausſpräche, daß der Beamte des Bürgers wegen da ſei. Schon den Kindern wird die Vornehmheit früh in die Seelen getrichtert. So gut auch unſre Stadt- und Bürgerſchulen beſtellt ſind, ſchon die Frau des Aktuars, des Sekretärs würde es ſich zur größten Schande rechnen, wenn ſie ihr liebes Töchterchen in die Stadtſchule unter das Bürgerpack ſchicken ſollte; dafür ſind die Inſtitute da. Vornehme Kinder müſſen in die Inſtitute gehen. Dieſe Inſtitute ſind die eigentlichen Pflanzſchulen des niederträchtigſten Kaſtengeiſtes, der Vornehmheit, des Hochmuthes, der Autorität. Ich kenne ſubalterne Beamte, deren Familien ſtets mit der lieben Noth zu kämpfen haben, um ſich nur durchzuſchlagen, aber für das Töchterchen wird doch das theure Honorar in's Inſtitut bezahlt, damit es vornehm werde. Ich habe im vorzüglichſten Inſtitute unſrer Stadt, das ſich den ſchön klingenden Namen einer höhern Töchterſchule gibt, Unterricht im Zeichnen ertheilt, und dabei dieſe vornehmen Töchter beobachtet. Es ergab ſich mir ein ſchauderhaftes Reſultat. Unter Kindern von ſechs bis zehn Jahren der widrigſte Kaſtengeiſt ſeiner ſchroffſten Geſtalt ausgebildet. Die Töchter der

Räthe und Sekretäre hielten zuſammen und behandelten die geringerer Beamten mit einer wahren Impertinenz. Und wie ſprachen ſich dieſe kleinen Ungeheuer über Bürgerkinder, Bürgersleute und andre Menſchen aus, die nicht ſo glücklich waren, dem Staate zu dienen! Alle Haus- und Stadtklätſchereien, alle liebloſen, harten, verkehrten, unſinnigen Urtheile der Frau Mama und des Herrn Papa hallten in den Sälen der höhern Töchterſchule wieder, und als ich gegen dieſe abſcheuliche Corruption der Natur bitter entbrannte und loseiferte, wurde ich höflich entfernt und meine Stelle einem jungen Menſchen gegeben, der mit den Frauen klatſcht, mit den Männern kannegießert, den Kindern in der Lebensart forthilft und deßhalb in unzähligen Häuſern gern geſehen iſt. In den Knabeninſtituten geht es wegen der angebornen Wildheit des männlichen Geſchlechts etwas beſſer zu; aber die Vornehmheit iſt bei ihnen doch auch das elfte Gebot, das die Jungen eher lernen, als alle übrigen zehne. Aus dieſen Lehranſtalten gehen nun die künftigen Staatsdiener und ihre Frauen, die Väter und Mütter des künftigen Geſchlechts hervor. Vom fünften Jahre bis zum dreißigſten zur Vornehmheit und zur willigen Anerkennung der Autoritätsmacht dreſſirt; ich bitte Sie, meine Herren, was läßt ſich von einem ſolchen Manne erwarten, und wo ſind die Anknüpfungspunkte, wo die edeln liberalen Männer ihre Weltverbeſſerung beginnen ſollen? Auf den Gymnaſien? Die ſind alle viel zu ſehr auf die gelehrte Bildung eingerichtet; die Lehre vom praktiſchen Leben wird auf ihnen verſäumt. Desohngeachtet werden nur wenige der jungen Leute wirkliche Gelehrte, was ſie auch ohne die allzu ſtrenggelehrte Einrichtung der Gymnaſialanſtalten werden würden, weil ſie das Genie dazu haben, dazu geboren ſind; in den Übrigen wird durch ſolchen Zwang der ihnen angeborne praktiſche Sinn verkümmert, wenn er nicht ſehr ſtark iſt. Auch würde ein Lehrer in unſerm Geiſte gar bald ſeines Amtes entheben werden. Was lehrt man auf den Univerſitäten? Theorien, nichts als Theorien. Aber

„Grau, Freund iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.“

Ich bitte Jeden, mich zu widerlegen, wenn's ihm möglich iſt."

„Du haſt die widrige Schattenſeite unſres dumpfen Kellerlebens gut gemalt," ſagte Bode, „allein du hätteſt doch nicht vergeſſen ſollen, daß ſeit vierzig Jahren die Kellerlöcher auf ſind und der Tag hereinfällt und die luſtigen Sonnenſtrahlen, daß wir einen Begriff vom Licht bekommen haben und daß ſich eine ſtarke Coalition gebildet hat, jene Kellerlöcher mit Kraft und Geſchick immer mehr zu erweitern, bis die ganze läſtige Wölbung hinweg iſt, und Gottes heilige, goldige Sonnenpracht und die blaue, ſüße Himmelsluft unaufgehalten hereinquillt und uns aus dem Loche heraushebt auf die grüne, blumige Erde; freilich werden die gewichtigen Mauerſteine der Wölbung, herabſtürzend, noch Manchen todt ſchlagen —"

„Ich denke, ungeheuer Viele," ſagte Lebrecht raſch. „Ich verkenne die Beſtrebungen der neuern Zeit nicht, ich achte die Köpfe, in denen ſie ſich entwickeln; aber Ihr müßt mir doch auch eben ſo gut zugeben, daß ſich unſre Antagoniſten gewaltiger waffnen, als je, daß eben dieſe Zeit eine Menge Inſtitute hervorgerufen, die unſern Beſtrebungen entgegenarbeiten. Vor vierzig Jahren gab es auch noch keine höhere Töchterſchule und der Kaſtengeiſt war nicht ſo ſchroff, wie heute. Dies Alles beweiſ't nur meine Meinung, daß in Europa ein großer Kampf der Prinzipien ausbrechen wird, der es vernichtet. Laßt es ſterben und verfaulen, und wer friſche Lebensluft einathmen will, der gehe im nächſten Frühling mit mir nach Amerika."

„Sie nach Amerika?" riefen viele Stimmen verwundert.

„So iſt's!" ſagte Lebrecht. „Mein Entſchluß ſteht feſt und meine Einrichtungen werden dieſen Winter über mit Muße gemacht."

„Glückliche Reiſe Allen, die ihr Vaterland in der Noth feig verlaſſen!" ſagte Bode ärgerlich. „Uns winken andre Kränze. Doch das vortreffliche Lied unſrer noch vortrefflichern Dichterin wartet ſchon viel zu lange auf unſre rauhen Männerſtimmen. Es iſt eine ſehr glückliche Wahl von Fräulein von Süßholz, daß ſie es nach der

Melodie: „„Ein freies Leben führen wir““ gedichtet hat.“

Das Geſicht der Dichterin, welches ſeither etwas ſauer geſehen hatte, begann ſich jetzt ſchnell zu erheitern und ihr Auge ſtrahlte auf den gütigen Bruder in Apoll.

„Sagen Sie nur,“ fragte ſie ſchüchtern zu ihm hingebeugt, „ſollen denn alle Autoritäten verworfen werden? Soll auch die des göttlichen Schiller in unſerm Orden nicht mehr gelten?“

„Sie müſſen alle ſtürzen,“ verſetzte Bode barbariſch. „Vielleicht, daß ſich Göthe erhält.“

„Es iſt ſchauderhaft. Ich kann mich doch nicht recht in die Herrn finden, und ihre eben ausgeſprochenen Anſichten über Poeſie und Welt kommen mir wildfremd vor, ſo daß ſich mein jungfräuliches Herz davor entſetzt hat.“

„Armes Seelchen! Armes Herzchen!“ ſagte Bode, ließ ſeine Hand in die ihrige ſinken und rief: „Das Lied! das Lied!“ Und ſogleich ſtimmte er das feierliche Ordenslied an und Alle griffen zu den von Alexandrinen geſchriebenen Blättchen und ſtimmten ein.

Zweites Kapitel.

Ernſthafte, unerwartete Ereigniſſe und verkehrte Schritte der herrſchenden Partei. — Fürſt's unveränderte Verhältniſſe und Regina's ſichtbares Beſtreben. — Die Ruhl erhält neue Gelegenheit zur Ausübung ihres großen Talentes.

Es waren kaum einige Tage nach der großen Ordensverſammlung verſtrichen und die „Hummeln und Bienen" wieder heimgekehrt, als Bode, Grammer, Lebrecht und Kühn in ihren Wohnungen von Polizeiſoldaten überraſcht und gefänglich eingezogen wurden. Zu gleicher Zeit bemächtigte man ſich ihrer Papiere. Noch an demſelben Tage erhielten alle übrigen Glieder des Blumenordens von der oberſten Behörde Befehl, ſich unverzüglich vor die Kommiſſion zu ſtellen, welche zur Unterſuchung über ſtaatsgefährliche Umtriebe gebildet worden war. Richard Fürſt war der Einzige, der nicht vorgeladen wurde. Dagegen wurden der Juſtizrath von Zeilig, der Pfarrer Walter in Heiligenbach und der Kreisphyſikus Willing in Dietrichshauſen bis zur geendigten Unterſuchung von ihren Amtsfunktionen dispenſirt, den drei Advokaten wurde die Praxis ſo lange gelegt und dem Bürgerlieutenant und Lederhändler Herling der Säbel abgenommen.

Dies Ereigniß machte in der kleinen Stadt und in dem kleinen Staate ungeheures Aufſehen; eine ganze Woche lang wurde in allen Häuſern des Landes, von der herzoglichen Reſidenz an bis zur Hütte des Taglöhners herab, von nichts weiter geſprochen, und die tauſendzüngige Fama erzählte die grauſigſten Geſchichten von Dolch- und Pulververſchwörungen gegen alle geſalbten und gekrönten Häupter des Erdbodens; der Heerd der Revolution ſollte entdeckt, der Eiterſtock des jakobiniſchen Geſchwürs gehoben ſein.

Die Ordensglieder wurden einzeln ausführlich vernommen; es entſtanden bald rieſige Akten; die Kommiſſion verfuhr äußerſt ſcharf. Aus den vorgelegten Fragen war genugſam zu erkennen, daß eine in's Detail gehende Denunciation ſtatt gefunden hatte. Was aber alle liberalen Freunde in das höchſte Erſtaunen ſetzte, war der ſonderbare Umſtand, daß die Kommiſſion von einzelnen Vorfällen und Geſprächen, ja ganz ſpeziellen Äuſſerungen des Einen und des Andern unterrichtet war und ſich nie in der Perſon irrte. Es waren allerdings — und vorzüglich von Seiten Bode's und Grammer's im vertrauten Freundeskreiſe Anſichten und Meinungen ausgeſprochen worden, die, nicht für die Ohren und die Federn einer monarchiſchen Behörde beſtimmt, durch feurige Rede und ſtürmiſche Begeiſtrung das Gepräge des wildeſten Radikalismus erhielten. Sowohl Bode als Grammer waren viel zu ſtolz und viel zu ehrlich, um nur ein Jota von ihren Worten abzuläugnen. Aus dieſen leichtſinnigen, unüberlegten Äußerungen, die man kaum mehr als flüchtige Gedanken nennen konnte, da ſie ja nur den beſten Freunden mitgetheilt worden waren, ſpann ſich nun ein trügeriſches Netz zuſammen, in welchem ihr Fuß ſich verwickeln mußte. Lebrecht und Kühn ſchienen mehr zur Geſellſchaft mit eingezogen zu ſein, um die beiden hitzköpfigen Anführer nicht allein feſt zu ſetzen. Man gab auch manchen ihrer Worte eine ſchlimmere Deutung, als ſie wohl urſprünglich hatten, ſetzte ſie mit Bode's und Grammer's Ausdrücken in Verbindung und verſtrickte die beiden Maler noch mehr durch die Widerſprüche, die in ihren Verhören vorkamen, ſo daß aus den gegebenen Umſtänden ihnen die Abſicht eines Verbrechens bewieſen wurde, an das ſie wohl nie im Ernſt gedacht hatten, am wenigſten der kaltblütige Lebrecht. Gegen Zeilig waren die Angaben übertrieben und zum Theil ganz unwahr. Es fiel in die Augen, daß Manches verdreht oder gar erfunden war, um ihn abſichtlich zu verderben. Dieſer Umſtand brachte die Freunde zuerſt auf eine dunkle Spur; die gehäſſige Abſicht gegen Zeilig traf ganz mit dem Beſtreben des Kammerherrn von Schließ zuſammen, wie er es, von Fürſt belauſcht, in der Burgruine zu Bärendorf gegen Alexandrine von Süßholz ausgeſprochen hatte; und daraus entſprang die Vermuthung, daß Schließ der Anſtifter der Denunciation ſein möchte. Wer aber der Denunciant? Zeilig und Fürſt hielten entweder den Advokaten Durlei oder den Kreisphyſikus

Willing dafür, und ihr Verdacht erhöhete ſich um ein Bedeutendes, als ſchon nach acht Tagen Durlei die Erlaubniß zur Praxis und Willing zur Amtsfunktion erhielt. Sie riefen ſich das zweideutige, ängſtliche und unmännliche Benehmen dieſer beiden Subjekte, vorzüglich des breitmäuligen, weitſchweifigen Advokaten in's Gedächtniß zurück, und es blieb ihnen faſt kein Zweifel mehr übrig, daß Einer davon, ja vielleicht Beide verrätheriſche Schurken ſeien.

Auffallend war es, daß in den erſten Verhören durchaus nichts vom neuen Blumenorden erwähnt wurde, und Zeilig vermuthete, daß dahinter eine beſondre Abſicht verſteckt ſei.

Auf Fürſt's äußeres Leben ſchienen dieſe Ereigniſſe nicht den mindeſten Einfluß ausüben zu wollen. Er ſpeiſ'te nach wie vor wöchentlich zwei bis drei Mal beim Prinzen Hermann, und erhielt regelmäßig ſeine Einladungen zum Miniſter von Golpe, zum Hofmarſchall von Manzo und noch einigen andern Primaten, obgleich er überall als heftiger Vertheidiger der Angeklagten auftrat und es gar kein Geheimniß mehr war, wer der Erfinder der in der Stadt cirkulirenden und vielfach kopirten Karikaturen ſei. Man hütete ſich bald, in ſeiner Gegenwart von den Revolutionären und Verſchwornen zu ſprechen, und ſo kam man gut mit ihm hin. Zeilig's Scharfſinn litt an dieſen Räthſeln Schiffbruch, beſonders als er von Fürſt in die Geheimniſſe jener verhängnißvollen Nacht in des Miniſters Hauſe eingeweiht worden war. Er kam endlich darauf, zu behaupten, Fürſt müſſe wirklich ein natürlicher Sohn entweder des Prinzen Hermann oder des Herzogs ſelbſt ſein und Golpe darum wiſſen. Außerdem ließe ſich von all dieſen Sonderbarkeiten nicht eine erklären; es blieben außerdem noch manche dunkel und räthſelhaft.

Auch in Fürſt's zärtlichem Verhältniſſe zur Freifrau von Golpe hatte ſich gar nichts geändert. Die Ruhl machte die Zwiſchenträgerin, beſorgte Beſtellungen und Zuſammenkünfte, und Richard war glücklich in der genußreichen Liebe des ſchönen Weibes. Gewöhnt, in Räthſeln zu leben, ſich von Unbegreiflichkeiten umthürmt zu ſehen, ſchien Fürſt das Auge dafür verloren zu haben, und es fiel ihm nicht mehr auf, daß der ſonſt ſo ſchlaue Miniſter auch nicht die leiſeſte Spur von Argwohn zeigte, und ſeine ſüßen Stunden mit der liebenswürdigen Frau nicht in die mindeſte Gefahr wieder kamen.

Er ging ſelten von Reginen, ohne von ihren körperlichen und geiſtigen Reizen noch mehr bezaubert zu ſein. Ihre harmloſen Plaudereien, die, wie holde unſchuldige Kinder, mit den Wonnen und Schmerzen der Erde als Blumen lächelnd ſpielten, und immer lächelnd Thränenperlen, die ihren treuen Augen entquollen, unter die Blumen miſchten, dies unbeſchreiblich reizende Koſen und Girren der unvergleichlichen Frau war recht eigentlich dazu gemacht, die düſtern Geiſter aus Richards Bruſt zu bannen, die die trübe, traurige Zeit mit ihren Unbilden und Fratzen nur zu oft darin heraufſchwor. Wenn ſie ihm gegenüber ſaß, und er ihr durch das ruhige, große, freundliche Auge tief in die reine Seele hinabſchauen durfte, oder wenn ſie ihren kleinen ſchöngeformten Kopf an ſeiner Bruſt wiegte, oder wenn ſie ihren vollen weißen Arm um ihn geſchlungen hatte, und den lieblichen Ergüſſen ihres Herzens freien Lauf ließ, dann ſchmolz es, wie Schneegebirge, in ſeiner Bruſt, und es kam nicht ſelten ein Gefühl ſo ſeliger Thränenmilde über ihn, das er früher nie gekannt, und das ſelbſt in Widerſpruch mit ſeinem Weſen zu ſtehen ſchien. Ihre Nähe däuchte ihm endlich ein Zaubergarten, das Bereich einer wohlthätigen Fee, wo die ſprödeſten Elemente unwillkührlich zu ſanften und milden verwandelt würden, damit Alles und Jedes im Einklang ſtehe mit dem Grundtone, dem melodiſchen Hauche des hier waltenden Genius, deſſen Scepter ein Lilienſtengel, deſſen Krone ein Blumenkranz.

Inzwiſchen konnte ſein Weſen doch nicht von jener Gefühlstrunkenheit, die in ihrem Rauſche alle andern Geiſtesthätigkeiten begräbt, ſo ergriffen werden, daß die ihm eigenthümliche ſcharfe Beobachtungsgabe von den feurigen Wellen des Liebesgenuſſes überfluthet worden wäre, und ſo nahm er denn auch an Regina wahr, daß ſelbſt in der höchſten Seligkeit der Liebe ihr Beſtreben dahin gehe, ihn von ſeinen Freunden abzuziehen, und vom Liberaliſmus, der Krankheit der jetzigen Zeit, wie ſie ſich ausdrückte, zu heilen.

„Es iſt mir ein Beweis,“ klagte ſie mit wehmüthigen Tönen, wie eine Nachtigall, „daß du mich nicht mit jener götterſeligen Hinſchmelzung deines Weſens in Liebe, mit jener unbewußten Verläugnung aller andern Leidenſchaften, umfängſt, ſonſt würdeſt du nicht mit ſo gewaltiger Leidenſchaftlichkeit und Kraft deiner Seele, die der Liebe zu mir gleich kommt, wenn nicht gar ſie übertrifft, an einem Wahngebilde der Zeit hängen, einem trügeriſchen Nichts, das den zärtlichen Gefühlen des Herzens ſo fremd, der Liebe Feind iſt. Ich liebe ganz, und *liebe* allein; wie kann man denn auch anders, als ganz und allein lieben, wenn man wahrhaft liebt? Ich habe kein Auge, keinen Sinn für die Außenwelt; was kann mich, die Liebende, der wirre Streit der Völker und Fürſten kümmern? Dies widrige Geſchrei trifft mein Ohr nicht mehr, ſeit in ihm nur die zärtlichen Seufzer deiner Liebeswünſche widerhallen. Und bin ich in deinen Armen nicht die Königin der Erde?“

„Das Weib,“ verſetzte Fürſt, „ſoll auch ganz Liebe ſein, und ſie liebt nicht, wenn noch andre Leidenſchaften in ihrem Herzen keimen. Auf dieſem Altar brenne allein die heilige Flamme der ſüßeſten Gefühle. Aber der Charakter des Mannes iſt ein andrer und ſoll ein andrer ſein. Er will den Himmel beſitzen, aber auch die Erde. Seine Bruſt ſehnt ſich nach Liebe, aber auch nach Streit, und aus Liebe und Streit baut ſich ſein ſtürmiſch bewegtes Leben zuſammen, während das des allein liebenden Weibes ſich ruhig und heiter geſtaltet, wie das Blumenſtück auf des Meiſters Weberſtuhl. Ich will dich lieben wie ein Mann, liebe du mich wie ein Weib; aber verlange nicht im Mißverſtändniß der Charaktere der beiden Geſchlechter, daß ich mit weiblicher Liebe dich lieben ſoll. Ich will ſelige Stunden an deinen Lippen verträumen; aber ich will auch hinaus, um in dem Streite mitzukämpfen, der jetzt die Welt bewegt.“

„Ach, dann iſt es mir immer, als beſäße ich dich nur halb, und als könne ich auch dieſe Hälfte verlieren. Und dieſer Gedanke iſt mir unerträglich. Könnteſt du mir zur Liebe nicht die Geſellſchaft der verdächtigen Leute meiden, mit denen du jetzt umgehſt. Du würdeſt das Maas meines Glückes voll machen."

„Ich begreife nicht, wie meine politiſche Geſinnung und mein Umgang mit ehrenwerthen Männern unſrer Liebe nur den geringſten Eintrag thun kann? Was hat ſie mit dem Liberalismus und Abſolutismus zu ſchaffen? Sei du von welcher Partei du wolleſt, ich frage nicht darnach: ich liebe dich! Thue du desgleichen."

„Du mußt wiſſen, daß all deine Freunde beim Herzoge ſehr ſchlecht angeſchrieben ſtehen und keiner Gnade zu erwarten hat. Es wäre ſchrecklich, wenn du nicht umkehrteſt und dich ein gleiches Loos träfe!"

„Was kann mich die Gnade oder Ungnade des Fürſten dieſes Landes kümmern? Ich ſuche die eine und fürchte die andre nicht."

„Aber er kann dich des Landes verweiſen und Trennung von dir wäre mein Tod."

„Wie? würdeſt du nicht den Muth haben, mir zu folgen? Dann würdeſt du vielleicht meinen höchſten Wunſch erfüllen und mein Weib werden. Oder fiele dies der Frau des Miniſters zu ſchwer?“

Regina brach ſtatt der Antwort in Thränen aus, und Richard hatte genug zu thun, ſie zu tröſten. „Ich ſehe ſchon das Unglück kommen,“ ſagte ſie ſchwermüthig, „du haſt es heraufbeſchworen, und als ein düſtres Geſpenſt ſteht es im Hintergrunde meiner Seele drohend und fürchterlich. Ich bin die Kaſſandra, ich ſchaue das rieſige Verderben mit prophetiſchem Geiſte, ich warne dich, aber du hörſt nicht auf mich. Einſt, vielleicht ſchon bald, wird die Stunde ſchlagen, wo du deine Halsſtarrigkeit bereueſt.“

Fürſt küßte ihr den Mund ſtumm, die Augen trocken und die Stirn wieder glatt, nannte ſie eine kleine thörichte Geiſterſeherin, und lenkte die Unterhaltung auf andre Gegenſtände.

Solcher Scenen hatte der Maler mehre zu beſtehen, bis die Baronin, verzweifelnd, daß es ihr je gelingen würde, ihn von der liberalen Parthei abzuziehen, nur dann und wann dieſes

Punktes bekümmert gedachte und endlich gar darüber ſchwieg.

Gleiche Anfechtungen hatte der Maler von Seiten ſeines fürſtlichen Wohlthäters zu beſtehen. Prinz Hermann gab ſich alle Mühe, ſeinem Zögling in ſcharfſinnigen Räſonnements zu beweiſen, aus welchen ſchlechten Subjekten die liberale Geſellſchaft deſſelben zuſammengeſetzt ſei; unwillkührlich übertrieb er aber im heiligen Eifer, und malte Schwarz in Grau, nicht bedenkend, daß er dadurch dem jungen Manne verdächtig werden müſſe; und in der That offenbarte ſich an Fürſt die alte Erbſünde des Menſchen; je heftiger der Prinz in ihn drang, von den Liberalen zu laſſen, um ſo ſtärker fühlte er ſich zu ihnen hingezogen. Durlei und Willing allein mied er, als höchſt verdächtig, alle andern ſuchte er dagegen zu ermuthigen und ermahnte ſie einzeln und vereint, ja recht feſt zuſammenzuhalten und komme was da wolle, nicht von einander zu laſſen. Es war natürlich, daß, da die Zuſammenkünfte der Klugheit gemäß ſehr geheim gehalten wurden, aus dieſen Verhältniſſen bald eine innige Verbrüderung entſtand, und die unkluge und unnöthige Strenge der Regierung das wirklich hervorrief, was, erſt nicht vorhanden, von ihr hatte unterdrückt werden ſollen. Es fielen mehre ſehr heimlich betriebne und ausgeführte Reiſen auf die Bärenburg vor und dort gedieh durch Zeiligs Scharfſinn ein Bund ganz eigner Art, deſſen Prinzip und Weſen bereits dunkel in den zweideutigen Statuten des Blumenordens angedeutet worden waren. Der tiefere Sinn, der dort gleichſam bewußtlos dem Ganzen unterlag, war nun hier allen deutlich ausgeſprochen, aber in ſymboliſche Bilder und Formen gehüllt. Es war äußerlich nur von der Dichtkunſt, ihren Meiſtern und Formen die Rede, doch hatte jeder Name, jede Form eine geheime Bedeutung, und diente nur als Symbol für eine ganz andre Sache, die die Bundesglieder alle Urſache hatten, vor der Regierung ſo geheim als nur immer möglich zu halten. So wurde aus dieſen jungen Leuten wirklich, wofür man ſie erſt unſchuldig gehalten, nämlich Verbrecher in den Augen des Staatsgouvernements.

Ihr vorzüglichſtes Beſtreben ging vor der Hand dahin, die Gefangnen von ihrer Geſellſchaft zu befreien. Aus dem Gange der Unterſuchung ließ ſich bald entnehmen, daß man mit Lede und Grammer ſtreng verfahren werde und wirklich lagen ſo viel ſtarke Gravamina gegen beide vor, daß Zeilig mehrjährige Zuchthausſtrafe für keine allzuharte Strafe hielt. Lebrecht und Kühn wurden ſchon nach vier Wochen gegen Caution, welche Zeilig durch eine dritte Hand leiſten ließ, auf freien Fuß geſetzt.

Zeilig und Fürſt kamen darin überein, daß ſich die Flucht der beiden Übrigen am beſten durch Mitwirkung der Ruhl ausführen laſſe, und Fürſt übernahm es, dieſe Möglichmacherin für den Plan zu gewinnen.

Er ſprach mit ihr. „Laſſen Sie mich machen,“ ſagte ſie. „Die Frau des Criminalraths iſt ſehr eitler Natur. Sie hat mir ſchon den Wunſch zu erkennen gegeben, mich zuweilen bei ſich zu ſehen. Gewiß ſucht ſie höhere Verbindungen durch mich anzuknüpfen, vielleicht ſehnt ſie ſich auch nach einer angenehmen männlichen

Unterhaltung. Das Herz ihres Mannes hat ſich im Criminaldienſt ſelbſt etwas criminaliſirt, ein garſtiges Herz. Die Frau wäre nicht darum zu verdenken. Geben Sie mir einen Brief an Herrn Bode.“

Fürſt ſchrieb und benachrichtigte ſeinen Freund von dem Plane ſeiner Befreiung.

„Und was ſoll denn aus der armen Roſaura werden?“ fragte die Ruhl weiter mit Bekümmerniß. „Das arme Kind härmt ſich todt Schon iſt der Tag ihrer Verlobung mit dem Kammerherrn von Schließ beſtimmt. Ich fürchte ſehr für ſie, wenn wir ſie ohne alle Hoffnung laſſen.“

„Aber welche ſollen wir ihr geben? Ich weiß von keiner.“

„Sie wäre nicht die erſte Tochter des Miniſters, die mit ihrem Geliebten entflöhe. Und es müßte dem alten Steinherzen ſchon recht geſchehen, wenn er die zweite verlöre, wie er die erſte verloren hat.“

„Aber wozu ſoll eine Entführung dienen? Beide dem Elende preis zu geben? Bode hat kein

Vermögen, keinen ſichern Erwerb. Er würde in Deutſchland vor der Verfolgung Golpe's nirgend ſicher ſein.“

„Auch dieſes Hinderniß ließe ſich beſeitigen. Es lebt Jemand, der all' dieſen Übelſtänden mit Freuden abhülfe, und dazu Einfluß und Vermögen beſitzt.“

„Und wer wäre dieſer Jemand?“ fragte Fürſt erſtaunt.

„Roſaura's Mutter. Sie lebt in . . r . in Anſehn und Vermögen. Sie iſt ſogar vor Kurzem Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Wilhelmine geworden, und unſer ſchlauer Miniſter hat es nicht verſchmäht, ſie für den Plan einer Verbindung zwiſchen dem Erbprinzen Emil von . . r . und unſrer Prinzeſſin Amalia zu gewinnen. Vielleicht hat er ſich nur deßhalb gedemüthigt, um ſie unſchädlich zu machen; denn er kennt ſie und fürchtet ihre Rache. Gelingt es, ſie in Bode's und Roſaura's Intereſſe zu ziehen, ſo iſt für beide viel gewonnen.“

„Die Sache hat große Wahrſcheinlichkeit für ſich. Aber wie gewinnen wir Roſaura's Mutter für unſern Plan?"

„Sie ſelbſt reiſen nach . . r . und ſprechen mit ihr. Zu dieſer Reiſe findet ſich ein ſehr ſchicklicher Vorwand. Die Prinzeſſin Wilhelmine von . . r . iſt eine leidenſchaftliche Kunſtverehrerin und hat ihr nicht ungewöhnliches Talent zur Malerkunſt in einem ſehr hohen Grade ausgebildet. Es gibt treffliche Landſchaften von ihr. Die Baronin Regina iſt, als Verwandte unſres Fürſtenhauſes, mit der Prinzeſſin Amalia befreundet und, wie Sie wiſſen, erſte Hofdame derſelben. Gleiche Neigungen und Genüſſe im Gebiete der Kunſt führten ſie zuſammen. Geben Sie bei der Baronin vor, Sie hegten den Wunſch, das Talent und die Kunſtſchätze der Prinzeſſin Wilhelmine von . . r . kennen zu lernen. Sie wird nicht verfehlen Ihnen einen Brief Amaliens an die Prinzeſſin Wilhelmine mitzugeben. Ich werde mich beeilen, das Meinige zu thun, thun Sie eben ſo das Ihrige."

Drittes Kapitel.

Reiſe und neue Bekanntſchaften des Malers. — Die Kataſtrophe tritt ein.

Fürſt erhielt eine Einladung zur Verlobungsfeier der Baroneſſe Roſaura von Golpe mit dem Kammerherrn von Schließ, und Madame Ruhl brachte ihm zu gleicher Zeit die Nachricht, daß Roſaura auf die Flucht vorbereitet ſei und ihm einen Brief an ihre Mutter übergeben werde.

„Es geht uns Alles zu Glück,“ ſagte ſie. „Nach der Verlobung reiſen Golpe und Schließ wieder nach . . r ., die Verlobung des Erbprinzen Emil mit unſrer Prinzeſſin Amalia mit allem Ernſt zu betreiben. Sie müſſen noch eher dort ſein. In derſelben Nacht, wo jene abgereiſt ſind, entſpringt Bode, dafür habe ich bei der Frau Criminalräthin bereits geſorgt. Sie wird ihn ſelbſt befreien; die Frau braucht mich zu nöthig, um mir nicht eine ſo kleine Gefälligkeit zu thun. Sie kehren zurück und wiſſen von nichts. Sobald Golpe von . . r . zurück iſt, entflieht Roſaura zu ihrer Mutter, welche die ihr zuſtehenden Rechte auf die Tochter niemals aufgegeben hat. Golpe muß ſchweigen, weil er ſonſt befürchten muß, die Verbindung der Prinzeſſin Amalia geht rückwärts; denn der Erbprinz Emil ſoll gar nicht nach gewöhnlichem Schlage ſein. Und ein Ereigniß dieſer Art würde ihm unfehlbar die Ungnade des Herzogs zu Wege bringen. Unter dem Schutze der Mutter mögen Bode und Roſaura glücklich ſein. Alles iſt gut eingefädelt und wird glücklich von ſtatten gehen."

Den Maler erfaßte eine Art von Bewunderung vor dem Talente der Schauſpielerin, die ſich im Elemente der Intrigue ſo leicht bewegte, wie der Fiſch im Waſſer. Zum erſtenmale ſagte er mit Wärme zu ihr: „Sie halten mir Wort und löſen das mir gegebne Verſprechen auf eine mir höchſt erfreuliche Weiſe. Ich werde Ihnen das nie vergeſſen."

„Wem anders als Ihnen verdanke ich denn

mein Glück?“ verſetzte ſie mit Pathos. „Bis zum letzten Lebenshauch bin ich die Ihrige.“

Das höchſt glänzende Feſt im Hauſe des Miniſters verſammelte den ganzen Adel der Hauptſtadt zu einem Thee danſant; ſelbſt der Herzog und die Herzogin kamen auf eine Stunde. Roſaura's Blicke ruheten beruhigt und dankbar auf Fürſt. Sie fand Gelegenheit, ihm einige rührende Worte zu ſagen, und die Ruhl ſtellte ihm ſowohl ihren Brief an ihre Mutter, als auch den der Prinzeſſin Amalia an die Prinzeſſin Wilhelmine von . . r . zu. Regina's zärtlicher Händedruck wünſchte ihm glückliche Reiſe, und als der Tag graute, eilte er ſchon auf dem Wege nach der fernen Reſidenz . . r . —

In der geſchiednen Baronin von Golpe, bei der als der Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Wilhelmine er ſich mit der Bitte um eine Audienz bei ihrer Herrin einführte, lernte er eine ſehr ſchätzbare Frau kennen. Für Fürſt war ſie beſonders deßhalb höchſt anziehend, weil ſie gleich bei ſeinem erſten Beſuche ſich mit Bitterkeit gegen den Adelskaſtengeiſt ausſprach und ſehr liberale Geſinnungen äußerte.

„Jene Sünde am heiligen Geiſte der Natur, jener Kirchenraub am Tempel unſrer Herzen,“ ſagte ſie, „hat mir mein Leben verderbt und die Blüthen meines Glücks einem verheerenden Froſte Preis gegeben. Ich liebte einen Bürgerlichen; ach! mit der ganzen Innigkeit jungfräulicher Empfindung. Ich wurde heiß und ſtark geliebt; mein Herzensfreund war reich von der Natur begabt, hatte ſeine Studien mit Fleiß betrieben, und es war mit Gewißheit anzunehmen, daß er eine gute, ſeinen Talenten und Kenntniſſen angemeſſne Karriere machen werde. Die Verhältniſſe meiner Geburt zwangen mich tyranniſch, Herrn Baron von Golpe meine Hand zu reichen; mein Geliebter verfehlte aus Verzweiflung ſeine Laufbahn und namenloſes Elend entſtand aus der vorwitzigen Menſchenklugheit, die den Adel für eine beſſre Race erklärt, und nur Verbindungen dergleichen edeln Art zugeben will. Meine ältere Tochter Pauline war ein holdes Weſen, der Schmerz ihrer Mutter hatte ſich in ihrer Seele zu den wehmüthig ſäuſelnden Tönen der Muſik verklärt; ſie ſchien ein verkörperter Genius der Tonkunſt, ihre reine Seele fluthete in den klaren Wellen des Geſanges. Ihr Hofmeiſter, ein edler Mann und enthuſiaſtiſcher Verehrer der Muſik, hatte ihr göttliches Talent ausgebildet; beide ſchwelgten in den höchſten Genüſſen, die allein die Muſik bereiten kann, aber ihre Seelen floſſen auch zuſammen, ohne daß ſie es wußten. Der kalte herzloſe Miniſter trennte ſie; da erwachte in Paulinens Bruſt das Bewußtſein ihrer Liebe klar und ſtark. Sie entdeckte ſich mir, ich wurde ihre Freundin. Aber vergebens war all' unſer Bitten; er verlobte ſie mit einem vornehmen Wüſtling. Pauline und ihr Hofmeiſter entflohen und wurden bei der Oper eines bedeutenden Theaters engagirt. Golpe's Wuth kehrte ſich gegen mich. Er verſtieß die Tochter, ich ſtand immer fort mit ihr in Verbindung. Dies blieb ihm nicht verborgen und legte den erſten Grund zu unſrer Trennung; politiſche Urſachen führten ſie, die ich ſelbſt wünſchte, vollends herbei.“

Das Vertrauen, welches dieſe Erzählung in Fürſt's Bruſt zu der würdigen Frau hervorgerufen hatte, ließ ihn nicht zaudern, ſogleich mit ſeinem Plane hervorzutreten und ihr Roſaura's Brief zu überreichen. Sie vergoß Freudenthränen. „Das iſt eine heilige Nemeſis,“ ſagte ſie, „daß es dem adelſtolzen, unbeugſamen ſchlauen Miniſter mit beiden Töchtern ſo ergeht. Roſaura ſoll zu mir kommen; ich werde ſie mit ihrem Geliebten vereinigen, ja ich verzweifle ſogar nicht daran, ihn zu bewegen, daß er ſein Jawort zu ihrer Verbindung gibt; denn der Miniſter geht ihm doch über den Vater und den Edelmann. Doch ſagen Sie mir zuvor, iſt der junge Mann auch würdig, Roſaura's Hand und Herz zu beſitzen? Iſt er kein Abentheurer? Kein Glücksritter? Erzählen Sie mir von ihm. Ihr ehrliches Geſicht verbürgt mir, daß Sie mir die Wahrheit ſagen und nichts verhehlen werden. Wie heißt er? Wer iſt er?“

„Sein Name iſt Bode; er iſt bereits — —“

„Bode?“ unterbrach ihn die Oberhofmeiſterin, und ihre Augen und Züge waren von Überraſchung ergriffen. „Wer war ſein Vater?"

„So viel ich weiß, iſt er das einzige Kind eines Advokaten, der früh ſtarb."

„Ganz recht; er ſtarb früh an Gram. O Gott! dieſer junge Mann iſt der Sohn meines geliebten Bode, deſſen letzter Lebensſtern in einer unglücklichen Verheirathung unterging. Das Herz, das einmal hoffnungslos liebte, vermag ja nie wieder zu lieben. Ich werde dem Sohne zu vergüten ſuchen, was ich gezwungen am Vater verbrach. Sie ſehen mich ſehr ergriffen, doch erzählen Sie weiter."

Fürſt entwarf ein getreues Bild ſeines Freundes und der Schickſale deſſelben, und ſeine Zuhörerin war lebhaft davon erfaßt. Es wurde dann zwiſchen ihnen verabredet, daß ſich Bode bei ihr verborgen halten ſollte, bis Roſaura ankomme.

Tags darauf wurde Fürſt bei der Prinzeſſin Wilhelmine eingeführt; ein junges reizendes Weſen trat ihm harmlos und ungezwungen entgegen. Die Kunſt hatte ihre Seele rein von dem vornehmen Roſtflecken erhalten, welche die Erziehung den Fürſtenkindern meiſt anheftet. Richard brachte einen glücklichen Tag in ihrem Atelier und ihren Kunſtſammlungen zu, und verließ . . r . in derſelben Stunde, als der Miniſter von Gelpe und der Kammerherr von Schließ dort anlangten. Unterwegs fand er ſchon Briefe. Bode war glücklich entſprungen und erwartete ihn in der Grenzſtadt eines benachbarten Staates. Fürſt eilte dorthin; die Freunde umarmten ſich und Bode dankte an Fürſt's Bruſt dieſem für die Thaten der Freundſchaft und die jungen Hoffnungen künftigen Lebensglückes, die dieſer in ſeine wunde Bruſt goß. Nach wenigen Stunden trennten ſie ſich froh und heiter.

Als Fürſt, von der anhaltenden Reiſe ermüdet, eines Abends in ſeine Wohnung trat, kam ihm ſein Farbenreiber und Diener mit einem geheimnißvollen Geſicht entgegen. „Gehen Sie nicht gleich hinein,“ ſagte er flüſternd, „ich muß Ihnen zuvor erſt zweierlei Wichtiges mittheilen. Am zweiten Tage, als Sie fort waren, kam Mamſell Alwina, wie gewöhnlich, und malte ſtill und bekümmert an ihrem großen Bilde. Sie ſah recht blaß und leidend aus, aber als ich ſie gutmüthig und treuherzig fragte, was ihr denn eigentlich fehle, ſeufzte ſie tief auf, daß es mir recht durch's Herz ging, und ſagte, das könne ſie mir und keinem Menſchen ſagen. Wir ſprachen eben noch ſo miteinander, als plötzlich zwei Polizeidiener mit Lärm und Gepolter hereintraten und nach Ihnen fragten. Der dicke Krummert war dabei, den ich gut kenne. Mamſell Alwina war erſchrocken, daß ihr alle Glieder zitterten; mir ging's wahrlich faſt nicht beſſer. Ich ſagte, daß Sie verreiſt wären, da lachten ſie und Krummert ſagte: Sie würden ſich wohl verſteckt haben, und nun ſuchten ſie alle Winkel aus. Ich hätte ſie gern vor Zorn und Ärger in's Geſicht geſchlagen, aber man ſoll ſich der Polizei nicht widerſetzen, und noch weniger ſich an ihr vergreifen. Als Sie nun natürlich nirgends gefunden wurden, meinte der Krummert, Sie würden wohl Lunte gerochen und ſich vorher aus dem Staube gemacht haben. Es ſei ohnedies rein aus mit Ihnen in hieſiger Reſidenzſtadt; denn Sie ſeien auch ſo ein Revolutionär und Verſchwerner, der auf Mord und Brand ſinne. Einer davon ſei jetzt, Gott wiſſe wie, durch die Lappen gegangen; dafür habe man Sie feſtnehmen wollen, aber ſiehe da, das Neſt ſei auch ſchon ausgeflogen. Es wäre Ihnen ſicherlich an die Kehle gegangen, wenn man Sie erwiſcht hätte. Drauf gingen ſie fort. Mamſel Alwina zitterte, wie Espenlaub, und wäre beinahe ohnmächtig vom Stuhle gefallen, wenn ich ſie nicht gehalten hätte. Mit einem Glaſe kaltem Waſſer brachte ich ſie wieder auf die Beine, und ſie wankte fort, wie ein Schatten. Zwei Tage lang kam ſie gar nicht und ich glaubte nicht anders, als daß ſie recht krank geworden ſei. Da hörte ich vorgeſtern Abend, als ich ſchon zu Bette lag, an die Thüre pochen. — Ich ſtand auf und öffnete. Du meine Güte, wie erſchrack ich! Mamſell Alwina fuhr wie ein Ratz mir ſchier unter den Armen weg herein und ſagte athemlos: Mach zu, George, verriegle die Thüre und verſtecke mich. Dabei ſah ſie ſo verſtört aus, ihre Augen funkelten wie die einer Katze; ſie war auch nur halb bekleide. und zitterte und bebte, daß ihr alle Glieder ſchlugen. Ich fragte ſie ganz erſtaunt, was es denn gäbe, aber ſie ſagte nur immer: Verſtecke mich in die abgelegenſte Kammer auf den Boden, unter ein Bett, in eine Kiſte, unter das Dach oder in den Keller, und wenn ſie mich ſuchen, ſo ſchwöre Stein und Bein, du hätteſt mich nicht geſehen. Es hängt mein Leben davon ab, und dein Herr wird's dir Dank wiſſen, wenn du mich ein Paar Tage verbirgſt, bis ich weiter und deinen Herrn in der Welt aufſuchen kann. Was wollt' ich machen? Ich führte ſie in die hintere Kammer, und eh' ich mir's verſah, war ſie in den Ballen Malerleinwand verkrochen, daß ich nichts von ihr ſah noch hörte. Ich wollte ihr ein Kopfkiſſen oder ſonſt etwas reichen; aber ſie rief: Fort! fort! Verſchließ die Kammer! Und damit blies ſie mir das Licht aus. Ich ging und legte mich wieder hin, aber ich konnte die Nacht über kein Auge zuthun. Als der Tag graute, brachte ich ihr etwas Kaffe. Sie ſchien mir krank, genoß aber das Frühſtück, und bat mich, vor Abends nicht wieder zu kommen. Es mochte ohngefähr um neun Uhr ſein, als Madame Ruhl etwas verlegen in das Zimmer trat und mich fragte, ob ihre Tochter dieſen Morgen noch nicht hier geweſen ſei. Ich läugnete friſch weg; dann fragte ſie wieder, wann Sie wohl zurückkommen würden; da ſagte ich kurz: Sie würden überhaupt gar nicht mehr zurückkommen. Drauf ging ſie fort. Ich ſchloß hinter ihr zu und ſtahl mich zu Mamſell Alwinen. Sie hatte heftig geweint und in einem beſchriebnen Blatte geleſen, das ſie noch in der Hand hielt. Sie meinte, es ſei noch nicht alle Gefahr vorüber, ich ſolle mich vorſehen; aber es iſt geſtern und heute nichts wieder vorgefallen. Mamſell Alwina ſteckt noch in der Kammer und hat nur ein klein wenig Suppe zu ſich genommen. Das war's, was ich Ihnen zu ſagen hatte.“ —

Der Maler ſtieg ſchweigend und nachdenkend die Treppe hinauf, verſchloß alle Thüren und begab ſich ſogleich in Alwinens Verſteck. Sie weinte laut, als ſie ihn erblickte. Er fand ſie fieberkrank, und führte die ſich Sträubende auf ſein Zimmer, wo ihr George auf dem Sopha ein bequemes Lager bereiten mußte. Sobald ſie allein waren und Fürſt an ihrer Seite Platz genommen hatte, übergab ſie ihm einige Papiere, die ſie in den Händen hielt, und begann auf ſeine ängſtlichen Fragen mit ſchwacher Stimme zu erzählen: „Sie haben mir gewiß oft gezürnt, wenn ich allen Ihren liebevollen Erkundigungen nach der Urſache meines nur allzuſichtbaren Kummers auswich oder in einem hartnäckigen Schweigen beharrte: ach! hätten Sie ahnen können, welche Qualen mein Herz folterten, Sie würden mich bemitleidet haben. Ich war in einen großen und ſchweren Kampf mit mir ſelbſt gerathen, zwei heilige Pflichten ſtritten unaufhörlich und heftig gegeneinander in mir, ich hatte weder Ruh noch Raſt. Der Himmel hat endlich Erbarmen gehabt mit meiner Noth und mir den erwünſchten Ausgang gezeigt. Der Kampf iſt vorüber; ich kann Ihnen Alles entdecken.“

„Aber ſage mir zuvor,“ fiel ihr der Maler ins Wort, „von welcher Art war dieſer Kampf, welches waren die beiden, ſich ſo heftig beſtreitenden Pflichten?“

„Die der Kindesliebe und Freundſchaft. Schon ein Mal habe ich Ihnen geſtanden, daß ich meine Mutter nicht mit der treu ergebenen Innigkeit lieben könne, wie das Gefühl meines Herzens von einer Tochter verlange, aber um ſo mehr trieb ich mich an, jeder Pflicht gegen ſie ſtreng zu genügen. Nur was ich nicht für Pflicht hielt, that ich nicht, ſelbſt wenn ſie mich mißhandelte; und ſie hat es mehr als ein Mal gethan. Sie verlangte nämlich, daß ich Sie über Ihre Freunde, Ihren Umgang aushorchen und ihr das Erforſchte berichten, daß ich ihr alle Leute, die bei Ihnen ein- und ausgingen, nennen, daß ich in Ihrer Abweſenheit jedes Papier, welches mir vorkäme, leſen und ihr referiren, ja wo möglich, Abſchrift davon nehmen ſolle. Ich nahm bei meiner geſchärften Aufmerkſamkeit immer deutlicher wahr, auf welchen ſchlimmen Wegen meine Mutter wandele. Früher war ich viel zu jung geweſen, um ihren Charakter kennen lernen zu können, obgleich ich bemerkt hatte, wie ſchlecht und herzlos ſie meinen kranken Vater zuweilen behandelt, wiewohl ſie ihn auch wieder ſorgſam gepflegt und gewartet und in ſeiner ärgſten Noth, ſelbſt Unſägliches leidend, nicht von ihm gewichen war. Nun gingen mir allmählig die Augen über ihr Thun und Treiben auf. Es wurde mir nur zu klar, daß ſie falſch gegen Sie ſei und irgend einen tiefverſteckten Plan habe. Meine Unruhe ſtieg von Tag zu Tag; ich wurde argwöhniſch und belauerte unwillkührlich jeden ihrer Schritte, dachte und grübelte über jede ihrer Äußerungen und brachte ſie mit ihren andern Reden und Handlungen in Zuſammenhang. Oft ſtellte ich mich Abends ſchlafend, wenn ſie noch ſpät Beſuche empfing und lauſchte an den Thüren, lugte durch Schlüſſellöcher und Klinſen und machte bald allerlei Entdeckungen. Herrn und Damen kamen — oft in der Nacht — zu meiner Mutter. Am meiſten ſah ich den Kammerherrn von Schließ, deſſen Bekanntſchaft ſie ſchon in Bärendorf gemacht und wo ſie ſchon Heimliches mit ihm verhandelt hatte. Er blieb ganze Nächte bei uns. Ich lernte meine Mutter als ein gemeines Weib kennen, aber ſie blieb meine Mutter. Oft ſchallte Ihr Name in mein Ohr; ich hörte von einem

Sie betreffenden Geheimniß reden, ich hörte von Anſchlägen, die gegen Sie, Herrn von Zeilig und Ihre übrigen Freunde gemacht wurden. Später iſt mir klar geworden, daß meine Mutter auf Betrieb des Herrn von Schließ bei der Regierung oder beim Herzoge angezeigt hat, es wären auf der Bärenburg gefährliche Zuſammenkünfte gehalten worden.“

„Wär's möglich!“ rief der Maler hoch erſtaunt. „Die Denunciation ſollte von deiner Mutter kommen? Aber nein! du irrſt dich! Wie könnte ſie denn in die kleinſten Details eingeweiht ſein?“

„Sie weiß Alles vom Kammerherrn. Ich kann es Ihnen ſchriftlich beweiſen. Ich habe jetzt Papiere in der Hand, die Sie überzeugen ſollen.“

„Aber Schließ kann es ja auch nicht wiſſen. Und doch — du haſt recht — ſprach er nicht in der Burgruine zur Dichterin, als wiſſe er Alles.“

„Genug, meine Mutter iſt ſchon mehrmals beim Herzog geweſen, und jedes Mal mit Gnadenbezeugungen überhäuft worden. — Nächſt Schließ war der Miniſter von Gelpe am meiſten bei uns und auch mit ihm ſtand meine Mutter auf einem vertrauten Fuße. Vor einigen Wochen erhielt ſie mehre Papiere auf der Poſt, Abends war der Miniſter bei ihr. Ich hatte mich zu Bette verfügen müſſen. Aber ſchon wußte ich Thüren zu öffnen, daß ſie nicht knarrten und über den Boden hinzuſchlüpfen, daß es kein Ohr vernahm. Es gab zwiſchen beiden Streit über die Papiere; der Miniſter wollte ſie nehmen, meine Mutter ſagte lachend: es ſeien ja nur Abſchriften, er ſolle ſie doch wenigſtens für ſo klug halten, daß ſie ihm die Originale nicht vorlege. Zuweilen hörte ich meinen, dann wieder Ihren Namen nennen, doch ohne Zuſammenhang. Der Miniſter war oft grimmig, dann umarmte er meine Mutter wieder zärtlich. Seitdem fiel nichts wieder vor. Aus Allem ſah ich ziemlich klar, daß es auf Ihr und Ihrer Freunde Verderben abgeſehen ſei. Die Pflicht der Freundſchaft und innigſten Dankbarkeit gebot mir, Ihnen Alles zu verrathen. Die Kindespflicht hielt mich davon zurück. Das war der arge Kampf, der mich faſt aufgerieben hat. Die Verhaftungen Ihrer Freunde erhöheten das Unerträgliche meines Zuſtandes, aber ich ſchwieg, ſo lang ich Ihre eigne Perſon nicht in Gefahr ſah. Meine Mutter hatte von Schließ neue Papiere erhalten, ich hatte erlauſcht, daß der Hauptſchlag nun erfolgen ſollte, hatte vernommen, daß ſie ſich ſtandhaft gegen die Anmuthung des Kammerherrn vertheidigte, Sie mit anzugeben, daß ſie ſich weigerte, Ihnen überhaupt nur den geringſten Schaden zuzufügen. Schließ drohete ihr, aber ſie fuhr fort, ſich mit Wärme und Eifer für Sie auszuſprechen. Nichts in der Welt, ſagte ſie, würde ſie vermögen können, einen feindlichen Schritt gegen Sie zu thun, da ſie Ihnen den größten Dank ſchuldig ſei. Dieſe Verſicherungen beruhigten mich wieder. Als aber in meiner Gegenwart Polizeiſoldaten nach Ihnen fragten, als ich erfuhr, daß auch Sie verrathen und bedroht ſeien, da eilte ich nach Hauſe und verlangte mit beſtimmten fürchterlichen Worten Ihre Befreiung, Ihre Losſprache von ihrer Seite. Sie maß mich mit ſtaunenden Blicken; noch nie hatte ich ſo mit ihr geſprochen. Unglücklicher Weiſe kam ihr die Idee, mich zu behandeln, wie ehemals, wegwerfend, hohnlachend, wie ein unbedeutendes Kind. Ich ſchwieg. Aber von Stund an ſpähete ich, wie eine Katze umher. Ich wußte, wo ſie ihre Papiere im Verſchluß hatte. Am zweiten Tage gelang es mir, mich derſelben zu bemächtigen, als ſie den Rücken wandte. Ich hatte aus Vorſorge ein ähnliches Paket von andern unbedeutenden Papieren gemacht, welches ich an die Stelle des ihrigen legte. Nun erwartete ich bebend den Abend, der nicht fern mehr war. Ein Paar Damen kamen. Ich mußte in meine Kammer. Ich verſchloß dieſelbe und eilte mit meinen Papieren hierher. Wie ich gewünſcht, hat ſie mich erſt am andern Morgen vermißt. Der Himmel ſelbſt hat mich ſchon belohnt und mir alle Gewiſſensangſt abgenommen; denn in jenen Papieren habe ich gefunden, daß Madame Ruhl — nicht meine Mutter iſt.“

„Nicht deine Mutter!“ rief Fürſt.

„Leſen Sie ſelbſt. Auch gegen Sie und Ihre Freunde iſt die ganze Verrätherei in dieſen Schriften enthalten. Nur dieſer wollte ich mich bemächtigen; eine gnädige Schickung des Himmels wollte aber, daß ich auch die übrigen Dokumente mit ergriff, welche ſie vor kurzer Zeit erſt durch die Poſt erhalten hat. Es iſt mir dadurch plötzlich Vieles klar geworden, was mir erſt dunkel war. Leſen Sie und thun Sie dann, was Sie für gut finden. Eine höhere Hand hat mich ganz auf Sie gewieſen. Sie ſind mein Vater, mein Bruder, mein Freund, mein Beſchützer. Ohne Ihren Beiſtand wäre ich elend und verlaſſen."

Fürſt ſchlug die Blätter von einander. Da fand er die genaueſten Details der Denunciation, die einzelnen Geſpräche und Ausdrücke, nebſt Bezeichnung des Sprechers, Alles, wie es auf Bärenburg vorgefallen war und was die Bundesgenoſſen ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatte. In der Schrift war dieſelbe Hand nicht zu verkennen, welche ihm an der Hoftafel den unter der Serviette liegenden Zettel geſchrieben hatte, aller Wahrſcheinlichkeit nach Schließ's. Die übrigen Papiere beſtanden aus gerichtlichen und kirchlichen Dokumenten verſchiedner Städte, wovon mehre wirklich erſt vor einigen Wochen ausgeſtellt waren, und durch welche alle unumſtößlich bewieſen wurde, daß Alwina des Miniſters von Golpe Enkelin, das Kind ſeiner älteſten Tochter war. Ruhl war ein angenommener Name. Es war auch durch dieſe Zeugniſſe erwieſen, daß Alwina's Mutter nicht mehr lebe, wie man oft behauptet, ſondern in Kindesnöthen geſtorben ſei, worauf der Tenoriſt Ruhl die zweite Frau geehligt. Dieſe hatte Alwinen von ihrem dritten Jahre an erzogen.

Obgleich dieſe Entdeckung für Fürſt ſelbſt nicht von beſondrer Wichtigkeit war, ſo erfreuete er ſich ihrer dennoch und gelobte Alwinen, die ſie betreffenden Dokumente heilig zu bewahren und zur Zeit ſchon davon Gebrauch zu machen. Er verſprach ihr ferner, ſie bei ſich zu behalten und auf keine Weiſe wieder mit ihrer Stiefmutter zu vereinigen. —

In der Frühe des folgenden Morgens eilte er zum Prinzen Hermann, um ſich bei demſelben Raths zu erholen, und ihn mit Alwinens Abſtammung bekannt zu machen. Der Prinz hörte ihn ruhig an, und ſagte dann ebenſo: „Ich habe dich gewarnt, mein Freund; du haſt aber nicht gehört, haſt mir nicht geglaubt; und ich meinte es doch ſo gut mit dir. Du haſt dich mit Menſchen eingelaſſen, die alle zuſammen nicht viel taugen. Wenn auch Einige darunter ſind, die den Kopf auf dem rechten Flecke haben, ſo laſſen ſie ihn doch mit dem toll gewordenen Herzen davon laufen. Sie gehen zu weit, wollen der Zeit vorgreifen, wollen klüger ſein, als Gottes ewige Weisheit. Deshalb ſind ſie Thoren und Schwachköpfe. Ich kann dir nicht helfen. Du biſt kompromittirt. Das Kind, das gute Warnung nicht hört, muß die Ruthe haben. Du biſt genannt, biſt nun als Haupt des poetiſchen Blumenordens bekannt. Es wäre mehr als parteiiſch, dich allein der Strafe entziehen zu wollen, welche alle Andern trifft. Und verlangſt du das wirklich von mir?"

„Keineswegs! Ich will das Loos meiner Freunde theilen. Aber ich will den Buben Schließ nicht ungeneckt durchſchlüpfen laſſen."

„Der hat ſich den Rücken gedeckt."

„Seine eigne Handſchrift ſpricht gegen ihn."

„Dies beweiſt gar nichts. Madame Ruhl iſt nicht als Denunciantin bekannt und wahrſcheinlich kennt ſie nur der Herzog als ſolche. Das

Einzige, was Euch nützen könnte, wäre, daß ſie die Wahrheit ſagte, nämlich, daß ſie Schließ's Werkzeug ſei und die Wahrheit ihrer Angaben nicht verbürgen könne. Allein ich fürchte, die angegebenen Sachen ſind alle nur zu wahr, und du wirſt nicht den Muth haben, ſie mir ins Geſicht zu läugnen. Die Geſchichte iſt zu bös; ich kann gar nichts für dich thun, und muß dich nun deinem Schickſale überlaſſen. Für Alwina will ich ſorgen, wenn du es nicht mehr im Stande ſein ſollteſt." —

Im Herzen noch mehr erbittert, ging Fürſt direkt zur Ruhl. Sie wandelte die Farbe, als er eintrat, doch ſpielte ſie ſogleich die Unbefangne, Freundliche wieder, kam ihm entgegen und ſagte: „Ich bin hoch erfreuet, Sie wieder zu ſehen. Ich weiß bereits durch einen Brief des Herrn Bode, daß Alles nach unſern Wünſchen gegangen iſt. Roſaura iſt auch ſchon unterrichtet und ihre Flucht gut vorbereitet."

„Madame," unterbrach ſie Fürſt ernſt, „ich bin gekommen, von andern Dingen mit Ihnen zu reden. Glauben Sie ja nicht, daß Sie mich durch alle dieſe Dinge geſchweigen. Ich will Rechenſchaft von Ihnen über die unerhörte Frevelthat, die Sie an mir und meinen Freunden begangen haben. Was hat Sie bewegen können, Ihre Hand zu einer ſolchen Schurkerei zu bieten, ſich zum verächtlichen Werkzeug eines elenden Hofſchranzen herzugeben, und auf dieſe Weiſe Ihre nie von Ihnen geforderten Verſprechungen in Erfüllung zu bringen?“

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden,“ ſagte die Schauſpielerin kalt und fremd. „Es ſcheint mir, als habe mich Jemand bei Ihnen verläumdet.“

„Auch das Läugnen befremdet mich nicht an Ihnen. Genug, ich weiß, daß von Ihnen alles Unheil ausgeht, was zeither eine Geſellſchaft rechtlicher und edler Männer betroffen, deren Freund und Verbündeter ich bin. Ich habe Beweiſe in Händen, daß Sie die Denunciantin ſind. Hier ſind ſie. Kennen Sie dieſe vom Herrn von Schließ beſchriebenen Papiere?“

Madame Ruhl verlor nur einen Augenblick die Faſſung. Dann ſagte ſie: „Ich kenne ſie. Sie wiſſen Alles und ich läugne nicht mehr, was ich aus höhern und edlen Abſichten gethan habe.“

„Elende!“ grammelte Fürſt, den Zorn bekämpfend.

„Ich wundre mich nicht, daß Sie mich in dieſer Stunde verkennen,“ ſagte die Schauſpielerin jetzt mit affektirter Würde. „Ich bin auf die härteſten Vorwürfe gefaßt und werde ſie geduldig ertragen. Aber ich bitte Sie dringend, nicht ganz zu vergeſſen, was ich für Ihr Glück, für die Befriedigung Ihrer feurigſten Wünſche gethan.“

„Meinſt du, du könnteſt mich damit kirren, Schlange?“ rief Fürſt heftiger. „Hoffe nichts von mir! Du haſt dich in deinen eignen Netzen gefangen und ich verderbe dich darin.“

„Herr Fürſt,“ ſprach ſie mit erhobener Stimme, „ich kann Ihnen mit den heiligſten Eiden betheuern, daß alle meine Handlungen, mögen ſie Ihnen auch jetzt in einem andern Lichte erſcheinen, Ihr Beſtes bezweckten, daß ich ſtets Ihren Vortheil in Augen hatte.“

„Meinen Vortheil! Weib, du machſt mich wahnſinnig!“

„Ja, ich handelte nicht aus eignem Antriebe, ſondern auf den Ihrer innigen und mächtigen Freunde.“

„Herr von Schließ iſt wohl der erſte derſelben?“ fragte Fürſt bitter.

„Dieſer Mann allein würde mich nie beſtimmt haben zu thun, wie ich that. Wann hab’ ich Ihnen geſchadet? Wann Ihrem Freund Bode? Hab’ ich nicht für Beider Glück geſorgt? Haben Sie nicht auf meinen Rath die Reiſe nach **r* unternommen? Gab ich Ihnen nicht alle Mittel zu Bode’s Flucht und zur Erreichung aller ſeiner Wünſche an die Hand? Sie ſind blind, Herr Fürſt, aber ich ſehe und ſehe weit. Was geſchehn iſt, mußte zu Ihrem eignen Heil, zu Ihrer Rettung geſchehen. Befolgen Sie nun die Geſetze der Klugheit, läugnen Sie vor Gericht nichts. Es wird Ihnen auf einer andern Seite zu gut kommen.“

„Fort, falſches Weib! Deine Rolle iſt aus!“ wüthete Fürſt. „Wähne nicht, daß ich mich von deiner Schlauheit abermals bethören ließe. Du ſtürzeſt uns ins Verderben, aber erſt ſollſt du hinab. Alwinens Papiere ſind in meinen Händen, ich habe dich als Kupplerin und Verführerin in der Hand, und ich gehe dich zu entlarven."

„Noch rathe ich Ihnen als Freundin, als Ihren Intereſſen innigſt ergebne Freundin: thun Sie keinen Schritt gegen mich. Der Pfeil, den Sie auf mich abdrücken, fliegt in die Bruſt des Schützen zurück; mir hat er nichts an."

„Du ſchüchterſt mich nicht ein, Weib, in deſſen Hand mich zu geben, ich ein ſchwacher Thor war. — Sagen Sie Herrn von Schließ, daß ich derjenige war, der ihn in der Ruine zu Bärendorf belauſchte, als er das Fräulein von Süßholz zu der Schlechtigkeit bereden wollte, zu der Sie ſich ſpäter brauchen ließen, daß ich ſeine Handſchrift in Händen habe und damit jetzt — zum Herzog gehe."

Mit dieſen Worten ſtürmte er hinaus und fühlte ſich frey, auf der Straße zu ſein; denn er war von wüthendem Zorn mehrmals verſucht worden, ſich thätlich an ihr zu vergreifen. Unten rief ihn ſein Diener an. „Herr von Bärenburg," ſagte er eilig, „der geſtern ſchon einige Mal da war, läßt Sie dringend erſuchen, ſogleich in's goldne Roß zu kommen, wo er Ihrer warten will. Er habe Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen."

Fürſt folgte ſogleich der Einladung. Es war ihm lieb, einen Freund zu finden, dem er ſich mittheilen und der, ſelbſt betheiligt, ſeine Anſichten und Schritte prüfen möchte.

Als er in dem genannten Gaſthauſe in Bärenburg's Zimmer trat, fand er ſchon Zeilig bei dem rüſtigen Edelmanne. Beide kamen ihm mit den Worten entgegen: „Der Verräther iſt entdeckt!"

„Ja," fuhr Bärenburg fort, „Sie ſehen einen Mann vor ſich, der von ſeinem eignen Weibe, ſeinen eignen Kindern verrathen und verkauft wurde, und an einen Schurken verkauft, der dieſer betrogenen Kinder Verderber und Verführer iſt. Hören Sie eine wunderliche Geſchichte, die ganz verzweifelt komiſch enden wird. Sie kennen meine häuslichen Verhältniſſe. Meine Frau iſt nicht die Wahl meines Herzens, ſondern meines in ſeinen lächerlichen Adelsbrief vernarrten Vaters. Sie war ein armes Fräulein aus einem uralten reinblütigen Adelshauſe, und hat ſich ſtets was Rechtes auf dieſe Eigenſchaft ihres Blutes gewußt. Sie mochte wohl gehofft haben, ich werde mich durch dies alte reine Geblüt ſehr beglückt fühlen und mich zum rechten Edelmanne zuſtutzen laſſen; als ſie ihren Irrthum bemerkte, zog ſie ſich von mir zurück und ſpielte die Vornehme, d. h. in allen Dingen, die den Adel und die feine Welt angingen, mein Widerſpiel. Ich liebte die Ruhe und meine ländliche Beſchäftigung, und beging vielleicht einen Fehler, mich zu wenig um Weib und Kinder zu bekümmern. Das kam daher. Ich hatte ſehnlichſt einen Knaben gewünſcht, meine Frau brachte mir nur Töchter. Endlich wurde mein Wunſch erfüllt; ein blühendes Bübchen war meine höchſte Freude; es fand ſeinen frühen Tod durch Vernachläßigung meiner Frau. Von dieſem Tage an waren wir getrennt, ſie ihren Lieblingsneigungen nachhängend, ich den meinigen, aber beide waren himmelweit von einander verſchieden. Sie erzog ihre Töchter, die ihr ähnlich waren, ich wurde fremd in meiner

Familie. So iſt's geblieben. Das Beſtreben meiner Frau, ihren Töchtern adlige Männer zu verſchaffen, hat dieſer Tage gute Frucht getragen. Durch Zufall erfahre ich, daß der Kammerherr von Schließ ſich mit der Tochter des Miniſters von Golpe verlobt habe. Ich erzähle das bei Tiſche. Es gibt eine Bewegung in den Geſichtern; meine Frau widerſpricht mir geradezu, das ſei nicht möglich, das wiſſe ſie beſſer. Nachmittags erhalte ich die Zeitung und leſe die Verlobungsanzeige darin. Ich ſchicke ihr das Blatt. Darüber vergeht ein Tag. Am andern Abend ſtürzt Charlotte, die Zweite, in mein Zimmer und mir zu Füßen. Die Angſt, ſagt ſie, dränge ſie furchtbar, mir ein Geheimniß zu entdecken. Als im verwichenen Frühling der Kammerherr von Schließ zur Molkenkur auf unſerm Schloſſe ſich aufgehalten, habe er ihr bald ſeine zärtlichen Gefühle merken laſſen und glühende Liebe geſtanden. Sie ſei nicht unempfindlich gegen ſeine Verſicherungen geweſen. Einige Tage darauf habe er ihr geſagt, die Mutter wünſche, daß er ſich mit der älteſten Schweſter Julie verbinde, er werde ihr aber treu bleiben. Er bitte ſie jedoch ihre Liebe bis zur Zeit, wo er ſie heimführen werde, als Geheimniß zu bewahren. Zum Schein werde er Julien den Hof machen, um der Frau Mutter nicht zuwider zu ſein. Ihr geheimer Umgang habe zu Vertraulichkeiten geführt und ſie hätten ſich beide als Eheleute betrachtet. Drauf ſei ſie von ihm gewonnen worden, die Verſammlung der Fremden auf der Bärenburg zu beobachten und durch ein Zugloch an der Decke, an den Thüren u. ſ. w. zu belauſchen; ja, ſie habe auf ſeinen Wunſch mehre Stunden unter dem Sopha im Zimmer der Verſammlung zugebracht und ihm getreulich jedes Wort berichtet, was ſie erlauſcht. Ihre Mutter und Schweſtern hätten ihr in dieſem Geſchäfte auch bald emſig beigeſtanden, und jede ſei vom Kammerherrn beſonders dazu aufgefordert worden. Die Mutter habe übrigens Julien als Schließ's Braut betrachtet. Es ſei allerlei aufgeſtellt worden, um hinter die Verhandlungen der Geſellſchaft zu kommen; oft ſei dieſelbe von drei Seiten belauſcht, ſpäter die Dichterin durch ein kleines Geſchenk ausgeforſcht und endlich ſogar ein Höhr- oder Schallrohr an dem in der Decke befindlichen Loche angewandt worden, welches Schließ zu dieſem Behufe geſchickt, und mit deſſen Hülfe ſie jede Sylbe deutlich verſtanden hätten. Nun habe aber ihr Umgang mit dem Kammerherrn Folgen gehabt, die ſich nicht länger verbergen ließen; er habe ſie in ſeinen brieflichen Antworten immer vertröſtet und dringend gebeten, ihr Verhältniß ganz geheim zu halten. Geſtern nun habe ſie der Schlag niedergeworfen, daß er ſich mit einer Andern verlobt, aber ſchier noch gräßlicher ſei ihr, was ſie heute erfahren, daß er nämlich Julien auch die Ehe verſprochen und, von der Mutter begünſtigt, auch mit ihr in einem vertrauten Liebesverhältniß gelebt habe. Die Mutter und Julie wütheten, ſie aber habe die Angſt zu den Füßen ihres Vaters getrieben. — Ich ſtand wie vernichtet. Laſſen Sie mich von dem ſchweigen, wozu der aufflammende Zorn mich hinriß. Ein Gensd'arm kam zur rechten Zeit, mich in die Stadt vor die Kommiſſion der Regierung zu beſcheiden. Dieſe weiß Alles, was unſre neueſte Verbindung betrifft; wir werden des Hochverraths beſchuldigt und überwieſen werden. Herr von Schließ hat ſich zwei Mal vor mir verläugnen laſſen; ich ſchrieb ihm ein kurzes Billet und forderte ihn auf Piſtolen. Seine Antwort ſagt: Es ſei eigentlich nicht der Mühe werth, ſich um einige unbedeutende Galanterien, die er, um ſich die Langeweile zu vertreiben, mit meinen gefälligen Töchtern gehabt, zu ſchießen; er werde mir aber nichts deſtoweniger zu Dienſten ſtehen, wenn ich nicht eben in einem ehrenrührigen Prozeß verwickelt und des Hochverraths gravirt ſei. So lange ich meine Ehre nicht als unbefleckt darthun könne, werde er mir nicht mit der Waffe gegenübertreten. — So weit bin ich, was iſt nun zu thun?“

„Ich bin ſchon einen Schritt weiter,“ nahm Fürſt das Wort und erzählte ausführlich, was ihm begegnet war. „Ich war auf dem Wege zum Herzog,“ ſchloß er, „und es iſt nothwendig, daß wir jetzt zuſammen gehen, um dies Gewebe von Nichtswürdigkeiten zu zerreißen, dieſen Buben zu entlarven und dem Herzoge zu zeigen, welchen Menſchen er ſein Ohr geliehen."

„Verſucht euer Glück," ſagte Zeilig. „Ich habe kein Vertrauen zu dieſem Gange. Du, Fürſt, haſt dich übrigens noch nicht der Kommiſſion geſtellt. Das kann dir doppelt gefährlich werden. Wir beide haben eine ſtarke Kaution machen müſſen, ſonſt ſäßen wir im polizeilichen Gewahrſam. Es wäre klüger, du machteſt das erſt ab."

„Erſt zum Herzoge, dann das Übrige!"

„Nun, ſo geht in Gottes Namen!"

Schweigend und mit raſchen Schritten eilten ſie auf das Schloß. Sie ließen ſich melden und warteten an einer Stunde im Vorzimmer. Da öffneten ſich die Flügelthüren und Madame Ruhl ſchritt heraus, und ohne ſie anzuſehen, gravitätiſch an ihnen vorüber.

„Sr. Durchlaucht ſind heute unwohl und können Niemand vor ſich laſſen," meldete der Kammerdiener.

Einen harten Fluch auf den Lippen, gingen die getäuſchten Männer, aber kaum waren ſie aus dem Thore des Schloßhofes getreten, als

Fürſt von Polizeiſoldaten umgeben und i'ns Gefängniß abgeführt wurde.

Viertes Kapitel.

Im Gefängniß geht dem Maler der reinſte Stern ſeines Lebens auf. — Zwei Karikaturen. — Urtheil und Vollſtreckung deſſelben.

Schon am folgenden Tage begannen Fürſt's Verhöre. Er läugnete nichts. Aber ſeine Schuld ſteigerte ſich noch durch den Umſtand, daß ihm die Briefe, welche er an Bode in's Gefängniß geſchrieben, vorgelegt wurden, woraus ſich ergab, daß er denſelben zur Flucht beredet und behülflich geweſen. Als er den Namen der Ruhl nannte, ſagte man ihm trocken, von ihr habe man eben die Briefe. Jetzt ſchien es ihm, als gehöre dies Weib mit zur Polizei.

Da er keine Kaution leiſten konnte, und der Prinz Hermann ſie nicht für ihn leiſtete, ſo mußte er im Gefängniß bleiben. Dieß war übrigens ſehr milde. Er durfte Beſuche annehmen und malen. Aber ſeine Bilder wurden lauter Karikaturen. Er ſprach wenig und malte viel.

In der zweiten Woche ſeiner Haft erhielt er die Nachricht, daß Madame Ruhl als erklärte Mätreſſe des Herzogs einige ſehr elegante Zimmer des Schloſſes bezogen habe, und die Herzogin mit dieſem Verhältniſſe einverſtanden ſei. Fürſt lachte gräßlich auf. Er erfuhr ferner, daß Roſaura von ihrem Vater gezwungen worden ſei, Schließ die Hand vor dem Altare zu reichen, und er lachte noch wilder. Nun traten die düſtern Farben ſeines Gemüths recht grell hervor; die dünne Firniß, welche ſein zeitheriges Leben darauf getragen, ſprang durch die heftigen Erſchütterungen ab und die ſchneidenden Kontraſte in ſeiner Seele lagen nackt und blos da. Die Unbehaglichkeit des Lebens, durch die politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Zeit herbeigeführt, wurden nun zu ſchreienden Mißtönen, zum Jammer, der aus furchtbarer Herzqual entſtand und im bitterſten Hohngelächter ſich äußerte. Aber zur Verzweiflung konnte dieſer Zuſtand dennoch nicht werden; denn es ſtand ihm ein Engel zur Seite, der oft und viel mit mildem Thränenthau den heißen, trocknen Boden ſeines Herzens befeuchtete, der mit lieben treuen Augen ihm Blicke des Friedens und des Troſtes zulächelte, und je zuweilen drang doch einer durch und erfreute ſein umwölktes Gemüth. Es war Alwinens kindliche Unſchuld, die ihn umwaltete. Die umſichtige Jungfrau hatte ſogleich, als ſie von ihres väterlichen Freundes Gefangennehmung erfuhr, die ſie betreffenden Papiere in Sicherheit gebracht. Wirklich wurden ſchon einige Stunden ſpäter Fürſt's ſämmtliche Effekten mit gerichtlichem Beſchlag belegt und verſiegelt. Ihre Stiefmutter wollte ſie mit Hülfe des Miniſters gewaltthätig wieder in ihre Wohnung bringen laſſen, allein Prinz Hermann erklärte, daß er das Mädchen zu ſich nehmen werde, ohne mit einem Worte zu erwähnen, daß er wiſſe, wer ſie ſei. Der Ruhl war dies bald darauf ihrer neuen Stellung wegen lieb, und der Miniſter erwähnte Alwinens nicht wieder. Sie hatte ſich dann die

Erlaubniß erbeten, ihren väterlichen Freund bedienen zu dürfen, und ſo war ſie den ganzen Tag um Fürſt, und verließ ihn nur Abends.

Eines Tags trat ſie mit verweinten Augen herein und ſteckte ihm halbverſtohlen einen Brief zu, obgleich Niemand weiter im Zimmer war. Raſch wandte ſie ſich dann ab und trat in das abgelegenſte Fenſter, das Geſicht der Straße zugekehrt.

Fürſt entſiegelte den Brief. Er war von Regina. Es war Ausfluß ſchwärmeriſcher Liebe, Klagen, Betheuerungen, Hoffnungen eines baldigen Widerſehens. Und doch ließ der Brief den Maler kühl. Er konnte nicht wieder in jene glückliche Gemüthsſtimmung kommen, die ihn ſonſt an Regina's Bruſt wie Sonnenwärme durchfluthet; er kam ſich ſelbſt fremd vor und verwunderte ſich über ſich. Es lag nebeldicht und ſchwer auf ſeinem Herzen und hatte ſich als Scheidewand zwiſchen jetzt und ſonſt gelegt. Auch keimte in dieſem Augenblick, wo er den Brief las, ein neues, ihn überraſchendes Gefühl in ſeiner Seele empor, eine dunkle Ahnung wurde zur ſüßen Uberzeugung und nahm ſeine ganze Seele ſo ſehr in Anſpruch, daß er an Anderes, an Vergangenes nicht denken konnte. Alwinens Thränen hatten ihm ihr Herz verrathen. Und plötzlich ſah er eine reizend erblühete, eben vollendete Jungfrau vor ſich ſtehen, eine an idealen Formen reiche Schönheit, aus denen ein ſo edler und trefflicher Geiſt, wie der Duft aus einer herrlichen Blume hervorbrach. Sprach nicht dieſes tiefblaue, lang bewimperte Auge wie ein Himmelsbote ſo thränenfreundlich, ſo mildverſöhnend den Streit der Erde, enthüllte ſich aus dieſen Wellungen nicht jene hohe Schönheit, deren Urtypus der Maler in der Seele trug, und leuchteten dieſe Blicke, dieſe Züge nicht heute ſo verklärt, wie von einem ätheriſchen Lichte ſtrahlend, war über die ganze liebliche Erſcheinung nicht der Zauber der Wehmuth, des Schmerzes ausgegoſſen, gleichſam der höchſte Vollender jener Schönheit, ihre Blüthe und Krone? Und das Alles hatte er, von Leidenſchaften befangen, noch nicht geſehen. Und nun zuckte aus dieſen Wahrnehmungen ihm auch das Licht der Gewißheit wie ein Blitzſtrahl entgegen, daß Alwine ihn liebe, nicht nur wie ihren Bruder, ihren Freund, nein, in überſchwellender Schmerzensſeligkeit als den Stern ihres Lebens.

„Alwina,“ ſagte er und ſah, daß ſie ſich die Thränen trocknete, eh' ſie ſich zu ihm wandte, dann zeigte ſie ihm ein ſchmerzlich freundliches Geſicht; „Alwina, woher haſt du den Brief?“

„Die Baronin hat mir ihn ſelbſt gegeben.“

„Und weiter nichts?“

„Sie hat mich geehrt, die Vertraute ihres Herzens zu werden.“

„Haſt du ihr Gleiches mit Gleichem vergolten?“

„Mein Herz hat keine Geheimniſſe,“ ſagte ſie erröthend, und mochte wohl ahnen, daß ſie ſeit heute ein ſolches habe. „Die unglückliche Frau iſt in Verzweiflung über Ihr Schickſal.“

„Alwina, ich verbiete dir, wieder einen Brief von ihr zu nehmen. Zu dergleichen Dingen taugſt du nicht. Sie hat thöricht gehandelt, deine Unſchuld in dieſen Wuſt zu ziehen, und doch hat ſie mir einen unſchätzbaren Dienſt geleiſtet.“ —

Von dieſem Tage an ſänftigten ſich die wilden Stürme in Fürſt's Bruſt; der hohe, heilige Engel Liebe war zum erſten Mal in ſeiner reinſten, edelſten Geſtalt zu ihm getreten und wehete ihm mit dem ſanften Schlage ſeiner Fittige Kühlung zu. Er fühlte, daß er Alwinen liebe, aber er ſagte es ihr noch nicht; er überließ ſich vielmehr ganz der ruhigen, ſeligen Empfindung, die ſo ſehr von der wilden Glut früherer Tage verſchieden war und ihn zum Himmel erhob, wie ihn jene zur Erde hinabgezogen hatte.

Sein Schmerz äußerte ſich nun ruhiger, ſatyriſcher. Er malte zwei Blätter. Auf dem einen ſah man das Theater, das Haus leer; auf der Bühne ein Thron, Madame Ruhl im fürſtlichen Schmuck darauf. Ein Fuchs und ein Hirſch*) hielten als Wappenbilder eine Schellenkappe mit einem Kronreif über dem Throne. Aus den Couliſſen trat ein bejahrter Mann im Narrenkleid mit den karikirten Zügen des Herzogs, hinter ihm ein Mann mit einem Eſelskopf, in deſſen

---

*) Volpe, der gemeinitalieniſche Name für Fuchs; Schließ führte einen Hirſchkopf im Wappen.

Geſichte man bald Züge von Schließ fand. In der Hand hielt er einen großen Schlüſſel, das ſonſtige Abzeichen der Kammerherrnwürde. Aus des Narren Mund ging ein Streif nach dem Eſelskopf hin, darauf ſtand: Schließ zu! Mit der Hand deutete er nach der Thüre des Theaters. Der Schließer antwortete: Es iſt viel im Schloſſe verändert; die neue Feder taugt nichts. Sie iſt ſchon zu abgenutzt. — Durch die Thüre ſteckte ein Fuchs ſeine Schnauze und ſagte: Eſel, es iſt ein Verirſchloß. Das weiß ich und die Liberalen. — Die Schauſpielerin als Herzogin ſagte zum Narren: Sei unbeſorgt, Freund, es kann keiner herein, der nicht einen Schlüſſel von mir hat. — Im Vordergrunde hing ein Theaterzettel. Darauf las man: Ein Stündchen Inkognito.

Das zweite Blatt ſtellte eine kleine Telegraphenlinie vor, an deren beiden Enden zwei Burgen lagen. Von der zur linken gingen die Nachrichten aus. Im Zwinger derſelben befanden ſich mehre wilde Thiere: ein Bär, ein Löwe, ein Tieger, auch ein Affe. Auf dem Dache war ein in den Zwinger hinabgerichteter Dubus und der Telegraph angebracht. Zwei Frauenzimmer ſteckten die Zeichen auf und ein drittes ſchaute durch den Tubus auf die Beſtien herab. Drüber ſtand: Große Menagerie. — Der nächſte Telegraph war Schließberg benannt, der dritte Fuchsthurm. In der zweiten Burg lag ein Mann in einer Schlafmütze zu Bette. Neben ihm ſaß Madame Ruhl und rückte ihm mit der rechten Hand das Kopfkiſſen; mit der Linken griff ſie nach der ihm entfallenen Peitſche. Ein Tubus im Fenſter war nach dem nächſten Telegraphen gerichtet und reichte bis an die ſorgſame Wärterin, welche zu dem Manne ſagte: Hochverrätheriſche Zuſammenkünfte! Beſtialiſche geheime Ordensverbindungen! — Grauſiges Entſetzen lag in ſeinen Zügen. Die Wände beſtanden aus lauter Käfigen, in welchen allerhand wildes Gethier eingeſperrt war. Am Boden wedelten und krochen große und kleine Hunde, die ſehnſüchtig nach dem Bette aufſchauten. Madame Ruhl trat nach ihnen aus.

Dieſe Blätter, von Fürſt mehrmals kopirt und mit Fleiß unter das Publikum gebracht, wurden überall verſchlungen. In allen Geſellwar Vorwürfen über an dem edeln Prinzen begangenen Undank ähnlich. Den ganzen Weg über arbeitete er im Geiſte an einem Briefe an den Prinzen, den zu ſchreiben auf Schroffenſtein ſein erſtes Werk ſein ſollte.

Zehntes Kapitel.

Schroffenſtein und ſeine Bewohner. — Eine unerwartete Ankunft und ein eben ſo unerwarteter Befehl, der Alles in Alarm ſetzt. — Zwei ſeltſame Subjekte, ein ſchon bekanntes und ein noch unbekanntes treten auf. — Wirrwarr und Ankunft des Herzogs und der Prinzeſſin Amalia.

Die Bergfeſtung Schroffenſtein lag ſehr romantiſch am Eingang des waldigen Gebirges und das dem Walde zugewandte moderne Gebäude war von dem regierenden Herzoge, der ein großer, ſchier leidenſchaftlicher Verehrer der Jagd war, zu einem bequemen Jagdſchloß eingerichtet worden. Der Kommandant der Feſtung war auch zugleich Oberforſt- und Wildmeiſter; es befand ſich eine Oberjägerei und ein Forſtverwaltungsamt auf

Schroffenſtein, und ſomit Leben genug auf dem ſchönen Bergſchloſſe. Die Gebäude, die zur Strafanſtalt gehörten, waren indeß durch eine hohe Mauer von den übrigen abgeſchloſſen.

Fürſt genoß aus ſeinem Fenſter — er hatte die ſchönſte Stube im ganzen Hauſe, der Bau genannt, erhalten — eine unermeßliche, großartige Ausſicht. Der Kommandant, der Bruder des Herrn von Bärenburg auf Bärenburg, behandelte ihn mit der größten Artigkeit und Zuvorkommenheit; er erhielt eine beſondere Bedienung und die Koſt von des Herrn Oberforſtmeiſters Tiſche, alles auf höchſten Befehl, wie der alte Waidmann oft mit reſpektvollen Mienen hinwarf. Dieſer Mann war ſo ziemlich der Gegenſatz ſeines Bruders und dieſem doch in der äuſſern Geſtalt und herzlicher Gutmüthigkeit ſehr ähnlich. Ihre Geſinnungen, Meinungen und Lebensanſichten waren aber ſo himmelweit verſchieden, daß ſich beide nur in den dringendſten Fällen ſprachen. Auf den Oberforſtmeiſter war nämlich der Geiſt des Vaters gekommen. Sein Adel ging ihm über Alles, er lebte und webte nur in der Gnade und Gunſt ſeines durchlauchtigſten Herrn, er hatte mit der freiern Sitte des Jägers alle Galanterien und feinen Manieren des vornehmen, gebildeten Adligen zu verſchmelzen gewußt, und war deßhalb in vieler Beziehung ein liebenswürdiger Mann und ein zehnmal leidiglicherer Geſellſchafter als ſein catoniſcher Bruder. Der Ökonom verachtete den Oberforſtmeiſter, dieſer bedauerte jenen. Der Erſtere duldete mit der Familie des Letztern nicht die geringſte Gemeinſchaft; der Oberforſtmeiſter ſah aber ſeine Schwägerin und Nichten oft bei ſich, und ſeine Frau und Kinder hielten mit jenen innige Freundſchaft. So hatte das wechſelſeitige Verhältniß jahrelang beſtanden und ſo beſtand es noch.

Der Oberforſtmeiſter war fein genug, mit Fürſt nicht von ſeinem Bruder zu ſprechen; denn die letzten Ereigniſſe waren von der Art, daß er nur bitter tadelnd ſich über denſelben hätte äußern können, und ihm war ja nur zu gut bekannt, wie innige Freunde Fürſt und ſein Bruder geweſen und wie beide ſich einen und denſelben Fehler hatten zu Schulden kommen laſſen. Alle volitiſchen Geſpräche wurden daher ſorgfältig vermieden. Dieſer Umſtand that Fürſt wohl. Ihm ekelte vor allem politiſchen Wirrwarr; bis auf die äußerſte Spitze des wilden Jakobinismus getrieben, ſehnte er ſich nach Ruhe, um wieder mit ſich ſelbſt einig zu werden, und wirklich fand er allmählich, wenn er an ſeinem Fenſter in der heitern Ferne ſchwelgte, wie thöricht er oft gehandelt, wie weit er über die Gränze des Wahren und Rechten hinausgegangen war. Für die Zukunft bildete er keine Plane; er überließ ſich ganz der Gegenwart. Die Bekenntniſſe, die er ſich ſelbſt machte, ſchrieb er oft nieder und ſchickte ſie dem Prinzen Hermann, deſſen Verzeihung er bereits erlangt hatte. Nun quälte ihn nichts mehr; die Ruhe that ihm unendlich wohl; er erſtarkte ſichtbar an Körper und Geiſt in ihrem ſüßen Genuſſe. Dann und wann tauchte Regina's üppiges Bild in ſeiner Seele auf, aber er trug kein Verlangen nach ihr. Alwinen bei ſich zu haben war ſein einziger Wunſch.

Er war ohngefähr zwei Wochen auf Schroffenſtein, als Klara, die Tochter des Schließers

Willig, die ihm aufwartete, eines Abends bei Beſorgung ſeines Tiſches verlegen hin und her trippelte. Endlich begann ſie ſchüchtern: „Sehen Sie, der Oberjäger Chriſtian drüben iſt mein Bräutigam, ach! und ich bin ihm ſo gut, wie ich's mit Worten gar nicht ſagen kann. Ich weiß, wie tief die Liebe in einem Mädchenherzen ſitzt, und wundre mich deßhalb über Manches nicht, worüber andre Leute einen großen Zeter aufſchlagen können.“

„Ich weiß von deiner Verbindung,“ verſetzte der Maler, „deine Mutter hat's mir ſelbſt erzählt; deine Eltern und der Herr Oberforſtmeiſter ſind's zufrieden, und ſo wie der Chriſtian angeſtellt iſt, wirſt du ſeine Frau. Was willſt du mir denn eigentlich damit ſagen?“

„Nichts weiter, als wenn der Chriſtian um ſo einer Lappalie willen, wie Sie, im Gefängniß ſäße, ich ebenfalls zu ihm liefe über Stock und Stein, und wenn er auch böſe drüber würde; aber es wäre ſehr Unrecht, wenn er böſe würde, denn ich wäre ja aus lauter Liebe zu ihm, ihm nachgelaufen. Ja es wäre recht lieblos und ſchlecht von ihm, wenn er mir deßhalb zürnen wollte. Nicht wahr, Sie meinen auch ſo?"

„Ei freilich."

„Alſo werden Sie auch nicht böſe ſein, nicht zürnen?"

„Ich? Wem? Dir?"

„Ach nein! Dem guten herzigen Mädchen, das Sie ſo innig liebt, wie ich den Chriſtian, obgleich ſie's nicht geſtehen will, und flottweg läugnete, als ich ihr auf die Naht fühlte, aber du lieber Gott! aus welchem andern Grunde wäre ſie wohl den weiten böſen Weg ſo allein gelaufen, daß ihr die Füßchen aufgelaufen ſind, wie ein Eierkuchen?"

„Wie? Alwina hier?" rief Fürſt freudig erſtaunt.

„Wie ſie heißt, hab' ich ſie noch nicht gefragt; aber es wird ſchon die rechte ſein; denn es wäre ja ſchlecht, wenn Sie mehr als ein Liebchen hätten. Nun ſitzt ſie ſchon ſeit einer Stunde unten und weint und härmt ſich aus Furcht, Sie würden ihr zürnen, daß ſie hergelaufen iſt."

Fürſt war ſchon zur Thüre hinaus. In des

Schließers Stube wankte ihm die Helde entgegen; kaum konnte ſie auf die Füße treten. In einer Tour hatte ſie den für ihre Kräfte ungeheuern Weg gemacht. „Die Sorge,“ ſagte ſie verſchämt, „ob es Ihnen auch erträglich ginge, ließ mich nicht mehr ruhn, und trieb mich endlich fort. Ich habe mich heimlich davon gemacht und dem gütigen Prinzen ein Briefchen hinterlaſſen, daß er meinetwegen unbeſorgt ſein ſoll.“

„Wahrlich deine Treue wird nicht unbelohnt bleiben!“ ſagte Fürſt tief gerührt und küßte ihr einen heiligen Kuß auf die Stirn.

Mit dem Schließer Willig, einem alten treuherzigen Unteroffizier, und ſeiner Ehehälfte war Fürſt bald übereingekommen, daß Alwina für eine Verwandte ausgegeben werden ſollte, deren Eltern verſtorben ſeien und die künftig im Hauſe bleiben werde. Mit ſtiller Zärtlichkeit wartete Fürſt das treue Mädchen, bis die zarten Füßchen wieder geheilt waren, dann trat ihr Klara die Bedienung bei ihm ab, und aus ihren tiefdunkeln geiſtvollen, liebetrunkenen, herzenstreuen Augen ſog Fürſt nun die höchſte Lebensberuhigung. Jetzt fing er auch an, die Zukunft zu bedenken. Im Stillen bildete ſich ſein Plan aus, ſich irgendwo eine feſte Exiſtenz zu ſchaffen, denn von der Gnade eines Fürſten, ſelbſt des edelſten, ferner zu leben, ſchien ihm unwürdig; dann ſollte Alwina ſein Weib werden. Aber er verrieth dieſen Plan mit keiner Silbe, und ſittig und ruhig, ohne Wünſche als die, ihn zu beglücken und hochbeglückt ihn bedienen, ſeine kleinſten Wünſche errathen und befriedigen zu dürfen, lebte Alwina an ſeiner Seite.

Es ſchien aber, als läge dieſe glückliche Ruhe nicht im Plane der Vorſehung, die ihre Kinder meiſt nur in Sturm und Kampf ihrem Ziele zuführt.

Der Oberhofmeiſter erhielt eines Tags durch einen reitenden Jäger den höchſten Befehl, ſich auf einen mehrtägigen Aufenthalt des Herzogs und der Prinzeſſin Amalia mit Gefolge, ſo wie auf noch einige hohe Gäſte einzurichten, welche zuſammen eine große Hirſch- und Eberjagd halten und einige Tage auf Schroffenſtein verweilen wollten.

Dieſer Befehl war das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr auf der Feſtung. Der Herzog hatte das Schloß in vier Jahren nicht beſucht; der Oberforſtmeiſter hatte für dieſes Jahr auch ſchon auf die Ehre verzichtet, und daher kam es, daß nicht alles in der gehörigen Ordnung war. Die herzoglichen Zimmer, welche die Bel-Etage des Schloſſes einnahmen, waren, weil ſie zunächſt zur Hand lagen, für wirthſchaftliche Zwecke benutzt worden, es lag und ſtand alles übereinander her; das Jagdzeug zu einer großen Jagd war jahrelang nicht in Gebrauch geweſen und deßhalb unſchimmer; die Sandwege im Garten und am Berge nach einem ſchön gelegenen Buchenwäldchen waren verraſt, im Wäldchen ſelbſt, auf einem Lieblingsplätzchen des Herzogs, Tiſche und Kanapee's verfault. Sonſt hatte der Oberforſtmeiſter die Ankunft des Herzogs wenigſtens drei Wochen zuvor gewußt und ſich mit aller ihm eigenthümlichen Pünktlichkeit darauf einrichten können; jetzt waren ihm nur drei Tage gegönnt; denn Montag Mittags wollte der Herzog auf Schroffenſtein ſpeiſen, und am Freitag Abend kam erſt der Befehl an. Alles, was nur Hände und Füſſe zu freiem Gebrauch hatte, wurde auf Kommando des Oberforſtmeiſters in Bewegung geſetzt. Die Sträflinge mußten die Wege in Ordnung bringen, Schreiner und Schloſſer aus einem benachbarten Waldſtädtchen wurden mit allen ihren Leuten herbeigeholt, um Kanapee's, Tiſche, Thüren und Schlöſſer zu machen. Ein Jägerburſche eilte mit der etwas abgetragenen Uniform des Oberforſtmeiſters in die entferntere Stadt Dietrichshauſen, wo ſich ſeit kurzem ein ſehr geſchickter Schneidermeiſter etablirt, der nur unter dem Namen des Pariſer Schneiders bekannt war, um in der größten Eile eine neue Staatsuniform nach der alten verfertigen zu laſſen. Andre mußten Jagdzeug ausbeſſern und putzen, Patronen für die Jagd machen, die Zimmer aufräumen; die weiblichen Bewohner der Feſtung ſcheuern und waſchen; die Frau Oberforſtmeiſterin und die jüngſte noch unverheirathete Tochter hatten alle Hände voll zu thun, um anzuordnen, Einkäufe zu beſorgen u. ſ. w. Es wurde den ganzen Tag über und faſt die halbe Nächte gearbeitet und doch war der Sonntag da und Alles ſchrie in noch größerer Confuſſion, als erſt. Jetzt wurden alle Kräfte angeſpannt, und an Eſſen und Trinken konnte Niemand recht denken. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß der ſonſt ſo beſonnene Oberforſtmeiſter den Kopf ganz verlor, in einem Athem zehnerlei Befehle gab, die ſich einander widerſprachen, heute vernichten und ändern ließ, was er geſtern erſt mit dem größten Eifer angeordnet hatte, ſelbſt mit Flederwiſch, Hammer, Zange u. ſ. w. umherlief, Alles machen wollte, Alles verdarb, und ſo die Arbeit der Leute ganz unnütz verdoppelte und erſchwerte.

Der Herbſttag neigte ſich bereits zu Ende, als der gute Oberforſtmeiſter, Angſtſchweiß vergießend, daran dachte, daß noch nicht genug Patronen angefertigt, daß die Uniformen der Burſche noch nicht blank genug ſeien, daß die Mägde die Küchengefäße noch nicht geſcheuert, kurz daß noch eine Menge Arbeit vorliege. Wie beſeſſen, unter dem einen Arm den Flederwiſch, in der andern Hand einen Zettel voll Notizen, trieb er Jägerburſche und Mägde mit Zetergeſchrei auf dem freien Platze vor dem Hauſe zuſammen, um ihnen ſeine Befehle zu verkünden. Er war eben im beſten Zuge, die Einen dorthin, die Andern dahin zu kommandiren und nebenbei in vertraulicher Geſchwätzigkeit ſeine Freude über die bevorſtehende große Jagd einzuſchalten, als ſich den Augen der verſammelten Leute eine ſeltſame Erſcheinung darbot.

Fräulein Alexandrine von Süßholz ſchritt in einem phantaſtiſchen Anzuge, der an einigen Stellen aus genialen Fragmenten beſtand, einen alten roſaſeidnen Hut mit weißen wallenden Federn auf ihrem Dichterhaupte, durch das Thor, einen ſchwerbepackten Eſel vom Gute des Herrn von Bärenburg vor ſich hertreibend. Der Oberforſtmeiſter hatte ſo eben ſein Schickſal angeklagt, daß er nicht wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe und unmöglich begreife, wie bis morgen Alles vollendet ſein könne, aber ſeine wehmüthige Klage wurde zu einem derben Waidmannsfluch, als er das Fräulein erblickte.

„Das iſt die Krone meines Unglücks!“ ſeufzte er auf, indem er der wunderlichen Figur entgegen ging.

Alexandrine trat gravitätiſch an ihn heran, verneigte ſich, wie ſich Madame Ruhl, wenn ſie in der Schenke zu Bärendorf deklamiren wollte, vor den Bauern verneigt hatte, räuſperte ſich und begann pathetiſch: „Mein Herz fließt über in namenloſer Wonne und unausſprechlicher Seligkeit, den zarten Jugendfreund, den edeln Verwandten in der Blüthe männlicher Kraft und Geſundheit zu ſehen. Adolf von Bärenburg, ich begrüße Sie freundlichſt!“

„Unterthänigſter Diener, mein hochverehrtes Fräulein,“ verſetzte der Forſtmann mit Galanterie. „Welcher glückliche Zufall verſchafft mir denn die Ehre, mein theures Fräulein von Süßholz auf Schloß Schroffenſtein zu ſehen?“

„O wie freu' ich mich,“ ſchmachtete Alexandrine auf, „Sie ſo wohl und munter, ſo friſch und jugendlich lebendig zu ſehen! Glüht doch Ihre Wange, als hätte eine neue Jugend dort unvergängliche Blüthen getrieben. Das macht das fröhliche Waidwerk. Die Jagd iſt doch des Menſchen edelſte und ſeiner Natur angemeſſenſte Beſchäftigung. Ich glaube, ich könnte mich entſchließen, ſelbſt noch Jägerin zu werden, und flüchtig, wie Diana, Hain und Flur auf der Fährte des Wildes zu durchſtreifen."

„Ein allerliebſter Einfall," entgegnete der Alte angſtgepreßt mit verzweifelter Höflichkeit, indem er die neue Diana meilenweit wegwünſchte. „Was aber verſchafft mir die Ehre, in ſolcher Begleitung — —?" Er deutete auf den ruhig harrenden Eſel.

„Und Sie, mein beſter Vetter, Sie wären mein Endymion," ſchmunzelte die Dichterin, kindiſch erfreut über ihren Einfall.

„Erlauben Sie mir gütigſt, mein verehrtes Fräulein, wie käm' ich doch dazu, Ihr Thymian zu ſein oder nur ſo zu heißen? Beliebt Ihnen nicht, ſich näher darüber zu erklären?"

„Sie haben mich mißverſtanden," lachte Alexandrine etwas tölpelhaft. „Ich meine den Jäger Endymion, den ſeligen Schläfer."

„Ich habe nicht die Ehre, dieſen Herrn Kameraden zu kennen.“

„Der in des Latmos ſchauerlichem Haine jagte, wo ihn die keuſche Diana ſah, ſich in ihn verliebte, ſeligen Schlaf über ſeine Augen goß, und dann zu ihm trat, und — ihn küßte.“

„Brr! Ich ſchlafe nicht gern im Walde. Unmöglich könnt' ich's Herrn Thymian nachmachen Aber dürft' ich mich endlich unterſtehen, höflichſt anzufragen, was mir gerade heute Abend die ſehr erfreuliche Ehre verſchafft?“

„Ich habe vernommen, daß Seine hochfürſtliche Durchlaucht, unſer gnädigſter Herzog und Herr, mein innigſt verehrteſter Landesvater, in hohen Gnaden geruhen würde, das Schloß Schroffenſtein mit Höchſtihrer höchſteigner Gegenwart zu beglücken. Hat der Mund des Gerichtes wahr geſprochen, Herr Vetter?“

„Seine Durchlaucht werden allerdings morgen Vormittags hier einſprechen, um im Schroffenſteiner Forſt eine große Jagd zu halten, und haben mir Höchſtdieſelben durch einen Expreſſen den Befehl zukommen laſſen, mich auf Sr. Durchlaucht Höchſteigne Perſon, ſowie auf Ihre Durchlaucht, die gnädigſte Prinzeſſin Amalia, nebſt Gefolge einzurichten. Die Zeit war ſehr kurz anberaumt, und deßhalb finden Sie mich noch in der aufgehäufteſten, dringendſten Arbeit. Die Zeit drängt mich entſetzlich; drum noch einmal, wenn ich gehorſamſt bitten darf, was verſchafft mir die Ehre?“

„Die böſe Welt hat mich in einem ſchrecklichen Verdacht. Ich bin angeklagt, einer geheimen Verſchwörung gegen das erhabne Haupt meines verehrten Fürſten anzugehören. Ich ſchaudere, wenn ich daran denke. Ich bin vor das Gericht vorbeſchieden, und muß ſterben vor Furcht und Entſetzen. Übermorgen iſt der Tag, wo ich erſcheinen ſoll, drum will ich mich morgen zu Sr. Durchlaucht gnädigſten Füßen werfen, damit Höchſeine verzeihende Huld mich vom Tode errette.“

„Iſt's möglich?“ rief der Oberforſtmeiſter, „ſo gehörten Sie dem ſchrecklichen Bunde an, deſſen Haupt mein gott- und pflichtvergeſſner

Bruder iſt?“ Und einige Schritte zurückweichend, ſah er ſie mit ſcheuen Augen an.

„Ich bin ſelbſt hintergangen, betrogen, ich Arme, Unglückliche! Aber mein gerechter Fürſt wird ein Einſehen haben und mich freiſprechen. Sr. Hochfürſtliche Durchlaucht ſollen mich nur erſt kennen lernen. Dann ſchwellt roſige Hoffnung meinen Buſen: ich werde noch mehr erlangen als Höchſtſeine Verzeihung; ich werde die höchſte Huld erringen, ſie wird mir aufgehen, wie eine glänzende Sonne. Verkannt von der Mitwelt, die mich nicht zu würdigen verſteht, dünkt mir die grauſame Anklage gegen meine Unſchuld ein Wink des Himmels zu ſein. Auf den Thronen wohnt ja allein noch das wahre Verſtändniß der Kunſt, und auf der Menſchheit unbewölkten Höhen, ſollen Fürſt und Sänger ja zuſammen gehen. Unſeres erhabnen Monarchen ſtrahlender Geiſt wird mich verſtehen und auf mein rührendes Liederflehen, mir den Sonnenſtrahl ſeiner hohen Gunſt zuwenden, in welchem ich als üppige Dichterpflanze prächtig gedeihen und duftende farbenprangende Blüthen, reiche goldne Früchte tragen werde.“

„Ich muß geſtehen,“ ſagte der Forſtmann etwas verlegen, „es iſt mir aus Ihren Worten, mein gnädigſtes Fräulein, nicht ganz klar geworden, was Sie von Sr. Durchlaucht Alles wünſchen.“

„Ach, Sie Ärmſter!“ rief die Dichterin mit den Tönen des Mitleids aus. „Sie haben ſich wohl nie mit der Poeſie beſchäftigt?“

„Ich habe es nie ſo weit bringen können.“

„Mir aber hat Apoll die Seele mit ſeinen Strahlen entzündet und mit Tönen ſeiner Leier gefüllt. Mit Selbſtgefühl kann ich ausrufen: Ich bin eine Dichterin.“

„Ich habe davon gehört.“

„Aber die Menſchen, die thörichten, unverſtändigen, wollen mich nicht anerkennen.“

„Das thut mir leid.“

„Ihr Herr Bruder haßt die Poeſie, ſeine Frau und Töchter ſind gefühllos dagegen und hart und lieblos gegen mich.“

„Das iſt unbillig.“

„Mein Fürſt aber wird mich ſchätzen und verehren, ſobald er mich und meine Unſchuld erkannt hat.“

„Ich wünſche Ihnen alles Glück dazu.“

„Ich ſehne mich nach Unabhängigkeit, um ganz ungeſtört mich des ſüßen Umgangs der Muſen und Grazien zu erfreuen.“

„Ich begreif' es wohl, mein Fräulein.“

„Sobald ich als ein reiner glänzender Stern aus dem Gewölk der niedrigen Beſchuldigungen hervorgegangen bin, wird mir der allergnädigſte Fürſt eine anſehnliche Penſion auswerfen; denn er wird hingeriſſen werden von der Kraft und Fülle meiner Poeſien, wie von einer Windsbraut.“

„Das ſoll mir höchſt angenehm ſein.“

„Und deßhalb bin ich zu Ihnen gekommen, Herr Vetter, um hier die Gnade des Fürſten anzuflehen, ihm hier in der romantiſchen Waldeinſamkeit meine Werke zu überreichen, die ich mitgebracht habe. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine meiner vorzüglichſten Arbeiten vorleſe, die ich auf den Rath eines Mannes gedichtet, den man einen Günſtling Sr. Durchlaucht nennt.‘ Und zu dem Eſel hineilend, band ſie demſelben den Sack ab und zog einige ſehr ſtarke Pakete altes unſchimmeres Papier daraus hervor, welche ſie auf dem Tiſche ausbreitete, woran einige Mägde und Burſche ihre Arbeiten verrichteten. Auf der Stirn des Oberforſtmeiſters ſtanden eine Maſſe dichter Schweistropfen, mit ängſtlicher Beſorgniß blickte er umher und murmelte einige nicht eben zarte Jägerflüche durch die Zähne, die ihm ſeine Galanterie doch nicht laut werden zu laſſen erlaubte. Als ſie einen zweiten Arm voll Manuſcripte herbeizuſchleppen im Begriff war, verrannte er ihr den Weg und rief, einen Bückling um den andern machend: „Aber, mein verehrtes Fräulein, gönnen Sie ſich doch ja erſt einige Ruhe. Sie ſind von der Reiſe ermüdet; denn, wie ich ſehe, ſind Sie zu Fuße gegangen, um Ihre unſterblichen Werke heranzutreiben, und die Wege im Gebirge ſind ſehr ſchlecht. Es ſind ja ſechs Stunden von Bärendorf hierher. Wollen Sie alſo nicht erſt einige Erfriſchungen zu ſich nehmen, ein ſchmackhaftes, ſtärkendes Abendbrod?“

„Ich nehme Ihre Einladung an; doch hören Sie zuvor nur den Prolog. Er iſt kaum dritthalb Bogen ſtark und es wird Ihnen daraus ſchon klar werden, wie der Held meines Trauerſpiels im Kampf mit beiden Welten groß wie eine Sonne untergeht.“

„Parole d'honneur, ein Ehrenmann! Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich ſehr preſſirt bin. So genießen Sie wenigſtens ein Glas Wein, guten alten Rheinwein. Zunge und Gaumen ſind Ihnen ganz trocken geworden. Und die Dichter lieben ja den Wein, wie man ſagt.“

„Wein? Rheinwein?! Aus der goldnen Rebe des alten Vaters gepreßt? O Wein des herrlichen Rheinſtroms, dich lieb' ich vor allen. Duftender Sohn der Traube, goldner Dichtertrank, ha! du ſollſt mir munden. Dich verehr' ich und glaube, wär' mein Herz auch noch ſo krank, müßt von dir es doch geſunden; Schlüſſel zum Zauberſchloß Geſang, dich hab' ich gefunden. Wie gefällt Ihnen das, liebſter Vetter?“

„Charmant! Excellent! So kommen Sie nur

ſchnell. Ich merke die Jäger haben doch etwas mit den Dichtern gemein.“

„Sie haben die Liebe gemein zum liederrauſchenden Wein. Mich zieht's, ich kann nicht widerſtehn, zu des Parnaſſes trunknen Höhn. Endymion, du ſprachſt ein Zauberwort, das reißt mich wie im Sturme fort!“ Und die Manuſcripte auf den Tiſch ſchleudernd, ſchritt ſie, ihr Tuch wie einen Purpur um die Schulter werfend, majeſtätiſch triumphirend, wie der Heldenſpieler, der eben einen köſtlichen Abgang hergebrüllt und in blinder Begeiſtrung die Couliſſe einreißt, nach dem Hauſe zu und verſchwand mit dem verlegnen Oberforſtmeiſter in der Thüre deſſelben.

Kaum waren ſie hinein, ſo zeigte ſich den Jägerburſchen und Mägden eine nicht minder intereſſante Erſcheinung, welche ſich ebenfalls durch das Thor hereingefunden hatte. Es war dies ein mehr hüpfender als gehender, ſehr ſchmächtiger junger Mann von vornehmen Ausſehen. Seine Geſichtsbildung hatte etwas Nobles, welches durch die Bläſſe noch erhöht wurde, ſeine

Bewegungen waren rund, zierlich und gefällig, doch ſtreiften ſie an's Gezierte. Seine Kleidung war gewählt und zeigte hie und da etwas Militäriſches, ſo daß man, obgleich er nur ſehr moderne bürgerliche Kleider von vorzüglichſter Qualität trug, dennoch leicht errathen konnte, daß der junge Mann eigentlich Offizier ſei. Hinter ihm ging ein in einen einfachen grauen Rock gekleideter Menſch, der einen grünen Pack trug.

Das zierliche Männlein ſchwebte auf das arbeitende Geſinde zu und ſagte mit einer ſüßen Stimme: „Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünſchen, meine verehrten Damen und Herren!“

„Schönen Dank!“ verſetzten die Burſche und Mägde, und ſahen den ſonderbaren Ankömmling mit großen Augen an.

„Was iſt dem Herrn gefällig?“ nahm der Oberjäger Chriſtian das Wort, der daneben ſtand und eine Büchſe reinigte; denn er bemerkte, daß Einige Anſtalten trafen, dem Fremden in's Geſicht zu lachen und wollte alſo eine gegenſeitige Verlegenheit verhindern.

„Kann ich die Ehre haben,“ verſetzte der Befragte, „Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Platzkommandanten, Oberforſt- und Wildmeiſter Baron von Bärenburg meine unterthänige Aufwartung zu machen? Ich bitte ſehr, mich dem gnädigen Herrn Baron anmelden zu wollen.“

„Der Herr iſt ſehr beſchäftigt,“ ſagte Chriſtian kurz, „was wünſchen Sie von ihm?“

„Ich werde die Ehre haben, dem gnädigen Herrn Baron eine neue Staatsuniform nach den modernſten Regeln der Kunſt und äſthetiſchen Architektur gebaut, zu überreichen.“

„Wahrſcheinlich habe ich Sie nicht recht verſtanden. Was haben Sie gebaut, um es zu überreichen?“

„Eine neue Staatsuniform nach den Wünſchen des gnädigen Herrn Oberforſtmeiſters. Mein Freund,“ fuhr er ſüß lächelnd fort, „Sie ſind mit der Terminologie der Künſte nicht vertraut. Ich verſtehe eben ſo wenig etwas von der des edlen Waidwerks.“

„Ach, ich merke jetzt!“ rief der derbe Oberjäger unbändig lachend, „Sie ſind der Schneidermeiſter aus Dietrichshauſen, bei welchem der Herr Oberforſtmeiſter die neue Uniform hat beſtellen laſſen.“

„Ich bin Bürgerlieutenant und talor of gentlemen,“ ſagte der Zierliche pikirt. „Ich war in Paris und London, mein Herr, und mancher Lord hat durch mich erſt ſein Anſehn erhalten.“

„Aha! Verſtehe ſchon, Herr Lieutenant!“ lachte Chriſtian aufs Neue. „Nun ich will den Herrn Oberforſtmeiſter ſogleich herbeiholen.“ Somit lief er in das Haus, der vornehme Schneider trat aber zu den prallen Mädchen, liebäugelte mit der einen und der andern, und wollte ſich in eine Unterhaltung einlaſſen. Aber die Mägde lachten ihn aus, hörten nicht auf ihn, und eine ſagte, als er ihr zu nahe kam, gar nicht auf ihn reflektirend: „Das gute Fräulein hat uns einen recht großen Gefallen gethan, daß ſie das alte Papier mitgebracht hat. Gewiß dachte ſie zu Hauſe daran, daß es uns hier zum Putzen fehlen würde.“ Und ſomit nahm ſie einige Blätter.

„Mir kommt's auch recht," ſagte eine Andre und griff ebenfalls zu.

„Und mir vollends zu den Patronen, die ich die ganze Nacht durch noch machen muß," warf einer der Jägerburſche ein. „Ich will mir nur gleich ein tüchtig Bündel davon nehmen."

„Aber wollte ſie nicht dem Herrn Oberforſtmeiſter etwas daraus vorleſen?" erinnerte eine dritte Magd.

„Sie hat's ja ſelbſt gedichtet," bedeutete ſie der Jägerburſche. „Da hat ſie's ſchon im Kopfe und braucht das gelbe Papier nicht dazu. Das wollte ſie nur dem Herrn ſchenken, daß er's auch haben ſollte, aber der macht ſich aus dergleichen nichts, und deshalb können wir's getroſt nehmen. Ich hab' ſo immer gehört, die Frauen dichteten niemals etwas Geſcheidtes."

Der Burſche hatte ſich eine große Hand voll zugelangt, als der vornehme Schneider mit der Haſt eines beißigen Hundes nach ſeinem Arm fuhr und in höchſter Spannung ausrief: „Um Gottes willen! Mann, was wollen Sie beginnen? Zeigen Sie her!" — Und auf das Titelblatt blickend, las er mit Pathos: „Simſon, große heroiſch-antike Tragödie in ſieben Aufzügen mit Chören und Tänzen, nebſt einem Prolog und einem Epilog von Alexandrine von Süßholz.“ — Und auffahrend, wie wenn ihn die Tarantel geſtochen hätte, zeterte er: „Menſchen! Menſchen, ihr ſeid im Begriff, ein unſterbliches Werk zu vernichten!“

In dieſem Augenblicke kam der Oberforſtmeiſter aus dem Schloſſe auf den Schneider zu und ſagte freundlich zu ihm: „Gott grüß, Herr Schneidermeiſter! Bringen Sie mir den neuen Kittel?“

„Haltet ein! Haltet ein, Barbaren! Rettet, rettet!“ ſchrie der Schneider.

„Iſt der Menſch toll?“ rief der Oberforſtmeiſter dazwiſchen.

„Er iſt verrückt!“ brüllten Burſche und Mägde, und wichen vor ihm zurück.

„Auch das noch zu all meinem Unglück!“ jammerte Bärenburg.

„Wo iſt die Dichterin des Simſon? Wo iſt die unſterbliche Alexandrine von Süßholz?“ raſete der dünne Schneider und machte ungeheure Bocksſprünge. „O Fräulein oder Frau von Süßholz!“

Er hatte den Namen ſo ſchmerzlich laut in die abendlichen Lüfte hinausgerufen, daß die Beſitzerin deſſelben den Ruf im Zimmer bei der Weinflaſche vernommen, und mit der halbgeleerten in der Hand ſtürzte ſie jetzt heraus und rief: „Welche Stimme nannte meinen Namen? Wer ſtört mich im Genuſſe des Nektar?“

„O Fräulein Alexandrine von Süßholz!“ jammerte der Schneider.

„O weh! Ich unglücklicher Mann!“ jammerte der Oberforſtmeiſter.

„Hier bin ich!“ ſagte die Dichterin mit Würde, indem ſie an den Tiſch heran trat. „Ha! welch ein Jüngling!“ —

„Man iſt im Begriff, Ihren Simſon zu vernichten, große Dichterin,“ berichtete der Schneider, in einer ehrfurchtsvollen, faſt anbetenden Stellung. „Ich kam noch zur rechten Zeit, um ihn vom gänzlichen Untergange zu erretten. Aber ich fürchte, ich fürchte, es iſt ihm ſchon Schaden geſchehen von dieſen rohen Barbarenhänden.“

Da kam dithyrambiſche Wuth über die Dichterin, und über ihre weinnaſſen Lippen ſtrömten die Worte: „Darf ich meinen Augen trauen! O Apoll, ich muß es ſchauen, wie in ſolche Geierkrallen mein begeiſtert Werk gefallen! Deiner Pfeile tödtlich Feuer traf nicht dieſe Frevler ſchwer? — Gebt den Simſon, Ungeheuer! gebt den Simſon wieder her!“

„Aber, Herr Jemine!“ zeterten die Mägde, „wir haben ja keinen Simſon. Nur die Paar Bogen altes Papier, die hat's ſchon verbraucht.“

Alexandrine hatte ſich mit einem langen, kräftigen Zuge aus der Flaſche, der ihr den Boden derſelben gezeigt, wieder geſtärkt, und fuhr, die leere hoch ſchwingend, fort: „Gebt den Simſen, Höllenlarven, die ihr höhnend mich umkreiſt, der im Tone heil'ger Harfen kühn emporführt meinen Geiſt. Ihr ſeid finſtern Mächten unterthan; ich muß mit Euch fechten, und der Kampf geht an. An des Zieles Marke, wo die Krone winkt, wollt ihr mich betrügen um des Lebens

Preis; doch ich bin die Starke; in der Rechten blinkt mir das Schwert zum Siegen. Und das Lorbeerreis wird ſich herrlich ſchmiegen um der Schläfe Paar, glänzen mir im Haar.“ Und mit der hochgeſchwungnen Flaſche vorwärts dringend, wie eine Furie, entriß ſie den erſchrocknen Mägden das Manuſkript wieder.

Der Schneider ſank, von hoher Bewundrung ergriffen, vor ihr in die Kniee und ſeufzte und ſtöhnte Worte, die der Lärm verſchlang; denn die Mägde und Burſche behaupteten mit ehrenrührigen Schimpfworten von dem Fräulein belegt worden zu ſein, welches ſie ſich durchaus nicht wollten gefallen laſſen. Der Oberforſtmeiſter tobte auch dazwiſchen, um Ruhe zu gebieten, in der That erhöhete er aber nur den Unfug, wie ihm gewöhnlich zu geſchehen pflegte.

Als Alexandrine erſt ihr Manuſkript wieder beiſammen hatte, kümmerte ſie ſich nicht mehr um das lärmende Geſindel, ſondern gab dem zu ihren Füßen ſchmachtenden Jüngling Gehör. Der aber liſpelte: „Ach, das war groß und erhaben, lieblich und ſchön, wie mein Clauren ſchreibt. Als

Sie's ſo blühend von ſich gaben, verehrtes Fräulein, war mirs, als läſ' ich in Mimili oder dem Chriſtpüppchen. Laſſen Sie mich mit Ihrer gütigſten Erlaubniß Ihr ſchönes weißes Sammtpatſchchen küſſen, angebetete Dichterin, und genehmigen Sie die Verſicherung meiner Ergebenheit."

Und Alexandrine verſetzte, von begeiſtertem Entzücken durchwallt: „Ha, du biſt meines Ruhmes Retter! Ich reiche dir die Hand zum Kuß. Dich, Jüngling, ſendeten die Götter, als meines Lebens Genius. Sei mir gegrüßt im Morgenrothe des Sonnentages, der mir lacht! Und deiner werde, Götterbote, im heitern Glanz des Glücks gedacht!"

„O du blauer, grundgütiger Himmel!" rief der Schneider, ſich entzückt die Hände reibend. „Wie iſt das ſchön und prächtig! Sehen Sie, ich bin ein großer Verehrer von der Dichtkunſt, und verſuche mich ſelbſt manchmal ein wenig. Aber ſo hoch kann ich mich nicht verſteigen, daß ich's nur ſo herſagte."

Unterdeſſen war der Herbſtabend zur wirklichen Nacht geworden und der Dichter-Schneider hätte, von ihrer Dunkelheit beſchützt, und vom Gekeif des Oberforſtmeiſters nicht beläſtigt, noch lange ſo traulich fortgekoſ't, da ihm eben das Herz recht weit aufgegangen war, aber er wurde plötzlich durch einen ſchnell durch das Thor ſprengenden Reiter, der eine hellleuchtende Pechfackel ſchwang, unterbrochen. Wie er, ſo verſtummte Alles auf dem Hofe. Der Reiter war raſch herangekommen und wurde an der prächtigen Uniform als ein Leibpage des Herzogs erkannt. Auf ſein lautes und ſchnell wiederholtes Fragen nach dem Oberforſtmeiſter lief dieſer herzu und erkundigte ſich, was es Neues und Eiliges gebe.

„Seine Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr und die durchlauchtigſte Prinzeſſin Amalia werden binnen jetzt und fünf Minuten hier eintreffen,“ verſetzte der Page.

„Sr. — Durchlaucht — der — Herzog?“ fragte der Oberforſtmeiſter mit erſterbender Stimme, denn er hoffte noch ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Aber er war ſo erſchrocken, daß er ſich an des Pagen Pferd anhalten mußte. Als ihm dieſer die Meldung noch ein Mal gemacht, ſchrie der alte Mann wie beſeſſen auf: „Daß Gott ſich erbarme! Der Herzog und die Prinzeſſin! Pulver und Blei! Ihr Leute, ſeid ihr denn taub? Der Herzog wird gleich hier ſein.“

Und von Mund zu Mund flog das Wort und bald tönte es im Hauſe, wo die Lichter wie ſchnelle Geſpenſter an den Fenſtern hinflogen. Der Oberforſtmeiſter ſtand aber wie gelähmt und hielt ſich den Kopf, wahrſcheinlich aus bloſem Inſtinkt, um ſich zu überzeugen, daß er ihn noch auf der rechten Stelle habe. Auf dem Hofe und im Hauſe lief und rann plötzlich Alles wieder und durch einander; das war ein Rufen und Schreien, ein Wühlen und Bewegen! Nur der Oberförſter ſtand feſt und ſprach kein Wort.

„Aber Herr Oberforſtmeiſter!“ rief ihm der Page zu.

„Ach ich geſchlagener Mann!“ ſeufzte dieſer auf. „Heute Abend kommt mir alles Unglück über den Hals. Erſt eine Dichterin, dann ein Schneider und nun der Herzog. Ach, Gott! was red' ich für reſpektwidrigen Unſinn. Ich bin ganz konſternirt. So unerwartet! Nichts in Ordnung, Pulver und Blei! Kreuz —" Er verſchluckte den zweiten Fluch. „Seine Durchlaucht geruheten mir melden zu laſſen, daß Höchſtdieſelben erſt morgen Vormittag hier zu ſein die hohe Entſchließung gefaßt hätten."

„Sr. Durchlaucht haben aber dieſen Plan geändert," entgegnete der Page, „und wollen dieſe Nacht auf dem Schloſſe Schroffenſtein ſchlafen, um morgen früh gleich bei vollen Kräften zu ſein. Doch glaube ich mehr, die durchlauchtigſte Prinzeſſin hat es dringend gewünſcht, noch dieſen Abend hier zu ſein. Doch eilen Sie, die hohe Herrſchaft zu empfangen. Der Wagen muß bereits am Schloßberge ſein."

„Bataillon Donnerwetter!" fluchte Bärenburg. „Was ſoll ich thun, was anfangen? O weh mir! Ich verliere alle Reputation dabei."

„Gehen Sie dem Herzog entgegen; treffen Sie einige Anſtalten, ihn zu empfangen. Das iſt das Erſte und Vorzüglichſte, was Sie vor der Hand zu thun haben."

„In dieſem Rocke? Unmöglich! In dieſem Aufzuge, voll Staub und Koth! — Aber mir fällt ja ein — Wo iſt denn der Schneider? He! Holla! Chriſtian! Chriſtian!"

„Was befehlen Sie?" rief der Oberjäger herbeieilend.

„Schaff' mir um Gottes willen den Schneider zur Stelle!"

Und der ſchelmiſche Chriſtian rief ein lautes: „Herr Lieutenant!" da kam der Schneider.

„Schnell meine neue Staatsuniform herbei!" donnerte ihm der Oberforſtmeiſter entgegen.

Da ſtand der ſchlanke Jüngling verdutzt. „Mein Burſche hat ſie im Packet!" lispelte er.

„Wo iſt der Burſche?"

„O Jemine! das weiß ich nicht. Ich unglücklicher Menſch! Der Kerl wird wohl damit durch die Lappen gegangen ſein. O Gott! das iſt gewiß ein Dieb geweſen."

„Ja, war es denn nicht ſein Geſelle oder Lehrjunge?" eiferte Chriſtian, während der Oberforſtmeiſter verzweiflungsvoll umher lief.

„Ach, nein doch! Ein fremder Kerl war's, der ſich mir auf dem Wege anbot, mir das Bündel zu tragen. Ich glaube, Valtin nannte er ſich, Valtin! Valtin! Es läuft Alles nach dem Thore. Ich will zuſehn, ob ich ihn finde.“ Und ängſtlich trippelte er davon.

Der Oberforſtmeiſter fluchte immer kräftigere Flüche und raufte ſich die Haare, als ein Paar Poſthörner ſchmetternd gehört wurden.

„Das ſind die Herrſchaften!“ ſagte der Page. „Wenn Sie nun nicht eilen, ſo muß ich allein fort, und melden, daß —“

„O ich elender Mann!“ krächzte Bärenburg. „Ich wollte —“

Indem kam der Schneider wie ein Reh herangeſetzt, die neue Uniform in den Händen hoch vor ſich hertragend und laut jauchzend: „Der Kerl ſtand dort vorn und gaffte. Hier iſt ſie! hier iſt ſie!“

„Die Wagen ſind ſchon im Thore,“ rief der Page.

Plötzlich wurde der ganze Hof von rothem Lichtglanz übergoſſen und ſtrahlte in den Fenſtern des Schloſſes wieder. Pferdegetrab und Wagengeraſſel dröhnte in der Wölbung des langen Thorwegs, zehn bis zwölf Reiter wurden ſichtbar, welche brennende Fackeln trugen und in ihrer Mitte rollten zwei große, hoch bepackte Reiſewagen.

„Schnell! ſchnell!“ rief der Oberforſtmeiſter dem Schneider zu, rannte ihm einige Schritte entgegen, riß ihm die Uniform aus der Hand und fuhr, nachdem er ſeinen alten Rock von ſich geworfen hatte, mit dem Arm in ein Ärmelloch, ohne vorher nachzuſehn, in welches. Der Schneider kümmerte ſich auch nicht mehr um ihn, ſondern drängte ſich an Alexandrinens Hand, die ſich ſchnell zu ihm gefunden hatte, an die vor dem Schloſſe haltenden Wagen heran, wo bereits eine Menge neugieriger Gaffer mit abgezogenen Hüten und die Beſatzung der Feſtung, ein Dutzend Invaliden präſentirend, ſtanden; und ſo geſchah es, daß der Oberforſtmeiſter mit dem rechten Arm in das linke Ärmelloch, mit dem linken Arme aber in das rechte Ärmelloch fuhr, ohne es in der Haſt und Beſtürzung zu bemerken. Die Schöße kamen auf dieſe Weiſe an ſeinen Hals zu ſitzen, der Kragen in's Kreuz. Ehe er nur eine Ahnung von ſeiner poſſierlichen Figur hatte, ſtand er ſchon, in Einem fort Bücklinge machend, vor ſeinem Fürſten, der eben aus dem Wagen geſtiegen war, und bekomplimentirte die lachenden Herrſchaften in das Schloß, deſſen Zimmer ſich gleich darauf glänzend erhellten.

Sechstes Kapitel.

Eine Epiſode. — Noch ein Sturm auf des Malers Herz, es wird beſiegt, aber nicht von der Stürmenden.

Die Dienerſchaft hatte wieder an die Arbeit gemußt, die übrigen Zuſchauer hatten ſich allmählich verlaufen, der Schneider war in das Schloß citirt worden, um dem Oberforſtmeiſter die Uniform ordentlich anzulegen, und Alexandrine irrte einſam auf dem dämmrigen Hofe umher und hielt ein intereſſantes Selbſtgeſpräch. Ihr Schritt war dabei oft beflügelt, ihre Bewegungen raſch und heftig, ihr Auge rollend, zuweilen machte ſie eine majeſtätiſche Stellung und erhob den Arm, oft ſchien ſie ſchmachtend hinzuſinken und ſich in Luſt und Wonne aufzulöſen.

„Die Götter," ſagte ſie triumphirend, „die mir ſo lange die duftenden Kränze des Lebens verweigerten, ſchütten nun auf ein Mal das ganze Füllhorn ihrer ſüßen beglückenden Gaben auf mich herab. Nur Eins wünſcht' ich, und Alles erlang' ich. Meine Unſchuld wollt' ich retten, und ſiehe, welche reizende Fernſicht eröffnet ſich mir! Ehre, Glück, Reichthum und — Liebe!! O, welch' herrliche poetiſche Verwicklung meines Schickſals! Jetzt wird Alles romantiſch um mich her. Für einen Schneider gibt ſich der herrliche Jüngling mit der friſchen Dichterſeele aus! Ha, ich merke weßhalb! Damit er ſchickliche Gelegenheit habe, ſich mir zu nahen, bekannt mit mir zu werden, und allen angebornen Vorzügen unſres Standes entkleidet, mein Dichterherz allein mit ſeinem Dichterherzen zu gewinnen. Aber ich hörte es ja, wie der Vetter Oberforſtmeiſter und der Jäger, ſich vergeſſend in der Eile, ihn Herr Lieutenant nannten. Er iſt Offizier, und adliges Blut fließt in Mavors muthigem Sohne. Unſer großer Fürſt wählt keinen Offizier aus der bürgerlichen Kanaille. — O Jüngling mit dem Flammenbronnen der Seele in der ſtolzen Bruſt, mein Herz haſt du im Sturm gewonnen, eh' ich's geahnet und gewußt, daß du von unbeflecktem Blut, dein Adel, wie dein Herz ſo gut. Warſt du doch der Retter meines Simſon, und Dankbarkeit hat oft Liebe geboren. Nun aber hat mich die Romantik ganz entzückt, mit der du mir zu nahen ſuchteſt, und mein Herz iſt ſchon in das deine verwachſen.“

Unterdeſſen war der Schneider aus dem Schloſſe gekommen und ſtrengte, auf dem Hofe umherſuchend, ſeinen Kopf an, ſich auf einige ſchöne Redensarten aus ſeinem Clauren zu beſinnen, aber ſeine Bemühungen ſchienen nicht mit Erfolg gekrönt zu ſein. Er traf endlich die Dichterin und ſagte nicht ohne Verlegenheit ganz leiſe: „Endlich, mein hochverehrteſtes Fräulein, iſt die ſelige Minute gekommen, wo ich, Ihnen gegenüber, den Gefühlen meiner Bruſt Luft machen möchte, — aber ich bin ſo beklommen, ich wage nicht —“

„O laſſen Sie ſtrömen die Kryſtallfluth der

Gefühle!" perorirte Alexandrine. „Die ſchweigende Nacht und der bleiche Mond lauſchen gern ſolchen Gefühlsergüſſen. Auch ich hemme nicht den Glutenſtrom, der in meiner Seele quillt. — Retter meines Simſon, empfangen Sie noch ein Mal den blühenden Liederdank meines jungfräulichen Herzens."

Und ſie warf ſich an ſeine Bruſt und ſchloß ihn feſt in ihre Arme.

„O — o — o!" flennte der Schneider, „die allzugroße himmliſche Gütigkeit rührt mich zu Thränen. Sie haben's gar nicht Urſache, allerſchönſtes Fräulein. Es iſt gerne geſchehen."

„Darf ich wagen, nach dem Namen meines Retters zu fragen? Denn wer meinen Simſon gerettet, hat mich ſelbſt gerettet. Damit ich ihn auf ewig dankbar in mein Gedächtniß eingraben kann. Dort ſoll er glänzen mit goldnen Buchſtaben."

„Ach, wie ſchön!" rief der Schneider wieder bewundernd; aber es kam auch zugleich große Angſt über ihn, daß er ſo ſchlecht beſtehe, und Clauren's Geiſt noch einmal beſchwörend in der höchſten Noth, brach er auf gut Glück und die Gefahr hin, daß er gar nichts Geſcheidtes hervorbringen möchte, wie ein Sturmwind los: „O du zuckerſüßeſte Perle! — du romantiſch vortrefflichſter Liebling meiner unterthänigſten Seele, du Bild, gegen welches Mimili, Elsli und alle Li's in der ganzen Welt nur Fratzen ſind, du erhabne Sonne, das Sterlein, das in deinem Glanze ganz vergeht, heißt Harro Alfred Roſenheim.“

„Ah! welch göttlicher Name!“ jubelte Alexandrine auf. „Ich würde einen Engel ſo nennen, wenn ich ihm den Namen zu geben hätte. Aber doch nur ein dichteriſches Pſeudonym, wie z. B. Theodor Hell, Arthur von Nordſtern, wie der göttliche Clauren ſelbſt?“

Der Schneider ſah ſie ganz verdutzt an; denn er wußte nicht, was ſie wollte, um ſich aber keine Blöſe zu geben, kratzfüßelte er und ſchmunzelte dazu: „Ich bin Ihr ganz gehorſamer Diener, mein hochverehrtes Fräulein.“

Alexandrine, dadurch in ihrem Wahne beſtärkt, glaubte, er wolle ihr ausweichen. Um alſo vor der Hand ſein vermeintliches Geheimniß noch zu ſchonen, ſagte ſie: „Der Herbſtabend buhlt mit ſeinen friſchen Lüften uns um Stirn und Wange, und ladet uns ein, uns näher mit ihm zu befreunden.“

„Luſtwandeln wir doch,“ verſetzte der Glückliche, „um ungeſtört zu ſein, in dem nahen Wäldchen am Schloßberge. Heute Abend kann ich den Fürſten doch nun nicht mehr ſprechen, und der Aufenthalt unter den rohen Jägern iſt mir in der Seele zuwider. Nur bei Ihnen, mein himmliſches Fräulein, findet es ſeine Befriedigung, und eine Stunde mit Ihnen verkoſ't, gilt mir mehr, als eine Woche mit Fürſten und Herrn zu verkehren.“

„Auch Sie wollen mit dem Herzoge reden?“ fragte Alexandrine, in ihrer Muthmaßung beſtärkt.

„Ich habe ſehr Wichtiges mit ihm zu verhandeln.“

„Sie verkehren mit Fürſten und Herrn?“

„Das bringt mein Geſchäft mit ſich.“

„O mein Freund, ſo laſſen Sie die Maske

fallen. Ich habe Sie durchſchaut; verheimlichen Sie mir nichts mehr.“

„Ich kann ſie ohnedies nicht länger erhalten. So wiſſe denn, göttliches Bild, daß mein Herz von Liebesfeuer zu Ihnen ganz aufgezehrt wird. — Sagen Sie, Einzige“ — und er warf ſich mitten im Hofe vor ihr nieder, daß ihm die engen Beinkleider quer über die Knie zerplatzten — „darf ich zu leben hoffen, oder iſt der Tod mir gewiß? Sagen Sie ein einziges Wörtchen, und mein Loos iſt entſchieden.“

„Lebe! — Und in meinen Armen ſollſt du von der Sehnſucht Schmerz, von der Täuſchung Qual erwarmen. Dir in Liebe glüht mein Herz.“

Sie flogen einander in die Arme; der Schneider ſchluchzte gar gewaltig, aber des Fräuleins Herz ſtrömte ſein Entzücken in Verſen aus, und den Geliebten am Arme ergreifend und nach dem Thore führend, improviſirte ſie: „Wir haben uns gefunden, wir halten uns umwunden. Fort in den düſtern Wald! Dort ſtröme das Entzücken aus Hand und Mund und Blicken, mit heißer Liebe Allgewalt.“ Das dunkel aufgähnende Thor verſchlang ſie.

Einen Augenblick darauf trat eine von den Damen, welche mit der Prinzeſſin im Wagen geſeſſen hatten, von einer Magd geleitet, aus dem Schloſſe und rechts nach der Mauer zu, welche den Raum des Jagdſchloſſes von dem des Zuchthauſes trennte und durch eine eiſerne Thüre wieder verband. Sie waren kaum einige Schritte gegangen, als ihnen Klara, die Tochter des Schließers Willig, begegnete. Die Magd wies die Dame ſogleich an dieſe und entfernte ſich.

„Mein Kind!“ redete die Erſtere Klärchen an, „ich wünſche mich deines Vertrauens und deiner Verſchwiegenheit zu verſichern. Du biſt ein gutes unſchuldiges Mädchen, wie ich gehört habe, und das hat mir Zutrauen zu dir erweckt. Sieh, ich bin reich und kann dir mit Geld und Geldeswerth manche Freude machen; ich bin angeſehen und mächtig und die erſte Hofdame der Prinzeſſin, und kann dir zu vielen Vortheilen verhelfen. Dafür verlange ich jetzt nur eine kleine Gefälligkeit und ſtete Verſchwiegenheit von dir.“

Klärchen hatte mehrmals reſpektvoll geknixt und ſagte jetzt: „Befehlen Sie nur, gnädigſte erſte Hofdame.“

„Es ſitzt ein Maler als Sträfling auf der Feſtung —“

„Ach, der Herr Fürſt, nicht wahr?“

„Derſelbe.“

„Und von dem wollen Sie ſich abmalen laſſen? Das iſt eigentlich verboten; denn Herr Fürſt ſoll gar nicht malen — aber eine Bleifeder und Papier hab' ich ihm gleich zugeſteckt. Er iſt ja ein gar zu guter Herr.“

„Du biſt ihm wohl recht gewogen, liebſt ihn vielleicht gar? Wirſt von ihm wieder geliebt?“

„Ich?! — Da ſind Sie auf dem Holzwege, gnädigſte erſte Hofdame. Ich habe mein Theil und der Herr Maler Fürſt auch. Mein Verlobter iſt der Oberjäger Chriſtian, und Herr Fürſt — —“

„Nun, wen hat Herr Fürſt?“

„Auch ſein Theil, wie ich geſagt habe.“

„Aber wer iſt dies Theil?“

„Ja, das darf ich nicht verrathen.“

„Es bleibt bei mir ein Geheimniß; ich gebe dir mein Wort darauf. Nimm dies Goldſtück, Kind; es ſollen mehr folgen, wenn du mir Vertrauen ſchenkſt.“

Das edle Metall that ſeine Wirkung, Klärchen zuckte freudig zuſammen, als ſie es in der Hand hielt. „Sie dürfen aber nichts verrathen,“ ſagte ſie zutraulich, „Herrn Fürſt's Schätzchen iſt Winchen, ſeine Aufwärterin. Die hat ihn gar zu lieb und er ſieht ſie immer gern um ſich.“

„Wer iſt denn dies Winchen?“

„Eine Verwandte von uns. Der Chriſtian, mein Geliebter, wollte nicht leiden, daß ich den Herrn Maler bediente. Er ſagte, die Maler ſeien den Mädchen immer gefährlich. Da ließen wir Winchen kommen, und das war Herrn Fürſt recht.“

„So, ſo,“ lächelte die Dame. „Ich möchte dieſen Abend mit Herrn Fürſt noch einige Wörtchen ſprechen. Kannſt du mich nicht zu ihm bringen?“

„Das muß die Wina beſorgen, zu der will ich ſie führen. Ich komme gar nicht mehr zu Herrn Fürſt auf's Zimmer.“

Und die Dame gelangte bald an Klärchens Hand in den ſogenannten Bau, in deſſen rechtem Flügel die Wohnung des Schließers und die Zimmer der Staatsgefangnen und Sträflinge von Diſtinction ſich befanden. Alwina war eben beſchäftigt, der Frau Oberforſtmeiſterin und deren Tochter Putz für den folgenden Tag in Ordnung zu bringen — ſie hatte die feinern weiblichen Arbeiten von ihrer geſchickten Stiefmutter gelernt — und ſchaffte emſig mit Nadel, Scheere und Bügelſtahl.

„Wie, Alwina, du biſt's, die ich hier finde?“ rief die Eintretende erſtaunt. Und züchtig mit ſchämigem Erröthen verneigte ſich die Jungfrau, erwiedernd: „Ich bin's, gnädige Frau Baronin.“

„Und wie kommſt du hierher?“

„Die Pflicht rief mich.“

„Die Pflicht? — Was doch die Liebe für Namen alle hat! Die Kleine da, die ſich für deine Verwandte ausgab, hat dich mir ſchon verrathen: du liebſt deinen Beſchützer und Lehrer.“ Aber Klärchen, nichts Gutes ahnend, als ſie wahrnahm, daß ſich die Beiden kannten, hatte ſich unbemerkt fort gemacht. Alwina war in Schamröthe getaucht, ihre lange dunkle Wimper bedeckte das große zu Boden geſenkte Auge ganz; mit der einen Hand war ſie nach dem Herzen gefahren; denn dort war plötzlich ein ſtechender Schmerz erwacht, das zarteſte und heiligſte Geheimniß ihres Lebens aus der ſchattigen Verborgenheit ihrer jungfräulichen Bruſt ſo gewaltſam herausgeriſſen zu ſehen in die verletzende Sonnenglut des Tags. Mit der andern Hand hielt ſie ſich am Tiſche feſt.

„Du antworteſt mir nicht!“ fuhr die Baronin von Golpe noch gereizter fort. „Ein Beweis, daß ich die Wahrheit geſagt habe. Ha! kleine Thörin, ſollteſt du es gewagt haben, mir ſein Herz zu rauben? Du konnteſt dich unterſtehen, ihn zu lieben, nachdem ich mich dir entdeckt, dir mein ganzes Vertrauen geſchenkt hatte? Weißt du auch, wer er iſt? — Oder,“ ſetzte ſie boshaft hinzu, „geh' ich zu weit, von meiner Leidenſchaft hingeriſſen, und du gewährteſt ihm nur Unterhaltung für ſeine menus plaisirs.“

„Denken Sie beſſer von einer armen Verwaiſ'ten, gnädige Frau," erhob ſich jetzt Alwinens gekränktes Herz mit Stolz und Würde. „Herr Fürſt iſt mein einziger Freund, mein einziger Wohlthäter, er iſt nach dem Tode meines guten Vaters mein zweiter Vater geworden. Die Pflichten der Dankbarkeit binden mich ewig an ihn. Ich bin nicht erfahren genug, um zu beſtimmen, ob dieſe Gefühle noch einen andern Namen verdienen. Sie haben mich zu ſeiner Dienerin hier gemacht, weil mich mein Herz antrieb, wenigſtens das Beſtreben eines thätigen Dankes zu zeigen, unbekümmert darum, wer er iſt, noch wer ſein Herz beſitzt. Ich bin ja nur ſeine Magd, weiter nichts."

„Weiter gar nichts?" fragte die Baronin mit beſonderm Nachdruck das weinende Mädchen. „Hätte er dir nie ein Wörtchen von Liebe, Neigung, Zärtlichkeit geſagt?"

„Bei Gott, niemals!" betheuerte Alwina ernſt und feierlich. — Die Baronin ſchritt einige Male ſchweigend durch das Zimmer. „Du kannſt dir meine Liebe, meinen Schutz, meine Fürſprache erwerben," ſagte ſie endlich gütig zu Alwinen,

„wenn du noch ein Mal die Botin würdeſt zwiſchen meinem und ſeinem Herzen. Dadurch wirſt du ihm die höchſten und überzeugendſten Beweiſe deiner Dankbarkeit geben. Willſt du? Ich werde dich gut lohnen.“

„Ich will!““ ſagte Alwina feſt. „Doch bedarf ich keines Lohns.“

„Das wird ſich finden. Solche Großmuth mag ich nicht leiden. Führe mich jetzt zu ihm. Doch ſorge zuvor, daß mich kein Auge erſpähe.“

Alwina ging voran. Sie traten in Richard’s freundliches Zimmer. Er war bei der hellen Lampe mit Leſen beſchäftigt. Alwina zog ſich ſogleich wieder zurück.

„Hier alſo muß ich dich aufſuchen,“ ſagte Regina ſchmerzlich, indem ſie des Überraſchten Hand mit Wärme ergriff, „hier, wo meine liebende Seele in prophetiſcher Vorſchau dich lange ſchon zitternd erblickte? O Richard, warum haſt du mir das gethan? Du hätteſt es vermeiden können und ſollen.“

„Nicht doch!“ verſetzte er wohlwollend. „Laß mich vielmehr des ſchönen Muthes deiner Liebe mich erfreuen, der in den Kerker des Sträflings tritt, wie Gottes warme Sonne. Sei mir willkommen!“

„Ach, es iſt nicht der göttliche Muth einer heitern freien Seele, Richard,“ klagte die reizende Frau mit herzenhinreißenden Tönen, „es iſt die Verzweiflung, die mich hierher treibt, die Empörung aller edlen Gefühle zu jener Spitze, wo man keine Rückſicht mehr nimmt. Richard, du haſt mein Herz zerriſſen, und ich fühle, du biſt nicht mehr geſchickt, es zu heilen. — Wende dich nicht ab! Laß mich in deinen Augen leſen, daß deine Seele die Wahrheit meiner Worte beſtätigt. Seit deiner Reiſe nach . . r . habe ich dich nicht mehr geſehn, kein freundliches Blatt flog aus deinem Gefängniſſe mir als Antwort auf meinen Brief zu, den mir meine glühende Liebe diktirt, keins von hier aus, und es war, als hätten wir uns nie gekannt; ach! und können wohl zwei Herzen inniger verbunden ſein, als die unſrigen es waren?“

„Durch wen, um Gott! ſollte ich dir Briefe zuſtellen laſſen, ſeit ich mit der Ruhl zerfallen war? Ich durfte mich Niemand anvertrauen, wollte ich dich nicht in die größte Gefahr ſtürzen.“

„Dies iſt allerdings ein Grund. Und doch fühle ich, deine Seele wallt nicht mehr von jenen heiligen Gluten über, die den ſchönſten und ſeligſten Stunden meines Lebens eine ſo zauberiſche Färbung gaben.“

„Das Andenken jener Frau, die mit ſo geſchäftiger Hand Glut nährte und ſchürte auf einem von ihr allzudienſtfertig erbauten Altar einer nach bürgerlichen guten Geſetzen und Begriffen verbotnen Liebe, trübt mir — ich geſtehe es — die Fluth ſeliger Liebesempfindung, und es iſt nicht mehr, wie es war.“

„Warum aber auch, aus welcher Noth wohl ſtießeſt du ein weibliches Weſen ſo grauſam, mit ſo grimmiger Feindesfauſt von dir, das ſich mit dem vollſten Rechte deine Freundin nannte, deren jeder Schritt auf dein wahres Wohl zielte!“

„Die Ruhl?“ rief Fürſt unwillig. „Dieſe falſche Schlange meine Freundin? Meine Verderberin mein Wohl erzielen? Muß ich mir das ewig ſagen laſſen? Nun, ſo müſſen Haß und

Falſchheit die edeln Eigenſchaften des Freundes ſein, fürwahr Wahrheiten, an deren Beſtehen ich früher gezweifelt hätte. Doch muß ich immer noch für eine Freundin danken, die in verdächtiger Heimlichkeit mir ſehr gefährliche Komplotte mit meinen ſchlimmſten Feinden ſchmiedet.“

„Es mögen ſich manche Widerſprüche im Weſen und der Handlungsart der Ruhl finden, die vor dem Forum einer ſtrengen Moral Tadel verdienen; aber ſie war ſehr geiſtreich, weitumſchauend und ſehr ehrgeizig, Eigenſchaften, die ſie in Colliſionsfälle führen mußten. Allein es iſt gerade die große Kunſt ihres Geiſtes, die Verwicklungen, die ihr gefährlich zu werden droheten, jedes Mal zu ihrem Vortheil und ſo zu löſen, daß ſie größer und glänzender daraus hervorging, als ſie ſich hineingewagt hatte. So iſt ſie in kurzer Zeit zu der ſehr wichtigen Stellung gelangt, die ſie jetzt einnimmt. Es iſt wahr, ſie iſt eine Intriguantin; aber ihre Intriguen ſind doch eigentlich nur ſehr geſchickte Contreminen geweſen. Sie hatte es gut, ſehr gut mit dir und Bode vor, dein wahres Glück, deine rechte Wohlfahrt waren ihr Zweck und wären aller Wahrſcheinlichkeit nach ihr Werk geworden, wenn du ſie nicht kurz vor dem Gelingen in ihrem Wirken geſtört und mit roher Heftigkeit gezwungen hätteſt, dich fallen zu laſſen, um ſich zu halten und höher zu heben. O du haſt nicht klug gehandelt! Durch deine Unüberlegtheit haſt du mein und Roſaura's Herz für ewig zerriſſen, haſt deinen Freund Bode unglücklich gemacht. O wärſt du zu mir gekommen und hätteſt die Stimme zärtlicher Liebe vernommen! ſie beſänftigt, heilt, überredet. Es wird eine Zeit kommen, wo du heller ſehen und begreifen wirſt, daß die Ruhl ſo handeln mußte, um dir wahrhaft nützlich zu werden, ja, daß ſie nicht aus eignem Antrieb ſo handelte, ſondern auf den deiner beſten Freunde, ich kann dir im Vertrauen ſagen, des Prinzen Hermann ſelbſt."

„Ich will das an ſeinen Ort geſtellt ſein laſſen," verſetzte der Maler kühl. „Aber ich kann dich verſichern, daß ich nie Zweideutigkeiten lieben werde, und ſelbſt die Wahrheit, ſobald ſie ſich, gewiſſe Zwecke ſchlau zu erſtreben, in's Gewand der Lüge kleidet, mir verhaßt ſein wird.“

„Ich kenne die hohe Reinigkeit deiner Geſinnungen, und es wird mir immer klarer, daß man ſich, um auf dich mit glücklichem Erfolg zu wirken, in den Mitteln vergriff. Doch noch iſt es ja Zeit, Alles wieder gut zu machen. Ich komme als eine Bittende zu dir, die ihr liebendes, blutendes Herz in den zu dir emporgehobnen Händen trägt und dich anfleht: reiße dich nicht von ihm, es muß ſich ja ſonſt ganz verbluten! Kehre um; noch iſt es Zeit! Richard, flehe die Gnade, die Verzeihung des Herzogs an! Füge dich der eiſernen Gewalt der Umſtände! Schmiege dein freies gewaltiges Herz in einige nicht zu ändernde Formen, iſt doch die Welt aus Formen und Verhältniſſen zuſammengebaut! Und Alles wird und muß noch gut gehen. Benutze die Anweſenheit des Herzogs auf Schroffenſtein, er iſt ſehr guter Laune, weil er hier ſeinen Schwiegerſohn, den Erbprinzen Emil von ..r. kennen lernen und zuerſt mit der Prinzeſſin Amalia zuſammenführen will. Er wird, er kann dir deine

Bitte nicht abſchlagen. Aber dann halte dich fern von jenen unſeligen Menſchen, die ſich allein darin gefallen, alle heilſamen Staatsformen zu tadeln und den Fürſten und ihrem Schutz, dem Adel, gegenüber eine drohende Stellung einzunehmen; reiße dich von dieſen thörichten Hitzköpfen los, verabſcheue dieſe Weltverbeſſerer, haſſe dieſe Taugenichtſe und Böſewichte, die nur Gräul, Unordnung, Blutvergießen, Revolution wollen, um uns zu ermorden und ſich an unſre Spitze zu ſtellen. Fliehe ſie, wie die Peſt, dein Glück fordert es, und finde an meinem liebeglühenden Buſen den ſchönſten Lohn.“

Die herrliche Frau war in Feuer und Flammen gerathen und nahm ſich in ihrer ſchönen Vergeſſenheit höchſt reizend aus. Zuletzt hatte ſie die Arme ausgebreitet, um den geliebten Mann an ihre Bruſt zu reißen, aber dieſer ſtand kalt und unbeweglich von fern und ſagte: „Regina, Gott vergebe dir die verwegenen, gräßlichen Läſtrungen, die du auf das Haupt edler Männer häufſt. Das war auch nicht das Mittel, mich zu gewinnen. Nein, gutes Weib, ich werde nie um die Gnade, um die Verzeihung eines Menſchen bitten, den ich verachte, am wenigſten eines Fürſten. Dieſer alte Schwächling mit ſeinen ergrauten Thorheiten, ſeinem lächerlichen Fürſtenſtolze, ſeinem albernen Unfehlbarkeitswahn, ſeiner Despotenlaunen, wäre mir eben der Mann, den ich um etwas bäte. Ich will ſtolz und frei aus meiner Haft hervorgehen, ein mit ſich ſelbſt zufriedener Mann. Ich brauche dieſen armſeligen Fürſten nicht, ich brauche dieſen geflickten Adel nicht; müßte ich mich nicht ewig verachten, wenn ich mich vor ihm demüthigte? Aber Richard Fürſt gedenkt nie die unſelige Stunde zu erleben, wo er ſich ſelbſt verachten müßte; denn es würde die letzte ſeines Lebens ſein.“

„Großer Gott!“ weinte die Freifrau laut, indem ſie vor ihm in die Kniee ſank und ihre Hände ringend zu ihm emporhob. „So weiſe mich doch nicht ſo kalt zurück, Grauſamer! Zerſtampfe mein fühlendes, dich rieſenſtark liebendes Herz nicht mit dieſem fürchterlichen Trotze. Wenn je einer deiner Liebesſchwüre Wahrheit war, ſo tödte mich nicht, indem du dich von mir losreiſſeſt. Bitte den Herzog um Verzeihung, wenn du mich liebſt. Verläugne dich ein Mal; bring' meiner Liebe dies Opfer.“

„Weib!“ ſagte Fürſt ernſt, „du wirſt mich nicht vor mir ſelbſt herabwürdigen. Ich werde nie thun, wovor ich jetzt ſchon erröthe, und was du verlangſt; laß ab von deinen Bitten. Es iſt Alles vergebens.“

„Ha, ſo muß ich mich gehöhnt ſehen! So trittſt du mit kalter Grauſamkeit meine edelſten Gefühle in den Staub. Aber es wird dir ein Morgen ſchrecklich tagen, der mein und der armen Roſaura von dir muthwillig zerſtörtes Lebensglück furchtbar an dir rächen wird. Du wirſt dir ſelbſt fluchen und der jungen Schlange, die du dir im Buſen aufziehſt, und die dein ſonſt edles Herz mit ihrem Hauche vergiftet hat. Ich fluche ihr jetzt ſchon; denn ſie iſt an all' unſerm Unglück ſchuld.“

„Sprechen Sie anders, Frau Baronin, von einem unſchuldigen Kinde, einem trefflichen Weſen, das weit entfernt iſt von dem böſen Willen, Jemand das mindeſte Leid zuzufügen!“ ſagte Fürſt auf's Höchſte gereizt.

„Ha, nun kenn' ich mein Schickſal!“ weinte die Freifrau wüthend, „nun weiß ich, daß es Wahrheit iſt, was man mir geſagt hat: du liebſt Alwinen, dies unbedeutende Weſen hat mich aus deinem Herzen verdrängt und ſich hineingeſtohlen.“

„Magſt du es immerhin wiſſen, was ich früher ſelbſt nicht gewußt: es gibt eine hohe, heilige, reine Liebe, die nicht dem flammenden Sonnenſtrahle gleicht, dem glühenden, verſengenden, ſondern dem ruhigen, kühlen Lichte des Mondes, die nicht alle Gefühle der Seele aufregt und im tobenden Wirbel umherreißt, ſondern die Stürme beſchwört, das aufwallende Herz beſänftigt. Das iſt der hohe himmliſche Engel Liebe, wie ich ihn früher nie gekannt, nie geahnet; aber ſolcher Liebe bedarf ich für mein wildes ſtürmiſches Herz, und Alwina iſt das ſeltne Weſen, das ſie mir in tiefſter Innigkeit gewährt.“

„O weh mir! dann iſt Alles verloren!“ kreiſchte die Baronin auf; im Nebenzimmer wurde aber in demſelben Augenblick ein ſeltſamer Ton, wie von einem Schlage oder Falle herrührend, vernommen. Fürſt ſprang, von einer böſen Ahnung ergriffen, mit einem Lichte hinein. Alwina lag todtenbleich und mit geſchloſſenen Augen am Boden; er hob ſie auf; ſie blutete heftig aus dem Hinterkopfe und hatte ſich, wie Fürſt wahrnahm, beim Fallen an der ſcharfen Kante eines Schrankes verletzt. In ſeinen Armen trug er ſie in das Wohnzimmer, legte ſie auf das Sopha und nannte ſie mit den zärtlichſten Namen. Aber die Bande der Ohnmacht hielten ſie feſt umſtrickt. Die Freifrau ſaß heftig weinend auf einem Stuhle. Fürſt brachte das ohnmächtige Mädchen allmählich wieder zu ſich. Mit zärtlicher Beſorgniß verband er ihr die klaffende Wunde. Als ſie die Augen aufgeſchlagen und ihn mit einem unbeſchreiblich ſchmerzlichen Blick angeſehen hatte, ſagte er: „Du haſt, gegen meinen Willen, das Geſtändniß meiner Liebe nun gehört. Nimm meine Hand, mit der ich mich dir verlobe. Betrachte dich von dieſem Augenblicke als meine Braut."

Ein leiſer Händedruck und ein Thränenſtrom waren ihre Antwort. Er aber beugte ſich nieder und drückte den erſten bräutlichen Kuß auf die bleichen Lippen der Jungfrau. Die Freifrau ſtürzte aus dem Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Eine zweite und dritte Epiſode.

Klärchen Willig war unterdeſſen auf dem Schloßhof umhergeſchlichen, um ihren Chriſtian zu erſpähen; denn es drängte ſie, ein Paar höchſt nöthige Worte mit ihm zu ſprechen. Durch eine ihr aufſtoßende Magd hatte ſie ihn endlich auch herauscitirt. Er kam ſich wegen ſeiner überhäuften Geſchäfte zu entſchuldigen und nach ihrem dringenden Begehr zu erkundigen.

„Ach, lieber Chriſtian,“ begann ſie, „kann man denn gar nichts von den hohen Herrſchaften zu ſehn bekommen. Vorhin, als ſie kamen, waren meine Eltern und mein Bruder hier, und ich mußte drüben bleiben, das Haus und das Volk zu hüten. Nun hat mir der Junge ganz pudelnärriſches Zeug erzählt."

„Morgen, beſtes Klärchen, wenn die Herrſchaften auf die Jagd ziehen. Dieſen Abend geht's platterdings nicht."

„Nun hör' nur! Der Junge ſagte mir, es wäre außer den hohen Herrſchaften auch eine Dichterin da. Iſt denn das nur möglich?"

„Warum denn nicht? Was findeſt du denn daran Unmögliches?"

„Ja fürchten ſich denn die Herrſchaften nicht vor ihr?

„Weßhalb ſollen ſie ſich fürchten?"

„Ja — ja — — ich hab' oft gehört, ſolche Art Menſchen wären immer marcholiſch."

„Melancholiſch willſt du ſagen."

„Meinetwegen auch; das kommt auf Eins hinaus. Aber wenn ſolch einem Menſchen der Schuß kommt, ſo ſoll's lebensgefährlich ſein für die Andern."

„Ich ſollte nicht denken, daß Gefahr dabei wäre. Sie hatte ja vorhin den Schuß, aber ſie that Keinem etwas.“

„Hatte ſie ihn? O daß ich nicht dabei war! Es ſaß einmal ein junger wilder Kerl auf der Feſtung, der hatte auch die Krankheit, bei vornehmen Leuten heißt's mancholiſch, bei den gemeinen rappelköpfiſch, toll, verrückt. Wann der anfing, mußten wir Alle ausreißen; denn er biß, wie ein toller Hund. Die Dichtersleute ſollen nachher in ſolch einem Falle Verſe machen, wie mir der Herr Maler Fürſt einmal geſagt hat.“

„Das trifft zu, Klärchen! Die Dichterin machte vorhin im Schuſſe Verſe. Ich habe mit Verwundrung zugehört.“

„Du lieber Gott, wenn ich's doch nur auch gehört hätte! Sag' mir, Chriſtian, ſieht ſie denn aus, wie unſer Eins?“

„So eigentlich nicht. Sie ſieht ganz vertrockt aus; aber das läßt ſich nicht beſchreiben. Du mußt ſie ſelbſt ſehen, die Vogelſcheuche.“

„Ich ſterbe faſt vor Neugierde. Kann ich ſie denn nicht zu ſehen bekommen?“

„So geh' doch gerade zu in ihr Logement. Der Herr hat ſie hinten hinaus in's alte Hirſchzimmer geſteckt. Und wenn ſie nicht da iſt, ſo wart' ein Bischen, bis ſie kommt. Da kannſt du ja mit ihr ſprechen, ſo lang du willſt."

„Was mach' ich denn aber für eine Urſache? Still! mir fällt etwas ein. Müllers Liſe aus der Waldeckenmühle hat in einigen Wochen Hochzeit mit dem Pächterſohn von Rohrbach. Ich will bei der Dichterin ein Hochzeitscarmen für Liſen beſtellen."

„Das iſt gut. Sie wird dir gewiß willfahrten; denn ſo viel ich an ihr gemerkt habe, macht ſie gern Verſe."

„Aber ſie beißt doch nicht etwa?"

„Darauf wag' du's nur!" lachte der Oberjäger. „Und im Nothfall haſt du ja Hände und Finger mit guten Nägeln bewachſen, worauf dich eigentlich dein künftiger Ehemann nicht aufmerkſam machen ſollte."

„Sehen muß ich ſie, ſonſt könnt' ich dieſe Nacht kein Auge zuthun. Drum wag' ich ſchon was." Und an Chriſtians Arm ſchlüpfte ſie in das erhellte Haus, wo er eben befehligt wurde, Tafeldienſte zu thun. Die Tafel war fertig, und der Oberforſtmeiſter trat unter der Hand des Schneiders und Barbiers verjüngt, in der neuen prächtigen Staatsuniform, die ihm jetzt köſtlich ſaß, in die fürſtlichen Zimmer. In tiefſter Devotion nahete er dem Herzoge und ſagte: „Ich weiß nicht, wo ich Worte finden ſoll, geſchickt genug, Ihre Durchlauchten um gnädigſte Verzeihung zu bitten wegen der Unordnung und der ſchier gänzlichen Unvorbereitung auf Höchſtdero Ankunft.“

„Es hat nichts zu ſagen, mein lieber Oberforſtmeiſter,“ verſetzte der Herzog. „Wir wollen vorlieb nehmen. Auch wird's nicht ſo ſchlimm ſein, und wenn es wäre, ſo wollen wir denken, wir lägen in der Campagne.“

„Eure Durchlaucht halten mir zu Gnaden: ich trage auch nicht die Schuld dieſer heilloſen Verwirrung auf Schroffenſtein. Fräulein von Süßholz, eine Dichterin, die heute Nachmittag hier angekommen, hat faſt alles im Hauſe toll gemacht, was ſie ſelbſt zu ſein ſcheint.“

„Ah dieſe!“ ſagte der Herzog. „Ich kenne ſie ſchon.“

„Eine Dichterin!“ rief die Prinzeſſin Amalia erſtaunt. „Eine Dichterin iſt hier im Schloſſe?“

„Ihre Durchlaucht unterthänigſt aufzuwarten. Sie hat mehres von ihren Poetereien mitgebracht, um es ihrem gnädigſten Landesherrn zu Füßen zu legen und für erzdumme Streiche, die ſie im Hauſe meines unbeſonnenen Bruders gemacht, Verzeihung zu erbitten.“

„Das iſt ja allerliebſt!“ rief Amalia freudig in die Hände ſchlagend und ihre kalten bleichen Züge belebten ſich etwas. „Noch nie habe ich eine Dichterin geſehen, und doch ſchon ſo viel Wunderliches von dieſer Art Frauen gehört, daß ich begierig bin, das Fräulein zu ſehen und näher kennen zu lernen.“

„Sie wird ſich's für die höchſte Gunſt ſchäzzen, Ihro Durchlaucht aufwarten zu dürfen. Doch unterſtehe ich mich, Ihro Durchlaucht unterthänigſt darauf aufmerkſam zu machen, daß es im Kopfe des Fräuleins von Süßholz allerdings nicht ganz richtig zu ſein ſcheint, wenigſtens hat ſie ganz extraordinäre Einfälle und bringt dieſelben nicht ſelten in Verſen vor.“

„Um ſo unterhaltender wird ſie ſein und ich verſpreche mir großes Vergnügen.“

Die Hofdamen ſtellten ſich ein, ſo wie einige Cavaliere des Herzogs; die Baronin von Golpe hatte ſich als unwohl melden laſſen. Die Prinzeſſin genoß kaum etwas Suppe, ſchützte Müdigkeit vor und empfahl ſich. Als die Hofdamen und Herren ſich auch entfernt hatten, hielt der Herzog den Oberforſtmeiſter noch bei der Flaſche zurück. Über Tafel hatten ſie viel von vergangnen Zeiten und vorzüglich von ihren Jugendtagen geplaudert. Jetzt fragte der Fürſt: „Sagt mir doch, Freund, was haltet Ihr denn von dem Maler, den man Euch aufzuheben gegeben hat?“

Bärenburg kam in Verlegenheit. „Ich glaube,“ ſtammelte er, „Fürſt iſt ein guter Menſch von Haus aus, böſe Geſellſchaft hat ihn verdorben; aber er hat einen eiſernen Kopf.“

„Ihr mögt recht haben. Daran läßt ſich nicht viel mehr ziehen. Das iſt ein knorriger Baum. Ich hab's auch aufgegeben. Haltet mir ihn nur gut, hört Ihr! Und nun noch eine andre Frage! Hat ſich denn in dieſen Tagen, geſtern oder heute oder auch früher, kein Fremder hier auf Schroffenſtein ſehen laſſen, noch ein junger Mann? Er ſoll etwas Keckes an ſich haben.“

„Nicht daß ich wüßte. Niemand; es kann keine Maus herauf, ohne daß ich's erfahre.“

„Oder hält er ſich vielleicht in der nächſten Umgegend auf? Haben Sie keinen Wink erhalten, daß Jemand in der Nähe ein Quartier beſtellt hat?“

„Auch nicht die mindeſte Meldung iſt an mich gelangt, womit ich Ew. Durchlaucht gnädigſtes Ohr erfreuen könnte.“

„Sonderbar!“ brummte der Herzog. „Er muß doch einige Equipage bei ſich haben, und ſie unterzubringen, vorher Sorge tragen. Ich will Euch zum Vertrauten meines kleinen Geheimniſſes machen, doch müßt Ihr ſchweigen.“

„Geruhen Ew. Durchlaucht die unterthänigſte Verſicherung in Gnaden aufzunehmen, daß ich mich der unſchätzbaren Ehre eines ſo hohen fürſtlichen Vertrauens nicht unwürdig zeigen werde.“

„Der Erbprinz Emil von . . r . iſt halb und halb der Verlobte meiner Amalia. Es ſoll ein Wetterjunge ſein; er hat ſeinem Vater nicht unbedingt ja zugeſagt, ſondern iſt darauf beſtanden, die Prinzeſſin noch vor der Verlobung, von ihr unerkannt ſehen und kennen lernen zu wollen, um zu verſuchen, ob er auch als Menſch überhaupt einen vortheilhaften Eindruck auf ſie zu machen vermöge. Er ſchrieb mir darüber und ich billigte dieſen Wunſch. Brieflich verabredeten wir uns nun — wir haben uns einander noch nicht geſehen — uns hier auf Schroffenſtein ein Rendezvous zu geben. Er wollte heute ſchon vor mir daſein und mich erwarten. In einer ganz einfachen Jägeruniform wollte er mir an einem halb rothen, halb blauen ſeidnen Bande im oberſten Knopfloch erkenntlich ſein. Aber faſt trau' ich der Schalkheit des Erbprinzen, ſo wie ſie mir mehrfach geſchildert worden iſt, zu, daß er mich wie alle myſtificirt, und in einer ganz andern Geſtalt erſcheint, um uns alle geſchickt zu beobachten. Nehmen Sie alſo Alles auf's Korn, was ſich von junger Ihnen unbekannter Mannſchaft auf dem Schloſſe zeigt, damit wir dem ſchlauen Erbprinzen das Prävenire ſpielen und ihn auf irgend eine ſpaßhafte Weiſe myſtificiren."

„Himmel, Kreuz und Stern!" brach der Oberforſtmeiſter, die Hände zuſammenſchlagend, jetzt plötzlich los; aber er machte ſogleich wieder einen tiefen Bückling und ſagte verlegen: „Verzeihen Ew. Durchlaucht gnädigſt dem wilden Ausdruck meiner Überraſchung. Aber es iſt mir ſo eben ein Licht aufgegangen. Der Erbprinz iſt hier. Seine Durchlaucht ſind heute in der Abenddämmerung auf dem Schloſſe angelangt. Ich kann Höchſtdieſelben auf Jägerparole verſichern, es iſt dem ſo. Freilich haben ſich Sr. Durchlaucht in einer ganz andern Geſtalt gezeigt. Ha! ha! ha! Es iſt zum Todtlachen."

„Und in welcher, mein Freund, in welcher?"

„Verzeihen Ew. Durchlaucht, faſt kann ich's vor Lachen nicht ſagen. In der Geſtalt eines Schneiders, Gott ſei bei uns!"

„Iſt's möglich?! Doch ich glaube die Schelmerei."

„Die Sache leidet gar keinen Zweifel. Als

Ew. Durchlaucht mir durch Höchſtdero Büchſenſpanner den Befehl zukommen ließen, mich auf die Ankunft der hohen Herrſchaften und auf eine große Jagd vorzubereiten, ſchickte ich ſogleich einen Boten nach Dietrichshauſen mit meiner alten ziemlich abgetragnen Uniform, die mir aber gut und bequem ſitzt, um mir beim beſten Schneider dort eine neue danach machen zu laſſen, jedoch mit dem ausdrücklichen und unerläßlichen Verlangen, daß ſie dieſen Abend fertig hier abgeliefert werde. Ich kenne den Schneider nicht perſönlich, weiß auch nicht, wie er heißt. Nun kam dieſen Abend ein angeblicher wunderlicher Schneider mit ſeinem Lehrjungen hier an und brachte die neue Uniform. Wenn ich nicht ſo ſehr beſchäftigt geweſen wäre, hätte ich's ihm auf den erſten Blick angeſehen, daß er was Beſſeres wäre, als ein Schneider. Das verhält ſich ſo. Der neue franzöſiſche Schneider in Dietrichshauſen hat ſeinen Lehrjungen mit der fertigen Uniform herausgeſchickt. Sr. Durchlaucht der Herr Erbprinz Emil haben beſagten Schneiderjungen aufgegriffen und denſelben durch ein

Stück Geld vermocht, daß Sr. Durchlaucht den Schneidermeiſter ſpiele. Um die Sache aber ganz fein zu machen, und ſich auch nicht etwa durch äußern fürſtlichen Anſtand, militäriſche Haltung und Kleidung zu verrathen, gaben Höchſtdieſelben vor, daß Sie außer Schneidermeiſter auch noch Bürgerlieutenant wären.“

„Sehr ſchlau! Wahrhaftig! Aber wir ſind doch noch ſchlauer und haben die geheimen Schliche entdeckt.“

„Seine Durchlaucht verriethen ſich dennoch ſogleich durch den allzufeurigen Antheil an dem Trauerſpiel des Fräuleins von Süßholz und ſprachen ſelbſt wie ein Dichter. Das fiel mir ſchon ſehr auf. Ein Schneider verſteht den Teufel von ſolchen Poetengeſchichten, ſo wenig, wie ich. Aber als mir Se. Durchlaucht die neue Staatsuniform ſo ſehr ungeſchickt — halten zu Gnaden, daß ich das rechte Wort brauche — anzogen, ſo daß das oberſte zu unterſt kam, da waren Höchſtdieſelben ganz verrathen, wenn ich auch der feinen Manieren und Höflichkeiten, die Sr. Durchlaucht ſpäter noch gezeigt, nicht in Anſchlag bringen will. Ich muß wirklich Sr. Durchlaucht um Verzeihung bitten; denn ich habe Höchſtdieſelben etwas hart angelaſſen.“

„Sie haben recht, er iſt's!“ rief der Fürſt fröhlich. „Es iſt köſtlich, daß wir ihn ſo ſchön gefangen haben, da er ſich's gerade am wenigſten vermuthet. Ich ſpüre große Luſt, dem allzuſchlauen und nun doch übertölpelten Erbprinzen dieſen Abend noch einen Streich zur Revanche zu ſpielen. Fällt Euch nichts ein, Oberforſtmeiſter? Ihr hattet doch ſonſt immer poſſierliche Einfälle.“

„Ich wüßte wohl etwas, wenn mir's Ew. Durchlaucht zu Gnaden halten wollten; es iſt ein wenig bunt.“

„Je bunter deſto beſſer. Nur heraus damit!“

„Auch müßt' ich noch unterthänigſt bitten, dem durchlauchtigſten Herrn Erbprinzen nicht zu ſagen, daß der Schwank von mir herrühre, damit ich mir nicht Höchſtdeſſelben Ungnade zuzöge.“

„Ich nehme Alles auf mich. Ich will die Ehre der Erfindung genießen. Mein Wort darauf!“

„Ich dächte, wenn Ew. Durchlaucht den

Umſtand benutzten, daß die Feſte Schroffenſtein zugleich Jagdſchloß und Zuchthaus iſt, und dem durchlauchtigſten Erbprinzen auf den Kopf Schuld gäben, er ſei irgend ein Verbrecher, von da oder dort entwichen, und in ſträflicher Abſicht hierher in die Nähe Höchſtihrer Perſon gekommen, um Gefangne, meinetwegen den Maler Fürſt, zu befreien, falſche Zeugen gegen ihn auftreten, ihn gefangen nehmen und hinüber in den Bau ſtecken ließen.“

„Dein Einfall iſt vortrefflich, Alter!“ rief der Herzog hoch erfreut. „Ich verſichre Euch dafür meine Gnade. In einer Zeitung hab’ ich vor Kurzem geleſen, der polniſche Graf Galitſchin ſei in Warſchau dem Gefängniß entwichen. Der Erbprinz muß für dieſen berüchtigten Revolutionär gelten. Wir behaupten, daß er mit unſern Liberalen in verbrecheriſcher Verbindung ſtehe und hierher gekommen ſei, um dem Maler Fürſt zur Flucht zu verhelfen und mich zu ermorden, weil ich mit ſeinem Vater in großer Feindſchaft gelebt oder dergleichen etwas. Ich werde mit meinen Leuten ſogleich Alles anordnen. Entfernen Sie ſich nicht ſo weit, ich brauche Sie nachher.“

Der Oberforſtmeiſter ging und die Suite des Herzogs nebſt Dienerſchaft wurde in deſſen Zimmer gerufen.

Achtes Kapitel.

Die wunderlichſten Auftritte drängen ſich im alten Hirſchzimmer.

Im alten Hirſchzimmer, das ziemlich abſeit auf den Hof hinauslag, ereignete ſich unterdeſſen eine andre Scene. Klärchen Willig war, von der heftigſten Neugierde getrieben, nicht ohne ein leiſes Bangen in die wirklich unheimlichen Räume deſſelben getreten. Ein ganz armſeliges Lämpchen unterhielt ein noch armſeligeres Flämmchen, das jeden Augenblick zu verlöſchen drohete, und warf von dem uralten Ungeheuer von Eichentiſch, auf welchem es Platz hatte, ſeltſame Schatten in dem hohen und weiten Zimmer umher, den ſtolzen braunen Hirſchen auf der alterthümlichen ſtark gedunkelten Leinwandtapete ein düſteres geſpenſterhaftes Leben verleihend. Uebrigens ſchien die Stube eine Niederlage von allen nur erdenklichen häuslichen Gegenſtänden zu ſein; denn Alles, was man aus den herzoglichen Gemächern und wo es ſonſt im Wege geſtanden, hatte wegräumen müſſen, war bunt durch und übereinander hierher placirt worden. Daſſelbe Schickſal hatte auch die Dichterin erfahren, deren Äußeres übrigens zu den alten Möbeln, deren Inneres vollkommen zu der liebenswürdigen ſchier chaotiſchen Unordnung paßte, wie ſie ſich hier dem Auge darbot.

Während die glückliche Bewohnerin dieſes Zimmers mit einer der ihrigen gleichgeſtimmten männlichen Seele im ſchattigen Haine am Schloßberge umherſchwärmte, hatte ſich Klärchen auf einen großen Polſterſtuhl niedergelaſſen und hielt da mit ſich ein kleines Selbſtgeſpräch: „Es iſt gut, daß ſie nicht da iſt! Da kann ich mich doch vorbereiten; denn ein Bischen zittre ich doch vor dem Wunderthiere. Unſer Eins geht ja wohl alle Tage mit Spitzbuben um, aber nicht mit Dichtern, und da kann's einem Niemand verdenken, wenn man etwas Herzklopfen hat. Aber ſo ein mancholiſches Dichterweibsbild zu ſehen, ſtänd' ich noch größere Angſt aus. Hoho! Jetzt kommt ſie. Die Thür geht auf.“ Klärchen erhob ſich und machte einen tiefen Knix.

Die Thüre war wirklich geöffnet worden, aber nicht Alexandrine von Süßholz, ſondern die Prinzeſſin Amalia war's, welche ſchüchtern und in derſelben Abſicht, gewiß auch mit nicht weniger Beklommenheit, hereintrat. Es war ein aus den Umſtänden ſich natürlich ergebender Irrthum, daß ſie ſich gegenſeitig Eine die Andre für die Dichterin hielten. Klärchen wich, in einem fort Knixchen machend, mehre Schritte zurück, ſo weit es das vorgebaute Hausgeräthe erlaubte, die Prinzeſſin maß ihr Gegenüber mit ſcheuen ſtaunenden Blicken.

„Guten Abend!“ ſagte endlich die Prinzeſſin beklommen.

„Gehorſamſte Dienerin!“ verſetzte Klärchen gepreßt und knirend, aber nun trat auch ſogleich wieder eine Pauſe ein, wo jede in großer Verlegenheit Betrachtungen über die Andre bei ſich anſtellte, ohne jedoch eine davon laut werden zu laſſen.

„O Himmel!“ dachte die Prinzeſſin, „das Weib ſieht recht gemein aus, und unter einer Dichterin hab' ich mir ſtets etwas Edles vorgeſtellt.“

„Ach Gott!“ dachte Klärchen, „es ſcheint, als phantaſiere ſie vor ſich. Wenn ſie den Schuß kriegte, ich ſtürbe vor Schrecken. Hier in dem düſtern Zimmer muß ſich's noch viel ſchlimmer ausnehmen.“

Die Prinzeſſin hatte ſich wieder ein Herz geſchöpft, that einige Schritte auf das zurückweichende Klärchen zu und ſagte noch ein Mal mit feſterer Stimme: „Guten Abend!“

„Gehorſamſte Dienerin!“ rief Klärchen mit ſichtbarer Angſt und ſah der Andern nach den Augen, um bei irgend einer verdächtigen Bewegung derſelben, Reißaus zu nehmen.

„Sie ſieht mich an, wie eine Verrückte,“ räſonnirte Amalia wieder vor ſich, „und faſt bereu' ich's, daß ich hierher gegangen bin.“

„Sie iſt noch eine blutjunge Perſon,“ ſagte Klärchen ebenſo zu ſich ſelbſt, „und ich habe mir ein altes Fell gedacht. Aber ſeltſame Augen wirſt ſie mir zu, und gewiß bekommt ſie den Schuß.“

„Ich habe einen Wunſch,“ begann die Prinzeſſin jetzt laut, obgleich mit zitternder Stimme, „um deſſen gütige Erfüllung ich Sie erſuchen möchte.“

„Ich ſteh' zu Dienſten,“ verſetzte Klärchen, „um ſo mehr, da ich ebenfalls eine Bitte an Sie habe.“

„So nennen Sie die Bitte!“ ermuthigte ſich die Prinzeſſin und trat näher an Klärchen heran; „ich verſichere Sie meiner Gnade.“

„Das iſt Alles recht ſchön und gut,“ ſagte dieſe ängſtlich; „aber thun Sie mir die einzige Liebe und bleiben Sie mir zehn Schritte vom Leibe.“

„Fi donc!“ wandte ſich Amalia ab, „ſie ſpricht und iſt ſo gemein, wie ſie ausſieht.“

„Ich halte mich nach der Thüre," dachte Klara; „wenn ſie zu rappeln anfängt, und ich merke, ſie führt etwas gegen mich im Schilde, ſo fahr' ich hinaus, wie ein Ratz."

„Was macht Ihnen denn meine Nähe ſo zuwider?" fragte die Prinzeſſin verwundert und mit Degout.

„Ich fürchte mich vor allen — — nun ich will's gerade herausſagen — ich fürchte mich entſetzlich vor allen Mancholiſchen, und da Sie's ein Mal mit der Mancholie halten, ſo können Sie mich nicht darum verdenken — nein wahrhaftig nicht! Sie können mir's nicht übel nehmen. Weit davon iſt gut für den Schuß."

„O Himmel!" ſeufzte die Prinzeſſin ſtill vor ſich hin. „Sie iſt vollkommen verrückt und ſchwatzt Unſinn."

„Aber ſo ſagen Sie mir doch, was Sie von mir wollen?" rief die Schließerstochter ärgerlich.

„Ich bitte Sie, mir ein Sonnet zu machen für meine gnädige Frau Mutter."

Klärchen ſah verdutzt vor ſich hin. „Ich will ſterben," dachte ſie, „wenn ich weiß, was das iſt. Doch nein! Jetzt fällt mir's bei! Es iſt ein Schnürleib. Die vornehmen Leute haben für Alles andre Namen. Und die hält mich in ihrem Rappel für eine Nähterin." — Und knixend ſprach ſie zur Prinzeſſin: „Es thut mir leid; aber mit Scheere und Nadel kann ich nur nothdürftig zurecht kommen. Neue Sachen verſteh' ich nicht zu fertigen. Da müſſen Sie ſich an die Schulmeiſtersfrau im Dorfe wenden, die war ſonſt Nähterin in der Stadt, und macht ſo einen Schnürleib, daß er wie angegoſſen ſitzt. Aber wenn ich Ihre Bitte auch nicht erfüllen kann, ſo verſagen Sie mir deshalb doch die meinige nicht. Machen Sie mir, wenn Sie ein Mal im Schuß ſind, ein Hochzeitskarmen für die Müllersliſel, die in ein Paar Wochen Hochzeit hat mit dem Pächtersſohn von Rohrbach."

Jetzt hielt ſich die Prinzeſſin nicht länger. Von Angſt und Grauen plötzlich ergriffen, ſtreckte ſie beide Arme abwehrend nach dem erſchrocknen Klärchen aus und rief: „Fort, fort! Sie ſind verrückt! Der Oberforſtmeiſter hat es mir gleich geſagt."

„Jetzt hat ſie den Schuß!“ ſchrie Klärchen auf. „Ach himmliſcher Vater! Sie ſtreckt ſchon die Arme nach mir aus, um mich zu kratzen oder zu raufen. Aber in die Haare ſoll ſie mir nicht; jetzt verlaß ich mich auf meine Beine.“

Beide erhoben ein Zetergeſchrei, Eine ſich vor der Andern fürchtend, beide rannten nach der Thüre, und dort prallten ſie vor ein eintretendes Weib. Es war Alexandrine, die der Hunger von ihrem verliebten Spaziergange heimgetrieben hatte.

„Welche Mänaden durchſtürmen das ſtille Aſyl der Muſen?“ rief ſie entrüſtet den Schreienden zu. Aber in dieſem Augenblicke erkannte ſie auch die Prinzeſſin, und von ihrer gebieteriſchen Stellung ſchnell in eine ſehr demüthige übergehend, warf ſie ſich vor Amalien auf die Knie und flehete: „Ach, durchlauchtigſte, erhabenſte Prinzeſſin, ſternleuchtende Fürſtentochter, vernichten mich Höchſtdieſelben nicht wegen eines unbeſonnenen Wortes, da doch allein jenes düſtre Lampenlicht die Schuld trägt, welches mir nicht vergönnte, das engelgleiche Antlitz Ihrer Durchlaucht zu erkennen. Gnade! fleh' ich, Gnade über mich! — Höchſtdieſelben ſind zu der armen Dichterin gekommen, um ſie für ewig zu beglücken. O ich bin ſelig über dieſe unſchätzbare Huld! — Hoher Sproß des Fürſtenbaumes, ſieh' mich hier zu Deinen Füßen! Laß das holde Bild des Traumes, laß, o laß es nicht zerfließen! Du erſchieneſt, dieſes Raumes ſüßen Frieden zu genießen; wollteſt mit der Dichtung Strahlen Deine Größe würdig malen. — Und ich will es kühn beginnen, will's vollenden rieſengroß. All mein blüthenreiches Sinnen weih' ich meiner Fürſtin blos. Sieh, wie meine Thränen rinnen über mein beglücktes Loos; wolle ſie nicht werthlos wähnen: es ſind heil'ge Dichterthränen!" Sie ſtand auf, zufrieden mit ſich ſelbſt und blickte ſtolz umher.

„So ſind Sie alſo die Dichterin?" fragte ſie die Prinzeſſin verwundert.

„Ihro Durchlaucht ſprechen es huldreichſt aus, was ich wahrhaftig bin. Nachdem mich dieſer hohe Grazienmund eine Dichterin genannt, ſoll mir Niemand dieſen Namen mehr ſtreitig machen."

„Aber wer iſt denn dieſe hier?" fragte Amalia weiter auf Klärchen deutend.

Die Geängſtete ſtürzte nun auch zitternd und bebend zu der Fürſtin Füßen und ſagte halb weinend: „Ach, daß ſich Gott erbarme! Ich bin des Schließers Tochter vom Bau. Nehmen Sie mir's doch ja nicht übel, gnädigſte Prinzeſſin, ich habe ja geglaubt, Sie wären es, die die Karmen und dummen Streiche macht.“

Jetzt lachte die Prinzeſſin ſelbſt über ihren Irrthum und ſagte: „Steh' auf, ich will dir verzeihen. Doch rathe ich dir tiefes Schweigen über dieſen Auftritt an. — Auch Ihnen, Fräulein von Süßholz, laſſe ich meine Gnade angedeihen,“ wandte ſie ſich zur Dichterin. „Wir werden uns ſchon näher kennen lernen. Küſſen Sie mir die Hand! auch du, mein Kind!“

Alexandrine drückte einen hoch begeiſterten und gezierten, Klärchen einen beſcheidnen einfachen Kuß auf Amalien's Hand, die ſich hierauf entfernte, von ihren, ſie ſuchenden Frauen abgeholt. — Kaum war ſie hinaus, als Alexandrine, ohne ſich weiter um Klärchen zu bekümmern, gleich einer Raſenden, im Zimmer umherſchoß, ſo viel es das dort aufgehäufte Material erlaubte. Klärchen verkroch ſich hinter einen großen Wäſchkorb und beobachtete hinter dieſem ſie ganz verbergenden Verſteck hervor die Dichterin mit ſtaunenden Blicken.

„Triumph!“ rief dieſe, die Luft mit den Armen ſägend. „Schon glänzt die Krone der Gewährung über meinem Haupte. Der Gnadenſtrom dieſes herrlichen Fürſtenkindes ergießt ſich über mich. Alexandrine, die Wolken fliehen von deinem Horizonte, und die längſt vermißten Sterne leuchten dir nun um ſo freundlicher.“

„Alle Wetter!“ grammelte Klärchen in ihrem Hinterhalte. „Die hat den rechten Schuß! Schwatzt ſie nicht von einer Krone auf ihrem Kopfe, und hat doch nur eine Nachtmütze auf; von einem Strome, von Wolken und Sternen und glotzt die ſchwarze Stubendecke dazu an. Na, die iſt richtig mancholiſch und wird nun gleich Verſe machen.“—

Die Scene änderte ſich plötzlich, um noch lebhafter, noch toller zu werden. Die Thüre wurde mit größter Heftigkeit aufgeriſſen, und herein ſtürzte mit fliegenden Haaren und Gewändern, Entſetzen in den bleichen verzerrten Zügen und wild rollenden Augen, Schaum vor dem Munde, an allen Gliedern heftig zitternd und bebend, der Schneidermeiſter Roſenhain, ihm nach einige Kavaliere, einige Diener und Jäger des Herzogs, der Oberforſtmeiſter von Bärenburg und die Beſatzung der Feſtung, die Invaliden mit ihrem Korporal in voller Bewaffnung.

Kaum hatte Alexandrine die auf ſie eindringende Schreckensgeſtalt, die ſich ſogleich zu ihren Füßen niederwarf, erblickt, als ſie, ohne Furcht oder Verwundrung, pathetiſch ausrief: „Ha, Oreſtes, von den Furien verfolgt, ſucht Schutz bei der Schweſter im Tempel der Göttin!“

Der Schneider aber rief mit angſtgeſteigerter Stimme: „Retten Sie mich, meine Theure, ich beſchwöre Sie! Ich ſoll arretirt und in den Bau gebracht werden, und weiß doch nicht warum.“

„Wir haben es Ihnen ja ſchon geſagt,“ redete ihn jetzt der erſte Kammerdiener des Herzogs an; „weil Sie erkannt worden ſind, Herr Graf. Kein Läugnen hilft Ihnen. Wir haben Sie in Karlsbad mehrmals und zu oft geſehen. Wir kennen Sie zu genau.“

„Ein Graf iſt er?“ ſchrie Alexandrine mit weitaufgeriſſnen Augen und ausgeſpreizten Händen. „Ha meine ahnende Seele! — Du ſollſt gerettet werden, mein treuer Herzensfreund! Stütze dich auf mich! Du biſt der Retter meines Simſon; ich werde dir vergelten, großmüthiger Mann! — Ich verlaſſe Sie auf einen Augenblick, Excellenz. — Führt mich zum Herzog, ihr Männer!“

Da zog der Oberforſtmeiſter die ſtolz und wie im Siegeszug dahinſchreitende Jungfrau bei Seite und flüſterte ihr zu: „Incommodiren Sie ſich gar nicht, mein hochverehrtes Fräulein. Ich muß Ihnen unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit anvertrauen, daß die ganze Sache auf einen Scherz hinausläuft, den ſich Sr. Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr, mit dieſem — — Herrn machen.“

„Wie?“ brauſte Alexandrine auf, „darf man ſich mit einem hochgebornen Grafen, mit meinem Geliebten, mit meinem Verlobten — hören Sie: meinem Verlobten! einen Scherz erlauben? Und wenn es die Durchlaucht ſelbſt wäre! Wir ſtehen Höchſtderſelben zu nahe, als daß Scherze nicht für Beleidigungen gelten dürften.“

„Sie ſind ſo gut im Irrthum, wie ich erſt auch war,“ lächelte der alte Forſtmann pfiffig. „Sie ſind ein wenig myſtificirt, meine Beſte; aber ich halte es für Pflicht und Schuldigkeit, Sie aufzuklären. Dieſer Herr —“ er brachte ſeinen Mund ſo nah als möglich an das Ohr der Dichterin, und flüſterte faſt unvernehmlich — „iſt weder ein Schneider, noch ein Graf, noch Ihr Geliebter und Verlobter, ſondern — im Vertrauen — Sr. Durchlaucht der Herr Erbprinz Emil von **r*, der ein recht loſer Schelm ſein ſoll, und ſich hier auf Schroffenſtein mit Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Amalia verloben wird. Der Herr Erbprinz haben ſich aus jovialer Laune zum Scherz in dieſer Maske hier eingefunden, ſind aber bereits erkannt worden, und der Arreſt läuft nur auf eine wiedervergeltende Neckerei hinaus. Deshalb bleiben Sie ja hier, mein Fräulein!“ —

Alexandrine war zum Steinbilde geworden. Endlich holte ſie einen langen ſchmerzlichen Seufzer aus tiefer Bruſt und ſagte vor ſich: „Großer Gott! dahin ſind all' meine ſchönen Hoffnungen! Meine bunten Träume ſind zerſtört! O daß ich auch das empfängliche, poetiſch geſtimmte Herz eines ſchon halb verlobten Fürſten rühren mußte! Weh mir! Wenn er doch nur ein jüngerer Prinz und nicht gerade der Erbprinz wäre! Dann wäre doch noch ein Schimmer von Hoffnung für uns. Aber die Mutter des Landes muß eine geborne Fürſtin ſein. Die Fürſtin im Reiche der Geiſter, die Dichterin, iſt nicht ebenbürtig. O ich Unglückliche!“

Dem Schneider Roſenhain, dem indeſſen von neuem lärmend zugeſetzt worden war, dauerte die geheime Unterredung ſeiner Geliebten mit dem Oberforſtmeiſter zu lange; er entfloh ſeinen Peinigern von neuem und ſuchte bei Alexandrinen mit den Worten Schutz: „O meine theuerſte Freundin, wollen Sie ſich denn meiner nicht erbarmen?“

Dabei hatte die Verzweiflung des Schneiders ſo etwas Komiſches, Gemachtes; er ſchien zu lächeln, indem er heulte; er geberdete ſich ſo wunderlich, daß der Glaube ſehr verzeihlich war, er ſpiele nur Komödie, und trage zu ſeiner eignen Ergötzlichkeit ein wenig ſtark auf, als erheuchle er Schmerz und perſiflire die Karikatur, welche er hinſtellte.

„Sr. Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr,“ nahm der Oberforſtmeiſter mit reſpectvoller Verbeugung wieder das Wort, „haben ſtreng zu befehlen geruht, Eure — Excellenz ſofort in's Staatsgefängniß zu bringen. Höchſtdieſelben dürfen deshalb keinen Groll auf uns werfen, die wir als Diener unſeres gnädigſten Herrn, Höchſtdeſſen Befehlen gehorchen müſſen, ſo wie Höchſtdero Diener Höchſtdenſelben zu gehorchen verpflichtet ſind.“

„Aber, o Jemine!“ zeterte Roſenhain, „ich bin ja doch kein Graf. Gern wollte ich in's Gefängniß wandern, wenn ich dadurch ein Graf würde.“

„Daß Höchſtdieſelben kein Graf ſind,“ reverenzte der Oberforſtmeiſter, „wagen wir kaum zu bezweifeln.“

„Nun alſo! Ich bin der Schneidermeiſter

Harro Alfred Roſenhain, Bürgerlieutenant und Armenpfleger in Dietrichshauſen, und Jedermann in der Stadt kennt mich. Mein Vater war auch ein Schneider, lebte anfangs im Dorfe-Gabeſtedt, wo er geboren war und hieß dort Johann Sebaſtian Tobias Roſenrain. Nachdem er ſich aber kultivirt hatte, viel gereiſt und mit einer feinen Städterin ein Ehebündniß eingegangen hatte, zog er in die Stadt, errichtete das dortige Liebhabertheater, erhielt eine große Kundſchaft und nannte ſich mit einer genialen Veränderung ſeines Namens Jean Thaddäus Sebaldus Roſenhain. Ich aber war die jüngſte Frucht dieſer Ehe. Mein älteſter Bruder iſt Pfarrer in Herzkron, mein zweiter Amtsacceſſiſt in Umbertshauſen. Als ich ſtudiren wollte, war kein Geld mehr dazu da, und ich mußte ein Schneider werden. Wie kann man mich denn nun für etwas anders halten?“

„Höchſtdieſelben ſind heute ſehr bei Laune, und liefern uns treffliche Proben Ihres hohen Geiſtes,“ bemerkte Bärenburg lächelnd mit einem Bückling. „Wir täuſchen uns nicht,“ ſagten die Kavaliere. „Sie ſind uns zu genau bekannt, Herr

Graf. Deshalb folgen Sie uns gutwillig, daß wir nicht nöthig haben, Gewalt anwenden zu müſſen.“

Alexandrine trat mit würdevoller Haltung vor den Bedrängten und ſagte ernſt und feierlich: „Haben Höchſtdieſelben mir vorhin nicht ſelbſt geſtanden, daß es ein Pſeudonymon wäre, unter welchem Sie hier aufgetreten ſind? Treiben Sie den Scherz mit einem tiefgekränkten edlen Herzen nicht weiter. Folgen Sie dieſen Herren, ich beſchwöre Sie bei der heiligen Stunde, die wir zuſammen verlebt haben!“

„O auch Sie verdammen mich?“ jammerte der Schneider. „Ich weiß nicht, was das für ein Ding iſt, wovon Sie ſprechen. Ich habe an nichts gedacht, nichts verſchuldet. Ich war glücklich mit Ihnen. Und nun ſtehen Sie, kaum noch meine wärmſte Freundin, plötzlich ſo kalt, wie verſteinert, und Niemand erbarmt ſich meiner Noth!“

Alexandrinens Auge ſchwamm in Thränen gerechten Schmerzes und pathetiſch ſprach ſie, deklamirend: „Fürſtliche Häupter ragen zu hoch über uns andre arme Menſchenkinder empor;

ſie gleichen den Gletſchern, glühend in der Sonne des Glücks, aber eiskalt. Wir reichen nicht hinauf mit der warmen Fülle unſers Herzens.“

„Das verſteh' ein Andrer!“ rief der vermeintliche Erbprinz Emil. „Ich bin wie verrathen und verkauft. Will mir denn Niemand dieſe Räthſel löſen?“

Da trat der Oberforſtmeiſter hinzu, dem auf der einen Seite das Spiel des Erbprinzen zu lange dauerte, auf der andern in ſeiner reſpektvollen Ängſtlichkeit den hohen Fürſtenſohn auf die Dauer zu beleidigen fürchtete, und ſagte leiſe mit mehren tiefen Verbeugungen zu ihm: „Verſtellen ſich Ew. Durchlaucht doch nicht länger. Ich bin ſo glücklich, Höchſtdero Hochfürſtliche Perſon zu kennen. Sr. Durchlaucht unſer gnädigſter Herr geruhen ja blos Scherz mit Scherz zu vergelten. Verderben Sie unſerm durchlauchtigſten Herrn das Vergnügen nicht. Wir aber wünſchen auch nicht länger, Sie zu inkommodiren. Deshalb haben Sie die Gnade, uns zu folgen. Sie erhalten für dieſe Nacht ein Höchſtihrem fürſtlichen Stande angemeſſenes Zimmer, und morgen heben Höchſtſie das ſtrenge Inkognito auf, und beim Frühſtück belachen Höchſtdieſelben mit Ihrer Durchlaucht der gnädigſten Prinzeſſin Braut und Sr. Durchlaucht dem Herrn Herzog Schwiegervater den ganzen Spaß.“

„Na, nun iſt's aus!“ grölte der Schneider. „Iſt denn kein Spiegel hier? Nein, nirgend! Gebt mir einen Spiegel, ich bitt' Euch um Gottes willen! Ich muß mich ſelbſt ſehen; denn ich bin verwandelt, und dieſen Abend aus einem Schneider erſt ein Graf und dann ein Fürſt geworden. Das hat mir eine Zauberin, eine böſe Fei angethan. Ich fange an zu glauben, daß es die Dichterin iſt, die mich in einen ſolchen Zuſtand verſetzt hat. Erſt hat ſie mir mein ruhiges Herz und meine ſtille Seele verwandelt, hernach auch den Körper, ohne daß ich's gemerkt habe. Ich habe ſonſt wohl dergleichen Geſchichten geleſen, ſie aber immer für Fabeln und Kindermärchen gehalten, nun muß ich zu meinem Leidweſen an mir ſelbſt die Wahrheit ſolcher Hexenkünſte erfahren.“

„O weh mir!“ weinte Alexandrine, „was

muß mein armes, ſchuldloſes Herz für Kränkungen ertragen! Ich hätte von der fürſtlichen Großmuth Ew. Durchlaucht niemals geglaubt, daß Höchſtdieſelben ſo bittern Spott mit einer armen, verlaßnen Jungfrau treiben würden, die nichts hat, als ihre Tugend und ſchönen Gefühle.“

„Beleidigen wollte ich Sie durchaus nicht, meine Theuerſte. Das thut mir in der Seele weh. Ich habe Sie viel zu lieb dazu. Was ich Ihnen vorhin in des Waldes ſtiller Einſamkeit zugeſchworen, dabei bleibt's. Und nun will ich Ihnen zu Gefallen auch ein Fürſt ſein, Ihnen zu Liebe wollte ich ein König werden, mein Fräulein. Keine Thräne mehr, Holde, wenn ich bitten darf! Führt mich ab, ich bin der, für welchen Ihr mich haltet. Aber es iſt doch ein Spiegel in dem Zimmer, wohin ich gebracht werde?“

„Ein ſehr großer, unterthänigſt zu dienen,“ verſetzte Bärenburg.

„Sehen muß ich mich, und bin neugierig auf mich ſelbſt. — Mein Fräulein, darf ich mich unterſtehen, mir Ihre theure Geſellſchaft auf einige

Stunden auszubitten, damit ich nicht ſo allein bin? Es wird doch erlaubt ſein, meine Herren?“

„Alles, was Hochdieſelben befehlen, ſteht zu Dienſten.“

„Nun, ſo bringen Sie den Abend vollends bei mir zu.“

„Wie würde ſich das für eine Jungfrau ſchicken?“ liſpelte Alexandrine, die Augen verſchämt zu Boden ſchlagend.

„Geruhen Sie nur bei mir zu ſpeiſen und einige Flaſchen Wein mit mir zu trinken. Wir wollen leben, wie in Clauren's Romanen und dieſem göttlichen Dichter ein Vivat bringen; denn er trägt wahrſcheinlich auch einen Theil des Verdienſtes an meiner Erhebung. Dann leſen Sie mir Ihren Simſon vor.“

„Ew. Durchlaucht befehlen und ich habe nur zu gehorchen. Ich werde mein Manuſkript herverſuchen und ſogleich nachfolgen.“

„Derber, thu' Er ſeine Schuldigkeit!“ befahl der Oberforſtmeiſter dem Invalidenkorporal, und auf das Kommando des alten Schnurrbarts wurde der Prinz wider Willen umzingelt und abgeführt.

Alexandrine ſah ihm mit triumphirenden Blicken nach. Dann brach der Jubel ihres Mundes, wie ein feuriger Strom hervor: „Jauchze, Herz, und zerſpringe nicht vom Übermaße der Wonne, vom Rauſche der Seligkeit! All' ihr unſterblichen Götter und du vor allen, Apollo, mit dem klingenden Bogen und der rauſchenden Leier, ihr holden Muſen, habt ihr's vernommen, welch ein unausſprechliches Glück euerer beſcheidenen Dienerin lächelt? Ich werde die regierende Fürſtin eines herrlichen Landes werden. Ich träume doch nicht? Nein, nein, ich wache! Meine Ohren haben recht gehört; noch klingt der Schall ſeiner Worte in ihnen wider: er will mir Alles halten, was er mir geſchworen. Und hat er mir nicht ewige Liebe und Treue bei den keuſchen Strahlen des Mondes, bei meiner Dichtergabe, bei ſeiner zu hoffenden Seligkeit gelobt? Es bleibt dabei! — Mit der ſtolzen Fürſtentochter bin ich in die Schranken getreten, und ich, ich habe den Sieg davon getragen. Die Wände wanken um mich her; o ſtürzt nur jetzt nicht ein! — Das hab' ich dir zu verdanken, hohe, heilige Muſe, die du mich zu unſterblichen Geſängen begeiſterſt; denn wär' ich keine Dichterin, er hätte mich nicht beachtet und die Prinzeſſin gewählt. Da haſt du den Beweis, zweifelnde Welt, daß der Dichter höher iſt, als der Fürſt. — Ha! wie will ich jubeln, wenn er mich auf den Thron erhebt an ſeine Seite! Wenn ich im Ballſaal, den tauſend Kerzen erleuchten, von Allen angebetet und bewundert, einherſchreite und gnädige Blicke rechts und links austheile! Wenn ich in goldner Staatskaroſſe fahre und auf meine erbärmlichen Feinde mit Verachtung herabblicke, auf die dummen Nichten und die böſe Tante! Und erſt die ſchlechte Schauſpielerin, die will ich demüthigen! Mein Hoftheater darf nur Stücke von mir ſelbſt aufführen. Meine Werke laß ich herrlich drucken und mich in feinen Stahlſtich davor abkonterfeien. Ha mir! Ich werde die berühmteſte Dichterin der Welt! Ich werde die deutſche Sappho heißen. Ja, Welt, ſtürze zu meinen Füßen und huldige mir! — — — Du aber, mein Simſon, den er ſelbſt mir zum Heile rettete, du ſollſt ihn jetzt auf ewig unzerreißbar feſt an meinen Siegeswagen feſſeln. — O großer Glauren, auch dir winkt des Glückes Verdienſteskrone! Du wirſt erſter Miniſter!“ — Und das Manuſkript hoch ſchwingend eilte ſie, wohin ihr Schickſal ſie rief.

Neuntes Kapitel.

Ein nächtlicher Spaziergang und deſſen Folgen.

Die abnehmende Scheibe des Mondes war am dunkelblauen herbſtlichreinen Himmel heraufgeſtiegen und verſilberte die Dächer und Mauern der hohen Feſtung. Geräuſchlos lag die Welt umher und ſchien nicht mehr zu athmen. Die reinſte Luft, jener erquickende Hauch der Erde, hatte ſelbſt aufgehört, kühl von den Bergen herüber zu ſtrömen, und war in einer ruhigen Friſche aufgehalten und gefangen worden, die auf die Körper mit neuanſpannender Wohlthätigkeit wirkt. Es liegt in ſolch einer Nacht ein unbeſchreiblicher

Zauber. Jede Jahreszeit ſtellt darin die geiſterhafte Eigenthümlichkeit ihrer ihr beſonders gehörigen Schätze ruhig aus; es iſt dies die eigentlichſte Verklärung der Materie; es iſt die den Sinnen in ſtärkern als gewöhnlichen Ahnungen, die ſich zur Wirklichkeit aufzuringen bemüht ſind und in dieſem ſtillen Kampfe dem tiefen Gemüthe deutliche Zeichen ihrer Weſenheit verrathen, aufgehende und zugängliche Vergeiſtigung der Stoffe, das Reinſte und Höchſte, was der irdiſche Menſch zu genießen befähigt iſt. Die gröbſte Anſicht iſt, die Natur für todt zu halten, da es doch unſern unvollkommnen Sinnen nicht gegeben iſt, ihr ihr ungeheuer reiches Leben in ſeinen verſchiedenen Geſtaltungen und Entwicklungen abzulauſchen. Alles lebt, die Bäume, die Blumen, die Steine, und vielleicht iſt ihr Leben um ſo inniger, naturgeiſtiger, je weniger es unſern Sinnen zugänglich iſt. Die Düfte der Blumen, was ſind ſie anders, was können ſie anders ſein, als die ihr Leben ausſtrömenden und ſo ihren Zweck erfüllenden Geiſter der Blumen? Was können die Töne anders ſein, als Geiſter? Und du ſelbſt, Menſch, der du Töne und Farben in den herrlichſten, lieblichſten Einklang zu bringen verſtehſt, woher ward dir die göttliche Gabe? Warum dem Einen und doch dem Andern nicht? Dich bewohnen andre Geiſter, als jenen; du biſt nicht von einem Geiſte beſeelt, tauſende und mehr durchfluthen dich und weben und wirken in dir, und die Materie iſt nichts weiter, als der Anknüpfungspunkt ihrer Wirkungskraft, das Mittel, ſich zu entäußern, die Brücke, mit welcher ſie beide Welten umſpannen. —

In einer Herbſtnacht, die der Mond mit ſeinem einflußreichen Lichte durchwellt, tritt jenes geheimnißvolle Dahinſterben der ſchaffenden Naturkräfte, jenes unerklärliche Verſchweben, Lebensaushauchen, Flüchtigwerden der zeither wirkſamen Geiſter ahnungsſättigender vor die fühlende Seele und füllt ſie mit den Wonnen und Schauern einer das Herz erhebenden und läuternden Wehmuth. Gewiß, eine ſchöne Herbſtnacht und unſre Thränen ſind ſehr nah mit einander verwandt; aber welches iſt das Band, das ſie verbindet? Es iſt auch ein rein geiſtiges;

ſeine Weſenheit zu kennen iſt uns verſagt. Die Empfindungen, welche von einer ſolchen Nacht hervorgerufen werden, liegen dem weiblichen Herzen näher, als dem männlichen, doch ſind ſie das keuſche Feuer der Veſta, das wohl gehütet und nur ſparſam unterhalten werden muß, damit es nicht in verderblichen Flammen hervorwüthe und das Haus verderbe. —

Die Prinzeſſin Amalia, ſo kalt und ſtolz ſie äußerlich ſchien — Ergebniſſe ihrer fürſtlichen Erziehung — war doch den höhern und feinern Empfindungen gar wohl zugänglich, ohne gerade Schwärmerin zu ſein. Als ſie aus den auf die Feldſeite hinausgehenden Fenſtern ihres Zimmers in die mondhelle Landſchaft blickte, wandelte ſie eine heiße Sehnſucht an, ſich auch das Gebirge im Mondlicht zu betrachten, welches von ihren Fenſtern aus nicht möglich war. Je ſtrenger ſie ſich den erwachten Wunſch verſagte, deſto ſtärker wurde er in ihr; ihre Phantaſie war lebhaft beſchäftigt, ihr die grottesken Geſtalten der Berge, von den Lichtſchleiern des Mondes ſeltſam umhangen, immer zauberhafter vorzumalen, der geräumige Altan am Hofe, der eine freie Ausſicht der Gebirgskette verſprach, lockte ſie immer mehr; ſie konnte nicht länger widerſtehen.

„Liebe Golpe," ſagte ſie zu ihrer Hofdame, „der lächerliche Irrthum hinſichtlich der überſpannten Dichterin hat mich recht aufgeregt; ich kann nicht ſchlafen. Bewegung thut mir Noth, um mich abzukühlen, zu zerſtreuen. Auch Ihrer Verſtimmung würde ein kleiner Spaziergang im Freien ſehr zuträglich ſein."

„Jetzt im Freien?" fragte die Freifrau verwundert. „Was würde Ihr Herr Vater dazu ſagen, wenn wir uns jetzt die Erlaubniß zu einem Spaziergange erbitten wollten? Ich glaube auch, daß er ſchon ſchläft."

„Ei, was bedürfen wir einer ſolchen Erlaubniß? Wir werfen Mäntel um unſre Schultern, Schleier über unſre Hauben, und gehen einige Male auf dem Walle herum; ich habe Ihnen ohnedies etwas Wichtiges in Betreff Ihres Freundes, des Malers Fürſt, der hier auf der Feſtung ſitzt, mitzutheilen. Doch ſag' ich's Ihnen durchaus nicht eher, als draußen auf der Baſtion, wo die Kanonen ſtehen.“

Die Baronin zögerte noch, gab aber doch endlich den dringenden und nicht abzuweiſenden Bitten der Prinzeſſin nach, und beide ſchlichen darauf mit Hülfe der Kammerfrau aus der Thüre in's Freie.

Amalia eilte nach dem Altan und weidete ihren Blick an den abentheuerlichen Berggeſtalten; in der höchſten Gefühlsſchwelgerei durch die Fragen der Baronin geſtört, was ſie ihr mitzutheilen habe.

„Der Vater will den Maler begnadigen und freigeben, wenn er ſich gebeſſert hat,“ ſagte die Prinzeſſin endlich ärgerlich.

„Dann wird er wohl nie freikommen,“ ſeufzte Regina.

Amalia war weder von der Stelle, noch zu einer Unterhaltung zu bringen. Plötzlich bemerkte die Baronin, die ſich immer ſcheu umſah, einen Mann an der Mauer heranſchleichen und ſich ihnen nähern. Um die Prinzeſſin nicht vergebens in Beſorgniß zu ſetzen, verſchwieg ſie derſelben ihre Wahrnehmung. Doch nun drängte ſie Amalien weiter zu gehen. Als ſie auf der Baſtion angekommen waren, und die Prinzeſſin, ſich über die ſteinerne Bruſtlehne biegend, in das Thal hinabſchauete, ſah die Baronin mit Schrecken die dunkle Männergeſtalt außerhalb der innern Mauer dicht neben ihnen ſtehen und ſie aufmerkſam beobachten.

„Kommen Sie fort von hier, Prinzeſſin,“ ſagte ſie ängſtlich, dieſe am Ärmel zupfend.

„Ich will noch bleiben.“

„Aber ſehen Sie doch den Menſchen dort!“

Amalia erſchrak nicht. Mit feſter Stimme fragte ſie: „Wer da?“

„Ein unglücklicher Armer,“ verſetzte der Mann und trat durch die Maueröffnung näher.

„Vorſicht!“ flüſterte die Baronin und wollte die Prinzeſſin zurückziehen, doch dieſe behauptete ihren Platz unerſchrocken.

„Gnädigſte Prinzeſſin!“ flehte der fremde Mann und warf ſich vor Amalien auf die Kniee.

„Kennen Sie mich denn?“ fragte dieſe verwundert.

„Wer wollte Sie nicht kennen?“

„Aber was wollen Sie?“

„Ich habe eine alte Mutter und fünf unerzogne Geſchwiſter zu ernähren und bin ſelbſt ſehr krank geweſen. Es geht mir ſchlimm. Da hab' ich mich mit Noth und Mühe hierher geſchleppt, als ich hörte, daß Ihre Durchlaucht nach Schroffenſtein kommen würden.“

„Der arme junge Mann!“ rief die Prinzeſſin mit Thränen im Auge. „Ich habe meine Börſe nicht bei mir.“

„Trauen Sie ihm nicht,“ flüſterte Regina. „Er ſcheint mir ein Betrüger.“ Und zu dem Bittenden gewandt, ſagte ſie ſtreng: „Es iſt hier weder der Ort, noch jetzt die Zeit zu ſolch einem Anliegen. Wenden Sie ſich morgen auf der Jagd an die durchlauchtigſte Prinzeſſin; jetzt aber entfernen Sie ſich!“

„Ach, Golpe, wer wird einen Unglücklichen ſo hart anlaſſen!“ zürnte Amalia. „Gerade dieſe Nacht iſt der Bitte eines Armen ſehr günſtig. Bleiben Sie, ich werde meine Börſe holen. Sie ſollen nicht bis morgen vertröſtet werden.“

„Gott ſegne Sie dafür!“ ſagte der Arme mit zitternder Stimme.

„Ich werde Sie nicht allein gehen laſſen, Gnädigſte,“ rief die Baronin der davon Eilenden nach und verſchwand ebenfalls im Dämmerlicht.

Der Fremde ging ihr nach. An der Ecke des Schloſſes flüſterte ein zärtliches Stimmchen: „Gute Nacht! Ein Paar Geſtalten trennten ſich; ſcheu wie ein Reh ſchlüpfte eine heran.

„Wer geht denn da noch ſo ſpät?“ fragte Klärchens Stimme.

„Ich bin es, Jungfer; der Schneidergeſelle,“ verſetzte der Fremde.

„Ja was treibt Er ſich denn noch hier herum? Ich denke, die Mutter hat ihm ein Nachtquartier verſprochen? Warum liegt Er denn nicht auf einem Ohre?“

„Ich habe das Lager nicht erhalten —“ ſtotterte der Schneidergeſelle, „die Thüre war zu, als ich kam, und ich mochte nicht pochen — hatte erſt noch Geſchäftswege — nun hab' ich kein Nachtlager und die Nacht iſt kalt. Mein Meiſter iſt in Priſon geſteckt, ich weiß nicht weßhalb.

„Haußen bleiben ſoll Er mir nicht ohne Bett und Obdach. Wo Er aber auch nur herum geht! Die Mutter wird recht böſe auf Ihn ſein. Nun ſchläft ſie auch ſchon; und ich weiß nicht recht, was ich mit Ihm anfangen ſoll.“

„Liebe Jungfer, könnten Sie mich denn nicht zu dem Herrn Maler Fürſt auf die Stube bringen? Der würde mir gern ein Lager für dieſe Nacht geben.“

„Woher kennt Er denn den?“

„Ich — habe — ihm früher gearbeitet?“

„Da müßt' ich erſt mit dem Herrn Fürſt ſprechen, und dazu iſt's zu ſpät. Es hat ſo eben elf geſchlagen.“

„Ich will Ihnen ein Blättchen Papier geben; bringen Sie ihm das und er wird mich ſogleich aufnehmen.“

„Meinetwegen; wenn er noch wach iſt, will ich's ihm durch Alwinen ſchicken oder ſelbſt bringen; er pflegt in der Regel ſpät zu Bette zu gehen.“

Der Schneidergeſelle zog ein Etui hervor, langte eine Karte heraus, ſchrieb einige Worte mit der Bleifeder darauf und übergab ſie Klärchen.

„Na, und wenn's nicht iſt, ſo hab' ich ein Dachkämmerchen; das räum' ich Ihm ein, und einen Theil meiner Betten. Frieren ſoll Er nicht und ich will mich ſchon eine Nacht behelfen.“

„Ei, was hör' ich!“ donnerte jetzt Chriſtians Stimme dicht neben der Erſchrockenen. „Du willſt einem fremden Menſchen mir nichts dir nichts ein Dachkämmerchen geben und die Hälfte deines Bettes? Das iſt ja eine ſaubre Geſchichte.“

„I, Chriſtian, haſt du mich doch erſchreckt, daß mir alle Glieder zittern.“

„Das böſe Gewiſſen!“

„So ſchweig' doch mit deiner fatalen Eiferſucht. Das junge Blut ſoll doch wohl die Nacht nicht im Freien zubringen?“

„Das junge Blut!“ ſpöttelte der Oberjäger nach. „Ein hübſcher ſchlanker Burſch iſt er, das iſt wahr. Du nähmſt ihn ja wohl aus lauter chriſtlichem Mitleid in dein eigen Kämmerchen und Bett, um ihn nur nicht frieren zu laſſen.“

„Pfui, Chriſtian, das iſt erbärmlich! Du kränkſt mich auf's Blut. Hältſt du mich für eine ſo ſchlechte Perſon? Geh' mir aus den Augen, das war niederträchtig!“

„So? du ſpielſt wohl auch noch die Böſe? Du haſt's eben Urſache. Ich leide nicht, daß der Kerl mit in den Bau geht, es iſt unſchicklich.“

„Und ich werde mich an dich nicht kehren. Du wärſt mir Einer, der mir's verwehrte, wenn ich etwas Gutes thun wollte. Der Schneider geht mit mir und ſchläft bei uns. Meine Mutter hat's ihm verſprochen, als er ſie vor einigen Stunden darum anging.“

„Er ſoll mit mir gehen; ich will ihm ein Lager in der großen Jägerſtube geben.“

„Hätteſt du's erſt geſagt; ja. Nun: nein! Ich laſſe mir nichts von dir befehlen, und ſollte es zum Bruche zwiſchen uns kommen. Beſſer bei Zeiten, als zu ſpät. Der Schneider geht mit mir.“

„Bei Gott nicht, ſo lang ich lebe!“

Der Schneidergeſelle hatte ſtumm dem Zanke der Liebenden zugehört. Jetzt bemerkte er die beiden Frauengeſtalten in der Ferne wieder und eilte, die beiden Liebensleute ſich ſelbſt überlaſſend, ſchnell dorthin.

„Hier haben Sie einſtweilen etwas für die Abhülfe Ihrer Noth,“ ſagte die Prinzeſſin, ihm ihre Börſe in die Hand drückend. „Melden Sie ſich morgen auf der Jagd wieder. Ich will mit meinem Vater über Sie ſprechen. Es ſoll Ihnen geholfen werden.“

„Dank! Dank!“ ſtammelte der Glückliche. „Dieſe Gabe wird Ihnen tauſendfachen Segen bringen.“ Und er preßte die Börſe mit Leidenſchaft an ſeine Lippen.

„Gute Nacht!“ ſagte ihm die Prinzeſſin. „Nun,“ wandte ſie ſich zur Baronin, „iſt mir das Herz erſt weit und groß geworden. Jetzt blickt mich die ſchlafende Natur erſt recht befreundet an. O, wie wohl iſt mir! Sehen Sie, welche herrliche Früchte dieſer Spaziergang gebracht hat. Kommen Sie, nun muß ich mir die Berge und die Ebenen noch ein Mal recht anſchauen!“ Sie gingen.

Der Fremde wandte ſich nach dem Bau. — Chriſtian hatte unterdeſſen ſeiner heftigen Geliebten im wildeſten Zorne die Karte entriſſen und war damit fortgelaufen. Klärchen kam weinend, um dem Schneidergeſellen ihr Unglück zu berichten. Kaum waren ſie ſelbander einige Schritte gegangen, als vom Bau her Stimmen laut wurden.

„Schnell!“ ſagte Klärchen, „hier herein in die Ecke der Baſtion. Das iſt der Korporal Derber mit den Invaliden, die als Beſatzung auf der Feſtung liegen. Die hat der tolle Chriſtian aufgeſtört, um Ihn zu arretiren.“

Der Schneidergeſelle flüchtete ſich mit Klärchen in das Verſteck. Die bewaffnete Schaar brauſ'te vorüber. In demſelben Augenblicke huſchten die Prinzeſſin und die Baronin, von Angſt vor den Soldaten getrieben, ebenfalls in den ſich ihnen darbietenden Schlupfwinkel. Die Invaliden hatten aber ihre wehenden Mäntel erblickt, und waren ihnen auf der Ferſe.

„Holla ho!“ rief der Korporal Derber, ein alter Schnurrbart aus der Zeit der Feldzüge gegen das revolutionäre Frankreich, in welchen er lahm geſchoſſen worden war. „Stahl und Blei! da ſteckt ein ganzes Neſt zuſammen. Halt! oder ihr ſeid des Todes! Ihr ſeid meine Gefangenen! — Schultert's Gewehr! Nehmt ſie in die Mitte!“

„Aber was fällt Ihm denn nur ein, Derber,“ eiferte Klärchen, „daß Er ſich die Ihm ſo nöthige Nachtruhe entzieht und ſich inkommodirt?“

„Das will ich Ihr ſagen, Jungfer Naſeweis. Mir iſt während der allerhöchſten Anweſenheit unſers Herrn Durchlaucht ſtrenge Wachſamkeit vom Herrn Kommandanten anbefohlen worden. Es ſoll allerhand Spitzbubengeſindel im Lande geben, ſo eine Art Franzoſenpack, Revolutionsbluthunde, die wollen dem Herrn Durchlaucht Herzog an's Leben. Sitzt doch ſo ein Schuft ſchon auf der Feſtung, und einen Andern, ſeinen Spießgeſellen, haben wir eben gefangen. Ja, wenn wir nicht gewacht hätten! Gleich in der erſten Nacht ſo einen Vogel! Na, Marſch! Ich habe ſein Billet geleſen. Ich verſtehe auch ein Paar Worte Franzöſiſch. Hab' ich doch unter Bonaparte gedient. Er ſchreibt von einer Dame, die den lockern Vogel morgen befreien ſoll? Da haben wir ja wohl die Dame gleich mitgefangen. Daß Er kein Schneidergeſelle iſt, das iſt ausgemacht. Der könnte kein

Franzöſiſch ſchreiben. Ein verkappter Revolutionär iſt er. Fort mit ihm in den Bau!“

„Aber ſo hab' Er doch Verſtand, Derber,“ rief Klärchen bitterbös.

„Still, Maulaffe! Ich werde mich von Ihr nicht im Dienſte irre machen laſſen!“ rief der in Zug gekommene Korporal.

„Mich kann Er abführen,“ redete der Schneidergeſelle jetzt den Korporal an, „aber dieſe Damen muß Er frei laſſen.“

„Wie kommt Er mir vor? Stahl und Blei! Mein Arreſtant will mir Vorſchriften machen! Seh' mir Einer!“

„Ich gebe Ihm dieſe Börſe, oder vielmehr das Gold darin, wenn er die Damen gehen läßt.“

„Nicht um die Schätze der Welt. Meine Ehre und mein Ruhm gelten mir mehr. Fort! fort! Ordre parirt! Faßt an!“

„Mein Freund,“ wandte ſich die Baronin an den bärbeißigen Korporal, „ich will ihm nur geſtehen, daß dieſe Dame Ihro Durchlaucht die Prinzeſſin Amalia, die Tochter Eures Herzogs iſt, und ich bin ihre Hofdame.“

„Ha, Flauſen! Flauſen! Schlaue Weiber! Pfiffiges Volk!“ lachte der Korporal. „Gut ausgedacht, und doch dumm! Wiſſen ſich zu helfen; aber da müßt ihr beim Korporal Derber früher aufſtehen. Das kenn' ich. Nein, meine ſchönen Kinder, halten Sie mich nicht für ſo einfältig. Eine Prinzeſſin ſpazirt Nachts halb zwölf mit ihrer Hofdame ohne alle Bedienung nicht mit einem Revolutionärer und Galgenvogel herum. Fort!“

„Aber ich ſchwör's Ihm zu, daß es die Prinzeſſin iſt, die Durchlaucht!“ weinte Klärchen.

„Halte Sie das Maul, ſonſt laß ich Sie auch einſtecken. Es iſt gar ſehr verdächtig, daß Sie ſich Nachts mit ſolch liederlichem Volke herumtreibt und Ihrem braven Bräutigam vor den Kopf ſtößt. Ich werde Ihren Vater wecken und ihm Ihre Streiche erzählen. Nun keinen Augenblick länger. Brr! Es iſt kalt. Fort!“

Es half kein Sträuben, kein Widerreden. Die Invaliden ſchloßen einen Kreis um die Gefangnen, und ſo ging's dem Baue zu. Die Baronin weinte bitterlich, und machte ſogar der

Prinzeſſin Vorwürfe. Dieſer ſchien das Abentheuer aber Vergnügen zu machen, und getroſt ging ſie ihrem Gefängniß entgegen.

Klärchen zankte ſich an Einem fort mit dem Korporal und ſchalt dazwiſchen auf den Oberjäger, der ſie ſo ſchändlich verrathen. Der Schneidergeſelle war dagegen ſo froher Laune, daß er mehrmals laut auflachte, was den lahmen ſchnurbärtigen Derber gar gewaltig verdroß. „Stahl und Blei!“ fluchte er, „das Lachen ſoll ihm eingetränkt werden.“

Sie kamen an den Bau. Der Schließer Willig war noch munter und beſchäftigt, den gefangenen Prinzen Emil und das Fräulein von Süßholz zu bedienen, welche in ihren Appartements ſchmauſ'ten und zechten. Der Oberforſtmeiſter hatte einen ganzen Korb des beſten Weines hinüber ſchaffen laſſen.

Von den Zimmern für vornehme Gefangne war jetzt nur noch eins unbeſetzt, und zwar zwiſchen denen des Maler Fürſt und denen, welche für dieſe Nacht dem vermeintlichen Erbprinzen eingeräumt worden waren. Da nun, wie Derber verſicherte, dies auch Gefangne von Diſtinktion waren, ſo wurden ſie in das leere Zimmer gebracht. Die Damen hatten ſich in ihre Schleier gehüllt und verhielten ſich ruhig, um nicht noch mehr Aufſehen zu erregen. Klärchen verſuchte, ihrem Vater zuzuflüſtern, wer die Damen wären, aber Derber vertrat ihr den Weg und berichtete, wie ſie ſich gegen den Oberjäger und ihn ſelbſt betragen. Der Schließer wurde böſe und verwies ſie in's Bett.

„Ihr werdet ſchon ſehen, was Ihr anrichtet, Vater,“ ſchluchzte Klärchen; „denn die eine Dame iſt ja unſre durchlauchtigſte Prinzeſſin.“

Dem Schließer blieb das Maul aufſtehen vor Schrecken; doch Derber warf ſich in die Bruſt und ſagte: „Die beiden Frauensleute bleiben auf meine Verantwortung hier, ſie mögen ſein, wer ſie wollen. Ich muß meine Pflicht thun und damit Punktum!“ Wie hätte ſich auch der alte Soldat die höchſt ſeltne Gelegenheit entgehen laſſen können, ſeinen ſtrengen Dienſteifer gleichſam unmittelbar unter den Augen ſeines Fürſten zu bethätigen und zur Anerkennung zu bringen! Er war ſelig vor Luſt, einen ſolchen Fang gemacht zu haben und hätte es in dieſem Augenblicke dem Herzoge ſelbſt nicht geglaubt, wenn derſelbe die Prinzeſſin als ſeine Tochter reklamirt hätte.

Es gab einigen Lärm, als die Gefangnen hinaufgebracht wurden, und als ſie am Zimmer des Pſeudo-Erbprinzen vorübergingen, wurde die Thüre weit aufgeriſſen und der Schneider Roſenhain taumelte, in der einen Hand eine volle Flaſche, in der andern ein Licht, heraus, ihm nach Alexandrine in einem von allzu vielem Weine hochbegeiſtertem Zuſtande, einige Blätter ihres Manuſkripts wie eine Jubelfahne ſchwingend, in der andern Hand ein volles Glas.

Der Schneider-Prinz ladete die ſpäten Gäſte mit höflichen Clauren'ſchen Redensarten zu ſich ein, die Dichterin aber rief mit mänadiſch-bacchantiſcher Wuth: „Ha, wonniges Jauchzen! es füllt ſich die Halle; es wachſe der Jubel beim lärmenden Schalle! Es ſtröme der Traube begeiſterndes Naß! Evan! Evan! du Freudenbringer! herein! nur herein zu dem Pantherbezwinger! Er öffnet euch heute ſein köſtlichſtes Faß!“

„Kommen Sie her, liebes Männchen, trinken Sie 'mal mit mir!“ ſagte Roſenhain mit herzengewinnender Freundlichkeit zu dem Korporal und reichte ihm die Flaſche hin.

„Wenn Eure Durchlaucht erlauben,“ ſagte dieſer geſchmeichelt und ſetzte die Flaſche an den bärtigen Mund.

Die Prinzeſſin und die Baronin flüſterten ſich ihre Verwunderung über die ſonderbare Anrede des Korporals zu, und hüllten ſich nur noch dichter in ihre Gewänder.

„Nur herein in unſern fürſtlichen Saal, da ſpringe des Wonnequells leuchtender Strahl! Meinen Simſon ſollt ihr genießen, meinen Helden kühn und ſtark, und durch des Lebens innres Mark ſollen euch Schauer und Wonnen fließen; doch des Weines Glut gibt euch neuen Muth; ich werd' euch Herzen und Flaſchen erſchließen.“ Alſo raſete die betrunkne Alexandrine. Der Schneider aber ſagte ſehr höflich: „Treten Sie nur herein, Herr Korporal, und Sie, verehrteſte Damen, und ſein Sie meine Gäſte. Ich werde gleich mehr Wein befehlen.“ — Das war Muſik in

Derber's Ohren; er war gewonnen. „Wenn's Ew. Durchlaucht denn nicht anders haben wollen," ſchmunzelte er, kommandirte und die Geſellſchaft trat hinein. Die Invaliden ſtellten ſich im Kreis; Roſenhain ſchenkte ringsum ein; Alexandrine begann ihre Vorleſung mit ſchreiender Stimme, aber ihr Geliebter und Derber ſangen bald ein bekanntes Trinkliedchen, in welches die Soldaten, ſobald ſie warm geworden, einſtimmten.

„Ruhe! Stille!" knirſchte die Dichterin. „Erkennt in mir die künftige Herzogin von . . r .!"

„Nicht ſo hitzig, mein Herz!" lallte der Schneider-Prinz. „Das wird ſich aufklären. Seit ich mich im Spiegel geſehen, glaub' ich daran nicht mehr."

„Himmel! er iſt der Erbprinz Emil!" flüſterte Amalia der Baronin erſchrocken zu, und dieſe bedeutete ſie, ſich nicht zu verrathen.

Der Geſang begann von Neuem; Alexandrine überſchrie ihn. Doch nicht lange, ſo fiel Roſenhain um und Alexandrine konnte ſich kaum mehr auf den Beinen halten. Sie wollte ihm beiſtehen, vermochte es aber nicht mehr. „Glauben

Sie mir," ſagte ſie gutmüthig verſichernd zu den Damen: „Er hat es mir geſtanden, daß er der Erbprinz Emil iſt. Wir haben uns verlobt — die Prinzeſſin Amalia iſt ausgebiſſen. Trinken Sie mit mir auf mein Glück. Viktoria!"

In dieſem Augenblicke erhob ſich unten ein großer Lärm. Man hörte gewaltige Flüche. Der Korporal Derber, der mit den Invaliden eben die Reſte aus den Flaſchen zog, fuhr empor. Er hatte die Stimme des Oberforſtmeiſters vernommen. Jetzt ſtürzte der Schließer Willig todtenbleich herein, ihm nach Klärchen. „Hab' ich's nicht geſagt? Itſch, etſch!" rief die Letztere mit unverholner Schadenfreude. „Es iſt doch die Prinzeſſin, und nun werdet ihr Alle euer Theil kriegen, und der abſcheuliche Chriſtian auch."

„Um Gotteswillen!" ſchrie der Schließer, „der Herr Oberforſtmeiſter iſt wüthend, daß Er die durchlauchtigſte Prinzeſſin arretirt hat."

Derber räuſperte ſich verlegen; dann kommandirte er: „Tretet an! — Präſentirt!" denn ſchon war Bärenburg in der Thüre.

„Ungeheurer Eſel!" raunte der Oberforſtmeiſter dem Korporal zu und ging dann mit der galanteſten Höflichkeit auf die Damen zu, um ſie um Verzeihung zu bitten. — „Sr. Durchlaucht wiſſen nichts von Höchſt Ihrem Unfalle,“ berichtete er zur Beruhigung der Beiden. „Ihro Durchlaucht hatte über Höchſt Ihr allzulanges Ausbleiben den Kammerdiener geweckt, beide Höchſtdieſelben geſucht und als Höchſt Sie nicht gefunden wurden, machte mir der Herr Kammerdiener die Anzeige.“ — „Abgetreten! Heimgeſchoren! Auf's Ohr gelegt!“ kommandirte er, und Derber purzelte mit ſeiner Mannſchaft hinaus. Willig hatte den betrunknen Roſenhain bei Seite geſchafft; die Dichterin und der Schneidergeſelle hatten ſich aus dem Staube gemacht.

Der Oberforſtmeiſter führte die beiden Damen in das Schloß zurück. Prinzeſſin Amalia freuete ſich wie ein Kind über die verlebten Abentheuer.

Als am andern Morgen der Maler Fürſt aus ſeinem Schlafzimmer trat, war er hoch erſtaunt, das Fräulein von Süßholz ſchlafend auf ſeinem Sopha zu finden. Er hatte nämlich von ihrer Anweſenheit gar nichts erfahren. Alwina kam hinzu; und als die Dichterin erwachte, war ſie ſehr erfreut, zwei ihr ſo befreundete Menſchen um ſich zu ſehen.

Zehntes Kapitel.

Fürſt malt zwei Portraits und was ſich weiter begeben.

Mit einem gemiſchten Weſen von Stolz und Demuth, aus welchem jedoch eine gewiſſe triumphirende Freude unverkennbar hervorbrach, trat um acht Uhr des folgenden Morgens Roſenhain aus dem Zimmer des Herzogs, wohin er nach ausgeſchlafnem Rauſche aus dem Baue gebracht worden war, und wandte ſich zu dem Oberforſtmeiſter, der mit einem höchſtverdrießlichen Geſichte in einer Fenſterbrüſtung des Vorzimmers ſtand, mit den Worten: „Gottlob, daß Sr. hochfürſtliche Durchlaucht und gewiß nun auch Ew. Hochwohlgeboren eingeſehen haben, daß ich nicht der Herr Erbprinz Emil, ſondern der Kleidermachermeiſter und Bürgerlieutenant Roſenhain bin.“

„Aber warum haben Sie denn das nur nicht gleich geſtern Abend geſagt!“ rief der Oberforſtmeiſter ärgerlich.

„Ei, ich dächte, ich hätte es geſagt! Aber erſt ſollte ich mit aller Gewalt ein polniſcher Graf und dann gar der durchlauchtigſte Erbprinz Emil von ..r. ſein, ich mochte dagegen reden, was ich wollte. Nun, weil es denn durchaus nicht anders ſein ſollte, und ich Niemand überzeugen konnte, ſo hab' ich mir's wohl gefallen laſſen müſſen.“

„Eine dumme Geſchichte!“ brummte Bärenburg. „Machen Sie jetzt nur, daß Sie fortkommen.“

„Ich könnte nun gehen,“ nahm der Schneider mit ſüßlicher Freundlichkeit wieder das Wort, „denn der Zweck, weßhalb iſt ſelbſt nach Schroffenſtein kam, iſt ſchneller erfüllt, als ich hoffte, aber —“

„Und welcher Zweck war das?“ fiel ihm der Oberforſtmeiſter in die Rede.

„Ihre Staatsuniform war nach den ſtrengſten Regeln der Kunſt mit harmoniſcher Accurateſſe angefertigt und ich durfte mir mit Recht etwas darauf einbilden. Nun ſetzte ich voraus, daß Sr. hochfürſtliche Durchlaucht ſtets ein Auge auf Ew. Hochwohlgeboren haben, dabei mein Meiſterſtück bemerken, der Natur der Sache nach, bewundern und nach dem Verfertiger fragen würden; dann wollte ich mich in ſtolzer Beſcheidenheit präſentiren und geziemend um die hohe Ehre nachſuchen, Sr. herzoglichen Durchlaucht auch eine Uniform machen zu dürfen, und zwar ohne ein Maaß zu nehmen, ſondern allein nach dem Scharfblick meines Auges. Würde dieſes Fürſtenkleid eben ſo gelungen ſein, wie das Ihrige — und das wußte ich im Voraus — dann wollte ich in einer ſubmiſſen Supplik um den Rang eines Hofkleidermachers und den Titel eines Hofkommiſſärs nachſuchen. Aber beides habe ich jetzt ſchon in der Audienz von Sr. Durchlaucht erlangt. Ich ziehe künftige Woche in die Reſidenz und Ew. Hochwohlgeboren ſehen in mir den Herrn Hofkommiſſär Roſenhain."

Er hatte ſich in die Bruſt geworfen und blickte den verſtimmten Forſtmann mit triumphirendem Lächeln an.

„Ich gratulire!" verſetzte dieſer. „Beobachten Sie nur auch die ſtrengſte Verſchwiegenheit, deren Lohn Sie im voraus ſchon erhalten haben."

„Dafür ſorgen Sie nicht, Herr Oberforſtmeiſter. Bei mir liegt Alles begraben, was ich hier erlebt. Nun habe ich aber auch noch eine Bitte an Sie."

„Und die wäre?"

„Ich hörte geſtern Abend in meinem Gefängniß von dem Schließer oder Schlüſſelmeiſter Willig, daß ein ſehr geſchickter Maler auf der Feſtung als Gefangener ſitze, weil er einige Bildchen auf Sr. Durchlaucht gemalt und ſich ſonſt in verbotene Verbindungen eingelaſſen habe."

„Ganz recht. Es iſt der Maler Fürſt. Was ſoll's mit dem?"

„Ich möchte dieſe ſchöne Gelegenheit benutzen, mir ein Porträt von dem höchſt liebenswürdigen

Fräulein von Süßholz zu verſchaffen. Ich werde dieſe große Dichterin ſtets ſo hoch verehren, wie den unſterblichen Clauren. Darum iſt es der heißeſte Wunſch meiner Seele, ihr Bildniß zu beſitzen. Erlauben Sie alſo, daß der Maler es malen darf; ich will's ihm gut bezahlen."

„Es thut mir leid, Ihnen dieſe Bitte abſchlagen zu müſſen, aber es ſteht ausdrücklich im Urtheil, daß der Maler Fürſt während ſeiner Strafzeit nicht malen darf."

„O Himmel, was kann es dem durchlauchtigſten Herrn verſchlagen, wenn Herr Fürſt die anmuthige Dichterin malt. Haben Sie doch Mitleiden mit einem verliebten Herzen. Laſſen Sie ſich erbitten. Ich will auch keinen Arbeitslohn für die herrlich gearbeitete Staatsuniform, und Seide und Watte hinterherwerfen. Außerdem will ich noch ein Mal hinein zu der gnädigſten Durchlaucht, um Höchſtdieſelben ſelber um Erlaubniß zu bitten."

„Kommen Sie nur her!" ſagte der Oberforſtmeiſter und zog den Schneider fort, befürchtend derſelbe möchte ohne Weiteres den Herzog noch ein Mal überlaufen.

Draußen kam Alexandrine zu ihnen.

„Helfen Sie mir, mein verehrteſtes Fräulein,“ rief ihr Roſenhain zu, „den Herrn Oberforſtmeiſter zu erbitten, daß er dem Maler Fürſt, Sie für mich zu malen, erlaubt.“

„O wollen Sie grauſam ein Paar Herzen das ſüßeſte Glück der lebendigſten Erinnerung rauben,“ deklamirte die Dichterin, mühſam den Katzenjammer bekämpfend, der, als Folge der luſtigen Nacht, ihre Gebeine durchquälte, „jenes Glück, welches nur ein treues Gemälde der theuern Perſon hervorzaubern kann? Auch ich ſchmachte, ein Bild dieſes mir unvergeßlichen Mannes zu beſitzen. Hochgeehrteſter Herr Vetter, ſchlagen Sie uns die Bitte nicht ab! Vetterchen! Vetterchen!“ Und mit unbeſchreiblicher Grazie ſtreichelte ſie ihm das ſtattliche Doppelkinn.

„Na, in's Henkers Namen!“ fluchte der Oberforſtmeiſter. „Ich will ſogleich Befehl geben, daß der Fürſt Euch malen ſoll. Laßt mich nun aber ungeſchoren, denn die Jagd geht gleich an.“

Und fort ging er, noch nöthige Befehle auszutheilen.

„Alexandrine gemalt!“ rief der Schneider entzückt, und ſein trunkner Blick wurzelte in dem ihrigen.

„Roſenhain gemalt!“ erwiederte ſie eben ſo und ſank an ſeine hochklopfende Bruſt.

Sie wurden von Jägern verſcheucht, welche mit Jagdhörnern und Büchſen aus dem Schloſſe kamen und ſich auf dem Hofe aufſtellten. Zu ihnen geſellten ſich Kreiſer und Treiber aus den benachbarten Walddörfern; bald wimmelte der ganze Hof von Menſchen.

Die Prinzeſſin Amalia war mit ihrer Toilette noch nicht fertig. Auch wünſchte der Herzog, ſie nicht gleich der ſcharfen Morgenluft auszuſetzen. Deßhalb verſprach er ihr, ſie zum Frühſtück in einigen Stunden abholen zu laſſen. Ihr Pferd, ſo wie das ihrer Hofdame ſollte bereit ſtehen. Er küßte ſie recht vergnügt auf die Stirne. Dann brach er mit ſeinem ganzen Gefolge auf. Ein Hörnertuſch begrüßte ihn;

unter einem frohen Jagdgeſang zog die zahlreiche Geſellſchaft ab.

„Es iſt richtig," ſagte Amalia zur Baronin; „Väterchen führt etwas mit mir im Schilde. Er ſpricht ſo viel vom Fürſten Emil, daß es mir faſt verdächtig vorkommt. Haben Sie ſich denn erkundigt, was das eigentlich für eine Bewandtniß mit dem jungen betrunknen Manne in dieſer Nacht hatte, dem ſie wie halb im Scherz, halb im Ernſt den Fürſtentitel beilegten und den die ekelhafte Dichterin für den Erbprinzen Emil ausgab?"

„Ich weiß jetzt Alles," verſetzte Regina, „und kein Zweifel bleibt mehr übrig, es iſt der Erbprinz Emil in Höchſteigner Perſon geweſen. Er hat ſich in einer Verkleidung auf's Schloß geſchlichen, iſt aber von mehren Seiten erkannt und zum Scherz von Ihrem Herrn Vater arretirt worden. Der Erbprinz hat eine beſondere Inclination zu der Dichterin gefaßt und mit ihr geſpeiſt. Er ſoll ſich in der Betrunkenheit ſogar mit ihr verlobt haben, und darauf deuteten allerdings die Worte des berauſchten Fräuleins von Süßholz hin."

„Heiliger Gott, iſt das möglich?"

„Es iſt mir mehrmals erzählt worden. Sie können es aus dem Munde der Oberforſtmeiſterin und ihrer Tochter ſelbſt hören."

„Und der Erbprinz hätte ſich mir nicht von fern genaht, während er ſeine Zeit an eine Närrin verſchwendete. Wo iſt er?"

„Ich weiß es nicht. Doch wollen wir's bald erfahren." Die Kammerfrau wurde ausgeſchickt und kehrte mit der Kunde zurück, Se. Durchlaucht der Erbprinz werde ſich das Fräulen von Süßholz malen laſſen. Dies erhöhete den Unwillen der Prinzeſſin; ſie ſah mißmuthig am Fenſter.

Der Oberforſtmeiſter hatte ſich über die ſich ſelbſt zugefügte Compromiſe mehr geärgert, als er ſich ausgethan. Er hatte weder ſeiner Frau, noch ſeiner Tochter oder ſonſt Jemanden geſagt, wie eigentlich die Sachen zuſammenhingen, ſondern dem Invalidenkorporal den ſtrengen Befehl ertheilt, ſtets Patrouillen mit geladnem Gewehr zu halten und Niemand innerhalb des Baues zu dulden, der nicht dahin gehöre; denn das Schloß war von allen übrigen Männern verlaſſen, ſelbſt der Schließer Willig hatte als Kreiſer mit auf die Jagd ziehen müſſen. Weiter lautete der Befehl, ſobald der Herr und die Dame gemalt ſeyen, ſolle Derber den Letztern nicht länger auf dem Schloſſe dulden, ſondern unverzüglich hinausweiſen und keine Appellation an ſeine Frau annehmen.

Denſelben Morgen hatte ein Treiber aus dem nächſten Waldorte die Jungfer Alwine Ruhl aufgeſucht und ihr heimlich einen Brief zugeſteckt. Nachdem dieſe heimlich das Couvert abgeriſſen, fand ſie, daß der Brief an ihren Freund, den Maler Fürſt gerichtet war. Sie beeilte ſich, ihm das Schreiben zu bringen. Es war italieniſch geſchrieben und von Bode. Er berichtete kurz, daß er im nächſten Walddorfe mit zwei Pferden liege, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. „Ich benutze die Jagd und das Rendezvous, welches ſich der Herzog Günther und der Erbprinz Emil in Schroffenſtein geben. Sobald Alles auf die Jagd iſt, ſuche zu entkommen. Wenn du da noch nicht kannſt, ſo gelingt es dir gewiß ſpäter, denn ich weiß aus der ſicherſten Quelle, daß die Prinzeſſin Wilhelmine und der Prinz Hermann ebenfalls nach Schroffenſtein kommen werden; ich weiß ſogar, daß man eine eheliche Verbindung zwiſchen beiden beabſichtigt. Golpe wird ſich einſtellen und noch mehr von Hof. Da geht alles drunter und drüber. Wenn ich in deiner Nähe nöthig bin, ſo ſchreibe mir durch Alwinen. Dann komme ich als Treiber verkleidet.“

Kaum hatte er den Brief geleſen, als ihm der Befehl zukam, die beiden Porträts zu malen. „Nur iſt ein eigner Umſtand,“ ſagte der Korporal Derber bedenklich, „der Herr Commandant haben zu befehlen geruht, daß Sie den beiden Liebesleuten die Geſichter abmalen ſollen. Der Herr Commandant haben aber noch ſtrenger befohlen, daß durchaus Niemand in den Bau ſoll, der nicht hinein gehört. Nun gehört aber doch der Herr Erbprinz oder was er ſonſt iſt — der Teufel mag's wiſſen! — nicht herein, und noch vielweniger das alte halbverrückte Fräulein. Was iſt da zu thun, Herr Fürſt? Geben Sie mir einen Rath."

„Sie ſind aus aller Verlegenheit, Herr Derber, wenn ich die Leute vorn im Schloſſe male."

„Da haben Sie recht. Das iſt gut. Aber in das Schloß darf kein Gefangner."

„Viel beſſer iſt's, ich male auf dem Altan. Hier habe ich ohnedies das rechte Licht nicht. Im Freien geht's weit beſſer.

„Wirklich? Da iſt uns gleich geholfen. Sie ſind doch ein geſcheiter Mann, Herr Fürſt. Na, da machen Sie ſich fertig."

Die Karavane ſetzte ſich gleich darauf in Bewegung. Die Invaliden trugen außer ihren ſcharf geladenen Gewehren noch einen Tiſch, einen Stuhl, und Fürſt die Malergeräthſchaften. So wurde der Altan eingenommen. Roſenhain und Alexandrine fanden ſich bald ein, und die Prinzeſſin Amalia richtete ihre Lorgnette aus dem Fenſter auf die Scene.

Alexandrine war ſehr ſentimental; die neueſten Verſichrungen Roſenhains, daß er weder ein Graf noch ein Erbprinz ſei, hatten ſie ſchwankend gemacht. Ihre Hoffnungen waren zu ſchön, zu ſüß geweſen, als daß ſie dieſelben ſo billig hingeben ſollte. Sie war blaß, unwohl und hatte Thränen vergoſſen. Roſenhain dagegen war glücklich über die leicht errungnen Titel und Würden. In dieſen verſchiednen Stimmungen naheten ſie ſich dem Maler.

„Ich habe Sie höflichſt erſuchen laſſen, mein Herr,“ ſagte der Schneider ſich verbeugend.

„Ich bin ganz zu Ihren Dienſten,“ verſetzte Fürſt und ſetzte ſich in Bereitſchaft, kaum das Lachen unterdrückend, welches ihn bei Erblickung des angeblichen Erbprinzen ankam; denn er kannte den Schneider von Schloß Bärenburg aus, wohin derſelbe auch arbeitete.

„Herr Maler,“ ſagte Roſenhain geziert, „ich erlaube mir, Sie auf den hochpoetiſchen Geiſt aufmerkſam zu machen, der aus dieſen edeln weiblichen Zügen ſpricht. Leuchtet er nicht aus dieſer hochgeſchwungnen Stirne, aus dieſen Augen voll Feuer und Anmuth, aus dieſer zierlichen Naſe, o und aus dieſem friſchen würzigen

Roſenmunde, dieſen Perlenzähnen! Nur ein Clauren kann ſie würdig beſchreiben."

„Ich verſtehe Ihre Andeutungen, mein Herr," verſetzte Fürſt; „denn ich habe meinen Clauren auch geleſen. Ich male ſchnell; bald ſoll das Bild in Ihren Händen ſein und ich weiß im Voraus, daß ich mir Ihre Zufriedenheit erwerbe."

Alexandrine, die ſich während der Rede ihres Herzensfreundes mehrmals ſchämig erröthend verneigt hatte, erhob jetzt ihre von Wehmuth gedämpfte Stimme: „Das Leben verblüht ſchnell, wie die Blume des Feldes; die ſelige Stunde rauſcht vorüber, wie ein reißender Strom; wir vermögen kaum davon zu nippen; aber der Menſch hat die Kunſt, die göttliche, zur Entſchädigung vom Himmel empfangen, daß er wenigſtens den Schatten des flüchtigen Moments zu bannen vermag. Deshalb" — hier erhob ſie die Stimme zum deklamirenden Ausdruck und ſtreckte den rechten Arm aus — „wünſch' ich den Freund gemalt in ſeiner Jugend Prangen, wie ihm um Stirn und Wangen ein edler Frohſinn ſtrahlt. Mit dieſes Auges Blitz, mit dieſer Adlernaſe, den Mund, ſtets voll Emphaſe, der Liebesgötter Sitz.“

„Bravo!“ rief der Maler. „So etwas begeiſtert jeden Pinſel. Die ſchönen Geiſter begegnen ſich nicht nur; ſie heben und tragen ſich wechſelſeitig der Unſterblichkeit entgegen.“

Während des Malens fanden ſich nach und nach Klärchen und Alwina hinzu. Die Letztere flüſterte dem Maler etwas in's Ohr; er ſah ihr darauf nach ihrem verbundenen Kopfe und antwortete ihr bei dieſer Gelegenheit eben ſo leiſe wieder. Dies fiel Niemand auf. Man ſah ſie dann weiter gehen und einige Zeit darauf wurde ſie auf der Baſtion bemerkt, wo die Lärmkanonen ſtanden.

Klärchen hatte ſich dagegen, von Neugierde getrieben, hinter den Stuhl des Malers geſtellt, und drückte, über ſeine Achſel ſchauend, ihr Erſtaunen aus; ſie blieb an dieſer Stelle wie gebannt. Die Invaliden wurden durch ihre Geberden und Ausrufungen nicht wenig angereizt. Einer nach dem andern ſchlich heran, um auch etwas zu ſehen, ſelbſt der Korporal Derber nicht ausgenommen. Fürſt ſcheuchte ſie aber dann und wann durch einen Blick oder Drohwort zurück. Übrigens führte er mit Alexandrinen und Roſenhain eine muntre Unterhaltung, und ließ ſich von der erſtern ihre Schickſale von dem Zeitpunkte an erzählen, ſeit welchem er ſie nicht geſehen und ſich die ſchönſten Stellen aus ihrem vollendeten Trauerſpiele vordeklamiren. Der Schneider brach dabei in immer neue Bewunderung aus, und machte unwillkührlich die großartigen Bewegungen der Dichterin nach, die ſie während des Agirens entwickelte.

Prinzeſſin Amalia brach, von dem Skandal auf dem Altan in der tiefſten Seele angewidert, endlich in Thränen aus.

„Fort!“ rief ſie der Golpe zu, „laſſen Sie uns unſre Pferde beſteigen und den Vater im Walde aufſuchen. Wahrſcheinlich hat er mich und den Erbprinzen hier zurückgelaſſen, damit wir uns einander nähern ſollen. Der gute Vater ahnet nicht, daß ich dieſen trefflichen Fürſtenſohn ſchon erkannt habe. Und welche Vernachläſſigung muß ich von ihm erfahren! Steht er nicht wie ein Narr mit der verrückten Dichterin da unten!"

Sie hatte etwas zu laut geſprochen und die Leutchen unten richteten ihre Blicke herauf; Roſenhain und Alexandrine verneigten ſich tief mit lächerlicher Geziertheit, die Invaliden präſentirten das Gewehr; aber die Prinzeſſin ſchlug vor Ärger weinend das Fenſter zu, und rief: „Ohne Verzug will ich dem Vater mit Ernſt und Nachdruck ſagen, daß ich niemals dieſes abſcheulichen Gecken Gemahlin werden kann, und wenn er ein Königsſohn wäre." Und ſchnell befahl ſie dem zurückgebliebenen Reitknecht die Pferde vorzuführen und ſie zu begleiten. Die Reitkleider wurden übergeworfen und nach einigen Minuten trabten ſie zum Thore hinaus.

Alwina war wieder an Fürſt vorübergegangen und hatte ihm von den andern unbemerkt einen Wink gegeben.

„Die Bilder ſind fertig!" rief dieſer gleich darauf. „Ich will hoffen, daß ſie Ihren Beifall haben." Roſenhain und Alexandrine ſtürzten wie Raubvögel darauf, aber auch Klärchen, Derber und die Soldaten drängten ſich herzu und hockten übereinander her.

„Schön! Vortrefflich! Ausgezeichnet! Blei und Stahl! Das nenn' ich getroffen! Ah und Oh!“ ließ ſich von den ſtaunenden Beſchauern durcheinander hören. Und wirklich konnte man die Bilder treu nennen: denn es waren ein Paar köſtliche Karikaturen, leicht ſkizzirt aber voll Geiſt und Satyre. Der dünne Schneider ſtand auf einer Fußſpitze, während er das andre Bein graziös ausſtreckte; mit der rechten Hand ſchien er geſpitzten Fingers nach der Hand ſeiner Schönen zu haſchen, die Linke drückte, an's Herz gepreßt, ſeine Gefühle aus; ſein Geſicht lächelte ſelig verklärt. Alexandrinen's Bild zeigte ſie mit geſpreizten Beinen daſtehend, die Flügelmütze auf einem Ohre, die Arme weit ausgebreitet, mit großen Augen, offnem Munde; man ſah es ihr an, daß der Maler den Moment erfaßt hatte, wo ſie den großen Monolog der Delilah aus ihrem Simſon deklamirte.

„Ha, wie ſitzt mir der Rock vortrefflich!“ rief der Schneider.

„Ha, wie ſprechend iſt mein Gemälde! Das iſt eine begeiſterte Dichterin!“ rief Alexandrine entzückt. Und Klärchen und die Invaliden ſtimmten jauchzend bei.

Während aber Aller Blicke auf die beiden Bilder gebannt waren, hatte ſich Fürſt unbemerkt auf und davon gemacht und eilte mit beflügelten Schritten dem Thore zu. Derber bemerkte es zuerſt und ſchrie mit einem fürchterlichen Bierbaſſe: „Halt! halt!“

Die Gruppe der entzückten Kunſtfreunde fuhr entſetzt auseinander, alle Geſichter wurden lang und blaß, und die Invaliden überfiel ein heftiges Zittern, als ſie den Flüchtling eben durch das Thor ſetzen ſahen.

„Legt's Gewehr an!“ kreiſchte Derber und einige von den Flinten kamen wirklich an die hagern Backen der alten fragmentirten Feſtungswächter. „Feuer!“ donnerte der ungeberdige Korporal. Roſenhain und Alexandrine ſtießen wilde Schreckensſchreie aus, die Invaliden drückten die Augen zu, und — eine Flinte ging los, jedoch nach einer andern Richtung als die des Thores. Verzweifelte Geſichter ſchneidend purzelten die alten Krieger mit Zeter und Lärm über einander her, Alexandrine fiel ſchreiend: „Ich bin getroffen!“ zu Boden, und der bebende Roſenhain verſuchte ihr zu Hülfe zu kommen, obgleich auch ihm der Schrecken in die Glieder gefahren war, daß er kaum ſtehen konnte.

„Ich will hoffen, daß Sie ſich täuſchen, Theuerſte!“ greinte er.

„Ach, Wertheſter, unterſuchen Sie mich. Geſchadet hat mir's auf jeden Fall,“ erwiederte ſie mit matter Stimme.

„Ach, das Unglück!“ ſchrie Klärchen.

„Stahl und Blei!“ fluchte Derber.

„Mein Gewehr war gut geladen und ich hätt' ihn beinahe getroffen,“ bramarbaſirte der einäugige Invalid, deſſen Flinte losgegangen war.

Alexandrine richtete ſich an Roſenhain's Arm wehklagend empor.

„Was wird das geben!“ rief Klärchen. „Daran iſt Er ganz allein Schuld, Derber. Er hätte beſſer aufpaſſen ſollen.“

„Stahl und Blei! Pulver und Kanonen! Nun ſoll ich die Schuld haben. Die verfluchte Malerei hat die Schuld.“

„So laß Er doch nur die Lärmkanonen löſen!“ eiferte Klärchen.

„Marſch!“ kommandirte der Korporal. Langſam ging's vorwärts, eine Kanone wurde geladen, Pulver auf's Zündloch geſchüttet, Derber legte die Lunte ſelbſt auf, aber das Pulver brannte ab, die Kanone ging nicht los. Nach langem Unterſuchen kam der beſtürzte Korporal dahinter, daß die Zündlöcher voll Erde geſtopft waren, Alwinens Werk. Mit vieler Mühe, die der alte zitternde Mann kaum zu Ende bringen konnte, hallte der Signalſchuß in den Bergen wieder. —

Der Schneider Roſenhain führte ſeine Schöne zu einer Bank, ſetzte ſie dort nieder, und ergriff mit dem Gedanken: „rette ſich, wer kann!“ das Haſenpannier, unaufhaltſam dem Thore hinausſtürmend. Vergebens ſuchte ihn Alexandrinens Klagegeſchrei zurückzuhalten, die Folgen des eben erlebten Ereigniſſes ſchienen ihm allzubedenklich, als daß er ſich länger auf Schroffenſtein hätte aufhalten ſollen; denn er ſah ſich als die Urſache und Veranlaſſung dieſes Unheils an.

Klärchen lief, von Angſt getrieben, ebenfalls zum Thore hinaus, um ihren Vater aufzuſuchen und ihm, wo möglich ſich zum Vortheile, den Hergang der Sache zu erzählen.

Nachdem Derber drei Schüſſe hatte thun laſſen, forderte er ſeine Mannſchaft auf, den Entſprungnen zu verfolgen und wieder einzubringen, indem er mit Flüchen und Schwüren ihrer Unachtſamkeit alle Schuld von Fürſt's Entkommen beimaß. Die Invaliden ergaben ſich ruhig und geduldig in ihr Schickſal und der Eine meinte, wenn er den Sakermentsmaler noch ein Mal auf's Korn kriegte, ſo ſchöſſe er ihn gewiß nieder. Auf Derber's Kommando zog eine Hälfte der Mannſchaft zum Thore hinaus, den Flüchtigen zu verfolgen, die andre beſetzte unter Derber's Oberbefehl den Bau, um noch mehr Unglück zu verhüten.

So ſaß denn Alexandrine allein auf der Steinbank, wimmernd und geſenkten Hauptes, ſie, die ſich Abends vorher, in goldnen ſeligen Träumen, als Fürſtin eines Landes ſah, jetzt vom Olymp herabgeſchmettert, aller Hoffnung beraubt, einer entſetzlichen Zukunft entgegen ſtarrend.

„Freundſchaft und Liebe haben mich furchtbar betrogen,“ wehklagte ſie leiſe. „Das konnte mir mein edler Freund Fürſt thun, er mich in ſolch bodenloſes Unglück ſtürzen! denn über mich wird Alles hinaus wollen. Und mein geliebter Roſenhain konnte mich im furchtbarſten Augenblicke meines Lebens verlaſſen! O mit des Schickſals Gunſt hatte ich mir geſchmeichelt und ſtatt ihrer naht mir das Verderben ſchwer und fürchterlich.“ — Und vom ernſten Walten des Fatums feierlich ergriffen, ſtand ſie auf, ſtellte ſich ſinnend, wie die tragiſche Muſe, in eine maleriſche Stellung, ließ die melancholiſchen Blicke zur Erde gleiten, und begann langſam mit tiefer Stimme: „Er hat mich verlaſſen — weh mir! — der ſchändliche Mann, und die Schreckensgötter faſſen meine bange Seele an. — Weh! es hängt das ſchwarze Wetter über meinem Dichterhaupt, und die Wuth des Sturmes ſchnaubt. Wer der unterird'ſchen Götter iſt's, der mir mein Alles raubt? Naht kein Helfer? Kommt kein Retter? — Nun ſchenkt meinen Poeſieen — ach! — der Herzog keinen Blick. Meinen Alfred ſah ich fliehen und dahin iſt all mein Glück!" —

Händeringend wandelte ſie umher; doch plötzlich fuhr ſie mit dem Haupte empor; der erloſchne Blick des kleinen grauen Auges gewann wieder Feuer und Leben, ihr Antlitz ſtrahlte in einem hohen Lächeln. Und mit emporgehobenen Armen rief ſie weiter: „Ein Gedanke groß reißt ſich in mir los und erhebt ſich aus des Geiſtes Schoos, und belebt mich. — — Ja mein Simſon ſoll es ſein, der mir bringet neuen Segen! Ihn will ich dem Fürſten weihn, ihn zu Günthers Füßen legen, und um Gnade flehn. Der Vetter unterſtützt mich ſicherlich. — Simſon! Simſon, ſei mein Retter! Simſon! Simſon, ſchütze mich!"

Und mit ungeheuern Schritten wandelte ſie, ähnlich der Pallas Athene, in die alte Hirſchſtube, erfaßte ihr dickleibiges Manuſkript, und flog dann, wie ein gehetztes Wild, durch den Hof und das Thor den Berg hinab, daß ihr die Oberforſtmeiſterin und alle Mägde des Hauſes mit großer Verwundrung nachſahen.

Elftes Kapitel.

Ein Raub und eine Gefangennahme — qui pro quo — zuletzt eine komiſche Aufklarung.

O Wald, du grünes Säulenhaus, welch ein ſeltſames Geheimniß wohnt doch in dir! welch ein unausſprechlicher Zauber umfängt uns, wenn wir in deine weitausgedehnten Hallen treten! Der Menſch verliert ſich in ſeinen Städten, in ſeinen künſtlich gebauten Häuſern, in ſeinen zierlich und bequem eingerichteten Zimmern in die flache ausdrucksloſe Gewöhnlichkeit; der gewaltige ungeheure Geiſt der Natur iſt aus dieſen Steinen, aus dieſen Bäumen gewichen, ſobald ſie zu Häuſern und Geräthen verwendet wurden, der ſelbſtgefällige Sohn der Erde verdankt dieſe Bequemlichkeit, dieſe ſeine aus ihr hervorgehende zufriedne Laune ſeiner Klugheit, ſeiner Kunſtfertigkeit; wohin er blickt, er ſieht ſein eignes Werk mit wohlgefälliger Selbſtbewundrung an; ſoll er nicht eitel werden, der Schöpfer ſeines behaglichen Glücks? —

Geh' nur hinaus in die Gebirge, in die ſchattigen Wälder, eitler Thor, ſieh' dieſen Dom dir an, dieſe Säulen, dieſe Felſen, dies Kuppeldach, dieſe Kreuzgewölbe, hier iſt nichts von deiner Hand, von deinem Geiſte, hier waltet der Geiſt der Natur, erröthe, ſchweige, demüthige dich vor ihm tief im Staube und erſchließe dein Ohr, dein Herz ſeinen Stimmen. Hier waltet in jedem Baume, jedem Buſche, jedem Stein der große Genius, und darum üben Bäume, Büſche, Blätter und Felſen einen ſo großen Zauber auf die gefühlvolle Menſchenbruſt aus, — ſie verſtehen dein menſchliches Herz; ſie ſind mit dir verwandt — während die gefühlloſen Häuſer der Stadt dich drükken, dich ſchmerzlich belaſten. O verſucht es nur, wenn euch zu eng iſt in der Stadt, wenn euer Herz blutet unter den Streichen ſtädtiſcher Erbärmlichkeit, und flieht hinaus in den grünen Wald! Da wird es von euch fallen, wie Laſten, ihr werdet wieder tief aufathmen können und Wehmuth und ſtille Freuden ziehen, wie von den

Bäumen herabwehend, in eure von bittern Schmerzen befreiete Bruſt; der Genius iſt's, der euch begrüßt, der nicht in der Stadt wohnt.

Und auch die Luſt, die Freude iſt ſtärker und genießt ſich ſchöner im Walde; im Waldesſchatten, da brechen die wonnigen Gefühle der Bruſt ſo gewaltig, ſo ſtolz, ſo frei hervor, gleich Flammen, der Jubel wird nicht durch enge Zimmerwände gehemmt, frei durchſtrömt er weithin die Reihen der prächtigen Bäume und verliert ſich in ihren zitternden Wipfeln.

Ohne daß er ſich deſſen klar bewußt wurde, fühlte das Letztere auch ein junger Jägersmann, der an dieſem Morgen von einem Waldorte aus das Gebirge durchſtreifte, um die herzogliche Jagd im Forſte aufzuſuchen und ſich daran zu ſchließen. Die fernen Hörner hatten ihn ſchon mehrmals irre geführt, aber auch jetzt, wo ſie ganz ſchwiegen, ſchien er ſich wenig drum zu kümmern, ſondern ſang ſo fröhlich in den Wald hinaus und blickte ſo munter und ſelig in der herbſtfahlen Einſamkeit umher, daß ein Zuſchauer, wenn er anders einen ſolchen gehabt hätte, ihm hätte anhören und anſehen können, wie luſtig weit ſich das Herz des jungen Jägers aufgethan. Auch hielt er zuweilen einen kurzen Sermon mit ſich, der es vollends klar gemacht hätte, daß der Waidmann über alle Maßen verliebt ſei.

So war er, höchſt angenehm mit ſich ſelbſt beſchäftigt, eine beträchtliche Weile im Walde fortgezogen, als ihn drei hintereinander fallende Kanonenſchüſſe aufmerkſam machten; da er ſie ſich aber nicht erklären konnte, ging er weiter. An einer etwas lichtern Stelle angelangt, hörte er plötzlich das Laub raſcheln, die Zweige der Büſche haſtig auseinander biegen und ihm gegenüber ſtand ein junger Mann in bloſem Kopfe und — in einem buntgeſtreiften Rocke, der einem gewöhnlichen Schlafrocke nicht unähnlich ſah. Es war der Maler Fürſt in ſeinem Züchtlingskleide. Beide betrachteten ſich einen Augenblick ſtumm, und der Jäger öffnete eben den Mund, um nach der Richtung zu fragen, die er, um die Jagdgenoſſenſchaft zu erreichen, einzuſchlagen hätte, als ſich Fürſt raſch entſchloſſen auf ihn ſtürzte, wie ein Tiger auf ſeine Beute, und ihm mit den

Worten: „Her mit der Flinte!“ das Jagdgewehr entriß.

„Was ſoll das?“ rief der Jäger erſchrocken.

„Das lehrt der Augenſchein,“ verſetzte Jener, indem er den Hahn an der Doppelflinte ſpannte. „Die Demonſtration kann nicht deutlicher ſein.“

„Und was weiter?“ fragte der Jäger noch immer verdutzt.

„Wenn Sie noch auf Weiteres gefaßt ſind, ſo dächte ich, Sie machten keine Umſtände, und gäben mir zur Flinte auch Rock und Mütze.“

„Mein Himmel, ich weiß nicht — —“

„Her mit dem Rocke! Sonſt pfeif' ich meinen Kameraden, die nicht weit von hier im Gebüſche ſtecken, und im Nu haben wir den Rock. Erſparen Sie ſich alle Gewaltthätigkeiten. Auch bin ich ja im Beſitz Ihres wahrſcheinlich geladenen Gewehrs. Laſſen Sie uns tauſchen! Sie handeln einen bequemen Schlafrock ein und mir liegt jetzt an Ihrem ſoliden Jägerkleide mehr.“ Damit zog er das Sträflingskleid aus und warf es dem beſtürzten Jäger zu, der ſich, in dieſer ſeltſamen Lage, auch nicht lange weigerte, ſondern lächelnd ſeine Jagdjacke auszog und dem Maler darreichte. Dieſer fuhr ſchnell hinein, ſetzte des Jägers Mütze auf und ſagte ſcheidend: „Schönen Dank und Gott befohlen! Halten Sie mich für keinen gemeinen Räuber; es war der erſte Raub in meinem Leben, und ich betrachte Ihr Eigenthum nur als geborgt. Dieſen Abend noch ſollen Sie Alles wieder haben. Jetzt gebot die eiſerne Nothwendigkeit.“ Nach dieſen Worten verſchwand er ſchnell in den Büſchen.

Der Jäger ſtarrte ihm nach und ſagte dann kopfſchüttelnd: „Ich glaub' es wohl, daß er kein gemeiner Räuber war. Er ſah gar nicht darnach aus. Die Börſe hat er mir nicht abverlangt, nur Flinte, Rock und Mütze. Und ich hätte ihm die Börſe auch gegeben, weil ich wirklich verdutzt war hier in der Nähe der herzoglichen Jagd und mitten in meinen ſchönſten Liebesträumen von einem Räuber angefallen zu werden. Nun ſo fahrt hin, Rock und Flinte; dies neue poſſierliche Abentheuer iſt beides wohl werth. Im bloſen Hemde kann ich aber doch nicht laufen? Theils des Spaßes, theils der Nothwendigkeit wegen, zieh' ich den bunten Schlafrock an und ſuche in dieſem wunderlichen Habit Herzog Günthers Jagdgefolge zu erreichen."

Lachend betrachtete er ſich, als er in dem Rocke weiter ging und ſeine frohe Laune kehrte auf der raſchen Fortſetzung ſeines Wegs im erhöhten Grade wieder. Schon hörte er Schüſſe fallen, ſchon freute er ſich, bald bei der Geſellſchaft zu ſein und verdoppelte ſeine Schritte. Stimmen wurden laut, und einen Augenblick darauf ſtanden zwei handfeſte Kreiſer vor ihm, die ihm auch ſogleich mit wilden, drohenden Geberden zuriefen: „Halt! oder wir ſchießen Ihn nieder!"

Erſchrocken blieb der Jäger ſtehen und fragte: „Nun, was gibt's ſchon wieder? Jetzt wird's mir auch an die Börſe gehen."

„Wir haben ihn," ſchrie der eine Kerl jubelnd auf.

„Was ſoll das bedeuten?" fragte der Jäger.

„Er ſtellt ſich wohl gar noch dumm," nahm jetzt der Andre das Wort. „Das hilft aber allweg nicht. Wenn Er ſich auch dumm ſtellt, wir ſind's nicht. Er denkt wohl, wir hätten die drei

Kanonenſchüſſe von der Feſtung nicht gehört oder wüßten nicht, was ſie bedeuteten. Oder glaubt Er gar, wir kennten dieſen Rock nicht?“

„Marſch fort! Wieder auf die Feſtung!“ rief der Erſte. „Es wird uns ja wohl Jemand begegnen, dem wir Auftrag zur Meldung beim durchlauchtigſten Herzoge geben können, daß der Sträfling wieder eingefangen iſt. — Fort! und wenn Er träge iſt, wollen wir Ihm den Buckel und die Beine mit den Ladeſtöcken einſalben.“

Jetzt ging dem unſchuldigen Jäger ein helles Licht auf. Lachend ergab er ſich in ſein Schickſal und ließ ſich, ohne ein Wort zu erwiedern, abführen. — Er war noch nicht weit in Mitten ſeiner rohen, über ihren Fang höchſt erfreueten Begleiter vorwärts geſchritten und hatte eben einen gebahnten Weg erreicht, als ihnen zwei Reiterinnen, von einem Diener zu Pferd gefolgt, entgegen kamen, in welchen die Prinzeſſin Amalia und ihre Hofdame erkannt wurden. Die Kreiſer und der Gefangne ſtellten ſich ehrerbietig an die Seite des Weges und grüßten höflich.

„Kommen wir hier zur Jagd?“ fragte die Baronin.

„Gehorſamſt zu dienen,“ verſetzte der eine Mann, „keine halbe Stunde mehr in dieſem Wege fort.“

„Ach, wir ſind ſchon recht lange umher geritten,“ klagte Amalia, „und ich fürchtete ſchon, wir hätten uns verirrt. — Aber mein Gott!“ fuhr ſie in einem veränderten Tone fort: „iſt denn das nicht der junge Mann, der verwichne Nacht — —“

„Ihro Durchlaucht wollen geruhen zu eilen,“ fiel ihr die Baronin in die Rede, um ſie zu verhindern, etwas ſie Kompromittirendes zu ſagen.

„Ich bin derſelbe,“ ſagte der Gefangne und erhob ſeine ſchönen Augen mit einem allzukühnen Ausdruck, der die Baronin erſchreckte und die Prinzeſſin verwirrte, auf die Letztere.

„Schweigen Sie!“ herrſchte ihm die Baronin zu und trieb zum weiter Reiten, beſorgt, daß es zu nähern Erklärungen kommen möchte; ſie wußte ja, was der Rock bedeutete, den der Gefangne trug, hatte ſie doch dieſe Bedeutung an dem geliebten Maler Fürſt erfahren. Aber Amalia hielt ihr ſtampfendes Roß feſt im Zügel und fragte weiter:

„Warum entfernen Sie ſich von der Jagd? Ich wollte Sie ja meinem Vater vorſtellen, um etwas für Ihre Bedrängniß thun zu können.“

„Sie ſind betrogen, hintergangen, Durchlaucht,“ flüſterte Regina immer ängſtlicher. „Kommen Sie, es iſt Ihrer Würde zuwider, mit dieſem Menſchen zu reden.“

„Ich kehre gezwungen zur Feſtung zurück, ſonſt würde ich Ihrer Durchlaucht mit Freuden folgen,“ ſagte der Angeredete ſchelmiſch lächelnd.

„Gezwungen? Und weßhalb?“

„Ich bin der Gefangne dieſer beiden Männer.“

„Was haben Sie verbrochen, daß man Sie Ihrer Freiheit beraubt?“

Der Jäger zuckte mit einer komiſchen Bewegung die Achſeln, ohne zu antworten.

„Er iſt der vorhin von der Feſtung entſprungene Sträfling,“ nahm ein Kreiſer das Wort. „Ihro gnädige Durchlaucht werden wohl auch die Lärmſchüſſe gehört haben. Wir haben ihn eingefangen und bringen ihn wieder zurück.“

„Sehen Sie, daß Sie betrogen ſind,“ raunte die Golpe der Prinzeſſin wieder zu. „Kommen Sie, um Gotteswillen, daß Sie ſich nicht noch mehr bloßſtellen.“

„Und was haben Sie verſchuldet, Unglücklicher?“ fuhr Amalia in ihrem Examen fort.

„In ein Paar Augen habe ich geſchaut, die mich bezaubert und mein Herz in Flammen geſetzt haben; das iſt mein Verbrechen!“ rief der Jüngling und ein zweiter jener Glutblicke traf Amalia's Auge.

„Welche Frechheit!“ rief Regina ganz entrüſtet. „Jetzt fort mit dieſem Menſchen!“ herrſchte ſie den Kreiſern zu, die ſich erſchreckt auch ſogleich in Bewegung ſetzten, ihren Gefangnen fortzerrend. Dem Pferde der Prinzeſſin gab die beſorgte Hofdame einen Schlag mit ihrer Reitgerte und trieb ihr eignes zum raſchern Lauf an.

So waren ſie eine Zeitlang ſtumm neben einander geritten, als ſie in einen ſchönen Wieſengrund kamen, der eine herrliche Fernſicht auf das tief unten gelegne Land mit freundlichen Städten und Dörfern im engen Rahmen zweier waldbekränzten Berge darbot. Das um dieſe Jahreszeit ſeltne friſche Grün des am Walde ſich hinziehenden Raſenraines, der gegenüberliegende Berg, das Blau des Himmels, die gelben Bäume, in denen die Herſtbſonne wehmüthig ſpielte, die reine Luft, welche die Gegenſtände in der Ferne deutlich erkennen ließ; Alles dies lockte die Prinzeſſin zauberiſch an.

„Laſſen Sie uns hier einen Augenblick raſten,“ ſagte ſie zur Baronin, „ich bin ohnedies von dem langen ſcharfen Ritte ſehr ermüdet. Sehen Sie dort die herrliche Buche, die ihre kleinen niedlichen Früchte eben über die Wieſe ausſtreut, unter ihr, auf dem Raine am Waldesſaum wollen wir uns niederſetzen und in der Ausſicht ſchwelgen. Das Loos des Unglücklichen hat mich ſehr wehmüthig geſtimmt. Ich weiß nicht, weßhalb ich ſo großen Antheil an ihm nehme; aber ich wollte, er wäre glücklich entkommen. Es iſt etwas höchſt Nobles und Anziehendes in ſeinem Weſen.“

„Sie ſcheinen ſich mehr um ſein Loos zu bekümmern, als er ſelbſt,“ verſetzte die Baronin ſpöttelnd; „denn fürwahr, er ſah keineswegs traurig aus, ſondern im Gegentheil höchſt leichtſinnig, und beſaß eine raſende Kühnheit, die ihn ganz vergeſſen ließ, wer er war und mit wem er ſprach.“

„Schweigen wir davon!“ ſagte Amalia unwillig und nahm, nachdem ſie abgeſtiegen waren, den Arm der Baronin, um nach der Buche zu gehen. Kaum waren ſie herangekommen, als ein Menſch hinter dem dicken Baume aufſprang, der den Raſenſitz auf der entgegengeſetzten Seite inne gehabt hatte und mit verſtörtem Geſichte auf die beiden erſchrocknen Damen zulief, die augenblicklich in ihm den widrigen Prinzen Emil erkannten.

„Gnade! Gnade! Gnade!“ zeterte Roſenhain und warf ſich händeringend und mit allen Zeichen der fürchterlichſten Verzweiflung zu Amalia's Füßen, die ſich mit Abſcheu von ihm wandte, indem ſie ausrief: „Was wollen Sie noch von mir? Gehen Sie, wohin Ihre Neigungen Sie rufen.“

„Gnade und Erbarmen, durchlauchtigſte Prinzeſſin!“ ſchrie der Schneider und rutſchte ihr auf den Knieen wimmernd nach.

„Ich habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen. Niemals können Sie Gnade vor meinen Augen finden, Abſcheulicher.“

„O, ich unglückſeligſtes aller unglückſeligen Menſchenkinder! Hat denn wirklich dieſe fürſtliche Schwanenbruſt für mich allein kein Erbarmen, keine Vergebung?“

„Wie unwürdig haben Sie ſich in jeder Hinſicht betragen! Statt mir zu nahen, treiben Sie ſich mit der verrückten Dichterin herum, und bemerken mich gar nicht. Mögen Sie es wiſſen, daß ich eine der verſchleierten Damen war, die Sie in der verwichnen Nacht in Ihrer tiefſten Erniedrigung geſehen haben. Dies ſei Ihnen genug.“

„O, wenn ich das hätte ahnen können!“ weinte der Schneider. „Ich will ja herzlich gern die Dichterin laſſen, ſo werth ſie auch meinem für Poeſie empfänglichen Herzen geworden iſt, wenn ich auf Ihrer Durchlaucht, meiner gnädigſten Prinzeſſin Verzeihung und Gnade zu hoffen wagen darf.“

Während deſſen war Alexandrine von Süßholz mit ihrem Manuſkripte des Wegs daher gekommen, zuerſt der Pferde, dann der beiden Damen und endlich ihres Geliebten zu den Füßen der Einen anſichtig geworden, leiſe und bedächtig, von Allen unbemerkt, herangeſchlichen und horchte hinter dem Rücken der Prinzeſſin Roſenhain's Worten. „Niemals,“ fuhr dieſer fort, „will ich die alberne Dichterin mehr mit einem Auge anſehen, wenn es Ihro Durchlaucht wünſchen und ich dadurch hoffen darf, Erhörung vor Ihren durchlauchtigſten Ohren zu finden.“

„Ha, Ungeheuer!“ raſete Alexandrine hervor; „ſo biſt du doch der Erbprinz Emil, und es gefiel dir, das Herz einer Jungfrau zu zertreten? Hohngelächter des Teufels! — Fluch! tauſendfachen Fluch über deine ſchwarze Seele, fürſtlicher Böſewicht! Laß mich in Ketten ſchmieden, laß mich von deinen Schergen erwürgen; mir recht! — Du haſt mir dieſen Morgen erſt geſchworen, du ſeieſt nicht der Erbprinz, haſt mir mit heiligen Eiden in der verwichnen Nacht Treue gelobt — ihre Geiſter haben deine Schwüre vernommen — und jetzt verläugneſt du mich zu den Füßen der Prinzeſſin! O, gräßliches Männerherz, hölliſchen Urſprungs, das mit ſolchem Hohn einen Alles zerſtörenden Froſt über meinen üppig blühenden Dichterfrühling heraufführte! Weh mir und dir! Den Herzog Günther will ich um Gnade für mich, um Rache an dir anrufen, und die gütige Prinzeſſin ſollſt du nun auch nicht haben."

Nach dieſer heftig hervorgeſtoßenen Rede ſtürzte ſie, wie eine Bacchantin, den Rain hinab und verſchwand bald im Walde des gegenüberliegenden Berges, aus welchem die Jagdhörner lockend herüberriefen.

„O ich unſelige Perſon!“ rief der Schneider aufſpringend, in einer Art von Wuth. „Ich bin ja doch kein Prinz! Wie oft ſoll ich es noch wiederholen! Des Herrn Herzogs Durchlaucht wiſſen es ja, und der Herr Oberforſtmeiſter und Feſtungskommandant von Bärenburg Hochwohlgeboren wiſſen es auch. Ich bin der Kleidermachermeiſter Harro Alfred Roſenhain, Bürgerlieutenant und Armenpfleger in Dietrichshauſen, und ſeit dieſem Morgen durch die Gnade des durchlauchtigſten Herrn Herzogs Hofkleidermacher und Hofkommiſſär.“

„Was hör' ich!“ rief Amalia. „Ein Schneider?!“

„Hofkleidermacher und Hofkommiſſär, aber durchaus kein Fürſt.“

„Aber weßhalb erflehen Sie denn meine Gnade, meine Verzeihung?“

„Ach, lieber Himmel! weil durch meine Schuld oder vielmehr Mitwirkung der Sakermentsmaler — halten zu Gnaden! — von der Feſtung entſprungen iſt und ich in Todesängſten bin wegen der böſen Folgen, die dieſer Umſtand für mich haben kann. Vielleicht verlier' ich meine neuen Würden wieder, und das wäre doch ſchrecklich! Legen Sie doch, allergnädigſte Prinzeſſin, ein gutes Wörtchen für mich ein.“

Von der andern Seite kam in dieſem Augenblick ein Reiter auf ſie zugeſprengt, in welchem ſie bald den Oberforſtmeiſter von Bärenburg erkannten.

„So find' ich Ihro Durchlaucht ſchon hier?“ rief er verwundert, vom Pferde ſpringend und ſich tief verbeugend. „Unſer gnädigſter Herr hatte mich eben abgeſchickt, Höchſtdieſelben vom Schloſſe zu holen.“

„Wer iſt dieſer Mann, Herr von Bärenburg?“ fragte Amalia, auf Roſenhain deutend, der ſich wieder hinter die Buche retirirt hatte.

„Ach, Gnade! Gnade!“ ſchrie der Schneider, als der Oberforſtmeiſter an ihn trat.

„Unterthänigſt aufzuwarten,“ wandte ſich der Forſtmann wieder zur Prinzeſſin, „es iſt ein Schneider aus Dietrichshauſen, der mir geſtern Abend die neue Uniform gebracht hat, die Sie heute an mir ſehen, Durchlaucht.“

Amalia lachte laut auf und die Baronin ſtimmte ein. „Das muß ich dem Vater erzählen,“ ſagte die Erſtere. „Auch will ich hinſichtlich Ihrer Schuld für Sie bitten, Herr Hofkommiſſar. Folgen Sie uns nach.“ — Sie beſtiegen die Roſſe und flogen, vom Oberforſtmeiſter geleitet, durch den Wald. Roſenhain ſchlich wehmüthig lächelnd nach. Neue Hoffnungen ſchwellten ſein Herz, aber die alten Schrecken rieſelten noch durch ſeine zarten Glieder.

Zwölftes Kapitel.

Die [illegible] löſen ſich und die Leute finden ſich zuſammen, wie ſie zuſammen gehören; ihre Herzensbündniſſe werden beim Frühſtück mit gutem Weine begoſſen.

Der Herzog hatte eine ſehr ſchöne Waldwieſe voll der duftendſten Kräuter zum Sammelplatz aller Jäger und die zwölfte Stunde zur Zeit des Frühſtücks beſtimmt. Als er den Oberforſtmeiſter abgeſchickt, die Prinzeſſin von der Feſtung zu holen, war er mit ſeinen beiden Leibjägern ziemlich weit von der bezeichneten Wieſe entfernt, und beeilte ſich nun, dorthin zu kommen, um ſelbſt die nöthigen Einrichtungen zum Empfang ſeiner Tochter und des Erbprinzen Emil zu treffen, den er unter den ſich verſammelnden Jägern gewiß vermuthete. Es ging durch Dick und Dünn.

Plötzlich ſtießen ſie auf einen Jäger, der ſich anfangs hinter einem Baume zu verbergen ſuchte, aber als er ſich bemerkt ſah, auf ſie losging. Der Herzog hatte ihn kaum erblickt, als er einen ſeiner Jäger fragte:

„Trägt der dort nicht ein halb blaues, halb rothes Band im oberſten Knopfloche?“

„So iſt's!“ verſetzte dieſer.

Der Herzog ließ ſich ſogleich vom Pferde heben und eilte mit verklärtem Geſichte auf Fürſt los — denn Niemand weiter war es, als der flüchtige Maler in den geraubten Kleidern — umarmte denſelben zärtlich und ſagte mit herzlicher Freude: „Endlich haben meine Augen das große Vergnügen, Ew. Liebden zu ſehen. Freu' mich, freu' mich ſehr, Sie kennen zu lernen, Vetterchen. Haben lange auf ſich warten laſſen. Glaubte Sie, verabredeter Maßen, ſchon geſtern vor mir auf Schroffenſtein. Sind uns recht dumme Streiche paſſirt. Hielten einen Andern für Sie. Nun, herzlich willkommen! Aber wo haben Sie denn ſo lange geſteckt?“

„Ich — konnte — nicht eher,“ ſtammelte der verdutzte Maler.

„Iſt mir's doch, als hätt' ich Sie ſchon mehr geſehen, mein Prinz,“ fuhr der Herzog, ihn wohlgefällig betrachtend, fort, und bemerkte in ſeiner Freude die große Verlegenheit ſeines Gegenüber nicht. „Wahrhaftig, Sie kommen mir ſehr bekannt vor, und müſſen mit Jemand, den ich kenne, große Ähnlichkeit haben. Nun, wie geht's zu Hauſe? Wie befindet ſich mein alter Freund und Vetter? — Doch ich will das Fragen bis zum Frühſtück aufſparen. Kommen Sie her, beſteigen Sie eins dieſer Pferde. Sie werden Amalien bald ſehen“

Damit ließ er dem vermeintlichen Erbprinzen das Pferd des einen Leibjägers vorführen. Fürſt zauderte noch und ſprach vom Fußgehen. Er überlegte, ob er ſagen ſollte, daß er nicht der Erbprinz ſei, deſſen Kleider er trug, wie er nun wohl einſah, aber er gedachte noch zu entfliehen, wenn er zu Fuße gehe.

„Nichts da!“ rief Günther. „Sonſt müßte

ich Sie begleiten. Steigen Sie auf. Ich bitte Sie. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Es blieb nichts weiter übrig. Fort ging der Ritt über Stock und Stein, und Fürſt ſpähete rechts und links nach einem Wege, um zu entfliehen. Endlich gewahrte er auch einen ſolchen und war eben im Begriff, dem Pferde die Sporen einzuſetzen, als ſich auf eben dem Wege mehre Jäger zeigten. Der Wald wurde immer belebter. Es war an kein Entrinnen mehr zu kommen; mit gefaßtem Muthe ritt der Maler an des Herzogs Seite, und bald langten ſie auf der Waldwieſe an. Der Oberforſtmeiſter war mit den beiden Damen ſchon da. Eine Menge Menſchen trieben ſich auf der Wieſe umher, vornehm und gering. Auf dem Raſenteppich wurden weiße Tücher ausgebreitet und die Speiſe- und Weinkörbe herbeigetragen.

„Ha, dort iſt ſie ja ſchon!“ rief der Herzog dem Maler zu. „Sehen Sie die Schlanke dort in dem blauſeidnen Kleide? Das iſt Amalia.“

Raſch war er vom Pferde und eilte auf die Prinzeſſin zu.

„Mein Kind,“ ſagte er pfiffig lächelnd, „es hat ſich noch ein Gaſt eingefunden, den ich dir gleich zuführen werde. Ich wünſche, du möchteſt ihm etwas mehr als gewöhnliche Aufmerkſamkeit ſchenken.“

Damit kehrte er um, faßte Fürſt bei der Hand und führte ihn Amalien zu. Gegenſeitige ſtumme Verbeugungen.

„Aber ſteht euch doch nicht ſo blöde gegenüber,“ ſagte der Herzog. „Koſ't doch zuſammen, meine Kinder.“

Prinzeſſin Amalia maß den Maler mit großen Augen und die Baronin von Gelpe ſtieß bei ſeinem Anblick einen Schrei der Überraſchung aus.

In dieſem Augenblicke ſchoß Alexandrine von Süßholz mit ihrem Manuſkripte aus einem Buſche hervor, wo ſie auf den Herzog gelauert hatte, warf ſich ihm zu Füßen und hob ihren in graues Papier gebannten Simſon hoch empor, die kläglichen Worte ausſtoßend: „Gnade! Gnade und Schonung für mein armes Dichterhaupt, großmüthigſter, allergnädigſter, durchlauchtigſter Herr!“

„Was haben Sie gethan, wofür Sie Gnade

und Schonung von mir begehren?“ fragte der Herzog betreten, indem er ihr das ſchmutzige Manuſkript abnahm, das ſie ihm gewiſſermaßen aufdrang. „Stehen Sie auf und reden Sie.“

„Ach, der Schein zweierlei großer Schuld ſpricht gegen mich; aber ich hebe meine Rechte zum feierlichſten Schwure gen Himmel und ſchwöre: ich bin unſchuldig dort und hier. Zuerſt bin ich in Verdacht, einer furchtbaren Verſchwörung gegen Ew. hochfürſtlichen Durchlaucht geheiligtes und geſalbtes Haupt anzugehören. Ich ſoll mich vor Gericht ſtellen, ich ſoll verurtheilt werden —“

„Ah, Sie ſind das Fräulein von Süßholz,“ ſagte der Herzog lächelnd. „Aber welches iſt denn das zweite Verbrechen, das man Ihnen andichtet?“

„Ach, Ew. Durchlaucht wiſſen wohl ſchon, daß der Maler Fürſt von der Feſtung entſprungen iſt. Der Erbprinz Emil, der treuloſe Erbprinz Emil iſt allein am ganzen Unglück ſchuld; nicht ich, er beredete mich, daß ich mich malen ließ. O, dieſer Fürſt trieb einen grauſamen Spott mit mir! Nun iſt der Maler fort und der Prinz iſt fort und alle ſchwarzen Wetterwolken hängen drohend über meinem Haupte, wenn die Gnade Ew. Durchlaucht ſie nicht hinwegbläſ't.

„Erklären mir doch Ew. Liebden dieſen ſonderbaren Auftritt,“ wandte ſich der Herzog an Fürſt.

„Da iſt ja der Maler Fürſt!“ ſchrie Alexandrine. „Gottlob, daß Sie wieder da ſind, theuerſter Freund!“

„Wie? das wäre nicht der Erbprinz Emil? Mein Herr, Sie ſind nicht der Erbprinz?“ rief der Herzog erſtaunt.

„Ich habe mich nicht dafür ausgegeben; Ew. Durchlaucht haben mich nur dafür gehalten,“ verſetzte der Maler mit Ruhe.

„Aber, mein Himmel! was iſt denn das wieder?“ rief der Herzog ärgerlich. „Wo iſt denn der wahre Erbprinz Emil? — Wie kommen Sie zu dieſem Bande? Zu dieſem Rocke?“

„Ein ſeltſamer Zufall,“ begann Fürſt — doch er wurde unterbrochen; denn man ſah die aus der Feſtung ausgezognen Invaliden, in ihrer Mitte die beiden Kreiſer mit dem fremden Jäger im Sträflingskleide, aus dem Walde treten und in militäriſcher Haltung auf den Herzog loskommen. Der Oberforſtmeiſter ging ihnen entgegen, hörte ſie an und trat dann an den Herzog: „Durch den Rapport eines der Soldaten habe ich die Ehre, Ew. Durchlaucht aufzuklären. Es iſt Höchſtderſelben bereits gemeldet worden, daß ein Sträfling von der Feſtung entſprungen und wieder eingebracht worden ſei. Der Flüchtling iſt, wie berichtet wird, der Maler Fürſt geweſen, und wir Alle erkennen dieſen Mann hier im Jägerkleid für den Maler Fürſt.“

„Ich auch; ich auch,“ ſagte der Herzog. „Nur weiter!“

„Gleich auf das mit den Kanonen gegebne dreimalige Signal iſt ohnfern von hier im Walde ein Mann im Sträflingskleide von zwei Kreiſern ergriffen und nach der Feſtung zugeführt worden. Unterwegs haben ihnen die Invaliden begegnet, welche dreiſt behaupteten, dies ſei der Entſprungene nicht, was endlich der gefangne junge Mann auch eingeſtanden. Jungfer Willig, die dazu gekommen, hat behauptet, er ſei ein Schneiderburſche, der mir die Uniform gebracht und in der verwichenen Nacht vom Korporal Derber ſchon ein Mal arretirt und in den Bau gebracht worden ſei. Der fremde junge Mann hat begehrt, vor Ew. Durchlaucht geführt zu werden, weil er Höchſtdenſelben beſondre Aufſchlüſſe zu machen habe. Hier iſt er!“

Amalia ſah mit ſeltſamer Überraſchung auf den hervortretenden Fremden, der ſich an ſie und ihren Vater mit den Worten wandte: „Auch in dieſem Rocke und ohne rothblaue Bandſchleiſe werden mich Ew. Durchlaucht erkennen, und in Amaliens ſchönen Augen habe ich ſchon vorhin ſo viel Gefühl für mich geleſen, daß ich mit Gewißheit darauf rechne, ihr Herz ſagt ihr, wer ich bin.“

„Sie ſind Erbprinz Emil?!“ rief die Prinzeſſin mit einem Tone aus, an welchem die Freude ihres Herzens eben ſo großen Antheil hatte, als das Staunen ihres Geiſtes.

„Ja, ich bin's!“ rief der Erbprinz und lag in des Herzogs Armen und küßte Amaliens Hand.

„Aber, mein Himmel!“ fragte der Herzog, „wie kommen Sie denn in dieſen Rock?“

„Die erſte Bitte, die ich an Ew. Liebden wage, iſt Verzeihung und Begnadigung dieſes Mannes,“ ſagte Prinz Emil und faßte des Malers Hand, um ihn in den Kreis herein zu ziehen. „Es lag mir viel an ſeiner Freiheit und eine mir theure Dame hatte mir ſeinetwegen Aufträge gegeben. Als er mir nun vorhin im Walde begegnete, um ſich die Freiheit ſelbſt zu ſuchen, bat ich ihn, meinen Rock und meine Flinte anzunehmen, weil er darin eher fortkommen werde. Ich dagegen zog, um einen Scherz zu machen, ſeinen Rock an. Ich nehme es nun einmal mit ſolchen Dingen ſo genau nicht, und Sie müſſen mir die kleine Myſtifikation ſchon verzeihen.“

Die Ergebniſſe des vorigen Abends und der vergangenen Nacht wurden, während man ſich zum Frühſtück niederließ, ebenfalls beſprochen und belacht. Der Erbprinz zog Amaliens Börſe hervor und drückte ſie im Angeſicht der hocherröthenden Prinzeſſin an ſeine Lippen und zärtliche

Blicke flogen der holden Schenkerin zu, deren Glück aus ihren Augen ſtrahlte.

Die Kunde, daß der Erbprinz Emil angekommen ſei, durchflog ſchnell die Reihen aller Anweſenden. Man drängte ſich herzu, um ihn zu ſehen. Unter dieſen Zuſchauern waren auch Klärchen Willig, der Oberjäger Chriſtian, das Fräulein von Süßholz und der Schneider Roſenhain.

„Ach, du grundgütiger Gott!“ ſagte Klärchen zu Chriſtian — und es war das erſte Wort wieder, das ſie ſeit geſtern Abend mit ihm ſprach — „der iſt der Erbprinz, der ſich für einen Schneidersburſchen ausgab, und dem du kein Nachtlager bei uns gönnen wollteſt? Das wird eine ſchöne Geſchichte werden. Du dauerſt mich, armer Chriſtian! Ich zittre vor Angſt; aber warum warſt du auch ſo unwirſch. Du haſt den Prinzen in Arreſt gebracht, jetzt wird's an dich kommen!“

„Biſt du noch böſe mit mir?“ fragte Chriſtian demüthig. „Du trägſt auch einen Theil der Schuld durch dein Trotzköpfchen.“

„Ich will gern gut ſein, wenn's nur ſonſt gut abgeht.“

Auch Roſenhain und Alexandrine hatten ſich zuſammengefunden und der Erſtere rief:

„Der Valtin, der mir die Staatsuniform des Herrn Oberforſtmeiſters auf die Feſtung getragen, iſt der Herr Erbprinz Emil Durchlaucht?! O Jemine, iſt das wunderbar! Dieſe ſeltſame und außerordentliche Geſchichte ſollte der göttliche Clauren bearbeiten. Na, wiſſen Sie, mein verehrtes Fräulein, worüber ich ſehr froh bin? Daß ſich endlich der rechte Erbprinz gefunden, und ich nicht mehr damit gedrangſalt werde, es durchaus ſein zu müſſen. Dieſer unſelige Wahn hat mir ſeit geſtern Abend viel Angſt und Pein bereitet, freilich auch ein Paar ſelige Stunden.“ Mit dieſen Worten ſtreifte ſein ſchwärmeriſcher Blick das aufgedunſene Geſicht der Dichterin.

„Aber, räthſelhafter Mann, wer biſt du denn eigentlich?“ fragte Alexandrine mit Pathos und neigte ihm ein geſpanntes Ohr; denn ſie erwartete nun mit Gewißheit, er werde die Maske abwerfen und ſich ihr als ein Militär aus altadligem Geſchlechte entpuppen.

„Wie ich bereits mehrfach erklärt habe, meine Theuerſte,“ verſetzte er mit Zierlichkeit. „Ich bin der Kleidermachermeiſter Harro Alfred Roſenhain, Bürgerlieutenant und Armenpfleger in Dietrichshauſen, ſeit dieſem Morgen aber, durch die Gnade meines durchlauchtigſten Souverän zum Hofkleidermacher und Hofcommiſſär in der Reſidenz avancirt. Wollen Sie jedoch, angebetetes Fräulein, mich zum glücklichſten aller Sterblichen machen, ſo theilen Sie mein ſchönes Loos mit mir. Ich werde Ihnen einen Himmel auf Erden zu bereiten ſuchen. Ich mache Kleider und Sie Gedichte und wir bewundern unſre Werke gegenſeitig. Hier iſt meine Hand, ſchlagen Sie ein, unſchätzbares Fräulein.“

„Retter meines Simſon, ich bin dein!“ flennte die wonnetrunkne Sappho. Und ſie ſanken ſich an ihre großen Herzen.

Es wurde aber Wein ausgetheilt an alles Volk, um die Geſundheit der hohen Herrſchaften, vorzüglich der Prinzeſſin Amalia und des

Erbprinzen Emil zu trinken, und der Wald erſchallte bald vom fröhlichen Geſchrei.

Prinz Emil erhob ſich dankend und ſagte laut: „An dieſem glücklichen Tage wünſche ich Alles um mich her glücklich zu ſehen. Wohl trink' ich ſeliges Vergnügen aus holden Augen, aber noch ein andres Pärchen nahm ich wahr, das ſich meinetwegen entzweit hat. Ich wünſche, daß ſie ſich wieder vereinigen und gleiches Liebesglücks, wie ich, ſich erfreuen möchten."

„Ach, dieſe Gnadenfülle lahmt mir ſchier die Zunge!" rief Alexandrine, und der Schneider Roſenhain ſetzte gerührt hinzu: „Wir danken unterthänigſt für Höchſtdero durchlauchtigſte Theilnahme an unſerm armen Geſchick. Wir haben uns ſo eben wieder verſöhnt und unſre Herzen auf ewig verſchlungen und verbunden."

„Hier waltet ein neues Mißverſtändniß," lächelte der Prinz. „So ſehr es mich freuet, auch dieſes Paar vereint zu ſehen, ſo meine ich doch Jungfer Klärchen und den Oberjäger Chriſtian. Ich kann Klärchen, für die Güte, die ſie mir bewieſen, nicht beſſer danken, als wenn ich Chriſtian, mit Erlaubniß meines durchlauchtigſten Herrn Vetters, zum Förſter annehme.“

Klärchen fiel dem Erbprinzen zu Füßen, Chriſtian küßte ihm die Hände und beide verſuchten, jedes auf ſeine Weiſe, ihren Dank auszuſprechen.

„Mit unſerm Zank war's gar nicht ſo arg gemeint,“ ſagte Klärchen. „Es lag mir nur in andrer Hinſicht ein Stein auf dem Herzen und der iſt Gottlob nun auch herunter, und dafür große Freude hineingekommen. Chriſtian, bitte den Herrn Erbprinzen recht ſchön um Verzeihung, daß du geſtern Nacht ſo ein Eſel geweſen biſt. Glauben Sie mir, durchlauchtigſter Herr, der Vorfall war gut, um ſeine abgeſchmackte Eiferſucht zu kuriren, mit der er mich immer quält.“

„Ja und ſie wird mir auch nicht mehr zum Trotz leben, wie ſie zuweilen, aus reiner Luſt am Widerſpruch, zu thun pflegte,“ ſagte Chriſtian. Der Erbprinz ging zu Amalien zurück.

Der Herzog hatte ſich unterdeſſen dem armen Roſenhain und der guten Alexandrine genaht, welche abermals von einer bittern Täuſchung heimgeſucht worden waren, deren Schmerz ihnen zu verſüßen, der Fürſt mit freundlichen Geberden ſprach: „Auch Euern jungen Bund ſoll der Glanz der Fürſtengnade zu verklären nicht fehlen. Herr Roſenhain iſt bereits von mir zum Hofkommiſſär ernannt worden; ich ernenne Sie, mein Fräulein, zur Hofpoetin und werde Ihnen die Patente darüber ausfertigen laſſen.“

„O Sonnenglanz nach ſo viel Leiden! Unausſprechlichen Dank fühlt das Dichterherz, ich werde ihn in ein glühendes Lied gießen und Ew. Durchlaucht überreichen!“ jubelte Alexandrine, indem ſie des Herzogs Rockzipfel knieend küßte.

„Und der Maler?“ flüſterte die Baronin Golpe der Prinzeſſin Amalia zu.

„Und der Maler Fürſt?“ fragte Amalia ihren Vater. „Soll er, wenn Alle ſich freuen, allein freudenlos nach der Feſtung zurückkehren? Sie wollten ihm ja ohnedies die Freiheit geben, Väterchen. Werden Sie mir ſie jetzt abſchlagen?“

„Er ſoll frei ſein. Ich begnadige ihn. Wie weit aber meine Gnade ſich erſtrecken wird, das hängt von einer Rückſprache mit ihm ab.“

Fürſt verneigte ſich ſtumm; aber kein warmes Dankwort floß von ſeinen Lippen. Es machte einen unangenehmen Eindruck auf Alle, daß er dieſes unterließ. Emil und Amalia dankten ihrem frohgelaunten Vater an ſeiner Statt. Und der Herzog griff zum Becher und trank das Wohl ſeiner Kinder. Alles ſtimmte ein und der Wald rauſchte von den Tönen der Jagdhörner, die jauchzend durch die Äſte und Büſche flogen, bis die fröhliche Jagd, vom ſchönſten Herbſtſonnenſchein begünſtigt, wieder durch die Hallen und Thäler brauſte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Schleier werden entfernt, und man findet, daß die diplomatiſche Rechnung falſch war.

Der Maler Fürſt fand es für gut, die Jagd nicht mitzumachen, ſondern auf die Feſtung zurückzukehren, um dort ſeine Angelegenheiten ſo ſchnell als möglich zu beſorgen, damit er den Ort ſeiner Gefangenſchaft bald verlaſſen, zu Bode eilen und mit dieſem ihren künftigen Lebensplan beſprechen könne. Als er in ſein Zimmer trat, fand er eine Dame dort, die er nicht erwartet hatte, die geſchiedene Freifrau von Golpe, Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Wilhelmine von . . r ., Alwinens Großmutter. Alwina lag weinend an der Bruſt der würdigen Matrone. Sie hatten ſich bereits gefunden und ihre Herzen waren vereint. Fürſt's Rückkehr ſetzte beide in Verwundrung, doch als er ihnen das Schickſal ſeiner Flucht erzählt hatte, wurde ihre Freude groß. Die Freifrau verhehlte im Laufe der Unterhaltung ihr Befremden nicht, Alwinen hier und in ſolchen Verhältniſſen zu finden, da ſie dieſelbe jederzeit mit offnen Armen aufgenommen haben würde. Das liebliche Mädchen ſchlug die Augen erröthend zu Boden, Fürſt aber ergriff die Hand der Matrone und ſchilderte ihr Alwinens treue Liebe und die geräuſchloſe Erwiedrung dieſes Gefühls in ſeiner Bruſt. Das Geſicht der Großmutter verfinſterte ſich. „An Alwinen,“ ſchloß der Maler, „hängt mein Herz mit tauſend Banden; ſie wird mein Weib, und nur ſie vermag mich wahrhaft zu beglücken. Das Geſchick hat huldreich die Zeit unſrer Prüfung abgekürzt. Sobald ich meine Strafzeit abgeſeſſen, wollte ich zu Ihnen eilen, würdige Frau und um Ihren Segen flehen. Statt deſſen bin ich heute ſchon frei und Sie kommen zu mir. Geben Sie uns dieſen Segen, theure Mutter!“

Die Freifrau war ängſtlich aufgeſtanden und ging mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. „Heute noch nicht, meine Kinder,“

ſagte ſie dann ſehr verlegen. „Es ſtürmen zu viel Eindrücke auf einmal auf mich ein. Ich vermag es nicht zu ertragen. Kaum bin ich mit der Prinzeſſin Wilhelmine hier angelangt, ermüdet und erſchöpft von einer zuletzt recht beſchwerlichen Reiſe, ſo erſchüttert uns die Nachricht, daß Sie ſo eben entflohen ſind. Sie können nicht glauben, wie ich davon angegriffen war, Sie können es nicht ahnen. Die Urſache liegt tiefer und muß Ihnen unbekannt ſein; ſie liegt in der Prinzeſſin Wilhelmine, welche höchſt betrübt war.“

„Die Prinzeſſin Wilhelmine? Was kann es der verſchlagen?“ fragte Fürſt.

„Das ſollen Sie Alles noch erfahren. Genug wir bärmten uns eben über ihre Flucht, als dieſe Kleine auf mich loseilt, ſich mir in die Arme wirft, und ſich zu erkennen gibt. Ich lache und weine untereinander, wie ein Kind. Kaum habe ich mich wieder etwas gefaßt, ſo treten Sie unverhofft herein und bereiten mir eine neue Gemüthsbewegung. Und nun ſoll ich gleich ſegnen! — Nicht doch, Kinder, laßt mich doch erſt zu mir ſelbſt kommen. Heute habe ich noch keinen Segen für euch. Morgen wollen wir davon reden. Dieſen Abend wird der Prinz Hermann hier eintreffen. Wir wiſſen es durch Briefe. Er wird erſt etwas höchſt Wichtiges mit Ihnen reden, Herr Fürſt. Und jetzt kommen Sie nur ſchnell mit hinüber in's Schloß zur Prinzeſſin Wilhelmine, die ſich ſehr freuen wird, Sie wieder zu ſehen.“ Man hörte es der bejahrten Frau an, wie ſie die lange Rede mit ungewohnter Heftigkeit herausſtieß, um eine große Verlegenheit zu verbergen, die aber dadurch nur noch ſichtbarer ward, weil vieles Reden ſonſt ihre Sache nicht zu ſein ſchien. Sie trieb auch den Maler unabläſſig, ſie in's Schloß zu begleiten und der Prinzeſſin Wilhelmine aufzuwarten, ſo daß er nicht umhin konnte, ihr dieſe Gefälligkeit zu erzeigen.

Er trat bei der Prinzeſſin ein. Das kleine blühende Geſicht derſelben verklärte ſich. In einfachem Anzug, ohne Stolz und Eitelkeit, hüpfte ſie auf ihn zu, reichte ihm die Hand und behandelte den hochverwunderten Maler faſt wie einen Bruder. Hier erfuhr Fürſt, daß die Prinzeſſin den Vorſatz gehabt hatte, ſeine Freiheit vom Herzog Günther zu verlangen, oder ihm heimlich fortzuhelfen, und daß ſie ihren Bruder, den Erbprinzen Emil, beauftragt habe, ihn davon zu benachrichtigen. Daraus erklärte ſich das franzöſiſche Billet, welches der Erbprinz an Fürſt geſchrieben und das durch Chriſtians Eiferſucht in des Korporal Derbers Hände gefallen war. Die Oberhofmeiſterin verließ ſie bald wieder, und Fürſt ſah ſich mit der Prinzeſſin allein. Er mußte ſich zu ihr niederſetzen; ſie zeigte ihm mehre Miniaturbilder, die ſie gemalt und für ihn mitgebracht; er mußte ihr ſein Urtheil ſagen, und unvermerkt hatte ſie ihn in ein Geſpräch über die Kunſt gezogen. Plötzlich holte ſie eine Mappe herbei und ſchlug ſie auf; eine Menge Blätter lagen darin, und Fürſt erkannte in ihnen — ſeine Karikaturen.

„Ich habe weder Mühe noch Koſten geſcheut,“ ſagte ſie mit einem holden Blick auf den Maler, „die Originale zuſammenzubringen, und wo mir dies nicht gelungen iſt, habe ich wenigſtens ziemlich gute Copien. Ein geſchickter Maler hat deshalb, von mir beauftragt, mehre Wochen in **g zugebracht.“

„Und welchen beſondern Antheil nehmen Sie an dieſen Kleinigkeiten, gerade Sie, die Fürſtin?“ fragte Fürſt überraſcht.

„Glauben Sie, Herr Fürſt, daß ich die Vorrechte meines Standes zu ſchätzen weiß, ohne in das ſinnloſe Geſchrei derer einzuſtimmen, das gegen Jeden losbricht, der ſeine Stimme gegen den abſcheulichen Mißbrauch dieſer Vorrechte erhebt. Als ich Sie vor einiger Zeit in meiner kleinen Gemäldegallerie kennen lernte, ſchätzte ich Ihr Urtheil über Kunſtgegenſtände, ſpäter hörte ich vieles von Ihnen als Menſch, das mich erfreute, aber erſt ſeit ich im Beſitz Ihrer Karikaturen bin, ſchätze ich Sie ſehr hoch als Künſtler und Menſch zugleich; denn nur ein edles Herz kann dieſen ſatyriſchen Kampf beginnen, ein Herz, das die Ideale des Lebens in heiligſter Glorie in ſich trägt. Und iſt die Karikatur nicht auch Ideal? Idealiſirt der Karikaturiſt nicht die Mißgeſtalten des Lebens, um die Blöſen des Gemüths recht augenfällig zu machen? Aber nur ein reines Herz kann Laſter und Thorheiten in ſolchen ſtark hervorgehobenen Blößen hinſtellen. Erſt durch Ihre Karikaturen hab' ich die trefflichen Meiſter Leonardo da Vinci, Annibale Carraci und unſern deutſchen Ramberg wahrhaft ſchätzen gelernt; ich ſah im großen Künſtler den reinen Menſchen. Wie haben mich Callot und Hogarth hingeriſſen! Vorzüglich dem letztern gilt meine Verehrung, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich in Ihnen einen ihm nah verwandten Genius entdeckt zu haben glaube."

Fürſt dankte verbindlich und erröthend, aber er fühlte ſich wunderbar bewegt, ſich zum erſten Male von einem weiblichen Weſen ganz verſtanden zu ſehen, und daß dies der Fall war, davon überzeugte er ſich im Laufe des Geſprächs immer mehr. Die künſtleriſche, poetiſche, philoſophiſche Bedeutung der Karikatur und Satyre wurden beſprochen; Fürſt fand die Prinzeſſin mit allem vertraut, und ein helles Auge. ein fühlendes Herz für die Gebrechen der Zeit in ihr. — Es waren Stunden verflogen, er wußte nicht wie, die Nacht war hereingebrochen, er hatte es nicht bemerkt, als ein hereintretender Diener die Ankunft des Prinzen Hermann meldete.

Wilhelmine erhob ſich und eilte der Thüre zu; Fürſt folgte ihr; in demſelben Augenblicke trat auch der Prinz raſch und mit militäriſchem Anſtande herein.

„Ha!“ rief er froh, als er den Maler erblickte, „es iſt mir recht angenehm, euch ſo traulich beiſammen zu ſehen. — Du biſt doch auf freiem Fuß?“ fragte er Fürſt, und als dieſer bejahete, fuhr er fort: „Wir wollen dieſen Abend noch ein Paar Wörtchen zuſammen reden. Es gilt ein Mal von der Leber mit dir zu ſprechen, Tollkopf.“ Dann wandte er ſich zur Prinzeſſin und plauderte einiges in einem wahrhaft väterlichen Tone mit ihr. Doch bald wurden ſie geſtört. Der Jagdzug kehrte heim, und Prinz Hermann ging mit der Prinzeſſin Wilhelmine, um den Herzog Günther, den Erbprinz Emil und die Prinzeſſin Amalia zu begrüßen.

Hatte den Maler die ſeltſame Anrede ſeines väterlichen Freundes befremdet, ſo war dies noch mehr der Fall, als er in den Bau zurückkehrte und von der Frau des Schließers Willig erfuhr, daß Alwina in der größten Gemüthsbewegung in demſelben Wagen abgereiſ't ſei, worin die Prinzeſſin Wilhelmine gekommen. Er konnte, er wollte dies nicht glauben. Beſtürzt eilte er auf ſein Zimmer, dort lag ein Blatt auf ſeinem Tiſche. „Ich gehe freiwillig," ſtand darauf, „aber nach dem, was ich ſo eben erfahren habe, konnte ich nicht länger hier bleiben. Der Schleier wird heute noch von Ihren Augen fallen, und Sie werden dann meinen ſchnellen Entſchluß loben.

Alwina."

Immer neue Räthſel. Er lief hinüber ins Schloß, um Alwinens Großmutter aufzuſuchen; ſie war bei Tiſche. Mit brennender Ungeduld wartete er das Ende der Tafel ab, und als er nun wieder nach ihr fragte, berichtete ihre Kammerfrau, ſie ſei ſo eben zum Prinzen Hermann geholt worden. Er hätte verzweifeln mögen. Eine Stunde der Qual verſtrich, da fragte man überall nach dem Herrn Maler Fürſt. Er wurde aufgefunden und zum Prinzen Hermann beſchieden. Mit hochklopfendem Herzen trat er in das Zimmer. Die Oberhofmeiſterin von Golpe erhob ſich eben vom Sopha, wo ſie an Hermanns Seite geſeſſen hatte.

„Wo iſt Alwina?“ ſtammelte Fürſt, als ſie an ihm vorbei nach der Thüre ging; ſie deutete ſtumm auf den ſeiner harrenden Prinzen und verließ das Gemach. „Setze dich zu mir,“ ſagte Hermann gütig, „und nimm den Platz der trefflichen Matrone ein.“ Fürſt folgte ſchweigend dieſem Worte und erwartete mit banger Ungeduld die Eröffnung ſeines Mäcen.

„Ich muß dir eine Mittheilung aus meinem Leben machen,“ begann dieſer, „die ich dir eigentlich ſchon lange ſchuldig geweſen bin, durch Umſtände aber, die dir klar werden ſollen, immer hinaus geſchoben worden iſt. — Der gütige Himmel hatte mich mit einem hellen offnen Kopf beſchenkt, und vielleicht war dies der Grund, weshalb mich mein Vater, der Herzog Karl, nicht recht leiden mochte. Er zog in jeder Hinſicht meinen beſchränktern, aber ihm an Geiſt ähnlichern Bruder, den Erbprinzen Günther, vor.

Dagegen war ich der Liebling meiner trefflichen Mutter, die mich auch erzog und deren Liebe und Eifer ich die Erhaltung und Pflege meines regen Sinnes für das Schöne, Wahre, Rechte und Gute zu verdanken habe. Sie hatte über die meiſten Dinge ſehr richtige Anſichten, verachtete und floh das erbärmliche Hofweſen und mochte mit den Hofleuten nie viel zu ſchaffen haben. Der Erbprinz war der Sohn der erſten Gemahlin des Herzogs, und da meine Mutter das Unglück hatte, einige Kinder ihrer Vorgängerin, wobei zwei Prinzen, unter ihrer Pflege dahin ſterben zu ſehen, ſo entfernte man den Erbprinzen von ihr und übergab ihn einigen Herrn vom Hofe, die ihn denn auch ſehr glücklich in ihren Grundſätzen erzogen haben. Auf mich gab dagegen meine edle Mutter ihr heiliges Recht nicht auf, und da ſich der Herzog nichts aus mir machte, ſo wurde ſie in ihrem ſchönen Erziehungswerke nicht geſtört. Mit zwei geliebten Schweſtern wuchs ich auf, und wurde, unter der Mutter treuen Obhut, ſtatt eines Fürſten, ein Menſch. Ja, wie du mich ſiehſt, ein Menſch unter Menſchen; nicht ein Fürſt unter Fürſten; das iſt das Werk meiner Mutter. Mit meinem Bruder kam ich ſelten in äußre Berührung, in innre, geiſtige, gar nicht. Ich hatte viel Beobachtungsgeiſt, und da ich nicht in den Albernheiten und Narrheiten des Hoflebens befangen war, ſo wurde mir die Schaalheit und Erbärmlichkeit deſſelben recht klar. Ich durchlebte alle Stadien des Überdruſſes und Ekels bis zum Abſchen an allem, was zum Hofe gehörte und ſich dort in lächerlicher Steifheit bewegte. Was ich nicht ſelbſt ſah, darauf machte mich meine Mutter in traulichen Stunden aufmerkſam — den ſeligſten meines Lebens, wo ich ungeſtört und von keinem läſtigen hoffähigen Zeugen umgeben, mein kindliches Haupt an ihre mütterliche Bruſt legen und ihr meine Freuden mittheilen, ihr meine Klagen über Alles, was mich drückte, vorſagen durfte. Dann floſſen mit herrlichen Lehren der Religion, der Moral und Lebensweisheit aus ihrem Munde, die ſich tief und unauslöſchlich in des Knaben Herz prägten und die treuen wohlthätigen Begleiter meines Lebens geworden ſind, auch wohl Thränen aus ihren ſchönen Augen und vermiſchten ſich mit den meinigen; denn ſie war, wie du leicht begreifen wirſt, mit dieſem ſchönen Gemüthe nicht glücklich. Segen! Segen über dieſe goldnen Stunden! Sie ſtehen als leuchtende Engel in den Erinnerungen meiner Seele.“ Der Prinz hielt hier tief gerührt inne und fuhr mit dem Taſchentuche über ſeine naß gewordnen Augen. Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Auf Betrieb meiner Mutter trat ich in meinem achtzehnten Jahre in **ſche Militärdienſte, und auf ihren ausdrücklichen Wunſch wurde der Fürſt gar nicht in mir berückſichtigt. Ich galt nicht mehr als der ärmſte Edelmann und blieb zwei Jahre Unterlieutenant. Hier, in einer Provincialſtadt, unter lauter Leuten, die nichts von Hofſitte und Hofſchlechtigkeit wußten, ſtets mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, bildete ſich mein Charakter aus, deſſen Grundlage die Natur und meine Mutter geſchaffen hatten. Jahre vergingen; ich ſtieg bis zum Major; meine alternde Mutter ſah ich jährlich, ohne mit dem Hofe in beſondre Berührung zu kommen. Da ſtarb mein Vater und Günther wurde regierender Herr. Meine Mutter zog ſich auf ihren Wittwenſitz, einem ſchönen Landſchloß, zurück, und dort brachte ich alle meine freie Zeit zu. Das Schloß war ein Muſentempel. Die verwittwete Herzogin ſtand mit den geiſtreichſten Männern und Frauen ihrer Zeit in freundſchaftlicher Verbindung; viele fürſtliche Frauen, die ihr ähnlich waren, unterhielten eine lebhafte Correſpondenz mit ihr; wir hatten oft und meiſt höchſt angenehmen Beſuch. Alles, was zum Hof gehörte, hielt ſich fern von uns. Die franzöſiſchen Revolutionskriege führten mich in's Feld; als ich heimkehrte, fand ich die Fürſtin von *** mit ihrer höchſt liebenswürdigen Tochter Emilie bei meiner Mutter. Die beiden Fürſtinnen hatten viel Ähnliches in ihrem Weſen. Unſere Gaſtin lebte von ihrem Gatten getrennt, allein der Erziehung ihrer Tochter. Emilie war unterdeſſen — ſie waren ſchon über ein halbes Jahr da — auch die Tochter meiner Mutter geworden. Sie war einer jener Engel, die zur Erde herabſteigen, um uns armen Menſchen eine Ahnung von der Vollkommenheit jener himmliſchen Geiſter zu geben. Mein irdiſches Glück erreichte ſeinen höchſten Gipfel: Emilie wurde mein Weib. Es war nur ein zufälliger Umſtand, daß ſie eine geborne Fürſtin war, aber er ſollte für mein ſpäteres Leben von wichtiger Bedeutung werden. Bald nach unſrer ehelichen Verbindung wurde ſie kränklich. Die Ärzte riethen einen Aufenthalt im nördlichen Italien. Dorthin hatte uns die Sehnſucht unſres Herzens ſchon lange gezogen, und nur die Kämpfe, welche die franzöſiſche Revolution auch in jenen Ländern hervorgerufen, hatten uns von dieſer Reiſe abgehalten. Jetzt hatte der kühne Napoleon den größern Theil von Oberitalien der franzöſiſchen Republik unterworfen. In Begleitung unſrer beiden Mütter reiſete ich mit meinem Weibe nach Mailand. In der Nähe mietheten wir eine ſchön gelegne Villa. Dort beſchenkte mich Emilie mit einem Knaben, aber ſie ſelbſt wurde mir einige Tage darauf durch einen grauſamen Tod entriſſen. Ich war lange troſtlos und doch trafen mich noch mehr Schläge. Auch Emiliens Mutter ſtarb in Italien. Die Flammen der Zeit brachen von neuem hervor, öſtreichiſche Heere ſammelten ſich. Bonaparte kam als erſter Conſul nach Mailand und ſchlug mehre Tage darauf die Schlacht von Marengo, die ihm zum zweiten Male Oberitalien in die Hand gab. Der Schrecken zerſtörte vollends die Lebensblüthe meiner Mutter, die der Schmerz bereits angefreſſen hatte. Sie begehrte im Vaterlande zu ſterben, wir machten uns auf den Weg, aber ſie vollendete, eh wir die Heimath erreichten. Mein Schmerz war unſäglich. Mir grauſ'te ins Vaterland zurück zu kehren. Ich eilte mit meinem Kinde und ſeiner Amme nach N., meiner Garniſon. Dort ließ ich beide zurück und ging nach **g, um Alles, was ich mit dem Herzog Günther abzumachen hatte, ſo ſchnell als möglich zu beſeitigen. Ich legte ihm damals alle nöthigen obrigkeitlichen und andre Papiere über die Geburt meines Sohnes vor, nahm ihm aber ſein fürſtliches Wort ab, ſtets ein tiefes Geheimniß über dem Leben dieſes Kindes ruhen zu laſſen. Ich wollte meinen Erben frei von allen, auch den kleinſten Vorurtheilen der Geburt erziehen; er ſollte nie erfahren, daß er eines Fürſten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03668/005

ebenbürtiges Kind ſei, er ſollte ein Menſch werden und kein Rang, kein Reichthum, nichts von all den Dingen, die den Menſchen in ſeiner Blüthe ſchon verderben, ſollte ſeine Ausbildung ſtören. Dies hatte ich meiner ſterbenden Mutter verſprochen; mein eignes Herz trieb mich dazu. Der Plan zur Erziehung meines Kindes wurde mit Vorliebe von mir ausgearbeitet; er iſt auch befolgt worden. Aber wie meiſt menſchliche Weisheit in ihren beſonnenſten und klügſten Entwürfen vom Leben in der nach höhern Geſetzen erfolgten Entwicklung deſſelben verhöhnt und zu nichte gemacht werden, wie faſt immer etwas ganz Anderes wird, als was der Menſch bezweckt hat, ſo iſt es auch mir ergangen. Ich wollte meinen Sohn frei erhalten von allen Eindrücken des verdorbnen Hoflebens und der ſogenannten vornehmen Welt überhaupt, ich wollte ihm die reine Seele bewahren vor allen Vorurtheilen, die aus einer ſogenannten vornehmen Erziehung entſpringen müſſen, und was iſt aus ihm geworden? Ein finſtrer Demagog, ein wüthender Republikaner, ein wilder Ultra-Liberaler, ein rückſichtsloſer Jacobiner. Ich wollte das eine Extrem in ihm vermeiden, ach! und es iſt das andre ſchier noch ſchlimmer in ihm.“ — Die Stimme des Prinzen hatte zuletzt gewankt, jetzt übermannte ihn die Wehmuth; er ſchluchzte laut auf, und ſein männlicher Schmerz brach unverhalten hervor.

Der Maler, der, während der Erzählung, von Augenblick zu Augenblick unruhiger geworden war, ſtürzte jetzt mit Heftigkeit zu des Prinzen Füßen und rief laut mit ſtark bewegter Stimme: „Mein Vater, o mein Vater, ſo iſt es doch wahr, was mir mein Herz oft zugeflüſtert: ich bin Ihr Sohn!“

„Strafe dein Herz Lügen,“ weinte der Prinz; „kann denn der Radikale, der bittre Karikaturiſt mein Sohn ſein?“

„Und doch bin ich's!“ rief Richard. „Zeugt nicht die Empörung meiner Seele gegen alles Unrecht, gegen die bevorzugten Stände, gegen die Privilegirten und Götter der Erde, zeugt das nicht, daß ich Ihr Sohn bin? Wollen Sie nun mit mir zürnen, mein Vater, daß meine Seele voll heiliger Begeiſtrung iſt für die Freiheit, für die ewigen Rechte der Menſchheit, für die unwiderleglichen Geſetze der Vernunft; wollen Sie zürnen, daß dieſe meine Seele auch voll Haß iſt gegen die Gewalt, die Unterdrückung, die Tyrannei, die den Schweiß des Volkes in üppiger Schlemmerei vergeudet, ſeine Rechte hohnlachend mit Füßen tritt und ſich mit frecher Stirn auf ihr ſogenanntes göttliches Recht ſtützt? Wollen Sie mir deshalb zürnen?“

„Ich theile deine Anſichten, ſobald ſie in den Schranken der Mäßigung bleiben, wie ich dir ſchon oft eingeſtanden, aber menſchliche Zuſtände können ihrer Natur nach nicht vollkommen ſeyn, und du biſt viel zu wenig wahrer Menſchenkenner, um einzuſehen, daß deine Hypotheſen, ſo ſchön ſie klingen, ſich niemals werden in Praxis bewähren und auf's Leben anwenden laſſen. Glaube der Stimme deines Vaters: du biſt viel zu exaltirt. Es gibt wenige, die es ſo ehrlich meinen, wie du. Du wirſt von deinen eignen ſogenannten liberalen Freunden betrogen, hintergangen und zuletzt verhöhnt. Doch zu oft habe ich meine

Mahnungen an dich ergehen laſſen. Du weißt, ich liebe die Extreme nicht. Laß mich jetzt zu Ende reden. — Es war ein Fehlgriff von mir, daß ich dich dem Maler Weinfeld zur Erziehung übergab; ich hatte den Mann in Italien kennen und als einen trefflichen Menſchen ſchätzen gelernt; aber er war ein politiſcher Schwärmer, das hat er an deiner Erziehung bewieſen. Ich habe es zu ſpät eingeſehen. —“

„Du hätteſt auch nie erfahren, wer du deiner Geburt nach biſt, und ruhig hätteſt du dein ganzes Leben der Kunſt widmen können, wären nicht Umſtände in unſerm fürſtlichen Hauſe eingetreten, die mich zu mir widrigen Schritten nöthigten. Die jüngern Söhne meines Bruders ſind allmählich mit Tod abgegangen, der Erbprinz iſt ein kränklicher, ſchwächlicher Menſch, dem die Ärzte kaum noch einige Jahre Leben zutrauen. Ihn zu verehelichen, daran iſt nicht zu denken. Mir hat die Erinnerung an deine herrliche Mutter jede andre Verbindung verleidet, wo hätte ich unter Fürſtinnen wieder ein ſolches Weib finden können? Mein Bruder iſt ſchon ein bejahrter

Mann; die Herzogin erfreut ſich der beſten Geſundheit. — Sobald der Zuſtand des Erbprinzen von einem ärztlichen Konſilio geprüft und das Reſultat dieſer Prüfung dem Herzoge und dem Miniſterio bekannt worden, forderte mich der erſtere auf, mich über meinen Sohn zu erklären. Der Miniſter von Golpe wurde mit in's Geheimniß gezogen; ich verſprach, dich herbei zu rufen und man entwarf einen Plan, bei dem ich zum Glück auch eine Stimme hatte, dich gewiſſermaßen zum künftigen Beherrſcher dieſes Landes erſt zu erziehen. Mitten in dieſen Verhandlungen überraſchte mich zuerſt die Nachricht von deinen Streichen in Paris. Ich mußte dich dort loseiſen. Du kamſt und tratſt als mein Pflegeſohn auf. Dein Äußres imponirte; deine politiſchen Anſichten brachten Alles in Aufruhr. Du fielſt in die Hände einer Geſellſchaft, die aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt war; dein edles Herz hielt aber alle dieſe Leute für ſo liberal, wie du es warſt. Ich warnte dich oft; vergebens. Der Herzog wüthete, ich hielt dich immer; nie verließ mich die Hoffnung. Es wurden alle Mittel verſucht. Eine höchſt erfreuliche Entdeckung war es für uns, daß du mit der Baronin Golpe in einem zärtlichen Verhältniſſe ſteheſt. Auch darüber liegt dir noch ein Schleier, den zu lüften jetzt Zeit iſt. Dein Erſcheinen bei Hofe erregte unter den Eintagsfliegen, die ſich dort um das kümmerliche Licht des Thrones drehen, natürlich ungeheures Aufſehen. Man ſchnüffelte bald ein Geheimniß heraus und hielt dich für meinen natürlichen Sohn. Die Baronin Golpe hatte wahrſcheinlich tiefer geſehen; vielleicht hatten ſie ein Paar unvorſichtige Worte ihres Mannes auf die rechte Spur gebracht, vielleicht hat er ihr in einer ſchwachen Stunde ſogar verrathen, wer du eigentlich ſeiſt. Kurz es iſt außer Zweifel, daß ſie es wußte. Sie verliebte ſich in dich; die ſchlaue Ruhl wurde ihre Vertraute. Es ſchmeichelte theils der Eitelkeit der Baronin, von einem Fürſtenſohne geliebt zu werden, theils liebte dich die reizende ſanfte Schwärmerin wirklich mit hoher Glut, und was erſt nur auf eine galante Verbindung abgeſehen ſein mochte, wurde nachher leidenſchaftliche Liebe. Als der Miniſter dich bei ihr angetroffen, wurde ſie von uns mit in's Geheimniß gezogen. Golpe brachte, wie er ſich rühmte, dem Vaterlande ein großes Opfer, indem er ſeinen Konſens zu einem ihn entwürdigenden Verhältniß gab; ich kenne ihn beſſer, er hätte noch andre und ihm ſchwerere Opfer gebracht, nur um ſich in ſeiner Stellung zu erhalten. Mein Bruder konnte ihn ſeit längerer Zeit nicht leiden, mir war er gar zuwider. Seine Vermählung mit Reginen war ſchon ein Nothanker; ſie iſt nämlich mit unſerm Hauſe verwandt. Die Liebe ſollte nun deine Bekehrerin werden. Regina hat mir unter vier Augen mit Thränen geſtanden, wie wahr und innig ſie dich liebt; ſie war glücklich, ſich eben ſo von dir geliebt zu wiſſen, und verſprach mir, dich ganz von dem ultraliberalen Patriotismus zu heilen. Es war nothwendig, die Ruhl mit in's Geheimniß zu ziehen; ſie mußte auf einer andern Seite thätig ſein. Die ſchlaue Intriguantin hat für ſich am beſten geſorgt. Sie hat Golpe und Schließ ſo lange benutzt, als ſie dieſelben brauchte; jeßt müſſen ihr beide zu Füßen kriechen, die unwürdigen Menſchen; denn ſie müſſen ſtets in Furcht ſein, daß ſie ihre Feindin wird. Und über kurz oder lang ſtürzen ſie doch durch ihre Macht. — An deinem tiefeingewurzelten Ariſtokraten- und Fürſtenhaß ſcheiterten alle unſre Plane. Du ließt dich mit Zeilig, Bode und Andern in immer gefährlichere Verbindungen ein, Schließ lieferte die genaueſten Details; ſie und deine beißenden Karikaturen raubten mir alle Hoffnung, verſetzten den Herzog in den heftigſten Zorn gegen dich und brachten dich auf die Feſtung. Das Projekt wurde aufgegeben; nie ſollteſt du erfahren, wozu deine Geburt dich berechtigte, du ſollteſt von der Nachfolge ausgeſchloſſen ſein. Ein andres, mir weit mißfälligeres, kam zur Sprache: Ich ſollte mich mit einer jungen Fürſtin vermählen. Unſre Staatsweisheit beſtimmte mir die Prinzeſſin Wilhelmine von **r*. Sie hatte bei der Anweſenheit des Miniſters von dieſem das Geheimniß deiner Geburt erfahren. Du hatteſt ſchon einen ſehr günſtigen Eindruck auf ſie gemacht. Iſt es zu verwundern, daß er Liebe wurde? daß das Herz der Kunſtbegeiſterten ihrem Geiſte folgte und beide dir zuſtrebten?

Wie mir ſo eben ihre Oberhofmeiſterin mitgetheilt, haben die Stunden, die du dich mit Wilhelminen heute unterhalten haſt, über ſie entſchieden. Sie hat am Herzen der würdigen Frau gelegen und ihr mit jungfräulichem Erröthen geſtanden, daß ſie dich liebt, über Alles liebt. Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig, als dich noch ein Mal zu fragen, willſt du von den unſeligen Grundſätzen des Radikalismus laſſen, und dich zu gemäßigtern bekennen? Willſt du dich zum künftigen Beherrſcher dieſes Landes vorbereiten und in Wilhelminens Armen ein glücklicher Fürſt, ein glücklicher Menſch werden? Willſt du das Alter deines Vaters verſüßen und dereinſt in Gemeinſchaft mit ihm ein treues Volk beglücken?“

Der Maler ſah einen Augenblick vor ſich hin, dann antwortete er mit feſter Stimme:

„Mein theurer Vater, ich liebe ſchon; ich liebe ein holdes, engelähnliches Mädchen, ein Weſen, wie es wenige gibt. Mein Herz iſt mit ſanften Banden, aber für ewig an ſie gebunden. Keine Andre wird mich je beglücken. Und ich bin nicht in den fürſtlichen Vorurtheilen aufgezogen, die das Herz dem ſogenannten Staatsintereſſe opfern, oder vielmehr die ſchönſten Gefühle deſſelben von früh auf ertödten. Ich, der freie Naturſohn, würde an der Wunde verbluten. Darf ich Alwinen als Weib mit auf den Thron bringen, dann will ich mit Freuden Ihnen meine Hand reichen, von heiliger Kindesliebe getrieben; denn ſtehen kann ich nicht für mich, daß ich einſt aus dem Lande, deſſen Fürſt ich werden würde, eine Republik mache.“

„Toller Menſch!“ rief der Prinz gerührt und ſchloß ihn mit Thränen in die Arme. „Alwine taugt nicht zur Fürſtin, und du nicht zum Herrſcher. Beglücke ſie, ich weiß, ſie iſt das edelſte Mädchen. Bleibe in deiner Niedrigkeit; du wirſt glücklicher ſein, als auf dem Throne. Wenn auch in Irrthümern befangen, biſt du doch ein guter, braver, edler Menſch. Dein Herz iſt deine Krone; du biſt ein wahrhaftiger Fürſt. Ich habe mehr Hochachtung vor dir, als wenn du die Ausſicht auf die künftige Herrſchaft ergriffen hätteſt. Nun weiß ich doch, daß es wahrhaft liberale Männer gibt.“

Der Sohn lag lange am Herzen des Vaters. Dann fuhr dieſer fort. „Es war einſt mein Plan, mich in den Vereinigten Staaten Nordamerika's niederzulaſſen, und ich habe mich dort angekauft. Ich ſchenke dir dieſe Güter, ſie ſichern dir ein ſorgenfreies Leben.“

„Mein Vater!“ rief Richard gerührt.

„Nimm Bode mit dir,“ fuhr der gütige Fürſt fort. „Er taugt nicht hierher. Sein krankes Herz wird in einer andern Welt heilen. Zu ſeinem Troſte magſt du ihm ſagen, daß Roſaura ihn vergeſſen hat. Sie befindet ſich als Frau des faden Schließ ganz leidlich. So ſind die meiſten. Auch Zeilig wird, wie ich höre, nach Amerika gehen. Dort könnt ihr beiſammen ſein.“

Dieſe Idee wurde von Richard mit Lebhaftigkeit ergriffen. Sie blieben die halbe Nacht beiſammen.

Am andern Tage wurden große Anſtalten zur feierlichen Verlobung des Erbprinzen Emil mit der Prinzeſſin Amalia, und des Prinzen Hermann mit der Prinzeſſin Wilhelmine getroffen. Kouriere flogen um die herzogl. Familie von **r* einzuladen, von **g trafen eine Menge Hofherrn ein, worunter Golpe und Schließ. Richard Fürſt machte dagegen Anſtalten zur Abreiſe. Er eilte zur Oberhofmeiſterin von Golpe: „Jetzt werden Sie mir Ihren Segen nicht länger vorenthalten, meine Mutter!“ rief er.

Sie umarmte ihn weinend.

„Wo iſt Alwina?“ fragte er.

„In **r*, in meinem Hauſe. Reiſen Sie glücklich. Ich komme bald nach.“

Im Blick ſah er noch die Prinzeſſin Wilhelmine, als ſie an Prinz Hermanns Arm über den Hof ging. Sie hatte verweinte Augen.

Als er in den Wagen ſteigen wollte, zupfte ihn Klärchen am Rocke. „Es läßt Sie Jemand um noch ein Paar Worte bitten,“ flüſterte ſie ihm zu, und führte ihn auf ihr Stübchen. Regina umarmte ihn. „Leb' wohl!“ rief ſie weinend. „Du warſt der einzige Mann, den ich liebte. Wehe mir, daß es ſo iſt! Mein Herz wird ſich verbluten. O daß du eine edle Überzeugung von mir mit dir fortnähmſt.“

„Wir ſind verſöhnt!“ ſagte Richard. „Der Schmerz wird dich läutern.“ Ein Kuß brannte noch auf ihren Lippen; dann ſchied er.

Im nächſten Dorfe fand er Bode, in **r* Zeilig und Allwinen. Der Maler Lebrecht fand ſich bald zu ihnen, und ihre vereinte Sehnſucht flatterte dem Frühling entgegen, der ſie auf eine freie Erde führen ſollte.

* * *

Der Jakobsſtern.

Meſſiade

von

Ludwig Storch.

◆

Erſter Theil.

Des Sternes Aufgang, oder der Lehrer der Kabbalah.

Frankfurt am Main, 1836.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Scepter aus Israel aufkommen, und wird zerſchmettern die Fürſten der Moabiter und verſtören alle Kinder Seths.

Bileams Weiſſagung vom Stern aus Jakob.

Bibel 4. Buch Moſe, 24. Kapitel.

Das Laubhüttenfeſt.

> Das Feſt der Laubhütten ſollſt du halten ſieben Tage, wenn du haſt eingeſammelt von deiner Tenne und von deiner Kelter; und ſollſt fröhlich ſein auf deinem Feſte, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, der Levit, der Fremdling, der Waiſe und die Wittwe, die in deinem Thore ſind.
>
> Bibel. 5. Buch Moſe, 16. Kapitel,
> 13, 14 Vers.

Der Herbſt war eingezogen und lag zu Land, ein ſchätzeſpendender König. Und der Freude zu pflegen, die ihnen der Segen der Ernte gebracht, waren — wie ihnen ihr uraltes heiliges Geſetz gebot — die jüdiſchen Einwohner der alten mächtigen Handels- und Hafen-Stadt Smyrna am fünfzehnten Tage des Monats Tiſri, ſchon vor Sonnenaufgang ausgezogen, um auf einem in der Nähe gelegenen einſamen Hügel, der eine weite Ausſicht auf das Meer und den Hafen gewährte, eine andre leicht und ſchnell aufgebauete Stadt zu beziehen, und ſieben Tage darin zu wohnen, und das ſchönſte und heiligſte Feſt des Volks zu begehen. Das war die Stadt der Laubhütten, in die ſie einwanderten unter fröhlichem Hörnerklang und Saitenſchall, Jubel und Geſang; das war das Laubhüttenfeſt, das große Ernte- und Dankfeſt, das ſie feierten.

Sobald die Sonne den erſten Glutblick in die bewegten Meerwellen warf und die Gipfel der Zelte und Lauben vergoldete, begrüßte ſie der Ober-Rabbine mit einem von Muſik begleiteten lauten Gebet. Die Nacht floh, und viele hundert zierliche Lauben wurden ſichtbar, geſchmückt mit dem leiſe angegilbten Blatte des Lorbeer, von Pinienzweigen durchflochten, von Pomeranzen- und Citronenlaub bedeckt, von Weinlaub durchrankt, mit Palmblättern geſtickt, von der Myrte gekrönt und der ſilberglänzenden Pappel geziert; und reife Früchte lachten überall lockend, wie der Blick der Neuvermählten, durch das züchtig umſchleiernde Grün. Zwiſchen den Lauben prangten ſchneeweiße Zelte, mit grünen Büſchen am Firſt, mit Laubgewinden an der Thüre, heilige Wohnungen der Prieſter, und durch ihr reines, blendendes Dach die glorreiche Herrlichkeit des Gottes Israels andeutend. Breite Gaſſen liefen durch die Laub-

Hütten- und Zelte-Stadt, in denen das leichtbewegte Volk des altteſtamentariſchen Glaubens im prächtigen Feſtſchmuck mit hallendem Feſtgetön einherzog, ſingend und ſchmauſend, koſend und ſich wohlbegebend, wie ihnen der Herr, ihr Gott, geboten hatte durch den Mund ſeines Knechtes Moſe. Dieſem Geſetze gemäß trug Jedermann beiderlei Geſchlechts einen Strauß in der Hand von Palmen-, Citronen-, Myrten- und Weidenzweigen; das jüngere Volk hatte noch ein Ethrog, d. i. einen Paradiesapfel oder eine Citrone, in der andern Hand. Der Zug mit den Sträußen aber hieß Lulabh, und machte einen Theil des feierlichen Gottesdienſtes aus, bei welchem die Sträuße geſchüttelt wurden, ſo oft der Rabbine den umſchreibenden Namen Gottes ausſprach.

Die Hütten und Zelte waren inwendig behangen und ausgeſchmückt mit dem Theuerſten und Koſtbarſten, was die Erbauer derſelben beſaßen; und reich war die vielzahlige Judenſchaft zu Smyrna, wohlbegütert durch ihre Thätigkeit und den lebhaften Handel der Levante nach Europa, deſſen wichtigſter Stapelplatz die uralte Griechenſtadt mit Recht genannt wurde. Deßhalb ſah man ſo herrliche Fußteppiche ausgebreitet, wie ſie nur in den Gemächern der Fürſten zu liegen pflegen; deßhalb hingen buntſeidene Stoffe, deren Glanz und Pracht das Auge entzückte, als Tapeten an den Wänden; deßhalb funkelten ſilberne Armleuchter von den Decken hernieder, und auf den Tiſchen ſtanden nicht minder prangende Gefäße von edelm Metalle. Aber ſchöner noch als die prunkenden Gewebe, lieblicher noch als die hellen Geräthe, waren die duftenden Früchte anzuſchauen, welche Eingangs jeder Hütte zur ergötzenden Augenweide und zum labenden Genuſſe ausgeſtellt, Auge und Begierde reizten. Da lagen in feingeflochtenen Körben üppig gerundete, goldfarbige Pomeranzen, längliche hellgelbe Citronen, da winkte die kühlende Limonie, die aromatiſche Ananas, die ſüße Feige, die ſaftige Melone, der ſanft geröthete wollige Pfirſich mit der ſchweſterlichen Aprikoſe, und, in Maſſe aufgehäuft, die braune und gelbe Pracht wuchtiger Trauben, des Herbſtes köſtlichſtes Geſchenk. Kränze von ſtrotzenden Aehren ringelten ſich an den Säulen und äußeren Wänden der grünen und weißen Hütten empor, und was ſonſt noch Feld und

Wald, Garten und Berg duftig darbieten zu des Menſchen Bedürfniß und Luſt, das war aufgeſpeichert in allerlei reichen und ſchönen Gefäßen, dem Geber zum Dank, den Empfängern zur Freude. Jung und Alt, Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau zogen von Zelt zu Zelt, von Gaſſe zu Gaſſe, des ſüßen Moſtes voll, der überall verſchenkt wurde; denn das größte Feſt im Jahre, das Feſt der Feſte, das heiligſte von allen, die von den Vätern überkommen waren, erlaubte freiere Sitten und eine Annäherung der Geſchlechter, die ſelbſt den Juden des Morgenlandes fremd iſt.

Sobald das große Frühgebet vorüber und das Hallel geſungen war, zerſtreuete ſich das Volk in der Hüttenſtadt oder im Walde des nahen Berges zu allerlei Vergnügung und Kurzweil; die jungen Leute ergötzten ſich mit Spielen, die älteren mit ernſter Unterhaltung, die Frauen bereiteten Speiſen, die Männer tranken gewürzten Wein: war doch alle Arbeit und Erwerbsgeſchäft erlaſſen — wenn auch erlaubt — ſieben Tage lang, die mehr der Freude, dem Genuſſe und dem heitern Lobe Gottes geweiht ſein ſollten.

Aus dem größten, reichſten und ſchönſten Zelte, das gleichſam mit perſiſcher Königspracht überladen war, ging ein junges Mädchen in der Mitte ihrer Geſpielinnen hervor, deren Anzug und natürliche Reize trefflich mit dem Glanze der Hütte übereinſtimmten; denn wie dieſe für einen König gebaut ſchien, ſo glaubte man in jener die Tochter oder die Geliebte eines Königs zu erblicken. Im koſtbar ſtolzen Nationalputz, ſo wie einſt die vornehmſten Hebräerinnen, zur Zeit der Römerherrſchaft, an den hohen Feſttagen, durch Jeruſalems Straßen gewandelt, erſchien auch jetzt noch, über anderthalb tauſend Jahre ſpäter, Thamar, die jüngſte und reizendſte Tochter des Kaufmanns David Roſanes, des reichſten Juden in Smyrna. Sein war die köſtliche Hütte, ſein war der Berg und der Hain, auf und in welchem die Laubenſtadt erbaut war, ſein waren viele Schiffe, die den Archipel durchkreuzten und das italianiſche Meer. Roſanes war ein Fürſt an Reichthum, ein König der Kaufleute; denn Schätze ſind eine Macht auf Erden, der Beſitz der gewaltigſte Herrſcher über die Gemüther der Menſchen. Thamar, des reichen Mannes Lieblingskind, war als

Spätling zur Welt gekommen, als die übrigen Kinder Davids bereits erwachſen und zum Theil ſelbſt ſchon verheirathet waren, er aber im höheren Mannesalter ſtand, wo bei vielen Andern bereits der Winter des Lebens begonnen hat. War doch die liebliche Blüthe in dem reichen Hauſe erſchienen, um den greiſen Beſitzer deſſelben, je höher er in Jahren ſtieg, mit deſto köſtlichern Düften zu erquicken, damit ihm, dem das Glück ſo viele Schätze beſcheert, auch am Spätabend ſeines Lebenstages der herrlichſte nicht fehle, eine reizende gute Tochter, der friſche prangende Zweig eines alten Stammes. Und ſo ſtand der ehrwürdige Roſanes, der ſein ſiebzigſtes Lebensjahr bereits zurückgelegt hatte, noch rüſtig wie ein Mann, als hätten die Jahre ihr volles Recht an ihm nicht auszuüben vermocht, in der Mitte ſeiner Kinder und Enkel, im Beſitz königlicher Schätze, ein beneidenswerther Sterblicher; und ſeinem glücklichen Haupte fehlte nicht die Krone, ſeiner Krone nicht die Perle, ſeiner ſchneeigen Locke nicht der friſche, grüne, duftende Kranz: Thamar, die Schöne, Thamar, das reizendſte Mädchen Smyrna's war ſeine Tochter. Faſt ſchien es, als habe der ſchaffende Gott ſich noch ein Mal der idealen Geſtalt erinnert, mit der er einſt ſein auserleſenes Volk geſchmückt, als er ſein Angeſicht noch nicht im Zorne von ihm abgewendet, und die Schönheit, die einſt Eſther zur mächtigſten Königsgeliebten erhoben, die verführeriſche Judith geziert, in jener zeugenden Rückerinnerung auf die liebliche Thamar ausgegoſſen, wie einen in Geſtalt gefeſſelten Duftſtrom. Noch hatte die Trägerin ſolch hoher Anmuth ihr ſechszehntes Jahr nicht ganz zurückgelegt, und doch zeigte ihr ſchlanker Körper bereits die ausgegründeten, vollendeten Formen gereifter Frauenſchöne, doch wölbte ſich das bewundernswürdige Ebenmaas der ſchlanken Glieder, kaum der jugendlichen Zartheit entſtrebt, zu jener idealen Fülle ſtolzer Weiblichkeit, wie die bildende Kunſt ſie als Muſter liebt und aufſucht. Das ſüße Gemiſch von erwachtem Bewußtſein der ihr inwohnenden hohen weiblichen Würde, das ſich zuweilen noch wie ein Schlaftrunkner taumelnd bewegte und die Augen, vom grellen Lichte dargebrachter Huldigungen der ſie umgebenden Welt, geblendet, blinzelnd ſchloß, und von halbträumender kindiſch nachläſſiger Kindheit, die gerade nicht ſonderlich auf höhere Dinge um ſich achtete, ſondern nach Blumen und bunten Steinen, nach Putz und Tand griff, dieß ſeltſame Gemiſch, zu welchem man noch die halb orientaliſche, halb occidentaliſche Natur rechnen muß — Smyrna hatte als Hafenſtadt viel Europäiſches, und die handelnde Judenſchaft kam mit den europäiſchen Kaufleuten am meiſten in Berührung — und endlich ihre religiöſe und ſittliche Bildung, die auf der einen Seite ein zweitauſendjähriges Gepräge trug, während die andere von geſtern ſtammte, verlieh der ſchönen Thamar einen ſo hohen und unwiderſtehlichen Reiz, deſſen junges Daſein allein die Schuld trug, daß er von Männern, die ihn zu würdigen verſtanden, noch nicht mit Entzücken bemerkt worden war. Die jun-en Kaufleute ihres Glaubens, die ſie umſchwärm-en, und in ihr der Lieblingstochter des alten Moſa-es huldigten, waren nicht fähig, jenes Entzücken fühlen, und ein Andrer war ihr bis jetzt nicht enaht. Keiner von Allen hatte Thamar's beſondre ufmerkſamkeit erregt, und ſo war ihr denn auch e eingefallen, ſich ſelbſt einem Manne bemerkbar machen; Alles war Natur und Kindlichkeit an ihr geblieben, jedoch mit der bereits angedeuteten bunt ſchillernden Färbung; und nicht allein ihre herrlichen glanzendſchwarzen Augen, die von langbekränzten Vorhängen gar lieblich überſchattet wurden, gaben mit jedem Blicke den treueſten Ausdruck ihrer Seele, auch ihr zierliches, biegſames, zuweilen, nach Art ihres Volkes, etwas heftiges Gliederſpiel und alle ihre, nach chriſtlich-europäiſchen Begriffen, zu raſchen und leidenſchaftlichen Bewegungen, drückten eben ſo gut ihre geheimſten Empfindungen aus; und man konnte ſie aus Auge und Bewegung verſtehen, gleichſam als ſitze ihre Seele in dieſem wunderherrlichen Auge, oder auf der Hand, auf der Spitze des Fingers, wenn ſie dieſe eben bewegte, auf der Stirne, wenn ſie den niedlichſten Kopf zur Seite beugte und kleine Falten auf der Elfenbeinwölbung erſchienen, oder auf den weichen ſymmetriſchen Schultern, wenn ſie dieſelben faſt unmerklich in die Höhe zog, oder wohin ſie nur ſonſt ſich ſchnell verſetzen wollte, um auf dieſe Weiſe wirkſamer, ausdrucksvoller zu ſprechen, als ein Wort vermag, um in einem Nu überzeugender zu beweiſen, als eine lange Disputation. So war Alles geiſtiges Wort, Muſik der Empfindung an ihr, und ſie ſprach mit hinreißender bezaubernder Beredſamkeit alle Sprachen der Welt, alte und neue, ſelbſt die noch erfunden werden ſollen, ohne nur ein Mal ihre friſchgeſchnittenen Lippen zu theilen. Ihr ſchwebender Gang, der halb dem Kinde, halb der Jungfrau angehörte, war die Blüthe entfeſſelter Lieblichkeit, die eben duftend aufbricht, das lebende Bild des leichtbewegten Gedankens, der Ausdruck ſchnell wechſelnder wogender Empfindung, die harmoniſche Muſik der Bewegung. Wenn aber zu Blick und Geberden, zu Haltung und Gang auch noch ihr rein und melodiſch tönendes Wort kam, wenn unter kindiſchen Einfällen hie und da ein tiefer Lebensernſt hervorleuchtete, wie unter Wieſenblumen eine Roſe, wenn ſie in lieber Einfalt ihres kindiſchen Gemüths ſpielend Räthſel löſ'te, an denen die Weisheit des geprüften Verſtandes ſcheiterte, dann fand man, daß Alles an ihr höchſte Harmonie war, und Klang und Sinn des Wortes zu Blick und Geberde, zu Haltung und Gang gehörten, um ein wunderbares Ganzes hervorzubringen, deſſen Zauber belehrte, daß die Natur im weiten Bereich ihrer Schöpfung nichts

Schöneres als ſolch ein Mädchen zu erzeugen vermochte.

Aber zum vollendeten Bilde ihrer eigenthümlichen Lieblichkeit gehörte auch ihre beſondere Kleidung. Alſo geſchmückt und angethan hatten die reizenden Töchter Juda's einſt auf den Zinnen und Mauern Jeruſalems geſtanden, ſolche Gewänder hatten die lauen Lüfte des Thales von Hebron gebauſcht, ſolch reiche Sandalen die Wellen des Jordan an ſeinen blühenden Ufern geküßt, ſolch blitzendes Geſchmeide hatte in den Bazars von Joppe und Gaza ſchon geglänzt, ſolch prächtige rabenſchwarze Lockennacht war zu Salomo's Zeiten ſchon von Narden und Ambra durchduftet worden.

Die zierlich geflochtenen Zöpfe und Schlingen des Haars liefen in mannichfachen Windungen ſich durchkreuzend am Hinterkopfe in einen Knoten zuſammen, aus welchem ſie, theils in leichte ſchöngekrauſte Locken aufgelöſt, theils in lockern neckiſchen Flechten und gefälligen Ringeln, ſich hinab auf den vollen Elfenbeinnacken tanzend ſtürzten und den Hals in muntern Spielen umgaukelten. Schläfe und Wangen waren mit geſchickt gedreheten zopfartigen Locken, die ſich vom Vorderkopf herüberzogen, beſchattet. Die Flechten und Zöpfe wurden mit Streifen purpurfarbigen Bandes, die mit Gold durchwebt und mit Perlen beſäet waren, zuſammengehalten. Auf der Stirne waren die Haare ſorgfältig geſcheitelt, und die weiße Haut des Hauptes glänzte, wie ein Lichtſtreif in rabendunkler Nacht. Statt der Kämme waren Locken und Geflechte mit goldnen Nadeln von verſchiedener kunſtreicher Form beſteckt, und die Köpfe derſelben leuchteten durch jene Nacht, wie Sterne. Beim künſtlichen Flechten und Locken des Haares hatten die kunſtfertigen Dienerinnen daſſelbe mit Nardenöl, Myrrhen, Zimmt- und Orangenblüthenöl geſalbt, als aber der Bau vollendet geweſen, war er noch beſonders mit Ambra, Biſam und Moſchus durchräuchert worden, ſo daß Ströme von ſüßen Wohlgerüchen den Lockenwellen bei jedem Schritte entquollen. Auf dieſem Haargeflecht ſaß der prächtige Tulbend, ein in ſchlangenförmigen Umläufen aus den reizend geſchlungenen Binden vom zarteſten Milchflor wie ein abgeſtutzter Kegel, gebildeter Bund, der, um die einzelnen Fugen an den zuſammengehefteten Stellen geſchickt zu verbergen, mit einem, in zierlichen Abſtufungen nach entgegengeſetzter Richtung heruntergeſchlungenen ſeidnen Zeuge überdeckt und über der Stirne mit einer goldnen Spange vereinigt war. Dieſes Zeug wechſelte, um die glänzende Weiße des Tulbends auf eine ergötzende Art zu heben, und die wellenförmig aufſteigenden Umläufe dem Auge im prunkendſten Farbenſpiele entgegen zu zaubern, hellblau, hellgrün, Purpur und Roſenroth, goldgeblümt buntgewebt oder glänzend geſtickt. Zwiſchen dieſer das Auge berauſchenden Farbenpracht funkelten in ſtufenweiſer Folge die koſtbarſten Edelſteine und die reizendſten Perlenſchnüre ſchlängelten ſich hindurch bis zu einer lieblichen Verſchlingung und Vereinigung auf der Krone des Tulbends. Mit dieſem ſtand das goldne Stirnſchild in Verbindung, welches mit geſchliffnen Edelſteinen aller Art, als Rubinen, Smaragden, Topaſen, Chryſolythen und Laſurſteinen eingefaßt, unter dem Haare am Hinterkopfe befeſtigt und mit einer Korallenſchnur verſehen war, welche um Schläfe und Wangen ſich unter dem Kinn hinzog. An dieſe Schnur ſchloß ſich die dreifache goldene Halskette an, deren Ringe nach unten zu bogiger und tiefer herabhingen, bis der dritte, an welchem ein aus Onyx geformtes mit goldnem getriebenen Deckel und Oehr verſehenes, zierlich ausgeſtochenes Fläſchchen voll koſtbaren Roſenöls hing. Die zweite Kettenſchlingung beſtand aus Schlangen, die in ihren Mäulern Edelſteine hielten, auf welchen kabbaliſtiſche Zeichen eingegraben waren, die als Amulete für alle Uebel galten; die oberſte war aus goldenen Kugeln und länglichen Edelſteinen, mit Häckchen an einander gehenkt, gebildet. Die unterſte, an der das herrlich duftende Fläſchchen befeſtigt war, blitzte von großen auf goldne Schnur gereiheten Perlen. Von der Höhe des Tulbends floß ein grünſeidner faltiger Schleier, mit weißen Blumen durchwirkt, bis faſt auf die Füße herab, doch war er jetzt zurückgeſchlagen und zeigte das reizende Geſicht. Die aufſtrebenden Bruſthügel umſchloß in faltigen Buſen das am Halſe mit einer buntfarbigen Arabeskenkante gezierte weißſeidene Unterkleid, in welches hellgrüne Thiergeſtalten und farbige Blumen gewebt waren, durch die ſich wieder ein reiches Goldgeäder künſtlich hindurchſchlang. Dieß prächtige Kleid ſchwebte in weiter Fülle über die Mitte der Hand faltenreich nieder, und ließ kaum die Fußſpitzen durchblicken. Die Aermel deſſelben waren in mehrfachen übereinanderlaufenden Reihen mit zierlichen Falbeln beſetzt, und dieſe ſchmuckte das reizendſte Bildwerk, das in den ſtrahlendſten Farben des Purpurs und des ſcharlachartigen Karmoſins aus den Händen der geübten Stickerin hervorgegangen war, wie mit einer prunkenden Malerei. — Die koſtbare Pracht, welche an dieſe Aermel verſchwendet war, ſah man doch noch durch den Aufwand übertroffen, welchen die den Saum des Gewandes in anmuthigen Falbeln umſpielende Beſetzung veranlaßte. Theils waren ſie in den brennendſten Purpur nach abwechſelnden Schattirungen getaucht, theils hoben ſich auf hellſchimmerndem Grunde die gefälligſten Blumenbilder zwiſchen ſchön gerauteten und geäugelten Zierrathen, aus Goldfäden geſchickt eingefügt. Der äußere Rand ſelbſt, der die Ferſen bekleidete, glänzte von Goldblechen, die in langen Streifen aufgeheftet waren und mit goldnen Bankten, Sternen, und ähnlichen Flittern abwechſelten.

Dieſes weite herrliche Gewand wurde über den Hüften durch einen aus der auserleſenſten Seide gewebten prachtvollen Gürtel zuſammengehalten, und erſt dadurch erhielt der ganze Anzug ſeinen eigenthümlichen Glanz. An den Verzierungen dieſes Gürtels war der höchſte Grad verſchwenderiſcher Pracht vor den Blicken entfaltet. Drei Mal um die ſchmale Taille geſchlungen, lief er, vorn in einen leichten Knoten geſchürzt, in reiche goldne Quaſten aus, deren Knäufe von den auserleſenſten Edelſteinen funkelten, zwiſchen deren lieblichem Farbenſpiel Perlen vom reinſten Schmelz und erſtem Waſſer hervorblickten. Glühende Farben wechſelten am Gewebe des Gürtels ſelbſt mit ſchimmernden Goldgebilden, und blendeten auf der reinen Farbe des Unterkleides, auf deſſen bauſchigten Falten ſich derſelbe glänzend enthüllte, das entzückte Auge. — Ueber dieſem Gewande floß in maleriſchen Wellen ein ungewöhnlich weites Prunkkleid bis auf die Fußſpitzen herab, das, von milchweißem Marliflor, wie gewebte Windeswogen, die ganze Geſtalt umſpielte, und in durchſichtiger Klarheit von reinem Silberglanze ſtrahlte. Der Saum deſſelben war mit goldenen und violetpurpurfarbigen Zierrathen künſtlich durchwirkt. Vorn weit von einander fliegend und nur über der Bruſt mit einer goldnen Agraffe zuſammengehalten, ließ das leichte Oberkleid die ganze Pracht des Unterkleides ſehen, und endete in einer langen Schleppe, die der ſchlanken Geſtalt des Mädchens ein majeſtätiſches Anſehen gab. Die zierlichen durchbrochenen Schuhe, die, weit ausgeſchnitten und mit Bändern an Fuß und Bein befeſtigt, Sandalen glichen, zeigten den kleinſten und niedlichſten Fuß in ſeiner vortheilhaften Geſtaltung. Ihm entſprach die kleine weiße Hand, an deren Fingern die theuerſten und koſtbarſten Ringe mit Brillanten glänzten. In der einen trug ſie einen kleinen runden, mit Edelſteinen garnirten Spiegel, in der andern einen von bunten prachtfarbigen Federn zierlich zuſammen geſetzten Wedel, deſſen hölzerner Griff ſtark vergoldet war.

Thamar war von Freundinnen und Geſpielinnen umgeben, die, wenn auch minder reizend von Geſtalt und weniger koſtbar gekleidet, doch ſchön zu nennen waren, und in ihrem Putze viel Pracht und Reichthum zur Schau legten, und jede von ihnen mußte, wenn ihr Thamar nicht zur Seite ſtand, ein Männerherz gewinnen. Die ſchönſte unter ihnen, Thamar's innigſte Freundin, war Rahel, die einzige

Tochter Zadik's de Curbano, eines ebenfalls ſehr reichen Kaufmanns, wenn er ſich auch nicht mit Roſanes meſſen konnte, ſo wenig die Schönheit ſeiner Tochter mit der Thamar's. Rahel hatte vier Brüder und — wie ſeltſam ſpielt nicht die ſchaffende Natur! — auch ſie ſchien zu einem Manne beſtimmt zu ſein und nur einen weiblichen Körper erhalten zu haben. Der männliche Geiſt dieſes Mädchens that ſich mannichfach durch Form und Geſtalt des weiblichen Körpers kund; ſie war größer und ſtärker gebaut, als die Frauen ihres Volks und überhaupt Aſiatinnen zu ſein pflegen; aus ihrem großen ſchwarzen Auge blickte ein kühner, ſtolzer, unternehmender Geiſt, ihre raſchen Bewegungen zeugten von Muth und Entſchloſſenheit. Ihre Figur war über allen Ausdruck edel, aber ſie entbehrte ganz des kindlichen Weſens, was Thamar ſo reizend machte; bei ihr war an die Stelle deſſelben eine klare Beſtimmtheit und trotzige Herausforderung getreten, und wen ihr feuriger, durchdringender Blick traf, zog ſich entweder eingeſchüchtert zurück, oder, wenn er ihr eine gleiche Seele entgegen halten konnte, fühlte ſich an ſie gefeſſelt. Obgleich Rahel kaum um ein Jahr älter war als Thamar, ſo hatte ſie ſchon mit mehreren Männern Umgang gehabt, während dieſe noch zart erröthend ihr Auge vor jedem männlichen Blicke ſenkte, den ihres alten Vaters ausgenommen. Rahel fühlte ſich weniger zu Thamar hingezogen, als dieſe zu jener. Es war dem zarten Weſen Bedürfniß, ſich hülfe- und ſchutzſuchend an ein ſtärkeres ihres Geſchlechts anzulehnen, ſo wie die ſchwache Weinpflanze die kräftige Ulme zur Stütze ſucht. Das zagende Mädchen konnte ſich ohne Rahel kaum öffentlich zeigen. Sie war ſo kindlich ſcheu und ſelbſt in ihren Vergnügungen und Spielen, ſobald ſie ſich dem Auge des Fremden ausgeſetzt ſah, ſchüchtern und furchtſam. Hatte ſie aber Rahel zur Seite, ſo gewann ſie plötzlich die Kraft, die ihr fehlte, dann war ſie unbefangen, herzlich, ſchalkhaft, ſelbſt in der fremdeſten Umgebung. So ſchien es, bilde Rahel gewiſſermaßen Thamar's Ergänzung und Vollendung. Der alte Roſanes hatte dieſes ſeltſamen Umſtandes wegen ſchon mehrmals gegen ſeinen Handelsfreund Curbano den Wunſch geäußert, Rahel ganz zu ſich in's Haus zu nehmen und als eigne Tochter anzuſehen und auszuſtatten, doch hatte der ſcharfſichtige

Zadik dieß Anerbieten jedes Mal beſtimmt abgelehnt; war doch Rahel die einzige Tochter ſeines Hauſes und genoß alle Vortheile einer ſolchen im reichſten Maße; war er doch auch ein vermögender Mann, und konnte aus eignen Mitteln das irdiſche Glück ſeines Kindes gar wohl begründen. Doch hätte er vielleicht den dargebotnen großen Vortheil nicht von der Hand gewieſen, wenn er nicht zu deutlich wahrgenommen hätte, daß es nicht auf ſeiner Tochter, ſondern auf Thamar's Wohl abgeſehen ſei, daß Rahel nur als Mittel dienen ſolle, und jedenfalls eine kränkende Zurückſetzung erfahren werde. Er verwehrte aber ſeiner Tochter nicht, die Einladungen Thamar's anzunehmen, und da dieſe faſt täglich erfolgten, ſo ſah man die beiden einander ſo ungleichen Mädchen meiſt, und an öffentlichen Orten, bei Feſten und Luſtbarkeiten, immer beiſammen.

Und ſo gingen ſie auch heute, noch von andern Geſpielinnen umſchwärmt, von Dienerinnen, die ihres Winks gewärtig, gefolgt, durch die raſigen Straßen der Laubenſtadt, und ließen koſend ihre Blicke auf die große tiefe Meerbucht, die zu ihrer Rechten unter ihnen lag, und auf Hafen und Stadt in der ſüdöſtlichen Ecke derſelben, gleiten. Vor ihnen erhob das mächtige Vorgebirge Karaburnu ſeine waldbekränzten Häupter, und verwehrte die Ausſicht auf den Waſſerſpiegel des Archipel. Sie wurden durch den Anblick auf den prächtigen, nicht inſelarmen Meerbuſen entſchädigt, an deſſen Eingang felſige Vorgebirge, mit zackigen Armen weit hereingreifend, Wache halten und am nördlichen Himmel fand das ſchweifende Auge an Mytilene's ſangreichen blaudämmernden Bergen ſein Ziel.

Ein ſchönes, neues Schiff, deſſen Maſt und Segel im Sonnenſchein funkelnd näher und näher herab kam, und dem Hafen zuſtrebte, lenkte bald die neugierige Aufmerkſamkeit der Mädchen auf ſich.

„Dürft ich nur ein Mal auf ſolch ſtattlichem Meerſchiffe hinausfahren über jene Marken des Meerbuſens," ſagte Rahel mit einem verlangenden Blick auf das ungeheure Waſſerbecken, der dann ſehnſüchtig über die ferne Fläche des Archipels hinſtreifte, „Stambul möchte ich ſehen, Venedig und Marſeille."

„Deine Wünſche gehen ſtets über den Kreis unſres Wirkens hinaus," verſetzte Thamar, „mir grauſ'te vor ſolch weiter Meerfahrt. Das Waſſer iſt tückiſch; heute zeigt's dir ein freundliches Antlitz, und morgen begräbt es dich in ſeiner kalten, naſſen Tiefe."

„Gerade einen Sturm auf dem Meere möchte ich erleben!" rief Rahel begeiſtert. „Es muß wunderbar herrlich ſein, wenn Hardaniel, der Engel des Blitzes, auf ſeinem feuerblickenden Roſſe durch Wolken und empörte Waſſerwogen dahinſauſt, und der tauſendäugige Sammael, der Todesengel, mit ſeinem leuchtenden Schwerte die Waſſer durchſchneidet."

„Verwegner Wunſch!" bebte Thamar zurück. „Chacham Joſeph Halevi, mein Lehrer, hat mir oft geſagt, das ſtille Harem ſei des Weibes Welt, darüber hinaus ſei ſie überall fremd, ein verſtoßenes unglückſeliges Weſen. Ich möchte nichts weiter, als immer im Hauſe meines Vaters bleiben, ſo lang mir zu leben vergönnt iſt, ruhig und geräuſchlos, wie von Jugend auf, und täglich den weiſen Lehren des Chachams mein williges Ohr leihend, wenn er mir die heiligen Bücher unſrer Väter und das Geſetz des Herrn erklärt."

„Ich möchte den alten Mann nicht zum Lehrer," nahm Rahel das Wort wieder, „mag er auch die Thora, Miſchna und Gemara noch ſo gelehrt erklären und die Kabbalah von Grund aus verſtehen. Er iſt ſo bedächtig, ſo ruhig, ſo gelehrt, daß mich ſchläfert, wenn ich ihn anſehe. Weit eher möcht' ich mich von dem jungen Sabbathai Zewi unterrichten laſſen, von deſſen Lob und Bewunderung jetzt die ganze Stadt voll iſt, und den die verſammelten Rabbinen feierlich zum Chacham ernannt haben.“

„Ich habe davon gehört,“ entgegnete Thamar, ziemlich theilnamlos. „Es iſt in unſerm Hauſe von dieſem gelehrten Jünglinge die Rede geweſen. Haſt du ſelbſt mir nicht von ihm erzählt?“

„Ich nicht,“ ſagte Rahel leicht erröthend, „ich ſprach noch mit keinem Menſchen von ihm.“

„Kennſt du ihn denn?“

„Ob ich ihn kenne?“ fuhr Rahel, wie aus tiefem Nachdenken, empor. „Ich ſollte ihn nicht kennen, auf den alle Kinder Juda's, die da unten in der bergigen Hafenſtadt wohnen, mit Bewundrung und Hoffnung ſchauen? Ja ich kenne dieſen Jüngling, ſchön, wie Sabariel, der Engel des Lichts, und feurigberedt, wie Ezechiel, der begeiſtertſte Prophet des Alterthums.“

„Du haſt ihn alſo auch gehört?“ fragte Thamar noch verwunderter. „Du mußt in ſeiner Schule geweſen ſein, Mädchen; denn wie mir mein Vater geſagt, lehrt er nur in ſeines Vaters Hauſe.“

„Sei doch nicht zu laut!“ warnte **Rahel**, „damit uns die Andern nicht behorchen.“ Und nachdem ſie den beredten Blick mißtrauiſch nach den Geſpielinnen zurückgeworfen und ſich überzeugt hatte, daß dieſe von ganz andern Dingen redeten, wandte ſie ihn mit dem Ausdruck eines ſüßen Geſtändniſſes, ihr vom Herzen geboten, auf Thamar: „Du ſollſt Alles erfahren. Aber verſprich mir Stillſchweigen beim Haupte deines Vaters.“

„Ich verſpreche,“ ſagte Thamar feierlich; in ihrem Auge, das ſich an Rahel's Blicken entzündet, glänzte es jetzt von hohem regen Leben, und mit ſteigender Spannung folgte ſie der Freundin, die, ſie an der Hand faſſend, ihre Schritte nach dem nahen Haine beflügelte. Vom kühlen Schatten hoher Bäume umwoben, ſuchte ſich **Rahel** ihren Standpunkt an einem Felſen, der ſich in teraſſenförmigen Vorſprüngen zur Meerbucht hinabſenkte und deſſen Fuß von ihren Waſſern genäßt wurde. Eine vielfach gewundene Schlucht bahnte von einer Teraſſe zur andern, von unten bis zur Höhe des Bergs, einen, wenn auch nicht bequemen Pfad. An dieſem Felſen, ohnfern der Oeffnung jener Schlucht, wo ſich eine natürliche Bruſtwehr gebildet hatte, lehnte Rahel und umſchlang Thamar, indem ſie erzählte: „Sabbathai's Ruf war ſchon lange in unſer Haus gedrungen. Meine Brüder hatten mit ihm die Schule beſucht und wurden nicht müde, von ſeinen bewundrungswürdig ſchnellen Fortſchritten in der Kenntniß des Geſetzes und ſeiner Auslegung zu erzählen, ſo daß er als Knabe ſchon alle ſeine Lehrer weit übertraf. Dieſe Reden hatten auf mich, damals noch ein Kind, einen tiefen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Doch wagte ich nicht, mit Jemand darüber zu ſprechen; auch weiß ich weder woher dieſe Furcht kam, noch kann ich ſie mir erklären. Lange, lange vernahm ich nichts von dem wunderbaren Knaben, aber meine Seele hörte nicht auf, ſich mit ihm zu beſchäftigen; oft erſchien er mir im Traume unter Sternen, leuchtend wie ein Engel, und ich hatte ihn doch nie geſehen. Endlich wurde mir alles von ihm Gehörte ſelbſt wie ein nebelhafter Traum; oft ſtritt ich mit mir ſelbſt, daß je ein ſolcher Wunderknabe gelebt, daß ich je ein Wort über ihn vernommen; ich überredete mich, er ſei allein meinen bunten heißen Kinderträumen entſprungen. So laut und geſchwätzig ich in jeder andern Hinſicht war, ſo wenig ließ ich meine Gedanken über meine vermeintlichen Träume laut werden. Ich fragte nicht, um Gewißheit zu erlangen, gerade die Ungewißheit that mir ja ſo wohl. Es war das einzige Geheimniß, das ich hatte, und es war mir unendlich lieb und theuer geworden. Ich glaube, ich wäre eher mit männlichem Muthe geſtorben, eh' ich es verrathen hätte. Es war das blumige ſonnige Feld, der eingefriedigte Garten meiner jungen ſtarken Sehnſucht, meiner unklaren, unbeſtimmten Wünſche, meines unausſprechlichen Glücks. Denn je älter ich wurde, deſto lichter trat der Gedanke in mir hervor, nicht von ohngefähr ſei dieß liebliche Traumbild in meine Seele gezaubert, und beharre trotz der Jahre in hehrer Engelsgeſtalt darin, es müſſe einen ſolchen Knaben geben, der unterdeſſen auch zum Jüngling herangewachſen ſei in lichter gottlicher Reinheit, er müſſe leben zu meinem, zu meines Volkes Glück und — wiſſe Alles, was meine Seele, wie ein Meer von Wonne und Luſt, durchwogte und ſie im Jubeljauchzen in die Chöre der Seraphim emporriß — nichts geringeres könne dieſer Jüngling ſein, als der Meſſias!“

„Der Meſſias!“ ſchrack Thamar, von der Gewalt dieſes Wortes getroffen, zuſammen. „Mädchen, welcher Engel hat ſich deiner Seele bemächtigt! Mich durchrieſelt ein unheimliches Grauſen.“

„Höre weiter! Oft fuhr ich in ſtillen Mitternächten von meinem Lager empor, als hätte mich Lilith, die düſtre Nachtfrau, oder Ofaniel, der Engel, der auf dem Mondſtrahl reitet, wach geküßt; da ſäuſelte es um mich, wie ſein Odem, da war mir's, als vernähm' ich ſeiner Stimme Schall in fernen ſeltſamen Klängen, die auf lauen Luftwogen zu mir ſchifften und kaum lebend noch mein Ohr erreichten; heilige Schauer durchflammten meine Seele, berauſcht kreiſ'te mein Auge in den Wundern der Schöpfung umher, mein Geiſt ſchwelgte in unausſprechlichen Gefühlen; ich ahnete, ich wußte, daß der hohe König meines Volks, der vor Jahrtauſenden verkündete Meſſias mir nahe ſei."

„Der Friede Gottes ſei mit dir!" rief Thamar, vom höchſten Erſtaunen ergriffen. „Das ſind wunderbare Dinge! Ich fürchte, Rahel, du biſt von einem böſen Geiſte beſeſſen."

„Nicht doch!" lächelte dieſe zuverſichtlich. „Böſe Geiſter haben nichts mit dem Meſſias zu ſchaffen."

„So glaubſt du wirklich, daß der verheißene Beglücker unſres Volkes bald erſcheinen werde?"

„Ich glaube nicht, daß er erſcheinen werde; ich weiß, daß er erſchienen iſt. Ja, Thamar, nimm die Jubel meiner Seele in die deinige auf, bebe mit mir vor Wonne und Entzücken; der Befreier Juda's iſt endlich erſchienen, die brünſtigen Gebete haben Frucht getragen, der Meſſias wandelt unter uns."

„Du redeſt noch in Träumen. Wer ſollte der Auserkorne in Smyrna ſein?"

„Sabbathai Zewi iſt der Beglücker."

„Der junge Chacham, von dem wir ſprachen?"

„Er iſt's, den Israels geſchlagenes Volk durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch mit glühender Sehnſucht erwartet. Freue dich, Mädchen, uns iſt das unermeßliche Glück zu Theil geworden, mit ihm zu gleicher Zeit, in einer Stadt zu leben, den Honig zu ſchlürfen, der von ſeinen Lippen fließt, ſeines Auges göttlichen Strahl in unſre Herzen aufzunehmen, ſeiner Herrſchaft erſte Dienerinnen zu ſein.“

„Aber woher weißt du, daß er der Meſſias ſei?“ fragte die kühlere Thamar zweifelhaft.

„Gott hat es mir in heiligen Geſichten offenbart; ich bin gewürdigt worden, die Erſte zu ſein, die ſein Weſen in ſeiner Tiefe und Höhe begreift und ihn freudig anerkennt. Vielleicht hat mich der große Gott unſrer Väter, der wieder gnädig auf ſein lang verſtoßenes Volk blickt, zu noch Höherem auserſehen. O könnt' ich, wie einſt Eſther, unſerm geſchlagenen gemißhandelten Volke zum Siege über ſeine Feinde verhelfen!“

„Mich hat immer geſchaudert vor Eſther, der blutigen, vor Jael und Judith. Mein Mund könnte ſo wenig einen Blutbefehl erbitten, als meine Hand einen Mord vollziehen, und wär' es mein ärgſter

Feind. Doch erzähle mir, wie dir ſolche Offenbarung geworden. Du ſiehſt mein Staunen von Minute zu Minute wachſen.“

„Beſchäftigt mit den göttlichen Geſichten, wird plötzlich vor noch nicht langer Zeit von meinen Brüdern in meiner Gegenwart der Name Sabbathai Zewi genannt. Mich durchzuckt es, wie die Berührung eines Engels. Und meine Brüder erzählen, daß der hochbegabte Knabe, der in der Schule einſt ſo großes Aufſehen erregt, ſtill und unbemerkt zum Jüngling herangereift, forſchend und ſtrebend nach Weisheit und Licht, plötzlich aufgetreten ſei als ein Meiſter des Geſetzes, wie es noch keinen gegeben, und hoch erleuchtet in der geheimſten Wiſſenſchaft der Kabbalah, die er ohne Anleitung geſchöpft aus geheimen Bronnen. Und Wunder auf Wunder hör' ich von ihm. In einſamen Mitternächten wandelt er hier unter uns auf dem Felſenſtrande des Meers, und badet in ſeinen dunkeln Wellen; dann ſpricht er hohe Dinge mit den Engeln des Mondes, der Sterne, des Windes und der Fluth, und ſie lehren dem Jünglinge die Geheimniſſe der Kabbalah, die er dann im Hauſe ſeines Vaters ſeinen Schülern entdeckt. Dort verſammeln ſie ſich jeden Abend, wenn es zu dämmern beginnt, und du findeſt bejahrte Greiſe darunter, die begierig aus des Jünglings Munde die Worte göttlicher Weisheit erfaſſen. Wie im Sturme reißt er die Gemüther fort; ſein ſind alle Herzen, und das heilige Erſtaunen, das die Schüler des jugendlichen Lehrers ergreift, löſ't ſich in Thränen der Freude und Liebe auf.“

„Du warſt ſelbſt dort, ihn zu hören?“

„Der Geiſt trieb mich; ich konnte nicht widerſtehen. Ich weiß es, ich muß meine Beſtimmung erfüllen. Es iſt dir bekannt, daß ich Baruch, meinem mittlern Bruder, ſehr ähnlich ſehe. So oft ſie heim kamen aus Sabbathai's Schule, verſchlang ich ihre Worte; endlich beredete ich Baruch, mich ein Mal ſtatt ſeiner hingehen zu laſſen. In ſeinen Kleidern war ich ihm zum Verwechſeln ähnlich. Ich ſah Sabbathai, ich hörte ihn. Er lehrte aus dem hohen Buche Sohar, und berauſchte mit dem Wein ſeiner Weisheit.“

„O ſo beſchreibe mir doch ſeine Geſtalt!“ rief Thamar begierig.

„Wie du dir den Engel denkſt, der zu Simſon's

Mutter, Manoah's Weib, erſt in die Hütte und dann auf's Feld kam, ſo denke dir Sabbathai. Seine Geſtalt iſt groß und ebenmäßig, ſein Antlitz edel und ſchön, und ein wunderbarer Glanz geht von ihm aus. Es hat die blendende Weiße des Schwans, wenn er über den Meerbuſen rudert, oder der Taube, wenn ſie über das Gebirge fliegt. Sein ſchwarzes glänzendes Haar fällt in leichten Lockenringen auf Nacken und Bruſt, ſeine Augen ſind groß und beredt, ihnen entſtrömt das Feuer prophetiſcher Begeiſtrung, und zuckt wie Blitze in die Herzen. Um ſeinen Mund ſpielt es wie Geſänge Davids und der Propheten; auf ſeiner hohen Stirn ſitzt majeſtätiſche Weisheit; Lieblichkeit und Anmuth ſind über ſeine Geſtalt ausgegoſſen, wie Bäche von Milch und Honig, aber auch ein hehrer Ernſt liegt auf ſeinen Augenlidern, wie man ihn nicht auf dem Antlitz eines Greiſes findet, und wahrlich, allein die jugendlichen Züge ſind's, die ſeine achtzehn Jahre verrathen.“

„Erſt achtzehn Jahre iſt er alt? Nur zwei Jahre älter als ich?“

„Die Zeit gibt keinen Maßſtab für des Meſſias göttliche Erleuchtung. Er iſt der Herr aller Weisheit, der offenkundigen und verborgnen, und eben weil er an Jahren noch ſo jung, iſt der Beweis ſeiner hohen Sendung. Kein Menſch, außer dem Meſſias, könnte in ſo kurzer Zeit das Alles lernen. Das iſt ein Geſchenk des großen Gottes; das iſt ihm angeboren, damit er dadurch ſeine hohe Würde kund thue und beweiſe.“

„Doch mit Wundern und Zeichen ſoll der Erlöſer unſres Volks auf Erden erſcheinen, ſo lauten die alten Weiſſagungen und Schriften.“

„Glaube mir, ſie werden nicht fehlen, wenn ſeine Zeit erfüllt und die Stunde gekommen iſt, die ihm die Krone des Meſſias auf das Haupt ſetzt. Iſt es nicht ſchon ein hohes Wunder, daß Gott ſich einer ſchwachen Jungfrau offenbart? Aber auch die Zeichen werden nicht ausbleiben, und wenn es Gottes Wille iſt, ſo werden ſie kommen, wie Flammen plötzlich aus der Erde ſchlagen, wann und wo man's am wenigſten vermuthet. Sie können morgen beginnen, heute noch, in dieſer Stunde —“

Ein leichtes Geräuſch zog die Blicke der Jungfrauen ſeitwärts nach der Felſenſchlucht. Dort tauchte in demſelben Augenblick eine ſchneeweiß gekleidete männliche Geſtalt auf.

„Er iſt's!“ rief Rahel, von den heiligen Schauern einer Seherin ergriffen, und auch Thamar bebte beim Anblick des idealiſch ſchönen Jünglings, der ſeit einer Stunde der Gegenſtand ihrer Unterhaltung geweſen war, und im Momente der höchſten Aufregung plötzlich vor ihnen ſtand, ſichtbar zuſammen. Sie fühlte ein noch nie gekanntes Etwas in ihrer Bruſt, dem ſie alſo auch keinen Namen geben konnte, aber es ſchien ihr, als ſie ihre Augen auf der ſchlanken Geſtalt ruhen ließ, daß die Gefühle, die Rahel vorhin beſchrieben und ihr unklar geblieben, ihr jetzt plötzlich ſo klar und verſtändlich, ja als ob es ihre eignen ſeien.

Sabbathai trug ein weites faltiges Kleid von feiner weißer Leinwand, das ein purpurfarbiger Gürtel über ſeinen Hüften zuſammenhielt. Ein leichter weißer Tulbend wiegte ſich auf ſeinem über alle Beſchreibung edel geformtem Kopfe. Das war ſein einfacher Anzug; aber der Jüngling ſchritt darin ernſt und würdig einher, wie ein im Purpur geborner König. Sein Auge glühte mehr düſter als freundlich, doch in ſeinen Zügen lag ein unausſprechlich ſchöner und milder Ausdruck. Die Farbe ſeines Geſichts, ſeines ſchlanken Halſes, Nackens und der obern Bruſt, die der Kaftan nicht bedeckte, glänzten wie zartes Elfenbein und nur die Wangen färbte ein leichtes durchſichtiges Roth. — Sein durchdringender Blick traf Thamars königliche Geſtalt und blieb einige Minuten auf der Fülle dieſer Reize hängen. Dann grüßte er die Jungfrauen beſcheiden, die ihre Schleier über das Geſicht zu ziehen vergeſſen hatten, und verlor ſich hinter den Bäumen des Haines.

„Das war ein Zeichen von Gott!“ rief Rahel, „daß er der Meſſias iſt.“

„Es war es; ich glaube es ſelbſt,“ ſetzte Thamar eben ſo hinzu, und verbarg ihre Unruhe an der Freundin Bruſt. Die Mädchen lagen hochglühend von Gotttrunkenheit einander lange in den Armen, und die morgenröthlichen Roſen eines andern Gefühls, des mächtigſten in der Menſchenbruſt, knospeten und brachen auf und berauſchten ſie mit ſtarken göttlich ſüßen Düften.

Die untergehende Sonne warf die Schatten der Berge über den Meerbuſen von Smyrna und vergoldete — während die Stadt ſelbſt ſchon im Frieden des Abends lag — die grünen Firſten der Laubenſtadt auf der die Bucht beherrſchenden Höhe. Die Familien hatten ſich in die Hütten zurückgezogen, und weilten fröhlich beim Abendmahl. Die dem Moſaiten angeborne Geſprächigkeit ſaß an jedem Tiſche, ein willkommner und erheiternder Gaſt. — Glänzend war die Tafel in David Roſanes fürſtlichem Gezelte. Hier waren die reichſten und vornehmſten Juden im feſtlichen Schmucke verſammelt, ſo wohl Kaufleute, als auch Prieſter und Lehrer des Volks. Die erſten und angeſehenſten unter dieſen Gäſten waren die Vorſitzenden des Rabbinalgerichtes zu Smyrna, der Chef deſſelben, Maſſud Aſſulai, ein gelehrter Greis von großer Macht und Anſehen, deſſen Rechtsverfahren ſelbſt nicht vom Kadi der Stadt geſtört werden konnte, und der Vicepräſident jenes jüdiſchen Tribunals, Aaron de la Papa, ein nicht minder würdiger und angeſehener Mann. Es fehlten auch nicht die übrigen Rabbinen, welche das Gericht bildeten. Eben ſo waren die erſten Aerzte der Stadt eingeladen. Unter den letztern befand ſich Jakob ben Eliah de Villegas, ein Mann von großen Kenntniſſen und einer weit ausgebreiteten Praxis unter Juden, Türken und Rajahs. Ja er war ſogar auf Veranlaſſung des vorigen Kadi nach Smyrna gekommen, welches nicht ſeine Vaterſtadt war. Seine ärztliche Hülfe wurde meiſt von den vornehmſten Bewohnern der Stadt in Anſpruch genommen, doch entzog er ſich den Aermern keineswegs. So war er auch Hausarzt des alten Roſanes, ja er hieß ſogar Hausfreund, und hatte in häuslichen Angelegenheiten etwas mitzureden.

Die Unterhaltung kam bald auf den achtzehnjährigen Chacham, der alle ſeine Zuhörer in Erſtaunen ſetzte.

„Wißt Ihr auch, meine Freunde und Brüder,“ nahm einer der Rabbinen das Wort, „daß Sabbathai Zewi heute Abend zum erſten Mal unter freiem Himmel lehren wird? Die Zahl ſeiner Zuhörer iſt zu groß geworden, ſo daß ſie das kleine und armſelige Haus ſeines Vaters nicht mehr faſſen kann.“

„Unter freiem Himmel?“ fragte der Vicepräſident nicht ohne Beſorgniß. „Der Kadi iſt, wie ihr wißt, kein Freund von ſolchem Aufſehen; er könnte dem Sabbathai und uns Händel machen. Ich wünſche überhaupt nicht, daß der junge Mann es darauf anlegte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ein Mal könnte die hohe Pforte es übel vermerken, dann paſſen auch dieſe kabbaliſtiſchen Lehren nicht für die Maſſe des Volks. Es verſteht ſie nicht, weiß ſie nicht zu würdigen und macht deßhalb ſtets einen verkehrten Gebrauch davon.“

„Ich weiß aus unſern frühern Tagen, mein Bruder,“ nahm der Arzt Villegas, mit einem ſtechenden Blick auf den zweiten Tribunalrichter das Wort, „daß du niemals ein großer Freund der Kabbalah warſt, und ſchwerlich wird der junge Sabbathai mit ſeinen außerordentlichen Lehren Gnade vor deinen Augen finden.“

„Nicht von meinen Anſichten ſprach ich, ſondern als Richter,“ verſetzte Papa ernſt und düſter, und warf dem Arzte einen ſtrafenden Blick zurück. „Die Handlungen und Thaten unſerer Jugend gehören nicht vor das Gericht des Alters, am wenigſten an die Tafel unſeres Freundes.“

„Ihr ſeid Jugendfreunde,“ vermittelte Roſanes, „eure Weiber ſind die Töchter einer Mutter und eines Vaters, ihr ſolltet billig auch die beſten Freunde ſein.“

„Sind wir es nicht, Raf?“ verſetzte der Arzt mit einem geſchmeidigen Lächeln. „Unſere Weiber ſind Schweſtern und wir ſind Brüder. Iſt dem nicht alſo, Aaron?“

„Ich habe nie Feindſchaft im Herzen gegen dich gehegt,“ ſagte Papa, „denn der Herr ſpricht in ſeinen ſechshundert und dreizehn Geſetzen, die zu halten uns obliegt: Du ſollſt nicht rachgierig ſein, noch Zorn halten gegen die Kinder deines Volks; du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt; denn ich bin der Herr.“

„Hätteſt du doch immer nach dieſem Gebote gehandelt, mein Bruder,“ grinſte der Arzt wieder.

„Der junge Gelehrte,“ übertönte ihn Roſanes, „ſollte vielmehr unſerer aller Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Er könnte der Stolz unſeres Volks in Smyrna werden. Ich habe Luſt, ihn dieſen Abend zu hören, und ich lade euch ein, meine Freunde und Tiſchgenoſſen, mich zu begleiten. Zählen wir uns zu ſeinen Zuhörern, ſo hat ihm der Kadi nichts an.

Wir ſchicken morgen dem Osmandi ein Geſchenk und Alles iſt abgemacht. Wo wird Sabbathai ſeine Vorträge beginnen?"

„Ohnfern von hier unter dem Felſen, den man den Schwanenhals nennt, auf der Fläche, die ſich vom Fuße des Felſens bis an die Meerbucht ausdehnt; bei hohem Waſſer iſt ſie überſchwemmt."

„Eine einſame Stelle, die mir gefällt. Sie gehört ohnedies noch zu meinen Beſitzungen. Der Gedanke im Freien zu lehren, ſpricht mich an; ich habe noch nie davon gehört. Keiner unſerer Lehrer hat das je gewagt."

„Verzeiht, Raf," nahm der Chacham Halevi das Wort, „Ihr könnt bei Euerm Geſchäft nicht in den Büchern unſerer Gelehrten ſo bekannt ſein, wie wir. Aber die zwei größten Lehrer unſeres Volks, die berühmten Männer, die leuchtenden Säulen unſeres Glaubens, die zwei Thürpfoſten des Geſetzes, Simon ben Jochai und Iſaak Luria, auf deren Gedächtniß der Friede Gottes ſei, auch ſie führten ihre Schüler auf das Feld und lehrten ihnen in der freien Natur die Herrlichkeit unſeres Gottes."

„Nicht minder thaten es vor ihnen die großen

Philoſophen Griechenlands," fügte Villegas hinzu, „Pythagoras und Plato lehrten, wie Sabbathai heute beginnt, und wahrlich der Ruhm dieſes Jünglings wird größer werden, als der der Gojim, ja vielleicht größer noch als der Simon ben Jochai's und Iſaak Lurias."

„Der Sabbathai ſcheint ſich Eurer beſondern Liebe zu erfreuen," ſagte Roſanes.

„Er wird auch die Eure erwerben. Ich aber muß ihn hoch ſchätzen wegen ſeines tiefen Wiſſens in der Kabbalah. Zwar gibt es Leute, die ſolches Wiſſen verachten, und ſich allein an das Kleid des Geſetzes halten, an die Schale der göttlichen Frucht; aber ich habe während meines Lebens viel Zeit dem Studium der Kabbalah gewidmet und weiß, daß ſie der Schlüſſel aller Geheimniſſe iſt auf Erden und im Himmel. Sie iſt ein unerſchöpflicher Born voll klaren Waſſers, je tiefer man hinabſteigt, deſto ſüßer wird es; ſie iſt das Lebensmanna in der Wüſte. Was wäre meine Kunſt ohne Studium der Kabbalah? Wenn ich meinen Eifer belohnt ſehe in Erforſchung der menſchlichen Krankheiten und ihrer Heilung, ſo habe ich es allein der Mutter aller

Wiſſenſchaften zu verdanken. Und deßhalb ſchätze ich dieſen wunderbaren Jüngling ſo hoch, weil er weiter gekommen iſt als ich, tiefer geforſcht hat als wir alle und unausſprechliche Geheimniſſe entdeckt hat. Aber ihm hat's der Herr in der Wiege gegeben.“

Es ſchien als habe Papa darauf wieder eine ſpöttiſche Antwort in Bereitſchaft, doch wurde er durch die Worte eines Dieners daran verhindert, der meldete, es ſei ſo eben ein Eilbote aus dem Hafen angekommen und frage nach dem Rabbi Jakob ben Eliah de Villegas, um deſſen Hülfe für eine Kranke anzurufen, die vor kaum einer Stunde auf einem griechiſchen Schiffe angekommen und ſich noch auf demſelben befinde.

Der Arzt erhob ſich ſogleich, um ſeiner Pflicht zu genügen, grüßte die Geſellſchaft und folgte dem Boten mit eiligen Schritten den Berg hinab. Auf dem Hafendamme begegnete ihnen ein hoher ſtarker Mann, der an ſeiner Kleidung als Grieche zu erkennen war. Dieſe Kleider waren ſo koſtbar, als ihr Träger ſtattlich.

„Dies iſt der Herr der kranken Sklavin, der mich an Euch abgeſendet," ſagte der Bote zum Arzte. „Er kommt Euch ſchon ungeduldig entgegen; es ſcheint ihm viel am Leben des ſchönen Weibes zu liegen."

Der Grieche war haſtig herangetreten und fragte mit unverholner Aengſtlichkeit: „Seid Ihr der Arzt Don Villegas, den man als den weiſeſten und geſchickteſten in Smyrna bezeichnet?"

„Der Name, den Ihr ausgeſprochen, Herr, iſt der meinige, und wenn ich einige Geſchicklichkeit beſitze, ſo wünſche ich ſie zur Hülfe Eurer Kranken am ſchnellſten und ſicherſten in Anwendung zu bringen."

„Seid verſichert, daß ich mich Euch auf eine Weiſe erkenntlich zeigen werde, die Euerm großen Dienſte angemeſſen ſein ſoll. Doch muß ich Euch eine unerläßliche Bedingung machen, die Euch übrigens, meines Erachtens, ſehr leicht zu erfüllen ſein wird."

„Nennt ſie Eurem Knechte, Herr!"

„Ihr dürft nur in meinem Beiſein mit meiner kranken Sklavin ſprechen, zu der ich Euch jetzt führen werde. Wenn ich nicht zugegen bin, ſo entfernt

Euch ſogleich wieder, ohne Mihurmah geſprochen zu haben, und ſollte Euer Beſuch noch ſo nothwendig ſein.“

„Ich verſpreche, Euer Begehr zu erfüllen, Herr.“

Der Grieche führte den Arzt ehrerbietig in die enge Kajüte des Schiffes.

Auf einer harten Matrazze hingeſtreckt, mit einem dürftigen Lacken umhüllt, lag ein weibliches Geſchöpf, das, beim Eintritte des Arztes dieſem den Kopf zuwendete. Villegas, obgleich ein Mann ſchon in den hohen vierziger Jahren, wo der Sinn für Frauenſchöne nicht mehr jene friſche lebendige Entzündbarkeit hat, die die Jünglingsjahre zu den ſchönſten des Lebens macht, ſtand doch einige Augenblicke wie geblendet von den eigenthümlichen Reizen dieſes Weſens. Sein vielbewegtes Leben hatte ihn weit in Aſien, Afrika und Europa umhergeführt, und er hatte auf ſeinen wiſſenſchaftlichen Wanderungen, wie in dem von den verſchiedenſten Volksſtämmen bewohnten Smyrna, Gelegenheit gehabt, die ſchönſten Formen der Armenierinnen, Türkinnen, Griechinnen, Aegyptierinnen, Jüdinnen und der Frankenfrauen zu ſehen — denn vor dem zu Rathe gezogenen Arzte mußte der morgenländiſche Schleier fallen — er hatte die ſchönſten Weiber ärztlich behandelt, und doch mußte er ſich jetzt geſtehen, nichts ſeltſam Schöneres je erblickt zu haben. Es war nicht die materielle Form, die dieſen ungewohnten Eindruck auf Jakob ben Eliah machte, ſondern der ideele Gehalt derſelben, der Geiſt, der gewiß höchſt originelle Geiſt, der aus dieſen Formen ſprach und ſie aus ſich herausgebildet hatte. Das Auge lag tief unter einer hohen Stirne und hatte einen düſtern melancholiſchen Ausdruck, einen faſt unheimlich flirrenden Glanz, und ſelbſt die Krankheit, die es mit einer brennenden Mattigkeit umhüllte, hatte doch die Blitze wilder Leidenſchaftlichkeit, die aus ihm hervorzuckten, nicht dämpfen können. Eine ſchön gebogne Habichtsnaſe, wie aus dem reinſten Alabaſter geſchnitten, verrieth einen ſcharfen Geiſt, um den Mund lagen hingegen alle Zauber weiblicher Liebenswürdigkeit, und wenn Stirn- und Auge ein excentriſches, die Naſe ein tiefernſtes Weſen verkündeten, ſo zeugte der Mund von weiblicher Flatterhaftigkeit. Und doch bildeten dieſe Widerſprüche ein herrliches Ganzes, doch ſprang aus dieſen Unregelmäßigkeiten ein unwiderſtehlicher Reiz hervor. Die regelmäßige Form mag ſchöner ſein, aber geiſtlos iſt ſie faſt immer und läßt den Beſchauer kalt; aus den kleinen Abnormitäten entwickeln ſich die höchſten Reize, denn in ihnen wohnt Geiſt und Leben.

Villegas ſchätzte die reizende kranke Sklavin auf zwanzig Jahre. — Sie lag in heftiger Fieberhitze, ihre Wangen glüheten und die Pulſe ſchlugen hörbar. Der Arzt nahm ihre Hand, es war die ſchönſte, die er je gefaßt, um ſich über einen Krankheitszuſtand zu unterrichten. Er redete ſie griechiſch an, doch ihr Herr bedeutete ihn, daß ſie beſſer türkiſch ſpreche, und Jakob ben Eliab lieh ſeiner Sprache dieſe Laute, um ſie über die Dauer und die Symptome der Krankheit auszufragen. Der Grieche ſchien über dieſe Fragen ängſtlich zu werden, und kam ihrer Beantwortung mit ſeiner gewandten Zungenfertigkeit zuvor. Die Kranke ließ ſich jedoch dadurch nicht abhalten, ſeine Reden zu verbeſſern und zu berichtigen, und Villegas bemerkte dabei, daß ſie ihm, ſobald ſie ſich nur einen Augenblick von ihrem Herrn unbemerkt ſah, einen bedeutungsvollen flehenden Blick zuwarf. Der Ausdruck ihrer Augen war zu lebhaft, als daß der kluge Arzt nicht ſogleich hätte merken ſollen, daß ſie ihm heimlich etwas anzuvertrauen habe. Hätte er doch dergleichen etwas aus dem Verbote des Griechen abnehmen können. Er gab ihr alſo wieder mit Blicken zu erkennen, daß er ſie verſtanden habe.

„Eure Sklavin leidet an einer gefährlichen Entzündung des Blutes, Herr,“ wandte er ſich dann zu dem griechiſchen Kaufmanne. „Die Krankheit hat einen hohen Grad erreicht, und meine Kunſt darf Euch nicht ſehr viel verſprechen. Doch Jeder thut ſein Möglichſtes. Und ſo will auch ich eilen, ihr einen Becher Blut abzuzapfen, wodurch ſich das Toben des Fiebers vor der Hand mildern wird. Hernach werde ich ihr die nöthigen Medikamente bereiten.“

Mit dieſen Worten griff er nach einem thönernen Napfe, der an der Erde ſtand, faßte die rechte Hand der Kranken, löſte den Aermelbund am Handgelenk und ſtreifte das Gewand hinauf. Als er eben im Begriff war, einen Schurz aus dem weitfaltigen Aermel zu winden, um den Arm oben zu unterbinden, bemerkte er im ungewiſſen Zwielicht einige rothe Striche auf dem höhern Theil des Oberarms. Neugierig ſchob er den Wulſt noch etwas weiter hinauf und erblickte die ſehr künſtlich in das Fleiſch gebeizte Zeichnung einer fliegenden Taube, die einen Oelzweig im Schnabel hielt. Betroffen taumelte der Jude zurück, dies Zeichen ſchien ihm bekannt zu ſein. Zum Glück bemerkte der Grieche die heftige Bewegung des Arztes nicht, der ſich ſogleich möglichſt zu faſſen ſuchte, das Kleid wieder raſch über die Figur ſchob, und, obgleich mit zitternden Händen, das Band anlegte. Nicht eines Wortes mächtig, mußte er ſtumm einige Minuten verziehen, und überſchleierte ſeine große Befangenheit durch Betaſten des Armes. Nichtsdeſtoweniger konnte ſie den Falkenaugen des Griechen entgehen.

„Ihr ſcheint nicht an das Blutvergießen gewöhnt zu ſein, Don Villegas,“ ſagte er hohniſch lächelnd, „Euch wird ſelber ſchwach, wie ich ſehe, bevor Ihr das blutige Werk beginnt.“

„Es iſt gleich vorüber,“ entgegnete dieſer, froh, daß der Späher die Urſache ſeines Schreckens nicht entdeckt, „und hat ſeinen Grund mehr in der Eile, mit welcher ich den langen Weg hierher gemacht.“

Und ſomit zog er raſch den kleinen ſcharfen Dolch aus ſeinem Gürtel, der zu dieſem Geſchäfte beſtimmt war, und ritzte mit der Spitze deſſelben die aufgeſchwollne Ader am vollen weißen Arme, daß der heiße ſchäumende Blutſtrahl hoch empor ſprang. Die Fieberkranke fühlte Augenblicks Erleichterung und athmete tief auf, als der Napf bis zur Hälfte gefüllt war, und Villegas die Oeffnung zudrückte und den compreſſen Verband darum legte. „In drei Stunden werde ich wieder hier ſein, um die Arznei zu bringen," wandte er ſich zu dem Kaufmann. „Bis dahin gönnt Eurer Sklavin Ruhe." Zu ihr gekehrt ſagte er: „Ich verſpreche Euch eine gute Nacht. Sobald Ihr die Arznei genommen, werdet Ihr ruhig ſchlafen." Eine leiſe Kopfbewegung und die Blicke ſeines Auges ſagten ihr aber, daß er in weit kürzerer Zeit zurück ſein werde. Die nun plötzlich mit Gewalt hereinbrechende Nacht verhinderte jede fernere Augenſprache.

Der Grieche begleitete den Arzt mit freundlichen Geberden und Worten.

„Wenn Euch am Leben der Kranken liegt;" ſagte Jakob ben Eliah ſchlau, „ſo vermeidet jegliche

Störung oder Unruhe. Am beſten, Ihr begebt Euch ſelbſt vom Schiffe hinweg und laßt einen einzigen Eurer Leute darauf, der Jedermann den Eintritt in daſſelbe verweigere. Wenn Ihr Euch aber für dieſen Abend zu langweilen fürchtet, ſo könnte ich Euch wohl in gute Geſellſchaft führen. Seid Ihr bekannt in Smyrna?"

„Wie ſollte ich nicht!" verſetzte der Grieche. „Seit fünfundzwanzig Jahren befahre ich dieſe Meere und durchziehe dieſe Länder, und war jedes Jahr wenigſtens ein Mal in Smyrna. Mancher Handelsfreund lebt mir in dieſer Stadt."

„So kennt Ihr gewiß auch die vornehmſten Kaufleute meines Volks. Ich will nur David Roſanes nennen."

„Hab' ich doch genug Geſchäfte mit dem Alten gemacht, und bin immer gut mit ihm gefahren."

„So kommt und nehmt meine Stelle bei ihm als Gaſt ein. Wir feiern das Laubhüttenfeſt und Ihr ſeid willkommen. Ihr werdet viele Freunde beiſammen finden, und es wird Euch nicht an anziehender Unterhaltung fehlen. Sobald ich mit der Zubereitung der Arzneien fertig bin, hole ich Euch bei Roſanes ab, um mit Euch gemeinſchaftlich nach Eurem Schiffe zurückzukehren.“

Der Grieche überlegte einige Augenblicke; doch gewann die Ausſicht auf Unterhaltung im Vergleich mit der Ausſicht auf tödtliche Langeweile auf dem Schiffe, wo er ſich ganz ruhig verhalten ſollte, die Oberhand über alle Bedenklichkeiten; er gab ſeinen Leuten den Befehl, bis zu ſeiner Rückkehr das Schiff zu verlaſſen, außer einem, dem er die tiefſte Ruhe bei ſchwerer Strafe gebot. Dann wandelten beide durch die bereits zur Nacht verdichtete Dämmerung wieder dem Berge zu, von welchem ihnen der vielbewegte Schein von einer Menge Lichter entgegenleuchtete.

Mancherlei Geſpräch hatte den Weg verkürzt, aber noch waren ſie in einer nicht geringen Entfernung von dem grünen Lager, als ſie eine Reihe Fackeln nach den Uferfelſen wanken und unten am Strande des Meerbuſens unter dem Berge ebenfalls Lichter entſtehen ſahen, die ſich in kurzer Zeit ſehr vermehrten und in den ruhigen Gewäſſern widerſpiegelten. Bald zogen ſich hüpfende Flämmchen von der Höhe des Bergs durch die Felſenſchlucht herab und ſetzten ſich mit dem großen Haufen in Verbindung. Der Hauch des Herbſtes, kühl und doch lieblich, flog vom Meerbuſen herüber, und warf die maleriſch ſich bewegenden Fackellichter bei Seite. Je mehr die Nacht Berge und Meer verhüllte, um deſto glänzender trat das wandelnde Heer der Lichter hervor, ein ergreifender Anblick. Der Grieche fragte den Juden verwundert nach der Urſache dieſer Erſcheinung.

„Ich vergaß Euch zu ſagen,“ erwiederte Villegas, „daß wir jetzt keinen Eurer Freunde in den Hütten treffen. Sie ſind alle an das Meerufer herabgezogen, um die Vorträge eines jungen Lehrers mit anzuhören, der ſeit einiger Zeit großes Aufſehen in Smyrna macht, und, als ein wahres Wunder in Kenntniß und Erforſchung geheimer Wiſſenſchaft, zu großen Dingen auserleſen zu ſein ſcheint. Heute Abend ſpricht er zum erſten Male unter freiem Himmel zum Volke; deßhalb die Menge Lichter, die zum Platze eilen, wo er ſeine Schüler verſammelt hat, und zu welchem uns ebenfalls zu wenden, wir am beſten thun.“

Der Grieche befragte ſich mit der ſeiner Nation eigenthümlichen Neugierde nach dem Namen und Stand des jungen Gelehrten, von welchem der Arzt ſo großes Aufhebens machte.

„Er iſt der Sohn eines unbemittelten Mannes, der ſich und ſeine Familie lange Zeit kümmerlich genug durch einen Kleinhandel mit Federvieh genährt hat. Wohl mag der Vater mit beſſern Hoffnungen nach Smyrna eingewandert ſein, aber es hat ihm nicht geglückt. Seit einigen Jahren gibt er ſich auch mit Mäklergeſchäften für fremde Kaufleute, vorzüglich für Engländer, ab; doch auch damit ſcheint er kein ſonderlich Glück zu haben. So iſt dieß Wunderkind, das jüngſte von drei Brüdern und einer Schweſter, in Armuth, Dürftigkeit und Entbehrung aufgewachſen. Deſto mehr geiſtige Schätze ſammelte er, und ſo emſig, daß er noch ſo jung der Reichſte geworden iſt.“

„Den Namen habt Ihr mir noch nicht geſagt.“

„Sabbathai Zewi heißt der Sohn, Mardochai Zewi der Vater.“

„Mardochai Zewi?“ fragte der Grieche aufmerkſam. „Iſt er nicht aus Anaboli in Morea gebürtig?“

„Er iſt ein Moreote, das weiß ich.“

„Seine Frau iſt groß und ſchlank; ihre prächtigen ſchwarzen Zöpfe reichen bis auf die Erde; ſie hieß die ſchöne Salome. Ihr Vater wurde von einem Türken erſchlagen und all ihr Gut ihnen genommen.“

„Es iſt dieſelbe. Ich bin ihr Hausarzt, und die Frau hat mir ihr Schickſal erzählt. Ihr Mann mußte mit ihr, jenes Streites wegen flüchten, der ſich ihretwegen entſponnen.“

„Ganz recht. Hat ſie Euch keine Namen genannt? War nicht ein Grieche dabei im Spiele?“

„Davon erzählte ſie nichts.“

„Ich glaub' es ſelbſt. — Und der Sohn dieſer Frau iſt der gelehrte Sabbathai?“

„Derſelben. Kennt Ihr ſie, Herr?“

„Nicht näher. Ich habe ſie früher in Anaboli geſehen und von ihrem böſen Geſchick gehört. Und wer hätte ſie nicht bemerken wollen, die zu den ſchönſten Mädchen im Peloponnes gezählt wurde! — Laßt uns eilen; ich möchte auch etwas hören von den Lehren des jungen Mannes!“

Und raſcheren Schritts ſtrebten ſie dem abgeſchloßnen Platze am Ufer zu, von wo ihnen der Glanz unzähliger Fackeln entgegen leuchtete.

Auf einer erhabenen Felſenplatte, deren Fuß die Welle des Meers plätſchernd küßte, ſtand der Jüngling, deſſen begeiſtertes Wort tauſende ſeiner Glaubensgenoſſen hier verſammelt hatte. Dicht um ihn war ein enger Kreis von ſprühenden Fackeln gebildet, aber ſie überglänzten mit ihrem röthlichen Scheine nur ſein weites, faltiges, ſchneeweißes Gewand, während ſein von ſchwarzen Locken umwalltes Haupt in Dämmrung und Nacht emporragte. Wenn er ſich eine Zeitlang ſprechend niedergebeugt hatte, dann erhob er dieß ſchöne Haupt wieder einige Minuten ſchweigend und wandte es, gleichſam lauſchend, dem Meere zu, ſo daß ſeine Züge unſichtbar wurden. Da war es, als horche er auf die geheimſten Stimmen der Nacht und des Meers, die von keinem andern Sterblichen vernommen würden, als ließe er ſich neue unerforſchte Geheimniſſe zuflüſtern, um dann davon ſeinen Zuhörern kund zu thun, was für ſie verſtändlich und tauglich ſei. —

Und iſt denn nicht die Nacht die Mutter aller Geheimniſſe? Aus ihrem unerhellten Schooße iſt das All hervorgegangen, wie eine Sonnenblume aus der ſchwarzen Erde, wie eine Waſſerlilie aus der dunkeln Meerfluth, und nun erfüllt ſie auch die verborgenſten Winkel und Falten der Welt, und wohin niemals ein Lichtſtrahl durchzudringen vermag, da waltet ſie mit urangeſtammter Heimlichkeit und Macht. Die Geheimniſſe aber — gleich die des Lebens und des Todes — ſcheuen das Licht, in den Tiefen, wo ſich das Leben erzeugt, im Bauche der Erde, wo die Stoffe gähren und ſich ſcheiden, herrſcht die königliche Allmutter, die ernſte Nacht, dort ſitzt ſie emſig ſchaffend, die uralte unentſchleierte Göttin, am Webſtuhle, Schleier webend für das ſterbliche Auge, in welche ſie geheimnißvolle Hieroglyphen ſtickt. Dabei ſingt und ſurrt ſie wunderbare Lieder, in denen ſie die Hieroglyphenſchrift erklärt, die Geheimniſſe ausſpricht, und wem's gegeben war, dieſe Lieder zu verſtehen, dieſe Töne zu deuten, dem werden ſich die Geheimniſſe bald in ſüßen, bald in qualvollen Ahnungen erſchließen. Das älteſte Kind der Nacht iſt das Meer. Ihm hat es die Gabe aufgeerbt, die Geheimniſſe der Welt zu erlauſchen, ihm hat es die älteſten und heiligſten in den tiefen unergründlichen Schooß geſenkt; da liegen ſie ſtill webend im kryſtallnen Schloß, und die Waſſer fluthen darüber als Hüter und Wächter des ihnen anvertrauten Schatzes. Von den Bergen herab durch die Länder und Städte ſtürzen die Quellen und bringen alle Kunde dem Vater Ocean, was ſie in der Gebirge Bauch geſehen und gehört, was ſie auf Bergeshöhn erfahren, was ſie in den Städten erlebt, Alles, Alles muß er wiſſen, der die Welt umſpannt. Wenn nun die Nacht ſich auf ihn niederſenkt und ſich mit ihm vermählt, dann tauſchen ſie im vertraulichen Gekoſe ihre Erfahrungen aus, und das Meer ſtimmt ſeine Wellenharfe und begleitet den heiligen Geſang ſeiner Mutter und Gattin. Das ſind die Töne, die über die Waſſerwüſte fliegen in der Mitternachtsſtunde, das iſt das leiſe Plätſchern der Wellen am Ufer. Der Menſch ſoll nichts hören und erfahren, von dem ernſten Brautlied; es taugt nicht für ſeine Ohren; darum ward ihm der Schlaf zur Nachtzeit geſetzt, ein mächtiger Tyrann, der bindet ihn und hält ihn gefangen und drückt ihn nieder; nur zuweilen läßt er ihn durch den Zauberſpiegel des Traums eins der Geheimniſſe in bunten phantaſtiſchen Bildern ſchauen. Aber es ſoll auch Einzelne geben, Bevorzugte, Geheiligte, über die der Schlaf keine Macht hat, die die Mutter Nacht freigegeben von ſeiner Gewalt, damit ſie wachenden Augs in den Buſen ſchauen, an welchen ſie ſie gezogen, wachenden Ohrs die Stimmen vernehmen und deuten lernen, die durch das verhüllte Meer klingen, und ſie ſo allmälig eingeweiht werden in ein Geheimniß ums andre.

Man ſagte, daß Sabbathai Zewi nicht ſchlafe, wenigſtens nie zur Zeit der Mitternacht. Zu dieſer Stunde war er ſtets abweſend in ſeines Vaters Hauſe und man wollte ihn dann zuweilen einſam am Ufer des Meers wandeln, auch wohl in demſelben baden geſehen und ſeltſame Worte, auch Geſänge von ſeinen Lippen gehört haben. Verſpätete Schiffer waren von ſeinem blendend weißen Leibe erſchreckt worden, wenn er in dieſer ſchauerlichen Stunde plötzlich vor ihren Augen aus den Wellen aufgetaucht war, und es hatten ſich ſchon mancherlei wunderliche Gerüchte über ihn verbreitet. Die Engel der Nacht und des Meers, hieß es, unterrichteten ihn dort in den tiefſten Geheimniſſen der Kabbalah, und deßhalb habe er keines menſchlichen Lehrers bedurft, und es doch weiter gebracht in der Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, als je ein Chacham oder Rabbi. Es ſchienen dieſe Gerüchte zu beſtätigen, daß Sabbathai zu nächtlicher Weile einen vom Meer beſpülten Stein zum Lehrſtuhl gewählt und ſeine Schüler am Ufer verſammelt hatte. Tiefe Stille herrſchte ringsumher, und der eintönige Laut des Nachtwindes, vereint mit dem Klange der Wellen, die ſich am Ufer brachen, waren, wenn Sabbathai ſchwieg, faſt die einzigen Laute, die vernommen wurden, und die über den Fackelſchein nur düſter ergrollende Nacht und der dunkle geheimnißvolle Waſſerſpiegel, über den einzelne Lichtſtrahlen leiſe hinzuckten, erfüllten das Herz der Hörer mit ſtillen Schauern. Die meiſten derſelben waren tiefverhüllt, theils um ſich vor der feuchten Nachtluft zu ſchützen, theils um nicht erkannt zu werden. Sabbathai ſchwebte wie ein ſegnender Engel über der Menge, und die hohe edle Schönheit ſeiner Geſtalt, die milde Heiligkeit ſeiner Züge, ſein begeiſtert ſtrahlendes Auge, ſein ſchwanenweißes Kleid, das wie Flügel um ihn flatterte, waren lauter Attribute, mit denen man die Engel auszuſtatten pflegte. Vielleicht waren ſeine ſchönen Worte noch mehr geeignet, einen ſolchen Wahn zu beſtärken:

„Bevor der Pulsſchlag der Schöpfung durch den endloſen Raum zitterte, wie ein heißer Wind über den Sand der Wüſte fährt, war Gott allein von Urewigkeit, die keinen Anfang hat, ein Lichtſtrom, klar und prächtig, end- und ſchrankenlos, wie der Raum, den er erfüllte; er war die Urquelle alles Lichts, alles Seins und Werdens, alles Geiſtes und Lebens, der in ſich verſchloßne Born der künftigen Welten, in ihm lag Alles, was werden ſollte, er war der Urälteſte in der verborgenſten Verborgenheit ſeines Weſens. Und der unendliche Gott dachte, endliche Dinge zu ſchaffen, nicht um ſein eigentliches Weſen zu offenbaren, welches allen Geſchöpfen, ſelbſt den allerheiligſten verborgen bleibt, ſondern ſeine über Alles erhabnen Eigenſchaften thätig zu zeigen. Aber jeder Gedanke Gottes wird zu That und Werk, und ſein erſter auf die Schöpfung der Welt gerichteter Gedanke wurde der Logos, das geſchaffne Wort Memra, die Weisheit des Herrn die Urkraft der Zeugung und der Empfängniß, oder Vater und Mutter in Vereinigung. Dieſer erſte Ausfluß aus der Gottheit iſt die Idealwelt, das Vorbild, nach welchem die Körperwelt ſpäter geſchaffen wurde, es iſt der Urmenſch, jener Adam Kadmon, den der göttliche Seher Ezechiel auf dem ſapphirnen Thronwagen über dem Himmel ſah. Donnernd ſchallte das geſchaffne Wort, das nun wieder ſchaffen ſollte, durch die Unendlichkeit des Raums, und ſein göttlicher Name war Jah, wie Jeſaias bezeugt: durch Jah ward Gott Schöpfer der Welten. Die Gotteskraft dieſes Erſtgebornen der Gottheit reicht in alle Grade des Lichts, in alle Stufen der Geiſter, und in alle Arten des Lebens von dem Reinſten und Höchſten bis zum Gröbſten und Niedrigſten.

„Mit dieſem Gedanken zog ſich Gott in ſich ſelbſt zurück, damit er Raum gewinne für die Welt. Wie nun das Licht zuſammenfluthete, hinterließ es zu allen Seiten Spuren ſeines Weſens, wie die kreisförmigen Wellen auf der Oberfläche eines ſtillen Waſſers, wenn man einen Stein hineinwirft. So wie dieſe Wellen, je weiter ſie von der Stelle, wo der Stein in das Waſſer fiel, allmälig ſich verlieren, eben ſo jene Spuren des Zurückziehens des Urweſens, die ſich um ſo mehr der Natur ihrer Urquelle nähern, je weniger ſie im Raume ſich davon entfernen, und um ſo mehr ſich davon entfernen, je weniger nahe ſie der Urquelle ſind.

„Dieſe Lichtkreiſe, von Gott auswallend in den unendlichen Raum hinaus, ſind die göttlichen Sephiroth, zehn an der Zahl. Die drei erſten um den in ſeine eigne Weſenheit ſich zurück gezogenen Gott (dem Enſoph, der als Lichtborn in der Mitte erhaben und gleich nach allen Seiten überwallend) geſchlungnen Kreiſe bilden zuſammen das ſchaffende Weſen in Gott, die Memra oder den Logos, ſie ſind vereint in Adam Kadmon und doch einander unterthan. Die oberſte Kraft iſt die Krone, die zweite die Weisheit, die dritte der Verſtand. Dieß ſind die drei oberſten Sephiroth. Ihnen untergeben ſind ſieben andre: die Gnade, die Stärke, die Schönheit, die Ewigkeit, die Majeſtät, der Urgrund und die Macht. Die Fülle des Lichts ruht in den drei oberſten, und von da ſtrömt es ſeine Strahlen auf die andern aus. Und als ſie nun ihre leuchtenden, flammenden

Kreiſe ſchlugen um den Urborn des Lebens, überſtrömend von dem aus ihm auf ſie hervorbrechenden Glanze, da erfüllte den Raum die urheilige Zahl Zehne mit Donnerſchall. Nach der Zahl Zehne wurde die Welt geſchaffen, und wie zehn lichte Sephiroth ihre flammenden Kreisbahnen um Gott ziehn, ſo wurden zehn Gebote das Urgeſetz der Welt, ſo gab ſich Gott zehn herrliche Namen, ſo entſtanden im Himmel zehn Engelorden, ſo beſteht der Menſch aus zehn Haupttheilen, ſo ſind uns zehn Finger an die Hände, zehn Zehen an die Füße gegeben, damit wir ſtets eingedenk ſein ſollen des erſten Schöpfungsgedankens Gottes. Und wie die Sephiroth ſich theilen in drei obere und ſieben untere, ſo theilt ſich die heilige Zahl Drei und Sieben. Drei iſt die heiligſte und im Dreieck wird die Gottheit ſelbſt dargeſtellt. Drei Himmel gibt's und ſieben Planeten; aus drei Theilen beſteht der Menſch, aus Geiſt, Seele und Körper, und ſieben Tage bilden den Kreislauf der Woche.

„Die Sephiroth ſind Ausflüſſe des Enſoph und ſtehen durch Kanäle mit ihm in Verbindung, wodurch die ewigen Ausflüſſe der Gottheit vom höchſten

Weſen bis zum niedrigſten Geſchöpfe der unterſten Welt herabgeführt werden. Dieſe Kanäle leiten die Wirkung der erſten Urſache durch die ganze Schöpfung und vereinigen ſie zu einem regelmäßigen Ganzen, im Zuſammenhange mit allen Weſen in der geſammten Natur. Vom unendlichen Weſen Enſoph geſchehen die Ausflüſſe in die obern drei Sephiroth durch zwei und zwanzig Kanäle, nach der Zahl der hebräiſchen Buchſtaben. Von der oberſten Sephirah, der Krone, gehen drei Kanäle aus; der auf der rechten Seite führt zur zweiten Sephirah, der Weisheit, der auf der linken Seite zur dritten Sephirah, dem Verſtande, der mittlere zur vierten, der Gnade. Unter der Krone liegt die Welt in ihrem Urbilde, die von Gott gedachte Idealwelt, die Memra oder der Logos, der Adam Kadmon, von dem ich ſchon vorhin ſprach. Der vierte Kanal fließt zwiſchen der zweiten und dritten Sephirah und iſt beiden gemein. An demſelben befinden ſich zwei und dreißig Wege der Weisheit und funfzig Pforten des Verſtandes. Dieſe Wege und Pforten ſind aber mit Hinderniſſen und Schwierigkeiten, Hülſen genannt, umgeben, welche nur durch vielfache ſtrenge Vorbereitungen und Kämpfe, beſonders durch Abtödtung des Fleiſches, durch die ſtrengſte Enthaltſamkeit aller ſinnlichen Genüſſe zugänglich gemacht werden können. Zwar kann man es durch unabläſſige Strenge gegen ſich ſelbſt weit bringen, aber bis zur funfzigſten Pforte hat es noch kein Menſch gebracht. Selbſt Moſes konnte nur bis zur neun und vierzigſten gelangen, Joſua aber nur zur acht und vierzigſten, ja ſogar König Salomon als der weiſeſte aller Menſchen, konnte die funfzigſte Pforte nicht erreichen.

„Die zehn Sephiroth bilden zugleich vier Welten in verſchiedenen Abſtufungen; ihre lichtflammende Kraft wirkt in allen dieſen Welten, von der oberſten bis zur unterſten, doch in einem abnehmenden Grade, wie dieß Fackellicht auf das Meer je weiter je ſchwächer ſtrömt, bis es in Dämmrung und Nacht verſchwindet. Dieſe vier Welten ſind eben ſo viele Stufen des Geiſtes, Lichtes und Lebens, in allmälig abſteigender gröberer Bekleidung oder Verkörperung. Die vier Welten heißen von oben herab: Azilah, Beriah, Jezirah und Aſſiah. Die azilatiſche oder ausgeſtrömte Welt, als die nächſte zur Gottheit, enthält die zehn Sephiroth in der höchſten

Potenz, d. h. in ihrer ganzen flammenden Lichtkraft, und iſt daher unmittelbar an das unausſprechliche Weſen Gottes angränzend und unmittelbar aus ihm ausgeſtrömt. Sie iſt die höchſte und vollkommenſte Offenbarung Gottes, ohne Mangel, Veränderung und Wechſel, ſondern ſich immer gleichbleibend, und heißt darum die edelſte Welt, weil die in ihr enthaltenen Weſen unmittelbare Ausflüſſe des Adam Kadmon oder des Logos, und daher gleicher Natur mit ihm ſind. — Die beriatiſche oder erſchaffne Welt iſt der nächſte Ausfluß der azilatiſchen. Die zehn Sephiroth walten in ihr in verminderter Potenz, ihre Lichtſtrahlen ſind ſchon gedämpfter; ſie iſt niederer und beſchränkter als jene. Doch ſind die Weſen und Subſtanzen, welche ſie in ſich begreift, noch immer ohne alle Materie und rein geiſtiger Art. Nur ſind ſie nicht durch und durch Licht, und ſo wie ſie ihre Quelle in der azilatiſchen Welt haben, ſo ſind ſie wieder die Quelle der folgenden unteren und geringern Welten. — Die jeziratiſche, geformte oder gebildete Welt iſt der nächſte Ausfluß aus der beriatiſchen. Ihre Weſen und Subſtanzen unterliegen ſchon der Individualität, aber aus Materie, nach unſerm Begriffe, beſtehen ſie noch nicht. Das Licht ihrer Sephiroth iſt ſchon mit Dämmrung vermiſcht und mit einem Anflug von Stoff getränkt. Sie iſt die Welt der Engel, der verſtändigen und zugleich unkörperlichen Weſen, die mit einer leuchtenden Bekleidung oder Hülle umgeben ſind, und, wenn ſie dem Menſchen erſcheinen, eine noch mehr von Stoffen geſättigte und verdichtete Geſtalt annehmen. — Die aſſiatiſche oder gemachte Welt beſteht aus den gröbſten Theilen der drei oberen Welten, aus dem Niederſchlag derſelben, der ſich ſeiner materialiſtiſchen Schwere wegen in dieſe untre Welt herabgeſenkt hat. Ihre Weſen und Subſtanzen beſtehen aus einer in Räumen beſchränkten Materie, die für ihre gröbern Sinnen unter den verſchiedenſten Formen wahrnehmbar ſind, und einem unaufhörlichen Wechſel und einer immerwährenden Unbeſtändigkeit des Entſtehens und Vergehens, des Zu- und Abnehmens und allmäliger Umformung unterliegen. Dieß iſt die Welt der Geburt und des Todes, des Scheins und Trugs. Die Nacht kämpft in ihr mit dem letzten Licht, ſie beſiegt daſſelbe und verdichtet es zum groben Stoffe, der die Materie ausmacht. Darum iſt alles Weſen hier in Nacht gehüllt und aus ihrem Geſchöpf, der Materie, muß man die in ihr gefangenen letzten Lichtſtrahlen der Gottheit ſchöpfen, um weiter zu dringen in die höhern Lichtwelten. Aus jener Zuſammenſetzung iſt es auch zu erklären, daß in dieſer unterſten Welt nichts Einfaches und Untheilbares beſteht, ſondern lauter Zuſammenſetzungen, die ſich jeden Augenblick im Innern und Aeußern umgeſtalten. —

„Die azilatiſche Welt, als ein reiner Ausfluß des Urweſens, bei dem keine Theilung ſtattfindet, hat weder Subjectivität noch Individualität; ſie iſt der reinſte, lichteſte Ausdruck Gottes, und Weſen ſind in ihr nicht und können nicht in ihr ſein. In der beriatiſchen Welt findet zwar keine Individualität, aber doch Subjektivität ſtatt, und darin weben und fluthen die reinſten, dem göttlichen Weſen am nächſten kommenden Geiſter, die Lichtweſen ohne Stoff und Form, die immer Lebenden, die unendlich Herrlichen, gleich unanſchaubar und undenkbar, wie Gott ſelbſt. Die Geſchöpfe der jeziratiſchen Welt haben Individualität und Subjectivität, aber noch keine grobe Materie, ſie ſind die Engel und Dämonen unter verſchiedener Geſtalt und Rangordnung, welche die Himmelskörper, die Elemente und Naturkräfte regieren. Sie ſind die Diener des Herrn und Vollzieher ſeines Willens, ſie erhalten die Erde im Gange und jede Kraft der Natur in Thätigkeit. Die aſiatiſche Welt, die entfernteſte vom Urweſen, iſt mit den verſchiedenſten Thieren, als dem letzten geiſtigen Ausfluſſe, mit den Menſchen, aber auch noch mit andern materiellen Geiſtern bevölkert, die, weniger fein als reine Geiſter, und weniger grob als eigentliche Materie, nur die Hülſen oder das abgefallene gröbere Weſen der höhern Ausflüſſe und von ihrer materiellen Schwere bis zur tiefſten Tiefe herabgezogen worden ſind. Dieſe beſtreben ſich zu den höhern Geiſtern ſich aufzuſchwingen und ſich an dieſelben anzuſchließen oder die reinen Geiſter zu ſich herabzuziehen in ihre eigne Unreinigkeit. Die ganze untre Welt iſt mit ihnen angefüllt.

„Dies iſt die Ausſtrömung der Welten und ihrer Geſchöpfe aus Gott; das iſt das erſte Kapitel der hochheiligen Weisheit vom Urgrund aller Dinge. Da nun die Mitternachtsſtunde herangenaht iſt, und ich ſeit lange gewohnt bin, dieſelbe im Gebet zu vollbringen, ſo ſchließe ich heute die Lehre, um morgen darin fortzufahren. Wer aber mit mir nach den Pforten des Verſtandes dringen, und eine um die andre erreichen will, ſo weit unſre Kräfte gehen, um immer mehr Licht zu erlangen, der verhülle ſich mit mir in die Nacht; denn nur durch Nacht ſtrebt man zum Licht! Der tauche ſeine Glieder mit mir in die heilige Meerfluth, um reiner und beſſer daraus hervorzugehen, der faſte und bete mit mir, daß er geſchickt werde zum höchſten Werke. Auf euch Alle aber ſenke ich die Schechina, die leuchtende Herrlichkeit des Herrn, die jetzt noch gefangene oberſte Mutter, wie ſie Ezechiel frei ſah im göttlichen Geſichte!"

Der begeiſterte Redner ſchwieg, indem er ſeine Hand ſegnend über das Volk ausbreitete, ſein Auge ſenkte ſich, er ſtieg von der Felſenplatte; ſeine getreueſten Anhänger und Schüler drängten ſich um ihn, um den Platz mit ihm zu verlaſſen und nach ſeinem Willen zu thun. Kein Fackelſchein begleitete ihren Weg. Als Sabbathai an einem Baume vorüberſchritt, der ſeine Zweige dem Meere entgegen ſenkte, gewahrte er zwei tiefverhüllte Geſtalten an den Stamm desſelben gelehnt und hörte plötzlich eine weibliche Stimme raſch flüſtern: „Da iſt er!“ Sein Blick traf in leuchtende Augen, er glaubte die hohen herrlichen Jungfrauen wieder zu erkennen, deren Anblick auf der Höhe des Felſens ihn heute ſchon ſeltſam überraſcht hatte. Einen Augenblick ſtand er, wie angefeſſelt, doch die Fackeln zogen ab, die beiden Geſtalten, die ſeine Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade erregt, verſchwanden in Nacht und Ferne, und lange noch ſtarrte der Jüngling dem Lichtſtrahle nach, der ihren Pfad bezeichnete.

Vom Arzt Jakob ben Eliah und deſſen Diener — der die vorleuchtende Fackel und die Arznei für die Kranke trug — begleitet, ſchritt der Grieche, von ſeinen jüdiſchen Handelsfreunden als ein allbekannter ſpeculativer Kaufmann, Namens Philippos Zadukkis, begrüßt und eingeladen, ſtumm und in ſich gekehrt, nach dem Hafen zurück, um die unterdeſſen bereiteten Medikamente bei ſeiner Sklavin anwenden zu laſſen. Auf Villegas wortreiche Fragen, wie ihm der junge Lehrer und ſein Vortrag gefallen, gab

Zadukkis allerdings ſeinen vollen Beifall zu erkennen, aber nur mit kargen Worten. Ein mächtiges Gefühl ſchien ſein Herz zu bewegen, aber ſeine Lippen zu verſchließen. Und ſo langten ſie unter dem alleinigen Geſpräch des Juden wieder im Hafen an. Lautlos und friedlich lag die Nacht auf dem Waſſer, kein Lüftchen regte ſich mehr. Der vom Ufer losgebundene Kahn trug ſie nach wenigen Ruderſchlägen an das Schiff. Sie ſtiegen hinein.

„Der Schurke ſchläft!“ ſagte der Grieche ärgerlich, als ihm der Wächter nicht entgegen kam.

„Sprecht nicht zu laut und tretet leiſe auf,“ ermahnte der Arzt. „Vielleicht genießt die Kranke auch eines ſüßen Schlafs, und der wirkt heilſamer als alle Arznei.“

Auf den Zehen ſchlichen ſie hinein. Zadukkis hatte dem Diener die Fackel abgenommen und leuchtete in alle Ecken, aber nirgend war ein menſchliches Weſen zu ſehen.

„Er wird doch nicht etwa —“ murmelte der Grieche, in plötzlichen Zorn aufglühend und ſchritt raſch auf die Kajüte zu, riß die Thüre auf und ſtand ſprachlos vor — dem leeren Lager ſeiner kranken Sklavin.

„Was iſt das?“ rief der Jude maulfertiger. „Die Stätte iſt leer, der Wächter iſt fort, beim Gott meiner Väter! Eure Sklavin iſt mit ihrem Wächter davon geflohen.“

Da löſ'te ſich das ſtarre Entſetzen des Griechen in einem Ausbruche der wildeſten Wuth. Wie ein Raſender warf er ſich zu Boden, raufte ſich das Haar und heulte und ſchrie jämmerlich dazu. Mit ſeinen Nägeln krallte er ſich in den Fußboden und eine Fluth gräßlicher Flüche und Verwünſchungen ſtrömte von ſeinen ſchäumenden Lippen. Jakob ben Eliah wollte erſchrocken einige Troſtgründe vorbringen, aber nun richtete ſich die Wuth des Griechen gegen ihn. „Hund von einem Juden,“ ſchrie er fürchterlich, „du haſt mich verleitet, das Schiff zu verlaſſen, du haſt mich beſchwatzt; du biſt der Verbündete der treuloſen Schurken, und dich treffe meine Rache!“ Mit dieſen Worten wollte er den Arzt faſſen, aber die natürliche Behendigkeit deſſelben, durch Angſt und Schrecken noch vermehrt, entzog ihn den Händen des tobenden Mannes. Auch kamen ihm die Nacht, die ſeinen eiligen Rückzug in das Boot verhüllte, und die Entſchloſſenheit ſeines Dieners, der die für die Kranke beſtimmte Arznei dem Griechen ins Geſicht warf, ſehr zu Statten. Die narkotiſchen Dünſte der ihres Bannes entledigten Flüſſigkeit raubte dem Verfolger eine Zeitlang den freien Gebrauch ſeiner Sinne, und als er wieder ſehen und hören konnte, war der pfiffige Arzt mit ſeinem verſchmitzten Diener ſchon am Ufer. Villegas drückte ſeinen ſpöttiſch verzognen Mund in den mächtigen grauen Bart und murmelte: „der Streich iſt glücklich gelungen; Herr, Herr Gott ſei geprieſen!“ Und freudigen Schritts dahin wandelnd war er in ein eifriges Selbſtgeſpräch gekommen, aus dem ihn der Diener mit dem Zuruf riß: „Rabbi, das Schiff des Griechen brennt!“ Villegas ſah ſich beſtürzt um; aus dem Schiffe, das er ſo eben verlaſſen, ſchlugen hohe Flammen und erhellten das Becken des Hafens.

„Hat der dumme Menſch doch die Fackel am Bette niedergeworfen und nicht wieder aufgehoben,“ fuhr der Diener fort. „Die hat gezündet und das ganze Schiff in Brand geſteckt. Die Hand des Herrn iſt über dem böſen Goi.“

Jetzt wurde es lebendig im Hafen. Ein Kanonenſchuß krachte über dem Waſſerſpiegel hin, ein zweiter und dritter folgten. Die Nothſignale weckten Menſchenſtimmen; Hülfsgeſchrei ertönte von allen Seiten, aber die Flammen fuhren knatternd an den Maſten empor und verſchlangen gierig die getheerten Segel als willkommne Beute.

Villegas floh, wie von geheimer Angſt getrieben, den Berg hinauf und wagte nicht mehr, das Haupt zu wenden.

Nur der erſte und letzte Tag des Laubhüttenfeſtes wurden ganz heilig gehalten, an den übrigen betrieb man manches Geſchäft, wenn auch nicht mit dem Eifer der Werkeltage; meiſt benutzte man ſie zum Abſchluſſe großer Käufe der eingeernteten Waaren. Als daher am zweiten Tage der große Umzug und das Gebet gehalten waren, zerſtreueten ſich theils die Männer, um ihrem Geſchäft nachzugehen, theils traten ſie zuſammen, um ſich über Handelsangelegenheiten zu beſprechen. Vor und in Roſanes

prächtigem Gezelte war die größte Verſammlung und
der Hauptgegenſtand ihrer Unterhaltung das in der
erwichnen Nacht verbrannte Schiff des Griechen,
on dem gar nichts hatte gerettet werden können.
Der Name Zadukkis' flog von Mund zu Munde;
iele der anweſenden Juden hatten ihn Abends am
Meerufer bei Sabbathais Vortrage geſehen und
eſprochen. Manche wollten wiſſen, es ſei ein
eträchtlicher nach Trieſt beſtimmter Waarenvorrath
uf dem Schiffe geweſen. Mitten im Geſpräche
rüber begriffen, ſahen die jüdiſchen Kaufleute den
riechen auf ſich zu kommen. Er ſah bleich und
rſtört aus, ſeine Kleider hingen zerfetzt und unor-
ntlich um ihn. Er fragte nach Roſanes, und der
te faßte den Unglücklichen mitleidig bei der Hand,
d führte ihn in das Innere ſeiner Hütte, wo
amars reine Hand ordnend waltete. Es ward
dukkis vergönnt, ſie in der vollen Pracht ihrer
hönheit zu ſehen; denn ihre Dienerinnen waren
n um ſie verſammelt, ihr das köſtliche Haar zu
hlen, und das Auge des Griechen, obgleich vom
glück getrübt, hing doch bewundernd an ihren
ewöhnlichen Reizen.

„Ihr ſeid ein glücklicher Mann,“ redete Zadukkis zu Roſanes, „Ihr habt Mittel und Reichthümer, ein großes Geſchäft zu betreiben, doch der koſtbarſte Schatz Eures Hauſes iſt Eure Tochter, ein ſtrahlender Diamant. Wohl Euch, Don Roſanes! und wehe mir, der ich in der letzten Nacht alle meine Habe und meinen beſten Schatz, meine Tochter, verloren habe.“

„Iſt Euch eine Tochter mit auf dem Schiffe verbrannt?“ rief Roſanes beſtürzt, und die ſchönen Augen ſeines Kindes hingen ängſtlich fragend an den Zügen des Griechen.

„Nicht verbrannt iſt ſie, ſondern geſtohlen von einem ſchändlichen Räuber. Sie lag ſchwer krank darnieder, und iſt gewaltſam entführt worden.“

„Man ſagte mir geſtern, daß die Kranke auf Euerm Schiffe Eure Sklavin ſei.“

„Ich gab ſie bei dem Arzte dafür aus, um ihre Heilung billiger zu haben. Aber ſie iſt in Wahrheit meine Tochter. Ihr Verluſt machte mich wahnſinnig, als ich in der Nacht von Euch heimkehrte, und ich kam nicht eher zur Beſinnung, als bis mir das Schiff über dem Kopfe brannte, da ſtürzte ich mich ins Meer und ſchwamm ans Ufer, das ich als ein ganz armer Mann betrat. Ich habe außer meiner Tochter zwanzigtauſend Piaſter verloren, und ſtehe als ein Bettler vor Euch.“

Thamars Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt; ſie nahete ſich leiſe ihrem Vater und flüſterte ihm flehend zu: „Gebt ihm mein Erſpartes und meinen Schmuck dazu. Ihr habt noch eine Tochter, die Euch liebt; er nicht.“

Roſanes drückte ihr gerührt die Hand, dann wandte er ſich zu Zadukkis: „Eure Tochter kann ich Euch nicht wieder geben, aber da ſie nicht verbrannt iſt, ſo habt Ihr immer noch Hoffnung, ſie wieder zu finden, und ihrem Entführer zu entreißen. Was Euer verlornes Gut betrifft, ſo erlaubt mir, Euch wieder zu einem Anfang zu verhelfen. Meine Tochter hat Euch bereits ein kleines Kapital beſtimmt, ich lege dazu, und die reichern meiner Glaubensbrüder werden ſich von einer guten Beiſteuer nicht losſagen.“

Der Grieche nahete ſich dankend der reizenden Jungfrau und ergriff, ſich tief beugend, ihr weites Gewand, um auf den Saum deſſelben einen Kuß zu preſſen. Während er ſprach, wühlte ſein Auge gierig in ihren Reizen und ein unheimliches Feuer leuchtete daraus hervor.

Roſanes verkehrte mit ſeinen verſammelten Freunden, und in kurzer Zeit hatten die Juden für den Chriſten eine anſehnliche Summe zuſammengeſchoſſen; und man verabredete ſich, ſie ihm am folgenden Tage zu überreichen. Zadukkis fand dadurch Gelegenheit, von Hütte zu Hütte zu gehen, unter dem Vorwande, ſeinen Dank abzuſtatten, und verfehlte nicht, mit Adleraugen alle Winkel zu durchmuſtern.

Als am Abend dieſes Tages das jüdiſche Volk wieder zu Sabbathai Zewi's Lehrplatz ſtrömte, ſchlich der Grieche nach der Stadt hinab und trat in einer der engen bergigen Gaſſen des Judenviertels in ein dürftiges Haus. Eine Frau empfing ihn an der Schwelle mit den Worten: „Seid Ihr der Fremdling, der mir heute ſagen ließ, daß er dieſen Abend nothwendig mit mir zu ſprechen habe?“

„Ich bins,“ verſetzte Zadukkis mit bebender Stimme. „Führt mich an einen Ort, Frau, wo ich mich ungeſtört Euch mittheilen kann.“

„Meine Söhne ſind in den Laubhütten und meinen Mann halten ſeine Geſchäfte noch auswärts. Doch kehrte er auch zurück und fände Euch hier, was könntet Ihr mir zu ſagen haben, das er nicht wiſſen dürfte?"

„Salome," verſetzte der Grieche darauf, „ſollteſt du den dir ſonſt angenehmen Ton meiner Stimme ſo ganz vergeſſen, ſollten ſich meine Züge ſo ganz verändert haben, ſo wirſt du der grünen Thäler Moreas doch noch gedenken und eines Jünglings, der mit dir im Mondſcheine darin wandelte, und der im Begriff ſtand, dir ſogar ſeinen Glauben zu opfern. Der Himmel hat mich behütet, daß ich noch Chriſt bin, aber dein Bild iſt mir eben ſo feſt im Herzen geblieben, wie das der heiligen Jungfrau."

„Philippos!" rief die Frau überraſcht. „Seid Ihr es wirklich? Ja, es iſt noch der Ton Eurer Stimme. Nach fünfundzwanzig ſchweren Leidensjahren muß ich Euch wieder ſehen!"

„Und ich war unterdeſſen ſo oft in Smyrna, ohne nur zu ahnen, daß du in dieſer Stadt wohnteſt, du, die ich im fernen Perſerreiche auf verſchiedenen Reiſen geſucht, als noch die friſche Kraft der

Jugend mir die Adern und heißes Verlangen nach dir mir das Herz ſchwellte.“

„Es iſt gut, Philippos, daß du nicht geahnet, ich ſei dir ſo nahe; die ſchwererrungene, mühſam behauptete Ruhe meines Herzens wäre dann für ewig verloren geweſen. Das Weib eines Juden konnte, durfte dir nie angehören; mein Glaube, ſo wie der deinige verdammen einen ſolchen Schritt gleich ſtark, unſere eigenen Herzen hätten ihn verdammt; ich war auch Mutter. Und doch, ich fühle es jetzt noch, hätte ich dir ſchwerlich widerſtehen können. So haben mich Gottes Engel vor dir verborgen.“

„Und was hielt dich ab, nach Perſien zu gehen, woher deine Väter waren, die, wie mir oft erzählt worden, von jenen Fürſten der Gefangenſchaft dort ſtammten, die Davids Geſchlecht noch fortführen ſollen? Dort hätteſt du doch gewiß Reichthümer und Ehren gefunden; denn an Ort und Stelle hab' ich erkundet, daß alle Nachkommen jener Fürſten ſehr hoch von den Juden gehalten werden, und ihrer ſind noch viele.“

„Wir waren im Beſitz nur ſehr geringer Mittel, als wir nach jenen unſeligen Ereigniſſen Anaboli verlaſſen mußten, und langten mit genauer Noth hier an. Mardochai, mein Gatte, ſuchte hier Hülfe bei unſern Glaubensgenoſſen, aber ſie war nur ſpärlich; man kannte ihn nicht. Ich aber erkrankte, von all zu vielen Schlägen des Schickſals getroffen, und lag lange Zeit hart und ſchwer darnieder, bis ich eines Söhnleins genaß. In dieſer drangvollen böſen Zeit lernte ich meinen Mann lieben und ſchätzen, da ich ihn mit unermüdeter Thätigkeit ſelbſt die gemeinſten Arbeiten verrichten ſah, um unſern Unterhalt zu erwerben. Als ich wieder genaß, hatte er Bekannte und Freunde hier gefunden, und nährte ſich, wenn auch kümmerlich, von einem Handel mit Federvieh. Doch zogen wir dieſe kleine ſichre Exiſtenz einer ungewiſſen größern vor. Die Reiſe nach Perſien war ſehr weit und höchſt beſchwerlich, und ich immerfort ſo ſchwächlicher Natur, daß wir einen Rückfall in die Krankheit hätten befürchten müſſen, wenn wir ſie dennoch angetreten hätten. Wir blieben alſo, richteten uns hier immer mehr häuslich ein, und lebten in Armuth und Verborgenheit.“

„Und haſt du meiner vergeſſen, meiner, der ich die Länder Aſiens durchſtreift bin, um eine Spur von dir aufzufinden?“

„Ich dein vergeſſen! Vor mir ſtand ſtets ein Engel, der mir dein Bild entgegenhielt, ich glaube, es war der Engel der Liebe. Aber ich hatte die große Liebe meines Mannes zu mir erkannt, und ſein Fleiß, ſeine Zärtlichkeit bewirkten, daß ich ihm von Jahr zu Jahr gewogner wurde. Gott gab uns Kinder und ſtille Freuden, und ſo heilte allmälig die Wunde, die mir ein ſtrenges Schickſal geſchlagen.“

„Ich habe einen von deinen Söhnen geſehen und bewundert, dieſen jungen begeiſterten Lehrer eures Glaubens. Er iſt dein Ebenbild, Salome. Sein Anblick erinnerte mich lebendig an deine Jugendſchönheit.“

„Sabbathai iſt mein Stolz und die Hoffnung meines Lebens. Er wird mich entſchädigen für die großen Verluſte, die ich erlitten. Mir träumte, als ich mit ihm ſchwanger war, es wuchs ein dichter herrlicher Baum aus meinem Leibe empor, und alle zerſtreuten Stämme unſeres Volkes kamen ſich unter dem Schatten deſſelben zu verſammeln.“

„Gott ſchenke deinen Hoffnungen Gewähr! Auch ich hatte eine Tochter, ein einziges Kind. Sie war ſchön und klug. In der vorigen Nacht iſt ſie mir geſtohlen worden.“

„Unglücklicher! Des Einzigen beraubt!“

„Dieſer Raub iſt's, der mir eine Bitte an dich abdringt, ſo gewichtig und inhaltſchwer, daß ich ſie nur meiner heißgeliebten, noch immer geliebten Jugendfreundin vorlegen kann. Ein andrer Menſch würde kein Ohr dafür haben.“

„Dein Vertrauen ſchmeichelt mir. Du ſollſt dich nicht getäuſcht haben.“

„Ich bin nie beweibt geweſen. Du oder keine war früh mein Entſchluß; ich habe ihn gehalten. Eine flüchtige leidenſchaftliche Verbindung ſchenkte mir eine Tochter, ſchön und hold, eine Blume des Gartens, eine Perle des Meers. Ich ließ ſie in ihrer frühen Jugend von einem Juden erziehen, der ſich mir als Freund bewährt hatte. Aber wie er auch als Kaufmann redlich an mir gehandelt, als Erzieher meiner Mihurmah war er treulos; denn ohne mein Wiſſen erzog er ſie als Jüdin, obgleich ſie als Chriſtin getauft war, und wußte durch ſchlaue Künſte ihrem empfänglichen jugendlichen Gemüth eine ſo tiefe Vorliebe für das moſaiſche Geſetz und Eure Religionsgebräuche einzupflanzen, daß keine Mühe ſpäter dieſen Eindruck wieder vertilgen konnte. Das unglückliche Kind hielt ſich ſtets für eine Jüdin und mich für den Feind ihres Glaubens, für ihren Unterdrücker und Peiniger. Von Conſtantinopel, wo ſie zeither gelebt, wollte ich ſie auf meiner jetzigen Reiſe mit heimführen, um ſie ſtrenger in meinem Glauben unterrichten zu laſſen, als es zeither geſchehen, ich wollte, des Herumirrens müde, mich nun in Ruhe ſetzen und mich ganz des Glückes freuen, ein Kind, ein geliebtes Weſen, das ich mein nennen konnte, zu beſitzen. Ich hatte mir die Freude, mich meiner Mihurmah als Vater zu erkennen zu geben, bis auf die Ankunft in Anaboli aufgeſpart. Ich wollte ſie mit Feſten der Liebe überraſchen, und mit all meinen im Ausland ſtehenden Schätzen beladen, die ihr das Leben verſüßen ſollten, eilte ich auf meinem Schiffe der Heimath zu. Da erkrankt ſie unterwegs, und dieſer Umſtand veranlaßt meine beſorgte Vaterliebe, im Hafen von

Smyrna einzulaufen. Als den geſchickteſten Arzt der Stadt nennt man mir den Juden Villegas. Ich laſſe ihn rufen, er ſieht und ſpricht die Kranke in meinem Beiſein, und geht dann wieder, um die Arzneien zu bereiten. Mich aber beredet er, mit nach den Laubhütten zu gehen. Ich höre deinen Sohn und die Erinnerung an dich ergreift mein Herz mächtig. Als ich mit dem Arzte wieder auf das Schiff komme, finde ich es leer, Mihurmah iſt geraubt, mein Schmerz grenzt an Wahnſinn, und in dieſem Zuſtande ſtecke ich mein Schiff unwiſſend in Flammen. Ich habe Alles verloren, meine Tochter und meine Schätze. Das Schickſal hat dich an mir gerächt. Ich war die Veranlaſſung, daß du, die Tochter eines ſo reichen Mannes, als eine Bettlerin aus Anaboli flüchten mußteſt, ſieh, ich ſtehe dir eben ſo arm, ja noch ärmer gegenüber. Denn du haſt Kinder, ich habe keine, und bin einſam in der Welt. Nicht allein um die Geſchlechtsliebe, auch um die Kindesliebe bin ich furchtbar betrogen.“

„Armer, unglücklicher Mann!“ weinte das Mitgefühl der Jüdin. „Doch nenne mir nun deine Bitte; mein Herz drängt mich um ſo gewaltiger, ſie dir zu erfüllen, wenn ich es vermag, je bedauernswürdiger du mir erſcheinſt.“

„Du vermagſt es. Höre mich an. Wenn ich nicht zugegen geweſen wäre, als der Arzt mit Mihutmah ſprach, ſo würde ich glauben, er habe ſie geraubt. Ich kann es dem einfältigen Bootsmanne, den ich zu ihrer Wache auf dem Schiffe zurückließ, nicht zutrauen, daß er ihr Räuber ſei, und wenn er's iſt, ſo hat ihn gewiß nicht die Liebe, für die er keinen Sinn hat, ſondern die Ausſicht auf Gewinn verführt, dann iſt er beſtochen worden, ſei es von ihr oder einem andern Menſchen. Vielleicht iſt es ihr gelungen, ſich irgend einem andern Juden zu offenbaren, der den Bootsmann oder ſogar mehre meiner Leute gewonnen, genug, ich habe Gründe zu glauben, daß mein Kind, das ſich noch immer für eine Jüdin hält, von einem Juden geraubt worden iſt, und hier unter den Juden verborgen gehalten wird. Da kommt denn der arme troſtloſe Vater zu dir, auf deren Herz er noch immer eine kleine Anſprache zu haben glaubt, und bettelt um deine Theilnahme. Einſt galt ich dir Alles, und gewiß gelte ich dir noch immer viel. Wenn ich fort bin, wird man das Mädchen nicht mehr ſo verborgen halten, ſei es nun hier, ſei es in der Umgegend, du wirſt gewiß von ihr hören; denn mir iſt wohl bekannt, daß Alles, was die Juden angeht, in jedem Haushalte Eures Volks beſprochen wird. So verhilf denn dem beraubten Vater wieder zu ſeinem Kinde. Dein Geliebter fleht dich um ein Werk der Liebe an. Spähe umher, erkundige, befrage dich; du wirſt ſie entdecken. Und wenn du ſie gefunden haſt, tritt ihr bei als Freundin, als Mutter. Sie bedarf der Stütze, die Arme, Verlaßne. Sobald der Winter vorüber iſt, komme ich wieder hierher, wenn mich unterdeſſen der Gram nicht aufgezehrt. Dann gib mir Kunde von meinem Kinde, führe es mir in die Vaterarme und ich will dein Andenken zwiefach ſegnen.“

„Du ſollſt deine Tochter wieder haben, Philippos,“ ſagte die Frau mit Beſtimmtheit, und reichte ihm die Hand als Pfand ihres Verſprechens. „Doch eine Bedingung muß ich dir machen?“

„Welche?“

„Daß du dich nicht rächeſt an denen, die dir dein Kind geraubt.“

„Es ſei, wenn ich die Tochter wieder habe, will ich die Rache vergeſſen.“

„Ich werde während der Zeit ihre Mutter ſein. Reiſe getroſt; dein Kind iſt dir unverloren.“

„So weißt du wohl ſchon von ihr und ihrem Raube?“ fragte der ſchlaue Grieche geſpannt.

„Ich weiß nichts weiter, als was ich von dir weiß. Aber ich ſchwöre dir, dies Mal beſſer Wort zu halten, als einſt, wo ich dir Treue gelobte. Du ſollſt deine Tochter wieder erhalten durch mich, ich ſchwöre dir's beim Barte meines Vaters, dem das Paradies ſei!“

„So geh' ich ruhig von dannen und küſſe ſo oft ich deiner gedenke, deinen Namen mit dem Namen meines Kindes in Segen.“ —

Noch hatte ſich ihr Geſpräch eine Zeitlang fortgeſponnen, als ein ſchöner ernſter Mann hereintrat. Die Laſt großer Leiden ſchien ihn gebeugt und verdüſtert zu haben, doch zuckte noch ein Strahl von Milde durch ſeine gealterten Züge.

„Mardochai,“ redete ihn die Frau an, „dies iſt der Kaufmann, deſſen Schiff in der vorigen Nacht verbrannt iſt, wovon du mir erzählt haſt.“

„Ich bin gekommen, Eure Hülfe in Anſpruch zu nehmen,“ ſetzte der Grieche ſchnell hinzu. „Schiff und Gut ſind mir verbrannt, doch hat mir die Güte meiner Freunde wieder etwas aufgeholfen, und ich trachte mit dem empfangnen Gelde einige Waaren einzukaufen, um mein Glück von neuem zu verſuchen. Man hat mir geſagt, daß Ihr Geſchäfte als Mäkler vermittelt, beſonders mit engliſchen Kaufleuten, die hier ihre Niederlagen haben. Ich nehme Eure Vermittlung in Anſpruch.“

Mardochais Auge wurde freundlicher; ſie ſprachen über Art und Preis der Waaren und Salome verſank in ſtille Träume.

Als der Grieche ſich entfernt und Mardochai, müde von den mannichfaltigen Geſchäften des Tags, ſein Lager geſucht hatte, ſchlich die Hausfrau leiſe über den hügeligen Hof nach einem halbverfallenen abgelegenen Hintergebäude, deſſen Vorderraum zum Aufbewahrungsort alter leerer Kiſten und Fäſſer diente. Im Dunkeln fand ſie den niedrigen verſchloſſenen Eingang, den ſie geſchickt zu öffnen verſtand, und den labyrinthiſchen Weg durch jene aufgethürmten Gefäße, bis ſie an eine feſtverſchloſſene Thüre gelangte. Ein Schlüſſel, den ſie unter der Mauer hervorzog, öffnete auch dieſe, und ſie trat in einen ſchmalen Gang, der zu verſchiedenen Zimmern führte. An einem derſelben pochte ſie leiſe, man that von innen auf. Das Gemach war ſehr klein und äußerſt ärmlich; ein ſpärliches Lämpchen warf einen melancholiſchen Schein umher. Vor der Eintretenden ſtand ein junges Mädchen mit engelmilden Zügen, von bleichem kränklichen Anſehen und zartem Körperbau, auf einem Bette lag eine zweite Mädchengeſtalt. Außer einem Seſſel und einem Tiſche, auf welchem Medikamente ſtanden, war nichts weiter in dem unfreundlichen Gemach.

„Schläft ſie?“ fragte Salome auf die Liegende deutend.

„Ach, Mutter!“ ſeufzte das blaſſe Kind, „Mihurmah iſt ſehr krank. Sie erzählte mir aus ihrer Kindheit, von Vater und Mutter und dem argen Schickſal, das ſie von denſelben geriſſen, da ſprach ſie plötzlich wunderbare, mir unverſtändliche Dinge, die mich aber ſeltſam ergriffen und durchſchauerten. Ich weiß nicht, welch ein Geiſt ſie ergriff, ob es der Geiſt Gottes war, mir bebte ob dieſer Worte das Herz in der Bruſt.“

„Du biſt ein thörichtes Mädchen, Jeruſa,“ ſagte die Mutter beruhigend und ſtrich ihr über die matten faſt glanzloſen Augen hin. „Fürchte dich nicht, die Engel des Herrn ſind auf deinen Wegen, und die Kranke wird ſchon wieder geneſen.“

Die Sorgſame trat an das Lager.

„Ihr ſagt, es ſei ein brennendes Schiff,“ rief die Kranke, „Ihr ſeid mit Blindheit geſchlagen; die Feuerſäule iſt's, die Herrlichkeit des Herrn, die vor uns einherzog Nachts durch die Wüſte. Ueber nackte Berge tragt ihr mich, geröthet vom Widerſcheine der Flammen, ſo kommen wir wohl in die Wüſte, wo der Engel des Herrn als Feuerſäule auflodert bis an die Sterne, den in aller Welt zerſtreueten Völkern Israels zu verkünden, daß die Nacht angebrochen iſt, die dem großen Tage der Erlöſung vorangeht! Wir ſehen die Säule, wir werden uns verſammeln und ihr nachziehen durch die Wüſte.“

„Hörſt du's, Mutter?“ bebte Jeruſa. „Sie ſpricht wunderbare Dinge.“

„Du ſollſt nicht mehr allein bei ihr bleiben, armes Kind,“ verſetzte die Mutter, und zog das blaſſe zitternde Mädchen an die Bruſt.

„Ich kenne dich wohl,“ ſprach die Kranke im Fieber weiter. „Du biſt einer der Engel, die dem Sammael dienen. Dein Antlitz iſt ſchrecklich anzuſchauen, wie Blitzesſchein, dein Schwert zuckt vom Aufgang bis zum Niedergang, wie ein Sonnenſtrahl, du willſt mich hinwegreißen aus Gan Eden und ſchleudern in das furchtbare Thal Gehinnom. Du willſt mich verſetzen auf den Berg Seir und ich ſoll wandeln unter den Töchtern Eſau's. Aber der Herr errettet mich aus deiner Hand. Zwei Engel des Lichts ſind erſchienen, die laden mich auf ihre kühlenden Schwingen und tragen mich in Abrahams Schooß.“

„Ich glaube, ſie ſpricht von meinen Brüdern und hält ſie für Engel,“ bemerkte Jeruſa.

„Ihre Worte klingen ſeltſam. Wir wollen ihr Arznei eingeben.“

„Rabbi Villegas will ſelbſt kommen mit meinen Brüdern, wenn Sabbathai ſeinen Vortrag geſchloſſen hat.“

„So müſſen ſie bald hier ſein; denn faſt iſt Mitternacht vorüber.“

Salome gab dem düſtern Lampenlicht einiges Oel, zupfte das Docht und beleuchtete das glühende Geſicht Mihurmah's. Ihr Athem war ſchnell und heiß. Sie ſchien zu ſchlafen. Doch ſagte ſie leiſe: „Du biſt meine Mutter, ein heller Stern glänzt in deiner Hand; deine Blicke ſind Thautropfen, die den Brand meiner Stirne kühlen, dein Mund iſt ein Blumenkelch, der mich anduftet. So ſtandeſt du vor mir, als ich krank in der Wiege lag; ich kenne dich wohl noch. Hernach kamen die wilden Männer mit den krummen blitzenden Säbeln und riſſen mich von dir weg. Der mich forttrug, ſagte mir, er ſei dein Bruder. Oft und viel hab' ich mich nach dir geſehnt und immer gebetet. Nun endlich hab' ich dich wieder gefunden, nun laß mich nicht wieder von dir, ich bitte dich.“ Dabei erhob ſie flehend die Hände, ohne die Augenlider zu öffnen. Salome konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Sie ſetzte ſich am Bette nieder, entfernte die Lampe und verſank in tiefes Nachdenken. Jeruſa hatte ſich am Fuße des Bettes niedergekauert.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nach einiger Zeit wurde draußen der Schlüſſel gedreht und gleich darauf an die Thüre des Gemachs gepocht. Jeruſa fuhr empor und öffnete. Drei in Mäntel gehüllte Männer traten herein, deren älteſter der Arzt war. Die Jüngeren ſtellten ſich als kräftige Jünglinge von munterm, unternehmendem Ausſehen dar, und gaben ſich durch Gruß und Wort als die beiden erwarteten Söhne des Hauſes kund. Villegas befragte ſich nach dem Befinden der Kranken und wurde von Jeruſa und ihrer Mutter genau unterrichtet.

„Jakob ben Eliah,“ nahm dann Salome allein das Wort, „und ihr meine Söhne, Joſeph und Eliah, ich habe mit euch zu rechten, daß ihr mich hintergangen und falſch berichtet habt, als ihr dieſe Kranke in der vorigen Nacht heimlich in unſer Haus brachtet. Nicht eine unglückliche Verirrte iſt ſie, die ihr aufgefunden; nein, ihr habt ſie geraubt von dem Schiffe des Griechen, der dadurch ſeiner Habe verluſtig worden iſt. Was ſoll ich von meinen Söhnen halten, daß ſie zu Mädchenräubern werden? Und wenn ihr noch eine Tochter Jakobs eingeführt hättet bei uns und den Gojim entriſſen, aber ſo iſt es ein Kind Eſau's, ein Sproß der alten Schlange, die auf dem Berge Seir wohnt.“

„Frau,“ ſprach der Arzt mit Ernſt, „da man Euch ein Mal davon geſagt hat, ſo mögt Ihr die ganze Wahrheit wiſſen. Dieſe Jungfrau iſt allerdings vom Schiffe des Griechen befreit worden, und Eure tapfern Söhne waren ihre Erretter aus der Hand eines Goi, der ſie verderben wollte. Ich aber bin's, der Eure Söhne dazu aufgefordert und ihnen die Wege angeſagt hat, wie ſie ſolches zum Ruhme unſres Gottes glücklich ausführen möchten, und alle Schuld, die Eure Söhne treffen könnte, nehme ich auf mich. Was Ihr aber ſagt, daß dieſes Mädchen keine Tochter Israels ſei, ſo irrt Ihr. Sie iſt von unſerm Volke und hat es freudig bekannt. Ja, Ihr würdet Euch ſogleich durch ihre eignen Worte überzeugen, wenn ihr das Fieber nicht die Beſinnung geraubt hätte.“

„Aber ich ſchwöre Euch zu, Jakob ben Eliah, Ihr ſeid im Irrthum, nicht ich. Mihurmah iſt die Tochter des griechiſchen Kaufmanns, den Ihr durch Eure Thorheit um Schiff und Gut gebracht habt. Das Kind eines der Gojim iſt ſie, die den Gekreuzigten anbeten, und ſie ſelbſt iſt als Chriſtin getauft, aber aufgewachſen bei einem jüdiſchen Freunde ihres Vaters. Dort hat ſie unſern Glauben kennen gelernt, dem ſie nicht angehört. Ihr habt demnach eine große Sünde gethan, indem Ihr dem Vater ſein einziges Kind rauben ließet, und habt meine Söhne zu dieſer Sünde verlockt.“

„Sie keine Tochter unſres Volks!“ rief der Arzt entrüſtet. „Wer Euch auch dieß geſagt, er hat Euch belogen. Ich habe die vollgültigſten Beweiſe, daß Mihurmah eine Jüdin iſt, und wahrlich, nicht ohne dieſe würde ich ſie von dem Schiffe ihres Herrn haben befreien laſſen, deſſen Sklavin, nicht deſſen Tochter ſie war.“

„Nicht ſeine Tochter bin ich! Nicht ſeine Sklavin!“ ſtöhnte jetzt die Kranke, und Alle wandten ſich zu ihr hin. Sie hatte die Augen offen und ſah verſtändig drein. Das Fieber war im Abnehmen. „Der Schreckliche iſt der Knecht eines Franken, der mich gekauft hat,“ fuhr ſie fort. „Er war weder mein Herr, noch mein Vater.“

„Aber wer biſt du denn, Räthſelhafte?“ fragte Salome.

„Eine Tochter Israels, gleich dir. Darum verſtoßet mich nicht! Bringt mich nicht wieder zu dem böſen Manne. Ich beſchwör' Euch bei unſern Erzvätern, gönnet mir ein Plätzchen in Euerm Hauſe!“

„Sei ruhig, Miburmah,“ ſprach Joſeph, der ältere Bruder. „In meinem Arme hab' ich dich aus dem Schiffe des Griechen getragen, und mein Arm ſoll dich beſchützen gegen jede Unbill. Du biſt ſicher in dieſem Hauſe.“

„Und ich will dir Speiſe und Trank bringen, und Kleider und eine Harfe, wie ich dir verſprochen habe,“ fügte Eliab hinzu. „Würde die Mutter dich verrathen, ſo würde ſie einem ihrer Söhne das Leben rauben, denn nur über meine Leiche dürften ſie dich fortführen. Darum ſei getroſt.“

„Liebe mich, wie dein Kind,“ bat die Kranke, und Salome reichte ihr die Hand, obgleich widerſtrebende Gefühle ihre Bruſt durchzogen.

Der Arzt gab der Kranken Heilmittel und die Verſicherung, daß die Gefahr vorüber ſei.

Lange nach Mitternacht ließ ſich wieder ein leiſes Klopfen hören. Man that auf, und Sabbathai trat in das Zimmer. Er wußte nichts von Mihurmah's Raube, aber er fragte auch nicht. Schweigend ſetzte er ſich zu ihr, und ſie lispelte: „Biſt du der Engel, der aus Gan Eden herabſtieg, die Gluth meines Hauptes zu kühlen?" Da legte er ſeine Hände ſegnend auf ſie, und ſie entſchlummerte ſanft. Eliah heftete noch Blicke voll Leidenſchaft und Zärtlichkeit auf die Kranke, eh er das Gemach verließ. Jeruſa war am Boden eingeſchlafen, der Arzt hatte ſich entfernt und Salome ihr Lager geſucht. Sabbathai wachte mit ruhigem Blick am Lager der Fremden.

Mihurmah war geneſen, und ſaß neben Jeruſa, deren Blicke an den Zügen des wieder herrlich aufblühenden Mädchens hingen. Vor ihnen ſtanden Salome und Sabbathai. Die Andern waren in die Laubhütten hinausgezogen; denn es war heute der letzte und feierlichſte Tag des großen Feſtes. Sabbathai ſcheuete das Geräuſch des Tages, und ſein ſchönes Werk begann erſt mit einbrechender Nacht.

„Erzähle uns nun," bat ſie der Jüngling, „was du von deiner Jugend weißt. Die Krankheit iſt von dir gewichen, ſeit ich an deinem Bette gebetet habe.

Jedes meiner Worte trug ein Engel durch die Welten hindurch bis zum rubinenglänzenden Thron des Herrn. Wir haben dich glücklich verborgen. Der Grieche iſt mit neuen Waaren abgereiſt, ſelbſt Mardochai, mein Vater, hat bis jetzt nichts von deiner Anweſenheit im Hauſe erfahren. Morgen wollen wir dich bei ihm einführen, damit du ferner ganz als unſre Schweſter gelteſt, und, unſerm Volke wiedergeſchenkt, ruhige Tage in dieſem Hauſe verlebeſt. Darum, daß wir ganz vertraut ſind mit dir und du mit uns, ſo ſage uns, wie du gelebt bis auf dieſen Tag.“

Und Mihurmah's Auge blitzte; dann hob ſie es fromm empor und ſprach: „Der Herr hat mich errettet aus der Hand meiner Feinde, darum will ich ihn loben mit Hanna's Mund: Er erhebet den Niedrigen aus dem Staube, den Dürftigen aus der Tiefe, daß er wohne unter des Volkes Edeln, und erbe den Thron der Ehre; denn des Herrn ſind die Stützen der Erde und auf ſie hat er den Kreis derſelben gegründet. — Lange, ihr Lieben, hat ſich mein Herz geſehnt, wieder zu wohnen unter meinem Volke, frei von Zwang und Gefahr, und dem Herrn, meinem Gott, ohne Furcht zu dienen nach rechter Weiſe. Wenn der Engel des Morgenroths ſein lichtſtrahlendes Schwert auszog und damit den Mantel der Nacht zerſchnitt, fuhr ich weinend von meinem Lager empor und flehte zu ihm: Bring Botſchaft meinen Vätern von meiner Pein und bitte, daß ich erlöſ't werde. Wenn die Sonne des Tags das Dach des Harems brannte, ſeufzete ich zu meiner Väter Gott; wenn der Thau der Nacht an den verſchloßnen Fenſtern rann, ſchrie ich zu ihm aus tiefer Noth. Meine Zeit iſt gekommen und meine Stunde, und ich freue mich. Aber es wird noch mehr in Erfüllung gehen, was ich gebetet. Die Zeit iſt nahe, wo Jsrael wieder ein Volk ſein wird. Die Gerechten werden ſich verſammeln unter dem Schatten der Palmen.“

Ihr volles tiefes Auge glühte wunderbar am Strahle der Gottbegeiſterung und Sabbathai's Blick entzündete ſich daran.

„Soviel mir Erinnrung geblieben, bin ich das Kind eines reichen Hauſes, in welchem der Gott Jsraels mit hoher Andacht täglich verehrt wurde. Mein Vater war ein ſtattlicher Mann mit einem dichten braunen Barte und ging ſtets in einem ſchönen grünſeidnen Kaftan gekleidet; meine Mutter war jung und ſchön und hatte viele Dienerinnen. Ich lag auf weichen purpurnen Decken von Baumwolle und Wolle; ſilbernes und goldnes Spielzeug blitzte um mich. So mochte ich etwa drei Jahre alt geworden ſein, als meine Mutter eine Reiſe mit mir machte. Das Schiff, auf welchem wir fuhren, wurde überfallen, wilde Moslemin drangen herein und einer riß mich trotz ihrem Flehen und meinem Geſchrei hohnlachend aus den Armen meiner Mutter. In dem Hauſe des wilden Räubers wurde ich erzogen. Es lag in einem Gebirge und wir hatten weit dahin zu reiſen. Ich weinte viel, und die Sklavinnen, die mir zugeordnet waren, vermochten mich nicht zu tröſten. Oft war mein Herr lange verreiſ't, ich glaube, dann zog er auf Raub aus. Zuweilen kamen auch ſehr vornehm gekleidete Osmanen in unſer Haus. Mein Herr hatte drei reiche Frauen, aber es kümmerte ſich keine um mich, und ſo wurde ich auch in nichts unterrichtet. Aber tief in meiner Seele lebte der Glaube meiner Väter fort, und die erſten Samenkörner, die in mein junges Gemüth gefallen waren, wucherten und grünten auf. Je einſamer ich war, um ſo mehr beſchäftigte ich mich mit den glänzenden Erinnrungen meiner erſten Kindheit. Vielleicht in meinem zehnten Jahre war's, als die Ankunft meines Herrn große Beſtürzung im Hauſe erregte. Ein Molla, ein Kadi und viele Soldaten begleiteten ihn. Die Frauen und Sklavinnen verließen das Haus, theils weinend, theils gleichgültig; ich konnte nicht erfahren weßhalb. Die beiden Gerichtsmänner packten alles ein, was von einigem Werth war. Zuletzt war ich noch allein übrig, ſaß in einer Ecke und weinte. Da bemerkte mich Behadir Anuſcha — ſo hieß mein Herr — und zog mich hervor an ſeine Bruſt. Ich ſah ein Paar große Thränen über ſeine braunen Wangen rinnen; ſein Mitgefühl that mir unausſprechlich wohl. Es war ſeit den Liebkoſungen meiner Mutter das erſte Mal wieder, daß mir ein menſchliches Weſen Liebe erzeigte. Ein neues herrliches Gefühl entglomm in meiner Bruſt, ich weinte heftig und mochte doch jauchzen. Er nannte mich ſein armes Kind, das er nicht mit in ſein Verderben ziehen könne, und ſprach dann mit dem Molla. Ich hatte das Türkiſche verſtehen und ſprechen gelernt, und ſo ward ich bald inne, daß mein Herr verſicherte, ich ſei ein jüdiſches Kind, die Tochter ſeiner Schweſter, und ſehr für mich bat. Der Molla willigte endlich in ſein Geſuch und am andern Morgen wurde ich vor Tagesanbruch in einer von Maulen getragnen Sänfte aus dem Hauſe gebracht. Am Abend des zweiten Tags langte ich mit meinem Begleiter, einem Sklaven, in einer Stadt an; erſt ſpäter habe ich erfahren, daß es Gaza war. Man brachte mich in das Haus eines vornehmen Juden und dort wurde ich als Kind behandelt. Alle heiligen Lehren unſres Geſetzes kehrten mit ihrer göttlichen Kraft in meine Seele zurück. Ich athmete auf und erhob mich, eine gebeugte Pflanze, im Thau des lebendigen Wortes. Die Wunderſagen aus unſrer Väter glorreichen Zeit umflatterten mich wie ſilberweiße Tauben und bauten ſich ihr Neſt in mir. Ich durfte Gott, unſerm Herrn dienen. So vergingen ſechs glückliche Jahre. Da erſchien eines Tags derſelbe Sklave, der mich in des Rabbi Jemſel's Haus gebracht hatte, überreichte demſelben einen Brief, wie damals, und ich hörte zu meinem Schrecken, daß ich wieder abgeholt werden ſollte. Der Rabbi mußte ſich dem Befehle fügen, deſſen Urheber mir nicht genannt wurde, und auch mir blieb weiter nichts übrig. In der Sänfte wurde ich bis ans Meer gebracht, dort nahm mich ein Schiff auf, das nach einigen Wochen in Pera landete. Bald nach unſrer Ankunft kam ein Mann in reicher Kleidung auf das Schiff, mich zu begrüßen. Ich erkannte den Molla in ihm, deſſen Gnade für mich Behadir Anuſcha angefleht hatte. Er verſicherte mir, daß ich ſeine Sklavin ſei und ihm mein Glück zu danken habe. Ich war ſcheu, wie eine Taube, die aus den Felſenritzen, in denen ſie geniſtet, hervorgelockt und gefangen zur Stadt gebracht wird, um Kindern als Spielzeug zu dienen. Vor ihm in die Kniee geſunken, weinte ich, wie jenes Tags, als Behadir Anuſcha für mich gebeten. Lächelnd hob er mich auf, betrachtete mich mit Wohlgefallen, und gab ſich mir als Molla von Galata zu erkennen. Prächtig gekleidete Sklaven und Sklavinnen kamen, ſchmückten mich eben ſo koſtbar und führten mich nach Iſtambol, in das Harem ihres Herrn. Dort blieb ich über zwei Jahre. Der mächtige Großwezier Muſtapha ſtürzte den Molla. Die Sklavinnen ſeines Harems wurden verkauft, ich unter ihnen. Ein reicher Jude kaufte mich als ſeine Glaubensgenoſſin für einen ſehr hohen Preis. Ich glaubte nun wieder frei meiner Väter Gott und ſeinem heiligen Geſetze dienen zu können, aber mit Schaudern ſah ich bald, wozu ich verdammt war. Ein Franke aus Wien, der bei der Pforte als Geſandter war, hatte mich geſehen, und weil er ſelbſt nicht bieten konnte oder wollte, hatte er den Juden, ſeinen Freund, beauftragt, mich für ihn zu kaufen. Er ſelbſt mußte Iſtambol bald verlaſſen, ich ſollte voraus geſchickt werden. Der Grieche Zadukkis ſchien im Solde des reichen Franken zu ſtehen und kam oft zu dem Juden. Ihm wurde ich übergeben, damit er mich nach Wien bringe, weil der Graf Kynsky (dieß iſt des Franken Name) ſeiner Verhältniſſe halber mich nicht auf demſelben Schiffe, deſſen er ſich bediente, mit ſich nehmen konnte. Ich war alſo weder Tochter noch Sklavin des Griechen, und es iſt kein Schade durch meinen Verluſt entſtanden, als daß ihm das Schiff abbrannte. So bin ich endlich zu euch gekommen, ihr Theuern, und bete in eurer Mitte entzuckt wieder zu unſerm Gott.“

„Der Herr iſt mit dir geweſen, die du ſeine fromme Magd warſt," ſprach Sabbathai. „Er wird auch ferner mit dir ſein, ſo du ihm immer fromm und beſcheiden dieneſt."

Mihurmah's Augen troffen vom Thau des Gefühls. Jeruſa umſchlang ſie ſchweſterlich und küßte ſie auf die hohe edle Stirn; auch Salome war ergriffen, doch ſchien es, als ſchüttle ſie immer noch zweifelhaft das Haupt.

Die feierlichen Poſaunenklänge verhallten mit den letzten Tönen des Opfergeſangs des Prieſters. Die Gemeinde verneigte ſich, ſang im Chor das Hallel nach und warf die grünen Büſche in ihren Händen auf einen Haufen, dem Herrn zum Opfer. Der Prieſter trug Feuer hinzu, bald verzehrte ſie eine mächtige Flamme. Das Feſt war beendigt; die Geſänge verſtummten, die Laubhütten wurden abgebrochen, und in tiefer Nacht zog das Judenvolk mit Fackeln entweder heim in die Stadt, oder zu Sabbathai's Vorträgen an das Meerufer hinab.

David-Roſanes wählte das erſtere. Sein alter Körper bedurfte der Ruhe. Ihm zur Seite ging Jakob ben Eliah de Villegas, der Arzt.

„Ihr habt oft gewünſcht," ſagte dieſer, „Eurbano's Tochter in Euer Haus zu nehmen, damit ſie Thamar's Geſellſchafterin ſei.“

„Es iſt noch mein Wunſch, aber er wird ſchwerlich erfüllt werden. Thamar iſt klug und verſtändig, oft überraſcht mich die Feinheit ihres Geiſtes, der ihren Jahren voraus geeilt zu ſein ſcheint, und doch iſt ſie dem Fremden gegenüber und außer dem Hauſe von einer unüberwindlichen Schüchternheit befangen. Bin ich ihr zur Seite, oder Rahel, ſo iſt ſie ſicher, voll Leben und Liebenswürdigkeit; allein — ein blödes Kind.“

„Vielleicht könnte ein andres weibliches Weſen von höhern als gewöhnlichen Eigenſchaften Rahel's Stelle bei ihr erſetzen.“

„Wenn es derſelben gelingen ſollte, Thamar's Vertrauen zu gewinnen. Schon lange hab' ich mich nach einer Geſpielin für ſie umgeſehen, die ſtets um ſie ſei. Doch iſt die Wahl ſchwierig und der Erfolg zweifelhaft. Ich kenne keine Tochter unſres Volks, die ſich ſo wie Rahel für Thamar eignete.“

„Ich kenne ein Mädchen von unſerm Glauben, die mir als Thamar's Geſellſchafterin noch Vorzüge vor Rahel zu haben ſcheint. Es iſt eine Verwandte von mir, ein hochbegabtes, vielerfahrnes Weib, kaum einige Jahre älter als Thamar, gebildet und liebenswürdig im Umgang. Es wird ihr ſchwerlich fehlen, Euers und Thamars Vertrauen im höchſten Grade zu gewinnen; denn weſſen Herz hätte ſie nicht ſchon gewonnen? Sie redet nicht nur unſre Landesſprache, ſondern auch das Griechiſche, Türkiſche und Armeniſche, ja ſie iſt ſogar in der uralten heiligen Schriftſprache unſres Volks nicht unbewandert. Sie kennt die Thora und ihre Auslegung und ſpricht mit hoher Begeiſtrung, gleich einer Prophetin, davon. In der Muſik iſt ſie Meiſterin; ihr Harfenſpiel entzückt und ihr Geſang berauſcht."

„Eure Beſchreibung iſt lockend. Lebt dieſe ſeltne Blüthe in Smyrna?"

„Sie lebt hier ſeit einiger Zeit unter meinem Schutze."

„So bringt ſie mir, und läßt ſie ſich in meinen Garten verpflanzen, ſo werd' ich ihrer gut warten und pflegen." —

Am andern Morgen wurde Mihurmah von Villegas in das Haus des reichen Roſanes geführt.

Der Chacham.

> Mein Freund iſt weiß und roth, hervorglänzend vor Tauſenden; ſein Haupt das feinſte Gold, ſeine Locken ſchwankende Palmzweige, ſchwarz, wie der Rabe; ſeine Augen wie Tauben an Waſſerbächen, in Milch gebadet, in Fülle wohnend; ſeine Wangen wie Balſamſpaliere, wie Würzgeländer; ſeine Lippen Lilien, träufelnd von flüſſiger Myrrhe; ſeine Hände wie goldne Ringe, beſetzt mit Chryſolith; ſein Leib ein Kunſtwerk von Elfenbein, bedeckt mit Saphiren; ſeine Schenkel Marmorſäulen, ruhend auf Geſtellen von Gold; ſeine Geſtalt wie der Libanon, ein Jungling wie Cedern; ſein Gaumen Süßigkeit, ſein ganzes Weſen Lieblichkeit: das iſt mein Geliebter, das mein Freund, Töchter Israels!
>
> Das hohe Lied Salomons, 5. Kapitel, 10 — 16. Vers.

Das junge Haar des Frühlings troff von Balſam; die Knoſpen- und Blüthen-Augen weinten duftende Thränen der Luſt; das Meer blickte neidiſch und ſehnſüchtig nach dem Lande, wo ſolche Schätze geboren wurden, und ſchickte ſeine dienſtfertigen Boten, die Abendwinde aus, etwas davon zu entwenden und ihm zuzuführen. Und die ſchelmiſchen Kinder regten die Schwingen, ſtahlen Düfte, Blätter und Blüthen und führten ſie im leichten Tanze ihrem ernſten Gebieter zu; der ſog gierig die Düfte ein und wälzte die Blüthen und Blätter, mit ihnen ſpielend, wie ein kindiſch gewordener Greis, auf ſeinen Wellen dahin, und leckte am Ufer empor, um ein Gräschen zu rauben oder eine Blume zu küſſen.

Die Roſe öffnete zuerſt ihren Kelch, bunte Träume quollen heraus, duftige Küſſe, erlöſ't von langem Bann, und flatterten zum Meer hinab, wo Nenuphar ihrer ſehnſuchtsvoll harrte, oder zu dem Myrtengebüſch hinauf, wo Sproſſer ſaß, ſie aufnahm in der liederreichen Bruſt, und ſie als Töne wieder ausſtrömte. Verduftend und verhallend wogten ſie weiter in die azurblaue Luft hinaus und ſtarben im Abendgewölk. Aber einen Augenblick ſpäter wurden ſie als Mondſtrahlen wieder geboren, und wiegten ſich auf den Blättern des Palmbaumes und gaukelten in den Büſchen des Pomeranzenhains, mit ihren jüngern Schweſtern, den eben gebornen Düften, ſcherzend, und lauſchten durch das Laubendach und zitterten verglimmend in den ſchönen dunklen Augenſternen zweier holder Mädchen, die Arm in Arm dort ſaßen. Solche Augen ſind das koſtbarſte ſüßeſte Grab der zu Tönen und Strahlen umgebornen Roſenkinder. Werden ſie raſten und Ruhe finden in der Wonnegruft? Nicht doch! Sie ſteigen in das Herz hinab und flattern von da in neuer Umwandlung als ſüße Sehnſuchtsſchmerzen, als heiße unausgeſprochne Wünſche, als ſtumme noch nicht ganz verſtandne Liebesgrüße hinaus. Von da ſuchen ſie ein andres Herz, das eines edeln hochbegabten, begeiſterten Jünglings; neuer Tod, neue Geburt. Hier werden ſie endlich zum Liede, zum Gedicht, und das iſt ihre höchſte Vollendung. Alles was ſie früher einzeln waren, das ſind ſie hier vereinigt. Denn das Lied iſt duftend, wie der Hauch der eben erſchloßnen Roſe, es webt ſo todesſüß, wie ein lächelnd ſterbender Traum, es tönt ſo wunderbar, wie Sproſſer's Frühlingsgeſang, ſo thränenquellend, ſo ſchmerzenblutend, ſo luſtberauſcht; es zittert wie Mondſtrahl ruhig und mild in die Seele; es drängt ſo ſehnſuchtsvoll heiß, wie der erſte Liebesgedanke in eines Mädchens Bruſt. Duft, Ton, Strahl, Gefühl, ihr ſeid Eins im Liede! —

Jene Jungfrauen, die einander ſo ſehnſuchtsvoll in die Augen ſahen, waren Thamar und Mihurmah, von der Pracht des Lenzes in den herrlichen Berggarten geladen, wo Roſanes für ſein geliebtes Kind einen Kiosk gebaut hatte, klein und wohnlich, aber reich und köſtlich, wie das Prunkgemach einer Königin. Auf vier Säulen von Lapislazuli ruhete das von ſeidnen, wollnen und baumwollnen Stoffen mehrfach übereinander gelegte bunte Zeltdach; die Wände waren künſtlich von Rohr geflochten und mit reichen buntgewirkten Teppichen überhängt. Ringsum lief ein Geländer von Zimmtholz geſchnitzt, und vorn wölbte ſich die Laube von Weinlaub, Roſen und Lorbeern, die vom Garten heraufgezogen waren. Durch dieſe dunkle, blühende Laube ging der Eingang in den Kiosk, und hier ſaßen die Mädchen. Ihre Augen ſuchen bald die reinen Sterne am dunkelblauen Himmel, bald ſchwelgen ſie im Lichtmeer des Mondes, das dieſer auf die Laube ausgießt, bald horchen ſie den klagenden Tönen der Nachtigall und ahnen, daß ihre erwachenden träumeriſchen Gefühle mit jenen verwandt ſind. Sie treten Arm in Arm auf den Altan heraus und ſchlürfen die warme, ſchwellende, üppige Frühlingsluft.

„Wie ſchön iſt die Welt!“ ſeufzt Thamar wonnetrunken auf, „und wie glücklich bin ich, daß du ſie mir kennen gelehrt haſt. Ich wandelte, eine Augenblöde, unter dieſen Schätzen und was mir nicht Rahel zeigte, ſah ich nicht. Ich war klug und mein Vater lobte mich; ich war auch zufrieden mit mir. Aber ſeit ich dich habe, iſt Alles anders; ich ſehe mit hellen Augen, ich fühle mit offner Bruſt. Das Alles hab' ich dir zu verdanken.“

„Du liebes Täubchen, du ſchreibſt mir zu viel zu. Du haſt einen andern Lehrer gehabt, glaub' ich.“

„Meinſt du den Chacham Halevi?“ lachte Thamar, „dann irrſt du ſehr. Von dem lernt man nichts als die Lehren der Miſchna und Gemarra, und die vergeß ich ewig wieder.“

„Ihn mein' ich nicht. Einen Andern. Und wenn du auch nur wenig Worte von ihm vernommen, ſo haſt du doch ſehr viel von ihm gelernt.“

„Wen könnteſt du meinen?“ fragte Thamar erröthend.

„Faſt glaub' ich, du weißt es.“

Thamar wendete ſchweigend das Geſicht ab.

„Stieg nie der Wunſch in dir auf, einen andern

Lehrer zu haben, als den alten Halevi?“ fragte Mihurmah mit drängender Bedeutung.

Thamar antwortete noch nicht.

„Du liebſt die Poeſie, und unſere Religion mit ihren heiligen Satzungen und Sagen iſt durch und durch poetiſch. Aber wahrlich es bedarf eines rein geſtimmten hochpoetiſchen Gemüths, eines Zauberers, der die Schätze zu heben verſteht, eines Auserwählten, der, wie ein begeiſterter Prophet, die Herrlichkeit unſeres Gottes in flammenden Zügen malt, eines Hohenprieſters, der mit geiſtigem Auge das Allerheiligſte des Tempels geſchaut hat, des prächtigen Tempels, der in ſeiner leuchtenden Herrlichkeit nie zerſtört ward und nie zerſtört werden wird, jener dreimal heiligen Schechina, der jetzt in Gefangenſchaft liegenden Lichtmutter, ſelbſt. Die Andern, die den Tempel wegen ihrer blöden Augen nicht geſchaut haben, denen jenes Licht nie geleuchtet hat, ſchlagen ſich ewig mit todten Worten herum, nagen an der Schale und können den Kern nicht finden, und wollen lehren, was ſie ſelbſt nicht empfangen haben. Ein ſolcher Mann iſt der Chacham Halevi. Hätteſt du dich nie geſehnt, lebendige lichtſtrahlende

Worte aus dem Munde eines Auserwählten zu trinken? Durch ſein Auge die Herrlichkeit des Herrn zu ſehen?“

„Es gibt nur Einen ſolchen,“ ſagte Thamar ſcheu, über und über glühend.

„Ja, Mädchen, du haſt recht: es gibt nur Einen unter den Lebenden, und du hätteſt nicht glühend gewünſcht, den Durſt der Seele am ſüßen Lebensborn, der aus dem Munde des Einen quillt, zu löſchen?“

„Du quälſt mich, Mihurmah.“

„Es iſt deine Freundin, deine Schweſter, die dich ganz glücklich wiſſen, jeden deiner geheimſten Wünſche erfüllt ſehen möchte. Vertraue mir! Sieh die duftende Frühlingsnacht ladet die Herzen ein, ſich zu nähern, ſich gegenſeitig aufzuſchließen und alle Wünſche und Neigungen mitzutheilen. — Ich will den Namen des Einen nennen: Sabbathai Zewi, war er nie der Gegenſtand deines brünſtigen Verlangens?“

„Du haſt mich ja lang ſchon errathen. Er war's,“ flüſterte Thamar und verbarg ihr Geſicht an der Bruſt der Freundin. „Seit mir nicht mehr vergönnt iſt, mit Rahel verhüllt zu ſeinen Lehrvorträgen zu ſchleichen und jedes ſeiner Worte zu verſchlingen, hab' ich eine ſtille Sehnſucht im Herzen genährt, Sabbathai möchte ſtatt Halevi's mein Lehrer ſein; aber ich wagte nie, dieſen Wunſch laut werden zu laſſen. Schon der Gedanke daran trieb mir das Blut in die Wangen."

„Und auch mir durfteſt du dich nicht vertrauen?"

„Es war mir unmöglich. — Wenn dein Mund von Sabbathai's Lob überſtrömte, fühlt ich mich ſeltſam beklommen. Ich konnte kein Wort darauf erwiedern. Auch mit Rahel habe ich nicht wieder von ihm geſprochen; ſie ſchien es ſelbſt zu vermeiden."

„Und du wußteſt doch, daß ich zuweilen in Zewi's Hauſe war."

„Du biſt Sabbathai's Freundin, hörte ich. Ich fürchtete, dir zu mißfallen, wenn ich meine Wünſche laut werden ließe."

„Unſchuldiges Herz! Liebe Taube! Ja, ich bin ſo glücklich, die Freundin dieſes trefflichen Jünglings zu ſein. Er iſt es werth, daß er dein Lehrer werde, daß er dein Herz mit dem Hauche ſeiner Begeiſterung erfülle, und du biſt vor allen erkohren, ſeine Schülerin zu ſein." —

Am andern Morgen ſprach Mihurmah mit dem alten Roſanes, und er, der ſeinem Kinde keinen Wunſch verſagen konnte, ſchickte nach Sabbathai. Halevi wurde abgedankt und der junge Chacham Thamar's Lehrer.

Brief des Arztes Joſeph ben Eliah de Villegas in Smyrna an den Chacham Samuel Lisbona in Gaza.

Es gehet bereits ins ſiebente Jahr, daß ich nichts von dir vernommen, und ich weiß nicht, ob der Herr deine Tage gezählt hat bis zu dem heutigen. Das Leben verrinnt wie ein ſeichter Bach im Kieſelgerölle, und die Jahre ſind wie Thautropfen der Nacht, welche die Frühſonne aufleckt, einen nach dem andern, ſo daß keiner mehr da iſt, wenn der Mittag kommt. Aber der Herr hat geſchworen, daß der Tag der Rache kommen werde, und ich habe durch vielfache Berechnungen gefunden, daß er nicht fern mehr iſt. Darum hoffe und glaube ich, daß du noch lebſt, wenn gleich dein Alter um zwanzig Jahre höher iſt, als das meinige, und mir Bart und

Haare ſchon lange grau ſind. Unſere Feinde ſind indeß groß und mächtig geworden und haben ſtarken Anhang gefunden. Aaron de la Papa hat ſich hier beim Kadi in hohe Gunſt geſetzt, und da unſere Stadt, wie du vielleicht weißt, keinem Paſcha untergeben iſt und der Sultain Valide eigenthümlich gehört, ſo iſt Aaron dieſer hohen Frau durch den mächtigen Kadi aufs nachdrücklichſte empfohlen worden. Es wird ihm demnach nicht entgehen, daß er nach dem Tode des bereits hochbejahrten Chef unſeres Rabbinertribunals, Maſſud Aſſulai, zum Haupte dieſes Gerichts erhoben werden wird. Schon jetzt übt er große Macht aus über unſer Volk in Smyrna. Er hat uns an die Moslemin verrathen und verkauft; das wird ſich noch deutlicher zeigen, wenn er allein an das Ruder kommt. Du weißt, daß die Karäer vom Anbeginn der osmaniſchen Herrſchaft in Aſien von den Erobern dieſer Länder den Thalmudiſten und Rabbaniten vorgezogen worden ſind und ſich immer eines größern Schutzes zu erfreuen gehabt haben, als die Rechtgläubigen. Am wenigſten haben aber die Türken die Kabbaliſten leiden können, weil das tiefe Wiſſen derſelben ihnen zu aller Zeit ein

Dorn im Auge geweſen und ſie ſtets befürchtet haben, daß aus unſerer Mitte der Meſſias hervorgehen werde, woran auch kein verſtändiger Kabbaliſt zweifelt. Im Gegentheil beweiſen tauſend und abertauſend der ſcharfſinnigſten Berechnungen dieſe unumſtößliche Wahrheit. Mag nun Aaron ein geborner Karäer ſein, was er ſonſt ſtets vor uns verborgen hat, oder ſich erſt, als es zwiſchen uns zur Feindſchaft kam, zu den ſchändlichen Grundſätzen jener Gottloſen bekannt haben, genug, es zeigt ſich immer klarer, daß er nicht an die heiligen Traditionen glaubt, welche Gott dem Moſes mündlich auf Sinai übertrug, und daß er, der Gottverräther, ſich allein an das geſchriebene Geſetz hält. Daher kommt es denn auch, daß ihn die Moslemin ſo hoch achten. Ich will dir noch mehr und Seltſameres entdecken, was, wenn wir die Spur verfolgen, uns zur Rache verhelfen könnte; denn der Herr iſt gewaltig in den Schwachen, und der Tag der Vergeltung nicht mehr fern.

Im Hauſe des reichen David Roſanes hier lebt ein Mädchen unſeres Volks, welches durch wunderbare Schickſale hierher verſchlagen worden, und von Karäern in ihrem Irrglauben in Gaza erzogen worden, vielleicht gar karäiſchen Urſprungs iſt. Sie nennt den Mann, bei dem ſie dort aufwuchs, Chacham Joel Jemſel. Schreibe mir, wer dieſer Mann iſt, und ob er vielleicht in Verhältniſſen mit Aaron ſteht. Die Sache iſt von Wichtigkeit. Kaum hatte nämlich Aaron von dieſem Mädchen, welches Mihurmah heißt, gehört, als er nach ſeiner Art ſehr freundlich und liebreich mit ihr geſprochen, ſie über ihre Erlebniſſe ausgefragt und dann von ihr begehrt, ſie ſolle in ſeinem Hauſe wohnen, er wolle ſie an Tochter Statt annehmen. Mihurmah hat ſolches Anſinnen abgelehnt, weil ſie in Roſanes Tochter eine innige Freundin gefunden und von dem Alten geliebt wird, der ſie gerichtlich zur Tochter ernannt. Von dieſer Mihurmah wollte ich noch beſonders zu dir reden. Du wirſt dich wohl erinnern, daß in Jeruſalem unter uns oft das Gerücht ging, jene geheimen Schüler des unerklärlichen Huſſein Damad, der ſich bald für einen Juden, bald für einen Chriſten, bald für einen Türken gab, und in jeder Geſtalt ein Räthſel blieb, jene Schüler, die man nicht kannte, und zu denen manche von unſeres großen Rabbi Chagis Schülern gehörten, ohne daß wir es wußten, wie mein edler

Schwager, Aaron de la Papa, trügen ein geheimes Zeichen an ſich und theilten dieſes zur Erkennung auch ihren Kindern mit, und dieſes Zeichen ſei eine Taube. Daß Aaron eine ſolche Taube auf ſeinem rechten Arm eingebeizt trägt, habe ich mit Hülfe meiner Frau erkundet, welche, auf mein Geheiß, ihre Schweſter zu ſolchem Geſtändniß überredete. Alſo gelangte ich zur Gewißheit, daß Aaron zu jenem geheimen Bunde gehöre, deſſen Daſein wir wohl, deſſen Zwecke wir aber nicht kennen. Nun denke dir, daß ich auf dem rechten Arme der erwähnten Mihurmah ebenfalls eine ſolche eingebeizte Taube entdeckt habe. Was hat es doch mit dieſer Taube zu bedeuten? Ich will dich nur an unſern geheiligten Thalmud erinnern, und es wird dir ſogleich beifallen, daß darin an mehren Stellen von einem Taubenbilde die Rede iſt. Im Traktate Chulin heißt es nämlich, daß der Grund des großen Haſſes zwiſchen den Kindern Iſrael und den Samariten, welche wir Samaritaner zu nennen pflegen, unſere Väter aber Cuthäer nannten, wegen ihrer heidniſchen Abkunft, der ſei, daß man im Tempel der Letztern auf dem Berge Gariſim das Bildniß einer Taube gefunden habe, welches ſie angebetet hätten. Dasſelbe wird noch an einer andern Stelle des Thalmud erzählt. Wenn dir eben nicht Alles gegenwärtig ſein ſollte, ſo erwähne ich nur noch die Ausſage des Midraſch, daß jene Taube eins der Götzenbilder geweſen, welche unſer Erzvater Jakob, auf deſſen Gedächtniß der Friede ſei, unter der Eiche bei Sichem vergrub und die Samariten aufgefunden haben. Der R. Aſarias hält in ſeinem Buche Meor Enaim dafür, daß — da die Cuthäer urſprünglich Aſſyrer geweſen ſeien — jenes Bild der Taube ein Andenken an die berühmte aſſyriſche Königin Semiramis ſei, von welcher die Fabel ſagt, ſie wäre in ihrer Jugend durch eine Taube genährt worden, und daher auch die aſſyriſchen Könige eine Taube in ihren Wappen führten. Es wäre demnach jenes Götzenbild ein ſymboliſches Zeichen ihres Urſprungs. So ſtellt auch der Prophet Jeremias das aſſyriſche Reich mehrmals unter dem Sinnbilde einer Taube vor, und dienet Obigem zum Beweis. Ich habe mit einem Handelsmanne unſeres Volks von hier geſprochen, den ſeine mancherlei Geſchäfte auch nach Sichem geführt, wo die Samaritaner bis auf dieſe Stunde ihren Hauptſitz haben, und der in ihrer Synagoge geweſen war und den Sabbath mit ihnen gefeiert hatte. Dieſer Mann erzählte mir, daß ſich über dem Pulte, auf welchen ſie die Thora legen, an der Decke die Geſtalt eines ſchwebenden Vogels befände, welcher mit einer Taube die meiſte Aehnlichkeit gehabt. Dies Bild haben ſie die ſichtbare Schechina genannt. Ferner befinde ſich in ihrer Synagoge eine ebne Stelle, worauf ſie ihre Thora legten, die hinter einem Vorhang verborgen ſei, welchen allein der Chacham wegziehen dürfe. Beim Anblick des Geſetzes, auf welchem das Bild einer Taube eingegraben ſei, ſtehe die ganze Gemeinde auf. — Nun wirſt du dich wohl noch erinnern, daß während unſerer Lehrzeit zu Jeruſalem Aaron de la Papa zuweilen geheime Reiſen machte und ich ihm einſt auf die Spur kam, daß er in Sichem geweſen. Sollte man nicht faſt glauben, wenn man das Zeichen der Taube auf ſeinem Arme bedenkt, daß er gar ein Samaritaner ſei, die an keine Auslegung des Geſetzes glauben, weder mündliche noch ſchriftliche und nur allein die Thora gelten laſſen, die ſie noch dazu verfälſcht beſitzen? Ich halte dieſen frevelhaften Menſchen ſolcher Gotteslästerung für fähig; nur möchte ich, daß ſeine Schande an den Tag käme, und er der öffentlichen Verachtung aller Juden, ſowohl der Rabbaniten, zu denen er ſich äußerlich bekennt, als der Kabbaliſten, die er haßt, und ſogar der Karäer, mit denen er doch am meiſten gemein hat, bloß geſtellt würde. Doch wir können noch weiter ſchließen. Die Gojim, die ſich nach dem Gehenkten nennen, in welchem der Eſau war, jene Kinder Edoms vom Berge Seir, welche in Europa jetzt das Schwert der Macht haben, verehren in ihren Kirchen ebenfalls das Bild einer fliegenden Taube, und ſagen, ſie ſei das Sinnbild des heiligen Geiſtes Gottes, und in einem ihrer Bücher ſteht, daß, als jener abtrünnige Jeſus, des Zimmermanns Sohn, ſich im Jordan von dem wahnwitzigen Johannes, des Hohenprieſters Zacharias Sohn, taufen laſſen, ſei der Geiſt in Geſtalt einer weißen Taube auf ihn hernieder geflogen. Iſt vielleicht Aaron de la Papa nun ein geheimer Chriſt, und Mihurmah eine Chriſtin? Was ſoll man davon denken? Ich bitte dich, mich darüber zu belehren. Vielleicht vermag es deine Weisheit. Doch beſonders liege ich dir an, daß du dich in Gaza nach dem genannten Mädchen befragſt. Sie kennt weder

Vater noch Mutter, und iſt ihren reichen Eltern von einem vornehmen Turken geraubt worden. Dieſer hat ſich ihr ſpäter als Bruder ihrer Mutter zu erkennen gegeben. Nun ſind zwar ſeit einem Menſchenalter viel räudige Schaafe unter der gläubigen Heerde geweſen und ſind abtrünnig geworden, indem ſie zu Mahomeds falſchem Glauben geſchworen, und mein Herz hat ſich oft gegrämt und Buße gethan, wenn ich von einem neuen Abfall vernommen. So oft nun auch leider ſolch Werk dem Belial, dem Sohne der Schlange, gelungen iſt, ſo kann ich doch eine ſeltſame Vermuthung, die in mir aufgeſtiegen, dir nicht verſchweigen. Sollte der Räuber und Mutterbruder dieſes Mädchens nicht etwa gar Jehuda ben Aſſar ſein, deſſen türkiſchen Namen ich niemals erfahren habe? Und Chanania ben Jakir gehörte auch mit zu Huſein Damad's geheimen Schülern. Ich bitte dich, erkundige dich nach allem genau, und melde mir mit eheſtem, was du erfahren.

Auch habe ich dir noch etwas ſehr Erfreuliches zu melden, zum Beweis, daß der Herr mit uns iſt, und uns beiſpringt in der Noth; denn der Born ſeiner Gnade iſt unerſchöpflich. Es iſt nämlich hier ein junger Mann aufgetreten, der die älteſten Lehrer des Geſetzes an tiefer Weisheit weit übertrifft. In der Kunſt der Kabbalah beſitzt er eine bis jetzt ungeahnete Kenntniß; ſein Wiſſen iſt wahrhaft wunderbar und erſtaunenswürdig. Deshalb hat ihn auch die hieſige Synagoge, obgleich er erſt neunzehn Jahre alt geweſen, doch ſchon im vorigen Jahre zum Chacham erhoben, ich geſtehe mit auf meinen Betrieb. Die Zahl ſeiner Schüler beläuft ſich in die Tauſende, vorzüglich hängt ihm die Jugend ſehr an, die er mit glühender Begeiſterung, wie ein Prophet, hinreißt. Er ſetzt Alles in Verwunderung, und es iſt fortwährend viel von ihm und ſeinen Lehren die Rede. Sein Name iſt Sabbathai Zewi, und er iſt der dritte Sohn eines armen Federviehhändlers aus Morea. Auch von Geſtalt iſt er der ſchönſte junge Mann in ganz Smyrna. Durch ſeinen Feuereifer hat er ſchon Viele für die Kabbalah gewonnen, und der Thalmud zählt, ſeit er lehrt, tauſende von Leſern mehr als früher. Auch gibt er manches von ſeinen geheimen Wiſſenſchaften zum Beſten, und das zieht immer mächtiger an. Er iſt ein ſtarker Hort für unſere Sache; und ich hoffe, er ſoll es künftig noch mehr werden. Aaron de la Papa hat ihn, wie du dir wohl denken kannſt, ſchon verfolgt, und den Kadi aufgehetzt, um ihn zu unterdrücken. Aber der reiche Roſanes hat den jungen Chacham in Schutz genommen, nicht minder Zadik de Curbano und andere reiche Kaufleute. Der Präſident des Rabbinalgerichtes iſt dem trefflichen Junglinge ſelbſt ſehr gewogen und hat ihm ſeinen Schirm zugeſagt. Deshalb wagt weder Aaron, noch der Kadi öffentlich und mit Gewalt gegen ihn aufzutreten; ſo ſpinnen ſie denn heimlich Tucke und Bosheit. Da Sabbathai im Freien lehrt, haben ſie den türkiſchen Pöbel gegen ihn aufgereizt, und ſo werden ſeine herrlichen Vorträge oft vom Lärm eines rohen Hauſens unterbrochen. Doch auch daran kehren wir uns nicht. Er verſammelt ſeine getreueſten Schüler zur Mitternacht um ſich, und ſpricht mit ihnen von göttlichen Dingen. Dann baden die jungen Leute im Meer, und faſten Tage lang. Noch ein Mal ſage ich dir: Der Tag der Rache kommt und unſre Feinde werden in unſre Macht gegeben.

Lebe wohl und gib mir bald Antwort.

Die Glut des Tages verglomm ermattet in der Kühle des Abends, wie ein feuriges Auge in den Wonneſchauern der Wolluſt. Die Abendröthe ſtickte Kränze von allerlei Roſen in das tiefe Azurblau des Himmels, goldne Wölkchen ſegelten über das Luftmeer, wie Herolde ſtillerer Freuden, die im freundlichen Nachtmantel geheimnißvoll, wie alles Süße, aber doch als liebe Bekannte, am Horizonte heraufſtiegen, die holden koſigen Abendſtunden, die einen goldnen Zauberſchlüſſel im Munde tragen, mit dem ſie jedes warme Menſchenherz zu öffnen wiſſen. Wen die Laſt des Tags gedrückt, wen der Kampf der heißen Stunden hart berührt, wem das Elend, das das Licht beleuchtet, wehe gethan, dem legen ſich die ſüßen Abendſtunden, gleich traulichen Freundinnen kühlend, labend um die Bruſt, die von ihrem Schlüſſel aufſpringt, und ſiehe, es ziehen heitre Gefühle hinein, Liebe und Freundſchaft treten durch das geöffnete Thor, beſiegen den Erdenſchmerz und lächeln dem Dulder ſelige Ruhe zu. Die heimlichen Abendſtunden führen die Menſchen unter ihrem purpurgeränderten, goldgeſtickten Nachtgewand näher zuſammen und öffnen Gefühlen den Mund, die der

Tag ewig verſchweigt, und reichen über die beglückten Kinder der Erde, ihren Schweſtern, den buntgekleideten Träumen, die Hand, damit dieſe ihr angefangnes Werk vollenden. —

Mihurmah weilte allein im Berggarten; des Vaters Wille hatte Thamar in die Stadt gerufen. Mit ſehnſüchtigen Augen ſah ſie über die im Abendduft verſchwebende Thalferne und auf das weiterhin mit jenem zarten Nachtſchleier ſich vermälende Meer hinaus. Die Spitzen der Berge glüheten noch, der Wald rauſchte über ihr ſo wunderbar und ſchien ſich mit dem Meere zu unterhalten, welches bergaufwärts ähnliche Töne ſandte. Mihurmah lauſchte hierhin und dorthin, als verſtände ſie beide. Das Abendroth, das über dem Gipfel des weſtlichen Vorgebirges hing, warf eine glänzende Feuerſäule über die dunkle leisbewegte Fläche des Meerbuſens hin, während der Wald auf der Höhe von ihm durchglüht, wie mit tauſend feurigen Liebesaugen auf den Waſſerſpiegel herabſah.

„Hah!“ rief Mihurmah entzückt, „das muß ich in menſchlichen Lauten ſingen, wie ich es in der Seele erfaßt habe.“

Und aus dem Kiosk holte ſie eine prächtige Harfe. Auf dem Altan ſich niederſetzend, ließ ſie ihre zarten Finger durch die glänzenden Saiten irren, und ſchon klangen ſie ſehnſüchtig ſüß, wie Waldes- und Meeresrauſchen. Sinnend horchte ſie den Tönen, bis ihr Auge ſich gleichſam tiefer ſenkte und in unausſprechlich ſchönem Ausdruck dichteriſcher Begeiſterung dunkelte und ſchwamm, bis der ſchönſte Mund ſich öffnete, bis durch den Zaum glänzender Zähne hindurch die ſtarke Glockenſtimme drang, und Wort an Wort klingend ſich reihete, wie Perle an Perle zu einer koſtbaren Schnur. Denn das Lied ſtiller wehmüthiger Sehnſucht iſt eine ſchillernde Perlenſchnur, die ſich durch die dunkeln Locken eines herrlichen Weibes ſchlingt.

Mihurmah ſang:

„Im Waldgeheg, von grüner Nacht durchdüſtert,
Erwacht ein Lied, von Blättern leis geflüſtert,
Von Zweigen und von Wipfeln laut gerauſcht,
Dem ſtill entzückt die Fluth des Meeres lauſcht.

Es ſingt der Wald: Bei Tages heißem Prangen
Zieht mich zu dir ein durſtendes Verlangen;
Gern küßt ich dich, du ſüße Wellenbraut,
Auf die mein Auge glühend niederſchaut.

Doch thaut der Abend auf mein Haupt hernieder,
Durchſäuſeln meine Locken Liebeslieder,
Ein flammendes Begehren füllt mein Herz;
Ich beuge meine Wipfel niederwärts,

Damit ich ſchaue dir in's dunkle Auge,
Damit dein Liebesodem mich umhauche.
Ach, nie berührt mein liebedurſt'ger Mund
Den deinen küſſend in dem kühlen Grund!

Doch ſend' ich liebend dir dann meine Zungen,
Die einen Sommer dir mein Leid geſungen,
Das Leid, das ich, auf Bergeshöh' gebannt,
Noch deine Schönheit brünſtig nie umſpannt.

Wenn ſanft des Sommerabends Purpurgluten
Ihr flüſſig Gold in meine Locken bluten,
Wenn rother Glanz durch alle Zweige bricht
Und einen Kranz für meinen Scheitel flicht:

Dann ſchmück' ich bräutlich dich mit jenem Golde,
Ein ſchimmernd Halsband web' ich dir, du Holde,
Und manche Blüthenzweige brech' ich los,
Und werfe ſie hinab in deinen Schooß.

Du dunkle Braut mit den Korallenſpangen,
Wann wird mein Sehnen doch zum Ziel gelangen?
Wann führſt du mich ins bräutliche Gemach?
Wann faß' ich dich mit Armen tauſendfach?

Darauf das Meer: Nicht minder iſt mein Sehnen;
Wie oft verſucht' ich, meinen Arm zu dehnen,
Daß ich dich liebend faßte, feucht und warm,
Doch nie erreichte dich mein Wellenarm.

Ach, nur dein treues Bild darf ich umfangen!
Dem küß' ich liebevoll die grünen Wangen.
Mein Auge richt' ich ſtets zu dir empor,
Und deinen Liedern lauſcht mein Wellenohr.

O wie entzückt mich deines Schmuckes Glänzen!
Wie zier' ich mich mit deinen Blätterkränzen!
Wie hallet deiner Lieder Zauberwort
In meiner Sehnſucht tiefſten Tiefen fort!

Auch heg' ich hoffend ſtill die dunkle Sage:
Einſt bricht nach einem flammenheißen Tage
Die längſt erſehnte ſüße Nacht herein,
Die bringt uns beiden ewigen Verein.

Dann wirſt du ſchnell mit deinen tauſend Zweigen
In meinen grünen Schoos herniederſteigen;
Dann ruhſt du ſelig kühl im tiefen Grund,
Und keine Schöpfung mehr trennt unſern Bund.“

Ihr Auge hing noch feucht und ſinnend mit dem ihm eigenthümlichen tiefen Ausdruck der Begeiſterung an dem verglimmenden Abendroth, und ihre Hand ſchlich träumeriſch noch in den Saiten, als ein warmer Athem ihren Nacken ſtreifte, und indem ſie ſich wandte, ein noch wärmerer Mund ihre Lippen preßte. Ihr Wahn, als ſei es Thamar, die ſie belauſcht, wich ſchnell; denn Sabbathai Zewi ſtand vor ihr und hielt die Beſtürzte im Arm.

„Dein Lied hat mich entzückt,“ ſagte er feierlich bewegt. „Es war eine Leiter von Tönen und Klängen, auf welchen unzählige Engel der Dichtkunſt, des Geſanges, der Liebe und Begeiſtrung im bunten Gedränge zum Himmel ſtiegen. Und ſo muß ich dich auch als Dichterin kennen lernen, die, wie Deborah, heilige Lieder aus der begeiſterten Seele ausſtrömt? Du haſt mir die höchſte Gabe, womit der Himmel dich ausgeſchmückt, verborgen; warum hörte ich noch keins deiner Lieder?“

„Wie könnten meine ſchwachen Verſuche vor dir, dem Meiſter, beſtehen?“ verſetzte ſie, die Augen ſchamhaft zu Boden ſchlagend. „Meinſt du, es wäre mir nicht bekannt, wie du, gleich dem königlichen Dichter David, hohe, unſterbliche Lieder dichteſt? Auch du verbirgſt die ſchönſte Blüthe deines Geiſtes allem Volke.“

„Das Edelſte gehört nicht auf den Markt. Dir aber ſei es dargebracht, wie ein König ſeiner Königin das Koſtbarſte reicht, was ſeines Landes Grenzen in ſich faſſen, und nicht duldet, daß das Auge des großen Volks darauf hafte. Dir will ich die Lieder weihen, die, wie Harfenklänge, in einſamen Mitternachtsſtunden meine Seele durchrauſchen, von deinen Lippen will ich ſie ſingen hören, du, und kein andrer Menſch, wirſt die rechte Tonweiſe dazu finden.“

„Ich kenne ihrer viele, und mit manchen haben ſich ſchon die Töne verſchwiſtert und vermält. Deine Schweſter hat ſie mir gelehrt. Noch vor Kurzem erhielt ich ein Lied von ihr, das du erſt gedichtet, und noch denſelben Abend ſang ich es in der von mir erfundenen Tonweiſe meiner Freundin Thamar vor. Und glaubſt du wohl, daß ich es ihr täglich mehrmals vorſingen muß? Sie kann es nicht genug hören, und ſo oft der erſte Laut davon erſchallt, glänzt ihr ſchönes Auge noch herrlicher und nicht ſelten ſendet dieſe reiche Schatzkammer zum Lohn für ſolche hohe Liedesgabe, ihr Koſtbarſtes aus, ein Paar Perlen von unſchätzbarem Werthe. Fürwahr wenn dein Lied das Reichſte iſt, was du zu geben vermagſt, ſo iſt ihnen auch in ſolchem Perlenſchatz der Lohn angemeſſen; aber die ganze Schatzkammer ſteht dir zu Gebot, und wie das Volk dich mit Recht den Fürſten der Geiſter nennt, ſo kannſt du Fürſt des ſchönſten Herzens werden.“

Ohne auf ihre letzten Worte zu hören, fragte Sabbathai mit Haſt:

„Welches Lied meinſt du?“

„Es iſt ein Liebeslied.“

„Wie? Das hätte mir Jeruſa abgelauſcht! Und dir, dir hat ſie es gegeben; du haſt eine Weiſe dazu erſonnen? Ich bitte dich, ſinge mir das Lied!“ — Seine Stimme bebte bei dieſen Worten.

Mihurmah griff raſch in die Harfe, und wie die Quelle melodiſch rauſchend aus dem von Moſes Stabe berührten Felſen ſprang, ſo ſchoß der Strahl des Geſanges aus ihrem Munde.

„Dir, tiefes dunkles Herz, dir gilt mein Lied,
Das Mitternacht am Meeresſtrand gebar,
Das nächtlich ſcheu zu ſeiner Wiege flieht,
Und bringt dir dort ſein reines Opfer dar.

O laß mich ſchlurfen deiner Blüthe Kuß,
Du Roſe Sarons, Lilie im Thal!
Laß baden mich in deiner Düfte Fluß,
Wenn ihn durchwellt des Mondes Silberſtrahl!

Duft iſt der Hauch, der deinem Mund entbluht,
Und Sternenglanz ſind deiner Blicke Pracht.
Tief, ſchweigſam, wunderreich iſt dein Gemuth,
Wie, die auf Bergen ruht, die heil'ge Nacht.

Scheu, wie das Reh, das auf den Bergen ſpringt,
Scheu wie die Taube, die in Felſen baut
Und leicht empor ſich in die Lufte ſchwingt,
Wenn ſie den Jager, Netze ſtellend, ſchaut:

So fliehſt du, meiner Augen ſüße Luſt,
Du, meines Herzens uberſchwenglich Gluck,
Dir deiner eignen Schonheit unbewußt,
Vor meines Blickes Liebesflehn zurück.

Wie duftend Oel, wie Nardentropfen, fließt
Von deinem Mund der Rede ſüßer Ton;
Doch des Geſanges Silberklang ergießt
Sich, wie ein junger Bach vom Libanon.

Ein Garten biſt du, dem der Würze Kraut,
Dem Zimmt und Aloe und Wein entſproß,
Auf den des Abends Odem niederthaut,
Der des Gebirges Scheitel erſt umfloß.

O laß mich wandeln in der Abendluft
In dieſes Gartens grunem Luſtgebiet,
Und Früchte koſten, trinken Bluthenduft,
Und bringen dir dafür mein leuchtend Lied!"

„Ha, du haſt mich verſtanden!“ rief Sabbathai, mit Leidenſchaft zu ihren Füßen ſtürzend, „das beweiſen die Töne, die du zu meinem Liede ſchufſt, du tiefes ſeltenes dunkles Gemüth!“ Und indem ſein Auge von wunderbarem Glanze einer in Flammen glühenden Seele widerleuchtete, zog er ihr Haupt zu ſich herab und hauchte einen zweiten Kuß auf ihre Lippen. Die Harfe, die ſeine Hand leicht geſtreift, ſang einen leis verhallenden Ton dazu.

Erſchreckt riß ſich das Mädchen empor und rief: „Sabbathai, was thuſt du? Du biſt wie verwandelt; ich kenne dich nicht mehr. Was willſt du bei mir mit dieſer Leidenſchaftlichkeit?“

Er ſchüttelte die Fülle ſeiner ſchwarzen glänzenden Locken und ſagte: „Du weißt es ja, daß du es biſt, der ich dies Lied gedichtet, du, zu der die Gedanken meiner Seele fliegen, wie die wilden Tauben des Gebirgs nach ihren Felſenritzen, wo ihre Neſter ſtehen, du, deren Reize mich mit den Wonneſchauern nie gekannter Seligkeit erfüllen, du, Mädchen meiner erſten, meiner heiligen Liebe!“

„Ich?“ rief Miburmah im ſchmerzlichen Erſtaunen. „O Sabbathai! nicht ich kann der Gegenſtand deiner hohen heiligen Liebe ſein. Nicht mich kannſt, nicht mich darfſt du wählen. Ich bin deiner Wahl, deiner Liebe unwürdig. Dem Höchſten gebührt das Höchſte, dem Reinſten das Reinſte. Du, ein zu hohen Dingen geweihter Jüngling, das heilige Gefäß, in das der hochgelobte Gott unſrer Väter den ätherreinen Flammengeiſt in vollendeter Fülle goß, der in den großen Propheten unſres Volks nur theilweiſe und unvollkommen geleuchtet, du darfſt nur Reines, Unentweihtes lieben; das Weib, das dich beglücken ſoll, muß unberührt ſein, wie die Apfelblüthe, wenn ſie die Knospe geſprengt. Ich, deren Blüthe der begehrliche Moslemin in ſeinem Harem brach, ich kann Sabbathai's Weib nicht mehr ſein. Mein Leib iſt nicht heilig mehr, den Fürſten der Geiſter in höchſter Liebeswonne zu umfangen; die Entwürdigte kann nicht die Theilerin deiner ſeligſten Stunden ſein.“

Sabbathai war aufgeſprungen und hatte das Geſicht im höchſten Schmerze verhüllt. Wie Dolchſtiche hatte jedes ihrer Worte in ſeine Seele getroffen.

„Eine reine Jungfrau unſres Volks iſt beſtimmt, dir des Lebens prachtvollſte Herrlichkeit zu erſchließen,“

fuhr Mihurmah tröſtend fort, „ein Engel an Leib und Seele, die reizendſte, die edelſte der Töchter des Landes. Für dich hat unſer Gott das Schönſte geſchaffen, und die ſchönſte Jungfrau iſt Thamar, meine Freundin. Sie liebt dich, ich weiß es, aber noch iſt ihre Liebe in ihrer Bruſt verſchloſſen, wie die Quelle im Fels; rühre daran und ihr Strahl wird dir leuchtend entgegen ſpringen. Hebe kühn deine Augen zu ihr empor; ſie trägt Schätze in ihrer Bruſt, die dich beglücken müſſen; ihr gelte dein Lied, ihr deine Liebe!“

Sabbathai verharrte noch immer im düſtern Schweigen. „Du liebſt mich nicht!“ ſagte er endlich ſchmerzlich.

„Sprich nicht alſo, Sabbathai. Ich liebe, ich verehre dich. Es gibt kein Gefühl ſtärkerer Zuneigung, mit welchem Namen du es auch benennen magſt, wie es in meiner Bruſt für dich lebt. Aber nimmer kann ich dein Weib ſein. Frage dich ſelbſt, ob ich es ſein kann. Biſt du von deinem hohen Berufe ſo ganz erfüllt, wie ich, ſo wirſt du fühlen, was ich meine. Wäreſt du Moſes, ich wollte dein Weib ſein, wäreſt du David, ich wollte dir angehören, wäreſt du ein Prophet, ich wollte dein Bett mit dir theilen; aber der, der du biſt, darf nicht Mihurmah's Gatte ſein. Nenne mich Freundin, ich bin es mit heißem Herzen; nenne mich ſo und das Entzücken meiner Seele jubelt auf Adlersfittigen empor.“

„Und wer bin ich denn? Wofür hältſt du mich, ſo du mich höher ſtellſt, als Moſes, David und die Propheten?“ fragte der Jüngling mit ſtaunendem Befremden.

„Wie, Herr? Du ſollteſt es nicht wiſſen, wer du biſt? Du ſollteſt es nicht ahnen, wozu dich unſer Gott erkoren? Dir ſollte die Heiligkeit deines Berufs nicht früh ſchon in der Seele wie eine flammende Sonne aufgegangen ſein?“

„Du wirſt mir immer unbegreiflicher, Mihurmah. Sei deutlich, daß ich dich verſtehe. Sag', wofür du mich hältſt, was ich dir bin.“

„So hat mich Gott der hohen Gnade gewürdigt, es dir zu verk[illegible]“ [illegible] Mihurmah begeiſtert, und wie er vorhin vor ihr gekniet, ſo ſank ſie jetzt vor ihm in die Kniee und ſagte feierlich mit emporgehobenen Händen: „Herr, der Meſſias biſt du, der auserwählte Fürſt der Herrlichkeit, die Sehnſucht unſeres Volks, der König von Zion."

Sabbathai bebte zuſammen. Ihm war, als hätte ſich der Himmel plötzlich vor ihm aufgeriſſen und er hätte den höchſten Glanz erſchaut, wie er die oberſte Welt durchfluthet. Wie ein mächtiger Schlag hatte das eine Wort ihm jede Nerve, jede Fiber durchzuckt, ſein Athem ſtockte, ſeine Bruſt hob ſich mühſam, ſein Auge drohete, von jenem Glanze geblendet, zu verlöſchen. Es dauerte lange, eh' er ſich zu erholen vermochte; endlich blickte er, wie trunken umher, er mußte ſich beſinnen, die Gegenſtände um ihn waren ihm fremd. Die Nacht hatte unterdeſſen die Fackel des Abendroths ausgelöſcht und den Bergen ein düſtres Kleid gewoben. Mihurmah ſtand an ihrer Harfe gelehnt ernſt und ſchweigend.

„Der Meſſias?!" wiederholte jetzt Sabbathai mit leiſer zitternder Stimme. „Mädchen, wer hat dir das geſagt?"

„Thamar!" ve[illegible]ch feierlich. „Von ihr weiß ich's; ſie hält dich dafür und ihre Seele jubelt in reiner anbetender Liebe dir zu, dem Erlöſer unſeres Volks. Vor wenigen Tagen erſt hat ſie es mir in heiliger Stunde der Freundſchaft entdeckt, und die Wahrheit ihres Wortes hat mich mit Schauern durchbebt. Tauſend Stimmen riefen ſogleich in mir: Ja, er iſt's! er iſt der Erſehnte, die Wonne der Völker, der Held Israels! Und tauſend Stimmen wiederholten es beſtätigend, und wie ſie mir, ſo rufe ich dir zu: Du biſt's! Du biſt der Retter meines Volks! Heil dir, Gotterkohrner, großer König!“

„Ja, ich bin's!“ ſprach Sabbathai mit Sicherheit. „Jetzt verſteh' ich euch erſt recht, ihr Geiſter der Nacht, ihr Engel, die ihr mich umrauſcht. Wer war's denn, der mir das große Wort zugeflüſtert, der mir das tiefe Geheimniß verrathen, der das Räthſel meines Lebens gelöſ't? Thamar, Thamar, du! Durch die Nacht hör' ich deiner Stimme Klang. Du ſtehſt mit den Engeln im Bunde, du biſt ihre Königin!“

Und mit ſtolzen Schritten ſtieg er hinab aus dem Garten und wandelte dem Ufer des Meeres zu. Sein Auge funkelte, ſeine Bruſt hob ſich, wie noch nie. Dort flüſterte er ſeltſame geheimnißvolle Worte, die kein Menſch verſtanden, den Wellen zu, bis ſich ſeine Schüler um ihn verſammelt und noch nie waren ſeinem Munde höhere flammendere Worte entfloſſen, als in dieſer Nacht. Seine Rede war ein heiliges Gedicht, glühend in den Farben des Morgenlandes und erfüllt mit ſeinen Wundern. Dann ging er wieder einſam und träumend in die Nacht hinaus bis zu einer verſteckten Bucht. Dort löſ'te er ſein weißes Gewand und ſtieg in das dunkle Meer hinab, ſich ſchaukelnd auf ſeinen Wellen. Die rauſchten ihm huldigend zu: „Du biſt's! du biſt der Meſſias, der große König!“ Aus den Tiefen herauf tönte es und die Stimmen klangen über den Waſſerſpiegel hin; die Bäume rauſchten es von den Höhen herab und die Laute durchzitterten die Luft; Erde und Meer neigten ſich vor dem Jüngling in der Fluth, und riefen huldigend: „Heil dir, großer König!“

Wieder neigte ſich der Tag. Aus ihrem Gemach traten Thamar und Mihurmah in koſtbaren Feierkleidern, der Eintritt des Sabbaths hatte ſie früher als gewöhnlich in das Haus zurückgerufen, damit ſie es zum würdigen Empfang des heiligen Tages ſchmükken könnten, während der Vater in der Synagoge zum

Gebet war. Mit königlichem Gepränge ſollte nach der Vorſchrift der Rabbinen das Ruhe- und Freudenfeſt empfangen werden, das ſie eine Königin nennen, eine freudenſelige Hochzeiterin, die den Frohſinn und die Luſt mitbringt in das ihrer harrende, für ſie feſtlich geſchmückte Haus. Mit feierlicher Würde ſchafften die Mädchen. Unter ihrer Leitung kehrten und fegten die Mägde das Haus und bereiteten die ſchmackhaften Feſtſpeiſen; denn am Sabbath ſei jedes Juden Tiſch beſſer beſtellt als an den übrigen Tagen der Woche. Der große eichene Tiſch in der Mitte des Familienzimmers wurde mit ſchneeigen Linnen bedeckt und in den blankgeputzten ſilbernen Tellern, die aufgeſetzt waren, ſpiegelten ſich bald die Lichter des großen Bronzeleuchters, der mit zehn Ampeln über dem Tiſche hing, von Thamar aus einem marmorweißen Kruge mit kryſtallreinem Oel getränkt, mit friſchen Dochten verſehen und angezündet, da es dem Weibe oder der Tochter des Hauſes obliegt, die Lichter für den Sabbath zu beſorgen. Die Vorhänge wurden dicht vor die Fenſter gezogen, damit die letzte Helle des Tages nicht mehr hereindringe, Weihrauch dampfte von zierlichen Kohlenbecken und ſendete ſeine Düfte durch alle Räume des Hauſes und die, wenn auch minder köſtlichen, doch gewiß noch reizendern Gerüche der Speiſen vermiſchten ſich mit ihnen. Und wie den Fußboden heute ein ſchönerer Teppich als gewöhnlich bedeckte, ſo waren auch über die Polſter des Ruhebettes und der Seſſel brokatne Stücke gebreitet von ſeltnem Werth, und wohin das Auge ſich wandte, verweilte es mit Ergötzen auf Geräthſchaften und Gefäßen von Silber und Gold, von andern glänzenden Metallen, edlem Holz und Stein, vor Allen aber auf dem Schönſten, einem großen goldnen Familienbecher von künſtlich getriebner Arbeit mit Edelſteinen beſetzt, der in der Mitte des Tiſches gerade unter dem Leuchter ſtand. Am Boden daneben hatte der große, ſilberne Weinkrug ſeinen Platz, gefüllt mit feinduftendem Cyperwein und auf dem Tiſche zur Rechten und Linken des Bechers lagen zwei Laibe Brot mit weißen Tüchern überdeckt, an jedem ein wohlgefülltes goldnes Salzfäßlein; alles nach Sitte und Vorſchrift.

Als die beiden Mädchen ſich draußen Hände und Geſicht mit friſchem Waſſer gewaſchen, da klopfte es drei Mal an die Thüre. Thamar öffnete und der

Ausrufer der Schule, Scheliach tzibbur genannt, rief mit lauter Stimme herein: „Stehet ab von aller Arbeit und rüſtet euch, den heiligen Sabbath zierlich und ehrlich zu empfangen, welcher ſogleich hereintritt als eine in Schönheit ſtrahlende Braut.“

Thamar verſetzte: „Wir ſind gerüſtet und empfangen die Braut des Herrn mit Freuden.“

Und raſch entfernten die Mägde alles Feuer, Thamar öffnete die Thüre des Zimmers und verneigte ſich mit Mihurmah tief, ein Gebet zur Begrüßung des Feſtes liſpelnd, das ſo eben eingezogen war. Dann koſeten die Mädchen, den Vater erwartend, zuſammen.

„Du ſcheinſt mir heute beklommen und ängſtlich, als drücke dich in deinem Gemüth etwas?“ fragte Mihurmah theilnehmend.

„Ich weiß nicht, woher es kommt, mich ängſtigt des Vaters Wort von geſtern, daß er mir heute etwas Wichtiges zu ſagen habe. Er ſah dabei ſo ernſt und feierlich aus, als könne es eben nichts Erfreuliches für mich ſein.“

„Dann würde er dir die Kunde davon nicht bis zum Sabbath verſpart haben, an welchem nur Licht und Freude um uns walten ſollen. Ein heiteres Wort iſt es, das er zu dir reden will, damit er dir die Wonne des Feſtes vermehre.“

„Du weißt, daß er, die Woche über nur mit ſeinen Handelsangelegenheiten beſchäftigt, die müßigen Stunden des Sabbaths wählt, ſich über ſein Hausweſen mit uns zu unterhalten, und nicht immer kommt dabei Angenehmes zur Sprache.“

„Dein Vater liebt dich viel zu ſehr, um dich auch nur mit einem Worte zu betrüben. Darum hoffe das Beſte. — Sahſt du heute Sabbathai?“

„Er gab mir Unterricht. Seit einigen Tagen bemerke ich eine ſeltſame Veränderung an ihm. Sein Auge glüht zuweilen mit einem unausſprechlichen Ausdrucke auf mir, ſeine Hand zittert, wenn er die meinige berührt, er ſpricht nicht mehr zu mir, wie zu einem Kinde, wie er früher gethan. Dann ſitzt er auch wieder tief in ſich ſelbſt verſunken, wie ein Träumender, lange, lange und ſcheint mich nicht zu bemerken und nichts, was um ihn vorgeht. Er war im Unterricht bei der Lehre von der ſeltſamen Verſetzung der Buchſtaben, um den geheimen Sinn des Geſetzes zu entziffern, aber er brach in den letzten Tagen davon ab, und erzählte mir ſchöne ſchauerliche Geſchichten, wie die Engel einſt auf Erden gewandelt unter den Sterblichen und mit ihnen verkehrt, daß ſie aber die Töchter derſelben geliebt und über ihnen den Himmel vergeſſen hätten. Da ſprach er ſo dichteriſch ſchön, wie Salomon im hohen Liede. Was mag er vorhaben? was ihm fehlen?“

„Verſtehſt du ihn nicht, unſchuldige Taube?“ fragte Mihurmah. „Er liebt dich! drei Mal glückſelige Jungfrau, der hohe Jüngling, der zum Beglücker, zum Befreier deines Volks erkoren iſt, beſchenkt dich mit ſeiner Liebe. Heil dir, du wirſt dem Meſſias Kinder gebären und dein Geſchlecht wird über das freie Iſrael herrſchen bis in die ſpäteſten Zeiten. Lerne die Ueberfälle der Wonne ertragen, daß ſie dich nicht vernichte!“

Thamar war mit dem Purpur jungfräulicher Schaam überglüht; aber kaum hatte Mihurmah ausgeredet, als die Thüre des Hauſes geöffnet und des alten Davids Stimme vernommen wurde. Die Mädchen ſprangen auf und ihm entgegen, und: „Geſegneter Sabbath!“ lautete der wechſelſeitige Gruß.

Der Greis warf ſeine Augen mit freundlichem

Wohlbehagen im Zimmer umher, verneigte ſich gegen Tiſch und Leuchter und ſprach feierlich: „Zwei Engel begleiten einen jeglichen Sohn des Geſetzes am Sabbath-Abend aus der Synagoge in ſein Haus, ein guter und ein böſer. Wenn ſie eintreten und finden die Sabbath-Lichter wohl brennend, den Tiſch weiß gedeckt und mit aller Nothdurft zugerichtet, das Bett rein und weiß angemacht, ſo ſpricht der gute Engel: „Gott wolle, daß es allhie am nächſten Sabbath auch ſo ſtehe! Dann muß der böſe Engel wider ſeinen Willen Amen darauf ſagen. Und ſo ſage auch ich mit meinem Willen und mit Luſt und Freude: Amen!“

Und die Mädchen erhoben ihre Stimmen und riefen freudig: „Amen! Amen!“

„Iſt es aber das Widerſpiel, ſo ſagt der böſe Engel: „Es ſoll auch am nächſten Sabbath ſo hier ſtehen!“ Da antwortet der gute Engel gleichfalls wider ſeinen Willen: „Amen!“ Ich aber wünſche euch einen fröhlichen Sabbath!“

„Er ſei es auch Euch!“

Nachdem er den Mädchen den Kuß des Friedens auf die Stirne gedrückt, nahm er den Gebetmantel ab und die Tephillin vom Kopf und Bruſt, bedeckte dann ſein Haupt wieder, trat an den Tiſch, füllte den Becher aus dem hohen ſilbernen Kruge mit Wein, ergriff ihn mit beiden Händen, verneigte ſich drei Mal und ſegnete den Sabbath ein mit den Worten: „Am ſechsten Tage waren vollendet der Himmel und die Erde mit ihrem ganzen Heer. Denn Gott hatte alle ſeine Werke vollbracht, und ruhete am ſiebenten Tage von allen ſeinen Werken, welche er gemacht hatte. Und Gott ſegnete den ſiebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demſelben geruhet hatte von ſeinem ganzen Werk, welches er erſchaffen und gemacht hatte.“ Und nach abermaligen drei Verneigungen fuhr er fort: „Gelobt ſeiſt du, Gott, unſer Herr, König der Welt, der du erſchaffen haſt die Frucht des Weinſtocks! Gelobt ſeiſt du, Gott unſer Herr, König der Welt, der du uns geheiligt haſt durch deine Gebote, und uns gegeben den heiligen Sabbath, und ihn mit gutem Willen und Liebe uns zum Erbe gelaſſen, zu einem Gedächtniß der Werke der Schöpfung! Denn er iſt ein Anfang zur Verſammlung der Heiligen, ein Gedenkzeichen des Ausgangs aus Aegypten. Du haſt uns auserwählet und geheiliget aus allen Völkern, haſt uns den Sabbath deiner Heiligkeit mit Liebe und Willen zum Erbe überlaſſen. Gelobet ſeiſt du, Gott, der du den Sabbath heiligeſt!“ Hierauf trank er aus dem Becher, reichte ihn Thamar und dann Mihurmah zum Trinken, ſetzte ſich, enthüllte die Brote und ſprach: „Gelobet ſeiſt du, Gott unſer Herr, König der Erde, der du das Brot aus der Erde hervorzeugſt!“ Nachdem er ſie angeſchnitten, dunkte er ein Stücklein in Salz und aß davon, dann reichte er jedem der Mädchen ein Stück. Nun wurden die Speiſen aufgetragen, und der Greis überließ ſich mit froher Laune dem Genuſſe der edlen Gaben. Ueber dem Eſſen ſelbſt wurden wenig Worte gewechſelt, aber ſobald Roſanes geſättigt war, that er noch einen kräftigen Zug aus dem von neuem gefüllten Becher und begann dann heitern Mundes: „Zweierlei habe ich mit dir zu reden, Thamar, und nach dem Ausſpruche des Rabbi Abika, auf deſſen Gedächtniß der Friede ſei, ſoll man von zwei Dingen immer das Wichtigere zuerſt vornehmen. So magſt du denn wiſſen, daß mir ehrenvolle und vortheilhafte Anträge gemacht worden ſind, dich zu verheirathen.“ Und als ob er Thamar's Erblaſſen nicht bemerke, fuhr er nach einigen Augenblicken fort: „Die Zeit iſt allmälig herangerückt, wo das Geſetz von dir fordert, daß du eines Mannes Weib werdeſt, und ich darf die Wünſche und Anerbietungen mehrer meiner Freunde nicht länger zurückweißen. Ich ſelbſt ſehne mich nach einem Schwiegerſohn, der dich beglücke und in meinem Hauſe wohne, bis ich zu meinen Vätern gegangen bin. Mein Handelsfreund Moſes Haligua hat für ſeinen zweiten Sohn Hannia um dich angehalten, auch Zadik de Curbano hat mir den Wunſch ausgeſprochen, dich zur Schnur zu beſitzen, der Arzt Juda Saithon trägt dir ſeine Hand an, der Chacham Hasdai Cohen hat ſeinen reichen Vetter Moſes Hajim an mich abgeſchickt. Doch auch von auswärts begehrt man dich zur Ehe.“

„Genug, mein Vater! genug!“ rief das Mädchen mit wenig verhehlter Beſtürzung; „es ſind ihrer ſchon zu viel.“

„Wohlan, ſo lies dir einen aus von den Söhnen unſerer Stadt, prüfe ihn ſo lange du willſt, und dann wähle oder verwirf ihn.“

„Ich mag weder prüfen noch wählen. Ich verwerfe ſie Alle im Voraus,“ verſetzte Thamar mit ängſtlicher Haſt.

„Es nimmt mich Wunder, daß dich eine ſo frohe Botſchaft nicht erfreut. Du ſiehſt eine Schaar junger Männer ſich um dich bewerben und wendeſt dich von ihnen. Deine Schweſtern wählten mit Freuden, als ſich Freier meldeten. Willſt du auch darin eine Ausnahme machen?“

„Mein Vater, ich wünſche keines Mannes Weib zu ſein, ſondern ganz bei Euch zu bleiben, Euch mit Liebe anzuhängen, Euch zu warten und zu pflegen.“

„Du ſollſt auch mit deinem Manne in meinem Hauſe wohnen, dich nicht von mir trennen; auch ich könnte keine Trennung von dir ertragen. Aber mein höchſter Wunſch iſt, einen Enkel von dir auf meinen Armen zu wiegen und mein Geſchlecht noch ein Mal durch dich verjüngt zu ſehen. Verſage mir dieſen Wunſch nicht, mein liebes Täubchen! dein alter Vater bittet dich darum; wirſt du ihm dieſe Bitte gewähren?“

„O, mein Vater!“ rief Thamar weinend, „von dieſen Männern kann ich keinen wählen.“

„Von dieſen keinen? Alſo einen Andern!

Wäre vielleicht deine Wahl ſchneller geweſen, als mein Wunſch?“

Thamar ſchlug erröthend die Augen nieder und beobachtete ein ſchamhaftes Schweigen.

„Mihurmah, erkläre mir die Rede meines Kindes. Du biſt ihre Freundin und haſt ihr Herz in Händen, wie einen Spiegel. Einem Geſtändniß pflegt die Stimme gern den Dienſt zu verſagen, darum enthülle helfend das Wort der Schweſter, was zu wiſſen mir Noth thut.“

„Sie liebt,“ verſetzte die Gefragte.

„Und wen?“

Mihurmah warf einen forſchenden Blick auf Thamar, die herrlich glühete, wie eine Roſe in vollſter Pracht, und: „Sabbathai Zewi,“ lispelte ihr Mund. Thamar zuckte zuſammen.

„Sabbathai?!“ rief Roſanes nicht ohne Unmuth. „Wird er meines Kindes Glück zu machen im Stande ſein? Er lebt viel zu ſehr ſeinen geheimen düſtern Wiſſenſchaften, er verkehrt viel zu viel mit Geiſtern und erforſcht von ihnen die Geheimniſſe der Dinge, als daß er an den Freuden der Liebe und des ehelichen Glücks beſondern Geſchmack finden könnte. Wahrlich ſein düſtres träumeriſches Brüten weiß nichts von den Liebkoſungen des zärtlichen Bräutigams und Gatten, die das ſüßeſte Glück der Braut und Neuvermälten ſind und die ich mein theures Kind nicht entbehren ſehen möchte.“

„Ich fürchte, Ihr verkennt Sabbathai, mein Vater,“ verſetzte Mihurmah. „Wohl führt er mehr ein inneres Leben, aber er liebt Thamar, er hat es mir geſtanden, er liebt ſie mit einer Glut der Leidenſchaft, deren kein anderer Menſch fähig iſt. Und wahrlich in Thamar's Herzen flammt gleiche Liebe für ihn.“

„Ihn oder keinen Andern!“ ſagte Thamar beſtimmt. „Ihr wißt noch nicht, Vater, was in dieſem Jüngling liegt, aber die Binde wird bald von Euern Augen fallen.“

„Er iſt hochbegabt von Gott und viele Engel ſind ihm dienſtbar; er kann es weit bringen und großen Ruhm erlangen auf Erden. Glaubſt du, daß du glücklich mit ihm leben wirſt, wohlan, ſo geb' ich meinen Segen dazu. Dich glücklich will ich ſehen und von wem du das reinſte Glück hoffſt, der ſei mir willkommen! Ihm ſei meine Liebe. Ich werde morgen Sabbathai zum Sabbathmale bitten laſſen und mit ihm reden. Nun ſei gutes Muths und hoffe das Beſte!"

Thamar hing, Freudenthränen weinend, an des Vaters Halſe und er küßte ihre Stirn.

„Das Zweite iſt," fuhr Roſanes fort, „daß Curbano mich gebeten hat, mit Sabbathai zu ſprechen, damit er Rahel an deinem Unterricht Antheil nehmen laſſe. Sie wünſcht ſehr, ihn zum Lehrer zu haben. Möge ihr Wunſch nicht gleiche Folgen haben, wie der deinige!" ſetzte er lächelnd hinzu. „Du warſt zuerſt am Platze und trägſt den Preis davon."

Lange verkehrten ſie noch im freundlichen Geſpräch; denn Thamar's Zunge war nun gelöſ't und ihr Auge blitzte. Endlich ſprach David das Nachtgebet und beſtieg ſein ſchneereines duftendes Lager. Thamar und Mihurmah koſten noch zuſammen, und das liebeſelige ſchüchterne Mädchen horchte entzückt den begeiſterten Prophezeihungen ihrer Freundin, bis Engel Träume um ihre Stirne woben, zart und duftig, wie Liebesgeſänge zum flüſternden Saitenklange der Harfe gehaucht.

Eine ſüßbeklemmende Unruhe, ein ihr unbekanntes

Drängen und Bangen trieb Thamar am folgenden Tage hin und her. Sie war mit Mihurmah in der Synagoge, aber ſie betete nicht mit Andacht. Heute mehr als je that ihr die Freundin Noth, und kaum vermochte dieſe ſie etwas zu beruhigen, als ſie ihr Sabbathais glühendes Liebeslied vorſang. Endlich brachte ihr eine Dienerin die Nachricht, daß der Chacham in des Vaters Zimmer gegangen ſei. Sie bebte zuſammen; ihr Buſen flog, und ſie legte die glühende Wange an Mihurmah's theilnehmende Bruſt. „Glücklichſte der Töchter Israels!“ rief dieſe, ſie feſter umfaſſend, „die Stunde deiner Wonne ſchlägt. Die Traube iſt reif und der Herr unſer Gott drückt ſie in eine goldne Schaale und reicht ſie ſeinem Volke zu trinken, zum Zeichen, daß ſein Zorn vorüber und der große Tag der Liebe und Verſöhnung gekommen ſei. Du aber biſt die Schaale, dreimal Glückliche, in welcher der koſtbarſte Wein ſchäumen wird, und mit ſeinem Namen wird Israel den deinigen ſegnen.“

Sie küßte die Glühende mit Liebe und Ehrerbietung.

Da trat Sabbathai an Davids Hand herein. Sein Auge ſtrahlte Wonne, Thamar ſenkte das ihrige bebend zu Boden.

„Reich ihm deine Hand, Thamar,“ ſagte der Greis feierlich. „Sabbathai begrüßt dich als ſeine Braut.“ — Und ihre Hände zuſammenfügend, ſprach er mit emporgehobenen Augen das Glückwünſchende: „Maſſal tobh!“ und: „Maſſal tobh!“ tönte es von allen Lippen nach.

„Der Herr, unſerer Väter Gott,“ redete David weiter, „der die Ehe unſerer Erzväter und vor allem die Jakobs ſegnete, zeige ſich auch Euerm Bunde gnädig! Sabbathai, küſſe ſie als deine Braut!“ Und auf der wonneſeligen Jungfrau Lippen brannte des angebeteten Jünglings erſter Kuß.

„Laßt es uns aber noch verſchwiegen halten,“ erinnerte der Greis, „bis du, Sabbathai, dein zwanzigſtes Jahr angetreten haſt. Ich habe viele Gründe dazu; der vorzüglichſte aber iſt, weil ich dich erſt den Verfolgungen deiner Feinde entziehen will. Ich weiß, der Vicepräſident unſeres Gerichts, Aaron de la Papa führt Böſes gegen dich im Sinn. Ich will ihm erſt das Maul ſtopfen. Auch wünſche ich im Laufe dieſes Herbſtes und Winters die Umſtände deines Vaters allmälig, und ohne daß es auffiele, zu verbeſſern. Sodann muß ich die übrigen Freier mit guter Art heimſchicken, ohne daß ſie mir zürnen und ſagen, ich habe dich ihnen vorgezogen. Endlich möchte ich nach meinem Oſterlamme euern Hochzeitſchmaus halten, beide Feſte nach einander. Darum haltet Alles geheim, bis wir öffentliches Verlöbniß feiern.“

Und ſie gaben ſich gegenſeitig das Verſprechen der Verſchwiegenheit.

Trüb und düſter hing die Nacht über Gebirge und Meer, wie eine Wittwe, die die verweinten Augen hinter dem Trauerſchleier verbirgt. Aus dem Walde rauſchten ſchon die gelben Todtengeſänge des Herbſtes, fallende Blätter klangen ſchauerlich darein, und einzelne Regentropfen ſeufzten dazwiſchen, wie ſtilles aber troſtloſes Weinen. Das Laubhüttenfeſt war wieder vor der Thüre, doch nicht ſo günſtig mit blauem Himmel und heiterm Sonnenſchein, wie im verwichnen Jahre, zeigten ſich die Tage. Die Nächte waren ſchwül und regnerig. Heute dunkelte es früher, als ſonſt, geſpenſtig geformte Wolkenmaſſen hatten ſich vor die matte Abendröthe geballt, die ſich bald furchtſam und ſcheu hinter die Berge verkroch, bedroht von der fürchterlich ernſten Königin Nacht, und ihr das weite Feld der Erde zur unumſchränkten Herrſchaft überlaſſend; dieſe aber fuhr nun mit finſterfaltiger Stirn und düſtern unheimlichen Blicken zürnend einher, und ihre ſchwarzen Gewänder und Schleier ſausten, wie Rabenflügelſchlag, durch die feuchtwarmen Lufträume dahin. Das Meer ſtöhnte auf unter ihrem Tritt, und von den Bergen ließen ſich zuweilen knarrende Töne vernehmen, wie wehmüthiges Aechzen; durch die Luft zog es auf düſterm Grund noch ſchwärzer, maſſenweis in fratzenhafter, abenteuerlicher Bildung, wie Heere böſer Geiſter. In den Hafengebäuden flimmerte nur noch hie und da ein Licht durch die neblige Finſterniß, dahinter lag die ungeheure Stadt ruhig, lautlos, wie ein ſchlafender Rieſe, und nur im Frankenviertel pulſirte noch das Leben laut.

Am Felſenpfad hinab, dem innerſten Becken des Meerbuſens zu, gingen zwei Männer. Weite dunkle Kaftane umſchatteten ihre Geſtalt, ihre Häupter waren mit leichten Turbanen bedeckt. Ihr Schritt war eilig, ihr Geſpräch eifrig. Von den Thürmen, der dem Hafen zunächſt gelegenen Frankenſtadt, hallte der zwölffache Schlag der Mitternachtsſtunde herüber.

„Und meinſt du wirklich und mit deiner beſten Ueberzeugung,“ ſagte der Eine, „daß es auch mir gelingen würde, eine der deinigen ähnliche Herrſchaft über die Geiſter auszuüben zu lernen? Oder iſt dein Glaube, Sabbathai, daß du allein berufen biſt, die Engel des Herrn, jene gewaltigen Fürſten des glanzvollen Stuhles der Herrlichkeit, zu deinem Willen zu bringen?“

„Mein Freund,“ verſetzte der Andere, „deinen Eifer wird der Herr belohnen, ſo wie den meinen. Glaube mir, Metatron, der heiligſte und gewaltigſte Engel Gottes, der König der Engel, der große Fürſt des Angeſichts, in deſſen Hände alle Weisheit der Welt niedergelegt worden, und der deshalb auch den Namen Seganſagel führt, ſiehet gnädig auf uns herab und hat uns zu großen Dingen gewürdigt. Wie er der Anfang der Weisheit Gottes iſt, ſo hat er mich in ſeinen beſondern Schutz genommen, und wird mit dir dasſelbe thun, wenn du mit mir faſteſt und beteſt. Drei Engel ſind es, die die Gebete der Frommen und Gläubigen empfangen und wie friſche Zweige und Blumen, duftig und farbig, vor Gottes Thron tragen. Dort winden ſie Kronen daraus und ſetzen ſie dem ewigen Vater auf ſein lichtlockiges Haupt. Dieſe Engel ſind Metatron, Achtariel und Sandalfon. Sie ſind die Fürſten des Gebets. Wenn aber ich bete, flammen die Kränze, die aus meinem Herzen aufblühen, wie narkotiſche Kaktusblüthe, brennend roth, und wie das prächtige Laub und die weichen Blätter des Jakobsſtabes und der duftende Strauch der Roſe von Jericho, und dieſe meine Kränze windet Metatron, und der Herr der Herrlichkeit drückt ſie ſich tiefer auf den Scheitel, damit die Pracht ihrer Farben ſein Auge labe, und die Wolluſt ihrer Düfte ſeine Naſe.“

„So biſt du würdiger denn Andere, und dein Gebet gilt mehr als das meinige? Läugne es alſo nicht länger, du beherrſcheſt die Geiſter, die Engel gehorchen dir und erſcheinen auf deinen Ruf, dir zu dienen. Meine Schweſter hat es mir ſchon lange geſagt, daß es ſo iſt, ich aber war ein Ungläubiger. Nun aber laß ich dich nicht! Weihe mich ein in die tiefen Geheimniſſe des Lebens, denen du gebieteſt, laß mich einen Blick thun in die Wunder deiner

Macht; ich will dir dafür ergeben ſein und dienen mein Lebenlang. Nur ſtille den glühenden Durſt meiner Seele!“

„Baruch, du biſt mein Freund, die einzige Seele, die mich ganz zu verſtehen fähig iſt,“ erwiederte Sabbathai weich; „vor dir hab' ich kein Geheimniß. Sieh, der Menſch iſt nur ſcheinbar Herr ſeines Lebens und Willens. In Wahrheit beherrſcht jede ſeiner Stunden ein mächtiger Geiſt, und ihm ſelbſt zugegeben iſt ein Engel, der ihn Schritt vor Schritt durchs Leben begleitet. Jedes Wort, welches der Herr unſer Gott ausgehen läßt vom Throne ſeines Glanzes, wird ſchnell zu einem Engel, und wer vor ihm wandelt in der Reinheit des Gebets, deſſen duftende Kränze locken dem Vater große helle Worte ab, das werden die guten Engel, die des Beters Stunden beherrſchen. Wer in Weltluſt und Thorheit dahintaumelt, über deſſen Leben flüſtert der Herr dunkle ſchattige Worte hin, das werden die böſen Engel, die dem Gottloſen Fallſtricke legen. Dem Guten aber öffnet der Herr eine Straße der Weisheit, eine Pforte des Verſtandes um die andere. Doch das iſt gewiß, daß Einer berufen iſt vor dem Andern, weiter zu dringen in der Erkenntniß der Dinge. Der Engel des Lebens ſtammt bei dem Einen aus der niedern Welt, der aſſiatiſchen, der die groben Stoffe angehören, und verdammt iſt der, gleich dem Thiere, auf der Erde zu kriechen, ohne Ahnung und Schauen eines höhern Lichts; bei dem andern iſt der Genius, wie die Römer den Engel der Geburt nannten, ein Sprößling der jeziratiſchen Welt, und höher wird der Menſch von ihm getragen der Erkenntniß der Weisheit und Gotteswahrheit zu. Aber es gibt auch hochbegnadigte auserwählte glückliche Menſchen, deren Lebensengel ein Kind der beriatiſchen Welt. Dieſe dringen weiter als alle Andern, das ſind Gottesſöhne, ihr Pfad iſt Licht und ihre Seelen ſind Röhren der Weisheit. Sie ſind beſtimmt, mit ihrem Verſtand die Erde zu beherrſchen, und eingeweiht in die Geheimniſſe der Kabbalah und der in derſelben enthaltnen Magie, wozu ſie geboren ſind und die ihnen von ſelbſt zufällt. Sie können, wenn ihre Stunde ſchlägt, die der rechte Engel, entſtanden aus dem Worte der Erlaubniß Gottes, beherrſcht, Gewalt erlangen über Engel und Geiſter und große Dinge ausrichten. Einer aber iſt auf Erden, deſſen Schutzgeiſt iſt der azilatiſchen, der oberſten Welt entſprungen, die unmittelbar von Gott ausfloß. Dieſer Engel iſt eins der höchſten Weſen, die aus Memra hervorgegangen ſind, ein Lichtgedanke. Dieſer Eine — denn nur Einer hat den azilatiſchen Führer — iſt denn auch zum Höchſten auf Erden berufen, und wenn aus Gottes Mund das Wort der Erfüllung als morgenrothleuchtender Engel der rechten Stunde hervorwandelt und ſich vor ſeinem azilatiſchen Bruder vereinigt, dann iſt der Augenblick der Erlöſung gekommen, dann werden dieſe beiden Engel ſich vor dem Einen verneigen, der größer iſt geworden als ſie; denn er wird ſein der Engel des Bundes, des Angeſichts Gottes, der Fürſt der Geiſter, der König der Welt. Und die Tage der Wonne werden kommen über das auserwählte Volk Gottes.“

„Du ſprichſt vom Meſſias,“ ſagte Baruch. „Er iſt freilich über Alle erhaben.“

„Ich ſprach von ihm,“ verſetzte Sabbathai feierlich.

„Doch ich möchte wiſſen, wie weit deine Macht ginge über die Geiſter, wie weit du vorgedrungen wäreſt auf den Straßen der Weisheit; ich möchte den gewaltigen Drang meiner Bruſt von dir nicht allein mehr durch Lehre, ſondern durch That geſtillt ſehen. Die Lehre reizt mich nur mehr und mehr und macht mich begieriger auf die Erfüllung des Wortes. Rufe die Geiſter, daß ſie dir dienen; laß mich ſchauen die Früchte der Wiſſenſchaft, in deren Schacht du ſo tief geſtiegen, und dann will ich niederfallen und anbeten.“

„Noch iſt meine Stunde nicht gekommen, Baruch; der Engel meines Lebens harrt mit Sehnſucht des Tages, wo ihn der Engel der rechten Stunde begrüßen werde. Ich ahne, er wird bald kommen und mir Macht geben über die Geiſter.“

„So haſt du noch keine Herrſchaft über ſie? Noch kein Engel erſchien auf deinen Ruf?“ fragte Baruch kleinlaut.

„Doch! ich will es dir geſtehen. Wenn ich eine ganze Woche gefaſtet, und mich in jeder Mitternacht im Meere gebadet hatte, da geſchah es zuweilen, daß auf mein ſehnſüchtiges zerknirſchtes Gebet ſich Engel um mich verſammelten, die über die Waſſerfluth ſchritten und hohe Dinge mit mir ſprachen. Einſt trat Hadarniel zu mir, ſein Haupt reichte über die

Sterne hinaus, ſeine Füße wühlten den tiefſten Grund des Meeres auf, daß ſich die Wellen hoch bäumten, die Blicke ſeiner Augen waren Blitze, Donner ſeine Worte. Hinter den ſchwarzen Wolken, die ſich um ihn gelagert hatten, ſtand Galizur, der Engel des Schreckens, mit der Schaar ſeiner Diener. Da entſetzte ich mich und bat Hadarniel, er möchte mir ein anderes Mal in einer menſchlichen Geſtalt erſcheinen.“

„Und hat er es verſprochen?“ rief Baruch begierig.

„Er neigte bejahend ſein Haupt.“

„O ſo bitte ihn heute, daß er uns erſcheine.“

„Noch hab' ich keine Macht über ihn.“

„Doch vielleicht gewährt er dir die Bitte, wie früher. Ich will mit dir beten.“

„Laß es uns verſuchen. Wie lange haſt du gefaſtet?“

„Drei Tage.“

„Ich vom letzten Sabbath. Wenn du dich entkleidet haſt, wollen wir beten. Setze dein Gebet aber auch im Waſſer fort.“

Sie waren an der von Bäumen und Büſchen eingefaßten Bucht angelangt, welche einen bequemen Einſteigeplatz in das Meer gewährte. Ohnfern davon ragte die äußerſte Spitze der Felſenplatte, von welcher Sabbathai zu ſeinen Schülern zu reden pflegte, hoch empor und weit über die Waſſerfläche hinaus. Die Jünglinge warfen die dunkeln Uebergewänder ab, und Sabbathai's weißes Gewand leuchtete durch die Nacht. Die Gürtel wurden gelöſt und ihre Leiber entwanden ſich der Hülle. Sie knieten nebeneinander am Ufer nieder, falteten die Hände und ſandten heiße Gebete aus den Herzen empor.

Unbemerkt von ihnen hatten die ſchwarzen Wolken am Himmel ſich dichter zuſammengeſchoben, und hingen, wie Gebirge, drohend herab. Der Wind hatte ſich gelegt, und eine noch wärmere Luft hauchte von den Bergen. Die Stille auf Land und Meer wurde faſt ängſtlich. Die Finſterniß war furchtbar.

Sabbathai ſtand auf, ergriff Baruch bei der Hand und führte ihn die natürlichen Stufen bis zum Rande des Waſſers hinab. „Folge mir und bete weiter!“ flüſterte er ihm zu und ſprang in das Waſſer. Bald tauchten ſeine ſchneeigen Glieder wieder aus der dunkeln zur Mitternachtszeit zwiefach heiligen Meerfluth empor. Es war als ob ein Schwan über die

Fläche dahin ruderte. Baruch's Bruſt wurde einen Augenblick ſpäter ebenfalls von den Wellen geküßt. Und ſeltſame Gebete murmelnd, wälzten ſie ihre Leiber auf dem geheimnißvollen Waſſerſpiegel dahin; die Nacht ſah dunkeläugig wie ſtaunend auf die beiden abenteuerlichen Bader, und hielt gleichſam den Athem an ſich. Es war, als drängten ſich ſchwarze Geſtalten mit ungeheuern Schleppgewanden und langen Nebelarmen, gehüllt in trügeriſche Schleier, vom Himmel zum Meere herab, um die Kühnen zu ſchauen, die es wagten, um dieſe Stunde, deren Schlüſſel der Sterbliche nicht beſitzt, ſich in ein Element zu begeben, das ihm feindlich iſt, die ſchauerliche Werkſtatt der Natur zu betreten, wo Alles Geheimniß iſt, und Alles Nacht. Plötzlich ſchoß aus dieſen Gebilden der Finſterniß ein gewaltiger Lichtſtrahl, feuerroth, wie ein glühender Pfeil, und beleuchtete einen Augenblick lang die wilden grotesken Wolkenformen mit einem blaurothen Widerſchein. Es war als ob die Geſtalten im Nu Augen bekommen hätten, unheimlich flammende, mit den ihnen ein einziger aber entſetzlicher Blick zu thun vergönnt geweſen ſei.

Baruch, der, ſobald er ſich im Meere befunden, von einem unbeſchreiblich wunderbaren Gefühle ergriffen worden war und mit ſteigender Beklommenheit die drohenden Wolkenmaſſen betrachtet hatte, zuckte bei dem Blitzſtrahle zuſammen und erbebte im tiefſten Herzen.

„Sabbathai!“ rief er nicht allzulaut, denn die Stimme verſagte ihm faſt. „Hadarniel ſteht über uns und hat uns angeblickt.“

„Er iſt mit den Schaaren ſeiner Engel,“ verſetzte Sabbathai begeiſtert. „Unſer Gebet iſt erhört; ſei ſtill und bete weiter.“

Ein furchtbarer Donnerſchlag verſchlang das letzte ſeiner Worte und hallte an den das Hafenbecken einſchließenden Bergen wider, ſo daß es wie zehnfacher Donner klang. Faſt hätte der Schrecken Baruch's Haupt unter das Waſſer gedrückt. Froſt durchzuckte ſeine Glieder; es flirrte ihm vor den Augen; ihm war es, als vernähme er eine herrliche himmliſche Muſik. Sein bebender Mund vermochte nicht mehr zuſammenhängende Gebete zu ſagen; er ſtammelte nur noch einige Ausrufungen des Erſtaunens, der Furcht und des Entzückens. Da er ſich ſeines kraftloſen Zuſtandes noch bewußt war, ſo beſtrebte er ſich, obgleich mit der größten Anſtrengung, das Ufer zu erreichen. Unterdeſſen ſpielten die zackigen Blitze um die Häupter der Wolkenthürme und Berge, und ziſchten als gluhrothe Schlangen zuweilen in das Meer, das kochend aufſprudelte, und von ihrem Widerſchein in wunderbaren Streiflichtern flammte. Theilweiſe beleuchteten ſie auf kurze aber ſchöne Momente die im Hintergrunde an den Bergeshöhen hingeſtreckte Stadt, umkreisten vorn das Kreuz auf den Kirchen der Franken, Armenier und Griechen, ſpiegelten ſich hinten im blanken Halbmond auf den Minareten der türkiſchen Moſcheen, und beleuchteten oben am Berge die Kuppeln der Synagogen der Juden. Zwei wilde Herbſtgewitter hatten ſich in die Berge hineingeſenkt, welche den vielbuchtigen Meerbuſen umlagern und die tobenden Wolkenmaſſen hingen gefangen über der Bai. Wie wuthentbrannt hoben ſie die mächtigen Häupter im Kampfe gegeneinander und ſandten ſich verderbliche Blitze, zündende Pfeile zu. Dazwiſchen das unaufhörliche Rollen des Donners, in kurzen Zwiſchenräumen von ohrenzerreißenden Schlägen unterbrochen. Bald waren es nicht einzelne Blitze mehr, die, wie Schwertſtreiche, den dunkeln Mantel der Nacht durchſchnitten; Feuermaſſen ſtürzten unaufhörlich aus den Wolken und verjagten die mächtige Königin Nacht von Meer und Land. Beſiegt von ſonnenglänzenden Lichtſtrömen, floh ſie in die fernſten Winkel der Erde.

Sabbathai's ſchwanenweißer Leib, der auf der immer höher ſteigenden und mächtigen bewegten Fluth hin und her wogte, hatte, rothangeſtrahlt vom Blizzesſchein in ſeiner Erſcheinung etwas Ueberirdiſches. Seine Blicke flogen begeiſtert, wie die eines Sehers, in das ſchauerlich herrliche Schauſpiel der Natur. Auch er ſah Hardaniel, den Fürſten des Blitzes, mit dem Flammenſchwerte, das den Himmel ſpaltet, im Kampfe mit Gabriel, dem Engel des Feuers, und die Wolkenberge und ſchwarzen Nebelformen, die raſtlos über den Himmel hintrieben und zum wechſelſeitigen Kampfe aufzogen, galten dem hocherregten Jünglinge für die Heerſchaaren der Geiſter unter dem Befehle ihrer mächtigen Fürſten. Baruch's umherirrende Augen trafen vom Ufer aus auf des Freundes geiſterhaft angeſtrahlte Geſtalt, und ſeine erhitzte Phantaſie, geſteigert durch die Einwirkungen eines mehrtägigen Faſtens, des ſchwärmeriſchen Geſprächs mit dem gelehrten hochpoetiſchen Freunde, des kalten Bades zur Mitternacht im ſchauerlichen Meere, des krampfhaften Gebets, das eine leidenſchaftliche Gotttrunkenheit in ihm aufgepeitſcht, und endlich die zur Herbſtzeit ungewöhnliche Erſcheinung des heftigen Gewitters, des Kampfes der beiden Engelfürſten, den er mit heiliger Scheu für Folge des inbrünſtigen Gebets anſehen mußte, dieſe auf ſolche Weiſe bis zum Delirium erhitzte Phantaſie, erblickte auch in Sabbathai jetzt ein Weſen höherer Art, das mit den Elementen des Waſſers und Feuers in außerordentlicher Verbindung ſtehe und durch ſeine Willenskraft Gewalt über ſie auszuüben vermöge. Sabbathai's Haupt erſchien Baruch vom Lichtſchein umwoben, und des Letztern Herz erfüllte unbegrenzte Ehrfurcht, und ein fremdes ihn beunruhigendes Etwas trat zwiſchen ihn und den Jugendfreund.

So heftig der Kampf des Wetters geweſen war, ſo ſchnell hatte er ſich ausgetobt. Das Feuer des Himmels lag bald darauf wieder in den Banden der Nacht gefeſſelt, aber ſie ſollte ſich ihres endlichen Siegs nicht lange erfreuen; denn ein milderes, aber, wie der Augenſchein lehrte, anhaltenderes Licht ſtrömte aus den Wolken, die ihre grauenhafte Färbung verloren — und, wie von einem Lichthauche überfächelt, klarer und durchſichtiger ſtrahlten, bis ſie zuletzt im Lichtſtrome zerronnen und dem tiefblauen Himmel ſeine urangeſtammte Macht, die Welt umſpannt zu halten, ohne fernern Widerſtand überließen. Aber hinter einer der letzten in eiliger Flucht davon ſegelnden Wolke trat die abnehmende Mondſcheibe in heiterm Glanz hervor, wie ein fröhlicher Herr, den viel Lärm und Gezänk des Geſindes aus ſeiner Mittagsruhe geſtört, und der nun ob der Furcht des ſchwatzhaften Volkes lacht, das bei ſeinem Erſcheinen ſcheu durch alle Thüren flieht, und auch keinen Laut mehr hören zu laſſen wagt. Eben hatte noch der wüthende Sturm getobt, und jetzt ſchon lag die Natur wieder in tiefer heiliger Ruhe, kaum daß man am ſtärkern Wellenſchlag und der Brandung an dem nahen Felſen wahrnahm, daß nicht Alles ein Traum geweſen war. Schimmernde Streiflichter hüpften weit her — muntre Kinder der Mondſtrahlen — über den Meerbuſen, deſſen gegenüberliegende Ufer in dämmernder Ferne verſchwammen; ein duftiger Nebel dehnte weiche flockige Flügel über die Berge aus, und umarmte die Stadt, deren Giebel ſich losrangen und frei dem Gruße des geiſterbleichen Mondſtrahls entgegenſtrebten. Nach dem Sturme feierte die Ruhe ihr Feſt, und wie ſeine Herolde Blitz und Donner geweſen waren, ſo waren die ihrigen Mondſchein und Stille. Der Sturm iſt ein wildaufbrauſender Mann, die Ruhe eine mildbeſänftigende Frau, und wie Herr und Frau, ſo ſind ihre Diener und Mägde.

Von den Strahlen des Mondes, wie mit einem Zaubernetz umſponnen, ſchwamm Sabbathai durch die lichtglänzende Fluth nach dem Ufer zurück, wo Baruch ſeiner mit ehrfurchtsvollem Staunen harrte. Sie wechſelten nur wenig Worte zuſammen, indem ſich Sabbathai ankleidete. Plötzlich fielen Baruchs Augen auf die Spitze der nahen Felſenplatte, und ein Laut der Ueberraſchung entfuhr unwillkührlich ſeinen Lippen und lenkte Sabbathai's Blicke ebenfalls auf den Gegenſtand dieſer lautgewordnen Gemüthsbewegung. Auf dem äußerſten Rande der Felſenkuppe, wo ſie wie eine ausgeſtreckte Hand über das Meer hinragte, ſtand oder ſchwebte vielmehr ein Weſen in menſchlicher Geſtalt, in deſſen weitfaltigem blendend weißen Gewande des Mondes klarſte Silberſtrahlen ſich zu fangen ſchienen, und ein ſolcher Lichtſchimmer ging davon aus, daß man glauben konnte, das ganze Kleid ſei aus Mondſtrahlen gewebt. Die Geſichtszüge waren nicht deutlich zu erkennen, doch lieh ihnen das phantaſiereiche Auge der ſtaunenden Jünglinge einen himmliſchen Glanz. Die Erſcheinung winkte mit der Hand in das Meer hinaus.

„Sabbathai!“ ſtammelte Baruch kaum hörbar, „es iſt Hadarniel in einer unſerm Auge erträglichen Geſtalt.“

Sabbathai antwortete nicht; ſein Auge glühte, ein leiſes Zittern flog über ſeine Glieder.

„Dein Gebet iſt ganz erhört,“ fuhr Jener fort. „Du biſt mächtig über die Geiſter. Darum gehe nun auch du, mit dem Engel des Herrn zu reden, der dir winkt. Nicht mich meint er, und ich würde vor Furcht ſterben in ſeinem Angeſicht. Du aber biſt mit ihm vertraut; dir gilt ſein Wink.“

„Ja mir gilt ſein Wink!“ ſagte Sabbathai mit dem feierlichen feſten Tone der Ueberzeugung, und ohne Zaudern ſchritt er am Ufer hin und bog um den Felſen.

Der Platz, den jene ſeltſame Geſtalt eingenommen hatte, mußte ſelbſt einem kältern Beſchauer eine Bürgſchaft für ihre übermenſchliche Natur abgeben; denn auf den äußerſten Rand dieſes Felſenkegels konnte ſich kein ſterblicher Fuß wagen, ohne jeden Augenblick den Tod in der aufgähnenden Meertiefe zu finden. Wie vielmehr mußten die begeiſterten Schwärmer von der Ueberzeugung durchdrungen ſein, jenes Lichtgewand umfließe einen jener Himmelsfürſten, deren Daſein der religiöſe Glaube und die heiligen Urkunden ihres Volks außer allen Zweifel ſetzten!

Mit einem von banger Erwartung, hoher Gottbegeiſtrung und Stolz gemiſchten Gefühle trat Sabbathai auf die Felſenplatte, auf der er ſchon ſo oft geſtanden, um zu dem Volke zu reden; und ſah mit ſteigender Verwunderung, wie das Weſen, welches ſein höchſtes Intereſſe erregt hatte, leicht und ſchwebend über den hohen Felſenkamm ſchritt, auf welchem jeder Fußbreit Raum durch Zacken, Riſſe und Kanten verderbenbringend war. Näher und näher kam die Geſtalt, Sabbathai ſah, daß es eine weibliche war. Sie kam langſam an ihn heran und der Jüngling erkannte erſchreckt Baruchs Schweſter, Rahel.

Sie aber ſchien ihn nicht zu ſehen und ſtrich dicht an ihm vorüber, ſo daß er nicht ohne Grauſen ihre ſtarren Augenſterne ſehen konnte, denen das Licht des Mondes, nach welchem ſie gerichtet waren und das ſich in ihnen abſpiegelte, einen höchſt unheimlichen Ausdruck verlieh. Auch ihr ſchleichender geſpenſterhafter Gang vermehrte das Grauſige dieſes eben ſo unerwarteten als befremdenden Anblicks. Sabbathai ſtand ſprach- und regungslos; er wußte nicht, was er von dieſer Erſcheinung halten ſollte, und er war zweifelhaft, ob er ein lebendes Weſen, oder einen Geiſt, der Rahels hohe ſchöne Geſtalt angenommen, vor ſich ſähe. Endlich auf der Stelle angekommen, wo Sabbathai zu ſtehen pflegte, wenn er öffentlich lehrte, breitete Rahel die Arme aus, als wolle ſie einen geliebten Gegenſtand umfangen, und Sabbathai hörte tief erſchüttert ſeinen Namen von ihren Lippen beben. Sie ſprach leiſe brünſtige Worte, und den Jüngling, der keine Ahnung von ihrem Zuſtande hatte, und ſich aus den Unbegreiflichkeiten nicht herausfinden konnte, zog es mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihr hin, um ſie zu belauſchen. Mit ſchauerlicher Eintönigkeit ſagte Rahel vor ſich hin:

„Du wirſt den Tempel bauen, und ſeine Säulen errichten, wie David; du wirſt die heiligen Bäume hineinpflanzen, die goldne und ſilberne Früchte tragen. Schon ſeh' ich ſeine Kuppel ſich wölben, und unter ſeinen Grundmauern den Strom des Friedens hervorbrechen. Den Stab ſeh' ich in deiner Hand zum zweiten Male grünen, der einſt in Aarons Hand ſich umlaubte, und wie er in Moſes Hand zur Schlange ward, ſo wird er in der deinigen zum Scepter werden, womit du dein Volk beherrſcheſt, du König der Könige, du Heiland der Welt, langerſehnter Stern Jakobs, von dem ſchon Bileam geweiſſagt. Ich beuge meine Knie vor dir, Gebenedeiter, dich lieb' ich, dich verehr' ich, und in mein Herz fiel dein erſter Strahl, glänzender Jakobsſtern.“

Hierauf verſank ſie wieder in ein regungsloſes Brüten. Sabbathai wurde durch die gehörten Worte in den tiefſten Gründen ſeiner Seele aufgeregt, aufgerüttelt, und die Welt war plötzlich vor ihm voll heiliger Wunder geworden. Seine Schülerin ſtand nach Mitternacht auf einem einſamen Felſen am fernen Meerufer vor ihm, richtete die hohen Verkündigungen ſeiner Meſſiaswürde an ihn, und ſah ihn doch nicht, ja ſie ſchien in Bewegung, Haltung, Sprache mehr der Geiſter- als der Körperwelt anzugehören. Gedanken außerordentlicher Art kreißten durch ſeinen Kopf; bald glaubte er, die Zeit könne nicht mehr fern ſein, wo ihm die göttliche Kraft und die Macht des Meſſias verliehen würde, und die in dieſer Nacht erlebten Zeichen deuteten auf die baldige Erfüllung ſeiner göttlichen Berufung; bald meinte er, Rahel ſei vielleicht in dieſer Nacht geſtorben, und ihr Geiſt wandele vor ihm, beauftragt von Gott, ihm ſeine heilige Beſtimmung zu offenbaren. Um über den letztern Gedanken jedem Zweifel enthoben zu ſein, trat er dicht an die Schweigende heran und berührte ihre Hand mit der ſeinigen. Er betaſtete ein körperliches Weſen, das zuſammenſchauerte.

„Rahel!“ flüſterte er faſt unwillkührlich, aber in demſelben Augenblick ſtürzte ſie, wie von einem Blitz getroffen, zuſammen, und fiel, nicht anders als wäre ſie eine Todte, auf den harten nur dürftig mit Moos bewachſenen Steinboden nieder. Grauſiger Schrecken brannte durch des Jünglings Mark und Bein. Zitternd beugte er ſich nieder, ein leiſes Wimmern drang aus ihrem ſchönen Munde. Ihre

Augen waren geſchloſſen. „Rahel! Rahel!“ rief er mit beſtürzter Stimme. Sie ſchüttelte ſich, wie eine Schlaftrunkene. „Rahel!“ wiederholte er, und ſie ſchlug die Augen auf, und ſah ihm mit ſtarrer Verwundrung ins Geſicht. Ihr Geiſt ſchien ganz abweſend zu ſein, und es dauerte lange, eh' ſie ſich zu dem ängſtlichen Ausruf: „Wo bin ich! Was iſt mit mir vorgegangen?“ ſammeln konnte. Dann ſprang ſie ſchnell auf ihre Füße, warf furchtſame Blicke umher, und als ihr Auge wieder auf Sabbathai traf, ſtarrte aus jedem Zuge ihres bleichen ſchönen Geſichts der verſteinernde Meduſen-Ausdruck unſäglichen Entſetzens. „Gott der Gnade und des Erbarmens!“ ſchrie ſie mit den zerrißnen Tönen höchſter Verzweiflung, indem ſie zitterte und bebte. „Ich bin bezaubert und ein Geiſt ſteht vor mir, der böſe Macht über mich ausübt.“

„Ich bin kein böſer Geiſt, kein arger Zauberer,“ milderte Sabbathai ihre bis zum höchſten Grade angeſpannte Aufgeregtheit mit tröſtender Stimme, „ſondern dein Lehrer, dein Freund Sabbathai Zewi. Faſſe meine Hand vertrauensvoll und ſage mir, wie du hierher kommſt an das öde Meergeſtad zur Nachtzeit?“

Bei Nennung ſeines Namens war ſie abermals zuſammengebebt, doch nun blickte ſie ihn mit weniger wildſcheuem Weſen an, und antwortete weinend: „O Sabbathai, ich weiß nicht, wie ich hierher gerathen bin. Ich habe mich in meiner Kammer zu Bette gelegt und bin jetzt vom Rufe deiner Stimme erwacht. Einem furchtbaren Zauber bin ich verfallen, meine Haare ſträuben ſich, das Herz im Leibe zittert mir; ich fürchte, der Wahnſinn zerrüttet mir die Seele.“

„Faſſe dich, Rahel. Durch Faſten und Gebet läßt ſich jeder Zauber löſen. Man ſagt, der Engel Ofaniel breche im bleichen Lichte jenes Geſtirnes, deſſen Fürſt er iſt, ſilberne Blüthen von den Bäumen des Paradieſes, wie ſie auch einſt im Tempel Salomons üppig grünten, und beſtreue damit das Haupt mancher Schläfer, und führe ſie dann hinaus in die Lichtwogen des Mondſtrahls. Vielleicht hat dich jener lichtglänzende Engel zu einem ſeiner Lieblinge auserkohren. Weißt du nicht, ob du ſchon mehrmals bei nächtlicher Weile, wenn der Mond am Himmel war, ſchlafbefangen und ohne Bewußtſein umhergewandelt biſt?“

„Ich weiß von nichts,“ verſetzte Rahel in Nachdenken verſunken.

„So geſtatte mir, daß ich dich zu deinem Bruder Baruch führe, der ohnfern von hier am Ufer meiner harrt, und mit mir gebadet hat.“

„Zu Baruch!“ rief das Mädchen von neuem zuſammenſchreckend. „Nein! nein! ich beſchwöre dich, Sabbathai, zu ihm führe mich nicht. Er würde mich ſchelten, mich verdammen, und ich würde mich ſtets vor ihm ſchämen. Gott hat dich auf wunderbare Weiſe zum Herrn eines Geheimniſſes gemacht, vor deſſen düſterm Abgrund ich ſchaudere. Versprich mir, Niemand, wer es auch ſein möge, zu entdecken, daß du mich hier gefunden.“

„Ich gelobe es dir!“

„Nun geleite mich nach der Stadt zurück und laß meinen Bruder warten bis du wiedergekehrt. Ich werde unbemerkt in meines Vaters Haus zu gelangen ſuchen. Der Herr gebe, daß es gelinge! Erfülle meine Bitte, edler Chacham!“

Sabbathai konnte nicht widerſprechen; ſie flehete ſo rührend. Und ohne viel Worte zu wechſeln — denn er dachte jenen nach, die er von ihren Lippen ertönen gehört, bevor ſie zum Bewußtſein gekommen war — gingen ſie ſelbander den minder beſchwerlichen Weg nach dem Hafen zu, und der Mond beſtreuete ihren einſamen Pfad mit ſeinen geheimnißvollen Strahlenblumen.

Sie waren eben um den Hügel gebogen, ſo daß ſie die vom Mondesglast überſilberten Hafengebäude vor ſich liegen ſahen, da eilten plötzlich von der Höhe herab zwei Männer auf ſie zu, und ſchrieen, ſo bald ſie in die Nähe gekommen waren, übernöthig laut und befehlend: „Halt! halt! Keinen Schritt weiter! Da iſt ſie, die uns ſeit vier Nächten äfft, und die wir auf Befehl des Reis der türkiſchen Schiffe im Hafen ſuchen. Jetzt wirſt du uns nicht mehr entſchlüpfen.“

Die von gleichem Schrecken wie Erſtaunen befallenen Wandrer erkannten in den beiden jetzt herangekommenen Männern griechiſche Wächter des Hafens, zu einem Corps gehörig, welches in ganz Smyrna von Türken, Chriſten und Juden wegen ſeiner rohen Verworfenheit verabſcheut war.

Mit drohend geſchwungner Waffe ſtanden ſie vor dem beſtürzten Paare und der Eine ließ ſich mit übermüthigem Hohnlachen weiter vernehmen: „Folg' uns ſogleich, Dirne! Der Burſche da mag eilig ſeine Ferſen nach der Stadt tragen, ſonſt wollen wir ihm mit unſern Säbeln den Weg weiſen.“

„Was wollt ihr von mir?“ fragte Rahel, geſammelt von der erſten größten Beſtürzung.

„Wir dürfen weiter nichts wollen, als daß du mit uns gehſt; nachher werden höhere Leute ſchon mehr von dir wollen. Doch das kümmert uns nicht. Wir ſind ſchon froh, daß es unſerm großen Muthe und unſrer erſtaunten Furchtloſigkeit gelungen iſt, dich endlich glücklich aufgefunden zu haben. Du haſt mehre Nächte manchem braven Wächter den Schlaf geraubt. Nun hurtig folg' uns zum Reis der Schiffe!“

„Ich euch den Schlaf geraubt ſeit mehren Nächten!“ rief Rahel. „Ihr irrt, ich habe euch nichts zu Leide gethan. Ich ſelbſt bin bezaubert.“

„Ich werde nicht zugeben, daß ihr dieſe Jungfrau fort führet!“ ſagte Sabbathai entſchloſſen. „Sie gehört meinem Schutze an, und ich werde die Unglückliche nach Hauſe bringen.“

„Hund von einem Juden!“ polterte der Grieche. „Wir werden dich wahrlich nicht erſt um Erlaubniß fragen, ob wir die Befehle des Reis ausführen ſollen oder nicht. Und wenn es mit dem Befehle auch nicht ſo ſchlimm wäre, ſo würden wir uns von dir wahrlich nicht um den guten Lohn für unſern Fang betrügen laſſen.“

„Schweig doch, Dmitri,“ ſagte der Andre, „vielleicht bezahlt uns der Jude beſſer, wenn wir das Mädchen laufen laſſen, als der Reis, wenn wir ſie ihm bringen. Sag' an, Jude, wie viel willſt du geben, wenn wir dich mit deinem Schätzchen ruhig ziehen laſſen?“

„Nennt das Löſegeld.“

„Fünfzig Sultania's!“ rief der Erſtere unverſchämt.

„Gut, ihr ſollt ſie haben.“

„Wohlan, ſo zahle!“

„Ich habe kein Geld bei mir.“

„So wollen wir dir in dein Haus folgen. Aber das Mädchen geben wir nicht eher frei, bis wir bezahlt ſind.“

„O Gott!“ ſeufzte Sabbathai, „ich habe nicht ſo viel Geld im Beſitz, und ſchwerlich auch mein Vater.“

„Willſt du Geſpött mit uns treiben, Jude!“ brüllten die Wächter, und erhoben ihre Schwerter, ihn zu ſchlagen, doch Rahel hielt ihre Arme zurück, rufend: „Bei der Barmherzigkeit des Herrn, legt eure Hand nicht an dieſen Auserwählten Gottes! Ich will euch zu dem Aga folgen, von dem ihr redet, und ihm entdecken, wer ich bin. Wenn er den Namen meines Vaters vernommen hat, wird er mich freigeben.“

„Ich verlaſſe dich nicht, Rahel!“ tröſtete ſie Sabbathai. Und die rohen Geſellen ſteckten mit unverkennbarer Scheu ihre Säbel ein, und duldeten es auch, daß der Jüngling mit nach den Hafengebäuden ging.

Kaum waren ſie in eines derſelben getreten, als die Hafenwächter, ermuntert durch das Jubelgeſchrei ihrer beiden ankommenden Kamraden, ſich ſchnell um die Gefangne verſammelten, ein Haufe gemeiner Geſichter, in denen furchtſames Staunen mit grinſender Schadenfreude abwechſelten.

„Seht ihr den Geiſt, ihr Narren, der euch Alle ſo ſehr in Schrecken geſetzt hat?“ rief Dmitri. „Ich ſagte es euch gleich, es iſt ein Geiſt mit Fleiſch und Bein bekleidet, wie wir auch Geiſter ſind, aber eure kindiſche Furcht wollte geſehen haben, daß der Mond durch die Geſtalt hindurch geſchienen habe. Seht her, ob dies ſtattliche Judenmädchen ſo mir nichts, dir nichts einen Mondſtrahl durch ſich hindurch laſſen wird.“

Ein widriges Gelächter erſcholl.

„Führt uns zum Reis!“ herrſchte Sabbathai den beiden Führern zu.

„Er kommt ſchon,“ ſagte ein griechiſcher Matroſe, „wir haben ihm den glücklichen Fang des Geiſtes gemeldet.“

In dieſem Augenblick trat ein hoher ſtolzer Mann herein, deſſen Turban, Kaftan und Juba Reichthum und Anſehen verriethen. Sein faſt hochrothes Geſicht hatte etwas Erſchreckendes; düſter und forſchend glühete ſein ſchwarzes Auge umher, trotzig hing ſein glänzend ſchwarzer Schnurrbart über die aufgeworfenen Lippen. Die Naſe und ſtark markirten Züge des Geſichts verleugneten die türkiſche Herkunft und ſprachen eher für die arabiſche. Die Jugend, ſelbſt die ſpätere, hatte dieſen Mann ſchon verlaſſen, und wie ſie ihn gebildet, war ſie gewiß eine vielbewegte geweſen. Er war eine ernſte, faſt finſter drohende Männergeſtalt voll markiger Kraft, und in Müh' und Anſtrengung geſtählt. Der Blitz ſeines Auges traf Rahel ſtolze Erſcheinung, und ein Lächeln der Huldigung, wie ſie der freie Sohn der Wüſte der herzengewinnenden Schönheit eines Weibes darbringt, ſchwebte um ſeinen bärtigen Mund.

„Hier iſt das weiße Geſpenſt, Aga," nahm Dmitri das Wort, das meine heldenmüthigen Kameraden ſchon mehre Mitternächte in Todesangſt gejagt hat, wenn es in der Nähe des Hafens von Fels zu Fels hüpfte und ſich wunderlich geberdete. Unſre Mühe, mit der wir ihm zeither erfolglos nachgeſpürt, iſt endlich belohnt. Ich und Girſchi haben es glücklich eingefangen, und noch ein andres dazu, wie ihr ſeht."

„Die verſprochne Belohnung iſt dir gewiß, Romeos," verſetzte der Osmanli verächtlich und wandte ſich dann an Rahel mit den verbindlichen Worten: „Ich begehre nicht in deine Geheimniſſe zu dringen, ſchöne Jungfrau, und was dich alle Mitternächte ſchleierlos heraustreibt aus dem ſichern und bequemen Garten, deſſen ſchönſte Blume du biſt, an das gefährliche und unfreundliche Meer; ich will auch nicht wiſſen, ob du dich mit Fleiß dieſer blendend weißen Kleidung bedient haſt, um den Geſpenſterglauben der Hafenwächter zu deinem Vortheil zu benutzen; ſage mir vielmehr, womit ich dir dienen kann, holde Schöne?“

Einer der Hafenwächter, der zum Dollmetſcher beſtellt war, überſetzte dem Mädchen die Worte des Türken, und durch ſeine Vermittlung wurde die Unterhaltung fortgeführt.

„Großmüthiger Aga,“ entgegnete Rahel ein Knie vor dem hohen ſtolzen Manne beugend. „Ihr ſeht eine Unglückliche in mir, die von einem böſen Zauber beherrſcht, nicht weiß, was ſie gethan hat und was ſie von ihren eignen Handlungen denken ſoll; indem ich Euch zugeſchwöre, daß ich erſt ſeit einer halben Stunde zum Bewußtſein gekommen und mich mit Schrecken am öden Meerſtrande geſehen habe, dieſen jungen Mann in meiner Nähe. Daß ich aber ſchon mehre Nächte hier geweſen, habe ich erſt durch Euern und den Mund dieſer Leute erfahren.“

Der Osmanli lächelte ungläubig, indem er ſeine beredten Blicke von ihr auf Sabbathai gleiten ließ. „Dem ſei, wie ihm wolle;“ erwiederte er, „dieſe Leute behaupten, du ſeiſt ſchon mehre Nächte von ihnen bemerkt worden, und es iſt ihnen wegen deiner räthſelhaften Erſcheinung keine geringe Furcht eingekommen. Sie wollen dich von Fels zu Fels hüpfend geſehen haben, wie die Gazelle der Wüſte. Du mußt am beſten wiſſen, an welchem Punkte der Begebenheit die ausſchmückende Uebertreibung dieſer Erzählung beginnt. Die Muthigſten verfolgten dich, aber du entgingſt ihren Nachſtellungen glücklich. Heute liefen meine Schiffe in dieſem Hafen ein, und ich hörte von nichts als dem weißen Geſpenſt reden. Du ſchwebteſt auch dieſe Nacht vorüber, wurdeſt bemerkt und mir gezeigt. Da ſetzte ich eine Belohnung darauf, wer dich einfinge. Dieſe beiden Wächter haben ſie verdient. Nenne mir nun dein elterliches Haus, damit ich demſelben unter gutem Schutze die Perle ſeines Glanzes und ſeiner Herrlichkeit wieder zuführe.“

„Geſegnet ſei Eure Großmuth, mächtiger Aga. Wollt Ihr aber das Maaß derſelben bis zum Ueberlaufen voll machen, ſo laßt ein einziges Wort der Gnade noch aus Euerm Munde erblühen, und erlaubt mir mit dieſem jungen Chacham, der mein Lehrer iſt, nach der Stadt zurück zu kehren.“

Bei der Erwähnung Sabbathai’s in ſeiner Eigenſchaft zuckte der Mundwinkel des türkiſchen Schiffsherrn, noch ein Mal traf den Juden ſein flammender forſchender Blick, dann ſagte er mit verändertem Tone: „Ihr ſeid beide vom Volke der Israeliten?“

„Dein Mund ſagt die Wahrheit, Aga,“ verſetzte Sabbathai. „Ich bin ein Lehrer des unglücklichen Volks, das du nannteſt, und dieſe arme Kranke iſt die Tochter eines Kaufmanns dieſer Stadt, der ſich um ihre Abweſenheit, ſo bald er ſie bemerkt, ſehr bekümmern wird, da ſie die einzige und ſehr geliebte Tochter iſt.“

„Iſt ſie das?“ fragte der Schiffs-Aga ſchier hämiſch mit einem böſen Blick auf das Mädchen. „Wie aber wagt ſie’s, du junges Gefäß jüdiſcher Weisheit, in der Nacht nach dem Meere zu laufen, da doch die Geſetze genug bekannt ſind, nach welchen kein Weib, ſei ſie die Tochter eines Römer’s, Armenier's oder Juden, nach Sonnenuntergang ihr Stadtviertel verlaſſen darf?"

„Herr, es ſcheint mir, als ſei ſie eine Nachtwandlerin und Mondſüchtige, die in den hellen Nächten, die der Glaſt des Mondes ſchmückt, unbewußt ihr Lager und Haus verläßt und umherwandelt; daher weiß ſie auch nicht, daß ſie die Furcht und Neugierde der Hafenbewohner gereizt hat."

„Gut erſonnen," verſetzte der Reis. „Doch, du wirſt mich dadurch nicht täuſchen, ſchlauer Kihour. Du biſt es, der die Jungfrau zur Uebertretung des Geſetzes verführt hat, und du haſt es dir ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ich ſie als Beute betrachte und morgen mit dem erſten Sonnenblick auf meinem Schiffe nach Istambul führe. Denn wiſſet, ich bin der Kiaja des Kapudan Paſcha."

„Herr!" rief Sabbathai, „wenn du mich für ſtrafwürdig hältſt, ſo lege mir die Buße der Geſetzesverletzung auf; ſei ſie, welche ſie wolle, ich werde mich ihr willig unterziehen. Aber verſchone dieſes unſchuldige Mädchen; ihr reines Haupt iſt frei von aller Fehl, und ſie iſt ſchon genug zu beklagen, daß eine unſelige Krankheit in ihrem Gehirn brennt, und ſie auf Pfade treibt, die ihr Fuß wachenden Auges nimmer betreten würde. Sie wäre ja zwiefach von böſem Geſchick geſchlagen, wollteſt du, mächtiger Aga, ſie um Uebertretung des Geſetzes ſtrafen, von dem ſie nur im bewußten Zuſtande wiſſen kann. Den Schlafenden und den Todten gilt kein Geſetz; und Rahel war eine arme Schläferin, als ſie die Stadt verließ. Du würdeſt ihrem Vater den Becher ewigen Grams vollſchenken, der ſein Leben bald verzehrte.“

„Und weißt du wohl, elender Sohn der Hündin, daß mir das eben recht iſt! Ich haſſe euch Juden mehr als irgend einen Volksſtamm der Ungläubigen. Es reicht ſchon hin, ein Jude zu ſein, um mich zu ſeinem unverſöhnlichen Feinde zu machen. Darum geh' aus meinen Augen, Domuz, oder ich laſſe dich ins Meer werfen.“

„Thu' mit deinem Sklaven, wie du willſt; nur gib dieſe frei; laß ſie nach der Stadt zurückkehren und gib mir dann den Tod!“ rief der Jüngling von ſeinem Gefühl hingeriſſen.

„Nicht alſo, hoher Kiaja,“ fiel ihm Rahel ins Wort. „Ich folge dir willig auf dein Schiff, nur verſchone dieſen Auserwählten des Herrn. Was liegt an mir, und mein Vater wird ſich tröſten. Doch auf dieſem Jünglinge ruhen glänzende Hoffnungen. Sabbathai, du magſt es vielleicht nicht wiſſen, wozu du berufen biſt, aber gib meinen Bitten nach, gehe heim und überlaß mich meinem Schickſal, wozu der Engel meines Lebens mich hierher geführt hat.“

„Weißt du es, wozu ich berufen bin?“ fragte Sabbathai.

„Ich weiß es, hoher Chacham; mir hat es der Engel einer lichten Stunde vertraut. Herr, gehe und laß mich zurück.“

„Ich gehe,“ ſagte der Jüngling in dem über ihn gekommenen Gefühl ſeiner Würde; „doch glaube nicht, weil ich gehe, daß ich dich auch verlaſſe.“ Er eilte davon und ſtürmte den Weg nach der Judenſtadt hinauf, während der Kiaja Rahel's reizende Geſtalt mit verlangenden Blicken muſterte. „Du ſollſt die Blume meines Paradieſes werden; ich will dich Mahomeds goldne Liebesſprüche lehren, und mein Mund ſoll nicht allein durch Worte, ſondern vielmehr noch durch Küſſe dich überzeugen, daß er, der Geber ſolcher ſüßen Geſetze, der alleinige große Prophet iſt. — Doch du wirſt der Ruhe bedürfen, holde

Taube; das ſchönſte Gemach im Hauſe ſei für dich, und ich will in dieſer Nacht dich nicht ſtören. Gräme dich nicht um den bleichen Burſchen, den du deinen Lehrer nannteſt. Der kann nicht lieben, wie ich. Hätte er dich geliebt, er wäre wahrlich nicht davon gegangen. Und wozu ſoll er beſtimmt ſein, als den Thalmud zu leſen? Lege dich ſchlafen, weißes Lämmchen!“

So koſete der erſt ſo finſtre Mann freundlich und liebreich und that durch dieſe Wortfülle ſchon kund, daß er kein geborner Türke ſei; doch Rahel blieb ſtumm und ſetzte ſeinen ſüßen Schmeichelreden nichts weiter entgegen, als einen ſtechenden Blick. Da aber noch kein Mann mit ſolchen zärtlichen Worten zu ihr geſprochen hatte, blieben ſie nicht ganz ohne Wirkung auf ihr Herz. Die ſtolze männliche Schöne ließ ſich leicht von ihrer Eitelkeit bereden, es ſei die unwiderſtehliche Kraft ihres Liebreizes, der hier einen ſo glänzenden Sieg davon getragen; und wenn in ihrer Bruſt noch ganz andere Gefühle wohnten, die ſich noch nie in ein hörbares Wort hervorzutreten gewagt hatten, ſo fand ſie deſſen ohngeachtet doch, daß der Kiaja zwar kein blutjunger, aber doch auch kein alter, und dabei ein ſehr ſtattlicher, ja kräftig ſchöner Mann ſei, und ſie beſchloß demnach, ſich in ihr Schickſal zu fügen, möge es kommen, wie es wollte; wiſſe ſie doch den geliebten und hochverehrten Sabbathai gerettet. —

Der Jüngling war in der Unſchuld ſeines Herzens auf den Gedanken gekommen, den alten Roſanes in das Geheimniß zu ziehen, weil ihm dieſer als künftiger Schwiegervater zunächſt ſtand, weil er den größten Einfluß unter den Juden Smyrna's hatte, und endlich weil er Curbano's Freund war und Rahel als Tochter zu ſich ins Haus hatte nehmen wollen. Uebrigens drängte der Augenblick und, wenn etwas für Rahel's Befreiung geſchehen ſollte, mußte raſch gehandelt werden.

Die friedlichen Bewohner des ſtillen Hauſes waren nicht wenig erſchrocken, mehre Stunden nach Mitternacht ein lärmendes Pochen an der Thüre des Hauſes zu hören, und als geöffnet wurde, Sabbathai verſtört und bleich hereintreten zu ſehen. Aber des alten Roſanes Erſtaunen ſtieg noch höher, als der Chacham in ſein Schlafgemach getreten war, und die auf Rahel bezügliche Erlebniſſe dieſer Nacht erzählte. Schweigend aber kopfſchüttelnd hörte der Greis zu und eine ſtrenge Mißbilligung drückte ſich in den gefurchten Zügen ſeines Geſichtes aus. Auch er ſchien die Angabe, daß Rahel aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Mondſüchtige ſei, durchaus keinen Glauben ſchenken zu wollen und ſie für eine wohlerſonnene Geſchichte zu halten. „Wenn ſie eine Nachtwandlerin wäre, was denn triebe ſie an das Meerufer gerade an die Stelle, wo du allnächtlich deine Andacht zu verrichten und dich zu baden pflegſt? Sollteſt du eine Untreue an meinem geliebten Kinde begehen, Chacham, ſo wäre es beſſer, du entſagteſt jetzt noch ihrer, damit nicht ſpäteres Unglück über mein Haupt komme und es vor Schmerz und Kummer in die Grube drücke. Ich würde einen Betrug von deiner Seite an meiner Taube nicht überleben; ſie iſt die Unſchuld, das reinſte Vertrauen, die innigſte Liebe ſelbſt zu dir. Darum tritt jetzt zurück und hebe die Täuſchung auf, ſo du Rahel mehr liebſt, als Thamar.“

„Raf,“ ſagte Sabbathai ernſt und ſtolz, „jeden Andern würde ich auf dieſe Rede mit Verachtung ſtrafen und keines Lautes Antwort würdigen; Euch verzeih' ich ſie. Aber wenn Ihr Euch überzeugt, daß Sabbathai Zewi in Wort oder That unwahr geweſen, dann werft mich vor Eure Thüre, wie man das Unreine aus dem Hauſe wirft.“

Dieſe Worte und der Ton, mit welchem ſie geſprochen wurden, beruhigten auf der einen Seite den bekümmerten Greis, auf der andern beſchämten ſie ihn, und mit einem um Verzeihung bittenden Blick reichte er dem finſter gewordnen Jüngling die Hand.

„Es iſt recht von dir,“ ſagte Roſanes nun, „daß du es vorgezogen haſt, lieber mich in Kenntniß des unglücklichen Vorfalls zu ſetzen, als Curbano. Seine Vaterliebe würde dem tödtlichſten Schrecken ausgeſetzt geweſen ſein. Wenn es möglich iſt, ſoll er auch nicht eher davon erfahren, bis das wunderliche Mädchen gerettet iſt. Doch nun ſchnell in den Hafen hinaus! Ich will ein anſehnliches Löſegeld mitnehmen. Mihurmah ſoll uns begleiten; ſie iſt der türkiſchen Sprache ganz mächtig und kann am beſten mit dem übermüthigen Osmanli unterhandeln, dem wir uns allein oder durch einen Dollmetſcher nie recht verſtändlich machen könnten. Auch halte ich es für ſehr zweckdienlich, daß uns ein Beiſitzer unſeres Tribunalgerichts begleite, um unſern Vorſtellungen mehr Nachdruck zu geben. Aaron de la Papa iſt von Allen bei den Bekennern des Koran am beſten angeſchrieben, und wenn Einer einen günſtigen Erfolg zu bewirken im Stande iſt, ſo iſt er's allein. Ich werde ihn mit mir zu gehen, auffordern. Doch möchte ich nicht, daß Aaron etwas von deinem Antheil an dieſer Sache erführe. Er iſt nicht dein Freund, wie du weißt, und ich möchte den Schein, der ſelbſt in meinen Augen auf dich fiel, nicht in Andern auf dich fallen ſehen. Ich bedarf auch deiner Begleitung nicht. Geh' nur ruhig nach Hauſe und ſei verſichert, daß ich nach beſten Kräften Alles thun werde, was zu Rahel's Befreiung nöthig iſt.“

Sabbathai folgte dem Rathe; doch nicht das Vaterhaus war ſeines Weges Ziel, den Gebirgpfad ſchlug er wieder zur Meerbucht ein. Haſtig ſchritt er über die Höhen; kalt wehete ihm der Morgen aus dem ungeheuern Waſſerkeſſel an. Schon flatterten die erſten lichtgrauen Fahnen des ſiegreich heraufrückenden Tags am Oſthimmel, als er an der Badeſtelle anlangte. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Noch lag Baruch da, wo er ihn verlaſſen hatte, mit dem Geſicht der Erde zugekehrt. Es koſtete Sabbathai Mühe, den Jüngling aus einer tiefen Betäubung aufzurütteln. Seine Glieder waren ſtarr vor Kälte. Für die Länge der Zeit, welche Sabbathai abweſend geweſen war, hatte er kein Maaß.

„Nicht du allein biſt des hohen Glücks gewürdigt worden, dein Gebet erfüllt zu ſehen,“ ſprach er entzückt, als er wieder zu ſich gekommen war, „auch mit mir hat Hadarniel geſprochen, auch ich habe ihn geſehen in ſeiner glänzenden Pracht und Herrlichkeit, und um ihn verſammelt die Heerſchaaren der ihm untergebnen Engel. Der mächtige Himmelsfürſt hat mir vertraut, daß du ein Liebling Gottes ſeiſt und einſt noch Wunder und Zeichen thun würdeſt. In dieſer Nacht haſt du mich von der hohen Kraft deiner Worte überzeugt, Sabbathai, und noch wonnetrunken von all' dem Geſehenen und Gehörten, küſſe ich den Saum deines Kleides, und begrüße dich als meinen Herrn und Meiſter.“

Schweigend ging Sabbathai neben dem von ſeinen Geſichten Berauſchten. Er konnte ihm die Wahrheit nicht ſagen; es war ausdrücklich Rahel's Wunſch, daß Baruch nichts von ihrer Nachtwanderung erfahre.

Auch ſchloß ihm noch ein anderes ihm ſelbſt unklares Gefühl den Mund. Es war der Stolz. Baruch ergoß ſich in einen Strom von Reden über die Wunder dieſer Nacht und ehrte Sabbathai's Schweigen, als das Geheimniß des Höhern und Auserwählten.

Der Morgen warf ſchon Roſen mit vollen Händen am Horizonte aus, als ſie von einander ſchieden.

Unterdeſſen war David Roſanes, Aaron de la Papa — der dem reichſten Manne ſeines Volks in Smyrna die erbetne Begleitung und Hülfe nicht abzuſchlagen gewagt hatte — und Mihurmah nach dem Hafen gewandert. Die Letztere war in lange Schleier gekleidet. Der Kiaja ging noch ſchlaflos durch ſeine Gemächer. Tobend befahl er die Juden hinaus zu werfen, als man ihm anſagte, ſie ließen ihn um eine Unterredung bitten, und erſt als Roſanes einen ſtrotzenden Beutel voll Zechinen geſchickt hatte, beſänftigte ſich ſein Zorn in ſo weit, daß er die Demüthigen eintreten ließ. David verneigte ſich tief, und ſprach in herzlichen ergreifenden Worten zu dem ſchweigenden Beamten, von der Krankheit des gefangnen Mädchens als einem bekannten Uebel, von den Hoffnungen ihres Vaters, der das ihn betroffene

Unglück noch nicht ein Mal kenne, und ließ ſtets durchblicken, daß er als Freund des genannten Vaters gern ein gutes Löſegeld zahlen werde. Mihurmah überſetzte die jüdiſche Landesſprache in das Türkiſche, doch der Kiaja fiel ihr mit dem Bemerken ins Wort, daß er die Sprache des alten Juden vollkommen verſtehe, eine Eigenſchaft, die bei einem gebornen Türken faſt nie vorkommt, und die er vorhin verläugnet hatte.

Sogleich miſchte ſich nun auch Aaron de la Papa mit in das Geſpräch und gab ſich als einen Freund des Kadi von Smyrna und als Vicepräſident des jüdiſchen Gerichtshofs zu erkennen. Beim Tone ſeiner Stimme ſchien der Osmanli aufzuhorchen und ſchritt aus dem Hintergrunde des Zimmers, wo er ſchweigend auf und ab gegangen war, hervor auf den Sprechenden zu. Kaum aber hatte er deſſen Züge erkannt, als er in der Mundart der Juden, wie ein Orkan wild und furchtbar ausbrach: „Ha, müſſen meine Augen dich wiederſehen, Elender, Verworfner, Hundeſohn! Einſt als ich vor deiner Rache Vaterhaus, Heimath und Alles fliehen mußte, was mir heilig und theuer war, ſchwor ich dir im Stillen beim Haupte meines Vaters zu, dich abzuwürgen, wo ich dich auch wieder treffen würde. Du läufſt mir in das Meſſer, Bube! Fahr' hin, Verruchter!“ Mit dieſen Worten wollte er über den todtenbleichen zitternden Aaron herſtürzen, doch in demſelben Augenblick warf ſich Mihurmah, die ſchnell ihre Schleier zurückgeſchlagen hatte, zwiſchen den wüthenden und den todtesbangen Mann, mit lauter, entſchloſſener Stimme rufend: „Behadir Anuſcha, bei der Liebe, die du mir einſt gezeigt, als du mich deine Tochter nannteſt und in deinem Hauſe groß zogſt, beſchwöre ich dich, ſchone das Blut dieſes Mannes!“

Dieſe Anrede gab der Gemüthsbewegung des Türken plötzlich eine andere Richtung. Er blieb einen Augenblick wie gebannt ſtehen, und ſchaute dem reizenden Mädchen ins Geſicht; dann rief er mit freudebebender Stimme: „Allah ſei geprieſen! Mihurmah, mein Kind, meine geliebte Tochter, biſt du es? Wie biſt du nach Smyrna gekommen? Iſt dieſer — er deutete auf Aaron — jetzt dein Vater?“ und ohne ihre Antwort abzuwarten, ſchloß er ſie in die Arme.

Als er hernach die letztere Frage wiederholte, ſchüttelte ſie anmuthig mit dem kleinen Haupte, und ſagte: „Jener würdige Greis iſt mein liebevoller Vater geworden; ſeiner Güte verdank' ich ein glückliches Loos. Doch auch Aaron de la Papa hat mir viel Gutes erwieſen, und meine erſte Bitte, die ich an dich richte, mein theurer Vater, iſt, Aaron's zu ſchonen.“

„Packe dich fort aus meinen Augen, Wicht!“ donnerte der Osmanli, „und danke dein Leben dieſem lieben Kinde.“

Aaron machte ſich ſo eilig er konnte davon.

„Und willſt du dieſen edlen Greis, dem ich ſo viel verdanke, unerhört davon gehen laſſen?“ fragte Mihurmah weiter mit dem unwiderſtehlichen weichen liebreizenden Ton ihrer Stimme. „Er bittet um die Zurückgabe der einzigen Tochter ſeines beſten Freundes, die in böſer Krankheit gegen das Geſetz frevelte. Ich füge meine Bitten hinzu; denn Rahel iſt meine innige Freundin, und außer ihr beſitzt nur noch ein weibliches Weſen meine Liebe, das iſt Thamar, dieſes Greiſes leibliche Tochter. Wir drei lieben uns, wie Schweſtern, noch inniger und ſtärker, und du wollteſt das Band zerreißen? Nicht doch, mein Vater. Schenke mir Rahel wieder!“

„Der Alte mag ſie nehmen und in ihres Vaters Haus zurückführen, um deiner Bitte willen. Hab' ich dich doch wieder, mein Kind, nach dem ſich oft mein Herz geſehnt, ich bin reich und mächtig geworden, Mihurmah, und brauche dich nun nicht mehr von mir zu thun. Du ſollſt die Erbin meiner Schätze ſein, ſollſt die Frau eines Großen werden; ich will dich glücklich machen, Mihurmah.“

„Erlaube mir, dich daran zu erinnern, daß mein Glaube mir über Alles geht. Zürne mir nicht, mein Vater, aber unter keiner Bedingung würde ich den Glauben meiner Väter verlaſſen, und auf den Koran ſchwören. Mir leuchtet ein hellaufgehender Stern, der aus ſeinen Strahlen diamantene Ketten für mich flechtet, mit denen ich an Moſes uraltes Geſetz gebunden bin.“

„Ich verſtehe dich,“ verſetzte Behadir, „du liebſt einen deiner Glaubensgenoſſen und wirſt von ihm geliebt. Es wäre grauſam, den ſchönſten Traum deines Lebens ſtören zu wollen. Bleibe und ſei glücklich! Wohl mir, ich beſitze Mittel, dich auch hier in Smyrna reich zu machen. So gehe, alter Mann!“ wandte er ſich zu Roſanes. „Mihurmah wird in dein Haus zurückkehren, wie Rahel in das deines Freundes. Ich will keinen Raub an euch begehen. Du aber, Mihurmah, verharre noch einige Stunden bei mir, und erzähle mir deine Schickſale von der Zeit an, wo du als ein armes Kind von mir geriſſen wurdeſt. Auch mich drängt es, dir Aufſchlüſſe über deine Abſtammung und frübeſte Kindheit zu geben, die du eben ſo begierig ſein wirſt, von mir zu hören.“

Er reichte ihr die Hand, und Roſanes empfahl ſich. Ehe noch Curbano die nächtliche Abweſenheit ſeiner Tochter bemerken konnte, war ſie bereits in ſein Haus zurückgekehrt, und erſt ſpäter erfuhr er durch Davids freundliche Mittheilung einen Theil des Abenteuers, damit er Obacht auf ihre Krankheit habe.

Reich beſchenkt mit Fülle von Gold und Pretioſen, und von einer Ehrenwache des Kiaja des Kapudan Paſcha begleitet, zog Mihurmah am Morgen in die Stadt ein. Die türkiſchen Kriegsſchiffe lichteten die Anker und ſetzten ihren Lauf im Peloponnes fort, wo Behadir Anuſcha im Namen des Kapudan Paſcha die der Pforte ſchuldigen Steuern eintrieb. Ein Theil davon floß in ſeine Taſche.

Die Hochzeit.

Deine Kleider ſind eitel Myrrhen, Aloë und Kazia, wenn du aus den elfenbeinern Palläſten daher trittſt in deiner ſchönen Pracht. In deinem Schmucke gehen der Könige Töchter; die Braut ſteht zu deiner Rechten in eitel köſtlichem Golde.

Bibel. Pſalm 45, Kapitel 9 u. 10.

Das Paſſahfeſt war vor der Thüre, unmittelbar darauf ſollten Sabbathai und Thamar verbunden werden; denn auf dem Feſte ſelbſt Hochzeit zu halten, verbietet dem Juden das Geſetz. Die Heiligkeit des Feſtes ſoll nicht durch eine andre Feier beeinträchtigt werden. In David Roſanes Hauſe wurden große Vorbereitungen getroffen; denn viel Gäſte waren zur Hochzeit geladen, und viel mehr noch — die ganze arme Judenſchaft in Smyrna — hoffte bei der Vermählung von Davids Lieblingstochter auf deſſen beſondre Mildthätigkeit, und er war nicht der Mann, der ſolche Hoffnungen zu betrügen wünſchte. Vielmehr trachtete er dahin, recht viele ſeiner Glaubensgenoſſen froh zu machen an ſeinem frohen Tage, und es durfte zum Ankauf von Lebensmitteln kein Geld geſpart werden. Aber die Hochzeit war es nicht allein, die die Mildthätigkeit des reichen Mannes gegen ſein Volk in Anſpruch nahm, auch das vorangehende Nationalfeſt führte eine Menge armer Juden über die gaſtfreie Schwelle ſeines Hauſes. Seit vielen Jahren ſchon hatte Roſanes jedem Bekenner des Moſaiſchen Geſetzes, der ſich keinen Waizen zu dem nothwendigen ungeſäuerten Brote, kein Lamm oder Zicklein zum heiligen Oſterlamme kaufen konnte, erlaubt, ſich ſeinen Bedarf in des begüterten Kaufmanns Hauſe zu holen, und Vielen noch, denen Verhältniſſe nicht erlaubten, ihre Armuth offen an den Tag zu legen, ſchickte Roſanes das Bedürfniß zu Feſtbrot und Feſtmahl in reichlicher Fülle heimlich ins Haus; denn er hielt es für eine ſchwere Sünde am Geſetz, daß irgend ein Jude in Smyrna am Errettungsfeſte der Uhrahnen nicht die gebotnen Speiſen genießen ſollte. Es waren aus dieſem Grunde kurz vorher die weitläufigen Speicher Davids mit einer großen Menge von Ankäufen gefüllt worden, Heerden von Schaaf-

und Ziegenvieh hatte man in ſeine Ställe getrieben, und in ſeinen großen Kellern war kein Raum mehr für ein einziges Stückfaß Wein. Die Geſchäfte, welche mit dieſen Einkäufen, mit der Aufſpeicherung und der theilweiſen Abgabe dieſer Lebensmittel an die Armen verbunden waren, und daneben ſein weit ausgebreitetes vielverzweigtes Handelsgeſchäft, welches von jenen dennoch nicht beeinträchtigt werden durfte, die Einrichtung des Hauſes zur Aufnahme ſo vieler Gäſte, das ceremonielle Einladen dieſer ſelbſt, die Rüſtung zur Hochzeit, welche ſich unmittelbar an das Paſſahfeſt anſchließen ſollte: Alles dies nahm nicht nur des greiſen Hausvaters, ſondern aller Bewohner des Hauſes und der Glieder der Familie in Anſpruch, daß Niemand die Veränderung bemerkte, welche ſeit einiger Zeit mit Sabbathai Zewi vorgegangen war. Nur Mihurmah's geiſtreichem tiefblickenden Auge, oder mehr noch ihrem ahnenden Gemüth als ihrem ſchauenden Sinn, war ſie nicht entgangen, und auch die Urſache derſelben hatte ſich allmälig ihrem forſchenden Blicke enthüllt. Doch als tiefſtes Geheimniß ruhete in ihrer Bruſt, was ſich ihr allein offenbart hatte. Die Andern, ſelbſt

Thamar, waren alle zu ſehr von ihrem überhäuften Tagewerk befangen, das lärmende Schaffen um ſie her ließ keine andern Gedanken in ihnen aufkommen, als die auf das nächſte Ziel gerichteten, auch ging ihnen mehr oder minder der tiefere Beobachtungsſinn ab, der Mihurmah eigen war. Was dieſe in ihrem reichen Gemüth erfaßte, blieb auch Thamar fremd, wenn ſie es ihr nicht freundlich mittheilte. So wußte denn auch Niemand weiter als Mihurmah, daß Sabbathai, je näher die Hochzeit herranrückte, von einem immer bängern Gefühle bedrückt wurde. Nicht die ſonnigverklärte Freude des beglückten, dem ſeligen Ziele ſeiner höchſten Wünſche ſo nahen Bräutigams erglänzte auf ſeinem bleichen Geſicht, es war ein wehmüthiges Lächeln, welches darüber hinzuckte, wie die matte Herbſtſonne auf Augenblicke aus trübem Gewölk hervortritt und die hingewelkte Pracht des Jahrs übertrifft. Lange, oft ſtundenlang konnte er die blühende Schöne ſeiner Braut ſchweigend, in tiefe Gedanken verſunken, betrachten, wie man ſich wohl in die meiſterhafte Schönheit eines Bildes verſenkt, aber es ſchien, als blieb er nur ein kalter Bewundrer, ein ſtaunender Verehrer der hohen Reize, welche Jugend und Anmuth über dieſes einzige Weſen ausgegoſſen hatten, ohne von ihnen erwärmt, zu ſtürmiſchem Umfangen, zu leidenſchaftlicher Glut, die ſeinen Jahren angemeſſen geweſen wäre, hingeriſſen zu werden. Sabbathai war ſeit dem Herbſt ein Träumer, wenn er allein war, und ein ſich zur Heiterkeit zwingender, wenn er ſich in Geſellſchaft Andrer befand. Doch floh er dieſe Geſellſchaft, ſo viel als möglich, und mehr als je brachte er im erwachenden Frühling die Nächte in den Gewäſſern des Meerbuſens und am Ufer deſſelben zu. Es war durch Baruchs Vorſorge längſt kein Geheimniß unter Sabbathai's Schülern mehr, daß ihr junger Chacham dort mit Engeln und Geiſtern verkehre, eine heilige Scheu entfernte die Gemüther ſeiner ehemaligen Freunde immer mehr von ihm, und ſein verſchloſſenes träumeriſches Weſen war ganz geeignet, dieſe Scheu zu vermehren und ihn in den Augen der Menge immer höher zu ſtellen. Seine eignen Brüder hielten ſich von ihm fern und erzählten ſeltſame Dinge von ſeinem Leben und Treiben. In ſeiner Lehre wurde er mit jedem öffentlichen Vortrage origineller. Er verwarf die Ausſprüche gelehrter Rabbinen, verbeſſerte und veränderte Sätze des Buches Sohar, welches die Kabbaliſten zeither heilig gehalten hatten, und begann allmälig ein eignes Syſtem aufzuſtellen, welches eine Miſchung von jüdiſchen Ueberlieferungen, kabbaliſtiſchen Seltſamkeiten, Philoſophie, meiſt ſpätern griechiſchen Urſprungs, und orientaliſcher Poeſie war. Seine eignen Forſchungen wußten dieſe heterogenen Elemente auf geniale Weiſe zu verbinden und dem Ganzen ein glänzendes Kleid umzuwerfen, welches die Augen aller Zuhörer blendete. Sein Anhang hatte ſich vermehrt und oft waren Tauſende um ihn verſammelt, die dem melodiſchen Klange ſeiner Worte lauſchten, und ſeinen Lehren Beifall zollten. Er galt unter Allen als ein von Gott inſpirirter Mann. Es geſchah nicht ſelten, daß er jetzt auch am Tage lehrend auftrat, und der türkiſche Pöbel der ungeheuern Handelsſtadt ſtrömte zuweilen in Schaaren zu, um die Juden während Sabbathais Vortrag zu beläſtigen. Da er ſeinen Zuhörern aber ſtreng befahl, ſich trotz aller erfahrnen Kränkungen jeglicher Feindſeligkeiten gegen die Türken zu enthalten, ſo kam es nie zu Händeln, ſo ſehr dies auch der Kadi wünſchen mochte.

Es war am Rüſttage des Paſſah. Sabbathai hatte für dieſen Tag, wo die Häuſer der Juden von oben bis unten gefegt und geſcheuert, die ſüßen Brote gebacken und die Lämmer und Zicklein geſchlachtet werden, ſeinen Vortrag ausgeſetzt. Er hatte Roſanes geräuſchvolles Haus verlaſſen, und wandelte einſam über die Bergeshöhen, die der neue Frühling mit ſeiner duft- und glanzvollen Farbenherrlichkeit bereits ausſchmückte. Der Abend überraſchte ihn auf ſeiner träumeriſchen Wanderung, als er eben auf dem Vorgebirge zwiſchen dem Meere und dem Meerbuſen ſtand. Zu ſeiner Rechten dehnte ſich die mächtige an den Bergen hingelagerte Stadt und vor ihr das weite Becken des Golfes aus, zur Linken verwölbte ſich die Unendlichkeit des Meeres mit dem von leichtem Gewölk überkräuſelten Himmel. Aus jenen finſtern Tiefen zog die Nacht ihre grauen immer dunkler gewebten Schleier hervor, gleichſam aus einem ungeheuern Keſſel, in welchem ſie ſie getaucht und wieder von neuem ſchwarz gefärbt, während über den Bergen hinter der Stadt die halbe Mondſcheibe auftauchte und in das noch über die Welt hinzitternde letzte Tageslicht ſeine matten geiſterhaften Glanzwellen goß. Sinnend ſtand der Jüngling, ſeine Bruſt hob ſich; er blickte bald auf das Meer, bald auf die Stadt, athmete balſamiſche Düfte in die Tiefe der Bruſt hinab, und ſprach dann zu ſich ſelbſt: „Was hebt denn meine Bruſt ſo unruhig? Was ſind das für Gefühle, die mich wie ein langer Wehlaut durchzittern, als liege tief in meiner Seele ein ungeheurer Schmerz gefeſſelt und ſtrebe vergebens ſich loszuringen und ein nächtiges Wolkenheer über meine ſonnigen Tage heraufzuführen? Sonſt durchwebete wohl, wie ein warmer Abendhauch, Sehnſucht meine Bruſt, wenn ich auf dieſen Bergen ſtand, und die fernſte Ferne des Meers mit ihren blau umwobnen Inſelgruppen oder das duftig umſchleierte Gebirg mir geheimnißvolle Zeichen zuſandte, ungeſprochne aber wohl verſtandne Worte; da breitete ich die Arme aus und gab ihnen dafur meine heiligſten Liedergrüße, meiner Seele wuchſen Schwingen, die mich auf Bergeshöhe trugen, Segel, die mich über das Meer fuhrten, Sanſaniel, der Engel des Friedens, durchſtickte meine Träume mit goldenen Bildern; er kleidete mir die bräutliche Erde in buntes Prachtgewand und wob einen breiten Purpurſaum an ihren lichtflammenden Königsmantel, er ſchmückte meinen Pfad mit Blumen; um meine Stirn, durch meine Locken fächelte ſein Athem ſelige Ruhe, durch die Räume meines Hauſes flüſterten ſeine leiſen Worte, die allein die Kinder verſtehen und die ich beſſer verſtand, als jedes Andre; er bettete mir weich und wollig auf würzhauchendem Lager, und drückte mir zärtliche Küſſe auf Mund und Wangen und Augenlid, bis ich in ſeinen Armen entſchlummerte. Dann zogen ſie vor mir auf die Heerſchaaren des Himmels, die Engel der Freude, der Luſt, der Unſchuld, gekleidet in den glänzenden Schnee, der unter dem Throne der Herrlichkeit Gottes liegt, und ich durfte mit ihnen ſpielen auf blumendurchwirkter grüner Au, durfte baden mit ihnen in Lichtflüſſen, durfte ſchaukeln mit ihnen auf Roſenzweigen, durfte ein Engel ſein unter Engeln. Wenn ich damals in jener ſüßen Zeit auf den Bergen ſtand, und der Mond, wie jetzt, dort hinter der letzten Höhenkette aufging, dann feierte die Natur mit mir einen heiligen Sabbath. Mein Auge war heller als jetzt; es ſah die Decke des Himmels im reinſten Azurblau prangen, es ſah die Enden deſſelben in Purpur und

Gold, den königlichen Farben glänzen, und der Mond ſteckte ſein freundliches greiſes Königsgeſicht aus dem lichtblauen Unterkleid und dem goldgeränderten Purpurmantel, ſeine Krone war aus Sternen geflochten, die drückte dem bleichen von Königsſorgen müden Schläfer das träumeriſche Haupt auf die flockigen Wolkenkiſſen, die weiß und weich ineinander flutheten, rothangeſtrahlt von der dienſtfertigen Abendröthe. Da fühlt ich, der alte königliche Träumer in all ſeiner Herrlichkeit ſei wieder zum Kinde geworden und mir gleich; er ſchlage zuweilen die ſchlaftrunknen Augen auf und ſchaue verlangend nach mir herab und lächle mir zu, und ſehne ſich mit mir zu ſpielen, wie ich mich mit ihm zu ſpielen ſehnte; nachher ſchlief er wieder ein, berauſcht von den himmliſchen Melodien, die die Luft durchzogen, unausſprechlich ſüße Klänge, die auch ich vernahm, aber tief in meinem innerſten Herzen, während das äußere Ohr nur ihre flüchtigſten Schatten erhaſchte. Das war Sanſaniels Geſang, mit dem er die Welt in Schlaf wiegte. Ofaniel aber küßte die Blätter der Bäume, die Felſen, das Meer und auch mich; und Blätter, Felſen und Meer ſtimmten leiſe mit ein in Sanſaniels Lied, und auch ich verſuchte es, bis mich ſüßer Schlummer bezwang. O wie iſt das Alles anders geworden! Die Engel ſind von mir gewichen und neigen ſich nicht mehr mit lächelndem Nicken in meine Träume, all mein Bitten und Beten, wie verzweiflungsvoll es auch iſt, wie ich mir auch die Hände wund ringe in troſtloſem Jammer, ruft ſie nicht wieder zurück — ach! und die bethörte Menge wähnt, ich verkehre täglich und ſtündlich mit ihnen. Weh mir, daß ich es nicht über mich vermag, ihnen, die mich anſtaunen, die Wahrheit zu geſtehen! Immer hoff' ich, immer erſehn' ich die Stunde, wo es mir gelingen ſoll, ſie zu mir herab zu rufen mit meinem ſtarken Gebet. Jetzt ſiehſt du mich ſo trübſelig an, alter Mond, mit halb abgewandtem Geſicht, als hätten dich die rauhen Winterſtürme aus deinem träumeriſchen Schlaf geweckt, und die Lieder des Frühlings hätten dich noch nicht wieder einzulullen vermocht. Sehnſt dich wohl auch nach Sanſaniels weichen Schlummerliedern? Ach, wie lange iſt's, daß ich ſeine ſüßen berauſchenden Töne nicht mehr vernommen! Sie klingen mir nur noch aus der Erinnerung auf, wie verwehete vergeßne Träume. Alter königlicher Träumer, noch trägſt du die funkelnde Sternenkrone, noch den lichtblauen Seidenkaftan, noch den goldgeſäumten Purpurmantel, wie damals, als wir noch Geſpielen waren; ſieh, auch ich habe unterdeſſen einen ſeltſamen Königstraum geträumt, und noch umgaukeln mich ſeine prächtigen Bilder. Auch ich ſah eine Sternenkrone über meinem Haupte ſchweben, ein Purpurmantel rauſchte um meine Schultern, meine Lenden waren mit Davids heiligem Schwerte umgürtet und in meiner Hand hielt ich Moſes Zauberſtab; ich ſah mein Haupt in den Himmel erhoben und um mich die Millionen Engelſchaaren, die die goldnen Locken ſchüttelten, triefend von Glanzmeer, aus dem ſie auftauchten, mich zu begrüßen, und mir zujauchzend: Heil dir, König der Herrlichkeit! König des Himmels! Und die Erde erblickt' ich zu meinen Füßen und knieend die Millionen Menſchen, die mir zuriefen mit Jubelgeſchrei: Heil dir, König der Macht! König der Erde! Und die Todten ſtanden auf aus ihren Gräbern, eine unüberſehbare Zahl, und ſtimmten ein: Heil dir, König der Zeit! — Hört, auf das wir Jahrtauſende geharrt. Die Flüſſe blieben ſtehen in ihrem Lauf und erzeigten mir königliche Ehre, die Berge neigten ihre uralte Häupter vor mir, die Bäume ſangen einen Hymnus, das Meer wälzte ſich gehorſam an den Fuß meines Throns, auch du alter König mit der ſtolzen Frau Sonne bücktet euch vor mir, dem Höheren. Ich aber neigte meinen Stab, da grünte er, wie Aarons Stab, und ſeiner ſchneeweißen Blüthe entquoll ein Duftſtrom, den goß Sanſaniel auf meinen Befehl über die Welt aus; es war der Strom des Friedens. Und Alles erglänzte im neuen ſchönern Licht, der Streit lag gefeſſelt, die Hölle war vernichtet, Sammael war wieder ein Engel des Lebens und Lichtes geworden, ein Seraph, wie er vor ſeinem Falle war; die krumme Schlange, das alte Ungeheuer war verſchwunden, Metatron, des Himmels größter und prächtigſter Fürſt, ſtand mir zur Seite und half mir Salomons Tempel wieder aufbauen, in welchen, von meinem Rufe angelockt, alle Völker ſtrömten, um Gott anzubeten in ſeiner höchſten Herrlichkeit. — Sage mir, alter Träumer Mond, was hältſt du von dieſem meinem Traume? Soll ich daran glauben? Mir iſt's, als dehnte ſich Davids Seele in meinem Leibe und drohete, als wäre ihr das Gefäß zu enge, ihn zu zerſprengen, oft durchkreiſen Gedanken mein Haupt, wie ſie nur der Meſſias denken kann; es durchfluthet mich eine Kraft, die zur rechten Stunde Berge verſetzen muß, es durchwallt mich ein glühendes Entzücken und ein unerſchöpflicher Born von Liebe öffnet hundert ſpringende Röhren in meiner Bruſt; ich fühl' es dann, ich bin der Weltbeglücker, und die Erde ſoll reich werden durch meine Liebe, mächtiger Stolz rauſcht auf Adlersflügeln um mein trunknes Haupt und fittigt meine ſchwelgende Seele zu den Sternen, meiner Krone, empor. Aber es kommen auch Stunden des Zweifels an meinem Berufe zum Heiland der Welt, an meiner Kraft das große Werk auszuführen; wenn Alles nur der Traum einer vom Wahnſinn berührten Stunde wäre? wenn mich Lilith, die entſetzliche, berückt oder Machalath, ihre ſchlimme Nebenbuhlerin, bethört hätte, und ich wäre nichts, als ein Menſch wie Alle? O ihr Berge, dann ſtürzet über mich! Meer, wälze in der nächſten Nacht noch deine furchtbarſten Wellen über mich und begrabe mein heißes Herz in deiner kalten Fluth! O Gott meiner Väter, warum gibſt du mir nicht Gewißheit, ob ich es bin oder nicht? Warum ſendeſt du deine Engel nicht, mich zu erheben zum König des Himmels und der Erde, oder mich hinab zu ſtürzen in das tiefſte Verderben des ewigen Todes? Gib mir ein Zeichen, ich ſchmachte darnach. Ich faſte und bete, wochenlang kommt keine irdiſche Speiſe über meine Zunge und meine Worte ſind nur Gebet und Lehre, alles Verherrlichung deines Namens. So erbarme dich endlich meiner und laß mich ein Wort der Beſtätigung hören, damit dieſe Wolke der Nacht von meiner Seele gehoben werde! — Wie? und hab' ich nicht ſchon ein Zeichen? Sprach nicht Mihurmah ich ſei's? Hat ſich Gott nicht meiner Thamar offenbart? Sprach er nicht durch Rahels ſchlafenden Mund zu mir? Mihurmah! — Thamar! — Rahel! Woher mochte es Thamar wiſſen, daß ich der Meſſias ſei? Noch nie wagte ich, ſie darüber zu befragen. Ich weiß nicht, welche Scheu mich ſtets davon abhielt, mit ihr darüber zu ſprechen. Und Rahel wußte auch wachend davon. Woher ihr wohl die Offenbarung gekommen? Ich muß ſie fragen. Ein unwiderſtehlicher Drang treibt mich. Wie? Ich ſtehe an der Schwelle des höchſten Erdenglücks, die reizendſte Tochter meines Volks breitet ihre bräutlichen Arme verlangend nach mir aus, Reichthum und Ueberfluß winken mir, aber unzufrieden wende ich mich ab, ich kann mich deſſen nicht freuen. Was ſind Schönheit des Weibes und Fülle des Reichthums für mich? Sie können mich nicht locken. Mir winkt ein höheres Ziel, und ich muß trachten, mich deſſen würdig zu machen. Jetzt bebt nur ein Verlangen durch meine Seele, wie der halb verſchmachtete Wandrer in der Wüſte nur einen Wunſch hat: Gewißheit muß ich haben über Thamars und Rahels Offenbarung!'' — Und eilig lenkte er ſeine Schritte, unbekümmert um des Frühlings lockende Pracht, um des Mondes ruhigen Schein, um die kryſtallreine den Berg umfluthende Luft, abwärts, dem Meerbuſen zu, deſſen Gewäſſer bald ſeine glühende Bruſt umwellten.

Geſäubert war das Haus und ſeine Geräthe, aller Sauerteig war aufgeſucht bis zur letzten Krume und verbrannt, Thamar hatte mit eigner Hand die dünnſcheibigen durchlöcherten Matzos gebacken, das Oſterlamm war zugerichtet, und der rothe Würzwein ſchäumte in den ſilbernen Kannen; Feſtgerüche durchflutheten das Haus, und der mächtige Tiſch, überhängt mit ſchneeweißem Lacken, erglänzte von ſilbernen und goldenen Geſchirren, in denen ſich die zehn hellſtrahlenden Lichter des Armleuchters widerſpiegelten. In getriebenen Vaſen, Augsburg kunſtvoller Arbeit, prangte auf jeder Tiſchecke eine Fülle der ſchönſten Blumen, von Thamars erfahrner Hand geordnet, auf einem goldnen durchbrochenen Teller lagen übereinander drei ungeſäuerte Brote, vor jedem Gedeck ſtand ein ſilberner Becher, und in der Mitte der prächtige Goldkelch des Hausvaters. So wie der Tiſch, ſo waren auch die Lehnſtühle umher mit farbenreichen venetianiſchen Teppichen behängt, aber des Hausvaters Stuhl war an der Rückwand für dieſes Feſt mit einem ſammtnen Kiſſen gepolſtert und hinten herab wallte der ſchimmernde Seidenpurpur, hervorgegangen aus den großen Seidenwebereien Athens. Nicht minder floſſen an den Wänden und Fenſtern herab koſtbare Stoffe, der Fuß ſchlüpfte auf weichen wollenen Zeugen, das Auge ſprang, von königlicher Pracht geſättigt, von einem Gegenſtand zum andern über, die Naſe ſog die dampfenden Weihrauchdüfte, Arabiens ſonnengeborne Geſchenke, ein, und Speiſe und Trank verſprachen noch größere Genüſſe.

Der Paſſahabend war in ſeiner erhabnen Feierlichkeit eingekehrt in Roſanes Haus, und ein Fremder, der jetzt darin erſchienen wäre, würde geglaubt haben, drei ſchönheitſtrahlende Engel hätten das heilige Feſt vom Himmel herabgebracht in die licht- und prachterfüllten Räume dieſes Hauſes; denn die drei hochgeſchmückten Mädchen, jede in eigenthümlichen Reizen blühend, die durch das große Familienzimmer, Arm in Arm wandelten, konnten gar leicht für Engel gehalten werden. Dieſe holdſeligen, freundlich mit einander plaudernden Weſen waren Thamar, Mihurmah und Rahel. Die Letztere war von den beiden Erſtern zum Feſtmahl des Oſterlammes gebeten worden. Es war nämlich herkömmlich — und Roſanes hielt viel auf die alten Herkommen, auf Sitten und Gebräuche der Väter — daß jedes Glied des Hauſes einen Gaſt zum Feſtmahle bat, Thamars und Mihurmahs Wünſche hatten ſich aber in Rahel vereinigt.

Der Männer harrend, die noch in der Synagoge verweilten, unterhielten ſich die drei Freundinnen eifrig mit einander, und der Gegenſtand ihres Geſpräches war — Sabbathai. Rahels großes ſprechendes Auge blitzte in prophetiſcher Begeiſtrung, als ſie, Thamar faſt ſtürmiſch umfangend, ſprach: „Glücklichſte unſeres Volks! Du haſt ſeine Liebe gewonnen, der als Stern Jakobs glänzen wird, bis in die fernſte Zukunft. Wenn man einſt, wie jetzt ſagen wird: Moſes würdiges Weib war Zippora und Davids heißgeliebtes Weib war Michal, dann wird man hinzuſetzen: Sabbathai's glückſeliges Weib war die ſchöne Thamar, und ſie beglückte ihren Gatten, wie Moſes und David von Zippora und Michal beglückt wurden.“

„So glaubſt du noch immer an ſeine einſtige Erhebung und Größe in unſerm Volke?“ fragte die Braut faſt zagend und ſchüchtern.

„Und glaubſt du nicht daran?“ gegenfragte Rahel erſtaunt und maß die Freundin mit einem ſcharfen Blick.

Thamar ſenkte das Auge zu Boden. „Ich kann es nicht verhehlen,“ flüſterte ſie, „mich erfüllt der Gedanke, daß Sabbathai der langgehoffte Meſſias Iſraels ſei, überraſcht er mich zuweilen mitten in meinen häuslichen Beſchäftigungen, mit Schrecken und Grauen. Denke ich nicht daran, ſo fliegt ihm mein Herz entgegen, wenn er in unſer Haus tritt, hat mich aber die Größe jenes Gedankens zuvor überwältigt, ſo kann ich ihm kaum ſcheu entgegen ſehen, ich ertrage den Blick ſeines Auges nicht, es ſchnürt mir die Bruſt zuſammen, ich zittre und vermag ihm auf ſeine Fragen kaum eine Antwort zu geben."

„So wünſchteſt du wohl lieber, daß er nicht der auserſehene Heiland wäre?" fragte Rahel unruhig bewegt.

„Ich habe vor euch, meine Schweſtern, meine Freundinnen, keine Geheimniſſe, und ſo mögt ihr immerhin in meinem Herzen leſen, daß ich es weder wünſche, noch glaube. Alle meine Wünſche gehen dahin, daß er der ſtille geſchätzte Lehrer bliebe, der er jetzt iſt, und wir unſre Tage in ungetrübter Ruhe, in einem mir heilſamen und bedürftigen Frieden verlebten. Wie glücklich kann ich mich träumen, wenn er heimkehrt aus der Schule und ich eile ihm entgegen, unſre Lippen ruhen aufeinander, wir kennen, wir haben kein Bedürfniß, als unſre beſcheidene

Liebe, und unſere Zufriedenheit bekränzt unſern Pfad mit Blumen.“

„O daß deine Wünſche in Erfüllung gingen, gutes glückliches Kind!“ rief Mihurmah mit thränenfeuchten Augen und drückte die ſchweſterliche Freundin ans Herz.

„Gott beſcheer' es ihr!“ ſetzte Rahel hinzu, und im Tone ihrer Stimme lag eine Beimiſchung ſpöttiſcher Bitterkeit. „Aber das Große verlangt Großes zur wahren innigen Genoſſenſchaft, und nur auf den Gipfeln der höchſten Bergeshäupter glüht die Strahlenpracht der Sonne in den Farbenfeuern des herrlichſten Purpur. Schön iſt das Leben in ſeiner Beſchränkung, und wer ſich ſelbſt Grenzen ſetzt, mag wohl im engen Raume, den ihm die Natur beſtimmte, heiter und glücklich leben. Ein ſtilles beſcheidnes Gemüth findet im ruhigen Schaffen der Alltagswelt Ziel und Befriedigung ſeines Lebens; es mag behaglich und heimiſch in ſolcher kleinen Ruhe ſein, wie in den wohnlichen Räumen eines gutgebaueten Hauſes; man iſt darin ſicher vor Sonnenbrand und Stürmen; die ſorgſame Schwalbe klebt ihr Neſt an den Balken unter dem ſchützenden Dache, der wirthſchaftliche Sperling baut ſich im Giebel des Hauſes an; der geſchwätzige Haushahn mit ſeiner Henne findet darin ein weiches Plätzchen; das unſchuldige Taubenpaar ſitzt ſchnäbelnd auf dem Firſt; ſie wohnen alle in Ruhe und Frieden unter einem Bau. Aber der Adler, der König der Lüfte, horſtet nicht in des Sperlings Neſt, im Taubenhaus; auf dem höchſten Gipfel des Felſen, den die Wolke küßt, und um deſſen zackige Spitzen der reinſte Hauch der höhern Lüfte balſamiſch fluthet, hoch über tauſendjährigen Eichen und nur leis begrüßt vom Donner der Waldwaſſer, die unten am Fuße des rieſigen Geſteins ſich brechen, da iſt des Adlers Horſt. Das Große, das Ungeheure mag der Schönheit entbehren, aber es iſt erhaben, ergreifend und erfüllt die Seele mit einem wonnigen Rauſche, mit wollüſtigen Schauern.“

„Du haſt ſtets das Außerordentliche geliebt,“ erwiederte Thamar; „ich dagegen beſcheidete mich mit dem Gewöhnlichen und Natürlichen. Der Engel meines Lebens hat mir ein ſtilles zufriedenes Herz in die Bruſt gelegt und eine verſchämte Scheu hineingepflanzt, die mich kindiſch erröthen macht, wenn ich aus den gewohnten Kreiſen meiner glücklichen Häuslichkeit heraustreten ſoll. Nicht auf Adlersfittichen rauſchen meine Wünſche durch die Welt; nein, von bunten Schmetterlingsflügeln werden ſie auf einer grünen Au von Blume zu Blume getragen. Und wie mein Herz iſt und ſeine Wünſche, ſo iſt auch meine Liebe. Nur Menſchliches vermag es zu lieben, nur das mir gleiche Weſen, mit den Mängeln der Menſchlichkeit behaftet, wie ich; das Uebermenſchliche, das Göttliche, von deſſen hoch über dem meinigen erhabnem Weſen ich nichts kennen kann, das mir fremd iſt und kalt, in keiner Beziehung mit mir verkettet und verwandt, das kann ich nur verehren, anbeten tief im Staube, dem kann ich mich nur in Entfernung nahen mit ſcheuer bebender Ehrfurcht, und wenn es mir näher tritt, als ich mich ihm zu nahen wagte, dann erfüllt mich die Größe des Gottes mit kaltem Schrecken, mit erdrückender Furcht, mit zermalmendem Grauſen. Die warme Liebe umſchlingt nur das ſchwache, leichtfehlende irrende Herz, und ſie verzeiht ſo gern den Fehl, den Irrthum des geliebten Herzens; und, weil ſie ſo gern verzeiht, eben deshalb iſt ſie die Liebe. Dem Gott aber, dem Meſſias, dem Engel iſt nichts zu verzeihen; ſie, die ewig Reinen, ſind ja unendlich erhaben über aller menſchlichen Schwäche.“

„Mädchen!“ rief Mihurmah überraſcht. „Du ſprichſt ja von Liebe und ihren Wundern, als hätteſt du bereits ihre heißeſte Seligkeit in trunkner Wolluſt aus dem tiefſten duftendſten Lebenskelch ausgeſchlürft, als hätten alle Zauber ſprühender Leidenſchaft dich in ihre goldglitzernden Fäden geſponnen, als ſei deinem Herzen ſchon ein Flügelpaar gewachſen, das es durch alle Wunderländer der Poeſie getragen.“ Und mit wonnetrunknen Blicken ſie meſſend, und ihr in das glänzende Auge ſchauend, küßte ſie die Hocherröthende auf die Marmorſtirn.

„Auch ich habe von Liebe geträumt,“ verſetzte Thamar mit Selbſtgefühl. „In einer lauen Frühlingsnacht hat es mir ein Schmetterling ins Ohr geflüſtert, der Duft der Roſen wurde mir zu verſtändigen Worten, des Abends Goldgewölk hatte für mich einen klaren Sinn. Das Geſchwätz des Bachs, das Flöten der Nachtigall, das Rauſchen der Bäume, Alles erzählte mir, was Liebe iſt. Eine Zauberin gebot mit ihrem Stabe allen Dingen, mir ihr Liebesgeheimniß zu enthüllen; ſie war mir ſo bekannt. Als ich erwachte, lag ich neben dir; ich war in deinen Armen entſchlummert, Mihurmah. Da fiel mir auch ein, daß du die mächtige Frau geweſen. Du haſt mich gelehrt, was Liebe iſt, und wenn ich es auch noch nicht genau weiß, ſo ahne ich es doch; es dämmert mir in der Seele. Seht, und weil ich Sabbathai liebe, deshalb glaub' ich auch nicht, daß er der Meſſias iſt. Fällt mir bei, er könne es dennoch trotz meiner Zweifel ſein und plötzlich ein Mal vor mir ſtehen im überirdiſchen Glanze des gehofften und erſehnten Königs von Zion, im Sternenmantel der Herrlichkeit, mit der lichtfunkelnden Krone der Gnade auf dem Haupte, dann erſtarrt das herzige Koſen, mit welchem ich mich ihm nahen will, auf meinen ſchon geöffneten Lippen, das ſüße Plaudern, das aus meinem Herzen aufblühete, wird im Munde zum ſchmerzlichen Seufzer, die vertrauliche Rede der Liebe, mit der ich ihn umſchlingen mochte, zum ſtummen Gebet. Denn nur beten kann ich zum Meſſias, dem Erlöſer, aber die Worte der Liebe ſind heißer als das innigſte Gebet."

„Ich wünſche dir herzlich," nahm Rahel wieder das Wort, „daß Sabbathai der ſei, für den du ihn hältſt, und der zu ſein du von ihm wünſcheſt. Aber dieſer Wunſch, ein Schmeichler deiner Liebe, wird zum Verräther an unſerm Volk. Doch Sabbathai wird ſich als der enthüllen, der er iſt, zur rechten Stunde, auch ohne deine Liebe und meinen thörichten Wunſch, ſo wahr die Sonne zur rechten Zeit aufgeht. Aber du biſt nicht geſchaffen, den Meſſias zu lieben. Meinſt du, Zippora habe gebebt, als Moſes vor Pharao die heiligſten und größten Wunder verrichtete, als er unſere Väter durch das Meer führte, als er unter Blitz und Donner auf den Sinai ſtieg? Oder Michal habe gezittert, als an David Gottes Herrlichkeit kund ward, und er ihren Vater ſchlug und ſich ſelbſt auf den Königsſtuhl ſetzte? Haſt du nicht von Deborah gehört, der begeiſterten Prophetin? Hinauf ſich ſchwingen, wie ſie, zum Göttlichen, es umfaſſen mit der heißeſten Liebe, aufgehen und verglühen in unausſprechlich erhabner und tiefer Liebe zu Gott, Meſſias und Engeln, das iſt des Lebens höchſter und ſchönſter Glanz, der ſüßeſte Genuß, der ſterblichen Lippen zu koſten vergönnt iſt.“

„Wie ganz anders iſt mein Gefühl, als das deinige!“ entgegnete Thamar wiederum. „Fürchten in tiefſter ſcheueſter heiligſter Ehrfurcht, kann ich die Engel wohl, Wonneſchauer durchrieſeln, unausſprechliche Empfindungen durchbeben mich, ich fühle mich zerknirſcht, in Nacht geſtürzt, in Nichts aufgelöſ't, den himmliſchen Weſen gegenüber; aber lieben mit warmem luſtſprudelnden Herzen kann ich ſie nicht. Liebe erfordert von beiden dabei betheiligten Weſen Selbſtgefühl, Bedeutendheit, Selbſtſchätzung, dann ein gegenſeitiges Ineinanderfluthen und ein Ineinanderaufgehen; wo aber der eine Theil ſich in zerknirſchter Ohnmacht als Nichts fühlt, gegenüber ungeheurer erdrückender himmliſcher Größe, da kann keine Liebe walten, nur heiligſte Anbetung ſchauert durch das Herz. Und ihn, der höher und größer ſein ſoll, denn alle Engel, den auserwählten Fürſten des Angeſichts Gottes, den König des Himmels und der Erde, ihn könnte ich nicht lieben, ſelbſt wenn Gottes Gnade mich beſtimmt hätte, ſein unglückliches Weib zu ſein. — Darum iſt jetzt mein Troſt, daß ich nicht an Sabbathai's Meſſiasthum glaube."

„Und warum zweifelſt du an ſeinem hohen Berufe?" fragte Rahel pikirt. „Weil er der Sohn eines armen Federviehhändlers iſt? David war ein

Hirtenknabe, der ſeines Vaters Schaafe hütete, als Samuel, der gottgeſandte Prophet in Iſai's Haus trat, und doch wurde er Israels größter König, der Vorläufer des Meſſias, der aus ſeinem Stamm entſpringen ſoll, nach Moſes, der zweite große Auserwählte des Herrn. Auch David war der jüngſte Sohn ſeines Vaters, wie Sabbathai, auch David war nicht anſehnlich von Körper und ein ſtiller Träumer wie Sabbathai.“

„Nicht deshalb iſt's, weshalb ich zweifle. Es liegt mir in Sabbathai's ſanfter weicher Perſönlichkeit, die ſich zuweilen des männlichen Charakters ganz entäußert, etwas, was mir die Ueberzeugung unabweisbar aufdringt, er könne nicht der hochgelobte König des Lebens und Todes ſein. Dann gibt es wohl noch andere Gründe für meine, der Liebe entſprungnen Zweifel. Reden denn nicht die uralten heiligen Weiſſagungen unſeres Volks, die Prophetenlieder und Ausſprüche der Rabbinen von großen Wundern und Zeichen, die die Ankunft des Meſſias verkünden werden, und die unſere Väter die zehn Zeichen des Meſſias genannt haben? Was mir der Chacham Halevi über den Meſſias, ſeine Ankunft, ſein Thun und Walten geſagt hat, weiß ich noch Alles, ſo viele ſeiner Lehren ich auch ſonſt vergeſſen habe; denn mein Herz wurde zum Ohr, ſobald er vom Meſſias ſprach. Verkünden nicht alle unſere Propheten und ihre gottbegeiſterten und erleuchteten Ausleger, ungeheure Drangſale der Zeit, in der er kommen wird, Krieg und Peſt, Feuer und Schwert, Hungertod und Blutthau, wüthenden Sonnenbrand, verheerende Waſſerfluthen und alle die unſäglichen Leiden, die unſere gelehrten Väter die Schmerzen des Meſſias genannt haben? Soll nicht Gog und Magog in wildem Krieg, von welchem Ezechiel geweiſſagt, entbrennen gegen Edom, ehe denn er kommt? Soll nicht das mächtige Rom fallen durch die Hand der Jsmaeliten und verwüſtet werden, vor ſeiner Ankunft? Sollen Krieg und Trübſal nicht vierzig ganzer Jahre dauern, ehe er in der Mitte ſeines Volks erſcheint? Und welcher Meſſias ſollte denn Sabbathai ſein? Sprechen nicht unſere Gelehrten von einem Meſſias dem Sohne Joſephs und einem Meſſias dem Sohne Davids? Heißt es nicht ausdrücklich in hundert und aber hundert Schriften, daß der Meſſias den Joſeph im Kriege gegen den Armillus, den Sohn des ſteinernen

Weibes in Rom, getödtet werden ſoll, ehe der Meſſias ben David auf einer feurigen Wolke zur Erde fahren ſoll, um ihr den ewigen Frieden zu bringen? Hätteſt du vergeſſen oder nie gehört, daß der wahrhaftige und rechte Meſſias, der Sohn Davids, ſchon zur Zeit der Zerſtörung Jeruſalems dort geboren worden iſt und ſich lebendig im Paradies aufhält, bis ſeine Zeit gekommen iſt, daß er zur Erde niederfahre? — Sagt mir, ihr Freundinnen, welches von all dieſen Zeichen hätte uns durch ſein Eintreffen das Recht gegeben, Sabbathai Zewi für einen der beiden Meſſias zu halten? wo und wie wäre eine der heiligen auf die Perſon des Meſſias bezüglichen Prophezeihungen eingetroffen, die wir auf Sabbathai deuten könnten? Auch ich theilte einſt euern Wahn, daß er's ſei; ſeit ich ihn aber näher kenne, ſeit er mein Verlobter iſt, ſeit ich ihn *liebe*, weiß ich, daß er's nicht iſt, nicht ſein kann."

„Ungläubige! Unglückſelige!" rief Rahel mit nicht länger zurückgehaltener Heftigkeit. „Du vergifteſt dir durch deinen Unglauben die Blüthe deines Lebens, die der Glaube an ihn zur ſchönſten Frucht gezeitigt hätte."

„Alles, was du angeführt haſt,“ nahm Mihurmah das an Thamar gerichtete Wort, „beweiſt noch keineswegs, daß er's nicht iſt. Noch iſt ſeine Zeit nicht gekommen, in welcher ihn die höchſte Herrlichkeit Gottes erfüllt und zum größten Werke beruft. Einſt, wann die Stunde erſcheint, wird es die Welt durchleuchten, wie Blitzesſchein, und die Schechina, die dreimal heilige Mutter des himmliſchen Lichts, wird von ihm aus der Gefangenſchaft erlöſ't, auf ſeinem Haupte ſitzen, wie eine aus Flammenglanz gebildete Taube, und der überwallende Lichtausſtrom der zehn Sephiroth wird ſich um ſein Haupt zu einem leuchtenden Kranze ſchlingen. Die Schmerzen des Meſſias werden aber alle erſcheinen und jede Stunde kann ſie bringen. Glaube mir, die Zeit geht ſchwanger mit großen Dingen. Wer aber kann mit Gewißheit behaupten, daß ſie vierzig Jahre währen ſollen? Du vertraueſt viel zu ſehr auf die Ausſprüche und Berechnungen früherer Rabbinen, die wahrlich nicht zu Propheten berufen waren, und vielerlei Verkehrtes über den Meſſias gefaſelt haben. Schon oft hab' ich dir geſagt, der Thalmud iſt keine Quelle der Wahrheit, wie ſehr ihn auch Chacham Halevi und andere Anhänger jenes Buches als ſolche anpreiſen mögen. Und doch ſteht auch im Thalmud ein Verbot, man ſoll die Ankunft des Meſſias nicht durch thörichte Schlüſſe und Berechnungen im Voraus beſtimmen wollen. Jene Rabbinen, die es dennoch thaten, handelten alſo gegen ihr eignes Geſetz. Aber es gibt nur eine Wahrheit und das iſt die der Thora.“

„Hat man dich doch auch ſchon oft beſchuldigt, du habeſt früher zu den Karäern gehört, die unſere Lehren verdammen, weil ſie nur an den einfachen Wortſinn der Thora glauben und nicht an ihre geheime Auslegung.“

„Daß ich auch an die letztere glaube, mag dir meine feſte Anhänglichkeit und Ergebenheit an Sabbathai's Lehre beweiſen. Aber der Auserwählte des Herrn gehört dazu, dem die Lichtquelle, die einſt ein Strom, ein Meer von Licht werden ſoll, in der reinen geweiheten Seele ſpringt, nicht jene düſtern verworrnen Rabbinen, die die Blödigkeit ihrer Augen an abenteuerlichen Bildern, Geſchöpfen ihrer unreinen Phantaſie erhitzen, und die Ausſtrömungen derſelben für wahres Licht ausſchreien; Niemand als Sabbathai iſt berufen, das Geſetz zu erklären, Niemand als er, es zu erfüllen, und auch über dich, meine Taube, wird die Ueberzeugung, wie heiligende Gottesnähe, kommen.“

Beſänftigend ſchloß Mihurmah die ſchöne Braut noch einmal an das Herz; Rahel aber wandte ſich grollend ab, und über ihr, ſeit ihrer ſeltſamen Krankheit immer mehr erbleichendes Geſicht rollten ein Paar Thränen. In dieſem Augenblicke traten Roſanes, Halevi und Sabbathai herein.

Sabbathai hatte ſich, von unruhigen Gefühlen getrieben, früher aus der Synagoge entfernt und war in das Haus ſeines künftigen Schwiegervaters geeilt. Vielleicht verſprach ihm eine geheime Stimme in ſeiner Bruſt, die ſich aber nur in dämmernden Ahndungen kund that, daß er Rahel dort finde, von deren Einladung er unterrichtet war, und an die er, ſeit jener merkwürdigen Nacht, in der er ſie mondſüchtig am Meeresſtrand gefunden hatte, ſtets und unwillkührlich denken mußte, ſo ſehr er auch dieſe lockenden Gedanken, die bald zur verführeriſchen Bildermalerei wurde, im innerſten Schreine ſeines Herzens zu verſchließen bemüht war.

Unbemerkt war er in das Haus gekommen und in die Vorhalle vor dem Familienzimmer gelangt, deſſen Thüre er nur angelehnt fand. Angezogen von den lebhaften lauten Geſprächen der drei Freundinnen, öffnete er die Thüre noch weiter, und wurde Zuhörer ihrer Herzensergüſſe. Als er Roſanes und Halevi — der vom Hausherrn als Gaſt gebeten war — kommen hörte, ging er ihnen entgegen und ſuchte den finſtern Ernſt zu verbergen, der ſich auf ſeiner Stirn gelagert hatte. Die Nacht war unterdeſſen ganz hereingebrochen und führte auf ihren nardenträufenden Schwingen die jungen Lenzesdüfte mit, die ſie als Weihgeſchenk zum Feſte ſpendete.

Sabbathai ſah geiſterhaft bleich, faſt krank aus, und die drei Mädchen erſchracken vor ſeinem Anblick. Halevi warf finſtere Blicke auf ihn, und Roſanes war feierlich und abgemeſſen. Es wurden wenig Worte gewechſelt und auf Mihurmah's zartfühlende Seele wälzte es ſich wie eine große Laſt.

Nachdem ſie ſich, wie es Gebrauch und Vorſchrift wollten, die Hände gewaſchen aus dem ſilbernen Zuber, der am Eingange des Zimmers ſtand, und mit den feinſten Linnen wieder abgetrocknet hatten, nahmen ſie Platz um dem Tiſche, und, das Feſt einſegnend, ergriff Roſanes das oberſte der Brote, brach es, gab jedem ein Stücklein, und ſprach weiter: „Wie unſere Urväter, auf denen der Friede Gottes ſei, als ſie aus der ägyptiſchen Knechtſchaft befreit waren, ungeſäuertes Brot aßen, alſo auch wir bis auf den heutigen Tag; und wie ſie ihrer Freiheit ſich freueten, die kaum noch Knechte geweſen waren, ſo freuen wir, ihre in Knechtſchaft lebenden Nachkommen, uns auch heute, gleichſam als freie Herren und mächtige Gebieter. Darum, weil ich heute ein Freiherr bin, ſollen mich meines Hauſes Knechte bedienen.“ — Auf dieſe Worte traten zwei Diener in ſtolzen Kleidern herein, und ſchenkten die Becher voll. David ergriff den Seinigen, ſegnete ihn und die andern, und trank ihn aus; und Jeder leerte ſeinen Becher bis auf den Boden, ohne ihn vom Munde abzuſetzen. Nach dieſem erſten Paſſahbecher nahm der greiſe Hausvater von dem aufgeſtellten Sallat, aus allerlei bittern Kräutern bereitet, tunkte denſelben in ein mit Eſſig angefülltes Gefäß und aß ihn; die Andern thaten's ihm nach. Auf dieſes nahm Roſanes das zweite Brot, brach es und reichte es herum, legte dann ſeine Hand an die Schüſſel, worin der Lammbraten und ein hart geſottenes Ei lagen, und Alle am Tiſche thaten ein Gleiches, mit lauter Stimme folgenden Geſang anſtimmend:

„So war das Brot der Armuth und des Elends,
Das unſre Vater aßen auf der Flucht
Aus harter Sklaverei Aegyptenlands,
Gefuhrt von Moſes, dem gewalt'gen Herrn.
Nun komme Jedermann, der hungrig iſt,
Und thue gutlich ſich an unſerm Tiſch,
Nun komme Jeglicher, der es bedarf,
Und ſpeiſ' vom Opfer mit des Oſterlamms,
Und trinke die vier Oſterbecher mit.
Dies Jahr noch weilen wir in dieſem Land;
Das kunftige, will's Gott, in Kanaan.
Dies Jahr noch ſind wir Sklaven fremder Herrn;
Das kunftige, will's Gott, gefreite Herrn.
Meſſias komm, erlos uns aus dem Joch,
Und fuhr' ins Land der Väter uns zurück!“

Um Sabbathai's Mund zuckte es gichteriſch bei den letzten Worten; ſeine Stimme wankte, und ſein Auge glühete düſter vor ſich hin und bemerkte kaum, daß Rahels und Mihurmahs Blicke heilverkündend auf ihm ruheten. Die Diener füllten die Becher zum zweiten Male und Roſanes ſtimmte den zweiten Geſang an, in welchen die andern einfielen, beſchreibend die Erlöſung der Kinder Israel aus Aegypten. Bei der Erzählung der zehn Plagen, welche Gott über das Land des hartnäckigen Pharao geſchickt, ward der Geſang langſamer und feierlicher, und Jeder ſpritzte mit zwei Fingern Wein aus ſeinem Becher, anzuzeigen, daß dieſe Plagen aus dem Hauſe entfernt und über deſſen Feinde kommen möchten; das Ende des langen Geſanges wurde mit erhöheter Stimme geſungen und lautete alſo:

Drum ſind wir ſchuldig, dankerfüllten Munds
Zu loben und zu preiſen, zu erheben den,
Der unſern Vätern Wunderzeichen that,
Und uns noch täglich Wunderzeichen thut,
Aus Sklaverei zur Freiheit ſie geführt,
Und gnädig uns aus Leiden Freuden ſchafft,
Der Traurigkeit zu Feiertagen wandelt,
Wie aus der Finſterniß das goldne Licht.
Drum rufen Hallelujah! wir vor ihm.
Meſſias komm, erlös uns aus dem Joch,
Und führ' ins Land der Väter uns zurück!
Hallelujah! Hallelujah!“

Der Hausvater wuſch nun die Hände zum zweiten Male, ſprach das gewöhnliche Gebet darüber, nahm das oberſte der drei ungeſäuerten Brote aus der Silberplatte und rief: „Gelobet ſeiſt du Gott, unſer Gott, König der Welt, der du das Brot aus der Erde hervorbringſt.“ Und den früher gebrochnen halben Kuchen ergreifend, fuhr er fort: „Gelobet ſeiſt du Gott, König der Welt, der du uns durch deine Gebote geheiliget haſt, und uns geboten ſieben Tage ungeſäuerte Brote zu eſſen.“ Und gebrochen theilte er das Brot aus, nahm Salat und ſprach: „Gelobet ſeiſt du Gott, König der Welt, der du uns geboten haſt, bittre Kräuter zu eſſen, daß wir gedenken ſollen, beim Brot des Elends und bei der Kräuter Bitterkeit der Drangſale unſrer Väter in Aegyptenland.“

Hiermit war der geſetzliche Vorbereitungsact zum rechten Paſſahmal vorüber, und die Diener trugen nun die köſtlichſten Speiſen und Wein in Fülle auf, und Roſanes gemahnte mit heitrer Stimme zum fröhlichſten Genuſſe der Gaben Gottes.

Aber ein finſtrer Geiſt hatte ſeine kühlen Fittiche über der Geſellſchaft ausgebreitet, und die Freude, die dem kleinen Kreiſe nahen wollte, floh, von jenem zurückgeſcheucht, aus dem Hauſe. Statt der Freude machte ſich bald der Haß am Tiſch breit; denn der Chacham Halevi redete Sabbathai mit grinſender Freundlichkeit alſo an: „Man ſpricht davon, edler Chacham, daß ihr allmälig in Euern Lehrvorträgen anfinget, auch von den Ausſprüchen und Vorſchriften der Kabbaliſten, zu denen Ihr Euch doch bekennet, abzuweichen. Ihr ſelbſt nennt Euch einen Lehrer der Kabbalah, und doch ſollt Ihr viele Satzungen berühmter Meiſter, durch die Gematria erforſcht, verwerfen?“

„Edler Chacham, ich läugne nicht, was Ihr ſagt,“ verſetzte Sabbathai feſt und kurz; „ich verwerfe viele Albernheiten ſogenannter Kabbaliſten, mag mit ihnen nichts gemein haben und am wenigſten auf ihr Wort ſchwören, wie Viele vor mir gethan, und Viele wünſchen, daß auch ich thun möchte.“

„Wie? So verwerft Ihr die Gematria?“ rief Halevi.

„Wer ſagt, daß ich [illegible] verwerfe? Aber ſie iſt ein gefährliches Licht, das man nur mit ehrfürchtiger Scheu gebrauchen ſoll, um einen dunkeln Gegenſtand zu beleuchten; ſie iſt ein heiliges Opferfeuer auf einem unſichtbaren geheimnißvollen Altar, das nur von reinen Händen gepflegt ſein will. Unter der Hand des Frevlers, des blinden Narren wird jenes göttliche Licht, jenes wunderbare Feuer zur verderblichen Flamme, die Gott ſchändet, das Heiligſte beſudelt und das Gehirn des frechen Thoren, der ſich mit ihr befaßte, verbrennt. Seht, zur Zeit der Blüthe unſres Volks durfte nur der Hoheprieſter in das Allerheiligſte des Tempels treten und dort opfern; die Gematria iſt das Allerheiligſte unſres unſichtbaren Tempels, und den Vorhang dieſes Heiligthums reißt jeder dünkelvolle Rabbine mit unverſchämter Hand hinweg und trägt das himmliſche Licht auf die ſtäubige Gaſſe. Dafür rächt ſich die hochheilige Wiſſenſchaft an den unberufenen vom Weisheitsdünkel aufgeblaſenen Männern, ſo daß ſie an ihr zu Narren werden, Gottes Größe durch Zahlen beſtimmen, den Himmel ausmeſſen, die Fußlänge der Engel angeben, das Jahr der Ankunft des Meſſias ausrechnen und dergleichen gottesläſteriſchen Unſinn mehr, ſo daß ſie wirklich dem Teufel dienen, während ſie Gott angenehm zu ſein wähnen.“

Halevi hatte die Augen weit aufgeriſſen und das Meſſer niedergelegt. „Ihr ſprecht kühn, ſehr kühn über die heiligſten Dinge,“ ließ er ſich vernehmen. „Und ſo glaubt Ihr nicht, was unſre hocherleuchteten Rabbinen über Gottes Weſen geſagt haben? Glaubt nicht, was vom weiſen und berühmten Rabbi Ismael ben Eliſcha in dem Buche Raſiel, welches vom Engel Raſiel dem erſten Menſchen Adam gegeben worden iſt, geſagt wird? daß ihm nämlich Metatron, der große Fürſt des Zeugniſſes, ſelbſt berichtet und geſchworen hat: Ich zeuge dieſes Zeugniß vom Gott Israels, dem lebendigen und beſtändigen Gott, unſerm Herrn und Herrſcher, daß von dem Hauſe des Sitzes ſeiner Herrlichkeit aufwärts hundert und achtzehnmaltauſend Meilen, und von dem Hauſe des Sitzes ſeiner Herrlichkeit abwärts hundert und achtzehnmaltauſend Meilen ſind. Seine Höhe beträgt zweihundert und ſechs und dreißigmal zehntauſend Meilen. Die Entfernung von ſeinem rechten bis zu ſeinem linken Arm iſt ſieben und ſiebenzigmal zehntauſend Meilen, und vom rechten Augapfel bis zum linken macht der Raum dreißigmal zehntauſend Meilen. Die Hirnſchale an ſeinem Haupte hat einen

Umfang von dreimal zehntauſend Meilen. Auf ſeinem Haupte hat er ſechzigmal zehntauſend Seelen Jſraels; und deshalb wird er auch der große gewaltige und furchtbare Gott genannt. Und an einer andern Stelle des Buches ſteht: „Der Rabbi Jſmael hat geſagt: Ich habe den König der Könige aller Könige geſehen; er ſaß auf einem hohen und erhabnen Throne und ſeine Herrſcherſchaaren ſtanden vor ihm zu ſeiner Rechten und Linken. Da ſprach der Engel, der Fürſt des Angeſichts, der da Metatron genannt wird, zu mir: Jſmael, ich will dir die Größe des heiligen und gebenedeiten Gottes offenbaren, die allen Geſchöpfen verborgen iſt. Seine Fußſohlen erfüllen die ganze Erde, wie es auch der Prophet*) geſagt hat: Der Himmel iſt mein Stuhl und die Erde mein Fußſchemmel. Die Höhe ſeiner Fußſohlen iſt dreimal zehntauſend Meilen. Von den Fußſohlen bis zum Knöchel iſt die Entfernung tauſendmal zehntauſend und fünfhundert Meilen, von dem Knöchel bis zur Knieſcheibe neunzehnmal zehntauſend und vier Meilen Höhe. Von den Knieſcheiben bis an die

---

*) Jeſaias 66, V. 1.

Hüften ſind zwölfmal zehntauſend und tauſend und vier Meilen an der Höhe. Von den Hüften bis zum Halſe beträgt die Höhe vierundzwanzigtauſendmal zehntauſend Meilen. Sein Hals iſt dreizehnmal zehntauſend und achthundert Meilen und ſein Bart elftauſend und fünfhundert Meilen lang. Jeder Augapfel hat einen Umfang von elftauſend und fünfhundert Meilen, und jede Hand hat die Länge von zweiundzwanzigmal zehntauſend Meilen. Zwiſchen ſeinen Schultern mißt er ſechszehntauſendmal zehntauſend Meilen, zwiſchen den Armen zwölftauſendmal zehntauſend, und jeder Finger iſt zwölftauſendmal zehntauſend Meilen lang.“

Der hochweiſe Chacham holte Athem, die ungeheuern Zahlen hatten ihn erſchöpft. Sabbathai, der ihm bitter lächelnd zugehört hatte, erhob jetzt ſeine klare Stimme: „Ich habe Euch ruhig die Probe Eures guten Gedächtniſſes ablegen laſſen, ſehr würdiger Meiſter, und wahrlich, Ihr habt das Maaß Gottes gut gemerkt. Meinetwegen hättet Ihr Euch nicht alſo anzugreifen gebraucht, denn ich kann Euch verſichern, daß mir alle Bücher unſrer Rabbinen bekannt ſind. Ich könnte Euch ſchon mit dem kleinlichen und erbärmlichen Grunde ganz widerlegen, daß der Rabbi Akiba, berühmten Andenkens, von Gott ein ganz andres Maaß genommen hat, als der Rabbi Jſmael, ja in den beiden von Euch eben angeführten Angaben des Letztern, die er vom Erzengel Metatron ſelbſt zu haben vorgibt, ließe ſich leicht eine ſich widerſprechende Verſchiedenheit auffinden. Doch ich will Euch des Rabbi Akiba Maaß herzählen, damit Ihr ſeht, daß auch ich nicht unbewandert bin in den Büchern unſrer ſehr weiſen Lehrer und Meiſter. Der Genannte aber ſpricht in ſeinem Buche Othioth: Die Seraphim ſtanden über ihm (mimmaal lo), wo das Wörtchen lo durch die Gematria ſechsunddreißigtauſend an der Zahl macht. Dies lehrt uns erſtens, daß die Engel ſechsunddreißigtauſendmal zehntauſend Meilen von Gott entfernt ſind, zweitens, daß der Leib der göttlichen Majeſtät zweihundertundſechsunddreißigmal zehntauſend Meilen lang ſei. Von ſeinen Lenden abwärts und aufwärts ſind jedesmal hundertundachtzehnmal zehntauſend Meilen. Dieſe Meilen ſind aber nicht nach unſern Meilen, ſondern nach ſeinen (Gottes) Meilen zu rechnen. Denn ſeine Meile iſt tauſendmaltauſend ſeiner Ellen lang, ſeine Elle aber enthält vier Spannen und eine Hand breit; und jede ſeiner Spannen reicht von einem Ende der Welt zum andern, wie geſchrieben ſtehet*): Wer miſſet die Waſſer mit ſeinem Schritt und wer umfaſſet die Himmel mit ſeiner Spanne? — Ihr ſeht, ſehr würdiger Meiſter, wie verſchiedenerlei das Maaß der beiden gelehrten Rabbinen iſt, die ſich unterfangen haben, Gott zu meſſen. Aber der Rabbi Abika hat dabei noch einen wunderlichen Fehler gemacht. Ihr wißt ſo gut, wie ich, daß das Wörtlein lo gematriſch nur ſechsunddreißig heißt, wie hat doch der Rabbi daraus ſechsunddreißigtauſend machen, und davon Gottes Größe zu zweihundertundſechsunddreißigmal zehntauſend Meilen anſchlagen können? — Doch ich will dieſen Beweis ganz verſchmähen; denn er röche nach derſelben Werkſtätte, worin Eure Anführungen geſchmiedet ſind. Ich würde Euch nur mit Euern eignen Waffen ſchlagen. Und fürwahr, es gibt heiligere, herrlichere, von mir gegen den Aberwitz unberufener Narren, die ſich frech und vorlaut in das Heiligthum der Kabbalah gedrängt und es mit ihrer Gemeinheit befleckt und entweiht haben, erwählt. Aber nein, ſie haben es nicht entweiht. Rein und glänzend in ewiger Geiſtesfriſche öffnet ſich der Tempel nur den wahren Schülern, die Unberufenen ſind niemals hineingekommen; ſie haben ihr Unweſen nur in den ſtaubigen Vorhöfen getrieben. Verloren haben dieſe Rabbinen den ſtarken und gewaltigen Geiſt der Propheten, ihren Frevel hat Gott gezüchtigt und ſie dafür mit Blindheit geſchlagen. Wenn Jeſaias ſpricht: Der Himmel iſt mein Thron und die Erde mein Fußſchemmel, ſo ſpricht der Herr! oder: Wer miſſet die Waſſer mit dem Schritt und faſſet den Himmel mit der Spanne, und begreiſt die Erde mit drei Fingern, und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hugel mit einer Wage? Lodert aus dieſen hochherrlichen Worten nicht die mächtige Flamme dichteriſcher Begeiſtrung? Und was der prophetiſche Sänger in ſeinen poetiſchen Geſichten erſchaut, das nimmt der nüchterne Schwarm erklärender Rabbinen, die blind geboren ſind für das Licht, das die Welt durchſtrahlt, für gemeine Wirklichkeit und Plattheit. Die Unendlichkeit des uranfänglichen Geiſtes, des undenkbaren Weſens, den unergründlichen Born aller Dinge, den wir allein im Geiſte anbeten ſollen, den wollen ſie meſſen, die Thoren! Aber wahrlich, es muß anders werden unter uns! Der Tempel des Herrn muß wieder entſtehen, aber die Lügner und Narren, die ſich hocherleuchtete Rabbinen nennen, ſie dürfen nicht hinein, denn ſie würden ihn wieder für den Marktplatz ihrer Verkehrtheiten halten. Hinaus mit ihnen und eine reinere Lehre von Gott und dem Glauben erfriſche die Herzen des Volks! Wahrlich, ich muß mit Jeremias klagen: Die edeln Kinder Zions, dem Golde gleich geachtet, wie ſind ſie nun den irdnen Töpfen verglichen, die ein Töpfer macht? — Was weiß denn das Volk von ſeinem Gott; die Lehrer haben ihn ihm geſtohlen und entwendet; das Volk iſt erſoffen in Verkehrtheit durch ihre Schuld. Aber hinaus mit dem alten Sauerteig bis auf die letzte Krume, hinaus aus dem Hauſe Jſrael! Wir wollen ihm ſüße Brote backen. Wahrlich, auch an mich iſt eine Stimme ergangen, wie an Ezechiel, und der Geiſt eines der Propheten glüht und tobt in mir gegen den Unflath, den ich überall erblicke.“

---

*) Jeſaias 40, V. 12.

Die edle Röthe des Zorns war endlich über des

Jünglings bleiches Geſicht heraufgeſtiegen, eine heilverkündende Aurora, und ſeine Augen flammten, wie der aufgehende Tag.

Der alte Roſanes ſah ſauer und mürriſch drein, und ſchien von Sabbathais Eifer unangenehm berührt worden zu ſein, und der Chacham Halevi lächelte ſpöttiſch, indem er recht kühl und bitter ſprach: „Demnach erachtet Ihr all unſre Rabbinen, hochweiſen Angedenkens, die die Thora ausgelegt, für nichts, und Euch hoch über alle gelehrten und gottbegeiſterten Männer unſres Volks, wie ſie auch gelebt und gelehrt haben. Ihr ſagt ſelbſt, Ihr habet die Seele eines Propheten in Euch, und ſeid alſo über alle Weiſen erhaben. Sagt mir doch, ſo es Euch gefällig iſt, welches Propheten Seele in Euch wohnt, und ob Ihr ſie durch den Gilgul empfangen und ſie demnach Eure eigne geworden iſt, oder ob Gott Euch durch den Ibbur jene Prophetenſeele noch zu der Eurigen gegeben hat, damit Ihr ein großes Werk — vielleicht die Beßrung und gänzliche Umkehrung des Volks Israel — bewirken möget, wozu vielleicht Eure Seele allein zu ſchwach ſein dürfte.“

„Ja oft iſt es mir, als ob zwei Seelen in meiner Bruſt ſich ſtritten,“ ſagte Sabbathai, nicht auf Halevis Spott achtend, mehr in ſich hinein, als zu den Andern. „Da hebt ſich die eine, wie auf Adlersſchwingen empor und reißt die andre mit ſich fort; da hör' ich das Flügelrauſchen der Cherubim, wie es Ezechiel vernommen hat in ſeinen göttlichſten Geſichten, ich habe den Wagen der Herrlichkeit erſchaut mit ſeinen glühenden Rädern voll tauſend Augen, und auch mir hat der Seraph die glühende Kohle vom Altar des Herrn auf die Zungenſpitze gelegt und mich damit gereinigt. Aber auch eine Seele der Wehmuth, des Jammers, des Zorns wohnt in mir, und ſie möchte zuweilen laut aufſchreien mit dem Propheten: O wehe des ſündigen Volks, des Volks voll arger Miſſethat, des boshaften Saamens, der ſchandlichen Kinder, die den Herrn verlaſſen, den Heiligen in Israel läſtern. — Und todtweinen möchte ſich dieſe Seele über mein Volk mit ſeinem Wucherkram, ſeinem Talmud und ſeiner thörichten Rechenkunſt.“

„So verachtet Ihr auch den Talmud?“ rief Halevi, und warf einen triumphirenden Blick auf Roſanes.

„Was iſt daran? In dieſem wunderlichen Gemiſche von Meere Thorheit und einigen Bechern Weisheit, liegt wahrlich Israels Heil nicht begraben. Wenn ein Buch gelten ſoll, wohlan, ſo nehmt den Sohar. Zwar iſt ſein Verfaſſer Rabbi Simon ben Jochai auch in manchen Irrthum verfallen, aber er hat doch das tiefe Weſen der Kabbalah am würdigſten ergriffen und redet vom göttlichen Weſen, ſeinen Eigenſchaften und Ausflüſſen als ein wahrer Lehrer.“

„Wahrlich, es kann nicht anders, Ihr müßt ein Heiliger, ein Prophet oder des Etwas ſein!“ lachte Halevi. „Ihr verachtet Rabbi Abika, den unſre Väter dem Moſes vorgezogen haben. Ihr ſprecht von Rabbi Ismael ben Eliſcha als von einem Narren und unnützen Schwätzer und vor Rabbi Simon ben Jochai habt Ihr auch nicht ſonderliche Ehrfurcht. Der Talmud iſt Euch das Werk hirnverrückter Köpfe und Alles, was unſre Väter gelehrt, wahnwitziges Gewäſche. Ihr dagegen habt die Cherubim gehört und mit dem Seraphim verkehrt. Gott ſtärke Euch in Euerm Hochmuthe, daß Ihr nicht ſelbſt ein Narr werdet.“

„Es mißfällt mir ſehr von dir, Sabbathai,“

nahm jetzt Roſanes das Wort, „daß du Schande auf die Häupter unſrer hocherleuchteten Väter, auf denen der Friede ſei, zu häufen verſuchſt, und Alles, was ſie gelehrt, für eitel Thorheit erklärſt. Wahrlich, in ſolcher Geſtalt haſt du dich noch nicht gezeigt! Ich muß denken, der ſüße Wein des Feſtes, von dem du voll geworden, ſpricht aus dir; denn ich mag nicht glauben, daß deine Seele von einem Teufel oder einer Teufelin beherrſcht werde und irgend der Lilith, dem Weibe des Sammaels, der furchtbaren Nachtfrau, unterthan ſei. Zwar könnte man wegen deiner ſteten Nachtfahrten faſt auf ſolche Gedanken kommen, und in deinen unbeſonnenen Reden, worin du alles Alte und Ehrwürdige herabſetzeſt, eine Beſtätigung derſelben finden.“

„Vater!“ bat Thamar mit weicher zärtlicher Stimme, und der eindringliche Ton war von einem Blicke begleitet, dem der Alte nicht zu widerſtehen vermochte und vor deſſen Sonnenwärme das Eis ſeines Zorns ſchnell dahin ſchmolz.

„Wir wollen hoffen,“ redete Mihurmah begütigend, „daß die Zeit nicht allzufern mehr iſt, wo der unter uns ſich enthüllen wird, auf den wir hoffen, wie unſre Ahnen auf ihn gehofft haben. Dieſer Auserwählte des Herrn wird uns das Rechte bringen und alle falſchen Lehren vernichten.“

„Ja er wird bald kommen!“ rief jetzt Rahel, „und den Tempel wieder aufbauen. Die aufgeblaſenen Götzendiener, die ſich für wahrhaftige Lehrer des Herrn ausgeben, werden vor ihm zerſteuben, wie Spreu vor dem Winde.“

„Du haſt das Rechte geſagt!“ rief Sabbathai begeiſtert. „Er wird kommen und die Tenne des Herrn fegen und ſeine Scheuer kehren. Da werden der Körner gar wenig und der Spreu gar viel ſein. Und wahrlich, ich ſage Euch, Chacham Halevi, auch Ihr werdet nicht ſchwer wiegen in ſeiner Wurfſchaufel. Er wird bald kommen — denn der Narrheit und des Unverſtandes Maaß iſt übervoll und die höchſte Zeit, daß es ausgegoſſen werde an den Boden und im Sande ſpurlos verrinne. Er wird ein neues Volk Israel machen und wenig dazu vom alten brauchen können. Er wird kommen, aber wahrlich nicht zu Euerm Heil!

„Ich erinnere dich,“ warf Roſanes mit ſtrengem Ernſte die Stimme auf, „daß der hochehrwürdige

Chacham mein Gaſt iſt, und jede Beleidigung, die du ihm anthuſt, ich auf mich beziehen werde.“

„Nicht doch!“ wehrte Halevi. „Er wird Euer Schwiegerſohn, Raf, und deshalb verzeih' ich ihm die thörichte Rede. — Laßt uns von andern Dingen ſprechen und fröhlich ſein!“ —

Aber das Mahl der Freude war verſalzt und verbittert. Sabbathai verſank wieder in düſtres Schweigen. Dann und wann glitten ſeine Augen über die drei plaudernden Mädchen, und dann blieben ſie wohl am längſten auf Rahels ſtolzem Geſichte hängen.

Das Mahl war zu Ende und der Hausvater zog unter der linnenen Hülle die andre Hälfte des Brots hervor, brachs und reichte den Tiſchgenoſſen davon. Die Diener aber ſchenkten ein, und mit Feierlichkeit wurde der dritte geſegnete Becher geleert. Endlich, nach Waſchung der Hände und dem zweiten Tiſchgebet, wurde der vierte heilige Paſſahbecher herumgereicht. Roſanes ergriff den ſeinigen und ſprach: „Herr Gott, unſer Gott, König der Welt, ſchütte deinen Zorn auf die Völker, die dich nicht erkennen, und auf die Königreiche, die deinen heiligen

Namen nicht anrufen. Gieße deine Ungnade auf ſie; verfolge ſie mit deinem Grimme und tilge ſie hinweg unter deinem Himmel!“ Er trank den Becher aus und ſprach weiter: „Du haſt in der heiligen Oſternacht ſtets große Wunder gethan an deinem Volke, du haſt dich unſern Patriarchen geoffenbaret in dieſer Nacht, haſt unſre Väter in Aegyptenland erlöſet in dieſer Nacht, haſt den Propheten Elias geſandt in dieſer Nacht, haſt immer Barmherzigkeit gethan an deinem Volke in dieſer Nacht. So ſende uns nun deinen Propheten, den Erlöſer, den Heiland, auf den wir hoffen, in dieſer Nacht, daß er uns befreie aus dem Elende, gleich wie Moſes unſre Väter erlöſt hat aus der ägyptiſchen Knechtſchaft in dieſer Nacht.“ — Thamar öffnete auf des Vaters Wink ſchnell die Thüren des Zimmers und des Hauſes, und ihr Vater fuhr fort: „Meſſias, gnadengekrönter König der Welt, verziehe nicht länger, die Thüren des Hauſes ſtehen auf, tritt herein und beglücke deinen Knecht.“ Und alle fielen ein und beteten mit: „Allmächtiger Gott, nun baue deinen Tempel bald, in unſern Tagen zunächſt. Nun baue deinen Tempel in Kurzem. Barmherziger Gott, großer Gott, ruhmreicher Gott, erhabner Gott, feiner Gott, ſüßer Gott, Gott Iſraels, baue deinen Tempel bald, in Kurzem, in unſern Tagen. Kräftiger Gott, lebendiger Gott, mächtiger Gott, königlicher Gott, reicher Gott, nun baue deinen Tempel gar bald, in Kurzem, in unſern Tagen. Amen.“

Hiermit war die Feierlichkeit beendigt, und Roſanes zog ſich mit Halevi zurück. Auch Sabbathai wollte ſeine trübe Schwermuth an das Meergeſtade tragen; denn die Mitternachtsſtunde hallte eben von den chriſtlichen Thürmen der Stadt, aber Mihurmah hielt ihn zurück, flüſternd: „die Blinden! Sie reißen die Thüren auf und bitten Gott im brünſtigen Gebete, ihnen den Retter zu ſchicken, der doch mitten unter ihnen weilt und den ſie im thörichten Haſſe vor die Thüre werfen möchten. Aber Herr, nicht Alle haben blöde Augen und viele erkennen, wer du biſt.“

„Du mit deinem Seherauge,“ verſetzte er. „Doch auch Thamar?“

Sie ſchlug die Augen erröthend zu Boden.

Sabbathai faßte Thamar's Hand und führte ſie bei Seite. „Liebe,“ ſagte er ſanft, „erlaube deinem Verlobten eine Frage in dieſer für unſer Volk ſo hoffnungsreichen Nacht. Du weißt, daß in ihr alle Israeliten den Meſſias erwarten. Einſt ſagte mir Miburmah, du habeſt in mir den Retter Israels erkannt. Stieg dieſe Erkenntniß in deinem eignen Herzen auf, oder kam ſie dir von Jemand anders zu?"

Thamar glühete wie Purpur; doch über ihre Lippen, die noch nie gelogen, flüſterten die Worte: „Herr, von Rahel hatte ich's, die dich früher ſchon in wunderbaren Träumen als Meſſias geſchaut haben will."

Ein tiefer Seufzer entwand ſich Sabbathai's Bruſt. „Ich danke dir!" ſagte er kurz und biß die Lippen zuſammen. Er konnte das düſtre Auge nicht wieder losreißen von der königlichen Rahel. Die Geſellſchaft trennte ſich, und er ging hinaus an den Meerbuſen mit langſamen ſchwermüthigen Schritten, und miſchte dort das bittre Waſſer, das ſeinen Augen unaufhaltſam entſtrömte, mit der Fluth, in der er badete. Hart war der Kampf, den er zu beſtehen hatte in dieſer Nacht, und viel der Thränen, die er weinte.

Ein uraltes Geſetz gebietet den Moſaiten, ſich in der Zurückgezogenheit des Hauſes acht Tage lang auf den Schritt zur ehelichen Verbindung vorzubereiten. Sowohl die Braut als auch der Bräutigam verlaſſen in dieſer Zeit die elterliche Wohnung nicht und ſehen ſich nicht; ſeine Freunde machen ihm Beſuche, und beſtreben ſich, ihm den durch die Sehnſucht gehemmten Stundengang mit kurzweiliger Unterhaltung wieder zu beflügeln; gebetene Brautjungfern umſchwärmen ſeine Geliebte.

Sabbathai war von ſeinen eifrigſten Anhängern umgeben, eine Auswahl herrlicher Jünglinge, die, mit ihm über den tiefen Verfall des jüdiſchen Glaubensritus einverſtanden, theils durch eigene Anſchauung, theils durch ſeine Lehre es eingeſehen hatten, daß die veraltete und meiſt verunſtaltete Form dieſes Glaubens, alles Geiſtes ermangelnd, jedem wahren religiöſen Gefühl Hohn ſpreche, die die Ueberzeugung hegten, daß ihrem Religionsweſen eine Reform höchſt nöthig thue, ſollte das ganze Volk nicht untergehen in ſchmachvoller Geiſteserniedrigung, und die endlich in Sabbathai den kühnen Reformator erblickten, der das morſche Gebäude ſtürzen und an deſſen

Stelle auf den alten Grund — das moſaiſche Geſetz — einen neuen ſchimmernden Bau aufrichten werde. Es war ihr heiliger Wille, ihn, den ſie alle liebten und verehrten, bei ſeinem ſegenvollen Werke nach Kräften zu unterſtützen. Auch mochte wohl in manchem von ihnen ſchon die Idee aufgeſtiegen ſein, Sabbathai ſei der erſehnte und prophezeite Erlöſer der Juden aus körperlicher und geiſtiger Knechtſchaft, und noch mehr hatten dieſe unklaren Bilder durch Baruch's geheimnißvolle Worte, die er, mit jener Idee durch ſeine Schweſter und ſeine eignen wunderbaren Erlebniſſe ſchon vertraut, zuweilen mit Bedeutung hinwarf, an Beſtimmtheit und Farben gewonnen, ſo daß man annehmen konnte, alle innigſten und ſchwärmeriſchſten Anhänger und Schüler Sabbathai's hielten ihn für den Meſſias den Sohn Davids, oder deſſen Vorläufer den Meſſias den Sohn Joſephs, wenn ſich ihre ſie beſeligende Vermuthung oder Ueberzeugung auch nicht gerade in nackten Worten ausſprach. Zwar war nun Mardochai Zewi's Haus, in welchem, durch Roſanes Fürſorge, Wohlhabenheit und Ueberfluß an die Stelle der Armuth und Dürftigkeit getreten waren, nicht vom lauten Uebermuth ſchmauſender und zechender Jünglinge erfüllt, wie es Sitte und Gebrauch mit ſich brachten, ja gewiſſermaßen erheiſchten, dafür ertönte Sabbathai's kühne Begeiſterung für das Unternehmen, zu dem er den heiligſten Beruf in der Seele fühlte, in glänzenden Worten ſeinen für dieſelbe Idee entflammten Freunden zu, und ſein Plan, ſo wie er ſich in der letzten Zeit ſelbſt leuchtender und beſtimmter in ſeiner Seele gebildet, enthüllte ſich den Unterſtützern deſſelben in ſchärfern Umriſſen. Baruch wurde dabei gewiſſermaßen der Erklärer von Sabbathai's nicht ſelten myſtiſchen Worten, und was dieſer nur andeutete, ſprach jener aus. So wurde dieſe merkwürdige Woche, ſtatt eine fröhliche Vorbereitung auf Sabbathai's Hochzeitfeſt zu ſein, eine ernſte Vorbereitung für das wichtige Werk, das er bald, von heiliger Gottbegeiſterung trunken, mit Hülfe ſeiner Freunde zu vollbringen gedachte. Die Zweifel an ſich, die ihn zeither oft heimgeſucht, die düſtern Gedanken, ob er wirklich zum Retter ſeines Volks berufen ſei, und alle die Schatten, die ſeine Seele, wenn er einſam und mit ſich ſelbſt beſchäftigt war, umzogen hatten, waren durch das tagelange und anhaltende Zuſammenleben und den ununterbrochenen geiſtigen Verkehr mit ſeinen Anhängern verſchwunden und in felſenſtarkes Selbſtvertrauen, in ſonnenlichtes Erkennen ſeines hohen Zieles und in ſtraffen hochbegeiſterten Muth, es zu erreichen, verwandelt worden. Sein liebenswürdiges Weſen, ſeine ſchöpferiſche Phantaſie, ſein glühender Jünglingsmuth für Recht und Wahrheit, ſein heiliger Eifer für ſeine Sache, hatten ſich noch nie in ſo glänzender Entwicklung gezeigt, und ketteten die jungen Männer, die er um ſich verſammelt ſah, mit unzerreißbaren Banden an ihn. Als ſeine Freunde und Anhänger waren ſie zu ihm gekommen, als ſeine glühendſten Verehrer, als fanatiſche Schwärmer für ſeine Lehre verließen ſie ihn, bereit Gut und Blut für ihn aufzuopfern, und ihre geſchloſſene Zahl — ein und zwanzig, die ihnen von hochheiliger Bedeutung war: aus drei mal ſieben! — nannte ſich von dieſen Tagen ausſchließlich die heilige Zahl ſeiner Schüler. Das ſtete Beiſammenleben, das gegenſeitige innige Verſtändniß, das unwillkührlich eintretende immer engere Aneinanderſchließen dieſer Schüler unter ſich und wieder ihrer und Sabbathai's, hatten den Letztern unvermerkt weiter geführt, als er wohl die Aban gehabt. Vielleicht hatte ſeinem Handeln auch nicht einmal eine deutliche Abſicht vorgeſchwebt; die Begeiſterung, das poetiſche Feuer in ſeiner Seele riß ihn unaufhaltſam hin, und ſo war das Bild ſeiner Braut in den tiefſten Hintergrund ſeiner Seele zurückgedrängt worden. Höhere Dinge erfüllten ſeinen Geiſt ſo durch und durch, als daß er Muße gehabt hätte, ſich viel mit Gedanken an Thamar zu beſchäftigen, aber auch das bange Gefühl, das ihn vor kurzem noch gequält, war verſchwunden, und nur Rahels Bild tauchte, wie ein Engelsgeſicht, aus ſeinen metaphyſiſchen Träumen zuweilen lächelnd auf.

So überraſchte ihn der Tag der Hochzeit, ihn aus ſeiner bilderglühenden Ideenwelt in die Welt der Wirklichkeit reißend, die ihn kalt und unfreundlich anwehete, und die ſelbſt Thamars engelreizendes Weſen ihm nicht zu erwärmen vermochte. Statt trunken zu ſein von der nahen Erfüllung blendender Hoffnungen und ſüßer Wünſche, fühlte er ſich wie von einem Rauſche ernüchtert. Je lichter in der verwichnen Woche durch den Umgang ſeiner Freunde die Ueberzeugung ſeines hohen Berufs, wie ein glänzender Sternenhimmel in ihm aufgegangen war, um ſo finſtrer gähnte ihn jetzt die Nacht an, die ihn aus Thamar's beſtimmt ausgeſprochnem Zweifel an dieſem Berufe umdüſterte und jenen Sternenhimmel zu verhüllen drohete. Aber durch dieſe trübe Nacht leuchtete auch jetzt noch das Engelshaupt, aus deſſen Sonnenaugen ihm der Glaube an ſeine göttliche Würde entgegen glänzte, aus deſſen holden Mienen ihm die begeiſternde Ueberzeugung ſeines Berufes prophetiſch zulächelte. Es war wieder Rahel's Bild.

In Roſanes Hauſe ſchwang dagegen in der Vorbereitungswoche leichtfüßiger Mädchentanz in rhythmiſchen, grazienvollen Bewegungen die ſchnellen Sohlen. Sanfte Muſik zog in ſchmeichelhaften Tönen durch die Zimmer oder hüpfte, wie ein neckiſches Kind in leichten Sprüngen, und ihr geſellte ſich der Geſang als munterer Geſpiele, als geflügelter Tänzer. Thamar's Freundinnen waren als Brautjungfern um ſie verſammelt, tanzten, ſpielten auf Harfen und ſangen fröhliche Lieder. Das ganze Haus glich einem Harem voll der reizendſten Mädchen, und wohin das Männerauge fiel, ſprang ihm ein in Lieblichkeit ſtrahlendes Kind entgegen, wie ein verkörpertes Gedicht, wie eine in plaſtiſcher Schönheit gefeſſelte Harmonie.

Das war eine Lebensfülle, ein munteres Aufſprudeln junger in die Bande zarter weiblicher Natur gelegter Kraft, das war eine ganze, von allen Strahlen der Grazie und Luſt durchglühete und geſättigte Welt in freudeſchwingender Bewegung! Thamar, die reizendſte von Allen, ſchien faſt ihrem Volke und ihrer Zeit entrückt und dem klaſſiſchen Griechenboden, der ſie geboren, ſo wie der ſeligen Zeit griechiſcher Mythe anzugehören, die ihre klangreichen Saiten über den Archipel gezogen und in Griechenland und Kleinaſien befeſtigt, jene Rieſenlyra, deren Klangboden die ſegenreichen Inſeln waren und auf der die uralte ewig junge Poeſie unſterbliche Weiſen ſpielte; ja die wunderſchöne Braut, deren Augen von Liebe und Verlangen glänzten, glich in der Mitte ihrer Freundinnen und Brautjungfern der Liebesgöttin Venus, die eben von den Grazien und Nymphen bedient wird. Denn die Einen ſtrählten und ſalbten ihr das duftende Haar, die Andern beſchäftigten ſich mit ihrem Schmucke; hier legte ihr ein niedliches Kind Ringe und Spangen an, dort hatte eine Huldin etwas an ihrem Kleide zu ordnen, eine gaukelnde Sylphengeſtalt hielt ihr den reichen blanken Spiegel vor; dieſe ſpielten auf Saiteninſtrumenten, und jene tanzten in entzückenden Bewegungen vor der glücklichgeprieſenen Braut, und alle ſangen in luſtathmenden Liedern das hohe Glück der Liebe und der Zärtlichkeit.

Und doch waren unter dieſen leichtbewegten Mädchengruppen einzelne, denen es mit der Fröhlichkeit nicht aufrichtig von Herzen ging. Vorzüglich war dies mit Rahel der Fall. Seit einiger Zeit ſchon hatte ſie viel von ihrem muntern kühnen Weſen verloren, ſie war ſchweigſam geworden, ſchien gedrückt und befangen, auch hatte ſich ihr krankhafter Zuſtand verſchlimmert. Miburmah ahnete wohl die Urſache dieſer Veränderung und überraſchte oft die hohe Jungfrau mit Thränen im Auge; doch hütete ſie ſich wohl, ſie darüber zu befragen. Rahel bot inzwiſchen alle Kraft ihrer Seele auf, ihren Zuſtand nicht merken zu laſſen; wie aber hätte ſie ihn mit aller Verſtellungskunſt Miburmah's ſcharfem Auge verbergen wollen?

Und gerade dieſer Umſtand war es, welcher auch Miburmah's Seele die Schwingen der Freude lähmte. In ihren Ahnungen ſtiegen drohende Wetter über den Häuptern derer, die ſie liebte, auf, und ſie vermochte das unſichtbar einherſchreitende Unglück nicht aufzuhalten, nicht zu beſchwören; ja, was ſie am meiſten ängſtigte, war die unſelige Ueberzeugung, daß ſie allein ſehend ſei, während die Uebrigen in blinder Sorgloſigkeit ihrem Verderben entgegen gingen.

Ein drittes Mädchenherz, welches nicht in lauter Freude aufjubelte, war das Jeruſa's, Sabbathai's Schweſter. Dies kränkliche Mädchen war überhaupt ſtiller Natur; ihr Leben beſtand gewiſſermaßen nur in der Liebe zu ihrem jüngſten Bruder. Ihre ſchwächliche Geſundheit hatte ſie von früh an das Haus gefeſſelt, und dort war ſie mit Sabbathai ſtets zuſammen geweſen, und hatte gleich ihm die alten und neuen Bücher ihres Volks geleſen; aber das, was ſie nicht verſtanden, hatte ſie Sabbathai liebevoll belehrt, und ſo war ſie mehr als eine Andere in den heiligen Schriften des Geſetzes, der Propheten, der Geſchichtſchreiber und deren Ausleger bewandert. Die beiden ältern Brüder hatte der Erwerb und ihr Wille früh ſchon aus dem Hauſe getrieben, und ſo waren ſie Jeruſa fremder geworden; in Sabbathai, der allmälig ihr Geſpiele, ihr Freund, ihr Lehrer geworden war, hatte ſie ſich ganz hineingelebt, und der ſtete Umgang mit ihm war ihr Erſatz für vielfache

Entbehrungen, die ihr jedoch in der Länge der Zeit zur Gewohnheit geworden waren. Mardochai's große Armuth hatte ihm nie erlaubt, ſeine Tochter in die Reihen der vornehmen Jüdinnen Smyrna's eintreten zu laſſen, und da er ein Fremdling in dieſer Stadt war, der ſich nur kümmerlich nährte, ſo kam ihm und noch weniger ſeinem Kinde ein Herz freundlich und liebevoll entgegen. Dazu war Jeruſa bleich und zart, ihr Körper nicht ganz ausgebildet und ſie glich deshalb eher einem Kinde, als einer Jungfrau; ſie hatte ein ſchwaches Auge, der Blick deſſelben trug blos einige Schritte und dieſe nicht mit Sicherheit. Ihre ſtete Zurückgezogenheit, ihr ununterbrochenes Leſen und die Dürftigkeit ihrer Eltern hatten ſie der Welt ganz entfremdet; in ihrem Bruder fand ſie das Ziel ihrer Wünſche, den Gipfel ihres Glücks. So lange ſie noch innerhalb der ſtillen Räume des Hintergebäudes ihres väterlichen Hauſes in ihren gewohnten Beſchäftigungen gelebt hatte, war ſie von der Außenwelt wenig berührt worden und hatte ſich froh und glücklich gefühlt; jetzt ſah ſie ſich durch die Vermählung des geliebten Bruders mit der Tochter des reichſten Juden in Smyrna aus ihren ihr liebgewordnen Verhältniſſen herausgeriſſen und in eine ihr fremde Welt gedrängt, mit der ſie ſich nicht befreunden konnte. Sie fühlte ſich in der neuen Umgebung gedrückt, der ſie blendende Reichthum übte einen erkältenden Einfluß auf ſie, ihr kam Sabbathai verrathen und verkauft unter dieſen Menſchen vor, und ſie fühlte, daß ihre Liebe zu ihm, ſelbſt die der Braut, nur Tropfen ſeien gegen das Meer von Liebe, das ſie in ihrer Bruſt zu ihm trug, und daß aller Glanz und Reichthum ein armſeliger Tand ſei gegen ſolche Liebesfülle und ſie nun und nimmer aufzuwiegen vermöge. Auch hatte ſie Sabbathai bisher allein geliebt, hatte ihn ganz als ihr ausſchließliches Eigenthum betrachten gelernt und es ſchmerzte ſie, daß er es nun nicht mehr bleiben ſollte; es war ihr, als würde er ihrer Liebe nun geraubt, als dürfe ſie ihn nun nicht mehr mit ſo ſchrankenloſer Hingebung lieben, wie ſonſt.

Dies Alles beſchwerte das Herz des armen Kindes und wurde ihm feindlicher, je näher der Zeitpunkt rückte, wo ſie, ihrer Meinung nach, Sabbathai verlieren ſollte; und dieſe Gedanken vergällten ihr alle Freude.

Auch war unter der fröhlichen Mädchengeſellſchaft noch ein Kind von zwölf Jahren, die Tochter eines reichen Maklers, Namens Hannah, ſchön von Geſtalt aber blind ſeit ihrem erſten Lebensalter. Um der Armen Freude zu machen, nahm man ſie meiſt in heitre Kreiſe mit, und ſo war ſie auch von der gutmüthigen Thamar zur Brautjungfer gewählt worden. Der Himmel, der ihr das Licht der äußern Augen verſchloſſen hatte, ſchien ihr zur reichen Entſchädigung ihrem geiſtigen Blicke eine wunderbare Lichtfülle zugeführt zu haben; denn wenn ſie ſtill allein ſaß, erlauſchte man oft gar ſeltſame geheimnißvolle Worte von ihr, die auf wunderbare, ihrem innern Auge vorübergeführte Geſichter hindeuteten; doch gab ſie davon höchſt ſelten mit Willen einem andern Ohre etwas Preis, und nur ſeit einiger Zeit fühlte ſie ſich innig zu Mihurmah hingezogen und ſprach viel heimlich mit ihr. Doch Niemand anders erfuhr etwas von ihren Unterredungen. Hannah war kein Kind mehr, faſt ſchien es, als ſei ſie nie eins geweſen, obgleich ihr Körper noch im Werden begriffene Formen zeigte; ihr Geiſt war in eigenthümlicher Entwicklung — da ſie ſich faſt immer ſelbſt überlaſſen geweſen war und ſich dem kühnen Fluge ihrer gewaltigen Phantaſie ungeſtört hatte hingeben können — ihren Jahren weit vorangeeilt und beſchäftigte ſich mit Dingen, deren hohe Wichtigkeit ihnen den Zutritt in den Kreiſen ſelbſt älterer Mädchen vermehrte. In Mihurmah hatte ſie aber endlich die langerſehnte gleichgeſtimmte Seele gefunden, und ſeit dieſer Zeit ſah man die Blinde oft am Arme der reizenden Fremden durch die vom jungen Frühling aufgeküßten grünen Büſche und Laubengänge des Berggartens wandeln. Auch Hannah war in dieſer Woche während des Zuſammenlebens mit den übrigen Mädchen, deren jüngſte ſie war, ſtiller und in ſich gekehrter, als ſonſt. Sie ſaß horchend und auf der Harfe ſpielend, deren Meiſterin man ſie nannte, auch zuweilen mit ſchöner klangreicher, etwas tiefer Stimme ein Lied ſingend, aber immer war es, als miſchten ſich in die hüpfenden Laute der Freude ſchwermüthige Seufzer, als zittre der niedergedrückte und halb erſtickte Schmerz in leisklagenden Tönen durch die Seitenſchwingungen, die allein der Freude gelten ſollten.

In ſolcher lauter Luſt und leiſem Schmerze, in ſolchem Hoffen und Fürchten kam der Abend vor dem

Tage der Hochzeit heran, und die Brautjungfern führten die Braut mit lärmender Muſik an den Meerbuſen hinaus, wo, unter Büſchen verſteckt, die Judenbäder lagen. Neben dem gemeinſamen Bade, einem großen ſteinernen Hauſe, hatten die reichſten Juden für ihre Familien und Freunde beſondre kleinere Badehäuſer erbaut, und das ſchönſte gehörte David Roſanes, womit er einſt ſeinem Weibe ein Geſchenk gemacht. Dorthin waren ſchon den ganzen Tag über die feinſten Leckereien gebracht worden, feurige Weine und ſüße gebrannte Waſſer, eingemachte Früchte, Mandelbrote, Marzipan und Zuckergüſſe; hinter Büſchen und Felſen lagen Muſikchöre verſteckt. Im Innern des Hauſes führten Marmortreppen in das friſche ſandige Meerwaſſer hinab. Oben ſtand in einem koſtbaren Marmorbecken der Abſud der duftendſten Kräuter. Greller Fackelſchein, von beſondern Fackelträgerinnen ausgehend, ſpottete des aufſteigenden Mondes und das ſtolze jubelnde Gepränge, das eine unüberſehbare Maſſe Volks aus Smyrna, Juden, Griechen, Armenier und Türken im bunteſten Gemiſch umwogte und umdrängte, deutete eher auf den nächtlichen Zug einer orientaliſchen

Fürſtin, als auf den Gang zum Bade einer Judenbraut. Aus der Mitte der wandelnden Brautjungfern, erhob ſich, auf einer Eſelin reitend, die mit goldnen Zäumen und geſtickten Decken geziert war, Thamar, in einen ſternenfunkelnden Schleier gehüllt, und rechts und links und vorn und hinten boten ihr die muthwilligen Mädchen duftende Blumen in zierlichen Körben entgegen, ſo daß ſie reizend, wie Alpiel, der Engel der Blumen und Blüthen, in Duftwogen einherzog. An den Bädern angekommen, wurde die Liebreizende vom Thiere gehoben und von üppigen Mädchenarmen mehr in das Haus getragen als geführt, ſo daß ihre zarten Fußſpitzen kaum den Boden berührten. Das ganze Badehaus ſchwamm in Lichtglanz, auf dem Meere hüpften Lichter wie in taumelnder Freude, und das Waſſer empfing Blumenſträuße, um ſie der Holden zuzuführen, wenn ſie hinter der bergenden Wand in die Wellen ſtiege. Auf den Blättern der Büſche vereinigte ſich der Strahl der Fackeln mit dem Mondglanze, und zu dieſer zauberhaften Beleuchtung paßte der Klangſturm, der hinter den Felſen und Boskets hervorbrach, die Fürſtin der Schönheit zu begrüßen. Ihr

Auge lächelte wonnetrunken, ſüße Befriedigung, noch ſüßere Erwartung malte ſich in den reizendſten Zügen, und willig überließ ſie ſich im wohlverſchloßnen Gemach den ſie entkleidenden Händen der vertrauteſten Freundinnen. Während nun in dem verſchwiegnen Kreiſe, jedem Männerauge verborgen, ein Reiz köſtlicher als der andre unter den bewundernden und ihres Geſchäfts fröhlichen Händen der Mädchen aufblühete, wie die herrlichſten Frühlingsblumen, und weich und farbig aufquoll ſo über allen Ausdruck ſchön, daß jeder Vergleich — und wär' es das herrlichſte aller Bilder — neben dem Gegenſtande erblaſſen und unſcheinbar werden muß, erſchallten draußen frohe Geſänge zum Preis des ſchönſten Bräutigams und der ſchönſten Braut, die Inſtrumente raſeten und das Volk begleitete den künſtlichen Tanz der Mädchen mit ungemeßnem Jauchzen; denn Roſanes ließ unter Alle, ohne Anſehen der Perſon, Genüſſe vertheilen. Das Meer aber ſtaunte, als es das reizendſte Weib in unentweiheter vollendeter Jugendſchönheit in ſeinen Schoos herabſteigen ſah, und ſchmiegte ſich an die gerundeten zartgefärbten Formen, und leckte gierig an den ſchwellenden Gliedern.

Aus ſeinen vom Mondſtrahl durchzitterten hellgrünen Tiefen zog es wie klingende Erinnerungsträume an die Mutter der Schönheit und Liebe, die einſt ſich ſeinem Schooſe entwunden, und die die unſterbliche Sage ewig aus dem Meerſchaume reizſtrahlend hervorruft; ein Wonneſchauer lief über den geheimnißvollen Spiegel, eine luſtbange, athemanhaltende Erwartung, ein unterdrücktes Jauchzen, daß Aphrodite, die Meergeborne, jetzt endlich nach Jahrtauſenden zurückkehre in ihr Element; aber der Frühling umſpielte, leiſen Widerſpruch über die gekräuſelte Fläche hinflüſternd, die Badende mit duftenden Küſſen als die Seinige, und die ſchwimmenden Blumen drängten ſich an ſie, als das ſchönſte Kind der Erde, um ſie in Schutz zu nehmen gegen die Anmaßung des alten Meers. Am Ufer widerſtritten die Blüthenbäume und die duftenden Gräſer, die ſich alle mit Thamar gar nah verſchwiſtert fühlten, und es entſtand ein Zank zwiſchen ihnen und dem Meere, der ſo lange dauerte, bis die Liebliche, die der Gegenſtand desſelben war, dem kühlen Bade entſtieg und der jungen Blüthenwelt dadurch den Sieg zuſprach, der, von rauſchender Muſik gefeiert, der Erde ein triumphirendes Wonnelächeln ablockte. Thamar begab ſich nun in das duftende Kräuterbad, und die Freundinnen rieben die zarten üppigen Formen, die ſchlanken Glieder mit feinen Waſſern und Salben, trockneten ſie dann mit weichen Linnen und legten ihr neue Kleider an. Hierauf wurde ſie unter Jubel und Geſang herausgeführt in die Halle des Hauſes, man reichte ihr Erfriſchungen und ſtreuete ihr Blumen. Die Muſikchöre ſtimmten ihre ſchmeichelndſten Melodien an, die Mädchen tanzten die ſchönſten Tänze, der Mond übergaukelte die maleriſchen Maſſen mit ſeinem phantasmagoriſchem Lichte, die Frühlingsnacht führte ihre berauſchendſten Entzückungen herbei, und das Meer ſeufzte ſchwermüthig am Ufer herauf, daß es um ſeine ſüßeſten Hoffnungen betrogen worden, daß ſein wollüſtiger Traum von Aphrodites Wiederkehr es getäuſcht, und blickte mit ſeinen tauſend feuchten Wellenaugen ſehnſuchtsvoll nach dem herrlichen Weibe, das es für ſeine Tochter gehalten. — Spät ging der Zug nach der Stadt zurück, und das Volk zerſtreute ſich nur mit dem Vorſatze, ſich morgen, am Hochzeitstage der hochreizenden Jüdin, zu noch ſchönern Genüſſen wieder zu verſammeln.

Von ſüßen Ahnungen umwiſpert, die vergebens nach dem klaren Worte rangen, von chaotiſchen bunten brennenden Farbenmaſſen umwogt, die nicht zu deutlich begrenzten Bildern werden konnten, von luſtbangen Gefühlen durchbebt, ſchloß Thamar endlich die Augen, und Engelsköpfchen, aus einem Glanzmeer auftauchend, umrauſchten ſie mit melodiſchem Flügelſchlag und umhingen ihr Brautbett mit leuchtenden Kränzen eines ewigen Frühlings. —

Der Hochzeittag that ſeine hellblauen Lenzesaugen auf und mit ihm öffneten ſie viel tauſend Blüthen und Blumen, neugierig, die ſchöne Braut, ihre Schweſter zu ſehen. Auch viele Menſchen theilten dieſe Neugierde und von früh an war vor Roſanes Haus ein Gedränge, das neidiſch auf die hineintretende Schaar der geſchmückten Gäſte blickte. Die Brautjungfern begrüßten in koſtbaren Anzügen den Tag und die Braut mit einer Hymne, und der ſtrahlende Kranz holder reiz- und prachtgezierter Mädchen ſchlang ſich in bunten ergötzlichen Schlingungen um die herrliche Roſe, die vorprangende Blume, die heute dem von Aller Mund glücklich geprieſenem Sabbathai zum köſtlichen Eigenthume werden ſollte.

Thamar wurde unter Jubel und Geſang, unter Saitenſpiel, Flötengetön und Hörnerklang zum Feſte geſchmückt, und hundert Hände beeilten ſich in fröhlicher Geſchäftigkeit, ſie zu bedienen. Umfloſſen und umhaucht von Wohlgerüchen, die die Salben, Oele und Spezereien des arabiſchen und indiſchen Himmels über die liebliche Braut ausgegoſſen, ausſtrömten, bekleideten die Freundinnen ſie mit den mitgebrachten koſtbaren Brautgewändern, die Roſanes gekauft und zu denen weite Länder ihre Stoffe hatten liefern müſſen. In die aufgelockerten Haare floſſen und drangen aus Eſſenzenfläſchchen und dampfenden Pfannen Myrrhen, Roſenöl, Narde und Rauchwolken von Aloe, Ambra und Koſtus, bevor ſie von der prüfenden Sorgfalt der geſchäftigen Mädchen mit goldnen Kämmen geſtrählt und in zierliche Zöpfe geflochten wurden. Als das anmuthige Haargebäude vollendet war, wurden die Augen mit der glänzenden Schwärze der Purpuranemone umkreiſt und die Nägel mit dem glühenden Roth der Henna gefärbt. Nun nahmen die ſchimmernden Zierrathen von Gold, Perlen und Edelſteinen ihre Stelle an Stirn, Hals, Bruſt, Armen und Händen ein. Duftende Gewänder vom zarteſten Gewebe und reichen Stoffen, deren Glanz vom entzückendſten Farbenſpiel gehoben war, umfloſſen von den geübten Händen der ſorgſamen Freundinnen geordnet, in bauſchenden Falten den ſchönſten Körper und maleriſche Schleppen bewegten ſich langſam hinter Thamars feierlichen Schritten. Zuletzt ſchlang ſich, von Nahurmahs Hand angefügt, der künſtlich gewebte bedeutungsvolle Gürtel, in neckiſchen Verſchlingungen und Schürzungen um den ſchlanken Leib, der nur in der nahenden Weiheſtunde bangſeligen Liebesglücks von Sabbathai's Hand mit einiger Mühe wieder gelöſt werden ſollte. Dieſer Gürtel und der langherabfließende Schleier, die beiden weſentlichen Theile des bräutlichen Schmuckes einer Jüdin, zeichneten ſich durch hohen Glanz und Pracht vorzüglich aus. Und einher trat ſie in fürſtlicher Herrlichkeit, die Reizendſte der Töchter Juda's, ihre Augen aber übertrafen an ſonnenhellen Glanze der Erwartung alle Edelſteine an ihrem Geſchmeide.

Unter dieſen Beſchäftigungen war der Tag vergangen und der Abend ſendete ſeine Boten, da erſchallte plötzlich der Jubelruf durch das Haus: „Der Bräutigam kommt!“ Hoch auf wogte Thamars Bru

Mihurmah trat zu ihr heran, drückte ihr den aus den edelſten Blumen gewundenen Brautkranz in die Locken und küßte ſie glückwünſchend auf die reine Stirn. Sogleich ordnete ſich der Zug der Geſpielinnen um ſie, eine ihrer ältern Schweſtern warf ihr einen karmoſinrothen Schleier über das Geſicht. Die Brautjungfern zündeten ihre Fackeln aus Kienholz an und eilten hinaus, Thamar in der Mitte ihrer Schweſtern und nächſten Blutsverwandtinnen nach. Draußen erwartete ſie ein prachtvoller von allen Seiten ſorgfältig mit geſtickten Teppichen verdeckter Himmel, den vier Dienerinnen des Hauſes trugen. Gäſte, Freundinnen und Dienerinnen ſchloſſen ſich dem lärmenden Zuge an, von der harrenden Menge jauchzend begrüßt. Und entgegen kam mit Jubelſchall der Zug des Bräutigams. Sabbathai ſchritt in der Mitte ſeiner Freunde in einem prachtvollen grünſeidnen Kaftan, unter welchem ein weißſeidnes goldgeſticktes Unterkleid hervorſchimmerte. Sein buntfarbiger Tulbend war mit Perlen und Edelſteinen überſäet, alles Geſchenke von Roſanes, und ſo erſchien er, ſchön wie ein Engel, in einem ſeiner Braut würdigen Glanze. Ein ſchwermüthiges Lächeln ſpielte um ſeinen reizenden Mund und erhöhete den Antheil, den jedes Herz an ihm zu nehmen gezwungen war.

Unter dem lärmenden Freudengeſchrei der Muſik und der Menſchenſtimmen begrüßte er die Braut und nun ging der Doppelzug im raſenden Toſen der Umgebung nach Roſanes Hauſe zurück. Dort erſchallten die jauchzenden Bewillkommnungen der zahlreichen Gäſte, die den leiblichen Genüſſen ſchon wacker zugeſprochen hatten, und jetzt fertig ſtanden, ſich dem Zuge anzuſchließen. Denn als an der Schwelle des Hauſes die beiden Väter des Brautpaars, Mardochai Zewi und David Roſanes, ihre Hände ſegnend auf die Häupter deſſelben gelegt hatten, bewegte ſich der nun bedeutend verlängerte Zug, an welchem alle Gäſte Theil nahmen, von tauſend hellleuchtenden Fackeln umſprüht, weiter durch die liebliche Dämmernacht dem Berggarten zu. Unterdeſſen erſchallten Jubelgeſänge aus dem Munde der weiblichen und männlichen Chöre zu Ehren und Preis des Bräutigams und der Braut, und das den Zug begleitende Volk tobte in unſinniger Freude. Vom Berggarten ſtrömte neuer Lichtglanz aus, der Kiosk war mit unzähligen buntfarbigen Ampeln erleuchtet. Auf dem freien Platze unterhalb deſſelben war ein prächtiger Thronhimmel errichtet, purpurſammtne Decken, in welche die zehn Gebote mit Gold geſtickt waren, erglänzten, von der Höhe herabwehend, im Scheine der Ampeln und Fackeln. Vier in herrliche Stoffe gekleidete Knaben ſtanden an den vier Säulen des Thronhimmels, gleichſam als hielten ſie ihn, wie die Sitte iſt. Das Brautpaar ſetzte ſich darunter auf den zweiſitzigen Stuhl, die Braut zur Rechten, und Sabbathai's Mutter, ſo wie Thamars ältere Schweſter, an der Stelle der verſtorbnen Mutter, bedeckten den Kopf des Bräutigams und der Braut mit dem Taled, den härnen Betſchleier, dann wurden beide noch zuſammen in einen großen ſchwarzen Schleier gehüllt. Hierauf reichte ihnen der Rabbine eine mit dunkelrothem Weine gefüllte goldne Schale und ſprach: „Gelobet ſeiſt du Gott, unſer Gott, König der Welt, daß du Mann und Weib geſchaffen und die Ehe befohlen haſt:“ Der Bräutigam trank und reichte das Gefäß der Braut, die es leerte. Nun empfing der Rabbine den goldnen Ring, der keinen Edelſtein haben darf, aus Sabbathais Händen, zeigte ihn den Umſtehenden vor und ſteckte ihn dann an den Finger der Braut.

Das Brautpaar erhob ſich, und der Rabbine verlas beim Lichte zweier Fackeln laut und vernehmlich den Heirathsbrief, und ſprach ſeinen Segen über ſie. Sabbathai reichte dem neben ihm ſtehenden Roſanes die Hand, dann den Schweſtern ſeiner Braut und deren Männern. Der Rabbine füllte eine irdene Schale mit Wein, geformt wie die goldne, aus der zuerſt getrunken worden, und reichte ſie abermals dem Brautpaar. Sobald beide getrunken, warf Sabbathai das Gefäß zur Erde, daß es in Scherben zerbrach, alles nach Gebrauch und Vorſchrift. Zuletzt wurden die ſechs herkömmlichen Gebete von allen Anweſenden laut geſprochen. Als ehelich Verbundene traten ſie unter dem Thronhimmel hervor, und die Verwandten und Gäſte warfen aus zierlichen Säcken, die ſie anhängen hatten, Waizen und Korn, welches mit Geldſtücken gemiſcht war, über ſie mit dem Geſchrei: „Seid fruchtbar und mehret euch!“

Mardochai ergriff Sabbathai bei der Hand und ſprach: „Du biſt der jüngſte meiner Söhne und der erſte, den ich meinem Hauſe entlaſſe, um ihn an der Seite eines edeln Weibes glücklich zu ſehen. Der Herr, der Gott unſrer Väter, ſegne dich, wie er den David geſegnet, der auch der jüngſte ſeiner Brüder zuerſt das Vaterhaus verließ! Schätze das Glück, daß David Roſanes dir ſeine engelſchöne Tochter zum Weibe gegeben. Aus dem Staube unſrer Niedrigkeit hat er dich gehoben, und dich in das Haus des Vornehmen geſetzt, die Hülle der Armuth hat er von dir genommen und dir das Kleid des Reichthums angezogen. Vergiß es nie; ſei ſtets dankbar gegen ihn.“ —

Vielleicht hätte er ſeinen Sohn noch weiter in dieſer Art ermahnt, aber Salome, ſein Weib, unterbrach ihn heftig mit den Worten: „Wahrlich nicht zu ſchämen hat ſich Rabbi David Roſanes meines Sohnes. Denn ſo Thamar auch reich iſt und Sabbathai arm, ſo iſt er doch vornehmer, denn ſie. Wir ſind zwar Fremdlinge in Smyrna, aber wer kann ſagen, wie ich mit Stolz, daß er abſtamme aus dem Geſchlechte Davids? Ihr ſtaunt mich an; aber wahrlich, ich ſage euch, mein Vater war Joſaphia Trika, der reichſte Jude in Anaboli, wie ihr dort noch täglich hören könnt. Ein großes Unglück hat uns um unſern Reichthum gebracht, aber um den Stolz und den uralten Ruhm unſres Geſchlechts hat uns keinerlei Unglück bringen können. Und mein Vater ſtammte aus dem Blute der Fürſten der Gefangenſchaft in Perſien, in welchem Reiche uns noch nahe und reiche Verwandte leben. Daß aber die Fürſten der Gefangenſchaft vom großen König David entſprungen waren, iſt eine unter allen Juden bekannte Sache. Darum will ich mir hier meinen Sohn nicht demüthigen laſſen, der ein Nachkomme Davids, ein Erbe fürſtlichen Blutes iſt.“

„Wir ſchätzen und lieben ihn auch ohne dieſes,“ ſagte Roſanes, ihr die Hand reichend, „und mein gutes Kind würde ihn ſchwerlich zärtlicher lieben, wenn er eines Königs Sohn ſelbſt wäre. Mein Reichthum ſoll dazu dienen, ihm noch mehr Glanz zu verleihen.“

Zufrieden mit dieſem Ausſpruche folgte Salome dem Zuge, der nun wieder nach Roſanes Hauſe zurückging. Dort war unterdeſſen die Hochzeitmahlzeit bereitet. Dem Gebrauche nach hätte dies in Mardochais Hauſe geſchehen müſſen, da aber Sabbathai ſeine junge Frau nicht in ſeines Vaters Haus führte, ſondern, nach Roſanes ausdrücklicher Bedingung, mit ihr in ſeinem Hauſe wohnen ſollte, ſo wurde auch die Hochzeit hier ausgerichtet. Während ſich die arme Judenſchaft um das Geld balgte, welches in den über das Brautpaar geſtreuten Waizen gemiſcht war, ſetzte ſich die reiche an die koſtbar aufgeſchmückten Tafeln. Das Brautpaar ſaß oben an unter einem prächtigen Thronhimmel, zur Rechten und Linken ihre nächſten Verwandten. Sabbathai ſtimmte das geſetzliche Brautlied an, ein langes Gebet, welches der Bräutigam allein zu ſingen hat. Der reine ſchwermüthige Klang ſeiner Stimme flog, wie helle Glockentöne, durch den Saal und alle horchten mit Wohlgefallen auf den ſchönen Geſang. Das Eſſen begann und die Fröhlichkeit ſchwang ihre buntfedrigen Flügel rauſchend durch den Saal. Aber Sabbathai ſaß meiſt ſtill und nur dann und wann die träumeriſchen Augen, mit denen er die Scene überblickte, ſeiner reizenden Braut zuwendend, und ihr einige Worte zuflüſternd. Der Arzt Jakob ben Eliah de Villegas kam ſogar und fragte ihn leiſe: „Biſt du krank, Sabbathai? Soll ich dir ſchnell noch ein Heilmittel reichen, ehe du mit deiner engliſchen Braut in die Brautkammer gehſt?“

Sabbathai ſchüttelte bitter lächelnd das Haupt und verſetzte: „Ich bin geſund und bedarf deiner Medicin nicht.“

„So will ich dir morgen einen luſtigen Geſellſchafter mitbringen, der dich erheitre, wenn es deiner Braut in dieſer Nacht nicht ganz gelingen ſollte.“

„Wen meinſt du?“

„Ich habe heute einen Beſuch erhalten aus Gaza, der mir Briefe gebracht von meinem alten Freunde Lisbona; der Ueberbringer iſt Lisbonas Schwiegerſohn, ein ausgelaſſner über alle Maßen luſtiger Geſell, der dir Freude machen wird.“

„Er ſoll mir willkommen ſein!“ —

Das Mahl war zu Ende, und Sabbathai's Brüder und innigſten Freunde, ſo wie Thamars Schweſtern und auserwählteſten Freundinnen rüſteten ſich, das Brautpaar nach dem Kiosk zu führen, wo ihnen die Brautkammer fürſtlich bereitet war. Mihurmah ſuchte Rahel, die ſich, trüb geſtimmt und dem Anſchein nach ſehr ſchläfrig, ſchon vor einiger Zeit von der Tafel entfernt hatte. Die ſcharfſüchtige Mihurmah hatte ſie den ganzen Tag über nicht viel aus den Augen gelaſſen und ſie ſehr zerſtreut, bewegt und in ſich verſunken geſehen. Die blühende Farbe ihres Geſichts hatte ſchon ſeit einem halben Jahre einer kränklichen Bläſſe Platz gemacht, heute aber hatte ein fahles Gelb ihre Wangen überzogen. Sie, die ſonſt gern und viel ſprach, hatte heute wenig Worte aus ihrem Munde gehen laſſen. Nihurmah fürchtete, ſie werde einem ungeheuern innern Schmerze erliegen müſſen, der um ſo fürchterlicher in ihr zehre, als ihr Stolz ihr keine Mittheilung erlaube. Aengſtlich ſuchten ſie die Geſpielinnen und fanden ſie endlich in einem entfernten Gemach des Hauſes auf einem Ruhebette, der Gewalt des Schlafes erlegen. Man ließ ſie ruhig ſchlummern und der kleine Zug brachte das von den Eltern noch ein Mal geſegnete Brautpaar, ohne ſie nach dem Berggarten.

Die ſchönſte Frühlingsnacht hing träumeriſch über dem Garten, ihr warmer Athem ging in ſo leiſen lang gehaltnen Zügen und führte ſo berauſchende Düfte mit ſich, ein wollüſtiges Zittern fuhr über die Blüthenbäume, auf deren Blättern und in deren Blüthenkelchen die geheimnißvollen Lichter des Mondes tanzten. Blüthenzweige badeten in den Wellen des Mondſcheins, Blumen hingen das ſchlaftrunkne

Haupt und ſprachen irr in Düften; die Nachtigall war zur Nachtwandlerin geworden und ſang verträumte Liebesſehnſucht aus den horchenden Büſchen heraus, und blaßgelbe Wölkchen tanzten um die halbe Mondſcheibe wie von Luſt getrieben. Alle Wonneſchauer der Liebe und des Verlangens ſeufzten durch die Stille der Natur, und wie über die Berge ein mondlichtes ausgeflüſtertes Sehnen ging, ſo lag es in den Thälern, noch mit Schatten zugedeckt, als ſchlummerndes Geheimniß. Aber auch die Bäume an den Höhenabhängen thaten das Ihrige, damit jenes ſelige Liebesgeheimniß nicht allzukühle ausgeſprochen werde, und kämpften gegen den lüſternen verrätheriſchen Mond mit ihren Schatten, aus dem ſie bergende Schleier weben, und mit ihren Düften, aus denen ſie einen berauſchenden Zaubertrank braueten, daß, wer ihn gekoſtet, nur ahnen, nicht rathen konnte; aber gerade die Ahnungen ſind es, die das Herz mit zehnfach größerer Seligkeit erfüllen, als die Nervenbebung befriedigender Gewißheit.

Thamar's reizende Bruſt wogte von den ſüßeſten Ahnungen; hinter dem Schleier der nächſten Stunde quoll goldner Lichtglanz hervor und der Gedanke durchrieſelte ſüßſchauerlich ihre Seele: welche Bilder wirſt du ſchauen, wenn der Vorhang zerreißt? Ihre Hand zitterte, als ſie dieſelbe in Sabbathai's Hand legte, und er ſie die Stufen zum Kiosk hinaufführte. Die Begleitung blieb unten zurück, bis auf Baruch und Mihurmah, die als dem Bräutigam und der Braut am innigſten befreundet, erleſen waren, ihnen in zwei durch koſtbare von der Wand herabhängende Teppiche gebildeten Seitengemächern die letzte Handleiſtung bei'm Entkleiden zu thun, und ſie in das von einem Leuchter dämmrig erhellte Brautgemach zu führen.

„Entferne dich nicht!“ brach Sabbathai, zu Baruch gewendet, das lang beobachtete Schweigen. „Ich glaube in dieſer Nacht des Freundes mehr zu bedürfen, als der Braut. Das Herz droht mir zu zerſpringen.“

„Wie du befiehlſt,“ entgegnete Baruch, den Chacham verwundert anſehend.

„Du geheſt doch nicht zur Stadt zurück?“ fragte Thamar die ſchweſterliche Freundin erröthend.

„Ich halte Wacht draußen in der warmen Bluthennacht,“ verſetzte Miburmah, und ein dankender Kuß lohnte ihr.

Das Haargebäude war zerlegt, und die entfeſſelten Locken ſtürzten ſich, gierig, nach ſo langer Entbehrung das herrlichſte Fleiſch zu küſſen, ſich auf dieſer warmen Lebensfriſche zu wiegen, auf den ſanft rothangehauchten wogenden Buſen, auf den leuchtenden Marmor des Nackens herab; der meiſte Schmuck war von Miburmah's Hand entfernt und die üppige Schönheit der Roſe ſtrahlte ohne Blätterzier. Ein ſüßes Beben ging durch Thamar's Glieder, ihr Auge thränte in unausſprechlicher Ahnung, als Miburmah's Hand das reiche Gewebe des Teppichs hob und ſie in die dämmernde Klauſe führte, wo das duftende Lager in ſinniger prachtvoller Verzierung winkte. Von der andern Seite trat Sabbathai an Baruch's Hand herein. Ein leiſer Glückwunſch floß über die Lippen der Begleiter und die Teppiche rauſchten wieder zu. Vom Altan des Kiosks äuſſerte einige Augenblicke darauf das Saitengetön einer Harfe, vom melodiſchen Hauche einer Flöte begleitet, eine von liebeſeliger Schwermuth ſeufzende Weiſe. Es waren Miburmah und Baruch. Auf dem blühenden Citronenbaum, der mit ſeinen Armen herüberreichte, ſchlug eine Nachtigall die Laute deſſelben ſchwermuthtrunkenen Entzückens an.

Miburmah wollte eben ein Nachtlied ſingen, als Schritte ſie aufſchreckten. In demſelben Augenblicke ſtand Sabbathai bleich und verſtört vor ihr. Seine Augen waren faſt glanzlos, in ſeinen Zügen zuckte ein namenloſer Jammer.

„Gib mir die Harfe!“ ſprach er eintönig, faſt rauh. Miburmah bebte zurück und überließ ſie ihm. Sabbathai ſetzte ſich und ſtützte den Kopf in die Hand, deren Arm auf dem Geländer ruhete. Baruch ſtand unſchlüſſig von fern; keins der Beiden wagte zu ſprechen. Miburmah eilte in die Brautkammer. Thamar ſaß weinend auf einem Stuhle, ungelöst war der Gürtel, unberührt der Torus.

„Was fehlt dir?“ fragte Miburmah ſie bebend. — Verzweifeltes Schluchzen war die Antwort.

„Ich beſchwöre dich, Schweſter, eröffne mir dein Herz. Welch ein Unglück iſt dir begegnet? Weshalb flieht dich Sabbathai in dieſer Stunde?“

„Ich weiß es nicht!“ ſtöhnte Thamar, in Thränen zerfließend. „Er umarmte mich, drückte einen wilden ſchier krampfhaften Kuß auf meine Lippen; doch plötzlich, als wir die Töne eurer Muſik vernahmen, riß er ſich, wie von einer Schlange gebiſſen, von mir los, und horchte einige Augenblicke mit ſchmerzlich verzogenem Geſicht den ſüßen Weiſen, die ihm das Herz zu zerſchneiden ſchienen, und ſtürzte dann, wie in wilder Verzweiflung hinaus, mich einem namenloſen Schmerze zurücklaſſend. Ich kann nicht begreifen, was ihm fehlen mag."

„Armes Kind!" flüſterte Mihurmah, die Weinende in ihre Arme ſchließend. Sie wußte wohl, was Sabbathai fehlte.

Da ſchlugen wilde Harfenklänge an ihr Ohr. Aus der troſtloſen Erſchlaffung auffahrend, hatte Sabbathai in die Saiten gegriffen und ſeine Hand irrte, wie im wahnſinnigen Schmerz, durch die tönenden Metalldrähte. Die Klagelieder des Jeremias wimmerten durch ſein Herz, all die tiefe Verworfenheit, das namenloſe Elend, die Verkehrtheit ſeines Volks ſtürmten in dieſer Stunde auf ſein weichgeſchaffenes ſchwärmeriſches Herz ein; es zuckte im Verzweiflungskampfe. Die göttlichen Geſichte Ezechiel's brauſten in wirbelnden Bildern durch ſeinen Kopf, und dazwiſchen blitzte der Gedanke, wie helles Wetterleuchten: „Du biſt zum Retter deines Volks aus Geiſtesnacht und Sklaverei berufen, du biſt der Reformator ſeines alten Geſetzes, du biſt der Meſſias. Und ſie, die dich durch feurige Liebe erheben, die dich zuerſt begrüßen ſollte als gottgeſandten Retter, ſie zweifelt an dir! Weh dir! Sie wird dich herabziehen, ſtatt dich zu erheben; ſie wird dich im Staub zurückhalten. Sie iſt unwürdig, des Meſſias Weib zu ſein.“

Dies waren ohngefähr die düſtern Gedanken, die die hellen Bilder ſeiner Seele mit Schatten umhüllten, und ihm einen wilden Seelenkampf bereiteten.

Nihurmah hatte die unglückliche Braut aus dem Gemach gezogen und ihr manchen Troſt zugeflüſtert. Jetzt ſahen ſie Sabbathai vor ſich ſitzen. Der Glaſt des klaren Mondes erhöhete die Bleiche ſeines von Schmerzenszügen überſchriebenen Geſichtes zu einem wunderbaren Ausdruck; der halben Mondſcheibe ſelbſt war es vergleichbar, und die Lockenfülle ſeines Hauptes hing wie ſchwarze Wolken darüber. Nach langem Umherirren ſeiner Finger in den Saiten erhob er die Stimme mit einem unbeſchreiblich wehmüthigen Ton, und ſang folgendes Lied nach einer Weiſe, und mit einem Ausdruck, die wie blutige Thränen der Verzweiflung an der Menſchheit aus dem edelſten zerfleiſchten Herzen quollen.

„Aus der beglückten Erde Mutterſchoos
Wand ſich, geſchmückt mit goldnen Sonnenſtrahlen.
Ihr ſchönſtes Kind, der heitre Frühling los,
Um Berg und Thal mit Farbenpracht zu malen.
Die Erde lag im grünen Feierſchein,
Die Blumen ſetzten bunte Lichter drein,
Und Alles ſeufzt in ſüßen Liebesqualen.

Entzückender in dieſen Frühlingsau'n,
Als aller Blumen wunderreiches Prangen,
Sind doch der Menſchen Töchter anzuſchaun
Mit friſchen Jugendroſen auf den Wangen.
In ihnen iſt der Zauber all vereint,
Der einzeln an den Blumen nur erſcheint,
Und alle Reize halten ſie umfangen.

Doch die ſo ſchön, vergaßen den Befehl
Des Herrn und des Geſetzes weiſe Lehren;
Da traten Aſa einſt und Azael,
Zwei Engelfürſten, aus des Himmels Chören
Vor Gottes Thron, und ſprachen: Herr der Welt,
Send' uns hernieder, ſo es dir gefällt,
Und laß die ſünd'ge Menſchheit uns bekehren. —

In ſieben Tagen ſei das Werk gethan!
Kein Engel darf auf Erden länger weilen,
Sonſt hängt ſich ihm des Stoffes Schwere an
Und er muß Luſt und Qual der Menſchheit theilen.
So ſprach der Herr mit ſeiner Gnade Blick,
Drum kehret zur beſtimmten Zeit zurück,
Soll nicht ein böſes Schickſal euch ereilen.

Die Engel ſtiegen in die untre Welt
Und wandeln, angethan mit Leibesſchöne,
Durch das mit Blumen überſäte Feld,
Zur Stadt der gottvergeßnen Menſchenſöhne.
Da nehmen ſie ein lieblich Mädchenpaar
In einem königlichen Garten wahr
Und hören ihrer Stimme Silbertöne.

Und Aug' und Ohr verſchlingt mit trunknem Geiz,
Was jene und ſingen heiter geben;
Betäubt von der Genüſſe ſüßem Reiz,
Erſchlafft der Himmelsfürſten hohes Streben,
Und in des Gartens Raume tritt ihr Fuß,
Den beiden Mädchen gilt ihr warmer Gruß,
Die ihnen leicht und froh entgegen ſchweben.

Es wird um Gunſt und Gegengunſt geſtrebt;
Aus Seufzern, die die Königstöchter ſchicken,
Iſt bald ein unſichtbares Netz gedreht,
Aus abgebrochnen Worten, ſüßen Blicken.

Und die, von Sündenbanden zu befrein,
Hernieder kamen, Engel hehr und rein,
Sieht man in ſolchem Netze ſich verſtricken.

Bezwungen von der Liebe Allgewalt
Entfernen ſie ſich ganz von ihrem Ziele;
Vom Arm der Erdenkinder ſehn ſie bald
Verſchlungen ſich in heitre Jugendſpiele.
Die Tage fliehen raſch und leicht bewegt,
Und wie die Zeit die Schwingen ſchneller regt,
Erliegen mehr und mehr ſie dem Gefühle.

Des Erdewallens kurze Friſt verſtrich,
Und ſieben Tage flohn, wie ſieben Stunden.
Der letzten Sonne letzter Strahl verblich,
Die Engel hält ein ſchöner Arm umwunden.
Da wächſt in ihrer Bruſt ein menſchlich Herz —
Sie merken's nicht — erfüllt mit Luſt und Schmerz,
Mit Liebe, wie kein Engel ſie empfunden.

Nun webet dichter ſich von Stoff der Leib,
In dem des Blutes heiße Triebe ſchäumen;
Das Mädchen wird in ihrem Arm zum Weib, —
Sie fahren plötzlich wie aus ſchweren Träumen.
Die Zeit iſt um! ruft Azael erſchreckt,
Doch nimmer Gutes haben wir bezweckt,
Auf, Aza, auf! gen Himmel ohne Säumen!

Der heilige Schem Hamphoraſch ertönt,
Doch ſind es nicht des Wortes rechte Zeichen.
Der dichte Stoff des Erdenkörpers höhnt
Den Glanzbereich, den ſie nicht mehr erreichen.
Vergebens iſt's; verronnen iſt die Zeit,
Verbannt ſind ſie durch Erdenſeligkeit,
Auf ewig aus des Himmels lichten Reihen.

Und die gekommen zu der Menſchen Glück,
Sind ſelbſt nun an das Menſchenloos gebunden,
Sie können zu dem Himmel nicht zurück,
Von Staubes Banden vielfach feſt umwunden.
Zur Erde drücket ſie der Sünde Wucht
Und wie ſie auch das Loſungswort geſucht,
Sie haben nie den rechten Laut gefunden.“ —

„Er iſt David mit der Harfe!“ rief Mihurmah ihrer Freundin zu, und hatte in der Begeiſterung, die ſie ergriffen, den Schmerz derſelben vergeſſen. „Er iſt David, Pſalter ſingend; und iſt nicht das Lied von Aſa und Aſael ein herrlicher Pſalm? Haſt du ihn verſtanden, Thamar?“

„Ich habe,“ verſetzte dieſe wehmüthig nickend. „Er ſoll nicht durch mich an die Erde gebunden ſein.“

Sabbathai hatte nach Beendigung des Geſanges die Harfe von ſich geſtoßen, daß ſie klirrend zu Boden gefallen war. Seines Schmerzes nicht mehr Herr, war er aufgeſprungen und hinab in den Garten geeilt. Baruch folgte ihm beſtürzt. „Geh' mit mir!“ flehete ihn Sabbathai an. „Ich muß in's Meer, um die glühende Qual meiner Bruſt zu kühlen!“ Schweigend ſchritt Baruch an ſeiner Seite auf dem Felſenpfade, der zur Meeresküſte hinablief.

Die Nachtigall weinte über dem Kiosk ihr wehmüthiges Lied und die Blüthenaugen der Bäume ver[illegible]ten ſchmerzliche Thränen.

Der Lärm des erſten Hochzeittages verhallte allmälig; die Gäſte begannen ſich zu zerſtreuen. Da trat Joſeph Zewi zu ſeinem jüngern Bruder Eliah und flüſterte ihm bedeutungsvoll zu: „Jakob ben Eliah hat mir eben geſagt, daß er etwas Wichtiges mit uns zu ſprechen habe. Sei meines Winks gewärtig; wenn er aufbricht, wollen wir ihn begleiten.“

Eliah ſtreifte verdrießlich mit ſcharfem Auge über die Geſichter der noch anweſenden Mädchen und ließ den Blick verlangend an der Thüre hangen; er erwartete ungeduldig Mihurmah's Wiederkehr. Doch bald rief ihm ſein Bruder zu, und ſichtlich verſtimmt, folgte er demſelben aus dem Hochzeithauſe. Der Arzt harrte ihrer ſchon vor der Thüre. „Meine Freunde,“ ſagte er mit ſchmeichelndem gewinnenden Ton, „ich habe Euch erſucht, mich zu begleiten. Laßt die Gäſte drinnen zechen und ſchmauſen; ich denke, wir haben Wichtigeres zu verrichten.“

„Habt Ihr vielleicht wieder ein Mädchen zu ſtehlen?“ fragte Joſeph lachend.

„Wenn auch das nicht; aber die Bereitwilligkeit, womit Ihr damals auf meinen Plan eingingt, der Eifer, mit welchem Ihr mir denſelben ausführen halft, als wir Mihurmah befreieten, laßt mich auf Eure eben ſo thätige und verſchwiegene Theilnahme bei einem weit größern und folgenreichern Unternehmen zählen.“

„Noch folgenreicher? für mich ſchwerlich,“ ſagte Eliah; „denn ich lebe und webe nur in Mihurmah, und hätte mir der Chacham Halevi nicht zugeſchworen, ſie ſei eine Karäerin, ſo würde der heutige Tag auch mein Hochzeittag geweſen ſein. Doch ich bin dahin gekommen, mich auch darüber hinaus zu ſetzen und ſie zu meinem Weibe zu machen, ſollte mich auch die Verachtung aller unſerer Glaubensgenoſſen treffen.“

„Sie ſoll dein Weib werden und über alle Verachtung ſiegen,“ ſagte Villegas ſchlau lächelnd, „ſo daß alle Juden, die es wagen ſollten, dich deshalb zu verachten, weil du eine vermeintliche Karäerin geheirathet, bald vor dir im Staube kriechen und demüthigſt um deine Gunſt flehen ſollen. Doch Mihurmah iſt eine rechtgläubige Talmudiſtin; deshalb habe keine Sorge.“

„Aber was ſoll Eure Rede von Demüthigung unſerer Feinde bedeuten?“

„Das iſt's eben, wovon ich mit Euch ſprechen wollte, meine jungen Freunde. Ich kenn' Euch ſchon lange, faſt von Kindesbeinen an; ich weiß, welch ein hochfahrender unternehmender Geiſt in Euch wohnt. Du Eliah biſt geſchickt in Entwerfung kühner Plane, du Joſeph in kräftiger Ausführung derſelben. Doch Eure Talente ſind bis jetzt noch an Eurer Armuth geſcheitert. Ihr habt noch nichts Bedeutendes ausgerichtet, theils weil Euch die Mittel fehlten, theils weil Euch kein beſtimmtes Ziel vorſchwebte. Du, Joſeph, wollteſt dich herausreißen und Rebekka, die

Tochter Salomon ben Simons, auf dem der Friede ſei, heirathen, aber Aaron de la Vapa, der gerichtliche Verwalter ihres Guts, verweigerte dir ihre Hand, und ſchickte dich mit Hohn von der Schwelle ſeines Hauſes.“

„Ha, woran erinnert Ihr mich!“ rief Joſeph zahneknirſchend und ſtreckte die geballte Fauſt drohend in die mondlichte Nacht hinaus. „Kein Anderer als Ihr, durfte ungeſtraft die böſen Geiſter meiner Schmach wieder in mir wach rufen.“

„Narr,“ verſetzte der Arzt, „wahrlich nicht der verdient Strafe, der dich an die erlittene Kränkung erinnert, ſondern der, welcher ſie dir zugefügt. Wo und wann denn hätte Joſeph Zevi ſich an ſeinem übermüthigen Beleidiger gerächt, ihm Schmach mit Schmach vergolten, ſo daß die empfangene durch die wiedergegebene vertilgt und verwiſcht ſei von der Erde, und er den ſtrafe, welcher den Laut ihres Namens wieder im Munde belebe? Oder wäre mir die Kunde deiner Rache an Aaron de la Vapa, dem ſtolzen Vicepräſidenten unſeres Gerichts, nicht zu Ohren gedrungen? Wohlan, ſo belehre mich!“

Schmerzlich und tief aufſeufzend, faſt weinend rief Joſeph: „Nein, ich habe mich noch nicht an ihm gerächt; noch hatte ich keine ſchickliche Gelegenheit, noch waren mir Zeit und Stunde nicht günſtig dazu. Aber das Antlitz meines in ſeiner ſtolzen Sicherheit ſich aufblähenden Feindes hat mich heute auf der Hochzeit meines Bruders wieder in neue Wuth geſetzt. Ich brenne vor Begierde, mich an ihm zu rächen und ich ſchwöre beim Teufel Verdagon, den ich ſchlagen will, ſo ich meinen Schwur nicht halte.“

„Ich lobe deinen Eifer und ich will ihn unterſtützen, indem ich dir gute Gelegenheit zur glänzenden Rache an Aaron verſchaffe. Wie ich ſchon vorhin geſprochen, kriechen ſoll er vor dir im Staube ſammt ſeinem Günſtling Levi Arſaces, dem er deine reiche Geliebte zur Frau gegeben, und Levi ſoll ſich von Rebekka ſcheiden und ſie dir zuführen, dich bittend, daß du ſie zum Weibe annehmeſt, mit all ihrem Gut und ihm nur das Leben laſſeſt.“

„Seid Ihr noch bei Verſtand oder macht Euch der Hochzeitwein irre reden?“ fragte Joſeph. „Bedenkt, daß kein Jude von allen, die da leben, zu halten vermag, was ihr in wenigen Worten verſprochen.“

„Und doch kann ich's, wenn Ihr mir beiſteht.

Wir müſſen ganz offen mit einander reden; wir müſſen unumſchränktes Vertrauen in einander ſetzen. Eure Armuth hat mich oft ſchmerzlich gedauert; ich wußte, was Ihr Großes ausrichten würdet, wenn man Euch Mittel und Gelegenheit verſchaffte. Wohlan, es iſt ein großes Ziel vorhanden, erſtrebt es mit mir gemeinſchaftlich, und Ihr ſeid die reichſten und angeſehenſten Männer unſeres Volks. Heute ſind wir dieſem Ziele ſchon um ein Bedeutendes näher gerückt.“

„Heute?“ fragte Joſeph. „Meint Ihr etwa durch die Verbindung Sabbathai's mit Roſanes Tochter? Ihr irrt, Jakob ben Eliab, wenn Ihr glaubt, mein Stolz könne jemals vom Gelde des alten Roſanes den mindeſten Gebrauch machen. Hab ich doch meinen Vater genug getadelt, daß er Geſchenke von ihm angenommen.“

„Ich kenne dich, und deine ſtolze Seele, Joſeph,“ erwiederte der Arzt, „und eben weil ich dich kenne, würde ich dir nie eine ſolche Zumuthung machen, nie einen Vorſchlag thun, der keine beſſere Stützen hätte, als die Geldkaſten des alten Roſanes. Nicht doch, mein Streben geht weiter und höher. Und wenn ich von heute ſprach, dachte ich nicht an die Hochzeit Eures Bruders, ſondern an einen mir lieben Gaſt, der heute auf einem türkiſchen Schiffe im Hafen eingelaufen iſt und ſich noch auf demſelben befindet, morgen aber ſeine Wohnung in meinem Hauſe nehmen wird.“

„Wer iſt der Fremde und von welchem großen Plane ſprecht Ihr, dem Ihr ſo viel glänzende Verheißungen beilegt? Erklärt Euch deutlicher!“ rief Joſeph drängend.

„Und doch muß ich, trotz Eurer Ungeduld Euch zuvor Manches erzählen, mit verſchiedenen Verhältniſſen bekannt machen, eh' ich mich deutlicher erklären kann; denn Ihr würdet trotz aller Mühe mich nicht verſtehen. Wir ſind ohnedies den Weg nach dem Hafen eingeſchlagen, laßt uns hinabgehen; mein Freund und Gaſt wartet meiner auf dem Schiffe, worin er gekommen; denn ich habe ihm verſprochen, ihn in dieſer Nacht noch mit Euch bekannt zu machen. Er gedenkt ſich nämlich nur einige Tage hier aufzuhalten, und wir müſſen die Nächte, wo wir vor allen jüdiſchen und türkiſchen Lauſchern ſicher ſind, zu unſern Zuſammenkünften wählen, um die nöthigen Vorbereitungen dazu zu machen. Unterwegs will ich Euch erzählen, was Euch vorher zu wiſſen noth thut.“

Die beiden Brüder ſchloſſen ſich dichter an die Seiten des Arztes an, der, nach kurzem Schweigen alſo fortfuhr:

„Als ich in Jeruſalem beim großen Meiſter Chacham Jakob Chagis ſtudirte, war Aaron de la Papa, ein junger ſpaniſcher Jude, und derſelbe, der jetzt hier eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, mein Mitſchüler. Wir waren auch anfangs Freunde; aber mancherlei Ereigniſſe, deren Erzählung nicht hierher gehört, trennten uns, ja wir wurden endlich die bitterſten Feinde. Dies kam daher, weil Aaron unſerm Glauben ungetreu wurde.“

„Unſerm Glauben ungetreu?“ riefen die beiden Zuhörer faſt zu gleicher Zeit, Joſeph mehr unwillig, Eliah mehr erſtaunend.

„Hört mich an, und Ihr werdet mir beiſtimmen,“ fuhr der Arzt fort. „Neben dem Lehrſtuhl des großen Meiſters in der Kabbalah, Jakob Chagis, beſtanden zu jener Zeit in Jeruſalem noch andre Schulen; ſie waren alle öffentlich bis auf eine, von deren Daſein Viele gar nichts wußten. Und doch war ſie die merkwürdigſte, ſo viel ſich aus Andeutungen und Zeichen ſchließen ließ; denn ihr innerſtes Weſen habe ich niemals kennen gelernt. Nur ſo viel war unter rechtgläubigen gottesfürchtigen Juden bekannt, daß es eine Schule der Gotteslaſterung, ein Lehrſtuhl teufliſcher Weisheit war. Ihr Begründer war ein gar ſeltſamer abentheuerlicher Mann; ich habe nie den Glauben los werden können, er möchte ſelbſt ein Teufel ſein. Nur ein Mal, ſo lang ich auch in Jeruſalem lebte, habe ich ihn geſehn, aber ſeine Erſcheinung hat einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht, und jetzt noch, nach faſt dreißig Jahren ſteht mir ſeine wunderbare Geſtalt deutlich vor der Seele. Man nannte dieſen Mann Huſein Damad, der Sage nach ſollte er aus Aegypten ſtammen, und in ſeinem Vaterlande im Schooſe der Pyramiden, von Prieſtern in die geheimnißvollen Wiſſenſchaften des Hermes Trismegiſtus, den ſie für ihren Stammvater ausgaben, eingeweiht worden ſein. Ich kann nicht wiſſen, was an dieſem Gerede wahr war: denn was mich betraf, ſo hielt ich, wie ſchon geſagt, dieſen Huſein Damad, für einen gelehrten Teufel, der die Menſchen verlockte. In meinem

Glauben wurde ich durch Manches beſtärkt. Er lebte ſehr zurückgezogen in einem ganz abgeſonderten unzugänglichen Hauſe, das er mit hohen Mauern hatte umgeben laſſen. Am Tage ging er nie aus, und wer ihn, außer ſeinen Schülern, ein Mal geſehen hatte, ſah ihn ſchwerlich zum zweiten Mal. Er mußte ſehr reich ſein; denn nicht nur, daß er, gegen allen Gebrauch, von ſeinen Schülern gar keine Bezahlung nahm, ſondern er erhielt noch die ärmern derſelben ganz aus ſeinen Mitteln, wie meinen nachherigen Schwager Aaron de la Papa.“

„Aaron war ſeiner Schüler einer?“ rief hier Joſeph faſt freudig.

„So iſt's! Eben darum iſt Aaron ein Abtrünniger vom Glauben. Ihr ſollt Alles erfahren, was ich darüber weiß. Wes Glaubens Huſein Damad eigentlich war, darüber konnte kein Menſch Gewißheit erlangen und ſeine Schüler beobachteten gegen Andre das tiefſte Schweigen über ihn. Einer derſelben ſollte einſtmals gegen einen ihm verwandten Juden im Weinrauſche manches Wunderbare von Huſein Damad geplaudert haben, am folgenden Morgen fand man ihn todt auf ſeinem Lager. —

Zwar gab ſich Huſein Damad für einen Muhamedaner aus und ſein Name deutete auf arabiſchen Urſprung; auch ſoll er die äußern Formen des Jslam beobachtet haben, aber die Osmanlis in Jeruſalem ſelbſt waren nicht über ihn einig, und gaben ihm ſchuld, er gehöre irgend einer von den Rechtgläubigen verdammten Secte an, die, da dieſer Secten viele ſind, ſie bald ſo, bald ſo nannten. Die in Jeruſalem lebenden Chriſten nannten ihn einen der Jhrigen, beſchuldigten ihn aber, er ſei ein Duchoborzy, eine Secte, die ſie ſehr verabſcheuen. Unter den Juden ging eben ſo die Meinung, Huſein Damad gehöre unſrem Volke an, aber er ſei ein abſcheulicher Samarit, oder ein ſchändlicher Karaer. Manche behaupteten, er habe gar keinen Glauben, ſondern ſei ein Zauberer, und die Klügſten hielten ihn für einen Teufel. Seine Schüler beſtanden aus Juden, Griechen, Arabern, Türken; aber nicht alle nahm er an, die ſich bei ihm meldeten. Gewiß iſt, daß in ſeiner Schule Abgöttereien und Gotteslaſterungen vorgingen. Man erzählte die wunderbarſten Geſchichten, doch alle liefen darauf hinaus, daß ſie einen Teufel anbeteten, und ich laſſe mir's nicht abſtreiten, daß dies Huſein Damad ſelbſt war. Vielleicht wurde Aaron durch ſeine Armuth verlockt, vielleicht durch andres Blendwerk des Teufels, genug, er wurde einer der geheimnißvollen Schüler Huſein Damads. Es zeigte ſich bald, daß er und alle Juden, welche zu jener Schule gehörten, vom reinen Glauben abgefallen waren. Zwar wollten ſie ſolches nie eingeſtehen, aber manche Zeichen ſtraften ihre Reden Lügen. So reiſete Aaron oft nach Sichem, dem Sitze der Samaritaner, und verkehrte heimlich mit ihnen. — Zu jener Zeit, als wir in Jeruſalem ſtudirten, lebte dort auch ein jüdiſcher Gelehrter, der zwar noch ein Mal ſo alt, wie ich — ich war, damals ſechszehn, er zweiunddreißig Jahre alt — aber mir ſehr gewogen und freundlich geſinnt war. Er war noch ein Schüler des hochberühmten Chacham Aſſar Gaon, des Vaters meiner Frau und Vorgängers des Rabbi Jakob Chagis und Stifters jener philoſophiſchen Schule, der vor meiner Ankunft in Jeruſalem zu ſeinen Vätern gegangen war. Jener Gelehrte hieß Samuel Lisbona und war ein ſehr reicher portugieſiſcher Jude. Als eifriger Talmudiſt und Kabbaliſt haßte er die Neuerer, ſo wie die irrgläubigen Karäer, und die Samaritaner waren ihm ein Gräuel. Er hatte allen Schülern Huſein Damads den Untergang geſchworen und nannte ſich Aaron de la Papa's erbittertſten Feind. Dieſer Samuel hat ſein Leben der reinen Auslegung der Thora gewidmet und ſich unabläſſig den Forſchungen der Kabbalah hingegeben. Irrlehrer hat er ſtets nach Kräften verfolgt und vertilgt, und mancher Sieg iſt ihm gelungen. Dieſer hochweiſe und eifrige Mann iſt ſtets mein Freund geweſen und wir haben unſre Verbindung unterhalten. Seit langen Jahren wohnt er in Gaza und iſt in jener Stadt einer der reichſten Männer.

„Dieſer mein alter Freund nun iſt's, der mir heute Botſchaft geſchickt hat, und der Bote iſt ſein eigener Schwiegerſohn, ein deutſcher Jude, Namens Nathan Benjamin. Der Letztere ſtudirte ebenfalls in Jeruſalem bei meinem nun betagten Lehrer Jakob Chagis, da er aber ſehr arm war, ſo empfahl ihn der Chacham, weil Nathan einer der eifrigſten Stützen des Talmudismus zu werden verſprach, an Samuel Lisbona, deſſen einzige einäugige Tochter — ſie hatte in ihrer Kindheit ein Auge verloren — er heirathete.

Dieſer Nathan Benjamin, ein heitrer fröhlicher Mann, voll Lebhaftigkeit, Witz und Scherz, iſt es, der noch auf dem Schiffe weilt und dem ich verſprochen habe, Euch hinabzubringen noch in dieſer Nacht, damit wir gemeinſchaftlich unſern großen Plan beſprechen können. Die wichtigen Nachrichten nämlich, die ich durch ihn und von Samuel Lisbona erhalten habe, ſind folgende. Seit einigen Jahren bemühen ſich ehemalige Schüler des teufliſchen Zauberers Huſein Damad, junge Juden in Paläſtina zu verführen und der Lehre unſrer Väter, auf denen der Friede ſei, abwendig zu machen. Sie verbreiten mit Glück eine Verachtung der mündlichen Auslegung des Geſetzes, ſetzen den Werth der ſchriftlichen herunter, ſchreien die göttliche Weisheit der Kabbalah als eine arge Thorheit aus und ſetzen an ihre Stelle ihre eigne Auslegung des Geſetzes, das ſie im frevelhaften Wahnſinn ſogar ändern und verfälſchen ſollen. Dazu kommt, daß ſie überall, wo ſie auftreten, von den Osmanlis geſchützt werden, wie Ihr auch hier an Aaron de la Vara und ſeinen Freunden und Anhängern ſehet, die vom Kadi und allen vornehmen Türken geſchätzt werden, da die Bekenner der Lehre

Muhameds uns doch ſonſt haſſen, verachten und verfolgen. Dieſe neuen Lehrer ſind verworfene Karäer oder gar gottverfluchte Samaritaner. Es leidet keinen Zweifel, daß Aaron de la Papa mit ihnen in enger Verbindung ſteht; wie ſehr er den Talmud und die Kabbalah haßt, kann man ja ſchon allein aus den Verfolgungen ſehen, die er gegen Euern Bruder Sabbathai angeſtellt. Ja wäre Sabbathai nicht Roſanes Eidam geworden und durch deſſen Macht geſchützt worden, Aaron hätte ihn ſchon längſt aus der Stadt jagen laſſen. Jene Irrlehrer gehen offenbar damit um, unſern Glauben zu unterdrücken, die Stützen deſſelben zu ſtürzen, den Talmud zu vernichten und uns alle in die Gewalt des Teufels zu bringen, den ſie anbeten. Aber fürwahr, es ſoll ihnen nicht gelingen! Wir wollen uns rüſten gegen ſie; wir wollen ihnen eine unüberwindliche Macht entgegenſtellen; wir wollen den Kampf gegen die Feinde unſres Glaubens beginnen und, ich denke, den Sieg davon tragen. Wir hier in Smyrna ſind nämlich in Beſitz eines Mittels, das uns den Gottesläſtern furchtbar machen muß, wenn wir es richtig anwenden; wir haben die Macht, ſie zu ſtürzen, und außer mir, ſcheint es keiner zu wiſſen; unter uns lebt ein Mann, der uns zum Sieg, zur Rache, zu Reichthum und Größe verhelfen kann, wenn wir ihn gut leiten, und zu unſern Zwecken gebrauchen, ja durch den wir die gebietenden Herrn dieſes Landes werden können, deſſen Knechte wir jetzt ſind.“

„Und wer wäre dieſer Wundermann?“ fragte Joſeph erſtaunt.

„Wer anders, als Euer Bruder Sabbathai?“

„Sabbathai?!“ riefen beide Brüder überraſcht.

„Er und kein Andrer! Hört mich ruhig weiter an. — Seine hohe Gelehrſamkeit erleidet keinen Zweifel; ſeine Lehren haben nicht nur in Smyrna, ſondern bereits in ganz Natolien, Karamanien und Syrien Aufſehen gemacht; ja, man ſpricht, wie ich aus ſichern Nachrichten weiß, in Griechenland und Paläſtina davon. Euch iſt ferner nicht minder bekannt, als mir, daß ſich ſeit einiger Zeit unter Sabbathais Schülern der Glaube verbreitet hat, er ſei der Meſſias, obgleich es noch Niemand laut zu ſagen wagt und auch Keiner anzugeben weiß, ob er der Sohn Joſephs oder Davids ſein ſoll. Laßt uns aber dieſes nicht kümmern. Genug für uns, daß ihn Viele dafür halten. Wie, wenn wir nun dieſen Umſtand benutzen und die Meinung, daß er der Meſſias ſei, in der Stille immer weiter auszubreiten ſuchen, nicht nur hier, ſondern in allen Städten Aſiens, wo Juden wohnen; wenn wir ſie nach Perſien trügen, um die zehn Stämme aufzuregen, daß ſie mit uns gemeinſame Sache machten, in Griechenland, Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal und Aegypten bekannt machten, die Ankunft des Meſſias ſei vor der Thüre; er lebe ſchon in Smyrna, als ein hochweiſer hochberühmter Chacham, und werde nächſtens auftreten, das auserwählte Volk Gottes aus der Knechtſchaft zu führen. Wenn wir dies Alles mit planmäßiger Klugheit thäten, würden wir nicht unſre Feinde zu Boden ſchmettern, zu Macht, Größe und Reichthum gelangen?“

„Ihr habt da einen kühnen Plan entworfen!“ rief Joſeph mit leuchtenden Augen. „Er iſt ſchön, herrlich; aber er bedarf Mittel, baarer Mittel, einen großen Aufwand, um ihn glücklich auszuführen. Woher ſollen wir dieſe nehmen?“

„Dafür iſt geſorgt,“ verſetzte der Arzt lächelnd. „Samuel Lisbona beſitzt einen ungeheuern Reichthum.

Er hat mir durch ſeinen Eidam alles Geld zugeſichert, das wir zur Ausführung unſres Plans brauchen.“

„Damit ſind noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben,“ erinnerte der überlegſamere Eliah. „Wie wollen wir uns überall bei den Juden Glauben verſchaffen, daß Sabbathai der Meſſias iſt? Geld iſt dazu kein Mittel. Die Prophezeihungen vom Meſſias und ſeiner Ankunft ſind bekannt. Der Talmud ſelbſt, dem wir den Sieg über ſeine Verächter verſchaffen wollen, iſt's, der ausführlich von den Schmerzen des Meſſias und ſeinen Zeichen berichtet. Wie wollen wir nun ohne dieſe Zeichen und Schmerzen dem Volke glauben machen, daß der Erlöſer da ſei?“

„Ei, du Thor!“ entgegnete Villegas, „wenn die Zeichen und Schmerzen des Meſſias da wären, dann bedürfte es unſrer Klugheit nicht, deinen Bruder für den Erretter auszugeben; man würde ihn von ſelbſt dafür halten. Denn wahrlich, er hat außerdem alle Erforderniſſe. Iſt ſeine Geſtalt nicht die ſchönſte und edelſte, die man je an einem Manne erblickt, ſo daß man ihn eher für einen Engel, als einen Menſchen halten könnte? Beſitzt er nicht neben ſeiner großen und tiefen Gelehrſamkeit eine ausgezeichnete Beredſamkeit, geſchmückt mit der blühenden kräftigen Sprache unſrer Propheten? Strömt es von ſeinem Munde nicht wie Milch und Honigſeim, und fließt es nicht berauſchend in alle Herzen? Wer iſt frömmer und gottesfürchtiger denn er? Wer faſtet mehr, oft von einem Sabbath zum andern? Wer badet alle Nacht in den Fluthen des Meers? O hätten wir nur einige uns prophezeite Zeichen, ich wäre der Erſte, der ihn mit freudiger Zunge nicht nur für den Meſſias ausgäbe, ſondern als ſolchen anerkennte. Und wer kann denn wiſſen, ob nicht der Gott unſerer Väter, anſehend unſer Elend und müde desſelben, jene Zeichen ſchickt? Doch wenn dies auch nicht der Fall iſt, wir dürfen uns dadurch nicht von unſerm herrlichen Plane abſchrecken laſſen. Sind Sabbathai und ſeine Schüler, ſind Samuel Lisbona, Nathan Benjamin, ihr und ich, ſo wie viele unſrer Freunde nicht Ausleger des Talmud? Verſuchen wir's die Zeichen zu deuten und auf Sabbathai anzuwenden; ich wette, es geht. Schon hat mir Nathan heute einen Wink gegeben. Samuel hat berechnet, daß die Ankunft des Meſſias vor der Thüre ſei. Man ſpricht, daß zwiſchen den Chriſten und Türken ein großer Krieg entbrennen werde. Schlaue Auslegung der Worte und feurige Rede thue das Uebrige, den gemeinen unwiſſenden Juden zu überzeugen, für uns zu gewinnen und zu entflammen. Was weiß der große Haufe viel von Zeichen und worin ſie beſtehen? Er wird die dafür halten, die wir ihm geben.“

„Ihr habt recht!“ rief Joſeph jauchzend. „Nur Kraft und Muth, und ſind erſt unſre Feinde geſchlagen und eingeſchüchtert, wer darf es dann wagen, uns zu widerſprechen? Ha, ich fühle die Seele mir ſchwellen. Gebt mir ein Schwert, ich bin zum Feldherrn geboren. Laßt mich mein Volk für den Meſſias begeiſtern und ich will es, wie Judas Makkabäus zu Schlachten und Siegen führen. Es brauſt mir, wie Schlachtengeſänge, wie das Schmettern der Kriegstrompete, wie Zinken und Pauken durch meinen Kopf. Jakob ben Eliab, Ihr habt mich glücklich gemacht mit Euerm Plane. Laßt uns keine Stunde verlieren. Auf! an das Werk!“

„So recht! ſo recht!“ jubelte der Arzt. „Wir bedürfen deines Feuereifers. Aber laß dich nicht vom tollen Roſſe deiner Begeiſtrung in die Mitte deiner

Feinde tragen. Bezähme deinen Muth! Verſchließe dein Feuer tief in der Bruſt. Sei ein Heuchler! Verrathe dich mit keiner Silbe, mit keiner Miene. Die Blüthe muß erſt zur Frucht werden, und die Frucht reifen, ehe denn wir ſie pflucken können. Vorſicht iſt die erſte Erforderniß bei unſerm Werke, mein junger Freund. Wir müſſen uns mit genauer Ueberlegung zu verſtärken ſuchen, doch unſer Geheimniß keinem anvertrauen, den wir nicht durch und durch geprüft und tüchtig befunden haben. Bei den Wenigſten dürfen wir Sabbathai nur für den Meſſias ausgeben, den Meiſten muß er es wirklich ſein."

„Aber woher habt Ihr denn die Gewißheit, daß Sabbathai die Rolle ſpielen wird, die Ihr ihm vorſchreibt?" erinnerte Eliab wieder. „Ich fürchte, Ihr gründet Euern Plan auf Vorausſetzungen, die Euch trügen werden. Ich glaube meinen Bruder zu kennen. Dieſe reine Seele iſt keines Lugs, keines Betrugs fähig. Er wird Euern Antrag, den Meſſias zu ſpielen, damit Ihr Euch an Euern Feinden rächet, mit Abſcheu zurückweiſen."

„O du kurzſichtiger Schwätzer!" ſtrafte ihn der Arzt. „Meinſt du, wir wollten gleich hingeben morgen in der Frühe und zu Sabbathai ſagen: komm, ſpiele den Meſſias, wir wollen dich unterrichten, was du zu thun haſt? Halte mich doch für klüger, mein Sohn. Wir müſſen zuſammen unſer Spiel ſo fein und berechnet ſpielen, wollen wir es anders gewinnen, daß Sabbathai bald die heiligſte und unerſchütterlichſte Ueberzeugung in der Seele hegen muß, daß er wirklich der Meſſias ſei. Dieſer Glaube muß ihn in Blut und Saft übergehen, muß ſo mit ſeinem Leben verwachſen, daß er ſich nicht mehr davon trennen kann. Und dazu iſt Euer ſchlaues Wirken unerläßlich. Irre ich nicht ganz, ſo hat ſein eigner Stolz uns ſchon trefflich vorgearbeitet. Ihr kennt ihn und ſeinen Ehrgeiz, wie ich. Der Stolz ſich in ſolchen Jahren ſchon ſo hoch geſtellt, geehrt und berühmt zu ſehen, iſt ihm ſchon zu Kopf geſtiegen und treibt ihn weiter und weiter. Dazu kommt, daß er den tiefen Verfall unſres Volks erkannt hat und ſich zum Schöpfer eines neuen Judenthums berufen glaubt. Er hält ſich für einen zweiten Moſes; das hat er mir ſelbſt geſtanden. Wie klein iſt der Schritt von dieſem zum Meſſias? Daß er ihn thue, das iſt unſre Sache.“

„Und doch fürchte ich, er wird ſchwerlich ſo Euer Werkzeug werden, daß er Eure Zwecke verfolge, und nicht die ſeinigen. Seine Zwecke ſind aber keineswegs Erlangung von Macht, Größe und Reichthum; er will ja nur den verderbten Glauben unſres Volks verbeſſern, will Irrthum und Aberglauben verbannen, will eine edle und würdige Gottesverehrung einführen, ja er will Manches bekämpfen und ſtürzen, wo Ihr kämpfen wollt. Ihm iſt der Talmud nicht heilig, er verwirft die meiſten Schriften unſrer Rabbinen, und die Kabbalah will er als ein tiefſinniges Geheimniß angeſehen wiſſen, das man nicht auf der Gaſſe ausſchreit. Ihr kommt alſo von vorn herein mit ihm in Widerſpruch. Und wahrlich, faſt glaube ich, die Schüler Huſein Damads, die Karäer und Samaritaner, wie Ihr ſie nennt, werden ihn eher für ſich gewinnen, als Ihr.“

„Du wirſt mich das menſchliche Herz nicht kennen lehren wollen, junger Mann,“ lächelte der Arzt. „Die Größe hat einen verführeriſchen Glanz; wer einmal ihre lockenden [illegible] Pfade betreten hat, der kann nicht mehr zu[illegible] opfert ihr Ueberzeugung und erkannte Wahrheit. Laß nur Sabbathai erſt von der ſüßen Frucht des Meſſiasthums koſten, laß es durch alle Länder ſchallen: Er iſt der langerſehnte König, der Retter Judas, und er wird nicht ſtarr an ſeinem Wahne hangen; er wird nachgeben und ſich den Umſtänden fügen. Und wenn er dann auch manches im Talmud für unrichtig erklärt und anders gibt, wenn er die zehn Zeichen abändert und Andres zu ſeinen und unſern Gunſten auslegt, hat er als Meſſias kein Recht dazu? Daß er unſern Feinden nicht in die Hände falle, iſt eine Aufgabe unſrer Klugheit. Glaubt mir, Sabbathai hat nicht einen ſo männlich feſten Charakter, daß er ſich von klugen Köpfen nicht leiten laſſe. Freilich darf er das nie merken. Wir müſſen fein und verdeckt mit ihm ſpielen. Er iſt ein Dichter, und die Dichter ſind wie leicht bewegtes Rohr. Mit Vorſicht können wir ihn bewegen und biegen nach unſerm Gefallen. Sein Stolz iſt ſeine Schwäche. Faßt ihn ſtets bei dieſer. Vor Allem vergeßt nie, daß ein unüberſehbares Glück vom Gelingen unſres Plans abhängt. Seid Ihr nun mit mir einverſtanden, ſo reicht mir Eure Hände und ſchwört mir bei unſern Erzvätern, auf denen der Friede Gottes iſt, mit Verſchwiegenheit, Vorſicht, Eifer und Treue gemeinſam mit mir, Samuel Lisbona und Nathan Benjamin den ausgeſprochnen Plan zu verfolgen.“

„Ich ſchwöre!“ jauchzte Joſeph. „Mich begeiſtern Rache, Ehrgeiz und Thatendurſt.“

„Auch ich ſchwöre,“ ſagte Eliah. „Mich begeiſtert allein die Liebe.“

„Dort liegt das Schiff, worin ſich Nathan befindet,“ fuhr Villegas fort. „Ich werde den Kahn, der hier ans Ufer gebunden iſt, beſteigen, Joſeph, rudere mich hinüber. Du, Eliah, warte unſer. Wir wollen zuſammen ein einſames Plätzchen aufſuchen, wo wir uns mit Nathan beſprechen können. Auf dem Schiffe geht es nicht. Ich denke, wir führen ihn an Sabbathai's Lehrſtuhl unter den Schwanenhals.“ Sie ſtießen ab, und der Mond, der die Meerfläche verſilberte, zeigte ihnen den Weg. Eliah wandelte, in Nachdenken verloren, an dem Ufer; ſeine Seele war bei Mihurmah. Erſt das Geräuſch des die Fluth durchſchneidenden rückkehrenden Kahns ſchreckte ihn aus ſeinen heißen bunten Liebesträumen auf. Das Fahrzeug landete und mit dem Arzt und Joſeph ſtieg ein kleiner wohlgenährter Mann aus

Land, deſſen rundes Geſicht Frohſinn lachte. Doch erhellte der Mondſtrahl auch Liſt, Unternehmungsgeiſt und Beharrlichkeit in dieſem heitern Geſicht.

„Wir ſind alſo einverſtanden?“ fragte Nathan nach der erſten Begrüßung mit Eliah.

„Wir ſind's,“ verſetzte Joſeph.

„Fürwahr eine wunderliche Narrenfahrt nach Mitternacht im Mondſchein wie dünnleibige Geſpenſter, um uns einen Meſſias einzufangen!“ lachte der Ankömmling, „einen Meſſias, den wir uns erſt friſch backen müſſen, wie die ſüßen Brote. Nur gut, daß der Teig dazu gemengt iſt.“

„Ei Rabbi,“ nahm Eliah Zewi pikirt das Wort, „Ihr ſcheint die Sache ſehr ſpaßhaft zu nehmen. Unſer Bruder iſt uns ſehr lieb und wir begehen einen Verrath an ihm. Wenigſtens möchte ich darüber nicht ſcherzen hören.“

„O junger Freund!“ lachte Nathan, „Ihr ſeid ſehr ſauertöpfig. Gerade das iſt ſehr ſpaßhaft, daß Ihr Beide, die Ihr bei weitem nicht ſo gelehrt ſeid, wie Euer hochweiſer Bruder, dieſen doch an der Naſe führt, und das Luſtigſte iſt, daß, wenn Ihr es klug anfängt, der erleuchtete Chacham es nicht einmal merken, ſondern ſtets meinen wird, er ſtolzire aus eignem Antrieb ſeine Wege. — Ich vernehme ſchon aus den paar Worten, die Ihr geſprochen, daß Ihr die Dinge dieſer Welt noch gar nicht vom rechten Geſichtspunkt aus zu betrachten gelernt habt. Ich will Euch in die Schule nehmen, Ihr Herrn, und ich wette, Ihr werdet bei mir mehr profitiren, als in der Schule Eures ſehr gelehrten Bruders. Laßt uns gleich beginnen. Die Welt iſt ein großes Narrenhaus voller Naaren der allverſchiedenſten Art und Gattung. Diejenigen Narren, welche lachenden Mundes und fröhlichen Herzens die Narrheiten der Andren zu ihrem eignen Vortheil benutzen, ſind die klügſten. Hat man das Narrenſeil hübſch in der Hand und lenkt die weiſen, ernſten, wichtig thuenden Leute, ſo kann man wohl ein Schnippchen ſchlagen, in die Fauſt lachen und ein ſchnurriges Lied ſingen.“

„Ihr gefallt mir, Rabbi,“ ſagte Joſeph vergnügt, und reichte dem Deutſchen die Hand, die dieſer herzlich drückte und fortfuhr: „Wir werden ſchon gute Freunde werden, wenn Ihr mich erſt näher kennen lernt. Ich trage halb ſo leicht an meiner Laſt, wenn ich ſingend und ſcherzend meine Straße ziehe und die Narrheit der Welt mir durch meine bunten Brillengläſer betrachte. Sagt mir, wenn Ihr nicht von altem Sauerteig befangen ſeid, ob ich nicht recht habe? Die Juden, die einen Meſſias erwarten, ſind Narren; denn wenn er hätte kommen wollen, ſo wär' er längſt gekommen; der iſt ein Narr, der ſich dafür hält. Wir, die wir lachend die Narrheit beider liſtig benutzen, ſind wir nicht die Klügſten von Allen?"

Eliah ſchüttelte mißbilligend den Kopf, während Joſeph lachte. Jakob ben Eliah ſagte: „Ihr treibt den Scherz etwas weit, Nathan."

„Daran iſt die laue Mondnacht ſchuld; in der Sonnenhitze des Tags ſollte es mir vergehen. Doch wir ſind daran, eine große Narrenkomödie aufzuführen, und ich als Kundiger des Geſetzes und ſeiner Auslegung, bin unter Euch erſchienen, die Rollen zu vertheilen und ſie Euch einzuſtudiren."

Unter dieſen und ähnlichen Reden waren ſie an die Felſenplatte gekommen und ſetzten ſich unter einen blühenden Baum, der von dem Vorſprunge des Felſen herab ſeine Aeſte und Zweige dem Meere zuneigte, und die Luft umher mit dem balſamiſchen Geruche ſeiner Blüthen würzte. Der Mond hatte ſich hinter den ihnen gegenüber liegenden Felſenkoloß verkrochen, der nun einen ungeheuern Schatten auf die Scene warf, während ſich die Lichter der Mondſtrahlen, wie flatternde Schmetterlinge auf den nahen Blättern und Blüthen ſchaukelten, das Moos am Felſen über ihnen lichter färbten und das Silber aus der Ader des Geſteins blitzend hervor lockten. Die Wellen ſangen am Ufer anſchlagend, dem neugebornen ſchlafenden Frühling ein zärtliches Wiegenlied, indem ſie die Wiege ſchaukelten, worin er auf duftigem Nebelbette lag, das grüne Meer, die uralte Wiege des Alls. Bunte Vögel ſaßen ſingend oder ſchlaftrunken in den Zweigen und regten zwitſchernd die vom Nachtthau und Blüthenhonig feuchten Flügel, leuchtende Käfer zogen wie Sterne durch die warme Luft; alles athmete Wolluſt und Entzücken. Nur die Männer unter dem Blüthenbaum ſchienen nichts von der hehren Feier der Natur zu gewahren; ſie verkehrten eifrig über den Plänen ihrer Klugheit. Da wurden ſie plötzlich auf herannahende Schritte aufmerkſam. Verwundert, wer zu dieſer Zeit wohl dieſen abgelegenen Ort beſuchen möchte, reckten ſie, im Schatten, der ſie barg, die Köpfe empor und ſandten die ſcharfen ſpähenden Blicke den Kommenden entgegen. Es waren zwei Männer, die anfangs ſchweigend neben einander gingen.

„Nun werden Angſt und Schmerz von mir weichen,“ ſagte der Eine. „In meinem ſtillen Ganeden flüſtert mir die Wehmuth beſänftigende Weiſen ins Ohr. Zürne meiner Heftigkeit nicht, mein Lieber! Ich glaube, böſe Geiſter hatten Gewalt über mich erlangt; hier in dieſem Tempel der Ruhe weichen ſie von mir.“

„Chacham,“ ſprach der Andere, „wie kannſt du ſagen, daß ich dir nicht zürnen ſoll! Ich bin der Knecht deines Willens. Thue mit mir, was dir beliebt.“ —

„Es iſt Sabbathai und Baruch,“ flüſterte Joſeph ſeinen Gefährten unter dem Baum zu. „Sie laufen uns recht zur guten Stunde ins Netz.“

„Sabbathai?“ fragte der Arzt zweifelhaft. „Sabbathai in ſeiner Brautnacht am Meergeſtade? Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Er iſt's mit ſeinem treueſten Schüler," beſtätigte Eliah.

„So ſchickt ihn uns der Gott Israels zum Zeichen, daß unſer Plan gelingen ſoll," ſprach Villegas feierlich; „denn nimmermehr hätt' ich ihn in dieſer Nacht hier erwartet. Auf, ihr Freunde, ihn würdig zu begrüßen!"

Sie tauchten aus dem Schatten empor und Jakob ben Eliah rief wie in frommer Begeiſterung: „Heil dem gottgefälligen Chacham, der ſelbſt in der Brautnacht ſein junges Weib verläßt, um Gott zu dienen. Du biſt größer als ich geglaubt, Sabbathai, und der Beſcheidenheit, in welche du deine Größe hüllſt, zolle ich meine bewundernde Verehrung."

„Ha, du biſt's, Jakob ben Eliah!" ſprach Sabbathai überraſcht. „Und welche ſeltſame Veranlaſſung führt doch dich aus dem fröhlichen Hochzeithauſe an dieſen ſtillen Ort?"

„Der Gaſt, von welchem ich dir ſchon ſagte, den du in dieſem Manne hier vor dir ſiehſt, wünſchte ſehr, erfüllt von deiner jetzigen Größe und aus untrüglichen Berechnungen der Gematria, ſo wie in prophetiſchen Geſichten vorſchauend deine künftige

Herrlichkeit auf Erden, dich kennen zu lernen, aber er konnte, vom innern Geiſt getrieben, den Tag nicht erwarten, um Näheres von dir zu ſehen und zu hören. Dich ſelbſt in der geſchmückten Brautkammer wähnend, machte ich ihn einſtweilen mit deinen Brüdern bekannt und er zollte ihnen als ſolchen bereits ſeine Verehrung; ich mußte ihn beim ſanften Mondlicht herausführen auf die Stelle, wo du zu lehren pflegſt, und von heiligen Schauern durchdrungen, hat er den Boden berührt, den deine Füße ſo oft betraten.“

„Was Landes ſeid Ihr, Rabbi?“ fragte Sabbathai geſchmeichelt, Nathan.

„Mein Wohnort iſt Gaza in Paläſtina, wo man viel von Euerm Namen redet, edler Chacham,“ verſetzte dieſer. „Das gelobte Land unſerer Väter iſt voll Eures Ruhms; man ſpricht in Aegypten und Syrien von Euerer tiefen Gelehrſamkeit und trefflichen Lehre.“

Sabbathai ſchwieg einige Augenblicke, während welcher die düſtern Schatten von ſeiner Stirn wichen und ſein Auge freundlich zu leuchten begann. Nathan Benjamin betrachtete ihn aufmerkſam, und die ſeltene ausdrucksvolle Schönheit des Jünglings ſchien ſelbſt auf den frivolen Juden einen ſtarken Eindruck zu machen.

„Ihr ſollt ein heiterer unterhaltender Mann ſein, wie mir Rabbi Jakob ben Eliab geſagt hat,“ begann Sabbathai wieder. „Euer Frohſinn wird an meiner Hochzeittafel willkommen ſein. Ihr ſeid jeden Tag eingeladen.“

„Ich pflege die Welt in den Farben zu betrachten, die ſie wirklich trägt. Und ſind dieſe nicht grün und heiter, bunt und fröhlich? Ich lache nicht nur gern ſelbſt; ich liebe es auch, wenn Andere lachen und thue nach Kräften ſie dazu zu bringen. Blühen doch die Blumen auch für ſich ſelbſt und zum Genuß Anderer.“

„Wohl iſt die Erde mit fröhlichen Farben geſchmückt,“ ſeufzte Sabbathai, „aber ſie ſind nur ihr äußeres Kleid, ihre dürftige Hülle. Eine Hand breit tiefer und ihr düſterer Ernſt gähnt Euch in dunkeln Farben an. So auch das Menſchenleben; nur ſein Schein trägt ein heiteres Weſen, ſein Sein iſt ewig ernſt. In ſeinen Tiefen klaffen ſchauerliche Abgründe.“

„Rabbi, Ihr habt ein wahres Wort geſprochen; ich habe mich bisher nur am bunten Tand der Welt und des Lebens ergötzt, wie ein Kind. Aber ich ahne, daß mir die Stunde geſchlagen hat, in der mir durch Euch ein tieferes Verſtändniß aufgeht. Ihr ſteht ſo weit erhaben über mir, ich bin ſo ergriffen von der Heiligkeit Eures Weſens, daß ich mich unwerth fühle, Euch den Staub von den Schuhen zu küſſen.“

„Ihr ſcheint mir ein Mann von Einſicht und Verſtand; hört meine Vorträge an; vielleicht gefällt Euch Manches davon. In dieſer Nacht bin ich nicht geſchickt, mich über unſere höchſten Intereſſen auszuſprechen. Die Bruſt iſt mir eng; mancher Schmerz blutet darin aus friſcher Wunde; ich bin verwirrt vom Lärm des heutigen Tages. Unterhaltet Euch mit meinem Baruch, während ich in das Meer ſteige. Er kennt und liebt mich, wie kein Anderer.“

Er wollte bei Seite treten, um ſich zu entkleiden, als die Aufmerkſamkeit der Männer von zwei weiblichen Stimmen in Anſpruch genommen wurde, die aus der Höhe herabzukommen ſchienen. Verwundert erhoben ſie die Häupter und erblickten, nicht ohne zu erſchrecken, auf dem Vorſprung des Felſens, dicht über dem Baume, unter deſſen Blüthendache ſie geſeſſen hatten, zwei Geſtalten, die eine hoch und ſchlank, die andere zart und klein.

„Es ſind ein Paar Engel!" bebte Baruch's Mund in ſcheuer Ehrfurcht.

Die oben ſprachen wieder mit einander und die regungsloſen Zuhörer verſtanden bald das wunderbare Zwiegeſpräch.

„Sind wir endlich am Ziel?" fragte die zartere Stimme.

„Wir ſind's," verſetzte die Andere eintönig.

„Aber ich höre noch nichts," ſagte die Kleinere wieder.

„Wie? Du hörſt es nicht? Verſtehſt du den Käfer nicht, der dort ſurrt, den Vogel nicht, der da zirpt? Jetzt fangen auch die Bäume an zu ſchwatzen, der Fels ſtöhnt ſchauerliche Klagen aus, die Erde ſeufzt, die Blumen weinen, das Meer ächzt. O über den Wirrwarr von Stimmen!"

„Du biſt ſeltſam, Rahel. Faſt fürchte ich mich vor dir. Was hörſt du denn Alles?"

„Sie ſingen dem Meſſias ein Klagelied zu ſeiner Brautnacht. Es ſollte die große Nacht der Erlöſung

Israels werden, ſo war es beſchloſſen von Anbeginn der Welt, und Alles, was da kreucht und fleucht, in Luft, Erde und Waſſer wollte Lebenswolluſt trinken aus dem ſchäumenden Becher der Liebe, wann der große König der Welt, der Meſſias in die ſüßen Arme an die wogende Bruſt ſeiner Königin ſänke. Von Sternen war ſchon ihr Brautkranz geſchlungen, von roſenrothen Wolken ihr duftendes Brautlager bereitet, die Sonne und der Mond waren zu Wächtern beſtellt, und unverlöſchbarer Glanz ſollte ausgehen von dieſem Bette in dieſer Wonnenacht in alle Welt bis zu den fernſten Meeren, und durch alle Zeiten bis zur fernſten Zukunft. Aber ein Schmerzſchrei durchzuckt plötzlich die Welt und das Firmament erbebt. Der König verſchmäht die ihm ſeit Erſchaffung der Welt beſtimmte Königin, und wählt eine Andere, die ihm nicht gehört. Nun trauert alle Kreatur, das All wird von Schmerz durchwühlt, Blumen und Bäume weinen und das große Klagelied zur Brautnacht des unglücklichen Meſſias zittert in langen Seufzern durch die Luft.“

„Rahel! Rahel!“ rief die Kleinere, „was iſt mit dir? Mir bebt das Herz in der Bruſt. Du verſprachſt mir, ich ſolle hören, was ich oft in meinen ſeligen Stunden ſehe. Aber meine Geſichte verlaſſen mich, ich höre nichts, und du biſt wahnſinnig. Führe mich zurück! Wo bin ich? Du verläßt mich! Weh mir!“

Während die blinde Hannah verzweiflungsvoll jammerte, fuhr Rahel in immer lautern Tönen fort, unbekümmert um ihre hülfloſe Begleiterin: „Ach, ich liebte ihn, wie noch kein Weib einen Mann, denn ich wußte, daß ich ſeine Königin war. Hatte es mir doch der Engelfürſt Gabriel offenbart in einer heiligen Nacht. Du ſollſt herrſchen über Israel und deine Kinder Könige ſein, ſprach er zu mir. Weh mir! Die Flamme meiner unbändigen Liebe hat mich verzehrt, ich bin verſtoßen, die Krone des Meſſias zertrümmert; Israel, du bleibſt in ewiger Schmach. O Sabbathai, warum haſt du meiner Liebe ſo vergolten?“

Der, deſſen Name zuletzt dem ſchönen Munde der Jungfrau entſchlüpfte, war, von dem Augenblick an, wo er ſie geſehen und erkannt von einer immer heftigern Aufregung ergriffen worden. Sein gierig glühendes Auge verſchlang ſie, ſeine Arme breiteten ſich unwillkührlich aus, ſie zu umfangen, ſein Mund bebte, und bei ihren herzzerſchneidenden Klagen die Welt um ſich vergeſſend, rief er mit einem blutigen Schmerzenſchrei: „Rahel! meine Rahel!“

Aber kaum hatte dieſer entſetzliche Ton das Ohr der mondſüchtigen Nachtwandlerin erreicht, als ſie von der Höhe des Felſenkopfs herabſtürzte und mit zerſchmetterten Gliedern blutend zu den Füßen der aufſchreienden Männer fiel.

„Meine unglückliche Schweſter!“ rief Baruch und wollte ſie umfaſſen.

„Meine heißgeliebte Rahel!“ jammerte Sabbathai, ſtieß Baruch zur Seite, umſchlang die Blutende und preßte glühende, wahnſinnig wilde Küſſe auf ihren bleichen Mund.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Büchner, Georg, Danton's Tod. Dramatiſche Bilder aus Frankreichs Schreckenszeit. 18 gr. fl. 1. 12 kr.

Byron, Lord, ſämmtliche Werke, herausgegeben von Dr. Adrian. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Handſchrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier Rthlr. 8. 12 gr. fl. 14. Auf weißem Druckpapier Rthlr. 6. 18 gr. fl. 11.

Dieſe Ausgabe iſt vollſtändiger, als irgend eine bis jetzt in engliſcher Sprache erſchienene, und mit der größten Sorgfalt, mit Sachkenntniß und Geſchmack von einem Vereine rühmlichſt bekannter Männer ausgeführt; keinerlei Rückſicht konnte das Auslaſſen auch nur einer einzigen Stelle bedingen. Obgleich nun dieſelbe um 15 Octavbogen ſtärker wurde, wird dennoch vorerſt der äußerſt billige Subſcriptionspreis beibehalten.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter haben ſich über dieſe Ausgabe auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Eine ausführliche Beurtheilung in der Halliſchen Lit. Zeitung [1832. 195] beginnt:

„Wir ſehen hier ein Unternehmen vollendet, in welchem die Univerſalität des Geiſtes unſerer Sprache einen ihrer glänzendſten Triumphe feiert. Wie möchte auch der Franzoſe oder der Italiener die kühne Kraft des engliſchen Dichters wiederzugeben vermögen, wie den freien Schwung ſeines Geſanges, die Tiefe zerreißender und verſöhnender Gefühle, die verwegene Bildung der Sätze und einzelner Worte, die tauſend bedeutungsvollen Nuancen, welche Byron gleichſam tändelnd, aber nie ohne Abſicht und Bewußtſeyn, hinwirft?“

Cooper's ſämmtliche Werke, 93 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpap. Rthlr. 17. 4 gr. fl. 26. 48 kr. Auf Druckpapier Rthlr. 11. 8 gr. fl. 18. 12 kr.

Dieſelben enthalten: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Anſiedler. — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzbewohner. — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz.

Döring, Georg, Stimmen des Lebens. Drei Erzählungen. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — Sonnenberg. Eine Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — der Hirtenkrieg. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Mumie von Rotterdam. Eine Novelle. 2 Theile. Geh. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

— — van Speyk. Ein Heldengedicht. Geh. 9 gr. 40 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5 8 gr. fl. 9.

— — **Novellen**. 4 Theile. Ausgabe auf Velinpapier Rthlr. 6. fl. 10. 48 kr. Ausgabe auf Druckpapier. Rthlr. 5. fl. 9.

— — das Opfer von Oſtrolenka. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Roland von Bremen. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde. 5 Jahrgänge 1829 bis 1831 und 1833. Jeder Jahrgang mit einem Titelkupfer von Fleiſchmann. Geh. 16 gr. fl. 1. 12 kr.

— — dramatiſche Novellen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — Tage der Vorzeit. Dramatiſches Gedicht in vier Darſtellungen, aus der Geſchichte der freien Stadt Frankfurt. 1. Die Gründung. 2. Der Kaiſerſitz. 3. Die Wahlſtadt. 4. Guſtav Adolphs Abſchied von Frankfurt. Cartonirt. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 15 kr.

Döring, Georg, das Kunſthaus. Novelle in 3 Theilen. Geh. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — die Geiſelfahrt. Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert. 3 Bände. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

Dieſe Dichtungen des berühmten Herrn Verfaſſers haben ſich des außerordentlichſten Beifalls nicht allein von Deutſchland, ſondern auch theilweiſe von England und Frankreich, wohin ſie talentvolle Ueberſetzer verpflanzt, zu erfreuen. Mit Recht nennen ihn kritiſche Blätter den deutſchen Cooper; denn wie er gleich dieſem genialen Schriftſteller einen Reichthum der Erfindung entfaltet, eine ſcharfe Charakterzeichnung in allen Individuen aufſtellt, ſo gelingen ihm auch ebenſo die Schilderungen von Naturſcenen, die Darſtellungen reizender und romantiſcher Lokalitäten, mit allen dichteriſchen Details, welche dazu beitragen, ein Bild zum Kunſtwerke zu erheben. Daß die reinſte Moralität in allen ſeinen Dichtungen vorherrſche, und ſie deshalb ohne Anſtand jeder Jungfrau in die Hand gegeben werden können, iſt allgemein anerkannt.

Duller, Eduard, Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. 8. Geh. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 20 kr.

— — Erzählungen und Phantaſieſtücke. Zwei Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — die Feuertaufe Eine Erzählung. Zwe Theile. 8. Rthlr. 3. fl. 5.

— — Kronen und Ketten. Ein hiſtoriſcher Roman. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Phantaſiegemälde für 1835. Mit einem Kupfer von Fleiſchmann. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — Phantaſiegemälde für 1836. Mit einem engliſchen Stahlſtiche. 8. Elegant gebunden. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

Der geiſtreiche Verfaſſer zeigt in dieſen ſeinen neueſten Werken den freundlichen Leſern eine Fülle der bunteſten Aus- und Anſichten. Ein friſcher Hauch des Lebens und der Phantaſie beſeelt ſeine Erzählungen und Phantaſieſtücke. Der Leſer findet darin bald ein freundlich gemüthliches Genrebild, bald ein Nachtſtück à la Hoellenbreughel. Der reiche Stoff und die gelungene Behandlung berechtigen uns, dieſe äußerſt intereſſanten Schriften allen Freunden einer geiſtreichen Unterhaltungslektüre zu empfehlen.

Duller, Eduard, Loyola. Drei Bände. 8. Geheftet. Rthlr. 4. 21 gr. fl. 8. 24 kr.

Es iſt der Stifter des Jeſuitenordens, der in dieſem neueſten Werke Duller's die Aufmerkſamkeit der Leſewelt auf eine Zeit lenkt, welche wichtig in die Intereſſen der neueren Zeit einwirkt. Dieſe einfache Andeutung dürfte, da überdem der Name des Verfaſſers in der deutſchen Literatur bereits eingebürgert iſt, zur vollgültigen Empfehlung wohl genügen.

Gallerie zu Byron's Werken. Zweite Lieferung in 7 Blättern. 20 gr. fl. 1. 30 kr.

Gutzkow, K., Soireen. 2 Theile. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Heeringen, Guſtav von, Fränkiſche Bilder aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 4 Theile. 8. Rthlr. 5. fl. 8. 30 kr.

— — **der Courier von Simbirsk.** Novelle. 8. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der reichbegabte Verfaſſer entwirft in dieſer Novelle ein Gemälde des ruſſiſchen Volks-, Hof- und Cabinetslebens aus der Zeit einer Frau, an deren Namen ſich ſtets das lebhafteſte Intereſſe knüpfen wird, der Kaiſerin Katharina. Intrigue und Liebe ringen um den Preis, doch die letztere ſiegt; dieſe verſöhnende Tendenz wird den intereſſanten Combinationen der Novelle gewiß viele Freunde verſchaffen.

Irving, Waſhington, ſämmtliche Werke. Aus dem Engliſchen überſetzt. 56 Bändchen. Geh. Auf Velinpapier Rthlr. 10. 6 gr. fl. 17. Auf Druckpapier Rthlr. 7. 4 gr. fl. 11. 54 kr.

Dieſelben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reiſenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geſchichte des Lebens und der Reiſen Chriſtoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoriſtiſche Geſchichte von New-York. — Reiſen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reiſe auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead Abtey. — Erzählungen von der Eroberung Spaniens.

König, H., die Wallfahrt. Eine Novelle. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Nänny, J. C., Gedichte. Rthlr. 1. 6 gr. fl. 2.

Der Name des Herrn Nänny iſt den Freunden der Dichtkunſt aus Taſchenbüchern und Zeitſchriften ein erfreulicher Klang geworden, der immer irgend ein aus der Tiefe der Gemüths- und Phantaſiewelt geſchöpftes Product ankündigt. Vorzüglich aber ſind es heitre, liebliche Melodieen, die irgend eine gefühlvolle Anſchauung, eine poetiſche Erkenntniß des Lebens und der Natur enthalten, welche der Muſe des Herrn

Nänny gelungen. Sie iſt ein reiches Kind, aber ihr Reichthum beſteht in Blumen und dieſe ſind wiederum einfache Blumen der Wieſe, traulich dem Herzen, wie dem Vaterlande, ein ſinniger Strauß für ſinnige Freunde der Poeſie.

Oefele, Freiherr von, Bilder aus Italien. 2 Bände. Geh. Rthlr. 2. 20 gr. fl. 4. 48 kr.

Wir dürfen dieſe Bilder, hauptſächlich der Wahrheit und Lebensfriſche wegen, die ſie karakteriſiren, empfehlen. Es ſind Erfahrungen, die der Verfaſſer unter dem reizenden Himmelsſtriche Heſperiens geſammelt, es ſind ſeine oft höchſt eigenthümliche Anſichten, in denen uns ſo Vieles ſchon vielfach Beſprochene wiederum neu erſcheint, es ſind Ergebniſſe heiterer und romantiſcher Natur, welche hier in kecken Zügen, in warmen Localfarben zu Gemälden vereinigt werden, die den Beſchauer anziehn, belehren und ergötzen. Offen und einfach, wie Yorick, erzählt der Verfaſſer, unabſichtlich zur Hauptfigur ſeiner Bilder werdend, in deren Weiſen ſich die Menſchlichkeit mit ihren tauſendfachen Schattirungen ſpiegelt.

Platen, Graf von, Geſchichten des Königreichs Neapel von 1414 bis 1443. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Liga von Cambrai. Geſchichtliches Drama in 3 Akten. Geh. 12 gr. 54 kr.

Rückert, Fr., Nal und Damajanti. Eine indiſche Geſchichte. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

Das Publikum erhält hier eine, von dem rühmlich bekannten Dichter Rückert, mit aller ihm in ſo ſeltenem Grade eigenen Sprachfertigkeit und Reimfülle übertragene indiſche Dichtung, bei der aber alles Fremdartige, ohne Studium der indiſchen Poeſie Unverſtändliche vermieden iſt, ſo daß ſie als eine ſinnige Liebeserzählung erſcheint, über welche ſich nur ein leiſer fremdartiger, aber lieblich-ſüßer Duft ausbreitet und ſie umweht. Das Mythologiſche, völlig verſtändlich, erſcheint in der Figur, welche am bedeutendſten eingreift, nur als Allegorie des böſen Gelüſtens, welches in unſrer Bruſt wohnt. Liebe, in bezaubernder Schilderung, ihre Leiden und Treue bilden den Inhalt des Büchleins, und wem Sinn für wahre Poeſie einwohnt, wird an dieſer Dichtung, und wem Sinn für Sprachſchönheit und Ausdruck einwohnt, wird an Rückert's Verſen ein Vergnügen genießen, wie es ſelten geboten wird.

Scävola, Emerentius, die **Kreolin** und der **Neger**. Galerien romantiſcher Bildwerke. **Erſte Galerie** in 3 Theilen: Der Königsenkel. — Die Kreolin. — Deſſalines. — **Zweite Galerie** in 3 Theilen: Die Blutsfreunde. — Die Kaperbeute. — Hayti. 6 Theile. 8. Geh. Rthlr. 9. fl. 15. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

E. Scävola nimmt unter den neueſten deutſchen Roman-Dichtern einen hohen Rang ein; ſeine unerſchöpfliche Combinationsgabe, ſeine pſychologiſche Virtuoſität, ſeine Kunſt, das Intereſſe des Leſers wie durch magiſche Kraft zu feſſeln und zu leiten, der tiefe Fond ſeiner ernſten Lebensanſichten, das ſociale Element, auf welchem er alle ſeine Romane aufbaut, haben ihn zu einem Lieblingsſchriftſteller der gebildeten Welt gemacht. Sein neueſter Roman ſpielt auf einem Terrain und in einer Epoche, welche einem uns noch nahe liegendes geſchichtliches Intereſſe die Folie eines poetiſchen und politiſchen unterbreiten. Die angeborne Freiheit mit dem Schlagſchatten der Sclaverei, Barbarei und Humanität im Kampf, und über allen die Liebe, wie ein Seraph ſchwebend, bilden das Grundthema

Storch, Ludwig, der Diplomat. Novelle. 8. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 2. 48 kr.

— — die Intrigue. Eine Novelle in 2 Theilen. Zweite verbeſſerte Auflage. Rthlr. 1. 18 gr. fl. 3.

— — der Karikaturiſt. Novelle. 2 Theile. Rthlr. 3. 8 gr. fl. 5. 48 kr.

— — Erzählungen. 4 Theile. Rthlr. 5. 8 gr. fl. 9.

— — die Beguine. Hiſtoriſcher Roman aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. 3 Theile. Rthlr. 4. 20 gr. fl. 8. 24 kr.

— — Malers Traum. Novelle. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 3.

Die Leſewelt erhält in dieſen Erzählungen des allgemein bekannten und beliebten Verfaſſers eine reiche Gallerie von Darſtellungen, welche durch ihre Lebendigkeit und innere Wahrheit, ſowie durch ihre gelungene Form und treffliche Behandlung gewiß das Intereſſe zu feſſeln vermögen. Der Verfaſſer hat es in den kleineren Novellen, wie in ſeinen größeren Romanen, verſtanden, den Leſer geiſtreich zu unterhalten; und wir hoffen, daß Niemand unbefriedigt dieſe Erzählungen aus der Hand legen wird, in welchen ſich eine tüchtige Lebenskenntniß, ein ſicherer Takt, die Spannung vom Anfang bis zum Ende rege zu erhalten, ſowie überhaupt alle wackeren Eigenſchaften, wodurch ſich der Verfaſſer die Gunſt des Publikums erworben, aufs Neue vortheilhaft dargethan finden.

Wolff, O. L. B., Novellen. Fremd und eigen. Rthlr. 1. 9 gr. fl. 2. 24 kr.

Dieſe Sammlung enthält eine der intereſſanteſten Erzählungen nach Charles Nodier: „Das Fräulein von Marian,“ in der Form von Memoiren, welche auf den Boden der Geheimgeſchichte der neueren Zeit verlegt ſind. Die Originalerzählungen des Verfaſſers reihen ſich den beſten belletriſtiſchen Leiſtungen an.

Der Jakobsſtern.

Meſſiade

von

Ludwig Storch.

◆

Zweiter Theil.

Des Sternes Wachsthum, oder der Märtyrer.

Frankfurt am Main, 1836.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Td|69|322

Wo iſt der neugeborne König der Juden? Wir haben ſeinen Stern geſehen im Morgenland, und ſind gekommen, ihn anzubeten.

Bibel. Evangel. Matth. 2, 2.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Scheidung.

> Wenn Jemand ein Weib nimmt und ehelicht ſie, und ſie nicht Gnade findet vor ſeinen Augen, um etwa einer Unluſt willen, ſo ſoll er einen Scheidebrief ſchreiben, und ihr in die Hand geben, und ſie aus ſeinem Hauſe laſſen.
>
> Bibel. Moſes 5, 24, 1.

Tief im innerſten Meerbuſen von Smyrna, der Stadt und dem Hafen gegenüber, und von letzterem nicht weit entfernt, liegt eine kleine grüne Inſel, die den Namen Cordelio führt. Nur wenige Gebäude ſtehen darauf, und dieſe ſind nicht von großem Belang; aber von dem Ufer des umfangarmen Eilands genießt man einer der prächtigſten Umſichten des Orients. Vor dem ſtaunenden Beſchauer baut ſich nach Süden die bunte halb europäiſch, halb aſiatiſch geſtaltete Häuſermaſſe teraſſenförmig im weiten Halbkreis auf; unten am Ufer des Hafenbeckens erblickt er rechts das ſogenannte Schloß von Smyrna mit ſeinen weißen Mauern, umgeben von grünen Büſchen, Tamariskengeſträuch, Oliven-, Feigen- und Nußbäumen, und unten, wo das Meer an den Fundamenten der Feſtungswerke leckt, dichtes hochemporgeſchoſſenes Rohrgebüſch; unmittelbar hinter dem Schloſſe thürmen ſich ſteile, ſchwarze Hügel auf, deren Scheitel wiederum von grünem Wald bedeckt ſind. Weiter öſtlich liegen die Hafen- und Rhedegebäude, und an ſie ſchließen ſich die breiten und bequemen Straßen der Frankenſtadt an. Am Hügel hinauf, je bauſchiger und höher er die Flügel ausdehnt, drängen ſich die Griechen- Armenier- Juden- und Türkenſtadt, nicht regelmäßig geſchieden, obgleich die Bekenner des Islam die höchſtgelegenen Gebiete einnehmen. Ihre Häuſer und Gärten ſind mit Stufen verſehen, die ſich, aus der Ferne betrachtet, höchſt maleriſch ausnehmen. Den Reiz des Anblicks erhöhen die zwiſchen die aufſteigenden Häuſerreihen teraſſenförmig eingeſtreueten grünen Gärten mit ihren zahlreichen Bäumen. Ueber der Stadt ziehen ſich gleichſam in Etagen die mit dunkeln Cypreſſenwäldern überſchatteten Begräbnißplätze am Berge hin, eine ernſte Schattirung in dem freundlichen Bilde, und über dem Ganzen erhebt ſich, auf des Berges Gipfel, die weitläufige Ruine eines mittelalterigen venetianiſchen Schloſſes. Hinter ihm ſteigen in nebliger Ferne höher und höher kahle Berge zum Himmel empor, die gürtelförmig um ihren vornehmen Bruder, an welchem die Stadt liegt, gezogen, allmälig zu den Ufern des Meerbuſens herabſteigen, und je näher, deſto freundlicher und grüner werden, bis ſie in Oliven-, Nußbaum-, Pomeranzen- und Feigenwälder auslaufen. Links am Ufer, in Gebüſch verſteckt, liegt Burnubat, eine gute Stunde Wegs von Smyrna entfernt, aber durch einen höchſt angenehmen ſchattigen Weg am Ufer des bläulichen Golfs mit der Stadt verbunden. Wo die Berge in den Hintergrund zurücktreten, breitet ſich die mit mildem Grün übergoſſene Ebene, ein geſtickter Wieſenteppich zu den Füßen des hohen, ſtolzen Smyrna, aus, gleichſam um die majeſtätiſch auf ihrem Bergesthrone ſitzende Stadt, einzuladen, daß ſie beim Aufſtehen ihre Füße auf dieſe koſtbaren Teppiche ſtellen möge, bevor ſie in den prächtigen Meerkeſſel zum Bade hinabſteige.

Wendet ſich der von all ſolcher Schönheit Berauſchte auf dem niedlichen grünen Eiland rückwärts, ſo ſieht er den weiten großen Meerſpiegel des Buſens vor ſich ausgebreitet, im Weſten mit felſigen grünhaarigen Inſeln angefüllt, über welche das ſteinige Vorgebirge emporragt; weiter in blauer Ferne erglänzt das Silberſchild des Meeres, von hier aus unbeweglich ſcheinend, auf das die Sonne goldne Nägel heftet, und dem der Meerbuſen ſeine reinen Wellen, unſchuldige Bergkinder, zuführt, um ſein Metall ewig blank zu waſchen; an den beiden Ufern liegen einſame Schlöſſer und Dörfer, jedes durch einen Hain bezeichnet, aus deſſen grünen Umhägen die Häuſer hervorlauſchen; übrigens die Höhen nackt und dürr, gebrannt von Aſiens ſüdlichſter Sonne, die hier prall und ſelten von Wolken umſchleiert auf die ausgedörrte Erde herabglüht. Dies iſt das Panorama des reizenden Aufenthaltes auf Cordelio, dem an hoher maleriſcher Schönheit ſchwerlich ein anderes gleichkommt. —

Angezogen von der erhabenen Ausſicht, hatte Sabbathai Zewi das Inſelchen ſchon ſeit einiger Zeit zum Ziele ſeiner einſamen Meerwanderungen gemacht, und ſchon vor der Hochzeit manche Nacht in einem Hauſe auf Cordelio zugebracht, welches David Roſanes, ſein Schwiegervater, erbaut hatte. Dem alten des erſten und letzten Tages ſieht ſelbſt der reiche orientaliſche Jude eine große Anzahl von Gäſten bei ſich. Die dazwiſchen liegenden Tage ſind theils den Geſchäften, theils dem freundlichen Verkehr mit den nächſten Verwandten und Freunden gewidmet, und das junge Ehepaar iſt ſich während derſelben meiſt ſelbſt überlaſſen, um ſich ungeſtört dem erſten Rauſche beglückender und beglückter Liebe hinzugeben.

Die Hochzeitfeier Sabbathai's und Thamar's hatte einen mehr düſtern als freundlichen Anſtrich gewonnen, die Braut war ſichtbar von einer trüben Gemüthsſtimmung ergriffen, welche aber ihre Verwandten und Bekannten dem unglücklichen Ereigniſſe zuſchrieben, in Folge deſſen Rahel lebensgefährlich darnieder lag. Man hielt es allgemein für kein gutes Zeichen, daß die innige Freundin der Braut gerade in der Hochzeitnacht den ſchrecklichen zerſchmetternden Sturz gethan, der ſie ſo plötzlich an die Pforten des Todes geführt, und Niemand tadelte die gefühlvolle Thamar, wenn ſie wegen dieſes böſen Zufalls tief erſchüttert und der unglücklichen Freundin, deren Krankheit allmälig bekannt wurde, mehr als gewöhnliche Theilnahme widmend, nicht das freudenſtrahlende ſehnſuchtbefriedigte Antlitz einer jungen Neuvermählten zeigte, ſondern ihrer Umgebung bleiche, gramentſtellte Züge, ein tieftrauerndes, von ſchmerzlichen Thränen erfülltes Auge zu verbergen ſuchte. Und doch ahnete Niemand den wahren Grund des bittern furchtbaren Seelenwehs, das ſich nur unvollkommen in Thamar's ſchönem Geſicht abſpiegelte, doch kam keinem Menſchen der Gedanke bei, daß die Reizende, die man jetzt Sabbathai's glückliche Gattin nannte — der Name klang ihr wie hölliſcher Hohn in der Seele — noch eine unberührte Jungfrau ſei. Denn wie in der erſten Nacht hatte ſie ihr Vermählter jede der folgenden Nächte, wie von einem böſen Geiſte getrieben, verlaſſen und war hinaus ins Freie geſchweift. Die einzige Vertraute ihres Kummers, das einzige Herz, an welches ſie das ihrige jammernd anlehnen konnte, die einzige Tröſterin war Mihurmah, die immer noch Alles zu vermitteln hoffte. Sie wußte nämlich durch Eliah Zewi, der ſie unabweißbar mit Anträgen ſeiner Liebe beſtürmte, daß Sabbathai jede Nacht mit dem Abgeſandten des reichen Lisbona zu Gaza an den Arzt Villegas, ſowie mit dem Letzteren, zubringe, daß ſie meiſt in der Mitternacht, nachdem ſie gebadet, nach Cordelio überſetzten und dort in der tiefſten Einſamkeit, ohne Furcht von einem neugierigen Ohre belauſcht zu werden, große Pläne für die Zukunft entwürfen, indem Sabbathai zur vollkommenſten und feſteſten Ueberzeugung ſeiner Meſſiaswürde gelangt, öffentlich, ſobald Alles gehörig vorbereitet, als ſolcher aufzutreten gedenke, um ſeine göttliche Sendung jedermann kund zu thun. Der innere Jubel über die nahe Erfüllung ihrer ſchwärmeriſchen Wünſche verdrängte aus Mihurmah's Seele den Schmerz über das tiefe Elend der Freundin und über Sabbathai's mit nichts zu entſchuldigender Treuloſigkeit. Sie hoffte und verſprach Thamar, wenn Nathan Benjamin wieder nach Gaza zurückgekehrt ſei, werde Sabbathai auch mit deſto größerer Zärtlichkeit in die Arme ſeines jungen Weibes eilen, und wirklich erhielten dieſe tröſtenden Verſprechungen die unglückliche Thamar allein noch aufrecht. Nebenbei tauchte wohl in Mihurmah's Herzen ein leiſer Schatten des Wunſches auf, Rahel möchte von dem wilden Wundfieber, welches ſie ſtündlich aufzureiben drohete, nicht wieder erſtehen, und dadurch jedes Hemmende und Störende zwiſchen Sabbathai und Thamar hinweggeräumt werden. Nicht ohne leiſe Vorwürfe zog durch ihre Seele zuweilen der beunruhigende Gedanke, ſie ſei doch eigentlich die Stifterin dieſer Verbindung, und das Bild der Hochzeitnacht mit ihren Begebenheiten am Meeresufer, die ihr von der blinden Hannah und von Eliab mitgetheilt worden waren, ragte wie ein drohendes Geſpenſt in ihr Leben herein. Uebrigens ruhete über jenem Vorfall ein ſchweres Dunkel, und Niemand, außer den dabei Betheiligten, wußte in welcher Beziehung Sabbathai zu Rahel's Unfall ſtand. —

Endlich erfuhr Miburmah durch den ihr getreu ergebenen Eliab, daß Nathan Benjamin wieder abgereiſt ſei, und ſie beſchloß, ſobald der letzte Hochzeitstrubel vorüber, ſelbſt mit Sabbathai zu reden. Sie fühlte ſich berufen, da ſie nun einmal ohne Abſicht thätig und lenkend in die Schickſale der ihr ſo nah befreundeten Menſchen eingegriffen hatte, dies fernerhin mit Abſicht zu thun, und Alles, wo möglich, zum Beſten zu leiten. Ihre Stellung zu den einzelnen Perſonen gab ihr gewiſſermaßen ein Recht dazu, aber auf der andern Seite war ſie ſelbſt von den Bildern ihrer gluhenden Phantaſie und einer bigotten Schwärmerei ſo befangen, daß ſie Eliah keinen Glauben geſchenkt und mit Verachtung von ſich geſtoßen haben würde, wenn ihr dieſer eine nüchterne und klare Einſicht in die von Villegas und Nathan Benjamin entworfenen Pläne hätte geben wollen. Sie war ſo in ihrem innerſten Weſen von Sabbathai's Meſſiaswürde überzeugt, dieſe Ueberzeugung war mit ihrer Seele ſo ganz eins geworden, daß ſie ihr nur mit dem Leben genommen werden konnte. War es ein Wunder, wenn ſie nicht anders glaubte und vorausſetzte, als daß ſeine Brüder, der Arzt Villegas, ſeine Schüler eben ſo von jener Ueberzeugung durchdrungen ſeien, wie ſie dieſelbe auch an Rahel wahrgenommen, und daß der Bote von Gaza mit dem in ihm aufgegangenen Lichte der göttlichen Wahrheit in der Seele, an ſeinen Wohnort zurückgekehrt ſei, um dort mit begeiſterter Zunge zu verkünden, welches Heil Iſrael wiederfahren? Ihre von reiner Gottesglut erfüllte Seele hatte keine Ahnung, daß hier menſchliche Intereſſen und Leidenſchaften im Spiel ſein könnten. Eliah, ganz nur in ihrer Liebe lebend und von einem einzigen gütigen Worte ihres

Mundes hochbeglückt, hütete ſich wohl, die Reinheit ihres Gemüthes auch nur mit einer Andeutung von der wahren Lage der Dinge zu trüben. Er ſah in Villega's und Lisbona's Plänen glänzende Hoffnungsſterne ſeiner eigenen Zukunft. Mihurmah zu beſitzen, ſie, an der die übrigen Juden ſeines Stammes Anſtoß nahmen, im ſtolzen Triumph hoch über alle die ſogenannten Rechtgläubigen und ſtrengen Talmudiſten zu erheben, ſie mit Reichthum und Glanz zu umgeben, wozu ſie ſeiner liebeglühenden Einbildungskraft geboren ſchien, das waren die hochfahrenden Wünſche ſeiner Seele, die er durch jene Pläne zu verwirklichen hoffte. Dazu kam, daß Mihurmah's Begeiſterung für Sabbathai, die ſich oft in großen glühenden Wortſtrömen ergoß, auch ihn zuweilen hinriß und ihm der Glaube nicht ſelten nahe trat, Sabbathai möchte wirklich der Meſſias und die klugen Entwürfe ſeiner blinden Verbündeten, die jenen dazu ſtempeln wollten, was er doch wirklich ſei, eine Vorkehrung des allweiſen Gottes ſein, dem Könige der Welt die Bahn zu ebnen, und daß ſie mit ihren egoiſtiſchen Abſichten dereinſt würden zu Schanden werden. So von

Zweifeln und Glauben hin- und hergezogen, bald irdiſchen Berechnungen ſich ergebend, bald fortgeriſſen auf den gen Himmel ſtürmenden Fittich erhabener Bilder und Gedanken, die aus Mihurmah's Seele als glänzende Kinder geboren wurden, fand Eliah den einzigen feſten Haltpunkt in ſeiner Liebe zu der ſchönen Schwärmerin. —

Der Tag nach Nathan Benjamin's Abreiſe war der achte Tag nach der Hochzeit, und der Abend deſſelben zu dem großen Feſtmahle beſtimmt. Die Sonne war hinter dem Vorgebirge verſchwunden, gleichſam, als ſei ihr Smyrna's Meerbuſen nicht groß genug, um ihre eigene Glut darin zu löſchen und zu kühlen, und ſie müſſe über die Gebirge, die von ihrem Schritte rauchten, hinab in das ägeiſche Meer ſteigen. Ein kühler Landwind, der ſich aus den hohen Gebirgen meerſehnſüchtig niederſenkte, um ſich auf den Wellen zu wiegen und zu ſchaukeln, ſtreuete eine Menge buntgeſchmückter Barken auf dem dunkelblauen Gewäſſer des Golfes zwiſchen der Stadt und der Inſel Cordelio aus; es waren die Fahrzeuge, welche das junge Ehepaar und die geladenen Gäſte zu Roſanes ſchöner Beſitzung hinüber trugen. Heute neigte die reizende Braut dem Meere ein bleiches, abgehärmtes Geſicht zu, um es den Gäſten zu verbergen, ihre leiſen, halb unterdruckten Seufzer verhallten im Geräuſche der Wellen, die ſich am Boote brachen, und im Getöne der Pfeifen und Hörner, die luſtige Weiſen aufſpielten; die Thräne, die unbemerkt über die Wange rann, ſtahl ſich in den Schaum des Waſſers; die Wellen aber ſchienen ſich verwundert zu fragen: iſt das die glückliche Gattin? Es wäre ihr beſſer geweſen, ſie wäre bei uns geblieben, wie wir gewünſcht.

Sabbathai zeigte dagegen ſeiner Umgebung die belebten Züge ſtolzer Hoffnungen, ſein Benehmen entwickelte jene feſte Sicherheit, die aus Ueberzeugung und erlangter Gewißheit hervorgeht, und nicht ſelten nahm ſein Auge den ſchwärmeriſchen Ausdruck an, der, ein Begleiter ſeiner begeiſterten Rede, ſonſt ſeine Schüler und Anhänger mit emporflügelte, nun aber ſeit geraumer Zeit an ihm vermißt worden war. Die Gäſte nahmen dieſe Blicke für Bekenner hohen Liebesglücks, und ſcherzten über Thamars Bläſſe.

Der Abend, dieſe Wonne- und Segenszeit des Morgenlandes, legte ſich in die Büſche und Bäume des Gartens und entlockte ihnen ihr innerſtes Gut, die luſtberauſchenden Düfte, die er gierig ſchlürfte und auf ſeinem dunkeln Fittiche davon trug; mit den Düften aber brachen Chöre von Geſängen aus Buſch und Hecke hervor, die unter Begleitung von Harfe und Flöte Hochzeitlieder brachten, und das Lob des altteſtamentariſchen Gottes in frommen Pſalmen verkundeten. Schmelzende Mädchenſtimmen prieſen bald einzeln, bald zuſammen das Glück der Ehe und Liebe und gewannen Thamar ein bitteres Lächeln ab. Die Güte ihres Vaters, der ſein Kind recht ehren wollte, und Alles aufgeboten hatte, um ihr Freude zu machen und ſeine Liebe zu erkennen zu geben, gemahnte ſie wie Hohn, und zum erſten Mal fühlte ſie ſchmerzlich die drückende Bürde des Reichthums. Wäre ſie arm geweſen, ſie hätte ſtill im einſamen Kämmerlein ihren Kummer ungeſtört ausweinen können, und die Thränen der leidenden Unſchuld hätten vielleicht das, auf Irrwegen begriffene, Herz des Geliebten auf die rechte Bahn zärtlicher Liebe zurückgeführt; ſo mußte ſie ſich zwingen, den Gäſten ein heiteres Geſicht zu zeigen, während ihr die gewaltſam ins Herz zurückgedrängte Leidenslaſt die Bruſt zu zerſprengen drohete.

Unter den Gäſten befand ſich wieder eine große Anzahl Gelehrter, und es war nicht undeutlich zu bemerken, daß die meiſten eben keine freundſchaftliche Stimmung gegen Sabbathai Zewi hegten. Einer derſelben, Simon Banbanaſti, Beiſitzer des Rabbinertribunals, früher Sabbathais Lehrer und einer der kenntnißreichſten Rabbinen in Smyrna, leitete, ſobald die Tafel aufgehoben war, die Unterhaltung auf religiöſe Gegenſtände, und wandte ſich im Tone der Erbitterung an Sabbathai mit den Worten:

„Du warſt mein beſter Schüler, Sabbathai, ich habe dich geliebt, wie keinen, und war ſtolz auf dich; ſeit du aber gegen den ehrwürdigen Chacham Halevi geäußert, du hielteſt nichts von den gelehrten und heiligen Schriften unſerer ruhmgekrönten, gotterleuchteten Väter, auf denen der Friede ſei, ſeit du des Talmud hochgeſchätzte Geſetze, Vorſchriften und Lehren verworfen, von der Gematria verächtlich geſprochen, ſeit jener Zeit iſt mein Stolz auf dich zu Schanden geworden, und ich ſchäme mich, dein Lehrer geweſen zu ſein.“

Sabbathai zog die Brauen finſter zuſammen, und verſetzte mit auffahrender Heftigkeit:

„Weil ich viel gute und ſchöne Lehren in früher Jugend von Euch erhalten, Chacham Banbanaſti, ſo hielt ich Euch für einen hellen Kopf, für eine Fackel des Herrn, beſtimmt in der Nacht des Irrthums zu leuchten. Ich war ein Kind, als ich Eurer Lehre entlaſſen wurde; denn was ich ſpäter gelernt, kam mir nicht aus Menſchenmund, der goldne Schlüſſel hochheiligſter Wiſſenſchaft wurde mir nicht in Eurer Schule gereicht, Ihr Herren; ein Höherer, ein Erleuchteterer war's, der mich erleuchtete. Den ſchönen Wahn, hinſichtlich Eurer, nahm ich mit ins Leben herüber, und habe ihn bewahrt bis zu dieſer Stunde, Chacham Banbanaſti, wo Ihr ihn mir mit Gewalt entreißt. Nicht mit dem geiſtig Blinden habe ich zu verkehren, was hülfe ihm die Fackel, die ich ihm anzündete, er würde ihren Schein doch nicht ſehen, und ſich nur täppiſch an ihrer Flamme verbrennen. Erſpart mir deshalb jede weitere Erörterung über meine Lehre. Getraut

Ihr Euch zu beurtheilen, weß Geiſtes meine Vorträge ſind, wohlan, ſo miſcht Euch unter meine Zuhörer.“

„Du entkommſt mir nicht mit den hochfahrenden Aeußerungen deines jugendlichen Stolzes. Immerhin magſt du mehr Schüler haben, als jemals irgend ein Lehrer unſeres Volks in dieſer Stadt, immerhin magſt du ſtolz auf dieſes Ergebniß ſein: ein Beweis für die Wahrheit deiner Lehre liegt darin nicht. Das Neue iſt's, das Ungewohnte, das Außerordentliche, ausgeſchmückt mit der flimmernden Pracht deiner Rede. Mit zwei Worten will ich zeigen, wer du biſt. Verwirfſt du die mündlichen Ueberlieferungen, wie du dich geäußert, ſo biſt du ein Karäer, verwirfſt du die ſchriftliche Auslegung der Thora, wie du dich gegen Chacham Halevi enthüllt, ſo biſt du ein Samaritaner.“

Sabbathai wechſelte die Farbe, ſein Auge glühete zornig.

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage Euch!“ rief er mit bebenden Lippen, „Ihr ſollt es bald in vollſter Wahrheit erfahren, wer ich bin. Einſtweilen nur das, ehrwürdiger Chacham: Habt Ihr nie von einer Mutter aller göttlichen und menſchlichen Wiſſenſchaften gehört, die man Kabbahla nennt? Faſt fürchte ich, Ihr wißt nichts davon. Es ſteht manches davon im Talmud, aber nicht Alles. Viel Tieferes liegt in ihr ſelbſt vergraben, was noch keiner unſerer ehrwürdigen Väter erſchöpft, was aber vor den Propheten des alten Volks ſtand ein leuchtender Springbrunnen ſüßen Lebenswaſſers, aus dem ſie allem Volke ſpendeten. Aus dieſem Brunnen habe ich auch geſchöpft, er gießt ſeine Lichtquelle über mich und erfriſcht mich, er fließt in meine Hand, daß ich damit Israel waſche und erquicke. Ihr, weiſer Mann, tappt im Dunkeln, habt den Lebensbrunnen nie gefunden, werdet ihn nie finden, und wenn er Euch in die Hand flöſſe, Ihr würdet ſeine göttliche Kraft nicht erkennen, ſondern ihn auf die Straße verſchütten, wie gemeines Waſſer."

Nach dieſen Worten erhob ſich der Jüngling raſch und ging aus der Halle mit ſtolzen, ehrfurchtgebietenden Schritten, wie ein junger, ſich ſeiner Würde wohl bewußter König. Ihm folgte unverholen der Beifall der meiſten Anweſenden, und nur die gelehrten Rabbinen flüſterten feindliche Worte zuſammen. Auch David Roſanes ſah voll tiefen

Mißmuths ſeinem davon gehenden Schwiegerſohne nach, und dann glitten ſeine ſchmerztrüben Augen nicht ohne den Ausdruck eines ſtillen Vorwurfes auf das bleiche Geſicht ſeiner Tochter, die ſtill und verlaſſen noch an der Tafel ſaß. Sie verſtand den Blick des greiſen Vaters, und er traf ſie tiefer und ſchmerzlicher ins innerſte Herz, als der Alte beabſichtigt und gewünſcht hatte. Sie ſtand auf, zog Mihurmah an der Hand mit hinaus in den, von Abendſchleiern überhängten Garten, um ſich an der Bruſt der Freundin auszuweinen.

Sabbathai war vor ihr ſchon in den Garten geſtürmt. Seine Pulſe flogen, ſein Kopf glühete, ſeine Bruſt dehnte ſich mächtig aus, als ſei ſie beſtimmt, die Welt in ſich aufzunehmen, und veredelt, verklärt wieder zu gebären. Das durchſichtige, zarte, ſchwimmende Dunkel, das jenen Breiten ſo eigenthümlich iſt, lag über dem Streifen Meer, der ſich zwiſchen ihn und die Stadt drängte, und vom Berge herab glänzten die farbigen Lampen, auf der Spitze der Moſcheen, wie freundliche Sterne.

Sabbathai breitete die Arme aus; es waren die

Arme ſeiner unausſprechlichen Sehnſucht, ſeines Lebens- und Thatendurſtes, und die That war's, die rieſige, welterfüllende That, die er an ſein ſtürmiſch wogendes Herz reißen mochte. Er rief laut: „Du ewiger, unwandelbarer, herrlicher Gott Israels, der du zu Abraham geſprochen, der du dich Iſaac verkündet und Jakob offenbaret haſt, du in deinem ewigen Sternentempel, den du dir ſelbſt erbaut, laß mich nicht länger harren, vergönne mir auf die Stufen deines Tempels zu treten und es laut zu verkünden, daß ich dein Hoherprieſter bin."

Eine Hand berührte in dieſem Augenblicke die ſeinige; ſein Name wurde von einer männlichen Stimme genannt. Er wandte ſich um, und erkannte einen der Gäſte, einen jungen Mann, Namens Salomon Pechina, der durch ſeine Frau mit dem Hauſe Roſanes verwandt war. Obgleich Kaufmann, und als ſolcher meiſt auf weiten Reiſen begriffen, hatte ſich Pechina doch ſtets den Wiſſenſchaften ſehr ergeben gezeigt und ſie waren ihm dafür wiederum hold geweſen. Er war der ſeltenen Kunſt mächtig geworden, das Wiſſen mit dem Leben in einer fruchtbringenden Vermählung zu vereinigen. Er kannte nicht nur alle bedeutenden Hafen- und Börſenplätze Europas, alle Handelsſtraßen und Stapelplätze Aſiens, er kannte auch die Völker, die Länder, die er geſehen, die Künſte, die Wiſſenſchaften, die dort blüheten; ihm war weder die ſpaniſche Literatur unbekannt — er leitete ſeinen Urſprung aus Spanien — noch war er unvertraut mit der Blüthe des italieniſchen und des aufkeimenden franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Geiſtes; aber auch die Schatzkammern des Orients hatten ſich ihm erſchloſſen, und ägyptiſche Weisheit ſich ihm zugänglich gemacht.

„Sabbathai,“ ſprach Bechina feierlich, „ich bin dir in guter Abſicht gefolgt, und habe deine Worte vernommen. Iſt es dein heiliger Ernſt, wie ich glaube, Wahrheit auf Erden zu lehren, ſo ſollſt du bald vor aller Welt der Hoheprieſter ſein, und als ſolcher anerkannt werden, wie du wünſcheſt. Ich komme nicht in meinem Namen allein, mit dir zu reden, Sabbathai. Deine Aeußerungen gegen den Chacham Halevi im Hauſe deines Schwiegervaters haben größeres Aufſehen unter Smyrna’s großer Judenſchaft gemacht, als dir vielleicht lieb iſt, ſie haben dir viel Feinde zugezogen, aber ſie haben dir auch mächtige Freunde erworben, die dir bis jetzt noch unbekannt ſind. Ja, junger Chacham, es gibt unter den Juden eine Anzahl, und ſie iſt gerade nicht ſo klein, die nur nach Wahrheit ſtrebt, und den Gott ihrer Väter, den ſie als den Gott der ganzen Welt erkennt, nicht nach den Vorſchriften der Rabbinen verehrt; die die Menſchenweisheit des Talmud verachtet, und allein die Thora in Ehren hält. Es gibt einen Bund, Sabbathai, deſſen Zweck iſt, die alten Formen zu zerbrechen, damit der Geiſt ſich verjünge, das Judenthum zu reformiren und von allen ihm anklebenden Schmuz und Schlacken zu reinigen. Du ſcheinſt uns der Mann zu ſein, der dies Alles vermag, und auf dich iſt unſer Vertrauen gefallen, Sabbathai. Du haſt einen ſehr großen Anhang unter der Jugend, deine Schüler verehren dich, du biſt im Stande, einen großen Einfluß auf ſie auszuüben, und vereinigſt mehr Macht in dir, als du ahnen kannſt. Werde der Prieſter der Wahrheit, der Reformator der Juden; ſchließe dich uns an, und tauſend edle Männer in Natolien, Syrien, Paläſtina, Griechenland werden dir anhängen und, dir vorarbeitend, dir die Bahn ebnen."

„Ich kenne meine Macht, Salomon," verſetzte Sabbathai ſtolz lächelnd, „ich kenne auch meine Beſtimmung auf Erden. Klar im morgenrothen Glanze heiliger Anſchauung liegt das Ziel vor mir, ein ſtrahlender Tempel, herrlicher als er je auf dem Berge Moria ſtand. Ich weiß es, daß die Tenne zu fegen mein Beruf iſt, und die Körner von der Spreu zu reinigen. Sage denen, die dich geſandt haben, daß meine Stunde bald kommen wird; ſchon keimen die Knospen, die die Frucht gebären werden."

„Es iſt nothwendig, daß du dich erſt mit uns verſtändigſt, Sabbathai," fuhr der Kaufmann fort. „Wir müſſen über Vieles erſt einig werden, eh' du öffentlich auftrittſt, um dich als Reformator kund zu geben. Wir haben deine Vorträge beſucht, wir ſind deinem Wege mit ſcharfem Auge gefolgt. Du liebſt es, dich in die dunkeln Gewänder der Kabbalah zu hüllen, dich in ihren Irrgängen zu verſtecken. Dies iſt nicht der rechte Weg, unſere alte Religionsform zu verbeſſern. Wozu dies wunderliche Gewebe von wenig Wahrheit und viel Irrthum? Wozu dieſe Schleier, dieſe düſtern, ſeltſamen Behänge des Lichts, wenn es darauf ankommt, dem Volke ſeine weitſtrahlende Fackel zu entzünden, jene Fackel der Wahrheit, die aller Welt leuchten ſoll?"

„Wie?" ſprach Sabbathai befremdet, „du verachteſt die Kabbalah, du ſprichſt deine Verachtung ungeſcheut mir gegenüber aus, und ſtellſt mir doch die Aufgabe, mein Volk zu reinigen, und, befreit von allem thörichten Menſchenwerk, als ein durch mich neugebornes Gottesvolk in den neuen heiligen Tempel einzuführen, den ich ihm bauen werde? Womit anders kann ich das Volk taufen als mit dem Feuerwaſſer des Geiſtes, das in den tiefſten Tiefen der Kabbalah gequillt? Du haſt noch nicht von ihrer ſüßen Fluth gekoſtet, ſonſt würdeſt du nicht ſo nüchtern zu mir reden, den ſelige Gottestrunkenheit durchdringt, der heilige Geiſt Gottes, den die Schechina ihren Auserwählten einhaucht."

„Meinſt du, ich kenne die Kabbalah nicht?" fragte Pechina ironiſch. „Ich war in den Schulen zu Salonichi, zu Stambul, zu Zephath, zu Damask, Haleb und Jeruſalem. Ich habe die berühmteſten Lehrer der Kabbalah unſerer Zeit gehört, ich habe die vorzüglichſten Schriften derer ſtudirt, die zu den Vätern gegangen ſind. Ich kenne die Wiſſenſchaft, die du ſo hoch hältſt; ſie kennen die meiſten Männer jenes Bundes, von welchem ich dir geſagt habe, und wir ſind alle über ihren Werth einverſtanden. Was iſt ſie weiter, als ein ſeltſames, abenteuerliches Gewand für das Licht der Wahrheit, künſtlich gewobene Schleier, um den Profanen abzuhalten, daß er nicht geblendet werde, ſich nicht verbrenne? Sie iſt der Vorhang vor dem Allerheiligſten im Tempel, mit Abſicht ſo wunderbar gewirkt und geſtickt, daß nur ein Eingeweihter ihn lüften und hinein treten kann. Wohl denn, es mag eine Zeit gegeben haben, wo die Gelehrten unſres Volks, als dieſes ſelbſt im tiefſten Verfall war, für nöthig erachten mochten, eine myſtiſche Hülle um die große Wahrheit des Lebens, die Religion zu legen, damit die heiligen Brote des Tempels nicht Thoren und Aberwitzigen zum Spielwerk diene und das himmliſche Oel, beſtimmt die Könige des Geiſtes zu ſalben, nicht auf der Gaſſe verſchüttet oder in die Lampe des Blödſinnigen gegoſſen werde, einen Zaun um das Licht zu bauen, damit die Welt durch Unvorſichtigkeit der Narren nicht in Brand gerathe. Alle

Religionen bedienten ſich dieſes Mittels, ſobald die Erleuchteten des Volks fürchteten, das Heilige möchte profaniſirt und Leichtſinn in göttlichen Dingen überhand nehmen. Ich will dich nur an die Myſterien der Aegypter und Griechen erinnern. So war auch die Kabbalah Mittel, die Flachheit und Seichtheit vom höhern Rufe zur Erkenntniß göttlicher Wahrheiten zurückzuhalten. Aber was iſt endlich daraus entſtanden? Die Kabbaliſten haben ſich allmählig mehr und mehr vom Volke der Juden abgeſchloſſen, und während ſie, die ſich die Lehnsträger des Geiſtes und der Wahrheit wähnten, in leerem Formelweſen erſtarrten und zu wahnwitzigen Rechnern herabſanken, verfiel das Volk, das aller verſtändigen Leitung entbehrte, in immer tiefere Dummheit. Magſt du auch die Kabbalah in ihrer urſprünglichen reinen Geſtalt aufgefaßt und dir angeeignet haben, was willſt du damit beim Volke? Wir ſind über das geheimnißvolle, verwickelte Formenweſen erhaben, und der Haufe verlangt eine einfache begreifliche Form. Es iſt ja ſchon erdruckt unter unpaſſenden Formen. Nimm ſie ihm ab, aber bürde ihm dafür keine neue auf. Belehre es über Gott, Glaube, Tugend, über die höchſten Intereſſen der Menſchheit, leuchte ihm mit der Fackel deiner jugendlichen Begeiſterung vor, und du wirſt es ſicher zu einem ſchönen Ziele führen. Werde deinem Volke ein zweiter Esra, gib ihm, wie dieſer, neue weiſe Geſetze, aber verſchone es mit den unverſtändigen, unbrauchbaren Acten. Sehnt ſich aber dein Herz, in den poetiſch dämmerigen Hainen heiliger Myſterien zu wandeln, ich will dich einführen, wo deutungsvolle Symbole zu dir reden, und du die myſtiſchen Gebräuche der Juden, Perſer und Aegypter vereint finden ſollſt, wo du die Weisheit des Menſchen angedeutet findeſt in tiefſinnigen Zeichen.“

„Ich kenne nur einen Gott,“ ſagte Sabbathai mit höchſtem Stolze, „den Gott Iſraels, den Moſes verkündet und die Propheten, den David beſungen in hochherrlichen begeiſterungrauſchenden Pſalmen; ich kenne nur eine Weisheit, das iſt die ſeinige, eine gewaltige Sonne, die die Welt erleuchtet und erwärmt, die Mutter aller Dinge, deren Strahlen ſich brechen und aufgefangen werden in der Kabbalah, ihrem Spiegel. Und dieſen Spiegel allem Volke zu zeigen, das iſt mein heiligſter Beruf. Moſes, die Propheten und alle frühern Lehrer der göttlichen Weisheit haben ſich in ihren Schriften oft uneigentlich ausgedrückt und deuten auf einen geheimen Sinn hin, den ſie unter ihre Worte gelegt haben. Dieſe Schriften gleichen einer verſcheierten Frau, die ihre hohe Schönheit nicht vor jedermann blosſtellt, ſondern von ihren Liebhabern ſtillſchweigend fordert und vorausſetzt, daß ſie ſich Muhe geben, ihren Schleier zu lüften. Eben ſo iſt auch über alle dieſe göttlichen Worte ein Schleier der Uneigentlichkeit gezogen, welcher auch mit dem größten Menſchenverſtande, der göttlichen Gnade, nicht gelüftet werden kann. Mir aber ward dieſe Gnade verliehen und mehr noch, was ſich in der Zeit offenbaren wird, und ich bin berufen, die göttliche Schönheit, die da verſchleiert war bis jetzt, dem armen bedrängten Iſrael zu enthüllen. Es wird ein Tag erſcheinen, wo alle Weisheit der Kabbalah in jedes Haus dringen und es erleuchten wird, wie das Sonnenlicht; ja ich ſage dir, er wird kommen über Nacht, wie es der Prophet geſagt hat in heiliger Vorſchau: die Weisſagung wird gewiß noch erfüllt werden zu ſeiner Zeit, und wird endlich frei an den Tag kommen und nicht ausbleiben. Ob ſie aber auch verziehet, ſo harret ihrer doch; ſie wird gewißlich kommen und nicht verziehen.“

„Sprichſt du doch wie die alten Rabbinen,“ entgegnete Vechina ſpöttiſch lächelnd, „die den Meſſias in jeder Oſternacht erwarteten und ſeine Ankunft, freilich auf die verſchiedenſte Weiſe, ausrechneten bis zu Tag und Stunde.“

„Und warteſt du nicht auf des Meſſias Ankunft?“ fuhr Sabbathai empor.

„Und warteſt Du auf ſie?“ war die ſcharfe Gegenfrage.

„Ich bin gewiß, daß er kommen wird, der die Juden erlöſt vom Joche des Wahns und der Knechtſchaft, der ſie reich und groß machen wird über alle Völker der Erde.“

„Das kannſt du glauben?“ fragte Vechina im Tone höchlicher Verwunderung. Dann ſetzte er kühl hinzu: „Fürwahr, dann dauerſt du mich, und wir haben ferner nichts mehr miteinander zu reden. Wahrlich es gab Männer die eine große Meinung von dir hegten und die wünſchten, daß du dich auf die Höhe ihrer reinen Anſchauung erheben möchteſt, um ganz zu ihnen zu gehören. Ich brauche dir nur Aaron de la Papa zu nennen. Um ihretwillen thut mir die Täuſchung leid.“

„Aaron de la Papa!“ rief Sabbathai entrüſtet. „Was hätte ich mit dieſem zu ſchaffen? Ich kenne ſeinen Unglauben. Hat er gewähnt, oder der Bund, zu dem er gehört und zu dem du dich ſelbſt bekenneſt, mich am Gängelband zu leiten zu ſeinen gottesläſteriſchen Zwecken? Ihr irrt Euch. Ich verabſcheue Euch. Ich werde meine Wege wandeln, wie ſie mir ein Höherer vorſchreibt und haſſe jede Bevormundung. Frei will ich meine Bahn gehen, und die Zeit wird enthüllen, was jetzt noch dunkel iſt. Geh' und ſage das denen, die dich ſchickten.“ Und das ſchöne Haupt in den Nacken werfend, wandte er ſich und ſchritt über den vom Thau befeuchteten Raſen des Gartens, bis er hinter den Nachtumhüllten Gebüſchen verſchwand.

Nicht vergebens hatte der Chacham Halevi in dem Geſicht ſeiner ehemaligen Schülerin geforſcht; er hatte ja von früh auf dies offne freundliche Weſen in ſeiner Entwicklung belauſcht, er kannte das reine Gemüth, das in dieſer edlen Form ſich barg und wußte, daß Freude und Schmerz ſich gleich ſcharf in Thamars Zügen ausprägten. — Bald beſchlich ihn eine Ahnung, es möge zwiſchen den Neuvermälten nicht Alles ſein, wie es ſollte; er hatte deshalb ein beobachtendes Auge auf die junge Frau gerichtet, und ihr geheimer Kummer entging ihm nicht. Der Wahn, als rühre Thamars Trübſinn von Rahels Unglück her, mußte bald verſchwinden, da die Letztere auf dem Wege der Geneſung war, und Thamar ihr keineswegs mehr die frühere innige Anhänglichkeit zeigte. Der ſchlaue Rabbi vermuthete, der Grund jenes geheimen Grams müſſe in den ehelichen Verhältniſſen ſeiner Schülerin liegen, und ſeine Seele begann mit einiger Freude zu ahnen, die Gelegenheit ſich ſeines ſtillgenährten Rachegefühls zu entäußern, möchte ſich mit umſichtiger Benutzung der Umſtände bald aus Thamars geheimen Leiden herausſpinnen laſſen. Vor allem mußte er auszuforſchen ſuchen, welches der Grund jener Leiden ſei, und dies war nicht leicht, indem Thamar ſie, wie ihm keines Wegs entging, jedem Auge zu verbergen trachtete. Des alten Roſanes Thätigkeit war wieder ganz auf den vielfach verſchlungenen Knäul ſeiner Geſchäfte gerichtet, er hatte kein Auge für das ſchmerzliche Lächeln ſeines geliebten Kindes, wenn es ihm wie ſonſt, entgegen kam, er ſah die verweinten Augen nicht, die die Sanfte vor ihm zu Boden ſchlug, er ſchrieb ihre Bläſſe ihrem neuen Verhältniß zu, und wenn er ſie fragte: „Wie iſt dir, Thamar?“ und ſie antwortete mit abgewandtem Geſicht: „Wohl, mein Vater,“ ſo war er zufrieden, und glaubte ſie glücklich im Beſitze des Mannes ihrer Wahl.

Halevi fürchtete, Thamar werde ihrem Vater ſtandhaft jede Mittheilung verweigern, ihn in der Täuſchung zu erhalten ſuchen und lieber dem Schmerze erliegen, als mit einem freien Bekenntniß hervortreten und den Mann anklagen, dem ſie ſich gegen den Willen ihres Vaters zu eigen gegeben hatte; er hielt es alſo für unangemeſſen, Roſanes Aufmerkſamkeit auf Thamars peinlichen Zuſtand zu lenken; an Mihurmah durfte er ſich nicht wagen, wohl wiſſend, daß ſie nicht ſeine Freundin war, und doch hatte der Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen keinen Umgang weiter. In dieſer Verlegenheit wandte ſich der beſorgte Rabbi an eine der verheiratheten Schweſtern Thamars, Namens Zipora, welche ebenfalls ſeine Schülerin geweſen war. Der Mann derſelben, Juda Saphra war meiſt auf groſſen Handelsreiſen nach Syrien, Paläſtina und Aegypten begriffen, und ſo wurde das Hausweſen allein von Zipora geführt. Dieſer Umſtand hatte ihrem ohnedies feſten Charakter etwas Männliches, Herriſches verliehen. Die Schätze ihres Vaters hatten ihr von früh ſchon ein tüchtiges Selbſtvertrauen, ein ſtolzes Selbſtbewußtſein eingeflößt. Sie war es auch, die bei Thamars Vermählung Mutterſtelle bei derſelben verſehen hatte, und wirklich kamen ihr, die den ſchwächlichen Spätling, deſſen Geburt der Mutter letzte Lebenskraft aufgezehrt, gewartet und mit liebender Sorgfalt auferzogen hatte, gewiſſe Mutterrechte über die jüngſte Schweſter zu. Auch Zipora war mit Thamars Wahl nicht zufrieden geweſen; was durfte ſie aber dagegen einwenden, da der Vater, der ſich von Niemand Vorſchriften machen ließ, ſeine Einwilligung gegeben?

Halevi machte Frau Zipora einen Beſuch und leitete die Unterhaltung auf Thamar. „Sie iſt krank, die Arme," ſagte er bedauernd, „und ihr Alle ſeht es nicht; ein arges, faſt fürcht' ich tödtliches Gift frißt an ihrem Herzen, ſie verzehrt ſich von Tag zu Tag mehr, und meine Liebe zu ihr, der ich mich nimmer abthun kann, hat entdeckt, wie ſehr ſie leidet, obgleich ihr Mund ſtumm iſt."

„Krank?" fragte Zipora mit Beſorgniß. „Ihr könnt recht haben, Chacham. Ich ſah ſie geſtern und ihre bleiche verwandelte Geſtalt fiel mir auf; ſie war einſylbig und theilnahmlos. Doch glaubte ich, der Herr habe ihren Schoos geſegnet, und die befruchtende Hand Gottes, die ſie berührt, ſolche Verwandlung hervorgerufen."

„Entquellen dem jungen Weibe, das ſolche Hoffnungen hegt, auch Thränen auf Thränen, deren ſalziges Waſſer die ſchönſten Augen trübt? Glaub' ich doch faſt, ſie weint Nacht für Nacht. Mir will bedünken, als ſei es der böſe Geiſt Aſchmedai, der am erſten Tage der Hochzeit ſchon eingekehrt in dies Haus."

„Nimmermehr! Wie liebt ſie Sabbathai und mit welcher hohen Glut wird ſie von ihm geliebt!"

„Und doch hat man von einer Nachtwandlerin gehört, die er in Mondnächten an der Meeresküſte begleitete und aus den Händen eines türkiſchen Aga befreiete, in deſſen Gefangenſchaft ſie gerathen war; doch hat jene Rahel — wie jetzt allgemein verlautet, Sabbathais leidenſchaftlichſte Verehrerin — in der Hochzeitnacht einen lebensgefährlichen Fall von einem Felſen gethan, nachtwandelnd ſagte man; wer kann es beſchwören? Und Sabbathai, ſo ſagt ein dunkles Gerücht, ſoll dabei geweſen ſein. War er in jener Nacht nicht in der Brautkammer im Kiosk des Berggartens? Wer weiß, was darunter verborgen liegt? Das Ausſehen deiner Schweſter ſagt nichts Gutes.“

„Ihr ängſtiget mich, ehrwürdiger Chacham. Gebt mir auch Rath, was ſoll ich thun, um Thamar zu helfen?“

„Suche ihr zuerſt vorſichtig ihr unſeliges Geheimniß abzugewinnen. Sind wir in deſſen Beſitz, läßt ſich handeln.“

Zipora begab ſich, ſobald es Abend geworden war, in ihres Vaters Haus. Sie fand weder Sabbathai noch Thamar oder Mihurmah gegenwärtig. Eine Dienerin ſagte ihr, daß die Letztere mit mehren Frauen und Jungfrauen eine Luſtfahrt nach der Inſel unternommen, Thamar ſich aber ſtandhaft geweigert, dies Vergnügen zu theilen und ohnlängſt allein in den Berggarten gegangen ſei. Zipora ergriff dieſe Gelegenheit begierig, um die Schweſter allein zu ſprechen und auszuforſchen. Sie wanderte aus der Stadt, die grüne Höhe hinan. Unhörbaren Schritts war ihr die Nacht vorangeeilt, und hatte die üppige Pracht des Bergreviers in dunkle ſchützende Hüllen gelegt. Als ſie durch die Orangengänge des Gartens ſchritt, vernahm ſie Harfentöne, und ließ ſich von denſelben zu einer Laube leiten, in welcher Thamar allein ſaß, das ſchöne Haupt ſchwermüthig geſenkt, die Hand den Saiten ſchmerzliche Töne entlockend.. Zipora ſtand lauſchend und vernahm die Seufzer der Schweſter, die wie düſtere Fragzeichen ſich an die Saitenklänge reiheten. Doch bald wurde der Schmerz der ſich einſam Wähnenden zu Worten; ſie mochte die Laſt desſelben nicht ſtumm ertragen können. Es war nicht Rede, es war nicht Geſang, es war ein blutiges Weinen, in Worten ausgegoſſen, das unter dem Rauſchen herzzerſchneidender Accorde aus der leidenbedrängten Bruſt hervorbrach.

„Wehe mir!“ ſo lauteten die Worte, „wehe mir, der unglücklichſten der Töchter Iſraels! Wenn Raphael, der heilige Fürſt der Nacht, der mächtige Bruder und Beſchützer Kasriels, des Fürſten der Liebe, ſeine Boten ausſendet, die Engel der ſüßen Sehnſucht und des brünſtigen Verlangens, damit ſie dem Schiffer auf dem Meere, dem Jäger im Gebirge, dem Kameeltreiber auf mühevollem Wege ins Ohr flüſtern, es ſei nun Zeit heimzukehren, zum heimiſchen Heerde, in die wirthlichen Arme der liebenden Gattin, es harre ein weicher Mund ſeines heißen Kuſſes, eine ſorgende Hand habe ihm das erquickliche Mahl bereitet, eine ſchwellende Bruſt warte ſchon, das Ruhekiſſen ſeines theuern Hauptes zu ſein; dann ſendet derſelbe Engelfürſt meinem Gatten einen ſchwarzen Dämon, deſſen Namen ich nicht kenne, der ihn aber aus dem heimiſchen Hauſe peitſcht, bevor Raphael darin einzieht und mir den Geliebten verjagt von der Stätte, die ihm die Liebe ausgeſchmückt, von dem Bette, das ihm Zärtlichkeit mit duftenden Oelen begoſſen. O Fürſt der Nacht, Andern ſo milde, mir ſo herbe, Andrer Freund, mein grimmiger Feind, womit hab' ich dich erzürnt, daß du den Mann meiner Seele mir ſtets entführſt, und ich die ſehnſüchtigen Arme ausbreite, ſtatt ſeiner, deine Schatten an mein wallendes Herz zu drücken? Rühren dich nicht die Thränen, womit ich während deiner Herrſchaft auf Erden mein einſames Lager bethaue? Du breiteſt deinen Mantel aus, und ſendeſt Kasriel, Sanſaniel und Azmiel, die Engel der Liebe, des Friedens und der Ruhe, um treue Herzen, die zuſammen liegen, damit zu decken; und die Boten lehren ihnen ſüßrauſchende Küſſe als Schlaflied, womit ſie ſich einſingen. Dann ſteigen ſechsmal zehntauſend Engel der Schläfer herab, an ihrem Bette zu wachen und die böſen Geiſter abzuwehren, die ſich herzudrängen, den Schlummernden zu ſchaden. Nur an mein ſchmerzenheißes Lager ſendeſt du keinen der drei Botenfürſten, an mein Bett tritt keiner aus den Engelſchaaren, zu mir neigt ſich Garſiel, der Schmerzensfürſt, und übergießt mich mit Thränenwaſſer. O milder Nachtfürſt, ſei auch mir mild; du tränkſt ja alle Blumen mit kühlem Thau, o ſo erquicke auch mein von der Sonne des Schmerzes heißgequältes Herz mit deiner Labe; ſende mir Azmiel, den holden Ruheboten, daß er mich berühre mit den äusserſten Fingerſpitzen ſeiner beſänftigenden Hand, und der ſäuſelnde Hauch ſeines Odems mich einſchläfre! Wenn du aber meinen Geliebten auf einſamen Pfaden wandeln ſiehſt, ſo verſcheuche den Teufel, der ihn verfolgt, führe ihm meine Seufzer auf deinen Schwingen, den lauen Nachtlüften, zu, und ſag' es ihm, daß ich ſeiner mit Sehnſucht harre, ſag' ihm, daß ich ihn unausſprechlich liebe, daß ſein ſeufzendes Weib nur einen Sinn, einen Gedanken hegt, ihn mit Liebe zu beglücken. Nimm das Lied, gütiger Engelfürſt, das ich dir auf die Flügel lege, und führe es mit Blumendüften vermiſcht, meinem Geliebten zu.“ Und ſtärker in die Saiten greifend, erhob ſie jetzt die melodiſche Stimme zum wahren Geſang, aber ſie ſchmetterte ſo ſchmerzlich prächtig, ſo glänzend blutig roth gefärbt, die Töne ſprangen, wie herrlich geputzte Kinder, die der Moloch im Arm hält, aus der zerriſſenen Bruſt, es war ein köſtlicher Geſang, aber er klang, wie ein Schwanenlied der Verzweiflung. Und ſie ſang des königlichen Salomons Worte:

„Auf meinem Lager Nachts ſucht' ich, den meine Seele liebt, ich ſucht' ihn, aber fand ihn nicht.

Ich will doch aufſtehen und umhergehen in der Stadt, auf den Gaſſen und Märkten, ſuchen, den meine Seele liebt.

Ich ſucht' ihn, aber fand ihn nicht.

Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umhergehen.

Habt ihr geſehen, den meine Seele liebt?

Ich ſchlief, aber mein Herz wachte. Die Stimme meines Freundes, welcher anklopfet!

Thue mir auf, meine Schweſter, meine Freundin, meine Taube, meine Reine! Denn mein Haupt iſt voll Thaues und meine Locken voll Tropfen der Nacht.

Ich habe meinen Rock ausgezogen: wie ſollt' ich ihn wieder anziehen? Ich habe meine Füße gewaſchen: wie ſollt' ich ſie wieder beſudeln?

Mein Freund ſteckte ſeine Hand durchs Fenſter, und mein Herz wallete ihm entgegen.

Ich ſtand auf, meinem Freunde aufzuthun; meine Hände troffen von Myrrhen und meine Finger von fließender Myrrhe am Handgriff des Thürringes.

Ich that auf meinem Freunde; aber mein Freund war fortgegangen, entwichen.

Ich war nicht bei Sinnen, da er mit mir ſprach.

Ich ſucht' ihn, aber ich fand ihn nicht; ich rief ihn, aber er antwortete mir nicht.

Es fanden mich die Wächter, die in der Stadt umgehen, die ſchlugen mich, verwundeten mich; es nahmen mir meinen Mantel die Hüter der Mauern.

Ich beſchwör' euch, ihr Töchter Jeruſalems: wenn ihr meinen Freund findet — — was ſollt ihr ihm ſagen? Daß ich vor Liebe krank bin.

Was hat dein Freund voraus vor einem andern Freunde, Schönſte der Frauen? Was hat dein Freund voraus vor einem andern Freunde, daß du uns ſo beſchwöreſt?

Mein Freund iſt weiß und roth, hervorglänzend vor Tauſenden; ſein Haupt das feinſte Gold, ſeine Locken ſchwankende Palmzweige, ſchwarz, wie der Rabe; ſeine Augen wie Tauben an Waſſerbächen, in Milch gebadet, in Fülle wohnend; ſeine Wangen, wie Balſam-Spaliere, wie Würz-Geländer; ſeine Lippen Lilien, träufelnd von flüſſiger Myrrhe; ſeine Hände wie goldne Ringe, beſetzt mit Chryſolith; ſein Leib ein Kunſtwerk von Elfenbein, bedeckt mit Sapphiren; ſeine Schenkel Marmorſäulen, ruhend auf Geſtellen von Gold; ſeine Geſtalt, wie der Libanon, ein Jüngling, wie Cedern; ſein Gaumen Süßigkeit, ſein ganzes Weſen Lieblichkeit: das iſt mein Geliebter, das mein Freund, Töchter Iſraels.

O halte mich, wie ein Siegel an deinem Herzen, wie ein Siegel an deinem Arme! Denn ſtärker, wie der Tod, iſt die Liebe, feſt wie die Unterwelt ihr Eifer; ihre Gluthen Feuergluthen, Gottesflamme.

Große Waſſer vermögen nicht zu löſchen die Liebe, und Ströme fluthen ſie nicht hinweg."

Ihre Worte erſtickten zuletzt ſelbſt in einem Thränenſtrom, und laut jammernd, von einem tödtlichen Schmerze ergriffen, neigte ſie, wie eine ſchnell welkende Blume, ihr ſchönes Haupt auf die Harfe.

Zipora trat in das Baumzelt und ergriff die Schwermüthige mit den Worten bei der Hand: „Beim Haupte unſres Vaters, **Thamar**, entdecke mir Alles, was dein Herz drückt; ich habe deine Klage vernommen. Ich bin zwanzig Jahre älter als du, ich könnte deine Mutter ſein, und wahrlich, ich bin dir mehr als Schweſter geweſen. Hab' ich dich nicht auferzogen, wie mein eigenes Kind, hab' ich dich mit meiner Liebe nicht umgeben, wie mit

Purpurhüllen? Bin ich nicht deine Mutter geworden? Wohlan denn, ſo lege dein Tochter-Schweſterherz an mein Mutter-Schweſterherz, und enthülle mir all deinen Gram, wie du ihn jetzt dem Engelfürſten Raphael geklagt.“

Aber nichts als ein troſtloſes Weinen war Thamar's Antwort.

„Mein Leben,“ redete Zipora ſanft, die Unglückliche an ſich ziehend, „erleichtere die ſchwer belaſtete Bruſt. Mir will es bedünken, als ſei Mihurmah nicht mehr ſo deine Freundin, wie erſt, eh' du weinteſt. Nun da du der Freundſchaft mehr bedarfſt, denn je, verlaſſen ſie dich Alle, meine arme Taube, und du zuckſt allein in Todesqual. Komm, ich will einſtehen für Alle, wie ich ſonſt gethan, als du noch ein Kind warſt. Vertraue dich mir.“

Thamar weinte nur noch heftiger, doch ſchlang ſie den Arm um den Hals der Schweſter und preßte ihr Haupt an die Bruſt derſelben.

„Ja, ſuche nur immer hier einen Zufluchtsort; hier iſt deine Stätte. Oeffne deinen Mund und entdecke mir Alles. Nicht wahr, du biſt bis jetzt nur

Sabbathai Zewi's Gattin vor den Menſchen, nicht vor dem Angeſicht unſres hochgelobten Gottes?"

„So iſt's!" ſchluchzte Thamar. „Doch verſprich mir, ihn nicht anzuklagen."

„Und was verſcheucht ihn von deinem Lager?"

„Ich weiß es nicht. Ich lieb' ihn zu ſehr, um ihn mit dem leiſeſten Vorwurfe zu kränken, ich habe nicht den Muth, ihn zu fragen; nicht einmal meine Thränen darf er ſehen. Ich weine nur, wenn er fort iſt."

„Und geht er jede Nacht?"

„Jede! — Doch ſollſt du ihn nicht anklagen, hörſt du, Zipora."

„Und was treibt er am Tage?"

„Er ſtudirt unabläſſig in ſeinen Büchern, und oft iſt mir's, als halte er Zwiegeſpräche mit Geiſtern; ich höre ihn heftige unverſtändliche Worte ausſtoßen, und mein Herz befällt Furcht und Grauen."

„Arme Taube, welch ein Loos iſt dir gefallen! Weiß Mihurmah um dein Geheimniß?"

„Sie weiß darum ſeit der erſten Hochzeitnacht."

„Und wie benimmt ſie ſich?"

„Sie tröſtet mich ſtets und gibt mir ſchöne Hoffnung, Sabbathai's Sinn werde ſich ändern.“

„Und ſo vergingen ſchon faſt drei Monden? Hat Mihurmah nichts über Sabbathai vermocht? Sie iſt doch ſeine Freundin?“

„Ich fragte ſie nicht darum. Meine Liebe war eine zarte Pflanze, die wie ein Geheimniß im wohlverwahrten Gärtlein meines Herzens blühete. Mit jedem Worte, das wie ein frecher Eindringling verwüſtend in mein Herz fährt, welkt die Blume und zittert ſchmerzlich. Solche rauhe Hände taugen nicht für ſie. Ich kann mit Mihurmah nicht von meinem Liebesſchmerz reden; es ſchnürt mir die Kehle zu; es geht eine zitternde Empörung durch mein ganzes Weſen.“

„Daran erkenn' ich dich!“ küßte Zipora die zarte Schweſter auf die Stirn. „Düſtre Ahnungen ſteigen in mir auf. Mihurmah — ich mag den Gedanken nicht ausdenken. Genug Aſchmedai, der böſe Geiſt waltet in deinem Hauſe, und der Engel Raphael iſt dir nicht ſo günſtig, wie dem jungen Tobias, ſonſt hätte er den Geiſt gebunden und in die Wüſte gebracht. Wir müſſen uns ſelbſt helfen. Sei getroſt und vertraue mir.“

Da hörten ſie Mihurmah's Stimme im Garten und gingen hinaus, ſie zu empfangen.

Mihurmah trat am andern Morgen in fiebriſcher Aufregung in das unſcheinbare Haus Mardochai Zewi's, des Mäklers, um Jeruſa, Sabbathais Schweſter, zu beſuchen, die ihr ſo eben hatte ſagen laſſen, daß ſie krank darnieder liege. Als ſie die Thüre des Gemachs öffnete, ſah ſie Sabbathai am Bette des Mädchens ſtehen und ihr die Hände auflegen; zu Füßen des Polſters ſaß die blinde Hannah.

„Ha, es iſt gut, daß ich dich finde, Sabbathai!“ ſagte die Eintretende mit beklommener Haſt.

Der Jüngling bedeutete ſie mit der Hand zu ſchweigen, indem er auf Jeruſa zeigte, die eben, von der Berührung ſeiner Hände beſänftigt, eingeſchlummert zu ſein ſchien. Das Kind lag bleich und abgemagert ausgeſtreckt, ein wahres Bild des Todes. Eine leichte lächelnde Verklärung ſchwebte über dem in ihren Zügen ausgeprägten Schmerze. Mihurmah betrachtete ſie einen Augenblick voll Verwunderung.

„Iſt ſie ſehr krank?“ fragte ſie dann leiſe. Sabbathai nickte wehmüthig. Da ſprach Hannah:

„Sie wird nicht ſterben, ſondern noch weit geſünder werden, als erſt, wenn auch nicht an Leib. Ich ſeh ſie von der Schechina umfloſſen, heilige Worte redend, die ich noch nicht verſtehe. Mir iſt als wäre ſie eine Prieſterin geworden, eine Prophetin, wie Deborah.“

Dergleichen ſeltſame und unerklärliche Aeußerungen waren die beiden Hörer ſchon an der Blinden gewohnt, und die zuletzt geſprochenen fielen ihnen deshalb nicht auf.

„Haſt du mit mir zu reden,“ flüſterte Sabbathai Mihurmah zu, „ſo folge mir in das Hinterhaus, dort ſtören wir nicht und werden nicht geſtört.“

Sie gingen; in dem kleinen Zimmer, worin Mihurmah zuerſt gewohnt, und an welches ſie tauſend ſchöne Erinnerungen feſſelten, ließ der junge Chacham ſeine Augen mit ſchwermüthiger Zärtlichkeit auf dem ſchönen Mädchen haften, und ſagte dann mit bewegter Stimme: „Sprich, was willſt du von mir?“

„Chacham,“ verſetzte ſie ehrerbietig, „haſt du ſeit geſtern Abend ein Wort mit Thamar oder ihrem Vater gewechſelt?“

„Nein! Und weshalb?“

„Rabbi, verzeihe, wenn ich zu dir zu reden wage, was ſich nicht für mich ſchickt. Die hohe Ehrfurcht vor dir hat mir bis jetzt den Mund geſchloſſen, aber die Angſt, daß dir Unangenehmes begegnen möchte, preßt mir heraus, was mir die Seele belaſtet.“

„So rede nur, ich weiß ſchon was du willſt.“

„Und wenn du es weißt, hoher Herr, ſo ſage mir nur das Eine: Liebſt du Thamar nicht, die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts?“

„Ich liebe ſie.“

„Wie? Und noch haſt du ihr Lager nicht berührt?“

„Welchen Glauben haſt du von meiner Beſtimmung auf Erden?“

„Kennſt du ihn nicht?“ gegenfragte Mihurmah verwundert. „Ich fühle ſtets die Wonneſchauer ſeliger Gewißheit, daß du die Krone des Meſſias tragen wirſt, meine Seele durchzittern.“

„Und meinſt du, daß der Meſſias dem Looſe der gemeinen Menſchheit verfallen ſoll? Was hätte er vor dem Knechte roher Sinnlichkeit voraus, wenn ihn des Blutes raſcherer Pulsſchlag beherrſchte? Wo irdiſche Flammen brennen, von groben Stoffen ſich nährend, da kann der Gottheit reines Feuer nicht gedeihen. Der Engel meiner Geburt iſt, wie ich dir ſchon früher vertrauensvoll enthüllt, der oberſten und reinſten Welt Azilah entſprungen; er iſt ganz Lichtgedanke, unmittelbare Ausſtrömung aus Enſoph, dem urheiligen Lichtquell Gott. Und keiner der auf Erden wandelt, hat außer mir einen azilalitſchen Genius. Darum auch bin ich der, welcher ich bin, und wofür du mich hältſt. Aber nimmer wird mein Engel dulden, daß die trüben und ſchweren Stoffe dieſer untern aſſiatiſchen Welt meiner Meiſter werden. Vielmehr drängt mich mein Genius, mich der irdiſchen Dinge mehr und mehr zu entſchlagen, um mir dafür von ſeines Weſens Klarheit mitzutheilen. Darum muß ich mich auch des Weibes enthalten, zu der mich nichts zieht, als irdiſche Liebe und Sinnlichkeit, damit ich immer mehr Pforten des Verſtandes und Wege der Weisheit erſtrebe; denn mir liegt ob, weiter zu dringen, als David und Moſes.“

„Was du ſagſt, Rabbi, iſt Wahrheit und Licht; denn du biſt der Weisheit hoher Meiſter. Laß mich nur beſcheiden fragen, wie ſoll es werden mit der Erfüllung der Weiſſagungen unſrer Propheten und der Berechnungen der Väter, die ſie uns in Schrift und Wort hinterlaſſen, daß des Meſſias Saamen herrſchen ſoll über das befreiete und beglückte Iſrael bis ans Ende der Zeiten, wenn du einſt ohne Nachkommenſchaft erhoben wirſt, wie Eliah, ſtatt ſeiner der Fürſt des Angeſichts und der göttlichen Herrlichkeit zu werden? Auch ſagt der Rabbi Elias Biſchitzy in ſeinem Buche Aſſarah Mamaroth, welches die Karäer gar hochachten, und in welchem ich in Rabbi Joel Jemſels Hauſe in Gaza oft und viel geleſen: Du mußt wiſſen, daß der König Meſſias aus dem Hauſe David's ſein wird, ein Menſch, wie Andre. Er wird weder etwas zu dem geſchriebenen Geſetz hinzugeben, noch etwas davon wegnehmen. Auch wird er weder in der Schöpfung, noch in dem gewöhnlichen Naturlaufe das mindeſte ändern. Es iſt nicht nöthig, daß der Meſſias ſich durch Wunder oder Lebendigmachung der Todten auszeichne oder ankündige. Nur wird er die Zerſtreuten Iſraels ſammeln, den Krieg Gottes führen, alle Völker umher beſiegen, den heiligen Tempel auf ſeiner vorigen Stelle erbauen, ſich mit Erfüllung der göttlichen Gebote, gleich ſeinem Stammvater David, beſchäftigen, und ganz Iſrael zwingen, nach den Befehlen und Vorſchriften des Geſetzes zu wandeln. — Ich halte dies Alles für Wahrheit, was dieſer erleuchtete Chacham geſchrieben. Freilich biſt du höher, als er. Wenn du aber den gewöhnlichen Lauf der Natur nicht ändern, nicht Wunder thun willſt, wie kannſt du Nachkommen erzielen für den Thron Iſraels, den du erbauen wirſt, ſo du dich jeder irdiſchen Liebe enthältſt?“

„Gewiß,“ verſetzte Sabbathai, „werde ich einſt der Liebe eines Weibes mich erfreuen, und mit ihr Kinder erzielen, wie ein andrer Menſch. Aber ſie muß die mir vom Anfang Beſtimmte und Auserwählte ſein, die mir mein Genius bezeichnen wird. Und nur auf ſeinen Ruf werde ich ihrer ganz theilhaftig ſein.“

„Und hältſt du Thamar nicht für die Auserwählte?"

„Nein; ſie iſt es nicht. Ich darf ſie nicht berühren. Mein Engel hat es mir verboten."

„Aber ſie iſt doch deine Gemahlin, Chacham."

„Immerhin mag ſie es vor den Menſchen ſein."

„Rabbi, ſie liebt dich und grämt ſich über deine Kälte."

„Lieb' ich ſie nicht auch? Verlangt ſie nur Befriedigung ſinnlicher Triebe, wehe ihr dann! Mir würde vor ihr ſchaudern. Es gibt Höheres in mir, was ſie lieben ſoll, als das Geſchlecht. Aber ach! ſie glaubt ja nicht an meine göttliche Sendung; ſie hält mich ja nur für einen Mann, wie alle." Der Schmerz erſtickte ſeine Stimme. *

„Rabbi," ſagte Mihurmah gerührt und befangen, „ich fürchte, du wirſt einen harten Auftritt mit dem alten Roſanes haben. Er hat dieſen Morgen ſchon nach dir ausgeſchickt. Zweifelsohne iſt er mit deinem Verhältniß zu Thamar bekannt. Geſtern Abend fand ich Zipora bei Thamar, und ein einziger Blick auf ſie beim Schein des Lichts verrieth mir, wovon die Rede geweſen war. Das heftige Verlangen des Greiſes nach dir heute morgen beſtätigt mich in meinem Glauben.“

„Ha, ſo hat ſie mit frecher Hand den Schleier vom zarteſten Geheimniß geriſſen, den ein Weib auch nie nur lüften ſollte! Weh mir, ſo iſt ſie eine der widrigſten Gemeinheit Verfallene! Die Roſe des keuſchen Geheimniſſes liegt zerblättert und zerriſſen zu meinen Füßen. Thamar hat mich ihrem Vater verrathen und ſich dadurch jedes Theils an mir verluſtig gemacht.“

„O Chacham!“ ſeufzte Mihurmah tief aus beklommener Bruſt, „wenn es mir möglich wäre zu glauben, daß du irren könnteſt, ſo würde ich ſagen, du irrſt dich in Thamar. Aber ich weiß nicht, was ich thun und ſagen ſoll. Sie iſt gut und edel; ſie verdient deine Liebe. Doch will mich wohl bedünken, ſie paſſe nicht zu dir, und ich werfe mir es bitter vor, daß ich ſie dir in die Arme legte. Du haſt die höchſte Einſicht und biſt mein Meiſter und Herr, ich bin nur deine ſchwache und irrende Magd. Nur die eine Bitte höre von mir: Schone Thamar!“

Sabbathai's Mutter, Salome, trat in das Zimmer und berichtete, es ſei ſo eben ein Bote aus

Roſanes Hauſe da geweſen, um Sabbathai dringend ſchnell in das Haus ſeines Schwiegervaters zu laden, der höchſt Nöthiges mit ihm zu ſprechen habe.

„Ich weiß ſchon davon," verſetzte der Chacham ernſt und ging mit Mihurmah wieder hinab.

Jeruſa ſchlief noch. Doch kaum waren die Beiden eingetreten, als die Kranke, ohne die Augen zu öffnen, langſamer, lauter und deutlicher, als ſie ſonſt wohl zu reden pflegte, und mit Feierlichkeit ſprach: „Sie wollen dich überreden, dir ſelber untreu zu werden; bleibe ſtandhaft, Sabbathai. Zerbrich die Feſſeln, laß dir keine neue anlegen. Sie kennen dich nicht und haben dich in gemeinem böſen Verdacht."

„Wen meinſt du?" fragte Sabbathai verwundert.

„Wen anders als die, von denen du eben mit Mihurmah ſprachſt und zu denen du auf ihren Ruf jetzt gehen wirſt."

„Haſt du gehört, was ich mit Mihurmah geſprochen?" fragte Sabbathai noch erſtaunter.

„War ich doch dabei. Aber auch in Roſanes Hauſe war ich jetzt und hörte, was Zipora zu ihrem Vater ſagte, als der Bote, der dich vorhin hier ſuchte, ankam und berichtete, wie ihm Hannah in Unſchuld geſagt, du ſeieſt mit Mihurmah allein im Hinterhauſe. Sie wollen dir Schlingen legen. Hüte dich!“

„Welch ein hohes Wunder!“ rief Sabbathai mit dem glühenden Erſtaunen der Begeiſterung.

„Sie glauben dort nicht an deinen göttlichen Beruf auf Erden. Nur Mihurmah glaubt und Rahel, Hannah und Eliah. Die andern ſind die Sproſſen der Leiter, auf welcher du zum Königthum der Welt emporſteigſt. Aber frei mußt du ſein und meiner Liebe wieder ganz angehören. Sie ſind die Hoffärthigen und Hohen, von welchen du los ſein mußt und darfſt nicht liegen in ihren Banden. Durch dich ſoll der Herr ſie demüthigen nach des Propheten Wort. Ich aber werde dir die Stufen fegen, wenn du auf den heiligen Berg ſteigſt, das Haus Jakob's wieder zu erbauen. Darum mache dich los von denen, die wider dich ſind, und halte dich zu denen, die für dich ſind. So ſpricht der Herr aus meinem Munde.“

„Hört! hört die Stimme der Prophetin, die

Stimme in der Wüſte!“ rief die blinde Hannah jetzt in heiliger Verzückung.

„Ich ſehe ſie dem voranwandeln, der der Erkorne iſt, über Israel zu herrſchen und Juda zu beglücken für ewige Zeit. Jeruſa und Mihurmah, das ſind die zwei Zweige der Oelbäume, die da ſtanden an den zwei Schneuzen des goldenen Leuchters, wie ſie Sacharja ſah, und von denen der Engel ſprach: Es ſind die zwei Oelkinder, welche ſtehen bei dem Herrſcher des ganzen Landes. Du aber, Herr, biſt der Leuchter und Herrſcher!“

„Herr Gott meiner Väter, du umwebeſt mich mit deinen heiligen Wundern!“ rief Sabbathai mit gefalteten Händen und frommem, zum Himmel gewandten Auge, „du ſendeſt mir durch den Mund der Schwachen und Blinden die Boten deines Wortes, auf daß ich nicht zweifle, ſondern mehr und mehr erkenne, wozu du mich auf Erden berufen haſt. So lege deine höchſte Weisheit in meinen Mund, daß ich belehre, die dich lieben, ſo lege das Schwert in meine Hand, daß ich ſchlage, die dich haſſen, und dann gib mir David's Scepter, daß ich dein Volk groß mache vor dir, zu deiner Ehre und Herrlichkeit.“

„Amen!“ ſprachen die Schlafende und Blinde wie eine Stimme. Mihurmah aber war von den Schauern göttlicher Gefühle ergriffen, auf die Kniee geſunken und küßte den Saum des Kaftans. Er breitete die Hände über die drei Mädchen aus und ſegnete ſie. Dann wandelte er, ernſt und ſchweigend, voll tief empfundener Kraft und Würde ſeines Berufs und mit großen Vorſätzen beſchäftigt, hinaus, dem hohen, prächtigen Hauſe des alten David Roſanes zu.

Der bekümmerte Greis ſaß in ſeinem reichen Lehnſtuhle, das Haupt ſinnend in die Hand geſtützt, die von den herabwallenden weißen Locken verhüllt war. Sein großes Auge ruhete ernſt auf dem hereintretenden Sabbathai.

„Ihr habt nach mir verlangt,“ war des Letzteren kalte Anrede.

„Junger Mann, ein Greis ſitzt vor dir,“ begann Roſanes feierlich, „der über viele Schätze zu gebieten hat, dir aber den größten Schatz ſeines Hauſes in die Hand gab, ein Kleinod, mehr werth als alles Gold und Edelgeſtein in Smyrna, ein unſchätzbares Gut; und der Greis fragt dich jetzt: wie haſt du bis dieſen Tag mit dem dir anvertrauten Schatze verfahren, wie haſt du das Gut verwaltet, das ich in deine Hand gelegt?“

„Seltſame Rede!“ entgegnete Sabbathai finſter, „ich habe Euern Schatz weder verſchlemmt noch verſchenkt; er iſt noch ganz zu haben und unverletzt, und Euer Antheil daran noch eben ſo groß, wie ſonſt.“

„So kann mir nur Liebloſigkeit gegen meine Thamar antworten. Und ſo iſt es denn wahr, daß du die zärtliche Liebe der Armen verſchmähſt, daß du ihr deine Liebe entzogen haſt vom Hochzeittage an, daß du ſie noch nicht einmal als deine Gattin betrachtet haſt?“

„Ich ſagte Euch ja, daß Euer Schatz noch unverletzt und unberührt iſt. Was ſchmält Ihr alſo?“

„Ha, Unſeliger, ſo iſt es dein kalter Wille, dein ernſter, entſetzlicher Vorſatz, das arme ſchulloſe, treue Herz meines vielgeliebten Kindes mit überlegter Grauſamkeit zu peinigen, zu verwunden, zu vernichten? Was that dir die fleckenloſe Unſchuld meiner Taube, daß du ihr ſo glühenden Schmerz bereiteſt? Was verſchuldete ich alter Mann an dir, daß du mir das Theuerſte meines Lebens nimmſt, um es vor meinen Augen boshaft in den Staub zu treten?“

„Welch ein Geiſt redet aus Euch?“ rief Sabbathai erſtaunt. „Seid Ihr bei Sinnen, ſolche Rede an mich zu richten? Hab' ich je ein anderes Wort, als Liebesworte zu ihr geſprochen, ſo will ich nicht Theil haben an der Barmherzigkeit unſeres Gottes. Hat ſie Euch geſagt, daß ich ihr je rauh begegnet, daß ich ſie mit einem Laute, mit einem Blicke gekränkt, ſo hat ſie Euch belogen und gefrevelt an dem Schnee Eurer Haare.“

„Mein Kind hat mich nie belogen; ſtets ging die Wahrheit, wie ein klarer Bach aus ihrem ſüßen Munde. Ich habe mich vergeſſen, Sabbathai, ich bin zu heftig geweſen; ich ſollte nicht alſo zu dir reden. Es iſt wahr, Thamar hat nicht über dich geklagt, Thamar liebt dich, wie die Taube den Tauber, wie die Hindin den Hirſch; ſie liebt dich mehr, wie nur ein reines, jugendliches Weib ihren Gatten lieben ſoll, ſo liebt ſie dich und noch mehr; ich fürchte, ſie liebt dich zu ſehr, ſie vergöttert dich, ſie ſündigt durch ihre allzuheftige Liebe zu dir an Gott. Warum fliehſt du die Umarmung deines Weibes? Warum genießeſt du nicht die höchſten Gaben des Glückes, das dir der dir ſo gnädige Gott Israels lockend und duftend in reicher Fülle in den Schooß ſchüttet?“

„Raf, ſeid ihr der Richter meiner Handlungen? Bin ich Euch Rechenſchaft ſchuldig über mein Thun und Laſſen? Wurde ich Euer Sklave, als ich auf Euern Wunſch ein Ehebündniß einging mit Eurer Tochter? und da dies Alles wirklich nicht iſt, wie kommt Ihr zu dieſer empörenden Frage? Was ſoll ich von Eurer Tochter halten, die Euch zum Mitwiſſer eines ſolchen Geheimniſſes macht? Wie? wenn ich ſie nun hätte im Stillen prüfen wollen, ganz für mich, und ohne eines andern Menſchen Zuthun, wie weit ihre Liebe zu mir gehe, wie groß, wie aufopferungsfähig ſie ſei; wenn ich mich hätte überzeugen wollen, ob Thamar die einzig wahre, tiefe, reine Liebe zu mir beſeſſen, die nichts verlangt und begehrt, die ſich ganz vergißt, die Alles leidet und duldet und ſich auflöſt im geliebten Manne, nur in ihm lebt, in ihm glücklich iſt, denn fürwahr das iſt des reinen Weibes Liebe! O wie ſchlecht hätte Eure Tochter die Probe beſtanden, ſo daß mir widert!“

„Sabbathai!“ rief der Greis, ſich ſchnell erhebend, wie wenn ihm die Gluth der Jugendkraft noch durchfluthete, „du gibſt mir ein Licht! Wär' es eine Prüfung geweſen meines Kindes, o, ſo beendige ſie! Laß dir ſagen, daß Thamar ſie gut beſtanden. Sie hat mir nichts entdeckt. Zipora hat es ihr entlockt. Laß dich umarmen, mein Sohn! Nimm mein ſchwergeprüftes Kind zum zweiten Male aus meinen zitternden Händen, umarme dein, dich liebendes Weib und laß die wogende Fülle des Glücks, des Genuſſes ihrer Zärtlichkeit dich umfangen, wie laue duftende Meerwogen, in denen du badeſt, damit ich bald einen Sproß meiner Thamar auf den Händen halte, bevor mein Haupt zur Grube fährt.“

Aber kalt trat Sabbathai zurück und wich der Umarmung des Greiſes aus.

„Wie? du willſt nicht?“ fuhr dieſer jammernd fort. „Du willſt die üppig bluhende, duftende Roſe, die ſich dir geöffnet, um dir, dir ganz allein, all ihre Schätze zu ſpenden, von dir ſtoßen, damit ſie ungenoſſen verwelke? Ach, ſie hat ja ſchon traurig das kleine Haupt geſenkt! Sabbathai, du willſt mein Kind in Verzweiflung und Tod ſturzen, du willſt auch mich morden? Sabbathai, habe Barmherzigkeit, ſtoße das edelſte, treueſte Frauenherz nicht von dir! Liebe meine Thamar, ſei ihr Gatte in der That. Nimm mein Haus, meine Waaren, meine Schätze, nimm alles, was ich habe, und gib mir nur Brod bis ans nahe Ende meiner Tage, aber liebe, liebe mein ſüßes, theures Kind, und halte dich nicht länger fern von ihrem bräutlichen Lager; Sabbathai, ich flehe dich an beim Gott Iſraels, der die Ehe eingeſetzt hat, bei unſern Vätern, auf denen der Friede Ganedens ſei, die uns gezeugt haben in keuſcher Ehe, verſchiebe das heilige Werk der Pflicht nicht länger, neige dich huldreich zu deinem Weibe, damit der Thau deiner

Liebe die welkende Pflanze erquicke. Ich beſchwöre dich, ich flehe dich an! Sieh den ſchwachen Greis zu deinen, des Jünglings Füßen, und höre auf mein bittendes Wort. O, hat Israel ſchon ſolches geſehen?“

Und vor Sabbathai zu Boden ſinkend, umfaßte der ehrwürdige Alte deſſen Kniee weinend, aber in dieſem Augenblicke trat Zipora, vom Chacham Halevi gefolgt, hinter dem Teppichbehange des Hintergrundes hervor, und rief zürnend: „Ha, ſoll ich das Haupt meines Vaters, das mit Ehren weiß geworden, wie der Schnee des Libanon, alſo gedehmüthigt ſehen vor dieſem Auswurfe der krummen Schlange, vor dem elenden Sohne Leviathans oder Behemoths?“

„Naf! Naf!“ ſchrie Halevi, „welcher Sünde macht Ihr Euch ſchuldig, zu knieen vor dieſem Teufelsſohne, der in Euer Haus gekommen, um es zu verderben! Da hilft kein Bitten und Flehen! der iſt hart, wie das Marmorweib zu Rom, und wer kann wiſſen, ob er nicht ihr Sohn, der Armillus iſt, von dem unſere Väter geweiſſagt haben, daß er ſich wird für den Meſſias ausgeben und von den

Juden verlangen, daß ſie ihn ſollen als Gott anbeten? Hat er nicht ſchon beides gethan? Ich weiß es! Nehmt Euer Kind von ihm, Raf. Er hat ihres Leibes nicht theilhaftig werden können, weil dieſen keuſchen Leib noch keine Sünde befleckt hat. Wie leicht aber ſündigte ſie, von ſeinen Zauberkünſten umſtrickt, und würde eines böſen Dämons Weib, und brächte Euch junge Dämonen zu Enkeln? Nehmt ſie von ihm, ich rathe Euch.“

„Freilich iſt er ein Teufel, oder böſer Geiſt,“ eiferte Zipora, „wie unzählige unſerer Leute in Smyrna und außerwärts behaupten. So wie mir ſolches hier zu Ohren gekommen, ſo hat es mein Mann auf ſeinen Reiſen oft ſchon gehört. Sie ſagen alle, ſeine Mutter habe mit einem Goi geſündigt, einem Griechen, da, wo ſie gebürtig iſt; die Todſünde des Weibes aber iſt in ihren Sohn gefahren, und er iſt unreiner teufliſcher Natur geworden. Das beweiſt ſeine gleiſende, ſchöne Geſtalt, wie ſie alle Dämonen haben ſollen, die armen Menſchenkinder zu verlocken, das beweiſt, daß er niemals ſchläft, ſondern Nachts ſtets im Waſſer und am Ufer des Meeres mit andern und höheren Dämonen und Teufeln verkehrt — wie kann ein Menſch mit gemeiner menſchlichen Natur des Schlafes entbehren? — Das beweiſt, daß er wochenlang ſich aller Speiſe enthalten kann, ſolches iſt wiederum allein nur einer Dämonennatur möglich; das beweiſt endlich ſeine große und bewunderte Kenntniß der geheimſten Wiſſenſchaften, die er ganz allein für ſich gelernt haben ſoll. Ich will es Euch beſſer ſagen, die Teufel haben ihm dies Alles gelehrt in der Mitternacht, ihrer Stunde. Und dieſem Verderber habt Ihr meine Schweſter zum Weibe gegeben, Vater? Das wird Euch der Herr ſchwer anrechnen.“

Sabbathai hatte weder bei Halevis noch Zipora's Schmährede ein Zeichen des Unwillens von ſich gegeben, noch machte er Miene, ſich mit einem Worte zu vertheidigen. Nur, als das wüthende Weib Schande auf das Haupt ſeiner Mutter wälzte, zuckte er heftig zuſammen und ſein Geſicht nahm einen bittern Ausdruck an; doch er bekämpfte augenſcheinlich ſeinen Unmuth, und bald war Alles vorüber.

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen,“ nahm

Roſanes, als Gegenrede auf die Vorwürfe ſeiner Tochter, das Wort, „ich wollte nicht, daß Thamar ihn wählen ſollte, und ihre feſte Wahl erfüllte mein Herz mit ahnungsvollem Trübſinn. Ich rieth ihr ab, was ich vermochte, aber ſie blieb ſtandhaft, und ich war nur liebend ſchwach, ihr nachzugeben. Weiter trag' ich keine Schuld, das kann mir Mihurmah bezeugen.“

„Da habt Ihr ſeine Helferin und Theilnehmerin ſeiner Sünden genannt,“ fuhr Zipora in ihrem wilden Redeſtrome fort. „Sie iſt eine Dämonin, wie er ein Dämon. Sie iſt ſein wahres Weib, die er küßt und umarmt, wenn er vom reinen Bette meiner Schweſter getrieben wird. Habt Ihr nicht gehört, was der nach ihm ausgeſchickte Bote ſagte: Sabbathai ſei mit Mihurmah allein im Hinterhauſe geweſen? Dort alſo, in ſeines Vaters ſauberm Hauſe, wahrſcheinlich in den ehemaligen Wohnungen des Federviehes, womit Mardochai ſonſt handelte, unter Aufſicht ſeiner edeln Mutter haben ſie ihre Zuſammenkünfte gehabt? Dort ſteht das Bett der Sünde? Dort hat er ſich ſtets mit der Dämonin vermählt? Woher kam ſie Euch? Aus Mordachais

Hauſe! Wer iſt ſie? weß Landes Kind? Wer ſind ihre Eltern? Man hat es nie erfahren; denn was ſie erzählt, ſind lauter Fabeln und Lügen. Er hat ſie beſtellt und kommen laſſen, um die reine Thamar, Euch und uns alle zu verderben. Mihurmah mußte Thamar und Euch bereden; es gelang ihr nur zu gut. Sie hat, wie Chacham Halevi verſichert, bereits Thamar gottesläſteriſche, karäiſche Grundſätze beigebracht —“

„So iſt's,“ beſtätigte Halevi, ſie unterbrechend. „Mihurmah iſt eine ſchändliche Karäerin, und will auch Thamar dazu machen.“

„Und, verantwortet ſich der treffliche Sabbathai, der große Chacham nur mit einem Laut?“ fuhr Zipora fort; „ein Beweis, wie Recht ich habe! Er kann ſich nicht vertheidigen.“

Da flog ein heiteres Lächeln über Sabbathai's Züge. „Mich gemein machen mit deiner Gemeinheit, Weib? Nimmermehr!“ ſagte er ruhig. „Du kannſt das reine Kleid meiner erhabenen Tugend nicht beflecken. Irdiſcher Koth, den du ſchleuderſt, reicht nicht heran. Auch Salome und Mihurmah werden nur reiner durch deine Läſterung. Du haſt keine Ahnung von Mihurmah's Größe. Und darum ſchweige ich."

„Jetzt genug aller Worte!" ſagte Roſanes wehmüthig. „Wir ſind viel zu heftig an einander gerathen, wir haben uns vergeſſen und zuviel gethan, als daß wir mit ruhiger Beſonnenheit dies Wirrſal löſen könnten. Ich habe dich zuerſt gereizt, Sabbathai, Zipora hat dich zuletzt beleidigt. Vergib uns beiden, und beſinne dich eines Beſſeren. Bedenke, was deine Pflicht iſt, und ſiehe ein, daß du nur in gewiſſenhafter Erfüllung derſelben Ruhe und Zufriedenheit finden kannſt. Treibe nicht ferner, wie ein gekapptes Schiff, ohne Ruder und Steuer, zwecklos auf dem Meere der Leidenſchaften umher, lerne einſehen, daß das Haus ein ſicherer Hafen gegen die Stürme des Lebens iſt, und die liebende Frau ein Schatz, dem kein anderer an Werth gleich kommt. Höre auf zu vergeſſen, Sabbathai, daß du ein Menſch biſt, und ſuche die ſchönſte Blüthe, die herrlichſte Frucht menſchlichen Glücks an der Bruſt deines Weibes. Wir wollen die Worte vergeſſen, die hier gewechſelt worden ſind, und einen beſſern Tag abwarten. Jetzt gehe zu der armen unglücklichen Thamar auf ihre Kammer, wo ſie in Thränen zerfließt. Rede mit meinem Kinde, tröſte die Arme, laß ſie nicht länger dein gattenloſes Weib ſein. — Und du, Zipora, lege deiner Zunge Zaum und Zügel an; ich werde es ſchwer zu ahnden wiſſen, wenn du einen Menſchen ſchmähſt, den ich liebe. Euch, Chacham Halevi, verbann' ich aus meinem Hauſe. Ihr habt verſucht, in Gemeinſchaft mit Zipora den Frieden deſſelben zu ſtören. Es ſoll aber nicht zu Eurer Freude zum Aeußerſten kommen. Ich kenne Euch! — Zipora, hüte dich, daß dir nicht gleiches widerfahre. Dies iſt mein feſter Wille!“ Der Greis entfernte ſich raſch, eben ſo Sabbathai und die beiden Zurückbleibenden machten ihrem Aerger gegenſeitig Luft.

Nach dieſer merkwürdigen Unterredung verging wieder einige Zeit ſcheinbar ruhig. David Roſanes ſchien jede Erinnerung an ſie vermeiden zu wollen; Zipora betrat das väterliche Haus wenig und kam dann nie in Berührung mit Sabbathai oder Thamar; Halevi erſchien dort gar nicht mehr und beſuchte ſeine Freundin Zipora deſto fleißiger. Das nächſte Neumondsfeſt feierte Roſanes mit alter fröhlicher Herzlichkeit, und nur Sabbathai, Thamar und Mihurmah waren dabei um ihn verſammelt. Thamar ſchien ruhiger, über ihre bleiche Wange ſchwebte wieder eine Ahnung von Lächeln, ſie hielt ſich ſehr häuslich, ihr Auge hing an Sabbathais Zügen, um jeden ſeiner Wünſche zu errathen und als ſeine gehorſame Magd auszuführen, und nie mehr entſchlüpfte ihren Lippen eine Klage. Auch Sabbathai ſchien ſich geändert zu haben; obgleich er es nicht unterließ, ſich, nachdem er am Spätabend ſeine Lehrvorträge unter freiem Himmel gehalten, im Meere zu baden, ſo kehrte er doch zur Nachtzeit nach Hauſe zurück. Nur Mihurmah wurde von Tag zu Tag ernſter, ſchweigſamer, bleicher. Vor ihrem innern Auge zogen düſtre Wetter auf und überſchatteten ihre Seele. Roſanes überließ ſich dem ſüßen Glauben, Sabbathai habe endlich in ſeines ſchönen liebenden Weibes beglückender Zärtlichkeit des Lebens blühende Krone gefunden. Durch dieſen Glauben ließ er ſich nach geraumer Zeit einmal, als er mit Thamar allein war, und ihr liebkoſete, zu der vertraulichen Frage verleiten, ob ſie noch nicht Hoffnung habe, ihn mit einem Enkel zu beſchenken, wonach ſich ſein altes Herz ſehne. Ihr ſtummes Erröthen, die Thränen in ihrem Auge machten ihn aufmerkſam, er fragte weiter, drang in ſie, und da nie eine Lüge über ihre Lippen gekommen war, und, den Vater zu belügen, ihr eine Todſünde galt, ſo wußte er bald, daß ſie noch immer Jungfrau ſei. Entrüſtet über Sabbathais fortdauernde Kälte und Halsſtarrigkeit, wollte er ihn ſogleich aufſuchen und ſchon drängten ſich harte Worte in ſeiner Bruſt der Geburt entgegen. Doch Thamar umfaßte den erzürnten Greis mit Kindesarmen, ihre flehenden Worte ſchmeichelten ſich ſo ſanft und ſüß in ſeine Seele, ihre Thränen thauten ſo feucht und kühl auf ihn herab, ihre Bitte, den Mann ihrer Liebe zu ſchonen, nicht rauh zu behandeln, da er ſich gütig gegen ſie zeige, war ſo unabweislich, die Verſicherung, ſie wünſche ferner in keinem andern als dieſem reinen Freundſchaftsverhältniſſe mit ihrem Gatten zu ſtehen, klang ſo aufrichtig und wahr, daß Roſanes, dadurch friedlicher geſtimmt, ſanftere Wege einzuſchlagen beſchloß. Er entdeckte ſich dem Arzte

Villegas, und bat, auf die große Zuneigung dieſes Mannes zu Sabbathai vertrauend, denſelben, als Vermittler in dieſer Sache aufzutreten, und wünſchte zugleich durch ihn zu erfahren, ob bei Sabbathai vielleicht ein phyſiſches Hinderniß der ehelichen Vereinigung im Wege ſtehe. Jakobben Eliah nahm ſogleich Gelegenheit, mit Sabbathai nachdrücklich zu reden, und es war diesmal ſein eigenes Intereſſe, das ſeinen Worten Kraft und Feuer lieh, indem er ſehr fürchtete, Sabbathai möchte durch eine Trennung von ſeiner reichen Frau jede Stütze in Smyrna verlieren, den Verfolgungen ſeiner mächtigen Feinde blosgeſtellt und für den großartigen Plan ſeiner Rache verloren ſein. Sabbathai hörte ihn düſter an, und ſagte dann: „Du ſelbſt haſt mich als Meſſias anerkannt; der Gott Iſraels hat mir neue und ſtarke Beweiſe gegeben, daß ich's bin. Jeder Zweifel, den ich je an meinem göttlichen Beruf gehegt, iſt verſchwunden. Willſt du nun mir rathen, daß mich ein Weib mit den Banden gemeiner Sinnlichkeit umſtricke, mich an die Erde binde und von meinem kühnen Sonnenfluge zurückhalte? Soll ein ſchönes Weib die neue Verderberin Iſraels werden, indem es ſeinen Meſſias in den engen Kreis des Hauſes bannt und mit der ſüßen Koſt der Liebe erſchlaffen macht? Glaubſt du, ich habe nicht für die Schönſte der Frauen geglüht, als ſie, hingegoſſen in unausſprechlichen Zauberreiz, ſchmachtend und ſehnſüchtig, mein köſtliches Eigenthum vor mir lag; Glaubſt du in des Meſſias Adern rollte nicht das heiße Blut ſeines Volkes, und ich habe nicht Theil an den Trieben und Gefühlen der Menſchenbruſt? Aſa und Aſael waren Engel und entbrannten für die Leibesſchöne der Erdentöchter, warum nicht ich, der ich, als Menſch geboren, erſt zum Engel erhoben werden werde? Aber der Meſſias ſoll über den Engeln ſein, und wer die Macht ſeiner Sinne nicht bekämpft, dem wird ſich keine Pforte des Verſtandes, kein Weg der Weisheit öffnen. Ich habe mich beſiegt, und Iſrael wird frei ſein vom tauſendjährigen Fluche ſeines Gottes. Drum ſchweige und verlange nicht, daß ich mich in die Bande, denen ich entronnen, mit allem Vorbedacht begebe. Gebietet mir einſt der Engel meines Lebens mich in Liebe mit einem Weibe zu vermiſchen, ſo werde ich ihm folgen, und es bedarf dazu nicht deines Rathes.“ —

Villegas konnte dem alten Roſanes nur ſchlechten Troſt bringen. Vergebens war's, daß der Greis ſich abermals bittend an den ſtolzen Jüngling wandte, vergebens, daß Sabbathais Vater, Mardochai, von Roſanes dazu aufgefordert, mit ſeinem Sohne ſprach, alle Ermahnungen, ſeiner ſüßen Pflicht nachzuleben, ſcheiterten, wie Thamars ſtummer Schmerzensblick und die bittre über ihre bleiche Wange rinnende Zähre, an dem Wahne des jungen Volkslehrers, er werde durch Liebesgenuß in die Gemeinheit des Lebens hinabgezogen und gelähmt, hülflos an den Staub gebunden bleiben. Wie laut die Stimme ſeines verletzten Stolzes, der ſtets in ihm fortblutende Schmerz, ſich von Thamar nicht als Meſſias anerkannt zu ſehen, in ſeinem Herzen gegen ſie ſprach, wußte von allen Mihurmah allein, und ſie auch war's, die dem alten Roſanes jegliche Hoffnung benahm, ihren Freund mit ſeiner Gemahlin zu vereinigen. Sie hatte die Verhältniſſe deutlich durchſchaut, aber ſelbſt von der ſchwärmeriſchſten Verehrung — die faſt zur Vergötterung wurde — für Sabbathai durchglüht, war ſie viel zu befangen, um den Knoten zu durchhauen. Und wenn ſich auch in ihrem Herzen eine mißbilligende Stimme erhob, daß Jeruſa, wachend in jenem ſtaunenerregenden ſeltſamen prophetiſchen Schlafe, auf Thamar zürnte und Sabbathai dringend rieth, ſich von ihr zu trennen und ganz wieder ihr, ſeiner einſamen, verlaſſenen, Gottbegeiſterten Schweſter, anzugehören, ſeiner Vorläuferin und Verkünderin, wie ſie ſich nannte, ſo erlaubten doch die großen Wunder der in jenem Schlafe gethanen Aeuſſerungen keine kalte Prüfung, vielmehr wurde Mihurmah eben ſo gut hingeriſſen wie die Andern. Wenn ſie es ferner an Sabbathai tadelte, daß er zuweilen heimlich und meiſt im Dunkel der Nacht zu Rahel ging und ſtundenlang bei der langſam Geneſenden verweilte, ſo theilte ſie ja ſelbſt Rahels Begeiſterung für ihn, Rahel war ihr lieb wegen der wilden Schwärmerei ihrer glühenden Seele für den künftigen großen Erlöſer ihres Volks, und ſie wußte, daß Sabbathai nur auf Baruchs inſtändige Bitten zu der Kranken gegangen war, die ſeinem Beſuch lange entgegengeſchmachtet hatte, und nur erſt, ſeit ſie ihn geſehn, ſeine Stimme gehört, den Druck ſeiner Hand gefühlt, neue Kräfte gewann, um von ihrem Schmerzenslager zu erſtehen. Salome mit ihren Söhnen, Hannah Rahel, Villegas, Baruch und die vertrauteſten Schüler Sabbathais, waren theils aus Schwärmerei, theils aus Klugheit auf ſeiner Seite, ſelbſt Mihurmah fühlte ſich dorthin gezogen, und ſo hielt ſie es für das Beſte, aufrichtig mit Roſanes zu reden.

In Folge dieſes Zwiegeſprächs, verklagte der Greis im Namen ſeiner Tochter Thamar Sabbathai wegen Nichterfüllung ſeiner ehelichen Pflicht beim Rabbinal-Gerichte, und der junge Chacham wurde vor das Forum desſelben beſchieden. Er war geſtändig, ſich ſeiner Gattin nie in keuſcher Liebe vereinigt zu haben und unbeſonnen genug, einige ſeiner Gründe mit dialectiſcher Bitterkeit darzulegen. Doch der Vicepräſident Aaron de la Papa ergriff das Wort gegen ihn und redete ſehr nachdrücklich wider ſeine Ueberſpannung, ſeine unfruchtbare Schwärmerei, ſeinen kabbaliſtiſchen Aberglauben, und ſuchte ihn als einen Verführer des Volks darzuſtellen, der mit Hülfe der herrſchenden Macht zum Schweigen zu bringen ſei. Sabbathai vertheidigte ſich mit hinreißender Beredſamkeit und entfaltete ſein großes Talent ſo poetiſch glänzend, daß ſelbſt ſeine größten Feinde, die doch hier verſammelt waren, ihm ihre Bewunderung nicht verſagen konnten.

Das Rabbinal-Gericht fällte das Urtheil, Sabbathai ſolle ſofort ſeiner Pflicht als Ehegatte nachkommen oder ſeinem Weibe den Scheidebrief geben, und ſie der ehelichen Verbindung mit ihm entlaſſen. Er erklärte ſich gegen Roſanes bereitwillig, das Letztere zu thun. Mit unverhülltem Schmerz ging der nun hoffnungsloſe Greis, um ſein geliebtes Kind auf den nahen Schlag vorzubereiten und die zum Scheidungsact nöthigen Zeugen auf den folgenden Tag zu beſtellen.

* * *

Die Friſche des Morgens wehete durch die geöffneten Fenſter und führte Berg- und Meerluft in die Gemächer des großen Hauſes; Thamar lag matt von der durchweinten Nacht auf einer Ottomane hingeſtreckt, ein rührendes Bild des bekämpften Schmerzes, und der Morgenhauch kühlte mitleidig die fieberhafte Glut ihrer mit verrätheriſcher Röthe bemalten, ſonſt bleichen Wange. Die ſchwarzen Geflechte und Locken ihres glänzenden Haupthaares hingen verſtört und unordentlich auf Schläfe und Nacken herab, ihr Auge war matt, ſchläfrig und thränentrübe auf die Thüre gerichtet. Sie wurde unruhig, als ſie Schritte näher kommen hörte, ſie zitterte, als die Thüre geöffnet wurde, ſie erſchrack, als Sabbathai hereintrat. Seine hohe Stirn lag in düſtern Falten, ſein Auge blickte finſter. Das ihrige zitterte furchtſam vor dem Strahle desſelben zurück. Ihre Lippe bebte, als ſpräche ſie, aber ihre beängſtigte Seele vermochte ihren Worten nicht Laut und Schall mehr zu geben. Er zeigte keine Theilnahme mit ihrer ſichtbaren Qual, er ſchien keinen Sinn dafür zu haben.

„Ich werde mich heute noch von dir trennen und deines Vaters Haus wieder verlaſſen, ſeinem Willen gemäß,“ ſagte er eintönig.

„Nicht meines Vaters Willen iſt es, ſondern der deinige,“ verſetzte ſie mit mühſam errungener Faſſung, doch zitterte ihre Stimme und verrieth ihre Seelenſtimmung nur allzudeutlich.

„Wir ſind nicht von uns ſelbſt abhängig, uns gebieten Dämonen und gute Engel und ſie ſind Herrn unſrer Tage und Stunden,“ ſagte er, wie zu ſeiner

Entſchuldigung, „mir verwehrte der Wille meines Genius, der ſich mir in einer Inſpiration *) kund gab, daß ich dich nicht berühren dürfe. Und dieſem meinem himmliſchen Führer bin ich ſtrengere und gewiſſenhaftere Folge zu leiſten ſchuldig, als irgend ein andrer Menſch dem ſeinigen.“

„Nicht dein Genius iſt's,“ verſetzte Thamar gefaßter und mit feſter Stimme, „nein es iſt dein übergroßer Stolz, der dich von mir zurückgeſcheucht hat, der dir heute die Hand führt, mir den Scheidebrief zu ſchreiben. Dieſer dein kalter Stolz iſt dein Gott, iſt deine Liebe, iſt dein Haus. Er, der dir ſtets zuflüſtert, du ſeiſt über alle Menſchen erhoben, ſeiſt zu den größten Dingen auserſehen, hat dein Herz verſteinert und unempfänglich gemacht für die reinen, ſtillen, menſchlichen Gefühle der Liebe, der Zärtlichkeit, des häuslichen Glücks. Er vermag dich, ein Herz, das mit unſäglicher Liebe an dir hing, von dir zu ſtoßen, dem du lügenhaft Liebe und Glück verſprochen. Du willſt keine Liebe, du willſt kalte Bewundrung, ſchmeichelnde Verehrung.

---

*) Ruach Hakodeſch.

Du biſt der Narr deines Stolzes geworden, der dir vorlügt, du ſeiſt der Meſſias, der Erlöſer Iſraels. Wahrlich! nicht der Meſſias biſt du, der; kommt er je, ein Fürſt der Liebe ſein wird. Aber es wird einſt die Stunde kommen, die mich an dir rächt. Nicht vergebens trittſt du ein Herz mit Füßen, das nichts verbrach, als dich über alle Worte innig und treu liebte, und nur den geliebten Mann in dir ſah, nie den Gottgeſandten, ſeit Jahrtauſenden erwarteten und prophezeihten Erlöſer in dir erblicken konnte. Einſt wirſt du einſehen, daß du es nicht biſt, und die zu ſpäte Reue, mein Leben vergiftet zu haben, wie ein böſer Dämon, ein mitternächtiges Geſpenſt über dich kommen. Ich entbinde dich, da es dein fürchterlicher Wille iſt, deinem mir gegebenem Worte. Sei glücklicher, ohne mich, als du es mit mir warſt.“ Jetzt konnte ſie ſich nicht mehr halten; ſie brach in troſtloſes heftiges Weinen aus.

„Du kannſt ja noch ſehr glücklich ſein,“ tröſtete er ſie, „du biſt jung und ſchön, reich und gut. Zahlloſe Freier werden wieder, wie erſt, in deines Vaters Haus ſtrömen, und dir freigeſtellt ſein, den Beſten, den Liebſten daraus zu wählen.“

„Ha Gräßlicher!“ weinte ſie laut auf, „daran erkenn' ich deine Gefühlloſigkeit, dein in Stolz verhärtetes Herz, den Mangel aller Liebe. Du haſt mich nie gekannt, nie verſtanden. Geh' ich vergebe dir.“

Sabbathai ſtand einige Minuten regungslos mit zu Boden geſenktem Blick; ihre Worte hatten ihn mächtig ergriffen, und das natürliche Gefühl kämpfte mit dem angebildeten Stolze, mit Vorurtheil und Ueberſpannung in ſeiner Bruſt. Doch bald wurden draußen Stimmen laut, und in das Zimmer traten die geladenen Zeugen, der Arzt Rabbi Joſeph ben Eliah de Villegas, der Beiſitzer des Rabbinal-Gerichts Rabbi Simon Banbanaſti und der Chacham Joſeph Halevi. Mit ſchadenfrohem Grinſen machte ſich der Letztere breit und dankte dem alten Roſanes für die Ehre, ihm durch die an ihn ergangene Einladung eine glänzende Genugthuung für die früher erlittene Unbill gegeben zu haben.

David Roſanes dankte mit zitternder Stimme den anweſenden Fremden, daß ſie ſeiner Einladung Folge geleiſtet, und bat ſie der Scheidung des Chacham Sabbathai Zevi von ſeiner Tochter Thamar als Zeugen beizuwohnen und den Scheidebrief als ſolche zu unterſchreiben. Banbanaſti überreichte Sabbathai den zugerichteten Bogen und das Formular. Er ſetzte ſich nieder und ſchrieb mit feſter Hand. Die ängſtliche Stimmung während der Zeit wurde nur durch Thamars leiſes Schluchzen unterbrochen. Roſanes ſchickte nach Mihurmah; dieſe kam, doch bald zeigte ſich, daß ſie faſt noch troſtloſer war, als die Betheiligte. Laut aufweinend und von ungeheuerm Jammer überwältigt, ſtürzte ſie der Freundin in die Arme, und beide hielten ſich lange weinend umſchlungen; es war ein herzzerreißender Anblick, und ſelbſt die Augen der Greiſe wurden vom lang vertrockneten Quell des Mitgefühls überfeuchtet. Nur Sabbathai ſchrieb ungerührt den Brief zu Ende. Dann traten die Zeugen herbei und unterſchrieben. Villegas war außer ſich vor Schmerz. Auf Banbanaſtis Aufforderung las Sabbathai mit lauter feſter Stimme:

„Am dritten Tag der Woche, am achtundzwanzigſten des Monats Tamuz im Jahre der Erſchaffung der Welt Fünftauſend Vierhundert und Sechs, wie wir zählen hier in der Stadt Smyrna in Kleinaſien, ich Sabbathai, Chacham und öffentlicher Lehrer des Geſetzes, mit dem Zunamen Zewi, jüngſter Sohn des Mardochai Zewi des Moreoten, Federviehhändlers und Mäklers hier in Smyrna, der ich hier in der Stadt Smyrna ſeß- und wohnhaft bin, habe den feſten Vorſatz gefaßt, freiwillig und ungezwungen zu verlaſſen, frei zu geben und von mir zu ſtoßen dich, mein Weib Thamar, mit dem Zunamen Roſanes, jüngſte Tochter des David Roſanes, anſehnlichen Kaufmanns und Schiffsherrn hier in Smyrna, die du bisher mein Weib geweſen biſt. Nun aber verlaſſe ich dich, gebe dich frei und ſtoße dich von mir, daß du dein eigen ſeieſt, und nach deinem freien Willen und Wohlgefallen hingehen mögeſt, wohin du willſt, und ſolches ſoll dir Niemand verbieten von nun an bis in Ewigkeit. Du biſt alſo einem jeglichen andern Manne erlaubt. Und hier haſt du deinen Scheidebrief nach dem Geſetz Moſes und Iſraels. Sabbathai Zewi. Als Zeugen: Simon Banbanaſti. Joſeph Halevi. Joſeph ben Eliah de Villegas.“

Hierauf wurde das Dokument unterſiegelt, und Sabbathai reichte es Thamar mit den vorgeſchriebenen Worten: „Siehe, Weib, hier haſt du deinen

Scheidebrief; den nimm von mir! Damit biſt du von mir geſtoßen und einem andern Manne erlaubt.“

Thamar griff haſtig darnach, kaum aber hatte ſie das Papier erfaßt, als ſie mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig zurückſtürzte. Mihurmah wollte ſie auffangen, doch auch ſie wurde von der Herrſchaft über ſich verlaſſen, und fiel ohne Beſinnung neben die Freundin auf die Ottomane. Sabbathai wollte noch zu Roſanes Worte des Abſchieds richten, doch der Greis rief in Verzweiflung: „Weiche! weiche von hier, ſo ſchnell du kannſt! Du ſiehſt, Grauſamer, was du in meinem Hauſe geſtiftet. Du haſt mir mein Kind gemordet. Gott vergelte dir, was du an mir gethan! Geh'! wir haben nichts mehr mit einander zu reden.“ Und jammernd eilte er davon, Zipora zum Beiſtand der Ohnmächtigen herbei zu rufen.

Sabbathai ging finſter und kalt aus dem Hauſe.

Mihurmah.

Sie ſprach zu ihm: Herr, ja, ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen iſt.

Bibel. Evangel. Johannes 11, 27.

Mihurmah fühlte ſich nach Sabbathai's Austritt aus Roſanes Hauſe nicht mehr glücklich darin. Obgleich als Tochter desſelben geſetzlich anerkannt, hatte ſie doch jeden innern Haltpunkt an die Glieder der Familie verloren; es war ihr fremd und unheimlich in dieſen Räumen, und jeder Tag, jede Stunde ſagte ihr, daß ſie nicht mehr hineingehöre. Thamar's Glück war das Band geweſen, das ſie an dieſe und die Uebrigen gefeſſelt; nun jenes Glück verſchwunden war, ſtand Mihurmah wieder allein. Wenn auf der einen Seite Thamar's trüber Schmerz, der ſich täglich erneuete und die tiefe Wunde aufriß, ihr herben Kummer bereitete, ſo konnte ſie ſich auf der andern nicht verhehlen, daß Sabbathai ſeinem großen Ziele nun ungehemmter und freier entgegen gehen werde; und der Umſtand, daß er, um die erhabene Würde ſeiner Beſtimmung auch nicht im entfernteſten zu trüben, das ſchönſte und herrlichſte Weib ſtandhaft verſchmäht und jeder Lockung zu ſinnlichem Genuſſe widerſtanden, erhöhete nur ihre ſchwärmeriſche Bewunderung ſeiner. Aber dadurch wurde ſie ein geſpaltetes Weſen und erfuhr alle Nachtheile deſſelben. Es war ihr oft, als vermöge ſie es mit keinem der beiden nun ganz getrennten Theile aufrichtig zu meinen, und dies unbehagliche Verhältniß ängſtigte ſie ſehr. Auch konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, welche Meinung Zipora und der Chacham Halevi von ihr hegten, da beide fortfuhren, ſie bei Jedermann eines verbrecheriſchen Umgangs mit Sabbathai zu beſchuldigen, und als eine von allen Rabbaniten verabſcheuete Karäerin zu verketzern. Geſchäftige Zungen trugen ihr all die liebloſen Urtheile zu, die ihre beiden Verfolger über ſie fällten, und dadurch ſtieg der Gram der armen Dulderin oft bis zur Verzweiflung. Thamar war viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt und hatte nur Sinn für ihren Schmerz — wie hätte Mihurmah auch die ſchwer Leidende mit neuem Leid behelligen ſollen? — Roſanes lebte wieder für ſeine vielſeitigen Geſchäfte, und widmete ſeine freien Stunden dem Kummer ſeiner Tochter. — wie hätte Mihurmah auch Zipora bei ihrem Vater anzuklagen vermocht? Von Beiden wurden über dies noch Anſprüche um Troſt und Zerſtreuung an ſie, die Troſtbedürftige, gemacht. So war ſie denn den Pfeilen des Haſſes und der Bosheit ganz blos geſtellt, und die Tage ſchlichen, mit bleiernen Füßen, in ſchwarze Gewänder gehüllt, an ihr vorüber. Wenn ſie ſah, daß alle Rechtgläubigen ihr auswichen und ſie flohen, wie eine Ausſätzige, eine Folge von Ziporas und Halevis Anſchwärzungen, ſo erkannte ſie dieſe empörende Behandlung mit blutendem Herzen als eine Strafe Gottes an, die ſie dadurch verwirkt, daß ſie die Verbindung zwiſchen Sabbathai und Thamar veranlaßt und das Glück der Jugend, ja vielleicht des ganzen Lebens der Letztern vergiftet habe, ein quälender Gedanke, der ſie nie verließ.

Wohl mochte unter den vornehmen Juden in Smyrna ihre traurige Lage bekannt worden ſein; denn eines Tags erhielt ſie heimliche Botſchaft vom

Vicepräſidenten Aaron de la Papa, mit der freundlichſten Bitte, ihn in ſeinem Hauſe baldigſt heimzuſuchen, wo er ihr etwas Dringendes und ſehr Angenehmes zu eröffnen habe. Obgleich mit Widerwillen gegen Aaron, kam ſie doch deſſen Wunſche nach, und verfügte ſich in ſeine Wohnung. Der mächtige Mann nahm ſie mit liebevoller Gütigkeit auf.

„Ich kenne deine jetzigen Verhältniſſe in Roſanes Hauſe,“ ſagte er ihre Hand faſſend, „denn ich habe dich nie und zu keiner Zeit aus den Augen verloren, ſondern deinem Schickſale ſtets meine volle Aufmerkſamkeit gewidmet. Schon ein Mal, als du kaum in unſre Stadt gekommen, redete ich dich freundlich an und öffnete dir mein Haus mit der bittenden Einladung, dein jungfräuliches Lager in demſelben aufzuſchlagen. Du gabſt meiner Bitte kein Gehör; denn du warſt ſchon an David Roſanes und deſſen jüngſte Tochter gebunden. Doch die glücklichen Verhältniſſe, unter denen du damals in jenes Haus tratſt, haben ſich in ihr Gegentheil verwandelt, und was dir den Aufenthalt dort ſonſt angenehm machte, iſt verſchwunden, und andre Dinge haben die Stelle desſelben eingenommen, die dir

Noth und Leid bereiten. Darum wiederhole ich jetzt jene meine Bitte: ſiedle dich in mein Haus über, werde meine Tochter, werde die Erzieherin meiner kleinern Kinder. Juſabit, meine treffliche Ehefrau, wird dich hocherfreut als Tochter aufnehmen und anerkennen. Geſtatte, daß ich ſie herbeirufe, damit ſie dich an ihr mütterliches Herz lege und dich ſegne!"

„Verzeiht mir, Rabbi, wenn ich Euch zurückhalte!" verſetzte Mihurmah ernſt und feſt. „Wie ich Euch damals für Euern gütigen Antrag dankte, ſo auch jetzt; mögen ſich meine Verhältniſſe geändert haben, wie ſie wollen, in Euer Haus kann ich nicht eintreten."

„Du ſcheinſt gegen mich eingenommen zu ſein, und ich wünſche von Herzen, jedes Vorurtheil, das du gegen mich hegen könnteſt, durch Handlungen aufrichtiger Liebe zu zerſtreuen. Gib mir nur Gelegenheit dazu."

„Ihr ſeid ſo hochgeſtellt, Rabbi, einer der Mächtigſten unſres Volkes. Was könnte Euch kümmern, ob das unbedeutendſte Mädchen dieſer Stadt irgend ein Vorurtheil gegen Euch hegte? Doch in Wahrheit geſprochen, ich habe andre Gründe, die mir ſtreng verbieten, mich Eurer Familie jemals anzuſchließen.“

„Und doch drängt ſich mir die Vermuthung immer unabweisbarer als höchſte Wahrſcheinlichkeit auf, mein Weib hätte ein Recht Mutteranſprüche an dich zu machen, als gehörteſt du in ganz Smyrna keinem Hauſe näher an, als dem unſrigen. Und biſt du nicht meine Retterin aus der mörderiſchen Hand jenes rachſüchtigen fürchterlichen Kiaja des Kapudan Paſcha, jenes finſtern Mannes, der ſich jetzt Behadir Anuſcha nennen läßt, der aber ſonſt einen andern Namen führte? Sollte es ihm gelungen ſein, den unauslöſchlichen Brand ſeiner Feindſchaft gegen mich auch in deine zarte Bruſt zu verpflanzen?“

„Ich habe mein eignes Urtheil und laſſe dasſelbe nie von einem Andern beſtimmen. Dies iſt nicht der Grund, weshalb ich mich weigre, von Eurer Güte Gebrauch zu machen. Genug ich kann nicht. Seid mit dieſer beſtimmten Erklärung zufrieden, und entlaßt mich.“

„Nicht eher, grauſames Kind, das jede Darbringung von Liebe mit ſo viel Härte und kaltem Trotz zurückweiſt, als bis du jene Vermuthungen, von denen ich vorhin ſprach, als nichtig ganz widerlegt, oder als helle Wahrheit beſtätigt haſt. Gewähre mir die einzige Bitte und, zeige mir deinen rechten Arm entblößt!“

„Kann ich Euch damit zufrieden ſtellen: mit Freuden. Dies Taubenbild wird Euch nicht mehr ſagen, als in meiner Bruſt verſchloſſen iſt.“ Mit dieſen Worten ſtreifte ſie das Kleid am Arm zurück, von deſſen obern Theil das in die Haut gebeizte rothe Bild einer fliegenden Taube mit einem Oelzweig im Schnabel, den geſpannten Blicken Papa's entgegen leuchtete.

„Du biſt's! Du biſt's, hoffnungtragende Taube, vom entdeckten Lande kundebringender Engel, Vater Noah's gefiederte Botin, die ich mit Ehrfurcht begrüße!“ rief Aaron freudig aus, indem er das Bild inbrünſtig küßte. „O Mihurmah, du darfſt nicht mehr aus meinem Hauſe, du biſt nicht allein durch die Bande der Liebe gefeſſelt, auch die Bande des Bluts halten dich hier, aber ſtärker noch als beide ſind die Bande des Geiſtes, den dies Sinnbild andeutet, die dich an mich ketten. Sieh hier auf meinem Arm dasſelbe Zeichen und erkenne daraus, daß wir einem heiligen Bunde angehören, einem Bunde, deſſen Glieder treu und feſt bei einander halten in Noth und Tod.“

„Ich weiß von keinem Bunde, zu dem ich gehöre,“ verſetzte Mihurmah kalt. „Man hat mir dies Bild eingeätzt, als ich noch ein Kind war.“

„Nichts deſtoweniger gehörſt du zu uns. Auch meine Kinder tragen dies Symbol am Arme. Es iſt unſer Erkennungszeichen. Komm, arme Verſtoßene, nun wird mir's leicht, deine Eltern aufzufinden, dich in ihre Arme zu führen. Die Schweſter meines Weibes iſt ohne Zweifel deine Mutter.“

„Gebt Euch keine Mühe, mir Aufſchlüſſe zu verſchaffen, ich weiß, wer meine Eltern ſind, ich kenne ihren Wohnort, ihre Verhältniſſe, ihre Verwandtſchaften, aber ich *will ſie nicht kennen*. Ich bin ein abgerißner Zweig, der hülf- und ſchutzlos auf des Lebens ſtürmiſchem Meere umhergetrieben wurde; er kann, er wird ſich nie mehr mit dem Stamme vereinigen, der ihn trieb. Dieſer Stern iſt für mich untergegangen auf ewig, ich habe mich einer andern Sonne zugewendet, die ihre Lichtfülle über mich ergießt. Es wird Euch genügen, wenn ich Euch verſichere, daß mir Behadir Anuſcha bei ſeinem Hierſein jegliche von mir gewünſchte Nachweiſung über meine Familienverhältniſſe gab.“

„Ha! ſo hat er im Bunde mit Villegas mich bei dir angefeindet, und mir deine Liebe entzogen. Glaube dieſen Beiden nicht; ſie ſind parteiiſch, ſie haſſen mich, Jeder von ihnen aus andern Gründen. Aber dein Vater liebt mich, deine Mutter kennt mich; ſie wiſſen, daß ich nicht der bin, für welchen mich jene Verläumder ausgeben. Ihnen will ich dich zuführen, zurückgeben in ihre hocherfreuten Arme, das lang entbehrte Kind.“

„Nicht doch! Hätte mich Verlangen getrieben, in das Haus meiner Eltern zurückzukehren, ſo hätte ich es den Tag nach Behadir Anuſcha's Abreiſe von hier gekonnt, nachdem ich am Morgen alle Aufſchlüſſe von ihm empfangen, nebſt reichlichen Mitteln, eine Reiſe mit Bequemlichkeit zu machen. Und doch blieb ich in Smyrna. Erkennet daraus, daß meine Eltern ſeit jenem Tage mehr todt für mich ſind, als vor jenem Tage, da ich noch nicht wußte, wer ſie waren. Und was den Arzt Villegas betrifft, ſo habe ich eben ſo wenig die Verwandtſchaft mit ihm in Anſpruch genommen, wie mit Euch, Rabbi. Er weiß bis dieſe Stunde nicht, wer ich bin, und ich fühle ſo wenig Drang, es ihm zu ſagen, wie ich fühlte, es Euch mitzutheilen. Erkennet ferner aus dieſem, daß ich noch weniger Blutsverwandte, als Eltern haben will. Frei will ich ſtehen, ohne Bande, meine Herrin ſein und mir nur ſelbſt angehören.“

„Unbegreifliche!“ rief Aaron verwundert aus. „Und was hat die menſchliche Natur in dir ſo umgekehrt, daß du das Liebesgeheimniß des Blutes verläugneſt, die erſten und heiligſten Bande des geiſtigen Menſchen muthwillig zerreißeſt, die zarten Stimmen der uns angebornen, tief ins Herz geſenkten ſchmerzlichſüßen Sehnſucht nach Vaterland, Vaterhaus, Vater- und Mutterbruſt, trotzig unterdrückſt und geſchweigeſt, daß du die Liebe, die Freundſchaft, die ſich dir helfend naht, feindlich zurückſtößeſt? Ich kenne deine traurige Lage in Roſanes Hauſe, bin von deiner vielfachen Qual unterrichtet, weiß, wie du geläſtert, verfolgt wirſt, und du weiſeſt meine angebotene Hülfe von dir, du weißt, wer deine Eltern ſind, dein Herz muß dir ſagen, wie ſie jubeln werden, wenn du, die geraubte, verloren gegebene Tochter, dich ihnen zu erkennen gibſt, wie du hochgeſtellt werden wirſt von den Hochgeſtellten, während du hier nicht viel mehr biſt, als die dienende Magd — und dennoch bleibſt du! Dennoch! Du biſt mir ein Räthſel, wie ich auf Erden noch keins gefunden."

„Vielleicht löſt es Euch die Zeit. Entlaßt mich, Rabbi."

„Nicht eher, bis ich klar geworden bin in deinem Weſen. Sieh, ich hätte Macht über dich; das Geſetz erlaubt mir, dich als Schweſtertochter meiner Frau, mit Gewalt in meinem Hauſe zu halten; ich könnte dich zwingen, die verſchmähete Wohlthat anzunehmen. Was wollteſt du dagegen thun? Du müßteſt gehorchen."

„Glaubt es nicht, Rabbi. Ein Sprung vom Molo würde all Eurer Macht über mich ſpotten."

„Du biſt fürchterlich. Ich werde dir meine Liebe nicht aufzwingen, um dich in den Tod zu jagen. Doch, eh' du gehſt, enthülle dich mir. Was iſt's, das die Menſchennatur in dir verkehrt hat?"

„Ueber den menſchlichen Geſetzen ſtehen die göttlichen, wie der Himmel hoch über der Erde ſich wölbt. Mir hat der Gott Iſraels geboten, der Dreimalheilige; er hat mich auserſehen zu ſeinem Werkzeuge, ich bin ein Stab geworden in ſeiner Hand. Ich bin des Herrn Magd, er gebietet über mich. Es iſt ein Ruf des Geiſtes an mich ergangen, eine Stimme iſt mir erſchollen und ein Geſicht hat ſich zu mir gewendet. Nun bin ich der Verheißung gewärtig, die mir geworden. Dem Herrn habe ich mich zugekehrt, dem hochgelobten Gott unſerer Väter, und mein Herz ihm zum Opfer gebracht, ihm jubelt es in Andacht und Begeiſterung brennend zu, und hat ſich abgeriſſen von den Banden, die es an den Staub gebunden. Wenn es aber von den Bergen raucht, wie heilige Feuer, dann fragen die Söhne des Thales ſtaunend: was iſt das? — der Herr unſer Gott, wird den alten Fluch vertilgen, der Jahrtauſende auf unſerem Volke geruht, und es wieder groß machen vor allen Völkern der Erde.“

„Das iſt die Sprache einer Schwärmerin; ich erkenne Sabbathai's Schülerin in dir. Auch dich hat der Wahnſinn dieſes Ueberſpannten angeſteckt. Kehr' um, ich beſchwöre dich! Er verlockt dich in das ſinnverwirrende Gebäude ſeiner Kabbalah. Du biſt verloren.“

„Ha, ewig Blinder, verſtockt in der trockenen Weisheit der Welt, und unfähig, die Flamme Gottes zu ſchauen, mögt Ihr es denn wiſſen, daß er meine Sonne iſt, er mein Stern, nach deſſen Glanze ſich mein Auge wendet für und für. Er iſt in die Welt gekommen, ein Gottgeſandter, zum Heil Israels, und die Kabbalah iſt der Born, aus dem er die Heerden tränkt, die ihm folgen, dem getreuen Hirten, und die er auf fette Weide führt. Ihr aber verläugnet und verketzert ihn, der kein Geringerer iſt, als der Meſſias, der König des Himmels und der Erde.“

„Uglückſelige, ja, du biſt wahnſinnig! Das alte Traumbild der Juden aus längſt vergangenen Zeiten hat dich verwirrt. Nicht doch, Kind, es wird, es kann kein Meſſias kommen, uns zu erlöſen. Wahrheit, Licht, Liebe, die wir zu unſerem reinen Eigenthume zu machen uns beſtreben müſſen, das ſind die Grundlagen der Meſſiasidee, die nur ein beſſeres, edleres Daſein auf Erden bedeutet. Jene heilige Trias wird uns von den dumpfen Banden, die unſern Geiſt noch drücken, befreien; wir werden geiſtig frei ſein. Dieſer junge, finſtere Kabbaliſt iſt kein Meſſias, er mag nicht Wahrheit, nicht Licht, nicht Liebe. Schon hat er an all dieſen drei reinen Engeln gefrevelt. Er iſt ein Verführer, ein Betrüger! Er hat dich verlockt und ſtürzt dich ins Verderben.“

„Weh Euch und Allen, die zu Euerm Bunde gehören!“ rief Mihurmah begeiſtert. „Wohl hat mir Behadir Anuſcha geſagt, daß auch mein Vater ein Glied deſſelben iſt. Mit Menſchenweisheit erfrecht ihr euch, Gott zu faſſen, und ihn zu euerm Knechte zu machen, während ihr nur das Wahngebilde eurer Thorheit habt, und Gott in glanzvoller Herrlichkeit, aber ungeſehen von euch, über die Erde ſchreitet. Ihr wollt die Berge ebenen und die Thäler ausfüllen, aber der Herr, der in Flammen zu mir und ſeinen Erleuchteten redet, ſpottet eurer Klugheit. Doch, es wird der Tag kommen und die Stunde, wo Euch mit Schrecken offenbar wird, daß er, der Herr, viel höher über euerm, euch ſelbſt geſchaffenen Gott iſt, wie der Himmel über der Decke dieſes Zimmers. Ich gehe, Rabbi, haltet mich nicht länger. Ihr wißt nun Alles, was Ihr von mir zu erfahren begehrtet. Ihr werdet mich ſo wenig bekehren, wie ich Euch. Wir haben demnach nichts mehr mit einander zu reden.“

„Geh hin, arme Verblendete,“ ſagte Aaron wehmüthig. „Du haſt mir prophezeiht, ich will dir viel Wahrſcheinlicheres vorausſagen: es wird die Stunde ſchlagen, wo dir mit Schrecken die Augen aufgehen. Ich bedaure dich, und werde dich nie aus den Augen laſſen, um dir Hülfe zu leihen, wenn du ſie bedarfſt. Leb' wohl und bleibe glücklich in deinem zauberbunten Wahne.“

Mihurmah entfernte ſich eilenden Schrittes.

Eines Abends ſagte Thamar in der Kammer zu Mihurmah: „Mein Schmerz wird täglich größer und mir um ſo unerträglicher, je mehr ich ihn meinem Vater verbergen muß. Wollt' ich ihn enthüllen, wie mir's Noth thut, ſoll er mir nicht das Herz abfreſſen, ſo würde ſich der gute Greis zu Tode grämen. Es gibt nur ein Mittel, ihm und mir zu helfen: ich muß aus dem Hauſe. Hier in dieſen Räumen erinnert mich jeder Gegenſtand jeden Augenblick an mein grauſames Schickſal, und alle die Thränen, die in meinem Herzen geboren werden, muß ich meinen Augen zu weinen verwehren. Ich kann es nicht länger aushalten, ich muß den Schmerz ausſchreien, die Thränen ausweinen."

„Aber wohin willſt du aus deines Vaters Hauſe?" fragte Mihurmah.

„Höre, ich habe mir heute in meinem Jammer einen Plan ausgeſonnen. Unter dem Vorwande, daß ich zur Stärkung meiner Geſundheit häufiger Seebäder bedürftig ſei, erlangen wir vom Vater die Erlaubniß, den Kiosk auf der Inſel Cordelio zu beziehen. Dort begeben wir uns unter den Schutz des alten Faktors meines Vaters, Iſaak Roſo, und ſeiner gutmüthigen, trefflichen Hausfrau, Lea. Dann ſind wir vor jeder übeln Deutung dieſes Schrittes ſicher. Das Ehepaar iſt als ſehr brav bekannt und geſchätzt, und ich liebe das alte Mütterchen, Lea, wie wenn ſie mich geboren hätte. An ihrer noch unverheiratheten Tochter, Judith, die ein natürliches, williges Weſen iſt, finden wir Geſellſchafterin und Dienerin. Uebrigens halten wir uns fern vom Geräuſche der Faktorei; die tiefe Einſamkeit des Gartens wird meiner aufgeregten Seele wohl thun, und ſie allmählig beruhigen. Unſere Harfen begleiten uns, und du überſetzeſt mir aus den türkiſchen Dichtern, die dir Behadir Anuſcha geſchenkt hat."

„Dein Plan iſt ſchön," verſetzte Mihurmah, „und mit Freuden helfe ich ihn dir ausführen." —

Schon in der Frühe des andern Morgens wurde Roſanes mit dem Entſchluſſe ſeines geliebten Kindes bekannt gemacht, das Haus auf einige Zeit zu verlaſſen. Zwar gingen ihm die Augen über, daß er ſich von ſeinem zweiten Herzen trennen ſollte, doch es war zu ihrem Beſten, und er willigte ein. Das Gartenhaus auf Cordelio wurde ſchön und bequem eingerichtet; der Greis ließ ſich ſelbſt hinüberfahren, um ſich zu überzeugen, daß Alles gut ſei, und der Faktorsfamilie die ausgezeichnetſte Sorgfalt für ſein ſchmerzenreiches Kind anzubefehlen.

Als die beiden ſchweſterlichen Freundinnen am andern Abend auf der von Roſanes zu ihrer Verfügung geſtellten Barke über den klaren Waſſerſpiegel des Hafenbeckens und durch die Menge der in demſelben vor Anker liegenden Schiffe hinfuhren, ſchmiegte ſich Thamar an Mihurmah an, und ſagte: „Gelobt ſei der Herr unſer Gott, daß ich die Stadt im Rücken habe! Wenn ich es irgend vermeiden kann, werde ich ſie nicht mehr betreten. Ich möchte mein müdes, zweckloſes Daſein auf dem grünen Fleckchen Erde beſchließen, das dort vom Duft des Abends überſponnen, freundlich und einladend aus dem Schooße des Meeres emporſteigt.“

„Sprich doch nicht alſo!“ bat Mihurmah wehmüthig. „Die Zeit, die Jugend und die Freundſchaft ſind die beſten Aerzte; ſie heilen jegliche Wunde. Die Zeit wird auf dieſer Inſel beruhigend über deinen heißen Schmerz hinfluthen, wie kühles Meerwaſſer, und die Wunde rein waſchen; die Freundſchaft wird dann einen ſchützenden Verband daran legen und die Jugend ſie vernarben machen.“

„Zeit und Jugend ſind mir wohl gewiß,“ entgegnete Thamar, „aber“ — ſie ergriff Mihurmah's Hand und drückte ſie feſt ans Herz — „wird auch die Tröſterin Freundſchaft, die ſchweſterliche Treue meiner Mihurmah mir verbleiben? — Laß mich ausreden, Liebe! Sieh, ich weiß, wie meine Brüder und Schweſtern, vorzüglich Zipora, gegen dich geſinnt ſind. Ich kenne ihren Haß gegen dich, ihre Verläumdungen deiner; ich kenne Halevi's Bemühungen, dich aus unſerm Hauſe zu vertreiben. Sie haben alle ihr Möglichſtes auch an mir verſucht, mich von dir loszureißen. Doch das iſt ihnen ſchlecht gelungen; ich habe dich — wenn dies möglich iſt — nur noch inniger geliebt. Aber dürfte ich dir unter ſolchen Umſtänden zürnen, wenn du deinen Verfolgern entgingeſt und mich verließeſt? Der Kiaja hat dich ſo reich beſchenkt, du bedarfſt meines Vaters nicht, Villegas würde dich mit Freuden aufnehmen, wie er mir ſelbſt geſagt, Papas Haus ſteht dir offen und Sabbathai's Bruder, Eliab, wirbt ſchon lange um deine Hand. Ja, wenn mich nicht Alles trügt, ſchlägt auch des andern Bruders, Joſephs, Herz für dich. — Du würdeſt dich auch beſſer, als ich, zu Sabbathai's Weib paſſen" — hier zitterte ihre Stimme in ſchmerzlichen Schwingungen — „du ſtehſt geiſtig weit höher, würdeſt ihn eher befriedigen, du glaubſt an ſeine göttliche Sendung, obgleich du ſtets vermieden, dich darüber, mir gegenüber, deutlich zu erklären, du biſt welterfahrner und würdeſt ihn beglücken, was meine ſchlichte Natur nicht vermochte. Auch verehrt er dich doch, ja, ich glaube — er liebt dich! — — — — Doch, ich wollte ja nur bemerken, daß dir genug Wege aufſtehen, auf denen du beſſer wandeln würdeſt, als auf dem, den du jetzt gehſt; die Wehmuth ſollte mich nicht übermannen. Aber ſieh', wenn auch du mich verließeſt, dann, ja dann wäre es aus mit mir. Du biſt der einzige Stab, auf den ich Wankende mich ſtütze. Entreiße ihn mir, und ich ſtürze zu Boden, um nie mehr zu erſtehen. Nicht wahr, Mihurmah, du willſt mich nicht verlaſſen? Mir grauſt bei dem Gedanken, daß du einem Freier folgen, daß du die unglückliche Thamar allein laſſen könnteſt. Verſprich mir hier unter dem ſchönen, glänzenden Sternenhimmel, daß du nicht eher von mir gehen willſt, bis ich deiner ſorgſamen Liebe nicht mehr bedarf. Beruhige mich, gib mir die Hand, verſprich es mir!“

Weinend reichte Mihurmah der Weinenden die Rechte hin, ſie ſanken einander an die Bruſt, ihre Thränen und Küſſe vermiſchten ſich, und: „ich verlaſſe dich nicht, ſo wahr mir Gott gnädig iſt," tönte es von den reizenden Lippen der Freundin.

Thamar trocknete Wange und Aug'. „Nun bin ich weit getroſter, als erſt," ſagte ſie. „Es war auch ein Grund, weßhalb ich Cordelio zu unſerm künftigen Wohnorte gewählt, um dich deinen Feinden und Haſſern aus den Augen zu rücken. In unſere ſtille Einſamkeit dürfen ſie nicht kommen. Doch auch den Hauptgrund meiner Entfernung aus dem Vaterhauſe will ich dir nun nicht länger verhehlen, theure Seele. Du mußt Alles wiſſen; mein Herz ſoll vor dir ſtehen, wie eine aufgegangene Roſe."

Und die Augen niederſchlagend, dann das erröthende Geſicht an der Schweſter Buſen bergend, flüſterte ſie zu dieſer hinauf: „O, Mihurmah, ſeit ſich Sabbathai von mir geſchieden, liebe ich ihn noch mehr, als ſonſt. Meine Seele iſt Tag und Nacht von ſeinem Bilde voll, alle meine Gedanken fliehen wie Tauben, die ich ihm entwendet, zu ihm zurück, und die Sehnſucht nach ihm glüht mir wie ein ſüßes, verzehrendes Feuer durch die Adern und das Mark meiner Gebeine."

„Armes, armes Kind!“ rief Mihurmah.

„Ich kann nicht leben mehr, ich muß ihn ſehen. Am Strahle ſeines Auges wird ſich die Flamme meines Lebens fort entzünden, der Klang ſeiner Stimme wird meiner Seele die bedürftige Nahrung ſein, die Luft, die er athmet, wird mich erquicken. — In Cordelio weiß ich mir einen der armeniſchen Knechte meines Vaters ergeben, ihn hoffe ich zu gewinnen, daß er uns Abends hinüber rudert nach dem Schwanenhals, wo Sabbathai lehrt. Verhüllt miſchen wir uns unter ſeine Zuhörer. Und dich ſend' ich dann zuweilen zu ihm, damit du mir Kunde bringeſt von ihm. Du darfſt mit ihm reden, mit ihm verkehren, auf dir ruht ſein Auge mild und freundlich. So ſei du nun ſein ſichtbarer Schutzengel auf Erden; ich darf es nicht mehr ſein, ich durfte es nur kurze Zeit ſein, mich hat er verſtoßen. Und wenn du ſeine Gattin werden ſollteſt, wie ich wünſche und hoffe, ſo erlaube mir, daß ich ihn auch ferner liebe.“

„O du ſanftes, frommes Lamm, warum mußte er dich in deiner Unſchuld und Reinheit nicht erkennen!“ rief Mihurmah ſchmerzlich. „Aber wir dürſen nicht rechten mit dem Herrn unſern Gott. Wie er uns führt, ſo iſt's uns am Beſten, wenn wir Wankenden, Irrenden auch nicht begreifen können, warum es ſo raube Pfade ſind. Laß uns mit David ſingen:

„Allgütig iſt der Herr und gnadenreich,
Und zeigt den Irrenden die rechte Steige.
Die Hülfsbedürft'gen führt er treu und recht,
Den Armen lehrt er ſeine Wege gehn.
Und denen, die des Bundes eingedenk
Sein Zeugniß halten, ſind des Herrn Wege
Nur lauter Liebe, lauter Gut' und Wahrheit.“

Bruſt an Bruſt ſchwammen ſie ferner ſchweigend über den mit Abendſchleiern überhangenen Meerſpiegel dahin, dem reizenden Ufer der kleinen Inſel, ihrer künftigen Wohnſtätte, zu, und die Aeſte und Zweige der Oliven- und Orangenbäume ſchienen ſich wie verlangende Arme auszubreiten, um die lieben Gäſte, die unter ihrem Laubdache wandeln wollten, grün und hoffnungsreich zu umfangen. Sie ſetzten den Fuß an das Land, und die Engel der Nacht und des Friedens küßten ihnen im kühlen Dufthauch zum Empfang die ſchweſterlichen Stirnen.

Der Ring Salomo's.

Dem Salomo unterwarfen wir einen ſtarken Wind, der, auf ſeinen Befehl, das Land beſtrich, auf welches wir unſern Segen gelegt hatten. Und wir wußten alle Dinge. Auch unterwarfen wir ſeiner Herrſchaft viele Dämonen, die da untertauchen, Perlen für ihn zu fiſchen, und ander Werk zu verrichten. Und wir wachten über ſie.

Koran, 21 Kapitel: Die Propheten.

Salomo war Davids Erbe; und er ſprach: Die Sprache der Vögel iſt uns gelehret, und alle Dinge geoffenbaret worden. Dieſes iſt ſichtbare Gnade. Und ſeine Heere wurden zu Salomo verſammelt, die aus Dämonen, Menſchen und Vögeln beſtanden ꝛc. ꝛc.

Koran, 27 Kapitel: Die Ameiſe.

Ein weites düſtres in den Berg gehöhltes Gewölbe im abgelegenen Hinterhauſe Mardochai Zewis, war jetzt Sabbathai's einſame Wohnung. Früher eine Waarenniederlage, zuletzt der Aufenthalt des Federviehs, womit der dürftige Beſitzer dieſer Baulichkeiten gehandelt, ſtand es meiſt leer, ſeit ſich derſelbe dem Mäklergeſchäft mit beſſerm Erfolg zugewendet hatte. Obgleich kühl und ſchützend gegen die ſengende Sonne des aſiatiſchen Himmels, war dieſe Halle doch kein freundlicher Aufenthalt; denn hie und da baufällig und den Einſturz drohend, gewährte ſie Wind und Wetter jeglichen Durchgang; die rohen Steinwände, der erdige Boden, die dumpfe Oede, das ſpärliche Tageslicht, das vom Berge her hereinfiel, die ärmlichen Tiſche und Geräthe, bis auf das Allernothdürftigſte beſchränkt, waren dem in den Prophetenbüchern der Juden angedeuteten Glanz des Meſſias keineswegs angemeſſen. Aber dieſelben Seher Iſraels hatten auch geweiſſagt, daß der Erlöſer des Volks vom Fluche Gottes und der Knechtſchaft der Menſchen aus Armuth und Dürftigkeit hervorgehen ſolle, und Sabbathai ſchien abſichtlich jede Bequemlichkeit, die er ſich gar wohl hätte durch die Dankbarkeit ſeiner zahlreichen Schüler bereiten können, von ſich zu weiſen und jeden Reichthum zu verachten. Die übrigen Volkslehrer ließen ſich den ertheilten Unterricht bezahlen, und geſtatteten Niemand den Zutritt in ihre Lehrſäle, der ſich nicht durch klingende Mittel in die Zahl der Schüler eingekauft hatte: Sabbathai allein lehrte unentgeltlich unter freiem Himmel und lud jeden dazu ein. Selbſt von dem engern Kreis ſeiner Schüler jener heiligen Zah der dreimal ſieben, die er ſich ſelbſt ausgewählt hatte, nahm er nie Belohnungen an. Was bedurfte er auch? Sein Kleid war, ſeit er ſich von Thamar getrennt, das billigſte und einfachſte aller Juden, er faſtete oft zwei, drei Tage, ja zuweilen von einem Sabbath zum andern, ſelbſt an den Tagen wo er aß, pflegte er nur eine einzige äußerſt kleine und frugale Mahlzeit zu machen, und nahm er am Sabbath die Einladung eines ſeiner Schüler an, ſo genoß er weniger als ein Kind. — Fragten ihn ſeine Schüler, weshalb er die irdiſchen Schätze ſo ſehr verachte, daß er ſogar Roſanes ungeheuern Reichthum verſchmäht, ſo antwortete er geheimnißvoll, es werde einſt eine Zeit kommen, wo Glanz und Pracht ihm nöthig, und dann werde ihn der Gott Israels mit irdiſchen Gütern überſchütten. Faſt mehr noch als ſeine abweichenden Lehren, hatte ihn ſeine Uneigennützigkeit allen andern Chachams verhaßt gemacht, deren Lehrſäle ſeit Sabbathais Auftreten leer blieben. —

Es war am Feſte des bürgerlichen Neujahrs der Juden, am erſten Tag des Monats Tisri, als Sabbathai ſeine Vorträge früher ſchloß, um ſeinen Zuhörern Gelegenheit zur Feier des Feſtes zu geben; er ſelbſt ſtieg einſam und in tiefſinnigen Betrachtungen verſunken, in die Gebirge hinauf, über die der Herbſtabend hereindunkelte; ſeine einundzwanzig Schüler aber begaben ſich in ſeine Wohnung, um dort von ſeiner Mutter ein Feſtmal bereiten zu laſſen und es nach ſeiner Rückkehr mit ihm zu verzehren.

In der düſtern Halle verſammelt, in deren weite Räume ein kärgliches Lampenlicht nur matte Strahlen verſandte, ſaßen ſie, des jungen Meiſters harrend, der der Gegenſtand ihrer Unterhaltung war. Auf Tiſchen, Fäſſern und Kiſten umher lagen große Bücher und Papierrollen, aus denen wunderbare Linienbilder und Figuren faſt unheimlich herausglänzten. Da ſah man in geheimnißvollen Zeichen, unter denen die tiefe Kabbalah die gewaltigen über die Kräfte der Natur geſetzten Engelfürſten darſtellte, die, vom Kundigen gebraucht, die Wunder des Alls als geweihte Schlüſſel erſchloſſen und Gewalt ausübten über alle Geiſter der Erde. Blutig roth glüheten die heiligen in einandergeſchlungenen Dreiecke, das Symbol der mit der dreitheiligen Gottheit vereinten dreitheiligen Welt, und andre unbegreifliche Lettern, an die der wahre Kabbaliſt ungeheure Kräfte gebunden hält, ſchimmerten in andern Farben. Hier blitzte der Dreizack, an deſſen mittlerem Theil eine Kugel iſt, das Bild Galganiels, des Fürſten der Sonne, dort der Vierzack mit den vier Kugeln an den Spitzen, das Bild Ofaniels, des Fürſten des Monds, und weiter hin andre, wie die Jehoels, des Fürſten des Feuers mit den Bildern ſeiner ſieben untergeordneten, ihm dienſtbaren Engel: Gabriel, Nitriel, Thumiel, Schamſchiel, Hadarniel und Sahariel. So das Bild des Waſſerfürſten Michael mit ſeinen Gehülfen Ramiel, Oriel, Malkiel, Chabriel, Miniel und Zoriel. Jedes Zeichen von mächtiger Bedeutung, an jedes eine Naturkraft gekettet!

Als die Jünglinge, welche noch nicht in dieſe tiefen Geheimniſſe eingeweiht waren, die Bücher und Papiere theilweiſe mit ahnungsvollen Schauern betrachtet hatten, beſtürmten einige Baruch als den Gelehrteſten unter ihnen, dem der Chacham als ſeinen Liebling ſchon Vieles in der geheimen Wiſſenſchaft erſchloſſen habe, was ihnen noch verborgen ſei, etwas davon zum Beſten zu geben. Baruch zeigte ſich auch bereitwillig dazu, denn er that ſich gern etwas auf ſeinen vertrautern Umgang mit Sabbathai zu gut, und begann alſo: „Ich will Euch eine Geſchichte erzählen, die unſre Väter, auf denen das Paradies ſei, vom weiſen König Salomo aufgezeichnet haben. Dieſer hat mit ſeinem Freunde Hiram, König von Tyrus, zuerſt die Kabbalah von den beiden Engeln Aſa und Aſael gelernt, nachdem dieſelben zur Strafe ihrer Sünden Menſchen geworden waren. ~~So weit wie~~ Salomo hat es kein Kabbaliſt wieder gebracht, bis auf einen, und das iſt unſer Chacham Sabbathai. Hört mir zu. Als Salomo, der Weiſeſte der Menſchen, dem Herrn ein Haus zu bauen begann und deshalb dem Hiram, dem König von Tyrus, anlag, ihm ſeine Bauleute zu ſchicken, erging ein Geſicht an ihn, er ſolle kein Hammer noch Beil oder ſonſtiges Eiſenwerkzeug zur Zurichtung der Bauſteine brauchen; darüber gerieth der König in nicht geringe Verlegenheit, und berief ſeine Rabbinen und ſprach zu ihnen: Wie ſoll ich es machen, die Steine zu behauen ohne Werkzeug? Da verſetzte der Aelteſten und Erfahrenſten einer: Es gibt einen geſchickten Wurm, Namens Schamir, der die härteſten

Steine ſpaltet und zurichtet, wie's der Baumeiſter begehrt; Moſes ließ ihn bringen und die Steine des Leibrocks zurichten. Und Salomo fragte weiter: Wo iſt der wunderbare Wurm Schamir zu finden? Die Rabbinen aber antworteten und ſprachen: Das wiſſen wir nicht. Dir iſt Macht gegeben über die Dämonen; ſo laß einen Dämon und eine Dämonin vor dir erſcheinen und zwinge ſie zuſammen; vielleicht wiſſen ſie des Wurmes Aufenthalt und offenbaren dir ſelbigen. Da drehete der König ſeinen Ring, auf welchem der Schem hammphoraſch und die mächtigſten kabbaliſtiſchen Zeichen eingegraben waren, und an welchen die Gewalt über die Geiſter gebunden war, am Finger, und befahl einem Dämon und einer Dämonin vor ihn zu kommen. Augenblicklich ſtanden ſie da auf ſeinen Ruf, und er zwang ſie zuſammen. Sie aber ſprachen: Wir wiſſen nicht, wo der Wurm iſt; vielleicht weiß es Aſchmedai, unſer König. Ueber den König der Dämonen hatte aber Salomo noch keine Gewalt, deshalb fragte er die Gefangenen: Wo iſt der Aſchmedai? Sie antworteten: Er hat ſich auf dem Berge Libanon eine Grube gegraben, mit Waſſer gefüllt und mit einem

Steine zugedeckt, dieſen aber mit ſeinem Siegelring verſiegelt. Er ſteigt alle Tage hinauf in das Firmament und lernt in der hohen Schule des Firmaments, dann ſteigt er herab auf die Erde und lehret in der hohen Schule der Erde. Darnach kommt er, beſieht den Abdruck ſeines Petſchafts auf dem Siegel am Stein, öffnet die Grube und trinkt, deckt ſie zu, verſiegelt ſie wieder und geht von dannen. — Als der König Salomo dieſe Rede der Dämonen vernommen, befahl er dem Benaja, dem Sohne Jnhojada, nach dem Libanon aufzubrechen, und gab ihm eine Kette, auf welcher der Schem hammphoraſch geſchrieben ſtand, nebſt ſeinem Ringe, auf welchem derſelbe heilige Name eingeſchnitten war, ſammt einigen Bündeln Wolle und ein Paar Schläuchen Wein. Da nun Benaja zu Aſchmedais Grube kam, höhlte er eine zweite Grube unterhalb der erſten, bohrte dann ein Loch in dieſe und ließ das Waſſer herauslaufen, ſtopfte das Loch mit Wolle wieder zu und grub ſofort eine dritte Grube überhalb der erſten, in die er den Wein ſchüttete, bohrte ein Loch und ließ den Wein in des Aſchmedai's Grube laufen. Nun deckte er ſeine beiden Gruben ſorgfältig mit

Steinen und Erde zu und ſtieg auf einen Baum. Als nun Aſchmedai gekommen, ſein Petſchaft beſichtigt, die Grube geöffnet und ſtatt Waſſer Wein gefunden hatte, ſprach er: Es ſtehet geſchrieben: Der Wein macht böſe Leute und ſtark Getränke macht wild; wer dazu Luſt hat, wird nimmer weiſe. So ſtehet auch ferner geſchrieben: Liebe, Wein und Moſt rauben den Verſtand. Und der ſchlaue Dämonenfürſt trank lange nicht. Doch der Durſt übermächtigte ihn, er konnte nicht mehr widerſtehen, trank und wurde ſo betrunken, daß er ſich niederlegen mußte und einſchlief. Sobald dieſes geſchehen war, ſtieg Benaja vom Baum herab, ging zu dem ſchlafenden Aſchmedai, warf ihm die Kette über und ſchloß ſie feſt um ſeinen Hals. Darüber erwachte der Dämonenkönig, ſtellte ſich ganz ungeberdig und wollte die Kette abreißen, doch Benaja ſprach zu ihm: Der Name deines Herrn iſt auf dir! denn dieſer ſtand, wie ſchon gemeldet, auf der Kette. Benaja führte den durch Liſt Gefangenen nach Jeruſalem zu. Sie kamen aber an einen Dattelbaum, an dieſem rieb ſich Aſchmedai und warf ihn um, dann kamen ſie an ein Haus, das warf er auch um, endlich an die Hütte einer armen Wittwe, die trat heraus und bat ihn flehentlich, daß er ihre Wohnung verſchonen möchte, und als er ſich auf die andre Seite wenden wollte, zerbrach er ein Bein und ſprach, wie geſchrieben ſtehet: Ein ſanftes Wort bricht Hartnäckigkeit. In Salomo's Pallaſt angekommen, brachte man ihn erſt am dritten Tage vor den weiſen König. Am erſten Tage ſprach der gefangene Dämonenfürſt zu Salomo's Dienern: Warum läßt mich euer König nicht vor ſich führen? Sie antworteten ihm: Er hat zu viel getrunken. Da nahm er einen Backſtein und ſetzte ihn auf einen andern. Sie aber gingen zum Salomo und ſagten es ihm an; der ſprach zu ihnen: Er hat damit ſagen wollen: Gehet hin und gebt ihm wieder zu trinken. Des andern Tags ſagte Aſchmedai wieder zu den Dienern: Warum läßt mich der König nicht vor ſich kommen? Sie antworteten ihm: Er hat zu viel gegeſſen; da nahm der Dämon den Backſtein von dem andern, und ſetzte ihn auf die Erde. Und ſie gingen zum Salomo und ſagten es ihm an; der ſprach zu ihnen: Er hat ſagen wollen: Gebt ihm nur wenig zu eſſen. In der Frühe des dritten Tags wurde Aſchmedai vor den König geführt, und nahm dort eine Elle und maß am Boden vier Ellen lang, und warf ſie vor Salomo nieder und ſprach zu ihm: Wann du geſtorben biſt, ſo kannſt du von dieſer Erde nicht mehr als vier Ellen behaupten. Nun haſt du die ganze Welt bezwungen und biſt doch nicht damit zufrieden geweſen, bis daß du auch mich bezwungen und dir unterworfen haſt. Salomo aber ſprach zu ihm: Ich begehre nicht viel von dir; ich will einen Tempel bauen, dazu hab' ich den Schamir nöthig; gib mir den Wurm. Da antwortete der Dämonenfürſt: Schamir iſt nicht mir, ſondern dem Fürſten des Meers übergeben, und dieſer vertraut ihn Niemand anderm an, als dem Auerhahne, der ihm getreu iſt, wegen des ihm geleiſteten Eides. — Und was thut der Auerhahn mit dem Wurme? fragte Salomo. — Er nimmt ihn mit ſich auf die höchſten Berge, wo weder Kraut noch Baum wächſt, und hält ihn an die Felſen; da ſpaltet Schamir die Felſen der Berge. Dann trägt ihn der Auerhahn wieder zurück, nimmt darnach Samen von Kräutern und Bäumen und wirft ihn dorthin, ſo gibt es einen fruchtbaren ſchattigen Ort daſelbſt. Deswegen wird er auch Naggar tura, d. i. der Bergkünſtler, genannt.

— Und Salomo ſchickte den Benaja wieder aus, das Neſt des Auerhahn zu ſuchen; und als dieſer es gefunden hatte und Junge darin liegen ſah, bedeckte er dasſelbe mit einem hellen weißen Glaſe. Der Auerhahn kam, wollte zu ſeinen Jungen und konnte nicht, da flog er von dannen, holte den Schamir und ſetzte ihn auf das Glas, damit er's zerbreche. Benaja aber brach aus ſeinem Verſteck hervor, ſchrie den Vogel überlaut an, ſo daß dieſer den Schamir vor Schrecken fallen ließ, den Benaja ſchnell aufhob und davon trug. Der Auerhahn ging hin und erwürgte ſich ſelbſt wegen ſeines Eidbruchs. Der Schamir aber richtete dem Salomo alle Steine des Tempels zu. — Unſre Rabbinen, geſegneten Andenkens, haben gelehret, der Schamir ſei von der Größe eines Gerſtenkornes geweſen und kein hartes Ding habe vor ihm beſtehen können, und ſei am erſten Sabbathabend in der Dämmerung erſchaffen worden; ſeit der Zeit der Verwüſtung des Tempels wird er aber nicht mehr auf Erden gefunden. — Kraft ſeines Ringes zwang Salomo nun alle Dämonen, ihm beim Tempelbau zu helfen. Damals war der Mond noch in ſeiner Vollkommenheit und das Gute hatte Macht über das Böſe. Nachdem aber Salomo geſündigt hatte, fing der Mond an abzunehmen, und die Dämonen entzogen ſich ſeiner Gewalt. — Aſchmedai verblieb in Gefangenſchaft, lange nach Vollendung des Tempels. Da trat er eines Tags vor Salomo und ſprach: So du mir die Freiheit verſprichſt, will ich dir ein großes und wichtiges Geheimniß entdecken. Salomo verſprach das Begehrte; und der Dämonenfürſt fuhr fort: Erſt mußt du mir die Kette abnehmen. Es geſchah. — Nun bedarf ich zur Enthüllung des dir ſo förderlichen Geheimniſſes auch deines Ringes. Und Salomo gab ihm auch dieſen; denn alle Weisheit war von ihm genommen, ſeit er geſündigt hatte. Und alſogleich verſchlang der freie Dämonenfürſt den König, und ſetzte den einen ſeiner Füße an das Firmament des Himmels und den andern auf die Erde und warf den König Salomo vierhundert Meilen weit von ſich in die Länder der Heiden. Er ſelbſt verſenkte den Ring in das Meer, und ſetzte ſich dann in der Geſtalt Salomo's auf deſſen königlichen Thron und herrſchte über das Reich; Salomo aber ging betteln vor den Thüren, und wohin er nur kam, ſprach er: Ich, Prediger, war

König über Iſrael zu Jeruſalem. Die Leute aber ſpotteten ſeiner wegen dieſer Rede, und ſagten: Sollte ſolch ein König vor den Thüren betteln? Und er verblieb in ſolch ſchmerzlichem Zuſtande drei Jahre, die weil er drei Gebote des Geſetzes übertreten hatte: Er ſoll nicht viel Roſſe halten, er ſoll auch nicht viele Weiber nehmen, und ſoll auch nicht viel Silber und Gold ſammeln. Als nun die drei Jahre verfloſſen waren, wollte ſich Gott über ihn erbarmen, wegen ſeines Knechtes David; und damit die Naama, die Tochter des Königs der Ammoniter gerecht gemacht würde, und der Meſſias, der Sohn David's, aus ihm herkäme, und er ſich mit ihr vermählete, ſie auch mit ihm in das Land Iſrael zöge, ſo führte ihn Gott in das Land der Ammoniter. Und als er in der königlichen Reſidenzſtadt, Namens Maſchkemem, angelangt war und auf der Gaſſe ſtand, kam der Küchenmeiſter des Königs, der dem König die Speiſen zubereitete und kochte, dasjenige einzukaufen, deſſen er zur Verrichtung ſeines Dienſtes vonnöthen hatte, und fand den Salomo daſelbſten ſtehen, und zwang ihn, das Gekaufte zu tragen, und führte ihn in die Küche und ſahe zu, was er that. Salomo aber ſprach zu dem Küchenmeiſter, er wolle bei ihm bleiben und ihm dienen um nichts weiter als die Koſt. Und als es der Küchenmeiſter zufrieden war, blieb Salomo bei ihm und diente ihm, und half ihm. Einige Tage darnach ſagte Salomo zum Küchenmeiſter, er wolle dem König einmal einige Speiſen nach ſeiner Art kochen, und als jener damit zufrieden war, richtete er die königlichen Speiſen gar köſtlich und lecker zu, wie er ſie ſelbſt ſonſt gegeſſen hatte; denn er verſtand ihre Zubereitung ſehr wohl. Als nun der König von dieſen herrlichen Speiſen gegeſſen, fragte er: Wer hat dieſe Gerichte zubereitet, wie ich ſie zuvor noch nie genoſſen? Da erzählte der Küchenmeiſter Alles, wie es ſich zugetragen hatte. Darauf befahl der König ſeinen Knechten, daß ſie den fremden Mann rufen ſollten. Und als Salomo vor den König kam, fragte ihn dieſer: Willſt du mein Küchenmeiſter ſein? Und er antwortete: Ja! Darnach gab der König ſeinem Küchenmeiſter den Abſchied und ſetzte Salomo an deſſen Stelle, daß er ihm alle ſeine Speiſen zurichten ſolle. Es begab ſich aber nach dieſem Allen, daß des Ammoniterkönigs Tochter Naama den Salomo ſah und zu ihrer Mutter ſprach: Ich möchte dieſes Mannes Frau ſein. Da gab ihr ihre Mutter einen Verweis und ſprach zu ihr: Viel treffliche Fürſten ſind in deines Vaters Reich, und du kannſt wählen, welcher dir gefällt. Die Tochter aber gab zur Antwort: Ich begehre keinen als den Küchenmeiſter. Kein Zureden der Mutter half, und dieſe mußte das Begehr der Tochter dem Könige, ihrem Gemahl, entdecken. Als der König ſolches hörte, wurde er ſehr zornig und wollte ſie erſt beide umbringen. Es war aber nicht Gottes Wille, daß unſchuldiges Blut flöße, vielmehr, daß ſich der König ihrer erbarme. Deshalb rief er einen ſeiner Knechte und befahl ihm, ſeine Tochter mit dem Küchenmeiſter in die Wüſte zu führen, damit ſie dort von ſelbſt ſterben ſollten. Und der Knecht that alſo, wie ihm der König befohlen hatte, und ließ ſie in der Wüſte, und ging ſeinen Weg zum König, ihm zu dienen, wie zuvor. Sie aber begaben ſich von dannen hinweg, Speiſe zu finden, ihr Leben zu erhalten, und kamen in eine Stadt am Meere. Und als Salomo ging, Speiſe zu ſuchen, traf er Fiſcher, welche Fiſche verkauften, und kaufte einen von ihnen, und brachte den Fiſch ſeiner Frau, damit ſie ihn koche. Indem ſie nun des Fiſches Bauch aufſchnitt, fand ſie einen Ring darin, auf welchem vieles geſchrieben ſtand, und ſie gab den Ring ihrem Mann. Dieſer aber erkannte alſobald ſeinen Ring, ſteckte ihn an ſeinen Finger und ſprach den darin eingeſchnittenen Schem hammphoraſch aus. Da kam ſein Geiſt wieder zu ihm und ſeine Macht und Stärke, und ſein Gemüth wurde froh. Und er ging nach Jeruſalem, vertrieb den Aſchmedai vom Throne und nahm ſeinen königlichen Platz ein, und ſetzte die königliche Krone auf ſein Haupt und nahm ſein Weib als Königin an ſeine Seite. Darnach ſandte er Boten zu ihrem Vater und ließ ihn herbeiholen, und ſprach zu ihm: Du haſt ohne Scheu zwei Menſchen umgebracht. Der Ammoniterkönig antwortete: Das ſei ferne; ich habe ſie nicht umgebracht, ſondern in die Wüſte vertrieben, und weiß nicht, was ſich mit ihnen zugetragen hat. Drauf fragte ihn der König Salomo: Wenn du ſie ſäheſt, würdeſt du ſie wohl wieder erkennen? Wiſſe, daß ich der Küchenmeiſter bin, und deine Tochter iſt die Königin, meine Frau. Und er ließ ſie rufen, und ſie kam, und küßete ihres Vaters Hände. Er aber freuete ſich ſehr und begab ſich wieder in ſein Land. Was nun Salomo's Ring angehe, an welchem ſo große Kräfte gebunden, ſo ward derſelbe nach des Königs Tode aufgehoben für den Würdigſten, der aus dem Blute Salomo's und der Naama entſpringen würde, ein Sproß, der rein ſei von aller Sünde, welchen der Gott Iſraels zu großen Dingen auserſehen und auf den er den Glanz ſeiner Herrlichkeit zurückſtrahlen wird. Und ſo iſt denn der Ring verborgen geweſen, und keiner hat ihn getragen und keinem hat ſeine Macht zugeſtanden bis auf unſre Tage, denen das Heil zugedacht iſt."

„Wie?" rief Simcha Sebulon, der Aelteſte aus Sabbathai's engerm Schülerkreis, ein Mann, der ſich durch ſeine Körpergröße und Stärke auszeichnete, und ſeines Gewerbes ein Schächter war, „Salomo's Ring iſt endlich gefunden? Und wer anders könnte in ſeinem Beſitz ſein, als unſer Chacham!"

„So iſt's!" verſetzte Baruch feierlich. „Sabbathai Zewi trägt Salomo's Ring an ſeinem Finger, und iſt Herr der Geiſter der Dämonen und der Vögel geworden, wie es der weiſe König war. Auch er verſteht die Sprache der Vögel, und wenn er im Walde geht, fliegen ſie auf ſeinen Befehl herbei, ihm ihre Geheimniſſe zu offenbaren."

Ein maßloſes Erſtaunen ging durch den Kreis der Schüler. Ihre Augen glänzten von bewundernder Begeiſterung, ihr Mund ſprach kurze, aber inhaltſchwere Worte.

„Und erzähle, ſo du's weißt, da du doch des Meiſters Liebling biſt, wie ihm der mächtige Ring zugekommen!“ redete Schimcha wieder zu Baruch.

„Noch inniger vertraut geworden mit der geiſterbeherrſchenden Kraft der Kabbalah, hat Sabbathai zeither in jeder Nacht mit Engeln und Geiſtern verkehrt und ſie haben ihm geſagt, daß er der Meſſias der Sohn David's oder vielmehr der David ſelber ſei, wie geſchrieben ſtehet, aber die Stunde ſeiner größten Macht ſei noch nicht gekommen, daß er ſich enthülle, über Iſrael herrſche und deſſen Feinde vertilge. Da hat er verlangt, einſtweilen bis zur Stunde ſeiner Macht, Salomo's Ring zu beſitzen, und zu verſchiedenen Malen hat er die Geiſter und Dämonen gezwungen, ihm den Ring zu bringen. Endlich als er die rechten und gewaltigſten Zeichen gebraucht, flog plötzlich ein Rabe durch dieſes Fenſter vom Berge her, der trug den Ring im Schnabel, legte ihn vor Sabbathai nieder und rauſchte wieder davon. Da ſah Sabbathai zuerſt den Schem hammphoraſch, den urheiligen Namen Gottes, den ſonſt nur der Hohepriеſter gewußt und jährlich nur einmal ausſprechen durfte im Allerheiligſten des Tempels, den aber unſer Volk verlernt hat. Sabbathai weiß den Namen nur allein auf Erden wieder, und er wird ihn ausſprechen, wenn's Zeit iſt.“ —

In dieſem Augenblick ſtand plötzlich Sabbathai mitten unter den ſtaunenden Schülern und grüßte ſie, eine ernſte, ſchöne, ehrfurchtgebietende Geſtalt. Keiner hatte ihn kommen ſehen, und heilige Schauer rieſelten durch ihre Gebeine bei ſeinem Friedensgruß. Scheu blickten ſie an ihm empor, der ſelbſt wie ein Geiſt unter ihnen ſtand, und es war allen, als müſſe er gleich den wiedergefundenen dreimal urheiligen Gottesnamen ausſprechen, und ſie, zerſchmettert von deſſen Gewalt, erblindet von deſſen flammender Herrlichkeit, zu Boden ſtürzen. Aber Sabbathai ſagte: „Ihr habt mir ein Feſtmahl zubereitet! Wohlan, ſo laßt uns das Feſt begehen! Ich wünſche euch Allen Glück zum neuen Jahre. Der Herr unſer Gott möge alle eure Sünden des vergangenen Jahres gnädig von euch genommen haben, und wie ihr geſtern aus dem Bade am Leibe rein geſtiegen ſeid, ſo möge auch eure Seele geſtern fleckenlos geworden ſein, und wie ihr heute neue und gute Kleider angelegt habt, ſo mögt ihr Tugenden und geiſtige Vorzüge angezogen haben. Verlaſſet immer mehr die geiſtige Dumpfheit eurer Väter und ziehet an das neue Kleid des Lichts, das ich euch webe gleich den Engeln, die, nach der ſchönen Dichtung, heute im Himmel neue Kleider anthun, gemacht aus dem glänzenden Scheine, der unter dem Throne der Herrlichkeit liegt, nachdem ſie ſich zuvor im Feuerfluß Dinur gebadet haben. Daniel, der Prophet, ſah in ſeinem heiligſten Geſichte Gott ſitzen auf dem Throne, und der Stuhl war eitel Feuerflammen und die Räder desſelben brannten wie Feuer. Und von dem Throne ging aus ein langer Feuerſtrom. Unſre Väter aber haben geſagt: Der Feuerſtrom, der unter dem Throne der Herrlichkeit hervorfließt, wird vom Schweiß der Thiere gebildet, welche den Thron tragen und aus ewiger Furcht vor dem heiligen gebenedeieten Gott immer Feuer ſchwitzen. Und wenn die Engel, auf Gottes Ruf, zum Gericht kommen, ſo müſſen ſie in Dinur baden und ſich erneuern, damit durch das Feuer jeglicher unreine Stoff, der ihnen angeflogen wäre, von ihnen genommen werde, bevor ſie vor des Herrn Angeſicht erſcheinen. Auch alle Gerechten, die da ſterben, müſſen im Feuerfluſſe geſäubert werden, ehe ſie zum höchſten Glanze eingehen. Darnach fließt der Feuerſtrom weiter und ſcheidet feurige Kohlen aus, und wirft ſie auf die Häupter der Gottloſen in der Hölle. — So ſehet denn, meine Freunde, im Fluſſe Dinur das Bild meiner Lehre. Sie leuchtet wie Feuerflammen, und geht aus von Gottes Thron. In ihr müſſen Alle, die nach Wahrheit dürſten, die Feuertaufe erhalten, müſſen die Lüge, die Heuchelei, den Unverſtand, den Trotz, die Bosheit abwaſchen und als neue Menſchen aus dem Feuerbade derſelben hervorgehen. Auf die, ſo in Thorheit verharren, und mit Fleiß Nacht und Irrthum verbreiten, wirft ſie die feurigen Kohlen, die ſie in ihrem Schooſe verbirgt, um ſie zu verderben die gottloſen Verächter. Und der Strom meiner Lehre wird ſich ein Bett graben trotz aller Hinderniſſe. Der Herr ſegne ſeine Flammen in dieſem neuen Jahre! Der Herr ſegne euch, meines Wortes Boten und Verkünder!“

Und er nahm die bleiche Jeruſa, die unterdeſſen gekommen war, küßte ſie auf die Stirn, und ſetzte ſie zu ſeiner Rechten, Baruch ſaß zur Linken, zu beiden Seiten ſeine Brüder, und dann die übrigen Schüler. Und er nahm das Brod, ſegnete es und brach's, und nahm den Becher, ſegnete ihn, trank und reichte ihn den Uebrigen.

Vom Neujahrsfeſte bis zum Verſühnfeſte der Juden ſind zehn Tage, die zehn Tage der Buße genannt. Sie beten während denſelben vom frühe-ſten Morgen an, faſten viel und hüten ſich ſtreng vor der kleinſten Uebertretung des Geſetzes. Am neunten Tage gehen ſie früh in die Schule, und wenn ſie heim kommen, ſchlachtet jedes männliche Familienglied einen Hahn, und jedes weibliche eine Henne zu ſeiner Sühne, gleich wie ſonſt, als noch der Tempeldienſt zu Jeruſalem beſtand, der Hohe-prieſter an dieſem Tage den Sündenbock ſchlachtete, der durch ſeinen Tod das ganze Volk von aller Schuld reinigte. Abends baden ſie, ſpeiſen gut und legen ſchneeweiße Kleider oder linnene Hemden über die übrigen Kleider an, Gewänder der Unſchuld.

Der folgende eigentliche Feſttag iſt der ſtrengſte Faſttag der Juden, den ſie, wo möglich, ganz in ihren Tempeln und Schulen zubringen.

Sabbathai hatte die Tage der Buße faſtend verlebt, nur ein klein wenig Brod und Waſſer war zur Erhaltung des Lebens über ſeine Zunge gekommen. Er war ſichtbar abgeſpannt, als er am Abend vor dem Feſte lehrte; ſeine Augen glüheten düſter in ihren Höhlen und ſchoſſen zuweilen unheimliche Blitze, wie eine ſchwarze Gewitterwolke, die ſich unbemerkt hinter den lichtweißen Wolken des Weſthimmels nach Sonnenuntergang gebildet. Sein Geſicht bleicher, als jene Wolken, war doch von einer blaßrothen Fieberfarbe übertuſcht. Er war nicht Herr des Wortes, wie gewöhnlich, und der Strom ſeiner Rede, ſonſt feurig leuchtend, wie Dinur, ſchimmerte kaum von ſchwachem Glanze. Zuweilen verwirrten ſich ſeine Blicke, dann ſtockte er mitten in der Rede und ſchwieg eine Weile. Während deſſen ſtützte er ſich auf Baruchs Schulter, der neben ihm ſtand. Er ſprach vom Verſöhnungsfeſte. „Laßt die eitle Thorheit, Hähne zu ſchlachten. Wahrlich ſie können eure Sünden nicht auf ſich nehmen. Lernet die kindiſche Form verachten; ihr ſeid Männer geworden. Sühnt Gott durch ein reines Herz, durch edle Thaten, durch Frömmigkeit und wahres Gebet! Nicht der Hahn kann es, nicht das Geblärr der Schule. Statt der Hemden und weißen Kleider, die ihr überzieht, ſchmückt euch mit dem Kleide des Lichts und der Wahrheit. Glaubet, was ich euch ſage; denn mich hat Gott geſandt, euch zu belehren. Wahrlich nicht den Hahn verlangt Gott zum Opfer, ſo wenig er ſonſt den Farren verlangte und den Bock, und mit Hoſea, dem Propheten, rufe ich euch zu: Bekehre dich, Iſrael, zu dem Herrn, deinem Gott; denn du biſt gefallen um deiner Miſſethat willen. Nehmet dieſe Worte zu Herzen und bekehret euch zum Herrn, und ſprecht zu ihm: vergib uns alle unſre Sünde und thue uns wohl, ſo wollen wir opfern die Farren unſerer Lippen. Ihr ſollt ſanftmüthig ſein und euern Zorn dämpfen; denn Zorn iſt die Wurzel eines Baumes, der lauter giftige Früchte trägt. Ihr ſollt barmherzig ſein, wie Gott barmherzig iſt gegen alle Menſchen; denn die Barmherzigkeit iſt ein Mantel, gleich dem Mantel des Elias.

Ehret Vater und Mutter, wie euch Moſes geboten hat. Das iſt der Hahn, den ihr dem Herrn zur Sühne geben ſollt: ſeid ſtets gerecht und wahr gegen Gott, gegen eure Nebenmenſchen, gegen euch ſelbſt. Zum Beſchluß hört einige Beiſpiele:

„Unter dem König der Juden, Herodes, den man den Großen nennt, lebte ein weiſer Mann unſeres Volkes, ein Lehrer, Namens Hillel. Es begab ſich, daß ein Heide zum Rabbi Schammai kam, der eben finſter und mürriſch ſeines Wegs dahin wandelte. Der Heide ſprach zu ihm: Ich will ein Jude werden, wenn du mir das ganze Geſetz lehren kannſt, ſo lange ich auf einem Bein ſtehe. Schammai aber entbrannte ob ſolchen Hohnes, und trieb mit ſeinem Stabe den Spötter hinweg. Dieſer ging nun zu Hillel und ſagte ihm daſſelbe. Freundlich erwiederte der Lehrer: Du ſollſt nicht Andern thun, was dir mißfiele, wenn man es dir thäte. Dies iſt das ganze Geſetz, und alles Andere dient nur zu ſeiner Erklärung. So gehe denn hin und thue alſo. — Der Heide aber dankte und ward ein frommer Mann. Nun geſchah es auch, daß ein Mann mit einem andern eine Wette einging, daß er den Rabbi Hillel zum Zorn reizen wolle. Und ſie ſetzten beide hundert Seckel an die Wette. Und der Erſtere ging zum Hauſe Hillel's, der damals, nächſt dem Könige, der Vornehmſte in Iſrael war, und rief mit grobem Ungeſtüm: Wo iſt Hillel? ohne dem Namen einen Ehrentitel beizufügen. Hillel kleidete ſich eben zum Sabbath an, und ohne die Unart des Fremden zu beachten, that er nur ſeinen Mantel um; dann fragte er den Fremden, was ihm gefällig ſei? Ich möchte doch gern wiſſen, verſetzte Jener, weßhalb die Babylonier runde Köpfe haben? Wahrlich eine wichtige Frage! ſagte Hillel. Der Grund mag ſein, daß ſie keine geſchickte Wehmütter beſitzen. Der Mann ging hinweg und kam nach einer Stunde wieder, laut ſchreiend: Wo iſt Hillel? — Der Weiſe that wieder ſeinen Mantel um, und fragte: Was willſt du, mein Sohn? — Ich wollte gern wiſſen, verſetzte der Fremde, warum die Termudier ſo böſe Augen haben? Hillel belehrte ihn: weil ſie in ſandigen Gegenden leben und der Sand ihnen in die Augen fliegt und ſie entzündet. Der Mann wollte nun noch einen Verſuch machen, ob er Hillel zum Zorn bringen könnte, und er kam und rief: Wo iſt Hillel? Und wiederum fragte ihn dieſer freundlich: was willſt du jetzt? Ich will wiſſen, warum die Afrikaner ſo breite Füße haben? eiferte jener. — Weil ſie auf weichem Boden wandeln, war Hillel's Antwort. — Ich möchte dir wohl noch manche Frage vorlegen, ſprach der Fremde, aber ich fürchte, du wirſt böſe werden. — Sei ohne Sorgen, erwiederte der ſanfte Lehrer. Frage ſo viel du willſt, und ich werde antworten, ſo ich kann. Erſtaunt über Hillel's nicht zu ſtörende Gelaſſenheit, und voll Furcht, ſein Geld zu verlieren, glaubte der Mann, ſein einziges Rettungsmittel ſei nun nur, dem Lehrer Bitterkeiten ins Geſicht zu ſagen. Er fragte alſo trotzig: Biſt du Hillel, den man den erſten der Israeliten nennt? — Ich bin Hillel! entgegnete der Sanftmüthige. — Nun ſo gebe der Himmel, rief der Fremde, daß Israel keinen Mann mehr hervorbringe, der dir gleich ſei! — Und warum? fragte Hillel. — Weil ich durch dich hundert Seckel verloren habe. — Dein Geld iſt nicht ganz verloren, tröſtete ihn Hillel lachend, denn es wird dir eine Lehre ſein, in Zukunft vorſichtiger zu werden, und keine ſo thörichten Wetten einzugehen. Auch iſt es viel beſſer, als daß Hillel'n die Geduld verlaſſen hätte.“ —

„Zum Verſühnfeſte ein Beiſpiel edler Barmherzigkeit,“ fuhr Sabbathai nach einiger Zeit fort.

„Mar Ukba war einer der Erſten Israels, reich, weiſe und wohlthätig. Den Tag vor dem Verſühnfeſte pflegte er ſtets einem Manne hundert Kronen zu ſchenken. Einſt hatte er die Gabe durch ſeinen Sohn überſchickt, und als dieſer heimkehrte, ſprach er zu ſeinem Vater: ' Du vergeudeſt dein Almoſen an einen unwürdigen Mann. — Wie ſo? fragte der Vater. — Ich fand den Mann, den du für arm hältſt und der ſich nicht ſchämt, deine reichen Geſchenke anzunehmen, mit ſeiner Familie in großem Wohlleben, und köſtlichen Wein trinkend. — So laß dir ſagen, mein Sohn, daß dieſer Unglückliche einſt beſſere Tage geſehen hat. Ich wundre mich, wie er, gewöhnt an ſolche, mit der kleinen Gabe auskommt, die wir ihm reichen. Trage dies Geld noch zu ihm hin, und laß das Almoſen für ihn in Zukunft verdoppelt ſein. —“

„Und endlich laßt euch ſagen, wie Damah, ein Heide in Askalon, gegen ſeine Eltern handelte.

Seine Mutter, Nethina, war nicht recht bei Sinnen, ſchlug ihn oft und ſchalt ihn, wenn ſeine Freunde zugegen waren. Doch der gehorſame Sohn widerſetzte ſich nicht, und ließ kein böſes Wort über ſeine Lippen kommen. Einſt ſaß er zu Gericht, da kam Nethina, zog ihren Pantoffel aus und ſchlug ihren Sohn vor allem Volke. Und ſie ließ den Pantoffel zu Boden fallen. Da hob ihn Damah dienſtfertig auf und reichte ihn ihr dar, damit ſich ſeine Mutter nicht zu bücken brauche. — Einſt war einer der koſtbaren Steine verloren gegangen, die des Hohenprieſters Kleid zierten. Die Prieſter aber wußten, daß der Sohn der Nethina einen ſolchen Stein beſitze, und gingen hin und boten ihm viel Geld dafür. Er war auch mit der gebotenen Summe zufrieden, und ging in ein Nebengemach, um den Stein herbeizuholen. Als er jedoch ſah, daß ſein Vater in der Kammer, wo der Stein war, ſchlief, blieb ſein Fuß auf der Schwelle derſelben, und wandte ſich und ſagte den Prieſtern, wie er den Gewinn müſſe fahren laſſen, denn ſein Vater ſchlafe in der Kammer. Die Sache war dringend, und da die Prieſter glaubten, er ſpräche blos ſo, um einen höhern Preis zu erhalten, ſo boten ſie ihm noch mehr. Nein, entgegnete der fromme Sohn, ich möchte nicht auch nur einen Augenblick meines Vaters Ruhe ſtören, und könnte ich alle Schätze der Welt gewinnen. — Da harrten die Prieſter, bis der Vater erwacht war, und Damah brachte ihnen den Stein, und ſie wollten ihm geben, was ſie zum zweiten Mal geboten hatten; der fromme Mann aber ſchlug es aus, indem er ſprach: Ich will nicht die Freude, meine Pflicht gethan zu haben, verfeilſchen. Gebt mir, was ihr zuerſt botet. Und ſie thaten alſo, und gaben ihm ihren Segen. Wenn ein Heide ſo handelte, was müſſen wir thun, die durch die heiligſten Geſetze dazu entboten werden? So gehet denn hin, meine Freunde, und thut desgleichen. Der Herr aber erleuchte ſein Antlitz über euch, und gebe euch ſeinen Segen!“ —

Erſchöpft ſank er in Baruchs Arme zurück.

„Du biſt glühend heiß, Chacham,“ ſagte dieſer beſorgt. „Du biſt krank, ich hörte es ſchon an deiner Rede. Du wirſt den beabſichtigten Gang in dieſer Nacht nicht machen können. Laß uns nach Hauſe gehen!“

„Nimmermehr!“ verſetzte Sabbathai heftig. „Ich muß hinauf in die Höhle. Ich muß! Mein Genius treibt mich. Ich kann, ich darf nicht widerſtehen. Rede nicht dagegen. Wir gehen. Der Ring brennt wie glühendes Metall an meiner Hand. Ich muß hinauf. Schauder durchrieſeln meine Gebeine, aber ich muß doch! Laß uns baden.“

Sie entkleideten ſich und ſtiegen ins Meer. Eine dunkle Geſtalt war ihnen nachgeſchlichen und hatte Baruch etwas zugeflüſtert. Dieſer trat bald wieder aus dem Waſſer. Die verhüllte Geſtalt huſchte hinter dem Felſen hervor zu ihm und verkehrte mit ihm. Bald verſchwand ſie wieder hinter den Büſchen in der Nacht. Als Sabbathai das Meer verließ, war Baruch ſchon vorausgegangen. Er fand ihn, ſeiner harrend unter dem Felſen. Sabbathai ſtützte ſich auf ſeinen Arm, und beide ſtiegen einſylbig durch den Olivenhain, zwiſchen Felſen bergauf, höher und höher bis in das kahle, ſteinigte, unfruchtbare Gebirge. Felſen griffen in einander über, wie in Umarmung verſteinert. Hier ſtarrte das gewaltige Werk der Schöpfung in erdrückender, erſchreckender, grauſenhafter Urmaſſe als kahle Felſenwelt empor, wie am erſten Schöpfungstage, als des ſchaffenden Gottes Hand ſeinen zur That gewordenen Gedanken noch nicht mit der ſüßen, holden Farbe ſeiner Milde überkleidet, und die Schrecken der Schöpfung mit dem grünen Teppich ſeiner Liebe überdeckt hatte. Hier hauſte kein Leben; nur wo die Welt grün iſt, da baut ſich das hoffende, vertrauende Geſchlecht ſeine Hütte, ſein Neſt, und nur an das grüne Feld, an die grüne Wieſe, an den grünen Wald ſpinnt es die weißen, zarten Sommerfäden ſeines Glücks. Schweigend, todt lagen die Felſenkegel, Zinkenſtücke, Zacken und Hörner, abſchüſſige Grate thürmten ſich auf, und die Nacht, hier zwiefach ſchauerlich, kroch, wie eine ungeheure endloſe Schlange auf weichem Bauche, durch die Steinritzen und Spalten, und niſtete in den Höhlen und Klüften.

In dieſer Gegend befand ſich eine große dunkle Felſenhöhle, ſchon am Tage unheimlich und abſchreckend, und von Türken und Juden gemieden, unter denen die uralte Sage ging, dieſe Höhle ſei die Wohnung von Geiſtern und Dämonen. Sabbathai kannte die Höhle und ihren unbequemen Zugang.

Er hatte ſie früher oft ſchon auf ſeinen einſamen Streifereien beſucht. Als die beiden ſeltſamen Bergwandrer ſich jetzt in der Nähe derſelben befanden, ſprach Sabbathai zu Baruch: „du verharrſt hier in dieſer Felſenwand, bis ich wiederkehre oder dich rufe. Deine Gegenwart möchte ſtörend ſein. Darum folge mir nicht. Es könnte dein Leben koſten.“ Zitternd blieb der Schüler ſtehen, und der Rabbi ging ernſt und ſchweigend den mühſamen Pfad weiter, bog um die ſcharfe Felſenecke und ward den ihm nachgeſandten ängſtlichen, ſehnſüchtigen Blicken entrückt.

Es war Mitternacht, als Sabbathai erhitzt und auf's Aeuſſerſte erſchöpft in die düſtre Höhle trat. Die Nachtluft flüſterte geheimnißvoll an ihren zackigen feuchten Wänden hin, fallende Tropfen klangen wie leiſe Seufzer. Ein kalter Hauch blies in ſein heißes Geſicht, ſeine zarten Glieder bebten; unſicher und brennend irrte ſein Auge in den dunkeln Räumen umher, als ſuche es gierig nach einer Erſcheinung, vor der es ſich doch fürchte. Sabbathai faltete die Hände, unwillkührlich ſank er auf die Knie;

ein Gebet liſpelte wie Flammen von ſeinen Lippen, aber bald wurde das Liſpeln zum lauten gewaltigen Wort, das drohnend an den Felſenwänden wiederhallte, wie die Flamme, mächtiger geworden, laut praſſelnd emporſchlägt. „Herr, Herr Zebaoth, Urewiger, Anfangloſer, Unendlicher, du, der große Eine, der in ſich vereint die Drei, die du ſelber biſt, Allerweiſeſter, der du durch dich ſelbſt lebſt und biſt, heiliger Enſoph, Urborn alles Geſchaffenen, Werdenden und Vergehenden, alles Lebens und Seins, du dir ewig ſelbſt gleicher Gott, Allervollkommenſter, Schöpfer der Welt, Allgütiger, Höchſter, Reinſter, Allgegenwärtiger, in dir ſelbſt Abgeſchloſſener, der du dich zuerſt offenbaret durch Memra, dein geſprochenes Wort, die Weisheit, wodurch die Welt erſchaffen wurde! Höre mich, Herr, ſieh auf mich! Ich liege hier im Staube vor dir, ein Stein, den du geſchnellt aus deiner Schleuder! Du haſt mich beſtimmt, daß ich der Grundſtein werden ſoll deines neuen Tempels, wie du geſprochen durch des Propheten Mund: Siehe ich lege in Zion einen Grundſtein, einen bewährten Stein, einen köſtlichen Eckſtein, der wohl gegründet iſt. Du haſt mich auserkohren, daß ich deiner wieder würdig machen ſoll dein auserwähltes Volk, das du einſt geliebt, wie ein Vater ſein Kind, und dem du gezürnt und geflucht, weil es deine Liebe von ſich geſtoßen. Du haſt mich auserſehen, daß ich die Hoffnungen der Jahrhunderte, die ſich zu Tauſenden reihen, erfüllen ſoll. Du haſt mir unverkennbare Zeichen gegeben, daß ich's bin, der Jſrael erretten wird. Du haſt durch heilige Geſichte zu mir geredet, du haſt mich mit Wundern umwoben, du haſt mir Stimmen geſendet und Boten, und haſt dich groß und herrlich offenbaret in meiner Seele. Denn war dieſe meine Seele nicht von meinen früheſten Tagen voll tönender Bilder, voll farbiger Lieder, deren Keime du hineingeſenkt, wie in Davids Seele, treue Spiegel von Luſt und Schmerz, Frühling und Jugend, Sehnſucht und Abendroth; und wähnte ich nicht erſt zum Sänger meines Volkes von dir berufen zu ſein, deinen Ruhm zu feiern, deinen Namen zu verherrlichen! träumte ich nicht den heißen Jugendtraum, Smyrna, die erhabene, die einſt den Homeros geboren, habe in mir einen Seher erweckt, wie ihn; und auch auf mich, mit gleichem unſterblichen Ruhm geſchmückt, wie er, werde meine Vaterſtadt ſtolz ſein, wie auf ihn! Aber zu unendlich Höherem haſt du mich berufen, Herr, mein Gott! Nicht den grünen zum Kranz verſchlungenen Zweig der mich zum Dichterfürſten erhöhe, willſt du mir in das Haar flechten, nein, die unverwelkliche Sternenkrone des Meſſias druckſt du mir auf die duftenden Locken! Du haſt des Liedes Funken mir zuerſt in der Bruſt entzündet, daß er allmählig zur Glut der Begeiſtrung werde und mich die heilige Lohe deiner Gottlichkeit — ſo ſie plotzlich hereinbräche in das ſchwache ſterbliche Haus — nicht verzehre und vernichte. Nun bin ich ein würdiges Gefäß des großen Königthums geworden und flammend, wie das Feuer der Vulkane, ſchlagen Begeiſtrung und Sehnſucht nach der Erfüllung meines Looſes aus meinem Herzen gen Himmel empor. Ja, mein Vater, ich lechze nach der Stunde, wo du mir gebieteſt, mich der Welt zu enthüllen, wie der Tiger in der Wüſte nach friſchem Waſſer. Wohl erkenne ich die Größe der Laſt, die du auf meine Schultern legſt. Eine Welt ſoll ich tragen, wie Atlas; aber die Laſt wird auch meine Krone ſein. Ha! aber glüht mir nicht die Seele vor Verlangen, die Schmach meines Volks, die es ſich ſelbſt aufgehäuft in Trotz und Thorheit, zu tilgen, und das beſchmutzte Kleid ſeiner Gottesliebe wieder ſo rein zu waſchen, wie es war, als du es einführteſt in das Land deiner Verheiſſung! ſchlägt mir das Herz nicht kühn und ungeduldig, der Retter Israels zu ſein und die Weiſſagungen deiner Propheten und Seher zu erfüllen! Herr, Herr, laß mein Lied nun zur That werden, mein Wort zum Werke! geſtatte der Flamme meiner Liebe, daß ſie über die Erde fahre mit Sturmes Brauſen und verzehre deine Feinde, wie das Feuer, das vom Himmel fiel und den abtrünnigen Korah fraß mit ſeiner Rotte, und daß ſie erwärme und verkläre, die dich lieben, und ihnen vorleuchte, wie die Feuerſäule bei Nacht unſern Vätern in der Wüſte. — Du willſt deine Tochter Zion verjüngen und ſchmücken wie eine rechte königliche Braut, und ſie wieder auf den Thron erheben, von dem ſie dein Zorn geſtürzt, da ſie dein vergeſſen in ihrer Eitelkeit; und mich haſt du zu ihrem Bräutigam und König erleſen; Herr, ſo ſchaffe, daß ich meine Hochzeit mit ihr halte und ſie umarme! Iſt aber meine Stunde noch nicht da, die du mir beſtimmt haſt, daß ich die Fackel, die Welt zu erleuchten, anzünden ſoll an dem morgenrothflammenden Saume deines Kleides, ſo vergönne mir jetzt nur, den Abglanz deiner Herrlichkeit zu ſchauen. Gib mir die Macht, Herr, die mir zuſteht, über die Geiſter und Dämonen. Zwar haſt du mir ſchon deine Engel geſandt in meine einſamen Stunden, aber nicht immer erſchienen ſie, wenn ich ſie rief. Ich bitte, ich fordre von dir, daß du mir deine Engel ſendeſt, wenn ich ſie begehre, daß du mir Gewalt giebſt über die Geiſter, wie du ſie dem Salomo gegeben. Du haſt mir auf wunderbare Weiſe einen Ring in die Hand gelegt; iſt es nun wirklich Salomos Ring, an welchen die Herrſchaft über Geiſter und Dämonen gebunden iſt, ſo offenbare dich mir, indem ich deinen urheiligſten Namen, den Schem hammphoraſch ausſpreche, der faſt zwei Jahrtauſende über keine ſterbliche Lippe gekommen. Offenbare dich mir ſichtbar, wie du dich dem Abraham offenbart, zu dem du in heiligen Geſichten geſprochen, dem du deine Engel ins Haus geſchickt, wie dem Iſaak, dem du erſchienen und ihm Saamen verſprochen, wie die Sterne am Himmel, wie dem Jakob, mit dem du gerungen, wie dem Moſes im feurigen Buſche, wie dem David in rauſchenden Liedern und Pſalmen, die du ihm zugeflüſtert, wie dem Salomo durch deine göttliche Weisheit, wie deinen Propheten durch ſelige Entzückungen und Geſichte. — Auf Bergen haſt du dich am liebſten offenbart, und auf Höhen am größten gezeigt; denn die Berge ſind die Säulen deines Ruhms, die dampfenden Altäre deiner Herrlichkeit. Im Haine Mamre zu Hebron ſah dich Abraham, Moſes ſah dich zuerſt auf deinem Berg Horeb, wo er die Schaafe hütete, dann auf dem Berg Sinai, als er die Kinder Iſrael fuhrte. Salomo baute dir deinen Tempel auf den Berg Moria, wo ich ihn dir neu errichten werde. Alſo bin auch ich heraufgeſtiegen auf den einſamen Berg, dieweil deine Herrlichkeit auf den Spitzen der Berge ruhet, wie die Schechina auf den Spitzen der Finger des Prieſters, wenn er ſegnet. — So höre mich denn, Gott, mein Gott, und laß mich nicht zu Schanden werden; denn ich hoff' auf dich. Ich ſchreie zu dir, Herr Zebaoth, und ſpreche den urheiligen Namen und rufe deine Geiſter, daß ſie mir dienen!“ — — Und mit glühender Hand ergriff er den Ring und drehete ihn, daß das eingeſchnittene Wort nach oben kam, und brachte es vor ſeine Augen; ſie brannten, wie Kohlen in ſeinem Kopfe, es ſauſte und brauſte wie Meeresbrandung darinn. Plötzlich ſah er grüne und blaue Flammen aus den Felſenwänden herausſchlagen und ſich nach ihm her dehnen, um ihm zu leuchten, daß er die geheimnißvollen Zeichen des hochheiligen Namens erkenne. Und er ſprach das Wort mit lauter Stimme, aber es ſchlug als allgewaltiger Donner an die Felſen, und hallte grauſenhaft kräftig fort, dröhnend und ſchallend, als wolle es die Grundfeſten der Erde erſchüttern. In demſelben Nu drang unausſprechlich klarer Lichtglanz um Sabbathai, feurige Lohe wallte und wogte wie ungeheure Meereswellen, Sonnen und Sterne rollten heran und ſtellten ſich in ihren Strahlengewändern um ihren Meiſter, und wurden zu Engeln, deren Haupt in die oberſten Regionen ragte, während ihre Füße auf der Erde ſtanden. Ihr Haar waren Sonnenſtrahlen, ihre Augen Sonnen, ihr Gewand Glanz der Morgenröthe, ihr Antlitz die wandelnde Pracht des Tags. Und feuriger rollten die Kreiſe um Sabbathai, und Geiſter drängten ſich hinein von allerlei ſeltſamer Geſtalt, und Dämonen, geſchmückt mit der heimlichen Schönheit der Nacht. Und feuriger rollten die Kreiſe, und Schaaren auf Schaaren ziſchten herein und umzingelten ihren Beſchwörer, ſeines Winks gewärtig, und wie die rothen Flammen des Abgrunds mit dem reinen lichthellen Feuer der Höhe wogte es neben einander, das dämoniſche und engliſche Element. Und feuriger rollten die Kreiſe, da kamen die Vögel ſchreiend, die Adler des Gebirgs, die Eulen der Klüfte, gehorſam der ſie bindenden Macht, und die wilden Thiere der Wälder liefen herbei und ſchaueten herein mit ihren klugen dämoniſchen Augen, und der Leu und der Tieger harrten auf Befehle. Und feuriger rollten die Kreiſe, da ſtimmten alle an: „Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth, alle Lande ſind ſeiner Ehre voll. Halleluja! Ein Kind iſt uns geboren, ein Sohn iſt uns gegeben, der trägt auf ſeiner Schulter die Herrſchaft; und er heißt: Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friedefürſt. Auf daß ſeine Herrſchaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Throne Davids und ſeinem Königreich. Halleluja, Halleluja!“

„Todt! todt!“ kreiſchte eine helle weiche Stimme in der düſtern Höhle, in welche die unterdeß am Himmel emporgeſtiegene Mondſichel einen melancholiſchen Strahl warf. Ihr grünliches Licht zitterte über Sabbathais bleiches Geſicht, das ſein Begleiter von vorhin mit Blicken der Verzweiflung anſtarrte. Und den am harten Boden liegenden kalten Körper, deſſen Glieder konvulſiviſch zuſammengezogen waren, an ſich reißend, an die ängſtlich laute Bruſt preſſend, bedeckte der Jüngling jammernd den erſtarrten Mund mit heißen Küſſen, und verſuchte, ihm ſeinen Athem einzuhauchen. Was nur unausſprechliche Angſt dem Erſchreckten eingab, das verſuchte er, an Sabbathai ein Lebenszeichen hervorzurufen. Es war ein verzweifeltes Ringen, eine nach einem Schein von Troſt und Hoffnung haſchende Eile, ein Kind des wüthendſten und doch noch zurückhaltenden Schmerzes. Noch wollte das raſch pochende Herz das Gräßlichſte nicht glauben, daß das ihm gegenüber, das theuerſte auf Erden, zu ſchlagen aufgehört, und das angeſpannte Ohr horchte nach dem Wellenſchlage des Bluts in Sabbathais Bruſt.

„O wäre das das Ende meiner Träume!“ weinte die Stimme dazwiſchen. „Sollte die kalte Hand des Todes die Kränze zerreißen, die ich aus den duftenden Blumen meiner Phantaſie, meiner Liebe, meiner Wünſche und Hoffnungen geflochten! Sammael, furchtbarer Todesengel, hätteſt du mit deinem Schwerte Israels Heil vernichtet, ſpottend der Sehnſucht unſres Volks, deſſen Feind du biſt? Nein, nein! Es iſt unmöglich! So gräßlich kann nicht ich, kann nicht die Welt betrogen werden!“ Und den da Liegenden wieder mit dem angſtbrennenden Hauch ſeiner Lippen überglühend, mit ſtürmiſchen Küſſen überfluthend, fühlte der ſeltſame Jüngling plötzlich ein leiſes Regen in dem Körper des Rabbi. Er horchte einen Augenblick; es war der einer Entſcheidung für die Ewigkeit; lange ſtockte der Athem in ſeiner eignen Bruſt. Er hatte ſich nicht getäuſcht: Sabbathais Herz ſchlug in langen Zwiſchenräumen einzelne leiſe Schläge. Ungeſtüm jubelnd ſchloß er den Meiſter in die runden weichen Arme und ſog nur noch gieriger an den warm werdenden Lippen, hauchte nur noch heißer in den ſich regenden Buſen. Sabbathai öffnete die Augen.

„Rahel!“ ſprach er mit ſchwacher Stimme.

„Dein Geiſt hat mich erkannt!" rief die Verkleidete feierlich.

„Warum ſtörſt du meine Rede mit Gott und den Engeln?" fragte er.

„Chacham, deine menſchliche Natur erträgt es noch nicht. Ich fand dich für todt auf dieſer Stelle, als mich Furcht und Angſt, und der draußen heulende Sturm hereintrieben."

„Wo iſt Baruch?"

„Er iſt nicht hier, Rabbi. Ich beredete ihn, daß ich dir in ſeinen Kleidern folgte, um dir ſtets nahe zu ſein, um Zeugin zu ſein deiner göttlichen Macht. Die Felſen haben mir von dir geſprochen und der Sturm von dir geredet, daß mir die Seele bebte. Ich betete an im Staube."

„Rahel, dich hat Gott mit mir geſendet. Erquicke mich mit dem Kuß deiner Lippen, mit dem Hauche deines Mundes. Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir, du biſt auserwählt und keine weiter!"

Und ihre Lippen vereinigten ſich zu einem langen Kuſſe, ihre Glieder verſtrickten ſich zu einer langen Umarmung.

„Laß uns hinab nach der Stadt," bat Rahel,

„ſchon beginnt der Tag ſich zu röthen und du ſcheinſt mir krank, hoher Herr!“

Aber er wankte, wie ein Trunkener, und nur ihr ſtarker Arm, auf den er ſich ſtützte, der ihn feſthielt, leitete den Erſchöpften den Berg hinab. Das Geſtirn des Tags ſpiegelte ſich ſchon im Meerbuſen, als ſie unten ankamen. Sabbathai's Mund brannte fiebriſch beim Abſchiedskuß auf Rahels Lippen. Mühſam erreichte er ſeines Vaters Haus.

Die Kunde, daß Sabbathai Zewi durch ein hohes Wunder in Beſitz von Salomo's Ring gekommen, deſſen alte Kraft er bereits mit dem glänzendſten Erfolge erprobt, war durch ſeine Schüler bald unter die ungeheure Zahl ſeiner Zuhörer verbreitet und von dieſen auf die verſchiedenartige Bevölkerung der ganzen Stadt übergegangen. Juden und Türken ſprachen davon, und Griechen und Armenier erzählten ſich bereits, zu wechſelſeitigem ſchauerlichen Erſtaunen und Ergötzen, umſtändlich die unerhörteſten Zaubereien, die der junge jüdiſche Rabbi durch den Ring vollbracht, wie er die Sprache der Vögel verſtehe und den Thieren des Waldes befehle. Selbſt der gleichgültige, den Juden tief verachtende Moslemin fand hier plötzlich einen Anſtoß, der ſein ganzes Intereſſe in Anſpruch nahm und lebhaft beſchäftigte; denn Salomo iſt ihm eine durch den Koran mit dem Nimbus der Heiligkeit und hoher Wunder umgebene theuere, ehrwürdige Geſtalt, der weiſeſte König des Alterthums, der Freund ſeines Propheten. Während aber bei der übrigen Bevölkerung Smyrna's der Eindruck, welchen dieſe Neuigkeit hervorbrachte, höchſt verſchieden war, ſo hatte derſelbe bei den Bekennern des Islam eine entſchiedene Phiſiognomie, die des höchſten Zorns und der Erbitterung über einen Hund von Juden, der mit frecher Stirne ſolche Lügen vorbrachte und ſo heilige Dinge mit ſeinen unreinen Händen beſudelte. Die Entrüſtung über den jüdiſchen Scheik ging von Ulema's bis zum unterſten Prieſter und von den Dienern der Religion über alle Klaſſen des Volks. Größer indeß, als unter den Moslemin, war die Erbitterung unter den Juden, welche Sabbathai's Meinungen nicht anhingen, d. h. unter den Rabbinen und den altgläubigen Rabbaniten. Die alten ſtrengen Rabbinen hielten Verſammlungen, ſich zu berathen, wie der abtrünnige Zweig ihres Stammes, der ſo üppig emporſchieße, zu verderben ſei, und der Chacham Halevi war in dieſen Tagen beſonders geſchäftig. Man ſah ihn aus der Synagoge in das Rabbinalgericht gehen, und von da in die Häuſer des Präſidenten und Vicepräſidenten wandern. Ja eines Tages ſtieg er ſogar in Geſellſchaft Aaron de la Papa's an das Ufer herab, um ſich in das Schloß des Kadi zu verfügen. Inzwiſchen beruhte die Sache zu ſehr auf märchenhaften Erzählungen und Uebertreibungen, als daß ſie beſonders glaubwürdig erſchienen wäre; ſie mochte der türkiſchen Behörde viel zu unwichtig erſcheinen, als daß ſie ſich deshalb in Bewegung ſetzen ſollte, zumal Sabbathai als ſehr arm bekannt war.

Daß es jedoch nicht an heftigen Anreizungen fehlte, zeigte ſich bald. Fünf Tage nach dem Verſöhnfeſt tritt das Laubhüttenfeſt ein. Sabbathai, der ſich von den Anſtrengungen ſeiner abentheuerlichen nächtlichen Bergreiſe noch nicht ganz wieder erholt hatte, vermied es, ſich unter das fröhliche Volk ſeines Glaubens zu miſchen, und brachte die feſtlichen Tage einſam über ſeinen Büchern oder im

Kreiſe ſeiner Schüler zu. Seit dem Verſöhnungsfeſte hatte er keinen öffentlichen Vortrag halten können; er hatte ſich zu krank, zu ſchwach dazu gefühlt. Doch kaum rang ſich Jugendkraft wieder mit neubefiederten Fittichen in ihm empor, als er auch dem Verlangen, öffentlich zu lehren, nicht widerſtehen konnte. Auf ſeinen Wunſch ladeten die Schüler alle Anhänger und Zuhörer ihres Meiſters auf den Abend des fünften Tages des Feſtes ein.

Schon vor Beginn des Feſtes hatte ſich Salome, Sabbathai's Mutter, in ſeinem Beiſein oft ängſtlich und unruhig gezeigt, gleichſam, als habe ſie etwas auf dem Herzen, womit ſie ſich nicht herauswage; er aber, der für die wirkliche Welt jetzt kein Auge mehr hatte, bemerkte ihre Befangenheit nie und forderte ſie alſo auch nicht zur Mittheilung auf, was ſie vielleicht erwartet hatte. Die Scheu vor ihm und ſeinem ernſten Weſen hielt ſie zurück, und ſo verging ein Tag nach dem andern. Die Freuden des Feſtes lockten alle Bewohner des Hauſes in die Laubhüttenſtadt, nur Sabbathai blieb in ſeiner Halle ſitzen, trübe, nachdenkend und umgaukelt von phantaſtiſchen Bildern. Doch war's ihm zuweilen, als ſchwebe eine Geſtalt durch die Räume des Hauſes, als flüſtere eine liebliche Stimme ſeinen Namen, als umhauchten ihn Seufzer der Sehnſucht. Er war wie in einem ſchönen Traume befangen. Da trat Baruch zu ihm herein. Auch des geliebteſten Schülers Blick war ſeit einigen Tagen verdüſtert und verſtört. Traurig ließ er ſich jetzt neben dem Rabbi nieder und fragte:

„Chacham, gib mir einen Rath. Entſcheide mit deiner hohen Weisheit über den Fall, den ich dir vorlegen will. Ein jüdiſcher Kaufmann lernt auf ſeinen Reiſen einen Araber kennen, der ihm im Sterben ein ſehr koſtbares Pferd vermacht. Der Jude wird durch das edle Thier vermocht, ein Reiter zu werden, und bringt es bald ſehr weit in dieſer Kunſt, ja ſie wird fortan ſeine Hauptbeſchäftigung, ſein Vergnügen, ſeine Arbeit, ſein Alles. Er fühlt ſich, ſeit er ſich ihr ergeben, weit geſünder, heiterer, kräftiger, glücklicher als ſonſt. So kehrt er heim in ſeine Vaterſtadt.

„Sein Vater lobt das Roß, lobt die Kunſtfertigkeit, die ſein Sohn erlangt hat, und ſcheint es ganz zu überſehen, daß derſelbe die ehemaligen Geſchäfte ganz verabſäumt und dem Hauſe dadurch mancher Schaden erwächſt. Der Reiter aber wird bekannt, berühmt, der Paſcha macht ihn zum Stallmeiſter, man ſpricht ſchon davon, daß ihn der Padiſchah zu dem ſeinigen machen werde; da befiehlt der Vater dem Sohne, das arabiſche Roß zu tödten, ſeine reichlohnende, bequeme und ehrende Stellung aufzugeben, und ſich wieder dem beſchwerlichen, ihm fremd gewordenen, früheren Geſchäft zu widmen. Der Sohn ſieht ein, es wird ſein, ja ſehr wahrſcheinlich auch ſeines Vaters Verderben ſeyn, wenn er deſſen Befehl befolgt. Nun ſage, Rabbi, iſt der Sohn in dieſem Falle auch Gehorſam ſchuldig?"

„Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt!" verſetzte Sabbathai feierlich.

„Gut; iſt aber Gehorſam und Ehre eins?"

„Durch Gehorſam erwirbſt du die Ehre!"

„Auch wenn mein Vater Thörichtes, Schädliches von mir begehrte, wie die Tödtung des edelſten Thieres, die Aufgebung des einträglichen Amtes?"

„Das Begehr des Vaters läuft nicht gegen das Geſetz. Er wird ſeine wohlerwogenen Gründe haben, die er nicht ſchuldig iſt, dem Sohn zu offenbaren, und dieſer iſt zu gehorchen ſchuldig?“

„Auch wenn das feurige Roß die Lehre des Heils wäre, die du verkündigſt, Rabbi? die mich empor trägt zum Quell der Wahrheit, zum unſichtbaren Tempel des reinen Gottes, zu Ehre und Ruhm. Auch dann, Rabbi?“

„Auch dann, Baruch. Erſt warſt du deines Vaters Sohn, eh' du mein Schüler, mein Freund wurdeſt, und die Pflichten gegen deinen Vater ſind tauſendmal größer und heiliger, als die Pflichten gegen mich.“

„Ich will nicht von den Pflichten gegen dich reden, Rabbi, aber von denen gegen deine Lehre. Dieſe ſind himmliſche, göttliche Pflichten, jene nur irdiſche, menſchliche.“

„Und brauchſt du jenen himmliſchen untreu zu werden, wenn du dieſen irdiſchen ein ſtrenges Genüge leiſteſt? Was hat die erkannte Wahrheit in deiner Seele, die in dir licht und feſt gewordene Ueberzeugung von der Heiligkeit meiner Lehre mit dem Befehle deines Vaters zu ſchaffen? Gehorche deinem Vater und meide mich, meine Vorträge. Das iſt, was du thun kannſt. Wahrheit für Lüge zu halten, vermagſt du nicht, und als der gehorſamſte Sohn, bleibt dein Auge doch dem neuen Lichte zugewandt, deſſen Leuchter und Träger ich bin. Gehe in Frieden und folge deinem Vater!“

„Chacham, es iſt mir unmöglich, mich von dir zu trennen!“ rief der Jüngling weinend, „ich werde ſterben, ſo ich dich meiden muß.“

„So rede mit deinem Vater und bitte ihn, ſeinen Befehl zurück zu nehmen.“

„Er wird es nicht thun; er iſt zu erbittert auf dich — ach! und ich trage einen Theil der Schuld.“

„Und weshalb?“

„Ich kann, ich darf dir nichts verhehlen. Jener unglückliche Sturz meiner Schweſter hatte ſie wohl von ihrer unheimlichen Krankheit, dem Somnambulismus geheilt, aber nicht von einer verzehrenden Leidenſchaft, die wir Brüder erſt jetzt allmälig inne wurden. Wir konnten die Arme nur bedauern. Es kann dir längſt kein Geheimniß mehr ſein, Rabbi, daß du der hohe Gegenſtand ihrer glühenden Liebe warſt. Sie konnte nicht eher wieder geneſen, bis du ſie, auf meine dringenden Bitten, einige Male im Geheimen beſucht, aber erſt, als du dich von deiner Gemahlin wieder geſchieden hatteſt, erwachte ihre frühere Lebensluſt in aller Kraft, ja noch verdoppelt, ihre blühende Geſundheit zeugte von derſelben. Seit jener Zeit hat ſie jeden deiner Vorträge, verhüllt oder verkleidet, beſucht. In ihrer Seele ſind die kuhnſten Plane zu deiner irdiſchen Erhöhung erwacht, und ſie hat ſie mit Begeiſtrung gepflegt und ausgebildet. Sie iſt voll deiner hohen Sendung und deines Ruhmes. Durch mich hatte ſie nun auch von dem wunderbaren Ring gehört, der dir auf ſo geheimnißvolle Weiſe zugekommen; und als ich ihr ſagte, ich würde mit dir in der Mitternacht nach der Dämonenhöhle gehen, wo du zuerſt die Kraft des Ringes erproben wollteſt, da ließ ſie nicht nach, mich zu bitten und zu beſtürmen, daß ich ſie ſtatt meiner gehen ließe: Ach, ich liebe ſie nur zu ſehr! wir ſind uns nicht allein in den Geſichtszügen ſo ſehr ähnlich, auch unſre Seelen haben dieſe überraſchende Aehnlichkeit. Sie ſind nicht nur verſchwiſtert, ſie ſind verwachſen, ſind eins. Ich gab ihr nach, und ſie begleitete dich auf deinem Gange. Ich weiß von ihr, daß du ſie erkannt haſt. Du haſt vermieden mit mir darüber zu ſprechen, und ſo hatte ich keine Gelegenheit, dir die unſeligen Folgen meiner liebenden Schwäche und ihrer Wandrung zu melden; auch hoffte ich, es ſolle Alles noch gut ablaufen. Dem iſt aber nicht ſo. Rahel wurde am Morgen vermißt, mein Vater erkundete bald, daß ſie in der Nacht nicht im Hauſe geweſen war. Er, die Mutter und die Brüder glaubten nicht anders, als ſie ſei wieder von ihrer Krankheit hinausgetrieben worden und verunglückt. Mich durchbebte eine unausſprechliche Angſt, mein Vater fragte mich nach ihr, ich konnte ihn nicht belügen, ihm die Wahrheit nicht verhehlen; ich ſtürzte zu den Füßen meiner Eltern und geſtand, was ich wußte. Ergrimmt über mich und Rahel, ſandte mein Vater meine Brüder nach ihr aus. Sie kehrten bald mit ihr zurück: Es gab einen harten Auftritt, und wir hatten viel zu leiden vom Zorn unſres Vaters. Er that Rahel ſchmerzliches Unrecht, indem er ihre Tugend in Verdacht zog. Da er ſich ſehr wild und ungeberdig ſtellte, ſo erfuhren die Nachbarn davon; durch Dienſtleute, vielleicht durch meine Mutter ſelbſt, war die Veranlaſſung bekannt geworden, und wenige Tage darauf erſchien der Chacham Halevi in unſerm Hauſe.

Mein Vater war gerade außerhalb und der gute Mann erwartete ſeine Heimkehr, und ſprach lange mit unſrer kränklichen ſchwachen Mutter, die ihn nachher beim Vater unterſtützte. Der Erfolg dieſer Unterhaltung wurde uns bald bekannt, und wir konnten daraus auf ſie zurückſchließen. Mein Vater kündigte uns drei Brüdern an, daß wir niemals mehr deine Vorträge beſuchen und jedwede Berührung mit dir ſtreng vermeiden ſollten. Rahel aber wurde bei harter Strafe anbefohlen, das Haus nicht wieder zu verlaſſen, und da ſie darüber in wilde Verzweiflung gerieth, erſchien am andern Tage der Chacham Halevi, um ſie von dem dämoniſchen Zauber zu befreien, in welchen du ſie, ſeinem Vorgeben nach, durch teufliſche Künſte gelegt. Am Abend war ſie aus unſerm Hauſe verſchwunden und hat bis jetzt nicht wieder aufgefunden werden können. Halevi behauptet, ſie habe ſich unter deinen Schutz begeben und du halteſt ſie hier in deines Vaters Hauſe verborgen.“

„Ich?!“ rief Sabbathai entrüſtet. „Geh und ſage deinem Vater, daß, möge er halten von mir, was er wolle, er wenigſtens keinen Frevler an den heiligſten Geboten des Geſetzes in mir ſehen ſolle. Sag' ihm, daß ich dich zum unbedingten Gehorſam ermahnt, ſag' ihm, daß ich Rahel liebe, und nichts heißer wünſche, als ſie mein Weib zu nennen, daß ich ſie aber ſtets von meinem Herzen und in ſeine Vaterarme legen werde, wenn er's verlangte. Und nun geh', deinen Vater zu beruhigen. Du darfſt fortan nicht bei mir weilen.“

„So verſtößt du mich?“

„Ich kette dich nur feſter an mich, indem ich dich zur Erfüllung deiner heiligſten Pflicht anhalte.“

Der Jüngling faßte des Meiſters Hand und weinte bittere Thränen darauf; dann riß er ſich los und ging. —

Als Sabbathai am Abend des folgenden Tages auf dem Verſammlungsplatze angelangt war, und in Nachdenken verſunken an einen Baum gelehnt, ſtand, erblickte er ohnfern davon ſeine Schweſter, ſeine Mutter, die blinde Hannah und einige ihrer Geſpielinnen, ja er glaubte, trotz der Dämmerung, Mihurmah in der Mitte ſeiner Brüder zu erkennen. Ehe ſie ſein Kommen bemerkt hatten, ſtand er mitten unter ihnen und grüßte ſie mit dem Gruße des

Friedens. Doch mit Erſtaunen erblickte er Rahel ſich gegenüber, die ihre hohe edle Geſtalt züchtig vor ihm verbeugte. „Wie?“ redete er ſie an. „Uebertrittſt du ſo deines Vaters Befehle, daß du dich aus ſeinem Hauſe entfernſt und hierher kommſt? Wo biſt du geweſen, ſeit du ſo unkindlich deine bekümmerten Eltern verlaſſen?“

„Ich habe Schutz geſucht und gefunden bei deinen Eltern, Sabbathai,“ verſetzte ſie erröthend und mit einigem Unwillen, „und ſie ſind die meinigen geworden.“

„Ihr habt nicht wohlgethan, dies mir zu verheimlichen,“ ſagte Sabbathai finſter und wandte ſich zu Mihurmah. „Geſegnet ſei dein Anblick!“ ſprach er faſt wehmüthig. „Du haſt meinen Augen lange das Glück mißgönnt, wie meinem Herzen den Troſt, ſich mit dir zu beſprechen.“

„Du weißt, Sabbathai, wem ich meine Sorge widmen muß,“ verſetzte ſie.

„Ach, ſie will ſich durch nichts in der ſtrengen Ausübung dieſer Pflicht hindern laſſen,“ miſchte ſich Eliah ein. „Vergebens beſtürm' ich ſie, meine Gattin zu werden, ſie weiſt mich Verzweifelnden mit dem Beſcheide zurück, ihr Leben gehöre ſo lange einer Unglücklichen, bis dieſe ſelbſt ſie entlaſſen werde.“

„Der Herr wird dich für dieſe edle That belohnen!“ ſprach Sabbathai feierlich, ſeine Hand auf ihre Stirn legend. „Träumte doch auch ich einſt einen bunten warmen Traum von Liebesglück, und du führteſt den Träumer auf der Himmelsleiter empor, ſtatt dich mit ihm, wie er begehrte, auf den Blumen der Erde zu lagern. Als wir dort beide irrten, da war's Gottes Wille. Bleibe deinem Vorſatz getreu, edles Herz. Tröſte die Arme! Gott ſegne dich!“ Er wandte ſich ab; ſein Auge erglänzte in Thränen.

Unterdeſſen hatte ſich der Platz ungewöhnlich angefüllt und noch immer zogen Schaaren heran; die Dämmerung hatte ſich verdichtet und die Fackeln wurden angezündet. Bald ſah man auch Andere mit Fackeln die Bergpfade herab kommen. Das Meer glänzte vom Widerſcheine wandelnder Lichter. Sabbathai hatte bereits ſeinen Stand eingenommen und ſeinen Vortrag über einen Abſchnitt des Sohar begonnen, an welchen er ſich ſeit einiger Zeit ſtrenger hielt, als früher, da drängte ſich einer ſeiner Schüler heran und flüſterte ihm zu: „Rabbi, wir ſind ganz von Türken umringt. Noch nie war der türkiſche Pöbel in ſolcher Maſſe hier, und aus ihren drohenden Blicken und Worten läßt ſich ſchließen, daß ſie Böſes gegen dich in Sinn haben.“

„Laß ſie!“ verſetzte Sabbathai ruhig. „Wir ſtehen in Gottes Hand.“ — Er ſprach weiter. Doch kaum hatte er wieder begonnen, als ſich plötzlich ein wilder Ruf erhob: „Greift ſie! Hier iſt ſie! Die Bethörte! Die Bezauberte!“ Der Schrei einer weiblichen Stimme durchſchnitt die Luft. Eine Verhüllte drängte ſich mit ſtarkem Arme durch die Maſſe. Man machte ihr Platz, doch auch den Verfolgern, die hinter ihr waren. Einen Augenblick ſpäter ſtürzte die Flüchtige zu Sabbathai's Füßen. „Rette mich! Ich beſchwöre dich bei der Gnade unſeres Gottes!“ rief ſie verzweifelt. Es war Rahel. Sabbathai wollte reden, doch die Verfolger überſchrieen ihn, unter denen ſich Halevi bemerklich machte. „Seht,“ rief dieſer aus Leibeskräften, „wie er das arme Schlachtopfer bezaubert und verführt hat! Sie hört weder die Stimme der

Natur, noch die des Geſetzes; ſie kann nicht aus ſeinen Teufelsſchlingen los; er hat ſie mit dämoniſchen Mächten zu feſt umſtrickt."

„Meine Tochter! Meine verblendete Tochter, kehre in meine Arme zurück!" weinte Zadik de Curbano.

„Folge deinem Vater! Gehorche deinem Vater!" herrſchte ihr Sabbathai zu. Doch ſie rief: „Ich kann nicht! Ich kann nicht von dir laſſen!"

„Hört ihr ſie!" ließ ſich Halevi vernehmen. „Reißt ſie weg!"

„Nieder mit dem Verräther!" wurden hinten andere Stimmen vernommen: „Nieder mit dem Lügner! Er muß heute noch ſeine Strafe haben!" — Es entſtand ein wirres, wildes Sprachgemenge von jüdiſch-ſpaniſch, türkiſch, griechiſch. Von Fluchen und Toben kam es ſchon zu Thätigkeiten; Handgemenge, wüthendes Geſchrei aus tauſend Kehlen! Die Fackeln verlöſchen! Mord iſt die Loſung. Hundert Arme dringen auf Sabbathai ein; er erkennt nicht Freund, nicht Feind. In dieſer Noth gedenkt er ſeines Ringes; er dreht ihn, er murmelt den Schem hammphoraſch, er ruft die Geiſter zu ſeiner Hülfe an. In demſelben Augenblicke fühlt er einen Schmerz am Kopfe, übermächtige Geiſterarme erfaſſen ihn, Flammen lodern auf, Sonnenglanz umwallt ihn; er ſieht ſich auf Engelsfittichen davon getragen und fliegt über das Meer der Morgenröthe, aus dem tief unter ihm die letzten Spitzen der Berge ragen. — — —

„Hierher! hierher!“ flüſtert's am Ufer, und Männer, die einen Andern tragen, folgen eilig dem heimlichen Rufe des Weibes und ſtürzen nach dem Meere. Dort hält ein Mann in einem Kahn. Die zwei Männer treten raſch hinein, ein dritter zarter Jüngling folgt, ein verhülltes Mädchen an der Hand führend. Das Weib, das den Trägern vorhin die Richtung angab, macht eilig den Beſchluß. Der Ruderer ſtößt ab; die andern Männer greifen zu den übrigen Ruderſtangen und ſchnell, wie ein Seevogel, fliegt das Schifflein über die Wellen. Kein Wort wird gewechſelt.

„Wer ſeid ihr?“ fragte das Mädchen, welches der Jüngling in das Boot geführt hatte, „und wohin bringt ihr mich, Unglückliche?“

„Sei ruhig, Rahel, du biſt gerettet und deinen Verfolgern entrückt,“ flüſterte ihr der Jüngling ins Ohr.

„Um Gottes Barmherzigkeit, welche Stimme! Du biſt —“

„Still! daß uns Sabbathai nicht hört!“

„Wo iſt er?“

„Dort bei Jakob ben Eliab, der ihm mit ſeinem Bruder Eliah dem Getümmel entriß.“

„Er hört euch nicht!“ ſagte der Arzt, hinzutretend. „Er liegt in einer tiefen Ohnmacht.“

„Ohnmacht!“ riefen beide beſtürzt.

„Er hat entweder einen Schlag oder Wurf erhalten, oder der Schrecken hat ſich mit ſeiner Schwäche verbrüdert, ihm das Bewußtſein zu rauben. Er holt leiſe Athem und regt ſich nicht.“

„Er iſt doch nicht etwa verwundet!“ rief der Jüngling ſchmerzlich. „Mihurmah, überzeuge dich.“

„Beruhige dich!“ ſagte Villegas. „Ich habe ihn unterſucht. Er hat keine Wunde. Aber laßt uns eilen, daß wir nach Cordelio kommen, wo ich ihm Hülfe reichen kann.“ Er ruderte eifriger.

„Und du, unſere Retterin!“ ſprach Rahel mit einem Tone, in welchem ſich Bewunderung und Hochachtung gleich ausprägten, und drückte des Jünglings Hand. Dann ſchwiegen wieder alle, bis das nachtumſponnene Inſelufer ihrer Fahrt ein Ziel ſetzte.

Die Meſſiasbraut.

Siehe, ſchön biſt du, meine Freundin, ſchön biſt du! Deine Augen Tauben hinter deinem Schleier; dein Haar wie eine Heerde Ziegen, die ſich lagern am Berge Gilead; deine Zähne wie eine Heerde geſchorener Schafe, die aus der Schwemme hervorſteigen, alle Zwillingsmütter, keine kinderlos darunter; wie eine Purpurſchnur deine Lippen, dein Mund lieblich; wie eines Granatapfels Hälfte deine Wangen hinter deinem Schleier; wie Davids Thurm dein Hals, erbaut für Waffen; tauſend Tartſchen hangen daran, alle Schilder der Helden; deine zwei Brüſte wie zwei Zwillings-Gazellen, die unter Lilien weiden. Wenn der Tag ſich kühlt, und die Schatten fliehen, will ich gehen zum Myrrhen-Berg und zum Weihrauch-Hügel. — Ganz ſchön biſt du, meine Freundin, und kein Fehl iſt an dir! — Mit mir vom Libanon, Braut, mit mir vom Libanon ſollſt du kommen, herabblicken vom Gipfel des Amana, vom Gipfel des Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen, von den Bergen der Panther. Du raubſt mir das Herz, meine Schweſter, Braut, du raubſt mir das Herz durch einen Blick deiner Augen, durch ein Kettchen an deinem Halſe! Wie ſchön iſt deine Liebe, Schweſter, Braut! Wie viel köſtlicher ſind deine Liebkoſungen, als Wein, und der Duft deiner Salben, als aller Balſam! Honigſeim träufeln deine Lippen, Braut! Honig und Milch iſt unter deiner Zunge, und der Duft deiner Kleider, wie der Duft des Libanon. Ein verſchloſſener Garten biſt du, meine Schweſter, Braut, eine verſchloſſene Quelle, ein verſiegelter Born. Deine

Sprößlinge ſind ein Luſthain von Granatäpfeln mit köſtlicher Frucht, Cypern und Narden, Narde mit Saffran, Kalmus und Zimmet, mit allerlei Weihrauchſtauden, Myrrhe und Aloe, mit allen köſtlichen Würzen. ein Quell im Garten, ein Born lebendigen Waſſers, und ein Bach, der vom Libanon rieſelt.

Bibel. Das hohe Lied Salomo's, 4.

Die See lag eingeſponnen in ſchwermüthigen Mondglanz; Oſaniel ſchaukelte ſich träumend auf den Wellen. Herbſtliche Klagelaute, die Seufzer der ſterbenden Natur, ſäuſelten über den leis bewegten Waſſerſpiegel, nicht vernommen vom menſchlichen Ohr, nur empfangen vom ahnungsvollen Gemüthe. Die Bäume hatten ſchon angefangen, ihren zackigen Schmuck abzulegen, die am Ufer vertrauten ihn dem Meere an, welke Leichen der grünen Frühlingsherrlichkeit, dem großen Sarge der Dinge und ihrer Wiege.

Sabbathai ſaß am ſchwarzfelſigen Ufer, dicht am Meerbuſen, unter einem breiten Feigenbaume, der erſt den Schatten ſeiner Blätter, dann ſie ſelbſt auf ihn warf; er hatte ſich in ſeinen Mantel gehüllt, denn die Nacht war kühl. Rings um ihn, auf Meer und Land, lag die ſtarre Einſamkeit, die hehre ſchweigſame Tochter des Morgenlandes, und ſah ihn an mit tauſend ernſten Augen, ihren Zögling, ihren Freund. Und in ſeinem glänzenden Antlitz thronte ihre Schweſter, jene heilige Schwermuth, die der Abendländer auch nicht kennt. Sein Geiſt aber ſchwang ſich auf rauſchenden Engelsflügeln empor, durch deren weißen, flockigen Schleier die Morgenrothgluth der Begeiſterung golden hervorſtrahlte, deren ſchneeiges Schwanengefieder die Thräne der Sehnſucht bethaut hatte. Sabbathai dachte erhabene Dinge. Es war eine Quelle in ihm aufgeſprungen mit ſüßen Schmerzen, eine heiße Quelle, ein zweites Herz, das ſtatt des Blutes, Lieder ausſtrömte und große Bilder. Es war eine Sonne in ihm aufgegangen, die ihm ſonſt ſchon geleuchtet, ihn erwärmt und Blumen und Früchte getrieben aus dem empfänglichen Boden ſeines Herzens; zwar war ſie zuweilen von Nacht und Wolken umhüllt geweſen, doch ſtets ſiegreich hindurch geſtrahlt; das war die Sonne der Poeſie. Und auch jetzt ſandte ſie rings nach allen Seiten Strahlen aus; die wurden für Sabbathai zu Leitern, die er mit Kränzen und Blumen ſeines Herzens behing, auf denen ſein Geiſt gedankenſchnell in alle Reiche der Schöpfung ſtieg, um auf den Altären der Liebe und Andacht Brandopfer zu bringen, die lodernde Gluth ſeiner Gefühle.

Das Haupt auf die Hand geſtützt, deren Arm auf dem Felſen ruhte, begannen ſeine bebenden Lippen bald ein Lied bald zu ſprechen, bald zu ſingen, wie es ihm eben aus der Seele friſch hervorquoll.

„Hoch ſteht eine Blume am Felſenrand,
Ein brennender Stern in Mittagsgluth,
Wohl blicket ſehnſüchtig nach ihr das Land,
Ausſtrecket das Meer nach ihr die Hand,
Die Erde begehrt ſie, es wünſcht ſie die Fluth.

Du duftende Blume am Felſengrat,
Was blühſt du ſo prächtig am ſonnigen Tag?
Hinauf zu der Höhe führet kein Pfad,
Der einſamen Blume kein Wandrer naht,
Der genießen und pflücken dich mag. —

Und blüh' ich hier einſam im Tageslicht,
Erſchloſſen allein dem Sonnengruß:
Für den Wandrer der Berge blüh' ich auch nicht,
Der die Blumen mit frevelndem Finger bricht,
Und ſie wegwirft nach flüchtigem Kuß.

Wenn aufzieht das blumige Sternenheer
Und im Kelch ſich mir ſchaukelt des Mondes Strahl,
Dann ſteigen die Schlangen herauf aus dem Meer,
Es kommen die Adler der Felſen her,
Und erfreuen ſich meiner allzumal.

Doch nicht für des Meeres gewundenes Thier,
Nicht für den Lüfte durchſchneidenden Aar,
Steh' ich einſam duftend und blühend dahier:
Der Löwe der Wüſte verlangt nach mir,
Der Löwe Juda's mit goldgelbem Haar.

Ich träumte von dir, gewaltiger Leu,
Und erzählte von dir dem rauſchenden Meer;
Nun fragen die Wellen mich täglich auf's Neu:
Wann kommt der König, dir lohnend die Treu,
Der Löwe der Wüſte, wann kommt er daher?“

Ein Geräuſch weckte den Sänger aus ſeinen Träumereien; ein Mann ſtand hinter ihm.

„Biſt du's, Jakob ben Eliah?“ fragte Sabbathai.

„Ich bin's,“ verſetzte der Arzt.

„Und was für Nachrichten bringſt du aus der Stadt?“

„Böſe oder gute.“

„Laß hören! die böſen zuerſt.“

„Die Erbitterung gegen dich iſt bei Türken und Juden gleich groß; deine Anhänger dürfen nicht mehr wagen, dich zu vertheidigen; es hat deinetwegen ſchlimme Händel gegeben, blutige Händel, und du biſt wahrlich deines Lebens nicht ſicher, ſobald du dich öffentlich zeigſt. Unter den Juden ſind es zwei Parteien, die dich mit wüthendem Haß verfolgen, die eine iſt die der ſtrengen gläubigen Rabbaniten, an deren Spitze Halevi ſteht; ſie iſt die öffentlich wirkende, welche überall Truppen wirbt und in den Häuſern, in den Synagogen, auf den Gaſſen gegen dich ſchreit; die andre wirkt vorſichtig im Geheimen, aber um ſo ſichrer, um ſo gewaltiger gegen dich, ſie predigt nicht, ſie flüſtert nur; ſie donnert dir keinen Bannfluch zu, aber ſie verdirbt dich gewiſſer. Es iſt dies die Partei jener Lichtbündler, deren Stärke und Größe man nicht einmal kennt, die aber in deinen Angelegenheiten Aaron de la Papa anführt. Er hat den Kadi und alle Beamten auf dich gehetzt, die vornehmſten Moslemin in der Stadt haben erſt durch ihn Nachricht von dir erlangt, und er verſichert ihnen, du ſtrebeſt nach der Oberherrſchaft Smyrna's und der natoliſchen Küſte, vielleicht noch mehr. Du biſt des Todes, wenn du jenen geheimnißvollen Ring, der ſo viel Lärm angerichtet, nicht von deiner Hand entfernſt, wenn du in der nächſten Zeit wieder etwas von deiner hohen Würde verlauten läßt.“

„Genug davon!“ unterbrach ihn Sabbathai, „und ſchweige nicht länger über jenes, was meinem Herzen noth thut, wonach es verlangt, wie das Wild der Wüſte nach friſchem Waſſer, nach Nachricht aus Zadik de Curbanos Hauſe.“

„Und das iſt das Gute, was ich dir bringe. Zadik hat, auf eindringliches Bitten ſeines Weibes und ſeiner Söhne, Rahel wieder freundlich und väterlich in ſein Haus aufgenommen; aber er hält ihre Ehre für verletzt, ihren jungfräulichen Ruf für befleckt durch dich, und er wird dein bittrer Feind ſein und bleiben, ſobald du nicht ernſte Schritte thuſt, Rahel wieder zu Ehren zu bringen.“

„Und welche Schritte verlangt er von mir?

Ich bin zu allen bereit, was ſich mit meiner eignen Ehre verträgt.“

„Er verlangt nichts; er überläßt es dir ſelbſt, wozu dich dein Edelſinn treibt. Doch ich will dir den geheimen Sinn ſeiner Andeutungen erklären. Ich habe lange mit ihm geſprochen; ich habe ihn erforſcht. Von der Albernheit, die ihm Halevi und Genoſſen beigebracht, als ſeiſt du ein Dämon, ein böswilliger Zauberer, der Rahel mit argen Mitteln verlockt und verführt, haben ihn ſeine Söhne, vorzüglich der treffliche Baruch befreit; er glaubt nicht mehr daran und fühlt Mitleid mit ſeiner armen Tochter. So laß mich nun auch freundlich zu dir reden, Sabbathai. Niemand iſt mehr, iſt inniger von deiner göttlichen Sendung überzeugt, als ich; ja, ich geſtehe dir, daß ich mich ſogar für einen Propheten deines Meſſiasthums halte. Aber zum Heil des Göttlichen darf man das Menſchliche nicht verſäumen. Wir bedürfen des Beiſtandes, des Schutzes der Menſchen; der Herr hat uns deshalb einen hellen Verſtand gegeben; einen erleuchteten Geiſt, daß wir bedenken und berechnen, was uns frommt. Wir müſſen klug ſein, wie Schlangen, wollen wir unſer Ziel nicht verfehlen. Der Herr ſchüttet es uns nicht in den Schoos; wir ſollen darnach ſtreben. — Sieh, Sabbathai, bei deiner Trennung von Roſanes Tochter gabſt du den mächtigen Stab aus der Hand, der dich, gleich dem Stabe, den Moſes und Aaron trugen und der auf David kam, zum Fürſten Israels erhoben hätte; es war die Macht des Reichthums, des Einfluſſes auf alle Juden im Orient. Du haſt dies Mittel verſchmäht, du haſt das ſchönſte Weib unberührt von dir gegeben, und biſt dadurch allerdings in den Augen deiner Anhänger um ein Bedeutendes geſtiegen; und fürwahr, wer ſeine Sinne alſo beherrſchen kann, der muß zu den höchſten Dingen erwählt und auserleſen ſein. Doch der Schaden, den dir die Scheidung gebracht, hat ſich auch bedeutend gezeigt. Du biſt ohne mächtige Stütze den Verfolgungen deiner Feinde Preis gegeben. Als Roſanes Schwiegerſohn wagte ſich weder Halevi noch Papa an dich, kaum biſt du geſchieden, ſo erheben ſie wie Schlangenbrut ihre ziſchenden Häupter gegen dich und ſuchen dich zu verderben. Aber noch einmal zeigt ſich dir das Glück günſtig, noch einmal geht die Sonne reicher

Hoffnungen und Verheißungen glänzend vor dir auf, uns, deinen Anhängern, ein Beweis, wozu der Herr unſer Gott dich auserkoren. Zadik de Curbano iſt nicht viel minder reich als David Roſanes, Zadik hat faſt eben ſo viel Einfluß, ſeine Handelsverbindungen ſind, wenn auch nicht ſo ausgedehnt, doch groß und gewinnbringend, er iſt der Zweite unſres Volks in Smyrna, und auch ſein Name wird an allen bedeutenden Plätzen und Häfen der Welt mit Achtung genannt. Rahel iſt eine ſtolze Schönheit; ſie gleicht der ſchlanken Gazelle, die auf den Bergen hüpft, ſie gleicht dem prächtigen Pantherthier, das durch die Wüſte ſtreift: Thamar war die ſcheue Taube im Felſenneſt, das weiße Lamm auf der Weide. Rahel iſt kühn, unternehmend, ſie iſt voll deiner Herrlichkeit, ſie glüht für deinen Beruf, ſie liebt dich, wie eine wahrhaftige Meſſiasbraut. Was aber eine Verbindung mit Zadik für dich weit wichtiger macht, als die mit Roſanes war, das iſt, daß Zadicks drei Söhne deine wärmſten Anhänger ſind, daß Baruch dein ergebenſter Schüler, der begeiſterte Verkünder deines Ruhms, daß ſelbſt Zadiks Weib, von ihren Kindern gewonnen, dir angehört, und alſo der Vater ſelbſt leicht für dich zu gewinnen iſt, während Thamars Geſchwiſter dich im ſtillen als einen armen Eindringling in ihre reiche Familie haßten, nie an dich glaubten, Thamar dich nur für ihren Gatten, nie für den Erretter unſres Volkes hielt, und Roſanes dich mehr duldete, als liebte. Du mußt um Rahel werben; Rahel muß deine Gattin werden; Rahel iſt für den Meſſias geſchaffen. Damit iſt dein Beruf erfüllt, daß du ein ſtarkes Geſchlecht zeugen ſollſt, das über Iſrael herrſche bis in die fernſten Zeiten; Rahel wird eine würdige Stammmutter ſein der künftigen Könige Iſraels. Damit ſtellſt du Zadik zufrieden, und verwandelſt ihn aus einem Feind in einen Freund. Damit krönſt du der liebenden Rahel heißeſte Wünſche. Damit erfüllſt du die ſchönſten Hoffnungen ihrer Brüder und betteſt ſie mit den heiligſten Banden auf ewig an dich. Damit endlich erlangſt du den feſteſten Schutz und ſchwächſt deine Feinde, zwingſt deine Verfolger zum Schweigen, und erfaßeſt wieder den alten Stab der Königsmacht, der von Moſes ſtammt, und der mit Davids Krone geziert iſt.“

„Du haſt mir aus der Seele geſprochen, Jakob den Eliah," ſagte Sabbathai feierlich. „Es war mein heißeſter Traum, mein glühender Wunſch, ſelbſt als ich Thamars Gatte war, Rahel zu beſitzen. Und war ſie es denn nicht, die mit prophetiſchem Sehermund zuerſt Israels Retter in mir verkündet? War ſie es nicht, die meine ſehnſuchtbangen Nächte als lachendes Ahnungsbild bunt färbte? Von ihr, von ihr hat meiner Jugend geträumt! Sie iſt die ſtolze prächtige Blume, die für keinen Wandrer blüht; an ihrer Herrlichkeit laben ſich nur die Adler des Gebirgs und die Ungeheuer des Meers. Beſitzen aber kann ſie nur der Löwe Juda's, der König der Wüſte, und ſie will nur ihm angehören. Sie iſt die rechte und ächte Meſſiasbraut, ſie die von Anbeginn erleſene Mutter des neuen Königgeſchlechts. Meine Seele glüht, ſie als Weib zu umfaſſen."

„Wohlan, ſo will ich dich morgendes Tages in Zadik's Haus führen, mit dir um Rahel werben und Zeuge deiner Verlobung ſein! Doch nun höre noch, was ich dir im heiligſten Intereſſe unſrer Sache ſage, nimm dir meinen Rath wohl zu Herzen und befolge ihn um Gotteswillen! — Die Zeit, wo du dich allem Volke als der enthüllen kannſt, der du biſt, iſt noch nicht gekommen. Viel muß erſt im Stillen gewirkt und geſchafft, unſre Feinde irre geleitet werden. Wir haben ihre Aufmerkſamkeit durch unvorſichtige Aeußerungen ſchon allzuſehr erregt, dieſe müſſen wir erſt wieder einſchläfern; ſie dürfen nicht viel mehr an uns denken. Vermeide alſo vor der Hand öffentlich von deinem Berufe zu ſprechen, laß dich ſelbſt im Kreiſe deiner Schüler nicht viel darüber aus. Man wird dich mit Spionen umgeben. Es würde dein Tod ſein, wenn du dies Gebot der Klugheit überſchritteſt. Verbiete auch deinen Schülern davon zu ſprechen; wehre ab, wo du kannſt. Die Stunde deiner Enthüllung muß über ſie kommen, wie ein Dieb in der Nacht. Jetzt laß uns zehnfache Schleier werfen über deinen Zweck."

„Du haſt Recht; ich ſtimme dir bei. Es wäre unklug uns zu verrathen und unſern Feinden in die Hände zu geben. Laß uns im Stillen wirken. Ich thue den heiligen Ring von mir und verſuche nicht mehr ſeine erprobte Kraft; nur zur rechten Stunde ſoll er mir dienen."

„Geſegnet ſei dein Wort! In Gaza wie hier wird dir vorgearbeitet; wir weben den Teppich und breiten ihn aus, auf welchem du einhertreten wirſt.“

Und am Ufer hinwandelnd unter Oliven- und Feigenbäumen, kamen ſie nach Burnabat, Sabbathais heimlichen Aufenthalt.

Zadik de Curbano beſaß einen Garten mit einem ſchönen Kiosk auf dem ſchattenreichen Wege von Smyrna nach Burnabat. Aus dem leichten reizenden Sommerhauſe hatte man eine entzückende Ausſicht auf den öſtlichen Theil des Meerbuſens. Auf dem Altane ſaßen Rahel und die blinde Hannah. Die Finger der Letzteren glitten durch die Saiten der vor ihr ſtehenden Harfe, ihr ſchöner Kopf, deſſen Ausdruck das Ideal reinſter Kindlichkeit war, lehnte am Inſtrumente, gleichſam als ſei ſie in tiefes Nachdenken verſunken; Rahel ſtickte. Plötzlich verklärte ſich Hannahs Geſicht, ſie hob es empor, als ſtröme ihr von oben Lichtglanz zu; ihre Finger griffen rauſchende feierliche Accorde und ihre Stimme brach jubelnd in die Worte aus:

„Dem Herrn gehört die Erde und was drinnen iſt.
Sein iſt der Erdkreis, ſein was darauf wohnet.
Denn er hat ausgehöhlt der Meere Keſſel,
Und hat mit Waſſern ihren Bauch gefüllt.
Sagt, wer wird gehen auf den Berg des Herrn?
Und wer wird ſtehn an ſeiner heil'gen Stätte?
Deß Hand voll Unſchuld glänzt, der, reines Herzens,
Nicht Luſt zu übler Lehre hat, nicht fälſchlich ſchwört,
Der wird empfangen von dem Herrn den Segen.
Ihm wird Gerechtigkeit vom Gotte ſeines Heils. —
Ha! das iſt das Geſchlecht, das nach ihm fraget,
Dies, das dein Antlitz ſuchet, Jakobsſtern!
Baut weit die Thore, machet hoch die Thüren,
Damit des Ruhmes König zieh herein!
Und wer denn iſt des Ruhmes König?
Der Herr, der Mächtige, der Starke iſt's,
Der Hochgewaltige im Streite iſt's!
Baut weit die Thore, machet hoch die Thüren,
Damit des Ruhmes König zieh herein!
Und wer denn iſt des Ruhmes König? Er
Der Herr, der Gottgeſandte, iſt der Ehrenfürſt!“

Rahel hatte ihr mit ſtrahlendem Auge zugehört. „Und wie kommſt du darauf, plötzlich Davids alten prophetiſchen Pſalm zu ſingen?“ fragte ſie die Blinde.

„Weil er, von dem dies Lied ſpricht, heute noch einziehen wird in dieſes Haus, wie ich im Geiſte vorgeſchaut,“ verſetzte Hannah.

„O daß du wahr ſprächeſt!“

„Und glaubſt du nicht meinen entzückten Geſichten?“

„Ich zittere vor Wonne ihnen glauben zu dürfen.“

„Auch Jeruſa hat es geweiſſagt, daß du des Meſſias wahrhaftige Braut ſeiſt.“

„Ja, Hannah!“ rief Rahel überwallend von Gefühl, die Blinde umarmend und ſtürmiſch an das Herz preſſend: „Ich fühl' es, ich weiß es! Es ſteht feſt in mir, wie die Felſen des Urgranits, auf denen der Bau der Welt gegründet iſt: ich bin die dem Meſſias beſtimmte Braut! Und ſieh, dies ausgeſprochene Wort, dieſe Geburt meiner heiligſten Ueberzeugung, tönt jubelnd in meiner Seele fort und fort. Ich bin die Schaale des Oels, womit er geſalbt werden wird zum König der Welt; ich bin die Leuchte, worin die Flamme ſeines reinen Lichtes allen Völkern ſtrahlen wird; ich bin die Wolkenſäule bei Tag und die Feuerſäule bei Nacht, die ihm voranwandeln wird auf ſeinem ſiegreichen Königsgange. Er iſt das prächtige Tempeldach auf dem Berge Gottes, blitzend im Sonnenglanz, bedeckend die ſichtbare Herrlichkeit des Herrn; ich aber bin die Säule, auf die es gegründet iſt, auf der es feſtruht, und an mich werden ſich die Völker lehnen, die da kommen, anzubeten, vom Morgenland und vom Abendland. Und wie ein üppiges Schlingkraut, ringt ſich meine grünende Liebe, meine blühende Verehrung an der Säule empor, um das Dach zu küſſen und zu ſchmücken und die Krone ſeines Ruhmes, die Krone des Lebens, die darauf ruht, ſeine Krone, ſein Königthum zu umſchlingen. Wenn er auszieht in die Welt, ein Schwert Gottes, die Feinde des Herrn zu ſchlagen und den Erdkreis zu erobern, ſo bin ich der Träger des Schwerts, die Scheide, die es begleitet und in der es ruht.“

„Heil! Heil dir, Königin Judas!“ rief die Blinde. „Er kommt, er kommt auf einem Eſel reitend, wie ihn die Propheten verkündigt, die Krone des Meſſias ſtrahlt von ſeinem Haupte. Rahel! Rahel, ich ſegne dich! das Heil Jsraels klopft an deine Pforte.“

„Baut weit die Thore, machet hoch die Thüren,
Damit des Ruhmes König zieh' herein!“

Ein Geräuſch weckte die Mädchen aus ihren Phantaſien. Rahel ſchaute über die Bruſtwehr hinab. Und ſiehe, Sabbathai ritt auf einem Eſel herein, begleitet vom Arzte Villegas, und ehrerbietig empfingen ihn ihr Vater und ihre Brüder an der Pforte, hoben ihn vom Rücken des Thieres und führten ihn zuerſt zur Hausfrau. Rahel preßte die Blinde wildſtürmiſch an die Bruſt und rief: „Heil dir, Seherin! Heil mir, Glücklichen! Er iſt's auf einem Eſel reitend und alle Prophezeihungen werden wahr!“

In dieſem Augenblick trat Sabbathai mit den Uebrigen herein.

„Geſegnet ſei die Schwelle, Herr, die du beſchreiteſt! Geſegnet das Haus, das dich beherbergt!“ rief Hannah, und neigte ihr Antlitz zur Erde.

Der Arzt brachte die Werbung in Sabbathai's Namen in herkömmlicher Form vor, und Zadik verlobte ſeine Tochter in Beiſein der Zeugen. Rahel ſank an Sabbathai's Bruſt; ihr Auge hing ſchwärmeriſch an dem ſeinigen; die Bläſſe ihres Geſichts war hoher Glut gewichen. Sie prangte wie die koſtbare Blüthe des Purpurkaktus auf den Felſen.

„Stern Jakobs,“ lispelte ſie ihm zu, „glänzender Stern meines Lebens, laß mich die Nacht ſein, die dunkellockige, in der du wandelſt, in der du leuchteſt, die deinen Glanz nur höher hebt: laß mich die Morgenröthe ſein, die deinen Sonnenaufgang verkündigt; laß mich der Tag ſein, an dem du Segen ausſtrahlſt über die Erde!“

„Und du haſt nicht zuerſt mich verkündigt?“ fragte Sabbathai, ſie küſſend. „Ging von dieſem Munde aus nicht die erſte Kunde, die dir in glanzvollen Jugendträumen geworden, von meiner Herrſchaft künftiger Größe? Heil dir, du würdige Meſſiasbraut!“

„Gelobet ſei Gott!“ rief Rahel. „Wer iſt glücklicher als ich in Iſrael?“ —

Nach einigen Tagen wurden eine Menge Juden, Alt und Jung, zur feierlichen Verlobung in Zadiks Hauſe in der Stadt zuſammengebeten. An der Thüre desſelben wurde jedem Eintretenden ein neuer irdener Topf gereicht, der zur Form der Feier nöthig iſt. Mardochai Zewi, Salome und ihre Kinder waren feierlich eingeholt worden. Man ſah Sabbathai heute zum erſten Mal wieder geſchmückt.

Baruch verlas den Heirathsbrief. Zadik hatte ſeiner Tochter darin ein großes ſchönes Haus, das ihm gehörte, im freundlichſten Theil der Judenſtadt, nebſt einer glänzendreichen Mitgabe verſchrieben; noch mehr aber als dies ſetzte die Morgengabe alle Anweſenden in Erſtaunen, welche Mardochai Zewi, deſſen große Armuth allgemein bekannt war, im Namen ſeines Sohnes der Braut im Heirathsbrief zuſicherte. Sobald der Brief verleſen war, drängten ſich die Zeugen hinzu, riefen ihr „Maſſaltobh!“ und zerſchmetterten die Töpfe auf dem Boden.

„Mach es beſſer mit ihr, als mit Thamar!“ ermahnte Mardochai ſeinen Sohn.

„Woher habt ihr die Morgengabe?“ fragte Sabbathai.

„Frage nicht und nimm es als ein Geſchenk des Herrn!“

Doch die Mutter vermochte des geliebten Sohnes Bitten nicht zu widerſtehen, als er ſie heimlich drängte. „Ein unbekannter Bote hat uns heute das Geld in blankem Gold ins Haus gebracht mit der Angabe ſeiner Beſtimmung," berichtete ſie, „wir wiſſen nicht, von wem es kommt. Aber gewiß iſt es ein Segen unſres Gottes, damit du der reichen Braut nicht wieder arm gegenüber ſtehen ſollteſt, wie es zu meinem Verdruß bei dem übermüthigen Roſanes der Fall war." —

Im Verlauf des Tages forſchte Sabbathai auch an Jeruſa. Sie konnte ihm nichts verſchweigen und beichtete Alles. „Des Vaters Geſchäfte gingen ſehr ſchlecht, ſeit du dich von Thamar getrennt; denn Roſanes wieß ſeine Hülfe ab, und bald auch deſſen großer Anhang. Wir wären faſt in Noth gerathen, wenn nicht regelmäßig jede Woche, ſeit du wieder bei uns wohnteſt, bedeutende Geldmittel uns zugekommen wären; wir erfuhren niemals von wem. Der Rabbi Meier war es, der das Geld meiner Mutter jedesmal brachte, mit der Bitte, dir nie etwas davon zu ſagen. Wir nahmen es dankbar an als den himmliſchen Segen deines Gebets. Und das iſt auch die reiche Morgengabe, die für dich geſchickt wurde." —

Sabbathai's Züge verfinſterten ſich; ſein Auge blickte düſter und thränenſchwer; ein tiefer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt los. Er beachtete die

Braut nicht, die lockend, reizend, verführeriſch ſchön neben ihm ſtand, und ging hinaus, um zu weinen. Es war eine wahrhaftige Ahnung über ihn gekommen, weſſen Hand ihm die Geſchenke gereicht.

Die Vorbereitungswoche verſtrich den beiden Verlobten auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Zwar waren Sabbathai's Schüler um ihn verſammelt, aber er zog es diesmal vor, dem Gebrauch zu huldigen, und Geſang und Spiel ertönten in den Räumen des neuerworbenen Hauſes, welches Sabbathai bereits bezogen hatte, und in ruhigern Stunden ſprach er, eingedenk der Warnung Villegas, kein Wort von ſeinem Meſſiasthum, ſondern ermahnte ſeine Umgebung vielmehr in dunkeln unbeſtimmten Ausdrucken, ſich ruhig zu verhalten und bei Jedermann über ſeine Perſon ein tiefes Schweigen zu beobachten. Dies Verlangen des Meiſters, vorzüglich da es ohne Erklärung blieb, regte die Schüler auf und ließ ſie an einen wichtigen verſchleierten Hintergrund glauben.

In dieſer Annahme wurde mancher durch das geheimnißvolle Treiben in Zadik de Curbanos Hauſe beſtärkt. Wohl waren hier auch Brautjungfern verſammelt, wohl erſchallten auch hier die Saitenklänge der Harfe und der Laute, untermiſcht vom ſchmerzlich ſüßen Geflüſter der Flöte, wohl ſangen, tanzten und ſpielten reizende, leichtfüßige Mädchen, aber das Alles war nur die bunte phantaſtiſche Hülle einer weit ernſtern und wichtigern Geſchäftigkeit. Rahel ſendete Boten aus und empfing Botſchaften; finſter blickende Männer, worunter ſogar Griechen waren, hatten vorzüglich bei Nacht Zutritt; Rahels Brüder wurden raſtlos umhergetrieben, und machten Reiſen in die Umgegend; Zadik ſelbſt zählte und theilte Geld ab. Dem gleichgültigen Auge konnte dies Alles als Anſtalten zur Hochzeit gelten, die, nach Zadiks Verſichrung nicht weniger glänzend werden ſollte, als Sabbathai's erſtes Hochzeitfeſt, und wirklich hatte auch Niemand ſonderlich acht auf die Bewegungen, deren Mittelpunkt das jüdiſche Haus war; ein ſcharfer aufmerkſamer Blick hätte lehren können, daß es ſich hier noch um ganz andre Dinge handle, als um Vorbereitungen zu einem Feſte. Rahel, nur ſcheinbar der Luſt und Freude hingegeben, war die Seele des Ganzen; ſie verkehrte heimlich mit dem Vater, der Mutter, den Brüdern und den Fremden; ihr großes ausdrucksvolles Auge ſtrahlte ſtolz im Feuer kühner Unternehmungen, ihr Gang rauſchte majeſtätiſch durch das Haus, ihr Wort hallte befehlend in den Räumen desſelben wider. —

Der Hochzeittag erſchien. Rahel duftete noch lieblich von den koſtbaren Bädern, aus welchen ſie Abends vorher geſtiegen; Frauen und Jungfrauen ſammelten ſich zahlreich um ſie her, ihr das Haar zu ſtrählen und zu flechten, ſie anzukleiden und zu ſchmücken, und ihr die üblichen Hochzeitlieder vorzuſingen. Das Zimmer wurde geöffnet, worin der Brautſchmuck aufbewahrt war. Berauſchende Wohlgerüche zogen heraus; die Brautjungfern durften dem Schatze nahen. Ihr ſtaunender Fuß trat in das Prunkzimmer einer orientaliſchen Königin. Sind das die Brautgewänder einer jüdiſchen Kaufmannstochter? Iſt das der Schmuck eines Kindes jenes Volkes, das verſtoßen, unterdrückt, gemißhandelt in allen Landen, nirgend eine feſte Heimath hat, belaſtet von einem göttlichen Fluche? Nein, das ſind die unſchätzbaren Kleider einer Favoritin des Padiſchah zu Stambul! Das iſt der prachtvolle Schmuck einer Königin von Perſien! Oder vielmehr in ſolchen purpurnen und goldnen Hüllen waren die Frauen und Töchter der jüdiſchen Könige auf die Söller ihrer Palläſte getreten, um des Volkes Huldigungen zu empfangen; mit ſolcher Zierrath hatte das ſiegreiche königliche Geſchlecht der Makkabäer ſeine Tochter zur Hochzeit geſchmückt. Die Hände der Brautjungfern vergaßen ſtaunend ihr Amt beim Anlegen der Kleider und es dauerte lange, bis die hohe ſtolze Geſtalt fertig angelegt, ſich der Bewundrung aller Zuſchauer erfreuete. Und wahrlich ſie war eine Königin! Voll hoher Majeſtät, ſtolz blickenden Auges, angeborne Würde in Haltung, Gang, Miene und Wort, in Beſitz entzückender Schönheit, und herablaſſend lächelnd im klaren Bewußtſein aller dieſer Vorzüge, rauſchte ſie durch ihre Gemächer und nahm die Glückwünſche ihrer Verwandten und Geſpielinnen entgegen.

Der Abend nahete; er war nicht freundlich. Winterſtürme brachen aus den Schluchten der Berge hervor, finſtre Wolken trieben über den Himmel. Die Natur zuckte in Todeskämpfen. Der Brautzug ſetzte ſich nach dem Garten in Bewegung; denn dort ſollte, wie es Gebrauch iſt, unter freiem Himmel die Trauung vollzogen werden. Von vier Knaben wurde ein prächtiger Chuppah über der verſchleierten Braut getragen, Cymbeln, Metallbecken und Caſtagnetten erklangen in den Händen der ſie umtanzenden Brautjungfern, deren Mund in lieblichen Geſängen ſie glücklich pries. —

Auch Sabbathai war, auf erhaltene Botſchaft, mit ſeinen Gefährten aufgebrochen, um die Braut einzuholen. Er ſchien nicht fröhlich. Der koſtbare Tulbend, der ſeine Stirne beſchattete, der bunte, reiche Kaftan, der ſeine Glieder umfloß, ſtachen ſeltſam von dem bleichen düſtern Geſicht ab, einer wolkenumhüllten Winterlandſchaft, dem heutigen Abende vergleichbar. Er war ſich ſelbſt ein Räthſel. Das luſt- und glückverſprechende Ziel aller ſeiner Wünſche, ſeiner Sehnſucht, lag dicht vor ihm, ein Schritt noch, und er hatte es erreicht, und er umfaßte das herrlichſte Weib, nach deſſen Beſitz ihn heiße Wünſche beſchlichen, als er mit Thamar zur Trauung gegangen, das er in ſeinen einſamen Nächten erſehnt, die erſte Verkünderin ſeiner hohen Würde, deren begeiſtertes Seherwort ihm Klarheit gegeben über ſich ſelbſt, von der er ſich geliebt, verehrt, angebetet wußte, ſie harrte ſeiner, die Reizende, in Wonnetrunkenheit; ſie ſollte heute noch ſein Weib werden! Und doch war er nicht froh! Es hing ihm wie nächtige Ahnungsſchleier vor ſeinen innern Augen; er vermochte ſie nicht zu entfernen; und immer und immer drängte ſich ein Bild in ſeine Seele, ein wehmuthbleiches, ſchwermuthlächelndes, thränenreiches Bild, und immer und immer zuckte ein Gedanke durch ſeinen Kopf, ein beängſtigender, trauriger, unſeliger Gedanke: es war Thamars Bild; es war der Gedanke an ihren Schmerz.

Der lärmende Zug war nicht weit mehr von ſeinem Ziele, als ihm ein Mann haſtigen Schritts entgegen kam, hineindrang und den Bräutigam zu ſprechen begehrte. Sabbathai erkannte Jakob ben Eliah de Villegas an der Stimme. „Folge mir bei Seite; ich habe dir Wichtiges zu ſagen,“ flüſterte der Arzt verſtört und augenſcheinlich in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sabbathai trat, von der Störung unangenehm berührt, aus der Reihe ſeiner Begleiter, welche unterdeſſen Halt machten, und verfügte ſich mit dem Arzte hinter ein Tamariskengebüſch.

„Biſt du wahnſinnig,“ redete hier der Letztere auf Jenen ein, „von meinen Bitten und Vorſtellungen, deren Zweckmäßigkeit du doch einſaheſt, gerade das Gegentheil zu thun und mich zu hintergehen! Ich ſchwöre dir zu, daß du verloren biſt, wenn du auf der Ausführung deines tollen Planes beharrſt. Wahrlich, ich ſage dir, wenn die Sonne morgen aufgeht, wird ſie deinen auf dem Thore des Schloſſes aufgeſpiesten Kopf beleuchten!“

„Ich muß dir die unbeſonnene und beleidigende Frage zurückgeben,“ verſetzte Sabbathai finſter; „denn wahrlich deine Reden zeugen von Wahnſinn. Ich verſtehe kein Wort davon. Sage, was willſt du von mir, daß du mich auf meinem Brautgange mit ſo widrigem Gekrächze ſtörſt?“

„Wie? ſo wäre es nicht wahr, was man mir ſo eben verſichert hat?“

„Und was hat man dir hinterbracht?“

„Du würdeſt dich dieſen Abend noch in der Mitte deiner Schüler und Anhänger für den Meſſias erklären, die Krone Davids auf dein Haupt ſetzen, den Stab Moſes in deine Hand nehmen und das Volk zur Empörung gegen die hohe Pforte aufrufen.“

„Wer dir das geſagt, iſt ſelbſt wahnſinnig!“

rief Sabbathai entrüſtet. „Meine Seele hat keinen Gedanken an ſolches gehabt.“

„Aaron de la Papa ſoll bereits unterrichtet ſein, und jedenfalls ſind Anſtalten zu deinem Untergang getroffen. Ich beſchwöre dich, Sabbathai, bei dem Gott unſrer Erzväter und ſeinen heiligen Engelſchaaren, laß dich nicht von der Hölle blenden, die dich nur ins Verderben lockt!“

„Sei unbeſorgt!“ verſetzte der Chacham lächelnd, „noch iſt meine Stunde nicht gekommen. Geh' ruhig, alter Freund, zu meinen Hochzeitgäſten zurück.“

Der Zug bewegte ſich unter Hörner und Saitenklang wieder vorwärts, aber Sabbathai langte ſichtbar verſtimmt im Garten an, wo ſchon Alles zur Zeremonie bereit war. Bäume und Büſche, Haus und Gänge erglänzten von tauſend Lichtern, die ſich in Schimmer und Pracht hier ausgeſtellter orientaliſcher Herrlichkeit brachen, und ein tauſendſtimmiges freudiges „Baruch habba!“ ſchallte dem Eintretenden entgegen. Rahel nahte ſich dem Verlobten; er erſchrak vor ihrer majeſtätiſchen Schönheit, obgleich ſie tief verſchleiert war. Dreimal wurde ſie von ihrer Mutter um ihn herum im Kreiſe geführt und das Volk warf Korn und Waizen, mit Geld untermiſcht, auf ſie. Die Feierlichkeiten wurden unter dem Zujauchzen der Menge beendigt, und die Eingeſegneten zuerſt von den Glückwünſchen ihrer Eltern, dann der andern Verwandten und endlich der übrigen Gäſte begrüßt. Die Tafel war unterdeſſen im Hauſe der Neuvermählten bereitet und dorthin ſollte der Zug zurückgehen. Vorher wurde erſt Wein, Kuchen und Geld unter die ungeheure Menſchenmaſſe vertheilt, die ſich am ganzen Meeresufer verſammelt hatte, obgleich die Windsbraut das Land fegte und das Meer peitſchte.

Rahel faßte Sabbathai's Hand und zog ihn in den Kiosk.

„Folge mir!“ flüſterte ſie ihm fiebriſch glühend zu, und ihre Stimme zitterte. Sie führte ihn in ein Zimmer, das durch einen großen faltigen Vorhang von einem andern getrennt war. Beide Gemächer glänzten von hellem Kerzenlicht. Kaum waren ſie hier allein, als Rahel vor Sabbathai auf die Knie ſtürzte und ausrief: „Gegrüßet ſeiſt du, Meſſias, König der Juden, Heiland der Welt! Von mir zuerſt gegrüßt, die dich zuerſt erkannt und verkündet!“

„Was iſt das?“ fragte Sabbathai verwundert. „Was willſt du damit?“

„Die erſte Nacht deiner Herrſchaft iſt hereingebrochen, und mit mir haſt du dir die Krone Juda's erworben. Die Stunde deiner göttlichen Macht hat geſchlagen! Purpur und Krone, Schwert und Scepter liegen für dich bereit, und Tauſende ſtehen hier unten, um dir zu huldigen, und drängen ſich, begierig, die Erſten zu ſein, die ſich deiner Herrſchaft unterwerfen.“

Und den Vorhang zurückreißend, deutete ſie auf eine Trophäe, welche mitten im Zimmer, im Kreiſe flackernder Lichter aufgeſtellt war. Auf dem Geſtelle funkelte ein hellblau ſeidener Kaftan mit Silber und Edelſteinen geſtickt, ein Königsmantel, der prächtigſte Purpur mit goldenen Blumen und Sternen beſäet, floß faltig zum Boden; eine künſtlich gearbeitete, reiche goldne Krone ruhete auf violetblauem Samtkiſſen, und rechts und links lagen ein goldenes Scepter und ein blankes Schwert mit reichem Griff. Aus einer goldbeſchlagenen kunſtreichen Onyxſchale duftete ein Gemiſch der wohlriechendſten Oehle und Salben. Rahel erfaßte dieſe Schale und fuhr in begeiſterter Aufregung fort: „Beuge dein Haupt, Meſſias, daß ich das heilige Oehl auf deine Locken gieße, und dich ſalbe zum König der Könige, ich, deine Prophetin, dein Weib, deine Königin! Dann nimm die Krone von meiner Hand auf dein königlich geſalbtes Haupt, nimm den Purpur um deine Schultern, nimm Scepter und Schwert in deine Hände und tritt hinaus auf den Altan, den im Nu tauſend Fackeln erhellen werden. Rufe dem Volke zu: Ich bin der Meſſias, der gottgeſandte Retter Iſraels! Ich bin der Sohn David's, von dem alle Propheten geweiſſagt haben! Ich bin euer König! Auf, folgt mir! — Und ſie werden dir zujauchzen und dir folgen. Die meiſten ſind bewaffnet und harren deines Wortes. Juden, Armenier und Griechen fallen dir zu, die ſorgloſen Türken werden überfallen, der Kadi erſchlagen und eh' die Sonne aufgeht, iſt Smyrna dein! Auf Adlers Fittichen ſtürmt dein Ruhm durch Natolien, Syrien, Paläſtina, Aegypten, Griechenland. Alle Juden ſtrömen unter deine Fahnen, alles Land fällt dir zu; unſre Feinde und Unterdrücker fliehen, von Gottes Hand geſchlagen. Dein Zug nach Paläſtina iſt ein Triumphzug, Jeru-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03669/006

ſalem thut dir, ſeinem Jahrtauſende erſehnten Könige, die Thore auf, und bald ſtrahlt der neue Tempel Gottes von deines Ruhmes Herrlichkeit, und alle Völker ſtrömen herzu, wie prophezeihet iſt, und rufen anbetend im Staube: Heil dir, Meſſias! Heil dir, großer König!"

Sabbathai ſtand wie in den Boden gewurzelt; ſein Auge war mit grauſig finſtern Ernſt ſtarr auf die prächtigen Inſignien der Königswürde gerichtet, ſein Mund ſchmerzlich zuſammengepreßt; ſein Ohr ſchien ihren Worten verſchloſſen zu ſein.

„Du zauderſt, Sabbathai?" fragte ſie ängſtlich verwundert. „Eile, eile! Der Augenblick iſt koſtbar, laß ihn nicht ungenützt entfliehen!"

Er ſchüttelte ſchweigend das Haupt.

„Wie? — Du willſt nicht? Unerklärlicher, was ficht dich an, in dieſer wichtigen Stunde? Was haſt du vor? Warum nimmſt du nicht Krone und Purpur? So ſprich doch! beim Gott unſrer Väter, ſo rede doch! Dein entſetzliches Schweigen tödtet mich!"

„Thörin!" ſagte Sabbathai kalt, „was haſt du gethan? Ich bin kein Spielzeug in deiner Hand. Laß ab von deinen Verſuchungen; ſie bereiten mir nur Schmerz, und ich kann ihnen nicht folgen. Ende dies Spiel, und laß uns gehen!"

„Sabbathai!" rief Rahel wild. „Beim hochgelobten Gott, höre auf meine Worte! Nicht ich bin es mehr, die vor dir liegt im Staube, nein! ein ganzes Volk iſt's, ein unglückliches, getretenes, geſchlagenes, verſtoßenes Volk, überall fremd, wo es hauſt, ſelbſt in ſeinem Vaterlande, ein Volk von elenden Knechten, von Knechten verfluchter Barbaren, die uns verhöhnen, die uns nur „Hunde" nennen, die wir uns einſt ausſchließlich das „Volk Gottes" nannten. Dies gedrangſalte Volk fleht dich an durch mich um ſein verloren gegangenes Nationalgefühl, um ſeine verſchwundene reine Religion, um ſein Vaterland, um ſeine Freiheit. Es erkennt durch mich dich als ſeinen ihm lang verheißenen Erretter; es ſetzt dir die Krone auf, gibt dir das Schwert in die Hand, und ſchwört dir zum Sieg zu folgen; die entſcheidende Stunde iſt da, und du willſt dies jammernde Volk um ſeine Hoffnungen betrügen, willſt das flehende mit eiſiger Kälte von dir ſtoßen, willſt alle Verheißungen zu Schanden machen? Nimmermehr! Sabbathai, wenn du der Meſſias biſt, ſo wirf den Purpur um, ſetze die Krone auf, ergreife das Scepter und tritt hinaus unter den Sternenhimmel, und bezeuge es deinem harrenden Volke und verkünde es ihm laut, daß du es biſt. Dann erfaſſe das Schwert und ſtelle dich an der Juden Spitze, wie jener hoch begeiſterte Judah Makkabi, der gefeierte Jüngling unſres Volks, der die Syrer ſchlug, ſiegreich in Jeruſalem einzog und dem Herrn die von den Heiden geſtürzten Altäre wieder aufbauete? Biſt du nicht mehr und größer als der Prieſter Matathias Hasmoni, der ſich zuerſt gegen die Tyrannei empörte, und ſeinen Söhnen den Kampf für das Geſetz hinterließ? Auf, auf! Hier iſt das Schwert der Makkabäer, hier iſt der Stab Moſes, die Krone Davids! Schlage die tyranniſchen Moslemin, jage die Ohnmächtigen nach Aſien zurück; denn mit dir ſtreitet Gott! Ziehe nach Jeruſalem, baue das Haus des Herrn wieder auf, und beſteige den Thron der alten Könige, der dir gebührt!“

„Schweige, Verſucherin! Alle deine Worte ſind vergebens. Ich kann, ich werde nicht thun, was du mir räthſt, was du ſo gebieteriſch verlangſt. Niemand kann wiſſen, wann die Frucht reif iſt, denn ich allein. — Komm, die Gäſte warten unſer! Verflucht ſei der lockende Prunk, den du mir bereitet!"

Und die Lichter umwerfend und auslöſchend, zog er den Vorhang vor. Die Krone fiel klirrend zu Boden, der Glanz des Purpurs erloſch.

„Ha, feiger Schwächling!" wüthete Rahel, nicht Herrin mehr ihrer Sinne, ihrer Worte im blutigen Krampf der Verzweiflung. „Du biſt nicht der Meſſias! Thamar hatte Recht!"

Wie von einer Schlange gebiſſen, fuhr Sabbathai zurück; er hatte einen mörderiſchen Dolchſtich in ſeiner Seele empfangen.

„Sagſt du ſo?" ſprach er endlich mit überfließender Bitterkeit. „Nein, du biſt eine Betrügerin, die ich nun erkenne. Deine Abſicht wird mir klar; ich habe dich durchſchaut; du biſt mir verächtlich." Und mit Abſcheu in Wort und Blick, wandte er ſich, um zu gehen; da kehrte ihre Beſinnung zurück, mit ihr die Erkennung ihrer troſtloſen Lage. Und abermals zu ſeinen Füßen ſtürzend und ſeine Knie umfaſſend, jammerte ſie: „Beim Haupt unſrer Väter! bei allem, was dir heilig, Sabbathai, verlaſſe mich ſo nicht! Ich war wahnſinnig, als ich das Wort ſprach. Ich liebe dich, ich erkenne dich an, Sabbathai!“

„So folge mir!“ verſetzte er froſtig. Wankend an ſeinem Arm trat ſie in den Garten unter die harrenden Gäſte. Verwundert blickten ſie Zadik und deſſen Söhne an, wie mancher Andre. Ungeſtört ordnete ſich der Zug, und langte im Hauſe an. Hier hatte man kaum an das Mahl gedacht; die Beſorger desſelben hatten andre Dinge erwartet. Rahel wurde ohnmächtig und mußte hinweg getragen werden. Eine allgemeine Verſtimmung bemeiſterte ſich der Gäſte, und viele entfernten ſich, eh' das Mahl begonnen hatte. Alle Förmlichkeiten mußten wegfallen; mit bangen Gefühlen ſtand Einer nach dem Andern von der Tafel auf und ſchlich davon. Auch Zadik und ſeine Söhne waren verdrießlich gegangen. Eine Stunde ſpäter war das Hochzeithaus leer, und auch Sabbathai ging ernſt und brütend in der Sturmnacht an das Meerufer hinaus, ſein junges Weib der Pflege ihrer Dienerinnen überlaſſend.

Erſt nach einigen Stunden kehrte er beruhigt zurück und ſchickte die Dienerinnen ſchlafen. Auch Rahel ſchlief; er betrachtete ſie einen Augenblick;

ihre Züge kamen ihm entſtellt vor. Dann verfügte er ſich in ſein Gemach und begann, da ihn der Schlaf floh, zu ſtudiren. Plötzlich ſprang die Thür auf, Rahel trat mit aufgelöstem Haar, im weißen Nachtkleid, bleich und in der einen Hand eine Kerze haltend, die nicht brannte, in der andern einen langen Dolch, langſam herein. Ihre Augen waren zwar weit geöffnet, ſtarrten aber glanzlos und unbeweglich, wie das gebrochene Auge eines Todten, vor ſich hin; die Augäpfel waren ſchauerlich herausgetreten, anzuſehen wie erloſchene Sterne. Sie gaben dem Marmorgeſicht, in welchem nicht die leiſeſte Nervenregung zuckte, einen unbeſchreiblich grauſenhaften Ausdruck geſpenſtiſchen Todes, den ihr langſames Fortbewegen noch erhöhete. Sabbathai bebte in ſtillem lautloſen Entſetzen. Sein Auge ſchauete von der geiſterhaften Nachtwandlerin zurück, die Gefühle ſeines Herzens waren beim erſten Blick erſtarrt, den er auf die in ihre alte Krankheit Verfallene geworfen hatte.

„Du haſt mich betrogen,“ ſagte ſie mit hohler ſchauerlicher Grabesſtimme, „du verſprachſt mir mit Blicken, wie Blitze des Meers, und mit Worten, wie die Donner der Berge, mich zur Königin der Erde zu machen! Wollteſt du nicht Felſen auf Felſen thürmen und mir einen Thron davon bauen? Wollteſt du nicht mir aus Sternen eine Krone flechten? Und nun haſt du mich betrogen und hintergangen. Du biſt kein König, kein Fürſt, biſt nicht der Meſſias, der Sohn Davids! Der Nebel gerinnet und ich erkenne dich als einen Betrüger, der mich um meines Lebens Glück und Hoffnungen beſtohlen. Dafür ſollſt du unter meinen Rächerhänden verbluten.“

„Rahel!“ rief Sabbathai außer ſich. „Rahel, du biſt wahnſinnig! Dein getäuſchter Stolz hat dich zur tollen Furie gemacht.“

Von ſeiner Hand an die Bruſt geſtoßen, taumelte ſie zurück und erwachte am Boden mit einem ſchweren Seufzer aus der Befangenheit ihres widernatürlichen Zuſtandes. Sabbathai war mit geſträubtem Haar aus dem Zimmer entwichen.

Nach vier trüben Wochen, die Sabbathai meiſt außer dem Hauſe zugebracht und während derſelben er einige harte und ſtürmiſche Wortwechſel mit Zadik und deſſen Söhnen, ja mit Rahel ſelbſt gehabt, ließ dieſer ſeinen Schwiegerſohn vor das Rabbinalgericht vorbeſcheiden aus demſelben Grunde, aus welchem David Roſanes dasſelbe gethan hatte, ihn anzuhalten, daß er der Liebe und Ehe ſüße Pflichten erfülle, oder Rahel den Scheidebrief gebe. Auch ſie, die Reizende, Stolze, die königliche Geſtalt hatte er nicht berührt; ihr Lager war einſam geblieben, wie das Thamars. Ihre Wange war fahl und eingefallen; von der ſchwindelnden Höhe ihrer ſtolzen Pläne herabgeſtürzt, war ſie zerſchmettert. Sie verzog keine Miene, ihr Auge hatte keine Thräne, ihr Mund keinen Klagelaut, als ihr Sabbathai den Scheidebrief gab. Sie fragte nicht nach ihm, als er das Haus verlaſſen hatte, aber allnächtlich wandelte ſie, wie eine mit geſpenſterhaftem Leben auf Augenblicke erfüllte Leiche, in den Räumen dieſes Hauſes und beklagte mit ſchauerlichen Tönen ihr verlornes Königthum, daß ihren Wächtern in der Seele grauste. Oft auch ſchmückte ſie ſich in ſolchen Nächten mit der Krone, dem Mantel und dem Scepter, die er ſo verächtlich von ſich geſchleudert, und gebot der Erde und dem Meer, dem Mond und den Sternen als Königin, als Auserwählte des Meſſias, zuweilen auch ergriff ſie das Schwert, das man ihr nicht nehmen durfte, und zog damit aus, die Welt für den feigen Meſſias zu erobern, wie ſie ihn nannte, um ſich dann mit ihm in ihre Herrſchaft zu theilen. Meiſt brach ſie aber zuletzt in ein troſtloſes, markerſchütterndes Jammergeſchrei aus, das ſie in gänzliche Apathie verſenkte, und aus dieſem gelangte ſie erſt ſchwach und abgeſpannt, wieder zum freudeloſen Bewußtſein. Stets waren die Glieder ihrer Familie voll Furcht, daß ihr Zuſtand in gänzlichen Wahnſinn übergehen werde.

Der Schem hammphoraſch.

> Dies iſt der Schem hammphoraſch, den unſer Lehrmeiſter Moſes, auf dem der Friede ſei, zuerſt im feurigen Buſche gelernt. Ueber einen Teufel ausgeſprochen, wird derſelbe in die Flucht geſchlagen; über eine Krankheit, wird ſie geheilt; über einen Herrſcher, wird er dich lieben. Hüte dich aber, ihn auszuſprechen, wenn du nicht rein und frei biſt von aller Sünde; denn ein Unreiner, der ihn ausſpricht, muß ſicherlich ſterben.
>
> Buch Raſiel, ~~neujüdiſches Religionsbuch~~. [illegible]

Es ſchien, als ſei Sabbathai der Rache ſeiner Feinde nun unerrettbar verfallen. Jener Edelſinn des alten Roſanes, der den würdigen Greis von jeder leidenſchaftlichen Verfolgung Sabbathais abgehalten, war Curbano fremd, und je troſtloſer der Zuſtand ſeiner Tochter war, um ſo furchtbarer wüthete der rachſüchtige Jude gegen den Urheber deſſelben. Die Familien Roſanes und Curbano, ſeit geraumer Zeit ſchon einander feindlich gegenüber ſtehend, fanden ſich jetzt wieder zuſammen, und wenn auch Roſanes keinen Antheil an den Verſchwörungen gegen den jungen, ohnmächtigen Rabbi nahm, ſo waren ſeine Kinder — Thamar ausgenommen — und vorzüglich Zibora dabei am thätigſten, und bald beſtand ein inniges Bündniß zwiſchen ihr und Zadik. Der Chacham Halevi fand ſich dazu, und in ſeinem Gefolge trat mancher der hochmüthigſten Rabbinen in das Haus, das er kurz vorher, wegen der Verbindung deſſelben mit dem verhaßten Sabbathai, verflucht hatte. So waren die zwei reichſten Judenfamilien Smyrna's, nebſt ihrem ſehr großen Anhange, Sabbathai's mächtige und einflußreiche Haſſer und bitterſten Verfolger; dies waren ferner faſt alle ältern gelehrten Rabbinen; dies waren endlich jene Lichtbrüder, die in ihren geheimen Sitzungen ſchon lange den Bannfluch über ihn ausgeſprochen hatten. Doch gerade, als der Verfolgte alles Schutzes zu entbehren ſchien, hatte er ſchon einen ſehr mächtigen Beſchützer gefunden. Dies war der hochbetagte Vorſitzer des Rabbinalgerichts, Maſſud Aſſulai. Dieſer Mann war durch ſeine Werkzeuge genau unterrichtet worden, daß der Plan und die Anſtalten, Sabbathai zum König auszurufen und die Fahne des Aufruhrs zu erheben, allein das Werk Curbano's und ſeiner Kinder geweſen, und Sabbathai ſelbſt der lockenden Ausführung deſſelben männlich widerſtanden ſei. Dieſes Benehmen des jungen Mannes gefiel dem Greiſe ſehr, zerſtreute früher gefaßte Vorurtheile und erweckte günſtige Meinungen für den verketzerten Lehrer in ſeiner Seele. Er ließ denſelben zu ſich kommen, und unterhielt ſich lange mit ihm. Maſſud Aſſulai theilte die Anſicht vieler gelehrten Juden, daß eine Reformation ihrer Religion nothwendig ſei, und Sabbathai, der ſich wohl hütete, von etwas Anderem zu ſprechen, hatte den Greis mit ſcharfer, blühender Beredſamkeit bald für ſich eingenommen. Der Präſident verſprach ihm ſeinen Schutz, und beſuchte ſogar mehrere Abende im Geheim Sabbathai's Vorträge. Nach dieſem trat der mächtige Mann öffentlich als Vertheidiger und Beſchützer des jungen Chacham auf, beſtrafte einige, demſelben zugefügte Beleidigungen ſchwer, und ſchüchterte damit plötzlich alle hinterliſtigen Unternehmungen gegen Sabbathai dergeſtalt ein, daß Niemand mehr wider denſelben aufzutreten wagte. Man ſagte ſogar, der freundliche Greis ſei in dieſem Verfahren für den angefeindeten Rabbi von einer Seite durch Lobſprüche und Dankſagungen ermuntert worden, von welcher man es am wenigſten erwartet hatte, und gewiß war, daß man Thamar ſeit dieſer Zeit öfter in Aſſulais Hauſe ſah; und dies war das Einzige, das ſie beſuchte.

Sabbathai ſeinerſeits war vorſichtig genug, Villegas und ſeiner Brüder Rath zu befolgen, und in ſeinen öffentlichen Vorträgen nichts zu ſagen, was auf ſeine Meſſiaswürde anſpielte; er beſchränkte ſich auf geſchichtliche, moraliſche und allgemeine religiöſe Gegenſtände. Uebrigens lebte er in der tiefſten Zurückgezogenheit und Einſamkeit im finſtern Hinterhauſe ſeiner Eltern, ſah nie Jemand, außer ſeinen Schülern und nächſten Freunden, genoß von den einfachſten Nahrungsmitteln nie mehr, als zur Erhaltung des Lebens unumgänglich nothwendig war, und badete faſt jede Mitternacht, ſelbſt zur Zeit der Winterſtürme, im Meere. Je weniger er aber öffentlich von ſich ſprach, deſto eifriger, raſtloſer war er mit ſeinem hohen Ziele beſchäftigt. Seine zurückgezogene Lebensweiſe, Entbehrungen, das einſame Durchwachen der Nächte, wo er nur mit den tiefſten kabbaliſtiſch-magiſchen Studien beſchäftigt war, unterhielten den früher empfangenen Uebereiz ſeiner Nerven, und es vergingen wenig Nächte, in welchen er nicht Viſionen hatte, wie in der Dämonenhöhle. Engel und Dämonen, Geiſter Abgeſchiedener traten aus ſeiner überſpannten Phantaſie heraus, Phantome, denen ſeine Geiſtesrichtung Leben und Worte lieh, und die er für wirkliche Erſcheinungen hielt, ſeiner über ſie erlangten Macht gehorſam. Wunderbar war es dabei, daß er ſolchen körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen nicht erlag, im Gegentheil blühete er männlich und kräftig, und zeigte ſelten Schwäche oder Kränklichkeit. Seine einzige Gefährtin in der Einſamkeit war Jeruſa, die oft, von ſeinen Händen berührt, aus denen eine wunderbare und betäubende Kraft ſtrömte, in jenen prophetiſchen Schlaf verfiel, worin ſie Raum und Zeit überflügelnd, hohe und heilige Worte ſprach. — Jakob ben Eliah und die beiden Brüder Jakob und Eliah Zewi waren ihrerſeits ſtets in dicht überſchleierter Thätigkeit begriffen, ihre geheimen Zwecke zu verfolgen. Die letzteren machten große Reiſen, angeblich Handelsreiſen, in Wahrheit, um überall zu werben und ſich zu verſtärken. Sie waren einige Male in Gaza, im Hauſe Samuel Lisbona's und Nathan Benjamins, doch ſtets in der undurchdringlichſten Hülle des Geheimniſſes; ſie durchzogen einen großen Theil Vorderaſiens, Syrien, Aegypten und Griechenland, ſie ſandten vertraute Boten nach Portugal, Spanien, Frankreich und Deutſchland, ſie waren durch Agenten ſogar in Polen und Rußland thätig. Alles wurde mit Lisbona's Mitteln betrieben. Zwar gelang es anfangs ſelten, an einem Orte geheime Verbindungen anzuknüpfen, und mit der Farbe herauszugehen, war nirgends rathſam, weil die Juden überall Rabbaniten waren, und die Rabbinen gegen jede Neuerung feurig eiferten. Man mußte ſich alſo damit begnügen, die baldige Ankunft des Meſſias überall zu verkündigen, und die Kabbaliſten in den bedeutenderen Schulen zu Berechnungen anregen, aus welchen das nahe Erſcheinen des Erretters hervorging. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges, der damals kaum beendigt war, die Kämpfe zwiſchen Portugal und Spanien, aus welchen das erſtere ſich bereits als ſelbſtſtändiger Staat emporgerungen hatte, Spaniens inneres Zerwürfniß und unaufhaltſames Sinken unter Philipp IV., die auszuſtehenden Verfolgungen und Bedrückungen des Kardinals Richelieu in Frankreich, machten in den genannten Ländern und in Deutſchland die Juden für die Aufnahme der neuen Meſſiasidee ſehr geneigt, das Korn fiel hier auf einen fruchtbaren Boden; weniger war dies in Paläſtina, Aegypten und Griechenland der Fall, wo die Juden zwar hart beſteuert und niedergehalten, aber doch weit ſelbſtſtändiger waren, als ihre Brüder in den chriſtlichen Staaten. Inzwiſchen fand die Verkündigung des Meſſias auch hier manchen Anklang, regte hier und da die Gemüther auf, und gab Gelegenheit zu förderlichen Verbindungen. Im Ganzen ſtießen die Emmiſſäre auf mehr Lauheit und auf größere Schwierigkeiten, als ſie früher erwartet hatten, und ſie ſahen ein, daß Jahre dazu gehören würden, dieſe Blüthe zur Frucht zu bringen, daß dazu noch ganz andere Maſchinen in Bewegung geſetzt werden müßten, und daß auch dann noch viel von Glück und Zufall abhängen würde.

In dieſen verſchiedenen Beſtrebungen waren zwei

Jahre verſtrichen, und die Unternehmer am Ende derſelben eben nicht muthiger geworden. Samuel Lisbona, ſo wenig Erfolg ſehend, ſchien des Geldgebens müde zu werden, und von andern Seiten trat Lauheit ein; Villegas und Joſeph Zewi waren ſchier allein noch thätig; Eliah hatte, mit ſeiner Bewerbung von Mihurmah zurückgewieſen, faſt alle Thatkraft verloren, verzweifelte ganz am Gelingen des ungeheuern, weit ausgreifenden Planes, und that faſt nichts weiter, als den andern zu rathen, daß auch ſie von der weiteren Verfolgung deſſelben abſtehen möchten. Villegas hielt jedoch das Bündniß immer noch zuſammen.

Um dieſe Zeit begab ſich mit Sabbathai, der nun das vierundzwanzigſte Jahr erreicht hatte, etwas höchſt Merkwürdiges und Sonderbares, welches abermals die Aufmerkſamkeit nicht nur der jüdiſchen, ſondern auch der übrigen Einwohnerſchaft Smyrna's auf den berühmten Rabbi zog. Einige ſeiner vertrauteſten Schüler bemerkten nämlich, wenn ſie ſich mit badeten, einen ſtarken Wohlgeruch, der ſeinem Körper entquoll und dem gemiſchten Dufte von Roſen, Lilien und Veilchen glich, doch noch weit lieblicher und labender war. Die Luft wurde in ſeiner Nähe von dieſem Aroma erfüllt. Bald entdeckten ſie die Quelle deſſelben, doch ſprach der Meiſter geheimnißvoll und zurückhaltend davon. Einer der Schüler theilte Tags darauf Jakob ben Eliah ſeine Wahrnehmung mit, der ſeit kurzem einen ähnlichen Duft in Sabbathai's Nähe eingeſogen zu haben ſich erinnerte. Der Arzt nahm Gelegenheit, ſich auch mit Sabbathai zu baden, und überzeugte ſich von dem Ausſtrömen jenes ſeltſamen Wohlgeruchs aus des Rabbi Körper. Auf ſein Befragen entdeckte ihm Sabbathai, daß in einer der kürzlich verwichenen Nächte Moſes und Elias, die beiden Propheten des Alterthums, bei ihm geweſen und ihn zum Meſſias geſalbt hätten mit der Verkündigung, die Stunde ſeiner Enthüllung werde bald erſcheinen; ſeit jener Nacht entquelle der Duft ſeinem geſalbten Körper; auch habe er mehrere Unterredungen mit dem Engel ſeiner Geburt gehabt, der ihm die Botſchaft gegeben, noch in dieſem Jahre werde er die Verheißung der Propheten erfüllen.

Der Arzt wurde durch dieſe beſtimmten Aeußerungen in kein geringes Staunen verſetzt; doch kannte er Sabbathai zu gut, als daß er einem Verdacht in ſeiner Seele hätte Raum geben dürfen, und plötzlich erfaßte ihn ſelbſt der Glaube, den Eliah früher ſchon gehegt, Sabbathai möge wirklich der Meſſias und ihre Schlauheit mit dem Willen Gottes zuſammengefallen ſein, der ſich ihrer als Werkzeuge bediene. Genug, er gab ſich dem vorhandenen unbeſtreitbaren Wunder gefangen, und wurde deſſen lauteſter Verkünder. Bald überzeugten ſich alle Schüler und Zuhörer, die ſich mit Sabbathai badeten, von der Wahrheit des ſeltſamen Gerüchts, und gewahrten, daß der Duft weit ſtärker war, wenn Sabbathai nach ſorgfältiger Abwaſchung aus dem Bade ſteige, als bevor er in das Meer gehe. Die Geſchichte ſeiner Salbung verlautete ebenfalls und vermehrte die Anzahl ſeiner Anhänger um ein ſehr Bedeutendes, während ſie den Fanatismus der älteren nur zu verſtärken geſchickt war. Aber ſie verurſachte auch ein neues Erheben ſeiner Feinde.

Nach einigen Wochen erſchien plötzlich in Smyrna ein Vorſteher der Schule zu Konſtantinopel und

Beiſitzer des dortigen Rabbinengerichtes, Namens Elieſer ben Azaria, einer der gelehrteſten Juden und ausgezeichneter Redner, der im Disputiren ſeines Gleichen ſuchte in der ganzen jüdiſchen Welt. Dieſer Mann, offenbar auf Veranlaſſung der Smyrnaer Rabbinen erſchienen, die ſich, Sabbathai gegenüber, ihrer Schwäche wohl bewußt waren, kam eines Abends mit zahlreichem Gefolge und großem Geräuſche auf den Verſammlungsplatz der Sabbathianer und miſchte ſich unter ſie. Er berührte Punkte, welche mit den Lehren des Talmud im Widerſpruche ſtanden, ſogleich erhob Elieſer ben Azaria die Stimme, und verlangte das Wort. Sabbathai erſuchte ihn, heraufzuſteigen und zu reden. Eine herkuliſche Geſtalt erſchien neben dem ſchlanken zarten Jünglinge, und begann mit heftigen Geberden und donnernden Worten den gelehrten Angriff auf den jungen Rabbi. Dieſer aber ließ kluger Weiſe den wilden Redeſtrom ſeines Gegners verrinnen, und antwortete dann mit der größten Ruhe in gemäßigten Ausdrücken. Der ganze Streit lief darauf hinaus, daß Elieſer die Lehrſätze Sabbathais mit dialektiſcher Spitzfindigkeit beſtritt, und ſich auf Argumente des Talmud und der Schriften der alten Talmudiſten bezog, zuweilen auch ein kabbaliſtiſches Kunſtſtück beibrachte, und den jungen Meiſter zu überliſten ſuchte. Dieſer berief ſich auf den Sohar, auf die Geheimlehre der Kabbalah, und endlich, da jener ihm immer heftiger zuſetzte, auf ſeine eigene Autorität. Kaum hatte er dies Wort fallen laſſen, ſo erhob Elieſer, der nur darauf gewartet zu haben ſchien, ein tolles Geſchrei: „Und, wer biſt du denn, daß du dich unſern berühmten Rabbinen, auf denen der Friede ſei, die Alles mit Weisheit bedacht, eh' ſie's niedergeſchrieben haben, entgegen ſtelleſt, und die hocherleuchteten Männer Lügen ſtrafeſt? Hat man nicht vom Rabbi Iſaak Luria geſagt, daß er der Prophet Elias, oder auch, daß er der Meſſias, der Sohn Joſephs geweſen ſei; ſage, wer denn biſt du, daß du dich über dieſen heiligen Mann erhebſt, ſeine Ausſagen verwirfſt und von deiner eigenen Autorität zu reden wagſt? Was biſt du weiter, als ein junger Menſch, der mit frecher Anmaßung von dem, was er flüchtig gelernt und nur halb verdaut hat, den ſchlechteſten Gebrauch macht, ein Sklave deiner thörichten Eitelkeit, der, um zu glänzen und groß zu thun, alle alten Satzungen hochweiſer Rabbinen umwerfen möchte, der ihre Schrifterklärungen lächerlich zu machen ſucht, um ſeine eigene Narrheit an deren Stelle zu thun? Wahrlich, du biſt einer der aufgeblaſenen Schriftgelehrten, von denen der Herr durch des Propheten Mund ſpricht: Warum geht das Volk irre für und für? Sie halten halsſtarrig an dem falſchen Gottesdienſte und wollen ſich nicht abwenden laſſen. Ich ſehe und höre, daß ſie nichts rechtes lehren. Wie möget ihr doch ſagen: wir wiſſen, was recht iſt, und haben die heilige Schrift vor uns? Iſt es doch eitel Lüge, was die Schriftgelehrten ſetzen. Darum müſſen ſolche Lehrer zu Schanden, erſchrecket und gefangen werden; denn was können ſie Gutes lehren, weil ſie des Herrn Wort verwerfen? — Und ſo müſſeſt auch du zu Schanden werden, Sabbathai Zewi, Falſchlehrer, Volksverführer, Gottesläſterer, und verflucht ſein bis in Scheol, die ſiebente Wohnung von Gehinnom, und der Engel der Hölle dich dort vom Feuer in den Hagel und vom Hagel ins Feuer treiben!“

Ein Geſchrei des Unwillens erhob ſich über dieſen Fluch unter Sabbathais Anhängern. Dieſer winkte zum Zeichen, daß er reden wolle. Augenblicklich trat Ruhe ein; aber er ſtand noch eine Zeitlang ſinnend, und höher und höher verklärte ſich ſein Geſicht, ſo daß es endlich wie von überirdiſchem Glanze ſtrahlte.

„Er weiß mir nichts zu erwiedern!“ triumphirte Elieſer, und ſeine Begleiter erhoben ſchon jubelnd die Stimmen über den Sieg ihres Günſtlings.

Da ſprach Sabbathai: „Mit jenem Manne habe ich nichts mehr zu ſchaffen; denn wahrlich, ich ſage euch! er iſt einer derer, von welchen der Herr durch Jeſaias geredet hat: Dieweil ſie mich denn ehren nach Menſchen-Geboten, die ſie lehren, ſo will ich auch mit dieſem Volke wunderbarlich umgehen, aufs wunderbarlichſte und ſeltſamſte, daß die Weisheit ſeiner Weiſen untergehe und der Verſtand ſeiner Klugen verblendet werde. — An jenem Manne ſehet ihr die untergegangene Weisheit und den verblendeten Verſtand. Genug aber, er hat mich vor euch, meine Freunde, gefragt, wer ich ſei, daß ich mich über die alten Rabbinen ſtelle. Ihr ſollt nicht irre an mir werden. Gönnt mir dieſe eine Nacht noch; ich will mit mir ſelbſt zu Rathe gehen, will mich berathen mit mir befreundeten Weſen. Und wird es für gut befunden, und iſt die rechte Stunde gekommen, daß ich euch ſage, wer ich bin, wahrlich, ſo will ich es euch morgen verkünden an dieſer Stelle.“

Das Volk jauchzte ihm zu; die Gegner aber führten Elieſer ben Azaria, der ihrer Erklärung nach, den Sieg davon getragen hatte, im Triumph nach Hauſe. Sabbathai wandelte allein, in tiefes Sinnen verſunken, am felſigen Meerufer, dann kniete er, betete feierlich und ſtieg in die Fluthen hinab. Es war ſchon Mitternacht, als er nach Hauſe zurückkehrte. In ſeiner Halle angelangt, ſchlug er ſeine Bücher auf, ergriff den Ring und ſprach das urheilige Wort. Und eine Verzückung kam über ihn in Morgenrothglanz und Sonnenklarheit, ein wunderbares Kind heilig einſamer Mitternacht; mit Glorie füllte ſich die Halle und Engelgeſtalten tauchten aus dem Goldgrunde empor, lächelten ihn an mit ſternaugigen Blicken, und ſchüttelten ihre, von Lichtfluth träufenden Locken. Er ſah den Glanz vom Angeſichte Gottes, das reinſte Feuer der oberſten Welt.

Und ſeine Stimme erklang, hell, wie Silberglockenton, zum Rauſchen der begeiſtert ergriffenen Harfenſaiten: „Ein Glanzſtrom, glühender denn Morgenrothpracht, umwebt mich in dieſer heiligen Nacht, mich hat Azitatiſches Feuer umloht, ausgehend von dir, Herr Zebaoth! Abglanz deines hochheiligen Angeſichts, Enſoph und Urborn des ewigen Lichts, auf Bergen niederwallend, geſammelt in Thalen, aufgefangen in goldenen Schaalen, und der dürſtenden Menſchheit dargebracht, daß ſie durchdringt deines Wortes Macht! Mein Antlitz taucht' ich in dieſe Fluth, ich hab' es gebadet in Glanzes Gluth, wie Moſes, der auf des Sinai's Höhe, dich, furchtbarer Gott, im Feuer geſehn. Wie du ihm, ſo haſt du dich mir gezeigt, ich habe, wie er, mich zur Erde geneigt; an mich auch erging dein Ruf, wie an ihn, dein Volk aus dem tiefſten Verderben zu ziehn. Der Fluch, den du über das Volk geſprochen, er werde, du willſt es, durch mich gebrochen, und was du gelobt vor zweitauſend

Jahren durch deiner Seher prophetiſchen Mund, das ſollen die Völker durch mich erfahren; du gibſt mich als deinen Geſalbten kund. Und iſt die rechte Stunde gekommen, wohlan, ſo gib deinen Engeln Befehl, damit ſie um mich verſammeln die Frommen, und mich groß machen vor Israel! Herr, ich liege vor dir gebeuget tief im Staube, doch fühl ich es klar, daß ich die Schaale des Lichthorns bin, und dein Wort, das mir es bezeuget, rollt über meinem ſträubenden Haar, wie ein Donner der Berge hin. Und zum Engel iſt es erblühet, lichtlockig im jungen Frühlingsglanz, der reicht mir von Sternenſtrahlen durchglühet, der Verkündung heilſpendenden Kranz. Es iſt des Meſſias himmliſche Krone! Dein König wartet an deinem Thor, Jeruſalem, und zu David's Throne heben mich dienende Engel empor.“

In der Frühe des folgenden Morgens, — es war Sabbath — erhielt Mihurmah einen Boten von Jeruſa, die ſie dringend zu ſich entbieten ließ, um ihr ſehr Wichtiges mitzutheilen. Mihurmah beurlaubte ſich von Thamar und deren Vater, der jetzt, von allen Geſchäften zurückgezogen, ganz ſeinem Kinde lebend, auch auf der Inſel Cordelio wohnte, und ließ ſich in die Stadt überſetzen. Sie fand Jeruſa blendend weiß gekleidet auf dem Lager und Sabbathai, prächtig geſchmückt, zu ihren Füßen ſitzen. An ſeinem Tulbend war die Pracht köſtlicher Farben verſchwendet, ein koſtbarer Gürtel hielt die buntſeidenen Gewänder, die ſeinen ſchlanken Leib umfloſſen, zuſammen. Sein Auge ſtrahlte, wie von überirdiſchem Feuer erleuchtet, und über ſeine Wangen hin hatte Begeiſtrung ihre duftige Röthe gehaucht. Er war ſchön, wie das Bild eines Engels, das der glühenden Phantaſie einer ſchwärmeriſchen Jungfrau entſprungen iſt. Und durch die Gewänder hindurch drang jener wunderbare Blüthenduft ſeines Körpers, der die Sinne berauſchte und gefangen nahm. So freundlich er auch lächelte, als Mihurmah hereintrat, ſo ſchien er ihr doch noch weit feierlicher und ernſter als je.

„Mihurmah, liebe Schweſter,“ ſprach er, „Jeruſa hat dich zu uns bitten laſſen, es geſchah in meinem Namen. Es iſt ein wichtiger Tag gekommen, Mihurmah, der wichtigſte meines Lebens! Der Herr hat ſich mir offenbart und mir durch ſeine Engel verkünden laſſen, daß die Zeit erfüllet ſei und mein ſichtbares Reich auf Erden beginne. Ich werde, auf des Herrn Befehl, mich dieſen Abend dem Volke enthüllen. Jeruſa, meine Prophetin, hat beigeſtimmt und mir ihren Segen gegeben; aber mich verlanget auch nach dem deinigen. Auch du biſt eine Seherin, die mich erkannt und bekannt hat, und Schmach gelitten um meinetwillen. Wahrlich, du mußt, du ſollſt Theil haben an meinem Königreich. Mihurmah, keine iſt des Meſſias wahre Braut als du! dich hat mir der Herr über Meere zugeſandt. Das hatte ich früh erkannt in meiner Seele, aber du machteſt mich irre an mir ſelbſt. Zwei unglückliche Wahlen haben mich belehrt; zu dir trug ich ſtets heiße Liebe im Herzen. Keine jener beiden hatten mich erkannt, du allein haſt es. Nur du verſtehſt mich, nur in dir leb' ich, nur du kannſt mich beglücken. Und biſt du nicht mehr im Beſitz des heiligen Jungfrauthums, ſo wird meine Liebe dich reinigen und heiligen, und die Gattin des Meſſias, die Königin ſeines Reichs, wird rein und heilig ſein vor allen. Mihurmah, eh' ich den entſcheidenden Schritt thue und mich enthülle, reiche mir deine Hand und gib mir das Eheverſprechen, damit ich von deiner Liebe geſtärkt, von deinen Küſſen überglüht, von deinem Segen durchdrungen, meine Beſtimmung erfülle.“ —

„Herr,“ verſetzte Mihurmah, ſich verneigend, „ich bin nur deine Magd, kaum würdig, daß ich dir diene. Wenn du als der prächtige Stern Jakobs einſam und flammend über den Himmel dahin ziehſt, ſo bin ich nichts als die Wolke, die dein Licht leicht beſtrahlt und mit einem Hauch von Röthe beſäumt. Der Stern wandelt vorüber, der Schein der Wolke verglüht und ſie ſelbſt zerfließt und verrint im weiten Himmelsraume. Während die Völker den heilbringenden glückflammenden Stern anſtaunen in allen Zeiten, weiß Niemand, daß das die Wolke geweſen, die er einſt geküßt. — Doch du haſt mich deiner Liebe gewürdigt, Herr; du willſt mich hoch ſtellen vor unſerm Volke. Nimm meinen heißgefühlten Dank, aber vergönne mir, daß ich mich bis morgen bedenke. Nicht, daß ich deine Liebe nicht erwiederte, Rabbi: ich bete dich an; aber laß mich mit mir ſelbſt einig werden bis morgen. Geh hin, Meiſter, deinem großen Beruf entgegen; erfülle Gottes Willen! Meine Gebete ſind für dich und bei dir! Ich ſegne dich!"

Sabbathai verſank in Sinnen; ein trüber Schatten flog über ſeine erſt heitre Stirn; doch er ſchwieg und ließ die beiden Mädchen bald allein. Gegen Mittag kamen Joſeph und Eliah mit ihrem Vater von ihren Geſchäftsgängen zurück. Sabbathai war einſam in die Gebirge gegangen und faſtete. Mihurmah bat Eliah unbemerkt um ein Wort unter vier Augen. Er führte ſie in den Hofraum.

„Eliah," ſprach ſie mit bebender Stimme, „ich wieß dich einſt mit deiner Werbung um mich zurück. Du haſt dir kein andres Weib gewählt und mich zeither oft merken laſſen, daß du mir ſtets deine Liebe bewahrt haſt. Jeruſa hat alles an mich ausgerichtet, was du ihr aufgetragen. Biſt du nun noch gewillt, mich als Weib in das Haus deiner Eltern zu führen, ſo biete ich mich dir hiermit an. Die Umſtände haben ſich geändert. Thamar bedarf meiner nicht mehr ſo nöthig, wie damals. Die Zeit hat ihren Schmerz gemildert, und ihr Vater iſt zu ihr hinaus nach Cordelio gezogen — wie dir bekannt ſein wird — und hat ſich ihr ganz gewidmet. Sie wird mich nun nicht mehr mit Unwillen und Traurigkeit entlaſſen; ich aber kehre gern in das Haus zurück, das ich gewohnt war, als mein elterliches in Smyrna anzuſehen; denn hier war ich zuerſt und wurde in dieſen Räumen gleichſam neu geboren, dir aber gehöre ich mit Freuden an, denn du haſt mich vom Schiffe des betrügeriſchen Griechen gerettet.“

„Der Herr hat dein Herz gewandt. Geſegnet ſei die Rede deines Mundes!“ rief Eliah überraſcht und entzückt. „Nun wird mein trübes trauriges Leben wieder Farbe und Luſt gewinnen. Ach, ich habe mich deinetwegen ſehr gehärmt! Nun, ſo komme, geliebte Braut, daß ich mein unausſprechliches Glück meinen Eltern verkündige.“

„Gewähre mir die Bitte, dies bis auf morgen zu verſparen; ich habe meine wichtigen Gründe dazu. Morgen ſoll es Jedermann erfahren.“ —

„Ich gebe mich ganz in deinen Willen, du lichter Stern meines Lebens, der ſo plötzlich aus nächtlichem Gewölk hervorbricht, das mir ſeine Strahlen ſo lange entzogen. Sei gegrüßt in deinem Glanze, Glücksſpender, Freudenverkünder, du Herold meiner grünenden und blühenden Liebe, Frühlingsbote, Taube mit dem Oelzweig!“ Er ſchloß ſie in die Arme und drückte glühende Küſſe auf Stirn, Wangen und Mund des reizenden, lieblichen Mädchens; dann führte er ſie, ſtill ſein Glück im Herzen tragend, zu den Seinigen zurück, und in ſüßen Liebesträumen verſtrich der Tag.

Der Sommerabend regte das Leben wieder auf, das die heiße Kraft des Tages in ſchläfrige Starrheit gebannt hatte und ſeine Kühle labte und erfriſchte die mattgewordene Welt. Ueber die Felſenpfade hinter den Hafengebäuden und dem Schloße zogen laute Schaaren, wie zu einem Feſte, und der Jüngling, der ſchon Jahrelang der Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit geweſen war, gab auch heute den Stoff ihrer lebendigen vielbewegten Unterhaltung ab. Auf allen Geſichtern war eine gewiſſe Anſpannung ausgedrückt, und nicht in den Reden allein that ſich eine marternde Ungeduld kund; die große Anzahl der Kommenden lehrte ſchon, daß man allgemein etwas Außerordentliches erwarte.

Das Abendroth zuckte eben noch ſchmerzlich verſcheidend am weſtlichen Himmel hin und goß noch einmal die Fülle ſeines Purpurſcheins auf das rückſtrahlende Meer aus, als Sabbathai in der Mitte ſeiner feſtlich gekleideten Schüler erſchien. Noch nie hatte man an ihm an dieſer Stelle ſolche Pracht bemerkt. Gold und Purpur prangten an den Hüllen ſeines Körpers, und waren ihm ſo kleidſam, als ſei er ſtets in ſolch glänzenden Gewändern gewandelt, als habe der goldgeſtickte Purpurmantel ſchon ſeine Wiege gedeckt, und er ſei zeither nur zum Schein der Sohn der Niedrigkeit geweſen. Sein Gang war das majeſtätiſche Fortbewegen eines Königs. Auf ſeiner Stirne thronten geheimnißvoller Ernſt und liebende Milde; ſein tiefſchwarzes Auge blickte mit erhabener Schwärmerei über die zahlreiche Verſammlung hin. Seine Schüler umſtanden ihn dicht, wie immer, aber auch ſeine übrigen Anhänger drängten ſich näher und feſter heran, gleichſam als wollten ſie ihn vor einem feindlichen Angriff ſchützen, und wehrten Jedem, den ſie nicht als erklärten Sabbathianer kannten, den Zutritt in ihre enggeſchloſſene Kreiſe.

„Bevor ich heute zu euch ſpreche, meine Freunde,“ begann Sabbathai, „laßt mich niederknien und ein ſtummes Gebet ſagen. Betet mit mir um ausdauernde Kraft zu dem Werke, deſſen Vollendung von mir gefordert wird.“ — Dieſe einfachen Worte machten einen unbeſchreiblichen Eindruck auf die Menge. Jedermann wußte, was Sabbathai meinte, und ſo ſank der größte Theil der ungeheuern Menſchenmaſſe mit dem verehrten Meiſter lautlos auf die Knie, und alle trugen die Zizis und die Hand- und Haupttiphillin — denn es war Sabbath und die Schüler hatten ihnen ſolches geheißen. Der Engel ſtiller Andacht wandelte über den Häuptern der Knienden und ſammelte ihre Gebete; es war ſo feierlich ruhig, daß man das Rauſchen ſeiner Flügel zu vernehmen glaubte. Selbſt Sabbathais Widerſacher, die ſich wieder eingefunden hatten, wagten die ernſte heilige Ruhe dieſer Augenblicke nicht zu ſtören.

Sabbathai erhob ſich; alle Blicke waren in erwartungsvoller Begeiſtrung an ihn gerichtet. Da glühete plötzlich die Fackel der Abendröthe noch einmal auf, als wenn die Sonne, zurückkehrend, ihr neue

Glut zugehaucht hätte. Der ganze Weſthimmel fluthete von purpurnen Glanz und die Berge glüheten und das Meer. Sabbathais marmorweißes Antlitz aber wurde von der himmliſchen Röthe angeſtrahlt; er kam ſeinen Anhängern wie ein Verklärter vor.

„Ich verſprach euch geſtern,“ begann er langſam und feierlich, „euch heute zu enthüllen, welche hohe Pflichten der hochgelobte Gott Iſraels mir auferlegt, und zu welchem Zweck er mich in dieſe Welt geſandt hat, wenn mir dazu eine höhere Erlaubniß wurde. Dieſe iſt in der verwichenen Nacht erfolgt.“ Und er erhob die Stimme: „So wiſſet denn, meine Freunde, ſo wiſſe es, bedrängtes Iſrael, daß ich der Meſſias, der Sohn Davids bin, den dir dein Gott verkündet, von dem alle deine Propheten geweiſſagt, von dem deine Weiſen geſchrieben haben. Der Tag deines Heils iſt gekommen, Iſrael! Ich bin dein Retter! Ich bin dein Meſſias!“ — Er ließ das prächtige Ueberkleid fallen und legte den koſtbaren Tulbend ab; da ſtand er im ſchneeweißen Gewande und ein grüner Kranz deckte die duftend um ſeine Schultern fliegenden Locken. Das Abendroth flocht Roſen und Küſſe hinein; er breitete die Hände ſegnend aus, da erloſch plötzlich der Glanz des Himmels, die Nacht brach mit ſchneller Gewalt über die Berge in die Thäler, wie eine düſtre Lawine, und von Sabbathai ſah man in geringer Ferne nichts weiter als das Gewand, glänzend wie Schwanenflügel. Immer düſtrer wurde der Himmel, es flog wie Rabenzüge heran und bedeckte ſchwarz und drohend die Wölbung des Firmaments. Die verſammelte Menge bemerkte daran nichts, ihre Seele war in wilder Spannung. Erſt feſſelte die heilige Gewalt ſtaunenden Schauers alle Gemüther mit eiſernem Schweigen, doch plötzlich brach, wie aus einem Munde, das tauſendfache Geſchrei hervor: „Heil dir, Meſſias, Sohn David's! Heil dir, Heiland! Heil dir, Retter! Heil dir, König der Juden!“

Und wie ſtürzende Gewäſſer unterirdiſcher Bergſchlünde brauſte und tobte die Begeiſtrung durch die bewegten Kreiſe. Doch kaum hatte ſich das Zujauchzen ein weniges gedämpft, als es von der Seite aus dem Schatten der Bäume erſcholl: „Du lügſt, Chacham, wenn du nicht zur Stelle beweiſeſt, was du geſprochen. — Gib Beweiſe deiner Macht! Gib Beweiſe deines Meſſiasthum! Gib Zeichen! gib Beweiſe!“

Sabbathai erwiederte: „Ich will ſie geben! — Mir als dem Meſſias iſt der Schem hammphoraſch, der urheilige Name Gottes geoffenbart worden, und kein Sterblicher außer mir weiß ihn, keiner hat ihn gewußt von unſern Vätern. Mir, dem Meſſias iſt nicht nur erlaubt, ſondern geboten, den Schem hammphoraſch vor euch auszuſprechen, zum Zeichen, daß ich's bin, den der Herr geſandt hat. Höre Israel den Namen deines Gottes!“ —

Die Verſammlung ſtand verſteinert; keine Spur von Leben entdeckte Auge und Ohr in Tauſenden; das Fächeln des Athems hielt der in ſtummer Erwartung bebende Mund zurück; es war ein über Alles feierlicher merkwürdiger Augenblick, die Natur ſelbſt ſchien ſeiner heiligen Wichtigkeit zu huldigen: kein Blättchen bewegte ſich an einem Baume, das Meer lag wie ein düſtrer Metallſpiegel, kein Thierlaut ſchrillte durch die Luft. Da tönte Sabbathai's Stimme ſtark und gewaltig, aber melodiſch und klar durch die Luft, und er ſprach das gewaltige Wort, den urheiligen Namen, den geheimnißvollen Schem hammphoraſch. Aber noch hatte er nicht vollendet, als der Himmel in Flammen glühete und gezackte

Blitzesſchlangen nach allen Seiten liefen, feuergeflügelte Boten Gottes. Und alles Volk ſah den Meſſias ſtehen, umfluthet von der Lohe des Himmels, ſein Kleid war das eines Engels, gewoben aus dem glänzenden Schnee, der unter dem Thronwagen der Herrlichkeit lagert, und ſein Haar troff von der Glanzfluth Dinurs, des Feuerſtroms, der aus jenem Schnee entſpringt. Sein Mund tönte das Geheimniß des Namens noch fort; und als er geendet, verloſch der Glanz, aber die Donner Gottes rollten in den Bergen, als verſtärkten ſie des Namens himmliſche Gewalt.

,,Chardaniel, feuerflammender Fürſt des Blitzes, des Blickes des Herrn, Gabriel, ſprachgewaltiger Fürſt des Donners, des Wortes Gottes, ihr bezeugt mir, daß ich's bin, auf den die Völker geharrt, der Iſrael retten wird aus der Schmach, ihr habt den Namen der Namen des Herrn der Herrn bekräftigt!'' So rief Sabbathai in höchſter Begeiſtrung, als der Donner verrollt war, und heilige Entzückung ergriff Alle und ging, ein unwiderſtehlicher Sieger, durch die Reihen; die Andern aber flohen, wie vom flammenden Schwerte eines Cherubs vertrieben. Laut und lauter erſchallte der Ruf: „Hoſiannah! gelobt ſei der Meſſias des Herrn, der Bote ſeiner Gnade! Hoſiannah in der Höhe! Heil dir, Iſrael! und Heil dir, Juda! Die Tage deiner Schmach ſind vorüber, und die Tage deines Glanzes beginnen! Heil Sabbathai, unſerm König.“

Männer redeten das Volk an in gewaltiger Begeiſterung, Frauen ſtürzten zu Boden mit convulſiviſchen Bewegungen und redeten wunderbare heilige Dinge; prophetiſcher Wahnſinn ergriff die Häupter, Weiſſagungen ſtrömten von bebenden Lippen, und auf ſeinem mächtigen Wolkenwagen zog der Herr vorüber in Blitzesſchein und Donnerſchall, und Engelſchaaren drängten um ſeine Glorie, angeſtaunt und angejauchzt von der Volksmenge, die am Ufer des Meeres ſtand. Die Waſſer der Wolken ergoſſen ſich in das Meer, das Land blieb trocken. Da zog das Volk heim und trug den Meſſias auf ſeinen Schultern und ſang freudige Lieder ob ſeiner endlichen Erſcheinung.

Die Flucht.

> Zur Zeit, wenn der Sohn Davids kommt, werden ſich die Weiſen vermindern, die Augen der Uebrigen aber blöde werden vor Schmerz und Traurigkeit, ſo daß, wenn das Eine noch nicht vorbei iſt, das Andre zu kommen eilen wird.
>
> Talmud. Tractat Sanhedrin.

Am andern Morgen ſprach man in ganz Smyrna von nichts weiter, als von Sabbathai's merkwürdiger Erklärung. Unter ſeinen Anhängern war eine große Bewegung ſichtbar, und man hörte allgemein, daß ſie ſich rüſteten.

Das Rabbinalgericht wurde zu einer großen Sitzung zuſammenberufen, die übrigen Rabbinen verſammelten ſich in ihren verſchiedenen Synagogen. Vor dem Tribunal klagte der öffentliche Ankläger den Chacham Sabbathai Zewi der Gottesläſterung im Angeſicht alles Volks, des Hochverraths und der Anreizung zum Aufruhr an, doch der Rabbi fand auch jetzt noch an dem Präſidenten einen gelinden Richter. Man beſchloß, ihn nur zu warnen, daß er ſich nicht für den Meſſias ausgebe und den Namen Gottes nicht unnütz führe, im Weigerungsfalle ihm aber mit der Todesſtrafe zu drohen. In den Schulen ſprachen die Rabbinen den Bannfluch über ihn aus, als einen Gottesläſterer und Religionsſchänder, ſo daß er ferner aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen, ſeines Ehrentitels und des Rechts zu lehren verluſtig, und männiglich, der ihm ferner anhinge, ebenfalls in ſeinen Bann verfallen ſei.

Das Tribunal ſandte zwei Gerichtsdiener an Sabbathai ab, die ihm den Willen und Beſchluß des Gerichts kund thaten. Von mehren ſeiner Schüler umgeben, erklärte Sabbathai: „Sagt denen, die euch geſchickt, daß ich der wahre Erlöſer, und mir als ſolchem das Heiligſte auszuſprechen erlaubt ſei; ſagt ihnen, daß nicht ich ihnen, ſondern ſie mir zu gehorchen hätten, und die Endſchaft ihrer Macht herannahe.“ — Stolz und ruhig ſetzte er dann die Unterhaltung mit ſeinen Schülern fort. Kaum aber waren die Gerichtsboten hinaus gegangen, als Eliah und Mihurmah Hand in Hand hereintraten.

„Rabbi,“ ſagte das Mädchen, „wir kommen, um deinen Seegen für unſre Verbindung zu erflehen; wir haben uns heute verlobt.“

Sabbathai erbleichte; ſein Auge irrte verlöſchend über das Paar hin, doch erhob er die Hand und legte ſie zitternd auf ihre Stirnen; er wollte ſprechen, aber er vermochte es nicht; ſeine Lippen bebten; er winkte den Verlobten, ſich zu entfernen. Als ſie fort waren, verhüllte er das Geſicht mit der Arba-Kanphos; ſeine Kraft war gebrochen. Stumm in einem Winkel ſitzend, kümmerte er ſich nicht mehr um ſeine Schüler und deren Anordnungen. Mitten in der wichtigſten Thätigkeit war er erſtarrt. In die üppig prangende Blüthenwelt ſeiner Hoffnungen und Entwürfe war ein verderblicher Blitz gefahren und hatte ſie vernichtet. Er antwortete auf keine Anrede, er nahm nicht Speiſe noch Trank, und gab kaum ein Lebenszeichen von ſich. Entmuthigt durch ſolch ſeltſames Beginnen, und geſtört im großen Werke, das ſie vorhatten, zerſtreuten ſich die Schüler, da alle Mittel, den gewitterſchwarzen Schmerz aus des Meiſters Bruſt zu entfernen, und ihn dem Leben und der großen umfaſſenden That, die ſeiner harrend vor ihm ſtand, wieder zu gewinnen, vergebens angewendet worden waren, als ſelbſt Mihurmah ohne Erfolg zu ihm geſprochen und ihn erinnert hatte, daß der günſtigſte Augenblick ungenützt verrauſche, daß ſein faſt erreichtes Ziel verſchwinde, wenn er nicht heute handle, in dieſer Stunde, und mit dem Schwerte in der Hand ſich an die Spitze des muthigen Haufens ſeiner Anhänger ſtelle, den Kadi verjage und Beſitz von der Stadt nehme. Vergiftet vom ungeheuern Schmerz war er unfähig zu handeln; ſein ganzes Weſen war durch das Läuterungsfeuer des Schmerzes, wie es ausgezeichneten Geiſtern ergeht, in einen wilden Seelenkrampf gerathen; von der Flamme ergriffen, ſtürzte er zuſammen, und vermochte ſich nicht ſogleich wieder auf den Zuruf ſeiner Freunde zu erheben. Die Kunde ſeiner Verwandlung verbreitete ſich ſchnell unter ſeinen Anhängern, die eben alle in Begriff waren, ſich zu bewaffnen, und nur auf die Befehle ihres Meiſters warteten, um ſich zuſammen zu ſchaaren, und unter ſeiner Anführung den Kampf gegen ihre Widerſacher und Unterdrücker zu beginnen. Es war die ganze thatbegierige jüdiſche Jugend Smyrna's, es war die mächtigſte Begeiſterung für eine große heilige Sache, die als Sabbathai's unbezwingliche Kämpfer in die Schranken zu treten bereit ſtanden, aber wie ſich ein tödtender Nachtfroſt über die junge friſch emporſtrebende Blüthenwelt legt, und ſie mit ſeinem Eishauch vergiftet, ſo hemmte die Nachricht von Sabbathai's geiſtiger Niederlage die edelſte Thätigkeit in ihrem Beginn. Die Begeiſterung iſt die zarteſte Pflanze des Seelengartens, ein aus ätheriſchen Stoffen gewebtes Sonnenkind; ein kalter Hauch, eine trübe Wolke machen ihre Blüthe welken, und nimmer gedeiht ſie dann zur Frucht.

Aengſtlich fragten die Jünglinge nach den Befehlen und Anordnungen des Meiſters, und als ſie hörten, was ihm begegnet war, ließen ſie, von plötzlicher Furcht ergriffen, auseinander.

Nachmittags ſtürzte Villegas voll Verzweiflung in Sabbathai's Halle. „Um Gottes Gnade willen! was iſt das?“ rief er außer ſich. „Iſt es Wahrheit, was ich höre?“

Mihurmah und Jeruſa erzählten weinend, was geſchehen war. Sabbathai war fort in die Gebirge, keiner ſeiner Schüler hatte ihn begleitet, Niemand kannte ſeines Weges Spur.

„So iſt Alles verloren, was ſo glücklich begonnen war!“ kreiſchte der Arzt und zerriß ſein Kleid. „Das Rabbinalgericht iſt wieder verſammelt, die Schergen des Kadi rennen durch die Stadt. Alle unſre Kräfte erſchlaffen, alle Mittel ſchlagen fehl. Verflucht ſei die unglückſelige Stunde, die ihn ſo darnieder warf!“

„Ich wollte es gut mit ihm machen; Gott, dir liegt mein Herz offen!“ ſeufzte Mihurmah. „Erheben über den Schmerz der Erde wollt' ich ihn zu einem großen ſchmerzgehärteten König; denn nur der iſt wahrhaft groß, der ſein Edelſtes von ſich gethan und in den Kauf gegeben, und ſich ſelbſt bezwungen im blutigen Kampf. Wehe! er iſt dem Schmerze erlegen, doch ich bin frei von der Schuld.“ —

Gegen Abend erklärte das Gericht Sabbathai für vogelfrei, ja es verſprach den an ihm vollzogenen Todſchlag dem Thäter als ein gottgefälliges Werk anzurechnen, und die nach den türkiſchen Geſetzen auf den Mord eines Juden geſetzte Strafe zu bezahlen; denn Sabbathai ſei eines doppelten Todes ſchuldig, einmal, weil er ſich lügenhafter Weiſe für den Meſſias ausgegeben, ſodann, weil er vorgegeben, den wahren Namen Gottes zu wiſſen, und dieſen vor dem Volke ausgeſprochen. Dieſer Beſchluß wurde in den Synagogen bekannt gemacht, und es fehlte nicht an gedungenen Mördern, welche Sabbathai ſuchten. Er aber ging flüchtig im Gebirge, ein bleiches Schattenbild, und kehrte weder in der Nacht, noch am folgenden Tage nach Hauſe zurück. Die Stätte ſeiner Lehre blieb öde und leer; keiner ſeiner Schüler wagte, ſich dort zu zeigen; ſie wußten, daß auch für ſie der bezahlte Dolch des Griechen geſchliffen war. Einſam plauderten die Wellen am Felſen hinauf und fragten nach dem Meſſias, den ſie in ſeiner Herrlichkeit erwartet; aber er war nirgend zu finden.

Mitternacht ſchauerte über Smyrna. Durch die einſamen Straßen der Judenſtadt glitten, Schatten gleich, geheimnißvoll verhüllte Geſtalten und verſchwanden alle in der Pforte eines düſterlaubigen Berggartens, deren Hütern ſich jeder Eintretende durch ein leisgeflüſtertes Wort und einen Händedruck zu erkennen gab. Am untern Gemäuer des im Garten liegenden Kiosks waren Steine herausgenommen, ein düſtrer Eingang gähnte auf, und auf einer von der dichteſten Finſterniß verhüllten Treppe ſtiegen die ſtummen Männer ſicher und gewandt in den Bauch der Erde hinab. Am Ende eines Ganges wurden ihnen abermals geheime Kennzeichen abverlangt, und, ſobald ſie dieſe von ſich gegeben, öffnete ſich die Thüre, und ſie traten in ein erleuchtetes hohes und weites Steingewölbe. Es war der geheime Verſammlungsort der Lichtbrüder, und ſie die Verhüllten, welche herein traten. Sobald alle beiſammen waren, reiheten ſie ſich um die in der Mitte des Raums ſtehende ovalrunde, weißgedeckte Tafel, beſtellt mit Todtenköpfen und mehren koſtbaren Vaſen. Aaron de la Papa beſtieg an dem einen Ende einen höhern mit königlichen Inſignien und geheimen Charakteren ausgeſchmückten Thronſeſſel. Auf ein Zeichen, das er mit einem hölzernen Hammer an eine vor ihm auf der Tafel ſtehende Glocke gab, ließen die Bundesbrüder ihre dunkeln Leibeshüllen fallen, und ſaßen in lichtweißen glänzenden Gewanden und um ihre Häupter ſchlangen ſich grüne Kränze. Aus den

Vaſen auf der Tafel ſchlugen ätherreine blendendhelle Flammen hoch empor und verbreiteten einen dem Sonnenlichte klaren Glanz in dem weiten und hohen Gemache.

„Brüder!“ redete Aaron die Verſammlung feierlich an, „das Licht ſtrahlt und ſchlingt ſeine magiſchen Bande um unſern Verein: die Lichtſchule iſt eröffnet.“

„Seid gegrüßt im Lichte, das die Mitternacht erhellt!“ ſprachen die Brüder, wie aus einem Munde, ſich gegeneinander verneigend.

Aaron gab ein zweites dumpf ſchallendes Zeichen an der Glocke, da öffnete ſich eine Thüre, und ein Mann trat herein. Es war Salomo Pechina.

„Wächter der Nacht,“ fragte Aaron, „was iſt draußen an der Zeit?“

„Mitternacht iſt vorüber,“ verſetzte Pechina, „der Morgenſtern neigt ſeine Stirn dem Horizonte zu, um die leis gerötheten Berge zu küſſen, ein Strahl iſt im Oſten aufgeſchoſſen, der die Morgenröthe verkündet, der Hahn hat ſchon einmal gekrähet, und der Hauch des Morgens wehet ſchneidend ſcharf und ſchmerzlich über die Welt.“

„Was haſt du für Kunde von den Bergen und aus den Thälern?“ fragte Aaron weiter im feierlichſten Tone.

„Die ausgeſandte Taube brachte einen friſchen Oelzweig zurück zum Zeichen, daß die Waſſer verrinnen, und die Welt neu und verjüngt aus den trüben Fluthen emportauchen wird.“

„Gegrüßt hoffnungbringende Taube, heiliges Bundesbild!“ riefen die Brüder alleſamt, entblößten ihre Arme und küßten einer dem andern das dort eingeätzte Symbol.

Dann erhob Papa ſeine Stimme wieder und fragte: „Wächter der Nacht, was haſt du weiter wahrgenommen?“

„Eine finſtre Wolke iſt aufgeſtiegen, die ſich vor die Morgenröthe legen und das Licht des Tages verfinſtern will, und ſich in neuen verderblichen Fluthen zu ergießen droht, die Berg und Thal wieder begraben. Brüder des Lichts, ſeid auf der Hut!“

„Wie heißt die thörichte ſchwarze Wolke?“

„Sabbathai Zewi. Er hat behauptet, er ſei der Meſſias, von dem die Propheten geweiſſagt haben. Er iſt ein Betrüger, ein Sohn der Nacht, um ſo gefährlicher, da er ſich in die Farbe des Lichts kleidet und Licht zu bringen verſpricht. Nie wird ein Meſſias kommen, außer dem Lichte des Geiſtes, das endlich die Welt beherrſchen wird.“

„Bruder des Lichts,“ fragte der Meiſter des Stuhls weiter, „was ſoll werden aus Sabbathai Zewi, dem Sohne der Nacht, der unſer Kleid trägt und unſern Kranz?“

„Er verſinke in Nacht zurück, die ihn geboren, niedergeſchleudert von den Strahlen des Lichts! Fugt er ſich dem weichen Strahle nicht, ſo treffe ihn der harte! Unſer Vater Huſein Damad hat uns gelehrt, daß der Strahl zum Stahl wird.“

„Ihn treffe der Strahl! Er verſinke in Nacht!“ ſagten Alle ernſt.

„Verlöſchen ſoll nach unſerm Willen Sabbathai Zewi, wie dieſe düſter brennende Fackel!“ ſprach der Präſident, indem er aus der Hand eines Dienenden eine Pechfackel nahm und ſie zur Erde kehrte, ſo daß ſie verlöſchte. „Ihr Träger des Strahls, ſenkt ihn in ſeine Bruſt, erſt den weichen und hilft es nicht, den harten!“

„Er bekehre ſich oder ſterbe, der Feind des Lichts!“

murmelten Alle vor ſich hin. Die Glocke tönte dumpf durch die Räume und die Flammen in den Vaſen erloſchen.

In Roſanes Hauſe auf Cordelio waren die Brautjungfern um Mihurmah verſammelt. Thamar leiſtete der bräutlichen Schweſter die Dienſte, die ſie einſt von derſelben empfangen hatte. Aber als ihr greiſer Vater gutmüthig freundlich ſagte: „So wähle dir doch auch einen Gatten aus deinen zahlreichen Bewerbern und bringe mir noch einen Enkel, eh' ich zu meinen Vätern gehe! Mußt du denn ewig dem Schmerze nachhängen, daß du ein Mal getäuſcht wurdeſt?“ da wandte ſie ſich bitter lächelnd ab zu der Braut, und flüſterte mit Thränen im Auge: „Ach, wenn es die Täuſchung allein wäre!“ Und als Roſanes ſich entfernt hatte, fragte ſie haſtig: „Haſt du durch Jeruſa keine Nachricht von ihm? Wo iſt er? Hat ihn vielleicht der Stahl des Mörders ſchon erreicht? O großer Gott, auch das noch zu meinem Herzeleid! Auch das noch, um das Maas meines Jammers voll zu machen!“

„Er iſt noch nicht nach Hauſe zurückgekehrt, wie mir Jeruſa geſagt, die ſo eben angekommen iſt,“ verſetzte Miburmah, ſelbſt angſtbeklommen und keineswegs in bräutlich froher Stimmung. Der Geſang und Tanz der Brautjungfern bildete einen ſchneidenden Gegenſatz zur bangen, fieberhaften Unruhe der beiden Schweſtern.

„Die Angſt tödtet mich!“ ſeufzte Thamar; „o, nie hab' ich ſtärker gefühlt, wie ſehr ich ihn liebe, als jetzt, da ich ſein Haupt dem Mordſtahle anheim gegeben ſehe! Ich muß fort, muß ihn ſelbſt ſuchen, muß ihn ſchützen gegen die ausgeſandten Mörder!“

„Du?!“ fragte Miburmah erſtaunt. „Du allein? Ich darf ja das Haus nicht verlaſſen.“

„Judith begleitet mich; wir laſſen uns in männlichen Kleidern nach dem Schwanenhals überſetzen. Judiths Bruder und unſer Knecht rudern. Widerſprich mir nicht. Du kennſt mich. Ich würde vor Angſt ſterben, wenn ich gar nichts zu ſeiner Rettung beitrüge. Es treibt mich mit Ungeſtüm fort; es zieht mich mit Allgewalt, ich kann nicht widerſtehen. Kaum kann ich den Abend erwarten. Bete für mich, daß ich ihn finde, oder mit ihm ſterbe!“

Sabbathai hatte ſich endlich wieder gefunden und ſtieg, ſeines Schmerzes Meiſter, in der Nacht des andern Tages aus dem Gebirge herab, den Geiſt voll kühner Plane und großer Entwürfe. Aber die Zeit ihres Gedeihens war vorüber. Am Fuße des Schwanenhalſes, an der Lehrſtätte, hoffte er einige ſeiner Schüler ſich badend, unterhaltend, ſeiner harrend zu finden; er wußte nichts von dem über ihn ausgeſprochenen Bann und Todesurtheile.

Die Nacht iſt die Mutter der Kraft; ſie gebiert das Ungeheure, aber auch das Große, der Mord ſchleicht unter ihrem Mantel, aber auch das Leben quillt aus ihrer Bruſt. Wenn dich der Tag ermattet mit Sorgen und Werken, die Nacht ſtählt und kräftigt dir Muth und Glieder wieder, wenn der Tag unbarmherzig die Wunde deines Jammers aufdeckt und den entſetzten Blicken bloß gibt: die Nacht umhüllt mitleidig das blutige Mal und tröſtet das Auge und erquickt es; wenn der Tag dich verfolgt mit heißer Leidenſchaft, die Nacht entwaffnet den gehobenen Arm und legt kühlen Frieden um dein Herz. Der Schmerz iſt des Tages Sohn, Ruhe das Kind der Nacht; Ruhe und Kraft ſind Geſchwiſter, ſind Feinde des Schmerzes, ſind ſeine Sieger.

Beruhigt, gekräftigt kam Sabbathai aus den Bergen. Unten zur Rechten lag die große Stadt, eine an den Höhen lehnende Königin; ſie ſchlummerte. Und wie das Geheul des Raubthiers von oben allein die tiefe Stille ſtörte, ſo klang von unten herauf der melancholiſche Ruf der Muezzin, die von den Mineraten der Türkenſtadt herab die Stunden des Gebets verkündigten. Das Meer warf trübe, ſchlaftrunkene Augen herauf, weiter hinab lag es ſtarr in der Umarmung der Nacht. Alles war erhaben, Alles feierlich. Langſam ſtieg Sabbathai auf dem gewundenen Felſenpfad hernieder, und mit jedem Schritte wuchs ſein Muth, erſtarkte ſeine Kraft, erglühete ſeine Begeiſterung. Jetzt war Mihurmahs große Abſicht erreicht, jetzt war Sabbathai gereinigt durch das Feuer des Schmerzes gegangen, jetzt war er ſtärker und reicher als je, jetzt war er würdig, der Meſſias ſeines Volles zu ſein. Große Gedanken gingen durch ſeinen Geiſt, wie geharniſchte Heerſchaaren; er fühlte die Kraft in ſich, die Welt zu erobern. Mit der Ueberzeugung, daß Mihurmah's Verluſt die letzte Probe für ſein Meſſiasthum geweſen ſei, die letzte Verſuchung, ihn in die Schranken gemeiner Gebrechlichkeit zurückzureißen, und daß er Probe und Verſuchung glücklich beſtanden, fühlte er ſich ein Phönix, der aus den Flammen ſteigt, das Wort der Begeiſterung, die Poeſie der That über die Welt zu bringen. Seine Bruſt ſchwoll mächtig, es war ihm, als müßten Schwerter ſeinen Armen entwachſen, Flügel ſeinen Füßen; und nicht mehr die Ahnung künftiger Größe war's, die ihm die Seele ſo weit, das Herz ſo voll machte, es war die Gewißheit, daß er ſein Ziel erreicht, daß die Tage ſeines Glanzes und ſeiner Herrlichkeit mit morgen beginnen mußten. Er zweifelte nicht mehr, daß dieſe Nacht die letzte ſei, die er in Niedrigkeit verbringe, die folgende, das wußte er, werde ſein Lager mit dem Purpur decken. Und wie ein Königsſohn, der einſam an der Leiche ſeines Vaters in der Krönungshalle ſteht, blickte ſich Sabbathai fragend um nach der Stadt hinab, nach den Bergen hinauf, nach dem Meere hinüber, als wollte er ausrufen: Was zögern meine Diener, mir das Diadem zu bringen, den Scepter und den Mantel und mein königliches Roß, das ich beſteigen will, um mich dem ſtaunenden, huldigenden Volke zu zeigen?

Er langte auf dem Platze an und trat hinter Bäumen und Büſchen hervor; die kleinen Meereswellen plätſcherten am Ufer empor, das erſte Mondviertel hing ſchwermüthig leuchtend über der Scene, und Bäume und Felſenkegel warfen nur ungewiſſe Schatten. Aber aus dieſen tauchten dunkle Geſtalten auf und bewegten ſich bald langſam, bald ſchnell über den freien, matt erhellten Raum und verſchwanden wieder hinter Gebüſch und Felſen.

Uebrigens alles leer, öde, ruhig. Sabbathai trat auf die Felſenplatte und blickte ſinnend in das Meer hinab; es flog ihn plötzlich an, wie eine unheimliche Ahnung. Er gewahrte ein Boot unten in der Bucht und einen Ruderer aufs Ruder gelehnt darin. Schiff und Schiffer kamen ihm bekannt vor; das Bild einer ſchweren Lebensgefahr, in welcher er an dieſer Stelle geſchwebt, und woraus er durch jenes Boot gerettet worden, ſtand plötzlich farbig hell vor ſeiner Seele, und es erfaßte ihn alſobald, nicht wie Ahnung, ſondern wie Ueberzeugung, er müſſe ſogleich dieſelbe Gefahr noch einmal beſtehen, Dolche müßten noch einmal nach ſeiner Bruſt zucken und das Schifflein da unten ihn noch einmal retten. Und kaum war dieſes ſeltſame Gefühl in ihm zum Leben gekommen, als ein Mann hinter dem Felſen hervortrat und zu ihm heraufſtieg. An ihn herangetreten, ſchaute ihn der Fremde mit ſcharfem Blicke an und rief triumphirend: „Er iſt's!" — Sabbathai erkannte den Chacham Halevi. „Er iſt's!" rief dieſer noch einmal, eilte raſch hinab, und rief Namen laut aus. Es wurde rege in den Büſchen, am Fuße der Felſen. In demſelben Augenblicke ſprang raſch und flüchtig, wie eine Gazelle, ein ſchlanker Jüngling auf den Felſen zu Sabbathai heran und raunte ihm haſtig zu: „Rette dich ſchnell in das Schiff hinab! Du biſt von Mördern umgeben. Das Rabbinalgericht hat das Todesurtheil über dich ausgeſprochen! Eile, rette dich!" Es nebelte vor Sabbathais Augen; ohne zu denken, folgte er unwillkürlich der dringenden Mahnung, und todeskühn von Felſen zu Felſen ſpringend, erreichte er in wenigen Augenblicken das Boot, deſſen Führer ſogleich vom Lande ſtieß. — „Wen ſucht ihr? was wollt ihr?“ rief der zurückgebliebene Jüngling den auf ihn eindringenden Männern zu.

„Sabbathai Zewi.“

„Der bin ich!“

Dolche blitzten im Sternenſtrahl; eine hohe Bruſt bot ſich frei ihren Stößen dar, ein ſchönes Auge blickte fromm gen Himmel.

„Halt! halt! er flieht!“ rief Halevi unten. „Er ſpringt in das Boot! Ihm nach! ihm nach!“

„Nein! nein! wir haben ihn!“ entgegnete einer der Mörder.

Halevi ſtürzte athemlos herbei. „Er iſt es nicht!“ kreiſchte der rachſüchtige Rabbi.

„Dieſer hat ſich ſelbſt als Sabbathai Zewi bekannt.“

„Er iſt es dennoch nicht! — Wer biſt du, Tollkühner, der du für den ſchändlichen Betrüger eintrittſt und dein Leben bieteſt, um das des feigen Schurken zu retten? Wer biſt du?“ —

„O, wäret ihr einen Augenblick ſpäter gekommen!“ ſeufzte der Jüngling.

Die Stimme war dem Chacham bekannt; er faßte des Jünglings Schultern und ſtarrte ihm ins Geſicht. Und wie vom Blitze getroffen, fuhr er zurück und rief wild: „Thamar!“

Eliah's und Mihurmah's Hochzeit war vorüber, und die junge Frau wohnte bei ihrem Gatten in ſeines Vaters Hauſe. Im Hinterhauſe aber ſaß Sabbathai von ſeiner weinenden Mutter behutet und eingeſchloſſen; nur ſeine vertrauteſten Schüler ließ ſie zu ihm. Er aber weilte mit hohem Muthe in ihrer Mitte und lehrte ſie tiefe Weisheit, wahre Gottesfurcht und reine Tugend. Da ſprach er zuweilen: „Sie verfolgen mich und ſuchen meinen Tod, damit erfüllet werde die Weiſſagung der Propheten; denn es ſtehet geſchrieben, daß zur Zeit des Meſſias die Weisheit der Vornehmen zur Narrheit, und der Verſtand der Lehrer zur geiſtigen Blindheit werden wird. Es ſtehet ferner geſchrieben, daß die gelehrten Thoren den Meſſias nicht anerkennen werden, aber ſie werden den Schmerzen deſſelben nicht entgehen. Ich werde eine Zeitlang von euch ſcheiden, meine Freunde, und in andern Ländern mein Reich verkündigen und begründen. Aber ich werde wiederkehren in Pracht und Herrlichkeit, und ausgerüſtet mit Macht und Kraft, ſo wahr die Sonne morgen wiederkehrt, die heute verſchwindet, ſo wahr Gott mich auserkohren hat zu ſeiner Pflugſchaar, die das Land locker mache!“ —

Die Tage vergingen eintönig und träge; Eliah's Glück trübte Mihurmah's Schwermuth. Es fehlte nicht an Nachforſchungen und Nachſtellungen nach Sabbathai, aber liebende Augen wachten ſorgſam über ihm, liebende Arme waren ſtets bewaffnet, ihn zu beſchützen.

Es war der Plan ſeiner Eltern und vorzüglich Salome's, ihren Liebling, den glanzvollen Stern ihres Hauſes, nach Morea, ihrer Heimath zu ſenden, wo ihnen noch viele, zum Theil reiche und mächtige Verwandte lebten, bei denen er ſich ſo lange aufhalten ſollte, bis die Verhältniſſe ſich günſtiger für ihn geſtaltet haben würden, und Jakob ben Eliah de Villegas, mit in den Familienrath gezogen, billigte dieſen Plan. Man that ſich alſo ganz im Stillen nach einem ſicheren Schiffe um, welches den verfolgten Märtyrer nach der Halbinſel überſetzte. Da meldete eines Abends einer von Sabbathai's Schülern Salome, es ſei ein moreotiſcher Schiffer im Hafen eingelaufen, der ſich bereit zeige, Sabbathai heimlich mit zu nehmen, aber vorher erſt mit Salome zu ſprechen wünſche, die er zu kennen vorgebe. Er ließ ſie deshalb erſuchen, zu ihm in den Hafen hinabzukommen. Salome erglühete bei dieſer Nachricht, von einer Ahnung ergriffen, und machte ſich eilig auf den Weg; der Schüler begleitete ſie, und zeigte ihr das neue Schiff des Griechen. Sie trat hinein, der Hauptmann begrüßte ſie, ihr entgegengehend, und ſie rief, weniger überraſcht, als befangen: „Philippos Zaduffis!“ und freudiger ſetzte ſie hinzu: „Dich ſendet Gott zur Befreiung meines Sohnes aus Feindes Hand! Wem vertraute ich ihn lieber an, als dir, dem Freunde meiner Jugend? Du wirſt ſein Haupt ſchützen, bis es geborgen iſt.“

„Ich werde ihn ſicher bringen, wohin du willſt,“ verſetzte der Schiffskapitän. „Doch Salome, —

ich bin deinetwegen hier — haſt du auch dein Verſprechen gehalten, hinſichtlich meiner Tochter? Haſt du ſie ausgekundſchaftet und wirſt ſie mir wieder zuführen?"

„Sie iſt aufgefunden, Philippos, aber ich kann ſie dir nicht wieder zurückgeben!"

„Wie? Warum? Iſt ſie todt?"

„Todt für dich! Sie iſt meines Sohnes Eliab Weib, eine feſt an unſerm Glauben hangende Jüdin. Zürne nicht auf Gottes Fügung; wir erleben in unſern Kindern die liebende Vereinigung, die uns auf Erden grauſam verſagt wurde. Störe ihr ſtilles Glück nicht! Segne ihren Bund!"

„Gut denn!" ſagte der Grieche nach einigem finſtern Nachſinnen. „Aber ſage mir das Eine, weßhalb wurde ich meines Kindes auf eine ſo ſchändliche Weiſe beraubt?"

„Der reiche David Roſanes hatte ein verzärteltes, verzogenes, eigenſinniges Töchterlein —"

„Die ſchöne Thamar?" fragte der Grieche aufmerkſam.

„Dieſelbe. Er ſuchte eine gebildete Geſellſchafterin, eine liebenswürdige Sklavin für ſie, die den mannichfachen Launen des ſchönen Kindes fröhnen möchte. Der Arzt, den du zu Mihurmah rufen ließeſt, war beauftragt, ein ſolches Subjekt herbeizuſchaffen. Er war darüber in Verlegenheit, und hatte in der kranken Mihurmah, die ſich ihm als Jüdin entdeckt, kaum eine taugliche Perſon zu erkennen geglaubt, als er Roſanes davon benachrichtigte. Und auf des alten David Anordnung wurde Mihurmah geraubt, die ſich für eine verkaufte und mißhandelte Jüdin ausgab; Roſanes nahm ſie in ſein Haus, geſtand ihr Kindesrechte zu, und gab ihr die Ausſteuer, als mein Sohn ſie heimführte.“

„Alſo Roſanes ihr Räuber!“ knirrſchte Zadukkis. „Derſelbe, dem ich meinen Jammer klagte! Wo iſt denn Roſanes geliebtes Töchterlein, Thamar?“

„Sie lebt mit ihrem Vater einſam und zurückgezogen auf der ihm gehörigen Inſel Cordelio. Er hat ſich all' ſeiner Geſchäfte abgethan, um ganz dem lieben Kinde anzugehören, und ſo ſoll ſie ſeine einzige Freude ſein.“

„Wirklich ſeine einzige?“ lachte der Grieche teufliſch. — „Mag denn Mihurmah deines Sohnes

Gattin bleiben! Ich will ſie nicht wieder ſehen; die Jüdin kann nicht mehr die Tochter eines guten Chriſten ſein. Sende mir deinen Sohn Sabbathai in dieſer Nacht aufs Schiff; ich gedenke, da die Winde günſtig ſind, morgen mit dem Früheſten aufzubrechen.“ —

Sabbathai war in der Nacht glücklich an Bord des Griechenſchiffes gelangt und im untern Raum deſſelben wohl verborgen worden; aber Zadukkis lichtete am folgenden Morgen nicht den Anker. Schon Abends vorher hatte er auf einem Boote die Gelegenheit um Cordelio erſpäht, und war dort ans Land getreten. In der Stadt hatte er Sabbathais Geſchichte erkundet, und theils von Salome, theils von Andern deſſen Verhältniſſe zu Thamar erfahren, ja es war dem ſchlauen Griechen nicht unbekannt geblieben, daß Thamar ihren ehemaligen Gemahl noch liebe und ihn zuletzt noch aus der drohendſten Lebensgefahr gerettet habe. Auf dieſe Umſtände bauete er ſchnell einen Plan. Am Abende des zweiten Tages trat er aus ſeinem Boote wieder auf Cordelio ans Land. Einſam und ſchweigend lag der grüne Garten vor ihm; er durchſtrich ſeine ſchattigen Gänge nach allen Seiten, bis er aus einer Laube einen wehmüthigen Geſang, von einer weiblichen Stimme vorgetragen und von Harfenſpiel begleitet, vernahm. Zadukkis lauſchte durch die Zweige. Thamar war allein; er erkannte ſie. Er trat hinein.

„Schöne Donna," ſagte er, „ich komme als der Bote eines Mannes, der Euch nicht gleichgültig iſt, und dem auch Ihr es nicht ſeid, ſonſt hätte er mir nicht ſo dringend angelegen, mich hierher zu verfügen."

„Wen meint Ihr? Nennt den Namen!"

„Sabbathai Zewi."

„Iſt er nicht dieſen Morgen auf einem griechiſchen Schiffe geflohen? Man hat es mir ſo gemeldet."

„Ich bin der Kapitän jenes Schiffes, Euch vielleicht von ſonſt nicht unbekannt. Es war meine Abſicht, in der Frühe dieſes Tages den Hafen von Smyrna zu verlaſſen, Sabbathais rührende Bitten haben mich noch einen Tag zurückgehalten. Wer könnte den reuigen Thränen dieſes Mannes ein ſolches Begehr abſchlagen? — Philippos, ſprach er zu mir, ich kann mein Vaterland nicht eher, ach! vielleicht auf ewig verlaſſen, bis ich die Eine noch einmal geſehen und geſprochen habe, die ich ſo tief gekränkt, und die mir nur mit Wohlthaten erwiedert hat. Ich muß von Thamar Abſchied nehmen, ich muß zu ihren Füßen ſinken, ihre Hand ergreifen und gleichſam als ein Sterbender von ihr Abſchied nehmen; ich muß das Wort der Verzeihung aus ihrem ſüßen Munde hören. Setze mich nach Cordelio über, ſobald der Abend dunkelt. — Ich erwiederte: Sabbathai, ich habe deiner Mutter, deinen Freunden heilig und theuer verſprochen, dich zu verſtecken, und morgen mit dir aufzubrechen; wie leicht erſpähte dich ein Lauſcherauge und verriethe dich deinen Feinden! wie leicht könnte Cordelio dein Grab werden! Ich kann, ich darf dich nicht überſetzen. — O, ſo verſuche wenigſtens, flehte er weiter, daß mir das Herz brechen mochte, verſuche, ob es dir nicht gelingt, ſie zu bewegen, daß ſie dir am Abend auf das Schiff folgt und ich hier mein wundes Herz vor ihr ausſchütte. Rudere hinüber nach ihrem ſtillen Ruheſitz, ſuche ſie allein zu ſprechen, und ſchildere ihr meine Pein, meine Verzweiflung. Beſchwöre ſie in meinem Namen, bei ihrer ſtets heißen Liebe zu mir, zu kommen; ſag', ich ſei ein Scheidender, ein Sterbender, der ſie um den letzten Troſt bitten laſſe. — Werdet Ihr ihm die Bitte abſchlagen, gute Frau?"

„Ich gehe mit Euch!" rief Thamar tief erſchüttert. „Laßt uns eilen, daß Ihr mich zurückbringen könnt, eh' mein Vater meine Abweſenheit bemerkt."

„In einer halben Stunde ſeid ihr wieder hier," verſetzte der Grieche boshaft lächelnd. Und ſich plötzlich beſinnend, fügte er hinzu: „Sabbathai iſt arm, ſehr arm; ſeine Eltern haben ihm nur ein knappes Zehrgeld mitgeben können. Wollt Ihr ihn nicht mit etwas unterſtützen? Doch verrathet mich nicht. Er würde ſehr ungehalten auf mich ſein, wenn er erführe, daß ich Euch dieſe Entdeckung gemacht hätte."

„Er ſoll nicht arm ſein," verſetzte Thamar tief bewegt, „geht derweil zu Eurem Boot, ich bin gleich bei Euch."

Wie ein Weſtwind flog ſie leicht dahin, und ſchon nach Minuten kehrte ſie wieder, ein ſchönes Käſtchen in der Hand, das ihren koſtbaren Schmuck enthielt. Raſche Ruderſchläge entführten ſie der Inſel, und wenige Minuten darauf ſtieg ſie in das Schiff. Zadukkis führte ſie zu Sabbathai hinab, der ſie mit erſtaunten Blicken bewillkommte, und ließ beide allein.

Gerührt küßte Sabbathai die Liebliche auf die Stirn, als er erfuhr, daß ſie gekommen war, ihm auf ewig Lebewohl zu ſagen, und ihm ihren ganzen Reichthum zum Geſchenk einzuhändigen. Es entſtand ein großmuthiger Streit zwiſchen ihnen, und es dauerte lange, bis ſie ſich verſtändigten, daß die Sendung des Griechen eine Lüge war. Unterdeſſen waren aber die Anker gelichtet und das Schiff lief mit vollen Segeln, ein eiliger Räuber, über den Meerbuſen, deſſen Ausgang zu. — Thamar ſtürzte, von angſtvoller Ahnung überflügelt, der Fallthüre zu: ſie war verſchloſſen, und ihr Geſchrei verhallte dumpf im Gebrauſe der ſie umfluthenden Waſſer. Sie war allein mit dem Manne ihrer Liebe, der ſie verſtoßen, in einer ſeltſamen Lage, und jede

Stunde trug ſie weiter und weiter von ihrer Vaterſtadt fort. Doch wie ſüß that ihr Sabbathais tröſtendes, beruhigendes Wort! Sie wäre ſicher ein Opfer der Verzweiflung geworden, wenn nicht gerade er ihr Begleiter und Gefährte geweſen wäre. Und ſo ſaßen ſie und koſeten und ruhten dann beiſammen und in Sabbathais Herz ſtahl ſich allmählig ein ſüßes Gefühl für Thamar, das er früher nicht empfunden hatte.

In Roſanes Hauſe auf Cordelio ſchlugen in dieſer Nacht die Qualdämonen der Menſchheit: Angſt, Schrecken und Verzweiflung ihre Wohnſtätte auf und ſchwangen wüthend grauſige Schlangengeiſeln. Troſtlos rannte der Greis am Ufer umher, nachdem er ſein geliebtes Kind auf der ganzen Inſel hatte ſuchen laſſen, und raufte ſich in dem dürftigen Silberhaar; ſeine klagende Stimme fuhr über die Waſſer hin, ein herzzerreißender Wehlaut. Schiffe gingen nach der Stadt, die Vermißte wurde bei allen ihren Geſchwiſtern, bei Freundinnen und Bekannten geſucht, alle kehrten ohne Troſt zurück. Endlich blieb nichts weiter übrig, als ſie an den Küſten der Inſel im Meere zu ſuchen. Fackeln wurden angezündet, und trocknen Aug's, mit verſteinertem Geſicht beugte ſich das Jahre- und Sorgenbelaſtete Greiſenhaupt zu der dunklen Meerfluth hinab und fragte ſie um den Troſt ſeines Alters, um das ſüße Herz ſeiner Liebe, und bot ihr all' ſeine Güter, ſeine Haufen Goldes, ſeine lockenden Schätze dafür. Ach, keine der kommenden und gehenden Wellen gab ihm Antwort, und ſchon legte der Wahnſinn ſeine glühende Eiſenhand auf des jammernden Greiſes kahlen Scheitel. Jede Stunde brachte ihn um Monate dem Grabe näher, und der aufgehende Morgen beleuchtete gleichgültig das bleifarbige Antlitz eines Sterbenden. Da legte ein kleines Boot am Garten an, und ein Hafenwächter brachte einen Brief an den Hausherrn. Zitternd griff die erkaltende Hand des Greiſes danach und mit dunkelnden Augen las er: „David Roſanes, du haſt mir mein Kind geſtohlen, ich dir das Deinige; Auge um Auge, Zahn um Zahn. Philippos Zadukkis." Das Blatt entſank der Hand; ein ſchneller Tod hatte den unausſprechlichen Jammer geendet, der letzte

Seufzer des armen reichen Mannes war: „Thamar,“ dann lag das Auge ſtarr und gebrochen. Seine Kinder, die mit dem früheſten Morgen aus der Stadt herbeigeeilt waren, umſtanden die Leiche, und der älteſte Sohn goß die Waſſerkrüge aus, worin Sammael, der Todesengel, ſein Schwert wäſcht, von deſſen Spitze zwei Gifttropfen in den Mund des Sterbenden rinnen, deren erſter ſie tödtet, deren zweiter ihnen die blasgraue Farbe des Todes gibt. Alle zerriſſen ihre Kleider und bedeckten des Todten Angeſicht mit ſeinem Gebetmantel, dann betete der Aelteſte das Gebet Kadiſch, das große Gebet genannt, deſſen Kraft dem Verſtorbenen die Pforten des Himmels öffnet. Endlich begannen Alle die große Klage durch das Haus, welche ſieben Tage währete.

Zipora forſchte fleißig nach dem Schiffe, das ihre Schweſter davon geführt hatte, und ſie erfuhr, daß Sabbathai auf demſelben Schiffe geflohen ſei. Ihm legte ſie die Schuld des ſchnöden Raubes bei, und ſchwur an der Leiche ihres Vaters, den Vergifter ſeines Alters, den Verderber ſeiner Lieblingstochter zu verfolgen und Rache an ihm zu nehmen im Namen des Dahingeſchiednen. Mihurmah, die als Leidträgerin im Hauſe erſchien, wurde mit böſen Schmähreden hinausgeſtoßen.

Als David beerdigt war, rüſtete ſich Zipora mit dem Chacham Halevi die Spur der Geraubten und des Flüchtlings aufzuſuchen, und ihr Gemahl durfte ſie nicht von dem heilig geachteten Werke der Kindespflicht zurückhalten.

Was war doch für ein minniglich holdes Leben im untern Raum des kleinen Griechenſchiffs erblüht, bunt und duftig und ſo wehmüthig heiter, wie Blumen, die im Herbſte noch einmal die freundlichen Augen aufthun, die duftſtrahlenden Augen, die im Frühling ein nordiſcher Sturm getrübt oder mit giftigem Thränenthau gefüllt. Hier waren die Engel wirklich eingekehrt, nicht Viſionen, Erzeugniſſe einer erhitzten ſtolzen Phantaſie, nein! unſichtbare Genien umgaukelten hier zwei Herzen, die ſich nach böſer Trennung wiedergefunden, inniger gefunden und durch das Glück, das ſie geflohen, durch die Liebe, die Sabbathai noch nicht gekannt, vereint hatten. Wie ſaßen ſie ſo traulich zuſammen, Hand in Hand, Blick in Blick getaucht! Sie klagte ihm ſo innig und rührend, ſo thränenlächelnd ihre unſägliche Schmerzen um ihre Liebe, und erzählte von den trüben, wolkenſchweren Tagen ihres Leids, und ſie weinte Thränen der Erinnerung an ſeiner Bruſt, und lachte und jubelte wieder, von ſeinen Küſſen beſeligt; denn alles Leid war ja nun vorüber — ſo meinten ſie — und Sabbathai, der geliebte Sabbathai, ganz ihr Eigenthum. Er aber hatte ſeinen Stolz vergeſſen, die kalte Würde ſeiner Heilandsbeſtimmung war wie Eis unter Sonnenküſſen dahingeſchmolzen, und zum erſten Mal ſchien er unbewußt zu ahnen, daß der Menſch in einfacher Natürlichkeit, hingegeben den ſüßeſten Freuden der Natur und des Herzens, ergriffen von den berauſchenden Gefühlen der Jugend, und ohne Zwang ſchwelgend in ihrer Wonne, glücklicher iſt als im Beſitze einer ehrfurchtgebietenden Hoheit, und ſollte es ſelbſt die eines Meſſias ſein. Deutlich wurden ihm inzwiſchen dieſe Schlüſſe nicht, er dachte nicht an ſeine Meſſiaswürde, er hatte ſie ganz vergeſſen; ſchwamm er doch, ein ſeliger Bader, im Meer des Liebesglücks und die rauſchenden Wogen waren ihm über dem Haupte zuſammengeſchlagen. Eben ſo wenig kam einem von Beiden der Gedanke in die Seele, zu welchem Zwecke wohl Zadukkis Thamar auf das Schiff gelockt; genug ſie hatten ſich, ſie ruheten einander am Herzen, ſie waren überſchwenglich glücklich, und außer dem düſtern Plätzchen, das ſie einnahmen, gab es für ſie keine Welt. Das Meer aber umbrauſte und umwogte ſie, und klopfte ängſtlich an die Planken, als wolle es die Glücklichen erinnern, daß es das Schiff näher und näher dem Hafen trage, und unter die Brautlieder die es ſang, miſchte es manchen Schmerzenston, mancher Wehlaut ſchrillte dazwiſchen, aber die ſelig Umfangenen hörten es nicht, bis der Anker im Hafen von Nauplia hinabrollte, gleichſam das eiſerne Schickſal, das ſich zwiſchen ſie warf und ihr Glück verhöhnte.

Zadukkis trat zu ihnen und ſprach kalt:

„Wir ſind in Nauplia, wohin ich dich zu bringen, deiner Mutter verſprach. Mache dich auf und gehe!“

„Ich allein?“ fragte Sabbathai Unglück ahnend.

„Du allein! Wer ſonſt noch?“

„Dieſe hier! Meine Thamar.“

„Deine Thamar!“ lachte der Grieche. „Die ſoll ich dir mitgeben? Biſt du verrückt geworden? Dieſen unvergleichlichen Schatz, dieſe koſtbare Perle, die du verächtlich von dir geworfen und in den Staub getreten, die ſoll ich dir an den Hals hängen? Ich glaube, daß du ein Narr biſt! Fürwahr, Thamar iſt zu beſſerem Looſe beſtimmt, als die Sclavin deiner hirnloſen Launen zu ſein. Es leben Leute in der Welt, die Schönheit beſſer zu würdigen verſtehen, als du.“

„Wehe mir! Du willſt mich von ihr ſcheiden!“ jammerte Sabbathai.

„Haſt du dich nicht ſelbſt von ihr geſchieden, du Thor? Sieh doch zu, ob ſie deinen Scheidebrief nicht noch bei ſich trägt. Was willſt du nun von ihr? Dieſe herrliche Blume, die du ſtolz und übermüthig von dir geſchleudert, blüht nun nicht mehr für dich!“

„Ich beſchwöre dich, Menſch!“ rief Sabbathai verzweifelt, „was ſoll aus Thamar werden! Was haſt du mit ihr vor? Wohin willſt du ſie bringen?“

„Was geht das dich an, ihrem abgeſchiedenen

Manne, der ſie verſtoßen? Fort! fort! und gehe deine Wege, und laß mich die meinigen gehen!“

„Unmenſch! Gräßlicher! ich gehe nicht ohne ſie!“

„So werd' ich dich hinauswerfen laſſen.“

Thamar, die bisher heftig geweint hatte, rief jetzt händeringend: „Habe Barmherzigkeit und laß mich mit meinem geliebten Manne ziehen. Nimm meinen Schmuck, er iſt ſehr viel werth! Nimm ihn und laß uns arm gehen!“

„Du weißt nicht, was du begehrſt, ſchöne Thamar. Dein Schmuck gehört ohnedies mein und ich ſehe ihn als Entſchädigung für mein verbranntes Schiff an. Dir aber werde ich ein weit glänzenderes Loos bereiten, als du mit dieſem wunderlichen Geſellen haben würdeſt, wenn du bettelnd das Land durchzögeſt.“

Die Liebenden lagen troſtlos weinend Bruſt an Bruſt, der tückiſche Grieche riß ſie mit kaltem Hohne auseinander und trieb den unglücklichen Rabbi vom Schiffe. Thamar konnte ihm nicht einmal die kleinſte Habe reichen, nur ihre Thränen waren ſein Geleit. Am Ufer fiel er auf ſein Angeſicht und weinte lange, das war der größte, der wüthendſte Schmerz, der noch über ihn gekommen war, aber ſchon war ſeine Seele ſtandhafter, ſchon vermochte ſie das Ungeheure eher zu tragen.

Der Gedanke blitzte nun in ihm auf, auch dieſes Leid habe ihm Gott als Prüfung geſchickt, um ihn immer tüchtiger und geſchickter zu machen für ſeinen erhabenen Beruf. Seine Seele war betrübt bis in den Tod, aber ſie lobte Gott mit einem ſchmerzlichen Jubel und immer heiligere Vorſätze entquollen ihr, unverrückt ſein hohes Ziel vor Augen zu behalten und alle Hinderniſſe beſiegend, ſeinen Weg zu wandeln. „Israel ſei meine Geliebte und mein Weib!“ ſagte er ſchmerzlich. „Eine andre ſoll ich nicht berühren! Das Volk, das arme, getretene, iſt mir angetraut, das ſoll ich glücklich machen; irdiſche Liebe ſoll mir nicht blühen, ſoll mich nicht erfreuen auf meinem ſchweren Weg. Dafür bin ich der Meſſias. Wer die göttliche Blume pflückt, darf ſich der irdiſchen nicht erfreuen. Thamar, Thamar, fahre wohl!“

Er verharrte im Hafen, aber Thamar durfte nicht ans Land ſteigen, und ſchon am andern Tage lief der Grieche wieder in See, und Sabbathai ſtand am Ufer und blickte mit blutendem Herzen den ſchwindenden Wimpeln nach, die den reichen Schatz davon trugen, den — nachdem er ihn einmal von ſich geworfen — er jetzt erſt hatte würdigen und lieben lernen.

Durch die Schläge des Schickſals wird der große Menſch größer und größer, und auch aus dieſem neuen Kampfe ging Sabbathai geſtählter hervor. — Jetzt beherrſchten nicht mehr der Zufall und ſeine Freunde, jetzt beherrſchte ſein ſtarker Wille ſein Leben. Kaum hatte er ſich in Nauplia genannt, als ihm ſeine Glaubensgenoſſen zuſtrömten, ihm ihre Ehrfurcht, ihre Bewunderung zu weihen. Der Ruf ſeiner auſſerordentlichen Gelehrſamkeit war ihm lange vorangegangen; man empfing ihn wie einen Fürſten; und war er nicht ein Fürſt des Ruhms? Seine öffentliche Vorträge, um die ihn die Jugend erſuchte, wurden zu Feſten. Bald ſagte man ihm allgemein, Nauplia ſei zu klein für ſeine Wirkſamkeit; ſeine Verwandten und Zuhörer, viele Studenten von Salonichi beredeten ihn, ſich nach dieſer Stadt zu begeben. Zu Salonichi war zu jener Zeit die größte Schule der Juden im ganzen öſtlichen Europa; ſie faßte an zehntauſend Schüler, die ihr aus allen Gegenden zuſtrömten, und ihre Lehrer waren die gelehrteſten Talmudiſten und Kabbaliſten der Welt. Sabbathai überzeugte ſich, daß dort ſein Feld ſei, und von einer Menge neuer Schüler und Anhänger umgeben, begab er ſich zu Land auf den Weg. Seine Reiſe durch Morea und Theſſalien glich einem Triumphzug; in allen Städten kamen die Juden zuſammen, bezeigten ihm ihre Ehrfurcht und brachten ihm Geſchenke dar; ſein Name war ſchon Jedem bekannt und Jeder nannte ihn mit Stolz den berühmteſten Rabbi ſeines Volkes.

Sein Empfang in Salonichi war glänzend; man bot ihm ſogleich einen der erſten Lehrſtühle an; doch er zog es vor, frei und unabhängig zu lehren, und hier, wie in Smyrna, ſuchte er ſich eine ſchöne Stelle am Ufer des Meerbuſens, woran die alte Hauptſtadt Theſſaliens liegt, und lehrte unter freiem Himmel. Tauſende von Schülern verſammelten ſich täglich um ihn. Doch bald erregte das Abweichende ſeiner Lehre vom Talmudis neues Aufſehn. Es wurden Disputationen veranſtaltet, in denen Sabbathais Gelehrſamkeit, der faſt nichts gleich kam, verbunden mit ſeiner hinreißenden Beredſamkeit, die eben ſo bewunderungswürdig war, immer die meiſten der in großer Menge verſammelten Zuhörer gewann.

Eines Tages wurde ein ſolches gelehrtes Gefecht von beiden Seiten mit großer Hitze gekämpft, und Sabbathai ſprach von den hohen Tugenden der Menſchenliebe, die höher ſtünden als alle Geſetzesformen, und daß jene Tugenden das veraltete Geſetz erneuen und verjüngen müßten. Da erſchallte plötzlich eine laute zornzitternde Stimme: „Du biſt der größte Heuchler in Israel, Chacham, und deine Thaten ſtrafen deine Worte Lügen.“ Alle Köpfe wandten ſich nach dem Sprecher, und Sabbathai erkannte nicht ohne Beben den Chacham Halevi, und an deſſen Seite Zipora. Er erblaßte.

„Seht den Böſewicht erbleichen!“ fuhr Halevi fort.

„Glaubt ihm nicht, Männer von Salonichi! Er hat aus Smyrna flüchten müſſen, ein entlarvter Betrüger. Schon hat er zwei edle Frauen, die er gefreit, hintergangen und verſtoßen, und als er ſich von der zweiten geſchieden, hat er die erſte wieder aus ihres Vaters Hauſe geraubt, daß der Schrecken den alten Mann getödtet — ihr kennt ihn gewiß

Alle, es war der reiche David Roſanes! — und hat ſie heimlich von dannen geführt auf einem Schiffe und gewiß ermordet; denn er hat ſie nicht mit hierher gebracht. Er hat ferner das Volk zum Aufruhr angereizt und ſich für unſern Meſſias ausgegeben; er hat zum Beweis, daß er es ſei, vorgebracht, er beſitze Salamos Zauberring und hat vor allem Volk den heiligen Schem hammphoraſch, der darauf ſtehen ſoll, und den er zu wiſſen behauptet, ausgeſprochen. Ein böſer Zauberer iſt er, ein Verführer, ein Betrüger!"

„Ein Mörder!" kreiſchte Zipora. „Der Mörder meines Vaters und meiner Schweſter; denn ich bin Roſanes Tochter, deren Schweſter dieſer Dämon ſo ſchändlich betrogen, verſtoßen, geraubt und gemordet hat."

Die Rabbinen hatten große Mühe die Ruhe wieder herzuſtellen, welchen dieſer ſtürmiſche Auftritt ſo ſehr geſtört hatte. Sabbathai hatte in der erſten Ueberraſchung und von der furchtbaren Größe dieſer Anklage beſtürzt, die Faſſung verloren, doch trug dies Ereigniß nur bei, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn zum höchſten Grad zu ſteigern. Zu ſeinen nächſten Vorträgen verſammelte ſich die ganze Stadt, und da ihn nicht alle hören und verſtehen konnten, ſo flogen ſeine Aeußerungen von Mund zu Mund, und vorzüglich die Frauen prieſen begeiſtert den ſchönen Mann. Zipora und der Chacham Halevi boten dagegen Alles auf, ihn in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen. Es gab Spaltungen und Parteien. Die große Maſſe der ſtudirenden Jünglinge ſtand auf Sabbathai's Seite. Da ließ er ſich, von ihnen befragt, ob er wirklich der Meſſias, der Sohn Davids ſei, und ſich in Smyrna dafür erklärt habe, im Gefühle ſeiner Kraft und guten Sache, hinreißen, ſich auch hier für den Erretter und Erlöſer Israels zu erklären, und auch vor ihnen ſprach er zum Beweis ſeiner Behauptung den geheimen Namen Jehovas aus. Dieſe Erklärung brachte ganz Salonichi in Gährung, und ſetzte die dortige Rabbinerſchaft in Flammen, die Halevi nicht unterließ fleißig anzufachen. Das Rabbinertribunal trat zuſammen, und ließ ihm die Weiſung geben, die Stadt unverzüglich zu verlaſſen, im Weigerungsfalle aber den Tod ſicher zu gewärtigen. Halevis und Ziporas Verläumdungen fanden bei ſehr Vielen guten Eingang; bald war Sabbathai als ein dämoniſcher Zauberer, als ein Dämon, ein Teufel ſelbſt verſchrieen, man ſtritt für und gegen ihn, es drohte ein Aufſtand unter den Juden auszubrechen, und ſchon hinterbrachten Sabbathai ſeine treugeliebten Freunde, es ſeien Mörder gegen ihn ausgeſendet. Da fand er es für gerathen, ſich dem Befehle des Rabbinalgerichts zu fügen; er floh in der Nacht, aber der heftig entbrannte Zorn der Rabbinen war dadurch nicht geſtillt; auf Halevis und Ziporas Betrieb wurden Briefe an alle Judengemeinden in Griechenland geſendet, und Sabbathai als ein, mit dämoniſchen Kräften begabter, Betrüger geſchildert. Halevi und Zipora machten ſich ſelbſt auf den Weg, ihn zu verfolgen. Sabbathai wendete ſich nach Morea zurück; doch die Boten ſeiner Feinde kamen ihm bald zuvor; das Gerücht vergrößerte dienſtfertig die Laſter und Verbrechen, die ihm Verläumdung und gekränkter Rabbinenſtolz angedichtet, und ſchon nach einigen Monaten konnte er auf der Halbinſel keine bleibende Stätte mehr finden. Verſtoßen, verhöhnt, ſtets mit dem Tode bedroht, irrte er von Stadt zu Stadt, und was er an Mitteln beſeſſen, war bald aufgezehrt; die Juden, die ihm, wenige Monate vorher, wie einem Fürſten entgegen gekommen waren, verſagten ihm jetzt ein Obdach; man floh den Geächteten, man verabſcheute ihn, man verſchloß ihm die Thüre, ſeine Verwandten verleugneten ihn. Der ſtolze Meſſias der Juden ging bettelnd durch das Heimathland ſeiner Eltern, und chriſtliches Mitleid friſtete ihm das Leben. Um unerkannt zu bleiben und den wüthendſten Verfolgungen zu entgehen, mußte er ſogar den Juden verleugnen.

So war er wieder nach Nauplia gekommen, entkräftet von den Anſtrengungen einer großen mit Entbehrungen und Unbequemlichkeiten verbundenen Fußreiſe, krank, ohne Mittel, im tiefſten Elend. Da ſtand er an der Stelle wo er Thamar's enteilendes Schiff zum letztenmal geſehen, und die Wehmuth griff ihm in's Herz. Er weinte bitterlich. Zum erſtenmal kam ihm ſeine Meſſiasbeſtimmung traurig vor, aber der Gedanke erhob ihn aufs neue, daß er, den alten Prophezeihungen zu Folge, durch Leiden und Trübſale in das Reich ſeiner Herrlichkeit eingehen müſſe. In Griechenland war ſeines Bleibens nicht, das ſah er wohl ein, und er war deßhalb nach Nauplia gekommen, um ein Schiff zu ſuchen, welches ihn mit nach Paläſtina oder Aegypten nähme. Seine Sehnſucht ging nach Jeruſalem. Dort, ſo verkündete ihm ſeine Hoffnung, im Lande der Verheißung, in der Stadt der Könige und des Tempels werde ſich ſeine göttliche Sendung glänzend offenbaren. Auch wußte er ja ſich getreue und ergebene Anhänger in Gaza leben. Aber er fand nur ein Schiff nach Aegypten ſegelfertig. Auch in dieſem Lande blüheten große Judenſchulen. Von Aegypten war Israels Größe ausgegangen, dort wurzelte der geheimnißvolle Stamm des jüdiſchen Glaubens. Sabbathai hatte ſich ſchon lange geſehnt, das wunderreiche Thal des Nils zu ſehn; er bat den griechiſchen Schiffsherrn um Aufnahme. Doch dem berühmten Rabbi war nichts, gar nichts von Werth geblieben, was er dem Schiffer als Lohn hätte bieten können, ſelbſt ſeinen geiſterbindenden Ring Salomos vermißte er ſeit Mihurmahs Verlobung und jenen troſtloſen Tagen, die ihn ſo tief niedergeſchmettert hatten, er wußte nicht, wohin das Kleinod gerathen war. Und ſo war er denn jetzt ganz jenem König Salomo der Sage gleich, der arm und bettelnd die

Welt durchziehen mußte, bis er den Ring wieder fand, und mit dem Ringe ſeine Macht. Eben ſo hoffte Sabbathai, auch ihm werde einſt der Ring wieder zukommen und dann werde auch die Stunde ſeiner Königsmacht gekommen ſein.

Der griechiſche Schiffsherr zeigte keine Luſt den ärmlichen Juden umſonſt mit nach Alexandrien zu nehmen. Sabbathai war kraftlos niedergeſunken.

„Es iſt heute ein reiches Judenſchiff eingelaufen,“ ſagte der Grieche, „der Beſitzer iſt ſelbſt darauf und, ſeinem Anſehen nach, gewiß ein ſehr bemittelter Mann; geh' und bitte ihn, daß er mir das Ueberfahrtsgeld für dich bezahle.“

Sabbathai war es nicht vermögend. Da ſchickte der Schiffsherr einen ſeiner Knechte auf das Judenſchiff mit der Anſprache für einen kranken Glaubensgenoſſen, der nach Alexandrien wolle, aber in den bedürftigſten Umſtänden ſei. Der jüdiſche Schiffsherr kam ſogleich ſelbſt herüber, und führte ein ſchönes Frauenbild am Arme. Sie traten zu dem Kranken, der auf einem Bündel Reisſtroh lag.

Doch kaum hatte ihn die Dame erblickt, als ſie ſich verwandelnd ausrief: „Sabbathai! Weh mir!“

Dieſer ſchlug die Augen auf, und wehrte mit den Händen ab; Zadik de Curbano und Rahel ſtanden vor ihm.

„Da ſieh nun den ſtolzen König der Juden, den Herrn der Engel und Geiſter!“ höhnte Curbano, zu ſeiner Tochter gewandt; „ſieh das Bild deiner Jugendträume, das Ziel deiner Wünſche, den erhabenen Inbegriff all deiner Liebe, da, ſieh den Beſitzer von Salomos Ring, den hochfahrenden Planeſchmied, den du zum Meſſias machen wollteſt, da liegt er, ein elender Bettler!“ Sabbathai hörte nicht all den Hohn des beleidigten Vaters; er war ohnmächtig zurückgeſunken. Rahel wollte ihm weinend zu Hülfe eilen, aber Zadik riß ſie zürnend fort, bezahlte dem Griechen die Ueberfahrt, und ließ dem Gegenſtande ſeiner nun geſättigten Rache noch ein anſehnliches Geldgeſchenk zuſtellen.

„Fürwahr,“ ſagte er befriedigt zu der ſtill neben ihm wandelnden Tochter, „als ich die Reiſe zu deiner Beruhigung und Aufheiterung mit dir antrat, glaubte ich nicht, daß dir unſer Gott ein ſo kräftiges Heilmittel auf dieſem Wege im fremden Lande zuſchicken würde, wie den elenden Anblick dieſes

Mannes, der dich krank gemacht und ſo viel an dir verſchuldet hat. Gelobt ſei der allmächtige Gott dafür! Geſund und heiter wirſt du nun mit mir in unſre Vaterſtadt zurückkehren.“ Rahel ſeufzte tief auf, ſtatt der Antwort.

Und auch Aegypten hatte Sabbathai durchzogen, hatte in den Schulen mit wechſelndem Glücke gelehrt, hatte auch dort verkündet, daß er der erwartete Meſſias ſei, und war auch dort von der ihn, wie ein Rachegeiſt verfolgenden Zipora und den erbitterten Rabbinen vertrieben worden. Schon war die ganze jüdiſche Welt voll ſeines Namens, überall, wohin er kam, ging ihm ein großer Ruf voraus, meiſt aber getheilt in zwei ſchroff entgegengeſetzte Ausſagen, er ſelbſt aber floh unſtät und flüchtig, ein Gehaßter, Verfolgter, ein Märtyrer für ſeine Lehre von Land zu Land. —

Es war im Anfange des Jahres **5413** nach jüdiſcher Zeitrechnung — alſo im Herbſte des Jahres **1652** nach chriſtlicher — als Sabbathai auf ſeiner Reiſe von Alexandrien nach Jeruſalem begriffen, in Gaza anlangte. Schon von Aegypten aus hatte er ſich mit Nathan Benjamin in Verbindung geſetzt.

Dieſer gelehrte Rabbi, ſonſt voller Scherz und Fröhlichkeit, hatte ſich ſeit ſechs bis ſieben Jahren ſo ganz umgeändert, daß er neben dem Rufe ſeiner großen Gelehrſamkeit auch in den einer großen Heiligkeit gekommen war. Von dieſer Zeit an hatte Nathan Benjamin die baldige Ankunft des Meſſias nicht nur in Gaza, ſondern in allen Städten Paläſtinas verkündigt und das Volk zur Buße ermahnt. Jetzt, als Sabbathai nach Gaza kam, verfügte er ſich — nach genommener Verabredung beider — nicht zu Nathan, ſondern in die Synagoge. Nathan aber rief plötzlich auf den Straßen, nicht anders, als ſei eine Verzückung über ihn gekommen: „Dieſer Sabbathai Zewi, der in unſerer Stadt erſchienen, iſt der Heiland Israels, von deſſen baldigem Erſcheinen ich euch geweiſſagt; dieſer iſt der Geſalbte unſeres Gottes! er iſt der Stern Jakobs! außer ihm iſt keiner, und auf ihn haben alle Propheten gedeutet.“

Die Juden liefen mit großem Geſchrei zuſammen, und hinterbrachten Sabbathai, der unterdeſſen in der Synagoge lehrte, die wunderbare Verkündigung Nathans.

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte der junge Rabbi, ſich verwundert ſtellend. Aller Mund ſtrömte über von Nathans Lob, und Sabbathai ſchickte Boten nach ſeinem Verkündiger, und ließ ihn zu ſich bitten. Nathan verfügte ſich ſogleich nach der Synagoge, und warf ſich beim Eintritte in das Zimmer, in Gegenwart einer großen Menge, auf das Angeſicht zur Erde, ohne daß er im Stande war, ein einziges Wort hervorzubringen. Sabbathai befahl ihm aufzuſtehen, und ſprach dann: „Was haſt du von mir geſprochen und wer hat dir geſagt, daß ich der Heiland Israels ſei?“

Jener erwiederte mit Zittern, im Angeſichte alles Volkes: „Ich ſchwöre beim allmächtigen, großen und furchtbaren Gott, daß ich ihn, den Herrn des Himmels und der Erde, auf ſeinem Thronwagen, wie einſt der Prophet Ezechiel geſehen habe, und die zehn Sephiroth, wie Meereswogen, um ihn brauſen. Und aus der Herrlichkeit dieſes Geſichts hörte ich eine Stimme hervorgehen, die mir zurief: So ſpricht Jehova: gekommen iſt euer

Heiland! Er heißt Sabbathai Zewi. Er wird wie ein Held auftreten, wie ein Kriegsmann von Rache entflammt; er jauchzt, brüllt ſchrecklich, und iſt ſeinen Feinden überlegen. Siehe, er iſt mein Knecht, ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen Geiſt gegeben. — Aber nicht nur gehört habe ich dieſe Prophezeihung, ſondern ſie ſtand auch vor mir geſchrieben mit feurigen Buchſtaben. Darum, Rabbi, begrüße ich dich als Meſſias und verkünde es aller Welt, daß du es biſt und kein Anderer.“ —

Sabbathai lehrte vor dem Volke, allein die beabſichtigte Begeiſterung für ihn und ein bewaffneter Aufſtand zu ſeinen Gunſten, an deſſen Spitze er ſich dann, nach Nathan Benjamins Abſicht, ſtellen ſollte, wollte ſich nicht einfinden; auch zeigte Sabbathais friedliche Natur zum Letzteren nicht die geringſte Luſt. Nathan ſchickte zwar einen Brief an alle Judengemeinden in ganz Paläſtina, worin er Sabbathai als Meſſias ausſchrieb, aber um die Juden dort in ſo hohem Grade für ſich zu begeiſtern, daß ſie die Waffen ergriffen und verſucht hätten, das türkiſche Joch abzuſchütteln, dazu fehlte es Sabbathai an Glanz und Pracht. Auch beſaß er viel zu wenig Schlauheit, um willig auf alle Kunſtſtücke Nathans einzugehen, war zu innig von der Wahrheit und Heiligkeit ſeiner göttlichen Sendung überzeugt, als daß er als gemeiner Schauſpieler, wie Nathan, vor dem Volke hätte auftreten ſollen. Dieſer mußte ſich ſelbſt wohl vorſehen, ſich gegen Sabbathai nicht zu verrathen und ihm merken zu laſſen, daß er nur geſonnen ſei, den laut ausgeſchrieenen Meſſias zum Werkzeug ſeiner Abſichten zu machen. Er klagte oft, daß ſein Schwiegervater, Samuel Lisbona, in ſeinem Alter geitzig geworden ſei, und er ſelbſt kein Vermögen habe, um dem Meſſias Glanz zu verleihn, und wirklich hatte Sabbathai einige Unterredungen mit Lisbona, die dieſe Ausſage Nathans beſtätigten. Die Wahrheit war, daß der reiche Greis bereits ſehr beträchtliche Summen an Jakob ben Eliah de Villegas und Sabbathais beide Brüder gezahlt, um dieſem ihrem Werkzeuge einen glänzenden Weg zu bahnen, und daß er ſo ſchlechten Erfolg und ſo geringe Hoffnungen für die Zukunft ſah. Dazu kam, daß die wüthenden Verfolgungen der griechiſchen Rabbinen, Halevi und Zipora an der Spitze, auch nach Paläſtina drangen, und Nathan Benjamin jeden Plan verdarben. Auch die Brüder des Lichts, die eifrig im Geheim gegen Sabbathai wirkten, hatten an dieſen Mißlingen vielen Antheil. Nathan rieth daher Sabbathai ſelbſt, ſich nach Jeruſalem zu verfügen, dort Unterricht zu ertheilen, und ſich eine Zeitlang ſo ruhig als möglich zu verhalten, bis die Ausſichten auf ſeine Erhöhung ſich günſtiger zeigen würden.

So wanderte Sabbathai, abermals getäuſcht, der heiligen Stadt zu. Nie war ſein ſo glänzend aufgegangener, ſo herrlich an wunderbarem Lichte gewachſener Stern trüber und wolkenumhüllter, als an dem Tage, wo er auf Judäas-Höhen ſtand, und unter ſich die Stadt ſeiner Väter erblickte, die uralte ergrauete Königsgeliebte, das in Trümmern geſtürzte Zion; faſt ſchien es, als ſollte der prächtige Jakobsſtern hier unbemerkt und unbetrauert untergehen. Anders freilich hatte ſich der, von den Flammen der Gottbegeiſterung und der Poeſie durchglühete, Jüngling ſeinen Einzug in Jeruſalem gedacht, aber noch durchflammte ihn die ſtarke Sonne der Hoffnung, noch erfüllte ihn der unerſchütterliche

Glaube an ſeinen heiligen Beruf und ſeine einſtige Erhebung, und auf ſein Angeſicht ſich niederwerfend ief er aus:

„Gegrüßet ſei mir heilige Stadt! Davidsburg! Salomos Tempel! Prophetenhaus! Gegrüßet mit tauſend gewaltigen Liedern meiner Bruſt! Siehe dein König kommt zu dir, arm und elend, aber er wird reich und groß werden und dich wieder reich und groß machen vor aller Welt! Ihr Berge redet zu mir, und ihr Steine nennt mir eure Namen! Ihr Lüfte Zions kühlt mir die berauſchten Schläfe! An mein Herz, Stadt meiner Väter! Wiege und Grab der Blüthe meines Volkes! Königsſitz! Du ſollſt mir wieder jungfräulich aufblühen, Mutter und Schweſter der Könige! Erwache aus dem ſteinernen Schlaf, der dir Jahrtauſende die Augen zugedrückt! Erwarme in meinen Armen! An mein Herz, reizende Tochter Zion!“

◆

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In demſelben Verlage ſind folgende
empfehlenswerthe Schriften
erſchienen
und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Victor Hugo's
ſämmtliche Werke.

Deutſch
von
Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern.

Nebſt einleitender Biographie und Charakteriſtik
von
Dr. Adrian.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 15 Bänden. — Subſcriptionspreis Rthlr. 5. 15 ggr. fl. 9. Rhein. fl. 8. 6 kr. C. M.

Die deutſche Sprache ſoll einen neuen Triumpf feiern! Weltbezwingend, univerſell ſind die Werke des Genies; das Vaterland hat den Stolz eines ſolchen Beſitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, die Kunſt und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shakspeare, Calderon, Byron ſind durch klaſſiſche Uebertragungen in Deutſchland eingebürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herüberverpflanzt, ſich jenen Meiſterwerken an die Seite ſtellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutſchen Metallauten dem Gedächtniſſe der Nachwelt überliefert zu werden? Dieſer junge Titan hat den Perrückenparnaß der alten franzöſiſchen Literatur erſtürmt. Er hat ſeiner Nation gezeigt, daß nichts ſo ſchön iſt, als die Natur, und nichts ſo erhaben, als die Leidenſchaft. Schöpferiſch formt er das zähe Material ſeiner Mutterſprache in unſterbliche Geſtalten, welche neu gedacht mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothiſchen Domen gleichen ſeine Romane, Laokoonsgruppen ſeine Dramen, öſtlichen Nächten mit Sterngeflimmer, Palmenſäuſeln und den tauſend Zaubern der Wüſte ſeine lyriſchen Ergüſſe. Nach Göthe und Byron iſt Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäiſche Anerkennung hat.

Schon lange unſer Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improviſirte Arbeit der Induſtrie, ſondern das Erzeugniß heiliger Weiheſtunden.

Victor Hugo ſelbſt hat unſerm Unternehmen ſeine Theilnahme zugeſagt; ein koſtbarer Stahlſtich wird den Dichter phyſiognomiſch, Adrian's Einleitung, ſein Leben und den Geiſt ſeiner Schriften biographiſch-kritiſch zur Anſchauung bringen. Nichts iſt von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geſchmackvollen Gewande erſcheinen zu laſſen.

Von drei Hauptabtheilungen, in welche wir Victor Hugo's ſämmtliche Werke ſcheiden, umfaßt die erſte deſſen Romane:

Der letzte Tag eines Verurtheilten; — Bug Jargal; — Han von Island; — Notre Dame in Paris;

die zweite deſſen dramatiſche Werke:

Cromwell: — Marion de Lorme; — Hernani; — der König amüſirt ſich; — Lucrezia Borgia; — Maria Tudor; — Angelo, der Tyrann von Padua;

die dritte deſſen lyriſche Poeſien und vermiſchte Schriften:

Herbſtblätter; — Vermiſchte Gedichte: — Orientalen und Balladen; — zur Literatur und Philoſophie.

Der 1ſte bis 10te, 13te und 14te Band ſind erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Die bis jetzo erſchienenen ſämmtlichen Werke geben in dieſer vollſtändigen deutſchen Ausgabe 15 Bände; der 11te und 12te Band, lyriſche Dichtungen enthaltend, ſind in der Ueberſetzung noch nicht vollendet, werden aber beſtimmt mit dem 15ten Bande dieſen Herbſt noch ausgegeben.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's ſämmtliche Werke geben, und ſchon deshalb mit den in Stuttgart erſcheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechſelung gerathen dürfen, da dieſe Ausgabe nicht nur in der äußeren Ausſtattung der unſrigen nachſteht, ſondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen ſowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja ſogar ganze Kapitel des Originals ausgelaſſen ſind.

Adrian, Dr., neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende nach London. Mit einem Wegweiſer von Frankfurt am Main über Mainz, Coblenz, Köln, Nymwegen und Rotterdam nach London, ſodann von London über Harwich nach Hamburg, über Oſtende nach Brüſſel und über Tower und Calais, Brighton und Dieppe nach Paris. — Beigegeben iſt: Eine Reiſekarte, der Plan und das Panorama von London, ſowie eine Karte der Umgebungen von London. In Etui geb. Rthlr. 3. 4 gr. fl. 5. 30 kr.

Adrian, Dr., Bilder aus England. Zwei Theile mit 6 Kupfern. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

— — Skizzen aus England. Zwei Bände. Rthlr. 3. 12 gr. fl. 6.

Adrian, Reiſe-Scenen aus Amerika. 1r Theil Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 24 kr.

Die Halliſche, Jenaiſche und Leipziger Literatur-Zeitungen, das Berliner Converſationsblatt, die Blätter für literariſche Unterhaltung, Heſperus u. A. haben ſich über dieſe Werke auf das Vortheilhafteſte ausgeſprochen. Das ausgezeichnete Darſteller-Talent, die leichte, lebendige Schilderungsgabe des Verfaſſers, der reizende Wechſel der Gegenſtände, das Intereſſe, das den Leſer vom Anfang bis zum Ende feſſelt, und der elegante Styl ſowie die Wahl der Gegenſtände, die treue, ſtets aus dem Leben gegriffene Darſtellung des anziehenden Landes, in welches uns der Verfaſſer einführt, in welchem er uns heimiſch macht, die liebenswürdigen und wunderlichen Charaktere, mit denen er verkehrt und die er ſo treffend ſchildert, — alles das ſind Vorzüge, welche die eben ſo unterhaltenden, als lehrreichen Bilder und Skizzen aus England auszeichnen und ihnen in gebildeten Kreiſen einen ſo großen Beifall gewonnen haben.

Beauties, the, of Shakspeare. Muſterſtücke aus Shakſpeare's Dramen. Engliſch und deutſch. 2 Bände. 12. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Bechſtein, Ludwig, **Luther**. Ein Gedicht. 8. Geb. 21 gr. fl. 1. 30 kr.

— — der **Fürſtentag**. Hiſtoriſch-romantiſches Zeitbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. 2 Bände 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Bechſtein, Ludwig, Gedichte. gr. 8. Geheftet Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Ludwig Bechſtein wurde bei ſeinem erſten Auftreten in der literariſchen Welt vom deutſchen Publikum als einer der liebenswürdigſten jüngeren Dichter begrüßt; man fand in ſeinem Todtentanz, in ſeinem Fauſt, in ſeinem Luther Adel der Geſinnung mit Wohllaut des Ausdrucks, Wahrheit der Empfindung mit lieblicher Natürlichkeit der Darſtellung gepaart, und erkannte als Charakteriſtiſches des Dichters einen friſchen Schmelz des Frühlings, der alle ſeine Dichtungen wie eine zarte Laſur überhaucht. Alle dieſe Vorzüge, welche ſeine größeren Dichtungen auszeichnen, finden ſich in weit höherem Grade in ſeinen kleineren Gedichten, welche hier zum erſtenmal geſammelt erſcheinen, ja es läßt ſich vielleicht ſogar behaupten, daß in dem einfachen herzlichen Liede, in der heimiſchen Sage die Eigenthümlichkeit unſeres Dichters ſich in den lebhafteſten Farben zeigt. Die zahlreichen Freunde Bechſteins werden durch dieſe ſorgfältig ausgewählte Sammlung ſeiner Dichtungen gewiß vermehrt werden.

Biedenfeld, Freiherr von, Novellen und bunte Blätter. 2 Theile. 8. Rthlr. 2. 18 gr. fl. 4. 30 kr.

Belani, H. E. R., Romantiſche Erzählungen aus Portugal's Geſchichte. 8. Rthlr. 1. 12 gr. fl. 2. 42 kr.

— — der Heimathloſe. Roman in Zeitbildern. 3 Theile. Rthlr. 4. fl. 7.

— — der Premierminiſter. Geſchichtliches Volks- und Sittengemälde. 4 Theile. 8. Rthlr. 4. 18 gr. fl. 8. 24 kr.

— — **der Geächtete.** Geſchichtlicher Roman aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. 3 Theile. 8. Rthlr. 4. fl. 7.

Belani iſt ſchon in ſeinem „Heimathloſen" und ſeinem „Premierminiſter," in denen er merkwürdige Zeitabſchnitte durch lebendige Vorführung großer handelnder Charaktere, welche die Seele ihrer Zeit waren, ſchilderte, in die Reihe der deutſchen hiſtoriſchen Romanſchriftſteller ehrenvoll eingetreten. Er verfolgt dieſe Bahn mit Glück auch in dem „Geächteten," der ein charakteriſtiſches Zeitbild vom Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts vorführt. Die herrlichen Geſtalten, Georg von Frundsberg, der „Vater der frommen Landsknechte," und Karl von Bourbon, von Franz I. und dem Pabſt geächtet, im Dienſt des deutſchen Kaiſers, ſind der Mittelpunkt, um den ſich die anderen Figuren in mannigfaltigen Geſtaltungen herumgruppiren. Bald befinden wir uns mitten in Kampf und Sieg, vor Rom und Pavia, bald im Lager, bald im häuslichen Stillleben. Aber überall wird man gefeſſelt durch die lebendigſte treuſte Schilderung jener ritterlichen abentheuerlichen Zeiten.

Der Jakobsſtern.

Meſſiade

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Des Sternes Lichtblüthe, oder der König von Zion.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Td 169/322

Glanz Gottes, der die Nacht durchbricht,
Stern Jakobs, ſieh nach deinem Licht
Mein Auge ſehnlichſt ſchmachten.

Kirchenlied.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Liebeskranke.

> Ich beſchwör' euch, Töchter Jeruſalems: Wenn ihr meinen Freund findet — was ſollt ihr ihm ſagen? Daß ich vor Liebe krank bin.
>
> Bibel. Das hohe Lied Salomon's, 5. Kapitel, 8. Vers.

In einer finſtern, ſtürmiſchen Herbſtnacht ließ ſich ein ſtarkes Klopfen an der Thür des alten Hauſes in der hochgelegenen enggaſſigen Judenſtadt Smyrna's vernehmen, in welchem der Arzt Jakob Ben Eliah de Villegas wohnte. Stets ſeines Berufes eingedenk und zu jeder Stunde gewärtig, an das Lager eines Leidenden gerufen zu werden, war der Hausbeſitzer bald munter und fragte aus dem Fenſter nach dem Begehr des Klopfenden.

„Rabbi," verſetzte unten ein Mann, „mein Gebieter, der reichſte Schiffsherr Rabbi Moſes Gounes aus Seida iſt im Hafen auf ſeinem Schiffe in dieſer Nacht plötzlich erkrankt und begehrt eures Beiſtandes.

Er wird euch dieſen Gang und eure Hülfe reich vergelten.“

Der Name des Genannten war dem Arzte als der eines der reichſten Juden in Klein-Aſien gar wohl bekannt, und er ſäumte daher nicht mit ſeinem Diener, der den Arzneikaſten trug, aufzubrechen und dem Boten zu folgen. Unterwegs bemerkte Villegas zu ſeinem Befremden, daß ſich noch andere Männer zu ihnen geſellten, deren ganzes Aeußere ihm verdächtig vorkam, obgleich er ihre Geſichtszüge nicht erkennen konnte. Bald ſah er ſich ganz umringt und eingeſchloſſen und im ungewiſſen Dämmerſchein der Nacht wollte es ihm bedünken, als ob alle bewaffnet ſeien. Dann und wann ſchlug auch ein verdächtiger Ton, wie von einer mit einem andern harten Gegenſtand in Berührung gekommenen Waffe ausgehend, an ſein geſpanntes Ohr. Der ſchlaue Jude begriff wohl, daß es ſich hier um etwas Anderes, als eine Krankheit des Moſes Gounes handle; aber er ſah auch ein, daß es beſſer ſei, hier gute Miene zum böſen Spiele zu machen, als ſich durch unzeitigen Lärm Mißhandlungen auszuſetzen, gegen die ihn in der tiefen Nacht und fern von der Judenſtadt Niemand ſchützen könne. Er befahl ſich alſo dem hochgelobten Gott ſeiner Väter, und wanderte, ſcheinbar ruhig, obgleich heimlich zitternd, dem Hafen zu. Schon lag ein Boot bereit, ihn ſammt den bewaffneten Männern aufzunehmen; ſeufzend fügte ſich Jakob Ben Eliah in ſein Schickſal, überlegend, daß hier jede Liſt oder Gewalt, zu entkommen, unnütz ſein würde. Vergebens ſtrengte er ſeinen Kopf an, zu erforſchen, was und wer es wohl mit ihm vorhabe, mancherlei ſeltſame Ahnungen dämmerten in ihm auf, doch keine trat vor den andern ſchärfer hervor; und von dieſer zweifelhaften Ungewißheit gequält, langte er auf dem ſtattlichen Schiffe an, deſſen ſchwarze Umriſſe ihm ſchon einige Minuten wie ein Geſpenſt entgegen gedroht hatten. Mit einem ſtillen Gebet auf den Lippen, ſtieg er über den Bord deſſelben in den innern Raum, und wurde nach der Kajüte geführt. Ein ſtarker Mann trat ihm dort entgegen, deſſen Zügen und Geſtalt bereits das Alter ſehr bemerkliche Spuren eingegraben hatte. Die Tracht deſſelben war türkiſch.

Der Arzt verbeugte ſich tief und muſterte den

Fremden mit ſcharfen Augen, die Worte hervorſtammelnd: „So es euch beliebt, hoher Aga, ſo ſagt euerm Knecht, von welcher Beſchaffenheit das Uebel iſt, von welchem ihr heimgeſucht ſeid.“

„Mir fehlt nichts, als die kräftige Jugendfriſche des glücklichen Mannesalters, deren ich mich ſonſt erfreute,“ verſetzte der Andre, „und die kann einem alten Manne kein Arzt der Welt wiedergeben. — Sagt mir, Don Jakob de Villegas, kennt ihr mich nicht?“

„Der Ton eurer Stimme will mir bekannt dünken, hoher Aga; aber vergebens gebiete ich meinem Geiſte, mir zurückzuführen, wann und wo ich euch ſchon einmal begegnete, und wer ihr ſeid.“

„Freilich haben wir uns nur einmal geſehen und geſprochen, und das ſind faſt zwanzig Jahre her. In dieſer Zeit bin ich alt geworden und ihr auch. Aber das eine Mal war wichtig genug, und hätte wohl verdient, von euch gemerkt zu werden.“

„Gebt euerm dienſtfertigen Knechte nur einen kleinen Wink, ein Zeichen, woran er die ungewiſſe Kette ſeiner Erinnerungen befeſtige.“

„Die ſoll euch werden," entgegnete höhniſch der Schiffsherr. „Es war eine Herbſtnacht, wie jetzt, mein Schiff lag hier im Hafen, wie jetzt, ich ließ auch um euern ärztlichen Beiſtand bitten, wie jetzt; aber ihr ſtahlt mir die Kranke und ſtürztet mich in Elend; denn in Folge jenes Raubes verbrannte mein Schiff noch in derſelben Nacht."

„Gott Abrahams, erbarme dich meiner!" rief der Jude verzweifelnd, ſtürzte zu Boden und küßte die Füße Philippos Zadukkis, des Griechen." Großmüthiger Gebieter, hoher Herr, habt Mitleid und Erbarmen mit euerm unterthänigſten Knechte! Warum wollt ihr nach ſo langen Jahren Rache nehmen an einem alten Manne, der nur noch wenig Tage zu leben hat? Und wahrlich, ich ſchwör' es euch beim Barte meines Vaters! ich war nicht ſo ſchuldig, wie ihr glaubt. Nicht ich habe Mihurmah von euerm Schiffe geraubt, ſondern die beiden Brüder Joſeph und Eliah Zewi waren es, und der Letztere iſt ihr Gatte geworden. Auch nicht auf meinen Antrieb begingen ſie den Raub, ſondern auf den des alten David Roſanes, auf dem der Friede ſei. Dieſer ließ euch das Mädchen rauben und nahm es in ſein Haus auf, wie euch alle Juden Smyrna's bezeugen können, und ich armer, elender Mann war nur die ganz unſchuldige Veranlaſſung zu jenem ſchändlichen Raube. Ich widerſetzte mich, ich wollte es nicht zugeben; aber was hörte der reiche und mächtige Roſanes auf mich armen Mann! Darum, was wollt ihr euch rächen an dem Unſchuldigen?"

Alſo rang und wand ſich mit Lügen und Geſchrei der verzweifelte Jude, nicht anders meinend, als daß es ihm an's Leben ginge, im Staube zu den Füßen des lächelnden Griechen.

„Was heult ihr doch, Mann," ſagte dieſer endlich, den wimmernden Redefluß des Bedrängten unterbrechend. „Ich weiß, daß David Roſanes euch zum Raube der Judendirne auf meinem Schiffe beſtellte, die ihr an ihn verrathen, und ich dächte doch, es müßte euch bekannt ſein, daß ich mich dafür an dem alten Sünder ſattſam gerächt."

„Ganz recht," erholte ſich Villegas, von dieſer Rede wieder geſtärkt, „ihr habt ihm Gleiches mit Gleichem vergolten, und das mit vollem Rechte. Er hatte das an euch verdient, Herr, und er hat ſeine große, an euch begangene Sünde mit dem Leben büßen müſſen.“

„Auch ſein Tod iſt zu meinen Ohren gedrungen. Wie ſich dies Alles nun verhält, was zagt und zittert ihr vor mir, Don Villegas? Ich bin wahrlich nicht gekommen, Rache an euch zu nehmen. Mein Rachedurſt war vor dreizehn Jahren geſtillt, als ich Roſanens Lieblingstochter auf meinem Schiffe von dannen fuhrte. Ich hätte eher alle Urſache, euch meinen Dank darzubringen; denn dadurch, daß ihr Mihurmahs Raub veranlaßtet, habt ihr mein Glück begründet. Wie ihr mich hier ſeht, einen reichen und mächtigen Schiff- und Handelsherrn, Bürger und Nobile der Republik Venedig, das Alles iſt euer Werk und Folge jenes Mädchenraubes. Ihr habt alſo wahrlich von mir nichts zu fürchten; denn ich bin kein Mann der Wohlthaten mit Undank vergilt.“

Villegas erhob ſich, tief aufathmend, und ſah den Griechen mit großen Augen zweifelhaft an. Sein Erſtaunen machte ſich endlich in den Worten Luft: „Und zu welchem Zwecke habt ihr mich denn aus meinem Hauſe holen laſſen, da ihr doch nicht krank ſeid, noch ſonſt Jemand — und mich holen laſſen mit bewaffneten Männern? Warum haben mir jene Leute einen falſchen Namen genannt?“

„Um eurer Perſon ſicher zu ſein; denn ich habe verſprochen, euch nach Venedig zu bringen, wohin der Ruhm eurer hohen Kunſt gedrungen, und wo ein vornehmer Kranker mit großer Sehnſucht auf eure Hülfe wartet. Wäre ich in euer Haus gegangen, oder hätte euch meinen Namen nennen laſſen, ihr wär't aus Furcht nicht gekommen; und damit euch nicht einfiel, wieder umzukehren, wenn ihr einmal unterwegs wär't, ließ ich euch von einigen meiner Leute begleiten, die euch nöthigenfalls mit Gewalt in das Schiff bringen ſollten.“

„Und wer iſt der Mann in Venedig, der gerade meine Hülfe fordert und auf eine ſo nachdrückliche Weiſe?“ fragte der Arzt immer mehr erſtaunt.

„Ich ſag' euch, Mann, ein ſehr vornehmer und ſehr reicher Nobile, der auch mein Glück begründet hat, und euch fürſtlich belohnen wird. Den Namen zu nennen, iſt mir ausdrücklich verboten, und man mag gute Gründe dazu gehabt haben. Auch kann euch das ganz gleichgültig ſein, da in einer Stunde der Anker gelichtet wird, und ihr ſogleich die Fahrt mitmacht.“

„Weh mir!“ rief der alte Arzt, „was ſollen die Meinigen denken, wenn ich morgen wie von der Erde verſchlungen bin? So laßt mich doch wenigſtens nach Hauſe gehen, ihnen meine Reiſe zu verkünden, und mich ein wenig auf dieſelbe vorzubereiten.“

„Nicht doch! Was bedarf's der Vorbereitung? Alles, was euer Herz wünſchen und begehren ſollte, ſteht euch auf meinem Schiffe und noch mehr in Venedig ſelbſt zu Gebote, und was die Beſorgniß der Eurigen betrifft, ſo ſchicken wir euern Diener zurück, der auch ohnedies unnütz iſt, und laſſen durch ihn eure Abreiſe verkündigen. Ich geb' euch mein Verſprechen, daß ich euch wohlbehalten in nächſter Zeit wieder zurückbringen werde. Dies laßt ihnen zur Beruhigung ſagen.“

Die Beſtimmtheit, mit welcher der Grieche redete, nöthigte dem Juden die Ueberzeugung auf, daß aller Widerſtand hier vergebens ſein würde. Er begab ſich alſo, obwohl mit bekümmerter Miene, in ſein unabänderliches Schickſal. Mit mehren Aufträgen beſchwert, wurde der Diener zurückgeſchickt und eh' noch der Tag graute, flog der Anker aus der Tiefe des Meeres empor.

Als die öſtliche Hälfte des Archipel durchſegelt war, verwandelte ſich Zadukkis in einen ſtattlichen Abendländer und die türkiſche Flagge ſeines Schiffes in die venetianiſche. Denn die Pforte und Venedig waren ſchon ſeit neunzehn Jahren in einen blutigen Krieg wegen des Beſitzes von Kandia miteinander verwickelt, und ſchon ſeit acht Jahren wurde die Hauptſtadt der Inſel von den Osmanen vergeblich belagert.

Nach kurzer und glücklicher Fahrt liefen ſie im Hafen Chioggia ein, und eine prächtige Gondel führte den Arzt und Schiffherrn weiter in die Lagunen. Einer jener gewaltigen, dem Waſſer abenteuerlich entragenden Steinpalläſte der Meerſtadt öffnete ihnen die Pforte, und Diener flogen, ihre Ankunft zu melden. Dem alten Judenarzte klopfte das Herz hörbar, und begierig hing ſein blitzendes Auge an der Portalthüre, die aus dem Vorzimmer, wo ſie ſich befanden, in die innern koſtbaren Gemächer führte. Der Grieche verließ ihn hier, und Villegas Geduld wurde auf eine harte Probe geſtellt; denn lange mußte er in dem hohen Gemache warten, allein und von einer Grabesſtille umfangen, die ihm ſchier grauſig vorkam. Endlich trat wieder ein reich gekleideter Diener herein, faßte den Arzt an der Hand, öffnete die Vorthalthüre und führte ihn durch eine Reihe mit orientaliſchem Luxus gezierter, aber menſchenleerer Zimmer. Die Thüre des letztern drückte er blos zurück, ſchob den Juden hinein und entfernte ſich. Das Tageslicht war durch Vorhänge ſtark gedämpft, deshalb konnte Villegas das menſchliche Weſen, das ſich langſam von dem ſeidenen, mit koſtbaren Teppichen umhangenen Ruhebette erhob, um die Füße auf ein geſticktes Polſter zu ſtellen, nicht ſogleich erkennen. Er vermochte nicht zu unterſcheiden, ob die von weißen Gewändern umfloſſene Geſtalt, männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſei. Nach morgenländiſcher Sitte beugte er, noch am Eingang verweilend, die Knie und verneigte, die Arme kreuzweis über die Bruſt geſchlagen, das graue Haupt tief zu Boden.

„Rabbi Jakob Ben Eliah, ſeid mir willkommen!“ flüſterte eine weibliche, klangvolle Stimme ſchwach in den Lauten des ſpaniſch-aſiatiſchen Judenjargons, in den vaterländiſchen Worten, und Villegas fuhr erſchreckt empor; ihm war auch der Klang dieſer Stimme bekannt. Raſch trat er an das Bett, ſeine Augen ſtarrten glühend auf das Weſen vor ihm, das ihm die Hand, wie verlangend, entgegenſtreckte, und „Thamar!“ ſtammelten ſeine vor Ueberraſchung bebenden Lippen. Sie war es; er hatte David Roſanes jüngſte und reizendſte Tochter erkannt. Aber die ſtrahlende Blume ihrer Jugend und Schönheit war vom heißen Gifthauche der Krankheit dahin gewelkt. Bleich und matt ſenkte ſie das kleine Haupt, ſonſt mit der ſchönſten Roſe vergleichbar, und ihre abgemagerte Hand zitterte feucht und kalt in Villegas Händen.

„O Rabbi!“ ſeufzte ſie tief auf, „wie glücklich macht ihr mich durch eure Ankunft! Ja, nun wird meine Krankheit weichen, nun werde ich wieder geſund werden; denn kein Arzt in der Welt kann mir helfen, außer euch, keinem kann ich mein

Vertrauen ſchenken, außer euch. Ich fühle mich ſchon wohler und ſtärker, ſeit ich euch ſehe.“

„Muß ich euch ſo wiederſehen, hohe Frau!“ klagte Villegas tief erſchüttert. „Doch was meine Kunſt vermag und mein Gebet zum Gott unſerer Väter —“

Thamar winkte mit der Hand ab, das Geſicht ſchmerzlich verzogen und ſtöhnte aus tiefer Bruſt: „O Rabbi, der Gott Iſraels — —“

„Ich weiß,“ ſagte der Arzt ſchmerzlich gerührt, „ihr ſeid die Gemahlin eines Chriſten, eines reichen, vornehmen, mächtigen Mannes, und ihr habt verlaſſen den Glauben eurer Väter und euch gebeugt vor dem Gekreuzigten.“

„O zürnt mir nicht, Rabbi!“ weinte Thamar. „Die arme, verlaſſene, verrathene und verkaufte Jüdin konnte nicht anders. Man hat mir zwar geſagt, der Gott der Chriſten ſei der Gott der ganzen Welt, und alſo auch der Gott Iſraels, aber ich kann nicht anders als zu dem beten, der unſer Volk aus dem Saamen Abrahams groß gemacht hat vor aller Welt, wie der Sand am Meere, der Moſes erſchienen und zu den Propheten geredet.

Und ich fühle, der Herr wird mir nicht ewig zürnen, ſo wenig wie ſeinem auserleſenen Volke; er ſieht auf mein Herz und erkennt mich, daß ich noch eine Tochter Israels bin, wie zuvor. Das Waſſer, womit man mich getauft, hat mir meinen Glauben nicht hinweggewaſchen; er iſt im Gegentheil nachher ſtärker geworden, als zuvor."

„Der Herr beſtärke euch darin, hohe Frau!" rief der Jude freudig, „ſo daß ihr, ſobald ſich gute Gelegenheit ergibt, auch wieder vor der Welt unſerm Volke angehören könnt. Mich aber behüte er, daß ich euch zürnte oder tadelte wegen eures Schrittes. Ich trete an euer Bette mit derſelben Liebe und demſelben Beſtreben wie im Hauſe eures Vaters, auf dem der Friede ſei."

Thamar verhüllte ſich weinend das Haupt. „O mein Vater!" rief ſie im tiefſten Schmerz. Dann aber richtete ſie ſich wieder empor und ſprach würdevoll: „Eure Verſicherung gibt mir Troſt und Muth. Ach, ich zitterte, auch von euch verdammt zu werden, wie von andern Juden. Gebt mir eure Hand, Rabbi, daß ich ſie dankbar küſſe."

„Nicht alſo, hohe Frau! Erlaubt mir vielmehr, daß ich nach dem Stand und den nähern Anzeigen Eurer Krankheit forſche, um mit freier und klarer Umſicht Euch Heilmittel zu verordnen.“

Mit liebevoller Vorſicht begann er ſie genau auszufragen, um aus den Symptomen auf den Grund des Uebels zu kommen. Aber als er mit dieſem Examen zu Ende war, konnte er ſich nicht für klüger ſchätzen, als zuvor.

„Ich könnte verſucht werden, an Zauberei zu glauben,“ nahm Villegas endlich kopfſchüttelnd wieder das Wort, „ſo unerklärlich erſcheint mir Eure Krankheit, hohe Frau. Ihr ſagt ſelbſt, Ihr lebt in den glücklichſten Verhältniſſen, ihr ſeid von euerm Gatten zärtlich geliebt, ſeid hochgeſtellt vor Tauſenden, geehrt, geachtet, geſchätzt von Allen, ſelbſt von Euerm Monarchen; Ihr habt vier liebenswürdige, ſchöne, gerathene Kinder, Ihr habt dem hochgelobten Gott Israels reumüthig Euern Fehltritt abgebeten und zählt Euch im Herzen nicht zu Denen, die den gekreuzigten Jeſus anbeten; alſo auch darüber iſt euer Gemüth beruhigt. Und doch kann ich kein körperliches Uebel vorausſetzen, ſondern muß aus mehren

Gründen vermuthen, daß Eure Krankheit geiſtigen Urſprungs iſt, und Ihr mir irgend etwas verbergt, was Euer Gemüth ſchwer belaſtet und Euch Ruhe und Frieden raubt. Iſt es dieſes nicht, ſo iſt ein böſer Zauber im Spiel.“ Er hatte ſie bei dieſen Worten ſcharf in's Auge gefaßt, als wolle er mit dem Blitz deſſelben ihr Innerſtes durchforſchen; auch vermochte ſie dieſem Blick nicht zu widerſtehen. Denn unruhig das Haupt ſenkend, flüſterte ſie mit einer von Angſt bewegten Stimme: „O Rabbi, mein zweiter Vater, wie könnte ich Euch etwas verbergen, was in meiner Seele hauſet! Ja, es iſt ein böſer Zauber, der mich umſtrickt hält; aber ich kenne ihn, und weiß, daß er nicht von irgend einem Menſchen ausgegangen iſt, ſondern von Geiſtern und Dämonen. Mein Herz drängt mich, Euch Alles zu entdecken, und zu Keinem, der da lebet auf Erden, habe ich mehr Vertrauen, als zu Euch. Auch iſt zum Glück mein Gemahl heute abweſend und hält Rath mit dem Doge in deſſen Pallaſt; denn es ſind böſe Zeitungen eingetroffen, daß die Türken die große Feſtung Neuhäuſel in Ungarn genommen haben, ſo daß mein Herr in große Beſtürzung gerathen iſt; denn er iſt ein geborner Unger. Ich bin daher ſicher, von ihm nicht belauſcht oder unterbrochen zu werden und kann Euch mein gemartertes Herz ungeſtört ausſchütten, wie ein Kind vor ſeinem Vater. Ihr werdet mich Aermſte nicht an meinen Gemahl verrathen, der wohl viel darum gäbe, wenn er die Urſache meiner Krankheit erfahren könnte; denn Ihr ſeid ja der verehrte Freund meiner Jugend geweſen von meiner Kindheit an.“

„Redet aufrichtig und ohne Rückhalt,“ bat der Arzt. „Ich ſchwöre Euch bei'm Barte meines Vaters, auf dem der Friede ſei, daß Euer Geheimniß in eine Grube fährt, verſchloſſen mit ſieben Siegeln.“

Sie erfaßte ſeine Hand, ſah ihm zutraulich in das große Auge, und fragte leiſe: „Sagt mir, mein werther alter Freund, wo iſt Sabbathai Zewi? Lebt er noch und welches ſind ſeine Umſtände?“

Der Arzt ſchrack zuſammen; denn mit dem Laute dieſes Namens war der Schleier vor ſeinem geiſtigen Auge zerriſſen und er ſah Thamars Seele mit ihrer heißen Sehnſucht, mit ihrem blutigen Liebesſchmerz offen vor ſich liegen. Aber er war ſo überraſcht, daß er unwillkürlich weiter nichts vorbrachte, als den Namen: „Sabbathai Zewi!“ ausrief.

„Es iſt ausgeſprochen mit dieſem Namen mein ganzes Geheimniß,“ fuhr das kranke Weib fort, „und ſchon wird mir die Bruſt leichter, daß ein befreundetes Ohr dieſen ſüßen Schall aufgenommen. O jetzt erſt fühl' ich, wie Noth mir ein Freund that, dem ich mich mittheilen konnte! Der Herr ſegne Euch, daß Ihr gekommen! Der Gedanke an Sabbathai iſt's, der mich, ſeit mich in Nauplia der türkiſche Zadukkis von ihm riß, durch mein Leben verfolgt hat, bis zu dieſer Stunde. Er ſteht mit mir auf und geht mit mir ſchlafen, er verläßt mich keinen Augenblick; ja nicht nur der Gedanke, auch ſein Bild umgaukelt mich und nimmt zuweilen die Geſtalt eines Schattens an, ſo daß ich erſchreckt, ihn ſelbſt zu ſehen wähne. In meinen Träumen verkehr ich nur mit ihm; mein Sinnen und Denken iſt allein auf ihn gerichtet. Aber ſeit einem Jahre iſt meine Sehnſucht nach ihm größer geweſen, als je, und von dieſer Zeit an begann ich zu kränkeln. Und wenn ich nur die kleinſte Kunde von ihm erhalten hätte, ich glaube, mein Herz wäre geneſen.

Darum ſagt mir ſchnell, Rabbi, was Ihr von ihm wiſſt.“

„Arme Thamar!“ verſetzte der Arzt. „Wenn Euch gute Kunde von dem hochgelahrten Chacham heilſame Arznei iſt, ſo kann ich Euch ſolche im reichen Maaße ſpenden. Sabbathai Zewi lebt nun ſeit zwölf Jahren in Jeruſalem als ein geachteter Lehrer, ruhig und, wie es ſcheint, zufrieden. Er hat, wie in Smyrna, eine große Anzahl Schüler um ſich verſammelt, denen er die Geheimniſſe der Kabbalah erklärt, und wird, wie ich vernommen, ſehr von ihnen geliebt. Einige ſeiner Smyrnaer Schüler ſind ihm ſogar nach Jeruſalem nachgefolgt, und unter ihnen Baruch Zadik de Curbanos Sohn, als ſein Vater geſtorben war.“

„Hat Sabbathai wieder ein Weib genommen?“

„Nein, edle Frau! Er lebt allein, nur mit ſeinen gelehrten Forſchungen und ſeinen Schülern beſchäftigt. Zuweilen ließ er ſich nach Euch und Euern Schickſalen erkundigen; doch wer konnte ihm darüber Genaues berichten? Und durch Mihurmah weiß ich, daß er oft von Euch ſpricht, und ſein Herz ſich mit ſüßen Erinnerungen an Euch beſchäftigt.“

„O Rabbi, welche Seligkeit bereitet Ihr mir mit dieſen Worten! Ja, er gedenkt in Liebe mein, ich weiß es, er hat die mir angethane Unbill bereut, und hätte der abſcheuliche Zadukkis mich nicht von ihm geriſſen, ich wäre ſein glückliches Weib. Denn gewiß iſt der ſtolze Gedanke, der Erlöſer unſres Volkes zu ſein, jener ſchimmernde Meſſiastraum nun von ihm gewichen, und er hat es, vom Schickſal gewitzigt, aufgegeben, die gefährliche Königsrolle zu ſpielen.“

„Ich glaube es ſelbſt,“ verſetzte der Arzt lächelnd. „Wenigſtens hat er in Jeruſalem keinen Verſuch der Art gemacht, wie in Smyrna und Salonichi, wodurch er ſich Verfolgung, Verbannung und faſt den Tod zugezogen.“

„Thut mir die Liebe, Rabbi, und ſendet ihm meine Grüße; bittet ihn, mir zu ſchreiben durch Euch und Ihr laßt mir die Briefe heimlich zukommen. Dann würde ich unausſprechlich glücklich ſein. Ich würde das Blatt, das er beſchrieben, auf meinem Herzen tragen, die Züge ſeiner Schrift küſſen, und Ruhe und Zufriedenheit würden in dies Herz einziehen.“

„Nehmt mein Wort, verehrte Frau; es ſoll geſchehen, wie Ihr wünſchet.“

„Ihr nanntet mir Mihurmah, Rabbi. Ach! Ihr wißt ja, wie ſehr ich auch ſie geliebt.“ Gedenkt ſie meiner noch und wie ſind ihre Lebensverhältniſſe?“

„Sie ſpricht oft und mit Liebe von Euch. Mutter mehrerer Kinder, hat ſie ſich in ihre beſchränkte Lage gefunden. Aber der Stern ihres Lebens iſt und bleibt Sabbathai, an dem ſie immer noch mit ſchwärmeriſcher Verehrung hängt. Auch ſie hat die Hoffnung nicht aufgegeben, er werde ſich noch als Meſſias bewähren.

„Die gute Schwärmerin!“

„Und feſt an ihren Grundſätzen hängend, hat ſie ſogar jede Gelegenheit verſchmäht ihre Lage zu verbeſſern. Es ſchien nämlich, als ſolle ſich das Geheimniß ihrer Jugend enthüllen, und ſie als eine Nichte meiner Frau aus dem Dunkel ihrer Familienverhältniſſe hervortreten. Aron de la Papa wollte nämlich herausgebracht haben, ſie ſei ein Kind des jetzigen Ober-Rabbiners Chananiah Ben Jakir in Jeruſalem, deſſen Gattin eine Schweſter meiner, ſo wie Arons Frau iſt, und wirklich iſt dieſem ein Mädchen in früher Jugend geraubt worden. Chananiah kam ſelbſt nach Smyrna und ſuchte Mihurmah auf, alle Umſtände trafen mit der Erzählung überein, die ſie früher uns mitgetheilt; aber plötzlich erklärte ſie, zu unſerm Erſtaunen, ſie ſei wirklich die Tochter jenes Griechen Philippos Zadukkis, mit einer Jüdin gezeugt. Man konnte aus ihrem Benehmen nicht klar werden, und der Ober-Rabbiner mußte wieder abreiſen.“

„Seltſam!“ ſagte Thamar. „Sie iſt gewiß nicht des Griechen Tochter. Ich weiß es aus dem Munde meines Gemahls ſelbſt. Dieſer hatte ſie wegen ihrer Schönheit in Conſtantinopel gekauft, und wollte ſie nach Rom bringen laſſen, als ſie in Smyrna geraubt wurde. Iſt doch mein eigenes Schickſal ſo wunderbar in das ihrige verwoben, und wäre ſie nicht im Harem des Molla von Pera zum Verkauf ausgeſtellt worden, ich ſäße Euch jetzt nicht als Gräfin Kynsky, als Chriſtin, in Venedig gegenüber.“

„Fürwahr, verehrteſte Frau, Ihr würdet mich ſehr erfreuen, wenn Ihr mir den Verlauf Eurer ſeltſamen Erlebniſſe mittheiltet. Ich bin ſehr begierig darauf.“

„Mit Freuden willfahre ich Euch. — Graf Ladislaw Kynsky war jung, lebensluſtig, genußſüchtig. Kaum hatte er die diplomatiſche Laufbahn in Wien betreten, als er nach Conſtantinopel geſandt wurde, um bei dem öſtreichiſchen Geſandten an der hohen Pforte, ſeine Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen. Hier war es, wo er nach dem Sturze des Molla von Pera die Sklavinnen des Harems deſſelben ausgeſtellt ſah, und von Miburmahs hohem Reiz geblendet, ſie um jeden Preis ſich zu verſchaffen beſchloß. Ein Jude, Namens Moſes Servil, aus Smyrna gebürtig —“

„Moſes Servil iſt mir ſehr wohl bekannt,“ fiel der Arzt ein. „Er lebte in Trieſt, dann in Conſtantinopel und iſt vor mehren Jahren mit ſeinen großen erworbenen Reichthümern in ſeine Vaterſtadt zuruckgekehrt. Dort hat er einen Theil der Beſitzungen Eures Vaters gekauft und darunter die Inſel Cordelio.“

„Wie wunderbar ſind doch des Schickſals Fügungen! An dieſen Servil war Graf Kynsky zuerſt in Trieſt gewieſen; denn ſchon des jungen Grafen Vater hatte Wechſelgeſchäfte mit demſelben gemacht. So hatte auch Ladislaw verſchiedene Geldangelegenheiten mit ihm zuſammengebracht. Später traf der Graf ihn wieder in Conſtantinopel und zog ſeine Wechſel von ihm. Dadurch wurde Servil mit Kynskys Vermögensumſtänden genau bekannt, und durch dieſen Juden gelangte mein jetziger Gemahl zu Mihurmahs Beſitz. Sie wohnte eine Zeit lang in Servils Hauſe. Gleichfalls durch ihn hatte Kynsky ſchon in Trieſt einen griechiſchen Schiffer kennen gelernt und zu mehren ſchwierigen und geſchickt auszuführenden Angelegenheiten benutzt. Dieſer von Servil ſehr empfohlene Moreote war Philippos Zadukkis. Auch als Servil in Iſtambul wohnte, beſorgte Zadukkis Geſchäfte für ihn, und vertrieb des Juden Waaren. Der Grieche, falſch, glatt und behende, wie eine Schlange, wurde nun auch hier von Kynsky gebraucht und erwarb ſich die Zufriedenheit des Grafen. Der Letztere wurde bald mit einem höhern Grad zur öſtreichiſchen Geſandtſchaft nach Rom verſetzt. Dorthin ſollte Mihurmah von Zadukkis vorausgebracht werden, als ſie in Smyrna durch Eure Verfügung befreit wurde. Tags darauf hatte der Grieche Gelegenheit mich zu ſehen. Meine Erſcheinung machte, wie er mir ſelbſt ſpäter geſtanden, einen tiefen Eindruck auf ihn, und der dunkle Gedanke, ſich durch mich zu entſchädigen, ſtieg damals zuerſt in ihm auf. Er wagte es nicht, dem Grafen unter die Augen zu treten, und dieſer, ſich von ihm betrogen wähnend, ließ ihn hart verfolgen, ſo daß Zadukkis nirgend ſicher war. Endlich erfuhr Kynsky durch Moſes Servil die Wahrheit. Zadukkis hatte ſich nämlich dem Juden entdeckt, und dieſer durch fleißige Nachforſchungen in Smyrna des Griechen Ausſage beſtätigt gefunden. Darüber waren einige Jahre vergangen. Ueber den an ſeinem Agenten verübten Raub genau unterrichtet, erlaubte Graf Kynsky dem Griechen Zadukkis, nach Rom zu kommen, und unterſtützte denſelben, um nach Smyrna zu gehen und dort entweder Mihurmah aufzutreiben, oder an ihren Räubern eine glänzende Genugthuung zu nehmen. Der racheglühende Grieche erfuhr in Smyrna, mein Vater ſei der Räuber Mihurmahs geweſen, und als er erkundet, daß ich unverehelicht auf Cordelio lebe, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als mich zu rauben. Der Zufall begünſtigte ſeine Schurkerei. Sabbathai war heimlich am Bord ſeines Schiffes, und mit dieſem Namen lockte er mich ebenfalls dahin. Ich glaubte mich wieder mit Sabbathai vereinigt, und dieſer glückliche Wahn ließ mich die Schmerzen der Trennung von meinem Vater ertragen. In Nauplia wurde ich enttäuſcht. Der grauſame Zadukkis ſtieß ihn hinaus, und führte mich Troſtloſe, unbekümmert um meine Verzweiflung, nach Venedig. Hier wurde ich dem Grafen vorgeführt, der, bereits durch den Griechen unterrichtet, von Rom gekommen war. Er hatte gute Gründe gehabt, mich nicht gleich nach Rom bringen zu laſſen. Seine Stellung war dort ſo, daß er hoffen durfte, jeden Tag verſetzt zu werden. Er behandelte mich mit großer Achtung, da er durch Zadukkis um meine Herkunft wußte, hielt mich zwar als eine Gefangene, muthete mir aber nie Dienſte einer Haremſklavin zu. Ich bewohnte einen eignen Pallaſt, und war von Dienerinnen umgeben, die mich ſtreng bewachten. Ich durfte nicht einmal mit meinen Glaubensgenoſſen umgehen. Der Graf war wieder nach Rom zurück, und ich mit meinem Schmerz allein. Durch Handelsfreunde mochte der Graf bald ausgekundſchaftet haben, daß mein Vater geſtorben ſei und mir ein großes Vermögen hinterlaſſen habe. Vielleicht war dieſer Umſtand der Grund ſeiner mir geſchenkten großen Aufmerkſamkeit, vielleicht auch nicht. Er brachte über einen Monat in Venedig zu, und wußte mich zu überzeugen, daß er mich liebe, und ich konnte dem ſchönen jungen Mann nicht abgeneigt ſein; aber Sabbathai lebte in meiner Seele, wie ein glänzendes Engelsbild, und die ſchmeichleriſche Hoffnung, ihm noch ganz gehören zu können, umgaukelte alle meine Schritte. Kynsky ſprach von einer ehelichen Verbindung, und von der Nothwendigkeit meines vorherigen Uebertritts zu ſeinem Glauben; ich wies dieſen Antrag mit Abſcheu zurück, und begehrte nur mit unabläſſigem Jammer und Flehen, nach Smyrna zurückgebracht zu werden. Da traten eines Tags, als der Graf ſchon lange wieder in Rom war, zwei Männer und eine verſchleierte Frau in mein einſames Gemach. Der Eine, mir unbekannt, war Kynskys Handelsfreund Moſes Servil, der Andre, der mir bekannte Zadik de Curbano; die Verſchleierte, Rahel, meine Jugendfreundin, Sabbathais zweite verſtoßene Gemahlin. Denkt Euch meine freudige Ueberraſchung; ich flog an die Bruſt der ſtolzen Rahel; alles Trübe, was zwiſchen uns geweſen, war vergeſſen; ich hielt die Geſpielin meiner glücklichſten Tage in den Armen; ſie war mir wieder eben ſo theuer, wie ſonſt. Ich fragte nach weinem Vater, nach meinen Geſchwiſtern; ich glaubte nichts Gewiſſeres, als Zadik ſei gekommen, mich nach Smyrna zurückzuführen. Da erzählten ſie mir von meines Vaters Tod. Ich ſchrie laut auf und verhüllte mein Haupt. Mein Schmerz war unſäglich. Und weiter berichteten ſie mir von der Uneinigkeit meiner Geſchwiſter über die Theilung des Erbes, und riethen mir dringend an, nicht in ſolche traurige Verhältniſſe zurückzukehren. Ferner erfuhr ich von ihnen, wie ſie auf ihrer, zu Rahels Geneſung unternommenen Reiſe im Hafen von Nauplia Sabbathai im elendeſten Zuſtande getroffen hätten, ärmer als ein Bettler, todtkrank, verfolgt und gehaßt, und eifrig wünſchend, nach Paläſtina übergeſetzt zu werden, um dort, im Lande unſerer Väter, zu ſterben. Er habe aber das Land nicht erreicht, ſondern ſei, gewiſſen Nachrichten zu Folge, ſchon auf dem Schiffe geſtorben. Ein zweiter, fürchterlicher Schlag für mein armes, bedrängtes und verwundetes Herz! Mehre Tage glaubte ich mich in namenloſen Jammer auflöſen zu müſſen. Zadik und Rahel beſuchten mich oft; denn ſie hielten ſich lange hier auf, um alle Schönheiten Venedigs zu genießen, und Beide nahmen Gelegenheit mit mir allein über meine Lage zu reden. Er machte mir klar, daß der Graf ein Recht auf mich habe, indem mein Vater ihm Mihurmah habe rauben laſſen, und daß Kynsky nicht der Mann ſei, dieſes Recht aufzugeben. Ueberdies ſei ich in ſeiner Gewalt, er werde von der Regierung Venedigs in ſeinem Beſitze geſchützt; denn es läge den Oberhäuptern der Stadt Alles daran, mit Oeſterreich im beſten Vernehmen zu bleiben, und ſich einen ſo geſchickten, einflußreichen Mann verbindlich zu machen. Dies ſei auch der Grund, weshalb er mich nicht nach Rom kommen laſſe, wo ich ihm bei weitem nicht ſo ſicher ſei. Smyrna aber gehöre der Pforte, mit welcher Venedig und Oeſterreich in Krieg verwickelt wären, folglich werde man auf Vorſtellungen von Seiten meiner Familie auf Auslieferung meiner Perſon gar keine Rückſicht nehmen, und endlich ſei mein Vater todt, der die Sache mit Nachdruck betrieben haben würde, und mit ihm jede Hoffnung auf meine Befreiung verſchwunden. Dagegen habe der Graf die redlichſten Abſichten mit mir, und wolle mich zu der glänzenden Höhe ſeines Standes erheben, ſo daß ich ferner nicht die zurückgeſetzte Jüdin, ſondern die gebietende Herrin ſein werde. Er rieth mir, bei ſo viel Vortheil, mich zum chriſtlichen Glauben zu bekennen und dem liebenswürdigen Manne meine Hand zu reichen, und er ſuchte mich zu überzeugen, daß man auch als Chriſt die hohen Tugenden ausüben könne, die das Geſetz den Juden vorſchreibt. Rahel erklärte mir, ſie würde ſich an meiner Stelle gar nicht beſinnen, ſondern mit Freuden der ſchimmernden und ſichern Lockung folgen, ſelbſt wenn ſie nicht in ſo gebundenen Verhältniſſen ſei, wie ich. Auch Moſes Servil, ebenfalls einer unſrer Glaubensgenoſſen, ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, mich dem Willen des Grafen zu fügen, und ſo von

Juden, von Freunden meiner Jugend ſelbſt beredet, Sabbathai für todt haltend, kam mir der Gedanke eines Uebertrittes nicht mehr ſo ſchrecklich vor.

Als meine Freunde und Landsleute von mir geſchieden waren, und mich Trauernde in meiner Einſamkeit zurückgelaſſen hatten, machte mir ein höchſt würdiger Mann oft Beſuche mit der Erklärung, er ſei vom Grafen beſtellt, mich in der italiäniſchen Sprache zu unterrichten. Ich gewann dieſen bejahrten edeln Mann ſehr lieb und gewöhnte mich daran, ihn als meinen Vater anzuſehen. Die leergewordene Stelle in meinem Herzen wurde durch ihn ausgefüllt. Bald war mir ſein freundlicher Umgang unentbehrlich. Ohne daß ich es merkte, hatte er mit dem mir ſehr viel Freude gewährenden Sprachunterricht eine Unterweiſung in den Lehren des chriſtlichen Glaubens verbunden. Ich hörte Dinge, von denen ich noch nichts gewußt. Der Chacham Halevi hatte mir die Chriſten ſtets als den Auswurf der krummen Schlange geſchildert, jetzt wurde ich belehrt, daß die Grundſätze ihrer Religion eben ſo trefflich ſind, wie die Gebote unſers Geſetzes. Ich folgte den frommen Worten meines alten Lehrers mit Begeiſterung. Vom Grafen erfuhr ich lange nichts. Endlich enthüllte ſich mir mein Lehrer als ein chriſtlicher Prieſter; er verſprach mir, mich nach Rom zu führen und mir alle Segnungen des Heils zuzuwenden. Meine Phantaſie malte mir glänzende, farbenglühende Bilder vor; ich ſehnte mich aus meiner Einſamkeit hinweg, in der ich nun ſchon faſt zwei Jahre zugebracht hatte. Im nächſten Frühjahr reiſ'ten wir nach Rom. Ich ſchweige von all den Wonnen, von den Ueberraſchungen, die mir bereitet wurden. Selbſt der Papſt ſprach gnädig mit mir und bat mich, in den Schoos der Mutter-Kirche zu kommen. Der Graf Kynsky war ſtolz auf mich; ſeine Liebe zu mir war jedes Opfers fähig. Er trug mich auf den Händen, ohne ſich je ein unbeſcheidenes Wort gegen mich zu erlauben. Ueberall zollte man mir die höchſte Bewunderung, überhäufte man mich mit Schmeicheleien, und ſuchte mir das Leben ſo angenehm als möglich zu machen. Da ſah ich ſelbſt ein, welch ein armes, gedrücktes Volk die Juden ſind. Ich wankte, und gab erſt dem Papſte Alexander und dann dem Grafen Kynsky das Verſprechen, zum chriſtlichen Glauben übertreten zu wollen. Es wurden mir mehre Prieſter zu Lehrern beſtellt und ein Cardinal führte die Aufſicht über den Unterricht. — Um dieſe Zeit kam eine mächtige Königin aus dem Norden nach Rom, die erſt einer andern chriſtlichen Verbrüderung angehört hatte, einem Kirchenbund, der aber von den rechtgläubigen Chriſten verabſcheut wird, wie die Karäer von den Rabbaniten. Kurz vorher war ſie zur katholiſchen Kirche zurückgekehrt und hatte die königliche Würde niedergelegt. Ihr Name iſt Chriſtine, ihr Königreich war Schweden. Ihr zu Ehren gab der Papſt große Feſte, und ſie wurde mir allgemein als Muſter vorgeſtellt. Auf die Bitte des Papſtes wurde dieſe Königin meine Taufpathe, ich erhielt von ihr den Namen Chriſtine und vom Papſt den Namen Aleſſandra. Nach der heiligen Handlung, die der Papſt ſelbſt verrichtete, überreichte er mir ein vom deutſchen Kaiſer ausgeſtelltes Diplom, worin ich zur Gräfin von Cordelio erhoben wurde. So war aus der unbeachteten Thamar, der Tochter David Raſanes, plötzlich eine Chriſtine Aleſſandra, Gräfin Cordelio geworden, um deren Gunſt ſich alle Welt bewarb. Die Königin Chriſtine machte mir reiche

Geſchenke und beſuchte mich oft, Fürſten, Cardinäle, Grafen und Herrn machten mir die Aufwartung. Ich lebte in einem wunderbaren Taumel und Sinnenrauſche. Bald darauf wurde ich mit Kynsky ehelich verbunden, und unſre Hochzeit beehrte die Königin Chriſtine mit ihrer Gegenwart. Eine päpſtliche Commiſſion ging nach Smyrna, mit Vollmachten von meinem Gatten und mir, und holte von dort mein väterliches Erbe, welches außerdem wohl ſchwerlich ausgeantwortet worden wäre. — Im folgenden Jahre wurde mein Gemahl, der Alles aufbot, um mich glücklich zu machen, hierher nach Venedig als öſtreichiſcher Geſandter verſetzt, was ſchon längſt ſein Wunſch geweſen war. Hier nun erfuhr ich durch Zufall von einem hieſigen reichen Juden, der in Handelsgeſchäften Egypten bereist hatte, daß Sabbathai Zewi noch lebe und dort an verſchiedenen Orten gelehrt habe. Ich erkundigte mich weiter, und fand dieſe Nachricht mehrfach beſtätigt. Nun begann heiße Sehnſucht nach Sabbathai ſich in meinem Herzen einzuniſten, die es bald ganz und gar erfüllte und ihm nicht Ruhe ließ, weder bei Tage noch bei Nacht. Der chriſtliche Glaube wurde mir zuwider; ich trug großes Verlangen, wieder dem armen Volke der Jſraeliten anzugehören und war von Stunde an im Herzen dem alten Glauben wieder zugethan. Erſt plagten mich deshalb arge Zweifel und Gewiſſensbiſſe, aber inbrünſtiges Gebet zum hochgelobten Gott unſrer Väter überwand ſie bald. Doch mit dieſer Veränderung meines Innern war mir auch mein Gemahl gleichgültig geworden, und wenig fehlte, daß ich ihn, der mich, wie ich nun wohl begriff, durch die falſche Nachricht von Sabbathais Tode hatte täuſchen laſſen, um mich ſeinen Wünſchen geneigter zu machen, gehaßt hätte. Sein freundliches, liebreiches Weſen, das allen meinen Wünſchen zuvorkam, hat dieß allein verhindert. Aber daß ich krank wurde und mich in namenloſer Sehnſuchtspein faſt verzehrte, das hat dadurch nicht verhindert werden können. Endlich gab mir mein guter Engel den Wunſch ein, mich von Euch, Rabbi Jakob Ben Eliah, ärztlich behandeln zu laſſen, und ſogleich ſtand die Gewißheit in meiner Seele feſt, kein Arzt weiter könne mir helfen. Mein Gemahl ſandte ſogleich den Griechen Zadukkis fort, der durch Kynsky ein reicher vornehmer Bürger Venedigs geworden iſt, und noch immer die Geſchäfte meines Gemahls beſorgt. Segen auf ſein Haupt, der mir ſonſt verhaßt iſt, daß Er Euch glücklich gebracht hat!“

„Und Segen auf das Eurige, hohe Frau!“ ſagte Villegas mit Salbung. „Möge mein treuer Eifer Euch erfriſchen und beglücken, wie der Thau vom Hermon die Fluren unſrer Väter! Laßt mich ſofort zur Ausübung meiner Kunſt ſchreiten.“ Und mit Fleiß verordnete er Medikamente, deren Zuſammenſetzung er ſelbſt übernahm.

Als Graf Kynsky aus der geheimen Sitzung bei'm Dogen in ſein Haus zurückkehrte, war er ſehr überraſcht, ſeine Gemahlin weit munterer und geſünder zu finden, als er ſie verlaſſen hatte, und ſein erfreutes Herz floß über von Dankgefühl gegen den wunderthätigen Arzt. Und wirklich beſſerte ſich die Gräfin von Tag zu Tag merklich; aber ſo oft ſie auch mit Villegas allein war, gereichte es ihr zum höchſten Genuß, von ihrem Munde all die Entzückungen ſtrömen zu laſſen, die ihr das mit dem Arzte vereint genoſſene Schwelgen in Erinnerungen an Sabbathai gewährte, und Villegas war klug genug, ihr ſo oft es anging, dieſen Lebensbalſam zu reichen, der beſſer anſchlug als alle ſeine übrigen Arzeneien. Er erzählte ihr gern von Sabbathais Jugend, ſeinen Studien, ſeinem Glauben, daß er zum Meſſias berufen ſei, und ließ überall durchſchimmern, daß nur die unſeligſte Verblendung, die Stimme der heißen Liebe, die der hochbegabte Jüngling zu ihr getragen, habe geſchweigen können.

Eines Tages hatte der Graf den Arzt auf ſein Zimmer entbieten laſſen, die Gräfin genoß eben einen wohlthätigen Schlummer.

„Ich dank Euch ſchon ſo viel, würdiger Mann,“ ſagte der gewandte Diplomat, „Ihr ſeid der Retter meines höchſten Guts auf Erden. Denn ich liebe meine Thamar — ich nenne ſie gern noch bei ihrem frühern Namen — über Alles. Glaubt mir, es hat mir keinen geringen Kampf mit meiner vorurtheilsvollen Familie gekoſtet, eh ſie mich wegen meiner Vermählung mit einer getauften Jüdin unangefochten ließ. Aber Thamars Schönheit, ihr Liebreiz waren ſo unwiderſtehlich und außerordentlich, daß ſie damit alle Hinderniſſe, ohne es zu wiſſen, beſiegte. Wer ſie ſah, war von ihr entzückt, und ſelbſt mein Kaiſer hat mir geſtanden, nie ein reizenderes Weib geſehen zu haben. Und wie ihr Leib der Inbegriff jeglicher weiblicher Schönheit iſt, ſo iſt ihre Seele die Wohnung aller hohen weiblichen Tugenden. Wer würde nicht von ihrer Güte, ihrer Beſcheidenheit, ihrer Zufriedenheit gerührt! Es war für mich martervoll, an der Lebensblüthe dieſes trefflichen Weibes den Wurm einer ſtillen, ſie allmälig aufreibenden Krankheit nagen zu ſehen. Ihr ſeid gekommen, Don Villegas, und die Beſorgniß iſt mit der Gefahr verſchwunden."

„Noch iſt nicht alle und jede Gefahr vorüber, edler Herr," verſetzte der Jude lauernd. „Ich fürchte ſogar, ſobald ich wieder heimgekehrt ſein werde, einen Rückfall. Und dieſer könnte dann ſchwerlich anders, als durch eine Reiſe in ihre Heimath gehoben werden. Denn der Hauptgrund der Krankheit iſt doch ein verſtecktes Heimweh."

„Und weiter nichts, Don Villegas? Hättet Ihr nicht tiefer geſehen? Ich glaube faſt, Ihr verbergt mir etwas."

Der Jude ſah den Chriſten betroffen an.

„Glaubt Ihr denn nicht, daß ich mein geliebtes Weib genau beobachtet habe? nicht daß ſich ihre Reizbarkeit verrathen hat? An jenem thörichten Schwärmer, der in ſeinem bedauernswürdigen Wahnſinn ihre bräutliche Kammer verließ, der ſie allen Qualen des Liebesgrams Preis gab, hängt leider ihr Herz noch immer. Sie hat mir ihre Geſchichte ausführlich erzählt, und aus der Art, mit der ſie dieß that, habe ich ſie ganz errathen. Wir wollen uns darüber verſtändigen, Rabbi. Ich hoffe, Ihr ſollt mein Freund werden, wie ich der Eurige ſchon bin. Ich weiß von Thamar, daß Ihr jenen Sabbathai Zewi, an welchem ihre Erinnerungen immer noch ſo ſchmerzlich und auf eine ihre Geſundheit, ja ihr Leben bedrohende Weiſe hängen, genau gekannt und Umgang mit ihm gepflogen habt. Ich möchte mit ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß Euch ſein inneres Weſen beſſer bekannt ſein dürſte, als meiner Gemahlin. Nach Allem, was mir über dieſen ſeltſamen Abenteurer zu Ohren gekommen iſt, kann ich ihn nur für einen heilloſen Betrüger halten, der euern tauſendjährigen Wahn, ihr Juden, euern

Aberglauben, eure Leichtgläubigkeit halbweg ſchlau zu benutzen wußte, von Ehr- oder Herrſchſucht getrieben, um ſich Namen, Anſehn, Gewalt zu verſchaffen, aber doch zuletzt in ſeiner Rolle ſtecken blieb, wie ein ſchlechter Comödiant. Aber es hat gewiß helle Köpfe genug gegeben, die ihn durchſchaut haben, und mir däucht, Ihr ſeid einer der Erſten davon geweſen, Don Villegas.“

Der Jude muſterte das Geſicht des Grafen mit einem halb verwunderten, halb forſchenden Blick, und erwiederte dann: „Ihr irrt ſehr, Herr Graf! Dieſer Sabbathai Zewi war kein Betrüger. Er war ein edler, trefflicher Jüngling, ausgeſtattet mit hohen Gaben des Geiſtes und des Körpers, wie ſelten ein Menſch. Sein Herz ſchwoll von göttlicher Begeiſterung für das Heil ſeines niedergedrückten und geſchmähten Volks, und er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er zum Erlöſer dieſes armen Volks aus uralter Schmach berufen und der verkündete Heiland ſei, der uns wieder zu einem ſelbſtſtändigen Volke erheben ſoll. Findet Ihr darin nicht etwas Großes und Ehrwürdiges?“

„Ihr redet, wie meine Frau, Rabbi; denn auch ſie will ihn nimmer einen Betrüger genannt wiſſen. Sie aber verlor den Glauben an ſeine Meſſiaswürde, den ſie früher beſeſſen, und ſein beleidigter Stolz verſtieß ſie. So erklärt ſie ſein Benehmen. Seid Ihr derſelben Meinung?“

„Die hohe Frau hat meinen unglücklichen Freund richtig beurtheilt. Der Schmerz, ſich von ihr nicht anerkannt zu ſehen, die er zur Königin Israels erheben wollte, beſiegte ſeine Liebe. Er verſtieß ſie mit blutendem Herzen und handelte ſo des Meſſias würdig.“

„Ich glaubte nicht einen ſo warmen Vertheidiger dieſes Mannes in Euch zu finden,“ ſagte der Graf lächelnd. „Wie aber ſteht's mit Eurer eignen Ueberzeugung? Stimmt Ihr meiner Gemahlin bei und haltet Sabbathai für einen überſpannten, bedauernswürdigen Schwärmer, oder glaubt Ihr daran, daß er der verheißene Meſſias ſei?“

Der Blick des Arztes wurde unſicher. Er ſchien auf dieſe Frage nicht gefaßt zu ſein. Es dauerte einige Minuten, eh er, nicht ohne ſichtbare Verlegenheit, verſetzte: „Ich glaube, daß Sabbathai der Meſſias war.“

„Und wie verhalten ſich die glänzenden Prophezeihungen Eurer Seher und die ſchmähliche Lage, in der ſich Eurer Meſſias befindet, zu dieſem Glauben?“

„Gerade Sabbathais Unglück ſtimmt mit dieſen Prophezeihungen überein. Der Meſſias, ſagen ſie, werde eine Zeitlang in Armuth und Elend ſchmachten, aber dann in glänzender Herrlichkeit aus der Schmach hervorgehen, wie die Sonne aus der Nacht. Kann nicht Sabbathai täglich als Retter ſeines Volkes auftreten?“

„In der That, er könnte!“ ſagte der Graf nachdenklich. „Inzwiſchen Ihr, Rabbi, glaubt nicht an den Schwärmer; das iſt nicht möglich, nicht wahr. Ihr mögt ſchon Gründe haben, einem Juden gegenüber ſo zu reden: ich bin ein Chriſt. Was könnte Euch daran liegen, mich zu täuſchen? Wenn Sabbathai kein Betrüger war, wie Ihr behauptet, nun ſo war er gewiß ein Betrogener, das willenloſe Werkzeug einer Partei, die ihre Abſichten mit ihm hatte. Und fürwahr, was ließe ſich nicht ausrichten, wenn man den Wahn dieſes Volks durch ſolch großartigen Betrug benutzte! Der Fanatismus iſt eine unbeſiegbare Macht. Es waren ſchlaue Köpfe, die Sabbathai jene Meſſiasidee einpflanzten, aber ſchwache Köpfe waren ſie auch. Die Idee war zu kühn, zu gewaltig für ſie, ſie wuchs ihnen über die Köpfe. Sie waren elende Stümper. Denn dieſer Meſſias an der Spitze der entflammten Juden wäre ein tödtlicher Wurm am Herzen des osmaniſchen Reichs geweſen, und Oeſterreich und Venedig hätten ihre Schatzkammern geöffnet, um ihn zu unterſtützen.“

Da fuhr Jakob Ben Eliah empor, als hätte ein himmliſcher Lichtſtrahl ſeinen Kopf durchleuchtet. „Ha!“ rief er mit ſtrahlenden Augen, „daran fehlte es uns. Was konnten wir armen, machtloſen Juden? An Klugheit fehlte es Sabbatai's Lenkern nicht.“

„Ihr habt euch verrathen, Rabbi. Ihr ſelbſt wart einer dieſer Lenker.“

„Und was hättet Ihr daran zu tadeln, Don Kynsky, wenn ich es wäre? Ach, Ihr könnt nicht faſſen die blutige Schmach, mit dem nie ſterbenden Stolz im Herzen, mit den ewigen Erinnerungen an die einſtige Größe unſeres Volks, ſich geſchmiegt zu ſehen unter die grauſame Fußſohle andrer jüngerer Völker! Glaubt Ihr denn nicht, daß wüthende Schmerzen in der Bruſt des wehrloſen, ſchwachen Greiſes brennen, wenn er ſich, der früher Herr und Gebieter war, zum fröhnenden Knecht eines übermüthigen Jünglings herabgewürdigt ſieht, der ihm höhnend den grauen Bart zerzauſt? O Herr, ſich freikämpfen aus der tauſendjährigen Schmach, wieder einrücken in die Reihe ſelbſtſtändiger Völker, wieder einen König haben und eine Königſtadt, daran ſetz' ich mit Freuden mein Leben."

„Ihr ſeid mein Mann, Don Villegas!" rief der Graf freudig. „Geht jetzt zu meiner kranken Gemahlin, doch verſchweigt Ihr unſre Unterredung. Ich gehe wieder zum Dogen. Wenn ich zurückkehre habe ich Wichtiges mit Euch zu reden."

Aegypten.

> Und die Aegypter zwungen die Kinder Iſrael zum Dienſt mit Unbarmherzigkeit, und machten ihnen ihr Leben ſauer mit ſchwerer Arbeit in Thon und Ziegeln und mit allerlei Fröhnen auf dem Felde, und mit allerlei Arbeit, die ſie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit.
>
> Bibel. 2. Buch Moſe 1. Kap. 13. 14. Vers.

Da ſitzt ſie die uralte Königin der Myſterien, die unentſchleierte Iſis. Ihr braunes, ſchwarzumlocktes Haupt birgt ſie in den Wäldern und Felſen Nubiens und ihre Füße badet ſie im mittelländiſchen Meer. Noch rauſcht ihr der Nil, ihr geheimnißvoller Vater durch Haupt und Bruſt, und ſtürzt ſich, ſinnend über ihren Königsſitz, die felſigen Katarakten; ſie ſelbſt iſt eine Leiche geworden, eine ſchöne, ſtolze, königliche Leiche. Aber auch eine ſchaurige Leiche iſt ſie, die geſtorbene prächtige Königin Aegyptia; denn ſie iſt ein Vampyr, eine Leiche mit grauſigem Scheinleben und ſich erhaltend vom

Blute des Arabers und des Osmanli, das ſich zum ſüßen Waſſer des Nil miſcht, eh ſie es zum lechzenden Todtenmund führt. Dann erhebt ſie ſich und wandelt in den Rieſentrümmern des hundertthorigen Thebens, auf deſſen ſteinerne Herrlichkeit ſie ſich nicht mehr beſinnen kann, und umſchleicht die Pyramiden, die Grabmäler der Pharaonen, ihrer Gemahle, deren Liebe und Leben ſie vergeſſen hat. Seufzend ſetzt ſie ſich auf den umgeſtürzten Säulenſchaft eines Thores zu Memphis, wahnſinnige Wehmuth zuckt um ihre ſteinernen Lippen; ſie möchte wohl mit den Sphinxen reden, aber ſie ſind eingeſchlafen und verſtummt und kennen ſie nicht mehr, ſie möchte die Obelisken befragen und bitten, ihr aus der Befangenheit ihres Traumes zu helfen, aber die Obelisken träumen ſelbſt einen ſchweren Traum und vernehmen nicht mehr das ſchwache Wort der geſtorbenen von Araberblut ſchauerlich belebten und trunkenen Iſis.

Die libyſche Wüſte, die wilde grauſame Todtenfrau, hat ſchon Jahrhunderte an Aegyptias Leichenhemd geſponnen und gewebt, und hätte gern die Glieder der einſt ſo erhabenen Frau mit dem weißen

Sande ihrer Hände zugedeckt, aber der Vater Nil, der älter iſt als ſein Kind, hält mit friſcher Wogenhand die Zudringliche zurück, die über die Hügel ſchon die Reiſe begonnen, um ſich mit der Steinöde am rothen Meere zu vermählen.

Selbſt im Tode iſt ſie noch prächtig, ſelbſt der verwelkte und zertrümmerte Buſen birgt noch ſeltſame und unverſtandene Geheimniſſe, und die Ruinen reden noch in tiefſinnigen Hieroglyphen zu dem ſpäten Forſcher. Wie in der Wüſte neben der Palme auf grüner Oaſe der Brunnen quillt und nie verſiegt, mag ihn, ſoweit das Auge trägt, der Tod umlagern, ſo ſpringt der Brunnen geheimer Weisheit fort und fort in Aegypten, ob Verwüſtung, Tod und Barbarei rings aufſtarren.

Ueber dieſen Gegenſtand ſprachen zwei Reuter, die ihre Maulthiere von den felſigen Höhen aus der Wüſte von Suez her, in das Nilthal, nach Kairo zu, hinableiteten. Zu ihren Füßen dehnte ſich die fruchtbare Thalebene aus, durchzogen vom ſüßen Waſſer des heiligen Fluſſes, und ihr entragten die Häupter der ungeheuern Stadt, während ſüdlicher die Pyramidenſtadt jenſeits des Nils in einzelnen

Gruppen mit ihren Spitzen ſchwermüthige Grüße herüberwinkte. Der purpurne Mantel des Abendroths hing verglühend über den Pyramiden und den Felſenhöhen, welche die libyſche Wüſte begrenzen.

Der Eine der beiden Reiter war ein ausgezeichnet ſchöner Mann, der den Sommer des Lebens bereits angetreten; ſeine hohe Geſtalt, ſein edler orientaliſcher Kopf, ſein feuriges Auge, ſeine großartige Haltung und Bewegung waren zuſammen ein Ausdruck von Würde und Majeſtät, wie er ſelten einem Menſchen und nur den Ausgezeichnetſten verliehen wird. Auch ſchien er der Herr und der Andre der Sklave zu ſein, obgleich Beide in ſehr unſcheinbare Kleider gehüllt waren. Dieſer Zweite war kaum mehr als ein Kind zu nennen. Zwar ſchlank und ziemlich herangewachſen, fehlte dieſen zarten Formen doch noch das männliche Gepräge; um das holde freundliche Geſicht tanzten zierliche ſchwarze Locken, wie die eines Mädchens, und um den lächelnden, liebenswürdigen Mund flog weich und ſammtig von dunklerer Farbe als die bräunliche Haut, der erſte Flaum. Ein Abendländer hätte den wunderſchönen Jüngling vielleicht für achtzehn Jahre gehalten; jeder Morgenländer aber wußte, daß er kaum vierzehn Jahre alt ſein konnte.

Der Mann ſprach zum Jüngling nicht wie ein Herr zum Sklaven, vielmehr wie ein Vater zu ſeinem Sohne mit den ſanften, milden Worten der Liebe, und oft blitzte ſein Auge von überfließender Zärtlichkeit, wenn es über des Knaben holde, blühende Geſtalt, über das ſchöne, ausdrucksvolle, den Lehren ſeines Begleiters aufmerkſam horchende Geſicht hinſtreifte. Der Mann ſprach von Aegyptens alter, wunderbarer Herrlichkeit und von der tiefen geheimnißvollen Weisheit, die noch aus den Trümmern jener Größe erhelle. Er erzählte von Joſeph dem Fürſten, der ſeines Vaters Jakobs Haus nach Aegypten gezogen, von der ſpätern Knechtſchaft der Kinder Israels und von Moſes, ihrem Erretter aus der Sklaverei.

„So groß und reich und mächtig und voll tiefer Weisheit Aegypten war; ſo iſt es doch gefallen und geſtorben, und gleichgültig hütet der Araber ſeine Ziegen in den Tempeln des einſt ſo prächtigen Theben, während Memphis, wo unſere Väter ſchmachteten, faſt ſpurlos verſchwunden iſt. Doch iſt nicht auch Jeruſalem gefallen, die Herrliche?“ ſetzte er ſchmerzlich hinzu. „Auch der Tempel des Herrn liegt in Trümmern, und dort wie hier hat der gefühlloſe Osmanli ſeinen Halbmond mit dem Schwerte befeſtigt.“

„Wohl,“ verſetzte der Jüngling mit einem flammenden Blick auf den Mann, „die Römer haben die ſchöne, mächtige Kleopatra geſchlagen, wie die minder mächtigen Könige Hyrkan und Ariſtobul, ſie haben den Tempel unſers Gottes zerbrochen, wie die überaus großen Häuſer der ägyptiſchen Götter, wie ich Alles von dir weiß, mein Ohm. Aber auch die Tempel der Römer ſind zerſtört worden und andre Völker haben Rom in Beſitz genommen. Nun aber kommt der Unterſchied, den ich meine, zwiſchen ihnen und den Juden. Es gibt keine Aegyptier mehr, es gibt keine Römer mehr; aber Juden leben überall auf der ganzen Erde, und es bedarf nur des rechten Hirten, um die verſtreueten Schafe zu ſammeln in der Hürde, die er ihnen erbaut. Iſis und Oſiris ſind nicht mehr und der mächtige Jupiter mit allen andern römiſchen Göttern ſind vom Throne geſtürzt, aber der uralte Gott Israels lebt noch und wird fortleben in alle Zeit, und ſein auserwähltes Volk, das er geſtraft, zur rechten Zeit wieder zu Ehren bringen und erheben über alle anderen Völker der Erde. Die Sieger und Peiniger unſrer Väter ſind niedergeſchmettert von der Hand des dreimalheiligen Gottes und ihr Staub iſt in den Winden zerſtreut. Leben und Hoffnung iſt ihnen abgeblüht. Sie waren nichts, als das Schwert Gottes, ſein verirrtes Volk blutig zu ſchlagen. Aber noch lebt Abrahams Saame und wandelt in einer großen und leichten Hoffnung, daß die Verheißungen, die unſern Vätern geworden, an uns in Erfüllung gehen ſollen. Und wir leben des ſeligen Glaubens, daß er, der das Schwert ſandte und die Plage einer tauſendjährigen Wunde, uns auch den verheißenen Arzt ſenden wird, der die Wunden heile und die Plage in Wonne verwandle. Was ſind dieſe zerbrochenen Königshäuſer Aegyptens gegen den herrlichen König Israels, der da kommen wird in ſtrahlender Schönheit, das Schwert des Siegs in ſeiner Hand! Er wird ſich ein prächtiges Königshaus bauen wie David einen Tempel auf Moria und eine Feſte auf Zion.“

„Knabe, ich ſtaune über die Beredtſamkeit deines Mundes! Träuft es doch von deinen Lippen, wie Honig der Bienen vom Libanon, und der feuchte Glanz deines Auges ſtrömt über von Begeiſtrung und fällt auf deine Hand, wie der Thau des Hermon. Ich höre deine Mutter aus dir reden, Ruben! Du biſt mächtig ergriffen. Was iſt's, das dich alſo bewegt, mein Sohn?"

„Die Gewißheit, daß ſich uns der erhabene König von Zion, der unausſprechlich Geliebte, der ſich uns ſo lange verborgen, nun glänzend enthüllen wird in glühender Pracht und Herrlichkeit; daß er einziehen wird in die zerbrochene Burg des Herrn und ſie aufbauen wird mit göttlicher Kraft; daß er die Mauern des Tempels erhöhen wird und ein Dach darauf decken *) und das Heiligſte bekleiden wird mit einem purpurnen geſtickten Vorhange; daß die Tage der Erfüllungen aller Weiſſagungen nun gekommen ſind und das Maulthier ſchon geſattelt ſteht,

---

*) In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſtanden immer noch große Ueberreſte der Mauern des von Titus zerſtörten Tempels in Jeruſalem.

des göttlichen Reiters wartend, auf welchem er einziehen wird in die Stadt Gottes, um ſeinen Königsſtuhl zu beſteigen und das Volk Israel zu verſammeln an den Stufen. Schon knospet die Palme in der Wüſte Schur und in der Wüſte Kadeſch, die man auf ſeinen Weg ſtreuen wird, wenn er einziehet in Salem, und gefärbt ſind ſchon die Purpurmäntel, die man auf ſeinen Weg breiten wird, bereitet die Narden und gepreßt das Oel, womit man ihn ſalben wird.“

„Ruben! Ruben, was ſprichſt du! Siehe zu, daß deine Mutter dich nicht getäuſcht. Mihurmah lebte ſtets in heiligen Meſſiasträumen.“

„Nicht von ihr hab' ich, was mein Herz dir gegenüber ausſtrömt, hochgewaltiger Herr und Meiſter. Mir ſelbſt hat es Gott geoffenbart in einem herrlichen Geſichte.“

„Der Herr thut ſich kund den Schwachen und redet durch den Mund der Unmündigen. Der Name des Herrn ſei geprieſen! Sag an, mein Knabe, welch ein Geſicht dich beglückte.“

„Schon in Jeruſalem, eh du noch Baruch gen Smyrna ſendeteſt, wurde mir die Kunde von meinen Mitſchülern und Freunden, in ganz Natolien bis nach Perſien hin habe ſich plötzlich das Gerücht verbreitet, der Meſſias werde in der nächſten Zeit eintreffen; alle Zeichen und Schmerzen deſſelben ſeien vorhanden und alle Gemüther vorbereitet auf ſeinen Empfang. So lief denn auch in Jeruſalem die Kunde von Mund zu Mund, und Jedermann bezeichnete dich als den erſehnten König. Schon wurde der Name Sabbathai Zewi mit ehrfurchtsvoller Scheu ausgeſprochen, und alle Augen hingen mit freudebelebender Erwartung an deinen Blicken. Du allein ſchienſt von alle dem nichts zu wiſſen, noch zu ahnen. Da kam Kunde auf Kunde von Smyrna und jede bezeichnete die Nähe der Zeit des Heils. Du ſandteſt Baruch dorthin und geboteſt mir nach einiger Zeit, die Maulthiere zu ſatteln. Ich erfüllte deinen Befehl. Geheimnißvoll war unſre Reiſe. Du ſchwiegſt darüber, und mir, deinem Knaben und Diener, geziemte nicht, dich zu befragen. Ich folgte dir ſchweigend. Erſt durch das ſchöne Bergland Juda's, dann durch die einſame Wüſte ging unſer Weg. Ich hatte die Wüſte noch nicht betreten, mein Auge war noch nicht erſtarrt in der troſtloſen

Einöde ihres Sandmeers. Bange Schauer durchbebten mich, wenn wir am Tag über dahin zogen fern von jeder menſchlichen Hütte, und kein Schatten eines Baumes uns erquickte vom Sonnenbrand. Meine Zunge lechzte, oft nebelte es vor meinen Augen; mir war, als müßte ich vom Thiere fallen in den glühenden Sand und dort ſterben. Dich aber ſah ich frei von jeder menſchlichen Schwäche; von deinem Haupte ſchienen die Sonnenſtrahlen abzuprellen, du reichteſt mir Speiſe und Trank, ohne ſelbſt etwas zu genießen. Da wurde mir lebendig wahr, was mir meine Mutter zugeflüſtert, als ich den Sinn ihrer Worte noch nicht verſtehen konnte, daß du der gewaltige König ſeiſt, der Heiland unſers Volks. Wenn wir des Abends unter der Palme oder an der Quelle unſre Kaftane ausbreiteten, uns auf unſre Sättel zu lagern, da hörte ich ſeltſame wunderherrliche Töne, deren Anmuth und Süße ich nicht mit Worten beſchreiben kann, die aus der Luft herab zu ſchweben ſchienen und mir ein noch nie gefühltes, wonniges Weh bereiteten, eine gewaltige Sehnſucht nach etwas, dem ich keinen Namen geben konnte, die mir aber die übervolle Bruſt zu ſprengen drohete. Dich aber ſah ich wandeln im Glanz des Abendroths in der Wüſte, und Herrlichkeit umfloß dich. Du bedurfteſt der menſchlichen Ruhe nicht. Mein müdes Auge ſchloß ſich ſchlaftrunken; aber zuweilen öffnete es ſich auch wieder und ich ſah die Sterne golden und prächtig über meinem Haupte ſchimmern, und mich umlagerte die Stille und Unendlichkeit der Wüſte. Da gemahnte mir's oft, als flüſterten mir helle himmliſche Stimmen zu, ich weiß nicht wie und woher: Heil dir Knabe! heil der Reiſe, die du thuſt! du wandelſt in den Fußtapfen des Meſſias und berührſt den Saum ſeines Mantels! — Und ich ſchlief wieder ein. Als wir nun geſtern Abend unſre Thiere getränkt hatten, und ſie an der Quelle graſen ließen, überkam mich, während ich mein angefeuchtetes Brod verſpeiſte, plötzlich die Großartigkeit der arabiſchen Wüſte und ich ſchauerte über die Stille und Einſamkeit, die uns umwalteten. Kurz vorher hatteſt du zu mir geſagt, hinauf deutend nach Mittag: dort oben liegt der heilige Berg Sinai, an drei Tagereiſen von hier entfernt, und morgen ſollſt du das rothe Meer ſehen, durch welches unſre Väter zogen. Nun wußte ich, daß wir nach Aegypten gingen. Ich gedachte an Moſe und unſre Väter, und Schauer auf Schauer durchrieſelten mich. Du warſt von mir gegangen, ich weiß nicht, wohin. Die Nacht kam über mich, und ich fürchtete mich ſehr. Ich rief deinen Namen; aber du antworteteſt nicht, du kamſt nicht, und mein Angſtruf verhallte in der fürchterlichen Einſamkeit. Da drangen jene Töne lauter und lebendiger auf mich ein. Ich wickelte mich in meinen Kaftan; denn ich fror und der Thau der Nacht fiel vom Himmel. Plötzlich rührte das Ende eines Stabes an mein Haupt; furchtſam ſchlug ich die Augen empor, glaubend, du ſeiſt gekommen, noch mit mir zu reden. Aber ich bebte zuſammen im innern Herzen. Vor mir ſtand Sahariel der Engel des Lichts mit einem Strahlenſchwerte in ſeiner ſonnenlichten Hand. Sein Haupt anzuſehen wie die Sonne, mit Locken, licht und golden, wie ihre Strahlen, ragte weit über den Gipfel der Palme empor, unter der ich mich gelagert. Und er ſprach zu mir: Knabe du zäumſt das Maulthier des Meſſias und wandelſt im Schatten des großen Fürſten der Herrlichkeit Gottes. Du biſt geboren, ihm die

Riemen ſeiner Schuhe zu binden und Waſſer auf ſeine Hände zu gießen. Alle Engel des Himmels beneiden dich. — Und nun deutete er mit der Hand hinab in die Wüſte; da ſah ich drei prachtgewaltige Engelfürſten einen koſtbaren Thron tragen, erbaut aus blitzenden Sternen. Der innre Geiſt ſagte mir, dies ſeien Metatron, Sondalfon, und Achtariel, die drei Engel des Angeſichts Gottes. Auf dem Throne aber ſaß der auserwählte Heiland, die Sehnſucht unſers Volks, angethan mit königlichem Schmuck und mit Kleidern aus Schnee und Feuer, die unter dem Throne Gottes wachſen. Meinem Auge war vergönnt, dem Meſſias in's Angeſicht zu ſchauen, und mit Schrecken erkannte ich deine Züge. Durch die Wüſte zogen heran Moſes und Eliah und alle Propheten und ſangen Pſalmen zu deines Namens Verherrlichung, und Samuel trat heran, dich zu ſalben zum König deines Volks, wie er David geſalbt hatte. Und ich hörte, du ſeiſt David ſelbſt. Die ganze Wüſte, ſo weit mein Auge ſchauen konnte, war voller Menſchen und Glanz, und ganz Israel ſchrie dir zu: Heil Sabbathai unſerm Erlöſer! Und alles Volk zog gen Jeruſalem. Ich aber entſchlief geblendet von aller Herrlichkeit und verwirrt von allem Getön. Doch als ich dieſen Morgen erwachte, ſtand mir das wunderbare Geſicht der Nacht noch friſch vor der Seele.“

„Knabe, du biſt gewürdigt worden, zu ſchauen, was nur Ezechiel ſah,“ ſagte Sabbathai nachdenkend. „Wenn es des Herrn Wille iſt, werden ſich alle die Geſichte erfüllen, und er hat ſie geſchickt, damit ſie ſich erfüllen ſollen in dieſer Zeit. Auch mir ſind wichtige und geheimnißvolle Zeichen geworden, die auf die nächſte Zukunft hinweiſen. Vielleicht erfahren wir in Kairo von Baruch, was ſich unterdeſſen in Smyrna begeben. Ich habe ihn aus gewichtigen Gründen dorthin beſtellt; denn es ſind mir Weiſſagungen geworden, die in Aegypten in Erfüllung gehen ſollen.“

Schweigend und in tiefe Gedanken verſunken ritten Beide fortan wieder des Wegs.

In Kairo in einer der zahlreichen Judenherbergen lief den beiden Reiſenden ein Mann entgegen und hob Sabbathai vom Thiere.

„Geſegnet ſeiſt du, Baruch Ben Zadik, mein Freund und Bote!“ ſprach dieſer und küßte den treuen Schüler auf die Stirn. „Fürwahr du läſſeſt nicht auf dich warten und der Herr hat dich behütet auf deiner Fahrt.“

„Er ſei gelobt dafür!“ verſetzte Baruch.“ Aber der Herr hält ſeine Hand über die, welche er zu Werkzeugen ſeiner Thaten beſtimmt. Und da nun die gnadenreiche Zeit gekommen, wo er ſich will offenbaren in ſeiner ſtrahlenden Herrlichkeit, durch dich, vollkommner noch als durch Moſes und David; ſo hat er mich gewürdigt, daß ich der Schemel ſei, auf welchen du deinen Fuß ſetzeſt, wenn du hinaufſteigſt auf Davids Thron.“

„So bringſt du gute Botſchaft mit aus Smyrna?“ fragte Sabbathai, von dieſer Anrede freudig erregt.

„Herr, wohin mein Fuß trat, erſchallte deines Namens ſüßer Laut in mein begieriges Ohr, und alles Volk war voll deines Ruhms. Nachdem Jahrelang nur deine Schüler von dir geſprochen, iſt plötzlich durch ein hohes Wunder der Geiſt Gottes auf Israel gekommen, und hat eine Flamme angebrannt in allen Herzen. Und nicht anders kann es ſein, als daß der Herr ſie ſelbſt erleuchtet, wie hätte ſonſt an allen Orten zugleich das Geſchrei ausbrechen können? Die Zeit unſrer Qual iſt um! Die lange Prüfung iſt vorüber! Des Herrn Zorn hat ſich in Gnade verwandelt! Der Meſſias kommt, Sabbathai Zewi der hohe Fürſt des Heils! Er iſt ſchon aufgebrochen in der Nacht, und im Glanz der Morgenröthe wird er einreiten in unſre Thore! Die Krone Davids iſt auf ihn gekommen, den Enkel! Rüſtet euch, daß er uns bereit finde, Davids Burg für ihn aufzubauen, und Salomos Tempel! — Auf Märkten und Straßen laufen ſie zuſammen und reden von deiner baldigen Enthüllung und dem Beginn deines Reichs. Keine Kunde hat gelogen, die zu deinen Ohren gedrungen war. Als ſie hörten von meiner Ankunft und mich ſahen, ſchrien ſie mir zu von allen Seiten und beſtürmten mich zu ſagen, wann der Tag des Heils anbrechen werde. Vom Geiſt ergriffen, ſtürzten Viele in hoher Entzückung vor mir nieder, um in mir deinen Vorläufer und Boten anzubeten, und göttliche Weiſſagungen erſchallten von dir und deiner Herrlichkeit in den Schulen und auf den Gaſſen.“

„Und was bringſt du für Kunde von meinen Brüdern, von meiner Mutter, von meiner Schweſter?“

„Deine Mutter iſt geſund und läßt dir ſagen: Komm, mein Herr, die Zeit deiner Verhüllung und meines Schmerzes iſt vorüber. Das Wort iſt erfüllt, das geſchrieben ſteht: der Meſſias wird eine Zeitlang unter uns wandeln, unerkannt. Nun hat der Herr plötzlich Iſrael die Augen aufgethan und das Volk Gottes hat in dir ſeinen Retter und König erkannt. Komm, damit deine Magd, die gewürdigt ward, dich in ihrem Schooße zu tragen, dir den Staub küſſe von deinen Füßen. Deinem Vater ward nicht vergönnt, dich zu ſchauen in deiner königlichen Herrlichkeit: er war alt und ſchwach geworden und ſtarb, dir ſeinen Segen vermachend. Du aber biſt der Segen des Herrn ſelbſt. Eile nun, daß ich dich ſehe auf dem Throne! Eile, denn auch meine Jugend iſt vorüber! — Dein Bruder Joſeph läßt dir ſagen: Ich habe mein Schwert geſchliffen und meinen Spieß geſchärft; ich habe meinen Waffenrock angezogen und meine Schuhe feſtgebunden. Laß mir ſagen, wenn ich mich begürten und aufbrechen ſoll nach Jeruſalem, um dir die Welt zu erobern. Tauſend und tauſend Jünglinge ſind bereit und harren meines Winks, der Fahne zu folgen, die du uns ſchenken wirſt. Ich habe kein Weib genommen, damit ich ungehindert für dich in den Krieg ziehen könnte, wenn dein Tag gekommen ſei. Ich wußte wohl, daß er kommen würde. — Dein Bruder Eliah läßt dir ſagen: Ich ſandte dir ſchon meinen älteſten Sohn Ruben, daß er dir diene, und auch ich werde kommen, wenn du meiner bedarfſt. Und du wirſt der treuen Diener bedürfen, wenn du deines Reiches Herrſchaft antrittſt, wie alles Volk hofft und ſagt. Mein Weib hat mir Kinder geboren, ſie ſind alle deine Knechte, Herr und König! — Jeruſa läßt dir ſagen: Ich komme, denn ich muß dir voran wandeln, Herz meiner Liebe, wie die Morgenröthe der Sonne vorangeht. Denn ich bin deine Magd, die dir den Weg ebne. Wie es jetzt kommt, ſo hab' ich es lange im Geiſt vorausgeſchaut; denn mich allein hatte der Herr erleuchtet, wie jetzt Viele. Und ſo hab' ich auch jetzt vorausgeſagt, daß du bald erſcheinen werdeſt, in Glanz. — So ſprach ſie, als ich mit ihr redete, aber ich habe ſie auch gehört, als die Gabe der Weiſſagung über ſie gekommen war, wie vor vierzehn Jahren. Da lag ſie geſchmückt auf ihrem Bette und hatte die Augen geſchloſſen, und ſah Keinen von uns. Dich aber ſah ſie in deiner Königspracht, im ſternenprangenden Kleide des Heils, und wie ſie es ſah, ſo verkündete ſie es mit frohlockenden Worten. Da ſprach ſie auch, du werdeſt eine Königin auf Davids Stuhl neben dich erheben, ſchön und herrlich, wie ein Tag im Haine des Hermon und eine Nacht im Heiligen des ſalomoniſchen Tempels, und ihr Haupt werde leuchten wie die Sonne, wenn ſie umlockt von Goldgewölk in das cypriſche Meer unterſinkt. Und ſie ſei die dir beſtimmte Gemahlin —“

„Das ſagte Jeruſa mit prophetiſchem Munde, erleuchtet vom Geiſte des Herrn!“ rief Sabbathai. „Das iſt mir ein neues Zeichen, wodurch der Himmel zu mir redet. Wiſſe, auch von andrer Seite iſt mir gleiche Kunde gekommen auf eben ſo wunderbare und geheimnißvolle Weiſe, und wir ſind deshalb in Aegypten. Der Herr unſer Gott ſendet Wunder auf Wunder aus, mir zu verkünden, daß der Tag herannahe, an welchem das größte Wunder

der Welt geſchehen wird an mir, ſeinem Auserwählten. Mein Herz bebt vor wonniger Ahnung, daß nun Alles in Erfüllung gehen wird, was ich euch verkündet, und wie es ſtill in mir gelebt. Doch du ſollſt nachher Alles erfahren, was mir begegnet iſt. — Zuvor berichte mir weiter. Sagſt du mir nichts von Mihurmah, der holden Mutter meines Ruben?“

„Mihurmah läßt dir ſagen: Herr, mein hoher Meiſter, die Nacht iſt geflohen. Tritt hervor aus deinem Zelte, wie die Sonne hinter der Wolke hervortritt, und laß die Völker dein Angeſicht ſchauen. Ich ſaß einſt an den rinnenden Quellen und trank Lebenswaſſer, nun bin ich eine Dürſtende. Ueberſtröme mich bald mit den Bächen deines Labſals. Nur in dir und durch dich kann ich glücklich ſein, und ich möchte mich unter deine Füße ſchmiegen und deine Sohle küſſen, damit du weich und ſanft wandelſt. Ich habe meinem Manne Kinder geboren und habe ihm ſein Haus verwaltet; aber meine Seele iſt in Traurigkeit geweſen, deinetwillen. Mir kann es nicht genügen, ein Weib zu ſein, wie andre Weiber; mein Herz ſehnt ſich in rauſchenden Geſängen deine Größe zu verkünden und meine Begeiſtrung für dich in jede Bruſt zu hauchen. Wie die Feuerſäule möchte ich vor deinem Königszug einherwandeln bei Nacht, und wie die Wolkenſäule bei Tag, daß es alle Welt hörte und ſchaute, daß du der verheißene König biſt. Dann wann du auf deinen Thron geſtiegen biſt und neben dich erhoben haſt die rechte Königin, möchte ich an den Stufen desſelben verhallen, wie ein Lied, verlöſchen wie ein Feuer, verſchwinden wie eine Wolke. Aber auf Ruben laß fallen einen Strahl deines Glanzes und gedenke bei ihm ſeiner Mutter.“

In Sabbathai's Bruſt tauchten ſchöne wehmüthige Erinnerungen auf und feuchteten ihm die Augen. Ein Seufzer rang ſich los von ſeiner Bruſt. „Und haſt du auch nach Thamar gefragt?“ hauchte er dem Boten ſeiner Liebe mit leiſer, faſt zitternder Stimme zu. Da zog Baruch einen Brief aus dem Buſen und überreichte ihn dem Chacham mit den Worten: „Darüber ſchreibt dir Jakob Ben Eliah der Arzt, der mit ihr geſprochen.“

Zitternd vor Erwartung öffnete Sabbathai des Schreiben, ſeine Blicke flirrten, dann verdüſterten ſie ſich. Er faltete den Brief zuſammen, ſteckte ihn ein und ſagte: „Jakob Ben Eliah hat recht. Wohl achtet die Sonne des duftenden Blümleins auf dem Felde. Sie ſprengt mit ihrem Strahl ſeine Knospe und ſaugt den Thautropfen aus ſeinem Kelche. Aber es vermag nicht zu faſſen die Glut ihrer Strahlen, noch das Feuer ihres Wandels. Es welkt dahin, wenn mehr als ein Blick ſein Haupt trifft. In den Palmen der Wüſte und in den Cedern des Libanon hängen ihre Strahlen früh und Abends und ihre Blüthen küßt ſie beim Aufgang und Niedergang. Wohl liebt' ich die reizende Blume der Flur, aber die Hand eines Chriſten hat ſie in ſeinen Garten gepflanzt, und ich muß mir die Ceder ſuchen, oder die Palme, die meiner Größe würdig ſei. — Auch Villegas berichtet mir, daß alle Herzen voll ſeien der Gewißheit, meine Stunde werde bald ſchlagen, und wenn dies wahrhaftig Gottes Wille ſei, ſo würde mir auch und gewiß nicht auf gemeine Weiſe die hehre und herrliche Tochter Israels zugeführt werden, die der Herr zum Weibe des Meſſias erkoren habe. Sieh', auch über den alten Arzt iſt die Gabe der Weiſſagung gekommen; ſo außerordentlich iſt dieſe

Zeit. Und ſollen nicht nach allen heiligen Lehren die Tage vor dem Erſcheinen des Meſſias außerordentliche ſein und die Menſchen nicht mehr wandeln in den gewöhnlichen Fußtapfen? — Sieh, Baruch, das iſt ja der Zweck meiner Reiſe nach Aegypten, daß ich die hohe mir beſtimmte Königin finde. Und da nun Alles eingetroffen iſt, wie es mir vorher iſt verkündet worden, ſo wird auch das Letzte und Größte zu Tage kommen, nach der Verheißung.“

„Du ſetzeſt mich in hohe Verwunderung, Chacham! So ſage mir auch, weßhalb du mich nach Kairo beſtellteſt?“

„Um durch deinen Mund Bürgſchaft zu erhalten, von dem Vergangenen auf das Kommende, und wenn ſie mir geworden, dich zum Zeugen zu beſtellen meines Glücks und der Wahrhaftigkeit der Prophezeihungen. Höre, was ich dir mittheile und ſtaune darüber! Du kennſt mein ſtilles Leben und meine glühenden Hoffnungen in Jeruſalem. Aber ich hatte die letztere in meine Bruſt verſchloſſen. Umlauerten mich nicht der Haß, die Verfolgung, der Mord. Iſt nicht der mächtige Oberrabbiner Chananiah Ben

Jakir, der mir trotzig in's Geſicht behauptete, er ſei Mihurmah's Vater, und ich habe ihm die Tochter zum zweiten Mal und für immer geraubt, mein bitterſter Feind? Nimmer hab' ich ein Wort verloren von meiner hohen Beſtimmung, kaum im Kreiſe meiner vertrauteſten Schüler darauf hingedeutet; denn ich lebte der Gewißheit, daß einſt der Tag kommen werde, wo ein Engel, aus dem Munde Gottes hervorgewandelt als lebendig gewordenes, morgenrothleuchtendes Wort der Erfüllung, zu meinem Geburtsengel, der aus Azilah entſprungen iſt — der einzige azilatiſche Geiſt auf Erden — hinzutritt, ſich verneigt und ſpricht: auf, führe den Meſſias zu ſeiner Herrlichkeit! Und daß nun dieſe Stunde naht, die ich erſehnt in meinen einſamen Nächten, darauf deuten alle Zeichen. Da geſchah es, daß ich im Laufe dieſes Sommers beſchloß, das Feſt des Neujahrs und das Feſt der Verſöhnung einſam für mich zu feiern, fern von allen Menſchen. Und ich zog zu ſeiner Zeit hinab in die Wüſte Judah, in die wilden Berge am todten Meer, wo jetzt der wilde Araber ſein Roß anbindet. Und ich hatte mein Lager eines Nachts aufgeſchlagen unter einem

Felſen am Ufer des Meeres, das Sodom und Gomorrah verſchlungen; denn es war weit und breit kein Baum zu ſehen, noch ein Buſch. Ich entſchlief. Plötzlich hörte ich mich laut bei meinem Namen gerufen; eine helle, ſüße Stimme, wie die eines Engels drang in mein Ohr. Ich erwachte und fuhr empor. Und ſiehe, das ganze Meer vor mir ſtand in lichtem Feuer und auf einer den Fluthen entragenden Felſenſpitze vor mir glänzte ein Engel im Lichtgewand; er hatte nicht übermenſchliche Geſtalt, damit er mich nicht erſchrecke, aber ſein Angeſicht leuchtete wie ein Spiegel, in welchem die Sonne ſtrahlt und ſeine Locken troffen von Lichtfunken, ſo daß ich mein Auge abwenden mußte, um nicht geblendet zu werden. Und er ſprach zu mir: Sabbathai Zewi, der du der Auserwählte Gottes biſt ſeit der Erſchaffung der Welt, ſein Volk zu beglücken, nachdem es genug gebüßt für ſeine Miſſethat, du ſollſt wiſſen, daß auch die Zeit deiner Schmerzen vorüber iſt und du reif biſt zum großen Werke der Erlöſung Israels. Der Tag und die Stunde, wo du dich offenbar machen ſollſt, jagen heran auf flüchtigen Roſſen, und ehe die Sonne wieder ſtehet an derſelben Stelle, wo ſie heute ſtand, ſoll es vollbracht ſein. Ganz Israel wartet auf deine Ankunft, ohne daß du es weißt und der Herr unſer Gott hat den Mund neuer Propheten geöffnet, die von dir zeugen, gleich den alten. Mache dich alſo auf im Laufe des Monats Eisleu; denn ſo befiehlt dir der Herr durch meinen Mund, und ziehe ſtill nach Aegyptenland. Dort richte es genau ein, daß du am Abend der Faſten der Belagerung Jeruſalems unter den Pyramiden biſt, wo du ſo oft gewandelt biſt bei Tag und Nacht unverletzt durch die Haufen der räuberiſchen Araber, und zum Herrn aufgeſchrieen haſt im heißen Gebet, wenn du im Nilfluſſe gebadet. In dieſer Nacht eben, wenn der Mond voll wird, tritt an die große Pyramide und ſteige die ſteinerne Staffel getroſt hinauf bis zur Thüre der Eingangspforte. Stoße ſie auf, ſie wird ſich öffnen. Wandle durch die Finſterniß, ein Engel wird dich führen. Der Herr iſt bei dir und ſein Licht wird dich plötzlich umſtrahlen. Dort wird der Herr dein Gott ſich dir offenbaren und dir geben, was dir fehlt. Dort wird dir der Stern aufgehen, der mit dir wandeln ſoll durch Erde und Himmel, und von dieſem Tage an ſoll deines Reiches Herrſchaft beginnen. An dieſer Stelle war Israel in tiefſter Schmach, als es Ziegeln brannte und baute davon die Pyramiden und Städte für die Könige Aegyptens, alſo ſoll auch an dieſer Stelle ſein höchſter Glanz beginnen und von da ausgehen in alle Welt. Und daran ſollſt du ein Zeichen haben, daß du erkenneſt des Herren Wort, das aus meinem Munde gehet: ſo wahr das Eine in Erfüllung gehen wird, wird auch das Andre geſchehen und das Dritte. Alſo ſpricht der Herr. — Mit dem letzten Worte war Alles verſchwunden und tiefe Nacht lagerte ſchauerlich um mich her, und ballte ſich in den tiefen Bergſchluchten, ihre Schrecken zu vermehren; und mir war's, als hörte ich das Thier der Wüſte ſchreien nach Raub. Ueber mich aber kam eine große Furcht und ich fiel wieder auf mein Angeſicht und betete bis der Tag graute. Dann wandelte ich einſam mit Faſten und Beten und fleißigem Studiren durch die grauſige Berg und Felſen-Einöde, um die Ufer des Salzmeers, die erſtorben und öde ſind, und beging mich mit dem Geiſte des Herrn, der mir noch andre Engel ſandte, in die Wüſte. Nachher ſtieg ich hinauf zum

Jordan, wo er zürnend ſein ſüßes Waſſer in das Salzmeer ergießen muß. Und es war wieder Nacht. Ich tauchte meine durſtigen Glieder mit Wolluſt in die Wellen des heiligen Fluſſes. Da fuhr plötzlich wieder Glanz über die Wellen und ich hörte die Worte: Gedenke des zehnten Tages des Monats Tebeth! — Und wieder war Alles verſchwunden. Dieſer Tag aber iſt, wie du weißt, das Faſten der Belagerung. — Als ich nun heimkehrte, ging der erſte Theil jener Weiſſagung in Erfüllung. Kunde auf Kunde lief ein: Israel erwarte zum nächſten in mir ſeinen Meſſias. Niemand wußte, woher dieſe Stimmen erſchollen waren. Und Engel erſchienen mir alle Nacht und verkündeten mir das Reich des Herrn. Und nach Wochen kam auch ein Bote von meinen Brüdern und meiner Mutter, die ließen mir ſagen: Jeruſa, deine und unſre Schweſter iſt wieder vom Geiſte des Herrn überſchattet und weiſſaget wie vor dem. Der Arzt Jakob Ben Eliah hat aufgeſchrieben, was ſie mit prophetiſchem Munde zu ihm geſprochen. Ihm hat ſie das Heiligſte enthüllet; wir haben nur gehört, wie ſie von dir verkündete, daß du bald erhöhet werden würdeſt zum Fürſten des Heils. — Als ich den Brief las, der hebräiſch verfaßt war, erſchrack ich ſehr; denn es ſtand geſchrieben: Ziehe aus Herr, der du eine Leuchte ſein wirſt auf dem Berge Gottes, allen Völkern zu ſtrahlen, ziehe aus nach Aegypten, und ſteige in der Nacht der Faſten der Belagerung in die Pyramide, welche man die des Cheops nennt. Die Thüre, die lange verſchloſſen war, wirſt du offen finden. Und drinnen im Hauſe des Todes wird dir das ſchönſte Leben aufflammen gleich einer Fackel in der Nacht. Dort wartet auf dich in Glanz und Schönheit, was dir der Herr bereitet hat, damit du groß werdeſt und herrlich und dir eitel Luſt und Wonne erblühen auf Erden. Da wird erfüllet werden der Spruch: du Tochter Zion, freue dich ſehr, und du Tochter Jeruſalem jauchze! Siehe dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einem Eſel auf einem jungen Füllen der Eſelin. — Von all dieſem ſchwieg ich und behielt es bei mir; ſelbſt dir entdeckte ich nichts. Vielmehr ſandte ich dich nach Smyrna, damit du ſichre Nachrichten einzögeſt von Allem, was ſich in Bezug auf mich begeben, um zu unterſcheiden, was wahr ſei an jenen Kunden, und was nicht. Und ich beſtellte dich hierher nach Kairo, um mich nach dem Ausſpruche deines Mundes zu richten. Siehe, nun iſt das Erſte und Zweite eingetroffen, wie es mir der Engel prophezeit hat in jener Nacht in der Wüſte, und daran erkenne ich, nach ſeinem Worte, daß auch das Dritte in Erfüllung gehen wird, und mein Herz iſt voll hoher Freudigkeit.“

Da küßte Baruch den Saum von Sabbathai's Kleid und rief begeiſtert: „Gelobet ſei der Herr, der mich, ſeinen geringen Knecht auserſehen hat zu ſo hoher Gnade, daß ich dem großen König Israels, der du biſt, dienen darf und ihn auf meinen Armen heben kann auf Davids Thron!“

Sabbathai küßte die Stirn des getreuen Schülers, und Beide gingen in die Herberge ihr Abendmal zu bereiten.

Die Mondnacht lag auf der Wüſte, wie das Baartuch auf der Leiche. Nichts von all dem Zauber, der die ſommerlichen Mondnächte eines lebenden Landes umſpinnt! Hier war alles todt. Und dieſe lautloſe Einſamkeit, dieſe furchtbare Stille, die über dem erſtarrten Sandmeer, wie ein eiſerner, athemloſer Schlaf, gebreitet liegt, melancholiſch überglänzt vom fahlen Einerlei des Mondlichts, redet fürchterlicher in das Ohr des bebenden Wandrers als Geſchützesdonner. Der Wahnſinn hockt in dieſer blaßlichten Stille und bedient ſich des Mondſtrahles, um am menſchlichen Gehirn zu ſaugen, das ſich hierher verirrte. — Und doch in dieſer Stille welch ein ungeheuer Großes! Was ſind doch alle Laute, die das ſchwache Menſchengeſchlecht umtoſen gegen ſie! Sie iſt der ruhige, beſchauende Gedanke Gottes, das Auge, das ſinnend auf der Welt ruht. Nur des Menſchen Gedanke kann ſie nicht erfaſſen, es erträgt ſie nicht. Hier iſt der Anfang vom wandelloſen ewigen Nichts und der Menſch ſchaudert zurück. Der arme, ſchwache, hülfsbedürftige Sohn der Zeit will einen Baum mit grünen Aeſten und duftenden Blüthen, er will einen Raſenteppich und einen Blumengarten, er will ſingende Vögel im Gebüſch und brüllendes Vieh auf der Weide, er will Obſt und Früchte, das Rind und das Lamm für ſeine Speiſe, die Quelle und den Saft der Traube zu ſeinem Trank;

er will Hunger und Durſt ſtillen und ſeine Sinne vergnügen. Er iſt der Sohn der flüchtigen Stunde und nennt ſich ſtolz den Herrn der Natur. Ernſt hat die Wüſte den Thoren ausgeſtoßen. Sie hat ihn nichts zu bieten, und ihre heiligen Genüſſe ſind nicht für verwöhnte Kinder des Augenblicks. Wer zur Nachtzeit über die Pforte der Wüſte tritt in ihr ſchweigendes Tempelheiligthum, muß hinter ſich laſſen die Begierde nach irdiſchen Freuden. Sein Hunger ſei mit einer Dattel geſtillt, ſein Durſt mit einer Hand voll Waſſer. Aber frei iſt er wie das Roß in der Steppe, frei wie der Vogel in der Luft, und es warten Genüſſe ſeiner, von denen die übrige Welt nichts kennt. Darum ſtreift nur der rauhe Araber, der Räuber, auf dem Rücken ſeines Pferdes durch die Wüſte; er allein iſt ihr freier Sohn.

So auch wandelte Sabbathai Zewi in der Wüſte, ſo trat auch er aus dem fruchtbaren Nilthal hinauf in die Pyramidengruppen von Gizeh. Dort ſtehen die drei einſamen Koloſſe, von Menſchenhand erbaut, und ſie hat die libiſche Wüſte zu Hütern und Wächtern ihres Eingangs gewählt, zwiſchen die Pyramiden hat ſie ihre Schwelle geworfen. Zu ihren Füßen hat ſie ſich gelagert und ihre eignen Füße an die Steinwände geſtemmt, deren Marmor ſie herabgetreten und in den Sand zerſtreut.

Es war Nacht und Mondſchein. Der Nil träumte und ſprach irr; ſeine Lippen bewegten ſich, aber kein Rauſchen ward vernommen. Die Wüſte hielt den Athem an ſich. Der Araber ſchlief auf dem Sattel ſeines Pferdes. Die Pyramiden ragten abenteuerlich in die Luft, wie verkörperte Schmerzensſchreie ganzer Völkerſchaften der alten Welt, Schmerzensſchreie von der blut und ſchweißgetränkten Erde gegen den gleichgültigen Himmel ausgeſtoßen, der die Geplagte auch noch mit ſeiner Sonne marterte, verzweiflungsvoll ausgeſtoßen, wie von einem brüllenden Meere, aber ſchwächer werdend und verhallend, eh ſie die Wolken erreichten.

Ein kleines Boot ſchlich langſam den Nil hinauf und bog in einen der Kanäle ein, der zu den drei Pyramiden bei dem Dörfchen Gizeh führte. Die dunkeln Rieſenmaſſen dieſer Steingebirge breiteten ſich weiter, gewaltiger, maſſenhafter aus, je näher ihnen die nächtlichen Schiffer kamen. Endlich lag die Pyramide des Cheops im fahlen Mondſchein vor den Blicken der Staunenden, wie eine ungeheure, ſchroffe Felſenwand. Unmöglich konnte der Blick ihren Gipfel erreichen, er verlor ſich in der Dämmerung der Höhe.

Das Boot wurde am Ufer angebunden. Sabbathai trat mit Baruch und Ruben an die Pyramide. Der Knabe ſchauerte. Schweigend wandelten ſie nebeneinander, jeder von ungewöhlichen Gefühlen ergriffen, die der Mittheilung nicht fähig waren. So gelangten ſie an die rieſige Treppe, die, aus mächtigen Granitſtucken beſtehend, auf die Spitze oder vielmehr Platte der Pyramide führt. Etwas uber hundert Fuß über dem Sandboden gelangt man von der Steinſtiege aus an die Pforte. Stumm und ſtaunend ſahen die nächtlichen Wandrer an der Treppe hinauf, die ſich im graufahlen Licht der Mondnacht verlor, gleichſam als führe ſie in den Himmel. Schauder rieſelten durch die Gebeine der Schüler.

„Harret im Boote meiner Wiederkehr!“ brach Sabbathai zuerſt das Schweigen, und erklimmte mit Mühe die erſte hohe Staffel der mächtigen Treppe.

„Mein Ohm!“ rief Ruben von Angſt übermannt, „gehe nicht allein in den düſtern Bau! laß mich nicht mit Baruch allein hier! Ich verginge vor Furcht. Nur bei dir kann ich ruhig ſein. Nimm uns mit dir. Wir ſind beide reinen Herzens.“

„Ich ſtimme ſeiner Bitte bei,“ fügte Baruch hinzu. „Dich könnte ein böſer Geiſt verblendet haben und dich in's Verderben locken. Beſſer wir weichen nicht von deiner Seite, Chacham.“

„Den Weg, den ich gehe, muß ich allein wandeln,“ verſetzte Sabbathai ernſt und feſt. „Und vor wem ſollte ich mich fürchten? Hat mir der Herr unſer Gott nicht die herrlichſten Prophezeihungen von dieſem Rieſenhauſe des Todes zukommen laſſen? Wäre ich würdig der Meſſias zu ſein und die Krone Davids zu tragen, wenn Zweifel und Furcht mein Herz überkämen? Bin ich nicht ſtets in Mitternächten gewandelt und in den brüllenden Keſſel des Meeres geſtiegen? Und hielt nicht ſtets der Herr ſeine Hand über mir? Geht, ihr Kleingläubigen, ihr wiſſet nicht, was der Meſſias in ſeiner Bruſt trägt! Geht, ich befehle es euch, und harret im Boote, bis ich wiederkehre!“ — Raſch ſchwang er ſich von Stufe zu Stufe immer höher, bis das thränende Auge der angſtvollen Schüler ihn kaum mehr erkennen konnte. Tiefe Stille breitete ihren ſchweren Fittich wieder über die öde Landſchaft. Trauernd ſchlichen die Beiden nach dem Boote zurück. Ruben verhüllte weinend ſein Haupt mit dem Mantel, Baruch ſtreckte ſich auf den Boden nieder. Der Hauch der Wüſte glitt warm über ihre Häupter und brachte ihnen unvermerkt auf ſeiner Woge den Schlummer. —

Sabbathai erreichte muthig die hohe Pforte. Sein brennendes Auge erblickte das Nilthal in die geiſterhaften Tinten des Mondes getaucht, unter ſich. Tief ruhte das Land der Wunder im eiſernen Todesſchlaf zu ſeinen Füßen. Er wandte ſich nach dem dunkeln Eingang, und ein leiſer Schauer durchflog ihn. Ein lautloſes Gebet erblühete von ſeinen bebenden Lippen, und ſelige Ahnungen ſchwellten ſogleich wieder ſeine Bruſt. Er trat hinein. Die undurchdringliche Nacht des Grabes umballte ihn. Muthig wollte er vorwärts, aber der Gang war ſo enge, daß er nicht aufwärts gehen konnte. Scheues Nachtgeflügel fuhr kreiſchend auf. Der Weg ſenkte ſich allmälig abwärts. Da dämmerte es ſanft von unten, ein Lichtſtrahl zuckte empor. Ein ſtarker, ſeltſamer

Duft umdämpfte den abenteuerlichen Wanderer, eine ſanfte Hand faßte die ſeinige und zog ihn, flüſternd: „Ich bin ein Engel des Herrn, folge mir getroſt!“ zu Boden. Aus weiter Ferne tönte eine herrliche, liebliche Muſik. Der Duft wurde ſtärker, die Sinne vergingen ihm. Nun war ihm, als werde er auf Engelsarmen durch ſchöne Gänge und noch ſchönere Gemächer getragen, Muſik und Weihrauchdüfte umhauchten und umgaukelten ihn. Einen Augenblick ſpäter kam er wieder zum feſten Bewußtſein; die ſüße Befangenheit ſeiner Sinne wich von ihm, er ſchlug betroffen das Auge auf, und ſah ſich von unausſprechlich prächtigem Glanze, wie aus tauſend Kerzen ſtrömend, umloht; die koſtbarſten Düfte arabiſcher Spezereien wogten ihm entgegen, die Muſik tönte lauter und lieblicher. Sabbathai ſah ſich in einem weiten Marmorſaal, deſſen glänzende Wände herrlich verziert waren, und vor ihm ſaß im reichſten Schmuck einer orientaliſchen Königin ein weibliches Weſen, für deſſen außerordentliche Schönheit und höchſten Liebreiz ſein wonnetrunkenes Auge nicht Maß noch Ziel finden konnte. Ihr großes, dunkles ſtrahlendes Auge ſchien eine Lebensquelle zu ſein, unergründlich aber ſtets Wonne ſpendend, Flammen ſtrömend, Herzen zu durchglühen und zu verzehren. In ſchwarzen Locken floß ihr glänzendes Haar auf Schultern und Nacken, die ein Praxiteles mit ſchöpferiſchem Meiſel aus pariſchem Marmor hervorgerufen, um eine Venus zu ſchaffen. Welche Grazie lagerte um dieſen blühenden Mund, alle Entzückungen der Liebe und des Genuſſes ſchaukelten ſich auf dieſen geſchwellten Lippen, duftig und purpurroth, wie die eben geſprungene Knospe der Granatblüthe. Auf dieſe zarten, ſanft gewölbten und gebogenen Wangen hatte der junge Tag ſeine Lilientinten gegoſſen und die Morgenröthe ihre ſanfteſten Roſen darüber gehaucht. Sie ſtand auf; ihre goldnen Gewänder rauſchten, die edelſteinblitzende Krone auf ihrem Scheitel zitterte, wie in höchſter Wonne, auf ſolchem Haupte zu ruhen. Welch ein Wuchs! Welch eine vollendete Schönheit! Das war Eſther die Königliche, und Phryne, die Reizende, in einer Perſon. Es dünkte Sabbathai, ſie müſſe der Engel der Jugendreize ſelber ſein. Eine liebliche Stimme erſchallte von Oben „König der Juden, ſiehe hier deine Königin!“

Mit wollüſtigem Beben drangen dieſe Worte Sabbathai durch Mark und Bein. Doch eh er ſich faſſen konnte, redete ihn die Liebreizende mit ſäuſelnder Silberſtimme an: „Gelobt und gegrüßt ſeiſt du, Sabbathai Zewi, glänzender Jakobsſtern, der du aufgehſt mit Pracht und Herrlichkeit dem Volke Iſrael! Der du kommſt im Namen des Herrn unſers hochgelobten Gottes, der mich würdig befunden, das Ruhekiſſen deines Hauptes zu ſein und der Leuchter deiner Flamme! Die Engel des Herrn haben mich dir zugeführt und dich mir gezeigt im göttlichen Geſicht. Darum weiß ich, daß du's biſt, und kein Andrer.“

Sabbathai war im ſprachloſen Entzücken vor der Herrlichen in die Knie geſunken, und rief jetzt: Auch mich haben die Engel des Herrn dieſe Stiege geleitet, daß ich dich endlich fände, prächtige Blume Sarons, die du mir beſtimmt biſt vom Anbeginn der Welt. Ja, du biſt's, du! von der die Träume meiner Jugend geſchwelgt, die mir die Engel in üppigen Bildern vorgeführt, nach der meine Seele geſchmachtet, ſeit der erſte Gedanke an meine Beſtimmung mir wie ein Gewitterſturm durch ſie brauſte. Du biſt die Palme der Wüſte, du die Ceder des

Libanon, in der die Strahlen meiner Sonne aufruhen ſollen, wenn ſie die Erde erleuchtet und erwärmt. Du biſt die ſelige und beſeligende Meſſiasbraut, die Gattin des Erlöſers, die Mutter der künftigen Könige Juda's.“

„Heil dir, Heil, mein Geliebter, daß du mich erkennſt, ſo wie ich dich erkannt habe. Denn auch mir hat von frühſter Jugend von dir geträumt, und die Engel, die mich bedient, haben mir von dir erzählt, Sabbathai, König! Ich wußte nicht, wo ich dich ſuchen ſollte, aber der Engel meines Lebens ſprach zu mir: Wenn die rechte Stunde gekommen iſt, mit welcher ſein Reich beginnt, dann werden dich die Engel des Herrn führen, dich zu ihm und ihn zu dir. Und wie er geſagt, ſo iſt es heute eingetroffen. Darum ſei der Herr geprieſen! Ich will meinen Mund aufthun, wie Debohrah und Gott loben, für die Gnade, die er an mir gethan, daß er ſeine Engel geſandt, die mich geführt und meinen Fuß behütet haben. Laß es aber ein tiefes Geheimniß ſein, wie ich mit dir vereinigt worden bin. Alſo will es der Herr.“

„Kein Sterblicher erfahre von den heiligen und göttlichen Wundern, die uns umwalten!“ verſetzte Sabbathai.

„Mit mir nur trinke den ſüßen Becher der Vereinigung, den uns die Engel kredenzt haben,“ flötete ſie und reichte ihm eine goldene Schaale voll purpurnen, duftenden Weins. „Und dann gib mir den bräutlichen Kuß.“

Sabbathai ſchlürfte begierig das Blut der Traube aus dem koſtbaren Gefäß und ſank von unausſprechlicher Seligkeit trunken in die Arme der luſtreizenden Huldgeſtalt. Sein Auge glühete, wie von den Feuern des Himmels erleuchtet, ſein liebedurſtiger Mund ſuchte und fand ihre friſchen, heißen, würzigen Lippen, ein göttliches Gefühl, wie er noch nie empfunden, durchzuckte ihn; Wonnen auf Wonnen blitzten ihm empor, dehnten goldne Knospen nach ihm aus, öffneten purpurne Blumenkelche, und ſtrömten ihm Duft und Farbenpracht zu. Es ſproßten Flügel an ſeinen Schultern, mächtige Fittiche, getaucht in die Farben der Morgenröthe, und rauſchten, wie Geſänge, die für ſterbliche Ohren zu herrlich ſind. Sein Kleid war die flammende Pracht des Abendhimmels, durchwirkt mit dem Lilienſchnee des Stuhles der Herrlichkeit. Und er flog empor, die Geliebte im Arm, gleich ihm ein ſtrahlender Engel. Verſchwunden war das enge Gemach. Hinaus ſtürmte ihr Flug in den ewigen Weltraum. Sterne rollten um ſie den feurigen Gang, Sonnen tanzten flammend nach Sphärenmuſik, und unzählige Schaaren prächtiger Engel ſtiegen empor aus der Klarheit, die tief unter ihnen war, und Seraphim und Cherubim wandten verlangend ihr Antlitz ihnen zu. Da erſchien der Engelfürſt Michael in der Mitte des Firmaments — ſeine Augen flammten wie Sonnen, ſeine Flügel rauſchten wie das Weltmeer im Sturme — und er poſaunte mit einem gewaltigen Tone durch die Welten; auf dieſen Donnerruf erſchienen Moſes und Elias, angethan mit Kleidern der Herrlichkeit, und riefen zu der Erde: Sei gegrüßt, du Sohn Davids, oberſter aller Engel, Licht aus Azilah, Fürſt des Wortes Memra, das du ſelber biſt, Sehnſucht Israels, ſei willkommen! Und gegrüßt die Königin, die dich beglückt, die Auserwählte Gottes, die Fürſtin der Schönheit, ſei willkommen! Der Meſſias iſt gekommen! der hochgelobte Fürſt des Heils iſt erſchienen ein Retter ſeinem Volke! Kommet her, ihr Kinder Jsrael, die ihr geflohen ſeid in die Wüſte Judah, ihr Kinder derer, die gefangen ſaßen in Aſſyrien und Babylon, ihr zehn Stämme, die verloren waren, ihr ſollt Theil haben am großen Heil! Faſſet nun wieder Muth; denn eure müden Hände ſollen geſtärkt werden, eure erlahmten Füße ſollen Kraft empfangen, eure Herzen ſollen gebadet werden im Thau des Hermon und eure Augen gewaſchen mit dem Brunnen des Heils, damit ihr erkennet, wie Gottes Zorn vorüber, und er nun ſein auserwähltes Volk gnädiglich heimgeſucht und die vollkommene Erlöſung vorhanden iſt. Und ſiehe, es kam eine große Furcht über alle Völker der Erde, und ſchwere Krankheiten befielen ſie. Aber die überall zerſtreueten Juden gürteten ihre Lenden, verließen Haus und Hof und zogen ſchaarenweiſe nach Jeruſalem. Dort leuchteten die Burg Zion und der Tempel Salomons, neu erbaut, wie von Edelſteinen und Perlen, und der Sonnenſtrahl brach ſich, tauſendfach blitzend und in allen Farben prächtig ſpielend. Der Tempel aber war derſelbe, den Ezechiel ſchauete in ſeinem göttlichen Geſichte. Da dieß alles der wilde Armillus, der Sohn der ſteinernen Frau zu Rom vernahm, rüſtete er ſich und brach auf mit großen Schaaren gen Jeruſalem, den neuen König zu bekriegen, der mit ſeiner Königin in Zion auf einem diamantenen Throne ſaß. Aber Gott ließ alsbald Feuer und Schwefel vom Himmel fallen, daß er flammte als eine blutige Lohe und ein wogendes Meer von gelber Glut. Die Engel aber ſangen: Und ich will ihn richten mit Peſtilenz und Blut, und will laſſen regnen Platzregen von Felſen, Feuer und Schwefel über ihn und ſein Heer, und über das große Volk, das mit ihm iſt. — Und das Haus Jakob ſoll ein Feuer werden, und das Haus Joſeph eine Flamme, aber das Haus Eſau Stroh, das werden ſie anzünden und verzehren, daß dem Hauſe Eſau nichts übrig bleibe. Der böſe Armillus mit ſeinem ganzen Heer und ihre Städte und Dörfer wurden gefreſſen und vertilgt von dem himmliſchen Feuer. — Da poſaunete der Engelfürſt Michael zum zweiten Mal einen großen und langen Ton über die Welt, und die Gräber hoben ſich und thaten ihren Mund auf und die Erde gab die Todten wieder. Und alles, was beſchnitten war ſeit Abrahams Zeit, wandelte lebendig hervor, und alles Volk zog gen Jeruſalem, den Meſſias zu begrüßen und anzubeten im neuen Tempel. Die Könige der Völker rüſteten ihre Wagen und zäumten ihre Pferde, ganz Israel zu führen gen Zion, und das Schiff des Meeres war beladen und das Kameel der Wüſte. — Da poſaunte der Engelfürſt Michael zum dritten und letzten Mal, und ſiehe, die zehn Stämme, die verloren waren, brachen auf, und das Erdreich hinter ihnen, indem ſie zogen, wurde lauter Feuer und Flamme. Und die Wolkenſäule ging vor ihnen her bei Tag und die Feuerſäule bei Nacht, und es öffneten ſich die Brunnen, die aus dem Baume des Lebens floſſen, und es fiel ſüßes Brot vom Himmel. Die Engel aber ſangen wieder: Ich will Waſſerflüſſe auf den Höhen öffnen und Brunnen auf den Feldern. Ich will die Wüſte zu Seen machen und das dürre Land zu Quellen. Sie werden weder hungern noch dürſten, ſie wird keine Hitze noch Sonne ſtechen; denn ihr Erbarmer wird ſie führen, und wird ſie an die Waſſerquellen leiten.

Und alles Volk langte an in Jeruſalem und betete an vor dem König.

Ein ſchneidender Luftzug ſtrich über Sabbathais Geſicht; er fuhr empor und ſah ſich auf einem weichen Polſter liegen, an ſeiner Seite das reizende Mädchen in einem ſchneeweißen Anzuge zauberiſch hingegoſſen und umfloſſen von den dunkeln Wellen ihres aufgelöſten Haares. Ihre Marmorbruſt wurde von den tiefen Athemzügen des Schlafes langſam emporgehoben und geſenkt, das feuerſtrahlende Auge war von langen ſchwarzen Wimpern bedeckt, die einen leichten, gefälligen Schatten auf die ſanften Tinten der Wange warfen. Sprachlos vor Erſtaunen ſtarrte Sabbathai die reizgeſchmückte Schläferin lange an, und ſein ſtummes Entzücken rang vergeblich mit den Erinnerungen der verwichenen Nacht, ohne die Erlebniſſe derſelben ſich klar machen zu können. War Alles Traum geweſen oder Alles Wirklichkeit? Er wußte es nicht. Ihm war, als habe er eine lange Zeit, für die ſein Geiſt kein Maß hatte, im innigen Verein mit dieſem Engel gelebt und ſei mit ihm bereits der höchſten Wonnen des Meſſiasthums theilhaftig geworden. Endlich erhob er das trunkene Auge mit ſtiller Befriedigung von der Fülle der Reize und wandte es nach oben, nach der Seite.

Prächtige Teppiche waren nicht weit über ſeinem Haupte ausgeſpannt und fielen faltenreich und maleriſch an den Seiten ſeines Lagers herab. Er ſtand auf, und ſah ſich in einem reich verzierten weißen Kleide mit Abzeichen, die dunkel auf die Königswürde hindeuteten; ein goldgeſtickter Purpurmantel und ein prächtiger Tulbent lagen neben ihm. Raſch, von gewaltiger Trunkenheit der Gefühle getrieben, trat er unter dem Zeltdache hervor und gewahrte zu neuer geſteigerter Verwunderung, daß er ſich auf einem kleinen, aber ſehr ſchönen Nilſchiffe befand, das am Ufer befeſtigt, ruhig auf dem Kanal lag, der unſern Kairo mit dem Nil, die Inſel Boulak umarmt. In einiger Entfernung leuchteten die Kuppeln der Moſcheen und die Maſſe der Gebäude durch das erſte, röthlichgraue Licht des Morgens. Alles lag ringsum noch in tiefer Ruhe, kein lebendes Geſchöpf war ſichtbar und der Strom glich einem ſtarren Metallſpiegel. Sabbathai fühlte ſich an die Stirne, vergebens! Nichts wurde ſeiner Seele klar, als der mächtige Gedanke, der mit lebenſchöpferiſcher Allgewalt ihn durchbrauste. Du biſt nun der Meſſias, die Stunde deiner Enthüllung hat geſchlagen, und dieß Meiſterſtück Gottes, dieſer Inbegriff aller Reize, iſt die dir beſtimmte Königin. Was war auch Alles andre gegen dieſen einen Gedanken! Von rauſchenden, farbigen, tönenden Wundern übermächtigt, ergriffen und in den erſten Tag ſeines heiligen Königthums hineingeſchleudert, was kümmerte ihn das ſeltſame Wie? Er war es nun! Das Wort war ausgeſprochen, und hatte ſich als erſte, wunderbare That an ihm verwirklicht. Und hätte dieß anders ſein können, als durch hohe Wunder? der Meſſias konnte ſein Reich nicht antreten, wie ein gemeiner König der Erde. Alſo philoſophirte ſich Sabbathai über die ihm räthſelhaften Begebniſſe dieſer Nacht hinweg, und trat wieder liebeſehnſüchtig an das Lager des blühenden Götterkindes. Da ſchlug auch ſie das große tiefdunkle, verlangenleuchtende, wonnevolle Auge verwundert auf, ihre Arme breiteten ſich wieder aus, und luſtberauſcht ſank der Meſſias auf das duftende Lager, an die ſchwellende Bruſt. Göttliche Küſſe ſprüheten wie Funken, die Blumenkelchen entflattern, wenn der Thau der Nacht ſich buhleriſch in ihren Schoos vergräbt, ſüße Liebeslaute rangen ſich halberſtickt, wie das von allzuviel Wonne erdrückte Luſtſtöhnen der Nachtigal, von heißen, entzückenbebenden Lippen. Der Meſſias ruhte in den Armen der Meſſiasbraut!

„Und wie heißt du, Botin des Himmels, geſandt den Pfad nach dem höchſten Ziele mit mir zu wandeln?“ fragte endlich der liebeſelige König. „Noch nie ſah dich mein Auge. Woher biſt du mir gekommen? Wer hat dich zu mir geſandt?“

„Mirjam iſt mein Name, wie einſt Moſes Schweſter hieß,“ verſetzte ſie. „Der Herr, der dich auserſehen zum Retter ſeines Volks, hat auch mich durch hohe Wunder dir zugeführt. Höre und ſtaune, mein geliebter König und Herr, und erkenne, wie ich dir beſtimmt war. — Ich bin in Podoline geboren; mein Vater war reich und ein getreuer Sohn Israels. Ich war die Freude ſeines Alters, das Augenlicht meiner Mutter, ihr einziges Kind. Mein Vater hatte mit einer frühern Gattin mehre Söhne erzeugt, die aber alle ſchon dem Vaterhauſe entlaſſen waren, als ich geboren wurde. In meinem ſechsten Jahre brachen plötzlich wilde Kriegshorden in unſre Stadt, in unſer Haus; ein wildausſehender Mann riß mich aus den Armen meiner verzweifelten Eltern und führte mich weit hinweg; vergebens war mein verzweifelter Jammer.“

„Bei den Erzvätern!“ rief Sabbathai, „das iſt ja Mihurmahs Schickſal. „Wie unbegreiflich ſchlingt ſich das ineinander! Doch fahre fort und erfriſche meine Seele mit den ſüßen Lauten deines Mundes.“

„Später verkaufte mich dieſer Mann in ein chriſtliches Nonnenkloſter, wo ich aufwuchs. Hier in dieſer Einſamkeit erſchienen mir oft Engel und verkündeten mir, daß ich zu hohen Dingen auserſehen ſei. Allmälig erfuhr ich von ihnen, ich ſei zur Königin der Juden beſtimmt, und dieß ſei die Zeit meiner Verborgenheit. Denn ich müſſe, wie der Meſſias, mein künftiger Herr und Gemahl ſelbſt, eine Zeitlang arm, elend und verborgen leben vor meinem Volke, bis der Gott unſerer Väter meine Herrlichkeit an ſeiner Seite vor aller Welt offenbar machen würde. Die Kloſterfrauen, denen ich diente, erfuhren nie von meinem Umgang mit Engeln. So war ich herangewachſen, und harrte ſehnſüchtig der Erfüllung der mir gewordenen Prophezeihungen. Da, als ich vor Kurzem achtzehn Jahre alt geworden

Bayerische
Staatsbibliothek
München

war, zeigten die Engel dich mir im Traume. Ich ſah dich wandeln im Licht, angethan mit Purpur und Seide, prächtig glänzend und eine Krone auf dem Haupte. Ein Engel ſprach: dieß iſt dein König und Gemahl. Ich erſchrack uber dieß Geſicht. Aber meine Sehnſucht war nur noch größer. Nur ſehr dunkel erinnerte ich mich, daß ich von jüdiſcher Herkunft war; denn ich war in den Religionsgebräuchen der Nonnen erzogen; aber die heiligen Engel, die mir erſchienen, hatten die Ahnung an meine Herkunft in mir erhalten; ſelbſt die Züge meiner Eltern waren nicht ganz aus meinem Gedächtniſſe verwiſcht. Nun erſchien mir in der letzten Oſternacht mein Vater; ich erkannte ihn ſogleich. Ich wollte ihn umfaſſen, aber er wich zurück und ſprach mit einer Stimme, die mir das Blut faſt gefrieren machte, daß er ein Geiſt ſei, der Geiſt meines längſt aus Gram über meinen Verluſt geſtorbenen Vaters. Wiſſe, meine Tochter, ſprach er weiter, daß du eine Tochter Israels biſt, abſtammend aus dem Davidiſchen Geſchlecht. Folge mir, ich bin gekommen, dich zu befreien. Mit dieſen Worten hub er mich, die ich im bloßen Hemde war, aus dem Bette, umfaßte mich mit beiden Armen, daß es mich durch Mark und Bein ſchauerte, und flog mit mir aus dem Fenſter, weit weit durch die Luft. In einem entfernten Lande ſetzte er mich auf einem jüdiſchen Begräbnißplatze mit dieſen Worten nieder: Harre hier bis zum Morgen, wo die Juden aus dem nächſten Orte hierher kommen werden, um einen Todten zu begraben. Fürchte dich nicht, die Engel ſind bei dir. Die Juden werden dich aufnehmen und auf dein Verlangen nach Amſterdam führen, wo du einen Bruder Namens Samuel Meys haſt. Er iſt mein älteſter Sohn. Von da wirſt du nach Egypten reiſen, denn ſo befiehlt es dir der Herr durch meinen Mund, und wird es auch deinem Bruder befehlen. In jenem fernen Lande wirſt du auf wunderbare Weiſe mit deinem dir von Gott Abrahams beſtimmten Gatten, Namens Sabbathai Zewi, welcher der Meſſias aus dem Hauſe Davids iſt, zuſammentreffen, und dich ehelich mit ihm verbinden. — Als er dieſes geſprochen, verſchwand der Geiſt, ich aber blieb in dem ſeltſamen Zuſtande, in welchem ich mich befand, und der nicht Schlaf und nicht Wachen war, auf meinem Grabe ſitzen, bis mich die Leute fanden, welche eine Leiche begraben wollten. Ich fuhr wie aus einem tiefen und ſchweren Traume empor; auch war mir, als hätte ich Alles geträumt, und ich erzählte es auch den Männern nicht anders. Da waren aber Einige darunter, welche behaupteten, ſie kennten einen Handelsmann Samuel Meys in Amſterdam gar wohl, und die ſich erboten, mich dorthin zu bringen. Ich überließ mich ihnen willig; denn ich war in der Gegend ganz unbekannt. So wurde ich denn nach Amſterdam in das Haus des mir als Bruder genannten Mannes geführt, der mich auch ſogleich als ſeine Schweſter erkannte und aufnahm. Wie er mir nachher ſagte, war auch ihm der Geiſt unſres Vaters erſchienen und hatte ihm befohlen, mich aufzunehmen und nach Egypten zu ſenden, wo ich zu hohen Ehren gelangen werde. Als ich noch einige Zeit in Amſterdam verweilte, mahnte mich der Geiſt dringender an die Abfahrt. Mein Bruder verdingte mich auf ein dorthin abgehendes Schiff, und von Engeln, die mich zuweilen ſogar ſichtbar begleiteten, behütet, langte ich im Hafen von Alexandria an. So wie ich den Fuß an's Land ſetzte, trat ein ehrwürdiger Greis zu mir, in deſſen ernſtem, mit langem, weißem Bart gezierten Geſichte, ich nicht ohne ſtilles Grauſen die Züge meines verſtorbenen Vaters wieder zu erkennen glaubte. Aber ſein liebevolles Weſen flößte mir Zutrauen ein. Er nannte mich beim Namen, ſagte mir, er ſei beſtellt, mich zu empfangen, und führte mich in ein großes prächtiges Haus, wo ich herrlich bedient wurde. Als ich dort einige Zeit verweilte, ſagte mir der edle Greis, in der folgenden Nacht werde mein Bräutigam, der Meſſias Sabbathai Zewi kommen, um mich abzuholen. Ich entſchlief von ſeligen Hoffnungen umgaukelt. Endlich weckten mich wunderſchöne Mädchen und ſchmückten mich mit dem Putz, den ſie mitgebracht. Der Greis aber gab mir einen ſchönen Ring, den ich dir als Verlobungsring überreichen ſollte und ſchenkte eine Vaſe voll Wein, mit dir auf unſern Bund zu trinken. Dann entfernten ſich alle und die Mädchen ſangen Brautlieder in den nahen Gemächern, aber es waren Töne wie Engelsmuſik. Nur in der zarteſten Kindheit hatte ich dergleichen gehört. Während dieſer Geſänge tratſt du herein zu mir, ich ſank an deine Bruſt und genoß unausſprechlich hohe Seligkeit, bis ich plötzlich hier unter deinen Küſſen erwache. Sage mir, wie ſind wir hieher gekommen?“

„Weiß ich es?“ verſetzte Sabbathai. „Unauflösliche Wunder haben uns umſponnen, laß ſie dir eine Gewährſchaft ſein unſrer hohen Beſtimmung. Denke nicht weiter daran, wie wir vereinigt worden ſind, das iſt doch unerklärlich; ſind wir doch vereinigt, Herrliche, und dieſes Glücks, wie keins auf Erden weiter laß uns genießen. Es werden auch trübe Tage kommen und harte Kämpfe; denn mein Gang über die Erde wird ein ſchwerer ſein. Die Feinde Gottes werden ausziehen, mich zu vernichten; aber der Herr wird mit mir ſein.“

„Und er hat mich dir gegeben,“ ſprach Mirjam mit unwiderſtehlichem Liebreiz, „damit ich dir die Königsſorgen von deiner hohen Stirne wegküſſe und dir die Laſt düſterer Tage trage. Nicht allein der Ehren ſoll ich theilhaftig ſein, die dich ſchmücken, ſondern auch der Bürden, die dich drücken. Heil dir, mein König und Herr!“

„Heil dir, meine Königin! Und Dank dem Gott unſrer Väter, der dich mir gab und ſich ſeines Volkes nun erbarmte.“

Als ſie noch ſprachen, wurde es lebendig am Ufer, und plötzlich erſchollen Stimmen: „Heil Sabbathai, dem Meſſias Israels, unſerm König!“

Sabbathai fuhr empor und erblickte eine Menge Juden am Ufer, und darunter viele ſeiner Schüler aus Kairo. Von Neuem überraſcht, trat er hinaus unter ſie, und ſie fielen zu Boden auf ihr Angeſicht, dann küßten ſie die Zipfel ſeines Purpurmantels und prieſen laut den Tag, der ihnen den Erlöſer gebracht.

„Woher wußtet ihr, daß ich hier ſei?“ fragte Sabbathai.

„Ein alter ehrwürdiger Greis hat es uns verkündet,“ verſetzten Einige; „auch wußten wir durch einen Brief Nathan Benjamins aus Gaza, daß du bald erſcheinen und als Erretter dich enthüllen würdeſt.“

„Nathan Benjamin?“

„Ja, Nathan Benjamin Aſchkenaſy, Nathan von Gaza oder der deutſche Nathan genannt; er ziehet umher als Prophet und verkündigt dich, hoher Chacham. Ich ſelbſt habe ihn geſehen, als der Geiſt Gottes über ihn kam. Er entdeckte geſchehene Dinge, von denen er nichts wiſſen konnte, und was er vorhergeſagt, trifft pünktlich ein. Ganz Paläſtina iſt ſchon voll ſeines Ruhms und du, von dem er am meiſten prophezeit, ſollteſt nichts davon wiſſen?"

„Ich ſchwör' Euch, meine Brüder, ich weiß nichts!"

„Er ſagt aus, daß ein Mann aus Smyrna, Namens Sabbathai Zewi der Meſſias, der Sohn Davids und der wahre Erlöſer Israels ſei. Ferner, daß ihm durch den heiligen Geiſt aufgetrgaen wurde, die vier Trauer- und Faſttage wegen Zerſtörung Jeruſalems abzuſtellen, denn an dieſen Tagen würde ſich der Meſſias enthüllen und die Schechinah aus der Gefangenſchaft befreit werden. Alles dieſes hat er aus dem Sohar vor vielen Zuhörern bewieſen. An uns hat er vor kurzer Zeit dieſes Sendſchreiben geſchickt, und wie wir hören, haben alle jüdiſche Gemeinden im türkiſchen Reich ein ſolches bekommen."

Man überreichte dem Meſſias den Brief und er las: „Brüder in Israel! Es wird euch hiermit kund gemacht, daß der Meſſias, der in Smyrna geboren iſt, und Sabbathai Zewi heißt, ſein Reich bald offenbaren wird. Er wird dem Sultan die Krone vom Haupte nehmen, um ſolche ſich ſelbſt aufzuſetzen, und der Sultan wird ihm, wie ein Sklave ſeinem Herrn folgen. Dann wird er unſichtbar werden, über den Bach Sambation gehen, daſelbſt eine Tochter Moſis, Namens Mirjam heirathen, und nachdem ſich daſelbſt die zehn Stämme an ihn angeſchloſſen haben werden, wird er auf einem Drachen reitend, deſſen Zügel aus einer ſiebenköpfigen Schlange beſtehen, von Moſes begleitet in Jeruſalem einziehen. Auf dieſer Reiſe wird ihm Gog und Magog mit einem unzähligen Heere überfallen, aber nicht mit Schwert und Bogen wird der Meſſias ſich vertheidigen, ſondern der Hauch ſeines Mundes wird die Feinde zu Boden ſtürzen, und ſein bloßes Wort wird ſie vollends aufreiben. Nach ſeiner Ankunft in Jeruſalem wird Gott den im Himmel aus Gold und Edelſteinen erbauten Tempel zur Erde herablaſſen, worin der Meſſias als Hoherprieſter opfern wird. Ich beeile mich, dieſes Alles Euch bekannt zu machen. Nathan Benjamin Aſchkenaſy.“

Ueber Sabbathais Geſicht waren, während er den Brief geleſen, einige Wolken gezogen. Er ſchien nicht damit zufrieden zu ſein. Doch war er, der ſich den Wundern gefangen gegeben, ſchon genöthigt, dieſen Brief als ein neues Wunder und Zeichen ſeiner Meſſiaswürde anzuſehen. „Ja, ihr Brüder,“ ſprach er feierlich, „mein Reich hat begonnen in dieſer Nacht. Ich bin der Meſſias, den die Propheten geweiſſagt, und ich bin gekommen, euch zu befreien von allen Feſſeln des Leibes und Geiſtes.“ Ein großer Jubel brach unter den Juden aus. Sie holten prächtig behangene Maulthiere herbei und führten den Meſſias und die Meſſiasbraut mit Geſang und im Triumph nach Kairo. In ſeiner Herberge angelangt, fand Sabbathai Kiſten voll Reichthum und ſchönen Schmuckes, die in der verwichenen Nacht von Kameeltreibern für ihn hier waren abgegeben worden, und um ihn ſtrahlte Alles im Glanz eines morgenländiſchen Herrſchers.

Gegen Mittag langten auch Baruch und Ruben in der Herberge an. Ein weißgekleideter, ehrwürdiger Greis in einem Silberbart, hatte, als ſie am Morgen aus dem Schlummer erwacht, neben ihrem Boot geſtanden und ihnen geſagt, daß der Meſſias nach Kairo zurückgekehrt, er ſelbſt aber, der ihnen dieſe Nachricht überbringe, Moſes ſei. So erzählten ſie.

Bald ſtrömten die Juden aus ganz Kairo und den benachbarten Städten herbei, und Viele brachten dem Meſſias reiche Geſchenke. Er richtete eine prächtige Hochzeit aus.

Als ihm Mirjam den Verlobungsring überreichte, erkannte Sabbathai den Ring Salomo's, und er fiel auf ſein Angeſicht und betete. Die letzte Erfüllung, der Talisman der Geiſter ruhete wieder in ſeiner Hand. Und als er aufſtand, ſprach er mit ſtolzer Begeiſterung: „Israel, ich bin dein Meſſias!“

Die Lichtſchule.

Du ſollſt in das Amtsſchildlein thun Licht und Recht, daß ſie auf dem Herzen Aarons ſeien, wenn er eintritt zu dem Herrn, und trage das Amt der Kinder Israel auf ſeinem Herzen vor dem Herrn allewege.

Bibel. 2. Buch Moſes, 28. Kap., 30. V.

„Mitternacht iſt vorüber!“ rief eine männliche Stimme laut und wohltönend, und augenblicklich loderten aus großen Vaſen auf der niedern Tafel glänzend helle Flammen empor und verbreiteten ein, den Sonnenſchein an Reinheit faſt beſiegendes Licht in dem hohen, ſchneeweißen Saale. Ringsum auf den Polſtern kauerten edle Männergeſtalten in blendendweißen weiten Gewändern, die von der Bruſt faltig niederfloſſen bis über die Füße und von ihren Häuptern leuchteten grüne Kränze. Die Zahl der Anweſenden war nicht groß, doch ſah man ebenſowohl Geſichter, die das Greiſenalter verriethen, als ſolche, die noch im vollen Reiz der Jugend glüheten.

Am auffallendſten war die Erſcheinung einer Geſtalt nicht nur durch den Platz, welchen ſie einnahm, ſondern auch durch ihr Aeußeres ſelbſt, durch Kleidung und Körperbildung. Der Name Greis ſchien unzulänglich für dieſen Menſchen, der die Sterblichkeit beſiegt und wenigſtens zwei Greiſenalter erlebt zu haben ſchien. Er ſaß auf einem höhern und geſchmückten Polſter oben an und über ſeinem Haupte wölbte ſich ein prächtiger Thronhimmel, an deſſen Stirne eine goldene, fliegend vorgeſtellte Taube mit dem Oelzweig im Schnabel glänzte. Die Stirne dieſer hohen ehrwürdigen Geſtalt umwand ein Diadem mit dem Sinnbild der Sonne, und verdeckte den Mangel alles Haares; dagegen hing ihm vom Mund und Kinn ein prächtiger ſilberweißer Bartſchmuck in Locken und Ringeln bis auf den Gürtel herab. Dicke Brauen von derſelben ſchneeigen Farbe wölbten ſich über einem dunkelglühenden, ausdrucksvollen, höchſtedlen Auge, eine ſtolz emporſtrebende, kühn gebogene und leiſe nach dem bärtigen Munde geſenkte Naſe, verlieh dieſem Antlitz eine hohe Würde. Um den Mund ſelbſt lag in ſeltſam fremden Zügen, in der Hieroglyphenſchrift Aegyptens, der verſteinerte

Schmerz eines Jahrtauſends, die endloſe Qual eines geknechteten Volkes. Es war das Gepräge eines hohen und ſcharfen Verſtandes, nicht das einer ſchwärmeriſchen Seele, das aus dieſen Formen und deren Ausdruck hervorging, und ſelbſt jener ausgedrückte Schmerz war das Ergebniß einer fürchterlichen Wirklichkeit, nicht einer empfindungsvollen Anſchauung der Dinge, und deshalb erinnerten dieſe grauen, verwitterten Züge eher an einen Patriarchen, als an einen Propheten. Am erſten mochte man an Methuſalah denken. Sein wallendes Kleid war von glänzender Seide, während die Andern ſchlichte Leinwand trugen, und vor ihm lag ein großes geſchriebenes Buch aufgeſchlagen.

Sobald das Licht die Räume des Saals ganz durchdrungen hatte, erhob der ehrwürdige Alte die Stimme und ſprach langſam und feierlich: „Meine Brüder! das Licht leuchtet und verbindet uns mit ſeinen Strahlenbanden. Seid mir gegrüßt im Licht, das die Mitternacht erhellt! die Lichtſchule iſt eröffnet.“

„Seid gegrüßt im Licht der Lichtſchule!“ ſprachen die Andern und verneigten ſich.

„Wächter der Nacht,“ fuhr der Alte fort, „was iſt draußen an der Zeit?“

Ein Mann erhob ſich und antwortete: „Noch harren wir vergebens des Morgens mit großer Sehnſucht. Wohl iſt die finſtre Nacht vorüber, und über die Berge zuckt ein lichter Strahl, aber es will noch nicht Tag werden im Thale, wo die armen Menſchen wohnen, und ſie entbehren des Lichts und irren im Dunkeln.“

„Es wird Tag werden,“ ſprach der Alte wieder ernſt und feierlich. „Bedenket, daß ihm, der Nacht und Tag werden läßt, ein Jahrhundert gleich iſt einem Augenblick. Bedenkt, daß grelles Licht die Augen der Blöden blenden würde. Der Menſch iſt ſchwach, ein träges Kind der Gewohnheit. Heil, daß ſich die Spitzen der Berge röthen!“

„Aber auch dem jungen Licht der Berge droht Gefahr. Die alte Nacht erhebt noch einmal trotzig ihr unheimliches Haupt. Sie hat einen ihrer Söhne ausgeſandt, den erſten Lichtſtrahl zu verderben.“

„Du meinſt den Chacham Sabbathai Zewi. Sage deine Anklage gegen ihn, Chananiah Ben Jakir!“

„Er hat ſchon einmal mit frevelm Uebermuth in Smyrna ſeiner Vaterſtadt, in Salonichi und Kairo ſich für den prophezeihten Meſſias der Juden ausgegeben und iſt deshalb überall vertrieben und verfolgt worden. Damals kam er hierher und übernahm die Leitung der einſt vom Vater meines Eheweibes, des berühmten Chacham Aſſar Gaon, geſtifteten und ſpäter von Jakob Chagis fortgeſetzten, kabbaliſtiſchen Schule. Beide Lehrer waren hocherfahren in jener thörichten Wiſſenſchaft, die man die Kabbalah nennt, aber Sabbathai Zewi ſoll ſie darin weit übertreffen und der gelehrteſte Jude ſein. Er fand deshalb hier vielen Anhang. Von uns hielt er ſich fern, ja er ſprach vor ſeinen Schülern oft gegen uns. Du befahlſt uns, hochweiſer Meiſter, ihn genau zu beobachten, und dein Befehl wurde pünktlich vollzogen. Wir erhielten Kunde, daß er vor den vertrauteſten ſeiner Anhänger, nicht in Abrede ſtelle, er ſei der Meſſias; aber er wagte, durch die frühern Erfahrungen gewitzigt, dieß nicht wieder öffentlich zu behaupten; er vermied ſogar mit dem großen Haufen ſeiner Schüler davon zu ſprechen. So verging eine Reihe von Jahren, und wir verloren ihn faſt aus den Augen, überzeugt, er ſei ein nicht gefährlicher Schwärmer, und werde ſpurlos untergehen, wie hundert Andre vor ihm. Da bricht plötzlich überall im ganzen türkiſchen Reiche, in dieſem Jahre unter den Juden die Sage aus, der Meſſias werde nächſtens erſcheinen, und es ſei kein andrer, als dieſer Sabbathai Zewi. Vergebens haben wir der Quelle dieſer Kunde nachgeforſcht; ſie iſt verborgen. Es ſind geheime, ſchlaue Agenten des Betrügers, die ſie verbreitet. Einer derſelben hat ſich mit Namen genannt. Es iſt Nathan Benjamin von Gaza, ein hier wohlbekannter Schüler von Jakob Chagis, und Schwiegerſohn des verſtorbenen Samuel Lisbona und einer unſrer eifrigſten Feinde. Er hat einen Brief an alle jüdiſchen Gemeinden geſchrieben und darin Sabbathai als Meſſias verkündet. Auf dieſes zog Sabbathai plötzlich nach Aegypten, vorgebend, eine göttliche Sendung dorthin erhalten zu haben. Dort findet er eine Frau, die er früher nie geſehen zu haben vorgiebt, und von der er behauptet, ſie ſei ihm durch Moſes auf die wunderbarſte Art zugeführt worden, verbindet ſich mit ihr, iſt plötzlich mit großem Reichthum und fürſtlicher Pracht umgeben, der kurz vorher noch ſehr arm war, und verſammelt in Kairo einen großen Anhang um ſich, der ihn laut für den Meſſias ausſchreit. Wie im Triumph zieht er durch Paläſtina und in Jeruſalem ein, überall iſt das Volk auf ihn vorbereitet und jubelt ihm entgegen. Er ſelbſt lehrt und erklärt ſeit dieſer Zeit öffentlich: er ſei der erwartete Retter und Heiland, und die Zeit gekommen, ſich zu enthüllen. Des Gerüchtes breiter Fittig trägt das Geſchehene weit über die Länder und von allen Seiten läuft bedenkliche Kunde über die Aufregung des gemeinen, jüdiſchen Volkes ein. Es ſcheint, als werde der Betrüger dießmal mehr Glück machen, als vor vierzehn Jahren. Wir legen dieſe höchſt bedenkliche Sache deiner Weisheit vor, hochverehrter Huſſein Damad, du erleuchtetes Haupt unſrer Schule!“

Der Alte entgegnete: „Der Herr befahl dem Moſes in die Amtsſchilder des Prieſters zu thun Urim und Thummim, Licht und Recht d. i. Wahrheit. Wir beſtreben uns, die Prieſter der Wahrheit zu ſein; wir ſtreben nach dem Licht, wir forſchen nach dem Recht. Selbſt unſer Feind ſoll von uns Gerechtigkeit erfahren. Das ſind die Stützen unſers

Bundes. Ich muß dich daran erinnern, Channaniah Ben Jakir; denn du ſprichſt im Zorn gegen Sabbathai Zewi. Dein Kind, das dir einſt ein böſer Bube aus Rache geraubt, ward umſtrickt von den verderblichen Netzen dieſes Verführers und Betrügers, wie du ihn nennſt. Du darfſt nicht ſein Ankläger ſein. Iſt keiner hier, der den Beklagten vertheidige?"

Raſch ſtand ein junger Mann auf. „Sabbathai Zewi iſt kein Verführer, kein Betrüger!" ſprach er mit Nachdruck. „Ihr wißt, daß ich Jahre lang ſein Schüler war, eh mir dein reineres Licht aufging, verehrter Huſſein Damad, und ich ſehe noch einige in dieſem Kreiſe, die mit mir Sabbathai's Unterricht genoſſen. Ein begeiſterter Schwärmer iſt Sabbathai, unbekannt mit der Welt und ihren Fehlern. Verſenkt in ein tiefes Studium jener trügeriſchen Wiſſenſchaft, die ſich prahleriſch die Mutter aller Weisheit nennt, die neben ihrer Thorheit ſo viel Wahrheit, neben ihrer Finſterniß ſo viel Licht, die ſo viel Lockendes und Anziehendes in ſich faßt, daß die begabteſten Geiſter des jüdiſchen Volks ſich zu ihr hinziehen ließen; von ihren Trugſchlüſſen befangen, mit einer hochdichteriſchen Phantaſie begabt, und durchdrungen von der Ueberzeugung, die wir mit ihm theilen, daß das tauſendjährige Geſetz Moſes gereinigt werden müſſe vom Schmutz, den ihm die Jahrhunderte angeworfen, durch die es gewandert, hat Sabbathai ein Ziel vor Augen, das uns ſelbſt, ewig leuchtend vorſchwebt, die moraliſche und phyſiſche Verbeſſerung ſeines Volks. Er fühlt die Kraft und die Begeiſtrung dazu in ſich glühen. Seit uralten Zeiten iſt den armen, gedrückten, gedrangſalten Juden, die zuletzt herabgewürdigt worden ſind zum tiefſten Jammer der Gemeinheit, ein Retter und Erlöſer aus allem Elend verheißen worden. Je tiefer und gräßlicher dieſes Elend war, je ſchwerer der eiſerne Druck unbarmherziger Völker, deren Joch zu tragen wir gezwungen ſind, um deſto heißer und gewaltiger lohete die Hoffnung auf den Erlöſer aus den zerfleiſchten Herzen empor. Ja mit dem heißen Herzblut, das ihnen abgepreßt wurde, haben die ſchwärmeriſch begeiſterten Männer des jüdiſchen Volks das Bild des Meſſias phantaſtiſch prächtig ausgeſchmückt und jedes Jahrhundert hat flammenden Purpur an das Bild gelegt; denn die Blutquelle iſt nie verſiegt. Und gerade dieſer heilige, ſchwärmeriſche Glaube war es, der das Judenthum erhalten hat. Mit freudigem Blick gen Himmel, woher ihnen der Meſſias kommen ſoll, hoffend für den Enkel, ſterben die Juden. Wollt ihr nun Sabbathai tadeln, der mit den ſchönſten Gaben ausgeſtattet, mit glühender Liebe für ſein Volk begabt, ſich für den gelobten Meſſias hält und ſich rüſtet zum großen Befreiungswerke? Er iſt kein Mann der ruhigen prüfenden Forſchung, ihm ſtrahlte nicht das Licht der Wahrheit, das uns erhellt, eine zügelloſe Phantaſie reißt ihn in wilden Gluten von dannen, ergriffen vom Fittich dichteriſcher Begeiſterung ſchweift ſein Geiſt in jenen ſeltſamen Gebilden des Wahns, die er ſelbſt erzeugt, ſie für Gegenſtände außer ſich haltend. Ein zweiter Ezechiel ſchwebt er in den kühnſten Bildern, die er ſchöpferiſch um ſich aufſtellt und belebt, er glaubt an alle Wunder, von denen die Ueberlieferungen reden, und hat deren ſelbſt viele an ſich erfahren, wie er ohne Falſch und Lüge verſichert. Und weil der Menſch, und vorzüglich der ungebildete Menſch des Südens viel empfänglicher iſt für die bunten Ausgeburten einer heißen gewaltigen Phantaſie, als für die einfachen ſchmuckloſen Ausſprüche des kalten Verſtandes, ſo erklärt ſich daraus die Menge ſeiner Zuhörer und die Anhänglichkeit ſeiner Schüler an ihn. Die dem Juden aber mit der Seele verwachſene und verſchmolzene Hoffnung auf den Meſſias, mag auch die Aufregung hinlänglich erklären, die ſein Hervortreten bewirkt hat. Aber noch einmal ſage ich, er iſt kein Verführer, kein Betrüger!“

„Ich ſtimme Iſaſchar bei,“ ſprach ein Andrer ſich erhebend. „Auch ich bin ein Schüler Sabbathai's, und verdanke ihm viel. Und weil ich ihn kenne, hege ich die Ueberzeugung, daß, wenn in dieſer Zeit Heil und Glück den Juden werden kann, dieſe Himmelsgeſchenke allein von ihm ausgehen werden, und daß er ſonach wirklich der Heiland unſers zertretenen, zerſtreuten Volks werden kann, wenn auch nicht der prophezeihete. Ich bin der Meinung, und Manche unſers Bundes theilen ſie mit mir, wir hätten uns mit kluger Vorſicht des Mannes verſichern ſollen, um ihn auf der Bahn des Lichts unvermerkt dem hohen Ziele zuzuführen; der Unſrige hätte er ſein müſſen, wenn auch nicht Bruder des Bundes; denn dazu taugt er nicht, aber abhängig von uns, und im Stillen von uns geleitet. So fürchte ich, haben unſre Feinde ſich ſeiner bemächtigt und führen den Armen den Weg der Nacht. Denn wohl lebte unſerm Bunde kein größerer Feind als Samuel Lisbona. Ich weiß, daß Nathan Benjamin Aſchkenaſy mit Samuels Reichthümern auch deſſen Geſinnungen geerbt hat, ja er hat ſeinem ſterbenden Schwiegervater feierlich ſchwören müſſen, uns zu haſſen und zu verfolgen. Hätte Aaron de la Papa in Smyrna klüger gehandelt, wahrſcheinlich wäre das arme Volk der Juden jetzt ſchon frei und glücklich, hätte wieder ſeinen König und ſeine Selbſtſtändigkeit.“

„Du redeſt wie ein thörichtes Kind, Iſaak Rophe, erhob der alte Huſſein Damad ſeine noch immer kräftige Stimme. „Habe ich darum ein Jahrhundert lang nach Licht und Wahrheit geforſcht, und habe Licht und Wahrheit gelehrt, daß ich jetzt zur Lüge und zum Betrug greifen ſollte, dem Ziele nahe zu kommen, das mir ſtets vor Augen lag? Glaubſt du, man könne den Sonnentempel des Glücks auf der Staffel der Lüge erklimmen? Wir hätten den phantaſtiſchen Schwärmer in ſeinem Wahne beſtärken ſollen, meinſt du, um ihn zu unſern Zwecken zu gebrauchen? Wir hätten uns ſeiner bemächtigen, ihn unvermerkt leiten d. h. ihn belügen und betrügen ſollen? Nimmermehr trete das Reich der Nacht in die Schule des Lichts. Wohl ſehe ich ein, daß ſeine glühende Beredtſamkeit, ſein dichteriſcher Geiſt ihm großen Einfluß beim Volke verſchaffen müſſen, und daß ihm bei Glück ein großer Einfluß auf die Juden gewiß iſt. Er könnte Großes erzielen, wenn das Licht der Wahrheit ihm leuchtete und er entſchloſſen wäre, es wiederum dem Volke leuchten zu laſſen. Nicht auf ein Mal ſoll er dem Volke den Wahn nehmen; das grelle Licht der Wahrheit würde, wie ich euch heute ſchon einmal bemerkte, die blöden Augen des großen Haufens blenden; aber er ſoll erkennen lernen, daß er nicht der Meſſias iſt und ſich nicht dafür ausſchreien; ſtill ſoll er lehren und wirken, denn das Licht iſt ein ruhiges Element, das ſanft fluthet und nur mit geräuſchloſen Wellen weiter und weiter dringt.“

„Verzeih, hoher Meiſter,“ ſagte Iſaſchar, „wie verträgt ſich das ſtille Licht der durch emſiges, ruhiges Forſchen erſtrebten Wahrheit mit dem Glanze der mächtigen Feuerflamme, die wild einherfährt und die Welt übermeiſtert. Du willſt Sabbathai den Glauben an ſeine Meſſiaswürde rauben, und dieſer Glaube gerade iſt es, der ihn zum Wunderthäter macht, der ihm die heilige Zuverſicht auf ſich und ſeine Kraft verleiht, der ihn das Schwerſte und Außerordentlichſte leicht vollbringen laſſen wird. Du willſt ihn vermögen, dem Volke, auf das er mittels des von ihm und den Andern geglaubten Meſſiasthums ſo mächtigen Einfluß erlangt hat, den Wahn allmählig zu nehmen und es aufzuklären, daß er nicht der Meſſias iſt? Dann wird ſein Thron im Nu zuſammenbrechen, wie ein Luftſchluß, und man wird nichts in ihm ſehn, als den armen machtloſen Rabbi. Der Wahn iſt's, der ihn und ſie beglückt, der Fanatismus iſt die leuchtende Schechina, die ihnen für die Feuerſäule des Herrn gilt. Nimm ihnen den Wahn, entreiße ihnen den Fanatismus, und ſein Wirken verſchwindet ſpurlos auf Erden.“

„Aber der Wahrheit iſt ein Jünger gewonnen.“

„Sabbathai wird nie ein Jünger der Wahrheit werden, die du meinſt. Ein Schwärmer taugt nicht in unſre heiligen Lichtkreiſe. So haſt du uns ſelbſt gelehrt. Wir haben nichts mit Sabbathai gemein. Er kann nie der Unſrige werden. Laſſen wir uns durch ihn nicht ſtören in unſerm ruhigen Forſchen im Reiche der Natur und des Wiſſens, im weitern Vordringen auf dem Wege der Erkenntniß! Laſſen wir ihn ſeinen Weg wandeln, gehn wir den unſrigen!"

„Du haſt weiſe geſprochen, mein Sohn, und würdig der Schule, in der du ſitzeſt," ſagte Huſſein Damad. „Aber es iſt auch unſre Pflicht, keinen der hochbegabten Geiſter aufzugeben, die wir mit den magiſchen Kreiſen unſers Lichts erreichen können. Wir ſollen den Wahn belehren, die Thorheit bekehren; wir ſollen unermüdet ſchaffen, bis wir eines höhern Lichtes uns erfreuen werden. Und ſo wollen wir auch Sabbathai Zewi nicht aufgeben. Er ſei von nun an der Gegenſtand unſrer größten Aufmerkſamkeit. Ich ſelbſt will mit ihm reden, wie ein Vater mit ſeinem verirrten Sohne. Du aber, Channaniah Ben Jakir, bemächtige dich, kraft deines weltlichen Amtes der Perſon des Betrügers Nathan Benjamin von Gaza, auf den Grund des Aufruhr predigenden Briefs, welchen er an die jüdiſchen Gemeinden erlaſſen hat. Ich hoffe, es ſoll uns mit Sabbathai beſſer gelingen, iſt Nathan Benjamin in deiner Hand. Und wenn wir nichts Andres erzielen, ſo halten wir den Schwärmer doch von einer großen Thorheit ab.“ —

Und zu andern Gegenſtänden übergehend und ihre ſymboliſchen Gebräuche verrichtend, ging die Lichtſchule zu Ende.

Auf ſchwellender Ottomane hingeſtreckt, den Arm um die reizende Gattin geſchlungen, das Haupt träumeriſch ſelig auf ihren Buſen geneigt, von ihren ſüßen Schmeichelworten überflüſtert, ſein trunkenes Auge mit zügelloſer Schwelgerei ſättigend an der Ueberfülle üppig blühender Reize, die vor ihm aufſprangen, wie farbenprächtige, duftende Blumen des Orients, grünend, knoſpend und tiefe geheimnißvolle Kelche öffnend, in welche ſelige Ahnung lüſtern ſinnend taucht, wie in ein magiſches Lebensbad, und aus welchem das genußſelige Herz verjüngt in geiſtiger Jugend herausſteigt, ſelbſt eine Purpurblüthe; — ſo war Sabbathai wieder jung geworden in Mirjams

Armen, an Mirjams Munde, an Mirjams Bruſt, und ſeine Jugend war, ihm alles Verlorne zwiefach einbringend, blühend und glühend zurückgekehrt, und goß ihm, dem ſie das Haupt mit Roſen bekränzt, den Rauſch höchſter Liebesſeligkeit in die Seele. Selbſt ſein wunderbares Königthum vergaß er, von ihren Armen umſtrickt; er war hier der König eines andern Reichs, er war der Fürſt der Liebe geworden.

Wenn er aber emporfuhr aus den zauberbunten Träumen der Liebestrunkenheit, dann ſah er wohl mit ſtolz fragenden Blicken um ſich, die da lauteten: „wer iſt noch ſo glücklich, wie ich? und wer verdient es noch zu ſein? Iſt außer mir ein Sterblicher ſolches Glücks, ſolches reizenden Weibes würdig? Nur dem Meſſias gehört die Krone des Lebens wie des Glückes, und der Gott Israel reichte ſie ihm vor aller Welt zum Zeichen der Anerkennung ſeiner Würde. Ja, ich bin der Meſſias, und bin es erſt durch Mirjam geworden; ſie iſt die Krone der Vollendung, die ſonſt meinem Haupte fehlte; ſie hat mich zum glücklichſten Herzen gemacht und das ſeligſte Herz auf Erden muß das des Meſſias ſein. Meins aber wallt über von unausſprechlicher

Wonne, wie der Enſoph überwallet vom Licht urheiliger Sephiroth.“

Und das ganze ſelige Gefühl ſeiner von der Liebe wie von ihrem Lebenselement umwogten, geſchmückten und beſtärkten Meſſiasmacht kam über ihn und er rief aus, ſtolz und ſelig: „So will ich dich auch erheben vor aller Welt und hinſtellen meiner würdig, groß und herrlich als meine wahrhafte Königin. Was die Welt Großes hat und Reizendes, das will ich dir zu Füßen ausbreiten, wie den Blumenteppich der Au; das Morgen und das Abendland ſollen herantreten, und das Knie vor dir beugen, die ihre Schätze bringen als deine Sklaven. Was die Königin von Saba geziert, als ſie vor Salomo trat, was Eſther geſchmückt, als der Perſerkönig den Scepter ihr zuneigte, was Kleopatra's Schönheit gehoben, als ſie in Cäſar's Arme ſank, das ſoll dich ſchmücken und zieren und deine Schönheit glänzend umwallen, königliches Weib des Meſſias! Aber Herrlicheres, als Arabien, Perſien und Aegypten zu erzeugen vermögen, Prächtigeres als der Orient und Occident dir dienend ſpenden können, vermag meine Seele dir dazubringen, den bunten, koſtbaren

Schmuck des Liedes. Denn das Lied iſt doch noch ſchmückender als Kronen und Spangen, als Perlen und Diamant, als Purpur und Hermelin. Das Lied iſt die funkelnde Sonnenkrone aller Schätze. Und mit des Liedes Krone will ich dich ſchmücken. Da kommen alle Schmerzen und Wonnen meines Daſeins in ſüßen Schauern, leichtfüßige, kurzgeſchürzte Diener, dich zu ſchmücken und zu zieren in rauſchenden Tönen.

Begeiſtert griff er nach der reich vergoldeten Harfe, die neben ihm an der Wand lehnte; ſein Auge ſtrahlte getränkt und gebadet im Thau heiliger Gefühle; er ſchüttelte die dunkle Fülle ſeiner Locken und ſang:

„Ich ſah ein Weib auf ſtolzem arabiſchen Roß,
Auf die ein Strahl von Azilah niederfloß;
Es hat der Strahl ſie mit goldnem Glanz umſponnen,
Und dienend treten herein des Himmels Sonnen.

Die Sterne ſtehn zu Häupten der göttlichen Frau;
Ihr ſalbt das Haar des Hermons duftender Thau.
Herab zur Schulter die Locke glänzend dunkelt.
Hoch auf dem Scheitel die goldne Krone funkelt.

Ihr Buſen iſt ein prangendes Blumenbeet,
Wo Perl' und Stein, die edelſten ausgeſät.
Ihr gießt vom Nacken herab, dem marmorhellen,
Ein tyr'ſcher Purpur die brennend blutigen Wellen.

Durch weite Länder geht der Gefeierten Bahn.
Die Wüſte hält den ſengenden Athem an,
Und ſieht verwundert des Roſſes goldne Hufen,
Aus ihrem Sande die ſchönſten Blumen rufen.

Der Jordan rauſcht und zittert im ſchäumenden Lauf,
Und hält vor Staunen plötzlich die Wellen auf.
Den Fuß der Königin küſſen raſch die Fluthen,
Und auf den Jauchzenden wandeln himmliſche Gluthen.

Nun winket Zions heil'ger Hügel von fern;
Auf ſeinem Gipfel leuchtet der Jakobsſtern.
Da faßt ſie muthig die reichverzierten Zügel,
Das Roß aufſteigend entfaltet Purpurflügel.

Das ſtolze Roß, das prächtig die Fürſtliche trägt,
Das iſt mein Herz, das flammend der Herrlichen ſchlägt,
Die Liebe fittigt auf morgenrothem Flügel
Empor ſie jubelnd zu Zions heilgem Hügel.

Ihr Völker, mein Meſſiasthum reich' ich ihr dar,
Das leuchtet ihr als Krone im duftenden Haar.
Der Purpurmantel ſind meine Liebeslieder,
Den werf ich rauſchend um ihre ſtolzen Glieder.

Den Buſen zieren Perle und Edelſtein;
Das ſind die ſüßen Schmerzen, feurig und rein.
Geſtickt iſt Alles mit prächtig goldnen Bildern,
Die meines Herzens entſchleiert Weh ihr ſchildern.

So ſehe deine reizende Königin,
Du Volk des Herrn, und ſinke anbetend hin!
Auch ruht dein König entzückt und wonnetrunken
An ihrem Buſen ein Sel'ger hingeſunken.“

Die Harfe entglitt ſeiner Hand; das Lied wurde zur Wirklichkeit, und die Abenddämmrung ſpann emſig Faden auf Faden zum Schleier, die Liebesſeligkeit des Meſſias damit zu verhüllen. Da trat Ruben ſchüchtern herein; Mirjam's Blicke flogen voll Zärtlichkeit nach dem ſchönen Jünglinge.

„Herr,“ redete dieſer mit leiſer faſt zitternder Stimme, „draußen ſteht ein alter ſeltſamer Mann mit zwei Begleitern, der mit dir zu ſprechen wünſcht. Ich glaube, es iſt wieder Moſes, oder Samuel, oder einer der übrigen Propheten; denn nie ſah mein Auge einen ältern und würdigern Greis. Faſt glaub' ich, es iſt Jener, der zu mir und Baruch an der Pyramide in Aegypten ſprach. Sein ſchneeweißer Bart reicht ihm weit über den Gürtel hinab, und ein reicher Tulbend, wie ihn zu jetziger Zeit kein Jude und kein Türke mehr trägt, deckt ſein Haupt, ein Purpurmantel, mit goldenen Figuren verziert, hängt über ſeinen Schultern.“

Sabbathai dachte ſogleich an den wunderbaren Greis, der Mirjam in Aegypten empfangen und beherbergt hatte und befahl ſeinem Neffen, von ſchönen Ahnungen bewegt, den Bittenden herein zu führen.

Huſſein Damad in den reichſten Kleidern trat an einem hohen goldnen Stabe in das Gemach, begleitet von zwei Fackelträgern, deren Fackeln einen hellen Glanz in den dunkeln Räumen verbreiteten. Sabbathai ging dem Greiſe ehrfurchtsvoll entgegen, Mirjam bebte vor dem ſtrengen Ausdruck dieſes verſteinerten Antlitzes zurück.

Sabbathai, faſt überzeugt, Moſes ſelbſt ſtehe vor ihm und ſei gekommen, ihm das eigentliche Werk der Erlöſung, ſo wie die Art und Weiſe anzubefehlen, wie daſſelbe zu beginnen und zu vollbringen ſei, worüber der neue Meſſias noch ganz im Unklaren war, ſo wie ſelbſt mit thätiger Hülfe ihm beizuſtehen, ſprach mit Salbung, ſich tief verneigend und die Hände kreuzweis auf die Bruſt gelegt: „Geſegnet ſei dein Eingang zu mir, hoher Herr und Meiſter. Tag für Tag habe ich dich ſeither erwartet; denn ich wußte, daß du kommen würdeſt, ein Bote des hochgelobten Gottes unſrer Väter, mir die rechte Bahn zu zeigen, die zum hohen leuchtenden Ziele führt.“

„Möge ich dir ein ſolcher ſein!“ verſetzte Huſſein über dieſe Anrede etwas betroffen. „Mögeſt du empfänglich ſein für die Wahrheit, die ich dir bringe, und du mußt es ſein, wenn du mich wirklich erwartet haſt.“

„Sage mir nur, was hat der Herr befohlen, daß ich nun vollbringe? Er hat mir keinen ſeiner Engel geſandt, keiner brachte mir Befehle des höchſten Gottes.

„Biſt du ſo wenig ſelbſtſtändig, Sabbathai, daß du nicht weißt, was du zu thun haſt in deiner Lage und, von Gott unmittelbare Befehle für dein Handeln erwartend, deine Tage verträumſt? Was iſt dein Ziel, Sabbathai? Wozu fühlſt du dich berufen?“

„Wozu anders, als was alle Propheten verkünden, mein Volk zu erlöſen vom Joche der Knechtſchaft und aus den Banden des Elends, Davids Thron für mich aufzubauen, alle Stämme des auserwählten Volkes Gottes unter meinem Scepter zu beglücken und alſo alle Weiſſagungen vom Heiland Israels zu erfüllen."

„Wäre es nicht eine höhere, edlere und ſchönere Aufgabe, dieſes Volk vom Joche des Wahns und des Aberglaubens zu erlöſen, und den Geiſt deſſelben aus den Banden der Dumpfheit und Unwiſſenheit zu befreien, worin er rettungslos verdirbt? Es gibt da Feſſeln zu zerbrechen, die ſchlimmer drücken, als die Herrſchaft des Padiſcha und ſeiner Paſcha's."

„Habe ich durch meine Lehre nicht darauf hingewirkt, die alte Dummheit der Rabbinen aus dem Hauſe zu werfen und geläuterte Begriffe über das Weſen Gottes und der Welt zu verbreiten?" ſprach Sabbathai befremdet.

„Den alten Unſinn ſuchteſt du zu verdrängen, um die Geheimlehre der Kabbalah dafür zu geben, um den Geiſt der Juden, den du befreien zu wollen vorgibſt, in die Trugbande der Gematria zu ſchlagen.

Was kann dem Aberglauben förderlicher ſein, als das trügeriſche Spiel mit dieſer ſogenannten Kunſt, die der Schrift einen beſondern Sinn unterſchiebt, und dieß Kunſtſtück für hohe Weisheit ausſchreit?“

„Wie? ſo glaubſt du nicht an die Berechnung, nicht an die Schale und ihren Kern?“

„An die ewige Wahrheit glaube ich, die ſich den Forſchenden aus dem Studium der Natur und des menſchlichen Geiſtes freundlich enthüllt, aber nicht in todter Schrift begraben liegt. Lies ſie aus dem Blatt des Baums, aus der Blume, aus den Sternen, vernimm ſie aus dem Geſang des Vogels, aus dem Gebrüll des Löwen, aus dem Brauſen des Sturms, aus dem Rauſchen der Blätter, aus dem Flüſtern der Quelle. Dann ſteige in die Tiefen des menſchlichen Geiſtes hinab und ſieh dich um mit unbefangenem Auge, und du wirſt Wahrheit finden, ſo weit ſie dem menſchlichen Auge zu ſchauen vergönnt iſt. Verſenke dich ganz in die Natur, die Mutter aller Dinge, und in dich ſelbſt, ſo daß dieſes dein Selbſt wieder Eins wird und zuſammenſchmilzt mit der Natur, dann wird ſie allmälig für dich den Schleier heben und dir einen Blick vergönnen in ihr ſonnenhelles Antlitz, und du wirſt Wahrheit ſchauen. So haben die Weiſen Indiens und Aegyptens geforſcht und Wahrheit gefunden, und ſie ſind älter als Moſes und David. Und das iſt ein des menſchlichen Geiſtes würdiges Forſchen, und mit den Schätzen, die du auf ſolche Weiſe erbeutet, kannſt du dein Volk, die Menſchen, die Welt beglücken; denn alle die Gott geſchaffen, ſind ſeine Kinder, alle liebt er gleich, alle haben Anſprüche auf das Glück geiſtiger Freiheit. Wie armſelig iſt dagegen deine jüdiſche Weisheit, wie winzig deine Kabbalah, und wie verſchwindet der Stolz auf deine vermeintliche Meſſiaswürde, wie eine purpurrothe Wolke vor den ſiegenden Strahlen der Sonne!“

„Wer biſt du denn?“ rief Sabbathai, bis zum höchſten Gipfel des Erſtaunens geſteigert, indem er halb ſtolz, halb beſtürzt zurücktrat.

„Ein Bote Gottes an dich, wie du ſelbſt geſagt, dich vom Pfade des Wahns auf den Weg der Wahrheit zu führen.“

„Hör' ihn nicht!“ flüſterte Mirjam ängſtlich Sabbathai zu, und verſuchte ihn wegzuziehen. „Verſchließe dein Ohr dieſem Läſterer Gottes, befiehl, ihn zu entfernen. Das iſt nicht Moſes, nicht Samuel; das iſt Aſchmedai, der Fürſt des Verderbens.“

„Und glaubſt du nicht an Moſes und die Propheten, und willſt ein Bote Gottes ſein?“

„Ich glaube an Moſes und die Propheten, doch wahrlich nur im Dienſte der Wahrheit, nicht, wie du, im Dienſte des Wahns. Sie waren gewaltige Träger ihrer Zeit, Beglücker und Lehrer ihres Volks, große Menſchen mit außergewöhnlicher geiſtiger Kraft ausgeſtattet, die ſie zum Wohl ihrer Brüder anwendeten. Aber was faſelt ihr von ihnen in Bezug auf unſre Zeit? für uns, für unſer Leben, für unſer Wohl haben ſie keine Bedeutung mehr. Werde doch für deine Zeit, was Moſes für die ſeinige war, ein Belehrer, Aufklärer, Erzieher des Volks, und dein Name wird unſterblich ſein, wie der ſeinige.“

„Und bin ich nicht der Meſſias, der Beglücker des Volks?“

„Werde ſein Belehrer und du wirſt ſein Beglücker ſein. Statt mit dem Schwerte zu kämpfen, kämpfe mit dem Worte; ſtatt gegen die Söhne Jsmaels, kämpfe gegen die Finſterniß und den Aberglauben, und wenn du dieſe beſiegt, ſo wollen wir dich als den Meſſias anerkennen. Laß aber deinen Stolz fahren und denke nicht an eine Königskrone. Es ſei nicht deine Aufgabe, der Eitelkeit der Juden zu fröhnen, die, ſo gedemüthigt ſie auch worden ſind, ſich dennoch für das auserwählte, bevorzugte Volk Gottes halten; ſie unter deinem Scepter zu vereinigen, in das alte enge Geſetz zu bannen, und zwiſchen ihnen und der Welt eine hohe, unüberſteigliche Scheidewand zu ziehen, das wäre ja ein kleines trauriges Werk troſtloſer Geiſtesbefangenheit, das dieſes getretene, geſchlagene Volk nur noch unglücklicher machen würde, indem du ihm einen Schein von Selbſtſtändigkeit gäbſt und den Sklaven mit einem ihm umgehängten Purpurmantel höhnteſt. Nein, deine große und ſchöne Aufgabe ſei, jede Scheidewand, die zwiſchen den Juden und andern Völkern beſteht, zu vernichten, die veralteten Formen zu zerbrechen, dem Juden Ehrfurcht vor dem Begriffe Menſch beizubringen und ihm den Wahn zu nehmen, als ſei er beſſer als Andre, ihn zu überzeugen, daß alle Menſchen Gottes Kinder ſind, jeder berufen zum Genuſſe ſeiner Liebe, die Wahrheit iſt. Reiße dich ganz los vom Talmud, wie vom Sohar und wähle aus dieſen Büchern nur die edlen Körner; die Spreu laß liegen. Schaue dich um im Koran und in der Bibel, lies die Bücher der alten Griechen und Römer, eigne dir aus jedem das Beſte an, ſtudire was das Abendland im neuen Aufſchwunge beut. Verachte nichts; denn überall weht der Geiſt des Herrn aus dem Menſchengeiſte hervor, wie ein duftender Hauch, und laß dich nicht vom eiteln Meſſiasdünkel verleiten, dich für vollkommen zu halten. Haſt du aber Goldkörner geſammelt, Schätze gehoben, ſo bringe ſie dem Volke, dem armen blinden, wahnbethörten Volke, das du zu lieben vorgibſt — ich preiſe dieſe Liebe an dir, wenn ſie eine ächte iſt — und bekämpfe mit jenem Schatze die Vorurtheile, zerreiße die Schleier, die ihm das geiſtige Auge verhüllen; mache es empfänglich für die große Idee einer allgemeinen Liebe Gottes, die die Welt umſpannt und trägt, wie ſein Odem, für den Gedanken, dieß Volk an der Sonnenwärme der Aufklärung mit der ganzen Menſchheit zuſammenzuſchmelzen.“

„Hör' ihn nicht!" flüſterte Mirjam immer ängſtlicher. „Er iſt der Verſucher! der böſe Geiſt!"

„So hältſt du mich nicht für den Meſſias, für die Sonne, die über Israel aufgeht, die Schrecken der Nacht zu verſcheuchen?" fragte Sabbathai mit Beklommenheit.

„Ein Meteor biſt du, das am Nachthimmel aufgeſtiegen iſt, und vielleicht prächtig darüber hinzieht, aber dann ſpurlos verlöſcht und verſchwindet, die Nacht nur noch ſchwärzer hinter ſich laſſend; nicht die Sonne, die die Nacht verdrängt und mit dem goldnen Licht die ſüße Wärme bringt."

„Wehe dir!" rief Sabbathai aufgebracht, „du verhöhnſt alle Propheten, trittſt alle heiligen Satzungen unſers Volks mit Füßen und läugneſt mit frevelhaftem Mund den Meſſias. Hat deine dunkle Seele nie auf den Beglücker Israels gewartet? Iſt nie der hellgrüne Strahl der Hoffnung durch deine Seele gezittert, ein Theilnehmer zu ſein des Heils, das er bringen wird?"

„Unſeliger Wahn, der dich umſtrickt! Wahn, der ein ganzes Volk in eiſerne Banden geſchlagen und an's Elend geſchmiedet hat! Was willſt du denn mit deinem Meſſias? Was ſoll er? Eine Hand voll unwiſſender, abergläubiſcher, elender Juden zuſammentreiben, um ſie als König zu beherrſchen? Und dazu ſoll ihn Gott als ein Weſen ausſtatten, wie keins mehr auf Erden wandelt; dazu ſoll er vielleicht ein unmittelbarer Sohn Gottes ſein, vom Anfang der Welt im Paradieſe aufgehoben bis auf dieſen Tag, und wie die lächerlichen Fabeln alle heißen, die Propheten und Rabbinen berichten. Wähnſt du, die ſchaffende Gottheit müſſe, um eine ihrer erhabenen Zwecke zu erreichen, zu einem ſo plumpen Mittel greifen, ſich ſelbſt mit der Unreine des menſchlichen Staubes auf eine materielle Art zu vermiſchen, um dadurch einen Halbgott zu erzeugen, der die Menſchheit beglücke? Denke würdiger von der Gottheit, und ziehe ſie, die erhaben iſt über allen Stoff, und ihn bildet nach ihrer Allweisheit, nicht in den gemeinen Staub herab. Zu jedem ihrer Zwecke auf Erden erweckt ſie Geiſter, kleidet ſie in ſterbliche Hüllen und leitet ihre Schritte. Da bedarf es nicht des Meſſias und der albernen ungeſchickten Wunder, die ihn begleiten ſollen; da braucht die Natur eines Einzelnen wegen nicht aus ihrem

Gleiſe zu treten. Sie thut es nie; denn Alles iſt an ihr Ordnung und Regel, wenn wir ſie auch nicht verſtehen, und Alles an ihr geht den eiſernen Gang der Nothwendigkeit, während des Menſchen Geiſt allein ein Schein von Freiheit gegeben iſt.“

„Auch die Wunder läugneſt du, die Moſes gethan und die Propheten auf Befehl des Herrn?“ fragte Sabbathai ſeltſam kleinlaut und war geneigt, ſich von der heftig drängenden Mirjam fortziehen zu laſſen.

„Die Natur ſchafft ewig große, tiefe, dem Menſchenverſtande unbegreifliche Wunder, unbekümmert um den Menſchen, den gebrechlichen Sohn der Zeit. Wähne nicht, daß ſie ſeinetwegen Wunder verrichtet. O denke nicht ſo ſtolz, ſo übermüthig vom Kinde des Augenblicks. Der Befangene! das nennt er nicht Wunder, was er täglich ſieht; ſich ſelbſt nennt er nicht ſo, nur das Ungewöhnliche und wär' es nie Kunſtſtück mit Kräften der Natur. Befreunde dich mit ihr, verſenke dich mit Ehrfurcht in ſie, und ſie wird dir ihre Kräfte enthüllen, die in ihren Tiefen geborgen ſind; dann wirſt du Wunder thun lernen, wie ſie Moſes und die Propheten thaten. Soll ich dich überzeugen und dieſen Stab in eine Schlange verwandeln? Dazu bedarf es nicht übernatürlicher Kräfte."

Entſetzt fuhr Mirjam zurück, und ſelbſt Sabbathai ſchaute betroffen auf den alten Magier, um deſſen Arm ſich der goldne Stab als züngelnde Schlange wand.

„Laß ab von deinem Meſſiasthum, Sabbathai Zewi!" fuhr der Greis mit größerem Nachdruck fort. „Die Völker blühen ab, wie Baum und Strauch, wie die Sterne und Sonnen, wie die Menſchheit und die Erde. Das Judenthum iſt ein verdorrter Stamm, der, ſeiner Zweige beraubt, die weit verſtreut wurden, am Boden liegt und verſteinert iſt im Sande der Wüſte, im grimmen Schmerz der Jahrhunderte, die höhnend darauf getreten und darüber hingeſchritten ſind, in der argen Schmach, die alle Völker darauf gehäuft haben. Du wirſt ihn nicht wieder beleben; kein Menſch, Gott ſelbſt nicht; ſein Zweck iſt erfüllt. Laß das alte verwitterte Judenthum und gehöre der jungen grünen Menſchheit an. Denn dieſer alte verdorrte Stamm war doch nur ein Zweig vom großen Baume der

Menſchheit, der abgeriſſen und hingeſchleudert wurde. Andre Zweige ſind emporgetrieben, haben gegrünt und geblüht. Die Menſchheit iſt noch jung, dieſe Erde iſt eine friſche Blüthe in der Hand des Herrn. Die Erinnerungen der Menſchheit ſind kaum viertauſend Jahre alt, und dreißigtauſend braucht das Licht manches Sternes, um zu uns zu gelangen. Sieh' wir leben noch in der erſten Kindheit. Vor dieſem einzigen Gedanken zerrinnt dein ſtolzes Meſſiasthum, wie ein Waſſertropfen auf dem Ocean. Wirke alſo für die Menſchheit, und höre auf, ein Jude zu ſein. Sei Einer der Unſrigen, ſei ein Bruder des Lichts!"

„Du biſt Huſſein Damad!" ſchrie Sabbathai.

„Ich bin's!" verſetzte dieſer, „und habe dir gethan, was ich noch Keinem that, ich bin ſelbſt zu dir gekommen, um dich für das Licht und die Wahrheit zu gewinnen, um dich vom Verderben zu retten. Sieh dieſes Haupt an, über ein Jahrhundert lang hat es nach Licht und Wahrheit gerungen, und hat einen großen Schatz davon erbeutet. Ich biete ihn dir an und fordere dagegen nur dein trauriges Meſſiasthum. Wirſt du den Tauſch verſagen?"

„Sabbathai! Sabbathai, laß dich nicht verblenden!“ ſtöhnte Mirjam. „Denk an Jeruſa's Prophezeihungen, an den Glauben Iſraels, an dich, an die Wunder der Pyramide, an die Tochter der Stimme! Mach den Glauben und die Hoffnungen unſers Volks auf dich nicht zu Schanden.“

Stolz erhob dieſer das Haupt und ſprach zu Huſſein Damad mit abgewendeter Hand: „Hebe dich weg von mir! Ich habe Nichts mit dir zu ſchaffen. Waren nicht Aaron de la Papa und Salomon Pechina deine Schüler? Ich kenne euer ſegenloſes Treiben. Mit euch iſt nicht Gott; denn ihr wollt klüger ſein, als er. Schrecklicher! du läugneſt alle heiligen Satzungen unſers Volks! du läſterſt Moſes und höhnſt die Propheten. Du verwirfſt mit frechem Munde alle Offenbarungen des Herrn, und nennſt die Wunder knabenhafte Kunſtſtücke? Das hat ſelbſt kein Koräer, kein Samaritaner jemals gethan. Die Thora haben ſie alle jederzeit anerkannt, die du verwirfſt. Das hat nie ein Cuthäer, nie ein Goi gewagt; denn die Bibel und der Koran erkennen Moſes und die Propheten an, und Chriſt und Moslim glauben an die Wunder. Du biſt kein

Jude, biſt kein Moslim, biſt kein Chriſt! Und hat man dir nicht oft geſagt, du bemüheteſt dich, bald Jude, bald Türke, bald Chriſt zu gelten und ſeiſt keins von Allem? Mann, der vor mir ſteht, wie eine Ruine aus frühern Jahrhunderten, was iſt dir denn heilig?

„Die Natur, verblendeter Thor," ſprach der Greis fürchterlich ernſt, „für deren heilige Wunder dein blödes Auge keine Sehkraft hat. — Du wirſt einſt an mich denken."

„Wähnet nie, daß ich bereuen werde, dem hohen Berufe gefolgt zu ſein, den der Gott unſrer Väter mir in die Bruſt gelegt, dem höchſten, der einem Sterblichen beſchieden iſt! Und abgeſehen von meinem Meſſiasthum, findeſt du es denn nicht ehrenwerth, bei dem ehrwürdigen alten Glauben auszuharren, an den frommen Satzungen zu halten, und den alten Cultus nicht von ſich zu werfen, wie ein abgenutztes Kleid? Gilt dir, der du deinem hohen Alter nach ſelbſt den Vätern zugehörſt, das, was dieſen Vätern heilig war, gar nichts? Hebe dich weg, mir ſchaudert vor dir! Laß mich die Sonnenbahn wandeln, die leuchtend vor mir ausgebreitet liegt, umrauſcht und umtönt von heiligen Wundern! Für mich wirkt und ſchafft der alte Gott Abrahams nach ſeiner Weiſe und redet zu mir durch Geſichte, ſeine Engel und die Tochter der Stimme, die im zweiten Tempel gehört wurde. Störe mich nicht wieder. Ich weiß, daß ich berufen und auserwählt bin, alle die heiligen Weiſſagungen meines Volks zu erfüllen. Die Zeit iſt gekommen und mir ward die Kraft verliehen. Das Werk iſt begonnen und es wird vollendet werden. Mit dir aber habe ich nichts zu ſchaffen.“

„Betrogener Betrüger!“ kreiſchte der Greis. „All Unheil, das dein Wahnſinn anſtiftet, auf dein Haupt! Betrogen biſt du, und belogen, armer, geiſtesſchwacher Thor! Die Kabbalah hat dich ſtolz und verwirrt gemacht. Ich ſehe nichts als Betrug und Liſt dich umwalten. Nichts biſt du, als das unwiſſende willenloſe Werkzeug in der Hand betrügeriſcher Schelme.“

Mirjam hatte Sabbathai ſchier mit Gewalt fortgeriſſen, aber er vernahm dennoch die letzten Worte des Greiſes, ſo ſehr ſie ſich bemühete, ihm dieſelden unvernehmlich zu machen, und ſie ſchnitten ihm ſeltſam ſchmerzlich durch die Seele.

Huſſein Damad verließ heftig bewegt das Haus und ließ draußen die Fackeln auslöſchen.

In der erſten Frühe des Tages traten bewaffnete Männer, die einen gefeſſelten Jüngling führten, in das Haus des Oberrabiners Chananiah Ben Jakir, und wurden auf ihr Begehr zu ihm eingelaſſen. Der Gefangene aber war Ruben, Sabbathai's Neffe.

„Herr," ſprach der Anführer der Bewaffneten zum Oberrabiner, „wir fingen dieſen Knaben in der Nacht, als er mit erſtaunenswerther Tollkühnheit den Verſuch machte, den gefangenen Cacham Nathan Benjamin von Gaza aus dem Kerker zu befreien. Schon war er durch unbegreifliche Mittel bis zu jenem vorgedrungen und hätte gewiß das Wagſtück vollbracht, wenn wir ihn nicht daran verhindert hätten."

„Wer biſt du?" fragte Chananiah ſtreng und finſter. „Ein Hauch, gewürdigt des Meſſias heiße Wange zu fächeln," verſetzte Ruben keck.

„Ein wahnſinniger Knabe!“ rief der würdige Oberrabiner ärgerlich. „Iſt die kaum den Kinderſchuhen entronnene Jugend ſchon von dieſem Fieber angeſteckt? Was willſt du denn mit deinem Meſſias, Knabe? Wer hat dir geſagt, daß ein ſolcher auf Erden wandelt?“

„Der Gott unſrer Väter ſelbſt hat es mir offenbart in hochheiligen Geſichten. An die Jugend aber muß ſich der Herr wenden, denn das Alter iſt ungläubig, wie Ihr ſelbſt beweiſt, Rabbi. Und hat er nicht ſtets durch den Mund der Jugend geredet? War Moſes nicht ein Jüngling, als er die Schafe auf Horeb hütete und der Herr zu ihm ſprach im feurigen Buſch? War David nicht ein Knabe, als Samuel ihn ſalbte zum Könige Israels? Mit feurigen Zungen ſollen auch jetzt die Jungen zu den Alten reden, und ich ermahne Euch, im Namen des großen Gottes, Euern Unglauben abzulegen und Euch des hohen Glücks theilhaftig zu machen, welches der erhabene König Jeruſalems, der wahrhaftige Fürſt des Heils, der da heißt Sabbathai Zewi, über die Welt bringen wird. Fürchtet Euch vor der Strafe und den Martern, die nach der Prophezeihung in

Gehinnom auf diejenigen warten, welche ſich dem Meſſias widerſpenſtig zeigen.“

„Thörichtes Kind!“ ſagte Chananiah milder, „wäre doch der blühende Eifer deines Mundes einem würdigern Gegenſtande zugekehrt, als einem heilloſen Schwärmer und Betrüger! Deine friſche, kräftige Jugend dauert mich. Es könnte etwas Tüchtiges aus dir werden. Ich will mich deiner annehmen, Knabe; du gefällſt mir. Laß deine Thorheit und du ſollſt glucklich ſein. Du biſt verlockt und blind für die Wahrheit, die dir doch ſo nahe liegt.“

„Ihr ſeid der Blinde! Ihr ein Verächter der himmliſchen Wahrheit, die doch wie ein Lichtſtrom über die Welt hereinbricht!“ brauſte Ruben im edeln, ihm ſo ſchön ſtehenden Eifer auf. „Ihr verſchließt und verbindet Eure Augen mit allem Fleiß, um nicht zu ſehen, daß das höchſte Glück der Welt durch die Straßen wandelt und Israels große Stunde geſchlagen hat. Auf Eurer Seite iſt die Thorheit; ich bin vom Herrn erleuchtet.“

Immer noch geduldig, fuhr der mächtige Rabbi fort: „Sage mir doch, was wollteſt du denn im Gefängniſſe des alten Lehrers von Gaza?“

„Ihn befreien aus den ſchmählichen Banden, in die Ihr den heiligen Propheten und Verkünder des Meſſias gelegt, damit er ferner ſein großes Werk ungehindert betreibe und vollbringe.“

„Und was iſt das für ein Werk?“

„Der Welt den Meſſias zu verkünden und ihm, dem Geſalbten Gottes, die Bahn zu ebenen.“

„Und dein Meſſias, dieſer allmächtige Fürſt, hatte nicht einmal ſo viel Kraft, ſeinen Propheten aus dem Gefängniſſe zu befreien; er bedurfte dazu deiner, ſchwacher Knabe? Wo ſind denn die Engel, die ihm dienen und jeden ſeiner Wünſche erfüllen? wo iſt die Wunderkraft, die Mauern einſtürzt und Berge verſetzt? — Siehſt du, armer Knabe, wie du betrogen und gemißbraucht biſt!“

Ruben war einen Augenblick ſtutzig, dann aber rief er getroſten Muthes: „Sabbathai wußte ja nichts davon, daß ich Nathan Benjamin befreien wollte. Und eben weil die Befreiung dieſes Propheten nicht in Gottes und des Meſſias Plan lag, iſt ſie nicht gelungen. Hätte Sabbathai nicht gewollt, Ihr würdet Nathan nimmermehr gefangen haben.“

„Du weißt dir ſchlau zu helfen. Wie? wenn ich nun deinen großen Meſſias ſelbſt in's Gefängniß legen ließe?"

„Verſucht es doch, Euch an dem Heiland zu vergreifen. Fluch über Euern Frevelmund, der ſolchen Gräul nur ausſprach! Euch müſſe der Samen Eures Ehebettes fremd werden und Euer Blut wider Euch ſein!"

„Halt ein, Ruchloſer!" rief der Greis tief erſchüttert und zornig. „Wahrlich, ich will nicht Gnade haben mit ſolcher Brut, die mir in's Geſicht ſpeit. Bringt ihn fort, den böſen Buben, an deſſen blühender Jugend ich vergebens meine Güte verſchwendete, und werft ihn in das unterſte Gefängniß, in welches nie ein Lichtſtrahl dringt! Molch und Schlange ſollen dort ſeine Gefährten ſein. Sein Meſſias mag ihm helfen."

„Ihr werdet mich umwandeln, Engel des Herrn, in eurer leuchtenden Schöne, die ihr um mich wart in der Wüſte und mir die Herrlichkeit Gottes offenbartet! Dieſen verruchten Mann aber ſchlage Schaftiel, der hölliſche Geiſt, und Ruchin, der Teufel möge ihn halten. Zaritha möge ſein Lager zum feurigen Pfuhl machen und Lilith ihn peinigen!"

Dieſem furchtbaren Fluche fügte er den hochbegeiſterten Ausruf zu: „Sabbathai, ich leide für dich! der Herr hat mir vergönnt, der Erſte zu ſein, durch den du dich offenbarſt. Sei geſegnet dafür!“

Staunend und mißmuthig das Haupt ſchüttelnd, ſah ihm der alte Oberrabiner nach.

Die Lichtſchule flammte und fluthete von dem ihr heiligen Element; Huſſein Damads Bart glänzte ſilberweiß, wie das Gewand eines Engels.

Schon hatte das Zeichen der Glocke getönt und Chananiah Ben Jakir hatte ſich erhoben. „Ich klage an, Sabbathai Zewi, als einen Feind des Lichts und der Wahrheit, ſchuldig des Lugs und Trugs, des Aufruhrs und der Verführung des Volks. Er hat geſtern in der großen Synagoge öffentlich vor allem Volke gepredigt, daß er mittels einer göttlichen Sendung zum Erlöſer der Juden auserſehen und ihm nun durch eine höhere Weihe die Meſſiaswürde übertragen ſei. So hat er ſich nun förmlich als Meſſias ausgeſchrien und ſeine Anhänger haben ihm als ſolchen gehuldigt. Er hat von großen Wundern erzählt, die dieſe ſeine Erfahrung begleiteten, und behauptet, daß ihm Moſes ſeine jetzige Frau als wahrhaftige Hälfte des Meſſias zugeführt habe. Ferner gab er vor, ſeit ſeiner Erhebung zum Heiland, ſei ihm die Tochter der Stimme beigegeben worden, die ihn in allen zweifelhaften Fällen, oft ſogar, ohne daß er ſie befrage, den ſicherſten Rath auf Befehl Gottes ertheile. Seit dieſer frechen Erklärung iſt die ganze Judenſchaft in Jeruſalem in einer Bewegung, wie ſie kein Menſch noch erlebt hat. Das gemeine Volk ſchwärmt einzeln und in Haufen in den Straßen umher und jubelt über die Ankunft des Meſſias; durch alle Thore quollen heute Menſchenmaſſen herein, ihr Theil an dem neuen Heil bald davon zu tragen. In der verwichenen Nacht hat es ſchon bedeutende Exceſſe zwiſchen Juden und den türkiſchen Wachen gegeben. Die chriſtlichen Mönche auf dem Berge Zion ſind überfallen worden und man fürchtet nicht ohne Grund, daß in dieſer Nacht die Moſchee auf dem Berge Moria erſtürmt werde. Vergebens hat das Rabbinalgericht die ſtrengſten Befehle erlaſſen, vergebens reden die Vernünftigen den Verblendeten zu; es entſteht Streit in vielen jüdiſchen Häuſern; der Bruder iſt gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater, und Mord und Todſchlag können unter dieſen Verhältniſſen nicht ausbleiben. Das Reich der Nacht erhebt ſich gegen das junge Licht mit fürchterlicher Gewalt, wie ein ſchuppiger Drache gegen den Reiter.“

Der Wächter der Nacht ſchwieg und Huſſein Damad begann: „Vergebens habe ich alle Mittel angewendet, den verblendeten Mann von der Ausführung ſeiner Pläne zurückzuhalten. Wahnglaube, Stolz und die Liſt ſeiner Umgebung machen ihn blind. Ein boshafter Betrüger iſt er nicht, aber ein boshaft Betrogener. Doch das iſt in ſeinen Folgen gleich. Wir Prieſter des Lichts müſſen gegen die Nacht ſtreiten, woher ſie auch komme, und der Strahl werde zum Stahl gegen Sabbathai Zewi, den Sohn der Nacht!“

„Er gehe unter in Nacht, die ihn geboren!“ riefen die Andern.

„Bringt den heiligen Stahl für ihn und die Urne, damit ihr looſet, wer ſeine Bruſt damit treffen ſoll!“ gebot Huſſein Damad, und eine ſchwarze Urne wurde herbeigetragen, auf der ein langer, blanker Dolch lag. Der Greis küßte die Waffe und weihete ſie zum Morde Sabbathai's. Dann traten die Lichtbrüder alle zuſammen, legten die Hände darauf und ſchwuren bei der Urquelle des Lichts, Sabbathai Zewi aus der Zahl der Lebenden zu vertilgen. Dann griff jeder in die Urne, zog ein Loos und verbarg es im Buſen. Auf das Tönen der Glocke zeigte jeder das gezogene vor. Chananiah Ben Jakir hatte das einzige ſchwarze. Huſſein Damad überreichte ihm den Dolch mit den Worten: „Diener des Lichts, gib der Nacht, was der Nacht gehört. Sein Leben verlöſche wie dieſe Flamme!“ Und im Nu umfing dichte Finſterniß die Brüder. Chananiah hatte den Dolch empfangen und jeder rüſtete ſich ſtill zur Heimkehr. Auf den Straßen aber tobte und brauſte wildfluthende Menſchenmenge; begeiſterte Geſänge loderten empor, Jubelgeſchrei raſete, Prophetenſtimmen ertönten und laut und lauter wurde der Ruf: „Heil dem Meſſias! Heil dem neuen Könige der Juden! Heil Sabbathai Zewi, dem Geſalbten des Herrn, dem Erlöſer! Heil dem Sohne Davids, dem Erretter!“ Und immer trunkener und wilder ſtürzte Haufe zu Haufen, wie ſich Quellen und Bäche zu Strömen vereinen, und alle umarmten und küßten ſich und ſchrien wie Wahnſinnige: „Der Tag des Heils iſt erſchienen! Der Gott unſrer Väter hat ſich endlich ſeines geliebten Volkes wieder erbarmt, ſein Zorn iſt verſchwunden und hat ſich in Liebe verwandelt. Der Meſſias, der langverkündete Fürſt der Herrlichkeit iſt erſchienen und wird uns groß machen vor allen Völkern. Nun werden wir herrſchen und gebieten, und die Söhne Eſau's, die Brut der krummen Schlange, die da wohnet am Berge Seir, werden ſich ſchmiegen müſſen unter unſre Füße. Heil Israel! Heil Sabbathai Zewi!“

Die Tochter der Stimme.

Wiſſe, daß die Prophezeihung von der Krone*) abgeleitet und in drei Theile geſchieden wird. Der erſte Theil wird Nefua d. i. Weiſſagung genannt, und haben die Propheten, auf denen der Friede ſei, ſelbige empfangen. Der zweite Theil wird Ruach hakkodeſch d. i. der heilige Geiſt geheißen, welcher von David, Salomon, Daniel und andern Frommen erlangt worden und unter der Weiſſagung ſteht. Der dritte Theil wird Bath Kol d. i. die Tochter der Stimme genannt und ſteht ſolche unter dem heiligen Geiſt. Dieſer Tochter der Stimme ſind die Weiſen Iſraels theilhaftig geworden, nachdem der Geiſt der Weiſſagung von dannen gewichen, und hat ſie Niemand gehört, als wer mit Weisheit und Frömmigkeit gekrönt war.

Rabbi Menachem von Rekanat Auslegung
der fünf Bücher Moſes.

Wie der Wanderer, dem die Thalbewohner die ſchöne Ausſicht von der zu erklimmenden Berghöhe nebſt dem gaſtlichen Hauſe auf dem Scheitel des Berges geprieſen; da er nun, nach mancher Anſtrengung und immer heißer im Herzen genährter Sehnſucht plötzlich aus dem Walde heraustritt und die herrlichſte Landſchaft, vom Sonnengolde des nahenden Abends überglänzt, im wollüſtigen Frieden vor ſich ausgebreitet ſieht, blinkende Ströme, die ſchlängelnd durch blühende Thäler gehen, grün leuchtende Berge, Felder und Wälder in abwechſelnder Farbenpracht, und Dörfer und Städte, wie Perlen und Geſchmeide dazwiſchen geſäet, und dicht neben ſich das gaſtliche Haus freundlich und lockend, Tafeln mit koſtbaren Speiſen und Getränken geſchmückt, und ein Silbergeſang reizender Gebirgerinnen, der zum Genuß einladet, — wie da der Wanderer, der nun ſein Ziel erreicht hat und die Befriedigung aller Sehnſucht vor ſich liegen ſieht, plötzlich ſtill und ernſt wird und das Entzücken nicht in ihm aufkommen kann, vielmehr ſein Blick ſchüchtern und befangen den Boden ſucht, während doch die Freude in ſeiner Bruſt glüht, ſo ſtand Sabbathai Zewi jetzt im Vorhofe des wunderbaren Zaubertempels, woran Glaube, Begeiſterung und Phantaſie des jüdiſchen Volks dreitauſend Jahre gebaut, den Dichter und Propheten prächtig ausgeſchmückt und den die Rabbinen der ſpätern Zeit mit dem ſeltſamſten Flitter behangen hatten, er ſtand überraſcht, faſt beſtürzt, obgleich er dieß Alles und noch mehr erwartet hatte, und — freuete ſich nicht. Von den tönenden Fittichen der Liebe und Begeiſterung umrauſcht, hatte er, gleichſam gedrängt von ſeinen in wilder Extaſe aufbrauſenden Zuhörern, das gewaltige Wort ausgeſprochen, daß er der erſehnte Meſſias und die Zeit ſeiner Enthüllung gekommen ſei, und der Jubel, mit dem daſſelbe aufgenommen worden war, hatte ſich in ſeinen Aeußerungen bis an die Grenzen des Wahnſinns geſteigert. Aber der Fanatismus iſt ein wilder Gott, der den willenloſen Menſchen mit unwiderſtehlicher Kraft ergreift und weit über ſeine gewöhnlichen Verhältniſſe auf die ſchwindelnde, ungeahnte Höhe trunkener Exaltation reißt. Er iſt der Feuerkuß, den die Natur als üppig glühende Schöne, wollüſtig auf die Stirn des Knaben drückt und deſſen Haupt von nun an ein Feuerheerd der Poeſie iſt. Er iſt die entfeſſelte Flamme der Gottesbegeiſterung zum Weltenbrand geworden. Keine Leidenſchaft des Menſchen, ſo wild und ungebändigt, ſo fürchterlich und vernichtend ſie aufflackern, iſt dieſer zu vergleichen, und jeder Maßſtab der übrigen iſt für ſie zu klein. Sie macht den Menſchen zum fernſchauenden weiſſagenden Gott, und zum bluttrinkenden Ungeheuer. So reißt ſie nach der Höhe und nach der Tiefe in's Unendliche, vergöttert und entmenſcht. Unter allen Völkern der Erde iſt aber keins der religiöſen Schwärmerei mehr ergeben geweſen, als die Bekenner des Moſaismus. Eine wunderbare Geburt des Morgenlandes, von indiſcher, chaldäiſcher und ägyptiſcher Geheimweisheit abſtammend, wurde dieſer Glaube durch die einzige Lehre, daß die Nachkommenſchaft Israels das auserwählte Volk Jehovas ſei, das feurige Bett eines von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich wie der Phönix neu gebärenden Fanatismus, dem die Weltgeſchichte nichts Gleiches an die Seite zu ſetzen hat. In dieſer einen Lehre, gleichſam der Baſis des Judenthums und in jedem Juden zu Blut und Saft geworden, wurzeln alle die ſeltſamen, ſchnörkelhaften Erzeugniſſe ihrer glühenden und ausſchweifenden Phantaſie, und wie ein goldner klingender Lebensbaum ſteigt daraus die Meſſiasidee hervor. Um ſo unmenſchlicher verfolgt, um ſo wüthender geknechtet und gepeinigt, je ſtolzere Verachtung ſie ihren Ueberwindern und Feinden entgegenſetzten, erzeugte der härteſte und verzweifeltſte

---

*) Die oberſte Sephirah. Siehe erſter Theil. S. 67.

Druck mit dem immer grünen Wahn, das auserleſene Volk Gottes zu ſein, bald den begeiſterten Glauben an einen Retter, den Gott ihnen ſchicken werde, ſobald ſein Zorn, ob ihrer ſchweren Miſſethat vorüber ſei. Die Glut der Phantaſie und die Schmach der Knechtſchaft ſchmückten dieſen Heiland mit allen glänzenden Wundern aus, und die unumſtößliche Ueberzeugung ſeines einſtigen Erſcheinens ließ ſie in der Vorſchwelgerei aller himmliſchen Genüſſe und ihrer Erhebung über alle Völker der Erde, ſtolz die Verachtung dieſer Völker, der ſie im Herzen eine noch größere entgegenſetzten, und die Schmach und das Elend der Sclaverei ertragen. Mit glühendem Eifer klammerten ſie ſich an dieſe Verheißungen, an dieſe Gewißheit des einſtigen Erlöſers an, wenn Feuer und Schwert gegen ſie wütheten, wenn chriſtlicher Fanatismus in ihnen nicht mehr Menſchen erkannte, und der Bekenner des Islam ſie nur mit dem Namen „Hund" belegte. Entſtellt von wahnwitzigen Rabbinern, gemißbraucht von Schwärmern, in's Fratzenhafte gezerrt von lichtloſen Zeiten, blieb der Glaube an die Zukunft des Meſſias doch ſtets der leuchtende Stern, nach deſſen Licht, durch die ſchwärzeſten Wolken ihnen winkend und ihnen Troſt und Hoffnung in die wunde Seele gießend, ſie ihr leckes Boot ſteuerten, überzeugt, wie vom Daſein der Welt, daß dieſer Stern einſt in das Meer herabgleiten und als Leuchtthurm allen Nachkommen Israels winken werde in das Land ihrer Verheißung. So erbte die Sehnſucht der Väter auf die Söhne, und wandelte, ein für alle Schmerzen kühlende Palmen bringender, lichter Engel, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Land zu Land, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtauſend zu Jahrtauſend, und wo er in irgend einem Winkel der Erde ein armes, gemartertes, verachtetes Kind Israels fand, dem reichte er Hoffnungslabe und zeigte ihm fern in der Nacht über dem ſtürmiſchen Meere den ſtrahlenden Jakobsſtern, und jeder Kummer war erquickt von dieſem Lichte, jedes zerquälte Herz getröſtet, jede Entbehrung willig getragen. So iſt dieſer Glaube der Genius des Judenthums geworden; ohne ihn gäbe es längſt keinen Juden mehr. Er hat die Kinder Israels unendlich elend, aber eben ſo unendlich glücklich gemacht. Er hat ſie in Staub getreten und unter die höhnenden Füße der Völker geworfen, aber er hat ihr armes Leben mit den ewig jungen und duftenden Kränzen der reichſten Hoffnung umhangen und geſchmückt. Wenn auch mit Wehmuth zuckender Lippe, daß er ſelbſt das Heil nicht geſehen, doch mit Begeiſterung ſtrahlendem Auge deutet der ſterbende Greis den Enkel nach dem grünen Schimmer des Jakobſternes hin und beſchließt freudig ſein armes, elendes Leben, von der wonnevollen Ueberzeugung erhoben, ſeine Nachkommen werden des unausſprechlichen Glückes theilhaftig werden, und in dem neuen Tempel am Fuße des Berges David wohnen, ſelig beherrſcht von des Meſſias heilſpendendem Scepter. O es gibt auf Erden keinen elendern und keinen glücklichern Mann als einen gläubigen Juden!

Der wilde raſende Begeiſterungsſturm, durch Nathan Benjamins Ankündigungsepiſtel des Meſſias vorbereitet, durch Sabbathai's kühne, im reinſten Feuer der Gottrunkenheit in der großen Synagoge zu Jeruſalem endlich ausgeſprochene Erklärung, daß er der Meſſias, der Sohn David's ſei, erzeugt, überſtieg bald alle Schranken. Endlich war die tauſendjährige Hoffnung erfüllt, endlich der Stern des Meeres, der rothe Jakobsſtern zur wärmenden, lichtſpendenden Sonne geworden, endlich die Weiſſagungen der Väter eingegangen und die nächſte Zukunft brachte nichts als Glück — unabſehbares Glück. Die Erwartungen waren auf's Höchſte geſpannt: alle bunten phantaſtiſchen Träume des Juden, des Sohnes des Morgenlandes, erwachten und ſchwärmten als abenteuerliche Mährchengeſtalten in den Köpfen. Die Kunde vom erſchienenen Meſſias flog von Jeruſalem, ein tauſendfältiger, reizgeſchmückter Paradiesvogel nach allen Winden, durch ganz Paläſtina; ſie hallte wie Engelgeſang in den Thälern des Libanon und an den Felſenſtirnen des Hermon wider; ſie flüſterte lieblich im heißen Hauch der arabiſchen Wüſte, und klang jubelnd im Rauſchen der Wellen des Jordan. Alle Quellen, von der Wüſte bis zum Libanon, erzählten die wunderbare Mähr; alle Oelbäume und Palmen koſeten mit dem Winde davon, der aus den Thälern von Hebron und Kidron Blüthendüfte brachte. Die nüchterne Zeit des Alltagslebens war vorüber, und die alten Tage bunter glänzender Wunder wiedergekehrt. Nun ſtrahlte der Himmel in brennendern Farben; nun würde — ſo glaubten Alle gewiß —

die einſt üppige, ſeit Jahrhunderten dürre Erde prächtig grünen und blühen und der Boden ſich mit nie geſchauten Blumen überkleiden; Arbeit werde verbannt ſein und der Schooß der verjüngten Mutter die beſten Früchte tauſendfältig von ſelber tragen. Selige Trunkenheit bemächtigte ſich der Gemüther und männiglich brach auf und zog nach Jeruſalem, der alten Stadt des alten Heils, die nun auch die neue Stadt des neuen und größten Heils werden ſollte. Täglich ſtrömten Haufen von Juden aus den Städten und Dörfern herbei und ihre Anzahl ſchwoll bald zu Tauſenden an.

Neben der zügelloſen Schwärmerei machte ſich aber auch der prüfende Verſtand geltend. Es gab namentlich in Jeruſalem aufgeklärte Männer genug, die den ihnen gar wohl bekannten Lehrer der Kabbalah unmöglich als Meſſias anerkennen konnten; der unbeugſame Stolz alter und angeſehener Rabbinen fühlte ſich durch Sabbathai's Erklärung tief verletzt; Haß und Neid erwachten in mancher Bruſt und der ſtille Samen, den der geheime Lichtbund allmälig ausgeſtreut, wucherte als dem neuen Meſſias feindliche Saat.

Sabbathai hatte im ſeligen Rauſche nie gekannten Liebesgenuſſes und ſtolzer Meſſiasbegeiſterung die Tage verlebt; wie durch Wunder, ähnlich denen, die er ſeither an ſich erfahren, ſah er ſich mit königlicher Pracht und einem Reichthum umgeben, deſſen Quelle nicht verſiechen zu wollen ſchien; er fragte nicht, er forſchte nicht, er lebte als ein ſeliger Träumer in all den Entzückungen, die ihm das erlangte Meſſiasthum bereitet; eine ſüße Engelsſtimme, die ſich ihm als das heilige Echo des zweiten Tempels verkündigt, und die er in kritiſchen Augenblicken aus den Höhen vernahm, hatte ihn geleitet, und ſeine Gottbegeiſterung ſtets neu angefacht; aber er hatte ſich den ihn umwaltenden Wundern gefangen gegeben, und war dadurch, ohne es ſelbſt zu bemerken, zur willenloſen Maſchine einer andern Intelligenz geworden. Aber jeder Rauſch verduftet, jede Begeiſterung verfliegt und bedarf der Nüchternheit, um ſich neuen Stoff zu ſammeln, und die Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der menſchlichen Natur macht ſich ſelbſt in den erhabenſten, herrlichſten und heiligſten Verhältniſſen geltend. Deshalb iſt die Poeſie eine Göttergabe, wie das

Licht und der Frühling, aber keiner der menſchlichen Zuſtände, welche die alltäglichen Leidenſchaften und Bedürfniſſe in uns hervorbringen. So fuhr auch Sabbathai oft und öfter aus ſeinen bunten prächtigen Liebes- und Meſſiasträumen empor und ſchaute mit einem nüchternen Blick auf die ſeltſam verwirrte Lage, in welche ihn ſeine Begeiſterung und die Einwirkung der ihn umkreiſenden Wunderwelt auf ſein Gemüth verſetzt hatte. Tauſende, vom Fanatismus, der wie glühende Lavamaſſe plötzlich aus dem ſtillen Hauſe der gepreßten Volksbruſt hervorgebrochen, und gerufen durch das von ihm ausgeſprochene Zauberwort, ſich nun unaufhaltſam als ein prächtiger Feuerſtrom Bahn brach, bis zur prophetiſchen Entzückung emporgewirbelt, drängten ſich täglich um ihn, richteten ihre erwartung- und luſtleuchtenden Augen auf ihn und lebten der ſeelenverjüngenden Gewißheit, er werde ihnen nächſtens die gelobte Erlöſung von allen ſie drückenden Banden bewirken, gleichviel durch welche Mittel; das wie? kümmerte ſie überhaupt nicht. Und er, der ſein Leben an das einſame Forſchen einer tiefgeheimen Wiſſenſchaft geſetzt, der ergriffen vom ſtillen Sauſen des poetiſchen

Wahnſinns das Aufſprudeln der Gefühle in ſtiller Mitternacht am Meeresufer oder an den heiligen Orten der Vorzeit in ein prächtiges Lied zu gießen vermochte, der umglänzt von Bildern und Gedanken, die ihm zuſtrömten wie ſilberblitzende Bäche, das Volk in feurigen Reden, die Alles im Strome der Begeiſterung hinriſſen, belehren konnte, er hatte nie Kraft gezeigt, im entſcheidenden Augenblick eben ſo kühn zu handeln. Der einſame Forſcher, der gewaltige Redner und Lehrer, der ſtille Dichter war kein Mann des entſchloſſenen Handels. Sich den Wundern überlaſſend, die ihn bisher geleitet, ſtand er plötzlich rath- und thatlos, und das Ungeheure, das auf ihn hereindrängte, machte ihn verwirrt. Er hoffte auf ein neues Wunder, er rief inbrunſtig im Gebet zu jener wunderbaren Tochter der Stimme, die ihm ſeither ſtets den richtigen Weg angegeben hatte; aber ſie war unbegreiflicher Weiſe mit dem Anhäufen der Schwierigkeiten verſtummt, und Sabbathai wußte nicht, was er beginnen ſollte, um ſich als der geltend zu machen, für den er ſich hielt und ausgegeben, und das Vertrauen der Menge zu rechtfertigen. Das ihm ergebene Volk zum Aufruhr und zur Empörung gegen die osmaniſche Oberherrſchaft aufzurufen, kam ihm nicht in den Sinn, und er würde vielleicht ſogar Bedenken getragen haben, dieß kühne Wagniß zu vollbringen, wenn er von der Tochter der Stimme dazu aufgefordert worden wäre.

Auch die ſonſt entſchloſſene Mirjam war über dieſe unerwartete Wendung ihres Schickſals von einer merklichen Unruhe geplagt; doch gab ſie ſich alle Mühe, dieſelbe ihrem Gatten zu verbergen, und ſo ſtahl ſich leiſe und kaum vermerkt ein ſtiller Mißmuth in dieſe poetiſche Ehe. Inzwiſchen hätte dieſe abſpannende Unthätigkeit Sabbathai's doch noch längere Zeit fortgedauert, wenn nicht eine gerichtliche Aufforderung an ihn gelangt wäre, ſich den folgenden Tag vor das Rabbinal-Gericht zu ſtellen und ſich über ſeine neulich in der großen Synagoge aufgeſtellte Behauptung, daß er der Meſſias ſei, näher zu erklären und überzeugende Beweiſe beizubringen. Dieſe ernſthafte Mahnung brachte bei dem meſſianiſchen Ehepaar eine nicht geringe Beſtürzung hervor. Von Sabbathai ſchien für einige Augenblicke alle Thatkraft gewichen, und Mirjam lebte für ihr Loos. Und doch hätten ſie kaum etwas anders erwarten können. Der bedrängte Meſſias nahm ſeine Zuflucht zum Gebet und zum Ringe Salomo's, deſſen Wunderkräfte in Anwendung zu bringen er zeither weder Luſt noch Noth gehabt hatte.

„Ich will hinaufgehen auf den Berg des Hauſes,“ ſprach er zu ſeinem Weibe, „und hinter der Moſchee, da wo an der alten Tempelmauer der große Stein liegt, mein heißeſtes Gebet zum Gott unſrer Väter richten, und ſeine Engel rufen durch die Kraft des Ringes. Sie ſollen mich lehren, was ich morgen zu thun habe. Du aber, Seele meiner Seele, gib mir den Kuß des Friedens und bete, daß der Herr mir helfe durch ſeine Boten.“

Sabbathai ging, die Nacht war ſeine Begleiterin. Kaum war er hinaus, ſo ließ Mirjam ihrer lange zurückgehaltenen Unruhe freien Lauf, und nun machte ſich dieſelbe in heftigen Ausbrüchen Luft. Händeringend maß ſie mit ſtürmiſchen Schritten das weite Gemach, deſſen fürſtlicher Prunk ihre Troſtloſigkeit zu höhnen ſchien. Ihre Pulſe flogen und ein ängſtliches Stöhnen arbeitete ſich aus ihrer Bruſt hervor. „Sie werden ihn fangen und in den Kerker werfen, wie Nathan Benjamin,“ liſpelte ihre ſiedende Angſt mit gepreßter Stimme, „und das Volk wird, ſich getäuſcht ſehend, wieder davon laufen; die kurze Herrlichkeit zerſtiebt und verfliegt, und wir werden das Gelächter der Welt ſein. Und was ſoll aus mir werden? Wohin ſoll ich ärmſte Verlaſſene meine Schritte lenken? O hätte mich Nathan in der ſtillen Einſamkeit meines Kloſters gelaſſen! ich hätte den Nonnen gedient nach wie vor. — — Gedient?! Pfui, Maria, ſchäme dich! Iſt deine Seele zum Dienen gemacht? Darf dieſer reizende Leib als Schmuck einer elenden Kloſtermagd angehören? Zur Herrſcherin biſt du geſchaffen, zur Gebieterin auserſehen, und du ſelbſt warſt es, die mit wonnetrunkener Kühnheit nach der Königskrone des Meſſias griff. Und biſt du ihrer nicht würdig? Wer wäre würdiger als ich, die Königin der Juden zu ſein! Doch dieß weibiſche Verzagen würde mich dieſer Krone unwürdig machen. Ermanne dich, Maria! Es muß ein Mittel ausfindig zu machen ſein, dieſer Lage zu entgehen. Noch haben wir nicht verſpielt, ein kühner Zug und wir haben gewonnen. Verzweifeln wäre das Aergſte. Muth! Muth! Und dem Schickſal getrotzt! Den Kühnen verläßt der Himmel nicht. — —

Beten kann ich nicht, beten nicht, wie er mir auftrug, die argloſe Kinderſeele, der ſtolze, unſchuldige Mann! Aber ſinnen will ich, muß ich, wie uns zu helfen iſt, und fur ihn handeln will ich; denn er vermag es nicht. Wenn Nathan frei wäre, dann wäre uns geholfen. Aber wie ihn befreien? Begeiſterte ich nicht den kühnen Ruben zu Nathans Befreiung! Ach, der holde Jungling wäre ja willig in den Tod gegangen, um einen meiner Wünſche zu erfullen! Weh mir Ungluckſel'gen, daß die gewagte That meines Ruben mißglücken und ihn, den meine Seele liebt, in den Kerker bringen mußte! Wie hätt' ich dich belohnen wollen, mein ſüßer Knabe, heimlich mit Küſſen und den ſeligſten Freuden der Liebe und Jugend, und öffentlich mit goldnen Ketten und Putz und Tand, mit Roſſen und Waffen, wie nur eine Königin ihren geliebten Pagen belohnen kann. Ruben! Ruben, dich muß ich im Kerker wiſſen, und ich kann nicht bei dir ſein, dir meinen Buſen als weiches Lagerkiſſen deines lockigen Hauptes zu bieten! Mein Herz ſehnt ſich nach deinem Anblicke, mein junger Freund, wie der Araber der Wüſte nach den ſüßen Waſſern des Nils. Ach, dieſer ſtolze, ſchwache Meſſias, dieſe Gliederpuppe, die ich lenken muß, dieſer wundergläubige Held, ſo ſchön er auch iſt, er kann dieß mein ſtürmiſch ſchlagendes Herz doch nicht befriedigen! Wenn deine Jugend, wie ein üppig grüner Baum mit goldnen Früchten nicht lockend in meinem Wege geſtanden hätte, vielleicht hätt' ich dann Sabbathai treu geliebt. — Treu?! Nein! das wäre ja doch nicht möglich geweſen! Wie kann ich den treu lieben, den ich — — Seltſam, ich fühle doch, daß ich ihn hätte lieben können; er iſt ja der ſchönſte Mann, den ſich ein Weib wünſchen kann; ja ich hätte ihn heiß, gewaltig, auch treu geliebt, wenn dieſes dunkellockige Jünglingshaupt mich nicht ſo verlangend angeblickt; aber dann würde ich nimmer gethan haben, was ich jetzt thue, und aus wäre es geweſen mit euerm Meſſias, ihr hochſtrebenden Narren, und mich hätte er verſtoßen, wie ſeine beiden frühern Frauen; denn der Stolze liebt ja das Weib nicht in mir, ſondern die gottgeſandte Meſſiasbraut. Und ich wäre unglücklich geworden, wie jene Thamar, Roſanes Tochter. So iſt es denn beſſer, wie es eben iſt, aber mein Herz will ſeinen Lohn für die Lüge;

Ruben muß mein ſein, muß mich beglücken, muß glücklich werden durch mich! Was wäre mir die Königskrone ohne ihn? Er ſoll die Perle meiner Krone ſein. Wie würd' ich mich einſam fühlen an der Seite dieſes träumeriſchen Königs, der lieber mit den Wahngebilden ſeiner erhitzten Phantaſie verkehrt, als in glühender Sinnlichkeit ſein Weib umarmt; wie würd' ich elend ſein auf ſeinem Throne, wenn Ruben nicht mir nahe ſtände und mich mit dem Strahle ſeines begehrenden Auges labte! Von euch will ich ihn fordern, ihr ſchlauen Herren, die ihr ſo rieſige Pläne baut; ihr ſollt es wiſſen, daß ich es wohl fühle, wie ich allein der Grund- und Eckſtein all eurer Gebäude bin. Mein Herz verlangt Liebe, heiße raſende Liebe, nur Flammen können meine Flammen löſchen; ich will die lechzende, ſprudelnde Kraft eines Jünglings jubelnd in meine blutkochenden Arme, an meine gluttobende Bruſt ſchließen, nicht den kalten Meſſias. Und ihr ſollt mir Ruben geben; ich verlange ihn als Lohn von euch. — Aber wo iſt er? wo? daß ich ihn ſtürmiſch umarme, daß ich ihm ſage, wie ich mich nach ihm geſehnt? Weh mir! Er ſitzt im Kerker! Ich ſelbſt war's, die ihn hinein geworfen. Da ſteh' ich und laſſe meinen heißen Liebesträumen freien Lauf, während die Gefahr hundert drohende Häupter um mich erhebt, deren jedes mich und den Meſſias, Ruben und Alles zu verſchlingen ſich anſchickt. Nachſinnen ſoll ich, wie ich Rettung auffinde, und ich ſchwärme von meinem Knaben. Fort, ihr üppigen Bilder, und macht ernſten Betrachtungen Raum! Denn ſo wunderbar hat ſich's geſtaltet, daß plötzlich auf meinen Schultern allein des ganzen Meſſiasreiches Herrlichkeit ruht. Weiß ich ſie nicht geſchickt zu tragen und aus dieſer Klemme zu retten, ſo bricht der bunte Tand zuſammen und wird den Menſchen ein Spott. — Alſo Nathan Benjamin muß frei werden, frei noch in dieſer Nacht. Morgen iſt es zu ſpät. Wer hilft mir zu ſeiner Befreiung? Verſuch' ich's mit dem mir räthſelhaften Baruch? Es iſt gewagt! — Iſt dieſer verſchloſſene Menſch wirklich von Sabbathai's Meſſiasweihe, von den Wundern und Zeichen überzeugt, oder ſtellt er ſich nur ſo? Iſt er ein ſtillentzückter Schwärmer, deſſen ganzes Leben in Sabbathai's Erlöſerthum aufgeht, oder macht er den ſtillen Beobachter? Oft beb' ich vor ihm zurück, wenn mir ſein düſterglühender, lauernder Blick begegnet. Mir iſt als durchſchaue er mich durch und durch und läſe die Gedanken meines Herzens. Dann kommt es mir doch zuweilen wieder vor, als ſei er ganz in Anbetung vor Sabbathai's Göttlichkeit verſunken. Genug, Sabbathai nennt ihn ſeinen einzigen Freund; keiner ſeiner Schüler iſt ihm ſo werth als dieſer. Verſuch' ich's, ob ich ihn dazu bringe, das begeiſterte Judenvolk zu Nathans Befreiung aufzurufen; denn erſtürmen müſſen ſie den Thurm und die Kerkerthüren ſprengen. Dann Ruben, Ruben in meine Arme!“

Sie rief einen Diener und befahl demſelben, Baruch Ben Zadik de Curbano herbeizuholen.

„Baruch,“ ſprach ſie ſanft, doch mit bebender Stimme, als der Träumer hereintrat, „die Stimme des Herrn iſt in dieſer Nacht an mich ergangen, daß der Prophet des Meſſias aus den Banden befreit werde, in denen er ſchmachtet. Du aber biſt zu Nathan Benjamins Befreier auserſehen.“

„Wie ſoll ich das beginnen?“ fragte Baruch.

„Du gehſt in die Herbergen und Häuſer der Stadt umher; ſie ſind überfüllt von Gläubigen und

Anhängern des Meſſias. Rufe ſie zuſammen am Fuße des Berges Zion, indem du ihnen verheißeſt, wichtige Dinge zu verkündigen. Dann fordere ſie auf, den Kerkerthurm mit dir zu erſtürmen und den heiligen Propheten zu befreien.“

„Die Sklaven des Beis auf dem Piſaer Thurm würden uns niederhauen, „verſetzte Baruch furchtſam. „Wir haben keine Waffen uns zu vertheidigen, und die Soldaten ſind wachſam.“

„Wenn dir der Herr die Erſtürmung des Thurmes befiehlt, wird er dir auch unſre Feinde in die Hand geben. Haut Bäume um, wo ihr ſie findet, und ſtoßt damit die Thüren des Kerkers ein. Gegen die Soldaten kämpft mit Steinen und nehmt ihnen die Waffen.“

„Warum ſtellt ſich der Meſſias nicht an die Spitze des Volks? Ihm werden ſie williger folgen als mir.“

„Kleingläubiger, ich muß dich ſchelten!“ eiferte Mirjam erhitzt. „Darf der erhabene König ſich herablaſſen zu ſolcher erbärmlichen That? Denkſt du ſo niedrig vom Meſſias? Ihm liegt es ob, Throne zu ſtürzen, nicht einen Thurm zu nehmen. Wofür biſt du da, wenn du dich nicht dem kleinen Werke unterziehen willſt?“

„Aber warum befiehlt er mir es nicht ſelbſt? Wo iſt er, daß ich die Stimme ſeines Mundes vernehme?“

„Er iſt gegangen, größere Dinge zu vollbringen in dieſer Nacht. Setzeſt du Zweifel in mein Begehren? Wahrlich, du wirſt zu leicht wiegen in der Wage des Erretters.“

In dieſem Augenblicke ertönte von oben aus der hohen gewölbten Decke des Zimmers herab eine weiche flüſternde Stimme: „Baruch Ben Zadik, mache dich auf mit allem Volke Juda's, ſo in der Stadt iſt, den Propheten Nathan Benjamin zu befreien, ſo will es der Herr.“

Mirjam ſchien von dieſen Lauten nichts zu vernehmen; denn unbekümmert darum ſchickte ſie ſich an, mit zornmüthigen Mienen und harttadelnden Worten, das Gemach zu verlaſſen, als aber Baruch raſch auf ſein Angeſicht niedergefallen war und ſeine Arme auf dem Boden ausbreitete, fragte ſie befremdet: „Was haſt du vor, Baruch, daß du dich alſo benimmſt?“

„Haſt du es nicht vernommen, hohe Gebieterin?“ ſtammelte der betende Mann.

„Was? Ich habe nichts gehört als den Schall meiner eigenen Tritte.“

„Genug, ich werde Nathan Benjamin befreien und thun, wie du mir geboten haſt!“ rief Baruch, wie verwandelt, ſprang auf und enteilte mit einem dunkel glühendem Geſicht und rollenden Augen dem Gemach. Höhniſch lächelnd ſah ihm Mirjam nach und flüſterte dann in ſich hinein: „Ich habe doch alle Urſache, der guten Schweſter Annunziata dankbar zu ſein für die Künſte, die ſie mich aus Langeweile gelehrt, und deren hohen Werth ich damals nicht begreifen konnte.“

Sie verdoppelte wieder ihre Schritte und verlor ſich in buntſchillernde Gedanken, die ihr die Zukunft durch farbige Gläſer zeigten.

Die Uhren auf den chriſtlichen Kirchen und Klöſtern verkündeten die zehnte Stunde, die Dämmerung wurde allmälig zur Nacht, die farbigen Ampeln auf den Moſcheen begannen zu leuchten und die Muezzin riefen von den Minarets mit langgezogenen klagenden Tönen zum fünſten Namaz oder Nachtgebet. Mirjams Unruhe war wieder im Steigen; da trat der Diener zu ihr und ſprach geheimnißvoll: „Es iſt ein verhüllter Mann draußen, der mich fleißig ausgeforſcht hat, ob der große Chacham zugegen ſei, oder Ihr allein zu Hauſe, hohe Frau, und als ich ihm das Letztere verſichert, hat er mich erſucht, Euch zu ſagen, er ſei Euer ergebenſter Freund und habe Wichtiges mit Euch zu reden.“

Mirjam zuckte zuſammen. „Nathan!“ flüſterte ihr Mund. „Kein Andrer kann es ſein. Er iſt frei und mir geholfen.“ — „Herein! herein mit ihm!“ herrſchte ſie freudig dem Diener zu. Einen Augenblick darauf ſchritt ein hoher Mann in einen weiten türkiſchen Kaftan gehüllt, den Turban tief in's bärtige Geſicht gedrückt, durch die Pforte, trat dicht vor die erwartungsvolle Frau und ließ das Gewand fallen.

„Philippos Zadukkis!“ rief Mirjam überraſcht. „Was wollt Ihr in Jeruſalem?“

„Euch retten aus Euern Bedrängniſſen,“ verſetzte der alte Grieche. „Ich kenne Eure Lage, ich weiß, daß Nathan Benjamin gefangen ſitzt. Freilich, ohne ihn konntet Ihr nichts Entſcheidendes beginnen. Was ſchrieb er auch den unbeſonnenen Brief an die Juden, der kluge Mann, worin er von Abſetzung des Sultan durch Sabbathai redet? Man ſoll die Suppe nicht eher eſſen, bis ſie gekocht iſt. Doch ich komme noch zur rechten Zeit. Noch iſt nichts verdorben, und ich bringe Hülfe.“

„Dann ſeid Ihr uns ein Engel. Und woher kommt Ihr?“

„Von Smyrna. Dort beginnt Sabbathai's Waizen zu blühen, dort iſt das rechte Feld ſeiner Wirkſamkeit, nicht hier. Soliman *) liegt zu weit entfernt, zu abgeſondert in dieſem kahlen dürftigen Lande, das von Gott verflucht worden iſt, als die Juden den Heiland kreuzigten; die Stadt iſt zu klein für unſern Plan. Die Juden aus Stambul, Griechenland, Natolien haben zu weit hierher.“

„Aber Jeruſalem iſt die Stadt der Verheißungen, der heilige Ort, von wo alles Große, was die

---

*) Türkiſcher Name für Jeruſalem.

Juden betraf, ausging. Hierher deuten alle Prophezeihungen, und ohne Jeruſalem kein Meſſias.“

„Ei, wißt Ihr nicht, ſchöne Frau, daß der Meſſias in Jeruſalem einziehen ſoll als König der Juden, als fertiger König? Alſo hier ſoll er nicht fertig werden, ſondern auswärts. Hat nun Sabbathai von Smyrna aus ſein Reich erobert, ſo kann er hier ſeinen glänzenden Einzug halten und auf einem Eſel reiten, wie die Propheten geweiſſagt, und wie auch unſer Herr und Heiland, der wahrhaftige Meſſias, wirklich geritten iſt, als ihm das Volk Palmenzweige auf den Weg ſtreuete und rief: Hoſianna! gelobt ſei, der da kommt, im Namen des Herrn. Gerade ſo kann es Sabbathai machen, wenn er erſt Macht und Land hat. Beides wird er hier ſchwerlich erlangen. Und dann gehen erſt die Prophezeihungen wahrhaft in Erfüllung.“

Dieſer triftige Grund des Griechen leuchtete Mirjam ein.

„Aber werden wir auch in Smyrna einen beſſern Erfolg ſehen?“ fragte ſie zaghaft.

„Von Candia aus wird die Republik Euch unterſtützen. In Smyrna ſelbſt haben wir einen beträchtlichen Anhang. Dort ſtehen uns alle Hülfsmittel zu Gebote, dort iſt Sabbathai's bedeutendſte Macht. Seine Brüder, Freunde und ehemalige Schüler haben ihm ein Großes vorgearbeitet und Alles zu ſeinem Empfange vorbereitet. Die Begeiſterung der Juden für ihn iſt dort eben ſo groß, wenn nicht größer als hier.“

„Wird es nicht ausſehen wie Flucht?“

„Nicht doch! Dagegen muß ſich Sabbathai ververwahren. Er muß ihnen ſeine baldige Wiederkehr, mit königlicher Macht bekleidet, verſprechen. Für Nathan Benjamins Befreiung will ich dann ſchon Sorge tragen. Mein Freund Moſes Servil in Smyrna iſt der vertraute Freund des Leibarztes des Sultan, des gelehrten Guido, welcher auch ein Jude war, jetzt aber ein Moslemin iſt. Durch dieſen iſt Alles zu erlangen.“

„Nathan Benjamin iſt vielleicht in zwei Stunden frei.“

„Frei? Und durch wen? Durch weſſen Hülfe oder Verwendung?“

„Durch mich und durch Gewalt.“

„Unſelige! Ihr habt doch nicht etwa die Juden zu ſeiner Befreiung aufgerufen?“

„Das habe ich; und was iſt's weiter?“

„Dann iſt Alles verloren! Dann habt Ihr den Löwen aus ſeiner Ruhe aufgeſtachelt, die Beſatzung der Citadelle wird hervorbrechen und das Häuflein unbewaffneter feiger Juden mit mordluſtigem Geſchrei niederſchießen; die Rabbinen werden alle Schuld auf Sabbathai wälzen, und er wird in dieſer Nacht noch gefangen, vielleicht hingerichtet werden.“

Mirjam erſchrak. „Was blieb mir ſonſt zu thun übrig? Sabbathai iſt morgen vor das Rabbinalgericht geladen. Er erwartet nur vom Himmel Hülfe. Alle Laſt ruhte auf mir, und Nathan Benjamin allein konnte mir rathen. Hätte ich ahnen können, daß Ihr auf dem Wege wäret — —“

„Eilt! eilt und verhindert das Schlimmſte! Sabbathai muß morgen unerſchrocken und mit gewohnter Kraft vor dem Gerichte ſprechen und nicht ein Haar breit nachgeben. Er muß dort ſeine baldige Größe verkünden. So verläßt er Solima mit Ehren. Nathan will ich frei machen durch meine Verbindungen.“

„Doch auch Ruben, Sabbathai's Neffe ſitzt im Gefängniß.“

„Ich weiß. Seine Befreierin iſt mit mir von Smyrna gekommen und hier in der Stadt.“

„Wer?“

„Mihurmah, ſeine Mutter. Sie raſtet in der Herberge und erwartet den Tag, um mit Sabbathai zu reden. Sie weiß nicht, daß ich hier bin.“

„Mihurmah hier!“ rief Mirjam bald erſchrocken, halb freudig. „Dann iſt's gut. Sie ſieht Sabbathai als den Engel ſeines Lebens an. Ich gehe getroſten Muthes, den Sturm, den ich erregt, auch wieder zu beſchwören. Gelobt ſei der Herr! Alles wird gut gehen.“ Sie warf einen Mantel um und verſchwand mit dem Griechen in den ſchwarzen Schatten der Nacht.

Sabbathai ſtieg aus dem nächtlichen Bade, band die Tephillin um, legte die ſchneeige Zizis an und wandelte einſam nach dem Berge Moria. Oben angelangt, kehrte er den Rücken der großen Moſchee Omars zu, und ließ ſein ſinnendes Auge über die allmälig in Nacht verſinkende Stadt, aus der die Thürme der Kirchen und Klöſter und die runden Kuppeln der Moſcheen mit ihren ſpitzen Minarets auftauchten, wie drohende Geſtalten hingleiten nach dem Berge Zion, deſſen hochgelegene Gebäude von den letzten dunkelrothen Gluthen des Abendpurpurs angehaucht waren. Ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt; er fühlte prüfend an ſeine Stirn, gleichſam als fürchte er zu träumen, oder müſſe ſich auf etwas längſt Vergeſſenes mit Anſtrengung beſinnen. Ein verhaltener Schmerz zuckte um ſeinen ſchönen Mund.

„Da liegſt du, Stadt meiner Väter,“ ſprach er ernſt und traurig, „die du dein Alter nach Jahrtauſenden zählſt, wie die Erde ſelbſt! Einſt unter Davids mildem Scepter blühend und groß, reich und herrlich, eine prangende Königsbraut, beſungen von hohen Kindern, ein heiliges, gewaltiges, ſchönheittrotziges Haupt, behangen mit des Morgenlandes köſtlichſtem Schmuck. Du ließeſt Cedern vom Libanon kommen und deine Bauleute von Tyrus, dir ein hohes, prächtiges Gotteshaus zu bauen, wie die Welt kein zweites geſehen. Ach, wer dich geſchaut hätte, in deiner Schöne, dich, du Fürſtin unter den Heiden, du Königin in den Ländern! Du warſt die Perle des Morgenlandes, die funkelnde Krone auf der Stirne des Orients, das glänzende Bruſtſchild des Hohenprieſterthums, der Edelſtein am Fußſchemel des Herrn. — Ach, und wie biſt du nun arm und elend, eine in Sommer und Trauer ergrauete Wittwe! Deine Tempel ſind zerſtört und der ſeldſchuck'ſche Räuber ſitzt gleichgültig und dein Volk verachtend auf deinen umgeſtürzten Altären. Der Perſer, der Syrer, der Römer, der Saracene und der Türke haben nacheinander dich verunreinigt und Ismael und Eſau haben Jakob aus dir verdrängt. Ich möchte vor tiefem Herzeleid mit Jeremias weinen: der Herr hat alle Wohnungen Jakobs ohne Barmherzigkeit vertilgt; er hat die Veſten der Tochter Juda abgebrochen in ſeinem Grimm und geſchleift. Der Herr hat ſeinen Altar verworfen und ſein Heiligthum verbannt; er hat die Mauern ihrer Palläſte in des Feindes Hände gegeben. — Jeruſalem, du heilige, und du, Zion, Davidsburg, wie lange liegt ihr ſchon darnieder, gleich Schläfern, die nicht wieder erwachen ſollen? Aber hat der Herr nicht gelobt, daß ſie wieder aufblühen ſollen, wie ein Garten nach der Winterzeit? Und iſt die Zeit des langen trüben Winters nicht vorüber? Sind die Boten des Frühlings nicht erſchienen, das nahe Heil zu verkünden? Hat mich der Herr nicht geſandt, die ſteinerne Schläferin aufzurütteln und ihr den ſchweren Schlaf von den verweinten Augenliedern zu hauchen, den ihr ein ganzes und ein halbes Jahrtauſend darauf gelegt? Bin ich nicht gekommen, um ihr den Wittwenſchleier zu nehmen und die verjüngte Tochter Zion mit königlichem Brautſchmuck zu bekleiden? Werd' ich den Anforderungen des Herrn, meines Gottes genügen können? Werde ich das große Werk auszuführen vermögen, das er mir aufgegeben? O welch ein banger Zweifel zieht gleich einem ſchrillen Mißton durch meine Seele! Er krampft mir das Herz zuſammen. — Gott meiner Väter, zürne mir nicht darob! Meine menſchliche Natur fordert ihr Theil an mir. Die heiße Sehnſucht meiner Jugend, das Drängen und Stürmen meines Herzens, meinem Volke zu leuchten, als eine Fackel in der Nacht der Wüſte, als ein Leuchtthurm in der Nacht des Meers — es iſt erfüllt. Die Bahn iſt geöffnet, die zu durchwandeln du mir geboten haſt, und am Ziele ſeh' ich Juda's Krone glänzen, und dich, heilige Stadt, verjüngt und leuchtend, wie zu Salomo's Zeit. Das Alles ſeh' ich vor mir, und ich kann mich nicht freuen darob. O wie anders habe ich mir die Zeit geträumt, wo mein Name als der des gottgeſandten Meſſias von Stadt zu Stadt, von Land zu Land fliegen würde! Wie ſtolz waren meine Erwartungen, und wie weit bleibt die Wirklichkeit hinter ihnen zurück! Muß auch dein Meſſias, o Herr, dem unvollkommenen, traurigen Looſe der Menſchheit unterworfen ſein? Hat er keine göttliche Kraft voraus, vor dem übrigen, hülfsbedürftigen Geſchlecht? Ach, ich fühle, daß ich kein Andrer geworden bin, ſeit du mich in die Bahn gerufen zur Befreiung deines Volks! Mir iſt ſo bang, ſo leer, ich fühle mich ſo beſchwert, und kein Funke von Begeiſterung wärmt meine kalte, weinende Seele. Sind das die Wonnen des Meſſias? — — Wo ſind denn nun die goldnen Früchte, die mir die duftenden, prangenden Blüthen am Baume meiner göttlichen Ahnungen verſprochen? Wo iſt denn der brauſende Strom, der das ſtolze Schiff meiner kühnen

Hoffnungen dem glänzenden Purpurmeere der Glückſeligkeit reißend zuzuführen verhieß? — — Was iſt das mit mir? Iſt meine Seele von böſem Zauber befallen? Hat ein Dämon Gewalt über mich erlangt? Kann der Meſſias auch von böſen Geiſtern irre geleitet werden? Iſt Aſchmedai mein Herr geworden, oder dürfen Lilith, Neamah und Sggerath ihr ſchadenfrohes Spiel mit mir treiben? Warum fliehen mich die Wunder, warum ſchweigen die Stimmen? Herr, mein Gott, ich flehe zu dir aus tiefer Noth, warum haſt du mir die Tochter deiner Stimme entzogen, die doch erſt ſo freundlich zu mir geſprochen? Warum ſendeſt du mir keinen deiner Engel mehr? Jetzt, wo ſie mir dienen ſollten mehr denn je? Du haſt mich berufen zum Erretter deines Volks, du haſt mich groß hingeſtellt vor Iſrael als den Sohn Davids, der deine Verheißungen erfüllen und den Mund deiner Propheten wahr machen ſoll; du haſt durch Wunder und Zeichen mir Beweiſe geliefert, daß ich der Meſſias bin, wie ich längſt gewußt, du haſt durch den Mund deiner Engel zu mir geredet. Und nun verläßt du mich, und keine Stimme ergeht an mich und kein Zeichen geſchieht, das mir verkünde, was ich zu thun habe. — Herr, ich ſchreie zu dir, mach mich nicht zu Schanden, hilf mir in meiner Bedrängniß. Knie ich nicht hier und bete an dem Ort, wo dir David Loblieder ſang, wo Salomo dich anbetete, wo deine Hohenprieſter dir reine Opfer anzündeten auf deinem Brandaltar, wo dein Volk zu dir aufſchrie in ſeinen Drangſalen? Herr, ich liege auf deinem Berge und flehe zu dir! Bin ich nicht erkoren, dir dein Haus neu zu erbauen hier auf dieſer Stätte, jenen dritten Tempel, welcher dauern wird, nach den Weiſſagungen, bis an's Ende der Zeiten? Haſt du nicht durch den Mund deines Propheten Haggai gelobt: Es ſoll die Herrlichkeit dieſes letzten Hauſes größer werden, denn die des erſtern geweſen iſt? Darum ſo erhöre mich auch und gewähre mir meine Bitte. Zeige mir an, was ich morgen thun ſoll und befreie mich aus der Noth der bangen Zweifel. Du haſt dem Moſes auf Horeb und Sinai dein Angeſicht in Flammen gezeigt, ſo zeige dich auch mir in deinem azilatiſchen Feuer, der ich doch größer bin als Moſes. Du haſt dem Daniel deinen Engel in die Löwengrube geſandt und den drei Männern Sadrach, Meſach und Abednego in den feurigen Ofen, und haſt ſo jenen wie dieſe gerettet aus der Gewalt ihrer Feinde; ſo ſende auch mir einen deiner feuerherrlichen Boten, daß ſie mich führen aus dieſer Drangſal und mich groß machen vor meinen Feinden. Ich wage es zum zweiten Male deine dir dienenden Geiſter zu rufen, über die du mir Gewalt gegeben durch Salomo's Ring. Zwar bebt mein menſchliches Herz, gedenke ich des göttlich ſchrecklichen Geſichts, das ich durch die Macht des Rings hervorrief, aber ich muß zum Aeußerſten greifen; denn nichts weiter bleibt mir übrig in meiner Bedrängniß. So kommt denn, ihr gewaltigen Himmelsfürſten, ihr machtbekleideten, furchtbar herrlichen Diener des Herrn, und ſagt mir was ich zu ſeiner Ehre zu thun habe." Und bebend erfaßte er den Ring, während ſeine bleich gewordenen, zitternden Lippen den Schenhomphoroſch ausſprachen; faſt verſagte ihm die Stimme vor Furcht. Er fiel mit dem Angeſicht zur Erde, wie von überirdiſcher Macht niedergedrückt. Da klang plötzlich ein heller Laut hoch über ihm und eine reine weiche Stimme flüſterte aus der Höhe: „Sabbathai Zewi, auserwählter Heiland meines Volks, tritt morgen unerſchrecken vor das Gericht und ſprich es laut aus, daß du der Meſſias, der Sohn Davids biſt, von welchem alle Propheten geweiſſaget. Verdamme die Ungläubigen und ſage ihnen, daß du dich eine Zeitlang entfernen, aber als mächtiger König der Juden wiederkehren werdeſt, um ſie zu züchtigen. Dann gehe nach Smyrna, deiner Vaterſtadt, dort will ich dich groß machen. Jetze aber ſchreite hinab bis an den Fuß des Berges Zion; dort hat Baruch Ben Zadik die Juden verſammelt, um Nathan Benjamin von Gaza aus dem Kerker zu befreien. Verbiete ihnen ihr thörichtes Vorhaben. Denn ich werde Nathan, den Propheten ſelbſt erretten, wenn es Zeit dazu iſt. Das ſei dir zum Zeichen gegeben, daß ich mein Antlitz dir zugewendet.“

Sabbathai hatte beim erſten Klang ſein Haupt emporgerichtet und ſeine Züge hatten ſich himmliſch verklärt. Aber als er ſein Auge aufſchlug, ſiehe da war um ihn Alles verwandelt. Prächtige Wände von Marmor und Lapis Lazuli, in deren Spiegelglanze tauſendfaches Licht wiedergeboren wurde, ſtrebten in ungeheurer Ausdehnung empor bis zum rieſigen Deckengewölbe, aus dem ſich Schaaren von

Engelsköpfen mit rauſchenden Flügeln hervordrängten und mit einem milden Lächeln ein mildes Licht auf ihn herab ausſtrahlten. Am Boden glänzten ſeltſame Figuren in kunſtvollem Moſaik. Er erblickte einen ſiebenarmigen goldenen Leuchter, aus deſſen Lampen helle Flämmchen aufflackerten; er ſah einen Räucheraltar, von welchem ſüßduftender Dampf aufſtieg, einen koſtbaren Tiſch mit Schaubroten, und andre heilige Gefäße; an der Seite bot ſich ein hoher, faltiger, purpurner, goldgeſtickter Vorhang ſeinen Blicken.

Als die flüſternde Stimme von oben ſchwieg, fühlte Sabbathai ſein Haupt wieder zur Erde gezogen. Er betete ſtill. Endlich ſtand er auf. Das Geſicht war verſchwunden. Die Moſchee ſtarrte unheimlich in die Nacht, kühle Luft blies an die heiße Stirn des Sehers. „Ich kenne dich,“ rief er hochentzückt, „heilige Bewohnerin des herodianiſchen Tempels, du, der hochherrlichen Schechina ſüße Tochter! Du haſt mir dein Haus gezeigt, worin du gewohnt, ehe es der Römer zerbrach. Ich bin im Allerheiligſten geweſen. Gelobt ſei Gott, der ſich mir durch dich offenbaret und mir die Steige angedeutet, die ich wandeln ſoll!“

Und flugs wandte er ſeine Schritte durch die ſtille Mitternacht nach dem Berge Zion. Dort fand er Baruch in der Mitte einer Menge Juden berathſchlagend über ihren beabſichtigten Angriff auf den Gefängnißthurm.

„Baruch," ſprach Sabbathai ernſt, „ich befehle dir und euch allen, abzulaſſen von euerm thörichten Vorhaben, und ruhig nach Hauſe zu gehen. Hätte ich Nathan Benjamin's Befreiung durch euch gewünſcht, ſo würde ich ſie euch anbefohlen haben."

„Herr," ſagte Baruch betroffen, „die Tochter der Stimme hat mir's anbefohlen."

„Thor," ſchalt Sabbathai, „ſie eben iſt's, die mir befahl, dir zu wehren."

„Die Tochter der Stimme?!" rief jener erſchrocken.

„So iſt's wahrhaftig! Auf dem Berge Moria hat ſie wieder zu mir geſprochen."

Baruch ſchwieg und ging nach Hauſe; aber ſein düſtres Auge hing von nun an argwöhniſch lauernd an Mirjams Schritten.

Die Rabbinen ſaßen zu Gericht. Der Stuhl des Präſidenten blieb leer; der Beſitzer deſſelben war kurz vorher geſtorben und die neue Beſetzung dieſes Amtes durch den Paſcha von Damaskus hatte noch nicht ſtatt gefunden. Einſtweilen fungirte der Oberrabbiner Channaniah Ben Jakir. Vor den Schranken ſtand Sabbathai Zewi, umgeben von einem großen Theil ſeines Anhangs. Sein edles, ſchönes Angeſicht ſtrahlte von den hohen reinen Gefühlen ſeiner Bruſt wider. Er war unter ſeinen Begleitern anzuſchauen, wie der Mond unter den Sternen. Duftend und glänzend ringelten ſich ihm Haar und Bart auf Schultern und Bruſt herab; ſein Turban ſtrahlte von Perlen und Edelſteinen, wie ſein Auge von flammenden Blicken. Es war eine milde Ruhe, eine freudige Sicherheit über ſeine Züge ausgegoſſen. Die Blicke der Rabbinen waren dagegen voll finſtern Haſſes. Channaniah Ben Jakir begann:

„Sabbathai Ben Mordachai Zewi aus Smyrna, du biſt angeklagt vor unſerm Gericht, in der großen Synagoge dieſer heiligen Stadt unſrer Väter, auf denen der Friede ſei, dich ausgegeben zu haben vor allem Volke für den hochgeprieſenen Meſſias, den

Sohn Davids, den Erretter. Biſt du eingeſtändig dieſen gotteslāſteriſchen Frevel vollbracht zu haben?“

„Gotteslāſteriſchen Frevel?“ fragte Sabbathai ſcharf. „Ich habe nichts Unrechtes begangen, als ich vor meinem Volke bekannte, das zu ſein, was ich bin zum Heil Iſraels. Ja ich bin der Heiland, der dem Volke Gottes gelobt worden iſt, bin's, der euch zu verkunden hat, daß Gottes Zorn ein Ende nimmt, und ſeine neue Liebe uns wieder zu einem vereinten Volke machen und uns das Land unſrer Väter wieder zum gemeinſamen Vaterlande geben wird.“

„Gib uns Beweiſe fur deine Sendung und bethätige vor uns die Wunderkraft, die dem Meſſias inwohnen muß,“ redete Chananiah grimmig. „Haben nicht unſre Väter geſegneten Andenkens genau angegeben, daß der Meſſias an dem Tage der Zerſtörung des zweiten Tempels geboren worden ſei, und ſich bis zur Zeit ſeiner Ankunft im Paradies aufhalte? Steht nicht geſchrieben von den zehn Zeichen des Meſſias, die da eintreffen müſſen vor ſeiner Ankunft? Wiſſen wir nicht von den Schmerzen des Meſſias, die ihm vorangehen werden, wie die Morgenkälte dem Aufgang der Sonne? Wie willſt du alle dieſe Beweiſe liefern, Sabbathai Zewi?“

„Von meiner früheſten Jugend haben mich die Engel des Herrn umgeben und bedient,“ begann Sabbathai ruhig ſeine Gegenrede und eine wehmüthige Erinnerung flog zitternd über ſein Antlitz, wie ein Sonnenblick über die Spätherbſtlandſchaft; „ich kann mich noch recht wohl erinnern, wie die in den Glanz der Herrlichkeit Gottes gekleideten Engel als liebliche Kinder mit mir ſpielten, da ich noch ein kleiner Knabe war. Kein andres ſterbliches Kind kam zu mir und meine Brüder waren älter als ich. Damals durfte ich ihre Hände anrühren, und aus den Spitzen ihrer Finger ſprühten Funken in mein Herz; das waren die erſten Küſſe der Schechina, der heiligen Lichtmutter, die ſie mir reichte, die gefangene Königin der Welt, durch die Engel ihrem künftigen Befreier. Ich durfte in ihre Locken greifen und Narden floſſen daraus auf mich herab, daß ich lieblich duftete. Sie entdeckten mir auch zuerſt göttliche Geheimniſſe, aber ich habe ſie ſpäter vergeſſen und kann mich nicht mehr deutlich darauf beſinnen. Nur ſo viel dämmert mir in der Seele, daß ſie mir geſagt haben, ich ſei der Meſſias, der Tröſter meines Volks. Später ſah ich die Engel nicht mehr, weil ich mich auch mit weltlichen Dingen beſchäftigte; aber ſie wichen deßhalb nicht von mir, vielmehr flüſterten ſie mir in der Schule und zu Hauſe in meiner einſamen Kammer die tiefen Geheimniſſe der Kabbalah zu und lehrten mich verſtehen, was noch kein Menſch verſtanden hat, eben weil ich der Meſſias bin. Kein menſchlicher Lehrer hat mir den Weg in die Tiefen der urheiligen Wiſſenſchaft gezeigt, die Engel des Herrn waren es, die mich geleitet. Und wie der Herr der Heerſchaaren meinen Geiſt erhoben und ausgeſchmückt hat mit ſeinen herrlichſten Gaben vor allem Volk; ſo hat er eben auch mir den edelſten Leib gegeben, geziert mit Schönheit, Kraft und Stärke, und ich kann euch fragen, ihr Männer des Gerichts: wer iſt mir gleich an Geiſt und Leib, oder wer iſt es nur an Geiſt allein oder an Leib allein unter den lebenden Juden? Wer iſt es geweſen unter den heimgegangenen Vätern? Und daran ſollt ihr ein Zeichen haben, daß ich der Meſſias bin. Für ihn allein hat der Herr das

Edelſte und Herrlichſte Gebild ſeiner Schöpfung aufbewahrt, den Abdruck jenes Adam Kadmon, des Urbildes der Menſchheit. Darum durchfluthet und durchwogt mich ſelbſt Schöpferkraft, eine neue Welt aus mir herauszugebären, ausgeſtattet mit dem ewigen Glück meines Volks. Und iſt das nicht eben die Aufgabe des Meſſias auf Erden? — Bedarf es noch weiterer Beweiſe für meine göttliche Sendung? Doch ihr wollt Wunder und Zeichen! Und wenn ich Berge verſetzte und das Waſſer der Meere verſchwinden machte, ihr würdet nicht gläubiger ſein, denn jetzt. Und wer hat denn jemals behauptet, daß der Meſſias gleich ſein werde Gott ſelbſt? Welcher Frevler dürfte es behaupten? Der Meſſias, ſo haben die weiſen und wahrhaft erleuchteten von unſern Vätern, deren Gedächtniß geſegnet ſei, gelehrt, wird ein Menſch ſein, wie andre Menſchen, nur von höherer Natur, weit ausgezeichneter an Leib und Geiſt, Gott aber wird durch außerordentliche Wunder und Zeichen zu erkennen geben, daß dieſer es iſt, den er ſeinem auserwählten Volke zum Erlöſer verſprochen hat. Alles dieſes hat ſich an mir bewährt und beſtätigt. Vor vierzehn Jahren ſchon kamen in einer Nacht Moſes und Elias zu mir und ſalbeten mich zum Meſſias und ſeit dieſer Zeit duftet mein Leib von den ſüßeſten Wohlgerüchen. Meine Enthüllung aber haben die heiligſten Wunder begleitet. Durch ein Wunder wurde mir mein Weib zugeführt, durch ein Wunder wurde ich mit Reichthum umgeben, und Alles iſt wunderbar und göttlich, was mich ſeit der Zeit meiner Enthüllung umgibt. Woher hätte ich, der ich ruhig hier in der Stadt unſrer Väter lebte, plötzlich das ſchönſte Weib der Welt, wenn ſie der Herr unſer Gott mir, ſeinem Meſſias, nicht zugeſchickt durch ſeinen Knecht Moſes? Woher hätte ich Armer, der ich erſt ein dürftiges Leben führte, ſoviel Schätze, wenn mich, den Erlöſer, nicht Gott damit beſchenkt hätte? Doch auch das iſt euch noch nicht genug. So mögt ihr wiſſen, daß ich dem Geſchlechte David's entſproſſen bin, aus welchem der Meſſias hervorgehen muß. Der Vater meiner Mutter, Joſaphia Trika führt ſeine Abkunft im zweiten Gliede aus dem berühmten Geſchlechte der Fürſten der Gefangenſchaft in Perſien. Und wer weiß es nicht unter den Juden, daß dieſes das wahrhaftig Davidiſche Geſchlecht iſt? —

Ein fernerer und ſchlagender Beweis meiner Meſſiaswürde iſt die genaue Berechnung durch die Gematria, welche der berühmte Rabbi Salomon Malchu vor einhundert und fünfzig Jahren angeſtellt und daraus prophezeiht hat: daß der Meſſias im vierhundert und ſechsundzwanzigſten Jahre im fünften Jahrtauſend nach der Weltſchöpfung kommen und in ſeines Reichs Beſitz gelangen werde. Und dieſes iſt das nächſtkommende Jahr. Jene Prophezeihung trug dieſer große Kabbaliſt auf ſeinem Bruſtſchilde eingeſtickt. Nach andern Zahlenberechnungen, die ich euch, ihr Richter, hiermit übergebe, ergibt ſich unfehlbar daſſelbe. Und daß ich der Gemeinte bin, will ich euch darthun aus dem Propheten Jeſaias: Es liegt ein Tag der Rache in meinem Herzen; das Jahr meiner Erlöſung iſt eben angekommen. Die letzten Worte dieſes Verſes kommen mit den Worten meines Namens Sabbathai Zewi in der Zahl 814 gleich.“

„Ha, weißt du nicht,“ fuhr Channaniah empor, „was der Talmud im Traktat Sanhedrin ſagt: Die Gebeine müſſen denjenigen zerberſten, welche den beſtimmten Zeiten nachrechnen? und an einer andern Stelle im Kapitel Chelek: die Seelen derjenigen, welche den Zeiten nachrechnen, müſſen in der Hölle zerberſten? Und wie im Buche Irgibborim geſchrieben ſteht: Es iſt verboten nach der Zukunft des Erlöſers zu forſchen? Hat es nicht auch zu allen Zeiten Thoren genug gegeben, deren Berechnungen der Tage der Ankunft des Meſſias die Zeit ſtets zu Spott gemacht hat? Und dennoch wagſt du es, der du der Meſſias zu ſein vorgibſt, dich mit dieſer Sünde zu beflecken?“

„Was Andern verboten iſt, als unheilig und gefährlich, das iſt mir nicht nur erlaubt, ſondern ſogar geboten, eben weil ich der Meſſias bin. Keiner darf die Beweiſe führen, die ich für mich aufſtelle; denn mir ward göttliche Kraft verliehen und Niemand weiter. Wem außer mir iſt der heilige Schem Hamphoraſch offenbart worden? Wer darf ihn weiter ausſprechen, als ich, will er ſeine Seele nicht dem ewigen Verderben weihen? Und habe ich ihn nicht ausgeſprochen, wie mir der Herr mein Gott geboten? Bin ich nicht durch zwei Wunder zu wiederholten Malen in den Beſitz von Salomo's Ring gekommen, wodurch mir Macht geworden iſt über die Geiſter? Und dennoch zweifelt ihr? —

Ihr habt von den Zeichen des Meſſias geredet, die unſere erleuchteten Väter prophezeit haben. So ihr jemals den Geiſt unſres Volks und ſeinen Propheten verſtanden habt, müßt ihr wiſſen, daß ſie die Frucht der Wahrheit umſchmückt haben mit den duftenden Purpurbluthen und dem prächtigen Laubwerk der Poeſie. Der Seher iſt an und für ſich ſchon ein Dichter, und jeder wahre Dichter muß ein gottbegeiſterter Prophet ſein. Ihnen hat ſich die Zukunft nicht im matten kahlen Scheine der alltäglichen Wirklichkeit gezeigt, ſondern im bunten Farbenglanze der Poeſie, die ihren heiligen Regenbogen über alles Ferne ſpannt, mag es in der Vergangenheit oder Zukunft liegen. Von dieſer Farbenpracht der Dichtung iſt auch die Geſtalt des Meſſias überhaucht worden, und Thoren waren und ſind die, welche behaupten, Alles was vom Meſſias geſagt iſt, müſſe wörtlich an ihm und durch ihn in Erfüllung gehen. So blind und unempfänglich iſt unſer Volk geworden, ſo arm an Geiſt ſind Viele, die da meinen, die Kabbalah begriffen zu haben, daß ſie die bilderſtrömende Begeiſterung des Dichters für die kalte Berechnung eines Baumeiſters nehmen. Sind denn die

Farben des Regenbogens, der Morgen- und Abendröthe nicht duftige Gebilde, ohne Körper und Weſenheit, und darf ſich denn der Menſch erfrechen wollen, ſie vom Himmel herabzuholen, um ſich ſeine Häuſer, die Wohnungen des Streits und des Jammers, damit zu übermalen? — Doch in der bunten, phantaſtiſchen Hülle der Poeſie liegt der Kern der Wahrheit, und weil ihr es verlangt, ſo will ich euch die Zeichen des Meſſias erklären, wie es mir als ſolchem zukommt. Das erſte Zeichen iſt: es werden drei ſehr mächtige gottloſe Könige auf Erden regieren und hart wider die Juden ſein. Es wird auch keine Häupter der hohen Schulen, noch vortreffliche Männer Jakobs, noch treue Hirten, noch fromme berühmte Leute geben. Die drei gottloſen Könige ſind jetzt da: es iſt der Padiſchah, der deutſche Kaiſer und der König von Spanien. Daß es an frommen Männern bei uns fehlt, weiß Jedermann und wird euch am erſten kund. — Das zweite iſt eine große Sonnenhitze und eine dadurch erzeugte Peſt, die viel Juden dahin raffen wird. Und ſchon ſind Nachrichten bei uns eingelaufen, daß die Peſt in Stambul wüthet und ſich über Natolien verbreitet hat. Die Sonnenhitze nimmt von Tag zu Tag mehr überhand, um euch zu belehren, daß der Meſſias gekommen iſt. — Das dritte Zeichen iſt: es wird ein Blutthau vom Himmel fallen, welcher den Völkern der Welt als Waſſer vorkommen wird, und ſie werden davon trinken und ſterben. So werden auch die Gottloſen unter den Israeliten, welche nicht an den Meſſias glauben, davon trinken und umkommen. Dieſes Zeichen wird eintreten, eh ihr es euch verſeht, und euer Tod dann gewiß ſein. Das vierte Zeichen wird ſein, daß der Herr unſer Gott einen heilſamen Thau wird fallen laſſen, woran die, welche ſich ſchnell bekehren, geheilt werden. — Das fünfte Zeichen iſt, daß ſich die Sonne dreißig Tage verdunkeln wird. Auch dieſes wird bald geſchehen. — Das ſechste, daß die Juden überall verfolgt werden und der Meſſias, der Sohn Joſephs die Edomiter bekriegen wird. Dieſes Zeichen iſt umhüllt; denn der Rabbi Iſaac Luria geſegneten Andenkens war der Meſſias, der Sohn Joſephs, wie er ſelbſt bekannt hat; er hat aber keinen Krieg gegen die Söhne Edoms geführt. Aber Iſaac Luria's Seele iſt die, welche jetzt im Leibe meines Bruders Joſeph wohnt, welches mir offenbart worden iſt, und zum Zeichen, daß es wahr iſt, hat man ihn Joſeph geheißen. Er aber wird ausführen, was Iſaac Luria nicht konnte, und vor mir herziehen mit dem Schwert des Todes und alle Cuthäer erſchlagen. — Das ſiebente Zeichen iſt das Erſcheinen des mächtigen Armillus, des Sohns der marmornen Frau zu Rom, des grauſamen Feindes und Widerſachers der Juden. Hier habt ihr recht anſchaulich die in Poeſie gehüllte Wahrheit. Denn dieſer Armillus iſt Niemand weiter als der Papſt in Rom, der mit einem harten, grauſamen Herzen, gleichſam als ſei er der Sohn einer ſteinernen Frau, die Juden verfolgen und in große Noth bringen wird, die mir anhangen, ſobald er von meinem Erſcheinen hören wird. Und dadurch werden die Leiden der Juden entſtehen, welche unſre Väter die Schmerzen des Meſſias genannt haben. Das achte, neunte und zehnte Zeichen ſind die drei Poſaunenſtöße des Erzengels Michael, des gewaltigen Himmelsfürſten. Dieſes Bild ſagt, daß alle Juden werden verſammelt werden unter dem Scepter des Meſſias; ſie werden kommen von Abend und Morgen, von Mittag und Mitternacht, und ich werde ihnen ein gerechter und milder König ſein. Aber der hochgebenedeite Gott hat mir in einem heiligen Geſicht die drei Poſaunenſtöße des Engelfürſten gezeigt und ſo ſind auch dieſe drei letzten Zeichen ſchon halb in Erfüllung gegangen. — Ferner haben unſere Väter geweiſſagt, zur Zeit, wenn der Meſſias eintreten werde, ſollten Gog und Magog mit einander in einen ſchweren Krieg verwickelt ſein und ſich gegenſeitig aufreiben. Dieſer Krieg iſt bereits heftig entbrannt; denn Gog und Magog ſind das türkiſche und das deutſche Reich, und jetzt wird zum Beweis, daß ich der Meſſias bin, das eine oder das andere, oder Beide zugleich vernichtet werden. — Endlich iſt die Prophezeihung aus alter Zeit ergangen; der Meſſias werde ſich offenbaren und hernach wieder verbergen, auf daß er die Völker irre mache und ihre Herzen verſtocken; hernach aber, wenn er ſich eine Zeit lang verborgen gehalten, werde er mit allem Glanze und großer Herrlichkeit ſeines Weſens hervortreten und ſein Volk beglücken. Iſt dieſe Prophezeihung nicht an mir erfüllt worden? Schon vor vierzehn Jahren offenbarte ich mich, wie mir der Herr geboten; nachher habe ich mich, verfolgt und bedroht, verborgen, bis ich wieder auf Gottes Befehl hervorgetreten bin. Und auch darin wird erfüllet, was geſchrieben ſtehet, daß der Meſſias von Vielen ſoll verfolgt und gequält werden, daß er ſoll in Armuth und Noth wandern von Land zu Land, bis er reich und groß und mächtig werden wird. —

So habe ich euch viele Beweiſe geliefert, daß ich der Erlöſer bin und kein Anderer; und ich kann derſelben noch weit mehr beibringen. Alle deuten auf mich und keins läßt eine andre Auslegung zu. Aber ich will jetzt nicht mehr von den Weiſſagungen und den Beweiſen reden, ſondern ich will ſprechen von dem Volke der Juden, und von euch, ihr Männer des Gerichts. So weit die Erde geht, iſt dieß elende Volk zerſtreuet, deſſen Väter einſt dieß Land beſeſſen und hier in Fülle und Reichthum zuſammen gewohnt haben. Ueberall verachtet, verſtoßen, geknechtet, verzweifelt, demüthig geſchmiegt unter den grauſamen Fußtritt ſeiner Tyrannen, wegen Verbrechen, die es nicht begangen, verfolgt, geſchlachtet, von Aberwitz gehöhnt und gemordet, nirgends ein Recht findend, ja nicht einmal Billigkeit, iſt dieß armſelige Volk unglücklicher als die Thiere des Feldes und die Vögel unter dem Himmel. Nennt mir eine Schmach, eine Grauſamkeit, ein Verbrechen, man hat es ungeſtraft an den Juden verübt. Man gönnt dem Abkömmling des einſt auserwählten Volkes Gottes nicht einmal den Namen Menſch; der Osman nennt ihn Hund; der Chriſt verbindet mit dem Worte Jude noch weit niedrigere Begriffe. So elend iſt der Samen Jakobs auf Erden, daß der Tag ſchamroth werden und die Sonne Blut weinen möchte. Neben dieſem düſtern Bilde des Volkes Israel fällt uns das eben ſo traurige Bild des Landes unſrer Väter in die Augen. Dieſe heilige Stadt, in welcher einſt die Könige Juda's ihren Glanz verbreitet, wo ein reiches Volk im Tempel vor dem Herrn betete, ſie iſt unſchimmer und arm geworden, wie die trauernde Wittwe; Jeruſalem iſt ſo elend, daß aller Jammer Ezechiels über die gefallene Tochter Zion die Seele durchſchneidet. Dieſe Felder, die einſt Korn und Waizen, Oel und Datteln in prächtiger Fülle hervorbrachten, ſind jetzt eine ſteinige Heide, ein unfruchtbarer Boden, ein dürrer, ſonnenverbrannter Anger, auf dem der Eſel, der den Meſſias tragen wird, keinen Halm findet; dieſe Berge ſonſt mit Blatt und Frucht des Weinſtocks luſtig geſchmückt, von fröhlichen Winzern durchſtreift, ſind jetzt nackte, fahle, einſame Höhen, über die allein der blutgierige Schakal nach Beute ſtreift. Das Thal des Jordan, ſonſt das geſegnetſte und blühendſte der Welt, wo Canaans fette Heerden weideten, iſt jetzt eine ſtille Oede, durch die der Fluß wehklagend ſeine Wellen wälzt. Das iſt aus dem gelobten Lande unſrer Väter geworden, und das aus ihren Kindern! Möchten die Steine nicht weinen, und die Erde nicht ihren Mund wehklagend aufthun, über all das namenloſe Elend, den unausſprechlichen Jammer, den wir erfahren haben, und das Land der Verheißung? Und nun tritt ein Mann vor euch hin, berufen zum Werk der Erlöſung, mit Kraft und Willen ausgerüſtet, das unglückſelige in allen Winden zerſtreute Volk zu ſammeln und zu beglücken und dieß dürre Land wieder in ein Paradies zu verwandeln. Er verlangt Glauben und Beiſtand von euch; er bittet, er fleht, daß ihr ihm die Hand zum gemeinſamen Werke reichen möget; und was thut ihr? Ihr ſtößt ihn von euch; verfolgt ihn mit Wort und That, ſendet den Haß nach ihm aus und den Mord, ihn von der Erde zu vertilgen, ihn, der allein geſchickt iſt, das verunſtaltete moſaiſche Geſetz wieder zu reinigen, die Juden zu einem wahren Gottesdienſte geſchickt zu machen, ſie an ihren Feinden zu rächen und ihnen wieder einen Heerd und ein Vaterland zu geben. Glüht denn nicht der Wunſch lebendig auch in unſrer Seele, daß dieß Land unſrer Väter wieder grünen und blühen möge, überhaucht von Gottes Segen, wie zur Zeit David's und Salomo's? daß dieſe Steinflächen wieder fruchttragende Felder ſein möchten, und dieſe kahlen Heiden wieder blumenduftende Gärten? daß der Fuß eurer Töchter wieder hier wandeln möchte, frei und ſtolz im Abendſchein, und ſich baden in den gereinigten Quellen Canaans? daß wieder ein Tempel die andachtdurſtigen Beter aufnehmen möchte in weiten prächtigen Hallen und Adonai wieder verehrt werde in ſeinem Hauſe? daß wieder Weihrauchdüfte dampfen und Jubelgeſänge erſchallen möchten auf dem Berg des Hauſes und daß die gefangene Schechina erlöſt und eingeführt werde in den dritten Tempel? daß wieder eine Burg Zion prange und ein König darauf wohne, mild und gerecht, liebend und geliebt? Herzloſe Männer, iſt euch denn das maßloſe Elend, die unausſprechliche Noth, die ſchändliche Erniedrigung, der himmelſtürmende Jammer unſres Volkes nichts? Gilt euch denn die Hoffnuhg dieſes Volks, die es mit einem herzzerſprengenden Jubelſchrei plötzlich erfüllt ſieht, in farbenſchöner Wirklichkeit gar nichts, daß ihr die Hoffnung kalt verdammt und die Freude über ihre Erfüllung? Fühlt ihr denn in eurer, mit dem Erze der Gleichgültigkeit umpanzerten Bruſt nicht die tiefe gewaltige Schmach des Menſchen, der nie Jude iſt, die ich gekommen bin abzuwerfen? Sind denn eure Gefühle ſo ganz erſtarrt im Eiſe der Knechtſchaft und des Elends? O Gott meiner Väter! ich möchte blutige Thränen weinen über euch. Ihr ſeid keine Juden! Ihr ſeid ärger als die Araber der Wüſte, als der üppige Moslemin! Ihr ſeid die Verräther unſres Volks! Aber der Herr wird richten zwiſchen mir und euch. Ich werde dieſe Stadt auf eine kleine Weile verlaſſen; aber ich werde wiederkehren, auf daß die Schrift erfüllet werde, und vor mir werden hergehen, der Schrecken und das Schwert, um die zu vertilgen, die wider mich ſind.“

Der Redner ſchwieg, glühend vom edelſten Eifer, und unmittelbar an ſein letztes Wort ſchloß ſich das fanatiſche Beifallgeſchrei ſeiner Anhänger, deren ſich draußen vor dem Gerichtshauſe noch eine weit größere Anzahl verſammelt hatte. Aber wie dort die Geiſter des Fanatismus, ſo waren unter den zu Gericht ſitzenden Rabbinen die des Zorns und der Rache entbunden, und tobten verderblich auf. Ein wildes Geſchrei zuckte durcheinander wie gefährliche Blitze. „Werft ihn in den Thurm den Verbrecher, den Rebellen, den Böſewicht, den Lügner, den Betrüger! Den Bann über den ſchamloſen Menſchen, der ſich erfrecht, ſich für den Meſſias auszugeben! Schickt ſeinen Kopf nach Stambul! Bringt ſein gotteslaſteriſches Maul zum Schweigen!“ Dieß waren die Worte, die ſich zu einem verworrenen Knäul zuſammenballten, und drohende Blicke, geballte Fäuſte, und eine leidenſchaftliche Bewegtheit, wie ſie nur dem Juden eigen iſt, begleiteten das tobende Geſchrei. Im Nu war Sabbathai von ſeinen Vertheidigern umgeben, und der halbwahnſinnige Ruf: „Heil dem Meſſias Sabbathai Zewi, dem König der Juden!“ übertönte die Stimme der Gegner. — Nur mit großer Mühe ſtellte Chananiah Ben Jakir die Ruhe wieder her.

„Ich trage darauf an,“ ſprach er feierlich, „über dieſen Frevler den Bann auszuſprechen, ſo daß ein gottgefälliges Werk thut, wer ihn von der Erde vernichtet.“

„Wir ſtimmen bei!“ verſetzten die Andern bis auf Einen.

„Nicht ich!“ fügte dieſer hinzu. Es war Iſaak Norphe, jener junge angeſehene Rabbi, welcher auch ſchon in der Lichtſchule ſich Sabbathai's ſo warm angenommen hatte. „Verdammen wir den Chacham Sabbathai nicht! Mag er der Meſſias ſein oder nicht, er iſt auf dem Wege Großes auszurichten für ſein Volk. Er will unſer zerſtreutes Volk vereinigen und ihm zu Heerd und Vaterland verhelfen. Das allein iſt es werth, ihm beizuſtehen, ihn zu unterſtützen.“

„Wie? den abſcheulichen Betrüger auch noch unterſtützen?“ eiferten Andre. „Eher wollen wir untergehen und den Turban nehmen als ſolche Sünde thun.“

Es entſtand ein hitziger Streit, denn noch ein

Rabbi trat auf Rophe's Seite. Die edeln Richter zogen mit wildem Geſchrei gegen einander zu Felde, während Sabbathai in der Mitte ſeines Anhangs wie im Triumph nach Hauſe ging. Kleider und Mäntel wurden auf ſeinen Weg gebreitet, Palmen geſtreut, und Jubel umwogte ihn, wie ein brandendes Meer.

Erſchöpft trat Chananiah Ben Jakir in ſein Haus. Der Sieg, den er ſeinen Todfeind davon tragen ſah, fraß ihn an der Seele. Er gedachte noch heute nach dem Dolche zu greifen, deſſen heiliges Verwaltungsamt ihm das Schickſal aufgetragen hatte. Der kräftige Mann ſollte dem Arme des Greiſes erliegen! Aber Chananiah fühlte ſich rieſenſtark im Dienſte der Pflicht und der Wahrheit.

Die bejahrte Hausfrau trat ihm freundlich entgegen, ihn mit huldreicher Hand von der Burde des Amtskleides zu befreien, und ihm mit liebender Zuſprache die Runzeln der Stirn zu glätten. Auf ihre beſorgte Anfrage erzählte der Oberrabbiner, wie fruchtlos der Verſuch geweſen war, die heilloſe Schwärmerei zu unterdrucken.

„So ſchwindet auch meine letzte Hoffnung, diejenige mit den Augen meines Leibes zu ſehen, die nach allen Berichten mein grauſam geraubtes Kind iſt, obgleich ſie es hartnäckig läugnet,“ klagte Sara, die bekümmerte Hausfrau. „Ich hegte immer die ſtille Hoffnung, du würdeſt dich mit dieſem Sabbathai verſtändigen und ihm in vielen Stücken nachgeben, bloß um deines Kindes willen, Chananiah. Hätten wir ihn gewonnen und auf unſre Seite gebracht, er hätte ihr Herz erweicht und unſre verlorne Taube uns in die Arme geführt. Aber zwölf Jahre hat dein Starrſinn jede Annäherung an den gelehrten Mann zurückgewieſen, und heute haſt du das letzte grüne Pflänzlein meines Herzens zertreten.“

„Frau,“ verſetzte der Oberrabiner ärgerlich, „du redeſt unbeſonnen und thöricht. Wie kann ich dem Verführer meines Kindes freundlich ſein? Und dann muß die Wahrheit den Sieg davontragen und ſollte Gut und Blut darüber zu Grunde gehen. Wie kann auch dein Herz ſo ſtark an einem Kinde hängen, das dir ſo früh entführt worden iſt und hartnäckig die Bande des Bluts abläugnet, die es mit uns verbinden?“

„Was wißt ihr harten gefühlloſen Männer von dem Herzen einer Mutter? Der Mann hat kein Urtheil über Mutterliebe. Du ſprichſt von Wahrheit. Was iſt Wahrheit? Wo iſt ſie? Wer beſitzt ſie? Mir ſcheint, jeder von euch hätte davon einen andern Begriff, folglich hat Keiner die Wahrheit, eben weil Keiner die Liebe hat. Denn nur Liebe iſt die einzige Wahrheit. Sie grübelt nicht, ſie forſcht nicht, ſie wägt nicht ab, ſie fühlt, ſie liebt allein, und ſtirbt freudig für den geliebten Gegenſtand. Und weil ich mein Kind nicht auferzog, weil es nicht an meinem Tiſche gegeſſen, nicht in meinem Bette geſchlafen, deshalb ſoll ich es weniger lieben? O wäre mir nur vergönnt, die Arme noch einmal zu ſehen und an mein Herz zu drücken, ſie, die als wunderſchönes Kind mein Stolz und mein Liebling war.“

„Ich will es dir nicht wünſchen, Sara,“ ſagte der Greis ernſt. „Ich ſah ſie, ich flehte ſie an, ſich an mein Vaterherz zu legen, und ſie wies mich kalt zurück, behauptend, ſie ſei die Tochter eines Griechen.“

„Ich wollte ihr Herz ſchon beſiegen. Wie könnte das Herz der Tochter dem der Mutter widerſtehen?“

In dieſem Augenblick wurde die Thür geöffnet und ein hohes ernſtes ſchönes Weib trat mit edlem Anſtand herein. Man bemerkte es über den eigenthümlichen, geiſtreichen, reizenden und ſchwärmeriſchen Ausdruck dieſer vortrefflichen Formen nicht, daß die Blüthe der Jugend ſchon von ihnen abgeſtreift war. Das unbeſtreitbare Eigenthum dieſes Weibes war Schönheit in der erhabenſten Bedeutung des Wortes.

„Hochgelobter Gott meiner Väter!“ ſchrie der Oberrabiner bei'm Anblick der Fremden auf, „da iſt ſie ſelbſt!“

„Wer? wer iſt ſie?“ rief Sara zitternd.

„Unſer Kind, von dem wir eben ſprachen, deine Tochter, Weib, jene ſtolze kalte Mihurmah. Dieſe iſt's!“

„Ihr himmliſchen Heerſchaaren!“ weinte die Greiſin. „Iſt es möglich, ſo ſchnell erfüllt der Gott Jakobs meinen heißeſten Wunſch! Du biſt meine geraubte verlorne Rebekka? Du kehrſt endlich an das Mutterherz, das ſich ſo lange nach dir geſehnt, zurück? Du willſt dem ſchwachen Lämplein meines Lebens neues Oel geben, mit deiner Liebe, damit es noch nicht verlöſche? O ſei geſegnet dafür und komm an mein Herz!“

Aber kalt und ernſt trat Mihurmah zurück. „Ihr täuſcht euch, werthe Frau, falſch berichtet von euerm Manne. Ich bin nicht eure Tochter. Habe ich dieß nicht vor zwölf Jahren ſchon dieſem Rabbi erklärt, als er nach Smyrna kam, mich heimzuſuchen? Wie könnt ihr alſo immer noch in dieſem Wahne befangen ſein?“

„Hörſt du ſie, Sara?“ brach des Greiſes herzzerreißender Jammer los. „Hörſt du, wie dieß Felſenherz die Mutter ebenſo verläugnet, wie den Vater? Nein, Sara, ſie iſt deine Tochter nicht! Nicht unter deinem ſanften Herzen hat ſie gelegen, nicht deine Bruſt hat ſie geſäugt. Nein, nein! Sie hat die Milch einer Wölfin getrunken! Sieh, ſie trägt deine ganze Geſtalt, Sara! Deine Jugend iſt in ihr wiedergekehrt. Ihre Geſtalt, ihre Sprache, ihr Auge, jeder Zug ihres Geſichts erinnert an dich und gibt einen unläugbaren Beweis ab, daß ſie unſre Tochter iſt; aber ſie verläugnet uns dennoch. Nun ſprecht mir nicht von Natur und von Banden des Bluts! Das ſind Erfindungen überſpannter müßi-

Köpfe. — Nun, da du nicht meine Tochter ſein willſt, was fuhrt dich denn von Smyrna nach Jeruſalem, aus deines Mannes Haus in das dir fremde Haus des Oberrabbiners Channaniah Ben Jakir?

„Meinen Sohn begehr' ich von euch, das Kind meines Herzens."

„Iſt dein Sohn in meinem Hauſe? Ich kenne ihn nicht. Wer iſt dein Sohn?"

„Jener blühende Jüngling iſt's, den du in's Gefängniß haſt werfen laſſen, in den ſchlechteſten deiner Kerker, unbarmherziger Mann! Jener Ruben iſt mein Sohn; der hochbegeiſtert von dem gleich einer Frühlingsſonne prächtig aufgehenden Jakobsſterne, dem Heil Israel, dem Sterne nachzog, ihm dienend und ergeben, und den du hart behandelt haſt, weil du blind biſt, oder dein Auge mit Fleiß verſchließeſt dem reinen Lichte des Sterns."

„Ruben dein Sohn!" rief der Greis hocherſtaunt. „Ja er hat dein Auge, deine Züge, deinen Wahnſinn. Darum fühlte ich mich ſo ſtark zu dem Knaben hingezogen. Und dieſen verlangſt du von mir zurück? Von mir begehrſt du deinen Sohn, und du ſelbſt verweigerſt mir meine Tochter."

„Biſt du es denn nicht,“ fragte Sara, „die mir der böſe Jehuda, mein eigner Bruder, aus den Armen riß, mit denen ich dich feſt umſchlungen hatte, jammernd, wehklagend, verzweifelnd? Ich wollte mit dir nach Smyrna zu meiner Mutter Sulamith, meinen Schweſtern Hannah und Juſabit. Die Mutter war dorthin gereiſt, um ihre beiden fernen Töchter noch einmal zu ſehen, eh ſie zum Frieden einginge, und dort war ſie ſchwer erkrankt. Sie ſchickte einen Boten und ließ mir ſagen: komm ſchnell, meine Tochter, nach Smyrna, und bringe auch dein Töchterlein Rebekka mit, daß ich beide ſegne; denn ich fühle, ich werde in Smyrna ſterben. Da nahm ich dich auf meinen Arm und wir fuhren von Jaffa auf einem mir nicht bekannten Schiffe, welches eben nach Smyrna ſegelfertig im Hafen lag. Aber wir hatten uns kaum von der Küſte entfernt, als ein Boot mit wilden Moslemin auf uns zuſteuerte, die bewaffneten Männer in das Schiff ſtiegen und dich mir raubten. Der Eine, der dich mir entriß, gab ſich hohnlachend als mein Bruder Jehuda zu erkennen; ich ſchauderte zurück, er aber ſagte mir viel harte Worte. Es iſt wahr, er war durch den Starrſinn meines Gatten ſchwer gekränkt worden; aber ſeine Rache war auch fürchterlich! Ach, ich ſehe dich noch, wie du deine Aermchen ſchreiend nach mir ausſtreckteſt — du warſt noch nicht ganz drei Jahre alt; ich rang mir die Hände wund, der Wahnſinn drohete meinen Kopf zu verwirren; es war Alles vergebens! Sie ſchleppten dich fort. Dein letzter Blick blieb mir im Herzen. Ach, ich habe nachher mehr Kinder geboren, aber ich habe keins wieder ſo geliebt, wie dich, meine Erſtgeborne. Die Sehnſucht nach dir fraß mir fort und fort am Herzen, wie ein heißhungriger Wurm. Hernach erwies ſich, daß die Botſchaft von der Mutter aus Smyrna falſch geweſen war; denn ſie kehrte bald darauf geſund zurück und ſtarb erſt zehn Jahre ſpäter im hohen Alter. Das Schiff aber hatte dem böſen Jehuda gehört; Alles war von ihm zu unſerm Verderben angelegt. Doch nun ich dich wieder vor mir ſehe, mit deinen lieben Augen, die mir im Herzen geblieben ſind, ſchrumpfen mir die Jahre zu einem böſen Traum zuſammen, und ich drücke dich an mein Herz, als wärſt du mir geſtern entriſſen." Mihurmah widerſtand der Umarmung der weinenden Matrone nicht; ihr Auge hatte ſich mit Thränen gefüllt. Und ebenfalls feuchten Blicks rief Channaniah: „Kindiſches Weib, was ſchwatzeſt du doch? Sie iſt ja deine geraubte Rebekka nicht.“

„Ja, ſie iſt es!“ verſetzte Sara. „Erinnerſt du dich noch, wie dich Jehuda forttrug? Was hat er doch mit dir gemacht? Wohin hat er dich gebracht? Iſt es mir doch, als habe es mir ſchon Jemand erzählt. Nicht wahr, du biſt mein Kind?“ Sie ſtreichelte ihr liebkoſend die Wange.

„Und wenn ich es wäre,“ ſagte Mihurmah gerührt, „wir müßten ja doch ſtets geſchieden ſein. Seid ihr nicht die Feinde des gottgeſandten Erlöſers? Seid ihr nicht die unglückſeligen Widerſacher des Meſſias, des hohe Beſtimmung erkannt zu haben, ich ſchon ſo früh gewürdigt wurde? Der Glanz des Jakobsſterns hat meine Seele ſo ganz erfüllt, daß ich verſunken bin in ſeine heiligen Lichtwellen; ihm nur gehört mein Leben, ihm mein Denken, mein Thun, meine Kraft. Seinem hochrothen Feuerzeichen, das über die Welt hinflammt, wie ein drohender Komet, iſt mein Auge einzig zugewendet, kein andrer Gegenſtand berührt es weiter und für mich leben nicht Vater noch Mutter, die den Heiland verläugnen. Darum gebt mir meinen Sohn, mein geliebtes, unſchuldiges Kind, und laßt mich von dannen ziehen nach dem Hauſe meines Gatten zurück.“

„Entſetzliche!“ kreiſchte Channaniah, „wie weit führt dich der Wahnſinn der Verblendung! Du ſtößeſt Vater und Mutter zurück, um eines trügeriſchen Phantoms?“

„Gebt mir mein Kind, Rabbi, und laßt mich ziehen Ich beſchwöre Euch bei dem Haupte Eures Vaters, auf dem der Friede iſt!“ rief Mihurmah vor dem Oberrabbiner in die Knie ſinkend und die ſchönen Hände flehend nach ihm ausgeſtreckt.

„Gib ihr den Sohn!“ bat weinend nun auch Sara. „Ich kann ſie nicht um das Kind ihres Herzens jammern ſehen. Gib ihr den Knaben, Channaniah, damit ſie nicht den Schmerz leide, den ich Jahre lang gelitten habe, und der mich vor der Zeit alt gemacht hat. Habe Mitleiden mit dem Herzen einer Mutter, harter Mann, und halte ihr ihr Kind nicht länger auf.“

„O hochgelobter Gott! die eigne gemißhandelte verläugnete Mutter bittet für ſie. Wohl denn, Mihurmah, du ſollſt deinen Knaben haben, obgleich er der Strafe des Geſetzes verfallen iſt. Aber in meiner Hand liegt das Geſetz und ich kann züchtigen und begnadigen, wie mir's der Herr eingibt. Wenn du uns geſtehſt, daß du unſre Tochter, jene geraubte Rebekka biſt, ſo will ich bedenken, daß Ruben mein eignes Fleiſch und Blut iſt, und will, Gnade vor Recht ergehen laſſend, ihn dir ausliefern. Doch ſchwöre mir vorher zu, die Wahrheit zu ſagen, biſt du unſer Kind oder nicht?“

„Ich bin's!“ ſagte Mihurmah kalt und ernſt, „gib mir meinen Sohn, Vater.“

„Du biſt Rebekka! An mein Mutterherz. Nun kommen meine glücklichen Tage.“

„Meinen Sohn! Rabbi, wie Ihr verſprochen habt!“

Mit bebenden Lippen gab der Oberrabbiner den Befehl, den gefangenen Jüngling herbei zu führen.

„O Rebekka, thaut dein Herz nicht auf im Sonnenſchein der Mutterliebe?“

„Ich habe nichts gemein mit euch; denn ihr ſeid die Feinde, die Verfolger des Meſſias, die der Herr vernichten wird in ſeinem Zorn."

„O Tochter, ſüßes Leben," weinte Sara, die Hände nach der Strengen ausſtreckend, „ich will an deinen Meſſias glauben, ja ich glaube ſchon an ihn, weil du an ihn glaubſt. Er muß ja der verheißene Tröſter ſein, da du ihm alle Liebe deines Herzens opferſt. Ich will ihn preiſen als meinen Beglücker und Retter, ſo nur deine Seele ſich auch mir zuwendet und die Liebe erwiedert, die in mir lodert für dich, mein wiedergefundener Liebling."

„Mutter! Mutter!" jauchzte Mihurmah auf und umſchlang die Matrone mit aufglühender Begeiſtrung und um ſo ſtärker hervorſprudelnden Kindesliebe, je länger dieſelbe zurückgehalten worden war, „biſt du des Heils theilhaftig des Meſſias, der gekommen iſt, das Volk Gottes wieder groß zu machen vor aller Welt, hat deine Seele das milde Licht des Jakobsſterns erleuchtet, ſo will ich dich baden in dem ſüßen Meer meiner Liebe. Ja Mutter, ich bin's, die du auf den Armen gewiegt, von deinen Küſſen hab' ich Jahre lang gezehrt und dein

Bild iſt mir nie aus dem Gedächtniß gewichen. Aber ſeit mir Behaddir Anniſcha, dein Bruder, der als Jude Jehuda Ben Aſſar geheißen, erzählte, daß die meinem rechten Oberarme eingeätzte Taube das Sinnbild einer Geſellſchaft ſei, die nicht an die Zukunft des Meſſias glaube, — als ich ſpäter erfuhr, daß dieſe Geſellſchaft Sabbathai Zewi wüthend verfolge; da hatte ich auf Erden keine Eltern mehr, obgleich mir Behaddir Anniſcha wohl entdeckt hatte, wer ſie ſeien. Iſt aber die Nacht des Aberglaubens aus deiner Seele gewichen, Mutter, und hat ſie das Licht des Heils in ſich aufgenommen, ſo ſoll meine Liebe überſchwänglich ſein.“

„Dein Meſſias iſt auch der meinige. Nach deiner Liebe durſtet mich.“

„Weib!“ donnerte jetzt der Greis, der einige Minuten gleichſam ſprachlos vor Erſtaunen oder Schrecken geſtanden hatte, „Weib, hat dich der Wahnſinn dieſer Raſenden auch ergriffen? Gott meiner Väter, was habe ich verbrochen, daß du das Verderben alſo in mein Haus hereinbrechen läßt? Sara, Sara, willſt du die grauen Haare deines Mannes zum Spott deiner Kinder machen? —

Mihurmah, du wollteſt erſt nicht meine Tochter ſein, jetzt will ich nicht dein Vater ſein. Dort kommt dein Sohn! Nimm ihn und verlaß eilig dieß Haus. Es hat nichts gemein mit dir. Fort! Fort von dieſer Schwelle! Mir graut's vor dir! — Zurück, Sara, laß ab von ihr! Sie iſt nicht unſer Kind. Sie hat uns belogen, nur um ihren Sohn wieder zu haben. Ein Grieche iſt ihr Vater, ein verfluchter Goi. Rühre dieſe Fremde nicht an, ſie iſt unrein. Sie iſt ein Kind der krummen Schlange und ſchlau und verführeriſch wie dieſe.“

Ruben trat in das Gemach und flog mit einem Ausruf höchſten Entzückens in die Arme ſeiner Mutter. Fragen auf Fragen bewegten ſeinen ſchönen Mund; aber Mihurmah vertröſtete ihn, auf Sara zuſchreitend, mit den Worten: „Ich hab' mein Kind wieder, und du das deinige, geliebte Mutter. Ja, ſo wahr dieſer hier mein Sohn iſt, ſo wahr bin ich deine Tochter, und ſo wahr iſt auch Sabbathai Zewi der erwartete Meſſias. Sieh zur Beſtätigung hier die Taube auf meinem Arm. Aber uns ſoll ſie nun ein Sinnbild ſein des Meſſias, der der Welt den Frieden bringt. So komm denn mit mir und ziehe dem Glanze des Jakobsſternes nach, tauche mit uns in den Wunderquell des Heils. O nun erſt biſt du meine Mutter! — Ruben küſſe den Saum ihres Kleides! Sie iſt deine Großmutter, die mich geboren hat. Sie erkennt in Sabbathai Zewi den wahrhaftigen Meſſias.“

„Heil dir, verehrte Frau!“ rief der Jüngling und drückte ſeinen Mund auf die Zipfel ihres Gewandes. „Deine Enkel und Urenkel ſollen dich preiſen und dein Angedenken in höchſten Ehren halten. Gib mir deinen Segen!“

„Komm mit uns, Mutter! Blühende Enkel ſollen deine Knie jubelnd umfaſſen. Komm, denn der Tag des Heils iſt angebrochen.“

„Sara, Sara!“ rief Channaniah verzweiflungsvoll. „Iſt's möglich? Du willſt mich verlaſſen, mich, mit dem du ſechs und dreißig Jahre gelebt? Wir ſind alt geworden beiſammen, und in deinem Alter willſt du von mir gehen? Willſt mein Haupt vor der Zeit in die Grube drücken? Verflucht ſei dieſer wahnſinnige Betrüger, der ſolches Unheil in mein erſt friedliches Haus geſchleudert! Verflucht ſei dieß Kind, das mir der Haß früh entführt und entfremdet! Verflucht ſei dein Same, Tochter des Haſſes, Schlange, Verführerin!“

„Wehe! wehe! Er hat ſein eignes Blut verflucht!“ kreiſchte Sara wild auf. „Grauſamer, ich ſage mich los von dir! Unmenſchlicher, ich habe keinen Theil mehr an dir. Schreibe mir den Scheidebrief; denn ich kann nicht mehr in Gemeinſchaft leben mit einem ſolchem Manne, der ſein Kind verflucht und deſſen Samen. Sieh' ich ſegne ſie! Ich ſegne mein Kind und Kindeskind, Rebekka, ich gehe mit dir. Sieh', du ſollſt es wiſſen, daß ſein Haß meinen Bruder aus dem Hauſe trieb, zum Abfall vom Geſetz des Herrn, und zur Rache an uns. Er hat deinen Raub verſchuldet, er mein Mutterherz in den Staub getreten. So will er die endliche Ankunft des Meſſias nicht anerkennen und flucht lieber ſeinem wiedergefundenen Kinde und treibt ſein Weib aus dem Hauſe. Aber der abſcheuliche Fluch falle auf ſein Weib zurück! Komm, Rebekka, komm Ruben, meine Kinder, laßt uns eilen von dieſer Stätte!“

Sie flohen mit ſchnellen Schritten.

„Der Himmel richte zwiſchen mir und euch!“ rief der Greis im tiefſten Schmerz. „Die Wahrheit muß ſiegen und der Trug untergehen. Dann, arme Sara, wird es für dich zu ſpät ſein.“ Und er zerraufte ſich Bart und Haar vor übergroßem Leid.

In Sabbathai's Haus trat raſch Iſaak Rophe, der junge Beiſitzer des Rabbinalgerichts. „Rüſte dich ſchnell zum Aufbruch, Sabbathai,“ ſprach er zu dieſem. „Ehe die Sonne untergeht, mußt du mit den Deinigen aus der Stadt ſein. Die Rabbinen haben den Bann gegen dich ausgeſprochen und dich vogelfrei gemacht. Mörder, die das Loos traf, und die gedungen ſind, lauern auf dich. Eile, daß du dem Verderben entrinnſt. In Jaffa wartet ein Schiff auf dich, und draußen, im Hauſe des Propheten Habakuk, ſtehen Eſel und Maulthiere, Roſſe und Wagen für dich, die dich mit deinen Angehörigen und deiner Habe ſchnell von dannen bringen in die Hafenſtadt. Bewaffnete Männer deines Anhangs werden dich zu Pferde begleiten. Mich ſollſt du bald in Smyrna ſehen und mein Gut und Blut ſteht dir dort zu Dienſten; denn ich bin deinem hohen Zwecke, unſer Volk zu vereinigen und zu beglücken, mit Leib und Leben ergeben, wie jeder Jude es ſein ſollte."

„Der Herr wird dich dafür ſegnen," ſagte Sabbathai erfreut. —

Und rüſtige Hände regten ſich in großer Zahl, den Aufbruch zu beſorgen, ſo daß nach einigen Stunden Sabbathai mit ſeinem Weibe, Miburmah mit ihrem Sohn und ihrer Mutter, Sabbathai's zunächſt ſtehende Schüler und unabhängige Freunde abzogen. Unzähliges Volk begleitete ihn, Loblieder ſingend und ihm ſtets zujauchzend: „Heil dem Meſſias!" Er aber ſegnete, auf einem Eſel reitend, Alle und verſprach nächſtens wiederzukehren, ſie zu befreien, zu beglücken und den dritten Tempel auf Moria zu bauen und die neue Königsburg auf Zion. Niemand wagte ihn aufzuhalten oder ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen. Und ſo langte er, von Hunderten ſeiner ſchwärmeriſchen Verehrer begleitet, in Jaffa an. Als er dort in das Schiff ſteigen wollte, trat ihm zu ſeiner Verwunderung plötzlich Nathan Benjamin Aſchkenaſy in koſtbaren Feierkleidern entgegen, beugte ſich tief vor ihm, küßte ihm die Füße ehrerbietig und rief laut: „Geſegnet ſeiſt du, hoher

Fürſt des Angeſichts Gottes! Wie mir's Jehovah unſer Gott geoffenbart in heiligen Geſichten, alſo iſt's erfüllet und geſchehen; denn der Herr ſprach zu mir: du ſollſt ſein Prophet ſein. Darum lobe ich laut ſeinen Namen und preiſe ſeine Barmherzigkeit, die er an mir bewährt und an ſeinem Volke. Er hat angeſehen unſern Jammer und unſer Elend, die wir leiden mußten ob unſrer Miſſethat, und hat ſeinen Zorn gewendet und ſich unſer erbarmt und den Befreier geſendet, den Tröſter Israels, den hohen König von Zion. Und der Herr ſprach zu mir: Verkünde allem Volke, er, dem ich die Macht gegeben und die Herrlichkeit, damit er Israel wieder groß und ſchön mache, wie eine Brautjungfrau; er, der euch rächen wird an euern Feinden, der hochgelobte Meſſias Sabbathai Zewi, wird wiederkehren in das Land ſeiner Väter, das ich ihm zu eigen gegeben, und in die Stadt meines Berges, in welcher er herrſchen wird auf Zion, er wird wiederkehren als der gewaltige König, ehe die Sonne wieder ſtehet, wo ſie heute ſtand, und Wunder und Zeichen werden vor ihm herſchreiten, wie ein unbeſiegbares Heer, und ſeine Macht und Größe kund thun aller Welt. — Darum rufe ich: Heil, Heil Sabbathai Zewi, dem König von Zion!“

Und alles Volk ſtimmte ein in den Ruf, daß die Luft vom großen lauten Schalle weit erſchüttert wurde, und die wilden Flammen der Begeiſterung ergriffen die Köpfe und Herzen. Unzählige der Anweſenden ſprangen in das Meer und wateten oder ſchwammen zu Sabbathai, umdrängten ihn, küßten den Saum ſeines Mantels und warfen ihm Blumen zu. Segnend breitete er ſeine Hände über ſie aus; ſeine ſalbungsvollen Worte, nur von den Nächſten verſtanden, flogen von Mund zu Mund nach dem Lande hin und wurden dort von Tauſenden wiederholt, die ganze Küſte war belebt und Alles ſchrie dem Meſſias ein Lebewohl zu.

Sabbathai beugte ſich geſchmeichelt zu Nathan Benjamin herab und fragte leiſe: „Wie aber biſt du frei geworden aus dem Kerker unſrer Feinde?“

„Herr,“ entgegnete der Rabbi und verbeugte ſich tief, „wer anders hätte mich befreien können als die Engel des Herrn, die meine Feſſeln löſten und die Thüre meines Gefängniſſes öffneten, ſo ſtark ſie auch verriegelt waren, ſo daß ich ungehindert hinausgehen konnte? Ja, der Gott Jakobs hat Wunder an mir gethan, zum Zeichen, daß ich dein wahrhaftiger Prophet bin.“

Sabbathai erhob das ſchöne Auge ſchwärmeriſch mit dem Ausdrucke hohen Entzückens und ließ es über Judäa's Ufer hingleiten, bevölkert von der ihm zujauchzenden Menge und zurückkehrend von den unzähligen Häuptern, blieb er an Mirjams reizenden Zügen hängen, die ſich eben angelegentlich mit Ruben unterhielt. Und wonneſeufzend ſchlang er den Arm um ſie und flüſterte ihr zu: „Wohl mir, daß ich der Meſſias bin.“

Das Schiff aber löſte den Anker und furchte die Wellen! Der Jubelruf des Volkes verhallte. Das Ufer entſchwand.

Der König von Zion.

Viele aber breiteten ihre Kleider auf den Weg. Etliche hieben Maien von den Bäumen und ſtreueten ſie auf den Weg. Und die vorn gingen und die hernach folgten, ſchrieen und ſprachen: Hoſianna, gelobet ſei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Gelobet ſei das Reich unſeres Vaters Davids, das da kommt in dem Namen des Herrn, Hoſianna in der Höhe!

Bibel. Ev. Marcus, Kap. 11. V. 8–10.

Das Morgenland iſt das Glutbett des wunderbaren Phönix Fanatiſmus. Ewig neu geboren aus den Flammen der Phantaſie, breitet er ſeine Purpurflügel über entſtehende und vergehende Völker. Er ſingt dem Einen das Wiegen-, dem Andern das Grablied; er läßt die begeiſternden Schlachtpäane ertönen, die Erinnerungsgeſänge an gefallene Helden, die zerfleiſchenden Begeiſterungshymnen zum Dienſte der Gottheit. Der Fanatiſmus iſt das Herz des Morgenlandes; der Kopf deſſelben kommt kaum in Anſchlag. Dieß Alles beherrſchende Herz hat ſich zweimal begattet, einmal mit dem Genius des Guten, das andre Mal mit dem Genius des Böſen; denn unverhüllt gehen dort beide neben einander. Mit jenem hat es die Poeſie, die lichtgeflügelte Aethergeſtalt, gezeugt, mit dieſem den Aberglauben, den düſtern, phantaſtiſchen Sohn der Erde. Mit beiden iſt die Mutter eng verbündet; mit beiden wandelt ſie ſtets Hand in Hand, und wo man ſie auftreten ſieht, hat ſie ſtets ihre Kinder zur Seite. Und wie die Poeſie im Orient ihre entzückendſten Farben prächtig entfaltete, ſo hat dort der Aberglaube ſeine düſterſten Schleier gewebt und das ganze Leben damit überkleidet. Der kindiſche Aberglaube des Morgenländers ſetzt in eben ſo ungemeſſenes Erſtaunen, wie ſein durch und durch poetiſcher Sinn entzückt. Man gewinnt endlich die Ueberzeugung, daß morgenländiſche Poeſie und morgenländiſcher Aberglaube engverbundene Geſchwiſter ſind; denn beide ſind nur ſinnlicher Natur.

Wie der Islamit ſeinen Propheten über alle irdiſche Größe erhebt und mit der reichſten ſinnlichen Herrlichkeit ausſchmückt, die nur die heißeſte Phantaſie ſich vormalen kann, wie er ſein Paradies mit den ſchönſten und lieblichſten Knaben und Mädchen bevölkert, mit diamantnen Tafeln, Tüchern von

Gold, Silber und Seide, Flüſſen von Wein und Honig ausfüllt; ſo hat der Jude, älter als jener und in den Staub der Verachtung getreten, die Ankunft ſeines Meſſias mit allem Herrlichen und Schrecklichen umlegt, was glühende Poeſie und raſtlos ſchaffender Aberglaube aufzuſtellen vermögen. Denn auch darin iſt der Morgenländer ein geſchickter Nachbildner der ihn umwaltenden gewaltigen Natur, daß er das Herrlichſte unmittelbar und ohne Uebergang, ſchroff neben das Schrecklichſte ſtellt; wie ſie ihm die höchſten ſinnlichen Genüſſe mit der einen Hand freigebig entgegen wirft, während ſie ihm mit der andern die tödtliche Schale ihres Peſtgiftes über das ſorgloſe Haupt ausgießt.

So hat denn der Jude zweitauſend Jahre lang alle Wonnen und alle Schmerzen, alle Entzückungen und alle Qualen, die ſeine blutig gereizte Phantaſie, ſeine dunkelrothe Poeſie und ſein düſtrer Aberglaube zu erſchaffen vermochten, an den Weg des mit verzweifeltem Harme erfleheten und erwarteten Meſſias geſtellt. Es iſt ein Bild, das Steine zum Weinen bringen könnte, ein ganzes geſchlagenes, getretenes, geknechtetes, verachtetes Volk hülflos mit dem markaufzehrenden Schrei der Angſt und des Entſetzens im ohnmächtigen Kampfe gegen Zeiten und Völker nach dem verheißenen Erlöſer ſich immer und immer wieder aufringen zu ſehen. Ein ewig Sterbender, deſſen davon ſtrebende Seele immer und immer eine glänzende Lebenshoffnung — und nichts weiter — an den elenden hinfälligen Körper bindet. Aber es iſt auch ein ſchaudererregendes Bild, dieß arme Volk von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich abmühen zu ſehen, das unbeſtimmte Bild ſeines Erlöſers mit allen grellen Farben des ſchmerzſchreienden Wahns und der wehmuththränenden Freude auszuſtatten, zügelloſe Ausſchweifungen nach allen Seiten! Da iſt Glanz und Herrlichkeit über alle menſchliche Vorſtellung groß, Pracht über alle Königspracht der Erde, Erhebung ihrer über alle Völker, Triumph über alle ihre Feinde, unausſprechlich ſüße Genüſſe, Friede, Reichthum, Wonne, und daneben alle Schauer der Natur, fürchterliches Peſtwüthen, Blutregen, Hungersnoth, grauſiger Kampf der Elemente gegen das ungläubige Menſchengeſchlecht, Vernichtung in all ihren ſchattigen und tiefdunkleren Abſtufungen. So entſchädigte ſich, ſchwelgend in dieſen lichten und ſinſtern Phantasmen, der unterdrückte Jude für ſeine Entbehrungen.

Je gewaltiger nun das Ringen, je geſpannter die ſchon öfters getäuſchte Erwartung des erſehnten Heils war, um ſo furchtbarer, überwältigender war die wie ein Blitzſtrahl alle Herzen durchzuckende Kunde: der Meſſias iſt erſchienen. Wie ein heiliger Schreck bebte dieß Wort lange in allen betäubten Gemüthern wieder, bis die Phantaſie wieder geſchäftig und immer geſchäftiger zu arbeiten begann und die Wonne der endlichen Erfüllung bis zum mänadiſchen Wahnſinn ſteigerte. In Smyrna vorzüglich, wo die meiſten Juden beiſammen wohnten, ſtürzten alle Schranken der Mäßigung, und der Fanatismus wandelte, wie ein Engel des Herrn, mit feuerflammendem Schwerte durch die Straßen der Hafenſtadt, und berührte die Häupter der Juden. Und ſiehe es entſtanden unzählige Propheten und Prophetinnen; auf den Straßen, in den Häuſern ſah man ſie theils in Verzückung liegen und mit Qual prophetiſche Worte ausſtoßen, theils hochbegeiſtert und verklärt dem Haufen weiſſagen und predigen von dem Meſſias Sabbathai Zewi. Es zeigten ſich höchſt wunderbare Erſcheinungen an den Menſchen, Krankheiten, die man nicht kannte, Gaben, die man nicht geahnet, gänzliche Umwandlungen der Sinnes- und Gemüthsart, wildes Hervorbrechen gewaltiger Leidenſchaften, ein in jeder Hinſicht geſteigerter geiſtiger Zuſtand der israelitiſchen Bevölkerung.

Jedes neue Jahr ſeiner Verbannung aus der Vaterſtadt hatte Sabbathai's Andenken dort mit ſchönern Farben geſchmückt; der ferne hochbegabte Lehrer war der Phantaſie ein um ſo köſtlicherer Gegenſtand, als er in keiner Hinſicht erſetzt worden war. Das ihm geſchehene Unrecht erregte immer größeres Intereſſe; der Vater erzählte ſeinen Söhnen von dem hocherleuchteten Chacham, die Mutter ihren Töchtern von dem reizendſchönen Dichter, und die Stimmen des Haſſes mußten allmälig beſchämt verſtummen. Nun plötzlich Kunde auf Kunde von ihm: er wird als Meſſias ſich enthüllen, — er hat ſich enthüllt — unerhörte Wunder ſind geſchehen, — er ſelbſt verrichtet Wunder auf Wunder, — er iſt mit aller Macht und Pracht des Meſſias ausgeſtattet, — alle Zeichen des Meſſias gehen in Erfüllung, — er kömmt, er kommt in ſeine **Vaterſtadt**, um von hier aus ſein Reich zu erobern, — die ganze Welt iſt ſeinetwegen ſchon in Bewegung. Fieberhafter Taumel ergriff alle Köpfe, Jeder drängte ſich, für den Meſſias etwas zu thun, Jubelgeſänge durchraſeten die Stadt, ungeheure Anſtalten wurden zu ſeinem Empfang getroffen und eine ſchöne Synagoge prächtig zu ſeinem königlichen Wohnſitz eingerichtet. Auch ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern wurden ſchöne Wohnungen beſtellt, und die erſtere oft vom Volke im ungemeßnen Jubel auf den Händen getragen. Seine Brüder gingen in weit reichern und vornehmern Gewändern als ſonſt einher, mit zahlreichem Gefolg, und genoſſen unter dem Volke eines großen Anſehens. Täglich liefen neue Gerüchte durch die Stadt und erhielten die geſteigerte Spannung, und mit zitternder Sehnſucht ſah man der Stunde ſeiner Ankunft entgegen.

Vergebens hatten das Rabbinalgericht und ſein jetziger Präſident Aaron de la Papa alle Macht und alles Anſehen aufgeboten, die Bewegung zu unterdrücken, ſie flammte nur noch fanatiſcher empor, und die Rabbinen ſahen ſich genöthigt zu ſchweigen, wenn ſie ihres Lebens ſicher ſein wollten. Aaron wollte den Hauptſchlag bis zur Ankunft Sabbathai's aufſparen.

Der Kaſcheff *) der Sultanin Valide und der Kadi ſahen dem Treiben der Juden gleichgültig zu und die türkiſche Bevölkerung fragte nicht einmal darnach. Der Jude iſt ihnen viel zu verächtlich, als daß man ihm irgend Aufmerkſamkeit ſchenkte. Die Chriſten aber lebten ſelbſt in untergeordneten Verhältniſſen.

Eine ſchöne weiche Sommernacht begann ihr durchſichtiges Dämmergeſpinſt über das weite Hafenbecken Smyrna's auszudehnen, als noch eins der kleinen Transportſchiffe, wie ſie meiſt das mittelländiſche Meer durchſtreifen, einlief und ſich vor Anker legte. Obgleich es ſchon ziemlich ſpät war, ſo wurde doch noch ein Boot ausgeſetzt, das ſchnell dem Ufer zueilte. Die beiden Männer, welche das Land betraten, waren der Schiffsherr ſelbſt, Phi-

---

*) Statthalter einer Stadt und deren Umgegend.

lippos Zadukkis und der Chacham Nathan Benjamin. Ohne Verzug begaben ſie ſich in die Judenſtadt und erlangten bald Eingang im Hauſe des Arztes Jakob Ben Eliab de Villegas.

Eine halbe Stunde ſpäter wurde es rege in den engen bergigen Gaſſen: Männer liefen von Haus zu Haus, Lichtglanz tauchte in den armſeligen Wohnungen auf, aus allen Thüren drängten Menſchen beiderlei Geſchlechts und jedweden Alters in ungewohnter Haſt, hier emſiges Flüſtern, dort heftiges Reden, an andern Orten lautes Rufen und Freudengeſchrei. Und Flüſtern und Reden und Rufen und Geſchrei drückten den Wonneſturm aus, der über das Volk Israels gekommen war. Der Friedensgruß tönte von allen Lippen mit Bebungen, wie ſie noch kein Lebender und auch Keiner von den Vätern vernommen hatte, und die Worte rangen ſich aus dem Getoſe los: „Er iſt da! Er iſt angekommen, der Sohn Davids! Der Tröſter! Der Erretter! Der Erlöſer! Der hochgelobte Herr! Der gewaltige Fürſt des Antlitzes! Der König von Zion! Im Hafen liegt das Schiff, das ihn hergeführt hat. Morgen wird er ſeinen Einzug halten. Nun freue dich Israel! Nun rufe den Jubel deines Herzens über die Stadt, über Berg und Thal, über Meer und Land, daß es Alle vernehmen, wie die Zeit erfüllet worden iſt und Prophetenmund ſich als wahr erwieſen hat. Auf! auf, ihr Schläfer, ihr Söhne und Töchter Israels in dieſer Stadt! brechet auf, ihm würdigen Empfang zu bereiten! Denn er iſt der Bräutigam der jungen Tochter Zion, der beglückten Braut, und ſeine Hochzeit wird glänzend ſein. Schmückt ſeinen Weg und macht ſeinen Pfad froh!"

Und Tauſende brachen auf und es entſtand eine ſo emſige Thätigkeit, daß Türke, Armenier und Franke aus dem Schlafe auffuhren und fragten, was doch das Judenvolk ſo in Bewegung ſetze? Doch mit ſchwerem Gelde war ſchon vorher bei'm Statthalter die Erlaubniß zu Allem erkauft worden, was die Juden in dieſer Nacht vornahmen. Ein Theil derſelben aber ſchaffte grüne Bäume herbei, die ſie vom Ufer aus in einer Gaſſe aufſtellten bis zur Synagoge, welche zu Sabbathai's Wohnung beſtimmt worden war, Andre befeſtigten Kränze und Blumen- und Laubgewinde, welche die Frauen und Mädchen gewunden, von einem Baume zum andern, wieder Andre hingen koſtbare Teppiche, Purpurgewande, Seiden- und Sammtſtoffe, gewirkte Tapeten mit bedeutſamen Bildern auf dieſem Wege auf, Blumen und Früchte, wie ſie die dem Herbſte ſich zuneigende Jahrszeit in Fülle bot, wurden in Körben neben einander gereiht, und ſo geſchah es, daß, als des Morgens erſter Blick von den Bergen herabflog, die ganze grüne und goldne Schönheit des Laubhüttenfeſtes hier in einer Nacht erſtanden war. Aber noch erfreulicher als der hier ausgebreitete Schmuck der Natur und Kunſt war der Anblick der unzähligen geputzten Menſchenmaſſe, welche feſtlich gekleidet nach dem Hafen hinabzog und dort ſchon dicht gedrängt die ganze Länge des Kai's einnahm. Faſt Alles, was ſich zum Stamme Jakobs zählte, brachte ein verklärtes Antlitz, ein Feſtkleid und einen Blumenſtrauß auf den Platz. Ein Freudenſchrei entfuhr plötzlich der geſchwätzigen Menge, als die Sonne über den Bergen aufging und ihre erſten Strahlen in das Hafenbecken warf; denn man gewahrte, daß das Schiff des Meſſias von der oberſten Spitze des Hauptmaſtes bis an den Waſſerſpiegel herab über und über mit Blumen bedeckt war. Niemand hatte früher etwas davon bemerkt, und ſo war es natürlich, daß dieſe unerwartete Erſcheinung als ein Wunder ausgeſchrieen und aufgenommen wurde. Viele ließen ihrer wilden Begeiſterung freien Lauf, recitirten mit lautem Geſchrei Stellen aus der Thora, oder ſangen Verſe aus den Pſalmen und Propheten, die ſie auf Sabbathai bezogen; wieder Andre ſagten ganze Abſchnitte aus dem Talmud her, Greiſe predigten, daß das Heil der Welt nun erſchienen, und prieſen ſich glücklich, daß ihren Augen, den Meſſias noch zu ſehen, vergönnt ſei, Kinder ſprachen hohe Dinge, Frauen ſchrieen in Verzückung auf. Viele auch hatten ſich entkleidet, waren hinab in das Meer geſprungen und nach dem blumengeſchmückten Schiffe hingeſchwommen, das ſie jauchzend und Gott preiſend für die endliche Erlöſung umkreiſten. — Franken und Armenier waren ebenfalls in großen Haufen herbeigekommen, um zuſehen, was ſich hier begäbe, und ſelbſt Türkenſklaven fanden ſich in nicht geringer Anzahl ein. So war nach einigen Stunden das Gedränge im Hafen und den darangelegenen Straßen furchtbar geworden. Endlich ſah man von der Judenſtadt herab einen prächtigen Zug ſich langſam bewegen; es war die Familie Sabbathai's und ſeine getreueſten Freunde und ehemaligen Schüler. Voran ritt der Arzt Jakob Ben Eliab auf einem prächtig aufgezäumten und mit einer ſchönen Decke belegten Maulthier. Er ſelbſt war angelegt mit weiten bauſchigen Gewändern von geſtickter Seide und von geſchornem Sammt; ſein breiter grüner Tulbend vollendete die ehrwürdige Geſtalt, in welcher man einen Magier zu erblicken glaubte. Ihm folgten zwei von Maulthieren getragene ſchöne Sänften; in der erſtern ſaß Salome, Sabbathai's Mutter, in der zweiten Jeruſa, ſeine Schweſter. Beide trugen am heutigen Tage Kleider und Schmuck, wie ſie noch niemals an ſich gehabt hatten. Die Matrone blickte mit dem ſtolzen Selbſtgefühl glücklicher Befriedigung auf das ihr huldigende Volk; ſie war es ſich wohl bewußt, daß ſie die Mutter des Meſſias ſei. Unter den prächtigen Schleiern hervor, die von ihrem Haupte floſſen, blitzte ihr Auge königlich gewaltig; es war ihr mit dem Glücke plötzlich all das Anſehen und die impoſante Darſtellungsgabe einer Königsmutter gekommen. Nicht ſo ihre Tochter, die bleiche

Jeruſa. In ſich gekehrt, wie in ſtiller Trauer, blickte ſie nachdenkend vor ſich hin; ſie wußte nichts von Stolz, nichts von Ehrgeiz, ſie meinte keinem Gruſſe danken zu dürfen, da ſie ja ihr nicht gälten. Ihr Auge nur glühete in überirdiſchen Feuern, um ihren Mund warf die düſter auflodernde Prophetenflamme ihres Geiſtes ſeltſam zuckende Strahlen. Sie war zwar älter an Jahren geworden, aber ihre kleine kränkliche Geſtalt hatte von der Zeit wenig oder nichts gewonnen. Man ſah es ihr an, ſie wäre lieber im dürftigen Judenkleid, dem kurzen unſcheinbaren Rock und dem groben Schleier, wie ihn die Töchter armer Juden im Orient tragen, ihrem Bruder, deſſen Größe ſie prophezeit hatte, entgegen gelaufen, um ihm den Staub von den Füßen zu küſſen, als im fürſtlichen Prunke einher zu fahren, was gegen ihre Natur und Gewohnheit war. Das Volk blickte mit abergläubiſcher Verehrung auf ſie; denn ihre Prophezeihungen, ſowohl die von ſonſt, als die aus der neueſten Zeit, waren in dieſen Tagen von Mund zu Mund gegangen, und heute ſah Jedermann die Erfüllung derſelben in ſo glänzendem Lichte. Eine Menge ſchön gekleideter armeniſcher Knechte, die von den reichen Juden angeworben worden waren, füllten den Zwiſchenraum zwiſchen der zweiten Sänfte und einem ſehr ſchönen, edelgebauten jungen Eſel aus, der mit einer Purpurdecke belegt war. Dieſe Decke war auf das Prächtigſte mit goldnem Laub und Kronen geſtickt und an ihrem Rande hin prangten mit goldnen hebräiſchen Buchſtaben die Worte des Propheten Sacharja: „Aber, du Tochter Zion, freue dich ſehr, und du Tochter Jeruſalem, jauchze; ſiehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Eſel, und auf einem jungen Füllen der Eſelin.“ Koſtbar gearbeitete Zäume ruhten auf der Mähne des Thiers, und geführt wurde es von Ruben Zewi, dem Sohne Mihurmah's. Die Schönheit des Jünglings wurde durch das reiche faltige Gewand gehoben, das ihn ſchmückte; man hätte ihn für einen Boten des Paradieſes halten können. — Hinter dem Eſel traten wieder Knechte einher und an dieſe ſchloſſen ſich drei Reiter auf edeln Maulthieren. Rechts ritt Joſeph Zewi in kriegeriſchem Schmuck, links Eliah Zewi, und in der Mitte Nathan Benjamin Aſchkenaſy, gekleidet in die alte, maleriſche Tracht der Propheten. Die nachfolgenden von Baruch de Cürbano angeführten Reiter waren Sabbathai's ehemalige Schüler und Begleiter. Langſam bewegte ſich dieſer Zug unter den ununterbrochenen Acclamationen des Volks an den Landungsplatz des Hafens. Hier nahm ein Boot den Arzt, und Sabbathai's Mutter und Schweſter auf, und führte ſie nach dem Schiffe hinüber. Eine halbe Stunde darauf ſah man die Paſſagiere des Schiffs in Boote ſteigen, die ſich langſam dem Lande näherten. Im erſten ſtand Sabbathai Zewi mit Mirjam zwiſchen ſeiner Mutter und Schweſter. Weniger ſein Anzug als ſeine Geſtalt, ſein hoher milder Blick, ſein verklärtes Weſen gaben ihm das Anſehen eines wahrhaftigen Königs. Und ſah man Mirjam neben ihm, übergoſſen von der höchſten Fülle irdiſcher Schönheit, deren Reize bei dem wundergläubigen, exaltirten Volke leicht den Gedanken an ein höheres Weſen hervorrufen mochten, ſo war es kein Wunder, wenn die ganze Maſſe der Verſammelten, hingeriſſen von der, nicht durch lange Ueberlegung, ſondern durch augenblickliche Empfindung über ſie gekommenen Ueberzeugung, daß ihnen der wahrhaftige Meſſias mit ſeiner Königin erſchienen ſei, in einen wildraſenden Beifallsſturm ausbrachen. Denn die Schönheit iſt der mächtigſte Gott der Erde; ſeine Herrſchaft beruht auf einem wunderbaren Zauber, an welchen ſich der menſchliche Verſtand nicht heran wagen darf. Sie fußt weder auf herkömmliche Gewohnheit, noch auf Ueberredung, noch auf dem Rechte des Stärkern, noch auf ſonſt irgend einer rein menſchlichen Angelegenheit. Darum iſt ſie auch nicht die Herrſchaft eines Königs, ſondern wahrhaftig eines Gottes. Denn Alles iſt göttlich an ihr. Der Blitz, der uns ihr gegenüber trifft, die Schauer der Entzückungen, die uns durchrieſeln, die unwiderſtehliche ſüße Macht, der wir uns, ohne es recht zu wiſſen, gänzlich gefangen geben, das ſind die Beweiſe für die göttliche Allmacht der Schönheit. Ein Mann ohne die höchſte Körperſchönheit und mit einer unſchönen Gattin würde niemals die Ueberzeugung des Volkes, daß er der Meſſias ſei, für ſich gewonnen haben. Hier ergab ſie ſich von ſelbſt, und der Blitzſtrahl entzündete mit dem Entzücken willenloſer Schwärmerei alle Häupter, alle Herzen. Aber gewiß gab es auch kein ſchöneres

Menſchenpaar und die glühendſte Phantaſie konnte ſich keine größern Reize ſchaffen, als die an Sabbathai und Mirjam vereinigten.

Als er an's Ufer trat, wonneſtrahlenden Blicks, begrüßt vom tauſendſtimmigen Friedensgruß, da warf ſich das Volk mit Ungeſtüm zu Boden und dithyrambiſche oder vielmehr pſalteriſche Begeiſterung lohete in gewaltigen Worten von unzähligen Lippen, aber in dem großen Chorus: „Heil dem Meſſias! Heil dem Sohne Davids, dem Erlöſer! Heil dem König von Zion! Heil ſeiner Gattin! Heil ſeinem Hauſe!“ wurde alles Andre verſchlungen.

Jakob Ben Eliah, Nathan Benjamin und Sabbathai's beide Brüder warfen ſich vor ihm auf die Erde und brachten ihm königliche Ehrerbietung dar. Ein armeniſcher Knecht lieh ſeinen Rücken zur Treppe, auf welcher Sabbathai den Eſel beſtieg; ſeine Brüder bedienten ihn beim Aufſteigen. Mirjam wurde auf eins der ſchönen Maulthiere gehoben und ritt zur Linken ihres Gemahls. Zur Rechten Nathan Benjamin, der Prophet. Seine Brüder folgten, den Arzt in der Mitte. Für Mihurmah und ihre Mutter war noch eine Sänfte herbeigebracht worden.

Der Zug ging nach der Stadt zurück. Sabbathai ſtreckte ſeine Hand ſegnend über das Volk und ſprach: „Die Schechina iſt erlöst aus ihrer Gefangenſchaft und wohnt bei mir. Ich ſegne euch und gieße ihr urheiliges Licht über euch aus.“ Und wo er vorüberritt, warf ſich die Menge zur Erde und empfing ſeinen Segen, und Viele ſchwuren nachher hoch und theuer, ſie hätten die Flämmchen der Schechina aus ſeinen Fingerſpitzen hervorflackern geſehen. Viele ſeither noch Ungläubige wurden bekehrt, und ſchlugen nun an ihre Bruſt, fielen zur Erde nieder, lobeten Gott mit lautem Munde und verkündeten ſeine Barmherzigkeit, die ihnen endlich den lang verſprochenen Befreier von allen ihren Uebeln zugeſandt habe. Die Straße war voll von Wonnetrunkenen, Predigern, Sehern und Seherinnen, und als Sabbathai mit ſeiner Familie und ſeinen perſönlichen Freunden und Anhängern in die für ihn bereitete Wohnung getreten war, überließ ſich das Volk Israels einem wilden Freudentaumel. Man ſang, tanzte und genoß ſtürmiſcher und allgemeiner als zur Zeit des Laubhüttenfeſtes. Plötzlich aber lief ein Mann durch die volkbelebten Reihen und rief laut: „Auf! auf, ihr Kinder Iſrael! Laßt uns dem gesandten Meſſias Opfergaben bringen, womit wir ihm huldigen als anerkannten König von Zion! Bringet das Beſte, was ihr habt, um ihn würdig zu beſchenken; denn er iſt der König! Und tauſendfältig hallte das Wort wieder: „Bringt ihm reiche Geſchenke, dem König von Zion!“ Und Viele riefen: „Sein iſt Alles, was wir haben! Theilet mit ihm, damit ein Jeder von uns auch Theil habe am Werke der Erlöſung. Gelobt ſei Gott!“

Da ſtrömte Alles in ſeine Häuſer, und die verborgenſten Truhen thaten ſich auf, und Schätze kamen zu Tag, deren Daſein, außer ihrem Beſitzer, kein Menſch geahnet hatte, die vielleicht Jahrhunderte lang vom Ahn auf den Enkel vererbt worden waren, ohne daß ein Sonnenſtrahl ſie beleuchtet hatte. Und Jeder ging nach Sabbathai's Wohnung, in deren Halle die Opfergaben in Empfang genommen wurden, Arm und Reich, Jung und Alt ſpendete nach Kräften, ja es galt für die höchſte Ehre zu geben; Weiber und Kinder kamen herbei, alle mit vollen Händen. So wurde denn an dieſem Tage durch freiwillige Beiſteuer ein Schatz zuſammengebracht, den man mit Recht einen fürſtlichen nennen konnte, und Jedermann war freudeſelig, gegeben zu haben.

Am folgenden Tage erhielt der Begeiſterungsrauſch des Volks neue Nahrung. Man ſah den alten Arzt Jakob Ben Eliah ein Weib führen, welches eine dunkle Binde um die Augen gelegt hatte. Eine Dienerin trug ihr eine ſchöne Harfe nach. Man erkannte in der Geſtalt der edlen Herrin die blinde Hannah, die Tochter des reichen Mäklers Judah Ben Tabbai. Es war jene blinde Hannah, welche einſt als zwölfjähriges Kind unter Thamars Brautjungfern in des alten Roſanes Hauſe geweſen war, jenes phantaſtiſche, wunderbare Weſen, deſſen inneres Auge der Zukunft erſchloſſen ſchien, Miburmah's innige Freundin und ſpäter Rahels Geſellſchafterin. Jetzt war ſie ſchon über die Jugendblüthe hinaus, aber ihre ausgebildetern Züge hatten noch denſelben ſchwärmeriſchen Ausdruck, der ſie als Kind ſo ſehr ausgezeichnet hatte. Der Blinden an der Hand des Arztes folgten ihre Eltern, Brüder und Schweſtern und andre Verwandte, und dieſe verkündeten dem zuſammenlaufenden Volke, es ſei

Hannah's ausdrücklicher Wunſch, vor den Meſſias gebracht zu werden. Die Sehnſucht nach ihm habe ihr ſeither faſt das Leben verzehrt, ihre Träume bei Nacht, ihre Geſichte bei Tag, ihr Denken und Reden, ihre heiligen Geſänge, Alles habe ſich auf die Ankunft und die Heilſpendung Sabbathai's bezogen. Sie habe ihn oft in Geiſte geſehen und genau beſchrieben. — Es war natürlich, daß ſich eine große Menſchenmenge dem Zuge anſchloß.

Als Hannah in Sabbathai's Gemach trat, fiel ſie mit dem Angeſicht zur Erde nieder und ſprach mit feierlich erhobener und getragener Stimme: „Ich bete an vor dir im Staube, Geſandter Zebaoths, Heil der Welt! Alle haben dich begrüßt und Alle ſind ſelig ob deiner Ankunft, großer Erlöſer! Aber Niemand hat geſehen, was ich ſah, und Niemand gehört, was ich hörte. Ich ſah das Gebirge Judah in Flammen ſtehen und den Berg Carmel in Glut, daß das Meer davon widerſtrahlte und die Wüſte hell ward. Und ich habe das Loblied des Meeres gehört, und den Jubelgeſang der Wüſte. Es war die Morgenröthe deiner Zukunft, o Herr der Herren, wunderbarer Held, geprieſener Friedensfürſt, es waren die lodernden Flammen, die in den Bergen lagen und dein baldiges Kommen verkündeten; du warſt es, und deine Herrlichkeit, von dem Meere und Fluſſe und Quellen ſangen von der der Sand der Wüſte ertönte. Auf meinem Pfade ſproßten die Wunder der Gnade Adonai's, des Hochgewaltigen und ich erkannte ſie für Blumen, beſtimmt, auf deinen Weg geſtreut zu werden. Ihre Düfte haben mein Herz berauſcht und mir meine Seele entführt. Und ein neues Geſicht that ſich mir auf, da trat ein Stern aus dem Purpur hervor, und ſein Glanz erhellte Himmel und Erde. — Aber vergönne mir, daß ich dir das Lied ſinge vom Jakobsſtern, wie es zur Mitternacht, ein Feuerſtrom, aus meiner entzückten Seele quoll.“

Und ſie ergriff die Harfe und faßte die Saiten wild, daß ſie hell aufklangen, wie das Horn des Wächters in der Nacht. Dann ſang ſie mit Begleitung der Harfe volltönend und gewaltig:

„Nacht war's. Ich wandelte über die Heide,
Und blickt in des Himmels dunkele Weite,
Ob nicht ſein Rand ſich mit Purpur ſäumt.
Ich hatte vom Jakobsſtern geträumt.

Und abwärts ſchritt ich nach dem Geſtade,
Da ſah einen Mann ich auf meinem Pfade;
Ein Mantel flattert' um ſein Gewand,
Sein Haupt beſchirmt' eines Hutes Rand.

Die Rechte hatt' einen Stab zu halten,
Die Linke ſtak in des Kleides Falten.
Die Schuhe, die an den Füßen er trug,
Die ſchienen geſchickt zu Gang und Flug.

Ich grüßte ihn mit dem Friedensgruße;
Er dankte mir freundlich mit einem Kuſſe.
Ich ſprach: O Freund, wo kommſt du her?
Kommſt du vom Berge, oder vom Meer?

„Ich wandelte ſchon auf längeren Wegen;
„Mein Vaterland iſt weiter gelegen.
„Ich komme nicht von dem Land an der See,
„Ich komme nicht von dem Land auf der Höh'."

Dein Mantel iſt kurz von hellblauer Seide.
So trägt man ſich hier nicht. Du kommſt aus der Weite.
„Es iſt kein Mantel; nimm wohl es wahr.
„Es iſt ein azurnes Flügelpaar."

Dich ſchmücket ein Hut, wie ich nimmer erblickte,
Den künſtliche Hand mit Golde dir ſtickte.
„Es iſt kein Hut; dich täuſchet der Glanz.
„Es iſt ein leuchtender Strahlenkranz."

Du haſt einen Stab von hellem Metalle,
Der wahret vor'm Straucheln, der ſchützet vor'm Falle.
„Es iſt kein Stecken; du ſchließeſt fehl.
„Es iſt das Scepter von Israel.“

Was hältſt du verborgen in deiner Linken?
Ich ſeh's aus den Falten wie Sterne blinken.
„Es iſt die Krone des mächtigen Herrn.
„Heut' krön' ich den Heiland, den Jakobsſtern.“

Und als er geſprochen, da flammt' es im Oſten.
Da blitzten und glühten des Himmels Pfoſten,
Und aus dem purpurgeſchmückten Thor
Hell wandelt' ein prächtiger Stern hervor.

Da jubelt' der Himmel, da jauchzte die Erde,
Da hüpfte des Himmels glänzende Heerde;
Zuſammen fluthet' der Jubelſchall,
Nun grünte und blühte verjüngt das All.

Und aus dem Sterne, mit Glanz umkleidet,
Der mächtige König von Zion ſchreitet;
Dem reichet der Engel das Scepter dar
Und drückt ihm die Krone in's lockige Haar.

Es zittert die Erde, es ſpaltet der Boden,
Und zu den Lebenden kommen die Todten.
Und Alle dienen dem König, dem Herrn,
Und Alle preiſen den Jakobsſtern.“

Die Harfe entſank den Händen der hochbegeiſterten Seherin und ſchlug klirrend auf den Boden; Hannah ſtürzte ihr nach und lag wieder auf ihrem Angeſicht. Dadurch hatte ſich die Binde ihrer Augen gelöſt; Sabbathai hob das Mädchen auf und küßte ſie auf die Stirne. Jakob Ben Eliah nahm die Binde weg. Da ſchrie Hannah auf: „Was iſt das? Es dämmert vor meinen Augen? Ich unterſcheide Gegenſtände! Gott meiner Väter, welch bunter Glanz dringt auf mich ein! Es iſt als ob ich in einem Meere von Licht und Seligkeit ſchwämme. Das müſſen die Farben ſein. Und Menſchen ſeh ich. Ich erkenne euch Alle hier. Und du, du biſt der Meſſias! Ich weiß, daß du's biſt! So haben meine Geſichte dich mir gezeigt. Du haſt dieß hohe Wunder an mir verrichtet, königlicher Herr! Du haſt mir das Licht der Augen wieder gegeben. Geprieſen ſei der hochgewaltige, unermeßliche Gott Iſrael, deſſen Gnade unerſchöpflich iſt, wie ſeine Liebe! Ich war blind von meiner Kindheit an, und es war Nacht um mich. Nur mein inneres Auge ſah herrliche Bilder. Nun aber hat der allbarmherzige Gott ſeinen Meſſias geſandt, und eine innere Stimme ſagte mir, daß ich gewürdigt werden ſolle, ihn zu ſchauen von Angeſicht zu Angeſicht, und ſeht, meine Brüder und Schweſtern, das erſte Wunder des Erlöſers hat er an mir vollbracht. Ich habe das Licht meiner Augen wieder durch die göttliche Kraft ſeines Kuſſes. Darum will ich den Herrn loben mein Lebelang; ſein Lob ſoll immerdar in meinem Munde ſein.“

Die erſtaunten Zuſchauer hörten Hannah's Lobgeſang mit ſtillen Schauern der höchſten Freude an; ihre Augen ſtrahlten vor Wonne. Jeruſa ſchloß Hannah in die Arme. Mihurmah küßte ſie zärtlich. Sie wanderte von Bruſt zu Bruſt, und jedes hochentzückte Herz überhäufte ſie mit Liebesbeweiſen.

Aber das Erſtaunen über das geſchehene Wunder verbreitete ſich von dem Hauſe auf die Straßen und ſchnell durch die ganze Stadt. Zu Hunderten von Neugierigen geſellten ſich Tauſende, die ſich Alle überzeugen wollten, ob der Ruf, der durch das weite Smyrna ging, wahr ſei. Und Hannah trat unter ſie und verkündete Allen mit lauter Stimme die Barmherzigkeit Gottes, die durch die Hand des Meſſias ſich an ihr geoffenbart habe. Da liefen die hoch verwunderten und tief ergriffenen Leute heim und brachten ihre Kranken, Gelähmte und Ausſätzige, Sieche und Fiebernde, und legten ſie ab in der Halle vor Sabbathai's Wohnung. Er aber trat voll kühner Gottbegeiſterung und hochheiligen Glaubens an ſich und ſeine göttliche Sendung unter ſie, die mit demſelben Glauben zu ihm gekommen waren. Und er legte die Hände auf ſie und flüſterte geheimnißvolle Worte über ſie hin, die tiefverhüllten Zauberſprüche der Kabbalah. Und ſiehe, es wich das Fieber von den Einen, die Lähmung von den Andern, Stumme ſtießen vernehmliche Worte aus, Blinde ſahen ein Licht in ihren Augen ſich entzünden. Und wer es ſah, den ergriffen die heiligen Schauer des Staunens und der Anbetung. Hunderte fielen auf ihre Knie und ſangen Pſalmen und küßten den Mantelſaum des Meſſias, der ſolche nie geſehene Wunder verrichtete. Der Rauſch der Gotttrunkenheit ergoß ſich von Neuem über das hochbeglückte, hochſelige Volk Jsrael. Aller Mund ſtrömte über vom Preis Gottes und ſeiner im Meſſias ſich kund gegebenen Herrlichkeit: Wie Gottes friſcher Odem wehete es über alle Häupter aus Jakobs Stamm. —

Tag für Tag wiederholten ſich dieſe Scenen. Es war eine Zeit der Wunder, des Glücks, der Poeſie.

Die Schwärmerei ſtieg dadurch immer höher. Sogar leidende Chriſten traten in Sabbathai's Halle, und ſpürten von ſeiner ſanften Hand berührt, Linderung oder gar Verſchwinden ihrer Beſchwerden. Nun ſah man endlich auch Bekenner des Koran, getrieben vom Aberglauben, der das zweite Lebenselement des Moslemin iſt, vor dem angeſtaunten Juden erſcheinen, und ſo wie der Erſte derſelben, ſich von ſeinem Uebel erledigt fühlend, heraustrat, war Sabbathai den ſämmtlichen Anhängern des Islam eine heilige, hochverehrte und unverletzliche Perſon. Denn vor nichts hat der Osmanli eine größere ehrfurchtsvollere Scheu, als vor dem Uebernatürlichen, Wunderbaren, mag es ihm kommen, woher es will. Deßhalb ſind ihm Moſes, David, Salomon, Jeſus Chriſtus heilige verehrungswürdige Männer. Sabbathai Zewi war von dieſer Zeit an alſo auch Gegenſtand tiefſter Verehrung von Seiten der türkiſchen Einwohnerſchaft Smyrna's, und weder der Statthalter der Sultanin Valide, noch der Kadi, oder ſonſt Einer der Machthaber dort dachten im Entfernteſten daran, ihm ein Haar zu krümmen; vielmehr war er unter ihren unmittelbaren Schutz geſtellt, und daher ſicher vor jeder offenen Gefahr oder Verfolgung.

So wie erſt von Jeruſalem, ſo ging jetzt von Smyrna aus die geflügelte Kunde von der Ankunft des Meſſias in alle Welt. Es war ein ſeltſames Weſen — dieſe Kunde — wie noch keins über die Sandſteppen der Wüſte oder über die Wellen des Meers geſtreift, es ſpielte wunderbar in allen prächtigen Farben und nahm alle reizenden Geſtalten an, die der Zauber morgenländiſcher Phantaſie hervorzurufen vermag. Freigebig ſchmückte ſie den erſchienenen Meſſias mit aller überkühnen, gewaltig prächtigen, wunderüberhäuften Herrlichkeit aus, die die lange Reihe von Jahrhunderten geſammelt und aufgeſpeichert für den einſt kommenden Beglücker. Hier war der Phantaſie keine Schranke geſetzt und kein Ziel, und ſie erging ſich um ſo regſamer und friſcher, je gläubiger und hoffnungsvoller ſie war, je mehr ſie ſich alles Heils und alles Glücks mit felſenfeſter

Ueberzeugung von dem erſchienenen Heiland verſichert hielt, und je ſchmerzlicher der Druck laſtete, unter welchem der Jude in allen Himmelsſtrichen ſchmachtete. Wohin auch die Kunde drang — und ſie wandelte ſehr ſchnell durch Aſien, Afrika und Europa, und ſuchte die verlaſſenen Kinder Israel in den entfernteſten Winkeln dieſer Erdtheile auf — überall, überall brachte ſie einen die Extreme der menſchlichen Zuſtände faſt überſpringenden wilden, taumelnden Freudenrauſch unter den Juden hervor. Wie von der Hand Gottes berührt, überließen ſie ſich dem heftigen Sturme gewaltiger Affecten, mit denen ſie die ſchaffende Natur reichlicher ausgeſtattet hat, als andre Menſchenkinder, und was nur Aeußerungen unbegrenzter Freude beginnen und vollbringen können, das ſah man in allen Ländern von den wonnereichen Juden ausgeführt. In Perſien nicht minder, wie in Griechenland und Spanien ertönte der himmelſtürmende Jubelſchrei des verachteten, gemißhandelten Volks. —

Dieſer allgemeinen Aufregung der ganzen Judenſchaft auf Erden kam die beſondere der israelitiſchen Einwohner Smyrna's nahe, obgleich hier die wildeſten und ausſchweifendſten Flammen des Fanatismus durch Sabbathai's Perſönlichkeit in etwas gedämpft wurden; denn ſeine vor Augen ſtehende Menſchlichkeit duldete die ungeheuern Uebertreibungen nicht und verwiſchte die grellſten Farben der Wunder, die dem Auslande wie brennende Sonnenſtrahlenbrechungen leuchteten. Nichts deſtoweniger fehlte es keinem Tage an Ereigniſſen, die auf die Gemüther des Volks Israel mächtig einwirkten und ſeine Begeiſterung für Sabbathai anfachten. Neben den wunderbaren Heilungen und beredten Lehrvorträgen des Meſſias waren es vorzüglich drei Perſonen, welche die Flammen ſchürten und unterhielten: Mihurmah, Hannah und Nathan Benjamin. Man ſah die Erſtere täglich, entweder allein, oder in Begleitung Hannah's oder Nathans in der Judenſtadt umher reiten und mit ſprühenden Worten vom Meſſias und dem Heile predigen, welches er bereiten werde. Sie ermahnte das Volk, von alten Verkehrtheiten und Irthümern abzulaſſen und ſich dem Meſſias mit unbedingtem Vertrauen hinzugeben, der gekommen ſei, ſie nicht nur in eine irdiſchglückſelige Lage zu verſetzen, ſondern auch für das Heil ihrer Seelen zu ſorgen, und ihnen ein auf das alte gebautes neues Geſetz zu geben. Dieſe Vorträge waren immer in eine prächtige Reihe blühender Bilder gehüllt und ihre Sprache ſo heiß und gewaltig, ihre Phantaſie ſo ſtrömend und hinreißend, daß ihr kein Menſch zu widerſtehen vermochte. Schon ihr Aeußeres imponirte. Auf einem ausgeſucht ſchönen und edeln Thiere reitend, war ſie in koſtbare farbige Gewänder gekleidet, mit langen ſilberblinkenden Schleiern behangen, mit einem blühenden duftenden Kranz auf dem ſchönen ernſten Haupte, das tiefliegende Auge leuchtend und blitzend vom Feuer hochherrlicher Gottbegeiſterung. Wenn die ihr ganz ergebene und ihr ſo ähnliche Hannah ſie begleitete; ſo war auch dieſe ſchön geſchmückt und ſang meiſt Lieder zum Preis des Meſſias, oder forderte die Juden auf, alle Traurigkeit abzulegen und ſich der höchſten Freude hinzugeben, ſich mit Kränzen zu ſchmücken und Feſtkleider anzuziehn; denn nun ſei ja der Meſſias da und Israels Wonnetage hätten begonnen. Gleichen Inhalts waren die Reden des Propheten Nathan, nur putzte er die ſeinigen noch fleißig mit kabbaliſtiſchen Abentheuerlichkeiten heraus und bewies dem ſtaunendem Volke durch hundert gematriſche Kunſtſtücke, daß der Meſſias zur rechten Zeit und Stunde gekommen ſei, ſo wie es Gott von Anfang der Welt beſchloſſen und die Propheten vorausgeſagt hätten. So war und blieb denn bei den meiſten Juden Sabbathai's Meſſiasthum unerſchütterliche unbezweifelte Gewißheit. —

In Sabbathai's häuslichem Leben ſpannen ſich unterdeſſen zarte Fäden von leiſen Verſtimmungen an, die, obgleich erſt Monate alt, doch allmälig ein düſtres Gewebe von Mißverhältniſſen zu werden drohten. Auf der Ueberfahrt von Paläſtina hatte die tiefblickende Mihurmah Sabbathai's Gemahlin faſt unwillkührlich beobachtet und die Augen derſelben überraſcht, wenn ſie leidenſchaftlodernd auf Ruben hafteten. Ferner bemerkte ſie je zuweilen eine heimliche Vertraulichkeit zwiſchen Mirjam und Nathan Benjamin, die doch beide bemüht waren, ihr zu verbergen. Die Ungleichheit des Betragens Beider gegen einander wurde aber Mihurmah um ſo auffallender. Mit allerlei dunkeln Vermuthungen ſich quälend war die Letztere in Smyrna angekommen, und die ſich drängenden Ereigniſſe der erſten

Zeit, die fortſtürmende Erregung; hatten jene Eindrucke ziemlich verwiſcht. Als aber nach den erſten anhaltenden Begeiſterungsſtürmen des Volks Sabbathai's Familienleben ſich zu kryſtalliſiren begann, als die Glieder des Hauſes, von den allzu ſtraffen Banden, die ſie an die Außenwelt feſſelten, ſich allmälig losringend, ſich ſelbſt um den Herd enger zuſammenſchloſſen, da erwachten in Mihurmah's Seele die erlöſchten Bilder wieder, und ihr mittheilungbedürftiges Herz goß ſie in vertraulichen Zwiegeſprächen in Jeruſa's Seele. Da ergab ſich, daß auch dieſe Reinſte der Reinen, deren Lebensſonne ganz in dem Wunſche für Sabbathai's Glück aufging, einen ſtillen Widerwillen gegen Mirjam hege, eine leiſe Abneigung, deren Gründe ſie ſich vergeblich klar zu machen geſucht hatte. Es wär nur ein unklares unbeſtimmtes Fühlen geweſen, ein kühler Lufthauch an die überfeinen Gefühlsfäden ihrer Seele. Beide ſuchten jedoch die düſter aufſteigenden Gedanken mit dem Beruhigungstroſt niederzuſchlagen: der Gott Jakobs habe ja dem geliebten Sabbathai dieſe Gemahlin als die einzige ihm beſtimmte durch heilige Wunder zugeführt.

Inzwiſchen konnte es bei Mirjams Schlauheit nicht fehlen, daß ſie gar wohl die Kälte wahrnahm, welche die ihr naheſtehenden jungen weiblichen Gemüther gegen ſie empfanden, ja als ſie bemerkte, mit welcher Auszeichnung Sabbathai Mihurmah behandelte, als ſie begriff, daß ſeine frühere Liebe für jene, von der ſie, Mirjam, noch nichts gewußt, keineswegs erloſchen war; da regte ſich Eiferſucht in ihr, und ſie fing an, die Mutter des von ihr ſo heiß geliebten Jünglings zu fürchten, vielleicht ſchon zu haſſen. Sie ſah wohl ein, daß ſie hier ein ſchwereres Spiel habe, als in Jeruſalem, indem ihr hier bedeutende Kräfte entgegenſtänden.

Im Aeußern war von dieſen Verhältniſſen durchaus nichts zu bemerken. Ueberfluß und königliche Pracht war in der Familie an die Stelle des Mangels und der Dürftigkeit getreten, und jedes fand ſich hinein, ſo gut es konnte. Am glücklichſten fühlte ſich Salome, die früher unbeachtete Matrone, jetzt die hochgeehrte Mutter des Meſſias. Jeruſa war nur ganz Liebe zu ihrem Bruder, ſie ſchien ſein guter Genius zu ſein, der ihn vor jedem Leid behüten müſſe. Wenn er auf ſeinem prächtigen Throne ſaß, den ihm die reichſten Juden der Stadt verehrt hatten, und denen, die in großer Anzahl kamen, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, Audienz gab; ſo lag das bleiche ſchwärmeriſche Mädchen auf den Stufen des Throns zu ſeinen Füßen hingeſchmiegt, und ſchaute ihm mit den ſtill verklärten Blicken ſüßer Befriedigung und tiefempfundenen Glücks in das Auge. Sie war ein Flämmchen, das das Lebensöl aus ſeiner beſeligenden Nähe ſaugte. Auch im häuslichen Kreis lag ſie meiſt an ſeiner Bruſt oder ſaß an ſeiner Seite, und ſchlürfte ihm den Honig ſeiner Rede mit unbeſchreiblicher Wolluſt vom Munde weg. Mihurmah dagegen beſchäftigte ſich weniger mit Sabbathai's individueller Perſönlichkeit; ſie hatte es allein mit dem Meſſias zu thun und mit dem hohen Glücke, welches durch ihn dem Volke Gottes bereitet werden ſollte.

Sabbathai ging für ſich ſelbſt mit großen Plänen ſchwanger, wie er das entſtellte Geſetz der Juden auf würdige und angemeſſne Weiſe reformiren wolle, und ſuchte alles Heil in einer verbeſſerten und gereinigten Kabbalah. Nebenbei träumte er nur von Erbauung des dritten Tempels zu Jeruſalem und dachte im Grunde wenig daran, wie er dorthin kommen wollte. Er verließ ſich auf den Gott Jakobs und deſſen Wunder zu ſeinen Gunſten, ſtudirte und lehrte nur, und — handelte eben ſo wenig, als früher. Denn handeln lag nicht in ſeinem Charakter.

Sein älteſter Bruder Joſeph war dagegen mit Eroberungsentwürfen beſchäftigt. Er ſchliff ſeine Waffen und warb unter den jungen Männern Mannſchaft zum Kriegsdienſt. Ihm ging Alles zu langſam, zu träge; er verwünſchte im Stillen Sabbathai's Träumerei und Gelehrſamkeit, und hätte ſich lieber heute, als morgen in Beſitz von Smyrna geſetzt und ſeinen Kriegszug gegen die Türken begonnen. Obſchon ein Mann in den höhern vierziger Jahren, beſeelte ihn doch der wilde Feuereifer eines zwanzigjährigen Jünglings.

Eliah's ſtillere Natur bedachte die Einrichtung des noch ungebornen Staates, berechnete mit kaufmänniſchem Geiſt Einkünfte und Ausgaben, und ſtellte ſeine ſtillen mißbilligenden Beobachtungen über Mirjams Glanz- und Herrſchſucht und über Sabbathai's Gleichgültigkeit in Regierungsgeſchäften an. Auch ihm entging nicht, wie der Arzt Jakob Ben

Eliab, Nathan Benjamin und Mirjam zuſammen eine ſehr geheim gehaltene Dreiherrſchaft bilden möchten und es ärgerte ihn, daß er dabei gar nicht zu Rathe gezogen war. Er fing demnach an, dieſe zu umlauern, wie der verſchloſſene Baruch Ben Zadik de Curbano.

So war die innere und äußere Lage der Hauptperſonen dieſes wunderbaren geſchichtlichen Drama's, als die Ereigniſſe ſich zu drängen begannen.

Der erſte wildeſte Rauſch der Begeiſterung war verraucht. Der Widerſpruch der Rabbinen begann ſich leiſe zu regen; das Rabbinal-Gericht dachte im Geheimen daran, Vorkehrungen zu treffen und Maßregeln zu nehmen, um das ausgebrochene Feuer geſchickt zu dämpfen. Doch ihr gebeugter Muth wuchs, der eingeſchüchterte Geiſt der Widerſpenſtigkeit erhob ſich und die zornige Weisheit der würdigen Rabbinen wurde gegen den aufgedrungenen Meſſias laut, als der von Chananiah Ben Jakir und vier und zwanzig andern ſehr angeſehenen Rabbinen unterſchriebene Bannſpruch gegen Sabbathai Zewi von Jeruſalem in Smyrna ankam. Er wurde darin ein Sohn des Teufels, ein Auswurf der krummen Schlange und ein Bewohner des Berges Seir genannt, die größten Verbrechen wurden ihm zur Laſt gelegt mit dem Zuſatze, daß, wer den Betrüger Sabbathai tödte, nicht nur allein der ewigen Glückſeligkeit, ſondern auch Gottes Segen während ſeines zeitlichen Lebens verſichert ſein könne.

Aaron de la Papa, der jetzt Präſident des ſmyrnaer Rabbinalgerichtes war, ſich zeither aber, den Umſtänden nachgebend, ruhig verhalten hatte, ließ den Bannſpruch in großer Menge vervielfältigen, in den Synagogen vorleſen, an den Straßen anſchlagen und in den Häuſern bekannt machen. Aber er verfehlte den beabſichtigten Eindruck. Der große Haufe fand darin nur eine Beſtätigung der Gewißheit mehr, daß Sabbathai der Meſſias ſei; denn die Propheten hatten ja geweiſſagt, daß die Mächtigen ihn nicht anerkennen, ſondern verfolgen würden. Einige der eifrigſten Rabbinen glaubten nun weiter gehen zu müſſen.

Sabbathai war eines Tages mit großem Gepränge hinaus vor die Stadt gezogen, um am Abhange eines

Roſanes Tochter, denſelben zu den Lichtbrüdern zu bekehren verſucht hatte, und nun einer der angeſehenſten Männer Smyrna's geworden war, ſich gegen die ihm zunächſt Stehenden einen kleinen Tadel über irgend einen der gehörten Lehrſätze ausſprach. Das verlorne Wort verbreitete ſich ſchnell von Mund zu Mund, es entſtand ein unwilliges Murren, das ſchon hier und da zum Geſchrei wurde, und Sabbathai, dadurch aufmerkſam gemacht, fragte nach der Urſache. Dieſe wurde ihm ſofort angeſagt.

„Salomon Pechina,“ ſprach Sabbathai ernſt, „ich kenne deine Anſichten und deinen Widerſpruch von ſonſt. Ich weiß, wie ſehr dein Geiſt, der heller als alle andern zu ſein wähnet, finſter und düſter iſt. Aber wahrlich, es wird dir geſchehen, daß dein eignes Haus von dir abfällt, und wenn du einmal heimkommen wirſt, werden deine beiden Töchter, die doch jetzt Trauer haben um den Tod ihrer Mutter, dir in Feierkleidern ſingend und freudig über des Meſſias heilbringende Ankunft entgegen treten.“

„Eher wirſt du ſelbſt Trauerkleider anlegen ob deiner Verirrung,“ verſetzte Salomon unbeſonnen.

Aber er hatte kaum das Wort geſprochen, als ſich von allen Seiten ein wildes Geſchrei erhob: „Nieder mit dem Läſterer! Schlagt ihn todt, den ausſätzigen Sohn Eſau's!“ Und tauſend Arme ſtreckten ſich drohend gegen ihn aus, tödtliche Blicke und Schimpfworte ſtürmten auf ihn los, erſchreckt ſah er ſich nach ſeinen Freunden um, ſie waren fern oder flohen, und ſo ergriff er, von Todesfurcht gepeitſcht, ebenfalls in überſtürzender Haſt die Flucht; denn ſchon ſah er in den erhobenen Händen hie und da Waffen blitzen. Wie eine Meute Hunde tobten die erbitterten Fanatiker hinter ihm drein. Es entſtand ein wüſtes Mordgeſchrei, das bald auch die engen Bergſtraßen der Judenſtadt durchtobte. Salomon Pechina flog wie ein gehetztes Wild den Berg hinauf, ihm auf der Ferſe Simcha Sebulon, ein rieſenhafter Schächter und einer der älteſten Schüler Sabbathai's, ein Menſch, der nur an der äußern Schale der Lehre ſeines Meiſters genagt, im dünkelhaften Uebermuthe aber nun die Zeit gekommen wähnte, wo er ſich geltend machen könne. Doch, als die Henkerfauſt ſich ſchon ausgeſtreckt hatte, ihr Opfer zu erfaſſen, erreichte der athemloſe Mann die Thüre einer Synagoge, die als Heiligthum jedem Juden unverletzbar iſt, und er war gerettet.

Sabbathai's Lehrvortrag war durch dieſen Vorfall geſtört worden; er begab ſich deshalb hinweg, und die Zuhörer zerſtreuten ſich oder theilten ſich in einzelne Gruppen. Kaum war er fort, ſo erhob ſich in einer dieſer Gruppen eine zitternde Stimme und ermahnte das Volk, von ſeinem Wahnſinn abzulaſſen, in dieſem Sabbathai den ſchändlichen Betrüger zu erkennen und ihm den verdienten Tod zu geben. Das Volk drängte ſich mehr und mehr herbei, und horchte erſtaunt, wie man ſeinen Liebling, ſeinen Abgott, den Erlöſer und Beglücker ſchmähte; dieß nahm aber der alte eifrige Redner für Zeichen des Beifalls, und fuhr um deſto giftiger fort, Sabbathai zu verläſtern.

„Wer iſt der alte geiſtesſchwache Schwätzer?“ hörte man hie und da eine neugierige Stimme fragen.

„Es iſt der alte Chacham Joſeph Halevi,“ war die Antwort. — „Er iſt nicht geiſtesſchwach,“ hieß es weiter. „Er iſt voll Schlangengift und Tigerbosheit.“ — „Hört, ihr Männer Iſraels, dieſer Chacham iſt ſtets des Meſſias wuthendſter Feind geweſen; er war's, der ihn mit blutigem Haß verfolgte, der ihn aus Smyrna vertrieb, ihm mit Zipora, David Roſanes älteſter Tochter, Sacharja Eſpanjolos Weibe, nach Salonichi nachreiſete, um ſein Verderben zu bewirken. Er hat den Meſſias in Noth und Elend gebracht und gießt jetzt abermals ſein Gift gegen ihn aus.“ — „Iſt das dieſer? So bringt ſein Läſtermaul zum Schweigen!“ — „Reißt ihm die lugenhafte Zunge aus!“ — „Nieder mit dem alten Sünder!“ Das Geſchrei erſchallte wilder, der ſtarrköpfige Halevi wurde gegen das Volk anzüglich, man achtete ſeiner weißen Haare nicht länger, und Simcho Sebulon, der hinzugekommen war, ſtieß ihm eines ſeiner langen Meſſer in die Bruſt. So wie der aufgereizte gemeine Haufe Blut ſah, entfeſſelten ſich alle Leidenſchaften ſeiner Seele. Man trieb empörenden Frevel mit der Leiche des greiſen Volkslehrers, man ſang ſcheußliche Lieder dazu. Plötzlich rief eine Stimme: „Zipora, Sacharja Eſpanjolos Weib, war mit dem Böſewicht Halevi zu des Meſſias Untergang verbündet. Sie hat Sabbathai durch Griechenland und Aegypten verfolgt und ihm blutige Rache geſchworen. Laßt uns auch ihr vergelten, wie wir dieſen hier vergolten haben!"

„Nieder mit Zipora, der Verrätherin!" brüllten hundert Stimmen. „Sie hat am Meſſias geſündigt; ſie muß ſterben! Tod allen Feinden des Meſſias!" Und augenblicklich brach der wüthende Haufe nach der Stadt auf, Simcha Sebulon, der rieſige Schächter, mit ſeinen fürchterlichen Meſſern bewaffnet, an der Spitze. Unterwegs ſchloß ſich immer mehr Geſindel an, da man die Hoffnung auf Raub und Beute hatte. Aber irgend ein Freund der bedroheten Familie war ſchneller geweſen und hatte Zipora von der Gewitterwolke Nachricht gebracht, die ſich verderbenſchwanger heranwälzte. Faſt gelähmt vor Schrecken floh die Matrone aus der Judenſtadt hinab in das Frankenviertel und ſuchte und fand Schutz im Hauſe eines reichen Griechen, der mit ihrem Manne in Handelsverbindungen ſtand. Als die Rotte herankam, trat ihr Sacharja zitternd entgegen, gelobte hoch und theuer an den Meſſias zu glauben und erbot ſich zu einem bedeutenden Geldopfer, wenn man ihn und ſein Haus unbeſchädigt laſſe.

„Gib uns dein ſündhaftes Weib heraus!" ſagte der Schächter gebieteriſch. „Sie hat den Meſſias geläſtert und muß des Todes ſterben.“

„Sie iſt geflohen, ich weiß nicht wohin,“ verſetzte der Mann. „Aber was kann euch am Blute der Sünderin liegen? Ich will ſie löſen mit ſchwerem Gelde. Ich will ſelbſt mit dem hochgeprieſenen Meſſias reden.“

Das Haus wurde durchſucht, und als die Frau nicht gefunden wurde, nahmen die Anführer von Sacharja ein gutes Stück Geld und zogen mit der Bande wieder ab. Unwillig mord- und raubluſtig, wie ſie eben waren, beriethen ſie ſich, welchen von Sabbathai's ehemaligen und jetzigen Feinden ſie nun an's Leben wollten. Die übrigen Kinder des verſtorbenen David Roſanes kamen in Vorſchlag, ſie waren ſehr reich; man durfte auf Erkleckliches rechnen. Unterdeſſen war es Nacht geworden und Alle, die jemals etwas gegen Sabbathai geäußert hatten, waren in Furcht und Zagen. Viele wandten ſich deshalb an den Gerichtsvorſtand Aaron de la Papa und dieſer ſchickte ſich an, den türkiſchen Statthalter um Hülfe anzuſprechen. Dieß war aber inzwiſchen nicht ſo leicht zu erlangen.

Unterdeſſen hatte ſich zu Simcha Sebulon ein tief verhüllter Mann geſellt und angelegentlichſt heimlich mit ihm geſprochen. Der Schächter wandte ſich hierauf an den Haufen und that den Vorſchlag, zuerſt und vor allen Andern Rache zu nehmen am Haupte des Rabbinalgerichts Aaron de la Papa, dem größten und mächtigſten Feinde Sabbathai's, vorzüglich da dieſer bemüht ſei, die osmaniſche Beſatzung der Stadt gegen ſie aufzurufen. Es bedurfte nur dieſer Andeutung, um die Wuth des Pöbels gegen den Präſidenten zu kehren, und man ſtürmte unverzüglich nach Aarons Wohnung zu, der Verhüllte ſtets an Simcha's Seite. Dießmal gelang der Wurf beſſer. Die in der Eile verrammelte Thüre des Hauſes wurde zertrümmert, Simcha und ſein Gefährte drangen in das Haus, der Haufe nach. Nach langem Suchen wurde der zum Tod erſchrockene Aaron aus einem Verſteck hervorgezogen. Der Verhüllte ließ ſeinen Mantel fahren, und Joſeph Zewi ſtand bewaffnet vor dem Bebenden. Beim Anblick des ſtarken Kriegers, der mordgierige Blicke auf ihn warf, ſtieß der Präſident einen Schreckensſchrei aus.

„Ha, zitterſt du, alter Sünder?“ höhnte Joſeph mit furchterlichem Grimme. „Du kennſt mich wohl und weißt, welche Rechnung wir mit einander abzumachen haben. Gedenkſt du wohl des Tags und der Stunde, wo du mit giftigem Hohne mir Armuth und Unbedeutendheit vorwarfſt, als ich zu dir hereintrat und dich um Rebekkas, deiner Mundel Hand bat, die ich liebte, von der ich geliebt wurde? Ich ſtand dir gegenuber gerade an derſelben Stelle, wo ich jetzt ſtehe. Du überhäufteſt mich mit Schmach und wieſeſt mir die Thüre, als ich ein bitteres Wort geſprochen hatte. Das war ein Dolch in mein ſtolzes Herz, der bis dieſe Stunde darin geſeſſen und mir wüthenden Schmerz bereitet hat; jetzt will ich ihn herausziehen und in das deinige ſtoßen. Ich war damals ein Jüngling und du ein gereifter Mann; jetzt bin ich ein gereifter Mann und du biſt ein Greis, aber der Durſt meiner Rache iſt noch eben ſo heiß, wie in der Stunde der Beleidigung. Wo iſt doch nun Levi Arſaces, dein Günſtling, dem du Rebekka gegen ihren Willen zum Weibe gabſt, um ihm ihr reiches Gut zuzuwenden? Wo iſt er, daß er dich ſchütze vor meiner Rache?“

„Du haſt den Meſſias geläſtert und verfolgt, du mußt ſterben!“ rief Simcha mit entſetzlicher Gewißheit.

„Joſeph Zewi, tapferſter und großmüthigſter Mann,“ jammerte Aaron. Ich bin alt und ſchwach, ich habe nach dem Laufe der Natur nur noch wenige Jahre zu leben, und ich glaube der Schrecken dieſer Nacht hat mir die kurze Lebenszeit noch um die Hälfte geſtohlen Meine Kinder ſind vor mir zu den Vätern gegangen; ich will dich zum Erben meines Guts einſetzen, wodurch dir das entgangene Gut Rebekka's dreifach erſetzt wird; ich will auch dieſe Männer reich beſchenken, raubt mir nur das Leben nicht auf eine mörderiſche Weiſe; beſudelt eure Hände nicht mit meinem Blute!“

„Alter Feigling, wie du nun um dein elendes Leben bettelſt! Wird mit deinem Gelde meine Schmach abgewaſchen? Dein Gut muß mir ohne dieß werden.“

Da weinte der alte, ſonſt ſo ſtolze Mann und wandte ſich an den Haufen: „Ihr Männer Israels, habe ich euch nicht gerecht regiert? Habe ich eure Noth in der Fremde nicht nach Kräften zu mindern geſucht? Warum wollt ihr einen Mord auf euch laden, der aus Rache vollbracht wird? Gebt es nicht zu; ihr würdet es ſpäter bereuen, die weißen Haare eines Greiſes blutig gefärbt zu haben."

„Laßt ihn leben!" ließen ſich mehrere Stimmen bittend vernehmen.

Plötzlich wurde Platz gemacht und ein Mann ſchritt haſtig durch die Gaſſe, in welchem man beim Schein der Fackeln und Lichter ſogleich den Arzt Jakob Ben Eliab de Villegas erkannte. Sogleich verhüllte Aaron de la Papa ſein Geſicht und ſagte dumpf: „Nun muß ich ſterben. Dieſer iſt mein rechter Henker."

Triumphirend verweilten des alten Arztes Blicke lange auf der demüthig niedergebeugten Geſtalt des vor Kurzem noch ſo mächtigen und ſtolzen Greiſes. Endlich brach er in die Worte aus: „Gott iſt ein rechter Richter und ein Gott, der täglich drohet. Will man ſich nicht bekehren, ſo hat er ſein Schwert gewetzt und ſeinen Bogen geſpannt und zielet, und hat darauf gelegt tödtliche Geſchoſſe, ſeine Pfeile hat er zugerichtet zu verderben. Siehe, dieſer hier hat Böſes im Sinn, mit Unglück iſt er ſchwanger, er wird aber einen Fehl gebären. Er hat eine Grube gegraben und ausgeführet, und iſt in die Grube gefallen, die er gemacht hat. Sein Unglück wird auf ſeinen Kopf kommen, und ſein Frevel auf ſeine Scheitel fallen. Ich danke um ſeiner Gerechtigkeit willen, und will loben den Namen des Herrn des Allerhöchſten.“ — Und nach einer Pauſe fuhr er fort: „Wohl mir, daß ich, ehe mein Haupt zur Grube fährt, noch deinen Sturz ſehe und deine Demüthigung, du übermüthiger Frevler. Ja, ich lobe den Herrn, daß er den Tag mir geſchenkt hat, wo ich meine Augen weiden kann an deiner Schmach. Siehe, ſie kommt ſpät die Stunde der Rache und Vergeltung, aber ſie kommt noch. Denke an Jehuda Ben Aſſar, den trefflichen Jüngling. Du und dein würdiger Freund Channaniah Ben Jakir, Ihr triebt ihn durch Bosheit und Schliche zu Verzweiflung und Mord, triebt ihn aus dem Vaterhauſe, und machtet ihn abtrünnig vom Geſetz. Ich ſtehe als Jehuda's Rächer vor dir. Aus ſeiner eignen Hand befreite dich einſt im Hafen Mihurmah großmüthig, doch jetzt —“

„wird Mihurmah zum zweiten Male ihn vom

Verderben befreien!“ rief eine helle weibliche Stimme von der Thüre her.

„Die Prophetin! Raum für die Seherin! Segne uns Mihurmah, Tochter des Herrn!“ riefen viele Stimmen ehrerbietig, und ernſt und würdig ſchritt die edle Frauengeſtalt in die Scene.

„Dieſer Mann, Aaron de la Papa, ſteht unter meinem Schutze,“ redete ſie das Volk an, „wer wagt es, ihm ein Haar zu krümmen? Und mich ſendet der Meſſias, ihn aus der Hand ſeiner Feinde zu befreien.“

Scheu wichen die Männer zurück.

„Er iſt ein Karäer, nein noch Schlimmeres, ein Samaritaner, nein noch Aergeres, ein Götzendiener, ein Anbeter des Teufels,“ ſchrie Jakob Ben Eliah zornmüthig. Die Männer murrten.

„Er iſt mein Schützling!“ rief Mihurmah und ergriff den zitternden Oberrichter bei der Hand. „Schäme dich, Jakob Ben Eliah, dich zur Lüge und Verläumdung herzugeben, um einen wehrloſen Mann zu verderben!“

„Er iſt ein Verräther des Meſſias!“ tobte Joſeph Zewi und vertrat Mihurmah den Weg.

„Streift ihm nur am rechten Arm das Gewand auf,“ eiferte der Arzt fort, „dort werdet ihr in ſeinem Fleiſche die ſamaritiſche Taube, das Götzenbild finden, das mich von Lüge und Verläumdung freiſprechen wird.“

Da riß Mihurmah ſchnell den eignen Aermel zurück und zeigte die Taube an ihrem Oberarm mit den Worten: „Seht daſſelbe Zeichen an mir, eurer Prophetin! Es iſt die hoffnungsvolle Taube, das Bild reinſter Unſchuld, mit dem grünen Oelzweig im Schnabel, das iſt die ſegensreiche Kunde vom Meſſias und ſeinem Reiche. Die Kunde hat ſich erfüllt, die Hoffnung iſt zur Gewißheit geworden, und der Meſſias befiehlt euch durch meinen Mund, das Leben dieſes Mannes zu ſchonen. — Zurück, Joſeph, mit deinen drohenden Blicken, oder ich rufe dieſe Männer gegen dich auf; denn ich bin die mächtige Prophetin des Herrn.“

„Zurück, Joſeph Zewi, und laß die Seherin mit ihrem Schützling von dannen ziehn, wohin es ihr beliebt!“ donnerte Simcha Sebulon, und Andre ſtimmten ihm bei. Da ging Mihurmah mit Aaron frei hinaus.

„Zum zweitenmal verdanke ich dir mein Leben, ſeltſames Weib; womit werde ich dir vergelten können?“ ſtammelte der Oberrichter.

„Glaube an den Meſſias und fliehe jetzt aus der Stadt, ſo ſchnell du vermagſt,“ verſetzte Mihurmah; „denn morgen ſchon möchte es nicht mehr bei mir ſtehen, dich zu retten.“

„Womit hab' ich deine Güte verdient, herrliches Weſen?“

„Du gedachteſt mir einſt wohlzuthun, der Armen, Verlaſſnen; das wird dir Mihurmah nie vergeſſen.“

„O daß dieß edelſte Herz von ſolchem Irrthum verblendet ſein muß!“ ſeufzte der Greis und verſchwand mit Dank auf den Lippen im Dunkel der Nacht, um ſich eilig aus der Stadt zu flüchten, deren Aufregung immer drohender und gefährlicher wurde.

Am folgenden Morgen bekannte ſich der Vicepräſident des Rabbinalgerichts Namens Simon Banbanaſti aus Furcht vor dem empörten Volke, in der großen Synagoge vor Aller Augen zum Glauben an den Meſſias Sabbathai Zewi, und ihm folgten die übrigen Rabbinen, die nicht Luſt hatten, das Weite zu ſuchen.

Dieſer Sieg veranlaßte einen unbeſchreiblichen Jubel unter Sabbathai's eifrigen Anhängern und der großen Maſſe. Man begann mit einem Aufwand und einer Pracht das nahe Laubhüttenfeſt zu rüſten, wie dieß ſeit Menſchengedenken nicht der Fall geweſen war.

Die Kinder des verſtorbenen David Roſanes, unterrichtet von dem ihnen angedroheten Schickſal, beeilten ſich an dieſem Tage, Sabbathai und ſeiner Familie die tiefſte Ergebenheit an den Tag zu legen. Die ſtolze Zipora mußte nicht nur vor dem Meſſias niederknieen, ihm die Füße küſſen und mit den bewegteſten Worten um Verzeihung für die Unbilden bitten, die ſie ihm ehemals angethan, ſie mußte auch für ſich und ihre Geſchwiſter der Gemahlin Sabbathai's einen Schenkungsbrief überreichen, worin derſelben Roſanes großer und ſchöner Berggarten mit dem königlichen Kiosk als Geſchenk überantwortet wurde. Die Familie hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß Mirjam an dieſem Garten großes Wohlgefallen finde, und in der That zeigte ſie über den ſo unerwarteten Beſitz eine ſchier unbegrenzte Freude. Schon in den nächſten Tagen bezog ſie den herrlichen ausgeſchmückten Kioſk mit ihren Frauen und Pagen; denn hier konnte ſie ungeſtört mit dem geliebten Ruben allein ſein, hier ſich ohne Zwang den Tändeleien einer glühenden Neigung überlaſſen. Für ihren zahlreichen Hofſtaat wurden einſtweilen Zelte im Garten aufgeſchlagen, während die Judenſchaft ſogleich Anſtalt traf, ein großes Gebäude für die Diener in Eile aufführen zu laſſen, damit der Kioſk allein zur Wohnung der Königin und ihrer nächſten und vertrauteſten Umgebung verbleibe.

So waren Sabbathai's Feinde verſtummt oder entflohen, und der Ausdehnung ſeiner Macht ſtanden wenig Hinderniſſe im Wege. Das Vorzüglichſte lag ohnſtreitig in ihm ſelbſt. Aber für ihn traten jetzt von Neuem Nathan Benjamin, Jakob Ben Eliah, Mirjam und zum Theil Joſeph und Eliah, ſeine Brüder, handelnd ein, während er ſelbſt in poetiſch bunten Träumen und Plänen ſich erging.

In Salomon Pechina's Hauſe weilte ein Beſuch im eifrigen Zwiegeſpräch mit dem Familienvater. Es war ein Mann ſchon im vorgerückten Alter mit ſcharf ausgeprägten Zügen. Unter grauen buſchigen Brauen lauerte ein feuriges unſicheres Auge.

„Und du willſt dich fügen dem tollen Unſinn und anbeten vor dem Götzen Bel?“ fragte der Fremde. „Haſt auch du vergeſſen, wie ſo viele unſres Volks, was Daniel der Prophet that? Ich möchte meinen Bart ausraufen und in die Berge fliehen zu den wilden Thieren, daß ich ſolche Schmach muß hereinbrechen ſehen über die beſten Männer meines Volks.“

„Mein Freund Moſes Servil,“ verſetzte Salomon Pechina, „es iſt auch Lebensklugheit, ſich für eine kurze Zeit der Nothwendigkeit zu fügen. Ich bete nicht an, ich ſchweige nur, damit mir's nicht ergehe, wie andern Rabbinen, die in der Fremde irren müſſen, verjagt von ihrem Tiſche und ihrem Leuchter. Ich verabſcheue dieß Spiel mit dem Heiligen, aber ich vertraue dieß nur dir, deſſen Geſinnung ſich mir, als der meinigen gleich enthüllt hat.“

„Und wer könnte dieß frevle Spiel und ſeine geheimen Fäden genauer kennen als ich?“ ſagte Moſes Servil. War dieſe Mihurmah nicht meine Sklavin in Conſtantinopel und habe ich nicht unzählige Beweiſe ihrer Schlauheit? Habe ich nicht Samuel Lisbona in Gaza gekannt, wie meinen Vater, auf dem der Friede ſei, den reichen Samuel, der vor Jahren ſchon mit ſeinem Gelde den landesflüchtigen Sabbathai zum Meſſias machen wollte? Was ihm nicht glückte, das iſt ſeinem verſchmitzten Schwiegerſohne, dem Nathan Benjamin, gelungen, der ſeine Prophetenrolle recht erträglich ſpielt. Und worauf iſt's abgeſehen? Sich groß zu machen, und die rechtgläubigen Rabbaniten zu ſtürzen und die thörichte Kabbalah zur Herrſcherin zu erheben, Rache auszuuben an Feinden, die noch aus der Jugend ſtammen. Das iſt Alles; ich habe es durchſchaut. Aber ich ruhe und raſte nicht, bis dieſer Thorheit nacktes Gerippe an's Licht gekommen und allem Volke klar wird und man dieſen Narrenkönig an den Schandpfahl bindet. Bei allen Freunden der Wahrheit gehe ich umher, um ſie im Stillen zu einem großen geheimen Bunde zu verbinden gegen dieſen argen Betrug, und ich fordere dich auf im Namen der Wahrheit mich zu begleiten. Wir wollen zu Simon Banbanaſti gehen."

„Gern bin ich bereit, dich in deinem guten

Werke zu unterſtützen,“ verſetzte Bechina, und beurlaubte ſich von ſeiner älteſten Tochter, einer blühenden Jungfrau.

Kaum waren die Männer fort, als das Mädchen mit ſehnſüchtigen Blicken der Straße entlang ſah, als erwarte ſie Jemand von dorther. Es dauerte auch nicht lange, ſo zeigte ſich ein ſtattlicher Reiter im prächtigen Tulbend und Kaftan. Es war Joſeph Zewi, der ihr freundlich winkte. Das Mädchen war raſch an der Thüre des Hauſes und Joſeph ſtieg ab, gab ſein Maulthier ſeinem Diener und trat zu der Schönen.

„Sei mir gegrüßt mit dem Friedensgruß Recha,“ ſprach er mild. Ich freue mich, mit dir reden zu können, um dich zu fragen, ob ich bei deinem Vater um dich anhalten darf. Deine Schönheit hat am Laubhüttenfeſt alle Schwierigkeiten beſiegt, die von meiner Seite unſrer Verbindung entgegen ſtanden. Ich darf um dich werben.“

„Sprich mit meinem Vater, o Herr,“ lispelte das Mädchen. „Ich bin deine Magd und dir ergeben.“

„Aber dein Vater glaubt nicht an den Meſſias, den hohen Sohn Davids, der mein Bruder iſt, und auch du und deine Schweſter werdet als gehorſame Töchter dieſem Unglauben beypflichten."

„Sprich nicht alſo, Herr! Ich und meine Schweſter glühen im Stillen für den Erlöſer Israels; wir haben Mihurmah gehört und Hannah und ſind durchdrungen von der Wahrhaftigkeit ſeiner Sendung. Noch ehe dein Auge auf mich fiel, Herr, war meine Seele erfüllt von den heiligen Schauern der Wunder, die der Gott unſrer Väter an uns thut durch Sabbathai unſern König."

„So biſt du meiner Liebe wahrhaft würdig, und du ſollſt glänzend belohnt werden für deinen Glauben. Zu einer Fürſtin will ich dich machen und dich erheben über alles Volk. An deiner Bruſt will ich ausruhen, Taube meiner Seele, wenn ich ihm ſein Königreich erobert habe. Sieh, ich bin kein Jüngling mehr; ſechsundvierzig Jahre hab' ich ſchon gelebt und viel Entbehrungen ertragen, viel Schmerzen erduldet auf meiner Lebensbahn. Mein Herz hatte einmal geliebt, als ich ein Jüngling war. Aber Aaron de la Papa raubte mir die Geliebte und gab ſie ſeinem Günſtlinge Levi Arſaces zur Frau, mich aber ſtrafte er mit Verachtung und Hohn.

Da erſtarrte mein Herz und verödete. So hab ich Jahre lang von meinem Gram gezehrt und von meinem ſtets friſch ſprudelnden Schmerzensquell getrunken. Aber der Herr hat meine Feinde geſchlagen und mich über ſie erhoben. Da iſt der Schmerz aus meinem Herzen gewichen und der alte Stolz wieder darin erwacht, aber mit dem Stolze iſt auch meine Jugend wieder gekommen, und mit der Jugend die Sehnſucht nach Liebe. Ja meine Seele ſeufzt nach Liebe, wie ſie erſt nach Rache ſeufzte.“

„Ich will mit deinem ſtolzen Herzen zugleich aus dem Born der Liebe trinken,“ ſagte das Mädchen mit kühner Grazie. „Und wie du der Inbegriff all meines Glückes biſt, ſeit du mir das erſte Wort von Liebe geſprochen, ſo will ich dich mit allen Schätzen der Liebe beglücken, die ich als kühne Taucherin aus dem Meere der Liebe heraufholen kann, um ſie vor dir auszubreiten. Seit dem Tode der Mutter biſt du mein Alles geworden; denn der Vater, der meiſt fern auf Reiſen war, iſt uns fremder. Ich war traurig und verlaſſen; aber ſeit mit dem Glauben an des Meſſias Herrlichkeit die

die Liebe in mein Herz gezogen, iſt es voll Jubel und Wonne.“

„So lege dieſe Trauerkleider ab und wirf deine ſchönſten Feſtkleider über; denn der Meſſias hat die höchſte Freude in die Welt gebracht, und kein Herz, das an ihn glaubt, darf mehr traurig ſein. Darum fort mit dieſen äußern Zeichen der Trauer. Schmücke dich wie die glückliche Braut eines Fürſten. Sabbathai weiß ſchon lange von meiner Liebe, ich ſagte ihm gleich davon, als er von Jeruſalem kam. Er ſegnet ſie und wünſcht, daß ich dich vor ihn führe.“

„Rede morgen mit meinem Vater.“

Er küßte ihre elfenbeinweiße Stirn und ſchwang ſich wieder auf ſein Maulthier.

Recha hüpfte froh wie eine Gazelle in das Zimmer zurück und überließ ſich buntſchimmernden ſeligen Träumen. — Plötzlich hüpfte eine ſchlanke wunderliebliche Mädchengeſtalt leichtfüßig herein, umfaßte Recha ſchnell und fragte fröhlich: „So nachdenkend, meine Schweſter?“

„Und du ſo freudeſtrahlend, Eſther? Was iſt dir doch Glückliches begegnet, daß du ſpringſt, wie ein junger Hirſch auf den Bergen?“

„Ich will es dir nur gleich geſtehen, ich kann es doch nicht lange verhehlen. Ich habe Ruben geſehen, geſprochen; er hat mir geſagt, daß er mich mehr liebt, als der Adler die Sonne, nach der er durch die Lüfte ſteigt. Er will den König Sabbathai bitten, mich unter die Frauen der Königin Mirjam aufzunehmen, und wenn ſich Ruben durch kühne Thaten Ruhm und Schätze erworben hat, dann ſoll ich ſeine Gattin werden.“

„Glückliche!“ rief Recha und ſchloß die jüngere Schweſter an das nicht minder ſelige Herz. Dann floß es ebenfalls in Mittheilung über; und liebend und ſchwärmend für die Geliebten und den Meſſias, warfen ſie ihre Trauerkleider ab, und legten ſchöne Feſtgewänder an.

Als nun ihr Vater heimkehrte, traten ſie ihm alſo geſchmückt entgegen und ſprachen: „Wir ſind durch die Gnade des hochgelobten Gottes erleuchtet worden, daß Sabbathai Zewi der wahrhaftige Meſſias iſt, und wir loben und preiſen Gott für dieſe Gnade. Unſer Herz iſt voll ſeliger Freude.“

Da ſchlug Salomon Pechina beide Hände vor ſein Geſicht, und ſprach dumpf in ſich hinein: „Sabbathai, du biſt zum Propheten an mir geworden! Herr, mein Gott, was iſt das? Sende mir einen Strahl deines Lichts; denn ich weiß nicht mehr, was Wahrheit iſt.“ Und er weilte die Nacht hindurch im tiefem Nachdenken.

Joſeph Zewi trat in Jakob Ben Eliah's Haus. Er fand dort Nathan Benjamin zugegen.

„Es iſt gut, Nathan, daß ich dich hier treffe,“ ſagte er; „denn was ich anzubringen habe, geht euch Beide an.“

„Und was wünſcheſt du von uns?“ fragte der Arzt.

„Es iſt mit einem Worte genannt: Geld!“

Nathan Benjamin und Jakob Ben Eliah ſahen einander bedenklich an; Keiner antwortete.

„Was bedeuten eure ernſthaften Mienen?“ fuhr Joſeph heftiger fort. „Ich komme mir ſeit einiger Zeit unter euch wie verrathen und verkauft vor. Ich muß klar werden in dieſer Sache. Was habt ihr mir erſt Alles verſprochen, und was habt ihr gehalten? Sabbathai iſt nun ſchon faſt ein halbes

Jahr in Smyrna und was iſt in dieſer langen Zeit Erhebliches geſchehen, das unſre großen Pläne gefördert hätte? Was iſt von den glänzenden Hoffnungen in Erfüllung gegangen?“

„Es war unter den vorliegenden Umſtänden nicht möglich, mehr zu thun,“ verſetzte Nathan. „Gedulde dich nur noch eine kleine Zeit. Wir haben Nachrichten, daß bis zum Oſterfeſt ſich Alles ändern werde.“

„Leere Vertröſtungen! Und wozu dieſe Geheimnißkrämerei? Was habt ihr vor mir zu verbergen? Warum traut ihr mir nicht? Ich habe Alles geopfert, was ich vermocht, habe offen, treu und redlich gehandelt, um zum Ziele zu gelangen, wenn ich's aber allein bin, der handelt, und noch obendrein von den Andern mit mißtrauiſchen Augen beobachtet werde, ſo muß das Werk in's Stocken kommen und ſchmählich untergehen. — Um ein jüdiſches Reich zu gründen, müſſen wir vor allen Dingen ein Heer haben, das die Türken ſchlägt und das Land erobert. Ein Heer läßt ſich aber nicht, wie reife Feigen, von den Bäumen ſchütteln. Um ein Heer zu ſchaffen, bedarf man Geld, viel Geld. Denn wenn auch der Jude zur Erkämpfung ſeiner Selbſtſtändigkeit, von

Fanatiſmus begeiſtert, die Waffen gegen ſeinen Unterdrücker ergreift, ſo fürchte ich doch, der Jude iſt ein ſchlechter Soldat und das aufflackernde Feuer ſeines Heldenmuthes von der erſten Niederlage gedämpft. Der Geiſt unſrer Väter iſt nicht mehr in uns. Er muß erſt wieder von den Todten auferweckt werden. Ein kluger Feldherr muß ſtets an die Möglichkeit denken, daß er geſchlagen werde, und ſeine Vorſichtsmaßregeln treffen. So müſſen wir, wollen wir unſer ſchönes Ziel glücklich erreichen, ein Heer ſchaffen, das unabhängig von der zweifelhaften Tapferkeit der Juden, uns Siege ſichert. Es muß aus Arabern beſtehen, den Söhnen der Wüſte, aus Griechen, Franken und Armeniern, aus all den Völkern, die der Osmanli unterjocht hat. Aber ſie zu werben, bedarf es Geld. Ich habe ſchon viel Geld aufgewendet. Levi Arſaces brachte mir, wie du, Jakob Ben Eliab, mir einſt prophezeit, ſein Weib Rebekka, um ſie mir abzutreten, die er mir einſt geſtohlen, der Feige! Was ſollte mir die Verblühete? Mich reizt nur Jugend und Schönheit. Ich nahm all ihre Schätze und gab ihm das Weib zurück. Ich wurde außerdem von reichen Juden reich beſchenkt; ich verwendete Alles, um ein Heer zu gewinnen. Aber das ſind nur Tropfen, wo ich eines Stroms benöthigt bin. Sabbathai läßt mich rathlos; dieſer Thor predigt und badet ſich, läßt ſich am Tage von den unzähligen Juden, die über Meer kommen, angaffen und anbeten, und gebärt Nachts ein neues Geſetz. Aber er hat keinen Sinn und Verſtand für das, worauf es ankommt. Die Schätze, die ihm dargebracht werden, nimmt die ſchlaue Mirjam in Empfang und Verſchluß, vergeblich hab' ich ſie beſtürmt, ſie zum Krieg zu verwenden. Aus ihren ſpöttiſchen Mienen leſ' ich, daß ſie Alles für eine Poſſe anſieht, die über Nacht ein Ende nimmt, und worin der den Klugſten ſpielt, der den meiſten Vortheil davon hat. Ihr beiden, die Hauptperſonen in dieſer wunderlichen Geſchichte, verhaltet euch ſeit einiger Zeit ruhig und zurückhaltend gegen mich, und ſo muß ich euch ernſtlich fragen, was habt ihr für ſichere Hoffnungen, und auf welches Ereigniß wartet ihr noch?“

„Allein auf die Ankunft des Griechen Philippos Zadukkis,“ verſetzte Nathan, nachdem er ſich mit dem Arzte durch Blicke verſtändigt hatte.

„Philippos Zadukkis, der griechiſche Seemann?!“ rief Joſeph verwundert. „Was hat dieſer mit unſerm Meſſias, mit unſerm Königreich zu ſchaffen?“

„Viel, ſehr viel, und mehr, als irgend ein Menſch vermuthen kann; denn er iſt der Grundſtein, auf welchem unſer kühnes Gebäude ruht.“

„Und davon höre ich jetzt das erſte Wort?“ rief Joſeph verletzt.

„Wir wollten dich mit der Darlegung unſrer Pläne überraſchen, wenn dieſelben gelungen ſeien. Du hatteſt hernach nur auszuführen. Doch dein Drängen entlockt uns das Geheimniß noch früher. So wiſſe denn, daß Zadukkis geheimer Geſandter der Republik Venedig und des deutſchen Reichs an uns iſt, und daß dieſe beiden mächtigen Staaten unſer Vorhaben kräftig unterſtützen, vor der Hand nur mit Geld, ſpäterhin, wenn wir erſt einige Siege gegen die Türken erfochten haben, auch mit Truppen. Die erſte Geldunterſtützung iſt ausgegeben, unſre Kaſſe iſt leer, und Mirjam ſpielt auch uns durch ihre gemeine Habſucht einen argen Streich. Doch dürfen wir ſie aus vielerlei Gründen nicht vor den Kopf ſtoßen, wir haben im Gegentheil alle Urſache, ſie auf jegliche Weiſe zu ſchonen. Erkläre dir aus dieſen Umſtänden die momentane Stille, die bei uns eingetreten iſt. Nimm ſie übrigens nicht für Entmuthigung; denn wir haben das gewiſſe Verſprechen, daß Zadukkis noch vor dem Oſterfeſt hier eintreffen und eine bedeutende Geldſendung mitbringen wird. Wende dich dann ſelbſt an ihn und lege ihm deine Pläne vor; es hängt viel, wenn nicht Alles von ihm ab.“

Joſeph war über dieſe Nachricht verwundert und erfreut, bekämpfte aber vergebens ein bitteres Gefühl gegen die beiden Männer, die ihn in ihrem Rathe übergangen und bis jetzt gleich ſeinem Bruder Sabbathai bevormundet hatten. Er hütete ſich indeſſen wohl, ſich etwas merken zu laſſen; vielmehr verſchob er ſeine Rache auf eine gelegenere Zeit. —

Von nun an theilte er ſeine Tage in den Umgang mit ſeiner Geliebten und in Entwerfung kühner Pläne zur Eroberung Syriens und Paläſtina's. Täglich verfügte er ſich in den Hafen und ſuchte unter den zahlreichen neu angekommenen Schiffen das des Griechen. In bunter Abwechslung vergingen ſo mehrere Wochen und das Oſterfeſt kam immer näher heran.

Täglich wurde der Andrang fremder Juden, die im Hafen landeten, größer, und die in Smyrna angehäufte Menſchenmaſſe altteſtamentariſchen Glaubens wirklich ungeheuer. —

Eines Tags hatte ſich Salome in die Wohnung ihres Sohnes Joſeph begeben, um ſich mit ihm über gewiſſe Ceremonieen und Feſtlichkeiten zu berathen, die ſie zu Ehren Sabbathai's zu veranſtalten gedachte; denn ſie hatte große Luſt, zum Oſterfeſt vor der Judenmenge, die ihres berühmten Sohnes wegen nach Smyrna geſtrömt war, auch handelnd aufzutreten und ſich als des Meſſias Mutter glänzend zu zeigen. Dazu ſollte ihr nun der unternehmende Joſeph behülflich ſein. Sie hatten noch nicht lange zuſammen verkehrt, als ein bejahrter Mann in reicher Griechentracht hereintrat.

„Sieh da, Salome,“ ſagte derſelbe freundlich zu der Matrone, „fürwahr ich bin hocherfreut, dich in dem glänzenden Kleide einer Königsmutter zu ſehen! Das iſt der Schmuck, den ich dir in meiner Jugend mit meinem Herzblut erkauft hätte, wenn es möglich geweſen wäre. Wer hätte damals geahnet, daß wir uns im Alter ſo entgegen treten würden?“

„Philippos Zadukkis,“ verſetzte Salome, „faſt hätte ich dich nicht erkannt. Deine Locken ſind verblichen und in dein Antlitz hat die Zeit Furchen gegraben. Kommſt du mich aufzuſuchen in der prangenden Herrlichkeit meines mütterlichen Stolzes?“

„Ich bin gekommen mit dieſem deinen Sohne zu reden.“

„Mit dieſem? Mit Joſeph?“ fragte Salome mit ſcharfer Bedeutung und eine leichte Röthe überhauchte noch einmal ihr edles alterndes Geſicht, wie ein ſpätes Abendroth zuweilen noch über den Nachthimmel hinblitzt.

„Iſt er dein älteſter Sohn? dein älteſtes Kind?“ fragte der Grieche ebenſo.

„So iſt's,“ antwortete ſie, die Augen niederſchlagend. „Was haſt du mit ihm?“

„Er hat mein begehrt?“

Ihr Blick ſtreifte forſchend über Joſeph's Geſicht, deſſen Verwunderung jetzt Worte gewann.

„Ihr kennt euch alſo von ſonſt?“

„Aus der ſchönen Jugendzeit,“ ſagte der Seemann und Salome wandte ſich ab.

„Philippos,“ ſagte ſie dann ernſt, „ich ahne, daß du abermals Einfluß auf mein Schickſal haſt, wie von früh. Störe nicht die ſüßen Freuden meines Alters.“ Blick und Wort waren bittend wehmüthig.

„Salome, wähne nicht, daß die Zeit mir jemals andre Geſinnungen gegen dich einflößen werde. Alles für dich bis in den Tod! Wohl hab’ ich Einfluß auf dein Schickſal, aber nur den freundlichſten. Vielleicht gelingt mir im Alter zu erſetzen, was dir einſt durch mich geraubt wurde.“

Salome entfernte ſich.

„Du haſt meiner begehrt,“ ſagte Jadukkis zu Joſeph, „was wünſcheſt du von mir?“

„Man hat dich mir als den Schöpfer unſrer Hoffnungen genannt. Meine Seele dürſtet nach Thaten; aber die Fauſt, in der mir das Schwert glüht, iſt mir gebunden. Ich fühle die Kraft in mir, Mohamed’s ſtolzes Reich zu ſtürzen, gib mir nur Mittel dazu. Ueber meinen Bruder Sabbathai ſind wir hoffentlich beide einverſtanden, und es bedarf nicht des Schiboleths zwiſchen uns. Obgleich die Hauptperſon, iſt er doch nur der Popanz, hinter welchem wir agiren. Ganz der Wiſſenſchaft ergeben, lebt und webt er nur in dem ſchönen Plane, den Juden eine beſſere Religionsverfaſſung zu geben. Ein Krieger, ein Eroberer iſt er nicht. Mein Herz aber erhebt ſich mit blutiger Rachbegierde, unſern ſtolzen Verächtern und Tyrannen die Köpfe zu ſpalten und ein freies Reich zu gründen."

„Wahrlich du biſt mir der rechte Mann!" rief Zadukkis. „So hat dich mir Nathan Benjamin geſchildert. Würde nur ein Drittel der Juden von deinem Feuereifer beſeelt, der übermüthige Padiſchah in ſeinem Stambul müßte zittern."

„Gib mir Mittel und ich begeiſtre meine Glaubensbrüder!"

„Schöner, ſtolzer Mann, du biſt kein Jude, oder Judas Makkabäus wäre wieder aufgelebt. Komm an mein Herz, Joſeph, du ſollſt Alles haben, was du begehrſt."

„Dank dir, geliebter Greis! Meine Thaten ſollen dir beweiſen, daß ich der Unterſtützung nicht unwürdig bin. Es ſiedet und brauſt in mir, und oft iſt mir's in wilden Träumen als träten die größten Kriegshelden der Vergangenheit, die Griechen und Römer zu mir und forderten mich auf, mich zu ihnen zu geſellen. Dann iſt mir's oft ſelbſt als könnte ich kein Jude ſein."

„Fühlſt du das?" rief Zadukkis freudig. „Und wenn nun das Blut eines Heldenvolkes in dir rollte? — — — Ja, Mann, deinem Thatendurſt ſoll ein Genüge geſchehen. Die Republik Venedig ſoll dir Geld geben, ſo viel du bedarfſt, ein Heer zu ſchaffen und deine kühnen Pläne auszuführen. Ich bringe bedeutende Summen mit; aber außer ihnen ſteht dir auch Zadukkis Herz auf. Es liebt dich. Sieh, ich liebte einſt deine Mutter. Das Schickſal entriß ſie mir. Ich liebte nie ein Weib wieder; ich bin unverehelicht geblieben. Ich habe Reichthümer geſammelt im Dienſte der Republik. Joſeph du ſollſt mein Erbe ſein!"

Der Greis ſank an des Mannes Bruſt. Es war einer der Augenblicke voll heiliger Gefühle und Ahnungen, die wie Engel mit leiſem Flügelſchlag warm und thauig jezuweilen die kalte Erde berühren.

Als der alte Grieche fort war, ſchickte ſich Joſeph an, ſeine Mutter aufzuſuchen. Sie ſchien ihn erwartet zu haben. Ihr Weſen hatte etwas Geſetztes, Feierliches. Jene Röthe, die ſich im Geſpräch mit dem Griechen gezeigt, war dauernd auf ihr bleiches Geſicht zurückgekehrt.

„Du kommſt mich über Zadukkis zu fragen, mein Sohn?“ redete ſie ihn ſogleich an, aber ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Du haſt meinen Gedanken errathen, Mutter.“

„Was hat er dir über unſre Jugendbekanntſchaft geſagt?“

„Er ſagte mir, daß ihn eine edle Liebe an dich gefeſſelt, und ich weiß ein ſolches Verhältniß zu ſchätzen, Mutter. Es kommt mir nicht zu, eine Liebe zu tadeln, die der Schmerzen gewiß unſägliche geboren und im Läuterungsfeuer derſelben himmliſch rein gebrannt worden iſt. Zadukkis hat ſeine Liebe zu dir auf mich übergetragen, und mir gelobt, wie ein Vater an mir zu handeln und mich zum Erben ſeiner großen Reichthümer zu machen. Zürne mir alſo nicht, wenn ich dich erſuche, mir etwas über eure Jugend und deren Leiden mitzutheilen. Ich werde deine Wonnen wie deine Schmerzen zu ehren wiſſen.“

„Ich will dir die Schickſale meiner Jugend nicht verhehlen, mein Sohn,“ ſprach die Matrone.

„Was hätt' ich dazu auch für Grund? Der Gott unſrer Väter hat mich gedehmüthigt und wieder erhoben und jetzt über alle ſterblichen Frauen geſtellt, damit ſeiner Propheten Mund wahr würde. Er hat mich zum Gefäß gemacht ſeines Heilandes. — Schon oft ſagte ich dir, daß Joſaphia Trika, mein Vater, einer der reichſten Männer in Anaboli, durch einen ſchweren Unglücksfall Gut und Leben verlor. Du ſollſt jetzt die nähern Umſtände dieſes unſeligen Ereigniſſes erfahren. — Mein Vater war ein ſtolzer Mann, denn er leitete ſein Geſchlecht von den Fürſten der Gefangenſchaft in Perſien ab. Einer ſeiner Ahnen war von dort nach Griechenland gekommen. Aber wie auf ſeine davidiſche Abkunft, war er auf mich ſtolz. Ich war der Apfel ſeines Auges, ihm das liebſte ſeiner Kinder. Er hatte mich dem Sohne eines ſeiner reichen Handelsfreunde, dem dir bekannten Moſes Servil zur Gemahlin beſtimmt, und dieſer junge Mann war ſchon in unſerm Hauſe geweſen, um mich kennen zu lernen. Dieſer Moſes war von Smyrna gebürtig, lebte aber damals theils in Trieſt, theils in Conſtantinopel, und trieb bedeutende Geſchäfte. Mein Reichthum ſollte dieſe noch vermehren. Aber der Gott unſrer Väter hatte es anders über mich beſchloſſen. Einſt wagte ich mich, von Jugendluſt und Neugierde getrieben, mit meiner Dienerin in den Hafen, wo die chriſtlichen Seeleute irgend ein religiöſes Feſt begingen. In dem glänzenden Zuge bemerkte ich einen ſchönen Jüngling in Seemannstracht, deſſen Wille auf die Uebrigen vielen Einfluß auszuüben ſchien. Mein Auge hing zuerſt an ſeiner prächtigen, goldgeſtickten Kleidung, dann ergötzte es ſich an ſeiner ſchlanken Geſtalt, ſeiner edeln Haltung; endlich traf es ſein blühendes Geſicht, ſein blitzendes Feuerauge, und ward nun ſelbſt getroffen. Ich fuhr bebend zurück. Des Jünglings Blick war mir wie ein Pfeil in das Herz gedrungen. Oefter noch ſuchte mich dieſer Blick auf, ſtatt zu fliehen, wie ich geſollt hätte, waren meine Füße wie an den Boden gebannt. Ach ich hatte vergeſſen, daß ich eine Jüdin war und daß die Strenge unſers Geſetzes uns weit von dem Sohne eines andern Volkes zurückſcheuchen muß. Noch jetzt, in meinem Alter, weiß ich nicht, wie mir damals geſchehen war. Genug, jener Jüngling ſtand bald an meiner Seite und ſeine Worte erfüllten mich mit einer

Trunkenheit, die mir bis dahin fremd geweſen war. Ich ſah' und ſprach ihn nachher öfter; es war mir durchaus unmöglich, ſeinen Bitten um Liebe entgegen zu ſein; ich liebte ihn nur zu ſtark, ohne mir deſſen recht bewußt zu ſein. Mein Vater ließ mir viel Freiheit und meine Dienerin gab Vorſtellungen und Geſchenken nach. O Sohn, ſo ſehr ſündigte ich am Geſetz, daß ich einen Cuthäer liebte, die unſre Väter verflucht haben. Der Gott Jakob's hat mich dafür beſtraft. Philippos Jadukkis — denn er war mein Geliebter — war ſogar entſchloſſen, das Geſetz anzuerkennen und ein Jude zu werden, um in meinen Beſitz zu kommen, weil ich mich mit Abſcheu von dem Gedanken wandte, eine Chriſtin zu werden. Da geſchah es, daß der Sohn des Kaſcheff, eines reichen Türken, der ſchon lange ein Auge auf mich haben mochte und mir ſpähend nachgeſchlichen war, einen unſerer nächtlichen Spaziergänge belauſchte und am andern Tage, mich damit beſchuldigend, frech und ungeſcheut von mir begehrte, daß ich ihm angehöre; denn, wie dir bekannt iſt, behauptet der Moslemin ein Recht auf die Jüdin zu haben, die ſich irgend etwas hat zu Schulden kommen laſſen. Mein Entſetzen hatte kein Maaß, alles Blut floh ſcheu in die Herzkammer, um ſich vor ſolchem Gräul zu verbergen; ich ſtarb faſt vor Angſt. Durch meine Dienerin wurde Zadukkis ſchnell unterrichtet; er mußte gerade mit einem Schiffe ſeines Vaters in See gehen und durfte unter einigen Wochen nicht zurückzukehren hoffen. Wir ſprachen uns noch. Salome, ſagte er und legte zwei Piſtolen und einen Dolch in meinen Schoos, vertheidige deine Ehre mit dieſen Waffen gegen den begehrlichen Türken. So wie ich zurück bin, fliehe ich mit dir, werde Jude und dein Gatte. Er ging. Noch denſelben Abend drang der abſcheuliche Osman, des mächtigen Kaſcheff Sohn, in das Haus meines Vaters, in das Harem, um mich mit frecher Fauſt heraus zu reißen und in ſeine Wohnung zu führen. Ich war wahnſinnig, und in dieſem Zuſtand ſtreckte ihn der Schuß einer meiner Piſtolen zu Boden. Er war ſchwer verwundet. Der Aufſtand, die Verwirrung, der Schrecken, die über unſer Haus hereinbrachen, ſtehen mir noch mit blutigen Farben vor meiner Seele, aber ſie laſſen ſich kaum der Wahrheit gemäß beſchreiben. Mein Vater ließ mich in der größten Eile mit Mardachai Zewi, ſeinem Handlungsdiener ehelich verbinden, um nur etwas für unſre Sicherheit zu thun. Ahmed's — ſo hieß des Statthalters Sohn — Wunde wurde von unſern geſchickteſten Aerzten verbunden; man fand, daß ſie nicht lebensgefährlich war. Mein Vater ging ſelbſt zum Kaſcheff, um demſelben ſein halbes Vermögen als Sühnopfer einzuhändigen; der gute Mann erhielt die Baſtonade. Die Türken beſtanden auf meiner Auslieferung, ich entfloh mit meinem Gatten, einem braven Mann, der Alles für mich zu thun bereit war. Mein Vater wurde aller Güter, ja endlich des Lebens beraubt; ich büßte meine Schuld in Armuth und Elend, die ich nicht gewohnt war. Ich wollte mit meinem Gatten nach Perſien, ich wollte meine Reue, meinen Jammer in jenem fernen Lande begraben. Krankheit hielt mich in Smyrna zurück; dort wurdeſt du geboren. Mardachai hatte durch Arbeit und Rechtlichkeit kleinen Verdienſt erworben, wir gewöhnten uns an unſre Lage. Philippos Zadukkis ſah ich erſt nach vielen Jahren wieder, als du und Eliah auf Jakob Ben Eliah's Rath ihm Mihurmah vom Schiffe geraubt hattet. Ahmed iſt ſpäter ein mächtiger Mann geworden; ich hörte einſt von meinem Gatten, er bekleide ein wichtiges Amt um die Perſon des Sultan. — Wenn dich nun Zadukkis zu ſeinem Erben machen will, ſo erſetzt er dir nur das mütterliche Gut, welches du durch ſeine und meine Schuld verloren haſt. Auch mich hat der Herr nach langen Leiden um deſto höher gehoben, und ich kann ſtolz fragen in Israel, wer iſt ſo glücklich wie ich?“

Die Matrone ſchwieg und trocknete ſich die Thränen, die ſie während der Erzählung mehreremale vergeſſen hatte. Joſeph umarmte ſeine Mutter, von Liebe, Mitleid und einem noch weit innigern Gefühle bewegt, dem er ſelbſt keinen Namen nennen konnte. Daſſelbe Gefühl überraſchte ihn, als er am andern Tage bei Philippos Zadukkis war, und von dem alten Manne an die Bruſt gedrückt wurde. Von dieſem Tage an hing Joſeph mit unverkennbarer Liebe an dem greiſen Griechen, war oft und viel in ſeiner Nähe, arbeitete mit ihm, erhielt große Summen von ihm, machte gemeinſchaftlich mit ihm Landreiſen, und betrieb nun ſeine Pläne mit unermüdlichem Eifer. — Nathan Benjamin und

Jakob Ben Eliab betrachteten ihn mit neidiſchen Augen.

Wie der gellende Schlag der Holzaxt in der wilden Einſamkeit des Gebirgs von Höhe zu Höhe ſeltſam rollend widerhallt, immer weiter, immer ferner, und ein Berg ſtets dem andern den Klang zuwirft, gleichſam die Kunde, daß nun Leben und Glück in die öde Nacht der Wälder dringen werde: ſo der Jubelſchrei von der Ankunft des Meſſias über die Meere und durch die Länder, der Ruf, daß die Nacht des Elends und der Sklaverei nun dem hellen Sonnenſchein des Glücks und der Herrſchaft weiche. —

Die Juden auf der pyrenäiſchen Halbinſel, mit denen in Kleinaſien am meiſten durch Sprache und nächſte Abkunft verwandt, ſeufzten, durch die treuloſe Schwäche des verarmten aber geldgierigen und prachtliebenden, ſeinem Erlöſchen zu ſiechenden ſpaniſch-öſtreichiſchen Königsgeſchlechts und die Kämpfe des jungen portugieſiſchen Herrſcherhauſes in ſtete Bedrückungen geſetzt, einer Erlöſung entgegen. Kaum den Martern der Inquiſition und dem wüthenden Bekehrungseifer der finſtern despotiſchen Philippe entkommen, wurden ſie nun, gleich den gewerbfleißigen Moriscos ihres Eigenthumes beraubt und dem gräßlichſten Elende preisgegeben. In Frankreich war es ihnen unter der treuloſen Pfaffen-Herrſchaft Richelieu's und Mazarini's, die ſtets den Juden für ein Lamm hielten, dem man jährlich die Wolle ſcheeren müſſe, nicht beſſer. In Deutſchland hatte ſie der dreißigjährige Krieg ſehr heruntergebracht und die neuen Türkenkriege, zu deren Koſten man ſie wacker beizuſteuern zwang, waren nicht geeignet, die alten Wunden zu heilen. In Polen war durch die anhaltenden Kämpfe des Königreichs mit Schweden und Rußland das Loos der Kinder Iſrael ſehr elend geworden, und nur in der jungen Republik der vereinigten Niederlande waren ſie, wenn immer auch gedrückt, etwas beſſer geſtellt. Die Lage der morgenländiſchen Juden unter osmaniſcher Herrſchaft war erträglicher, als die der europäiſchen; doch hatte die eiſerne Staatsklugheit des alten Großvezier Kiuprili ihnen in den letztern Jahren ebenfalls hart zugeſetzt und die Paſchas ſahen die Geldkiſten der Juden als ihre Schatzkammern an.

Dieſe traurigen Verhältniſſe erklären zur Genüge die allgemeine freudige Bewegung der Juden auf die Kunde der Ankunft des Meſſias, die Rüſtung derſelben in allen Ländern Europa's, Aſien's und Afrika's und der Aufbruch eines großen Theils der jüdiſchen Bevölkerung nach Smyrna zu ihrem Erlöſer. In Spanien war es vorzüglich Cordova und Cadix, wo ſie ſich verſammelten, in Frankreich Lyon und Marſeille, und Woche für Woche gingen Schiffe aus dieſen ſüdlichen Häfen ab, mit Schätzen und Menſchen beladen, hoffnungsreichen Menſchen, trunken und taumelnd von unausſprechlicher Freude, von unſäglichem Glück. Eben ſo ſtrömten ſie aus den verſchiedenen italieniſchen Staaten zuſammen, verließen Haus und Hof und nahmen an beweglichem Gute mit, was fortzubringen war. In Deutſchland war Frankfurt am Main der Sitz der Bewegung und der Verſammlungsort. Von da ſah man ſie zu Tauſenden den Rhein hinabeilen, ſchier wahnſinnig fröhlich und den Gott ihrer Väter in ſtürmiſchen Pſalmen für die endliche höchſte Gnade erhebend und preiſend. Aus Polen und Rußland zogen ſie zu den Häfen des ſchwarzen Meers und vereinigten ſich mit ihren Glaubensbrudern in Conſtantinopel. Hierher kamen ſie auch aus Aſien, und ſo häufte ſich in der Sultanſtadt oft eine große Maſſe an. So kam es auch, daß Conſtantinopel gewiſſermaßen der Kampfplatz für die verſchiedenen mit allem wilden Feuer des Fanatismus behaupteten und beſtrittenen Meinungen wurde; denn hierher hatten ſich die meiſten der aus Smyrna vertriebenen Rabbaniten und Lichtbrüder geflüchtet. Inzwiſchen behielt auch hier die hochbegeiſterte Partei, die in Sabbathai den Meſſias anerkannte, die Oberhand. Zu dieſem Siege trugen manche wunderbare Umſtände bei. Nicht nur, daß auch hier plötzlich Propheten und Prophetinnen auftraten, die von Sabbathai's wahrhaftigem Meſſiasthume zeugten und in ſeinem Namen alle Kranken heilten; es wurden auch Beiſpiele bekannt, daß ein dunkles furchtbares Geſchick die Verläugner dieſes Meſſiasthums verfolge und ſie zum größten Grauſen der Uebrigen dem Verderben weihe. So erzählte man allgemein eine Geſchichte, die ſich kurz zuvor in Amſterdam zugetragen hatte.

Dort lebte ein reicher portugieſiſcher Jude als Reſident der ſchwediſchen Königin Chriſtine, ein gelehrter und einflußreicher Mann. Er hatte in religiöſen Angelegenheiten gewiſſermaßen die erſte Stimme bei der Amſterdamer Judenſchaft und auf ſeine Veranlaſſung ſchrieb dieſelbe wegen Sabbathai Zewi's und Nathan Benjamin's an ihre Handlungscorreſpondenten in der Levante und bat ſich die genaueſten Nachrichten über dieſe beiden Männer, ihre Lehren, ihr Thun und Treiben aus. Sie erhielten die lakoniſche Antwort: „Er iſt's und kein Andrer.“ Als dieſer Brief ankam, waren die Kaufleute eben auf der Börſe verſammelt, und die wenigen Worte brachten einen an ein Wunder grenzenden Enthuſiasmus unter den Juden hervor. Ein Jubelſtrom brach aus Aller Mund, das Entzücken that ſich durch die verſchiedenſten Aeußerungen kund. Da trat plötzlich ein Kaufmann, Namens Anatia auf, erklärte die ganze Geſchichte für ein Mährchen und bewies den Uebrigen mit einem großen Aufwand von Worten, daß die Vorzeichen, welche nach der Angabe des Talmud bei der Ankunft des Meſſias eintreffen müßten, ſich bis jetzt noch nicht ereignet hätten, und verlachte mit kaltem Hohne alle diejenigen, welche der Nachricht vom Erſcheinen des Meſſias Glauben beimaßen. Seine Rede brachte bei den Uebrigen keine Wirkung hervor. Darüber ärgerlich verließ Anatia die Börſe, ging nach Hauſe, ſetzte ſich zu Tiſch und fiel plötzlich todt vom Stuhle. Sein Tod verbreitete ſich ſchnell in der Stadt und ganz Holland, und alle Juden ſahen denſelben als eine Strafe für den Hohn an, welchen Anatia über Sabbathai Zewi ausgeſprochen, und dieſer Fall verſchaffte dem Letztern viele Tauſende begeiſterter Anhänger in Holland, Deutſchland, Polen, Frankreich und Italien.

Der Sehergeiſt verbreitete ſich ſchnell über einen großen Theil des Orients, und in Samaria, Adrianopel, Theſſalonich und mehreren andern Städten ſtanden im Laufe dieſes Jahres Propheten und Prophetinnen auf, die mehr oder minder Aufſehen erregten und alle von Sabbathai zeugten. Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, ja ſelbſt Kinder wurden vom prophetiſchen Geiſte ergriffen, und verfielen auf öffentlichen Plätzen und Straßen, in den Synagogen und Verſammlungen in jene wild aufſprudelnde Seherentzückung, die nur dem Orient bekannt iſt. Die wilden Flammen des lang unterdrückten, in dem ſtillen Haus der Bruſt feſt verſchloſſenen Feuers brachen nun überall mit unerhörter Gewalt hervor. Man ſah Leute im tobenden Rauſche dieſer ſich gleich dem ſtärkſten Wahnſinne äußernden Affecten zuſammenſtürzen und den Geiſt aufgeben, während ihr ſtammelnder Mund, bis er verſtummte, entzückende Kunde gab von heiligen Geſichten, deren Gegenſtand der Meſſias Sabbathai war. Sein meſſianiſches Königthum bekennend, beſiegelten ſie die Wahrheit ihrer Ausſagen mit dem Tode. Eine Menge begeiſterter Lieder und Pſalmen zu Ehren und Verherrlichung Sabbathai's entſtanden im Volke und wuchſen, wie prächtige Purpurblumen, über Nacht auf. Kranke wurden geſund, die allein die Worte mit gläubigem Gemüth ausſprachen: „Sabbathai Zewi iſt der wahrhaftige Meſſias.“ Das übrige Volk, durch dieſe wunderbaren ſich drängenden Ereigniſſe und Begebenheiten, ſo wie durch die eigne ungezügelte Begeiſterung in einer fieberhaften Spannung erhalten, ſah überall dieſelben unerklärlichen Erſcheinungen ſich wiederholen, wo Jakob's hoffnungsvolle Nachkommenſchaft ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatte, und dieſe Wahrnehmungen fachten die dunkelrothen Flammen des Fanatismus immer von Neuem an.

Unter dieſen außerordentlichen Umſtänden war es natürlich, daß Jeder, der es möglich machen konnte, zur Verwirklichung des in Allen glühenden Wunſches, in der unmittelbaren Nähe des Meſſias zu ſein, kein Opfer ſcheuete. Denn von dem hohen Glück der perſönlichen Anſchauung machten ſich Alle die ſeltſamſten Vorſtellungen; ihre heiß aufgeregte Phantaſie riß ſie, wie ein tolles Roß, über welches der Reiter alle Macht verloren hat, unaufhaltſam hin, und der prüfende Verſtand kam dabei ſo wenig in Anwendung, daß ſie nicht einmal überlegten, was ſie eigentlich in Smyrna beginnen ſollten. Allen ſchwebte der dunkle Begriff vor, ſie wollten dem Meſſias ſein neues Reich begründen helfen; wie dieß anzufangen ſei, war Keinem klar. Genug, ſie brachten an Schätzen mit, was ſie hatten, um dieſe als Opfergabe zu den Füßen des Meſſias niederzulegen und ſich dafür ihren Antheil an dem neu zu begründenden Königreich auszubitten. Es war ein rührender Anblick, wie täglich Menſchen aus den Schiffen an Smyrna's Ufer traten, mit der ſeligſten Hoffnung in den ſonſt von Schmerz und Elend verzerrten Zügen, mit der höchſten Wonne der reinſten und wahrſten Begeiſterung in den Augen, mit dem ſüßen Lobe ihres alten Gottes, der ihnen, ſeinem Worte getreu, nun endlich doch noch geholfen, und des lang erſehnten, nun ſo herrlich erſchienenen Erlöſers. Da wankten Greiſe daher, deren ſchneeiges Haupt von den bittern Erfahrungen des vergangenen Jahrhunderts redete, die einſt von Philipp's des grauſamen Spanierkönigs blutiger Geißel von Land zu Land gejagt worden waren, allen Leiden und allen Qualen, die der Menſch zu erdulden vermag, erbarmungslos preisgegeben, aber deren düſtre Erinnerungen ſich im ſeligen Meſſiasrauſch der Gegenwart verklärten, und die das müde Auge gern zu ſchließen verſprachen, wenn der ſpäte Strahl deſſelben noch auf den Geſandten des Herrn, den hohen König von Zion gefallen ſei. Sie bewieſen mit beredtem Munde an ihren großen Leiden klar die Wahrhaftigkeit des erſchienenen Meſſias. Da traten Mütter einher, die der Frucht ihres Leibes den höchſten Segen zu Wege zu bringen hofften, wenn des

Meſſias Blick auf ſie fiele; Jungfrauen und Jünglinge wetteiferten, dem neuen König gegenüber ihre von ſeiner Größe und Herrlichkeit vollen Herzen in jubelnden Geſängen auszuſtrömen; ja ſelbſt Kinder, die kaum der Sprache mächtig geworden waren, begehrten, ergriffen vom Geiſte des Herrn, mit drängendem Ungeſtüm, den Meſſias von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Der Wunſch der Meiſten ging beſonders dahin, zum Oſterfeſte in Smyrna zu ſein, und mit dem Meſſias das Oſterlamm zu eſſen; denn gerade dieſes Hauptfeſt galt ja der Erlöſung, nicht nur der vergangenen der Väter durch Moſes aus Aegypten, ſondern auch der zukunftigen durch den Meſſias.

Die Judenſtadt war bald nicht mehr vermögend die immer zahlreicher zuſtrömenden Gäſte zu beherbergen; jedes Haus war bis oben gedrängt beſetzt, aller Samen Jakob's ſchien einzuwandern in die alte Griechenſtadt, Theil zu haben am neuen Heil des aufgegangenen Jakobsſterns. Es wurde alſo an den nahen Bergen eine zweite Stadt von Zelten aufgebaut, wie zur Zeit des Laubhüttenfeſtes und dieſe dehnte ſich bald weit und mächtig aus.

Wohin man blickte — Hunderte, Tauſende von Juden aus allen Ländern, von jeglichem Alter beiderlei Geſchlechts, alle fröhlich und voll guter Dinge, mit den bunteſten Hoffnungen, mit den ſüßeſten Erwartungen, gläubig und ſelig. Nie ſeit ſie der grauſame Römer aus ihrer ſchönen Heimath getrieben und ihre heilige Stadt verwüſtet hatte, waren ihrer ſo Viele beiſammen geweſen von der Nachkommenſchaft Jakobs, als zu dieſem Feſte.

Auch unter den Hauptperſonen oder vielmehr den eigentlich Handelnden dieſes Drama's war mit der erſehnten Ankunft des alten Philippos Zadukkis plötzlich wieder mehr Leben und Thätigkeit erwacht. Jakob Ben Eliah und Nathan Benjamin waren in größtem Eifer, die beſondern Feierlichkeiten des nahen Feſtes vorzubereiten und anzuordnen. Der Hauptact mußte der ungeheuern Menſchenmenge wegen im Freien abgehalten werden; denn es hätte eines herodianiſchen Tempels bedurft, um alles Volk aufzunehmen. Um in Ermanglung des Tempels dem Gottesdienſt dennoch eine alterthümliche Weiſe zu geben, die an die älteſten Zeiten der Urväter erinnerte, wurde auf Nathan Benjamin's Anordnung eine Stiftshütte erbaut, und der Aermſte ſteuerte dazu bei, derſelben jene moſaiſche Herrlichkeit zu verleihen, wie ſie im Geſetze verzeichnet iſt. Alle kunſtfertigen Hände kamen in angeſtrengte Bewegung, die alte fabelhafte Pracht nachzuahmen, die, nur dem Kopfe eines ſpätern Dichters entſprungen, gewiß nie das Tempelzelt eines Nomadenvolks geſchmückt hat. Da ſah man endlich zwei Tage vor dem Oſterfeſte die Hütte am Abhange des Berges aufbauen, welcher einſt David Roſanes gehört hatte. Die Breter mit Goldblech überzogen, mit Riegeln durch Ringe zu Wänden aneinander befeſtigt und an jedem der Breter zwei ſilberne Füße, je fünf Breter zu den Seitenwänden und acht zur Hinterwand, zehn Teppiche von weißer, gelber, ſcharlach und roſenrother Farbe, eine Decke darauf von Ziegenhaar, Alles mit Heften und Schleifen, den prachtvollen Vorhang an Säulen mit goldnen Knäufen und ſilbernen Füßen befeſtigt, um das Allerheiligſte vom Heiligen zu ſcheiden, und das Tuch in die Thüre der Hütte. Man hatte ſich buchſtäblich an die durch dreitauſendjährige Ueberlieferung heilig gewordene Vorſchrift gehalten. Eben ſo waren nach derſelben eine Bundeslade mit dem Gnadenſtuhle, ſiebenarmige goldne Leuchter, Schaubrodtiſche, Rauchfäſſer und alles Opfergeräth angefertigt worden, wie man es im Buch Exodus aufgeführt findet. Großer Reichthum war dabei verſchwendet worden; aber alle Hände drängten ſich herbei zu geben, und Jedermann gab nach ſeinen Kräften. Deßgleichen hatte Nathan Benjamin prieſterliche Kleidung anfertigen laſſen, wie ſie Aaron und die Leviten getragen oder die Hoheprieſter und Prieſter zur Zeit David's, genau nach den Vorſchriften des Geſetzes. Unzählige Hände waren in Thätigkeit, nach des Propheten Angabe Alles zu ordnen und ſelbſt die Nacht hindurch zum Rüſttage war in der Stiftshütte und Nathan's Wohnung unausgeſetzte Regſamkeit. Sabbathai ſelbſt war für das Volk nicht ſichtbar; er trat in den Vorbereitungen zum Feſte nicht handelnd auf; eben ſo wenig ſeine Gemahlin noch Einer ſeiner Brüder.

Ein hellaugiger Frühlingsmorgen überglänzte die erſten friſchen Stunden des Rüſttages zum Paſſahfeſte. Solch einen Paſſah hatte Keiner von den

Vätern gefeiert, kein Geſchlecht hatte von dieſen heiligen Tagen ſich ſolch hohe Wonne verſprechen dürfen, ſolche Luſt und Freude; ſo unausſprechliche Genüſſe hatten dieſem armen Volk ſeit Salomons Zeiten nicht mehr geblüht. Das war ein ewiger glückſeliger Rauſch, ein nicht auszumalender Taumel herrlicher Empfindungen. Alle Seelenkräfte waren in ſüßeſter Spannung, Jeder hegte in ſich die unerſchütterlichſte Ueberzeugung, daß die reizblühenden Tage einer ungetrübten Freude nun gekommen ſeien, und glaubte an die übertriebenen Verſprechungen einer bunt ausſchweifenden Phantaſie.

Der Monat Niſan, die reizendſte Zeit des orientaliſchen Frühlings, ſchien durch die köſtlichſten ſeiner Geſchenke die hohe Feier des Feſtes anerkennen zu wollen, der prachtvollſte Lenz ſchien einverſtanden mit den glühenden Entzückungen des auserwählten Volks Gottes. Die begeiſterten Juden erblickten in der Natur die gehorſame Dienerin ihres Gottes, die auf ſeinen Wink das Füllhorn ihrer Schätze, den Glanz und die Schönheit, die Fülle und den Genuß gehorſam willig zu den Füßen des Meſſias ausſchütte und ſeinen Thron umbaue mit Sonnenlicht und Blumen, mit üppigen Palmen und Roſen, mit der Granatblüthe, dieſem brennenden Liebesherzen, und der ſchwellenden Pracht der Cactus. So wurde der drangvollen Bruſt, der die Sprache viel zu arm war, die tiefſte Erſchütterung der Seele und die Erzeugung der heiligſten Gefühle — allen faſt noch neu — auszuſprechen, der herrlichſte Frühling zum mittelbaren Ausdruck. Die Glücklichen ſahen die ſchönen lachenden Tage, Laub und Blumen, Gras und Halm als die verkörperten Worte der Luſt an, die ſie und die ganze Natur durchfluthete. Das höchſte Entzücken wähnt die Natur ſtets mitfühlend, wie der höchſte Schmerz ſie gleichgültig und gefühllos wähnt. Aber das heilige Entzücken des Menſchen hat immer recht, wie ſein heiliger Schmerz. Iſt doch jeder Frühling ein Meſſias der Welt, ein Tröſter, ein Erlöſer, ein Beglücker, ein Fürſt der Luſt und Freude, ein König der Könige! Oder vielmehr, es iſt der uralte ſich ewig verjüngende Liebesfürſt, der jedes Jahr in alter und doch neuer Herrlichkeit wiederkehrt die in Elend und Sklaverei ſchmachtende Welt zu erlöſen. Wird nicht ewig von Neuem auf ihn gehofft, feſt an ihn geglaubt und ſeiner Verheißung vertraut? Und hat er jemals Hoffnungen betrogen, Glauben getäuſcht? Iſt er nicht immer gekommen ein hochherrlich geſchmückter Herr, das Antlitz voll zauberhafter Milde, die Hände voll duftender, beglückender Gaben, ein Heiler der Kranken, ein Tröſter der Armen, ein Wunderthäter allem Volk? Und hat er nicht Propheten und Prophetinnen, die von ihm zeugen? Das Schneeglöcklein und die Lerche, das Knoſpenauge und der warme Lufthauch. Er trägt die herrlichſte Krone, die wahre Meſſiaskrone, denn keines Menſchen Hand hat ſie bereitet, und ihn umwaltet ein prächtiger Hofſtaat. Das funkelt und flimmert viel köſtlicher als Perle und Edelſtein und alle Farben umglühen ſeinen Thronwagen. Erd' und Himmel ſchmücken ſich zu ſeinem Empfang. Ja der Frühling iſt der wahrhaftige Meſſias. Daher iſt die uralte Sage der Juden von tiefer Bedeutung, daß der Meſſias am Paſſah dem hochheiligen Frühlingsfeſte erſcheinen und ſich der Welt kund geben werde. Und darum war Alles voll ſonniger Frühlingsluſt, voll Freude und Seligkeit, denn der Meſſias war da! O es iſt ein Großes, das von tauſendjährigem Jammer zuſammengepreßte

Herz mit der hoffnungsgrünen Frühlingswonne liebender Gewährung aufzuſchwellen und in die ſchmerzvertrocknete, qualverbrannte Bruſt den kühlen Honigſtrom der Freude, des Genuſſes zu leiten! Ja, Sabbathai war der wahrhaftige Meſſias der Juden; denn er hat ſein Volk beglückt. Und wenn es auch nur Tage waren! Wer mißt die Seligkeit nach dem Laufe des Weiſers an der Uhr? Eine Stunde höchſter Wonne wiegt ein ſchales Leben auf. —

Die Stiftshütte prangte mit Bäumen, Blumen und Laubgewinden ausgeſchmückt vom Giebel bis zum Boden, alle Zelte umher waren auf ähnliche Weiſe geziert; man ſah, es war eine heilige Stadt, ſchnell und phantaſtiſch aufgebaut wie ein Geſang Davids, ein hehrer Pſalm, und geſchmückt wie eine Braut zum heiligſten Feſte; ſo würdig, ernſt und feierlich war überall Glanz und Pracht verbreitet.

Am früheſten Morgen badete alles Volk Israels im Meere, die Frauen in den eigens für ſie errichteten Kojen. Da enthüllte ſich manche Schönheit den ſtaunenden aber verſchwiegenen Wellen, wie ſie europäiſcher Himmel und Gewäſſer niemals ſahen, die reinſten edelſten Formen, die Summe aller entzückenden Reize tauſendfach variirt und doch ſtets unausſprechlich ſchön, Köpſchen, ſo niedlich und wunderlieblich, wie ſie Mahomeds heißer Phantaſie bei Beſchreibung der Houris im Paradieſe vorſchwebten. Denn die Jüdin iſt allbekannt das ſchönſte Weib des Morgenlandes.

Nach dem Bade drängte Alles in die Juden- und Zeltſtadt hinauf.

Wie der junge Tag, ſo ſtrahlten die Augen der Tauſende und aber Tauſende, die in prächtigen Feſtkleidern geſchäftig hier auf- und abwogten. Die Frauen bereiteten die ſüßen Brode, die Männer eilten, die Oſterlämmer mit Kränzen, Blumen und Zweigen zu ſchmücken. Man hatte einige Wochen lang ganze Heerden von den griechiſchen Inſeln eingeſchifft.

Am Nachmittag begann der große Zug aller Hausväter von der Judenſtadt aus hinaus nach der Stiftshütte. Jeder trug ſein geſchmücktes Lamm auf den Schultern, nach der alten Weiſe der Väter, wie ſie Nathan Benjamin wieder hergeſtellt hatte. Die Schlachtmeſſer waren früher ſchon in die Stiftshütte abgeliefert worden. So wie ſie am Berge anlangten, wurden ſie von einem beſonders beſtellten Aufſeher in drei gleiche Haufen getheilt, deren einer nach dem andern zum Schlachten der Lämmer zugelaſſen wurde, gerade wie es im Tempel zu Jeruſalem einſt der Fall geweſen war.

Sobald der erſte Haufe an die Stiftshütte heran trat, kamen ſchön und alterthümlich gekleidete Trommeter heraus und begannen zu trommeten, wodurch das Paſſahfeſt nach der Väter Gebrauch eingeblaſen wurde. Der Vorhang der Stiftshütte wurde zurückgeſchlagen und das ſtaunende Volk ſah Nathan Benjamin und die Schüler Sabbathai's in prächtigem Schmuck hervorſchreiten, Erſterer als Hoherprieſter, Letztere als Prieſter gekleidet mit den Schlachtmeſſern und Blutbecken in der Hand. — Alle waren barfuß und trugen den engen ſchneeweißen Prieſterrock mit dem langen mehrfach um den Leib geſchlungenen Gürtel, der mit purpurnen, ſcharlachnen und himmelblauen Fäden kunſtreich geſtickt war. Von derſelben weißen Leinwand war der Tulbend; denn rein und weiß, wie die Hülle des Schwans war der alten Juden Prieſterkleid. Nathan Benjamin aber trug darüber noch die prächtige Auszeichnung des Hohenprieſters, den himmelblauen, ſeidnen, faltigen Rock, ein bis über die Knie herabhängender Ueberwurf, unten mit aus Gold- und Purpurfäden gewirkten Granaten und ſilbernen Schellen beſetzt, die bei jedem Schritte lieblich erklangen, und darüber endlich das goldne überausprächtige Ephod, ein aus Goldfaden und farbiger Seide mit Blumenmuſtern herrlich gewirkter Bruſtharniſch, und an dieſem der Gürtel von gleichem Stoff. Auf der Bruſt glänzte ihm das eigentliche hohenprieſterliche Kleinod, das unſchätzbare Choſchen, das zwölftheilige Bruſtſchild, mit einer ſtarken goldnen Kette auf den Schultern an Edelſteinen befeſtigt. In dieſem Bruſtſchild waren zwölf Edelſteine in goldne Kronen eingefaßt, in der erſten Reihe ein Sardonyx, ein Topas und ein Smaragd, in der zweiten Reihe ein Rubin, Diamant und Saphir, in der dritten ein Lyncur, Amethiſt und Achat, in der vierten ein Chryſolith, Onyx und Berill. Auf dieſe Edelſteine waren die Namen der zwölf Stämme Jsrael eingegraben, nach der Ordnung, wie die Stammväter geboren waren. Auf dem weißen Tulbend ragte oben das goldne

Stirnblatt mit dem Namen Gottes, wie er auf Sabbathai's Ring gefunden worden war.

Die Prieſter reichten den Familienvätern die Schlachtmeſſer, und Jeder ſchlachtete ſofort ſein Lamm; die Prieſter fingen in den Becken das Blut auf und ſchütteten es zu den Füßen des im Freien erbauten Brand-Altars. An aufgepflanzten Säulen wurden die Lämmer ausgeweidet, die Eingeweide von den Prieſtern auf den lodernden Altar getragen, um dort nach alter Sitte verbrannt zu werden. Nachdem der erſte Hauſe ſeine Thiere geſchlachtet hatte, wurde der zweite und dann der dritte zugelaſſen; jeder nahm dann ſein Lamm in der Haut und trug es in ſein Haus oder ſein Zelt. Während der ganzen Feierlichkeit wurde von den Sängern unter Hörnerklang das große Hallel geſungen, die Pſalmen vom 113ten bis zum 118ten.

Als nun die Männer ihre geſchlachteten Lämmer in ihre Behauſung trugen und der Platz leer geworden war, führte Jakob Ben Eliah den mit einem Schleier verhüllten Sabbathai in die Stiftshütte. Nathan Benjamin hatte durch die Schulrufer verkünden laſſen, daß Jedermann zum Beginn des Feſtes ſich vor der Stiftshütte einfinden und das Paſſah-Lamm nicht eher berühren ſolle, als bis ſein Auge den erſchienenen Meſſias in größter Herrlichkeit erblickt habe.

Der Abend war weich und duftig vom Himmel geſtiegen und mit ihm kam des Paſſahfeſtes Anfang. Das Zuſtrömen der Menſchen war ungeheuer, der ganze Berg lebte, darüber warf die Dämmerung einen kaum merklichen Hauch. Endlich verkündete Trommeten- und Poſaunenklang des Feſtes Beginn. Der Vorhang der Stiftshütte rauſchte ganz zurück, man ſah den Leuchter ſiebentheilig flammen und hellen Schein ausſtrömen, man ſah den Altar dampfen und der Hoheprieſter ſtand in der Mitte der Prieſter. Als die Hörner verſtummten, trat er vor und redete alſo zum Volke: „Der Herr unſer Gott, deß Gnade währet von einem Ende der Welt zum andern, hat zum Paſſah unſre Väter errettet aus der Hand der Aegyptier, und hat uns durch Moſes, David und die Propheten verkündet, daß er den großen Erlöſer ſeines Volks ſenden werde zum Paſſahfeſt. Freue dich, Iſrael, und jauchze, du Saamen Jakobs; denn der Tag der Gnade iſt erſchienen, von dem

David geſungen; er iſt vom Himmel geſtiegen friſch und glänzend, wie eine reizende Jungfrau aus dem Bade. Iſrael! dein Meſſias iſt angekommen, dein Erretter harret vor der Thüre. Zion! das Herrliche, wartet mit liebender Ungeduld ſeines Königs, und die Steine hüpfen, die ſich zuſammenfügen werden zu ſeinem Thron. Der Herr hat ſich unſer erbarmet und unſrer Noth ein Ende gemacht; darum jauchzet, ihr Gerechten! Wirf dich nieder Iſrael und bete an; denn dein König tritt vor dich in ſeiner Schöne!“

Der Vorhang vor dem Allerheiligſten wich, Lichtglanz, in allen Farben prächtig ſpielend, fluthete hervor, und in ſeinem Strome ſchritt Sabbathai hervor, anzuſchauen wie ein Engel des Lichts. Koſtbare Gewande floſſen um ſeines Leibes edle Geſtalt, ſein ſchönes Antlitz verklärt, ſein großes mildes Auge lächelte Frieden und Glück. Segnend breitete er ſeine Hände über das Volk und Alles ſtürzte nieder und ſchrie: „Heil dir, großer König von Zion! Frieden dir, gottgeſandter Meſſias! Heil! Heil!“

Und die Prieſter hatten ihr Antlitz zur Erde geneigt. Der Hoheprieſter aber erhob ſich und nahm aus Baruch Ben Curbano's Hand eine goldne Schaale, trat an den Meſſias und ſprach: „Der Herr unſer Gott, des Name ewig iſt, hat mir befohlen, ſeinem Propheten, daß ich dich, Sabbathai, ſalbe vor allem Volk zum König von Zion, gleich wie Samuel ſalbte David den Knaben. Und ich gieße aus auf dein Haupt das duftende Oel der Gerechtigkeit und begrüße dich zuerſt als den König der Könige, als den Herrn der Welt.“

Die Schaale war geleert; Sabbathai's Locken troffen von der köſtlichen Königsſalbe, Nathan ſank vor ihm auf den Boden und küßte ihm die Füße. Die Sänger aber begannen mit kräftigen Stimmen, und ein tauſendſtimmiger Chor fiel ein:

„Gott! gib dein Gericht dem Könige und deine Gerechtigkeit des Königs Sohne, daß er dein Volk bringe zur Gerechtigkeit und deine Elenden errette. Laß die Berge den Frieden bringen unter das Volk und die Hügel die Gerechtigkeit! Er wird das elende Volk bei Recht erhalten, und den Armen helfen und die Läſterer zerſchmettern. Man wird dich fürchten ſo lange die Sonne und der Mond währet von Kind zu Kindeskindern. Er wird herabfahren wie der

Regen auf das Feld, wie die Tropfen, die das Land befeuchten. Zu ſeinen Zeiten wird blühen der Gerechte und großer Friede bis daß der Mond nimmer ſei. Er wird herrſchen von einem Meer bis an's andre und von dem Waſſer an bis zur Welt Ende. Vor ihm werden ſich neigen die in der Wüſte, und ſeine Feinde werden Staub lecken. Die Könige vom Meer und in den Inſeln werden Geſchenke bringen; die Könige aus Reich Arabien und Saba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen. Denn er wird den Armen erretten, der da ſchreiet, und den Elenden, der keinen Helfer hat. Er wird gnädig ſein den Geringen und Armen, und den Seelen der Armen wird er helfen. Er wird ihre Seele aus dem Trug und Frevel erlöſen, und ihr Blut wird theuer geachtet werden vor ihm. Er wird leben, und man wird ihm vom Golde aus Reich Arabien geben. Und man wird immerdar vor ihm beten; täglich wird man ihn loben. Auf Erden, oben auf den Bergen, wird das Getraide dick ſtehen; ſeine Frucht wird beben wie Libanon und wird grünen in den Städten, wie Gras auf Erden. Sein Name wird ewig bleiben; ſo lange die Sonne währet, wird ſein Name auf die Nachkommen reichen, und werden durch denſelben geſegnet ſein; alle Helden werden ihn preiſen. Gelobet ſei Gott, der Herr, der Gott Iſraels, der allein Wunder thut, und gelobet ſei ſein herrlicher Name ewiglich, und alle Lande müſſen ſeiner Ehre voll werden! Amen. Amen.“

Der Pſalm war mit ſteigender Begeiſterung geſungen worden, und ſchon während des Geſanges ſtürzten Männer und Frauen, Mädchen und Kinder mit Verzuckungen zu Boden, und als das Hallel verſtummte, ſah man Hunderte zugleich niederfallen. Viele weiſſagten und ſprachen hohe und herrliche Dinge in ſeltſamen wunderbaren Worten, Andre verwundeten ſich in wilder Raſerei mit Meſſern oder zerſtießen ſich die Köpfe an Steinen, Einige ſtürzten ſich in ſchrankenloſer Entzückung von den Felſen hinab in's Meer, daß ihr Gebein an den Spitzen zerſchellte, wieder Andre hatten furchtbare Geſichte, ſie ſahen Erde und Himmel in Flammen ſtehen oder die Erde voll Blut; die Gemäßigſten ſprangen herzu, hoben Sabbathai auf ihre Schultern und trugen ihn unter Lobgeſängen nach ſeiner Wohnung. Dann gingen Alle, das Paſſahlamm zu bereiten und zu verſpeiſen. Aber die gewaltigſten Leidenſchaften waren in der höchſten Aufregung. Ueberall wildes Geſchrei, toller Jubel, Prophetenſtimmen, wahnſinnige Luſt. Wein floß in Strömen an allen Tiſchen; man kehrte ſich nicht an die geſetzmäßig vorgeſchriebenen vier Paſſahbecher, und zwiſchen den Bechern ſang man den großen Geſang; aber Jubelſtimmen fielen hinein:

„Eröffnet iſt des Heiles Gnadenborn
Und tränkt die durſt'gen Kinder Israel,
Die alle kommen über Land und Meer,
Im Schatten auszuruh'n am kühlen Quell.
Hell aufgegangen iſt der Jakobsſtern,
Und ſtrahlet Jedem Glück und Frieden zu,
Der ſich zum auserwählten Volke zählt.
Vorüber ſind die Stunden banger Nacht,
Des Jakobsſternes Licht bringt goldnen Tag.
Erſchienen iſt dein König, Zion, heut!
Und ziehet aus, der gottgeſandte Held,
Auf einem Eſelsfüllen jung und ſtolz;
Und hält zum Hahnenſchrei an deinem Thor.
Mach', Tochter Zion, mach' das Thor ihm auf!
Bau deine Thürme, deine Zinnen auf,
Bau deinen Königsthron, du Davidsſtadt!
Dein Heiland iſt gekommen, klopft an's Thor.
Dein Heiland iſt gekommen, thu' ihm auf!

Er führt in's Land der Väter uns zurück,
Er macht uns, die zerſtreut zu einem Volk,
Er gibt uns Glück und Frieden, macht uns reich,
Er führt in's Land der Väter uns zurück."

Sehr viele Bewohner der Zeltſtadt hatten in der Seligkeit ihrer Gefühle ihre Tiſche, Stühle oder Polſter, je nachdem ſie aus dem Occident oder Orient gekommen waren, aus den Zelten heraus auf den grünen Raſen gebracht, und verzehrten hier das Paſſahlamm gemeinſchaftlich; als die goldhelle oder purpurrothe Feuerquelle des Weins ſprang, kamen Andre hinzu, und bald ſah man Geſellſchaften von hundert und noch mehr Perſonen in verſchiedenen Gruppen zuſammen ſchmauſen und zechen und ſich den glückſeligen Gefühlen des Augenblicks ganz und ohne Rückenthalt hingeben. Man fragte nicht woher? wie alt? wie reich? es war genug ein Jude zu ſein, um in den allgemeinen Bund der Freude aufgenommen zu werden. Hier ſank der deutſche Jude dem perſiſchen an das Herz, der Spanier umarmte den Ruſſen, der Franzoſe küßte dem Jeruſalemiten den Bruderkuß auf dem Mund, und manche von lebenslänglicher Schmach niedergedrückte und entadelte Menſchengeſtalt erhob ſich in dieſer Nacht am Zauberſtrahl der reinſten und höchſten Freude, verklärt und verſchönt zu der gottangeſtammten Würde, manches kummerbleiche Geſicht ward überhaucht vom Morgenrothſchein ihm unbekannter aber edelſter Gefühle. Durch alle, wie ſie gekommen waren vom Rheinſtrom, vom Tajo, von der Seine, von der Weichſel, vom Euphrat und vom Jordan, glühete wie ein heißer Lebensſtrom der große unausſprechlich herrliche Gedanke, nun ein Volk zu ſein, wieder eine gemeinſchaftliche Nationalität zu beſitzen, das heilige Vaterland der Väter auch das Ihrige nennen zu dürfen, in einem der Erhabenheit ihres Gottes angemeſſenen Tempel wieder zuſammen den Herrn anzubeten, der ſeine uralte Gnade heute wieder an ihnen geoffenbart, und von eines Königs, ihres Königs, des gottgelobten und von Sehermund prophezeihten Meſſias, und deſſen Nachkommen mildem Scepter regiert zu werden. Das war nun der wilde nie redende Freudentaumel, das war das nie genug ausgefühlte Entzücken, das ſich ſtets zu neuem Jubel wieder aufreizte, daß alle die großen, bunten und wunderbaren Hoffnungen der

Jahrhunderte und Jahrtauſende an ihnen in Erfüllung gegangen, daß ſie die glückbringende Krone des Meſſias, nach der die Väter gläubig aber vergebens gen Oſten ausgeſchaut, auf dem Haupte des Königs von Zion erblickten, daß das troſtvolle ſüße Licht des Jakobsſterns, nach dem der Urahn ſich ſchmerzlich weinend lebenslang geſehnt, ſtets wandelnd in der Nacht des Elends, ſich nun mit ſo prächtigen Strahlen in ihre Herzen ſchmeichle und darin das Freudenfeuer höchſter Genüſſe anzünde und ſtets unterhalte. Was die Gottbegeiſterung begonnen, vollendete der Wein. Denn auch der Wein iſt ein Meſſias, wie der Frühling. Ein heiliger, berggeborner Sonnenſohn, von deſſen beglückender Ankunft die im Leiden ſchmachtende Menſchheit träumt, bis er ſtill und ſinnend und tiefe Geheimniſſe in ſich bergend, die mit ihm größer und ſtärker werden, ein kräftiger Jüngling wird, und mit feurigem Auge und beredtem Munde mitten unter die ſeiner hoffnungsvoll harrenden Menſchen tritt und ihnen ſein glückſeliges Heil verkündet. Da fallen die Ketten des Wahns, des Trübſinns, der gemeinen irdiſchen Gebrechlichkeit und ein höheres heiligeres Sein beginnt.

Der Wein war Tröſter, Erretter, Erlöſer, Meſſias. Alle Völker der Welt hoffen auf ihn; alle Seher auf Erden weiſſagen von ihm, alle Dichter ſingen ihm Hymnen und Pſalmen, alle Zungen jauchzen überſchwenglich ſein Lob. Und ſo ward Sabbathai in dieſer großen Nacht von zwei ihm gleichen Himmelsbrüdern würdig empfangen und gefeiert, vom Meſſias Frühling und vom Meſſias Wein, und dieſe drei brachten Heil und Glück über das Volk der Juden. Wohl wurde auch der Frühling nicht müde in dieſer Wonnenacht und that ſeine duftenden farbigen Liebesaugen nicht zu. Auch er langte freigebig zu dem großen Meſſiasfeſte alle ſeine geheimen und offnen Schätze hervor und warf ſie auf das glückſelige wonnetrunkene Volk; Erde und Himmel vereinten ſich, ihr Möglichſtes zur Feier des Feſtes beizutragen. Am azurblauen Himmel hing des Mondes reine Silberleuchte, ſich wiegend und ſchaukelnd auf der unendlichen Fläche, aus der tiefer und tiefer heilige Sternenaugen auftauchten, mild blickend und beruhigend, wie eines todten Kindes weißes verklärtes Antlitz, ſelig lächelnd zuletzt nur noch wie eine ſehnſüchtige Ahnung, wie ein thränenzarter

Lichthauch; hellere Sterne blitzten herab wie Freudenblicke des Himmels, wie das Beifallslächeln göttlicher Zuſtimmung. Und auf der Erde war Alles ſchön. Das Meer lag ruhig ausgebreitet und vom Monde überglänzt, wie eine Wüſte voll Silberſand; am Fuße der Felſen unten ſang es aber leiſe und heimlich, wie ein ſchlaftrunkenes Mädchen, das vom Geliebten träumt, der ſie zum Altar abholen will, und dem ſie das Brautlied vorzuliſpeln ſich bemüht. Wußte doch dieſes Meer da unten die ſchönſten Lieder von Sabbathai's Jugend, Sabbathai's Liebesglück und Sabbathai's Leid. Es wußte Alles, was in dieſes Meſſias ſtolzer Bruſt geflammt und gebrauſt, gerungen und gekämpft hatte; denn es hatte ja allnächtlich dieſe fieberheiße Bruſt mit ſeinen Wellen gefühlt. Darum ſang es jetzt dem geſalbten König von Zion ſein Huldigungslied; aber es ſang leiſe und das Lied klang wehmüthig. Die Berge ſchickten laue Lüfte, ſanftkühlen friſchen Hauch und die Bäume und Blumen miſchten Düfte bei. So wirkte Alles zuſammen zu einer großen und herrlichen Nacht. Jünglinge wandelten an der Hand herrlicher Jungfrauen, ſtrahlender Schönheiten, und die Liebe flügelte raſch und gewaltig zu der Meſſiaswonne empor, wie ein Adlerpaar zu der Sonne. Ganze Schaaren zogen umher und ſangen alte Pſalmen oder neue Lieder, die die überſtrömende Begeiſterung ſchnell zu Sabbathai's Preis gedichtet hatte. Die Frauen ſpielten dazu auf ihren Harfen; Flöten und Zimbeln vereinten ſich damit und Alles jauchzte: „Heil Israel! Heil dem Meſſias!“

Die Sonne des erſten Feſttags ſtieg rein und klar in voller Majeſtät von den Bergen auf, als wolle auch ſie würdig ihren Antheil am Paſſah des Meſſias hinnehmen, als wiſſe auch ſie, welch ein herrliches Schauſpiel ſie heute zum erſten Male beleuchten ſolle, zum erſten Male ſeit ſie den Tag über die Erde führe. Sie ſollte die Krönung des Meſſias mit ihren Strahlen verherrlichen. Früh ſchon wogte das feſtlich geſchmückte Volk Israels auf den Gaſſen und den Höhen der Bergſtadt. Die Rednerbühne Sabbathai's war zu einem Throne umgeſchaffen, über welchem ſich ein prächtiger Thronhimmel wölbte. An der Stiftshütte verſammelte ſich die Menge, und von hier aus zog ſie, von Jakob Ben Eliah angeführt, in geordneten Gliedern nach Sabbathai's Wohnung, ihn abzuholen. Als der Zug wieder zurück und dann hinab nach der Ebene ging, gewährte er einen höchſt impoſanten Anblick. Hier war alle Pracht, aller Reichthum und aller Glanz des Morgenlandes entfaltet; denn der Jude liebt die Pracht und die Freude liebt den Glanz. Der Morgenländer ſchwelgt noch im Schmuck bunter Farben, wie das Kind es thut; das reiche farbige Kleid iſt der Ausdruck des hohen Werthes, den er auf ſich ſelbſt legt. Vorzüglich die Frauen und Jungfrauen hatten mit den hehren unvergleichlichen Reizen ihres Leibes die ausdruckvolle erhabene Schönheit der Kleidung gepaart. Es gibt im weiten Reiche der Schöpfung, die ſo reich iſt an edeln und ſchönen Formen, doch nichts Edler — Schöneres als eine junge reiche morgenländiſche Jüdin. In ihr vereinigt ſich der ſtolze Ausdruck des edelſten Selbſtbewußtſeins, der tief empfundenen hohen Würde des Weibes, der beglückenden Ueberzeugung, nicht die Sklavin des Mannes, nicht das verachtete Befriedigungswerkzeug ſeiner Sinnlichkeit, wie die Haremsbewohnerin des Moslemin, ſondern ſeine Freundin, ſeine Geliebte, ſein Weib, ſeine Gebieterin zu ſein, mit den feurigen, ſtarken, gewaltigen und doch zärtlichen, ſchwärmeriſchen Gefühlen, welche die ſüdliche Sonne entzündet, und die als ſcharfe, reizende Formen an der äußern Erſcheinung hervortreten, endlich mit der erhabenen Schönheit, die einſt höchſte Gottbegeiſterung in dem geſegnetſten Lande Aſien's hervorrief, und die von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbend, dort niemals verſchwindet. Aber ſo ſchön die Jüdin iſt, ſo reizend weiß ſie ſich zu kleiden. Ihr Ueberwurf iſt von Goldweberei oder Goldſtickerei mit den lebhafteſten Farben gemiſcht, ihre weiten faltigen Gewänder ſind von hellblauer oder grüner Seide oder weichen zarten Muſſelinen, an den feintuchenen Oberkleidern hat die Kunſt der Sticknadel, die ſie meiſterhaft verſtehen, ihr Möglichſtes geleiſtet, um ihren ſchlanken Leib windet ſich das koſtbarſte feinſte Gewebe der Haare der Kaſchmirziege, ein gleicher rother Shawl ſinnig und maleriſch geſchlungen bildet ihren Tulbend und vor allen iſt der Geſchmack in der Wahl und den Uebergängen der hellen ſtrahlenden Farben zu bewundern. So heben und tragen ſich die Schönheit des Leibes und die des Kleides wechſelſeitig, und die Beſitzerin und Schöpferin ſo vieler Reize iſt noch immer eine „Roſe Sarons,“ eine „Lilie im Thal.“ An den unvergleichlich edeln Formen der orientaliſchen Jüdin verſteht man erſt die wahre Bedeutung des ſtolzen Namens „das auserwählte Volk Gottes;“ denn welches andre Volk hätte je dieſen Namen verdient? Durch ſie begreift und empfindet man Salomo's königlich hohes, ſchwärmeriſch heißes Liebeslied, und man wird geneigt dem Perſerkönig Artaxerxes der ſchönen Eſther wegen Manches zu verzeihen.

Die reichſten und ſchönſten Jüdinnen waren nach Smyrna gekommen; denn ihre empfänglichen poetiſchen Seelen flammten zumeiſt für Sabbathai's meſſianiſche Sendung, und wie er von den Frauen ſeiner Umgebung ſchwärmeriſch verehrt wurde und ihnen ſeine Erhebung verdankte; ſo war es von allen Israelitinnen in der weiten Welt nicht unbemerkt geblieben, daß der Meſſias der ſchönſte Mann ſei. Zu Tauſenden waren ſie im Königszug ſelbſt einherwandelnd in unſchätzbarer Pracht, ſelbſt wie Königinnen; da brannten in verzehrender Glut die reizendſten Augen auf Sabbathai's ſtolzer Geſtalt, und man wußte nicht, war es Begeiſterung oder Liebe, was ſo mächtig ſtrahlte; da lächelten bezaubernd lieblich die holdſeligſten Lippen.

In der Mitte des Zugs ritten Sabbathai und Mirjam, ſo reich und herrlich geſchmückt, wie es die Phantaſie des Morgenländers nur zu erfinden vermochte. Ihn zierte das hohenprieſterliche Kleid, aber ſchier überladen mit Goldſtickereien und Purpurgeweben. Gleich köſtlich waren die Eſel behangen, welche das königliche Paar trugen. Die Fahne des Meſſias wehete groß und faltig vor ihm her. Zu beiden Seiten ritten Joſeph und Eliab, Sabbathai's Brüder, gleichfalls in königlichem Schmuck; zunächſt hinter ihnen Salome, Sabbathai's Mutter, Jeruſa und Mihurmah. Die Familie war von einer Menge Pagen umgeben, welche die Thiere an goldnen Zäumen leiteten, oder goldne Gefäße trugen. Die Prieſter führte Nathan Benjamin als Hoherprieſter an. In ihrer Mitte trugen ſie die neue Bundeslade an Stangen.

Sabbathai's ſtolze Befriedigung in ſeinen edel ſchönen Zügen war von Freude, Liebe und Milde verklärt; man ſah es ihm an, mit welchen großen Plänen, ſein Volk zu beglücken, ſein Geiſt ſchwanger ging. In Mirjam's reizendem Geſichte thronte dagegen der reine ungemiſchte Stolz, kalt und hart, und kaum von der Freude, das hohe Ziel erreicht zu haben, in etwas gemildert. Nicht einen freundlichen Blick warf ſie auf das Volk; es kränkte ſie, daß aller Jubel und alle Verehrung Sabbathai allein galt, und daß man ſie über ihn, der doch erſt durch ſie das geworden, zu vergeſſen ſchien. Zuweilen wenn ſie die maßloſen Ausbrüche der Begeiſterung wahrnahm, ſpielte es wie Hohn um ihre Lippen; dann hatten die ſchönen Züge einen verletzenden Ausdruck, und nur, wenn ihr Auge auf den vor ihr wandelnden Ruben fiel, verwiſchte ein anderes Lächeln die bittere Verzerrung.

Außer dem Zug wandelten zwei Männer im eifrigen Geſpräch mitten unter dem Andrang und Zulauf der Franken, Armenier, Griechen und türkiſchen Sklaven. Es war der alte Philippos Zadukkis und jener Iſaac Rophe aus Jeruſalem, der warme Vertheidiger Sabbathai's in der Rabbinal-Verſammlung. Des Letztern Auge flog ruhig und leidenſchaftlos über die bunte Menge; er ſchien frei vom Fieber des Fanatismus, ſein Mund brach nicht begeiſterte Reden oder Geſänge aus; er ſprach leiſe und vertraulich mit dem Griechen. —

Zuerſt wendete ſich der Zug nach dem Berge. An der Stiftshütte hob Nathan Benjamin den Meſſias vom Eſel, die übrigen Glieder ſeiner Familie wurden von den andern Prieſtern bedient. Und der Vorhang vor der Hütte wurde zurückgezogen und die Bundeslade hineingetragen. Nathan aber führte Sabbathai die Stufen hinauf. Ringsumher im großen Halbkreis nahmen die Frauen Platz, denen man ihre Harfen gebracht hatte; es waren mehr als zweihundert. Auf der andern Seite ſtanden Drommeter, Pauker und Pfeifer mit ihren Inſtrumenten und das große Chor der Sänger. In der Stiftshütte ſaßen zu beiden Seiten Sabbathai's Familienglieder. Da ſprach der Hoheprieſter mit lauter Stimme: „Schon einmal hat der Herr unſer Gott einen Propheten Nathan erweckt, daß er den großen und weiſen König Salomo auf den Thron ſetze und zum König mache über Israel. Wie jener Prophet Nathan Salomo erhob, ſo erhebe ich dich

Sabbathai, der du größer biſt als Salomo, der du David ſelbſt biſt, zum König von Zion, und ſetze dir, wie mir der Herr befohlen hat, die Krone des Meſſias auf dein Haupt. Im Namen des Herrn, des hochgelobten Gottes, dein ſei und deinem Samen bis in Ewigkeit das Reich David's mit dieſer Krone!" Raſch öffnete er die Bundeslade und zog eine prächtige Krone heraus, von goldnem Laubwerk, Sternen, Perlen und Edelſteinen wunderbar köſtlich gearbeitet, die leuchtete weithin und blendete die Augen alles Volks. Sabbathai aber beugte das Knie und empfing die Krone auf ſein Haupt, Baruch Ben Zadik de Curbano als erſter Prieſter warf dem gekrönten Meſſias einen goldgeſtickten Purpurmantel um die Schultern. Die nächſt ſtehenden Prieſter übergaben ihm der Erſte ein Scepter, der Andre ein Schwert, der Dritte ein Steuerruder, der Vierte eine Hand voll junger Gerſtenähren, der Fünfte einen Oelzweig, der Sechste eine Weinrebe, und Alle neigten ihr Antlitz zur Erde und beteten an. Nathan ergriff den gekrönten König am Arme, zeigte ihn dem Volke und rief: „Heil dir und Friede, Israel! Die Erfüllung deiner empfangenen Weiſſagungen iſt gekommen, wie Habakuk mit ſicherm Seherblick deinen Vätern verſprochen; ſie ſtehet vor euch als gekrönter König. Er wird ſein Maulthier ſatteln, wie der Herr unſer Gott verheißen, und wird mit ſeinem Schwerte ſein Reich erobern, er wird es mit ſeinem Scepter beherrſchen, er wird über das Meer gehen, wie ein geflügelter Adler und mit dem Steuer es ſich dienſtbar machen, er wird Oel bauen und Gerſte und Wein, daß alles Volk Iſrael froh und glücklich werde, und erkenne, daß er der Herr iſt, der Gott der Gnade und Barmherzigkeit. Auf daß ſeine Herrſchaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhl David's und ſeinem Königreich; daß er es zurichte und ſtärke mit Gericht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird thun der Eifer des Herrn Zebaoth. Darum aber, wie eure Väter am erſten und zweiten Tage des Paſſahfeſtes zum Tempel des Herrn brachten Dank- und Brandopfer, ſo bringt ihr heute und morgen zum Feſte des Meſſias und zur Feier ſeiner Krönung Gaben, ein Jeglicher nach ſeinen Kräften, von welchen des Herrn Haus wieder prächtig erbauet werde auf ſeinem heiligen Berge, und Zion wieder aufſtehe, wie der Prophet geweiſſaget von der Zeit des Meſſias: Und der Herr wird ſchaffen über alle Wohnung des Berges Zion, und wo ſie verſammelt iſt, Wolken und Rauch des Tags, und Feuerglanz, der da brennet des Nachts. Denn es wird ein Schirm ſein über Alles, was herrlich iſt. Und wird eine Hütte ſein, zum Schatten des Tags vor der Hitze, und eine Zuflucht und Verbergung vor dem Wetter und Regen. — Preiſet euch glücklich, daß ihr lebet, die der Herr auserſehen den Meſſias zu ſchauen und das Heil ſeines Reichs zu genießen. Und fallet mit mir nieder, und betet an Gott und den König."

Und alles Volk fiel auf ſein Angeſicht und betete. Sabbathai aber breitete die Hände aus, ſegnete das Volk und ſprach: „Der Herr ſegne dich und behüte dich! Der Herr erhebe ſein Antlitz auf dich und gebe dir Friede. Die Schechina, die freie Lichtmutter, erleuchte dich und ſtärke dich im Namen des Herrn!"

Nun begannen die Drommeten, Pauken, Flöten und Harfen ihr feierliches Spiel und die Männer und Frauenſtimmen fielen ein und ſangen im großen weitſchallenden Chor. So wie der Geſang begann, führte der Hoheprieſter Mirjam vor, bekleidete ſie mit einem Purpurmantel, wand ihr ein prächtiges Diadem um's Haupt, verneigte ſich vor ihr und führte ſie mit Sabbathai zugleich zu dem Thronſeſſel, welcher auf die Bundeslade geſtellt worden war. Der Geſang lautete: „Mein Herz dichtet ein feines Lied; ich will ſingen von einem Könige; meine Zunge iſt ein Griffel eines guten Schreibers. Du biſt der Schönſte unter den Menſchenkindern, holdſelig ſind deine Lippen; darum ſegnet dich Gott ewiglich. Gürte dein Schwert an deine Seite, du Held, und ſchmücke dich ſchön. Es müſſe dir gelingen in deinem Schmuck; ziehe einher der Wahrheit zu gut und die Elenden bei Recht zu behalten; ſo wird deine rechte Hand Wunder beweiſen. Scharf ſind deine Pfeile, daß die Völker vor dir niederfallen mitten unter den Feinden des Königs. Gott, dein Stuhl bleibt immer und ewig; das Scepter deines Reichs iſt ein gerades Scepter. — Du liebeſt Gerechtigkeit und haſſeſt gottloſes Weſen; darum hat dich Gott, dein Gott, geſalbet mit Freudenöl, mehr denn deine Geſellen. — Deine Kleider ſind eitel Myrrhen, Aloe und Kezia, wenn du aus den elfenbeinern Palläſten daher trittſt in deiner ſchönen Pracht. — In deinem Schmuck gehen der Könige Töchter; die Braut ſtehet zu deiner Rechten in eitel köſtlichem Golde. — Höre, Tochter, ſchaue darauf, und neige deine Ohren, vergiß deines Volkes und deines Vaterhauſes: ſo wird der König Luſt an deiner Schöne haben; denn Er iſt dein Herr und ſollſt ihn anbeten. Die Tochter Zor wird mit Geſchenk da ſein, die Reichen im Volk werden vor dir flehen. Des Königs Tochter iſt ganz herrlich inwendig, ſie iſt mit goldenen Stücken gekleidet. Man führet ſie in geſtickten Kleidern zum Könige; und ihre Geſpielinnen, die Jungfrauen, die ihr nachgehen, führet man zu dir. Man führet ſie mit Freuden und Wonne, und gehen in des Königs Pallaſt. Anſtatt deiner Väter wirſt du Kinder kriegen; die wirſt du zu Fürſten ſetzen in aller Welt. — Ich will deines Namens gedenken von Kind zu Kindeskind; darum werden dir danken die Völker immer und ewiglich.“

Sabbathai erhob ſich, blickte mit ſtolzer Würde umher und ſprach im ruhigen Tone eines Beherrſchers der Welt: „Der Herr hat mich zum König der Könige erhoben, und ſo erhebe ich meinen Bruder Joſeph zum König von Iſrael, meinen Bruder Eliah aber zum König von Juda, und befehle dir, Nathan, daß du ſie ſalbeſt.“

Der Hoheprieſter zog ſein goldenes Horn hervor, die beiden Brüder neigten ihre Häupter vor dem Thronſtuhl und empfingen das heilige Oel auf ihre Scheitel. Sodann gingen Herolde aus und verkündeten es dem Volke mit Drommetenſchall, daß Joſeph und Eliah zu Königen von Iſrael und Juda erhoben worden ſeien. Sabbathai und der Hoheprieſter ſegneten ſie, die Harfen, Flöten und Pauken tönten zu ihrem Preis und die Sänger ſangen ihnen einen Pſalm. Die Prieſter kleideten ſie mit Purpurmänteln und das Volk bezeigte ihnen königliche Ehre. Hierauf nahm Sabbathai Mihurmah bei der Hand und ſprach: „Ich will, daß man dich ehre und hochhalte als Königin, gleich wie mein eignes Gemahl. Man ſoll dich mit Glanz und Hofſtaat umgeben und dir dienen als meiner Herrin, damit männiglich wiſſe, wie theuer du meinem Herzen biſt und daß du die Erſte warſt, die den Meſſias in mir begrüßte. Du biſt meine wahrhaftigſte Prophetin geweſen, darum will ich dich auch als eine wahrhaftige meſſianiſche Königin gehalten wiſſen.“

Mit dieſen Worten ergriff er Nathan's Horn, nahm der ernſt ſchönen Frau den Tulbend vom Haupte und träufelte ihr heiliges Oel darauf; dann warf er einen der Purpurmäntel um ihren Nacken, küßte die in die Knie geſunkene, hob ſie auf und drückte ſie an ſeine Bruſt. Mihurmah ſtammelte Gebete des Danks und der Begeiſterung. Mirjam warf ihr aber unbemerkt einen Blick zu, der von tödtlichem Haſſe, von Neid, Eiferſucht und allen böſen Dämonen der menſchlichen Bruſt zeugte; ſah ſie, die Hochſtrebende, Stolze, doch Mihurmah von Sabbathai mehr geehrt, ja geliebt, als ſich ſelbſt.

Sabbathai, nicht ahnend, was in der Seele ſeines Weibes vorging, trat zu Mihurmah's Mutter und ſprach: „Sara, ich preiſe dich glücklich, ſolche Tochter geboren zu haben; ihr ſtrahlender Glanz fällt auf dich zurück, und du ſollſt geehrt ſein von ganz Israel als eine Königsmutter nicht weniger als das Weib, welches mich geboren hat.“

Nach dieſen Verrichtungen erhob ſich die königliche Familie und die Prieſterſchaft, und der ganze Zug ſchloß ſich an, und unter Sang und Klang verfügte ſich die Menge nach der Ebne hinab, wo der Thron errichtet war. Auf dieſem nahmen Sabbathai und Mirjam zu oberſt Platz, an ſie reiheten ſich Eliah, Mihurmah und Joſeph, an dieſe Salome; Sara und Jeruſa, dann Mihurmah's Kinder, die Prieſterſchaft und auf den Stufen ſtanden die als Würdenträger des neuen Reichs bezeichneten Männer, oben an Jakob Ben Eliah der Arzt.

Paarweiſe naheten nun zuerſt die Reichſten und Vornehmſten des Volks, um Sabbathai und ſeinen Brüdern zu huldigen. Sie küßten ehrerbietig das Kleid des Meſſias und er neigte das Scepter auf ihre Häupter. Plötzlich drängte ſich ein Mann herzu, ſtürzte unten am Fuße des Throns zu Boden, neigte ſein Antlitz zur Erde und betete an. Erſtaunt erkannten alle Umſtehenden in ihm den ſehr gelehrten und als helldenkenden Kopf allgemein bekannten Moſes Servil, der von jeher in Conſtantinopel und Smyrna als ein abgeſagter Feind und wüthender Verfolger Sabbathai's gegolten hatte. Man wußte nur zu gut, daß er ſelbſt in der letzten Zeit ſich nicht geſcheut hatte, laut und nachdrücklich gegen Sabbathai zu eifern und das Nichtige der Behauptungen deſſelben darzuthun. Dieſer Mann an der Pforte des Greiſenalters, rief jetzt laut und weinend: „Vergib mir, Sabbathai, großer König, daß mein toller Wahn gegen dich war, indem ich meinte, ich ſei allein ſehend unter den Blinden. Hat mich doch die Falſchheit Vieler, die dir nur zum Schein anhängen, verführt. Ich war blind, nun hat mich der Herr erleuchtet, ich war darniedergeſchlagen, nun hat er mich aufgerichtet. Als ich den Mund der Schwachen und Unmündigen dich verkünden hörte, da kam der heilige Geiſt auch über mich und gab mir Geſichte und Weiſſagung, die von der Erlöſung Israels durch dich zeugen. So wird auch an mir, wie an Vielen, die hier verſammelt ſind, das Wort des Herrn erfüllt durch den Mund ſeines Propheten Joel: Einſt werde ich meinen Geiſt ausgießen über alles Fleiſch, eure Söhne und Töchter werden weiſſagen; eure Aelteſten werden Träume haben und eure Jünglinge werden Geſichte ſehen. — Solches Alles, hoher Herr und Heiland, iſt in dieſer Nacht und heute offenbar worden. So geſtatte denn auch mir, daß ich den Saum deines Gewandes küſſe und dir meine Verehrung darbringe.“

„Sei mir gegrüßt, Moſes Servil!“ entgegnete Sabbathai. „Ich ſegne dich und ſage dem Herrn Dank für deine Erleuchtung.“ Und er hielt ihm die Hand zum Kuſſe hin; als Moſes mit tiefſter Inbrunſt dieſelbe geküßt, kehrte er unter das Volk zurück und begann mit beredter Zunge Buße zu predigen. „Betet an!“ rief er in höchſter Begeiſterung, „bekehret euch von euerm gottloſen Weſen, thut Buße vor dem Herrn, damit ihr würdig werdet der Erlöſung durch den Meſſias. Denn es ſtehet geſchrieben im Talmud im Tractat Sanhedrin: Was ſoll der Menſch thun, auf daß er von den Schmerzen des Meſſias befreiet werde? Er ſoll ſich des Geſetzes und der Mildthätigkeit befleißigen. — Und ferner im Tractat Sabbath des heiligen Buchs: Wer die drei Mahlzeiten am Sabbath hält, der wird von drei Strafen befreit werden, von den Schmerzen des Meſſias, vom hölliſchen Gericht und vom Kriege des Gog und Magog.“ Und hingeriſſen von der Feuerlohe ſeiner Rede, ſchrie alles Volk laut auf, ſank nieder und huldigte dem Könige, Viele wurden vom prophetiſchen Geiſt ergriffen, ſtürzten plötzlich zu Boden, bekamen heftige Zuckungen, wie bei epidemiſchen Krankheiten und ſtießen erſt einzelne unverſtändliche Worte heftig heraus, hernach aber begannen ſie zuſammenhängend zu reden, Manche in hebräiſcher und aramäiſcher Sprache, von welcher ſie doch, wie Viele der ſtaunenden Umſtehenden wußten, niemals ein Wort verſtanden hatten, und verkündeten wunderbare und außerordentliche, ſowohl längſt vergangene als auch zukünftige Dinge, und der Refrain einer jeden Prophezeihung war: „Sabbathai Zewi iſt der wahre Meſſias aus dem Hauſe David's, dem Krone und Reich gegeben iſt.“

Moſes Servil aber lief umher wie ein von ſüßem Wein Berauſchter, und dann und wann blieb er vor einem Manne oder einem Weibe ſtehen, ſtarrte ihnen in das Geſicht und ſagte ihnen dann auf's Genaueſte ihre begangenen Sünden, ſo daß dieſe im Herzen ſehr erſchracken und niederfielen und Buße thaten. Und ſchaudernd ob dieſer ſeltſam wunderbaren Erleuchtung, die plötzlich über den Neubekehrten gekommen war, riefen einige gelehrte Männer: „Er iſt des Chochmath Haparzuf theilhaftig geworden!“ Und ſtreuten Erde auf ihre Häupter und beteten.

Während der Huldigung ſangen die Sänger und Sängerinnen vom heiligen Klang der Harfen begleitet David's Lied: „Jehovah deines Siegs freuet ſich der König und iſt ſehr fröhlich über deine Hülfe. — Du gibſt ihm ſeines Herzens Wunſch und weigerſt nicht, was ſein Mund bittet; denn du überſchütteſt ihn mit gutem Segen, du ſetzeſt eine goldne Krone auf ſein Haupt. — Er bittet dich um Leben, ſo gibſt du ihm langes Leben immer und ewiglich. — Er hat große Ehre an deiner Hülfe, du legeſt Lob und Schmuck auf ihn. Denn du ſetzeſt ihn zum Segen ewiglich; du erfreueſt ihn mit Freuden deines Antlitzes. — Denn der König hoffet auf den Herrn, und wird durch die Güte des Höchſten feſt bleiben. — Deine Hand wird finden alle deine Feinde, deine Rechte wird finden, die dich haſſen. — Du wirſt ſie machen, wie einen Feuerofen, wenn du darein ſehen wirſt; der Herr wird ſie verſchlingen in ſeinem Zorn; Feuer wird ſie freſſen. Ihre Frucht wirſt du umbringen vom Erdboden, und ihren Samen von den Menſchenkindern. Denn ſie gedachten dir Uebels zu thun und machten Anſchläge, die ſie nicht konnten ausführen. — Denn du wirſt ſie zur Schulter machen; mit deiner Sehne wirſt du gegen ihr Antlitz zielen. — Herr, erhebe dich in deiner Kraft, ſo wollen wir ſingen und loben deine Macht.“

Als der Geſang geendigt war, beſchloß Nathan Benjamin die erhabene Feierlichkeit mit folgendem Gebet: „Der du die Hülfe den Königen und Herrſchaft den Fürſten verleiheſt, du, deſſen Regierung alle Welten umfängt, großer, ſtarker und furchtbarer Gott, du König der Könige, der du Fürſten ein- und abſetzeſt, der du einen Bund mit deinem Knechte David errichtet haſt, ſeinen Thron ewig zu begründen, ſegne, bewahre und erhebe immer weiter unſern Herrn und König, den heiligen Rabbi, den tugendhaften ſiegreichen Fürſten Sabbathai Zewi, den Geſalbten des Gott Jakob's. Seine Majeſtät werde erhoben, und ſein Reich werde erhöhet. Ihm gabſt du Gewalt, Ehre und Rath. Alle Nationen ſollen vor ihm ſich beugen, ſein Reich dauere ewig und werde ihm nie entzogen, ſeine Regierung leide keinen Abbruch, und ſeine Majeſtät wachſe an Erhabenheit; denn die Krone ſeines Gottes iſt auf ſeinem Haupte. Könige werden ihn ſehen und vor ihm aufſtehen, und Fürſten werden ihn anbeten; denn der Gott der Treue, der Heilige Iſraels hat ihn gewählt. Sein Nachruhm dauere ewig, ſein Name mit der Sonne gleich; man ſegne ſich mit ihm, und die Völker ſegnen ihn. Unſre Augen werden es ſehen und unſre Herzen ſich freuen, wenn unſer heiliger ruhmwürdiger Tempel, das Heiligthum, das deine Hände, o Gott! gegründet haben, wieder erbauet wird. So ſei dein Wille. Amen.“

Der Zug ging mit fliegenden Fahnen, Muſik und Geſang wieder zurück. Blumen und Zweige wurden den Königen auf den Weg geſtreuet, neue Jubellieder geſungen; überall hatte man die koſtbarſten Teppiche und Tapeten ausgehängt, man las vielfache Inſchriften den drei Königen zu Ehren.

Das Volk lagerte ſich, um zu ſpeiſen und war fröhlich. Nachmittags begann das Opfern in der Stiftshütte. Viele gaben freudig und ohne ſich zu bedenken, ihr ganzes Hab und Gut, und es kam an dieſem und den folgenden Feſttagen eine ungeheure Summe zuſammen, die zur Eroberung Paläſtina's und Auferbauung des Tempels zu Jeruſalem und der Königsburg Zion beſtimmt wurde.

Der Tag verging in Freude und Luſt, Weiſſagen, Predigen und Lehren, in Bußübungen und Geſängen. Sabbathai hielt prächtigen Hof in ſeinem Hauſe und die Angeſehenſten des Volks waren zu ihm eingeladen. Dort ſprach er hohe heilige Worte der Belehrung zu ihnen, und wer ihn hörte, mußte ihn lieben und verehren.

Der Tag der Schmerzen.

Meine Harfe iſt ein Klagen geworden, und meine Flöte ein Weinen.
Bibel. Das Buch Hiob, K. 30. V. 31.

So war denn der niedrig geborne, arme Rabbi, der einſt gehaßt und verfolgt, krank, dürftig, elend, ohne Heimath und Ruheort, ein erbarmungswürdiger Bettler, Länder und Meere durchirrt hatte, zum Könige ſeines Volks erhoben, angebetet, gefeiert, mit Pracht und Herrlichkeit umgeben, von Himmel und Erde begünſtigt, zur höchſten Stufe irdiſcher Größe geſtiegen, die nur ein einziger Sterblicher jemals erklimmen konnte: er war der allgemein anerkannte Meſſias geworden. Die Judenſchaft aus drei Welttheilen hatte ihm unermeßliche Schätze zu Füßen gelegt, und harrte nun ungeduldig ſeines Winks, um ihn zur Eroberung des Landes ihrer Väter zu begleiten. So waren Reichthum und Macht ſein, beide eines Königs würdig; es galt jetzt nur, ſie richtig anzuwenden, und das Ziel, ſich in Beſitz von

Paläſtina zu ſetzen, war keineswegs ſo ſchwer zu erlangen. Denn die hohe Pforte war kaum erſt durch Muhamed Kiuprili's blutiger aber energiſch weiſer Herrſchaft aus der Lethargie aufgerüttelt worden, in welche Serailintriguen, Janitſcharendespotismus, und der nothwendige innere Verfall, ſobald es nichts zu erobern gab, ſie verſetzt hatten. Der Sohn und Nachfolger des alten eiſernen Großveziers, Ahmed, berühmter noch als ſein Vater, und mit dieſem zuſammen die beiden Strebepfeiler bildend, welche den Sturz des osmaniſchen Reichs aufhielten, hatte einen ſchweren und nicht immer glücklichen Kampf gegen die hartnäckigen Venetianer und war von den öſterreichiſchen Völkern unter Montecuculi bei St. Gotthart am 22. Juli 1664 ſchwer auf's Haupt geſchlagen worden. Der bald darauf erfolgte, für die Türken günſtige Friede zu Vosvar mit Oeſterreich gab der geſchwächten Pforte Gelegenheit, ſich innerlich zu erholen, um mit erneuerter Kraft gegen die Venetianer zu kämpfen. Jetzt beſchäftigte den kühnen, thatkräftigen Ahmed Kiuprili nur ein Gedanke; jetzt hatte er nur ein Ziel vor Augen; jetzt beſeelte ihn nur ein Wunſch, ein glühendes gewaltiges Verlangen: die Eroberung Candia's, der Kampf auf Leben und Tod gegen die Venetianer. Er rüſtete ſich furchtbar, und während die Juden ihrem Meſſias zuſtrömten, ſteuerten des Großveziers Schiffe jener Inſel zu, die Hauptſtadt derſelben mit wüthenden Angriffen zu blokiren. Wie konnte der vielbeſchäftigte mit großen Plänen ſchwangere junge Großvezier dem Gerede beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken, das die Juden von ihrem erſchienenen Meſſias machten, oder auf das ungewöhnliche Zuſammenlaufen derſelben in Smyrna ſonderlich merken? Der Jude iſt vom Türken zu ſehr verachtet, der egoiſtiſche Moslemin iſt von der Feigheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit des altteſtamentariſchen Glaubensgenoſſen ſo ſehr überzeugt, daß ihm ein Thier werther iſt. Vom Juden befürchtet er auf keine Weiſe Anderes, als feigen Verrath, ſchleichende Hinterliſt, pfiffigen Betrug. Aber gerade dieſe unerſchütterliche Sorgloſigkeit konnte dem Divan gefährlich werden, der naturlich auch nicht die entfernteſte Vorſtellung von der fanatiſchen Begeiſterung der Juden hatte und haben konnte. Dazu kam, daß Smyrna als Schatzeigenthum der Sultanin Valide, der Mutter des jungen Muhamed IV. gehörte und ihr Kaſcheff natürlich nicht dem Großvezier, ſondern ſeiner Herrin von der ungewöhnlichen Bewegung der Juden daſelbſt Bericht erſtattete. Die Sultanin Valide machte aber daraus um ſo weniger, als den Bericht ein ſehr reiches Geſchenk der in Smyrna verſammelten Judenſchaft begleitete. So ſchlau waren die Hauptperſonen der jüdiſchen Bewegung. Von der andern Seite ſuchten ſie Alles zu unterdrücken und zu beſeitigen, was ihnen bei der Pforte hätte nachtheilig werden können, und ſie hatten ſich durch ihre reichen und vielfachen Geſchenke mächtige Türken zu Freunden zu machen gewußt. Ein angeſehener Jude in Conſtantinopel, von kälterm Blute und ruhigerm Verſtande als die meiſten ſeiner Glaubensbrüder, zitternd vor der Zukunft, im Herzen überzeugt, daß durch dieſe ſtürmiſche Bewegung der Iſraeliten im ganzen Orient ihnen ein trauriges Geſchick hervorgerufen würde, wollte wenigſtens allen übeln Folgen dieſer Raſerei für ſeine eigne Perſon kluger Weiſe vorbeugen. Er ſtellte daher dem Großvezier Ahmed den Unfug auf das Umſtändlichſte dar, welchen Sabbathai Zewi angerichtet hätte, ſowie ſeine Beſorglichkeit für die ſchlimme Rückwirkung, welche dieſes thörichte Beginnen auf die ganze Judenſchaft haben könnte, und fügte die Bitte hinzu, ihm ein Certificat über ſeine Ungläubigkeit an Sabbathai aufzuſtellen, mit welchem er ſich bei einer ſehr möglicher Weiſe eintretenden Verfolgung der Anhänger Sabbathai's durch die Regierung als Nichtgläubiger legitimiren könnte. Dieſes Unternehmen wurde der Partei Sabbathai's in Conſtantinopel und Smyrna durch Moſes Servil's mächtige Verbindungen bald bekannt, und dieſe brachte es durch Ränke und Beſtechungen ſo weit, daß jener verſtändige, kluge und vorſichtige Mann eines Staatsverbrechens, welches er nie begangen, angeklagt, durch falſche Zeugen — in der Türkei eine alltägliche Erſcheinung — überwieſen und zur Galeerenſtrafe verurtheilt wurde.

Wenn Moſes Servil's wunderbare Bekehrung auf der einen Seite einen tiefen Eindruck auf viele Zweifler gemacht hatte, ſo war dieſes Erreigniß von nicht minder wichtigen Folgen für Sabbathai's Meſſiasthum. Dort wirkte die Ueberzeugung, hier die Furcht. Und wer auch im Herzen Zweifel hegte, oder ſich gar vom Gegentheil überzeugt hielt, er wagte nicht die leiſeſte Aeußerung gegen den Meſſias, ſondern bekannte ſich vielmehr äußerlich zu den Anhängern deſſelben. Moſes Servil, nun der beredetſte und begeiſtertſte Vertheidiger und Prediger Sabbathai's, zog eine Menge Bekehrungen nach ſich. Unter dieſen neu Bekehrten befand ſich auch Salomon Pechina, eine wichtige Eroberung für die Partei des Meſſias, die ſie zu würdigen wußte. Eben ſo der Vicepräſident des Rabbinalgerichtes Banbanaſti, welcher früher aus Furcht ſich zu Sabbathai's Anhang erklärt hatte, jetzt aber durch Servil's ſchwärmeriſche Vorträge, durch Wunder und Zeichen, welche täglich geſchahen, gewonnen, ſich aus voller Ueberzeugung zu deſſen Freunden bekannte. Sabbathai ließ auf den Rath ſeiner beiden Geheimen, Nathan Benjamin und Jakob Ben Eliab, die wichtigen Männer, die ſich zu ihm bekehrten, nicht unbelohnt. So wie er das altjüdiſche Land unter ſeine beiden Brüder vertheilt hatte, ſo verſchenkte er die übrigen Reiche der Welt an ſeine einflußreichſten und mächtigſten Freunde, und ſtellte ihnen darüber ſchriftliche Verſicherungen aus. So wurde Servil zum König von Syrien, Banbanaſti zum König von Meſopotamien ernannt, und bald lebten alle Könige und Herrſcher des alten Teſtamentes in Sabbathai's Umgebung wieder auf. Oder er erhob ſie zu ſeinen Großwürdenträgern und Säulen ſeines großen, mächtigen, prachtvollen Königthums. Denn ſich ſelbſt behielt er als König der Könige die oberſte Leitung aller Reiche der Welt vor. Aus dieſen Männern und Andern errichtete er endlich auch ein großes Sanhedrin, nach dem Vorbild deſſen, welches einſt von den Hasmonäern in Jeruſalem gegründet worden war. Vorläufig ſollte es über die Mittel berathen, wie man ſich am zweckmäßigſten in Beſitz von Paläſtina und ſodann der übrigen Reiche ſetzen könne. Wie es aber vor der Hand nur bei den Ernennungen zu Königen verblieb; ſo beſtand auch der Sanhedrin nur dem Namen nach, und zu einer eigentlichen Berathung deſſelben kam es nicht.

Es waren allmälig Verhältniſſe unter den Häuptern der meſſianiſchen Partei eingetreten, welche ſowohl den Berathungen als dem Entſchluß und der That nothwendiger Weiſe hindernd und hemmend werden mußten. Sabbathai ſelbſt war nur mit der Reformation des Talmudismus beſchäftigt. Er entwarf mit kühnem Geiſte einen prächtigen Bau, unter deſſen ſchützendem Dache ſich Karäer, Samaritaner, Rabbaniten und Kabbaliſten vereinigen ſollten; er hielt die geiſtige Schöpfung für die wichtigſte, und überwies die Sorge für die irdiſche Begründung ſeines Reichs an den Propheten und Hohenprieſter, und an den alten Arzt, den er zu ſeinem Großvezier ernannt hatte. Mit gottrunkenem Eifer gab er ſich der Belehrung ſeines Volkes hin. Früh und ſpät fand man ihn in den Synagogen, auf der Tribune am Berghang oder auf dem Felſen am Ufer des Meerbuſens, wo er ſonſt gelehrt hatte, und Weisheit floß von ſeinem beredten Munde, gleich Milch und Honigſeim, wie damals. Ein kleiner Kreis von Schülern ſtand ſeinem Herzen beſonders nahe; es waren meiſt ſeine ihn liebenden und verehrenden Freunde von ſeinem erſten Auftreten, und Baruch Ben Zadik de Curbano war immer noch der geliebteſte unter ihnen. Baruch hatte jede Erhebung ſtandhaft abgelehnt. „Gib Andern deine Kronen, deine Ehrenſtellen, deine Schätze," ſagte er, „laß mir nur deine Liebe. Laß mich nichts weiter ſein, als dein Schüler, dein Freund, der Treueſte deiner

Freunde. Sabbathai, Sabbathai, es iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte. Es könnte eine Zeit kommen, wo dir ein treuer Freund nöthiger thäte, als Könige, Hoheprieſter, Großveziere und alle Großwürdenträger.“

Dann ſchwieg der verſchloſſene Baruch wieder düſter, und auch über Sabbathai's ſtrahlende Stirn flog eine dunkle Wolke, aber er fragte nicht. War doch dieſer Meſſias eines jener reinen Gemüther, die da ſtolz ſind auf die Reinheit ihres Willens, und Alles weit von ſich abhalten, was einen beunruhigenden Schatten in ihre Seele werfen könnte. Sie fühlen, daß die leiſeſte Störung ihres Glücks ihnen unſäglichen Schmerz bereiten würde, und deshalb wollen ſie jede Störung vermeiden. Sabbathai wagte es ſogar nicht, ernſtlich über ſeine Lage mit ſich zu Rathe zu gehen; es ſchauerte eine leiſe Ahnung durch ihn, daß unter dem blumigen Boden, auf welchem er wandele, ein finſterer Abgrund verborgen, und die Decke nur dünn ſei. Vor ſolcher beängſtigenden Ahnung floh er wie vor einem drohenden Geſpenſte in das lichtfluthende Glanzreich ſeines Meſſiasthums zurück. In ſeinen ſchönſten und ſeligſten Stunden ſaßen Mihurmah, Jeruſa und Hannah zu ſeinen Füßen und horchten mit begeiſterungſtrahlendem Blick der hohen heiligen Worte, die wie Perlen von ſeinen Lippen auf ſie herabfielen, oder wie duftende Thautropfen. Von dieſen drei reinen und gottvollen Weſen umgeben, erhob ſein reicher Geiſt die Fittiche freier und friſcher und ſtieg, ſie mit ſich emporflügelnd, in Bildern und Geſängen ſchwelgend, zum urheiligen Glanze der oberſten Welt empor, bis zur Anſchauung prophetiſcher Geſichte; da tönte ſein belehrendes Wort, hohe und höchſte Räthſel leicht und ſpielend löſend; da erſchloſſen ſich ihm in wunderbaren entzückenden Ahnungen die Geheimniſſe der Natur und des Lebens, und er war zugleich Schlüſſel und Schloß derſelben. Zuweilen fiel es auch Mirjam ein, in dieſen reinen Kreis, gleichſam dahin gehörig, zu treten, und die erſte Stelle an Sabbathai's Bruſt zu behaupten; aber es wehete Alle kühl an, und die erſt luſtig ſpringenden, lebendigen Quellen aus Sabbathai's tiefſtem Gemüth rieſelten nur oder verſiegten, wenn ſie gegenwärtig war. Ihre Schönheit zog ihn an und entzückte ihn; aber es war der dunkle Gott der Erde, der ihn an ſie feſſelte, nicht der lichtwellende Enſoph, deſſen Dienſte ſein Leben in keuſcher Anbetung geweiht war. Mirjam ſchien ſich ſelbſt nicht wohl zu fühlen in dieſer Umgebung, ſie blieb fremd, ſo ſehr ſie ſich bemühte, ganz einheimiſch zu ſcheinen; ſelten trat ſie daher hinzu, und ſie wurde nicht vermißt. Nur wenn ihr einfiel, ihre Rechte als Königin, als Gemahlin des Meſſias, als gottgeſandte, durch Wunder enthüllte Schöpferin ſeiner Größe geltend zu machen, überkam ſie jener Trotz, der ſie in die reine Verſammlung trieb, um dort Mihurmah von Sabbathai's Seite zu verdrängen. Denn Mihurmah war es, die Sabbathai ſtets vor Allen auszeichnete, in deren Seele er die ſeinige goß, wie zwei Aetherflammen in einander fluthen; Mihurmah war es, die voll von der Herrlichkeit des Meſſias, verſunken in das entzückende Anſchaun ſeiner Größe, ſich und die Welt vergaß, eine prächtige Sonnenblume, ihren farbigen Stern ſtets der Sonne zugewendet, die ihr Daſein und Namen gegeben. Aber von Mirjam berührt ſchloß ſie die Blätter und trauerte; ein ſchneidendes Weh ging durch ihr ahnungsreiches Herz.

Eine zweite Partei hatte ſich im Hauſe des Meſſias gebildet, deren Thun und Treiben in Schatten gehüllt war. Im Laufe der Woche des Oſterfeſtes hatten ſich nämlich die beiden Brüder Mirjam's eingefunden, der Schiffsmäkler aus Amſterdam und der Tabakhändler aus Frankfurt am Main. Beide hatten, angelockt von dem großen Glück ihrer Schweſter, ohne von derſelben eingeladen zu ſein, ihre zahlreichen Familien mitgebracht, und begehrten nun ziemlich trotzig, Theilnehmer dieſes Glückes zu ſein und ebenfalls zu Fürſten und Königen erhoben zu werden. So unangenehm der Gemahlin des Meſſias ihre Ankunft anfangs zu ſein ſchien, ſo machte ſie doch bald gemeinſame Sache mit ihnen. Der Holländer hatte Drohungen gegen ſie ausgeſtoßen, die ſie geneigt gemacht hatten, auf alle ſeine Anforderungen einzugehen. Die beiden Männer erhielten auf Mirjam's Betrieb fürſtliche Titel und die Zuſicherung, daß ſie ſobald die Länder, zu deren Beherrſchern ſie ernannt worden waren, erobert ſein würden, unverzüglich in deren Beſitz geſetzt werden ſollten. Aber Mirjam wußte ſich jetzt ſchon in Beſitz der großen Schätze zu ſetzen, die als Opferſpenden dem

Meſſias dargebracht wurden, und wenn Nathan Benjamin, oder Jakob Ben Eliah ſich dieſem Beginnen widerſetzten, ſo ſcheuchte die Schlaue wiederum die hochbejahrten und hocherfahrnen Männer mit einer einzigen Drohung zurück. Deſto inniger und heimlicher war der Vertrieb des ſchönen Weibes mit ihren Brüdern und mit Ruben, der, obgleich nur theilweiſe, auch ihrer Partei angehörte.

Die dritte Partei war der Hohepriester Nathan Benjamin und der Großvezier Jakob Ben Eliah. Ihnen hatte ſich Iſaak Rophe von Jeruſalem beigeſellt. Doch waren dieſe Männer über die Wahl der Mittel zu reüſſiren, nie recht einig.

Die vierte und vielleicht die mächtigſte Partei beſtand aus Philippos Zadukkis, Joſeph Zewi und Salome, der Meſſiasmutter. Die beiden letztern Parteien ſtanden ſich nicht minder feindlich gegenüber, wie die zweite und dritte, vorzüglich ſeit Zadukkis, durch die bedrohliche Wendung, welche der Krieg zwiſchen Venedig und der Pforte durch den Frieden der letztern mit Oeſterreich gegen ſein Vaterland genommen hatte, ſchnell nach Candia abgerufen worden war, und Joſeph ſtolz und trotzig, gleichſam als Selbſtherrſcher allen Parteien in der Umgebung des Meſſias imponirend gegenuber ſtand.

Während der Meſſias, ſtatt ſeine Getreuen um ſich zu verſammeln und zur Eroberung ſeines Reichs auszuziehen, lehrte und ſich in ſeligen Anſchauungen oder kabbaliſtiſchen Träumen erging, während, Intrigue, Neid, Eiferſucht ihn, den Reinſten, leiſe, wie kriechendes Gewürm umſchlich, wurde ſein krongeſchmücktes Bild in aller Welt verkauft, erzählte die Fama Wunder auf Wunder von ihm, ſtrömten Juden in Smyrna ab und zu, predigten die Erlöſung durch ihn in allen Ländern, verließen die perſiſchen Juden alle ihre Geſchäfte und Erwerbe, und befaßten ſich bloß mit Abbüßungen der Sünden und Gebeten, um ſomit die Erlöſung durch Sabbathai zu befördern. Ein Khan ließ den in ſeiner Provinz zahlreich anſäßigen Juden ſagen: „Was thuſt du, armes Volk, alſo deine Arbeit zu verlaſſen, ſtatt daran zu denken, wie du mir den ſchuldigen Tribut bezahlen willſt!“ Sie aber antworteten ihm: „Den Tribut, hoher Herr, werden wir dir nicht mehr bezahlen; denn unſer Erlöſer iſt gekommen.“ — Damit ſie aber in ihrer Andacht nicht geſtört werden möchten, machten ſie ſich dem Khan verbindlich, im Fall der Meſſias in drei Monaten ſein Reich nicht angetreten, ſein Befreiungswerk nicht begonnen habe, zweihundert Tomans *) zur Strafe erlegen zu wollen.

Sabbathai ſehnte ſich nach Einſamkeit, nach jener Einſamkeit ſeiner Jugendtage, der ſtillen hehren Pflegerin ſeiner ſüßen, gottverſunkenen Schwermuth, der Mutter ſeiner heiligſten Geſichte. Königsſorgen waren über ſein Haupt gekommen, ſeltſame Schmerzen drängten ſich ſchattenhaft durch ſeine Bruſt. Er ſtieg allein auf die Berge, entronnen dem lauten Gewühl, das um ſeinen Thron wogte.

Und wieder ſtand er auf dem kahlen Scheitel des Berges, wie damals, unter ſich den dunkelgrünen Wald und das noch dunklere Meer; wieder ging die Sonne unter, wieder ſtieg der Vollmond feierlich ruhig über den Höhen auf, wieder lagerte die Nacht hehr und groß auf der Stadt und dem Meerbuſen, wie damals, und alle ſchmerzlich ſüßen Erinnerungen

---

*) Ohngefähr dreitauſend Thaler.

ſeiner Jugend zitterten durch ſeine wehmuthvolle Seele. „Herr, mein Gott, Zebaoth!“ rief er, „da ſteh' ich nun als dein Geſandter. Die Krone des Meſſias iſt auf meinem Haupte, ich bin König der Juden. Aber wie bleich und glanzlos iſt doch das Bild in meiner Hand, das mich mit entzückender Pracht lockte, begeiſterte, blendete, als es noch in weiter, ſchier unerreichbarer Ferne in ungewiſſem Licht vor mir zitterte! Wie göttlichtrunken waren meine Träume von Davids hohem Reiche, wie menſchlich nüchtern iſt doch die Wirklichkeit! Sind das die Wonnen, womit Jahrtauſende das Bild des Meſſias verſchwenderiſch umſchmückt? Die Prophezeihungen ſind alle wahr geworden und — ich bin doch nicht glücklich. Ich habe Wunder verrichtet, Kranke geheilt und Teufel ausgetrieben, und ich bin doch ein Menſch geblieben, wie ſonſt. Die Krone des Meſſias hat mich den gemeinen Gebrechen des ſterblichen Menſchen nicht enthoben. Meinem Blick iſt die Zukunft noch verhüllt und die Geheimniſſe der Natur erſchloſſen ſich nicht meinem verzweifelten Ringen. Sie dämmerten wohl die großen Geſtalten, die mein härmendes Streben erſehnt, aus dem Dunkel hervor, in welches ſie deine Weisheit gehüllt, mein Gott, aber klar wurden ſie mir nicht. Und doch bin ich der Meſſias! Dein heiliger Wille hat mich zum König der Könige erſehen, und ſtolz auf deine Gnade, werde ich meine Würde behaupten. Ich ſchmückte dieſen Thron mit den glänzendſten Bildern aus — nun er kahl iſt und menſchlich, will ich nicht jammern; ich war ein Thor.

Und warum bin ich denn nicht glücklich? Was für ein herber Schmerz wühlt denn durch meine Bruſt, ſeit ich dieſe heilige Krone trage? Was willſt du denn, ewig bewegtes, nimmer befriedigtes Herz? Daß ich kein Gott geworden bin? Wer gab mir denn Bürgſchaft, daß der Meſſias im Kleide des irdiſchen Stoffes über die Schranken der Menſchheit hinaus gehoben würde? Er ſoll ein Menſch ſein und Freude und Luſt, Jammer und Schmerz des Menſchen empfinden, wie ſeine Brüder. Auch iſt's nicht das, was mich bewegt. Ich habe den alten heimtückiſchen Griechen oft in meiner Nähe geſehen, und doch hat er nie mit mir geſprochen. Sein Anblick erfüllte mich jedesmal mit Grauſen und bitterm Weh. Alle Qualen der Erinnerung hat er in mir hervorgerufen. War er es nicht, der mich aus deinen Armen riß, du mein ſüßeſtes Glück, Inbegriff all meiner Seligkeit, Thamar, Thamar, mein Weib! Solch eine wonnige Stunde iſt nicht wieder über deinem Haupte hingezogen, armer Meſſias, wie ſie den engen Raum im Schiffe des Griechen an Thamar's Seite mit Blumen der reinſten Genüſſe erfüllten! Was iſt deine Krone, dein Meſſiasthum, was iſt Anbetung der Völker, der Jubelgruß Israels, was iſt Davids herrliches Reich gegen einen Kuß zärtlichſter Liebe von Thamar's würzig ſüßem Mund? Dich nur lieb' ich, dich nur hab' ich geliebt, unglückſelige Verſtoßene, blutendes Opfer meines Stolzes. O hätt' ich damals ahnen können, wie dürftig die Erfüllung meiner heißen Träume werden würde, du wäreſt mein Weib und ich — glücklich! O die Erinnerungen an die Meerfahrt mit ihr, der Holdſeligen, frißt alle ſchalen Freuden meines Königthums hinweg! Seit ich den Griechen geſehen, der mich unbarmherzig von ihren warmen Lippen hinweg in das kalte Leben ſchleuderte, leb' ich nur noch in den Wonnen und Qualen der Erinnerung! Weh mir! Dieſer Zadukkis hat alle Verbande meiner Wunden wieder aufgeriſſen, und das Blut ſpringt wie friſche Quellen. Thamar! Thamar! mir iſt's, als hätt' ich geſtern noch an deiner Bruſt gelegen. Wo biſt du? — Ach! Jakob Ben Eliah hat mir geſagt, du ſeiſt eines Chriſten Weib geworden. Meine Sehnſucht vermag dich nicht zu erreichen. Sie wird mir das Herz zerreißen und du wirſt nichts davon erfahren. Thamar, weh mir und dir! Du haſt den Glauben deiner Väter abgeſchworen und haſt der Lehre des Gekreuzigten gehuldigt! Du biſt Iſrael untreu geworden und glaubſt nicht an den Meſſias! Wehe! wehe!“ Und er verhüllte ſein Haupt und weinte lange.

„Was nur der Grieche will?“ fragte er dann weiter. „Ich ſeh ihn oft mit Joſeph, mit Nathan Benjamin, Jakob Ben Eliah und Iſaak Rophe. Mir ſagt man kein Wort. Ich ahne in ihm das dunkle Geſpenſt, das drohend in mein Leben hereinragt, wie einſt in meine Liebe; den Schatten, der nächtig düſter auf meine Krone fällt. Deuten nicht Baruch's geheimnißvolle ſchwere Worte darauf hin? Der Grieche war gemeint und kein Andrer, und ſeltſame Angſt preßt mir das Herz zuſammen, wenn ich an ihn denke. Ich möchte ihn kraft meiner Königsmacht fahen und in den tiefſten Kerker einſperren laſſen, aber ein unerklärliches Etwas hält mich zurück und bindet meinen Willen. So von Sehnſucht, Liebe, Schmerz, Angſt, Hoffnung, Täuſchung, Entwürfen und Ohnmacht hin und her geriſſen, liegt mein Herz auf der Marterbank und die Krone brennt glühend in mein Haupt. O Königsherz, o Meſſiaskrone, ihr habt mich betrogen! — Nein! Nein! Nicht dieſe weibiſche Klage! Nicht dieſer troſtloſe Jammer! Ich bin der Meſſias, auf den Iſrael ſtolz und freudig blickt; ich bin der König, vor dem die Völker in den Staub fallen, ich bin der Erretter, dem die Mitwelt zujauchzt, ich bin der Jakobsſtern, von dem die Jahrhunderte geweiſſagt. Und ich will glücklich ſein! Nenn' ich nicht das reizendſte Weib mein? Umfangen mich nicht alle Wonnen der Liebe? Hinab, hinab, daß ich mein Scepter ausſtrecke über die Länder und über die Meere, ſie mir unterthan zu machen! Ihr Engel, kommt mir zu dienen. Alpiel, ſchmücke meinen Pfad mit Blumen und Blüthen, Ofaniel, mit Licht, und Rafdiel, Fürſt der Gnade, leite meine Schritte!“

Raſch und ſtolz ſtieg er vom Berge. — **Er trat in den** ſchönen Berggarten. Der Kiosk winkte **ihm.** Die Erinnerung zauberte ihm Thamars bräutliches Bild vor die Seele. Unvermerkt trat er hinein. Da ſaß Mirjam mit der Harfe und zu ihren Füßen Ruben. Der Blick der Königin wiegte ſich auf des Jünglings liebetrunkenem Antlitz. Sabbathai wendete ſich ab und ging. Ein jäher Schmerz hatte ihn durchzuckt. An derſelben Stelle hatte er die liebende Thamar verlaſſen. Das war die öde Hochzeitkammer des unglücklichen Weibes geweſen.

Jakob Ben Eliab trat raſch und heftig bewegt in die Wohnung des Hohenprieſters. Die Augen des Greiſes glüheten unheimlich, ſein Mund war unter dem grauen Barte krampfhaft verzogen. Nathan Benjamin fuhr erſchrocken empor.

„Arſiel, der Fürſt der Hölle hat Herrſchaft gewonnen über Moſes Servil!“ rief der alte Arzt mit zitternder Stimme. „Er, dem wir als unſerm Getreueſten vertrauen, deſſen meiſterhaftem Spiele wir die ſchönſten Erfolge zu verdanken wähnen, iſt unſer ärgſter Feind und Widerſacher; den wir für den Helfer unſerer Schöpfung halten, iſt der Zerſtörer derſelben.

„Der Herr behüte deine Zunge, daß ſie nicht Wahnſinn rede!“ fuhr der Prophet empor.

„Nicht ich, aber Moſes Servil iſt wahnſinnig geworden. Wir Thoren haben ſein Anerkennen des Meſſias, ſein Predigen, ſeine Prophezeihungen für ein meiſterhaftes Spiel gehalten, wie wir durch Zadukkis Vermittlung mit ihm verabredet; wir ſind betrogen! Er erkennt Sabbathai wirklich aus innigſter Ueberzeugung an; der Geiſt der Prophezeihung iſt kein gemachter, und was wir für Meiſterſchaft des Spiels anſahen, iſt Wahrheit.“

„Seltſam!“ rief Nathan. „Auch ich wurde früher ſchon einmal von dem Gedanken ergriffen, Sabbathai möge wirklich der von Gott verheißene Meſſias und wir nur die elenden Werkzeuge zu ſeiner Erhebung ſein. Es wäre wunderbar, und doch ſtimmen ſo viele Zeichen mit dieſer Anſicht überein. Gott iſt kein Ding unmöglich. Was thut es auch, wenn Moſes Servil von Sabbathai's meſſianiſcher

Sendung überzeugt iſt? Dieß kann unſrer Sache nur Nutzen bringen.“

„Ja, wenn er dabei bliebe, von Sabbathai zu predigen. Aber er ermahnet Alle zur Buße und Bekehrung und ſagt Jedem deſſen begangene Sünden ohne Scheu. Und wenn er mit ſeiner teufliſchen Wahrſagerei nur uns verſchonte. Aber er ſpielte ſchon einige Mal auf unſere Handlungsweiſe zu Gunſten des neuen Königs an, und jetzt eben hat er mich einen Betrüger genannt und mir mit erſchrecklicher Beredſamkeit all meine geheime Wirkſamkeit in dieſer Sache vorgehalten. Er nannte auch deinen Namen und ſchwur hoch und theuer, wenn wir nicht Buße thäten, unſre Falſchheit ablegten, uns dem Könige als Heuchler und die größten Feinde deſſelben darzuſtellen.“

„Das wäre fürchterlich!“ ſchrack der Hohepriester zuſammen. „Wie? wir hätten über alle unſre Feinde triumphirt, die Verächter der Kabbalah wären geſtürzt, die Rabbaniten hätten vor uns zu Kreuze kriechen müſſen, die Lichtbündler wären in ſcheue Flucht geſchlagen oder hätten den Mantelſaum des Meſſias geküßt; Aaron de la Papa, dein alter Feind, irrte ſeiner Macht und ſeiner Würde verluſtig, im Elend; wir ſtänden am hohen herrlichen Ziele, und unſer ergebenſter Freund ſollte uns zurückſchleudern? Sind wir bis jetzt mit der ränkevollen Mirjam glücklich durchgekommen, werden wir es wohl auch mit einem zum Narren gewordenen Manne. Wir wollen ſogleich mit ihm reden. Er muß ſich fügen. Außerdem — ein Pulver von dir und er ſchweigt auf ewig. Was ficht aber nur den Mann an, der reich und betagt, der Kälteſte und Ruhigſte von uns Allen ſchien?“

„Erkläre mir die Räthſel dieſer Zeit; ich vermag es nicht. Hab' ich nicht unwiſſende Leute im Zuſtande prophetiſcher Begeiſterung in der alten Sprache unſrer Väter ſprechen hören, von der ſie ſonſt kein Wort verſtanden? Hab' ich ſie nicht Geheimniſſe enthüllen hören, von welchen ſie nichts wiſſen konnten? Hab' ich nicht Sabbathai durch einige Worte, durch ein bloßes Auflegen der Hände Kranke heilen ſehen, die meine Wiſſenſchaft für unheilbar hielt? So auch iſt aus dem kalten beſonnenen Moſes Servil der wildeſte glühendſte Schwärmer geworden.“

„Auf denn zu ihm! Nothwehr iſt geboten.“

Der fanatiſche Prediger war bald aufgefunden.

„Moſes,“ redete Nathan gütig und freundlich, „dein Feuereifer für die Bekehrung unſrer Brüder iſt nahe daran, das von uns mühſam aufgeführte Gebäude niederzureißen. Du vermengſt das Rechte mit dem Falſchen und zeihſt Männer Sünden, die deine und des Meſſias ergebenſte und glühendſte Freunde ſind. Der große Haufe, den man immer in gemeſſener Ehrfurcht halten muß, wird und muß mißtrauiſch werden. Ich bitte dich, mäßige deine Zunge.“

„Vermeng' ich das Rechte mit dem Falſchen?“ gegenfragte Servil; „wohl ſo ſage mir, was biſt du, echt oder falſch?“

„Welche wunderliche Frage, meine Brüder?“ verſetzte der Hoheprieſter ausweichend. „Du biſt auf Philippos Zadukkis Wunſch und Vorſchlag in unſre geheimſten Pläne und ihre theilweiſe Durchführung eingeweiht worden. Wir hatten alle Urſache uns zur Erwerbung deiner Mithülfe Glück zu wünſchen. Du wurdeſt ein treuer Arbeiter. Was kommt dir nun plötzlich an, daß du die Freunde, die Mitwiſſer der Geheimniſſe anklagſt? Haben wir nicht zu ſchaffen genug mit Mirjam und ihren Brüdern, mit Joſeph, der uns verdrängen will? Willſt auch du noch gegen uns auftreten, um das junge Reich des Meſſias zu vernichten?“

„Antworte mir!“ rief Moſes Servil hart. „Zählſt du dich zu den Aechten oder Falſchen? Belehre mich! Ich will dir geduldig zuhören, denn du biſt der Hoheprieſter und Prophet.“

„Bin ich es nicht, der mit unſerm Jakob Ben Eliah den Meſſias erhoben?“ erwiederte Nathan ärgerlich. „Was wäre er ohne mich? Der arme Chacham, deſſen Weisheit man einen Augenblick lang eine kalte Bewunderung zollte. Ich bin der Schöpfer ſeines Reichs, der Erbauer ſeines Throns. Was willſt du alſo von mir?“

„Dir ſagen will ich, daß du ein Lügenprophet biſt. Der Herr Zebaoth bediente ſich deiner als eines Gefäßes, daß du ſeinen Geiſt aufnehmeſt; aber ich ſage dir: er wird in ſeinem gerechten Zorn den ſchlechten irdenen Topf zerſchlagen, der ſich für einen goldenen ausgibt, nachdem er ſeinen Geiſt über alle Welt ausgeſchüttet.“

„Moſes!“ rief Nathan, „dich ſtrafe Gott durch einen ſchnellen Tod für dieſe verruchte Rede. Der Herr hat mich gewürdigt, ein wahrhafter Prophet zu ſein des wahrhaften Meſſias, und ich glaube an ihn und bin voll ſeiner göttlichen Herrlichkeit, wie du. Was höhnſt du mich nun?“

„Heuchler! Dich wird der Herr richten!“ kreiſchte Moſes.“ Haſt du ſelbſt mich nicht angegangen, daß ich erſt gegen Sabbathai ſein und mich dann plötzlich bekehrt ſtellen ſollte, damit du dadurch leichteres Spiel hätteſt bei den Juden? Mir lag damals nur daran, daß Jsrael wieder ein Vaterland und einen König habe und groß werde vor ſeinen Unterdrückern; ich fragte nicht iſt er der Meſſias, iſt er's nicht. Du verſprachſt mir Theil an der Herrſchaft und ſchilderteſt Sabbathai als ein ſchwaches biegſames Rohr. Ich weiß du verlachſt ihn mit dieſem alten Sünder. Ihr betrügt ihn und das Volk. Ihr ſeid im Bund mit der ſchändlichen Mirjam und ſie iſt doch gegen euch. Ihr habt nicht Alles geſagt, aber ich weiß doch Alles; denn der Herr hat mich erleuchtet, und mir die Augen aufgethan, daß ich ſeine reine Göttlichkeit erkenne und eure ſchwarze Bosheit. Aber der Herr wird euch ausjäten, wie das Unkraut aus dem Waizen.“

„Wohl ſo iſt Feindſchaft zwiſchen mir und dir!“ rief Nathan. „Laß ſehen, wer des Andern Meiſter wird.“

Mit dieſen drohenden Worten entfernte er ſich haſtig; Jakob Ben Eliah folgte zögernd, nicht ohne Moſes vorher von Nathan unbemerkt, einen freundlichen und bedeutungsvollen Wink gegeben zu haben.

Es dauerte auch nicht lange, ſo kehrte der alte Arzt, der Großvezier des meſſianiſchen Reichs, zurück.

„Ich vermag der Stimme der göttlichen Wahrheit, die ſo mächtig und ſo überzeugend aus dir ſpricht, nicht zu widerſtehen,“ ſagte er geſchmeidig. „Auch mir hat die Ueberzeugung längſt im Herzen gelebt, daß Sabbathai der wahrhaftige Meſſias iſt, und daß ſich der Herr nur unſrer Narrheit bedient hat, ihn zu erheben. Deshalb habe ich mich aber auch längſt bekehrt und dem Gott unſrer Väter meine Sünde abgebeten. Ich habe Buße gethan, Reu und Leid getragen, und bete an im Staube. Da der Herr der Heerſchaaren dir nun Herz und

Nieren erleuchtet und dich gewürdigt hat, aller Menſchen Schuld ihnen von der Stirn zu leſen, ſo wirſt du an meinem Antlitz ſehen, daß ich mit dem argen Heuchler Nathan Benjamin nichts mehr gemein habe. Du haſt recht; er iſt ein Verworfener, ein räudiges Schaf in der Heerde. Laß uns bedenken, wie wir uns ſeiner entledigen und ihn unſchädlich machen. Vorher aber ſei Friede zwiſchen uns und Liebe und Freundſchaft."

„Der Herr hat dein Herz geſegnet!" rief Moſes entzückt. „Ja ich leſe auf deiner Stirn, der Gott Jakobs hat die Sünde von dir genommen und dich geheiligt. Wir wollen drum den Friedensbecher zuſammen trinken und uns den Bruderkuß reichen, zur innigſten Verbindung gegen Alle, die da falſch befunden werden gegen den gottgeſandten König der Welt."

In einem goldnen Pokale ſchäumte der purpurne Wein. Moſes reichte ihn ſeinem Gaſt mit dem Salem. Jakob Ben Eliah that einen herzhaften Zug. So wie er den Becher abſetzte, glitt ſeine linke Hand ſchnell und unbemerkt über den Becher hin, während ſein Auge lauernd an des frohen Moſes

Blicken hing. Dieſer nahm das Gefäß aus des Arztes Hand und leerte ſeinen Inhalt bis zum Boden. — Hierauf küßten ſie ſich brüderlich und verabredeten ſich, da die Nacht einbrach und Jakob Ben Eliab noch Geſchäfte vorſchützte, am folgenden Morgen eine Zuſammenkunft zu halten, um einen Plan gegen den heuchleriſchen Hohenprieſter zu entwerfen.

Der Großvezier ging. Draußen verzog ein teufliſches Grinſen ſein altes Geſicht. —

Eine Stunde ſpäter, als der Kreislauf des Tags ſich ſchon nach der Mitternacht hinabſenkte, ſtürzte Moſes Servil wie ein Wahnſinniger aus ſeinem Hauſe. Seine Züge waren verzerrt, wie von einem grauſigen Schmerze. Er befand ſich in der wildeſten Aufregung, aber es war nicht der leuchtende Glanz der Seherbegeiſterung, die aus ſeinen Augen brach, es war ein düſtres, unheimliches Feuer, die verzehrende Gluth ſchmerztobender Verzweiflung. Sein unſichrer, aber ſchneller Gang — es war mehr Laufen — richtete ſich nach Eliah Zewi's, des Königs von Juda, Wohnung.

Miburmah war im Begriff, ſich von ihren Frauen entkleiden zu laſſen; ſie ſchrak empor, als ſie das bleiche entſtellte Geſicht des Mannes ſah, den ſie als einen hoch Erleuchteten verehrte.

„Miburmah,“ ſprach Moſes mit zitternder Stimme, „ich komme, um dir ſehr wichtige Entdeckungen zu machen. Die Zeit drängt; ich habe die größte Eile; darum trete ich noch in dieſer Nacht in deine friedliche Behauſung, die die Engel des Herrn umwachen. Morgen würde es zu ſpät ſein. Dir habe ich meine Bekehrung, meine aufrichtige wahre Bekehrung zu verdanken, nicht jene ſchmähliche Lüge, zu der ich mich hergab, die der Wahrheit ſo ähnlich ſah, und die mein Leben befleckt. Aber durch deine hohen Worte hat mich der Herr plötzlich verwandelt. Einſt in meiner Jugend ſollte ich Salome's, der Meſſiasmutter, Gatte werden; aber der Herr hatte mich unwürdig befunden. Und ich war es. Hernach kaufte ich dich aus dem Harem des Molla von Galata, nicht um dich frei zu geben, wie meine Pflicht geweſen wäre, ſondern für den Grafen Kynsky, einen verfluchten Goi, deſſen Geld ich gewann. Aber gerade durch dieſe größte aller

Sünden, die ich begangen, wurde ich das Werkzeug Gottes, ſeinem Meſſias die größte Verkünderin und Prophetin zu erhalten. Als ich dich predigen hörte und der Strom des lebendigen Wortes aus deinem Munde mich dahinriß, wie Andre; da war es der Gedanke, daß ich unwürdiger ſündhafter Menſch dennoch Gott zum Werkzeug zur Erhebung des Meſſias hatte dienen müſſen, der mich bekehrte. Darum beſitzeſt du auch mein größtes Vertrauen, und was ich dir zu entdecken habe, taugt nur für dein Ohr. Eile aber und führe mich in das ſicherſte deiner Gemächer, aus welchem kein Laut das feinſte Ohr eines Lauſchers erreichen kann. Denn es iſt ein furchterliches Geheimniß, und meine Lippen werden, wenn ſie es dir verrathen haben, kein Wort mehr reden, ſondern ſtarr und kalt werden. Ich werde es mit dem Tode beſiegeln und falle als Opfer deſſelben. Eile, denn meine Zunge wird ſchwerer, meine Glieder beginnen zu erſtarren."

Entſetzen in ihren edeln Zügen, führte die Königin den heftig erregten Seher in ihr innerſtes Frauengemach. Die Thüren ſchloſſen ſich feſt hinter ihnen, und die Dienerinnen ſahen ſich ſtumm mit fragenden

Blicken an; aber keine öffnete den Mund, um ihre ſeltſamen Vermuthungen laut werden zu laſſen. Still harrten ſie lange der Wiederkehr ihrer Herrin und richteten die ſehnſüchtigen ſchläfrigen Blicke in die weiche würzige Sommernacht hinaus. Ihre heimlichen Betrachtungen wurden durch neue Schläge an die Thüre geſtört. Es ſchien, als ſollte das Haus des Königs von Juda in dieſer Nacht die Wahlſtatt geheimnißvoller Ereigniſſe werden. Denn als geöffnet wurde, trat Baruch Ben Zadik de Curbano raſch und bewegt herein, und verlangte augenblicklich zur Königin geführt zu werden, und als man ihn bedeutete, daß er warten müſſe, bis ſich Moſes Servil, der eben eine geheime Unterredung mit der Gebieterin habe, wieder entfernt, brach ſeine Ungeduld in laute Klage aus, die an dem finſtern verſchwiegenen Mann auffallen mußte. Doch war die Zeit ſeines Harrens nur kurz; denn plötzlich trat die Königin mit verhülltem Geſicht in das weite Gemach, ihr Kleid war zerriſſen und ihre dumpfen Worte lauteten zum Schrecken der Anweſenden: „Ihr Mägde, gießet alles Waſſer im Hauſe auf die Straße; denn Sammael, der Todesfürſt, iſt hier eingekehrt, und der Gifttropfen ſeines Schwertes hat einen der Edelſten hingewürgt.“

Schweigend und mit Grauen öffneten die Dienerinnen die Thüren. Da lag Moſes Servil's Leiche auf dem Ruhebette hingeſtreckt und über ihn geworfen war Mihurmah's purpurner Königsmantel.

Die Hülle fiel vom Antlitz der Königin und ein marmorbleiches, ſchmerzerſtarrtes Meduſenhaupt wurde ſichtbar. Es lag etwas furchtbares in dieſer Ruhe, gleichſam als ſei ein in ſeinen Tiefen vom wildeſten Orkan aufgepeitſchtes Meer zu Erz geworden.

Baruch vereinigte ſich, trat hinzu und flüſterte der Königin etwas zu. Die Worte wurden ſo leiſe geſprochen, daß Niemand der Umſtehenden etwas davon verſtand. In den Zügen der ſchönen Frau brachten ſie keine Veränderung hervor. Ernſt, kalt, ſchweigend ging ſie, ſich einen dunkeln Mantel umzuwerfen, der ihre Geſtalt mit Schultern und Haupt verhüllte. Sie ließ ſich von keiner Magd bedienen. Dann folgte ſie eben ſo ſchweigſam Baruch, der ſie aus dem Hauſe durch die von ſtiller Nacht erfüllte Stadt nach dem Berggarten der Königin Mirjam führte. Am Eingang empfing ſie ein harrendes

Mädchen, welches weinend Mihurmah's Gewand an die Lippen drückte.

„Bezwinge deinen Schmerz, Eſther,“ ſagte Mihurmah tonlos. „Glaube mir, Kind, es gibt größere Schmerzen, als den Geliebten untreu, verführt zu ſehen.“

„O, wenn er mich nicht ſelbſt der Königin Mirjam empfohlen, mich nicht ſelbſt in dieſen qualvollen Dienſt gebracht hätte!“ ſeufzte Salomon Pechina's jüngere Tochter.

„Es wird vorübergehen,“ ſagte Mihurmah kalt. Es lebt ein Rächer. — Und du weißt gewiß, daß er in dieſer Nacht zu ihr kommt?“

„Ein Zufall hat es meinem argwöhniſchen Auge verrathen. Baruch hat mich ſehend gemacht, Baruch mich über Mirjam unterrichtet. Er kommt; er hat es ihr zugeſagt.“

„So eile und verbirg mich, daß ſich mein eignes Auge überzeuge von dem zwiefach ungeheuern Frevel.“ Hand in Hand glitten die beiden weiblichen Weſen wie Schatten durch die Nacht. Baruch blieb zurück. Eſther leitete Mihurmah ſicher auf Umwegen in den Kiosk, und verbarg ſie hinter einen reichen gewirkten

Vorhang. Von hier konnte ſie durch eine Oeffnung Mirjam's Schlafgemach überſehen. Sie huſchten leiſe wie der Fußtritt der Nacht ſelbſt, kaum, daß der Vorhang ſich bewegte, als die hohe Frau dahinter trat. Das Gemach war durch eine matt brennende Ampel dämmerhell:

Mirjam wandelte nachläſſig in weite faltige Gewänder gekleidet, die ihre ſchönheitſtrahlende, üppige Geſtalt umfloſſen, wie koſende Meereswellen ein reizendes Eiland; ſie verhüllen keinen Reiz, ſie machen jeden nur noch ſichtbarer und verſchönern ihn. Bald griff die ſchöne Frau in die goldne Harfe und ſang einen gepreßten Liebesſeufzer aus der Bruſt, bald warf ſie ſich ſehnſüchtig auf das Ruhebett, und ihr Auge hing matt und verlangend an der Thüre, ihre Pulſe flogen, ihr Buſen wogte, und der Name „Ruben!“ rang ſich aus tiefſter Bruſt los und drängte ſich fieberheiß über ihre Lippen, bald nippte ſie aus einer goldnen Schaale, um ſich Kühlung zu trinken, und ſie trank ſich neue Glut.

Endlich huſchte es leiſe an der Thüre. Ohne Geräuſch wurde ſie geöffnet, ein weiter verhüllender Kaftan rauſchte zurück, ein dunkler Turban fiel zu

Boden und Ruben ſchlank und ſchön, wie ein Engel, entwand ſich der Hülle und ſtürzte in Mirjam's ausgebreitete Arme. Sein brennendes Geſicht verbarg ſich an ihrer wallenden Bruſt; ihr Mund überglühete ihn mit Küſſen.

„Liebling meiner Seele!“ hauchte ſie zärtlich, „kommſt du, Angebeteter, mich für die Langeweile dieſer Nacht zu entſchädigen? O es wäre troſtlos, die Gattin dieſes Meſſias, die Königin dieſes Volkes zu ſein, wenn nicht die Liebe unter ihrem roſendämmrigen Schleier ſüße heiße Geheimniſſe aufbewahrte, mit denen ſie das in der ſchneidenden Kälte, die auf den Höhen des Lebens herrſcht, erſtarrte Herz, zu erwärmen, zu entſchädigen, zu beglücken vermöchte! Ja du biſt mein Meſſias, mein Erlöſer, mein Tröſter, mein Beglücker.“

„Aber wo iſt Sabbathai?“ fragte Ruben ängſtlich, wie von einer böſen Ahnung überflogen.

„Frage wo er iſt, dieſer ſteinerne Götze der Menge? Düſter brütend wird er ſitzen über den ſeltſamen Figuren und Zeichen ſeiner Kabbalah, an die er die unheimlichen Geiſter der Erde und des Himmels gebunden wähnt; oder er wird mit dem finſtern ſtets grollenden Baruch im kalten Meere baden und auf die Tochter der Stimme warten. Wir Glückliche haben des Lebens Räthſel leichter gefunden, ſpielend gelöst, und genießen den Kern derſelben mit höchſtem Entzücken. Wir haben uns die ſchönſten Geiſter der Erde dienſtbar gemacht, nicht durch die Geheimniſſe der Kabbalah, aber durch die Geheimniſſe der Liebe; wir baden auch in einem Meere, aber es iſt das Meer der Wonne und des Genuſſes."

„Sind wir auch vor jedem Lauſcherohr ſicher?" fragte Ruben wieder. „Mein Herz ſchlägt ſeltſam beklommen. Eſthers Augen ruhen ſtets ſo duſter fragend auf mir. Ihr Blick dringt mir in's innerſte Herz; ich kann ihn kaum ertragen. Sie wird doch nichts gemerkt haben von unſerm Glucke dieſer Nacht?"

„Lieber banger Knabe, ſie iſt fern in ihres Vaters Haus. Ich habe ſie am Tage ſchon heimgeſchickt. Nur meine Getreueſte hat den Dienſt und dieſe bewacht das Haus. Niemand kann hinzu. Den ubrigen Mägden und Hoffrauen iſt ſtets ſtreng verboten, außer der Dienſtzeit ohne meine Erlaubniß, ihre Wohnung zu verlaſſen. Wie dir die Beſorgniß ſchön ſteht! — Aber du liebſt ſie noch, die ſchlanke Eſther; du kannſt ſie ſelbſt in den Armen einer Königin nicht vergeſſen. Kann der unergründliche Reichthum meiner Liebe dir nicht einmal die kleine Thörin aufwiegen? Sie weiß dich nicht zu ſchätzen; nur Mirjam kennt den höchſten Werth der Perle, mit der ſie ſtill und heimlich ihren Buſen ſchmückt; aber die Königin gönnt ſie keiner Bettlerin.“

„Seit ich die Wonne des höchſten Himmels in deinen Armen genoſſen, reizendſtes Weib, hab' ich keinen Sinn mehr, kaum noch ein Erinnern für das flüchtige Wohlbehagen, das ich an Eſthers jugendlicher Geſtalt nahm. Ich bin dein, Mirjam, ganz dein mit Leib und Seele. Niemand auf der weiten Welt hat noch ein Theil an mir.“

„Das Feuer deiner Liebe reißt dich zu Uebertreibungen hin. Täuſche dich nicht ſelbſt, mein Jüngling. Du ſtehſt noch unter der Gewalt und Herrſchaft deiner Mutter, du biſt ſo gut von ihr abhängig, wie dieſer willenloſe Meſſias, den ſie am Gängelbande lenkt, und würdeſt dich vergeblich bemühen, dich ihrem Einfluſſe zu entziehen.“

„Du liebſt meine Mutter nicht.“

„Nicht doch! Ich möchte nur meinen Ruben frei ſehen; ich möchte den Jüngling, den ich mit meinen heißeſten und heiligſten Gefühlen umfaße, nicht abhängig ſehen, wie ein unmündiges Kind; ſeinem kühnen Geiſt nicht durch unwürdige Sklaverei Hohn geſprochen wißen, möchte ſeine Liebe ganz ungetheilt beſitzen. Mein, mein ſollſt du ſein, ganz allein, ſo wie ich auch ganz allein dir angehöre. In dieſem gegenſeitigen ungetheilten Beſitz erblüht erſt unſer höchſtes Glück; auch will ich ſtolz auf dich ſein, als auf einen freien Königsſohn. Aber Schmerz und Kummer füllen mein Herz, ich beſitze dich nicht mit Sicherheit, du biſt der Sklave deiner Mutter.“ Ihre Stimme ſchwankte; ſie brach in Thränen aus.

„Ich reiße die letzte Wurzel der Kindesliebe aus meiner Seele und bringe ſie dir als Opfer auf dem Altar der Liebe dar!“ rief Ruben und umfaßte das ſchöne Weib leidenſchaftlich.

„Dann ſollſt du unumſchränkter König der Liebe werden!“ jubelte Mirjam auf und erwiederte ſeine Flammenküße. Doch plötzlich ſprang die Thüre heftig auf und herein ſtürmte Miburmah, wie eine ſchauerlich ernſte Rachegöttin.

„Scheußlicher Auswurf der krummen Schlange, ſelbſt gleißende verführeriſche Schlange, die du dich, Alle mit teufliſcher Schlauheit betrügend, um das Herz meines Kindes ringelſt, teufliſcher Sproß Eſau's, Tochter des Berges Seir, verflucht müſſeſt du ſein in die ſieben Klüfte Gehinnoms und verfallen den Martern ihrer Fürſten!“

Mirjam war bewußtlos zu Boden geſtürzt. Miburmah ergriff ihres Sohnes Hand und riß ihn mit ſich fort. Er wagte nicht, ſich ihr zu widerſetzen.

Die königlich glänzenden Anſtalten zu Joſephs Hochzeit nahmen die Gemüther aller zur Familie des Meſſias gehörigen Perſonen in Anſpruch. Moſes Serril's plötzlicher Tod machte in dieſem bunten und lauten Getreibe wenig Eindruck; der entflammte Bußprediger war ſchon nach wenigen Tagen vergeſſen. Auch hatte Niemand ſonderlich acht auf Miburmah's marmorweißes, ſchmerzenſtarres Antlitz, und doch wandelte ſie wie eine Leiche unter den Lebenden.

Es lag etwas Furchtbares, Dämoniſches in ihren Zügen. Man hielt ſie für krank, aber ſie wies Jakob Ben Eliah's ärztlichen Beiſtand entſchieden zurück. Der alte Arzt und ſein Verbündeter Nathan umlauerten ſie nun Tage lang mit unruhigen Späherblicken; aber ſie ſchienen ſich zu beruhigen, als eine Woche nach Moſes Servil's Tode ſich nicht die geringſte Veränderung an Sabbathai oder Mirjam zugetragen hatte; ſie überredeten ſich, der Tod habe den unbequemen Strafprediger übereilt, und ihm die Zunge gefeſſelt, eh ſie das drohende Geheimniß verrathen.

Auch Ruben war es durch die ſeiner Mutter gegebenen heiligſten Verſprechungen, Mirjam zu fliehen, gelungen, ſie von jedem ernſten Schritte gegen Sabbathai's ungetreues Weib zurück zu halten. Es wurde beſtimmt, ihn ſogleich nach Joſeph's Hochzeit in Angelegenheiten des neuen Reichs nach Paläſtina zu ſenden, und dieſe Beſtimmung ſeiner Entfernung fiel Niemanden auf. Mihurmah benahm ſich gegen Alle ſo kalt, wie gegen Mirjam und Niemand konnte errathen, daß zwiſchen Beiden ein ſo fürchterlicher Auftritt ſtatt gefunden hatte. Mirjam war wie immer, und mit anſcheinendem Frohſinn rüſtete man ſich zum prachtvollen Hochzeitfeſte. Aber dieſe äußere Hülle verbarg in der Bruſt der beiden Frauen eine Welt voll Jammer, Schmerz, Verzweiflung, und eine Hölle voll Wuth und Rachedurſt. Miburmah's Lebensbaum war im innerſten Kern tödtlich verletzt, ein mörderiſches Beil hatte die Wurzeln deſſelben durchſchnitten. Sie war irre geworden an Gott, an der Welt, an ſich; ihr Leben lag als eine ſcheußliche Lüge hinter ihr und grinſte ſie mit hohnlachenden verzerrten Zügen gräßlich an; ſie rang ohnmächtig mit ihrem bodenloſen Jammer, aber ſie war ſchon erlegen; denn ihr fehlte eben alle Kraft, weil ſie keinen Troſt mehr hatte, und die Zukunft ihr keine grüne Perſpective zeigte. Sie hatte keine, auch gar keine Hoffnung mehr, und wer des Troſtes und der Hoffnung gänzlich entbehren muß, der iſt zwiefach todt und ſcheint doch zu leben, ein fürchterlicher Zuſtand! Denn der Geſtorbene nahm doch wenigſtens die Hoffnung als lichte Begleiterin mit auf den dunkeln Weg. Miburmah war unausſprechlich unglücklich. Der Tod wäre das größte Glück für ſie geweſen. Der einzige Kampf, der ihrer Seele noch eine Art Bewegung und Leben gab — aber welches Leben! — war die ſtete zweifelnde Ueberlegung, ob ſie ihrem innig geliebten, ihrem hochverehrten und faſt angebeteten Freunde Sabbathai das ſchreckliche Geheimniß, das ihre Bruſt belaſtete, mittheilen ſollte oder nicht. Die heiligſte Pflicht der Freundſchaft gebot es ihr und doch ſchauderte ſie vor dem Gedanken zurück, wenn ſie Sabbathai's ſtolze Ruhe ſah, in welcher ſich, wie ſie meinte, ſein innerſtes Leben und Weſen ſo ungetrübt abſpiegelte. Sie kam nicht dazu und rang vergeblich nach einem feſten Entſchluß. Und doch hauchte ihr krankes Ausſehen, ihr blutſchmerzlicher Blick, ihr ſtummer Mund über Sabbathai's Seelenſpiegel einen Schatten mehr. Sie hielt ihn für glücklicher, als er war. Es hatte ihn ſchon lange gedrängt, und er fühlte das Bedürfniß immer mächtiger, ſein ſchweres Herz einmal bei ihr zu erleichtern, ihr all ſein ſtill gefühltes Leid, ſeine Schwermuth auszuſchütten und aus ihrer frommen Bruſt neue Lebenskraft zu ſaugen. Und nur die geräuſchvollen Vorkehrungen zu der Hochzeit ſeines Bruders mit Pechina's älteſter Tochter raubten ihm die Muße, ſeinen Vorſatz auszuführen. Sein argloſes Herz hatte gegen Mirjam kein Hehl wegen dieſes Bedürfniſſes; er nannte bei ihr Mihurmah ſeine getreueſte Herzensfreundin, die ihn am beſten verſtehe, am innigſten mitfühle, was ihn bewege; er nannte ſie bei der Gattin ſeine wahrſte und begeiſtertſte Prophetin, und ahnete nicht, daß er mit jedem dieſer Worte die Flammen des Haſſes und der Eiferſucht in Mirjam's Seele höher anfache. Aber ſie hütete ſich wohl, ihm etwas davon merken zu laſſen.

Prunkend und geräuſchvoll gab der erſte Hochzeittag dem zweiten die Hand; faſt alle in Smyrna anweſenden Juden feierten das Feſt des ſtolzen Königs von Israel. Im Lärm deſſelben erhielt Mirjam durch ihre getreueſte Dienerin ein Briefchen von Ruben. „Ich muß übermorgen fort von Smyrna,“ ſchrieb er, „aber ich kann nicht gehen, ohne dich noch einmal geſprochen zu haben, Seele meiner Seele. Wenn in dieſer Nacht der Jubel der Gäſte im Weinbecher das Gedächtniß verloren hat, täuſch' ich geſchickt die Aufmerkſamkeit meiner Aufpaſſer. Schütze du Müdigkeit oder Krankheit vor. Aber nicht im Kiosk darf ich dich ſehen. Er-

warte mich am öſtlichen Abhang des Berggartens
im Olivengebüſch, wohin wir uns zuweilen vor den
Strahlen der Sonne flüchteten.“

Mirjam's Herz bebte vor Wonne; die Stunden
dehnten ſich ihr zu Ewigkeiten aus. Ermattet, wie
ſie vorgab, vom Trubel des Feſtes, begab ſie ſich
frühzeitig zur Ruhe. Im Kiosk lagen ſchon die Klei
der einer ihrer niedrigſten Sklavinnen für die liebe
ſchmachtende Königin bereit. Schnell ging die Umwandlung vor ſich. Ganz in ein dunkeles Gewan
gehüllt, wandelte ſie mit ihrer vertrauteſten Die
nerin Arm in Arm nach dem ſtillen Plätzchen, w
die Schatten dichter waren, um ein liebendes Paa
jedem Auge zu verbergen.

Die Dienerin war einige Schritte zurückgeblie
und Mirjam gewahrte eine Männergeſtalt, auf di
ſie, in der feſten Ueberzeugung, es ſei **Ruben**
zueilte. Aber ſie erſchrak, als der Mann ihre
Umarmung auswich und mit einer dumpfen fremde
Stimme ſagte: „Du irrſt! Ich bin nicht der, de
du ſuchſt.“

„Und wer biſt du, der du es wagen darf

dich hier herum zu treiben?“ fragte Mirjam, ihr Kleid vergeſſend, im Tone der erzürnten Königin.

„Wer gibt dir ein Recht, mich alſo zu fragen?“ verſetzte hohnlachend der Fremde. „Weiß ich doch nicht, wer du biſt.“

„Eine Dienerin der Königin Mirjam, der Gemahlin des Meſſias. Ihr gehören jene Häuſer und dieſer Berggarten und nicht ungeahnt nähert man ſich denſelben in ſo verdächtiger Geſtalt. Was ſuchſt du hier?“

„Eine Dienerin, wie du biſt.“

„Und was willſt du von ſolcher?“

„Ich bin reich und ich will dir viel Geld und Gut geben, wenn du meine Bitte gewährſt. Und ſie iſt ſo leicht zu gewähren. Hier haſt du Gold auf Abſchlag.“

„Aber ſo ſage doch, Mann, was du dafür begehrſt?“

„Ich verehre den Meſſias, ich bete ihn an. Bis jetzt ſah ich ihn nur von ſeinen Trabanten und Volkshaufen umgeben. Aber mein Herz drängt mich, ihn allein zu ſehen, unbemerkt von ihm möcht' ich ihn beobachten, wenn er verſunken iſt in ſeine göttlichen

Forſchungen. Dann, wenn ihn die Engel des Herrn bedienen, möcht' ich Auge und Herz an ihm weiden und verſinken in tiefſte Andacht. Man ſagte mir, er bringe die Nächte meiſt in dieſem Kiosk zu. Verbirg mich an einen Ort, von wo aus ich ihn ſehen kann, ohne von ihm oder Andern geſehn zu werden. Ich bezahle dir den Dienſt wie ein König.“

„Mann, dein Engel hat dich zur Rechten geführt, ſo wie ich in dir den Arm gefunden zu haben glaube, der mir zum Beiſtand nöthig iſt!“ rief Mirjam und faßte beherzt des Fremden bebende Hand. „Aber laß deine alberne Maske fallen; die Schlauheit eines Weibes hat dich durchſchaut. Geh, du biſt ein Stümper in der Verſtellungskunſt! Jeder Hauch deines Mundes hat dich mir verrathen. Nicht ſehen willſt du, nicht anbeten den feigen Betrüger, der ſich der Leichtgläubigkeit des Pöbelhaufens als Meſſias aufdrängt — nicht doch! an's Leben willſt du ihm. Ich wittre eine Waffe unter deinem Kaftan, die dem Narrenſpiel plötzlich ein Ende machen ſoll. — Läugne nicht! Ich fühl' es an deiner Hand, daß ich die Wahrheit geſprochen. Und bei unſern Erzvätern, du konnteſt Niemand in Smyrna finden, der dir geſchickter und beſſer dienen könnte, der dir freudiger und bereitwilliger diente, als ich. Sieh dieſen Fund als einen Wink des Gottes an, der dich geſendet, daß dein gerechtes Werk gelingen wird.“

„Wahrlich, Weib, du ſprichſt, wie eine Gotterleuchtete! Wie du geſagt, ſo will, ſo muß ich. Der Herr hat den in meine Hand gegeben, der ein ganzes armes, ihm blind vertrauendes Volk frech betrügt.“

„Dank dem Gotte Iſraels, daß endlich eine Stimme ſich gegen ihn erhoben, ein Arm ſich gegen ihn bewaffnet hat, damit der Trug vor aller Welt klar werde! Niemand kennt dieſen ſcheußlichen Betrug genauer als ich, Niemand iſt ſo in das böſe Spiel eingeweiht. Ich muß es täglich und ſtündlich ſehen, wie man lügt und betrügt, muß es hören, wie man mein armes Volk verhöhnt, ich muß Laſter und Verbrechen mit empörten ſchaamrothen Augen betrachten, wo das Volk heiligen Wandel und ſtrenge Ausübung des göttlichen Geſetzes anbetet. Wie hab' ich geſeufzt im Stillen! Wie hab ich in meiner einſamen Kammer blutige Thränen geweint, daß ich ein ſchwaches Weib war! Wie habe ich den Herrn angerufen, wenigſtens von ein Paar Männeraugen die Blindheit zu nehmen, mit der ich alles Volk Israel geſchlagen ſah! Mein Gebet iſt erhört. Ich danke Gott. Und dich, kühner Vollſtrecker eines Gottesgerichts, führe ich ſicher. Vertraue dich mir an, und ſei getroſt.“

„Weib, ja dich hat Gott mir zugeſandt.“

„Doch höre auf meinen Rath. Sabbathai iſt ſtets von ſeinem Weibe Mirjam umgeben; ſie verläßt ihn nie. Sie ſchützt ſeine Bruſt mit der ihrigen. Auch iſt er Alles, was er iſt, durch dieſe ſchändliche Betrügerin; denn ſie iſt noch weit verworfener und verſchlagener, als er ſelbſt. Eine Teufelin iſt ſie, die Frucht eines Teufels, und hat erſt dem verfluchten Volke der Cuthäer angehört. Durch dieſes Weib beherrſcht Sabbathai ſeine ganze Umgebung, alle Männer und Frauen müſſen ihr, der böſen Zauberin dienſtbar ſein. Sie peinigt mich auf's Blut. — Und wenn du deinen Dolch auf Sabbathai zückteſt, ſie würde ihn dir entringen; und wenn du ihn träfeſt, es würde vergeblich ſein, ſo lange ſie lebt. Erſt muß ſie ſterben, dann iſt der gottloſe

Betrüger in deiner Hand. Erſt durchbohre dein Dolch ihre verrätheriſche Bruſt, eh du ihn in die ſeinige ſenkeſt. Das mußt du mir verſprechen, heilig geloben. Es geſchieht zu deinem eignen Vortheil.“

„Aber wo treff' ich ſie allein?“

„Ich liefere ſie in deine Hand. Erſt ſie, dann ihn. Verlaß dich auf mich. Niemand achtet auf mich, die Sklavin. Und wenn du an meiner Hand wandelſt, fragt Niemand nach dir. Schwöre mir, das Weib zuerſt zu opfern. Sonſt kann und werde ich dir nicht dienen.“

„Ich ſchwöre es bei'm Haupte meines Vaters, auf dem der Friede ſei!“

„Wohlan, ſo komm morgen genau um dieſelbe Stunde, in welcher ich dich hier gefunden. Ich werde dich führen. Der Herr behüte dich.“

„Er ſei mit dir, Mägdlein, das mir mein guter Engel dünkt.“

Der Fremde ging. Mirjam lachte in ſich hinein. „Armer Thor, dein Dolch ſoll mir dienen, nicht dir! Sabbathai's Haupt iſt geborgen; denn meine Krone ruht darauf.“

Ein feuriger Arm umſchlang ſie; ein Paar ſiebriſch brennende Lippen ſuchten die ihrigen, „Mirjam — Mirjam! erſtarben die Töne von dieſem Munde. „Wer war der Mann, der von dir ging?“

„Meine Sklavin, die ich der Sicherheit wegen als Mann verkleidete. Biſt du eiferſüchtig, mein Ruben?“

„Unglücklich, daß ich von dir laſſen muß.“

„Vielleicht erbarmt ſich der Himmel unſrer Liebe. Harre getroſt und genieße das Glück des Augenblicks.“

Und ihre Küſſe verſchloſſen ſeinen Mund. Er hatte ohnedieß nichts mehr zu reden.

Sabbathai's Haupt war ſchwermüthig auf ſeine Bruſt geſunken. Der Abend brachte ſeinem Gemuth leiſe Verſtimmungen. Schatten, wie böſe Ahnungen, glitten über die Saiten und entlockten ihnen leiſes Geſtöhn, das wie Seufzer der vorüberrauſchen Luft klang. Er war zuletzt ganz in ſich verſunken, und hatte nicht gemerkt, daß man die prächtigen ſiebenarmigen Leuchter vor ihm angezündet. Er ſtarrte in die Flammen, wie ein Blodſinniger. Da trat

Mirjam zu ihm, legte den Arm ſchmeichelnd um ſeinen Hals, und drückte einen Kuß auf ſeine Stirne. Er ſchrak empor.

„Willſt du nicht mit mir zu den Neuvermählten gehen?“ fragte ſie zärtlich. „Die Freunde verſammeln ſich dort zur Hochzeitfeier. Es würde dir wohlthun. Du biſt ſo düſter.“

„Geh allein hinab zur Stadt, Mirjam. Ich bedarf der Einſamkeit. Du weißt, daß der Engel meines Lebens nur in der tiefſten Einſamkeit die glänzendſten Fäden ſpinnt.“

„Ich wüßte wohl, wer dir noch dienlicher wäre als die Einſamkeit. Die hehre Prophetin, deren Seele du biſt. Sie würde dich erheben und erquicken mit dem friſchen Thau ihres Wortes. Auch ſie iſt ſeit einiger Zeit ſtill und in ſich gekehrt. Vielleicht wenn ſie ihre Schmerzen, ihre Klagen vor deinem Ohre enthüllen dürfte, würde ſie wieder froh werden. Darf ich Mihurmah bitten, dir dieſen Abend einen Beſuch in Kiosk zu ſchenken? Hier ſeid ihr ungeſtört und ſicher vor fremdem Zudrang.“

„Und du ſelbſt wollteſt ſie darum bitten?“ rief

Sabbathai aufgeregt. „Du ſelbſt wollteſt ſie herſchicken, Mirjam?“

„Und warum nicht? Weiß ich nicht, daß ich meinem königlichen Gemahl damit eine große Freude bereite? Darf der Meſſias ſich nicht mit ſeiner großen Prophetin von göttlichen Dingen in ſtiller Zurückgezogenheit unterhalten? Und muß die Gemahlin des Meſſias nicht die Freundin ſegnen, die mit hohem Wort das Herz des Trauernden aufrichtet? Verehre ich Mihurmah weniger als du?“

„Edelſtes, trefflichſtes Weib! So rein und erhaben biſt du, wie Mihurmah ſelbſt. Glänzend gehſt du aus den Schatten hervor, die dich umlagert hatten, wie die Sonne aus neidiſchem Gewölk. Sie verfliegen und verrinnen vor deinen Strahlen. Iſt es mir doch, als hätte mir geträumt, du ſeiſt eiferſüchtig auf Mihurmah. Thörichte Träume! Als ob das Weib, das mir der Gott Jakobs, von ſeinen Wundern umblüht, wie von duftenden Roſen, als die einzig würdige Gattin des Meſſias zugeſandt, von gemeinen menſchlichen Schwächen und Leidenſchaften heimgeſucht werden könnte! Ich kannte dich beſſer. — Geh und rufe Mihurmah. Ich ſehne mich, mit ihr zu reden.“

Mirjam beſtieg ihre Sänfte und ließ ſich nach dem Hauſe des Königs von Juda bringen. Dort ſaß Mihurmah einſam in ihren Gemächern, hingegeben ihrem troſtloſen Schmerz. Ein Blick kalter Verwunderung fiel aus ihrem erloſchenen Auge auf die Eintretende. Mirjam ſtürzte vor ihr nieder, Mihurmah ſah mit Verachtung auf ſie herab.

„Reinſte der Reinen!“ rief die Knieende zerknirſcht, und hob die Hände flehend zu der Strengen empor; „Verzeihe dem ſchwachen ſinnlichen Weibe. Du haſt großmüthig meiner geſchont, und dieſe Großmuth hat mich tief gerührt und zur Erkenntniß und Beſſerung gebracht. Habe Mitleid mit der reuigen Sünderin, wie du Großmuth mit ihr hatteſt, und verſprich mir zu vergeben, wenn du mich im Lauf der Zeit der Vergebung würdig befunden haben wirſt. Jetzt aber erfülle meine und Sabbathai's Bitte, und verfüge dich zu ihm. Er läßt dich erſuchen durch meinen Mund, ihm dieſen Abend zu ſchenken. Es verlangt ihn inbrünſtig, im traulichen Zwiegeſpräch die Seele mit dir auszutauſchen.“

Ein Blick der Ueberraſchung, ein Zug wehmüthiger Freude leuchtete aus Mihurmah's Auge und Antlitz. „Ja, du biſt auf dem Wege der Beſſerung,“ ſprach ſie gerührt und reichte der Flehenden die Hand, ſie aufzurichten. „Wahrlich, ſonſt hätteſt du dieſe Bitte nicht bei mir ausgeſprochen! Ich werde ſie erfüllen, und nun erfährt Sabbathai kein Wort von deinem und meinem Geheimniß. Bereue die große Sünde in Sack und Aſche, die du an dem Edelſten der Menſchen begangen; thue Buße und kaſteie deinen Leib. Du haſt viel wieder gut zu machen. Ich weiß Alles — Alles, nicht das allein, was mein erſchrockenes Auge ſah, mein bebendes Ohr aus deinem eignen Munde vernahm. Ich kenne den ganzen Umfang deiner Sünden an Sabbathai; aber ich werde dir vergeben um ſeinetwillen, wenn du fürder den Weg der Frommen und Gerechten betrittſt, wie es ſich ziemt für die Gattin des Königs der Juden.“

Mirjam war erblaßt; aber ſie faßte ſich, drückte Mihurmah's Gewand an ihre zitternden Lippen und ſtammelte noch einige bittende Worte.

„Der Herr ſei ferner mit dir,“ fuhr Mihurmah fort. „Von mir haſt du keinen Verrath zu fürchten. Muß ich doch Sabbathai's Ruhe, von der das Glück ſeines Lebens und das Gelingen ſeiner Plane abhängt, ſeiner ſelbſt willen ſchonen. Sei fromm und gut, Gefallene, Irrgeleitete, Mißbrauchte, und der Herr wird das Böſe, was du gethan, zum Segen lenken.“

Seufzend gleichſam als glaube ſie ſelbſt nicht an die Kraft und Wahrheit ihrer Worte, verfügte ſie ſich in ihre Sänfte; Mirjam aber ließ ſich nach dem Hochzeithauſe bringen, wo ſie faſt alle Glieder der Familie nebſt deren zahlreichen Freunden in Freude und Luſt beiſammen fand.

Sabbathai's Geſicht überflogen die Strahlen eines reinen Freudengeſtirns, als Mihurmah zu ihm herein trat. Sie beugte ſich demüthig vor ihm und er legte ſeine Hände ſegnend auf ihr Haupt und ſprach den Salem mit feierlicher Stimme. Dann ſetzte ſie ſich zu ſeinen Füßen, wie ſie immer zu thun gewohnt geweſen war und horchte ſtill ſeinen Worten. Zuweilen wohl ſprach dann auch ſie; da war's, als ertöne eine ferne ſanfte, wehmüthige Muſik, und lächelnd, wie ein Kind lächelt, mit unausſprechlich ſeligem Frieden, neigte ihr Sabbathai Ohr und Herz zu. Er klagte ihr das Bangen und die Schmerzen ſeiner Seele, denen er keine Namen geben konnte, weil ſie eben alles materiellen Stoffes entkleidet waren, er deutete ihr das wunderbare Weh an, das ihn durchfluthete, wie ein kühlender Born; gerade wo die heiße Quelle der Freude aus ſeiner Bruſt hervorſprudeln ſollte, er klagte ihr das Alles koſend, wie ein Kind der Mutter erfahrne Unbild wehmüthig koſend klagt, und ſie tröſtete ihn ſo mild und herzlich, wie die Mutter das Kind, dem ſie die Klageworte von den Lippen küßt. Und eh ſie's merkten, waren ſie auf die Vergangenheit gekommen, auf ihr erſtes Zuſammentreffen an Mihurmah's Krankenbette im Hintergebäude von Sabbathai's Vaterhauſe, auf Thamar, die liebliche, auf David Roſanes, den würdigen Vater derſelben, auf Rahel und Zadik de Curbano, auf den erſten Lichtſtrahl, den Mihurmah auf Rahels Veranlaſſung in Sabbathai's Seele über deſſen meſſianiſche Beſtimmung geworfen, und die Bilder tauchten bunter und glänzender vor ihnen auf und umſpannen die beiden Koſenden mit den blinkenden Silbernetzen der Poeſie, die zugleich ſäuſelnde Harfenſaiten ſind, auf welchen die Vergangenheit ihre ſüßen Erinnerungslieder ſpielt, eine ernſte, verklärte Gottheit. Sabbathai's Auge glänzte vom heiligen Thau tiefer Rührung und er neigte ſeine Lippen zu ihrem Ohr' hinab und flüſterte ihr das Bekenntniß zu, daß er Thamar mehr liebe als je, und die Gewißheit, ſie ewig entbehren zu müſſen, ſeinen Schmerz immer wieder von Neuem aufſtachele. Da weinte Mihurmah, und Sabbathai weinte mit ihr. Dieſe Thränen fielen dem allgemeinen Schmerz der Erde zum Opfer, jenem tiefen herzzerreißenden Weh, das durch unſer Leben hindurch tönt, wie ein klagender Mollton, zuweilen aber wie ein ſchrillender Mißton aufſchreit, jener trauernden Ueberzeugung, daß das Schönſte auf Erden kein Vaterland hat, und die edelſte Blüthe des Sturmes und des Todes erſte Beute iſt.

Voll von dieſem Gedanken, der immer und immer wieder in reinen und edeln Gemüthern auflebt, ſeine kältende Hand an den Becher der Freude legt, aber als verklärt ruhig wehmüthig blickendes Auge — ein milder verſöhnender Stern — über dem Trauergewölk des Schmerzes hängt — durchbebt von all ſeinen wollüſtigen Schauern, ergriff Sabbathai die Harfe, die er lange nicht berührt, und ſang den Tagen ſeiner Jugend, ſeiner Liebe und ſeines Schmerzes ein Erinnerungslied. Mihurmah's Thränen floſſen reichlich, das Haupt an Sabbathai gelehnt, rollte Perle auf Perle an der klagenden Harfe nieder. Ach, es war ja Alles ſo gekommen, wie es ihre Jugendträume in glänzender Verklärung geſehen, und doch ſo ganz anders, ſo weltenweit verſchieden. Es war wohl daſſelbe göttliche Antlitz von dem ſie einſt geträumt, das ſich nun in ihr Leben herabgeneigt, ein milder Engel; aber ſtatt von allen Wonnen des Himmels durchdrungen und verklärt, zuckte es in unausſprechlichem Schmerz, vom Jammer der Erde verwundet, und ſtatt Lichtfunken höchſter Seligkeit träuften Blutstropfen aus müden Augen geweint herab.

Aber ſie wurden Beide getröſtet, Eins an dem Andern. Stumm ruhte ſein Haupt an ihrer Bruſt. Da trat eine Dienerin herein und flüſterte Mihurmah einige Worte zu.

„Es verlangt Jemand nach mir!“ ſagte dieſe zu Sabbathai, ſchlug den Teppichvorhang zurück und trat hinaus.

Ein dumpfer Schrei erſchallte — ein zweiter — n Fall — beſtürzt griff Sabbathai nach dem Leuch- r und ſchritt haſtig hinaus. Eine ſeltſame Angſt eflügelte ſeine Schritte. Der Vorhang flog zurück, rriſſen von der wilden Kraft ſeiner Hand — und r ihm ſtand Channaniah Ben Jakir mit geröthe- m Dolch in der gehobenen Rechten und zu ſeinen üßen blutete Mihurmah's Bruſt aus tödtlichen unden.

Im Glanz des Lichts erkannten ſich Beide. Der reis bebte entſetzt zurück, ſein Auge ſtarrte mit ahnſinnigem Ausdruck auf die Verwundete, ſeine tzten grauen Haare ſträubten ſich, er ſprang zurück nd kreiſchte: „Weh mir! die Hölle hat mich ver- endet! Es iſt meine Tochter!“

Sprachlos ſtarrte Sabbathai auf die Blutende. er Schrecken hielt ſeine Kräfte gebunden. Endlich ürzte er auf ſie nieder und rief mit den ſchneiden- en Tönen der Verzweiflung: „Mihurmah, du darfſt cht ſterben! Nein! Mein ganzes Meſſiasreich ginge it dir unter, eine blutige Sonne. Ich gebiete der elle des Bluts ſtille zu ſtehen, ich gebiete ihr mit einer göttlichen Kraft.“

„Gib mir die Hand, Sabbathai!“ flüſterte Mihurmah. Ich ſterbe! Schon greiſt der Tod mit kalter Hand nach meinem Herzen. Auch du, Vater, gib mir deine Hand, die Hand, die mir den Todesſtoß gab. Ich danke dir für dieſen Dienſt, unglückſeliger Greis! Ich habe dich für den Irrthum meines Lebens um Verzeihung zu bitten. Vergib deinem irrenden Kinde, das ſchwer an dir frevelte. Auch an dir hab' ich geſündigt, Sabbathai, unwiſſend, bei'm Gott unſrer Väter, der meiner Seele gnädig ſei! Ich bin enttäuſcht! Aber der Tod iſt eine Gunſt für die, die am Leben irre geworden iſt und ihr Heiligſtes verloren hat.“

„Nein, du darfſt nicht ſterben!“ rief Sabbathai wie wahnſinnig. „Jetzt, ihr gewaltigen Engel des Herrn, ſeid mir zu Dienſt! Ihr Fürſten des Lebens und des Todes gehorcht dem Rufe des Meſſias! Haltet dieſes fliehende Leben auf! Führt dieß Blut zurück in ſein Gehäus und heilet dieſe von Vaterhand geſchlagene Wunden. Ich rufe euch mit der geiſterbündenden Kraft des Ringes Salomo's! Ich ſpreche den urheiligen Namen, der die Welt aus Nichts hervorrief, aus! Jetzt zeigt, daß ich der König bin, euer Herr und Meiſter!“ Und er drehte den Ring am Finger und rief den Namen, daß die Wände davon wiederhallten; aber kein Engel erſchien, ihm zu dienen, kein Luftzug hob die Teppiche, um den Todesſchweiß von der Stirn der gemordeten Frau hinweg zu küſſen. Die Natur lag ſtarr und theilnahmlos um den ungeheuern Mord. Da ſtürzte Sabbathai heulend auf die Sterbende: „Weh mir! weh! die Engel hören mich nicht mehr! die Geiſter gehorchen mir nicht!“

„Armer Sabbathai!“ lispelte Mihurmah in ſein Ohr; „du biſt getäuſcht, betrogen! Täuſche dich nicht ſelbſt mehr! Du Edelſter warſt der Ball eines unwürdigen, ſchändlichen Spiels. Alle haben treulos an dir gehandelt, Alle ſind falſch. Jeruſa war dir treu und ich. Die Sterbende kann dir die Wahrheit nicht verſchweigen. Ich träumte einen ſchönen Traum, ich bin erwacht mit namenloſem Jammer. Der Dolch meines Vaters hat mir die heißen Schmerzen gefühlt und gekürzt. — Leb' wohl, Sabbathai! Dich liebt' ich, dich verehrt' ich mit den ſtärkſten Trieben meiner Seele! — Es iſt Alles vorbei! — Die Welt iſt voll Argliſt und Trug. — Ermanne dich und entwinde dich den ſchmählichen Banden, in denen du liegſt. Leb — wohl, Sabbathai! — Mein — Geiſt iſt mit dir! — Leb wohl — Vater! — bring' — der Mutter — meinen Gruß — Meine Kinder!“ — — — — Ihre Hand wurde kalt und ſteif; ihr Athem ſtockte; die edelſte Seele war dem ſchönſten Körper entflohen.

Sabbathai's verzweiflungsvolles Geſchrei wühlte ſich in den Boden; krampfhaft umklammerte er die Leiche, als könne er das Leben zurückhalten; ſein Mund ſaugte an den kalten Lippen, ſein Auge blickte Wahnſinn. Der alte Channaniah Ben Jakir, der ſtumm und kalt einen Schritt weit von ihm geſtanden hatte, trat jetzt hinzu, und ſagte hohnlachend: „Belebe dieſe Todte und mach' die unſeligſte That meines Lebens wieder gut mit deiner Kraft, wenn du der Meſſias biſt. Gib dem Herzen ſein Blut, dem Auge ſeinen Strahl, dem Munde ſeine Rede wieder, und ich will niederſinken und dich anbeten, als den Erlöſer Israels — — du mußt, du mußt! Denn du biſt der Meſſias, und Israel glaubt an dich! Rette einen alten Mann, dem du die letzten Tage vergiftet, von Verzweiflung und ſchmachvollem

Untergang! Haſt du nicht Blinde ſehend gemacht und Kranke geſund mit deiner meſſianiſchen Kraft? Auf und belebe ſie! —— Du kannſt nicht?! Erbärmlicher Stümper! Armſeliger Meſſias! Ein Spott biſt du allem Volk, und deine göttliche Weisheit iſt zu Schanden geworden. Ich muß dich verlachen, König der Welt, Fürſt der Geiſter, der du keinen elenden Athemzug in dieſe Bruſt zurückführen kannſt. Betrogener Betrüger, hörteſt du nicht, deine ſterbende Prophetin glaubte ſelbſt nicht mehr an dich.“ Und mit Verwünſchungen warf er den Rachedolch der Lichtbrüder auf die Leiche und wankte hinaus.

Sabbathai war ganz ſtill geworden; wie ein Marmorbild ſaß er neben der Leiche, und auch aus ſeiner Bruſt ſchien kein Athem mehr zu gehen. Endlich ſagte er dumpf: „Du haſt recht, Channaniah, ich bin nicht der Meſſias!“ Aber als hätte er mit dieſem Worte die Siegel von den Sturmhöhlen ſeiner Seele gelöſt, tobte er wild und gräßlich auf: „Ihr Berge ſtürzt über mich! Ihr Meere verſchlingt mich! Hinweg von deinem Boden, verfluchte Erde! Der Engel meines Lebens iſt gemordet, und ich bin nicht der Meſſias! Ihr Winde heult's mit mir! Ihr

Meereswellen, donnert's mit mir: Ich bin nicht der Meſſias. Ein elender betrogener Betrüger! Ein Spielball der Lüge! Der Himmel hat mich belogen und die Erde: ich bin nicht der Meſſias!“ — — — Und heulend warf er ſich zur Erde. Als aber der wildeſte Schmerz nicht mehr in lauter Verzweiflung ausbrach, richtete er ſich empor und ſaß am Boden neben der Leiche. Dann ſchlug er den Vorhang zurück und über den Altan herein warf der Mond ſein bleiches Licht und umſpielte Miburmah's Geſicht. Weiß wie die Unſchuld und ruhig, wie die Hoffnung, lag ſie da; er nahm ihr Haupt auf ſeinen Schoos und ſtarrte lange lange in die mondverklärten Züge. Ein überirdiſcher Schimmer ſchien von ihnen auszugehen. Immer voller und glänzender fielen die Mondſtrahlen in das wehmüthig lächelnde Geſicht der todten Königin von Juda, und ſchrieben das Geheimniß des Lebens und des Todes hinein, jene Schrift heiliger Schwermuth, die der Himmelswandrer in das dumpfrauſchende Kleid der Nacht ſtickt. Und der unglückſelige Rabbi hielt die Leiche fort und fort in den Armen, wandte ſein ſtarres Auge nicht von ihren Zügen, und flüſterte ihr je zuweilen zu: „Ich bin nicht der Meſſias! Du aber biſt die Königin des Himmels und der Erde, und ich bete an vor dir! Still! Still! Alle Propheten haben gelogen, und die Wunder mich zum Thoren gemacht. Dein bleiches Antlitz iſt der einzige Stern, der mir noch leuchtet.“

Die ganze ſtille Herrlichkeit des Todes mit ihrer ſüßen Schwermuth lag im Mondſchein vor ihm ausgebreitet; er rief nicht mehr in toller Zorneswuth: „Ich bin nicht der Meſſias!“ er flüſterte es nur bitter lächelnd.

Und die Nacht zog über ihr hin, die aus den Falten ihres Gewandes ſeltſame Gaben auf ihn herabgeſchüttelt, Erinnerung, Jugendtraum, der Wehmuth ſüßen Schmerz, der Liebe Seligkeit, Schrecken, Verzweiflung, den fürchterlichſten Schmerz, Wahnſinn, Trauer und Reſignation.

Der Morgen röthete die Berge; er ſaß noch ſtumm und ſtill an der Leiche und küßte den bleichen Mund ſeiner Prophetin. Da zogen die Hochzeitgäſte heran — denn der letzte Tag von Joſephs Hochzeit ſollte mit Glanz und Jubel begangen werden — und begleiteten die Königin Mirjam aus dem Hochzeithaus nach dem Kiosk. Mehre Schiffe mit fremden Juden waren angekommen, und dieſe hatten ſich an die fackeltragenden Gäſte angeſchloſſen. Der Garten wurde hell und lebendig; Tauſende quollen herein; Mirjam ſtieg aus der Sänfte und dankte der Menge mit königlichem Gruß. Und Alle brachen in lautes maßloſes Jauchzen aus: „Heil, Sabbathai, dem Meſſias! Heil ihm dem prächtigen Jakobsſtern! Heil dem König der Welt!“ Und ſie ſtimmten Lieder an zu ſeinem Preis. Er aber lächelte ſchmerzlich, beugte ſich zu der Leiche nieder und flüſterte: „Du weißt es, daß ich nicht der Meſſias bin!“

◆

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Victor Hugo's
ſämmtliche Werke.

Deutſch

von

Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller,
H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Külb,
H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B.
Wolff und Andern.

Nebſt einleitender Biographie und Charakteriſtik

von

Dr. Adrian.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 16 Bänden. — Subſcriptionspreis Rthlr. 6.
fl. 9. 36 kr. Rhein. fl. 9. C. M.

Die deutſche Sprache ſoll einen neuen Triumph feiern! Weltbezwingend, univerſell ſind die Werke des Genies, das Vaterland hat den Stolz eines ſolchen Beſitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, der Kunſt und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shakſpeare, Calderon, Byron ſind durch klaſſiſche Uebertragungen in Deutſchland eingebürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herüberverpflanzt, ſich jenen Meiſterwerken an die Seite ſtellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutſchen Metalllauten dem Gedächtniſſe der Nachwelt überliefert zu werden? Dieſer junge Titan hat den Perückenparnaß der ältern franzöſiſchen Literatur erſtürmt. Er hat ſeiner Nation gezeigt, daß nichts ſo ſchön iſt, als die Natur, und nichts ſo erhaben, als die Leidenſchaft. Schöpferiſch formt er das zähe Material ſeiner Mutterſprache in unſterbliche Geſtalten, welche neu gedacht mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothiſchen Domen gleichen ſeine Romane, Laokoonsgruppen ſeine Dramen, öſtlichen Nächten mit Sternenſchimmer, Palmenſäuſeln und den tauſend Zaubern der Wüſte ſeine lyriſchen Ergüſſe. Nach Göthe und Byron iſt Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäiſche Anerkennung hat.

Schon lange unſer Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improviſirte Arbeit der Induſtrie, ſondern das Erzeugniß heiliger Weiheſtunden.

Victor Hugo ſelbſt hat unſerm Unternehmen ſeine Theilnahme zugeſagt, ein koſtbarer Stahlſtich bringt den Dichter [illegible], Adrian's Einleitung, ſein Leben und den Geiſt ſeiner Schriften biographiſch-kritiſch zur Anſchauung. Nichts iſt von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geſchmackvollen Gewande erſcheinen zu laſſen.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's ſämmtliche Werke geben, und ſchon deshalb mit den in Stuttgart erſcheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechslung gerathen dürfen, da dieſe Ausgabe nicht nur in der äußern Ausſtattung der unſrigen nachſteht, ſondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen ſowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja ſogar ganze Kapitel des Originals ausgelaſſen ſind.

Herabgeſetzter Preis!

Wegen eingetretener Concurrenz ſehe ich mich veranlaßt die in meinem Verlage erſchienene Ausgabe von

Lord Byron's
ſämmtlichen Werken.

Herausgegeben von

Profeſſor Dr. Adrian.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Schrift und einer Anſicht von Newſtead-Abbey.

A. 12 Bände auf weißem Druckpapier **ohne Stahlſtiche.** Von dem ſeitherigen Laden-Preiſe von Rthlr. 6. 18 gr. **auf Rthlr. 4. fl. 7. rhein. fl. 5. 30 kr. C. M. herabzuſetzen.**

Die Preiſe **der Ausgaben mit Stahlſtichen** bleiben **unverändert** wie bisher.

Die Dichtungen Lord Byron's ſind wie überall ſo auch in unſerm deutſchen Vaterlande ſo allgemein und rühmlichſt bekannt, und die Ueberſetzungen obiger Ausgabe werden ſo ſehr als gelungen und des großen Dichters würdig anerkannt, — daß ich es für überflüſſig erachte, hier noch Mehreres zur Empfehlung derſelben hinzuzufügen. —

Der Jakobsſtern.

Meſſiade

von

Ludwig Storch.

◆

Vierter Theil.

Des Sternes Untergang, oder der Renegat.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Td/69/322

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sohn der Lüge.

Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? Ich heule, aber meine Hülfe iſt fern. — Unſre Väter hofften auf dich, und da ſie hofften, halfſt du ihnen aus. — Ich aber bin ein Wurm und kein Menſch, ein Spott der Leute und Verachtung des Volks. — Ich bin ausgeſchüttet wie Waſſer, alle meine Gebeine haben ſich zertrennet; mein Herz iſt in meinem Leibe wie zerſchmolzenes Wachs. Meine Kräfte ſind vertrocknet, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen. Du legſt mich in des Todes Staub.
Bibel. Pſalm 22.

Auf die reiche Ottomane hingegoſſen, mit dem purpurnen Königsmantel überdeckt, lag Sabbathai Zewi, aufgelöſt in unausſprechlichem Jammer. Jener ungeheure, rieſenhafte Schmerz, der Sohn des götter- und menſchenbezwingenden Schickſals, hatte den Meſſias vom Throne David's geſtoßen, hatte den König von Zion ſchmählich niedergeworfen; nun ſtand der Gewaltige als Sieger auf der Bruſt des in Staub Getretenen, daß ſie hoch aufkeuchte und erdrückt zu werden drohete von der übermenſchlichen Laſt. Hatte je ein Sterblicher größern Schmerz getragen? War je ein König der Erde tiefer gefallen? Wenn auch vom Throne geſtürzt, trägt der vertriebene Fürſt das Bewußtſein ſeiner angeſtammten Würde, das Gefühl ſeines Königthums mit ſich in das Exil, und Niemand kann ihm die Ueberzeugung rauben, daß er der König iſt, kein Schlag des Schickſals kann ihn vor ihm ſelbſt demüthigen und entwürdigen. Und dann iſt es nur ein irdiſcher Thron, von welchem ihn *äußere* Gewalt vertrieben; ihm bleibt die Hoffnung, ſich morgen wieder durch Gegengewalt in neuen Beſitz deſſelben zu ſetzen. Sabbathai war durch eine weit furchtbarere Gewalt, durch die innere troſtloſe Ueberzeugung, daß er nicht der Erlöſer ſeines Volkes ſei, vom himmliſch-irdiſchen Throne des Meſſias in die tiefſte, dunkelſte, jedes Hoffnungsſtrahles entbehrende geiſtige Vernichtung geſchleudert. Ihm blieb kein Gefühl ſeiner Götterkraft, nicht die fernſte Ausſicht, wieder zu werden, was er geweſen war. Er war *ganz* vernichtet. Jene heilige Ueberzeugung, zum Heiland der Juden berufen zu ſein, hatte ſich ſo ganz in ſein Leben verwachſen, hatte als eine im ihm glühende tropiſche Sonne alle ſchlummernden Kräfte ſeiner Seele geweckt und gezeitigt und zu üppigen Rieſengewächſen aufgetrieben, und dieſe Sonne war ſo Eins mit ihm geworden, daß er, ihrer beraubt, allen Halt und Weg verlor und in's Bodenloſe verſank. Vom zarten Jünglingsalter herauf hatte ſie ihn durch Luſt und Schmerz begleitet, jene erhöht, dieſen verſüßt, nach augenblicklichen Zweifeln war ſie nur um deſto ſtärker in ihm erwacht, hatte ihn mit Stolz erfüllt und beſeligt, ſie war ſeine Trägerin geweſen, das purpurgeſchmückte Roß, auf welchem er ſeinen angeſtaunten Königszug durch die Länder des Orients und durch die Jahre ſeiner Jugend gehalten, und nun er ein Mann war, und ſeine Stirn gefurcht von Königsſorgen, hatte ihn das Roß zu Boden geworfen und war geſtoben und verſtoben wie ein Morgentraum; über den Unglücklichen hinweg aber gingen die Füße der Völker, unbekümmert um ſeine kaum verloſchene Herrlichkeit, der Völker, die er zu beherrſchen gedacht hatte. Mit dem begeiſternden Glauben an ſein Meſſiasthum war er der Erſte der Sterblichen geweſen, ohne dieſen Glauben war er der

Letzte. Ein gewöhnlicher Menſch konnte er nicht ſein.

Baruch ſaß vor ſeinem unglücklichen Meiſter und las aus einem alten Pergamente, in welchem er erſt lange mit trübem nachdenklichen Geſicht geblättert hatte, mit lauter, obgleich zitternder Stimme:

„Es war aber zur Zeit, als Hadrianus erhoben worden war auf den Stuhl der Cäſaren zu Rom. Und es begab ſich, daß die Juden zuſammenkamen zu Jeruſalem und trauerten um den zerſtörten Tempel und die verwüſtete Stadt. Und ſprachen untereinander: Wir wollen die Römer erſchlagen und den Tempel des Herrn wieder aufbauen. Und ſie rotteten ſich zuſammen heimlich bei Nacht, und ſtärkten ſich, und ſahen zu, wie ſie die Römer umbrächten. Es ging aber einer von den Juden hin und verrieth dem Statthalter Alles, was ſie beſchloſſen hatten gegen die Römer. Da warf dieſer etliche ihrer Anführer in's Gefängniß und ſah ſie hart an mit der Schärfe des Schwertes. Und ſprach: ich will mein Haupt nicht auf's Kiſſen legen, bis ich das Blut der Aufrührer ausgegoſſen habe in den Sand, der vor den Thoren liegt. Da dieſes die

Verſchworenen hörten, überkam ſie eine große Furcht; und ſie brachen auf und kehrten ihr Schwert gegen die Römer, aber ſie wurden überwunden und erſchlagen ihrer bei ſechstauſend Mann. Da nun dieſes angeſagt ward dem Kaiſer Hadrianus in Rom, ſprach er in ſeinem Zorn: ich will vertilgen dieſe aufrühreriſche Stadt und zerbrechen ihre Häuſer und Wohnungen wie Titus gethan mit ihrem Tempel, und will Alles der Erde gleich machen, daß man nicht wiſſen ſoll, wo ſie geſtanden. Und ich will vertreiben dieß böſe unruhige Volk von dieſer Stätte und es zerſtreuen in alle Lande. Und er ſandte ſeine Boten, da ward gethan alſo, wie er befohlen hatte. Und Jeruſalems Häuſer wurden zerbrochen und ſeine Mauern geſchleift, und keine Wohnung blieb verſchont, und wurde Alles der Erde gleich gemacht, ſo daß man nicht wußte, wo die heilige Stadt geſtanden. Darnach ließ der Kaiſer eine römiſche Stadt aufbauen und prächtige Tempel und Altäre für die Götter der Heiden. Und ordnete Prieſter den Göttern, und ließ opfern und beten nach der Heiden Gebrauch. Und nannte die neue Stadt Aulia Capitolina. Da ward verboten bei ſchwerer Strafe den Namen Jeruſalem auszuſprechen und ward nicht mehr gehört. Und kein Jude durfte wohnen in der Stadt bei Gefahr ſeines Lebens, es ſei denn daß er die heidniſchen Götter angebetet hätte. Aber die Juden wurden vertrieben und zogen aus nach Syrien und Kleinaſien und kamen in großer Menge nach Aegyptien und Afrika. Und ſie waren betrübt bis in den Tod und weinten ſehr und ſchrieen auf zu dem Herrn aus ihrer Noth: Wo iſt nun der Heiland, den du uns gelobet haſt, auf daß er uns erlöſe? Wir ſehen uns um und ſuchen ihn, aber wir finden ihn nicht. Darum, Herr, nimm die Blindheit von unſern Augen, auf daß wir erkennen, wer dein Meſſias iſt, und ihn ſetzen auf den Thron David's, von dem die Propheten zeugten. Und wie unſre Väter geweiſſagt haben: Der Meſſias ſoll geboren werden, wenn der Tempel zerſtört wird, alſo iſt's geſchehen; denn ich bin geboren in derſelben Nacht, als Titus das Haus des Herrn mit Feuer anſtieß und zerbrach. Und ich will euch erlöſen vom Joch der Römer und euch wieder groß machen vor allen Völkern der Erde. Und ihr ſollt mich zu euerm König machen und mir alle Gewalt geben, und ſollt mich nennen Barkochaf, d. i. der Sohn des Sternes; denn ich bin's, von dem Bileam geweiſſagt: Es wird ein Stern kommen aus Jakob und ein Scepter aus Israel. Da ſolches die Juden hörten, wurden ſie froh und glaubten ihm, und liefen zuſammen in ganz Afrika und kamen gen Bither zu dem Sternenſohn, und ſprachen zu ihm: Wir glauben, daß du biſt der Meſſias, der Sohn David's, der gekommen iſt, uns zu erlöſen, und wir wollen dir beiſtehen und dein Reich erobern. Da ſprach Barkochaf: Der Herr wird's euch vergelten. Und ſie gingen hin und erſchlugen die Römer und die Griechen in den Städten am Meere und in den Bergen von Numidien bis nach Aegyptien, bei vielen Tauſenden. Und es ward ein groß Geſchrei im Lande, und es kam eine Furcht über alles Volk, was nicht beſchnitten war. Und Barkochaf war Sieger in Afrika. Die Juden aber, die zu Bither waren, ſalbeten ihn, und kröneten ihn, und riefen ihn aus im Lande zum Könige über ſie, und umgaben ihn mit großer Pracht und Herrlichkeit. Da das die Juden in Aegypten und Paläſtina hörten, zogen ſie ihre Trauerkleider aus, legten Feierkleider an und riefen: Der Meſſias iſt erſchienen, laſſet uns fröhlich ſein. Da ſprach der Rabbi Akkiva, berühmten Andenkens, der im höchſten Anſehen ſtand bei allem Volk Israel: Ich habe ihn geſehen und den Staub von den Sohlen ſeiner Füße geküßt. Dieſer iſt der König, der Meſſias. Nun glaubte Alles, was aus Abrahams Saamen entſprungen war. Und thaten ſich in Aegyptien zuſammen und erſchlugen in Alexandrien mehr als zweimalhunderttauſend Römer. Und die Juden, die zu Cypern wohnten, tödteten alle Völker, bis daß keiner mehr übrig war von den Heiden, und riefen aus überall den Sternenſohn zum König der Juden. Das Alles aber geſchah zweiundfünfzig Jahre nach der Zerſtörung des Tempels durch Titus. — Es kam aber das Geſchrei gen Rom und drang zu des Kaiſers Thron: Die Juden haben ſich empört in Afrika und Aegyptien und Alles erſchlagen, was nicht zu ihnen hält. Sie haben ſich einen König erwählt und ſagen: Er iſt unſer Meſſias. Da ergrimmte Hadrian und ſchwur in ſeinem Zorn: Ich will das halsſtarrige Volk vertilgen ſammt ſeinem neuen Könige. Und er zog aus mit großer Heeresmacht und ſchlug die Juden auf's

Haupt, daß ihrer viele jämmerlich umkamen und die Andern flohen. Die ſchrieen den Sternenſohn an und wehklagten: biſt du der Meſſias, ſo hilf uns von unſern Feinden. Aber er half ihnen nicht, und floh; denn es war große Furcht über ihn gekommen. Und verließ ſein Volk und alle, die an ihn geglaubt hatten. Die Römer aber kamen gen Bithar und erwürgten Alles, was lebte, mit der Schärfe des Schwertes. Da war Heulen und Wehklagen, und ſie nannten den Barkochaf den Sohn des Sternes nun Barkoſifah das iſt der Sohn der Lüge.“

„Halt ein! Es iſt genug!“ unterbrach Sabbathai den Leſenden mit einem frazzenſchneidenden Wehgeſchrei. „Auch ich bin ein Sohn der Lüge! Wehe mir! Auch meinen Namen wird die Nachwelt brandmarken und mit Schmach überhäufen; auch von mir werden ſie ſagen, ich ſei ein Betrüger geweſen, der das leichtgläubige Judenvolk verführt und gemißbraucht habe. Wer bürgt uns denn dafür, daß dieſer Barkochaf nicht ebenſo innig von der Wahrhaftigkeit ſeines Meſſiasthums überzeugt war, wie ich? daß er nicht mit derſelben Begeiſterung den Gedanken der Befreiung ſeines Volkes erfaßte, wie ich?

Und hat er nicht mehr gethan, als ich? Er hat die Römer geſchlagen, er hat das Land erobert. Das Alles hab' ich nicht gethan. Und doch hat ihn das undankbare Volk, dem er die heilige Glut ſeiner Seele als Opferflamme darbrachte, den Sohn der Lüge genannt. Nannten ſie mich nicht auch den Jakobsſtern? Werden ſie mich nun nicht den Lügenſtern nennen? Weh mir, daß ſie recht haben! Weh mir, daß ich der Sohn der Lüge bin! Baruch, Baruch, ich ertrag' es nicht! O warum hat mich das Meer nicht erſäuft und in ſeine Tiefen hinabgeriſſen! Warum ſind die Berge nicht über mich geſtürzt! Warum hat mich Chananiah Ben Jakirs Dolch nicht getroffen, ich wäre dahin gefahren im Glauben an mich ſelbſt. So iſt mir mein edelſtes und heiligſtes Gut entriſſen und nur das elende, erbärmliche Leben geblieben. Baruch, es iſt alles Lüge auf Erden, es iſt alles Täuſchung! Leben iſt der trügeriſche Traum einer unruhigen Nacht. Gab es eine Wahrheit, ſo war es die, daß ich der Meſſias ſei. Die Kabbalah hat es bewieſen und die Propheten geweiſſagt. Aber die Kabbalah lügt und die Propheten lügen und der Meſſias wird nie geboren. Mein

Herz aber, mein armes Herz wird das Opfer der Lüge.“ Und er verhüllte wieder ſein Geſicht und weinte bitterlich.

„Chacham,“ nahm Baruch ehrfurchtsvoll das Wort, „du läßt dich von deinem gerechten Schmerz zur Ungerechtigkeit gegen dich ſelbſt fortreißen. Biſt du auch betrogen und hintergangen worden, ſo kann dich doch niemand eines wiſſentlichen Betrugs zeihen. Deine Abſicht, dein Zweck waren rein und heilig, du ahneteſt niemals, daß man dich hinterging. Dieß Bewußtſein darf dich nicht ſinken laſſen vor dir ſelbſt.“

„Was fragt die Welt danach, ob ich ein wiſſender oder unwiſſender Betrüger war? Genug, daß ich's war! Mir ſelber galt ich als Meſſias; ich ſuchte auch der Welt als ſolcher zu gelten. Dahin ging all mein ſtolzes Beſtreben, das war das Ziel meiner Handlungen. Und dieß Beſtreben wird mich in ihren Augen verdammen. Wer wird es glauben, daß ich Kurzſichtiger, von meinem Weibe, von meinen Freunden gemißbraucht, betrogen, am Gängelbande geleitet wurde, wie ein Kind? O Baruch, kann denn mein Herz all die Schmach und den

Schmerz faſſen, daß ich, der ſtolze Meſſias, die Puppe dieſer Menſchen war? O mein Kopf glüht, wie wenn der Wahnſinn ſeinen Feuerheerd darin aufgeſchlagen hatte. Ich bin der Narr meines Stolzes geweſen. Thamar, Thamar, das haſt du mir vorausgeſagt, und heute biſt du gerächt an mir. O mein Gott, wie hab' ich mein ſüßeſtes Glück mit Füßen getreten, wie hab' ich mein Ohr den holden Stimmen des häuslichen Glücks, der Liebe, der ſtillen Zufriedenheit verſtopft! Ha, wie ſteht dein trauerndes Bild vor meiner Seele, einziges liebenswürdiges Weib, ja allein werth einer reinen innigen Liebe, für die mein ſtolzes Herz keinen Raum hatte. Die Rache iſt über mich gekommen, furchtbar, entſetzlich, aber ſie ruft in mir alle Sehnſucht und alles Verlangen meines gedemüthigten Herzens nach dir wach, geliebte Thamar. Heute lieb' ich dich wahrhaftig, ſo wie du mich geliebt; denn heute erſt bin ich der liebebedürftige Menſch. Und was das Herz begehrt, iſt es zu gewähren am erſten geneigt. Und nur dieſe Liebe zu Thamar, die plötzlich mein in den Staub der Menſchheit getretenes Herz, wie eine neubelebende Flamme ergreift, und den ſtarren

Froſt daraus verdrängend, es erwärmt, nur dieſe Liebe iſt es, die mir das Leben erhellt. Glaube mir, Baruch, ich würde noch heute hingehen und von den Felſen mich in das Meer ſtürzen, um mich auf ewig rein zu baden von allem Schmutz der Erde, von aller Lüge und aller Täuſchung, wenn dieſe Liebe mich nicht mit ſanften Banden an das Leben feſſelte. Ich weiß noch ein Herz auf Erden, ein reines, edles Herz, das mich liebt als Menſchen, nicht als Meſſias, und dieſem Herzen habe ich viel Böſes abzubitten, das ich ihm zugefügt. Das erhält mich.“

„Chacham, du vergißt, daß du Freunde haſt, die dich auch deiner ſelbſt willen lieben, die, obgleich es ihnen längſt kein Geheimniß mehr war, daß du betrogen und hintergangen ſeiſt, doch ſtandhaft und treu bei dir aushielten, und dich, obgleich vielfach getäuſcht, nicht verließen.“

„Wie, mein Baruch, du hätteſt es gewußt, wie ich betrogen wurde, und du hätteſt es deinem Lehrer, deinem Freunde verſchwiegen?“

„Seit jenem Tage in Jeruſalem, als die ſogenannte Tochter der Stimme eines Abends dir einen Befehl gegeben hatte, der dem mir ertheilten geradezu widerſprach, ſchöpfte ich Argwohn gegen Mirjam. Ich beobachtete ſie genau und überzeugte mich, daß jene Tochter der Stimme nichts ſei, als ihre Kunſt, Worte und Reden von jeder beliebigen Seite, oder aus der Entfernung hörbar zu machen, ohne daß ihr Mund ſich aufthat und bewegte. Erinnre dich Rabbi, daß unſre gelehrten Väter viel von dieſer Kunſt geſchrieben haben, die ſie Ob nannten, ſo wie die Griechen Engaſtrymie. Mirjam that nichts mehr und nichts weniger, als jenes Weib zu Endor, welche den Geiſt Samuels vor Saul reden ließ. Dieſe war eine Betrügerin, wie jene. — Aber ſollte ich dich aus deinem ſchönen Traum reißen? Es ſchmerzte mich, und ich fürchtete, du würdeſt mir doch nicht glauben. Ich überließ es der Zeit, und ſie hat dir Alles enthüllt.“

„O Gott meiner Väter, mit teufliſchen Künſten haben ſie meinen Stolz betrogen! Und ich war ſtets das blinde Werkzeug ihrer Schelmenſtücke. O Huſſein Damod, ich denke deiner mit Schmerz! Du haſt es mir enthüllt, und ich glaubte dir nicht.

Aber was war ihr Zweck? Was wollten ſie erreichen mit all dieſen Lügen?"

„Ich kenne ihre Plane nicht, Chacham. Doch vermuthe ich, es war Herrſchſucht und Gier nach Reichthümern, die ſie antrieb, alſo zu handeln."

„Und dieſe reine Flamme meiner Begeiſtrung für mein im Staube liegendes Volk mußte dazu dienen, ihr unedles Feuer zu verdecken. O Israel, geſchlagenes, elendes Volk, du biſt für ewig verloren! Der Meſſias, der mit glühender Gottbegeiſtrung an deinen ſteinernen Sarg trat, dich aufzurütteln aus dem Todesſchlaf der Entwürdigung, er war nichts als das Werkzeug ſchlauer Betrüger. Kein Heiland kommt dir, kein Retter, kein Befreier. Du biſt dem Tode des Geiſtes verfallen für alle Zeit. Ich überſtrahlte die elenden und dürftigen Ruinen deiner einſtigen Größe und Herrlichkeit noch einmal mit dem farbigen Schimmer meiner meſſianiſchen Hoffnungen und kühnen Entwürfe, und ſie erhielten davon für einen Augenblick freundlichen Glanz. Ich wähnte, dieſer Schimmer ſei das Morgenroth eines neuen göttlichen Auferſtehungstages für dich, mein armes Volk; aber wehe mir und dir! es war das Abendroth, der letzte Strahl an deinem verödeten Himmel, und ihm folgt nun die Nacht, die ſternenloſe, ewige Nacht, die mich und dich verſchlingen wird. — Weinet, weinet in Sack und Aſche, ihr Kinder Israel; denn es wird kein Tag kommen, der eure Ketten zerbricht, es wird keine Stunde ſchlagen, die euch erhebt! Und mich laßt mein Haupt verhüllen und trauern! Es bebt mir in der Seele, wie die Klagelieder Jeremiä, aber ich kann es vor blutigem Schmerz nicht ausſingen; ſchreien möchte ich, wüthend ſchreien vor ungeheuerm Schmerz und dann zuſammenbrechen und ſterben. Nein, ſingen kann ich nicht, niemals ſingen, kein Trauer- und kein Klagelied. Das konnte wohl der Prophet; er hatte ſich nie für den Meſſias gehalten. Was war doch ſein Schmerz gegen den meinigen! Ein Sonnenſtäubchen gegen einen Erdball! Er ſah in der Ferne noch den Stern des Meſſias tröſtend ſchimmern; für mich iſt Alles Nacht. Wie die Töchter Israels ihre Harfen an den Weiden der Flüſſe Babylons aufhingen und nicht mehr ſingen und nur noch weinen konnten, ſo vermag auch ich nicht mehr zu ſingen und nur noch zu weinen.“

Und er griff nach der prächtigen Harfe, die neben ihm an der Wand lehrte, und ſtieß ſie um, daß ſie zertrümmerte mit einem widrigen wild aufgellenden Ton.

„Kein Lied,“ ſchrie er verzweiflungsvoll, „ſoll mehr über meine Lippen, denn ich bin der Sohn der Lüge und des Jammers. O Thomar, Thomar, könnteſt du mich ſehen, wimmernd in meiner Verzweiflung, das würde meine Schmerzen lindern, und der Blick deines milden Auges mir einen Tropfen Balſam in die wunde Seele träufeln. Aber ſo muß ich jämmerlich vergehen in meinem Elend.“ Und wiederum hingegeben ſeinem grenzenloſen ſtummen Harme ſank er auf dem Lager zurück und verhüllte ſeine Geſtalt über und über, wie die eines Todten. Es lag eine tiefe bittre Ironie im Gegenſatz dieſer purpurnen Gewänder und Decken, dieſer königlichen Pracht und Herrlichkeit, dieſes Goldes und dieſer Edelſteine, zu dem erniedrigten troſtloſen Beſitzer derſelben, der hier auf ſeinem Lager verzweifelt weinte um den Glauben, den er an ſich ſelbſt gehabt. Baruch wachte über dem Schmerzenreichen mit den wehmüthig beſorgten Blicken des treuergebnen Freundes, und überlegte dabei mit klugem, beſonnenem Geiſte was für den Armen zu thun ſei.

Eliah Zewi trat raſch und verſtört in das Zimmer. Als er Sabbathai's verhüllten Körper ſah, bebte er entſetzt zurück. „Iſt er todt?“ fragte er leiſe und mühſam.

„Wär' ich's,“ verſetzte Sabbathai, „mir wäre beſſer. Aber ſo iſt mir auferlegt, die ſchwere Bürde des Lebens noch zu tragen mit einem todten Herzen. Was willſt du von mir, Eliah? Ich bin kein König der Erde mehr, der Kronen zu vertheilen hat; und die ich meinen Brüdern gab, ſind vom Hauche der Wahrheit zerplatzt, wie bunte Seifenblaſen.“

„O Sabbathai, mich hat dieſe Krone gedrückt, eh' ich ſie noch getragen! Gott allein weiß, wie ich mit mir gekämpft und gerungen, ob ich dir den Betrug entdecken ſollte, den man dir ſpielte. Aber Mihurmah, mein angebetetes Weib, war ſtets durchdrungen von der Wahrhaftigkeit deiner meſſianiſchen Sendung und ihr Mund predigte ſtets deine göttliche Größe; alſo glaubte auch ich an dich als den Meſſias der Welt, und wähnte, der Gott unſrer Väter bediene ſich nur der Betrüger, um dich zum Ziele zu führen. Aber ſeit die geliebte Todte die Wahrheit erkannt, ſeit du ſie aus ihrem ſterbenden Munde erfahren, bin auch ich von meinem Irrthum geheilt, und ſehe mit Schaudern, wozu ich meine Hand geboten. Verzeihe mir, Sabbathai; ich bin nicht ſo ſtrafbar wie die Uebrigen. Nicht zu Nathan Benjamin und Jakob Ben Eliah habe ich gehört; ſie ſchmiedeten ihre Pläne für ſich und traueten mir nicht; nicht in Mirjam's und ihrer Bruder Rath habe ich geſeſſen, zu welchem leider mein eigner Sohn Ruben gehalten zu haben ſcheint; nicht dem ſchlauen Griechen Zadukkis, dem ſich unſer Bruder Joſeph und unſre Mutter Solome verbündet, habe ich gedient; ich hielt mich frei von allen gemeinen Umtrieben.“

„O Gott des Himmels!“ ſeufzte Sabbathai, „meine eigne Mutter, mein eigner Bruder haben mich jenem tückiſchen Griechen verrathen, der ſchon einmal mein ſchönſtes Glück hohnlachend mit Füßen trat! Ich vergebe dir, Eliah. Aber erzähle mir nichts. Ich will es nicht wiſſen, wie ſie mit mir geſpielt, wie ſie mich getäuſcht und betrogen; ich will nicht wiſſen, was jener ſchändliche Grieche dabei zu ſchaffen hat; meine Seele blutet ohnedies von tauſend Wunden. Laß uns dieſen gemeinen Wuſt, der ſich an die glänzenden Fittiche meines Geiſtes gehängt und ihn endlich in den Staub herabgezogen, verachten und bei Seite ſchieben. Gedenken wir vielmehr der großen Todten, die für mich geſtorben iſt. Die wehmüthige Trauer um die Edelſte wird, ich ahne es, einen Tropfen Kühlung in meinen brennenden Schmerz gießen. O Eliab, ich bin tief gefallen und kann mich nicht wieder erheben!"

„Aber willſt du die nicht beſtrafen, die dich ſo böswillig mißbrauchten? die Macht iſt dein; gebrauche ſie gegen die Verbrecher. Ich bin gekommen, dir zu berichten, daß Mirjam mit ihren Brüdern in dieſer Nacht auf einem Schiffe entflohen iſt. Ich vermuthe, ſie hat den verführten Ruben mit ſich genommen; denn er iſt nirgend aufzutreiben. Das Haus iſt von allen Schätzen geräumt; ſie haben dir alles, was außer dieſem Zimmer iſt, geraubt, wie diebiſche Raben. Befiehl, daß man ihnen nachſetze, mach' ſogleich eine Anzeige beim Statthalter, daß ſie eingefangen und zur gebührenden Strafe gezogen werden.“

Sabbathai wehrte mit der Hand ab. „Nicht doch!“ ſagte er. „Laß ſie fliehen mit all dem Tand; ich brauche ihn nicht mehr. Ich habe das Größte verloren, und kann das Kleine entbehren. Kann ihre Beſtrafung mir wieder den Glauben geben an mich ſelbſt? Ich gönn' ihnen den dürftigen Gewinn, den ſie von ihrem Betrug davon getragen haben. Möge er ihnen zum Segen dienen! Nehmt auch dieſe prunkenden Locken hinweg! Was ſollen ſie mir? Sie gehören in das Haus eines Königs. Und ich bin kein König, weil ich nicht der Meſſias bin. Ich bin der Aermſte und Elendeſte aller Menſchen, und mir gebührt das Kleid des Bettlers, das ich ſchon einmal trug. Laßt mich hinaus, daß ich meine Straße ziehe und mich verberge in den Höhlen am Meere und verkehre mit den Thieren der Wüſte! Kein menſchliches Auge ſoll mich mehr ſehen, den der Gott unſrer Väter verworfen hat.“ —

Eliab verſtand dieſe Ausbrüche der Verzweiflung nur halb. Mitleidig ſchüttelte er den Kopf und die Züge ſeines Geſichts drückten innigen Schmerz aus.

Indem Sabbathai ſich in großer Aufregung vom Lager erhob, wurde die Thüre aufgethan und Nathan Benjamin trat raſch herein. Sabbathai zuckte bei ſeinem Anblick zuſammen und wandte ſich ab.

„Iſt es wahr, was man mir geſagt hat?“ kreiſchte der Prophet, „du entſagſt deinem Königthume, Sabbathai? du behaupteſt, du ſeiſt nicht der Meſſias?“

„Und du wagſt es, mich zu fragen?“ rief Sabbathai ſchmerzlich. „Sieh was du und deine Mithelfer aus mir gemacht haben! Den Elendeſten aller Menſchen. Ich vergebe dir, aber hebe dich aus meinen Augen. Ich will dich nie mehr ſehen; ich habe keine Gemeinſchaft mit dir.“

„Und was hätt' ich an dir verbrochen? Hab' ich nicht an dich geglaubt? Niemals iſt ein Zweifel in meine Seele gekommen, daß du nicht der Meſſias ſeiſt. Und wenn ich den Vorſchriften der Klugheit gemäß handelte, ſo geſchah es für dich und unſer Volk, und um dich den kleinen Sorgen, um die Geringfügigkeiten des Lebens zu entheben, die dich aus deinen reinen Höhen in die dicke Luft der Erde herabgezogen hätten. Dir zur Liebe haben Jakob

Ben Eliah und ich im Geheim für dich gehandelt, um dir Unangenehmes zu erſparen. Du bliebſt unſer König und Herr. Des Meſſias göttliche Kraft war nicht geeignet, ſich mit den erſchlaffenden Erbärmlichkeiten des Lebens zu befaſſen. Und willſt du deshalb, weil wir dich fern gehalten von den Berührungen mit dem Staube, willſt du deshalb an uns und dir verzweifeln, willſt feig dein Volk verlaſſen, das du eben noch zur Auferſtehung gerufen, und willſt jämmerlich damit enden, daß du, wie ein blöder Knabe weinend rufſt: Ich bin nicht der, für den ich mich ausgegeben; ich hielt mich für den Meſſias, aber ich bin es nicht? — Auf, Sabbathai, entreiße dich dieſer feigen Muthloſigkeit! Ermanne dich zu neuem Handeln! Weihe der unglücklichen Mihurmah eine Thräne des Schmerzes; laß die treuloſe Mirjam mit ihrem Buhlen davon laufen; denke nicht mehr an ſie! Dein Geſchick iſt über den Schmerz um den Verluſt einer Todten, wie über die Erbärmlichkeit einer Lebenden weit erhoben. Du gehörſt deinem Volk. Es ſteht draußen an deiner Schwelle und begehrt ſeinen König zu ſehen. Es will dich begrüßen und dir zujauchzen. Tritt hinaus und neue

Lebenskraft wird dich durchſtrömen. Erfaſſe ſie, und eile dann auf der Sonnenbahn deines Meſſiasthums weiter zum großen Ziele der Befreiung deines Volks! Höre auf meine Stimme, folge ihr, Sabbathai! der Herr unſer Gott ſpricht aus mir. Er hat mich geſandt, deinen Propheten, daß ich dich wieder aufrichte.“ —

Sabbathai hatte der pathetiſchen Predigt ſtarr zugehört, endlich zuckte ein höhniſch-wehmüthiges Lächeln um ſeinen Mund.

„Du biſt ein guter Schauſpieler, Nathan,“ ſagte er dann verächtlich. „Lange genug hab' ich deine Rolle für Wahrheit gehalten; jetzt iſt's vorbei. Ich habe dich durchſchaut. Es gelingt dir nicht mehr. Suche dir einen andern Popanz für deine Künſte; ich halte mich ſelbſt in meiner tiefſten Erniedrigung zu gut dazu.“

Ein neuer Ankömmling unterbrach das bittre Geſpräch. Es war Iſaak Rophe, deſſen Blick forſchend umher fragte.

„Die ſterbende Mihurmah hat ihm den Glauben genommen, daß er der Meſſias ſei,“ antwortete ihm Nathan Benjamin achſelzuckend, „nun will er die Krone niederlegen und uns feig verlaſſen.“

„Das Gerücht dieſer Dinge treibt mich hierher. Wie, Sabbathai, konnteſt du ſo thöricht handeln, die Krone ſelbſt von deinem Haupte zu reißen, die dir des Volkes Begeiſtrung aufgeſetzt? Was brauchſt du denn zu glauben, daß du der Meſſias biſt? Das habe ich nie geglaubt und doch habe ich Alles daran geſetzt, dich beim Volke dafür auszugeben. Keiner der verſtändigen Männer, die um dich waren, hat an deine Berufung zum Meſſias geglaubt, und nur der wahnſinnig gewordene Moſes Servil ſchrie dich dafür aus. Was hätte aus dir werden ſollen, wenn uns eine gleiche Verwirrung des Geiſtes, ein ähnlicher prophetiſcher Rauſch befallen hätte? Uns that klarer, ruhiger Verſtand Noth, ſtets zu ſchätzen und abzuwägen, was zu thun ſei. Für uns warſt du der König und wir deine Räthe, für das Volk der Meſſias. Für uns ſollſt du der König bleiben, für das Volk der Meſſias, und es iſt ſogar beſſer für dich und uns, wenn du den thörichten Glauben aufgeben, du ſeiſt jener fabelhafte, von Propheten verkündete, ſeltſam ausgeputzte Heiland Israels.

Unſer Retter ſollſt du ſein, unſer Befreier vom Joch der Knechtſchaft, der Begründer unſrer Freiheit und eines neuen jüdiſchen Königreichs; den Thron Israels ſollſt du gründen und beſteigen und deinen Söhnen hinterlaſſen. Die Juden ſollſt du erlöſen und beglücken, und dann biſt du wirklich der Meſſias, wenn auch nicht jene wunderliche Geburt der Phantaſie aller Jahrhunderte; aber der größte Mann deines Volks, der, dieſe Meſſiasidee geſchickt benutzend, Segen und Glück verbreitet, und auf den die Mit- und Nachwelt mit hoher Verehrung blicken wird.“

„Vergebens iſt dein kluges Bemühen,“ entgegnete Sabbathai. „Du wirſt mich nicht zu deiner nüchternen Weisheit bekehren. In deſſen Herzen die Flammen der gottbegeiſtertſten Ueberzeugung an das berufene und vorbeſtimmte Meſſiasthum gelodert, der ſoll nun die von dürftiger Menſchenklugheit eingegebene Scheinrolle ſpielen! O denkt nicht ſo klein von mir. Ich habe einen Gott in mir getragen mit all ſeinen heißen und gewaltigen Wundern, meine Bruſt iſt ſein Heiligthum geweſen, ſie kann eure kühle berechnende Weltklugheit nicht beherbergen.

Wir verſtehen uns nicht, wir haben uns nie verſtanden, wir werden uns nie verſtehen. Mit Schaudern ſeh' ich, welch' eine ungeheure Kluft befeſtigt iſt zwiſchen euch und mir. Solch ein Meſſias, wie ihr ihn braucht, kann ich nicht ſein; lieber der ärmſte und elendeſte eurer Knechte, als euer König auf dieſe Weiſe. Wählt euch einen ſolchen aus eurer Mitte; er wird beſſer dazu taugen als ich. Mein Herz war ein glühender, leuchtender Stern, als der heilige Glaube an mein meſſianiſches Reich in ihm wohnte; nun dieſer ausgezogen, iſt es ein Häuflein ausgebrannter Aſche. Eure Klugheit wird darin kein Fünklein mehr anblaſen; gebt euch keine Mühe. Ueberlaßt mich meinem Schickſal, ich überlaſſe euch dem eurigen. Unſre Wege ſind von nun an für immer geſchieden.“

Nathan Benjamin und Iſaak Rophe ſahen ſich verlegen an, und der Letztere zuckte mitleidig die Achſeln; in ſeinen Mienen war ohngefähr ausgedrückt: er bedauere Sabbathai, in deſſen Kopfe es nicht recht richtig ſei. Nathan zog ihn verzweifelnd und haſtig nach der Thüre. Baruch nickte ſtill ſelig und ſeinem Meiſter beiſtimmend vor ſich hin, und auch Eliah gab ſeinen Beifall mit ſeines Bruders Rede zu erkennen.

Plötzlich, als die beiden erſtern ſich entfernen wollten, wurde die Verſammlung wieder um einen Kopf vermehrt. Es war Joſeph Zewi, der haſtig und ſtürmiſch herein drang.

„Endlich!“ rief er triumphirend, „ſind alle meine Pläne gelungen. Sieg, ihr Freunde! Sieg Ganz Paläſtina iſt in Aufregung, alle kampffähige Mannſchaft wartet nur meines Winks. Die Roſſe ſind ſchon geſattelt und überſchäumen ungeduldig das Gebiß; aber ihre Reiter haben die ſcharfen Waffen unter dem Kaftan verborgen und Wachen auf die Berge geſtellt, die nach meinem Boten ausſpähen, der ihnen die Kunde bringen wird: Brecht auf, der Meſſias iſt ausgezogen, und helft ihm die Welt erobern. In Syrien und Adana, in Kurdiſtan und Algeziras warten Tauſende auf unſre Befehle, um vom Padiſchah abzufallen und die Oberherrſchaft des Meſſias anzuerkennen, und es ſind heute Boten eingetroffen von Karamainen und Armenien, die uns die Ergebenheit ihrer Herren überbringen. Ebenſo langten geſtern Geſandte europäiſcher Fürſten und

Städte hier an, um dir die Huldigung ihrer Herren darzubringen. Eine prächtige Geſandtſchaft iſt von Venedig angelangt mit großem Gefolg, eine zweite beſteht aus tapfern Männern aus Ungarn und Siebenbürgen. Das Gedränge in der Stadt iſt groß. Alle laſſen dich um Audienz bitten, Sabbathai. Du biſt von ihnen als König anerkannt. Du kannſt dich morgen zum Herrn von Smyrna aufwerfen; der Statthalter und der Kadi werden deinen Befehlen willig Folge leiſten, und übermorgen kannſt du deinen Siegeszug nach Jeruſalem beginnen. Die Bahn iſt offen, der Weg iſt dir geebnet durch mich.“

Schweigend ging Sabbathai während dieſer ſtürmiſchen Rede nach dem mit faltigen Purpurtüchern verhängten Hintergrund und ſchlug dieſelben zurück, als Joſeph endlich ſchwieg. Auf einer hohen Eſtrade lag hier die königlich geſchmückte Leiche Mihurmah's. Ihr glänzend weißes Antlitz ſchien unter der prächtigen Krone hervor, welche ihre Locken zierten, mild zu lächeln.

„Laß dir von dieſer hier die Antwort geben auf deine glückliche Botſchaft!“ ſagte Sabbathai ernſt, und ergriffen vom tiefſten Ueberdruß all der irdiſchen

Leidenſchaften, die auf ihn eingeſtürmt waren, ſank er an der Leiche in die Knie und ſenkte ſein Haupt auf Mihurmah's marmorkalte und weiße Wange herab. So blieb er unbeweglich und unbekümmert um Alles liegen, was um ihn vorging.

„Was iſt das?“ rief Joſeph trotzig erſtaunt. „Warum hat man dieſe Leiche noch nicht begraben?“

„Sabbathai hat es nicht zugegeben,“ verſetzte Baruch. „Er vermag ſich nicht mehr von ihr zu trennen. Sein Meſſiastraum iſt aus; Mihurmah hat ihn kurz vor ihrem Scheiden ſchmerzlich aufgeweckt, und ich wundre mich, daß du noch nicht weißt, was ſeit geſtern hier vorgegangen iſt. Nur die Freuden deiner jungen Ehe vemögen deine Unwiſſenheit zu entſchuldigen.“

„Hah, jetzt verſteh ich den alten Jakob ben Eliah!“ rief Joſeph. „Er begegnete mir ſo eben, um ein Boot zu beſteigen, das ihn nach meinem ſegelfertigen Schiff bringen ſollte. Wohin? rief ich ihm zu. — Nach Konſtantinopel, verſetzte er. Dieſe Mihurmah hat uns den Meſſias zum zweiten mal verdorben und ich fürchte jetzt auf immer. — Ich verſtand den Sinn ſeiner Rede nicht ganz; doch ſtieg eine dunkle Ahnung davon in meiner Seele auf. Ich eilte hierher, und begreife ſie.“

Nathan Benjamin und Iſaak Rophe berichteten dem Erſtaunten den Inhalt ihrer Unterredung mit Sabbathai.

Joſeph ſtampfte zornig mit dem Fuße, dunkle Röthe überzog ſein Geſicht, ein Fluch glitt über ſeine Lippen. Dann ſagte er: „Es iſt ſeine alte Muthloſigkeit; ich kenne das. Er taugt einmal nicht für die Dinge dieſer Welt, und ſowie ſie ihn unangenehm berühren, verliert er den Kopf. Laßt ihn ein Paar Tage greinen und weinen, laßt ihn beten und ſingen und mit ſeinen Engeln verkehren, und ſtöre mir ihn Keiner, bis die Tollheit vorüber iſt. Dann wird er ſich eines Beſſern beſonnen haben, und mit Freuden die Königskrone, die er weggeworfen, wieder aus unſrer Hand annehmen, die ſie ihm unterdeſſen aufbewahrt. Von euch thue aber Jeder was ſeines Amts, damit die Dinge ihren Verlauf nehmen, gleichſam als ſei nichts vorgefallen. Denn wir wollen nicht den Kopf verlieren, und Jakob Ben Eliab muß in ſeinem Alter von einer ſehr merklichen Geiſtesſchwäche befallen worden ſein, daß er nach Konſtan-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03670/007

tinopel geflüchtet iſt. Uns ſoll inzwiſchen all das nicht hindern, unſer Ziel beharrlich zu verfolgen. Ich gehe, die Geſandten im Namen des Meſſias zu empfangen, der wegen himmliſcher Geſchäfte nicht zu den irdiſchen kommen kann. Thut ihr eure Pflicht, und Niemand erfahre, welch ein Schwächling dieſer Meſſias iſt. Bedenkt euern eignen Vortheil.“

Und ſtolz und zuverſichtlich verließ er das Haus. Die Andern folgten, und Baruch blieb allein bei dem ſtummen Sabbathai. Baruch aber ſchüttelte zweifelhaft das Haupt über Joſeph's Rede, wie ſeine Gewohnheit war, und trat dann mit mildem Blick zu dem troſtloſen, noch immer über der Leiche liegenden Freunde.

Es waren wieder mehre Wochen vergangen, und der Zudrang der Fremden, welche dem neuen König der Juden aufzuwarten wünſchten, ſowie der Juden, die aus Europa und Afrika kamen, um ſich unter den unmittelbaren Schutz des Meſſias zu begeben, war in dieſer Zeit von Tag zu Tag geſtiegen. Aus allen Ländern und Gegenden langten Geſandtſchaften mit koſtbaren Geſchenken für den meſſianiſchen König an, und nicht nur die Städte Kleinaſiens, Syriens und Paläſtinas waren es, die ſich alſo der Gnade des neuen Judenkönigs empfahlen; auch aus Holland, Ungarn, aus Italien und Frankreich langten glänzende Geſandtſchaften nicht nur der Judenſchaft allein an. Joſeph Zewi empfing dieſelben als König von Israel, aber der Pomp und die Umſtändlichkeit der Zeremonien waren ſo groß, daß Manche wochenlang warten mußten, ehe ſie vorgelaſſen werden konnten. Der Umſtand, daß ſie den eigentlichen König der Könige, den erhabenen Meſſias ſelbſt nicht von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen bekamen, erhöhte noch ihre große Ehrfurcht vor ihm, und dehnte ſie zu einer unbegrenzten aus.

Die zu- und abſtrömende Menge achtete wenig oder nicht der anſtößigen und ärgerlichen Vorfälle, daß die berühmte Prophetin des Meſſias dem Dolche eines Mörders erlegen, daß die Frau des Meſſias mit dem Neffen deſſelben flüchtig geworden und ſein erſter Miniſter ihm untreu geworden war. Was kümmerte dieſe Menge ſich um jene Nebenperſonen? Sie hatte nur den Meſſias, den glänzenden Jakobsſtern, die Hoffnung und das Heil der Juden im Auge, und Joſeph nebſt ſeinen Freunden wußte ſchlau alle jene Umſtände zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Ein Feſt verdrängte das andre, und der ſchlaue Geiſt der Alles bewegenden Häupter erging ſich in neuen Erfindungen, den müßigen Haufen zu beſchäftigen und in ſteter Spannung und Begeiſterung zu erhalten. Boten liefen nach allen Provinzen aus, und es war endlich Alles ſo weit vorbereitet, daß nur Sabbathai hervorzutreten brauchte, um ſich der harrenden Menge zu zeigen und ſie unter ſeine Fahne zu rufen, um ſich in kurzer Zeit zum mächtigen Herrn von Kleinaſien, Syrien und Paläſtina zu machen, und ſomit der Macht der Osmanen den Todesſtoß zu verſetzen. Der günſtigſte Umſtand für die Juden aber war die Gleichgültigkeit, mit welcher der mächtige junge Großvezier Ahmed Kiuprili ihre Bewegungen anſah. Seit dem Frieden mit Oeſterreich ging ſein ungetheiltes und nachdrückliches Streben dahin, die Macht Venedigs im Orient zu brechen, und er verwendete alle ſeine ſtreitbaren Kräfte zur Belagerung Candias. Entweder legte er aus grenzenloſer Verachtung der Juden nicht das mindeſte Gewicht auf die Verkündigung ihres neuen Meſſias, der ja bis jetzt noch nicht einmal einen Aufſtand erregt hatte, oder er hoffte, wenn es wirklich zu einem ſolchen kommen ſollte, ſchnell mit ihnen fertig zu werden, und behielt den Grundſatz vor Augen, vor der Hand ſeine Streitkräfte nicht zu theilen. Es fehlte natürlich nicht, daß man in Aſien und Europa dieſe günſtigen Verhältniſſe wohl einſah, und deßhalb das Drängen von allen Seiten, den rechten Zeitpunkt nicht zu verſäumen, und das Eiſen zu ſchmieden, welches in der Gluth morgenländiſcher Begeiſterung eben am geſchmeidigſten geworden war.

Joſeph Zewi hatte mit ſeinen Freunden Alles gethan, was ſie von ihrer Seite vermochten; aber es machte ſich endlich unumgänglich nothwendig, den Meſſias ſelbſt handelnd auftreten zu laſſen, da der entſcheidende Schritt nicht länger hinausgeſchoben werden konnte. Auch begehrten die Geſandten mit ihm ſelbſt zu unterhandeln, ſo wie das Volk, ihn zu ſehen und wieder Worte der Erhebung von ſeinen Lippen zu vernehmen, da ſich die beunruhigende Nachricht von ſeiner Geiſteskrankheit allmälig verbreitet hatte. Joſeph war in Verzweiflung; ſeine Hoffnung hatte ihn betrogen, ſeine ſtolze Annahme hatte ſich nicht bewährt. Sabbathai verweilte noch immer, von jener dumpfen, ſchmerz- und jamervollen Verzweiflung befangen, in ſeinen Gemächern. Seine einzige Sorge, ſeine einzige Theilnahme an einem Gegenſtand außer ihm, war auf Mihurmah's Leiche gerichtet. Er hatte, um ſie vor Verweſung zu ſichern, die Kunſt der Aerzte aufgeboten, und dieſe die koſtbarſten Mittel an ihr verſchwendet, um Sabbathai's Wunſch zu genügen. Stunden- und Tagelang brachte er knieend, ſein Haupt auf das ihrige geſenkt, bei ihr zu, entweder ſtumm, oder leiſe ſeltſame Worte flüſternd. Die gewaltige Aufregung des Schmerzes, die alle ſeine Fibern übermächtig erſchüttert und ihm das laute gewaltige Wort der Trauer und des Jammers auf die Lippen gerufen hatte, jenen herzzerreißenden Schrei der Qual und der Verzweiflung, jener exaltirte Zuſtand war endlich einer gänzlichen Apathie und Theilnahmloſigkeit gewichen. Er ſprach mit Baruch nicht mehr von ſeinem verſunkenen Meſſiasthum, nicht mehr von Thamar und ſeiner Liebe; er ſchien abgeſtorben für die Welt und war in ſich zuſammengeſtürzt wie der Krater eines ausgebrannten Vulkans. — In ſeinen Gemächern duldete er neben Baruch nur noch ein menſchliches Weſen; es war ſeine Schweſter Jeruſa. Die ſtille, kränkliche Jungfrau, erſt durch die goldne Pracht des neuen Königthums von dem geliebten Bruder verſcheucht, war nun als milde Tröſterin wieder zu ihm getreten, als er jene irdiſche Herrlichkeit verächtlich von ſich geſtoßen und ſich den Qualen eines troſtloſen Schmerzes hingegeben hatte. Obgleich noch in den mittlern Lebensjahren, war Jeruſa doch ſo gealtert, daß man ſie für eine Greiſin hätte halten können. Ihre kleine ſchwächliche Geſtalt war durch Krankheit und jenes verzehrende Feuer der innern Geſichte noch unanſehnlicher und hinfälliger geworden; ſie glich einer Blume, die auf dem heißen Boden des Vulkans kränkelnd langſam und kümmerlich aufgewachſen, auch noch von der Flamme verſengt wird, die plötzlich aus dem dicht neben ihr aufgeriſſenen Bergmund flackernd an ihr emporſchlägt. Jetzt hatte ſie aber ein neuer tödtlicher Schlag getroffen. Die Feuer des Berges unter ihr waren erloſchen und der Froſt der Erde in die Bruſt derſelben gezogen. Der Mutterboden erkaltete und der armen verbrannten

Blume drohte der kalte Tod. Stumm hing ihr ſchmerzlich getrübtes Auge, nicht mehr erleuchtet vom Sonnenſtrahl heiligen Seherthums, an Sabbathai's noch trüberem Blick; ſie fühlte, wie der Froſt des Lebens Alles um ſie tödtlich berührte, aber ſie wußte auch in der innerſten Seele, daß Alles ſo hatte kommen müſſen und nicht anders, und ſie allein hatte die wehmüthige Ueberzeugung, von der ſelbſt Sabbathai nichts ahnte, daß dieſer fürchterliche Schmerz, dieſes höhnende Vernichten aller Lebenshoffnungen, dieſes grauſame Zerpflücken aller blühenden Kränze, daß dieß Ungeheuere alles Sabbathai's eigentliches und wahrhaftigſtes Meſſiasthum ſei, dem ſie ſich ſchmerzlich wahr verwandt fühlte, nicht jenes eitle prunkende Königsſpiel, dem ſie ſich ſtets fremd gefühlt hatte. Recht in Schmerzen und Thränen, in Kummer und Harm ging der Glaube in ihr auf, ein Stern der Nacht der durch die Wolken brach, daß nun Sabbathai's Meſſiasthum erſt begonnen habe, daß es aber ein anderes, ganz anderes ſei und ſein müſſe, als ſie Alle geglaubt und erwartet; daß ſeine Meſſiaskrone aus dem Schmerzensgolde, in des Herzens tiefſtem blutigen Schacht gegraben, im Feuer der Leiden und der Entſagung geſchmiedet werden müſſe, daß die Perlen derſelben Thränen ſeien, und ſein Purpur der blutgetränkte Verband einer Todeswunde. Aber das Alles fühlte ſie nur allein, und ſie behielt es auch allein für ſich, treu und verſchloſſen in der reinen jungfräulichen Bruſt. — Sabbathai ſah ſie gern um ſich.

Joſeph, von den Umſtänden auf's Aeußerſte gedrängt, beſchloß in halber Verzweiflung den letzten Wurf zu wagen, und auf dieſen Alles zu ſetzen. Nicht nur er beſtürmte Jeruſa, er ließ ſie auch durch ihre Mutter beſtürmen, daß ſie die Zimmer öffne und ihnen eine Unterredung mit Sabbathai verſchaffe. Obgleich ſehr ungern, fugte ſich Jeruſa doch ſo dringenden Bitten, und Tag und Stunde wurden beſtimmt, wo man den gefallenen, ſich ſelbſt aufgebenden Meſſias mit Gewalt wieder aufzurichten ſich bemühen wollte.

Zur beſtimmten Zeit trat Joſeph an der Hand ſeiner bejahrten Mutter in das ſtille Königshaus. Ihnen folgten Philippos Zadukkis und der neue Geſandte Venedigs mit glänzender Dienerſchaft. Doch verfugten ſich Mutter und Sohn vor der Hand allein in die von Sabbathai bewohnten Gemächer. Sabbathai nahm ſie ohne Freude und ohne Zorn auf, weder verwundert noch unwillig.

„Mein geliebter Sohn,“ begann Salome mit Salbung, „Alles hat ſeine Zeit, hat der weiſeſte unſrer Könige geſprochen, auf dem der Friede ſei. Deine Thränen ſollen den Bächen des Libanon gleichen, welche das Land wäſſern und die Wieſen grünen machen, ſprach der weiſe und fromme Rabbi Hillel. Es iſt Zeit, mein Sohn, daß du deine Trauer ablegſt, und wieder dem Leben angehörſt, das dich mit ernſt mahnender Stimme zurückfordert. Laß dem Tode, was des Todes iſt; dir winken die ſchimmernden Kränze der Thaten und des Ruhms. Ermanne dich, mein Sohn! Tritt an der Hand deiner greiſen Mutter aus dieſen Gemächern. Du gehörſt der Welt mit deiner Kraft, und das Größte und Schönſte liegt zu thun für dich bereit.“

„Meine Kränze ſind verdorrt,“ verſetzte Sabbathai wehmüthig; „und keine Macht der Erde vermag einem dürren Reis neue Blüthen zu entlocken; die Mächte des Himmels aber nehmen keinen Theil an mir. Das war eine Täuſchung, Mutter, die ich und Andre mir bereitet. Das iſt vorüber.“ Der Schmerz erſtickte ſeine Stimme.

„Nicht alſo, mein Sohn! Der Herr hat an dir große Wunder gethan, und er wird ſie ferner an dir thun. Du biſt ſein wahrhaftiger Meſſias! Stämmſt du nicht ab von den Fürſten der Gefangenſchaft? Sind nicht aller Propheten Zeugniſſe an dir in Erfüllung gegangen? Träumte ich nicht von dem wunderherrlichen Baume, der aus meinem Leibe wuchs, und in deſſen kühlem Schatten alle Völker der Erde ausruheten? Mein Sohn, wie kannſt du alle dieſe Zeichen plötzlich Lügen ſtrafen wollen?“

„Mutter, es iſt dem Sammael, dem Vater der Lügen, Macht gegeben über die Stolzen und Eiteln der Welt, und was er ihnen vorſpiegelt, darf den Schein haben von Gottes Werk. Doch nur eine Zeit lang. Dann kann die Lüge nicht mehr beſtehen vor dem Sonnenglanze der Wahrheit. Ich war eitel und ſtolz und vergaß, daß ich ein armer und ſchwacher Menſch bin. Da gewann der Fürſt der Lüge ein Recht auf mich. Er ſpiegelte mir die Erfüllung der Prophezeihungen vor, er gab mir Beweiſe aus der Kabbalah und dir Träume, bis ich mit Schaudern wahrgenommen, daß ich, ohne es mir zu verſehen, ein Sohn der Lüge geworden bin. Aber ſo wie ich es wahrgenommen und erkannt, hab' ich mich losgeſagt von ihr, und nichts kann mich bewegen, ihre Herrſchaft über mich wieder anzuerkennen.“

„Mein Sohn, niemand verlangt von dir, daß du der Lüge huldigſt. Nimm nur die Krone, die du von dir geſchleudert haſt in Zorn und Schmerz, wieder auf dein geſalbtes Haupt, ſchlage den mit Füßen getretenen Purpur wieder um deine Schultern, und tritt hinaus unter die deiner mit Sehnſucht harrenden Völker; rufe ſie zu ihrer Freiheit auf; gib ſie ihnen! Ganz Iſrael wartet auf dich; dein unglückliches Volk, deſſen Nacht du mit einem Sonnenſtrahl durchdämmert, fordert ſehnſüchtig das volle Licht von dir. Glaube doch, dieſe Nacht iſt ihm jetzt nur noch unerträglicher, ſeit es durch den von dir empfangenen Strahl einen Vorgeſchmack von Licht und Leben der Freiheit bekommen, wie ſie unſre Väter unter David's Zepter genoſſen. Willſt du nun, der du dem armen Volk die Hoffnung gegeben, ſo furchtbar, ſo unmenſchlich grauſam ſein, ihnen die Erfüllung zu verweigern, die Erfüllung, die doch in deiner Hand liegt?“

„Das wähnſt du, Mutter! In meiner Hand liegt nichts, ich habe keinen Willen mehr. Jene Erfüllung lag in der Hand des Meſſias; das iſt dieſe Hand nicht mehr. Das glühende Herz des Meſſias ſtrömte Liebe, Glaube, Hoffnung, Freiheit, Glück, wie eine Sonne über die Welt; aber das Herz des Meſſias ſchlägt nicht mehr in meiner Bruſt. In dieſem armen Herzen hier ſitzen Schmerz, Verzweiflung, Tod. Wie vermag dies kleine, arme, kalte Herz zu halten, was jenes große, reiche, liebeheiße Herz verſprochen hat? Laß mich, Mutter, es iſt aus mit mir, für ewig aus!“

Da ſank ſie weinend vor ihm in die Kniee. Er ſprach kalt: „Um Tand und Glanz weineſt du, und haſt doch nur noch ein Paar Tage zu leben!“ Joſeph aber redete zu Jeruſa: „Er hat dir ſtets gefolgt und viel auf dich gehalten; ſo rede doch auch ein Wort, daß wir ihn gewinnen und dem Leben, das ihm freundlich entgegen lächelt, wiederſchenken können!“

„Er iſt ſich ſchon ſelbſt geſchenkt!“ verſetzte ſie ernſt und eintönig. „Eure Thorheit riß ihn zur

Verirrung; er hat ſich glücklich wiedergefunden. Der Schmerz war ſein heilſamer Führer. Jetzt iſt er der Meſſias, erſt war er's nicht; aber nur blinde Thoren werden eine Befreiung vom Schwerte des Osmanen durch ihn erwarten. Ihr habt ihn nie verſtanden und er euch nie; und nur die Lüge, die Heuchelei und der Betrug waren das Band zwiſchen euch und ihm. Auch ich verſtand ihn nicht bis jetzt. Mihurmah allein ſtarb mit dem vollen Verſtändniß ſeiner. Sie hat von uns allen das glücklichſte Loos gezogen."

„Du ſchwatzeſt wie eine Thörin!" rief Joſeph ärgerlich, und unſer vernünftiges Wort verhallt hier unnütz an den Wänden. Vielleicht gelingt es Andern beſſer, das zu erlangen, was die Nothwendigkeit erheiſcht." Er eilte hinaus und kehrte gleich darauf mit Philippos Zadukkis und dem neuen venetianiſchen Geſandten zurück. Sabbathai's Auge verdunkelte ſich beim Anblick des Griechen; ſeine Wangen färbte dunkle Röthe, ſeine Züge erhielten Beſtimmtheit. „Was ſoll mir dieſer?" fragte er ſcharf.

„Großer König der Juden," begann der Grieche mit lügenhaftem Pathos, „wir erſcheinen vor dir als die Abgeſandten der großen und reichen Republik Venedig, und haben die Ehre, dir hiermit unſre Beglaubigungsſchreiben zu überreichen, die du huldreichſt entgegen nehmen mögeſt. Die Republik verſpricht dir ihren vollen und ungetheilten Beiſtand, ſobald du dein Volk und die übrigen Völker Aſiens zum Aufſtand gegen die Osmanen aufrufſt. Fordre die Summen, welche der Krieg bedarf. Venedig wird ſie dir gewähren. Der Orient wartet auf die Erlöſung durch dich, und Venedig reicht dir die Hand zur Verbrüderung zum großen Werke.

„Und glaubt ihr denn wirklich, ich werde mich zu eurer Puppe hergeben?“ fragte Sabbathai bitter. „Dich kenne ich, ſchlauer Grieche und deine Treue. Es würde mir genügen, zu wiſſen, daß deine Hand bei dieſem Poſſenſpiel thätig iſt, um mich für immer davon zurückzuſchrecken, wenn ich nicht ſchon für mich ſelber zu ernſt wäre, um an Poſſen Gefallen zu finden. Ihr Alle habt mich und das Volk hintergangen und betrogen, ich will nicht wiſſen wie und auf welche Art; denn ich kann nicht ſagen, wie mich euer Treiben ekelt; ihr habt mit meines Herzens heiligſten und edelſten Gefühlen ein freches und unwürdiges Spiel getrieben; ich war ein unſchuldiges Kind, das ihr mißbrauchtet. Mein Stolz war die Schwäche, die ihr ſchlauen Betrüger benutztet. Aber ich wußte nichts davon; ich war blind für eure Schelmerei. Doch jetzt bin ich ſehend. Wuth und Verzweiflung erfaſſen mich, das Spielwerk ſelbſtiſcher Schurken geweſen zu ſein. Aber mit welchem Worte ſoll ich die Verachtung bezeichnen, die ich für euch fühle, daß eure Erbärmlichkeit es wagt, mir zuzumuthen, ferner gemeinſchaftliche Sache mit euch zu machen? Obgleich ich tief gefallen, obgleich ich gedemüthigt bin wie kein Menſch auf Erden, ſo fühle ich mich doch zu groß für eure Erbärmlichkeit. Hebet euch weg aus meinen Augen; vergebens ſind alle eure Worte! Meine Rolle iſt ausgeſpielt. Und hier habt ihr eure elende Krone, die euer Betrug und mein kindiſcher Stolz mir auf die Stirn gedrückt. Sie würde mich ferner auf meinen Schläfen brennen, wie das Feuer Gehinnoms.“

Und klirrend ſchleuderte er die Krone zu Zadukkis Füßen.

Da ſprang Joſeph nahe an Sabbathai heran und rief: „Ha, Thörichter, Wahnſinniger! Du mußt! Nicht vergebens haſt du uns Kronen auf das Haupt geſetzt. Wir werden dich zwingen, ſie uns zu ſchützen. Willſt du den Thränen deiner Mutter, den Bitten deiner Geſchwiſter nicht nachgeben, nun wohlan, ſo ſollſt du's der Gewalt!"

„Toller Sohn der Schlange!" rief Sabbathai, und richtete ſeine hohe kräftige Geſtalt auf, wie die eines zürnenden Gottes. „Zurück aus meinen Augen, Frevler!"

Aber Joſeph drang blind vor Wuth und Verzweiflung auf den Vereitler ſeiner ſtolzkühnen Pläne und ſtieß wilde Verwünſchungen gegen ihn aus. Kaum aber hatte er Sabbathai berührt, als er von der gewaltigen Kraft desſelben an die Bruſt geſtoßen, zu Boden taumelte. Seine Wuth ſteigerte ſich zur Raſerei. So wie er wieder auf den Füßen ſtand, riß er ſein Schwert, wie einen Blitz, aus der Scheide, und zuckte es auf Sabbathai's Haupt. Und gewiß wäre der entſetzliche Brudermord vollbracht worden, wenn nicht Jeruſa, in prophetiſcher Vorahnung dieſes Gräuels, und jede Bewegung Joſephs mit ſcharfem Auge verfolgend, plötzlich mit lautem Schrei zwiſchen die beiden Brüder geſtürzt wäre und den

Todesſtreich auf ihr eignes Haupt empfangen hätte. Blutend und mit einem Schmerzgeſtöhn ſank ſie zu Boden. Sprachlos vor Schrecken riß ſie Sabbathai empor und wankte mit der blutigen Laſt dem Ruhebette zu, das er kurz vorher verlaſſen hatte, um ſie dort niederzulegen. Salome warf ſich laut heulend auf ihre ſterbende Tochter und ſtieß dazwiſchen Verwünſchungen gegen ihren älteſten Sohn aus. Dieſer ergriff, von Entſetzen gepeitſcht, die Flucht, und die beiden venetianiſchen Geſandten folgten ihm. Einige Augenblicke ſpäter war Sabbathai mit der ſterbenden Schweſter und der verzweifelt jammernden Mutter allein. Jeruſa bedeutete zuerſt die Letztere, zu ſchweigen; dann wandte ſie das verklärt ſtrahlende Auge auf Sabbathai, der ſtill weinend ihre Hand hielt, während er mit der andern bemüht war, den ſchnell um das Haupt gewundenen Verband feſter zu ziehen.

„Mein Bruder,“ ſprach ſie mit leiſer Stimme, „der Herr hat mein Gebet erhört; ſeit Mihurmah's Tod war mir das Leben unerträglich; er hat es gnädig von mir genommen. Aber gerade dieſe Tage der Leiden und Betrübniß haben mir die Sonne der

Erkenntniß aufgehen laſſen. All mein früheres Leben war ein großer Irrthum, Sabbathai, es wird heller und heller vor meinem Blick. Jetzt ſeh' ich klar und wahrhaftig in die Vergangenheit und Zukunft. Mein brechendes Auge iſt nicht mehr erhitzt von Jakob Ben Eliah's trügeriſchem Einfluß. Ja, ich ſeh' es, ja, ich weiß es! Es ſteht leuchtend vor meiner Seele: Sabbathai, du biſt doch der Meſſias. Es war keiner vor dir und wird keiner nach dir kommen. Aber ſie haben dich Alle verkannt und falſch verſtanden. Traue dir allein und glaube nur der Kraft Gottes, die in dir wohnt. Du biſt der König der Geiſter. Deine Herrſchaft iſt das Reich der Wahrheit; dein neuer Tempel iſt das Menſchenherz. Mit irdiſchen Kronen haſt du nichts zu ſchaffen. Und nun glaube an dich und deine Sendung. Es werden dich Männer lieben und achten, denen du feindlich warſt. Glaube ihnen und dir ſelbſt; ſie ſind die wahren und ächten Träger deines Meſſiasthums. Und nun lebt wohl! Es wird lichter um mich. Ich vergehe in Flammenklarheit.“

Sie hauchte die letzten Worte nur leiſe und allein ſeinem Ohr verſtändlich, dann ſenkte ſie das Haupt an ſeine Bruſt und verſchied. Sabbathai drückte ihr den Friedenskuß auf die Stirn und ſeufzte: „Auch dich mußte der eiſerne Fußtrit meines Schickſals zertreten, liebliche Blume, die du mein Leben ſchmückteſt. Das Liebſte und Beſte wird mir genommen, damit ich im glühen Feuer des Schmerzes recht erkenne, wie ich gefrevelt. Aber ich habe dich verſtanden, mein Engel.“ Und zwei Thränen fielen auf die Verblichene aus ſeinen Augen. Dann ſtand er auf. Er war verwandelt. Der neue große Schmerz hatte ihn von der dumpfen Apathie geheilt; Jeruſa's letzte Worte hatten ihn wunderbar erhoben und wieder groß gemacht vor ſich ſelbſt.

„Ich habe dich verſtanden,“ flüſterte er leuchtenden Auges vor ſich, „ich bin der Meſſias, aber ich bin der König der Geiſter, und habe nichts mit irdiſchen Kronen zu ſchaffen.“

Und zum erſtenmal verließ er wieder ſeine Gemächer und zeigte ſich dem ſtaunenden Volke. Da ſagte man ihm, daß ſein Bruder Joſeph ſich mit Philippos Zadukki's und dem neuen venetianiſchen Geſandten ſchnell eingeſchifft habe, um mit dieſen nach Venedig zu gehen. Er lächelte ſchmerzlich und verlor kein Wort darüber. Die Sorge um Jeruſa's Leiche überließ er ſeiner Mutter, und befahl nur, daß ſie mit Mihurmah zuſammen in ein Grab gelegt werden ſollte; denn er begehrte nun auch ſich von der Letztern zu trennen. Und ſeinem Befehl wurde pünktlich Folge geleiſtet.

Der Lichtbruder.

Licht iſt dein Kleid, das du anhaſt.
Bibel. Pſalm 104. Vers 2.

Der Winter peiſchte mit Stürmen das Meer; die Zeit war düſter und langweilig geworden. Wenn der Abend ſeine feuchten Nebelarme über die Stadt ausdehnte, ſeine Thränenſchleier über den Meerbuſen zog; dann ſchlich eine tief verhüllte Geſtalt ſcheu an den Häuſern, huſchte durch die ſteilen Gaſſen und gewann auf einſamen Umwegen jenen abgelegenen Winkel am Ufer des Meerbuſen, der einſt der Verſammlungsort tauſender lernbegieriger, begeiſterter Juden geweſen war. Der ernſte Mann, der die Mütze ſo tief in das Geſicht gedrückt hat, der den unſcheinbaren Kaftan ſo nachläſſig umgeworfen, deſſen Haare ſo zottig und verwirrt, deſſen Bart ſo wild und zerzaust ihm um Schläfe und Kinn hängen, deſſen finſter lauſchendes Auge ſo furchtſam aus einem gramentſtellten Geſicht hervorlugt, als bange ihm vor jeder Begegnung; der Mann, der ſo in ſich zuſammengeſunken, ſo gebückt dahin ſchleicht, als habe er die Laſt eines Jahrhunderts zu tragen, ſollte dieſer Mann Sabbathai Zewi ſein? Nein, der ſtolze König der Juden trug ſein ſchönes edles Haupt aufrecht, wie der Libanon ſeine Cedern, die Fülle ſeiner ſchwarzen von Narden und Salben duftenden Locken fiel in gefälligen glänzenden Ringeln auf ſeine Schultern, ſein prächtiger Bart war wohlgepflegt, wie der Garten eines Harem, ſein großes herrliches Auge blitzte von heiligen Gluten der Begeiſterung und Gottrunkenheit ſchwärmeriſch kühn und gewaltig, wie die junge Sonne, wenn ſie aus dem Meer ſteigt, ſein Gang war feierlich und erhaben, wie das Wandeln eines heiligen Faſttages, um ſeine Schultern flog Gold und Purpur und Bruſt und Schläfe bekränzten ihm die Attribute ſeines Königthums. Und das Alles war noch vor wenig Wochen. Drum kann dieſer Mann nicht Sabbathai Zewi ſein, obgleich ſein bleiches grämliches Geſicht die Züge deſſelben trägt. — Und doch iſt er's! Und doch iſt dieſe niedergebeugte Geſtalt der berühmte Judenkönig! Dazu hat ihn die Erkennung der Wahrheit gebracht. Er hat den Glauben an ſich verloren. Damit iſt das Räthſel ſeiner Verwandlung gelöst. Zwar iſt er nicht mehr mit der Leiche ſeiner Freundin eingeſchloſſen in ſeinen Gemächern; aber er wandelt dafür einſam, wenn es dämmrig wird, hinaus an den Schauplatz ſeines einſtigen ſchönen Glücks. Dort ſitzt er auf der Felsplatte, auf welcher er ſonſt lehrend ſtand, von wo er einſt ſein hochbegeiſtertes Wort hinabſchickte in die Herzen ſeiner ſtaunenden Hörer, einen feuergeflügelten Boten, der überall hin in jede Bruſt Glut und Flammen trug, dort ſitzt er ſtumm, als hätt' er nie geſprochen, und nur dann und wann ſeufzt er leis, und die ſtürmiſche Nacht zerzaust ihm das Haar, wühlt in ſeinen armſeligen Kleidern und begießt ihn mit Regenſtrömen, wie mit einer höhnenden und mitleidigen Thränenfluth. Er fühlt das Alles nicht; denn durch ſein Haupt ziehen wüſte Träume, ſeltſame frazzenhafte Bilder der Vergangenheit. Sich ſelbſt zum Hohn lebt er in jeder Nacht ſein vergangnes Leben noch einmal durch wunderlich ſchnörkelhaft aufgeputzt und durcheinander gewirrt wie von neckiſchen Geiſtern. Da kehren ſie alle wieder, ihm zu Luſt und Qual, die Geſtalten, mit denen er verkehrt, die Gedanken, Hoffnungen und Pläne, die ſeinen Geiſt durchkreuzt und bewegt haben; aber ſie kommen nicht in bunter Lebensfriſche, ſondern als abgebleichte grinſende Schatten. Er kann ſich ihrer nicht erwehren, er muß alle Nacht hinaus, um ſein verlornes Meſſiasthum zu trauern und um ſich zu härmen über deſſen geiſterhafte Wiedererſcheinung. Verſpätete Fiſcher haben ihn dort oft laut weinen und wehklagen gehört; aber ſie hielten ihn für einen gequälten Geiſt und flohen erſchreckt den verrufenen Ort.

So ſaß er denn auch in einer Nacht, und hatte es nicht bemerkt, daß ein furchtbarer Sturm ſeine Rieſenflügel in die Tiefen des Meers einſchlug und die ächzenden Wellen ſpielend empor warf. Höher und höher flohen die geängſteten am Ufer hinauf bis neue Wuthſtöße des Orkans ſie über daſſelbe hinaus trieben. Die aufgethürmten Gewäſſer ſtürzten über den kleinen Landraum und prallten an dem Felſen wieder ab, der jenen ſtillen Winkel begrenzte. Sabbathai war im Nu von der überſtrömenden Fluth fortgeriſſen, einen Augenblick darauf hatte ſie ihn verſchlungen. Aber ſie hob ihn eben ſo raſch auf ihren Rücken und warf ihn auf den Felſenvorſprung hinauf, von welchem einſt in der Nacht ſeiner Hochzeit mit Thamar die ſchlafwandelnde Rahel geſtürzt war. — Zweifelsohne wäre auch er, der ſeine Beſinnung verloren hatte, wieder in die Fluth hinabgefallen oder von einer zweiten Rieſenwoge fortgeſpült worden, wenn nicht ein Arm plötzlich nach ihm gegriffen und ihn empor gezogen hätte. Dieſer Arm gehörte einem alten Manne, der auf dem Felſenvorſprung ſtehend, mit bewunderndem Grauen in den brauſenden und ſiedenden Keſſel der Gewäſſer hinabgeblickt hatte. Das wilde Naturſchauſpiel eines ſo heftigen Sturmes, wie er nur ſelten in dieſem Meerbuſen tobte, ſchien ihn an dieſe Stelle gelockt zu haben, wo er daſſelbe am beſten überſehen konnte. Von einem rein menſchlichen Gefühl bewegt, forſchte er an dem ihm vom Sturme zugeworfenen Körper, ob wohl noch Leben in demſelben ſei, und er hatte die Freude, ſich bald davon zu überzeugen. Sobald dieſes geſchehen war, ging er haſtigen Schritts von dannen, kehrte aber nach kurzer Zeit mit einem jüngern Begleiter zurück, und beide beluden ſich nun mit der naſſen Laſt des Ohnmächtigen. Ihr Weg zog ſich am Berge zwiſchen Felſen hin höher und höher hinauf, und war ſehr mühſam. Als der Greis nicht mehr vermögend war, weiter zu ſchreiten, mußte der jüngere Träger allein fort, um noch andre Hülfe herbeizuholen. Mit noch rüſtigen Kräften ſtieg dieſer den Berg hinan. Unterdeſſen begann der Morgen den Himmel zu röthen und erlaubte dem Greis, die Züge des von ihm Geretteten, der tief athmend dicht neben ihm lag, zu erforſchen. Er ſchien ſeinen Augen nicht trauen zu wollen, fuhr erſchrocken zurück, beugte ſich dann bebend wieder über den Unglücklichen und murmelte dann in größter Beſtürzung: „Wahrlich er iſt's, obgleich kaum mehr zu erkennen. Herr, mein Gott, wie wunderbar ſind deine Wege! Ich mußte ſein Retter ſein." Dann verſank der Alte in tiefes Sinnen oder ſtilles Gebet. — Endlich kamen mehre Jünglinge und Männer den Berg herab, und hieben, als ſie Sabbathai noch immer ohnmächtig fanden, mit Beilen und Schwertern, die ſie bei ſich führten, Aeſte von den Bäumen, bereiteten eine Tragbahre daraus und luden den Gegenſtand ihrer Sorge darauf. Nicht lange, und die Bäume und Sträuche verſchwanden, kahle Felſen reckten ihre Häupter empor, die der fahle Schein des Morgens bloß beleuchtete. Auf ſchmalen unbequemen Felſenpfaden gelangten ſie zu einer Höhle. Es war jene verrufene Dämonenhöhle, in welcher Sabbathai einſt zur Mitternacht zuerſt die gefährliche Kraft des Salomo-Ringes verſucht hatte. Jetzt, da der Ring ſeine Wunderkraft verloren, da keine Geiſter und Engel mehr erſchienen, wenn er am Finger gedreht wurde, hatte der enttäuſchte Meſſias das Werkzeug der Lüge von ſich geworfen.

Die Männer brachten ihn auf ein Lager von Moos, entledigten ihn ſeiner naſſen Kleider und hüllten ihn in warme Decken; bald flackerte ein luſtiges Feuer in ſeiner Nähe und der Greis war bemüht, ſeinem Schützling heißen Wein einzuflößen.

„Wißt ihr auch, wen ihr getragen habt?“ wandte er ſich während dieſes Geſchäfts an ſeine Umgebung.

„Kennſt du ihn?“ fragten dieſe. „Es iſt einer der Unſrigen; doch iſt er uns nicht näher bekannt.“

„Ihr irrt, ihr kennt ihn alle. Es iſt der neue Judenkönig Sabbathai Zewi.“

Beſtürzt und unangenehm überraſcht fuhren Alle empor. „Wie, der Nichtswürdige in unſrer Gewalt! Aber nein, er iſt es nicht. Ich kenne Sabbathai genau,“ ließ ſich Einer der Männer aus.“

„Er iſt es wirklich!“ rief ein Andrer, „aber ſehr entſtellt.“ Andre ſtimmten ein und beſtätigten dieſe Ausſage.

„Was hindert uns, ihn, den verwegenen Lügenkönig, der uns in ſo tiefes Elend verſetzt hat, vom Felſen zu ſtürzen, oder ihm unſre Dolche in die Bruſt zu bohren, um ihn auf ewig unſchädlich zu machen? Hat doch ſowohl die Lichtſchule als das Rabbinalgericht zu Jeruſalem ſeinen Mord geboten und eine große Belohnung darauf geſetzt!“

„Nicht alſo!“ ſprach der Greis ernſt und finſter. „Schämt euch dieſes Gedankens. Unſer Feind iſt hülflos und elend vom Sturme des Meers zu unſern Füßen geworfen worden. Seine Ohnmacht hat unſre Hülfe angefleht, wir haben ihn in unſer Aſyl aufgenommen, er iſt unſer Gaſt geworfen, und hat in ſeiner Bewußtloſigkeit auf unſre Gaſtfreundſchaft, unſre Liebe und unſern Beiſtand den vollſten und gerechteſten Anſpruch. Alſo gebieten es die Geſetze der Menſchlichkeit, und dieſe ſind höherer und heiligerer Natur, als die Zuflüſterungen einer unedeln Rache. Sabbathai iſt mein Schützling, und wehe dem, der ihm ein Haar krümmt! — Entfernt euch, ich bemerke, daß er erwacht. Sein Auge, wenn er es aufſchlägt, ſoll nur mich finden.“

Gehorſam dieſem Befehle zogen ſich die Männer in den tiefſten Hintergrund der Höhle zurück. Wirklich öffnete Sabbathai gleich darauf die Augen, ſetzte ſich raſch auf dem Lager aufrecht und ließ die Blicke hochverwundert umherſchweifen. Sie blieben auf dem ſich ruhig verhaltenden Greiſe haften; er ſtarrte denſelben lange an, dann zitterten ſeine Lippen, es kam, wie trübe Erinnerungen über ihn, und mit ſchmerzlicher Wehmuth rief er: „Aaron de la Papa! Seid ihr's wirklich, würdiger Chachem?“

„Ich bin es, Sabbathai, der ſo glücklich war, dich vom Tode zu erretten.“

„Vom Tode? O hättet ihr mich ſterben laſſen! Doch nein, ihr habt recht gehandelt; denn ich habe euch und all die ehrenwerthen Männer, die ich durch meinen Stolz beleidigte und ſchädigte, erſt reumüthig um Verzeihung zu bitten. O glaubt mir

Chacham, ich habe zeither oft mit zerknirſchter Seele an euch und den hochachtbaren hundertjährigen Huſſein Damad in Jeruſalem gedacht! Seine Worte haben fort und fort in meiner Seele wiedergehallt: betrogener Betrüger! ſeit ich zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen bin. Ja Aaron, ich war ein betrogener Betrüger, aber ich wußte es nicht; nun weiß ich es und meine Seele iſt von Jammer zerriſſen.“

„So hat ein dunkles Gerücht, das zu uns in unſre Einſamkeit gedrungen iſt, doch nicht gelogen: Du hätteſt ſeit Mihurmah's Tod den Glauben an dein Meſſiasthum verloren, und weigerteſt dich, die Königsrolle ferner fort zu ſpielen; aber Nathan Benjamin fahre fort in deinem Namen zu predigen und dein Reich zu verkündigen?“

„Laß ihn, er hat dieß Prophetenthum zum einträglichen Erwerbszweig gemacht! Mag ſich von ihm betrügen laſſen, wer leichtgläubig genug iſt! Ich habe nichts mehr mit ihm zu ſchaffen. Mich ekelt all dieß Treiben, und meine geängſtete Seele iſt voll Reue. Laß mich deine Kniee umfaſſen, ehrwürdiger Greis und gewähre mir deine Verzeihung. Sieh, ich bin ein armes unglückliches Kind! Ich möchte mich todtweinen vor Jammer über meine Irrthümer und Verkehrtheiten; ich ſchäme mich und bin troſtlos, daß ich nichts war als die ſchön aufgeputzte Puppe in den Händen von Männern wie Nathan Benjamin und Jakob Ben Eliah, und daß ich die Verehrer der Wahrheit und Liebe, wie dich und Huſſein Damad kränkte. O meine Seele iſt betrübt bis in den Tod! Ich liege darnieder troſt- und hoffnungslos, und vermag nicht wieder aufzuſtehen.“

Mit dieſen Worten ſtürzte er vor dem Greiſe nieder und umſchlang die Kniee deſſelben als ein flehentlich Bittender.

„Sabbathai, nicht alſo!“ rief Aaron erſchüttert. „Nicht ſo tief kann ich dich erniedrigt ſehen; du ein Licht unſerm Volke darfſt nicht im Staube liegen. Sabbathai, mein Freund, nicht alſo ſchlimm ſteht es mit dir! Laß dich nur ſelbſt nicht ſinken und du bleibſt doch auf der Höhe des Lebens, wenn du auch endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß du nicht der fabelhafte Meſſias der Juden biſt. Ja, was ſag' ich, du biſt nun um eine Staffel höher geſtiegen im Tempeldienſte der Wahrheit. Du biſt ein noch Größerer geworden, und wirſt nun erſt das Leben wahrhaft beherrſchen. Sabbathai, im Namen einer großen Todten, die uns beiden ſehr theuer war, uns beiden nahe ſtand, beſchwöre ich dich: ermanne dich! Sammle die göttliche Kraft, die dir inwohnt und nur in Betäubung liegt, und widerſetze dich dieſer unmännlichen Verzweiflung. Der Herr des Himmels und der Erde hat dich für den Dienſt ſeiner ewigen Wahrheit gewinnen wollen, und er legt dir dieſe ſchwere Prüfung auf, ob du auch würdig befunden werdeſt für die großen Zwecke, die er mit dir vorhat. Du ſollſt ein Fürſt der Wahrheit werden, der Meſſias der Geiſter, aber nicht im Staube dich troſtlos winden und weinen, daß Betrüger ein unwürdiges Spiel mit dir getrieben. Was würde Mihurmah, die große, ſtarke Seele, ſagen, wenn ſie dich alſo ſähe!“

Dieſe Erinnerung hatte auf Sabbathai eine ermunternde Wirkung. Er ſtand auf und ſagte: „O wäre meine Kraft nicht gebrochen, ich möchte mich wohl der geliebten Todten würdig beweiſen.“

„Du ſollſt es, Sabbathai. Als dein guter Engel rufe dich Mihurmah zu neuen und beſſern

Thaten, zur wahren Belehrung deines Volks, der Menſchheit auf. Das Andenken an das göttliche Weib ſei fortan der helle Stern deines Lebens; er leuchte dir, wenn du ferner irrſt, und leite dich wieder auf den rechten Pfad. Laß uns nur recht treu an ihrem Andenken halten in wehmüthig thränenverklärtem Hinblick auf ſie, die dich über Alles liebte, und du wirſt Stärke finden zu neuen Werken. Um Mihurmah's Willen ſollſt du leben und handeln, um ihr Andenken würdig zu ehren, ſollſt du ein Lehrer und Verkünder der Wahrheit werden auf Erden.“

„Du ſprichſt göttliche Gedanken aus, Aaron; ſie fließen wie kühler Balſam in meine heiße, wunde Seele; das habe ich nicht um dich verdient.“

„Ich liebe dich um Mihurmah's willen; ich liebe dich deiner ſelbſt willen. Vertraue mir, Sabbathai. Du haſt deinen Freund gefunden. Ich ſage dir: Du biſt dennoch berufen zu hohen Dingen. Du biſt dennoch der Meſſias; aber mit irdiſchen Kronen haſt du nichts zu ſchaffen.“

„Ja, ich glaube und vertraue dir!“ rief Sabbathai froh und wunderbar geſtärkt. „So ſprach auch eine andre mir theure Todte im Scheiden zu mir. Ihr lichter Blick überſchaute meine Zukunft. Der Herr hat mich die rechten Pfade zu dir geleitet. Es fällt mir, wie Schuppen von den Augen, es fällt mir, wie Berge von der Bruſt. Mein gramumflorter Blick wird frei und hell. Ich habe mich ſelbſt wieder gefunden, und du haſt mir den Weg gezeigt, würdiger Greis. Du haſt mir ein Geſchenk gemacht mit mir ſelbſt. Womit kann ich dir vergelten?"

„Diene der Wahrheit."

Sabbathai ſank an Aaron's Bruſt.

„Ich bin in Cordova in Spanien geboren," begann Aaron de la Papa auf die Bitten ſeines Gaſtes, nachdem ſich dieſer durch Speiſe und Trank erquickt hatte, zu erzählen, und Sabbathai ſtreckte ſich wieder auf das Moosbett nieder und ſchenkte dem freundlichen Greiſe ein aufmerkſames Ohr. „Mein Vater war dort Arzt und ſehr angeſehen bei der Judengemeinde. Auch war er ein gelehrter Mann und hatte vorzüglich viel kabbaliſtiſche Kenntniſſe. Man liebte und verehrte ihn allgemein; aber er war arm an Glücksgütern und reich an Kindern; denn an ſeinem Tiſche aßen mit mir noch dreizehn meiner Geſchwiſter. Ich war ohngefähr zehn Jahre alt, als des finſtern Philips des Dritten tyranniſches Wüthen gegen die arbeitſamen Moriskos und Juden ausbrach. Mit Schwert und Feuer raſete die heilige Inquiſition gegen uns, und drei meiner ältern Brüder ſtarben in den Kerkern und auf den Scheiterhaufen derſelben. Ich entging mit meinem Vater und einigen meiner Geſchwiſter dieſem entſetzlichen Blutbad. Und wie die Moriskos nach Afrika geflüchtet waren, ſo flüchteten wir nach Paläſtina, dem heiligen Lande unſrer Väter. Mein Vater, deſſen Geſundheit durch ſo viel Schläge untergraben war, ſtarb einige Jahre darauf, ich war kaum in das Jünglingsalter getreten. Da mußte ich früh eine ſchwere Schule der Leiden und des Trübſals betreten, aber ſie erweckten mein Gottvertrauen und ſchärften meinen Blick für viele Irrthümer, die unter den Juden im Schwunge waren. —

Zu jener Zeit lebte in Jeruſalem der weiſe und hochberühmte Chacham Aſſar Gaon, ein Jude aus

Perſien, der ſich ebenfalls rühmte, wie deine Mutter, von den Fürſten der Gefangenſchaft abzuſtammen und demnach ein Nachkomme David's zu ſein. Er war der größte Kabbaliſt ſeiner Zeit, ein Mann von ausgebreitetem Wiſſen und der tiefſten Gelehrſamkeit; denn er war nicht nur in der hebräiſchen Literatur, der alten und neuen, ganz bewandert und in den gelehrten Büchern der Perſer zu Hauſe, auch das Aſſyriſche und Chaldäiſche verſtand er; nicht minder hatte er die philoſophiſchen Bücher der Griechen und Römer durchforſcht und über das Weſen der Dinge ſein Lebenlang nachgedacht und die beſten ſeiner Gedanken niedergeſchrieben. Dieſer Mann hatte in Jeruſalem, wo er ſich häuslich niedergelaſſen, eine philoſophiſche Lehranſtalt gegründet, und der hohe Ruf ſeiner Gelehrſamkeit zog bald viele Schüler herbei. Er lehrte die Kabbalah, Sprachen, Naturwiſſenſchaften, Heilkunde und Philoſophie mit dem beſten Erfolge, und bald ſah er junge lernbegierige Juden aus Spanien, Portugal, Afrika und Aſien in ſeinem Hörſaal verſammelt. Vorzüglich viele der ſpaniſchen Flüchtlinge füllten ſeine Schule. Rabbi Aſſar Gaon hatte ſich mit der

Tochter eines ziemlich begüterten Mannes in Jeruſalem, Namens Sulamith, verheirathet, und im Laufe der Jahre acht Kinder mit ihr gezeugt. Nur die Hälfte dieſer Kinder iſt für meine Geſchichte merkwürdig, nämlich drei Töchter und ein Sohn. Die Uebrigen will ich ganz mit Stillſchweigen übergeben. Dieſe drei Töchter hießen Juſabit, Sara und Hannah, der Sohn führte den Namen Jehuda Ben Aſſar. An Alter waren ſie wenige Jahre von einander; Juſabit war die Jüngſte von Allen. Dieſe Kinder hatten das erſte Lebensſtudium noch nicht zurückgelegt, als ihr Vater, Aſſar Gaon, mit dem Beinamen: der Hochgelehrte, ſtarb. Er hatte ſeine Geſundheit durch allzuſtarkes Studiren untergraben; auch hatte er ſich erſt in einem ſpäten Lebensalter vermählt. Seine blühende Schule wäre nun wieder eingegangen, wenn nicht ſein Freund und Schüler, der Chacham Jakob Chagis, ein Portugieſe, den verwaisten Lehrſtuhl beſtiegen und Aſſar Gaon's Werk mit Eifer und Glück fortgeſetzt hätte. Jakob Chagis ſtand bald ſeinem verſtorbenen Lehrer in Gelehrſamkeit gleich; Viele behaupten, er habe ihn ſpäter darin übertroffen. Nach wenig Jahren durchdrang der Ruf ſeiner Schule die ganze Welt. Jakob Chagis war ein eben ſo edler als gelehrter Mann. Er hatte ſein Leben nur der Wiſſenſchaft gewidmet, und verzichtete freiwillig auf die Freuden der Liebe und des häuslichen Glücks, um durch nichts von ſeinen tiefen Studien abgezogen zu werden; aber die Familie ſeines verſtorbenen Meiſters betrachtete er als die ſeinige und unterhielt ſie ſehr anſtändig.

Was nun mich betrifft, ſo war ich durch Verwendung einiger angeſehenen Freunde meines Vaters, die meine Armuth unterſtützten, ſchon als fünfzehnjähriger Jüngling in Aſſar Gaon's Schule gekommen, weil ich große Luſt zu den Wiſſenſchaften zeigte. Der berühmte Chacham ſtarb aber zu bald, um mir nützlich ſein zu können, und mein eigentlicher Lehrer und Wohlthäter wurde Rabbi Jakob Chagis. Als ich in ſeine Schule kam, war ich ſechszehn Jahre alt. Bald fand ich Bekannte und Freunde unter meinen Mitſchülern. Von dieſen will ich nur diejenigen nennen, welche auf meine ſpätere Lebensſchickſale Einfluß gehabt haben und zu dieſer Geſchichte gehören. Ich beginne mit Samuel Lisbona, einem ſehr reichen Portugieſen, deſſen Eltern früh geſtorden waren und der deßhalb frei und unabhängig über ſein großes Vermögen verfügen konnte. Lisbona war noch Aſſar Gaon's Schüler geweſen, aber der Wiſſensdrang beſeelte ihn ſo ſehr, daß er ſtets die Vorleſungen Jakob Chagis beſuchte, der ihn mehr als Freund, denn als Schüler behandelte. Samuel Lisbona war nämlich noch einmal ſo alt, als ich. Er hatte eine große Anhänglichkeit an die Wittwe ſeines erſten Lehrers Sulamith und an deren Kinder, und unterſtützte die Söhne vorzüglich oft mit ſeinem Reichthume. Mir zeigte ſich Lisbona gleich ſehr gewogen und zugethan; er zog mich in ſeinen täglichen Umgang und theilte mir freigebig von den Schätzen ſeines Wiſſens mit. Ich habe viel von ihm gelernt. Durch ihn wurde auch ich in das Haus der Wittwe Sulamith eingeführt und lernte die Töchter und Söhne derſelben näher kennen, die damals meiſt erwachſen waren. Jehuda war früher mein Mitſchüler geweſen, jetzt ward er mein Freund. Außerdem ging Jehuda noch mit zwei Brüdern um, die aus Aegypten ſtammten, Namens Chanania Ben Jakir und Simon Ben Jakir. Es ergab ſich aber bald, daß dieſe Beiden mehr aus Liebe zu den Töchtern, als aus Freundſchaft für den Sohn in das Haus der Wittwe kamen. Juſabit, die jüngſte Tochter, entwickelte ſich als große Schönheit, und es war mir bald kein Geheimniß mehr, daß Samuel Lisbona, der bis in ſein zweiunddreißigſtes Jahr der Liebe widerſtanden, von Juſabit's aufblühenden Reizen gefeſſelt war, und nur des Mädchens völlige Ausbildung abwarten wollte, um ſich mit ihr zu vermählen. Er ſprach darüber offen mit der Mutter und Jehuda, als dem älteſten Sohne, und Beide waren hocherfreut über ſeinen Antrag. Denn Lisbona war als ein edler und gelehrter Mann bekannt; ſodann verſprach er auch, mit ſeinen großen Reichthümern die ganze Familie, die vom Vater nicht viel geerbt hatte, glücklich zu machen. Vorzüglich erwünſcht kam Jehuda dieſe Verbindung, der dadurch hoffen durfte, Samuel's Kaſſe noch ſtärker in Anſpruch nehmen zu können; denn er war ein genußſüchtiger Menſch und ſtets geneigt, Geld zu vergeuden. Es war vorauszuſehen, daß die Umſtände der Familie durch eine ſo enge Verbindung mit Samuel glänzend werden würden, und deßhalb begünſtigte ſie auch Rabbi Jakob Chagis auf alle Weiſe. Auch wurde dieſer Bund ſo gut wie abgeſchloſſen betrachtet, und Jehuda hatte ſchon neue nicht unbedeutende Schulden darauf hin gemacht; nur Eins hatte man dabei vergeſſen, nämlich Juſabit zu fragen: ob ſie Samuel liebe und geneigt ſei, deſſen Weib zu werden. Aber ohne daß wir jemals ein Wort darüber gewechſelt, wußte ich — doch nicht woher und wodurch — daß ich Derjenige ſei, welcher von Juſabit's jungfräulichem Herzen mit zärtlichen Trieben geliebt werde. Dieß Herz war eben aufgegangen wie eine über Nacht aus der Knospe entfaltete Roſe, und neigte ſich mir ſchweigend zu. Ich war von all dem Duft berauſcht; ich liebte Juſabit unſäglich, und der Gedanke, daß ſie bald des ernſten Mannes Samuel Frau werden ſollte, war mir ein Dolchſtoß in die Seele. Je mehr man Anſtalten zu dieſer Hochzeit traf, deſto unruhiger wurde ich. Der Schlaf floh mein nächtliches Lager und die Wiſſenſchaft mein ſtilles Zimmer am Tage. Ich hatte für nichts mehr Sinn als für meine Liebe und mein Unglück. Mein gequältes Herz bedurfte der Mittheilung; es wäre zu Grunde gegangen, wenn es nicht ſein Entzücken und ſeine Schmerzen einem befreundeten Herzen hätte erzählen können. Zu keinem meiner Mitſchüler fühlte ich mich mehr hingezogen, als zu Simon Ben Jakir. Er war mit mir in gleichem Alter, ein hochherziger Jüngling, voll Gefühl und Tugend, der Wiſſenſchaft mit Schwärmerei ergeben, und — wie mir damals ſchon zufällig bekannt war — der heimlich und zärtliche Geliebte von Sara, Juſabit's Schweſter. Simon und ich fanden uns bald, unſere Herzen erſchloſſen ſich gegenſeitig, wir knüpften einen innigen Freundſchaftsbund für das Leben. Simon war mit Sara weiter als ich mit Juſabit; ſie hatten ſich ihre Gefühle gegenſeitig geſtanden und ſchwelgten im Vollgenuß des erſten Liebesglücks. Durch ſie wurden auch mir und Juſabit die Himmelsthore bald geöffnet; Sara legte mir lächelnd die erröthende Juſabit an's Herz, und Simon küßte mich dazu auf die Stirn. O während dieſe roſigen Bilder meiner Jugend vor meinem greiſen Auge aufſteigen, hämmert mir das Herz noch einmal jugendlich friſch an die Bruſt; Thränen der Rührung, der Sehnſucht, des Entzückens treten mir in das Auge; ich habe einen Augenblick vergeſſen, daß der Schnee des Alters auf meinem Haar liegt, die Erinnerung hatte mich verjüngt. Wir Viere ſtifteten unter uns ein feſtes Schutz- und Trutzbündniß, in welches auch Simon's älterer Bruder Chananiah gezogen wurde. Der nächſte Zweck dieſer Vereinigung war Widerſtand gegen Jehuda, die Mutter und Samuel Lisbona. Juſabit erklärte den beiden Erſtern, daß ſie den Letztern niemals heirathen werde. Die Beſtürzung darüber verwandelte ſich bald in Zorn gegen das kühne Mädchen; Jehuda errieth ohne große Mühe den Grund ihrer Weigerung, Samuel Lisbona zog ſich beleidigt zurück, und es entſtand eine Spannung, die bereits alle Elemente einer künftigen Feindſchaft in ſich faßte. — Noch habe ich dir einen Namen nicht genannt, und doch iſt er der eines Mannes, der auf dein Leben einen ſo großen Einfluß ausgeübt hat. Wen anders könnt' ich meinen als Jakob Ben Eliah de Villegas, jenen ſchlauen Arzt, der deine Leichtgläubigkeit, deinen Stolz und deine Begeiſterung ſo wohl zu ſeinem Vortheil zu benutzen verſtand? Jakob Ben Eliah war der Sohn eines reichen Viehhändlers zu Jeruſalem, deſſen Vater aber auch aus Spanien ſtammte und ſchon früher von dort geflüchtet war, und mit

Jehuda Ben Aſſar aufgewachſen; beide hatten ſich ſchon in früheſter Jugend verbrüdert, und Jehuda hielt um ſo mehr auf dieſe Freundſchaft, weil er durch Jakob Ben Eliah's Geld die ſtürmiſchen Forderungen ſeiner Leidenſchaften befriedigen konnte. Auf Veranlaſſung Jehuda's hatte ſich Jakob Ben Eliah auch den Studien zugewandt und beſuchte mit uns Jakob Chagis Schule. Jakob Ben Eliah zeigte ſchon damals ein verſtecktes heimtückiſches Weſen, ſtets geneigt, kleine Intriguen anzuzetteln, und Freunde gegenſeitig zu verhetzen. Weder Simon Ben Jakir noch ich konnten uns jemals an ihn anſchließen, deſto inniger befreundete Jehuda's Neigung ſich mit demſelben, und bald beſtand zwiſchen ihnen und uns eine Art ſtiller Oppoſition. Ihre Partei wurde durch Samuel Lisbona verſtärkt, als Juſabit ſich weigerte, die Frau deſſelben zu werden. Später wurden Samuel Lisbona und Jakob Ben Eliah ſogar ſehr innige Freunde. Als Jakob Ben Eliah ſeine mediciniſchen Studien beendigt hatte, warb er um die Hand der älteſten Tochter Sulamith's und erhielt ſie zur Frau. Ich weiß nicht, ob Hannah ihn je geliebt oder nicht. Sie war kein

Weſen von tiefem Gefühl und pflegte die Dinge dieſer Welt nur von ihrer materiellen Seite zu faſſen. Genug, ſie wurde ſein Weib und die Mutter ſeiner Kinder; weiter weiß ich nichts von ihr zu erzählen. Doch bevor dieſes geſchah, ereigneten ſich höchſt wichtige Dinge, welche auf uns Alle, und ſelbſt auf dich, der du damals noch nicht geboren warſt, vom wichtigſten Einfluß wurden.

Lange zuvor, ehe ich ſelbſt nach Jeruſalem gekommen, hatte ſich dort ein gelehrter Mann angeſiedelt, der im Stillen begabte Jünglinge um ſich verſammelt und ihnen auf neue und geiſtreiche Weiſe die Wiſſenſchaften, vorzüglich die der Naturlehre, vorgetragen hatte. Es lag etwas ſehr Geheimnißvolles und Ungewöhnliches ſowohl in der äußern Erſcheinung dieſes Mannes, als auch in der Art, ſich eine Schule zu bilden, eben ſo in den ſeltſamen und ſich widerſprechenden Gerüchten, welche unter uns jungen Leuten über ihn im Schwunge waren. Du haſt ſchon errathen, daß ich den großen Meiſter Huſſein Damad meine. Du kennſt ihn und ſein Weſen, das noch immer daſſelbe iſt, obgleich ſein ehrwürdiges Haupt ſchon den Flug von mehr als hundert Jahren vernommen und empfunden hat. Du ſelbſt biſt es, der in Jeruſalem den Lehrſtuhl meines Meiſters Jakob Chagis beſtiegen und ſeine Schule fortgeführt hat. Du haſt neben Huſſein Damad gelehrt, und biſt ein Feind jener Lichtſchule geweſen, deren Begründer er iſt. Du biſt von deinen Irrthümern in Bezug auf Huſſein Damad und die Lichtſchule zurückgekommen; du haſt die Wahrheit erkannt, und einſehen gelernt, welch ein hellſehender und hochbegabter Geiſt Huſſein Damad iſt, und wie recht er in deinen Angelegenheiten gehabt hat. Ich brauche dir alſo über ihn nichts zu ſagen, und nur unſer damaliges Verhältniß zu ihm thut dir zu wiſſen noth. Es galt unter uns für ausgemacht, daß man in Huſſein Damad's philoſophiſcher Schule Dinge lerne, von denen man an den Lehrſtühlen andrer Rabbinen auch nicht einmal eine Ahnung erhalte. Noch mehr zog uns das Geheimnißvolle an; es war gar keine öffentliche Schule, man bezahlte nichts für den Unterricht man kannte die Schüler nicht, man hörte nur, Juden, Chriſten und Türken nähmen Antheil, und die tiefſten Kräfte der Natur würden hier jedem Wißbegierigen erſchloſſen, ohne Rückſicht auf ſeine

Religion. Die Schule und deren Stifter waren oft Gegenſtand eifriger Unterhandlung zwiſchen den Brüdern Jakir und mir. Endlich überraſchte uns der kühne, entſchloſſene und raſch handelnde Chananiah mit der Nachricht, daß er zu Huſſein Damad's Schülern gehöre, vorher aber ſchwere Prüfungen habe überſtehen müſſen. Weiter durfte er uns nichts ſagen, doch ſchien er glücklich über ſein neues Verhältniß und deutete uns leiſe an, es würde auch zu unſerm Glück gereichen, wenn wir ihm nachfolgten. Genug, Simon und ich meldeten uns bei Huſſein Damad, beſtanden die Prüfungen, die mehr auf das Herz als den ausgebildeten Geiſt gerichtet waren, und wurden aufgenommen. Eine neue Welt erſchloß ſich uns. Die wahre Lebensſonne ging uns auf; wir hatten ſeither in Nacht und Irrthum gelebt. Wir hatten an der Schale genagt in Jakob Chagis talmudiſcher und kabbaliſtiſcher Schule, jetzt wurde uns der ſüße Kern der Wahrheit gereicht. Bald verbreitete ſich unter unſern Mitſchülern die Luſt, Huſſein Damad's Lehren zu hören, zumal er durchaus den Beſuch andrer Schulen nicht verbot. Ja was noch mehr lockte, Huſſein Damad pflegte ſeine

Schüler, ſtatt Geld von ihnen zu nehmen, noch zu unterſtützen und Preiſe zur Aufmunterung unter ſie auszutheilen. Ich hatte vorzüglich das Glück, ſein Liebling zu werden, und von dem Tage meines Eintritts in ſeine Schule ſchreiben ſich meine verbeſſerten Umſtände her. Es war ein großes Zutrauen zu ihm, doch Viele beſtanden die Proben und Prüfungen nicht, und wurden ohne Gnade zurückgewieſen: Grund genug, daß Huſſein Damad bald mehr Feinde als Freunde zählte. So hatten ſich auch Jehuda ben Aſſer und Jakob ben Eliah bei Huſſein Damad gemeldet. Allein keiner von beiden beſtand die Prüfung, wie ich ihnen hätte vorausſagen wollen, und ſie wurden nun nicht nur Huſſein Damad's, ſondern auch unſre erbitterten Feinde, weil ſie uns als Schüler des geheimnißvollen Mannes kannten. Jehuda brachte es bei ſeiner Mutter dahin, daß ſie uns das Haus verbot, und Juſabit ſollte gezwungen werden, Samuel Lisbona's Weib zu werden; aber dieſer war einſichtsvoll genug, ein Weib auszuſchlagen, das man zur Ehe zwingen wollte. Simon Ben Jakir ſpottete des Verbots, ſeine Geliebte zu ſehen, und ließ keine Gelegenheit vorüber, mit Sara zuſammen zu ſein. Dabei ſprach er laut und offen von ſeiner nahen Hochzeit. Dieß erbitterte den wilden Jehuda noch mehr, und beide geriethen thätlich an einander. Einſt kehrt Jehuda von einem ſchwelgeriſchen Gelage berauſcht nach Hauſe zurück und findet Simon, der eben im Begriff iſt, von Sara zu ſcheiden. Wüthend ſtürzt Jehuda über den Wehrloſen her, und ehe das unglückliche Mädchen es verhindern kann, ſtößt ihrem Geliebten des Bruders Dolch in der Bruſt. Die That war um ſo ſchrecklicher, da gerade Sara von all ihren Schweſtern den Bruder am meiſten liebte. Jehuda entfloh der ſtrafenden Gerechtigkeit, und Sara wurde bald darauf Chananiah Ben Jakir's Weib, der ſie gewiſſermaßen als die Wittwe ſeines Bruders betrachtete. Sie wurde Mihurmah's Mutter. Es wäre möglich geweſen, daß Jehuda ungeſtraft davon gekommen wäre; denn man war über die Umſtände ſeiner böſen That nicht im Klaren, und Sara hütete ſich wohl, gegen ihren Bruder zu zeugen. Der Eifer des Rabbinalgerichts in Aufſpürung und Beſtrafung des Mörders ließ bald nach, und ſo würde Jehuda ſeiner Familie und unſerm Volke erhalten worden ſein, wenn Chananiah und ich ihm auf Simons Leiche nicht Rache geſchworen und Verſtellung gebraucht hätten, um ihn ſicher in's Netz zu locken. Jehuda ging in die Falle, und Chananiah und ich lieferten ihn mit Angabe der genauen Umſtände des Mordes an das Tribunal aus, deſſen Beiſitzer wir damals ſchon waren, und drangen auf ſtrengſte Beſtrafung deſſelben. Jehuda, auf's Aeußerſte gebracht, entriß einem vorübergehenden Türken den Turban, erklärte ſich damit zum Entſetzen aller Seinigen zum Islam und war nun aller Strafe ledig, indem der Kadi ſich ſeiner ſogleich annahm und ihn unter ſeinen beſondern Schutz ſtellte. Seine Rachgierde erſtreckte ſich natürlich auch auf mich, der ich bald darauf meine geliebte Juſabit heimführte. Seine Mutter Sulamith ſtarb vor Schrecken und Gram über den Abfall ihres einzigen Sohnes vom Glauben der Väter. Jehuda verſchwand aus Jeruſalem und nur dunkle, unſichere Kunde kam uns über ihn zu, bis er plötzlich Chananiah's und Sara's Kind Rebekka, die ſpäter Mihurmah hieß, raubte, nachdem er Mutter und Töchterlein durch eine Vorſpiegelung aus dem Hauſe auf das Meer gelockt hatte. Beide waren dann wieder ſpurlos verſchwunden, und was auch Chananiah aufbot, den Rachgierigen zu verſöhnen, er ließ nichts wieder von ſich hören. Man kannte nicht einmal ſeinen Namen. Seine Feindſchaft gegen uns vermachte er ſeinen Freunden Jakob ben Eliah und Samuel Lisbona, und dieſe verſäumten keine Gelegenheit, ihre Geſinnungen gegen uns an den Tag zu legen. Das gute Vernehmen zwiſchen Jakob Ben Eliah und mir wurde nur nothdürftig wieder hergeſtellt, als er Hannah heimführte und mit mir und Chananiah verſchwägert wurde. Wir blieben uns fremd und kalt gegenüber, ſelbſt als wir uns in Smyrna wieder zuſammen fanden. Jakob Ben Eliah war nämlich als Arzt berühmt und dem Kadi von Smyrna auf einer Reiſe bekannt geworden. Dieſer zog ihn hierher. Ich aber war ſchon früher auf Erſuchen des ſmyrnaer Rabbinalgerichtes um einen rechtskundigen Mann an das Obergericht von Jeruſalem hierher verſetzt worden. Der eigentliche und tiefe Grund des Haſſes lag in unſrer Meinungsverſchiedenheit. Von Huſſein Damad verworfen, hatte Jakob Ben Eliah mit großem Eifer dem unfruchtbaren Studium der Kabbalah obgelegen und war ſtets ſehr ſtolz darauf, ſich einen reinen Talmudiſten zu nennen. Mit fanatiſcher Hartnäckigkeit behauptete er den von den Rabbinen früherer und unſrer Zeit ſo oft ausgeſprochenen Satz, daß in der Kabbalah alles Wiſſen verborgen liege und der Talmud eine Sammlung ſei der reinſten Goldkörner und Perlen der Wiſſenſchaft. Jeder anders Glaubende unſers Volks wurde von ihm gehaßt und verfolgt. Nun wußte er wohl, daß Huſſein Damad's vertrauteſte und liebſte Schüler einen andern Glauben hegten, eine andre Ueberzeugung hatten. Jener hochwürdige Träger der Wahrheit wählte ſich nämlich diejenigen unter ſeinen Schülern aus, die er durch jahrelange Prüfung als die an Geiſt und Herz begabteſten erkannt hatte, und dieſen trug er die herrlichen Lehren einer einfachen aber erhabenen Naturreligion vor, die in die heiligen und geheimnißvollen Prieſterbinden uralter Symbole gehüllt war. Vor unſern Augen löſete er eine dieſer Binden nach der andern und enthüllte uns auf dieſe Weiſe die Geheimniſſe des Lebens und des Todes. Hier lernten wir alle hermetiſchen Wiſſenſchaften kennen, jene wunderbaren unter ſieben Siegeln liegenden Räthſel der Natur verſtehen; hier gewahrten wir auch die ewig ſprudelnde Quelle der Reichthümer unſers hohen Meiſters. Ohne Weigern bot ihm die Natur jeden ihrer Schätze; dem wiſſenden Meiſter ſtanden alle ihre Schatzkammern offen, er brauchte nur zuzulangen; aber wir wurden von der tiefſten Ehrfurcht erfüllt, als wir bemerkten, welchen ſparſamen und weiſen Gebrauch er von dieſer ſeltenen Vergünſtigung machte. Wir, die ihm eng Verbündeten, lebten uns ſo ganz in unſern Meiſter hinein, daß wir oft Eins mit ihm zu ſein wähnten. Unſre Herzen wurden täglich reiner und beſſer, alles Gemeine fiel von uns ab, wie Schlacke. Huſſein Damad hatte uns zu Leuchtern für die Flamme der Wahrheit beſtimmt; wir ſollten Licht über die Welt verbreiten, und er nannte dieſen engen Kreis ſeine Lichtſchule; wir aber nannten uns Brüder des Lichts, unſere Vereinigung den Lichtbund. Zum äußern Zeichen unſrer Verbrüderung wählte Huſſein Damad das heilige Zeichen der fliegenden Taube mit dem Oelzweig im Schnabel, nicht ohne tiefe Bedeutung; denn ſchon bei den Aegyptiern, deren ſpäter Schüler Huſſein war, war die fliegende Taube das Symbol des Geiſtes geweſen. Sie wurde jedem Lichtbruder auf den rechten Oberarm geäzt, und auch die Kinder derſelben ſollten dies Zeichen tragen, woran ſie ein Bruder erkennen könne. Noch blüht der Bund, ja er ſteht jetzt in voller ſchöner Blüthe. Ich ſage dir nichts weiter davon, da du ſelbſt ein Glied deſſelben zu werden wünſcheſt. Ich zweifle nicht, daß du die erforderlichen Prüfungen herrlich beſtehen wirſt, ja manche derſelben, und wahrlich nicht die leichteſten, haſt du, ohne es zu wiſſen, ſchon überſtanden.

Es konnte — wie es leider in der menſchlichen Schwäche und Unvollkommenheit liegt — nicht verhindert werden, daß nicht manches von unſrer Symbolik und von unſern Religionsanſichten in der Welt verlautete, und, zum Zerrbild entſtellt, zu den Ohren der ſtrenggläubigen Talmudiſten gelangte. Dieſe mit Unkraut reichlich vermiſchten Saamenkörner fanden in den Herzen unſrer Feinde, vorzüglich Jakob Ben Eliah's und Samuel Lisbona's einen fruchtbaren Boden. Der Waizen wurde aber vom Unkraut erſtickt. Man nannte uns Karäer, Samaritaner, Teufelsanbeter; man beſchuldigte uns der abgeſchmackteſten

Dinge. Aber wir hielten uns Jeder an die Formen der Religionen, in welchen jeder Einzelne geboren und aufgewachſen war; wir übten alle Tugenden der Menſchenliebe in hohem Grade, und keinen von uns konnte man eines Verbrechens, ja nicht einmal einer böſen tadelnswerthen Handlung zeihen. Dieſe Umſtände hielten die Feinde im Zügel; deſto grimmiger war ihr inneres Wüthen gegen uns, und Jakob Ben Eliah ließ keine Gelegenheit, mir zu ſchaden, unbenutzt; ein ſeltſames Schickſal wollte aber ſtets, daß alle ſeine Bemühungen mir zum Segen ausſchlugen. Und ſo iſt es auch mit dem Hauptunternehmen ſeines Lebens gegen mich und den Lichtbund ergangen; ich meine mit deiner Aufſtellung als Meſſias. Es war das Größte und Schlaueſte, was der alte Heuchler gegen uns ausſinnen konnte, der Gedanke war ungeheuer! Aber Jakob Ben Eliah hat ihn nicht gedacht; ich weiß es. Er iſt zuerſt in der Seele eines ſchwärmeriſchen Mädchens entſprungen, die dir ſpäter näher ſtand; der ſchlaue Arzt hat ſich ſeiner nur geſchickt bemächtigt, und die Umſtände dienten ihm ſo, daß er beinahe das Unglaubliche vollbracht hätte. Aber ſeine Heuchelei iſt an deiner offenen Ehrlichkeit geſcheitert, ſeine nächtlichen Pläne und Entwürfe ſind zerſtoben vor deinem reinen Lichtblick, und ſtatt das Werkzeug zum Sturz der Wahrheit und des Lichtes in ſeiner Hand zu ſein, wirſt du nun in unſrer Mitte ein würdiger Lichtträger, eine gewaltige Fackel der Wahrheit. So hat ſich noch zuletzt ſein feindliches Bemühen zu unſerm und der guten Sache Segen verkehrt. Zweimal ſchwebte ich in der größten Gefahr, mein Leben zu verlieren, und jedesmal war es Mihurmah, die mich rettete, ein ſichtbarer Beweis, wie wunderbar der Herr die Seinen führt. Einmal ſtand mir Jehuda als Kiaja des Kapudan Paſcha feindlich gegenüber und wollte mich aus Rache erwürgen, Mihurmah lähmte den Arm des Wüthenden, als er ſchon den Dolch auf meine Bruſt gezückt hatte — es war im Hafen in jener Nacht, als du Rahel, dein ſpäteres Weib, als Schlafwandlerin an derſelben Stelle eingefangen hatteſt, an der dich in der verwichenen Nacht der Sturm mir zuwarf, den mit anzuſehen ich ſammt einem meiner Begleiter hinabgeſtiegen war. Das zweite Mal triumphirte Jakob Ben Eliah über mich in der Nacht, in welcher Smyrna's Judenſchaft zuerſt deine Königsmacht anerkannte. Auch hier entriß mich Mihurmah den mordſüchtigen Händen meiner Feinde und verhalf mir zur Flucht. Hier hauſe ich nun ſeit jener Zeit, beſſere Tage erwartend; denn ich vertraute auf die ewige Macht der Wahrheit, die vom Herzen Gottes als Licht und Glück über die Menſchheit ausſtrömt. Ich wußte, daß das trügeriſche Spiel mit dir nicht lange beſtehen würde; denn die Lüge vernichtet ſich ſelbſt, und die zu ihrer Fahne geſchworen haben, bekämpfen ſich mit brudermörderiſcher Fauſt. Du ſiehſt, meine Vorausſetzung iſt in Erfüllung gegangen. Von hier aus ſandte ich die Jünglinge und Männer, die dir entweder nie angehört hatten, oder doch bald wieder von dir abgefallen waren, theils Lichtbrüder, theils Aſpiranten, in die Welt hinaus, um zu erkunden, wie viel Athem der Trug noch habe, und wann es an der Zeit ſein werde, mit Nachdruck gegen ihn aufzutreten. Ich handelte dabei nicht aus Eigenmächtigkeit, ſondern dem Befehl meines uralten Meiſters gehorſam folgend, wie es jedes Lichtbruders erſte und heiligſte Pflicht iſt; denn noch erfreut ſich Huſſein Damad der vollen Friſche und Lebendigkeit ſeines immer großen Geiſtes. Der Himmel hat ihn zu der Freude aufgeſpart, dich, Sabbathai, noch unter die Zahl ſeiner Schüler aufgenommen zu ſehen. Ich ſtehe mit ihm in ſteter Verbindung, und noch heute ſchicke ich einen Boten an ihn ab, ihm deine Bekehrung ſo wie die Ereigniſſe dieſer Nacht und ihre Folgen zu melden.

Härme dich übrigens nicht mehr, mein Freund, daß du zum Werkzeug der Rache und Lüge in Jakob Ben Eliah's Händen dienen mußteſt; du ſiehſt, daß du nur Gott gedient und der Wahrheit zum endlichen Sieg über die Lüge verholfen haſt. Ohne dein Auftreten als Meſſias hätten die gewaltigen Kräfte ſich gegenſeitig zu reiben keine Gelegenheit gehabt. Du haſt dem Lichtbund dazu verholfen, ſein Licht weiter und heller leuchten zu laſſen, und dein Uebertritt zu uns entſcheidet unſern Sieg. Ohnmächtig liegen die Feinde am Boden; wir treten ihnen auf den Nacken. Nathan Benjamins machtloſes Predigen kann uns nicht mehr ſchaden. Ich gedenke in wenigen Tagen wieder in Smyrna aufzutreten, meine Aemter wieder in Beſitz zu nehmen und die Geſetze wieder in Anwendung zu bringen. Ehe wir aber etwas von Wichtigkeit unternahmen, müſſen wir die Befehle und Anordnungen des hohen Meiſters in Jeruſalem erwarten. Jedenfalls wird er hinſichtlich deiner Aufnahme in den Lichtbund noch beſondere Beſtimmungen treffen. Einſtweilen verweilſt du bei mir hier und in meinem Hauſe. Einſt weigerte ſich Mihurmah, meine Tochter zu ſein, und betrübte mir dieſer Weigerung mein Herz; ſei du nun mein Sohn, Sabbathai, und erfreue es wieder. Ich zähle in meinem langen Leben nur drei ganz glückliche Tage, an welchen der Herr mich mit dem ganzen Füllhorn ſeiner Gnade übergoſſen hat; der erſte war der, an welchem mir Zuſabit zuerſt an's Herz ſank, der zweite, an welchem ich Huſſein Damad's Schüler wurde; der dritte iſt der heutige, an welchem ich dich für die Wahrheit gewonnen habe. Ich umarme dich, mein Sohn, das Herz voll Wonne und Seligkeit. Gott erhalte dich und gebe dir Kraft!"

Das Feſt der Lichter oder mit anderm Namen das Feſt des neuen Altars war gekommen, und wurde von der Judenſchaft in Smyrna gewohnter Weiſe feierlich begangen. Die Dauer deſſelben iſt eine ganze Woche und jeder Hausvater iſt gehalten, während dieſer Zeit jede Nacht die Lampe brennen zu laſſen bis es Tag wird. Die meiſten Juden erhöhen die Feierlichkeit dadurch, daß ſie in jeder der folgenden Nächte eine neue brennende Kerze hinzufügen. Es iſt ein Feſt hoher Freude und des Dankes gegen Gott und ſoll nicht durch Faſten oder Trauern entweiht werden.

Noch waren in Smyrna Tauſende von fremden Juden anweſend. Ein großer Theil zwar, in ſeinen Hoffnungen und Erwartungen getäuſcht, hatte allmälig, nach Joſeph Zewi's und Jakob Ben Eliah's Abreiſe, die Stadt verlaſſen; dieß waren aber nur ſolche, die die abenteuerlichſten und ſeltſamſten Erwartungen gehegt, die ihre Hoffnungen bis in's Lächerliche geſpannt hatten; dieſe waren es, die, höchſt ſchmerzlich getäuſcht, ſich bitter beklagten, über Betrug ſchrien und ſich, um eine böſe Erfahrung reicher, in ihre Heimath zurück begaben. Die Zahl derſelben ſtand indeſſen in keinem bedeutenden Verhältniſſe zur großen Menge, und dieſe ſchalt jene, die ſo überſchwenglich gehofft hatten, Thoren, und hielt gerade deshalb um ſo feſter an ihrem Meſſias, von welchem ſie, um ſich jenen als vernünftige Leute gegenüber zu ſtellen, nichts Uebernatürliches erwartete und begehrte. Dieſe klugen Leute hatten ſich in der Nähe des Meſſias und von ihm und ſeiner nächſten Umgebung mehrfach berührt, allmälig herabgeſtimmt. Das Wunder verträgt nicht den hellen Tag und die unmittelbare Nähe; es iſt ein Kind der blauen Ferne, der grauen Dämmerung und der dunkeln Nacht. Am klaren Himmel kanten ſich ſeine Feuerzeichen nicht ab, ſie verſchwinden im Sonnenlichte, und der zunächſt ſtehende ſieht nichts als Aether und Helle, unbekümmert woher die Erſcheinung komme, die er für ganz natürlich hält. — Die Mehrzahl ließ das Wunder dahingeſtellt ſein und begehrte nur den König, den Befreier. Sie waren einmal angeregt, und gaben den Gegenſtand ihrer Begeiſterung und ihres Vertrauens nicht leicht wieder auf. Der Jude hält überhaupt feſt an dem einmal Ergriffenen; er iſt zäher, widerſpenſtiger Natur, und was ihm Vortheil verſpricht, läßt er nicht leicht ſinnig fahren, ſelbſt wenn nicht alles dabei nach ſeinen Wünſchen beſtellt ſein ſollte. Uebrigens erhielt Nathan Benjamin die meiſten in Athem. Er hörte nicht auf mit der an ihm gewohnten Zungengeläufigkeit das Reich des neuen Meſſias zu predigen, und bediente ſich aller Mittel und Kunſtgriffe, um ſein Anſehen, als hochbegeiſterter Prophet und Verkündiger deſſelben nicht einzubüßen. Auch hatte er ſich durch ſtete und ununterbrochene Uebung ſo an ſeine Rolle gewöhnt, daß ſie ihm gewiſſermaßen zur Natur geworden war. Einen neuen Impuls für die Gläubigen, Begeiſterten und Speculativen gab endlich auch das unerwartete Benehmen des wieder in ſeine volle Thätigkeit getretenen Rabbinalgerichts. Die mächtigen Männer, die demſelben angehörten, erſt durch Sabbathai's Anhänger ſchwer gemißhandelt, verhöhnt und verjagt, waren nun wieder in die Stadt und in ihre Stellen zurückgekehrt, und man glaubte nichts Gewiſſeres, als daß ſie empfindliche Rache an ihren Beleidigern nehmen würden. In dieſer ſichern Vorausſetzung flohen viele der eifrigſten Sabbathianer, die ſich nichts Gutes bewußt waren, um der ſtrafenden Rache der Richter zu entgehen; allein bald bemerkte man mit Erſtaunen, daß weder die Richter noch der Präſident daran dachten, Rache zu nehmen, ja daß ſie ſogar Sabbathai und ſeinen Anhängern ſich ſehr freundlich bezeigten. Wenn man dieſe Handlungsweiſe nun auch anfangs für berechnete Verſtellung hielt, um die Sabbathianer ſicher zu machen und die Vornehmſten derſelben dann um ſo gewiſſer in's Verderben zu ſtürzen; ſo verſchwand doch allmälig auch dieſe Furcht, da eine Zeit und Gelegenheit nach der andern verſtrich, die ſicherſte Rache zu nehmen. Im Gegentheil begann man nun die Handlungsweiſe Aaron de la Papa's und ſeiner Beiſitzer zu Gunſten des Meſſias zu deuten, und folgerte daraus die günſtigſten Reſultate für die Sache des neuen Königthums. In dieſer Anſicht wurden die Sabbathianer immer mehr beſtärkt, als ihr Herr und Meiſter wieder unter ſie trat, und mit aller Milde und Freundlichkeit lehrte, ja als man Aaron de la Papa ſogar unter ſeinen Zuhörern bemerkte. Alle Hoffnungen wurden wieder lebendig; Mihurmah's Mord und deſſen böſe Folgen gemahnten den Meiſten wie ein Frühlingsfroſt, der die Saamenkeime verdirbt; man getröſtete ſich, daß das junge Jahr des Meſſiasthums nun wieder von neuem ausſchlagen, und der alten allzu großen Ueppigkeit beraubt, nur um ſo ſicherer und feſter, wenn auch langſamer, blühen und Früchte tragen werde. Eigentlich wußte kein Menſch recht woran er war, dieß iſt aber bei den meiſten großen Bewegungen der Menſchenwelt der Fall. Die klugen Köpfe ziehen das Loos; der Haufe drängt blind bald dahin, bald dorthin, wenn er von jenen nicht nach einem beſtimmten Ziele geſtoßen oder gezogen wird. Aber merkwürdigerweiſe wußte es Sabbathai ſelbſt nicht. Auch er war nun einmal vom Schickſal beſtimmt, von Andern geleitet zu werden. Seine contemplative, paſſive Natur taugte nicht zum Selbſthandeln, er konnte kein ſelbſtſtändiges Leben aus ſich herausſchaffen; ihm unbewußt oder bewußt war er, in Bezug auf die materielle Außenwelt der Leitung bedürftig, und in Wahrheit hatten Jakob Ben Eliah und Aaron de la Papa in der Bevormundung Sabbathai's nur die Rollen getauſcht, oder vielmehr der alte Arzt hatte die ſeinige an ſeinen Schwager und Feind, den Präſidenten des Gerichts abgetreten. Nur waltete ein anſcheinend kleiner Unterſchied ob, der aber für Sabbathai's geiſtiges Weſen ein ungeheuer großer

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wurde. Unter Jakob Ben Eliah's betrügeriſcher Leitung hatte Sabbathai das Bewußtſein ſeiner vollkommenſten Selbſtſtändigkeit ſtets behalten; unter Aarons und andrer Lichtbrüder offener redlicher Leitung fühlte Sabbathai ſeine Abhängigkeit. Dieſer Umſtand wurde für ſein ſpäteres Leben von der größten Wichtigkeit. —

Es war am Abend des erſten Feſttages, als Aaron de la Papa in Sabbathai's Wohnung trat.

„Mein Sohn,“ ſagte er mild und freundlich, „du haſt durch Selbſtverläugnung, Menſchenliebe, Wahrheitsliebe und andere Tugenden ſchwierige Prüfungen überſtanden und dich des Bundes, deſſen Glied du zu werden wünſcheſt, immer würdiger gemacht. Wie viel dir noch Prüfungen bevorſtehen und welche, darf ich dir nicht verrathen. Doch haſt du dir bereits das Recht erworben, in die Verſammlung der Brüder zu treten und du wirſt heute zum erſtenmal zu ihnen eingeladen. Folge mir!“

Sabbathai ging düſter ſchweigend an Aarons Seite. Der Gedanke, daß er nun unter die Männer als Freund und Bruder treten ſollte, die er erſt gehaßt, gegen die er gepredigt, die ihn verfolgt und

Mörder gegen ihn ausgeſchickt, quälte ihn, wie ein Geſpenſt.

In Aarons Hauſe empfingen ihn mehre verhüllte Geſtalten. Die Augen wurden ihm verbunden, ein weiter dunkler Mantell um ihn geſchlagen, ſo daß der Kopf mit bedeckt war. Dann wurde er ſchweigend lange geführt bergauf und ab über Steigen und Ebnen. Er hatte dabei Muße genug, über ſeine ſeltſame Lage nachzudenken. Hätten nicht der ſterbenden Jeruſa prophetiſche Worte ihm vorgeſchwebt und Kraft verliehen, er hätte es nicht ertragen, ſich ſo von ſeinen ehemaligen Feinden führen zu laſſen, deren Haß er noch vor Kurzem ſo viel Stolz und Macht entgegengeſetzt hatte. Sein Selbſtgefühl, zwar erſt ſehr gedemüthigt, aber in der jüngſten Zeit wieder erwacht, wenn auch mit einer wehmüthig bittern Beimiſchung, fühlte ſich beleidigt, als er ſo willenlos, ganz der Willkühr ihm fremder Menſchen hingegeben, fort wandelte, er wußte nicht wohin, und es dünkte ihm, daß dieſe Behandlung ſeiner, der tiefſte und furchtbarſte Hohn ſeines kaum noch ſo gewaltigen Königthums ſei.

Dieſen und ähnlichen eben nicht erfreulichen Gedanken hingegeben, war er endlich am Ziel angekommen. Der Kaftan wurde ihm abgenommen, die Binde fiel von ſeinen Augen — ein ungemeiner Lichtglanz blendete dieſelben; es dünkte ihm, als wenn er in die unmittelbare Herrlichkeit Gottes hineinſchaue, und erblinden müſſe von der reinen Klarheit dieſes Scheins. Erſt als das erſchrockene Auge die Fülle des wogenden Lichts ertragen konnte, unterſchied er menſchliche Geſtalten, die allmälig deutlicher hervortraten. Vor ihm auf einem prächtigen Throne, der mit ſilbernen, hohen brennenden Kerzen haltenden Armleuchtern umſtellt war, ſaß eine höchſt ehrwürdige Greiſengeſtalt in ſchneeweiße glänzende Seide gekleidet. Ein langer lockiger Bart, deſſen Farbe mit der des faltigen Gewandes wetteiferte, floß ihm bis auf den Gürtel herab; ſein kahles Haupt war mit einem friſchen grünen Lorbeerreis umſchlungen. Sein großes dunkles Auge war mild und mit liebevollem Ausdruck auf Sabbathai gerichtet, der, nicht wenig erſtaunt, in dem Greiſe Huſſein Damad wieder erkannte. Vor dem Throne breitete ſich eine große weißgedeckte Tafel aus, auf welcher aus großen Vaſen mächtige helle Flammen emporſchlugen. Um die Tafel ſaßen Männer, alle mit ſchneeigem Linnen angethan, die Häupter mit grünen Kränzen geſchmückt.

„Sei mir gegrüßt in den Räumen der Lichtſchule, Sabbathai Zewi!“ redete ihn Huſſein Damad an. „Erkennſt du mich, mein Sohn?“

„Ich erkenne dich!“ verſetzte Sabbathai voll Ehrfurcht. „Du biſt Huſſein Damad, der mit offenem klaren Auge ein Jahrhundert an ſich vorübergehen ſah. Aber ich bin verwundert, dich hier in Smyrna zu ſehen!“

„Nur deinetwegen hab' ich die große und beſchwerliche Reiſe gemacht; ich ſelbſt wollte dich einführen in unſern Brüderbund, ich ſelbſt dich mit den Pflichten eines Lichtbruders bekannt machen. — Du haſt eingeſehen, Sabbathai, daß wir ſtets der Wahrheit huldigen. Hätteſt du die bittere Arznei derſelben in deinem eiteln Stolze oder in deinem durch böswillige Andre erzeugten Irrthume nicht für Gift gehalten, Du würdeſt dich vor mancher Täuſchung bewahrt haben. Doch das iſt vorüber! Genug, daß du endlich die Wahrheit erkannt haſt! Du haſt, dich ſelbſtverläugnend, mit ehrenwerthem Eifer, viele der

Prüfungen beſtanden, deren Erfüllung unerläßliche Bedingung in unſerm Bunde iſt. Du haſt gezeigt, daß es dein ernſter Wille iſt, ferner der Wahrheit und dem Lichte zu dienen. Du biſt nun an dem Punkte angelangt, wo die Geſetze des Bundes gebieten, dich mit der nähern Einrichtung deſſelben und mit den beſondern Obliegenheiten eines Mitgliedes bekannt zu machen. Dir, dem gelehrten Kabbaliſten, gegenüber kann ich mich kurz faſſen. Du weißt, daß zu den Zeiten unſrer Väter in Jeruſalem neben den Sekten der Phariſäer, Saducäer und Karäer noch eine vierte wenig genannte beſtand, die der Eſſäer. Dir ſind aus den Schriften des Joſephus und des Philo auch die Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten dieſer ehrwürdigen Verbrüderung bekannt. Der heutige Jude weiß nichts mehr von ihnen. Alles, was vom althergebrachten Schlendrian abweicht, was nicht in ſeinen geiſttodten Kram paßt, pflegt er mit dem Namen Karäer oder Samaritaner verächtlich abzufertigen.

Man hat auch uns Karäer und Samaritaner, Gottesläſterer und Teufelsanbeter genannt, und doch ſind wir weiter nichts als Eſſäer. Wir haben dieſelben Zwecke und bedienen uns derſelben Mittel, ſie zu erreichen. Mit dieſem einen Worte iſt dir unſer ganzes Geheimniß enthüllt. Wenn unſere Geſetze von denen der alten Eſſäer abweichen, ſo haben dieß unſre vorgeſchrittene Zeit und unſere höhern Zwecke nothwendig gemacht. Denn wir ſind in einer ganz andern Stellung zur Welt, als unſre Väter in Paläſtina. — Glaube auch nicht, daß der Bund der Eſſäer untergegangen ſei im Laufe der Jahrhunderte, weil du ihre Spur nicht verfolgen kannſt in den Büchern der gelehrten Rabbinen. Wenn er auch nach der Zerſtörung Jeruſalems und Austreibung der Juden aus dem Lande ihrer Väter, dort nicht mehr beſtehen konnte, ſo hatte er ſich doch in ein ſicheres Aſyl geflüchtet; ich meine Aegypten. Dort hat er ſtill und geheimnißvoll fortgelebt und ſich mit den letzten Reſten der altägyptiſchen Prieſterweisheit verbrüdert, um ſo ſtiller und geheimnißvoller, jemehr er von den übrigen Juden gehaßt und verfolgt wurde. Die Anzahl der Eſſäer wurde mit der Zeit immer kleiner; ſie beſchränkte ſich nur auf die wenigen Familien, welche die Träger jener heiligen Ueberlieferungen aus dem Alterthum geblieben waren. Dieſe ſtarben allmälig aus oder verloren ſich im Treiben der großen Menge, neuer Zuwachs von außen kam nicht hinzu; und ſo war mein Vater der Letzte des einſt ſo großen und berühmten Eſſäer-Bundes. Aber er erzog mich treu in den altehrwürdigen Grundſätzen deſſelben; er verwendete ſein ganzes Leben darauf, mich zu unterrichten. Was ich bin und weiß, verdank' ich dieſem hochtrefflichen Manne. Auf ſeinem Sterbebette mußte ich ihm das Verſprechen in ſeine Hand ablegen, einſt, wenn ich am Leben bliebe, einen neuen Eſſäerbund zu ſtiften. Ich habe ihm Wort gehalten. Aber ich habe die engen Grenzen des Bundes erweitert, ich habe ihm ein höheres und ſchöneres Ziel geſteckt. Nicht der Jude allein, nein Jeder, der Gott anbetet, hat Zutritt in unſere Lichträume, wenn er ſich durch die Prüfung als würdig bewährt. Das allgemeine Glück der Menſchheit iſt unſer Ziel; danach ringt jeder von uns nach ſeinen Kräften. Laß mich vorerſt einige Worte von unſerm Glauben, dann von unſerm Gottesdienſt, und endlich von unſern Einrichtungen und Beziehungen zur menſchlichen Geſellſchaft reden.

Wir glauben an Gott, als die ewige Seele der Welt, die der lebloſen Materie die Form mittheilte durch den Logos, oder die Memra, das zuerſt geſchaffene Wort, welches ſein Ebenbild iſt, und durch welches er das Weltall hervorgebracht hat. Um Gott erkennen zu lernen, muß man ſich erſt in die Wunder ſeiner Werke verſenken. Erſt muß man mit dem Auge des Leibes ſeine Schöpfung ſchauen, dann geht allmälig das Auge der Seele auf, und nur mit dieſem läßt ſich Gott anſchauen. Die vollkommne Gotterkenntniß, ſoweit ſie nämlich dem menſchlichen Geiſte möglich, kommt dann durch eine unmittelbare Belehrung der ſchon befreundeten Gottheit ſelbſt, die dem in ihr Weſen verſunkenen menſchlichen Geiſt ein reines Verſtehen ihrer Exiſtenz gewährt. Sie durch und durch aber erkennen und begreifen, vermag auch das Auge der Seele nicht. Die Seele kann nur wiſſen, daß Gott da iſt, nicht was er iſt. Er iſt das ewige Urlicht, deſſen Abglanz die menſchliche Seele iſt. Gott iſt ein unkörperliches Weſen und iſt als ſolches außerhalb der Körperwelt. Als ſolches iſt er auch unendlich in Raum und Zeit; denn dieſe beiden, das Maaß der Bewegung der Körperwelt, entſtanden erſt mit der Schöpfung derſelben. Die Gottheit als Uranfängliches lebt fort und fort im Urbilde der Zeit, wo nichts vergangen, gegenwärtig oder zukünftig iſt, und iſt daher ohne Anfang und Ende, allgegenwärtig, folglich auch allwiſſend. Gott iſt unveränderlich und kommt als eigentliches Weſen in keine Berührung mit der Materie; aber er hat unzählige Kräfte und Eigenſchaften, ſeine Ideen, die dienenden Engel und Geiſter. Dieſe ſind entweder aus dem göttlichen Verſtande emanirte Subſtanzen, die ſich wie Strahlen durch das Univerſum verbreiten, oder aus ſchon geſchaffenen Subſtanzen, deren ſich die Gottheit für ihre beſondern Zwecke bedient. Als eigentliches in ſich abgeſchloſſenes Weſen hat ſie einen zweifachen Logos. Der erſte iſt der göttliche Verſtand und enthält die Muſter aller Dinge der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Der Inbegriff dieſer Muſter oder Ideen macht die intelligibele oder Ideen-Welt aus. Dieſe iſt wieder das Muſter der Sinnenwelt oder der zweite Logos. Gott wollte nun die Sinnenwelt ſo vollkommen als möglich bilden, und mußte alſo die Ideenwelt erſt ſo vollkommen als möglich, das iſt ſich ſelbſt als dem einzigen höchſten Gute gleich machen; daher wurde der erſte Logos das Ebenbild Gottes. Als erſtes Product der Thätigkeit Gottes iſt er der erſtgeborene Sohn deſſelben, der Adam Kadmon, im Gegentheil zur Sinnenwelt, als dem jüngern Product. Die Sinnenwelt erreicht die Idealwelt an Vollkommenheit nicht; ſie iſt nur eine unvollkommene Nachahmung derſelben. — Gott iſt das ſeligſte, glücklichſte und vollkommenſte Weſen. Die Freude iſt ſein innerer Sohn, und die Güte ſteht ihm zur Rechten. Er allein iſt der Weiſeſte, und er die Urquelle aller Weisheit für die Menſchen; doch iſt die göttliche Weisheit ſo verſchieden von der menſchlichen, wie es das Urbild vom Nachbild iſt. Gott iſt als thätiges Weſen d. h. als Weltſchöpfer der Vater, als ſinnendes Weſen d. h. als Weisheit die Mutter der Schöpfung. Ihre Begattung iſt das große Geheimniß, aus welchem ihr geliebter Sohn, die Sinnenwelt, geboren wurde. — Gott, zwar ein einziger und untheilbarer, beſteht dennoch aus drei Geſtaltungen (Parzufim), die ohne die mindeſte Theilung und ohne den geringſten Unterſchied einander gleich, und daher eins ſind. Es iſt die ſchaffende, die ſinnende und die erſcheinende Geſtaltung Gottes, oder die Kraft, die Weisheit und die Erſcheinung, oder Vater, Mutter und Sohn. Das iſt das Geheimniß der Dreieinigkeit Gottes.

Dieß ſind in Kurzem unſere Meinungen vom Weſen Gottes. Du ſiehſt, daß wir darin weiter vorgeſchritten ſind, als jene einfachen Eſſäer der Vorzeit, und daß wir keineswegs die Kabbalah verachten, daß wir vielmehr die Goldkörner aus ihrer Philoſophie entnommen und zu unſerm Schatze gefügt haben. Was aber die Verehrung Gottes betrifft, ſo ſind wir darin ganz dem Grundſatz des alten Bundes treu geblieben, daß Gott nur im Geiſte und in der Wahrheit, durch Tugend des Herzens, nicht durch äußere Opfer und Gebräuche verehrt werden kann. Die Tugend aber iſt die reine uneigennützige Liebe Gottes und des Nächſten. Mann kann durch Nachdenken und Betrachten ſich immer tiefer in Gottes Weſen verſenken, ihn verehren; ihm dienen kann man nur durch frommen Wandel, durch reine Geſinnung, durch Wahrheit und Liebe. Je mehr ich ſein Werk liebe, deſto mehr lieb' ich ihn ſelbſt; denn in ſeinen Werken hat er ſich geoffenbart. Der Menſch aber iſt das ſchönſte und herrlichſte ſeiner Werke; darum ſollſt du auch den Menſchen vor allen Dingen lieben. — In Bezug nun auf den Meſſias, den die Propheten verkündet und von welchem die ſpätern Rabbinen ſo viel gefabelt haben; ſo theilen wir den Glauben der alten Eſſäer und der ägyptiſchen Philoſophen, deren letzter Zögling ich bin, nämlich, daß die Juden vergeblich auf die Ankunft eines menſchlichen Meſſias warten, der ſie ihrer Meinung nach aus Sklaverei und Elend erlöſen, über alle Menſchen erheben, ihnen Reichthum und Ehre verſchaffen, und ſie in's gelobte Land ihrer Väter zurückführen wird. Wir glauben vielmehr, daß Gott einſt ſelbſt verkörpert als Menſch auf Erden erſcheinen, und die von den frühern Menſchen begangenen Sünden, wodurch das Verderbniß ſich auf alle ihre Nachkommen vererbt hat, ſühnen und hinwegnehmen wird. Er wird aber nicht nur die Juden allein, ſondern alle Menſchen, die an ihn glauben, entſündigen, die Ungläubigen und Gottloſen aber zur Hölle ſchicken. Dieß iſt der wahre Meſſias und mit ihm wird das wahrhaftige meſſianiſche Reich auf Erden beginnen. Wenn die Juden behaupten, daß ein Anderer als

Gott ſelbſt die Menſchen erlöſen werde, ſo können ſie ſich dabei keineswegs auf die Thora, ſondern blos auf den Talmud ſtützen, der aber ein Menſchenwerk voll Irrthum und Thorheit iſt, und deſſen Ausſprüchen wir keinen Glauben beimeſſen. — Doch ich habe dir nun genug von den innern Dingen unſers Bundes geſagt, laß mich noch einen Augenblick bei den äußern verweilen! Wir halten uns überall zu dem Gottesdienſt der Leute, unter denen zu leben uns die Verhältniſſe gebieten. Der Lichtbruder unter den Juden ſoll für einen rechtgläubigen Juden gelten; der unter den Osmanlis zu leben genöthigt iſt, muß ſich zum Koran bekennen, und wer unter Chriſten wohnt, ſoll ihre kirchlichen Gebräuche mitmachen. Alle Religionen ſind nur Formen, verſchiedene Kleider der Gotteserkenntniß, die wir ohne Hülle nicht zu begreifen vermögen; alle haben etwas ſehr Heiliges und Ehrwürdiges, und der Lichtbruder, der ihre Mängel und Irrthümer erkannt hat, wird über keine lächeln und spötteln, ſondern in der Moſchee, wie in der Synagoge und in der Kirche mit Inbrunſt und Andacht im Geiſte und in der Wahrheit anbeten. Sind wir aber hier in unſern heiligen Räumen unter uns verſammelt, ſo ſind die Formen verbannt, die Opfer verworfen, die kindiſche Ceremonie ungebräuchlich. Wir haben allerdings heilige Symbole von unſern ägyptiſchen Vätern geerbt, aber ſie gelten uns als irdiſche und vergängliche Zeichen überirdiſcher und ewiger Dinge. Das Licht bedeutet uns Wahrheit, die weiße Farbe Herzensunſchuld, das Dreieck, welches du über meinem Stuhle leuchten ſiehſt, iſt das Symbol der dreifachen in Eins verbundenen Gottheit. Du wirſt alle dieſe Symbole kennen lernen, wenn du erſt ganz der Unſrige biſt. Außerdem gebieten uns unſere Geſetze ruhiges Unterwerfen unter die weltliche Macht; denn es iſt keine Obrigkeit, die nicht von Gott eingeſetzt wäre. Man kann auch unter einem tyranniſchen König glücklich leben, wenn man ſich fern von ihm hält, und ſich nicht gegen ihn auflehnt. Befleißige ſich Jeder in dem Lebenskreiſe, welchen ihm Gott angewieſen, mit Menſchenfreundlichkeit, Bruderliebe, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, die frei von aller Täuſchung ſei, durch Ehrerbietung gegen das Alter, durch Beſcheidenheit, Arbeitſamkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Ordnung und Reinlichkeit, Frugalität, Enthaltſamkeit, Geduld und Standhaftigkeit in Leiden, unerſchütterliche Feſtigkeit in Behauptung aller dieſer Tugenden ſich der Menſchheit ſo nützlich als möglich zu machen. Liebe Gott über Alles und deinen Nächſten als dich ſelbſt! Das iſt unſer vorzüglichſtes Gebot; aber es iſt kein todtes Geſetz, es iſt kein todter Buchſtabe in einem todten Buche; es iſt ein lebendiger Geiſt, der Alle durchdringt und all unſer Denken und Thun leitet und erfüllt. Wir achten die Reichthümer nicht gering, denn ſie ſind Güter des Lebens und Quellen großer Freuden; wir verachten nur ihren unedeln Gebrauch. Eine vollkommene Gütergemeinſchaft können wir nicht einführen, weil wir zu zerſtreut ſind, und dieſe ſich auch nicht mit meinen Anſichten verträgt; wir haben aber ein großes allgemeines Vermögen, das dem ganzen Bunde gehört und zu dem jeder Bemittelte nach ſeinen Kräften beiſteuert, von dem jeder Unbemittelte unſrer Brüder nach ſeinem Bedarf erhält. Mit Genehmigung unſrer Obern verrichten wir aber damit auch Werke der Menſchenliebe an Hülfsbedürftigen, die nicht zu unſerm Bunde gehören.

Das zweite unſrer lebendigen Gebote iſt unbedingter Gehorſam gegen den Befehl des Obern.

Nur wer zu gehorchen verſteht, weiß auch recht zu befehlen. Der Lichtbruder muß ſich ſelbſt und ſeinen Willen dem höhern Willen des Bundes, den der Obere vertritt, aufopfern. Wie einſt in den jüdiſchen Prophetenſchulen, gilt uns ihres großen Stifters Samuels Wort: Gehorſam iſt beſſer denn Opfer. *)

Iſt es nun, nach Allem, was du von mir in dieſer Stunde vernommen haſt, noch immer dein ernſtlicher Wille, unſerm Bunde anzugehören, ſo ſchwöre uns, von dieſem Licht umfluthet, daß du vor Gott Ehrfurcht haben und ihn ſtets durch Wort und Wandel ehren willſt; daß du gegen jeden Menſchen Recht und Gerechtigkeit ausüben, und weder aus eignem Antriebe, noch auf Befehl eines Andern, wer es auch immer ſei, ſelbſt des Obern nicht, unrecht handeln willſt; daß du immer den Laſterhaften fliehen und des Guten dich annehmen willſt; daß du gegen Jedermann und vorzüglich gegen den Regenten Treue und Glauben bewahren willſt; daß du, wenn du ſelbſt zu Macht und Anſehen gelangen

---

*) 1 Sam. 15, 22.

ſollteſt, dieſelben nie übermüthig anwenden, noch irgend weder in Kleidung, noch ſonſt durch Pracht vor Andern dich auszeichnen willſt; daß du immer deine Hand vor Diebſtahl, deinen Mund vor Lug, dein Auge vor Trug, dein Herz vor Falſchheit rein erhalten willſt; daß du den Obern in allen guten Dingen unverbrüchlichen Gehorſam beweiſen willſt; daß du den Ordensbrüdern weder etwas verheimlichen, noch von ihren Geheimniſſen und myſtiſchen Lehren verrathen willſt, ſelbſt wenn du durch die größten Martern dazu gezwungen werden ſollteſt; endlich, daß du durch Wort und That, durch Lehre und Beiſpiel nach deinen Kräften dazu beitragen willſt, das Reich des Lichtes und der Wahrheit, der Gottesfurcht und Moral auf Erden immer weiter auszubreiten, das Reich der Nacht und Lüge, des Aberglaubens und der Sünde mehr und mehr zu verdrängen und ſo zur Beſſerung und Vervollkommnung der Menſchheit beizutragen. Willſt du dieſe Punkte alle beſchwören?"

„Ich will es!" verſetzte Sabbathai ſtandhaft und feierlich ernſt.

„Wohlan, ſo ſchwöre bei dem Licht, dem Symbole der Wahrheit, bei der Luft, dem Symbole der Liebe, bei dem Waſſer, dem Symbole der Reinheit, bei der Erde, dem Symbole der Kraft. Lege deine Hand auf dieß leuchtende Dreieck und bedenke, daß du das heilige Symbol des gegenwärtigen Gottes berührſt.“

Sogleich trugen auf Huſſein Damad's Wink vier dienende Brüder vier auf ſchlanken Metallfüßen ſtehende Schalen herbei und ſetzten ſie zu Sabbathai's beiden Seiten nieder. Aus der erſten, ihm zur Rechten, ſchlug eine helle Feuerflamme hoch empor, in der zweiten lag eine große weiße Glaskugel, mit reiner Luft gefüllt, zur Linken bot die erſte kryſtallhelles Waſſer, die zweite friſche braune Erde dar. Alle Brüder verhüllten ſich und traten im Halbkreis um Sabbathai, die übrigen Lichter verloſchen; Huſſein Damad erhob ſich, wie ein Geiſt, und hielt ihm das Dreieck entgegen. Sabbathai legte die Hand darauf und ſprach die Eidesformel laut und langſam nach, welche ihm Huſſein Damad leiſe vorſagte. Sobald der Eid vorüber war, ſanken alle Brüder in die Knie und begannen ein Gebet zu ſingen, oder vielmehr ſummend zu liſpeln. Dieſe einfache Feierlichkeit machte auf Sabbathai einen ſtarken Eindruck. Die Lichter entzündeten ſich wieder und Huſſein Damad nahm wieder Platz auf ſeinem Throne.

„Du biſt unſern Geſetzen nach nun Aſpirant der Lichtſchule," redete der Hundertjährige weiter, „und mußt ein Jahr lang allen Geſetzen gehorchen, alle Pflichten erfüllen. Haſt du dich dadurch des Bundes würdig gezeigt, ſo erhältſt du das weiße Ehrenkleid, den grünen Kranz und eine Abſchrift unſers Lehrbuchs, welches zugleich unſere Geſetze enthält, als Zeichen der Annahme; dann wird auch auf deinen Armen das bedeutungsvolle Bild der Taube erſcheinen; denn dann erſt biſt du Mitglied unſers Bundes und unſer Bruder im reinſten und vollſten Sinne des Wortes."

Sabbathai's Geſichtszüge wurden traurig. „Wohlan," ſagte er, „ſo ſage mir, was ich zuerſt zu thun habe, damit ich unverzüglich an's Werk gehen kann. Mich verlangt nach neuer Thätigkeit im Sinne des Lichtbundes."

„Dein Eifer iſt lobenswerth. So gebiete ich dir zuerſt, daß du hingehſt unter das Volk und ſageſt zu ihm, wie ſonſt: ich bin der Meſſias, der Sohn eurer tauſendjährigen Weiſſagung."

Sabbathai zuckte jählings zuſammen und wankte. Sein Auge verdüſterte ſich, als wenn es brechen wollte, Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht; ſeine Lippen bebten. „Hoher Meiſter,“ ſtammelte er endlich, „ſagteſt du nicht ſelbſt, ich ſoll Niemand belügen?“

„Ich verzeihe deiner Neuheit dieſen Widerſpruch. Doch darf er nicht wieder vorkommen, wenn du dir nicht die Pforten der Lichtſchule für immer verſchließen willſt. Nicht lügen ſollſt du aus eignem Antrieb; hier iſt von keiner Lüge die Rede. Wenn du den Befehl erhältſt, etwas zu thun, was irgend den Schein einer Zweideutigkeit hat, ſo haſt du nur blind dem Befehl zu gehorchen, in der feſten Ueberzeugung, daß die Lichtſchule ſich nie mit der Schande der Lüge, mit dem Schmutz einer Uebelthat befleckt. Du ſollſt nicht zum Volke ſagen: ich will euch erlöſen vom Joch der türkiſchen Knechtſchaft, ich will euch groß und reich machen und will euer König ſein. Du ſollſt vielmehr ſagen: ich will euch belehren und beſſern, ich will das Licht der Wahrheit unter euch ausbreiten, ich will euch erlöſen vom Druck des Wahns, ich will euch groß und reich machen an

Tugend und Weisheit. Hat je ein Jude größern Einfluß auf ſein Volk durch das geflügelte Wort ausgeübt, als du? Süß wie Honig fließt der Thau der Lehre von deinen Lippen; du biſt wahrhaftig berufen, den Juden eine neue veredelte Religion zu geben. Und haſt du denn jemals etwas Anders gewollt? Nicht doch! du wollteſt dein Volk geiſtig reformiren, und alle Plane deines Geiſtes zielten dahin. Du wollteſt daſſelbe, was wir wollen, und darum biſt du jetzt erſt an deinem rechten Platze. In dieſem Sinne biſt du auch wirklich der menſchliche Meſſias, der von den Vätern prophezeit worden iſt, und wenn du den Segen unſrer reinen Lehre allmählig über das Volk ausbreiteſt; ſo werden auch an dir alle die verkündeten Segnungen des Meſſias in Erfüllung gehen, und wir werden die Erſten ſein, die dich anerkennen und an dich glauben. Du biſt zum Fürſten der Geiſter von Gott berufen, aber mit irdiſchen Kronen haſt du nichts zu ſchaffen.“

Da fuhr es wieder wie ein Lichtſtrahl über Sabbathai's düſteres Geſicht. Die letzten Worte erinnerten ihn lebhaft an die Rede ſeiner ſterbenden Schweſter. „Ich will thun, was du mir befohlen haſt!“ rief er freudig. „Ich will als Meſſias frei von allem Prunk und Hochmuthe für die Wahrheit kämpfen, wie ich erſt als Meſſias mit verächtlichem Prunk und tadelnswerthem Stolze für die Lüge gekämpft habe.“

„Wohlan, mein Sohn, da du dich alſo ſelbſt bezwungen, und dir, der zu herrſchen und zu befehlen gewohnt war, das ſchwere Werk des Gehorſams gelungen iſt, das Schwerſte für dich, nämlich wieder für das zu gelten, was dein empörtes Herz als Lüge verabſcheute: ſo darf ich dir die frohe Botſchaft ſagen, daß die Lichtſchule für dieſen Fall einmüthig beſchloſſen hat, dir das Probejahr zu ſchenken, und dich heute ſchon am Lichtfeſte als Lichtbruder zu küſſen. Wächter des Tags, erfülle deine Pflicht gegen den neuen Bruder.“

Der Angeredete brachte ein blendend weißes Kleid, einen grünen Kranz und ein weißes Tuch herbei. Andere Brüder zogen Sabbathai die Oberkleider ab, ätzten ihm das Bild der Taube auf den entblößten Arm und bekleideten ihn mit dem hellen Ordenskleide; wieder Andere ſetzten ihm den Kranz auf und Huſſein Damad überreichte ihm das Lehrbuch und küßte ihn mit den Worten: „Sei mir gegrüßt, Bruder Sabbathai!“ auf die Stirne. Gruß und Kuß wurden von allen Brüdern wiederholt; dann begann die eigentliche myſtiſche Feier des Lichtfeſtes. Sabbathai's Auge glänzte von Freude und Zufriedenheit.

Seit dieſem Tage ſah man Sabbathai Zewi wieder unter den Juden, wie vormals, leutſelig mit ihnen verkehrend und ſie belehrend. Mild und freundlich ſpendete er ihnen vom Schatze ſeines Wiſſens; die Religionsphiloſophie der Kabbalah wurde wieder der ihm liebſte Gegenſtand ſeiner Lehrvorträge, aber ſeine Ausſprüche waren klarer und verſtändlicher; er achtete und gebrauchte die Kabbalah nur im Sinne der Lichtſchule. Sein Kleid war wieder das ſchlichte Gewand von ſonſt; purpurne Königshüllen flogen nicht mehr um ſeine Glieder. Auch ſprach er nie mehr von ſeiner Perſon, nicht vom Schemhamphoraſch, nicht von den Engeln, die ihm dienten, nicht von ſeinem meſſianiſchen Reiche. Nur wenn ihn ſeine Zuhörer fragten: „biſt du der Meſſias?“ ſo ſagte er: „ich bin's! Und ich bin gekommen, euch glücklich zu machen. Alſo will es der Herr, unſer Gott.“ — Und wenn ſie ihn weiter fragten: „warum ziehſt du nicht aus, die Feinde Gottes zu ſchlagen und die Welt für dich zu erobern?“ ſo verſetzte er: „Das Wort iſt mein Schwert, damit werde ich alle Feinde Gottes beſiegen. Das Wort iſt mein Schwert, damit werde ich mir die Welt unterwerfen. Dieſes Schwert hat mir der Herr als ſcharfe Waffe gegeben und kein anderes; ich weiß es gut zu führen.“ Da fragten ſie wieder: „biſt du denn nicht der geſalbte König der Juden, der König aller Könige?“ Und er antwortete: „Ich bin's! Ich bin der König der Geiſter, der ächte Fürſt des Lichtes und der Wahrheit. Oeffnet nur eure Herzen dieſem Licht, das ich euch bringe, dieſer Wahrheit, die ich euch lehre, und ihr werdet endlich begreifen, von welcher Art mein Königthum iſt. Jetzt könnt ihr es noch nicht faſſen; aber es wird eine Zeit kommen, wo ihr ausrufen werdet: Ja, Sabbathai war der rechte menſchliche Meſſias, und er hat uns erlöſ't von den Banden, in denen wir gefangen lagen, und eure Kinder und Kindeskinder werden mich ſegnen.“

Manche ſeiner Zuhörer begriffen ihn wohl, wenn er alſo geſprochen, oder ahneten wenigſtens mit innerer Freudigkeit den Sinn ſeiner Rede; die Meiſten verſtanden ihn aber nicht und ahneten nicht, was er ſagte, und gingen kopfſchüttelnd von dannen; aber ſie glaubten an ihn und hingen ihm an, weil ſie ihr Glück und ihr Heil von ihm erwarteten, wie er ihnen auch jetzt wieder verſprochen hatte. Viele waren ſo thöricht, zu glauben, Sabbathai rede und handle nur ſo dunkel, um ſie zu prüfen, ob ſie treu an ihm hingen; Andre meinten, es ſtecke dahinter ein wunderbares Geheimniß, und dieſe Zeit ſei abermals eine Friſt des Verborgenſeins oder der Prüfung des Meſſias, und er werde über lang oder kurz wieder hervortreten, ſiegend und glänzend in ſeiner ganzen königlichen Macht und Herrlichkeit, wie die Sonne hinter dem Gewölk, das ſie verborgen, ſtrahlend hervortritt. In dieſem Glauben wurden ſie nicht nur durch Nathan Benjamin's fanatiſche Vorträge und ſeltſame Prophezeihungen, die ſtets auf ein ſolches neues Enthüllen des Meſſias hindeuteten, ſondern auch durch Eliah Zewi's und Baruch Ben Zadik de Eurbano's Aeußerungen beſtärkt. Dieſe beiden Männer waren nämlich durch Sabbathai's

Vermittlung ebenfalls in den Lichtbund aufgenommen worden; denn Huſſein Damad's heller Verſtand hatte ihm geſagt, daß Sabbathai auf jegliche Weiſe an den Bund zu feſſeln ſei, und daß ſeine Freunde — wenn er auf directe — die Intereſſen deſſelben auf indirecte Weiſe zu fördern vermöchten. Von dem Obern, wie von allen ſcharf Sehenden, war Sabbathai als das mächtigſte und geſchickteſte Organ der Bundeslehren in Bezug auf die Welt erkannt worden; was Wunder, wenn man mit ihm und mit den ihm zunächſt Stehenden gern Ausnahmen von der Regel machte? Eliab und Baruch bezeigten ſich dafür dankbar, daß ſie allem Volke verkündeten, aller zeitherigen Vorfälle und des ſeltſamen Benehmens Sabbathai's ungeachtet, ſei derſelbe dennoch der wahrhaftige Meſſias. Bevor er aber ſein irdiſches Reich begänne, müſſe er erſt das Volk belehren und es auf dieſe Weiſe für ſeine Herrſchaft geſchickt machen. Aehnliches ſagten alle Lichtbrüder, die zum Erſtaunen aller Juden ſtets eine große Ehrfurcht vor Sabbathai offen an den Tag legten, und ihn bei Jedermann als den Meſſias anerkannten, ſie, die erſt offenkundig ſeine feindlichſten Verfolger geweſen waren. Durch alles dieß wurden zwar die Begriffe, Anſichten, Hoffnungen und Erwartungen der großen Maſſe des jüdiſchen Volks in Smyrna verwirrt und unbeſtimmt; aber gerade die Unbeſtimmtheit, das ungewiſſe Dämmerlicht, welches die Erſcheinungen überkleidet und in den Bereich des Romantiſchen hinüberzieht, iſt der Zauber, welcher das Menſchengeſchlecht zu bannen vermag, nicht die klare Gewißheit, die deutliche, nackte Wirklichkeit. Am mächtigſten aber wirkt der tiefe, halbdunkle Hintergrund voll unbeſtimmter, ſchattenhafter, ſeltſamer Geſtalten auf den phantaſiereichen Orientalen, fort und fort beſchäftigt, dieſe Geſtalten ſich wunderbar zu deuten, jenen Hintergrund mehr und mehr mit den bunten groteſken Schöpfungen ſeiner eignen Phantaſie auszufüllen, findet er in dieſer Beſchäftigung allein Glück und Seligkeit. Weit entfernt alſo, die Zahl von Sabbathai's Anhängern noch mehr zu vermindern, trugen dieſe Umſtände nur dazu bei, ſie wieder zu vermehren. Und Alle beſeelte die Hoffnung, daß es doch bald zu einer glänzenden Entſcheidung kommen werde.

Sabbathai ſelbſt war ein ſtiller Mann geworden.

Wenn er ſeine Lehrvorträge beendigt hatte, kehrte er allein nach Hauſe zurück, oder machte einen Gang in die einſamſten und verlaſſenſten Gegenden des Gebirgs. Oft ſaß er ſtundenlang an einer Stelle und ſtarrte vor ſich hin. Dann zuckte tiefe, unausſprechlich bittre Wehmuth um ſeinen Mund; er ſeufzte wohl auch auf, und eine Thräne trat ihm in die Augen. Ein gewaltiger Gram fraß gierig an ſeiner Seele und drohte ſeine phyſiſchen Kräfte bald aufzuzehren, und nur wenig Augen bemerkten es. Wer auch hätte für den ſtillen Seelenkummer, für den ſtummen aber gewaltigen Schmerz des Meiſters weiter Sinn haben ſollen, als der getreueſte ſeiner Schüler, ſein innig ihm ergebener Freund Baruch? Die liebeſorgſamen Augen des edeln Mannes ſahen des verehrten Rabbi's Leiden; obgleich dieſer bemüht war, ſie auch ihm zu verbergen. Eines Abends, als Sabbathai wieder im ſtrengen Sinne der Lichtbrüder gelehrt hatte, und matt von dannen ſchlich, trat Baruch zu ihm, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Strand des Meeres hinab. „Chacham,“ ſprach er hier, „du ſcheinſt mir krank zu ſein. Ich habe dich zeither im Stillen beobachtet.“

„Krank? Ja, ich bin krank, Baruch. Aber es iſt eine Krankheit, für die es auf Erden kein Heilmittel gibt.“

„Du erſchreckſt mich, Sabbathai! Welche Krankheit meinſt du?“

„Es iſt der markerſtarrende Froſt der Nüchternheit nach einem ſeligen Rauſche. Begreifſt du die tolle Begierde, womit der Opiumeſſer ſich in den Tod ſtürzt? Die Seligkeit ſeines Rauſches iſt ſo überſchwenglich, die Qual ſeiner Nüchternheit ſo fürchterlich; willſt du ihn darum ſchelten, daß er ſich immer und immer wieder in den ihn beglückenden Rauſch verſetzt? Er weiß es, daß jeder neue Genuß ſein Leben um Jahre, Monden und Tage verkürzt, aber was iſt ihm, der einmal himmliſche Luſt gekoſtet, ein Leben ohne dieſelbe? Um noch eine Stunde Wonne wirft er mit Freuden den letzten Reſt ſeines Lebens dahin. — O wie beneid' ich den glücklichen Mann, der noch einmal den gehabten Rauſch mit all ſeinen Entzückungen und Seligkeiten zurückrufen kann! Ich kann es nicht! Mein ſeliger Rauſch iſt verflogen und nichts auf der Welt bringt ihn mir noch einmal in die Seele zurück. Mein fieberndes Auge iſt enttäuſcht, mein wonnetrunkenes Herz iſt nüchtern geworden und erſtarrt nun allmälig im Froſt der kalten ſchalen Wirklichkeit. Mochte dieß Auge von Fieberhitze glühen, es ſah doch die Engel, es ſchaute doch die Herrlichkeit Gottes; mochte dieß Herz von trunknem Wahn erfüllt ſein, es glaubte doch an ſeinen meſſianiſchen Beruf, es baute doch im Stillen am dritten Tempel und pflanzte die Palmen für den Hain des Herrn. Jetzt ſteigen keine Engel mehr zu mir nieder, der Gott unſrer Väter hat mich verlaſſen, und mein Herz hat keinen Glauben, keine Freude mehr.“

„Ich glaubte dich geneſen von deiner tiefen verzweiflungsvollen Trauer, Rabbi, und ich war froh. Mit Schmerzen muß ich wahrnehmen, daß du dich von Neuem quälſt. Biſt du nicht immer noch zu einem hohen und herrlichen Berufe erkoren, zum höchſten und herrlichſten, den ein ſterblicher Menſch erlangen kann, der Stifter und Begründer einer neuen, reinen, edeln Religion zu werden? Und hatteſt du jemals einen andern Plan? Das Ziel deines Strebens iſt daſſelbe geblieben, du ſiehſt es nur jetzt von einem andern Standpunkt. Erhebt es dich nicht, deinem Volke, den Menſchen überhaupt, die göttliche Wahrheit zu verkünden?“

„Alle Wahrheit auf Erden iſt menſchlich, Baruch. Dieſe Gewißheit iſt die bittre Frucht meiner bittern Erfahrung. Und dieſe menſchliche Wahrheit, wie ich ſie jetzt lehre, wie iſt ſie doch trocken und dürr! Sie gefällt mir wohl, aber ſie labt und erquickt mich nicht. Sie iſt wie ein ſchöner Marmor, aus welchem des Künſtlers geſchickte Hand die Formen des reizendſten Weibes ſchuf. In dieſer edeln Vollkommenheit beſitzt ſie kein lebendes Weib, die ſchönſte nicht; aber iſt dadurch der Marmor das ſchönſte Weib der Erde? Ach, Blut und Fleiſch und Seele und Leben mit Unvollkommenheiten und Irrthümern, Mängeln und Gebrechen, ſie tragen den Preis davon. Ich kann wohl das Marmorweib kalt bewundern, für das lebende Weib werd' ich erglühen. So iſt dieſe Wahrheit voll edelſter Formen, aber kalt und ſteinern; ihr fehlen das Blut und der Saft, das flockige, ſanfte, leisgeröthete Fleiſch der Poeſie; ſie iſt ein ſtolzer, herrlicher Säulenſchaft mit prächtigem Kapital, aber es fehlen ihr die Wurzeln, die tief in die Erde greifen, der ſaftige, lebentreibende Kern, die Aeſte und Zweige, die ſich dem Himmel entgegenſtrecken, das grüne Laub der Poeſie. Ueberall mangelt die Poeſie, die edelſte Lebensſchmückerin, und ihre heilige Kraft, die Alles mit bunten Farben überkleidet. Wie fahl und düſter iſt doch dieſe Wahrheit! — Die Poeſie war des Meſſias Mutter, ſie ſäugte ihn mit den labenden Quellen, welche des Moſes Zauberſtab aus den Felſen hervorrief, ſie nährte ihn mit dem Manna, das in der Wüſte vom Himmel fiel; ſie zog ihn groß am einſamen Meerſtrande in den verlaſſenen Bergen und in der ſtillen Kammer; überall war ſie bei ihm und unterrichtete ihn mit Bildern und Tönen. Sie leitete ſeine ungeübte Hand in den Saiten der Davidiſchen Harfe, ſie lehrte ſeinem ſtammelnden Munde ſchon die gottbegeiſterten Geſänge des königlichen Dichters; ſie führte große Bilder der Vergangenheit an ihm vorüber, ſie erſchloß ſein Auge, daß es in alle Tiefen der Wiſſenſchaft drang; ſie zeigte ihm in der Ferne ſeiner Zukunft ſeine Burg Zion und den Tempel, den er aufbauen würde, umflogen vom Blau und Morgenroth der Erfüllung prophetiſcher Geſichte. Aber ſie war eine ſtille Fürſtin der Nacht. Nur im heiligen Dunkel wandelte ſie mit ihrem meſſianiſchen Sohne und deutete ihm die Schrift der Sterne; nur im ſchwermüthigen Lichte Ofaniel's führte ſie ihn auf ihrem Flügel durch die Welten; nur im Dämmerſchatten der Haine legte ſie ihn an ihre zärtliche Mutterbruſt. Da kommt nun Huſſein Damad mit all ſeinen Lichtbrüdern, und Licht ſoll es überall werden auf Erden. Dem Zögling der Nacht und der Dämmerung haben ſie eine hell flammende Fackel in die Hand gegeben, damit ſoll er die Welt erleuchten. Die Poeſie iſt vor dem Schein der Wahrheit, vor dem kalten Licht der Wirklichkeit entflohen, und ihr unglückſeliger Sohn tappt blöde und geblendet umher und verſchmachtet in dieſem Lichte. — Baruch, Baruch, wir ſind alt geworden! Ach, das waren doch ſchöne Träume, die mit jugendlichen Locken um unſre heißen Schläfe flogen! O, es waren doch himmliſche Tage, als die reizende Mihurmah mir zuerſt zurief: Sabbathai, du biſt der Meſſias! Da that ſich der Himmel vor mir auf und mein ſterbliches Auge drang wonneentzückt bis in den reinſten Glanz der azilatiſchen Welt; da rauſchten die Wellen, da jauchzten mir die Bäume und

Felſen zu: Du biſt der Meſſias, der große König! Erde und Meer neigten ſich vor mir und der Himmel küßte mich auf die trunkene Stirn. — Wie lange, ach! wie lange iſt das alles vorüber! Aber auch du, mein goldprangendes Königthum, auch du warſt ſchön. Zwar hatten ſchon leiſe Schmerzen an meiner Bruſt genagt, aber mein meſſianiſcher Stolz beſchwichtigte ſie. Ich ſtand einen Augenblick auf der höchſten Höhe des Lebens, überſtrahlt vom Sonnenglanz der Verheißung und des Glaubens — — da, da, als die Krone auf meinem Haupte erklang, und der Purpur um meine Schultern rauſchte! — — Auch das iſt vorüber und von aller Luſt und aller Herrlichkeit iſt mir nichts geblieben, als ein zerbrochenes Herz. — Baruch, es war doch ein herrlicher, ein göttlicher Beruf, es gibt keinen höhern, heiligern auf Erden, der Meſſias der Juden zu ſein — o warum mußte er in einer Lüge untergehen!“

Und troſtlos weinend ſtürzte er an des Freundes Bruſt, der des Unglücklichen Haupt mitleidig mit ſeinem Kaftan verhüllte.

Stambul.

> Sage, wollt ihr euch um Gott mit uns zanken, der unſer Herr und euer Herr iſt? Wir haben unſre Werke und ihr habt eure Werke, und ihm ſind wir aufrichtig ergeben. Wollt ihr in Wahrheit ſagen, Abraham und Ismael und Iſaak und Jakob und die Stämme waren Juden oder Chriſten? Seid ihr weiſer als Gott?
>
> Koran. Kapitel 2. Die Kuh.

Auf ſeinem ſchmuckloſen Bette lag Huſſein Damad, der uralte Sohn Aegyptens, geheimnißvoll wie die Hieroglyphen, verwittert wie die Pyramiden, Segen ſpendend wie der Nilſtrom, Denkmal einer lang vergangenen Zeit, eine ſchöne noch immer bewohnte Ruine des abgeſchiedenen Jahrhunderts. Zu ſeinen Häupten ſaß Aaron de la Papa, ſein Schüler, jetzt ein weißlockiger Greis, wie er. Andre Lichtbrüder hatten zu Füßen des Lagers Platz genommen. Eine feierliche Stille lag über der Verſammlung. Aller Augen hingen mit geſpannter Erwartung an den Zügen des Hundertjährigen. Dämmerung umflorte allmälig alle Gegenſtände, nur das

Antlitz des Greiſes ſchien zu leuchten. Es war eine gottſelige Verklärung über dieſes wunderbare Geſicht gekommen; die grauen ſteinernen Falten waren wieder weiches ſanft geröthetes Fleiſch geworden, und über alle Züge ſtrömte eine neue aber höhere Jugend.

„Meine Brüder und Freunde,“ ſagte er endlich, „wann das Licht des neuen Tags morgen zu leuchten beginnen wird, werdet ihr von mir nichts mehr als dieſe morſche Hülle haben, die der in ihr gefeſſelten Flamme länger, als man nach den Geſetzen der Natur annehmen darf, als Herd und Hütte gedient hat. Endlich iſt die Zeit gekommen, wo ſie ſich losringen und frei und mächtig gen Himmel aufſchlagen kann, zurückkehrend zum ewigen Flammenherde des Lichtes, dem ſie entſtammt. Betet mit mir, daß ſie leicht und ſchmerzlos ſich löſe.“

Das Zimmer füllte ſich mehr und mehr mit Brüdern. Huſſein Damad's Blicke forſchten ſchier ängſtlich in den Zügen jedes Eintretenden, und immer ängſtlicher je länger der ausblieb, den er ſo ſehnſuchtsvoll zu erwarten ſchien. Seine Unruhe ſtieg von Minute zu Minute.

„Wo nur Sabbathai bleibt?“ fragte er endlich mit großer Unruhe Aaron de la Papa. „Mein Befehl wird ihm doch zugekommen ſein?“

„Zweifle nicht daran, mein Vater,“ entgegnete dieſer.

„Und doch kommt er nicht, er, der meine Befehle unter Allen am ſchnellſten und pünktlichſten vollzog?“ Und Aaron's Haupt an ſeinen Mund ziehend, flüſterte er demſelben in's Ohr: „Ich ahne einen Betrug, mein Bruder. Mein geiſtiger Blick wird heller und ſchärfer, je näher der Augenblick der gänzlichen Befreiung kommt, und ich ſehe, daß in unſerm Bunde nicht alles ſo iſt, wie es ſein ſollte. Neid und Eiferſucht haben ſich unvermerkt eingeſchlichen, und ſind ſtill gewachſen, wie Polypen im Waſſer, und geräuſchlos, kaum ſichtbar für den nicht nahe Stehenden ſtrecken ſie ihre häßlichen Arme nach dem Edelſten aus. Aaron, ich glaube, mein Befehl iſt Sabbathai nicht zugekommen. Wen haſt du nach ihm geſandt?“

„Amos Halevi.“

„Sein Vater war ſtets Sabbathai's bitterſter Feind, alle ſeine Verwandten deſſen Widerſacher. Ich fürchte, es findet eine Vereinigung gegen ihn ſtatt. Aber ich will ihre Anſchläge doch zu Schanden machen. Kommt Sabbathai nicht und ich muß ſterben, ohne ihn noch geſehen zu haben, ſo tragen ſie die Schuld. Doch vorher werde ich dich zum Vollſtrecker meines Willens ernennen, und ſie ſollen doch nicht durchſetzen, was ſie im Schilde führen. Ach, Aaron, ich habe ſo lange gelebt, ich habe mich ſtets beſtrebt, auf dem Wege des Rechts und der Wahrheit zu wandeln, und doch muß ich noch mit ſchwerem Kummer ſterben. Ich ſehe mein ſchönes Werk von feindlichen Gewalten bedroht, nicht von äußern, gegen die ein gemeinſamer Muth ſiegreich ankämpfen könnte, ſondern von innern, die ihm an den edelſten Eingeweiden nagen. So unvollkommen iſt doch alles Menſchenwerk! — Doch jetzt ſende mehre Boten nach Sabbathai; wähle von ſeinen Schülern, wenn du ſolche auffinden kannſt; ſie hangen treu an ihm. Iſt nicht Baruch Ben Zadik hier?“

„Auch er fehlt. Doch ich eile, deine Befehle auszuführen und dich über deine Beſorgniſſe zu beruhigen.“

Aaron entfernte ſich, ohne einem der Anweſenden etwas von des Meiſters Wunſch zu ſagen, und kehrte erſt nach geraumer Zeit zurück. Huſſein Damad ſprach zu ſeinen verſammelten Schülern ſalbungsvolle Worte über Tod und Unſterblichkeit.

„Es war eine der heiligſten Lehren ſowohl der alten Eſſäer, als auch der alten Aegyptier — und beide betrachten wir ja als unſre gemeinſamen Stammeltern — daß die Seele des Menſchen nicht mit ſeinem Leibe vergehe, und niemals noch ſprach ich darüber mit mehr Ueberzeugung zu euch als jetzt, wo jenes Gefühl des körperlichen Bewußtſeins, welches wir Leben nennen, in dieſem meinem Leibe aufzuhören beginnt. Was vor euern Augen vorgehen wird, iſt nur Schein. Ich werde nicht aufhören zu ſein. Hört die Flamme auf zu ſein, wenn ſie zufällig erliſcht? Schläft ſie nicht fort und fort im Stein und im Holz. Der Stahl entlockt dem Steine den Funken und der Funke ruft die Flamme aus dem Holze hervor. Unſre Seelen ſind feine Aetherflammen, unſer Körper iſt die Materie, von der die Flamme zehrt, wie das Holz, welches man zum Unterhalte des Feuers braucht. So wenig das Feuer vergeht, wenn das Holz aufgezehrt iſt, ſo wenig vergeht die Seele, wenn ſie keinen Nahrungsſtoff mehr im Körper findet. Auch war ſie eher als dieſer Körper, wie das Feuer eher war als das Holz. Der Körper gleicht dem Zunder, welcher den Funken anzieht und in ſeinem Schooße zur Flamme ausbildet; ſo zog unſer Leib in unſerer Mutter noch den Funken der Seele an, der, als wir nun zur Welt geboren waren, allmälig zur Flamme wuchs. Wohlan ſie wird abermals geboren werden in höhern und reinern Verhältniſſen, als hier obwalten in der Welt der ſchweren und trüben Stoffe, im Reiche der Nacht. Sie wird im Reiche des Lichts wiedergeboren werden in einer hellen und leichten Hülle, die ihr verwandter iſt, als die jetzige. Seele und Leib werden dort nicht mehr in ſolch ſchmerzlichem Widerſtreite leben, wie hier. Auch der Körper wird aus Lichtſtoffen gewebt ſein, und der Gegenſatz Licht und Nacht wird in uns nicht mehr beſtehen. Und ſollte immer noch ein Schatten dorthin fallen, ſo wird das Licht doch ſtets die Ueberhand haben, wie hier die Nacht. Einſt aber werden wir, wenn wir alle Welten durchwandert haben und keiner ſtofflichen Hülle mehr bedürſen, mit der Urflamme des Lebens, die wir Gott nennen, wieder vereinigt werden. Wer aber auf Erden ſich der Nacht ergibt, und ihr Gewalt einräumt über ſeine Seele, deſſen Haupt verhüllt ſie, wenn er ſtirbt, mit ſiebenfachen Schleiern und führt ihn in ihr grauſiges Haus, wohin kein Lichtſtrahl dringt und dort warten ſeiner end- und namenloſe Qualen. Darum wendet eure Seelen dem Lichte zu, huldigt der Tugend und Wahrheit.“ —

Er hatte noch nicht lange geendigt, als Sabbathai Zewi haſtigen Schritts hereintrat. Huſſein Damad ſtreckte ihm hocherfreut die Arme entgegen und rief: „Mein Sohn, mein geliebter Sohn, was zögerſt du ſo lange, an das Bett deines ſterbenden Vaters zu kommen?“

„Mein Vater, mein hoher Meiſter, ich erhielt durch Amos Halevi deinen Befehl, ſogleich nach Jeruſalem zu reiſen und die dortigen Brüder herzubeſcheiden, damit du mit ihnen redeteſt vor deinem Heimgange; und ich war eben im Begriff, ein Boot zu beſteigen, das mich zu dem Schiffe bringen ſollte, welches morgen vor Tages Anbruch die Anker zu lichten beſtimmt war, als mich dein zweiter Bote fand und eiligſt hierher beſchied. Ich haſtete mich, was ich vermochte und bin hier, deine Stirn zu küſſen, mein hoher Herr, und deine weitern Befehle zu vernehmen.“

„Weh mir!“ ſchrie der Hundertjährige ſchmerzlich auf, daß alle Anweſenden von dieſem Klageton tief erſchüttert waren. „Weh mir! Ich habe vergeblich gelebt. Einſt hoffte ich, an meinem Sterbelager die reinſte Tugend meiner Lichtbrüder ſtehen, hoffte die Wahrheit ſtrahlen zu ſehen, eine milde brüderliche Flamme; und ſiehe die Lüge hat ſich heran gedrängt, die Laſter des Neides und des Haſſes werfen ihre düſtern Schatten auf meine letzten Stunden; ich ſehe die Nacht wachſen und meines Lichtwerkes Herrin werden. Wehe, daß ich ſolches erleben muß!“

Erſchreckt fuhren alle Brüder empor; man fragte einander was geſchehen ſei.

„O ihr ſucht euch vergeblich vor mir zu verbergen,“ fuhr Huſſein jammernd fort. „Vor meinem lichtgewordnen Blicke liegt das dunkle Gewebe eurer Bosheit offen da. Ich ſcheide in meiner Seele die Lichtkinder von den Nachtkindern dieſes Kreiſes, wie man die Schaafe von den Böcken ſcheidet. Die Erſtern allein ſind meine Erben. Zu euch, die ihr euch abgewandt habt von der Wahrheit und der Tugend, ſage ich nur noch dieſe Worte. Vielleicht retten ſie noch Manchen, indem er dadurch zurückgeſchreckt wird von dem Pfade des Laſters, den er wohl gar, von Andern verlockt und verführt, betreten. Euch iſt Sabbathai Zevi ein Dorn im Auge; ich wußte es ſchon lange. Denn wie ihr euch auch anſtellen möget, es gelingt euch nicht, euch vor mir zu verbergen. Ihr hattet ihn erſt gehaßt, und da gelang es euch, mich zu täuſchen. Ich glaubte euern Verſicherungen, er ſei euer Feind nur als Diener der Nacht. Jetzt ſeh' ich heller. Ihr haßtet und verfolgtet ihn, weil er der Ausgezeichnetſte eures Volkes war, weil er ſich aufgeſchwungen hatte zu einer glänzenden Höhe und von da alle Welt überſtrahlte. Nicht ſeine Lehren, nein ſeine Perſon war euch ſo ſehr zuwider. Hernach als ſich dieſer edle Gemißbrauchte aus den Hüllen der Nacht herausſchälte als ein rechter und ächter Stern, ein wahrhaftiger Lichtträger, als ihr mich dem Reinen, Unſchuldigen meine ganze Liebe zuwenden ſaht, da merktet ihr, daß der ſo groß geweſen war im Dienſte der Lüge, noch größer werden könnte im Dienſte der Wahrheit; denn ein großer Menſch iſt in allen Verhältniſſen groß, in den edeln und reinen aber am größten. Ihr ahnetet, daß er einſt der Fackelträger ſein werde durch die dunkle Halle der Zukunft, und daß ich auf ihn, als den Würdigſten von euch Allen, meine Macht vererben werde. Und deßhalb haßtet ihr ihn mehr noch als erſt und auch noch grimmiger, weil ihr das finſtre Laſter in eurer Bruſt verſchließen mußtet und kein Wörtlein eure Gedanken verrathen durfte. Aber ich durchſchaute euch doch. Nun wolltet ihr ihn entfernen von meinem Sterbelager, weit entfernen, daß mein Ruf ihn nicht erreichen könnte, und grifft zur ſcheußlichen Lüge, ja vielleicht hattet ihr ſchon Mörder beſtellt, die Sabbathai auf dem Schiffe oder in Paläſtina den Tod geben ſollten. Mit unſrer und Gottes Feindin, mit dem Kinde des Abgrundes, mit der Lüge habt ihr euch verbündet, und in meinen lichten Tugendbund habt ihr die ſchwarzen Laſter gezogen, den grimmen blutgierigen Wolf unter die reine Heerde gelockt. Aber der Herr, der Vater des

Lichts, hat eure böſen Anſchläge zu nichte gemacht. Sabbathai iſt hier, und was eure finſterbrütende Seele geahnet, das wird in Erfüllung gehen. Denn wahrlich ich ſage euch, es gibt Keinen im ganzen Lichtbund, der würdiger wäre, zu gebieten und meinen Stuhl einzunehmen, als er. Nur wer ſich ganz verläugnen, wer dem Bunde Alles zum Opfer bringen, wer in jeder Hinſicht gehorchen kann, der iſt zum Herrſcher erkoren und wird ſeine Macht niemals mißbrauchen. Nur der beſte Knecht wird der beſte Herr. Und wer hätte ſich mehr verläugnet, als der, welcher die Krone vom Haupte riß und zu Boden warf, die ihm ein ganzes Volk aufgeſetzt, als er inne ward, daß er der Lüge gedient? Wer von euch hat, wie er, Macht und Glanz, Hoheit und Reichthum von ſich geſtoßen, und iſt willig und folgſam der Niedrigſte und Eifrigſte meiner Schüler geworden. Wem ſtände außer ihm ſolche Kraft und Lieblichkeit der Rede, ſolch' herzengewinnende Freundlichkeit, ſolche Fülle von Gelehrſamkeit zu Gebote? Wer endlich wäre an körperlicher Schönheit ſo ausgezeichnet, gleichſam zum Erſten aller Menſchen von Gottes Schöpferhand geſtempelt, wie er? Wahrlich er iſt auserkoren, das Licht zu verbreiten, eben weil er erſt Nacht verbreitete. Denn ein ſo großartig Irrender, der den rechten Weg von ſelbſt wieder findet, wie Sabbathai, iſt mehr werth als Tauſende, welche nie gefehlt haben. Darum wer nicht bereits untergegangen iſt in Nacht und Thorheit, der wende ſeine Liebe, ſeine Verehrung, ſeinen Gehorſam Sabbathai Zewi zu, der nach mir Stuhlmeiſter des Lichtbundes ſein wird. — Nun noch einige Worte zu dir, mein geliebteſter Sohn! Ja dich habe ich zu meinem Nachfolger beſtimmt in dem Augenblicke, als ich dein edles Herz erkannte. Ich war der erſte Stuhlmeiſter; nun da ich vor den Stuhl eines höhern Meiſters trete, ſollſt du der zweite ſein. Siehe, mein Tagewerk iſt vollbracht; es war ein langes und mühevolles, und zuletzt bin ich noch um den irdiſchen Lohn betrogen worden; wohl mir, wenn mir der himmliſche nicht entgeht! Ich gehe ein zur ſüßen Ruhe zu unſern Vätern, und übergebe dir den Spaten, das Feld, das ich angelegt auf hartem und ſteinigem Boden, ferner zu bebauen. Vergrößere es nach deinen Kräften, ſäe gute Saaten darauf, und erfreue dich ſeiner Früchte!

Keinem meiner Schüler hat Gott ſolche Kräfte ertheilt, wie dir, Keiner hat meine Lehren ſo begriffen, wie du, Keiner verſteht in meinem Sinn und Geiſte zu handeln, wie du. Dich hat Gott ſelbſt zu meinem Nachfolger auf den Stuhl beſtimmt und berufen. Bekleidet mich mit meinem Prieſtergewande, zündet die Lichter an, und wer Theil hat am Werke der Lüge gegen mich und Sabbathai, entweiche flugs, es ſei denn, daß er ſich bekehren, ſeinen Fehl bereuen und die Schmach mit aufrichtigem Herzen tilgen wolle. Heuchle Keiner, ich kenne ſie Alle. Den Reuigen wird mein Segen werden, die Heuchler mein Fluch treffen.“

Ohne Zögern ſtanden Mehre, die vorhin ſchon erblaßt waren, auf, Einige davon ergriffen die Flucht und ſtürzten, wie von Gottes Strafgericht getroffen und entlarvt hinaus; die Meiſten aber ſanken reuig vor Huſſein Damad in die Knie, und ſein ehrwürdiges Haupt erhob ſich — obgleich mit Mühe — noch einmal und blickte mild und verſöhnlich auf die wiedergewonnenen Sünder, während ſein Mund Worte der Vergebung, des Friedens und der Ermahnung ſprach. Dienende Brüder hatten unterdeſſen die ſeidnen Gewänder des Stuhlmeiſters, ſymboliſche Geräthe und die Lichtvaſen herbeigebracht, und nach wenigen Augenblicken ſtrahlte das Gemach vom hellſten Glanze wider. Auf Huſſein's Scheitel aber leuchtete der grüne Kranz, um ſeine Glieder floß die glänzend weiße Seide, in ſeiner ſchwachen Hand zitterte der goldne Stab. Auf ſeinen Wink ließ ſich Sabbathai vor ihm nieder.

„Urewiger, ſchöpferiſcher Geiſt, der du dein Werk, die Welt, als Licht durchflutheſt, blicke aus dieſen Flammen, die wir dir als deine Wohnung angezündet haben, auf uns und ſegne mit mir den, der dein Licht, die Fackel der Wahrheit und Tugend, nach mir unter die Völker tragen ſoll! Erleuchte ſein Haupt mehr und mehr und gib ihm Kraft zu vollbringen, wozu du ihn auserſehen. Eh' noch der kleine Tropfen Zeit, der an der äußerſten Spitze deines Fingers zittert, verronnen ſein wird, wirſt du mich in dein ewiges Licht aufgenommen haben, und ich werde klar ſehen, was mir hier dunkel blieb. Schon haſt du mein Auge zum Troſte des Todes mehr erhellt. Die dunkele Erde tritt tief in den Hintergrund zurück, ich ſehe die Sterne herrlicher leuchten. Ich danke dir für die Gnade, die du mir ertheilt haſt. Du haſt mir Geſchlechter vorüber geführt; ich habe ſie aufblühen und dahinwelken geſehen, ich ſah ein Jahrhundert aus dem Schooß der Zeit ſteigen und wieder in das Grab ſinken, und mehr als irgend ein Sterblicher konnte ich das Unvollkommene aller irdiſchen Dinge wahrnehmen. Aber ich habe auch begreifen gelernt, daß in dem Veränderlichen ein Dauerndes, im Vergänglichen ein Ewiges iſt, das zu verfolgen du dem ſchwachen Menſchen göttliche Kraft in die Bruſt gelegt haſt. Wie ich die meinige benutzt, wird dein Richterſpruch entſcheiden. Ich bin eine reife Frucht, die vom Baume des Lebens nun in den Schooß des Gärtners fällt. Aber hier iſt eine volle prangende Blüthe, die der Welt Heil verſpricht. Segne ſie, wie ich ſie ſegne! — Sabbathai Zewi, ich ernenne dich kraft der Geſetze des von geſtifteten Lichtbundes zum oberſten Stuhlmeiſter deſſelben in allen Ländern, wohin die von ihm verbreitete Wahrheit ihre Strahlen ſendet, und übergebe dir hiermit den goldnen Stab, das Zeichen der Macht. Sei ein treuer Vater und Lehrer der Deinigen, wie der ganzen

Menſchheit. Nicht ein Schwert ſollſt du ſein, die Völker zu bezwingen, ſondern eine Fackel, ſie zu erleuchten; nicht ein Adler ſollſt du ſein, der die Krone trägt, ſondern eine Taube, die den Oelzweig im Schnabel führt, eine hoffnungbringende Botin der Menſchheit. Ja, nicht vergebens iſt das heilige Abzeichen unſers Bundes auf deinen Arm gebeizt; du ſelbſt, du ſelbſt, mein Sohn, biſt die Taube, die ich gemeint, die ich ſah in entzückter Vorſchau. Fliege aus und bringe den Menſchen das Heil. Nicht hier in Smyrna ſollſt du bleiben, auch nicht in Jeruſalem. Du ſollſt weiter wandern und das Licht verbreiten, wohin es noch nicht gedrungen iſt; du ſollſt die Lichtſchule in Städte und Länder verpflanzen, wo ſie noch nicht beſteht. Du haſt die Kraft und die Macht dazu. Wandre zuerſt nach Stambul, der gewaltigen Hauptſtadt des Osmanenreichs. Sage dort, wie überall: ich bin der Meſſias. Lehre und predige und ziehe die Anhänger, die du dir gewinnſt, unvermerkt in den Bund. Zeige dem Koran deine Verehrung, wie dem Talmud und der Bibel, und wenn dich ein Osmanli fragt: biſt du ein Sohn des Islam? ſo antworte ihm: ich bin's im Geiſte. Tritt in meine

Schule und ich will dich belehren, daß nur ein Gott und dieſer Gott aller Menſchen Schöpfer und Vater iſt; ich will dich lehren, daß Talmud, Koran, Bibel, die Vedas alle denſelben Gott preiſen, und nur in Nebenſachen abweichen zum Beweis ihres menſchlichen Urſprungs; von mir ſollſt du alle Nebendinge verachten und allein auf Gottes Liebe, den Urborn aller Dinge, hinblicken lernen. Alſo ſprich zu Jedem und zu Allen. — Du weißt meinen letzten Willen. — Der Herr ſegne dich und behüte dich, der Herr erleuchte dich mit ſeiner Liebe, der Herr erhebe ſein Antlitz über dir und gebe dir Frieden, wie ich meinen Segen! Amen. — Steh' auf, Stuhlmeiſter nach mir, und empfange den Huldigungskuß deiner Brüder! — Gott hat mir Kraft geſchenkt bis hierher; ſie iſt aus — ich bin zu Ende. Laßt mich ruhig ſterben."

Und in ſich zuſammenſinkend, wandte er ſein erſtarrendes Auge den Lichtflammen zu; kein Wort kam mehr über ſeine Lippen. Die Brüder lagen ſtill betend um das Lager auf den Knieen. Sie beteten lange, lange und küßten je zuweilen Huſſein's erkaltende Hände. Erſt als die Hände ſteif wurden, bemerkten ſie, daß er todt war. Keiner hatte es wahrgenommen, wie die Seele von ihm gewichen war; denn ſein glanzloſes Auge war noch immer offen und dem Lichte zugekehrt. Er war den ruhigen Tod des Gerechten geſtorben. Weinend hoben die Schüler die theuere Leiche auf und legten ſie auf ein anderes Lager; dann huldigten ſie Sabbathai als ihrem Herrn und Meiſter, und Aaron de la Papa war der Erſte, der ihm den ehrfurchtsvollen Kuß auf die Wange drückte.

Als die Brüder in der Mitternacht von einander gingen, faßte Sabbathai Baruch's Hand, der ihn allein begleitete, und ſprach mit gepreßter Stimme, während ein Thränenſtrom aus ſeinen Augen ſtürzte: „Jetzt wird Huſſein klarer ſehen und wiſſen, daß er ſich dennoch in mir täuſchte, und daß ich nicht der Würdigſte war, ſein Nachfolger zu ſein. Ach, ich bin nicht geſchaffen, der Vorſteher dieſes Bundes zu ſein, der mit ſeiner dürren Wahrheit nimmer die Welt erleuchten und gewinnen wird. Aber ſollte ich dem ſterbenden Greiſe die letzte Hoffnung rauben? Das wäre mehr als grauſam geweſen. Sein verklärter Geiſt wird mir dieß Schweigen verzeihen. Mir aber legt der Herr eine Prüfung ſchwerer als die andere auf; ich beuge meine Haupt, wenn auch weinend, um es damit zu belaſten. Ich will Huſſein's letzten Willen erfüllen; es iſt die heiligſte Pflicht meines Lebens. Ich gehe nach Stambul, um mich auch dort für den Meſſias auszugeben, zu predigen und Schüler für den Lichtbund zu werben. Aber wie lang' ich's ertragen werde? Ich fühle meine Kraft gebrochen. — Baruch, du begleiteſt mich, damit ich in deinen Armen ſterben kann."

Stumm drückte der Schüler des geliebten Meiſters Hand; auch in ſein Auge trat eine Thräne; es zitterte ein dumpfes Gefühl, wie eine Vorahnung durch ſeine Seele.

Sabbathai's Entſchluß, nach Konſtantinopel zu gehen, wurde bald unter allen Juden im Smyrna bekannt. Es ſchien faſt, als ſei er von den Lichtbrüdern, welche Huſſein Damad kurz vor ſeinem Ende noch ſo ſehr vor Sabbathai gedemüthigt hatte, abſichtlich recht ſchnell und weit ausgebreitet worden, um ihn zu einer deſto eiligern Abreiſe zu vermögen. Jede Partei ſah dieſen Schritt von einer andern

Seite an. Die Neidiſchen und Furchtſamen, die ſtets den Gedanken hegten, Sabbathai könne und werde in Smyrna noch eine große Rolle ſpielen und ſie verdunkeln oder in Schaden bringen, hofften ihn auf dieſe Weiſe am beſten los zu werden. Der junge tyranniſche Großherr Mahmud VI. und der ebenfalls junge, feurige und raſch handelnde Großvezier Ahmed Kiuprili würden, meinten ſie, mit dem vorlauten, ſich für den Meſſias ausgebenden, Juden in ihrer unmittelbaren Nähe keine ſonderlichen Umſtände machen, ſondern vielmehr ſeinen Hals bald mit einer ſeidenen Schnur ſchmücken. Die ächten Lichtbrüder und an ihrer Spitze Aaron de la Papa hofften mit gläubiger Zuverſicht: Sabbathai werde in Konſtantinopel eine große und mächtige Lichtſchule begründen, und ſeiner kühnen Beredſamkeit werde es ſogar gelingen, den Sultan ſelbſt dafür zu gewinnen, ſo daß ihre Lehren bald zur Staatsreligion erhoben werden würden. Je verwegener ihre Hoffnungen waren, um deſto heftiger drangen ſie in Sabbathai, ſich dem Großherrn bald nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt vorſtellen zu laſſen, und ſowohl ihm als dem Großvezier die Hauptlehren des Lichtbundes vorzutragen. Sabbathai mußte ihnen das feierliche Verſprechen ablegen, dieſem ihrem Wunſche ſogleich nachzukommen, und er that es mit jener ruhigen Reſignation, die ihm ſeit ſeinem Eintritt in den Lichtbund allmählig eigen geworden war. Die große gläubige Maſſe endlich, die in Sabbathai immer und immer noch den verheißenen Meſſias und ſie von allen Uebeln befreienden Judenkönig ſah, und unabläſſig auf ſein ſiegreiches und glänzendes Hervortreten wartete, ſah in ſeiner Reiſe nach Konſtantinopel endlich das erſehnte Zeichen zum großen Hauptſchlage. Sie glaubte nichts Gewiſſeres, als daß ihr Ideal nur allein aus dem Grunde in die Hauptſtadt des türkiſchen Reichs gehe, um die Herrſchaft der Osmanen gleich bis in die Wurzel zu vernichten. Man trug ſich mit den abenteuerlichſten Gerüchten, wie er den ſtolzen Padiſchah demüthigen, vom Throne ſtoßen, enthaupten und kreuzigen laſſen werde; wie er ſich ſogleich auf den erledigten Thron ſchwingen, alle Türken ſchlachten und ohne Weiteres im Triumph nach Jeruſalem ziehen werde. So wurde dieß arme unglückliche Volk nicht müde, ſich die glänzendſten Luftſchlöſſer zu bauen, und die Wolken, auf welche dieſelben fundirt waren, für Granitgebirge auszuſchreien.

Auf dieſe Weiſe war es natürlich, daß man von allen Seiten in Sabbathai drang, ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. Ihn ſelbſt trieb es von Smyrna fort. Zehnfacher Schmerz fraß hier an den Wurzeln ſeines Lebens. Jede Stelle erinnerte ihn wie ein Stich in ſeiner Bruſt an die Vergangenheit, und die Gegenwart widerte ihn an. Er mußte von manchen Lichtbrüdern ſich verketzert, verläſtert und verfolgt ſehen; man verweigerte ihm als Stuhlmeiſter den Gehorſam; er war krank an Leib und an Seele, und hoffte in Konſtantinopel wieder zu geneſen. So von allen Seiten gedrängt, wurde der einmal gefaßte Entſchluß immer mehr in ihm befeſtigt, und von ſeiner nächſten Umgebung große Vorbereitungen zu der Reiſe gemacht. Eine Menge Juden geizten nach der Ehre, ihn zu begleiten und Theilnehmer ſeiner Triumphe zu ſein; und da Sabbathai keinen Grund hatte, einen derſelben zurückzuweiſen, ſo ſtieg ſein Gefolge bald zu einer ſehr bedeutenden Anzahl. Sein Bruder Eliah und Baruch Ben Zadik de Curbano waren die Vorzüglichſten ſeiner Begleiter. Es fehlte dieſem Comitate nicht an Glanz und Pracht; man wollte zeigen, daß man einen König führe. Ein eignes Schiff wurde ausgerüſtet, und der Tag der Abreiſe war ein Feſttag für die ganze Judenſchaft, und Alle überließen ſich in ſchier unerklärlicher Verblendung dem ausſchweifendſten Hoffnungstaumel und einer halb wahnſinnigen Freude.

Und noch einmal flammte der herrliche Jakobsſtern in alter Pracht auf, noch einmal leuchtete er über die Länder und Meere, wie die Flamme am dürren Dochte noch einmal mächtig auflodert, eh' ſie — verliſcht.

Die Kunde von Sabbathai's Reiſe nach Konſtantinopel hatte ſich lange vor ſeiner Ankunft daſelbſt verbreitet und die Gemüther der zahlreich dort wohnenden Juden mächtig aufgeregt. Selbſt unter der muhamedaniſchen Bevölkerung brachte ſie eine gewiſſe Theilnahme hervor. Hatte man doch ſeit einem Jahre ſo viel Wunderbares und Widerſprechendes von dieſem außerordentlichen Manne vernommen, war doch ſelbſt im Serail und in den Gemächern des

Großherrn nicht ſelten von ihm die Rede geweſen, und manchem ſcharfblickenden Auge die Gefahr nicht entgangen, die dieſer glanzvolle Stern dem mächtigen Halbmond zu bringen vermöchte. Es erregte daher eine allgemeine Verwunderung, daß der neue Judenkönig nach der Hauptſtadt des Reichs kommen wollte; man ſah es für eine Tollkühnheit an, und erging ſich vergeblich in Muthmaßungen über ſeine Abſichten in Konſtantinopel. Den hieſigen Juden war er natürlich jener glanzvolle König und Meſſias noch, der er vor einem halben Jahre geweſen, ja noch viel glänzender und herrlicher durch die Entfernung und Tradition; und wenn auch zu Einzelnen dunkele Kunde von Sabbathai's Unfällen gedrungen war; ſo verſchwanden doch dieſe Eindrücke in der Ferne und im Glanze ſeines Geſtirns, wie die Flecken in der Sonne, und thaten der ſtürmiſchen Begeiſterung, die man für ihn empfand, nicht den mindeſten Eintrag. Die fanatiſchen Juden in Konſtantinopel hofften ſo gut, wie ihre Glaubensbrüder in Smyrna, von der unerwarteten und ſeltſamen Reiſe ihres Meſſias etwas Außerordentliches, und die Erwartungen ſpannten ſich abermals auf's Höchſte.

Man traf glänzende Vorbereitungen zu Sabbathai's Empfang, und wollte ihm gleich von vorn herein durch Wort und That zu erkennen geben, daß man an ihn als den Sohn Davids glaube. Es wurden große Summen zuſammengebracht, ein Haus für Sabbathai prächtig hergerichtet und für einen Hofſtaat geſorgt, würdig des prophezeiten Sproſſen aus David's königlichem Geſchlechte. Da ſah man einen neuen koſtbaren Thronſeſſel, Fahnen und Baldachine, Purpurdecken und Gewänder; und Alles, was dem Samen Jakob's entſprungen war, ſchmückte ſich und ſein Haus wie zum größten Feſte.

Es war im Jahre 1666 — nach chriſtlicher Zeitrechnung — am zwanzigſten Tage des jüdiſchen Monats Thebeth, als die frohe Botſchaft durch die Häuſer Israels lief, das Schiff, welches den erſehnten Meſſias mit Gefolge trage, ſei glücklich im Hafen vor Anker gegangen. Das Volk ſtrömte zu Tauſenden zuſammen; die Rabbinen, hier weniger Widerſacher Sabbathai's als in Smyrna und Jeruſalem, zogen paarweiſe, von den Aelteſten der Gemeinde umgeben, von allen Seiten nach dem Hafen hinab, und die große Menge der Kinder Israel ſchloß ſich an ſie, Fahnen ſchwingend und Kränze tragend. Als Sabbathai an's Land trat, erſchütterte unmäßiger Jubel die Luft, und wieder war es der alte Ruf, der jetzt ſein Ohr ſo ſchmerzlich berührte: „Heil dem Sohne David's, dem hochgelobten Meſſias, dem Könige Israel's!“ Die fanatiſche Begeiſterung drängte ſich hinzu, warf ſich vor ihm nieder, betete an vor ihm und pries ſich ſelig, endlich das lang erſehnte Heil von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Der Gegenſtand dieſer ſchier abgöttiſchen Verehrung lächelte bitter zu all dieſem Beginnen. Sein einfaches Gewand ſtach ſeltſam von dem Schmuck ſeiner Empfänger und Begleiter ab; aus ſeinen Augen leuchtete nicht jene ſelige Gotttrunkenheit, jenes Entzücken der Erfüllung des hohen Meſſiasberufs, das ihn beim ähnlichen Empfang in Smyrna erfüllt hatte. Die excentriſchen Gemüther der Juden überboten ſich abermals in Ehrenbezeugungen, die ſie ihm bereiteten; er blieb ruhig und kalt dabei. Mit Harfen- und Hörnerklang, mit jubelnden Lobgeſängen wurde er in ſeine fürſtliche Wohnung gebracht, Teppiche und Tücher auf ſeinen Weg gebreitet, und was man an Blumen und Zweigen in der ſpäten Jahreszeit hatte auftreiben können, vor ſeine Füße geſtreut. Ein großes reiches Gaſtmahl war ihm zu Ehren veranſtaltet, und alles Volk Israels überließ ſich einem maßloſen Freudentaumel.

Am Abend trat Baruch zu dem Meiſter und ſprach: „Chacham, noch einmal lächelt dir das Glück. Sieh, wie dieß Volk dir mit Leib und Seele ergeben iſt. Es erkennt dich als ſeinen Herrn an, ohne daß es durch eine andre Stimme als die ſeines eignen Herzens dazu aufgefordert worden iſt. Der Padiſchah iſt nicht in Stambul, wie ich heute in Erfahrung gebracht habe, ſondern in Adrianopel. Wenn du wollteſt, du könnteſt etwas Großes vollbringen. Wenigſtens ſind jetzt alle Erforderniſſe dazu da, dein harrendes, auf dich vertrauendes Volk zu beglücken. Und da du einmal, einem fremden Willen folgend, dich für den Meſſias ausgibſt, ſo könnteſt du getroſt auch den zweiten Schritt thun.“

„O Baruch, deine Worte treffen mich wie Schwertſtreiche und verwunden mich tiefer, als du wähnſt, aber ſie treffen mich mit Recht. Mit Qual habe ich es den ganzen Tag empfunden, und je größer und brauſender der Jubel um mich war, um deſto gewaltiger drückte mich der Gedanke nieder, daß ich durch Huſſein Damad's Willen und Befehl nun erſt der rechte Sohn der Lüge geworden bin. Ich thue jetzt, wovor erſt meine Seele zurückſchauderte: ich gebe mich für den Meſſias aus, und weiß doch, daß ich's nicht bin. Ich laſſe mir die Huldigung eines Volks gefallen, das ich abſichtlich betrüge. Ich erröthe vor mir ſelbſt. Aber jetzt, da du ſelbſt, mein treueſter und mich allein verſtehender Freund mir zumutheſt, zur erſten Lüge die zweite hinzuzufügen, jetzt fühle ich mich erniedrigt, wie noch nie. Meinſt du wirklich, ich könne mein Volk noch in einem andern Sinne beglücken, als in dem Huſſein Damad's? Alle Erforderniſſe, ſagſt du, ſind dazu vorhanden. O Baruch, das Erſte und Vorzüglichſte fehlt, die göttliche Begeiſterung meiner Bruſt. Sonſt ſchlug eine glühe, gewaltige Flamme aus dieſem Herzen, jetzt iſt es ſelbſt ein todter Aſchenhaufen. Und zum Lügner bin ich nicht geboren. Laß ſie jubeln, ſchreien, raſen, laß ſie ſich ſelig preiſen, daß ſie nun ihren Meſſias haben: ſie dauern mich; aber ich kann auf Erden nichts mehr vollbringen, als die mir von Huſſein auferlegte Pflicht. Nur darin allein finde ich Ruhe; es iſt freilich die Ruhe der Gräber; aber es iſt doch eine Ruhe, und meine Bruſt auch ein Grab, worin alle Hoffnungen und heißen Träume, alle Lebenskeime des ärmſten und unglücklichſten Volks der Erde, von Froſt getödtet und verwelkt, eingeſargt liegen, um nie wieder aufzublühen. Es macht mir Kummer, daß ich den Großherrn nicht in Stambul finde, ich wollte raſch an ihm ſelbſt mein mir vorgeſchriebenes Geſchäft beginnen; ich werde morgen den Großvezier um eine Audienz erſuchen laſſen und demſelben meine Bitte vortragen. Mißlingt dieſer Wurf, ſo habe ich raſch meine Rolle ausgeſpielt, und vielleicht ſiehſt du in wenigen Tagen ſchon meinen Kopf über dem Thore des Serails. Welchen Werth kann das Leben noch für Den haben, der deſſen innern und wahren Gehalt verloren hat? Einſt ſprach Huſſein Damad zu mir: Du hältſt dich für ein ſegenreiches Geſtirn, das Licht und Glück über die Welt ausſtrahlen und ihr den ewigen Tag des Friedens bringen wird; ein Meteor biſt du, das prächtig durch die Nacht leuchtet und ſpurlos plötzlich in der Nacht verſchwinden wird. Heute erſt fühle ich die volle Wahrheit dieſer prophetiſchen Worte. Ich werde hier ſpurlos verſchwinden, Baruch, und Huſſein Damad ſelbſt war's, der mich in den Tod geſandt.“

Schwermüthig lehnte er ſein Haupt an des Freundes Bruſt, und dieſer ſchwieg, ſelbſt mächtig ergriffen von der Gewalt der Wahrheit in des Meiſters Worten.

Vor dem innern Thore des Harem des mächtigen Großveziers Ahmed Kiuprili ſetzten ein Paar reichgekleidete Sklaven eine koſtbare Sänfte nieder, aus welcher ſofort eine tiefverſchleierte türkiſche Dame heraustrat und ſich in das Innere des Hauſes verfügte. Dort wurde ſie von Sklavinnen in ein bunt getäfeltes, mit Schildkrot, Perlenmutter, Perlen und Steinen ausgeſchmücktes, mit grünen Gewächſen, Blumen und einem Springbrunnen verziertes Gemach geführt, und hier von einem jungen ſehr reizenden Weibe freundlichſt begrüßt. Die Eintretende, die nun den Schleier zurückſchlug und ebenfalls ſehr edle Formen und Züge zeigte, obgleich dieſelben auf ein Alter hindeuteten, welches das der

Empfängerin um das Zwiefache überbot, war Zuleika, die Gattin des Nischanji Paſcha, des Großſiegelbewahrers des Sultans. Das Amt deſſelben iſt eine der erſten Hofchargen des Serails. Die jugendliche reizende Empfängerin war Aiſcheh, die Lieblingsgattin des Großvezirs. Nachdem die beiden Frauen ſich gegenſeitig auf's Ehrerbietigſte und Zärtlichſte begrüßt und auf der mit Goldbrokat überkleideten ſchwellenden Ottomane niedergelaſſen hatten, begann Zuleika: „Weißt du auch, ſüßeſte Roſe des Paradieſes, was mich heute in deine verſchwiegenen Gemächer führt? Kein neuer koſtbarer Stoff iſt's, den ich in den Bazars geſehen, kein Geſchmeide, das ich am Halſe der Sultanin Valide bewundert; eine ſeltſame Nachricht hat mich überraſcht und hierher geführt, nämlich jener jüdiſche Meſſias, Sabbathai Zewi aus Smyrna, der ſo oft der Gegenſtand unſers einſamen Zwiegeſprächs war, iſt hier in Stambul aufgetreten, und verkündet bereits den hieſigen Juden ſein königliches Reich, wie er auch in Smyrna gethan.“

„Ich danke dir, meine geliebte Freundin,“ rief Aiſcheh lebhaft; doch iſt mir dieſe Kunde bereits von meinem Herrn ſelbſt zu Ohren gebracht worden. Ich war höchſt überraſcht davon, den wunderbaren Mann, den ich durch deine Erzählungen kannte, hier zu wiſſen, und ich läugne nicht, daß mich ſeitdem die Neugierde ſehr geplagt hat, ihn zu ſehen. Ich ſtand wirklich im Begriff, dir einen Beſuch abzuſtatten, liebe Zuleika, und mit dir zu berathen, wie wir den ſchönen Judenkönig ohne Aufſehen uns recht betrachten mögen."

„Hüte dich, Taube!" lächelte die hohe ſtolze Frau und drohete der jungen Aiſcheh leicht mit dem Finger. „Sabbathai Zewi iſt der ſchönſte Mann der Erde, und es haben wohl kältere und gemeſſenere Frauen als du ihr Herz an ihn verloren. Freilich war man vor zwanzig Jahren geneigter, ihn für einen Engel zu halten, als für einen ſterblichen Menſchen. Die Zeit wird auch auf ihn Spuren ihres verheerenden Ganges gedrückt haben. Auch ich bin ſehr begierig, ihn zu ſehen, und ich würde ſchwerlich dieſem Verlangen widerſtanden haben, ſelbſt wenn du mich nicht dazu aufgefordert hätteſt. Wie in Smyrna lehrt er hier unter freiem Himmel, und der Zudrang ſeiner exaltirten Glaubensgenoſſen ſoll hier eben ſo groß ſein wie dort, und er hat zur Stätte ſeiner Vorträge einen der Berge jenſeits des Hafens gewählt, wohin jeden Abend Tauſende von Menſchen ſtrömen.“

„Wie wär' es,“ rief Aiſcheh muthwillig, „wenn wir uns in grobe unſcheinbare Kleider dicht gehüllt und verſchleiert an den Platz begäben, um ihn zu ſehen und zu hören? Du haſt mir ſo viel von ihm erzählt, es iſt außerdem ſo oft von ihm und den erſtaunlichen Dingen, die er leicht und ſpielend vollbracht hat, die Rede geweſen, daß ich vor Begierde brenne, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Ich ſtelle ihn mir ſo ſchön vor, wie man uns des Propheten göttliche Geſtalt beſchreibt.“

„Ich möchte zweifeln, ob Muhamed ein ſo vollkommen ſchöner Mann war, wie Sabbathai Zewi iſt. Und iſt dieſer nicht auch ein gottgeſandter Prophet, wie jener? Duftet doch Sabbathai's Leib eben ſo lieblich, wie man von des Propheten Leib erzählt. Und wenn er ſpricht, iſt es nicht anders, als ob er mit Engelszungen redete. Seine Stimme klingt hell und weich, wie die Glocken der chriſtlichen Kirchen; aber die Kraft ſeiner Rede gewinnt das

Herz im Sturme und reißt es wie auf Adlers Fittichen mit ſich fort.“

„Du ſprichſt ganz begeiſtert,“ lächelte Aiſcheh. „Faſt will es mich bedünken, als hätteſt du an dieſem Juden größern Antheil genommen, als einer Bekennerin des Islam erlaubt iſt. Wie war es dir denn möglich, die abgeſchloſſenen Räume deines Harem ſo oft zu verlaſſen und den jüdiſchen Lehrer zu ſehen und zu hören, ohne daß du dich einer Sünde ſchuldig machteſt? Und durfteſt du denn ungeſtraft den Mann lieben, den der Koran zu verachten uns befiehlt? Und geliebt haſt du ihn, Zuleika, ſonſt könnteſt du nicht ſolche Flammen reden, die faſt mein eignes Herz für ihn entzündet haben; ja iſt es mir doch, als lauſchte aus jedem deiner Worte, welches du von ihm ſprichſt, noch ein ſüßes Liebesgeheimniß hervor.“

Zuleika's Antlitz hatte ſich purpurroth gefärbt; aber ihr Auge glühete jetzt in einem übermäßig ſtolzen, ſchier verächtlichen Ausdruck. „Deine Vorwürfe treffen mich nicht,“ ſagte ſie ſcharf, „denn ich habe Sabbathai Zewi gehaßt und ich haſſe ihn noch.“

„Gehaßt haſt du ihn und ſprachſt doch ſtets mit ſolchem Feuer von ihm?“ rief Aiſcheh erſtaunt. „Du haſt mir jeden ſeiner Züge beſchrieben, haſt mir viele ſeiner eindringenden Reden vorgeſagt, haſt mir ſeine herrlichſten Lieder verdollmetſcht, du biſt ſo genau von ſeinen Familien- und Lebensverhältniſſen unterrichtet, als wenn er dein Bruder wäre; deine Theilnahme an ſeinem Schickſale führt dich heute ſogar zu mir, ſo daß ich annehmen mußte, du liebteſt ihn, und nun behaupteſt du mit finſtern Blicken nichts als Haß rege ſich für ihn in deinem Herzen? Ich bitte dich, erkläre mir dieſes Räthſel.“

Zuleika ſaß mehre Minuten, ohne zu antworten; ſie ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen und Aiſcheh's Blicke hingen mit immer geſpannterer Aufmerkſamkeit an den Geſichtszügen der ältern Freundin.

„Wohlan!“ begann dieſe endlich, als ob ſie ſich ſelbſt zu einem ihr nicht angenehmen Bekenntniſſe Muth machen wollte, „ich will es dir nicht länger verbergen, ſüße Gazelle, daß kein Imam die goldnen Sprüche des Koran über mich als neugebornes Kind betete; ich habe mit dieſem Sabbathai Zewi nicht nur die Vaterſtadt, ich habe auch den Urſprung mit ihm gemein und ſeine Väter waren auch die meinigen.“

„Du biſt eine Jüdin?!“ rief Aiſcheh höchlichſt erſtaunt.

„Ich war es, eh' mir Muhamed, der einzige und wahrhaftige Prophet Gottes, ſeinen Himmel erſchloß. Sieh' und weil ich jenem armen und unglucklichen Volke entſproſſen bin, welches Sabbathai reich und glücklich machen will, weil wir in einem und demſelben Stadttheil aufwuchſen, faſt in einem Alter ſind — und ſogar miteinander verwandt waren, ſo darf es dich nicht wundern, wenn ich mit ihm in mancherlei Beruhrungen kam. Und dieſe ſind es, die einen ſo ſchmerzlichen Eindruck auf mich gemacht und mir den Mann, den Urheber derſelben, verhaßt gemacht haben. Fordere nichts weiter zu wiſſen, ich dürfte dir doch nicht mehr ſagen, und ſchon dieſes hat mich die größte Ueberwindung gekoſtet.“

Aiſcheh betrachtete die ältere Freundin mit einem ſchelmiſch argwöhniſchen Lächeln, das deutlich genug ſagte: ſie wiſſe nun ſchon, woran ſie ſei, und es bedürfe keines weitern Wortes, um ſie aufzuklären.

„Ach nun begreife ich auch,“ ſagte ſie ſcherzend, „warum der alte Judenarzt ſo gute Aufnahme in deinem Hauſe fand und von dir ſo nachdrücklich an mich empfohlen wurde. Mich nahm die ſchier kindliche Liebe Wunder, die du dem Ungläubigen weiheteſt.“

„Es iſt wahr,“ entgegnete Zuleika, „Jakob Ben Eliah de Villagas iſt ein freundlicher Beſchützer meiner Jugend geweſen. Aber dieſer Umſtand allein hätte ihm wohl ſchwerlich eine ſolche Aufnahme in unſerm Hauſe verſchafft. Aber er iſt ein Jugendfreund meines Herrn, ja beide waren in ihren frühern Jahren eng mit einander verbunden und ihre Schickſale innig in einander verwebt; denn auch Miſchanji Paſcha war ſonſt ein Jude, iſt gleich dem Arzt in Soliman geboren, mit dieſem in gleichem Alter und beſuchte dieſelbe Schule mit ihm. Und nun bedenke endlich, daß dieſer Jakob Ben Eliah einer der geſchickteſten Aerzte iſt, daß er meinen Herrn ſogleich von einer ſchweren Krankheit befreiete, an welcher dieſer darnieder lag, daß er ſich in der kurzen Zeit ſeines Aufenthaltes in Stambul unſerm Hauſe gleichſam als ein guter Geiſt gezeigt hat, ſo wirſt du begreifen, warum wir ihn lieben und dir und deinem kranken Vater empfehlen. — Sage mir, ſüße Frucht des Paradieſes, hat ſich das Uebel deines Vaters durch Jakob Ben Eliah's Hülfe noch nicht gebeſſert?“

„In der That,“ ſagte Aiſcheh, „mich will es bedünken, als beſtände das Uebel des Janiſar Aga *) eben nur im Altſein. Er fühlt nicht mehr die ſprudelnde Kraft ſeiner männlichen Jahre und iſt doch von der Schönheit eines Weibes noch einmal ſo gerührt worden, daß er beſchloſſen hat, dieſelbe zum Range ſeiner Gemahlin zu erheben. Vorher ſoll ihm der Arzt erſt wieder die Fülle und Kraft der Jugend verſchaffen, und da dieß keiner unſrer Aerzte vermochte, ſo hat er nun begierig nach euerm alten Judenarzt gegriffen. Allein ich fürchte, dieſer wird auch kein Zauberer ſein, und ſo wenig er ſich ſelbſt hat verjüngen können, ſo wenig wird ihm das Kunſtſtück mit meinem Vater gelingen.“

„Sage mir, wenn es dir möglich iſt, Aiſcheh, welche Bewandtniß hat es noch mit dieſer neuen Vermählung deines Vaters in ſeinem hohen Alter?“

---

*) Oberbefehlshaber, General der Janitſcharen.

fragte Zuleika neugierig. „Wer iſt die, welche er zum Range ſeiner Gattin noch erheben will? Mir ſind darüber allerlei ſeltſame Geſchichten zu Ohren gekommen.“

„Gewiß nicht ſo ſeltſam und ſo wunderlich als mir. Mein Vater beobachtet darüber Schweigen, und wer darf ihn fragen? Aber was mir mein Gemahl erzählt hat, ſollſt du wiſſen. Es mögen nun ohngefähr vier Wochen ſein, als eines Tags ein tiefverſchleiertes Weib an der Pforte des alten Serails erſcheint und mit ausländiſcher Zunge ſich ſchwer verſtändlich machend den Janiſar Aga, als Aufſeher der Prinzen von Geblüt, zu ſprechen begehrt. Man bringt ſie, nachdem man ſie vergeblich abgewieſen und ſie immer ihre Bitten wiederholt hat, endlich zu meinem Vater. Hier gibt ſie zu verſtehen, ſie ſei eine Zauberin und wünſche ihre ſeltene Gabe vor den Prinzen zu zeigen. Sie verſichert keiner derſelben habe jemals noch ſo Wunderbares gehört und geſehen, was ſie zu leiſten in Stande ſei, und ſie verlange keine große Belohnung, wenn ihr nur dadurch Gelegenheit verſchafft würde, ihre Kunſt vor dem Großherrn ſelbſt zu produciren. Mein

Vater, über ſolch' außerordentliches Anſinnen höchlichſt erſtaunt, verlangt, daß ſie vorher ihm etwas von ihrer Kunſt zum Beſten gebe. Nun weiß man nicht, ob ſie dieſem Wunſche entſprochen oder nicht. Ich kann alſo auch nicht ſagen, worin ihre ſo wunderbaren Leiſtungen beſtehen. Das Eine iſt gewiß, daß ſie ſich endlich entſchleiert und er von ihrer außerordentlichen Schönheit ſo hingeriſſen worden iſt, daß er ihr den Antrag gemacht hat, ſie als Gattin in ſeinen Harem zu führen, und daß ſie ſich ſeinem Wunſche gefügt. Sie iſt nachher weder vor die Prinzen, noch vor den Großherrn gekommen, im Gegentheil hat ſie den Harem meines Vaters noch nicht wieder verlaſſen, obgleich ſie mit dieſem einſamen Leben ſehr unzufrieden ſein ſoll. Wäre dein alter Arzt nun ein Hexenmeiſter, ſo würde ſie bereits die Gattin des Janiſar Aga ſein; aber ſo wird es wohl noch einige Zeit Anſtand haben, bis mein Vater eben wieder — geſund iſt.“

Ein ſchelmiſches, etwas frivoles Lächeln ſpielte dabei um den Mund der ſchönen Aiſcheh.

„Und haſt du ſie geſehen? Iſt ſie wirklich ſo ſchön?“

„Es iſt wahr, ich ſah nie ein reizenderes Weib. Ich würde aber dieſes Geſtändniß meinem Gemahle nicht machen.“

Die beiden Frauen plauderten noch lange über dieß und das, bis Zuleika wieder aufbrach. Als ſie ſchon an der Thüre war, ſagte Aiſcheh raſch, als fiele ihr plötzlich noch etwas ein: „Noch eine Nachricht muß ich dir über Sabbathai Zewi mittheilen.“ Dabei beobachtete ſie die Züge der ältern Freundin ſcharf.

„Ueber Sabbathai?!“ rief dieſe haſtig, und jede Muskel zuckte an ihr, das Auge ſtrahlte blitzartig.“ Was iſt's mit ihm?“

Aiſcheh lachte. „Er hat um eine Audienz bei meinem Herrn gebeten,“ fuhr ſie fort, „Ahmed will aber in dieſer Sache nicht das Geringſte ohne den ausdrücklichen Willen des Großherrn thun. Er hat den Wundermann nicht vorgelaſſen, und einen Eilboten zum Padiſchah abgeſandt, um ſich Verhaltungsbefehle in Bezug auf Sabbathai auszubitten. Der Mann hat, im Vertrauen zu dir geſagt, den Großvezier in keine geringe Verlegenheit gebracht. Es iſt nämlich zwiſchen dem Kaiſer und ihm ſchon einige Mal die Rede geweſen; wie man ſich am geſchickteſten dieſes kühnen Rebellen in Smyrna bemächtigen könne, man fürchtete aber, dieß werde nicht gelingen, da ſein Anhang zu groß ſei. Nun iſt er plötzlich zu aller Erſtaunen hier mitten unter denen, die ihn fürchten, und verlangt ſehr unbefangen vor den Großherrn geführt zu werden, und da dieſer eben in Adrianopel verweilt, ſo bitte er um Audienz beim Großvezier, gleichſam als habe er der Pforte wer weiß was für große Dienſte geleiſtet, während er im Begriff ſteht, ſich zum König der ſchönſten Provinzen des ottomaniſchen Reichs zu machen. Iſt das nicht höchſt ſeltſam? Fürwahr ich muß dieſen unbegreiflichen Mann ſehen. Haſt du nicht Luſt, morgen mit mir zu gehen?"

„Ich will es mir überlegen," antwortete Zuleika, und ſchlüpfte hinaus.

In einem prächtigen Gebäude des Serail ſaßen auf der niedern Ottomane zwei Greiſe, Taback ſchmauchend und Kaffee ſchlürfend zuſammen im Zwiegeſpräch. Es war das Haus des Großſiegelbewahrers, und der Eine der beiden Alten Niſchanji Paſcha, der Andre aber Jakob Ben Eliah de Villegas, der Arzt.

„Wahrlich,“ fuhr der Letztere geſchmeidig fort, „die Wege, die der Herr uns führt, ſind wunderbar und liegen außer aller menſchlichen Berechnnng. Wer von uns hätte in jener ſchönen Jugendzeit, die wir zuſammen in Jakob Chagis Schule — auf dem der Segen ſei! — in deiner Mutter und meiner Eltern Haus zubrachten, ahnen können, zu welch' hohen Würden du emporſteigen ſollteſt, Jehuda? O wenn deine Schweſter, meine gute Hannah den Tag erlebt hätte, wo ſie dich, den geliebten Bruder — denn von all deinen Schweſtern liebte ſie dich am meiſten — als Niſchanji Paſcha ſehen ſollte, ſie wäre vor Freuden geſtorben.“

„Es iſt wahr, der Herr hat mich geſegnet,“ entgegnete der Großſiegelbewahrer; aber nur als ich durch die Rachgierde meiner Feinde gezwungen war, mich der Lehre Muhamed's zu ergeben, kam Segen über mich. Der Prophet hat aus ſeinem goldnen Paradieſe mit Wohlgefallen auf mich herabgelächelt; wäre ich dem Glauben unſrer Väter treu geblieben, Jakob, ich lebte gewiß in tiefer Verborgenheit, vielleicht Dürftigkeit in Jeruſalem, quälte mich mit Talmud und Kabbalah und wäre nicht ſo glücklich, dir, dem Freunde meiner Jugend, dem Manne meiner geliebten Schweſter eine ſichre Zufluchtſtätte in deinem Alter zu bieten. Muß ich es nicht jenem rachſüchtigen Chananiah Ben Jakir, jenem verſchmitzten Aaron de la Papa und jenem großprahleriſchen Samuel Lisboa Dank wiſſen, daß ſie mich aus Vaterhaus und Vaterſtadt vertrieben? Sie gedachten es bös mit mir zu machen und ſie haben es gut gemacht. Gott verdamme ſie dafür, die Hunde!"

„Ja ich verwünſche ſie in die unterſte und qualvollſte Kammer von Gehinnom!" fuhr der Arzt auf. „Muß ich zuletzt noch in meinen ſpäten Lebenstagen, als ich den ſchönſten und vollſtändigſten Sieg über ſie davon getragen zu haben meinte, nein wirklich hatte, plötzlich vor ihnen flüchtig werden! Schon hatte dieſer Aaron ſein Amt, ſein Haus, die Stadt verlaſſen müſſen ſammt all ſeinen Anhängern, ſchon zitterte dieſer Chananiah Ben Jakir in Jeruſalem vor mir, und der ganze Höllenbund des alten Huſſein Damad ſchnappte nach Luft in Todesängſten, die

Schlange wand ſich unter meinen Füßen, ſchon ſtimmte ich den Triumphgeſang an; denn der ſehnlichſte Wunſch meines Lebens ging in Erfüllung, das Werk der Rache, wonach ich ſo viele Jahre gelechzt, gelang auf eine nie geahnete vollkommene Weiſe. Und eh' ich's mir verſehe iſt mir das Schwert aus der Hand geriſſen, mein Werk vernichtet, die Feinde triumphiren und ich bin's, der knirſchend und fluchend landflüchtig werden muß, um nur nicht in ihre mörderiſchen Hände zu fallen. Und das Alles durch dieſen unergründlichen Thoren Sabbathai Zewi, von dem man nicht wiſſen kann, ob er dumm oder wahnſinnig geworden iſt.“

„Wenn er nicht an ſeinem Verſtande litte,“ bemerkte der Großſiegelbewahrer, „ſo wäre er nicht hierher nach Stambul gekommen. Er konnte an keinen für ihn ſchlimmern Ort gehen.“

„Was er hier will, iſt mir ganz und gar ein Räthſel,“ ſprach Jakob Ben Eliah weiter, „ja es macht mich noch mehr verwirrt, daß eine dunkle Kunde mir zugekommen, unſre Feinde hätten ſich ſeiner bemächtigt und gebrauchten ihn zu ihren Zwecken. Welche mögen dieſe ſein? Was wollen ſie mit dem Schwärmer erzielen? Er iſt ein gefährliches Werkzeug und verwundet leicht den tödtlich, der es gegen den Feind ſchleudern will. Vielleicht wird er noch mein Rächer an ihnen auf eine ganz andre Art, als ich je beabſichtigte.“

„Du geſtehſt alſo ein, daß dieſer Narrenkönig, der ſich den Meſſias der Juden nennt, nichts weiter war, als ein Werkzeug der Rache in deiner Hand, ein elender Betruger, wie ihn die dummen Juden nicht anders verdienen.“

„Was ſoll ich es dir gegenüber leugnen, was ſoll ich es überhaupt noch leugnen, daß ich und Samuel Lisbona's Schwiegerſohn, jener verſchmitzte deutſche Nathan Benjamin, es waren, die ihm die Meſſiaskrone aufſetzten, und den Schwächling den Weg führten, den er ging. Ohne uns, was wär' er geweſen? Ein hülf-, rath- und thatloſer Bücherwurm, zum Narren geworden über ſeine Gelehrſamkeit, und unfähig, ſich in der Welt fortzuhelfen. Mädchen, denen ſeine körperliche Schönheit gefiel, hatten ihm weiß gemacht: er ſei der Meſſias; er glaubte daran, als wenn es ihm Gott der Herr ſchriftlich gegeben hätte. Mir kam dieſer Wahn ſehr zu ſtatten; ich ſchrieb deshalb an Samuel Lisbona nach Gaza, und dieſer ſchickte mir ſeinen Schwiegerſohn. Wir ketteten unſere Pläne an Sabbathai's Wahn; ſeine Brüder, denen wir Erlöſung aus ihrer Armuth und Erhöhung in der Ferne zeigten, waren bald mit uns einverſtanden; Mihurmah, die uns der Himmel als beſte Gehülfin zuſandte, war uns vom größten Nutzen, obgleich ſie ſpäter jedesmal die Urſache wurde, daß unſere ſchönſten Pläne ſcheiterten. Durch geheime Mittel wirkte ich auf Sabbathai's kränkliche Schweſter und brachte es bald ſo weit, daß ſie Alles, was ich ihr, wenn ſie ſchlief, zuflüſterte, für prophetiſche Geſichte hielt und mit Begeiſterung verkündete. Ihre Aeußerungen machten mich allmählig ſelbſt irre an meiner Kunſt; denn ſie ſah endlich weit entfernte Dinge, enthüllte das Verborgene und hörte Worte und Geſpräche, die ſehr weit von ihr geſprochen wurden. Ueberhaupt ereigneten ſich ſpäter Dinge, die mich in das größte Erſtaunen ſetzten und mir nicht ſelten den Glauben aufzwangen, daß Sabbathai wirklich der Meſſias ſein möchte, und Gott ſich meiner als Werkzeug zu ſeiner Erhöhung bedient habe. Ueber ruhige Männer, die erſt gegen ihn geſtritten, kam plötzlich die Gabe der Weiſſagung, wie über den dir bekannten Moſes Servil; es trafen Prophezeihungen ein, und Sabbathai verrichtete Dinge, die an Wunder grenzten.“

„Und wo das Wunder fehlte, da halfſt du nach,“ bemerkte Behadir Anuſcha, der Siegelbewahrer.

„So iſt's!“ lachte Jener. „Ich bin auch von meinem Glauben geheilt, obgleich ich mir Vieles, was ſich dabei zugetragen, nicht erklären kann. — Sabbathai war leichtgläubig und lenkſam, wie ein Kind. Wir ließen einen Ring verfertigen und ich grub den alten Namen Jehova's darauf; ein abgelernter Rabe brachte ihm denſelben im Schnabel; der junge Thor hielt den Ring wirklich für Salomo's uralten Zauberring und den Namen für den Schemhomphoroſch. Er citirte die Geiſter und Engel damit, und ſein erhitztes Auge ſah ſie wirklich vor ſich erſcheinen. Wir mußten ihm den Ring wieder wegnehmen; denn er trieb zu argen Unfug damit. Doch all unſer Spiel, all unſere Mühe hatte uns nichts geholfen; der einzige Umſtand, daß Mihurmah ſeines Bruders Eliah Weib wurde, vernichtete alle unſere in der ſchönſten Blüthe ſtehenden Pläne, auch hatten wir nicht Nachdruck genug, das Ungeheure auszuführen. Samuel Lisbona hatte große Summen daran gewandt und faſt ſein Vermögen erſchöpft, und wir kamen nicht vorwärts. Als Sabbathai flüchtig Smyrna verlaſſen mußte, gaben wir ihn ſchon halb und halb auf. Sein Predigen in Salonichi und in den ägyptiſchen Städten half ihm nichts; er konnte wohl eine augenblickliche Bewegung unter dem Volke hervorrufen, aber die Rabbinen vertrieben ihn überall. Selbſt Nathan Benjamin konnte in Gaza, als Sabbathai auf ſeiner Wanderung dorthin kam, kein dauerndes Intereſſe für ihn begründen. In Jeruſalem machte er nur noch Aufſehen als tief gelehrter Kabbaliſt. Man würde bald ſeine kurze Meſſiaslaufbahn vergeſſen haben und er würde in Jeruſalem ruhig leben, ohne der Thorheit ſeiner Jugend mit ſonderlicher Freude zu gedenken, wenn nicht einer jener merkwürdigen Zufälle, aus denen ſich außerordentliche Schickſale der Menſchen aufbauen, mich nach Venedig geführt hätte. Dieſem Zufall verdankt Sabbathai ſeinen Ruhm, wenn es anders der Mühe werth wäre, für ein ſolch armſeliges Ding zu danken. Hätte ich freilich ahnen können, welch einen gemeinen und erbärmlichen Ausgang die ganze Angelegenheit nehmen würde, wahrlich ich würde mir eher die Hand abgehackt, als ſie zu ſolchem Werk geboten haben.“

„Und wie hängt denn dieſer Lügenprophet mit unſrer Feindin, der ſtolzen Republik Venedig zuſammen? Laß doch hören, mein Freund, wie du es angefangen, mit deiner Drahtpuppe ſo großes Aufſehen in der Welt zu erregen?“

„Es iſt dir bekannt, daß ich die Tochter deiner Schweſter und Chananiah Ben Jakirs, die du ſpäter zu der deinigen gemacht hatteſt, von dem Schiffe eines Griechen befreite, der ſie aus Moſes Servil's Hauſe hier für Rechnung eines ungariſchen Herrn nach Rom oder Venedig führen ſollte. Ich bemerkte nämlich bei'm Aderlaß jene merkwürdige Taube auf ihrem Arm, welche die Schüler Huſſein Damad's als Erkennungszeichen haben. Ein dunkler Gedanke fuhr mir durch den Sinn, ob ich durch dieſes Mädchen nicht Aufſchlüſſe über das Weſen und Treiben jenes geheimnißvollen Bundes erlangen, ob ich ſie ſelbſt nicht zum Werkzeuge meiner Rache benutzen könne. Auch rührte mich die große Schönheit Miburmah's. Genug, ich befreite ſie aus den Händen des griechiſchen Seeräubers, der ſie für ſeine Tochter ausgab, und der reiche David Roſanes nahm Miburmah als Geſellſchafterin ſeiner ſchönen Tochter Thamar in's Haus. Dadurch gerieth er aber bei dem Griechen Zadukkis, und bei dem erwähnten ungariſchen Grafen, Namens Kinsky, in den Verdacht, als ſei er Miburmah's Räuber geweſen, und der Grieche ſtahl ihm dafür die Thamar und brachte ſie nach Venedig. In Rom wurde dieſe bald darauf Chriſtin und des Grafen Frau, dem ihr großes Vermögen gefallen haben mochte. Sie erkrankte nach einer Reihe von Jahren in Venedig, wo ihr Gemahl öſterreichiſcher Geſandter und ein ſehr vornehmer Herr war, und hatte zu keinem Arzte als zu mir Vertrauen. Ich wurde bald mit Gewalt vermocht, nach Venedig zu gehen, ich erkannte ihre Krankheit, und die Frau genas. Da ließ ſich einſt der Graf in ein Geſpräch über Sabbathai mit mir ein, der erſt ſeines Weibes Gemahl geweſen war, und nannte ihn einen Betrüger, wie du. — Laß mich verſuchen, jenes Geſpräch, das mir noch lebhaft vor der Seele ſteht, ſo viel als möglich wortlich dir zu wiederholen, damit du daraus den Gang, den Sabbathai's und ſo vieler Menſchen Schickſal durch dieſe wenigen Worte ſo unerwartet nahm, erkennen mögeſt.

Ihr habt jenen merkwürdigen Sabbathai Zewi genau gekannt, ſagte der Graf Kinsky, der Gemahl der Thamar, zu mir, gewiß genauer als meine Frau; ſagt mir aufrichtig, Rabbi, was war mit dieſem Menſchen?

Ich verſetzte nicht ohne Verlegenheit und gefaßt, ſo gut es eben ging: Herr Graf, Euer biederes, herablaſſendes und wohlwollendes Weſen nimmt mich ſehr für Euch ein; Ihr ſeid ein Chriſt, ein vornehmer und mächtiger Mann, was könnte es mir fruchten, Euch zu täuſchen? Ich will Euch reine Wahrheit einſchenken über dieſen ſeltſamen jungen Mann. Von Kopf und Herz, glaubt mir, war er gleich trefflich und vorzüglich. Freilich war er ein Schwärmer, ein Dichter. Er hatte eine heiße und kühne Phantaſie, deren Thätigkeit durch das anhaltende Studium der Kabbalah ſehr geſteigert worden war. Er war ſtets voll tiefer, großer und heiliger Gedanken.

Dann war er vielleicht der ſchönſte Jüngling, der je aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen iſt. Seine hohen geiſtigen Anlagen hatte er durch anhaltende Studien ausgebildet und einen faſt unergründlichen Schatz von Weisheit geſammelt, wie ihn kein andrer unſrer Rabbinen beſitzt, noch jemals beſeſſen. Aber dieſe ſeine Vorzüge, die Jedermann mit Freuden anerkannte, die ihm die Hochachtung ſelbſt der älteſten und geehrteſten Lehrer unſrer Synagogen verſchaffte, machte ihn ſtolz, und durch ſeinen Stolz wurde er, ohne es ſelbſt zu merken, das Werkzeug einer Partei, die die andere, ihr feindliche, dadurch zu vernichten ſtrebte, daß ſie Sabbathai mit der Meſſiaswürde bekleidete. Er war kein Betrüger, wofür man ihn ſpäter hat ausſchreien wollen. Er hatte die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung unſers Cultus mit ſcharfem Geiſte aufgefaßt; hohe Begeiſterung, die zur fanatiſchen Schwärmerei wurde, und Stolz ließen ihn in ſich den lang verheißenen Erlöſer unſers Volks aus der tiefen Schmach der Knechtſchaft erkennen; und die Freunde, die ihn leiteten, beſtätigten und beſtärkten ihn in dieſer Meinung. Glaubt mir, Herr Graf, wären nicht einige Unfälle dazu gekommen, und hätte Sabbathai nicht ſogleich den Kopf verloren, die Sache wäre ſehr ernſthaft und für die Pforte gewiß um ſo gefährlicher geworden, je weniger ſie ſich eines ſolchen Feindes verſehen hätte. — Auf dieſe oder ähnliche Weiſe ſprach ich.

Der Graf ging nachdenkend im Zimmer auf und ab; endlich fragte er mich: Und hat Sabbathai Zewi jeden Glauben an ſeine Meſſiaswürde aufgegeben? Darauf verſetzte ich: Hoher Herr, ich kann es nicht wiſſen, weil ich ihn nicht wieder geſehen. Doch glaube ich kaum, ſo weit ich ihn kenne, und ich kann mich rühmen, ihn genau zu kennen. — Da faßte mich der Graf ſcharf in's Auge und ſagte langſam: Kennt Ihr auch die Männer, die den Schwärmer leiteten? —

Sie ſind mir alle wohl bekannt, ja ſie ſind ſogar meine Freunde, war meine Antwort. Er fuhr fort: Meint Ihr, daß ſie ſich noch einmal dazu verſtehen würden, Sabbathai für den Meſſias auszuſchreien und die ſämmtliche Judenſchaft im türkiſchen Reiche unter die Fahnen ihres Erlöſers zu rufen? — Ich zuckte mit den Achſeln, indem ich entgegnete:

Sie würden an denſelben Hinderniſſen ſcheitern, wie früher.

Und welche waren dieſe? —

Der Mangel an Mitteln, der Mangel an Eintracht und Sabbathai's Scheu vor Krieg und Blutvergießen. Er iſt nicht zum Helden geboren. Doch dafür beſitzt ſein älterer Bruder Joſeph kriegeriſchen Sinn genug, um eine Welt zu erobern. Aber Geld dürfte uns nicht mangeln, die Häupter der Judenſchaft in Kleinaſien, Griechenland, Paläſtina und Aegypten, die heller ſehen, als der große Hauſe, zu unſerm Zweck zu erkaufen und uns mit Glanz und Anſehen zu umgeben. Dann würden auch die, welche die Hauptrollen ſpielten, die Andern, deren Querſinn der Eintracht ſchädlich wäre, unterdrücken. Alſo mit hinlänglichen Geldmitteln wäre Alles abgemacht und ich wollte für den beſten Erfolg haften. — Da lächelte Graf Kinsky, trat an mich heran, und ſprach vertraulich:

Und wenn man euch nun mit hinlänglichen Geldmitteln unterſtützte, wenn man euch im Hintergrund ein freies jüdiſches Reich in Paläſtina zeigte, mit dem Verſprechen, euch zu helfen, bis ihr euer Vaterland erkämpft und euer neuer König ſeinen Thron in Jeruſalem aufgebaut hätte, würdet ihr den ſtolzen Ottomanen mit Schwert und Feuer zuſetzen?

Herr, rief ich wie von Gottes heiligem Himmelsfeuer berührt, mit leuchtenden Augen und zitternd vor Freude, ein gedrücktes, geknechtetes, herabgewürdigtes Volk thut Wunder der Tapferkeit gegen ſeine Tyrannen, wenn man ihm Gelegenheit zu kämpfen gibt! Es lebt im jüdiſchen Volke keine größere und heiligere Idee, als die des uns gelobten und von uns ſtets erwarteten Meſſias. Gelingt es, die Juden zu überzeugen, daß Sabbathai der von allen Propheten angekündigte Erlöſer ſei, ſo opfern ſie Alles, Gut und Blut, und der Turke hat den härteſten Kampf in den Eingeweiden ſeines Landes zu beſtehen, einen Kampf, dem er unterliegen muß. — —

Furwahr, Euch hat Gott geſandt! rief der Graf in der Aufwallung eines mächtigen Gefühls. Nicht nur zur Rettung meines geliebten Weibes ſeid Ihr nach Venedig gekommen, aus Euerm Hierſein kann auch das größte Heil erſprießen für mein armes Vaterland Ungarn, welches jetzt der verfluchte Türke furchtbar heimgeſucht hat, für Oeſterreich und das deutſche Reich, ſo wie für Venedig, welches, wie Euch bekannt iſt, in Candia hart von den Moslemin bedrängt wird. Wahrlich, ſeit Neuhäuſel an die Türken übergegangen iſt, drohet dem deutſchen Reich die größte Gefahr. Täglich laufen ſchlimme Nachrichten von der neuen Uebergabe einer Feſtung ein, und ſchon iſt man in Preßburg gefaßt, ſich ihnen zu unterwerfen; ſchon zittert man in Wien vor ihnen. Unſre Lage iſt verzweiflungsvoll; denn nichts iſt geſchehen zu ihrem Empfang. Darum iſt es ein trefflicher Einfall, ſie in ihren eignen Ländern zu ſchädigen und ihnen ein Feuer in ihren Eingeweiden anzuzünden, daß ſie erſchreckt von Ungarn, Oeſterreich und Candia ablaſſen müßten. Zweifelt nicht daran, daß Oeſterreich und Venedig Euch kräftig unterſtützen werden, wenn Ihr die Juden mit Glück gegen die Pforte aufbringt. Man wird nicht anſtehen, gleich eine bedeutende Summe an den Beginn dieſes Glücksſpiels zu ſetzen. Verlaßt Euch auf mich. Ich mache morgen meinen Bericht nach Wien; ich ſpreche mit dem Dogen. Wird Ungarn frei von ſeinem unmenſchlichen Dränger, Oeſterreich ſeiner Angſt los, und bleibt Venedig in Beſitz von Candia, Alles dadurch, daß ihr den Türken in Aſien zu ſchaffen macht, ſo iſt auch ein freies Königthum in Paläſtina gewiß, und ihr ſollt wieder ein ſelbſtſtändiges Volk bilden wie ſonſt. — Dieſes und Anderes in gleichem Sinne ſprach der Graf zu mir, der mir damals wie ein Engel erſchien. Ich aber ſank, von heiligen Gefühlen überſtürmt, in die Knie und küßte begeiſtert mit einem von hohen Betheurungen überſtrömenden Munde den Rockzipfel des Grafen.

Schon nach einigen Tagen verließ ich Venedig auf dem Schiffe des Griechen Zadukkis, der durch Graf Kinsky dort ein angeſehener Mann geworden war. Wir hatten wichtige, ſehr wichtige Aufträge. Der Kiel des Griechen kehrte ſich nicht nach Kleinaſien, ſondern nach Paläſtina, und ſetzte mich ohnweit Gaza an das Land unſrer Väter. Mit prächtigen Kleidern angethan und von einem zahlreichen Gefolge umgeben, ritten wir, ich und der Grieche, auf Maulthieren nach der Stadt, und verfügten uns nach dem Hauſe des Rabbi Nathan Benjamin, Lehrers an der Synagoge. Wir wurden mit Herzlichkeit empfangen und ich ſtellte den Philippos Zadukkis meinem Freunde Nathan Benjamin, als Geſandten Oeſterreichs und Venedigs an ihn, den Bürger Gaza's, vor. Höchlich erſtaunt empfing der Chacham die Beglaubigungsſchreiben des Griechen, und ich beeilte mich, dem jüngern Glaubensgenoſſen das Räthſel zu löſen. Mit lebhaften Farben ſchilderte ich das glückliche Zuſammentreffen der Zeitumſtände und wie es unſre Pflicht ſei, daraus den beſtmöglichen Nutzen zu ziehen und unſern alten Plan zur Beſiegung unſrer Feinde, zur Eroberung Paläſtina's und zur neuen Begründung des alten David'ſchen Throns in Jeruſalem wieder aufzugreifen. — Hierauf nahm Zadukkis das Wort, verſichernd, daß Oeſterreich und Venedig, und vorzüglich der letztere Staat alle nöthigen Unterſtützungen zur Ausführung dieſes Planes hergeben würden, und daß er bereits anſehnliche Summen bei ſich habe, die er befehligt ſei, zu unſrer Diſpoſition zu ſtellen, ſobald er ſähe, daß wir und unſer Anhang uns bereitwillig zeigten, die Sache in's Werk zu ſetzen.

Nathan Benjamin brach in einen maßloſen Jubel aus, ſich das Ziel, dem er ſchon vor Jahren mit vielen Aufopferungen zugeſtrebt, und das, trotz allen

Anſtrengungen, ſich zuletzt ganz aus ſeinen Augen verloren, plötzlich ſo nahe gerückt zu ſehen.

Wir drei Männer ſchritten nun unverzüglich zur Entwerfung eines feſten Plans, nach welchem wir handeln wollten. Nathan Benjamin war nicht lange zuvor in Geſchäftsangelegenheiten in Jeruſalem geweſen; Samuel Lisbona, ſein Schwiegervater, war nämlich das Jahr zuvor geſtorben und Nathan Benjamin hatte, als einziger Erbe, um den Nachlaß zu ordnen, mehre bedeutende Reiſen machen müſſen. Eine der kleinern hatte ihn auch nach der alten verwaiſten Königsſtadt geführt, und er hatte zur gänzlichen Beſeitigung ſeines Geſchäfts mehre Wochen dort zubringen müſſen. In dieſer Zeit hatte er Sabbathai Zewi öfter geſprochen und den Lehrvorträgen deſſelben beigewohnt, und konnte deßhalb mit Genauigkeit angeben, wie groß und bedeutend auch in Jeruſalem deſſen Anhang vorzüglich unter den jungen Leuten ſei, ſo auch, daß derſelbe keineswegs den Glauben an ſeine Meſſiaswürde aufgegeben habe, vielmehr nur die von Gott beſtimmte rechte Stunde erwarte, um glänzend und machtvoll hervorzutreten. Ich meinerſeits konnte dagegen anführen, daß im

Laufe der Jahre ſich in Smyrna mehre gewichtige Stimmen zu Sabbathai's Vertheidigung erhoben, die große Anzahl von Jünglingen, die den Anhang deſſelben gebildet, nun zu Männern geworden und durch ſeine fortgepflanzte Lehre die unterdeſſen wieder herangewachſene Jugend um ſo mehr für ihn begeiſtert habe, da er als ein Entfernter, in einem glänzendern und heiligern Lichte der Verklärung erſchiene, als wenn er gegenwärtig geweſen ſei. Seine Feinde ſeien zum Theil ſchon geſtorben, zum Theil alt und ſtumpf geworden, ſo daß ich behaupten könne, ſein Anhang ſei jetzt zahlreicher als zur Zeit ſeiner Flucht. Wir beſchloſſen vorerſt, uns an einige der ſchlaueſten und gewandteſten Köpfe zu wenden, ſie mit Geld zu gewinnen und ihnen das Lockbild künftiger Gewalt im neuen jüdiſchen Staate vorzuhalten, und Zadukkis ſchlug vor Allen den Moſes Servil vor, der ſehr reich ſei, in Smyrna wohne, und ihm als einer der verſchlagenſten Köpfe bekannt ſei. Sabbathai's beide Bruder in das neue Geheimniß einzuweihen, wurde ebenfalls für ſehr nöthig erachtet; doch wollten wir dabei mit Einſchränkungen verfahren. Am meiſten vertrauten wir auf Joſeph's kühnen Feuereifer und kriegeriſche Talente, da, wie wir wußten, in dieſer Hinſicht mit Sabbathai nichts anzufangen war. Seinen älteſten Bruder zum Oberfeldherrn zu ernennen, konnte aber nichts Auffallendes ſein.

Es lag ſowohl in meinem und Nathan's Charakter, als auch in unſern dem Griechen mehr oder weniger fern liegenden Volksintereſſen, vorzüglich auch, da dieſer mir durch Thamar als ein ſchlechter und hinterliſtiger Menſch bekannt war, unſer beſonderes Spiel heimlich für uns zu machen und Pläne und Entwurfe zu beſprechen, von denen Zadukkis nichts erfahren durfte.

So ſaßen wir auch einmal in ſtiller Nacht bei einander und berathſchlagten über unſern künftigen König und des zu gründeten Reiches Wohlfahrt, da nahm Nathan Benjamin launig und ſcherzend, wie immer, das Wort: Mein Freund, ſoll uns das Narrenſpiel dießmal beſſer gelingen, ſo müſſen wir auch die erſte Rolle beſetzen, durch die wir den großen Narren, der die andern an's Seil fodern ſoll, ganz in unſre Gewalt bekommen. Das heißt ohne Bild und Schmuck, wir müſſen Sabbathai eine

Frau geben, die in unſer Intereſſe eingeweiht iſt und in unſerm Geiſte ſchlau und vorſichtig handelt. Das Mißlingen unſers Plans vor dreizehn Jahren lag an ſeinen beiden Weibern. Die erſte wollte einen zärtlichen Gatten an ihm haben und keinen Meſſias, die zweite wollte ihm die Meſſiaskrone aufzwingen, um Königin zu ſpielen, und ließ ihn, allzuhaſtig rennend, merken, was ſie vorhatte. (Verzeihe, daß ich dir gegenüber alſo von Rahel ſpreche, ich gebrauche nur Nathan's Worte!) Zum Glück hat es Sabbathai verſchmäht, ſich wieder mit einem Weibe einzulaſſen; er ſcheint Thamar, die er ſo thöricht und ſtolz von ſich ſtieß, nicht vergeſſen zu können. Als ich ihn neulich in Jeruſalem fragte, warum er, der doch als Lehrer eines ſo großen Anſehens genieße, nicht wieder geheirathet habe, antwortete er mir in ſeinem alten Uebermuthe: Der Engel meiner Geburt wird mir auf höchſten Befehl das Weib anzeigen, welches mir Kinder gebären wird, die den Glanz, den ich auf Iſrael bringen ſoll, verbreiten und tragen werden auf die ſpäteſten Zeiten. — So biſt du immer der Verheißungen gewärtig, die dir geworden ſind? fragte ich ihn mit erheuchelter Ehrfurcht, und er erwiederte: So wahr die Sonne aufgehet zur rechten Stunde und nie ausbleibt, die Welt zu erleuchten, ſo wahr wird mein Licht über die Welt flammen, wenn meine Stunde gekommen iſt. — Daß ich ihn in ſeinem ſtolzen Glauben beſtätigte, dem alten deutſchen Sprichworte nach: man muß keinem Narren die Kappe nehmen, das kommt uns jetzt ſchon zu gut. Wir können das Faſtnachtsſpiel jeden Tag mit ihm beginnen, und finden ihn immer vorbereitet. — Auf dieſe Rede Nathan Benjamin's verſetzte ich:

Was du ſagſt in Betreff eines Weibes, unterliegt keinem Zweifel. Aber wo fänden wir ein taugliches Subjekt, das mit ausgeſuchter Schlauheit den Willen verbände, uns zu dienen, und nach unſrer Leitung Sabbathai zu betrügen? Und wenn wir eine Taugliche fänden, wer bürgt uns für die Dauer einer Stunde, daß ſie uns nicht verriethe? An ihn ſelbſt verriethe oder an unſre Widerſacher? Wer kann auf Weiber bauen? Und müſſen wir einer ſolchen nicht unſern ganzen großen Plan in die Hände legen? Ein einziges Wort von ihr in einem zärtlichen Augenblick an Sabbathai's Bruſt geplaudert, und das ſchimmernde Gebäude unſrer kühnen

Entwürfe ſtürzte lautlos zuſammen, wie das Zauberhaus eines Teufels, wenn Gottes Odem darüber hinſtreift. Das alles iſt wohl zu bedenken, mein Nathan Benjamin! — Er aber rief: Alles bedacht, mein Freund! Ja noch mehr! Du mußt wiſſen, daß bereits ein Mädchen gefunden iſt, die all die nöthigen Eigenſchaften im hohen Grade beſitzt. Ja ſtaune nur, und erkenne daraus, daß uns Gott gnädig iſt. Faſt möchte ich aus dem Spiele, wie wir es bereits in der Hand haben, den Schluß ziehen, daß, mit Sabbathai's Worten zu reden, die rechte Stunde endlich gekommen iſt, freilich in einem andern Sinne, als er meint, aber doch dieſelbe Sache bezeichnend. —

Du machſt mich begierig auf deine fernere Rede, ſprach ich geſpannt, und er erzählte. Der Tod meines Schwiegervaters und die Eintreibung ſeiner bedeutenden Außenſtände veranlaſſen mich, wie ich dir bereits geſagt, zu mehren Reiſen, wovon die nach Jeruſalem die kleinſte war. Ich mußte nach Holland, nach Polen, nach Deutſchland. In Amſterdam ſuchte ich einen Schuldner auf, einen gewiſſen Aaron Meyr, den ich ſchon von früher kannte und der, wie ich bereits wußte, aus Polen ſtammte. Der Mann überzeugte mich ſo gut er vermochte, daß er nicht im Stande ſei, mich zu bezahlen. Da er hörte, daß ich nach Polen ging, ſagte er mir, wenn ich einen nicht unwichtigen Auftrag von ihm übernehmen und gehörig beſorgen wolle, ſo würde mir daraus die Bezahlung von ſelbſt werden. Ich zeigte mich natürlich dazu ſehr bereitwillig, und darauf erzählte er mir Folgendes. Mein Vater, ſprach er, war ein reicher Mann in Podolien und ich ſein älteſter Sohn. Als ich erwachſen war, ſchickte er mich nach Holland zu einem Verwandten, der mich in ſein Haus und ſein Geſchäft aufnahm. Ich hatte Glück und wir befrachteten Schiffe mit unſern Waaren. Ich brauchte nicht nach dem väterlichen Gute zu fragen. Aber mehre Schiffe ſcheiterten, mich traf ein harter Schlag nach dem andern. Obgleich mir damals Samuel Lisbona half, ſo konnte ich mich doch nicht wieder zum frühern Reichthum emporarbeiten. Unterdeſſen war auch mein Vater um einen beträchtlichen Theil ſeines Vermögens gekommen. Ein Ueberfall der wilden und grauſamen Moskowiter hatte ihm große Verluſte gebracht. Schlimm genug war es mit dem Hab und Gut nicht allein abgethan. Mein Vater hatte nach dem Tode meiner Mutter ſich wieder verehlicht und in ſeinen ſpäten Tagen noch ein Töchterlein gezeugt, deſſen Schönheit und Klugheit ſein Alter verſüßte. Mirjam, ſo hieß das Kind, der Liebling ſeiner Seele, war ſechs Jahre alt, als jener blutige Ueberfall ſtatt fand, und wurde von den Unmenſchen, als ein guter Raub, von dannen geführt. Vergeblich waren mehre Jahre lang die koſtſpieligſten Nachforſchungen der tief bekümmerten Eltern nach dem unglücklichen Kinde, bis ſie nach unabläſſiger Mühe erfuhren, daß es getauft und in ein Nonnenkloſter in Lublin gebracht worden ſei. Mein Vater wendete alle Mühe an, ſein Kind zurück zu erhalten; er reiſ'te ſelbſt nach dem Orte ihres Aufenthaltes, er verſchwendete faſt ſein ganzes Vermögen; es war alles vergebens. Man nahm dem verachteten Juden ſein Geld ab, aber ſein Kind erhielt er nicht wieder. Es wurde ihm nicht einmal der Troſt gewährt, um den er wie ein Verzweifelter bettelte, es noch einmal zu ſehen. Da verließ er mit ſeinem gleich unglücklichen Weibe ſeinen zeitherigen Wohnort und ging nach Bairuth in Syrien, ſeiner Geburtsſtadt, zurück, wo er bald darauf aus Gram und Verzweiflung über den grauſamen Verluſt ſeines Kindes ſtarb. Wäre ſie gar nicht wieder aufgefunden worden, es wäre dem alten Manne beſſer geweſen; ſie aber unter den Gojim zu wiſſen, ungetreu dem Glauben ihrer Väter, das zerbrach ihm das Herz. Vor ſeiner Abreiſe aus Podolien machte er erſt noch bei dem Rabbinalgericht zu Kaminiec eine Stiftung für das geraubte Kind, faſt den ganzen Reſt ſeines Vermögens, falls das Mädchen zum Glauben ſeiner Väter zurückkehren ſollte. Geſchieht dieſes aber nicht, ſo gehört das Geld mir und meinem jüngern Bruder, Tabakshändler in Frankfurt am Main, oder unſern Kindern. Kehrt ſie aber zurück, ſo ſoll das Geld mir ausgeantwortet werden und ich davon ihre Nothdurft beſtreiten. Schon ein Verſuch, den ich ſelbſt gemacht, ſchlug fehl; ich konnte nicht zu meiner Schweſter gelangen. Ein zweiter, von einem Rabbinen zu Brzesc, berühmtem Lehrer an der dortigen Judenuniverſität, gewagt, fiel nicht beſſer aus. Die abſcheulichen Nonnen bewachen das Mädchen wie die krumme Schlange das Paradies. Vielleicht gelingt es eurer Schlauheit beſſer, Rabbi Nathan Benjamin, das Mädchen zu ſehen, zu belehren und zu bekehren. — Alſo ſprach Aaron Meyr zu mir und ich überlegte nicht lange, ſondern ſagte das Wagſtück zu. Der Mann gab mir genau alle nöthigen Nachweiſungen, und ich reiſete ab. — Eh ich noch Lublin erreichte, nahm ich eine kleine Umwandlung mit mir vor. Ich verſchaffte mir nämlich die Kleider und das Anſehen der armeniſchen Mönche auf dem Berge Carmel, ſchrieb mir ſelbſt mehre armeniſche und ſyriſche Zeugniſſe, hielt dann, mit ein Paar alten Büchern ausgerüſtet, auf einem Mauleſel meinen Einzug in Lublin, und nahm in einem Mönchskloſter daſelbſt Einkehr. Wie ich gewünſcht und gehofft, ſo geſchah es: Mein Erſcheinen machte großes Aufſehen. Bald ſah ich ein, daß auch das kleinſte Bangen vor Verrath vergeblich geweſen war; denn die Mönche waren in den Lehren und Gebräuchen ihres Glaubens und vornehmlich der armeniſchen Chriſten weit unerfahrner als ich, erzeigten mir wegen meiner an den Tag gelegten Gelehrſamkeit große Ehrfurcht und waren ſtolz auf meine Bewirthung. Die übrigen Klöſter ſtritten ſich um die Ehre, mir Gaſtmäler zu geben und der Ruf ſchrie mich bald für einen Heiligen aus. Man fing ſchon an, mir zuzumuthen, daß ich Wunder und Zeichen verrichten ſolle. Auf dieſe Weiſe kam ich denn ohne alles Aufſehen und ohne daß eine einzige Seele meinen Zweck geahnet hätte, in das Nonnenkloſter, in welchem ſich Mirjam befand. Die Nonnen empfingen mich, wie einen Patriarchen. Bald fiel mir unter den Mägden eine höchſt reizende Geſtalt auf; beim Bart meines Vaters, auf dem der Friede ſei, das ſchönſte Weib, das mein Auge je erblickt! Ich gab der ſchönen Magd meinen Segen und die ältern Kloſterfrauen erzählten mir unaufgefordert, die Maria — ſo hieß das Mädchen, — ſei ein geraubtes und getauftes Judenkind. Ich ließ mir ihre Geſchichte weitläufig erzählen, und nahm ſogleich davon Gelegenheit, zu erinnern, ob wohl alle jüdiſchen Irrthümer bei ihr erloſchen und vergeſſen ſeien, oder ob vielmehr nicht der böſe Feind ſeinen verſteckten Sitz noch an einem Winkel ihres Herzens haben möchte, und der Himmel mich geſandt habe, denſelben auszutreiben, und dieſe Seele vom Verderben zu retten. Ich unterließ nicht, meinen frommen Eifer mit fürchterlichen Erzählungen ähnlicher Art auszuſchmücken und verdammte die Juden in den unterſten Abgrund der Hölle. Die guten Nonnen erſchracken ſehr vor dem Gedanken, es könne in Maria noch ein Reſtchen Judenthum ſtecken, und ich vermehrte ihren Schrecken durch die Bemerkung, daß durch dieß Reſtchen das ganze Kloſter in ewige Verdammniß gerathen könne. Faſt wehmüthig baten mich nun alle Nonnen, der Maria den Teufel auszutreiben, und ließen mir ganz freie Hand. Ich war mit dem Mädchen täglich einige Stunden allein, und bemühete mich, ſie auszuholen und ihren Character kennen zu lernen. Anfangs trauete ſie mir natürlich nicht, aber ich hatte bald inne, daß ſie eine große Verſchlagenheit beſaß und in der Kunſt der Verſtellung nicht unerfahren war. Ich ließ einige Bemerkungen über den leichtfertigen Lebenswandel der Nonnen fallen, dadurch gewann ich ihr Vertrauen. Mit väterlicher Liebe und Herzlichkeit befeſtigte ich daſſelbe immer mehr; und als ich ihr andeutete, daß ich über ihre Herkunft und die Schickſale ihrer Familie genau unterrichtet ſei, hatte ich ſie ganz gewonnen. Nun machte ſie mir über die Lüderlichkeit der Nonnen Bekenntniſſe, die mich in

Erſtaunen ſetzten. Ich erfuhr, daß Maria zur Mittlerin und Ausführerin aller von den Nonnen ausgedachten Schlechtigkeiten gebraucht worden und in allen großen und kleinen Weiberliſten trefflich bewandert war. Dieſe Frauen trieben allerlei Leichtfertigkeit, Späße und loſe Dinge, und das arme Judenkind war nicht nur abgerichtet, ihren Liebesintriguen zu dienen, Mirjam mußte ſie auch in müßigen Stunden unterhalten. Der Herr weiß, wie eine der ältern Kloſterſchweſtern, die ſich ſelbſt auf Bauchrednerei verſtand, ein Talent zu dieſer Kunſt in Mirjam entdeckt hatte, genug das verlaſſene Geſchöpf war ſo lange gequält worden, bis ſie als vollkommne Bauchrednerin Jeden der ſie hörte durch ihre geſchickte Ausübung dieſer unheimlichen Kunſt in großes Erſtaunen ſetzte. Damit noch nicht genug, die müßigen und üppigen Kloſterfrauen hatten ſie auch in allerlei Taſchenſpielerkünſten und wunderlichen Zauberſtücklein unterrichtet. Sie mußte mir auf Befehl der Oberin alles, was ſie konnte, vormachen, und ich ward dadurch eben ſo ergötzt, als ich darüber verwundert war. Aber als ich mit ihr allein war, geſtand ſie mir mit Thränen, wie unglücklich ſie ſich fühle, die Schalksnärrin dieſer ſchlechten heuchleriſchen Nonnen zu ſein, die ſie im Herzen tief verachtete, und mit dieſen ausſchweifenden Weibern den ganzen chriſtlichen Glauben, von deſſen Bekennern ſie nur ſtets Schlechtes geſehen, und wie ſie ſich nach den ſchönen Bildern und Träumen ihrer Kindheit, ſo wie nach dem Glauben ihrer Väter mächtig zurückſehnte. Jetzt zauderte ich nicht länger, mit offner Farbe herauszugehen. Ihre Freude war unbeſchreiblich, als ſie erfuhr, wer ich war. Mit großer Schlauheit wußte ſie dieſe Freude vor den Nonnen zu verbergen, und zu gleicher Zeit ſo geſchickt eine Intrigue anzulegen, in deren Folge ſie einige Tage nach meiner von allen Nonnen und Mönchen Lublins geſegneten Abreiſe, nach einem benachbarten Orte geſchickt wurde, reich mit Geld verſehen — denn aus meiner Lehre entlaſſen und von mir für rein und fromm erklärt, beſaß ſie das unbegrenzte Vertrauen des Kloſters in jeglicher Hinſicht — und hier mit mir zuſammentraf. Ich ließ ſie in der nächſten Synagoge vom Unrath der alten Schlange reinigen und nahm ſie als Mirjam mit nach Amſterdam.

Die Stiftung des Vaters wurde dem Aaron Meyr ausgezahlt. Auf der Reiſe noch hatte ich vielfache Gelegenheit Mirjam's Gewandtheit, Scharfſinn und Erfindungsgabe zu bewundern. Dabei läßt ſie, wie ſchon bemerkt, alle Töchter Iſraels an Schönheit zurück. Ferner ſtrebt ſie nach hohen Dingen und erzählte mir, wie oft ſie ſich gegrämt, zur Niedrigkeit einer gemeinen Kloſtermagd verdammt zu ſein, und daß ſie ſich bloß hergegeben, die Intriguen der Nonnen auszuführen, und ihnen Unterhaltung zu gewähren, um ſich dadurch ein beſſeres Loos zu verſchaffen. Endlich hängt mir Mirjam mit großer Liebe an, und verehrt in mir dankbar ihren Retter, ſo daß ſie mit Freuden jede Gelegenheit ergreifen wird, ſich mir erkenntlich zu zeigen, zumal wenn es dabei ihren eignen Vortheil und die Befriedigung ihres Stolzes gilt.

Auf dieſe Weiſe ſprach Nathan Benjamin zu mir; ich aber rief hocherfreut aus: Der Herr, der hochgelobte Gott unſrer Väter, ſegne unſer Unternehmen! Mir ſcheint ſelbſt, daß dieſe Mirjam das beſte Werkzeug zur Ausführung unſrer Pläne ſei. Wir wollen aber darüber ſchweigen und kein Dritter erfahre etwas von ihr und dem Geheimniß, welches wir mit ihr vorhaben. Noch bewahre ich den ſogenannten Ring Salomo's, den wir einſt dem von Stolz, Eitelkeit, Begeiſtrung und Meſſiastrunkenheit halb wahnſinnigen Sabbathai geſchickt in die Hände ſpielten, und den ich ihm wieder nahm, als unſre Pläne durch ſeine Narrheit ſcheiterten. Jetzt zur rechten Zeit durch Mirjam in ſeine Hand geſpielt, muß der Ring noch größere Wunder thun als früher; denn nun wird er ſich einbilden, die Zeit ſeiner Verborgenheit, wie unſre gelehrten Vorfahren dem Meſſias eine ſolche prophezeiht, ſei nun vorüber. Laß uns nur darüber nachdenken, wie wir ihm die ſchlaue Mirjam auf eine recht geſchickte, außerordentliche und wunderbare Weiſe zuführen. Wir können in dieſer Art kaum genug thun; denn Sabbathai verträgt darin alles Mögliche. Je toller wir es machen, je beſſer wird es ſein, und die ungewöhnlichen und unvergleichlichen Geſchicklichkeiten dieſes brauchbaren Frauenzimmers kommen uns dabei gar trefflich zu ſtatten. — Da lachte Nathan Benjamin und ſprach: du haſt recht, mein Bruder; man muß den Narren mit Schellen locken und den Trunkenbold mit Wein. So geſchehe denn auch dem großen und berühmten Lehrer der Kabbalah, wie er begehrt.

Wir reiſeten nun nach Jeruſalem und zogen mehre bedeutende Häupter unſers Volks in unſer Intereſſe, ohne ihnen jedoch einen ganz offnen Blick in unſer Spiel zu gönnen, das wir beide für uns behielten. Eine der vorzüglichſten Erwerbungen war Iſaak Rophe, ein ſehr aufgeklärter und ſehr reicher Mann. Dieſer Rabbi trug all den großen Schmerz über das gänzliche Darniederliegen unſers Volkes in ſich, und war bereit, Gut und Blut an die Unabhängigkeit Israels zu ſetzen. Er glaubte nicht an die Zukunft des Meſſias, um deſto eifriger ergriff er unſern Plan, uns des Schwärmers Sabbathai für dieſen großen Zweck zu bemächtigen. Alle ſeine Freunde traten uns bei; wir gewannen im Kurzen großen Anhang, zumal der Grieche Zadukkis im Namen der Republik bedeutende Summen herſchoß.

Als auf dieſe Weiſe Alles beſtens vorbereitet war, ging ich mit Zadukkis nach Venedig zurück, legte dem Dogen meinen Plan vor und ſchloß einen Vertrag mit ihm ab, laut welchem wir von der Republik mit allen nöthigen Geldmitteln verſorgt und uns zur Erlangung unſrer Unabhängigkeit und zur Begründung eines neuen jüdiſchen Staats in Paläſtina jeglicher Vorſchub geleiſtet werden ſollte, ſobald wir in Kleinaſien, Syrien und Paläſtina einen allgemeinen Aufſtand der Juden erregen und Krieg gegen die Pforte beginnen würden. Dann ſollten wir auch mit Hülfstruppen unterſtützt werden. Von Venedig ſchiffte ich nach Amſterdam, ſuchte Mirjam im Hauſe ihres Bruders auf, übergab ihr einen Brief Nathan Benjamin's und machte ſie mit der Rolle bekannt, die wir von ihr geſpielt wünſchten. Ich brauche dir wohl nicht zu verſichern, daß das bildſchöne eitle Mädchen, dem ich die lockendſte Ausſicht bot, ſogleich auf Alles einging. Sie reiſete mit mir nach Gaza und wohnte in Nathan Benjamin's Hauſe, wo wir ſie unterrichteten. Ich aber verfügte mich wieder nach Smyrna, um mit Sabbathai's Brüdern, vorzüglich mit dem muthigen Joſeph zu verhandeln und auch hier die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Es begann eine große Thätigkeit von allen Eingeweihten. Alle arbeiteten mit Vorſicht und Verſchwiegenheit auf das große Ziel los. Und ſo geſchickt hatten wir's veranſtaltet, daß plötzlich durch ganz Natolien, Syrien und Paläſtina wie durch ein Wunder das Gerücht ging, der Meſſias werde in der nächſten Zeit eintreffen; er ſei ſchon geboren und wandle ſchon unter uns nach der Verheißung, es ſei kein andrer als Sabbathai Zewi aus Smyrna. Keiner der Uneingeweihten konnte wiſſen, woher dieſe Sage an einem und demſelben Tage aller Orten entſtanden war; man nahm ſie gern als ein göttliches Zeichen und glaubte daran mit aufſtürmender Begeiſtrung. Nathan Benjamin aber entließ einen Brief an alle Juden im Orient, worin er Sabbathai Zewi als den Meſſias verkündete. Es ging ein Freudengeſchrei wie ein Sturm durch alles Volk. Ich hatte unterdeſſen die ſchwärmeriſche Jeruſa, Sabbathai's Schweſter, durch Auflegen der Hände wieder in jenen prophetiſchen Schlaf gebracht, in welchem ſie früher ſchon ſo Wunderbares verkündet, und es wurde mir dießmal leichter; denn die bleiche kranke Schwärmerin fiel gleichſam von ſelbſt hinein, glühend von Begeiſterung, und alles, was ich ihr in dieſem Schlaf zuflüſterte, erſchien ihr als göttliches Bild; ſie ging bald noch weiter und hatte eigne herrliche Anſchauungen in Bezug auf die meſſianiſche Erhöhung ihres Bruders. So ſprach ſie denn auch viel von Sabbathai's neuer Königin, und ſchmückte dieſelbe noch weit herrlicher aus, als ich ihr ſie vorgemalt hatte.

Während ich ſo in Smyrna beſchäftigt war, wirkte Nathan Benjamin in Gaza auf andre Weiſe. Er hatte die gelehrige Mirjam gut abgerichtet, und Sabbathai mit Beobachtern umſtellt. So erfuhr er, daß dieſer das Feſt des Neujahrs und das Feſt der Verſöhnung in der Wüſte Judah einſam für ſich feiern wolle. Hier beſchloß Nathan ſein Spiel zu beginnen. Er folgte mit Mirjam auf Maulthieren dem träumeriſchen Schwärmer. Sabbathai war ſo in ſich und die Gebilde ſeiner Phantaſie verſunken, daß ihn zu täuſchen eben nicht ſchwer hielt. Hatte er doch kaum ein Auge für die Außenwelt. Als er in einer Nacht ſein Lager an dem wilden unwirthbaren Ufer des todten Meers aufgeſchlagen hatte und entſchlummert war, mußte ihm Mirjam, weiß gekleidet wie ein Engel, und von einem künſtlichen Feuer beleuchtet, das ich Nathan gelehrt hatte, erſcheinen, und ihm zurufen, daß die Stunde ſeiner meſſianiſchen Enthüllung heran nahe. Er ſolle an einem beſtimmten Tage zur Zeit der Faſten der Belagerung Jeruſalems in Aegypten an der großen Pyramide der Gruppe von Gizeh ſich einfinden und dort ſein höchſtes Glück erwarten. Zum zweiten Mal erſchien ſie ihm, als er ſich im Jordan badete, und erinnerte ihn an den beſtimmten Tag. Der Erfolg täuſchte uns nicht. Ich begab mich wieder nach Gaza; dort trafen wir alle künſtlichen Anſtalten, und reiſeten dann mit der ſchönen ſchlauen Theilnehmerin unſrer Pläne nach Aegypten. In jener Pyramide, die man die des Cheops nennt, befindet ſich ein großes Gemach, worin ein alter Sarkophag ſteht. Darin richteten wir uns ein, und hier mußte Mirjam ihren künftigen Gemahl empfangen. Er kam; es war Alles ſehr wunderbar und ging vortrefflich. Er war ſelig über all die Wunder, und ein Schlaftrunk, den ihm Mirjam kredenzte, half uns über die ſchwierigſte Partie glücklich hinweg. Von dieſem Tag an hielt er ſich für den enthüllten Meſſias, und wir fuhren, durch den Erfolg ermuthigt, nur noch emſiger in unſrer Arbeit fort. Ein Wunder gab dem andern die Hand, und das Volk ließ ſich eben ſo leicht betrügen, wie Sabbathai. Ueberall entſtand die ſchwärmeriſchſte Aufregung, und Sabbathai's Reiſe nach Jeruſalem mit ſeinem jungen reizenden Weibe war ein herrlicher Triumphzug. — Wir hatten mit gutem Vorbedacht Aegypten zum Anfangspunkte des Schauſpiels gemacht; denn von Aegypten aus mußte er als enthüllter Meſſias nach Jeruſalem kommen, damit das Wort des Propheten Hoſea erfüllet werde: Aus Aegypten hab' ich meinen Sohn gerufen. — In Jeruſalem flammte denn auch der Glaube an Sabbathai als den Meſſias wie ein lang verborgenes Erdfeuer überall empor, die eingeweiheten oder tiefer ſehenden Köpfe bekannten ſich meiſt zu ihm, weil ſie einſahen, daß durch ihn allein das Ziel, wieder ein Staat zu werden, erreicht werden könnte. Ein hitziger Kampf begann zwiſchen Sabbathai's Anhängern mit den Rabbaniten und dem Rabbinalgericht auf der einen Seite, und auf der andern mit jenen verborgen ſchleichenden Lichtbündlern. Nathan Benjamin hatte übrigens durch ſeine offne Verkündigungsepiſtel Sabbathai's an alle Juden im Morgenland nicht zum klügſten gehandelt, wie überhaupt dieſer Mann von ſeinem blinden Feuereifer ſich leicht zu Unbeſonnenheiten hinreißen ließ. Er wurde vom Rabbinalgericht als Aufruhrprediger gegen den Großherrn in's Gefängniß gelegt; ich ſelbſt war vorher wieder nach Smyrna zurückgekehrt und der Grieche Zadukkis nach Venedig. Dadurch kam der Meſſias etwas in's Gedränge; Mirjam, deren Bauchrednertalent die Tochter der Stimme wieder hatte erſtehen und lebendig werden laſſen, gerieth in Angſt. Sabbathai wurde vor das Gericht gefordert. Es lief inzwiſchen durch Iſaak Rophe's Vermittlung alles noch glücklich ab; Zadukkis kam zur rechten Zeit von Smyrna, wo wir uns beſprochen, in Jeruſalem an; Nathan wurde von Iſaak Rophe aus dem Gefängniß befreit und das ganze Perſonal nach Smyrna geführt, indem wir die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß hier ein weit günſtigeres Feld für unſre Wirkſamkeit war, als in dem abgelegenen, kleinen Jeruſalem. In Smyrna nun feierten wir unſre bekannten Triumphe, und es wäre alles nach unſerm Wunſche gegangen, wenn der übermüthig gewordenen Mirjam nicht eingefallen wäre, ihre zeitherigen Lenker abzuſchütteln und auf eigne Hand zu ſpielen. Der junge feurige

Ruben, Mihurmah's Sohn, gefiel ihr beſſer, als der kalte Meſſias. Andre Verdrießlichkeiten kamen hinzu, wie die mit dem Moſes Servil, der plötzlich allen Verſtand verloren hatte. Inzwiſchen hätten ſich dieſe Uebelſtände doch beſeitigen laſſen, wenn nur erſt der Krieg wirklich ausgebrochen wäre. Daran hatten Zadukkis und Joſeph Zewi, und vorzüglich der Letztere, raſtlos gearbeitet. Venedig ſendete durch Zadukkis neue Summen und überall ward eine große Menge wehrbarer Mannſchaft geworben. Leider mußten Nathan und ich aber immer mehr befürchten, daß wir dann den meiſten Einfluß verlieren würden. Es fand ſich nämlich zu unſrer Verwunderung, daß Philippos Zadukkis einſt der Geliebte der Salome, der Mutter der Brüder Zewi, geweſen und ſogar Joſeph's, des Aelteſten Vater war. Dadurch war Zadukkis auch mit Moſes Servil bekannt geworden, welcher Salome's beſtimmter Bräutigam geweſen war, und durch Servil war Zadukkis wiederum zu jenem Grafen Kinsky gekommen, für deſſen Rechnung er Mihurmah hatte nach Rom führen wollen, und ſpäter Thamar, David Roſano's Tochter geraubt hatte. — Ich und Nathan trafen ſchon allerlei Vorkehrungen, wie wir der Alleinherrſchaft des Griechen und ſeines jüdiſchen Sohnes vorbauen wollten, als plötzlich Channaniah Ben Jakir's Dolch, der für Sabbathai geſchliffen war und das Herz ſeiner eignen Tochter traf, unſer ganzes ſchwindelndes Gebäude im Nu über den Haufen warf. Sabbathai kam dadurch hinter unſer Spiel mit ihm, und verweigerte mit der an ihm gewohnten albernen Hartnäckigkeit jede fernere Theilnahme. Kein Zureden half. Zadukkis und Joſeph verließen, Alles aufgebend, Smyrna und gingen nach Venedig; ich aber mußte vor Aaron de la Papa's und meiner übrigen Feinde Rache fliehen und begab mich hierher zu dir, nichts Gewiſſeres glaubend, als daß das Meſſiasſpiel, das mich nun anekelte, ſeine Endſchaft für alle Ewigkeit erreicht haben würde. Um ſo größer iſt mein Erſtaunen, den Narren, der ſich und ſeine ſo gut ſtehende Sache ſo kleinmüthig und thöricht aufgegeben hatte, jetzt plötzlich hier in Konſtantinopel zu ſehen mit allen Anſtalten, die Rolle, die er dort unwiſſend geſpielt, hier mit Bewußtſein fortzuſetzen. Das konnte er in Smyrna bequemer haben, als es noch Zeit war. Doch ich habe aus einigen Wahrnehmungen vernommen, daß ſich unſre Feinde ſeiner bemächtigt haben und ihn, das ſchwache, ſchwankende Rohr, das jedem Windſtoß preisgegeben iſt, nun jedenfalls zu ihren Zwecken gebrauchen wollen, wie wir daſſelbe zu den unſrigen mit ihm vor hatten. Wie das möglich iſt, begreife ich zwar nicht. Wir wollen abwarten, was daraus werden ſoll. Vor der Hand erſcheint es mir wie eine Verrücktheit von Sabbathai, hierher zu gehen. Aber ich kenn' ihn; er iſt zu noch wahnſinnigern Streichen fähig.",

Der alte Arzt ſchwieg, und tiefer Unmuth lagerte ſich in die Furchen ſeines Geſichtes.

„Wahrlich nicht ich kann dem eiteln Thoren ſo zürnen," erhob Niſchanji Paſcha ſeine Stimme; „vielmehr muß ich ihn bedauern, daß ſeine Gefühle und ſein Stolz alſo von dir und Andern gemißbraucht worden ſind. Auch Zuleika zürnt ihm nicht mehr. Sie hat ihm längſt vergeben, daß er ſie gekränkt. Ich würde ſchon deßhalb Leid und Unglück von ſeinem Haupte abzuwenden ſuchen, weil er meine liebe Mihurmah ſo ſehr geliebt, weil er von ihr, der edeln Seele, ſo innig geliebt worden iſt. Ich betrachte Sabbathai als ihr mir anbefohlnes theures Vermächtniß, und ich werde ſeinetwegen mit dem Großvezier reden, um ihm Schutz zu verſchaffen, weil ich ſelbſt heute noch nach Adrianopel zum Padiſchah muß. Dieß iſt meine Meinung von der Sache.“

Er erhob ſich. Der Arzt verharrte in ſeinem düſtern, tückiſchen Schweigen.

Die Sonne tauchte in's Marmormeer. Und die Waſſerfläche, die im Rückglanz der weißen Wolken und der blauen Luft erſt ein glänzend weißes, blau geſtreiftes Marmorfeld geweſen zu ſein ſchien, ſchien jetzt flüſſiges, kochendes, wallendes Gold, das ſich, eine Ueberfülle von Schätzen und Herrlichkeit rauſchend durch die Dardanellen-Straße drängte, um Europa und Aſien zu verbinden, die ſich hier die Hände bieten, Goldringe und Goldſpangen an dieſe Hände, an Arme und Leib zu ſchmieden, um den königlichen Frauen die alten Kronen neu zu vergolden. Da leuchtete Pera herüber von Aſiens Hügelküſte, und das herrliche Thal Bujukdere, wie Reichskleinodien des alten Oſtrömerreichs, und die Minarets des großherrlichen Serails deuteten weit hinein in das Meer und auch in den Himmel wie drohende oder warnende Finger vor dem blutigen Krummſäbel des Osmanen, damit ja Keiner im Genuſſe all der entzückenden Herrlichkeit des goldnen Meeres und grünen und bunten Landes die Menſchenköpfe über dem Thore des Serail vergeſſen möge. Auf der Sophienkirche funkelte der Halbmond wie eine blitzende Lüge; denn was ſollte er hier im Sonnenglanz und in der Pracht des Abendroths, die allein ihm Licht verliehen, der in der Nacht verſchwand? Der Thurm des Leander aber ſtand auf der aſiatiſchen Seite, wie eine auf Gottes ewige Felſen gegründete Wahrheit, umrauſcht und umglüht vom Golde des Meers und der Sage, ein heilig Denkmal vergangener großer Zeiten, und ein ſteinerner Prophet einer großen Zukunft.

Auf der Höhe über Galata ſtanden zwei Männer verſunken in das prachtvolle Schauſpiel der Natur. Sabbathai und Baruch. Um des Erſtern Mund zuckte wieder jener wehmüthige Schmerz, der ihn ſeit Mihurmah's Tod jedesmal überkam, wenn er das Auge über die Wunderwerke der Welt hinſchweifen ließ. Dann traten ihm jedesmal die großen Gedanken, die einſt ſeine Bruſt geſchwellt, wie Schemen vor die trauernde Seele; ihm fiel bei, wie unendlich wohl ihm der Stolz gethan, der ihm zugeflüſtert, daß er der Herr dieſer Länder und Meere ſei; er kam ſich dann mit ſeiner jetzigen Ueberzeugung ſo unendlich klein vor und bedurfte all ſeiner Kraft, um ſich wieder aufzuraffen und ſein Ziel zu verfolgen. Der Abend dunkelte bereits, und Sabbathai weinte an Baruch's Bruſt, der ihn ſchon mehrmals daran erinnert hatte, daß die Schüler ſeiner am Fuße des Berges warteten, und daß Eliab, der voraus geſchickt worden war, wegen ihres langen Ausbleibens in Angſt gerathen werde. Da ſtieg endlich Sabbathai langſam und ſchweigend hinab. Plötzlich ſprang ein Mann in türkiſcher Kleidung hinter einem Buſche hervor, und warf ſich dicht vor ihnen in den ſchmalen Pfadweg, rang die Hände verzweiflungsvoll und küßte Sabbathai's Füße. Befremdet über dieſe Scene, befahl ihm Sabbathai mit gereizter Stimme, aufzuſtehen und mit ruhigen Worten zu ſagen, was er begehre. Da erhob ſich

Jener laut weinend, und die beiden Andern erkannten ſtaunend in ihm Ruben, Eliah's und Mihurmah's Sohn.

„Chacham," jammerte der Jüngling, „ich bin werth, daß du mich verflucheſt; denn ich habe dir Uebles gethan, der du mir nur Gutes gethan haſt. Ich erwarte auch deinen Fluch, und bin nicht gekommen, Verzeihung von dir zu begehren, die ich nicht verdiene. Nein, ich habe hier deiner geharrt, um dir zu ſagen, hoher Herr. Rette dich, und entfliehe noch in dieſer Nacht aus Stambul, denn morgen wirſt du nicht mehr fliehen können. Der Bote, welchen der Großvezier deinetwegen an den Padiſchah nach Adrianopel geſendet, iſt heute zurückgekehrt und hat den Befehl des Großherrn gebracht: Nimm den Sabbathai Zewi feſt, wirf ihn in's Gefängniß, und erwarte dann weitere Befehle. Dieſe weitern Befehle laſſen nur zweierlei Ausſichten zu, die Schnur oder den Säbel. Darum, Rabbi, kehre nicht in deine Wohnung zurück. Fliehe von hier aus nach dem ſchwarzen Meere. Suche Odeſſa zu erreichen; dort biſt du ſicher."

„Nicht alſo, mein Sohn, verſetzte Sabbathai mild und ruhig. „Ich habe nichts anderes in Konſtantinopel erwartet. Glaubſt du, daß ich hierher gekommen bin, um feig vor dem Blutbefehl des Padiſchah zu fliehen? Wohlan, laß mich mit meinem Tode beſiegeln, was ich gelehrt habe! Das Blut des Märtyrers iſt das Oel, womit das Licht der Wahrheit getränkt wird, daß es nimmer verlöſche. Ich zittre nicht vor dem Tode; er iſt mir im Gegentheil willkommen. Laß uns nicht weiter von mir reden, ſondern vielmehr von dir, und beantworte mir die Fragen, die deinetwegen auf meinen Lippen ſchweben.“

„O Chacham, jedes deiner ruhigen Worte iſt mir ein Stich in's Herz! Nicht dieſe Milde habe ich von dir erwartet, ich, der furchtbare Sünder an deiner Liebe. So du aber mich noch würdigeſt, etwas von meinen Schickſalen zu erfahren, ſeit ich mit Mirjam und deren Brüdern auf ſchmählicher Flucht Smyrna verlaſſen, ſo iſt dieß meinem zerknirſchten Herzen ſchon ein großer Troſt.“

„Rede und erzähle mir!“

„Mit den Schätzen beladen, die dir gehörten, floh Mirjam, die ſich entlarvt ſah, auf ein türkiſches

Schiff. Ihre Brüder begleiteten ſie und waren entſchloſſen, den Turban zu nehmen, wenn du ſie verfolgen würdeſt. Mich beſchwor das ſchöne Weib, mit ihr zu gehen; ich hatte ſchon lange verlernt, ihr zu widerſtehen; eigentlich hatte ich es nie vermocht. Wie ſchwärmte ſie in prächtigen Träumen von künftigem Glück! Wie baute ſie kühne, maſſenhafte Pläne in die weite Zukunft hinein! Ich war von allen der Grund- und Eckſtein. Wir kamen nach Konſtantinopel, und gaben uns den Zerſtreuungen hin; die dieſe Rieſenſtadt bietet. So hatten wir wohl eine Woche in Saus und Braus gelebt, und nimmer der Sünde gedacht, die wir gethan, da wurden wir plötzlich ſehr nachdrücklich daran erinnert. Nach einer üppig durchſchwärmten Nacht erwachten wir ſpät am Tage aus bleiernem Schlaf. Wir waren Beide wie betäubt; aber dieſe Scheinbetäubung ſollte zur wirklichen werden, als wir nach und nach inne wurden, daß nicht nur Mirjam's Brüder mit ihren Angehörigen, ſondern alle Schätze, alle und jede Mittel zu unſerm Unterhalt fort waren. Dieſe Schändlichen hatten uns nichts weiter übrig gelaſſen, als was wir auf dem Leibe trugen. In der erſten Frühe des Morgens waren ſie ſchon mit ihrem Raube aufgebrochen und wahrſcheinlich zu Schiffe gegangen, um in ihre Heimath zurückzukehren. Wir durften uns nicht einmal darüber beklagen; denn wir hatten daſſelbe gethan. Dieſen rohen gewinnſüchtigen Menſchen war ihre Schweſter ſtets fremd geweſen; ja ſie, die als Chriſtin erzogen worden war und die freieſten Anſichten vom Judenthum hatte, mußte ihnen verhaßt ſein und war es auch; und nur ſo lang ſie Vortheil von ihr zu ziehen hofften, wurde dieſer Haß nicht laut. Nun aber fürchteten ſie, Mirjam möchte mich zum Herrn ihrer Güter machen und ſie dabei leer ausgehen; deßhalb hatten ſie lieber Alles für ſich genommen. Wir waren in einer troſtloſen Lage. Die ſtolze Königin der Juden war in Nuzur Bettlerin geworden. Mit Schaudern erkannten wir jetzt die Strafe Gottes für unſere Vergehen. Ich war zerknirſcht und flehete die Seele meiner todten Mutter um Vergebung, um Hülfe und Rettung an. Unbewandert, unerfahren in der Welt, hatte ich keine Ausſicht, keinen Plan, und war der Verzweiflung preis gegeben. Meine empörte Seele überhäufte Mirjam mit Vorwürfen;

ſie weinte heftig und floh aus unſrer Wohnung. Ich wartete den ganzen Tag vergeblich auf ſie; ſie kehrte nicht wieder zurück. Ich habe keine Spur wieder von ihr entdeckt und weiß nicht, wohin ſie gekommen, ob ſie noch unter den Lebenden wandelt, oder in der Tiefe des Meers ein Grab geſucht hat. Mir gab die Verzweiflung einen Plan ein. Ich hatte mit Mirjam mehrmals mich an den Künſten griechiſcher Tänzer ergötzt und ſie für das uns bereitete Vergnügen reich bezahlt. Ich hatte mit Mirjam ihre Stellungen und Bewegungen geſchickt nachgeahmt und Wohlgefallen daran gefunden. Jetzt ſuchte ich eine ſolche Tänzergeſellſchaft auf, und meldete mich bei dem Herrn derſelben als neuer Kunſtgenoß. Der Mann muſterte meine Geſtalt mit wohlgefälligen Blicken, ließ mich Einiges probiren und warb mich. Ich wurde bald ſein beſter Tänzer, aber ich hatte ein unerträgliches Leben. Der Neffe des herrlichen Königs der Könige, der Sohn des Königs von Judah, der pracht- und überflußgewohnte Zögling des Glücks, mußte vor dem verächtlich auf ihn blickenden, übermüthigen Osmanli ſeine Künſte zeigen; es iſt nicht auszuſprechen, was ich ertrug. Die

Stunde meiner Erlöſung ſchlug. Der Großvezier vermälte ſich mit der Tochter des Oberbefehlshabers der Janitſchaaren. Wir tanzten auf dem prachtvollen Hochzeitfeſte. Da ließ mich der Großvezier vor ſich rufen und fragte mich, ob ich nicht Luſt habe, mich unter ſeine Hausſklaven aufnehmen zu laſſen. Mit Freuden ergriff ich dieſe hohe Gunſt. Ich fand an Ahmed Kiuprili einen gnädigen Herrn. Er gebrauchte mich bald zur Ausführung wichtiger Aufträge, und ſo lebe ich ſeit einigen Wochen glücklich, wenn man das glücklich nennen kann, daß man nicht zu entehrenden Dienſten herabgewürdigt wird; aber der Stachel der Reue ſaß mir ſtets tief und blutig im Herzen. Deine Ankunft in Stambul, Rabbi, verſetzte mich anfangs in die äußerſte Beſtürzung und Betrübniß; dann erwachte aber der heiligſte Vorſatz in mir, dich, ſo viel an mir wäre, zu ſchützen und zu ſchirmen in jeder Gefahr, und deßhalb bin ich gekommen, dich zu warnen; denn ich bin der Bote, den der Großvezier deinetwegen an den Padiſchah ſandte, und der heute mit des Letztern Befehlen von Adrianopel zurückgekehrt iſt.“

Ich danke dir, mein Sohn für deine Anhänglichkeit an mich. Dieſer Beweis deiner Liebe macht Alles wieder gut, was du an mir verbrochen haſt. Du haſt gebüßt für deine Schuld, und ich verzeihe dir, Ruben.“

„Rabbi, Rabbi, du vernichteſt mich! Ich habe zu ſchwer an dir gefrevelt. Du kannſt, du darfſt mir nicht vergeben; es wäre mein Tod — ich könnte es nicht ertragen — dieß Uebermaß der Liebe erdrückte mich.“

„So höre, mein Sohn! Nicht deinetwegen will ich dir vergeben, ſondern deiner verſtorbenen Mutter, deines noch lebenden Vaters wegen. Steh auf, Ruben, und folge mir! Es wartet noch ein Herz auf dich, das durch deinen Anblick und durch deine Reue erfreut ſein wird, wie das meinige.“

„O Dank! unausſprechlichen Dank, milder Meiſter!“ weinte Ruben. „Aus deinem innerſten Leben quillt die Liebe wie ein ſtarker Born, der erquickt und labt den Elenden, und gibt dem Gefallenen Kraft, daß er wieder aufzuſtehen vermag. Ja, meiner Mutter wegen vergibſt du mir, und meines Vaters wegen! Du verſtehſt zu vergeben, wie Gott, damit ein ſchuldiges Herz nicht erliege unter der Laſt der Liebe. Wer ſagte mir denn, du ſeiſt nicht der Meſſias? Du biſt's beim großen Gott unſerer Väter; denn der Meſſias iſt der Fürſt der Liebe, und wer hätte mehr Liebe als du? Die Liebe iſt dein weites und herrliches Reich; du biſt der Fürſt der Liebe, du biſt der Meſſias!"

Und weinend und ſchluchzend, wie ein gerührtes, ſchmerzenſeliges Kind, folgte der Jüngling den beiden Männern zu der Verſammlung. Dort führte Sabbathai den wiedergewonnenen Ruben dem Vater zu. „Er hat bereut und gebüßt, Eliah," ſprach der milde Herr zu ſeinem Bruder. „Ich habe ihm vergeben, vergib auch du ihm, um Mihurmah's willen. Ihr verklärter Geiſt wird dich dafür ſegnen." Und Eliah ſchloß den wiedergefundenen Sohn ſtumm an das Vaterherz. —

Am andern Morgen wurde Sabbathai's Wohnung mit Janitſcharen beſetzt. Ein junger Aga derſelben war mit fünfzig Mann geſchickt, Sabbathai im Namen des Großherrn gefangen zu nehmen. Ernſt, würdig und gefaßt trat dieſer dem Hauptmann entgegen. Der Aga hatte aber kaum die hohe, edle, vom

Glanze vollkommenſter Männerſchönheit umfloſſene Geſtalt erblickt, als er erſt ſtaunend ſtehen blieb und die von einem heiligen Schrecken befallenen und befangenen Augen nicht von Sabbathai's Antlitz wegzuwenden vermochte; dann aber ſcheu und ſchier bebend ſich zurückzog, gebeugt wie vor einem Heiligenbilde.

„Warum feſſelſt du mich nicht, wie dir dein Herr geboten hat?“ fragte Sabbathai. Der Aga aber, der die jüdiſch-ſpaniſche Sprache nicht verſtand, wandte ſich zu dem ihn begleitenden Janitſcharen: „Allah iſt groß und Muhamed ſein erſter Prophet; aber wahrlich dieſer Mann iſt ſein zweiter! Dieß iſt der Leib, dieß ſind die Züge eines Engels; ſolche erhabene himmliſche Schönheit trägt kein gewöhnlicher Menſch. Bewahre mich der Herr, daß ich die Hand an ſeinen Propheten legte, und den in den Kerker führte, welchen Gott zum Befreier auserſehen hat. Iſt es nicht wunderbar, was mir in der Frühe dieſes Morgens ſchon begegnete? Ich hatte kaum den Befehl des Janiſar-Aga erhalten, dieſen Sabbathi Zewi mit fünfzig Mann zu überfallen und gefangen zu nehmen, als mir die junge

Braut unſers alten Aga durch eine ihrer Sklavinnen ſagen ließ: Lege deine Hand nicht an den Geſalbten Gottes! Du würdeſt mich ſehr kränken. Denn der, welchen zu fangen du ausgeſendet wirſt, iſt wahrhaftig ein großer Prophet und Niemand anders als der Meſſias, der König der Juden, für welchen er ſich ausgibt. Thue nach meinen Worten; es wird dich nicht gereuen. — Alſo lauteten die ſeltſamen Worte des Weibes, die mir die Sklavin brachte; ich aber ſtaunte darob und fromme Scheu erfüllte mein Herz. Doch dieſe Scheu iſt zur Ehrfurcht geworden, als ich den erblickt habe, von welchem jene Rede ging. Ich fühle, daß ſie Wahrheit iſt, und ich muß ihr folgen; alſo befiehlt mir Gott.“ — Und ſich tief vor Sabbathai verneigend, ſprach er: „Gib mir deinen Segen, großer Prophet!“ Und er kreuzte die Arme auf ſeine Bruſt und beugte ſein Haupt herab. Obgleich Sabbathai der türkiſchen Sprache nicht mächtig war, ſo verſtand er doch, was der junge Aga von ihm begehrte, und legte ſeine Hand auf den Scheitel deſſelben und ſegnete ihn. Mit Worten des Dankes auf den Lippen verließ der fromme Türke ſammt ſeinen Kriegern das Haus, und ſtattete dem alten Oberbefehlshaber Bricht ab, daß er nicht vermögend wäre, einem Propheten Allah's ein Leid zu thun, und ſollte er ſein eignes Leben darüber verlieren. Hierauf gab der junge wunderbar ergriffene Mann eine begeiſterte Schilderung von Sabbathai und konnte die göttliche Wirkung des empfangenen Segens nicht genug rühmen, ſo daß der alte, nicht minder abergläubiſche Janiſar-Aga im Herzen erſchrack, und ſich ſofort in den Palaſt des Großveziers verfügte.

Jakob Ben Eliah de Villegas lag demüthig auf den Knieen und berührte mit ſeiner Stirn den Fußteppich im Gemache des alten Janiſar-Aga, und erwartete ſo die Befehle des Letztern, der ſeine Pfeife ſchmauchend auf der Ottomane ſaß.

„Steh auf!“ herrſchte der Türke dem Juden zu; „ich habe mit dir zu reden! Der Arzt befolgte den erhaltenen Befehl mit den Worten: „Gebeut über deinen geringen Knecht, hoher Herr!“

„Du biſt auch von Smyrna, wie mir geſagt wurde, und kennſt demnach gewiß all deine Glaubensgenoſſen dort. Wohlan ſo erzähle mir von dieſem außerordentlichen Manne Sabbathai Zewi, von dem jetzt ſo viel Redens in Stambul iſt. Woher ſtammt er? Wer ſind ſeine Eltern? Wie und woher iſt ihm die Verkundigung geworden, daß er der Meſſias der Juden ſei?"

Der alte Arzt horchte hoch auf über dieſe unerwarteten Fragen. „Wie du deinem Knechte befiehlſt," verſetzte er mit einem lauernden Blick. „Sabbathai Zewi's Eltern ſtammen nicht aus Smyrna, ſondern aus Anaboli in Morea —"

„Aus Anaboli?!" rief der Osmanli überraſcht. „Weißt du Näheres von ihnen? Wie waren ihre Namen? Wie kamen ſie nach Smyrna?"

Der Jude, immer mehr erſtaunt über die ungewohnte Heftigkeit in den Fragen des Janiſar-Aga, fuhr vorſichtig fort: „So viel mir bekannt iſt, haben die Eltern Sabbathai's aus Morea flüchten müſſen, weil ſie einen reichen Moslemin, den Kaſcheff der Stadt Anaboli, ſehr erbittert hatten. Der Vater von Sabbathai's Mutter verlor all ſein Vermögen und ſtarb aus Gram über die Vergehungen ſeiner Tochter mit einem griechiſchen Seeräuber."

„Ha! Wie hieß Sabbathai's Mutter? Wie ihr Vater? Wie der griechiſche Seeräuber?“

„Sabbathai's Mutter heißt Salome; ihr Vater hieß Joſaphia Trika, und war ein ſehr reicher Mann in Anabolt; der Seeräuber aber hieß Philippos Zadukkis.“

„Er iſt's! Er iſt's!“ rief der Türke und für einen Augenblick war das Phlegma jener todten Gleichgültigkeit, das ſonſt immer ſein Geſicht belaſtete, hinweggehoben, wie eine Wucht, die keines Menſchen Kraft bewältigen kann, die aber ein Sturm leicht und ſpielend davon führt. „Und dieſer iſt der Meſſias der Juden!“ fuhr der Janiſar-Aga gerührt fort. „Allah iſt groß und ſeine Wege ſind wunderbar.“

Der Jude wagte nicht zu fragen, obgleich ihm die Seele vor Begierde zitterte, zu erfahren, wie der alte Moslemin zu ſolchen Aeußerungen über Sabbathai komme. Auch ließ ihm Jener nicht lange Zeit, ſondern befahl weiter: „Folge der Sklavin, die draußen deiner harrt, in meinen Harem. Dort findeſt du ein junges Weib, das krank geworden iſt, ſeit dieſer Meſſias nach Stambul gekommen. Denn von jenem Tage an, als ſeine Ankunft verlautete, härmt ſie ſich und weint, und ruft im Schlaf ſeinen Namen und ſtöhnt ihn wachend. Dieſer Sabbathai iſt ein gewaltiger Prophet, und große Macht ſteht ihm zu über die Geiſter. Geh' und ſieh zu, wie dem Weibe zu helfen iſt.“

Neue Räthſel für Jakob Ben Eliah. Er ging, wie ein Träumender, und trat befangen in die ſtillen Räume des Harem. Die Sklavin öffnete ihm ein Zimmer, und — Mirjam ſtand vor ihm. Beide waren bei ihrem gegenſeitigen Anblick erſchrocken, und kaum eines Wortes fähig vor Beſtürzung.

„Jakob Ben Eliah,“ begann ſie zuerſt, „du ſiehſt, in welche Lage das trügeriſche Spiel mich verſetzt hat, zu welchem du und Nathan Benjamin mich verleitet. Ja, ich klage euch an als meine Verführer und wälze auf euch all den Fluch, der aus unſerm Trug erwachſen iſt und noch erwachſen wird.“

„Weib,“ verſetzte der Arzt giftig, „warſt du denn etwa die ſchneeweiße Blüthe der Unſchuld, als Nathan Benjamin dich in jener Sündenhöhle edomitiſcher Frauen fand, die ſie ein Kloſter nannten?

Und wer denn von uns hat den größten Vortheil von jenem Spiel gehabt, das du ſo ſehr ſchiltſt, nachdem du es doch auf deine eigne Hand fortgeſpielt, unbekümmert um uns, und unſere Leitung verhöhnend? Ich bin arm aus Smyrna gegangen, ein alter, elender Flüchtling; Nathan Benjamin hat mit Mühe noch ein Weniges von ſeinem großen Vermögen erhalten; du biſt mit Schätzen beladen, wie eine wahrhaftige Königin, ausgezogen, mit ſo vielen und ſo großen, als wollteſt du dir ein Land erkaufen, da dir Sabbathai doch keins erobern wollte. Und nun ſchmälſt du mich doch und nennſt mich deinen Verführer? Weh geſchrieen über dich und deinen Unverſtand!“

„Und doch biſt du's, alter Mann, der mir die Seele vergiftet hat. Was hatte ich dann unter jenen Nonnen verbrochen, bei welchen mich Nathan Benjamin fand? Ihr ſündiges Treiben ekelte mich an und ich ſehnte mich hinweg von ihnen, ein Beweis, daß mein Herz keinen Wohlgefallen an der Sünde fand. Ihr aber wieſ't mich an, einen Mann, den ich ſpäter als einen Edeln, Trefflichen kennen lernte, zu betrügen und zu mißbrauchen. Hernach als ich einſah, daß Sabbathai mit ſeiner Schwärmerei ein Engel ſei gegen euch, freche Sünder, mit eurer Schlauheit, da lag ich ſchon feſt in den Stricken der Sünde, der Sinnlichkeit, des Laſters. Aber ich bin beſtraft und zur Erkenntniß gekommen. Hier in Konſtantinopel habe ich meinen Frevel klar erkannt und die Reue iſt über mich gekommen, ſeit mir die erſchütternde Kunde geworden, Sabbathai ſei hier. Und wahrlich, auch dich hat mir der Himmel zur rechten Stunde geſchickt; denn wie ich euch als Mittel diente und euch helfen mußte, ihn zu betrügen, ſo ſollſt du mir jetzt als Mittel dienen und mußt mir helfen ihn vor Gefahren zu ſchützen. Ich will ſein guter Engel, und du mußt — gut- oder böswillig — mein dienender Geiſt ſein; und du mußt mich aus den Händen des Mannes befreien, der mich jetzt ſeine Braut nennt, und mir Sabbathai's Vergebung zu Wege bringen, nach der mein Herz verlangend dürſtet.“

„Nimmermehr!“ ſchrie Jakob Ben Eliab. „Was mutheſt du mir zu, thörichtes Weib? Nie habe ich mehr mit jenem Narren zu ſchaffen, der ſein ſchönſtes Glück muthwillig und launiſch, wie ein böſer eigenſinniger Knabe, mit Füßen von ſich ſtieß. Verflucht ſoll er ſein bis in Scheol,*) der alle unſere herrlichen Hoffnungen betrog, und unſere weiſeſten Pläne zu nichte macht!“

„Haſt du vergeſſen, elender Jude, daß ich die Braut des Janiſar-Aga bin, und daß die Tochter des Janiſar-Aga die Lieblingsgattin des Großveziers iſt?“ rief Mirjam mit ſtolzer, aufgebrachter Stimme. „Wage es nur, nicht zu thun, wie ich dir befehle! Deine Arzneien will ich nicht, und auch der Janiſar-Aga ſoll ſie nicht nehmen; denn noch liegt es mir im friſchen Andenken, wie Moſes Servil ſtarb. Aber deine Dienſte will ich in Bezug auf Sabbathai — Sklavendienſte, oder — ein Wort von mir und du biſt des Todes.“

Der Jude krümmte ſich, ſchon von der bloßen Drohung zu Boden geworfen, zu Mirjam's Füßen, wie ein Wurm, und verſicherte ſie mit den unterwürfigſten, demüthigſten Worten ſeiner Bereitwilligkeit, ihr in allen Stücken zu dienen und zu thun, was ſie von ihm begehren werde. Dabei verwünſchte er laut ſeine Halsſtarrigkeit, und ließ nicht eher nach, bis ſie ihm ſeine Uebereilung verziehen. Verächtlich lächelnd blickte ſie auf ihn herab. „Wohlan,“ ſprach ſie, „Alles iſt dir verziehen. Gehe hin und bringe dem Janiſar-Aga die größte Meinung von Sabbathai Zewi bei; ich werde daſſelbe thun. Er iſt ein ſehr abergläubiſcher und gottesfürchtiger Mann. Was ſpäter für dich zu thun iſt, wird ſich finden. — Uebrigens kein Wort davon, was ich Sabbathai war und daß wir uns überhaupt früher ſchon kannten — bei deinem Haupte, kein Wort!“

---

*) Eine Unterabtheilung der Hölle.

Der Jude verſicherte noch ein mal größten Gehorſam und kroch dann zu dem Türken zurück, ſein gezwungenes Werk zu beginnen.

Eine Stunde ſpäter trat der Janiſar-Aga in Mirjam's Gemach. „Allah iſt groß,“ ſagte er ernſt. „Er hat mich, ſeinen Knecht, gewürdigt, die Wahrheit deſſen zu erkennen, was du mir über dieſen Sabbathai Zewi berichtet. Ich lobe deinen Eifer für dieſen Propheten. Glaube du mir, Allah hat mich zum Werkzeug gebraucht, ihn hervorzurufen, und braucht mich nun, ihn zu erhalten.“

„Ich verſtehe deine Worte nicht, Aga,“ ſprach

Mirjam befremdet. Haſt du Sabbathai Zewi ſchon früher gekannt?“

„Nicht ihn, meine Taube, wohl aber ſeine Mutter, die ſchöne Salome, die Tochter des reichen Joſaphia Trika in Anaboli. Das iſt nun ſchon ein halbes Jahrhundert, und damals kräuſelte ſich der Flaum meines Kinnes zuerſt zum lockigen Barte. Aber ſo wunderbar ſind Gottes Wege, daß er ſich damals ſchon meiner Thorheit bediente, um ſich einen neuen Propheten zu erwecken. Höre zu, ich will es dir erzählen, damit du mit mir Gott dankeſt.

Salome war die reizende Tochter des reichen Joſaphia Trika in meiner Vaterſtadt. Mein Vater war Kaſcheff von Anaboli und als ſolcher mit großer Macht bekleidet, aber er war ein ſtrenger und gerechter Mann. Ich hatte mein lüſternes Auge ſchon längſt auf Salome geworfen; einer unſrer Sklaven, ein ſchlauer Kerl, war mein Vertrauter, umſchlich ſie, und brachte mir die Nachricht, daß die ſchöne Tochter des reichen Juden einen Liebesbund mit einem jungen griechiſchen Seeräuber habe, der mir bekannt war, und daß Beide in einem gewiſſen einſamen Thale in der nächſten Nähe der Stadt manche Nächte luſtwandelten. Ich überzeugte mich ſelbſt von der Wahrheit dieſer Ausſage, und da der Osmanli ein Recht auf die Jüdin hat, die er eines Vergehens überführen kann, ſo trat ich am andern Tage als Ankläger Salome's vor dem Kadi auf und begehrte die Pflichtvergeſſene zur Sklavin. Sie wurde mir zugeſprochen, und im Wahnſinn meiner tobenden Sinne drang ich mit bewaffneten Sklaven in Joſaphia Trika's Haus, um mir die reizende Salome daraus zu entführen. Ich glühte vor Bosheit und Wolluſt. Aber als ich meine Hand nach ihr ausſtreckte, ſah ich erſchreckend eine Piſtole in der ihrigen, deren Mündung auf meine Bruſt gerichtet war. Ich hatte zu nichts mehr Zeit; denn der Schuß krachte, und ich ſtürzte getroffen zu Boden. Mein erbitterter Vater ließ den Vater des Mädchens zu todt prügeln und nahm alle ſeine Habe. Als ich wieder genas, war Salome geflohen; ihr Vater hatte ſie ſchnell mit ſeinem Handlungsdiener Mardochai Zewi verbunden, ſie dem Schutze deſſelben anbefohlen und ſchnell mit ihm in der erſten Nacht fortgeſchickt. Die Reichthümer des Juden legten den Grund zu meines Vaters großem Vermögen;

ich aber floh vor der Rache des Griechen Zadukkis, des Geliebten Salome's aus Anaboli — er war ein verwegener Burſch und ſtrebte mir nach dem Leben — und kam nach Stambul, und wurde Tſchorbadſchi *) bei den Janitſcharen. Von Salome habe ich nichts wieder vernommen bis auf den heutigen Tag, obgleich ich oft und viel ihrer gedacht, und jedesmal am ſtärkſten, wenn das Gold ihres Vaters mir und meiner Familie ein neues Unglück zu wege gebracht hatte. Und wahrlich, es iſt meinem Vater, und ſeinen Frauen und Kindern und vorzüglich mir unſägliches Unglück aus dieſem Gelde gekommen; Tod und Verderben ſind daraus erwachſen. Blühende Söhne ſanken in die Gruft, reizende Töchter welkten dahin, und von einem zahlreichen Hauſe iſt Niemand übrig, als ich und Aiſcheh, meine Tochter; und wenn ich bei einem neuen Trauerfall, der mein Herz zerriß, über die letzte Urſache deſſelben nachdachte, ſo fand ich, daß ſie im unſeligen Gelde des Juden lag. Böſe Dämonen haben ſich damit verbündet und wohnen darin, die uns Alle in's Verderben

---

*) Hauptmann.

locken, ich aber mußte übrig bleiben, um all den Jammer zu ertragen und einzuſehen, daß dieß Alles Sühne für den Frevel meiner Jugend ſei. Oft habe ich zum Propheten gefleht, daß er mir die Jüdin oder ihre Kinder, die durch mich arm und elend geworden waren, wieder zuführen möchte, damit ich ihnen vergüten könnte, was ich an ihrer Mutter und deren Vater verbrochen und der ſchreckliche Fluch endlich von mir genommen würde. Heute iſt dieſes Gebet erhört worden, Sabbathai iſt der Sohn Salome's, und nun ſeh' ich klar, was Allah gewollt. Was mir zum Fluch gereichte, ward ihm zum Segen; denn in Armuth und Dürftigkeit mußte der Meſſias geboren werden und aufwachſen, alſo haben es die jüdiſchen Seher vorausgeſagt. Und ſo hat der Herr mich als Werkzeug gebraucht zur Erhebung ſeines neuen Propheten. Allah ſei gelobt!"

„Er ſei es!" wiederholte Mirjam. „So ſchütze du nun mit deiner Macht den Sabbathai, der ein wahrhaftiger Bote Gottes an die Menſchen iſt. Ich kenne ihn, ich weiß es!"

„Alſo geſchehe es! Wohl hat mir der Großvezier von Neuem befohlen, ihn zu fangen; aber ſchon an dem Tſchorbadſchi, den ich zuerſt gegen Sabbathai ausſchickte, iſt ein Wunder geſchehn. Ich gehe, um zu thun nach des Padiſchah Befehl, aber ich ſage dir, es wird dem Geſalbten des Herrn kein Leid widerfahren.“ —

Und er zog aus mit zweihundert Janitſcharen, alle im höchſten kriegeriſchen Schmuck und vollſtändiger Bewaffnung, dem empfangenen Befehle nachzukommen. Auch ihm trat Sabbathai entgegen mit der ruhigen, heiligen Würde ſeines Weſens; und, gleichſam geblendet von dieſer göttlichen Erſcheinung, ſtürzte der Janiſar Aga zu den Füßen des herrlichen Mannes und betete vor ihm im Staube.

„Da ſei Gott vor, daß ich an den Geſalbten deſſelben meine Hand legte!“ ſagte er dann. „Dieſer iſt ein Bote unſeres großen Propheten und ſelbſt ein ſolcher.“ Und er ließ Sabbathai durch einen Dollmetſch ſagen: „Fürchte dich nicht, großer Meſſias! Und du fürchteſt dich auch nicht; denn du biſt's, und ich habe dich dafür erkannt. Ich ſehne mich aus dem lebendigen Brunnen deines Wortes zu trinken und ein Zeuge deiner göttlichen Kraft zu ſein.

Da lächelte Sabbathai wieder mild und zuverſichtlich und ſprach Worte des Friedens und Segens über das Haupt des gläubigen Osman, die der Dollmetſch getreulich überſetzte. Und der gewaltige Oberbefehlshaber der Janitſcharen haſchte nach Sabbathai's Kleid und drückte inbrünſtige Küſſe auf den Saum deſſelben. Dann zog er wieder ab mit ſeinen Janitſcharen und begab ſich zu ſeinem Schwiegerſohn, dem Großvezier, um dieſem zu verſichern, daß Sabbathai zweifelsohne ein heiliger Prophet ſei, und er eine unbeſiegbare Scheu habe, dieſem Gottgeſandten ein Leid zuzufügen.

Der Großvezier, obgleich ein einſichtsvoller und thatkräftiger Mann, aber nichts deſtoweniger nicht frei von den allgemeinen Vorurtheilen ſeines Volks, lag in den Banden des Aberglaubens, wie ſein alter Schwiegervater. Die Furcht vor Männern mit übernatürlichen Kräften, von welcher Religion ſie immer ſein mochten, wohnte in ihm, wie in jedem andern Türken; er hatte vorher ſchon im Stillen den vielbeſprochenen Judenkönig geſcheut, den man in Konſtantinopel zu einem zaubermächtigen Geiſterbeſchwörer erhoben, und die Berichte der ausgeſchickten Janitſcharenhäuptlinge waren geeignet, dieſe ehrfürchtige Scheu bis zur bebenden Bewunderung zu ſteigern. Es hätte nicht der einſchmeichelnden Worte der durch Zuleika geſtimmten Aiſcheh bedurft; der Mann, der Oeſterreichs Heere höhnte und ſchlug, der ſich nicht vor Venedigs Kanonen und Geld fürchtete, fühlte eine ſtille Angſt, gegen den berühmten Meſſias der Juden handelnd aufzutreten, und die Worte des Janitſcharengenerals vermochten ihn bald, dem Großherrn über die wunderbare Erſcheinung des Sabbathai und die noch wunderbarern Folgen derſelben einen umſtändlichen Bericht abzuſtatten. Doch wollte er ſich vorher mit Aiſcheh, mit dem Großſiegelbewahrer und Zuleika darüber beſprechen, und verfügte ſich zu den Letztern, noch voll des Eindrucks, welchen des Janiſar-Aga's ſeltſam wundergläubige Erzählung auf ihn gemacht hatte.

Am folgenden Tage erſchienen zwölf Sklaven in Sabbathai's Wohnung, ſo reiche und koſtbare Geſchenke tragend, daß männiglich, wer es ſah, darüber in ungemeſſenes Erſtaunen gerieth. Es war der ganze Reichthum, welcher einſt aus des unglücklichen

Joſaphia Trikas Haus in das des Kaſchaff von Anaboli gewandert war. Niemand konnte ſich die maßloſe Freigebigkeit des Janiſar-Aga erklären, doch flößte ſie Sabbathai und ſeinem Anhange ein großes Vertrauen zu ſich ſelbſt und ſeiner Sache ein; einen einzigen bedeutenden Mann unter den Osmanli für dieſelbe gewonnen zu haben, galt ihnen ſehr viel, und der Janiſar-Aga war durch ſeine Stellung einer der wichtigſten und einflußreichſten Männer. Er war nicht nur oberſter Befehlshaber des gefürchtetſten Militärcorps in der Hauptſtadt, er war auch Oberaufſeher über die Prinzen von Geblüt und hatte als Chef der Polizei ſtets freien Zutritt beim Großherrn. Ueberdieß war er der Vater der Lieblingsgemahlin des Großvezier, ja ſie war ſeine einzige, ſeine allein geliebte Tochter; und dabei ein ängſtlich frommer, gläubiger und abergläubiſcher Mann. Kurz Alle, denen daran lag, daß Sabbathai in Konſtantinopel als Meſſias reuſſiren mochte, wünſchten ſich Glück zu dieſer Eroberung, und als Zeichen einer ſolchen mußten ſie das fürſtliche Geſchenk anſehen. Selbſt in Sabbathai's Bruſt fing etwas von ſtolzer Zuverſicht ſich zu regen an. Die neuen, ſtets wechſelnden

Erſcheinungen zerſtreueten ihn, das Glück, das ſichtlich alle ſeine Schritte begleitete, begann allmälig und ohne daß er es ſelbſt wahrnahm, die finſtern Wolken des Trübſinns aus ſeiner Seele zu verſcheuchen, die Bilder des Todes wichen und machten freudigern Platz, und er hing ſchon nicht mehr mit unangenehmen Empfindungen den Gedanken an ſeinen jetzigen Beruf nach. Dieſe ſtill und wohlthuend in ſeine Seele einziehende Zuverſicht wurde durch Ruben's Beſuch noch mehr geſteigert. Mit freudeſtrahlendem Antlitz trat dieſer in Sabbathai's Wohnung. „Rabbi," rief er hochbegeiſtert, „der Gott Abrahams hat dein Geſchick gewendet und ſeine Engel ausgeſandt, den Mächtigen dieſer Stadt Liebe und Verehrung für dich in's Herz zu legen. Der Großvezier iſt ſehr für dich eingenommen, und es ſcheint aus Allem, was ich gehört, ſeine Lieblingsgemahlin zu ſein, die ihn ganz zu deinen Gunſten geſtimmt hat. Da er nun aber vom Padiſchah den ſtrengen Befehl hat, dich gefangen zu nehmen, ſo wirſt du wohl thun, dich ſelbſt zu ihm zu verfügen. Das wird den günſtigſten Eindruck für dich hervorbringen, dir viele Freunde erwerben und zum Gelingen deines Vorhabens weſentlich beitragen.“

Eliah und Baruch zogen mit Sabbathai dieſen Rath in Erwägung und Alle erklärten nach manchem Hin- und Herreden einſtimmig, daß er gut und zu befolgen ſei. Aber nicht ohne einige Befangenheit ging man an die Ausführung. Zum erſtenmal wieder, ſeit Mihurmah's Tod, legte Sabbathai reiche Kleider an; wieder floß der faltige Purpur ſtrahlend um ſeine edeln Glieder, wieder blitzten Unterkleid und Gürtel von Gold und bunten Farben, wieder tanzten ſeine ſchwarzen Locken geringelt auf Schultern und Nacken herab, wieder leuchtete ſein Turban in Glanz und Pracht: jetzt war er wieder der König der Juden. Und im Kleide liegt ein gar eigenthümlicher Zauber; es beherrſcht den Menſchen, ſelbſt den Verſtändigſten, Vorurtheilfreieſten, und gegen ſeinen Willen. Es wohnen Geiſter im Kleide, die ſich leiſe aber ſicher der Seele bemächtigen, deren Körper die Stoffe anlegt. So kam über Sabbathai plötzlich der alte meſſianiſche Geiſt, den er längſt geſtorben wähnte, ſtarke göttliche Gefühle drängten ſich durch ſeine Bruſt, die ſich wieder ſtolz wölbte unter den königlichen Hüllen, ſeltſame Gedanken flogen durch ſeinen Kopf, wie Schemen früherer lebendiger bunter Geſtalten; es wollte ihn bedünken, als ſei er wieder der alte gotterfüllte Meſſias, der er geweſen, als er von ſeiner Krönung heimgekehrt in ſein Haus. Was keine Ueberredungskunſt ſeiner ſchlauen Freunde vermocht, wogegen er mit allen Kräften ſeiner Seele geſtrebt, das kam ihm jetzt von ſelbſt, herbeigeführt durch das Glück und das Kleid: er wünſchte leiſe und tief im äußerſten Hintergrund der Seele und gleichſam ohne ſich dieſes Wunſches bewußt zu werden, der Meſſias zu ſein, oder doch wenigſtens für den Meſſias zu gelten und Andern die Ueberzeugung beizubringen, daß er es ſei. Er gemahnte ſich wie ein Träumender; ſo wenig begriff er ſich ſelbſt. Was er für ausgebrannte, todte Aſche gehalten hatte — ſein Herz — war noch im tiefſten Grunde ein ſtilles unbemerkt glühendes Kohlenbett geweſen, vielleicht nur noch einen Funken enthaltend; aber er war fortgeglommen und es glühete jetzt wieder über und über. Ein günſtiger Luftzug — und noch einmal konnten Flammen aufſchlagen. Die Gunſt des Augenblicks ſollte kommen, es ſollte noch einmal eine Flamme auflodern und einen weiten Kreis um ſich erhellen — aber ſie konnte ja keine Nahrung mehr finden; ſie mußte die letzte Kraft verzehren. —

Sabbathai verfügte ſich mit einem prächtigen, eines Königs nicht unwürdigem Gefolge zum Großvezier. Durch die Straßen, durch die er ritt, flog ihm der Ruf voran: der König der Juden kommt in fürſtlicher Herrlichkeit! und viel Volk lief herbei, ihn zu ſehen. Haufenweiſe warfen ſie ſich vor ihm nieder und fleheten um ſeinen Segen, und wieder mit dem alten zauberiſch milden Lächeln ſtreckte er ſeine Hand über die Häupter aus und ſprach die heiligen Worte. Und es war ihm, als ſei alles erlebte Leid nur ein böſer Traum geweſen, und er ſei nun wieder erwacht mit der göttlichen Ueberzeugung: du biſt der Meſſias. So wunderbar fluthete es durch ſeine Seele. — Als er am Pallaſte des Großvezier anlangte, eilten Boten voraus und baten um eine Audienz. „Unſer Herr und Meiſter, der Meſſias, der Sohn Davids, welcher Sabbathai Zewi heißt,“ ſprachen ſie, „ſendet uns zu dir, hochmächtiger Großvezier der hohen ottomaniſchen Pforte, und läßt dir ſagen: du haſt zweimal deine Söldner ausgeſandt, mich zu fahen; ſie haben mir aber nichts anhaben können zum Beweis, daß ich der gottgeſandte Meſſias bin. Nun komme ich ſelbſt, mich dir freiwillig als dein Gefangener zu ſtellen, damit du erkenneſt, daß ich keine Furcht habe vor deinem Gefängniß, damit du wiſſeſt, daß ich des Herrn Prophet bin, wie es Muhamed war."

Der Großvezier, erſtaunt über dieſe ungewöhnliche Handlungsweiſe, ging erſt eine geraume Zeit mit ſich zu Rathe, was er thun ſolle, und ließ endlich Sabbathai erſuchen, vor ihm zu erſcheinen. Während dieſer nun in der Mitte ſeines Gefolges im Hofe des Pallaſtes ſtand, drängten nicht nur die Sklaven und Sklavinnen des Hauſes, ſondern ſogar die Frauen des Harem, obgleich dicht verſchleiert, herbei, den berühmten Fremdling zu ſehen, den das ſeit Wochen unaufhörlich von ihm plaudernde Gerücht bald zu einem Engel, bald zu einem Teufel, bald zu einem mächtigen Zauberer, bald zu einem großen Propheten erhoben und erniedrigt hatte. Die meiſte Neugierde zeigten die Frauen, die ſo nahe heran traten, daß ſie mit Sabbathai hätten ſprechen können, wenn er ihre Sprache oder ſie die ſeinige verſtanden hätten. Aiſcheh konnte ſich aber den Wunſch nicht verſagen, den Wundermann, an welchem ſie ſo großes Intereſſe nahm, und deſſen Aeußeres ſie ſo ſehr entzückte, auch irgend etwas mit jener Begeiſtrung ſprechen zu hören, welche ihr ſo hinreißend geſchildert worden war. Sie rief daher einem der konſtantinopolitaniſchen Juden, der nicht weit von ihr ſtand, zu: „Sage deinem Herrn, daß wir ihn erſuchen, uns ſeinen beſten Segen zu geben.“

Der Jude trat Sabbathai an und verdollmetſchte ihm das Begehren der Frauen, und dieſer, ſanft und gewährend lächelnd, that einige Schritte vorwärts auf die Frauen zu; ſeine Geſtalt hob ſich, ſein Auge glänzte.

„Jetzt, Zuleika,“ flüſterte Aiſcheh ihrer Geſellſchafterin zu, die ſie am Arme hielt, „jetzt wirſt du den Segen wieder empfangen, der dich ſonſt beglückte, und den du ſo lange entbehrt haſt. Freue dich, liebe Seele! denn hoffentlich wird dein Haß gegen dieſen ſchönen Propheten Allah's hernach verſchwinden. Aber du zitterſt ja? Was wandelt dich an?“ — Zuleika gab keine Antwort.

Unterdeſſen hatte Sabbathai ſeine Stimme erhoben, und die Hände über die Häupter der Frauen ausſtreckend, die heiligen Segensworte geſprochen. Sanft und melodiſch wie der Schall der Waſſer, die aus den Thälern des Hermon hinab in das Meer ſtürzen, ſäuſelten die Friedensworte dahin, und ergriffen ſelbſt die Herzen der Hörer, die ſie nicht verſtanden, mit den Schauern der Andacht. Aber Eine war darunter, die ſie wohl verſtand und die von der Gewalt, der durch ſie erregten Gefühle in ihrer Bruſt auf's Tiefſte erſchüttert, plötzlich, als der Segensſpruch beendigt war, nicht mehr Herrin ihrer Bewegung und ihrer Leidenſchaft, mit erſchreckender Heftigkeit zu Sabbathai's Füßen ſtürzte, gleichſam wie von eines Gottes allmäliger Hand nieder geworfen, und nur vermögend: „Sabbathai! Sabbathai!“ zu rufen, aber dieſe mit einer blutigen aus zerriſſenem Herzen dringender Stimme, ſelbſt wieder herzzerreiſſend und bewältigend. Es lag im Tone dieſes Ausrufes alle ſchmerzliche Erinnerung eines eintönigen einfarbigen Lebens an eine glückliche, ſang- und klangreiche, bunte Jugend, ein verzweiflungsvoller Jammer über das Irregewordenſein am Lebensziel, eine thränenvolle Wehmuth über die zertrümmerte Welt in der eignen Bruſt. Sabbathai fuhr über dieſen Ton heftig erſchrocken zuſammen; er kannte dieſe Stimme, ſie mahnte ihn plötzlich an die erſten Lieder, die er gedichtet, an die erſten Liebesſchmerzen, die er gelitten, an das erſte Unglück, das mährchenhaft wunderbar über ihn herein gebrochen war. Sein Name, von dieſer Stimme gerufen, hatte, wie ein Zauberwort, ihn plötzlich in die hellen, goldnen klingenden Meſſiasträume ſeiner Jugend zurückgeſchleudert, vergeſſen und ausgelöſcht in ſeiner Seele war plötzlich alles ſpätere gemeine Leid, aller Betrug, den man ihm und mit ihm geſpielt, er ſah ſich wieder umwogt von Engelsbildern, ihm war, als müßten ſich Erde und Meer wieder vor ihm neigen und ihm zujauchzen: Heil dir Sabbathai, Meſſias, großer König!

Er hatte ſich aber zu der niedergefallenen Frau herabgebeugt, die ſeine Füße umfaßt hielt, um ſie aufzuheben. Sie kniete nun vor ihm, erhob das Haupt zu ihm empor und ſchlug den Schleier zurück.

Da waren Sabbathai all ſeine wild und chaotiſch durcheinander treibenden Gefühle klar, und zurücktretend rief er faſt entſetzt: „Rahel!“

Sie ſtand auf, ſchlug den Schleier zurück, trat ſtolz und anſcheinend kalt zurück und ſprach, ſich ihrer Bewegung ſchämend und ihrer Würde ſich erinnernd: „Nicht Rahel mehr, ſondern Zuleika, die Gemahlin Niſchanji Paſcha's, jenes Behadir Anuſcha's, aus deſſen Händen du und Mihurmah mich, die unglückliche Nachtwandlerin befreiteſt.“

Sabbathai war wie vom Blitz getroffen; er ſtarrte die hohe Geſtalt an, ohne ein Wort hervorzubringen, und hatte nicht Zeit, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen; denn eben traten die Leibdiener des Großveziers mit blendendem Gepränge herbei, ihn vor ihren fürſtlichen Herrn zu führen. Durch koſtbar geſchmückte Gemächer geleitet, betrat er endlich, nicht ohne Befangenheit die Schwelle, innerhalb derſelben der gefürchtete Ahmed Kiuprili, der große Sohn eines großen Vaters, in goldnem Kleid auf der Ottomane kauerte, ſeine mit Edelſteinen beſetzte Pfeife ſchmauchend, und von Beamten und Sklaven umſtanden, die ihn bedienten.

Sabbathai warf ſich nicht vor dem mächtigen jungen Manne nieder, ſondern verneigte ſich nur ehrerbietig. Alle Umſtehenden erſtaunten darüber und hefteten erwartungsvoll ihre Blicke an des Großveziers Geſicht. Doch dieſer betrachtete Sabbathai's königliche Geſtalt mit ſtummer Ehrfurcht. Der Dollmetſch wartete lange vergebens auf die erſten Worte des Großvezier; ſo ganz verſunken war dieſer in des berühmten Mannes Anblick. Endlich erhob er die Stimme und ſprach: „Du ſtellſt dich ſelbſt als meinen Gefangenen, wie mir deine Boten gemeldet haben, und ich verſichre dich deshalb meiner Gnade. So du nun ein wahrhaftiger Prophet biſt, ſo theile mir das Vorzüglichſte deiner Offenbarung mit und mache mich bekannt mit deinen göttlichen Geſichten. Erzähle mir, wie das ungetrübte Licht des Herrn in deine Seele geſtrahlt iſt, damit ich dein göttliches Weſen erkenne. Denn ich will nicht ſein gegen den, welchen Allah geſandt und mit höheren Kräften ausgerüſtet hat, als andre Menſchen.“

Auf ſeinen Wink brachte ein Sklave ein prächtiges Polſter, auf welches ſich Sabbathai, ihm gegenüber niederlaſſen mußte. Ein Andrer reichte ihm eine koſtbare Pfeife. Staunen ergriff Alle, die es ſahen. So hatte der mächtige Arm des Beherrſchers der Gläubigen noch keinen Fremdling empfangen, und ehe noch Sabbathai die Gemächer des Großveziers wieder verließ, durchflog ſchon das Gerücht von dieſem ausgezeichneten, ehrerbietigen Empfang die Stadt und verſetzte alle Juden von Sabbathei's Anhang — und das waren die Meiſten — in einen taumelnden Rauſch.

Sabbathai aber begann mit blühender Beredſamkeit zu lehren, daß ihm der Dollmetſch kaum zu folgen vermochte, und es war zuweilen, als wolle die alte Begeiſtrung über ihn kommen, doch war es nur ein matter Schein der Flamme, die ihn einſt durchlodert. Andächtig horchend ſaß der Großvezier. Stunden verflogen wie Minuten. Endlich ſprach der fürſtliche Hörer: „Ich bezeuge dir meine Ehrfurcht; ich glaube, daß du der Meſſias der Juden biſt. Und wenn du auch unſern großen Propheten nicht erreichſt, ſo biſt du doch auch ein Prophet, den Allah geſandt hat. Deine Lehre gefällt mir; ich wünſche künftig mehr davon zu hören.“

Dieſe Worte waren für Sabbathai's Sache

entſcheidend. Sie flogen von Mund zu Mund und begeiſterten die Juden wiederum zu den größten Erwartungen. Nun glaubten ſie das Ziel nächſtens zu erreichen; doch Jeder hatte davon eine andre Vorſtellung, und über das endliche Wie waren ſie alle im Unklaren.

Sabbathai erhielt im Pallaſte des Großveziers ſelbſt eine geräumige und fürſtliche Wohnung angewieſen, und faſt täglich brachte dieſer einige Stunden bei ihm zu, die Lehren deſſelben anhörend. Doch wurde durch die große Auszeichnung, mit welcher er Sabbathai behandelte, die ganze Judenſchaft Konſtantinopels vom wilden Feuergeiſt des Fanatismus ergriffen, und ſelbſt viele Türken ſtimmten aus angebornem Aber- und Wunderglauben mit ein. Damit nicht genug! Wie erſt nach Jeruſalem, ſpäter nach Smyrna, ſo ſtrömten jetzt die Juden aus Aſien und Europa nach Konſtantinopel. Denn was bedurfte es nun für ſie noch weitere Zeugniſſe und Beweiſe, daß Sabbathai der wahrhaftige Meſſias ſei, da der gefürchtete und gewaltige Großvezier ihn ſelbſt als ſolchen anerkannt hatte und behandelte? Dieſe Bewegung in der Hauptſtadt wurde dem Großvezier bedenklich. Er ließ daher das Schloß Ceſto, eins der Dardanellenſchlöſſer, zu einer faſt königlichen Wohnung für Sabbathai einrichten, um ihn dort ſicher bewachen zu können, daß er der Ruhe des Staats nicht gefährlich werden möchte. Denn wohl waren die kriegeriſchen Rüſtungen der Juden in Smyrna zu ſeinen Ohren gedrungen. Er ſelbſt wollte nach Adrianopel, um ſich mit dem Großherrn über die Erſcheinung dieſes wunderbaren Mannes zu beſprechen, ſo wie anzufragen, was man eigentlich mit ihm beginnen ſolle.

Sabbathai wurde in Folge dieſer Anordnung von mehren Janitſcharen, Odas und ſeinem zahlreichen Gefolge auf einem Schiffe des Großherrn nach Ceſto gebracht. Seine Reiſe glich abermals dem Triumphzug eines Königs und nicht der Wanderung eines Gefangenen nach ſeinem Gefängniß. Zwölf Schiffe umſchwammen das ſeinige, alle reich geſchmückt, und der alte Janiſar-Aga führte den Zug.

Der Sieg der Lüge.

> Es ſchickt ſich nicht, daß ein Menſch, dem Gott Offenbarung gegeben und Weisheit und Prophezeihung verliehen, zu den Andern ſage: betet mich an neben Gott! Sondern er ſoll ſagen: vervollkommnet euch in Erkenntniß und Werken, da ihr die Schrift wiſſet, und übet euch darin. Gott hat euch nicht geboten, die Engel und die Propheten zu euerm Herrn anzunehmen.
>
> Koran. Kapitel 3. Das Geſchlecht Imman. III.

Da ſaß er denn in ſeinem hohen, von den Wogen des Meers umrauſchten Dardanellenſchloſſe, recht wie ein König des Landes und des Meers; da ſaß er, der vielbewunderte, angebetete und verfluchte, der edelſte und ausgezeichnetſte Sohn ſeines Volks, ein wunderbares Räthſel, wie dieſes Volk ſelbſt. Tief unter ſeinen Füßen wälzte durch die enge Dardanellenſtraße ein Meer dem andern ſeine Fluthen zu, und ſinnend weilte ſein Blick auf den dahin rollenden Gewäſſern. Dann erhob er ihn wohl und ließ ihn ſchwermüthig über die Ufer Aſien's und Europa's hingleiten, gleichſam als ſuche er eine Aehnlichkeit zwiſchen ſich und dem hohen Felſenthurme, auf welchen ihn ſein außerordentliches Schickſal jetzt geſchleudert hatte. Und hatte er nicht, gleich wie die Dardanellenſtraße zwei Meere verbindet, die glänzende Vergangenheit ſeines Volks mit einer glänzenden Zukunft zu vereinigen geſucht? Stand er nicht, wie die hohe Zinne ſeines Thurms, zwiſchen dem Abendland und dem Morgenland, umrauſcht vom Strome der Zeit, der ſich brauſend an ihm vorüber drängte? Und waren die ſtaunenden und ſegnenden Blicke beider nicht auf ihn gerichtet? Welches Loos, ſo fragte er ſich wohl in ſolchen einſamen Stunden, ſollte ihm denn die Zukunft aus ihrer Urne werfen? Sollte der Thurm doch noch zur Zinne Zion's werden und die Juden aller Länder ihre Häuſer bauen an ſeine ſichre Mauer? Oder ſollte er nur ein Lehrſtuhl ſein, von welchem Aſien und Europa eine kühle, nicht für die Phantaſie geeignete, Lehre gepredigt würde? Oder ſollte endlich der Thurm von den Wellen der Zeit unterwühlt, zuſammenbrechen und ſpurlos unter der Fluth verſchwinden? Jezuweilen zuckte wohl der Wunſch wieder in ihm auf, doch noch der glückſpendende König ſeines Volks zu ſein.

Der Schmerz über die Falſchheit ſeiner Freunde und über das unwürdige Spiel mit ſeiner meſſianiſchen Begeiſtrung hatte ſich allmählig mehr und mehr abgeſtumpft, je ehrerbietiger man ihm in Konſtantinopel begegnet war, und die Zeit hatte die ihm geſchlagenen Wunden, wenn auch nicht geheilt, aber doch verharrſcht. Dagegen von Juden und Türken geſchmeichelt, mit Auszeichnungen, Ehrenbezeigungen und Geſchenken von den vornehmſten und angeſehenſten Perſonen überhäuft, ein Gegenſtand ſtets geſpannter Aufmerkſamkeit für alles Volk, merkte Sabbathai es ſelbſt nicht, daß der Stolz ſeiner Jugend ſich noch ein Mal in ihm zu regen begann. Er mußte der menſchlichen Schwachheit ſeinen Zoll auch hier entrichten. Hatte er denn nicht ſchon, wogegen ſich erſt ſeine Seele mit allen Kräften empört und geſträubt, ſich allmählig, und nicht ſchwer — weil er ſich ſtets vor ſich ſelbſt mit der Nothwendigkeit, nur auf dieſe Art Anhänger gewinnen zu können, und mit Huſein Damad's Befehl entſchuldigte — für den wahrhaftigen Meſſias ausgegeben, und war dieſe ihm ſo verhaßte Rolle ihm nicht endlich zur Natur geworden? So wurde er täglich mehr zum wirklichen Sohn der Lüge; aber er dachte kaum daran, und wenn es geſchah, ſo trat die Entſchuldigung mit dem abgebleichten Bilde ſeiner Erniedrigung vor ſich ſelbſt zugleich in ſeine Seele. Und war von dieſer Lüge bis zur Königskrone mehr als ein Schritt? Denn in Wahrheit hatten auch die abſtracten Lehren, die ſtrengen Befehle und Ermahnungen, die oft wiederholten Warnungen Huſein Damad's vor irdiſcher Größe viel von ihrer Schärfe in Sabbathai's Seele verloren; die ihr aufgedrängten Ideen wichen allmählig als aus einem ihnen fremden Gebiet, und dafur zogen wieder die bunten und phantaſtiſchen Bilder, gleich den ſchön gefiederten Vögeln des Orients hinein, die darin geboren und aufgewachſen und nur von einer herriſchen Gewalt daraus vertrieben worden waren. Die üppige Pracht, mit welcher die Ehrfurcht des Großveziers den nun ſchon verwöhnten Sohn des Glücks umgeben hatte; die zahlreiche Dienerſchaft, die auf ſeinen Wink flog; die ſklaviſche Unterwürfigkeit, mit welcher ihm Jude und Moslemin nahte, gefielen ihm allzu ſehr und waren ihm ſchon zum Bedürfniß geworden, als daß er hätte wünſchen können, dieß Alles, womit der Morgenländer weit lieber und leidenſchaftlicher noch als der Abendländer ſein ſinnliches Leben ſchmückt, zu verlieren. Wäre jetzt Joſeph zugegen geweſen mit ſeinen bewaffneten Schaaren, Sabbathai hätte ſich nicht lange widerſetzt, das Zeichen zum Aufruhr zu geben und ſich die Fahne des Meſſias bis nach Jeruſalem vortragen laſſen. So aber war auch diesmal der günſtige Augenblick durch ſeine eigne Schuld unbenützt an ihm vorübergegangen, und ihm blieb bei innerer Zerriſſenheit nichts als eine ungewiſſe Hoffnung auf die Zukunft. Und wie getrübt war dieſe durch jene bittere aus der Untreue gegen ſich ſelbſt entſprungenen Empfindungen an manchen Tagen, die er von ſeinem Schloſſe einſam ausſchauend zubrachte! Dann war es düſter in ſeiner Seele. Doch die dunkeln Geſtalten dieſer Einſamkeit wurden bald von häufigen Beſuchen wieder verſcheucht. Zwar war und blieb Sabbathai ein Gefangener und die Ehrenwache, die ihn umgab, hatte den geheimen Befehl, ſtets ein ſcharfes Auge auf ihn zu haben, ihn bei jeder Entfernung aus dem Schloſſe zu begleiten und nicht zu dulden, daß er ſeine Ausflüge über drei Stunden Wegs ausdehne, aber er hatte doch Freiheit an dem Ufer zu luſtwandeln; und Jedermann, wer es auch ſei, war freier Zutritt zu ihm erlaubt. Dabei war nicht nur für ſeinen und ſeines Gefolges anſtändigen Unterhalt reichlich geſorgt, er konnte auch Gäſte königlich bewirthen. So hatte der Großvezier nichts verabſäumt, Sabbathai's neue Verhältniſſe glänzend zu geſtalten. Kaum waren dieſe Umſtände bekannt worden, als zahlreiche Schiffe von beiden Seiten der Dardanellenſtraße herzueilten und an Ceſto's Mauern anlegten. Juden und Türken kamen, Sabbathai zu ſehen und zu hören, und ſelbſt vornehme türkiſche Frauen wagten eine Fahrt über das Marmormeer, um den berühmten Mann anzuſtaunen.

Still hatte Sabbathai immer gehofft, über Rahel's ihm räthſelhaft gebliebenes Erſcheinen nähern Aufſchluß zu erhalten. Auch dieſer Wunſch ſollte ihm erfüllt werden. Eines Tages ruderte ein ſehr ſtattliches, reich und bunt ausgeſchmücktes Schiff an den Landungsplatz von Ceſto heran, und die türkiſchen Wachen geriethen in Bewegung. Bald zog der Ruf: „Niſchanji Paſcha“ alle Osmanli herbei, um dem mit den Frauen ſeines Harem ausſteigenden Greiſe die Ehrenbezeugungen zu machen. Alle glänzten in Sammet und Seide, Gold und Edelſteinen; der ehrwürdige Gebieter und die vier ſtolzen Frauen, die er die Stufen hinauf leitete. Diener eilten, dem Meſſias die Ankunft des reichen Thronbeamten anzuſagen, und Sabbathai warf ſich in königlichen Glanz, um denſelben würdig zu empfangen. Als Niſchanji Paſcha in Sabbathai's Gemach trat, verneigte er ſich und ſprach: „Sabbathai Zewi, es iſt nicht das erſte Mal, daß wir uns auf dem Lebenswege begegnen. Schon einmal ſtanden wir einander gegenuber, obgleich in Verhältniſſen, die von den heutigen ſehr verſchieden waren. Du warſt damals der junge talentvolle, aber unbedeutende Chacham, ich der Kiaja des Kapudan Paſcha. Aber ſeltſam genug handelte es ſich damals zwiſchen uns um eine Jungfrau, die dir anhing, ohne daß du es wußteſt, und die ich, von ihrer Schönheit gerührt, gern als mein Eigenthum mit mir geführt, die du jedoch Mittel fandeſt, mir wieder abzujagen, und in deren glücklichen Beſitz ich nun dennoch gekommen bin, nachdem du die

Perle weggeworfen, die meinen größten Schatz ausmacht. Ja, Sabbathai Zevi, jene Nacht, in welcher die Hafenwächter Smyrna's die ſchöne Nachtwandlerin mit dir einfingen und vor mich brachten, iſt bedeutungsvoll für mich und Rahel geworden; denn in dieſer hohen majeſtätiſchen Frau ſiehſt du Zuleika, einſt als Rahel dein Weib und auch nicht dein Weib, jetzt aber wahrhaftig das meinige."

„Seid mir gegrüßt mit dem Friedensgruße!" ſagte Sabbathai und eine flammende Röthe überflog ſeine Wangen. Zuleika's Geſicht bedeckte der mitleidige Schleier; ihr Auge hing kalt und ſtolz an den männlich gewordenen Zügen des einſt von ihr geliebten Rabbi; da ſtürzte aber Baruch aus der Reihe der Männer, die in prächtiger Reihe zu beiden Seiten von Sabbathai's Thronpolſter aufgeſtellt waren, vom Gefühl überwältigt und hingeriſſen, hervor auf Zuleika los und ſchloß ſie mit den weinend gerufenen Worten: „Rahel, meine geliebte Schweſter!" in die Arme.

Da ſchmolz die Eisrinde vom Herzen des ſtolzen Weibes. Die mächtigen Jugenderinnerungen waren's, die, in der Geſtalt ihres Bruders ihr plötzlich entgegen tretend, ſie bezwangen. Je weiter wir uns von unſrer Jugend entfernen, deſto mächtiger und ſiegreicher wirkt ſie auf unſer Leben ein; die beiden Enden werden magiſch zu einander gebogen und gezogen, damit das Ende mit dem Anfang verſchmelze und das Ganze zum Ringe werde. Jetzt war die fürſtlich Geſchmückte nicht mehr Zuleika, die Lieblingsgemahlin Niſchanji Paſcha's; ſie war Rahel, die Tochter Zadik de Curbanos, die hochſinnige, hochſtrebende, und vor ihr ſtand ihr lieber Bruder Baruch, und ihr geliebter Lehrer Sabbathai; und es war nicht anders, als müſſe ſich die Thüre öffnen, und Vater und Mutter und die andern Brüder müßten hereintreten, und auch Thamar, die ſchöne ſchüchterne Freundin müſſe kommen; und ſie lächelte erwartungsvoll ſelig. Als aber Niemand weiter kam, fing ſie an zu weinen, daß ja das alles längſt vorüber ſei; und nun waren ihr Bruder und Freund wieder fremder, und wehmüthig fragte ſie: „Mein Bruder Baruch, du biſt alſo dem hohen Chacham treu geblieben?“

„Ich bin es“, entgegnete jener, „in allen Fällen. Selten wich ich von ſeiner Seite.“

„Segen dafür auf dein Haupt!“

Aber Baruch beſtürmte die Schweſter mit Fragen; er hatte ſeit Jahren nichts über ihr Schickſal vernommen. Auch Sabbathai's Auge hing bittend am Munde der einſt heißgeliebten Freundin und ihres Gemahls. „Niſchanji Paſcha!“ ſprach er, „um einer Todten willen lieb ich dich, der du Gutes gethan!“ —

„Und Uebels“, fiel der Greis ein. „Doch wahrlich ich liebte ſie mehr als mein Kind, und auch um ihretwillen hab' ich auch dich lieben gelernt.“

„Friede ſei auch ihr! Sieh' hier ihren Gemahl, dem ſie Kinder geboren! Er iſt mein Bruder Eliah. Liebe auch ihn, Niſchanji Paſcha! Sei unſer Freund!“

Und der alte Muhamedaner reichte dem hervortretenden Eliah die Hand: eine Thräne zitterte an ſeiner grauen Wimper. Dann ließ er ſich mit ſeinen Frauen auf die herbeigebrachten Polſter nieder und nahm die dargebotene Pfeife. „Ihr wünſchet mein und Zuleika's Schickſale zu hören“, begann er dann langſam, „und ich will euerm Wunſche nicht entgegen ſein in dieſer Stunde, die mein Herz gerührt hat.

„Ich war ein junges raſches Blut in meiner frühen Jugend, als ich noch dem Talmud anhing und Jehuda Ben Aſſar hieß. Ich paßte wenig zu den Kopfhängern, die die alten Pergamente durchforſchten, ein Haferkörnlein unnützer Weisheit darin zu finden. Das Leben war meine beſte Schule. Meine Leidenſchaften glühten als gewaltige Flammen in meiner Bruſt; ich liebte und hoffte gleich ſtark. Mein Freund war Samuel Lisbona, ein Schüler meines Vaters; er war reich und ich arm, aber ich brauchte viel; denn ich hatte nicht wenig Bedürfniſſe. Es war mein heißeſter Wunſch, daß er eine meiner Schweſtern ehelichen möchte, und er liebte die, welche Juſabit hieß; aber ſie verweigerte ſich ihm und ergab ſich einem mir verhaßten Jüngling, Namens Aaron de la Papa, der ſie verlockt und verführt hatte. Dieſer Aaron wurde dadurch der Beweger meines Geſchicks. Ein ihm verbündeter Freund, Simon Ben Jakir, ſtand auf gleichem Fuße mit meiner Schweſter Sara, ebenfalls gegen der Mutter und meinen Willen. Beiden, dem Aaron und dem Simon, wurde unſer Haus verboten. Samuel hatte ſich zu meinem unausſprechlichen Verdruß zurückgezogen. Da fand ich einſt jenen Simon in den Armen Sara's. Ein Dolchſtoß in ſein ſchlechtes Herz rächte meines Hauſes Ehre. Es wäre mir freilich lieber geweſen, ich hätte Aaron getroffen. Ich mußte aus Jeruſalem flüchten, und trieb mich eine Zeit lang als Jäger, Fiſcher, Kameeltreiber in Paläſtina und Syrien herum, bis mir von mehren Seiten die Kunde zuging, Sara ſei Chananiah Ben Jakir's, Simon's Bruders, Weib geworden; meine blutige That ſei vergeben und ſolle weder gerügt noch geſühnt werden. Ich fand endlich jenen Chananiah ſelbſt, der, wie er mir ſagte, ausgezogen war, mich aufzuſuchen und in den Schooß meiner Familie zurückzuführen. Ich trauete ſeinen Worten und ging in die Falle. In Jeruſalem angekommen, überlieferte mich der treuloſe Chananiah dem Rabbinalgericht und benutzte die vertraulichen Mittheilungen ſeines Weibes, meiner Lieblingsſchweſter, um die genaueſten Angaben hinſichtlich des Mordes von Simon Ben Jakir zu liefern. Mein Leben war verloren, wenn ich nicht eine raſche That vollbrachte. Und ich that ſie. Indem ich einem vorübergehenden Moslemin den Tulbend vom Haupte riß und auf mein eignes ſetzte, erklärte ich mich für einen Anhänger des Koran, und wurde ſofort von den Osmanlis gegen die Juden in Schutz genommen. Nun war ich meiner Familie, meinem Volke, meiner Heimath auf ewig entfremdet. Ich wußte nicht, was ich beginnen ſollte, aber glühender Rachedurſt verzehrte mein Herz. Ich haßte alle Juden, aber Chananiah Ben Jakir und Aaron de la Papa haßte ich am meiſten. Ich ging in die Gebirge und wurde Räuber. Bald fand ich mich zu meines Gleichen. Meine neuen Gefährten beſtanden meiſt aus Seeräubern; doch war ihr Schiff verloren gegangen, und ſie wollten ſo lange auf dem Lande ihr freies Handwerk fortſetzen, bis ſie ſo viel beiſammen hätten, um ſich in Alexandrien ein neues Schiff zu kaufen. Ich verbrüderte mich mit ihnen und wir machten ferner gemeinſchaftliche Sache miteinander und verfolgten beharrlich unſer Ziel. Wir brachten es zu einem Schiff, und durchſtreiften nach Raub die Meere; wir waren glücklich meiſt durch meine Anſchläge und perſönliche Tapferkeit, und nach einigen Jahren war ich der Anführer der muthigen Schaar. Um mir meine Schätze zu ſichern, kaufte ich mir im Gebirge Ephraim, wo mich Niemand kannte, eine anſehnliche Beſitzung und erbaute mir ein feſtes Haus. Dorthin führte ich meine Frauen, die ich auf meinen weiten Fahrten kennen und lieben lernte. Dort war ich ein angeſehener Mann. Meine oft Monate lange Abweſenheit entſchuldigte ich mit Handelsreiſen in fremde Länder, indem ich mich für einen Kaufmann ausgab. Lange war ich mit mir zu Rath gegangen, wie ich mich am empfindlichſten an Chananiah Ben Jakir rächen konnte, und ich hatte durch meine Leute darüber mancherlei Erkundigungen eingezogen. Da erfuhr ich denn, meine treuloſe Schweſter Sara haben ihrem Gemahl ein Töchterlein geboren und es Rebekka geheißen; dieſes Kind liebe Chananiah mehr als alles Andre in der Welt, mehr als ſein Weib und ſich. Gleich beſchloß ich, das Kind zu ermorden und meinem Todfeind blutend zu Füßen zu ſchleudern. Doch bei näherer Ueberlegung fand ich, daß dieß eine gemeine und mich nichts deſtoweniger nicht befriedigende Rache ſei, und ich änderte meinen Plan. Das Kind ſollte von mir geraubt und als meine Rächerin an Chananiah erzogen werden. Ich wollte ihm ein Leben voll Qual bereiten, und Rebekka ſollte ihm dieß endlich noch rauben. Wunderbar hat der Himmel das Ende meines Racheplans geändert: Chananiah iſt der Mörder ſeines Kindes geworden; er lebt in Jeruſalem ein Leben der Qual und Verzweiflung, und kann nicht ſterben, ſo gern er möchte. Jetzt erſt bin ich wahrhaft und auf eine Weiſe an ihm gerächt, die nur ein Teufel ſo ausführen konnte, kein Menſch. Er hat mir meine Jugend verdorben; ich ihm ſein Alter; ich lebe in Frieden und Glück, er in Jammer und Elend. Alſo hat's der Herr gewendet und zwiſchen uns entſchieden. — Doch ich komme auf die Ausführung meines Racheplanes zurück. Durch einen meiner Späher wurde ich in Kenntniß geſetzt, daß meine Mutter zu ihren Töchtern Juſabit, Aaron de la Papa's Frau, und Hannah, Jakob Ben Eliah's Frau, nach Smyrna gereiſ't ſei. Nach einiger Zeit ließ ich einen Brief im Namen meiner Mutter an Sara Chananiah Ben Jakir's Frau nach Jeruſalem ſchreiben mit der dringenden Bitte, daß Sara ſamt ihrem Töchterlein Rebekka eiligſt nach Smyrna kommen möchte, indem ſie, meine Mutter, ihren herannahenden Tod fühle und nichts ſehnlicher wünſche, als ihre Töchter und deren Kinder an ihrem Sterbebette verſammelt zu ſehen. Wie ich mit Gewißheit vorausgeſetzt hatte, alſo geſchah es. Sara brach mit ihrem Töchterlein auf; wir überfielen das Schiff, ich riß daß Kind aus Sara's Armen, indem ich mich ihr zu erkennen gab, führte es in mein Haus, gab ihm ſelbſt den Namen Mihurmah, und ließ es dort erziehen. Ich hatte nicht Zeit, mich viel um die Kleine zu bekümmern; meine Unternehmungen gingen damals immer mehr in's Große und nahmen alle meine Zeit in Anſpruch. Mein Name war gefürchtet im Archipel und im Mittelmeer; je reicher ich wurde, deſto kühner wurde ich auch. Doch bemerkte ich nicht ohne Wohlgefallen, daß ſich Mihurmah früh und reizend entwickelte.

Mein zunehmender Reichthum, den ich unvorſichtiger Weiſe nicht genug verborgen hatte, reizte die Habgier der türkiſchen Beamten. Der Molla von Gaza hatte mich ſchon lange beobachten laſſen. Ein Vorfall, der ſich in ſeiner Nähe auf dem Meere zugetragen hatte, gab ihm die willkommene Veranlaſſung, über mich herzufallen. Es war nämlich ein von Aegypten kommendes türkiſches Schiff von griechiſchen Seeräubern angegriffen und genommen worden. Zufällig war ein zweites von Gaza ausſegelndes dem Molla gehöriges Schiff dazu gekommen, die Griechen hatten unterlegen und waren meiſt gefangen genommen worden. Mehre derſelben hatten früher unter mir geſtanden, waren aber, als ſchlechte und untaugliche Burſchen fortgeſchickt worden. Aus Rache an mir ſagten ſie nun aus; das Raubſchiff ſei mein Eigenthum, ich ihr Hauptmann. Nun wußten ſie aber weder meinen wahren Namen, noch meine Wohnung; und ihr Verrath, auf den ich ſtets gefaßt war, würde ihnen nichts geholfen haben, wenn mich mein Unſtern nicht gerade an die Küſte von Gaza geführt hätte. Einer der Räuber ſah mich, und ſogleich wurde ich von den Wachen des Molla ergriffen. Der Molla führte mich in's Gebirge in meine Wohnung, der Kadi kam hinzu: ich verlor mein Eigenthum, meine Frauen wurden fortgeſchickt, meine Sklaven verkauft, und nur mit Mühe gelang es mir, die kleine Mihurmah vor dem

Verkauf zu ſchützen. Auf meine Bitten ließ ſie der Molla nach Gaza in das Haus eines gelehrten Juden, Namens Joel Jamſel, bringen, und dort erziehen. Ich begehrte meine Vertheidigung in Stambul ſelbſt zu führen und dieß Geſuch durfte mir nicht abgeſchlagen werden. So wurde ich denn als ein Gefangener hierher gebracht. Man hatte viel von mir geſprochen, und der Kapudan Paſcha hatte meine Kenntniſſe des Seeweſens rühmen hören. Da er nun ſelbſt wenig davon beſaß und einen Mann, der ihm dieſen Mangel erſetzte, ſehr nöthig brauchte, ſo kam ich ihm ſehr gelegen. Durch ſeinen Einfluß wurde mein Proceß ſchnell beigelegt, und ich trat als Kiajo des Kapudan Paſcha in die Dienſte der hohen Pforte. Als ſolcher war ich ſchon ein mächtiger Mann, und beſchiffte den Archipel, um die Steuern für den Großherrn von den Inſeln einzutreiben. Auf einer ſolchen Fahrt war's, wo ich dich und Rahel zuerſt ſah, in jener Nacht, wo man ſie als Geſpenſt eingefangen hatte und dich dazu. Rahel's Schönheit hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und wäre mir Mihurmah nicht ſo unerwartet unter die Augen getreten und hätte alle meine Gefühle in Anſpruch genommen, ich würde Rahel ſchon damals mit mir geführt haben. Ihr reizendes Bild blieb in meiner Seele zurück und ich trug es lange mit mir herum. Später zeichnete ich mich im Krieg gegen Venedig aus, und wurde vom Großvezier, dem alten Kiuprili, dem ich perſönlich bekannt geworden war, zur Würde des Kapudan Paſcha befördert. Bevor jedoch dieſes geſchah, machte ich einſt nach alter Weiſe, ohne meine Würde und meines Schiffes wahre Beſtimmung zu verrathen, Jagd auf einen venetianiſchen Kauffahrer. Er mußte ſich bald ergeben, aber wie vermöchte ich mein frohes Erſtaunen zu ſchildern, als ich einen Schatz auf dem Schiffe finde, den ich nimmer darauf vermuthet hätte? Rahel war mit ihrem Vater darauf, zurückkehrend von einer Reiſe nach Griechenland und Venedig, und wurde meine Gefangene. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ſie nun nicht mehr ließ. Ich konnte ihr Anſehen und Schätze bieten. Sie trat zu meinem Glauben über und wurde die Gemahlin des mächtigen Kapudan Paſcha. Schon als Greis in einem Gefecht gegen die Venetianer durch eine bedeutende Verwundung zu fernerm Kriegsdienſt untüchtig geworden, erhob mich der Großherr zum Lohn für meine treuen Dienſte zu ſeinem Niſchanji Paſcha. Dieß iſt meine und Zuleika's Geſchichte. Sie verlangte dich noch einmal zu ſehen, und iſt begierig zu erfahren, was dich nach Stambul geführt hat; ich ſelbſt aber wollte dir meinen Dank ausſprechen für alle Liebe, welche du Mihurmah erwieſen; denn ich habe ſie als meine eigne Tochter betrachtet.“

„Ich ſage dir Dank für deinen Beſuch, wie für deine Erzählung,“ entgegnete nun Sabbathai. „Mancherlei Gefühle haben mir während derſelben die Bruſt bewegt. Als ich Rahel zum letzten Mal ſah, lag ich auf dem Schiffe eines Griechen in Nauplia auf einem Bündel Reisſtroh, arm, elend, todtkrank, landflüchtig und von meinen Feinden wüthend verfolgt. Ich wollte nach Aegypten, aber ich hatte nicht ſo viel mehr, um die Ueberfahrtskoſten nach Alexandrien zu decken. Da traten ein Mann und ein ſchönes Frauenbild an mein erbärmliches Lager, die, ſelbſt Juden, von dem Unglück eines ihrer Glaubensgenoſſen gehört hatten. Es war Zadik de Curbano und ſeine Tochter. Er bezahlte den Schiffslohn für mich, ſonſt wär' ich wohl nie nach Aegypten und Jeruſalem gekommen und wahrſcheinlich der Krankheit und dem Haß meiner Feinde erlegen. So wunderbar ſind des Herrn Mittel und Wege.“

„Es war dieſelbe Reiſe auf der ich Thamar in Venedig fand,“ erhob Juleika die Stimme, „und es war dieſelbe Reiſe, die mich in Niſchanji Paſcha's Hände führte. Ich ſah Smyrna nicht wieder.“

„Der Herr ſei gelobt, der uns Alle ſo gut und weiſe geführt!“ rief Sabbathai, von Thamar's Namen wunderbar berührt und ergriffen, ſo daß ihm die Augen von Thränenthau glänzten. Dann ſprach er: „Niſchanji Paſcha, da du der unglücklichen Mihurmah ſtets mit Liebe gedenkſt, da du ſelbſt mir wohl willſt um ihretwillen, o ſo nimm dich ihres Sohnes an, der in mein Schickſal verwickelt, hierher in das Haus des Großveziers verſchlagen worden iſt, und demſelben als Sklave dient.

„Mihurmah's Sohn? Er ſei mir willkommen und geſegnet!“ rief der Greis.

Und als ſie noch ſprachen, wurde eine Botſchaft des Großveziers an Sabbathai gemeldet, und herein trat als Ueberbringer derſelben — Ruben.

„Dich ſendet der Herr ſelbſt!" rief Sabbathai. „Sieh, jener ehrwürdige Greis Niſchanji Paſcha iſt dir noch verwandt und liebt dich. — Niſchanji Paſcha, hier iſt Mihurmah's Sohn."

„Er iſt's!" jubelte der Greis begeiſtert, „es iſt ihr Auge, ihre Geſtalt! Ich habe keinen Sohn, er ſoll der meinige ſein." Und zu Eliah gewandt fragte er froh bewegt: „Willſt du mir deine Vaterrechte auf ihn abtreten? Ich will ſein Glück begründen; ich kann es."

„Sei ſein Vater!" antwortete Eliah; „er iſt ja ohnedieß meiner Vaterſorge entwachſen und — entlaufen. Ich vermag nichts zu ſeinem Glücke zu thun."

„Zuleika," redete Sabbathai zu der Dame, „der Herr wollte nicht, daß du die Mutter meiner Kinder werden ſollteſt. Noch iſt mir die Verheißung einer Nachkommenſchaft nicht erfüllt. Dieſen Jüngling liebte ich wie meinen Sohn; ich habe ihn erzogen. Sei du nun ſeine Mutter. Er bedarf noch der Mutterſorge. Ihn mach' ich dir zum Geſchenk."

„Er ſoll auch *mein* Sohn ſein," entgegnete die ſtolze Zuleika, und Ruben wurde von ihr und ihrem Gatten zärtlich umarmt. Der Tag verging unter Sabbathai's Lehren, die den Großſiegelbewahrer beſonders anzuſprechen ſchienen, und Beide ſchieden miteinander zufrieden.

Einige Tage ſpäter langte mit vielen Juden und einigen Osmanen auch der Janiſar-Aga auf Ceſto an; denn es war heute ein Lehrtag; und auch er führte eine tief verſchleierte Frau. Er hatte Sabbathai ſchon oft beſucht, und bekannte ſich im Stillen bereits zu deſſen Lehre; aber ſtets war er bis jetzt allein gekommen.

„Sabbathai,“ ſprach er, als er an der Hand der Verſchleierten in das Zimmer trat, „als wir uns zum letzten Mal hier bei dir verſammelt hatten, ſprachſt du ſo ſalbungsvoll von der Liebe und der Vergebung, und verſprachſt uns dieſen Gegenſtand in deinem nächſten Vortrag beſonders zu erörtern. Darum habe ich heute ein reuiges Weib mitgebracht, welche ſchwer an ihrem Gatten gefrevelt, ſo daß ſie fürchtet, er werde ihr niemals vergeben können. Sie und ich möchten aus deinem Munde hören, wie groß die Vergebung eines beleidigten Gatten ſein müſſe. Vielleicht findet ſie einigen Troſt bei dir.“

„Die Vergebung ſoll unendlich ſein, wie die Liebe, deren Kind ſie iſt,“ erhob Sabbathai ſeine Stimme. „Du ſollſt deinem Beleidiger, ſelbſt wenn er keine Reue bezeigt, ſiebenmal ſiebenmal vergeben, ehe denn die Sonne untergehet; bezeigt er aber Reue und Leid über ſeine That, ſo ſollſt du ihm ſiebenmal ſiebenzigmal vergeben; denn Gott iſt ein Gott der Liebe, und ſeine Liebe reichet vom Aufgang bis zum Niedergang. Höret doch, wie Salomo lehrte: Wenn deinen Feind hungert, ſo gib ihm Brot; dürſtet ihn, ſo gib ihm Waſſer, denn du häufeſt feurige Kohlen auf ſein Haupt, und der Herr wird dich ſegnen. Wahrlich die alten Gebote der Liebe und Vergebung ſtehen heute noch in ihrer alten Kraft. Ich will euch ein Beiſpiel erzählen von einem alten Lehrer Israels, damit ihr daran die rechte Liebe und die wahre Vergebung erkennet, und ich wähle es, weil die gegenwärtige Büßerin ſich an ihrem Herrn und Gemahl verſündigt hat.

Rabbi Joſuah, berühmten Andenkens, hatte das Unglück, mit einem verkehrten und zänkiſchen Weibe verbunden zu ſein. Sie bewies ihm keineswegs die ſeinem Stande gebührende Achtung, ſondern ſchmähete ihn oft und ſogar in Beiſein ſeiner Schüler. Als dieſe nun ſahen, wie ſehr ſie ihn quälte, fragſie ihn, warum er ſich nicht von ihr ſcheiden laſſe und eine ſo zänkiſche und widerſpenſtige Lebensgefährtin von ſich thue? Und Joſuah erwiederte: Sie brachte mir eine reiche Mitgift in's Haus, und nun bin ich arm geworden. Es würde aber ſehr unrecht von mir ſein, wollte ich ſie aus meinem Hauſe verſtoßen, ohne ihr wieder zu erſetzen, was ſie mir zugebracht hat. — Nun ſtattete eines Tags der reiche und gelehrte Rabbi Clieſer, jener hochberühmte Lehrer, deſſen Andenken auf Erden nie verlöſchen wird, dem Rabbi Joſuah einen freundſchaftlichen Beſuch ab. Hocherfreut, das große Licht der Weisheit bei ſich zu ſehen, und ſich durch die Gegenwart eines ſolchen Mannes hochgeehrt fühlend, drang Joſuah in ſeinen Freund, bei ihm zu verweilen und zu Mittag mit ihm zu eſſen. Und Rabbi Clieſer willigte ein. Das böſe Eheweib aber, der es die größte Freude war, ihren Gemahl bei jeder Gelegenheit kränken zu können, kehrte ſeinem Freunde den Rücken zu, machte ſehr unſchickliche Geberden und gab ihm wohl zu verſtehen, wie wenig ſie ſich um ihren Mann und deſſen Freund kümmere. Joſuah nahm jedoch von ihrem unhöflichen Weſen keine Kenntniß, ſondern fragte ſie ſanft, was ſie zu Mittag zu eſſen haben werde? Nichts als etwas Gemüſe, war ihre in böſer Laune gegebene Antwort, obgleich ſie eben für ſich feine Kuchen bereitete — Rabbi Elieſer ſah nun wohl, daß ſein Freund nicht mit dem beſten Weibe verbunden ſei, und rieth demſelben, ſich von ihr zu ſcheiden; ja, als Joſuah dagegen wiederum ſeine Armuth anführte, gab er ihm eine große Summe Geldes. Da ward nun das Weib von ihm getrennt, vergeudete aber ihr Gut, und heirathete ſpäter den Büttel der Stadt. Dieſer Mann erblindete kurz darauf und kam außer Stand, ſeines Amtes zu warten, und verarmte endlich ſo, daß er ſein Brot auf den Straßen zu ſuchen gezwungen war. Sein Weib hatte nun das traurige Geſchäft, ihn von Haus zu Haus zu führen und das Mitleid des Wohlthuenden und Großmüthigen zu erregen. Doch war ihr bei dieſer demüthigenden Pflichtausübung noch Stolz genug geblieben, daß

Haus ihres erſten Gemahls, der unterdeſſen in beſſere Umſtände gekommen war, zu vermeiden. Dem blinden Manne waren die Charaktere und Eigenſchaften der Bewohner der Stadt nicht unbekannt, und oft hatte er von Joſuah's Frömmigkeit und Barmherzigkeit gehört. Warum gehſt du bei Rabbi Joſuah's Hauſe vorüber? fragte er oft ſein Weib; ſie hielt ihn aber ſtets mit nichtigen Entſchuldigungen hin. Endlich, als er die Frage immer wieder und jedesmal mit mehr Ungeſtüm wiederholte, ſagte ſie ihm die Wahrheit, daß ſie ein mächtiges Schamgefühl abhalte, in dem Hauſe zu betteln, wo ſie einſt befohlen habe. — Ihr Mann war jedoch zornigen Gemüths und wollte dieß für keine Entſchuldigung gelten laſſen; vielmehr drang er darauf, daß ſie ihn hinführe, und da ſie noch ſich hartnäckig weigerte, ſchlug er ſie und traf ſie hart. Sie ſchrie laut und ihre Klagen riefen eine Menge Volks zuſammen. Und Blut floß aus den Wunden des unglücklichen Weibes, das ſie den Leuten, ihren grauſamen Mann anklagend, zeigte. Der Mann aber rechtfertigte ſich, indem er den Verluſt anführte, welchen ihm ſein Weib durch ſolchen Starſinn zu

Wege gebracht. Während ſolches Haders und Lärmens ging zufällig Joſuah vorüber, und fragte nach der Urſache deſſelben. Kaum hatte er dieſelbe vernommen, als er auch ſchon eilte, dem Mangel des armen blinden Mannes und des unglücklichen Weibes abzuhelfen. Er kaufte nicht nur ein Haus für ſie, ſondern ſorgte aus ſeinem geringen Einkommen für ſie, ſo lange ſie lebten. Da ſprachen ſeine Schüler zu ihm und fragten ihn: Rabbi, iſt das nicht das Weib, das früher dein Leben ſo elend machte? Und der fromme Meiſter antwortete und ſprach: Ja, ſie iſt es; und eben darum bin ich verbunden, ihr Hülfe und Beiſtand zu leiſten. Denn es ſtehet geſchrieben: Verſchließe nicht dein Auge gegen dein eignes Fleiſch. Und: Du ſollſt wohl thun Denen, die dich beleidigten. Alſo ſprach und handelte Rabbi Joſuah und ein Jeder thue desgleichen. Du ſollſt des Weibes dich erbarmen, die du einmal in dein Bett genommen und durch den Kuß der Liebe zu einem Tempel geweiht haſt. Und wenn ſie dich betrog und kränkte, ſo ſollſt du denken: Ein Weib iſt ein ſchwaches Geſchöpf und leicht verführt. Und ſollſt ferner denken: Sie war dir heilig als der Tempel deiner Liebe; hat ſie ſich nun ſelbſt geſchändet und bereut es, ſo ſollſt du ihre Schmach tilgen und die Schande von ihr nehmen, und ſollſt dich erbarmen des ſündhaften Weibes, damit ſie nicht ganz zu Grunde gehe und für ewig Schaden nehme an Leib und Seele. Und wie der Hirt aufnimmt das Lamm mit Freuden, das ihm entlaufen, alſo ſoll der Gerechte wieder aufnehmen das Weib, das an ihm geſündigt.“

Sabbathai hatte noch nicht ganz ausgeredet, als der alte Janiſar-Aga die Verſchleierte bei'm Arme nahm und ſie dem edeln Manne mit den Worten zuführte: „So nimm aus meiner Hand die Reuige zurück, die ſchwer an dir gefrevelt, und vergib ihr.“

Heftig weinend hatte das Weib den Schleier hinweggenommen und war zerknirſcht zu Sabbathai's Füßen geſtürzt, und bebend hatte er in ihr Mirjam erkannt. Aber es war nicht mehr das reizend blühende, göttlich ſchöne Weib. Der Glanz ihres Auges war einem matten, truben Blick gewichen, die Friſche ihrer Züge hatte ſich in eine düſtere Bläſſe verwandelt. Schmerzvolle Erſchlaffung ſprach aus der ganzen einſt ſo majeſtätiſchen Geſtalt.

„Rabbi," ſchluchzte ſie, „hier liegt ein ſehr unglückliches Weib, ſelbſt wenn du das Wort der Vergebung über mich ausſprechen ſollteſt, ein harmvolles Weib, das ſich nie verzeihen wird, was ſie dir Böſes gethan, ſelbſt wenn du ihr Alles verzeihſt; aber gewiß das unſeligſte aller menſchlichen Weſen, wenn du die Vergebung, die ich nicht verdiene, verweigerſt. Ja, ich bin nichts weiter werth, als daß du mich mit dem Fuße von dir ſtößeſt, und ich will und darf mich nicht beklagen; vielmehr will ich dankbar deinen Fuß küſſen, der Gottes gerechte Strafe an mir vollſtreckt, und will hingehen und ſterben. Reue und Verzweiflung über meine Sünden haben mich hergetrieben zu dir; ich konnte nicht länger widerſtehen; es war mir, als wenn ein Engel mich mit Geißelhieben triebe. Nun thue mit mir, wie dir beliebt; ich bin in Alles ergeben."

„Friede ſei mit dir!" ſprach Sabbathai thränenmild und verſuchte ſie aufzuheben, die ſeine Kniee umklammert hielt. „Der Herr unſer Gott, des Name gelobt ſei, vergebe dir alle deine Sünden, wie ich dir vergebe, was du, verführt und gemißbraucht, an mir gethan haſt. Steh' auf und ſei wieder mein Weib."

„Nicht alſo, Rabbi! Nicht alſo! Dieſe maaßloſe Güte würde mich tödten. Ich könnte es nicht ertragen, wieder dein Weib zu ſein. Mildere, dämpfe deine Vergebung! Sie erwärmt ſonſt nicht wie ein Sonnenſtrahl mein Herz, ſie durchbohrt es als Racheſtahl. Laß mich deine Magd ſein, Sabbathai; es wird mein einziges, mein höchſtes Glück ausmachen, dir zu dienen. Dein Angeſicht zu ſchauen ſoll der Troſt meines armen Lebens ſein. O du kennſt nicht alle Verbrechen, die ich begangen! — — Laß mich deine Magd ſein, Herr! Ein größeres Glück darf es auf Erden nicht mehr für mich geben.“

„Sei es denn!“ erwiederte Sabbathai tief gerührt. „Du ſollſt einen guten Herrn an mir haben.“

Da küßte ſie ſeine Füße und rief: „Gott hat meine Reue angenommen und mir wieder Heil widerfahren laſſen. Seine Gnade iſt ohne Ende. Er hat mein ſündhaftes Herz gewandt und mich erkennen laſſen, daß ich ſchuldig war. Da floh der Schlaf meine Nächte und die Ruhe meine Tage. Glut lag in meinen Gebeinen und Feuer ſchlich durch meine Adern. Ich erkannte die Rache des Herrn. Nun aber iſt mir wieder geholfen und mit Thränen will ich ihn loben für und für.“

Der Janiſar-Aga trat zu Sabbathai und ſprach: „Der Herr hat mich abermals auserſehen, dir zu dienen. Wie ich einſt deine Mutter, ſo wollte ich jetzt dein Weib mein nennen; aber Beides iſt wunderbar verhindert worden und zu deinem Heil gediehen.“

„Und darum loben wir den Herrn und ſeinen heiligen Namen!“ rief Sabbathai in frommer Rührung und küßte die reuige Mirjam auf die Stirn.

Und ſie that, wie ſie geſprochen hatte: ſie diente ihm als Magd ſtill und treu; aber der Tod fraß dabei langſam an ihrem Herzen. Es gab keinen Dienſt um oder an ſeiner Perſon, und wäre er noch ſo gering geweſen, den ſie nicht ſelbſt und mit Freuden verrichtet hätte; ihr Blick hing ſtill und ergeben an dem ſeinigen, damit ſie ihm die kleinſten Wünſche ablauſche, ehe ſie noch in ſeiner Seele reif geworden. Und er brauchte ihre Dienſte; denn es kamen noch viele heiße Tag über ihn, und mancher Streit ſeines Herzens mußte noch gekämpft werden, eh' er es ſo weit gekältet hatte, Jedem dreiſt in's Angeſicht zu ſagen: Ich bin der Meſſias! Aber die Lüge iſt des Menſchen böſer Geiſt; räumt man ihm nur den kleinſten Theil der Seele ein, ſo zieht er, ein dunkler Schatten, allmälig über die ganze und läßt keinen Sonnenblick mehr hinein.

Die ausgezeichnete Behandlung, welche der mächtige Großvezier Sabbathai hatte angedeihen laſſen, der fürſtliche Prunk, mit dem er ihn umgeben, die Achtung, womit er und andere vornehme Türken von ihm ſprachen, flogen, mit den wunderlichſten Zuſätzen und Erdichtungen verſehen, durch die ganze jüdiſche Welt, und regten das leichtgläubige, leichtvertrauende, ſtets hoffende Volk Israels von Neuem auf, und es entſtand eine neue Wallfahrt nach Ceſto. Bald verging keine Stunde des Tags mehr, wo nicht Fremde anlangten; oft entluden ganze Schiffe ihre Paſſagiere an dem Felſenufer. Aber welche ganz andere Aufgabe hatte Sabbathai als einſt! Wenn er damals mit überzeugender Begeiſterung geſprochen hatte, die ihm heiß, wie Herzblut von den Lippen ſtrömte, ſo ſprach er jetzt mit kalter Dialektik; todte Weisheit mußte die Stelle des lebendigen Worts vertreten. Es war ein unfruchtbares Bemühen, und er erreichte nur ein dürftiges Ziel. Er hatte endlich eine Anzahl Männer um ſich verſammelt, denen er die kühlen Lehren der Wahrheit aus Huſſein Damad's Schule vortrug. Aber konnte er dafür, wenn in ſeinem Munde doch Manches anders wurde, als er es empfangen? Genug, Sabbathai errichtete einen Bund, der bald mehre hundert Köpfe umfaßte, unter welchen ſich ſogar eine Anzahl Türken befand. Man ſprach in den vornehmſten Häuſern viel von ſeiner Lehre, und die Mächtigen der Hauptſtadt überzeugten ſich, daß ſie nichts weniger als gefährlich war. Deshalb ließ man ihn ruhig gewähren.

Aber dieſe Lehren des Lichtbundes erweckten ihm einen bittern, fanatiſchen Feind. Dieſer war der alte Arzt Jakob Ben Eliab de Villegas. Mit wilden Verwünſchungen vernahm er es von Niſchanji Paſcha, daß die Feinde ſeiner Jugend ſo ganz über ihn geſiegt, daß ſie ſich ſogar des Werkzeugs, welches er als das ſeinige gegen ſie, als das mächtigſte und wirkſamſte zu ihrem Verderben zu betrachten ſo lange gewohnt geweſen war, bemächtigt hatten, und nun gegen ihn und alle Rabbaniten und Talmudiſten mit ſo glänzendem Erfolge gebrauchten. Er war um ſein ganzes Leben betrogen, und wie! der fürchterlichſte Hohn, Sabbathai im Dienſte ſeiner Feinde zu wiſſen, warf ihn faſt nieder. Alle Wuth ſeiner düſtern Seele richtete ſich nun gegen dieſes Werkzeug, den Mann, deſſen reines, ſchwärmeriſches Gemüth er doch ſelbſt ſo ſehr gemißbraucht hatte. Wäre es ihm möglich geweſen an Sabbathai zu kommen, er würde ihn mit einigen Tropfen hingerichtet haben, wie den begeiſterten Moſes Servil. So aber mußte er ſich ſogar hüten, ſeinen Groll bei allen Juden laut auszuſprechen, um ſich nicht Schmähungen und Mißhandlungen auszuſetzen. Er begnügte ſich damit, hier und da einem einflußreichen Mann anzuvertrauen, welch ein leichtgläubiger Thor dieſer Sabbathai ſei, wie er ſelbſt denſelben getäuſcht und zu ſeinen Zwecken gebraucht, und wie die große Lüge doch eigentlich von ihm ausgehe. Allein er bemerkte im Eifer ſeines blinden Haſſes nicht, daß er ſeine eigne Schande predigte, daß man ſich verächtlich von ihm wandte, und daß man geneigt war, all ſeine jetzigen Reden für Lügen zu halten, ſobald man Sabbathai's königliche Geſtalt erblickte und ſeine gewaltige Beredſamkeit vernahm.

Und doch war Jakob Ben Eliah vom Schickſal beſtimmt, noch bedeutenden und entſcheidenden Einfluß auf Sabbathai's Leben auszuüben.

Um das Anſehen, welches ſeine neue Erhebung unter den Juden aller Länder hervorgebracht hatte, zu ſeinen Zwecken zu benutzen, verkündete Sabbathai all den vornehmen Juden, die zu ihm kamen, einen neuen Feſttag, und bewies ihnen aus der Kabbalah, auf welche ſie immer am meiſten gaben, daß und wie man dieſen neuen Sabbath und Freudentag zu feiern habe. Gleich darauf entließ er ein Sendſchreiben an alle jüdiſchen Gemeinden, folgenden Inhalts:

„Gelobt ſei der Name Gottes und hoch erhaben. Am Ausgange meines, meiner Brüder und meines Volkes Sabbath, Dienstag am 24. Tag im Thamus, des vorzüglichſten aller Monate, acht Tage, nachdem meine Seele vom heiligen Geiſte belebt wurde. Meine Brüder und mein Volk! Leute der Stadt Sophia, meine treuen Glaubensgenoſſen, Männer, Weiber und Kinder, die ihr daſelbſt, oder ſonſt in jedem

Lande und an jedem Orte wohnt, wohin der Befehl des Königs und ſein Geſetz gelangt; euch ſei Friede vom Herrn des Friedens und von mir, ſeinem geliebten Sohne! — Ich befehle euch, daß ihr den nächſtkünftigen neunten Tag des Monats Ab ein großes Freudenfeſt feiern und ihn durch den Genuß vorzüglicher Speiſen und Getränke, ſo wie durch große Beleuchtung und Freudengeſänge vor den übrigen Feſten auszeichnen ſollt. Denn dieſer Tag iſt der Geburtstag des Sabbathai Zewi, euers Königs als des höchſten Königs aller Könige der Erde. Auch habt ihr folgendes Gebet an dieſem Feſttage zu beten, nämlich: „Du gabſt uns, o Gott! aus Liebe mehre Feſttage, und unter dieſen auch gegenwärtigen Troſttag, als den Geburtstag unſers großen Königs und Meſſias Sabbathai Zewi, deines Dieners und erſtgebornen Sohnes. Dieſer große Tag ſei ein ewiges Bundeszeichen zwiſchen dir, o Gott! und deinem Volke Israel.“ —

Gehorchet mir, genießt des Guten und vergnügt euere Seelen mit dem Angenehmen. Neigt euer Ohr, und kommt zu mir, hört, und euer Geiſt labe ſich. Ich ſchließe mit euch einen ewigen Bund, mit treuer Huld dem David zugeſichert. *) Dieß ſind die Worte David's des Sohns Iſai's, der furchtbar iſt allen Königen der Erde. So ſpricht der Mann, der hoch erhaben iſt über allen Ruhm und alles Lob, er, der Geſalbte des Gottes Iraels, Sabbathai Zewi.“

Dieſer Brief erregte in vielen gelehrten Judenſchulen Deutſchlands und vorzüglich Polens großen Streit; und es machten ſich namentlich aus dem letztern Lande, dem Hauptſitze jüdiſcher Gelehrſamkeit, die ausgezeichnetſten Männer, theils aus eignem Antrieb, theils von ihren Gemeinden beauftragt, auf, um Sabbathai in Ceſto zu ſprechen, ſeine Lehren, Meinungen und Verſprechungen zu prüfen, um dann im Vaterlande darüber Bericht abzuſtatten. An die Stelle der wilden fanatiſchen Begeiſterung war jetzt an vielen Orten der ruhig prüfende Verſtand getreten.

So kamen auch zwei junge ſehr gebildete politiſche Juden, Brüder und Söhne des als Gelehrten berühmten Rabbi David, Verfaſſer eines von allen unterrichteten Juden hochgeſchätzten Buches, auf das

---

*) Iſaias 55. 2, 3.

Dardanellenſchloß und hatten mehre Audienzen bei Sabbathai, der allmälig alle Gebräuche eines Königs annahm. Von ſeiner hohen Weisheit und außerordentlichen Gelehrſamkeit im Talmud und in der Kabbalah bis zum Erſtaunen überraſcht, und von ſeiner Meſſiaswürde gänzlich überzeugt, baten ſie ihn um ein Mittel für ihren Alters halber ſehr ſchwachen Vater, und er gab ihnen ſein eignes Wamms, mit dem Auftrage, ſogleich bei ihrer Ankunft ihrem Vater ſolches anzulegen und dabei die Worte zu ſprechen: Deine Jugend ſoll wie ein Adler ſich erneuen.*) Auf dieſes würden des Vaters Kräfte ſofort ſich wieder einfinden. Auch ihnen gab er jedem eins ſeiner Kleidungsſtücke als Reliquie zum Geſchenke mit, und ſchrieb an ihren Vater folgenden Brief: „Bald werde ich euertwegen Rache nehmen, und euch tröſten, wie eine Mutter ihren Sohn tröſtet. Denn Rache iſt in meinem Herzen und das Jahr der Erlöſung iſt ſchon da.“

Dieſe und ähnliche Aeußerungen Sabbathai's, ſo wie ſeine Handlungweiſe machten die Lichtbruder in

---

*) Pſalter 103. 5.

Jeruſalem und Smyrna zweifelhaft, ob es ihm mit ſeiner Verſtellung und dem bloßen Vorgeben, er benutze den Glauben an ſeine Meſſiaswürde, um der Wahrheit ſeiner Lehre leichter den Weg in das Volk zu bahnen, wie ihm Huſſein Damad befohlen, auch wahrer Ernſt ſei, und wem eigentlich die Verſtellung gelte, ihnen oder dem Volke; und ſicher würden ſie Schritte gegen ihn gethan haben, wenn nicht kurz hintereinander die älteſten und einflußreichſten Häupter der Schule vom Tode hingerafft worden wären, unter welchen ſich auch Aaron de la Papa befand. Das Intereſſe war bei den Jüngern nicht mehr ſo lebendig; man erfuhr, welchen mächtigen Stützen Sabbathai in Konſtantinopel gefunden, und man ließ es daher bei'm ungewiſſen Zweifel. Sabbathai erhielt durch dieſe Umſtände größern Spielraum, und der verführeriſche Gedanke an königliche Macht und Herrlichkeit gewann immer mehr Raum in ſeiner Seele. Die Nacht der Lüge wurde Herrſcherin in derſelben. Wie aber von Anfang nicht, ſo hatte er auch jetzt keinen feſten Plan, keine beſtimmten Ausſichten. Er vertraute auf Glück und Zufall. Und beide waren ihm abermals günſtig. Nicht nur daß die bedeutendſten Männer Konſtantinopels im Geheimen oder öffentlich ſich zu ſeinen Anhängern und Bekennern zählten; auch die Fremden, die ihn zu hören kamen, und die er ſtets für ſich einzunehmen wußte, vermehrten, heimgekehrt, ſeine Freunde im Auslande. Vorzüglich waren es die beiden Polen, welche, überraſcht von Allem, was ſie geſehen und gehört, freudenvoll in ihre Heimath zurück gereiſt waren, und Sabbathai's Ruhm aller Orten, die ſie berührt, und beſonders in Polen verbreitet hatten. Ihr alter Vater hatte ſich wirklich nach Anlegung des Kleidungsſtucks von Sabbathai — gewiß durch die Kraft des Glaubens — geſtärkt gefühlt, und dieſes Wunder machte bei allen Judengemeinden Polens ungeheures Aufſehen.

Viele, die noch immer zweifelhaft waren, wählten nun einen ſehr gelehrten Mann aus ihrer Mitte, Namens Nehemias, und ſandten ihn nach Konſtantinopel, um die ſicherſte Auskunft über Sabbathai und deſſen Meſſiasthum einzuholen. Eh' dieſer vorſichtige Mann nach Ceſto ſchiffte, zog er erſt in der Hauptſtadt ſelbſt alle nur möglichen Nachrichten über Sabbathai ein, und es konnte bei dieſem Verfahren nicht fehlen, daß er nicht auch Manches von Jakob

Ben Eliab's verächtlichen Außerungen über den neuen Meſſias vernommen hätte. Rabbi Nehemias ſuchte den alten Arzt auf, beſtrebte ſich, ihn auf jede Weiſe zu gewinnen und treuherzig zu machen, und erfuhr auf dieſe Weiſe Sabbathai's ganze Lebensgeſchichte bis in die kleinſten Umſtände. Gewohnt mit ſcharſem Geiſte zu prüfen, fand Nehemias bald, daß die Erzählung des Arztes Wahrheit enthalten müſſe; er forſchte weiter nach, und fand Vieles beſtätigt. Nun erſt ging er nach Ceſto, erhielt Audienz bei Sabbathai, ward freundlich von demſelben aufgenommen, und Beide geriethen bald in gelehrte Unterhaltungen und diſputirten über verſchiedene Dinge aus der Kabbalah. Mit möglichſter Faſſung ſuchte endlich Rabbi Nehemias ſeinem Gegner aus Kabbalah, Talmud und Vernunftgründen zu beweiſen, daß die Zeit der Ankunft des Meſſias keineswegs jetzt, wie Sabbathai es vorgab, ſchon da ſei; weil die Vorzeichen, welche der Talmud dazu beſtimmt, bis jetzt noch nicht eingetroffen ſeien. Sabbathai gab ſich durch drei volle Tage Mühe, dieſen Rabbi eines Andern zu belehren und denſelben von ſeiner Meſſiaswürde zu überzeugen. Nehemias beſtand auf ſeiner Meinung, und nannte Sabbathai, aufgebracht über deſſen Unverſchämtheit, immer mehr gereizt und leidenſchaftlich geworden, unumwunden einen Betrüger, und erklärte, mit der frühern Lebensgeſchichte deſſelben hinlänglich bekannt zu ſein, um ſeine Behauptung mit Beweiſen belegen zu können. Sabbathai, deſſen Weſen ſich ſo ganz geändert hatte, erboste ſich über Nehemias dergeſtalt, daß er demſelben mit dem Tode drohte. Beide ſprangen auf, Sabbathai ſchrie in thörichter Hitze ſeinen Leuten zu, Waffen blitzten und wurden nach des kühnen Polen Haupte gezückt, ein wildes Geſchrei entſtand, und Nehemias, mit Schrecken ſehend, daß Sabbathai's Drohung verwirklicht werden ſollte, entſprang in eiliger Flucht aus dem Zimmer, Sabbathai's Gefolge mit Mordgebrüll hinter ihm her. Der alſo gehetzte Jude erreichte mit Mühe das Ende der Treppe des Thurmes; dort war eine türkiſche Wache aufgeſtellt. Keine andre Rettung von ſeinen mordgierigen Verfolgern ſehend, riß er ſeine hohe polniſche Mütze vom Kopfe, warf ſie zur Erde, ergriff den Turban des nächſten Türken, ſetzte ſich denſelben auf und ſchrie: er wolle die muhamedaniſche Religion annehmen und ein Moslemin werden. Sogleich nahmen ihn die wachehaltenden Osmanen in Schutz, trieben die Verfolger zurück, und brachten ihn noch denſelben Tag, auf ſein Verlangen, nach Konſtantinopel. Hier beſtand er mit unbeugſamer Hartnäckigkeit darauf, vor den Großherrn ſelbſt geführt zu werden, vorgebend, daß er demſelben Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken habe. Durch reiche Beſtechungen erreichte er ſeinen Zweck; er wurde nach Adrianopel geführt. Der Großſultan gab dem Renegaten, von deſſen Schickſal unterrichtet, Audienz, und hier enthüllte Nehemias freimüthig den ganzen Betrug Sabbathai's, wie er ihn von Jakob Ben Eliah erfahren und ſelbſt erprobt hatte. Der Sultan gab ſogleich Befehl, den alten Judenarzt nach Adrianopel zu bringen und zu befragen. Jakob Ben Eliah berichtete mit großer Schadenfreude, was er wußte, und berief ſich auf Zeugen in Sabbathai's nächſter Umgebung. Zwei Tage darauf wurde Sabbathai von einem Haufen Janitſcharen von Ceſto abgeholt und ebenfalls nach Adrianopel gebracht. Dieß geſchah am 16. Tage des Monats Ellul. Jakob Ben Eliah de Villegas hatte endlich ſein Ziel erreicht.

Von einem ſeiner wüſten Jagdzüge heimgekehrt, denen er faſt ſein ganzes Leben widmete, warf ſich der junge, genußſüchtige Padiſchah Muhamed der Vierte auf die Polſter am großen Springbrunnen in ſeinen weiten ſchattigen Gärten, die den Pallaſt umgaben, und die eilfertigen Pagen boten ihm dem ſchäumenden Becher voll Traubenſaft, den er, trotz des Propheten Verbot, leidenſchaftlich liebte. Auf ſeinen Wink flog ſeine Lieblings-Odaliske herbei und ſchmiegte ſich an des wilden Herrſchers Bruſt, die Weinſpende mit ihm theilend, und berauſchende Muſik ertönte aus den Büſchen. Der Padiſchah ſtürzte raſch einen Becher nach dem andern hinab; denn ſein Gaumen lechzte, und ſchon wirkten die Geiſter des Weins auf den ſeinigen, als einer der Pagen hinzutrat und ihm meldete, der auf ſeinen Befehl hergebrachte Judenkönig warte im Vorhofe, um weitere Befehle zu empfangen.

„Willſt du ihn ſehen, Zachi?“ fragte der liebe- und weintrunkene Sultan die ſchmachtende Odaliske. „Er ſoll der ſchönſte Mann ſein, dieſer verwegene Judenkönig. Laß doch ſehen, ob er dir beſſer gefällt, laß ich. Führt ihn herein!“

Sabbathai, zeither von immer ſchönern Hoffnungen umgaukelt, von immer höher geſteigerten Erwartungen kühner gemacht, hatte bei ſeiner Wegführung von Ceſto nach Adrianopel mit Zuverſicht geglaubt, die Stunde ſeines Glücks habe nun geſchlagen; der Padiſchah ſei endlich für ihn gewonnen, und werde nichts Geringeres thun, als ihn in Jeruſalem zum Könige der Juden einſetzen, ihm Paläſtina gegen einen jährlichen Tribut abtreten, und ihm verſtatten, ſeine neue Lehre unter Juden und Türken auszubreiten. Die mächtigen Freunde unter den Moslemin, die er gefunden, ſeine reichen und vornehmen Anhänger unter den Juden mochten an dieſer Verblendung große Schuld tragen, die ſein von falſchem Stolz, von Lüge und innerm Zwieſpalt ſeltſam erfülltes Herz willig annahm, um wenigſtens ein feſtes Lebensziel zu haben. Der Schrecken ſeiner Täuſchung war daher furchtbar, als der Sultan, durch Sabbathai's ſchöne Geſtalt, die der Odaliske allerdings zu gefallen ſchien, eiferſüchtig gemacht, ihn mit wilden Geberden anſchrie. Da Sabbathai nicht türkiſch verſtand, ſo war ſchnell der Leibarzt des Sultans, Namens Guido, auch ein jüdiſcher Renegat, herbeigeholt worden, um als Dollmetſcher zu dienen. Dieſer überſetzte zu noch erhöhtem

Schrecken des zitternden Sabbathai die heftig ausgeſtoßenen Worte des Padiſchah.

„Biſt du wirklich der von Gott geſandte Meſſias, der die Juden erlöſen und nach Jeruſalem führen wird, wohlan, ſo überzeuge mich durch ein Wunder, das du vor meinen Augen verrichteſt, oder du biſt des Todes auf der Stelle. Antworte mir, biſt du's oder nicht?“

Sabbathai hatte noch nie einem gekrönten Haupte gegenüber geſtanden. Die Befangenheit und der Schrecken, ſeine Hoffnungen ſo getäuſcht zu ſehen, lähmten ihm die Zunge. All' ſein Muth verließ ihn, er erblaßte und ſchwieg.

„Verſtummſt du, der ſonſt ſo beredt iſt, wenn es gilt, Juden zu beſchwatzen?“ fuhr der junge tyranniſche Padiſchah fort, ſich an Sabbathai's Verlegenheit ergötzend. „Wohlan ich will mich auch ohne deine Worte von deiner göttlichen Sendung überzeugen.“ Und er winkte ſeinen ohnfern ſtehenden Bogenſchützen. „Halloh, ihr Burſche! Drei von euch, tretet hervor! Nehme jeder von den dreien einen vergifteten Pfeil aus dem Köcher und ſchießt zugleich, wenn ich mit der Hand winke, nach der Bruſt des ſtattlichen Mannes dort! — Biſt du nun der Meſſias Sabbathai Zewi, ſo werden dieſe Pfeile von deiner Bruſt, wie von einem Harniſch abprallen, und ich will dich ſogleich ſelbſt als ſolchen anerkennen und zum König der Juden erheben. Glaubſt du aber dieſe Probe nicht beſtehen zu können, ſo laſſe ich dir drei Minuten die Wahl, entweder dich zum Islam zu bekennen oder hier vor meinen Augen von meinen Trabanten geſpießt zu werden. Denn dieß ſchöne Mädchen hier trägt Verlangen, dein Herz zu beſitzen."

Guido, der Leibarzt und Dollmetſch, fügte hinzu: „Ich rathe dir, gleich mir, auf den Koran zu ſchwören, wenn du dem gewiſſen Tode entgehen willſt. Ich kenne dich ſchon lange durch Moſes Servil, der mein Freund war, und neuerdings durch Jakob Ben Eliah. Der Sultan will dir wohl, weil deine mächtigen Freunde für dich geredet haben. Aber ihn ärgert, daß du König werden willſt. Deine Feinde haben ihm in Ohren gelegen, und die ſchönen Augen des Mädchens, welches der Padiſchah ſehr liebt, ſind dein Untergang. Entſchließe dich! Du dauerſt mich; denn in einer Minute biſt du ein Kind des Todes."

Da befiel Sabbathai Furcht und Grauen, und in dem Manne, der ſich vor noch nicht langer Zeit nichts ſehnlicher gewünſcht als den Tod, erwachte jetzt die größte Lebensluſt. Er bedachte, gleichſam zur Entſchuldigung vor ſich ſelbſt, daß es ja nach der Lehre Huſſein Damad's gleich ſei, ob er ſich zum Moſaismus oder Islamismus bekenne, daß Huſſein ſelbſt eigentlich mehr Moslemin als Jude geweſen ſei, und daß er ſein angefangenes Werk eben ſo gut und vielleicht mit noch beſſerm Erfolg als Bekenner des Koran fortſetzen könne, und daß endlich das ſo ſchön fortgeſchrittene und ſeiner Blüthe nahe Werk, eine große Lichtſchule unter etwas veränderten Formen, zu Grunde gehen müſſe, wenn er ſich muthwillig dem Tode Preis gebe. Ja er hielt es für Pflicht gegen ſich ſelbſt, gegen Huſſein Damad's und Aaron de la Papa's Schatten, wie endlich gegen alle ſeine neuen Anhänger, Freunde und Schüler, daß er ſein Leben erhalte. Und als er dieſes bedacht, nahm er ſeine Mütze vom Kopf, warf ſie zu Boden, reichte nach dem Turban des ihm zunächſt ſtehenden Pagen, ſetzte ſich denſelben auf, und erklärte, daß er Moslemin werden wolle.

Der Sultan begrüßte ihn mit ſpöttiſchem Munde und ließ ihn abführen. — Der hochgefeierte Meſſias der Juden war ein Muhamedaner geworden.

Auf die Nachricht von Sabbathai's Glaubenswechſel waren der Niſchanji-Paſcha, der Janiſar-Aga und andre vornehme Moslemin, ſeine Freunde, nach Adrianopel geeilt, und große Freude war unter ihnen. Selbſt der Großvezier kam, um dem Renegaten Glück zu wünſchen. Dieſe Männer ſtimmten den Großherrn ſehr zu Gunſten des neuen Islamiten, ſo daß dieſer bald mit Gunſtbezeugungen des gewaltigen Herrſchers überſchüttet wurde. Zuerſt gab ihm Sultan Muhamed den Namen Aga Muhamed Ephendi, ernannte ihn dann zum Kapidſchi Baſchi *), bekleidete ihn ſelbſt mit einem Ehrenpelz, beſtellte ihm den Hofdollmetſch zum Lehrer in der türkiſchen Sprache, und den Muphti zum Lehrer in der muhamedaniſchen Religion. Einige Tage ſpäter trat auch Mirjam, die von Ceſto in Sabbathai's Gefolge herbeigeführt worden war, über, und erhielt vom Sultan den Namen Fatima Cadini. Eliah

---

*) Ohngefähr unſer Kammerherr bei einem Fürſten.

Zewi, Ruben und Baruch Ben Zadik theilten das Schickſal ihres Herrn und Meiſters, und der Sultan freute ſich kindiſch, dem Islam ſo viele Köpfe zugeführt zu haben, und beſchenkte den neuen Kapidſchi Baſchi ſo fürſtlich und wies demſelben die Mittel an, das Leben des Ueberfluſſes, das er zeither geführt, ſammt ſeiner ganzen Dienerſchaft und Gefolge, ungehindert fortſetzen zu können. Sabbathai ließ ſich als ein ſehr reicher Mann in Konſtantinopel nieder, und betrieb im Geheimen die Gründung und Ausbreitung ſeiner Lichtſchule.

Die Kunde von Sabbathai's Uebertritt wirkte wie ein eiſiger Waſſerſturz auf die immer noch heiße fanatiſche Begeiſtrung der Judenſchaft in allen Ländern der Erde. Die Propheten und Prophetinnen, die von Neuem ſeine königliche Erhebung und ſein meſſianiſches Erlöſungswerk geweisſagt hatten, verſtummten plötzlich; die Schwärmer für ihn und ſeine Sache wurden nüchtern; ſeine Anhänger flohen aus Konſtantinopel und zogen ſich überall beſchämt zurück. Ein allgemeiner Schreck befiel die erhitzten Gemüther, ſo daß ſie für eine lange Zeit ganz verſtummten. Gern hätte man an der Wahrheit dieſes unerwarteten Ereigniſſes gezweifelt; aber ein Brief

Sabbathai's an alle ſeine Anhänger ſchlug jeden Zweifel zu Boden. Er wurde, wie zum Spott, in drei Welttheilen verbreitet, und lautete alſo:

„Von mir Muhamed Kapidſchi Baſchi an meine Brüder in Israel! Ich mache euch hiermit bekannt, daß Gott mich aus einem Israeliten in einen Ismaeliten verwandelt hat. Denn er ſprach, und es ward; er befahl, und es geſchah. Am neunten Tage nach meiner Erneuerung zufolge ſeines geheiligten Willens. Von mir euerm Bruder Muhamed Kapidſchi Baſchi.“

Da er nun in Konſtantinopel fortfuhr, jene Geheimlehre Huſſein Damad's, nach ſeinen Anſichten und Meinungen verändert und zugeſchnitten, auszubreiten und in der von ihm gegründeten Schule auszuüben, ſo fehlte es nicht, daß viele ſeiner ſchwärmeriſchen Anhänger, die davon erfahren und nachdem ſie ſich vom erſten Schrecken erholt hatten, ſich ihm wieder näherten und ihn beſuchten. Manche mochte auch der große Fuß anziehen, auf dem er lebte. Mit ſeiner an ihm ſo oft bewunderten Beredſamkeit wußte er ſie zu tröſten, vorgebend, daß ſein Uebertritt zur muhamedaniſchen Religion von Gott vorher beſtimmt geweſen ſei, damit er das Heilige, welches etwa auch in Islam liegen möchte, an ſich ziehen könnte *). Er bewies ihnen mit kabbaliſtiſchen Kunſtſtucken aus allerlei Büchern, daß der Meſſias, vor Beendigung ſeines Erlöſungsgeſchäfts, ſich eine Zeit lang unter den Ungläubigen aufhalten müſſe; daß auch Moſes, bevor die Israeliten aus Aegypten erlöſt, ſich in Aethiopien aufgehalten **), und der Prophet geſagt habe: Er (der Meſſias) wird zu den Verbrechern gezählt werden, die Sünden Vieler tragen und mit Gottloſen zuſammentreffen *). Von dieſen und andern dialektiſchen Beweiſen geblendet, gingen ſogleich dreihundert ſeiner Anhänger zum Islam über. Dieſe glänzenden Erfolge brachten ihm nicht nur neue Gunſtbezeugungen des Großherrn und der Ulema's zu Wege; er erhielt auch die Erlaubniß der hohen Pforte, die muhamedaniſche Religion in den Synagogen öffentlich zu predigen. Eine große Menge Juden folgte, von ihm bewegt, auf dieſe Weiſe ſeinem Beiſpiel. Er riß ſeine Zuhörer meiſt ſo mit ſich fort, daß er nie die Synagoge verließ, ohne daß nicht mehre Juden ihre Kappen vom Kopfe geworfen und dafür Turbane, die er immer auf der Kanzel in Bereitſchaft hielt, von ihm angenommen hätten, und ſo zum türkiſchen Glauben übergegangen wären.

---

*) Dieß iſt ein Grundſatz der nach Sabbathai benannten jüdiſchen Sekte geblieben, daß der Meſſias nicht eher kommen könne, bis alles Heilige, welches ſich aus der jüdiſchen Religion im Laufe der Zeiten in andre Religionen verbreitet habe, wieder zu ſeinem Urſprunge zurückgekehrt ſei; und dieſer Proceß könne nur dadurch befördert werden, wenn viele von den Sabbathianern ſich zu jenen Religionen bekennten und dadurch das Heilige in denſelben an ſich zögen. Daher auch die leichte Bekehrung der Anhänger dieſer Sekte zu andern Religionen.

**) Eine kabbaliſtiſche Sage, die ſich auf 4. Buch Moſes 12, 1 ſtützt, daß nämlich Moſes eine äthiopiſche Königin geheirathet, worüber ſeine Schweſter Mirjam bei ihrem Bruder Aaron mißbilligend ſich ausgeſprochen und deßhalb mit dem Ausſatze geſtraft worden ſei.

Dieß Alles that er jedoch nur, um ſich eine immer größere Anzahl Anhänger für ſeine Geheimſchule vorzubereiten. Allmählig zog er Einen um den Andern der Renegaten in den Lichtbund, und hier trug er ſeine eigentliche Lehre hinter verſchloſſenen Thüren vor. Nur die äußere Form des Bundes

---

*) Jeſaias 53, 12.

hatte ſich verwandelt. Erſt hatte er aus Juden beſtanden, nun beſtand er aus Moslemin; aber es waren dieſelben Männer mit denſelben Glaubensmeinungen, und dieſen nach waren ſie keins von Beiden. Die Namen Lichtſchule und Lichtbund wurden bald nicht mehr gehört; die neu gebildete Sekte nannte ſich nach ihrem Herrn und Meiſter Sabbathianer, und unter dieſem neuen Namen verloren ſich auch ſpäter allmählig die Lichtbündler in Paläſtina, Syrien und Kleinaſien.

Die Sabbathianer nahmen aber in Kurzem ſo ſchnell zu, daß es unmöglich wurde, ſie in einem Local zu verſammeln. Sabbathai errichtete deshalb mehre Schulen und machte Eliah, Baruch und Andre ſeiner nächſten Freunde zu deren Lehrern und Vorgeſetzten. Bald verbreitete ſich die Sekte mit erſtaunlichem Wachsthum von Konſtantinopel aus auch in andre Städte des türkiſchen Reichs, und die Rabbinen beſorgten einen gänzlichen Umſturz der jüdiſchen Religion, der doch auch ſtets Sabbathai's Hauptzweck geweſen war. Sie verbanden ſich deshalb in Maſſe gegen ihn, um ihn zu ſtürzen; aber er hatte ſich bei'm Padiſchah in allzu große Gunſt geſetzt, als daß es ihnen ſo leicht hätte gelingen ſollen.

Und wiederum war es Sabbathai's erbittertſter und hartnäckigſter Feind, es war Jakob Ben Eliah de Villegas, der, im hohen Alter, gleichſam aufgehoben ſchien, dem zu ſchaden und verderblich zu werden, den er einſt mit kühner gewaltiger Willenskraft auf den neu zu errichtenden Thron David's zu erheben gedacht hatte.

Durch das Ereigniß, welches der Pole Nehemias herbeigeführt, mit dem Leibarzt des Sultan Guido bekannt geworden, dem er jedoch weislich ſeinen Antheil am Tode Moſes Servil's verſchwieg, hatte Jakob Ben Eliah bald Gelegenheit, ſich dem neuen Freunde in ärztlicher Hinſicht unentbehrlich zu machen; denn Guido ſtand an Kenntniſſen weit unter ihm. Es war natürlich, daß der Leibarzt den Umgang des erfahrnen gelehrten Greiſes ſuchte. Nun traf es ſich einſt, daß eine von allzuſtarken phyſiſchen Genüſſen erzeugte heftige Krankheit des Sultan der Kunſt Guido's ſpottete, der in ſeiner Rathloſigkeit ausrief, er kenne nur einen Arzt in Konſtantinopel, der vielleicht zu helfen im Stande ſei, und Jakob Ben Eliah's Namen nannte. Der Greis wurde eilig herbeigeholt und es gelang ihm wirklich, die Gefahr zu heben. Von dieſem Tage an ſtand der alte Judenarzt in des Großherrn beſondrer Gunſt, und er würde deſſen Leibarzt geworden ſein, wenn ſeine abnehmenden Kräfte ihm noch Anſtrengungen erlaubt und er ſich hätte entſchließen können, den Turban zu nehmen. Doch benutzte er ſeinen Einfluß auf den Padiſchah, demſelben über Sabbathai's und deſſen Anhanges Thun und Treiben Aufſchlüſſe zu geben. Von den erbitterten Rabbinen unterrichtet, fügte er aus eignem Antriebe noch manches Gehäſſige hinzu. Er ſchilderte Sabbathai und die Sabbathianer als eine gottloſe, verabſcheuungswürdige Sekte, welche weder Juden, noch Muhamedaner ſeien, ſondern Beides erlögen, und nach Anleitung ihres Stifters und Meiſters damit umgingen, das Judenthum, wie den Islam zu vernichten. Der junge Sultan, über dieſe Eröffnung höchlich betreten und eben kein kritiſcher Kopf, gab dem Großvezier ſcharfe Befehle, die Sache zu unterſuchen. Das Reſultat dieſer Unterſuchung war, daß Sabbathai eines Tags in ſeinem Hauſe überfallen und mit ſeinem Weibe und einem kleinen Gefolge ſeiner Anhänger gefangen genommen und unter ſtrenger Escorte nach Bosnien in eine kleine Feſtung unweit Belgrad, am Ufer der Donau, gebracht wurde.

Dem Befehlshaber dieſes Platzes wurde er, mit Verantwortlichkeit des eignen Kopfes als Gefangener für die Lebenszeit übergeben. Ebenſo ſeine wenigen Begleiter, unter denen ſich ſein Bruder Eliah und ſein treuſter Schüler Baruch befanden. Zwar zog ſich ſein Herz krampfhaft zuſammen, als er dieſen traurigen Ort betrat; aber noch immer verließen ihn die nichtigen Bilder ſeiner Hoffnungen nicht. Er hoffte jetzt noch von der Lüge, was er einſt von der Wahrheit verſchmäht hatte. Es war von Sabbathai Zewi nichts übrig geblieben, als eine ſchöne Ruine, verlaſſen von dem hohen herrlichen Geiſte, der einſt in dieſem Körper, als er noch jung war, gewaltet. Aus dem hochbegeiſterten, gotterfüllten, von ſeiner meſſianiſchen Sendung, wie von ſeinem Leben überzeugten Jüngling war ein abſichtlich täuſchender, der Lüge ergebener Mann geworden, aus dem gottentzückten Redner ein ſpitzfindiger Dialektiker, aus dem die bitterſte Armuth mit hoher Freude ertragenden Rabbi ein an Pracht und Ueppigkeit gewöhnter und dieſen Dingen ſeine beſſre Ueberzeugung opfernder, nun geſtürzter Fürſtengünſtling. Und das Alles durch Huſſein Damad, den Mann der Wahrheit!

Die Erfüllung.

Die Krone unſres Hauptes iſt abgefallen. Wehe, daß wir ſo geſündigt haben! Darum iſt auch unſer Herz betrübt, und unſere Augen ſind finſter geworden, um des Berges Zion willen, daß er ſo wüſte liegt und die Füchſe darüber laufen.

Bibel. Klagelieder Jeremiä 5.

Jahre waren vergangen und die Bilder des Wahns und des Trugs allmählig aus Sabbathai's Seele gewichen. Die ſtrenge Zeit hatte ihn wieder geheilt. Die Lüge hatte zu nichts geführt, eine eitle Hoffnung nach der andern war vor ihm in die Erde verſunken. Der Tod hatte ſeine einflußreichſten Gönner und Freunde in Konſtantinopel hingerafft; auch Mirjam war dem nagenden Wurm in ihrer Bruſt erlegen. Sein kleiner Anhang hatte ſich ſehr vermindert; die der Tod verſchont, waren, des einſamen Lebens müde, allmählig fortgezogen, und nur Eliah und Baruch hatten bei ihm ausgeharrt. Es war recht ſtill geworden um Sabbathai, unheimlich ſtill. Da war keine Königspracht, kein Meſſiasglanz mehr um den trübſinnigen Sohn des Wahns, kein Jubelruf unzähligen Volks umrauſchte mehr ſeine Schritte, keine Propheten verkündeten mehr ſeines Namens Größe; er war ſehr klein geworden. Und zur Selbſtqual hatte er ſeine Thorheit eingeſehen, und die Reue, ſich der Lüge ergeben zu haben, nagte nun, ein gefräßiger Geier, an ſeinem Herzen. Die entſchleiernden Jahre hatten das bunte Trugbild entkleidet und eine Täuſchung nach der andern hinweggenommen. Der Rauſch war verflogen; und ſchmerzliche Nüchternheit quälte ſeine Seele. Sein Herz ſchlug ruhig und kalt, kein Ehrgeiz bewegte es mehr, kein Phantasma erhitzte es mehr; jetzt war es in voller Wahrheit ein ausgebrannter todter Aſchenhaufe. Er wußte, daß er der Meſſias nicht war; aber er wollte auch nicht mehr dafür gelten. Wenn er ſo einſam auf dem Thurme der Feſte ſaß und in die zu ſeinen Füßen dahingleitenden Wellen der Donau hinabſtarrte, kam der Gedanke ſchwer und düſter über ihn, daß ſein Leben dahingefloſſen ſei, wie dieſes Waſſer, und ſpurlos ſich verlieren werde im ungeheuern Meere der Zeit. Wüſte Träume führten dann wohl die abgebleichten

Bilder ſeiner Jugend an ihm vorüber. Und dann war es eins vor allen, das allein ſeinen geiſtigen Blick dauernd zu feſſeln vermochte. Das trat dann heller und heller aus der Maſſe hervor und ſchmückte ſich mit immer lebendigern Farben, bis es zuletzt lebensfriſch ihm zulächelte. Da löste ſich ſeine Verzweiflung in Wehmuth, ſein bittrer Schmerz in Thränen auf, und er weinte wohl lange und heftig, und ſeine hochgehobene, ſehnſuchtsvolle Bruſt führte den Lippen einen Namen zu, den Namen des theuern Bildes, und ſie flüſterten leiſe: „Thamar!“

Das freundliche Jugendbild des reizenden Weibes war, ſeit er ſich der Lüge und den gemeinen Lebensintereſſen ergeben hatte, allmälig immer tiefer in den Hintergrund ſeiner Seele zurückgetreten, abgebleicht und endlich ſchier ganz verlöſcht, wie der letzte Schein des Abendroths am dunkeln Nachthimmel. Nun da aller trüber Wahn wieder von ihm gefallen, wie ein mürbes hoffärtiges Kleid, lebte auch Thamar wieder in ihm auf, und ihr Andenken zog täglich mit einem hellern und ſtärkern Ton durch ſeine Seele. Ihre Züge blüheten immer ſchöner als heiliges Memnonsbild in ihm auf, und nun die düſtern Wolken- und Nebelmaſſen zerſtoben waren, begrüßte eine neue heitre Frühlingsſonne das Bild, und der ſüße mehr und mehr anſchwellende Ton ging von ihm aus, hervorgerufen durch den jungen Sonnengruß. Ja es war ihm, als ſollte es wieder Frühling werden in ſeiner Seele. Hat man denn nicht die Bäume blühen geſehen, und Blumen aus der Erde aufgrüßen in milden ſpäten Herbſttagen, kurz zuvor ehe der Winter kommt? So auch war Sabbathai's heißer Sommer vorüber; es waren viel prächtige aber doch bittre Früchte an ſeinem Lebensbaum gewachſen, ein böſer Wurm hatte ſie angeſtochen, ſie waren unreif vom Baume gefallen oder am Stiele verfault; jetzt wollte er noch einmal Blüthen treiben. Alles Ueberſpannte, Gemachte, Trügeriſche hatte ſich von ihm abgeſchält, wie prunkende und doch unnütze Hüllen, das rein Menſchliche und Wahre blieb ihm, und durch dieſes fand er das ächt Göttliche, das wahrhaft Himmliſche. Und Menſchliches und Göttliches vereint lebten in ihm auf, und es war die neugeborne Liebe. Die Liebe aber, wo und wann ſie auch geboren wird, ruft einen neuen Frühling in die Seele, die ſie ſich zur Wiege auserſehn; denn ſie iſt ſelbſt der Himmel, oder vielmehr ſie iſt der himmliſche Frühling. Während nun Sabbathai's Leib dem Winter raſch entgegenwelkte, erwachte der Liebesfrühling ſonnenheller und freudiger in ſeiner Bruſt, und rief Liederſtimme auf und Sehnſucht nach Thamar täglich und ſtündlich ſtärker und gewaltiger, je hinfälliger er körperlich wurde. Liebeslieder ſprangen wieder wie junge Frühlingsquellen in den Gebirgen in ſeiner Seele auf, und quollen tönend hervor. Er ſehnte ſich eine Harfe zu haben, und Baruch verſchaffte ihm eine ſolche. Und die klangreiche Freundin, die er von ſich geſtoßen, ſchmiegte ſich wieder an ihn, und die Lieder, die er verredet, flatterten wieder, wie bunte ſingende Vögel um ſein Haupt. Und Thamar war der Frühling, Thamar die Sehnſucht, Thamar das Lied. Da ſaß er auf dem Söller, der bleiche Mann; der Wind wühlte in ſeinen dunkeln Locken und führte die Harfen- und Liedestöne hinab auf die Wellen des Donauſtromes, daß die Schiffer anhielten und andächtig hinaufhorchten mit ſeltſam bewegter Seele, und ſich zuflüſterten, es ſei der gefangene Judenkönig da oben, der von ſeinem verlornen Liebe ſingen und von ſeiner verlornen Jugend. Ach! es waren recht herzzerreißende Töne, und den Schiffern grauſte es, und hielt ſie doch feſt, wie mit magiſchen Banden, ſo daß ſie ſich mit Gewalt losreißen mußten und ſich bekreuzend ſtromabwärts flohen, wie aus dem Bereich einer unheimlichen Macht. Wenn der ſchwermüthige Sänger ſich aber das Herz müde geſungen, dann ſank wohl ſein mattes Haupt auf die Bruſtwehr des Söllers und ſeine Hände glitten, einen grellen Ton hervorlockend, an den Saiten der Harfe herab, durch die nun der Wind ſäuſelnd ſtrich, leiſe Töne ſpielend, die den müden König in Schlaf ſangen. Dann träumte er von ſeiner Jugend und von ſeiner Thamar; und das Brautgemach war wieder köſtlich bereitet im Kiosk und die Hochzeitfackeln brannten wieder, und ſüße Töne quollen wieder aus Buſch und Hain. Baruch führte ihn bis zum Vorhange; dieſer rauſcht zurück, Thamar ſtürzt in ſeine Arme, aber er flieht ſie nicht, Küſſe fallen rauſchend von ihren Lippen, wie tönende Blüthen, wie ſingende Sterne und vermählten ſich zu ſeligen Flammen. Unterdeſſen überpurpurt das Abendroth den Himmel und die Fluthen der Donau und Alles ſtand in rother Glut. Wenn nun der träumende kranke König aufwachte und ſeine leisklingende Harfe hörte und die Feuerpracht des Abends ſah, glaubte er, es ſeien ſeine und Thamar's vermählte tönende Küſſe; und er rief in den Himmel, und rief in das Waſſer, ſchmerzlich freudig, wehmüthig ſelig: „Thamar! Thamar, kömmſt du nicht?“

Candia war endlich in die Hände der Türken gefallen und Venedig ſah ſich genöthigt, einen Geſandten nach Konſtantinopel zu ſchicken, um einem fernern drohenden Krieg vorzubeugen, der jedoch nicht verhindert werden konnte. Nun traf es ſich eines Tags, als der Reis Effendi mit dem Dragoman der Pforte und dem ganzen Gefolge ſeiner unter ihm ſtehenden jüngern Staatsbeamten eine Zuſammenkunft mit den Geſandten Oeſterreichs und Venedigs hielt, welche ebenfalls ihre Dollmetſchen und Secretaire mitgebracht hatten, daß der erſte Secretair der venetianiſchen Geſandtſchaft plötzlich auf den jungen Kapidſchi Baſchi loseilte, welcher als erſter Beamter dem Reis Effendi beigegeben war, und demſelben mit dem Ausruf: „Ruben! Ruben!“ in die Arme ſchloß. Dieſer rief dagegen in gleichem Tone: „Joſeph! Mein Joſeph!“ Und Muhamedaner und Chriſt hielten ſich alſo umfangen. Beide waren einſt Juden geweſen, Ruben, jetzt ein Günſtling des Großſultan und auf dem Wege zu den höchſten Ehrenſtellen, Joſeph Zewi, ſein Oheim, ein ſehr reicher und angeſehener Bürger Venedigs, Offizier im Heere der Republick, als geborner Orientale bei der Geſandtſchaft angeſtellt.

„Und wo iſt Sabbathai?“ fragte Joſeph ſchmerzlich, als die erſte Freude des Wiederſehens gedämpft, die erſten Fragen über die nächſten perſönlichen Verhältniſſe beantwortet waren.

Verlegen ſchlug Ruben das Auge zu Boden und bekannte, nicht ohne Beſchämung, daß er nichts vom Befinden ſeines Oheims wiſſe. Der Glückliche hatte des Unglücklichen nicht gedacht auf deſſen Nacken er empor geſtiegen war.

Am andern Tage brachte Ruben genaue Nachrichten und bemerkte dabei, daß ſeine Mutter Zuleika, die Wittwe des vor Kurzem verſtorbenen Großſiegelbewahrers, Verlangen trage, Sabbathai zu ſehen. Er führte Joſeph zu Rahel. Man beſchloß eine Fahrt zu Sabbathai zu machen.

„Ich muß ſeine Verzeihung erflehen", ſagte Joſeph. „Meine Mutter iſt dahin gefahren, ohne daß ich ein verſöhnendes Wort von ihren Lippen vernommen hätte. Mein Herz verlangt mächtig nach Sabbathai's Vergebung. Ich habe mich deshalb zu dem Poſten gedrängt, den ich jetzt bekleide, um meinen armen unglücklichen Bruder aufzuſuchen." —

Einen Monat ſpäter im heiterſten Frühlingswetter fuhren ſie zuſammen die Donau hinauf und erreichten glücklich die kleine Feſtung. Die Sonne neigte ſich ihrem Untergange zu, und die Natur ſchickte ſich an, in jene heilige Feier der Stille zu verſinken, mit der ſie anbetend in die Glorie des Sonnenbettes blickt. Ein Schifflein ſchwamm eben auch die Donau herab und legte unmittelbar an dem an, welches die Freunde Sabbathai's aus dem ſchwarzen Meere heraufgebracht hatte, die noch wartend am Ufer ſtanden, und mit feierlicher Beklommenheit in die beginnende Pracht des Abends ſchauten. Da wurde aus dem fremden Schiffe eine vornehme bleiche Frau herausgehoben, die ſich dann mühſam auf den Arm eines ſtattlichen, mit Ordensſternen geſchmückten Mannes ſtützte, und langſam fortbewegte. Dieſer Mann fragte, als er Ruben gegrüßt, in türkiſcher Sprache, ob der Kapidſchi Baſchi Muhamed Ephendi, der ehemalige Rabbi Sabbathai Zewi, noch hier lebe.

„Wir ſtehen eben ſelbſt im Begriff, ihn zu beſuchen“, verſetzte Ruben. „Was ſucht ihr bei ihm?“

„Ich habe ein todtkrankes Weib“, war des vornehmen Europäers Antwort, „deren einzige Lebenshoffnung darin beſteht, ihren ehemaligen Freund, ja ich kann faſt ſagen, Gatten, Sabbathai Zewi, noch einmal zu ſehen.“

In demſelben Augenblicke eilte Zuleika, welche die fremde Kranke ſchon lange unter ihrem Schleier hervor angeſtarrt hatte, auf dieſelbe los, ſchlug den Schleier zurück und rief mit herzzerſchneidendem Tone: „Thamar, biſt du es? Ja, du biſt's, geliebte Jugendfreundin!“ Und die kranke Gräfin, aufgereizt von den Jugendtönen, die noch in ihrer Seele ſchlummerten, ſchluchzte „Rahel, meine Rahel!“ Und Thamar und Rahel lagen ſich an den Schweſterherzen. Es war ein wehmüthiger Augenblick und kein Wort kam über die Lippen des Mundes. Andre Lippen redeten eine heiligere Sprache als die der Laute, die Worte derſelben waren Thränen. Und ſtumm gingen ſie dann Hand in Hand und ſtiegen auf den Söller. Da ſaß der trauernde König an ſeine Harfe gelehnt, ein zweiter David, und blickte in die untergehende Sonne, die ſcheidend zwei Perlen an ſeinen Wimpern vergoldete, und ſeufzte wieder: „Thamar, Thamar, kommſt du noch nicht?“

„Sabbathai, Sabbathai, ich bin da!“ ſchluchzte die Gerufene, und lief, plötzlich von rückkehrender Jugendkraft aufgeſchnellt, auf den Staunenden zu, der die Arme ausbreitete. Sie ſank jauchzend an ſeine Bruſt und ſeufzte wonneſelig: „Sabbathai, dich nur hab' ich geliebt.“ Die Harfe fiel um, eine Saite zerriß. Thamar lächelte verklärt; die Sonne überglühete ihre Züge; es lag etwas unausſprechlich Mildes, Erhabenes, Himmliſches darin. Die Sonne ging unter. Sabbathai beugte ſich ahnungsvoll zu ihr hinab; ſie regte ſich nicht mehr. Sie war todt.

„Still, meine Freunde!“ ſagte Sabbathai. „Ein Engel hat plötzlich meine Jugend heraufgeführt, und mir die erſehnte Braut in den Arm gelegt. Sie wartet meiner zur ſeligſten Hochzeitfeier. Ich komme. O ich kenne euch Alle.“ Und auf Ruben deutend: „Du biſt Mihurmah, die Brautführerin; dort ſteht Baruch, der Bräutigamsführer. Hier iſt Rahel, Thamar's Freundin. Dort ſtehen meine lieben Brüder Joſeph und Eliah. Es wird eine ſchöne Hochzeitnacht.“

Kein Wort ſprach er mehr von ſeiner Meſſiaswürde, er ſchien ſein heiliges Königthum vergeſſen zu haben. Er ſprach nur von der Liebe, die höher und ewiger und heiliger iſt, als das Reich des Meſſias. Denn ſie iſt das urewige und unſterbliche Meſſiasthum der Welt ſelbſt. Sie allein iſt die göttliche Kraft, die die Menſchheit erlöſ't und beglückt; ſie allein iſt die Schechina, die über das Zeitliche und Vergängliche als ein farbenglühender nimmer verlöſchender Bogen hinausragt in die fernſten Höhen des Himmels.

Sabbathai war unausſprechlich glücklich. Solch rein ſeliges Gefühl hatte er nicht empfunden, als die Völker aller Länder vor ihm in Staub geſunken waren. Er war ſich jetzt der uranfänglichen göttlichen Kraft der Liebe bewußt. Thamar ruhte in ſeinen Armen, liebeſelig, eingeſchlummert in Liebe, umklungen und umduftet von Liebe. Jetzt war er, der Fürſt der Liebe, der wahrhaftige Meſſias.

Betend ſtanden Alle umher. Jedes Herz fühlte wie nah ihm Gott war. Hier gab es keine Juden, keine Chriſten, keine Muhamedaner, hier gab es Menſchen, die Gottes ewige Liebe anbeteten, von wehmüthigen Wonneſchauern durchrieſelt, des Gottes, der die Roſen ſeines Abendrothes jetzt auf ſie ſtreuete, und ſie im Arm der Liebe hielt. Und ſie fühlten alle ſtill, daß es auf Erden keines andern Meſſias bedürfe. —

Einige Wochen ſpäter ſtanden ſie eben ſo betend unten am Ufer der Donau; da war neben dem friſchen Grabhügel ein zweites Grab gegraben, in welches ſie eben Sabbathai's Leiche geſenkt hatten. Sie hatten ihm eine grüne Blätterkrone, wie ſie der Frühling geboten, in die Locken gedrückt, und den Purpur um die Schultern geſchlagen. Sein lächelndes Antlitz bedurfte dieſes Schmuckes nicht. Er hatte in Sehnſucht und Verlangen, in Hoffen und Erwarten noch glückliche Stunden verlebt, und war ſtill und ruhig verlöſcht. Nicht ein Wort über ſeine Verirrungen und erfahrenen Täuſchungen war mehr über ſeine Lippen gekommen: er hatte nur noch der Liebe gelebt.

Ruben trat an das Grab und ſprach: „Prächtiger Jakobsſtern, du biſt untergegangen, und kein andrer wird nach dir mehr dem armen Volke leuchten, dem Keiner von uns mehr angehört. Eine ewige Nacht wird auf Israel ruhen, und ſeine unglücklichen Kinder werden ſich nur des Tags andrer Völker erfreuen. Du aber, Stern Jakob's, wirſt an einem andern Himmel leuchten. Deine Bahn war prächtig. Sie iſt erloſchen; was du irrteſt und fehlteſt: es ward mit dir begraben, und unſre Thränen fallen dir als heilige Sühne.“

Anmerkungen und Verbeſſerungen.

Zum erſten Theil.

Seite 8. Zeile 6 von unten Tiſri.

Der Monat Tiſri iſt der erſte Monat im bürgerlichen Jahre der Juden; ſein Anfang fällt ohngefähr in die zweite Woche unſers Septembers. Nach dem bürgerlichen Jahre zählen ſie die Jahre der Welt. Das kirchliche Jahr fangen ſie dagegen mit dem Monat Niſan an, der faſt mit unſerm März zuſammenfällt.

S. 15. Z. 5 v. u. Tulbend, orientaliſcher Name des Turban.

S. 21. Z. 7 v. u. ſtatt was lies: das.

S. 21. Z. 3 v. u. Stambul: türkiſcher Name von Konſtantinopel. Die orientaliſchen Juden nennen Konſtantinopel eigentlich: Sophia.

S. 25. Z. 11 v. u. Chacham, ein Titel der jüdiſchen Gelehrten im Orient, den die Gelehrtenſchulen ertheilen und der faſt unſerm „Doktor" gleich kommt. Der Titel Rabbi wird dagegen nicht von den Schulen ertheilt, ſondern faſt wie unſer „Herr" jedem Manne von Kenntniſſen und Anſehen, der ſich mit den Wiſſenſchaften und der Religion beſchäftigt, gegeben.

S. 26. Z. 2 Thora, Miſchna und Gemara. Die Thora iſt das moſaiſche Geſetz, wie es der Sage nach, dem Moſes von Gott ſelbſt, auf dem Sinai übergeben wurde;

im weitern Sinne: der ganze Pentateuch. Neben dem ſchriftlich überlieferten Geſetz ſoll Gott dem Moſes auf Sinai noch eine Menge Befehle blos mündlich gegeben und dieſe ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt haben. Der hiſtoriſche Kern dieſer Sage iſt, daß durch die Heranbildung der Israeliten aus einem Nomaden- zu einem ackerbauenden Volke, welches endlich ſogar mit dem Luxus vertraut wurde, die einfachen moſaiſchen Geſetze weder in politiſcher noch religiöſer Beziehung mehr ausreichten, und eine Menge neuer und genauerer Beſtimmungen ſich nöthig machten, die jedoch die israelitiſche Prieſterkaſte ſchlau genug war, alle auf Moſes zurückzuführen und mit der mytiſchen Entſtehung der Thora in Verbindung zu ſetzen. Dieſe ſogenannten mündlichen Ueberlieferungen wurden wohl ſchon in frühern Zeiten geſammelt und aufgeſchrieben; zuletzt von dem berühmten Rabbi Jehuda dem Fürſten oder dem Heiligen zu Ende des zweiten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung. Dieſe Sammlung heißt Miſchna, ſ. v., als wiederholtes Geſetz, erſt mündlich, dann ſchriftlich gegebenes Geſetz, und macht den eigentlichen Grundtext des Talmud aus. Dieſe Verordnungen wurden von allen damals und ſpäter lebenden Juden anerkannt und angenommen; aber bald hatten einzelne Rabbinen über gewiſſe Stellen verſchiedene Anſichten, die ſie in ihren Schulen ausſprachen und niederſchrieben, und ſo entſtanden im Lauf mehrer Jahrhunderte dieſe mannichfachen Erklärungen über die Miſchna, welche ihr unter dem Namen Gemara beigegeben ſind, den zweiten Haupttheil des Talmud ausmachen und die eigentlich Noten zum Texte bilden. Dieſe weitere Entwickelung des Geſetzes mit mancherlei Aenderungen und Discuſſionen wurden endlich im fünften Jahrhundert geſchloſſen. Daraus erklärt es ſich, daß der Talmud an Inhalt und Werth ſo ſehr verſchieden und Weisheit neben Unſinn, Poeſie neben Gemeinheit aufgeſpeichert iſt.

S. 26. Z. 3 v. oben: Kabbalah.

Der jüdiſche Mythus erzählt, daß Gott einigen ausgezeichneten Lieblingsmenſchen eine geheime, wunderbare und ſehr heilige Erklärung der Thora mündlich eröffnet habe, gleichſam den Schlüſſel zum tiefern Verſtändniß ſeines ſchriftlich gegebenen Geſetzes. Der einfache Wortverſtand der Thora, heißt es, ſei nichts mehr als eine bloße Hülle, die das Auge des Profanen nicht zu durchſchauen vermöge, unter der aber, wie unter einem Schleier, die eigentliche und wahrhaftige Offenbarung Gottes verborgen liege. Dieſe verborgene Wiſſenſchaft, dieſe nackte Weisheit ohne Schleier, oder auch die geheime Kunſt, ihn zu lüften, heißt Kabbalah, ein Wort, welches ſo viel als mündlich Empfangenes bedeutet.

Ohne dieſe von Gott an vorzüglich geliebte Menſchen überlieferte Erklärungen der in der heiligen Schrift verborgen liegenden Geheimniſſe, ſagen die Kabbaliſten, würden die heiligen Bücher von den profanen gar nicht zu unterſcheiden ſein, da man ja auch in dieſen ſowohl wunderbare Begebenheiten, als auch Lehren der reinſten Moral findet. Waren ſchon, fahren ſie fort, die Engel, um den Menſchen zu erſcheinen, genöthigt, ſich durch Annahme einer, den menſchlichen Sinnen faßlichen Hülle begreifbar zu machen, um ſo mehr mußte Gott, das unbegreifbarſte aller unbegreifbaren Weſen, um dem Menſchen ſich darzuſtellen, ſich auf einen beſchränkten Raum concentriren, ſeine Ideen und Mittheilungen, ſo weit ſie eben für den Menſchenverſtand faßlich ſind, gleichſam verkörpern und in eine Hülle gießen. Dieſe Hülle ſind die einfachen Worte der heiligen Bücher, wie ſie Jeder verſteht; aber dieß gewöhnliche Verſtändniß iſt nicht die Idee Gottes. So ſehr ein Menſch bei Erſcheinung eines Engels irren würde, wenn er eben das, was er ſieht, den materiellen Stoff, wodurch ſich ihm der Geiſt ſichtbar macht, für das eigenthümliche Weſen des Engels halten wollte; in einen um ſo größern Irrthum müßte der Menſch verfallen, der bei den bloßen Worten und Buchſtaben der heiligen Schrift, welche doch der Gebrauch und die erweiterten oder beſchränkten Begriffe, die mit demſelben verbunden werden, ſo oft verändert, ſich begnügen, und nicht in den innern Sinn, als das Weſentliche, eindringen wollte. Der Buchſtabe iſt todt, nur der Geiſt belebt ihn.

Die Kabbalah nun iſt es, die den Schlüſſel zu dem göttlichen Geheimniſſe bergibt; aber wenn auch Jeder durch Fleiß und Studium Etwas von ihren Regeln begreifen lernt, d. h. ihr äußeres Gebäude faſſen kann, in ihre tiefſten Geheimniſſe vermögen immer nur Gottes Lieblinge zu dringen, denen ſeine Gnade den Born erſchließt.

. Dieſe Geheimlehre, die höchſt wahrſcheinlich ſchon in den Myſterien der alten Aegyptier wurzelt und mit den Kindern Israel in Paläſtina einwanderte, wurde während des babyloniſchen Exils ausgebildet und ſpäter in ein förmliches Syſtem gebracht. Auf den Grund der uralten ägyptiſchen Prieſterphiloſophie, die man zuerſt aus der Thora heraus erklärte,, kam ſpäter die in Chaldäa erlernte Magie und zoroaſtriſche Weisheit hinzu, ja, endlich trugen die jüdiſchen Gelehrten die Früchte ihrer Studien der pythagoräiſchen, platoniſchen und ariſtoteliſchen Philoſophie in die Kabbalah über, die endlich als theologiſch-philoſophiſches Syſtem ziemlich mit dem Neuplatonismus zuſammenfällt, da viele Neuplatoniker zugleich Kabbaliſten waren. So ſchleppt ſich dieß wunderliche Weſen durch alle Jahrhunderte durch und nimmt von der Weisheit eines Jeden im Orient in ſich auf, bis es ein wahres theologiſch-philoſophiſches Ungeheuer wird, das zuletzt in's Chriſtenthum überſpringt, ſich hier mit den ſogenannten hermetiſchen Wiſſenſchaften verbindet und als hohles Geſpenſt einer Wiſſenſchaft, als lächerliche Beſchwörungsformel weſenloſer Geiſter, als Schreckbild aller Zeit daſteht, zur Lehre, wie weit der menſchliche Geiſt ſich auf Abwegen verirren kann, wenn er das Licht der eignen Vernunft verſchmäht.

S. 30. Z. 9 v. u. Lilith, die böſe Nachtfrau. Ofaniel, der Engel des Mondes; früher Sahariel, der Engel des Lichts. — Die Kabbalah nennt eine ungeheure Menge guter und böſer Geiſter, von denen die heilige Schrift wenig oder nichts weiß, und womit ſie Erde, Himmel und Hölle, Luft und Waſſer bevölkert. Jede Naturkraft iſt ein Engel, dem wieder tauſende von Engeln dienen. Es gibt Engel und Dämonen beiderlei Geſchlechts, und an viele lehnen ſich die ſeltſamſten Mythen. Dieſe jüdiſche Mythologie in der Kabbalah iſt der poetiſche Theil derſelben, und oft von der edelſten, tiefſten Poeſie geſättigt.

S. 31. Z. 5 v. u. Sohar. Das Hauptwerk der Kabbalah, und von den Kabbaliſten in größten Ehren gehalten. Für den Verfaſſer deſſelben gilt Rabbi Simon Ben Jochai, ein berühmter jüdiſcher Gelehrter unter dem Kaiſer Hadrian.

S. 41. Z. 6 v. o. ſtatt rabbaliſtiſchen lies: kabbaliſtiſchen.

S. 43. Z. 1 v. o. ſtatt Osmandi lies: Osmanli.

S. 43. Z. 5 v. u. Simon Ben Jochai und Jſaak Luria. Nach Simon Ben Jochai, dem Verfaſſer des Sohar, war Jſaak Luria der größte Kabbaliſt, der da behauptete, die Seele des Simon Ben Jochai ſei in ihn transmigrirt.

Nach der Behauptung älterer Kabbaliſten ſoll dieſer Jſaak Luria auch der Meſſias, der Sohn Joſeph's geweſen ſein. Denn nach kabbaliſtiſchen Anſichten werden zwei Meſſiaſſe kommen, einer aus dem Hauſe Joſeph's, der andere aus dem Hauſe David's, deren Erſter ein Vorläufer des Zweiten ſein und getödtet werden wird. Dieſer Jſaak Luria war ein großer Wundermann, d. h. ein Betrüger, wie die meiſten Kabbaliſten.

S. 44. Z. 4 v. o. Goi. Goi: ein Nichtjude. Gojim: die Mehrzahl.

S. 46. Z. 7 v. o. Don Villegas. Alle Juden Smyrnas und Kleinaſiens ſtammten aus Spanien, und waren unter Philipp II. und III. von dort vertrieben. Die jüdiſche Sprache zu Smyrna iſt ein Jargon von Spaniſch, mit Hebräiſch und Griechiſch vermiſcht.

S. 51. Z. 9 v. u. Zwiſchen: „Griechen“ und „entgehen“ iſt „nicht“ einzuſchieben.

S. 63. Z. 5 v. o. bis S. 73. Die kabbaliſtiſche Cosmogonie und Emanation in gedrängter Ueberſicht.

S. 73. Z. 11 v. o. Schechina, d. h. die Wohnung Gottes. Die Herrlichkeit Gottes, wie ſie in der Wolken- und Feuerſäule war; ſpäter die feuerherrliche paſſive Schöpferkraft Gottes, Gott als Mutter, während Memra, der Logos, Gott als Vater, die active Schöpferkraft bezeichnete. Aus der Vereinigung beider ging die Welt der Erſcheinungen hervor. Daher heißt auch die Schechina in der Kabbalah mater suprema, die höchſte Mutter. Man nahm an, daß die Schechina als leuchtende Flamme auf der Spitze der Hand ſitze, wenn der Prieſter ſie ausſtreckte, um das Volk zu ſegnen. Seit der Zerſtörung Jeruſalems und Vertreibung der Juden aus ihrem Lande ſei, behaupten die Kabbaliſten, die Schechina gefangen, und nur der Meſſias könne ſie wieder befreien.

S. 109. Z. 2 v. o. Nach den Worten: „Ein reicher Jude“ iſt zu ſetzen: Namens Moſes Servil.

S. 121. Z. 6 v. o. ſtatt Joſeph lies: Jakob.

S. 122. Z. 6 v. o. ſtatt Sultain lies: Sultanin. Sultanin Valide: die Mutter des Großſultan.

S. 122. Z. 7 v. u. Karäer. Die Juden des Alterthums waren bekanntlich in zwei große Sekten geſpalten, in Zaducäer und Phariſäer. Es beſtand in Paläſtina aber noch eine dritte Sekte, die das neue Teſtament unter dem Namen „Schriftgelehrte“ aufführt. Dieſe Sekte erhielt ſpäter den Namen Karäer. Ihr charakteriſtiſches Unterſcheidungszeichen von den Phariſäern (ſpäter Rabbaniten) und andern Sekten iſt, daß ſie zwar an ein mündlich überliefertes Geſetz neben dem ſchriftlichen glauben, aber dem erſtern keine göttliche Kraft beimeſſen, d. h. ſie behaupten, die mündlichen Erklärungen der Thora ſeien dem Moſes nicht von Gott übergeben, ſondern in ſpätern Zeiten von Menſchen erſonnen. Sie halten ſich möglichſt genau an den Schrifttext und verwerfen die Kabbalah ganz und gar. Dieſe Sekte beſteht noch in Polen.

S. 125. Z. 5. v. u. Samariten, Samaritaner.

Die Samariten, welche ſtets mit den Iſraeliten in der bitterſten Feindſchaft lebten, waren aus einer Vermiſchung jüdiſcher Einwohner mit Coloniſten aus Babylon, Cutha und Ava, die Salmanaſſer, König von Aſſyrien, in das Land der Iſraeliten geführt, nachdem er Hoſeas, den letzten König in Iſrael beſiegt und das meiſte Volk Iſraels gefangen an die Oſtſeite des Tigerſtroms gebracht hatte. Die meiſten dieſer Coloniſten mochten aus Cutha ſein, weshalb die Iſraeliten ihre Feinde Cuthäer nannten, ein Name, mit dem der Jude die ſchlimmſten Begriffe verbindet. Als die Juden, aus der babyloniſchen Gefangenſchaft heimkehrend, den Tempel zu Jeruſalem wieder bauten, wollten auch die Samariten, als Nachkommen Israels, am Bau theilnehmen, wurden aber zurückgewieſen und bauten ſich einen Tempel auf dem Berg Garizim. Ihr ſpäterer Wohnſitz war zu Sichem, in der Nähe von Garizim. Sie glauben an keine mündliche Ueberlieferung und haben ſelbſt den Text der Thora nicht ächt. Alle andern heiligen Bücher verwerfen ſie, obgleich ſie ſich für Israeliten ausgeben. Sie exiſtiren noch in ſehr geringer Anzahl in Sichem und der Umgegend.

S. 151. Z. 3 v. u. Er war im Unterricht bei der Lehre von der ſeltſamen Verſetzung der Buchſtaben ꝛc.

Die Kabbalah als Wiſſenſchaft zerfällt in zwei große Theile, in die ſymboliſche und reale. Die ſymboliſche Kabbalah lehrt, wie man den von Gott in die heiligen Schriften gelegten geheimen Sinn entziffern kann. Dieß geſchieht durch Notarikon, Themurah und Gematria. Notarikon beſteht darin, daß man entweder aus den Anfangs- oder Endbuchſtaben verſchiedener Wörter wieder neue Wörter bildet, und daraus allerlei erklärt. Themurah beſteht in anagramiſcher Verſetzung der Buchſtaben verſchiedener Wörter zu andern Wörtern, wodurch ein ganz anderer Sinn herauskommt. Die Gematria endlich iſt die Kunſt, die Buchſtaben eines Wortes als Zahlen anzunehmen und dafür zur Erklärung des Textes ein anderes Wort von gleichem Zahleninhalt zu ſubſtituiren. Man kann auf dieſe Weiſe aus dem Text der Schrift Alles herauserklären, was man will; und die ſymboliſche Kabbalah hat ihre Liebhaber zum größten Unſinn verleitet. Die **reale Kabbalah** iſt entweder theoretiſch oder praktiſch. Die theoretiſche gibt das theologiſch-philoſophiſch-kabbaliſtiſche Syſtem; die praktiſche beſchäftigt ſich mit den Wirkungen, welche der Menſch durch Ausſprechen oder Denken der geheimen Zeichen auf die Geiſterwelt hervorbringt. Sie lehrt die **Theurgie**, Beſchwörung der guten Geiſter, und die **Goetie**, Beſchwörung der böſen Geiſter.

S. 153. Z. 1 v. u. **Gebetmantel.** Ein viereckiges Stück Tuch oder Seide, von ſeiner Form **Arba Kanphos** genannt. An jeder Ecke deſſelben hängt eine Quaſte von acht wollenen Fäden, die **Zizis**, die im größten Anſehen ſteht. Bigotte Juden trugen die Zizis ſonſt ſtets, Andere nur bei'm Gebet. **Tephillin**: Gebetriemen, kalbslederne Riemen mit hohlen Knöpfen, worin gewiſſe Verſe der Thora auf Pergament geſchrieben ſtecken, die während des Gebetes um das Haupt und den linken Arm winden. Siehe 5. Buch Moſ. 6. Kap. 6. 8. Vers.

S. 155. Z. 5 v. u. **Rabbi Akiba.** Dieſer war der Lehrer des Rabbi Simon Ben Jochai, und ſteht gleichſam als heiliger Patriarch bei den Juden im größten Anſehen. Er iſt halb mythiſche Perſon.

S. 169. Z. 9 v. o. ſtatt **vor** lies: **mit.**

S. 171. Z. 9 v. o. ſtatt iſt lies: iſt's.

S. 176. Z. 7 v. o. ſtatt **mächtigen** lies: **mächtiger.**

S. 197. Z. 10 v. o. **Kiaour**: ungläubiger Hund! ein gemeines Schimpfwort der Türken; faſt dieſelbe Bedeutung hat **Damuz**. S. 198. Z. 9 v. u. Z. 8 v. u. **Kiaja**: Stellvertreter, Beauftragter.

S. 215. Z. 6 v. u. ſtatt **übertrifft** lies: **überblickt.**

S. 223. Z. 2 v. u. ſtatt **Hört** lies: Hort!

S. 225. Z. 7 v. u. Lilith und Machalath zwei böſe Dämoninnen.

S. 227. Z. 2 v. u. Matzos: das ungeſäuerte und durchlöcherte Brot des Oſterfeſtes.

S. 249. Z. 4 v. u. ſtatt gemahnte lies: ermahnte.

S. 253. Proben kabbaliſtiſch-gematriatiſchen Unſinns.

S. 259. Z. 8 u. 6 v. u. Gilgul. Ibbur. Die Kabbaliſten nehmen auch eine Seelenwanderung an, und behaupten, daß die Seele des Menſchen nicht nur in den Körper eines andern Menſchen, ſondern ſogar in Thiere, ja ſelbſt in lebloſe Dinge nach ſeinem Tode verſetzt werde. Dieſe Metempſychoſe iſt zweierlei Art: entweder wird die Seele eines verſtorbenen Menſchen durch den Gilgul (Transmigration) in einen ganz neuen Körper verſetzt und verbleibt bis zum Tode deſſelben darin, oder ſie wird einem ſchon lebenden Menſchen zur Seele deſſelben durch den Ibbur (Schwängerung) noch beigegeben, ſo daß dieſer Menſch zwei Seelen beſitzt, wodurch er mehr Leben und Regſamkeit zur Ausführung großer Zwecke erhält, wozu die einfache Seele nicht ausreichen würde.

S. 260. Z. 9 v. u. „O wehe ꝛc.“ Jeſaias 1, 4.

S. 274. Z. 11 v. o. ſtatt: ſegenreichen lies: ſagenreichen.

S. 298. Z. 12 v. o. ſtatt allzukühle lies: allzukühn.

S. 312. Z. 8 v. o. Berdagon. Ein Teufel, von dem die kabbaliſtiſche Mythe erzählt, daß er nur eine Hand groß ſei und fünfzig Köpfe habe. Wenn Berdagon einen Menſchen ſchlägt, ſo ſtirbt er, der kleine vielköpfige Teufel; ſchlägt aber ein Menſch ihn, ſo ſtirbt der Menſch.

S. 330. Z. 9. v. o. ſtatt wo lies: wofür.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zum zweiten Theile.

S. 26. Z. 11 v. u. ſtatt: gequillt lies quillt.

S. 29. Z. 7 v. o. ſtatt: Acten lies alten.

S. 30. Z. 3 v. u. Die Weiſſagung wird ꝛc. Habakuk, 2, 3.

S. 35. Z. 4. v. o. ſtatt: Juda Saphra lies: Sacharja Espanjola.

S. 36. Z. 6 v. u. Aſchmedai. Ein Dämonenfürſt, der in der mythiſchen Geſchichte Salomo's eine Rolle ſpielt. Der böſe Geiſt unglücklicher Ehen, wie er im Buche Tobias dargeſtellt iſt. In der Lutheriſchen Bibelüberſetzung iſt er mit andern Vocalen „Asmodi“ geſchrieben.

S. 41. Z. 2 v. u. Auf meinem Lager ꝛc. Hohe Lied Salomo's 3. Kapitel.

S. 51. Z. 10 v. u. ſtatt: azilalitſchen lies: azilatiſchen.

S. 52. Z. 12 v. o. Eliah, der Fürſt des Angeſichts. Die Kabbalah lehrt der Prophet Eliah (Elias) ſei nach ſeiner Himmelfahrt zum mächtigen Engelfürſten Metatron erhoben worden, der zunächſt Gott ſteht, und der Fürſt des Angeſichtes Gottes heißt. Dieſes Amt wird Eliah-Metatron aber einſt dem Meſſias abtreten.

S. 57. Z. 7 v. u. nach des Propheten Wort. Jeſaias 2, 11 — 21.

S. 58. Z. 8 v. o. wie ſie Sacharja ſah. Sacharja 4, 1 — 14.

S. 65. Z. 4 v. u. Das Marmorweib zu Rom. Armillus, ihr Sohn. Eine der ſeltſamſten prophetiſchen Mythen des Talmud in Bezug auf die Zukunft des Meſſias iſt die vom Marmorweibe zu Rom und deren Sohn, den

Armillus. Es heißt nämlich: in Rom befinde ſich die Marmorſtatue einer Jungfrau, die nicht von Menſchenhänden verfertigt, ſondern durch die Schöpferkraft Gottes hervorgebracht ſei. Mit dieſem reizenden Steinbilde werden die Gottloſen der Erde Unzucht treiben, und es wird davon ſchwanger werden und einen Sohn gebären, Armillus geheißen. Seine Rieſengröße wird zwölf Ellen betragen. Er wird zu den Edomitern (Chriſten) ſagen: ich bin der Meſſias, euer Gott; und ſie werden an ihn glauben, ihn zu ihrem König erheben, und mit ihrer Hülfe wird er alle Länder bezwingen. Die Juden allein werden ſich ihm widerſetzen und ihn nicht als Meſſias anerkennen, vielmehr ſeine Heere ſchlagen. Dann aber wird der Meſſias, der Sohn Joſeph's unter den Kindern Israels auftreten, gegen den Armillus kriegen und von demſelben getödtet werden. Da wird Israel in ſo großes Elend kommen, wie es noch nie geweſen, und der Armillus, der gottloſe Antichriſt, wird triumphiren. Aber endlich wird der Meſſias erſcheinen und den Sohn des Steins beſiegen. — Man ſieht durch dieſe wunderlichen Hüllen hindurch, daß der Papſt mit Jeſus Chriſtus oder vielmehr die chriſtliche Kirche unter dem Steinſohn verſtanden iſt; auch iſt Manches aus der Mythe der Venus und des Amor beigemiſcht, um dieſes Monſtrum hervorzubringen.

S. 72. Z. 2 v. o. Neumondsfeſt. Der erſte Tag eines jeden Monats war bei den alten Israeliten ſchon ein Feſt, welches durch beſonders vorgeſchriebene Opfer gefeiert wurde.

S. 85. Z. 5 ſtatt: Joſeph Ben Eliah lies: Jakob Ben Eliah.

S. 109. Z. 5 v. o. Allgütig iſt der Herr ꝛc. Pſalm 25, 8 — 10.

S. 112. Z. 1 v. o. ſtatt: Zad lies: Zahl.

S. 113. Z. 8 v. u. ſtatt: in lies: die.

S. 116. Z. 11 v. o. Schemhammphorosch. Der urheilige Name Gottes, den die ſpätere Prieſterkaſte als ein tiefes Geheimniß für ſich bewährte — vor dem babyloniſchen Exil kommt nichts davon vor — und welchen der Hohepriеſter jährlich nur einmal im Allerheiligſten des Tempels ausſprechen durfte. Den Juden nach der Zerſtörung Jeruſalems ging er ganz verloren, wenigſtens die Ausſprache deſſelben.

S. 118. Z. 4 v. o. Der Wein ꝛc. Sprüche Salomo's 20. 1.

S. 118. Z. 7 v. o. Liebe, Wein und Moſt ꝛc. Hoſea 4, 11.

S. 122. Z. 1 v. u. Ich Prediger ꝛc. Prediger Salomo 1, 12.

S. 123. Z. 6. Er ſoll nicht viel Poſſe ꝛc. 5 Buch Moſes 17. 16, 17.

S. 127. Z. 1 v. o. ſtatt: angehe lies: angeht.

S. 130. Z. 9 v. o. ſtatt: Scheine lies: Schnee.

S. 130. Z. 11 v. o. Daniel, der Prophet, sah ꝛc. Daniel 7. 9, 10.

S. 134. Z. 8 v. u. vergib uns alle unſre ꝛc. Hoſea, 14.

S. 144. Z. 3 v. u. Siehe ich lege in Zion ꝛc. Jeſaias 28, 16.

S. 179. Z. 1 v. o. ſtatt: oder lies: und.

S. 188. Z. 1 v. o. dem Herrn gehört ꝛc. Pſalm 24.

S. 192. Z. 10 v. o. ſtatt: du haſt lies: haſt du.

S. 212. Z. 7 v. o. ſtatt: gerinnet lies: zerrinnet.

S. 216. Z. 3 v. o. ſtatt: Zibora lies: Zipora.

S. 225. Z. 10. Nach dem Satze, der mit den Worten: „unter ſie“ ſchließt, iſt der ganze folgende Satz einzuſchieben:

Sabbathai wurde davon unterrichtet, doch begann er ruhig ſeinen Vortrag.

S. 230. Z. 8 v. o. ſtatt: Azitatiſches lies: azilatiſches.

S. 230. Z. 7 v. u. ſtatt: Höhe lies: Höhn.

S. 241. Z. 9 v. o. ſtatt: daran lies: davon.

S. 247. Z. 10 v. o. Arba-Kanphos. Der viereckige Gebetmantel, an deſſen Zipfeln die Zizis befeſtigt ſind.

S. 284. Z. 4 v. u. ſtatt: Talmudis lies: Talmudismus.

S. 296. Z. 4 v. o. Siehe er iſt ꝛc. Jeſaias 42, 13. 42, 1.

* * *

Die

Heideſchenke.

Iriſches Volksgemälde

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil

Bunzlau, 1837.
Appun's Buchhandlung.

Erſtes Kapitel.

Die Hochzeit. — Wehmüthiges Wiederſehen.

Kein Theil der iriſchen Inſel hat mehr Ähnlichkeit mit dem ſchottiſchen Hochlande, als die zerklüftete, mit Felſenkoloſſen bepflanzte rauhe Gegend der Bantry-Bai. Meilenweit hat der atlantiſche Ocean, dies länderverſchlingende Ungeheuer, an dieſen Küſten, die bald hinter niedrigem Geſträuch verſteckt, bald von ſenkrecht aus dem Fluthen emporſteigenden Felſenwänden und wunderlich geſtalteten zackigen Klippen umgürtet ſind, tiefe Buchten ausgehöhlt, in deren Keſſel er ſich's nun bequem macht und aus denen er, wenn ihm nicht Granitmaſſen den Weg verlegen, je zuweilen erdhungrig die langen Wellenzungen über das zitternde Land hinreckt.

Über einer dieſer Buchten, einer Abtheilung der einſamen Kenmare-Bai, einige Meilen nordweſtlich von der genannten Bantry-Bai, hebt ſich auf erhöten Grunde, der ſich nur allmählig nach dem Meere zu abſenkt, eine Reihe elender Hütten hin, die einen ſchreienden Contraſt zu den pallaſtartigen Wohnungen der ſtolzen Herren des umliegenden Grundes und Bodens bilden. Unförmliche Lehmwände unter einem Dache von moderndem, dicht mit dunkelgrünem Moos und Hauswurzel überzogenem Strohe; ein Paar ſchlecht zuſammengenagelte alte Breter mit weitklaffenden Spalten, Thüre genannt, ſtatt des Schloſſes mit einem plumpen hölzernen Riegel verſehen; niedrige Fenſter, deren wenige noch übriggebliebene, von Rauch, Staub und Sonne dunkelgefärbte Glasſcheiben mit ſchmutzigen Lumpen faſt verdeckt und verhängt ſind, die als Verſtopfungsmittel der Löcher, Fugen und Ritze dienen müſſen; in Dach und Fach überall Durchgänge für Wind und Wetter: das iſt das äußere Bild einer ſolchen Hütte, dem das Innere entſpricht und der alle andern des ganzen Dörfchens Dunmoore mehr oder minder ähnlich ſind. Wahrlich, ſie gleichen eher dem Aufenthalte irgend eines wilden Völkerſtammes, als den ländlichen Wohnungen einer civiliſirten europäiſchen Nation.

Dieſe Gehöfte, innerhalb eines rohen Erdwalles oder einer aus neben einander geſtellten Dornen- und Stechpalmen-Faſchinen beſtehenden Umfriedigung, deren zahlreiche Lücken jedoch niemals, ſelbſt den armſeligſten Schnapphahn nicht, nach einer nähern Beſchauung der hinter der Verzäunung gebergenen Gegenſtände — etwa ein zertrümmerter, zweirädriger Karren, einige ſchlecht geformte Ackerwerkzeuge und ein elender Verrath von Torf — lüſtern machen, geben dem Vorüberziehenden einen keineswegs unklaren Begriff vom phyſiſchen Zuſtande und den ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſen der Vaſallen des reichen Lords „of the man'or.“

Hat der fremde Wanderer aber auch noch Gelegenheit gehabt, einige jener namenlos elenden Troglodyten zu ſehen, die, blind, lahm oder mit einem grauſenerregenden Ausſatze bedeckt — Folge ihrer faſt thieriſchen Lebensweiſe — vor ihren, in den Aufwürfen um die Felder angebrachten Höhlen, in denen ſie, vom Grundherrn, dem das Erbarmen fremd iſt, oder von deſſen Pächtern des Obdaches beraubt, die letzte Zuflucht ſuchen mußten, das Mitleid der Vorübergehenden anflehen: dann hat er ein treues Bild vom Zuſtande der iriſchen Landleute, das, einmal geſehen. nimmer aus ſeinem Gedächtniß entſchwinden wird.

Einer jener ſchönen Spätſommertage, die der Natur ſo eigenthümliche Reize verleihen, daß ſelbſt minder begünſtigte Gegenden durch Beleuchtung und duftige Färbung einen Anſtrich von idylliſcher Schönheit erhalten, erhob auch den Weiler Dunmoore mit ſeiner ſonſt dürftigen Umgegend zu einem ſchönen Landſchaftsſtück, deſſen Vordergrund die tiefer liegende Bucht, deſſen Faſſung die herbſtlich bunten Bäume um die Hütten, deſſen Hintergrund der oft ſich ziemlich hoch erhebende, bis zum Cap Crew fortlaufende Höhenzug der mit dunkeln Fichten bepflanzten Caha-Berge abgaben. Die Felder ſtanden meiſt in gelber Reife, denn die Ernte war vor der Thüre. Gegen Abend wurde dort ein einzelner Reiter bemerkt, der, etwa eine Meile von Dunmoore, die Straße von Killarney nach Bantry verließ und den zum Dörfchen führenden Nebenweg einſchlug. Das mit Staub und Schweiß bedeckte Pferd verrieth, daß es ſeinen Herrn nicht blos zu einem Spazierritt getragen; dieſer aber, dem es leid ſchien, das edle Thier mehr als gewöhnlich angeſtrengt zu haben, klopfte deſſen ſchlanken Hals beruhigend und ſuchte es durch Schmeichelworte zum langſameren Schritt zu vermögen, ſo oft es in ſeiner heftigen Aufregung bald im Galopp bald im Trabe weiter zu eilen im Begriff war.

„Genug für heute, mein braver Abdul! bald ſind wir am erſehnten Ziele," ſagte der junge Mann, deſſen einfacher, aber geſchmackvoll gewählter Reiſeanzug verrieth, daß er den höhern Ständen angehörte; „genug für dieſesmal, mein Brauſewind! Sparen wir unſere Kräfte lieber für die Zukunft auf; wer weiß, wie ſehr wir derſelben bedürfen!“

Und immer weiter ritt er durch das Gewirre der das Dörfchen umgebenden Hecken und Gräben, mit denen er recht wohl bekannt zu ſein ſchien, und ließ ſein ſchönes, gutmüthiges Auge bald über die nahen Felder gleiten, bald auf den Hütten ruhen.

Um ſeinen edel geformten Mund zitterte ſchmerzliche Wehmuth, da er dort die Reſtchen dürftigen Hafers und das kümmerliche Laub der Kartoffeln, dieſer dem Irländer ganz unentbehrlichen Frucht, erblickte, Zeugen, daß der Acker ſchlecht bearbeitet, daß es am nöthigen Stroh zum Dünger fehle und der Zehnten des Lehnsherrn ſtreng genug eingefordert werde; aber ſein Auge füllte ſich mit der Thräne des Mitgefühls, indem er die ruinenartigen Hütten in der Nähe betrachtete, deren einige unter der Wucht des faulendes Daches, welches, in Ermangelung des Strohes mit Roſenſchollen bedeckt, in der Mitte tief auf die zerbrochenen Sparren hinabgeſunken war, den baldigen Einſturz drohten.

So hatte er denn, mit bittern Gefühlen kämpfend, endlich den Eingang des Dorfes erreicht; um ſo überraſchter hielt er ſein Pferd an, als plötzlich Töne der Freude, die er hier am wenigſten erwartet, Muſik und lauter Jubel ſein Ohr trafen. Vor einem, faſt am entgegengeſetzten Ende der Hüttenreihe gelegenen Häuschen, daß ſich durch den weißen Anſtrich ſeiner Wände vor den übrigen auszeichnete und durch das über der Thüre hängende Schild als Schenke des Orts kund gab, wogte ein fröhliches Gewühl trinkender und ſingender Menſchen bunt durcheinander. Alle waren im beſten Staate, d. h. in den abgetragenen Kleidern der Männer war gerade kein großer Riß zu ſehen, und ein neues Band ſchmückte vielleicht das Mieder oder das Haar der tanzenden Weiber und Jungfrauen.

Neugierig, die Urſache dieſer Fröhlichkeit zu erfahren, ſtieg der Reiter, die ihn ſchnell umringende Menge freundlich grüßend, vor dem Hauſe ab und wurde gar bald durch zwanzig und mehr Stimmen belehrt, daß Michaul Dahna, der an der nahen Teufelsmauer wohne, ſeine Hochzeit feiere, zu welcher jeder Fremde, der keinen Anſtoß an ihrer Armuth nehme, ein willkommener Gaſt ſei.

„Iſt's etwa Tom Dahna's Sohn, des ehemaligen Parkwärters Sir William O'Donnel's?" fragte der Fremde.

„Derſelbe, Sir; und zwar ſehen Sie ihn vor ſich in meiner ganz ergebenen Perſon," erwiederte ein ſo eben hinzutretender junger Mann mit klangvoller Stimme, in deſſen angenehmen Zügen natürliche Gutmüthigkeit, friſche Verſchlagenheit, Muth und Verwegenheit — der hervorſtechende Charakterzug der Kinder dieſes Standes — mit einander gepaart waren. „Doch wie? Iſt's möglich?“ fuhr der Dörfler betroffen fort, „darf ich auch diesmal meinen geſunden Augen trauen, die mich ſonſt nie betrügen? Sind Sie es wirklich, Sir Lewis? Sir Lewis O'Donnel, unſer theurer, vielgeliebter, junger Herr!“ Und raſch den Hut ziehend, trat er mit einer tiefen Verbeugung, ſo nah, wie es der Anſtand erlaubte, und warf einen prüfenden Blick auf den Fremden; dann aber rief er den Umſtehenden triumphirend zu: „Hierher, Freunde und Landsleute! Hierher zu mir, ſage ich. Ja, ja, er iſt's! der einzige Sohn unſeres ſeligen Herrn Sir William O'Donnel! Beim heiligen Patrik, es iſt unſer lieber Sir Lewis, Herzenskrone und köſtliches Kleinod *)! Gottes Segen über ihn und ein langes fröhliches Leben bis ins höchſte Alter!“

„Heil und Segen, langes Leben und guten Fortgang **) dem Sohne Sir Williams, Herzenskleinod!“ rief der jubelnde Chor, und Jung und Alt drängte ſich herbei, um den geliebten und hochgeehrten Jungling zu bewillkommen, ihm die Hand zu drücken, oder wenigſtens in das freundliche Auge zu ſehen.

---

*) Das gäliſche Wort Aſtore, welches der gemeine Ire oft gebraucht.

**) success!

„Ja, mein ehrlicher Mic, ja, ihr guten Leute, der Sohn eures ehemaligen Gebieters iſt wieder unter euch, aus fernen fremden Ländern heimgekehrt mit der alten Liebe für Irland und deſſen armes treues Volk; und ich freue mich von ganzem Herzen, daß ich wieder bei euch bin.“ So ſprach der Neuangekommene, nachdem ſich die Menge etwas beruhigt hatte. „Beſonders aber iſt es mir ſehr lieb, mein guter Burſche,“ wandte er ſich freundlich lächelnd zu Dahna, „daß ich grade zu Deinem Ehrentage hier eintreffe.“

In dieſem Augenblicke machte ſich ein alter, ſehr langer Mann, deſſen kahles ſpitzes Haupt über alles Volk emporragte, mit dürren weitgreifenden Armen Platz durch das um den jungen Baronet dichtſtehende Gedränge. Sein Geſicht, braun und runzlich, wie altes zuſammengeſchrumpftes Büffelleder, mit weithervorſpringender ſpitzer Naſe, kleinen Augen und ſehr niedriger Stirn, wodurch es die überraſchendſte Ähnlichkeit mit einem Aasgeier erhielt, hatte jetzt den flagranten Ausdruck einer ſtaunenden Freude, und ſeine Augen funkelten begehrliche, haſtige Blicke auf den jungen Edelmann, während ſein kleiner, knapp um den zahnloſen Kiefer anliegender Mund eine Art Geheul hervorſtieß, aus deſſen Tonchaos ſich die verſtändlichen Worte losrangen: „Sir Lewis! mein Junge! — mein junger Sir, wollt' ich ſagen. Iſt's möglich? Er wieder hier? O, geſegnet meine Augen, daß ich ihn wieder ſehe! Ja, das iſt er! Ei, wie ſtattlich, mein Junge! Ich hätte ihn nicht gleich erkannt! Seines edlen Vaters Ebenbild! — Platz da, wenn euch eure Rippen lieb ſind! Platz, daß ich meinem jungen Sir den Rock küſſe!"

So ſtand der alte Mann, alle Andern zurückdrängend, endlich vor dem Baronet, der ihn, freundlich lachend, aber Thränen der Rührung im Auge, mit den Worten begrüßte:

„Sieh da, auch mein alter guter Samuel Dunfoore, mein trefflicher Reitlehrer! Sei mir tauſendmal gegrüßt, redliche Seele! Wie freue ich mich, daß ich Dich noch lebend finde!"

Der Alte wollte reden, aber die Rührung übermeiſterte ihn dergeſtalt, daß er wieder in jenes unartikulirte Heulen ausbrach, wie ein Kind flennte und endlich zu des Jünglings Füßen auf die Kniee ſtürzte, um deſſen Rockzipfel zu wiederholten malen an ſeine welken Lippen zu preſſen.

O'Donnel hob den Greis auf, drückte ihn weinend an's Herz und ſagte: „Faſſe Dich, guter Alter und erzähle mir dann, wie es Dir und Deiner Famir's ergangen iſt, ſeit wir uns nicht wieder geſehen."

Da ſprang Dunfoore empor und rief mit kreiſchender Stimme über die Köpfe weg: „Paddy, Paddy! ſchnell herbei!" Und durch die Gaſſe, die ſich bildete, ſchritt haſtig ein ſtämmiger, kernhafter Burſche, von keckem, trotzigem Anſehen. Die rothe Weſte war aufgeneſtelt, und das weiße Hemd gab die von Arbeit und Sonne gebräunte breite Bruſt frei. Kurze weißleinene Hoſen und weißbaumwollene Strümpfe machten ſeinen übrigen Hochzeitsſtaat aus, der dem ſechzehnjährigen Jungen übrigens recht gut ſtand.

„Verneige Dich tief vor dem Erben des Hauſes und Namens, deſſen treuer Diener ich von Kindesbeinen an war!" redete ihn der Alte gebieteriſch an, und Paddy kratzfüßelte, hinten ausſchlagend wie ein Füllen, und den breiten Strohhut abreißend, vor Sir Lewis.

„Küß' ihm den Rock und erkenne ihn als Deinen Herrn an, wie er's auch wahrhaftig und vor Gott iſt, wenn auch nicht mehr vor ſchlechten Menſchen, die jetzt Gewalt und Herrſchaft über uns haben! befahl der Greis weiter, und der Sohn erfüllte gehorſam des Vaters Willen.

„Siehſt Du, das iſt Sir William und der Enkel des Sir Harry, von denen ich Dir ſo viel erzählt habe. Dies iſt Sir Lewis, den ich zum erſtenmal auf ein Pferd geſetzt; ach, es war Jude, der Goldfuchs — Gott hab' ihn ſelig! Nachher als es ſchon bügelgerecht ging, ſchenkte Ihnen Ihr Herr Vater den Almanſor, den Perlſchimmel; da flogen wir Beide über Stock und Stein. Und einmal des Abends, es war ſpäter an der Jahreszeit, als jetzt, denn die Felder waren ſchon leer, und die Nacht brach früh herein, da ſcheute Ihr Pferd vor der mit Geräuſch und Geſchrei vom Galgen drüben auf der Heide aufbrechenden Raabenſchaar. Am Galgen hing Matto Whlandiah, der Raubmörder; — unter Ihres Herrn Vaters Regiment hier hängte man nur ſolches Gelichter und nicht ehrliche Leute, wie heut zu Tage — der Kerl baumelte im ſcharfen Herbſtabendwind; mir ſelbſt ging's eiskalt durch die Seele, und ſchaudert mich zu dieſer Stunde noch, wenn ich daran denke; der Almanſor that einen Querſatz, Sie waren bügellos; das Pferd wurde wild, that einen Sprung, pam! dort lag mein Herzenskleinod, und der Schimmel ſauſte nach der Heideſchenke zu. Ich, wie der Sturmwind von meinem Falben herab — wiſſen Sie noch, ich ritt die alte Marr, es iſt mir, wie geſtern — hilf heilige Maria und Joſef, der Kopf blutet, da hier, zeigen Sie her, Sir, über dem linken Auge! Richtig, hier iſt die Narbe! Heiliger Patrik, kein Athemzug mehr!

Der Junge ſtreckt alle Viere, wie ein geprellter Fuchs. Ich ſchrie ganz verzweifelt, als ob mich der Teufel beim Hoſenbund hätte; ach! ich glaubte Sie mauſetodt, Sir. Der Schrecken war mir in die Glieder gefahren ich lag daneben, wie ein leerer Kartoffelſack, und ſchrie nur und wimmerte, daß es einen Stein hätte erweichen können. Plötzlich redete mich eine helle Stimme an, ich ſah empor und erblickte Peppy Toole, die alte Wirthin aus der Heideſchenke, neben mir. Damals war ſie freilich noch nicht ſo alt, wie jetzt, aber wahrlich ein eben ſo beherztes Weib! Wir waren keine zweihundert Schritte von ihrem Gehöfte; Sie wiſſen ja, wo der Galgen ſteht. Das ledige Pferd, das ihr vor die Thüre gelaufen war, machte ſie ſtutzig, und mein Geſchrei leitete ſie auf die rechte Spur. So fand ſie uns zwei niedergeworfene Menſchen. Den Kleinen, verzeihen Sie, Sir, ich wollte ſagen Sir Lewis, nahm ſie in ihre ſtarken Arme und trug ihn nach der Schenke, mir aber überließ ſie die Wahl, wie ich hinterher kommen möchte; ich half mir fort, ſo gut es eben ging. In der Schenke wuſch ſie Ihnen die Wunde mit warmen Eſſig aus, rieb Ihnen die Schläfe, hielt Ihnen Krauſemünzwaſſer unter die Naſe und brachte Sie ſo wieder zum Leben. Dann ſchickte ſie ihren Sohn, den Bobby, nach Lindsfarhall, um Ihrer Frau Mutter unnöthige Angſt wergen unſres langen Ausbleibens zu benehmen, kochte Ihnen dann einen guten Kräuterthee, und auf heilſame Kräuter hat Peppy ſtets gehalten, und legte Sie Ihrer hochgeehrten Mutter — Gott habe ſie ſelig — die in der Kutſche herausgekommen war, geſund und wohl in die Arme. Heiliger Patrik! das war eine Geſchichte. Ich glaube bis dieſe Stunde noch, wenn die Peppy nicht dazu kam, wir blieben beide todt auf der Stelle liegen, Herzenskleinod."

„Nicht allein von dieſem Sturz hat ſie mich geheilt," fügte Sir Lewis hinzu. „Alle Beulen, Wunden und ſonſtige Beſchädigungen, ſo wohl an meinem Leibe, als auch an deſſen Bekleidung hat ſie geheilt, die erſtern mit Pflaſtern und Salben, die andern mit Nadel und Zwirn. Alſo ſie lebt noch und iſt wohl und munter?"

„Wie ein Fiſch im Waſſer, Herzenskleinod. Sie hat die Sechzig nun erreicht, aber ſie ſchenkt noch jedem armen Schlucker ſeinen Whisky*) und jedem vornehmen Gaſte ſeinen Poteen**) ein, den ihr die Matroſen, alle ihre beſten Freunde, heimlich ins Haus paſchen."

---

*) Whisky: der gemeine Kartoffelbranntwein.

**) Poteen: fein deſtillirter Liqueur.

„Gott erhalte ſie!" ſagte Sir Lewis und wandte ſich wieder zum Brautpaar, um demſelben ſeine herzlichen Wünſche zu ſagen.

Obgleich das feſtliche Mahl ſchon gehalten war, ſo mußte der Baronet doch dem allgemeinen Drängen des durch ſeine Ankunft noch mehr erfreuten Landvolks nachgeben und zu einer Collation in das Haus eintreten, wohin ihm Dunſcore folgte.

Im geräumigen Zimmer des Wirthshauſes fand der neue Hochzeitgaſt bereits eine Anzahl ehrwürdiger Greiſe um einen Tiſch verſammelt, lauter edle achtunggebietende Geſtalten, ergraut und gebeugt von der Laſt der Jahre, der Arbeit und des Kummers, heute in freundlichem Geſpräche verkehrend mit dem hochwürdigen Pater Auguſtin O'Kelly, ihnen gleich an Alter und trüben Erfahrungen, wie an Adel der Geſtalt. Der katholiſche Prieſter, ärmlich in Kleidung, wie ſeine dürftigen Beichtkinder, von deren milden Gaben er leben mußte, war heute von Bantry, ſeinem Wohnorte, herübergeritten — denn die ſonſt ſo rüſtigen Beine, die ihn ein halbes Jahrhundert weit in der Umgegend zu ſeinen Amts-Functionen getragen hatten, hielten jetzt den Weg einiger Meilen nicht mehr aus, und ein etwas begüterter, frommer Pächter hatte ihn mit einem ebenfalls ſehr alten, halb blinden Gaule beſchenkt, der den Prieſter zum Troſt der Dörfler nun ſicher umhertrug — und das Brautpaar hatte durch ſeine Hand die kirchliche Weihe empfangen; nun hielt ihn die Bitte der Neuvermählten und die Geſprächigkeit der Alten zurück, und behaglich blies er die blauen Wolken aus ſeiner Tabakspfeife, die einzige Labe ſeines nicht ſorgenfreien Alters.

„Ich grüß' Euch mit Reverenz, hochwürdiger Herr!“ redete O'Donnel den Pater an, und dieſer hatte kaum von Michael erfahren, wen er vor ſich habe, als er in froher Überraſchung ausrief: „Meinen beſten Segen auf Dein Haupt, getreuer Sohn der heiligen Mutter Kirche! O, es waren doch noch andere Zeiten, als die Herren von Linlisfarhall der wahren Kirche angehörten, und Ihr Vater, Sir Lewis, war ein eifriger, guter Katholik. Der Schloßkaplan, Pater Emerantius — Gott ſchenk' ihm den ewigen Frieden! war mein Freund, und oft ſpeiſte ich mit ihm an Ihres Vaters Tiſche; manche Flaſche alter Wein wanderte von Linlisfarhall in mein ärmliches Haus und befeuerte meinen Eifer für die unterdrückte Sache unſrer Kirche. Möchten Sie in ſeine Fußſtapfen treten, Sir Lewis! Seit ein Proteſtant in dem Schloſſe wohnt, ſind meine Tage freudlos dahin gefloſſen.“

O'Donnel gab dem wehmüthigen alten Manne lächelnd die tröſtlichſten Zuſicherungen, und der Pater verſprach alle Segnungen ſeiner Kirche.

Ein Tiſchtuch, noch eine Reliquie aus der Zeit, wo Michaul's Vater herrſchaftlicher Diener geweſen war, und das nur die Stelle der Tafel, wo das Brautpaar geſeſſen, bedeckte, war unterdeſſen von Brotkrumen und andern Speiſereſten geſäubert und wiederum vor dem hohen Gaſte ausgebreitet worden, den man denſelben Platz, den ehrenvollſten am heutigen Tage, einzunehmen bat.

Die Mutter der Braut, Frau Judy Leghan, brachte ſchnell einen friſch geröſteten Haferkuchen herbei; die Letztere, die ſchöne Mera, ſetzte unter vielen Entſchuldigungen, „dem edlen Herrn, deſſen Gaumen ſicher nur an ſaftiges Roaſt-beef und an andere vornehme Speiſen, von denen ihnen Mic oft erzählt, gewöhnt wäre, mit nichts Beſſerem aufwarten zu können“, eine große Schüſſel mit Weißkohl und gepökeltem Schweinefleiſche, ſo wie einen Teller voll der größten und auserleſenſten jungen Kartoffeln vor, deren gelblich weißes Innere einladend durch die geborſtene Schale hervorblickte; und Michaul Dahna, der, hocherfreut, ſeinen jungen Herrn wieder einmal bedienen zu können, Hochzeit und Braut vergeſſen zu haben ſchien, ſtellte mit ehrerbietiger Verneigung einen großen Krug Sprucebier und einen mächtigen Tumbler

Whisky, das Lieblingsgetränk der Irländer, neben die Schüſſel, indem er Seine Gnaden bat, ſich's nun gefallen zu laſſen, die Feier des Ehrentages armer Leute durch einen guten Appetit zu erhöhen.

Jeder der Anweſenden ſuchte ſich durch eine kleine Dienſtleiſtung dem Sohne des ehemaligen Herrn gefällig zu beweiſen. Die Alten tranken ihm eine Geſundheit nach der andern zu; die Jüngern ſangen unter Begleitung der Harfe und des Dudelſacks ihre kräftigen, ſchönen Volkslieder vor dem Hauſe, und Sir Lewis fühlte ſich bald ſo leicht und froh unter den ehrlichen Landleuten, von deren aufrichtiger Liebe zu ihm er vollkommen überzeugt war, daß er alle Leiden und Trübſale ſeines Lebens vergaß und ſich mit reiner Seele den Eindrücken der Freude hingab.

„Nun erzählt mir, ihr lieben Landsleute und Freunde,“ begann der junge Baronet, nachdem der erſte Sturm ihres lauten Entzückens vorüber war, „wie iſt es euch ergangen, wie ergeht es euch noch? Zwar fürcht' ich eben nicht viel Gutes zu vernehmen, und der alte Lootſe John Boyle aus Dunmore, der uns heimlich in unſer Vaterland hereingepaſcht hat, erzählte mir ſchon viel Trübes über eure Verhältniſſe; aber ich will nicht allein eure Freuden theilen, nein, ich will auch eure Noth mittragen helfen.“

„O, beſter Herr!“ ſeufzte Dunleere, „wir wellen weder Ihnen noch uns den heutigen Tag mit Aufzählung der Übelſtände, die uns drücken, verderben. Nein, Kleinod! Wir ſind froh, uns heute das Elend einmal einen Schritt vom Halſe geſchafft zu haben, das uns morgen um deſto wilder anfallen wird, wie ein heißhungriger, blutgieriger Wolf. Ach, Sir Lewis, das junge Blut, das das gütige und milde Regiment Ihres ſeligen Herrn Vaters nicht gekannt hat, fühlt den grauſamen Druck des Lord Kildare nicht ſo hart, wie wir Alten, die wir des Segens noch theilhaftig wurden, der aus Sir Williams edlem Herzen in die Häuſer ſeiner Untergebenen floß; Gott vergelt' ihm dafür und ſchenk' ihm einen Sitz unter den heiligen Märtyrern; denn wahrlich er iſt als ein Märtyrer für uns geſtorben, der geliebte Herr." Hier wiſchte ſich der alte Mann die Augen, aber gleich den ſeinigen waren alle andern naß geworden.

„Lord Kildare iſt ein harter, unbarmherziger, grauſamer Mann," ergriff ein anderer Greis das Wort; „er würde des ungebornen Kindes nicht ſchonen, wenn ihm ſein gefühlloſer Richter verſicherte, daſſelbe ſei ihm Gefälle ſchuldig. Rauh und unmenſchlich gegen die Armen, iſt keine Ader eines Irländers an ihm; denn unſer uraltes Volksgebot iſt: ſei freundlich gegen die Armen. Wenn er dann ein heißes Blut zur tollen Verzweiflung gebracht, dann denuncirt er jedes

Vergehen deſſelben und läßt die braveſten Burſchen hängen. So hängt jetzt Thady Areem, auf der Heide, der den ſchändlichen Pächter des Lords, ein wahres Kieſelherz, erſchlagen, von beiden erſt auf das furchtbarſte gereizt und gekränkt. Das Bischen Wohlſtand, das die Güte Ihres Herrn Vaters in unſere Hütten gebracht, iſt längſt verſchwunden. Lord Kildare, ſein Verwalter und Pächter und die evangeliſchen Pfarrer, die Gott verdammen möge, weil ſie mit der roheſten Fühlloſigkeit den Zehnten von allem, was wir anſehen, abnehmen, nein rauben, haben uns zu elenden Bettlern gemacht.“

Nun waren die Schleuſen gezogen, und die bitterſten Klagen ſtrömten vom Munde der guten Leute; herzzerreißende Geſchichten wurden erzählt und vom Pater O'Kelly ergänzt und beſtätigt, und Sir Lewis ſchauderte oft bei Anhörung der dem Volke angethanen Gewaltthätigkeiten.

„Wenn der Himmel nicht einen Engel der Milde und Barmherzigkeit in des Lords Haus geſandt hätte“, ſprach Dunſtone, „ich weiß nicht wie viele von uns ſchon am Galgen ihr armſeliges Leben ausgehaucht hätten. Aber was der Lord und ſeine beiden ſchändlichen Kebsweiber Böſes an uns thun, das thut Miß Eliſabeth, ſeine treffliche Tochter, Gutes. Die heilt im Stillen manche Wunden, die uns Habgier und

Hartherzigkeit geſchlagen. Glauben Sie, ich wäre ſchon lange aus meiner elenden Pachtung gejagt, wenn ſie nicht wäre. Gott ſegne die Edle dafür!"

„Gott ſegne Miß Eliſabeth!" riefen alle einſtimmig. „Ja, Gott ſegne ſie! Obgleich ſie im Hauſe eines Proteſtanten aufgewachſen iſt, ſo ſegne ſie doch der Gott, der unſere Kirche beſchützt, und alle Heiligen ſtehen ihr bei!" fügte der Pater mit Bedeutung hinzu. O'Donnel beugte ſein Haupt tiefer, um die Purpurröthe zu verbergen, die ſein ſchönes Geſicht überzogen hatte, und achtete nicht auf die inhaltſchweren Worte des Paters, ſo wie kein anderer in der Stube. Man merkte bald, daß Sir Lewis die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu bringen wünſche, indem er ſich raſch zu Dunkeere mit der Frage wandte: „Was iſt aus Deinen Kindern geworden, Sam?"

„Danke der Nachfrage! Der älteſte, Brine, iſt, wie Sie vielleicht noch wiſſen, ein Weber und wohnt in Bantry. Aber die iriſche Fruchtbarkeit hat ſein Haus heimgeſucht; ſein Weib hat ihm zehn Kinder geboren, die er, da er ſie durchaus nicht ernähren kann, betteln ſchicken muß. Der zweite, Shamus, iſt ebendaſelbſt Fiſcher; es geht ihm nicht beſſer. Der dritte iſt Matroſe, der vierte Soldat des Königs. Den jüngſten hab ich noch bei mir; er iſt ein Feldbauer und ſoll meine ärmliche Pachtung nach meinem Tode übernehmen, wenn ſie mir der Pächter des Lords nicht früher abnimmt und mich aus der Hütte jagt, wozu ich allerdings die beſte Ausſicht habe. Die Mädchen ſind theils an arme Schlucker verheirathet, wie ich ſelbſt bin, und es geht ihnen elend, wie mir; theils dienen ſie auf Pachthöfen und in der Stadt. Meine neun Kinder haben mich bereits zum Großvater von ſieben und vierzig Enkeln gemacht, und doch iſt erſt die große Hälfte verheirathet. Kommen die andern auch zum Eheſtand und folgen ihren Geſchwiſtern nach, und dieſe ſelbſt fahren ſo fort, ſo kann ich — wenn mir Gott nur noch ein Dutzend Jährchen ſchenkt, die Ehre haben, der Großvater von hundert menſchlichen Weſen zu ſein, von denen ich keines mit einem Pence zu erfreuen im Stande bin."

Dunfoore's frohe Laune ſteckte auch die Andern an, und die Männer, die wenige Minuten vorher unter dem unerträglichen Druck des gemeinſamen Geſchicks tief und ſchmerzlich aufgeſeufzt hatten, lachten jetzt wieder aus vollem Halſe über ihre Noth und leerten die Schnapsflaſche im Kreiſe auf das Wohl der hundert Enkel Dunfoore's.

„Mic," wandte ſich O'Donnel nun an den Bräutigam, „ich vermiſſe Deine Mutter unter den Gäſten. Lebt ſie vielleicht nicht mehr?"

„Sie lebt noch, Sir, aber ſie iſt ſeit einem halben Jahre bettlägrig, und alle Kräfte haben ſie verlaſſen. Peppi's, der Heideſchenkwirthin, Arzneikunſt wird an ihr zu Schanden, und die alte Kräuterköchin meinte, die Kranke werde dieſen Herbſt noch ſchlafen gehen. Sie iſt ſeit der Geburt meines jüngern Bruders ſchwach und elend geblieben und hat, wie Sie wiſſen, keine Kinder weiter geboren; ſeit dem unglücklichen Tage, wo unſre Väter fielen, hat ſie aber den Reſt und ſchlich die Jahre her wie ein Schatten."

„Wo iſt Dein Bruder? Hieß er nicht Andy?"

„Ew. Herrlichkeit zu dienen! Hier ſteht er hinter ihnen, das bleiche, ſchmächtige Flachshaar, und betrachtet Sie mit Wohlbehagen."

„Gieb mir die Hand, Andy!" redete der Baronet den hochaufgeſchoſſenen ſechzehnjährigen Burſchen an, „und werde ſo treu und feſt wie Dein Vater, ſo mild und gut, wie Deine Mutter!"

„Das will ich mit Gott!" verſetzte Andy, Thränen in den blauen Augen, und ſchlug herzhaft ein.

Sir Lewis fuhr nun fort, mit theilnehmender Herzlichkeit nach den Familien-Umſtänden der Andern zu fragen, die um ihn her ſaßen und die er faſt alle vertraulich beim Taufnamen nannte, und gern berichteten die heiter und geſchwätzig gewordenen Leute dem Sohne ihres ehemaligen Herrn die Veränderungen, die ſich während ſeiner Anweſenheit im Dorfe und in der Umgegend zugetragen hatten.

Endlich richtete Michaul Dalna das Wort an den Baronet: „Nehmen Sie es nicht übel, Sir Lewis, wenn unſere treue Ergebenheit an Ihr Haus mir nun auch die Frage auspreßt, wie und wo ſich Ihre verehrten Geſchwiſter befinden, Miß Valentine, Miß Suſanne, Sir Oliver und Sir George, der am Tage des Unglücks, der uns unſre beiden Vater raubte, noch in der Wiege lag."

„Ich habe dieſe Frage von Dir erwartet, gute Seele," verſetzte O'Donnel, „und ich thue Dir gern darauf Beſcheid. Valentine iſt mit Sir Dunbarton, Major in der Armee Sr. Majeſtät unſers Königs, verheirathet und bereits Mutter mehrerer Kinder; Suſanna lebte zuletzt fern von mir, bei unſerer Tante in Paris, und hat ſich, wie ſie mir kurz vor meiner Abreiſe aus Frankreich meldete, mit einem Hauptmann der ruhmgekrönten Armee der Republik verlobt, ohne mir deſſen Namen zu nennen. Du kennſt ſie ja, das wilde, flüchtige Weſen, ſie hat's in der Eile vergeſſen. Oliver iſt Soldat bei der franzöſiſchen Marine, ein an Körper und Geiſt kräftiger Junge, und den George habe ich wieder mit über den Kanal gebracht, damit er das Land ſeiner Väter kennen lerne. Er ſoll nach Dublin auf das College. Ich habe den blondlockigen Knaben mit meinem Reitknecht auf der Landſtraße vorausgeſchickt, damit ſie in Greenlodge meine Ankunft beim alten Kaſtellan verkündigen, während ich vom Schiffe ſteigend, das uns mit Hülfe des alten John Berle heimlich wie Diebe in unſer Vaterland brachte, ſogleich, als wir in der Dingle-Bai landeten, den Abſtecher zu euch herüber machte, wie mir mein Herz vorſchrieb.“

„St. Patrik und der heiligen Jungfrau Segen über Sie, edler Herr!“ jubelten die Männer.

„Da iſt der alte John Berle auch ſchon!“ rief Andy Dahna, hinauszeigend; „ſie trinken ihm draußen wacker zu, und er leert die Krüge auf Ihre Geſundheit, Sir O'Donnel!“

„Ruf ihn herein, die brave iriſche Haut!“

Auf Andy's Ermahnung trat ein alter ſtämmiger Seemann in die Stube, braungebrannt von der Sonne, mit gebleichtem Haar, aber kräftiger Haltung.

„Das nenn' ich Glück, Sir“ wandte er ſich gleich an den Baronet. „Ihr tretet an die Küſte, und ſchon empfängt Euch Hochzeitjubel. Hab' ich doch ſelbſt nichts davon gewußt, bin drei Wochen abweſend und wäre heute noch nicht ſo nach meinem einſamen Landneſte geeilt, wenn ich nicht noch ein Stündchen mit Euch in der Mitte einiger Freunde zu verplaudern gewünſcht hätte. Nun treffen wir ſie hier alle fein fröhlich beiſammen. Gott ſegne Irland! Es iſt doch voll braver, luſtiger Leute.“

Die Andern thaten Beſcheid und Sir Lewis blieb nicht zurück.

Der alte geſprächige Lootſe brachte allerlei Neuigkeiten von ſeinen dreiwöchentlichen Excurſionen mit und hatte bald einen Kreis neugieriger Zuhörer um ſich verſammelt.

O'Donnel war ſchon gleich nach ſeiner Ankunft unter den Hochzeitern ein ſehr ſchönes, etwas blaſſes, aber edelgeformtes Mädchengeſicht aufgefallen. Die reine ſchlanke Geſtalt entſprach dem Geſichte. Zwar war ſie gleich allen Übrigen in die ärmliche Tracht der Dörferinnen gekleidet, aber dennoch ſah ſie vornehmer darin aus; ihr ganzes Weſen hatte etwas Ausgezeichnetes, Ungewöhnliches.

Es war Sir Lewis nicht entgangen, daß die reizenden Blicke des Mädchens nicht von ihm gewichen waren, daß die Liebliche ſich ſogar mit in die Stube gedrängt hatte, von einem Winkel aus ihn ſtets beobachtete und jedes ſeiner Worte mit einer gewiſſen Gier der Aufmerkſamkeit zu verſchlingen ſchien. Sie hatte alle Aufforderungen zum Tanze ausgeſchlagen, jedes Geſpräch verſagt, ſich mit gar nichts weiter eingelaſſen, augenſcheinlich nur, um ſich ganz ungeſtört und ungetheilt dem Gegenſtande zu widmen, der ſie in ſo hohem Grade intereſſirte.

Lewis zog endlich Michaul's Ohr an ſeinen Mund und fragte leiſe, wer das liebliche Mädchen dort in der Ecke ſei. Sie hatte den Sinn der Frage verſtanden; denn plötzlich wandte ſie das wie vom grellſten Wiederſcheine des Abendroths überpurpurte kleine Geſicht ab. Der Bräutigam aber verſetzte leiſe: „Es iſt die einzige Tochter des alten Seelöwen O'Neil, des einäugigen Lootſen. Sollten Sie ihn nicht kennen? Nein, nein! Er hat ſich erſt ſeit Ihrer Abweſenheit mit der ſchönen Tochter hier niedergelaſſen. Er hat zwar ſchon früher hier gewohnt; da ſind wir beide aber noch ſehr jung geweſen.“

„Ganz recht! Aber einäugig war er nicht.“

„Er hat das rechte Auge auf ſeinen weiten Seereiſen verloren; über ſechzehn Jahre iſt er zu Waſſer geweſen und hat ſeltſame Schickſale erlebt. Vor einigen Jahren kam er mit dieſer ſeiner Tochter wieder hierher, kaufte ſich ein Häuschen und nährt ſich ſeitdem als Lootſe, wie ſo viele Andre. Er iſt ſo häßlich entſtellt, daß ihn faſt Niemand mehr kannte. Man ſpricht auch von der Sally, ſo heißt das Mädchen, mancherlei, was ich aber auf keinen Fall nachreden würde. Sie iſt brav und gut, hat nur ein etwas lebhaftes Temperament."

Das Letzte hatte Lewis aber nicht bemerkt, denn ſo lang er ſie kannte, war ſie wie auf eine Stelle gebannt, ihr liebliches Geſicht ihm zugekehrt.

„Eine O'Neil und ein O'Donnel hier beiſammen!" ſagte er feierlich. „Sproſſen zweier ächt iriſchen Familien, die einſt die reichſten und mächtigſten in dieſem Lande waren, als es noch blühend und glücklich war. Ach, das iſt lange her, und jene beiden Namen ſind arm und unbedeutend geworden! Dort ſitzt ſie, die Arme, die von Rechtswegen die Erbin eines großen Fürſtenthums ſein müßte, von der Natur durch Adel und Schönheit der Geſtalt eine große Rolle zu ſpielen, beſtimmt, von britiſcher Geldgier beraubt und in die Hefe des Volks hinabgeſtoßen! O England, wann wird über Dich die Vergeltung kommen!"

„Sie iſt ein Liebling der Miß Eliſabeth Kildare," fügte Michaul noch hinzu, „und iſt oft bei derſelben drüben in Lindfarhall."

„Edles wird von Edlem angezogen," ſagte Lewis mehr zu ſich, als zum Bräutigam, und ſtand auf, ging zu Sally, faßte ihre Hand und ſagte gerührt: „Schöne Sally O'Neil, laß Dir die Verſicherung geben, daß ich Dein warmer Freund bin und nichts mehr wünſche, als Dir gefällig zu ſein.

Unſere Häuſer waren einſt vielfach verſchwägert und verzweigt, und ſo begrüß' ich Dich als mein Bäschen."

Sally wollte antworten, aber ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Schluchzend warf ſie ſich der Braut an die Bruſt. Als ſie ſich gefaßt hatte, trat ſie herzu und dankte in gewählten Worten für die gütige Theilnahme des Baronets für ein armes Kind, wie ſie ſich nannte; und Lewis trug ihr die freundlichſten Grüße an ihren Vater auf.

Unvermerkt hatte ſich unterdeſſen der Abend eingefunden und legte ſich kühlend auf die erhitzten Hochzeitgäſte.

„Es iſt Zeit, daß ich aufbreche," ſagte Sir Lewis zu Michaul; „denn noch habe ich eine heilige Pflicht meines Herzens zu erfüllen; ich will das Grab meines Vaters beſuchen."

Sally hatte auch dieſe Worte verſtanden und war einen Augenblick darauf aus der Stube verſchwunden; und vergebens ſuchte ſie ſpäter auch draußen des Baronet's Auge. Dieſer leerte ſeine Börſe und vertheilte den Inhalt derſelben an die ihn Umgebenden, wofür ſie ihm hocherfreut des Himmels und aller Heiligen beſten Segen wünſchten.

„Da wir mehrere Meilen einen Weg haben, ſo würde ich Sie gern, vorzüglich über die Berge, begleiten, Sir Lewis," ſprach der Pater O'Kelly zu dem Baronet, als dieſer ſein Pferd vorführen ließ, „aber meine alte, gutmüthige Roſinante würde mit ihrem flinken Araber gleichen Schritt zu halten ſich vergebens bemühen; ſo will ich denn warten, bis der Vollmond ganz helles Licht wirft, und bis dahin noch einen Krug trinken. In der Heideſchenke bei Mutter Peppy ruh' ich dann ein wenig und bin um Mitternacht zu Hauſe."

Lewis beurlaubte ſich von dem Prieſter und gelobte ſeiner bald zu gedenken.

Samuel Dunſoore und Michael Dahna ſtritten ſich, wer den geliebten Herrn über die Heide begleiten ſollte; endlich verglichen ſie ſich, beide mit zu gehen, und wirklich ließ der Letztere Braut und Gäſte im Stiche; aber es fiel Niemand ein, ihm deshalb zu zürnen.

Nachdem O'Donnel Allen die Hand zum Abſchiede gereicht hatte, ritt er langſam, rechts und links einen Begleiter, die Hüttenreihe hinab, und eine tiefe Wehmuth zog in ſeine Seele ein, indem er des Dörfchens Vergangenheit mit deſſen Gegenwart verglich.

Ganz am Ende des Weilers führte eine baufällig gewordene Brücke über einen Bach, der kaum beruhigt nach jähem Sturze von einer ſteilen ſüdweſtlich dicht hinter Dunmoore ſich erhebenden Felswand, die Teufelsmauer genannt, anfänglich noch ſchäumend und rauſchend über die im Laufe der Zeit in ſein Bette hinabgeſtürzten Felsſtücke in die Ebene fluthet, bis er allmählig ſtill und geheimnißvoll, wie die Geiſter des weiten ſchweigſamen Meergrundes, welcher die Feldmark von Dunmeere von dem das Schloß Lindſarhall umgebenden Parke trennt, im weichen, gehaltloſen Boden unter Schilf und Binſenkraut dahinzieht.

Links von hier ſchweift der Fahrweg, faſt in der Ausdehnung einer engliſchen Meile, dicht an der Teufelsmauer vorüber, nach dem Herrenhauſe hin, und vereinigt ſich dort, indem er ſich um einen Theil der Parkbefriedigung ſchlängelt, mit der Landſtraße. Rechts läuft in kürzeſter Richtung nach einer Hinterpforte des Parks einer der vielen Pfade, die ſich durch das Meer und die Haide winden, bald ſichtbar, bald durch hohes Kraut und einzelne kleine Erhöhungen verſteckt, auf denen man über die gefährlichſten Stellen hinweg gelangt, die aber auch nur von den Ortskundigen mit Vortheil benutzt werden können.

O'Donnel unterhielt ſich mit ſeinen Begleitern von der glücklichen Vergangenheit, wofür jeder Gegenſtand umher ihm heitere Jugenderinnerungen bot. Über die Haide war er ſo oft mit Dunſeere im wildeſten Galopp geritten, am Bache hatte er faſt täglich mit Dahna geangelt, und mit beiden oder allein hatte er in dieſer weit ausgedehnten Oede nach Schnepfen oder Waſſerhühnern gejagt. Von ſeinen treuen Pointern begleitet, war er ſtets ſo ſicher durch das Gewinde dieſer labyrinthiſch ſich kreuzenden Pfade bei Nacht und Nebel gewandert, jene dichten Nebel, die ſich im Frühling und Herbſt in dichtern Maſſen auf dem Meere lagern.

„Nimm mein Pferd Mick!“ ſagte der Baronet raſch abſteigend, als ſie an jenen Pfad gekommen waren. „Mir ſelbſt unbegreiflich, zieht mich das einſame Meer ebenſo mächtig an, als in früherer Zeit, wo Du oder Dein guter Vater mir mit den Hunden hinüberfolgtet. Ich erkenne grade in dieſem Augenblick im Glanze des aufgehenden Mondes jeden alten Weidenſtumpf, jeden kleinen Hügel, jede Lache, wo Greiph oder der luſtige Mattin mir ein Huhn oder eine Ente apportirte. Aber auch den Teich erkenne ich, wo Du, ehrliche Seele, um mir zu dienen, oft bis unter die Arme in Sumpf verſankſt beim Aufſtören der Waſſervögel, oder um die Hunde auf die richtige Fährte zu bringen.

Siehſt Du dort unten den hohen Steg zwiſchen den beiden niedergebeugten Weidenſtämmen, wo ich in Verfolgung der Fiſchotter — es ſind jetzt zehn Jahre — ſicher ertrunken wäre, wenn Du, ſelbſt damals noch nicht viel ſtärker als ich, mich nicht mit Gefahr

Deines Lebens herausgeholt hätteſt! Auch dergleichen vergeſſe ich nimmer, mein treuer Dahna!“

„Zehn Leben für Sie, theuerſter Sir! wenn ich ſie hätte!“ unterbrach ihn des Parkwärters Sohn, „und zehn andere, beim heiligen Patrik! für den braven alten Herrn, Ihren Herrn Vater, wenn ich ihn damit ins Leben zurückrufen könnte. Fluch, Schande und Verderben über ſeine Mörder, über den Mörder auch meines alten guten Vaters, über den Mörder Ihres ganzen Lebensglücks, Sir!“

„Daß ſie Gott verdamme, die Schurken, mit ihrem Anführer, der ſich's jetzt bequem macht in Lindfarhall!“ ſtimmte Dunkeere, die Fauſt nach der Richtung des Schloſſes ballend, ein.

„Still, ſtill, meine guten Menſchen!“ unterbrach O'Donnel die Verwünſchungen ſeiner Begleiter. „Stört nicht den Schatten des theuern Mannes, der dort drüben ſchlummert. Ueberlaßt die Rache dem ewigen Gotte, der den Mörder finden wird, wenn es in ſeinem unerforſchlichen Rathe ſo beſchloſſen iſt. Schweigt jetzt davon! Ihr könntet mich ſonſt wankend machen in dem Vorſatze, die Wiege meiner Kindheit noch einmal zu ſehen und einen letzten Blick auf des frommen Vaters Grab zu werfen, das ihm die Mutter unter dem Dome der hohen Linden und Ulmen auf der Höhe des Parks erwählte, wo der Selige ſo gern weilte und ſich ſo glücklich fühlte, wenn ihm Dein Vater gerührt den Dank einer oder der andern Familie brachte, deren Elend er gelindert oder denen er doch wenigſtens Troſt geſandt hatte. „Laßt mich allein gehen,“ fuhr er fort, „und harrt meiner an der Heideſchenke.“ Mit dieſen Worten gab er den beiden Irländern noch ein Zeichen, den Fahrweg zu verfolgen, während er ſelbſt mit ſchnellen Schritten den Fußweg über die Heide einſchlug.

Düſter und ſchweigend, wie ein unſeliges Geheimniß, lag die Heide, in die aufqualmenden Nebel gehüllt, vor des tiefſinnigen Wandrers Blicken ausgebreitet, und der bleiche Geiſterblick des Vollmondes ſtreifte ſchwermüthig über die öde Fläche, unfähig, das Geheimniß zu entſchleiern, vielmehr geſchickt, es durch ſtellenweiſe unbedeutende Enthüllungen nur noch unlösbarer mit magiſchen Zauberfäden zu überſtricken. Wirklich war der weiße glanzloſe Mondſchein auf den niedrigen, am Boden feſtgehalten Nebelmaſſen, aus denen nur einzelne höhere Büſche und hie und da ein ragender Steinpfeiler, umſiedelt von ſchauerlichen Sagen und Geſchichten, in der Ferne die Felſenſtirn der Teufelsmauer und auf der andern Seite das Giebeldach der einſamen Heideſchenke und der verfluchte Baum des Galgens geſpenſterhaft auftauchten, von unbeſchreiblicher Wirkung. In geringer Entfernung ragten die ſchwarzen Galta-Berge recht grauenvoll düſter über die Heide empor. Bald langſamer, bald ſchneller ſchritt der junge Mann über den weiten Tummelplatz ſeiner Jugend, und alle die ſeltſamen Dichtungen, die ihm früh aus des Volkes Mund getönt und womit der geiſtreiche Irländer ſo freigebig ſeine Sümpfe, Heiden, Berge und Hügel ausſchmückt, fielen ihm bei; doch durch das dunkle Laubgewinde der abenteuerlichen Sage, zu welchem jeder Stein, jede Erhebung oder Vertiefung, jede Bach- oder Wegkrümmung ein Blatt lieferte, zogen ſich die hellen duftenden Blumen ſchöner Jugenderinnerungen, welche dieſelben Gegenſtände lieferten.

Mehr finſter als wehmüthig geſtimmt, trat er endlich an die Pforte des Parks und ſchritt durch die herbſtlich gefärbten Laubgänge einer Höhe zu, von welcher ihm unter einer hohen Baumgruppe, die in das melancholiſche Mondlicht gehüllt war, das die Feierlichkeit eines ſolchen Ortes noch um ein Groſſes vermehrte, der weiße Marmor entgegenſchimmerte, unter dem die irdiſchen Reſte ſeines Vaters ruhten, während am Ende des zum Monumente führenden Hauptweges die Thürme und Zinnen des gothiſchen Schloſſes ſichtbar wurden.

Lange weilte ſein düſtrer Blick auf dem einfachen Denkmale. Da überwältigte ihn plötzlich der ſchmerzliche Gedanke, daß es nicht einmal der Mutter die, aus ihrem Eigenthum vertrieben, fern von hier ihr einſames Grab gefunden, vergönnt ſei, an der Seite des Gatten den langen Todesſchlaf zu ſchlummern, und die bisher behauptete Faſſung ging unter in der Gewalt des einen kindlichen Gefühls. An den kalten Stein niederſtürzend, betete er lange und inbrünſtig und aus den dunkeln Gipfeln der Bäume rauſchte es herab, als ob der Geiſt ſeines Vaters ihm Gewährung zuflüſtere. Mit Thränen im Auge erhob er ſich und mit wehmüthiger Sehnſucht nach dem Verlorenen ſtreckte er, einen leiſen Klaglaut ſtöhnend, noch einmal die Hände gegen das Schloß ſeiner Väter aus, dann ſchritt er mit geſenktem Haupte langſam die Stufen hinab. Doch ſein Fuß haftete plötzlich wie an den Boden gewurzelt. In geringer Entfernung von ihm erhob ſich eine ſchlanke weiße Geſtalt, die auf ihn zuwankte. Sein Athem ſtockte; er erkannte die Jugendgeliebte. Seine Verwirrung, ſein Schmerz erreichte den höchſten Grad, als ihm das bleiche Mädchen, unter Thränen ſchmerzlich lächelnd, näher trat, ihm die Hand reichte und ſtammelnd die einzigen Worte, die ſie hervorzubringen vermochte: „Lewis, mein Lewis!“ entgegenhauchte.

O'Donnel drückte die dargebotene Hand Lilians leidenſchaftlich an ſein ſtürmiſch bewegtes Herz [illegible]

„So müſſen wir zufällig zuerſt an dieſem Ort uns wiederſehen, meine Eliſabeth! Welch ein Wiederſehen nach wenigen Jahren, in denen das Schickſal ſoviel des Schrecklichen über uns verhängte!“

„Nicht zufällig, mein Freund!“ verſetzte die Dame. „Nicht ein Ungefähr führt mich hier am Grabe Deines Vaters, das ich ſo oft beſuche, mit Dir zuſammen, ſondern mein Wille, meine Sehnſucht, Dich zu ſehen, Dich am Tage Deiner Ankunft in Irland zu begrüßen an dieſem Orte der ſchmerzlichſten Erinnerungen für uns beide.“

„Wie? ſo wußteſt Du von meiner Ankunft? Ja es war Dir ſogar nicht unbekannt, daß ich hierher, an dieſe Stelle, dieſen Abend noch kommen würde?“ fragte Lewis höchſt erſtaunt.

„So iſt's, mein Lieber! Dies Räthſel wird ſich Dir löſen, wenn ich Dir ſage, daß Sally O'Neil, der unglückliche Sproß einer Familie, der einſt meines Vaters meiſte Beſitzungen im Süden der grünen Inſel gehörten, mir treu ergeben iſt, und ich in ihr, ſeit ſie nach langer Abweſenheit nach Dunmoore zurückgekehrt iſt, eine edle Freundin gefunden habe, der mein Herz jedes Geheimniß, jedes Gefühl zu offenbaren ſich gedrungen fühlt. Sally iſt alſo auch mit dem großen Glück und dem noch weit größern Unglück unſerer Jugend bekannt, und ihre theilnehmende

Bruſt ſehnte ſich lange ſchon, Dich perſönlich kennen zu lernen. Dies iſt heute der Fall geweſen; aber kaum hörte ſie aus Deinem Munde, daß Du deines Vaters Grab noch dieſen Abend beſuchen wollteſt, als ſie das Hochzeithaus verließ und mit der Schnelle eines Rehes über das Meer nach Lindſayhall herübereilte, um mir Deine Ankunft und Dein Verhalten zu verkünden. Ich zögerte keinen Augenblick, dieſe koſtbare Gelegenheit zu benutzen; Sally hat mich hierher begleitet; im Schatten jener Bäume haben wir Dich erwartet und — mit Dir gebetet, gebetet für die Ruhe deſſen, der da unten liegt, und für Dein Wohl, mein theurer Jugendfreund. — Und nun ich Dich geſehen, Du edler Mann, iſt mir das Herz weit aufgegangen, und ſelige Ruhe hineingezogen und Stärke, von Dir Abſchied zu nehmen, Abſchied für dieſes Leben.“

„Betty!“ rief O'Donnel ſchmerzlich.

„Wir dürfen uns doch nicht wiederſehen, Lewis. Du weißt es warum; ich wage es nicht auszuſprechen, aber es brennt, ein feuriger Schmerz, in meiner Seele; wir müſſen für dieſes Leben ſcheiden; denn wenn wir uns auch ſpäter begegnen, ſehen, ſprechen ſollten, ſo können und dürfen wir nicht die Alten ſein. Jetzt, hier trennen ſich die liebenden Herzen. Wir wollen unſere Jugend und das ſüßgeträumte Glück einer ſo viel verſprechenden Zukunft in das Grab Deines Vaters legen. — Weine, weine nur! Nie darfſt Du dieſe Hand mehr faſſen, ein blutiges Geſpenſt drängt ſich zwiſchen uns; es heißt Mord! Schaudere und verlaß mich. Aber der Ort, wo der Gemordete, Dein edler Vater, ruht, den ich ſeit früheſter Kindheit als den meinigen zu ehren gewohnt war, heiligt unſern Abſchied, verſöhnt den Schatten des Mannes, der für eine gute Sache fiel, und bringt" — hier ſank ihre Stimme zu kaum vernehmbaren Lauten herab — „vielleicht auch meinem unglücklichen Vater den langentbehrten Lebensfrieden wieder, wenn es noch möglich iſt.

Und nun theurer Lewis, Gefährte meiner Jugend, einziger Freund, Mann meiner heißeſten Liebe! verlaß mich jetzt, ich flehe es als eine Wohlthat von Dir, die Du mir nicht verſagen darfſt. Was das ſchreckliche Verhängniß hier trennte, wird der gütige Vater oben liebreich wieder einen, wenn Du nicht etwa ſelbſt durch den unſeligen Gedanken an Rache alle Bande, die uns feſthalten für ewige Zeiten, ſchon hier auf Erden zu trennen beabſichtigſt. O Lewis, keine Rache an meinem unglücklichen Vater!"

Schwer aufathmend warf O'Donnel einen Blick auf das Monument, welches ſich im Strahle des aufſteigenden Vollmondes, wie von einer Glorie umgeben, über ihm erhob; dann zog er die, nach ihren letzten Worten ſich ganz ihrem Schmerz hingebende Geliebte mit der Linken an ſeine Bruſt, während er die Rechte zum Schwur erhob, drückte einen Kuß auf die kalte Stirn der ſchönen Jungfrau, die gleich einer geknickten Lilie langſam auf die Bank zurückſank, und ſagte mit feierlicher Stimme: „Keine Rache an Deinem Vater, ſo ſchwört ein O'Donnel einem Engel. Du hörſt es, Vater über den Sternen!“ Raſch that er dann einige Schritte auf dem aus dem Park führenden Wege vorwärts; doch noch einmal wandte er ſich zurück, breitete die Arme aus nach dem letzten theuerſten Weſen, welches er jetzt auf ewig zu verlieren im Begriff war. Er ſah ſie troſtlos weinend in Sally's Armen liegen, und die Mondnacht goß alle ihre wehmüthigen Schauer über ſein Herz. „Keine Rache, meine Eliſabeth!“ wiederholte er noch einmal mit leiſer Stimme und war gleich darauf in der Dämmerung und im dichten Gebüſche des Parks verſchwunden.

Zweites Kapitel.

Die Heideſchenke. — Der Hochzeit Ausgang.

Ein altes, ärmliches Haus mit ſchadhaften Lehmwänden und geringem Gehöft ſtarrt, wie ein ergrauter Wächter des einſamen Moores und deſſen Geheimniſſe wohl kennend, aber nicht verrathend, aus dem Nebelmeer der Heide empor und dehnt ſeine baufälligen Giebel, ſeinen eingeſunkenen Firſt dem Mondlicht entgegen, das das Moos des Daches und die verwitterten Sparren mit ſeinem elfenfarbigen Zauber überkleidet und durch Ritze und offene Dachlöcher, gemeinſchaftlich mit dem vom Meere herüberfahrenden Winde, in das Innere dringt und dort auf zerbröckeltem Boden, ſchwarz geräucherten Wänden und an zerbrochenem elenden Hausrat gaukelhaften Spuk erregt. Vor der geſchweiften Thüre, über welche das iriſche Wappen als Schild, in einem dem Gebäude ſelbſt angemeſſenen Zuſtande, hängt, führt Michaul Dabna das Pferd des Baronets hin und her, während Dunfoore, einen Krug Ale in der Hand haltend, dem jungen Ehemanne auf Sir Lewis Wohl zutrinkt. Beide waren dabei in eifriger Unterhaltung mit einigen Männern begriffen, die, über die untere Hälfte der Hausthüre gelehnt, die Bewegungen des ſchönen Thieres mit Kenneraugen verfolgten; und ſo wurden ſie O'Donnel nicht eher gewahr, bis das treue Roß, als eben ſein Führer nach einer Wendung wieder Halt vor der Thüre gemacht hatte, hell aufwieherte und durch Scharren und muthige Sätze ſeine Freude über die lange verzögerte Ankunft ſeines Reiters an den Tag legte. Nicht wenig waren der Alte und der junge Burſche überraſcht, Sir Lewis, der noch vor kaum einer Stunde, ſo freudig ergriffen von den Erinnerungen an die Jugendzeit, mit ihnen geplaudert hatte, bleich und in ſich verſunken zu erblicken. Der neugierige Dunkoore hatte große Luſt, ſich nach der Veränderung zu erkundigen; aber O'Donnel ſchnitt ihm jede Gelegenheit zum Nachforſchen ſchnell dadurch ab, daß er die Zügel aus Dahna's Händen nahm, ſich aufſchwang und mit den Worten dem Gebirge zu ſprengte: „Ihr wißt mich nun zu finden, Du, mein guter Junge, und Du, alter Kauz, wenn euch vornehme Nichtswürdigkeit das Leben zu heiß macht, ſo daß euch das Feuer an die Nägel brennt.“

Michaul ſchaute noch lange in die Gegend, von wo die vom Hufe des dahineilenden Roſſes dem hartgeſtampften Kieswege entlockten Funken aufſprühten, und wollte eben, nachdenklich den Kopf ſchüttelnd, dem alten Dunfoore und den Männern, mit denen ſie ſich unterhalten, in das Haus folgen, als er den Pater O'Kelly, deſſen würdige Hand ihn heute eingeſegnet, langſam heranreiten ſah. Schnell ſprang der gefällige Burſche zurück, begrüßte den Prieſter ehrerbietig und half dem Greiſe von dem ſteifen Gaule herab, band das Pferd an, verſorgte es mit einigem Futter und trat an Dunfoore's Hand hinter dem Pater in das geräumige Wirthslocal. Hausflur, Küche und Wohnſtube waren durch keine Wand getrennt, ſondern gingen bequem ineinander über; ja die Breterwand, welche den Behälter für verſchiedene Hausthiere abſchloß, war im Laufe der Zeit ſo abhängig und wandelbar geworden, daß die Einwohner des Stalls ihre borſtigen Köpfe grunzend durch die Spalten und Löcher ſteckten, um dem in ihrer Nähe liegenden Abgang von Knochen, Kartoffelſchaalen und andern Speiſereſten aufzuleſen.

Am dampfenden, halb eingefallenen Steinheerde an der Hinterwand des Zimmers ſaß die alte Eigenthümerin der Schenke, Mutter Peppy, wie ſie faſt von allen ihren Gäſten vertraulich genannt wurde, und kochte bei kleinem Torffeuer das warme Bier für die Anweſenden. Rauch und Schmutz, die ſie ſchon

Jahrelang an dieſer Stelle geſchwärzt, ein unordentlicher Anzug und, Gott weiß, wieviel Kummer und Leiden ließen die Frau weit älter erſcheinen, als ſie wirklich war; denn Jedermann ſchätzte ſie ihrem Aeuſſern nach für eine hohe Siebenzigerin, während ſie in Wahrheit kaum ihr drei und ſechzigſtes Lebensjahr angetreten hatte.

In der einen Ecke der großen Stube nahm ihr Sohn Bobby, ein ſtämmiger Vierziger, mit Alley, ſeiner Frau, mit Andrew, ſeinem jüngern unverheiratheten Bruder, und Nora, ſeiner verwittweten Schweſter, ſo wie mit deren und ſeinen eigenen zahlreichen Kindern verſchiedenen Alters und Geſchlechts, an einem rohen, niedrigen Tiſche das gewöhnliche Abendeſſen ein, Kartoffeln in der Schaale, ohne Schüſſel bequem auf die Tiſchplatte geſchüttet, nebſt etwas ſaurer Milch, die ihre käſigen Theile ſchon ziemlich ſtark von der Molke abgeſondert hatte. Auf den Bänken, an den Wänden hin, hatten die eben eingetretenen Männer mit Dunſcore Platz genommen; der Vater ſetzte ſich in die Nähe des Heerdes, Michaul aber wurde von zwei Männern, die an einem etwas beſſern Tiſche in der Mitte ſaßen, angerufen. Ueber das Ganze verbreitete die in der Mitte vom Balken herabhängende ſchmierige Öllampe nur ein ſehr ſpärliches Licht.

„Ei, guten Abend, Mic!“ rief der eine der beiden beſſer gekleideten Gäſte, in welchem Dahna James Morries, Lord Kildare's Leibdiener, ſo wie in dem Andern Robert Henderſon, Lord Wexford's Kammerdiener, erkannte. „Ei, woher ſo ſpät an Deinem Hochzeittage? Verläßt man um dieſe Zeit noch die Braut, um ein Wirthshaus aufzuſuchen? — Oho! wir wiſſen wohl, daß Du heute Hochzeit hältſt, obgleich Du uns nicht dazu eingeladen; aber wir wollen Dir nicht vergelten. Komm', trink mit uns. Doch ſag', welche wichtige Urſache trieb Dich von Dunmoore fort, wem war der ſchöne Araber? Ich konnte den Herrn nicht erkennen, der ihn ſo ſchnell beſtieg und davon ſprengte."

„Ich weiß es nicht," verſetzte Michaul mürriſch.

„Du ſcheinſt mir nicht mittheilſam," fuhr James fort. „Wart', wir wollen Dir die Zunge löſen. Holla, Mutter Peppy, ſeht ihr denn nicht, daß unſere Krüge leer ſind, und daß Freund Mic noch einen friſchen mit uns zu verſchlingen gedenkt, bevor er zum jungen Weibchen zurückkehrt, an das ihn heute der ſehr ehrwürdige Pater O'Kelly dort für immer feſtgeſchmiedet? — Nun heute eine Stunde ſpäter erhöht den Genuß. Heut' über's Jahr möchte es Dir, armen Jungen, nicht mehr geſtattet ſein, Abend's ſo ſpät über's Meer herüberzuſtreifen und in der Heideſchenke deinen Krug Gewärmtes zu trinken. Da wird's wohl in Mic's Häuschen an der Teufelsmauer oft genug ertönen: Eia, popeia, oder: Irlands Kinder allzumal, und wenn etwa ein Vorübergehender den Kopf in die Thüre ſteckt, um zu ſehen, von wem der luſtige Singſang ausgeht, ſo wird er einen ziemlich gut gebauten jungen Mann erblicken, der mit der einen Hand die Murphys*) auf dem Heerde zum Kochen bringt, während er mit der andern den kleinen Schreier auf dem Schooße zu beſchwichtigen ſucht, der aus vollem Halſe ſchon: Irland für immer!**) zu rufen bemüht iſt. — Na, ſchlag' Dir's aus dem Sinn, gute Seele! Haſt heute noch einen Nachgeſchmack der alten Freiheit. Setze Dich zu uns. — Mutter Peppy, zum Henker wird's bald mit der neuen Auflage? Die Geduld geht mir aus!"

„Alles mit der Zeit; Eile mit Weile, mein guter Menſch; jedem wird das Seine werden," verſetzte die alte Frau am Heerde, die ſich ſeither leiſe nach des Paters Geſundheitsumſtänden erkundigt hatte, jetzt mit lautkreiſchender Stimme, während ſie den Topf vom Feuer nahm, ihn von der Torfaſche ſäuberte und damit zum Tiſche trat, um den dampfenden Inhalt deſſelben in die leeren Zinnkrüge auszuſchütten. Noch damit beſchäftigt, wandte ſie ſich im vertraulichen Tone an Michaul. „Aber Dich, mein Junge, heute Abend, an Deinem Ehrentage hier zu ſehen, nimmt mich groß Wunder. Es iſt ja der erſte Tag, Mann, an dem Du wieder einmal Freude haben kannſt, ſeit Lord Kildare und des Königs Rothe deinem Vater die Augen für immer zu drückten.“

---

*) Beiname der Kartoffeln in Irland.

**) Erin go brah.

„Keinen Unſinn, Peggy!“ rief ihr James befehlend zu. „Was wärmſt Du ſtets den alten längſt vergeſſenen Kohl wieder auf? Selten iſt man doch hier, ohne dein Rabengekrächz über die vermoderten Geſchichten anhören zu müſſen. Laß Dein Läſtermaul uns den Abend nicht verderben, es möchte ſonſt eine geraume Zeit verſtreichen, ehe wir Dir wieder die blanken Zehnpencestücke ins Haus bringen, die ſich beim Schlafengehn doch leichter von Dir zählen laſſen, als Pad's *) rothe Farthin's.“

„Der Mund, aus dem die Wahrheit geht, heißt ein Läſtermaul,“ verſetzte die Alte ironiſch. „Ich nehme es euch nicht übel, Maſter James; deß Brot ich eſſ', deß Lied ich ſing'. Ihr ſeid des Lord's Diener und zieht alſo an ſeinem Strange. Der Andre

---

*) Spottname des Iren. Abkürzung von: Patrick.

dort, euer Kamerad, dem einem vornehmen Herrn aus der Armee, der unter eures Brotherrn Dache viel ein- und ausgeht und, wie man sagt, um die Beste aller Schloßbewohner, Miß Elisabeth, freit. Da muß es euch denn freilich unlieb sein, wenn seine Ohren Eins und das Andere über den künftigen Schwiegervater seines edlen Herrn erschnappten. Nun, man kann sich auch sein Theil denken; nicht wahr, Mick?“

Der Angeredete wollte ihr eben etwas mittheilen, als die Thüre aufging und ein starker, kräftig gebauter Mann im Matrosenanzug hereintrat. Sein schwarzbraunes Gesicht war häßlich entstellt und das rechte Auge ganz eingedrückt. Braunes Haar flatterte unordentlich auf seine Schultern herab, aus einem kurzen Pfeifenstummel blies er dichte Rauchwolken; stolz, mit dem Anstande eines Feldherrn, ging er, ohne Michaul in der Dämmerung des Zimmers zu bemerken, an den Herrendienern, die er erkannt zu haben schien, vorüber, nahm vor dem Vater ehrerbietig den braunen Hut ab und grüßte dann den alten Dunscore vertraulich. Dalona war aber feurigen Blicks aufgesprungen, zu dem neuen Ankömmling geeilt und rief nun: „Gott mit euch, Master O'Neil! Wir haben heute den ganzen Tag auf euch gewartet; nun wollen wir aber auch gleich aufbrechen, damit ihr wenigstens noch etwas von meiner [illegible].“

„Nicht ſo ſchnell, mein Junge,“ verſetzte der Lootſe. „Laß mich nur verſchnaufen und meinen brennenden Durſt löſchen. Wir mußten heut' verteufelt lange auf die Najade warten, und als ſie herein war, hab ich noch ein Langes und Breites mit meinem alten Freunde Parker, dem Hochbootsmann, geplaudert; wir hatten uns ſeit Jahr und Tag nicht geſehen. Da iſt denn die Zeit verſtrichen. Nun, es wird immer noch ein Reſtchen Whisky für mich übriggeblieben ſein.“

„O, ihr habt viel verloren, Freund,“ ſagte Dunſcore, wenn auch nicht an Haferkuchen, aber an einem Manne — nun, ich erzähle es euch auf dem Heimwege.“ —

O'Neil drang in den Alten, und beide verkehrten heimlich zuſammen; Peppr bediente den neuen Gaſt, wandte ſich aber dann wieder zu den frühern und fuhr in ihrer Rede von vorhin fort: „Ja, wenn das große Unglück mit unſerm guten alten Herrn nicht geſchehen wäre, Gott hab' ihn ſelig in ſeinem Freudenreiche! dann hätte Miß Eliſabeth ſich eines andern Mannes zu erfreuen gehabt und fürwahr des ſchmuckſten von Erins edelſten Söhnen. Ihr wißt, wen ich meine, Samuel Dunſcore und Michaul Dauna.“

„O, ich weiß es nicht minder!“ fiel James lachend ein. „Du meinſt Sir Lucis O'Donnel. Damit iſt's freilich rein vorbei. So wenig Waſſer dein ſchlechtes Torffeuer dort zur hellen Flamme anfacht, eben ſo wenig werden dieſe beiden ein Paar werden.“

„Wenn er nur unſere grüne Inſel nicht — und wahrſcheinlich auf immer, verlaſſen hätte,“ verſetzte Peppy, „ſo hätte doch wohl Rath werden können, und wenn ſich Lord Kildare darob zerriſſen hätte. Es gab arme, unbedeutende Leute, die in dieſer Angelegenheit mächtiger und einflußreicher waren, als der gewaltige Lord mit all' ſeiner väterlichen Gewalt über Miß Betty. Meint ihr nicht auch, hochwürdiger Herr Pater?“ Ihr Blick traf des Geiſtlichen Geſicht mit ſeltſamem Ausdruck, und er bejahete ihre Frage mit bedeutſamem Kopfnicken.

„Wenn's bloß daran läge, und die beiden Liebenden nicht durch Blut getrennt wären,“ ſagte Michaul, „ſo kann ich euch verſichern, daß Sir Lewis vom Feſtlande zurückgekehrt iſt und ferner ſein Jagdſchloß Greenlodge in unſerer Nähe bewohnen wird.

„Sir O'Donnel zurück!“ riefen zwei Stimmen zugleich mit der verſchiedenſten Betonung, je nachdem die innere Gemüthsbewegung über dieſe Nachricht mehr oder minder Antheil an der Überraſchung hatte ſie gehörten der alten Peppy und dem Leibdiener James Morris.

„Er war es, der ſo eben vor Eurem Hauſe das

Pferd beſtieg und mich heute auf meiner Hochzeit gleich zuerſt beſucht hat, wie er vom Schiffe geſtiegen, wodurch dieſer Tag erſt recht zu meinem Ehrentag geworden iſt. Der hochwürdige Pater und Dunſcore werden es euch bezeugen." Beide nickten beiſtimmend.

„So ſegne ihn Gott, den braven jungen Herrn!" rief Peppy, wie freudetrunken. „Und wenn er auch heute am Hauſe ſeiner alten Freundin vorübergegangen iſt."

„Sorgt nicht," tröſtete ſie Michaul; „er wird ſich in den nächſten Tagen ſchon bei euch einſtellen. Wie er mir heute ſagte, gedenkt er noch einige nähere Nachrichten über den blutigen Tag bei euch einzuziehen, Mutter Peppy, der zwei braven Iren das Leben koſtete, denen beiden ihr, gute Frau, beigeſtanden mit eurer Kunſt bis zum letzten Hauch; Gott vergelt's euch! Sir Lewis will nämlich eine genaue Beſchreibung jenes Unglückstages in ſein Familienarchiv für ſeine jüngern Brüder und ſeine oder deren Nachkommen niederlegen."

„Damit kann ich dienen," verſetzte die Alte, indem ihre Augen katzenhaft leuchteten, „denn ich weiß jeden, auch den kleinſten Umſtand, der ſich damals zugetragen, als hätte ſich die Jammergeſchichte geſtern ereignet, und wie mit glühendem Eiſen iſt mir Alles gleichſam ins Gedächtniß eingebrannt, ſo daß ich oft daran denken muß, wenn ich auch gar nicht will.

„Ei, Mutter Peppo,“ erhob jetzt der einäugige Lootſe ſeine kräftig tönende Baßſtimme, „da ihr denn ſo bewandert in der Geſchichte jener Händel ſeid, die einen ſo ſchlimmen Ausgang nahm, ſo erzählt ſie mir auch. Ihr wißt, ich war damals abweſend und ſeit den Paar Jahren meines Wieder-Hierſeins habe ich ja wohl die Hauptſachen erfahren, niemals aber einen guten Zuſammenhang. Und, fürwahr, der wackere Sir William O'Donnel war mein guter Gönner und Tom Dabna, ſein Parkwärter und Wildhüter, mein lieber Freund. Erzählt, da einmal die Gelegenheit da iſt und ihr eine ſo artige Anzahl aufmerkſamer Zuhörer habt, die mir zu Liebe die Begebenheiten jener Tage, die ſie ſelbſt mit erlebt, anhören.“ — Dabei zwinkte er mit den Augen boshaft lächelnd nach James Morris hin. Dieſer warf auch ſogleich Geld auf den Tiſch und wollte die Schenke verlaſſen, aber der Andre hielt ihn zurück mit den Worten: „Ei, ſo bleib', Kleiderbürſte, und laß mich auch einmal hören, was ich ſchon längſt zu erfahren gewünſcht. Denn wahrlich auf euerm Schloſſe zu Lindſarhall erfährt man dergleichen nicht. Da darf Niemand den Namen O'Donnel in den Mund nehmen.“

„Man weiß ſchon, warum,“ ſpöttelte Peppo.

„Alſo, erzähle Du nur friſch weg, Alte" fuhr Henderſon fort und zog James auf die Bank zurück.

„Doch keine Läſterungen auf meinen Herrn, Alte!" drohte Kildare's Diener; „das muß ich mir ausbitten, oder es bekommt Dir ſchlecht."

„O Menſch!" höhnte Peppy. „Lord Kildare hat mir noch kein Haar gekrümmt, obgleich ich meinem Maule gegen ihn noch niemals Gewalt angethan habe. Bin ich doch faſt das einzige menſchliche Weſen, vor welchem er einige Furcht und Scheu hat, und wenn er's irgend vermeiden kann, reitet er mir nicht an der Schenke vorüber. Er weiß auch weshalb. Nun, das gehört nicht hierher; ich wollte aber nur bemerken, daß, wenn mir der Lord keinen Finger naß macht, mich der Herr Leibdiener" — ſie verneigte ſich ehrerbietig — „nicht wird erſäufen wollen. Laßt ſehen; ich erzähle und ihr hört zu; könnt ihr mich Lügen ſtrafen und wißt es wahrhaftig beſſer, ſo tauſchen wir die Rollen, und ich bin's auch zufrieden."

Die Gäſte rückten näher zuſammen; Peppys Kinder und Enkel ſtrichen die Kartoffelſchaalen zurück, um ſich mit den Ellenbogen bequemer auf die Tafel lümmeln zu können, damit ihnen kein Wort entgehe; die Alte ſchürte das Feuer noch einmal; Alley, ihre Schnur, befriedigte erſt noch die Bedürfniſſe der Gäſte, dann räuſperte ſich Peppy und begann.

„Sir William O'Donnel — Gott ſchenk' ihm Frieden! — war ein edler, braver Mann, ſchlicht und recht, thätig mild und barmherzig, ein Freund Gottes und der Armen, mit einem Worte: ein ächt iriſches Blut, wie ihr, Maſter O'Neil. Doch, was brauch' ich viel zu rühmen! Das weiß hier zu Land Jedermann. Und die O'Donnel ſind ſtets ehrenwerthe Leute geweſen, deshalb hat man ſie auch ihres Eigenthums beraubt, nicht anders, wie es euch gegangen iſt, Evans O'Neil, und euern Vorfahren. Mein Mann — Gott hab' ihn ſelig! — hatte dem Hauſe O'Donnel gedient von Kindesbeinen an, ſo wie ſein Vater und Großvater, und ich weiß nicht, wie weit noch hinauf; deshalb wußte er auch viel alte Geſchichten zu erzählen und war bewandert in all' den böſen Dingen, die die O'Donnel unſchuldig haben erfahren müſſen. Wie oft hat er uns erzählt, daß die beiden Häuſer O'Donnel und O'Neil alles Land im Süden der grünen Inſel beſeſſen, das heißt vor ungefähr 300 Jahren, und hier gewaltet, wie unabhängige Fürſten. Nun, man hat ihnen glücklich davongeholfen; da ſitzt der letzte O'Neil, ſchon jung verdrängt aus den Paar Gütern, die ſeinem Vater noch geblieben, und muß ſich von ſteter Lebensgefahr nähren, wie ein gemeiner Mann; und der letzte O'Donnel in Irland würde ſo arm ſein, wie ihr, Evans, wenn ihm nicht die beiden kleinen Güter von ſeiner Mutter geblieben wären, hier im Süden Greeniedge auf den Bergen in der Bantry-Bai, das ſie kaufte, als man die gute Frau ſammt ihren Kindern aus Lindſayhall hinauswarf, und ihr elterliches Stammſchloß Balliford in der Killala-Bai eben im Norden. Auch waren die O'Donnel und O'Neil immer gute Nachbarn und Freunde, beide gute Katholiken und voll Haß gegen ihre Unterdrücker in England. Darum beſitzt auch jetzt ein guter Freund der Engländer, ein guter Proteſtant und Orangeman, die Güter der letzten O'Donnel und O'Neil hübſch beiſammen."

„Keine Anzüglichkeiten, Frau!" unterbrach ſie James Morries jetzt mit drohender Stimme.

„Ich werde doch den Lord Kildare einen guten Freund der Engländer, einen guten Proteſtanten und Orangeman aus dem Norden nennen dürfen? Das iſt ja nichts als Lob, das ich unſerm Herrn ſpende."

„Der Teufel auch mit deinem Lobe! Biſt du nicht ſelbſt aus dem Norden? und was dein Glaube iſt, weiß zur Stunde kein Menſch, weil Hexen einen ganz beſondern Glauben zu haben pflegen."

„Stille, Menſch!" donnerte plötzlich eine Löwenſtimme durch das Zimmer, daß Alle zuſammenfuhren. Es war Evans O'Neil, deſſen zerfetztes Geſicht während Peppy's Erzählung eine noch dunklere Farbe angenommen hatte, deſſen einziges Auge blutroth hervorgequollen war, deſſen Zähne knirſchten, deſſen Fäuſte ſich geballt hatten. Mit einer dieſer Rieſenfäuſte hieb er zur Bekräftigung ſeines Ruhegebots auf den Tiſch und wirklich wagte des Lords Leibdiener kein Wörtchen mehr über die Lippen zu laſſen. Peppo aber fuhr ſchelmiſch lächelnd fort:

„Sir William O'Donnel hatte große Reiſen auf dem Continent gemacht, mein Mann war ſein ſteter Begleiter geweſen. Was Sir William's Herz im Auslande Gutes wahrgenommen, das eignete er ſich an und brachte es mit nach unſrer Inſel. Lindſayhall war das einzige Gut, das der Familie von ſo großen Strecken Land übriggeblieben, aber, wahrlich, er machte dieſe Handbreit Erde zu einem glücklichen und geſegneten Boden. So weit die uralte Sprache unſerer Väter tönt, die kein Engländer verſteht, wurde damals alles Volk geplagt und geſchunden, ſchier ſo ſchlimm wie jetzt, aber in Dunmoore gab es zufriedene und glückliche Leute. Lord Kildare hatte damals die angränzenden O'Neil'ſchen Güter gekauft und hauſte in Bridgehall, dem alten Stammſitz der O'Neil; und ich weiß nicht, wie wohl oder ſchlecht ſich ſeine neuen Unterthanen befanden; denn ich hatte damals noch nicht die Ehre, dazu zu gehören, wie in dieſer jetzigen heilvollen Zeit, obgleich ich zu den alten Unterthanen des Lords am Earnſee gezählt ward, — denn dort iſt meine Heimath — nur das weiß ich, daß Lord Kildare mit dem Benehmen Sir O'Donnels ſtets unzufrieden war, und dieſe Unzufriedenheit, die er mit den übrigen gebietenden Herrn theilte, dem Sir zuweilen unverholen zu erkennen gab, woran ſich dieſer natürlich nicht kehrte. Beide hielten ja wohl Nachbarſchaft zuſammen, und in Sir Williams Seele war gewiß kein Haß und Groll gegen den Lord, ſelbſt wenn er Urſache gehabt hätte, manches in Kildare's Benehmen nicht gut zu heißen. Wie es mit des Lords Aufrichtigkeit beſtellt war, hat die Zeit gelehrt, und iſt uns kein Geheimniß mehr. Den erſten Grund zu einer ſtillen Feindſchaft hatte er ſicherlich aus dem Norden mitgebracht. Sir O'Donnels Gemahlin, die ehrenwerthe Miß Katharina, war nämlich früher mit Lord Kildare verlobt geweſen, hatte aber aus einem guten Grunde dieſe vorläufige Verbindung wieder gebrochen und Sir William die Hand gereicht. Wer hätte damals geglaubt, daß ſie nachher Nachbarn würden; aber mir kam es ſtets vor, als habe Lord Kildare aus beſonderer Abſicht die O'Neil'ſchen Güter ſo theuer bezahlt, gerade um O'Donnels Nachbar zu ſein. Er war auch erſt ſtets auf Lindſayhall und ließ ſich nichts merken, ſchmeichelte der Miß Katharina, wie er nur konnte, und drängte ſich dazu, Sir Lewis, der zu jener Zeit geboren wurde, aus der Taufe zu heben, obgleich Kildare Proteſtant iſt. So führt der junge O'Donnel des Lords Taufnamen; denn Kildare heißt auch Lewis. Man hat über dies Alles ſeine beſondern Gedanken, hütet ſich aber wohl, viel davon zu ſagen. Sir William hielt, wie geſagt, beim Volke; er wollte nicht allein der kleinen Zahl ſeiner Unterthanen, er wollte vielmehr allen Iren helfen; und aller Unfug von oben, wodurch man das Volk knebelte, war ihm ein Gräuel. Es iſt gewiß, daß der edle Sir auf die Zugeſtändniſſe, die die Regierung dem Volke der grünen Inſel vor ſechs Jahren machte, als damals der Lärm drüben in Frankreich losging, großen Einfluß gehabt hat; aber es iſt auch eben ſo gewiß, daß dieſer Einfluß ſeinen Tod herbeiführte. — Genug, Sir William kehrte von Dublin, wo er bis jetzt faſt ausſchließlich für Irlands Wohl gearbeitet hatte, vergnügt über die dem Volke errungenen Erleichterungen auf ſein Schloß in die Arme ſeiner Familie zurück, um ſich nun der Erziehung ſeiner Kinder zu widmen, und an ſeines trefflichen Weibes Seite glücklich zu ſein. Gott und ich, wir wiſſen, wie ſich Miß Katharina freute, in ungeſtörter Ruhe mit ihrem Manne zuſammen leben zu können; denn ſie liebte ihn über alle Beſchreibung. Lord Kildare hatte ſeine Beſuche auf Lindſarhall lange zuvor ſchon eingeſtellt. Nun ergab ſich's, daß ſich um dieſe Zeit die Gährung im Volke, ſtatt ſich durch die erlangten Vortheile zu beruhigen, nur noch erhöhte; denn was man zugeſtanden, machte nicht kalt noch warm; es war zum leben zu wenig, zum hungerſterben zu viel und machte Pads gemeines Volk nur kühner. Es gab überall Aufſtände. Doch ihr Männer wißt ja das Alles beſſer, wie ich. Sir William war unabläſſig bemüht, die Aufrührer zu beruhigen und ihnen klar zu machen, daß dies nicht der rechte Weg ſei, die einſt verlorenen Rechte des Iren auf ſein Vaterland und ſeine Freiheit wieder zu erlangen; aber es gab unter ſeinen Nachbarn Leute, die bemüht waren, Sir Williams Beſtrebungen um Ruhe und Frieden, dem Vicekönige als geheimen Verkehr mit den Rebellen zu ſchildern und den edlen Sir als Haupt der Defenders oder vereinigten Irländer zu bezeichnen. O'Donnel wurde der Regierung verdächtig. Dieſe Nachbarn — ich nenne Niemand mit Namen, Maſter James Morries, — hatten gezwungen ihren Pächtern und Afterpächtern manchen Nachlaß von Zehnten und Abgaben bewilligen müſſen, weil Sir O'Donnel den Seinigen ſolche freiwillig erlaſſen hatte; das wißt ihr ja am beſten, James, denn ihr wart ja in Sir Williams Dienſt; nicht wahr, ich habe Recht? — Doch ihr ſeid plötzlich ſtumm geworden, wie ich merke. Nun, es war das gute Beiſpiel

Sir Williams nicht allein; die verdammten Defenders und weißen Jungen *) faßten den Herrn auf dem Nacken und drohten ihnen die Kehle abzuſchneiden, wenn ſie nicht nachließen. Ihr braven Leute wißt ſo gut, wie ich, daß es endlich in vielen Grafſchaften zum offnen Ausbruch kam; ihr Maſter O'Neil habt das blutige Unheil nicht erlebt, ihr wart damals in Indien. Die Soldaten des Königs konnten die Flammen der Empörung nicht mehr erſticken, und die Herrn Güterbeſitzer bildeten freiwillige Corps, theils um den Truppen in Ausführung ihrer Unternehmungen behülflich zu ſein, theils um die eigenen Beſitzungen gegen die faſt täglich vorkommenden Anfälle und Brandſtiftungen zu ſchützen.

Auch Lord Kildare befehligte eine ſolche Abtheilung von Yeomen, aus Gutsbeſitzern, Pachtern, Förſtern und Verwaltern beſtehend; mit dieſen hatte er ſich eines Tages einer königlichen Reiterſchwadron angeſchloſſen, um einen Haufen Meuterer, der drüben an den Bergen ſtreifte und allnächtlich große Räubereien beging, zu vertreiben, oder vielmehr zu fangen. Es war nämlich bekannt geworden, daß die weißen

---

*) Black-boys, ſo genannt von den weißen Kitteln, die ſie auf ihren Verwüſtungszügen trugen.

Jungen ſich an jenem Tage in Casbelberrow verſammeln wollten. Ihr wißt, daß dies Dorf zu dem O'Neil'ſchen Gute gleiches Namens gehört, deſſen Beſitzer Lord Kildare geworden iſt. Die Anſtalten zum Überfall der Rebellen wurden ſehr heimlich betrieben; nichts deſto weniger erfuhr Sir William davon. Ihn dauerte das Blut, das vergoſſen werden ſollte; er wußte wohl, was das Volk zum Aufſtand gegen ſeine Unterdrücker trieb. Er ſchickte alſo ſeinen treueſten und vertrauteſten Diener — und wer anders wäre das geweſen, als Tom Dahna, der Parkwärter, dein wackerer Vater Mic — nach dem Dorfe, um den weißen Jungen von ihrem Vorhaben abzurathen, denn Tom genoß weit und breit bei den armen Dörflern wegen ſeines ehrlichen und herzlichen Weſens großes Anſehen. — Der gute Baronet auf Lindſarhall erſchrak nicht wenig, als Tom noch vor völligem Einbruch der Nacht auf ſchweißtriefendem Pferde zurückkehrte mit der Meldung, daß die Abſicht der Rebellen ſei, in dieſer Nacht mehrere Guts- und Pachthäuſer des Lord Kildare zu verwüſten. Tom mußte auf der Stelle auf einem andern Pferde, dem ſchnellſten in des Baronets Ställen, zurück und die weißen Jungen im Namen Sir Williams beſchwören, von ihrem ruchloſen Vorhaben abzuſtehen, oder wenigſtens ſeine, des Baronets, Ankunft erſt abzuwarten, bevor ſie aus dem daß er dieſen Ort des Schreckens ſo ſchnell als möglich verlaſſen möchte, als er unter einem Wehruf über Lord Kildare den Geiſt aufgab. Tief erſchüttert von dieſem, ihm eben ſo ſchmerzlichen als unerklärlichen Ereigniſſe ritt der Baronet dennoch vorwärts; einige der fliehenden Rebellen, die ihm entgegen kamen, wendeten, ſobald ſie ihn erkannt hatten, wieder um und ſchloſſen ſich an ihn an. Durchs Dorf erſchallte der Ruf: Vater O'Donnel kommt — ſo nannte ihn jeder Bedrückte — und der Haufe um ihn wurde größer und größer, denn Einige glaubten, unter ſeinem Schutze ſicher zu ſein, Andere riefen, man müſſe den Troſt der Verlaſſenen, die Stütze der Armen den Mördern gegenüber nicht ſchutzlos laſſen. Sir William hatte eben begonnen, begütigende Worte zu den weißen Jungen zu reden, und ermahnte ſie, ſich ſchnell jeder in ſeine Heimath zu begeben und ſich ferner nicht ſelbſt mit gewaffneter Hand Hülfe zu verſchaffen, da der König und das Parlament gute Geſinnungen gegen Irland hegten und zu helfen ſuchten, wie es nur immer gehe, um nicht gegen Andrer begründete Rechte zu verſtoßen, — er war eben im beſten Redefluß der brave Herr — mehr als zehen von den weißen Jungen haben mir's erzählt — als die königlichen Reiter, Lord Kildare nebſt einigen Offizieren an der Spitze, in geſchloſſener Ordnung, die ganze Straße einnehmend, mit hochgeſchwungenen Waffen heranraſſelten. Der Lord hatte den Baronet kaum erkannt, als er dem neben ihm reitenden Kapitain zurief: Sehen Sie dort den Verräther O'Donnel ſelbſt an der Spitze des Haufens! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, er ſelbſt leitet die Aufrührer. Im Namen des Geſetzes laſſen Sie den Elenden ergreifen und niederhauen! Wer iſt hier ein Verräther, ein Elender? rief Sir William, der nahe genug herangekommen war, die Worte des Lords zu verſtehen. Kann ein Mann von meinem Stande und Charakter, ohne Waffen, wenn Sie bemerken wollen, als der Anführer eines auf Mord und Brand ausziehenden Haufens betrachtet werden? — So gut wie Sie ſelbſt, Mylord, bin auch ich gekommen, um hier im Namen des Geſetzes Ruhe und Ordnung zu ſtiften, und ich hoffe zu Gott, es ſoll mir dies ohne Waffen und allein beſſer gelingen, als Ihnen an der Spitze der gerüſteten Reiter, ſobald Sie nur von jeder fernern Gewalt abſtehen wollen. — Und was erfolgte auf dieſe ſchönen und vernünftigen Worte? Kildare vermochte den Kapitän das Zeichen zum Angriff zu geben, indem er denſelben widrigenfalls für die Folgen verantwortlich machte; er ſelbſt feuerte ſein Piſtol auf den Baronet ab. Dieſer wandte raſch ſein Pferd und rief: das ferner vergoſſene Blut auf Ihr Haupt, Kildare! Aber er hatte dieſe Worte kaum vollendet, als auch ſchon eine Salve aus den Karabinern der Dragoner in die dichten Haufen der jetzt wiederum dem Ausgange des Dorfes zueilenden Meuterer einſchlug und mehrere der Flüchtlinge zu Boden ſtreckte. Unter dieſen befand ſich auch Sir William O'Donnel. Ohne einen Laut richtete ſich der edle Baronet, tödlich getroffen, noch einmal hoch im Bügel auf und ſtreckte die rechte Hand gen Himmel — wie viele bemerkt haben — gleichſam die Rache deſſelben über den unerhörten Frevel herabzurufen, dann ſank er über den Hals ſeines Pferdes hinab, das ihn anfänglich noch eine Zeitlang forttrug, dann aber, als der ſterbende Mann vollends herabgeſtürzt war, der zügelnden Hand entbehrend, geſtreckten Laufs mit Blut bedeckt, vor dem Schloßthor zu Lindſarball ankam, dort tödtlichen Schrecken verbreitend. Sir Lewis warf ſich todtenbleich in halber Geiſtesabweſenheit auf ein Pferd, um den Vater zu ſuchen, und wer weiß, ob nicht auch er ein Opfer der Heimtücke geworden wäre, wenn nicht unſer ehrlicher Mic hier ihm begegnet und vom weitern Ritt abgehalten hätte. Mic hatte kaum von dem Kampfe in Caſhelberrow gehört, als er um des Vaters und des Baronets Leben beſorgt, nach dem Dorf lief; leider! fand der gute Junge beide ſchon darniedergeſtreckt, den Baronet ſterbend mitten im Felde, ſeinen Vater am Eingang des Dorfes als Leiche. Er lief nach Lindsayhall zurück, um mich zu holen. Ich eilte, was ich vermochte, mit mehreren Dienern des Hauses — Ihr wart auch dabei, James Morris — in die schauerliche geisterbleiche Mondnacht hinaus, und Mic war unser Führer. Ach, Himmel und Patrik! Dahna's Leiche war schon kalt und starr, und der Baronet starb mir unter den Händen. Wir trugen sie unter unzähligen Thränen nach Lindsayhall. O Jesus, war das eine eine Nacht! Die jammernden Kinder um ihre blutigen, entseelten Väter! O, und Miß Katharina! ——"

Hier übermannte die Rührung die alte Wirthsfrau dergestalt, daß sie nicht weiter zu reden vermochte; ein Thränenstrom erstickte die Worte und ihre Stimme stieß nur heulende Laute aus, denen eines schreienden Kindes vergleichbar. Aber sie war es nicht allein, welche Thränen vergoß; Michaul Dahna hatte schon lange das Gesicht in den auf den Tisch gelegten, zusammengekrümmten Arm niedergedrückt, still geschluchzt, und nur jetzt, als Peppy nicht mehr erzählte, wurde er lauter vernommen; der alte Dunfeere weinte, die ganze Familie der Wirthin zerfloß in Thränen, Nora Peppy's Tochter warf sich laut jammernd über die Bank, der Pater O'Kelly bog sich über den Heerd und ließ die Thränen seines greisen Hauptes in die Asche fallen, die ihm glich; selbst O'Neil wischte sich das einzige Auge, das er noch beſaß, ſchoß aber unmittelbar darauf einen wüthenden Blick auf James Merries, der ungezogene Flüche und Schimpfreden über die alte Wirthin vor ſich hinmurmelte, und auf Henderſon, der lachenden Mundes ſchaale Spöttereien über die allgemeine Rührung losließ, die ſelbſt die Bauern an der Wand ergriffen hatte.

„Bringt's zu Ende, Mutter Peppr!“ ſagte endlich der Lootſe. „Wir wollen ja noch auf Dahna's Hochzeit. Was ſoll die Braut denken, wenn ihr den Bräutigam ſo lange aufhaltet und windelweich macht? Erzählt fertig!“

„Was ſoll ich noch erzählen?“ verſetzte Peppr. „Der Aufruhr wurde gedämpft, nachdem das empörte Volk die dem Baronet geſchworne Rache gräßlich geübt hatte, Sir William O'Donnel nach dem Geſetz für einen Hochverräther erklärt, alle ſeine Güter confiscirt und ſpäter zum Beſten der Krone an Lord Kildare, dem ſie am gelegenſten waren, verkauft worden. Ihr fragt verwundert: warum? Dumme Frage! Lord Kildare hatte der Regierung einen Bericht über den Vorfall vorgelegt, den die Offiziere, die damals an ſeiner Seite gegen die Rebellen gefochten hatten, nicht anders als beſtätigen konnten; deſſen kurzer Inhalt war: Der Baronet William O'Donnel, ſchon lange einer geſetzwidrigen heimlichen Verbindung mit den Rebellen verdächtig, iſt an der Spitze derſelben im offnen Aufruhr erſchoſſen worden. — Miß Katharina kaufte Greenlodge von dem ihr übrig gebliebenen Vermögen; denn ſie mochte unſre Gegend nicht verlaſſen, wo ſie ſo glücklich geweſen war, und ließ ihr Gut in der Killala-Bai ferner verwalten; aber ſie ſtarb ſchon im folgenden Jahre, dem Schmerze um den geliebten Gatten erliegend, als drittes Opfer eines unnatürlichen Haſſes. Auf dem Sterbebette mußte ihr Sir Lewis feierlich geloben, mit ſeinen Geſchwiſtern nach Frankreich auszuwandern und wenigſtens unter fünf Jahren nicht zurückzukehren; die gute Frau glaubte, in dieſer Zeit würden ſich die Stürme in Irland gelegt haben. Die fünf Jahre ſind um, und Sir Lewis iſt wieder da; und ich freue mich ihn zu ſehen. Zwar wird er manchen Leuten ein Dorn im Auge ſein; dafür wird er den meiſten Bewohnern unſrer Gegend wie ein Engel erſcheinen. Gott ſchenke ihm Segen und guten Fortgang im Überfluß."

„Amen!" ſagte der Pater O'Kelly feierlich.

„Da Du nun fertig biſt, Alte," erhob James Morries jetzt die Stimme, „ſo ſage ich, daß Du in deinen Hals gelogen haſt. Mein gnädiger Lord iſt nicht an Sir William's Tod ſchuld."

„Halt das Maul, Stiefelbürſte!“ donnerte O'Neil.

„Was geht euch mein Streit mit der Wirthin an, Maſter O'Neil?“ fragte der Diener keck und durch Henderſon's neuen Spott in Hitze gebracht. „Ihr ſeid ſehr verlaut und unausſtehlich.“

„Mir das!“ brüllte der alte Lootſe, und erhob die geballte Fauſt. „O Bube, deſſen Vater mir die Schweine gehütet, ich will Dir deinen ſtinkigen Bedientenrock ausklopfen, wie Du den Staatsrock deines Herrn noch niemals geklopft, und der Staub ſoll Dir durch den Leib in die Seele fahren, wo noch mehr Koth aufgehäuft iſt.“ Mit dieſen fürchterlichen Worten erhob ſich O'Neil und ſchritt auf James los. Dieſer verkroch ſich hinter Henderſon, der etwas mehr Muth zeigte und dem alten Polyphem abwehrend und mit den Worten entgegen trat: „Ihr ſtoßt Reden aus, die mich eben ſo gut beleidigen, wie meinen Freund, und ich werde mich deſſelben annehmen.“

„Hahaha!“ lachte O'Neil wild, „keckes, übermüthiges Söhnlein Albions, meinſt Du auch ſchon in Irland den Herrn ſpielen zu können? Hinaus Tellerlecker, oder ich ſchlage Dir das kecke Kaperſchiff ſo leck, daß es das Fahrwaſſer über den St. Georgskanal nicht wieder finden ſoll.“ Der ſchmucke Kammerdiener ſchlug ſtatt der Antwort nach dem gewaltigen Manne, aber einen Augenblick darauf lag er am Boden, und O'Neil hatte den furchtſamen James am Kragen. Die Andern ſprangen bei, um den erzürnten Alten zu beſänftigen, aber gütige Worte ſteigerten nur die Wuth, in welche ihn Peggy's Erzählung ſchon verſetzt hatte. Er drohete die Freunde zu erwürgen, wenn ſie ihn im gerechten Rachewerk hinderten, wie er ſeine That nannte; er ſchwur dabei mit wilder Stimme, an James Morris und deſſen Freund, dem aberwitzigen Engländer, ein Exempel zu ſtatuiren, wie man Tyrannenknechte behandeln müſſe; und wer wüßte, was geſchehen wäre, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke die Stubenthüre geöffnet und ein Paar Menſchen hereingelaſſen hätte, in welchen alle Anweſenden ſogleich Sally, O'Neils ſchöne bleiche Tochter, und Tim Rumhan, den Hausknecht, erkannten. Dieſer Letztere war eine ſehr kleine Figur, von komiſchem Anſehen: er hatte weder einen Höcker auf dem Rücken, noch auf der Bruſt, und doch dünkte einem ſo, wenn man ihn zum erſtenmal ſah; aber ſein Körper war in Wahrheit nur zuſammengeſchoben, wie ein Tubus in der Taſche, und im Verhältniß zu ſeinem winzigen Rumpfe waren Kopf, Arme und Beine groß zu nennen, während ſie doch durchaus keine weitere Ausdehnung hatten, wie bei jedem andern Manne von mittler Körpergröße. Sein Geſicht war freilich nicht hübſch, aber man konnte es eben ſo wenig häßlich nennen; überdies war es von einem großen, braunen Backenbart überſchattet; dafür zeugte ein bedeutender Haarmangel über der Stirne, daß der kleine Mann ſchon über die gewöhnliche Lebenshälfte hinaus ſei. Kluge, freundliche Augen, ein verſchmitzter Zug um die Mundwinkel und eine bedeutend lange, ſpitze Naſe zeichneten außerdem noch Tim Ruuthan aus.

Ein einziges bittendes Wort Sally's entwaffnete den glühenden Zorn ihres Vaters ſo ganz und gar, daß er die beiden geängſteten Diener laufen ließ und ſeinem Kinde faſt weinend um den Hals fiel. Tim Ruuthan ſagte: „Nun läugne mir Keiner, daß Sally O'Neil nicht ein guter Lootſe iſt! Zur rechten Zeit war ſie jetzt am Bord der alten ſtolzen Fregatte dort, die im Sturm ſchon eine Brigg überſegelt hatte und eben auf die andere losging! Sally rafft die Segel ein und führt den unbändigen Dreimaſter glücklich in den Hafen. — Maſter O'Neil, wißt ihr, wie ihr mir jetzt vorkommt mit eurem einzigen Auge? — Gott erhalt's euch! — Wie ein Leuchtthurm, der ſeine glührothe Laterne hinausgehängt hat zur Warnung für Alles, was auf der See ſteuert. Wer ſich nicht in Acht nimmt und dem Thurme zu nahe kömmt, zerſchellt an ſeinen Klippen. Die beiden Landratten da verſtehen den Cours ſchlecht; dafür haben ſie heute Abend

Schiffbruch gelitten. Kommt, kommt, ihr armen Creaturen; ihr ſeid nicht mit Waſſer getauft, aber mit Schlägen; ihr liegt zwar nicht im Meere, aber doch in der Prügelſuppe, die aus dieſes Meerwanderers Händen auf euch herabgeſtrömt iſt.“ Alle, die vor einigen Minuten bitterlich geweint hatten, lachten jetzt herzlich, und der kleine Witzbold begleitete die Flüchtlinge bis vor die Hausthüre und verkehrte dort noch eine Zeit lang mit beiden heimlich im eifrigen Geſpräch; dann — als ſie fort waren — trat er wieder in die Stube und bezeigte ſich gegen Alle, vorzüglich aber gegen O'Neil äußerſt freundlich, zuvorkommend und unterwürfig, doch Witzfunken ausſprühend, wie ein geſtreichelter Kater elektriſche Funken.

„Ei, wo treibſt Du Dich doch herum, Tim?“ ſchnauzte ihn Peppy an.

„Nicht böſe, liebe Baſe!“ ſchmeichelte der Zuſammengeſchobene. „Shaun Donnough, der Parkwärter in Lindſayhall, begegnete mir geſtern Abend auf der Heide drüben beim Wildkatzenſtock und bat mich, ihm einen Theil der Haſen und Kaninchen zu tragen, die er geſchoſſen hatte; die Böcke, die er geſchoſſen, trug er ſelber. Er hat mich gut dafür bezahlt, denn er hat mich mit Kuhfleiſch gelabt, ohne der ehelichen Treue ſeiner Frau etwas zu zumuthen; dann ſchickt er euch einen Haſen, Baſe — ihr dürft dabei nicht an mich denken — den ich euch morgen braten will. Nachher kam Sally O'Neil nach Lindſayhall, um mit Miß Betty zu reden. Als mich Sally ſah, ſagte ſie mir, daß ſie dieſen Abend noch nach Dunmoore zurück müſſe auf Mie Dabna's Hochzeit, um dort ihren Vater zu erwarten, daß ſie ſich fürchte, allein über die Heide zu gehen, und mich bäte, ſie zu begleiten. Wen konnte ſie ſich beſſer ausſuchen ausſuchen als mich, um ſich vor den guten Leuten *) zu ſchützen; denn vor einem Kobald, wie ich, laufen ſie alle davon. Ich wartete, bis ſie ging, und ſchlug ihr vor, den Umweg über unſere Schenke zu machen, damit ich euch benachrichtigen könne, Baſe. Auch dacht' ich mir wohl, Maſter O'Neil bei euch zu finden, denn ich habe lange ſchon gemerkt, wie verliebt dieſes treffliche Seemannsblut in euch iſt, wie er ſchmachtet, und ſich nach eurem Beſitz ſehnt. Ihr ſelbſt aber, Baſe, blühet wie das Heideröslein, ſeit Maſter Evans auf Freiersfüßen nach der Schenke wandert, und ich kann meinen Haſen wohl gar zu euerm Verlobungsfeſte

---

*) Euphemiſtiſche Benennung aller Geburten des Volksglaubens, womit der Ire die Heiden und Moore ſeines Vaterlandes bevölkert.

ſpicken. Ihr werdet mit dieſem euerm zweiten Gatten ſicherlich beſſer fahren, als mit Maſter Toole, meinem in Gott ſeligen Vetter; und wenn Maſter Evans auch nur die erſte Pflicht eines Ehemanns erfüllt, nämlich ein Auge zuzudrücken, ſo könnt ihr thun, was ihr wollt, denn eure Liebe hat ihn blind gemacht.“

„Was ſchnattert der Junge einmal für dummes Zeug!“ lachte Frau Peppy.

„Und ſo lang er mit mir ging, war er faſt ſo ſtumm, wie ein Fiſch,“ bemerkte Sally.

„Ei,“ verſetzte Tim, „das iſt gar ein ſehr ſeltener Fall, daß ſich Blitze im Angeſicht der Sonne zeigen.“

„Wie er ſo ſchön ſpricht!“ ſchrieen die Andern lachend durch einander; „ich glaube gar, unſer alter Sumpfvogel iſt ſelbſt noch in Sally verſchoſſen.“

„Junge Baſe,“ erwiederte der Hausknecht mit komiſchem Ernſte, wißt ihr nicht, daß alter Wein am hitzigſten iſt und altes Holz am beſten Feuer fängt? Je näher man dem Winter kommt, deſto bedachter iſt man auf die warme Stube.“

„Du haſt recht Herzenskleinod!“ verſetzte die

Wirthin befriedigt und ſtrich dem alten Knaben mit der flachen Hand übers Geſicht; „verſuche dein Glück, mach's dort Mic Dahna nach, wähle Dir ein Weib und fang' Deine eigene Wirthſchaft an. Du haſt das geſetzliche Alter.“

Ein bittrer Zug überdüſterte ſein Geſicht; er antwortete nicht, ſondern ſetzte ſich ſtumm zu den übrigen Hausgenoſſen, hielt aber die Augen mit einem lüſternen Ausdruck unverwandt auf Sally feſt, und als dieſe ihm für ſeine Begleitung freundlich dankte, zuckte es wie wahnſinnige Freude über ſein Geſicht, und ſein unbändiges Luſtgelächter glich dem Wiehern eines jungen Pferdes. Er begleitete noch die Scheidenden ein Stück und ſuchte Sally's Hand zu erwiſchen, die er mit leidenſchaftlicher Heftigkeit drückte. Dies war inzwiſchen Alles, was ſeine ſchnell emporgeloderten Gefühle ſeiner Scheu abzuzwingen vermochten; ſein ſonſt ſo wort- und witzreicher Mund blieb dem ſchönen Mädchen gegenüber verſchloſſen.

O'Neil, Dahna, Dunfoore und Sally ſchlugen den Weg nach Dunmoore ein, nachdem ſie ſich ehrerbietig von Pater O'Kelly beurlaubt hatten, der auf der Straße nach Bantry zu trabte, und bald tönten ihnen die luſtig geſtrichene Fiedel, der Dudelſack, die Pickelpfeife und die fröhlichen Volksgeſänge aus dem

Dorfe entgegen. Die Ankommenden wurden mit unbändigem Jubel begrüßt; denn nur auf ſie hatte man gewartet, um der tollſten Freude Zaum und Ziegel ſchießen zu laſſen.

„Willkommen! Willkommen!“ gröhlte der alte John Boyle ſeinem Kameraden O'Neil entgegen. „Nun, das iſt vortrefflich, daß Du noch kommſt, Evans. Wir wollen eine Nacht zuſammenfeiern, wie damals am Bord der Najade, als unſer guter Parker Hochbootsmann geworden war. Gott ſchenk' ihr Glück und St. Patrik Segen, der braven iriſchen Seele! Und heute wollen wir das ſchmucke Brautpaar hoch leben laſſen und noch einen andern Mann, den ich heute nach Erin's grünem Ufer zurückgebracht habe.“

„Ha, Du meinſt Sir Lewis O'Donnel! Ich beneide Dich um die Arbeit dieſes Tages, alte graue Waſſerratte!“ entgegnete O'Neil. „Nun ich werd' ihn auch begrüßen, den ich nur als Knaben gekannt habe. Aber Du haſt recht, wir wollen ihn wacker leben laſſen; und Parker dazu. Die Lootſen ſchüttelten ſich die kräftigen Hände und geſellten ſich zu den Übrigen.

Bald ſchwenkten ſich die jungen Leute im raſchen Reel *), während die Alten durch Lewis O'Donnel's Freigebigkeit in den Stand geſetzt worden waren, einige Quart Whisky mehr in den bei den Iren ſo beliebten Punſch zu verwandeln, um deſſen dampfenden Napf ſie zechend ſaßen.

„Bei unſerm Heiligmacher und Erlöſer!“ rief der alte Dunfoore begeiſtert, indem er die kleine, ſchwarz gerauchte Tabackspfeife weiter an ſeinen Nachbar reichte, ſeinen bis zum Rand gefüllten irdenen Tumbler hoch haltend: „wie der Stamm, ſo iſt auch die Frucht! Unſer junger Squire — denn bei St. Patrik! ſo will ich ihn genannt wiſſen, allen Engliſchgeſinnten und Rothröcken zum Trotz — iſt, wie alle O'Donnel's geweſen ſind, ein ächter Iriſhman und Freund ſeiner armen Landsleute, ein Retter aus der Noth, wie ſein Vater war. Seit Wochen hatte ich keinen Penny Geld; er hat mir auf Monate gegeben, wie euch Allen. — Auf, ihr Männer! Erhebt euch alle, ihr treuen Erinskinder! Ich trinke Sir Lewis Geſundheit und Glück für immer! Auf daß ſein Stamm auf's Neue grünen und blühen möge für ewige Zeiten!“

„Sir Lewis O'Donnel für immer!“ brauſte einſtimmig der ungeheure Chor.

---

*) Iriſcher Nationaltanz.

„Und daß er Irlands Rechte ſchirmen und vertheidigen möge, wie alle ſeine edlen Vorfahren gethan!“ ſetzte O'Neil hinzu.

„Amen! So geſchehe es! rief Michaul. „Laßt uns Alle daſſelbe zu thun geloben!“

„Wir ſchwören es bei St. Patrik!“ donnerten die Männer, und Irland's trauernder Genius zog wehmüthig lächelnd über die Häupter der Patrioten dahin, während John Boyle mit großem Lärm alle Iriſhmen und beſonders Lewis O'Donnel und den Hochbootsmann Parker zehnmal hintereinander leben ließ und eine bedeutende Menge des Getränks in ſich goß.

„Nun noch den beſten von allen unſern Geſängen, Freunde!“ fuhr der junge Ehemann fort, indem er die ſchöne Mora, die ſich mit der ganzen Innigkeit einer Neuvermählten an ihn anſchmiegte, feſt umſchlungen hielt. — „Nie ſtirbt der Muth in Erins Söhnen! —“ und alsbald hallte Haus, Hof und Garten, wo ſich die zahlreiche Geſellſchaft, weil es an Raum in dem kleinen Gebäude gebrach, niedergelaſſen hatte, von dem kräftigen Geſange wieder, der, in der urſprünglichen altgaeliſchen Mundart vorgetragen, die Männer faſt ebenſo wie ihre Vorfahren entflammte, wenn der Barde des Clans die Krieger durch ſeinen Heldengeſang zu irgend einer kühnen That begeiſterte.

Harmlos verbrachte das muntre Völkchen auf dieſe Weiſe unter Spiel und Sang noch einige Stunden, und der Witz, woran wenige Völker ſo reich ſind, wie die von ihren ſtolzen Nachbarn ſo verachteten Irländer, ſprudelte, vielfach belacht, wie gährender Wein über die Geſellſchaft. In ihrer Freude vergaßen ſie heute die Drangſale, die Manchem unter ihnen ſchon am folgenden Tage durch eine Ladung des Conſtable, durch den Zehntſammler oder durch den Pfandmann bevorſtand.

Als Mitternacht vorüber war, wurde endlich nach Landesſitte der Reihetrunk gehalten, bei welchem der jungen Frau ein Strauß von Immergrün, ein Zweig der Stechpalme und einige volle Kornähren, als Bilder der Treue, der Leiden, welche im Eheſtande nicht ausbleiben, und der Hoffnung auf Segen, von der älteſten anweſenden Frau überreicht werden, worauf ſie einer jeden Verheiratheten in der Geſellſchaft in einem ſüßen, methartigen Getränke Beſcheid thun muß und dann durch Kuß und Handſchlag in das Schutz- und Trutzbündniß der Weiber gegen ſtörrige Ehegatten aufgenommen wird.

Nachdem Nora mit heißen Thränen von der zurückbleibenden Mutter Abſchied genommen hatte, gab Dahna der noch Zögernden einen Wink, worauf ſie ihm hocherröthend folgte und eben ſo ſittſam, wie ſie als Mädchen geweſen war, ſeine Dienſte beim Beſteigen ihres kleinen Pony annahm.

Während dieſer Abſchiedsſcene, die von höchſter Wichtigkeit für die Neuvermählte iſt, die, alle die alten befreundeten Gewohnheiten hinter ſich laſſend, in neue Lebensverhältniſſe eintritt, hatten die auswärtigen Hochzeitsgäſte die kleinen langhaarigen Klepper herbeigeholt und ordneten ſich zum Gefolge. Vielen gelang es erſt nach manchem vergeblichen Verſuche, auf dem Rücken der Pferde in anſtändiger Figur Poſto zu faſſen und das ſchwere Haupt emporzurichten, aber einmal oben ſaß der Berauſchteſte feſt. Die Gäſte aus dem Dorfe nahmen unter Scherzreden und witzigen, dem Brautpaar dargebrachten Wünſchen Abſchied und gingen. John Boyle und Evans O'Neil führten einander, denn keiner konnte füglich allein gehen, und auch jetzt noch mußte Sally das Beſte für ihr beiderſeitiges Fortkommen thun.

Nun ſchwang ſich auch Michael mit dem vornehmeren Anſtande, den er früher in der hohen Welt, d. h. im Hauſe des Sir William O'Donnel zu ſehen und zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, in den Sattel, und den blumenbekränzten Hut hoch ſchwingend, ſetzte er ſich unter einem dreimaligen Hurrah als König des Feſtes an die Spitze des Zugs, umſchlang mit der Rechten die unter Thränen lächelnd zu ihm aufblickende Mora, und ſingend und jubelnd folgte die luſtige Cavalcade, Männer und Weiber bunt durcheinander, zu Dabna's, etwa eine engliſche Meile vom Orte am Fuße der erwähnten Teufelsmauer gelegener Wohnung.

Der vorangeeilte jüngere Bruder des Bräutigams machte dort ſtatt der durch Alter und Gebrechlichkeit ans Krankenlager gefeſſelten Mutter den Wirth. Jeder der Gäſte trank noch ein Glas, die Weiber nippten noch einmal, ohne jedoch vom Pferde zu ſteigen. Einer oder der andere bat noch um ein Stückchen Rolltaback, oder um die beliebte Priſe, dann zerſtreuten ſich alle, unter Dankſagungen und Seegenswünſchen für das junge Ehepaar, nach verſchiedenen Richtungen.

Michaul aber kniete nun mit dem holden jungen Weibe am Bette der betagten Mutter nieder, die ihnen freudig die abgezehrten Hände entgegenſtreckte und ſie dann ſegnend auf das Haupt der geliebten Kinder herabgleiten ließ; dann verriegelte er die zwar kleine, aber nett gehaltene Hütte und übergab Mora das Regiment über ſein Hausweſen, dem die ſchwache Mutter ſchon lange nicht mehr vorſtehen konnte.

Blendend weiß und ſauber nahm ſie die kleine ſtille Brautkammer auf, und die Mutter betete heiß und brünſtig des Himmels Glück und Segen auf ihre Häupter herab.

Drittes Kapitel.

Ein Vertrag. — Tod und Geheimniß. — Folgen de
Geſetzesübertretung.

Feucht und grau, in unheimlicher Geſtaltung, hier in dunſtige Knäuel zuſammengeballt, dort formlos umherflatternd, hielt des Nebels geiſterhaftes Gebild Meer und Heide wie ein Baartuch umſpannt, dehnte ſich, wie Rieſenſchlangenbrut, an den Felſen der Meerküſte empor, kroch, wie ein weſenloſes Unthier, durch die zerklüfteten Steinmaſſen und griff mit langen Armen über die weißen Schaummarken der Brandung hinaus. Über ihm lag die ſchwarze Finſterniß einer ſternenarmen Nacht, der Trauerflor über dem Leichentuche. Auch an Thränen fehlte es nicht, und nicht an Gewimmer und Geſtöhn. Die Thränen ſchienen den tauſend und aber tauſend geſpenſtig glotzenden, überſchleierten, geſtaltloſen Augen der ernſten Nacht zu entquellen, die Jammerlaute aus ihrer Bruſt zu ſteigern; aber jene Augen blicken nicht Mitleid, nicht Wonne, nicht Wehmuth, nicht Schmerz, und die Nacht hat kein Herz in ihrer Bruſt. Darum klingen die Thränen ſo gleichgültig: kalte, rauhe Regenſchauer auf die dürre Heide, auf das feuchte Meer; darum iſt das Geſtöhn ſo ſchauerlich gleichförmig, ſo markerſchütternd ausdrucklos: das pfeifende Geräuſch des Windes, der über die Heide fährt, das tobende Sauſen des Sturms, der um die zackigen Felſenwarten dunkle Rieſenfittiche rauſchend ſchlägt; das donnernde Gebrüll der Brandung, die die Wächter des Landes, jene feſtgebannten, ſteingeſchuppten, ſcharfzahnigen Drachen mit Rieſenwellen peitſcht. Es iſt nichts weiter: der Winter iſt im Anzug und ſendet ſeine ungeberdigen Anmeldeboten.

Mit der überhandnehmenden Dämmerung trat ein Mann aus einem der armſeligen Häuschen, die an jene klüftige Felſenwand der Küſte, die Teufelsmauer, angelehnt waren, und ſchritt, die Pfade verachtend, über die hügelige Heide durch Regen und Sturm, Nebel und Nacht; unter ſeinem leinenen Kittel, der bald durchnäßt war, trug er eine Jagdflinte, deren Pfanne er ſorgfältig gegen den Regen ſchützte. Der einſame Nachtwanderer der Heide hieß Michael Dahna. Lange war er durch Dorngeſtrüpp und Ginſter, über Hügel und durch Vertiefungen hingeirrt und eben über den Bach geſprungen, als ſich hinter dem Ufergebüſch deſſelben eine kleine dunkle Geſtalt erhob und ihn gebückt, faſt auf die Erde gekauert, verfolgte. Es gemahnte Michaul einige Male, als höre er ein Geräuſch hinter ſich; ſobald er aber ſtand, die Hand ſchußfertig an die Flinte gelegt, war es ſtill, und nur der Sturm lärmte über ſeinem Haupte. Der nächtliche Jäger wandte ſich endlich, nach langem Umherſchweifen, rechts nach dem höhern Gelände, das zum Gebirge emporſteigt, wo aus einer Bucht der Kenmare-Bay die Felſen, wie eine wunderlich geſtaltete Steinſtadt, ſich weit in das rauhe Land bis zum Gebirge erſtrecken, ein ſtarres Gewirr von Klippen und Hörnern, die Drachenkrone genannt, durch das bei Tage nur der Kundige den ſichern Pfad findet, dem bei Nacht kein Bewohner der Gegend naht; denn dort hauſen die Geiſter, die der Landmann aus Scheu mit dem Namen der guten Leute belegt. — Michaul kroch durch die Spalten und wanderte ſicher in dem Labyrinth; ſein dunkler Verfolger ſchien aber nicht weniger Kenntniß des Terrains zu beſitzen und war ſtets hinter ihm. Michaul lauerte umher; dort regt ſich's und huſcht am Boden; am Felſen gedrückt, mit geſpanntem Hahn läßt er's näher kommen; weiße Fellchen ſchimmern durch die Nacht; die Flinte knallt und ein Kaninchen liegt zappelnd am Boden. Die andern ſind erſchrocken in ihre Höhlen geflohen, und der glückliche Jäger zieht auf weitere Beute fort. Die dunkle Geſtalt verfolgt ihn nicht ferner; raſch windet ſie ſich nach der entgegengeſetzten Seite durch die Felſen und kugelt ſich dann behende durch die Heide abwärts nach Lindſayhall zu. Dort ſteht dicht am Park, dem neuen Schloſſe gegenüber, ein einſtöckiges, aber freundliches Haus, mit einem ſtattlichen Hirſchgeweih über der Thüre. Darin wohnt Shawn Donnough, der Parkwärter und Wildhüter Seiner Lordſchaft. An die runden Fenſterſcheiben pocht leiſe der Dunkle, und Shawn's wüſtes Geſicht, dampfend von Tabak und Whisky, fährt heraus und ruft mit rauher Stimme: „Wer iſt's?"

„Tim Rouhan," verſetzte der außen.

„Was willſt Du, Froſch?"

„Ich hab' ihn erwiſcht, ſo wahr ich ein Schuft bin, es euch zu verrathen!"

„Wen? was?" fragte der betrunkene Wildhüter.

„Ei, wen denn ſonſt, als Mic Dahna auf der Jagd," erwiderte der Kleine ärgerlich. „Wenn euer Magen ſo leer wäre, als der meinige, würdet ihr wahrlich nicht ſo fragen."

„Haſt Du ihn?" rief Donnough freundlich. „O, damit werden wir Seiner Lordſchaft eine erſtaunliche Freude machen. Komm herein, alter Junge, und iß und trink mit mir, was ich habe.“

„Das denk' ich auch,“ murmelte Tim. „Solch ein Speckfreſſer hat die Augen im Wanſt und das Gedächtniß im Magen; die erſten übergießt er mit Poteen, Whisky, Ale und Ingwerbier, daß ſie ſtets feucht ſind, wie von Thränen der Rührung; das letztere überdeckt er mit Schichten von Ochſen-, Hammel-, Schweinefleiſch, Wildpret und Geflügel, damit er vergeſſe, daß andere Leute auch Hunger haben; und nur erſt, wenn man ſolchem Hundsfott einen guten Dienſt erwieſen, thut er die Wanſtaugen und das Magengedächtniß auf.“ —

Tim zerarbeitete eine Rehkeule mit beiden Backen und goß aus Shaun's Waidmannsflaſche fleißig Verdünnungsmittel zu; dazwiſchen mußte er, ſo viel er Zeit gewinnen konnte, dem Parkwärter das Abenteuer dieſes Abends erzählen. Dann brachen beide auf und verfügten ſich nach dem neuen Schloſſe hinüber. Dies war ein im edelſten modernen Styl von Lord Kildare aufgeführtes großes und prächtiges Gebäude, mit Teichen und Blumengärten umgeben und von der Herrſchaft bewohnt, während das alte Schloß, ein gothiſches, wirkliches ehrwürdiges Haus, der ehemalige Sitz der Familie O'Donnel unbewohnt und öde auf der andern Seite des Parks lag, vom Lord nie betreten und nur zur Anhäufung von Vorräthen und zur Aufbewahrung alten Geräthes gebraucht. Unter dem Volke ging ſogar die allgemeine Sage, Lord Kildare wage ſich nicht in das alte ehrwürdige Schloß der O'Donnel, und es ſei ihm früher darin manch Unheimliches und Grauſiges begegnet.

Als der Parkwärter mit dem Hausknechte der Heideſchenke in das koſtbar und modern-vornehm ausmöblirte, hell erleuchtete Geſellſchaftszimmer trat, ſaß der reiche, mächtige Lord bei einer Partie Whiſt. Er war ein ziemlich corpulenter Mann, mittler Größe mit einem wohlgebildeten, weinrothen Geſicht, aus welchem Wohlleben und hinlängliche Bewegung die Falten noch entfernt gehalten hatten, während das dürftige Haar nicht mehr im Stande war, den kahlen Oberkopf zu bedecken. Deſto üppiger bauſchten die Augenbrauen und Wimpern um ſein großes, graues lauerndes Auge. Seine Spielgäſte waren Lord Werford, ein reicher Ländereibeſitzer aus dem Norden, jetzt Obriſt eines königlichen Regiments, das in der benachbarten Stadt Bantry in Garniſon lag, übrigens jung, wohlgebildet, prachtliebend, galant. Der Dritte war ein kleines, ſchwarzhaariges Männlein von aſchgrauer Geſichtsfarbe, zuſammengedrückt und hinfällig, ſtets den beiden anweſenden Damen zugrinſend und dann und wann in ein heiſeres Lachen ausbrechend, ſobald er ſelbſt oder eines der Andern etwas geſagt hatte. Form und Farbe ſeiner Kleidung verriethen den proteſtantiſchen Geiſtlichen, und wirklich war es Magiſter Ephiſtone, Schloßprediger und Seelſorger der Schloßbewohner und proteſtantiſchen Anſeßlinge der benachbarten, zu Kildare's Gütern gehörenden Dörfer. Die zwei ſchon erwähnten Frauen nannten ſich Miß Anna Neil und Miß Margaret Fitzjames. Die erſtere, welche die vierte Perſon der Whiſtpartie abgab, lebte unter dem Namen der Haushälterin auf dem Schloße, die letztere, die ſich vertraulich über des Lords Achſel bog, um ihm in die Karte zu ſehen, führte den Titel einer Geſellſchafterin der Miß Eliſabeth, der einzigen Tochter des Lords; doch legte ihnen der Mund des Volkes Beſchäftigungen bei, die mit ihren Titeln in keiner Beziehung ſtanden; und wenn auch Miß Neil dem Hausweſen verſtand, ſo war Miß Fitzjames nichts weniger als Geſellſchafterin der jungen Lordstochter. Ihr Äußeres war allerdings geeignet, den boshaften Behauptungen der Menge einen Anſchein von Recht zu geben; denn beide waren ſchön, Miß Neil ſchon eine hohe Dreißigerin, aber mit jener ſtolzen Liebenswürdigkeit ausgerüſtet, die Frauen dieſes Alters dem wahren Kenner ſo unwiderſtehlich macht, Miß Fitzjames, erſt vier und zwanzig, ſtrotzend von

Lebensfülle, ungenirt, etwas unordentlich in der Kleidung und im Umgange mit Männern ſich Freiheiten erlaubend, die viele mit ſchlimmern Namen zu belegen geneigt waren. Ihr Betragen gegen den Lord ließ ſchwerlich Jemandem einen Zweifel über ihr wahres Verhältniß zu demſelben übrig.

Während der Wildhüter mit ſchwerer Zunge die Veranlaſſung ſeines ſpäten Erſcheinens vorbrachte und ſich dabei auf ſeinen Begleiter bezog, ſchoß Miß Margareth lachende Blicke auf die ihr ſchon bekannte kleine Geſtalt des Letzteren und lachte ihm endlich geradezu in's Geſicht, was Tim nicht wenig verdroß.

„Gnädige Frau," wandte er ſich an die ausgelaſſene Geſellſchaftsdame, „oder wenn euch dieſer Titel nicht zukommt, ſo belehrt mich, welchen man euch mit Recht zu geben hat — ich wünſchte, ihr ſtelltet mich als euern Hoffnarren und Spaßmacher an, oder ihr vermöchtet Seine Lordſchaft dazu, was euch ſicherlich nicht ſchwer fallen wird, mir dieſen Poſten zu übertragen, damit ich doch wenigſtens von dem Vergnügen, das ich euch bereite, auch etwas hätte; und in der That, es liegt mir jetzt viel daran, bald eine Anſtellung zu erhalten, die den Mann mit Frau und Kindern ernährt. Jemehr ihr dann über mich lachtet, deſto lieber wär' mir's. Jetzt ſeht ihr, daß ich ein ſaures Geſicht dazu mache."

„Mann,“ verſetzte ſie, „ich kann die Vorſtellung nicht loswerden, daß ihr dem ſchlecht verwahrten Kaſten eines Puppenſpielers entſprungen ſeid, Gott weiß, von welchem dämoniſchen Geiſte beſeelt, der große Luſt hat, ſich einmal in der Menſchenwelt um zu ſehen, und ich fürchte euch jeden Augenblick als Rieſen vor mir ſtehen zu ſehen. Wahrlich, ich ſah' euch ſchon auf einer Bühne; ihr kamt ganz ſo wie jetzt angetanzt, aber plötzlich dehnte ſich euer Leib ins Ungeheure auseinander, und während wir eure Größe bewunderten, ſchobt ihr euch im Nu wieder zuſammen. Geht, ihr könnt mit eurer Kunſt mehr verdienen, als mit jeglicher Anſtellung.“ Der Magiſter wieherte ſeinen heiſern Beifall.

„Fürwahr,“ verſetzte Tim, „ich ſehe, daß ich die Ehre habe, von euch gekannt zu ſein; doch wunder ich mich darüber nicht mehr, ſeit ich in euch die Prinzeſſin Pumphia erkannt habe, die den Prinzen Zerbino unter dem Rock verbirgt, als Sultan Saladin ſie in ſeinem Harem beſucht. Welcher belebende Geiſt iſt denn in eure hölzernen Gliedmaßen gefahren, ſchönſte Prinzeſſin?“ Jetzt lachte Lord Werford, der mit einem Ohre auf Margareth und Tim's, mit dem andern auf Kildare's und des Wildhüters Unterhaltung gehorcht hatte, hell auf, warf der jungen Geſellſchaftsdame einen inhaltſchweren Blick zu, der dieſer vollends alles Blut in die Wangen trieb, und ärgerlich ſich abwendend, murmelte ſie etwas von: „unverſchämten Burſchen.“

„Du glaubſt alſo, daß wir den Michaul mit ſeinem Diebſtahl in ſeiner Hütte erwiſchen?“ fragte der Lord den Hausknecht.

„Nichts gewiſſer, als das, gnädiger Herr.“

„Und du biſt auch entſchloſſen, jegliche geheime Verbindung des Sir Lewis O'Donnel aufzuſpüren, jeden Schritt deſſelben zu belauern und mir unverzüglich Kunde davon zu hinterbringen?“

„Ich bin's unter der Bedingung, die ich dem gegenwärtigen Parkwärter und Wildhüter Ew. Lordſchaft ſchon genannt habe.“

„Was war's doch Shaun? ich habe es wieder vergeſſen.“

„Wenn Ew. Gnaden mir die Förſterſtelle zu Caſhelborrow, die ſich bald erledigen wird und die Sie mir verſprochen haben, ertheilen, möchte Tim hier mein Nachfolger werden.“

„Ganz recht.“

„Herr Lord,“ ſagte Tim mit ziemlichem Trotz,

„eine Hand wäſcht die andere; ich weiß recht gut, welch großen Dienſt ich euch erweiſe, wenn ich euch den Sir O'Donnel ans Meſſer liefere; ja ich weiß, wie ſehr lieb es euch iſt, daß ich den Wilddieb Dabna heute erwiſcht und angezeigt habe. Ich denke, es ſoll mir mit Sir Lewis nicht viel mehr Mühe koſten. Aber mir iſt eben ſo gut bekannt, welch ein Schurke ich bin, indem ich mich zu ſolchem Spioniren und Verrath gebrauchen laſſe; ich würde mich auch nimmermehr von Shaun dazu haben bereden laſſen, wenn nicht der Fall eintrete, daß ich bald, ſehr bald eine nährende Anſtellung haben wollte, ſei es nun als euer Wildhüter, Diener, Pächter oder was ihr wollt. Aber ich möchte eben nicht auf den Tod des alten Förſters in Caſhelberrow warten.“

„Ei, und weshalb drängſt Du denn den Lord ſo?“ fragte der Obriſt Wexford.

„Wenn ich Sir Lewis in's Verderben geſtürzt habe, wird dem gnädigen Lord wenig daran liegen, weshalb ich ein ſolcher Schuft war.“

Miß Margaret ſtieß den Lord Kildare an, und dieſer ſagte: „Nein, nein, du mußt es ſagen. Das iſt nun wieder Bedingung von mir.“

„Sagt es, Mann!“ gebot Miß Neil mit herriſcher Stimme.

„Nun, ins Henkers Namen!“ platzte Tim nach einigem Zögern verdrießlich heraus; „ich will meinen eigenen Heerd haben und ein Weib nehmen, wozu ich bei Mutter Peppy in der Heideſchenke doch nimmer gelangen kann.“

Ein allgemeines Gelächter, in welchem ſich der Magiſter und Miß Margaret am meiſten hervorthaten, vermehrte den Ärger des kleinen Hausknechtes.

„Sage mir, Tim Runthan,“ fuhr Kildare fort, „haſt Du etwa ſchon eine Verlobte, oder haſt Du deine Hoffnungen auf ein Frauenzimmer geſetzt, die Du für geneigt halten dürfteſt, Dein Loos mit Dir zu theilen?“

„So iſt's, gnädiger Herr!“

„Und wer iſt die Glückliche, auf die deine Wahl gefallen, und die Du unter die Haube zu bringen ſo ſehr eilſt?“

„Ach, Ew. Lordſchaft fragt mich aus, wie einen Schulknaben!“ ſagte Tim mit verbiſſenem Grimm.

„Wir nehmen nur Antheil an deinem Schickſal, und es iſt nothwendig, daß Du uns mit allen Einzelheiten derſelben bekannt machſt, willſt du der Wildhüterſtelle gewiß ſein. Alſo den Namen, wenn ich bitten darf.“

„Meinetwegen. Es iſt Sally O'Neil, die einzige Tochter des alten Lootſen Evans in Dunmoore."

„Ah, Reſpect! die bleiche, ſchöne Sally, die Freundin meiner Tochter. Du verſteigſt dich doch, Burſche; das Kind ſtammt aus einem uralten Adelsgeſchlecht und hat in ihrer Armuth die ihr angeborene Würde beibehalten. Ich ſehe ſie ſtets gern in Lindſayhall. Glaubſt Du wirklich, daß Sally dir zum Altare folgen wird?"

„Sie hat ſchon viele Bewerber, junge ſchmucke Burſche, reiche Pachtersſöhne und bemittelte Landwirthe abgewieſen," ließ ſich des Magiſters heiſere Stimme vernehmen.

„Abgewieſen!" rief Miß Anna und ſchlug die Hände zuſammen; „junge, hübſche, reiche Leute abgewieſen und will dieſen heirathen?!"

„Das hat ſeinen Haken," ſagte Tim pfiffig lächelnd. „Abgewieſen hat weder Sally noch Evans einen ihrer Bewerber; ſie ſind alle von ſelbſt abgeſtanden, ſobald der einäugige Lootſe mit ſeiner verzweifelten Offenherzigkeit eine Frage an ſie richtete. Sie zogen lange Geſichter und gingen. So verhält ſich die Sache."

„Und was iſt das für eine Frage?“ drängte Lord Kildare.

„Was für eine Frage?“ rief Miß Margaret neugierig.

„Ja, das hat ſein Aber. Es iſt für Manchen eine delikate Sache, aber ich mache mir nichts daraus. Was kann das arme Mädchen dazu, daß ihre Mutter ein ſchlechtes Weib war? Und was thut am Ende die Noth nicht! Man ſoll Keinen verdammen. Sally iſt mir eben ſo lieb und wird mein geliebtes treues Eheweib werden.“

„So ſag', was für eine Frage, was für ein Aber, was für ein Haken iſt bei der Sally,“ herrſchte ihm Kildare zu.

Da ſtellte ſich der zuſammengeſchobene Hausknecht auf die Zehen, näherte ſo ſeinen Mund dem Ohre des Lords und flüſterte etwas hinein, worauf dieſer lächelnd nickte.

„Gut, gut! Du bekommſt die Stelle, ſobald Du mir die verſprochenen Dienſte hinſichtlich O'Donnel's geleiſtet, und heiratheſt Sally, was meiner Tochter lieb ſein wird,“ ſagte Kildare aufſtehend.

„Shaun,“ redete er dann zum Parkwärter, „zu mußt gleich mit dem Conſtable nach der Teufelsmauer hinüber, um den Dieb zu überführen, und wahrlich, trotz des Sturmes habe ich große Luſt, dich zu begleiten, um den ſtolzen Buben, den Mic Dahna endlich gedemüthigt zu ſehen. Ich habe ſchon lange an dem übermüthigen Betragen dieſes Burſchen Ärgerniß genommen, und wahrlich, es wurde zur Frechheit, wie mir James Morries verſichert hat, ſeit der Lewis O'Donnel wieder im Lande iſt. Wir haben ihn endlich gefangen und ich muß ihn endlich in der Falle zappeln ſehen. Magiſter, Sie können mir Geſellſchaft leiſten."

„Wenn Ew. Lordſchaft gnädigſt befehlen! Ich will nur meinen Mantel umthun, um mich in dieſer ſtürmiſchen, rauhen Nacht nicht zu erkälten."

„Ich werde daſſelbe thun; auch um unerkannt zu ſein," ſetzte Kildare hinzu. „Ihnen, Mylord, darf man wohl den kleinen Spaziergang nicht zumuthen?" richtete er die Rede an den Obriſten.

„Ich danke," verſetzte dieſer. „Ich will Miß Eliſabeth noch meine Aufwartung machen; ich höre ihre ſchöne Stimme einen ergreifenden Geſang vortragen, und mein Herz verlangt, ihr ſeinen Beifall zu ſpenden. Miß Margaret, wollen Sie nicht die Tochter des Hauſes in meinem Namen um Erlaubniß erſuchen, die ſtillen und freundlichen Räume ihres Zimmers betreten zu dürfen!"

Die Angeredete warf dem ſchönen Offizier einen dankbaren, freundlichen Blick zu, drückte ihm, an ihm vorübergehend, die Hand und entfernte ſich. Kildare hüllte ſich in Mantel und Pelzkapuze, die James Morries herbeitrug; Donnough ging, den Conſtable aus dem Dorfe zu holen, dann brachen ſie zuſammen auf; Tim aber trennte ſich draußen und verfolgte den Pfad nach der Heideſchenke, während die Andern ſich nach der Teufelsmauer hinüberſchlugen, weder Wind noch Regen ſcheuend.

Während dieſer Verhandlungen auf Schloß Lindſayhall umkreiſte ein unſichtbarer düſtrer Genius den Firſt des kleinen Hauſes an der Teufelsmauer, worin Michaul Dahna mit den Seinigen wohnte. Es war der Engel des Todes.

Andy Dahna war in der ſpäten Nacht mit dem zweirädrigen Karren voll Torf heimgekehrt und hatte das dürftige Brennmaterial, das die Bewohner der Umgegend in dieſer Zeit graben, und mit deſſen mühſamer Gewinnung er den ganzen Tag über beſchäftigt geweſen war, noch unter Dach gebracht. Dem dürren Klepper hatte er einige Hände voll Hafer gereicht und ihn dann in die Heide laufen laſſen, damit er ſich während der ſtürmiſchen Nacht vollends an den einzelnen fahlen Grashalmen ſättigen möge, die, hie und da unter Ginſter und Stechpalmen verſteckt, dem übrigen Vieh der kleinen Gemeinde entgangen waren. Nachdem er ſein durch Regen und Wind erſchwertes Geſchäft beendigt hatte, trat der junge, kräftige Burſche in das Haus und zum Heerde deſſelben, der mit einem freundlichen, geſelligen Feuer geſchmückt war, um ſich zu trocknen und zu wärmen, und der Geruch der friſchen Haferkuchen, die Mora eben bereitete, duftete ſeinem hungrigen Magen ſehr angenehm entgegen. Ihn bedauernd und ſchmeichelnd ſtreichelte das ſchöne, junge Weib dem armen durchnäßten Schwager die kalte Wange, tröſtete ihn auf das warme Abendeſſen womit heute auch ein Glas gewärmtes Bier verbunden ſein ſollte, und trat dann an die Hausthüre um zu ſehen, ob Mic noch nicht wiederkehre; denn er hatte verſprochen, zum Eſſen zurück zu ſein.

Da regte ſich die kranke Mutter, für deren Leben die übrigen Hausbewohner ſchon ſeit einigen Tagen in mehr als gewöhnlicher Beſorgniß geweſen waren, mit einem tiefen Seufzer auf ihrem Lager von trocknem Mooſe, das, als Zeichen beſſeren Wohlſtandes, mit einem reinen Linnentuche und einer wollenen Decke verſehen war. Das Stöhnen wiederholte ſich und Mora eilte hinzu, um nach der Alten zu ſehen. Der Anblick derſelben flößte der jungen Frau bange Beſorgniß ein; Dora lag in einem fieberhaften Schlafe und glühete über und über. „Andy,“ ſagte Mora, „Deine Mutter iſt ſehr krank; wenn ihr nur nichts begegnet, während Mie abweſend iſt. Ich dächte, guter Junge, du liefſt nach der Heideſchenke und holteſt Peppy mit ihren Kräuterbüchſen herüber; vielleicht, daß Mutter Dora wieder geholfen wird. Wenigſtens haben wir unſere Pflicht gethan und Peppy iſt in jedem Falle unſer Troſt. Ich will derweil in Gebet bei der armen Schwiegermutter verharren. Lauf' aber ja, was du kannſt, damit ich nicht zu lange bei ihr allein bin. Wenn's nöthig ſein ſollte, und Angſt und Furcht übermannen mich, ſo will ich die Nachbarinnen rufen.“ — Andy war ſchon fort und ſetzte mit langen Sprüngen über die einſame Heide. Das ſchauerliche Stöhnen der Kranken trat nach immer kürzeren Zwiſchenräumen ein und hob die Bruſt hoch, und doch erwachte ſie nicht; die Lampe brannte ſo düſter, das Feuer auf dem Heerde war erloſchen und glimmte nur noch in die Aſche; der in den Felſenritzen über dem Häuschen ſich verfangende Wind erzeugte pfeifende und heulende Töne und klopfte mit den Sparren des Daches; der Regen ſchmißte klirrend an die Fenſter, an deren eines ſich ein Käuzchen, dort Leichenhuhn genannt, angeklammert hatte, und ein ſchrillendes Geſchrei ausſtieß; über die Heide daher flogen jene unheimlichen, ſeltſamen Laute, die die Bewohner ſolcher Gegenden in Irland ſtets in Schrecken ſetzen und die ſie den „guten Leuten“ zuſchreiben. Schauer auf Schauer durchrieſelten Mora's Gebeine; ſie zog einen Roſenkranz aus ihrem Buſen und begann andächtige Gebete mit Inbrunſt zu murmeln; dann holte ſie die geweihte Kerze herbei, die ſie bei ihrer Firmelung erhalten hatte, zündete ſie an und hielt ſie betend in der Hand. So verſtrich der jungen Frau eine quälend lange Stunde. Da erwachte Dora und forderte zu trinken. Ihre Stimme war verändert. Mora reichte ihr die Schaale und fragte: „Wie iſt euch, Mutter?“

„Ich glaube, mein Ende iſt nahe,“ verſetzte jene mit leiſen erlöſchenden Tönen. „Ein Engel hat es mir zugeflüſtert, der in der Geſtalt unſeres ſeligen Herrn Sir William meinem Traum erſchien.“

Sie hatte noch nicht ausgeredet, als draußen ſchnelle Schritte vernehmbar wurden, und Andy hereinſtürmte, ein Fläſchchen mit einem Heiltrank Peppy's in der Hand. „Nehmt dies einſtweilen, Mutter,“ ſtammelte er außer Athem hervor, „Mutter Peppy wird auch gleich kommen; ſie reitet mit dem Pater

O'Kelly, der in der Heideſchenke übernachten wollte, und den ich beredet habe, die Schenkwirthin zu begleiten und euch geiſtlichen Troſt zu bringen. Sie müſſen bald da ſein, denn Bobby ſattelte die Pferde, als ich dort fortrannte."

„Du haſt wohl gethan, mein Sohn, mir den Prieſter zu beſtellen," hauchte Dora; „geiſtliche Arzenei thut mir noth, die leibliche ſchlägt nun nicht mehr an. Kommt näher, meine Kinder, daß ich euch ſegne und die Verheißung des Erlöſers an euch erfüllt werde."

Im Schimmer der geweihten Kerze, die Moya dem Bette näher brachte und die jetzt ihr volles Licht auf das Geſicht der ehrwürdigen Alten warf, erblickten ſie die ruhig heitern Züge eines Menſchen, der, frei von jedem irdiſchen Verlangen, mit dem Bewußtſein treu erfüllter Pflicht im Begriff iſt, an die Marken ſeiner Erdenpilgerſchaft zu treten. Das Antlitz des Menſchen, jener untrügliche Ausdruck der Seele, erſcheint im feierlich ſchauerlichen Augenblick des Scheidens vom Leben mit einem Verklärungsglanze umgeben, der die Umſtehenden mit einem unbeſchreiblichen Gefühle heiliger Scheu erfüllt.

Auch Moya und Andy, die einfachen Kinder der Natur, fühlten tief die Wirkung, welche die letzte

Stunde eines ihnen theuern Weſens in ihnen hervorrief. Schluchzend ſtürzten ſie auf die Kniee nieder, während ſie die nach ihnen ausgeſtreckte Hand der Mutter, die bereits unter den Schauern des Todes erkaltete, mit Thränen badeten.

„Ich ſehe meinen Erſtgeborenen nicht,“ fuhr die Sterbende mit ſchwerer Stimme fort. „Gewiß iſt der gute Sohn wieder einmal für mich in Nacht und Wetter hinaus gegangen, um mir eine Labe zu bereiten. Hu, wie heult der Sturm, und zu mir tritt der Tod. O, möchte er nur heute nicht zu lange weilen, um meinen Segen und ein lang gehegtes Geheimniß aus meinem Munde zu empfangen.“

Während die Beiden zu ihrem Haupte Knieenden bemüht waren, die Beſorgniß der Sterbenden zu beſchwichtigen, wurde raſch die Thüre geöffnet und Michaul trat mit blitzenden Augen, den freundlichen Abendgruß ſagend, ſehr erhitzt in das Gemach, triumphirenden Blicks einige Kaninchen hoch emporhaltend. Seinem durchdringenden Blicke entging jedoch ſelbſt bei dem ſpärlichen Lichte, das die düſter brennende Lampe im weiten Raume verbreitete, nicht, was hier vorging. Flinte und Jagdbeute raſch von ſich werfend, ſtand er ſchon im nächſten Augenblicke am Bette der vielgeliebten Mutter, die ihm beide Arme verlangend entgegenbreitete. Stürmiſch nahm der kräftige Mann den Platz des Bruders und der Gattin ein, die ſich zurückzogen, damit auch der Älteſte der Familie den ihm gebührenden Antheil von den letzten Beweiſen der mütterlichen Liebe erhalte.

„Mic, mein theurer Sohn, mit mir iſt es aus,“ hob die Alte an, als ſie ſich nach einer Pauſe etwas erholt hatte; „meine Augenblicke ſind gezählt. Meine Leiden werden bald, noch an dieſem Abend, ihr Ende erreichen. Schon in dieſer Nacht wird mich der an ſeine Bruſt nehmen, der, obgleich herzlos, doch der beſte Freund der Leidenden iſt.“ — —

„Liebling meiner Seele!“ fuhr ſie nach einer abermaligen Pauſe fort, „da mit meinem Leben auch die Veranlaſſung zu Deinen nächtlichen Streifereien aufhört, ſo unterlaß' ferner, ich flehe Dich darum an, die gefährlichen Wanderungen durch die Klippen und durch die Heide; gieb nicht länger dein theures Leben oder deine Freiheit, die Du bisher ſo oft für Deine Mutter auf ein gefährliches Spiel ſetzteſt, deinen Feinden Preis. Du kennſt Lord Kildare, ſeinen Haß gegen alle treuen Diener des ehemaligen Herrn und Gebieters dieſer Gegend. Fürchte den Mörder Thomas Dahna's, des von mir hochgeehrten Mannes, an dem ich mein ganzes Leben hindurch mit Liebe und warmer Freundſchaft hing, fürchte den Mörder deines Vaters, Mic," ſetzte ſie mit beſonderer Bedeutung im Ton und Blick hinzu, indem ſie das glanzloſe Auge unverwandt auf den am Fuße des Bettes ſitzenden Sohn heftete.

„Ich höre Stimmen und Pferdegetrab," fiel Mora ein. — „Sie ſind's!" ſagte Andy, der ans Fenſter getreten war.

„Dank der heiligen Bridge!" ließ ſich die Kranke vernehmen. „Das iſt ein Zeichen des Himmels, mir zur Ruhe und zum Troſt, daß er mir einen geweihten Prieſter in meiner letzten Stunde ſchickt, dem ich meine Beichte anſage und von dem ich Abſolution und letzte Ölung empfange."

Andy war hinaus und half den beiden Ankömmlingen von den Pferden, die er in den Stall zog, während O'Kelly und Peppy in die Stube traten.

„Geſegnet ſei euer Eingang, hochwürdiger Herr!" liſpelte Dora.

„Amen!" fügte Pater Auguſtin hinzu und reichte ihr die Hand. Peppy ſchälte ſich aus dem großen Sacktuche, das ſie vor dem Regen geſchützt hatte, ſetzte ſich zu Häupten der Kranken, fühlte ihr Stirn und Puls und beobachtete ſie mit ſcharfen Augen. Dann wandte ſie ſich und flüſterte im Hintergrunde Michaul und Mora zu: „Hier hat meine Kunſt ein Ende; eure Mutter ſtirbt noch in dieſer Nacht; der Tod ſitzt ihr ſchon auf der Zunge. Laßt uns Gott bitten, daß er ihr ein ruhiges Sterbeſtündlein beſcheere!“

„Ich danke Gott und meinen Schutzheiligen für die Wohlthat, daß ihr gekommen ſeid, hochwürdiger Vater, wozu ich doch gar keine Hoffnung hatte,“ ſagte die Sterbende. „Ich habe meinem älteſten Sohne etwas zu ſagen, was ihr wißt, Pater Auguſtin und Du Peppo, und was ihr beide ihm bekräftigen ſollt. Ihr beide, Andy und Mora, entfernt euch auf einige Augenblicke; ich habe Michaul im Beiſein dieſer alten Zeugen eine Sache von großer Wichtigkeit zu entdecken, mit welcher er auch früher oder ſpäter, wenn er es für nöthig hält, bekannt machen wird.“

Andy nahm ſeine Schwägerin bei der Hand und führte ſie unter den Schopfen vor die Hütte. Der Sturm raſete jetzt über das Moor daher und brach ſich mit Geheul an den Felſenkanten über ihren Häuptern. Mora weinte und betete unaufhörlich; ſelbſt Andy wurde von Schauern ergriffen und dachte nicht mehr an Hunger und Durſt. Noch war keine Viertelſtunde verſtrichen, als Michaul Weib und Bruder wieder in die Stube rief. Es war etwas Ernſtes, faſt Hohes in ſeinem Weſen, und ſeine Stimme klang ſo feierlich, daß die beiden Eintretenden, denen die Veränderung trotz ihrer großen Gemüthsbewegung ſogleich auffiel, ihn verwundert anſahen. Der Pater gab der Mutter eben die letzte Oelung, Peppy ſaß zu Füßen derſelben und ſagte die üblichen Sterbegebete mit halblauter hohler Stimme her; Michaul nahm Andy und Mona bei der Hand, führte ſie an das Sterbebett und kniete mit ihnen nieder. Dora legte die erkaltende Hand auf ihre Häupter; ihre Stimme war unverſtändlich geworden. Der Pater hielt ihr ein Crucifix hin, das ſie inbrünſtig küßte; dann warf ſie einen freudigen Blick auf die ſie umgebende Gruppe, einen andern voll Hoffnung und Ergebung nach oben und verſchied ruhig mit einem leiſen Seufzer.

Tiefer, heiliger Frieden ſchwebte um die Züge der Verblichenen, als die Kinder ſich nach einer langen Pauſe vom Sterbelager entfernten; und ſtiller wurde ihr Schmerz, indem ſie ſich, im Gedanken der gänzlichen Verwaiſung inniger als je zu einander gezogen fühlend, die Hand zum treuen Bunde für die Zukunft reichten. Der Pater ſprach den Segen über die Leiche, und Mutter Peppy beſorgte das Nöthige, was ſich auf ihre verſtorbene Freundin bezog.

Obgleich Michaul, auf dem Schloſſe zu Lindſayhall erzogen, zu den Aufgeklärteſten der Dorfbewohner gehörte und allen in Bildung weit voran ſtand, ſo war er doch, was die religiöſen Gebräuche und alte Landesſitten betraf, zu denen auch die Leichen-Ceremonien gehörten, ein zu guter Irländer, als daß er ſich irgend etwas, was in der Meinung des Volkes die Todte hätte ehren können, zu unterlaſſen erlaubt hätte. Er gab daher dem Bruder den Auftrag, einige Nachbarinnen zur Todtenwache einzuladen und Whisky, Tabak und Pfeifen im nahen Dorfe einzukaufen.

Die junge Frau aber ordnete mit ſorgſamer Geſchäftigkeit, damit es an nichts fehle, wenn die Gäſte kämen, mitten im Gemache die Tafel; ſetzte die zum eigenen Abendeſſen beſtimmt geweſenen friſchen Haferkuchen, ſaftigen Schinken, Gläſer, Krüge und Teller darauf, und heftete endlich im ſelbſtgefälligen Gefühle einer guten Hausfrau, welche für den Augenblick den Schmerz beherrſchte, und glücklich im Gedanken, daß die Nachbarinnen ihren kleinen Haushalt in ſo guter Ordnung finden würden, ihre Blicke auf die weißen Tücher, womit Peppy ſowohl die Todte, als ſie ſelbſt den wohlbeſetzten Tiſch geſchmückt hatte. Die Heideſchenkwirthin legte unterdeß Wachholderreiſer auf die neu angefachte Flamme des Heerdes und zündete einige Rosmarinſtengel an, damit nach den Begriffen des iriſchen Landvolkes kein unreiner Geiſt ſich der Schwelle des Leichenhauſes nahen möchte.

Nachdem Moya ſo die ihr obliegenden Pflichten treu erfüllt zu haben glaubte, ſetzte ſie ſich an die Seite ihres Gatten, der entweder ſtumm in die glimmenden Kohlen ſtarrte, ohne irgend einen Antheil an den Anordnungen zu nehmen, welche zum Empfange der Nachbarinnen getroffen wurden, oder ſich mit dem eben auch nicht wortreichen alten Prieſter unterhielt.

Immer ſchauriger heulte der Sturmwind, der ſich mit erneuerter Kraft erhoben hatte, durch die Felſenklüfte der Teufelsmauer; Regen mit Schloſſen vermiſcht rauſchte in Strömen auf die Nachtvögel, die vergebens bei dem Unwetter bemüht waren, die Rückkehr in ihren Schlupfwinkel zu finden, ſchlugen ängſtlich, angelockt durch das Licht, mit den ſchweren Fittigen an die niedrigen Fenſter des Hauſes.

„Hu! welch' ſchauerliche Nacht, lieber Mic, und wie gräßlich das Leichenhuhn ruft!" ſagte das junge Weib, indem ſie ſich inniger an den Gatten ſchmiegte.

„Ja, eine ſehr ernſte, trübe Nacht, meine Moya!" entgegnete Michaul mit düſtrer Stimme.

„Und doch eine Nacht des Seegens!“ ſagte der Pater, „denn der Herr hat in ihr einer frommen Seele ſeinen Himmel geöffnet.“

Da dröhnten plötzlich, um den Graus derſelben noch zu vermehren, laute Schläge an der Hausthüre und von einer rauhen Stimme vernahm man die Worte:

„Oeffnet eure Thüre, Michaul Dahna, im Namen des Geſetzes!“

Raſch richtete ſich der, deſſen Name gerufen wurde, mit ſtolzem Anſtand in die Höhe. Mora war mehr verwundert über die plötzlich ſo gebieteriſch und drohend da ſtehende Geſtalt ihres Gatten, als über die eben gehörte Mahnung, die das Volk in Irland ſowohl am Tage als bei Nacht in jeder Stunde zu gewärtigen hat.

Seine Augen ſtrahlten im ungewöhnlichen Feuer, feſte Entſchloſſenheit drückte jeder ſeiner Züge aus; ſeine Haltung, obgleich er an ſich ſchon zu den ſchönſten Männern der Umgegend gezählt wurde, ſchien edler geworden zu ſein in den letzten für ihn ſo verhängnißvollen Stunden, als er jetzt feſten Schrittes zur Thüre ſchritt und ſie öffnete.

„Was wollt ihr von mir?“ fragte er unerſchrocken, als er hinter dem Conſtable, der den Stab mit der Königskrone, als Zeichen ſeiner Würde, weit vor ſich herſtreckte, den Wildhüter des Grundherrn und noch zwei Perſonen, die er, weil ſie tief in Mäntel gehüllt waren, bei dem die Stube nur dürftig erhellenden Lichte des Feuers auf dem Heerde und der entfernt brennenden Lampe nicht gleich erkannte, herein treten ſah.

„Ihr ſeid angeklagt, nach ſchon lange gehegtem Verdachte,“ begann der Conſtable mit wichtiger Amtsmiene, „von dem hier anweſenden Shaun Dennough, dem euch bekannten Parkwärter und Wildhüter Seiner Herrlichkeit des Lords Kildare, auf dieſes hohen Herrn Gebiete, welches die ganze Gegend hier weit und breit umfaßt, namentlich aber und inſonderheit auf deſſen zwiſchen dem Dorfe Dunmoore und dem herrſchaftlichen Parke liegender Heide, am heutigen heutigen Tage, im Zwielicht kleines Wildpret und zwar mit einem Feuergewehre — ein ſehr gravirender Umſtand, bedenkt es wohl Michaul Dahna! — erlegt zu haben.“

„Ei, ſeht doch, Gevatter, dort in der Ecke hängen ja zwei Kaninchen!“ rief, den Conſtable unterbrechend, der Waidmann, deſſen Blicke, während der Gerichtsdiener ſich ſeiner Vollmacht entledigte, forſchend im Gemache umhergeflogen waren, und der jetzt mit einem Satze nach dem bezeichneten Orte ſprang, um die Beute vom Haken herabzunehmen. „Ja, ja, ganz recht!“ fuhr er fort, nachdem er ſie von allen Seiten betrachtet hatte, „die ſind heut' Abend erſt erlegt, ſchweißen noch, ſchon feiſt und brauchbar, wie um Chriſttag; und getroffen bei St. Patrik beide mit der Kugel; zwei wahre Meiſterſchüſſe!“

„So ſchweig', doch, Du altes Plappermaul!“ unterbrach ihn der Conſtable ärgerlich. „Das nennt man das Corpus delicti; alles zu ſeiner Zeit! Das zeugt gegen den Beſchuldigten, wenn er leugnet und nicht bezahlen will.“

Bei den letzten Worten hörte Michaul, wie der Verhüllte das Wort „bezahlen“ wiederholte und dabei ein hämiſches Gelächter ausſtieß. Er blickte ſcharf auf ihn hin und erkannte Lord Kildare ſelbſt, ſo ſehr ſich derſelbe auch bemühte, ſich durch Heraufziehen des Mantelkragens unkenntlich zu machen.

„Alſo erlegt zu haben,“ wiederholte der Conſtable. „Seid ihr, Michaul Dahna, deſſen ohne weitere Einrede geſtändig?“

„Ich bins!“ erwiederte dieſer ſtolz, „warum ſoll ich's leugnen?“

„Das Geſetz,“ fuhr der Gerichtsbote, entſetzt ob dieſer Antwort, fort, „verurtheilt euch zu einer Geldbuße von zehn Pfund Sterling engliſche Währung und zum Verluſte des Gewehres, mit dem ihr dieſen Frevel begingt, Notabene für dieſes erſte Mal, daß man euch auf der That erwiſchte, oder — zu ſo langer gefänglicher Haft, als der Highsherif in ſeiner hohen Weisheit und die Jury in ihrer Unparteilichkeit während der nächſten Aſſiſſen zu erkennen belieben wird. —

Ferner ſeid ihr, Michaul Dahna, euerm Grundherrn den Erbzins für Wohnung und Garten, Seiner Herrlichkeit Pächter die Landpacht, und — wo ſeid ihr, ehrwürdiger Magiſter Elphiſtone? — bei dieſen Worten trat der Vierte hervor, der ſich bisher im Schatten der halbgeöffneten Thüre gehalten hatte — des Sprengels ehrwürdigem Pfarrherrn vom evangeliſchen Glauben den Zehnten, ſo wie den Kirchen-Schilling vom letzten Zahltermin her noch ſchuldig.

Ihr kennt die einzelnen Summen alle. Der neue Zahltermin iſt übermorgen eine Minute nach zwölf Uhr abermals verlaufen. Hütet euch vor Schaden, Michaul Dahna; ich warne euch hiermit im Namen des Geſetzes! Wollt ihr ſie zahlen, gut. Drei Tage Friſt bewilligt euch die Menſchlichkeit der Gläubiger. Dankt ihnen für dieſe nicht geringe Gnade! Iſt aber dann nicht alles abgemacht bei Pfund, Schilling und letztem Pence, ſo räumt ihr alle, mit Hinterlaſſung eures Hab und Guts als Pfand, die Hütte. Jedoch ihr, Michaul Dahna, habt dann noch die beſondere Ehre für den Jagdfrevel von mir in das Gefängniß der Grafſchaft abgeführt zu werden. Nun iſt mein Geſchäft zu Ende. Erklärt euch jetzt, Maſter Michaul, ohne weiteres Säumen, vor dieſen Zeugen, was ihr zu thun Willens ſeid?“

„Gleich ſollt ihr meine Erklärung vernehmen, kurz und bündig,“ erwiederte Michaul, indem er ſich nachläſſig mit gekreuzten Armen an die Heerdwand lehnte. „Doch treten Sie zuvor näher, Mylord, der Sie ſich nicht ſcheuen, als Kläger und Vollſtrecker Ihres Willens in einer Perſon, in die Behauſung eines Ihrer niedrigſten Lehnsleute zu treten. Wozu noch länger die Vermummung, nachdem ich Sie längſt erkannt habe, mein ſehr geſtrenger Herr? Kommen auch Sie näher, Mann Gottes, der Liebe und Barmherzigkeit täglich ſalbungsvoll im Munde führt, während er Wucher treibt mit dem letzten Bischen Armuth des Bettlers, und gleich dem Raubthier bei nächtlicher Weile auf Beute auszieht in Geſellſchaft der Häſcher und Pfandleute.“ —

Zögernd und ängſtlich traten beide einige Schritte näher, denn längſt hatten ſie aus den im Hauſe getroffenen Vorkehrungen, ſo wie an dem Geruche, welchen der angezündete Rosmarin und Wachholder verbreitete, die Nähe einer Leiche geahndet.

„Ich bin in Rückſtand mit Miethe, Zins und Zehnten geblieben,“ fuhr Michaul fort, „weil mein Hochzeitsfeſt einen kleinen Aufwand erforderte, den die Herren, denk' ich, verzeihlich finden werden. Ich war jedoch darüber, durch ſtrenge Sparſamkeit und jedmöglichen Erwerb die nöthigen Summen herbeizuſchaffen.“

„Ja, ja, wir haben geſehen, welche Erwerbsquellen du dir geöffnet haſt, ſaubrer Zeiſig,“ fuhr der Lord den Sprechenden an. „Mit dem Erlös aus dem Wildpret, welches Du in meinen Jagden und Gehegen erlegteſt, mit dem, was Du mir ſonſt vielleicht noch verübteſt, wollteſt Du mich bezahlen! Iſt das etwa die Moral und Tugend, die der ehemalige Herr von Lindſarhall ſeinen Bauern und Lehnsleuten lehrte? Dann nimmt's mich kein Wunder, daß er einen ſo mächtigen Anhang unter den Aufrührern hatte, und es iſt ihm nur ſein volles Recht widerfahren, als er an der Spitze des Lumpengeſindels den Tod fand.“

Kein Wort, nach dem, was die ſterbende Mutter ihm vor einigen Stunden vertraute, hätte Michaul ſchmerzlicher und ſchrecklicher berühren können, als die freche Erwähnung Sir William O'Donnels und der gewaltſamen Todesart deſſelben. Im höchſten Grimme die Faſſung verlierend, die er bisher zu behaupten ſo ſehr bemüht geweſen war, ergriff er mit ſtarker Fauſt den Geiſtlichen, mit der andern den Lord, und zog ſie, ehe es vom Conſtable und dem Wildhüter verhindert werden konnte, an das Sterbebette der Mutter. Schnell riß er das die Leiche verhüllende Tuch hinweg und, indem er ſich an den Geiſtlichen wendete, ſagte er mit donnernder Stimme: „Vernimm meine Worte, Du Diener des Herrn,“ und, die Linke Hand auf das erkaltete Herz der Mutter legend, die Rechte aber zum Schwur erhebend, ſprach er feierlich: „Nie habe ich oder einer der Meinigen gegen das Geſetz geſündigt; denn recht zu handeln, war es, was der verſtorbene, edle Gebieter der Herrſchaft uns lehrte. Nie war ich vorher ein Jagdfrevler, bis die Härte, mit der man meinen Bruder in des edlen Fräuleins Abweſenheit aus der Küche des Herrenhauſes verwies, als er um eine kleine Labung für die kranke, hochbetagte Mutter bat, mich zur Verzweiflung brachte; nie habe ich meine Hand ausgeſtreckt nach fremdem Eigenthum, obgleich wir nicht ſelten nach des unvergeßlichen Herrn Tode faſt mit dem Hunger kämpften, als wir trotz der ſchlechten Ernten keinen Erlaß an den Agaben hatten. Jeder Gedanke an ſolches Unrecht — Dank den trefflichen Lehren des verewigten Baronets — blieb mir fremd, bis der Gram über den Zuſtand der Dulderin, welche vor wenigen Minuten hier ausgelitten hat, wenn ich ſah, wie ſie ſich vergebens bemühete, das harte Haferbrodt hinunter zu ſchlucken, den Sieg über meine Feſtigkeit davon trug, und die Kindespflicht mich aufforderte, das Leben der Armen durch Erlegung einiger Kaninchen oder Waſſervögel, ſelbſt auf Koſten meiner Freiheit, noch länger zu friſten.“

Deutlich genug verkündigten die Blicke, welche die beiden wider ihren Willen am Bette der Leiche zurückgehaltenen Herrn ſich verſtohlen zuwarfen, wie ſie ſich vergeblich bemühten ihrer Verlegenheit Herr zu werden, während Michaut, ſich an den Lord wendend, mit feſter Stimme fortfuhr: „Ich bin zu einer Geldſtrafe von zehn Pfund engliſch verurtheilt, welche ich ſo wie die übrigen rückſtändigen Gefälle binnen drei Tagen bezahlen ſoll.

Ich werde Alles bis zum Heller zur beſtimmten Zeit entrichten. Auch Sie, ehrwürdiger Herr, werden den Kirchenſchilling und das Sterbegeld für die Mutter nicht vermiſſen. Dann aber ſind wir mit einander quitt, geſtrenger Herr. Nehmen Sie die Grundſtücke zurück, Mylord! und belohnen Sie damit die jetzt in ihrem Solde ſtehenden Diener unſres ehemaligen Herrn, die ſich des neuen Gebieters würdiger zu betragen verſtehen, als ich, der ich nichts weiter bin, als ein grader, ehrlicher Landmann, und die Kunſt, ſich bei den Hohen beliebt zu machen, nimmer erlernen werde. Die Scholle, die ich bisher mit Freuden im ſauern Schweiße bebaut, weil ſie mir von Sir William verliehen war, wird mir zum Fluche jetzt aus Ihrer Hand, ſeitdem die bleichen Lippen dieſer Frau mir noch ein wunderlich Geheimniß offenbarten, bevor ſie der Tod auf immer verſchloß."

Der ſteigende Affekt, ſo wie der hohe Ton, in welchem Michaul bisher zum Lord geredet hatte, machte denſelben endlich auf die ihn ſo beſchämende Stellung aufmerkſam, in der ihn ſein Gefolge einem niedrigen Lehnsmanne gegenüber erblicken mußte, da ein Fremder, dieſen Worten nach, den Lord für den Untergebenen, den Sprecher aber für den Herrn zu halten geneigt geweſen ſein würde. Er warf daher, indem er unter dem Anſcheine ſtolzer Ruhe die in ihm tobende Wuth zu verbergen ſuchte, die von einem verächtlichen Lächeln begleitete Frage auf: ob er etwa gedächte, ſeine künftige Wohnung in einer der Höhlen der Teufelsmauer aufzuſchlagen, um von da aus fernerhin entweder das Handwerk des Wildſchützen zu betreiben, oder ſeine aufrühreriſchen Landsleute auf ihren Raubzügen zu begleiten?

„Lord Kildare iſt gewohnt, die Abſichten der Menſchen auf ſeine Weiſe zu deuten und danach ſeine Maßregeln zu treffen, ohne die Ausführung der erſtern zu erwarten,“ erwiederte der Irländer mit giftigem Hohne. „Ein gewiſſes blutiges Ereigniß hat mich glücklicher Weiſe frühzeitig genug über dieſen Grundzug in Ew. Herrlichkeit Charakter ins Reine gebracht. Es hat mir die Lehre gegeben, mich nicht der Gefahr auszuſetzen, ſo mir nichts dir nichts für Verbrechen beſtraft zu werden, welche Mylord wünſchen, daß ſie von Jemand begangen ſein möchten, um ſich ſeiner ſo ſchnell als möglich entledigen zu können.“

„Teufel!“ kreiſchte der Lord und ſtürzte, ſo ganz ſeine Würde vergeſſend, in blinder Wuth auf den jungen Mann los, um ihn mit eigener Hand zu züchtigen; Michaul wich zurück, aber Kildare verfolgte ihn zornſchnaubend mit geballten Fäuſten: Da erhob ſich zu den Füßen des Sterbebettes die alte Peggy, die dort theilnahmlos zuſammengekauert geſeſſen hatte, und trat zwiſchen Dahna und ſeinen Verfolger. „Zurück, Kildare!“ ſprach ſie mit eiskaltem Tone, „und wage es nicht, dieſen anzurühren! Er ſteht unter meinem Schutz.“

Der Lord taumelte leichenblaß, wie vor einem Geſpenſt zurück, und ſchrie in einem faſt weinerlichen Tone, mit häßlich verzerrtem Geſicht: „Muß ich Dich ſchon wieder ſehen, alte Hexe! Was trittſt Du mir immer entgegen, Ungethüm? Hinweg, hinweg, ſag' ich, aus meinen Augen!“

Aber Peppo rührte ſich nicht von der Stelle und verſetzte mit höhniſcher Lache: „Bin ich euch jetzt zuwider, edler Lord? O, ich weiß Zeiten, und es iſt doch ſo lange noch nicht her, wo ihr entzückt ward, wenn mich eure Augen erblickten. Nun freilich die Zeiten ändern ſich, und die Menſchen mit. Ich verlange auch gar nicht, daß ihr mich anſehen ſollt. Dahier ſeht dieſe Leiche an, ein neues Opfer eurer Bosheit, geſtrenger Herr, denn an dem Tage, als Sir William O'Donnel und Tom Dahna erſchlagen wurden, wurde auch ihr der Tod eingeſchenkt; ſie führte ein kränkliches Leben, bis ſie das Siechbette ſuchen mußte, von dem ſie nicht mehr erſtand. Heute Abend iſt ſie vor Gottes Richterſtuhl getreten, um euch anzuklagen, ruchloſer Mann.“

Der Lord floh der Thüre zu; gleich ihm ſputete ſich Magiſter Ophiſtone, der die ehrwürdige Geſtalt des katholiſchen Prieſters, ein Kreuz vor ihm ſchlagend, in der andern Ecke erblickt hatte; Pater O'Kelly's große dunkle Augen und glänzendes Silberhaar leuchteten ihm geſpenſterhaft entgegen, und ohne alle Proteſtation räumte der Proteſtant, flüchtigen Fußes, den Kampfplatz, eh' noch einmal der Kampf beider Kirchen begonnen hatte.

Michaul rief dazwiſchen: „Nehmt dieſe Hütte, nehmt den elenden Hausrath! Auf dieſem Grund und Boden iſt doch meines Bleibens länger nicht, als bis ich der Leiche meiner Mutter die letzte Pflicht erwieſen habe.“

„Und bis ihr die Strafe für den Jagdfrevel, die Rückſtände und meine Gebühren bezahlt habt,“ ſetzte der zu ihm herantretende Conſtable hinzu, indem er jedoch, nicht ganz unbeſorgt für ſeine Perſon, den Stab mit dem königlichen Namenszuge als Schutzwehr vor ſich hinſtellte; „nicht einen Stundenſchlag früher zieht ihr ab, bis ihr alles bezahlt habt, bedenkt das wohl, guter Mann!“

„Bis ich bezahlt habe, ganz recht, geſtrenger Herr Conſtable,“ erwiderte Michaul.

In dieſem Augenblicke ſtürzte der Magiſter wieder ſchreiend in die Stube; ſeine Augen hingen wie erloſchene Sterne unter der Wölbung ſeiner Stirn, ſein ſchwarzes Haar ſträubte ſich; ihm folgte der Lord mit bleichen Lippen, zitternd vor Furcht und Schrekken. Beide ſtarrten mit vorgeſtreckten Händen nach der Thüre, durch welche vier Nachbarinnen, faſt alle von der Laſt der Jahre zuſammengedrückte Mütterchen, theils in verblichene rothe, theils in alte ſchwarze Mäntel gehüllt, denen Ande auf dem Fuße folgte, hereintraten. Während ſie das dünne graue Haar, von Sturm und Regen in Unordnung gebracht, unter die Tücher zurückſchoben, womit ſie den Kopf zum Schutz gegen das Wetter ſo dicht verhüllt hatten, daß ein hervorſtehendes Kinn bei der einen, oder eine lang gebogene Naſe bei der andern alles war, was man von den fleiſchloſen Geſichtern entdecken konnte, ſchritten ſie, die beiden Aelteſten auf Krückſtöcke geſtützt, unter ſchwindſüchtigem Huſten und heiſerem Keuchen durch die Verſammlung und näherten ſich nach kurzem Gruße dem Bette, ohne ſich weiter um die Anweſenden zu kümmern, legten dort die triefenden Mäntel ab und trafen ohne Weiteres ihre Anſtalten.

„Unſer Geſchäft iſt ſomit für heute vertagt und nach andern drei Tagen beſchloſſen!“ drängte Michaul.

Der Lord, ſich ſeiner Furcht ſchämend, räumte zum zweiten Male ſchnell das Feld, froh, ſo wohlfeilen Kaufes aus dem unheimlichen Hauſe zu kommen; ihm folgte der Magiſter, ängſtlich den Mantel des hohen Gönners ergreifend, auf dem Fuße, jedoch nicht ohne mit heimlichem Schauer noch einen flüchtigen Blick auf die mumienartigen Geſichter der Weiber und den Pater Auguſtin zu werfen, die mit grinſendem Lächeln dem verhaßten Verkündiger der ketzeriſchen Lehre nachſtarrten.

Viel geringere Abneigung, länger zu bleiben, zeigte ſowohl der Conſtable, als der alte Waldmann; ihre Blicke verweilten lüſtern auf einigen Whisky-Flaſchen, die Andy nebſt Tabak und Pfeifen aus ſeinem Korbe hervorholte und ſymmetriſch auf dem Tiſche zwiſchen den Teller und Gläſern ordnete. Gern hätten ſie an der Todtenwache und dem damit verbundenen Mahle Theil genommen, wozu ſie, als Angehörige des Orts, da ſie einmal zugegen, nach Landesſitte auch berechtigt waren, wenn nicht ein ſtrenger Ruf des Lords ihnen augenblickliches Folgen geboten hätte.

„Welch eine herrliche Nacht hätte hier für uns werden können, Gevatter!“ flüſterte der Conſtable.

„Schade um den ſchönen Whisky, den wir nicht trinken dürfen!“ ſeufzte der Waldhüter und ſchlich mit wehmüthigen Blicken hinter dem Manne mit dem Stabe zur Thüre hinaus. Kaum waren ſie fort, als die Familie Dahna mit dem Pater und Peppy am Heerde zur leiſen Berathung zuſammentrat.

„Kein anderer, als Sir O'Donnel, wird uns helfen,“ ſagte Michaul. „Er gab mir ſein Wort, er wird es halten, obgleich ich nichts Geringes bitte. Er wird uns aufnehmen, und können wir durch unſerer Hände Arbeit die große Schuld ſobald nicht tilgen, ſo kann ich doch, bei allen Heiligen! — wer weiß wie bald — mit meinem Blute dem theuern Herrn das Fehlende bezahlen.“

Bewegt ergriff Andy, der ſanft war, wie die Mutter, des Bruders Hand; mit Thränen im Auge hing Mora am Halſe des geliebten Mannes, deſſen letzte Worte ſie um ſo mehr erſchreckten, da ſie überhaupt in dieſer melancholiſchen Nacht eine bedeutende Aenderung in ſeinem ganzen Weſen wahrnahm.

„Sir Lewis hilft euch, Kinder!“ tröſtete Peppy; „er war vor kurzem in der Hütteſchenke und ſprach mit großer Liebe von dir, Mic! Und Pater O'Kelly legt ein gutes Wort ein.“

„Rechnet auf mich!“ verſicherte der Prieſter.

„Aber ſchnell, meine Lieben, muß hier gehandelt werden!“ fuhr Michaul fort, „denn meine Freiheit iſt bedroht, und euch, treuen Seelen, würde dann ein ſchützend Obdach und jeder Beiſtand fehlen. Wenn ich nicht eile, könnte es ſich leicht ereignen, daß, wenn nicht etwa ein guter Nachbar, oder deine Mutter, meine liebe Mora, oder ihr, Mutter Peppy, euch einen Platz an ihrem Heerde gönnten, trotz Sturm und Regen in dieſer böſen Jahreszeit, eine von den Höhlen euch aufnehmen müßte, ſo wie ſie ſchon manche von des edlen Lords vertriebenen Unterthanen rings umher bewohnen.“

„Dazu würde es in keinem Fall kommen, Herzenskleinod!“ verſicherte Peppy. Noch bleiben mir unfehlbare Mittel übrig, den Lord zu zwingen, euch eure Schuld bei Schilling und Pence zu erlaſſen, und euch, wenn ihr ſonſt wolltet, nicht im ruhigen Beſitz eures Häuschens zu ſtören. Doch davon wollen wir nur im äußerſten Nothfall Gebrauch machen. Tröſtet euch! Sobald Dora begraben iſt, wird ſich alles fügen.“

Die alten Frauen ſtimmten jetzt mit heiſern Kehlen ihre wild klingenden gäliſchen Geſänge an, ſchauerliche, markdurchbebende Weiſen, und verſahen dabei das ihnen, wie es ſchien, gar nicht unangenehme Geſchäft des Streckens der Leiche. Dann ſetzten ſie ſich, ſchmauſten, zechten, dampften Tabak und wurden ausgelaſſen luſtig. Die ganze Nacht hindurch wanderte die Whiskyflaſche von Mund zu Mund. Als der Tag graute, ſchied Peppy; der Pater blieb bis zu Dora's Beerdigung, welche am folgenden Nachmittage ſtatt fand, zu der auch Peppy wiederkehrte und faſt das ganze Dorf ſich einfand.

Auch der Conſtable, wie Shaun Donnough, der Wildhüter, ließen es ſich als ächte Söhne St. Patriks nicht nehmen, ſelbſt auf die Gefahr, ſich des Lords Ungnade zuzuziehen, bei dem Leichenſchmauſe zugegen zu ſein. Dem erſtern hatte ein Wink Peppy's die Gewißheit gegeben, daß er noch mehr, als ſeine Gebühren betrugen, vom großmüthigen Dahna erhalten werde, und der letztere hatte ſeinen Aerger, daß ihm jener ohne Befugniß ins Gehege gegangen war, ſo gänzlich vergeſſen, daß er noch ſpät am Abend vor dem Beerdigungstage außer einem Paar recht feiſten Kaninchen auch noch einige wilde Enten, zur Bewirthung der zahlreich erwarteten Gäſte, durch das Schiebfenſter der Hütte unter freundlichem Gruße hereinreichte.

Noch mehr aber freuten ſich die Bewohner des Dörfchens nach Beendigung der Mahlzeit, wobei ſie der Todten und den Lebendigen zu Ehren ſo viel Gläſer geleert hatten, wie ſie, um die zum Leichencondukt nöthige anſtändige Haltung nicht zu verlieren, vertragen konnten, als ſie vor die Hütte traten, um ihre rings um das Gehöft graſenden, oder wie in einem Feldlager angekoppelten Pferde zu beſteigen, ſowohl den Wildhüter als den Conſtable, die beiden einzigen

Perſonen der Geſellſchaft, die einen officiellen Charakter bekleideten, den erſtern ſogar in ſeiner glänzenden Livrée, ſchon hoch zu Roß, als Anführer des Zuges zu erblicken. Zur Ehre der beiden Männer ſei es geſagt, daß ſie die Leiche auf eine ſo würdevolle Art zur letzten Ruheſtätte geleiteten, wie es ihrer Meinung nach der älteſten Dienerin des vormaligen Herrn von Lindſayhall gebührte, und daß ſie ſich beide, nachdem ſie eine Hand voll Erde auf den Sarg geworfen hatten, ſtill in ihre Wohnungen zurückbegaben, während die Übrigen unter lauten, wehklagenden Todtengeſängen, Manche wohl auch im ſcharfen Trabe, zur Nachfeier des Tages in das Leichenhaus zurückkehrten.

Viertes Kapitel.

Greenlodge. — Ein unerwarteter Beſuch.

Michaul Dahna hatte ſich nicht in dem auf Sir Lewis O'Donnel geſetzten Vertrauen getäuſcht. So wohl ſeine Freiheit, auf die es der Grundherr, als ſeine kleine Habe, auf die es der Magiſter und der Pächter abgeſehen hatten, wurden durch die Freigebigkeit des Baronets geſichert, und er fand mit ſeiner Familie eine gütige Aufnahme zu Greenlodge.

Andy wurde zum Aufſeher des Parkes ernannt, der, wenn auch kleiner als der zu Lindſayhall, doch den letzten an eigenthümlichen, pittoresken Schönheiten bei weitem übertraf, während Michaul als Leibdiener des Baronets ſich einer Behandlung desſelben erfreute, die an Freundſchaft gränzte.

Der Winter verging den Bewohnern des reizenden, auf dem Berge gelegenen Landſitzes in tiefer Ruhe, und ungeſtört genoſſen ſie die Pracht des Frühlings

Perſonen der Geſellſchaft, die einen officiellen Charakter bekleideten, den erſtern ſogar in ſeiner glänzenden Livrée, ſchon hoch zu Roß, als Anführer des Zuges zu erblicken. Zur Ehre der beiden Männer ſei es geſagt, daß ſie die Leiche auf eine ſo würdevolle Art zur letzten Ruheſtätte geleiteten, wie es ihrer Meinung nach der älteſten Dienerin des vormaligen Herrn von Lindſarhall gebührte, und daß ſie ſich beide, nachdem ſie eine Hand voll Erde auf den Sarg geworfen hatten, ſtill in ihre Wohnungen zurückbegaben, während die Übrigen unter lauten, wehklagenden Todtengeſängen, Manche wohl auch im ſcharfen Trabe, zur Nachfeier des Tages in das Leichenhaus zurückkehrten.

Viertes Kapitel.

Greenlodge. — Ein unerwarteter Beſuch.

Michaul Dahna hatte ſich nicht in dem auf Sir Lewis O'Donnel geſetzten Vertrauen getäuſcht. Sowohl ſeine Freiheit, auf die es der Grundherr, als ſeine kleine Habe, auf die es der Magiſter und der Pächter abgeſehen hatten, wurden durch die Freigebigkeit des Baronets geſichert, und er fand mit ſeiner Familie eine gütige Aufnahme zu Greenlodge.

Andy wurde zum Aufſeher des Parkes ernannt, der, wenn auch kleiner als der zu Lindſayhall, doch den letzten an eigenthümlichen, pitteresken Schönheiten bei weitem übertraf, während Michaul als Leibdiener des Baronets ſich einer Behandlung deſſelben erfreute, die an Freundſchaft gränzte.

Der Winter verging den Bewohnern des reizenden, auf dem Berge gelegenen Landſitzes in tiefer Ruhe, und ungeſtört genoſſen ſie die Pracht des Frühlings und die Herrlichkeit des Sommers. Die Wiſſenſchaften, Jagd, Fiſcherei in den kryſtallhellen Gewäſſern der Bäche, ein Ritt längs des Geſtades der ſchönen Bai, ſelten ſchon nach einem der benachbarten Orte, gewährten dem Eigenthümer hinlängliche Zerſtreuung. So wenig die einzelnen Aufſtände und Kämpfe im Norden der Inſel, von denen einige blutig genug waren und die Empörer ſo kühn machten, ſogar die Hauptſtadt zu bedrohen, als die Demonſtrationen der königlichen Truppen und die von der Regierung getroffenen neuen, ſtrengen Maßregeln ſchienen ſeine Theilnahme zu erregen.

Die Behörden, welche anfänglich mehr auf das Betreiben der Lords Wexford und Kildare, als weil er ſich ihnen durch eine Handlung verdächtig gemacht hätte, ein wachſames Auge auf Sir Lewis hatten, mußten endlich glauben, daß er nicht der Mann ſei, der ſich mit den Bewegungen und Umtrieben ſeiner Landsleute beſchäftige. Und die Lage des Jagdſchloſſes war recht zur Einſamkeit und Zurückgezogenheit geeignet. Ganz abgeſchloſſen von der übrigen Welt, ragte das freundliche Gebäude aus der Nacht düſterer Tannenwälder, die die Caba-Berge krönen, empor und blickte auf die Bucht, über der es zunächſt lag, und weiter auf die Bai; kein Weg, ja nicht einmal ein Küſtenpfad ging hier vorüber; von drei Seiten

Seiten war es in geringer Entfernung von Felſen umgeben, an die das Meer ſich brandend ſchlug, und die vierte Seite war mit dichtem Wald bewachſen. Das Schlößchen ſelbſt, bequem und heiter, obgleich in altgothiſchem Geſchmack erbaut, gewährte aus ſeinen Fenſtern eine weite Ausſicht über Meer und Ufer; der Gebäulichkeiten umher waren zwar wenig, aber doch genug für eine ſo kleine Dienerſchaft, wie Sir Lewis O'Donnel unterhielt.

Eines Abends, als der Baronet mit der Flinte auf dem Rücken, von einem ſeiner auserleſenen Hunde begleitet, von einer Streiferei durch die Felſen zurückkam, fühlte er ſich vom herrlichen Anblick der Bai und der zauberiſchen Wirkung hingeriſſen, welche die untergehende Sonne auf Meer und Land hervorbrachte. Mit ſtummen Entzücken weilte ſein Auge auf dem weiten, vor ihm ausgebreiteten Waſſerſpiegel, der nur von einem leichten Abendwinde bewegt, vom flammendſten Glutroth, in den mannigfaltigſten Tinten, bis zum dunkelſten Purpur wechſelte, je tiefer die Sonne hinabſank. Rechts unter ihm die in der Bai liegende Inſel Baar mit einigen kleinen Nebeninſeln, links das ſchroffe Felſengebirge des Schiffskaps, in der Mitte das fluthende Meer. Bald ſtillſtehend, bald langſam weiter ſchreitend, hatte er ſich lange an dem prachtvollen Naturſchauſpiel ergötzt, als er um einen Berſprung tretend, der ihm die Ausſicht auf den andern Theil der Bai bisher verborgen hatte, ein kleines Fahrzeug erblickte, das, der Geſtalt nach ein Kutter- oder Lootſenboot, in der Entfernung von einer Meile Greenlodge gerade gegenüber zu kreuzen ſchien.

Der Fiſchfang an jenen Küſten iſt nicht beſonders ergiebig; außer Handelsfahrzeugen beſuchten ſelten andere als Stationsſchiffe oder patrouillirende Kreuzer die Bai; ein größeres Schiff, dem jenes vielleicht hätte als Führer dienen können, war nicht im Geſicht. Neugierig auf das Reiſeziel des Bootes, ließ ſich der Baronet auf einen Felsblock nieder und ſpähete mit ſeinem guten Dollond, den er ſtets bei ſich führte, nach den fernern Bewegungen des Fahrzeuges. Die Dämmerung fügte ihr Geſpinnſt allmälig zum dichten Gewebe zuſammen. Kaum vermochte O'Donnel noch die Umriſſe des Kutters zu erkennen, als er gewahrte, daß ein Ruderboot von jenem abſtieß und raſch in die Bucht hineinſteuerte, über welcher Greenlodge liegt, während das Schifflein, ſo viel er bemerken konnte, jetzt unbeweglich vor Anker lag.

Schnell hing er das Gewehr über und eilte, den Hund, der unter dem Geſträuche ſtöbernd abgeſtreift war, an ſich pfeifend, zum Strande hinab, um das entgegengeſetzte Ende der Bucht, wo er vermuthete, daß das Boot landen würde, noch vor demſelben zu erreichen.

Als er zur Stelle kam, gewahrte er auch ſchon die ungewiſſen Geſtalten der vier Männer, die anſcheinend den verwitterten Pfad, der von der Küſte aufwärts zum Schloſſe führte, aufzuſuchen bemüht waren. Sie ſtutzten, als O'Donnel ihnen plötzlich entgegen trat; doch minderte ſich ihre Überraſchung, da ſie nur einen einzelnen Mann vor ſich ſahen. Zwei waren der Kleidung nach Seeleute, aus deren Gürtel Piſtolenkolben hervorſchimmerten; der dritte, höher an Geſtalt, als die andern, war in einen weiten Mantel gehüllt, unter dem des Baronets ſcharfes Auge bei einer zufälligen Bewegung des Fremden, die den Mantel einen Augenblick verſchob, eine Militairuniform und einen Säbel erblickte, obgleich der Träger derſelben bemüht ſchien, beides zu verbergen.

„Wohin ſo ſpät, ihr guten Leute?“ redete O'Donnel die Matroſen an; „ihr ſeid des Weges nicht recht kundig, wie es ſcheint; kann ich euch Auskunft geben, ſo bin ich gern bereit dazu.“

„Das ſind wir freilich nicht,“ begann einer der Seeleute; „aber mich ſoll St. Patrik im letzten Sturm verlaſſen, wenn wir ſtatt des rechten Weges nicht den rechten Mann gefunden haben. Mit Verlaub, ſeid ihr nicht der junge Squire, Sir Lewis O'Donnel, Beſitzer des Waldſchlößleins da oben, auf welches wir eben zuzuſteuern im Begriff ſtanden?“

„Der bin ich allerdings, und auch Du kommſt mir bekannt vor, Alter.“

„I, freilich! das will ich meinen. Ich bin ja der Lootſe John Boyle aus Dunmoore, der euch im vorigen Herbſt glücklich herein ſpedirte und mit euch zuſammen auf Mic Dahna's Hochzeit war.“

„O alte, gute Seele, hätte mir die Dunkelheit erlaubt, dir gleich in dein treuherziges, runzliches Geſicht zu ſehen, ſo hätte es dieſer Demonſtration nicht bedurft. Willſt Du zu mir, John?“

„Bei St. Patrik, zu keiner Seele weiter, edler junger Herr. — Parker, trefflicher Hochbootsmann,“ wandte er ſich zu ſeinem Kameraden, „das nenn' ich Glück! wir haben gleich die rechte Priſe gekapert.“ —

„Die Segel des Bovſprit können ſich ja nimmer herrlicher fügen,“ rief der Angeredete dem hohen Manne zu, der mißtrauiſch und beobachtend, ohne zu reden, von fern geſtanden hatte. „Seht da, Sir Maaſim! Da iſt ja der Gentleman ſelbſt, den ihr ſucht. Seht nun ſelbſt zu, wie ihr mit ihm fertig werdet.“

„Aber macht ſchnell, beim heiligen Jeſus!“ ſetzte der etwas beleibte Hochbootsmann dringend hinzu, damit nicht etwa ein frecher Wachtkutter meiner Melly über die Raaen fällt. Es hat mich ohnehin ſchon gewundert, keine rothen Wimpel außer der Bai zu erblicken. Wenn ſo einer uns erſt gewahrt hat, dann heißt's — herunter mit der Flagge, die Segel geſtrichen! und ohne weiteres Federleſen müßt ihr mit ſammt uns die Höhe meſſen vom Deck zum Mainvard. He! was meint ihr, Herr? ein ſchlechter Spaß ſolch' eine Höhenmeſſung ohne Rechnung und Quadranten. Darum ſputet euch, ſo lange 's Fahrwaſſer hier noch offen iſt. John, ein Tropfen aus deiner Flaſche, während die Herrn da mit einander fertig werden, kann gar nicht ſchaden," wandte er ſich an den Lootſen, „und ihr Munſiur, ſchnell! ſchnell! gebt eure Ladung ab und ſorgt für Ballaſt auf die Rückfahrt! Nicht wahr, ihr verſteht mich ſchon!" ſetzte er auf die Flaſche deutend hinzu.

Der Franzoſe, von ſeinen Begleitern und den Umſtänden gleich ſtark gedrängt, begann endlich, Sir Lewis um einen Schrit näher tretend, mit folgenden Worten:

„Wenn Sie, mein Herr, derſelbe ſind, für den ſie dieſer Lootſe erkannt, ſo ſind Sie im Stande, mir den Namen eines Offiziers in der franzöſiſchen Armee zu nennen, mit dem ſie enger verbunden ſind, als durch den bloßen Namen der Freundſchaft."

„Hoch!“ erwiederte O'Donnel feurig. „O! ſagen Sie mir ſchnell, ſandte Sie der General an mich ab? Iſt der kühne, große Plan meines trefflichen Freundes zur Ausführung reif?

„So iſt's, mein Herr! Ich bin der Kapitain Dupont vom 16. Linien-Regiment. Der General ſendet Ihnen durch mich dieſe Depeſchen und Documente.“ Bei dieſen Worten zog er ein Paket hervor und überreichte es dem geſpannten Baronet, welcher daſſelbe ſchnell in ſeinen Buſen verbarg. „Ihnen mündliche Mittheilungen zu machen,“ fuhr der Offizier fort, „iſt hier weder die Zeit, noch der Ort. Handeln Sie jetzt zum Wohle Ihres Vaterlandes in Übereinſtimmung mit den von unſerm Gouvernement getroffenen Maßregeln. Es iſt ſein ſehnlicher Wunſch, Irland von dem ſchmachvollen Druck zu befreien, unter dem es zur Schande von Europa ſo hart darniederliegt. Es bedingt nichts dafür zum Lohn, als treue Bundesgenoſſenſchaft und Verpflegung der Truppen. — Unſere Vorbereitungen ſind getroffen; thun Sie jetzt Ihre Pflicht als gewiſſenhafter Patriot.

„Nur meinem Gewiſſen folgend,“ antwortete O'Donnel, „werde ich feſt und unerſchütterlich handeln, als ein Mann, der einmal das Rechte erwählt zu haben glaubt. Ich wirke nach meinen beſten Kräften zur Befreiung meines Vaterlandes, oder finde den Tod in dieſem Unternehmen. Darauf mein Wort, Kapitain, und hier meinen Handſchlag ſtatt meines Eides! Noch nie hat vor mir ein O'Donnel ſein gegebenes Wort gebrochen; ich werde nicht der erſte ſein, den man des Treubruchs in Irland anklagt."

„Es bedarf keiner andern Verſicherung!" erwiederte der Officier; „und es gereicht mir zur großen Beruhigung, ſo wie zum beſondern Vergnügen, in Ihnen den feurigen Mann gefunden zu haben, wie ihn mir die vielen Freunde, die Sie ſich während Ihres Aufenthalts in Frankreich unter den Unſrigen erworben haben, und noch Jemand, der Ihnen nahe ſteht, geſchildert hatten. Aber auch Beſonnenheit iſt nöthig, kalte Ruhe, mein Herr! Raſches Handeln bei klug berechneten Maßregeln! und wenn Sie meinen Rath nicht verſchmähen, Herr Baron, und nicht für Anmaßung halten, was mich ſowohl die Sorge für unſre Pläne, als auch für Ihres Landes Beſte und Ihre eigne Perſon, Ihnen noch zu ſagen treibt; ſo rathe ich ihnen, ſich jetzt ſcheinbar allen Zerſtreuungen und Freuden des großen Lebens zu überlaſſen. Keine Miene, kein ernſtes Nachdenken verrathe auch nur für einen Augenblick Ihren Feinden, oder denen, die angeſtellt ſind, Sie zu beobachten, daß Ihre Bruſt von andern Regungen bewegt wird, als von gewöhnlichen Tändeleien eines ächten man of faſhion. Seltener vermuthet man bei denen, die ſich im Champagner-Rauſche der Jugend toll geberden, verſteckte, tiefangelegte Pläne, als bei denen, die mit düſterm Feuer im Auge, nachdenklich die Stirn in Falten ziehend, kalt an der Freude vorübergehen, oder ſich in ihre einſamen Gemächer verſchließen, während die große Menge mit dürſtigen Zügen im Sonnenſtrahle der Freude den Nektar ſchlürft, den die gütige Natur auf den Lenz unſeres Lebens herabträufelt. Auf Ihrer Stirne, wo, um die Gefühle Ihres Herzens wahrhaft zu bezeichnen, die marmorkalten Züge eines ſtrengen Ernſtes thronen müßten, ſei Luſt und Sonnenſchein gelagert, umkränzt von roſiger Laune. Und wenn es dann gilt: Kampf, unabläſſiger Kampf, Ausdauer! So allein wird es Ihnen möglich werden, Ihrem Vaterlande zu verſchaffen, wonach es ſchon ſo lange vergebens gerungen hat — die Freiheit. Sie ſelbſt waren in Frankreich Zeuge, wie manche, die nach dem großen Ziele ſtrebten, ermattet auf halbem Wege unterlagen. Sie ſelbſt haben den Kampf geſehen, den die Menſchen grauſam mehr mit den Menſchen, als mit den Meinungen kämpften, bis endlich der kalte Verſtand, wiederum durch das wärmere Gefühl geleitet, den verſtummten Herzen die größere Herrſchaft einräumte. Ich habe den ganzen Kampf mit durchgekämpft, Sir Lewis! Das große Ziel, nach dem Millionen ſtrebten, es war des heißen Streites werth; der Preis jedoch dafür, das Blut, die edlen Menſchenleben alle, die wir dafür geopfert, er war hoch, zu hoch beinah, für das, was wir errungen. Allmälig, es iſt wahr, jedoch nur ſehr langſam, verharrſchen jetzt in Frankreich die Wunden, und edle Früchte reifen hie und da aus blutiger Saat. Darum alle menſchliche Vorſicht angewendet, Sir O'Donnel! Das Land, wo ſolch ein Verſuch mißlingt, blutet Menſchenleben hindurch aus einer immer offenen Wunde. Die Directoren vertrauen Ihnen ebenſo, wie der General Hoche und die übrigen Anführer. Frankreich erwartet, ſo wie die Expedition den Fuß ans Land geſetzt hat, den allgemeinen Aufſtand und wird dann das Unternehmen eines ganzen Landes, nicht eines Einzelnen mehr, kräftig unterſtützen. Herr Baron, prüfen Sie ſich wohl, bevor ich Sie verlaſſe. Von der Meldung, welche ich jetzt mache, hängt nicht allein Ihr Wohl und das von tauſenden Ihrer Mitbürger, ſondern auch das von tauſend braven Franzoſen ab, welche für Irland zu kämpfen und zu bluten freudig über den Ocean ſchiffen!"

„Des Vaterlandes Ruf iſt es, dem ich folge!" rief O'Donnel mit ſtrahlendem Auge; „ſeine Stimme iſt zu ernſt, als daß ſie mich nicht gebieteriſch mahnen und vorwärts treiben ſollte. Für dich alſo, mein Vaterland, zum Kampf! Doch nicht für meine Rache, nicht um des Vaters Blut, nicht um das ſelbſt erlittene Unrecht auszuwetzen! Sagen Sie dem hochherzigen Hoche, daß ich ihm ſobald als möglich die genaueſte und ausführlichſte Antwort überſchicken werde. Dort mein alter Freund Boyle übernimmt ſchon die Botſchaft nach Frankreich. Einſtweilen bringen Sie dem General meine Grüße und die Nachricht, daß ich eines der Häupter der großen iriſchen Verſchwörung bin, die von jenem Verein ausgeht, der Ihnen jedenfalls ſchon unter dem Namen der vereinigten Irländer bekannt ſein wird. Bemerken Sie ihm gefälligſt, daß ich unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes einen großen Einfluß auf die Männer des Vereins ausübe, die zu einer erſtaunlichen Anzahl gewachſen ſind, und obgleich ich hier im Süden der Inſel ſehr ruhig lebe, ich doch im Norden viel wirke und dort namentlich den tollkühnen Leslie zu mehr Beſonnenheit bewogen habe. Schon habe ich den übrigen Häuptern des Bundes Hoche's großen Plan mitgetheilt, und mancher Segenswunſch für ſein Wohl iſt von Irlands grüner Inſel zum Himmel geſtiegen. Ich werde nun ſo ſchnell, als es angeht, um jegliches Aufſehen zu vermeiden, mit meinen Verbündeten alle nöthigen Vorkehrungen treffen. Wir ſind jetzt erſt im Ende Auguſt und können bis zum Winter noch Großes bewirken. Wo Muth, Begeiſterung für die Sache, heilige Liebe zum Vaterlande nicht fehlen, da werden auch die größten Schwierigkeiten überwunden! Im Uebrigen werde ich mich genau nach den mir von Ihnen übergebenen Inſtructionen richten. Sagen Sie den Directoren, daß die Männer, die den Aufſtand leiten, auch zu kämpfen wiſſen; daß ſie den Tod nicht ſcheuen, daß keiner von allen denen, die ich kenne, zum Verräther wird. Kampf alſo, Kapitain! denn Freiheit iſt ſein großes Ziel!“

„Als Abgeſandter des General's Hoche bin ich nun mit Ihnen fertig, Herr Baron,“ redete Dupont jetzt viel freundlicher und herzlicher, als früher. „Erlauben Sie nur noch einige Worte in meinen Angelegenheiten hinzuzufügen und Ihnen als mein eigener Abgeordneter dieſen kleinen Brief zu überreichen. Da mich aber die Vorausſetzung, ich würde Sie auf Ihrem Schloſſe aufſuchen, und Sie dieſe von lieben ſchönen Händen geſchriebenen Zeilen in meinem Beiſein entziffern, betrogen hat und die Dunkelheit der Nacht Sie jetzt am Leſen hindert, ich aber froh, Sie dahier getroffen zu haben, nun gleich wieder auf das Boot will, um ſo ſchnell als möglich, bevor der Mond aufgeht, an Bord des Veloce zu gelangen, der auf meine Rückkehr wartend, im Kanal kreuzt: ſo ſehe ich mich genöthigt, Ihnen die Verfaſſerin dieſes Briefleins zu nennen; denn daß es von einer Dame iſt, werden Sie an ſeiner niedlichen Form ſchon errathen haben. Es iſt Miß Suſanna O'Donnel, Ihre Schweſter, mit welcher ich durch die Güte des Generals Hoche bekannt wurde, und die ich ſo glücklich bin meine verlobte Braut zu nennen."

„Wie?" rief Lewis überraſcht; „Sie ſind der Kapitain, von dem mir die wilde Suſanna im vorigen Jahre ſchrieb, ohne mir ſeinen Namen zu nennen?"

„Es geſchah mit Fleiß, mein Lieber, ich wollte erſt Ihre perſönliche Bekanntſchaft machen; aber als ich nach Breſt, Ihrem damaligen Aufenthaltsorte, kam, waren Sie bereits nach Irland abgereiſt. Mich führte die Kriegsgöttin in die Vendée gegen die verblendeten Kinder Frankreichs. Welchen unſterblichen Ruhm ſich Hoche dort erfochten, iſt Ihnen vielleicht in Irland bekannt worden. Jetzt nach Paris zurückgekehrt, beſtimmte mich der General aus keinem Grunde weiter zu dieſer Sendung, als damit ich mich Ihnen zugleich als künftiger Schwager vorſtellen könne. Denn nach meiner glücklichen Rückkehr reicht mir meine geliebte Suſanne die Hand vor dem Altare, wenn Sie, mein theurer Bruder, nichts dagegen einzuwenden haben."

„Wer General Hoche's Vertrauen beſitzt, muß ein Ehrenmann ſein und iſt mir willkommen. Glück und Segen, mein neuer Bruder, mir zwiefach werther Mann! Suſanna iſt ein Edelſtein. An mein Herz, Kapitain, damit das Ihrige daran ſchlage! Schade, daß uns die Nacht verhindert, uns ganz genau zu betrachten; doch erlaubt mir das gütige Sternenlicht ſchon, mir Ihre edlen Züge tief in die Seele zu prägen.“

„Und ich habe in Ihrem Geſicht die Züge meiner theuren Braut erkannt. Noch einen Kuß, und nun Adieu, auf baldiges Wiederſehen!“

Sir Lewis trat jetzt mit zu den Seeleuten, die ſich am Strande gelagert, noch immer ganz angelegentlich mit ihrer Rum-Flaſche beſchäftigten, ohne ſich um die Unterredung zu bekümmern oder an die Abfahrt zu erinnern, und machte ſie darauf aufmerkſam, daß ſie ſich ſo lange als möglich dicht unter dem Lande halten möchten, ſo lange ſie die Felſen der Bai im Geſichte hätten, indem Abends von den königlichen Truppen Nachtpoſten auf den Höhen ausgeſtellt würden; daß ſie aber ſpäterhin ſo bald als möglich aus dem Bereiche der Küſten zu kommen bemüht ſein müßten, indem ſich der Kriegskutter Alacrity und die Swiftſure-Brig mit dem Aufgange des Mondes in Bewegung ſetzten, um bis mitten in den Kanal, wenn es der Wind erlaubte, auf Recognoſcirung zu kreuzen.

„Wir kennen das Fahrwaſſer, Sir,“ ſagte Parker, während er ſich aufrichtete, „bis auf eines Fadens Tiefe längs der ganzen Küſte von hier bis Cove o' Cork; auch liegen wir heute unter dieſem Strude nicht zum erſtenmal vor Anker. Von hier ab heißt's — kräftig die Ruder gezogen bis hin zur kleinen Molly; dann ſteuern wir mit dem Hauptſegel auf Cap Mizen los, von da weiter zum Sande von Innisherkan. Das Loth findet da auf zwei Faden Grund. Kein größeres Fahrzeug als das unſrige kann dort ſo nahe, als wir, vorüber. Dann alle Segel beigeſetzt, die nur der Kutter tragen kann, und ehe der Morgen tagt, ſind wir bei dieſem Nordweſtwinde unter den Kanonen der franzöſiſchen Flotte. — Tragt nur ein wenig Sorge, Gnaden,“ fuhr er lachend fort, „daß dieſe hier“ — dabei drehte er die leere Flaſche um, „noch ein Mal gefüllt wird, — dann kümmert euch nicht weiter um uns und den Gentleman da. Eben ſo ſicher, wie ihn die ſchmucke Molly zu euch herüberführte, ſoll ſie ihn, bei Pierce's feſtem Kopfe! bis zum Franzoſenſchiff bringen. Denn, glaubt mir's nur, lieber Herr, das kleine Ding dort tanzt euch über die ſalzige Fluth ſo keck, als irgend eine ihrer Namensſchweſtern, auf Erins feſtem Grund und Boden im luſtigen Reel.“

Dupont ſchlug die dringenden Bitten des Baronets aus, auf dem nahen Landhauſe, ehe er wieder an Bord ging, einige Erfriſchungen einzunehmen. Lewis ſchied daher nach Kuß und biederm Händedruck von dem Officier, den er in der kurzen Zeit ihres Beiſammenſeins ſo lieb gewonnen hatte, trug ihm tauſend herzliche Grüße an Schweſter und Tante auf, wünſchte nochmals Glück zur Hochzeit, verſicherte dem treuherzigen Seemann, daß in wenigen Minuten der gewunſchte Ballaſt am Ufer ſein ſollte, und ſchlug dann eiligen Schrittes den kürzeſten Rückweg zum Schloſſe ein. Dort gab er ſchnell Befehle, und nach wenigen Minuten ſchon eilte Michaull Dahna mit kalter Küche, einigen Flaſchen Portwein und einem anſehnlichen Kruge des beſten alten Whisky für den Kapitain und die Schiffsmannſchaft der Molly bergab, der Bucht zu. Als er zurückkam und dem Baronet den letzten Gruß von Dupont und den Dank des Lootſen und des Hochbootsmannes überbrachte, rief ihm O'Donnel mit leuchtenden Augen entgegen: „Wir reiſen morgen!“ indem er die flüchtig durchleſenen Inſtructionen zur Seite ſchob und dem überraſchten Diener die Hand vertraulich auf die Schulter legte. „Doch, nein! übermorgen, in nächſter Woche erſt, da noch manches zu beſorgen iſt, und ich will überhaupt keine Uebereilung. Wird denn nimmer dies heiße Blut ſich bequemen, fein langſam durch die Adern zu ſtrömen! — Beſorge das nöthige Gepäck, mein treuer Burſche! auf Monate, verſtehſt Du? Unterſuche den leichten Wagen. Du begleiteſt mich. Dein Bruder Andy ſoll auf das Haus ſehen; Fitzgerald beſorgt unterdeſſen den Park mit, und Rob Hudſon folgt uns mit den Jagdpferden. Sorge dafür, daß die Eiſen nachgeſehen und die ganze Equipage im tüchtigen Stande iſt. Das Ganze iſt überhaupt eine Jagdreiſe nach meinem alten lieben Balliford in der Killala-Bai; verſtehſt Du?! Die Ernte iſt bald vorüber, die Felder werden leer. Zuvor werden noch einige luſtige Freunde beſucht, die ich gar lange nicht geſehen habe; dann geht's auf die Haſen- und Hühnerjagd in Balliford und der Umgegend, und endlich folgt die Krone der Jägerfreude — die Jagd des liſtigen Fuchſes. — Du weißt nun, Mic, was Du den Leuten zu ſagen haſt, wenn ſie ſich wundern ſollten, daß einiges Leben in unſere Einförmigkeit kommt."

Michaul verzog den Mund zu einem liſtigen Lächeln und nickte dabei bedeutungsvoll mit dem Kopfe, als wolle er zu verſtehen geben, daß er auch etwas weniges von dem verborgenen Sinne der Worte ſeines Herrn verſtehe; dann aber warf er, wie in einer Anwandlung von Rührung, einen langen ſchmerzlichen Blick auf den Baronet, ſo daß dieſer erſtaunt, eben im Begriff war, nach der Urſache dieſer plötzlichen Bewegung zu forſchen, als der erſtere, die Rechte auf ſein Herz drückend, unter den Worten: „Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, Sir Lewis!“ das Zimmer verließ, um ſeine Rührung, deren er dieſes Mal zu unterliegen fürchtete, zu verbergen.

Einige Tage ſpäter hielt der — wie man ſehen konnte — für eine längere Abweſenheit gepackte Reiſewagen des Baronets vor der Auffahrt. Rob Hudſon führte ein Paar der edelſten Jagdpferde umher, welche er nur mit Mühe von ihren luſtigen Sätzen über dem kurz gehaltenen Raſen auf den breiten Kiesweg zurückbringen konnte, der ſich zwiſchen den ſchönſten Luſtgebüſchen und Blumenpartien nach dem Schloſſe hinzog; und zwei Koppel auserleſener Hunde heulten vor Freude, aus dem Zwinger erlöſt zu ſein, und zerrten, ungeduldig dem Aufbruche entgegenſehend, an der Leitſchnur, womit ſie der Wärter noch zurückhielt. Um den Reitknecht und den Hundeführer ſprang freundlich und dienſtfertig Tim Rauthan's kurze Geſtalt, fragte den und jenen vertraulich, holte dies und das herbei und ſchnoberte in allen Winkeln umher.

Endlich erſchien Sir Lewis reiſefertig in der Thüre und gab jedem Einzelnen ſeiner zurückbleibenden Dienſtleute, auf deren Treue er ſich verlaſſen konnte, und die jetzt um ihn verſammelt ſtanden, Befehle für die Zeit ſeiner Abweſenheit. Michaul trug mehrere Gewehre, Piſtolen und andre Waffen und Jagdgeräthe herbei, ordnete alles ſorgſam in den Ecken und Taſchen des Wagens, und Tim drängte ſich herbei, um zu helfen, wobei er manche Frage nach Zweck und Ziel der Reiſe wagte, die von Dahna auch umſtändlich beantwortet wurde. Jetzt ſprang Sir Lewis in den Wagen; Michaul warf den Schlag zu, und küßte ſeiner Mora, die der baldigſten Erfüllung ſchöner Mutterhoffnungen entgegenſah, Stirn und Mund zärtlich, flüſterte ihr noch einen herzlichen Glückwunſch für die ſchwere Stunde zu und nahm ſeinen hohen Sitz vorn ein. „Rechts durch die Barriere!“ rief er dem Kutſcher zu, als ſie den Ausgang des Parks erreicht hatten, und dieſer ſich fragend nach ihm umſah.

Sobald der Wagen langſamer fuhr, fragte der Baronet den Diener: „Sag' mir, Mic, was kriecht denn der kleine Froſch aus der Heideſchenke immer auf Greenlodge umher? Oft hab' ich ihn ſchon in den Ställen bemerkt, und ſeine vertraute Unterhaltung mit meiner Dienerſchaft fängt mir allmälig an verdächtig zu werden. Zuweilen iſt mir's ſchon ſogar geweſen, als ſchliche er durch den Wald, wenn ich Abends von der Jagd heimkehrte.“

„O, ich habe ſchon lange einen Zahn auf den alten Sägebock," verſetzte Michaul. „Wollte mich der Burſche doch vorgeſtern ausfragen, was wir für fremden Beſuch gehabt, und als ich verſicherte, es ſei keine fremde Seele auf unſer Schloß gekommen, behauptete er mir ins Geſicht, ein Kutter ſei in die Bai gelaufen und habe ein Boot in unſre Bucht geſchickt. Ein Beweis, wie der kurze Schelm aufpaßt."

„Und was ſagteſt Du ihm?"

„Was mir Ew. Gnaden aufgetragen; er ſchüttelte zwar ungläubig den Kopf, aber ich machte es ſehr natürlich."

„Wenn wir nach Greenlodge zurückkommen, müſſen wir ein ſcharfes Auge auf den kleinen Kauz haben, und ihn uns mit Manier vom Halſe zu ſchaffen ſuchen, ohne daß wir ſeine Muhme, die alte Peppy in der Heideſchenke, beleidigen."

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Sir!"

Und die Goldfüchſe brauſten wieder in ſchnellem Laufe davon.

Fünftes Kapitel.

Kildare in wahrer Geſtalt. — Miß Eliſabeth ihrem Vater gegenüber. — Lord Wexford.

Lord Kildare war von einer ſchnell und ziemlich geheim gehaltenen Reiſe nach Lindſarhall zurückgekommen. Man wußte hier nicht anders, als er ſei, um Pachtgelder einzukaſſiren, in ſeinen nördlichen Beſitzungen geweſen und habe zu dieſem Zwecke einige Wochen in Rougholigh am Earnſee, ſeinem ehemaligen Aufenthaltsorte, verweilt. Miß Anna Reil, die Haushälterin, und James Merries, der Leibdiener, die er beide mit fortgenommen, waren nicht mit zurückgekehrt. Seit ſeiner Rückkunft war der Lord zu Hauſe ſehr unruhig, in Geſellſchaft ſehr zerſtreut und unnatürlich luſtig; ein ſcharf beobachtendes Auge konnte ihm den Zwang anſehen. Die in der Umgegend beginnenden Jagden führten ihn von einer Fête zur andern, aber er wurde dieſes Lebens doch eigentlich nicht recht froh. Abends ſpät und manchmal ſogar in der Nacht hatten Männer geheimen Zutritt in ſeine

Gemächer, unter welchen ſich einige ſeiner Pächter befanden; die vorzüglichſte Perſon unter ihnen war aber Tim Ruuthan. Endlich langte eines Abends James Morries zu Pferde auf dem Schloſſe an, aber nicht wie ein Diener, ſondern wie ein Gentleman, in vornehmer, gutgewählter Kleidung, einen Reitknecht des Lords hinter ſich, der unſtreitig für ſeinen eigenen gegolten hatte. Lord Kildare hatte kaum vernommen, daß ſein Leibdiener wieder eingerückt ſei, als er ihm ſchon einen Boten mit dem dringenden Befehl ſchickte, ja ſogleich und ohne ſich erſt den Staub von den Stiefeln zu kehren, hinauf zu kommen. Er eilte dem Eintretenden bis an die Thür entgegen und rief ihm in der höchſten Spannung der Erwartung zu: „Nun?“

„Alles glücklich ausgekundſchaftet!“ verſetzte Morries mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit. „Nicht auf Balliford, ſeinem Gute in der Killala-Bai, nicht in Dublin, nicht in Cork, nicht in Werford war Sir Lewis, ſondern in Waterford, und dort ſind jetzt alle Häupter der Verſchwörung verſammelt, zu denen, wie mir über allen Zweifel klar geworden iſt, O'Donnel gehört. Und daß ſie mit der Regierung der franzöſiſchen Republik in Verbindung ſtehen, iſt eben ſo gewiß, ob nun durch Lewis oder Andere, hab' ich nicht ermitteln können.“

„Durch ihn! durch ihn!“ rief Kildare heftig. „Tim's ſpäter eingezogene Nachrichten über den Kutter in der Bantrybai, der ſpät Abends ein Boot nach Greenlodge zu ſandte, beweiſen bis zur Evidenz, daß Franzoſen am Bord deſſelben waren, die mit meinem lieben Pathen verkehrten. Tim hat einen Reitknecht gewonnen und von demſelben erfahren, daß Sir Lewis Abends, als er von der Jagd zurückkehrte, Lebensmittel an das Ufer hinabſchickte und ſelbſt die halbe Nacht in Papieren las, daß am folgenden Tage die Reiſe beſchloſſen war.“

„Ich widerſpreche nicht,“ nahm James das Wort; „denn Lewis wird von allen Verbündeten ſehr hoch geachtet, wie ich überall bemerkte.“

„Hat er dich erkannt?“

„Schwerlich. Ich verſtehe ſchon den Gentleman ganz fashionable zu ſpielen. Weder Sir O'Donnel, noch ein Andrer ahnte in mir Ihren Kammerdiener, Mylord. Nur Mac Dahna mußte ich oft aus dem Wege gehen; er war der einzige Kerl, der mich kannte. Doch in die Geſellſchaften, wohin ich ging, durfte er nicht, und ſo kam ich glücklich durch.“

„Nun gut! Ich bin mit deiner Sendung zufrieden, ſo ſehr, daß ich dir gleich wichtigere und lohnendere Aufträge. Ich habe dich mit der größten Ungeduld erwartet, James, um dich nämlich gleich wieder fortzuſchicken. Vor allen Dingen mußt du wiſſen, daß auch ich die Reſultate meiner Reiſe nur ſehr günſtige nennen kann. Es iſt mir geglückt, mir das Vertrauen einiger der Häupter der Verſchwörung zu erwerben. Ich habe ſogar mit dem wilden Leslie geſprochen. Sie rechnen gewiß auf franzöſiſche Hülfe, und, ſo wie die Lage der Dinge jetzt iſt, kann man nicht Untrüglicheres annehmen, als daß Frankreichs Directorium ſein Hauptaugenmerk auf Irland richten wird, um es von England loszureißen und den Krieg gegen die ſtolzen Britten von hier aus zu führen. Ich würde nicht anders handeln, wenn ich die Macht des Gouvernements von Frankreich in den Händen hätte. Und was hat England den ſiegreichen Franzoſen entgegen zu ſetzen, wenn ſie nach Irland kommen? Der Haß gegen die Britten iſt jetzt ganz allgemein in Europa verbreitet. Preußen hat Frieden mit Frankreich geſchloſſen und iſt von England abgeſprungen; Spanien und die Niederlande haben ſich ſogar mit der neuen Republik gegen England verbunden; die Kaiſerin von Rußland iſt todt und die ruſſiſche Freundſchaft mit ihr abgeſtorben; Italien iſt in Bonaparte's Händen; die Nordamerikaniſchen Staaten drohen trotz des neuen Vertrags mit Krieg. England ſteht ganz allein, ganz verlaſſen, und Frankreich iſt jetzt der mächtigſte Staat auf der Welt. Sieh, mein guter Junge, das habe ich wohl bedacht und überlegt, und nach langem Nachdenken brachte ich heraus, daß man nichts Klügeres thun könne, als ſich auf alle Fälle vorzubereiten. Es iſt alſo höchſt wahrſcheinlich: die Franzoſen werden kommen, denn die verſchworenen Irländer haben ſie eingeladen; dann: die Franzoſen werden ſiegen, denn ſie ſind mächtiger, als die Engländer, endlich: die Freunde der Franzoſen werden ſodann hier die Herren ſpielen, die Freunde der Engländer dagegen mit Schimpf und Schande davon gejagt werden. Wie nun die Sachen jetzt ſtehen, könnte es ſich gar leicht fügen, daß mein guter Taufpathe wieder Herr von Lindſayhall und noch andern mir gehörigen Gütern würde, ich aber im günſtigſten Falle Reisaus über den St. Georgskanal nehmen müßte. Ich bin aber ein Irländer und werde niemals ein Engländer werden. Die Sachen müſſen alſo anders gelegt werden, d. h. es müſſen gute Anſtalten getroffen werden, daß ich ein noch beſſerer Franzoſenfreund ſcheine, als O'Donnel; ein weit mächtigerer und einflußreicherer bin ich denn doch jedenfalls. Das wird den fünf Directoren in die Augen ſpringen, ſo wie es vielen der Verſchworenen in die Augen geſprungen iſt. Ich habe aber eben mit gutem Bedacht das Wort ſcheinen gebraucht;

denn ſieh, mein Junge, ich muß auch eben ſo gut der eifrigſte Freund der Engländer, der unterthänigſte und gehorſamſte Diener des großbrittanniſchen Gouvernements ſcheinen, denen die Würfel gefallen ſind. Du weißt, ich bin ſo wenig der Freund Englands, wie der Freund Frankreichs; ich bin der Freund des Staats, von dem ich den größtmöglichen Vortheil zu ziehen im Stande bin. Wer aber vermag den Gang menſchlicher Dinge mit Gewißheit vorauszuſagen? Können ſich in Frankreich die Umſtände nicht abermals ändern, und die Expedition nach Irland unterbleiben? Können ſelbſt die gelandeten Franzoſen nicht von den Engländern geſchlagen werden? Genug, die Klugheit gebeut, ſich mit den verſchworenen Irländern zu verbinden; die Vorſicht erheiſcht, ſich ihnen nicht ganz und unbedingt hinzugeben. Die Klugheit gebeut, das franzöſiſche Directorium glauben zu machen, daß ich ihm ganz ergeben und mehr ergeben bin, als alle andern Verſchworenen; die Vorſicht erheiſcht, daß ich mir den Rückzug gedeckt habe, d. h. die Verſchworenen dürfen durchaus keine Ahnung haben, daß ich mit den Directoren perſönlich unterhandle. Darin beſteht der Hauptcoup meiner Politik, mich auf eigne Fauſt mit Frankreich zu verbinden, während ich den Verſchworenen weißmache, ich ſei allein von ihnen abhängig. In dieſem Sinne habe ich mit ihnen geſprochen. Ich machte ihnen begreiflich, daß meine bedeutende Stellung mir nicht erlaube, mich geradezu für ſie zu erklären, daß ich aber im Fall einer franzöſiſchen Invaſion eine ihnen weit günſtigere Stellung einnehmen und meinen Einfluß zu ihrem Vortheil anwenden werde. Dagegen bedingte ich ſtrengſte Verſchwiegenheit nicht nur gegen die Königlichen, ſondern auch gegen die übrigen Verſchworenen und vor allen gegen Lewis O'Donnel. In Berückſichtigung der zwiſchen mir und ihm obwaltenden geſpannten Verhältniſſe wurde mir von meinen neuen Freunden ſtrengſte Verſchwiegenheit zugeſchworen; ich mußte ihnen dagegen ſchwören, Niemand auf der Welt jemals ihre Namen zu nennen. Und ſo habe ich ſie auch dir, mein treu ergebener Diener, verſchwiegen. Namen thun auch gar nichts zur Sache. Es handelt ſich jetzt allein darum, daß du als mein Bevollmächtigter dich unverzüglich nach Frankreich hinüber ſtiehlſt und mit den Directoren in Unterhandlung trittſt."

„In dieſer Nacht noch, Mylord, wenn Sie wünſchen."

„Deine Bereitwilligkeit iſt mir bekannt, eben ſo Deine Klugheit. Von der letztern hängt meine künftige Stellung ab. In Frankreich werden ſie noch viel weniger den Diener aus Dir herausriechen, als in

Deinem eigenen Vaterlande. Als Edelmann, als mein Vaſall, mein Freund führſt Du Dich dort ein. Die erſte Bedingung von unſerer Seite iſt ebenfalls die ſorgfältigſte Geheimhaltung des Plans; die zweite, daß Irland Republik werde, wie Frankreich; die dritte, daß ich die Hauptſtimme im künftigen Directorium Irlands erhalte. Von dieſen drei Punkten darfſt Du nicht abgehen. Haben wir die erlangt, dann laß die Franzoſen kommen! Siegen ſie, ſo kommt die höchſte Gewalt in meine Hände. Die Verhältniſſe bleiben nicht, wie ſie ſind. Ich werde Lord Gouverneur, Protector, Dictator der Republik. Meinſt Du, ich werde es dann nicht klüger machen, wie Julius Cäſar oder Olivier Cromwell? Was könnte mich hindern, mir bei einem neuen Wechſel der Dinge die Königskrone aufzuſetzen? Es liegt im Kreiſe der möglichen Dinge, warum ſollten wir durch kluge Operationen nicht dahin kommen? Und Du, mein Freund, wirſt dann erſter Miniſter, meine rechte Hand, die Du jetzt ſchon biſt, und Ruhm, Ehre und Reichthum winken Dir als belohnendes Ziel. Die Welt ſoll es wiſſen, was ich Dir zu verdanken habe.“

Der Diener war lächelnd dem kühnen Gedankenfluge ſeines Herrn gefolgt, ohne den Rauſch zu theilen, der ſich Kildare's Kopf bemächtigt hatte. „Und wenn unſer Plan mißglückt?“ fragte er nüchtern.

„So bleibe ich der getreueſte und ergebenſte Diener Sr. Majeſtät des Königs von Großbritannien, wie ſeither, und werde Mittel finden, dem Lord Gouverneur von Irland von meiner unwandelbaren Treue glänzende Beweiſe zu liefern und ihn zu überzeugen, daß kein Herz auf der Inſel für des Königs Sache wärmer ſchlägt, als das meinige. Du ſiehſt, James, daß mit Klugheit hier nichts zu verlieren, wohl aber Alles zu gewinnen iſt. Während Du in Frankreich biſt, erhält Lord Wexford, der königliche Oberſte und nächſtens General-Adjutant des Gouverneurs, die Hand meiner Tochter. Dieſe Verbindung muß jeden Schein, der durch Zufall auf mich fallen könnte, von vorn herein entfernen; ich gebe den Königlichen Jagden und Feſte, bis die dreifarbige Fahne auf den Mauern unſerer Städte weht. Hältſt Du mich für einen Stümper, James? Ich habe es durch Klugheit bis zu einem der mächtigſten und reichſten Beſitzer der Inſel gebracht; ich gedenke es noch weiter zu bringen. Ich fühle etwas von Cromwell's Geiſt in mir, und der ſtolze Knabe O'Donnel ſoll noch der Bannerträger meines Ruhmes ſein."

„Ich muß bekennen," warf James ein, „daß ich von Sir Lorm viel, ja Alles fürchte. Wenn uns etwas gefährlich werden kann, ſo iſt es ſeine finſtre, ſchwärmeriſche Vaterlandsliebe, die mir von ſonſt noch bekannt iſt. Das gemeine Volk iſt ihm faſt mit Abgötterei ergeben; ſein Name hat bei den Vornehmen einen guten Klang und ſein Aufenthalt in Frankreich gibt ihm ein ſtarkes Gewicht bei ſeiner Partei."

„Es iſt wahr," verſetzte der Lord, „dieſer Menſch iſt uns ſehr zur ungelegenen Zeit nach Irland zurückgekommen; doch ſeh' ich ihn jetzt hier immer lieber, als in Frankreich, wo er mir höchſt gefährlich werden könnte. Jetzt ſtehen uns genug Mittel zu Gebote, ihn unſchädlich zu machen."

„Nur keine gewaltſamen, Mylord! Das wäre ſo gewiß unſer Untergang, als ich die Ehre habe, vor Ihnen zu ſtehen. Die Landleute ſchlügen uns mit Dreſchflegeln todt."

„Nicht doch! das mein' ich auch nicht. Da liegt die beſte Gelegenheit, O'Donnel in Paris in ein ganz zweideutiges Licht zu ſtellen. Du erzählſt, daß ich in Beſitz von O'Donnels Gütern gekommen bin und daß er mich haßt; ſetzeſt dann hin, wie er wohl wiſſe, daß ich mich den modernen Anſichten neige, und ihm ſogar eine dunkle Kunde zugegangen ſein müſſe, daß ich mit der franzöſiſchen Regierung in Verbindung ſtehe. Um nun gewiß zu gehen, habe er ſich ebenfalls den Verſchworenen beigeſellt und ſichwie mir wohl bekannt wäre, mit dem Directorium und deſſen Geſchäftsträgern in Unterhandlungen eingelaſſen, keineswegs aber aus Liebe zu ſeinem Vaterlande, ſondern um mich ſicher ſeiner glühenden Rache zu opfern. Denn eigentlich ſei er der brittiſchen Regierung mit Leib und Seele ergeben, habe zwei ſeiner Brüder in engliſche Dienſte gebracht, und es ſei gewiß, daß er ſelbſt bereits heimlich im Solde der großbritanniſchen Regierung ſtehe und ſpäter, wenn die Kriſis vorüber ſei, öffentlich als Werkzeug des Parlaments hervortreten werde. Es ſei ohne Zweifel, daß er die Franzoſen, wenn ſie ihm vertrauen würden, verrathen werde, um — wenn es ihm gelungen ſei, mich zu verderben, — ſich in Beſitz aller meiner Güter zu ſetzen. — Führſt Du dieſen Plan, wie ich ihn Dir mit flüchtigen Strichen hinwerfe, ſo aus, wie ich es Deiner Meiſterſchaft zutraue, ſo hebſt Du den Burſchen leer aus dem Sattel. Ihm hier ſo zu ſchaden, daß die Regierung ihn unter polizeiliche Aufſicht ſtellt, iſt meine Sache. Seine aus Frankreich empfangene Botſchaft, ſein Aufenthalt in Waterford unter den Verſchworenen ſoll bald genug zu den Ohren des Lord Gouverneurs kommen. Dazu iſt Werford das beſte Werkzeug. Iſt der gute Obriſt nur erſt mein Schwiegerſohn, dann hab' ich ihn ganz in Händen und kann ihn trefflich zu meinen Zwecken kennen. Ihn hetz' ich dem lieben Patlchen auf den Hals, und der wackre Degen wird ſchon mit dem beliebten Volksmanne fertig werden. Drum raſch ans Werk! In dieſer Nacht ſchreibe ich Dir Deine Inſtructionen noch; eh' der Tag graut, mußt Du fort. In der folgenden Nacht fährſt Du vom Lande ab; wie Du hinüberkommſt, überlaß ich Deiner Einſicht. Ich denke, Du erkaufſt einen Fiſcher mit einem guten Boote; wenn Du Dich für einen Verſchworenen ausgiebſt, dient Dir Jeder. Im Kanal kreuzen ſtets franzöſiſche Schiffe. Du wirſt gewiß eins finden. Sollteſt Du Unglück haben und in die Hände der Engländer fallen, ſo wirfſt Du die Inſtructionen, in welchen ohnedies kein Name genannt wird, ins Meer und giebſt Dich für einen Fiſcher aus. Darum ſuche Dir die ſchlechteſte Kleidung zu verſchaffen. In Breſt kannſt Du Dich wie ein Graf kleiden. Ich gebe Dir Geld genug mit, daß Du den Herrn mit Anſtand ſpielen kannſt. — Nun lege Dich auf ein Ohr!"

Vergnügt und mit den ſchönſten Ausſichten auf ein herrliches Leben, entfernte ſich James; der Lord arbeitete die halbe Nacht. In der Frühe des andern Morgens hatte er noch eine lange Unterredung mit dem getreuen Werkzeuge ſeines Willens, dann verließ daſſelbe, als ein ärmlicher Schiffer gekleidet, das Schloß. Kildare ſandte einen Boten mit einer Einladung an Lord Werford und die benachbarten Edelleute zu einer großen Jagd und überließ ſich dann einige Stunden einer fieberhaften Ruhe. Hierauf verfügte er ſich, nicht eben zum Beſten gelaunt, zum Frühſtück auf das Zimmer ſeiner Tochter, wohin er es beſtellt hatte. Miß Eliſabeth begrüßte ihn freundlich. „Mein Kind," ſagte der Lord, „ich will heute bei Dir frühſtücken, um allein mit Dir zu reden. Du kannſt Dir leicht denken, welchen Gegenſtand ich mit Dir zu beſprechen wünſche. Lord Werford hat mich endlich um eine entſcheidende Erklärung hinſichtlich Deiner Hand gebeten. Ich wiederhole daher meine, Dir oft ſchon vorgetragenen väterlichen Bitten, den Lord zu erhören, jedoch mit der beſtimmten Erklärung, daß ich heute keine leeren Ausflüchte annehme, mich nicht abweiſen laſſe; denn heute kommt Werford, und ich hoffe Jagd und Verlobung zuſammen zu feiern. Mein Kind, dem ich alle Wünſche mit zuvorkommender verzärtelnder Liebe erfüllte, wird mir gewiß dieſen einen Wunſch nicht verſagen und die Gattin des jungen, ſchönen, reichen Lords werden."

„Und wenn ich Sie doch mit Ihren Bitten zurückwieſe? wenn ich mich dennoch Ihrem einzigen Wunſche nicht fügte, mein Vater?"

„Dann wird die ungehorſame Tochter die Strenge eines, zärtlicher Bitten müden Vaters zu fühlen haben," verſetzte der Lord mit einer, Eliſabeth bis jetzt fremd gebliebenen Heftigkeit, indem er mit verſchränkten Armen und finſtern Brauen vor ſie hintrat. „Was wird Melade dem feſten, entſchloſſenen Willen des Lords, ihres Vaters, entgegen zu ſetzen wagen?"

„Denſelben feſten, Willen!" erwiederte Eliſabeth, ſich ſtolz von ihrer Arbeit erhebend, während das leuchtende Auge, deſſen Feuer durch eine hervorquellende Thräne gemildert wurde, feſt auf den Lord gerichtet war. „Zufrieden mit dem Erbtheil meiner Mutter, wird mich das Geſetz gegen unnatürliche Gewalt in Schutz nehmen, ſobald ich daſſelbe zum Schutz meiner perſönlichen Freiheit anzurufen genöthigt ſein ſollte. — O, mein Vater, laſſen Sie es nicht dahin kommen! Bedenken Sie wohl, wohin dieſer Schritt führen müßte! Ich bitte, ich beſchwöre Sie!" rief ſie mit verzweiflungsvollem Tone, indem ſie mit flehendem Blicke die Hände auf ſeine Arme legte. „Stören Sie wenigſtens unſern Frieden nicht!" ſetzte ſie hinzu und verließ dann das Zimmer, während der Lord, ohne ſeinen Platz zu verlaſſen, ohne ihr ein gütiges Wort nachzurufen, ihr finſter und überraſcht nachſah. In heftiger Aufregung verfügte er ſich in den hohen Saal, deſſen Länge er mit ſtarken Schritten ſtundenlang maß, ohne mit ſich einig werden zu können. Das ganze Denkvermögen des Mannes, der ſelten von etwas in Verlegenheit geſetzt wurde, war durch die plötzliche Veränderung der ſonſt ſo ſanften Tochter, durch die bisher nicht an ihr gekannte Entſchloſſenheit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er kaum das Hereintreten des Lords Warford gewahrte.

„Guten Morgen, mein Theuerſter!" rief der Obriſt ſeelenvergnügt. „Nun, wie geht's, nach der langen Sitzung von Vorgeſtern bei Sir Ralph Bremton? Wahrhaftig, es war alles im größten Style beim Diné, und auf meine Ehre! der Port und Lid-Beck ſo gut und ächt, als man ihn nur bei einem faſhionablen Diné im Weſtende zu trinken bekommt. Und die Gerichte in einer Auswahl und Menge, wie ſie kaum bei einem Schmauſe des Lord Mayors von London erſcheinen. Denken Sie nur, alter Freund! den Koch hat der Gutſchmecker dem Herzoge von Devonſhire abwendig gemacht, der ihn auf der letzten Reiſe von Paris mit nach England brachte. Ich werde den meinigen doch gleich nach meiner Vermählung mit Lady Eliſabeth, obgleich Sie wiſſen, daß er ein ganzer Künſtler iſt, eine Zeitlang zu Monſieur Petitcamp in die Lehre ſchicken."

Lord Mildare konnte ſich eines leichten ſpöttiſchen Lächelns nicht enthalten, und Warford fuhr fort: „Nehmen Sie mir nur heute Nichts übel, Mylord!

Der Kopf iſt mir noch ſo wirrig, daß ich das, was ich zuerſt hätte ſagen ſollen, zuletzt ſage und Eins über dem Andern vergeſſe.“

„Nun wahrhaftig!“ rief Kildare, „wenn ein ſo tapfrer Soldat, ein Mann, der nie die Haltung aufgiebt, nachdem das Tiſchtuch entfernt iſt, und ein ſo verwegener Jäger dazu, wie Lord Wexford, einmal die Contenance verloren hat, ſo muß Sir Bremtens Wein ganz eigene geheime Kräfte beſitzen.“

„Ad vocem Jäger!“ fiel Wexford ein. — „Sobald ich heute Morgen Ihre angenehme Botſchaft erhielt, eilte ich ſogleich auf Flügeln der Liebe hierher, obgleich ich noch Manches zu ordnen hatte, da ich in einigen Tagen nach Dublin muß. — Der Generaliſſimus will ſämmtliche Truppen muſtern. Ich hoffte irgend eine erfreuliche Nachricht in Betreff der meinem Herzen ſo theuren Angelegenheit zu erhalten! Doch ich habe mich abermals getäuſcht! Miß Eliſabeth empfing mich ſo eben mit mehr als gewöhnlicher Förmlichkeit und kaltem Ernſte, woraus nicht viel Gutes zu ſchließen war, an der Treppe und ſagte mir weiter nichts als: eine Jagd iſt im Werk, Mylord! Eilen Sie raſch hinauf zu meinem Vater, der Sie längſt erwartet! Dann verneigte ſie ſich, ſarkaſtiſch lächelnd, und ſchritt an mir vorüber nach ihrem Zimmer. Ich bin Soldat und Jäger mit Leib und Seele," fuhr er eifrig fort, „ich ſcheue weder die Gefahren des einen noch des andern Handwerks. Vor der Front meines Regiments, oder wenn der Fuchs hoch gemacht und die Hunde los ſind, ſetzt mich kein Hinderniß in Verlegenheit, und das Herz ſchlägt mir ruhig in der Bruſt. Aber deſto mehr Unglück habe ich beim ſchönen Geſchlecht! Denken Sie ſich, Mylord! Ich beugte mich wiederholt, wollte etwas Verbindliches ſagen, die ſchöne Hand an meine Lippen führen; aber während ich noch darüber nachſann und eben die rechte Hand aus der Rocktaſche zog, war Mylady längſt verſchwunden. Ich ſtarrte ihr nach und ärgerte mich über meine Verlegenheit. Verdammt! ich ſehe immer mehr ein, daß mir der im Auslande gebildete Jugendfreund der Lady, jener O'Donnel, der Gentleman mit dem düſtern Feuerblicke und dem ſtolzen Weſen — ich habe ihn erſt einmal, als er neulich, wie ein König um ſich blickend, durch Bantry ritt, geſehen — den Rang abgelaufen hat, ſeitdem er auf ſeiner Rückreiſe vom Continente Miß Eliſabeth zufällig im Park, in den ihn mein Unſtern führen mußte, geſprochen hat!"

„Woher haben Sie etwas von dieſer unſeligen Unterredung gehört?" fragte Kildare betroffen.

„Woher? — Ei nun, von Miß Margaret, die — ich weiß nicht wie — dahinter gekommen war und mir die Sache mittheilte, um mir Miß Eliſabeths Widerſpenſtigkeit zu erklären."

„Laſſen wir das jetzt, mein Lieber!" unterbrach Lord Kildare den ſich gekränkt fühlenden Offizier. „Zeit gewonnen, iſt alles oder doch viel gewonnen. Sir Lewis verwickelt ſich anſcheinend ebenſo, wie ſein Vater, in die Angelegenheiten des Landes. Giebt er ſich eine Blöße, ſo iſt er verloren. Großbrittannien wenigſtens muß er, wenn er nicht tollkühn das Aeußerſte zu wagen geſonnen iſt, nach den jetzt von der Regierung getroffenen Maßregeln verlaſſen. Jene geheime Unterredung O'Donnels mit meiner Tochter hat allerdings auf die letztere großen Einfluß gehabt. Allein was läßt ſich anders thun, als warten? Zwang würde zu Nichts führen. Die Zeit verwiſcht die ſtarken Eindrücke in Eliſabeths Seele, löſcht allmälig eine Erinnerung nach der andern aus, und Lord Wexford wird, geehrt durch ſeine den Feinden furchtbar gewordene Tapferkeit, unter den Segnungen des Friedens, die in ſeinem Innern noch ſchlummernden ſchönen Anlagen entwickeln, um mit der Hand auch das Herz einer Dame zu erobern, die nicht nur durch Adel und Geburt, ſondern auch durch feine Erziehung und Bildung den erſten Frauen des Landes angehört und die höchſten Anſprüche zu machen hat."

„Ein ſchlechter Troſt!“ erwiederte der Oberſt aus tiefbewegter Bruſt, ſo daß es faſt wie ein Seufzer klang. „Mit der Beruhigung unſerer Inſel möchte es noch im weiten Felde ſein und trotz aller Vergnügungen, die wir hier, ſoviel es der ſchwere Dienſt geſtattet, haben, ſo ſehr auch Sie ſelbſt, Molord, und Sir Bremton und die ganze loyale Gentry uns hier in der Gegend mit Freundſchaftsbeweiſen überhäufen, möchte ich doch lieber im ehrlichen Kriege oder auf einer andern Station dienen als hier, in meinem eigenen Vaterlande, im Bürgerkriege. Lieber müßig in meinem Hauſe in London! Morgens durch Hydepark fahren, Abends den großen Club beſuchen, ſo ſehr mich auch die Caprice der ſchönen Präſidentinnen hinſichtlich des Anzuges, in dem man erſcheinen ſoll, langweilt, als hier länger den Jammer und das Elend mit anſehen. Ueberall nur traurige, aber verſchmitzte Geſichter voll verbiſſenen Ingrimms! Man mag zur Jagd, oder zu einem Gaſtmahl reiten, überall treten mir die hohlwangigen, hungrigen Jammergeſtalten in den Weg. Wie oft ſchon ſtreckten ſie mir die abgemagerten nackten Arme, kaum mit einigen elenden Lumpen bedeckt, mitten im Winter plötzlich aus dem Schooße der Erde, in irgend einer Feldumzäunung entgegen, ſo daß mein Pferd ſcheu über den Anblick zur Seite ſprang!“

„Wenn dieſe Armen nicht wären, mein lieber Lord! bedenken Sie es nur einmal recht!“ ſagte Kildare mit einem hämiſchen Lächeln, während er zugleich einen ſtechenden Blick auf den Redner warf, „ſo würden wir Beide und viele unſeres Standes wahrſcheinlich etwas minder begütert ſein!“

„Ja leider,“ verſetzte der Erſtere, „iſt das eine ſchlechte Wahrheit. Doch glauben Sie's mir bei meiner Seele, Freund, der Gedanke, daß ich es nicht bin, der dieſe jetzt ſo ſchwer abzuändernden Einrichtungen getroffen hat, gereicht mir zu nicht geringem Troſt.“

„Die Rebellen aber, und wahrſcheinlich O'Donnel an ihrer Spitze, müſſen wir als loyale Anhänger des Königs bekämpfen!“ beruhigte Kildare, der den Effect dieſer Worte auf den Obriſten wohl berechnet hatte.

„Was ſagen Sie?“ rief der Obriſt erſtaunt. „O'Donnel an ihrer Spitze? Keine leere Muthmaßung, Mylord! Es iſt ein ſchweres Wort, was Sie da eben ſprechen. Es könnte ja der Galgen ſein Loos werden! Doch wenn's wirklich Wahrheit wäre, dann, bei allen Teufeln, nähme ich mir dieſen ganz allein heraus. Er oder ich, Sieg oder Tod. Im offenen Kampfe müßte einer von uns fallen!“

Lord Kildare hatte Wexford, deſſen eben ausgeſprochene Anſichten ihn nicht wenig beunruhigt hatten, in die Stimmung verſetzt, die er zu ſeinen Zwecken brauchte; nun lenkte er wieder behutſam ein, verſichernd, daß man in dieſen Zeiten Keinem trauen könne, daß man auf ſeiner Hut ſein müſſe und daß allerdings ſtark gravirende Umſtände gegen O'Donnel vorhanden ſeien, auf die allein hin man indeſſen keine Maßregeln ergreifen könne.

Wexford ſchien beruhigt, obgleich das vom ränkevollen Kildare auf ihn abgedrückte Geſchoß genau die Stelle getroffen, auf welche dieſer gezielt hatte. Das Geſpräch wurde abgebrochen und dagegen die große Jagd aufs Tapet gebracht, welche Morgen auf Kildare's Grundſtücken in der Umgegend ſtatt finden ſollte.

„Ihre neuen Jagdpferde ſind ausgezeichnet, Obriſt, beſſer als irgend Jemandes weit umher," ſagte Kildare, wohl wiſſend, wie ſehr er dadurch des Erſteren ihm in dieſer Hinſicht wohlbekannten Eitelkeit ſchmeichelte.

„Sie ſind gut, Mylord! ich wette auf ein jedes. Da iſt der Rapid. Zweihundert gegen eins, er ſetzt über jede Barriere. Kein Chauſſeewärter darf ſich ſeinetwegen bemühen, um Nachts den Schlagbaum zu öffnen. Die Veloce läßt kein anderes Pferd vor ſich.

Die braune Stute hat dies Jahr zweitauſend Pfund auf dem Tallamore-Rennen gewonnen. Lord Bridgewaters Pferde ſind vielleicht die theuerſten im ganzen Lande. Meins iſt von reinerem Blute, als ſein Emir. Der Prinz von Wales hat deſſen Vater Abdul Hamad mit baaren ſechstauſend Guineen bezahlt, und dennoch, Sir, dennoch, bei Gott! es iſt mein größter Triumph geweſen, blieb der Emir eine Pferdehals-Länge hinter meiner Veloce zurück. Bridgewater wüthete, er wollte das edle Thier erſchießen, und hätten wir nicht alle flehentlich Einſpruch gethan, bei Gott! der koſtbare Racer rührte jetzt kein Glied mehr. — Na, und Bella, das haben Sie ja mit Ihren eigenen Augen geſehen, Mylord! die ſchwimmt wie ein Delphin durch den Shannon; ich getraue mich für eine gentile Wette von der Blackfriars- nach der Londonbrücke mit ihr zu ſchwimmen, ohne daß ſie viel nach Luft ſchnappt, die brave Mähre. — Und zwei Koppel friſcher Hunde von Lord Goderich für ſiebzig Guineen; wahrhaftig, Kildare, Sie ſollen Morgen Wunder ſehen. Wie haben Sie denn Ihre Einrichtung für die Jagd getroffen? — Doch, wie kann ich auch fragen? Ein ſo alter Waidmann, wie Sie, Mylord, der ſchon ſo manchen Fuchs geprellt, wird nichts vergeſſen haben. Ein Rendezvous bei der Heideſchenke, ſo ungefähr“ — „und zum Schluß Abends ein

Paar Schüſſeln bei mir hier auf Lindſayhall,“ fügte der Lord hinzu.

„Verbunden!“ erwiederte der junge Edelmann, ſich leicht verbeugend, „doch nicht, wie bei Bromton, ich bitte darum,“ ſo ſchloß er mit der heiterſten Laune, „damit nicht Mylady's ſchlimme Meinung von Ihren Freunden noch vermehrt wird.“ —

Die froſtige Weiſe, mit der die ſchöne Tochter des Hauſes Lord Werford empfing, als er in Begleitung ihres Vaters, um ſich zu beurlauben, in ihr Boudoir trat, fachte indeſſen den Funken wieder zur Flamme an, den Lord Kildare durch die Anſpielung auf O'Donnels Mitwiſſenſchaft um die ſich im Lande verbreitenden Unruhen in ſein unbefangenes Gemüth geworfen hatte. Es war daher dem jungen Manne nicht übel zu nehmen, wenn er bei ſeinen Anſichten von Recht und Ehre den Nebenbuhler in einem doppelt gehäſſigem Lichte erblickte und feindſelige Pläne gegen denſelben ſeinen Geiſt beſchäftigten, als er bald darauf in Begleitung ſeines Reitknechts dem prachtvollen Landſitze zueilte, auf dem er während eines kurzen Urlaubs verweilte.

Sechſtes Kapitel.

Die Jagd — Perry und Henderſon.

Noch hatten am folgenden Morgen die Strahlen der Sonne die Nebelſchichten nicht durchbrochen, die über den Niederungen der herbſtlichen Landſchaft auf und nieder wogten, den Beobachter ungewiß laſſend, wie ſich das Wetter während des Tages geſtalten würde, als man ſchon von vielen Seiten auf den leicht gefrornen Wegen, die nach der Heideſchenke führten, den Hufſchlag herantrabender Roſſe in weiter Ferne hörte, lange vorher ehe man ſie mit dem Auge wahrzunehmen vermochte. Die Dunſt- und Nebelmaſſen wogten hin und her, bis ſie tiefer herabſinkend, zuerſt die Köpfe, dann einzelne Theile und endlich die ganzen Reiterzüge enthüllten; nun begrüßten ſich die Pferde durch lautes Wiehern, die Hunde, alte Bekannte von mancher frühern Jagd, heulten und bellten ſich freudig entgegen und das luſtige Getümmel vor der Heideſchenke nahm von Minute zu Minute mehr überhand.

Die Jäger verſammelten ſich im Kreiſe. Derbe Waitmannsſcherze flogen wie Funken herüber und hinüber, und Luſt und frohe Laune wurden bald allgemein. Gewährten hier die eleganten Jagdanzüge der Herrn einen heitern Anblick, ſo verdiente die Dienerſchaft in glänzender Livrée nicht überſehen zu werden, welche im Hintergrunde dieſer Gruppe die Pferde auf und abführte, lauter Thiere von der ausgezeichnetſten Abſtammung, auf deren koſtbaren Decken man die Wappen und Namen der Eigenthümer in kunſtvoller Arbeit gewahrte; an Sattel und Zeug war überdies unglaubliche Pracht verſchwendet. Hier ſah man Pferde, die dem Beſitzer Tauſende im Einkauf gekoſtet hatten, deren ſchlanke Taille, dünner Hals, dicht am Kopf liegende kurze Ohren, dünne und ſehnichte Beine, denen eines Hirſches ähnlich, dem Kenner ſogleich ächte Renner verriethen, Pferde, die dem Eigenthümer im Einzelnen, ja auch in einer einzigen Wette, ungeheure Summen gewonnen hatten. Wenn dieſe edlen Geſtalten, etwas auf die Vorderbeine vorgeſtämmt, ſich ſo leicht auf das Hintertheil ſetzten, aus den großen Augen und weit geöffneten Nüſtern feuerſprühend, überzeugte man ſich bald, welche ungemeine Schnellkraft die Sprunggelenke dieſer Pferde vor andern voraus hatten.

Nicht weniger als die Reitknechte, die auf Geheiß ihrer Herren im weiten Kreiſe umherreiten mußten, weil ihre Pferde ſtolz und ihres Werthes ſich gleichſam bewußt, durchaus kein anderes neben ſich dulden wollten, hatten die Hundeführer mit den Beſtien zu thun, die unruhig an den Leitſchnüren vorwärts ſtrebten, um alte Bekanntſchaft mit den oder jenen Koppeln aufzufriſchen, oder neue mit denen zu machen, die heute zum erſten Male auf dem Platze erſchienen.

Nachdem endlich die meiſten Herrn, vorzüglich die Officiere, die im Auslande gedient, ihre Pfeifen angezündet hatten, gab Shaun Donneugh, Kildare's Leibjäger, auf des Lords Wink, durch eine luſtige Hornfanfare das Zeichen zum Aufbruch.

Lindſarhall links laſſend, folgte man dem Wege längs der Teufelsmauer bis an die Brücke. Von hier wandte ſich der Troß auf einem ſchmalen Pfade den höher gelegenen Theilen der Heide zu. Jetzt löſte der Spürmann die Leithunde vom Ringe, die ſchnell ſich rechts und links in langen Linien vertheilten. Bald im Schritt, bald trabend, folgten in derſelben Ordnung die Jäger, während aller Blicke geſpannt nur auf die Hunde gerichtet waren. Die Suche war lange vergeblich und Kildare ſchlug ſchon vor, auf den jenſeit des Baches liegenden, mehr hüglichen und mit

Geſträuch bewachſenen Theil der Heide, der an die Berge grenzte, überzuſehen, und einige der verwegenſten Reiter waren auch hinüber, als die Hunde ganz unerwartet bei einem unter dichtem Geſtrüppe von Ginſter und Stechpalmen hervorragenden Steinhaufen mehr und mehr anzogen, dann ſtehend markirten und endlich auf das Wort des Spürmannes einſprangen.

Mit einem raſchen Satze, die Lunte hoch erhoben, flog Meiſter Reinecke hervor und eilte, ſo ſchnell als möglich ſeinen Feinden zu entkommen, in weiten Sprüngen über die Heide dahin.

„Ho! halloh, ho! Alle Hunde dran, mein Junge!“ rief der Lord dem Führer derſelben zu, und erſt jetzt begann querfeldein, über Stock und Stein, über Buſch und Baumſtumpf, durch Sümpfe und Gräben, die eigentliche wilde verwegene Jagd, die höchſte Luſt des ächten Britten, die Quinteſſenz aller Freuden eines verwegenen Reiters. War der Sprung auch ein Wagniß um Hals, Arm oder Bein, — ein **damned** — war alles, was man hörte, und, ohne ſich nach andern Auswegen umzuſehen, wurde das Wagniß ausgeführt, und es glückte in der Regel, weil man wußte, was vom edlen Jagdpferde zu erwarten ſtand. Schon war in weiter Entfernung ein kleiner Fluß durchſchwommen, denn der Fuchs hatte ſi [illegible] tet manches ſchlauen Verſuches, ſich durch Niederdrükken den Verfolgern zu entziehen, immer wieder von der wüthende Meute aufgeſtöbert, zu dieſem letzten Rettungsverſuche entſchließen müſſen, und ſetzte, die Felder von Dunmoore von der entgegen geſetzten Seite erreichend, ſeine nun ſchon ſtundenlang dauernde Flucht mit etwas mehr Sicherheit langſameren Laufes fort. Der Jagdlärm hatte eine Menge Dörfler aus ihren Häuſern und von ihrer Feldarbeit herbei gelockt, die nun haufenweiſe an den Haferſtücken ſtanden, mit der Abſicht, ihr Eigenthum ſo viel als möglich zu ſchützen. Der Fuchs warf ſich gleich in das erſte dieſer aus mehren Aeckern beſtehenden Feldſtücke, und das Geſchrei der Bauern vermochte ihn, ſich nur noch tiefer in dem Getreide zu verbergen. Der volle **train-de-chasse** ſauſte heran, und die Leute hoben flehend die Hände zu den berittenen Herrn empor.

Der Obriſt ſprengte an Lord Kildare heran und rief: „Wir werden hier den armen Leuten die ganze Ernte verderben! Der Fuchs, einmal auf der Flucht, kommt auf der andern Seite ſogleich heraus und kann uns nicht mehr entgehen. Laſſen Sie uns einbiegen, Mylord!“

„Verdammt ſei das Lumpengeſindel!“ rief der [illegible], in glühender Luſt, vorwärts zu kommen.

„Es bezahlt mir doch das Pachtgeld nicht. Hol' der Teufel den ſchlechten Hafer! Hindurch, meine wackern Burſchen! He! halloh! Huſſah! immer vorwärts! hindurch!" — Und weit voran ſprengte der Lord zuerſt in das wogende Saatfeld hinein; hinter ihm folgte nun ohne Weiteres der lärmende Zug, und in wenigen Minuten war das kleine Feld in der Breite mehrerer Aecker unter den Hufen der Roſſe zerſtampft.

Die Landleute an den Feldmarken erhoben ein klägliches Zetergeſchrei, und ein weißhaariger alter Mann trat mit Blicken der Wuth und Verzweiflung hervor und ballte ſeine Fauſt gegen die Jäger hin. Es war der greiſe Dunfeere. Ihm zur Seite war ſein jüngſter Sohn. Dieſer hatte einen mächtigen Stein ergriffen und wollte hinter den Reitern her, wahrſcheinlich in der Abſicht, den Lord Kildare damit an den Kopf zu werfen. Der Alte hielt ihn aber mit den wutherſtickten Worten zurück: „Laß das, Pat! Du erreichſt ihn nicht, und wenn auch, Du triffſt ihn nicht und kommſt um den Hals. Gott wird richten zwiſchen ihm und uns; wir aber werden Gottes Richtſchwert ſein. Wir müſſen dieſen Winter nun verhungern, Herzenskleinod; denn das war unſre Nahrung, und Sir O'Donnel iſt auf Monate, vielleicht auf den ganzen Winter, verreiſt. In einigen

Wochen kommt des Lords Pächter; der wird uns aus der Hütte werfen. Aber laß nur, guter Junge; ſo muß es kommen, wenn was Rechtes geſchehen ſoll. Wir ſind ſonſt feige Memmen. Gott erhalte Irland! Es wird ſich ſchon helfen.“ Große Thränen rollten über ſein runzliches Geſicht, als er über den verwüſteten Acker ging, vor einer halben Stunde noch ſeine Freude, und gräßliche Flüche gegen den Lord ausſtoßend folgte ihm Patrik nach.

Der geängſtete Fuchs rannte unterdeſſen grade auf das Dorf los; dort verſuchte er einen Satz über die Hecke, der ſeiner gebrochenen Kraft jedoch kaum gelang. Blutroth und lechzend hing ihm gleich den verfolgenden Hunden die Zunge aus dem weit geöffneten Rachen.

Es war ein Kohlgarten, wo der Oberſt, der ſchneller als der Fuchs über die Hecke ſetzte, den erſten Hieb mit der Peitſche nach dem gehetzten Schlachtopfer that.

„O! habt doch Barmherzigkeit, Sir, mit einer armen alten Wittwe, die ruinirt iſt, wenn ihr den kleinen Garten verwüſtet,“ jammerte ihm eine Frau entgegen, Judy Leghan, Dabna's Schwiegermutter, welcher das Grundſtück gehörte.

Eben wollte Werford, aus Mitleiden mit der Alten, den Fuchs, dem er raſch noch einige Hiebe verſetzt hatte, auf die entgegengeſetzte Seite der Einzäunung werfen, als Kildare mit den Worten herüberſtürmte: „He! was wollen Sie da machen, Herr Obriſt? Iſt das Waidmannsgebrauch?“

„Erbarmen, Erbarmen! Mylord. Es iſt meine Winternahrung!“ wimmerte Judy.

„Pack Dich zum Teufel, deſſen Tochter Du biſt, alte Hexe!“ ſchäumte der Lord, indem er ihr einen Schlag mit der ſchweren Jagdpeitſche über den Kopf verſetzte. „Hier bin ich Herr! Mitten im Garten, da wo der Fuchs fiel, iſt hallali! — He! hoho! hallali!“ rief er jubelnd den Jägern zu.

„He! hoho! hallali!“ antwortete der ſtürmiſche Jagdchor und ſetzte hinüber, wobei jedoch einige ſchwerfällige ältere Gentlemen faſt ganz zuletzt noch in Gefahr geriethen, auf den Zaunpfählen geſpießt zu werden. Lord Bridgewater aber kam bei dem gewaltigen Satze ſeines Emirs früher im Garten an, als ſein braves, mit dickem Schaum bedecktes Jagdpferd.

Die arme Wittwe war, hart vom Peitſchenhiebe getroffen, in einiger Entfernung am Zaun niedergeſunken und wehklagend, den Kopf auf die Hand geſtützt, blickte ſie auf die Verwüſtung des Gartens, während ſich die Jäger glückwünſchend um den Obriſten drängten, der ſeine Beute im Kreiſe umherzeigte, noch einmal hoch empor hielt und dann unter die lechzend umherliegenden Hunde warf.

Der Sieg war errungen. Der Zweck des Tages, einen Fuchs zu todten, war auf Koſten von zwanzig müde gejagten Pferden und mehr als vierzig abgehetzten Hunden erreicht. Die meiſten ſtanden mit Schaum überzogen, mit niederhangendem Kopfe, manche auf drei Beinen hinter ihren Reitern; die letztern lagen athemlos, mit weit herausgeſtreckten Zungen, theilnahmlos um den erlegten Feind herum. Mehr als ein Leben hatte dabei auf dem Spiele geſtanden.

Die edlen Jäger ſelbſt fühlten ſich jetzt weniger behaglich, als am Morgen, bevor ſie ausgezogen, und folgten daher gern der Einladung des Lords, die Erfriſchungen einzunehmen, welche er durch die mit den Handpferden im Dorfe wartenden Diener in Dunmeere hatte beſorgen laſſen.

Der feurige Port und Madeira, der der Collation die pikante Würze verlieh, führte gar bald die frohe Laune zurück und verwiſchte jede Spur von Ermüdung, ſo daß die Herren nach einer Stunde freudigen Muthes wieder die friſchen, vorgeführten Pferde beſtiegen, um auf der gebahnten Straße nach Lindſayhall zur Tafel zu reiten. Zuvor wurden jedoch die ſtrengſten Befehle an die Stallleute ertheilt, die ſo ſcharf gebrauchten Pferde, tüchtig zu reiben, mit Branntwein zu waſchen, dann in die weiten Decken und Halsüberzüge ſorgfältig einzuhüllen und vor jeder Zugluft zu bewahren. Dieſe zarte Fürſorge nach der eben ſtattgefundenen grauſamen Behandlung würde jeden Ausländer in das größte Staunen verſetzt haben.

„Um zwölf Uhr heute Abend die Kutſche, John!“ hörte man wohl auch einen oder den andern der ſtattlichen Gentlemen hinter ſich rufen, vielleicht in Vorahnung eines Schwindels, der manchen von ihnen an einem ſolchen Tage nach Tiſch in luſtiger Geſellſchaft zu überfallen pflegte, oder einer Ohnmacht, die oft von ſo langer Dauer war, daß der edle Herr erſt unter ſeinem eignen Dache, ſpät am andern Tage, erwachte.

Lord Werford's Kammerdiener hatte einen Auftrag von ſeinem Herrn erhalten und verließ die Kameraden, noch ehe ſie unter den reichlichen Überreſten der Tafel ihrer Gebieter ganz aufgeräumt hatten. Als er jedoch in der Nähe der Heideſchenke dahin trabte, traverſirte plötzlich ſein Pferd rechts über den Fuhrweg, ein ſichres Zeichen, daß Henderſon, wenn er allein war, nicht an dem Hauſe vorüberritt. Da ſeine Laune auch dieſes Mal mit der ſeines Pferdes im völligen Einklange ſtand, ſo machte er eine ganze aus der halben Werbung des gelehrigen Thieres und ritt gerade auf die Hausthüre zu, wo man den bekannten Gaſt nicht lange warten ließ. Denn kaum war dieſer abgeſeſſen, ſo reichte ihm Andrew, Peppy's jüngſter Sohn, ein volles Rumglas, da dem Engländer der iriſche Whisky nicht behagte.

Tim Ruutban ſprang herbei, um dem ſtolzen Kammerdiener das Pferd zu halten, und erkundigte ſich, gleich dem Wirthsſohne, nach dem Erfolge der Jagd. Während Henderſon mit dem Siege ſeines Herrn prahlte, ſchlich die alte Peppy frierend vorüber, der Hausthür zu. Henderſon rief ſie mit einem höhniſchen Gruße an.

„Wer iſt der Gentleman?“ fragte die Wirthin verdrießlich. „Wahrſcheinlich ein fremder Squire, den der Lord zur Jagd gebeten?“

„Wie? Du kennſt mich nicht, Alte?“ lachte der Diener laut auf. „Sind denn Deine Augen plötzlich ſo trübe geworden. Haſt Du mir nicht dieſen Morgen erſt einen Poteen eingeſchenkt?“

„Es liegt eine lange, böſe, ſchaurige Zeit zwiſchen dieſem Morgen und jetzt,“ verſetzte die Wirthin eintönig; „die Zeit eines großen Frevels und eines böſen Fluchs.

Ihr habt am Frevel theilgenommen, Herr; Euer Theil am Fluche wird nicht ausbleiben.“

„Was iſt das wieder für ein Rabengekrächz!“ ſagte Henderſon ſich ſchaudernd.

„Glaubt mir,“ fuhr Peppy fort, „keiner von denen, die heute durch das Haferfeld ſprengten und der armen Leute Brot in den Boden ſtampften, kann dem böſen Geſchick entgehen, das der wohlverdiente Fluch des alten Dunfoore, der Fluch, den er hier in der Schenke ausgeſtoßen, über ihn herbeiführen wird. Denn wißt nur, fremder Herr, dieſe unſcheinbare Schenke hat die damöniſche Eigenſchaft, daß Fluch und Segen, die in ihr ausgeſprochen werden, auf wunderbare Weiſe in Erfüllung gehen. Seht dies Haus nicht ſo verächtlich an! Gar manches geheimnißvolle Geſchick iſt darin von den Geiſtern geſponnen und gewebt, die über das Menſchenleben geſetzt ſind. Sie haben Dunfoore's Fluch empfangen und tragen ihn bei ſich, wie ein Weib die empfangene Frucht ihre Zeit trägt, bis ſie ausgebildet, geboren wird. So wird der Fluch einſt über eure Häupter kommen, eine furchtbare Geburt.

„Was geht mich der Fluch an!“ ſagte Henderſon, kleinlaut ausweichend, denn die ernſten Worte der Frau hatten ihm die Seele durchbebt. „Seine Gnaden, der Lord Kildare ſprengte zuerſt in das ihm gelerige Feld. Wir waren die Letzten und mußten wohl nach.“

„Auch wird Kildare der Fluch am ärgſten treffen. Es wird ein Tag kommen, wo alle Sünden dieſes Mannes gegen ihn aufſtehen werden, als lebendig gewordene blutige Geſpenſter. Er hat viel verbrochen, glaubt es, Herr; aber das Strafgericht über ſein Fleiſch und Blut und über ſeine Seele wird nicht ausbleiben. — Es hat ſchon lange begonnen,“ ſetzte ſie murmelnd hinzu.

„Verdammt mit Deinem ewigen Eulengeſang, Mutter Peppy!“ rief Henderſon ärgerlich. „Mir iſt ſtets, als hört' ich ein Leichenhuhn, wenn Du ſo faſelſt. Ich komme Dir bei St. Georg nicht wieder über die Schwelle, wenn Du mir ſtets die alte trübſelige Weiſe vorleierſt. Doch ich denke, Du wirſt ſchon eine andere anſtimmen, wenn erſt mein ſchmukker Obriſt die Lady von Lindſayhall heimgeführt hat.“

„Das wird nimmer geſchehen, mein guter Mann!“ lachte Peppy heiſer.

„Wer will's verhindern?“ fragte der Kammerdiener verwundert und ärgerlich.

„Wenn Gott nicht: Ich!“

„Du! altes, verrücktes Weib! Hör', nimm Dich vor Lord Kildare in Acht! Es möchte Dir ſonſt ergehen, wie vorhin der Alten im Dorfe.“

„Welcher Alten?“ rief Peppy, ihn mit weitgeöffnetem Munde und ſtarren Augen anſehend.

„Die Leute ſagten, ſie ſei des eingebildeten Michaul Dabna's Schwiegermutter, der jetzt den Kammerdiener beim Baron O'Donnel macht. Das Weib heulte und lamentirte, als die Herren auf der Folge in ihren Kohlgarten ſprengten. Flugs gab ihr der Lord Kildare mit der Jagdpeitſche eine hinter die Ohren, daß ihr Hören und Sehen verging. Sie lag am Boden, wie der verendete Fuchs, und das getroffene Auge quoll ihr blutig aus dem Kopfe.“

„Gott ſteh' uns bei!“ kreiſchte Peppy. „Der Lord hat Dabna's Schwiegermutter geſchlagen! Beim Erlöſer! das ſetzt Blut. Wißt ihr, Mann, wer dieſer Dabna iſt? Nein, ihr wißt es nicht, und der Lord Kildare weiß es nicht! Ihr könnt es nicht wiſſen, nicht ahnen. Aber Michaul weiß es, ſeit ſeine Mutter todt iſt, und wehe dem Lord, daß er es weiß! —Reitet heim!—Reitet ſchnell, Maſter Henderſon! Es iſt viel ſchwarzes Unglück im Anzuge, und es wird ſchneller laufen, als eure theuerſten Roſſe, und den Reiter überholen und im Fluge erlegen. Die Langmuth Gottes hat ein Ende. Reitet und ſagt dem Lord, daß die Rache ſchon hinten auf ſeinem Pferde hockt.“

Heulend lief die Wirthin ins Haus und kehrte gleich darauf mit einer vergilbten Schachtel unter dem

Arme, worin ihre Medicamente verwahrt waren, zurück; ohne ſich umzuſehen, rannte ſie damit auf dem Wege nach dem Dorfe zu, um ſo ſchnell als möglich Judy Legban Hülfe zu bringen.

Henderſen bezahlte und ſtieg ſehr verſtimmt zu Pferde. Tim ſah ihm pfiffig lächelnd nach.

Siebentes Kapitel.

Zwei alte Bekanntſchaften und eine neue. — Ein Volksaufſtand.

Düſter geſtimmt ritt Lewis O'Donnel, von Michael Dahna begleitet, durch eine der ſchmutzigen, mit niedern elenden Hütten bepflanzten Vorſtädte von Bantry. Die Avenuen aller iriſchen Städte ſind ſo ſchlecht bebaut, und hier wohnen die Katholiken, die eigentliche iriſche Bevölkerung des Landes, während die fremden eingewanderten Proteſtanten, die Herrn des Landes, ſich's in den prachtvollen Gebäuden der innern Stadt bequem machen. Der Winter war mit ſeinem unfreundlichen Gefolge auf der Inſel eingekehrt; es war naßkalt und Regen wechſelte mit Schnee.

Mit wehmüthigem Lächeln theilte der Baronet den Inhalt ſeiner Börſe unter einige zerlumpte Weiber aus, die ihm ihre Kinder — ihn für einen Engländer haltend — bettelnd entgegenſtreckten, halbnackte, bleiche, frierende Geſchöpfe.

„Ei, was machſt Du denn, Kiddy? S'iſt ja Seine Gnaden Sir Lewis vom Jagdſchloſſe!" rief ein zerlumpter breitſchultriger Mann von bleichem, kummervollem Anſehn, der aus der nächſten Hütte herbeiſprang und die Bittende zurückzuziehen ſuchte. „Laß ab, ſage ich Dir, der Gentleman giebt genug an die Armen! Seine Schuld iſt's nicht, wenn die Behörden die Gaben nicht immer an den Bedürftigſten vertheilen. Nehmen Sie's nicht übel, Gnaden, daß Kiddy ſo unverſchämt iſt. In zwei Tagen hat das arme Weib mit dem Kinde an der Bruſt nichts Warmes gegeſſen, und die kleinen unſchuldigen Würmer da wiſſen ſich in den rauhen Tagen der Kälte nicht zu erwehren. Lieber Gott! der Verdienſt iſt ſo gering, und die Lebensmittel ſo theuer bei den vielen Soldaten; die Ernte iſt gut und reichlich in Irland geweſen, gnädiger Herr, aber der Irländer muß doch hungern. Gott ſorgt für uns, aber unſere Herrn nehmen uns die Gaben ſeiner Güte vor dem Munde weg."

„Ei, biſt Du nicht Shane Dunfoere, des alten Samuel zweiter Sohn?" fragte der Baronet.

„Freilich bin ich's, und Euer Gnaden unterthänigſter Diener. Ach, gnädigſter Sir, unſer Gebet folgt Ihnen, ſo oft Sie hier vorüberreiten, denn Sie ſind ein Freund der Armen, das weiß jedes Kind in der ganzen Grafſchaft."

„Aber warum ſo müßig zu Hauſe, Shane, wenn man ein ſo hübſches Weib und eine Hand voll Kinder hat? Du biſt ein Fiſcher, der gehört um dieſe Zeit in die Bai hinaus.“

„Ach, beſter Herr Baron, ich habe keine Barke!“ meinte der Mann. „In dieſem Frühjahr verlor ich mein beſtes Fahrzeug auf den Klippen, das andere ließ mir James Morries, des Lord Kildare's Leibdiener, für eine kleine Schuld wegnehmen. Mein Vater hätte es vielleicht doch möglich gemacht, mir eine zu ſchaffen, aber vor drei Wochen hat ihn der Pächter des Lords durch den Conſtable aus ſeiner Hütte werfen laſſen.“

„Dein Vater ohne Obdach!“ rief der Baronet erſchrocken. „Wo hält er ſich auf?“

„Seit einigen Tagen iſt er bei meinem älteſten Bruder, dem Weber hier. Aber der hat ſelbſt zehn Kinder, die er betteln ſchicken muß, und mein Vater will nicht bei ihm bleiben, ihm die Laſt zu vermehren, obgleich ihn Brine gern behalten will.“

„Komm' zu mir auf mein Landhaus, Shane; Du ſollſt Dir in meinem Walde das zu einem neuen Fahrzeug nöthige Holz ſchlagen, und auch Du, arme Kitty, komm' morgen mit Deinen Kindern zu mir,“ ſagte O'Donnel tröſtend, „wir wollen ſie neu herausputzen. Komme aber morgen, hörſt Du Shane!

Auch Deinen Vater bring' mit. Vergiß es nicht; ich habe nothwendig mit ihm zu reden." — Dann ſprengte er raſch von dannen, denn ein Haufen Neugieriger fing an, ſich um die Gruppe zu ſammeln, während das dankbare Ehepaar ihm Rock und Hände küßte.

Je weiter der Baronet in die Stadt einritt, deſto mehr erheiterte ſich das Anſehn derſelben, denn die auf einer ſanften Erhöhung liegende evangeliſche Kirche, von den Wohnungen des Geiſtlichen, des Sheriffs und andrer Behörden umgeben, die Häuſer der proteſtantiſchen Einwohner, ſo wie die mit allen Bedürfniſſen des Lebens und des Luxus reich gefüllten Gewölbe, freundlich einladende Gaſthäuſer und ſchöne Caſernen, gewährten ein dem eben erblickten ganz entgegen geſetztes Bild des Wohlſtandes und des ächt engliſchen Comforts.

Soldaten, denen der Dienſt heute einen Feiertag geſchenkt hatte, tummelten ſich luſtig in den Schenken, oder füllten die Läden der Kaufleute. Faſhionable Herrn unterhielten ſich mit Officieren über die Neuigkeiten des Tages und hohe Damen, mit ſchlanker Taille, ſchritten ſtattlich geputzt auf den reinlichen Trottoirs, oder dankten mit brittiſch vornehmer Kälte hinter den glänzenden Spiegelſcheiben den Grüßen der

Verräthergedanken. Hier war alles behaglich, wie mitten in England.

O'Donnel, deſſen ſchöne Geſtalt nicht weniger Theilnahme erregte, als ſeine Schickſale, erwiederte freundlich die ihm von vielen Seiten her zu Theil werdenden Grüße und ſtieg in der Hafenſtraße vor dem Hotel ab, wo er gewöhnlich einzukehren pflegte. Im Geſellſchaftszimmer hatte er kaum eine der entfernteſten Logen eingenommen, die hier ebenſo, wie in England, die Gäſte einzeln oder in kleinen Geſellſchaften von den übrigen trennen, als ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Officier lenkte, der ſchnellen Schrittes auf ihn zu kam, und in welchem er jetzt einen intimen Jugend- und Schulfreund erkannte.

„Du hier, Harry!“ rief er freudig überraſcht. „In meiner Nähe hier in Bantry, ohne daß ich ein Wort von Deiner Anweſenheit gehört habe?“

„Ich bin erſt ſeit wenigen Tagen hier,“ erwiederte der Angeredete mit einem kräftigen Handſchlag. „Der ſchwere Dienſt, den ſammt der Veranlaſſung der Teufel holen möge! hat mir noch nicht erlaubt, unter Menſchen zu kommen, von denen ich etwas Näheres über Dich erfahren konnte. Ich habe zwar von einigen Leuten Deine Anweſenheit in der Nähe von Bantry gehört, jedoch von ſolchen, von denen ich am wenigſten etwas über Dich zu hören geneigt war.“

„Nun?" fragte O'Donnel ſichtlich geſpannt. —

„Schnack, Ausgeburten eines übertriebenen Mißtrauens! Die Menſchen ſehen jetzt überall Geſpenſter. Denke Dir, Lewis," ſetzte der Freund mit gedämpfter Stimme hinzu, „Du ſtehſt jetzt auch, ſo wie Leslie, Laing und Andere, auf der Liſte der Verdächtigen. Du mußt gewiß Feinde haben, die Dich beim Lord Gouverneur anſchwärzen. Ich habe heute, ehe Se. Excellenz uns verließ, einige Worte vernommen, die deutlich genug verriethen, daß man Dich ſcharf aufs Korn genommen hat. Lord Wexford, unſer Regiments-Commandeur, verſah eine Zeit lang den Dienſt eines Oberadjutanten bei dem General en chef, nachdem er ſeinen Urlaub theils auf ſeinen Gütern, theils bei Lord Kildare zugebracht, und — weshalb blickſt Du mich ſo ſtarr an?"

„Fahre fort, Harry, nur weiter!" ſagte O'Donnel finſter.

„Nun, Lord Wexford hat Lord Corhampton auf der Inſpectionsreiſe begleitet und iſt nun hier zurückgeblieben, um ſein Regiment ſelbſt zu commandiren. — Ich verlaſſe mich ganz auf Sie, Herr Oberſt! ſagte Corhampton, als er uns verließ. — Ich werde mich um die Beweiſe bemühen, die meine Anſicht über O'Donnel beſtätigen, Mylord! erwiederte Wexford, verbeugte ſich und ging mit einem Lächeln hinvor, das ich boshaft genannt haben würde, wenn mir der Lord nicht als ein vollkommener Gentleman in jeder Hinſicht bekannt wäre."

„Wexford alſo und Kildare! Ich ahndete die Canaillen," ſagte O'Donnel düſter. „Immerhin, ich trete mit euch in die Schranken;" doch ſchnell ſich faſſend fuhr er fort: „Was weißt Du ſonſt noch, mein guter Harry!"

„Iſt's doch mehr als zu viel ſchon, denke ich, wenn man einen ehrlichen Mann, wie Du biſt, verdächtigt. Ich ärgerte mich im Stillen, freute mich aber auch zugleich im Voraus, daß die Herrn ſich das nächſte Mal mit einem langen Geſichte begegnen würden, wenn ſie einſehen, daß ſie fehlgeſchoſſen haben. Wenn ich aber alles ſo recht genau erwäge und mir die ungeſchminkten Ergüſſe Deines Herzens, das Dir angethane Unrecht, den gerechten Schmerz darüber in einem grellen Nachtbild vor die Augen treten, dann, O'Donnel, fühle ich mich tief ergriffen, und es bangt mir, daß Du, hingeriſſen vom Uebermaße des Gefühls ſowohl für die eigenen Leiden, als für den Druck, unter dem das Vaterland erſeufzt, im Stande wäreſt, etwas zu unternehmen, was ich in meinem jetzigen Stande mißbilligen, ja bekämpfen müßte. Doch es beruhigt mich noch etwas Anderes in der Vermuthung, daß Wexford Dein Freund nicht ſein kann. Es iſt mir ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen, daß er ſich um die Hand der ſchönen Eliſabeth bewirbt, die, — ſo viel ich weiß — doch nie einem andern, als dem glücklichen Sir Lewis O'Donnel gehören wird."

„Das ſchöne Band iſt für dieſe Welt zerriſſen," verſetzte O'Donnel ſchmerzlich. „Berühre dieſe Saite nicht, mein Harry; ihr Klang iſt hohl und ſchaurig, und tönt mir, wie eine Todtenglocke. Denn nur durch die dunkle Pforte des Todes führt der Weg zu unſerer Vereinigung, da ich doch nie die Tochter des Mörders meines Vaters als mein mir angetrautes Weib umfangen kann."

„Bei unſrer Freundſchaft, O'Donnel! bei unſrer glücklichen Jugendzeit! bei Deiner Eliſabeth! trage als Mann, hoffe das Beſte von der Zeit, die ſo oft ausgleicht und verſöhnt, was unmöglich ſchien. Laß Dich nicht in Unternehmungen ein, die ja auch uns trennen müßten. Raube mir den Glauben nicht, daß Du feſt an dem König hängſt. Sei groß und ſtark im Dulden, wie Deine Vorfahren feſt und kräftig in ihren Unternehmungen waren. Ein Augenblick kann ja Alles umgeſtalten!"

„Für mich ſelbſt hoffe ich nichts mehr. Wünſche hege ich nur noch für mein Vaterland in der für alles andere erkalteten Bruſt. Furcht er hat nicht ein O'Donnel gekannt. Gehe Du den Weg, den Du als den rechten einmal erkannt haſt, mein alter theurer Jugendfreund! Laß mich den meinigen gehen, den ich mir vorgezeichnet habe, ſeitdem ich ein Mann wurde. Jeder führt zum Ziele. Wohl uns Beiden, wenn unſer Wille gut war! Die Binde fällt erſt dann von unſern Augen, wenn unſer Schaffen nicht irdiſcher Natur mehr iſt!“

Die beiden Freunde hatten ſich erhoben, um im Saale, wo ſich nur wenige in Zeitungen vertiefte Gäſte befanden, auf- und abzuſchreiten, als die Thür ungeſtüm geöffnet wurde und Lord Werford, von einigen ſeiner Officiere begleitet, hereintrat. Überraſcht warf er das durchdringende Auge bald auf den einen, bald auf den andern, nahm am Kamin Platz, ſtörte heftig das Feuer auf, daß die Funken weit umherſprühten, und befahl dem Aufwärter eine Bowle ſtarken Punſch zu bringen.

„Etwas Neues, Mſtr Thornton?“ wandte er ſich dann an einen in ſeiner Nähe ſitzenden eifrigen Zeitungsleſer.

„Gewiß, Mylord!“ erwiederte der Gefragte, „ſehr intereſſante Neuigkeiten! Admiral Elphinſtone hat die holländiſche Flotte unfern des Caps der guten Hoffnung genommen.“

„Er lebe!“ rief der Lord, ein großes Glas auf einen Zug leerend; — „möge jede künftige Unternehmung des braven Seemannes von ähnlichem Erfolge gekrönt ſein!“

„Die Spanier haben uns den Krieg erklärt!“ fuhr Thornton, nachdem er ſein Glas, gleichfalls auf das Wohlergehn des Seehelden geleert hatte, in ſeinem Berichte fort.

„Hole ſie der Teufel!“ ſagte der Obriſt mit dem Fuße ſtampfend, „es ſind auch katholiſche Schurken! Sir John Jervis iſt mit einer tüchtigen Flotte unter Segel gegangen. Es wird ſich bald zeigen, wer Herr im mittelländiſchen Meere iſt.“

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Mylord. Aber nun die wichtigſte Nachricht: Lord Malmesbury iſt in Paris, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Möge er glücklich ſein, damit wir recht bald nach Außen ſtark, im Innern beruhigt, den ſo lang entbehrten Segen des Friedens im vollem Maße genießen! Dies iſt mein Toaſt, Gentleman; ich hoffe, ein jeder von uns wird ihn ſo aufrichtig trinken, wie ich ſelbſt.“

„Auch ich ſtimme Ihnen vollkommen bei, Mr. Thornton!“ ſagte der Lord, nachdem er die Pflicht, den ausgebrachten Toaſt zu trinken, erfüllt hatte; „denn auf Ehre! man wird des ewigen Scharmützitens mit dem Lumpengeſindel in Irland ſtatt. Haben wir Frieden mit Frankreich, ſo werden ſich die raſtlos machinirenden Menſchen, der Hoffnung und Hülfe von Außen her beraubt, wohl zum Ziele legen müſſen.“

„Geben Sie unſern armen Landsleuten nur Brot und Gelegenheit zum Erwerb, Mylord! ſo werden Sie ſicherlich durch Unruhen in Irland nicht veranlaßt werden, ſo lange als bisher von London abweſend zu ſein.“

„Haben ſie Brot, ſo wollen ſie auch Fleiſch,“ entgegnete der Obriſt gereizt, der den Zuſatz nicht überhört hatte.

„Auch deſſen mögen ſie vollkommen werth ſein!“ fuhr Thornton fort, „ſo gut als unſre Nachbarn, die Engländer, von denen der geringſte Arbeiter nicht unter zwei Schilling täglich verdient, ſo daß er Fleiſch eſſen und Porter dazu trinken kann, während unſer armes Landvolk mit allem Fleiße kaum den täglichen Bedarf an trocknen Kartoffeln erſchwingen kann und noch obendrein einer ungeheuren Abgabenlaſt erliegt, die der Engländer zum Theil gar nicht kennt.“

„Dann wäre mit dem Geſindel, das wie toll und wüthend auf nichts als Raub, Mord und Brand ſinnt, gar nicht mehr auszukommen,“ meinte bitter lächelnd der Obriſt.

„Die Exceſſe, Mylord, die täglich unter unſern Augen vorfallen, ſind lediglich die Folge der Verzweiflung über unmenſchlichen Druck. Sie werden aufhören, ſobald die Veranlaſſung dazu entfernt wird.“

„Dies wird geſchehen; das Volk ſoll ſich nur ruhig dem Geſetz unterwerfen.“

„Das Geſetz iſt kalt, Mylord, und das Herz warm. Irland iſt das fruchtbarſte Land Europa's und ſeine Kinder verhungern. Der Bauer vermag die hohen Pachtgelder nicht zu erſchwingen; die Schulden häufen ſich und das Geſetz ſchreibt in ſolchen Fällen vor, ſoviel an Werth von des Schuldners Effecten zu nehmen, als die Forderung beträgt. Da dieſe aber oft den Werth des ſämmtlichen Hausgeräthes überſteigt, ſo bleibt dem Bauer nichts übrig, als die nackten Wände der zerfallenen Hütte. Durch irgend einen Verdienſt den herben Verluſt zu erſetzen, oder die nächſte Anforderung zu erſchwingen, dazu fehlt es an Gelegenheit; alle Hülfsquellen ſtocken und die Herrn, die ſo gern den Comfort in England genießen, ziehen es vor, was ſie hier den bedürftigen Landleuten zuwenden ſollten, in London mit vollen Händen zur Erhaltung einer mit ſchwelgeriſcher Pracht ausgeſtatteten Haushaltung zu verſchwenden. — Der Gerichtsbote erſcheint bald zum zweiten Male. Dann tritt die wahre Noth heran; es heißt: fort aus dem Hauſe.

Weib und Kinder flehen, der Mann bittet mit wenigen ernſten Worten um Aufſchub. Doch wer keine Gnade kennt, iſt der hartherzige Gutsherr, oder der proteſtantiſche Zehntner. Der Wurm windet ſich, Mylord, wenn er getreten wird; ſo thut der Ire. Er ſetzt ſich zur Wehr auf der Schwelle des Hauſes und flieht, der Übermacht weichend, mit Rache im Herzen zu den unvernünftigen Bewohnern der Heide und des Waldgebirges, oder in die unzugänglichſten Klüfte der Felſen; und wer trägt die Schuld, wenn er geächtet, dem Geſetze hohnlachend, um ſein elendes Leben zu friſten und den Hunger, der grimmig mit allen ſeinen Schrecken den Seinigen naht, zu ſtillen, bei nächtlicher Weile, gleich dem wilden Thiere auf Beute lauernd, aus ſeiner Höhle heraustritt?“

„Ich glaubte mich hier unter loyalen Unterthanen des Königs zu befinden,“ fuhr der Obriſt jetzt heftig auf; „aber ich will verdammt ſein, wenn das nicht klingt, als wenn ein Apoſtel des Aufruhrs hier unter uns predigte! Ich hielt Sie bisher für einen ruhigen gemäßigten Mann, Mr. Thornton; aber freilich, ſeitdem ich ſehe, in weſſen Geſellſchaft Sie ſich hier befinden“ — er warf einen bedeutungsvollen Seitenblick auf O'Donnel, der ruhig ſeinen frühern Platz eingenommen, während ſich der Officier ſeinen Cameraden zugeſellt hatte, — „muß ich annehmen, daß Sie von den verderblichen und für Sie ſo gefährlichen Meinungen der Männer angeſteckt ſind, welche jetzt hier in der Gegend ein Geſchäft daraus machen ſollen, die Gemüther zu erhitzen und den Saamen des Aufruhrs auszuſtreuen. Hüten Sie ſich, Sir! und nehmen Sie meinen freundſchaftlichen Rath als Warnung, ſolchen gefahrbringenden Umgang zu meiden!“

„Ich bin Ihnen verbunden für ihren gütigen Rath, Mylord, und weiß Ihre Theilnahme zu ſchätzen; jedoch bitte ich Sie, zu bemerken, daß das Wort kein Privilegium für den Engländer allein iſt, und daß ſich ein braver Irländer eben ſo wenig, wie jener, eine Zurechtweiſung durch irgend einen von Sr. Majeſtät Officieren gefallen läßt. — Aber, ſieh' da, Sir Lewis!' wandte ſich der freimüthige Bürger jetzt an dieſen, der von den Worten des Obriſten zwar in Wallung geſetzt, dennoch, die auf ihn Bezug habende Pantomime nicht bemerkend, ruhig mit der Durchſicht eines vor ihm liegenden Tagesblattes beſchäftigt geblieben war; — „entſchuldigen Sie meine Unhöflichkeit; ich habe, vertieft in die Politik, Ihren Eintritt gar nicht bemerkt. Wie geht's in Ihrem Tempel der Diana? Schönes Wetter zu Ihrem Lieblingsvergnügen, in der That! Sie können es nicht beſſer wünſchen. Aber haben Sie gehört, Sir, was Lord Werford von uns, oder, um mich ſeines Ausdrucks zu bedienen, von den

Männern der Nachbarſchaft ſo eben ſagte? Seine Herrlichkeit ſcheinen keine gute Meinung von uns allen hier zu haben, überhaupt ſehr gegen uns eingenommen zu ſein.“

„Was könnte der Obriſt gegen Sie haben, ſelbſt wenn Sie ſich freimüthig über die Angelegenheiten des unglücklichen Vaterlandes äußern, das, an den edelſten Theilen verletzt, langſam verblutet?“ entgegnete O'Donnel. „Sie können alſo von Sr. Lordſchaft nicht gemeint ſein.“ Und zu Wexford ſich wendend, ſagte er: „Ich bin der einzige Mann aus der Nachbarſchaft in dieſem kleinen Kreiſe, Mylord. Ich muß Ihre Aeußerung demnach auf mich beziehen, und es dürfte deshalb keine unbillige Forderung ſein, wenn ich Sie erſuche, ſich unumwunden zu erklären, was Sie an mir zu tadeln haben.“

„Miſter Thorntons Zunge iſt heute ſehr geläufig, wie es ſcheint,“ entgegnete Mylord; „der Herr ſcheint ſehr gut gelaunt zu ſein und es eben nicht ſehr genau mit ſeinen Worten zu nehmen, denn ich ſprach durchaus nicht von Männern aus der Nachbarſchaft, wie mir die andern Herrn bezeugen werden. Ich weiß mit Beſtimmtheit weder Gutes noch Böſes von Ihnen zu ſagen, Sir Lewis. Das iſt meine kurze Erklärung, wenn Ihnen ſo ſehr daran gelegen iſt. Es wird für uns Beide gut ſein, wenn ferner keine Erklärungen zwiſchen uns vorfallen und wenn wir uns überhaupt nie mehr begegnen. Es giebt Verhältniſſe, über welche ein Schleier ſtets zuträglich iſt. Gut für Sie, mein Herr, wenn meine Hand nie genöthigt wird, den Schleier, der bis jetzt Ihr Thun und Laſſen der Welt verbirgt, hinwegzuziehen!“

„Wenn Ihre Hand einſt den Vorhang, der zwiſchen Ihren und meinen Handlungen und Abſichten ſchwebt, hinwegziehen ſollte, Mylord, ſo hoffe ich zu Gott, Ihnen nahe genug zu ſtehen, um Sie zu überzeugen, daß ich mich weder vor Ihnen noch irgend einem Manne im Königreich zu demaskiren geſcheut habe. Wenn Sie ſelbſt übrigens dem Augenblick ſo ruhig entgegen ſehen, wie ich, ſo bin ich feſt überzeugt, Sie werden künftig hin Ihr Glas Punſch hier behaglicher trinken, als Sie heute gethan haben.“

„Sehr pathetiſch! Haben Sie etwa während Ihres Aufenthaltes in Paris Lectionen bei dem berühmten Talma genommen?“

„O, daß Sie der Witz nur am Ende der Hauptſache nicht verlaſſen möge, Herr Obriſt!“ fuhr O'Donnel heftig empor und war im Begriff dem Lord eine bittre Wahrheit zu ſagen, als ein heftiges Getümmel von der Straße herauf zu den Ohren der Anweſenden drang.

„Wir ſprechen uns wohl gelegentlich auch über die Veranlaſſung dieſes neuen Tumults, Sir Lewis!“ rief der Obriſt höhniſch und ſchnallte den Säbel um. „Was gilt's, ein Kampf zwiſchen den Soldaten und Bauern, die heute wieder, wie eigens dazu beſtellt, ſeit dem früheſten Morgen in allen Schenken liegen! Könnte man das Pack doch nur mit einem Schlage auf einmal mit der Wurzel vertilgen! — Gehen Sie, Kapitain Howard,“ wandte er ſich befehlend zu O'Donnels Jugendfreunde, „und ſehen Sie, was der Lärm bedeutet. Nehmen Sie einen Theil der Wache mit. Wenn's Noth thut, laſſen Sie gleich Lärm blaſen. Doch, nein! melden Sie mir zuvor; dann kann Ihre Schwadron aufſitzen und dem Volke einmal die flache Klinge fühlen laſſen.“

Die Gäſte traten in die Fenſter des Saals. Ein geordneter Zug Menſchen ſchritt langſam und feierlich auf der Straße dahin. Zuerſt ein kleiner Mann, in welchem O'Donnel den Hausknecht aus der Heideſchenke erkannte, der auf einer großen weißgeſchälten Stange ein Stück Haferbrot angeſpießt, von einem langen ſchwarzen Flor umflattert, trug. Ihm folgte auf dem Fuße der alte ehrwürdige Pater Auguſtin O'Kelly mit ſeinem in Schmerz verſteinerten Antlitz, das weiße dürftige Haar vom Nordwind aufgewühlt, in den knöchernen gefalteten Händen das Krucifix haltend; ſein zerfetztes Prieſtergewand geſtattete dem Sturm freien Durchzug. Ihm nach traten zwei arg zerlumpte Männer, die auf einer rohen Bahre die nackte unverhüllte Leiche eines weiblichen Kindes von zehn bis zwölf Jahren trugen. Hinter der Leiche ſchwankten drei große Männer, ſo zerriſſen und zerfetzt, daß die bloße Haut überall durchſchimmerte, von hohläugigem geſpenſterhaftem Anſehn, wahre Schaudergeſtalten des Elends. Es war Samuel Dunfoore mit ſeinen beiden Söhnen, Brine, dem Weber, und Shame, dem Fiſcher. Der Greis ſchleppte ſich in der Mitte fort. Seine Augen ſtarrten glanzlos und verwildert auf die kleine Leiche; ſeine verrunzelte Haut war ſelbſt mit der fahlen Farbe des Todes überzogen; ſein zahnloſer Mund wie von Hunger und Kummer ſchmerzlich eingeklemmt; die Lumpen ſchlotterten um die durchſchimmernden gräßlich abgemagerten Gebeine; die ganze Geſtalt war nichts als ein ſchauerlich wandelndes Gerippe. Seine Söhne hatten nichts voraus, als einige Jahre, deren Elend noch vor ihnen lag. An dieſe drei Männer ſchloſſen ſich die halbnackten Jammergeſtalten von ſieben Kindern, die baarfuß durch den eiſigen Koth der Straße wandelten, bleich und abgezehrt, dem Hunger verfallene Beute. Dann wandelten Paar um Paar Männer und Frauen der Vorſtädte, Niemand mit einem ganzen Rocke, Niemand mit einem friſchen Geſichte, nein alle zerlumpt bis auf die Haut, alle verhungert bis zum Umfallen, alle niedergedrückt von der unmenſchlichen Laſt des Elends. Der Zug war lang und das Geſpenſterhafte deſſelben erhöhete bei weitem eine ſchwermüthige, ſchauerliche Weiſe, die ſie mehr ſtöhnten und ſummten, als daß ſie das das dazu gehörige Trauerlied geſungen hätten. Stumpfſinnig und theilnahmlos wanderten dieſe Leute dem Todtenacker zu, aber hinter ihnen brach die Wuth des Pöbels furchtbar los.

„Es iſt Brine Dunfoore's, des Webers, Kind, das Hungers geſtorben iſt!" heulten die Stimmen gräßlich ausſehender Weiber, mit flatternden Haaren, verzerrten Geſichtern und geballten Fäuſten, die ſie im wüthenden Schmerz vor die fleiſchloſe Bruſt ſchlugen. „Unſre Kinder werden auch noch vor Hungers ſterben Wir ſollen uns alle ſelbſt aufzehren wie die Ratten, und das ſchöne Getreide unſeres Landes fährt man auf Schiffen fort!"

Die Bauern, eben noch in den Wirthshäuſern, wo ſie ihre wenigen Pence verzehrten, von den bei vollen Porterkrügen und Punſchgläſern ſitzenden Soldaten, die heute die erhaltene Freiheit mißbrauchend, gern die Herrn des Landes ſpielten, beſchimpft und verhöhnt, ſchloſſen ſich ebenfalls dem Leichenzuge an; und nach wenig Minuten brauste ein Haufe wildausſehender Männer mit Knitteln und Waffen, die ſie den betrunkenen Soltaten entriſſen, verſehen, daher und drang unter wildem Aufruhrgeſchrei bis mitten auf den großen Platz vor.

Sir Lewis zog, als er dieſes bemerkte, die Schelle und befahl dem eintretenden Aufwärter, ſeinen Diener herbeizurufen.

Einige Worte O'Donnels genügten dem beſonnenen Dahna, der ſchnell hinauseilte und im dickſten Volkshaufen verſchwand. Der Obriſt Werford ſchritt mit ſteigendem Zorn im Zimmer auf und ab, fluchte auf ſeine unter den Fenſtern des Zimmers mit blutigen Kopfen aus dem Getümmel eilenden Dragoner und wartete mit ſteigender Ungeduld auf die Rückkehr des entſendeten Officiers; der Baronet unterhielt ſich dagegen ruhig mit Maſter Thornton. So verging ungefähr eine halbe Stunde; da wurde es allmälig ruhiger. Das Getoſe, das ſich erſt gleich dem Toben empörter Meereswellen durch die Straßen gewälzt, ließ mehr und mehr nach; die Bauern, wie die kampfluſtigen Vorſtädter, trennten ſich in einzeln daſtehende murmelnde Gruppen und ungeneckt ſah die Wache auf dem Platze, das Gewehr im Arm, des Anführers Befehlen entgegen.

„Die Emeute ging ja dies Mal ſchnell vorüber!“ meinte der Obriſt, wie es ſchien, ſelbſt verwundert, als

Kapitain Howard mit der Meldung eintrat, daß ſich eben, als er im Begriff geweſen wäre, ſeine Schwadron zu benachrichtigen, ein einfach gekleideter Mann, von gewöhnlichem Anſehn unter das Volk geworfen und die Empörer bald in iriſcher, bald in engliſcher Sprache mit donnernder Stimme angeredet und in kurzer Zeit beſänftiget habe. Wie auf Commandowort hätten alle alſobald die Waffen geſenkt und wären dann unter einem Hurrah auseinander gegangen.

„Sehen Sie, Mylord," ſagte Thornton zum Obriſten, „ſo vermag ein einzelner, vernünftiger Mann oft mehr, als Ihre Waffen. Der Mann iſt hier Sir Lewis O'Donnel. Güte, Billigkeit, Duldung! iſt ſein Loſungswort. Damit kann er Alles. Iſt er Ihnen vielleicht deshalb verdächtig, Herr Obriſt? — Nicht wahr, der Ire, wenn er hungert und friert und nicht mehr thut, als das hungernde Thier der Wüſte, iſt ein Rebell, und wer die Verzweiflung beſänftigt und das ſchreiendſte Bedürfniß ſtillt, iſt ein Majeſtätsverbrecher? Nicht wahr, Mylord?"

„Predigen Sie Ihre Weisheit dem Unterhauſe oder auf den Huſtings, oder wo es Ihnen beliebt, Mr. Thornton. Ich thue als loyaler Unterthan des Königs meine Pflicht, und wenn ganz Irland darüber zu Grunde geht, ſo ſoll mich das Geſchrei der Reformer nicht davon abhalten!" verſetzte Werford ſtolz.

Unterdeſſen hatten ſich noch mehrere Herren aus allen Ständen eingefunden, die täglich um dieſe Zeit gewohnt waren, bei einem Glaſe Brandy und Waſſer oder Whiskypunſche, die Zeitungen zu leſen oder die politiſchen Angelegenheiten des In- und Auslandes zu beſprechen. Einer derſelben, ein wohlgekleideter Countryſquire, trat an Lord Wexford, deſſen Eifer, ſeine Meinung durchzuführen, größer wurde, jemehr ſich das Publikum um die kämpfenden Parteien vermehrte, mit den Worten heran: „Emancipation der katholiſchen Glaubensgenoſſen und ein vereintes Parlament würde für den Augenblick alle Gemüther beſänftigen, Mylord!“

„Alſo doch für den Augenblick!“ entgegnete der Obriſt ſpöttiſch.

„Bei größern Handelslicenzen, wage ich zu behaupten, würde die Ruhe von Dauer ſein,“ ſagte ein Kaufmann.

„Sie wollen die Abſchaffung des Zehntens und andrer drückenden Abgaben nicht vergeſſen, die auf den Katholiſchen laſten, Mr. Donenright!“ ſagte ein Pächter aus der Nachbarſchaft.“

„Uns drückt ſo vielerlei, geehrte Gentlemen!“ Mit dieſen Worten trat ein Anwalt in den Kreis, der dem Geſpräche zugehört und mit ausgeſpreizten Beinen ſeine magre Geſtalt an dem unbeſetzten Kamine erwärmt hatte. „Bei der Gelegenheit, die mir meine Praxis giebt, die Defecte und Mängel der Landesverwaltung, den Doppelſinn und das Unzulängliche der Geſetze u. ſ. w. kennen, ja beſſer kennen zu lernen, als irgend ein andrer von Ihnen, wie ich mir die Erlaubniß nehme, Ihnen zu ſagen, ohne jedoch der Einſicht irgend eines der Herren nahe treten zu wollen, — habe ich täglich mehr eingeſehen, daß uns nur eine gänzliche Reform in allen den in Irland beſtehenden Einrichtungen wahre Hülfe und Beſſerung der Dinge verſchaffen kann. Irland muß erſt wieder das Vaterland des Iren werden, meine Herren; kein anderes Mittel kann dieſem unglücklichen Volke radikal helfen. Wo, ich beſchwere Sie, Herr Obriſt, bei den über- und unterirdiſchen Göttern, wo gab es je in der Welt ein Volk, deſſen Elend ſo groß war, daß es auf den Äckern und in den Hütten ſeiner Väter wohnte, die dieſe Väter angelegt, gebaut hatten, in einem Lande, das dieſe Vorfahren von Anbeginn erb- und eigenthümlich beſeſſen und dieſe Äcker, dieſe Hütten, dieſes Land nicht ſein nennen darf, das Vaterland, das ſie geboren, dem ſie mit Liebe zugethan ſind, ihnen nicht gehört! Nein ein fremdes, kaltes Volk beſitzt es, das keine Liebe hat zu dieſem ſchönen Lande; fremde vornehme Herrn ſind hier Eigenthümer, die es nie geſehen, nie Sympathie dafür empfunden;

herzloſe Prieſter einer Kirche, der der Ire nicht angehört, ſchwelgen im Mark dieſes Landes. Der Ire, der Stammſaſſe dieſer Inſel, der ächte Nachkomme der erſten Ackerbauer des grünen Erin, hungert, friert, kann ſeine Blöße nicht bedecken, hat kein Vaterland, keine Heimath, keine Hütte; wenn der engländiſche Herr befiehlt, wird er hinausgejagt in die öde Heide, in die Bergſchluchten, in die Moorſümpfe und, wenn er eine Miene verzieht, die wie Widerſetzlichkeit ausſieht, ſo iſt er ein Rebell und wird von den beſoldeten Menſchenjägern unſres gnädigſten Königs todt geſchoſſen, wie ein toller Hund. Das Geſetz! rufen die Herrn ſtets; das Geſetz iſt zum himmelſchreiendſten Unrecht geworden, Vernunft wird mit Füßen getreten, Menſchlichkeit iſt eine Fabel, Chriſtenthum ein Spottgelächter. Aber es wird, es muß ein Tag kommen, der dieſe furchtbaren Unbilden auch furchtbar rächt.“

Rauſchender Beifall belohnte den Sprecher. O'Donnel drückte ihm ſeufzend die Hand.

Wexford, dadurch in Harniſch gebracht, ſchrie mit gereizter Stimme: „Die katholiſchen Notablen verlangen Zulaſſung zu den höchſten Würden im Reiche, die Pächter: keine Abgaben, die Kaufleute: keine Zölle, die Advokaten möchten Sprecher in einem vereinten Parlament ſein; dann die Abſchaffung des Königthums, Irland eine Republik und wir Vornehmen in England und Irland Bettler. Nicht wahr, meine Herren! das wäre ungefähr der Zuſchnitt einer Reform nach Ihren Anſichten? Ha! ha! ha! Recht ſchöne, ſehr geläuterte Ideen in der That! Ich ſage Ihnen, der Teufel hole eine ſolche Reform!“ Damit nahm er den Helm und verließ, nochmals laut auflachend, von ſeinen Officieren gefolgt, das Zimmer. Der laute Ruf: „Es lebe die Reform!“ ſchallte hinter ihm her, und ein dreimaliges „Hurrah!“ der Zurückbleibenden verkündigte den Triumph, einen Gegner ihrer Sache aus dem Felde geſchlagen zu haben.

Eine ſolche öffentliche Äußerung der politiſchen Meinungen war zu ſehr im Geiſte des brittiſchen Volkes und ſeiner Rechte begründet, als daß Lord Wexford, bei allem ſeinen geheimen und offenen Groll darüber, ein Zeichen von Rebellion und Hochverrath darin hätte wahrnehmen können. „Nur O'Donnel war der Mann, den er für den Augenblick fürchtete. Die geringe Mühe, die es dem Baronet gekoſtet, den Auflauf zu ſtillen, galt ihm als ein Beweis des großen Einfluſſes, den derſelbe über die Maſſe des Volks ausübe. Die Achtung, deren ſich Sir Lewis von den höhern Ständen erfreute, ließ auf ihre Billigung und Übereinſtimmung mit ſeinen Maßregeln ſchließen, die nach der harten Behandlung, die ſeine Familie von der Regierung erfahren, wahrſcheinlich nicht im Intereſſe derſelben getroffen waren. Die kurze Zeit, die der Obriſt in dieſer Gegend zugebracht hatte, reichte hin, um ihn den Geiſt der Bewohner derſelben, die ihrer Lage wegen am mehrſten einer feindlichen Landung ausgeſetzt waren, kennen zu lehren. Er beſchloß bei ſich, von nun an ein ſcharfes Auge auf O'Donnel zu haben, deſſen Schweigen ſelbſt im Hotel, wo Alle laut und heftig geſprochen, ihm verdächtig verkam.

Achtes Kapitel.

Matroſen auf dem Lande. — Boxerei. — Seltſame Werbung und noch ſeltſamere Verlobung.

Während des hitzigen Wortſtreites im Hotel in der obern Stadt herrſchte ein luſtiges, aber dabei ganz friedliches Getümmel längs den Kays und der Bai in den untern Gegenden Bantry's.

Die Mannſchaft einiger im Hafen angekommenen königlichen Schiffe machte ſich dort das Vergnügen, den ärmern Theil der Bevölkerung, der ſich, von Dahna beruhigt und von Exceſſen abgehalten, hier ſehr zahlreich eingefunden hatte, mit Lebensmitteln, als Schiffszwieback, geſalzenes Schweinefleiſch, das vom Irländer ganz beſonders hochgeſchätzt wird, Rum, Whisky, alten Kleidern und Geld reichlich zu beſchenken, oder in den Wirthshäuſern und Schenken am Strande mit Porter und Whisky zu bewirthen.

Scenen der verſchiedenſten Art gaben dem Beobachter Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten zweier, wenn gleich unter einem Scepter vereinten, nur durch einen ſchmalen Kanal von einander getrennten und doch ſo ganz verſchiedenartigen Nationen kennen zu lernen.

Mit freudeleuchtenden Augen ſah man hier einen armen Teufel vor einem ihm begegnenden Bekannten, der ſich nicht beſſerer Vermögensumſtände erfreute, eine alte Matroſenjacke entfalten, „an der noch kein Knopf fehlte,“ wie er ſagte. Dort rannte ein Anderer mit einem rothwollenen Hemde davon, während er ſich ſchon eine alte Mütze von ähnlicher Farbe auf's Haupt geſtülpt hatte, wodurch er in Übereinſtimmung zu ſeinem übrigen zerlumpten Anzuge das treue Bild eines Sansculotten des Nachbarlandes darſtellte. Ein altes Mütterchen mühte ſich, niedergekauert hinter einem halb zertrümmerten, im Sande ſteckenden Boote, einen kurzen, abgetragnen Nachtrock von Doppelfrieß auseinander zu ziehen, der, weil er ſchon manche Nacht zum Kopfküſſen auf dem friſch getheerten Ankertau gedient hatte, ſtets in die von Pech und Theer ſtarr gewordenen Falten zurückfiel, bis ſie endlich mit dem Troſte, den ihr eine Gevatterin gab, von dannen trippelte, daß ein Keſſel heißes Waſſer hinreichend wäre, den widerſpenſtigen zu dehnen und zu glätten, ſo daß er noch immer ein gutes Kleid für den Winter abgäbe.

Den blanken Hut mit dem Namen des Schiffes in goldenen Lettern auf einem Ohre, das indiſche Tuch nachläßig um den Hals geſchürzt, in der feinen blauen

Seemansjacke, mit blanken Schuhen und weißen Strümpfen, ſchritt hier ein Matroſe, die ſchöne Tochter des Landes am Arme, ſtolz vorüber. Indem er ernſtlich bemüht iſt, den rechten Cours zu halten, klimpert ſeine Hand auf vornehme Weiſe mit den blanken Dollars und halben Kronen in der Taſche. Man ſieht es dem Manne deutlich an, daß er von dem Überfluß — es iſt der Gehalt mehrerer Monate — befreit zu ſein wünſcht. Allmälig erreicht er den Zweck, oftmals geſteht er ſelbſt mit lachendem Munde, daß er ſogar früher, als er erwartet hätte, zum Ziele gekommen ſei. Jeder Laden wird beſehen, in jedem ein Leibgeſchenk für die Dame ſeines Herzens gekauft, bis dieſe über und über mit Bändern, Tüchern und Stücken Cattun geſchmückt, unter der Freigebigkeit des Liebhabers faſt zu Boden gedrückt, ihn ſelbſt dringend ans Nachhauſegehen mahnt.

Weiter unten ſprengen ein Paar verwegene Burſche, um einmal in vollen Zügen die Freuden des Landlebens zu genießen, auf alten Jagdpferden, die nach mancherlei merkwürdigen Schickſalen endlich das Eigenthum unbarmherziger Pferdevermiether geworden ſind, ihrer Meinung nach, wie ein Schiff mit vollen Segeln, längs des niedrigen Geſtades dahin.

Allmälig geräth das Blut in den Adern der, wenn gleich auch alten, doch von Urſprung edlen Thiere in Wallung. Noch einmal regt ſie das Bewußſein einer ſchönen Vergangenheit zu einer gewaltigen Kraftanſtrengung an, und in einem ſtärkern Laufe fliegen ſie dahin, je mehr Tom und Billy die Zügel entſchlüpfen, die dafür den Sattelknopf und die Mähne ſtatt des verlornen Steuers ergreifen. Jetzt ſetzt Toms Roß flüchtig über einen Graben und auch die letzte Stütze entgleitet ſeinen Händen während des mächtigen Sprunges. Er ſchwebt hoch in der Luft, das Pferd ſetzt unter ihm weg und er ſtürzt, gleich einem Kreiſel ſich drehend, ſenkrecht herab, wie der Maſt eines aufgeflogenen Schiffes. Doch wohl ihm! ſtatt rauchender Trümmer und den Wogen des Meeres ſchlägt nur die ſchwärzlich gelbe Maſſe der ſumpfigen Lache über ihm zuſammen.

Auch Billy iſt längſt vom rechten Courſe abgekommen; doch gelingt es ihm noch, wie er Tom zuruft, ſich kreuzend bei contrairem Winde auf gleicher Höhe mit ihm zu halten. Da raſt aber plötzlich, brauſend wie eine Sturzwelle, das ſeines Reiters entledigte Roß dicht an ſeinem Bord vorüber. Billy merkt zwar früh genug die Gefahr und denkt ihr geſchickt dadurch, daß er ſchärfer in die Zügel greift, zu entgehen. Das Jagdpferd aber, welches, einſt in Lord Bridgewaters Dienſt, keinem andern den Vorrang zu laſſen gelernt hatte, bockt und ſchlägt ſo ſchnell hintereinander aus, daß es dem Seemann wie die Bewegung des Schiffes vorkommt, das von den Grundwellen nach einem ſtarken Sturme ſtoßweiſe heftig vom Kiel aus erſchüttert wird. Er macht daher die balancirende Bewegung, indem er ſich bald auf die eine, bald auf die andere Seite lehnt, ſo wie er es, um ſich aufrecht zu erhalten, auf ſeinem Schiffe zu thun gewohnt iſt. Doch gerade dies ihn an Bord vor dem Fall ſchützende Manoeuvre iſt es, wodurch der Arme in einem ihm unbekannten Fahrwaſſer das Gleichgewicht verliert, und es dauert gar nicht lange, ſo geht auch er, doch ungleich ſanfter, als ſein Camerad, auf trocknem Sande zur größten Beluſtigung aller Anweſenden vor Anker.

Während ſich auf einem andern großen ebenen Platze die Irländer mit Schlagen des Fußballs ergötzten, hatte ein ſpeculativer Kopf in der Nähe eines Wirthshauſes ein Hahnengefecht veranſtaltet und gab dadurch den dieſes Vergnügen leidenſchaftlich liebenden Engländern für wenige Pence Gelegenheit, ihre Wettluſt zu befriedigen.

Die Strandſchenken waren alle überfüllt, doch auch durch das Gedränge auf den Plätzen und auf den Kais wanderte die Schnapsflaſche von Mund zu Mund; und wer nicht aus Luſt trank, mußte der Kälte wegen trinken. So waren denn die Wirkungen der rauhen ſcharfen Luft bald glücklich beſiegt, aber die meiſten vermochten auch ſchon nicht mehr geraden Schritt zu halten. Wie vorhin in der Oberſtadt nur Laute der Trauer, der Erbitterung, der Wuth und der Rachgier vernommen wurden, ſo hörte man jetzt hier, und zum Teil von denſelben Leuten, nur Töne der Freude, der Luſt, der ſeligſten Vergeſſenheit alles irdiſchen Elends.

Von der Stadt herab ſchritt eilig ein Pärchen. Der kleine, wohlbekannte, zuſammengeſchobene Mann, der vorhin noch das Haferbrot auf der beflorten Stange getragen, machte der Dame ſeines Herzens, mit den Ellenbogen Püffe austheilend, Bahn, wo das Gedränge arg war; an minder bevölkerten Stellen wanderten ſie ſelbander.

„Gewiß iſt nun der Vater ſchon herein, und ich wollte ihn doch heute gar gern empfangen, wenn er an's Land träte," klagte das ſchöne, bleiche Mädchen. „Du weißt ja, Tim, daß heute ſein ſechszigſter Geburtstag iſt. Wo Du dich auch nur herumtreibſt und läßt mich bei dem ſchrecklichen Lärm in wahrer Todesangſt in der Schenke ſitzen! Wenn ich mich nur allein herausgewagt hätte unter das tolle Volk, ſo hätteſt Du mich nachher ſuchen können."

„Zürne mir nicht, Sally!" bat der kleine Hausknecht. „Ich mußte doch dem hochwürdigen Pater

O'Kelly gehorchen, der mir befahl, die Stange zu tragen. Und dann lag mir auch viel daran, zu erſpähen, was eigentlich vorgehen ſollte und wer die Rädelsführer wären."

„Gerade das gefällt mir nicht von Dir, Tim, daß Du überall umherſchnüffelſt," ſagte Sally. „Ich wette, Du machſt nicht den beſten Gebrauch von Deinen eingezogenen Erkundigungen. Als ich neulich Miß Eliſabeth auf Lindſayhall beſuchte und Dich aus dem Zimmer des Lords kommen ſah, fuhr mir ſo ein Gedanke durch den Kopf."

„Und Du wollteſt mir deshalb Vorwürfe machen? Du?" fragte Tim ſchmerzlich. „Wahrlich, von Dir verdiene ich ſie nicht!"

„Du biſt ein närriſcher Kauz!" lachte Sally. „Ich glaube gar, Du flennſt. Nun, tröſte Dich und laß gut ſein." Und mit der Hand ſeine alternde Wange berührend, fügte ſie noch einige Schmeichelworte hinzu, die den kleinen Mann in hohes Entzücken verſetzten. Dann ſchritten ſie wieder haſtig vorwärts; Timotheus fragte hier und da einen Seemann nach dem einäugigen Lootſen und wurde endlich mit ſeiner Begleiterin in eine Schenke gewieſen, aus der ihnen lautes Toben entgegenſchallte, und in deren Eingang das Pärchen unter der aus- und einſtrömenden Menge verſchwand.

Bisher war alles in Frieden abgegangen; man hörte nichts als derbe, lautgeſprochene Scherzreden, jubelnde Seemannslieder, mehr gebrüllt als geſungen, und ſonſtige Ausbrüche einer lärmenden Freude, doch kein Zank hatte die allgemeine fröhliche Stimmung geſtört. Unſtreitig waren die vielen Irländer, welche auf den im Hafen ankernden Schiffen dienten, die Veranlaſſung, daß die Vereinigung der beiden ſich nicht günſtigen Nationen nicht von Exceſſen begleitet war, wie gewöhnlich ſonſt geſchah, wenn ausſchließlich engliſche Matroſen in einer iriſchen Hafenſtadt ans Land ſtiegen.

Da ſtürzte plötzlich aus derſelben Schenke, in welche Ruuthan und Sally gegangen waren, ein Mann in goldſtrotzender Livrée; ihm auf dem Fuße folgte Evans O'Neil unter gräßlichen Flüchen und tobendem Geſchrei, das zerfetzte Geſicht kirſchbraun, das Auge glühend wie eine Kohle.

Eben wollte ſich der erſte durch einen Haufen Matroſen Bahn machen, um ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, als ſein Verfolger ihn mit den Worten beim Kragen erfaßte: „Was, Du elender Gauch von einem Yorkshireman, Du willſt auf Sir Lewis läſtern? Und wie kannſt Du es wagen, den braven Dahna zu ſchimpfen? Mich und meine Fauſt hatteſt Du hier nicht vermuthet, Burſche, mit der Du in der Dunmeerer Heideſchenke ſchon Bekanntſchaft gemacht. Gebt Raum, Gentlemen, daß ich dem Schurken den lügneriſchen Schädel auf iriſche Weiſe zerſchlage!“

„Halt, was giebt's da mit Euch beiden?“ ertönte es plötzlich aus mehr als zwanzig rauhen Kehlen. — „Was haſt Du vor, mit der Landratte, mit dem Beutſpecht von Kleiderputzer, Bruder O'Neil?“ rief ein aus dem Haufen hervortretender, ſtämmiger Mann, vor dem die übrigen Seeleute ſchon zurückwichen. „Nun, es mag ſein, was es will; er ſcheint mir ein Engländer zu ſein! Du haſt lange genug auf der Flotte gedient, O'Neil, um zu wiſſen, was ſich ſchickt. Fechtet es aus, auf rechtliche Weiſe, wie es Gentlemen geziemt. Platz da! ihr Herrn, gebt Raum! ſo iſt's recht und billig. Keine gemeine Prügelei! Nicht wahr, Kameraden?“

„Ich danke Dir, Bruder Parker,“ verſetzte O'Neil, „daß Du mich erinnerſt, im Ärger keine Schande auf mich zu häufen. Dieſer Burſche iſt mir ſchon einmal unter die Fauſt gelaufen; jetzt ſoll er mir nicht ſo gut davon kommen. Sei Du mein Secundant, Parker; ich vergelte Dir ſchon den Dienſt einmal. — Und Du laß ab mit Bitten, Sally,“ wandte er ſich zur Tochter, die ihn vom Kampfe abzuhalten ſuchte. „Laß ab, ſag' ich Dir; denn wahrlich, ich gedenke mir ſelbſt zu meinem ſechzigſten Geburtstage keine größere Freude zu machen, als dieſer Narrengeburt Altenglands den aufgedunſenen Cadaver zu zerbläuen."

Sally trat weinend zurück. Henderſon, der ſeine im halben Rauſche begangene Unbeſonnenheit zu ſpät bereuete und die Matroſengeſellſchaft verwünſchte, in die ihn ſein Unglück geführt, verkehrte heimlich und eifrig mit Tim, um dieſen als Retter aus der Noth anzuwerben. Aber der kleine Hausknecht zuckte ausweichend und bedauernd die Achſeln, und that, auf die umſtehende Mannſchaft deutend, die Unmöglichkeit dar, dem Kampfe auszuweichen.

„Gebt Raum! gebt Raum!" Unter dieſen Worten hatte ſich ſchnell ein weiter Kreis um die Streitenden gebildet, während Jung und Alt aus den Häuſern ſtürzte, um des beginnenden Kampfes Ende zu erwarten.

Nachdem die Regeln des Kampfes geordnet und auch für Henderſon ein Secundant ernannt war, warfen die Männer die Kleider ab, und bald begann das wüthende Fauſtgefecht.

Den Feind ſtets im Auge, ſtanden ſie ſich lange in vorgebeugter Stellung, die am wenigſten geſchützte Stelle erſpähend, gegenüber. Endlich ſchlug der Engländer aus. Das darauf folgende Beifallsgeſchrei der

Zuſchauer zeigte an, daß es ein Meiſterſchlag war. Der Irländer parirte gewandt, während der erſtere mehrere gutgerichtete, aber zu hitzige Ausfälle that. Je mehr O'Neil den Gegner ermatten ſah, deſto eifriger ging er ſelbſt zum Angriff über. Nun fiel Schlag auf Schlag von des Irländers Seite. Henderſon parirte geſchickt, doch er ermüdete augenſcheinlich immer mehr; da fiel O'Neil plötzlich wüthend aus, und während er mit der Linken Kopf und Körper ſehr geſchickt zu decken wußte und zugleich des Gegners Arm zurückdrängte, ſchmetterte ſeine rieſige Fauſt ſo heftig auf die Bruſt deſſelben nieder, daß dieſer, einen Blutſtrom von ſich gebend, beſinnungslos zu Boden fiel.

„Es ging Alles nach Recht und Ordnung zu, Bruder Parker," ſagte der Sieger, ſtolz auf ſeinen Feind herabblickend.

„Alles nach Recht und Billigkeit!" riefen die Secundanten.

„Sie hatten Raum und Secundanten! ſagten die Zuſchauer, von denen die Schiedsrichter einige aufforderten, für den Verwundeten die nöthige Sorge zu tragen, während die übrigen den ehemaligen Cameraden im Triumph ins Gaſthaus zurückführten.

Den beſten Beiſtand fand der ohnmächtige Henderſon in Tim Runthan; denn das iriſche Volk ging mit Geſchrei über den ihm verächtlichen Engländer, dem ſein Recht widerfahren war, von dannen, und nur der kleine Hausknecht blieb bei ihm, wuſch ihn mit kaltem Waſſer, brachte ihn ſo zur Beſinnung, führte ihn langſam in ein Haus, ſchickte nach einem Arzt und ſorgte dafür, daß der zerſchlagene Mann in einer Sänfte nach ſeines Herrn Wohnung gebracht wurde. Henderſon dankte und verſprach dem alten Burſchen, dieſes Liebesdienſtes beſtens zu gedenken. Hierauf kehrte Ruuthan in die Strandſchenke zurück. Dort hatten ſich unterdeſſen ſechs der älteſten Matroſen, deren Hälfte O'Neil, John Boyle und Parker ausmachten, um einen mit Punſch und Porter reich beſetzten Tiſch verſammelt, zu welchem auf Parkers Befehl aus des Wirths Küche und Keller immer friſche und gute Nachſchüſſe zuſtrömten. Sally ſaß bei Seite in einer Ecke.

„Eia!“ jubelte der Hochbootsmann der Najade; „nicht vergebens hat uns Dein ſchmuckes Töchterlein verrathen, daß heute Dein ſechzigſter Geburtstag iſt, alter Neptun,“ ſchrie er auf O'Neil ein. „Der Tag wird auf meine Koſten gefeiert, ihr blutjungen Geſellen! Wir müſſen das Leben genießen, dieweil wir noch jung ſind. Wie lange wirds dauern, ſo ſind wir alt, und dann iſt's mit der Freude aus. Noch ſpielen blonde Locken um unſere Schläfe; Narren ſagen, ſie wären weiß. Stoß an, O'Neil, Deine ſechig sollen leben! Heiliger Patrik! vor zwanzig Jahren machte ich Deine Bekanntschaft auf dem Ikarus; es war meine erste Reise nach Virginien. Seitdem waren wir stets gute Freunde. Unsre Freundschaft lebe hoch und bleibe für immer!"

„Für immer!" stießen die Andern an.

„Aber Deine schmucke Tochter, die ich noch nicht kannte," fuhr Parker fort, „soll auch bei uns sitzen, soll mit uns anstoßen und trinken. Doch, was sitzt denn dort für ein Wichtelein bei ihr? Sieht aus wie meine große Ankerwinde. Mich soll St. Patrik nicht treffen, wenn der kleine Purzelbaum nicht eben so alt ist, wie meine linke große Fußzehe. Wenn der mir Abends allein auf einem Meere begegnete, ich hielte ihn für einen von den guten Leuten."

„Kennst Du den Kleinen nicht?" fragte Werle.

„Wahrlich, ich habe ihn noch nie gesehen!"

„Er ist Waldschmied in der Dunmeerer Waldschmiede."

„Dort war ich nie. Aber was bedeutet die Gemeinschaft mit Deiner Tochter, Evans?"

„Er ist ihr Begleiter gewesen vom Dunmeere her, weil sie sich nicht allein durch den öden Bergwald und über in das Gebirge getraute."

„Aber er schmauchet die Gläser wie ein [illegible] der Kater. — Herr, guter Freund!" redete der Hochbergmann den Hausknecht an, „[illegible] mir diese

Dame. Sie wird die Gewogenheit haben, ſich zu mir an den Tiſch zu ſetzen; für euch iſt freilich kein Platz mehr daran.“

„Ihr mögt wohl mit einer alten Seejungfer umzugehen wiſſen, wie eure Najade,“ verſetzte Tim, „aber Mädchen vom Lande, ſind viel zu zerbrechliche Waare für eure rohen Fäuſte. Wer baden kann, kann noch nicht ſchwimmen, und wer Geld hat, hat noch nicht Liebe.“

„Ihr ſeid witzig, Jüngling; aber euer Witz riecht nach dem Pferdeſtall. Aus euern Worten geht übrigens hervor, daß ihr euch um die Liebe dieſes ſchönen Kindes bewerbt. Nun betrachtet euch nur ſelbſt, Mann! Ihr könnt euch die Schuhe am Fuße putzen und braucht euch nicht dazu zu bücken; und in euerm Geſicht reifen auch ſchon des Herbſtes gelbe Früchte. Evans, wenn die Sache ſo ſteht, ſo trete ich mit dieſem auf der Hefe ſitzen gebliebenen Manne in die Schranken und werbe um Deine Tochter. Meine Frau iſt ſeit drei Jahren todt; ich bin frei und ledig, und St. Patrik ſoll mir's bezeugen, daß ich keine fünf Jahre älter bin, als hier Meiſter Fir Darrig *), der winzige König der Heide.“

---

*) Fir Darrig, der Irrwiſch, der in Irlands Volksglauben eine bedeutende Rolle ſpielt.

„Eurer Werbung hängt das Stroh einer liederlichen Nacht noch in den Haaren!“ eiferte Tim, dem des Zornes helles Licht und dunkle Schatten in das Geſicht ſtiegen. „Kämmt ſie aus, alter Seebär, waſcht ihnen das Geſicht und zieht ihnen einen reinlichen Rock an, der nicht allzu ſehr nach Theer und Tabak ſtinkt.“

„Hinaus mit Dir, Breitmaul!“ rief Parker erbost. „Ich will mich kielholen laſſen, wenn ich Dich hier dulde, Krötenkopf! Du haſt vorhin ſchon mit dem Schuft, dem Engländer, ſcharmuzirt; ich hab’ es wohl bemerkt. Du biſt ein Spürhund, ein Achſelträger, ein Lump. Fort! hinaus mit Dir!“

Sally bat und flehete, ihres Begleiters zu ſchonen, und legte die beſten Wörtchen für ihn ein. Aber Tim, ſprühend vor Wuth, belferte wieder.

„Ihr habt recht, Maſter; ich rieche den Unrath, aus dem ihr gemacht ſeid, wie ihr da ſitzt; ich habe an eurer Grobheit auf beiden Achſeln zu tragen, und euer Betragen gegen Leute, die ihr nicht kennt, muß Jedem Herz und Geduld zerreißen; ihr ſeid alſo der Lumpenmacher. Die Dame, um die ihr werbt, wird ſich bald an dieſer eurer Eigenſchaft erlaben.“

Das Beifallsgelächter, welches die ſcharf hervorgekreiſchten Worte des Hausknechtes belohnte, der wie ein Kampfhahn mit ausgeſpreizten Beinen und geſchwellenem Kamm mitten in der Stube ſtand, brachte den hitzigen Hochbootsmann ganz in den Harniſch. Eh' ſich's Jim verſah, lag er draußen vor der Thüre, und nun folgte ihm ein wieherndes Spottgelächter nach. Er knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fäuſte und ſchlich, da er wohl einſah, nichts gegen den Hochbootsmann eines Schiffes anrichten zu können, in einen Winkel. Es war ihm unerträglich, Sally Zeugin dieſes ihn ſo ſehr erniedrigenden Vorfalls zu wiſſen. Sein Kopf brannte fieberiſch, ſeine Pulſe flogen; in ſeinem Kopfe bäumten ſich Rieſen von Rachegedanken auf.

In der Schenke ging es unterdeſſen luſtiger, als zuvor; die Köpfe waren warm geworden, und Parker hielt den Gedanken, ſeines Freundes Kummer zu ſcheuchen, feſt. „Ja, Jungens!“ rief er laut; ich bin reich, ich habe Geld und Gut. In jener merkwürdigſten Nacht meines Lebens, wo ich es wagte, in einem Fahrzeug, nicht größer als eine Nußſchaale, unſerer Beſatzung in Gibraltar die Nachricht zu bringen, daß Rodney heran ſegle, um den Spaniern eins auf zu ſpielen, habe ich mir Ruhm und Reichthum erworben. Das war ein Tanz, Brüder! Drei und zwanzig Schiffe fielen in unſre Hände, und die ganze Flotte vernichtet! Da gab es Priſengelder! und das reiche Geſchenk unſeres Königs dazu! Ich habe damit Haus gehalten, O'Neil. Deine Tochter ſoll's gut haben, wenn ſie meine Frau wird. Schlag ein, Bruderherz! Das Mädel wird mich doch dem verdammten Geſellen aus dem Pferdeſtalle vorziehen? Nicht wahr, Püppchen? Nun, ſo gebt mir die Hände, damit wir Verlobung und Geburtstag zuſammenfeiern.“

„Schlag ein, Evans!“ ſchrieen die Matroſen. „Das giebt ein Halloh!“

„Da habt ihr Geld, Burſche!“ rief Parker und warf den Kameraden eine Hand voll Guineen auf den Tiſch, „damit Jeder ſich mit einem Glückwunſch für mich an den Abend erinnern kann, wo er mich froh und glücklich geſehen hat. Und nun Verlobung, Evans!“

Das zerriſſene Geſicht des einäugigen Lootſen hatte ſich im Gegenſatze zu der Fröhlichkeit der Andern mehr verfinſtert und verdüſtert. Sally's Augen hingen mit ſcharfer Spannung an den Zügen ihres Vaters. Da wandte ſich O'Neil an Parker: „Ich habe Dir einige Worte unter vier Augen zu ſagen, Bruder!“ und ein unſäglicher Schmerz zuckte, wie tödtender Fieberanfall, über das plötzlich glutroth gewordene Geſicht des Mädchens. Die beiden Matroſen entfernten ſich aus der Stube, und Sally flüchtete in die dunkelſte Ecke, wo ſie das fiebergluhende Geſicht in beide Hände verbarg und darunter einen

Strom bitterer Thränen vergoß. Es verging einige Zeit; die Nacht war ganz heraufgezogen, die Lichter brannten düſter und die Matroſen hatten ein politiſches Geſpräch begonnen. Endlich traten die beiden Seemänner wieder herein; Parker ganz verwandelt. Eine düſtre Wolke hatte ſich auf ſeiner hohen Stirn gelagert. Sein Auge ſuchte Sally mit einem Ausdruck von Mitleid auf ihrer vorigen Stelle, und als er ſie nicht fand, ſetzte er ſich mit einem Anſtrich von Verlegenheit und Beklommenheit nieder. O'Neil war zu ſeinem Kinde gegangen und ſprach mild mit der Schluchzenden.

„Nun, wie weit ſeid ihr?" rief einer der Matroſen dem Hochbootsmanne zu.

„Stille davon!" verſetzte dieſer mürriſch. „Ihr ſprecht von unſerm armen Vaterlande! laßt uns bei dieſem Geſpräch verbleiben!"

„Es vergeht ihm, wie allen Bewerbern um Sally's Hand," murmelte John Berle. „Ich möchte wiſſen, was Evans mit dem Mädchen hat."

„Still, Alter, ſag' ich Dir! Hier iſt noch eine Guinee für Dich, aber ehre fremde Geheimniſſe," ſagte Parker. „Du erzählteſt eben von des Lords Kildare Abſcheulichkeiten. Fahre fort, Herzenskleines."

„Vielen Dank, Du brave Seele!" rief Berle freudig. „Rechne auf mich, wenn Du meiner bedarfſt. Die Schule, in der ich ſeit funfzig Jahren ſtudirt habe, hat mich vorſichtig, und glaube mir" — dabei drückte er dem Hochbootsmann die Rechte — „auch zuverläſſig gemacht. — Ich könnte Dir wohl noch manches ſagen, wenn ich wüßte, wie es mit den Andern hier beſtellt wäre," flüſterte er Parker ins Ohr.

„Narr!" verſetzte dieſer. „Sind alle meine Freunde und gehören zur Mannſchaft des Kapitän-Boots. Alle zuverläſſige Leute, wie Du weißt, denen Du trauen kannſt, ſo wie mir ſelbſt. Glaubſt wohl, daß Deine Landsleute auf der Flotte, während ihr hier geduldig nur an den Ketten rüttelt, ruhig zu ſehen, wenn man euch einen nach dem andern, gleich einem Haufen Schlachtvieh, dahin mordet? Ein ſchlechter Sohn St. Patricks, der nicht mitfühlt bei euern Leiden! Der erſte Lord der Admiralität, John, fühlt nicht wärmer, als ich, für das Land ſeiner Väter. Gar oft ſchwebt mir das ſchöne Bild meiner Jugendzeit vor, John; freundliche Erinnerungen beſchleichen mich. Denk' ich aber dann weiter, ſo wird's mir dunkel vor den Augen; wie wildes Wetter brauſt's in mir herauf, und das Herz ſchlägt mir im heftigen Kampfe in der Bruſt, wie ſtürmende Wogen an die Planken des Schiffes. John, meine alte Mutter wurde, als der Vater im Sturm umgekommen war, mit ihren Kindern aus der Hütte geworfen. Die Leute ſagen, ſie ſei einſt von Froſt erſtarrt gefunden worden. Ich war damals noch klein, aber der Stachel des Rachegefühls grub ſich mir tief ins Herz.“

„Sprichſt Du von Rache, Mann?“ redete O'Neil ernſt dazwiſchen, der plötzlich wieder unter den Männern ſtand mit einem ſchmerzzerwühlten Geſicht. „Ich dürſte, ich lechze nach Rache, wie ein hungriger Tiger nach Blut. Mit Rachegedanken ſchlafe ich ein; ſie wecken mich auf, und eh' ihn nicht geſtillt, dieſen wüthenden Durſt, ſchmeckt mir nicht Speiſe, noch Trank, und keine Freude erhebt mein altes Herz. Ich kann nicht ſterben, bevor ich nicht mit Wolluſt das Herzblut geſchlurft von Irlands und meinen Feinden.“

„Was kannſt Du, einzelner Mann?“ fragte Parker. „Nur aus dem Zuſammenwirken Aller kann Heil erſprießen. Soll aber was Rechtes geſchehen, ſo bedarf es der Zeit und der Einigkeit unter euch hier im Lande! Für das zweite müßt ihr ſorgen und die erſte geduldig abwarten. Dann konnt ihr vereint mit uns vielleicht das große Werk vollbringen So lange ihr aber nur herumzieht und raubt und plündert, euch mit den Gutsherrn, mit den Pfaffen und Friedensrichtern balgt und ſtreitet, ſo lange iſt an Freiheit oder an beſſere Zeit in Irland nicht zu denken. Die Flotte muß ein Wörtchen mitſprechen. Von Portsmouth, von Spithead muß erſt ein Freiheitsruf erſchallen, bevor ihr hier in Irland das alte Banner aufſteckt. Doch, wie ihr ſtaunt und die Augen aufreißt, ihr alten Burſche! Denk immer hin, Du hätteſt im Traum gehört, was ich Dir jetzt ſage. Du glaubſt doch an Träume, Evans? Wenn wir uns wiederſehen, oder Du von England Botſchaft haſt, daß über Parker am Foretopmaſt die ſchwarze Flagge geweht hat, dann haſt Du meines Traumes ganze Deutung, Kamerad.“

Der Retraiteſchuß vom Commodoreſchiff unterbrach für dieſen Abend jede weitere Unterredung. Alles, was von Seeleuten noch am Lande war, folgte ohne Säumen dem Zeichen, ſich an Bord zu begeben.

John Boyle begleitete den Hochbootsmann bis zum Boote. Evans O'Neil wollte eben mit ſeinem Kinde aufbrechen, um ſich nach ihrer dürftigen Herberge zu verfügen, als plötzlich, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, Tim Ruuthan unter einem nahen, im Schatten ſtehenden Tiſche hervorkroch und ihnen mit boshaftem Lächeln einen guten Abend bot. Seine Augen leuchteten, wie die einer Katze, und hatten auch denſelben Ausdruck. „Ich muß ja doch mit Euch zur Herberge gehen,“ ſagte er; „wohin ſollt' ich noch ſo ſpät? Ich bin mit Sally gekommen und muß bei ihr bleiben. Da ihr mich in der Stube nicht dulden wolltet, ihr Herrn, ſo ſah' ich mich genöthigt, mir's unterm Tiſche bequem zu machen, und habe dort den größten Antheil an eurer Unterhaltung genommen, von der mir keine Sylbe entgangen iſt.

O'Neil erſchrak über die letzten Worte, auf welche der Hausknecht einen beſondern Nachdruck legte.

Tim plauderte auf dem Wege weiter: „Maſter Evans, ihr wißt nun nur allzu gut, daß ich euch, ſammt dem höflichen Hochbootsmann der Najade in den Händen habe. Alſo ohne Umſtände: gebt mir eure Tochter zur Ehe, und in meiner Bruſt bleibt für ewig begraben, was ich dieſen Abend mit angehört."

O'Neils Geſicht verfinſterte ſich. „Es iſt weit mit mir gekommen," ſagte er düſter, „daß Du es wagen darfſt, mir einen ſolchen Antrag zu machen. O ihr Schatten meiner Väter, dieſer Menſch wirbt um einen Sproſſen eures Hauſes, und ich, euer Sohn, bin nicht entrüſtet darüber! Tim, ich habe Dir vorher etwas zu ſagen, wie jedem Andern, der um meine Sally geworben hat." Sally that einen dumpfen Schrei der Verzweiflung.

„Was ihr mir ſagen wollt, iſt mir kein Geheimniß mehr, Evans. Ihr habt es allen Bewerbern geſagt; deshalb wundert euch nicht, daß es auch zu meinen Ohren gedrungen. Keiner der frühern

Keiner liebte eure Tochter wahrhaft und von Herzen, wie ich. Sie ſprangen ab, ich bleibe. Sie iſt mir lieb und werth, ſo wie ſie iſt, und ich fühle mich berufen, ſie wieder zu Ehren zu bringen. Tim Nauthans Frau ſoll ſein, wie jede andre.“

„Menſch!“ ſagte der Lootſe gerührt; „ſo hat mir wahrlich noch Keiner geantwortet, und ſo kann nur die heißeſte Liebe antworten. Du biſt ein braver Junge, Tim, und Du ſollſt mein Kind haben, ſobald Du ein Stückchen Brot für ſie erwirbſt.“

„Das wird nicht lange mehr dauern,“ verſetzte der kleine Hausknecht vergnügt.

„Will Dir deine Baſe Peppy vielleicht eine Wirthſchaft erwerben?“

„Nichts davon! Ich habe beſſere Ausſichten, und ich werde euch zur rechten Zeit damit überraſchen. Jetzt laßt mich ſchweigen! Ihr ſollt nicht denken, daß ich aufſchneiden wollte. Genug, ihr gebt mir eure Tochter, ſobald ich ſie als Frau verſorgen kann.“

„Du ſollſt ſie haben, guter Junge!“

„Und Sally?“ wandte ſich der Kleine in einem zärtlichen Tone an das Mädchen, das ſtumm und verzweifelt in die Nacht hinausweinte. Sie reichte ihm die Hand, auf die er zitternd vor Wonne einen glühenden Kuß preßte.

Die kalte finſtre Winternacht war die einzige, die unfreundliche Zeugin dieſer ſeltſamen Verlobung. Statt bunter Bänder und Kränze hing ſie ihre ſchwarzen Schleier über das Paar; ſtatt geſelliger Lieder tönte des Sturmes wilder Geſang und das dumpfe Rauſchen des Meeres in der Bai; Nachtgeiſter zogen grinſend vorüber, und das Herz der Braut erſtarrte in den eiſigen Gefühlen eines unausſprechlichen Jammers.

Neuntes Kapitel.

Unglückliche Nachrichten. — O'Donnel unter den weißen Jungen.

Der Wintermonat neigte ſich ſeinem Ende zu und gewaltige Stürme begleiteten ſeinen Gang. Schnee und Regen ſchlugen das Land, peitſchten das Meer und der Nebel lag, wie ein unheimlicher Alp, auf der ſchlafenden, ſchwerträumenden Inſel. Ach, und was für böſe Träume hatte ſie! Markdorrender Hunger, gebeinzermalmender Froſt, unmenſchliche Unbarmherzigkeit, grauſame Tyrannei, ohnmächtige Wuth, hirnzerſtörende Verzweiflung, gräßliche Empörung, blutiger Mord; das waren die ſcheußlichen Bilder dieſer bangen Träume. Gleich wie das Wetter, ſo war die Stimmung des Volks über alle Beſchreibung ſchauerlich.

Auf einen trüben ſtürmiſchen Tag war ein finſterer, ſtürmiſcher Abend gefolgt. Die Windsbraut ſauſ'te auf eiſigem Fittig über das Meer her, wühlte den tiefſten Grund der Bai auf, warf himmelhohe

Wellen wider die ſchaumbedeckten Klippen, daß ſie erzitterten, und fegte dann die hohen Föhren um O'Donnels Jagdſchloß. Die Erde erſchauerte unter dem Flügelſchlag des Sturms, unter dem Fußtritt des Winters, des alten Zauberers. Über die umhüllte, wild aufgeregte Meerfluth huſchte es, wie Geiſter; kein Lebendes war auf dem empörten Element. Aus dem unheimlichen Rauſchen der Fichten klang es, wie Geſpenſterwehruf; auch dorthin wagte ſich weder Menſch, noch Thier. Die Nacht allein, die allwiſſende, ſelbſt unentſchleierte Mutter der Geheimniſſe, wußte es, was dort ſich regte, was hier ſeufzte. Auch den Wetterfahnen und Dachlidern auf den Erkern und Thürmen von Greenlodge hatte der Sturm ein unheimlich wildes Leben eingehaucht, und in langen, ſchrillen, wimmernden Mißtönen, bald dahinſterbend, bald wieder aufraſend, fuhr der ſcharfe Zug durch die hochgewölbten Gänge und die gothiſch geſchweiften Fenſter.

Im Wohnzimmer ſchritt Lewis in melancholiſcher Stimmung auf und ab; das düſtre Licht warf ſeinen langen Schatten ungewiß an die Wände, über deren Dämmerunghüllen es dann und wann ſeltſam, wie Geiſterblicke, hinblitzte, wenn der Sturm durch das Kamin herabfuhr und die Kohlen auf dem Roſte anfachte und wohl gar herabfegte. Wie der Sturm das Schloß, ſo umfing die Schwermuth deſſen Beſitzer mit finſterm Fittig und preßte ihn hier um ſo feſter in ihre geiſtumnachtenden Schleier, je mehr er draußen in der Welt die läſtige Maske des Humors und Leichtſinns feſtzuhalten genöthigt war. Tief aufſeufzend trat er bald zum Kamin, um die Kohlen wieder zuſammen zu ſchüren, bald an das klirrende Fenſter, um dem Wüthen des Sturmes zu lauſchen. Da war es ihm, als vernehme er unten Hufſchlag und eine Stimme. Er öffnete das Fenſter, die Thorglocke wurde angezogen, ein Reiter begehrte Einlaß. O'Donnel ſchellte ſeinerſeits im Zimmer nach ſeinem Kammerdiener, aber ſtatt deſſelben trat Hutſon, der Reitknecht, herein.

„Wo iſt Mic?“

„Als es dunkelte, bat er mich, falls Eure Gnaden etwas verlangen ſollten, den Dienſt für ihn zu verrichten; er habe einen nothwendigen Gang. Trotz Regen und Wind lief er mit ſeinem Bruder Andy eilig davon.“

Der Baronet ſchüttelte mißmüthig den Kopf. „Sieh zu, wer in dem Unwetter angekommen iſt. Führe den Gaſt unten in die Wachtſtube und melde mir ſeinen Namen.“ Der Reitknecht entfernte ſich, und O'Donnel maß die Länge des Zimmers, zweifach unruhig, mit verdoppelten Schritten. Sporngeklirr weckte ihn aus ſeinem Brüten; die Thüre wurde ge ſtig aufgethan, und ſtatt Tobby Hudſons trat ein hoher, ſchlanker Mann in triefendem Mantel herein. Überraſcht blickte ihn Lewis an und rief dann, auf ihn zu eilend: „Dermot Laing! Was führt Dich in dieſem Wetter zu mir? Was bringſt Du mir? Ich leſe nichts Gutes in Deinen ernſten Zügen.“

„Sie täuſcht Dich nicht, dieſe Schrift,“ verſetzte jener traurig, indem er ſich des Mantels entledigte; „leider bringe ich ſchlimme Kunde zum ſchlimmen Wetter.“

„Und was? bei allen Heiligen!“ rief der Baronet geſpannt.

„Byrdone, unſer treuer, redlicher Bundesgenoſſe, hat den Tod gefunden in einer Schlacht gegen die Königlichen, die Leßlie's wilder Feuereifer herbeiführte. Mit ihm fielen tapfere iriſche Männer.“

„Um Gott! Eine Schlacht! Byrdone! Leßlie!“ rief O'Donnel furchtbar erſchrocken mit entſtellten Zügen.

„So iſt's. Byrdone hatte Alles verſucht, um die wildempörten Männer von Tipperary bis zur verſprochenen Landung der Franzoſen in Zügel zu halten; aber eine Woche um die andere verſtrich, und immer erfolgte die ſehnlichſt erwartete Hülfe nicht. Byrdone's Lage wurde immer ſchwieriger; der Geiſt des Volks flammte wilder und rachedürſtender auf.

angefacht von Leßlie's patriotiſchen, gewaltigen Reden. Er, der Feurige, und das von ihm geleitete Volk zwangen endlich Brydone mit den Waffen in der Hand, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, und rotteten ſich zuſammen. Sie wollten, von Leßlie's Worten begeiſtert, ſich nicht mehr auf die Franzoſen verlaſſen, ſondern ihr Heil auf eigne Fauſt verſuchen. Brydone und Leßlie waren die Führer. Unſer Freund ſetzte Alles auf eine Nummer. Mit tauſend ſeiner Kühnen fand er bei Fairbridge den Tod für's Vaterland. Die Königlichen ſiegten. Leßlie ſoll glücklich entronnen ſein.“

„Fahr wohl, edle Seele!“ rief O'Donnel weinend, vom Schmerz übermannt. „Dir iſt wohl mit Deinen tapfern Helden! Aber uns, uns fehlen eure Arme, ihr muthigen Männer, die ihr als Opfer fremder Schuld fielet auf dem Altar des unglücklichſten Landes der Erde! O, dieſer Leslie hat uns um die Männer betrogen, hat dem hülfsbedürftigen Vaterlande ihre Kraft entzogen. Dieſer tolle, unbeſonnene Menſch war mir ſtets zuwider. Nie ging ſeiner That eine Überlegung voraus; blind ſtürzte er ſich ſtets auf den Feind. Und doch meint auch er es gut, und doch brauchen wir auch ſolche Leute; nur an der Spitze des Volks ſollten ſie nicht ſtehen, nur keine Macht haben, die Menge ins Verderben zu reißen. Es kam mir ſchon zu Ohren, daß es in Tipperary ſehr unruhig ausſehe, als die königlichen Truppen zuſammengezogen wurden und Lord Wexford mit ſeinem Regiment aus Bantry rückte. O, mich quälten bange Ahnungen; ſie ſind nur allzurichtig eingetroffen! Was half es nun, daß ich mit dem Aufgebot all meiner Beredſamkeit die Männer ermahnte, ſich ruhig zu verhalten bis zur rechten Zeit; Irlands böſer Dämon riß ſie ins Verderben, und die Sache des Vaterlands, der ſie nützen wollten, ſteht ſchlimmer als zuvor. O, wären ſie doch meinem beſonnenen Rathe gefolgt! Laing, Laing! ich beſchwöre Dich bei den blutigen Schatten der unnütz Gefallenen! bei dem Opfertod unſeres Freundes! beſänftige die Männer von Kilkenny und Wexford, die Dir ebenſo ergeben ſind, wie die von Tipperary an Brydone hingen; halte den wilden iriſchen Geiſt nieder, bis die Hülfe des Auslandes an unſere Thüren klopft. Ich habe die ſicherſten Nachrichten vom Directorium Frankreichs, daß General Hoche beauftragt worden iſt, uns nächſtens Hülfe zu bringen. Die Breſter Flotte iſt dazu beſtimmt. Alſo bald, bald, mein Laing, ſchlägt die Rettungsſtunde! Dann ſchlage mit Deinen Männern los! Rege ſie auf! Begeiſtre ſie! Räche Dich, daß die Menſchen, die ſich ſchamlos Patrioten nennen, Dich verdächtigten und Deine Verſtoßung aus des Königs Armee bewirken. Du ſtehſt ihnen dann gegenüber. Nur keinen Tag, keine Stunde früher, bis die franzöſiſche Flotte in der Bantry-Bai eingelaufen iſt; denn ſie habe ich in Übereinſtimmung mit andern wahren Patrioten und dem General Hoche zur Landung beſtimmt. Wenn ſich nur erſt das Wetter abgetobt und beruhigt hat! Eher iſt an nichts zu denken. Der Himmel ſchenke uns ſeinen Segen in heiteren Tagen."

„So iſt es gewiß, daß ſie kommen?" rief Laing mit leuchtenden Augen.

„So wie die Stürme ſich legen und der Himmel ſich klärt. Dies iſt ſtets zu Anfang December der Fall, wenn die Tage kälter werden. Wir haben alſo jeden Morgen beſſer Wetter zu erwarten. Lord Malmesbury iſt mit ſeinen Friedensvorſchlägen in Paris abgefahren; ich habe vor einigen Tagen erſt einen verwegenen Boten aus Frankreich erhalten, der ſich auf einem Fiſcherboot herübergeſtohlen. Alles ſteht günſtig für uns. Auf allen Klippen und Küſtengipfeln harren getreue Männer bis zur Killala-Bai auf der einen, bis nach Dublin auf der andern Seite hinauf, die es ſich zurufen, wenn unſere Befreier landen, damit es Irlands ſtreitfertige Männer an einem Tage erfahren. In den Buchten liegen die mir befreundeten Lootſen, die die franzöſiſche Flotte bedienen werden."

„Wohlan! ſo reite ich in dieſer Nacht noch zurück, um die Männer meiner Grafſchaft mit dieſer Nachricht zu befriedigen, die jeden Augenblick loszuſchlagen bereit ſind."

„Gönne Dir einige Stunden Ruhe, mein Freund, und erquicke Dich an Dem, was Dir meine Junggeſellen-Wirthſchaft bieten kann. Dazwiſchen laß uns Brydone's Gedächtniß durch Aufzählung ſeiner Tugenden ehren. O, es erfüllt meine Seele mit der Nacht banger Traurigkeit, daß er nicht mehr unter den Lebenden wandelt. Er war mein Freund, mein Vertrauter, und theilte meiſt meine Anſichten über den Plan zur Rettung unſeres Vaterlandes." Und abermals rollten Thränen über die Wangen des gefühlvollen Mannes.

Die beiden Freunde verkehrten eben beim Mahle ein herzliches Geſpräch, als abermals die Thorglocke plötzlich mit auffallender Heftigkeit gezogen wurde, ſo daß ihr dröhnender Schall bis in das Zimmer drang. „Man darf Dich hier nicht ſehen," ſagte O'Donnel zwar erſchrocken, aber doch entſchloſſen; „ſchnell herein in dies dunkle Gemach, nebſt Deinem Couvert, Mantel, Hut und Alles, was Dein Hierſein verrathen könnte!"

Lewis war kaum mit dem Aufräumen fertig und hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl geworfen, die Augen ſtarr und geſpannt auf die Thüre geheftet, als dieſe abermals haſtig aufgethan wurde und Sally O'Neil athemlos hereinſtürzte. Ihr vom Sturm zerzauſtes Haar und ihre dürftige Kleidung triefen von Regen; die ſcharfe Novemberluft hatte ihre ſonſt bleiche Wange geröthet; ihr großes ſchönes Auge blitzte in feurigem Glanze, ſo daß O'Donnels Blicke voll Bewunderung ihrer Schönheit auf ihr verweilten, und das Ungewöhnliche und Seltſame ihrer Erſcheinung deshalb einen weit geringern Eindruck auf ihn machte.

„Um St. Patrik, Sir, retten Sie die Lady von Lindſarhall!“ keuchte das Mädchen in abgeriſſenen Worten hervor; aber O'Donnel ſtand ſchon vor ihr, wie von einem Zauberſtabe berührt; entſetzt, bebend, mit geſträubtem Haar, todtenbleich, faßte er ſie bei den Schultern und ſchrie: „Was iſt's mit Miß Eliſabeth? Um Gotteswillen ſchnell! Ein Jahr meines Lebens für einen Athemzug! Was iſt's?!“

„Sie iſt vor einigen Stunden von den weißen Jungen geraubt und entführt worden; die Rebellen haben mit Anbruch der Nacht das neue Schloß angeſteckt, das jetzt in lichten Flammen ſteht, und im Trubel den Lord erſtochen und die Lady von dannen geführt.“

„Barmherziger Gott!“ ſtöhnte der Baronet auf. „Häuft ſich denn heute alles Unglück auf mein ſchwaches Haupt! Gieb mir Kraft, Vater im Himmel, daß ich die Wuth des Leidens ertrage!"

„Die Dienerſchaft iſt entflohen, die Dorfleute plündern hohnlachend das brennende Schloß und berauſchen ſich in dem geſtohlenen Wein. Niemand denkt an das unglückliche Fräulein; da bin ich ſchneller als der Sturm zu Ihnen herübergelaufen, Sir Lewis, in der feſten Ueberzeugung, daß Sie die arme Eliſabeth aus den Händen der frechen Räuber befreien werden."

„Rob! Rob!" kreiſchte O'Donnel aus der Thüre und riß zu gleicher Zeit den Glockenzug ab. „Den Abdul! Schnell, ſchnell! in zwei Minuten, gut geſattelt und gezäumt! Raſch, Junge, es gilt Dein Leben." Und zu Sally ſich kehrend und ihre erſtarrten Hände faſſend, ſagte er tief gerührt: „Nein, mein gutes, frommes Kind, Du haſt nicht vergeblich auf mich gebaut: Miß Eliſabeth ſoll in dieſer Nacht noch aus den Händen ihrer ſchändlichen Räuber befreit werden. Und iſt denn der Lord wirklich ermordet?"

„Ich hörte von einigen Leuten, er ſei blutend in das Pfarrhaus getragen worden. Einige behaupteten, er ſei erſtochen, Andre ſagten, es ſei Miß Margaret Fitzjames, die der wüthende Haufe erſchlagen. Ich hielt mich bei ihren ſchadenfrohen Erzählungen nicht auf, ſondern rannte nach dem Gebirge, Greenlodge zu.“

„Dank! ewigen Dank, Dir, edle Seele!“ rief Lewis und küßte das ſchöne Mädchen auf Mund und Stirne. Hoher Purpur übergoß ihre Züge, ihr Auge feuchtete, ertrinkend im Meere ſüßer Gefühle.

„O Eliſabeth! Eliſabeth!“ ſchrie er dann wie verzweifelt auf, „mußte es dahin kommen! Du in der Gewalt der rohen Menſchen, denen nichts heilig iſt, wenn es die Befriedigung ihres wilden unbändigen Nachedurſtes gilt! Das iſt der arge Fluch, der ſich an den Ferſen des Vaterlandsbefreiers hängt. O Freiheit! warum iſt Deine Wiege ſo blutig! — — Hudſon! Rob! Teufel! wie lange zögerſt Du?!“

Seinen verſteckten Gaſt und die Botin der Schrecken vergeſſend, eilte er die Stufen hinab und half ſelbſt das Pferd mit zurichten. Raſch warf er ſich darauf und wollte eben zum Thore hinausſprengen, als Sally's helle Stimme ſeinen Namen gellend rief. Er wandte ſich und hielt den Araber unwillig im Zügel.

„Beim heiligen Kreuz und des Erlöſers Wunden, beſchwöre ich Sie, Sir, nehmen ſie mich mit!“ weinte das Mädchen. „Ich muß zu Miß Eliſabeth und weiß nicht, wo ich ſie ſuchen ſoll. Laſſen Sie mich nicht zurück. Ich ſtürbe vor Angſt oder käme auf dem Rückwege um."

„Was iſt da zu machen? Herauf! Schnell herauf zu mir!" rief O'Donnel, ohne ſich lange zu beſinnen. „Wir haben nicht Zeit, erſt noch ein anderes Pferd ſatteln zu laſſen, und wer ſteht dafür, daß Du reiten könnteſt! Drum nur herauf! Hier vor mir ſitzeſt Du feſt." Schon war ihr kleiner Fuß im Bügel und bei der Hand ſie faſſend, zog Lewis ſie kräftig hinauf, nahm ſie in den Arm und jagte zum Thore hinaus.

Der Regen hatte zwar nachgelaſſen, und einzelne Sterne blinzelten hier und da mit mattem Schimmer durch das zerriſſene Gewölk, ſo daß der Gebirgsweg, den das Reiterpaar auf dem raſchen Renner dahineilte, gerade nothdürftig genug beleuchtet war, um ihn vom gefährlichen Flugſande, den die wilderregten Fluthen meilenweit über die Küſte hingewälzt und frühere Stürme hier herauf geführt hatten, unterſcheiden zu können. Der Wind aber ſtrich noch heulend durch die Fichten auf den Bergen und das hohe Schilfgras am Ufer und, als ſie den nordweſtlichen Abhang hinab waren und an die Ufer der Kenmare-Bai kamen, übertönte das Toben der maſſenweiſe in ununterbrochener Folge am Felſengeſtade brandenden Wellen, die den funkelnden Schaum gleich ſprühenden Flammen über die Reiter hinwegſchleuderten, den Hufſchlag des Arabers und den Angſtruf des Mädchens in O'Donnels ſicherm Arm. Ihr laut klopfendes Herz lag dicht an dem ſeinigen, das ſeine Schläge ebenfalls nicht langſam und ruhig that; ihr ſchöner Kopf lag halb an ſeiner Bruſt, halb an ſeinem Halſe; ſein Athem fächelte über ihre Wange und wenn ſie ſich leiſe wandte, um ihm zu antworten, trank er ihres Athems Welle und ihre Lippen berührten ſich feſt. Mit dem einen Arm hielt er die edlen Formen ihres ſchönen Körpers umſpannt, ihre Schenkel ruheten auf den ſeinigen. Anfangs fror ſie vor Näſſe, Kälte und ungeheurer Anſtrengung, bald aber glühete ſie über und über; ihre Wange brannte an ſeiner Bruſt, ihr Athem ſtreifte heiß ſeine Lippen, ihr Blut tobte fieberiſch durch die Adern.

„Durch Wogenſchaum und Flugſand, durch Dümpfel, über Felſen und Berge, in Sturm und Regen haſt Du den weiten, gräßlichen Weg mit Deinen zarten Füßen gemacht," klagte Lewis; „Du armes liebes Kind; zehn gute Meilen*) in ein Paar Stunden! Dein Herz muß recht voll warmer Liebe ſein; denn nur die Liebe kann dies Alles überwinden. Er=

---

*) Iriſche Meilen, um ein Weniges größer, als die engliſchen.

kennt denn aber auch Miß Eliſabeth, wie Du ihr ſo ganz ergeben biſt, daß Du ſelbſt Dein Leben für ſie wagſt in ſolch ſchrecklicher Nacht?" —

„Ich bitte Sie, Sir," verſetzte Sally, „ſagen Sie der Lady nicht, daß ich es war, die Sie zu ihrer Rettung aufrief. Verſprechen Sie mir das! Ihr Dank thut mir weh. Ich will nicht, daß Miß Eliſabeth erfahre, wie ſehr ich ſie liebe, wie ganz ich ihr ergeben bin; ich will nicht, daß irgend ein Menſch, den ich liebe, ſolches jemals erkenne."

„Unbegreifliche, Du willſt alſo nicht Gegenliebe, nicht Dankbarkeit?"

„Nein, Sir! Mein Herz treibt mich zu dem, was ich thue, und ich vollbringe die That, weil ich nicht widerſtehen kann; die Liebe in mir iſt meine Herrin; ihr muß ich unbedingt folgen. Aber Gegenliebe will ich nicht, verdien' ich nicht."

„Himmel, welch ungeheurer Schmerz liegt laſtend auf Deinem Leben, Mädchen! So ſpricht nicht die unerfahrene, unbefangene Jugend!"

Sally ſeufzte tief auf; er wollte weiter fragen, aber er fühlte eine heiße Thräne auf ſeine Hand fallen. Sein Herz wallte über von Gefühlen, aber er ſchwieg. Zudem ſah' er, wie er eben aus dem Walde heraustritt, den Himmel in blutrother Gluth wogen, und bald ſtellte ſich die Flammengarbe des brennenden Schleſſes ſeinen Blicken dar; er ſchrak zuſammen und gab dem Araber die Sporen, daß er wie auf Flügeln dahin ſauste.

Etwa eine halbe Stunde lang mochten ſie auf dem unebenen Wege fortgeritten ſein, als ſie an die Stelle kamen, wo jene wunderlich geſtalteten Felſen ſich in vielfachen Verklüftungen in das Land hinein bis zu den Bergen erſtrecken, wo Tim Ruuthan Mic Dahna auf der Kaninchenjagd belauſcht hatte. Dieſe Felſenſtadt, die den Namen Drachenkrone führt, ſenkt ſich von da ſchroff in das Meer hinab und greift als den Schiffern gefährliche Riffe weit hinaus in die Fluth. Jede Spur eines Weges ſcheint ſich hier plötzlich zu verlieren. Wohin das Auge blickt, ſieht man nur ſteile Wände und die in wilder Unordnung über einander gethürmten, hier und da tief geſpalteten grauen Steinmaſſen gleichen einem Haufen rieſiger Werkſtücke, welche wie vom Bau des Weltalls zurück geblieben ſind.

Nur der Ortskundige oder ein genauer Forſcher entdeckt einen Hohlweg, der ſich links hinter einem einzelnen kegelförmigen verwitterten Horne in die Heide hinabzieht.

Schon war O'Donnel im Begriff, dieſen Weg einzuſchlagen, als eine rauhe Stimme von der Höhe des Felſens herab ihm zu halten gebot und das Loſungswort forderte.

„Grün Irland und St. Patrik," war des Erſtern kurze Antwort, und ungeduldig über den Verzug ſpornte er ſein Pferd vorwärts. Doch als er eben in den Hohlweg einritt, trat ihm eine dunkle Geſtalt entgegen, die durch einen raſchen kräftigen Griff ſein Pferd anhielt und ihn mit den Worten anredete: „Zwei Worte nur, Sir Lewis! wenn's Ihnen genehm iſt, ehe Sie weiter reiten. Wer hätte erwartet, daß Ihro Gnaden in ſolch einem Wetter das warme Kamin verließen! Solch Wetter taugt nur für des armen Volks Handthierung. Werden doch wohl nicht nach Ihrer alten Reſidenz zu Lindſayhall hinüber reiten wollen? Sein Sie unbeſorgt, Sir Lewis! Der Schurke, der es gewagt hätte, die Hand ans alte Schloß zu legen, hätte kein neues Tageslicht wieder geſchaut. O'Donnels alter Sitz ſteht feſt, wie einer. Nur das neue buntgemalte Haus mit ſeinem platten welſchen Dache und aller Herrlichkeit darin, wo ſich's der Lord bequem machte, weil ihn das Gewiſſen im alten Bau nicht duldete, iſt wiederum zu Staub und Aſche geworden. Nun können in dem Schutt wieder ſo ſchöne Linden wachſen, wie die waren, unter denen Sir William, Ihr Herr Vater, uns am St. Patrikstage ſo manche Gallone zum Beſten gab, und die der Tyrann weghauen ließ, weil ſie der Ausſicht im Wege ſtanden, wie er ſagte.“

„Sam, Sam!“ rief O'Donnel, — denn er hatte den alten Dunfoore an der Stimme erkannt. „Dich hat der Teufel verführt, alter Mann, daß Du in dieſer ſchlimmen Nacht der Theilnehmer einer ſo böſen That geworden biſt. O Greis, warum kamſt Du nicht nach Greenlodge, wohin ich Dich durch Deinen Sohn Shamus, ſammt ihm, einladen ließ? Ich hätte Dir geholfen. Statt deſſen nimmſt du Theil an ſolchem Bubenſtück, kurz vor Deinem Ende! Sam, Du haſt ſehr übel gethan.“

„Nicht der Theilnehmer, Sir, der Anführer ſogar bin ich,'' erwiederte jener ſtolz. „Ich habe den Plan entworfen, unter meiner Leitung iſt er ausgeführt worden. Die Rache des Himmels bleibt uns zu lange aus, und Ihro Gnaden ſind viel zu großmüthig gegen alle Ihre Feinde, als daß wir es hätten wagen können, Ihnen zuvor davon Anzeige zu machen. Aber es iſt noch etwas mehr geſchehen, mein theurer Herr. Die edle Dame Lady Eliſabeth weilt ganz in Ihrer Nähe unter unſerm Schutz. Ich dachte ſie Ihnen zuzuführen, ſobald der Sturm etwas nachgelaſſen; nicht, wie die andern wollten, ſie als Geißel hier zu verbergen. O, theurer Sir! ich kannte ja die ſchöne Liebe ihrer Jugend, die unter meinen Augen ſich entfaltete. Ich weiß, welche Hinderniſſe das böſe Schickſal zwiſchen die beiden beſten Menſchen warf. O, Lady Eliſabeth iſt ja ein Engel! Da dachte ich, ſie, die da unſchuldig iſt an allem Unglück, ſie muß des Vaters Sünde ſühnen und durch ein Eheband mit Sir Lewis den Schatten des alten Sir William, unſres guten Herrn, beſänftigen. Führen Sie die Dame jetzt auf Ihr Schloß, Sir Lewis. Beſtellen Sie Ihr Haus und fliehen Sie mit ihr nach Frankreich. Da können Sie noch glücklich ſein! Hier, Sir, o glauben Sie mir altem Manne, hier, im tiefgebeugten Irland, blüht Ihnen nimmer das Glück, das Sie ſo ſehr verdienen. Von Blut, von Bürgerblut wird hier der Boden nie trocken, und wo von uralter, undenklicher Zeit der Haß als böſe Saat im Boden gewuchert hat, da kann man auf keine Ernte der Liebe und Verſöhnung rechnen. Sie ſind der letzte der O'Donnels hier in Irland; ſoll das edle Haus mit Ihnen erlöſchen? Solch einen Jammer, Sir Lewis, den ich als zartes Kind auf meinem Arm getragen, dem ich die edle Reitkunſt gelehrt, den ich — der Himmel möge mir's verzeihen, wenn ich Unrecht that! — ſelbſt meinen eigenen Söhnen vorgezogen und als ein theures Kleinod hegte, o, dieſen Kummer machen Sie dem alten Manne nicht!" Mit von Thränen erſtickter Stimme ergriff der Alte bei dieſen Worten O'Donnels Hand und zog ſie, indem er ſie mit Küſſen bedeckte, an ſein Herz. „Aber, bei St. Patrik! wen haben Sie denn da noch auf dem Pferde?“ fragte Dunfoore hochverwundert, jetzt erſt die Reiterin bemerkend.

„Es iſt Sally O'Neil, die ebenfalls die edle Herrin ſucht, um ihr zu dienen,“ verſetzte Sir Lewis.

„Das iſt brav von Dir, Kind!“ lobte ſie Dunfoore. „Steige ab und nimm meine Hand, ich will Dich führen. Das Mädchen glitt flink von dem Thiere herab. „Du findeſt auch Deinen Vater bei uns,“ flüſterte ihr der Greis zu.

Der Mond durchbrach jetzt die lichter werdenden Wolken und beſchien Dunfoore's ehrwürdige Züge und ſilbernes Haar; er ſah ſchauerlich ernſt aus. O'Donnel erwiederte den Händedruck, tief ergriffen von der treuen Theilnahme des alten Dieners, und fragte wehmüthig: „Wo iſt Eliſabeth?“

„Geben Sie Ihr Pferd nur dem kleinen Buben dort, der mit mir Wache hielt und hier unter dem Schutze der Felswand damit zurückbleiben kann, und folgen Sie mir unverzagt auf dem Pfade, den ich Sie führen werde. Vornweg, etwa ein funfzig Schritt wird's Ihnen etwas ſauer werden. Bücken Sie ſich nur tief genug, damit Dornen und Gebüſch Ihnen die Haut nicht zu ſchlimm zerkratzen. Auch Du, mein Kind, nimm Dich in Acht.“

Gern ließen ſich O'Donnel und Sally ſeitwärts vom tiefen Wege, hinter einigen Felsgruppen weg, zu einem Pfade geleiten, der ſich unter dichtem Geſtrüppe ſteil emporwand und den ein Unkundiger ſelbſt bei hellem Sonnenſchein nicht gefunden haben würde.

Der Mond verbreitete zwar ein ungewiſſes Licht, jedoch vermochte der Baronet nur mühſam vorwärts zu ſchreiten, während Dunfoore, das Mädchen galant an der Hand führend, ſorgſam bemüht war, das Gebüſch an den Stellen, wo es zu dicht verwachſen war, auseinander zu bringen und die nächtliche Wanderung dem jungen Paare ſo leicht als möglich zu machen.

„So," ſagte der Alte, „nur friſch hinauf!" als er ſah, wie O'Donnel, ohne alles Murren, ſo ſchnell als möglich, durch die labyrinthiſchen Felspfade ſchlüpfte. „Grade ſo war auch der alte ſelige Herr; wenn es etwas galt, war ihm keine Gefahr zu groß, keine Mühe ein Hinderniß."

„Ich denke doch, der Verzagtheit, alter Knabe, wirſt du mich, der du ein Eingeweihter meines Bundes biſt, ſo wenig als irgend einen andern meines Namens bezüchtigen können," ſagte O'Donnel lächelnd, als ſie den Gipfel einer Anhöhe erreicht hatten und nun etwas gemächlicher vorwärts ſchritten. „Doch ich geſtehe Dir offen, daß ich in dieſer Nacht alles meices Muthes bedarf, um vor der edlen Dame zu erſcheinen, die, nachdem ich durch Zufall in dieſes Ereigniß verwickelt bin, mich nicht ohne Grund für den Urheber aller dieſer Vorgänge zu halten geneigt ſein wird. Verzeihlich wäre es auf jeden Fall, wenn ſie jetzt Zweifel in meine Denk- und Handlungsweiſe ſetzte. Doch mag geſchehen, was da will, ſo bin ich dem Zufall dankbar verpflichtet, der durch meine Dazwiſchenkunft dein zwar wohlgemeintes, aber, — nimm es mir nicht übel — ſchlecht berechnetes Unternehmen, Miß Eliſabeth zu mir auf mein Schloß zu führen, glücklicherweiſe verhindert.“

„Was?“ unterbrach ihn Dunfoore verwundert, plötzlich mitten auf dem Wege ſtehen bleibend: „Sie wollen am Ende wohl gar die Lady nach Lindſayhall zurückbringen?

„Das will ich, ſo wie es mir die Pflicht gebietet,“ verſetzte O'Donnel ernſt. „Was Du für mich thun wollteſt, das erkenne ich an und fühle es tief. Schon dieſer Vorſatz würde mir deine Liebe zu mir verbürgen, wenn nicht dein ganzes langes Leben das ſchönſte Bild der Treue und Anhänglichkeit an unſer Haus gewährte. Doch ſcheinſt Du in deinem Eifer nicht bedacht zu haben, Sam, welche tiefe Kluft der Tod des Mannes, den ihr ja alle ohne Ausnahme ſo hoch verehrt, zwiſchen mir und Eliſabeth geöffnet hat. Sein

Blut, Mann mit dem grauen Haar, muß ich Dir's noch ſagen! vergoß ihr Vater, oder ihr Vater war es, der es vergießen ließ. Sie iſt ein Engel, Sam! und jede ihrer Handlungen iſt eine Tugend. Ich liebe ſie mit aller Kraft der erſten Liebe und als ihr Gatte würde ich unausſprechlich glücklich ſein. Vernimm es, alter Mann, Beſchützer meiner Kindheit, wie meine Liebe ſich zum letzten Male äußert und als heiliges, den Menſchen hoch erhebendes Gefühl die Bande gewaltſam ſprengt, in denen ich mein Herz gefeſſelt und erkaltet glaubte. Ohnmächtig, fühl' ich, kämpft jetzt die Kindespflicht gegen dies Gefühl, das ſtärker iſt, als alle andern und das ſelbſt der Bande der Natur ſpottet. Ja, ich liebe Eliſabeth mit meines Herzens glühendſten Trieben; nie werde und kann ich ein anderes Weib lieben, nie wird eine Andre meine Gattin werden. Die Liebe, die mich an Eliſabeth gefeſſelt hält, ſtirbt nie! doch eine geſetzliche Verbindung" — hier wurde ſeine Stimme ſo ſchaurig, daß Dunfoore und Sally bebend die Stimme eines Sterbenden zu vernehmen glaubten — „würde den Fluch des Himmels auf unſere Nachkommen herabziehen, in denen ſich dann das Blut des Mörders mit dem meinigen vermiſchte. Und ſo werde ich denn der letzte meines Stammes in die Gruft ſteigen, noch glücklich, wenn es mir vergönnt ſein wird, den Opfertod für das Va-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03671/008

terland zu ſterben, das ferner keinen O'Donnel beſitzen wird. — Doch genug jetzt!" ſetzte er nach einer kurzen Pauſe, mit ſtärkerer Stimme hinzu: „Zurück, meine Gefühle, in den Kerker, aus dem ich ſelbſt euch zum letzten Male entließ! Mit ſüßem Schmerze weide ich mich noch einmal an dem verlornen Glück! Das Kleinod, für welches ich hinfüro auf Erden zu kämpfen habe, heißt — Vaterland. Und bin ich gefallen, ſo reicht mir vielleicht dort oben Eliſabeth die Palme des Friedens. Vorwärts jetzt, Dunfoere, vollende dein Werk und führe mich ans Ziel! Du wollteſt mich in die Arme der Liebe geleiten, alter Mann, mir aber bleibt nichts übrig als mich in die Arme des Todes zu werfen."

„O, Sir Lewis!" rief der Greis mit bewegter Stimme, „wie haben Sie mich durch Ihre Worte im tiefſten Innern erſchüttert. Sie ſtehen jetzt ſo feſt, ſo groß, ſo erhaben vor mir, daß ich Sie für einen der heiligen Märtyrer zu halten geneigt bin. Ich alter Mann dachte bisher, es könne nichts Höheres geben für einen jungen feurigen Mann, als die Liebe. Jetzt weiß ich's beſſer! Es iſt die Tugend, die oben an ſteht. Wären alle die Herrn Ihres Standes in England und Irland ſo edel und brav, wie Ew. Gnaden, dann dürften wir nicht erſt kämpfen um unſere Rechte und um größere Freiheit. Wohl dem, der in dem heiligen Kampfe mit Ihnen und für Sie kämpft und ſiegt; ja wohl auch dem, der mit Ihnen ſtirbt, Herr! wenn Sie fallen ſollten, was Gott in ſeiner Gnade verhüten möge!“

Nach dieſen Worten ergriff der gerührte Greis die Hand des Baronets und drückte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen. O'Donnel fühlte, daß eine heiße Thräne darauf herabfloß; die andre Hand aber hatte Sally ergriffen und deckte ſie mit Küſſen und Thränen. Sie hatte lange ſchon laut geſchluchzt. Als ſich Lewis nach ihr hinwandte, kniete ſie neben ihm auf dem harten Felſen, hielt ſeine Hand krampfhaft mit ihren beiden Händen umſpannt und flüſterte mit einem heißen, ängſtlichen Tone zu ihm hinauf: „Heiliger Lewis, bitte für mich!“

„Du biſt eine kleine Schwärmerin!“ ſagte der Baronet mißbilligend und hob ſie auf, ſtrich ihr die naſſen dunklen Locken aus der Stirn und küßte ſie darauf. Sie zuckte zuſammen, als wenn ſie ein Engel berührt hätte.

„Thuen Sie, was Ihnen gut deucht, Sir Lewis!“ ſagte Dunſeere. „Ich werde alles, was Sie thun, als das Rechte betrachten.“ Lewis hielt Sally's Hand und führte ſie. Sie war ſtumm und in ſich gekehrt; nur dann und wann warf ſie einen ſcheuen Blick auf ſein edles, im Mondſchein verklärtes Geſicht und ſeufzte. Dann ging es raſcher vorwärts. Etwa eine Stunde mochten die drei Wanderer in der ſchauerlichen Wildniß ſchweigend hingeſchritten ſein; die Felſen gaben das dumpfe Echo ihrer Schritte zurück und ihr Schatten ſchwebte an den Wänden, wie unheimliche Weſen, hin: da neigte ſich der Pfad ſteil abwärts und Dunfoore bat ſeinen Begleiter, ſorgfältiger auf den Weg acht zu haben, der ſich jetzt ſchneckenförmig, längs eines Schwindel erregenden Abgrundes, in die Tiefe hinabzog.

Sie hatten bald den Boden eines ſchauerlichen Thalkeſſels erreicht und betraten einen ſchmalen, durch Felſenwände ſich ſchlingenden Gang. Es wurde mit jedem Schritte finſtrer um ſie; Sally ſchmiegte ſich ängſtlich an O'Donnel. Da erſchallte der Ruf des Wächters des Engpaſſes, ſich zuvor als Freunde zu legitimiren, ehe ſie weiter ſchritten.

„Irland und unſer gutes Recht!" ſagte Dunfoore, „iſt heute die Loſung, und meine Begleiter Sir Lewis O'Donnel und Sally O'Neil."

„Er iſt uns willkommen! Ihr könnt paſſiren!" war die kurze Antwort des wachſamen Iren.

Ein helles Licht ſchimmerte im engen Gange herauf, als ſie noch einige Schritte weiter gegangen waren und Dunfoore, die Spannung in O'Donnels Zügen wahrnehmend, ſagte: „Wir ſind jetzt am Ziele, theurer Herr! Hier in dieſer faſt unzugänglichen Schlucht der Teufelsmauer iſt Ihres alten Dieners Wohnung, ſeit ihm des Lords Pächter aus der Hütte geworfen. Doch nicht ſo ganz unwirthlich iſt's im Innern, wie Sie aus dem erſten Anblick etwa ſchließen möchten. Treten Sie nur näher, Sir. Bald werden Sie auch Lady Eliſabeth erblicken."

O'Donnel fühlte, wie ihm bei dieſen letzten Worten ſeines Führers das Blut in den Pulſen ſtockte und dann wiederum fiebriſch durch die Adern jagte. Ein ſchwerer Augenblick war für ihn gekommen. Er ſollte Eliſabeth ſehen und in welchen Verhältniſſen! Er ſollte hören, ob die Ereigniſſe dieſer verhängnißvollen Nacht ſie nicht in ihrem Glauben an ihn wankend gemacht, und es war daher ſehr verzeihlich, wenn der ſonſt ſo entſchloſſene Mann einiger Zeit bedurfte, um ſich vollkommen zu faſſen, ehe er weiter ſchritt.

Die Scene, die ſich ſeinen Blicken allmälig enthüllte, jemehr ſein Auge ſich an den Glanz des Lichts gewöhnte, trug nicht wenig dazu bei, bald eine andre Stimmung in ihm hervorzurufen.

Der durch ſtarrendes Geſtein gewundene, zuweilen von Steinmaſſen überbaute Pfad, in welche anfangs einige, dann immermehr Streiflichter gefallen waren, mündete plötzlich auf einen ziemlich ebenen, rund von ungeheuern Felswänden eingeſchloſſenen Platz.

In der Mitte desſelben brannte ein großes Feuer, deſſen mächtige Flamme weit zum dunkeln Nachthimmel empor ſchlug. Beim Scheine derſelben erblickte O'Donnel unten zur ebenen Erde eine Menge in weiße Kittel gekleidete Männer, deren Geſichter entweder geſchwärzt oder ſonſt unkenntlich bemalt waren. Ein Theil derſelben lag um das kniſternde Feuer plaudernd oder ſchmauſend und zechend; ein andrer ſtand auf die ländlichen Waffen, Heu- und Miſtgabel, Spieße und Dreſchflegel — mitunter ſah man auch eine alte Flinte oder Büchſe — gelehnt umher; wieder andre ſchlichen auf und ab. Weiter oben zeigte das Feuer am dunklen Geſtein Moos und Geſträuch, auch einzelne dunkelgrüne Fichten, mit den nackten Wurzeln in den Ritzen feſtgeklammert, herabhängendes Schlingkraut und den Strahl einer Quelle, die von der Höhe theils herabſchoß, theils perlte und ſtäubte und in deren Waſſer das Licht ſich buntfarbig brach. Noch höher ragten die zackigen Felſengipfel, nicht ſelten mächtige Bäume auf ihren Häuptern tragend, die ſich nur ſchwach am dunkeln Nachthimmel abkanteten, der nur zu einem ſehr kleinen Theil oben als Deckgewölbe ſichtbar war und nur den ſchwachen Silberblick einiger Sterne in die felſige Tiefe ſandte. An einigen Stellen, wo die Wände nicht ſchroff herabfielen, ſtanden Leitern, und einzelne Männer ſtiegen auf und nieder;

zuweilen zeigte ſich auch ein ſolcher auf der Höhe, und O'Donnel ſchloß nicht mit Unrecht, das dies ausgeſtellte Wachen ſeien. Kein Ausgang, als der, auf welchem ſie gekommen, war weiter ſichtbar. Die grelle Beleuchtung auf dem grauen und ſchwarzen Geſtein, mit ſeinen grünen Verzierungen, ſeinen düſtern Bäumen und dem darauf laſtenden Schnee, mit der Quelle, den Leitern, mit den Schatten in den Vertiefungen; der dunkle Himmel oben, die Weißkittel unten, die rothe Gluth der Kohlen und die den angelegten Baumſtämmen entſprühenden Flammen gaben zuſammen ein ſo höchſt eigenthümliches, romantiſches Bild, daß Lewis mehrere Augenblicke ſtaunend ſtill ſtand, während welcher ſeine beiden Begleiter ſich unter das Volk miſchten.

Auf keinem dieſer Geſichter konnte er auch nur die leiſeſte Spur von Frohſinn und Heiterkeit erblikken: nichts von dem Übermuth und der derben Ausgelaſſenheit jener Geſtalten Salvator Roſa's, wenn er uns jene rohen Söhne der Nacht und des Apennin vor die Augen zaubert, edle, verwilderte Züge, ihre Abſtammung vom begrabenen Rom bekundend. O'Donnel hatte im Ausland oft Gelegenheit gehabt, die Bilder des großen italieniſchen Meiſters zu bewundern. Sie fielen ihm jetzt ſogleich ein; die Situation war wohl ähnlich, aber der Geiſt fehlte. Wehmüthiger

Schmerz zuckte um ſeine Lippen, als er dieſe Weißkittel näher ins Auge faßte, als ſein ſcharfer Blick in ihren Zügen forſchte. Hier ſah er nichts, als den Ausdruck lang verbiſſener Wuth, rohe gemeine Schadenfreude, Triumph, dem das ſcharf ausgeprägte Elend, das dieſe Geſichter durchwühlt, ſeine Spitze nahm; Kniffe eines unterdrückten Volks, deſſen Hoffnung, ſich jemals emporzurichten, immer tiefer herabſinkt. Auf O'Donnel aber machte der Anblick einen um ſo tieferen Eindruck, da er nur zu gut wußte, daß unter allen dieſen Geächteten, welche ſich in faſt lautloſer Stille ihr Leid klagten, vielleicht kein einziger war, der auch nur einmal im Leben den äußerſten Saum des goldgeſtickten Purpurmantels erblickt hatte, welchen die Glücksgöttin leuchtend um ihre Schultern ſchlägt.

Gegenüber in der Felſenmauer bemerkte er eine Grotte; ihr Eingang wurde durch übereinander geſchobene gewaltige Steintrümmer gebildet, die, auf koloſſalen Pfeilern des Urgeſteins ruhend, wie von Menſchenhänden zum Portikus eines Palaſtes gebildet ſchienen. Zwei ſteinerne Sitze, ein Paar Gartenſtücke, zur Seite des Eingangs, nebſt mehreren kleinen Vertiefungen, die er allmälig in den Wänden entdeckt hatte, ſowie das in ihrer Nähe ſtehende Hausgeräthe, gaben ihm die Überzeugung, daß dieſe Höhlen Wohnungen der heimathlos umherirrenden Menſchen ſeien, und daß die große Grotte dem Haupte dieſes unterirdiſchen Freiſtaates zur Reſidenz diene.

Zwei bewaffnete Iren ſaßen am Eingange, von denen der eine ein kleines Feuer zu unterhalten bemüht war, während der andre das Abendeſſen für die vom nächtlichen Zuge heimgekommenen Männer zu bereiten ſchien. Entſetzt erkannte der Baronet in ihnen ſeine beiden Diener Andy und Mic Dahna, und ſein Zorn entbrannte aufs heftigſte; doch bald vollkommen gefaßt und Herr über die ihn vor wenig Augenblicken ſo heftig beſtürmenden Gefühle, trat er jetzt feſten Schrittes zu den um das Feuer gelagerten Männern. Alle erhoben ſich raſch, ſobald ſie ſeine Tritte vernahmen. Kaum war aber von ſeinem Begleiter der Name O'Donnel genannt und kaum hatten die mehrſten ſich von der Gegenwart des hochgefeierten Mannes überzeugt, der lange mit düſterm Blick auf die Verſammlung ſah, ehe er ſie eines Grußes würdigte, da entblößten ſich die Häupter und hießen ihn jubelnd willkommen. In demſelben Augenblick trat auch Eliſabeth, entweder erſchreckt durch das Geräuſch, das die bisherige Stille unterbrochen, oder neugierig, wem der Jubelruf gelten möge, vor den Eingang der Grotte, im heftigen Zwiegeſpräch mit einer alten Frau, welche vergebens bemüht war, ſie unter beruhigenden Worten zurückzuhalten, und in welcher O'Donnel, wenn ihn auch nicht die ſchwarze, einen Theil ihres Geſichts verhüllende Binde aufmerkſam gemacht hätte, Judy Leghan, die Schwiegermutter ſeines Dieners, erkannte. Eliſabeth trat einige Schritte näher; doch mit allen Zeichen des Entſetzens haftete ihr Fuß plötzlich wie eingewurzelt am Boden, als ſie O'Donnel erkannte, der ihren Blicken bisher durch die ihn umringenden Männer verborgen geblieben war. O'Donnel's Scharfblick entging es nicht, wie Unwillen und Verachtung ſich in ihren Zügen malten, und wie ſie, ſtolz die Thräne trocknend, die ihr Auge erfüllte, ohne weiter ein Wort mit der Alten zu reden, in die dunkle Klauſe zurücktrat. Doch mit der Kraft eines Mannes, der nicht wankt, ſobald er das Rechte erkannt und einen Entſchluß gefaßt hat, redete er, ſeine Augen ſowie ſein Herz gleich ſtark beherrſchend, die Männer an, die, als ſie Eliſabeth erblickten, geſpannt in des Baronets Zügen forſchten. Die beiden Brüder Dahna waren erſchrocken von ihren Sitzen aufgeſprungen und ſpäheten mit ſcheuen Blicken nach ihrem Herrn.

„Nicht um als Richter eure raſche That zu beurtheilen, bin ich zu euch gekommen. Die Welt wird ſie verdammen. Denn nur ein kleiner Theil wird den Maßſtab des Gefühls daran legen und darnach ermeſſen, wie nur die Verletzung der heiligſten Menſchenrechte das eurige zu einer Handlung unerlaubter Willkühr aufzuregen vermochte. Daß ihr zu gleicher Zeit Willens waret, mir eine Dame zuzuführen, zu der ein Theil von euch meine Verehrung noch aus einer frühern Zeit her kennt, beweiſt mir eure Theilnahme, ſowie eure Liebe, die ich vollkommen zu würdigen verſtehe. Ihr vermochtet jedoch nicht die böſen Folgen zu berechnen, die aus der That für mich ſelbſt entſtanden ſind. Wißt, ihr Männer! Man wird mich allein für den Anſtifter des ſo gewagten Unternehmens halten und den Schloßbrand nur als das von mir gebrauchte Mittel betrachten, um die Entführung der Lady deſto beſſer zu bemänteln. Gelingt es mir, woran ich nicht zweiſle, Lady Kildare eine beſſere Meinung von mir zu geben, als die iſt, welche ſie jetzt von mir hat, ſo iſt meine perſönliche Freiheit, die ihr ohne alle Überlegung tollkühn genug auf ein verwegenes Spiel geſetzt, nicht länger gefährdet. Mein guter Ruf jedoch, ihr Männer," rief er jetzt mit ſtrenger, mehr erhobener Stimme — „iſt durch den Vorfall in ein zweifelhaftes Licht geſtellt. Nicht allein die unziemliche oder ſchlechte That ſelbſt, ſondern auch jeden Schein muß der ſorgſam vermeiden, der ein großes, volksthümliches Unternehmen beabſichtigt. Die Ausführung iſt halb gelungen, ſobald man die öffentliche Meinung zu gewinnen verſtand. Männer von Kerry, ich muß euch hart tadeln: Ihr habt unſrer guten Sache geſchadet, indem ihr euch in die Zahl verabſcheuungswürdiger Mordbrenner und Räuber ſtellt! Warum befolgtet ihr meinen Rath nicht? Warum kehrtet ihr euch nicht an meine Bitten? Ich verſprach euch Hülfe, Beiſtand, Rettung aus eurer troſtloſen Lage; warum habt ihr meinen Worten keinen Glauben geſchenkt und die rechte Zeit nicht erwartet? Iſt je ein O'Donnel wortbrüchig geworden? Hat je ein O'Donnel ſeine Liebe zu Erins Kindern verläugnet? Warum betrübt ihr mich, indem ihr mir durch dieſe böſe That Mißtrauen zeigt? Womit habe ich es an euch verdient, daß ihr die Laſt meiner Sorgen durch dieſen Frevel noch vermehrt? Vernehmt es, die Männer von Tipperary, die in offene Empörung ausgebrochen, ſind dem Schwerte der Engländer erlegen. Wie wird es euch ergehen? Solche Beiſpiele von Rache, ſowie alle die einzelnen Unternehmungen, euch ſelbſt Recht zu verſchaffen, wo es euch verweigert wird, ſetzt euch nicht allein in den Augen der Engländer, ſondern auch in der Meinung der Beſſern unter den eignen Landsleuten herab. Merkt euch dieſe Lehre, gebt ferner mehr auf mein Wort und ſorgt jetzt für eure Sicherheit. Ich werde für die meinige ſorgen. Harrt noch eine kleine Zeit aus und ſeid überzeugt, da ihr ja alle die Theilnahme kennt, die ich an euerm harten Looſe nehme, daß ich euch bald beſſere Nachrichten zu verkünden, im Stande ſein werde. — Blickt auf mich, der ich ſo vieles verlor; auch ich dulde und hoffe. Ihr alle ſeid zu ſchönen Hoffnungen berechtigt. Doch handelt nicht ferner aus Leidenſchaft, wie ihr es leider immer noch thut, ungeachtet aller meiner Ermahnungen. Ihr ſollt handeln, wenn die Zeit kommt, doch als Männer, die man bewundern und ſelbſt im Unglück nicht verachten ſoll. Mit Dir, Michaul Dahna, habe ich im Angeſicht dieſer Männer noch beſonders zu reden," wandte er ſich ernſt und feierlich an den Genannten. „Du haſt Dich unterfangen, hinter meinem Rücken der Genoſſe einer Verbindung zu ſein, die ich nie gut geheißen, vor der ich Dich ſtets gewarnt, deren Theilnahme ich Dir ſtreng unterſagt habe; ja Du verläßt freventlich das Schloß, ohne mir etwas zu ſagen, verführſt Deinen Bruder und wirſt der Genoſſe eines abſcheulichen Verbrechens. Dieſe Männer ſind frei; ich habe ſie nur zu bitten, zu warnen: Du warſt mein Diener, Dir hatte ich zu befehlen. Du haſt demnach doppelt ſtrafwürdig gehandelt. Lohnſt Du mir ſo meine Liebe, Menſch, den ich wie einen Bruder behandelte? Hat die herzlichſte Sorgfalt, womit ich mich Deines Looſes annahm, keine Macht über die blinde Gier tobender Rachſucht, blutlechzender Leidenſchaft? Geh' mir aus den Augen, mich ſchaudert vor Dir!

Von dieſer Stunde an kann ich Dich nur verachten, und Du haſt heute aufgehört mein Diener zu ſein. Wohnung behältſt Du mit Deinem Bruder im Parkhauſe; Deiner Frau werde ich monatlich deinen Gehalt auszahlen; deines Kindes werde ich mich ſtets als ein gewiſſenhafter Pathe annehmen. Nur von Dir will ich nicht länger bedient ſein.“

In Michaul's Geſicht arbeitete und zuckte zu Anfang dieſer Anrede ein wilder, gräßlicher Schmerz; er reckte mehrmals, wie in größter Verzweiflung, die Hände zum Himmel empor. Gegen Ende hatte er ſeine Faſſung wieder gefunden und erhob ſich ſtolz. Zwar zitterte ſeine Stimme, als er die folgenden Worte ſprach, zwar lag um ſeinen Mund noch tiefer Jammer, aber er führte es glücklich durch und unterlag ihm nicht.

„Sie haben mich geliebt, Sir, wie unter den Lebenden Keiner; Gott allein weiß es, wie dankbar ich dafür bin! Sie entlaſſen mich Ihres Dienſtes, der mein Glück war, und auch für dieſe Strafe bin ich dankbar; denn ich fühle am beſten, wie ſehr ich ſie verdient habe. Als Ihr Diener geziemte mir zu ſchweigen; jetzt da ich es nicht mehr bin, erlauben Sie mir nur einige Worte zu meiner Entſchuldigung. Thaten ſollen für mich reden. Lord Kildare hat ſeit drei Jahren zwei der bravſten Männer aus unſerer Grafſchaft hängen laſſen, weil ſie in der Verzweiflung, in die ſie der Elende geſtürzt, ſich an ſeinen Quälgeiſtern, die Gott verdammen möge! vergriffen hatten. Sie finden die nächſten Verwandten dieſer unglückſeligen Opfer hier unter uns. Lord Kildare überfiel mich im vorigen Jahre, in jener Nacht, als meine Mutter geſtorben war, in eigner Perſon; er ließ mich mit meinem jungen Weibe und meinem Bruder aus der Hütte werfen. Mindert es ſeine Grauſamkeit, daß ich Obdach, Unterhalt und das edle Herz eines Gebieters auf Ihrem Schloſſe fand, Sir Lewis? — Nun komme Du her, Judy Leghan!“ rief er wilder, faßte ſeine Schwiegermutter, die auf den Ruf ihres Namens aus der Höhle getreten war, bei der Schulter und führte ſie ſo gewaltſam dicht vor O'Donnel; hier riß er ihr die Binde vom Geſicht und das aus dem Kopfe geſchworene Auge ſtarrte eiternd, ſchwarz, grün und gelb, und von der Flamme des Feuers fürchterlich beleuchtet, den entſetzten Zuſchauern entgegen. Michaul fuhr mit geſteigertem Affect fort: „Dieſes Auge vernichtete Lord Kildare mit einem ſcheußlichen Peitſchenſchlag, als die Frau wimmernd bat, ihres Kohlgartens zu ſchonen, in welchen ſich der geängſtete Fuchs geflüchtet hatte. Sie wurde krank und elend und konnte die ſchweren Steuern nicht bezahlen; vor acht Tagen hat ſie des Lords Pächter aus dem Hauſe werfen laſſen. Sie hat noch zwei unerzogene Kinder, mit denen ſie in dieſe Felſenhöhlen gekommen iſt. — Nun tretet ihr heran, alter Samuel Dunfoore, einſt der treueſte Diener des Hauſes O'Donnel! Auf jener Fuchsjagd wurde ſein Hafer verwüſtet; der Greis war ohne Nahrung für den Winter, er konnte die Steuern nicht bezahlen, da ließ ihn des Lords Pächter nebſt ſeinem Sohne aus der Hütte werfen. Dieſen ehrlichen, alten Mann, deſſen Anſehen zu Liebe und Mitleiden auffordert, deſſen Silberhaar die gegründetſten Anſprüche auf unſer Herz hat, er jagte ihn in die markdurchbebenden Winterſtürme! — Herr! iſt Ihr Blut noch nicht erſtarrt? Nun ſo hören Sie weiter! Vorgeſtern lief Cauth Murthock's, der Wittwe und meiner ehemaligen Nachbarin an der Teufelsmauer, einzige Kuh auf der Heide und graſ'te; lieber Gott, was wird ſie gefunden haben? Da kommt Shaun Donnough, der Wildhüter, beſoffen, wie er ſtets iſt, des Wegs daher, ſieht die Kuh für ein Wildpret an und ſchießt ſie todt. Die Frau heult und ſchreit, der freche Waidmann geht lachend von dannen. Cauth rennt nach Lindſayhall, ſie will Miß Eliſabeth ihr Herzeleid klagen; da hält ſie die jüngſte von des Lords Huren ab, ſchilt die Frau und verwehrt ihr den Eintritt zur Lady. Und als Cauth in Noth und Verzweiflung heftig wird, ruft die ſchändliche Margaret den Lord herbei, und beide — beide ſag' ich — werfen die arme Frau die Treppe hinab: mit eigner Hand; ſo weit geht die Verruchtheit, daß ſie ſich nicht einmal mehr des Armes ihrer Creaturen bedienen. Leuth zerſchellte ſich den Kopf an den Wänden und brach unten auf den harten Steinplatten ein Bein. Dort lag ſie wimmernd, bis einige Mägde, in deren Bruſt der Funken des Mitleids noch nicht verloſchen war, ſie aufhoben und in das Hinterhaus trugen. Dort ſtarb ſie in der Nacht einen fürchterlichen Tod am Brande, der in ihre Wunden geſchlagen war; denn keine ärztliche Hülfe wurde ihr zu Theil. —

Haben Sie nun genug, mein gnädiger Herr? Wohlan ich glaube es. Zum Schluß nur noch dieſes. Sie verſprachen Hülfe, Rettung; Sie vertröſteten das Volk von einer Woche zur andern. Alle waren ſchlagfertig, und nie ging Ihr Verſprechen in Erfüllung. An Sie, mein Herr, wagte ſich Niemand; ich war der Mann, den die Unglücklichen beſtürmten. Ich konnte ihnen endlich nichts mehr entgegenſtellen. Bei jeder Schandthat des Lords wurde ihre Wuth größer, unbändiger; der alte Dunfoore ſchürte das Feuer. Sie hatten ihn zum Oberhaupt gewählt. Die Verſtümmelung meiner armen Schwiegermutter reizte mich zum Tigergrimme; ich verlor alle Faſſung und wurde ein Mitglied der weißen Jungen. Der Abzug der königlichen Truppen aus Bantry ſchien uns allen eine treffliche Gelegenheit, und doch wäre vielleicht nichts geſchehen, wenn der an Cauth verübte Mord uns nicht alle in raſende Wuth verſetzt hätte. Es iſt geſchehen, was wir nicht laſſen konnten. Ich ſah mein Unglück voraus, aber ich konnte nicht widerſtehen. Und ſo erkenne ich meine Strafe als eine gerechte an und danke Ihnen dafür."

„Ich bedaure Dich, armer Junge, ich bedaure euch alle, ihr Männer!" ſagte O'Donnel tief bewegt. „Ach, ich ahne aus dieſer wilden Leidenſchaftlichkeit nichts Gutes für mein Vaterland. Der ſchönſte Sieg eines Mannes iſt der über ſich ſelbſt, die höchſte Klugheit, den rechten Zeitpunkt erwarten und dann mit aller Kraft handeln. Ihr habt beides verfehlt. Seht mich an! Mir erſchlug Kildare den Vater; hab' ich mich an ihm gerächt? Ich verlor alle Güter meiner Vorfahren; hab' ich daran gedacht, mir als Einzelner Recht zu verſchaffen. Folgt meinem Beiſpiele! Verhaltet euch ruhig, bis ich euch zum Kampfe aufrufe, aber dann zum offenen im Angeſicht des Tages! Zerſtreuet euch noch dieſe Nacht, ſuche jeder ſeine Wohnung, gehe jeder Morgen an ſeine Arbeit, und wartet geduldig bis die Stunde der Erlöſung ſchlägt."

Er grüßte mit der Hand und ſchritt würdevoll dem Eingange der Grotte zu. Unter den Weißkitteln entſtand ein Murren; einige ſchienen ihm antworten zu wollen, andere machten Miene, ihm zu folgen. Dunfoore aber, der Herr des Felſenthales, der wegen ſeines Alters und ſeiner Stellung in der Familie O' Donnel bei Allen hohes Anſehen genoß, gebot ihnen im ſtrengen Tone, zurückzubleiben, und die wilden Iren gehorchten ohne Murren und ſetzten ſich wieder ruhig und geräuſchlos, wie vorher, um das jetzt düſter glimmende Feuer.

Nur einer unter ihnen, der aus den Worten O' Donnels deſſen Abſicht, Miß Eliſabeth dem Vater wiederzugeben, errathen haben mochte, der einäugige Lootſe Evans O'Neil, äußerte ſich mißbilligend über die große Geduld und die Schonung, welche ihnen der Baronet fortwährend zur Pflicht machte, während ſie ſelbſt doch täglich neue Beweiſe von Härte und Ungerechtigkeit von Seiten ihrer Unterdrücker erfahren müßten.

„Hier quälen uns die Lords und Grundbeſitzer,“ murrte er. „In Tipperary klagen ſie über die unerſättliche Habgier der evangeliſchen Pfarrer, in Galway über beide zugleich. Rings um die gute Stadt Cork herrſcht Hungersnoth, denn zu den höchſten Preiſen kauft die Regierung Kartoffeln und Lebensmittel jeder Art, um die Magazine anzufüllen, aus denen ſie die Expeditionen verproviantirt, die fortwährend zu

Eroberung und zu Anlegung neuer Colonien in die entfernteſten Winkel der Erde ausgeſchickt werden. Während das Volk in Irland faſt Hungers ſtirbt, geben unſre Herren Subſidien an Europa's Fürſten, um Kriege zu führen, deren Erfolge nur England zu gut kommen. Die Schwachen merken es nicht, und man bewundert auf dem Continente, wo eine Geldſendung nach der andern ankömmt, die brittiſche Großmuth, ohne das Blut zu erblicken, das an dieſen Schätzen klebt, Schätzen, die zum Theil vom Ganges hereingeſchleppt wurden, den neuerdings dem eiſernen brittiſchen Scepter unterworfenen Völkern mit grauſamer Härte abgepreßt.

Im übrigen Europa beneidet man das vermeintliche Glück, den blühenden Wohlſtand des Inſelreiches und weiß nichts von einem Anblicke des Entſetzens, wo Tauſende, wie bleiche Geſpenſter umherwanken. Jede Höhle, jede Kluft hallt wider von den Seufzern der ſterbenden Unglücklichen; ſelbſt im ſtolzen Mutterlande verhüllt ſich die Armuth nur dürftig unter dem erborgten Gewande. Doch Alles vergebens! Mit dem Bajonnet treibt man in Cork und Waterford die Leidenden von den Vorrathshäuſern, und im Kanonendonner der Magazinſchiffe, die mit vollen Segeln und ſtolz wehenden Wimpeln den Hafen verlaſſen, verhallt des Säuglings letzter Klaglaut an der Bruſt der Mutter, der es an Nahrung fehlt, das Leben des Lieblings zu friſten. Ha!“ rief er, wild aufſpringend aus, „ich ſegelte jahrelang, in London zum Matroſen gepreßt, mit den Engländern faſt unter allen Zonen und in allen Meeren; doch nirgends ſah ich ſolche Nahrungsnoth, ſolchen Jammer, ſolches Elend, wie hier bei uns zu Lande. Was hilft nun die längere Nachſicht, die Großmuth, die Schonung, die uns der edle Baronet täglich entweder ſelbſt predigt, oder durch ſeine Geſandten empfehlen läßt? Er verſpricht Beſſerung unſeres Zuſtandes. Ich möchte doch wiſſen, woher ſie kommen ſoll, wenn wir ſie uns nicht ſo bald als möglich ſelbſt verſchaffen? Wir haben jahrelang gehofft und geharrt, es iſt immer ſchlimmer geworden. Wir werden alt und kraftlos dabei. Darum zugeſchlagen, ſo lang es noch möglich iſt, und nicht unſern Nachkommen aufgebürdet, was wir ſelbſt verrichten konnten. Wollt ihr mir folgen, Männer, ſo iſt es gut! wo nicht, ſo führe ich Krieg allein mit jedem Großen auf meine eigene Gefahr und Rechnung. An Anhang, glaubt's ſicherlich, wird's mir nicht fehlen. Zuerſt nach Dublin! In wilden Sprüngen windet ſich die Schlange in Bengalen, wenn ihr der Kopf genommen iſt. Doch gefahrlos wird der Kampf, wenn man am rechten Flecke zur rechten Zeit zugreift. Feſt ſei nur der erſte Griff der ſtarken Fauſt, und ohnmächtig windet ſich die Hyder in langſameren Kreiſen. Das Haupt muß fallen, und wenn ringsum ſich in wilder, toller Verwirrung Alles aufregt, bewegt, dann ſpringe nur einer muthig in den wilden Kampf und greife nach des ſteuerloſen Schiffes Lenkung! Es gelingt, wie ich's den Engländern ſo oft gelingen ſah im Kampfe mit den Fürſten Indiens. Nichts wird den Kühnen leichter, als, wenn das Haupt gefallen, das Volk aufgelöſt in gänzlicher Verwirrung, die Truppen noch ungewiß, welchem unter den Prätendenten ſie folgen wollen, erſt als Vermittler, dann als Regent des Reiches Ruder zu ergreifen. Ihr ſeht, es fehlt Evans O'Neil ſo wenig, als irgend einem Andern, der etwas mehr von der Welt, als unſer Sommerland geſehen hat, an geſundem Menſchenverſtande. Glaubt ja nicht, daß ich mich allein, wie ein thörichter Narr, in ſolch ein gefährliches Spiel einlaſſen würde. Das Zeichen aber muß von mir allein ausgehen, laut, ſo daß es hinüberſchallt zu den alten Gefährten, die, mit mir vom Ganges heimgekommen, jetzt die Schiffe in Portsmuth und auf der Rhede von Spithead zu neuen Thaten rüſten."

Verwundert ſahen die Genoſſen auf den Sprecher, je mehr das Feuer ſeiner Rede ſich ſteigerte. Manchem ſchien eine Frage auf den Lippen zu ſchweben. Doch er erhob ſich mit ſtolzer Haltung, blickte mit feſter Zuverſicht im Kreiſe umher und verließ die Verſammlung, um mit untergeſchlagenen Armen in der Nähe von Dunfoore's Wohnung gedankenvoll auf und nieder zu ſchreiten.

O' Donnel hatte einige Augenblicke ſtumm im Eingange des zwar dürftig, aber mit ſorgfältiger Ordnung ausgeſtatteten Gemaches Eliſabeth gegenüber geſtanden, die auf einen Seſſel niedergeſunken, den Kopf auf deſſen Lehnen geſtützt, düſter da ſaß und ſich den Dienſtleiſtungen und Liebkoſungen Sally's überließ, die vor ihr kniete und bald die Hände der Herrin mit Küſſen bedeckte, bald das braune Haar derſelben, das aufgelöſt auf die ſchöne Stirn und über die Schultern herabfloß, zu ordnen und zu flechten bemüht war.

„O, ſehen Sie doch auf, theure Lady!" bat die Letztere, „da iſt ja der gute edle Sir Lewis. Wie können Sie noch länger befürchten, daß Ihnen in ſeiner Nähe auch nur ein Haar gekrümmt werde?"

„Eliſabeth ſchreckte ſichtbar bei Nennung des Namens zuſammen; ſie ſeufzte tief, doch ihr Kopf blieb auf die Hand geſenkt, und man ſah, wie ſie ſich ängſtlich beſtrebte, den Anblick des jungen Mannes zu vermeiden.

„Kann Eliſabeth es nur einen Augenblick für möglich halten, daß ich die Veranlaſſung dieſer für ſie ſo beängſtigenden und qualvollen Stunden hin?“ Mit dieſen Worten unterbrach O'Donnel endlich das peinliche Schweigen. — „Ihre Meinung von mir, Ihr Vertrauen auf mich, Mylady, war bis heute mein höchſtes Gut, mein Alles, was ich mir gerettet hatte. Es bleibt mir nichts, als das armſelige Leben, wenn ich auch das erſtere verloren habe, und ſelbſt dieſes, welches ſchon längſt aller Freuden entbehrte, würde ferner nicht den geringſten Werth mehr für mich haben, wenn Sie glauben könnten, daß es jetzt mit einer ſolchen That befleckt ſei. Ich beſchwöre und betheure meine Unſchuld nicht. Doch blicken Sie auf, Elliſabeth! forſchen Sie ſelbſt, ob mein Geſicht, in deſſen Zügen Sie einſt meine Freude, meinen Kummer, Alles zu leſen vermochten, was mein Gemüth bewegte, ob dieſe Züge eine andere Spur verrathen, als die des Unmuths, vielleicht des Zorns über den begangenen Frevel, als die der Sorge um Sie ſelbſt.“

Die Worte O'Donnels, die wohlbekannte Stimme des geliebten Mannes verfehlten auch jetzt nicht, den Zauber hervorzurufen, den ſie in den frühern glücklichen Zeiten ſo oft über Elliſabeth ausgeübt hatten. Der Zorn entſchwand, die Eisrinde ihres Herzens ſchmolz, jemehr ſie den wohlbekannten ſüßen Lauten horchte, und mit thränenfeuchtem Blicke ſah ſie endlich in das bleiche treue Geſicht des Geliebten, ſah, wie ſeine Augen ſo ruhig, wie ſonſt, auf den ihrigen weilten und ein leichtes Lächeln wie flüchtiger Sonnenſtrahl aus trüben Wolken über ſeine düſtern Züge dahinglitt.

„Glaubſt Du mich ſchuldig, meine Eliſabeth,“ fuhr er fort, „ſo führe ich Dich ſogleich nach Lindſayhall zurück und leiſte Verzicht auf jede fernere Erörterung. Der Zweck meines Hierſeins iſt kein anderer, als Dich dem Vaterhauſe wiederzugeben. Froher würde ich von Dir ſcheiden, wenn ich mein Bild vorwurfsfrei und tadellos in Deinem Herzen zurückließe.“

„Dein Herz, mein Lewis, hat ſich immer ſo treu und rein bewährt, daß nichts bis jetzt im Stande war, nur den mindeſten Zweifel daran in mir aufkommen zu laſſen. Ich hielt den nächtlichen Ueberfall, die ſchrecklichen Flammen, ja ſelbſt meine Entführung nur für die Folgen der neuerdings leider wieder von meinem Vater an einigen Einwohnern in Dunmoore verübten, unglückſeligen Härte. An eine Mitwirkung oder ein Mitwiſſen von Deiner Seite dabei zu denken, ſchien mir ſelbſt dann noch ein Frevel, als ich Dunfoore, den mir wohlbekannten alten Diener Eures Hauſes, an der Spitze der aufgereizten Männer erblickte. Als ich Dich jedoch vorhin plötzlich unter ihnen erſcheinen ſah, als ich hörte, mit welchem Jubel ſie Dich begrüßten, da, o vergieb mir, Lewis! da war ich nicht länger ſtark in meinem Glauben, und die Kraft, welche mich bisher aufrecht erhalten hatte, brach zuſammen. Ich glaubte Dich im Bunde mit den fürchterlichen Menſchen, die ſich, ach! ſo entſetzlich gerächt haben. In meinem Innern begann ein heftiger Kampf der kalten Vernunft mit meiner heißen Liebe, und ich hielt Dich für ſchuldig, ich hielt Dich meiner nicht ferner werth, da Du im Stande warſt, alle Rückſichten, die mir ſchuldige Achtung, das Urtheil der Welt und Deinen eignen guten Ruf zu vergeſſen. — Aber muß ich's geſtehen?" fuhr ſie in ſchöner Verwirrung fort. „Iſt Dir daran gelegen, Deine Triumphe durch mein Geſtändniß zu erhöhen? O! vernimm es denn, daß der Ton Deiner Stimme, als ich Dich vorhin mit der gewohnten Ruhe reden hörte, in ein entzücktes Ohr fiel. Schon fühlte ich mich um ein Groſſes beruhigt, und es entſtanden Zweifel bei mir über Deine Schuld! Sehe ich nun den Blick des freien Auges, der wie ſonſt zu meinem Herzen ſpricht, betrachte ich die hohe Stirn, auf welcher der Adel Deiner Seele unverkennbar wie immer thront; dann wird es mir ferner unmöglich, eine Schuld an Dir zu finden. Die ruhige Entſchloſſenheit, die ſich heute mehr wie ſonſt in Deinem ganzen Weſen ſpiegelt, mag irgend einen andern, des Mannes würdigen Entſchluß, nur keine ſchlechte That bezeichnen. O gewiß, Du wußteſt Nichts vom Vorhaben dieſer Menſchen, Lewis! Fremd war Dir ſelbſt die Ahnung eines ſolchen Unternehmens auf unſer Haus! O, ſprich es aus, mein Leben hängt daran. Biſt Du ſchuldlos, mein Lewis?"

„Ich bin ein O'Donnel!" erwiederte dieſer mit hohem Ernſt. — „Wenn Lewi's Worte den Eingang zu Eliſabeths Herzen nicht mehr finden, ſo hoffe ich, wird wenigſtens Lady Kildare's hoher Geiſt gleichen Flug mit meinem Stolze halten."

„Ich erlaſſe Dir ja gern jeden ferneren Beweis, Du ſtolzer Mann. Höre auf, ich bitte Dich," ſo flehte Eliſabeth; „mein Herz hat längſt entſchieden. Verzeih', wenn ich, durch die Ereigniſſe dieſer unglücklichen Nacht ſo ſehr erregt, nur einen Augenblick an Dir irre wurde. Was jetzt auch fernerhin geſchehen mag, es wird mich nicht mehr im Glauben an Deine hohe Tugend erſchüttern." Sie reichte ihm die Hand, die er mit Heftigkeit an ſein Herz preßte. „Doch wirſt auch Du mir ferner noch vertrauen, nachdem Du mich ſo ſchwach geſehen?"

„In dem, was Du Schwäche nennſt, theure Eliſabeth, erblicke ich nur einen neuen Beweis Deines hohen Seelenadels, und glaube mir, nie fühlte ich heftiger, welch ſchweres Geſchick auf uns laſtet, als in dieſem ernſten Augenblick. O Eliſabeth, in

Deinem Beſitz wäre ich allzu glücklich geworden. Mein Loos wäre nicht das eines gewöhnlichen Sterblichen geweſen. Uebermüthig in Deinem Beſitze, würde ich mich über Alle erhoben haben. Schwelge ich doch jetzt, während ich Dich nur als eine Heilige verehren darf, in Deinen Anblick, in Deine Reize verſunken, im ſeligſten Taumel! Ich hätte den Himmel vergeſſen und Irland und die ganze Welt, denn Du wäreſt mein Himmel, meine Welt, mein Alles geworden. Aber der Menſch ſoll nicht zum Gotte werden; die Erde muß die Erfüllung der höchſten und heiligſten Wünſche verſagen, damit etwas für den Himmel übrig bleibe. So nun," ſchloß er mit weicher Stimme, „theile ich meine Liebe zwiſchen Dir und dem Vaterlande, Eliſabeth, und am Ende meiner Tage ſehe ich im letzten Aufflammen des ſterbenden Herzens freudig zum Himmel empor, wo ich Dir allein mit unſterblicher Liebe ergeben ſein darf, und wo ferner keine irdiſche Macht, kein neidiſches Verhältniß uns trennen wird."

Eliſabeth hatte ihren Kopf an O'Donnels Schulter gelehnt; eine lange feierliche Pauſe folgte auf ſeine letzten Worte, während welcher er die tief Erſchütterte mit ſeiner Rechten umſchlungen hielt. Die halbe Mondſcheibe erſchien eben eben an dem kleinen Himmelsgewölbe und warf ihr freundliches Licht in das tiefe Thal hinab, und mit gefalteten Händen blickte Sally, wie im andächtigen Gebete, zu den Liebenden. Thränen ſchimmerten in ihren ſchönen Augen, ihr Geſicht war ernſt und verklärt, wie das einer Heiligen. Sie liſpelte einen guten Segen über das Paar leiſe und gerührt. „Seid ſtark!“ ſagte ſie, „der Herr iſt groß und allmächtig. Er, der Schweres über euch verhängte, er kann ja Glück aus Unglück machen. Möge er ſich Eurer erbarmen und Eure ſchweren Leiden in Freuden verwandeln nach der Zeit der Prüfung!“

„Amen!“ ſagte Eliſabeth unter einem tiefen Seufzer. „Amen!“ ſagte O'Donnel gefaßt.

Nachdem Eliſabeth gebeten, etwas zu ruhen und dann ihre Anſtalten zum Aufbruche nach Lindſayhall zu treffen, verließ er die dunkle Wohnung, ſowohl um mit Dunfoore die nöthigen Maßregeln deshalb zu verabreden, als auch um den übrigen Männern noch einigen Rath wegen ihrer Sicherheit zu ertheilen, falls es ihm nicht gelingen ſollte, eine Amneſtie von Lord Kildare für das Geſchehene auszuwirken.

„Schenkt mir doch einen Augenblick Gehör, Sir Lewis!“ — mit dieſen Worten vertrat ihm der vorhin erwähnte Seemann, der ungeduldig auf ſein Herauskommen gewartet zu haben ſchien, den Weg. „Nur wenige Minuten, Sir! ſchenkt mir Gehör, wenn's Euch gefällig iſt, bevor ihr eine neue That der chriſtlichen Liebe begeht, oder einen abermaligen Beweis der mir unbegreiflichen Geduld und Langmuth abgebt. Die Tochter Eures Todfeindes iſt in Euren Händen. Haltet ſie feſt, Sire! oder überlaßt uns ihre anſtändige Bewachung, bis uns Sicherheit wegen der nächſten Zukunft, wenigſtens für Leben, Freiheit und beſſern Unterhalt, vom Lord of the mannor gegeben iſt."

„Euer Leben ſo wie Eure Freiheit würde jetzt nicht gefährdet ſein, wenn Ihr die That, die ich ſo wenig als Eure Feinde billigen kann, unterlaſſen hättet," erwiederte O'Donnel kurz. „Sie würde nicht begangen ſein, auf mein Wort! wenn ich im entfernteſten hätte ahnen können, daß auch die Landleute auf den Beſitzungen meines ſeligen Vaters ihre Leidenſchaften ſo wenig zu zügeln verſtänden. Wozu führt dieß, als zu noch größerem Druck und zu noch heftigerer Erbitterung von Seiten unſerer Gegner? Wer nicht warten will, bis ich ſelbſt ihn den ehrenvollen Weg zur Freiheit führe, den muß ich fortan aufgeben und ſeinem Schickſale überlaſſen. Leid iſt mir's indeſſen um jeden Einzelnen, den ſein Verhängniß dahinreißt, und der, wenn ihn des Geſetzes Strenge trifft, unbeachtet, ja verachtet vom Leben ſcheidet auf dem Wege des gemeinen Miſſethäters."

„Die ſchönen Worte haben wir ſchon oft von Ihnen und Ihren vornehmen Freunden gehört," entgegnete der Seemann finſter. „Aber es bleibt bei den ſchönen Worten, und That und Wort iſt doch zweierlei. Nehmen Sie mir's nicht übel, Sire, ich war nie ein Freund von glatten Worten. — Auf, Burſche! ſo pflegte Rodney zu ſagen, hinauf in die Maſten! die Luken auf! eine volle Lage von unten und von oben! und ſo wie wir dem Feind unterm Wind kamen, hieß es kurz ab: Segel ein! Enterhaken los! hinüber, Jungen, drauf und dran! — Das iſt auch meine Meinung, Sir. Wozu das Kreuzen und Laviren, ſobald der Feind uns die Flagge zeigt? Drauf und dran, Sir, ſage ich mit Rodney! Wozu das längere Zaudern? Des Irländers Blut iſt leicht entzündet, doch brauchen muß man's, ehe es verraucht. Werfen Sie einen Brand in den leicht entzündlichen Stoff, und die Glut wird alsbald in Flammen emporlodern, während man mit der verglimmenden Kohle nur mühſam ein Feuer entzündet, das im langſamen Entſtehen gar leicht wieder zu löſchen iſt."

„Wer ſeid Ihr, Mann?" fuhr O'Donnel gereizt den Sprecher an. „Ich kenne Euch nicht und ſah Euch nie zuvor in Dunmoore oder deſſen nächſter Umgebung. Wer giebt Euch das Recht, in ſolchem Tone mit mir zu ſprechen und von Verhältniſſen zu reden, die Euch Eurem Stande nach nur wenig bekannt ſein können?"

„Ich bin ein Mann,“ entgegnete Evans, ſarkaſtiſch lächelnd, „der die Welt ſchon etwas länger kennt, als Ihro Gnaden, ein Mann, der faſt in denſelben Verhältniſſen geboren wurde, wie Sie, Sir Lewis, der Sproſſe eines Hauſes, das eben ſo alt, eben ſo edel, eben ſo berühmt iſt, als das der O'Donnel. An meiner Wiege ſtand ein Vater, der Herr von Land und Leuten war und ſtolz auf mich, als den einzigen Erben ſeines Beſitzes, herabſah. Dieſer mein Vater wurde geächtet, vertrieben, ſeiner Güter beraubt und mußte arm und elend im Auslande ſterben. Warum? weil er ſtets Anſtalten traf zur Rettung des Vaterlandes, wie wir, und niemals drein ſchlug, wie wir, bis es zu ſpät war, wie wir's auch machen werden, wenn wir Ihnen folgen, Sir. Der Erbe des Namens, auf den Irland einſt ſtolz war, deſſen Ahnen, mit den O'Donnels vereint, dieſe Grafſchaft beherrſcht, ſteht vor Ihnen, Sir Lewis, ein armer, alter Lootſe. Wiſſen Sie nun, wer ich bin?“

„Ja, ich weiß es,“ ſagte der Baronet, tief erſchüttert, und ergriff O'Neils Hand, um ſie herzlich zu drücken. „Ich habe Euch in Eurer Jugend recht wohl gekannt, Maſter O'Neil; Ihr wart oft bei meinem ſeligen Vater. Aber Ihr habt Euch ſo verändert, daß ich Euch nicht wieder erkannt hätte.“

„Nicht wahr, das Leben hat auch meine äußere

Hülle arg zugerichtet?" lachte der Lootſe bitter. „Sie haben viel Böſes erfahren, Sir Lewis, aber alle Ihre Schickſale ſind Süßigkeiten gegen den Hefentrank, den mich das Leben bis zum Bodenſatz auszuleeren gezwungen hat. Ständen Sie mit meinen Erfahrungen an meinem Platze, Sie würden denken und reden wie ich. Sproſſe einer edlen Familie hatte ich nichts gelernt, was mich nähren konnte; ich hatte ein kleines Eigenthum von meiner Mutter in Dunmcore und trieb Feldbau, aber ich war leichtſinnig und hatte Unglück. Meine junge Frau konnte ſich nicht in unſere Lage finden. Wir verarmten immer mehr. Hunger und Stolz trieben uns endlich mit unſerm Kinde fort. Auf Antrieb meines Weibes gingen wir nach London. Ich wartete dort der Einkehr des Glücks und nährte mich anfangs vom Pferdezureiten, denn ich war ein guter Reiter. Aber in einer böſen Nacht, wo ich leider über den Durſt getrunken, verlockt von Schelmen, wurde ich zum Matroſen gepreßt, von meinem Weibe und zwei Kindern geriſſen, und ſegelte an Bord des Intrepide wider meinen Willen in die weite Welt. Ich jammerte erſt nicht wenig, weil mir ahndete, daß die Armen nun wieder hungern würden, wie vorher. Doch die Peitſche machte mich luſtig. Gleich einem Wieſel erkletterte der Sohn der alten edlen O'Neils, der Herrn ungeheurer Länderſtrecken Irlands, die Maſten und lachte auf der luftigen Höhe in grimmiger Fröhlichkeit hinaus in die ſtürmenden Wogen, bis mir heiße Thränen über die Backen herabfloſſen, und der kalte Nachtwind mich endlich hinab in die warme Hangematte trieb.“

„Am Hudſon, bei Rhodeisland, in den oſtindiſchen Gewäſſern kämpfte ich unter der Flagge des Volks, das ſich das freieſte der Erde nennt, gegen die Freiheit fremder Völker. Im Kampfe bei Miſore, wo wir zum Sturm auf die feſten Wälle von den Schiffen beordert wurden, verlor ich das Auge, und nach langer Abweſenheit habe ich erſt vor drei Jahren Englands weiße Felſen wiedergeſehen. Reiche Priſengelder wurden im Hafen von Portsmouth vertheilt. Voll Freude ſtieg ich ans Land. Das verlorne Auge verſchaffte mir den Abſchied, und ich dachte nun wieder, wie ſonſt, nur an mein Weib und meine Kinder, und wie ſie nicht mehr zu hungern brauchten, wenn ſie noch lebten; ich hatte ſorglich für ſie geſpart. Der Jubel meiner Gefährten, die in trunkener Freude die Früchte langer blutiger Jahre am Ufer vergeudeten, reizte mich nicht. Die Wolluſt, die in ſo ſchrecklicher Blöße ihre verführeriſchen Bilder in den Seeſtädten entfaltet, hing ſich an jeden meiner Schritte. Doch ihre Lockungen wurden vergebens an mich verſchwendet. Nach allen Seiten hin herzhaft mich ihder wehrend, drang ich durch die wüſten Haufen der feilen Dirnen; denn nach London trieb mich mein ſehnend Herz. Ich hatte die Stelle am Kai erreicht, wo der Weg von Portsmouth nach Gasport führt, als mich vor einem Branntweinladen ein ſchönes Mädchen anredete. An ihrer Kleidung erkannte ich ſie auch als eine der Luſtdirnen, die auf die geldſchweren Matroſen warten, wenn ſie von den Schiffen ſteigen. Sie war nicht ſo frech, wie die andern, die ihr zuvorgekommen, ſich verſehen hatten; ihr blieb nichts übrig, als ſich an den alten Seemann zu wenden; aber ſie war nicht zudringlich, ihre weiche Stimme zitterte, ich ſah eine Thräne in ihrem herrlichen Auge glänzen. Da dachte ich an Gott und mein ewiges Heil, und daß es die Engel im Himmel erfreue, wenn eine gefallene Seele gerettet wird, und daß der ewige Vater einen Gnadenblick auf ihren Retter werfe. Ich blieb ſtehen, ſah dem bleichen Mägdlein mit den kummervollen Zügen in die Augen und ſprach ernſt: Haſt Du darum dieſen ſchönen Leib von unſerm gütigen Gott zum Gnadengeſchenk erhalten, daß Du ihn auf der Straße für elend Geld an beſoffene Matroſen verkaufeſt? Fühlſt Du nicht, daß Du Gott ſchändeſt, deſſen Ebenbild, ſein Geſchenk, Dein Leib iſt? Warum dienſt Du nicht als redliche Magd und iſſeſt Dich ſatt bei Müh' und Arbeit im Schweiße Deines Angeſichts, wie Gottes Gebot lautet, ſtatt ein ſolch verworfenes Leben zu führen? — Da ſtürzte das Mädchen vor mir auf die Kniee und weinte: Herr, ich will Euch ja gern als Magd dienen, wenn Ihr mich haben wollt! Meine Mutter hat mich zu dem Leben erzogen, das ich treibe und das ſie ſelbſt trieb, von der Noth gezwungen. Aber ſie iſt geſtern an einer böſen* Krankheit geſtorben; gebt mir nur ſo viel, daß ich ſie begraben laſſen kann. Dann macht mit mir, was Ihr wollt. — Ein Stein hätte ſich erbarmen müſſen, wie viel mehr ich, der ich flennte, wie ein Kind. Wie heißt Du, armes Weſen? fragte ich. Sally, war ihre Antwort; ich bebte zuſammen beim Tone dieſes Namens, den mein älteſtes Töchterlein geführt. Und Dein Geſchlechtsname? fragte ich weiter. — O' Neil! — Herr, als ſie das Wort geſprochen, war mir's, als ob die Häuſer am Kai über mich herſtürzten und der Boden unter mir wankte. Wie die Donner einer vollen Lage vom Intrepide über die Wellen hinrollen, ſo tönte mein eigener Name, von den Lippen des unglücklichen Geſchöpfes gelispelt, zermalmend in meinem Innern wieder. Die Tochter der Schande war mein eigenes Kind! Fühlen Sie, Sir, die bodenloſe Tiefe meines Jammers? Nein! Sie können es nicht! Kein Menſch kann es. Es ergab ſich aus wenigen Fragen ſonnenklar, ſie war mein Kind, und mein Weib, das dies mein Kind zu dem abſcheulichen Gewerbe angehalten hatte, war Tags vorher an den Folgen ihres Lebenswandels Todes verblichen. Wie ich geweint, geraſ't, das weiß ich nicht mehr. Genug, ich befand mich in der elenden Wohnung bei der Leiche meines Weibes. Geflucht habe ich ihr nicht, daß ſie mein Kind dazu gebracht; Noth und Mangel hatten ſie dazu getrieben; ihr jüngſtes Töchterlein war im Elend dahingeſtorben; ſie waren von London nach Portsmouth ausgewandert, um hier von den friſch ankommenden Matroſen beſſeren Verdienſt zu haben und wohlfeiler zu leben. Nein, ihr habe ich nicht geflucht, ſie war ja todt, auch meinem Kinde nicht, es trug ja keine Schuld und war trotz ſeines tiefen Falles ein edles, treffliches Weſen. Sally war eine in den Koth getretene Perle; wahrlich, Sir, ſie war unſchuldiger, als manche Reine! Aber Irlands Unterdrückern habe ich geflucht, furchtbar geflucht, die mein Kind, die eine O'Neil ſo weit gebracht haben, und habe ihnen ewigen Haß und Verderben geſchworen, und ich will meinen Schwur halten, oder nicht ſelig werden! O glauben Sie mir, Herr! mein Weib war ſchön und fromm und treu, wie keine andere, ihrem Gatten inmitten aller Verführung, welche ſie ringsum in London umgab. Ich küßte die kalte bleiche Stirn, und eine Thräne fiel aus meinem Auge auf die Sünderin.

Es war die heißeſte Thräne in meinem Leben, aber in ihr ſprach ſich meine Vergebung aus, und ſie hat das Weib gereinigt von dem Fehltritt, den ſie aus Noth begangen hat.“

„Ich ſchob eine Zwanzig-Pfund-Note in die gefalteten Hände der Todten, ergriff mein unglückliches Kind, um ein Land zu verlaſſen, wo ſeine Schande ſein elendes Leben gefriſtet, während der Ernährer, gewaltſam auf die Flotte geſchleppt, für brittiſchen Ruhm in entfernten Weltgegenden gekämpft hatte. Ich führte ſie in mein armes Vaterland zurück und nährte mich als Lootſe. Da lernte ich mein Kind kennen. Das Mädchen iſt ein Engel, Herr, ein gefallener Engel, aber doch noch ein Engel des Himmels. Ihre Schönheit machte bald Aufſehen, zog Bewerber um ihre Hand herbei. Soll Evans O'Neil einen Menſchen auf Erden betrügen? Nimmermehr! Eh' die Welt in Trümmern, als ſolches! Und als ein ehrlicher Mann ſagte ich allen Bewerbern, wie's um Sally ſtand. Wie mir das Herz dabei geblutet, wie Verzweiflung bei ſolchem Bekenntniß ihre Krallen mir in die Bruſt ſchlug, — davon will ich ſchweigen. Die Freier ſtanden natürlich ab; Keiner wollte der Gatte eines Mädchens ſein, die einſt öffentliche Dirne geweſen war. Ich kann's Keinem verdenken und war nie bös darüber. Nun hab' ich ſie,“ murmelte er dumpf, „dem verkrüppelten Hausknecht in der Heideſchenke verlobt; der weiß es auch, will ſie aber aus Barmherzigkeit als ſein Weib wieder zu Ehren bringen, und ich bin ihm dankbar dafür.“

Jetzt ſchwieg der Erzähler, und tief gerührt ergriff O'Donnel ſeine Hand mit den Worten: „Ich ehre Euren Schmerz, Mr. Evans, und erkenne, daß die Quelle Eures Feuereifers, Eures Thatendurſtes nicht gemeinen Urſprungs iſt. Sagt mir jedoch, was könnt Ihr einzeln oder in kleinen ungeregelten Haufen gegen die überlegene Macht der Königlichen Truppen unternehmen? Geduldet Euch dies eine Mal noch, guter Mann; in wenigen Wochen ſchon kann Vieles anders ſein.“

„Anders,“ lächelte der Lootſe bitter, und ſein Auge glühte in düſterm Feuer, „das räum' ich ein, ob aber beſſer, das iſt eine andere Frage. Sie ſcheinen noch auf andere Hülfe zu rechnen, Sir Lewis, wenigſtens laſſen mich die hingeworfenen Aeußerungen Dahna's und Dunfoore's auf ſo etwas ſchließen.“

Betroffen blickte O'Donnel den Alten an. „Laſſen Sie ſich deshalb nicht bangen,“ fuhr jener fort; der alte Diener Ihres Hauſes und der ehrliche Mic kennen mich gar wohl, auch war ich Ihrem braven Vater nicht unwerth, deß können Sie ſich vielleicht noch erinnern. Ich bin meines Gewerbes jetzt Lootſe an den iriſchen Küſten. Ich komme und gehe, wie's trifft. Mein Geſchäft hier und drüben im Nachbarlande läßt mich Manches erfahren. Doch ich ehre jedes Geheimniß und habe dafür auch die meinigen. Seien Sie deſſen verſichert, Sir Lewis, daß meine Pläne die Ihrigen weder durchkreuzen, noch verderben, und daß ſie ohne den Beiſtand Anderer recht gut auszuführen ſind. Es iſt mir lieb, Sie wiedergeſehen zu haben; rechnen Sie darauf, daß ich Ihnen diene, wo ich nur kann.“

„Ich danke Euch herzlich, Maſter Evans,“ verſetzte O'Donnel dem hohen Manne, ihm die derbe Hand drückend. „Nehmt auch Ihr die heiligſte Verſicherung, daß ich an Euch und Eurem lieben Kinde den innigſten Antheil nehme. Nur um Eins bitte ich Euch: Keine Uebereilung!“

„Sir Lewis! handeln Sie nach Ihrem Gutdünken. Die Züchtigung, die wir an Kildare vollzogen, hatten wir Alle einſtimmig als gerecht erkannt. Seine Tochter, die, wie Sie vielleicht gehört haben, meinem Mädchen dort mit vieler Liebe zugethan iſt, war Jedem von uns heilig, wird ferner Jedem heilig ſein. Der Maßſtab, nach dem wir Ihre Gefühle berechneten, ich und der alte Dunfoere, als wir beſchloſſen, die edle Dame, die Sie, wie wir wiſſen, ſeit längeren Jahren ſchon geliebt haben, Ihnen zuzuführen, war der unrichtige, das geſteh' ich gern zu. Vergeben Sie den Mißgriff!"

Evans ſprach hierauf noch einige leiſe Worte zu ſeiner Tochter, die eben aus dem Innern des Gartens trat, und miſchte ſich dann unter die übrigen Männer, während O'Donnel ſeine weitern Maßregeln mit Dunfoore überlegte und den jüngern Dahna beauftragte, ſeiner mit dem Pferde vor dem Schloßthore zu Lindſayhall zu warten. Dann verfügte er ſich wieder zu Miß Eliſabeth. Dunfoore's Dienſteifer verſchaffte der Dame alle in dieſen Steinhöhlen mögliche Bequemlichkeit, und Sally und Judy Leghan beeiferten ſich, ſie zu bedienen. O'Donnel's Auge ruhte mit wehmüthiger Theilnahme auf der erſteren.

Nach Mitternacht wurden einige Fackeln angezündet, und Eliſabeth war eben im Begriff, an Lewis Arme, in Begleitung Sally's und einiger Burſche, die die Fackeln trugen, die ſchauerliche Felſenwohnung zu verlaſſen, als plötzlich ein dumpfes Getöſe aus dem Felſengange an ihr Ohr ſchlug. Aufmerkſam blieben ſie horchend ſtehen. Da erſchallte von der Spitze der Felſen, wie aus dem Himmel herab, der Ruf der Wachen: „Verrath! Ueberfall! Rettet Euch!" Und in demſelben Augenblicke ſtürzten mehrere Männer aus dem Gange herbei und ſchrieen: „Die Rothen dringen herein und haben die Teufelsmauer umſtellt! Es muß uns Einer der Unſrigen verrathen haben. Schon liegen einige unſrer Beſten in ihrem Blute!“ Auf dieſe Schreckensnachricht griffen die meiſten nach den Waffen und ſtürmten in den Gang, um die Soldaten von den Felſen herab zu erſchlagen; Andre ſtiegen auf den Leitern empor. Es war eine allgemeine Verwirrung. Niemand dachte mehr an die Frauen und O'Donnel, die in einen peinlichen Zuſtand verſetzt waren. Lewis überſah das Schreckliche ſeiner Lage mit beſonnenem Blicke.

Sally rief entſchloſſen: „Um aller Heiligen willen, ſchnell! Sir O'Donnel, fort von hier! Man darf Sie hier nicht finden! Ich wäre untröſtlich als die Urheberin Ihres Unglücks!“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Lewis, „ich muß fort! Unſer Plan ändert ſich. Die Königlichen Soldaten, wahrſcheinlich Lord Werford an der Spitze, der vielleicht heute aus Tipperary zurückgekehrt iſt, kommen Dich zu befreien, Eliſabeth. Würden ſie auch mich hier finden, es wäre mein Untergang, und das wäre noch das Geringſte; nein! es wäre auch der Untergang eines großen heilſamen Unternehmens. Leider wird ihnen mein Pferd ſchon in die Hände gefallen ſein, ein böſer Umſtand für mich! Die gebieteriſche Nothwendigkeit zwingt mich, Dich dem Lord Werford zu überlaſſen, Eliſabeth, und mit blutendem Herzen ſcheide ich von Dir, um mein Heil in der Flucht zu ſuchen.“

„Ich ſehe ein, daß Du fort mußt,“ verſetzte Eliſabeth, „ aber es iſt mir unmöglich, allein in dieſem fürchterlichen Aufenthalte, in dieſer fürchterlichen Lage, zurückzubleiben. Ich würde ſterben, wenn der blutige Kampf ſich bis hierher wälzte, und es iſt alle Wahrſcheinlichkeit dazu da. Ich würde ſterben über die Ungewißheit Deines Schickſals. Ich fliehe mit Dir. Und ſollſt Du umkommen in dieſen dräuenden Felſen oder im Meere, ſo will ich mit Dir ſterben; ſollſt Du gefangen werden, ſo will ich ebenfalls Dein Loos theilen.“

„Aber Du wirſt die gefährlichen Leitern in der Nacht nicht ſteigen können; jeder Schritt auf den Felſen, deren Gelegenheit wir nicht kennen, droht Dir den Tod!“

„Dir nicht minder, mein Freund!“ ſagte Eliſabeth zärtlich. Komm, laß uns zuſammen ſterben!“ Ihr Auge ſtreifte ihn mit einem unausſprechlich ſüßen Blick, ihr Kopf ſank an ſeine Bruſt.

„Fort, Fort!“ ſtürmte jetzt Sally herbei, die im Felſengange gelauſcht hatte. „Die weißen Jungen werden zurückgedrängt, die Soldaten bald hier ſein. Fort, um Gottes heiligen Willen!“

Wirklich ertönte jetzt Waffengeklirr an der Geängſteten Ohr. Da ſtürzte Judy Leghan herein und rief: „Folgt mir! ich kenne den Weg über die Felſen ziemlich!" Und raſch eine der Leitern erklimmend, zog ſie die Lady nach. Dieſer folgte Lewis, und zuletzt erſtieg Sally die gefahrvolle Staffel, ſtets bereit, den Baronet mit ihren Händen zu unterſtützen, oder, wenn er wankte, von ihm hinabgeſchleudert zu werden. Glücklich gelangten ſie auf die Felſen hinauf. Wildes, kampfempörtes Geſchrei drang ihnen nach aus der Tiefe herauf, Geheul der Verwundeten, Geſtöhn der Sterbenden, Fluchen der Streiter, mit dem ſchauerlichen Rauſchen der Waffen untermiſcht, und der Wiederhall der Felſen, der all dieſe Töne zuſammengeſchmolzen, im vielfachen Echo als dumpfes Chaos zurückgab. Schaudernd blickte O'Donnel hinab und erkannte im dünnen Mondſtrahle die Würgeſcene nur zum Theil in der Tiefe. Andre Flüchtlinge folgten auf den Leitern nach. Da ergriff er Eliſabeth's Arm und zog ſie eilig fort. Und über ſcharfe Kanten, an furchtbaren Abgründen hin, wo der Fuß kaum einen Halt hatte, an der feuchten Steinwand hingeſchmiegt, über Riſſe und Spalten ging der gräßliche Weg. Endlich rauſchte ihnen auf der andern Seite das Meer aus der Tiefe der einſamen Kenmare-Bai entgegen. Der Mond warf ein melancholiſches Licht über die ſtarre

Landſchaft. Der Weg ging abwärts und wurde nun ſchier noch gefährlicher; Judy immer voran. Eliſabeth ſchwindelte, als ſie in die Bucht hinabſtarrte, und der vom Monde noch weißer gebleichte Silberſchaum derſelben ihr das Auge blendete. Lewis ergriff ſie unter den Armen und trug ſie kühn und ſicher vollends hinab. Aber troſtlos ſahen ſie über das rauſchende Gewäſſer der Bucht hin. Was ſollte nun weiter werden? Hier war jede Rettung fern. Verzweiflungsvoll ſtarrte O'Donnel in die Nacht und die Ferne hinaus, und Eliſabeth gab leiſe Klagelaute von ſich. Sally lief wie eine Gazelle am Felſenrande hin und war bald den Blicken der Uebrigen entſchwunden.

„Hierher, Hierher!“ übertönte plötzlich ihr Ruf das Rauſchen der Wellen, und gleich darauf wurde O'Neils Stimme laut, der von den Felſen herabſtieg. Der helle Klang einer Bootsmannspfeife ſchrillte durch die Luft, und wenige Minuten darauf bog ein kleines Boot um die Felſenecke.

„Wir ſind gerettet!“ rief Eliſabeth.

„Gerettet durch Sally!“ ſetzte O'Donnel hinzu. Dieſe trat in demſelben Augenblicke heran; auch das Boot lag zu ihren Füßen.

„Hinein!“ drängte Sally und ergriff Eliſabeth's

Hand. O'Neil war bei ihnen und half Judy; dann ſprang er ſelbſt nach, nahm die Ruderſtange, die ihm ſein das Boot führender Knecht überreichte, und das leichte Fahrzeug ſchoß von ſeinem Stoße in die Fluth.

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

Die

Heideſchenke.

Iriſches Volksgemälde

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Bunzlau, 1837.
Appun's Buchhandlung.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

Erſtes Kapitel.

Zuſtände auf Lindſayhall.

Der junge Morgen huſchte trübe und traurig um die rauchenden Trümmer des neuen Schloſſes zu Lindſayhall und leckte hier und da noch eine Flamme aus dem glimmenden Gebälk, um in Verbindung mit ihr die nebliche Winternacht zu vertreiben, die immer noch nicht weichen wollte, obgleich ſie ſchon lange über die Hälfte des Stundenkreiſes für ſich weggenommen hatte. Um die glühende Aſche wandelten, aus Nebel und Nacht auftauchend und blutroth angeſtrahlt vom aufſprühenden Zorn der Flamme, bleiche, elende, zerlumpte Geſtalten, deren ohnedies thieriſche Züge, von roher Schadenfreude und befriedigter Racheluſt widrig verzerrt, ſich angrinſten. Es waren die unglücklichen Einwohner von Dunmoore und anderer benachbarten Ortſchaften. Sie flüſterten ſich mancherlei unheimliche Dinge zu, indem ſie ſich ſcheu nach allen Seiten umſahen; ſie ſchienen ſich nicht allein vor den Dienern des Lords Kildare zu fürchten, die zuweilen das Volk fluchend und tobend bei Seite ſtießen, ſie ſprachen auch von Sir William O'Donnel's Geiſt, der ſich gezeigt, ſo wie von einzelnen „guten Leuten," die in der Nacht hohnlächelnd das Feuer geſchürt hätten.

Aus des Parkwärters Wohnung ſchimmerte ein trübes Licht, und Shaun Donnough marſchirte, eine Büchſe im Arm, vor derſelben auf und ab, und drohete, Jeden, der zu nahe komme, oder irgend einen ungebührlichen Lärm mache, wodurch der Lord in ſeiner Ruhe geſtört werden könne, auf der Stelle zu erſchießen. Kein Menſch wagte ſich deshalb heran, und der dienſteifrige Wildhüter hatte daher Muße, ſeine Waidfläſche oft genug zum Munde zu führen, um ſie bald zu leeren und ſich ſelbſt zu füllen. Dadurch in eine ſelige Vergeſſenheit gerathen, hatte er nicht bemerkt, wie eine kleine menſchliche Geſtalt, aus den ſchweren Morgennebeln ſich heraushüllend, vorſichtig nach der Thüre des Parkhauſes ſchlich, bis ſie nur noch einen Schritt von ihm entfernt war. Haſtig fuhr er mit der Büchſe an das Kinn und kreiſchte mit heiſerer Stimme: „Wer da?" Aber ſchon war der Andere bei ihm und ſagte mit ſpöttiſcher Lache: „Seht Ihr mich für einen Haſen an, Shaun? Dann müßt ich Euer Herz haben. Und ſelbſt dann bliebe mir vom eignen Blut genug, um, ohne das Eurige in Wallung und Eure Augen in Verlegenheit zu ſetzen, glücklich Eures eigenen Hauſes Thüre zu erreichen. Dankt Gott, guter Mann, daß Ihr nur das Bettlervolk dort in Reſpect zu erhalten habt; denn wären noch welche von den verdammten Weißkitteln hier, ſo würden Eure Gänge hier ſehr überflüßig ſein.“

Der Parkwärter holte tief Athem und ſagte mit großer Offenherzigkeit: „Ja, Tim, ich danke dem heiligen Patrik, daß Du es biſt, und kein Andrer. Ich habe ſeit dieſer Nacht vor den raſenden weißen Burſchen eine ſolche Furcht, daß mich eine Gänſehaut überläuft, wenn ich nur an ſie denke.. Einer dieſer Schelme riß mir meine beſte Doppelflinte, die ich in aller Eile ergriffen, aus der Hand und ſchlug mich damit dermaßen über den Kopf, daß ich — Gott weiß, wie lange! — beſinnungslos am Boden lag; denn als ich wieder zu mir kam, war das Schloß ſchon halb niedergebrannt, und weil mir Alles am Leibe weh thut, ſo vermuthe ich, daß der ganze Haufe über mich hinmarſchirt iſt.“

„So habt Ihr wirklich den Spitzbuben auf ſehr fühlbare Weiſe etwas unter den Fuß gegeben, nachdem Ihr dem ſchlagenden Witz derſelben nicht habt widerſtehen können,“ lachte Tim, der dem Wildhüter alle erfahrene Unbill von Herzen zu gönnen ſchien.

„Galgenſtrick!“ ſchimpfte Shaun. „Bin ich doch nicht der Einzige, dem ſie dies iriſche Witzſpiel aufgeſpielt, ich meine auf den Rücken oder den Kopf. Der Lord,“ fügte er flüſternd hinzu, „mußte ihnen als Baßgeige dienen, worauf ſie ihre Fiedelbogen zum Tanz aufſtrichen; Miß Margaret aber war die kleine Geige, und auf ihr haben ſie einen Reel geſpielt, an den ſie Zeit ihres Lebens denken wird. — Doch ich ſchwatze, ohne Dich nach dem Wichtigſten zu fragen. Was bringſt Du für Nachrichten, Tim? Biſt Du mit Deiner guten Naſe den iriſchen Raubthieren auf die Spur gekommen?“

„Wenn Ihr auch kein Bedenken tragt, mich für einen Hund zu halten,“ verſetzte Tim ärgerlich, „ſo ſeid Ihr doch der Jäger nicht, dem ich apportire. Schläft der Lord?“

„Ich weiß es nicht, aber er hat ſchon nach Dir fragen laſſen.“

„Warum ſagt Ihr mir das nicht gleich?“ Mit dieſen Worten glitt Tim durch die Thüre und ſteckte ſeinen Kopf lauernd in die Stube. Hier ſah es lazarethmäßig aus, oder vielmehr noch etwas ſchlimmer. Das Ehebett des Wildhüters hatte Miß Margaret Fitzjames eingenommen, die ſich, mit verbundenem Kopfe und bleichem, blutgeflecktem Geſicht aus den buntüberzogenen wollenen Decken hervorlugend, ſeltſam genug ausnahm. Einen noch wunderlichern Anblick gewährte aber auf der andern Seite Lord Kildare auf dem Lotterbette, das ſtolze Haupt gleichfalls in Bandagen, wozu aber nicht die feinſte und reinſte Leinwand genommen worden war. Beide ſtöhnten um die Wette, und ein Diener lief von einem Bette zum andern, um die vom Schmerz ausgepreßten Worte aufzufangen. In der offenen Kammer zeigte ſich die Frau des Wildwärters, bemüht, ihr kleines Kind ruhig zu erhalten. Hier und dort lagen und ſtanden eine Menge der verſchiedenſten Dinge, theils von hohem Werth, theils ſehr geringfügig, wie ſie Zufall und Beſtürzung aus dem brennenden Schloſſe gerettet und ohne Wahl hierher geſchleppt hatte. Der Diener bemerkte kaum Tim's liſtiges Geſicht, als er auch ſchon ſeinem ſeufzenden Herrn davon Nachricht gab.

„Tim? Tim!" fuhr Kildare empor. „Was bringſt Du? Was haſt Du ausgerichtet? Komm ſchnell! meine Seele lechſt nach ein paar Worten aus Deinem Munde. Biſt Du ſchon wieder da! Das nenn' ich ſchnell expedirt!"

„Dafür iſt er aber auch Ihr getreuer Bote Däumling mit den Siebenmeilenſtiefeln," ſagte Margaret giftig. „Und hat er nicht etwa Däumlingsgeſtalt?"

„Verzeiht, wunderſchöne Dame," verſetzte der kleine Hausknecht mit Lachen:" Zum Däumling bin ich doch etwas zu groß gerathen; ſo es Euch jedoch beliebt, mich mit einem der trefflichen Märchenhelden zu vergleichen, ſo nennt mich lieber Ruprecht mit der Kuppe, und ich bin ſtolz genug, zu glauben, daß ich dieſem wackern Prinzen nicht allein an Leibesgeſtalt ähnlich bin. Ihr werdet mir dann aber auch erlauben, Euch für die Schönſte aller Schönen, für die ſehr ehrenwerthe Prinzeſſin Tauſendſchön zu halten, bevor ſie mit dem Prinzen Ruprecht bekannt wurde *)."

---

*) Die ſchöne Mahrchenwelt iſt Manchem fremd geworden oder gar geblieben; deshalb die kurze Erklärung: Däumling war der jüngſte und kleinſte Sohn eines armen Holzhackers, bei ſeiner Geburt nicht größer, als ein Daumen und ſpäter im Wachsthum nicht ſehr vorgeſchritten, dafür aber deſto klüger. In ſeiner Geſchichte kommen viel ſchlagende Beweiſe ſeiner Klugheit vor; er rettete ſich und ſeinen Geſchwiſtern zu verſchiedenen Malen dadurch das Leben, betrog den Menſchenfreſſer Oger und zog, verfolgt von demſelben, dieſem Rieſen die Siebenmeilenſtiefeln aus, die er nachher trefflich benutzte, und als Bote des Königs große Reichthümer erwarb. — Ruprecht mit der Kuppe war ein ſehr häßlicher kleiner Prinz, mit einem Haarbuſch auf dem Haupte, der ihm den Beinamen gab. Doch hatte ihm ſeine Frau Pathe, eine Fee, die Eigenſchaft verliehen, daß er von ſeiner immenſen Klugheit einem andern menſchlichen Weſen ſo viel mittheilen konnte, wie ihm beliebte. Mit den Töchtern des benachbarten Königs, Tauſendſchön und Tauſendklug, hatte es ähnliche Bewandniß. Die erſte war die größte Schönheit, aber über alle Begriffe dumm, doch beſaß ſie ebenfalls durch eine Fee die Eigenſchaft, einem menſchlichen Weſen von ihrer Schönheit ſo viel mitzutheilen, wie ſie wollte. Ruprecht nnd Tauſendſchön lernten ſich kennen, halfen einander aus und wurden ein Paar.

„Infamer Schuft!“ ſchimpfte die Miß emporfahrend, aber ein ſtechender Schmerz preßte ihr einen heftigen Schrei aus, mit welchem ſie auf das Lager zurückſank. Mit thränender Wuth und zorngereizter Stimme ſchrie ſie: „Mylord, wie können Sie leiden, daß mich dieſer Wechſelbalg mit frecher Stirn ſchmäht und beleidigt! Es wird mein Tod ſein, ſag' ich Ihnen!“

„O meine Werthe,“ verſetzte Kildare ziemlich gleichgültig, „ich kann nicht umhin, den Vergleich des kleinen Mannes hier als ſehr treffend anzuerkennen. Fürwahr, hätten Sie etwas mehr Verſtand gehabt, als Prinzeſſin Tauſendſchön, ſo ſtände mein ſchönes Schloß noch, und wir lägen Beide nicht hier an allen Gliedern zerſchlagen.“

„Warum ſind Sie meinen Eingebungen gefolgt, die doch, Ihrer eigenen Ausſage nach, ſo dumm waren?“ eiferte die Dame. „Dies iſt wahrlich keine Empfehlung Ihres eigenen Verſtandes.“

„Freilich bin ich ein Thor geweſen, aber Sie ſollen mich nicht vergebens daran erinnert haben. Ich werde auch ohne Sie leben können. Und nun bitte ich, Ruhe zu halten; denn ich bin ſehr begierig auf Tim's Bericht.“

Aber Miß Margaret ſchrie und ſchluchzte und zeigte ſich ganz ungeberdig; des Parkwärters Frau kam hinzu, um ihr beizuſtehen, und verſicherte dem Lord, die Miß werde den Geiſt aufgeben, wenn er fortfahre, ſie zu ärgern.

Dies ſchien auf den Unwilligen Eindruck zu machen; er ſprach einige begütigende Worte zu der Gekränkten, winkte Tim an ſein Bett heran und befahl ihm, leiſe zu reden.

„Ich kann mich ſehr kurz faſſen,“ verſetzte dieſer. „Wir haben die Mordbrenner richtig in ihrer Raubhöhle erwiſcht. Viele davon liegen todt in den Klüften der Teufelsmauer; Einige, und darunter den alten Rädelsführer Dunfoore mit ſeinem jüngſten Sohn, haben wir gefangen genommen. Viele haben ſich durch die Flucht gerettet, und unter dieſen befindet ſich leider Sir Lewis O'Donnel mit der geraubten Lady Eliſabeth.“

„O'Donnel!“ kreiſchte der Lord auf. „War er wirklich unter dem Raubgeſindel? Vielleicht gar ihr Anführer?“

„Zweifelsohne. Als ich Sie verließ, um auf Ihren Befehl, Mylord, dem Lord Werford zur Aufſpürung der Mordbrennerbande behülflich zu ſein, vermuthete ich gleich, daß ſie ſich in die Höhlen der Teufelsmauer zurückgezogen haben würden. In der größten hauſ'te nämlich dort der alte Dunfoore, ſeit Ihr Pächter ihn aus dem Hauſe werfen ließ, nebſt einigen Andern, denen Aehnliches begegnet iſt. Ich zog ſchnell mein Hemd über die andern Kleider, entſtellte mein Geſicht, ſo gut ſich's in der Eile thun ließ, mit Aſche und Kohle des brennenden Schloſſes und kroch vorſichtig durch das Geſtein der Drachenkrone. Meine Vermuthung, daß ſie dort Wachen ausgeſtellt haben würden, betrog mich nicht; ich ſah hier und da einen Weißkittel auf einem Felſenvorſprunge im ſchwachen Mondlicht ſchimmern. Bald vernahm mein lauſchendes Ohr Pferdegewieher durch die Stille der Nacht; ich ſchlich dem Tone nach. In einem Hohlwege find' ich einen Knaben, der Sir Lewis mir wohlbekanntes Pferd, den Abdul, hält. Ich mache mich an den Jungen und erfahre in wenig Augenblicken von der Unſchuld, daß Sir O'Donnel mit Dunfoere nach der Höhle gegangen iſt, wo die Uebrigen ſich auch befinden. Ich wußte genug und ging zurück. Am Eingange der Felſen war Lord Werford mit ſeinen Reitern zurückgeblieben; ſie ſaßen alle ab, luden ihre Karabiner und Piſtolen, und vorſichtig führte ich ſie auf Felſenpfaden, die außer mir Wenigen bekannt ſind, nach der Höhle hinab. Wir umgingen auf dieſe Weiſe die meiſten Wachen. Der Kampf war hart und blutig, die Kerle haben ſich gewehrt, wie Teufel. Ich habe mich fern gehalten; denn das Volk darf nicht wiſſen, daß ich die Soldaten geführt, ſonſt wär' es morgen um mein Leben geſchehen."

„Du haſt recht, mein braver Burſche. Und ich brauche Deine Hülfe noch längere Zeit, als bis morgen. Das Eine empört mich, daß Ihr den ſaubern O'Donnel nicht in der Falle gefangen habt. Und auch meine Tochter habt Ihr nicht?“

„Auch ſie iſt entflohen; ob gezwungen oder freiwillig, wer will's behaupten?“

„O, daß ich das erleben muß! Mir mein Kind zu rauben! Der Schändliche! Darauf war ich nicht von ihm gefaßt. Ich traute dem äußern Schein ſeines Edelſinnes, und nun wird mir's erſt klar, daß er aus keiner andern Urſache aus Frankreich herübergekommen iſt, als dieſe Rache an mir zu nehmen. Jetzt iſt er mit dem geraubten Mädchen dahin zurückgekehrt. Aber warte nur, Bube, Du ſollſt auch in Frankreich keine Ruhe vor mir haben!“

Verdrießlich wandte ſich der Lord auf die andre Seite, und Tim ſtand, plötzlich ſehr überflüſſig geworden, neben dem Bette und machte ein langes Geſicht. Margaret, die des Lords Stimmung bemerkte, ließ ſogleich ihrem Grell gegen den Hausknecht freien Lauf und befahl ihm, ſich ſogleich zu entfernen und ſich nie wieder vor ihr ſehen zu laſſen. Sie ſchrie dem Lord zu, dieſen Befehl zu beſtätigen, weil das längere Bleiben des ihr verhaßten, abſcheulichen Menſchen unfehlbar ihren Tod herbeiführen würde.

„Geh, Tim,“ ſagte der Lord mürriſch, „und komm nicht eher wieder, bis ich Dich rufen laſſe.“

Der Hausknecht ſchnitt eine ſcheußliche Grimaſſe, drückte ein heiſeres, verzweifeltes Lachen, das ihm entfuhr, in die Bruſt hinab, daß es ſchier hohl und ſchauerlich klang, und verließ die Stube. Draußen knirſchte er mit den Zähnen, ballte die Fauſt und murmelte Flüche. Dann ſchlug er den Weg heimwärts nach der Heldeſchenke ein, um mit Tagesanbruch auf ſeinem Poſten zu ſein.

Er hatte kaum das Feld geräumt, als eine luſtige Fanfare aus kleiner Entfernung die Aufmerkſamkeit des Volks erregte. Alles, was auf den Beinen war, ſtrömte nach der Gegend hin, woher die Töne kamen, und bald ſah man in der mehr und mehr überhand nehmenden Morgenhelle eine anſehnliche Reiterſchar, Lord Wexford an der Spitze, daher ziehen. In der Mitte derſelben gingen gefeſſelt und an Pferdeſchweife gebunden Samuel Dunfoore, ſein Sohn Patrik und noch fünf andere Gefangene. Der Greis ſah ernſt und gefaßt vor ſich hin; er ſchien in ſein unvermeidliches Schickſal ergeben. Auf den Geſichtern der Uebrigen malte ſich Verzweiflung. Das verſammelte Volk ſchrie laut auf bei ihrem Anblick; es war ein herzzerreißender Jammerſchrei.

Am Parkhauſe angekommen, warf ſich Wexford vom Pferde und eilte hinein. „Triumph!“ rief er dem ſich erhebenden Kildare entgegen. „Die Buben ſind theils gefangen, theils erſchlagen. Das hatten ſie ſich nicht gedacht, daß die Sache in Tipperary bereits abgemacht, und ich ſchon zurückgekehrt ſei. Wahrlich, zur rechten Stunde traf ich ein. Hab' ich Ihnen auch Ihr Schloß nicht erhalten können, Mylord, ſo hab' ich doch die verruchte Bande vernichtet, die Ihr Schrecken war und Sie in dieſen elenden Zuſtand verſetzt hat.“

„Aber meine Tochter? Haben Sie mein Kind befreit, Mylord, und bringen es mir zurück?“

Wexford zuckte mit den Achſeln und erwiederte: „Der edle Sir Lewis O'Donnel iſt mir leider zuvorgekommen. Es leidet keinen Zweifel, daß er ſich mit ihr in ein Schiff geflüchtet, das ſie nach Frankreich trägt. Dieſer Verluſt trifft mich nicht minder, als Sie, Mylord.“

Kildare legte ſich auf das andere Ohr und zeigte dem tapfern Obriſten nicht die mindeſte Theilnahme mehr. Was hätte ihn dieſer Mann auch ferner noch intereſſiren können, da durch Eliſabeth's Raub jeder Plan auf eine Verbindung mit Wexford vernichtet war? Dieſer trat nun an Miß Margaret's Bett und ſprach zu der arg Mißhandelten mit einer Zärtlichkeit, die das

Maas einer gewöhnlichen Theilnahme bei weitem überſchritt. Sie erzählte ihm, auf ſein Befragen, wie ſie von den fürchterlichen Weißkitteln überfallen und ſo ſchlimm geſchlagen worden ſei, daß man ſie für todt hierher getragen habe, daß es dem Lord, der von einer Jagdpartie aus der Nähe heimkehrend das Schloß bereits in Flammen gefunden, nicht beſſer ergangen ſei, als er ihr habe zu Hülfe kommen wollen, und daß ſie erſt durch die Stimme des Obriſten, die ihr angenehm, wie ſtets, in die Seele gedrungen, von ihrer ſchweren Ohnmacht erwacht ſei, ihn aber nachher nicht gefunden habe.

Ein feuriger Händedruck Werford's war eine deutlichere Antwort, als er in Kildare's Gegenwart redend geben konnte.

„Ich war kaum angekommen,“ verſetzte er, ſich entſchuldigend, und hatte einige Worte mit Kildare gewechſelt, als ich auch ſogleich wieder aufſaß, um die rebelliſchen Hunde in ihren Schlupfwinkeln aufzuſuchen, was mir glücklich gelungen iſt. Ich kann Ihnen eine glänzende Rache an Ihren Peinigern verſprechen.“

Sie dankte und flüſterte ihm noch einige Worte zu, die Kildare's Ohr nicht erreichen durften, dann empfahl er ſich. Draußen ordnete er ſofort an, daß die Gefangenen in das alte Schloß nach Lindſarhall in die Gefängniſſe gebracht und ſeine Reiter mit einem guten Frühſtück regalirt würden. Er ſelbſt nahm in der Mitte ſeiner Offiziere um einige Fäſſer und halb verbrannte Tiſche Platz.

„Nichts iſt mir empfindlicher,“ nahm er das Wort, „als daß uns der irrende Ritter mit ſeiner köſtlichen Beute durch die Lappen gegangen iſt. Er hätte uns für das ruinirte Schloß büßen ſollen, deſſen Einäſcherung allein von ihm herrührt.“

„Es iſt durchaus nicht erwieſen, daß Sir O'Donnel in der Höhle war,“ erhob der Kapitän Howard grollend die Stimme, „und die Gefangenen, die ich darüber vernahm, leugnen es hartnäckig. Sir Lewis iſt ein Gentleman in jeder Hinſicht, Mylord! und demnach keiner ſolchen Schandthat fähig.“

„Auch wir kennen den Baronet als einen Ehrenmann, Herr Obriſt,“ ſagten einige andere Offiziere; „wir hatten faſt Alle Umgang mit ihm und müſſen daher bis auf Weiteres für ſeine Ehre bürgen.“

„Hört man die Herren da,“ rief der Obriſt, „ſo möchte man glauben, der Baronet ſei der erſte Edelmann par excellence. Ich bin jetzt Partei, meine Herren, und enthalte mich daher fürs Erſte jedes fernern Urtheils über O'Donnel. Was ich jedoch ſo eben hinſichtlich Ihres Umganges und Ihrer nähern Bekanntſchaft mit Sir Lewis höre, iſt mir bei der kurzen Zeit, welche das Regiment in der Gegend ſteht, faſt unbegreiflich, und muß mich um ſo mehr befremden, da es Keinem von Ihnen unbekannt ſein kann, welche Meinung Se. Excellenz, der Lord Lieutenant, von jenem unſtätt umherirrenden Manne hegt. Verzeihlicher ſchon finde ich es, wenn Sie, Kapitän Howard, keine böſe Meinung von Ihrem Jugendfreunde haben, deſſen Ruf, ausgenommen in den untern Volksklaſſen, eben nicht der beſte iſt. Ich bitte indeß jetzt im Allgemeinen, daß die Herren hinfür aufmerkſamer auf ihren Umgang ſind und überhaupt den Dienſt des Staats nicht über ihren Jagdzügen und Tafelfreuden vernachläſigen. Und wenn das Herz auch bricht, Mr. Howard, vergeſſen Sie über der Freundſchaft Ihre dem Könige ſchuldige Pflicht nicht."

„Ich werde O'Donnel der ganzen Welt zum Trotz meinen Freund nennen," brummte Howard verdrießlich in ſich hinein, während die Falkenaugen des Obriſten ſich auf ein leiſes Geräuſch nach dem Thore hinwandten und, unerachtet der noch herrſchenden Dämmerung und des Nebels, Sir Lewis erkannten, der, Lady Eliſabeth am Arme, von Sally O'Neil gefolgt, ſo eben in den Hof eintrat.

„Zu Pferd, meine Herren! vor Ihre Züge! Schwadron aufgeſeſſen!" donnerte der Obriſt, entweder, weil er einen Rückhalt O'Donnels vermuthete, oder um ſeinem Feinde, der ihm jetzt in Eliſabeth's Nähe doppelt haſſenswerth erſchien, zu imponiren.

„Man melde Lord Kildare die Ankunft der Lady!“ herrſchte er einem in der Nähe ſtehenden Diener zu; dann ſprang er ſchnell hinzu und bot Miß Eliſabeth mit einer tiefen Verbeugung den Arm, indem er ſich an den ruhig weiter gehenden Baronet mit den Worten wandte: „Sparen Sie jede fernere Bemühung, Herr Ritter; die Poſſe iſt jetzt zu Ende. Oder wollen Sie etwa gar der Welt mit bewundrungswürdiger Dreiſtigkeit glauben machen, daß Sie als der Befreier der edlen Dame aus großer Gefahr kommen, um ſich den Dank vom tief bekümmerten Vater zu holen? Noch einmal, nicht weiter, mein Herr! Ihr Blendwerk iſt nicht für Augen, wie die meinigen, gemacht! Doch in der That, Ew. Edlen“ — hier machte er eine tiefe Verbeugung — „haben in den Augen eines gewiſſen Publikums Ihre Rolle trefflich, bis zur Wirklichkeit täuſchend, geſpielt. Rechnen Sie indeſſen nicht zu viel auf Thränen des Dankes; hier möchte wohl eher etwas von ihrem heißen Blute fließen.“

„Auf Ihre Beleidigungen, Mylord, meine Antwort nachher!“ entgegnete O'Donnel, ſeines Unwillens nicht länger Meiſter. „Doch jetzt, ich bitte Sie darum, machen Sie Platz für die Dame, welche nur in meiner Begleitung vor den Vater tritt.“

„Sir Lewis iſt über jeden Verdacht erhaben, Mylord,“ ſagte zugleich Eliſabeth mit feſter Stimme, dem Obriſten einen Schritt näher tretend. „Nur ſo viel halte ich nöthig, dem ſo kriegeriſch blickenden Herrn zu erzählen, daß der Baronet unterwegs, als er auf die erſte Kunde von dem uns betroffenen Unglück hierher zu eilen im Begriff war, durch Zufall meinen Aufenthaltsort erfuhr. Und jetzt bitte ich, und hoffentlich nicht vergebens!“ — ſetzte ſie mit einem faſt befehlenden Blick auf den Obriſten hinzu — „uns nicht ferner abzuhalten, den Vater von unſerer Anweſenheit in Kenntniß zu ſetzen.“

Lord Wexford, wohl einſehend, daß er die Pflichten des Anſtandes nicht verletzen dürfe, verneigte ſich gegen die Dame mit gezwungener Freundlichkeit und erklärte höflich, daß er jeden ihrer Wünſche als Befehl anzunehmen gewohnt ſei. Dann drehte er ſich raſch um, jedoch nicht, ohne einen vielſagenden Blick auf O'Donnel geworfen zu haben.

Die Scene im Parkhauſe, wo Lord Kildare die Ankommenden ſchon erwartete, war für alle Theile froſtig, gezwungen und daher in jeder Hinſicht das Gemüth unbehaglich beengend.

„Ihre edle Tochter, Mylord,“ ſagte Lewis, „iſt die Veranlaſſung, mich alle zwiſchen uns obwaltenden Mißverhältniſſe für jetzt vergeſſen zu laſſen. Ich hoffe ſogar in dem Augenblicke, während ich ſie in Ihre Arme zurückführe, ſo willkommen in dieſem Hauſe zu ſein, wie irgend Jemand, der uns ein theures, verlornes Kleinod zurückbringt."

Der Lord ſtattete mit kalten und ſtreng abgemeſſenen Worten auf eine hohe und feierliche Weiſe ſeinen Dank ab, während einestheils die Zweideutigkeiten ſeiner geſuchten Rede den Zweifel an O'Donnel's Unſchuld deutlich verkündeten, anderntheils ſein Stammeln das große Erſtaunen über O'Donnel's Erſcheinen verrieth.

„Ich finde mich hinreichend in dem Dienſte ſelbſt belohnt, Mylord," entgegnete O'Donnel, „welchen ich ſo glücklich war, Ihrer liebenswürdigen Tochter leiſten zu können. Auf Ihre Zweifel war ich ſchon gefaßt, als ich die Befreiung von Miß Eliſabeth unternahm. Doch ſchreckte mich der Gedanke davon nicht ab, dieſe heilige Pflicht zu erfüllen. Sollte Ihre edle Tochter nicht im Stande ſein, jene zu heben und mich von jedem Verdacht zu befreien, ſo genügt es mir, wenn ich vor der Einen gerechtfertigt da ſtehe, welche mir mehr gilt, als das Urtheil einer ganzen Welt."

Stumm führte er Eliſabeth's Hand, die ſie ihm zum Abſchied gereicht, an ſeine Lippen. „Ich fühle tief, was ich Ihnen ſchulde, Sir Lewis," ſagte ſie mit kaum hörbarer, von Thränen faſt erſtickter Stimme,

„doch Worte, Redeformen, kalte Laute ſind nicht im Stande, das auszudrücken, was jetzt mein Herz ſo tief bewegt. Die Zukunft, Sir Lewis, wird entſcheiden, ob Eliſabeth des großen Opfers würdig iſt, welches Sie ihr heute gebracht haben!“

Sanft entzog ſie ihm die Hand, die er während dieſer Worte feſt in der ſeinigen gehalten hatte, und blickte, unter Thränen lächelnd, ſchmerzlich zu ihm auf; dann wandte ſie ſich zu ihrem Vater, um mit kindlichem Gefühle ſich nach dem Befinden deſſelben zu erkundigen und ihm ihre Pflege anzubieten. Der Baronet legte, ſich verneigend, die Hand auf ſeine Bruſt und verließ, in der Thüre noch einmal ſich nach ihr umſehend, gleichſam als wolle er den letzten Anblick ihrer Geſtalt als ein ewig unvergeßliches Bild mit hinwegnehmen, das Zimmer. — Draußen rief er Andy Dahna, den er innerhalb des Thores erblickte, zu, das Pferd herbeizuführen, dann ſchritt er auf Lord Werford zu, der allein für ſich mit klirrenden Tritten in der Nähe auf und niederging, während die Offiziere in einzelnen Gruppen umherſtanden und ſich eifrig mit einander unterhielten.

„Mylord,“ redete der Baronet den Obriſten an, „ich habe Sie bis lang für einen Ehrenmann gehalten. Sie werden mir daher bei gelegener Zeit die Genugthuung geben, die meine Ehre für Ihre vorhin geäußerten Worte heiſcht. Beweiſen Sie den Gentleman durch die That; jene Worte haben es nicht gethan.“

„Sie ſollen nicht vergeblich auf mich warten, ſehr verehrter Sir,“ erwiederte der Obriſt mit Anſtand. „Sobald es der Dienſt geſtattet, reden wir ein Weiteres darüber! Wir treffen uns ſicher noch früh genug. Nur fragt es ſich, in welcher Geſtalt.“

Mit der kalten, beſonnenen Ruhe eines Mannes, der mit dem Leben abgeſchloſſen hat, während er die Ehre noch als ſein einziges Kleinod betrachtet, zog O'Donnel den Hut und beſtieg ſchulgerecht, als ſei nichts Beſonderes in ſeinem Leben vorgefallen, das vorgeführte Pferd. „Leben Sie wohl, meine Herren,‘ grüßte er mit einer Bewegung der Hand zu den Offizieren hinüber. „Gott befohlen, lieber Howard,“ ſagte er dieſem, der herbeigeeilt war, ihm zum Abſchiede die Hand zu drücken. Dann ritt er langſamen Schrittes, wie von einem Beſuche heimkehrend, an der Parkmauer hin und verſchwand bald darauf den ihm nachſtaunenden Blicken.

„Ein verteufelter Kerl, dieſer O'Donnel!“ murmelte der Obriſt; „ein Anderer werde aus ihm klug! Er hat uns durch ſein Erſcheinen Alle verblüfft.“

„Ein wackrer Junge, dieſer Sir Lewis!“ flüſterten ſich die übrigen Offiziere zu. „Schade, daß er keiner der Unſrigen iſt!“

„Der wäre ein Kamerad für uns! Nicht ſo, Ihr Herren?“ ſagte Heward freundlich. „So wie er, denk' ich mir ſtets, muß der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel geweſen ſein.“ —

Nach eingenommenem Frühſtück ſaß die Schwadron wieder auf, um ſich nach ihrer Garniſon zu verfügen. Die ſchadenfrohen Dörfler verließen ſich auch, aus Furcht vor dem hellen Tage, der ihre Gefühle offenbaren konnte, und ſo wurde es ſtiller und ſtiller auf der traurigen Brandſtätte.

Nur im Parkhauſe war es laut. Sobald Sir Lewis O'Donnel ſich entfernt, hatten Eliſabeth und Sally die Pflege der Verwundeten übernommen, und die liebenswürdige Lady, die nach dieſer Nacht der Schrecken und Strapazen ſelbſt der Ruhe bedurft hätte, bediente unverdroſſen ihren Vater, und Sally ging ihr freundlich zur Hand. Der Lord forderte ſeine Tochter auf, ihm umſtändlich zu erzählen, wie es ihr unter den Mordbrennern ergangen ſei, und Eliſabeth erfüllte ſeinen Willen, nicht ohne die gute und zarte Behandlung, die ſie von den Rebellen erfahren hatte, hervorzuheben und zu rühmen.

„Mein Vater,“ fügte ſie dann, nach einem minutenlangen Schweigen hinzu, indem ſie ſeine Hand ergriff, „Ihre Tochter iſt Ihnen wiedergegeben, zurückgebracht von einem edlen Manne, den Sie nicht lieben, und der Gründe von der verſchiedenſten Art hatte, ſich meiner Perſon zu verſichern, die, ich geſtehe es ja, ſich nicht ganz ungern von ihm hätte zurückhalten laſſen. Er hat ſeine Liebe und ſeinen Haß gleich ſiegreich bekämpft und mich wieder in Ihre Arme gelegt. O, möchte Ihre Vaterfreude über meine Wiedererlangung mir ein Geſchenk nicht verſagen, das ich, die Gerettete, von Ihnen erbitte. Ihre Liebe kann und darf es mir nicht abſchlagen, mein Vater!“

„Und was wünſcht mein geliebtes Kind von mir?“ fragte der Lord gütig und ließ einen gewährenden Blick über Eliſabeth's blühende Schönheit hingleiten.

„Schenken Sie mir die gefangenen Rebellen und machen Sie eine allgemeine Amneſtie für alle in dieſer Nacht von dem empörten Volke erlittenen Unbilden bekannt.“

Kildare's Stirn hatte ſich raſch umdüſtert und, die Hand zurückziehend, wollte er eben finſtern Blicks antworten, als ihm Miß Margaret zuvorkam, die die Stimme keifend erhob: „Wie? Iſt Mylady vom Dämon der Rebellion ergriffen, vom Wahnſinn der weißen Jungen angeſteckt worden? Dieſe Mörder, die mich blutrünſtig geſchlagen, ſollten befreit werden! Dieſen Mordbrennern, dieſen Teufeln ſollte vergeben werden! Kaum hat mich Unglückliche Lord Wexford's Tapferkeit, die die Beſtien eingefangen, etwas erquickt, ſo treten Sie mit dieſer abſcheulichen Bitte hervor, Miß Betty, und verſchlimmern damit meine Leiden."

„Es thut mir leid," ſagte Eliſabeth kalt, „daß meine menſchenfreundliche Bitte Ihnen ſolche Beſchwerde macht. Sie war nicht für Sie beſtimmt, ſondern für das Herz meines Vaters, und ich muß ſehr bitten, dieſem das Wort zu gönnen. Bedenken Sie wohl, Miß Margaret, wie viel Schuld Sie ſelbſt an dieſen traurigen Auftritten haben? Denken Sie an die alte Frau, die auf der Treppe des nun eingeäſcherten Schloſſes ihre morſchen Glieder zerbrach und unter unſäglichen Schmerzen ihren Geiſt aufgeben mußte, und ertragen Sie die Ihrigen mit Geduld. — Von Ihnen, mein Vater, wünſch' ich einige Worte zu hören, aber Worte des Friedens, der Beruhigung, der Liebe, der Verſöhnung. Schenken Sie mir die Gefangenen, ſchenken Sie mir Verzeihung für die Andern."

„Wo denkſt Du hin, Betty," verſetzte der Lord, während Margaret, weinend vor Verdruß, ihren zerſchlagenen Kopf in das Kopfkiſſen verbarg. „Deine Bitte zeugt von Deinem guten Herzen, aber ich bedaure ſehr, ſie Dir nicht gewähren zu können. Den ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit aufzuhalten, iſt ein Frevel, der ſich an ſeinem Vollbringer rächt. Dieſe gräßlichen Menſchen ſind nicht an mir allein zu Verbrechern geworden; ſie haben ſich an der Geſellſchaft vergangen, und dieſe ſtößt ſie aus."

„Nicht doch, mein Vater! Das Geſetz iſt ein todter Buchſtabe, nicht Rückſicht nehmend, auf die heißen Gefühle und Leidenſchaften, auf ihre Verflechtungen und Reſultate in der menſchlichen Bruſt. Aber das Erbarmen wohnt auch darin und iſt warm und lebendig, eine duftende Blume, deren Kelch das Herz iſt, bethaut von Thränen des Mitleids. O mein Vater, der Saame dieſer göttlichen Blume ruht gewiß auch in Ihrer Bruſt, wie in der meinigen; ich wäre ſonſt Ihre Tochter nicht. Nur Unkraut iſt darüber gewachſen, der Boden iſt nicht locker genug für das edle Gewächs. Reißen Sie das Unkraut heraus, bebauen Sie das innere Feld, geſtatten Sie, daß die Thräne Ihres einzigen Kindes es anfeuchte, und die Blume wird bald üppig und friſch aufſprießen und geſegnete Früchte tragen. Sie reden von der beleidigten Geſellſchaft, an welcher dieſe Menſchen gefrevelt; o, die große Maſſe des Volks urtheilt anders über ſie, als die Hand voll Edelleute, gegen welche die Erbitterten ankämpfen! Die Welt ſieht in ihren Verbrechen nur einen verzweifelten Nothſchrei der niedergedrückten Menſchheit, ein tolles Aufraſen gefeſſelter, entwürdigter Kräfte, die, dem Erſticken nahe, ſich nun ſelbſt Luft gemacht. Auch iſt ihre Schuld geſühnt.

In den Klüften der Teufelsmauer iſt durch Werford's Schwerter genug Blut gefloſſen in dieſer fürchterlichen Nacht. Die Verwegenſten ſind gefallen, haben ihre böſe That nicht lange überlebt. Laſſen Sie ſich daran genügen, mein Vater. Treiben Sie es nicht weiter! Jagen Sie die Uebriggebliebenen nicht auf die äußerſte Spitze der Verzweiflung, um Ihr, um unſer aller Heil willen nicht! Denken Sie daran, weſſen der Menſch fähig iſt in der wildeſten Verzweiflung! Dann iſt er kein Menſch mehr! Nein, ein Tiger, eine Hyäne! taub und blind vor Wuth. Bringen Sie die Leute nicht zum Aeußerſten!"

„Dein weibliches, zaghaftes Gemüth ſieht Schreckniſſe, wo keine ſind, Eliſabeth. Es ſind Phanteme Deiner erhitzten Phantaſie. Du haſt in dieſer Nacht nicht geſchlafen; der Schrecken des Brandes, Deiner gewaltſamen Entführung, die blutigen Auftritte in den Felſenklüften haben auf Deine Nerven einen verwirrenden, wildaufregenden Eindruck gemacht. Dieß aufrühreriſche Geſindel muß hart beſtraft, muß mit eiſerner Strenge niedergehalten werden. Man muß dieſer Hyder, der die abgeſchlagenen Köpfe immer von neuem wachſen, die Wunden mit Feuerbränden ausbrennen, wie Herkules mit der Lernäiſchen Schlange gethan. Nur dadurch kann man ſie zu Paaren treiben. Ei, wie würden ſie übermüthig und trotzig die Häupter erheben und mir unverſchämt Trotz ins Geſicht bieten, wenn ich Deine wenig überlegten Bitten erfüllen wollte! Sie würden, in der Meinung, ich fürchte mich vor ihnen, nicht mehr zu bändigen ſein und das ganze Land ins Verderben ſtürzen. Glaubſt Du, ſie würden das Geſchenk der Freiheit und Amneſtie meiner Großmuth anrechnen? O, Du Taubenunſchuld! Nein, ſie würden hohnlachend behaupten, die Furcht habe es mir abgepreßt, und dann wehe mir und allen Gütersbeſitzern dieſer und der benachbarten Grafſchaften! Wehe ganz Irland! Nein, mein Kind, meines Wohls und meiner Nachbarn, des Wohls des ganzen Vaterlandes wegen muß ich die Verbrecher beſtrafen und verſetzen. Ich bin es Irland und ſeinem Adel ſchuldig. Hat die Regierung dieſen tollen Menſchen nicht die ſchönſten Zugeſtändniſſe gemacht, ihnen nachgegeben, ihnen Rechte verliehen, ſie gütig behandelt? Und was war die Folge? Empörung, unverſchämte Forderung, wahnſinniger Freiheitstaumel. In der Vorausſetzung, das Gouvernement habe aus Furcht vor ihnen nachgegeben, machten ſie die albernſten Anſprüche und unterſtützten ihr Geſuch mit Feuer und Schwert. Sieh an dieſem großen Beiſpiel, was mein Schickſal im Kleinen ſein würde, wenn ich Deinen Bitten nachgäbe, Eliſabeth. Bitte was anderes, mein Kind, es ſoll Dir gewährt werden.“

„Ich habe nichts weiter zu bitten, Mylord; das Eine war mein Alles, und noch kann ich nicht von meinem Verlangen abſtehen; es iſt mir in das Herz gewachſen, es iſt mir zu Blut und Lebensſaft geworden. Auch kann ich Ihre Anſichten nicht theilen, mein Vater. Dieſe Leute waren unter dem vorigen Beſitzer von Lindſarhall gute, treue Unterthanen, brave Staatsbürger. Ich habe mich genau darnach erkundigt, es iſt unter der Herrſchaft Sir William O'Donnels auch nicht ein einziger Exceß vorgefallen. Und doch waren ſie auch arm. Aber er behandelte ſie leutſelig, gütig, menſchlich. Ziehen Sie nun ſelbſt den Schluß, warum es ſtets Empörung gab, ſeit Sie hier wohnen. O, möchten Ihnen die Ereigniſſe dieſer Nacht eine ernſte Lehre ſein! Woran liegt es denn, daß der Ire, der von Natur froh, heiter, leichtblütig, mit Wenigem zufrieden iſt, dem Drange des jedem Menſchen inwohnenden Gefühls folgend, endlich ſeine Menſchenrechte gewaltſam geltend macht?“

„Der Teufel iſt in das Volk gefahren,“ ſagte der Lord unwillig, „und der trägt die Schuld, nicht ich. Von Frankreich iſt er herübergekommen und hat ihnen die Köpfe verwirrt. Unſre Väter konnten ſie ruhig beherrſchen, wie's in der Natur liegt; jetzt lehnt ſich die Kanaille gegen Natur und Gott auf. Aber ſie ſollen ſehen, daß ſie der Teufel, ihr Herr und Meiſter, ins Verderben führt.“

„O Gott!“ weinte Eliſabeth. „Sie verſchließen Ihr Herz immer mehr den edlen und ſanften Gefühlen! Ihre Härte iſt fürchterlich!“ Und an das Bett auf die Kniee ſinkend, erhob ſie flehend die Hände nach dem Vater, der ſich von ihr abwandte. Miß Margaret aber rief: „Sie handeln Ihrer würdig, Mylord. Ich muß die Hunde, die mich mit ihren Knitteln ſo übel zugerichtet, mir meinen Arm entzwei geſchlagen haben, die ſich ſogar an Ew. Lordſchaft geheiligtem Leibe vergriffen, als Sie mir zur Hülfe beiſprangen, ich muß ſie hängen ſehen, eher werde ich nicht wieder froh und geſund.“

Eliſabeth lag noch immer weinend vor des Vaters Bett; da ſprang Sally hinzu und ſagte entrüſtet mit edlem Zorn im Auge: „Knieen Sie vor Gott, Mylady, und flehen Sie von ihm Gnade für die Armen. Sie hören ja, daß Mylord geneigter iſt, die Reden jener Dame dort, die Gott noch nicht genug geſtraft hat, anzuhören, als Ihr kindliches Flehen. Es wird ein Tag kommen, wo dieſer erbarmungsloſe Mann ſeinen Starrſinn bereuen wird.“ Und das Fräulein emporziehend, wollte ſie dieſelbe aus der Stube führen; aber Eliſabeth entwand ſich ihren Händen mit den Worten: „Und wenn mein Vater noch ſo hart wäre, Sally, ſo darf ich ihn nicht von Dir ſchmähen laſſen, und in jedem Falle iſt und bleibt mein Platz an ſeinem Lager. Ich werde hier ausharren, ſo lang es meine Kräfte erlauben.“

Die letzten Worte waren in einem dumpfen Vergefühl geſprochen; denn augenblicklich entfärbte ſich die Lady und ſank ohnmächtig in Sally's Arme.

Während der Wildhüter, ſein Weib, Sally und die Dienerſchaft bemüht waren, ein drittes Bett für das Fräulein einzurichten, trat die alte Peppy, die Wirthin der Heideſchenke, mit ihrer unſcimmern Kräuterſchachtel unter dem Arme in die Stube und ſagte ihren Gruß leiſe und mürriſch. Dem Lord entfuhr bei ihrem Anblick ein Schrei des Schreckens und Unwillens, und heftig rief er ſeinen Dienern zu:

„Was will das Weib? Wer hat ihr erlaubt, hier herein zu kommen?“

„Verzeihen Ew. Gnaden,“ verſetzte Donnough; „der Feldſcheerer fand die Wunden der Miß Margaret ſehr bedenklich, und da er ſich ſtets der Beihülfe der Mutter Peppy zu bedienen pflegt, ſo hat er ſelbſt nach ihr geſchickt. Es iſt bekannt, daß ihre Mittel immer die beſten und wirkſamſten ſind.“

Der Lord wandte brummend das Geſicht ab, und Peppy packte brummend ihren Kram aus. Zuerſt verfügte ſie ſich zu Eliſabeth und gab ihr durch einige narkotiſche Tropfen die Beſinnung wieder, rieth ihr Ruhe an und band Sally mehrere Verhaltungsregeln in Betreff der Lady auf die Seele; dann ging ſie ſchweigend zu Miß Margaret und legte kühlende Salben auf die Wunden derſelben; endlich trat ſie an das Bett des Lords.

„Fort!“ ſagte er unwirſch und mit Abſcheu, „und rühre mich nicht an.“

„O, dieſe Hand war Ihnen doch ſonſt willkommen, gnädiger Herr!“ flüſterte Peppy höhniſch. „Doch ich will Ihnen meine Hülfe nicht aufdringen. Nur ein paar Worte hören Sie gütigſt an, Mylord. Des Königs Soldaten haben in dieſer Nacht den alten Dunfoore mit ſeinem jüngſten Sohne gefangen genommen und in die Kerker des alten Schloſſes nach Lindſayhall abgeliefert. Um Ihres eigenen Heils willen, Mylord, bieten Sie Alles auf, die Leute wieder in Freiheit zu ſetzen und keinen der Betheiligten weiter zu verfolgen. Es iſt Ihr und Ihres Hauſes Untergang, wenn Sie meinen Rath nicht befolgen. Es leben zwei Rachegeiſter für Sie, Mylord, die zeither geſchlummert und ſich ruhig verhalten haben, die aber durch einen gewaltſamen Tod der Gefangenen aufgeweckt, aufgeſtachelt, zur Wuth gereizt werden. Es iſt in dieſer Nacht wieder viel Blut gefloſſen, aber die Rachegeiſter werden Sie deshalb nicht drangſalen; morden Sie Dunfoore, ſo iſt's mit Ihrer Ruhe aus.“

„Und wer wären die beiden Furchtbaren?“- höhnte der Lord.

„Wie, Sie wüßten es nicht? O, Sie kennen die Beiden von Alters her. Sie wiſſen, daß Peppy Toole und Auguſtin O'Kelly die Rachegeiſter des Lewis Kildare ſind. Der Geiſt William O'Donnel's iſt auch noch nicht geſühnt. Und endlich haben Sie meinen Stallburſchen an ſich gelockt und jedenfalls zu Schlechtigkeiten verleitet. Ich ſehe es Tim's altem Geſichte an, daß er Böſes auf dem Gewiſſen hat; ich erfahre noch Alles und komme hinter ſeine nächtlichen Schliche. Weh' ihm und Ihnen, Lord! Aus dieſer Verbindung wird und kann nichts Gutes erwachſen. Aus verfluchter Saat kann nie eine geſegnete Ernte keimen. Der Burſche iſt ſo alt geworden, und Sie haben ſich nicht um ihn bekümmert; auch ſind Sie niemals ſeinetwegen in Anſpruch genommen worden. Was wollen Sie jetzt plötzlich mit ihm? — Ahnen Sie denn gar nicht, wer dieſer Tim Ruuthan iſt? Oder ſollten Sie es errathen haben? Sollte eine geheime Stimme es Ihnen zugefliſtert haben? Oder ſollten Sie dunkel fühlen, welch eine wichtige Perſon dieſer unſcheinbare verkrüppelte Hausknecht iſt? O, er trägt an ſeinem verhunzten Leibe den ſichtbaren Fluch einer ſchweren Schuld!

Die Natur hat ihm den Stempel zweier Verbrechen aufgedruckt, an denen er ſelbſt doch unſchuldig iſt. — Wiſſen Sie nicht, wer er iſt, Mylord?“

Ihre Stimme war leiſer und heiſerer geworden; ſie hatte ihren Kopf tiefer und tiefer auf das Bett gebeugt und ſtarrte den Lord ganz nahe mit unheimlichen Katzenaugen an; ihr häßlicher Mund kam ſeinem Geſicht immer näher, und doch lag er ſtill, Angſtſchweiß vergießend, wie feſtgebannt, und rief nicht und befahl nicht ſeinen Knechten, daß man Peppy hinauswerfe; er war dem Thiere gleich, das die Klapperſchlange anſtarrt. Es zog durch ſeine plötzlich geängſtete Seele wie martervolle Erinnerungen an einſt geträumte böſe Träume, wie Reminiscenzen arger Thaten, die ihm doch nicht klar wurden; es dämmerte aus ſchwarzer Nacht wie ſchlimme Ahnungen in ihm auf, und leiſe fragte er mit gepreßter Stimme: „Und wer iſt er denn?“

Peppy fuhr empor, beſann ſich einen Augenblick, beugte ſich dann wieder raſch zu ihm nieder, um ihm etwas zu ſagen; aber das Wort erſtarb ihr auf der Lippe. Sie ſtand wieder aufrecht, ſah einige Augenblicke nachdenkend vor ſich hin und ſagte dann düſter in ſich hinein: „Dein böſer Genius, Kildare.“

Zweites Kapitel.

Die franzöſiſche Flotte.

Nach vielen ſtürmiſchen Tagen war endlich um die Mitte des December ruhiges und heiteres Wetter eingetreten. Mit ſteigender Unruhe und Erwartung ſahen die Häupter der Volkspartei der Ankunft der franzöſiſchen Flotte entgegen.

Jeder war auf ſeinem Poſten. Waffen, Munition und Kriegsbedarf, den die kühnen Schmuggler, trotz der ſchärfſten Aufſicht, von Frankreich herüber gebracht, war in verſchiedenen, wohlbedeckten Depots im Ueberfluß angehäuft. Zuverläſſige Männer aus dem Volke, die durch kräftige Sprache, Muth und Unternehmungsgeiſt bei den Defenders in beſonderem Anſehen ſtanden, waren mit den nöthigen Inſtructionen verſehen, und es bedurfte jetzt nur eines einzigen Signals, um alle die tauſende der kühnen Iren ſchlagfertig an den ſüdlichen und weſtlichen Küſten zu verſammeln, die für die Freiheit das Letzte zu opfern bereit waren.

O'Donnel war eines Abends von einem Ritt durch die Umgegend von Bantry, von Kälte halb erſtarrt, auf ſein Schloß zurückgekehrt. Er hatte die Ausführung ſeiner Anordnungen in den einſamen Felſenbuchten, in den Dörfern und auf den Steinwarten der Küſte beſichtigt. Ein luſtiges Kaminfeuer, das wohlthätige Wärme und hinlängliches Licht im hohen Gemache verbreitete, um die eingetretene Dämmerung zu erhellen, ſowie das feurige Purpurblut einer Flaſche, das er von Zeit zu Zeit mit haſtigen Zügen aus dem vor ihm ſtehenden Kryſtallbecher ſchlürfte, erfriſchten indeſſen gar bald ſeine etwas niedergedrückten Lebensgeiſter ſo ſehr, daß er im Augenblick nichts ſehnlicher wünſchte, als die dreifarbige Flagge in der Einfahrt des Hafens zu erblicken, damit der Unthätigkeit und dem geſpannten Zuſtande auf einmal ein Ende gemacht wurde.

Das ſtete Vertröſten des aufgeregten Volkes war ihm auf die Dauer ſelbſt unangenehm geworden; die unausgeſetzte Befürchtung, verrathen und von den Werkzeugen der engliſchen Regierung aufgehoben zu werden, hatte ſeinen unbehaglichen Zuſtand vermehrt, und die heftigſte Sehnſucht nach einer endlichen Aenderung der Dinge, nach Freiheit oder Tod ſtellte ſeine jetzige Lage in ein recht grelles Licht. Er hatte wieder Jagden und Bällen in der Umgegend beigewohnt; er hatte ſich wieder leichtſinnig, genußſüchtig, freudetoll geſtellt; dafür umgarnte, nachdem er mit dem Eintritt in ſein einſames Haus die läſtige Maske von ſich geworfen, Schwermuth ſeinen Sinn, und tiefe Seufzer ſtiegen aus ſeiner bedrängten Bruſt.

„Benutzt das Feuer, ehe es verglimmt! ſprach nicht ſo der kühne, unglückliche Evans O'Neil? Ja, wahrhaftig, er hat Recht, der brave Mann!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Auf große Spannung folgt Abſpannung, und ſelbſt der beſte Wille ermattet endlich. Wollte daher der Himmel die Flotte der Bundesgenoſſen mit günſtigem Winde herbeiführen, damit wir endlich einmal laut über das Königreich verkünden könnten: Freiheit iſt der Iren Looſung!“

Gleichſam als ob die himmliſchen Mächte auf der Stelle den ſehnlichſten ſeiner Wünſche erfüllen wollten, meldete der mit dem Licht hereintretende Diener, daß John Boyle, der Lootſe, ſo eben ziemlich eilig im Schloſſe angekommen, Se. Gnaden zu ſprechen wünſche.

„Laß ihn ſogleich hereinkommen,“ erwiderte Lewis, kaum im Stande, ſeine Freude zu verbergen. „Bringe noch mehr Wein und ein anderes Glas; dann ſorge, daß wir allein bleiben, Tom.“

Der Diener entfernte ſich, und bald nachher trat der alte Boyle herein, dieſes Mal im ſaubern Anzuge ſeines Standes, den blanken Wachstuchhut in der Hand, doch unbeholfen und unſicherer über den glatt gebohnten Fußboden des Zimmers einherſchreitend, als auf dem Decke ſeines Kutters, wo er zur Zeit eines heftigen Sturms, trotz Wind und Wogendrang, ſo feſt vom Stern zum Bugſpriet und wieder rückwärts wanderte, als ſchritt er über die feſte Heide ſeines Vaterlandes dahin.

Als der Lootſe nach manchem Schwanken feſt und aufrecht vor O'Donnel ſtand, der lächelnd ſein Herankreuzen gewahrte, blickte er, den Hut verlegen in den Händen drehend, mit ſcheuem Blick im Zimmer umher.

„Was bringſt Du, kühner Seevogel? Rede frei weg von der Leber. Du biſt im guten Fahrwaſſer, keine verborgene Klippe droht Dir in O'Donnel's Hafen," redete ihn der Baronet an.

„Nun, Sir, gute Nachricht für erſt, und Morgen, ſo Gott will, auch unſere Freunde, die Franzoſen! Die Flotte iſt heraus, der Wind gut, wenn er feſt ſteht, und kein Unwetter heraufkommt, ſo iſt bis Uebermorgen Alles abgemacht!"

„He, ho! Alter, langſamer!" rief O'Donnel lächelnd. „Wenn auch nicht ganz ſo ſchnell ausgeführt, ſo ſind dennoch Deine Worte ſehr erfreulich. Doch trink' erſt einmal, kühner Kaper; die Neuigkeit iſt ſchon des vollen Bechers werth. Leer' ihn auf Erfolg des Unternehmens, auf guten Wind und ſtilles Wetter, John! auf der Feinde Feigheit und auf das Glück der Kinder Erin's! Doch was weißt Du weiter von der Flotte, wie ſtark iſt ſie, und wie viel Linienſchiffe ſind dabei?"

„Ich denke, Alles ſoll gut gehen," fuhr der Seemann fort, als er das Glas ſchmunzelnd gegen das Licht gehalten und dann auf einen Zug, um den vielen guten Wünſchen O'Donnel's vollkommen Genüge zu leiſten, ausgeleert hatte. „Ein alter Seemann, der ſich ſchon oft herausgewagt, und den die Engländer von Indien her kennen, hat ſeine Flagge am Bord des Trident aufgehißt. An Schiffen erſter Größe fehlt es der Flotte nicht. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß der Franzmann nimmer aufkommt gegen den britiſchen Schiffer, der ihnen drüben ſchon ſo oft das Weiße im Auge gezeigt hat, als daß ſie nicht vor einer Flagge Reſpect haben ſollten, die in allen Meeren ſo frei und ruhig ſegelt, wie der ſtolze Schwan auf den amerikaniſchen Landſee'en. Ich denke aber, Evans, der einäugige Freibeuter, wird in Dublin und hier an den Küſten, ſo gut wie Parker auf der Flotte zu Spithead und Portsmouth, während dem für Arbeit ſorgen, ſo daß ſie hüben kein einziges, oder doch nur ſpärliche Segel aufziehen, die wenigen im Hafen hier abgerechnet, bevor das Werk gethan iſt. Und das Elend in den Provinzen und der Uebermuth der Behörden und Grundbeſitzer, Herr, und Gott für uns und die gerechte Sache, iſt das nicht voller Wind in unſere Segel?"

„Das legt allerdings viel in die Wage zu unſern Gunſten. Ich vertraue feſt darauf und freue mich auch Eurer Zuverſicht. Doch was ſprichſt Du da von Evans O'Neil in Dublin, von des Hochbootsmanns Parker's Bemühung auf der Flotte zu Portsmouth und Spithead? Sind's leere Worte, oder giebt's noch ein anderes Geheimniß außer den meinigen?"

„Sie zu Lande, Sir Lewis, jene Verwegenen zur See! Keiner kommt dem Andern in den Weg. Laßt ſie ruhig gewähren, Sir. Zwei Wege ſtehen Jenen nur offen, Sieg oder Tod. Erringen ſie den erſten, ſo wird's uns nutzen und frommen. Der letztere befreit ſie von allen Mühſeligkeiten des Lebens und ſchadet uns hier nicht einmal ſo viel, als der Werth eines Stücks alten Segelgarns. Evans hat, ſo wie ich höre, noch einen kleinen Nebenplan. Er will den Feind in der eigenen Höhle überfallen und Bahn machen auf dem Wege zur Hauptſtadt."

„Ich will nicht hoffen, daß irgend einer von Euch auf Mord, auf feigen Meuchelmord ſinnt!" fiel O'Donnel dem Seemann in die Rede.

„Ich weiß nicht genau, Sir, was Evans in Dublin aufs Korn genommen, ſeit er ſich aus den Höhlen der Teufelsmauer gerettet. Das Land iſt mein Element nicht. Im Hafen hört meine Arbeit gewöhnlich auf. Haben Sie mir noch etwas zu ſagen, Sir Lewis, ſo bitt' ich ſchnell darum. Wind und Wetter ſind gut. Ich muß in See gehen, denn ich habe dem franzöſiſchen Herrn, der im Sommer bei Ihnen war, verſprochen, ſein Schiff den übrigen voran zu lootſen, ſo daß er der Erſte von Allen den Fuß ans Land ſetzt."

„Geh' mit Gott, mein ehrlicher Boyle, und behalte Dein Geheimniß. Führe unſere Freunde ſicher durch Klippen ans iriſche Geſtade. Vor Allen aber behüte mir den wackern Dupont vor aller Gefahr und rette ihn, wenn irgend ein Unglück über Euch hereinbricht."

Eine Belohnung ſchlug der Lootſe mit den Worten aus: „Keiner kann wiſſen, was er ſelbſt noch braucht in dieſer wilden, bewegten Zeit. Geht Alles gut, ſo will ich mich ſchon melden, wenn meine alte Barke das Waſſer nicht mehr hält. Für jetzt ſorgen die Nachbarn von drüben her für des alten John geringe Bedürfniſſe. Erſt kürzlich haben ſie mir den Kutter ganz neu aufgetakelt und das Zwiſchendeck mit Proviſionen und einem guten Trunk verſehen."

„Auf Wiederſehen alſo, auf freudiges Wiederſehen nach Kampf und Sieg!" rief der Baronet, indem er die ſchwielige Hand des Lootſen herzlich ſchüttelte, ohne den Ernſt zu überſehen, der plötzlich über des rauhen Seemanns Züge dahinglitt.

Des Letztern Schritte waren kaum in den Gränzen des Schloſſes verhallt, da ſiegelte, packte und vernichtete O'Donnel einen großen Stoß der verſchiedenartigſten Papiere. Dann prüfte er ſeine eigenen Waffen, gab ſeinen Leuten viele Aufträge und ertheilte noch ſpät in der Nacht die erforderlichen Befehle an einige der herbeigerufenen Unterbefehlshaber.

Mitternacht war längſt vorüber, als er ſich durch einige Stunden Schlaf für das bevorſtehende, große Werk zu ſtärken gedachte; wilde, verworrene Träume ſchreckten ihn bald wieder auf, und noch lange, ehe der Morgen graute, ſtand er am Fenſter ſeines höchſten Gemaches, das eine weite Ausſicht über das Meer gewährte, mit heißer Sehnſucht den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne entgegenharrend.

Noch lag Land und Meer in dichten Nebel gehüllt, der, zu einer einzigen Fläche verſchmolzen, ſich wie eine unabſehbare Wüſte vor ſeinen Blicken ausbreitete. Doch bald begann ſich das düſtere Grau in große, wogende Maſſen aufzulöſen. Gleich Berg und Thal wälzten ſie ſich aus einander, während einige zum Himmel aufſtrebten, andere ſich in Geſtalt ſchwerer Wolken auf die höchſten Gipfel der Berge lagerten. Aus dem formloſen, chaotiſchen Treiben leuchteten zuerſt die Spiben der höchſten Felſen in ſichern Umriſſen hervor, dann das niedere Land mit den Vorgebirgen Dummannus und Crew, die ſich wie zwei felſige Rieſenarme weit in das Meer hinausſtrecken, um Bantry's ſteinerne Bruſt in des Oceans kühlen Gewäſſern zu baden, bis endlich auch tief unten in der düſtern, von Felſen umgürteten Bai zu ſeinen Füßen die Bäreninſel ſichtbar wurde, auf welcher die Schatten der Nacht am längſten verweilten.

Am grauen Felſen erblickte man ſchon den weißen Schaum der raſtlos kämpfenden Brandung, und im Hafen flatterten ſtolz über einer ſinkenden Nebelſchicht die wallenden Wimpel der engliſchen Kriegsſchiffe im friſchen Morgenwinde. Doch der Rumpf derſelben mit den drohenden Kanonenpforten war dem Auge noch verborgen, und auch jenſeit der Bai blieb der Horizont noch eine Zeitlang den Blicken verſchloſſen. Zögernd weilte die Sonne, gleichſam als wolle ſie mit der Enthüllung des großartigen Schauſpiels, welches die Küſtenbewohner heute erblicken ſollten, ſo lange warten, bis auch der letzte Langſchläfer das weiche Lager verlaſſen hätte.

Endlich aber ſtrahlte ſie im vollen Glanze über den Felſen von Bantry und das winterliche Gebirge; wie durch einen Zauberſchlag war die Ausſicht frei, und vom höchſten Erſtaunen gefeſſelt erblickten die Bewohner der Geſtade fern auf der hohen See die mächtige Flotte, die ſtolz, mit vollen Segeln die Freiheit verheißend, aus Südweſten heranzog. Da leuchteten auch O'Donnels Augen wie feurige Sterne. So weit ſein Blick reichte, war das Meer mit einem Wald von Segeln bedeckt, und fortwährend zogen neue Fahrzeuge, keck, wie weiße Schwäne, am Horizont herauf, ſich dem weiten Halbmonde anzureihen, in welchem die Flotte, noch in Entfernung vieler Meilen, auf die Küſte losſteuerte.

„In des Vaterlandes Namen heiße ich Euch, Fremdlinge, willkommen, die Ihr als Retter und Befreier aus niedriger Sklaverei heranzieht!“ rief der von Begeiſterung glühende Jüngling, die Arme ausbreitend auf ſeinem hohen Standpunkte. Seid auch mir als Bundesgenoſſen willkommen, die Ihr mir Gelegenheit gebt, die Schmach des durch fremde Tyrannei zur Dürftigkeit herabgeſunkenen Sprößlings eines ſonſt ſo mächtigen Stammes durch irgend eine glänzende That von mir abzuwaſchen! Hinweg mit der letzten Spur des Gefühls, das mich unter dem Titel „Loyalität“ ſo ſklaviſch der uſurpateriſchen Gewalt der brittiſchen Krone unterwarf! Blicke herab, Du mein edler, von den Satrapen der Tyrannei ſo ſchändlich gemordeter Vater, auf den verachteten Sohn; umſchwebt mich alle ihr Geiſter der geächteten und verbannten Ahnen, und auch Ihr, die Ihr den Namen O'Donnel in fremden Reichen mit neuem Glanze umgebt, verbindet Euch mit einem der letzten Eures Namens hier im Lande, um des Volkes altgeheiligtes Recht, väterliche Sitte und die Religion der Vorfahren wieder zu erringen und für die Zukunft zu beſchirmen! Verleihet mir Muth und ausdauernde Kraft, gebt mir Glück, daß das Werk gelinge! Segnet mich! Beſchützet mich!"

Stolz, wie irgend zuvor einer ſeiner Ahnen, wenn er im Begriff war, zur Fehde auszuziehen, ſchritt Lewis mit hallenden Tritten durch die Gemächer. Gebieteriſch und feſt ertheilte er ſeine Befehle den ſtündlich in größerer Anzahl ſich meldenden Anführern. Umſicht, Klugheit und Liſt, ſowie ſie den iriſchen Häuptlingen ſonſt eigen war, ſprach ſich in jeder ſeiner Verfügungen aus, und mit Freuden wurde pünktlich einer jeden derſelben Folge geleiſtet.

Alles war vorbereitet; doch tiefe Ruhe herrſchte ſcheinbar im Schloſſe und deſſen nächſter Umgebung. Selbſt dem ſchärfſten Beobachter, der nicht mit den Verhältniſſen des Baronets genauer bekannt war, würde das höhere Feuer und das ſcharfe Spähen des verſchlagenen Blicks jener Männer nicht aufgefallen ſein. Auf den königlichen Schiffen im Hafen aber tönte die ſchrille Pfeife des Hochbootsmannes. Signale ſchwirrten ſchnell nach einander an den Maſten hinauf, die

Ankerwinde knarrte, und die Raaen waren dicht bedeckt mit Matroſen, welche ſich beeilten, die Segel zu entfalten. Alle Fahrzeuge, bis auf ein Linienſchiff, welches gleich hinter der Bäreninſel die Anker wieder fallen ließ, um den Eingang zu decken, ſteuerten hinaus und bildeten, nur zwölf an der Zahl, groß und klein, eine dünne Beobachtungslinie weſtlich von Burſeyisland über die Vorgebirge von Crow und Mizen hinaus bis zum Eingange von Crookhaven, während einige leichte Schiffe, um den Feind zu recognosciren, kreuzend weiter hinaus in die blauen Fluthen ſegelten.

Auch Wexford's Ordonnanzen flogen auf allen Straßen dahin, um Befehle an die in der nächſten Umgegend kantonirenden Truppen zu überbringen, und in wenigen Stunden ſah man die einzelnen Corps mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel in die ihnen angewieſene Stellung einrücken.

Mit prüfenden Blicken muſterten die Bewohner von Clonakitty, Longroß, Skibbereen, Caſtlehaven, Baltimore und Crookhaventown, ihre ländlichen Handwerkszeuge in der Hand, während das alte gute Feuerrohr ſchon geladen an irgend einem verborgenem Platze der Hütte in Bereitſchaft ſtand, die vorüberziehenden königlichen Truppen, und nicht undeutlich malte ſich in ihren Zügen die hohe Zuverſicht auf die Ereigniſſe des heutigen Tages, wenn ſie die zahlreiche franzöſi=

ſche Armada, die jetzt ganz deutlich im Angeſicht war, mit den wenigen Streitkräften verglichen, welche man ihr von Seiten der Regierung an dieſem Punkte nur entgegen zu ſtellen vermochte.

Der erſte Schuß an der Küſte würde ſowohl für die ſich jetzt mit nur noch ſchlecht verhehltem Ingrimm leidend verhaltenden Zuſchauer des kriegeriſchen Verſpiels, als auch für die wilden Gebirgsbewohner von Kerry das Zeichen geweſen ſein, mit den bereit gehaltenen Waffen als die ärgſten und erbittertſten Feinde in den Rücken der Königlichen zu fallen, und die Sache der Defenders würde, vereint mit einem zahlreichen, franzöſiſchen Landungscorps, ſchon dadurch den Sieg davon getragen haben, noch ehe die vom commandirenden Oberoffiziere der Garniſon von Cork aus erbetene Hülfe angekommen ſein würde.

Immer näher kam die Flotte heran, und einzelne Schüſſe, welche die leichten, den beiden Flotten voran ſegelnden Schiffe mit einander wechſelten, verkündeten ſchon am felſigten Ufer, während ſie dumpf über den Wogen dahinrollten, den Anfang des Seegefechtes.

Geſpannt beobachtete O'Donnel durch ſein Fernglas, von ſeinen Getreueſten umgeben, jede Bewegung auf dem hohen Meere, und freudig zeigte er einem der zunächſt Stehenden, wie die Hörner der franzöſiſchen Schlachtordnung ſich immer mehr gegen einander krümm ten, wie einzelnen engliſchen Schiffen bereits durch ein kühnes Manoeuvre des franzöſiſchen Admirals der Wind abgeſchnitten wurde und wie andere den Lauf rückwärts nach Bantry nahmen, obgleich nicht ohne ihren Gegnern die breite Seite und eine volle Lage gegeben zu haben. Da ließ der Wind, der ſeit mehreren Tagen aus Südweſt geweht, ſeit dem Morgen aber ſich ganz nach Weſten umgeſetzt hatte, allmälig nach, und zugleich mit dem Abnehmen deſſelben hörte die Energie in den gegenſeitigen Bewegungen auf. Immer kürzer kräuſelten ſich die Wellen, und es dauerte nicht lange, ſo lag der weite Ocean, wie eine große Spiegelfläche, faſt regungslos vor den Blicken der Beobachter. Jedes Manoeuvre der Flotte hatte ſein Ende erreicht, denn ſchlaff hing ein Segel nach dem andern an den Maſten herab, und wie durch geheime Zauber gebannt, lag der Wald von Maſten auf offener See, gleich Schiffen, die im Hafen vor Anker die Segel zum Trocknen gelöſt haben.

Es war indeſſen nur eine kurze, verrätheriſche Ruhe, und nicht ohne Grund hatte O'Donnel mit geheimer Beſorgniß am frühen Morgen bemerkt, wie ſich einzelne der ſchweren Nebelwolken auf die höchſten Felſenkronen von Riedeen und Kenmare unbeweglich niedergelaſſen hatten. Dieſe gewannen gegen Mittag einen immer größern Umfang, hoben ſich empor, ſenkten ſich allmälig in die Thäler herab und zogen endlich düſter und ſchwarz, Irland's böſen Geiſtern vergleichbar, ins Meer hinaus, wo ſie jede fernere Bewegung der kämpfenden Flotten mit ihren weit ausgebreiteten Schwingen verhüllten.

Wie ferner Donner rollten jedoch immer ſchneller die Schüſſe, welche die Gegner jetzt, mehr um ſich von ihrem Standpunkte zu überzeugen, als um ſich zu ſchaden, auf einander abfeuerten. In den Schluchten der die Bantrybai umgebenden Gebirge aber begann es wild und ſchreckhaft zu brauſen; auf ihrem Gipfel ſchüttelten die alten Waldbäume die rieſigen Wipfel, und ängſtlich zogen die Seevögel, im Vorgefühl des nahen Unwetters, vom Meere her landeinwärts in die Sicherheit gewährenden Felſen. Das dunkle Gewölk hatte ſich zu einer einzigen ſchwarzen Wand verdichtet, die den ganzen Hintergrund des weiten Horizonts einnahm, und bald gewahrten die beſtürzten Blicke auf Greenlodge, wie das dunkelfarbige Meer, von dem zum Orkan herangewachſenen Sturmwind aus Weſten gepeitſcht, hochſchäumend zu ſieden begann. Mit niedrigen, ſcharf gerafften Segeln näherten ſich die engliſchen Schiffe, ſchon ſchwer gegen die Wellen kämpfend, der Küſte. Nicht mehr geſchloſſen, wie früher, doch muthig vorwärts dringend, hielt die franzöſiſche Flotte noch immer die Richtung landwärts, indem ſie Schuß auf Schuß der Amphitrite, der Meermaid und dem Donnegal nachſendete, welche Crookhaven und Cap Clear zu erreichen ſuchten, da ſie der Sturm öſtlich von der Bantrybai zugleich mit den Feinden wider Willen hinwegtrieb.

Mit der Vorſehung hadernd, richtete O'Donnel einen verzweiflungsvollen Blick nach oben, als der Sturm gegen Ende des kurzen Wintertages, der ohnehin ſeit Mittag mehr einer Dämmerung geglichen, das Meer zu Bergen und zu Thälern aufthürmte, ſpaltete, die Schiffe, Feind und Freund, in wilder Unordnung durch einander, bald hoch auf ihren Gipfel emporhebend, bald in die ſchwarzen Abgründe hinabſchleudernd.

Signal über Signal flatterte am Maſt des franzöſiſchen Commodore. Kanonenſchüſſe riefen mit eherner Zunge das Commando über die zerſtreute Flotte. Doch vergebens war der angeſtrengteſte Kampf der Menſchen; vergebens waren ſie mit ſeltener Unerſchrockenheit bemüht, die Elemente zu beherrſchen. Er, der allmächtig über Elemente und Menſchen herrſcht, hatte es anders beſchloſſen in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe; und als die Nacht über die Scene des Grauſens ihren dunkeln Schleier herabſenkte, war die ſtolze franzöſiſche Armada zerſtreut; ein Schiff nach dem andern verſchwand am dunkeln Horizont, und nur zerriſſenen Segeln und zerbrochenen Maſten [illegible] [illegible], ſo gut es vermochte, den Lauf rückwärts nach Breſt und den andern benachbarten Häfen.

Noch nie zuvor hatte die Hoffnung auf Freiheit den Irländern ſo freundlich gelächelt. Um ſo mehr fühlten ſie jetzt die bittere Täuſchung und die Schwere ihres harten Geſchicks, als ſie finſter, mißmuthig und hoffnungslos in ihre Hütten zurückkehrten. Irland's guter Genius hüllte ſich weinend in die Wolken der Berge.

Den zweckmäßigen Maßregeln O'Donnel's, der in der Verzweiflung doch keinen Augenblick die Beſonnenheit verlor, war es wenigſtens gelungen, zu verhüten, daß dieſes Mal kein unnützes Bürgerblut vergoſſen wurde, ſo lockend ſich auch die Gelegenheit zu Exceſſen jeder Art den wilden Küſtenbewohnern am heutigen Tage dargeboten hatte.

Die kummervollen Freunde des Baronets entfernten ſich unter dem Schutz der ſtürmiſchen Nacht wieder ſo unbemerkt, wie ſie gekommen waren. Ach, mit welchen Gefühlen hatten ſie O'Donnel's Schloß betreten und mit welchen verließen ſie es! Er ſelbſt aber ſaß in derſelben Nacht, zu einer ſpäten Stunde, einſam und ſtill in düſteres Sinnen verloren, in demſelben Gemache, wo er ſich am vorigen Abende den kühnſten Hoffnungen überlaſſen hatte. Der kühne Adler, der zur Sonne geſtrebt, hatte umkehren müſſen und ſaß nun trauernd auf ſeinem Horſte. Zwar verwünſchte er des Schickſals Tücke, doch zugleich dachte er auch ſchon wieder mit der ſeltenen Beharrlichkeit, an der man die Stärke großer Seelen erkennt, über neue Pläne nach, wie Irland's Befreiung mit Benutzung der eignen innern Kräfte, ſo daß die Ausführung weniger vom Zufall, oder von der Hülfe von außen her abhing, bezweckt werden könne. — Das geheimnißvolle Rauſchen der Bäume um ſein Waldſchloß ſang endlich den Kummervollen in Schlummer, und ein hehrer Engel küßte des müden Schläfers Stirne; es war die Freiheit, die Bürgerin einer vollkommnern Welt.

Drittes Kapitel.

Ein Freudenmahl. — Geſpenſtergeſchichten.

Obgleich immer noch an den böſen Folgen der Schreckensnacht kränkelnd, hatte Lord Kildare, ſobald die Nachricht der längſt erwarteten franzöſiſchen Flotte zu ſeinen Ohren gedrungen war, ſchnell das Corps ſeiner Freiwilligen aus der Umgegend zuſammentreiben laſſen, und an der Spize derſelben eine Stellung an der äußerſten öſtlichen Landzunge von Bantrybai eingenommen. Indem er ſich auf dieſem Poſten, deſſen Gefährlichkeit ihm ſogar die königlichen Officiere wiederholt vor Augen hielten, ſcheinbar als einen der wärmſten Vaterlandsvertheidiger und Anhänger der Krone bewieß, beabſichtigte er in der That nichts anderes, als, wenn das Unternehmen der Franzoſen vom Glück begünſtigt würde, ſich gleich zuerſt zu Gunſten der Invaſion und der Patrioten zu erklären, wodurch ſeiner Meinung nach das große Ziel, die höchſte Würde im Lande zu erreichen, von ihm nicht verfehlt werden könnte, oder aber, bei einer für die Franzoſen ungünſtigen Wendung, ſogleich über Sir Lewis und ſeine Anhänger, deren bewaffnete Ankunft auf dem Wahlplatze zeitig zu erwarten war, herzufallen, damit er ſich wenigſtens für das Scheitern ſeiner ehrgeizigen Pläne an den wenigen, noch übrigen Gütern des Baronets, welche er im Geiſte ſchon dem Fiscus anheimgefallen dachte, entſchädigen und der Krone als ihr eifrigſter Anhänger zeigen könne.

Mit dem Blicke des Tigers ſah er daher wiederholt nach dem Schloßberge hinauf, von wo er ſeine Beute jeden Augenblick herabkommen zu ſehen, erwartete, während O'Donnel, umſichtiger und ſchlauer noch als ſein Gegner, nach wohlgetroffenen Vorbereitungen, von oben herab, in völliger Sicherheit die Bewegungen in der Bai ſcharf beobachtete, um darnach ſeine fernern Maßregeln zu nehmen, ohne voreilig das Leben vieler Tauſende vergeblich aufs Spiel zu ſetzen.

Von Regen triefend, hielt der Lord bis zum ſpäten Abend auf dem ſumpfigen Boden in der ſelbſtgewählten Stellung aus, viel zu ſtolz, der wiederholten Aufforderung des commandirenden Officiers, nach verſchwundener Gefahr einen bequemern Platz einzunehmen, Folge zu leiſten, und neben ihm harrte James Morries, jetzt ſein erſter Pächter, als ſein Adjutant, auf einem herrlichen Pferde der Befehle des Lords.

Schon war es finſter geworden, als der eifrige Vaterlandsvertheidiger, faſt vor Kälte erſtarrt, unter dem lauten Murren der Seinigen, die ſchon am Morgen der Meinung geweſen waren, ſolch ein Ehrenpoſten gebühre weit eher den königlichen Truppen, als den Gentlemen von Lord Kildare's Yeomanry nach Bantry zurück.

Das um ſo reichlichere Dinér, das er hier in einem der erſten Hotels mit den Angeſehenſten ſeines Corps einnahm, vermochte ſo wenig, wie die ſcherzhaften Toaſts ſeiner Officiere, die der feurige Wein von Oporto und das glühende Gewächs von Madeira jetzt erſt den Umfang ihrer Heldenthaten dieſes für ſie ſo ehrenvollen, unter Sturm und Regen verbrachten Tages erkennen ließ, die ſchwarze Laune zu verſcheuchen, die ſich des heldenmüthigen Anführers bemächtigt hatte. Vergebens ſuchten einzelne unter ihnen die Aufmerkſamkeit ihres Chefs auf die Anlagen zum Helden hinzulenken, die mancher im Verlaufe des conſiſtenten Dinérs an ſich zu entdecken vermeinte, während ſie mit ſchlagender Beredſamkeit die Thaten auseinanderſetzten, die ſie zur Verwunderung des Lords ausgeführt haben würden, wenn der Feind wirklich gelandet wäre, oder die Rebellen ſich gezeigt haben würden; wobei ſie jedoch nicht unterließen, im Verfolge der Mahlzeit ihr „damned“ über die Unbequemlichkeit des Dollmans und der Schärpe mehr als einmal laut werden zu laſſen, die der Dienſt den Helden heute nicht abzulegen geſtattete.

Des Lords noch wankende Geſundheit ſchien durch eine ſtarke Erkältung wieder einen empfindlichen Stoß erlitten zu haben, und er ließ durch James Morries im Stillen ſeinen Wagen beſtellen, um in der Nacht noch nach Lindſarhall zurückzukehren, wo er das alte Schloß zu ſeiner bequemen Wohnung hatte einrichten laſſen.

„Hört endlich auf, von Dingen zu reden,“ ſagte ein Gentleman-Farmer von einem gar ſtattlichen Körperumfange, der ſo eben ſeinen Nachbar gebeten, ihm noch zu einem Stückchen Plumbbudding und einem Muntvoll Roaſtbeef von der ſaftigen innern Seite zu verhelfen, „die zu Eurem Heil nicht geſchehen ſind, und vor denen uns Gott immer bewahren möge! Ich glaube ihr hättet mit viel weniger Energie auf die Franzoſen eingehauen, als ihr es in jenen Rindsbraten und in die herrliche Hammelskeule gethan habt, von der ja wahrlich kaum noch ſo viel übrig iſt, daß ein Mann, der, wie ich, wegen ſeines ſchlechten Gebiſſes etwas langſamer eſſen muß, noch einmal ein Stückchen davon nachholen kann. — Der Teufel tröſte alle Franzoſen! Sind Sie nicht auch der Meinung, Mylord Kildare? Was das für ein ſchlechter Comfort iſt, ein ſo vortreffliches Mittagseſſen in einem ſo durch und durch naſſen Anzuge einzunehmen! Bei Georg! der Appetit muß einem ehrlichen Manne dabei vergehen! — Ich bitte Sie noch um ein Stück von jener Apfeltorte, Mr. Twickenham — und die Leute würden doch ſicherlich ein ſchönes Gelächter erheben, wenn ich etwa hier, noch halb und halb auf Vorpoſten, den bequemen Hausrock anziehen wollte, den meine gute Hausfrau dem Tom hinten aufgepackt hat. Ich kann wahrhaftig den Eifer nicht begreifen, Mylord, mit dem Sie ſich ſeit einiger Zeit allen dieſen verdammten Strapazen unterziehen, gerade als wenn Sie einer von Sr. Majeſtät älteſten Soldaten wären. Ihro Gnaden liebten doch, ſo lange ich die Ehre habe, Sie zu kennen, Ruhe und Comfort, ſo gut wie irgend ein andrer hoher Herr in Irland und England, und ließen ſo ungern, wie die Andern, eine Unbequemlichkeit, der Sie ſich ohne Schaden entziehen konnten, an ſich kommen. Etwa ein Fuchsjagen, das war früher alles. Nun das iſt ja ſo Ew. Gnaden Paſſion, hahaha! Die alte Judy von Dunmoore weiß ein Lied davon zu ſingen. Nun nehmen's nur nicht übel, Gnaden! Das Volk hat's auch verteufelt krumm genommen, ſo gleich einem den rothen Hahn aufs Dach zu ſetzen! Ja, ja, Mylord! Was ſoll man dazu denken? Ich pflege immer zu meinem Nachbar Sir

Newland zu Bandonbridge zu ſagen: Der Wurm krümmt ſich, wenn er getreten wird. Sie haben Unglück, Mylord, verteufeltes Unglück, und ſollte gar die alte Cauth Murtbock mit ihrer Kuh in Ew. Gnaden Park ſpuken! — Wollen Sie mir wohl den Cheſterkäſe dort reichen, Mr. Barnſtable? Die Näſſe hat mir den Appetit verdorben. S'iſt nur der Ordnung wegen, und um einen regelmäßigen Beſchluß zu machen; auch mundet der Wein beſſer nachher.“

Der Lord ſah den Sprecher verwundert an, wurde aber durch die laute Stimme eines der tapfern Yeomen verhindert, der ſein gefülltes Glas ſammt der Flaſche paſſiren ließ und dazu rief: „Wollen Sie uns nicht einen Toaſt geben, Mr. Knatſhbull?“

„Ich gebe Ihnen den König, Gentlemen!“ ſprach der Angeredete, ſich mit ſeinem vollen Glaſe hebend, feierlich. „Möge er ſeine Miniſter veranlaſſen, die Angelegenheiten dieſes armen Landes in genaue Berathung zu ziehen, damit das gehebte Volk endlich zur Ruhe kommt, und wir Uebrigen nicht ferner beunruhigt werden oder gar noch mehrmals ſo wie heute, als hätten wir Handgeld empfangen, zwölf Stunden bei Wind und Regen im Donner der Kanonen ſtehen müſſen, ohne ein comfortables Obdach.“

„Den König trinke ich mit Ihnen von ganzem Herzen in einem vollen Bumper,“ ließ ſich der Squire

Ralph Bacon vernehmen. „Aber bedenken Sie, Mr. Knatſhbull, um das ganz nach Ihrer Meinung zu bezwecken, würden Sie um manche ſchöne Einnahme verkürzt werden. Welch ein Beträchtliches würde ich allein ſchon am Zehnten verlieren, und wie würden die katholiſchen Geiſtlichen wiederum kühn ihr Haupt erheben, wenn ihrer Kirche mehr Freiheit und beſſere Einnahmen geſtattet würden. Selbſt der Papſt in Rom würde wieder einen langen Hals nach unſrer Inſel herüber machen. Es iſt noch nicht lange her, daß ſich die Bekenner der proteſtantiſchen Lehre vom letzten großen Schrecken erholt haben.“

„Wenn aber wir hier im Lande ſo ſprechen wollen, mein theurer Sir,“ entgegnete Mr. Knatſhbull, wie kann man's, abgeſehen von denen hier im Lande, zu deren Partei Sie zu gehören ſcheinen, den Tory's in England verdenken, wenn ſie handeln, ſo wie es das Intereſſe der Krone erheiſcht, mit dem das Ihrige ſo innig verbunden iſt. Glauben Sie mir, Freund, wenn Jeder, den es betrifft, nur ein ganz Geringes dazu hergiebt, ſo iſt dem Volke geholfen, und wir, die wir das Wenige nur opfern, um ſo Viele glücklich zu machen, ſind nicht dadurch ruinirt; und was den katholiſchen Klerus betrifft, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, daß der mit Andacht für den König und ſeine evangeliſchen Brüder beten wird, ſobald er ferner, ohne bettelnd in ſeinem Sprengel umherzuziehen, anſtändig, wie unſre Pfarrherrn, leben kann, von denen ſo mancher eine große Einnahme hat, ohne dafür mehr zu thun, als dann und wann ſeinen Namen zu unterſchreiben, woraus man ſieht, daß er ein evangeliſcher Clerrman iſt. Vom ohnmächtigen Papſte gar wird England nie mehr etwas zu fürchten haben. Aber ich bin kalt, wie ein Laubfroſch,“ ſetzte er ſcherzend hinzu. „Der Wein will die Strapazen der Biwacht am Strande noch nicht gehörig vertreiben. Störe das Feuer, John!“ rief er dem Aufwärter zu, „rücke einen Tiſch an das Kamin und laß uns eine warme Bowle heben, damit das erſtarrte Blut wieder in Umlauf kommt. — Mylord!“ wandte er ſich dann an den finſter drein ſchauenden Commandanten. „Ich denke wir Yeomen miſchen uns künftig nur in die Affairen, wenn der Feind auf den Küſten erſcheint. Dann wollen wir campiren und fechten, ſollte es auch im Regen und im Winter ſein, wie heute. Gegen unſre Landsleute, Ew. Gnaden, können wir aber andre Waffen gebrauchen, die keine blutige Wunden ſchlagen und doch wirkſamer ſind, als alle die ſtrengen Edikte aus Wilhelms und der Königin Eliſabeth Zeiten, glorreichen Andenkens. Sie heißen Gerechtigkeit, Billigkeit und Humanität. Genießen unſre unterdrückten Landsleute, ſo wie ich mich ſie zu nennen nicht ſchäme, wenn gleich unſre Verfahren von drüben herüber kamen, und wir ſelbſt altengliſchen Urſprungs ſind, gleiche Rechte mit den übrigen Britten, und hört Irland endlich einmal auf, eine große Sinecure für Einzelne zu ſein, dann dürfen wir ferner nicht, wie heute, bis an die Zähne gewaffnet ausziehen und, ſtatt nach des Tages Laſt gemüthlich daheim am traulichen Heerde zu ſitzen und das Neue uns aus den Zeitungen zu erſehen, die naſſen Kleider auf dem erſtarrten Körper trocken werden laſſen, wofür noch Mancher von uns eine ſchöne Rechnung an Doctor und Apotheker wird bezahlen müſſen.“

„Ja und Niemand hätte zu fürchten, daß er von Geiſtern heimgeſucht und beunruhigt würde,“ ſetzte der behagliche Gentleman-Farmer, ſich einſchenkend, hinzu. „Fürwahr, meine Herren, mit dem lebenden Volke ließe ſich zur Noth noch fertig werden; wenn aber erſt das todte wieder aufſteht und als Geſpenſter gegen uns Krieg führt, dann blaſe ich Rückmarſch und laſſe Haus und Hof, Feld und Garten im Stich.“

„Ich weiß nicht, Mr. Fletwood, was Ihre ſonderbaren Reden bedeuten ſollen,“ ſagte der Lord ernſt und verdrießlich. „Schon vorhin machten Sie eine Anmerkung in dieſem Sinne, und ich muß mir eine nähere Erklärung von Ihnen ausbitten, da Ihre Reden allein auf mich gemünzt zu ſein ſcheinen.“

„Wie, Mylord, Sie ſollten nicht wiſſen, was doch die ganze Umgegend weiß und wovon ſich alle Kinder in der Dämmerſtunde mit heimlichem Schaudern erzählen?" verſetzte der Farmer verlegen.

„Nichts weiß ich, gar nichts!" rief der Lord hitzig, und ich fordre Sie deshalb auf, hier zu ſagen, was, Ihrer Erklärung nach, außer mir alle Welt weiß."

„Gewiß, dann haben Ihre Leute Ihnen die Sache verborgen, um Ihnen etwas Unangenehmes zu erſparen, und es thut mir deshalb leid, darüber eine Sylbe verloren zu haben. Ich ſetzte voraus, Sie wären ſo gut unterrichtet, wie ich."

„Nun, ſo ſagen Sie doch, zum Henker! was all Ihr Geſchwätz bedeutet, und laſſen Sie mich nicht länger von meiner bis zum höchſten Grade geſteigerten Ungeduld martern."

„Man ſagt, daß ſich alle Nacht zur zwölften Stunde in Ihrem Park zu Lindſarhall die alte Cauth Murtbeck, die von Ihrer Treppe fiel, Mylord, und einige Stunden darauf verſchied, nebſt ihrer Kuh, die Ihr Parkwärter das Unglück hatte, zu erſchießen, als Geſpenſter beim Monument des ſeligen Sir William O'Donnel ſehen laſſen. Manche wollen ſogar behaupten, der Geiſt dieſes Herrn wandle auch zu Zeiten nach dem alten Schloſſe. Es iſt Alles Gerede; ich kann's nicht verbürgen; denn ich habe nichts geſehen."

Der Lord hatte die Farbe gewechſelt. Seine Augen ſchienen, wie ausgebrannte Lichter, zu verlöſchen; ſchauerlicher Froſt rieſelte durch ſeine Glieder. Kaum vermochte er auf des Farmers Erzählung einige nichtsſagende Worte mit einem erzwungenen Grinſen zu erwiedern, die die Sache lächerlich machen ſollten, aber gerade das Gegentheil bewirkten. Dann erhob er ſich, winkte James Morries herbei, zog ihn in eine Ecke und fragte ihn flüſternd, was er von der dummen Geſpenſtergeſchichte wiſſe.

„Ich kann nicht läugnen,“ verſetzte der Pächter, „daß ich ſchon zu verſchiedenen Malen von dem Spuk gehört habe. Shaun Donnough ſchwört Stein und Bein, das Geſpenſt habe es vorzüglich auf ihn abgeſehen und werde ihn noch ums Leben bringen; er habe ſeine Flinten und Büchſen ſchon alle darnach abgeſchoſſen, aber die Kuh habe ihn verfolgt, ohne durch ihren Lauf das geringſte Geräuſch hervorzubringen; er werde den Tod noch davon haben, wenn Ew. Gnaden ihm nicht eine andere Verſorgung gäben, ſo weit als möglich von Lindſarhall entfernt. Man hat Ihnen während Ihrer Krankheit die Sache verbergen wollen, um Sie nicht zu beunruhigen, Mylord; aber nun, da Sie einmal davon erfahren haben, iſt's beſſer, Sie erfahren Alles.“

Der Lord war einer Ohnmacht nahe. Doch

ſuchte er ſich zu faſſen, ſo gut es ging, und ſagte zu ſeinem vermaligen Diener: „James, ich fühle, daß ich mich zu früh dem Unwetter des heutigen Tages ausgeſetzt habe; aber es ging nicht anders, bei Gott! nicht; Du weißt es ja ſelbſt am beſten. Ich habe mich ſehr erkältet und fürchte eine ernſtliche Krankheit. Hier hab' ich meine Bequemlichkeit nicht; ich ſehne mich nach Hauſe in meine Ordnung und zu meiner Tochter. Ich lege das Obercommando, da ja doch alle Gefahr vorüber iſt, in Sir Walter Sheel's Hand, und du fährſt mit mir nach Lindſayhall und bleibſt bei mir. Beſorge mir den Wagen."

„Wie Ew. Herrlichkeit befehlen," entgegnete der Pächter, und traf, ſo eilig es ſich thun ließ, die Anſtalten zur Abreiſe. Der Lord entſchuldigte ſich mit ſeinem überhand nehmenden Unwohlſein bei der Gentry, übertrug das Commando dem erſten Officier, leerte ſchnell noch eine Bowle heißen Punſch, ließ ſich in ſeine Pelze hüllen und in den Wagen heben und fuhr an ſeines getreuen Merries Seite von dannen. Die Nacht war düſter und ſtürmiſch, zerriſſene Wolken flatterten über den matt leuchtenden Halbmond und warfen Regen und Schnee zugleich. Die Fähren des Gebirges ſtöhnten ſchauerlich, vom mächtigen Fittig des Sturmes berührt. Die Fahrt konnte wegen des ſchlechten unſichern Weges nur langſam gehen. Die ſpärliche Unterhaltung drehte ſich um die Geſpenſtergeſchichte. So waren ſie über den Bergrücken gekommen, und ſchneller rollte der Wagen dem Parke zu. Als ſie an der Umzäunung deſſelben vorüber fuhren, warf der Lord einen ſcheuen Blick nach dem Monument auf dem Hügel, das aus der Nacht der Bäume unheimlich hervorſchimmerte; ein unwillkührlicher Schauer rieſelte durch ſeine Gebeine. Da bog der Weg in den Park hinein nach dem alten Schloſſe zu, das auf der entgegengeſetzten Seite lag, und der Wagen fuhr kaum hörbar über die Fichtennadeln, womit der Weg dick beſäet war, und kaum ſichtbar durch das hohe Holz. Plötzlich zuckte der Lord jach zuſammen, ſchnellte hoch auf vom Sitze und ergriff Morries Arm krampfhaft. Dieſer war eingeſchlummert und ſchreckte nun ſeinerſeits auch heftig empor. Die Pferde ſcheueten, der Kutſcher wimmerte mit angſtgepreßter Stimme ein Stoßſeufzerlein und der Diener, der vorn beim Kutſcher ſaß, war mit einem Satz vom Bock im Wagen, ohne die Erde berührt zu haben.

„Um Gotteswillen, was giebt's?" fragte James halblaut.

„Die Kuh!" ſtöhnte der Lord. „Die Kuh!" wiſperte der Diener und kauerte ſich im Wagen nieder, um nur nichts mehr zu ſehen, und der Kutſcher perorirte: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!"

Wirklich verſchwand, ſo viel in der Nacht zu erkennen war, eine einer Kuh ähnliche Thiergeſtalt hinter den Büſchen.

Morries war noch der Beherzteſte, und ſeinen Vorſtellungen gelang es endlich, den Kutſcher zum Weiterfahren zu vermögen. Der Lord zitterte am ganzen Leibe und ſchien keines Wortes fähig. So langten ſie am Schloſſe an. Nur in Morries Begleitung war der Diener aus dem Wagen zu bringen, um am Thore zu läuten. Zu ihrem Erſtaunen fanden ſie es auf, ebenſo die Hausthüre. Nirgend war eine menſchliche Spur zu entdecken; die Bedientenſtube zu ebener Erde leer mit weitaufgeſperrter Thüre. Die beiden beſchloſſen ſchnell, dem Lord nichts von dieſer Entdeckung zu ſagen, um ihn nicht in noch größern Schrecken zu ſetzen; ſie ſchlugen Feuer, zündeten ein Licht an, eilten damit hinaus und hoben den von Fieberfroſt geſchüttelten Mann aus dem Wagen. Der Diener ging mit dem Lichte voran, um zu leuchten; Morries führte den zitternden Lord, der die Oede des Hauſes gar nicht zu bemerken ſchien. Der Pächter hütete ſich wohl, ihn darauf aufmerkſam zu machen, befand ſich aber in der tödtlichſten Verlegenheit und der geſpannteſten Erwartung, was dies zu bedeuten habe. Da ſchlug, während ſie langſam und lautlos den langen, winklichen, gothiſch geſchweiften Corridor dahin ſchlichen, die Thurmuhr des Schloſſes mit gezogenen, ſchauerlich ſchrillenden Tonen zwölfmal, und die Schläge hallten in dem Gewölbe nach. Die Nacht grinſte ſie aus allen Winkeln an und wehrte ſich mit dichtern Schleiern gegen das ohnmächtige Licht, deſſen Strahl es nicht in ihre Heiligthümer dringen ließ. Das alte unfreundliche Schloß war jetzt doppelt unheimlich; Oede und Grauſen ſchienen ihre Wohnung darin aufgeſchlagen zu haben, und auch Morries wurde es bei jedem Schritte unwohler. Der verleuchtende Diener bog eben um eine vorſpringende Wand, als er einen dumpfen Schrei ausſtieß und das Licht fallen ließ. Beim letzten Schimmer deſſelben, eh' es verlöſchte, ſchweiften des Lords Augen vorwärts; auch er ſtöhnte: „O mein Gott, Sir Williams Geiſt!“ und ſank ohnmächtig zu Boden. Der Diener war entflohen, Morries Haar ſträubte ſich, als er beim dürftigen Mondſtrahl, der ſich durch eines der hohen düſtern Bogenfenſter ſtahl, mehrere geſpenſterhafte Geſtalten raſch an ſich vorüberhuſchen ſah; im Hintergrunde lärmte ein ſeltſames Geräuſch, Lichtſtrahlen blitzten plötzlich auf und zitterten raſch vorüber, Schatten ließen haſtig an den hohen Wänden hin, dann verſank Alles wieder in Nacht und Schweigen; nur des Mondes ſchwermüthiger Blick dämmerte durch das Fenſter, nur die ſchweren Athemzüge des Lords waren zu höten. Dem erſchrockenen Pächter wollte es trotz ſeiner Angſt bedünken, als ſei an dieſen Erſcheinungen viel Körperliches geweſen; er bemühte ſich, den Lord wieder zum Bewußtſein zu bringen, und ſchleppte denſelben, als er nur erſt wieder auf den Beinen ſtehen konnte, mehr als er ihn führte, nach deſſen Zimmer. Kildare weinte und ſchluchzte dazu, wie ein Kind. Ein neuer Uebelſtand trat ein. Merries konnte hier nicht Licht ſchaffen, und der Lord wollte durchaus nicht allein bleiben, und doch verſagte ihm die Kraft zu geben; er konnte ſich nicht mehr aufrecht erhalten und war von Fieberhitze überbrütet. Dennoch rief er mit wahrer Todesangſt nach Licht, und Merries lief endlich, um das ungeſtüme Verlangen ſeines Gebieters zu befriedigen, leiſe fort, um zu verſuchen, ob er nicht in Miß Eliſabeths Zimmern Licht auftreiben könne. Er klopfte an die Thüre; ein lautes Jammergeſchrei erhob ſich darin, und eine weibliche Stimme bat um Gnade und betete und fluchte untereinander, wie im Wahnſinn. Merries wußte nicht, was er davon denken ſollte. Doch klopfte er noch einmal und begehrte im Namen des Lords, der ſo eben krank angekommen ſei, Einlaß und Licht. Nun erhob ſich drinnen ein Zank dreier Frauenſtimmen, welche Merries endlich erkannte. Miß Eliſabeth befahl, daß geöffnet werde; Sally O'Neil wollte öffnen und Miß Margaret ſuchte es zu verhindern, und ſchrie jämmerlich dazu. Sie war es auch, die er zuerſt vernommen hatte. Morries nannte ſeinen Namen, auf der Letztern dringenden Begehr, und nun wurde die Thüre endlich aufgethan. Miß Margaret, auf ein unordentliches Lager hingeſtreckt, freute ſich nun eben ſo unſinnig, endlich ein lebendes bekanntes Weſen, einen Mann von Bein und Fleiſch, vor ſich zu ſehen, wie ſie vorhin gejammert hatte, und von ihr erfuhr James, daß das Schloß von Geiſtern wimmele, alle Diener vor Furcht und Entſetzen entſprungen und ſie ſelbſt, keine Viertelſtunde vor Morries Ankunft, aus ihrem Zimmer auf das der Miß Eliſabeth geflüchtet ſei, obgleich noch krank und elend, um nur nicht vom Geiſt der Frau Cauth erdroſſelt zu werden, der plötzlich drohend vor ihr geſtanden. Dem ſchlauen James fiel die Ruhe auf, in welcher ſich die danebenſtehende Sally und die in ihrem Bette im Nebengemach aufrecht ſitzende Eliſabeth befanden, doch hatte er jetzt nicht Zeit, weiter zu forſchen und die in ihm aufſchießende Ahnung zu verfolgen, und wollte ſich eben mit dem angezündeten Lichte wieder empfehlen, als die Thüre ſchnell aufgeriſſen wurde und Lord Kildare, ſich kaum mehr ähnlich, todtenbleich, mit hervorgequollenen, glanzloſen Augen, mit geſträubtem Haare, mit vorwärts geſtreckten Händen und ausgeſpreizten Fingern hereinſtürzte, ein jammervolles Wehgeſchrei ausſtoßend: „Weh' mir! Weh' mir! O'Donnels Geiſt! Sir Williams zürnender Schatten verfolgt mich! Alle Geiſter der O'Donnel ſtürmen in dieſem ihrem Schloſſe auf mich ein. Rettet mich! Schützt mich vor ihnen!" Und kraftlos ſank er auf Miß Margarets Lager, die, darüber von Neuem entſetzt, ſein Geſchrei mit dem ihrigen begleitete. Miß Eliſabeth ſprang herbei und rief dem Lord zu: „Beruhigen Sie ſich, mein Vater! Ihre aufgeregte Phantaſie täuſcht Sie. Sie haben nichts von Geiſtern zu fürchten. Es wird ſich Alles aufklären, beruhigen Sie ſich nur."

Aber der Lord erwiederte weinend: „Holt mir den Magiſter Erbiſtone herbei, daß er meine Beichte höre und mir meine Sünden vergebe. Er ſoll dieſe Nacht bei mir zubringen. Holt ihn ſchnell herbei!"

Morris mußte ſich entſchließen, den Pfarrer aus dem Dorfe herbeizurufen, ſo ſehr er auch in der Seele überzeugt war, daß es mit der Spukgeſchichte eine natürliche Bewandniß habe, und Eliſabeths Worte hatten ihn nur in dieſer Meinung beſtärkt.

Der kleine Magiſter folgte unweigerlich dem Befehle und trug ſein ewig lachendes Geſicht ins Schloß. Die entflohene Dienerſchaft rückte auch allmälig wieder ein, als ſie ſich überzeugt hatte, daß Menſchen und nicht Geiſter in den erhellten Zimmern hauſten.

Der Lord wurde todtkrank in ſein Zimmer zurückgebracht, der Magiſter verfügte ſich zu ihm, und zehn Lichter brannten auf dem Tiſche. Im Vorzimmer ſaßen alle dienenden Geiſter des Hauſes, vom Kammerdiener des Lords bis zum Küchenjungen herab, um James Morries verſammelt und erzählten ihm, laut durcheinanderſchreiend, die ſchrecklichen Ereigniſſe der letztverwichenen Stunde, während der Magiſter drinnen hinter der verſchloſſenen Thüre das lange Sündenregiſter des Lords empfing, dann und wann eine heiſere Lache zu den Kraftſtellen ausſtoßend. Die Summe von dem, was Morries vernahm, war, daß plötzlich, als ſchon alle im Schlafe gelegen und die Thurmuhr ſchon lange eilf geſchlagen, ein ſeltſames Geräuſch vernommen worden und die Thüre, die doch von innen verriegelt geweſen, geöffnet worden ſei. Ein dadurch ermunterter Diener ſei auf den Corridor hinausgegangen, aber mit wildem Geſchrei zurückgekehrt; die Andern, dadurch aus dem Schlafe geſchreckt, ſeien herbeigeeilt, und alle hätten die Geiſter geſehen, die alten O'Donnels und auch Sir William darunter. Lautlos ſeien ſie an den Wänden hingeglitten, ohne daß ſich ihre Füße bewegt, und ein wunderbarer Dämmerſchein ſei von ihnen ausgegangen. Nun ſeien Alle, von Grauſen gepackt, davon gerennt und hätten Thüre und Thore offen gefunden, die doch Abends verſchloſſen und verriegelt worden wären. — Bei einigen Bowlen Punſch, die der Lord ſeiner heldenmüthigen Dienerſchaft zum Beſten gab, wurde die ganze Nacht verplaudert. Die Geſellſchaft rückte enger zuſammen, die Mägde, dann und wann furchtſame Blicke nach der Thüre werfend, immer mehr in die Mitte, und alle alten und verſauerten Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten aus der ganzen Umgegend wurden wieder aufgewärmt und aufgetiſcht. Die begierigen Zuhörer fanden ſie aber ſehr ſchmackhaft, und in der That waren ſie auch gar ſo übel nicht; denn niemals iſt der Ire poetiſcher und exaltirter, als wenn er Geiſtergeſchichten oder die reichen wunderbaren Sagen ſeiner Heiden, Moore und Bergwälder erzählt. Der trübe Decembertag dämmerte, eh' ſich's die muntre Geſellſchaft verſah, und der Magiſter ſchlich grinſend vorüber, um ſich zu Hauſe auf ein Ohr zu legen; der Lord war etwas eingeſchlummert. Das furchtſame Volk zerſtreute ſich mit dem Tage; Morries aber ging der Spur ſeiner Ahnung nach, um ſich Licht zu verſchaffen, nach den Gefängniſſen hinab, worin die von Lord Wexford eingefangenen Rebellen verwahrt wurden, und fand ſie — erbrochen und leer. Nur ein einziges, das eine Treppe tiefer auf der andern Seite lag, und worin ſonſt nur die ſchlimmſten Verbrecher eingekerkert wurden, war noch verſchloſſen und unverletzt. Heimlich lachend ging der ſchlaue Pächter wieder hinauf, um den Lord über die Geiſtererſcheinung aufzuklären. Dieſer hörte ihm mit wachſendem Aerger zu und fing an, ſich ſeiner Geſpenſterfurcht und der Gebilde ſeiner tollen Phantaſie zu ſchämen, und bereuete, daß er den Geiſtern nicht lieber zu Leibe gegangen ſei. Während ſie noch darüber redeten, ſtellte ſich Shaun Donnough ein und begann einen ſchaudervollen Bericht von der Erſcheinung der alten Frau mit der Kuh, die ihn in der verwichenen Nacht mit Frau und Kindern aus dem Hauſe getrieben. Dieſen Morgen aber vermiſſe er die Schlüſſel zu den Gefängniſſen, die er als Gefangenwärter in Verwahrung hatte, und behauptete, ſie müßten ihm in dieſer Nacht geſtohlen werden ſein.

„Geh', ungeheurer Eſel!“ donnerte der Lord, plötzlich muthig und herzhaft geworden, den zitternden Wildhüter an, „oder ich mache dich ſtracks ſelbſt zum Geſpenſt.“

Hierauf verfügte er ſich an ſeines getreuen Merries Arm ſelbſt in die unterirdiſchen Gewölbe hinab, um Alles in Augenſchein zu nehmen. Unerklärlich blieb, weshalb die Befreier der Gefangenen erſt die Schlüſſel aus dem Parkhauſe geſtohlen, da die Thüren der Gefängniſſe doch mit tüchtigen Werkzeugen erbrochen waren; ja das Räthſel wurde noch viel dunkler, als Merries auf etwas Klirrendes trat und die

Schlüſſel aufhob, da wo die Treppe hinab zu dem tiefern Gefängniß führte.

„Ha, gewiß iſt der alte Rädelsführer der Mordbrennerbande mit ſeinen Ranken auch entſprungen!“ rief der Lord in einer Art von Verzweiflung, ergriff die Schlüſſel, eilte raſch hinab und öffnete das Gefängniß.

Dunfoere's hagre Greiſengeſtalt erhob ſich langſam vom Stroh, während ſein Sohn ruhig fortſchlief.

„Nein, Gottlob! ſie ſind noch da!“ rief der Lord mit einer teufliſchen Freude. „Nun, ihr zwei Hunde ſollt mir für die entwiſchten büßen!“ Und die Thüre wieder zuſchlagend, ergriff er Morries Arm und ſagte frohlockend: „Wir ſind in voriger Nacht noch gerade zur rechten Zeit gekommen! Wir haben die Schurken verſtört, und die beſten Vögel haben ſie uns im wohlverwahrten Neſte ſitzen laſſen. Na, wart nur, die ſollen die Suppe nun ausſeſſen! Die Freude iſt dir verſalzen, mein Pathchen. Denn nichts iſt gewiſſer, als daß dieſe neue Schurkerei von Lewis O'Donnel ausgeht.“

„Ich habe dieſelbe Vermuthung, Mylord, daß der Baronet die Hand dabei im Spiele hat, und eine Ahnung davon flog mich ſchon in der verwichenen Nacht an. Ich weiß, er liebt den alten Dunfoere ſehr, und er hatte ja auch, wie ich erfahren, Miß Eliſabeth geſtimmt, daß ſie bei Ihnen um Gnade für die Verbrecher flehen mußte.“ Weiter erlaubte ſich Merries nicht, ſeinen Vermuthungen, daß auch Miß Eliſabeth um die Befreiung der Gefangenen gewußt, Worte zu geben; denn er war ſchlau und eigennützig und verdarb es nicht gern mit einer Partei; auch war er der Tochter des Hauſes wirklich mit wahrer Treue ergeben, als daß er es hätte über ſich gewinen können, ihr durch das Lautwerden ſeiner wahrſcheinlichen Vermuthungen Unannehmlichkeiten zu bereiten.

„Ja, ja!“ rief der Lord, ſich vergnügt die Hände reibend, „da es mit der Landung der Franzoſen nichts war, ſo wollte mein lieber Pathe dieſe Nacht, die ich, ſeiner Vorausſetzung nach, in Bantry zubringen mußte, benutzen, um ſich ſeine Freunde aus meinen Gefängniſſen zu holen. James, das müßte ihm den Hals brechen, dem verdammten Buben, wenn wir's heraus kriegten, auf ihn bringen und ihm beweiſen könnten. Weiß Gott, was ich darum gäbe, mein Junge. Wir ertappten ihn in der eigenen Falle, und er müßte in der Grube verderben, die er mir gegraben. Und welch ein Gaudium für mich, wenn ich für den Schrecken und die Angſt der verwichenen Nacht Rache an ihm nehmen könnte; denn nichts iſt mir empfindlicher, als daß ich mich lächerlich gemacht habe, vorzüglich vor dem grinſenden Pfaffen. O James, wie beginnen wir's, um das Baronetchen zu fangen. Gelingt's, ſo erhältſt Du den Caſtor, das beſte Pferd aus meinem Stalle.“

„Am beſten ließe ſichs bewerkſtelligen,“ verſetzte Merries ſchmunzelnd, „wenn wir einen ſeiner Leute, die doch ſehr wahrſcheinlich um die Sache wiſſen, ja vielleicht gar dabei geweſen ſind, gewinnen und zu uns herüberziehen könnten. Nun hat der Baronet den Michaul Dahna, ſeinen Kammerdiener, aus dem Dienſt gejagt, und der Kerl ſitzt meiſt Grillen fangend in der Heideſchenke. Vielleicht gelingt's, ihn zu erkaufen. Schwer iſt's; aber mit Geld iſt Alles möglich. Ich wollte wetten, der Mic hat in dieſer Nacht einen Geiſt geſpielt, der Kerl kennt ja jeden Ort des Schloſſes bis auf den kleinſten Winkel. Haben wir ihn gewonnen, ſo haben wir den Baronet gefangen.“

„Ein köſtlicher Einfall, Junge! Aber wie gewinnen wir den Mic?“

„Ich ſelbſt darf nicht an ihn, ſonſt merkt er den Braten; auch wäre es beſſer, wenn wir Ew. Herrlichkeit aus dem Spiele ließen. Der Burſche wird ſonſt ſtutzig. Wir müſſen ihn fein' und liſtig kirren, daß er keine Witterung von unſerm Plane hat, ſonſt bricht er uns durch die Garne. Ich kenne ihn von ſonſt her, als wenn er mein Bruder wäre, und weiß genau, wie er behandelt werden muß. Sie thun am Beſten, Mylord, den Lord Werford und deſſen pfiffigen Kammerdiener Henderſon zu beſtimmen, daß ſie unſere Rollen übernehmen. Henderſon muß den Michaul überreden, Dienſte bei ſeinem Herrn zu nehmen, und der Lord muß dem Burſchen goldne Berge vermalen, bis er gebeichtet hat. Henderſon iſt ein ganz durchtriebener Kerl und beſchwatzt für eine gute Belohnung einen Engel zur Sünde.“

„Nun, wir wollen ihm das Maul ſchon ſchmieren,“ lächelte Kildare. „Alles iſt gut ausgedacht; Du biſt ein Prachtjunge, James, und Dein Schade iſt's auch nicht, mir ſtets ſo gute Rathſchläge zu geben; das weißt Du ja.“ —

Und noch an demſelben Tage ging eine Einladung an den tapfern Obriſten ab.

„Ich habe Ihnen ohnedies einen Beſuch zugedacht, Mylord Kildare,“ ſagte derſelbe am folgenden Tage, in das düſtre Wohnzimmer des alten Schloſſes zu Lindſarhall eintretend, „denn ich halte es für meine Pflicht, Sie in Kenntniß zu ſetzen, daß ich mich mit dem Baronet O'Donnel allernächſtens ſchlagen werde. Ich bin das ihm, der in einer allgemeinen Achtung, nicht nur beim Volke, ſondern auch bei meinen Officieren ſteht, nicht minder ſchuldig, als meiner Ehre. Die Ruhe iſt in der ganzen Gegend wieder hergeſtellt; wir haben nichts zu fürchten, was ſchnell meine Dienſtfunctionen in Anſpruch nähme, und ſo ſoll mich denn nichts abhalten, meinem Gegner zu beweiſen, daß ich nicht der Mann bin, der die Mündung eines Piſtolenlaufes, oder eine blanke Klinge fürchtet.“

„Ich weiß nicht, ob ich Sie darum loben oder tadeln ſoll,“ verſetzte Kildare. „Es wäre eine Schande für Sie, ſich mit einem ehrloſen Manne zu ſchlagen, und ich habe alle Urſache zu vermuthen, daß Lewis O’Donnel ein ſolcher iſt.“ — Hierauf erzählte er von dem Ueberfall und der Befreiung der Gefangenen, ſo viel er für gut fand, und verſchwieg alſo ſorgfältig ſeinen Schrecken, ſeine Geſpenſterfurcht und ſeine dem Magiſter geleiſtete Beichte, und knüpfte daran die Bitte, ſich mit ihm zur Entlarvung O’Donnels auf die von Morris angegebene Weiſe, die er für eignen Einfall ausgab, zu vereinigen.

„Zur Liſt müſſen wir unſre Zuflucht nehmen, mein lieber Obriſt, um jenem eben ſo vorſichtigen, als kühnen Verräther auf die Spur zu kommen. Jedes Mittel iſt erlaubt, wo es das Wohl des Staats und der Krone gilt, dies lehren uns die Grundſätze der Politik;“ ſo ſchloß Kildare, um Wexford zu beruhigen, der die entſchiedenſte Abneigung gegen alle verſteckten, mit ſeinem offenen Charakter im Widerſpruch ſtehenden Wege an den Tag legte.

„Wozu alle dieſe liſtigen Ränke, Mylord Kildare! Er fällt einſt noch mit den Waffen in der

Hand in unſre Gewalt oder ſonſt im Begehen irgend einer That, wo wir offen, mit dem Geſetz gerüſtet, gegen ihn handeln können. Dann iſt's noch früh genug, und er ſelbſt hat mit Fug und Recht die Folgen davon zu tragen. Daß man ihn jedoch nach der Weiſe der Diener der heiligen Hermandad mit Netzen und Fallen umſtellt, oder, nachdem man irgend ein zweideutiges Wort oder eine freimüthige Aeußerung erlauert hat, über ihn herfällt, das — haſſe ich, Mylord, ſelbſt bei den Dienern der Gerechtigkeit, am allerwenigſten aber mag ich die Hand dazu bieten. Und iſt es denn erwieſen, daß er den nächtlichen Einbruch in Ihr Schloß leitete? Können es nicht viel wahrſcheinlicher die Spießgeſellen der Gefangenen geweſen ſein, ihre Freunde und Verwandte? Ich möchte mich weit eher für das Letztere entſcheiden."

„Ihr braves Soldatenherz will immer nicht an das Böſe glauben," lächelte Kildare. „Allein ich kann nicht umhin, zu verſichern, daß Sie in Ihrer Garniſon gegen O'Donnel und ſeiner Bande Ueberfall nicht geſchützter ſind, als ich in meinem Schloſſe. Kennen Sie die Wirkung, die ein fanatiſcher Kopf auf die dumme rohe Menge ausübt? Und hat dieſer O'Donnel nicht alle Eigenſchaften eines vollkommenen Schauſpielers, um das Volk zu bethören? Er erheuchelt Tugend, Frömmigkeit, Enthaltſamkeit, Tapferkeit; er huldigt den wüthenden Leidenſchaften des Pöbels und iſt dadurch ſein Abgott geworden; er hat durch ein wohlberechnetes Spiel ſogar beſſere Naturen umſtrickt. Was iſt dieſem gefährlichen Menſchen nicht Alles möglich! Mein Leben liegt in ſeiner Hand, wie Ihre Ehre, Mylord. Er darf nur wünſchen, und ich werde in meinem Schloß ermordet; er darf nur wünſchen, und Sie werden in Ihren Caſernen überrumpelt, entwaffnet, geſchändet. Um ſich ſeiner zu erwehren, müſſen wir gleiche Waffen gegen ihn brauchen: Liſt, Verſchlagenheit."

Dieſes Argument wirkte ſchlagend auf die Bedenklichkeiten des Obriſten. Kildare hatte ihn bei der rechten Stelle gefaßt; die vorgeſpiegelte Schande, ſich von den Rebellen entwaffnet, gefangen zu ſehen, griff ihm ſchon jetzt an das Herz, und er ging nun unbedingt auf die Pläne ſeines Gegenübers ein.

Es wurde nun beſchloſſen, keine Mühe zu ſparen, den von O'Donnel verabſchiedeten Diener zur Annahme eines Dienſtes bei Lord Werford zu bewegen, oder denſelben, wenn dies nicht gelingen ſollte — woran man jedoch nicht zweifelte — über Sir Lewis Handlungen auszuforſchen.

Während der Obriſt nach ſeinem Standquartier zurück ritt, war er in Gedanken bald mit dem Charakter des Mannes beſchäftigt, dem er die Ehre des Zweikampfes zuzugeſtehen im Begriff war, und den er, nach den bisher über ihn gemachten Erfahrungen, als vollkommen befähigt dazu erklären mußte, bald unterſuchte er, ob der durch Befolgung der Verſchläge Kildare's der Regierung geleiſtete Dienſt auch mit der wahren Ehre des Mannes im Einklange ſtände. Da gab plötzlich der Anblick der niedrigen, ſo wenigen Schutz gewährenden Mauern, im Augenblick als er auf den Hof der Dragoner-Caſerne einritt, und der Gedanke: wie wenn einſt das Regiment hier überfallen und gefangen würde, was einem kühnen Rebellenhaufen nicht ſchwer werden dürfte! — ein Gedanke, der für das Ehrgefühl eines brittiſchen Cavallerie-Officiers ſo unerträglich war, wie die Schande ſelbſt — ſeinem Schwanken den Ausſchlag, und ſein Entſchluß war plötzlich gefaßt. Dann vom Pferde ſteigend, und, ehe er von den zur Abendparade auf dem Platze verſammelten Officieren umringt wurde, gab er Henderſon die nöthige Weiſung im Betreff des gegen O'Donnels verabſchiedeten Diener zu beobachtenden Verfahrens.

Viertes Kapitel.

Schickſalsvolle Begegnungen in der Heideſchenke.

Michaul Dabna wohnte zwar noch mit Frau, Kind und Bruder in dem kleinen Parkhäuschen zu Greenledge, und der Baronet zahlte Maja monatlich den Gehalt aus, wie früher, aber der Wurm, von allen Dienſtleiſtungen ausgeſchloſſen zu ſein und gleichſam das Gnadenbrot zu eſſen, nagte ihm am Herzen. Er war ein ſchwermüthiger Träumer geworden; das peinigende Gefühl verließ ihn nie, an dem ihm ſo theuern Manne ein Unrecht gethan zu haben, obgleich er es ſeinen ächt iriſchen Begriffen nach, die Selbſthülfe, wo von Geſetz und Recht keine Aenderung zu erwarten iſt, für erlaubt halten, nicht einſehen konnte; die Liebe ſeines Weibes konnte ihn nicht mehr beglücken, er brütete über düſtere Pläne und ſuchte die heimlichſten Schlupfwinkel der Rebellen auf. Ein großer, gewaltiger Schmerz lag in ſeiner Seele, er war mit ſich ſelbſt zerfallen, er konnte aus Sir Lewis nicht klug werden und ging ihm, wie er nur konnte, aus dem

Wege. So kam es, daß er ſeine Wohnung ganze Tage mied und dann wieder ſtill und in ſich gekehrt ganze Tage hinter dem Ofen derſelben ſaß und in das Schneegeſtöber oder in die auf dem Meerbuſen wogenden Nebel hinausſtarrte. Wenn es das Wetter erlaubte, ging er gern einſame, wenig betretene Fußpfade über die Bergrücken nach der Heideſchenke hinab und rief ſich dort unter Menſchen, die er liebte, und von denen er geliebt wurde, verklungene und abgefärbte Jugendträume in die Erinnerung zurück. Auch hielten die Rebellen unter dem Schutze der alten Peppy manche geheime Sitzung im Hinterhauſe, und Michaul fand hier oft Gelegenheit, ſeinen düſtern Unmuth in hellen Wortesflammen auflodern zu laſſen. In einem andern Wirthshauſe ſah man ihn nicht. Seit der beabſichtigten und verunglückten Landung der franzöſiſchen Flotte hatte Michaul noch mehr Gelegenheit, die Heideſchenke zu beſuchen. Zwei große Kriegsſchiffe lagen auf Wache in der Kenmare-Bai, ſo wie auf ähnliche Art alle Buſen und Küſten des ſüdlichen und weſtlichen Theils der Inſel beſetzt und bewacht waren; und die muntern Schiffsleute, faſt alle mit Michaul befreundet, pflegten fleißig bei Mutter Peppy einzukehren; denn ſie hatten von ihr nicht weit zu ihren Schiffen. Eben ſo lag ſeit dieſer Zeit eine Abtheilung Fußſoldaten in Kenmare, die, um die verdächtigen Bewohner der Umgegend in Reſpekt zu halten, ſo oft ſich's des Wetters wegen thun ließ, Waffenübungen auf der Heide vernahmen.

Am frühen Morgen erſchienen unter Anführung des Quartiermeiſters oder des Oberbootsmanns die Matroſen, die, um friſche Lebensmittel an Bord zu holen, Waſſer einzunehmen, oder irgend etwas an den Schiffen zu beſſern, ans Land gekommen waren, um mit einigen Gläſern ächter Waare den Geſchmack zu verbeſſern, der ihnen, wie ſie ſcherzhaft meinten, durch Admiral Grog *) beim Frühſtück verdorben war.

Gegen Mittag erſchienen jene ärmſten aller Pächter oder Bauern, um ſich, bevor ſie den geringen Erlös für die zum Markt gebrachten Lebensmittel nach Hauſe brachten, eine kleine Güte zu thun. Alsdann reichte das Uebrige gerade noch hin, die rückſtändigen Gefälle für den Monat zu bezahlen. Für das, was ein Glas Whisky oder ein Maas Ingwerbier koſtete, konnten ſie ja doch den zerlumpten Rock, aus deſſen vielen Riſſen die ſehnigen Arme und andere Theile des nackten Körpers hervorſchienen, nicht durch einen neuen erſetzen, oder dem ſie begleitenden Knaben, welcher neugierig mit den Falkenaugen die Wohlhabenheit der

---

*) Admiral Grog war die Veranlaſſung, daß der Rum, welcher den Matroſen früher rein geliefert wurde, um Exceſſe zu verhüten, die ſo häufig aus der Trunkenheit hervorgingen, mit drei Theilen Waſſer vermiſcht, ausgetheilt wurde.

Stadt beſchaut hatte, während er barfuß und abgeriſſen mit verwildertem Haar neben dem Vater hergetrabt war, ein ihm gegen die Winterkälte ſo nöthiges Röckchen kaufen. Wer hätte es den Armen verdenken mögen, wenn ſie ſich auch nur für wenige Stunden Troſt und Vergeſſenheit ihrer Leiden aus dem berauſchenden Becher tranken?

Wenn die Parade auf der Heide vorüber war, füllten Soldaten das alte baufällige Haus, um die wenigen Stunden, die ihnen der ſchwere Dienſt frei ließ, bis zur Retraite zum Vergnügen zu benutzen. Dieſe Armen, nur ſelten aus dem ſtrengen Joche befreit, ſind jedoch ſchlechte Herren ihrer Neigungen und Gelüſte und ſehen daher viel öfter, als ihnen gut iſt, den Boden der blanken, zinnernen Krüge. Sie ſingen und trinken, und trinken und ſingen und laſſen den König hoch leben und Altengland und die ſchöne Nel von Cork, und die blonde Pell, und die ſchwarzäugige Baß von Waterford und Bellfaſt, und hören nicht den Retraiteſchuß und den unter dem Fenſter wirbelnden Tambour, und erkennen in ſüßer Vergeſſenheit den geſtrengen Corporal mit der Patrouille nicht, der ſie auffordert, in die Caſernen zu gehen. Subordination! welch lächerliches Wort für die freien Männer von England, die den Corporal hinauswerfen mit der Patrouille und in ſeligem Taumel Brüderſchaft trinken mit dem Offizier, der mit der Wache kommt und die braven Burſche endlich unter Schmeichelworten zur Caſerne führt, vor der ſie morgen zur ſelben Stunde, mit Sack und Pack und noch einigen ſchweren Musketen beladen, und wenn es Reiter waren, geſattelt und gepackt, wie ihre Pferde, mit Säbel, Carabiner und Piſtolen auf und ab ſchreiten, in tiefe Betrachtungen verſunken über den Wechſel der Dinge und die Veränderlichkeiten im menſchlichen Leben. Unterdeſſen ſitzen in den obern Zimmern der Schenke, die Hände in den Taſchen, mit weit von ſich geſtreckten Beinen, in eine undurchdringliche Dampfwolke gehüllt, die Stewards und Steuerleute von den Kauffahrern, Proviantmeiſter und Hochbootsleute von den Kriegsſchiffen in ſtrenger Abſonderung von den Landtruppen, über die ſich alles, was Seemann heißt, hoch erhoben fühlt. Erſt wenn die untern Räume von den Soldaten geſäubert ſind, miſchen ſie ſich unter die ehrbaren Landleute und Bürger, die, von Geſchäften über Land heimkehrend, noch einen Trunk in der Heideſchenke thun, ehe ſie den ſpäten Gang über das Meer nach der Stadt zu wagen; auch ſchlägt die Hoffnung, Reiſegefährten in der Schenke zu finden, nie fehl. Die Angelegenheiten des Landes, des Parlaments, die Maßregeln der Miniſter werden beſprochen und getadelt, während alle Andern die Vertheidiger der hölzernen Wälle auf jede Weiſe zu ehren bemüht ſind und ſo wenig die oft etwas derbe Gutmüthigkeit derſelben, als die Grandezza übel nehmen, mit der jeder brittiſche Seemann mehr oder minder zu verſtehen giebt, daß er ein Theil des Strahlenkranzes iſt, der Britanniens weites Reich mit ſo glanzvollem Schimmer umgiebt.

Gewöhnlich entbrannte Kampf und Streit, wenn der Zufall alle dieſe Stände in der Heideſchenke unter einander miſchte. Grimmiges Boxen entſchied den Streit unter Soldaten und Matroſen. Blut war faſt immer die Looſung unter den Soldaten und dem iriſchen Landvolke, da beide Theile ſich abſichtlich durch raſches Trinken erhitzten, nur um Gelegenheit zu finden, den unauslöſchlichen Nationalhaß durch einen Kampf abzukühlen, der ſelten ohne Hinterlaſſung von Todten und Verwundeten auf beiden Seiten endete. Der Matroſe vergißt dann für den Augenblick, daß er ein Engländer iſt, und giebt, indem er den Eingebornen beiſteht, nur ſeinem Haß gegen die Landratten Raum, bemüht, mit knorriger Fauſt das Deck von den Rothjacken ſchnell zu reinigen.

Solch muntres, lautes und vielbewegtes Leben hatte nun ſchon eine ganze Woche ſeinen Wohnſitz in der ſonſt öden Heideſchenke aufgeſchlagen, und Gäſte aller Art beſuchten Mutter Peppy's unanſehnliches

Wirthshaus, wovon die meiſten viel Geld aufgehen ließen, wo ſonſt nur der arme Landmann, höchſtens der wenig bemittelte Bürger, ſeine Paar Pennys ſitzen gelaſſen hatte. Das rührige Schaffen ſchien der alten Wirthin trefflich zu bekommen und der Segen der einträglichen Arbeit ſie zu verjüngen. Oft waren nicht Hände genug da, alle Gäſte zu bedienen, das weite Lokal der untern Stube langte nicht hin, die Menge der Einkehrenden zu faſſen, das obere Zimmer war eingerichtet worden (auch ſchon deshalb, weil die Seeleute gern allein ſein wollten), und bald reichte auch dieſes nicht mehr zu; es mußte an eine dritte Schenkſtube gedacht werden. Die zahlreiche Familie zeigte bald durch eine beßre Kleidung, daß ſie den guten Verdienſt auch gut anzuwenden wiſſe, und bald nahmen auch einzelne Theile des Hauſes eine beßre Geſtalt an. Peppy unterhielt alle Gäſte durch ihre klugen und oft witzigen Reden, ſie ſuchte Zank zu verhindern, Streit zu ſchlichten, und es gelang ihr nicht ſelten, Blutvergießen zu verhüten. Schon in der erſten Woche noch zeigte ſich ihr Einfluß auf die Gemüther ihrer Gäſte; man fing an, ihr zu gehorchen, Schlägerei wurde ſeltener, und wo die Alte waltete, ſchien ſie die Dämonen des Streits, die die hitzigen Getränke gelöſ't, wieder zu feſſeln. Bald hieß es allgemein unter Matroſen und Soldaten: Nirgend kann man ſeinen Krug ruhiger trinken, als bei Mutter Peppy. Man muß der Alten gewogen ſein, man mag wollen oder nicht.

Wenn Michaul Dahna jetzt die Heideſchenke beſuchte, pflegte er ſich gewöhnlich ſchweigend in eine Ecke zu drücken, wo er unbemerkt und ungeſtört hören oder mit einem Bekannten ein vertrautes Wort reden konnte. Nur ſelten miſchte er ſich in die allgemeine Unterhaltung. Meiſt plauderte Peppy ſelbſt ein Viertelſtündchen mit ihm, oder Bobby ihr Sohn, raunte ihm ein freundliches Wort zu. Doch ſeinem ſcharfen Ohre entging in dem düſtern Winkel nichts von dem, was ſeinen Herrn betraf, oder was auch nur in der entfernteſten Beziehung zu den Angelegenheiten ſtand, von denen er wußte, wie ſehr dieſelben Sir Lewis Theilnahme erregten.

Henderſon, der ſich ſeit der bittern, in der Strandſchenke gemachten Erfahrung jetzt einer um ſo größern Vorſicht in ſeinen Aeußerungen befleißigte, je mehr er einſah, daß er durch geſchicktes Verhehlen ſeiner Meinung und eine gewiſſe diplomatiſche Verſchlagenheit allein etwas in der Sache ausrichten konnte, welche er doch eigentlich nur deshalb haßte, weil ſein Herr ſie haßte, oder weil ihm das Hinterbringen einer oder der andern Neuigkeit reiche Spenden von Lord Kildare einbrachte, hatte Michaul, ſeitdem dieſer dienſtlos war, ſchon mehrere Male in der Heideſchenke geſehen und geſprochen; doch nur ſelten hatte ihm der Einſylbige Rede geſtanden, und die glatten Worte, mit welchen der Engländer den Iren zu kirren geſucht, um etwas über deſſen Verhältniſſe zum Baronet zu erfahren, waren jedes Mal erfolglos an dem finſtern Weſen des anſcheinend tauben Mannes abgeprallt.

Es war gerade am achten Tage nach der vereitelten Landung der Franzoſen, als Michaul wieder in der obern Stube der Heideſchenke ſaß. Er war viel zu beſcheiden, um ſich unter die Seeleute zu drängen, welche die Bänke eingenommen hatten, ſondern hatte ſeinen Platz am Kamin genommen, wo Peppy das warme Bier bereitete, und koſete mit ihr.

St. Patrik weiß, was die bunte Kleiderbürſte des Lord Wexford von Dir will, Mic," ſagte ſie; „der hochmüthige Menſch iſt nun ſchon zwei Tage hinter einander da geweſen und hat nach Dir gefragt."

„Er hat der Zeit zu viel und wird ſie ſich von mir vertreiben laſſen wollen," lachte Michaul bitter. „Und doch fürchtet er ſich vor einigen Seelöwen dort und ſchaufelt wie ein Spürhund, ob vielleicht Einer oder der Andere da iſt, vor dem er Reſpekt haben mag."

Sie ging, um Gäſte zu bedienen, und Dahna horchte auf das Geſpräch derſelben. Die Landung der Franzoſen war der Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

„Allen Reſpekt vor der brittiſchen Marine! Aber ich ſage Euch ein für alle Mal, wenn der dicke Nebel und der Sturmwind nicht dazwiſchen kam, Kameraden,“ rief der Steuermann der Najade, „ſo will ich verdammt ſein, wenn Einer von uns Allen mit Sicherheit hätte für den Ausgang ſtehen können. Bedenkt nur, es waren ihre beſten Schiffe. Vier vom erſten Range, zehn ſtarke Fregatten, eben ſo viele Briggs, ohne der leichtern Fahrzeuge zu gedenken. Die Kerls hielten ſich gegen die See und den Sturmwind, der ihnen gerade in die Zähne blies, eben ſo lange und muthig, wie nur irgend eines von Sr. Majeſtät Schiffen gethan haben würde. Hol's der Teufel, ſie hatten's dieſes Mal ganz darauf abgeſehen, durchzudringen bis an die Küſte. Gelang's ihnen, ſo hätten wir ein böſes Spiel gehabt, denn ſie hatten die rechte Zeit gewählt. Bei allem Muthe von Altengland's braven Burſchen würden unſere paar Fregatten und Briggs, und wenn ich Schooner und Kutter hinzurechne, kreuzten doch nur etwa zwölf Fahrzeuge ihnen gegenüber, nicht einen halben Tag im Fahrwaſſer geblieben ſein, ohne daß ſie uns rein von allen Segeln und Maſten entblößt, wie die Hulks vor Portsmuth und Schereß, in die Bantry-Bai oder nach Crookhaven hineingetrieben hätten.“

„Und waren ſie erſt an der Küſte, Mſtr. Mac

Tillies, wohin ſie, jedoch nicht, ohne manchen Eiſenball in den Rippen zu fühlen, gekommen ſein würden,“ ſagte der Quartiermeiſter vom Delphin, „dann hatten ſie leichtes Spiel. Die katholiſchen Murphys und Pedds, die jede andere Flagge lieber in ihren Häfen ſehen, als das Andreaskreuz von England, hätten ihnen beim Landen die Hand gereicht, und die Handvoll Truppen an der Küſte würden's nicht haben hindern können.“

„Wohl aber möchte ich wiſſen,“ fuhr der Steuermann fort, „nachdem der Spaß für dieſes Mal vorüber iſt — denn lange wird's nicht dauern, ſo müſſen wir hinter ihnen her mit einer tüchtigen Macht, — was an dem Tage dem langen Parker einmal wieder im Kopfe herumſpukte. Ein tüchtiger, braver Mann! kein beßrer Hochbootsmann — ohne Jemanden zu verachten auf irgend einem europäiſchen Kiel! Hättet Ihr geſehen, wie er liebäugelte mit den Schiffen der Franzmänner, und welche Geſichter er ſpäter ſchnitt, als der Sturmwind, der auch uns ſo wenig verſchonte, daß wir Bugſpriet und Foretopmaſt verloren, endlich zwiſchen ſie fuhr, Ihr hättet geglaubt, den fliegenden Holländer zu erblicken, oder Old-Nick, wenn er mit höhniſchem Blick, Unheil verkündend, über das Verdeck hinſchreitet, denn eben ſo drohend war ſein Angeſicht mit den zum ſchrecklichen Ernſt verſtimmten Zügen. Der

Ton ſeiner Pfeife, der in ſeinen ruhigen Tagen ſchon ſtark genug iſt, hätte Todte in den Gräbern aufwekken können, und das Rollen ſeiner glühenden Augen, während er anſcheinend in größter Ruhe auf die Ankerſpille gelehnt, mit einem unheimlichen Lächeln jeden Splitter, den eine feindliche Kugel oder der Sturm über Bord führte, folgte, war wirklich grauſig mit anzuſehen. — Worauf grollſt Du denn, alter Seelöwe, fragte ich ihn, indem ich eine Kanone laſchte, die ein Kernſchuß von der Stadt Paris noch ganz zuletzt von der Lavette herabgeſtürzt hatte. — Mit den Elementen, alter Dick, und allen böſen Geiſtern des Salzwaſſers, rief er mit einem Lachen, das mir durch Mark und Bein ging, und ſtieß ein paar derbe Splitter, die vor ihm niederfielen, brummend mit dem Fuße fort. Sind uns heute doch ganz dienlich, Kamerad, erwiederte ich leiſe; denn ich war nicht wenig erſchreckt, wie der Verwegene die unheimlichen Weſen des Waſſerreichs hervorrief. — Mir gerade ſo dienlich, als eine Gallone kalten Waſſers im Magen, alter Narr! rief er grimmig lachend und ſtieß, da eben der Top vom Miſanmaſt krachend über Bord fiel, in ſeine Pfeife, daß mir das Zwergfell zu ſpringen drohte.“ —

„S' iſt ein ſonderbar Ding mit dieſem Parker,“ ſagte der Bootsmann vom Delphin und ſtieß die leere zinnerne Kanne auf den Tiſch, deren hohler Klang ſogleich die Wirthin herbeiführte, die ſolche Töne nicht ungern vernahm. „Einen heißen, Mutter Peppy! mehr Brandy, weniger Porter hinein, Ingwer und Zucker nicht vergeſſen! Verſtanden, Frau Toole?“

„Wohl, Sir!“ verſetzte die Alte, ich hoffe, es zu treffen, ſo daß es dem Herrn beſſer behagen wird, als der letzte Kernſchuß von der guten Stadt Paris.“

Die Seeleute lachten, und der Bootsmann ſagte ebenfalls lachend: „Man muß der alten Hexe etwas zu gut halten.“

Der Duft des neuen Topfes, welcher jetzt aufgetragen wurde, wirbelte dem Bootsmann kräftig entgegen; er that einen tüchtigen Zug, wandte ſich wieder zum Steuermann der Najade und fuhr fort: „Ja, wer Parker's Thun in den fremden Gewäſſern ſieht, gleichviel, ob unter der Glut der Mittagslinie, oder im Eiſe des Nordpols, im Kampfe mit unſern Feinden zur See, oder mit Maratten und Menſchenfreſſern, im einfachen Dienſt, oder beim Grogglaſe, der freut ſich über die kalte Ruhe, mit der er am Bord unter dem Sauſen der Kugeln ſeine Pfeife handhabt, oder wie er mit der Rieſenfauſt das Schwert auf das Heidengeſindel an den fremden Küſten ſchwingt, und über die Heiterkeit, mit der er beim vollen Glaſe die herrlichſten Lieder ſingt. Ja, dann giebt es keinen luſtigern Burſchen unter allen Winden, als unſern Parker.“

„So wie's aber heimwärts geht," ſchaltete der Steuermann ein, „ſo iſt er wie verwandelt. Immer toller wird ſein närriſcher Spleen, und ſieht er nun vollends die weißen Berge von Altengland, dann wird er unwirſch, wenigſtens ſobald wir die Anker an irgend einer Küſte fallen laſſen. Spähend, wie ein ſcheuer Luchs von Ceylon ſchleicht er übers Deck hin. Jeden hört er reden, er ſelbſt ſpricht nur wenig. Sein Blick aber dringt ins innerſte Mark ein, und auf eines jeden Geſicht, möcht' ich ſagen, lieſ't er, was einer denkt. So treibt er's nun ſchon manches Jahr. Den Dienſt wahrt er dabei, wie einer der Beſten. Aber der Teufel weiß, worüber er ſpintiſirt. Hier geht er nur ſpät Abends ans Land und nüchtern, wie ein Fiſch, kommt er jedesmal mit dem Kanonenſchuß, ganz das Gegentheil von uns Andern, pünktlich an Bord."

„Wie kommt's denn, daß man hier noch keinen Fuß von ihm geſehen hat!" fragte der Quartiermeiſter. „Er iſt doch ſonſt den Wirthshäuſern nicht abhold."

„Ei, weißt Du nicht, was mit ihm geſchehen?" verſetzte der Bootsmann. „Iſt er denn noch nicht zurück?" wandte er ſich zum Steuermann der Najade.

„Kein Wort weiß ich!" rief der Quartiermeiſter. „Iſt er denn nicht an Bord Eures Schiffes, Mſtr. Mac Tillies?"

„Nicht ſo,“ entgegnete dieſer. „Er fehlt ſeit einer Woche, ſeit dem bangen Tage. Als nämlich die Franzmänner ihre Seegel rückwärts praßten, da kämpfte eines ihrer leichtern Fahrzeuge, welches von der Flotte weit abgetrieben war, ſchwer mit den Wellen. Die Nacht trat ein, und es hatte ſich noch nicht wieder mit der Flotte vereinigt. Der Wind trieb es fortwährend nach Oſten, es ſchien beträchtlichen Schaden gelitten zu haben und ſich mit dem Marsſegel an dem kurzen, gebrochenen Maſte nicht mehr flott halten zu können. Wir ſegelten auf gleicher Höhe mit dem Schiffe, als, wie Ihr wißt, das letzte Signal vom Admiralſchiff, das man noch erkennen konnte, der Escadre den Befehl ertheilte, ſo gut es anginge, nach der Bantry-Bai oder nach irgend einem andern nahen Hafen zurückzugehen und auf dem Wege die feindlichen Schiffe, mit welchen man etwa noch zuſammenträfe, aufzubringen oder zu vernichten. Unſer Kapitän machte alsbald Jagd auf das feindliche Schiff, ſo gut es die hochgehende Fluth erlaubte, und wir hatten Segel aufgeſetzt, mehr, als wir tragen konnten. Doch unfern vom Mizenpoint, wo es durch das Vorgebirge geſchützt wurde, verloren wir es plötzlich aus dem Geſicht, als wenn es uns Old-Nick ſelbſt entführt hätte: Da das weitere Verfolgen an der Küſte gefährlich wurde, und man vermuthen mußte, daß das feindliche Schiff irgendwo auf den Strand laufen würde, ſo wurde das Longboot zur Recognoscirung längs der Küſte bemannt. Parker erbot ſich freiwillig zum gefährlichen Commando des Fahrzeugs. Es iſt der achte Tag, daß er, wörtlich genommen, im Dunkel der Nacht und hinter den Wogenbergen verſchwand. Iſt er mit dem Feinde zugleich eine Mahlzeit der Fiſche geworden, hat ihn jenes feindliche Schiff gar ſelbſt gekapert? Darüber iſt bis jetzt keine Gewißheit! Bei Cap Clear, ſo ſagen Einige, habe man das gänzlich entmaſtete Wrack eines Kriegsſchiffes umhertreiben ſehen.“

Eine minutenlange Stille trat ein; Jeder ſah in ſich verſunken vor ſich hin, da hörte man draußen ein Geräuſch und flüſternde Stimmen, und gleich darauf die Tritte eines Mannes auf der Hausflur; jetzt ſprang die Thüre auf, und herein trat Parker mit ſeinem ernſten Geſicht, begrüßte ringsum ſeine Kameraden und ſetzte ſich ohne Weiteres an das obere Ende des Tiſches zu den Zechenden.

„Beim heiligen Georg!“ riefen die Erſtaunten, „da iſt er ja ſelbſt! Iſt's nicht, als wenn wir ihn citirt hätten durch unſere Erzählung? Willkommen im Hafen, braver Parker! Seit wann liefſt Du ein? He! wie ging's mit dem verteufelten Kreuzzug? Was macht das Longboot? Wie ſteht's mit der Priſe?“

„St. Patrik ſtehe mir bei und ſegne den Fluß Eurer Rede! So wenig man mit allen Winden zugleich ſegeln kann, eben ſo wenig bin ich im Stande, alle die Fragen, die, wie ein Wirbelwind, aus Eurem Schlunde hervorbrauſen, auf einmal zu beantworten. Alſo vernehmt denn zuerſt, daß ich ſeit zwei Stunden, eben wie der Vollmond heraufkam, vor Anker ging. Mit dem Kreuzzuge fürs zweite ging's ſchlecht, weil ich meinen Zweck nicht erreichte. — Das Segelboot für's Dritte, oder die Schaluppe, hat mich gelehrt, was man mit ſolch einem Dinge ausrichten kann, wenn man nur ruhig bedenkt, daß man auf dem Royal George eben ſo wenig unſterblich iſt, als auf der Pinaſſe. Es iſt mir zweimal leck geworden, und mein Glücksſtern hat mich doch nicht verlaſſen, wie Ihr ſeht. Mit der Priſe endlich ſteht's noch am Beſten. Als ſie locker wurde in ihren Rippen und Planken, da ging die Mannſchaft mit den Böten unter Segel. Sie hat entweder ihr Grab in den Wellen gefunden, oder iſt von einem ihrer Streifer an Bord genommen; ich verlor unſre Schaluppe aus den Augen, als ich meine Blicke auf die Corvette richtete, die wie ein gläſerner Krug an den Felſen von Glandore, wo ſchon manch ſtattliches Schiff verſenkt liegt, zerſchellte. Ich dachte mir ſo Einiges aus den Trümmern heraus zu fiſchen, und trieb daher das Boot ſo nahe, als möglich heran. Es war jedoch ſchon ein anderer Priſenmeiſter dabei geſchäftig. Evans mit dem einen Auge, Ihr kennt ihn ja alle, den wackern Helden, mit ſeiner traurigen Geſchichte. Stolz umkreiſte er gleich dem Adler an Bord ſeines Kutters, mitten unter ſeiner Flotte von Böten und kleinen Fahrzeugen, die ſchwimmenden Trümmer und nahm davon Beſitz im Namen aller Hülfsbedürftigen an jenen Küſten, welche die Armen ihr Vaterland nennen, ohne dabei ſo viel zu haben, wohin ſie ihr Haupt trocken niederlegen können.“

„Halb Part, Kamerad! rief ich lachend, als er mich mit dem einen, ihm übrig gebliebenen Falkenauge erkannt hatte. Doch bedeutungsvoll wieß er mit der Rechten auf einen Haufen halbnackter Landsleute, die hungrig am Ufer lagen, und mit wilder Gier den etwa zu rettenden Proviantfäſſern entgegenſahen. Ich verſtand Evans O'Neil und ſegnete ſeine Gedanken. Laß einmal die Armen von Glandore und Klonakilty ihren Hunger ſtillen und ihre nackten Leiber bedecken, Freund Parker! ſagte er mit finſterm Ernſt. Von den Schiffstrümmern mögen die Heimathloſen ſich Hütten bauen und ein Feuer anzünden, um die in den Schluchten der Uferfelſen erſtarrten Glieder zu wärmen. — O'Neil half mir mein leckes Fahrzeug ausbeſſern, und da mir der Wind contrair war, blieben wir ein paar Tage bei einander; dann nahm ich meinen Weg längs der Küſte zurück, langſamer, als ich gekommen war, da mir der Wind, der zwar etwas nachgelaſſen hatte, doch noch immer entgegen war. Die neueſte Verfügung nicht kennend, lief ich in die Bantry-Bai ein und ſuchte dort unſre Najade. Dort ließ ich mir den zweiten Leck bepflaſtern; deshalb bin ich ſo lange ausgeblieben. Ihr lacht, weil ich ſo leer ausgegangen bin! Immerhin! es thut nichts. Zu gelegener Zeit nimmt Parker doppelt, wo es, ohne die Armen zu beeinträchtigen, geſchehen kann. Doch jetzt, Freunde, laßt uns noch einmal trinken, und dann an Bord in die Hangematten! Glaubt mir nur, ich ſehne mich ſeit meiner Irrfahrt nach Ruhe in meiner Matte eben ſo heiß, wie die Iren nach Frieden auf die vielen Stürme, die ſeit ein Paar Jahrhunderten über dieſes Land dahin toben."

„Ein braver Mann, wer ſein Vaterland liebt!" ſagte der Steuermann — „Drum liebe ich Dich, Herzensjunge, mit ganzer Seele."

„Und ich," ſagte der Quartiermeiſter, „auch wenn er zuweilen etwas gar zu ſtark den Spleen hat."

Parker reichte ihnen die Hand mit herzlichem Druck und trieb abermals zum Aufbruch. Die Andern bezahlten ihre Zeche, und Alle gingen. Kaum waren ſie fort, ſo ſteckte Henderſon ſeinen glatt geſchornen

Kopf durch die Thüre. Er hatte in der untern Stube auf das Weggehen der Schiffsmänner gewartet und bereits von Bebby erfahren, daß Michaul oben ſitze.

„Ihr ſeid ja ein ſpäter Gaſt hier,“ ſagte Letzterer, dem es auffiel, Henderſon zu dieſer Stunde in dem von Bantry ſo weit entfernten Hauſe zu ſehen.

„Und Ihr, Maſter Dabna, ein deſto ſoliderer Mann, der in allen Stücken pünktlich und ſtreng auf Ordnung hält, ſo daß er allen Dienern von den Herrſchaften zum Muſter geſtellt wird. Sobald nur das Geringſte bei einem von uns verfällt, da heißt's gleich bei Mylord: Hat man wohl je dergleichen Unordnung und Liederlichkeit erlebt! Seht Euch Sir Lewis O'Donnel's Leibdiener an; an dem nehmt Euch ein Beiſpiel! Der iſt der valet de chambre comme il ſaut. Ein Haushofmeiſter ohne Tadel. Der Stall in Ordnung, wie der Marſtall eines Prinzen. Kein beßrer Kellermeiſter, als Mſtr. Dabna. Seines Herrn Port und Claret koſtet vielleicht nicht ſo viel, als der anderer reichen Leute, und doch ſchmeckt eine Flaſche aus des Baronets Keller weit beſſer, als jeder andere, der zum höchſten Preiſe bezahlt wird; ſo wird behauptet. — Seht, Kamerad! ſo heißt's ſtets. Das hat man nun von Eurem haushälteriſchen, ehrbaren und ſittlichen Betragen. Nichts, als beſtändigen Tadel! Keiner von uns allen kann's dem Herrn mehr recht machen, ſeitdem er des Lobes von Euch ſo viel gehört hat. Nun, man hat doch auch ſeinen Stolz und ſein Ehrgefühl, ſein point d'honneur! Aber Ihr macht es jetzt einem ehrlichen Manne ſchwer hier zu Lande, das Ehrgefühl zu befriedigen, Mr. Dahna."

„Allerdings muß das Benehmen Eures Herrn einen in jeder Hinſicht ſo vollkommenen Diener, wie Ihr ſeid, Mr. Henderſon, verdrießen," entgegnete Dahna. „Doch Ihr wißt ja, die Arme der Großen ſind lang, und es iſt nicht gut Kirſcheneſſen mit den hohen Herrſchaften, weil ſie uns Stiele und Steine in's Angeſicht werfen. Schlagt nicht gegen den Sporn, Henderſon, und tragt mit Geduld die Launen Eures Herrn, ſo wird's ſchon beſſer gehen. Doch meine Zeit iſt um, ſchlaft wohl, Maſter Henderſon!"

„Ein Wort noch, ich bitte!" rief Werfords Diener, nicht geneigt, ſeine Miſſion, ſowie den Lohn für deren guten Erfolg ohne Weiteres aufzugeben. „Noch immer dienſtlos, Mſtr. Dahna?"

„Ihr ſeht's ja," entgegnete der Gefragte kurz. Wäre es anders, ſo würde ich nicht, wie Ihr, der Ihr Euch doch ſo bitter über die Launen Eurer Herrſchaft beklagt, ſo fern von meiner Wohnung die Mitternacht hinter dem Glaſe erwarten."

„So kommt und dient meinem Herrn, alter Freund! Ich weiß, Ihr ſeid ihm ſehr willkommen," ſchmeichelte Henderſon im herzlichen Tone. „Er zahlt Euch gewiß doppelt ſo viel, als Ihr von Sir Lewis erhalten habt, und Eure Dienſtverrichtungen werden noch leichter und ehrenvoller ſein, als bei Eurem ehemaligen Herrn.“

„Dem Letzten, der kommt, wirft man ſonſt gewöhnlich die Knochen hin,“ ſagte Dahna lächelnd. „Doch Scherz bei Seite! Ich war ja das, was Ihr noch jetzt ſeid, ein Diener des beſten aller Herren, und dennoch machte ich es nicht nach ſeinem Sinne. Ich mag um des Brotes Willen bei keinem Andern verſuchen, was mir bei dem Einzigen, dem ich aus reiner Liebe dienen wollte, nicht gelang. Spart daher Eure Worte und laßt mich in Frieden ziehen; das lange Sitzen in der Schenke iſt ohnehin nicht meine Paſſion.“

„Nun, wie Ihr wollt! Jeder hat ſeinen freien Willen bei uns in England. Aber ſag' mir doch, Du kreuzbrave Seele, was treibt denn eigentlich Dein ehemaliger Herr in ſeiner langweiligen Einſamkeit, und was vermag Dich ſelbſt dazu, wie ein frommer Klausner zu leben? Die Leute oben in Bantry flüſtern ſich vom guten Sir Lewis ſo wunderliche Dinge ins Ohr, die ſo wenig Lord Werford, wie irgend ein Anderer von uns zu glauben geneigt iſt. Freilich, wenn ſo Eins oder das Andere davon wahr wäre, und auch das, was man von Deiner Abkunft munkelt, ſo möchte man Dich in der That, nimm's mir nicht übel, Freund, für eine ſehr gutmüthige Seele halten."

„Nun, ich bitte, Sir," ſprach Dahna gereizt, „was iſt es denn eigentlich, was die Leute ſagen, und was mir ſo eben die Ehre Eures feinen Kompliments verſchafft."

„Sie ſagen —" erwiederte Henderſon zaudernd —

„Nun! wird's bald? nur frei heraus mit der Sprache!" fiel Dahna hitziger ein.

„Nun, ſie ſagen — wenn Ihr's mir denn nicht übel nehmen und mir meinen guten Willen, Euch zu dienen, daraus erkennen wollt, Sir Lewis conſpirire mit den Defenders oder den weißen Jungen, wie man ſie nennt, gegen die Regierung unſers allergnädigſten Königs. Ferner, daß es unbegreiflich wäre, da man doch jederzeit für ſich ſelbſt zuerſt ſorgt, daß Ihr nicht ſein dunkles Treiben zur Kenntniß der Behörden brächtet und Euch ſelbſt in den Beſitz deſſen zu ſetzen ſuchtet, was man Euch unfehlbar von ſeinen noch übrigen Gütern zuſprechen würde, ſobald Ihr Eure nahe Verwandtſchaft mit Sir Lewis dokumentirtet."

„Wirklich, das ſagen die Leute?" rief Dahna, deſſen Auge während eines kurzen Moments im unheimlichen Feuer erglühte. „Nun, ich muß geſtehen, es liegt viel in dieſen wenigen Worten, und bei St. Patrik, Eure Ausarbeitung übertrifft bei Weitem noch den Stoff. Man ſieht es hier aufs Neue beſtätigt, daß die Menſchen nur zu gern glauben, was ſie wünſchen. Aber von wem habt Ihr dieſen Unſinn? — Von wem — ich beſchwöre Dich, Menſch! bei dem, was Dir heilig iſt, von wem, ſage ich, haſt Du die Mähr' von meiner Geburt und die übrige hölliſche Compoſition?“

„Nun, ſo gerathet doch nur nicht gleich in ſolchen ganz unnöthigen Eifer, Dabna! Ich meine es wirklich gut mit Euch und würde gern der Erſte ſein, der Euch als Sir Michaul O'Donnel begrüßte. Vernachläſſigt doch nicht die Dinge, die nahe vor Eurer Naſe liegen, während Ihr nach dem hinſtarrt, was in weiter Entfernung vor Euch liegt. Was weiß ich, wer das Alles erzählt? Ich hab' es auch in Lindſayhall erfahren.“

„Ja, dorther kommt der Wind. Ich konnte es mir ſchon denken, aus Lindſayhall. Der Geruch des Gewinnſtes iſt's, der Dich lockt. Du vermagſt ſo wenig, wie Deine übrigen Landsleute, den Dir inwohnenden Hang nach ungerechtem Gut zu verläugnen. Aus Deinen Worten erkenne ich die Quelle des Haſſes, mit dem man von einer gewiſſen Seite her den edlen, ſo tief gekränkten O'Donnel verfolgt. O, die Barbaren! bedenken ſie nicht, wie groß das ihm bereits zugefügte Unrecht und die Geſchichte deſſelben lang iſt·

Wollen ſie nimmer einſehen, daß der einmal in Fluß gerathene Strom fortfahren wird, von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die ſpäteſten Jahrhunderte zu fließen, und daß kein Bollwerk im Stande iſt, ſeinen Lauf zu hemmen oder das einmal gewählte Bett zu verändern? Geh' ſchlafen, Mann, ich mag nicht Biſchof werden!“ So endete Dahna, indem er den betroffen ihn anblickenden Henderſon auf die Schulter klopfte; und mit ſtolzen Schritten, ohne den Ueberraſchten noch ferner eines Wortes zu würdigen, verließ er das Zimmer.

„Verdammt ſei der Pinſel mit ſammt ſeinem Herrn!“ fluchte Henderſon, das geleerte Glas auf den Tiſch ſtoßend, daß die Scherben klirrend umherflogen. „Muß mich der Henker plagen, daß ich dreimal den beſchwerlichen Weg in Wind und Wetter, bei Nacht und Nebel vergeblich da herüberreite und mich in dem verwünſchten Neſte auch jetzt noch der Gefahr ausſetze, mit den brummigen Seebären, die die Heideſchenke ſeit einer Woche gepachtet zu haben ſcheinen, Händel zu bekommen.'

Er war noch daran, ſeinem Aerger Luft zu machen, als die Thür' aufging und ein reizendes Geſichtchen ſich ſehen ließ.

„Ah, nur herein, ſchönes Kind!“ rief der Engländer verbindlich und mit ganz verändertem Tone. „Vielleicht ſoll mein Ritt heute doch nicht vergeblich geweſen ſein.“ Mit dieſen Worten zog er die ſchüchterne Sally O'Neil in die übrigens leere Stube. „Suchſt Du in dieſer einſamen Nachtſtunde einen Mann, wie mich, zum Geſellſchafter, ſo werd' ich Dir wahrlich nicht davon laufen, ſondern Dir vielmehr jeden galanten Dienſt erweiſen, nach welchem Dein Herzchen Verlangen tragen kann.“

„Ich verlange und begehre nichts von einem Manne, wie Ihr ſeid, Mr. Henderſon,“ verſetzte Sally ernſt.

„Oho, mein Püppchen! Das ſind ja große Worte und klingen gerade, wie die Deines Vaters.“

„Der einzige Unterſchied iſt, daß es mein Vater meiſt nicht bei den Worten läßt, wenn er mit Euch redet, Mr. Henderſon.“

„Ich weiß es wohl, daß Dein Vater mir zürnt, liebes Kind; aber wahrlich mit Unrecht. Ich habe ihn mit Wiſſen und Willen nie beleidigt. Im Gegentheil bin ich dem wackern Seemann ſtets im Herzen gewogen geweſen und habe ſeine groben Ausfälle gegen mich geduldig ertragen. Noch mehr aber ſchmerzt es mich von Dir, Sally, mich unverdienter Weiſe ſchnöde behandelt zu ſehen, da es Dir längſt kein Geheimniß mehr ſein kann, wie gewogen Dir mein Herz iſt. Wenn mein Herr das Fräulein von Lindſarhall heimführt, ſo dürfte es mir nicht ſchwer werden, von ihm die Erlaubniß auch zu meiner Verheirathung zu er=

halten. Wenn Du nun nicht ſpröde gegen mich wäreſt und nicht die kalte Tugendhafte gegen mich ſpielteſt, ſo wäre ich wohl entſchloſſen, Dein Glück zu machen."

„Ich danke für Euer Glück, Mann; wendet es einer andern zu, die ſich beſſer dazu ſchickt, als ich."

„Das ſind Worte, die nicht aus Deiner ſchönen Seele kommen, geliebtes Mädchen," ſchmeichelte der Kammerdiener und wollte ſeinen Arm um ihre Hüfte ſchlingen. Da trat Peppy herein, und ihr auf dem Fuße folgte Tim, der Hausknecht, anſcheinend, um die Krüge und Gläſer wieder aufzuräumen und die Stube in Ordnung zu bringen, in Wahrheit aber, um zuzuſehen, was Sally bei dem geſchniegelten Engländer, dem er das Pferd noch nicht vorgeführt, zu ſchaffen habe.

„Mutter Peppy," wandte ſich Henderſon an die Wirthin, ohne Tim's zu achten, „helft mir dieſe kleine Spröde beſiegen. Du kannſt Dir einen ſchmucken Kuppelpelz von mir verdienen, Alte, wenn Du ein gutes Wörtchen für mich bei Sally einlegſt. Ich bin nicht abgeneigt, ſie mit meiner Hand und meinem Herzen zu beglücken, — das letztere beſitzt ſie eigentlich ſchon lange — ſie ſcheint meinen Worten aber nicht den rechten Glauben ſchenken zu wollen. Oder fürchteſt Du, daß der Groll Deines Vaters gegen mich ein

Hinderniß unſerer Liebe wäre? Beruhige Dich, darüber, Schätzchen; ich will den Alten ſchon gewinnen, und wenn er hört, was für eine gute Partie Du machſt, ſo wird er mir ſchon ſchmunzelnd die Hand bieten. Nun, Peppy, ſo rede ihr doch zu!"

„Das mag ſie halten, wie ſie will," verſetzte die Wirthin mürriſch. „Sie hat ſchon manchen ſchmukken Freier ausgeſchlagen, und ich habe mich nicht hineingehängt; ſo werd' ich's jetzt auch nicht thun. Will ſie Eure Frau werden, Mr. Henderſon, ſo iſt's gut; will ſie nicht, ſo iſt's beſſer. Aber woher kommſt Du denn noch ſo ſpät, Mädchen?" wandte ſich die alte Wirthin verwundert an Sally; „ich denke, Du liegſt ſchon lange auf einem Ohre und träumſt Dir die ſüßen Dinge, die Du auf Erden doch nicht erleben wirſt."

„Iſt denn mein Vater nicht hier?" fragte Sally mit einem Anflug von Beſtürzung.

„Ich habe ihn ſeit vierzehn Tagen mit keinem Auge geſehen, Kind; und Du ſuchſt ihn bei mir, jetzt in der Mitternacht?"

„Er ließ mir geſtern durch einen Schiffsknecht, der von Bantry kam, ſagen, ich möchte um dieſe Zeit hier ſein, er bedürfe meiner Hülfe."

„Nun, dann wird er wohl noch kommen; Du weißt ja, daß er, wenn nur möglich, Wort hält. Wer weiß, was er vorhat! Euch, Mr. Henderſon, wollte ich aber freundlich gerathen haben, ſeine Ankunft nicht abzuwarten. Erſpart Euch Unannehmlichkeiten, guter Mann!"

„Wie, wenn ich ihn gleich mit der frohen Nachricht überraſche, ſo wie er herein tritt, daß ich ſeine Tochter heirathen will? Dann werden wir zur Stelle die beſten Freunde ſein. Komm, mein holdes Bräutchen, und gieb mir einen Kuß, auf Abſchlag." Er umfaßte das Mädchen abermals, aber in demſelben Augenblick ließ Tim, der zeither nur ſtumme Wuthblicke auf ihn geſchoſſen hatte, ein Glas fallen, daß es am Boden klirrend in Stücken zerſplitterte, ſprang hinzu und riß die ſich ſträubende Sally aus Henderſon's Armen, mit wutherſtickter Stimme ſchreiend: „Wagt es nicht, ſie anzurühren, Mann! denn wiſſet, daß dieſes Mädchen meine verlobte Braut iſt!"

„Deine Braut! Deine verlobte Braut!" riefen Henderſon und Mutter Peppy zu gleicher Zeit und mit gleichem Hohne und Erſtaunen aus. „Deine Braut?", wiederholte Peppy ernſter; „und wie ſo denn? ſeit wann denn? Und warum erfahre ich davon jetzt erſt? Ich kann vor Erſtaunen nicht zu mir kommen."

„Ich wollte es Euch nicht eher anzeigen, Baſe, als bis ich Hochzeit zu machen gedachte," entgegnete der Hausknecht mit einem gewiſſen Trotz, der ſeine Verlegenheit überſchleiern ſollte. „Ich fürchtete Euern

Hohn, der mir ja auch jetzt, da mich meine Hitze verrathen, aus Euern Worten entgegen klingt. Auch liebe ich nicht, von einer ſolchen Sache viel Geredes zu machen."

„Iſt es wahr, Sally," wandte ſich die alte Wirthin jetzt an das Mädchen, das mit hocherglühten Wangen — eine große Seltenheit bei ihr — und geſenktem Blick daſtand; „biſt Du wirklich mit Deiner und Deines Vaters Bewilligung ſeine verlobte Braut?"

„Es iſt ſo!" rief Sally mit weinender Stimme, und ein furchtbarer Jammer brach aus ihrer Bruſt hervor; ihre Thränen ſtrömten zahlreich, ſie konnte ſich nicht faſſen.

„Eine ſeltſame Braut," murmelte Henderſen, und wußte vor Verlegenheit nicht, was er thun ſollte. Da gab ihm ſein böſer Genius das Schlimmſte ein.

Während Peppy mit einem vom furchtbarſten Ernſt faſt verſteinerten Geſicht den Hausknecht ſtumm beim Arm faßte und nach der Thüre zog, trat er zu dem troſtloſen Mädchen und flüſterte ihr zu: „Ha, ich verſtehe ſchon, mein ſüßes Kind! Man bedarf einer ſpaniſchen Wand, hinter der man mit Glück und Luſt ſeinen ſchönen Neigungen opfern kann. Und fürwahr, zu ſolcher gemalten Figur iſt der alte Burſche gut genug. Vergiß nur nicht, ſchlaues Kind, mir auch einen geheimen Schlüſſel zu Deinem Aſyl zuzugeſtehen.

Tröſte Dich, weine nicht! Du ſollſt einen ſehr zärtlichen und dankbaren Freund in mir gefunden haben. Es iſt ja ſo vortrefflich von Dir erdacht, und daß ich's nur geſtehe, mit dem Heirathen war's vorhin auch gar mein Ernſt nicht. Ich liebe Dich innig und feurig, es kann Dich kein Mann mehr anbeten, aber mit dem Heirathen — ei nun, Du weißt ja ſchon aus der Erfahrung — mir iſt ja auch manches über Dich zu Ohren gekommen, — wie's die Männer machen, wenn ſie einen gewiſſen Zweck erreichen wollen. Aber auf dieſe Weiſe geht's ja vortrefflich, und man verſtändigt ſich leicht."

Sally ſank auf eine Bank und konnte vor rieſenhaftem, ſie ganz bewältigendem Jammer kein einziges Wort hervorbringen. Sie rang nur die Hände und ſtöhnte wild und verzweiflungsvoll auf. Henderſon, darüber auf's Neue beſtürzt, wollte ihr zu Hülfe kommen; ſie ſtieß ihn aber mit Abſcheu zurück und rief: „Vater, Vater! wo bleibſt Du, um mich von dieſem gräßlichen Menſchen zu erretten." Da merkte endlich der eingebildete Engländer, wie ſein Spiel ſtand, und machte ſchnell Anſtalten, um ſich eilig aus dem Staube zu machen und eine Begegnung mit Evans O'Neil zu vermeiden, obgleich ihm des Mädchens Wahl nun ganz unbegreiflich vorkam.

Unterdeſſen hatte Peppy den kleinen Mann hin=

ausgezogen auf den Vorſaal, über den der Nachtwind ſchauerlich ſtrich. Er folgte ihr mit einem bänglichen Gefühl über ihr feierliches, abgemeſſenes Weſen und ſchauderte, als ſie ihn am offenen Fenſter, durch das der Mond ſein kümmerliches Licht warf, mit wahnſinnverkündenden Blicken anſtarrte und endlich mit hohlen, langgezogenen Tönen fragte: „Wovon willſt Du denn eine Frau ernähren, Junge?“

„Ich bin alt genug, um endlich dieſem Namen entwachſen zu ſein, Baſe!“ fuhr er beleidigt auf. „Und was meine und meines Weibes künftige Nahrung betrifft, ſo geht Euch dies gar nichts an; das iſt meine Sache und iſt bereits dafür geſorgt. Ihr werdet mir nichts dazu geben, und ich verlange nichts von Euch.“

„So. Nun bin ich mit Dir im Klaren, Bube. Jetzt weiß ich, was Deine nächtlichen Streifereien zu bedeuten haben. Du biſt ein Schuft. Die Sally kannſt und darfſt Du aber doch nicht heirathen.“

„Und warum nicht?“ fragte Tim trotzig.

Sie zog ihn mit nerviger Fauſt näher heran und raunte ihm mit einer gräßlichen Stimme ins Ohr: „Weil ſie Deine leibliche Schweſter iſt!“ Dann ließ ſie ihn fahren, und er taumelte, wie von einem Blitz getroffen, zurück und war einige Augenblicke lang gar keines Gedankens fähig. Als er wieder zu ſich kam, war Peppy die Treppe hinab. Wie ein Wahnſinniger ſtürzte er hinterher. Er ſuchte ſie auf; ſie war im Begriff ſich ſchlafen zu legen. „Baſe, Baſe!" ſchrie er, „erklärt Euch näher. Nie habe ich etwas Rechtes über meine Geburt von Euch erfahren können. Ihr habt mir nur geſagt, mein Vater, Euer Bruder, ſei vor meiner Geburt geſtorben. Jetzt beichtet und ſagt Alles! Wie kann Sally, die zwanzig Jahre jünger iſt, als ich, meine Schweſter ſein. Sagt, ich laſſe Euch nicht!"

„Laß mich, Junge! Ich muß mich ſchlafen legen; mein alter Leib bedarf der Ruhe. Aber Sally iſt doch keine Schweſter, ſo wahr Gott und ſeine Heiligen mir gnädig ſein mögen. Mehr will und kann ich Dir jetzt nicht ſagen."

In dem Augenblicke rief Henderſon nach ſeinem Pferde. „Geh!" herrſchte Peppy dem Hausknecht zu, „und rühre mir das Mädchen nicht an, Tölpel. Du biſt ohnedies ein Spitzbube, der uns ihretwegen an Kildare verräth. Ich will ihrem Vater ſtecken, was Du biſt; da hat die Freude gleich ein Ende."

Zähneknirſchend ging Tim und murmelte: „Ihr ſeid wahnſinnig, und ich werde mich wahrlich nicht an Euern verrückten Kopf kehren."

„Wag' es nur!" drohte Peppy noch hinterdrein. Tim ging in den Stall, um Henderſons Pferd aufzuzäumen: Die Stalllaterne warf nur einen trüben Schimmer und umhüllte Henderſon, der von Tim ungeſehen und unbemerkt im Winkel an der Stallthüre ſtand, ganz mit Schatten. Da ſah der Kammerdiener eine lange Geſtalt um die Hausecke biegen und vorſichtig nach der Stallthüre heranſchleichen, immer bemüht, ſich dicht am Hauſe hinzudrücken. Henderſon glaubte nicht ohne eine Anwandlung von Furcht O'Neils eckige Geſtalt im dünnen Mondſtrahl zu erkennen; er ſchmiegte ſeinen langgeſchäfteten, umfangsarmen Körper nur noch dichter in den Winkel und hielt den Athem an, als der Mann hart neben ihn trat und den Kopf ſpähend in den Stall ſteckte. Das erſte Wort des vorſichtigen Schleichers verrieth dem beklommenen Engländer die Wahrheit ſeiner Vermuthung; es war der einäugige Lootſe. „Tim! Tim!“ rief er mit gedämpfter Stimme, und der Hausknecht trat näher. „Biſt Du allein?“

„Ja. Ihr ſeid's Evans?“

„Iſt im Hauſe alles leer?“

„Ja.“

„Was für ein Pferd zäumſt Du?“

„Es iſt dem Bratſpieß von Engländer, den Ihr ſchon einige Mal im Schmiedefeuer gehabt.“

„Aha, der buntgemalten Kleiderbürſte des Rothrockes! Iſt der Kerl hier?“

„Er will ſo eben wegreiten."

„Zu ſeinem Glück! Sonſt bohrt' ich ſein Schiff auf den Grund." Henderſon lief es eiskalt über den Rücken.

„Iſt Sally drinnen?" fragte der Lootſe weiter.

„Ja, ſie wartet auf Euch."

„Höre, Tim, Du mußt mir einen ſehr wichtigen Dienſt erweiſen, und — nun als mein künftiger Schwiegerſohn, darf ich Deiner Verſchwiegenheit gewiß ſein."

„Was wollt Ihr; ich bin bereit."

„Sobald der engliſche Tagedieb fort iſt, holſt Du Sally herab und gehſt mit mir zur kleinen Spiegelbucht. Von dort wirſt Du einem fremden Herrn in dieſer Nacht Bote ſein müſſen; wohin, weiß ich ſelbſt noch nicht. Du ſollſt's aus ſeinem Munde erfahren. Ein gutes Trinkgeld wirſt Du ſchon dabei verdienen, und wenn nichts fallen ſollte, ſo haſt Du mir den guten Dienſt erwieſen. Verſtehſt Du mich?"

„Ja wohl, ich bin gleich bereit." Damit zog er das Pferd aus dem Stalle und führte es um das Haus herum; O'Neil trat in den Stall hinein und Henderſon huſchte ſchnell und leiſe um die Ecke herum und kam von der andern Seite an die Thüre.

„Sei mir nicht bös, Alter,“ ſagte er zu Tim. „Ich konnte ja nicht wiſſen, daß Sally Deine Verlobte war; ich weiß fremdes Eigenthum zu reſpectiren.“ Ein fettes Trinkgeld fiel in Tim's Hand, und einen Augenblick darauf sauste der Renner mit ſeiner Laſt auf der Straße nach dem Gebirge hin.

Fünftes Kapitel.

Henderſon iſt doch nicht vergebens geritten.

Aber nicht lange verfolgte der raſche Reiter den Weg nach den Höhen. Kaum einen Schuß weit von der Schenke entfernt, lenkte er links ab nach einem etwas hochgewachſenen Geſtrüpp, ſprang, davor angekommen, vom Pferde, führte es in die dichte Mitte deſſelben, band es dort an und lief nun nach dem Ufer hinab, rechts und links das Terrain mit Falkenaugen erſpähend. Die von O'Neil genannte Bucht war ihm nicht unbekannt; ſie war meiſt der Landungsplatz für kleine Böte und für Luſtfahrer dieſer Landſtrecke. Sie war die bedeutendere jener unzähligen Einſchnitte, die hier in großer Menge, mit dichtem Geſtrüpp umwachſen, ſich einige Faden tief ins Land erſtrecken. Der ſeiner Fülle entgegengehende Mond wurde ſelten der ſchwarzen Schneewolken mächtig, die zuſammengeballt und zerriſſen ſich vor ſein mattglänzendes Geſtirn lagerten, und wenn es ihm einmal gelang, frei hervor zu treten, war es nur ein einziger ſchwermüthiger Sehnſuchtsblick, der ihm über die winterliche, wie ausgeſterben daliegende Landſchaft und die ſchauerliche Meereswüſte zu thun vergönnt war; denn eine neue Wolke, neidiſch auf ſeine ſchwärmeriſche Liebe zur Erde, warf ſich vor ſein träumeriſch blickendes und nickendes Antlitz. Des Engländers ſcharf geſpanntes Ohr vernahm kein anderes Geräuſch, als das ſanfte Plätſchern der an der niedrigen Küſte ſich brechenden Wellen und den eintönigen Ruf der Nachtwachen der fern von hier vor Anker liegenden Schiffe. Ruhe und dämmernde Nacht hielten Erde und Meer in weichen Banden.

Wie ein Fuchs, der, ſeine Beute zu erlauern, ſich in Hinterhalt legt, kroch Henderſon, ſo leiſe als möglich in das Gebüſch und hielt dort mit ſeinen Gedanken ein Zwiegeſpräch. „Dieſer Zufall ſorgt vielleicht beſſer für mich als meine Klugheit. Wohin iſt der Lump, der Mic, noch ſo ſpät gegangen? Was hat der Hundsfott O'Neil ſo Geheimnißvolles? Was iſt das für ein Fremder, von dem er ſpricht? O ſicherlich paſſirt hier etwas, das mit O'Donnel zuſammenhängt, und ich erfahre auf dieſe Weiſe vielleicht mehr, als ich ſelbſt bei beſſerm Glück jemals von Dahna erfahren haben würde, und der reiche Lohn fällt dennoch in meine Taſche. Den ungeſchliffenen Irländer hatte ich zu leicht genommen; die Arbeit iſt nicht ſo ſchnell verrichtet, wie mein Herr und Kildare ſich denken. Nun, ich hoffe zu Gott, der Schaden ſoll mir erſetzt werden. Tauſend Guineen von Kildare, wahrlich keine Kleinigkeit! Ein Ziel, werth darnach zu ringen. Und iſt's erreicht, dann — Adieu, Mylord Wexford. Ich will ſelbſt den Herren machen, will nicht länger Diener ſein.“ Zu den letztern Worten, die er, in London im Opernhauſe gehört, faſt trällerte, wiegte er den Kopf hin und her.

Da tauchten aus der Dämmerung drei Geſtalten vor ihm auf; er duckte nieder und verhielt ſich ruhig. Es waren O'Neil, Sally und Tim, die herankamen. Der Lootſe ließ ſogleich einen feinen Pfiff ertönen; gleich darauf plätſcherten Ruderſchläge im Waſſer. Es war ſtreng verboten bei Nacht an einer dieſer Buchten zu landen, und die wachhaltenden Schiffe wollten es, ſeit ſie in der Kenmare-Bai vor Anker lagen, ſelbſt am Tage den Einheimiſchen nicht mehr geſtatten. Dies war Henderſon wohl bekannt, um deſto größer war ſeine Freude, irgend einem Geheimniß auf die Spur zu kommen, was Sir O'Donnel, oder doch wenigſtens dem verhaßten Lootſen O'Neil verderblich werden könnte. Aug' und Ohr ſchärfte ihm die geſpannteſte Aufmerkſamkeit.

Immer näher kam das kleine Fahrzeug. Der verſteckte Lauſcher erkannte, wie das zur Hülfe der

Ruderer aufgepflanzte Segel eingezogen wurde, und hörte, wie das Boot gleich hernach auf den Sand lief; er ſah vier Ruderer und drei Männer in Mänteln, die von zwei der Erſtern unterſtützt wurden, das Ufer trocknen Fußes zu erreichen, während die beiden Zurückgebliebenen bemüht waren, das Schifflein am Ufer zu befeſtigen.

„Sind dies die Boten!“ fragte der Eine von den Eingemantelten den alten Lootſen in ſchlecht ausgeſprochenem Engliſch.

„So iſt's, Monſieur,“ verſetzte Evans. „Es iſt meine eigene Tochter und ihr Verlobter, auf die Ihr Euch verlaſſen könnt, wie auf mich ſelbſt. Befehlt nur jetzt, wohin Ihr gebracht ſein wollt. Ihr ſeid in der Nähe der alten Heideſchenke, wohin ihr verlangtet.“

„Gut,“ ſagte Jener, dem man den Franzoſen an jedem Worte anhörte. „So muß in der Nähe das Schloß Lindſayhall liegen; dorthin laß mich führen, alter Ire.

„Lindſayhall?!“ fragte der Lootſe erſtaunt. „Ihr allein nach Lindſayhall zum Lord Kildare?“

„Kildare? Lindſayhall?“ fragten jetzt auch die beiden andern Fremden und traten näher zu dem Dritten hin, der den Wunſch, nach dem Edelſitze gebracht zu werden, eben ausgeſprochen hatte.

„Ihr ſeid wohl im Irrthum, Monſieur," fuhr O'Neil fort, „und der Befehl Eurer Regierung lautete wohl, daß Ihr Euch im Fall einer glücklichen Landung zuerſt mit bewaffneter Macht nach Lindſayball verfügen ſolltet, um Euch der Perſon ſeines Beſitzers, des Lord Kildare, zu verſichern. Nicht wahr, Sir, ſo lautete der Auftrag?"

„Keineswegs, närriſcher Kauz," entgegnete der Franzoſe; „er lautet, mich im Namen meiner Regierung mit Lord Kildare zu beſprechen, der ja doch einer der mächtigſten Malcontenten und Defenders iſt. Doch ſchnell! Was plaudern wir! Die Zeit iſt koſtbar."

„Das verſtehe, wer kann!" brummte O'Neil. „Ich bin doch kein Knabe mehr und habe vieles in der Welt gelernt und erfahren, und bin aus verwickelten Dingen klug geworden; aber ich will mich kielholen laſſen, wenn ich begreife, welche friedliche Aufträge Euch die franzöſiſche Regierung an dieſen Erzfeind aller Iren, an dieſen königlich geſinnten Mann, der die Defenders mit Feuer und Schwert verfolgt, an dieſen ärgſten Tyrannen Süd-Irlands zu geben hatte."

„Herr Obriſt," trat jetzt einer der beiden Uebrigen mit militäriſchem Anſtande hervor und redete den Erſtern in franzöſiſcher Sprache an, „entſchuldigen Sie, wenn ich es wage, die ausgeſprochene Anſicht dieſes alten Schiffers durch eigne Erfahrungen zu unterſtützen. Die Subordination hat mir nicht erlaubt, Sie über die Ihnen von unſrer Regierung gewordenen Aufträge zu befragen.“ —

„Auch war mir durchaus keine Mittheilung erlaubt, wie Ihnen wohl aus ähnlichen Aufträgen bekannt ſein wird.“

„Ganz wohl, Monſieur! jetzt aber, da Sie Namen und Ort genannt haben, muß ich auf die Gefahr hin, ein Dienſtvergehen zu begehen, Sie dringend erſuchen, das Haus dieſes Lord Kildare zu meiden. Ihr Leben iſt mir zu lieb, als daß ich es, ohne mich aus allen Kräften zu widerſetzen, einem ſolchen grimmigen Feinde der iriſchen Freiheit in die Hand gegeben ſehen ſollte; denn Sie wären wahrlich der Erſte nicht, an welchem der ſündhafte Frevel dieſes Mannes zum Mörder würde.“

„Kapitän Dupont, Sie ſprechen ſonderbar von einem Manne, der mit dem Directorium Frankreichs aufs Innigſte verbündet iſt und uns den Sieg über die Königlichen auf der Inſel, falls die Landung gelungen wäre, ſehr erleichtert haben würde.“

„Ich ſpreche aus Erfahrung, aus Ueberzeugung. Einer der edelſten Iren und wackerſten Verfechter der Volksrechte war Sir William O'Donnel, der Vater meines Weibes und des jungen Seeoffiziers, den das Schickſal zu Ihrem Begleiter gemacht hat. Jener

Lord Kildare raubte Sir William das Leben und riß deſſen Güter an ſich. Ebenſo verfolgt er mit wüthendem Haſſe Sir Lewis O'Donnel auf Greenlodge, welches kaum einige Meilen von hier liegt und wohin ich mich, wie ich Jonen bereits eröffnet, mit des Baronets jüngerem Bruder begeben werde. Lewis iſt mit treuer, warmer Seele der Sache der iriſchen Freiheit zugethan, er meint es mit ſeinen armen Landsleuten gut und aufrichtig; aber Kildare iſt ein kalter ſchändlicher Tyrann. Es leidet keinen Zweifel, das Directorium Frankreichs iſt von dieſem hinterliſtigen Kildare furchtbar betrogen, und Sie würden, wenn Sie nach Lindſayhall kämen, wahrſcheinlich als Opfer dieſes Betrugs fallen, mit welchem der Verräther, Gott weiß was, bezweckt."

„Sie machen mich nachdenklich, Kapitän," ſagte der Obriſt. „Man darf dieſen Engländern nicht zu viel trauen, und Kildare iſt doch ein ſolcher. Zwar begreif' ich die Sache nicht; denn Kildare wollte uns ſogleich nach der Landung eine anſehnliche Streitmacht zuführen und ſich zuerſt für uns erklären. Dies Räthſel wird mir dunkler, jemehr ich darüber nachſinne."

„Ich bitte Sie, mein Obriſt, geben Sie aus Vorſicht, die Sie Ihrer Perſon ſchuldig ſind, den beabſichtigten Gang nach Lindſayhall auf, da er Ihnen, Frankreich und Irland unter den jetzigen Umſtänden doch nichts helfen kann. Folgen Sie mir nach Greenlodge zu meinem Schwager. Dieſer iſt als ächter hochherziger Ire auf der ganzen Inſel bekannt; in ſeiner Bruſt ſchlägt ein aufrichtiges, edelgeſinntes Herz. Er wird Ihnen, hoff' ich, das Räthſel löſen. Und wenn Alles in der Ordnung und von Kildare jede Zweideutigkeit verſchwunden wäre, nun ſo haben Sie ja an einem Tage nichts verloren und können morgen Nacht nach Lindſayhall hinüber reiten."

„Gewiß iſt es ſo und nicht anders," lachte der Obriſt. „Die Herren Kildare und O'Donnel werden im Geheim, wie es ihr beiderſeitiges Intereſſe fordert, die beſten Freunde ſein und alle frühern Händel friedlich beigelegt haben; um ſich aber der großbritanniſchen Regierung nicht verdächtig zu machen, werden ſie vor den Augen des Volks die alte Feindſchaft zum Schein fortſetzen und gegenſeitigen Haß erheucheln. Die Menge aber urtheilt ganz natürlich nach dem Scheine."

„Nun, bin ich auch nicht mit dem Baronet O'Donnel ſo vertraut, daß er mir ſeine verſteckten Pläne und geheimen Handlungen entdeckte," ſagte der Lootſe, der genug franzöſiſch verſtand, um den Sinn von des Obriſten Worten zu faſſen, „ſo weiß ich doch ſoviel vom Ganzen, daß ich mit Beſtimmtheit angeben kann, welcher Partei jeder der beiden genannten Männer angehört. Eher glaube ich, daß das Eis vom Nordpel zum glühenden Strom wird, als daß dieſe Beiden weiter etwas mit einander gemein haben, als die menſchliche Geſtalt. Sir, glaubt mir, Kildare iſt ein Teufel, O'Donnel ein Engel, und Himmel und Hölle haben nie Brüderſchaft mit einander getrunken. Ich will gleich die Hoſtie darauf nehmen, wenn die angebliche Verbindung des Lord Kildare mit der franzöſiſchen Regierung nicht eine hölliſche Spitzbüberei iſt. Wäre Parker noch bei uns, er würde Euch daſſelbe ſagen.“

„O kommen Sie, Herr Obriſt, mit zu meinem Bruder!“ flehte jetzt der Jüngling und ergriff zutraulich des ältern Kriegers Hand. „Sie werden gewiß in ſeinem Hauſe ſehr willkommen ſein.“

„Wohlan denn! Ich habe alle Urſache, Euch wackern Seeleuten und Euch braven Kameraden vollkommen zu trauen. Dir, alter Mann, und dem trefflichen Parker verdanken wir Leben und Freiheit. Ich habe mich überzeugt, wie gut Ihr es mit mir meint. Ich muß es vielleicht dem Himmel Dank wiſſen, daß ich durch Euch verhindert werde, die Depeſchen des Directoriums an Lord Kildare abzugeben. So laßt uns gehen.“

„Ich muß von Euch ſcheiden, Meſſieurs,“ ſagte der Lootſe, „denn ich muß in dieſer Nacht noch auf mein Schiff zurück. Vertraut Euch nur der Leitung dieſes kleinen Mannes. Du aber, Sally, biſt nun übrig und kannſt wieder heimgehen. Morgen Abend bin ich bei Dir; koche mir eine gute Suppe."

„Lebt wohl, Mr. O'Neil!" ſagten die Franzoſen, dem Lootſen herzlich die Hand ſchüttelnd, und der Obriſt fügte hinzu: „Wir hoffen, daß die Zeit bald kommen wird, die uns erlaubt, uns dankbar zu zeigen."

Evans winkte abwehrend und ſtieg in das Boot, das, eben ſo ſtill wieder gelöſt, über den Waſſerſpiegel hinglitt und hinter den Büſchen in der Nacht verſchwand. Sally wünſchte gute Nacht, nachdem ihr Tim noch Einiges zugeflüſtert, und ſchlug den Weg nach dem Meer ein, Tim aber und die drei Männer der mit Unterbuſch und Hochwald bewachſenen Anhöhe zu. Bald war Alles wieder ruhig und leer wie zuvor, und die kalte Nachtluft ſtrich leiſe vom Meere her, kräuſelte die Waſſerfläche und bewegte die Wipfel der Büſche am Ufer. Henderſon kroch aus dem Dickicht hervor, ſchaute ſich behutſam um und lief dann, ſo ſchnell ſeine Beine vermochten, nach dem Orte, wo ſein Pferd verſteckt ſtand. Dort überlegte er, was er nun zu thun habe, ob er die gemachte Entdeckung ſeinem Herrn mittheilen und den Lord Kildare geradezu als einen Landesverräther bezeichnen, oder ob er dieſem Alles verſchweigen, gleich nach Lindſayhall reiten und von Kildare erforſchen ſollte, wie ſchwer derſelbe geneigt ſei, die koſtbare Entdeckung mit Gold aufzuwiegen. Daß in dieſem Falle der vom Lord für Michaul's Gewinnung verſprochene Lohn jetzt um ein Bedeutendes ſteigen müſſe, war gleich Henderſon's erſter logiſcher Schluß. Hatte er doch genug gehört, um daraus zu folgern, daß der Lord da nicht knauſern werde und dürfe, wo es außer dem Hauptgeſchäft, nämlich Sir Lewis O'Donnel zu verderben, deſſen Ziel ſo leicht und köſtlich erreicht war, jetzt noch ganz beſonders darauf ankam, Henderſon's tiefſte Verſchwiegenheit zu erkaufen. Sein innerer Streit war bald geſchlichtet; er beſtieg ſein Pferd und ließ es langſam nach Lindſarhall zu gehen, überlegend, wie er morgen den Lord am Beſten faſſen wolle. Auf dem Schloſſe angelangt, klopfte er einen Reitknecht heraus, zog ſein Pferd in den Stall und ſuchte ſich ein Lager.

Kaum war der Tag in die düſtern Gemächer des alten Schloſſes eingekehrt, als auch Henderſon ſchon im Vorzimmer des Lords ſtand und gleich darauf in deſſen Schlafcloſet gerufen wurde.

Mit einem künſtlichen Anſtrich von Einfalt und Treuherzigkeit berichtete er die am Meerufer belauſchte Unterredung und hob hier und da einzelne Partien hervor, legte auf Manches einen beſondern Nachdruck und gab ſeiner Darſtellung die Färbung, die er für ſich am einträglichſten hielt.

So groß auch Kildare's Ueberraſchung war, ſo verrieth doch kein Zug des ſtolzen kalten Geſichts das Entſetzen, womit ihn der Gedanke erfüllte, jetzt durch die Mittheilungen des franzöſiſchen Offiziers an den Baronet ganz in die Hände des Mannes gegeben zu ſein, den er ſelbſt dem Untergange geweiht hatte.

Zu klug, als daß er ſich hätte von Henderſon daran mahnen laſſen, reichte er demſelben auf der Stelle eine ſo reichliche Belohnung, daß ſie ſogar deſſen kühnſte Erwartungen überſtieg, ſelbſt wenn er noch eine Additionalſumme dafür in Rechnung brachte, daß er vor der Welt die zweideutige Art und Weiſe, wie er des Lords Namen nennen gehört hatte, geheim hielt.

„Du ſiehſt, mein Sohn,“ ſagte der Lord, den Diener freundlich auf die Schultern klopfend, wodurch ſich dieſer ſehr geehrt fühlte, „wie wenig dazu gehört, den Ruf ſelbſt eines in der höchſten Achtung ſtehenden Mannes zu verletzen. Ein andrer, weniger erfahren und klug als Du, Henderſon, würde da gleich eine Verbindung zwiſchen mir und dem Feinde geahnet haben. Und wirklich ſcheinen die Franzoſen in ihrer Anmaßung und Leichtgläubigkeit zu wähnen, ſie hätten ein eben ſo leichtes Spiel mit mir, einem der erſten Großen des Landes, an deſſen Mitwirkung zu ihren verabſcheuungswürdigen Plänen ihnen allerdings nicht wenig gelegen ſein mag, wie mit dem armen

Schlucker Lewis O'Donnel. Ja vielleicht, was eben ſo wahrſcheinlich iſt, wurzelt die Aeußerung des franzöſiſchen Obriſten im Betreff meiner Perſon in einer gut angelegten Intrigue des Baronets, dieſes Menſchen, der jeden Augenblick bereit iſt, ſeinen König zu verachten; warum nicht mich? Immer unbegreiflicher wird mir die Nachſicht, mit welcher ihm unſres erhabenen Königs Gnade den Aufenthalt im Lande geſtattet, welches ohnehin einen Ueberfluß an Subjecten hat, die durch den Umſturz der beſtehenden Ordnung, worauf ſie ſtets ſinnen, wenigſtens nichts mehr verlieren, wenn ſie auch nimmer durch ihre Mitleid erregenden Anſtrengungen etwas gewinnen werden."

„Ew. Gnaden belieben ſo eben zu ſagen," erwiederte Henderſon mit der, Leuten ſeines Schlages eignen Anmaßung, ſobald ſie Mitwiſſer von Schwächen oder gar Verbrechen Vornehmerer geworden ſind, an deren Verheimlichung dieſen Alles gelegen ſein muß, „daß es ſo leicht ſei, den Ruf unbeſcholtener und ſogar hoch ſtehender Männer zu beflecken. Dieſes würde nun der Fall bei dem Baronet Sir Lewis O'Donnel ſein, wenn die ungünſtige Meinung, die Mylord von demſelben hegen, durch Weiterverbreitung Glauben erhielt, und doch iſt die Sache meiner Meinung nach nicht ſo ganz klar ins Licht geſtellt. Ich bitte daher ſubmiſſeſt um die hohe Erlaubniß, bemerken zu dürſen, daß die Perſon, in der ich allerdings einen feindlichen Offizier erkannt zu haben glaube, nur von Aufträgen ſeiner Regierung redete, welche er an Lord Kildare zu überbringen gehabt, ſobald die Landung ſtatt gefunden habe; ohne überall des Baronets Sir Lewis O'Donnel dabei zu erwähnen, und daß erſt die Andern — —"

„Das Letztere magſt Du überhört haben," unterbrach der Lord raſch, jedoch mit ſichtbarer Verlegenheit die Rede des ſchlauen Dieners. „Du magſt überhaupt Manches im Geräuſche der Wellen und bei der Entfernung Deines Standpunktes von den Redenden nicht deutlich gehört und, um nur einigen Zuſammenhang in die Unterredung zu bringen, nach Deiner Weiſe gedeutet haben. Und nun meinſt Du ſelbſt gehört zu haben, was nur Geburt Deiner Phantaſie iſt."

„Mylord wollen gnädigſt verzeihen," erwiederte Henderſon, „wenn ich bemerke, daß Ew. Gnaden im Irrthum hinſichtlich meiner Meinung ſind. Ich habe wenigſtens das Eine deutlich gehört, daß jener Abgeſandte im Begriff war, ſich nach Lindſayhall mit ſeinen Depeſchen zu begeben, als er vom Sturme daran verhindert wurde."

„Fürwahr, mein Junge," entgegnete Kildare mit gezwungenem Scherze, „Du verſtehſt ſo gut einen ir ſchen Blunder zu machen, wie ein ächter Dundolkmann. Doch laſſen wir das! Ich hoffe, mein Sohn," ſetzte er mit hohem Tone hinzu, „daß ich, Lord Kildare, Herr von Lindſarhall, Bridgehall und Rougheligh, Pair des Reichs und Ritter vom Bathorden, über jeden Verdacht erhaben und, beiläufig geſagt, der Mann bin, der Dir helfen kann. Ein nicht übler Farm iſt jetzt erledigt. Es mögen längſt verzeihliche Wünſche in Dir aufgeſtiegen ſein, wenn Du Deinen ehemaligen Kameraden und Freund James Morries als ſtattlichen Pächter geſehen haſt. Wohlan, ich will Dein Loos dem ſeinigen gleich ſtellen. Du biſt alt genug, Dein eignes Neſt zu bauen; an Verſtand fehlt's Dir nicht. Beſieh Dir bei Gelegenheit das niedliche Landgut auf Chasnuthill. Gefällt's Dir, ſo werden wir wohl einig darüber."

Henderſon verbeugte ſich tief und zuckte die Achſeln.

„Ich verſtehe!" lächelte der Lord. „Das zu übernehmende Inventarium ſchreckt Dich ab. Ich werde es mit dem abgehenden Pächter arrangiren. Schreibe mir die Paar tauſend Pfund gut in Deinem Contobuche, und nun Gott befohlen."

Zufrieden mit ſich ſelbſt, verließ Henderſon, jetzt wohl wiſſend, daß der ſtolze Lord von ihm abhing, gleich dem Diplomaten, der über einen Mächtigen der Erde durch ein politiſches Kunſtſtück den Sieg davon getragen und ihm ſich dienſtbar gemacht hat, das Schlafzimmer.

Die ſchöne Pachtung, die ihm ſo eben der Gebieter von Dunmoore verſprochen hatte und die den geſtern noch ſo unbedeutenden Menſchen zu einem der glücklichſten unter der Sonne gemacht haben würde, genügte jetzt ſeinem ſchon höher fliegenden Ehrgeize nicht mehr. Im Geiſte ſah er ſich demnächſt als den Generalpächter des Lords, und warum ſollte er die Staffel zu Ehren und Würden nicht bald ſo hoch bauen, daß ihm ſelbſt das Ende unabſehbar erſchien?

Dem ſtolzen Lord aber hatte nie die Gefahr ſo nahe geſtanden, wie in dieſem Augenblick. Rathlos lief er durch ſeine Zimmer, der Verzweiflung nahe. Nur dadurch, daß der Feind plötzlich durch einen unerwarteten Schlag niedergeſchmettert wurde, konnte er dem ſich ſo drohend über ſeinem Haupte zuſammenziehenden Unwetter entgehen. Ein Bote flog, um James Morries herbeizuholen; ein Andrer, Shaun Donnough, um den Hausknecht aus der Heideſchenke zur Stelle zu ſchaffen. Bald ſtand auch der Wagen bereit, um den Lord, ſobald er die Beiden geſprochen, nach Bantry zu Werford zu tragen und dieſen zur Ausführung der gefaßten Pläne geneigt zu machen.

Sechstes Kapitel.

Die Franzoſen auf Greenledge.

Sir Lewis O'Donnel war nicht wenig überraſcht, als ihn ſein Leibdiener lange vor Tagesanbruch weckte und mit großer Aengſtlichkeit benachrichtigte, es ſeien ſo eben drei Fremde vor dem Schloßthore angelangt, welche ſchnellen Einlaß und eine Unterredung mit dem Baronet begehrten, ohne jedoch ihre Namen nennen zu wollen. Der Eine habe verſichert, ſie würden dem Herrn des Schloſſes ſehr angenehme Gäſte ſein. O' Donnel, Verſchworne in ihnen vermuthend, die ihm irgend eine unangenehme Kunde zu hinterbringen hätten, befahl ſie ſogleich in das geheizte Unterzimmer zu führen, kleidete ſich an und ſtieg mit erwartungsvollem Herzen die Treppe hinab. Wie groß aber, wie freudig war ſein Erſtaunen, als er in den beiden auf ihn zueilenden Männern ſeinen Schwager und ſeinen Bruder erkannte!

„Wie? Iſt's möglich? Darf ich meinen Augen trauen? Oliver, mein Junge! Und Sie, mein theurer Dupont, in Irland auf Greenlodge. Träume ich denn noch?“

„Es iſt eine traurige Wirklichkeit,“ ſagte der Kapitän, ſich aus des Baronets Umarmung windend, „aber verſüßt durch das Glück, ſie wieder zu ſehen, bei Ihnen zu ſein. Doch wir ſind es nicht allein; ich habe die Ehre, Ihnen in dieſem dritten Herrn den Obriſten Gély vorzuſtellen, einen vertrauten Freund des Generals Hoche und mit beſondern Aufträgen unſerer Regierung beehrt.“

„Ich glaube, wir kennen uns ſchon, Herr Obriſt,“ ſagte O'Donnel, demſelben die Hand freundlich bietend.

„Ohne Zweifel!“ rief Gély froh überraſcht; „ich hatte die Ehre, mit Ihnen beim General Hoche zuſammen zu ſein. Ihr Name war mir entfallen, doch Ihre Züge belehren mich, daß wir uns keine Fremde ſind.“

„Drum herzlich willkommen auf meinem einſamen Waldſitze! — Aber ſagt mir, Ihr Theuern, welches ſeltſame Schickſal führt Euch zu mir?“

„Sie ſehen in uns ein Theilchen des Wenigen, das von der franzöſiſchen Armee an die iriſche Küſte gekommen iſt,“ ergriff Dupont das Wort.“ Und nicht ſiegreich, wie wir gehofft, ſind wir in dieſes romantiſche Schloß eingezogen, nein, wie Verbrecher haben wir uns herein geſchlichen bei Nacht und Nebel. Ach! es ſind unſrer nur drei, und doch hat es mehr Mühe gekoſtet, uns ans Land zu bringen, als die Hereinführung unſrer ganzen Flotte verurſacht haben würde, wenn Wind und Wetter günſtig geweſen wären. Aber der Admiral der Lootſen und aller Küſtenfahrer, die wegen des freien, zwiſchen Irland und Frankreich von ihnen getriebenen Handels den Rothröcken ſo verhaßt ſind, jener hochherzige Evans O'Neil, hat Wunder an uns gethan. Ihm verdanken wir das Leben und dem nicht minder wackern Hochbootsmann Parker die Freiheit."

„Erzählen Sie! Erzählen Sie ſchnell!" rief der Baronet begierig. „Doch nein!" verbeſſerte er ſich, „verſparen Sie Ihre gütige Mittheilung bis zum Frühſtück, das wir mit ächt engliſchem Comfort einnehmen wollen; denn nicht vergebens ſollen Sie in den Staaten Seiner Majeſtät von Großbritannien an's Land geſtiegen ſein. Geſchwind kommen Sie herauf auf meine Zimmer, werfen Sie Ihre durchnäßten Kleider ab und bedienen Sie ſich meiner warmen Schlafpelze. Das Frühſtück ſoll gleich fertig ſein. — Du aber, mein Oliver, laß Dich abküſſen! Mein liebes Bruderherz, wie biſt Du groß und ſtattlich geworden! O, wie ſind in Deinem blühenden Geſichte die mir theuern Züge des Vaters und der Mutter verſchmelzen! Ich will Dich heute hinunterführen in den Park auf das Grab unſrer guten Mutter. Du ſollſt eine Thräne des kindlichen Dankes auf ihrem Hügel weinen. Und wenn es möglich iſt, will ich Dich auch in den Park zu Lindſayhall zu des Vaters Grab bringen; doch müſſen wir uns dorthin bei Nacht ſtehlen. Es wäre gräßlich, wenn Dich die Pietät in Lord Kildare's fürchterliche Hände brächte!"

„Hören Sie, Obriſt!" flüſterte Dupont dieſem zu. „Nun ziehen Sie aus dieſen Paar Worten einen Schluß."

„Ich bin ſchon ganz überzeugt," verſetzte dieſer, und alle ſtiegen in die obern weiten und freundlichern Gemächer. Bald ſaßen ſie umgekleidet in bequemen Lehnſtühlen um den Tiſch, auf welchem der narkotiſche Abſud der arabiſchen Bohne aus dem blanken Kupferkeſſel dampfte und nach engliſcher Art die verſchiedenſten Fleiſchſpeiſen, Fiſche, hartgeſottene Eier, Honig und dergleichen mehr aufgehäuft waren. Als die Gäſte das erſte Bedürfniß geſtillt und die Behaglichkeit des Genuſſes und ihrer Umgebung empfunden, erzählte Dupont: „Wir waren zuſammen auf einer kleinen Brigg, die vom Directorium eigentlich für den Obriſten Gély beſtimmt war. Weil ſie aber die Weiſung hatte, wo möglich zuerſt Anker zu werfen und den Obriſten mit ſeinen wichtigen Depeſchen an's Land zu ſetzen, ſo baten wir, Oliver und ich, um die Vergünſtigung die Ueberfahrt mit dem Obriſten zu machen, um ſo ſchnell als möglich zu Ihnen zu kommen, theuerſter Schwager. Gerade aber unſrer leichten Brigg wurde vom Sturme am Schlimmſten mitgeſpielt; wir wurden von der Flotte ganz ab öſtlich nach Cap Mizen getrieben und geriethen in die Uferfelſen. Der Himmel ſchien uns dem Untergange geweiht zu haben; denn unſer Schiff bekam ein bedeutendes Leck: da erſchien uns ein Retter in der größten Noth, Evans O'Neil, der einäugige Lootſe, der aus der Dunmannus-Bai, wo er zu dieſem Behufe kreuzte, unſere Noth bemerkt hatte und uns zu Hülfe kam. Er und der alte John Boyle, die Beide mich ſchon einmal hierher brachten, bewirkten die Rettung der Mannſchaft glücklich; des Schiffes Untergang war nicht zu verhindern: es wurde eine Beute der Uferbewohner. Der Kapitän, die übrigen Offiziere und die Mannſchaft rettete von Lebensmitteln, was zu retten war, denn O'Neil verſprach alle in den Höhlen der Uferfelſen unterzubringen, bis es ihm oder einem ſeiner Freunde gelingen würde, uns nach Frankreich hinüberzuführen und Alles aufzubieten, um unſre Gefangenſchaft zu verhindern. Dieſe Hoffnung ſank, als mit der einbrechenden Nacht ein engliſches Langboot ſich durch die Wellen kämpfte, und wir glaubten uns ſchon in den

Händen unſerer Feinde, als der Führer des Bootes ſich uns als Parker zu erkennen gab. Zu unſ'rer Rettung war er gekommen, der brave Mann, mit einigen ſeiner getreueſten Matroſen, lauter Iren. Wir blieben in der Nacht auf O'Neil's Kutter und auch am folgenden Tage hielten wir uns hinter den Felſen verſteckt. Parker ging aber an's Land und blieb mehrere Tage aus; er hatte uns während der Zeit bei ſeinen Freunden in der Grafſchaft Cork Quartiere ausgemacht, und, als er wiederkehrte, brachte er Proviant mit. Wir hatten unterdeſſen in feuchten Höhlen viel von der kalten Witterung gelitten; die drei Männer, Parker, O'Neil und Boyle brachten nun die Einzelnen bei Nacht an ihren Beſtimmungsort, meiſt bei Pächtern und Bauern auf einzelnen Höfen und abgelegenen Häuſern. Der Obriſt Gély verlangte in die Kenmare-Bai gebracht zu werden, und mein und Oliver's Sinn ſtand natürlich zu Ihnen, Theurer. Wir machten alſo die Fahrt mit ihm; ſie war gefährlich in einem kleinen Boote an der Küſte hin; doch Parker war auch hier unſer Schutzengel; er wendete jeden Verdacht von uns ab, und ſo ſtiegen wir in der verwichenen Mitternacht an's Land, nachdem wir acht Tage lang viele Mühſeligkeiten an den Felſenküſten Irlands ertragen hatten. Als Untergebenem des Obriſten kam es mir nicht zu, nach ſeinen Dienſtgeſchäften zu fragen, vorzüglich inſofern dieſelben die Ueberbringung geheimer Depeſchen betrafen; ich wußte kaum, daß er welche bei ſich führte. Erſt als wir an's Land getreten ſind, erfahre ich durch Zufall, daß dieſe Depeſchen an Lord Kildare gerichtet ſind, und der Obriſt von der Regierung Befehl hat, ſie nach der Landung ſo ſchnell als möglich nach Lindſarhall zu bringen."

„Depeſchen an Lord Kildare!" rief der Baronet, den Erzähler unterbrechend, betroffen. „Wie iſt das möglich?"

„So viel ich weiß," verſetzte Gély, „hat ſich ein geheimer und geſchickter Agent des Lords dieſen Herbſt lange in Paris aufgehalten und mit den einzelnen Gliedern des Directeriums, vorzüglich mit Barras, viel unterhandelt."

„Obriſt, Ihre Regierung iſt fürchterlich betrogen, oder ſie ſpielt ein grauſames Spiel mit mir, mit uns, den ächten Iren, in welchem das Leben und die Ehre von Tauſenden der Einſatz iſt."

„Daſſelbe hat der Obriſt von mir, Oliver und O'Neil vernommen, und dadurch ſtutzig gemacht, iſt er, ſtatt nach Lindſarhall zu gehen, mit uns nach Greenleige gegangen, um ſich durch Ihren Ausſpruch vollkommen zu überzeugen, daß hier ein gräßlicher Betrug obwaltet."

„Aber, mein Gott!“ ſagte der Obriſt. „Ich kann mich aus der Verwirrung noch nicht herausfinden. Ich beſchwöre Sie, Herr Baron, iſt denn jener Lord nicht Ihr Verbündeter, nicht das Oberhaupt der ganzen Partei, mit dem die Regierung auf ſeine Veranlaſſung, als mit einem Manne von ſo großem Einfluß auf unſre Angelegenheiten, und weil er die bedeutendſten Großen zu ſeinen Freunden zählt, unter denen er Sie ſelbſt obenan ſtellt, unterhandelt, ohne Ihnen deshalb zu nahe zu treten?“

„So vernehmen Sie denn, mein Herr, in wenigen klaren Worten,“ entgegnete O'Donnel, „mein Verhältniß zu dieſem Manne! Lord Kildare iſt der tödtlichſte Feind unſerer Sache. Er betrachtet Irland mit den Augen eines Raubthiers, welches nur den rechten Augenblick erwartet, um ſich auf ſeine Beute zu ſtürzen. Lord Kildare, mein Herr! iſt der Mörder meines Vaters, alſo mein Feind, mit dem mich nichts auf Erden verſöhnen kann, als der Tod. Lord Kildare endlich, Herr Obriſt, iſt der Name, welcher jede fernere Verbindung mit Ihrer Regierung von meiner Seite zerreißt. Mag dieſem Irrgewinde von Intriguen dienen, wer da will, ich für mein Theil bin feſt entſchloſſen, ſolch wahrhaft teufliſchen Anſchlägen nicht ferner Kopf und Arm zu leihen.“

Unter den mannigfaltigſten, ſchnell mit einander wechſelnden Gefühlen blickte der Offizier finſter auf O'Donnel, der immer mehr in Feuer gerieth, je weniger der Erſtere Miene zu machen ſchien, ſich zu vertheidigen. Unerträglich wurde jedoch dem ſtolzen Franzoſen der Gedanke, in den Augen eines Mannes, den er in einem ſo hohen Grade ſchätzte, als Vermittler in einer ſchändlichen Intrigue, vielleicht gar als ein Verräther an ihm ſelbſt zu erſcheinen. Unwillig, ſich länger als einen Falſchſpieler betrachtet zu ſehen, zögerte er nach kurzem Ueberlegen nicht länger, einen entſcheidenden Schritt zu thun."

„Halten Sie noch eine kurze Weile zurück mit Ihren zwar verzeihlichen, aber dennoch zu voreiligen Schlüſſen," ſagte er mit Würde, erhob ſich von ſeinem Sitze und holte ein in ſeinen Kleidern wohl verborgenes Portefeuille herbei. — „Auf mich allein falle die Verantwortung, wenn ich es wage, eigenmächtig ein Räthſel zu löſen, deſſen augenblickliche Entzifferung, wie ich ſehe, nur allein im Stande iſt, den Vorwurf irgend eines ſchwarzen Vorhabens von mir und dem Directorium zu wälzen." — Unter dieſen Worten nahm er alle Papiere heraus, entſiegelte mit raſcher Hand die, welche verſchloſſen waren, und breitete ſie einzeln vor O'Donnel, der erwartungsvoll dem Thun des Mannes zuſah, auf dem Tiſche aus.

„Dieſe werden uns bald Licht verſchaffen und ſowohl meine, als die Ehre meiner Regierung retten,“ fuhr er fort. — „Leſen Sie, ich bitte Sie, Herr Baron, um Ihre Meinung über uns darnach zu berichtigen. Kein Bedenken! Infamie darf nicht auf meinem Frankreich haften! Ein Mißverſtändniß mag vielleicht hier obwalten, das geb' ich zu, welches, wie ich mehr und mehr begreife, für uns Beide hätte verderblich werden können, wenn nicht der Himmel ſelbſt die Ausführung eines Verbrechens verhindert hätte, das jedenfalls in dieſem Lande allein projectirt worden iſt. — Ich bitte nochmals darum, leſen Sie ſchnell, mein Herr,“ ſo ſchloß er und trat an ſeinen Platz am Kamin zurück.

Dupont und Oliver O'Donnel ſahen ſtaunend den Obriſten und dann ermunternd Lewis an, der endlich die Papiere ergriff und raſch eins nach dem andern durchflog. Immer finſtrer wurde ſein Geſicht, und die tiefen Furchen, welche ſich auf ſeiner Stirne bildeten, glichen den ſich zuſammenziehenden Wolken eines heftigen Ungewitters.

„Ich habe genug!“ rief er endlich, heftig aufſpringend, aus. „Hier dieſe Schriften geben mir genügenden Aufſchluß; es bedarf keines andern. Bei Allem, was Ihnen und mir heilig iſt, Herr Obriſt, ſchwöre ich, daß Kildare noch ein ungleich größerer Böſewicht iſt, als für welchen ich ihn bisher gehalten habe. Wie Schuppen fällt's mir von den Augen. Dieſes Patent, welches ihm von Seiten Ihrer Regierung die Statthalterſchaft von Irland zuſichert, wogegen er den eignen und den Beiſtand vieler Großen dieſes Landes verſpricht, — von denen, ich verſichere Ihnen, die wenigſten ein Wort vom ganzen Plane wiſſen; dieſes andre hier, wodurch ihm, auf ſein Begehren, von Ihrer Seite zugeſagt wird, ſeine Theilnahme am Unternehmen vor jedem andern Theilnehmer verborgen zu halten, ſehr klug erſonnen, damit er nicht im unglücklichen Falle compromittirt wird, während er ſelbſt die Namen aller derer, welche ſich um Hülfe bittend an Ihr Gouvernement gewandt haben, aus Ihren Liſten kennen lernt, zeigt mir den Elenden in ſeiner ganzen Blöße. Als Vicekönig oder Tyrann vielmehr von Irland, will er über Alle unumſchränkt regieren, oder, wenn dieſer herrlich ausgeſonnene Plan mißlingt, durch Verrath die Güter der dann gerichtlich Hingeopferten an ſich bringen, ſowie er ſchon mit den O'Neilſchen und O'Donnelſchen gethan.“ — —

„Sie kennen das Drama meines Lebens noch nicht, Herr Obriſt,“ fuhr der Baronet fort, und auf des Letztern Verneinen erzählte O'Donnel die Schickſale, welche ſeine Familie betroffen hatten, in ſkizzenhaften Umriſſen.

Der Obriſt behauptete bis zu Ende der Erzählung ein tiefes Stillſchweigen und ſchauderte über ſo viele, in einem einzigen Menſchen vereinte Bosheit.

„Wollen Sie noch mehr Beweiſe, mein lieber Gélr, für die Wahrheit meiner frühern Behauptung und für meine Anſicht von jenem hölliſchen Plane?“ fragte Lewis ernſt, als er ſeine Geſchichte geendigt hatte. — „Wohlan, ſo werden Hunderte von geachteten Männern dieſer Inſel das von mir Geſagte beſtätigen! Ich werde alle meine Verbündeten verſammeln, und hören Sie dann ſelbſt, ob ein Einziger anders über jenen Lord denkt, als ich.“

„Ich habe genug von ihm gehört,“ erwiederte Gélr. „Ich betrachte Sie, mein lieber Baronet, im Namen der Regierung von jetzt an als Oberhaupt der verbündeten Irländer. Denn glauben Sie nicht, Sir Lewis, daß wir es aufgegeben hätten, Ihnen Beiſtand zu leiſten, weil es dieſes erſte Mal mißglückte! Ihre Freiheit iſt zu eng mit unſerm eignen Vortheile, welcher uns aus einem Bündniß mit Irland gegen unſre Erbfeinde entſteht, verknüpft, als daß das Directorium nicht Alles aufbieten ſollte, Irland einen Platz unter Europa's ſelbſtändigen Nationen zu verſchaffen. Verlaſſen Sie ſich ganz auf den Bericht, den ich meiner Regierung abſtatten werde; danken Sie der Vorſehung für den Sturm, denn der Schaden, welchen er unſrer Flotte zugefügt hat, ſteht in keinem Verhältniß zu dem Unglück, welches er von dieſem Lande abgewendet hat. Muth, mein Freund! Einige Monate ſpäter, was verſchlägt's? Es iſt Ihnen dieſe Friſt ſogar von großem Nutzen, da Sie die mehrſten Ihrer Maßregeln werden ändern müſſen. Aber Vorſicht und Schlauheit, dem Verräther ſo nahe gegenüber, dürfte vielleicht jetzt mehr als je zu empfehlen ſein, indem man nicht weiß, ob er es nicht verzieht, durch feilen Verrath einſtweilen etwas auf Abſchlag an Beſitzthum zu erringen, da ihm die Erlangung der Statthalterwürde wieder weiter hinausgerückt iſt. Er ſcheint mir nicht der Mann langdauernder, tiefliegender Pläne, ſondern mehr, gleich dem gemeinen Wucherer, nur darauf bedacht zu ſein, Nutzen aus jedem Ergebniß des Augenblicks zu ziehen. — Nehmen Sie jetzt dieſe Papiere, Sir Lewis," ſo ſchloß der wieder zur frühern guten Laune zurückgekehrte Franzoſe; „ſie mögen Ihnen zur Zeit der Noth als ein Palladium dienen! Mit den eignen Waffen des Elenden ſind Sie ja nun jeden Augenblick im Stande, den Verräther zu Boden zu ſchmettern, ſobald er es wagen ſollte, Ihnen in offener Feindſchaft gegenüber zu treten." Und ſich zu Dupont wendend, ſagte er: „Ich denke, ſo iſt unſre, mit einer ſchändlichen Zweideutigkeit bedrohte Ehre gerettet, und wir dürfen nun ohne Mißtrauen fröhlich als Freunde beiſammen ſein.“ —

Die vier Männer beſprachen noch manche Maßregel, welche die Dringlichkeit der Umſtände und die ſo ſehr veränderte Lage der Dinge erforderten. Sie waren zu ſehr davon überzeugt, daß der Mann, welcher kein Bedenken trug, die niedrigſten Mittel in Verfolgung ſeiner ehrgeizigen und habſüchtigen Pläne anzuwenden, dem Nichts heilig war, wo es ſein Intereſſe galt, keinen Augenblick zaudern würde, ſelbſt den Abgeſandten der Nation, mit welcher er auf das feierlichſte unterhandelt hatte, zu opfern, wenn ihm ein Zufall deſſen Anweſenheit in Irland verrieth; ſobald er nur die Ueberzeugung gewinnen würde, daß er durch dieſes neue Verbrechen irgend einen andern bedeutenden Vortheil ſichrer und ſchneller erreichen könne, als durch einen in ſpäterer Zeit wiederholten, zweifelhaften Landungsverſuch, wenn auch die Lordlieutenantsſtelle in ihrem Hintergrunde den Reiz noch immer nicht für ihn verloren hätte.

O'Donnel unterließ daher ſchon deshalb nicht, ſeinen wenigen Dienern, auf deren Treue er ſich um ſo mehr verlaſſen zu dürfen glaubte, weil ſie faſt alle aus Eingebornen von Dunmoore beſtanden, deren Anhänglichkeit an ſeine Familie und Perſon er bei mehr als einer Gelegenheit zu prüfen Gelegenheit gehabt hatte, die nöthigen Weiſungen zu geben, falls man ſich nach fremden Perſonen auf dem Jagdhauſe bei ihnen erkundigen ſollte. Sodann legte er die von Gély erhaltenen Papiere unter Siegel und verwahrte ſie an einem Orte, zu welchem außer ihm ſelbſt nur Michaul Dahna der Zugang bekannt war. Als nach allen dieſen Vorkehrungen und Verabredungen Wirth und Gäſte ſich fürs erſte geſichert glaubten, führte O'Donnel, ſobald die Mittagstafel vorüber war, die von ſo vielen ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und Gefahren ermüdeten Krieger in ein dicht an das ſeinige gränzendes Schlafgemach, wo bereits Schlafſtätten eingerichtet waren, während er ſelbſt dem Heere von Gedanken nachhing, welches ihn nothwendigerweiſe nach den von Gély erhaltenen Aufſchlüſſen beſtürmen mußte. Bei der Abendtafel deutete der Obriſt darauf hin, ob der Baronet die erhaltenen Papiere nicht gegen Lord Kildare benutzen wolle; doch dieſer verwarf einen ſolchen Vorſchlag mit entſchiedenem Unwillen.

„Die Schande des Angebers,“ ſagte er, „der, ſelbſt ein Theilnehmer oder Mitwiſſer um irgend eine Verbindung, daran zum Verräther ward, um ſein bedrohtes Leben zu retten, würde mit Schimpf meinen Namen brandmarken, der bis jetzt mit Achtung und Bedauern in Irland genannt wurde.“

Keine Rache an dem Vater nehmen zu wollen, hatte er überdieß ſeiner theuern Eliſabeth gelobt. Pflicht, Ehre und Liebe, die letztere um ſo reiner und veredelter, als ſie ſo ganz ohne Hoffnung war, bezeichneten dem edlen Irländer die Bahn, welche er unter ſo verwikkelten Umſtänden einzuſchlagen hatte. Mit einer Würde und Entſchloſſenheit, die Sir Lewis in der Achtung der Franzoſen um ſo höher ſtellte, als das Volk, dem ſie angehörten, nichts mehr ſchäzt, als jene edle, ans Romantiſche gränzende Ritterlichkeit, worin es ihm ſo leicht kein anderes zuvorthut, erklärte er ſeinen feſten Entſchluß, den Lord dem Walten des Fatums zu überlaſſen und den einmal betretenen Weg, ſo wie die Liebe zum Vaterlande ihm denſelben vorgezeichnet habe, unabweichbar fortzugehen.

„Alles verloren, Ehre gerettet!“ iſt mein Wahlſpruch, ſowie der Ihres Volkes, meine Herren!“ rief er am Schluſſe der Argumente, welche er denen der beiden Franzoſen entgegengeſtellt hatte. „Mit ihm will ich leben und kämpfen und — ſterben, wenn es nicht anders ſein kann, nachdem alle Bemühungen der Gutgeſinnten in Irland, dem Vaterlande auf dem Wege der Vorſtellung und Güte ein beſſeres Loos zu verſchaffen, mißglückt ſind. Die Rache jedoch ſoll keinen meiner Schritte leiten, und zum Kampf für eine ſo hehre Sache muß keine Leidenſchaft den Streiter trei ben, ſobald er die Gnade hofft, die der Allmächtige den unterdrückten Völkern nicht für immer entzieht.“

Auch den Vorſchlag des Obriſten und die daraus entſpringenden, freundlich dringenden Bitten Dupont's und des Bruders, mit ihnen nach Frankreich bis auf günſtige Zeiten zurückzukehren, ſchlug der furchtloſe Mann unter dem Vorwande ab, daß er, ohne in ſteter Verbindung mit dem Vaterlande zu bleiben, außer Stande ſein würde, die Kräfte, welche er bisher ſo ſorgſam zuſammen zu halten bemüht geweſen, disponibel zu erhalten, wovon der Erfolg der nächſten Expedition, welche er von Frankreich her erwarte, weſentlich bedingt ſein würde.

Am Spätabend des folgenden Tages ſtellte ſich noch ein Gaſt auf Greenlodge ein; es war Dermot Laing, der bei ſeinen Verbündeten in der Grafſchaft Cork mehrere der dort einquartirten, franzöſiſchen Soldaten und Seeleute geſprochen und von ihnen erfahren hatte, daß der Kapitän Dupont mit Oliver O'Donnel das Jagdſchloß ihres Verwandten ſich zum Zufluchtsort auserſehen hätten. Er war überraſcht, auch den Obriſten Gély dort zu finden und Kildare's nicht geahnte Verrätherei ſowohl an der Regierung, als am Volke zu vernehmen.

Das nächſte Intereſſe drängte die engverbündeten Freunde zur Entwerfung neuer Pläne. Die Irländer wie die Franzoſen ſahen die vereitelte Landung der Flotte jetzt für ein Glück an und beſchloſſen, ferner vorſichtiger zu ſein und jeden Plan zu einer neuen Landung ſorgfältig vor Kildare zu verbergen. Theils, um möglich fern von Kildare's Wohnſitz zu landen, ſo daß ihm jede Gelegenheit zu Machinationen genommen, theils, um das Schickſal einer zweiten Landung nicht abermals vom böſen Zufall eines Sturms abhängig zu machen, ſtimmten Alle überein, einen mehr nördlichen Hafen zu wählen.

„Mein früherer, dem General Hoche gemachter Vorſchlag," bemerkte O'Donnel, „die franzöſiſche Flotte in der Bantry-Bai landen zu laſſen, wurde nicht nur durch meinen Aufenthalt hier, ſondern vorzüglich durch den Umſtand beſtimmt, daß die Grafſchaft Cork am ſtärkſten mit Unzufriedenen bevölkert war. Kildare ſcheint aus ähnlichen Gründen dieſem meinem Vorſchlage durch ſeinen Agenten in Paris beigetreten zu ſein, wie aus einem der Papiere hervorgeht. Alle dieſe Rückſichten haben ſich geändert. Kildare darf von fernern Beſchlüſſen nichts erfahren; die nördlichen Grafſchaften ſind nicht minder für die Revolution und Abwerfung des engliſchen Jochs; die ſüdlichen Häfen ſind ſorgfältig bewacht, und die ohnedies ſchwer zugängliche Bantry-Bai wird durch eine engliſche Flotte, die nicht lang auf ſich warten laſſen wird, jedem feindlichen Eindringen gänzlich verſchloſſen ſein.“

„Was hindert uns,“ nahm Laing das Wort, „einen der Gründe, der Dich bei der frühern Beſtimmung leitete, auch bei der jetzigen gelten zu laſſen? Du haſt eine Beſitzung, an der Bantry-Bai gelegen, die einen ſtillen Einfluß auf die Umgegend möglich machte; Du haſt auch eine Beſitzung an der Killala-Bai im Norden, das Erbe Deiner Mutter, und ein kurzer Aufenthalt dort wird Dir bald alle Herzen der Landleute zuführen, wie ſie Dir hier ergeben ſind. Die vielen Landſee'en und Sümpfe der dortigen Niederungen bieten dem liſtigen und gewandten Bewohner jener Gegenden die herrlichſte Gelegenheit dar, das durchſchnittene Terrain im kleinen Kriege mit Vortheil gegen die Königlichen zu benutzen. Es iſt unmöglich, daß reguläre Truppen dort gegen den allgemeinen Volksaufſtand etwas ausrichten können, und das ans Land geſetzte franzöſiſche Armeecorps kann von dort aus in wenigen Tagen die Hauptſtadt erreichen, ehe die Rothröcke, deren größter Theil doch hier im Süden bei uns cantonirt, nur zur Hälfte aufbrechen und hinanziehen.“

Laing's Meinung fand vielen Beifall; der Baronet legte die genaueſten Specialkarten der vaterländiſchen Inſel vor, und die kriegserfahrnen Männer entwarfen einen vollſtändigen Operationsplan nach allen

Regeln der Strategie und Taktik, nach welchem die Irländer handeln ſollten, ſobald die nächſte Flotte am Lande erſcheinen würde, deren Auslaufen aus den franzöſiſchen Häfen nach des Obriſten und des Hauptmanns Meinung ſobald als möglich im Frühjahr ſtattfinden könnte.

Das heimliche Beiſammenleben auf Greenlodge wurde durch O'Neil's Erſcheinen unterbrochen. Eingedenk der Mahnung der Franzoſen, ſobald es das Wetter erlaube, die Inſel wieder zu verlaſſen und nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, ſtellte er ſich ein, um auf den guten Wind aufmerkſam zu machen, zu melden, daß John Boyle bereits mit den meiſten Uebrigen glücklich abgefahren ſei, und anzufragen, wann O'Donnel's Gäſte aufzubrechen gedächten.

„Ein guter Seemann, Gentleman,“ ſagte der Lootſe, „benutzt den erſten günſtigen Wind, ſobald ein Fahrzeug zum Segeln fertig iſt. Ich habe ſchon oft erlebt, daß die Fahrt nicht glücken wollte, ſobald der erſte günſtige Augenblick vorüber war. Es drängt mich ohnehin, dieſes Geſchäft noch abzumachen es könnte leicht mein letztes ſein in dieſen Gewäſſern.“

„Wie?“ fragte O'Donnel, „Ihr wollt uns verlaſſen, Evans, wollt die Sache Eures Vaterlandes wohl gar aufgeben?“

Da lächelte der einäugige Mann mit ſeinem zerfetzten Geſicht recht bitter. „Aufgeben?“ fragte er in einem ironiſchen Tone. „Haben Sie ſo ganz vergeſſen, Sir Lewis, was ich in den Höhlen der Teufelsmauer in jener ſchlimmen Nacht zu Ihnen geſprochen, die uns Allen den Untergang drohte? Die Ereigniſſe der jüngſten Zeit haben mir das Biſchen Hoffnung, das ich noch auf Hülfe von Andern ſetzte, geraubt. Alle Ihre Vertröſtungen gingen auf die franzöſiſche Flotte, das hab' ich ſpäter einſehen gelernt; in jener Nacht verſtand ich Sie nicht. Was hat ſie uns geholfen? Der Himmel hat Ihren Troſt ſelbſt vernichtet, den ſichern Ankergrund unter Ihrem Schiffe hinweggeſpült, um uns recht klar vor die Augen zu führen, daß der Irländer ſich ſelbſt helfen müſſe. Und fürwahr, ich werde ſeinen Wink befolgen; alle die frühern Bilder ſind in mir erwacht, friſcher, kräftiger, und mein Vorſatz ſteht unabänderlich feſt.“

„Und was habt Ihr vor, alter, wunderlicher Mann?“ fragte O'Donnel betrübt.

„Sir Lewis, nehmen Sie es mir nicht übel; ich habe noch nicht nach Ihren Plänen und Vorhaben gefragt. Keiner hat in Irland ſo viel gelitten, wie ich; Keiner hat weniger zu verlieren, als ich; Keiner iſt befähigter, einen entſcheidenden Schritt zu thun, als ich. Ich habe nun das Letzte abgewartet, die franzöſiſche Flotte. Es hat auch nicht gezogen; ſo geſchehe denn, was mir ſtets als nothwendig erſchien. Erſt will ich aber die Herren an die Küſten des glücklichen Frankreich hinüber bringen.“

„Ich denke, wir brechen morgen Abend auf, ſobald es dunkelt. Wir verfolgen von hier aus den ſteilen Gebirgszug bis nach Cap Crow. An der äußerſten Spitze erwarteſt Du uns.“

„An der Spitze möchte es gefährlich ſein, aber weſtlich, eine gute Meile von der Spitze, liegt eine tiefe, felſige Bucht, der Kuhſtall genannt, dorthin führen Sie die Herren, Sir Lewis; man ſteigt von einer Felſenplatte herab, freilich etwas unbequem, aber die Kreuzer aus der Kenmare- und Bantry-Bai ſchießen da vorüber; wir können den günſtigſten Zeitpunkt zum Auslaufen ruhig abwarten. Sind Sie nur erſt bei mir an Bord, und liegen drei Meilen zwiſchen uns und der Küſte, dann mögen Sie immerhin ſagen, wenn's Ihnen beliebt, Evans O'Neil, jetzt rechnen wir auf Dich, und Sie ſollen ſich nicht geirrt haben im alten Seemanne. Aber ich habe ſeit geſtern auf meinen Wegen einen verdächtigen Kerl bemerkt, den ich nicht dazu bringen kann, ſeine Flagge zu zeigen. Wenn ich nicht falſch geſehen, ſo iſt's derſelbe, der mir ſchon früher einige Mal an dieſen Küſten begegnete und von dem ich mein Fahrwaſſer auf ewige Zeiten gereinigt zu haben glaubte.“

„Oh, Du meinſt Henderſon, den engliſchen Diener des Lord Wexford!“ ſagte O'Donnel lächelnd.

„Ich glaube, es iſt derſelbe. Er lugt umher, wie der Kapitän eines Kapers, dem die Regierung ſo eben den Freibrief unterſiegelt hat. Ich möchte ihm lieber zur See begegnen, Sir Lewis, als hier auf dem Lande in der Umgegend von Greenlodge.“

„Schlagt Euch die Grillen aus dem Sinn, alter Seelöwe, von denen, ſeltſam genug, oft die Kühnſten Eures Gewerbes auf dem Lande heimgeſucht werden. Ich ſollte glauben, der Kerl hätte an dem Vergißmeinnicht genug, das Ihr ihm bei Eurem letzten Abſchiede mit Euren zarten Händen reichtet, um ſich nach der Erneuerung Eurer Bekanntſchaft eben ſehr zu ſehnen.“

„Sie haben Recht, Sir! was kümmert mich der Buntſpecht, und mich wird er wohl auch ungehudelt laſſen; ich meinte nur, er könnte unſern Freunden, den Herrn Franzmännern, ſchaden.“

„Die hab' ich heimlich genug gehalten und gedenke, dies auch morgen noch zu thun. Hernach vertraue ich ſie Euch an.“

„Und da ſind ſie auch gut aufgehoben. Alſo morgen Abend im Kuhſtall erfreuliches Wiederſehen!

Leben Sie wohl, Sir O'Donnel und Sir Laing! Leben Sie wohl und ſeien Sie glücklich, wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten. Wünſchen Sie auch mir Glück! Ich bedarf es. Sie werden von mir hören." Mit dieſen dunklen Worten ging der ſtarke Mann von dannen."

„Was mag er vorhaben?" fragte O'Donnel gedankenvoll ſeinen Freund Laing.

„Ich glaube es zu wiſſen," verſetzte dieſer. „Schon hat er bei ſeinen und unſern Freunden in der Grafſchaft Cork ähnliche, geheimnißvolle Reden geführt, und man hat von ihm herausgebracht, daß er mit einem großen, blutigen Plane ſchwanger geht. Viele vermuthen — und ich zähle mich dazu — daß er den Lord Statthalter in Dublin ermorden will."

Wie ein Blitz durchzuckte dies Wort des Baronets Geiſt. „Ja, Du haſt Recht!" rief er erſchreckt. „Ueber nichts anders brütet er. Beim allmächtigen Gott, ich hätte, mir ſeine Reden in der Teufelsmauer zurückrufend, von ſelbſt darauf verfallen können; er ſprach es ja ziemlich deutlich aus. Bei allen Heiligen, eine ſolche unbeſonnene und frevelhafte That würde uns Alles verderben. Dieſer Mann mit ſeinen engen Begriffen, hält den Lord Gouverneur für die Quelle oder Urſache unſeres Unglücks. O Himmel, die Dummheit unſrer Freunde wird uns noch elender machen, als die Bosheit unſrer Feinde. Aber dieſe That des bornirteſten Fanatismus müſſen wir nach Kräften zu vereiteln ſuchen."

„Aber wir können doch den wackern und unſrer Sache ſo förderlichen Evans unmöglich vor dem Lord Statthalter compromittiren!" rief Laing ängſtlich.

„Nein, das wollen wir nicht. Ich ſchreibe Lord Cerbampton einen Brief, entdecke ihm, daß ein Anſchlag auf ſein Leben beſteht, und warne ihn vor allen Seeleuten. Dann wird er ſchon ſeine Vorſichtsmaßregeln treffen. Du aber überbringſt ihm den Brief ſelbſt und kannſt nebenbei Manches für Dich ausrichten."

„Dies läßt ſich hören!" Ich habe ohnedies lange Gelegenheit geſucht, mit dem Lord Statthalter friſch von der Leber zu ſprechen. Hilft es nichts, ſo ſchadet es auch weiter nichts. Hier bietet ſich von ſelbſt die Gelegenheit. Ich ergreiſe ſie."

Lewis ſchrieb den Brief, und Laing reiſte ſchon vor Tages Anbruch von Greenlodge ab, nachdem er herzlichen Abſchied von den Franzoſen genommen.

Siebentes Kapitel.

Das Duell.

Ungeachtet der dringendſten Vorſtellungen, welche Lord Kildare dem Obriſten Werford gemacht hatte, ſich der Perſon O'Donnel's auf den Grund der von Henderſon gemachten und durch Tim's Ausſage beſtätigten Anzeigen zu bemächtigen, ſo glaubte derſelbe doch ſeiner Pflicht ſchon dann vollkommen genügt zu haben, wenn er den Baronet unter ſtrenge Aufſicht nehme, von dem Vorfall Anzeige bei der Behörde mache und die weitern Befehle im Betreff der gegen den Baronet zu thuenden Schritte abwarte.

„Das iſt für einen Kriegsmann keine ſo angenehme Sache, Mylord!" hatte er ihm zuletzt faſt unwillig geſagt. „Es kann wohl ſein, daß Sie ſich das Geſchäft eines Häſchers leichter denken, als wir andern. Ich habe Vorkehrungen getroffen, daß O'Donnel nicht entfliehen kann. Warten wir nun die weitern Verfügungen aus der Hauptſtadt ab!"—

Lord Werford, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine Ehre als ſeinen Muth, wollte die Zwiſchenzeit benutzen, ſeinem Gegner die verlangte Genugthuung zu geben.

Er ließ daher an demſelben Morgen, der zur Abreiſe der franzöſiſchen Offiziere von Greenlodge beſtimmt war, an den Mann, dem er in ſeinem Innern die Hochachtung nicht verſagen konnte, ſo ſehr er auch ſowohl ſeiner Liebe als ſeiner politiſchen Meinungen im Wege ſtand, eine ſchriftliche Einladung ergehen, ſich an einem näher bezeichneten abgelegenen Orte am weſtlichen Abhange des Gebirges ohnfern der Heideſchenke einzufinden, um die geforderte Genugthuung zu gewärtigen.

„Ich habe gehört, Sir Lewis ſei ein firmer Piſtolenſchütz'," ſo ſchloß das Schreiben des Lords, „ich habe daher dieſe Waffen um ſo lieber gewählt, da der hohe Preis dieſes Kampfes gewiß jeden von uns zum höchſten Beſtreben anfeuern wird, die Stelle des Gegners zu treffen, die allein ſchon die Quelle einer unverſöhnlichen Feindſchaft zwiſchen uns ſein würde, wenn uns auch nicht die Verſchiedenheit unſ'rer politiſchen Meinungen zu ewigen Antipoden und natürlichen Feinden gemacht hätte." —

Kaum war indeſſen die Ordonnanz zurück, welche Werford's Schreiben an O'Donnel nach Greenlodge und deſſen Einwilligung, die Ladung anzunehmen, an den Obriſten überbracht hatte, als auch ſchon ein Staatsboote mit Depeſchen vom Statthalter aus Dublin gemeldet wurde.

Der Obriſt, dem die Mißbilligung nicht entgangen war, mit welcher die Offiziere ſeines Regiments ſein Benehmen gegen O'Donnel am Morgen nach dem Brande von Lindſayhall aufgenommen, hatte ſie gerade alle bei ſich verſammelt, um ihnen ſein Vorhaben zu eröffnen.

„Zwei der Rädelsführer, welche den ſchändlichen Ueberfall auf Lindſayhall ausführen halfen, die im Gefängniß ihrer verdienten Strafe entgegen ſitzen,“ redete er zu den Herren, „haben als ſtreng gläubige Katholiken auf die Hoſtie geſchworen, daß Sir Lewis nicht den entfernteſten Antheil an jenem Verbrechen der weißen Jungen genommen hat, ſo wie ich es damals vermuthete. Sie konnten mir es nicht verdenken, meine Herren, daß ich dem Baronet die von demſelben verlangte Genugthuung ſo lange verſagte, bis der geringſte Zweifel an ſeiner Ehre gehoben war. Ich halte ihn jetzt für einen Gentleman, der werth iſt, ſo gut wie einer von uns, den Rock Sr. Majeſtät zu tragen, und habe ihm daher das Rendez-Vous, um welches er mich gleich damals bat, auf heute Nachmittag am Gebirge nicht weit über der Dunmoorer Heide zugeſagt, damit die

Waffen die wegen jener Nacht zwiſchen uns obwaltende Differenz auf ehrenvolle Weiſe beſeitigen.“

„Wir haben es nicht anders von unſerm ritterlichen Anführer erwartet,“ ſagte ein alter Kapitän, während ſich in den Zügen aller Uebrigen unverkennbarer Beifall über des Obriſten Worte ausdrückte.

„Und Sie, Kapitän Howard,“ fuhr der Obriſt, ſich zu dieſem beſonders wendend, fort, erſuche ich, Ihrem Freunde Ihre Dienſte als Zeuge anzutragen, und dies als eine Art von Genugthuung für Sie ſelbſt zu betrachten, daß ich O'Donnel — damals wenigſtens — zu viel that.“

„Sir Lewis hat mich für den Fall ſchon früher darum erſucht,“ verſetzte der Angeredete mit ernſtem Tone.

„Nun ſo erfüllen Sie den von Ihnen gewünſchten Dienſt ohne alle Scheu. Mein Ehrenwort wird Ihnen hoffentlich genügen, womit ich Sie verſichere, daß dadurch keine Aenderung in meiner vortheilhaften Meinung von Ihnen hervorgeht. Ich erkläre den für einen Schurken, der nur einen Augenblick Bedenken trägt, zur Herſtellung verletzter Ehre zu wirken, mögen auch die politiſchen Meinungen ſein, welche ſie wollen. Das iſt eine Obſervanz im brittiſchen Reiche, die der Geiſt des Volks erzeugte, von der einen rechtſchaffenen Mann ſelbſt die ſtrengen Geſetze der magna charta nicht entbinden können.“

Der eintretende Henderſon meldete, daß der Staatsbote auf die Entſchuldigung des Obriſten rechne, wenn er Se. Herrlichkeit nochmals dringend erſuchen laſſe, die für ihn beſtimmten Papiere in Empfang zu nehmen, weil er von der Stunde ſeiner Ankunft bei ſeiner Rückkehr Rechenſchaft abzulegen habe.

„Ich bin bereit, den Herrn zu empfangen!“ wandte ſich der Obriſt zum Diener; dann zu den Offizieren: „Es war mir daran gelegen, dies Geſchäft unwiderruflich zu arrangiren, ehe ich den Mann oder die Nachrichten, welche er mir bringt, geſehen hatte.“ —

Kaum hatte Lord Wexford mit flüchtiger Eile die ihm von dem Abgeordneten überreichten Papiere überſehen, als er den Mann, deſſen ganzes Aeußere die Schnelligkeit verkündigte, mit welcher er ſeinen Weg gemacht hatte, mit den Worten anredete: „Ich vermuthe, Sir, Ihr Geſchäft iſt mit der Entledigung Ihrer Sendung an mich, ohne daß Sie etwa noch weitere Aufträge an andere Behörden haben, abgemacht.“

„Es iſt ganz ſo, wie Sie zu ſagen belieben, Mylord,“ erwiederte jener.

„Nun, ſo will ich nicht ſäumen, Ihnen den Empfangſchein auszuſtellen, woran Ihnen zu Ihrer ungeſäumten Rückkehr gelegen ſein muß,“ fügte der

Obriſt hinzu, indem er ſich an ſeinen Schreibtiſch ſetzte und mit raſcher Hand die Schrift aufſetzte, wodurch er den Empfang der ihm aus der Staatscanzlei zugeſchickten Befehle beſcheinigte.

„Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, meine Herrn,“ nahm er dann nach einer kurzen Pauſe, als der Bote ſich entfernt hatte, das Wort wieder auf; „Sir Lewis iſt auf den Grund, daß er drei feindliche Offiziere bei ſich verborgen halten ſoll, der Conſpiration gegen Sr. Majeſtät Regierung verdächtig, angeklagt, und mir iſt der Auftrag, der jetzt doppelt unangenehme Auftrag geworden, denſelben als Gefangenen zugleich mit den feindlichen Agenten nach Dublin zu ſenden, da die **Habeas corpus** Acte*) ſuspendirt iſt und der gewöhnliche Weg des Rechts nicht bei ihm verfolgt werden ſoll. Doch dieſer mißliche Umſtand ändert durchaus nichts in der Sache, die wir ſo eben beſprochen haben. Ein Andrer dürfte vielleicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, ſich einer ſolchen kitzlichen Angelegenheit zu entziehen; O'Donnel ſoll jedoch nicht die Freude haben, Lord Wexford der Feigheit oder des Mangels an Lebensart zu beſchuldigen. Noch frei ſich wähnend, ſoll er mir gegenüber ſtehen. Wer weiß, vielleicht befreie ich ihn von ſeinen irdiſchen Banden und er dankt es mir wohl ſelbſt einmal jenſeits, daß er aus meiner Hand einen ehrenvolleren Tod empfangen hat, als der iſt, der ſeiner wartet, wenn ſich der auf ihm laſtende Verdacht beſtätigen ſollte. Im andern Falle, Kapitän Howard, ertheile ich Ihnen hiermit den Auftrag, ſich ſowohl der Perſon Ihres Freundes, als ſeiner Papiere und der Franzoſen, die ſein Unſtern herbeigeführt, zu bemächtigen. Nehmen Sie dieſes als einen Beweis meines Vertrauens, und wie ich zugleich, was in meinen Kräften ſteht, gern dazu beitragen will, die Gefangenſchaft eines Gentleman, den ein Ehrenmann, wie Sie, ſeinen Freund nennt, ſo viel als möglich zu erleichtern, eines Gentleman, ſag' ich, den Sie alle, meine Herrn, mit Ihrer Achtung beehrt haben, und daher des Verbrechens, deſſen er bezüchtigt wird, für nicht fähig halten können," ſetzte er mit einem Anflug von Ironie hinzu, „obgleich ich immer meine eignen Gedanken, ſowohl bei dem Treiben O'Donnel's, als auch bei den mehr als freimüthigen Aeußerungen deſſelben gehabt habe. Ich haſſe ihn und mache kein Hehl daraus, weil er, wie Ihnen bekannt ſein mag, ein mächtiger Rival und, wie es mir immer deutlicher wird, ein unüberſteigliches Hinderniß bei meinen Bewerbungen um eine

---

*) Das Geſetz, wonach kein Britte, ohne Angabe der Urſachen, verhaftet werden kann. Dieſes Geſetz kann nur durch einen Parlamentsbeſchluß in außerordentlichen Fällen und drangvollen Zeiten — und dann nur auf kurze Friſt — aufgehoben werden.

Dame iſt, welche ich anbete. Aber da es jetzt ſo mit ihm kommt — weiß Gott, wie es zugeht — da fällt mir wieder unter den wenigen, welche ich leider behalten habe, der Spruch ein, den uns der alte Rector zu Eaton College ſo oft vorpredigte, wenn ein Schüler den andern anſchwärzen wollte: Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium. Und deshalb will ich mich auch mit ihm ſchlagen. Was Pflicht, Ehre und Gewiſſen, jedem ächten Britten zum Geſetz gemacht haben, ſoll keiner einen Augenblick ſäumen zu erfüllen. Ihr Ehrenwort, Kapitän Howard, daß O'Donnel kein Wort früher von dem erfährt, was der Dienſt der Regierung von uns erheiſcht! Denken Sie nicht minder, mein Herr, an den Spruch: England erwartet, daß Jedermann ſeine Schuldigkeit thut*)."

„Major Morton, laſſen Sie durch Piquets O'Donnel's Schloß und deſſen Umgegend ſcharf bewachen, ſo daß ſich Niemand daraus entfernt, als O'Donnel und etwa einer ſeiner Diener zu der zum Zweikampf beſtimmten Zeit, zu welcher ich Sie ſelbſt als meinen Secundanten auf dem Bergrücken auf dem Wege nach Lindfarhall erwarte. Um jene Zeit ſollen ſich keine unſrer Leute zeigen. Nur Offiziere beſorgen dann die

---

*) England expects every man to do his duty.

Aufſicht über Greenlodge. Das Uebrige ſpäterhin iſt Ihre Sache, Howard. Ich fühle, Ihr Geſchäft iſt das ſchwerſte, aber es iſt auch das ehrenvollſte, und der König mag dem Manne, der hier nicht wankt, das Schwierigſte in ſeinem weiten Reiche hinführo ſichrer, als jedem Andern anvertrauen.“ —

Die Offiziere empfahlen und zerſtreuten ſich, um den erhaltenen Befehlen nachzukommen.

Um dem Freunde jede Verlegenheit hinſichtlich ſeiner fremden Gäſte zu erſparen, ſchrieb Howard einige Zeilen an O'Donnel, worin er ihm meldete, daß er ihn um drei Uhr Nachmittags auf Greenlodge abholen wolle.

Genau um die angegebene Zeit hielt der Kapitän an der innern Barriere des Waldſchloſſes und ſchickte ſeinen Reitknecht hinein, um den Baronet zum Aufbruche aufzufordern. Sir Lewis erſchien ſogleich ſelbſt, um den Freund zum Abſteigen und Einkehren einzuladen; doch dieſer ermahnte, da ſie faſt zwei Stunden angeſtrengten Ritt haben würden, ehe ſie an dem vom Obriſten beſtimmten Orte ankommen dürften, weshalb jeglicher Verzug zu vermeiden ſei, zum Aufbruch und entging dadurch der Nothwendigkeit, in das Schloß eintreten zu müſſen

„Wahrlich!“ ſagte O'Donnel, „Seine Herrlichkeit hätten es näher haben können. Die Sache wäre eben ſo gut ein Paar hundert Schritte von hier abwärts am Strande abgemacht worden. Wozu nur der weite Weg?"

„Beſtimmt kann ich freilich den Grund dieſer Wahl nicht angeben," verſetzte Howard, „doch glaube ich, ihn zu ahnen oder vielleicht errathen zu haben. Von jener Haideſtelle des Gebirges, die ſich Lord Wexford zum Zweikampf auserkoren und die mir eben ſo gut bekannt iſt, wie Dir, ſieht man gerade vor ſich, in der Ferne unten, das alte Schloß Lindſayhall, die Trümmer des neuen und den Park; die Fenſter der Fronte des alten Schloſſes ſind dem Gebirge zugerichtet, und ſo will Wexford im Angeſicht der Dame, um derentwillen er doch eigentlich in den Kampf geht, recht als ein ächter Ritter für ſeine Liebe ſeine Tapferkeit bewähren. In ſeinem Kopfe ſpuken noch chevalereske Ideen, der Mann iſt um drei Jahrhunderte zu ſpät gekommen; deshalb kann er ſich auch nicht in unſre Zeit finden. Der Anblick des Schloſſes, wo der ſchöne Preis des Kampfes wohnt — wenigſtens ſtellt ſich ſeine ritterliche Phantaſie Miß Eliſabeth als ſolchen vor — wird ſeinen ſchwärmeriſchen Muth erheben, und ſelbſt im Falle, daß ihn das unglücklichſte Loos träfe, träumt er ſich im Angeſicht von Lindſayhall ſchöner ſterben zu können."

„Du magſt Recht haben," entgegnete der Baronet, bitter lächelnd. „Und wer würde mir verwehren, mich gleichen Gefühlen und Träumereien hinzugeben? Und hätte ich nicht weit gegründetere Urſache dazu? Ach! aber mir flieht vor dem kalten Ernſt des Lebens jede bunte Täuſchung. Lord Wexford hat einen ſchweren Kampf; denn ihm, der ſchwärmeriſchen Ritterzeit, ſteht in meiner Perſon die nüchterne Jetztzeit mit ihrer kalten Beſonnenheit, ihren vernünftigen Schluſſen und ſtürmiſchen Forderungen gegenüber."

Der Reitknecht führte das Pferd vor, und Sir Lewis ſprach noch heimlich mit Michaul Dahna. Es waren Verhaltungsbefehle hinſichtlich der Führung ſeiner Gäſte nach dem Kuhſtall, die er, ſelbſt daran verhindert, keinem Andern vertrauen konnte und mochte, als Michaul. In den Augen deſſelben glänzte unausſprechliche Freude; es war der erſte Dienſt, den der Baronet wieder von ihm forderte, und das neue und große Vertrauen deſſelben erhob ihn vor ſich ſelbſt, ehrte ihn und erfüllte ſein Herz mit hohem Glück. Er verſprach Alles aufs Beſte zu beſorgen und Lewis warf ſich, über dieſen Punkt ganz beruhigt, in den Sattel und ſprengte an der Seite ſeines Freundes davon. Ihr ſcharfer Ritt litt wenig Unterhaltung, doch war die liebe Jugendzeit, wenn ſie die Pferde einmal langſamer gehen ließen, der Gegenſtand derſelben, und um Howard's Mund zuckte bittre Wehmuth, wenn er den Freund aus den heitern Farben der Vergangenheit Bilder der Zukunft weben ſah.

So waren ſie in die Nähe des Kampfplatzes gekommen und ſtanden eben im Begriff, von dem nach Dunmoore hinab laufenden Wege abzubiegen, als ſie ein Weib erblickten, welches, flinken Fußes dieſen Weg bergaufwärts verfolgend, ihnen entgegen kam und durch Zeichen und Rufen ſich ihnen bemerklich machte. O'Donnel erkannte ſogleich Sally O'Neil in ihr und hielt ſein Pferd an. Mit wenigen Sätzen war das flinke Mädchen bei ihm, zog einen Brief aus dem Buſen und hielt ihm denſelben mit den Worten entgegen: „Ich wollte zu Ihnen nach Greenlodge, Sir, und bin recht gelaufen; denn es war mir die möglichſt größte Eile auf die Seele gebunden; deſto lieber iſt es mir, daß ich Sie jetzt ſchon treffe.“

„O'Donnel hatte die Züge der ihm ſo theuern Hand an der Aufſchrift ſchon erkannt und ſein Geſicht ſich verklärt; haſtig öffnete er das zierliche Brieflein und ſeine glänzenden Blicke durchflogen es, wie buntgefiederte Vögel die duftgeſchwängerte Luft eines ſchönen Frühlingsmorgens.

„Ich kann in dieſem Augenblicke weder den guten Rath der Lady befolgen,“ wandte er ſich an Sally, „noch Dir eine beſtimmte Antwort geben, nicht einmal eine mündliche. Willſt Du, gutes Kind, hier aber eine kleine Weile verziehen, — ich denke in einer halben Stunde wird Alles abgemacht ſein — ſo bin ich dann eher im Stande, eine beſtimmte Antwort von mir zu geben, oder auch gar keine, und doch wird dies ebenfalls eine ſehr bündige Erklärung ſein. Jetzt habe ich ein unaufſchiebbares Geſchäft vor; dies muß erſt abgemacht ſein. Setze Dich auf dieſen Baumſtamm.“ Und ihr freundlich zuwinkend, ritt er dem Kapitän nach.

„Sonderbar!“ ſagte er zu dieſem. „So eben ſchreibt mir Miß Eliſabeth Kildare, ich ſolle mich ſo eilig als möglich von Greenlodge entfernen und in einem ſchwer zu entdeckenden Verſteck verbergen; meine Freiheit, ja mein Leben ſeien in der größten Gefahr, und der Verzug einer Stunde könne mir verderblich werden. Ich ſei verkauft und verrathen. Sie ſei erſt heute hinter das unſelige Geheimniß, das mich bedrohe, gekommen. Auch ſoll ich ſogleich beſtimmte Antwort von mir geben, ob ich ihren Rath befolgen und wohin ich mich flüchten will, damit ſie mir ſpäter ausführlichere Nachrichten geben könne, was ihr jetzt unmöglich ſei, da die größte Angſt ſie dränge. Dieſer qualvolle Seelenzuſtand geht aus den flüchtigen Schriftzügen und den Beſchwörungen hervor, die ſie niederſchreibt, um mich zur Flucht zu bewegen. Was denkſt Du davon, Harry?“

„Daß es Deinen Feinden gelungen iſt, Dich beim Statthalter anzuſchwärzen und daß man Dich Gott weiß welch eines Verbrechens zeiht."

„Aber darauf hin kann doch weder meine Freiheit noch mein Leben bedroht ſein? Stehe ich nicht unter brittiſchem Geſetz, das meine Freiheit ſchützt, ſo lange die Klage von meiner Behörde nicht gegen mich erhoben iſt?"

„So iſt Dir noch unbekannt, daß die Habeas-corpus-Acte in Bezug auf Irland abermals ſuspendirt werden iſt?"

„Ha, dann begreife ich!" rief O'Donnel erſchrokken, „dann iſt es freilich Zeit, den Rath meiner geliebten Eliſabeth ſo ſchnell als möglich auszuführen. Und fürwahr, ſobald ich mit Deinem Obriſten in's Reine bin, Harry, werde ich darauf bedacht ſein; komm' ich mit heiler Haut oder einem blauen Auge davon, ſo werde ich höchſtwahrſcheinlich einen andern Weg einſchlagen, als nach Greenlodge."

Howard lächelte wieder bitter; es durchſchnitt ihm das Herz, den Freund, der ſchon gefangen war und es noch nicht wußte, in dem Wahne verharren laſſen zu müſſen, als ſei für ihn noch ein Entrinnen möglich.

Auf der Wahlſtatt angelangt, verſank O'Donnel in tiefes Sinnen; es ſchien, als ging die Ahnung ſeines Geſchicks, das verhüllt ſchon neben ihm ſtand und bereits die verhängnißvolle Hand auf ſein Haupt gelegt hatte, in dunkeln Schauern durch ſeine Seele. Er hielt dies aber für Todesahnungen, zog ſein Portefeuille hervor und ſchrieb emſig hinein. Dann verſchloß er daſſelbe wieder und übergab es dem Freunde mit den Worten: „Sollte ich fallen, Harry, ſo überſchicke durch jenes Mädchen dies Portefeuille Lady Eliſabeth nebſt einigen Papieren, deren Aufbewahrungsort allein Michaul Dahna kennt. Der Befehl an Mic, ſie Dir auszuliefern, ſteht ebenfalls in dieſen Blättern. Du kannſt Alles leſen, eh' Du es der treuen Botin übergiebſt. Es iſt mein Vermächtniß an Lady Eliſabeth. Ich gebe ihr nichts Geringes mit dieſen Dokumenten. Denn ſie wird ſich dadurch in dem Beſitz eines Mannes beſtätigt ſehen, der ohne mich ſo gut als verloren für ſie war."

„Ich verſpreche es Dir heilig, Dein ſogenanntes Teſtament, ſelbſt im unglücklichſten Falle, an die edle Dame zu überbringen."

„Sieh dort den Obriſten mit Major Norton und den übrigen Herrn Offizieren!" Es iſt Zeit an das Menſchliche zu denken, das mich in den nächſten Minuten treffen kann."

Howard zuckte bei dieſen Worten zuſammen, doch O'Donnel ſah es nicht und führte den Freund raſchen Schrittes zu dem Platze hin, wo Lord Werford, eben vom Pferde ſteigend, ſtehen blieb, um mit der Miene des Kenners das mit dem ſeinigen zugleich hinweggeführte Pferd des Majors zu muſtern.

„Kehre noch einmal zurück, John!“ rief der Soldat mit unbefangener Stimme; „ſo recht! Laß gerade auf mich zu ſchreiten! Die Hand weg unter den Ganaſſen, Mann! Freien Zügel! Sind ja keine Remonte-Pferde! Das edle Thier trägt ſchon von ſelbſt den Kopf hoch und zeigt dadurch die edle Race.“

„Die Bemerkung des Obriſten hat eine tiefe Bedeutung,“ flüſterte O'Donnel dem Freunde zu, der ihn auf den Gleichmuth des Lords aufmerkſam machte. „Wahrlich, es gehört ein beſonderer Menſchenſchlag dazu, an der Stelle, wo es ſich im nächſten Augenblick um Leben und Tod eines Menſchen handelt, mit derſelben Ruhe die Mängel und Vorzüge eines Pferdes zu prüfen, als befinde er ſich auf einem Wettrennen oder auf einer Verſteigerung von Vollblutpferden.“

„So recht, John!“ fuhr Jener fort. „Jetzt ſieht man die freie Action. Wahrhaftig ein ſchönes Spiel der Ohren, dicht zurückgelegt, wie beim ächten Vollblut! Weit geöffnete Nüſtern, vorliegende glänzende Augen, die wahren Kennzeichen ſeiner Aechtheit. Bei vieler Muskelkraft in den Sprunggelenken, doch nicht zu viel Nachgiebigkeit. Nun iſt's gut! Führe ſie weg, John! Hinter jenen Klippen ziehe ſie nur langſam herum, damit ſie ſich allmälig abkühlen. Sie haben Recht, Major," wandte er ſich an den Letztern, „den ſchönen Nacken Ihres edlen Thieres hat noch kein Joch gedrückt. Ich irrte mich vorhin. Ihnen gefällt alſo mein Aladin. Gut, wir handeln vielleicht nachher darum, wenn die Geſchichte, die jetzt folgt, mir nicht etwa den Mund verſchließt. — Entſchuldigen Sie, meine Herren," ſagte er dann, einige Schritte vorwärts tretend, zu den beiden Freunden, unter einer leichten Verbeugung, „wenn ich Sie einige Augenblicke auf mich warten ließ. Major Norton's Pferd hatte alle meine Gedanken in Anſpruch genommen. S'iſt einmal meine vorherrſchende Paſſion. Säumen wir jetzt nicht länger, Gentleman! Ich ſehe der Apparat iſt in Ordnung. Laden ſie gefälligſt, meine Herren Secundanten! Die Zeit iſt heute mehr als gewöhnlich koſtbar."

Während die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, blickte der Obriſt mit untergeſchlagenen Armen ſtarr nach Lindſayhall hinab; dann, von ſeinem Secundanten erinnert, trat er mit dem Piſtol in der Hand kaltblütig wie vorhin auf die Menſur, indem er zu O'Donnel ſagte: „Sie haben den erſten Schuß, Sir Lewis, und man weiß, daß Sie ſelten das Ziel verfehlen. Auch ich ſchieße nicht übel. Zielen Sie gut. Keine lächerliche Großmuth! ich bitte darum. Ich liebe ſolche Spielereien nicht und will ſie gern den Herrn auf und neben dem Wollſacke überlaſſen, die, wenn ſie ſich erſt mit der ſpitzen Feder oder mit der Zunge verwundet haben, das Publicum zuweilen damit beluſtigen. Ich thue Ihnen, wenn ich zum Schuſſe komme, bei meiner Ehre! nichts darauf gut. Sie ſind hierher gekommen, um ihre beleidigte Ehre zu rächen; ich, um Ihnen Satisfaction zu geben und, wenn ich kann, Sie bei dieſer Gelegenheit aus der Welt zu ſchaffen. S'iſt vielleicht kein geringer Dienſt, Sir Lewis, den ich Ihnen dadurch erweiſe."

O'Donnel ſah bei dieſen Worten dem Obriſten feſt in's Auge, dann aber blickte er wie fragend auf den ihm noch zur Seite ſtehenden Howard. Dieſe Aeußerung ſchien ihm mit Eliſabeths Brief in Verbindung zu ſtehen. Der Kapitän aber kannte zu gut die Bedeutung jener Worte und ſah finſter zu Boden.

Da erhob O'Donnel das Piſtol und ſpannte den Hahn unter den Worten: „Kein Spiel alſo, Mylord! Haben Sie Acht! Blut nur wäſcht den Schimpf von mir, den Sie auf meinen Namen legten." Hohe Röthe überſtrahlte während dem ſein Geſicht, doch er zielte feſt und wankte nicht.

Mit ſeiner gewöhnlichen Kälte blickte der Obriſt auf die Mündung des Gewehrs. Kein Glied rührte ſich am ganzen Körper und auch ſein Auge zuckte nicht.

Noch einen Augenblick zögerte die Entſcheidung; da fuhr der Schuß dahin, und der Obriſt ſtand aufrecht.

„Nun iſt's an mir!“ mit dieſen Worten hob er das Piſtol und drückte ab. Lewis zuckte zuſammen, das Gewehr entfiel ſeiner Hand. „Ich bin getroffen!“ ſagte er laut und wurde bleich. Howard ſprang hinzu, ihn in ſeinen Armen aufzufangen. In demſelben Augenblick ertönte dicht neben ihm der durchdringende, ſchmerzerfüllte Schrei einer weiblichen Stimme; verwundert ſahen ſich die beiden Freunde um und erblickten Sally, die unbemerkt und wohl ahnend, welch ein Geſchäft hier abgemacht werden ſolle, dem Obriſten und ſeiner Begleitung gefolgt war und ſich nah' an der Scene in Todesangſt hinter einen Baum verſteckt hatte. O'Donnel's letztes Wort trieb ſie aber mit Angſtgeſchrei hervor, und ohne ſich ihrer Handlungen bewußt zu werden, ſtürzte ſie auf den Baronet los, umklammerte ihn mit einer unbändigen Leidenſchaftlichkeit, zog ihn mit mehr als männlicher Stärke zum nächſten Raſenhügel und entkleidete ſeinen Oberkörper mit Gedankenſchnelle. Ihre kleine weiße Hand zitterte, ihr bleicher Mund ſtammelte unverſtändliche Laute, Angſt und Begierde beflügelten ihre Blicke zu Blitzen, die umherzuckten, die Wunde zu entdecken. Und doch war ſie bei der raſenden Eile behutſam, um dem Gegenſtande ihrer Sorgfalt nicht noch mehr Schmerzen zu bereiten. Bald hatte ihr gierig forſchendes Auge entdeckt, daß der rechte Oberarm zerſchmetttert war, und ſchon lag die Wunde blos vor ihren Blicken. Raſch warf ſie ſich darauf und ſog das hervorquellende Blut mit ihrem Munde auf, drückte dann die Wunde zuſammen, entledigte ſich mit derſelben Eile ihres feinleinenen Buſentuchs, zerriß es und legte es geſchickt als Verband an. O'Donnel war vor Schmerz unter ihren Händen ohnmächtig geworden; ſie trocknete ihm die großen Schweißtropfen von der bleichen Stirn. Howard war ihren Bewegungen mit ſteigender Bewunderung gefolgt und hatte den Freund faſt ihrer Sorgfalt allein überlaſſen. Nun ſprang ſie hurtig davon, um an einer nahen, ihr bekannten Quelle friſches Waſſer in O'Donnel's Hut zu ſeiner Wiederbelebung herbei zu holen.

Auf der andern Seite hatten die Dinge unterdeſſen eine noch ſchlimmere Wendung genommen. Kaum hatte nämlich Lord Wexford ſeinen Schuß gethan, als ſeine Hand zu zittern, ſein ganzer Arm heftig und heftiger zu beben begann. Auch ihm entfiel die mörderiſche Waffe. Todtenbläſſe trat an die Stelle der blühenden Röthe ſeines Geſichts. Man ſah, wie der hohe Mann grollend mit ſich ſelbſt eine gewaltſame

Anſtrengung machte, feſt zu ſtehen. Die Umſtehenden ſtaunten und wechſelten bedeutſame Blicke. Da — Alles war das Werk weniger Sekunden — wankte der ganze Körper des Lords in convulſiviſchen Bewegungen, und langſam, wie die ſtolze Ceder, neigte er ſich zur Seite; dann aber ſtürzte er plötzlich im heftigen Falle zu Boden, noch ehe die Aſſiſtenten, die in ihrer Beſtürzung anfänglich nicht begriffen, was vorgefallen war, ihn in ihren Armen auffangen konnten.

„Gut getroffen! Haben Sie Genugthuung, Sir Lewis?" ſtöhnte der Lord, indem er ſich auf den einen Arm zu ſtützen verſuchte, während er die Linke heftig gegen die Bruſt drückte, aus der jetzt das Blut in einem dunkeln Strom hervorquoll.

„Er hat ſie vielleicht auf Koſten Ihres und ſeines Lebens erhalten, Mylord," ſagte der Major Norton, indem er neben dem Verwundeten niederkniete und das matte Haupt deſſelben unterſtützte. „Auch Sir Lewis iſt getroffen und liegt darnieder."

„Ich glaube nicht, daß die Wunde tödtlich iſt," ſagte der die Wunde unterſuchende Arzt, „wenn Sie ſich von dieſem Augenblick ſo ruhig als möglich verhalten, Mylord. Daher muß ich bitten, meine Herren, daß jedes aufregende Geſpräch vermieden wird."

„Ich ſtehe in der Hand des Herrn, der über Leben und Tod aller Menſchen gebietet," flüſterte der

Obriſt mit kaum vernehmlicher Stimme. „Rufen Sie Kapitän Howard herbei!“ Es geſchah. „Kapitän!“ redete er dieſen mit Anſtrengung an, „lebend betrachte ich mich noch im Dienſte meines Königs und mahne Sie daher an die Ihnen übertragene Pflicht. Ich fühle jetzt doppelt, welch ſchweres Gewicht ich auf Ihre Schultern legen mußte, um Ihnen Gelegenheit zu geben, das für Ihren Freund zu thun, was ſich mit dem Dienſte des Königs verträgt. Iſt die Wunde des Baronet gefährlich?“

„Nein, Mylord, er hat ſich ſo eben wieder erholt und kommt am Arme jenes Mädchens, das ihm der Himmel zum Beiſtand geſchickt zu haben ſcheint.“

„Er hat ſtets bei den Frauen mehr Glück, als ich.“

Lewis kam an Sally’s Arm heran und blickte ſchmerzlich auf Werford. Dieſer ſtreckte ihm die Hand entgegen, der er nur die Linke bieten konnte.

„Ich bedaure Sie, O’Donnel,“ ſagte der Obriſt, doch ich achte Sie. Hier der ſchwache Druck meiner Hand möge Ihnen beweiſen, daß es mir lieber geweſen wäre, Ihnen an der Spitze meines Regiments gegenüber zu ſtehen. Fügen Sie ſich, wie ein Mann, in das Unvermeidliche. Muß ich es doch auch thun.“

Verwundert ſtarrte O’Donnel bald auf den Obriſten, bald auf Howard, der ihn ſchmerzlich anblickte, als man plötzlich von zwei Seiten her laute Stimmen vernahm, und gleich darauf Lord Kildare, von Henderſon gefolgt, auf ſchäumenden Pferden über die Heide daher ſprengte.

„Haltet ein, Ihr Menſchen, verhütet eine raſende Tollheit, Ihr Andern!“ rief Kildare, noch ehe er den Platz erreicht hatte, vom Pferde ſpringend, „oder iſt vielleicht gar ſchon das Unglück geſchehen, wodurch die Verbrechen dieſes Mannes“ — hier warf er einen glühenden Blick auf O'Donnel — „ſich bis zum Uebermaße häufen.“

„Retten Sie ſich, theurer, geliebter Herr!“ keuchte athemlos Michaul Dahna von der andern Seite heran, indem er ſich zu den Füßen O'Donnel's warf und ſeine Kniee umklammerte. „Verrath bedroht Sie ringsum. Dragoner ſind vor dem Jagdhauſe. Keiner darf ein oder aus. Ich habe mich mit Lebensgefahr durch das Dickicht am Hinterhauſe geſchlagen. O, daß ich dieſes Schreckliche erleben muß! Staunen Sie nicht, Sir Lewis! fragen Sie jetzt nicht! Keinem andern Gedanken als Flucht geben Sie Raum; nichts, als die ſchnellſte Flucht darf Ihren Geiſt beſchäftigen.“

„Was, beim Himmel und ſeinen Heiligen, vermochte Sie, Herr Obriſt, Ihrer Pflicht ſo ſchnurgrade entgegen zu handeln?“ ſo ſtürmte Lord Kildare, als er den todtverwundeten Wexford erblickte. „Heißt das die

Befehle der Regierung reſpectiren, wenn man jede höhere Ruckſicht über Privatſachen vergißt? Und was haben Sie am Ende davon, als wohl gar den Tod in der Bluthe Ihres Lebens?“

„Wo iſt Ihr Himmel, Mylord, den Sie beſchwören?“ ſagte der Obriſt, der ſich etwas erholt hatte, mit feierlicher Stimme. „Von welcher Art ſind die Schutzgeiſter, welche Sie anrufen? Ich wage es nicht, mich Ihnen anzuvertrauen auf dem letzten Wege. Kein ächter Britte, Mylord, verſäumt, die Pflichten zu erfullen, die Ehre und Gewiſſen ihm zum Geſetz machten, noch lange vor der **magna charta.** Deshalb ſind indeſſen die Intereſſen, die in Ihren Augen einen ganz beſondern Werth zu haben ſcheinen, nicht vergeſſen. Denn Kapitän Howard hat die Befehle bereits von mir, jetzt gleich die mir von der Regierung ertheilten Aufträge, die Reſultate Ihres erhabenen Machwerks, zu vollziehen.“

Während Lord Kildare in einem ſchlecht verhaltenen Ingrimm, mit den Zähnen knirſchend, ſchwieg, jammerte Dahna in ſichtbarer Angſt um den ſich kaum wiedergewonnenen Herrn. „So hat mich meine Ahnung nicht betrogen,“ rief er, „als ich ſchon vor mehreren Tagen Verdächtiges, vor Allem aber die Schritte, welche man heute in der Nähe des Schloſſes that, gewahrte, und die mich mit ſteigender Beſorgniß um das theure Haupt erfüllten!“

O'Donnel trat jetzt vor und ſprach mit feſter Stimme: Ich fange an, zu begreifen, um was es ſich eigentlich hier handelt, meine Herren! Darum zögern Sie nicht lange und verkünden Sie mir ohne Umſtände, was Sie mit mir vorhaben. Ein Mann, der ſo eben dem Tode ruhig ins Antlitz geſchaut hat, wird wahrlich nicht zagen, etwas ihm Unangenehmes erfahren zu müſſen.“

„Mylord,“ redete der Arzt zum Obriſten, „wenn Sie länger zögern, meinen Beiſtand unter beßrer Pflege anzunehmen, und dieſen aufregenden Auftritt nicht ſogleich beendigen, ſo ſtehe ich für Nichts. Bedenken Sie, daß Ihnen eine Kugel in der Bruſt ſitzt.

„Wohlan denn! Es muß heraus, Sir Lewis O'Donnel!“ begann der Obriſt, ſich ſo viel aufrichtend, als es ſeine Wunde geſtattete, und alle Kräfte aufbietend, um ſeinen Worten die Würde zu geben, welche ihm die Wichtigkeit des Gegenſtandes zu erheiſchen ſchien. Sie ſind wegen Verheimlichung mehrerer franzöſiſcher Offiziere und wegen unerlaubten Verkehrs mit denſelben unter Ihrem Dache des Hochverraths angeklagt, und mir iſt von Sr. Herrlichkeit dem Statthalter des Reichs der Befehl ertheilt worden, Sie unter militäriſcher Eskorte nach Dublin zu ſenden, woſelbſt

Sie vor das Gericht geſtellt werden ſollen. Es wird Ihnen dieſe Maßregel lieber ſein, als würden Sie durch die Agenten der Polizei verhaftet, und hoffentlich iſt Ihnen Ihr Begleiter dort, **Kapitän Howard**, nicht unangenehm, wenn er auch ſtreng von mir angewieſen iſt, ſeine Pflicht nicht aus den Augen zu verlieren."

„Ich rechne Ihnen dieſen Beweis Ihres Zartgefühls doch an, Mylord, „verſetzte O'Donnel, ſich verbeugend. Dann dem Rittmeiſter die Hand reichend, ſetzte er hinzu: „Komm, Howard, führe mich jetzt, wohin Du willſt; ich bin bereit, Dir zu folgen. Ich fühlte vorhin eine ungeheure Laſt auf meine Bruſt gewälzt, doch ich athme jetzt frei und leicht, ſeitdem ich weiß, wie dieſe Dinge zuſammenhängen und die Räthſel, die ſich mir vorhin ſo ſchnell aufgebaut, ſich nun eben ſo ſchnell gelöſt haben. Ich kenne meinen Ankläger, ich kenne meinen Verräther und erblicke ſie Beide in meiner Umgebung. Doch ſie ſollen ſich Beide Ihres Triumphes nicht lange erfreuen! Dabei haftete ſein Blick finſter und zürnend auf Lord Kildare und den feilen Menſchen an ſeiner Seite, der es in der Kunſt der Verſtellung noch nicht zu ſolcher Meiſterſchaft gebracht hatte, wie ſein hoher Gönner. Henderſon's Auge irrte unſtätt und verlegen umher, ohne O'Donnel's Blick ertragen zu können, während man in den ſteinernen Zügen des Lords vergebens nach etwas geforſcht hätte, was nur im entfernteſten Rapport mit ſeinem böſen Gewiſſen geweſen wäre. Und wieder zum Rittmeiſter gewandt, fuhr Lewis fort: „Begleite mich mit Deinen Wächen erſt noch nach Greenledge, ich bitte Dich ſehr darum. Dort habe ich noch etwas ſehr Wichtiges abzumachen. Iſt dies geſchehen, ſtelle ich mich ganz zu Deiner Verfügung.“

Indem Michaul ihm das Pferd vorführte, fragte er dieſen flüſternd: „Sind unſere Gäſte gerettet?“

„Ich wollte ſie in den Gewölben verſtecken, ja, ſie hätten ſich vielleicht mit mir durchſchlagen können, aber ſie verweigerten beides, und ſo habe ich Sir Oliver allein in ſichere Verborgenheit gebracht.“

„Gut denn! Du haſt Deine Schuldigkeit gethan, wie ich die meinige.“ Mit dieſen Worten ließ er ſich auf das Pferd heben. „Sally!“ rief er dann dem unfern ſtehenden, erröthenden Mädchen zu, „heute kann ich Dich nicht zu mir aufs Pferd nehmen; Du ſiehſt die Unmöglichkeit ſelbſt ein. Und doch bedarf ich Deiner Begleitung; denn gerade Dir habe ich einen ſehr wichtigen Auftrag zu geben, den Niemand beſſer ausrichten wird, als Du. Du mußt ſchon den Weg zu Fuß machen, es war Dir einmal beſtimmt, und Mic wird Dir ein unterhaltender Begleiter ſein.“ Er winkte freundlich und ſetzte ſein Pferd in Trab. Die Offiziere folgten theils ihm und dem Rittmeiſter, theils blieben ſie bei ihrem Obriſten zurück, um ihn auf einer ſchnell bereiteten Tragbahre nach der Heideſchenke, als dem nächſten Hauſe in der ganzen Umgegend, hinab zu tragen. Langſam und vorſichtig traten ſie mit dem ſchwer Aufſtöhnenden den Weg an. Henderſon aber flog nach Lindſayhall zurück, um einen bequemen Wagen des Lords zu beſorgen. Und vielleicht konnte Werford dem Umſtande, daß er den Kampfplatz ſo nahe an der Heideſchenke gewählt, nicht genug danken; denn der alten Peppy Kräutertränke, Umſchläge, Salben und Verordnungen, womit ſie ſogleich dienſtfertig bei der Hand war, waren ihm, nach des Arztes eigenem Geſtändniß, der hier gleichſam eine ganze Apotheke und den verſtändigſten Proviſor vorfand, vom beſten Nutzen, ſo daß die Kutſche wieder leer zurückfahren mußte, indem der tapfere Lord, ſo weit es ſeine Umſtände geſtatteten, ſich ziemlich wohl in der ſchwarz geräucherten Heideſchenke befand. Nur mit dem größten Widerwillen betrat Kildare das baufällige Haus.

Achtes Kapitel.

Verrath und Treue.

Vielleicht wäre es den franzöſiſchen Offizieren möglich geweſen, ſich zu retten und mit Michaul den Kuhſtall zu erreichen, oder wenigſtens in den unterirdiſchen Gewölben des Schloſſes ſich zu verſtecken; aber nach einer kurzen Beredung mit einander hielten ſie es, da die Sachen einmal ſo weit gediehen waren, daß ſie den Schluß ziehen mußten, ihre Anweſenheit auf Greenlodge ſei dem engliſchen Gouvernement in Irland kein Geheimniß mehr, ihrer Ehre für angemeſſener, zu bleiben, und gaben ihre Einwilligung, den jungen Oliver, dem, als einem Sohn des Landes und Sproß des Hauſes O'Donnel, die Gefangenſchaft gefährlicher werden mußte, als ihnen, den Fremden, ſo gut als möglich zu verbergen. Auch glaubten die edlen Franken, dem Freunde durch ihre Erklärung, daß ſie nichts weiter, als Schiffbrüchige ſeien, die höchſtens das Loos von Kriegsgefangenen treffen könnte, nützlich zu werden, und hielten es außerdem für ihre Pflicht, O'Donnel darauf aufmerkſam zu machen, daß ſeine Rettung, vielleicht ſeine augenblickliche Freilaſſung durch die Auslieferung der gegen Lord Kildare zeugenden Papiere an die Regierung bewerkſtelligt werden könne.

Ein Dragoner-Piquet marſchirte im Schloßhofe auf, ſobald O'Donnel und Howard in ſeinen Mauern angekommen waren.

„Mein Freund, der Rittmeiſter Howard vom erſten Dragoner-Regiment, welcher mich auf Befehl ſeiner Regierung nach Dublin begleitet!“ ſo ſtellte er dieſen den franzöſiſchen Offizieren vor, die die Ankommenden in voller Uniform im Geſellſchaftszimmer erwarteten, verhehlte aber dabei ſeine Bewunderung des Edelmuths der Franzoſen nicht, die, wie er deutlich einſah, nur um ſein Schickſal zu theilen, die eigene Rettung verſchmäht hatten.

„Wir ſind Ihre Kriegsgefangenen, Herr Kamerad!“ Mit dieſen Worten übergab der Obriſt Gély dem Britten ſeinen Degen, und der Kapitän Dupont folgte dieſem Beiſpiel, wogegen es ſich Howard angelegen ſein ließ, die beiden Offiziere mit derſelben Schonung zu behandeln, wie ſeinen Freund.

Es kam bald zur Sprache, daß Lord Kildare die Hand hier im Spiele habe, und von ihm die Anzeige an den Lord Gouverneur ausgegangen ſein müſſe.

„Aber mein Gott," ſagte Gélo, „warum wollen Sie, mein lieber Sir Lewis, gewiſſe, in Ihrem Beſitz befindliche Dokumente jetzt nicht zu Ihren Gunſten benutzen? Haben Sie vergeſſen, welche Waffen in Ihren Händen ſind? Im Kriege, und Sie werden mir doch zugeben, daß Sie im ewigen Kriegszuſtande zu dem Mörder Ihres ganzen Erdenglücks ſtehen, gilt jeder Vortheil gegen den Feind."

Sind Beweiſe gegen Kildare in Ihren Händen, theurer Herr," rief Michaul, „o, benutzen Sie den geringſten derſelben, ich beſchwöre Sie! Jedes Mittel iſt erlaubt, um einen Böſewicht zu entlarven!" —

Langſam, im tiefen Nachdenken, im ſchwierigen Kampfe, wie es ſchien, mit ſich begriffen, ſchritt Sir Lewis im Gemache auf und ab. Dahna's trüber Blick folgte jeder ſeiner Bewegungen, ängſtlich ſeiner Entſcheidung entgegenſehend. Howard hatte ſich mit Gélo und Dupont in eine Fenſtervertiefung zurückgezogen, wo ſie leiſe mit einander ſprachen und die Franzoſen den Britten über den Inhalt der beſprochenen Papiere in Kenntniß ſetzten. Dann blickten ſie ſchweigend hinaus auf den weiten Ocean, den die Nacht allmälig in Windeln und Schleier hüllte, wie eine beſorgte Mutter ihr junges Kind, und Niemand wagte es, die unheimliche Stille, welche im Zimmer herrſchte, zu unterbrechen.

„Nein! es iſt nichts damit!“ rief der Baronet endlich aus, indem er ſich erſchöpft auf einen Seſſel niederließ. Niemals durch Verrath, ſelbſt nicht am Feinde, erkauft ein O'Donnel ſeine Freiheit! Du willſt meine Papiere, Howard! Hier ſind die Schlüſſel zu allen Gemächern. Du findeſt jedoch nichts, was gegen mich zeugen könnte. Denn kein todter Buchſtabe deutet das Schaffen in meinem Herzen an. Die Welt, die darin wohnt, kennt Niemand, wie ich ſelbſt; meine Gedanken ſind ihre Bürger, das Ganze iſt mein freies Eigenthum, und zollt keiner andern Behörde. Mögen immerhin die Menſchen nach falſchem Scheine richten! Dort oben waltet ja ein ander Regiment, das den Gedanken nicht minder, als die That ermißt. Das was ich that, geſchah für Irland. Für Irland, für mein armes Vaterland hab' ich gelebt, für Irland kann ich freudig ſterben. Ja ſterben, doch keine Rache nehmen an dem Manne, den du Vater nennſt, Eliſabeth, ſo ſchwor ich dir, und nichts ſoll mich vermögen, den Schwur zu brechen.“

Howard begann nach dieſen Worten, welche den Entſchluß des Freundes feſter als je verkündeten, ſein unangenehmes Geſchäft; doch es waren nur unbedeutende Briefe und Haushaltsrechnungen, welche er fand und verſiegelte, um ſie zugleich mit ſeinen Gefangenen zu überliefern.

O'Donnel hatte ihn begleitet, um überall zu öffnen. Aus einem künſtlich verborgenen Wandſchrank, den weder Howard noch irgend ein anderer, noch ſorgfältigerer Späher jemals entdeckt haben würde, zog der Baronet ein Fascikel Papiere hervor und nöthigte dann den Freund, ſich in dem Schranke umzuſehen. „Ueberzeuge Dich, mein Harry, daß auch an dieſem Orte, wo meine Heimlichkeiten doch ganz ſicher verborgen geweſen wären, ſich durchaus weiter Nichts befindet, als was ich ſo eben heraus nahm. Und dieſe Papiere gehören nicht mir; ich habe Dich ſchon heute unterrichtet, daß ſie mein Vermächtniß an Miß Eliſabeth ſind. Auch jetzt noch betrachte ich mich als einen Sterbenden. Doch ſollen ſie Dir erſt zur Einſicht vorgelegt werden."

Als ſie wieder in dem Verſammlungszimmer waren, ſagte Howard nicht ohne einige Verlegenheit: „Mein Befehl ſpricht von drei franzöſiſchen Offizieren, die hier auf Greenlodge verborgen ſein ſollen, und ich habe die Ehre, deren nur zwei vor mir zu ſehen."

„Der Dritte hat ſich gerettet, wie es auch dieſe beiden Herrn vermocht hätten," entgegnete O'Donnel. „Dieſe hielten Flucht mit ihrer und meiner Ehre unverträglich; ſie ſind als Männer, als höhere Offiziere, geblieben, die da wiſſen und fühlen, was ſie ihrem Vaterlande ſchuldig ſind. Der Dritte war ein unbedeutender Jüngling, der noch keine höhere Charge bekleidet, es war mein Bruder, Oliver. Ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß ich nicht weiß, wohin er gekommen iſt. Befiehl Deinen Leuten, daß ſie das Schloß durchſuchen."

„Es genügt!" ſagte der Kapitän ernſt und ordnete zum Schein einige Nachſuchungen an, die inzwiſchen nicht eifrig betrieben wurden.

Jetzt legte O'Donnel die franzöſiſchen, an Lord Kildare gerichteten Dokumente dem Rittmeiſter vor, der zu ſeinem Schrecken beſtätigt fand, was ſein Staunen vorhin dem Obriſten Gély nicht hatte glauben wollen.

„Meine Herren, alle drei meinem Herzen theuer und als Männer mir ſchätzenswerth," redete der Baron zu den Uebrigen, „Sie theilen mit mir das wichtige Geheimniß dieſer Papiere. Von mir, den er mit tödtlichem Haſſe verfolgt, hat Lord Kildare nichts zu befürchten; ich werde niemals an ihm zum Verräther werden. Allein ich könnte mit ſtillſchweigendem Jeſuitismus, um den mich wahrlich Niemand tadeln würde, ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt nicht, der Freundſchaft überlaſſen, was ich, ſelbſt zu thun, durch feſtbindende Rückſichten verhindert würde. Du, mein theurer Harry, mußt der Behörde einen Bericht über die Art und Weiſe vorlegen, wie Du den Dir anvertrauten Befehl in Lord Wexford's Namen getreu ausgeführt und was Dir dabei aufgeſtoßen iſt. Es wäre richtiger, zu behaupten, daß Du zweierlei Pflichten nachkämſt, nämlich der gegen die Behörde und der gegen die Freundſchaft, wenn Du dieſer Papiere Erwähnung thäteſt, als daß Du eine Pflicht verletzteſt. Du würdeſt dem Gouvernement über das wahre Treiben Lord Kildare's die Augen öffnen und mich dadurch frei machen. Und doch würde ich dieſen gutgemeinten Schritt als eine ſchwere Verletzung der Pflichten unſerer Freundſchaft betrachten müſſen. Mit Ihnen, meine Herrn Franzoſen, ſtehe ich in ähnlichem Verhältniß. Man wird Sie einem ſcharfen Verhöre unterwerfen. Sie, Herr Obriſt Gély, brauchen nur die Wahrheit zu ſagen, und Lord Kildare iſt verloren. Sie haben keine Verpflichtungen gegen dieſen treuloſen Mann. Ihre Liebe zu mir, mit deren unzweideutigen Beweiſen Sie mich ſo hochbeglückt haben, könnte Ihnen einreden, ich ſei ein Kranker, man müſſe mir auch gegenm einen Willen helfen, und da Sie im Beſitz der mir heilſamen Arzeneien wären, geböte es die Freundſchaft gegen mich, dieſe Mittel anzuwenden. Wer wollte Sie ob dieſer Schlüſſe tadeln? Allein um jeder derartigen Handlung von Ihrer Seite, meine Herrn, zuvorzukommen, rede ich jetzt mit Ihnen. Es iſt mein heiligſter Wunſch und Wille, daß weder direct noch indirect Lord Kildare Schaden durch mich leide. Von Greenlodge aus, ſei es durch wen es wolle, ſoll ihm kein Verderben kommen; nie liege der leiſeſte Schein auf mir, als habe ich ſein Verderben verhindern können, und es nicht gethan. Ich gab einſt ſeiner Tochter mein Wort, niemals Rache an ihrem Vater zu nehmen, und ich werde mich durch gar nichts dieſes Wortes entbunden erachten, ja ich werde den Sinn meines Verſprechens in der möglichſt weiteſten Ausdehnung faſſen und halten. Darum, meine Freunde, geben Sie mir, ehe Sie Greenlodge verlaſſen, die Verſicherung, von Ihrer Mitwiſſenſchaft um dieſe Papiere gar keinen Gebrauch zu machen; legen Sie Ihr Ehrenwort in meine Hand, ich bitte Sie flehentlichſt darum, vor der Behörde die Exiſtenz dieſer Papiere gar nicht zu erwähnen und nichts zu thun oder zu ſagen, was Lord Kildare zu Schaden gereichen könnte."

„Wahrlich!" rief Gély aus, „Sie ſind der ſeltſamſte Menſch, der mir noch jemals vorgekommen iſt. Ich weiß nicht, ob ich Sie mehr loben oder tadeln ſoll; bewundern thu' ich Sie im hohen Grade."

„Freund, Schwager!" rief Dupont, „ich beſchwöre Sie im Namen Ihrer Angehörigen bei Allem, was Ihnen heilig und theuer iſt, geben Sie dieſe Papiere nicht aus der Hand, benutzen Sie ſie in Dublin zu Ihrer Rechtfertigung, um des Lords Klage nieder zu werfen. Die ganze Familie O'Donnel hat ein Recht auf dieſe Dokumente, nicht Sie allein; denn durch ſie kann das ſchmählig herabgebrachte Haus wieder in den Beſitz der Güter gelangen, wie ſie noch Ihr Vater beſaß, Lewis. Selbſt der Schatten Ihres gemordeten Vaters muß zürnend ob Ihres Beginnens auf Sie niederſchauen."

„Die ſeligen Geiſter wiſſen nichts von Rache, mein Freund," lächelte Lewis mild; „ſonſt wären ſie ja nicht ſelig, und Sie werden ſo wenig, wie ich, an der Seligkeit eines ſo edlen Mannes zweifeln, wie Sir William war. Die Güter des Hauſes O'Donnel, ſelbſt in ihrer älteſten Ausdehnung, wären immer nur die meinigen, als dem Erſtgebornen dieſes Hauſes. Allein nicht die Schätze der Welt ſollen mich dazu bewegen, mein Gewiſſen mit einem Vorwurf zu belaſten, mich zu einem Wortbruch zu verleiten, oder irgend etwas zu thun, was mich vor mir ſelbſt erniedrigen würde. Mein reines moraliſches Bewußtſein gilt mir höher, als Reichthum, Freiheit, ja ſelbſt Leben. Erſparen Sie ſich deshalb jedes Zureden, meine lieben Freunde; ich bin von Ihrem beſten Willen überzeugt. Geben Sie mir lieber Ihre Hände und Ihr Wort, meinen klar ausgeſprochenen Willen zu erfüllen."

„Du edler, trefflicher Menſch!" rief Howard mit Thränen im Auge und zog den Freund an ſeine

Bruſt. „Du verkannter Juwel, Du verſchütteter Edelſtein vom reinſten Waſſer! Ich ehre, mit hoher Bewunderung Deiner, Deine Verfügung und erkenne ſie an. Ich verſtehe Dich ganz, Lewis. Deine Ehre wie Deine Liebe ſind beide hier gleich betheiligt. Beide ſind zärte Pflanzen Deines Herzens, die nur im reinſten Element gedeihen. Ich könnte Dir ausweichend erwiedern, daß meine ſtrenge Pflicht als Soldat, als Dienſtmann des Königs, mir unerläßlich geböte, von Lord Kildare's Verrath Anzeige zu machen. Allein Du weißt, daß meine Anſichten von Dienſtpflicht mir geſtatten, nicht ſo weit zu gehen. Um aber auch mir in dieſer Hinſicht jeden Vorwurf von innen oder von außen zu erſparen, habe ich bereits meinen Entſchluß gefaßt. Dich nach Dublin in's Staatsgefängniß abzuliefern, wird meine letzte Dienſtverrichtung ſein."

„Wie, Du könnteſt —?"

„Ich werde um meinen Abſchied einkommen."

„Ich theile meinen letzten Biſſen Brot mit Dir, wenn ich wieder frei werde," rief O'Donnel entzückt.

„Du ſollſt frei werden!" ſagte Howard ernſt und beſtimmt, und ſein Auge flammte in ungewohntem Feuer.

„Ich muß ihm grollen, dem unbeugſamen Manne," rief Dupont, den Schwager umarmend, „und doch kann ich ihm meine hohe Bewunderung nicht verſagen. Wohlan denn, Kildare wird die Strafe ſeiner Sünden ereilen, und Sie werden den Lohn Ihrer Tugenden empfangen, ſo wahr ein vergeltender Gott lebt! Hier haben Sie meine Hand und mein Wort! Von mir erfährt Niemand von den Dokumenten.“

„Auch von mir nicht,“ ſagte Gély gerührt und reichte ſeine Rechte dem Baronet.

„Und hier haſt Du auch mein Verſprechen!“ rief Howard, dem Freunde Hand und Kuß reichend.

„Ich bin doch ein reicher Mann, weit reicher als Kildare!“ ſagte O'Donnel gerührt, die drei Hände feſt haltend; „denn ich habe Freunde, wahre ächte Freunde. — Ich danke Euch! Gott wird Euch dieſe Wohlthat an mir vergelten. — Und nun fort mit den Papieren!“

Er wollte noch einige Zeilen an Eliſabeth ſchreiben und ihr ſeine Umſtände melden, aber ſein zerſchoſſener Arm geſtattete es nicht. Deshalb forderte er Howard auf, Sally das Portefeuille mit den Papieren zu übergeben. Howard ſchrieb noch einige Zeilen hinein, worin er der Lady mittheilte, daß ihre Warnung zu ſpät gekommen und Sir O'Donnel bereits bei Empfang ihres Briefes ſein Gefangener geweſen ſei, und daß nur des Baronets verwundeter Arm denſelben abhalte, ihr ſelbſt dieſe Nachrichten mitzutheilen. Sally war unterdeſſen herbeigerufen worden und ſtand beſcheiden im Schatten des Lichts an der Thüre. Ihr Auge hing verſtohlen an O'Donnel's leidenden Zügen. Howard wollte Papiere und Portefeuille verſiegeln.

„Nicht doch!“ ſagte Lewis. „Dieſer treuen Botin übergebe ich nichts verſiegelt. Ihr Herz, ihre Hand ſind das beſte Siegel, das ſchützendſte Petſchier.“

Dankbar flammte Sally's Auge in hohem Entzücken an O'Donnel empor. Sie trat in den Glanz des Lichtes hervor und haſchte nach dem Zipfel ſeines Rockes, um ihn an ihre Lippen zu führen, wozu ſie einige Worte der tiefſten Ergebenheit flüſterte.

„Nicht alſo!“ ſagte der Baronet, von einem heißen Gefühl ergriffen. „Reiche mir Deine Stirne, Deinen Mund, daß ich Dich darauf küſſe, die Du ſo beſorgt für mich geweſen biſt.“ Schon ſtreckte er die linke Hand nach ihr aus, aber Sally wich zurück, eine düſtre Wehmuthswolke überſchattete ihr Geſicht; ſie verhüllte es mit ihrer Schürze und ſchluchzte aus tiefer, ſchmerzzerriſſener Bruſt: „Nein, gnädiger Herr, das bin ich nicht werth.“

„Ei, Du ſonderbares Mädchen, warum denn wohl?“ fragte Lewis verwundert.

„O ersparen Sie mir dieſes Geſtändniß!“ weinte ſie noch heftiger. Da kam dem Baronet plötzlich die leidenſchaftliche Mittheilung ihres Vaters in den Höhen der Teufelsmauer wieder in den Sinn, woran ſeine Harmloſigkeit nicht gedacht hatte, und die ganze Laſt derſelben drückte plötzlich auf ſeine Seele. Das heiligſte Mitleid übermannte ihn, er ſtand auf, trat zu Sally, ſtreichelte ihr die Wange und ſagte: „Armes Kind! Du biſt ja doch die Unglücklichſte von uns Allen!“

Sally verging faſt in ihrem troſtloſen Schmerz.

„Du haſt mich mit Deinem Tuche verbunden,“ fuhr der Baronet fort, „ſo erlaube mir wenigſtens nun, Dich dafür mit dem meinigen zu ſchmücken.“ Mit dieſen Worten knüpfte er ſich ein ſchönes buntſeidenes Tuch ab, das er leicht um den Hals trug, und legte es ihr über den ſchönen Buſen; der Schmerz in ihren Zügen verklärte ſich zu einem ſeligen Lächeln. „Als beſondres Andenken an mich trage aber dieſen Ring,“ ſprach O’Donnel weiter, indem er ihr einen einfachen Goldreif, den er ſich ſo eben abgezogen, an den Finger ſchob; „ich gehe jetzt einem dunklen Verhängniß entgegen, wer weiß ob wir uns wieder ſehen; Tochter O’Neil’s, denke zuweilen an Deinen Freund O’Donnel!“

„Ewig! ewig!“ ſchluchzte Sally wonnetrunken und bedeckte die Hand, die ſie ſo gütig beſchenkte, mit warmen Küſſen.

„Sally, ich vertraue Dir in dieſen Papieren ein wahres Heiligthum an, deſſen Werth Du kaum ahnen kannſt. Liefere es richtig in die Hände der Lady von Lindſayhall ab; ſie wird Dir dafür ewig dankbar ſein."

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich!" betheuerte ſie. „Mit einer wahren Andacht empfing ſie das Packet und das Portefeuille aus O'Donnel's Hand und wollte ſich ſogleich damit entfernen. Ihre zitternde Stimme hauchte: „Leben Sie wohl, Sir O'Donnel! Gott ſchenke Ihnen bald Freiheit und Glück!" auf die Hand.

„Wie, mein Kind?" fragte dieſer befremdet; „willſt Du denn in der rauhen Winternacht den weiten Weg nach Lindſayhall hinüber gehen?"

„Ach, die Lady wird mit Schmerzen auf meine Rückkehr warten. Denken Sie ſich ihre Angſt, Sir, wenn ſie das Eine oder das Andere erfahren hat und doch keinen ſichern Grund weiß. Sie wird ohnedies dieſe Nacht nicht ſchlafen können. Ich muß eilen, ſie ſobald als möglich von der peinlichen Unruhe zu befreien. Ich bin ja dieſen Weg ſchon oft bei Nacht und Nebel in Wind und Wetter allein gewandert, und die „guten Leute" des Bergs und der Heide müſſen mir gewogen ſein; denn ſie haben mich ſtets ruhig und unangefochten meine Straße ziehen laſſen."

„Wer wollte Dir auch nicht gewogen ſein, Mädchen? Aber wenn Dich auch die guten Leute der

Heide ungetückt wandern ließen, ſo möchten die böſen Leute, die auf oder an der Heide wohnen, leicht zum Gegentheil geneigt ſein, zumal wenn ſie nur die leiſeſte Ahnung von dem Schatze hätten, den Du diesmal bei Dir trägſt. Es könnte Dir ein Unfall zuſtoßen. Die Lady iſt nun doch um die ruhige Nacht; denn vor Morgen erreichſt Du Lindſayhall doch nicht. Es geht ſich gar ſchlimm in der Dunkelheit auf den unſichern, ſchneebedeckten Gebirgspfaden, und „die Nacht iſt keines Menſchen Freund." Bleibe Du bis Morgen; vor Tages Anbruch rüſten auch wir uns zur Abreiſe. Einige Meilen fährſt Du mit mir im Wagen bis an den grünen Stein oben, wo die Wege ſich theilen. Unterdeſſen iſt's Tag geworden und Du wanderſt dann ſicher und bequem über die Höhe nach Lindſayhall hinab." — Sie beugte ſich wieder auf ſeine Hand und ließ ein Paar warme Thränen darauf fallen. — „Nein, nein, ich laſſe Dich jetzt nicht," fuhr Lewis immer gütiger fort, „dazu biſt Du mir viel zu lieb, auch würde mich Miß Eliſabeth, die Dich ebenfalls ſo ſehr liebt, deshalb ſehr ausſchelten, und das mit allem Rechte. Du bleibſt im Schloſſe mein Gaſt; Michaul's Frau, die gute Maya, wird ſchon für Deine Unterhaltung ſorgen und Dir ein weiches, warmes Bettchen zurecht machen. Mir führe ſie zu Deinem Weibe! — Schlaf wohl, mein Kind!"

Sally ſtürzte hinaus; Rührung und Wonne droheten ihr das Herz zu zerſprengen; ſie war einſilbig den ganzen Abend in Maya's Geſellſchaft, und dieſe mußte ihr — ſie bat die junge Frau ſo herzinnig darum — nur von Sir O'Donnel erzählen, und Maya erfüllte dieſe Bitte ſo gern, keine hätte ſie lieber erfüllt. Sie erzählte von des Baronets Güte, Edelſinn, Hochherzigkeit, von ſeinen heimlichen, guten Handlungen, von ſeiner unbegränzten Liebe zu den Armen, und küßte dazwiſchen ihr allmälig entſchlummerndes Knäblein, es ermahnend, eben ſo fromm und gut zu werden, wie ſein Herr Pathe. In Sally's Augen kam kein Schlummer, wohl aber je zuweilen Thränen; doch dieſe Thränen erzeugten ihr ein ſo ſüßes, unbeſchreiblich wohlthuendes Gefühl; es war, als weine ſie damit den letzten Erdenſchmerz hinweg, und als wüchſen ihrer von ſchweren Banden befreiten Seele Schwingen, auf denen ſie ſich durch alle Morgenröthen irdiſcher Seligkeit hindurch jubeln und es den Himmeln verkünden möchte, daß dieſer Edelſter aller Menſchen ſie geehrt, ihr Zeichen ſeines Wohlwollens gegeben habe. Dann und wann drückte ſie verſtohlen das ſeidene Tuch an ihre Lippen oder den Ring an das Herz, und lauſchte dann wieder, in Wonne badend, Maya's farbenglühenden Erzählungen. Es war lange nach Mitternacht, als Sally's Bilder aus der Wirklichkeit allmälig in die des Traumes übergingen; es war ja doch nur Lewis blühende verklärte Geſtalt, die ſich in all jenen Bildern, erſt durch der Wachenden, dann durch der Schlafenden Seele drängte, nur war der Traum milder und gütiger, ein wonneſpendender Zauberer, und gewährte ihr leicht und ſpielend, was ihr ſein nüchterner, zauberloſer Bruder ſtets ſtreng verſagte: Lewis berührte küſſend die Fülle ihrer Schönheit. —

Als Michaul Dahna auf O'Donnel's Befehl in das Geſellſchaftszimmer des Schloſſes zurückgekehrt war, winkte ihm dieſer in das Nebengemach mit den Worten: „Nun habe ich noch Einiges mit Dir zu ſprechen, Mic.“

Und unter vier Augen fuhr er fort: „Dein Vergehen gegen mich habe ich vergeſſen und Dir verziehen; ich kann Dir keinen größern Beweis meiner Liebe geben, als daß ich die Sorge für mein Hausweſen in Deine Hände lege. Ich werde Dir eine Vollmacht ausſtellen, die Dich zu meinem Verweſer und Verwalter auf Greenlodge und Balliford macht, und die Herrn draußen im Zimmer werden die Güte haben, ſie als Zeugen zu unterſchreiben. So lange die Regierung die Güter nicht confiscirt, verwalteſt Du die Einkünfte und beſorgſt die nöthigen Ausgaben, die Dir alle bekannt ſind. Oliver retteſt Du, ſobald es Dir möglich iſt, nach Frankreich hinüber und verſorgſt ihn anſtändig mit Geld. Bis zur Abreiſe halte ihn ſo heimlich als möglich verborgen, denn Lord Kildare wird nicht unterlaſſen, ferner ſeine Spione hierher zu ſchicken, wie er — wir haben davon untrügliche Beweiſe — zeither gethan hat. Eben ſo ſei mir auf den kleinen George bedacht, daß er nicht in ſeinen Studien geſtört wird. Der Junge entwikkelt ſich jetzt an Geiſt und Körper gleich vortheilhaft, macht die beſten Fortſchritte und mir immer mehr Freude. Es wäre ewig Schade, wenn mein trübes Loos einen ungünſtigen Einfluß auf ſeine Carriere haben ſollte. Nimm Dich der beiden jüngſten Söhne Sir William's, Deines Wohlthäters, an, als ſeieſt Du ihr Bruder; mein Vertrauen betrachtet Dich als den meinigen."

Da ſtürzte Michaul, von der unwiderſtehlich aufglühenden Macht eines ſtarken Gefühls, das in ſeiner treuen Bruſt ſchlummerte, ergriffen, zu des Baronets Füßen, umklammerte die Kniee deſſelben heftig, preßte ſie gewaltig an ſeine Lippen und ſtieß ſo laute und ſchmerzliche Töne aus, daß Lewis verwundert auf ihn herab ſah und die Männer im anſtoßenden Zimmer beſtürzt herein eilten.

„Was fehlt Dir? Was ficht Dich an?" fragte O'Donnel mißbilligend.

„Ja, ich will ihr Bruder ſein, bei Sir William's heiligem Schatten, der jetzt auf uns ſchaut, oder in unſrer Nähe iſt!“ ſtöhnte Michaul, ſich aufraffend und reichte dem Gebieter zur Bekräftigung ſeines Verſprechens die Hand.

Dieſer gab ihm nun noch ſpecielle Aufträge und kehrte dann zur Geſellſchaft zurück.

Aber von all dieſen verſchiedenen aufregenden Eindrücken begünſtigt, hatte ſich unterdeſſen beim Baronet ein Wundfieber erzeugt, das, ſobald er ſich unter ſeinen Freunden niederließ, ſchnell an Heftigkeit zunahm und dieſe beſorgt machte. Der Kranke konnte kein Auge ſchließen und die Andern wachten an ſeinem Bette. Die Franzoſen ſprachen ſchon davon, daß es unmöglich ſei, den Baronet in dieſem Zuſtande fortzubringen, und Howard war im Herzen ſehr geneigt, ihnen beizuſtimmen, obgleich er dadurch in Verlegenheit gerieth. Gegen Morgen erklärte jedoch der Kranke beſtimmt, er würde reiſen, ſelbſt wenn es ſchlimmer mit ihm ſtände, und beſtand unabweisbar darauf, daß man den Wagen anſchirre. Howard wußte dieſen Beweis von Freundſchaft nach Würden an O'Donnel zu ſchätzen.

Sally ſtellte ſich zeitig ein und hörte mit Beſtürzung von O'Donnel's Erkrankung. Es war nun an ihr, zu bitten, zu flehen, daß er noch einen oder ein Paar Tage verziehen möchte, und ſie bat wie ein frommes unſchuldiges Kind, und Maya und Michaul ſtimmten ihr bei; aber die Charakterſtärke des Baronets ſiegte. Nun wetteiferten Sally und Maya, ihn gegen die Einwirkung der Luft und Kälte zu ſchützen, und Lewis empfing manch rührendes Zeichen der Anhänglichkeit dieſer guten einfachen Menſchen an ihn.

Als Alles zur Abreiſe fertig war, ließ Sir Lewis ſeine ganze Dienerſchaft, die eben nicht groß war, in das Zimmer rufen. Hier ſtellte er mit ernſten und kurzen Worten Michaul Dahna ihnen als einſtweiligen Gebieter, während ſeiner Abweſenheit, vor und ermahnte ſie zum ſtrengſten Gehorſam gegen den Mann, der jetzt nicht mehr ihr Kamerad, ſondern ihr Herr ſei. Dann reichte er jedem zum Abſchied die geſunde Hand. Es war eine rührende Scene. Weinend ergriffen die Einzelnen die Hand, bedeckten ſie mit Küſſen und Thränen, erſchöpften ſich in Segnungen und Glückwünſchen, die ſie auf Sir O'Donnel's Haupt häuften, und konnten kaum von ihm laſſen. Ihr Wehgeſchrei erfüllte die Luft und ſelbſt die Augen des Baronets und der Offiziere wurden naß. Nun umarmte Lewis den treueſten ſeiner Diener. Michaul's Jammer war unausſprechlich groß. „Ich beſorge nicht, daß Du wieder etwas thuſt, was meiner und Deiner unwürdig wäre,“ ſagte der ſcheidende

Gebieter. „Hüte und zügle das Feuer Deiner Leidenſchaft!“ — Michaul legte die Hand ſtumm auf das Herz, er konnte kein Wort reden. Maya und Andy Dahna ſanken in die Kniee und küßten des Baronets Hände und Füße; es war ein herzzerreißender Anblick.

Von zwanzig und mehr Armen wurde der Baronet in den bequemen Reiſewagen getragen. Als Sally einſtieg, war es ihr, als huſchte Tim's, ihres Verlobten, kleine Geſtalt wie ein Schatten an den Boskets vorüber, die den Raſen des Auffahrtsplatzes zierten. Sie ſchauderte unwillkührlich zuſammen, ſie wußte nicht warum. Im Wagen mußte ſie an O'Donnel's Seite Platz nehmen; ſein fieberkrankes Haupt ſank an ihre wogende Bruſt und ſeligere Gefühle kehrten wieder in dieſelbe ein. Die franzöſiſchen Offiziere ſetzten ſich gegenüber, Howard beſtieg ſein Pferd und ritt dem Wagen zur Seite; Dragoner eröffneten und ſchloſſen den Zug. Unter lautem verzweifeltem Wehklagen, mit denen der gemeine Irländer meiſt der gepreßten Bruſt Luft macht, verließ der traurige Conduct den Schloßplatz. Die letzte Nachtwache der ſchaurigen Winternacht zog trübe und ſchwermüthig über die Höhen, der Wind ſchnitt empfindlich kalt, und in der Ferne erlöſchten bald die einzelnen über den Schloßhof wankenden Laternen. Der Wagen konnte nur ganz langſam fahren.

Als Sally einmal wieder von ungefähr den Blick in die trübe neblichte Frühe hinauswarf, däuchte ihr abermals, als ob Tim's Geſtalt durch die Bäume und Büſche des Waldes neben dem Wege hingleite; gleich darauf hörte ſie einige der nachreitenden Dragoner einem Menſchen drohen, doch entführte ihr der Wind den ganzen Sinn der Worte, ſie hatte nur Einzelnes verſtanden. Ihr Herz wurde von großer Angſt gemartert.

Der Morgen glich einem dampfenden qualmenden Feuer, das nicht brennen will; der Tag konnte ſich durch die dichten Nebel und Nachtmaſſen anfangs gar nicht durcharbeiten; es war feucht und kalt und im höchſten Grade unfreundlich. So war es noch immer dämmrig, als die Reiſenden beim grünen Stein anlangten, wo die Wege ſich trennten, und Sally an's Ausſteigen erinnerte. Ach! es wäre ihr ja die größte Erdenſeligkeit geweſen, wenn ſie mit dem Manne, den die Schwärmerei ihrer Seele wie einen Heiligen anbetete, nach Dublin in das Gefängniß hätte gehen können, um den Kranken zu pflegen, ihm als Magd zu dienen. Aber der Lady gehörten ihre nächſten Pflichten, und ſie küßte des Baronets heiße Hand, empfing demüthig ſeinen Kuß auf die Stirne, nahm das Päckchen, das den ihr anvertrauten Schatz enthielt, und wanderte, von den beſten Wünſchen der Reiſegeſellſchaft begleitet, dem Bergkamme zu. Oben blieb ſie ſtehen und winkte mit dem ſeidenen Tuche, Sir Lewis theuerm Geſchenke, dem Wagen ſo lange zu, bis er hinter Bäumen, Felſen und Bergvorſprüngen verſchwunden war, und der Nebel ihr nicht erlaubte, ſein ferneres Wiedererſcheinen zu verfolgen. Rüſtig ſchritt ſie über die Höhe und ſah ſich ſcheu um, ihre Füße beflügelnd, wenn es zuweilen neben ihr im Walde raſchelte, als ob ein Menſch dort gehe. Sie mußte immer zagend an Tim denken. Plötzlich, als ſie hurtig bergab ſchritt, thaten ſich ihr zur Seite die laubloſen Gebüſche auseinander, und zu ihrem Schrecken ſtand die verwachſene Geſtalt ihres Verlobten vor ihr und bot ihr grinſend einen guten Morgen.

„Ei, mein holdes Bräutchen,“ höhnte der Kleine und ſein langes dunkelfarbiges Geſicht mit den ſtechenden Augen nahm ſich zwiſchen dem großen ſchwarzen Backenbart wie eine hölliſche Fratze aus. — „Du zitterſt ja wie Eſpenlaub und der Dank auf meinen höflichen Gruß bleibt Dir in der Kehle ſtecken. Woher ſo früh des Weges?“

„Pfui!“ ſagte endlich Sally böſe, „Du haſt mich recht erſchreckt, Tim.“

„Das habe ich wohl bemerkt. Kann aber die Braut, die ein gutes Gewiſſen hat, durch das plötzliche Erſcheinen ihres Bräutigams erſchreckt werden? Woher Du kommſt, mein Täubchen, hab' ich Dich gefragt?“

„Das weißt Du ja, ſo gut wie ich; denn ich habe Dich beim Einſteigen in den Wagen auf dem Schloßplatze zu Greenlodge bemerkt.“

„Nun freilich war ich dort; aus lauter Sehnſucht und Zärtlichkeit zu Dir, mein ſüßes Kind. Ich mußte doch zuſehen, wohin mein Vögelchen geſtern ſo ſchnell geflattert ſei, als es an der Heideſchenke vorüberflog, ohne mir einen Gruß zu gönnen.“

„Du haſt mich geſehen? Ich hatte die größte Eile.“

„Und was hatteſt Du denn ſo ſehr eilig zu beſorgen?“

„Ich weiß nicht, ob ich es ſagen darf. Zwar iſt es mir nicht verboten, aber Schweigen verſteht ſich doch eigentlich von ſelbſt.“

„Mir wollteſt Du es nicht ſagen, der ich Tag und Nacht an unſerm künftigen Glück baue, der ich alle Kräfte anſtrenge, um Dich, mein Schäfchen, bald recht warm und weich zu betten? Gegen mich willſt Du ein Geheimniß haben, Sally? Schäme Dich! Du betrübſt mich ſehr.“

„Nun ich will Dir's ſagen; Du darfſt es aber Niemand mittheilen.“

„Nimmermehr! Hier haſt Du meine Hand darauf.“

„Ich brachte dem Sir O'Donnel ein Briefchen von Miß Eliſabeth.“

„Und jetzt trägſt Du die Antwort zurück? Das iſt ein ſtarker Brief, den Du da haſt. Daran hat der Baronet wohl die ganze Nacht geſchrieben?“

„Nicht doch, der rechte Arm iſt zerſchoſſen, er kann nicht ſchreiben.“

„Ja ſo, das hatt' ich vergeſſen. Du haſt ihn wohl die Nacht über unterhalten, den armen Mann? Dafür hat er Dich aus Dankbarkeit dieſen Morgen in den Wagen genommen und küßte Dich beim Abſchied recht zärtlich. Das läßt ſich ja allerliebſt an, mein Schätzchen!“

Sally blickte in das ſcheußlich verzerrte Geſicht Tim's und erbebte. Angſtvoll ſtammelte ſie: „Du biſt böſe, Du zürneſt mir?“

„Nein, nein! — Das niedliche rothſaffianene Büchlein da hat Dir Sir Lewis wohl zum Andenken an eine glückliche Stunde geſchenkt? Ich ſehe da ein nettes Ringlein an Deiner Hand blitzen! Und das ſchöne ſeidene Tuch? O, das haſt Du Alles in dieſer Nacht erobert. Du verſtehſt das noch von ſonſt her. —

Zeig' doch her das Büchlein und laß es mich auch betrachten."

Sally war erblaßt; Tim's boshafte Worte gingen ihr wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Bruſt. Grimmiger Schmerz zuckte ihr durch das innerſte Leben, es wirbelte ihr im Kopfe, ſie ſtöhnte tief und blutig auf, und von einer plötzlichen Betäubung ergriffen, wußte ſie nicht, wo ſie ſich befand und was mit ihr geſchah. — Dieſen augenblicklichen bewußtloſen Zuſtand benutzte Tim, nahm ihr das Portefeuille ab, öffnete es und blickte neugierig hinein. Dieſer Raub brachte aber das Mädchen wieder zur Beſinnung; haſtig griff ſie nach der Brieftaſche, aber er wich ihr aus und ſagte höhniſch: „Laß mich's doch inwendig auch anſehen, ich kann ja doch nicht leſen, was da geſchrieben ſteht." Dabei aber funkelten ſeine Augen immer feuriger und wilder, indem ſie über die Zeilen hinirrten.

„Du lieſeſt es ja doch!" kreiſchte Sally verzweiflungsvoll und haſchte wieder nach dem Buche.

„Nun ja doch," verſetzte er teufliſch lachend, „nicht vergebens hat mich meine Muhme Peppy, als ich noch ein Bube war, beim Pater Auguſtin O' Kelly leſen und ſchreiben lernen laſſen. Hier haſt Du das Büchlein wieder, mein Herz. Und nun laß einmal ein vernünftiges und freundliches Wörtchen mit

Dir reden. Unſer künftiges Glück hängt ganz allein vom Lord Kildare ab. Er will uns beiden wohl und mir eine Anſtellung geben, die uns reichliches Auskommen verſchafft. Shaun Donnough wird nächſtens verſetzt, dann erhalte ich die Parkwärterſtelle zu Lindſayhall, und wir machen Hochzeit und ſind ein glückliches Paar. Dann dürfteſt Du mir freilich keine nächtlichen Beſuche mehr in Greenlodge machen, doch das giebt ſich ſchon von ſelbſt; denn der ehrenwerthe Sir wird ſchwerlich dorthin zurückkehren. Um aber wieder auf den Lord, unſern Wohlthäter, zu kommen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß wir ihm gefällig und dienſtwillig ſind, wo wir vermögen. Und je größere Gefälligkeiten wir ihm erweiſen, deſto beſſer iſt's für uns, deſto eher erhalte ich die Stelle, deſto bälder wirſt Du mein Weibchen. Dies wird Dir einleuchten. Wenn ich Dir nun ſage, daß Du jetzt im Stande biſt, dem Lord eine ſehr große Gefälligkeit zu erzeigen, ſo hoff' ich, Du wirſt um unſres eignen Wohls willen nicht anſtehen, ſie ſogleich zu erfüllen."

„Ich?" fragte Sally verwundert. „Womit könnte ich armes Mädchen dem reichen Lord einen Dienſt erweiſen, der der Erwähnung werth wäre?"

„Wenn Du dieſes Päckchen mit Schriften dem Lord ſtatt der Lady überbringſt, oder mir aushändigſt, daß ich es an ſeine Herrlichkeit beſorge."

„Verhüt' es Gott und alle Heiligen!" fuhr Sally erſchrocken zurück.

„Nicht ſo heftig, mein Kind! höre weiter. Dieſe Papiere ſind eigentlich des Lords Eigenthum, und der Baronet hat ſie nur durch einen liſtigen Betrug in die Hände bekommen. Der Lord weiß darum; er war außer ſich darüber. Tim, ſagte er zu mir, wenn Du mir die an mich adreſſirten franzöſiſchen Briefe, die die Franzoſen nach Greenlodge gebracht haben, verſchaffſt, ſo mache ich Dich zum reichen Mann. Wie ſollte ich es aber anfangen? Ich konnte doch nicht im Jagdſchloſſe einbrechen, und wenn ich's gethan, wußte ich, wo die Papiere waren? Ich habe Mancherlei verſucht, ich bot dem Tobby Hudſon, dem Reitknecht auf Greenlodge, meinem Freunde, viel Geld; er warf die Augen darnach umher, aber es war Alles vergebens. Nun vermuthet der Lord, der Gefangene Sir Lewis werde dieſe wichtigen Dokumente mit nach Dublin nehmen, und wollte deshalb ſogleich dorthin abreiſen, ſobald ich ihm die Abreiſe des Sir Lewis gemeldet, um dieſem zuvorzukommen und ihm die Papiere ſogleich beim Eintritt in's Gefängniß abnehmen zu laſſen. Sieh' deshalb lag ich in dieſer Nacht im Stalle bei Tobby zu Greenlodge. Die Reiſe des Lords wird nun unnöthig; denn daß dies die fraglichen franzöſiſchen Papiere ſind, ſteht ja ganz deutlich in dem rothen Büchlein. Ob ſie die Lady hat, der ſie auch nicht gehören, oder der Lord, der ſchändlich darum gebracht worden iſt, kann Dir nichts verſchlagen; im Gegentheil, Miß Eliſabeth ſpeiſt Dich mit einem kühlen Dank ab, der Lord aber macht uns reich und glücklich. — Drum gieb ſchnell her!“

„Nein, ſag' ich Dir! das Päckchen erhält nur die Lady von mir!“ rief Sally heftig und ſich widerſträubend.

„Biſt Du klug, Mädchen, mir, Deinem Verlobten, Deinem Bräutigam, ſolches zu verweigern? unſer Glück, das Du in Händen haſt, wegzuwerfen, von Dir zu ſtoßen? Gieb her und in vier Wochen biſt Du mein glückliches Eheweib und Wildhüterfrau von Lindſayhall.“

„Nun und nimmermehr! Laß mich gehen! Halte mich nicht länger auf, ich habe Eile.“

„Dein Vater wird Dir zürnen, wenn ich ihm erzähle, wie Du unſer Heil mit Füßen trittſt. Die Lady wird die Papiere ihrem Vater hernach doch ausliefern, das gebieten ihr Klugheit und Kindespflicht, und ſie werden dergeſtalt gewiß an ihren rechtmäßigen Eigenthümer zurückkommen; aber wir ſind dann um den reichen goldenen Lohn betrogen, der uns gewiß iſt, wenn wir das Päckchen gleich an den Lord abgeben und von der Lady gar nichts erwähnen.“

„Schweig! Ich mag nichts mehr hören. Laß mich meines Weges ziehen, oder ich werde bitter böſe werden. Die Papiere erhältſt Du nicht und wenn Du auch noch länger ſchwatzeſt.“

„Und ſo will ich ſie doch erhalten, ſelbſt gegen Deinen Willen!“ rief Tim, ſprang auf die Erſchrockene zu, entriß ihr das Päckchen und ſchwang ſich damit auf den Rand des Wegs, um in das Thal hinabzuſpringen, über welchen ſie eben wandelten. Zufällig war dies aber gerade eine ſehr abſchüſſige felſige Stelle; er wagte den Sprung in die Tiefe nicht, ſondern eilte vorwärts, wo er einen bequemen, minder gefährlichen Punkt erſpäht hatte. Aber auf dieſem kurzen Wege kam ihm Sally zuvor. Einen Schrei des Entſetzens hatte ſie ausgeſtoßen, dann aber that ſie entſchloſſen einige pfeilſchnelle Sätze vorwärts, gleich einer ſchlanken Hindin, die des Jägers Hund verfolgt, ſie blieb im Wege und hatte leichtern und bequemern Lauf, und eh’ er ſich’s verſah, ſchwang ſie ſich auf den Vorſprung empor, ſtand vor ihm und wollte ihm das Päckchen wieder entreißen; aber er hielt es feſt und widerſetzte ſich. Schreiend rang ſie mit ihm, faßte ihn mit beiden Händen in den ſchwarzbuſchigen Backenbart und riß ihm den Kopf mit ſolcher Gewalt herum, daß er laut aufſtöhnend die Papiere fallen ließ, um ſich von ſeiner ſchonungsloſen Quälerin zu befreien. Sie ließ ihn ſogleich los, um ſich des ihr anvertrauten Schatzes wieder zu bemächtigen, aber auch er fuhr mit beiden Händen darnach, erwiſchte jedoch nur das Portefeuille, denn ehe er zu dem Päckchen gelangt war, hatte ſie ihn von der Seite gefaßt und gab ihm mit Arm und Hüfte, in einer Stellung, wo ſie ihre ganze Kraft anwenden konnte, einen ſolchen Stoß, daß er, ſich überſchlagend, in den Abgrund hinabſtürzte, in deſſen Tiefe der Waldbach rauſchte, der ſein Waſſer ſpäter über die Teufelsmauer in die Heide hinabgoß. Krachen hörte ſie noch ſeinen Fall und ſein klägliches Geſchrei, aber mit Blitzesſchnelle raffte ſie die Papiere auf und ſauſte, als müßte ſie verfolgenden Geiſtern entrinnen, ſchneller als eine Gazelle, den Berg hinab. Und wie eine reizende, des berauſchenden Gottes volle Bacchantin, ſtürzte ſie mit fliegendem Haar in das alte Schloß zu Lindſayhall und hielt athemlos der erſchrockenen Lady das Päckchen entgegen. Sobald ihr gereizter Zuſtand ſie nur einiger Maßen zum Wort kommen ließ, erzählte ſie die ſeit geſtern erlebten Vorfälle und verſchwieg ſelbſt den Ausgang ihres Kampfes mit ihrem Verlobten nicht. Nachmittags ging ſie nach

Dunmoore; Abends wurde auch ihr Vater in ſeinem Häuschen dort und gleich darauf in der Heideſchenke im eifrigen heimlichen Zwiegeſpräch mit Mutter Peppy bemerkt, aber am andern Morgen waren ſie beide verſchwunden.

Neuntes Kapitel.

Die Höhle des Giants Causeway*).

Hoch oben an der mitternächtlichen Küſte der von Gott geſegneten, von Menſchen verfluchten ſmaragdenen Inſel, am äußerſten Nordende der ſtädte- und menſchenarmen, aber berg- und felſenreichen Grafſchaft Antrim, an jenem gigantiſch-grotesk gebildeten Felſenbord von Fair Head bis zum Foyle-See, deſſen höchſt ſeltſame ſtarre Formen die Woge des Oceans peitſcht, deſſen einſame, kühne Schöpfungen das Wellenlied der Atlantis umdonnert, des ungeheuern Meeres, das ſeine Fluthen vom fernen Amerika bis hierher ungehindert, von keinem Lande gebrochen, wälzt, dort baut und ſchweift ſich, aus tiefem, ſtillen Waſſergrund aufdämmernd, aufſteigend, höher und höher bis zum ſchwindelnden, rieſenhaften Felſenſcheitel, in unausſprechlicher Pracht und Majeſtät, ein zum gewaltigſten Erſtaunen hinreißendes Naturwunder kühn empor, deſſen Schönheit unvergleichbar iſt, deſſen impoſante Formbildung kein Land der Erde weiter zu bieten vermag; es iſt das großartige, herrliche Baſaltgebirge des Giants-Cauſeway. Meilenweit an der Küſte dehnen ſich dieſe Baſaltmaſſen aus und erheben ſich eckig und ſcharf, oft weit in das Meer vorſpringend, oft ſich ragend in die Luft aufgipfelnd, eine grandioſe Felſenkette, bis zur Höhe von fünfhundert Fuß. Von der See aus in einiger Entfernung geſehen, erſcheint dies Felſengebirge einer ungeheuern Feſtung im Rieſenmaßſtab täuſchend ähnlich; man ſieht die enormen, vorſpringenden Außenwerke, die Wälle, die Baſtionen, Böſchungen, Köpfe, und beſonders eine Baſaltgeſtalt, die Kaiſerkrone genannt, trägt die überraſchendſte Aehnlichkeit eines trotzig ins Meer hineinreichenden Kaſtells. Wo dieſe Felſenkoloſſe ſich dem Meere zuſenken, deſſen mit der Erde gezeugte Söhne ſie ſind, aber ſtets im hartnäckigen Kampfe mit Vater und Mutter — denn ſie verſchmähen die braune Kutte, das grüne Sammtkleid des erſtern und geſtehen ihm keine Macht zu über ſich, ſie verhöhnen ebenſo die Schmeicheleien und den Zorn der Mutter und ſchleudern die fürchterlichſten Rieſenwellen, die jene ihnen nach dem Haupte wirft, um ſie zu vernichten, gebrochen, hohnlachend zurück — dort unten, wo ihre Füße im tiefſten Meeresgrund wurzeln, haben ſie köſtlichen Säulenſchmuck vor ſich aufgeſtellt, kühn gemeißelte, ſtarke Pfeiler, gewaltige Träger ihrer Steinlaſten, prächtig gerundete Formen majeſtätiſcher Felſenbildung. So ſtehen ſie, in unendlicher Zahl an einander gereiht, bald in gerader Linie fortlaufend, eine wundervolle Colonnade, bald weit ausgebauſcht in das Meer hervortretend, von kürzern zu längern ſich empor gliedernd, eine Rieſenorgel, bald in den Berg hineingebaut, treppenweiſe ſich aufſtufend, ein ungeheures Amphitheater, immer aber in großen, überraſchenden Bildern. Unten mit dem Meerſpiegel gleich, ſchweifen ſich zwiſchen doppelten, theils abgebrochenen, theils ganzen Säulenreihen weite Gewölbe in die Felſengebirge, und gehalten von jenen Baſalt-Pilaſtern, wie von unzähligen, hervorgeſtreckten Armen. An hundert Fuß lang und oft nicht weniger hoch, liegen dieſe herrlichen Höhlen in die hohen Felſen geſprengt, einſam und unbeſucht, und die ſchauerlich lautloſe Oede, die mit ſtarrem Auge durch ihre Räume glotzt, iſt ihr einziger, ihr ewiger Gaſt; ſelten, daß im hohen Sommer die monotonen Ruderſchläge eines Nachens in dieſen heiligen Domgewölben der Natur hohl wiederhallen; es iſt weder vom Land, noch von der See aus leicht und gefahrlos, ſie zu beſuchen, und nur, wenn das Ungeheuer Meer im Sonnenſchein ſchläft, oder ſich behaglich dehnt, kann der ſtaunende Wandrer auf ſeinem Rücken im leichten Nachen hineingleiten; außerdem verwehrt's ihm die ſchäumende, donnernde Brandung. Von dieſen Höhlen und ihren Trägern, von jenem Steinwald des Gebirges aus, laufen nun jene tauſend und aber tauſend an einander gereihten und gefügten Baſaltſäulen in wundervoller Abſtufung, aber allmälig kleiner und kleiner werdend und wie abgebrochen erſcheinend, mehrere Meilen in das Meer hinaus. Dieſe ſo enggegliederte, prächtige Säulenbildung iſt der Giants Cauſeway, der gewaltige Rieſendamm. Wie die Sage an der einſamen, nur von wenigen armen Fiſchern bewohnten Felſenküſte geht, haben die Rieſen der Erde einſt verſucht, Irland und Schottland, das ſeine lange Landzunge Kantyre hier, wie verlangend, nach Irland, herüberſtreckt und ihm nahe kommt, mit einander zu verbinden und den kühnen Damm zu bauen begonnen, Säule an Säule ſetzend, und wirklich ſchimmern bei heller, ruhiger See die prächtigen Säulenreihen weit, weit nach Norden und Nordoſten hinüber, den ſchottiſchen Ufern zu, aus der Waſſertiefe herauf, nach dieſen verſchiedenen Richtungen hinlaufend, und nehmen ſich unten, aus dem dunkelgrünen Meergrund aufragend und doch deſſen hellgrüne Oberfläche noch lange nicht erreichend, wie halb zerſtörte, große Römerſtädte mit Hallen und Portikus aus, und ihr Bild taucht aus dem tiefen Meeresſchoos herauf, wunderbar ſeltſam und den Schauer befangend, wie ein ſchöner, längſt vergangener Traum aus der Erinnerung. Die Erdrieſen bauten rüſtig, ſo erzählt die Sage weiter, aber die Meerrieſen verwehrten es ihnen und verhinderten ſie daran; es brach ein furchtbarer Kampf zwiſchen beiden los, in welchem die Erſtern unterlagen. So ſteht der Wall, der zur Verbindungsbrücke werden ſollte, ein unvollendetes Rieſenwerk, aber doch würdiges Zeugniß ablegend von ſeinen Erbauern. Und wahrlich! dieſe Säulenwelt, aufſtarrend aus Meer und Erde zugleich, und auf ihren Gipfeln die ungeheuern Felſenlaſten emporhaltend, ſieht ſelbſt aus, wie die drei erdgewaltigen Centimanen, die furchtbaren Funfzighäuptigen, Hundertarmigen, die den Kampf gegen die Titanen mit ungeheuern Felsſtücken fochten. Auf ihren Händen liegen noch die unförmlichen Blöcke, die ſie eben gen Himmel ſchleudern wollten, als ſie ſelbſt erſtarrten, und ſo liegen angefeſſelt die Rieſen der Mythe, die ſelbſt ihrem Vater Uranos Schrecken einflößten, gefeſſelt von Erde und Meer zugleich, und der Himmel hat nun Ruhe vor ihnen. Der Rieſendamm ſelbſt erhebt ſich nicht ſehr hoch über die Oberfläche des Meeres, erſt nach dem Lande zu klaftert er ſich auf; die meiſterhaft, wie von der geſchickteſten Menſchenhand mit dem kühnſten Meißel gehauenen und geründeten und wundervoll an einander gereiheten Säulen bilden aus dem Meere herauf Treppen und ſehen in der Tiefe der unergründlichen, ſtillen See, die convexe und concave Aushöhlung genau in einander gepreßt, wie ein köſtlicher Moſaikboden aus. Dieſe untadliche, außerordentliche Regelmäßigkeit der Bildung überraſcht, wenn man, das beſchauende Auge ſenkend, über den Meerſpiegel fährt, bei jedem Schritte neu und ſteigert die Bewunderung, wie ſie ſelbſt, dieſe farbigen Säulen, aus der Tiefe ans Licht heraufſteigen zum größten Erſtaunen.

---

*) Rieſendamm.

Eine der Höhlen des Cauſeway iſt durch Größe und die Menge ihrer Nebenhöhlen, Grotten und Gemächer ausgezeichnet, ein Wunder an erhabener Schönheit unter Wundern. Ueber den Damm durch die Reihen der aufſteigend größer werdenden Säulen hindurch trägt ſein kühner Nachen den ſtaunenden Schiffer in das ſtolze Steingewölbe; die freundliche Sonne giebt ihm ihren Strahl, der ſich ſiebenfarbig in der hehren Ordnung der ragenden Colonnade und dem ſtillen, kriſtallreinen Waſſerſpiegel dieſer heiligen Gemächer bricht, zum Begleiter und Leuchter mit. Schimmernde Tempelhallen werfen ihre wunderbaren Bogen in ſchwindelnder Höhe über das weiter dringende Schifflein, denn nur dem Kiele, nicht dem Fuße iſt der Eingang geſtattet — gigantiſche Zauberpaläſte, hier in heimlicher Dämmerung, dort in magiſcher Beleuchtung ſich ausdehnend, reihen ſich an einander, labyrinthiſche Felſengänge ſpringen über dem Haupte des Schiffers empor, winden ſich weit fort und münden in Grotten, deren feſter Boden dem Waſſerwanderer ans Land zu treten erlaubt, deren Felſengemächer ihm gaſtfreundlich Wohnung bieten. Auch an wunderbaren Tönen fehlt es nicht in dieſem unterirdiſchen Schloſſe der Meergötter, und wie ſein Bau viel Aehnliches von der berühmten Fingalshöhle auf der nicht fernen, hebridiſchen Inſel Staffa hat, ſo tönen auch in ſeinem Innern, wie in dieſer, jene von fallenden Waſſertropfen erzeugten wunderbaren Melodien, die wie Geiſtergeſänge an das Ohr des tiefergriffenen Hörers hauchen und ihm die Seele mit dem ſtillen Entzücken heiliger Schwermuth erfüllen. Und ſo fehlt dem Tempel nicht der Weihegeſang, ewig hier Gottesdienſt haltend; den Zauberpalaſt durchſäuſeln Zauberſtimmen, und wie hier keine menſchliche Hand gebaut, ſo iſt es auch kein menſchlicher Hauch, der dieſe ſeltſam ſchönen Klänge hervorruft. Wenn der Sonnenſtrahl ſich ſpaltet und mit dieſen Tönen im hochgeſpannten Säulendache verbindet, dann blitzen und ſchimmern die Hallen wie von Sternen beſät, dann glänzt es von den unzähligen Baſaltſäulen wie Diamantengefunkel, und das tönende blaue Gewäſſer ſpiegelt ſich noch verſchönert wieder; der friedliche See und das ſtarre Geſtein ſcheinen die Rollen zu tauſchen, denn das Meer flimmert in bunter Farbenfülle über allen Ausdruck erhaben — prächtig, die Säulen tönen wie Flöten, und die Halle ſcheint das Dach einer ungeheuern Orgel zu ſein, die leiſe ſingend, klagend den gewaltigen, zur Reſignation gedämpften Schmerz, die ſich ſelbſt verzehrende Wehmuth gefallener Engel ausweint. Erlöſchen dann die Farben, und kommt ein linder, zartbeflügelter Abendwind und ſchwebt an den klingenden Säulen hin, dann entlockt er ihnen wieder andere Töne, die denen der Aeolsharfe gleichen und ſich den Waſſerlauten verſchwiſtern, wie verſtoßene, unglückliche Kinder, denen nur der Tod übrig bleibt. Gleich ſchmerzlicher Sphärenmuſik rauſcht es durch die dunkelnden, unermeßlichen Hallen; es iſt, als ob die grüne Inſel hier ihren ſchmerzumzuckten Muttermund aufthäte, um das namenloſe Unglück, den herzzerreißenden Jammer ihrer armen Kinder zu beklagen, es iſt, als ſängen die Geiſter der Berge und Matten, der Heiden und Moore, der Felſen und Gewäſſer dem unſelig gedrückten, iriſchen Volke ein ewiges Sterbelied.

Es war hart gegen das Ende des Jahres, als die einſame Meerhöhle ein Paar Bewohner erhielt. Ein oder zweimal ſtrich in der Morgendämmerung bei ruhiger See ein ſchmaler Nachen aus dem gewaltigen Felſenthor, wand ſich durch den Rieſendamm und ſchlug dann nach dem hohen Ufer einen Bogen ein, um ſich dort einen Landungsplatz zu ſuchen. Dies iſt nicht leicht, denn weit und breit iſt kein Hafen, noch ein zum Landen geeigneter Platz; der Schiffer muß in eine Felſenſpalte einlaufen, dort ſein Fahrzeug an einem Steinhorn befeſtigen und die Klippen hinanklimmen, wo dies am wenigſten gefährlich iſt; iſt das Meer aber unruhig, ſo ſchwebt Mann und Schiff in großer Gefahr, denn die vielen Riffe und Klippen und die dem Causeway gegenüber liegenden nahen Inſeln machen die Paſſage zu einer der ſchwierigſten. Erſt am Abend, wenn es ſchon dunkel geworden war, oder der Mond das weite, öde Meer überſilberte, kehrte das leichte Schifflein zur klingenden Neptungrotte zurück. Meiſt ging aber das Meer hoch und ſtürmiſch, und die furchtbar donnernde Brandung machte die Küſtenfahrt unmöglich, dann zeigte ſich das Schiffchen nicht, und nur die Geiſter der Elemente tanzten über den weißen Schaum der brandenden Wellen. In dieſem Nachen ſaß gewöhnlich nur ein Mann; ſehr ſelten wagte ſich auch ein anderer aus der Höhle heraus. Dieſer zweite blieb Tag und Nacht im Innern des Waſſerpalaſtes und bewohnte in einer Grotte deſſelben ein ziemlich bequemes Gemach. Dort war dürres Laub und Moos und Heidekraut in Menge aufgehäuft; aus Holzſtämmen waren roh und unbeholfen ein Tiſch ausgezimmert, dem Bedürfniß aber genügend; in einigen irdenen Gefäßen ſtanden Vorräthe von Oel, Waſſer, Mehl, Kartoffeln und geſalzenem Schweinefleiſch; Waffen hingen an den in die Felſenriſſe eingerammelten Holzpflöcken, ein Paar prächtige Piſtolen, eine Büchſe und ein Karabiner, ein Paar Säbel. Auch einige Bücher lagen mit andern Utenſilien auf einer Erhöhung im Hintergrunde, und vorn am Eingange brannte den ganzen Tag ein eingeklemmter, in Oel getränkter Spahn, um die Dämmerung des Felſengemachs zu erhellen.

Die beiden Bewohner dieſer Zelle waren junge Leute, Herr und Diener, der erſtere ein kräftiger Mann in den angehenden dreißiger Jahren, der zweite noch ein blutjunger, ſchmächtiger Burſch. Dieſer Letztere war es, der zuweilen die gefährliche Reiſe nach der Küſte machte und, mit neuen Lebensmitteln verſehen, die er in dem nahen Orte Ballintoy, oder in dem ſchon entfernteren Städtchen Ballycaſtle, oder in den ganz kleinen, ſehr einzelnen Fiſcherdörfchen der Umgegend aufgetrieben, noch vor Mitternacht zurückkehrte. Der Einrichtung nach ſchien es faſt, als ob dieſe zwei Gefährten ihre ſeltſame Wohnung den Winter über behaupten wollten.

Der Gebieter, von vornehmen Anſehn und ſtattlich gekleidet, vertrieb ſich die Zeit mit Leſen, Holzſchnitzen; meiſt unterhielt er auch das Feuer außerhalb der Grotte auf einer über das Waſſer vorſpringenden Felſenplatte und kochte dort das frugale Mahl; oft beſchäftigte er ſich mit ſeinen Gewehren, oder er angelte am Eingang der Höhle Fiſche, und wenn er einmal Nachts im Mondſchein mit an das Ufer gefahren war und in den Felſen ein Paar Kaninchen oder einen Haſen geſchoſſen hatte, dann bereitete er am folgenden Tage einen wohlſchmeckenden Braten zu und ſuchte die Felle zur Erhöhung ſeiner Bequemlichkeiten zuzurichten. Trotz dieſer Beſchäftigungen, die freilich ſehr einförmig waren, kam oft eine trübe und verzweifelte Stimmung über den Gaſt des prächtigen Meerſchloſſes; nicht ſelten ſaß er ſtundenlang in tiefen Gedanken verſunken, das ausdrucksvolle Haupt in die Hand geſtützt; oft ſchlich ſogar zu den flüſternden Klängen der Waſſermuſik eine Thräne über ſeine kummervollen Wangen; zuweilen aber warf er auch drohende Blicke umher, ſeine Fäuſte ballten ſich, und ſeine Flüche und Verwünſchungen hallten grauſig an den Säulenwänden und Felſendecken wieder und übertönten laut und gewaltig den Chorgeſang der Waſſergeiſter.

Wenn aber draußen der König Sturm ſeinen Sklaven Meer peitſchte, und dieſer empört ſich zu den Füßen ſeines gräßlichen Tyrannen wand, bemüht, ſich aufzurichten und ſeinen grauſamen Herrn und Meiſter mit ſeinen tauſend Waſſerarmen zu erfaſſen und zu bewältigen, des Meiſters, der hohnlächelnd ſein ſchwarzwolkenlockiges Haupt bis zum Himmel erhob: dann kletterte der ernſte Höhlenbewohner mit Lebensgefahr an den Felſen empor und klemmte ſich hoch oben an den Gipfeln in ihre ſcharf kantigen Spalten. Der Blick ſeines begeiſtert leuchtenden Auges verfolgte dann die mit Blitzesſchnelligkeit dahin fahrenden Wolken, die ſich immer tiefer auf die raſch aufſteigenden und eben ſo raſch wieder verſchwindenden Waſſerberge herab ſenkten, und ergötzte ſich an dem kochenden Ocean, deſſen ſilberweißer Giſcht mit den heranrollenden Wogen tobend und in ſchauderhaft furchtbaren Brandungen über die rieſigen Felſen herſtürzte, ergötzte ſich, wenn die Wellengebirge heranraſeten, als wollten ſie alle die wunderbaren Säulen von Grund aus zerbrechen und zertrümmern, und dann gebrochen von den ewig unzerſtörbaren Baſaltpfeilern zurückprallten; ſein Ohr lauſchte mit Entzücken dem Toben, Heulen, Donnern, Aechzen, Stöhnen, dem furchtbar ſchönen Brüllen des Meerungeheuers, deſſen Tönen keine andere auf Erden gleichen, wenn es die landgierigen Zungen in toller Wuth lechzend ausſtreckt und mit ihnen an den Felſen emporleckt. Dann kehrte er wohl erſt in ſpäter Nacht halb erſtarrt über Felſenſpitzen und Hörner — ein ſchrecklich ſchöner Pfad — von ſeiner Felſenwarte in ſein Felſenneſt zurück, und die noch grollende Welle netzte ihm den Fuß. Dann war ihm wohl; er ſang ſtürmiſche Freiheitslieder, daß die Wände wiederhallten, bis er auf dem Laube ruhig entſchlummerte.

Eines Nachmittags, deſſen Decemberſonne ein blitzendes Strahlenbündel in die Höhle ſchickte, freundliche Lichtkinder, die muthwillig an den Säulen umhergaukelten und im blauen Waſſer untertauchten, drang ein bis jetzt von ihren Bewohnern noch nicht vernommenes Geräuſch in die Grotte; beide horchten auf und überzeugten ſich bald, daß es nahende Menſchenſtimmen ſeien, deren Schall bis zu ihnen ſchrillte. „Sie haben uns doch aufgeſpürt,“ ſagte der Gebieter leiſe zum Diener; „aber wahrlich, lebend ſollen ſie mich nicht haben, und ich will ihnen mein Bischen Leben ſo theuer als möglich verkaufen. Nimm den Karabiner, eine Piſtole, einen Säbel, das kleine Pulverhorn und den Kugelbeutel, Tom, und ziele gut.“ Er ſelbſt nahm die Büchſe, die andre Piſtole, den andern Säbel und eine volle Patrontaſche, löſchte den brennenden Spahn und ſchlich vorſichtig hinaus, an den feuchten Felſenwänden hin, erklimmte Steigen und ſchwebte endlich über dem Waſſerſpiegel, wie ein Gemsjäger auf dem Felſengrat der Alp über der ſchwindelnden Tiefe. Ein Kahn war in die Höhle eingelaufen, und ihr lauernder Bewohner erkannte zwei bejahrte Männer in Seemannstracht und ein junges Mädchen darin; ſie ruderten näher, und der Horcher verſtand jedes ihrer Worte.

„Weiter hinten iſt auch feſter Boden,“ ſagte der eine der Männer, „und Kammern und Behältniſſe, in deren einem wir uns recht ſchön einrichten wollen, während Du Deinen großen Plänen nachgehſt, Evans. Hier iſt Sally ſicherer und auch Du, wenn's etwa ſchief ablaufen ſollte, was der Himmel verhüte! als irgendwo auf dem Lande; denn das arme, unſchuldige, ſpärliche Volk der Umgegend ſcheut und flieht die Höhle, wie ich Dir ſchon geſagt habe, und deshalb biſt Du vor jedem Verrath geſchützt.“

„Ich danke Dir, John,“ verſetzte der ſtarke, einäugige Mann, an welchen dieſe Anrede gerichtet geweſen war. „Du haſt Dein Wort gut gelöſt. Obgleich ein geborner und ſein Vaterland treu liebender Ire, ja, obgleich ein Seefahrer, kannte ich dieſe Höhle bis jetzt doch nur dem Namen nach. Aber Du weißt ja, alter Freund Berle, wie's um mein früheres Leben beſtellt war. Ich bin nur einmal hier vorüber gefahren. Fürwahr, ſchlagen meine Pläne fehl, und ich kann mich durch die Flucht retten, ſo ſucht uns hier keiner der verfluchten engliſchen Rothröcke, bis es uns gelingt, nach Frankreich zu entfliehen, komme ich nicht mit dem Leben davon, ſo iſt hier mein Kind vor jeder Gewaltthat geſichert, bis Du ſie hinüber bringen kannſt an die uns befreundete Küſte.“

Sally ſchmiegte ſich weinend an ihren Vater. „Laß uns weiter rudern,“ ſagte der alte John Boyle, „und im Namen des unglücklichen Irlands Beſitz nehmen für einige unglückliche iriſche Herzen.“

„O, ich würde fern von der Welt, die mir ſo viel Leids gethan, hier gern meine Tage beſchließen,“ ſagte Sally wehmüthig. — Sie ruderten weiter nach dem Hintergrund, und das Mädchen horchte dem Klingen der Waſſertropfen, indem ähnliche Perlen über ihre bleichen, abgehärmten Wangen rollten.

Der finſtre Bewohner der Höhle hatte ſich wieder nach ſeinem Gemache zurückgezogen. Die fremden Ankömmlinge landeten.

„Es riecht hier wie Rauch,“ bemerkte Evans, „und wenn mich mein Auge nicht trügt, ſo ſehe ich dort von jener Felſenplatte einzelne Rauchſäulchen aufſteigen.“

„Du haſt Recht,“ verſetzte Boyle, „dort glimmt noch Feuer. Vielleicht hauſen ſchon unglückliche Kinder Erin's in dieſer Einſamkeit. Wo wären ſie nicht alle verſteckt, die Armen, denen man die menſchliche Hütte nicht mehr gönnte?“

In dieſem Augenblick ſtieß Sally einen Schrei der Ueberraſchung aus. Der Bewohner der Höhle ſtand plötzlich vor ihnen.

„Wenn Ihr von dem edlen, gehetzten Wild ſeid, worauf die engliſchen Blutſchützen jagen,“ ſagte er ernſt und feierlich, „ſo heiße ich Euch im Namen des Vaterlandes als Unglücksgefährten willkommen in dieſen, ſonſt von den Menſchen geflohenen Hallen.“

„Wir ſind's!“ rief Evans, die Hand nach der des Fremden ausſtreckend. „Aber der Löwe der Wüſte hat ſcharfe Klauen, womit er ſeinen unbarmherzigen Verfolger zu zerreißen gedenkt.“

„Löwe, ſo biſt Du in die Höhle des Tigers gekommen; denn ich kenne nur ein Glück: meinen ſchändlichen Feind zu vernichten; ich habe nur ein Vergnügen: im Blute der Engländer zu ſchwelgen.“

„Laß Dich umarmen, junger Mann, den mein Auge früher noch nie geſehen! Du haſt meine Gedanken; Du verdienteſt, mein Sohn zu ſein. Haſt Du je gehört von dem ungeheuern Löwen Hindoſtans, der einen Stachel in ſeinem Schweife hat, womit er ſich ſelbſt ſticht und zu immer größerer Wuth aufreizt? Ich habe ihn geſehen, dieſen König der Wüſte in ſeinem Vaterlande, und ich bin ihm gleich. Der Stachel, womit ich mich ſtets und ohne Unterlaß zu kochender Wuth reize, heißt Rache! Rache an den kalten, herzloſen Unterdrückern unſres Volks, an der verfluchten Krämerbande, die jenſeit des Kanals ihre Buden aufgeſchlagen hat und mit Menſchenblut, mit Glück und Leben gleichgültig feilſcht, wie mit ihren Pfefferſäcken."

„Segen auf Dein Haupt und St. Patrik's beſte Fürbitte für Dich, Erin's wackrer Sohn!" rief der junge Mann begeiſtert. „Sage mir Deinen Namen, Alter, damit ich Dich als Vater verehre."

„Ich heiße Evans O'Neil."

„O'Neil war der Name eines der edelſten Geſchlechter unſrer Inſel."

„Ich bin ſein unglücklichſter Sproß. Doch wie heißt Du, den ich ſo ſchnell liebgewonnen?"

„Mein Name iſt Leßlie."

„Leßlie?!" riefen die Ankömmlinge alle drei zugleich. „Der kühne Irenhäuptling? Der gefürchtetſte Feind der Engländer und ihr erbittertſter Verfolger? Biſt Du dieſer?"

„Ich bin's!" verſetzte Jener ernſt und ſtolz.

„Ha, ſo geſtatte mir, Dich noch einmal an mein altes, von ſchweren Leiden gemartertes Herz zu drücken! Dein Name iſt, von allen Iren geſegnet, weit über unſre Inſel hinausgeflogen und wird von Jedem, dem ein menſchlich Herz in der Bruſt ſchlägt, mit Achtung genannt. O, wie oft habe ich mit Sir O'

Donnel von Dir geſprochen, edler Häuptling! Wie oft mich geſehnt, Dich zu ſchauen. Sei geſegnet, edelſter Sohn der ſmaragdenen Inſel!"

„Kennſt Du Lewis O'Donnel?"

„Ich kenne ihn, er iſt mein Freund. O Sir, geſtatte, daß ich Dich ferner mit dem freundſchaftlichen Du anrede! Es thut meinem Herzen wohl, das wahrlich nicht minder feurig für Irland's Wohl ſchlägt, als das Deine."

„Sei mein Vater, mein Freund, O'Neil! — Doch ſage mir, was treibt Dich in dieſes einſame Kryſtallſchloß? Iſt Dein Haupt von unſern Henkern geächtet, wie das meine?"

„Noch nicht; es iſt ein Mißgeſchick andrer Art. Ich habe auf der weiten Welt Niemand weiter, der mir, dem ich angehörte, als dies mein einziges Kind. Sie iſt eine namenlos Unglückliche! Gott weiß, welch ein Fluch auf dem unſchuldigen Haupte dieſes Mädchens laſtet! Um ſie einer unverdienten Schande zu entreißen und ihr Loos zu ſichern, wenn ich einmal nicht mehr ſein würde, hatte ich ſie einem — böſen Buben verlobt. Ich wußte damals nicht, daß er von unſern Feinden erkauft, daß er ein Spion des Lords Kildare ſei. Mein Kind hat, ſich gegen ſeine ſchlechte Anmuthung vertheidigend, ihn durch einen unſeligen Zufall ums Leben gebracht. Soll ich meine Tochter am Galgen ſehen? Eh' noch Lord Kildare ſeine Häſcher nach ihr ausgeſchickt, ſind wir geflohen. Wir konnten nicht in der Gegend bleiben. Man hätte die Aermſte aufgeſpürt und ins Gefängniß geſchleppt. Wir durften uns Niemand anvertrauen. Ohnedies war ich eben gewillt, einen lang gehegten Plan zur Rettung meines elenden Vaterlandes auszuführen; ich mußte fort aus Dunmoore, meinem Wohnort. Wo hätte ich ſie laſſen ſollen, geſichert gegen die Nachſtellungen eines blutigen Geſetzes? Auf dem Lande mochte ich ſie nicht verſteckt halten; ich, der Sohn des Waſſers, konnte ſie nur auf mein Schiff bringen. Da ſprach mir mein Freund und Kamerad, der alte, ehrliche Lootſe John Boyle, ein eben ſo ächter Erinsſohn, wie Du und ich, von dieſer Höhle und ihrer ſchönen Lage. Er gelobte mir, mein Kind darin zu verbergen, während ich gehe, mein Werk auszuführen, und treu bei ihr auszuhalten in aller Noth und Fahrniß."

„Und was haſt Du vor, wilder Löwe?" fragte Leßlie.

„Ich will es Dir ſagen, wenn wir allein ſind," flüſterte ihm Evans abgewendet zu. „Es taugt nicht für die Ohren eines Mädchens. Du aber ſollſt mein Geheimniß theilen, Tiger, der auch nach engliſchem Blute lechzt." —

Leßlie führte die ihm ſchon ſo lieb gewordenen

Gäſte in ſeine Wohnung. „Seid mir herzlich gegrüßt und willkommen geheißen!“ redete er ſie hier an, während Jem, ſein Diener, die Kienfackel wieder anzündete. „Dieſe wunderbare Höhle ſei Dir ein eben ſo ſichrer Zufluchtsort, wie ſie es mir geworden iſt, ſchönes Mädchen. Sieh', auch ich war verfolgt und gehetzt, wie der edle Hirſch, und lag ſchon unter den Fängen der blutdürſtig nach mir ſchnappenden Meute. Doch ich wehrte mich meines Lebens; ein Paar der wildeſten Hunde krümmten ſich zerſchellt am Boden, und ich floh mit dieſem treuen Jungen in das herrliche Labyrinth; ein kleiner Nachen trug uns hierher: wir waren gerettet. Ein hoher Preis war auf meinen Kopf geſetzt, ein noch höherer, wenn ſie mich lebend fingen; es hat ſich noch Keiner hier herein gewagt, um meine Ruhe zu ſtören; denn der Klang der heimlichen Geiſterſtimmen, der mir Frieden in die Seele geweint, mich oft mit Rührung, mit hoher Andacht erfüllt, ſchreckt die Böſewichter zurück. Sie glauben, ſie ahnen es nicht, daß ich mich hierher in das ſchauerliche Bereich mächtiger Geiſter geflüchtet haben könne. Die hohen Felſen der Küſte, die wilden Wellen des Meeres ſind meine treuen Wächter geworden. So ſei Du mir willkommen, Leidensgefährtin, deſſelben Troſtes gewärtig! Was in meinen Kräften ſteht, ſoll geſchehen, Dir das Leben angenehm zu machen.“

Sittig dankend verneigte ſich Sally vor dem neuen Freunde; ſeine Rede wie ſein Weſen gefielen ihrem Herzen wohl.

Nun war plötzlich Leben und Bewegung in die Räume und Gemächer des ſonſt ſo einſamen Waſſerſchloſſes gekommen. Leßlie's Unmuth war verſcheucht, O'Neil's herzfreſſender Gram verſchwunden; die beiden Männer richteten ſich an einander auf, begeiſterten ſich gegenſeitig und entwarfen große Pläne. Auch Sally wurde heiter und froh geſtimmt, und der alte John warf jubelnd ſeine Mütze bis an die höchſte Decke des Gewölbes. Dann ruderte er hinaus auf das Meer, wo O'Neil's Kutter hielt, der einem jüngern, tüchtigen Lootſen übergeben worden war, und führte Lebensmittel, Decken und Kleider herein, Vorrath für den ganzen Winter. Ein zweites Gemach wurde eingerichtet für die Gäſte, die bis nach Mitternacht bei ihrem gütigen Wirthe koſend ſaßen. Sally hatte ſich früher niedergelegt, und O'Neil mit ſeiner Lebensgeſchichte dem kühnen Brittenfeinde neues Oel in die Flammen ſeiner Seele gegoſſen. Als auch John und Tom zu Bette gegangen waren, enthüllte der einäugige Lootſe dem neugewonnenen Freunde das Geheimniß ſeines Planes. Zwei wilde Feuerköpfe waren hier zuſammen gekommen und loderten nun in wilden Flammen auf; ſie gaben ſich die Hände, ſie küßten ſich, ſanken ſich an die Herzen und ſchwuren, bei einander zu bleiben und Noth und Tod mit einander zu theilen. Schon flogen die Boten des Morgens, die kalten Oſtwinde, über das Meer, als ſie ihr Lager ſuchten.

Am folgenden Tage gab Leßlie ſeinen Gäſten ein Feſt; Sally wurde als Königin deſſelben würdig bedient. Nach eingenommenem Frühſtück führte der glückliche Wirth die Dame auf ſeinem Nachen durch die Reihe der glänzenden, hochgewölbten Säle, ihr alle Herrlichkeiten derſelben zeigend, und die ſchüchternen Najaden, die noch nie eine ſo ſchöne, ſterbliche Schweſter hier erblickt hatten, hoben ſtaunend die triefenden Häupter empor und ſangen zu Ehren der Lieblichen, die bei ihnen zu wohnen gekommen war, ihre ſchönſten Weiſen. Und um die weite Höhle aufs prachtvollſte auszuſchmücken, erblickten ihre Bewohner plötzlich die Sonne im weiten Hintergrunde, gleichſam in der Vogelperſpective, wie ſie ſo eben als Feuerkugel dem Schooße des Meeres entſtieg, gerade dem Eingang der Grotte gegenüber, mit der jungen Pracht ihres Lichts die Kryſtallſchlöſſer vergoldend, überpurpurnd, in alle Farben tauchend. Sally faltete die Hände, Thränen wonniger Rührung glänzten in ihren ſchönen Augen, und auch ſie wurden vom Glanze des Tagesgeſtirns verklärt. Auch Evans fuhr mit leuchtenden Blicken, in ſtummer Andacht verſunken, durch dieſe Wunderwelt; zuweilen lehnte er ſich auf ſein Ruder und blickte mit dem einen Auge ſo kühn unter der hohen Stirn empor, auf der die Trauergeſchichte ſeines untergegangenen Geſchlechts geſchrieben ſtand, während ein ſchmerzlicher Zug um ſeinen Mund, in ein ironiſches Lächeln überſpielend, die Geſchichte ſeines eigenen Lebens verkündete; hier in dieſen heiligen Hallen ſchien er ſeine innere Weihe erhalten zu haben; er beugte ſich vor Gott und ſchwur mit lautloſen Worten einen feierlichen Eid, ſeinen Entſchluß in Bälde auszuführen.

„Sieh'," ſagte Leßlie vertraulich zu Sally, „in dieſem meinen unterirdiſchen Reiche habe ich nun ſchon drei Wochen, wie ein verzauberter Prinz, zugebracht, nicht anders, als hielte mich eine der ſchönſten Feen unſres Landes, die ſich mir aber nur im Traume zeigte, mit ihrer göttlichen Liebe in ihrem unterirdiſchen Diamantenſchloß gebannt; und wahrlich, oft wollte es mich gemahnen, als flüſterten aus dieſen wunderbaren Tönen zauberiſche Feenſtimmen ſchwermüthige Klagen unerhörter, unerwiederter Liebe, als blicke mich aus dem farbigen Luftraum das tiefblaue, ernſte Auge eines in namenloſen Liebesſchmerz dahingeſchwundenen Frauengeſichts an. Oft überliefen mich ſüße Schauer in der heiligen Einſamkeit dieſes Orts, deſſen Wunder ſchon unſre alten Barden zu ergreifenden Geſängen begeiſterten; oft durchglühte mich hohe, ahnungsvolle Wonne, und in meine Seele zitterte die Ueberzeugung, daß mich unſichtbare Geiſter, die gaſtlichen Beſchützer dieſes Orts, umwehten. Nicht ſelten entſchlummerte ich unter ſo ſchönen Phantaſien, und dann war es auch meinem geiſtigen Auge vergönnt, die meine Ruhe ſchirmenden Nereiden zu ſchauen und mit ihnen zu koſen.“

„O, Ihr Leben, Sir, muß himmliſch ſchön geweſen ſein in dieſem Palaſt aller Paläſte!“ rief Sally mit ſtrahlenden Augen. O, wie ärmlich ſind dagegen Londens prachtvollſte Königshäuſer! Armſeliger Flitter! eitles, vergängliches Menſchenwerk! Moder und Staub nach wenigen Jahrhunderten! Erborgte, prahleriſche Größe, die nur zu bitterm Spott reizt, während dieſer Palaſt, ewig neu und im friſcheſten Glanze, ſtets den Menſchen zu Anbetung und Preis des Höchſten aufruft, deſſen Werk allein er iſt.“

„Aus Deiner ſchönen Seele ſprechen mich ſchweſterliche Gefühle an!“ rief der Häuptling entzückt. „Und doch, mein liebes Kind, ſehnt ſich das Menſchenherz, in dieſen unausſprechlichen Zauber der Einſamkeit eingeſponnen, allmälig mehr und mehr, unter gleichgeſtimmten Herzen zu ſchlagen; es zählt ſo gern an den Taktſchlägen jener Geiſtermuſik in der befreundeten, in der geliebten Bruſt. die Minuten eigenen Glückes ab. O, ich freute mich immer des Anblicks dieſer ſtillen Herrlichkeit, ich ſog ſtets gierig die

Strahlen des Sonnenlichtes ein, ich genoß alle ſchauerlichen Wonnen einer mondbeglänzten Zaubernacht, zwiefach zauberhaft in dieſem klingenden Neptunsſchloſſe; dennoch ſchweifte an ſonnenheitern Tagen mein Blick ſehnſüchtig über den in unendlicher Ferne ſich ausdehnenden Ocean hinaus, ob ich nicht irgend ein herannahendes Segel erblickte, das mich aufnähme und nach Frankreichs befreundete Küſten trüge. Denn wahrlich, oft gewahrte ich mit Schrecken, wie mich der Zauber der poetiſchen Wolluſt mit goldnen Traumnetzen ſüßer und ſüßer umgarnte, und wie ich den Lockungen der ſchmeichelnden Waſſergöttinnen mehr und mehr verfiel. Lieblicher Wahnſinn der Verzauberung ſpielte mir ſchon um Stirn und Bruſt, und die Oberwelt mit ihrer Noth, mein armes Vaterland mit ſeinem Jammer lag ſchon unendlich fern über mir; ich war wie verſunken tief in des Meeres Schoos, mir war's, als hauſe ich im Kryſtallſchloß der Waſſerfei und der Hülferuf der gemarterten Menſchheit dringe nicht mehr an mein entwöhntes Ohr. Zuweilen fuhr meine Sehnſucht nach oben, wie ein Feuerſtrahl durch meine Bruſt, doch er verglühete ſchnell im bunten Gewirr neuer Träume. Da trat geſtern plötzlich mein Vaterland in einer hohen Frauengeſtalt mahnend vor mich hin, und mit einem Male war abgeſtreift das umſtrickende Zaubernetz. Ja, Sally, Du biſt mir erſchienen als zürnende und doch hoffnungsgrünende Erinia, als dieſer Inſel trauernder Genius. Ich habe die unſelige Geſchichte Deines Elends aus Deines Vaters Munde gehört, erſchrick nicht, Mädchen, ſchlage den Blick nicht erröthend zu Boden, ein Mann ſteht Dir gegenüber, dem die ganze fürchterliche Flammengewalt Deines Unglücks in der eignen Seele brennt, auf deſſen Haupt Dein Leiden feurige Kohlen geſammelt, und der beim allmächtigen Gott in der verwichenen Mitternachtsſtunde geſchworen hat, Deine Schmach zu rächen. Ja Du biſt mir als das treueſte Bild meines armen Vaterlandes erſchienen, um mich aus meiner trägen, ſinnverwirrenden Ruhe aufzuſtacheln und zu Thaten anzuſpornen. Iſt nicht Irland eine von gefühlloſen Fremdlingen geſchändete Jungfrau, wie Du? Muß ſich dieſe ſchöne grüne Inſel nicht täglich ſchänden laſſen von kalten Buben, die in ihren Reizen ſchwelgen, muß eine gottverfluchte, markverzehrende Buhlſchaft treiben mit ihren gehaßten Feinden, damit ſie das tägliche Brot habe? O, man könnte raſend auflachen im grimmſten Schmerz über Irlands Unglück und das Deinige, Mädchen, die ſich einander ſo gleich ſind, wenn man ſich nicht todt weinen müßte über die Höllenqual der Menſchheit. Ja Du biſt mir Irland, Mädchen, und im Blut Deiner Feinde will ich Dein beflecktes Jungfrauenthum ſo rein und weiß waſchen, daß es edler werden ſoll, als die reinſte Unſchuld. Der Ruf unſrer Rache ſei: Irland und Sally!“

„Irland und Sally!“ rief O'Neil mit ſeiner Löwenſtimme, daß die Felſenwände dröhnten, und ſchwang das Ruder wild in der Luft, wie einen Flammberg.

„Segne mich, Sally! Segne mich!“ fuhr Leßlie begeiſtert fort und ſtürzte vor ihr auf die Kniee; und Sally legte die Hand auf ſein lockiges Haupt und blickte fromm empor; ein lautloſes Gebet ſproßte aus ihrem Herzen und die Rieſenorgel der Höhle ſang ein feierliches Lied zu dieſer Weihe. Sanft ſchaukelte dann der Kahn nach den Wohngemächern zurück, wo unterdeſſen ein leckeres Mittagsmahl bereitet worden war.

Gegen Abend fuhren O'Neil und Leßlie hier aus, um in den Felſen des Ufers zu jagen; ſie brachten in der Nacht reichliche Beute mit.

Als am folgenden Tage Sally wieder mit Leßlie durch die Höhle fuhr, ſagte ſie zu ihm: „Sir, ich habe eine dringende Bitte an Ihr Herz zu legen.“

„Rede, Mädchen, und ſollte ich den Engländern meinen Kopf verkaufen, ich will ſie Dir erfüllen.“

„Nicht ſolches bedarf es,“ verſetzte ſie lächelnd. „Sie haben ſich das ganze Vertrauen meines Vaters erworben und, wie man zu ſagen pflegt, einen rechten Stein bei ihm im Brete. Ihnen ſchlägt er nichts ab. Nun hat ſeine allzuzärtliche Vaterliebe einmal den Entſchluß gefaßt, mich dieſen Winter über mit dem alten Berle in die Höhle hier einzuſperren, um mich den Nachſtellungen ſeiner und meiner Verfolger zu entziehen. Er will nach Dublin und dort Pläne ausführen, die ich nicht kenne, deren große Gefahr aber mich nicht treffen ſoll. In Wahrheit, Sir, ich habe keine Luſt, mich dieſen väterlichen Anordnungen zu fügen, und doch muß ich, wenn Sie nicht vermittelnd eintreten. Ich habe mein Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Mein Herz dürſtet nach Thaten, nach Gefahren, nach Kampf und Sieg, wie das meines Vaters, wie das Ihrige, Sir. Seit dem Augenblick, wo ich den abſcheulichen Tim in den Abgrund hinabgeſtürzt, iſt mir das Herz in der Bruſt verwandelt worden, iſt ein männlicher Geiſt in mich gefahren. Ich fühle, daß ich etwas verrichten kann, es drängt mich gewaltig, mir mein Theil vom Leben zu erkämpfen und entweder den goldnen Morgen der Freiheit als ihre Prieſterin zu begrüßen, oder im ehrenvollen Kampfe für ſie zu fallen. Nein, Sir, ich kann nicht in träger Ruhe hier verweilen, indeß ich meinen Vater, Sie und O'Donnel handelnd weiß. Nicht vergebens haben Sie mich geſtern Erinia genannt; Erins Schutzgeiſt will ſeine Tage nicht bei einem alten Manne hier verſeufzen; er will auf der Wahlſtatt ſein. Meinen Bitten wird der Vater kein Gehör geben, reden Sie mit ihm."

„Himmliſches Mädchen!" rief Leßlie entzückt. „Du ſollſt mit mir ziehen, ſollſt mein Schutzgeiſt ſein. Wahrlich, ſolche erhabene Tugenden, wie in Deiner Seele leben, dürfen nicht unbenutzt bleiben. Oft bedient ſich der Herr der Schwachen zu ſeinen größten Plänen und manches Weibes Geiſt hat ſchon ausgeführt, was keinem Manne gelang. Mein Wort, Du gehſt mit uns!"

Dankbar beugte ſich Sally auf ſeine Hand herab, er aber ſchlang den Arm um ſie, zog ſie an ſich und drückte ihr einen begeiſterten Kuß auf die Wange. „Morgen kommt Deines Vaters Schiff, richte Dich indeſſen ein!" rief er ihr noch zu, als ſie aus dem Nachen ſtieg. „Ich gehe jetzt mit Deinem Vater zu reden."

Aber die Ungeduld hatte den Alten hinausgetrieben, um über die Meerfläche zu ſpähen, ob er ſeinen Kutter nicht gewahren möchte, den er dieſen Abend oder den folgenden Morgen in der Frühe beſtellt hatte. Es war ſchon dunkel geworden, als er auf dem kleinen Boote hereinſtürmte. „Er iſt da!" rief er Leßlie fröhlich zu, „der ſtolze Seevogel. Rüſte Dich zum Aufbruch, mein Junge! eh' der Tag anbricht, lichten wir den Anker. Nimm mein Wort, tapferer Freund, daß ich Dich in meinem Fahrzeug ſo ſicher nach Dublin bringe, wie ein königlicher Flottenoffizier, der Dich gefangen hätte. Hier habe ich Dir einen ſchönen Matroſenanzug mitgebracht, das Geſicht färbe ich Dir dieſen Abend noch braun und kämme Dir die Haare ſchlicht hinein. Kein Menſch wird Dich dann für den tollkühnen Leßlie halten, der in der Schlacht von Fairbridge kaum dem Tod entrann. Muth! Muth! Dieſe Scharte kannſt Du wieder auswetzen. Wäre ich damals ſchon bei Dir geweſen, Du hätteſt die Schlacht nicht an die Rothröcke verloren. — Deinen Nachen und Deine Diener läßt Du hier zurück. Es dauert gewiß nicht länger, als ein Paar Wochen, und Alles iſt entſchieden; doch eh' wir weiter von andern Dingen reden, gewähre mir eine Bitte, Leßlie!"

„Sie iſt es ſchon; denn Du verlangſt nur, was ich gewähren kann."

„Nimm Dich meines Mädchens an, wenn es anders kommen ſollte, als wir hoffen. John Boyle führt ſie dann ſobald als möglich nach Frankreich hinüber. Für Mittel zu Sally's Unterhalt habe ich während meiner mühevollen Dienſtjahre geſorgt. Sei Du ihr Freund, ihr Vormund, ihr Vater. Bedenk' es wohl, Sprößling eines alten edlen Stammes, daß auch Sally edler Abkunft, die Tochter eines jener O'Neil iſt, die, von der engliſchen Grauſamkeit zu Bettlern gemacht, doch nie ihren Stolz verlernten, der vom Vater auf die Tochter übergegangen iſt. Sie iſt eine gefallene O'Neil, eine geſchändete O'Neil! Darum Dir doppelt heilig. Sei ihr Rächer, Leßlie, wenn ich es nicht werden kann. Waſche ſie in engliſchem Blute rein!"

„Ich habe es ihr geſchworen, ich ſchwöre es Dir, ſo wahr mir Gott helfe, ſein Sohn, das Opferlamm der Welt, ſein heiliger Geiſt, die benedeite Jungfrau und alle Heiligen, St. Patrik insbeſondere, ich will es thun!" rief Leßlie die Hand zum Schwure erhebend, und der Alte ſchloß ihn weinend an die Bruſt und küßte ihn auf Stirn und Mund.

„Doch nun habe ich das Recht, mein Vater, auch die Gewährung meiner Bitte von Dir zu verlangen."

„Mein Leben iſt Dein, Leßlie!"

„Ich bitte Dich, Sally nicht hier zu laſſen, ſondern mit uns zu nehmen. Es iſt ihr höchſter Wunſch. Du mußt gewähren, ich habe es ihr verſprochen. Auch ſie wollen wir als Matroſe verkleiden, auch ihr holdes Geſichtchen färben, ihr goldenes Haar männlich locken. In Dublin habe ich einige mir treu ergebene Freunde, bei denen wir ſie, wenn es Noth thun ſollte, ſicher verſtecken können. Deine Tochter iſt eine O'Neil! Sie muß als O'Neil handeln! Gieb ihr Raum! Die unwillkührliche That, die ſie an dem ihr verlobten Buben beging, hat den ſchlummernden Funken ungeheurer Kraft in ihrer Seele geweckt, und ſchon ſchlagen Flammen empor, die Du nicht unterdrücken darfſt. Gewähre meine Bitte, dafür gelobe ich Dir hier feierlich mit Ehrenwort und Handſchlag, mißglückt Dein Plan, und mußt Du Dein Leben laſſen, ſo wird Sally mein Weib."

„Könnteſt Du das, Junge?!" rief der Alte bebend vor wonniger Freude und weinte laut an des Jünglings Hals. „Wohlan, es ſei! Sie geht mit uns; ſie theilt die Gefahr mit uns. Der Himmel hat mir den Sohn genommen; ſo iſt vielleicht auf ſie der kühne Geiſt meiner Väter übergegangen. Ich will mit ihr reden." Er trat zu ihr in das Felſengemach, ernſt und feierlich. „Leßlie hat mit mir geſprochen; Dein Wunſch iſt Dir gewährt. Gott gebe ſeinen Segen. Aus Liebe wollte ich Dich hier verbergen, aus Liebe nehme ich Dich mit in den Sturm. Geh' ich unter, ſo wirſt Du Leßlie's Weib."

Da ſchüttelte Sally wehmüthig verneinend das lockige Haupt. „Nicht alſo, mein Vater. Ich kann auf Erden nun keines Mannes Weib werden. Ihr wißt, warum. Ich bin nun mündig geworden und erkenne meine Lage und mein Herz. Ich werde nie glücklich ſein. Meine Liebe iſt Irland geweiht. Irland's Jammer wird mein Gatte. Ich ahne, der Himmel wird es lenken zu meiner Zufriedenheit. Verehelichen aber werd' ich mich nie; das ſagt Maſter Leßlie."

O'Neil zerdrückte eine Thräne im Auge; er antwortete nicht, mit ſchweigendem Schmerz ehrte er die Anſicht der Tochter.

Am Abend wurde noch viel vorgenommen, dann — noch vor Mitternacht — nahm die kleine, als Matroſen gekleidete Geſellſchaft Abſchied von der klingenden Höhle. Leßlie ſagte der Nymphe deſſelben rührenden Dank. Dann ſetzten ſie in ihren beiden Kähnen über die Fluth bis zum Kutter, an deſſen Bord ſie ſchliefen, und der wenige Stunden darauf ſeine Segel entfaltete.

Zehntes Kapitel.

Der Warnbrief. — Königsſorgen.

Lord Corhampton, der in Irland mit unumſchränkter Gewalt, als Oberbefehlshaber, gleich dem Könige ſelbſt, waltete, hielt ein glänzendes Levér in dem alterthümlichen aber prachtvollen Palaſte der königlichen Statthalter zu Dublin.

Im hohen Audienzſaale ſchritten in der ſtreng vorgeſchriebenen Hoftracht die erſten Männer der Reſidenz in eifrigem Geſpräch auf und nieder. Viele Große aus den Provinzen, welche zur Stadt gekommen waren, um Sr. Herrlichkeit ihre Glückwünſche wegen der eben abgewandten Gefahr der franzöſiſchen Invaſion darzubringen, die das Reich mehr als je zuvor bedroht hatte, füllten die anſtoßenden, nicht minder prachtvollen Hallen. Männer in weniger glänzendem Anzuge, denen man anſah, daß ſie nicht gewohnt waren, ſich auf den glatten Parketts zu bewegen, ſtanden mit der bereitgehaltenen Bittſchrift im tiefſten Hintergrunde, ruhig erwartend, wenn der dienſtthuende Kammerherr ihre klangloſen Namen verzeichnen würde, während Pairs, Ritter vom Hoſenbande und vom Bathorden mit der ſowohl ihrem Stande, als dem engliſchen Nationalcharakter eigenen Grandezza mit vornehmer Kürze ihre Namen nannten und mit einem verächtlichen Seitenblick ihre Promenaden fortſetzten, wenn etwa in ihrer Nähe eine alte, vor anderthalb Jahrhunderten von ihrem hohen Standpunkt herabgeſunkene iriſche Adelsfamilie genannt wurde, deren ehemalige Beſitzungen, durch Cromwells Edicte, eben jenen ſtolz dahin ſchreitenden Männern erſt den Glanz verliehen hatten, womit ſie ſich jetzt brüſteten, während jene mit tief verſchloſſenem Grolle ſich in denſelben Gemächern, wo manche ihrer Vorfahren einſt Befehle ertheilt hatten, zu der Rolle der Bittenden erniedrigt ſahen.

Jetzt öffneten ſich die hohen Flügelthüren. Augenblicklich herrſchte tiefes feierliches Schweigen ringsum, und von einem glänzenden Gefolge umgeben, trat der Statthalter in die Verſammlung, die ſich in zwei Reihen zu beiden Seiten der Säle aufgeſtellt hatte.

Mit hoher Würde nahm der vielgeltende Mann die Glückwünſche der zur Cour erſchienenen Großen an. Freundlich redete er faſt mit allen, doch entging es dem Beobachter nicht, wie er an einzelnen beſtimmten Herrn, deren Härte und Grauſamkeit bis zu ſeinen Ohren gedrungen war, kalt grüßend vorüber ging und ſeinen Blick mit hohem Ernſte einige Augenblicke auf ihnen verweilen ließ.

Man blieb zweifelhaft, ob die Indignation, welche die kalt diplomatiſchen Züge des Staatsmannes für einen Augenblick veränderten, der Ausdruck eines beſſern Gefühls war, das er ſelbſt in Ausübung ſeines ſtrengen Amtes nicht zu unterdrücken vermochte; oder ob es die Mißbilligung des Tory darüber verrieth, daß Männer von der Partei, der er ſelbſt angehörte, ſo fehlerhafte Maßregeln, wie Härte, Gewalt und Grauſamkeit waren, anwendeten, um ihre alten Privilegien aufrecht zu erhalten, da ſie ſich, ſeiner beſſern Einſicht nach, durch zeitgemäße Güte, diplomatiſche Gewandtheit und ſchlaue Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten, worauf die niedern Volksklaſſen nicht ſelten einen hohen Werth legen, den alten Zuſtand der Dinge viel leichter zu ſichern und zu erhalten vermochten.

Mit freundlicher Herablaſſung, wodurch es den Großen der Erde ſo leicht wird, ſich die Herzen ihrer Untergebenen auf eine ſo wohlfeile Weiſe zu erwerben, ertheilte er darauf den zahlreichen Sollicitanten Gehör. Beſondere Worte des Troſtes hatte er für die

Einzelnen von ihnen. Allen aber verſprach er eine baldige beſſere Zukunft, und mancher der Männer, deſſen Unmuth im Blicke, als er den Palaſt des mächtigen Engländers betrat, nur zu deutlich verrieth, wie er einer reifen Ueberlegung Folge leiſtend, dieſen für ihn — deſſen Ahnen einſt in höherem Anſehen ſtanden, als Lord Corhampton — letzten demüthigenden Schritt that, ehe er die Entſcheidung ſeines vermeintlich wohlbegründeten Rechts, der Waffengewalt anheimſtellte, verließ mit weniger Groll, mit neuer Hoffnung, die glanzerfüllten Hallen, die unter Mitwirkung ſeiner Vorväter erbaut waren.

Schon hatte eine leichte Verbeugung des Statthalters das Zeichen zur Entlaſſung gegeben, und der größte Theil der Anweſenden ſich unter Beobachtung derſelben ſteifen Förmlichkeiten, die eine Audienz des Vicekönigs von Irland eben ſo ſtreng und abgemeſſen bezeichnet, wie die, welche der Monarch der drei vereinigten Königreiche ſelbſt gewährt, zurückgezogen, und eben war Se. Herrlichkeit, froh, daß die läſtige Stunde vorüber war, im Begriff, ſich in ſein Kabinet zurückzuziehen, als der Uſcher noch einen Herrn anmeldete, der ſich abſichtlich, wie es ſchien, in den entfernteſten Theil des weiten Saales zurückgezogen, um ſein Anliegen ungeſtört, nach der Entfernung der Uebrigen, vorbringen zu können.

„Mr. Dermot Laing?“ wandte ſich der Lord Lieutenant fragend zu einem naheſtehenden Adjutanten.

„Der verabſchiedete Kapitän von Lord Wexford's Dragonern, Excellenz,“ flüſterte der Gefragte mit einer Verbeugung.

„Ah! ich weiß ſchon,“ ſagte der Erſtere, „der Freund und Vertraute von Sir Lewis O'Donnel.“

„Zu Dero Befehlen,“ erwiederte der Offizier.

Auf einen Wink des Lords trat der Gehör Bittende mit feſtem Schritt und edlem Anſtand, aus dem man ſogleich den Soldaten erkannte, heran, verbeugte ſich und blieb dem Statthalter nahe gegenüber in ehrerbietiger Haltung ſtehen.

„Sie dienten in der Armee, Mr. Laing?“

„Seit meiner früheſten Jugend, Excellenz, vom Cadetten bis zum Hauptmann.“ —

„Sie dienten auch ſchon im Auslande! So deutet wenigſtens ihr ganzes Aeußere an, welches den Stempel des vielverſuchten Kriegers trägt.“

„Ich war zur Zeit der Belagerung in Gibraltar und ſtand dann mehre Jahre in Indien gegen Tippo Saib. Eine ſchwere Wunde, die ich dort in einem der letzten Gefechte erhielt, war die Veranlaſſung, daß ich nach England zurückkehrte und durch Tauſch in das von Lord Wexford befehligte Dragoner-Regiment eintrat.

„Und warum entzog ein ſo wackrer Streiter ſeine Dienſte dem König, der ungern ſolche Männer verliert, wie Sie ſind, Mr. Laing?“

„Gern hätte ich länger gedient, Ew. Excellenz,“ verſetzte der Gefragte, „jedoch ich vermochte es nicht, zumal da ich mich häufig ſowohl in Garniſon als im Felde von der Unzweckmäßigkeit des Princips über die Käuflichkeit der Offizierſtellen überzeugte und mein Mißvergnügen nicht zu unterdrücken vermochte, als ich erfuhr, daß einer der bravſten Offiziere meines ehemaligen Regiments, mit Ruhm und Wunden aus mehren Feldzügen heimgekehrt, als Offizier und Gentleman ſich des fleckenreinſten Rufs erfreuend, zweimal durch Kauf von jungen Leuten, die eben die Schule verlaſſen hatten, übergangen war. Dieſe Aeußerungen, dem freien Britten erlaubt, dem gebornen Irländer, von dem man überdieß wußte, daß er mit unzerſtörbarer, kindlicher Liebe an ſeinem Vaterlande hing, ſehr übel gedeutet, verwandelten die bittre Stimmung der übrigen Offiziere gegen mich in eine feindliche, da ſie, als Söhne engliſcher und iriſcher Pairs, ein von dem meinigen, der ich dem guten Mittelſtande angehöre, ſo ganz verſchiedenes Intereſſe hatten.“ —

„Es wäre leicht geweſen,“ fuhr der Sprecher nach einer kurzen Pauſe fort, da er bemerkte, daß der Statthalter ſeine Erzählung nicht ungern anzuhören ſchien, „mich durch eine Bitte um Verſetzung dieſen Verhältniſſen zu entziehen. Jedoch mußte nach meinen Anſichten das Recht, auf das ich mich ſtützte, unter allen Verhältniſſen ſich gleich bleiben; ich bat nicht und — wurde aus Sr. Majeſtät Dienſt entlaſſen. — Ich lebe jetzt, geehrt und geliebt von meinen Landsleuten, auf dem kleinen Landgute meines Vaters, der früher faſt gleiches Schickſal mit mir gehabt hat: das ſo betrübende Schickſal aller katholiſchen Irländer — — mit Mißtrauen betrachtet zu werden.“

„Sie richten doch wohl etwas zu ſtreng, Mr. Laing über die politiſchen Parteien in Großbritannien und haben zu wenig Vertrauen zu den wahrhaft väterlichen Geſinnungen unſres edlen Königs für Irland, deſſen Verwaltung er mir anzuvertrauen die Gnade hatte. Und glauben Sie mir, Sir, es würde Manches hier beſſer ſein, wenn man ſich den Maßregeln einer ſo gütigen Regierung, wie die iſt, deren ſich die vereinigten Reiche unter Georg III. erfreuen, mehr fügte, ſtatt in ewiger Oppoſition gegen dieſelbe zu verharren.“

„Mein Leben für Georg III.!“ erwiederte Laing, „und des Himmels beſten Segen über ſeine Miniſter, wenn ſie in ſeinem milden Geiſte über Irland herrſchten! — Aber — — jedoch Verzeihung, Excellenz!“

unterbrach er ſich ſelbſt; „ſchon zu lange mißbrauchte ich Ew. Herrlichkeit Geduld. Ein Schreiben von Wichtigkeit, welches einer meiner Freunde keiner andern Hand als der meinigen vertrauen wollte, weil es Dero eigene erhabene Perſon betrifft, die jedem Ehrenmann in dieſem Reiche heilig iſt, veranlaßt mein Erſcheinen hier im Palaſte. — Nehmen Sie Ihre Maßregeln darnach, Mylord! Vielleicht erſcheint Ihnen fernerhin der Mann in einem beſſern Lichte, der den Unwillen der Regierung dadurch erregt zu haben ſcheint, daß er ſeine eigenen Intereſſen hier im Lande vernachläſſigend, mit Wärme für ſeine unterdrückten Landsleute ſprach, ſo wie es ſchon ſein edler Vater gethan hatte, und die letzten Trümmer ſeines geringen Vermögens dazu verwendete, den Hunger der Nothleidenden zu ſtillen und die Armuth der Gedrangſalten zu lindern."

Mit ächt brittiſcher Ruhe wandte ſich der Gouverneur, als er das ihm von Laing überreichte Schreiben flüchtig durchgeſehen hatte, an ſein umſtehendes Gefolge. „Sonderbar! Derſelbe Sir Lewis O'Donnel, den man mir ſo ſehr zu verdächtigen bemüht iſt, gegen den ich, auf's Aeußerſte gedrängt, ſogar einen Verhaftsbefehl erlaſſen habe, warnt mich in dieſen wenigen Zeilen vor einem Anſchlag auf mein Leben Jedenfalls bietet das Leben dieſes Mannes ein auffaltendes Gemiſch von Edelmuth, Patriotismus und Verirrung in ſeinen politiſchen Anſichten dar. Seien Sie verſichert, Mr. Laing," fuhr er, ſich wieder an dieſen allein wendend, fort, „daß ich nie eine ſchlechte Meinung von Ihrem Freunde gehabt habe, daß ich ſein Gefühl ehre, wiewohl ich nur zu ſehr befürchte, daß es ihn endlich auf Abwege leitet, und daß ich zugleich ſeine Umſicht und Klugheit, mit der er ſich bisher benommen hat, bewundern muß. Ich würde Ihnen auftragen, ihm zu ſagen, daß mich ſeine Warnung, an deren guten Meinung ich nicht zweifeln will, nichts deſto weniger nicht abhalten ſoll, die Beruhigung der inſurgirten Provinzen mit allen mir zu Gebote ſtehenden Kräften zu vollenden, wenn Sie ihn treffen könnten; allein des Hochverraths auf's Härteſte angeklagt und beſchuldigt, einige franzöſiſche Offiziere bei ſich zu beherbergen, habe ich einen Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen müſſen, der bereits ausgeführt ſein muß. Ich wünſche nichts mehr, als daß es Sir O'Donnel gelingen möchte, ſich von dieſer Beſchuldigung zu reinigen; er würde nur noch höher in meiner Achtung ſteigen."

Laing erſchrak, ſuchte ſich aber zu faſſen und verſetzte: „Und ſelbſt wenn O'Donnel in dieſem Falle ſtrafbar befunden würde, möchten Ew. Excellenz nicht im Sinne des harten Geſetzes, ſondern mit weicher menſchlicher Empfindung über ihn richten! Er hat nahe Verwandte in Frankreich unter dem Militär. O Gott! er iſt von ſeinen Feinden und durch die Verurtheilung ſeines ſchändlich gemordeten Vaters aufs Aeußerſte getrieben worden. Und wie in ſeinem, ſo wüthet in tauſend und aber tauſend zerfleiſchten Herzen edler Irländer Verzweiflung. O, laſſen Ew. Excellenz in Irland das neue Leben beginnen, deſſen ſich jetzt faſt alle andern Länder Europa's erfreuen, und Se. Majeſtät wird über ein ſo treues, bildſames, der Freiheit und des Glückes würdiges Volk in Frieden herrſchen, wie irgend ein Monarch in der weiten Chriſtenheit! O Mylord, die Irländer ſind auch Menſchen, wie Ihre Brüder in England, und in ihrer Bruſt wohnen auch Herzen, die eben ſo lebendig für alles Schöne und Gute ſchlagen, wie ſie tief das Elend und die Verachtung empfinden, die ſie in Europa auf die niedrigſte Stufe der cultivirten Nationen geſtellt haben. — Wollen Sie O'Donnel verdammen — ich frage Ew. Excellenz als Menſch, nicht als Statthalter — wenn er die Ketten der Nacht und des Elends, die ſo drückend auf uns laſten, abzuſchütteln ſtrebt?"

„Vergeſſen Sie nicht, Mr. Laing, daß ein Volk, welches ſo wenig wie das iriſche den Geſetzen Folge zu leiſten verſteht, für eine größere Freiheit noch nicht reif iſt."

„Das Volk beobachtet treulich alle Geſetze, Excellenz, außer denen, welche es der Exiſtenzmittel berauben. Es ſind ja nur die kirchlichen Verhältniſſe und der Zehnten, gegen die es kämpft. Mit welchem göttlichen oder menſchlichen Rechte, Mylord, vermag es der Naturmenſch oder der ſcharfſinnigſte Philoſoph mit dem einfachen Verſtande, oder der logiſch gebildeten Vernunft in Einklang zu bringen, daß die Bekenner der katholiſchen Religion, außer der ihrigen, auch die proteſtantiſche Kirche erhalten und die letztere auch noch aus dem einzigen Grunde ſo reichlich dotiren ſollen, um den jüngern Söhnen der Großen des Landes eine gemächliche Exiſtenz auf Koſten des Volks zu ſichern? Und dieſen Zehnten, Mylord! wird je ein Irländer deſſen Geſchichte vergeſſen? Sollte es möglich ſein, nachdem kaum ein Jahrhundert vergangen iſt, das Entſtehen der neuen Lehre, die Vertheilung der Länderei an die engliſchen Anſiedler aus dem Gedächtniß zu verwiſchen, während die Nachkommen der vertriebenen Familien heimathlos von Land zu Land umherirren, und von der Gnade fremder Völker und Fürſten leben? Und ihr Verbrechen, Mylord, worin beſtand es? Einzig und allein darin, daß ſie treu, wie ſo viele Millionen Europäer, am Glauben ihrer Väter hingen und der Gewalt, mit der man ihnen unter gräßlichen Drohungen die neue Lehre aufdringen wollte, den Widerſtand entgegen ſetzten, der ihrer dermaligen hohen Stellung im Reiche vollkommen entſprach. — Während in England nicht allein alle Confeſſionen, ſondern alle Sekten frei geduldet werden, ſollen hier zu Lande nur Proteſtanten, deren Zahl die kleinſte iſt, regieren? Ew. Herrlichkeit ſind Chriſt und Menſch! Bedarf es mehr, um das Schreckliche einer Lage zu fühlen, die, beim barmherzigen Gott! in vielen Stücken weit ſchlimmer iſt, als das Loos der verachteten Kinder Iſraels? Denn als im Mittelalter die grauſamſten Judenverfolgungen Statt fanden, als man ſie hundertweiſe erſchlug, weil ſie bei den verſchiedenen Ausbrüchen der Peſt die Brunnen vergiftet haben ſollten, da gönnte man den Lebenden doch Häuſer und geſunde Nahrung, und wenn man ihnen nichts mehr laſſen wollte, nun, ſo nahm man ihnen auch das Leben, und dies war warlich barmherzig gehandelt im Vergleich der Handlungsweiſe unſerer Herren mit ihren iriſchen Landpächtern. Excellenz ſind Statthalter von Irland, aber Sie haben noch keine iriſche Wohnung geſehen, wie ſie engliſches Mitleid unſerm ärmſten Volke gelaſſen hat. Möchten Sie einmal durch die Grafſchaften Wicklow, Carlow, Kilkenny reiſen und ſich die ſogenannten Dörfer beſehen. Mylord! Vier nebeneinander gelegte Steinhaufen, deren Zwiſchenräume mit Lehm verklebt ſind, mit Stroh und Simſen überdeckt, das iſt dort die gewöhnliche Wohnung des armen Landmanns. Sie hat kein Fenſter und keinen Schornſtein, und ſtatt der Thüre iſt ein mit einem alten Brete ſchlecht verwahrtes Loch, wodurch man nicht etwa geht, nein kriechen muß. Drinnen aber iſt der kleine Raum leer, kein Geräth, kein Gefäß; das arme Volk liegt und kauert auf dem rohen Boden um ein elendes Torffeuer herum, deſſen Rauch die ganze Hütte erfüllt und ſich dann durch das Thürloch drängt. Daran wärmen ſie ſich, daran kochen ſie ihre einzige Nahrung Kartoffeln, in ihrem einzigen Gefäß, einem irdenen Topf. Laub und Stroh iſt ihr Bett. Ihr Haus-, Tiſch- und Bettgenoß iſt das Schwein, ihr einziger Reichthum, das einzige Fleiſch, das ſie zu hoffen haben. Und dies raubt ihnen oft die grauſame Hartherzigkeit des Grundbeſitzers oder ſeines Generalpächters. Allein dieſe Hütten ſind wenigſtens oben geſchloſſen und geſchützt und warlich noch Paläſte zu nennen gegen die Wohnungen des Elends in Cork und Tipperary, wo man ſelten eine gedeckte Wohnung antrifft, in die Wind und Regen freien Paß haben; in einem Loche in der Erde wohnt der Ire, der Unterthan der Krone Großbritanniens, gegen den der Paria in Indien ein beneidenswerther Mann iſt."

„Sir," ſagte der Statthalter, „Ihr Gemälde iſt ſchauderhaft wahr. Ich wollte, zehn engliſche Lords wären hier zur Stelle und hätten Sie gehört. Leider ſind mir die Hände gebunden; ich kann Vieles, aber nicht Alles.“

„Ja ich wollte, ich ſtände der verzweifelt kalten, ſtolzen und unbarmherzigen Gentry gegenüber; ich wollte ihr mit Flammenworten die Sünde an Gottes edelſtem Geſchöpf in die Seele donnern, daß die vornehmen Herren, die ſich vom Himmel für bevorzugt halten, endlich doch erſchrecken ſollten. Ich wollte ſie fragen, warum man dieſem brittiſchen Lande nicht hilft, deſſen üppiger fruchtbarer Boden beſſer iſt, als der engliſche, aus deſſen Häfen jährlich für Millionen Getraide ausgeführt wird, während deſſen unermeßlich beſteuerten Einwohner verhungern müſſen, weil ſie allen Erwerb ihres ſauern Schweißes hinzugeben genöthigt ſind, um den praſſeriſchen Zwangsherren den hohen, ſchier unerzwinglichen Tribut zu entrichten, auf deſſen ſchönſtem und fettſtem Boden oft Neſſeln und Unkraut wuchern, und das dabei ſo überſchwenglich reich an Naturſchönheiten iſt? Ich wollte fragen, warum dieſes Land verdammt iſt, zu verkümmern und zu verderben? Ob denn kein menſchliches Herz in der Bruſt unſerer engliſchen Unterdrücker ſchlägt, wenn der Verzweiflungsſchrei unſres entſetzlichſten Elends zum Himmelsgewölbe ſtürmt? Und die Herren wun dern ſich noch, wenn der Ire rebellirt? Warlich, ich wundre mich, daß noch ein Engländer in Irland lebt! Warum legt man in England ſo teufliſch ſchlau Alles darauf an, ſich ſelbſt und Andre über Irland zu täuſchen? Warum verſucht man da, wo das Elend ſo ſchrecklich klar vor Augen liegt, es dennoch durch elende Sophismen wegzuläugnen? Es iſt ſo furchtbar, ſo herzzerreißend, ſo über allen Ausdruck qualvoll, dies Elend zu ſehen; ganz Europa ſollte in ein Jammer- und Zetergeſchrei ausbrechen, daß eins ſeiner Kinder vom Schweſterlande ſo grauſam mißhandelt wird, gequält, gemartert, ohne alle Verſchuldung. Oder ſoll Irland nicht als Kind Europa's gelten? Durch die Länder und Meere ſollte eine Wehklage gehen, die Völker aus ihrer Ruhe aufſchrecken und ihre Herzen empören, daß ſie ſich gegen das grauſame England, nein, gegen eine Handvoll übermüthiger Ariſtokraten wie ein Mann erheben und ernſte Rechenſchaft forderten, warum ſie ein ganzes, ein gutes, edles, treues Volk aus dem Looſe der Menſchheit hinausgeſtoßen und unter das Loos der Thierheit entwürdigt haben. Denn das eingeſperrte Nutzthier hat ſeinen Stall, hat ſeine Sättigung, wird gemäſtet, um dann ſchnell vom Meſſer des Schlächters zu ſterben; das Thier des Waldes ſchweift frei umher und Gott giebt ihm die Nahrung, kein Menſch darf und kann ſie ihm rauben, bis eine ſichre Kugel ſeinem Daſein ein Ende macht: der Ire aber muß langſam verhungern und erfrieren, mitten unter den Schätzen, die Gottes Vaterhand freigebig um ihn aufgehäuft, die ihm die Tigerklaue des vornehmen Engländers, der hier ſein Grundbeſitzer iſt, unbarmherzig entreißt. Und ſtiehlt er in der höchſten Noth, was ihm von Gottes und Rechtswegen erb- und eigenthümlich gehörte, ſo wird er ehrlos gemacht und gehenkt. O, man möchte blutige Thränen weinen! Sind denn dieſe drei Millionen Menſchen in Lumpen, die nie ein ganzes, nie ein neues Kleid getragen haben, dieſe halb nackten, hungersſterbenden Skelette, ſind jene Tauſende von Hütten, in denen man aus Mangel an Licht drüben auf der Schweſterinſel nicht einmal das gemeinſte Vieh unterbringen würde, jene Höhlen des gräßlichſten Elends, in denen die iriſchen Paria's ihr jämmerliches Daſein verdämmern, ſind dieſe entſetzlichen Erſcheinungen der Entmenſchung ganzer Völkerſtämme nicht eine laut an das Himmelsgewölbe anſchlagende, Gerechtigkeit und Vergeltung fordernde Anklage gegen die engliſche Verwaltung? Aber Europa kennt unſre gräßliche Lage nicht, kennt ſie doch England kaum, und unſre Herren hüten ſich wohl, herüber zu kommen; ſie haben Abſcheu davor, ihr böſes Gewiſſen ſpiegelt ihnen Raub und Mord vor, und doch reißt man in keinem Lande ſicherer, als auf dieſer armen Inſel. In London wird in einem Tage mehr geſtohlen und gemordet, als hier das ganze Jahr. Kein Fremder kommt zu uns und lernt unſre fürchterliche Lage kennen; kein Menſch in Europa glaubt es, hält es für möglich, daß wir unter einer Adminiſtration, die ſo reich an philanthropiſchen Phraſen iſt, in ſolch elendem Zuſtande ſind. Der Paria wird von allen edlen Seelen bedauert, ihm, dem Fernen, kehrt ſich das fromme Mitleid zu, das man dem armen verhöhnten Pad verſagt, weil die nackte gräßliche Wahrheit ſchlechterdings Allen unmöglich ſcheint. Und ſo werden wir durch Englands Maulfertigkeit auch noch um das Mitleid der Völker betrogen. — Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich ſo lange geſprochen habe. Das Herz ging mir auf, das Gefühl riß mich hin. Ich danke Ihnen, daß Sie mich angehört haben.“

„Wenn dieſes ſtolze Gefühl, das mir als Engländer wohl gefällt, und das wir an allen Völkern ehren, Ihre Landsleute alle im gleichen Maaße beſeelte, ſo würde meine Stellung, deren Schwierigkeit ich mir nicht verhehle, noch kritiſcher ſein, als ſie es jetzt iſt,“ antwortete der Statthalter. „Jedoch ich kenne ſo ziemlich genau die Verhältniſſe des Landes, Mr. Laing, und halte mich für ſtark genug, die mir zu Theil gewordene ſchwierige Aufgabe zu löſen. Das

Volk iſt händel- und mordluſtig und meiſt über Dinge, die weder mit der Religion, noch mit der Politik etwas gemein haben; es iſt roh und unbändig und muß durch eine weiſe Erziehung erſt zu einem beſſern Zuſtande vorbereitet werden. Indeſſen nehmen Sie meine Verſicherung, Sir, daß ich ſtolz bin unter den Gegnern, die mir zu bekämpfen obliegt, eine Zahl edler Männer zu wiſſen, denen es um mehr als um irdiſchen Gewinn zu thun iſt. Ich kann Ihnen meine Achtung nicht verſagen. Handeln Sie ſo, mein Herr, daß ich nicht ſpäter etwa Veranlaſſung finde, auch Sie bedauern zu müſſen. Meine Pflicht, ſowie die alten Verhältniſſe und Einrichtungen des Staats, deſſen Intereſſe ich wahrnehmen muß, verbieten hinfür jede Schonung. Das Herz muß da ſchweigen, wo die Politik andre Rückſichten erfordert.“

„Eine traurige, aber eine uns bekannt gewordene Wahrheit, Excellenz!“ ſagte Laing ſich tief verbeugend. „Möge Ihr Vaterland ſie nie aus dem Munde eines fremden Dictators vernehmen!“

Er verbeugte ſich nochmals und ſchritt der Thüre zu. Verwundert und erſtaunt über den furchtloſen Mann, folgten ihm die Blicke der Umſtehenden nach, und ſchon lange hatten ſich die Flügelthüren hinter ihm geſchloſſen, als noch keiner aus des Statthalters Gefolge die Stille zu unterbrechen wagte.

Lord Corhampton entließ endlich die Anweſenden und zog ſich mit einem viel ernſtern Geſichte, als man ſonſt an ihm gewohnt war, in ſein Cabinet zurück, wo die Secretaire des Innern und des Krieges ſeiner warteten, um Bericht über die eingelaufenen Depeſchen abzuſtatten und andre zahlloſe Bittſchriften vorzulegen, welche, mit tauſenden von Unterſchriften verſehen, täglich aus dem Lande eintrafen.

„Beginnen wir unſre Geſchäfte, Sir Archibald,“ ſagte der Lord zum referirenden Staatsrath, als er nach kurzer Begrüßung ſeinen Platz im Staatsſeſſel den Secretairen gegenüber eingenommen hatte. „Neue ſtrenge Maßregeln von London, wie gewöhnlich, und fortwährende Klagen aus dem Lande, ich kann's mir denken. Von den Bauern und Pächtern über unmenſchliche Bedrückung, von der Gentry über Brandſtiftung, Raub und gar über Mord!“ —

Sir Archibald, ein alter, gewandter Staatsmann, bediente ſich des beſten Ausweges, wenn man befürchtete, durch eine beſtimmte Antwort in Verlegenheit zu gerathen; er zuckte mit den Achſeln, während ſein kaltes Geſicht nicht die geringſte Veränderung zeigte, und nahm ſeine Papiere zur Hand.

„Sir Archibald,“ nahm Se. Herrlichkeit wieder das Wort, „wenn die Herren am Ruder des Staats oder die Männer der Partei, welche ihre Ohren und

Augen hartnäckig bei den aus Irland einlaufenden Nachrichten verſchließen, alle nacheinander den Poſten eines Lord Lieutenants dieſes Königreichs in ſo ſchwierigen Zeiten, wie die jetzigen ſind, bekleiden müßten, ſo würden ſie endlich ſehend und hörend werden und ferner keinen Anſtand nehmen, Meinungen aufzugeben, die — ich ſehe es täglich mehr ein — ihnen die längſte Zeit Vortheil gewährt haben."

„Die Politik Englands, Ihre Herrlichkeit, die Erhaltung der glänzenden Pairie, heiſcht leider manche Maßregel —"

„Aber das allgemeine Völkerrecht, von dem Sie mir neulich eine lange Abhandlung hielten," unterbrach ihn der Lord, „erheiſcht andres, Sir Archibald."

„Sehr richtig, Excellenz. Aber zugleich bitte ich zu bedenken, daß die meiſten Geſetze und Rechte einer doppelten Deutung unterworfen ſind, weshalb es auch in der Interpretation heißt: **leges, ubi habent duplicem intellectum etc.** Und noch ein andrer großer Uebelſtand iſt es für dieſes Königreich, daß die große Wohlthat der **Magna charta**, welche Heinrich **III.** glorreichen Andenkens erließ, nicht in allen Stücken ihre Anwendung hier findet. Die Lettres patent*) und die Mandamus*) der Könige haben hier ſeit Jahrhunderten ſo manche einzelne Beſtimmung getroffen, wie die vielen Privilegien beweiſen, welche im Court of record**) aufbewahrt werden, daß die allgemeinen engliſchen Geſetze, nach welchen Ew. Excellenz bei dem Ihnen inwohnenden Wohlwollen die Angelegenheiten Irlands zu betrachten geneigt ſind, auf die Bewohner dieſes Königreichs in den wenigſten Hauptfällen anwendbar ſind. Vor allen Dingen wollen Ihre Herrlichkeit zu erwägen geruhen, daß dieſer Zuſtand der Dinge aus dem fortwährenden Kriegszuſtande hervorgegangen iſt, in dem ſich Irland mit einigen Unterbrechungen ſeit Jahrhunderten befunden hat. Die während deſſelben als temporair erlaſſenen Verfügungen ſind ſtabil geworden. Der Scot und Lot***), welche während der unruhigen Zeiten auferlegt wurden, hat geſetzliche Kraft erhalten und das „ne injuste vexes," ein alt engliſches Geſetz, welches die

---

*) Vom Könige an Einzelne ertheilte ausgedehnte Privilegien

---

*) Ein, hohe ausgedehnte Vollmachten enthaltendes, in des Königs Namen vom Gerichtshofe der Kingbench erlaſſenes Manifeſt, worin einzelne Perſonen, Corporationen, oder untere Gerichtshöfe aufgefordert werden, den darin ausgeſprochenen königlichen Willen in einer beſondern Angelegenheit zu erfüllen.

**) Die Kanzlei, in welcher alte Urkunden und Documente aufbewahrt werden.

***) Außerordentliche, nach dem Vermögen der Einzelnen berechnete Auflagen.

Herren verhinderte, ihre Unterthanen und Hinterſaſſen zu bedrücken, kann der Irländer vor der Kingbench nicht geltend machen."

„Das Alles iſt leider nur zu wahr," entgegnete finſter der Statthalter; „um ſo unangenehmer iſt's mir, mit Wort und That für die Aufrechthaltung ſolcher Mißbräuche kämpfen zu müſſen. — Was haben Sie zuerſt, Sir Archibald?"

„Einige tauſend Einwohner aus den Grafſchaften Kerry und Cork bitten um Brot oder Arbeit, oder um Verſetzung nach Canada."

„Der Canalbau am Shannon iſt vollendet," ſagte Corhampton düſter. „Ich vermag keine neue Erwerbsquellen, bei der wenigen Theilnahme, welche man bei den öffentlichen Bauten und Unternehmungen in Irland beweiſt, aufzufinden. Die Tauſende von kräftigen Menſchen aber werden der Regierung für Amerika willkommen ſein!"

„Neue aufrühreriſche Bewegungen im Süden," fuhr der Staatsrath fort, „an denen viele ehemalige Matroſen von der königlichen Flotte Theil haben ſollen."

„Den verzweifelnden Menſchen ſteigt der Muth mit jedem mißlungenen Verſuche. Die Hyder des Aufruhrs wächſt ſchnell um einen neuen Kopf, wenn man nicht zugleich, indem man den frühern abhau, die Urſache des Mißvergnügens zu entfernen ſucht. Wie viele Tauſende bluteten ſeit Cromwells Zeiten! Aber wuchernd, wie des Kadmus Saat, ſchießen fort und fort neue Rächer aus dem blutgetränkten Boden hervor. Dunkelgeboren in faulenden Hütten, oder in den Klüften der Gebirge, ja auf den Heerſtraßen unter Gottes freiem Himmel, jedes ſchützenden Obdaches entbehrend, treten Tauſende der Bewohner dieſes Königreichs als Bettler in's Leben und ſterben als Bettler. Nichts iſt ihr Eigenthum, als die Geſchichte ihrer Väter; und dennoch iſt ihr Leben und ihr Tod hiſtoriſch, und jeder dieſer Vagabunden hat ein Anrecht an die Geſchichte des brittiſchen Reichs und an die der Welt."

So ſprach der gefühlvolle Mann. Obgleich ſeiner Geburt nach ein Tory, war ſein Herz weicher geworden, ſeitdem er ſich ſelbſt von dem Elende überzeugt hatte, deſſen Darſtellung ſeine Standesgenoſſen in England, die nichts mehr haßten, als nach Irland zu reiſen, übertrieben und mit Leidenſchaft entworfen nannten. Dann wandte er ſich an den Kriegsſecretair mit den Worten: „Fertigen Sie an General Kloyd, der in Cork das Obercommando führt, den Befehl aus, daß er die Aufruhr-Acte proklamirt. General Dickſon ſoll mit der mobilen Colonne die Grafſchaften durchziehen. Ich hätte ſo gern den Provinzen die nähere Bekanntſchaft mit dieſem kalten Name des

Geſetzes erſpart. Doch ſo wie die Sachen ſtehen, kann ich nur von ihm die Unterdrückung der beunruhigend um ſich greifenden Gährung erwarten. Er wird aufräumen in den Grafſchaften. Die armen Menſchen! Ich möchte blutige Thränen weinen über ihr gräßliches Schickſal, ihnen die allzuheiße Liebe für Freiheit und Vaterland alſo vergelten zu müſſen. Aber ich bin ein Werkzeug in der Hand der furchtbaren Nothwendigkeit. An die in den Häfen des Königreichs befehligenden Flottenoffiziere die ſtrengſte Weiſung, durch eine aufmerkſame Controlle über die Mannſchaft ihrer Schiffe, eine zu genaue Verbindung mit den Einwohnern zu verhüten, damit des Bürgerblutes nicht noch mehr fließe! — Sir Archibald!“ ſo wandte er ſich darauf an den Staatsrath, „die Sherifs und Highconſtables müſſen angewieſen werden, durch verdoppelte Wachſamkeit jede Bewegung in der Hauptſtadt im Keime zu erſticken. Das Volk muß von unſern Maßregeln in Kenntniß geſetzt werden, damit die Strenge nicht zu blutig werde, welche jederzeit die Suſpenſion der Habeas-corpus-Acte begleitet.“

„Der Kapitän Howard vom Regiment des Lord Wexford in Bantry macht die Anzeige, daß er, ſtatt ſeines von Krankheit zurückgehaltenen Obriſten und von dieſem dazu autoriſirt, den Baronet Lewis O'

Donnel, nebſt zwei franzöſiſchen Offizieren, die er auf Greenlodge, dem Jagdſchloſſe Sir O'Donnels, gefangen genommen, ins Staatsgefängniß abgeliefert habe, und bittet entlaſſen zu werden, um in ſeine Garniſon zurückkehren zu können.“

„Alſo doch!“ rief der Statthalter ſchmerzlich. „Ich bedaure den jungen Mann, der ſich ſo weit vergeſſen konnte! Nun verfällt er leider der ſchärfſten Strenge des Geſetzes.“

„Lord Kildare fügt ſeiner Anklage gegen ihn noch hinzu, daß die auf Greenlodge gefangenen Franzoſen als Agenten der franzöſiſchen Regierung erkannt werden ſeien, die bereits unter O'Donnels Schutz das Land durchzogen hätten und von denen einer Papiere bei ſich führen müſſe, beſtimmt, einigen bedeutenden Männern Propoſitionen zu machen; ja derſelbe habe ſich ſchon erfrecht, ſich mit dieſen auf Hochverrath zielenden Anträgen an den Lord ſelbſt zu wenden.“

„Lord Kildare,“ ſagte der Statthalter kopfſchüttelnd, „ſpielt wirklich ein ſeltſames Spiel. Die Rolle, die er in der letzten Zeit in den Angelegenheiten des Landes genommen, der übertriebene Eifer, mit dem er bemüht iſt, ſeine loyalen Geſinnungen an den Tag zu legen, die zahlreichen Freiwilligen, die er fortwährend zuſammentreibt und ohne Beruf dazu in den Waſſen übt, erwerben ihm mein Vertrauen nicht, Sir Archibald. Er iſt mir verdächtig, wie irgend ein gewöhnlicher Irländer; ſtolz, reich und ehrgeizig, ſtrebt er darnach, noch mehr zu erringen. Sei es nun, wie es wolle mit dieſem Herrn, er ſteht hinfür unter meiner eigenen Aufſicht. Was Sir O'Donnel betrifft, ſo ſoll er zwar eine ſtrenge, aber doch ſeinem Range angemeſſene Haft erhalten und ſein Proceß ſofort eingeleitet werden. Daſſelbe gilt von den Franzoſen. Im Feinde ehrt man ſich ſelbſt."

„Die genteele Gefangenſchaft wird den Mann von Stande vor einem ſchmälichen Ende nicht ſchützen. Alſo immerhin anſtändige Haft!" murmelte der Staatsrath, der ein beſonderer Gönner und Freund von Lord Kildare ſeit ſeinem Aufenthalt in Irland geworden war — indem er die umherliegenden Papiere zuſammenlegte und in ſeinem Portefeuille verſchloß.

„Alſo weiter nichts, Herr Staatsrath? Nun ſo wollen wir für heute die Sitzung beſchließen, meine Herren," ſagte der Statthalter ſich verneigend. „Ich darf bei Ihrem mir bekannten Eifer für den Staatsdienſt erwarten, daß meine Befehle pünktlich vollzogen werden." —

Der dienſtthuende Kammerherr eilte die Thüre zu den innern Gemächern zu öffnen, und der mit königlicher Würde bekleidete Mann verließ das Cabinet, wo nicht ſelten ſeine Humanität mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit in heftigen Conflict gerieth.

„O, welch einen Widerſpruch, meine Landsleute, gewähren die glänzenden Reden, die ihr im Oberhauſe zu Gunſten der Freiheit fremder Völker haltet, mit der Behandlung dieſes eures Schweſterlandes!“ ſprach er vor ſich ſelbſt, die Inſignien ſeiner Würde von ſich legend. „Irland, befürchte ich, wird noch die Veranlaſſung werden, daß es dem Rufe der engliſchen Liberalität ergeht, wie gewiſſen Gaſſenhauern, die vergeſſen werden, nachdem ſie eine Zeitlang von allem Volke geſungen worden ſind. Inconſequenz und engliſche Politik werden einſt bei der Nachwelt für gleichbedeutende Worte gehalten und zum Sprüchwort bei allen Völkern werden.“ — —

Wer möchte wohl daran zweifeln, daß dem Vicekönige von Irland das Haupt von Sorgen und Gedanken mancherlei Art beſchwert wurde? Er ſtand mitten in der überall ausbrechenden Empörung raſender Leidenſchaften und ſollte die Feuersbrunſt löſchen, den Sturm beſchwören, und immer grauſiger erhob ſich vor ſeinem in die dunkle Zukunft gerichteten umflorten Blicke die allwaltende Nemeſis, ein geſpenſterhaftes, ſchattendunkles, verderbendrohendes Rieſenhaupt, und verfinſterte ſeine Tage. Warlich, er konnte das ſtolze, ſelbſtgenügſame Lächeln ſeiner Standesgenoſſen im ruhigen Mutterlande nicht theilen, womit ſie eine von der Menſchlichkeit in's Oberhaus gebrachte Bill zur Verbeſſerung der iriſchen Zuſtände mit großer Stimmenmehrheit verworfen ſehen; dieſes ſchändliche Lächeln däuchte ihm eine Herausforderung an das Schickſal, das nicht zaudern werde, mit ehernem Tritte zu kommen, und er fühlte es mit Beben, daß eine blutige Thräne des Genius der Menſchheit über die Schandſäulen dieſem Lächeln entſprechen müſſe, die Englands-Herren ſich eine nach der andern aus den Knochen iriſcher Verhungerter und Erwürgter in der Weltgeſchichte erbauten.

Lord Cerhampton warf den Königsmantel unmuthig zur Erde und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge.

Eilftes Kapitel.

Unerwartetes Zuſammentreffen in Dublin.

Im höchſten Grade um das Loos des Freundes beſorgt, hatte Dermot Laing die Hauptſtadt nicht verlaſſen, ſondern, als er die Einbringung O'Donnel's erkundet, heimlich auf Befreiung deſſelben geſonnen, auch ſchon mit einigen ihm Gleichgeſinnten deshalb vorläufige Verabredung genommen. So war er ſchon über acht Tage in Dublin, vermied es aber ſehr, am Tage auszugehen, um keinen Verdacht zu erregen; er wählte den Abend und die Nacht zu ſeinen Ausflügen.

In einem Wirthshauſe hatte er einen ihm bekannten Verſchwornen getroffen und dieſer ihm unbemerkt zugeflüſtert, daß er ihn am folgenden Abend zu andern Freunden führen wolle, und gebeten, ihm einen Ort des Zuſammentreffens zu beſtimmen. Dies hatte Laing gethan, und dann waren ſie eben ſo ſchnell auseinander gegangen, um den Späherblicken der Polizei zu entgehen. Schon war die Dämmerung des andern Tages herabgeſunken und hatte die Hütten der alten innern Stadt mit ihren Thränen, mit ihrer Verzweiflung und mit ihren Racheplänen in düſtre Schleier eingehüllt, als Dermot Laing die breite Sackvillſtraße im öſtlichen Theile der Stadt hinabſchritt. Wie im bittern Hohne über die Armuth in den andern Stadttheilen, ſtrahlte hier der Schimmer engliſcher Behaglichkeit im tauſendfältigen Kerzenſcheine aus den palaſtartigen Gebäuden herab. Gedankenvoll blickte der Irenhäuptling bald an den hellerleuchteten Häuſern hinauf, aus denen hier und da Jubel und Geſang und andre Ausbrüche des heiterſten Frohſinns herabſchallten, bald auf die bleichen, in Lumpen gehüllten Geſtalten, die ſcheu und ſchwankend aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen, um die Barmherzigkeit eines ſpäten Wanderers anzuflehen, oder, von der Noth getrieben, einem noch unheimlichern Gewerbe nachzugehen.

Auch dieſen Abend hatten ihn die Streifereien, die er durch die von den eigentlichen Iren bewohnten Theile der Stadt gemacht, hinreichend überzeugt, daß Dublin mehr als je einem Vulkan glich, der mit verdoppelter Wuth auszubrechen drohte, je mehr man, nach dem mißglückten Landungsverſuche, durch die ſtrengſten Maßregeln jede Volksbewegung fortan im Keime zu erſticken bemüht war.

Wilde, gäliſche Geſänge hatte er aus manchem Wirthshauſe vernommen, wo verſammelte Mißvergnügte ſich Muth aus dem Becher holten, oder die Erinnerung an die ſich täglich erneuenden Kämpfe um eine troſtloſe Exiſtenz im ſinnbetäubenden Rauſch tödteten. Mit jedem Glaſe traten jedoch die Bilder ihrer Leiden nur in noch grellern Farben hervor. Der innere Grimm wurde zur lauttobenden Wuth, und nicht ſelten brüllte ein ſchrecklicher Chor: „Nieder mit den Orangemen! Nieder mit den Clubs der Tyrannen!“ um ſo ſchallender, je mehr der ängſtliche Wirth, oft mehr aus Furcht, die Früchte dieſer nächtlichen Orgien durch das Einmiſchen der Polizei zu verlieren, als aus Loyalität, ſeine Gäſte auf die gefährlichen Reden aufmerkſam zu machen ſuchte.

Nachdenkend, in ſeinen Mantel gehüllt, ſtand Laing an der ſeinem Bekannten bezeichneten Straßenecke, es war ihm recht ſchaurig, recht wehmüthig zu Sinne. Grimmer Schmerz durchzuckte ſeine Seele, da klopfte ihn eine verhüllte Geſtalt auf die Schulter und flüſterte: „Irland für immer!“ Es war das Erkennungswort der Verſchwornen. Laing gab ihm die Hand, und jener zog ihn raſch durch mehrere enge Straßen endlich in ein dunkles Haus. Der Weg ging durch die ſtockfinſtere Flur, über einen Hof, dann wieder durch winkliche Gänge in ein Hinterhaus. Wachen waren hier ausgeſtellt, die ſich nur durch richtige Zeichen und Worte den Eingang abkaufen ließen. Laing trat in ein weites Zimmer, in welchem die Lichter vor Tabaksqualm nur düſter brannten, wildes Geſchrei tönte ihm entgegen.

„Hoch leben die Vertheidiger der Religion und der Menſchenrechte!“ ſchallte es aus dem Knäuel der Stimmen hervor. Matroſen, Laſtträger, Fiſcher, arme Bürger, Landleute und ſchlanke Dirnen, ein Menſchenſchlag, der ſich ſowohl durch einen kraftvollen Körperbau, als durch die Regelmäßigkeit ſeiner ausdrucksvollen Geſichtszüge als die Nachkommenſchaft des Heldenſtammes bewies, von dem Oſſian ſingt: „Stark wie Gewitter ſind die Arme der Männer, ihr Auge ſchießt durch die Flächen den Blitz; die Weiber aber ſind wie der Schnee der Gefilde, ihr Buſen gleich den glatten, vom Brano *) ſich hebenden Steinen, die Arme gleichen den weißen Säulen im Saale des mächtigen Fingal.“ —

„Mit dem Volke ſtirbt allmälig die Tugend ſeiner Ahnen dahin, und nur noch im Laſter malt ſich die ehemalige Kraft der Söhne von Erin,“ ſo ſeufzte

---

*) Ein Fluß in Irland

Laing, als er eine Zeitlang das geräuſchvolle, wüſte Treiben in der Stube beobachtet hatte. Kopf an Kopf, ſaßen die wilden Geſtalten dicht gedrängt um den Kamin in der niedrigen Stube und um den Feuerplatz auf der Hausflur herum; mitten im Kreiſe ſtand ein alter Spielmann, und mit Begeiſterung horchten die Männer auf die Töne, die er einer alten Harfe entlockte, und das Lied, das er dazu mehr ſtöhnte, als ſang. Raſcher kreiſten die zinnernen Krüge, und wilder wurden die Blicke der Männer, als der Barde Crajal's und Cuchullin's Schatten beſchwor und mit Emphaſe die Stelle des Geſanges hervorhob, wo die Geiſter der Erſchlagenen auf düſtern Wolken heranziehen. Auf dem Heerde war das Feuer allmälig herabgebrannt und beleuchtete die Verſammlung unheimlich mit ſeinem düſtern Lichte, ſo daß ſie ſelbſt mit ihren blitzenden Augen, mit den bebenden Nerven und den ungeſtüm ſchlagenden Herzen dem ſtaunenden Laing als Oſſian's zürnende Rachegeiſter erſchienen.

Der Sänger ſchwieg. Unter rauſchendem Beifall reichte einer dem erſchöpften Greiſe den vollen, ſchäumenden Krug, und dem grünen Erin, den O'Donnels, den Leßlie's, den O'Neils, den O'Briens und allen Häuptern der einſt ſo mächtigen Clan's wurde ein donnerndes Hurrah gebracht.

Da erhob ſich am Ende des Tiſches ein hoher, ernſter Mann, nachdem er durch Klopfen mit einem Trinkgeſchirr Ruhe geboten hatte. Das von Narben zerriſſene Geſicht gewährte einen um ſo ſchreckhafteren Anblick, als das eine Auge ſtechend und flüchtig, wie ein Blitzſtrahl, über die Verſammlung flog, während das andere, des Lichts beraubt, tief in ſeine Höhle zurückgedrängt war.

„Rede, Evans, Mann, dem wir unſer Vertrauen ſchenken! Iſt die Zeit der Rache endlich gekommen für uns hier in Dublin? Zeige einem Jeden von uns ſeinen Platz an. Säume nicht länger, wir gehorchen Dir aufs Wort, braver O'Neil!" rief einer aus der Verſammlung. „Ja, Freunde!" ſprach in tiefem Tone der Angeredete, „die Nacht der Rache ſinkt auf Irlands grüne Gefilde herab; den Hauptſtreich jedoch führe ich ſelbſt, ihr Männer, ich," wiederholte er mit Nachdruck, „ein Nachkomme der alten, einſt hochgeehrten O'Neil, jetzt ein armer Mann, deſſen Blut unter der Geiſel der Engländer das Verdeck des Intrepid mehr als einmal gefärbt hat, weil der ſtolze Irländer, der ſich nicht ſchämte, ein Tagelöhner zu ſein, eingedenk des edlen Bluts, welches in ſeinen Adern floß, ſich weigerte, ein Sklave der Engländer zu werden. Zwei mächtige Wünſche ſind's, Ihr Freunde, die mein Leben noch erhalten und bewegen, und wüßte ich gewiß, daß ſie mir nicht erfüllt würden, ſo wollte ich dieſen Abend noch durch einen Sprung in den Königskanal meinem elenden Leben ein Ende machen. Aber noch lebt ein Gott, der das Geſchrei der gemißhandelten Iren hört; er wird mir gnädig meine Wünſche erfüllen, eh' ich ſterbe. Dieſe zwei ſind: der Wunſch nach Rache und der Wunſch nach Irland's Glück. Beide ſind ſo innig mit einander verbunden, wie Seele und Leib, und die Erfüllung des einen hat ohne die Erfüllung des andern keinen Werth für mich. Und ſo wie ich, denkt jeder brave Ire."

„So denken wir Alle!" erſchallte es im vielſtimmigen Chor ringsum. „Du, Evans, giebſt unſern Gefühlen die rechten Worte, Du wirſt ihnen auch die rechten Thaten geben. Wir folgen Dir, wir vertrauen auf Dich."

„Wohlan denn, es gilt, uns der Engländer und ihres Joches zu entledigen! Das Haupt der fremden Bluthunde iſt der Statthalter. Ohne Haupt iſt der Körper todt. Verſteht Ihr mich? Gut denn, für das Haupt laßt mich ſorgen. Haltet Euch wohlbewaffnet bereit. In den nächſten Wochen geſchieht der Hauptſtreich; dann, ſowie ich Euch zurufe: Nun, Brüder, ſchlagt zu, dann ſtoßt jeden Engländer nieder, der Euch vorkommt. In Sicilien haben ſie es mit den Franzoſen auch einmal ſo gemacht, und ſie waren die fremden Despoten los für ewige Zeiten. Jetzt aber ſind die Franzoſen unſre guten Freunde und Nachbarn. Iſt unſre Inſel geſäubert, dann iſt die Rache vollbracht, und aus dem blutgedüngten Boden kann Irlands Freiheit und Glück leicht und ſchnell hervorſprießen. Damit wir aber nicht ſtatt des Glücks Unglück erleben, wie es in Frankreich der Fall war, laßt uns erſt an eine gute, vernünftige Verfaſſung denken. Kein Staat kann beſtehen ohne gute Regierung, keine gute Regierung, ohne ein weiſes Oberhaupt. Ein König muß das Land regieren, ſoll nicht ewiger Zwieſpalt und Hader ſein, wie wir in Frankreich recht vor Augen ſehen. Sie werden ſich ſo lange drüben bekämpfen, bis ſie wieder einen König wählen. Laßt uns, dadurch gewitzigt, bei Zeiten darauf bedacht ſein, wen wir zum Staatsoberhaupt wählen und ausrufen, und unter deſſen Fahnen wir uns ſtellen, Blut und Leben zu opfern, wenn die engliſchen Söldner kämen, uns die junge Freiheit wieder zu rauben."

„Ja, laßt uns einen König wählen!" riefen die Männer wild durcheinander.

„Es muß ein Mann ſein," fuhr O'Neil fort, „aus einem alten, iriſchen Adelsgeſchlecht, ein eingeborner Sproß uralten Stammes, der uns liebt, den wir lieben, ein würdiger, edler Mann, der nie den Engländern huldigte, ein Mann voll Hoheit und Würde, dem Irland begeiſtert zujauchzt, den wir als Bruder lieben, als König verehren.“

„Ein ſolcher Mann muß es ſein, wie Du ſagſt, Evans!“ jauchzte ſtürmiſch das Volk. „Nenne ihn, den Du meinſt!“

„Ich nenne und meine den ſehr ehrenwerthen Baronet Sir Lewis O’Donnel, Herrn auf Greenlodge und Balliford, einen Mann, der allen den gemachten Anforderungen entſpricht, den Ihr Alle kennt, Alle liebt, den edelſten Erinsſohn.“

„Ja, Sir O’Donnel ſei unſer König! Es lebe Sir O’Donnel, König von Irland!“ jauchzte und brüllte die Menge wild durcheinander, und Whisky, Ale und Porter ſchäumten hoch in den geſchwungenen Gläſern.

„Aber Sir O’Donnel ſitzt hier im Staatsgefängniß,“ überſchrie O’Neil die Andern. „Seine Feinde, die Schurken, die Gott verdammen möge! haben ihn verrathen und feſtnehmen laſſen. Wir müſſen uns unſern König erſt befreien, erkämpfen.“

„Auf denn, ihn zu befreien!“ rief ein junger, halbberauſchter Tollkopf und ſprang auf den Tiſch. Die Uebrigen ſchrieen ihm Beifall zu und waren gleich bereit, ihm zu folgen.

„Halt!“ donnerte O’Neil mit ſeiner Stentor-Stimme dazwiſchen. „Wollt Ihr uns Alle ins Verderben ſtürzen und den jungen König dazu? Wir müſſen uns erſt berathen, müſſen einen gutdurchdachten Plan verabreden und zur Ausführung deſſelben gute Vorbereitungen und Maßregeln treffen."

„Evans hat Recht!" rief wieder ein Anderer. „Wir wollen uns nur ihm anvertrauen. Berathen wir uns!" Und die betrunkenen Männer rückten zuſammen, um über einen Plan zur Befreiung O'Donnel's einig zu werden.

Laing hatte mit immer wachſendem Erſtaunen zugehört; ihn ſchauderte vor dieſen Freunden der guten Sache. Da fühlte er plötzlich ſeine Hand leidenſchaftlich erfaßt, und ein Matroſe, der vor ihm ſtand, raunte ihm zu: „Gott grüß' Dich, Bruder Laing! Willkommen hier in dieſem Kreiſe!"

Das war eine bekannte Stimme; der Angeredete ſchaute dem Burſchen beſtürzt in das Geſicht und rief freudig erſchreckt: „Um Gott, Leßlie, Du hier in Dublin?"

„Still! Ich möchte ſelbſt hier meinen Namen nicht laut genannt hören. — Laß die dort ſich über ihres künftigen Königs Wahl berathen und folge mir, ich wohne hübſch verſteckt in dieſem Hauſe." Mit dieſen Worten zog der verkleidete Häuptling den aufgefundenen Freund zur Thüre hinaus, durch Gänge und Treppen hinauf, bis er an einer verſchloſſenen

Thüre pochte. Nach wiederholten Schlägen wurde ſie von innen geöffnet.

Leßlie nahm einem ihm entgegenkommenden freundlichen Mädchen, dem er ſchalkhaft die friſche Wange ſtreichelte, das Licht aus der Hand und ſagte: „Folge mir, Freund!“ indem er das Licht hochhaltend, noch eine enge Treppe hinaufſtieg, öffnete dann eine Thüre und Laing ſah ſich plötzlich in einem zwar kleinen, aber ſehr nett mit allen Bequemlichkeiten eingerichteten Gemache. Säbel, Piſtolen und Gewehre hingen in großer Zahl an den Wänden umher, andre Waffen ſtanden faſt in jedem Winkel in geregelter Ordnung.

„Dieſe“ dabei deutete Leßlie mit der Hand auf einige ſchöne doppelläufige Terzerole, auf dem Tiſch, am Kamin — „und hier der Ausgang“ — er öffnete eine Tapetenthür in der Nähe eines Schrankes „für den Fall eines raſchen Ueberfalls! Du ſiehſt, Alles iſt vorher weislich überlegt, der einmal geprellte Fuchs geht ſobald nicht wieder in die Falle.“

Auf dem Tiſche ſtanden Gläſer und Flaſchen. Leßlie rückte ihn näher zum Feuer, und nachdem er faſt eine ganze Flaſche des feurigen Ports in zwei hohe Pokale ausgeleert hatte, reichte er Laing den einen hin, ergriff ſelbſt den andern und rief begeiſtert: „Irland für immer!“

„Irland für immer!“ wiederholte Jener mit nicht geringerem Feuer, und beide leerten die Gläſer auf einen Zug aus. Dann ordnete Leßlie dem Freunde einen bequemen Sitz dicht am Camin, ſetzte ſich ſelbſt ihm gegenüber und Beide erzählten ſich unbefangen, als ſäßen ſie ruhig zu Hauſe am eignen Heerd, ihre zeither erlebten Schickſale.

„Meine Erzählung iſt aus, Dermot!“ ſchloß Leßlie endlich ſeinen Bericht. „Das Uebrige gehört nicht zur Sache. — Du weißt jetzt, wie es mir nach dem unglücklichen Tage von Fairbridge, wo mich mein Eifer zu weit trieb, ergangen iſt, und auf welche Weiſe ich, der Geächtete, nach Dublin gekommen bin. Wäre nur Brydone, dem meine Hitze das Leben gekoſtet hat, noch unter uns, ſo wäre nichts verloren, mein lieber Dermot.“

„Aber die übrigen Unglücklichen, die geblieben ſind, ihre verwaiſten, jetzt umherirrenden Weiber und Kinder, gelten ſie Dir nichts, Leßlie?“ fragte Laing ernſt. „Denkſt Du nicht an die Rechenſchaft, die Du dem Himmel für jene ganz vergeblichen Opfer abzulegen haben wirſt? Haſt Du nicht O'Donnels Freundſchaft verſcherzt, auf deſſen beſonnener Ruhe und auf deſſen Verbindung mit Frankreich Irlands Heil allein beruht, der Dir ſo oft, wenn Dich Dein Feuergeiſt in unſern Berathungen hinriß, mit der größten Geduld vordemonſtrirte, wie nur aus allgemeiner Einigkeit etwas Großes hervorgehen könne, der Dir ſo oft ſagte, daß die an der Spitze der Bewegung ſtehenden Männer durch weiſe Beſonnenheit, durch ein edles Betragen, durch Thaten, deren jede einzelne den Stempel einer Nationaltugend tragen müßte, die Achtung und Theilnahme der Guten ſowohl in England als auch überhaupt im Auslande zu erringen bemüht ſein müßten?"

„O'Donnel und ich, wir ſtreben beide nach einem Ziele, lieber Camerad," verſetzte Leßlie, „nur unſere Anſichten ſind verſchieden. Er handelt klug und beſonnen, wie Du es nennſt, gleich einem großen General, und ſtrebt nach Ruhm wie ſeine Vorfahren. Dafür wird er auch ſchon da unten zum König gewählt, wie Du eben gehört haſt. Er glaubt nur an den Erfolg durch eine große Schlacht in Verbindung mit den Franzoſen, ſo wie ich es ſelbſt thue', ſobald jene erſehnte Verbindung einmal ſtattgefunden hat. Bis dahin wähnte er ſich ſicher, und arglos, wie ſeine Seele iſt, dachte er an keinen Verrath, der ihn rings umlauerte in hundert verſchiedenen Geſtalten. [Stets nur ſein Vaterland im Auge habend, vergaß er nur zu oft die eigne Sicherheit und bedachte nicht die Verſchiedenheit ſeiner Stellung von der eines Feldherrn irgend einer anerkannten Macht. Nun, er büßt im

Gefängniß dieſen Wahn, und wahrlich ſein Leben ſchwebt in Gefahr, wahrlich, wenn wir Tollköpfe ihn nicht befreien, ſo ſtürzt das Werk, worauf er faſt ſein ganzes Vermögen verwandt hat und an dem er jahrelang arbeitete, in Nichts zuſammen! Ich, mein guter Burſche, halte dagegen die Engländer in beſtändiger Bewegung. Wo ich bin, da iſt nimmer Ruhe. Wo ich nicht ſiegen kann, da ſäe ich wenigſtens blutige Saat, aus der fortwährend eine neue blutige Ernte für die fremden Schnitter hervorkommt, ſo lange bis endlich in allen Grafſchaften die Halme wie ſchlanke Cedern dicht gedrängt aneinander aufſchießen, die eine gewöhnliche Sichel nicht mehr zu fällen vermag. Neue verdoppelte Kräfte wird man von England herüberſchicken, nachdem tauſend und abermal tauſend ſich müde gearbeitet haben an der endloſen Arbeit. Die Schläge der zerſtörenden Axt werden laut wiederhallen in Irland, und auch die ſchlanken Stämme werden noch einmal nach kräftigem Widerſtand wanken und ſtürzen, aber in ihrem Falle werden ſie zugleich die Frevler zerſchmettert mit hinabreißen und unter ſich begraben. Aus den Wurzeln, welche Jahrhunderte mit Blut gedüngt, nie abſterben, wuchert dann um ſo dichter der junge geſchloſſene Wald hervor, und keine Axt von drüben her wird ferner dem dichten Gehäge Gefahr bringen."

„Du biſt fürchterlich in Deinen Grundſätzen, Freund Leßlie, wenn ſie, die Du ſo leicht und gelaſſen hier ausſprichſt, wirklich Deine wahre Anſichten ſind. Du warſt während der Revolution in Frankreich und ſcheinſt ſie von dorther geholt zu haben.“

„Durch Ströme von Blut, mein Dermot, wurde dort Manches erreicht, was man leichtern Kaufs hätte haben können. Mit Blut glaubte man drüben ſo Manches auf ewige Zeiten verlöſchen zu können, was die nächſten Jahre ſchon wieder, wenn auch unter etwas veränderter Geſtalt zurückführen werden, ja ich ſage ſogar zurückführen müſſen, wenn man bedenkt, wozu das mit blutiger Schrift ausgefertigte Patent der Volksſouverainität führen würde. — Ich habe Alles geſehen und ſchauderte beim Anblick. Anders aber iſt es hier zu Lande, wo Blut ſeit Jahrhunderten nur für das Recht aller urſprünglichen Stände und Meinungen floß, wo es fließen wird, ſo lange bis wir unſre alten, oder gleiche Rechte mit den Engländern haben. Viel ſchlimmer iſt's hier, als in Frankreich, wo jenes Gemetzel, die Grauſamkeiten eines blutdürſtigen, raubſüchtigen Pöbels in wenigen Jahren ihr Ende erreichten. Alſo nicht über König Georg, nicht über das engliſche Volk, nicht über mich, nein, nur über die einzige Kaſte, deren Verfahren als

Söldner Jacobs, der Eliſabeth oder des Uſurpators Cromwell herüber kamen, über jene ſtolzen Glückspilze, die ſich auf unſerm Eigenthum gemäſtet haben, die fortwährend aus guten Gründen gegen jede Maßregel ſtimmen, die dem Parlament zu Gunſten Irlands vorgelegt wird, komme das Blut, was vergoſſen iſt und was noch ferner vergoſſen werden wird. Doch weg mit dieſen Bildern des Schreckens aus einer blutiger Vergangenheit! Laß uns dafür trinken, Dermot, und über jene einen Schleier hängen, welcher dicht genug iſt, daß Ihr Anblick uns nicht zu empfindlich berührt, aber immer noch ſo viel durchſehen läßt, als nöthig iſt, um uns an unſre Pflicht zu ermahnen: Mag's geſchehen, was der kühne O'Neil allein zu vollführen gedenkt. Wer weiß, ob nicht der Blitz, der aus heiterm Himmel in die Hauptſtadt einfährt, das ganze Land entzündet, ſo daß dem Einzigen gelingt, was unſre vereinten Anſtrengungen nicht vermochten. Greife alſo nicht in die Speichen des Schickſalsrades! Hören, ſehen und ſchweigen! Dies ſoll Deine Looſung ſein, geſchehe auch, was da wolle. Und wenn wir's glücklich vollendet haben, und das Volk begehrt unſern Freund O'Donnel zum König, ſo werde ich bei Gott der Erſte ſein, der ihm als Unterthan huldigt, denn ich weiß am Beſten, daß Keiner von uns größere Tugenden und herrlichere Eigenſchaften beſitzt, Irland ſegensreich zu regieren.“

„In dieſem Punkte bin ich vollkommen mit Dir einverſtanden,“ ſagte Laing. „Und ſo wollen auch wir auf O'Donnels Wohl und gutes Glück trinken.“

„O'Donnel für immer!“ riefen Beide und ſanken ſich in die Arme.

Zwölftes Kapitel.

Tim's Lohn.

Der blinde Gaul des Pater O'Kelly trug ſeinen alten Herrn vor die Thüre der Heideſchenke, und Bobby empfing Beide mit höflichem Gruß. Ehe der würdige Prieſter noch die Stube erreichte, kam ihm Peppy ſchon entgegen. „Geht nicht hinein, Hochwürdiger," ſagte ſie. „Der Henderſon ſitzt drinnen; ſeit der Menſch Pächter des Lord Kildare geworden, iſt mit ſeiner dünkelhaften Aufgeblaſenheit gar kein Auskommens mehr. Ihr ſeid nicht ſicher vor ſeinen ſpitzen Scherzen. Mir iſt der engliſche Laubfroſch ſo unausſtehlich, wie meiner Katze Shaun Donnough's plumper Jagdhund. Kommt mit in die obere Stube."

Dort angelangt, fragte der Pater: „Nun, wie geht's heute Deinem Kranken, Peppy?"

„Der reiche Lord iſt noch immer nicht aus aller Gefahr; der Schuß, den ihm unſer wackrer Sir Lewis beigebracht, war ſchlimmer, als wir anfangs glaubten. Geſtern hat ihn Miß Eliſabeth von Lindſayhall auf ſein höfliches Bitten beſucht; ich bin ſelber drüben geweſen im Schloſſe, um ſie einzuladen. J nun, ſie hatte eben nicht ſonderliche Luſt dazu, aber Zureden hilft, und als ich ihr ſagte, daß wahrſcheinlich des Herrn Christen Leben von ihrem Kommen oder Nichtkommen abhinge, war ſie gleich entſchloſſen. Auch hab' ich mich in meinem Glauben nicht getäuſcht; ſeit ſie da geweſen, geht's beſſer mit dem Kranken, und ich hoffe, wir bringen ihn durch. Freilich, eine langwierige Geſchichte! Der Sommer kann herbeikommen, eh' er das Haus wird verlaſſen können."

„Du ſprichſt immer nur von dem Einen, von Deinem vornehmen Kranken, und erwähnſt des andern gar nicht," erinnerte der Pater.

„Fluch auf des böſen Buben Tim's Haupt!" eiferte die Wirthin. „Wenn ich nur nichts mehr von dem Schurken hören oder ſehen dürfte! Ich wollte, er wäre in der Teufelsſchlucht umgekommen, in welche Sally den Schandbalg ſtieß! Wir hielten ihn Alle für todt; warum iſt er's nicht geweſen, es wäre für ihn und mich beſſer!"

„Ei, ſchäme Dich, alte Frau, daß Du alſo von ihm redeſt! Iſt die Stimme der Natur ſo ganz in Dir erſtickt?“

„Was redet Ihr mir! Tim iſt ein Galgenſtrick, wie ich immer vermuthet. Vor ein Paar Tagen hat er in einem Anfall von Tollheit verrathen, daß er die Befreiung Dunſcore's und ſeines Sohnes verhindert und den Tod dieſer wackern Leute auch auf ſein Gewiſſen geladen hat.“

„Und wie iſt das zugegangen?“

„Ich weiß es nicht, Hochwürdiger. Die Sinne ſind mir faſt geſchwunden bei dieſer Beichte; das Herz in der Bruſt wollte mir zerſpringen. Ihr wißt doch, daß die weißen Jungen die Befreiung der in Lindſayhall's Kerkern ſitzenden Gefangenen von der Landung der Franzoſen in der Bantry-Bai hofften. Als der liebe, himmliſche Vater dieſe Hoffnung vernichtete, kamen ſie noch denſelben Abend in der Schenke hier zuſammen. Mic Dahna brachte die Nachricht, daß der Lord Kildare die Nacht über in Bantry als Oberbefehlshaber der Yeomen bleibe, und ihrer Neun entſchloſſen ſich ſchnell, ſich als Geſpenſter zu verkleiden, ins Schloß einzudringen und die Gefangenen zu erlöſen. Mic machte ſich vorher auf und theilte ſeinen Plan der Sally mit, die eben die kranke Lady auf Lindſayhall pflegte. Sally war, wie wir Alle vorher wußten, gleich bereit, die Hand zur Befreiung der Unglücklichen zu bieten und die Thüren gegen Mitternacht zu öffnen. Doch wollte ſie erſt Miß Eliſabeth unterrichten. Dies Geldherz willigte ebenfalls in den Befreiungsplan, und ſo machten ſich die wackern Geſellen, trefflich vermummt und herausgeputzt, nach eilf Uhr auf den Weg, den das Mondsviertel ſpärlich mit Licht beſtreute. Sie finden die Thüren offen und gelangen ungehindert in das Haus. Das Dienervolk, durch das Geräuſch herbeigelockt, flieht entſetzt und ſucht das Freie, und unſre wackern Freunde eilen zu den Gefängniſſen und öffnen die erſten mit ihren Brecheiſen. Kaum ſind die Gefangenen frei, und ihre Retter im Begriff, zu Dunfoore's Kerker hinabzuſteigen und dem alten Manne und ſeinem Sohne eine gleiche Gunſt zu erzeigen, als ſie plötzlich ein ſcheußliches Geſpenſt, eine grinſende, über alle Beſchreibung ſchreckliche Frauengeſtalt erblikken. Das Ungethüm ſtößt dumpfe, geiſterhafte Töne aus, und unſre guten Jungen, die ſelbſt Geſpenſter verſtellen, ergreifen verwirrt die Flucht, die erlöſten Gefangenen mit, das weibliche Scheuſal verfolgt ſie; oben begegnen ſie dem heimkehrenden Lord und Merries, die ſich zum Glück auch vor den vermeinten Geſpenſtern fürchten. So erreichen ſie das Weite. Und wer meint Ihr wohl, Hochwürdiger, ſei das Frauengeſpenſt geweſen? Niemand anders, als Tim, mein ſüßes Kleinod! Er hat es ſelbſt mir geſtanden. Ich glaube, er iſt „der alte Knabe*)“ ſelbſt, oder doch wenigſtens ein Bruder deſſelben.“

Der Pater ſchlug ein Kreuz mit den Worten: „Ich verbiete Dir dergleichen gottloſe Gedanken, Peppy! Hüte Dich wohl, daß der Böſe nicht an Dir ſelbſt Theil habe! Führe mich zu Tim!“

Die Wirthin gehorchte. In einem, mehr einem Stalle als einer Kammer ähnlichen Raume, der kein Fenſter, noch einen Schlot hatte, kauerte der kranke Hausknecht an einem in der Mitte auf dem bloßen Boden glimmenden Torffeuer. Sein bleiches, grämliches Geſicht verzog ſich kaum, als er, die Augen aufſchlagend, den Pater erkannte. Peppy war nicht mit hineingetreten; vielmehr ſtand ſie lauſchend an einem der vielen Löcher, welche die Wand darbot.

„Ich höre, Du biſt noch immer krank, Tim,“ begann der greiſe Geiſtliche mit der ihm eigenen Herzlichkeit, „und ich bin gekommen, Dich zu beſuchen und Dir göttlichen Troſt zu bringen.“

Des Hausknechts Auge ſtreifte mit einem Gemiſch von angenehmer Ueberraſchung und Mißtrauen über die ehrwürdigen Züge des Greiſes, und während das letztere ſchwand, erhob er ſich, faßte das Kleid des Prieners, küßte ehrerbietig einen Zipfel deſſelben und ſagte mit weinender Stimme: „So ſeid mir tauſendmal willkommen, hochwürdiger Herr! Das werd' ich Euch nie vergeſſen, daß Ihr des armen Tim gedenkt und ihn beſucht, indeß ihn Alles verlaſſen und ihn kein Menſch im Hauſe des Mitleids würdigt, das ſie einem Hunde nicht verſagen würden. Geſegnet ſei Euer Eintritt! Ihr ruft mir doch den Glauben, daß ich zu Menſchen gehöre, wieder ins Gedächtniß zurück.“

---

*) „Der alte Knabe“ allgemein übliche Benennung des Teufels in Irland.

„Du mußt nicht immer das Schlimmſte von den Leuten glauben, Tim,“ verwieß ihm der Pfarrer die arge Rede. „Die Einkehr in der Schenke Deiner Muhme iſt jetzt weit ſtärker, als ſonſt; alle Hände haben vollauf zu thun; es bleibt keine Zeit übrig, viel an Dich zu denken.“

„Ja doch. Denken thun ſie wohl an mich, aber ſie wünſchen mir den ſchönſten und ſchnellſten Tod. Meine Muhme iſt eine gar gütige Frau!“

„Du biſt Deiner Muhme Dank ſchuldig, und ſie wird ihre Hand niemals von Dir abziehen, wenn Du Dich ihrer Güte würdig zeigſt. Aber ich bin der Meinung, Du biſt zeither nicht auf guten und frommen Wegen gewandelt und haſt viele Sünden auf Deine Seele geladen. Darüber mag Deine Muhme mit Recht erbittert ſein. Haſt Du nicht ſelbſt bekannt, daß Du des alten, ehrlichen Dunfoore's Rettung verhindert?"

„Gott ſieht auf's Herz, hochwürdiger Herr, ſo habt Ihr mich gelehrt. Ich bin unſchuldig an Dunfoore's Tod, ich ſelbſt wollte ihn befreien. Da Ihr ſo gütig ſeid, mich armen, verworfenen Menſchen zu beſuchen und ſo freundlich zu mir zu reden, ſo will ich Euch die Geſchichte erzählen. Seht, vor einigen Tagen ſchlug mich das Gewiſſen, und ich wollte mein beklemmtes Herz vor meiner Muhme ausſchütten, die's doch ſonſt gut mit mir gemeint, aber ſie hatte mich noch nicht halb gehört, als ſie mich verwünſchte und verfluchte, daß mir das Herz erſtarrte. Eure Güte hat's wieder weich gemacht. Nun hört, Hochwürdiger! Der Lord Kildare hat mir ſchon lange die Parkwärterſtelle in Lindſarhall verſprochen, das heißt, ſobald Shaun Donnough, der jetzige Wildhüter, anderweitig und beſſer verſorgt ſei. Ich aber hatte Grund zu wünſchen, daß dies bald geſchehen möchte; denn ich wollte meinen eignen Heerd haben und mir mit Sally O'Neil, die mir ihr Vater zur Ehe gelobt, meine Suppe daran kochen. Nun hatte ich bei Gelegenheit des Schloßbrandes Shaun Donnough als ein großes Haſenherz kennen gelernt, der ſich vorzüglich vor Geſpenſtern über alle Maßen fürchtete. Ich benutzte dieſen Umſtand, um ihn auf eine leichte Weiſe aus dem Park-

Hauſe zu vertreiben und mich ſelbſt nachher darin feſtzuſetzen, indem ich den Einfall hatte, die arme Cauth, die man im Schloſſe von der Treppe geworfen, daß ſie ihr Leben gelaſſen, und deren Kuh, die Shaun todtgeſchoſſen, als Geiſter erſcheinen zu laſſen. Ich kleidete mich nämlich als Cauth, und ihr Enkel Martin aus Dunmoore, dem ich mich anvertraut und der nach Rache lechzte, ſpielte die Kuh. Außer dem Zwecke, Shaun zu vertreiben und mir zur Stelle zu verhelfen, hatten wir noch einen zweiten, nämlich Miß Margaret, meine Feindin, die Cauth's Tod verſchuldet, zu ängſtigen und wo möglich vom Schloſſe zu verſcheuchen. Wir hatten die Schurkerei ſchon eine Zeitlang fortgeſetzt und den Wildhüter bereits zu dem Entſchluß gebracht, das Haus zu verlaſſen, als die Landung der Franzoſen durch den allmächtigen Gott vereitelt wurde, und ich erfuhr, daß der Lord in dieſer Nacht in Bantry bleiben würde. Da beſchloß ich, dem Wildhüter den Garaus zu ſpielen. Wir trieben ihn wirklich aus dem Hauſe. Nun wollte ich verſuchen, wie weit ich's mit Miß Margaret treiben könne, und verfügte mich nach dem Schloſſe, um zuzuſehen, was ſich thun ließe. Zu meiner Verwunderung fand ich Thor und Thüren auf. Da kommt mir ein beſſerer Gedanke. Ich hatte leider die Gefangennehmung des alten Dunkeere und der andern Burſche verſchuldet, und mein Gewiſſen erinnerte mich an ſie. Schnell lauf' ich nach dem Parkhauſe und hole die Schlüſſel zu den Gefängniſſen, die Shaun als Gefangenwärter in Verwahrung hatte — er war mit Frau und Kind davon gelaufen — und kehre in's alte Schloß zurück. Wie ein Schatten huſchte ich nach Dunfoore's Gefängniß hinab und war eben im Begriff, daſſelbe zu öffnen, als ich von oben auf der andern Seite ein mich im höchſten Grad erſchreckendes Geräuſch höre. Ich laſſe in eiliger Flucht die Schlüſſel fallen und ſuche nur ſchnell das Freie zu gewinnen, aber plötzlich ſeh' ich mich von ſcheußlichen Larven umgeben, Geſpenſter grinſen mich an, ich ſchreie und renne davon, die luftigen Geſpenſter mit, eben begegnen wir wieder andern, die auch ſchreien; ich weiß nicht, wie ich hinaus und über das Moor gekommen bin. Erſt ſpäter habe ich erfahren, wer die Geſpenſter geweſen und was ſie bezweckt haben."

„Genug," verſetzte der Pfarrer, „Du trägſt in dieſer Sache keine Schuld. Gott und die Heiligen haben es nicht zugegeben, daß Dunfoore befreit werde. Doch ſagſt Du ſelbſt, daß Du die Einkerkerung des alten Mannes und ſeiner Genoſſen verſchuldet. Wie verhält ſich das, Tim, und was für Verbindlichkeiten iſt Dir Lord Kildare ſchuldig, daß er Dich mit der

Parkwärterſtelle belohnen will? Dieſer Mann pflegt Nichts umſonſt zu vergeben.“

Tim's Mißtrauen düſterte wieder aus ſeinen Augen hervor; er ſchwieg grinſend.

„Ich ſehe, daß Deine Worte von Vertrauen vorhin eben nur Worte waren,“ nahm O'Kelly in einem gekränkten Tone die Rede wieder auf. „Und wenn Du mir es auch verhehlſt, ſo weiß ich doch, daß Du ein Sünder biſt; aber ich hielt Dich nicht für einen ſo verſtockten Sünder. Du biſt krank und elend; der Herr kann Dich jeden Tag abrufen, Du verſchmähſt aber den Troſt der Kirche und willſt nicht reumüthig bekennen, was Du begangen, um dafür Vergebung aus des Prieſters geweihter Hand zu empfangen. So wirſt Du des ewigen Heils verluſtig dahin fahren, als ein rechter Böſewicht.“

„Haltet ein! Haltet ein, Pater Auguſtin!“ rief der Hausknecht verzweiflungsvoll. „Gebt mir nicht Euern Fluch, bei der heiligen Mutter Gottes und bei St. Patrik! nicht Euern Fluch, Herr! Aber werdet Ihr mir Euern Segen geben, wenn ich Alles bekenne?“

„Sobald Du Reue und Leid über das Begangene trägſt und Dich im Ernſt beſſerſt.“

„Ich will Alles bereuen und mich beſſern.“

„So beichte!“

Tim erzählte ausführlich ſeinen Verrath an Mic Dahna, an Sir Lewis O'Donnel und an den weißen Jungen in der Höhle der Teufelsmauer; er verſchwieg keine ſeiner böſen Handlungen, er verheimlichte keinen Gedanken; er hatte Alles aus Liebe zu Sally und aus glühendem Verlangen nach ihrem Beſitz gethan. Der Pater ſah, wie er von Kildare gemißbraucht worden war, und fand den zerknirſchten Burſchen weniger ſtrafbar, als er früher geglaubt hatte. Er redete ihm deshalb liebevoll zu und goß ihm mit ſolchem Troſt linderndes Oel in die zerriſſene Seele. Hierauf ging er, dem erleichterten Kranken baldige, völlige Geſundheit wünſchend und einen zweiten Beſuch in den nächſten Tagen verſprechend.

Kaum aber war der verehrungswürdige Mann des Friedens im Sattel ſeines bedächtig von dannen ſchreitenden Pferdes, als Peppy wüthend, gleich einer Furie, in das düſtre Gemach ſtürzte, welches zeither als Tim's Krankenzimmer gedient hatte. „Hinaus!“ ſchrie ſie, „hinaus mit Dir aus meinem Hauſe, verfluchter Sohn eines Kobolds! Fort, ſag' ich Dir, abſcheulicher Wechſelbalg! Niederträchtiger, nichtswürdiger Verräther! Ich dulde Dich keine Minute mehr in dieſen Wänden; meine Augen brennen wie Feuer, indem ſie Deine verhungerte, von einer ſchwarzen Seele bewohnte Geſtalt ſehen müſſen, und möchten Feuer auf Dich werfen und Dich zu Staub und Aſche verbrennen, elender Unglücksſohn! Zaudre nicht, ſtarre mich nicht ſo verwegen an, geh' und reinige dies Haus von Dir, Unflath, ſäubre die Luft von Deinem Peſtgeſtank. Lauf' ſchnell, oder ich erwürge Dich mit meinen Nägeln, ich beiße Dir die Gurgel ab mit meinen zahnloſen Kiefern!"

„Alſo auch der Prieſter hat mich verrathen, der alte, mir ſtets heilige Mann, dem ich mein größtes Vertrauen geſchenkt!" murmelte Tim, und ſeine Züge verzerrten ſich zu einer ſcheußlichen Grimaſſe. „Spart Euern Athem, gute Muhme, ſüße, ich gehe ſchon!" und bemüht, den grimmen Schmerz, die Verzweiflung ſeiner Seele niederzukämpfen und zu beherrſchen, raffte er ſich von ſeinem modernden Strohlager empor und rannte hinaus. Aber ſeine Kleidung war zerfetzt; Haare und Bart, ungebührlich lang gewachſen, bedeckten ſein ganzes Geſicht, aus welchem eine fahle Todtenbläſſe [illegible], und um den noch wunden Kopf flatterten ſchmutzige Lappen, womit er verbunden war. In dieſer Schreckensgeſtalt ſchoß er, wie ein Eber, durch das Haus. Vorn auf der Flur begegnete er Henderſon, der, ein Liedchen trällernd, ſich eben in die Stube zurückverfügen wollte. Der neue, fröhliche Pächter prallte beim Anblick des kleinen Scheuſals zurück. „Wie?" rief er, „Tim, biſt Du es wirklich? Ich hörte vorhin, Du liegſt noch krank auf einem Ohre. Kaum kenn' ich Dich, Burſche. Weißt Du ſchon, daß ich Pächter in Chesnuthill geworden bin? Na, ich habe Dir auch etwas zu verdanken, ohne daß Du's weißt, kleine Seele, und da Du wieder auf den Beinen biſt, ſo ſoll Dir Deine Muhme auf meine Koſten ein Glas von Euerm beſten Lebenswaſſer einſchenken, das außerdem doch nicht an Dich kommt, alter Junge."

„Laßt mich, Maſter Henderſon, laßt mich!" knirſchte Tim. „Ich habe einen Weg vor und keine Zeit zu verlieren."

„Du ſollſt aber erſt mit mir trinken. Das Wetter iſt rauh und ſtürmiſch, und Du kannſt nach Deinem Unfalle, von dem ich wohl vernommen, etwas Kraft vertragen." Und ohne ſich irre machen zu laſſen, zog er den ſich ſträubenden Hausknecht in die Stube. Dort fielen Tim's Augen ſogleich auf den ſchwerberauſchten Shaun Dennough, der ihm ein luſtiges: „Gott tröſte Dich, Tim, Kleinod!" entgegenlallte: „Komm' zu mir, ſüßer Junge," fuhr der Wegwärter fort, „und thu' mir Beſcheid; Du mußt wiſſen, daß ich geſtern Förſter in Caſtlecorrow geworden bin und in einigen Tagen mit Sack und Pack abziehe. So trink' ich denn mit dem neuen Pächter in Chesnuthill, Maſter Henderſon, meinen Freudenbecher."

Ueber Tim's düſteres Geſicht zuckte es wie ein Lichtſtrahl; in dieſem Augenblick trat Peppy herein. Ihre

Augen leuchteten unheimlich, wie Katzenaugen, bei Tim's Anblick, ihre Lippen bewegten ſich heftig, ihre Hände krümmten ſich wie Vogelkrallen. „Und Du wagſt es noch, hier hereinzutreten, Ungethüm?“ kreiſchte ſie auf. „Du will'ſt mir noch Trotz bieten, willſt mich höhnen, Hund! Bobby, Andrew, werft ihn hinaus und ſchlagt ihm die ſchlechten Knochen entzwei! Werft ihn hinaus, Lieblinge, wenn Ihr mich morgen nicht begraben wollt! Denn ich werde ſterben vor Wuth und Aerger, ſollen meine Augen den unnützen, ſchändlichen Buben noch länger ſehen.“

Alle ſahen verwundert auf die zornſchnaubende, alte Frau; Tim aber zog ſich mit geballten Fäuſten nach der Thüre zu.

„Was ſoll das, Mutter Peppy?“ fragte Henderſon. „Weshalb wollt Ihr Euern kranken Vetter, dem Ihr ſtets wohlgewogen und zugethan geweſen ſeid, ſo lang' ich Euch kenne, aus dem Hauſe werfen?“

„Das geht mich und Keinen weiter an,“ verſetzte die Alte mürriſch. „Ich thu' es, weil ich will, und Niemand hat mich darum zur Rede zu ſetzen.“

„Ich ſag' Euch aber, daß Tim hier bleibt und mein Gaſt iſt!“ rief der Engländer. „Und Ihr, alte Vettel, ſollt ihm jetzt gleich von Euerm beſten Poteen einen Schoppen einſchenken, oder es ſoll Euch ein engliſches Donnerwetter über den Hals fahren.“

Tim's Flucht machte indeſſen jeglicher fernern Demonſtration ein Ende. Mit flammenden Blicken, voll Wuth und Verachtung, mit racheſchäumendem, flücheſtammelndem Munde ſtürzte er hinaus über das Moor nach Lindſayhall zu. Dort langte er wie ein gehetztes Wild an und rannte in das alte Schloß. Ohne ſich von dem über das grauſige Ausſehen des kleinen Menſchen erſchreckten Kammerdiener aufhalten zu laſſen, ſtürmte er in den Speiſeſaal, wo ſich der Lord mit ſeinen Hausgenoſſen eben bei Tafel befand.

Es ging hier etwas einſilbig und verdrießlich zu; denn Miß Anna Neil, welche Kildare, Margarets Einflüſterungen endlich nachgebend, nach Roughcleigh gebracht hatte, war an dieſem Morgen plötzlich und ohne vorher um die Erlaubniß angefragt zu haben, wieder in Lindſayhall erſchienen, um den Poſten, von welchem ſie die neidiſche Nebenbuhlerin vertrieben, wieder mit Gewalt einzunehmen. Eigentlich lag der ſchlauen Margaret weniger daran, die ältere Freundin des Gebieters aus deſſen Herzen zu verdrängen, als vielmehr ſich eine läſtige Aufpaſſerin und Verrätherin ihres Verhältniſſes mit Lord Wexford vom Halſe zu ſchaffen. So lange der tapfere Obriſt in der Heideſchenke danieder lag, hatte ſie ihm unter mancherlei Vorwänden zuweilen einen Beſuch abſtatten können, ohne irgend Jemandem verdächtig zu werden; nun, wo ſie hoffen durfte, ihn bald wieder im Schloſſe zu empfangen und gleichſam unter des Lords und Miß Eliſabeths Augen die zärtlichſte Verbindung mit ihm zu unterhalten, jetzt war es ihr zwiefach unangenehm, die verhaßte Anna erſcheinen zu ſehen. Sie hatte auch ſchon im vertrauten Zwiegeſpräch mit Kildare ihrem Herzen Luft gemacht, und dieſer der ungerufenen Anna bereits mit klaren Worten geſagt, ſie möchte nur bald wieder abreiſen und nicht eher kommen, bis er ſie begehre. In Anna's Bruſt kochten Gift und Galle; ſie kannte die Feindin, ſie ſann darauf, dieſe zu verderben, und warf ihr über der Tafel wüthende Blicke zu; Margaret blickte ſelten vom Teller auf und vermied dann, die aus dem Felde geſchlagene Gegnerin anzublicken; der Lord machte ein eſſigſaures Geſicht und Eliſabeth ſaß in Gedanken verloren, die ihre Seele weit von dieſem Ort trugen. Dies war die Stimmung der kleinen Tiſchgeſellſchaft, als Tim hineinraste und mit widrigem Ungeſtüm den Lord alſo anredete:

„Mylord, ich bitte mir die Parkwärterſtelle aus, die Ihr mir verſprochen; ich weiß, daß Shaun Donneugh Förſter in Caſſelborrow geworden iſt.“

Der Lord und die Damen waren beim Anblick des ſchwarzen ſchmutzigen Unholds erſchrocken empor gefahren; jetzt als der Erſtere den wüſten Burſchen erkannt, redete er ihn barſch und ungehalten an: „Wie kannſt Du Dich unterſtehen, gleich einem wilden Thiere, hier herein zu brechen und Dich alſo unanſtändig zu benehmen!“

„Ich will nichts von Euch, als den verſprochenen Lohn für meine Euch geleiſteten Dienſte,“ verſetzte Tim dreiſt und noch immer heftig ſchnaufend von ſeinem angeſtrengten Lauf; „ich will ihn jetzt; denn ich habe Eile. Befehlt, daß man mich im Parkhauſe einnehme als künftigen Bewohner deſſelben; ich habe kein Obdach weiter.“

„Bringt man mir in dieſem unwirſchen Tone eine Bitte vor?“ zürnte Kildare weiter. „Wagſt Du, mit mir zu ſprechen, wie mit Stallbuben? Entferne Dich, Schlingel, ſäubre Dich von Unflath und Geſtank, und lerne höflichere Worte an den Gebieter dieſer Beſitzung richten, bevor Du Dich wieder hier erblicken läßt.“

Tim bebte. „Herr,“ ſagte er mit einer Stimme, deren tiefer, faſt erſchrecklicher Baß von der kochenden Wuth ſeiner Seele Kunde gab, „wenn ich Euch den Baronet O'Donnel, oder den armen Teufel Dahna oder ſonſt Männer des Volks verrieth, da fragtet Ihr nicht nach zierlichen Worten oder polirtem Ausſehn; ich war Euch recht, wie ich eben kam; warum bin ich Euch heute ſo zuwider? Gebt mir die verſprochene Stelle, und weder der Ton meiner Worte noch meine Geſtalt ſollen Euch Ohr und Aug' länger beleidigen."

„Ein ſchmucker Parkwärter, fürwahr, ein ſehr anſtändiger und feiner Mann!" nahm Miß Margaret höhnend die Rede auf. „Ich glaube, das Wild, das er zu hüten hätte, lieſe bei ſeinem Anblick auf und davon, und Ew. Lordſchaft Park wäre bald ſo leer von Braten, wie dieſe Schüſſel. Vielmehr würde ich dazu rathen, dies beſonders merkwürdige Menſchenkind als Vogelſcheuche anzuſtellen."

„O daß Miß Margaret den Leuten ihre rechte Stelle anzuweiſen verſteht, hat man an der alten Cauth Murthock geſehen; Ihr habt die Frau zum Beſten verſorgt," giftete Tim.

„Unverſchämter!" ſchalt Tims Feindin. „Nicht einmal zur Vogelſcheuche biſt Du gut; denn die Raben würden herbeikommen, Dich für ein Aas oder eine Galgenwaare erkennend."

„Dann würdet Ihr als Vogelſcheuche meine Rettung großmüthig übernehmen, wenn Ihr Nachts mit einem muthigen Mann in des Königs Rock und Waffen Eure einſamen Spaziergänge machtet."

Margaret erbleichte und Anna warf einen triumphirenden Blick auf ſie.

„Genug, Du ſchäbiger Geſelle wirſt die Stelle nun und nimmer erhalten," eiferte die Erſtere in ihder ſchwer zu verbergenden Verlegenheit. „Sie iſt verſagt und vergeben, und der Lord wird Deinetwegen ſein Wort nicht brechen.“

„Iſt dem alſo, Mylord?“ fragte Tim, zu Kildare gewandt.

„Ich hörte, Du ſeieſt todt,“ entgegnete der Lord, nicht ohne Verlegenheit.

„Und wer iſt der neue Wildhüter, wenn Euer unterthäniger Knecht fragen darf?“

„Jack Hudſon, der früher Reitknecht des Baronet O'Donnel war. Seit der Gefangennehmung ſeines Herrn lief er brotlos umher und hat mir, wie Du am Beſten weißt, viel gute Dienſte erzeigt. Dies hat er Miß Margaret in's rechte Licht zu ſetzen gewußt, und auf ihre Fürſprache habe ich ihm die Stelle zugeſagt.“

„Jack Hudſon!“ kreiſchte Tim außer ſich, „den ich erſt zur Schurkerei gegen ſeinen alten Herrn verleitet! Ihm habt Ihr meinen Lohn gegeben? Und was ſoll aus mir werden?“

„Gedulde Dich noch eine Zeit; bei paſſender Gelegenheit werd' ich Dich verſorgen.“

„Nein, nein! ſo haben wir nicht gewettet, Mylord! Ich will die Stelle, ich will meine Verſorgung jetzt! Nicht morgen, nicht übermorgen. Ich will, ich kann mich nicht länger gedulden. Ich muß

Parkwärter werden, oder Ihr werdet zum wortbrüchigen Mann an mir, der Euch mehr Dienſte geleiſtet als Henderſon und Hudſon. Ich weiche nicht vom Platze.“

„Und das läßt ſich der Lord Kildare von ſolchem krummbeinigen Auswurf bieten?“ fragte Margaret ironiſch.

„Die Stelle!“ tobte Tim, „oder es wird nicht gut zwiſchen uns.“

„Hündiſcher Bube!“ fuhr der Lord auf; „ich will Dir lehren, wie Du mit mir zu reden haſt. Packe Dich hinaus in den Stall, wohin Du gehörſt; dort werde ich Dir meinen Willen kund thun laſſen.“

„Nein, ich weiche nicht, Ihr löst mir denn Euer Wort, oder werdet zum Schurken an mir,“ raſete der Hausknecht.

„Ich will Dich hinausbringen,“ verſetzte Kildare ebenſo und rief nach ſeiner Hetzpeitſche. Tim wich nicht. Weißer Schaum ſtand vor ſeinem zähnefletſchenden Munde, die Haare ſeines Bartes und Hauptes ſträubten ſich ſeltſam, ſeine Augen rollten fürchterlich, unverſtändliche Flüche rollten, wie ferner unheimlicher Donner aus ſeiner heftig arbeitenden Bruſt herauf. Der Lord riß dem Diener die Peitſche aus der Hand und ſchlug den Hausknecht wüthend über den noch wunden Kopf, daß er das Geſicht teufliſch verzerrte vor grimmen Schmerz; aber er ging nicht. Eliſabeth fiel zitternd und weinend ihrem Vater in die Arme, doch er ſtieß ſie zurück und ſchlug von Neuem auf Tim, während er der herbeigeſtrömten Dienerſchaft befahl, das Ungethüm aus dem Schloſſe zu werfen und mit Hunden fortzuhetzen. Sein Gebot wurde pünktlich befolgt. Den ſtarken Fäuſten der Diener wich die ſchwache Kraft des kleinen kranken Mannes. Wie Cauth Murthock purzelte er die Treppe hinab, doch erſt als die Jagdhunde ihre Gebiſſe in ſein Fleiſch ſetzten, ſuchte er ſein Heil in der Flucht. Keuchend, blutend, außer ſich, rannte er über das Moor, an Leib und Seele kaum noch einem Menſchen ähnlich, er wußte nicht wohin. Ueberall gehaßt, verſtoßen, ſich ſelbſt verachtend, hatte er kein Plätzchen, wo er ſein Haupt unter Dach legen, keine Kartoffel, womit er ſeinen Hunger ſtillen konnte. Nichts war ihm geblieben, als ohnmächtige Flüche.

Indem er ſo von wilder Verzweiflung gepeitſcht dahin ſchoß, gewahrte er in der Ferne einen Reiter, der von der Heideſchenke herkam, und in welchem ſein ſcharfes Auge bald den neuen Pächter von Chesnutthill erkannte. Der Unſelige wollte entfliehen, nicht vermögend den Anblick eines Glücklichen zu ertragen, ſchien ihm doch ſchon die unbelebte Natur ſeiner zu ſpotten; aber Henderſon, der ſeinerſeits in der kleinen

Geſtalt, die nicht wohl zu verkennen war, den aus der Heideſchenke vertriebenen Hausknecht entdeckt hatte, ſpornte ſelbſt, von Neugierde getrieben, ſein Roß, um zu erfahren, was eigentlich dieſe ernſthafte Kataſtrophe herbeigeführt haben möchte, worüber ſich die alte Wirthin trotz ſeiner zudringlichen Fragen nicht weiter ausgelaſſen hatte. Nach einigen Augenblicken war Tim erreicht und mit Fragen beſtürmt; der Zerknirſchte wand ſich ſtatt aller Antwort, heulend, wie ein gepeitſchter Hund, zu des beſtürzten Pächters Füßen. Henderſon zeigte dem Verzweifelten alle Theilnahme, ſtieg vom Pferde, hob ihn auf und brachte ihn endlich zum Erzählen.

„Meine Muhme hat mich fortgejagt,“ knirſchte Tim, ſeinen Bericht endigend, „weil mich der alte ſchändliche Pfarrer an ſie verrathen; ſie kann ich nicht darum ſchelten; denn ich habe ſchlecht an ihr und ihren Freunden gehandelt. Der Lord hat mich mit Hunden aus dem Hauſe hetzen laſſen; Sally hat mich verſtoßen und iſt mit ihrem Vater geflohen; ich habe Niemand auf der Welt, dem ich angehöre, in deſſen Haus ich treten darf, um eine Kartoffel für meinen Hunger und eine Hand voll Stroh für meines kranken Leibes Müdigkeit zu erbitten.“

„Tim,“ ſagte Henderſon, „Du haſt auch mir Dienſte und Gefälligkeiten erwieſen, und Du ſollſt nicht von mir ſagen, daß ich ſo undankbar ſei, wie Lord Kildare. Ich werde nicht vergeſſen, was Du an mir thateſt, als ich den Fäuſten meines Feindes am Strande zu Bantry erlegen war; ich werde mich ſtets erinnern, daß Du, wenn auch unbewußt, doch eigentlich die Veranlaſſung zu meinem jetzigen Glücke geworden biſt. Darum komm mit mir nach Chesnuthill; ich bedarf eines tüchtigen Reitknechts, und Du verſtehſt mit Pferden umzugehen. Werde mein Diener, Burſche. Du ſollſt es gut bei mir haben, willſt Du?"

Tims Geſicht verzerrte ſich wieder zu jener fürchterlich grinſenden Fratze. Ein böſer Geiſt lachte ihm aus den Augen. Krampfhaft faßte er des Pächters Hand und wieherte mit heiſerer Stimme: „Ja, ich will Euer Reitknecht werden, Maſter Henderſon. Statt Kildare's Parkwärter, Euer Reitknecht, hahaha!"

„Wohlan, ſo folge mir, braver Burſche! Wir wollen ein herrliches Leben zuſammen führen." Und auf ſein Pferd ſich ſchwingend, ritt Henderſon voran; zähnefletſchend folgte Tim Ruuhan.

Dreizehntes Kapitel.

Lanteere's Ende.

Es war einige Wochen ſpäter, eines Tages an dem die Nebel ſich früher als gewöhnlich geſenkt hatten, und die Sonne mit wohlthuendem Strahle die erſte Frühlingswärme verkündigte, als eine Menge von Landleuten aus der Umgegend, unter denen faſt ſämmtliche Einwohner von Dunmoore, die Ebene vor der Heideſchenke erfüllten.

Im weiten Kreiſe lagerten ſich verſchiedene Gruppen von Männern um das einſame Haus, während die kleinen Galloway's*), von denen manche aus weiter entlegenen Ortſchaften herbeigekommen waren, begierig die erſten hervorſprießenden Grashalme unter der braunen Heide hervorſuchten.

---

*) Kleine Race von Pferden, in den ſchottiſchen Hochlanden, in Wales und einigen Theilen von Irland heimiſch.

Es herrſchte jedoch keine Freude unter dem Volke, das ſonſt, wenn auch noch ſo ſehr gedrückt, doch jede Gelegenheit begierig ergreift, der ihm angebornen Heiterkeit die Zügel ſchießen zu laſſen, zumal wenn die Flaſche dazu beiträgt, die Schleußen ſeines unerſchöpflichen natürlichen Witzes zu öffnen. Man ſah es Allen an, daß weder das erquickende Licht des Frühlings, noch irgend ein fröhliches Feſt die Menge hier verſammelt hatte.

Sowohl die zahlreichen Conſtables, als die aufzuſtellenden Militärpiquets und eine Abtheilung von Lord Kildare's Yeomanry, verriethen nur zu deutlich, daß die freundliche Sonne hier irgend eine der entſetzlichſten Scenen beleuchten ſollte, die der böſe Dämon, dem Irland verfallen, über das blühende Inſelreich ſo oft heraufbeſchwor. Da indeſſen beim Trauermale ſo gut wie bei Freudengelagen der Irländer den Whisky, den Porter oder wenigſtens ſein aus Tannenzapfen gebrautes Bier als ein durchaus nöthiges Bedürfniß zu betrachten geneigt iſt, und der frühe Ritt in der Kühle des Morgens Manchem eine Stärkung nöthig machte, ſo war Mutter Peppy, obgleich ſie außer ihren Kindern und Enkeln noch durch einige nette friſche Gevatterinnen unterſtützt wurde, kaum im Stande, die ſich mit jeder Stunde mehrende Anzahl der Gäſte zu befriedigen.

Je weniger die Alte eine Gelegenheit zum Verdienſt ungenützt vorübergehen ließ, deſto eifriger berechnete ſie mit jedem neuen Kruge, den ſie ausſchenkte, wie ſtark ihre Einnahme eigentlich geweſen ſein würde, wenn nicht die Fäſſer allmälig leer würden.

„Noch eine Pinte, Peppy, Süße!“ rief hier eine rauhe Stimme. „Mehr Porter hierher, Mutter Peppy, Juwel!“ dort eine andre. „Gleich ein Gallon vom Beſten, Mutter, Honigherz!“ jauchzte ein kecker Burſche, und ein ganzer Chor junger Männer brüllte ihm nach und ſchlug dazu mit den gewaltigen Knöcheln an einander.

„Ich würde Dir durch einen Kuß für Deine ſchnellen Dienſte danken, treffliche Geldſeele! wenn nicht der Liebe Tändelei Sünde wäre an dem Tage, an welchem der bravſte Mann unter der Sonne hier ſeinen letzten Gang thut,“ ſagte ein praller Junge, die Hand der hübſchen Dirne ergreifend und ihr in's Kornblumenauge lächelnd, das jedoch nicht ſo heiter wie ſonſt auf dem Geliebten weilte.

„Du biſt doch ein guter Junge, Gilly, und ich habe Dich wegen Deines Mitleids jetzt noch einmal ſo lieb,“ verſetzte ſie, und verlor ſich, mit der weißen Schürze eine Thräne aus dem Auge wiſchend, im Gedränge.

Dieſe kurze Scene war nicht unbemerkt geblieben, und das zarte, in ſo wenig Worten ausgeſprochene Mitgefühl an dem harten Geſchick eines iriſchen Märtyrers rührte ſelbſt die älteſten Männer, obgleich ſie an ſolche Ereigniſſe während eines wechſelvollen Lebens mehr als Andre gewöhnt waren.

Lautes Murren flog wie ferner Donner durch die Verſammlung; und Flüche und Verwünſchungen über das empörende Unrecht, ſowie Drohungen unausbleiblicher Rache erſchallten von hundert Stimmen, doch wurden ſie von den erhobenen Stäben der Polizeiagenten und den blanken Säbeln der Dragoner allmälig zum Verſtummen gebracht. „Porter und Whisky!“ ertönte darauf wieder als Paßparole bis zum Schenkladen der geſchäftigen Wirthin, die der Armuth ihrer Fäſſer eben mit dem friſchen Reichthum des Heidebachs zu Hülfe gekommen war und jetzt in eigner Perſon mit einer neuen Ladung Getränke unter die Landsleute trat, um ſich von der Wirkung ihrer Kunſtfertigkeit zu überzeugen.

„Na! Gevatterin, ſüßes Leben,“ ſagte einer ihrer nächſten Nachbarn mit ſchlauem Augenzwicken, „wir kommen jetzt ſicherlich an die Fäſſer, welche Ihr zuletzt eingezogen habt. Der alte Stock geht wohl ſchon auf die Neige.“

„Würde aber dennoch in wenig Tagen ſo kräftig geworden ſein, wie der alte, Gevatter Callaghan, Kleinod. Lieber Gott! wenn man Alles vorher wüßte, würde Manches anders und beſſer ſein in der Welt, und wenn ich wüßte, daß dergleichen Ehre — ich meine eigentlich, wenn ich den Jammer erleben müßte, daß noch mehr ſolch brave Menſchen, wie der alte Samuel Dunfoore, dem Gott in ſeiner unendlichen Gnade eine fröhliche Urſtänd ſchenken wolle, in der Nähe meines beſcheidenen Shebeeshauſes auf ſolch erhabene Weiſe ihr Leben beſchließen ſollten, ſo würde ich gewiß nicht ſäumen, meine Anſtalten zu treffen. Bei Jeſus! eine alte Wittwe, Maſter Callaghan, verdient ja gern einen blanken Schilling, wie Ihr wißt."

„Dann kauf' nur immerhin ein, alte Hexe. Wirſt Deine Rechnung dabei finden! Denn ich ſchwör's Dir, Dunfoore wird nicht der Letzte ſein, der hier auf der Leiter zum Himmel ſteigt; der Galgen des Lords von Lindſayhall wird gut beſetzt ſein," ſo ließ ſich plötzlich eine hämiſch lachende Stimme hinter ihr vernehmen.

Scheu blickte ſich die Alte um, und hoch zu Roß über die Menge hervorragend, hielt Henderſon, der Gentleman-Farmer auf Chesnuthill, im neuen modiſchen Reitrocke mit ſechsfachem Kragen, ſtolz auf die Menge blickend, während er mit vornehm affektirtem Anſtande mit der eleganten Reitpeitſche ſpielte.

„Hollah! Nimm mein Pferd, Tim! 's iſt noch eine halbe Stunde Zeit, ehe der Paradezug ankommt," rief er abſitzend und ſeinem gut herausſtaffirten Reitknecht die Zügel zuwerfend. Doch der alte ſchlaue Burſche zeigte, mit ſpöttiſchem Grinſen umherblickend, eben nicht die größte Eile, dem erhaltenen Befehle nachzukommen; vielmehr trat er der Wirthin mit einer zähnefletſchenden, ſich breitmachenden Frechheit unter das Geſicht und rief: „Ein Quart Bergthau, vom Beſten für mich, Muhme, Goldſeele!" Peppy erſtarrte faſt vor Schrecken, als ſie ihren verſtoßenen Hausknecht in der bunten Livree erkannte, und ſprachlos hing ihr Blick an dem unverſchämten Geſicht des kleinen Menſchen.

„Nun wird's bald, Muhme, Leben?" grinſte er weiter; „hier iſt Geld!"

„Gottes Fluch auf Dich!" ſtöhnte die Wirthin. „Des ſchlechten Engländers Knecht biſt Du geworden! Nun Gleiches hält ſich zu Gleichem."

„Seht, Tim Nuuthan iſt des neuen Pächters in Chesnuthill Pferdebube!" flüſterten ſich die Landleute einander zu und wichen ſcheu vor ihm zurück. Er aber ſchlug ein freches Gelächter auf über die Furcht der ihm bekannten Geſichter, ergriff ſtolz die Zügel der beiden Pferde, rief: „Platz da!" und marſchirte mit lächerlicher Wichtigthuerei auf und ab, ohne ſich um Jemanden zu bekümmern.

„Komm, bring' mir ſelbſt einen Topf heißen in die hintere Stube, alte Sibylle," rüttelte Henderſon die Alte aus ihrer ſtaunenden Betrachtung, „und vertreibe mir die Zeit mit Deinen ſchlecht eintreffenden Prophezeihungen, ich habe Luſt zu lachen." Mit dieſen Worten trat er in's Haus. Peppy folgte, ſich bekreuzend über den verwegenen Gentleman, wie ſie ihn nannte.

Während die Umſtehenden ihrem Grimm gegen den Engländer durch allerlei Spottreden Luft machten, erhob ſich weiter hin ein Murmeln; man richtete die Köpfe in die Höhe, und Einige zeigten mit den Fingern auf die nicht weit entfernte Landſtraße. Alle verſtummten ſchnell, denn man erkannte an den blitzenden Helmen der Dragoner, daß die in den letzten Aſſiſen zum Tode verurtheilten Inquiſiten herbeigeführt wurden.

Jetzt kam der Trauerzug heran. Voran der Karren mit den zwei Verurtheilten und dem Pater O'Kelly, der zwiſchen Vater und Sohn ſaß, das Crucifix und die Bibel in der Hand, und mit eifriger Beredſamkeit geiſtigen Troſt ſpendete. Hinter dem Karren zwei verſchloſſene Kutſchen. Ein lautes Hurrah begrüßte die Verurtheilten, und dieſe verfehlten nicht, während ſie am Galgen angelangt, anſcheinend heiter zwar von Soldaten umringt, jedoch nur mühſam geſchützt gegen die Steinwürfe und eine Fluth gräßlicher Verwünſchungen von Seiten der andrängenden Menge, ſtieg jetzt eine unheimliche Geſtalt — es war der Henker — in ſeinem, ihn als den Auswurf der Menſchen bezeichnenden zweifarbigen Gewande aus dem letzten Wagen. Scheu, doch zugleich mit dem Blicke des reißenden Thieres, das die blutige Atzung wittert, blickte der Verworfene mit Mordſucht und beſtialiſchem Stumpfſinn auf die ihn umgebende Verſammlung. Es war Keiner darunter, der nicht gewußt hätte, daß der fürchterliche Menſch, einſt ſelbſt ein verruchter Mörder und Straßenräuber, das Leben unter der grauſigen Bedingung als Geſchenk erhalten hatte, das an Andern zu vollziehen, wozu er ſelbſt verurtheilt war.

Als die Verrichtungen zur blutigen Arbeit getroffen waren, verließ auch der Highſherif mit ſeinen Aſſiſtenten den Wagen. Ihre Begrüßung war zwar nicht viel beſſer als die, welche der Henker erfahren hatte; ſie ließen ſich jedoch dadurch nicht abhalten, mit wenigen Worten, kraft ihres Amtes, die Delinquenten dem Nachrichter zu übergeben.

Jetzt trat eine kurze drückende Stille ein; die Menge erwartete, daß Dunſcore einige Worte ſprechen werde, und ſie täuſchte ſich nicht. Er erhob ſeine

Geſtalt, ſo daß ſein kahler Scheitel über alles Volk hinwegragte und ſprach feierlich: „Gott mit Irland und ſeinen Kindern! Lieblinge, ich ſterbe heute für unſer Vaterland. Ich kann ihm durch nichts weiter nützen. Ich wäre vielleicht morgen ohnedies geſtorben. Nicht mich bedauert, ſondern meinen armen Jungen, der unſrer guten Sache noch hätte förderlich ſein können. — Lebt wohl, Landsleute! Vergißt Samuel Dunſcore nicht, der Euch ſtets liebte, dem Irlands Wohl über Alles ging! Haltet feſt am Vaterlande, wie ich gethan. Ihm ſchlägt die Stunde der Erlöſung über kurz oder lang, wie heute mir. Wendet auch dem edlen Hauſe O'Donnel Eure Liebe zu. Alle O'Donnel ſind ächte Erins-Söhne. Irland und O'Donnel für immer! — Du aber, mein wackrer Pat, Herzenskleinod!" wandte er ſich jetzt an ſeinen Sohn, „bedenke, daß ſich's für Irland leicht ſtirbt! Es iſt ein ſüßer Tod für's Vaterland zu ſterben, ſei's in der Schlacht, ſei's am unglücklichen Baum. — Keine Miene verrathe unſern Feinden, daß Du einen Augenblick bereueſt, für Erins Wohl gekämpft zu haben. Ich habe länger gelebt als Du, und weiß, daß nichts am Leben iſt. Befeure durch einen muthigen Tod Deine Freunde. Die Heiligen ſtrecken ſchon die Hände nach uns aus, uns zu empfangen. Es iſt nur eine kurze Trennung, Pat, Juwel; in wenigen Augenblikken ſind wir wieder zuſammen.“ Jetzt traten die beiden ältern Söhne Samuels mit ihren lautweinenden Kindern hinzu, damit ſie der Greis ſegne.

„Meinen beſten Segen auf Euch, ſüße Lieblinge! Gott und alle Heiligen mit Euch!“ ſagte er die Hände auf ihre Häupter legend. Dann fuhr er wie begeiſtert empor und rief mit lauter Stimme: „Ich ſegne Euch Alle! Ich ſegne Dich, grünes Erin! Ich ſegne Dich, O'Donnel, den mein Auge nicht ſehen darf. Gott mit Euch Allen! Wir ſterben für Euch!“

Der Pater Auguſtin ſchloß den Sprecher in die Arme und drückte ihn weinend an die Bruſt. Es war ein herzbrechender Anblick, die beiden hochbetagten Greiſe einander umarmen zu ſehen, um für eine kurze Zeit Abſchied von einander zu nehmen, und alles Volk ſchluchzte laut auf und weinte. Manche heulten in ihrem wahnſinnigen Schmerz wie wahnſinnig auf. Der Henker machte dieſer Scene ein Ende, indem er den ſtummen Pat ergriff, um mit ihm die Leiter zu beſteigen.

„Nur das nicht, Ihr Barbaren, wenn je ein Funke menſchlichen Gefühls Eure jetzt erſtarrte Bruſt belebt hat!“ rief jetzt Dunfoore in ſchrecklicher Verzweiflung aus. „Barmherzigkeit! wenn nicht des Tigers Bruſt Euch ſäugte“ — rief er noch einmal, mit namenloſer Angſt, während die fahle Farbe des Todes ſein Geſicht überzog, auf den Sherif blickend. „Ich bitte ja nicht um das Leben des geliebten Kindes; denn der Sohn weiß eben ſo gut zu ſterben, wie der Vater für Irland und das Haus O'Donnel. Aber ſeid Menſchen nur für die Dauer weniger Minuten, und laßt mich vor ihm ſterben, damit nicht der Vater im tollen Wahnſinn über die Todesqual ſeines Erzeugten vor des Höchſten Richterſtuhl tritt, um Rechenſchaft zu fordern wegen des Blutes ſeines eignen Geſchöpfes." Und flehend ſtreckte er, der noch eben ſo muthige Greis, auf die Kniee ſinkend, die gefalteten Hände gegen ſeine Richter aus.

Starres Entſetzen ergriff ſelbſt die roheſten unter den Umſtehenden. Kein Laut entfloh irgend einer Lippe. Im Fieberkampf bebten die Nerven der Männer; das Blut ſtrömte zurück in die Bruſt und drohete in dieſem fürchterlichen Augenblick mehr als ein männliches Herz zu brechen. Nur der Blick des glühenden Auges, welches, am Geſicht des Sherifs hängend, den Ausſpruch erwartete, zeigte daß das Leben noch nicht bei Dunfoore entflohen war.

Da winkte ein kaum merkliches Nicken der letzten Bitte des Greiſes Gewährung, und über die Züge des kalten Richters flog ein Hauch von Mitleid, als er ſich eilend mit ſeinen Gefährten zurückzog, um nicht Zeuge der jetzt folgenden Scene zu ſein.

„Segen über Euch, edler Herr!“ rief ihm Dunfoore in froher Rührung nach; dann empfahl er ſich ſelbſt und die Seele ſeines Kindes im heißen Gebet das ihm der Pater vorſagte, dem allmächtigen und barmherzigen Gott, und Beide küßten das ihnen vom Prieſter dargereichte Crucifix mit Inbrunſt. Wie um den Hochaltar die frommen Gläubigen, ſanken die Irländer rings um den Galgen auf die Kniee nieder.

Auf einen Wink O'Kelly's traten jetzt Beide mit abwärts gekehrtem Geſichte gegen einander. Unerſchüttert durch das, was unter ſeinen Augen vorging, harrte der Henker, den Kopf auf die Todesleiter ſtützend.

„Gott ſegne das Land!“ rief jetzt der Greis, wieder kräftig wie vorher. „Wenn Wahnſinn das Haupt unſres Mörders ergreift, und die im Tode verzerrten Züge des alten Dunfoore und ſeines Sohnes in ſeiner Sterbeſtunde der entfliehenden Seele den Weg zum Himmel verſperren, dann häufe der Allmächtige doppelten Segen über den Engel Eliſabeth und Lewis O'Donnel. Irland für immer!“ Muthig ſprangen ſie von der Leiter; ſchon ſchwebend ſuchten die Arme der Sterbenden ſich noch zu umfaſſen.

„Es ſind ja nur Irländer!“ ſagte Henderſon zu ſich ſelbſt, als er unter einem leiſen Fröſteln ſein Pferd von der Schauderſcene abwandte, wo die Verwandten und nächſten Freunde die Hände der Gemordeten unter lautem Wehklagen mit heißen Thränen und Küſſen bedeckten und ſich dann an ihre Körper hingen, um der Todesqual ſchnell ein Ende zu machen.

Ein Mann aber ſprengte ſchaudernd und mit geſträubtem Haar von dannen, dem es wie Eis durch die Adern rieſelte, deſſen Kopf im wüſten fiebriſchen Feuer brannte. Es war Lord Kildare, der in ſeiner Function als Friedensrichter nahe am Platze gehalten und den letzten Fluch, ſowie den Segen des Sterbenden vernommen hatte.

„Es ſind ja nur Irländer,“ wiederholte Henderſon halblaut, um ſich zu beruhigen, jedoch ſo, daß es der ihm folgende Tim hörte.

„Ja wohl, Sir, Geſindel, vor dem man ſich in Acht zu nehmen hat,“ ſagte der Reitknecht mit fürchterlichem Spott.

„Meinſt Du, Pat?“ entgegnete Jener lächelnd. —

„Tim, wollen Ihro Gnaden ſagen, wenn's gefällig iſt.“

„Pat oder Tim — ganz einerlei. Wir Engländer nennen Euch Schurken, wenn's uns beliebt.“

„Richtig! Schurken, Herr! dazu, Sir, machen uns die Herren Engländer gar zu gern. Mich hat Lord Kildare dazu gemacht; bei Andern war das nicht nöthig. Nennt mich ſtets Schurke, das wird mir der liebſte Titel ſein und mir ſtets gewiſſe Dinge friſch im Gedächtniß erhalten, die ich ſonſt vielleicht vergeſſen könnte. Nennt alle Iren Schurken, das hört ſich gut aus dem Munde der Engländer. Gehenkt müſſen ſie werden und todtgeſchoſſen, das iſt der leichteſte Weg, ſich der unruhigen Köpfe zu erwehren. Wer den Strick um den Hals oder ein Paar Loth Blei im Leibe hat, ſchreit nicht mehr über Hunger. Oder auch durch Eure Verladung als Ballaſt nach Neuſouthwales oder Canada wird man die Schreier nach Brot und Obdach los und hört nichts weiter davon. Die Tories und Orangemen ſollen ſchon lange darauf gedacht haben, ſo ſagt man, Sir, ſo alle Jahre ein Paar Tauſend nach Neuholland einzuſchiffen, weil es gar zu lange dauert, wie ſie meinen, bis man auch dort den Zehnten oder andere Abgaben erheben kann, wovon die guten Eingebornen gar keinen Begriff haben und ſich nur ſchwer dazu verſtehen ſollen. Ich weiß es nicht; drum ſagt es mir, lieber Herr, ſind dort auch ſchon Bisthümer für die vornehmen Herren in England und Pfründen und Sinecuren errichtet? Die ehrwürdigen und hochgeborenen Herren haben gar nicht Unrecht, wenn ſie darauf beſtehen, daß man in Ermangelung anderer Chriſten einſtweilen Irländer zur Bevölkerung hinſchickt, weil die doch einmal an die Lieferung des Zehntens und des Kirchenſchillings in den Seckel der fremden Geiſtlichkeit gewöhnt ſind.“

„Zügle Deine geſchwätzige Zunge, Kerl, und miſche Dich nicht in Angelegenheiten des Staats, die weit eher unſer einen angehen, und von denen Du grade ſo viel verſtehſt, wie Deine Muhme, die alte Peppy, vom Wahrſagen,“ fuhr der Farmer von Cheſnuthill auf.

„Wie Ihr meint, edler Herr,“ erwiederte Tim ganz in der Art eines guthmüthigen Narren. Und indem er ſich faſt bis auf den Sattelknopf niederbeugte, ſetzte er hinzu: „Die Zeit kommt wohl ein ander Mal, wo ich Ew. Edlen an das arme iriſche Volk erinnern darf, wenn Ihr mehr geneigt ſeid, Tim ein günſtiges Ohr zu leihen, als heute, da gewiß viel wichtigere Dinge das menſchenfreundliche Gemüth meines Herrn beſchäftigen.“

„Ja, ja, Pat! Tim wollt' ich ſagen,“ entgegnete Henderſon, von des Dieners Worten geſchmeichelt, nun etwas freundlicher, „noch ſind die Viſiten bei meinen Nachbarn nicht alle gemacht. Sir Newland und Mſtrs. Welch, die reiche junge Wittwe von Ferth, werden ſicherlich ſchon ihre eigenen Gedanken darüber haben.“

„Ja, ja, das werden ſie gewiß, lieber Herr, und nun noch die Maler und Tapezierer, Sattler und Modehändler, die ſich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend nach Robert Henderſon, Esquire, erkundigen und ihre Dienſte anbieten! Geſtern war auch Maſter Oxfürth zweimal da, um Euch ſeinen Gegenbeſuch zu machen. Ein nobler Gentleman, Sir! Sie kennen ja gewiß den ehemaligen Kammerdiener von Lord Rombler, ein weiſer Mann, der während der langen Reiſen ſeines Herrn, deſſen Rechnungen er führte, ein großes Vermögen erwarb und damit das ſchöne Grundſtück Laureldale ankaufte, nachdem er obendrein noch die ſchöne Kathy, der gnädigen Frau Garderobejungfer, als Hausfrau aus den Händen des gütigen Lords empfangen hatte."

„Schweig, Läſtermaul!" donnerte Henderſon; „Kaum biſt Du warm geworden in meinem Neſt, ſo iſt auch Deine Bosheit aufgethaut. Ich bitte mir Reſpect von Dir aus, nicht nur vor mir, ſondern auch für alle meine Freunde und Nachbarn."

Während der ſtolze Pächter fluchend im heftigen Aerger über den iriſchen Pat, wie er ihn jetzt wieder einmal über das andere nannte, davon ſprengte, trabte Tim Ruuthan gemächlich hinter her.

„Reite Du nur hin," ſagte er höhniſch lachend, — „Du entgehſt mir jetzt nicht mehr. Seit ich weiß, was Dir emporgeholfen und den ſtolzen Kildare von Dir abhängig gemacht hat, hab' ich Dich ſicher. Auch ich war dabei in jener Nacht. Deine Stunde wird kommen, wo Du Reſpect vor dem Beſitz-

Deines Knechtes haben wirſt, wenn Du einſiehſt, daß Dein dünkelhaftes Wiſſen nichts iſt vor Tim's iriſcher Schlauheit. Die Stunde wird kommen, wo Du ſammt dem Lord in meine Hand gegeben biſt. Dann freue Dich, Tim!" Er ſchlug eine helle Lache auf, ließ dann ſein Pferd mehr ausgreifen, um ſeinen Herrn einzuholen, der nach einem weiten Umkreiſe plötzlich wieder den Weg nach der Heideſchenke eingeſchlagen hatte.

Da er ſchnell in dem Augenblick, als jener vom Pferde ſtieg, den Zügel deſſelben ergriff und ehrerbietig nach des geſtrengen Herrn Befehlen fragte, ſo war der Groll des Mannes, deſſen ſchwache Seite der liſtige Burſche immer zur rechten Zeit zu benutzen verſtand, vergeſſen, und Peppy mußte ſeinem guten Kerl, wie er Tim nannte, zu ihrem ſtillen Aerger ein Glas vom Beſten reichen, noch ehe er ſelbſt im Hauſe eine Erfriſchung zu ſich genommen hatte. Tim aber machte ſich breit in dem Hauſe ſeiner Verwandten, deſſen Knecht er noch vor Kurzem geweſen war.

„Nun Alte," begann Henderſon — nachdem dieſe ihm zum Beweiſe, daß ſie recht wohl einen Unterſchied unter den Gäſten zu machen verſtehe, eine noch ungeöffnete Rumflaſche nebſt Waſſer und Zukker vor ihn hingeſetzt hatte; — „heute wirſt Du wohl Dein Schäfchen geſchoren haben! So lobt Dies, nicht wahr? Solch ein Tag bringt Dir mehr Pfund ein, als Du ſonſt Pence und Schillinge hier in Deinem Kaſten klingen hörteſt. Wie ich Dir heute ſchon ſagte, das muß öfter kommen. Bei Dutzenden müſſen die Schurken noch gehenkt werden, ehe man ſich ſeines ehrlich erworbenen Eigenthums in Ruhe erfreuen kann.“

„Davor mögen uns alle Heiligen bewahren!“ rief die Alte. „Ein Jeder ſtrebt nach Erwerb, er ſei auch, wer er wolle; Ihr ſelbſt habt ja das ſchöne Chesnuthill in Pacht genommen, und gewiß recht billig, nicht wahr, Sir? Aber glaubt mir's, Maſter Henderſon, lieber will ich doch Jahr aus, Jahr ein, den armen Leuten aus Dunmoore, wenn ſie hier vorbei nach Torf in die Heide fahren, einen kleinen für zwei Pence einſchenken und geduldig zuſehen, wenn ſie ihr eigenes Haferbrot dazu eſſen und ſtundenlang dabei ſitzen, ſich ihr Herzeleid klagend, als durch eine Veranlaſſung, wie heute, reich werden in wenig Tagen. O, Du mein Herrgott! ich hab's ſelbſt nicht geſehen, das Schreckliche. Aber Bobby und Nora und meine Enkel liefen hin, als die Leute hier fort waren. Der Junge iſt noch nicht wieder da, er wird wohl den Leichen den Liebesdienſt erwieſen haben, und was mir noch von Whisky übrig iſt, ſollen die Menſchen heute Abend zu einer rechtlichen Todtenwache haben. Es wird gewiß ein recht ſtattlicher Leichenzug werden, Herr! Nora aber hat mir erzählt, wie der Alte geweint hat um ſein Kind, den ſchönen Pat. Dunfoore hat nie geweint, Herr! Die Nora hat nicht mal das Ende abgewartet, und doch war des Weinens und Klagens kein Ende, und jetzt liegt ſie in Krämpfen, daß es einen Stein erbarmen möchte. Daraus mögt Ihr abnehmen, Maſter Henderſon, daß ſolch Geld keinen Segen bringt. Mich freut das eingenommene Geld nicht. Hab's all in einen Seckel gethan und will keinen Penny davon eher berühren, bis nicht der ehrwürdige Pater Auguſtin ſeinen Segen darüber geſprochen, und bis er zu Seelenmeſſen davon genommen hat, ſo viel dem heiligen Mann gut dünkt, damit Jenen im Himmel Friede werde und mir auf Erden kein Unheil aus dem Gelde erwachſe."

„Der Herr ſtärke Deinen ſchwachen Kopf, Alte! Nimm, wo Du kannſt, und erhalte, was Du haſt! Was kümmern Dich die Todten? Weißt Du noch, wie Du gedachteſt, mich in Schrecken zu ſetzen durch Deine Drohungen und Prophezeihungen? Sieh', Peppo, da hatteſt Du Dich gewaltig geirrt! O'Donnel ſitzt jetzt in der Hauptſtadt feſt und wird bald denſelben Weg gehen, wie Dunfoore, wenn auch nicht gerade hier! Und mit Mic Dahna wird man nicht viel Umſtände mehr machen, wenn er auch noch eine Zeitlang auf freien Füßen umher wandelt. Ich aber, Mütterchen, verfolge einen ganz andern Weg. Jetzt bin ich Farmer zu Chesnuthill. Wer weiß, ob nicht bald Squire von Greenlodge. Das allerliebſte Jagdſchloß an der Bantry-Bai hat mir gefallen; es liegt viel ſonniger und wonniger, als das einſame Chesnuthill in der wüſten, braunen Heide, wo man nur Füchſen und Kaninchen begegnet und ſelten ein gentiles Angeſicht erblickt."

„Ihr Squire von Greenlodge?!" rief die Wirthin erſtaunt und ſah ihn mit ſeltſamen Augen an. „Wenn ich Euch recht verſtanden habe, ſo ſagt mir doch, ich bitt' Euch ſehr, wie Ihr das anfangen wollt?"

„Nun, ich kaufe das Gut, alter Geiſt. Was haſt Du darüber zu ſtaunen?"

„Von wem aber kauft Ihr es, Sir?"

„Von der Regierung. Sir Lewis O'Donnel's Todesurtheil iſt ſchon ſo gut wie unterſchrieben und —"

„Wißt Ihr das gewiß, Maſter Henderſon?"

„Ich weiß es aus den beſtimmteſten Nachrichten, die darüber dem Lord Kildare aus Dublin zugegangen ſind und die mir ſein Vertrauen mitgetheilt hat."

„Ich zweifle dennoch daran, Guter. Aber wenn auch. Der Baronet hat Geſchwiſter, die ſeine Güter erben."

„Sprecht Ihr ſo? Wohlan, laßt ſehen! Ich grüß' in Euch Kildare's böſen Geiſt und Sir William O' Donnel's Rächer. Wie trefflich, daß Ihr den dort in Eure Dienſte genommen habt" — ſie deutete auf Tim. — „Wahrlich, das iſt Gottes Finger! Ihr gehört zuſammen, und Kildare iſt Euch verfallen. Aber noch hat ein Menſch eine größere Macht über den Lord, als Du, Pächter von Chesnuthill, eine dunkle, fürchterliche, zerſchmetternde Macht, die Dir unbekannt iſt. Zittre vor ihr; denn ſie droht auch Deinen tollkühnen, hochfahrenden Plänen Zerſtörung! Und dieſe Macht beſitzt ein Weib, und dieſes Weib — bin ich. Eure Nacht bricht plötzlich herein, wenn Ihr Mittag zu haben glaubt. Wehe, wer dann nicht Rechenſchaft dem Richter droben geben kann von ſeiner Hände Werk!" fügte ſie mit warnender Stimme hinzu und ſetzte ſich, ohne weiter ein Wort zu ſagen, auf ihren gewöhnlichen niedrigen Platz am Heerde nieder, wo ſie, das alte Haupt auf die Kniee geſtützt, bald in die Flammen ſtierte, bald mit dem Schüreiſen wunderliche Figuren in die Aſche zeichnete.

Sprachlos blickte Henderſon, der ſein tiefſtes Geheimniß plötzlich ſo ganz blosgegeben glaubte, eine Zeitlang auf die verſtummte Greiſin. Dann ſuchte er aus ſeiner mit vielen Goldſtücken gefüllten Börſe eine Krone heraus, warf die Münze, die weit mehr war, als ſeine Zeche betrug, auf den Tiſch und verließ das Haus, obgleich er ſeinem ehemaligen Herrn, dem Lord Werford, einen Beſuch zugedacht hatte, in einem ſo aufgeregten Zuſtande, daß die Verſtörung ſeiner Geſichtszüge ſelbſt Tim auffiel, als er ſeinem Herrn die Steigbügel zum Aufſitzen hielt.

Vierzehntes Kapitel.

Eine wichtige Entdeckung.

Kaum war der erſchrockene Pächter von Chesnuthill mit ſeinem Reitknecht fort, als ſich die Heideſchenke mit heimkehrenden Landleuten, Städtern, Matroſen und anderem Volk überfüllte, um dem vielbedauerten Dunfoore und Sohn ein nationales Todtenopfer zu bringen, und die Räume hallten wider vom Geklapper der Holzſchuhe und der Kampfprügel. Ein großer Theil der Volksmenge gedachte ſo lange auszuharren, bis die beiden Leichen, nach dem mildernden Urtheilsſpruch, vom Galgen genommen und nach Dunfoore's ehemaliger Wohnung gebracht werden ſollten, um ſie feierlich zu begleiten. Dieſe Ceremonie durfte jedoch nicht vor Sonnenuntergang ſtatt finden. Womit hätte man bis zu dieſer ſpäten Stunde die Zeit beſſer hinbringen können, als mit Trinken, des Irläntens Lieblingsbeſchäftigung? Den getauften Fäſſern der Mutter Peppy wurde noch einmal hart zugeſetzt und Dunfoore's Andenken manche flüſſige Lobrede gehalten.

Mitten im Gewühl erblickte Peppy den Pater O'Kelly, eilte auf ihn zu, küßte mit naſſem Auge den Zipfel ſeines Rocks und ſagte: „Gerade an Euch dachte meine Seele, hochwürdiger Herr; denn ſie verlangt ſehr, ſich mit Euch zu berathen über eine hochwichtige Sache."

„Was begehrſt Du von mir, Peppy, Leben?" fragte der Prieſter freundlich.

„Hier iſt kein Raum für meine Mittheilung und eben liegt der Obriſt, folgt mir in das Hinterhaus."

Der Geiſtliche willfahrte ihr, und Beide traten in den dunkeln Stall, der zu Tim's Krankenſtube gedient hatte.

Nachdem ſich die Wirthin verſichert hatte, von keiner Seite belauſcht zu werden, begann ſie mit einem Seufzer: „Gott und der heilige Patrik wiſſen es, wie betrübt meine Seele über die mir eben zugekommene Nachricht iſt!"

„Und was iſt's, Peppy, Gute, was Dich noch mehr ſchmerzen konnte, als Dunfoore's ſchmählicher Tod?"

„Daß man in Dublin damit umgeht, das Todesurtheil auch über unſern Sir Lewis auszuſprechen.“

„Das wolle Gott und alle Heiligen verhüten!“

„Genug, die Nachricht kommt von Lord Kildare und iſt deshalb mehr, als wahrſcheinlich. Mein Vertrauen, daß ihn die weißen Jungen aus der Hand ſeiner Feinde retten würden, hat den letzten Stoß erlitten. O’Neil, an den ich feſt glaube, iſt verſchollen; ich verlaſſe mich auf keinen mehr; und die dringendſte Nothwendigkeit gebietet nun uns ſelbſt, zur Rettung des jungen Herrn zu handeln.“

„Was willſt Du thun, Peppy?“

„Von uns verlangt der Himmel des Baronets Befreiung; wir haben die Mittel dazu, wir müſſen ſie benutzen.“

„Ich verſtehe Dich nicht, Peppy. Welche Mittel hätten wir, Sir O’Donnel der Gewalt der Regierung zu entziehen?“

„So will ich es Euch ſagen, Hochwürdiger. Wir müſſen den Lord Kildare zwingen, unſern lieben Herrn, den er ins Gefängniß gebracht hat, auch wieder daraus zu befreien. Haben wir nicht O’Donnel’s Brieftaſche, die bei Tim im Teufelsgrunde gefunden wurde? Haben wir nicht Tim ſelbſt? Haben wir endlich nicht Sally? Wozu hätten wir eine ſolche Reihe von Jahren dieſe Geheimniſſe bewahrt, als daß ihr Gebrauch uns zur rechten Stunde nicht von großem Nutzen ſein müßte. Die rechte Stunde iſt da; wir können nichts Größeres damit gewinnen, als O'Donnel's Leben und Freiheit."

„Vortrefflich, Peppy, Liebſte! Ich gebe Dir meinen Segen zu dieſem Unternehmen und werde Dir jegliche Unterſtützung angedeihen laſſen, die Du von meiner Seite bedürfen ſollteſt."

„Gut denn; ich bedarf Eurer Papiere über Tim's und Sally's Geburt, und das iſt, um was ich Euch anſpreche. Deshalb will ich Euch die Nora mit nach Bantry geben; ſiegelt Ihr die Documente ein. Morgen will ich mich damit zu Kildare nach Lindſayhall verfügen. Glaubt nicht, daß ich gleich davon Gebrauch machen will! Nicht doch! Peppy Toole iſt klüger. Zuerſt verſuch ich's mit dem kleinen Geſchütz, eh' ich das grobe anfahren laſſe, oder beſſer, ich ſuche meinen Mann von vorn herein durch blinden Lärm zu ſchrekken. Ihr kennt den Inhalt von O'Donnel's Brieftaſche und wißt, daß darin von ſehr wichtigen Papieren die Rede iſt, die Sally der Lady Eliſabeth überbringen ſollte und die in andrer Hand verderbenbringend für den Lord werden konnten. Tim's Sturz rührte eben von einem Kampfe mit Sally her, der er dieſe Papiere rauben wollte, jedenfalls, um ſie dem Lord zu übergeben. Nun war ich doch begierig, ob

Eliſabeth die Dokumente auch richtig empfangen habe. Als ich die Lady daher zum Obriſten Werford einlud, fragte ſie auch nach Tim's Befinden, und ich lenkte das Geſpräch auf die Dokumente. Sie erſchrak und fragte ſehr betreten: Weißt Du etwas von dieſen Schriften? — Ei freilich, verſetzte ich ſchlau, Alles weiß ich, welch großen Dienſt Sir Lewis Euerm Herrn Vater dadurch erwieſen, daß er Euch dieſe Sachen überſchickt. — Peppy, ſagte darauf Eliſabeth vertrauungsvoll, mein Vater darf jetzt noch nicht wiſſen, wie großmüthig der Baronet an ihm gehandelt. Ich warte die gelegene Zeit ab, um ihn davon in Kenntniß zu ſetzen. Laß Dir daher gegen Niemand etwas merken, daß Du von dieſen Papieren weißt. Ich verſprach ihr dies und entnahm daraus, daß ſie den Lord damit im Zügel halten wolle. Auch iſt mir aus ſeiner ſteten Unruhe klar geworden, daß ihn etwas drückt und ängſtiget. Wüßte er, daß Eliſabeth im Beſitz der Papiere iſt, er wäre ſicherlich ruhiger. Hört nun, wie ich mir den Plan entworfen habe, Hochwürdiger. Zuerſt zeig' ich dem Lord die Schreibtafel und ſuche ihm weiß zu machen, ich hätte auch die Papiere und würde ſie gegen ihn benutzen, wenn er O'Donnel nicht befreie. Schlägt dieſe Liſt fehl, ſo rück' ich mit Tim hervor und drohe, deſſen Anſprüche geltend zu machen und den Jungen, den er, was köſtlich in meinen Kram paßt, aus dem Schloſſe hat werfen laſſen, über den Hals zu ſchicken; und zieht auch dieſes Mittel nicht, dann enthüll' ich ihm ſchonungslos die furchtbare Schande ſeines Hauſes, dann martre ich ihn — und ich freue mich darauf — indem ich ihn überzeuge, und ſchmettre ihn mit der Drohung nieder, unſer Geheimniß öffentlich und Sally's Rechte geltend zu machen. Eh' er dies geſchehen läßt — dazu kenne ich ſeinen Stolz zu gut — verkauft er Lindſayhall, um O'Donnel zu befreien, ja ſtürmt er das Gefängniß mit eigner Hand und flieht mit ihm über den Kanal. Bei St. Patrik, wir haben ein Werkzeug, das ihm an die Wurzel des Lebens greift und ſie zerſchneidet, wenn wir wollen. Laßt uns aufſpielen, mein Vater! Lord Kildare muß nach unſerer Pfeife tanzen."

„Ich bewundre die Schlauheit Deines Plans," verſetzte der Prieſter, „und habe das beſte Vertrauen dazu. Hätteſt Du ihn mir früher enthüllt, wir hätten nicht nur O'Donnel, ſondern auch Dunfoore und deſſen Sohn gerettet."

„Erſt heute hat ihn Gott mir eingegeben, als der aufgeblaſene Pächter von Chesnuthill mir vorprahlte und die Nachricht von O'Donnel's Todesurtheil überbrachte. Da fuhren mir alle dieſe Gedanken, wie Leuchtkugeln, durch den Kopf! Bei Jeſus! es war der Herr ſelbſt, der mich erleuchtete. Dun=

foore's Tod hat er zugegeben, aber O'Donnel ſoll leben, alſo iſt ſein Wille."

„Amen! Des Herrn Wille geſchehe!" fügte der Prieſter mit gefalteten Händen hinzu. Eine Stunde ſpäter trug ihn ſein zahmer Gaul die Heide hinauf, und Nora trabte an ſeiner Seite. In derſelben Nacht noch kehrte die junge Wittwe zurück und legte das ihr vom Prieſter anvertraute Päckchen in ihrer Mutter Hand.

Am folgenden Morgen ſchickte Peppy einen ihrer Enkel nach Lindſayhall und ließ ſich erkundigen, ob der Lord zu Hauſe ſei, und da der Junge die Nachricht zurückbrachte, der geſtrenge Herr habe ſo eben ſein Pferd beſtiegen, um mit Gefolge auf die Jagd zu reiten, ſo ſah man Peppy Toole erſt gegen Abend in ihrem alten, abgetragenen blauen Tuchmantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, langſam über das Moor dem Park von Lindſayhall zuſchreiten. Als ſie ſich dort bei einem Knecht befragt, wohinaus der Lord heute jage, verfügte ſie ſich an das Monument Sir William O'Donnels auf dem Hügel, an deſſen Fuß der Weg vorüber führte, ſetzte ſich auf die Bank und überließ ſich ihren Betrachtungen. Darüber brach die Nacht herein, und die halbe Mondſcheibe ſtieg, ein Bild der Schwermuth, über die rauſchenden Föhren, die das Grab umgaben, empor und lächelte träumeriſch bitter auf die alte frierende Frau herab. Endlich unterbrach Pferdegetrab die Stille; Menſchenſtimmen wurden laut und Peppy huſchte in den Weg hinab, wo ſie ſich an einen lichten Platz, vom Monde beglänzt, wie eine Statue aufſtellte. Der Jagdzug kam heran, voran der Lord mit einigen Edelleuten aus der Nachbarſchaft, und mehrere ſeiner Pächter, worunter ſich Merries und Henderſon befanden; hinter drein die Knechte mit der Jagdbeute beladen; unter dieſen Tim Ruuthan. In dem Augenblicke, als Kildare vorüber reiten wollte, trat ihm Peppy in den Weg, ſo daß die Pferde ſcheuten, und ſprach mit erhabener, ſchier kreiſchender Stimme: „Mylord, ich habe Euch Dinge von großer Wichtigkeit zu ſagen. Steigt ab und gebt mir Gehör!“

Das Fluchen der Reiter, ſowie das Fragen, wer das unheimliche Weſen ſei, wer es wage, den Lord jetzt und auf dieſe Art anzureden, reihete ſich unmittelbar an Peppy's Worte; der Lord wußte wohl, wer die Sprecherin war, er hatte ſie an der Stimme erkannt.

„Es iſt die alte Hexe aus der Heideſchenke!“ rief Merries. „Zurück, ſag' ich Dir, Vettel, oder wir reiten Dich über den Haufen!“

„Ich erſuche Lord Kildare um ein Wort,“ ſagte ſie ruhig und griff in die Zügel ſeines Pferdes.

„So folge mir ins Schloß!" verſetzte er ſattſam befangen.

„Nicht doch! Es kann hier abgemacht werden. Folgt mir auf jenen Hügel, dort kann ich ungeſtört mit Euch reden. Laßt Eure Begleiter derweil hinreiten. Es iſt bald abgemacht. Wozu erſt ins Schloß gehen? Ich gehe nicht gern ins Schloß."

Zum größten Erſtaunen der Uebrigen, vorzüglich Hendersons, ſtieg Kildare — obgleich Flüche murmelnd — vom Pferde, übergab es einem der herbeigekommenen Knechte, befahl Allen, ſich nicht weiter aufzuhalten, und ſchickte ſich an, den Hügel zu erſteigen, den das Monument krönte. Von den Knechten blieb Tim beim Ritt durch den Park bald um einige Schritte zurück und ſprengte dann, von den Andern unbemerkt, durch einen Seitenweg.

Der Marmor des Grabſteins glänzte ſchauerlich weiß im Mondſchein; die Fichten neigten ihre düſtern Häupter, wie unwillig über den unheiligen Gaſt an dieſer heiligen Stätte und flüſterten grollend. Peppy ſtand ſich verſchnaufend an die eine Ecke des Grabmahls gelehnt und der Lord fröſtelnd vor ihr, vergeblich bemüht, ſich in eine unwirſche Stimmung zu ſchrauben, und in den Worten: „Nun, was ſoll's, Peppy, mit Deiner Zudringlichkeit?" ſein Inneres mehr als zu deutlich verrathend.

„Ich habe eine Bitte an Euch, geſtrenger Herr!“ begann ſie eintönig. „Ihr möchtet nämlich morgen oder in den nächſten Tagen nach Dublin reiſen und dort Sir Lewis O'Donnel, unſern Liebling, aus dem Gefängniß befreien, ſei es nun durch Euern Einfluß, ſei es durch Gewalt; mögt Ihr die Anklage niederſchlagen, ſeine Richter oder die Kerkermeiſter beſtechen, oder ſein Gefängniß ſtürmen, oder wie Ihr wollt. Die Art und Weiſe gilt mir gleich, wenn er nur frei wird.“

„Du redeſt im Irrſinn, Alte! Wie wäre das möglich?“

„Ich kannte dieſe Eure Antwort im Voraus. Deshalb wag' ich meine Bitte mit einigen Kleinigkeiten zu unterſtützen.“

Damit zog ſie eine rothſaffiane Brieftaſche unter dem Mantel hervor. „Dieſe Schreibtafel,“ fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, „gehört Sir Lewis O'Donnel, und es ſteht darin Mancherlei verzeichnet, was Euch angeht, Mylord. Da Ihr bei Nacht nicht leſen könnt, ſo will ich Euch das ſchöne Büchlein gern anvertrauen, damit Ihr Euch von der Wahrheit meiner Ausſagen überzeugen könnt. Ich bin ſchon verſichert, daß Ihr mir Sir O'Donnels, Eures lieben Taufpathen, Eigenthum, bald wieder zurückgebt. So werdet Ihr auch von ſehr wichtigen Papieren leſen, die allein Euch angehen, Mylord, und die gegen Euch benützt —"

„Wo ſind die Papiere? Wer hat ſie?" fragte Kildare mit erſterbender Stimme und hielt ſich an dem Steine an. Peppy ſah ihn wanken, ſah im Mondſtrahl ſein Geſicht mit fahler Bläſſe überzogen und fuhr fort: „Ihr könnt ſchon denken, Mylord, daß dem, welcher vom Baronet die Brieftaſche erhalten, auch jene Papiere nicht fehlen werden, und ich will Euch eben ſo wenig verhehlen, daß derſelbe, der mich eben an Euch abgeſchickt hat, ſtatt Eurer mit jenen Papieren nach Dublin reiſen wird, um den beſten Gebrauch für Sir Lewis davon zu machen, ſollte es Euch einfallen, die Reiſe unterlaſſen und mir meine menſchenfreundliche Bitte nicht gewähren zu wollen."

„Die Papiere!" kreiſchte Kildare. „Ich will ſie mit Gold aufwiegen. — Ich muß ſie haben — ich will den reich machen, der ſie mir ausliefert — hörſt Du, Peppy, ich muß ſie haben, oder Ihr ſollt zittern vor meiner fürchterlichen Rache; ich laß Euch Alle henken, wie geſtern Dunfoore und ſeinen Jungen."

„Oho, Mylord! ſprecht Ihr ſo? Der Vogel ſoll wohl anders ſingen. Nur durch O'Donnels Befreiung erwerbt Ihr Euch, wonach Ihr ſo heftig verlangt; nicht anders. Wir brauchen Euern Reichthum nicht, wir fürchten Eure Rache nicht. Zittert vor der unſern! Es ſteht ein Mann wider Euch, den wir zum Tiger machen können, wenn wir ihm dieſe Waffe gegen Euch in die Hand geben. Er iſt unbedeutend, unanſehnlich, ein elender Knecht, aber er wird, Euch gegenüber, zum gewaltigen Rieſen, der Euch mit Wolluſt zerſchmettert, erdrückt, vernichtet, der Euch mit Jubelgeſchrei zum Galgen führt. Ihr ſtarrt mich an, Eure Blicke fragen, wer doch dieſer Mächtige ſei? Ich will es Euch ſagen. Tim Ruuthan iſt's, den Ihr aus dem Schloſſe werfen und mit Hunden vom Hofe hetzen ließt, nachdem Ihr ihn zum Schurken und Verräther an ſeinen Verwandten und Freunden, an den edelſten Iren und am ganzen Vaterlande gemacht hattet. In dieſes kleinen Menſchen Bruſt iſt ein Berg von Rachezunder angehäuft; ein einziges glühendes Wort von mir hineingeſchleudert, wird eine tobende Feuersbrunſt erregen, die Euch ergreift und Euer Haus und Alles vernichtet. Auch dies Wort will ich Euch verrathen, Mylord! Es iſt: Du biſt Lord Kildare's Sohn! Ja, ſtaunt mich an! Tim iſt die Frucht Eurer unſeligen Leidenſchaft; Tim iſt Euer Sohn; ich kann's beweiſen. Und ſo wahr wie hier auf Sir William O' Donnels Aſche ſtehen, ſchwöre ich Euch, Euer Sohn Tim wird durch mich der Rächer des unſchuldig Ermordeten, wenn Ihr deſſen unſchuldig eingekerkerten Sohn nicht befreit!“

Ein gräßliches Hohngelächter, das ihr zur Seite erſcholl, ſchreckte Beide auf. Des Lords Augen rollten wie feurige Räder und quollen mit unwiderſtehlicher Gewalt aus ihren Höhlen; ſeine Haare ſträubten ſich zu Berge, ſeine Nägel gruben ſich in den Marmor des Monuments; denn hinter demſelben tauchte eine vom Mondſchein fahl übergoſſene Geſtalt auf, gleichſam als winde ſie ſich unter dem Steine empor. Der Lord glaubte im furchtbarſten Entſetzen, Sir Williams Geiſt vor ſich zu ſehen. Bald zwar belehrten ihn die Worte der Erſcheinung über ſeinen Irrthum, aber eben dieſe Worte waren am Wenigſten geeignet, ſeinen Schrecken zu vermindern; ſie gaben ihm eine andere Richtung.

„Ich grüß' Euch ſchönſtens, mein werther Vater!“ hohnlachte Tim's verzerrter Mund. „Ihr werdet Euer Söhnlein doch zum Erben von Lindſayhall machen? Nicht? Nun ſo werd' ich Euch mein Erbtheil auf andre Weiſe abzugewinnen wiſſen. Die Papiere, Muhme, die Papiere! Ich will Sir Lewis aus dem Gefängniß befreien, ich will Sir Williams Rächer werden. Ich ſchwör' Euch's beim allmächtigen Gott! O Muhme, Juwel, vollendet Euer Werk! liefert mir die Papiere aus!“

„Ungethüm! Teufelsſohn!“ ſchalt Peppy und ſchlug in gränzenloſer Wuth mit einem ihrer Holzſchuhe auf Tim los. Lachend entfloh dieſer; der Lord lag ohnmächtig am Monument und Peppy ſchlich aus dem Park über das Moor, ihrer Wohnung zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein edles Bündniß.

Miß Anna Reil hatte durch nichts vermocht werden können, Lindſayhall wieder zu verlaſſen, und der ſtille Haß, zwiſchen den beiden Favoritinnen des Lords war in offne Feindſeligkeiten ausgebrochen Beide beobachteten einander und bezahlten Spione im Hauſe, die jeden Schritt der Einen der Andern verriethen. Durch die ſchwergekränkte Anna erfuhr der Lord mehr als wahr und ihm lieb war von Margarets vertrautem Umgang mit Lord Werford; aber dieſe wußte ſich auf eine glänzende Weiſe an ihrer Feindin zu rächen, indem ſie dem Lord verrieth, daß Anna mehrere geheime Unterredungen mit Tim Ruuthan gehabt und ſich zur gemeinſamen Rache an ihm, dem Lord, und an ihr, Margaret, verbündet. Dieſe Nachricht, ihm erſt Tags nach der Scene am Monument Sir Wiltians O'Donnels überbracht, flößte ihm neuen, ungeheuern Schrecken ein. Die kleine Geſtalt des Reitknechts in Verbindung mit der racheſüchtigen Anna ragte wie ein rieſiges Geſpenſt drohend in ſein Leben herein; er ſchauderte beim Gedanken an ſeinen Sohn.

Am andern Morgen reiſte er nach Dublin ab, und die feindlichen Damen mußten ihn Beide begleiten, vielleicht hoffte er Beide auf gute Art los zu werden.

Kaum ſah ſich Eliſabeth allein im Schloſſe, als ſie freier zu athmen begann. Ihre zeither unter dem Druck ſchwerer Sorgen gebundene geiſtige Kraft regte die Flügel muthig. Sie begriff, daß ſie, einen Augenblick der Feſſeln ledig, handeln müſſe, und daß, um guten Erfolg zu erſtreben, dieſer Augenblick nicht zu verlieren ſei. Es war kaum in der nächſten Umgebung bekannt worden, daß der Lord und ſeine beiden Damen verreiſt ſeien, als auch ſchon Arme auf Lindſayhall ſich einfanden, um Eliſabeths engelgleiche Mildthätigkeit anzuſprechen, und einem jungen Mädchen, das für ihre alten arbeitsunfähigen Eltern Geſchenke empfing, trug Eliſabeth einen Weg nach Greenlodge auf, wohin ſie ihr einen Brief an Michaul Dahna übergab. Das dankbare Kind wäre für die gütige Lady noch zehnmal weiter gelaufen. In dem Briefe erſuchte Eliſabeth den Verwalter des O'Donnelſchen Gutes, ſich dieſen Abend beim Monument im Parke einzufinden, um mit ihr über die Angelegenheiten ſeines Herrn eine höchſt wichtige Rückſprache zu nehmen, ihr aber vorher durch die Ueberbringerin melden zu laſſen, ob er kommen wolle.

Das arme Mädchen war noch vor Nachts mit Dahna's Zuſage zurück und erhielt eine reiche Belohnung.

Mit Einbruch der Dämmerung entfernte Eliſabeth ihre Bedienung und behielt nur ihr Kammermädchen zurück, auf deſſen Treue ſie ſich verlaſſen konnte. Mit dieſer begab ſie ſich verhüllt nach dem Grabſtein. Mie war bereits an Ort und Stelle; er trat hinter dem Marmorblock hervor, um die Lady ehrerbietigſt zu begrüßen.

„Folge mir auf mein Zimmer,“ ſagte dieſe nach Erwiederung der Höflichkeit; „dort können wir uns ausſprechen und ſind vor Lauſchern ſicher.“

„Ihr habt über mich zu befehlen, Mylady,“ verſetzte der Mann und folgte.

„Mie,“ redete Eliſabeth, auf ihrem Zimmer angelangt, vertraulich zu ihrem Gegenüber, „Du kannſt errathen, was ich mit Dir über Sir Lewis O'Donnel zu reden habe. Seit der Stunde, wo ich ſeine Verhaftung erfuhr, wird meine Seele von banger Unruhe gemartert. Das zwiefache ungeheure Unglück, den edlen Baronet geſangen und meinen Vater ihm als Ankläger gegenüber zu ſehen, drohete mich zu überwältigen und zu vernichten. Aber in heißen Gebeten meiner ſchlafloſen Nächte hab' ich mich emporgerungen und bin Siegerin über mein Schickſal geworden. Klar und ſtrahlend wie eine Sonne iſt die Ueberzeugung in mir aufgeflammt, daß O'Donnel aus den Händen ſeiner Feinde gerettet, daß ich ſeine Retterin ſein muß. Ja, dieſe Wahrheit hat mich ſo durchdrungen, daß ich ſie als eine göttliche Sendung anſehe. Aber ich kann nicht allein handeln, ich bedarf meiner und ſeiner Freunde zur Unterſtützung. Niemand ſteht dem theuern Manne näher, als Du, mein Freund, und ich habe vor Ungeduld kaum den Augenblick erwarten können, der mir vergönnte, Dich ſicher vor Verrath zu ſehen und zu ſprechen. Mein Vater iſt nach Dublin, und auch die, die ich außer ihm zu fürchten habe, ſind fort; wir haben Raum zum Handeln."

„Gnädigſte Lady, haben Sie vielleicht ſchon einen Plan zur Befreiung Sir O'Donnels?" fragte Mic.

„Hunderterlei Pläne haben meinen Kopf durchkreuzt, doch haben mich Unruhe, Sorge und das raſtloſe Arbeiten meiner aufgereizten Phantaſie noch mit keinem ins Klare kommen laſſen. Ich bedarf auch dazu der ruhigen Berathung mit einem beſonnenen Manne.“

„Mein Schickſal gleicht dem Ihrigen, Mylady; auch meine Seele hat ſich mit nichts, als mit Sir Lewis's Befreiung beſchäftigt, auch ich habe Pläne gebaut und verworfen. Mir aber ſtand ein ruhiger, beſonnener und muthiger Mann bei, der Sir Lewis als wahrer Freund liebt und für das Wohl deſſelben gern eigne Vortheile opfert, ein Mann, der feſt entſchloſſen iſt, meinen unglücklichen Herrn zu retten, und der ſich gewiß ſehr freuen wird, ſich mit Ihnen zu gleichem Zweck verbinden zu können.“

„Und wer iſt dieſer Mann?“ fragte Eliſabeth haſtig.

„Kapitän Harry Howard.“

„Er war es ja, der O'Donnel gefangen nach Dublin führte.“

„Damals mußte er ſeiner dem Könige ſchuldigen Dienſtpflicht genügen; von dieſer hat er ſich jetzt losgeſagt, um die Pflichten der Freundſchaft zu erfüllen.“

„Ich kenne Kapitän Howard und hege Vertrauen zu ſeinem Charakter.“

„Er iſt ein höchſt edler Mann, Mylady, und Sir O'Donnels wärmſter Freund. Ich rathe Ihnen unbedingt, ſich mit ihm zu meines Gebieters Rettung zu verbinden."

„Dein Rath beſtärkt mich in jenem Vertrauen, in meinem Vorſatz. Willſt Du dem Hauptmann einen Brief von mir bringen und ihn einladen, zu mir zu kommen."

„Mit Vergnügen. Ich werde dann nicht nöthig haben, nach Bantry zu reiten. Ich traf dieſen Abend Kapitän Howard in der Heideſchenke, wo er dem Obriſt Wexford einen Beſuch machte und mit der alten Wirthin in einem lebhaften Verkehr ſtand. Er wollte bei Peppy Toole übernachten und trug mir ehrenvolle Grüße an Mylady auf."

„O, dann kannſt Du ihn gewiß vermögen, mir dieſen Abend noch die Ehre ſeines Beſuchs zu gönnen. Es liegt in unſerm beiderſeitigen Intereſſe, keinen Augenblick Zeit ungenützt vorbei fliegen zu laſſen. Die Seele glüht mir, mich mit Sir Harry Howard zu beſprechen."

„Ich eile, Ihre Befehle auszuführen, Mylady."

Eliſabeth warf ſchnell einige Zeilen auf das Papier und übergab ſie Mic, der ſich ſogleich damit entfernte.

Noch war keine Stunde vergangen, als ein Reiter in den Hof ſprengte und gleich darauf Kapitän

Howard in Eliſabeth's Zimmer trat. Nach der erſten Begrüßung wandte ſich die Unterhaltung natürlich ſogleich auf O'Donnel's Angelegenheit, und Howard fragte Miß Eliſabeth, ob ſie wirklich in den Beſitz der für ſie beſtimmten Papiere gekommen ſei.

„Ich bin's," verſetzte ſie; und mit einem unbeſchreiblich wehmüthigen Blick auf den Kapitän fügte ſie hinzu: „Und Sie ſind wahrſcheinlich mit dem Inhalt dieſer Papiere bekannt."

„So iſt's, Mylady, und ich will auch nicht läugnen, daß ich meinem Freunde O'Donnel jede mögliche Vorſtellung gemacht habe, dies ſein einziges Rettungsmittel nicht aus der Hand zu geben, ſondern zu benutzen. Vergebens! Sein edles Herz empörte ſich gegen den Freundesrath."

„Ich würde geneigt geweſen ſein, den Inhalt jener Papiere für eine Geburt meiner erhitzten Phantaſie zu halten, für Erzeugniſſe des Wahnſinns, welcher mich ob der von mir verlebten Schreckniſſe ergreifen konnte," ſagte Eliſabeth mit ſchmerzlicher Stimme, „wenn nicht jene todten Buchſtaben, je länger mein Blick auf ihnen weilte, wie drohende Geſpenſter vor mich hingetreten wären. O, ſie vollendeten das grauſige Werk meines Vaters, indem ſie ſich mir wie blutſaugende Vampyre ans Herz legen. Kapitän Howard! dies war zu ſchrecklich, ſchrecklicher, als Alles, was mein freudenleeres Leben getroffen und noch treffen kann. Das Herz wollte mir brechen, während jene Zeichen wie glühende Flammen mein Gehirn durchzuckten. Das Gefühl, welches ich ſorgſam für den Vater zu nähren bemüht war, erkaltete und ſtarb in jenem Augenblick dahin. Es entriß ſich mit einem gräßlichen Wehlaut der Bruſt, in der das Heiligſte zernichtet war. Zu welchem Zweck machte mich O'Donnel mit dem Schrecklichen bekannt? — Das hätte er mir erſparen ſollen. O Gott! es iſt doch fürchterlich, den Vater aus dem Herzen des einzigen Kindes zu reißen!"

„Dieſe Schreibtafel, Mylady, wird Ihnen Aufſchluß über die edle Abſicht meines unglücklichen Freundes geben," erwiederte Jener, indem er O'Donnel's Portefeuille hervorzog und ſie auf das von des Baronets Hand beſchriebene Blatt aufmerkſam machte. „Dieſe Brieftaſche wurde mit jenen Dokumenten an Sie abgeſchickt, gerieth aber durch des Hausknechts Tim Kampf mit O'Donnel's Botin in die Hände der Heideſchenkwirthin, von der ich das Portefeuille erſt heute Abend erhalten habe."

Eliſabeth erinnerte ſich an Sally's Klagen über den Verluſt der Brieftaſche und las:

„Betrachte, meine theure Eliſabeth, dieſe Papiere als mein Vermächtniß. Ich bin ſehr arm und doch hoffe ich, Dich unausſprechlich reich dadurch zu machen, indem ich Dir mit ſelbigen einen Vater wiederſchenke, der ſchon ſo gut wie verloren für Dich war. Leicht wäre es mir geweſen, mein Leben und meine Freiheit zu retten, wenn ich einen andern Gebrauch von dieſen Dokumenten gemacht hätte. Aber das Leben ohne Ehre iſt ein todter Körper, den Jeder flieht und verabſcheut. Nur durch Verrath, durch Verrath an Deinem Vater, Eliſabeth, alſo durch doppelte Schande und durch Deinen Fluch würde ich mir ein verächtliches Daſein erkaufen können.“

„In jener ſchmerzlichen Stunde, als wir uns nach langer Trennung zuerſt am Grabe meines Vaters wiederfanden, da blickten wir hinauf mit Hoffnung, mit feſter Zuverſicht auf jene beſſere Welt, wo einſt die verklärten Geiſter meines Vaters und Deiner gütigen Mutter ein Bündniß heiligen werden, dem hienieden kein Segen blüht. Wir ſchwuren uns Treue damals für das Leben, zu dem man nur durch den Tod eingeht.“

„So wie der Himmel dieſen Schwur vernommen hat, ſo hörte er auch ein andres, Dir geleiſtetes Gelübde. Es hieß: Keine Rache an Deinem Vater!

Während ich Dir jetzt ſein Leben und ſeine Ehre gleichſam als ein Vermächtniß übergebe, glaube ich Dir die ſicherſte Bürgſchaft meiner Liebe zu leiſten, die unermeßlich, wie jenes Reich der Hoffnung iſt, wo mit der Morgenröthe des neuen Lebens ewiger Frieden für die Seligen anbricht, die unter langen Schmerzen, doch ohne zu wanken, das Schickſal des Erdenpilgers erfüllt haben. Dein Vater iſt gerettet, Eliſabeth, und Lewis O'Donnel geht unter; aber er ſtirbt für ſeine Liebe und ſeine Ehre."

Erſchöpft lehnte ſich Eliſabeth im Divan zurück, als ſie dieſe Zeilen wiederholt geleſen hatte. Stürmiſch wogte ihr Buſen, auf welchem ſie die Schreibtafel, als das heiligſte Pfand, welches je ein Mann als Bürgſchaft für ſeine Liebe gab, verborgen hatte. In fieberhafter Gluth brannten die Wangen, welche kurz zuvor Todtenbläſſe überzogen hatte, und als erwarte ſie Rath und Hülfe von dem Manne, welcher der Ueberbringer der letzten Worte des Geliebten war, den ſich ihre erhitzte Phantaſie ſchon als einen Sterbenden darſtellte, hing ihr Auge flehend und forſchend an Howard, der, ſelbſt tief bewegt, die edle Geſtalt betrachtete, die der Schmerz zu zerſtören drohte.

„Kapitän Howard!" rief ſie, die bängliche Stille weniger Minuten plötzlich unterbrechend, aus. „würde es nicht der ſchrecklichſte Hohn auf die Schöpfung ſein, wenn eines ihrer vollkommenſten Weſen auf ſo grauſame Weiſe vertilgt werden ſollte? Alle die armſeligen Geſchöpfe, die ſich jetzt unterfangen, über O' Donnel zu richten, gewähren zuſammen nicht ſo viel Erhabenheit, ſo viel Seelengröße, wie ſich in jedem Worte, in jeder Handlung jenes ſeltenen Mannes ausdrücken. Bürgertugend nennen die Verblendeten, oder die, welche ſich ſelbſt abſichtlich zu täuſchen ſuchen, Hochverrath. Den Phokion möchten ſie zum Catilina machen, während ſie ſelbſt, wie römiſche Proconſuln, den Durſt nach Schätzen, die ihnen das eigene Vaterland verſagt, in fremden, der Knechtſchaft unterworfenen Landen zu ſtillen bemüht ſind und nach des Mannes Untergang trachten, der ſelbſt noch mit den Trümmern ſeines frühern Reichthums die Leiden ſeiner Mitbürger zu lindern ſucht und mit kühnem Muthe die Provinzen ſchützt, in denen ſie nach neuen Opfern umherſpähen."

„Giebt's denn kein Mittel, lieber Howard, kein einziges, den Mann zu retten, der mir theurer iſt, als mein eigenes Leben, vor deſſen Geiſt und Herzen ich mich in Demuth, wie vor einem Weſen höherer Art, beuge?"

„In der Hand Ihres Vaters, Mylady, liegt ſein Leben; der Erbfeind ſeines Hauſes iſt ſein Ankläger.

Schwer wird es ſein, den zu retten, den er dem Untergange ſchon deshalb geweiht zu haben ſcheint, weil er ihn, ſo lange er lebt, als ein drohendes Schreckbild fürchten wird,“ erwiederte Howard.

„Ja, ſchwer wird es ſein, denn wir müſſen einen Plan erſinnen, bei deſſen Ausführung mein Vater geſchont wird; die Tochter kann nicht gegen den Vater in die Schranken treten. Um dieſen aber an der Ausführung eines Verbrechens zu hindern, welches die Nachwelt mit Schauder erfüllen würde, während es jetzt in der Zeit der Leidenſchaften und des blinden Wahns vielleicht gar von einer Partei mit dem jetzt ſo zweideutigen Namen Bürgertugend belegt werden dürfte, werde ich Alles aufbieten. Michaul Dahna hat mir verrathen, daß Sie dieſelbe Abſicht haben. Wollen Sie mir beiſtehen, ſich mit mir vereinigen, Herr Rittmeiſter, den Mann, der auch Ihrem Herzen theuer iſt, zu retten?“ ſchloß ſie mit hoher Begeiſterung.

„Mein Leben iſt jedem Dienſt geweiht, den die Befreiung O'Donnel's erheiſcht,“ erwiederte Howard feurig. Ich habe deshalb ſchon meine Vorbereitungen getroffen, um mit freier Hand für den Freund handeln zu können, und damit auch kein Flecken auf meiner Ehre haftet, habe ich das Geſuch um meinen Abſchied eingereicht. Ich erwarte täglich die Entlaſſung aus einem Dienſt, der mir, ſo ehrenvoll ich es früher hielt, für Britannien's Ehr' und Ruhm zu kämpfen, jetzt um ſo gehäſſiger geworden iſt, ſeitdem wir als Schergen nur zur Unterdrückung eines Landes gebraucht werden, welches dieſelben Anſprüche auf Freiheit hat, wie das ſtolze Nachbarland. Nur noch wenige Tage Geduld, Miß Eliſabeth, ſo ſchwer Ihrem liebenden Herzen jeder Augenblick eines längern Zögerns auch werden mag! Sobald der Abſchied in meiner Hand liegt, kenne ich keine andre Pflicht, als die, welche Sie, mein edles Fräulein, mir auflegen."

„Indem ich das Bündniß mit Ihnen ſchließe, Kapitän Howard, zu deſſen Beſtätigung ich Ihnen hier im Angeſichte des Ewigen die Hand reiche," ſagte Eliſabeth mit feierlicher Stimme, „entſage ich in gewiſſer Hinſicht der Kindespflicht, ja ſelbſt dem Leben, um der zwiefach heiligen zu genügen, die mir gegen den Vater und gegen den Freund obliegt, nämlich des Erſtern Ehre zu bewahren und ihn von einem Verbrechen abzuhalten, und des Letztern Leben und Freiheit zu retten. Selbſt mein Ruf ſteht dabei auf dem Spiele. — Aber mit dem gefaßten Vorſatze iſt in mein Herz der hohe Gottesfrieden eingezogen, der mir die Kraft giebt, ſelbſt das Schwerſte, was der Himmel über mich verhängt haben mag, demüthig und ergeben zu ertragen, wenn es gilt, das zu ſühnen, was mein Vater am Hauſe O'Donnel verſchuldete. Selbſt mit ihrem Blut erkauft Kildare's Tochter willig O'Donnel's Leben." Howard, ergriffen von der heiligen Gluth des ſchönen, im Glanze himmliſcher Verklärung vor ihm ſtehenden Mädchens, ließ ſich auf ein Knie nieder und wiederholte den gegebenen Schwur, nicht eher zu ruhen, bis O'Donnel aus dem Kerker befreit wäre.

„Eilen Sie," bat Eliſabeth, „faſſen Sie keinen andern Gedanken jetzt, als den, welcher O'Donnel's Freiheit betrifft. In wenigen Tagen vielleicht kehrt der Vater von Dublin zurück. Vor ſeiner Rückkehr noch muß unſer Plan entſchieden und, beſſer noch, auch ausgeführt ſein. Verſichern Sie auch Ihrem Obriſten meine innige Theilnahme, ſagen Sie ihm, daß ich täglich den Himmel für ſeine baldige Herſtellung anflehe. Ich achte Lord Werford hoch, ſeitdem er O'Donnel's Charakter Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Das Rauhe ſeines Betragens ſchreckte mich früher ab; aber ich überzeuge mich täglich mehr, daß ſeine harte Schale einen köſtlichen Kern verbirgt, und ich zweifle nicht länger daran, daß tief im Innern des geraden Mannes die Mittel ruhen, wodurch er Jede meines Geſchlechts, die nicht, wie ich, mit unauflöslichen Banden an das Schickſal des edelſten Mannes geknüpft iſt, als Gattin beglücken wird." —

Howard verließ ſpät das Schloß, und Eliſabeth ging noch lange ſinnend durch ihre Gemächer, bis der Schlaf die Liebliche gewaltſam niederküßte, und der mitleidige Traumgott ſie zu dem Freunde führte, deſſen Schickſal ſo wunderbar in ihr ſtilles Leben eingriff.

Ende des zweiten Theils.

Verbeſſerungen
zum erſten Theile.

Seite 10 Zeile 2 von unten, ſtatt: „Siehſt Du, das iſt Sir William — lies: „Siehſt Du, das iſt Sir Lewis, der Sohn des Sir William.

Seite	8	Zeile	8 v. unten	ſtatt:	Roſenſchollen	lies:	Raſenſchollen.
•	42	•	12 v. •	•	abhengig	•	abgängig.
•	65	•	5 v. •	•	Nero	•	Nora.
•	83	•	2 v. •	•	ſteigern	•	ſteigen.
•	86	•	2 v. •	•	wirkliches	•	winkeliges.
•	103	•	10 v. •	•	auch	•	euch.
•	103	•	10 v. •	•	auf	•	und.
•	114	•	10 v. •	•	verübteſt	•	raubteſt.
•	167	•	5 v. •	•	ſprechen	•	ſprachen.
•	193	•	1 v. •	•	er hat nicab	•	aber hat nie.
•	220	•	8 v. oben	•	Beutſpecht	•	Buntſpecht.
•	220	•	8 v. unten	•	Arger	•	Aerger.
•	231	•	9 v. oben		iſt nach: und eh' — einzuſchalten: ich.		
•	239	•	1 v. oben	•	Tebby	•	Rob.
	[illegible]	•	11 v. unten	•	ein herzliches	•	im herzlichen.
	[illegible]	•	4 v. •	•	Pfarrhaus	•	Parkhaus.
•	[illegible]	•	9 v. oben	•	ſeſt	•	faſt.
•	27[illegible]	•	5 v. •	•	Leuth	•	Lauth.
•	278	•	13 v. unten	•	Sommerland	•	Jammerland.
	283	•	13 v. oben		iſt nach: Nachdem — einzuſchalten: er.		
•	297	•	4 v. •	•	des Gartens	•	der Grotte.

Die

Heideſchenke.

Iriſches Volksgemälde

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

Bunzlau, 1837.
Appun's Buchhandlung.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

Erſtes Kapitel.

Evans O'Neil.

Gleich einem Feenpalaſte ſchimmerte in glänzender Erleuchtung das Hotel des Kanzlers von Irland, und das blendende Licht, welches von den prachtvollen kryſtallenen und ſilbernen Kronleuchtern in Glanzſtrömen aus den hohen Fenſtern der endloſen Reihe von Gemächern fluthete, ließ deutlich die Umriſſe des Stephansplatzes, einer der Hauptzierden der iriſchen Metropolis, erkennen.

Die vornehmen Irländer der katholiſchen Confeſſion waren gewohnt, die Carnevalszeit, wenn auch nicht in Italien, dem eigentlichen Vaterlande dieſer Feſttage, doch in der Hauptſtadt des benachbarten Frankreichs zu verleben, wo die damit verbundenen Bälle und Aſſembleen in viel glänzenderem Style gefeiert wurden, als in Irland, deſſen Religionsconflikte ſchon ſeit längerer Zeit die harmloſen Freuden verſcheuchten, welcher ſich zu dieſer Zeit in den Ländern, wo die katholiſche Kirche die herrſchende iſt, Jeder ohne Unterſchied des Ranges, des Geſchlechts und des Alters hingiebt. Nun aber hatte der Krieg mit Frankreich jede öffentliche Verbindung zwiſchen beiden religionsverwandten Ländern aufgehoben. Je näher die Zeit des Faſchings gekommen war, deſto häufiger hatte man das wiederholte Bedauern derer vernommen, denen ihr Reichthum in frühern Jahren während dieſer Zeit Gelegenheit gegeben, im Auslande zu glänzen. Die edlen Roſſe, die jedem fürſtlichen Marſtalle zur Zierde gereichten, ſollten dieſes Mal nicht bewundert werden, und die Pracht der Steine, mit welchen geſchmückt die Gattin oder die ſtolze Tochter des Hauſes in Paris ſchon ſo oft gleich Fürſtinnen geglänzt hatten, ſtrahlten dieſes Mal ihr reines Feuer im dunkeln Sammt der ſie verbergenden Caſſetten vergebens aus. Da hatte plötzlich der ſchlaue Staatsmann, der keine Gelegenheit vorüber ließ, ſich die katholiſchen Notablen zugleich mit den proteſtantiſchen iriſchen Pairs zu verbinden, die erſten Familien der Hauptſtadt mit einer Einladung zum Maskenball überraſcht und, um dieſen ſo glänzend als möglich zu machen, keine Koſten geſcheut. Da er hinreichende Zeit gehabt, ſeine Vorbereitungen zu treffen, ſo fehlte Nichts, um dieſes Feſt zu einem der glänzendſten zu machen, welches man ſeit langer Zeit in Dublin geſehen.

Schon bewegte ſich eine zahlreiche Verſammlung prächtiger Masken in bunter Miſchung durch die hohen, im fürſtlichen Glanze ſtrahlenden, mit Orangenbäumen, Myrten und andern Gewächſen des ſüdlichen Himmels beſetzten Säle, und noch fortwährend drängten ſich im langen Zuge neue glänzende Equipagen durch die dichten Maſſen des Volks heran, welche den Palaſt, um die nie zuvor geſehene Pracht bewundernd anzuſtaunen, umlagert hielten.

„Beim Kreuze, Jerry, Honigherz!“ ſagte ein zerlumpter Kerl zu ſeinem Nachbar, der durch ſein ſtetes, in wunderlichen Worten ausgedrücktes Staunen ſich gar bald als ein Fremder in des Landes Hauptſtadt kund gab; „wenn wir das Geld hätten, was dieſer Witz heute Abend koſtet, Du und ich, wir hätten mit Weib und Kind genug davon für's ganze Leben.“

„Gevatter Kleinod!“ erwiederte Jener, „ſag' lieber, wir alle hier hätten ſo viel, um Murphys damit zu kaufen für's ganze Leben, auch ein Stück geräuchert Hammelfleiſch oder eine Schinkenſchnitte, denk' ich, ſollte Sonntags oder am St. Patrikstage noch davon abfallen und auch noch ein Schluck Bergthau um des Heiligen Wohl im Himmel zu trinken. He!

ſo glaub' ich, Gevatter, Herzensjuwel. Aber Jeſus, mein ſüßer Heiland! ſieh' Dir doch dort die prächtige Kutſche mit den Braunen! Wahrhaftig, 's iſt ſchwer zu ſagen, ob ihr kurzes Haar, oder das Silbergeſchirr darauf, am mehrſten glitzert und der Kerl vorn auf dem hohen Stuhl, wie er ſich ſpreizt unter ſeinem großen Treſſenhute! Ich bitte Dich, ſieh dort hinten den großen ſchwarzen Sack, den er am Kopf hängen hat. Sag' mir, Gevatter, was iſt das für ein mächtiger Herr?"

„Narr!" verſetzte der Andre, „'s iſt der Kutſcher des Lord Corrikferzus aus Antrim."

„Ach!" rief Jener, „dann möcht' ich erſt den Lord ſelbſt ſehen, der hat gewiß Kleider aus purem Gelde."

„Ich bitte Dich bei allen Heiligen," lachte der Andre unbändig, „laß Deiner Mutter Sohn ſeine Kartoffelfalle*) halten, die mit einer abſonderlichen Weite begabt, nur Dinge von ſich giebt, die den Gentlemen hier aus der Stadt nur zum öffentlichen Geſpötte dienen. Ihr Burſche vom Lande, vorzüglich Ihr aus Athlone, ſeid doch ſtrohdumm." –– Bei dieſen Worten war er bemüht, die ſchmutzigen Reſte eines Hemdes, welches das Gedränge etwas zu weit beim Ellenbogen ſeines abgeſchabten Rockes hervorgedrängt hatte, zu beſeitigen; dann fuhr er fort: „Den Stall ſollteſt Du erſt ſehen, mein honigſüßer Junge, in dem Mylords Pferde ſtehen! Krippen von Marmorſtein, die Raufe von hellpolirtem Stahl mit Meſſingknöpfen; es ſchimmert Alles drin, wie Silber und Gold. Und die Streu, die Nachts vom auserleſenſten Stroh — keine Diſtel darf drin ſein — oder von aufgezupftem Mooſe dem Vieh gemacht wird; wahrhaftig, Jerry, die iſt weicher und comfortabler, als unſre Brautbetten geweſen ſind.“

---

*) Witziger Name des Mundes, weil der gemeine Ire faſt nichts als Kartoffeln ißt.

„Ach, Gevatter Kleinod!“ rief der Landmann ſeufzend, „da möcht' ich wohl eine Zeitlang Lord Corrikſerzus Pferd ſein, um meine müden Knochen 'n mal recht ordentlich zu pflegen. Haben wir doch zu Haus ſeit vorigem Herbſt kein andres Lager gehabt, als die Binſen aus dem Moor, und weil ſie nur dünn eingekommen ſind, kannſt Du Dir's leicht denken, wieviel Spreu davon in ſechs Monaten noch übrig iſt. Die erſte Zeit hindurch hatte Jedes von uns Eheleuten noch ſein eignes Lager mit einigen Kindern unter 'ner wollnen Decke; ſeitdem aber der liebe Gott die Familie wieder um einen Kopf vermehrt hat, wie er's bei den armen Leuten, die er lieb hat, ſo gern thut, da haben wir Alles in einen Winkel zuſammengeſchleppt, damit das arme Weib die Winterkälte wenigſtens nicht allzuſehr fühle. Wir Andern aber liegen auf dem Fußboden während der Zeit in den Kleidern dicht nebeneinander. Die Kleinſten wickle ich freilich, das wirſt Du mir ſchon glauben, Gevatter, in einen alten Mantel ein. Aber genug hört' ich, wie die armen Würmer, die ſich feſt umſchlungen hielten, um ſich aneinander zu wärmen, vor Kälte mit den Zähnen klapperten, wie der Storch im Sommer auf dem Kirchendach, wenn mich ſelbſt die Sorge, woher ich meiner Sarah am nächſten Morgen eine warme Suppe verſchaffen könnte, die ganze Nacht nicht ſchlafen ließ.“

„Haſt ja doch eine Kuh, Mann,“ ſagte der Dubliner, der ihn mitleidig anhörte.

„Gehabt, Gevatter Honigherz!“ entgegnete der Athloner. „Sie gab ſchon nicht viel Milch mehr, weil das Futter zu Ende ging. Wenn der Milchzehnten davon war, blieb kaum ſoviel, als zum Frühſtück übrig. Die Abgaben war ich ſchuldig geblieben während des Wochenbetts. Denn wovon bezahlen, wenn man nicht einmal den Hunger ſtillen kann! Da haben ſie endlich die Gerichtsdiener geholt. Na! Glaub's nur, Gevatter, ſie werden nicht viel mehr draus löſen als für Haut und Knochen,“ ſetzte er trübſelig lächelnd hinzu.

„Ha! welch eine feige Seele ſtöhnt denn da Klagelieder bei dem ſchönen Glanz der Lichter, bei dem Prunk und Staat, der uns hier ſo luſtig umgiebt? 's iſt gewiß einer von den Lammfrommen*) aus der Provinz Oſtmeath!“ rief ein ſtämmiger Mann mit zerfetztem Geſicht, indem er mit in die Seite geſtemmten Armen vor den Sprechenden trat und ihn vom Kopf bis zur Zehe mit den flammenden Blicken ſeines einzigen Auges maß.

„Bei Athlone zu Haus in Antrim, Landsmann?“

„Bei Jeſus! ich dacht's mir wohl, oder aus der Königsgrafſchaft,“ entgegnete Jener finſter. „Ihr Schlafmützen laßt Euch das Fell über die Ohren ziehen und winſelt dabei, wie ein geſchlagener Hund; das iſt Alles. Greift zu, wie die Andern es machen, wenn die Kuh und der Galloway und zuletzt auch der Karren, den wir eine Zeitlang mit den eignen Händen, bis die Haut davon ging und endlich das Blut folgte, ins Torfmoor zogen, zum Teufel iſt. Wo nichts mehr iſt, da hat auch der König das Recht verloren. Vor Hunger hinterm Zaune ſterben müſſen, gleich dem heidniſchen Zigeuner, wie's jetzt Hunderten geſchieht, während das vornehme Volk hier praßt und ſich mit unſerm Schweiß und Blut mäſtet, wo ſteht das geſchrieben, frag' ich Dich, Mann? So will's der nicht da oben, der uns Alle aus gleichem Stoff geſchaffen hat und uns Alle auf gleiche Weiſe am Ende wieder in Staub verwandelt. Doch der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Keine Gnade, kein Mitleid bei denen dort!" — er deutete mit der Hand auf die erleuchteten Fenſter. — „Bei dem Erlöſer! da muß endlich auch dem Frömmſten die Geduld ausgehen. Drum noch einmal, ſag' ich, wozu das unnütze Heulen und Lamentiren?"

---

*) Die Provinzen Oſt- und Weſtmeath zeichnen ſich durch beſondre Loyalität, Ordnungsliebe und friedlichen Sinn vor allen andern Grafſchaften in Irland aus.

Es hatte ſich allmälig ein großer Kreis von Landleuten und Bürgern aus den niedern Klaſſen und Arbeitsleuten jeder Art um den Redner verſammelt, der eben nicht bemüht war, ſeine Worte vor den Ohren Andrer verborgen zu halten. Ein lautes Bravo tönte durch die Verſammlung. Schon hörte man hier und da Verwünſchungen auf die Orangemänner, als man ein ungewöhnliches Drängen im äußern Kreiſe des umherſtehenden Volkes wahrnahm.

„Platz da für Sr. Herrlichkeit! Gebt Raum für den Wagen des Lordſtatthalters, Ihr Leute! Nehmt Euch in Acht vor den Hufen der Pferde!" riefen einige voranſprengende Dragoner.

„Jetzt ruhig, meine braven Landsleute!" ermahnte der Redner, der kein Andrer war, als Evans O'Neil.

„Keine Unordnung, keine Gewalt! Man wird den geſtrengen Herrn dort zur Abänderung der Maßregeln zu bewegen ſuchen, welche neuerdings, um das Volk auf's Aeußerſte zu bringen, getroffen ſind. Noch Anderes, meine Freunde, was Manchem unter Euch lieb ſein wird, ſoll eheſtens vollbracht werden. Jetzt empfehle ich noch einmal Ruhe, bis Ihr weiter von mir hört. Ich hoffe, Ihr ſollt zufrieden ſein mit einem Manne, der ſein Leben für Eure Freiheit zu geben bereit iſt. Nun, Männer, macht Platz für des Vicekönigs Wagen!“ ſo ſprach der Einäugige im befehlenden Tone und Alles verſtummte.

Das Volk theilte ſich willig auseinander, und in einem prächtigen vierſpännigen Staatswagen mit vieler Vergoldung, buntem Schnitzwerk und großen Spiegelſcheiben, von einer glänzenden Dienerſchaft umgeben, fuhr der Mann, der damals faſt mit unumſchränkter Gewalt verſehen und mit demſelben Glanz umgeben war, wie der brittiſche König ſelbſt, langſam durch die Menſchenmenge, welche Kopf an Kopf ein langes Spalier bildete.

Beim Anblick der den Zug eröffnenden und ſchließenden Dragoner, deren Bekanntſchaft ſchon Mancher unter den Zuſchauern, ſowohl im Treffen bei Fairbridge als auch bei andern Gelegenheiten, gemacht hatte, ließ ſich hier und da das höhniſche Pfeifen vernehmen, womit ſie, ſobald ſie die Caſernen verließen, gewöhnlich begrüßt wurden. Jedoch der rauſchende Tuſch, welchen Pauken und Trompeten der Ankunft des Vicekönigs entgegenſchmetterten, ſowie der ceremonioſe Empfang des hohen Gaſtes am Portale des Palaſtes, lenkte die Aufmerkſamkeit des Volks bald wieder auf das glänzende Hotel, wo ſich jetzt erſt das eigentliche Leben entwickelte.

Alles, was Pracht und Luxus je erſinnen konnte, ſchien hier auf einem Punkte in den Prunkzimmern des Lord-Kanzlers zuſammengedrängt. Die Buffets ſtrahlten den Schimmer goldener und ſilberner Geſchirre und brachen faſt, gleich den in den verſchiedenen Erholungszimmern aufgeſtellten Tafeln, unter der Laſt der edelſten Weinſorten und der auserleſenſten Leckereien. Schaaren von reichbetreßten Dienern waren bereit, die leiſeſten Wünſche der Gäſte zu befriedigen, und ein Meer der feinſten Wohlgerüche erfüllte ſie berauſchend zugleich mit den Zaubertönen einer lieblichen Muſik, die bald vom brauſenden Allegro zum ſchmelzenden Adagio überging, bald aus den Molltönen der Polonaiſe zu dem Scherzando des Reels oder des Contretanzes wechſelnd hüpfte.

Der aufmerkſame Feſtgeber ſowohl, als auch der Lord-Statthalter ſelbſt, boten Alles auf, die Freuden des Feſtes zu erhöhen und durch mehr als gewöhnliche

Herablaſſung und Freundlichkeit eine gleichmäßige heitere Stimmung in der Geſellſchaft hervorzurufen, und ſie wurden in dieſem ſchönen Beſtreben von all den vornehmen Iren unterſtützt, die ſonſt die Carnevalsfreuden in Frankreich oder Italien zu genießen gewohnt geweſen waren. Zudem iſt des Iren flüſſigeres Blut und ſeine Beweglichkeit geeignet, ſich mit Leichtigkeit in andern, als die ihm eigenthümlichen und nationellen Formen zu bewegen, während der Engländer in allen Verhältniſſen der ſtolze, egoiſtiſche, langweilig-phlegmatiſche Sohn John-Bulls bleibt. Der Carneval iſt endlich auch nur ein ächter Sohn des katholiſchen Kultus, und nur der ſüdeuropäiſche Katholik verſteht ſeiner recht froh zu werden. Ein üppiger Weinſtock iſt der Carneval, belaſtet und bekränzt mit Trauben, ſtrotzend vom feurigen Blut, aber es iſt das Blut Chriſti, das in ihnen kocht, es ſind die Thränen Chriſti*), die ſie weinen, und der Weinſtock, der dieſes Blut und dieſe Thränen erzeugt, wurzelt allein im Boden jener Kirche, die, ein prächtig grüner, blumen- und waldreicher Veſuv über Meer und Land gen Himmel aufragt und glühende Andacht, Flammenſäulen, in die Wolken ausſtrahlt, und glühende Leidenſchaft, verderbliche Lavaſtröme, über die Erde ausgepreßt. Doch nur unter Neapels reinem Himmel haben die Lacrymae Chriſti ihre wahre Bedeutung, nur dort reißt ihr Genuß zu jener hochbegeiſterten ſinnlichen Schwärmerei, zu jener aufſprudelnden ſchwärmeriſchen Sinnlichkeit hin, die beide dem Nordländer ewig fremd bleiben.

---

*) Lacrymae Christi.

So war denn auch die Maskenblume des Lord-Kanzlers nur eine gemachte Blume. Die ſtolzen Engländer, die geſpreizten Töchter Albions hatten ſich wohl in Masken geſteckt, aber es blieben eben nur Masken; kalt und langweilig bewegten ſich dieſe mit Brillanten überladenen Damen durch die Säle, ohne der entfalteten Pracht einen Blick zu ſchenken, und man ſah nur angeputzte Automaten, die ſich im geregelten Schritt fortſchieben, oder gar ſtehen und ſitzen blieben. Dieſer tödtende Geiſt wirkte auch auf die Irländer, und endlich hörte man nur ſelten ein leisgeflüſtertes vertrauliches Wort, ein lautes aber gar nicht mehr. Gleich dem dichten Nebel des Landes legte ſich ein unheimliches Gefühl über alle Herzen, und eine düſtre ſchwere Ahnung befaßte die Gemüther. Es war, als ob ein finſtrer Dämon die Freude unter ſeinem eiſernen Fußtritt niederhalte, und wie auch rauſchende Muſik erſchallte, wie man auch an den luculliſch beſetzten Tafeln ſchwelgte: Irlands böſes Schickſal lag wie ein herzdrückender Alp, ein blutſaugender Incubus, über dieſen Räumen.

Der Lord-Statthalter hatte ſich die Maske eines altrömiſchen Feldherrn gewählt, eines Conſul in der purpurgeſtreiften Toga praetexta, unter welcher eine prächtige geſtickte Tunika hervorſah; ein Helm zierte ſein Haupt. Die Hand auf den Feldherrnſtab geſtützt, ſtand er an einem der Buffets, die in verſchiedenen Zimmern eingerichtet waren, und blickte, ſelbſt ſtill und nachdenklich geworden, in ein vor ihm ſtehendes geleertes Glas: da nahete ihm, der ſich der Maske entledigt, ein koſtbar gekleideter Grieche in Pallium und Chlamys, nahm ebenfalls die Maske ab — und Lord Kildare ſtand Lord Corhampton gegenüber.

Nach der erſten ceremoniöſen Begrüßung redete der Erſtere auf den Letztern leiſe doch eindringlich hinein: „Mein theurer Lord, ich kann nicht umhin, Ihnen meine Bitte noch einmal vorzutragen und um ſo nachdrücklicher ans Herz zu legen, da ich wirklich entſchloſſen bin, mich nicht von Ihnen abweiſen zu laſſen. Heute, am Feſte der Freude, ſehen Sie Sir Lewis O'Donnels Angelegenheit, die ich zur meinigen gemacht habe, gewiß in einem ganz andern Lichte an, und Sie werden jetzt weniger ſchwierig ſein, mir ſeine Freilaſſung zu bewilligen.“

Der Statthalter hatte die buſchigen Brauen finſter zuſammengezogen und erwiederte ernſt, faſt im Tone der Entrüſtung: „Mylord, Sie werden mir immer unbegreiflicher! In der That, es gehört viel dazu, mich noch einmal mit dieſer wunderlichen Bitte anzugehen, nachdem ich mich ſo beſtimmt gegen Sie erklärt habe. Warlich, nur Ihr Stand hält mich ab, Ihr Benehmen beim rechten Namen zu nennen, Lord Kildare!"

„Selbſt auf die Gefahr hin, Ihren Zorn zu reizen, muß ich Sie erinnern, daß es Ihr eigner Vortheil und der unſers gnädigſten Königs und aller hier betheiligten Engländer iſt, wenn Sie ungeſäumt, dieſen Abend noch, meine Bitte erfüllen," ſagte Kildare mit Angſtſchweiß auf der Stirn.

„Ich glaube gar, Sie wollen mir drohen! Wiſſen Sie, mit wem Sie reden, Mylord! Mit des Königs Statthalter, der die Macht hat, jede Unbill zu beſtrafen, ſie ſei von welcher Art ſie wolle."

„Gerade weil ich weiß, welches Amt Sie bekleiden, lege ich Ihnen dieſe Sache ſo dringend ans Herz. Gerade weil ich weiß, daß der König in dieſem Falle begnadigen würde, verlange ich dieſe Begnadigung von Ihnen, ſeinem Statthalter."

„Soll ich Sie noch einmal daran erinnern, daß Sie Sir Lewis O'Donnels Ankläger ſind, daß ich allein durch Ihre Denunciation von den ſtaatsverrätheriſchen Umtrieben dieſes jungen Mannes in Kenntniß geſetzt wurde, daß Sie Alles aufboten, um Jenen zu verderben, und die Motive Ihrer dahin bezüglichen Handlungen mir keineswegs aus Ihrem Patriotismus allein hervorzugehen ſchienen? Sie haben Ihr Ziel erreicht; O'Donnel harrt ſeinem Urtheilsſpruch entgegen, und da er nichts zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen weiß, ſo wird ſein Haupt fallen, wie das aller Verräther. Was wollen Sie nun mit Ihrer Bitte um Freigebung des Verbrechers, die gar nicht in meiner Macht ſteht, da O'Donnel dem Geſetze verfallen iſt? Regt ſich etwa Ihr Gewiſſen, Mylord?"

„Mögen meine Motive ſein, welche ſie wollen," verſetzte Kildare zitternd und mit wahrer Todesangſt, ich habe die Ueberzeugung, daß ich meinem Vaterlande diene, und ich frage Sie deshalb, iſt dies Ihr letztes Wort, Excellenz?"

„Es iſt's! Und ich werde niemals meine Worte und Handlungen durch Andre beſtimmen laſſen."

„So mögen Sie die Folgen davon ſich ſelbſt zuſchreiben!" rief Kildare in höchſter Erbitterung ſich vergeſſend und ſelbſt nicht wiſſend, was er mit dieſen Worten geſagt hatte, und entfernte ſich.

Der Vicekönig ſah ihm mit bedenklicher Miene lange nach, und wandte ſich dann wieder zu dem Büſſe. Da trat ein ſchlichter Matroſe an ihn heran und flüſterte ihm zu: „Um Gotteswillen, Excellenz, werfen Sie dieſe Maske ab und verhüllen Sie Ihr Geſicht! Sonſt droht Ihrem Leben unausweichlicher Untergang. Denken Sie an das Schickſal des Königs von Schweden auf dem Maskenball. Die Maske hinweg! Sie ſind ſonſt verloren, wie er es war. Hören Sie meine Warnung nicht gleichgültig an, Excellenz, wie jener König ſich vergeblich warnen ließ!“

„Wer biſt Du, Matroſe? Deine Stimme klingt mir bekannt; von wem kommt die Warnung?“

„Von demſelben Sir Lewis O'Donnel, deſſen Haupt Sie ſo eben dem Schwerte der Gerechtigkeit verfallen erklärten.“

„Ach, Maſter Laing, der mir den Warnbrief überbrachte!“ ſagte der Vicekönig überraſcht; doch der Matroſe war im Gewühl der Masken verſchwunden. Unwillkührlich brachte Lord Cerhampton die drohenden Aeußerungen Kildare's und dieſe Warnung mit einander in Verbindung; ein ahnungsvoller Schauer erfaßte ſeine Seele, und er war eben im Begriff, ſich zu entfernen, als ein hoher Ritter in ſpaniſcher Tracht auf ihn zuſchritt und ihm nach den Gebräuchen des Südländers ſeine Ehrfurcht bezeugte. Lord Cerhampton fühlte das unheimliche Gefühl, das ſich ſeiner bemächtigt, bei der Anrede dieſes Ritters vermehrt.“

„Mylord,“ ſagte dieſer, „mein Vaterland iſt Neapel. Dort wird auch der Carneval geboren, dort ſprudelt die Freude aus dem Becher, wie ein heißer Waſſerſtrahl aus der Erde hervorbricht. Ich bin gekommen, Ihnen die Carnevalsfreude zu bringen, die noch in dieſen Sälen fehlt. Wohl ſeh' ich ſchöne Masken hier, aber die ſteife, engliſche Gentry guckt überall durch, und nur Erin's Söhne tummeln ſich im fröhlichen Tanz, oder ſtreifen, ſich und noch mehr die hölzernen Goddam's neckend, umher; aber ihre Ungebundenheit verliert ſich unter dem Druck engliſchen Stolzes. Wohlan, es ſoll anders werden, und der tolle Jubel meines Vaterlandes dieſe Räume durchhallen.“

Er winkte mit dem in ſeiner Hand befindlichen Stabe, und augenblicklich öffneten ſich die Flügelthüren des großen Saales, und ein Zug neapolitaniſcher Fiſcher in ihrer höchſt maleriſchen Tracht bewegte ſich paarweiſe herein. Die Männer trugen die Attribute ihres Standes, die Frauen hatten zierliche Körbe mit Südfrüchten am Arm, die ſie, durch die Zimmer wandelnd, an die Anweſenden verſchenkten. Am Vicekönig vorüberſchreitend, verneigten ſie ſich, und eine hervortretende, hohe Frau überreichte ihm ſtumm einen blutrothen Granatapfel. Dann ſtellten ſie ſich zu einem neapolitaniſchen Contretanz an, den ſie in luſtian Sprüngen unter Jauchzen und der Begleitung des Tamburins, des Triangels und Schellengeläutes glücklich nachahmten. Wirklich war mit ihrem Erſcheinen ein regeres Leben fühlbar geworden; Alles drängte ſich um ſie, und muntre Scherze flogen von ihnen aus durch den Saal.

„Wie gefällt Ihnen der Zauber, den ich hervorgerufen, Mylord?“ fragte der Ritter den Vicekönig.

„Wir können Ihnen nur verbunden ſein. Sie ſelbſt ſcheinen von größerer Luſt durchdrungen, ſeit Sie Ihre Landsleute um ſich ſehen. Es iſt wahr, am Fuße des Veſuvs verſteht man das Leben beſſer zu genießen, als auf dieſer kalten Inſel.“

„Nicht das iſt's, Mylord, bei Gott nicht! weshalb die Freude hier nicht hauſen will. Der Grund liegt anderswo, liegt tiefer; denn der Menſch iſt überall der Freude zugethan, und die Geſelligkeit iſt wahrlich keine der geringſten Tugenden des Iren. Aber der Stolz des Despoten verachtet es in der Regel, ſich mit ſeinen Sklaven zu freuen; wenigſtens öffentlich nicht. Auch iſt es nicht die uns hier umgebende Pracht, die die Feier des Carnevals unter dem glücklichen italieniſchen Himmel erhöht, ſondern weil Lebensgenuß dort ein Gemeingut und nicht, wie hier, ein Vorrecht privilegirter Stände iſt. In Italien, Mylord, bereitet man Feſte, daß ſich die Großen des

Landes zugleich mit dem Volke freuen. Wer könnte ſich hier freuen, wenn er zu dieſem todten Prunk ſich durch einen Haufen von Bettlern drängen muß, auf deren Geſichtern das Elend ſeine ſcharfen Züge eingegraben hat!“ —

Der Statthalter warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Ritter; der Granatapfel wurde zur glühenden Kohle in ſeiner Hand, und mit zitternder Stimme verſetzte er: „Sie nehmen einen Umſtand zu ernſt, Chevalier, der nun einmal nicht zu ändern iſt und durch altes Recht und Herkommen — ich läugne es indeß nicht — etwas ſehr hart auf dem iriſchen Volke laſtet. Aber ſehen Sie doch, wie maleriſch jenes pantomimiſche Ballet! welche ausdrucksvolle Geſten! Aber man kömmt auf Sie zu, es gilt Ihnen. — — — Nun, wie wird das enden? ſagte der Statthalter betroffen zu ſich ſelbſt, als die Marinari und die jungen Mädchen den Neapolitaner unter ſo ſprechenden Geberden umringten, wie ſie jenem Volke eigen ſind, wenn es über etwas ſeinen Unwillen verräth. Doch dieſer trat mit aller Würde des angenommenen Standes unter ſie und wieß ſie mit gebieteriſchen Zeichen zurück. Beſänftigt, wie es ſchien, ſetzten ſie ihre frühern Tänze fort. Der Ritter trat ſogleich wieder zum Statthalter und ſchien ihn nicht verlaſſen zu wollen. Verlegen ſagte dieſer: „In der That, Monſignore, die Scene war rein hiſtoriſch aus Ihres Landes Vorzeit.“

„Nur Maſaniello fehlt noch, Mylord,“ verſetzte der Ritter ſcharf betont.

Ein jäher Schreck durchzuckte Corhampton; doch er wollte ſich keine Blöße geben und eilte deshalb nach der Thüre des nächſten Zimmers. Ein neues, im Saale entſtehendes Geräuſch zog ſeine Blicke rückwärts; ſie hafteten auf einem breitſchultrigen Manne von mehr als gewöhnlicher Größe, der in einem ſaubern Seemannsanzuge, mit lang herabhängender, rother Beutelmütze und blutrother Scherpe, ſo wie ſie die neapolitaniſchen Marinari tragen, mit einem eben ſo maskirten Gefolge hinter ſich, hereintrat, und indem er ſich ſchnell durch die ihn freudig umringende, vor ihm eingetretene Fiſchergeſellſchaft Bahn brach, gerade durch den Saal ſchritt.

In demſelben Augenblick verſchwand der Statthalter durch die Zimmerthüre und ſtürmte mit beflügeltem Schritt durch die erleuchteten Räume. An einem Buffet gewahrte er im Vorübergehn einen ſeiner Subalternen, einen guten, friedliebenden Geſchäftsmann, der ſich hier an Speis und Trank gütlich that.

„Maſter Lingsborn!“ redete ihn Lord Corhampton haſtig an, und ehrerbietig ſtand der Mann, Befehle erwartend; „folgen Sie mir in jenes Cabinet!“ Der Speiſende war ihm auf der Ferſe.

„Geben Sie mir eilig Ihre Eremitenkutte, Ihren Hut, Ihren Stab, Ihre Larve!“ herrſchte der Machthaber und ſchleuderte die Toga und den Helm von ſich. „Bedienen Sie ſich meinetwegen meiner Maskenkleidung!“ Und zwei Minuten darauf ſtand der Vicekönig verwandelt unter der Menge. — Doch auch Mr. Lingsborn hatte ſich, theils aus Neugierde, theils aus Bedürfniß, in die conſulariſche Maske geworfen und erſchien mit vorgenommener Larve, wie im großen Saal geſetzlich geboten war, in der Nähe der Marinari. Kaum hatte er ſich gezeigt, als der hohe ſtarke, zuletzt angekommene Mann ſeine Rechte gebieteriſch ausſtreckte und dadurch die Schritte ſeiner Umgebung hemmte. An Maſter Lingsborn herantretend, ſagte er: „Auf ein Wort, Maske!“ und deutete auf ein in ſeiner Linken liegendes, zuſammengefaltetes Papier, faßte ihn am Arm und zog ihn in das Zimmer, deſſen Thüre ſogleich geräuſchlos verſchloſſen und von den übrigen Fiſchern beſetzt wurde.

Mit verſchränkten Armen ſchritt ganz in der Nähe derſelben der neapolitaniſche Ritter auf und ab, während ein Theil der Geſellſchaft neugierig dem Ausgange dieſer ſeltſamen Scene entgegenſah.

Weiter unten im Saale war der Tanz unter dem jüngern Theile der Geſellſchaft nicht unterbrochen worden. Eben ſo wenig hatten die ältern Herrn, welche in entferntern Zimmern, von der läſtigen Maske befreit, Entſchädigung für die Langeweile im Becher oder im Spiele ſuchten, die leiſeſte Ahnung von dem eintretenden Intermezzo, da ſie die rauſchenden Töne der Muſik ohne Unterbrechung vernahmen.

Auch die in der Nähe verlieſen ſich zum Theil, da ſie eben nichts Beſonders ſich ereignen ſahen; Andre reiheten ſich um die Neapolitaner, die einen neuen, anmuthigen Tanz begannen.

Lord Kildare hatte unterdeſſen zwei Masken aufgeſucht, die ihn erwartet zu haben ſchienen und ſich mit demſelben in eins der entlegenſten Zimmer begaben. Dort nahmen alle Drei in der Niſche eines Fenſters Platz. Die beiden Männer demaskirten ſich, und James Morrles und Robert Henderſon ſchälten ſich aus der Verpuppung.

„Jedes Wort iſt vergebens, meine Freunde,“ ſagte der Lord; „ich habe Alles verſucht, was ein Mann meines Standes, ohne ſich etwas zu vergeben, thun kann, und es iſt mir nicht gelungen, meinem Ziele nur einen Schritt näher zu kommen. Jetzt bleiben uns nur Liſt und Gewalt übrig. Haſt Du bereits Verkehrungen getroffen, James?“

„Der Gefangenwärter iſt zu gewinnen, Mylord,“ verſetzte Morries. „Hat man ihm ein hübſches Sümmchen in die Hand gedrückt, ſo wird er nichts dagegen haben, wenn ein Haufe Volks das Gefängniß ſtürmt und Sir Lewis befreit. Doch das iſt Bedingung, daß er überfallen wird. Die Thüren will er dann öffnen.“

„Wohlan, hier iſt Geld für den Gefangenwärter! Uebergieb es ihm, James. Und Sie, Robert Henderſon, nehmen dieſen Beutel, miſchen ſich unter das Geſindel, das unten vor dem Hauſe lungert und mit neidiſch gierigen Augen nach den Fenſtern heraufſchaut, leſen ſich ein Paar Duzend ſtämmige Kerle mit guten Knitteln heraus, gehen mit ihnen in eine Kneipe, laſſen ihnen Whisky und Porter einſchenken, ſo viel ſie trinken wollen, und machen Sie mit dem Plane bekannt, Sir Lewis O'Donnel aus dem Gefängniß zu befreien. Dann theilen Sie das Geld unter ſie aus. Dies Volk iſt immer bei der Hand, wenn es gilt, der Regierung einen Schlag zu verſetzen, und O'Donnel iſt ja der Götze alles Bettelvolks in Irland. Führen Sie ſie gegen Mitternacht, wenn hier Alles betrunken ſein wird, nach dem Gefängniß, befreien Sie den Baronet und verlaſſen Sie ſogleich auf ſchnellen Roſſen die Hauptſtadt mit ihm. Von Lindſayhall führen Sie ihn in die Heideſchenke hinüber und liefern ihn der alten Peppr aus. Haben Sie verſtanden?"

„Verſtanden wohl, Mylord, aber begriffen nicht. Das begreif' auch ein Andrer! Die alte Hexe in der Heideſchenke hat doch Recht, und ich fange an, weit mehr Reſpect vor ihr zu bekommen."

„Schweigen Sie!" ſagte der Lord pikirt, „und erhöhen Sie meinen großen Verdruß nicht noch durch unnütze Anmerkungen. Lewis O'Donnel iſt mein Feind und wird es ewig bleiben; ich haſſe ihn, wie keinen Menſchen weiter, und doch muß ich ihn retten. Schlimm genug für einen Mann, wie ich, daß er durch Verhältniſſe genöthigt iſt, das zu thun, was ſeinem Willen und ſeinen Neigungen ſchnurſtracks entgegenläuft. Doch die Verhältniſſe beherrſchen mich jetzt tyranniſch, und es iſt Lebensklugheit, ſich ihnen zu fügen und dadurch Zeit und Gelegenheit zu erlangen, ſie unter die Füße zu treten und über alle Hinderniſſe triumphirend endlich aus dem Streite hervorzugehen. Auch dieſe Stunde wird ſchlagen, deß getröſt' ich mich. Jetzt geht, meine Freunde, und beſorgt, was Noth iſt; ich verlaſſe mich auf Euch, wie immer."

Henderſon ging kopfſchüttelnd, Morris lächelnd, und der Lord trat wohlvermummt ſeinen Rückzug nach dem Saal an, gerieth aber von der andern Seite in das Zimmer, welches der ſtarke Seemann vorn verſchloſſen hatte. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr Kildare. In der Dämmerung — denn die meiſten Lichter waren ausgelöſcht — ſah er einen Mann röchelnd und ſtöhnend in einem Stuhle liegen, den er an der Maske für den Statthalter erkannte, und ihm entgegen trat ohne Maske, mit kalter Miene, einen blutigen Dolch in der Hand ſchwingend, der fürchterliche Evans O'Neil. Kildare taumelte zurück, als erblicke er ein Geſpenſt, die Maske entfiel ſeinem Geſicht, und der einäugige Seemann erkannte auch ihn.

„Willkommen jetzt auch zu meinem Feſte, Mylord!" donnerte er dem Zagenden entgegen. „Hier liegt das Haupt gefällt, der Beſchützer der Blutſauger vergießt ſein eignes Blut! Dank's für dies Mal dem Engel, Eurer Tochter, daß Ihr nicht nachfolgt auf der Reiſe, die er anzutreten im Begriff iſt." Und den Lord grimmig bei der Bruſt packend, ſchleuderte er den nur ſchwach Widerſtrebenden mit Rieſenſtärke zu den Füßen des bleichen, blutenden Mannes.

Evans riß die Thüre auf und ſchritt majeſtätiſch hinaus. „Es iſt geſchehen." rief er mit flammendem Auge dem Ritter zu und dieſer nahm die Maske vom Geſicht. Es war der geächtete Leſlie. „Ich grüße Dich, Irlands Maſaniello!" jauchzte er dem Lootſen zu, und alle die Marinari riefen: „Wir begrüßen Dich, Maſaniello!" In einem Nu waren die Geſichter frei, und mit Entſetzen erkannten die Uebrigen wilde Blicke und Züge aus den Vorſtädten und dem Haſen. O'Neil trat mitten unter ſie und rief, ſeinen Dolch vorzeigend: „Verkündet jetzt unſern Landsleuten in den entfernten Theilen der Stadt, daß ich das Werk, welches ich Irland gelobte und meiner Rache, vollbracht habe. Der Statthalter iſt von meiner Hand gefallen!“ — Ein gräßlicher Schrei löste die ſtarre Feſſel der Furcht und des Erſtaunens, in welche die Verſammlung geſchlagen war. Kalt ſah ſich der Redner im Kreiſe um, dann fuhr er fort: „Eilt an den Haſen, führt die Tauſende heran, die dort ſowie in den Kirchſpielen der Vorſtädte nur auf dieſe Nachricht warten, um zu unſerer Unterſtützung heranzuziehen. Dann laßt uns die Gefangenen aus dem Kerker befreien und vor allen ihn, den treueſten Sohn Erins, und ihn als das neue Oberhaupt des Vaterlands begrüßen. Denn Ordnung, ihr Männer, verſteht mich recht, muß ſein! Ein Schiff ohne Steuer kann dem geringſten Luftſtoße nicht widerſtehen; eben ſo wenig könnt Ihr beim beſten Willen Euch ſelbſt regieren! Nie hab' ich's gern geſehen, wenn mehr als ein Koch am Bord wirthſchaftete. Doch hatte ich's immer am liebſten, wenn's ein Landmann war, der uns mit einfacher iriſcher Koſt bewirthete. Ich gönne Roaſt-Beef und Plumbbudding den Engländern. Uns laſſe man nur unſre Kartoffeln, und wenn's ſein kann, ein Schinkenſchnittchen am Feſttag. Aber den eignen Koch, nicht hundert, die in den Topf gucken, das Fett abſchöpfen und uns nur das Waſſer laſſen! Dafür, Kinder, will ich nun jetzt ſorgen."

Ein donnerndes Lebehoch ſeiner Gefährten, welches von einer zahlloſen Volksmenge von der Straße herauf erwidert wurde, folgte dieſer einfachen Rede, wodurch O'Neil in wenigen Worten Irlands politiſches Glaubensbekenntniß öffentlich abgelegt hatte, welches auch dem kurzſichtigſten ſeiner Landsleute begreiflich war. Dann warfen ſie die Masken von ſich und eilten jubelnd hinaus, nun nach allen Seiten hin den beginnenden Aufſtand zu verkündigen. Von der Straße herauf, wo das Geſchrei: „Der Vicekönig iſt ermordet!" wie geflügelte Drachenbrut nach allen Winden flog, drängte ſich die rohe Maſſe in den Saal. Hier ein gräßliches Chaos aller Töne und Stimmen, Ausrufungen der Angſt, des Schreckens, der Verzweiflung, der rohe Jubel gemeiner Leidenſchaften, die jeder Feſſel entbunden, bacchantiſch umherraſen, Fluchen, Toben, Lachen, Jauchzen, Weinen und Geheul, dabei ein Drängen und Treiben, ein Fluthen und Vorwärtsſtreben in den Sälen und Zimmern, hinaus, hinein. Verſchwunden war die todte Steifheit, aber das Leben, das plötzlich erwacht war, hatte das Grauſen in ſeinem Gefolge.

Ein Theil der Gäſte ſuchte in wilder Unordnung, die jetzt entſtehende allgemeine Verwirrung zur Flucht benutzend, zu entkommen; Manchen gelang es, Vielen nicht. Einige der Entſchloſſendſten, mit zurückgekehrter Beſonnenheit die Gefahr erkennend, welche ihnen zugleich mit der Stadt drohete, wenn nicht auch von ihrer Seite ſo raſch als von der ihrer Gegner gehandelt würde, unter ihnen auch der Lord-Canzler, benutzten den Augenblick, als Evans unter die Verſchwornen trat, um in das Zimmer zu dringen. Dort umkreisten ſie ſchnell den Schwerverwundeten, aber ihr Erſtaunen überſtieg alle Gränzen, als ſie wahrnahmen, es ſei nicht der Lord-Statthalter, den ihr Schrecken beklagte. Der Lord-Canzler wollte dieſe höchſt überraſchende und freudige Entdeckung eben mit lauter Stimme bekannt machen, als er ſich von einem Eremiten am Arme zurückgehalten fühlte. „Keine Voreiligkeit, mein Freund!“ flüſterte dieſer und Lord Corhampton wurde leicht an der Stimme erkannt.

„Sobald Sie dem wüthenden Volke verrathen, daß ich es nicht bin, der hier in ſeinem Blute ſchwimmt, ſind wir Alle den Dolchen dieſer Mörder verfallen. Keiner wird lebend dieſen Räumen entkommen. Laſſen Sie alſo den tollen Meuterhauſen bei dem Wahne, Irlands Oberhaupt ſei gefallen, und geben Sie ihm immerhin Ihre Wein- und Speiſevorräthe Preis. Das iſt das beſte Mittel, den Aufſtand zu dämpfen, uns aber laſſen Sie auf ſchleunige Flucht aus Ihrem Hauſe denken!“ Und zu den Uebrigen ſich wendend, die ihn auch erkannt hatten, fuhr er leiſe fort: „Gelingt es Euch, meine Freunde, mich ſicher in meinen Palaſt zu geleiten, dann nehmt mein Wort darauf, daß ich die ganze Revolte durch kräftige Maßregeln noch dieſe Nacht unterdrücken werde. Ich kenne das Volk, das keine Stütze hat, als ſich ſelbſt. Es unterliegt dem entſchloſſenen Widerſtand, aber er muß raſch und kräftig ſein!“

Neuer Muth erfüllte die Umſtehenden. In der Mitte einiger ſeiner Adjutanten floh Corhampton, vom beſonnenen Hauswirth ſelbſt geleitet und in unſcheinbare Mäntel gehüllt, über eine düſtre Gallerie, und im nächſten Augenblick hatten ſie ſchon den Hof auf einer kaum bemerkbaren Hintertreppe am Ende derſelben erreicht. Die wenigen hier brennenden Lichter, ſowie die Laternen wurden ausgelöſcht, und ſo gelang es mit Hülfe eines von des Canzlers Dienern, der mit allen Winkelgaſſen genau bekannt war, ungefährdet zu entkommen, da das Volk, welches jetzt in Maſſen, wie ein tobender Waldſtrom gegen das Hotel heranzog, im erſten Augenblicke nur die Hauptgänge zu demſelben im Auge behielt.

Auf dieſelbe Weiſe war es dem Hauswirth gelungen, noch viele Damen in Sicherheit zu bringen. Schrecklich war dagegen das Loos vieler Andern, die in der Verwirrung den einzigen Ausweg entweder nicht fanden, oder von den furchtſamen, ohne alles Zartgefühl nur auf die eigne Rettung bedachten Männern davon zurückgedrängt wurden, als der wüthende Pöbel, von O'Neil vergeblich zurückgehalten, die breiten Treppen in wilder Flucht heraufſtürmte, und gleich Raubbienen in die glänzenden Zimmer und Säle eindrang.

Ein Theil deſſelben nahm unter raſendem Jubel Platz an den ſervirten Tafeln, und die zurückgebliebenen Herren wurden unter Mißhandlungen gezwungen, ſie zu bedienen. Andre ſtürzten im Fluge das erſte beſte ihrem Blick ſich darbietende Getränk hinunter, berauſchten ſich und nöthigten die zitternden Muſikanten den iriſchen Volkstanz zu ſpielen. Da ſchallten die Säle von wildem Gelärm: „Nora Erina!*) Nora Erina! und bald ſpielte die Muſik den beliebteſten aller iriſchen Volkstänze und das bacchantiſche

---

*) Name des Tanzes.

Chor begleitete das betäubende Geklapper der Holzſchuhe brüllend:

„Tanze hübſch, meine Nora Erina!
Tanze leicht zu, meine Nora Erina!
Nora, Nora!
Laß mich Deine Lippen koſten.
Hab's gewonnen!
Meiner Seele Abgott biſt Du,
Nora Erina!“

Die halbbewußtloſen Damen wurden mit karrikirter Courtoiſie zum Tanz aufgefordert, mit Gewalt herbeigezogen und im wilden Taumel umhergeſchwenkt, bis ſie ohnmächtig niederſanken und dann vom ſchnell erwachten, dem Iren eigenthümlichen Mitleid auf den nächſten Divan getragen wurden. Vom Tanze ſtürzte der ſelige Burſche wieder zum Wein und bald hatte er, den ihm unbekannten Kräften des feurigen Getränks erliegend, neben dem bewußtloſen Gegenſtand ſeiner Ausgelaſſenheit und Gutmüthigkeit, in demſelben phyſiſchen Zuſtande Platz gefunden.

Der Vicekönig hatte Recht gehabt. Vergebens donnerte O'Neil dem tollen Haufen Befehle zu, vergebens ſchlug Leßlie mit Knitteln drein; verzweifelt ſahen Beide koſtbare Zeit verſtreichen: der immer dichter hereindringende Pöbel gefiel ſich nur im Verwüſten und Schlemmen. Niemand hörte auf Befehle, Niemand auf Drohungen, Niemand auf Ermahnungen; es war eine gräßliche Verwirrung.

Zertrümmert und auch des geringſten Schattens ihrer frühern Pracht und Anmuth beraubt, ſtanden nach einer Stunde die ſchönen Säle und Zimmer, deren Ausſchmückung für das Feſt allein ſo viele Tauſende gekoſtet hatte, deren Zauber der Gegenſtand der Bewunderung bei den Gäſten und der des Neides in den Augen des gaffenden Volks geweſen war.

Da, als es nichts mehr zu zerſchlagen, nichts mehr zu verzehren gab, gelang es O'Neil und Leſlie und den übrigen Häuptern der Verſchwörung, einen Theil des wüſten Haufens aus ſeinem Taumel zu wecken und von dannen zu führen.

Schon tobten die Gräuel des Aufruhrs, wie ein herannahender Gewitterſturm über die weite Stadt hin und ſchreckten die ruhigen Bewohner aus dem friedlichen Schlummer empor; ſchon ertönte das Heulen der Glocken, das Wuthgeſchrei des Volks, das immer raſcher ſich folgende Gewehrfeuer, als der kühne Seemann, der den Muth ſeiner Landsleute nach der eignen, aller Leidenſchaft baaren Beſonnenheit überſchätzt hatte, im Stande war, einige regelmäßig geordnete Haufen gegen die Caſernen und den Palaſt des Vicekönigs zu führen; hier ertönte plötzlich der Ruf: „Der Stadthalter iſt nicht todt! Er lebt und ſteht an der Spitze der Truppen!“ Dieſe Nachricht brachte einen paniſchen Schrecken unter den Empörern hervor.

„Es iſt nicht wahr, Lieblinge!“ ſchrie O'Neil, „ich habe gut getroffen; er iſt von meiner Hand gefallen.“ Aber immer lauter krachten Schüſſe, immer toller wurde der Lärm.

„Folgt mir, Landsleute!“ donnerte Evans wieder, auf's Aeußerſte gebracht, „folgt mir, Euern König aus dem Kerker zu befreuen. Er wird Euch zum Siege führen. Es lebe Lewis O'Donnel, König von Irland!“

„O'Donnel, König von Irland für immer!“ brüllte das Volk und ſtürzte dem Lootſen nach.

„Sally und Irland!“ ſchrie Leßlie, „das iſt unſer Kampfwort!“

„Sally und Irland!“ riefen hundert Stimmen.

„O'Donnel König!“ raſten hundert andre, und ſo wälzte ſich der furchtbar angewachſene Haufe dem Staatsgefängniß zu.

Zweites Kapitel.

Lewis für immer!

Nicht Evans O'Neil allein hatte den Abend des großen Maskenballs mit ſeinen Freunden zur Ausführung eines langgehegten Planes erſehen; ſeine Tochter hatte mit den Ihrigen daſſelbe gethan. Aber Sally's und ihrer Freunde Plan war, wenn auch nicht minder gefährlich als der ihres Vaters, doch weit friedlicherer Natur. Unvermerkt hatte ſie ſich aus dem maskirten Gefolge Leßlie's entfernt und war raſch nach dem Hafen geeilt, ſchnellfüßig, wie ein Thier der Berge. Dort fand ſie an einem vorherbeſtimmten Orte den alten John Boyle und verweilte in langem Geſpräch mit ihm. Der Lootſe wiſchte ſich mehrmals die Augen und ſchluchzte endlich: „Was thäte man Dir nicht zu Liebe, Juwel! Eine kleine Hexe biſt Du, die mich bereden könnte, meinem Gott untreu zu werden, geſchweige mir ſelbſt. Es ſoll Alles bereit ſein, Goldherz, und mein Kutter zu Deiner Verfügung ſtehen. Meine Burſche werden mit einem Boot auf Dich lauern dort an der äußerſten Ecke des Kai's und das Erkennungszeichen, das Dir ſogleich Aufnahme verſchaffen wird, ſei: Lewis für immer!"

„Lewis für immer!" rief das Mädchen begeiſtert aus und ließ eine Thräne des Danks auf die derbe Hand des Greiſes fallen. Dann entfernte ſie ſich eben ſo ſchnell, wie ſie gekommen war, und ſuchte in einer abgelegenen Straße ein Haus auf, das ihr auf dreimaliges Anklopfen vorſichtig geöffnet wurde. Howard und Michaul Dahna traten ihr entgegen. „Haſt Du Deinen Auftrag beſorgt?" fragte der Erſtere.

„So iſt's, werther Sir. Borle's Schiff ſteht bereit; Alles iſt beſtens angeordnet. Es koſtete mir Mühe, den alten Mann für unſern Zweck zu gewinnen; aber nun, da er mir ſein Wort gegeben, können wir Häuſer darauf bauen. Laßt uns aufbrechen, Ihr Herrn, die Zeit verrinnt und eine tobende Unruhe treibt mich zur Eile."

„Noch können wir nicht gehen," erwiederte Howard. „Mr. Laing iſt noch nicht da. Er ließ ſich nicht davon abbringen, den Maskenball erſt zu beſuchen, um ſich zu überzeugen, daß dort Alles richtig und wir ganz ſicher ſeien. Einſtweilen ſtecke Dich in dieſe Kleider." Mit dieſen Worten reichte er ihr eine vollſtändige Uniform der Oſtmeath-Miliz, eines Corps, das wegen ſeiner der Regierung ergebenen Geſinnung in der Hauptſtadt lag und überall gebraucht wurde, wenn es galt, gegen Volksintereſſen anzukämpfen. Howard und Michaul Dabna waren ſelbſt in dieſe Uniform gekleidet. Sally verſchwand in einer an das Zimmer gränzenden Kammer und trat bald darauf als ſchmucker Soldat heraus.

„Du mußt als Unterofficier neben her gehen," ſagte Howard, ſie mit Wohlgefallen betrachtend, „da Du das Exercitium nicht gelernt haſt. Wärſt Du nicht ſo ſchnell auf und davon gelaufen und hätteſt erſt hübſch abgewartet, ob Tim Ruuthan auch wirklich todt ſei, ſo konnteſt Du jetzt die Muskete eben ſo geſchickt handhaben, wie Miß Eliſabeth."

„Laſſen Sie mich nur machen, Sir," verſetzte Sally. „Ich werde mich trotz meiner Unkenntniß nicht zum ungeſchickteſten benehmen."

Ein abermaliges Klopfen an der Thür nach dem verabredeten Zeichen unterbrach das Geſpräch. Michaul horchte vorſichtig hinaus und öffnete, ſobald er ſich überzeugt hatte, daß der Einlaßbegehrende niemand anders ſei, als der erwartete Laing. Hereingetreten, grüßte dieſer flüchtig, warf den Mantel ab und ſtand in den Maskenkleidern als Matroſe vor den

Freunden, die ihn mit Vorwürfen über ſein langes Ausbleiben empfingen.

„Hört mich an!“ rief er, „welch eine wichtige Entdeckung ich gemacht und welch herrlichen Plan ich darauf gebaut habe!“ Und mit geflügelten Worten erzählte er den Staunenden die belauſchte Unterredung zwiſchen Lord Kildare und dem Statthalter auf dem Maskenball. Allen war Kildare's Benehmen ganz unerklärlich, und da Keiner der Anweſenden ihm etwas Gutes zutraute, ſo erſchöpften ſie ſich in Muthmaßungen, welche neue Bosheit der ſeltſamen dringenden Bitte des Lords wohl zum Grunde liegen möchte.

„Sei dem nun, wie ihm wolle,“ fuhr Laing fort; „das uns ſo räthſelhafte Begehren Kildare's muß uns ein Sporn ſein, unſer Vorhaben ſo raſch als möglich auszuführen; denn glaublicher Maßen wäre es um Sir Lewis Leben geſchehen, wenn er in die Hände ſeines Feindes fiele. Auf die dem Statthalter trotzig ins Geſicht geworfene Drohung Kildare's habe ich den Plan gegründet, uns beim Gefängnißwärter für eine Inſpection der Wachen und Gefängniſſe auf Befehl des Lordlieutenants auszugeben, weil verlautet, daß Lord Kildare eine Verſchwörung zur Befreiung des Sir Lewis O'Donnel im Sinne habe. Mich müßte alles täuſchen, wenn der ſchlaue durchtriebene Lord nicht bereits Vorkehrungen zur Erlangung ſeines Zwecks getroffen hätte. Dadurch erlangen wir den Vortheil einer völligen Sicherheit, die uns erſt fehlte, und brauchen nicht zur Gewalt zu ſchreiten."

„Bei Jeſus!" rief Howard, „Sie haben Recht, Freund. Sie wiſſen die Umſtände zu benutzen. Dann nützt uns aber der früher angefertigte Befehl nicht."

„Wir ſchreiben ſchnell einen andern," antwortete Laing. „Glauben Sie, ich hätte mich wochenlang bemüht, Dokumente mit des Lordlieutenants Unterſchrift zuſammen zu bringen und die letztere ſo täuſchend als möglich nachzuahmen, um es ſogleich wieder zu verlernen? Schnell Papier, Dinte und Feder her! Mic, Du ſchreibſt den Befehl flüchtig, ich werde ihn Dir in die Feder ſagen; ich verfertige die Unterſchrift, und alſo wohl gerüſtet bieten wir unſre Mannſchaft auf. Die friſche Schrift gedeiht uns überdies zur größern Beglaubigung."

Die Worte wandelten ſich raſch zur That; während des Dictirens kleidete ſich Laing ebenfalls in eine Uniform, und als er mit beiden fertig war, verließen ſie, in Mäntel gehüllt, ihren Aufenthalt und marſchirten leiſe durch die ſtille Nacht in die Nähe des Trinity-Colleges. Das alte prächtige Gebäude, theilweiſe ſchon unter der Regierung des zweiten Eduard erbaut, erhob ſeine ſchwarzen Mauern unheimlich in die Nacht empor. Es diente als Staatsgefängniß für politiſche Verbrecher. Nicht weit davon iſt der Fluß, und der Hafen nur einige Flintenſchüſſe entfernt. Die ſeltſamen Soldaten bogen in ein Seitengäßchen und blieben endlich horchend vor einem kleinen Hauſe ſtehen. Dann ſchlug Michaul dreimal kaum hörbar mit dem Klopfer auf die Meſſingplatte an der Hausthür, die, als hätte man längſt darauf gewartet, augenblicklich geöffnet wurde. Sie traten hinein. Das kleine Zimmer war voller Soldaten, alle in die Farben des Regiments gekleidet, deſſen Uniform auch die Neuangekommenen trugen. Ein junger ſchmächtiger Sergeant trat ihnen mit den Worten entgegen: „Endlich! Gott ſei gelobt! Die Angſt hat mich faſt umgebracht, als Minute um Minute verſtrich. Jede dehnte ſich mir zu einer martervollen Ewigkeit aus. Es iſt doch kein Hinderniß in den Weg gekommen?“

„Im Gegentheil, ein köſtlicher Vortheil, Mylady,“ verſetzte Howard, und machte Miß Eliſabeth und die Uebrigen — Andy Dahna, mehrere Diener O’Donnels, und Bewohner Dunmoore’s und benachbarter Dörfer, lauter weiße Jungen und dem Baronet mit leidenſchaftlicher Treue ergeben — mit dem neuen Plane bekannt. Eliſabeth wußte ihres Vaters Benehmen ſo wenig zu erklären, wie die Andern; doch auch ſie vermutheten nichts Gutes.

„Schnell alſo!“ rief ſie entſchloſſen, „macht Euch fertig, meine Freunde!" Alle griffen nach ihren Hüten und Gewehren. In wenigen Augenblicken war das Haus leer und auf der Straße ein Piquet von dreißig Soldaten, wohlbewaffnet, in zwei Gliedern mit Offizier, Sergeant und Unteroffizier aufgeſtellt.

„Bajonett auf!" commandirte mit leiſer Stimme der liebenswürdige ſchlanke Sergeant, und als wären es alte Soldaten, ſo ſchnell und pünktlich wurde das Commando ausgeführt. So weit waren dieſe Leute durch ihren guten Willen, ihre Liebe zu O'Donnel und Eliſabeth und durch Howards Bemühung, der ſie einexercirt hatte, binnen wenigen Tagen gekommen.

Vorwärts, marſch, meine Getreuen!" tönte Eliſabeths Stimme wieder, und im beſten Schritt bewegte ſich die Colonne vorwärts. Ohne Anſtoß langten ſie am äußerſten Thore des Gefängniſſes an; der davorſtehende Poſten präſentirte, die wohlbekannte Uniform erblickend, und auf ſeinen Ruf kam der den kleinen Poſten befehligende Sergeant und öffnete arglos die kleine Pforte, um die Mannſchaft hineinzulaſſen, während er ſein eigenes Piquet ins Gewehr rief. In dem nahen Gebäude wurden mehrere Lichter ſichtbar, die einige Helle auf die Scene warfen. Howards Piquet war eben im Begriff, eine Schwenkung zu machen und ſich dem andern, das nicht zu demſelben Regiment gehörte, gegenüber aufzuſtellen, als zwei

Männer aus der nahen Thüre traten und ſcheu über den Hof nach der Pforte zueilten. Sie mußten auf dieſem Gange dicht an Eliſabeth und Sally vorbei, die, an der äußerſten Spitze der Colonne ſtehend, zu gleicher Zeit in den Vorübergehenden, denen das Licht aus den Fenſtern ins Geſicht fiel, James Morries und Robert Henderſon erkannten. Wäre Sally nicht an Eliſabeths Seite geweſen, ſo würde ſich dieſe durch einen Schrei verrathen haben, und es fehlte wenig, daß ſie der Freundin nicht ohnmächtig in die Arme ſank. Sally aber behielt ihre ganze Faſſung, ſchlang ſchnell den Arm um die Hüfte der Lady und flüſterte ihr zu: „Bei Jeſus! Muth in dieſem Augenblick!"

„Wir ſind verrathen und alle verloren!" hauchte es von Eliſabeths Lippen.

„Nicht doch! Laſſen Sie uns das Aeußerſte abwarten."

Unterdeſſen war Howard zum Sergeanten der andern Piquets getreten — ein Offizier war nicht dabei — und hatte bereits im ſtreng militäriſchen Tone begonnen: „Es iſt ſo eben Sr. Excellenz dem Lord-Statthalter angezeigt worden, daß Lord Kildare eine Verſchwörung zur gewaltſamen oder liſtigen Befreiung des hier gefänglich ſitzenden Sir Lewis O'Donnel gebildet, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach dieſe Nacht zum Ausbruch kommen ſoll. Ich bin von

Sr. Excellenz befehligt, das Gefängniß zu inſpiciren und nach Befinden der Umſtände zu handeln. Hier der Befehl!"

Der Sergeant, ein alter Mann, blickte dem Sprecher ſtumm ins Geſicht, erfaßte dann die Hand deſſelben und zog ihn mit der Bitte ins Haus: „Ein Wort unter vier Augen, Herr Offizier!"

Howard folgte nicht ohne Befangenheit; in der Hausflur angelangt, ſagte der Sergeant: „Es will mich ſelbſt bedünken, als ſei dieſen Abend etwas im Werk. Doch will ich nicht hoffen, daß Sie mich dabei betheiligt wähnen; ich bin ein alter treuer Soldat des Königs, und Euer Gnaden werden mich nicht ins Elend ſtürzen wollen, als hätte ich nicht ſtreng nach meiner Pflicht gehandelt. Niemand ſoll mir etwas vorwerfen können. Wenn Jemand eine Schuld trifft, ſo iſt es allein den Gefängnißwärter, und der wohnt rechts in jener Thüre. Haben Sie mich verſtanden, Herr Offizier? Ich bin ein alter Mann."

„Vollkommen, mein Alter!" lächelte Howard.

„Rufe mir nur den Gefängnißwärter herbei, daß er mich zu Sir Lewis O'Donnel führe; ſo lautet mein Befehl. Ich ſoll mich überzeugen, daß er noch gegenwärtig iſt."

„Gottlob, er iſt noch da. Den Gefängnißwärter wollen wir gleich arretiren, wenn Sie befehlen, und ich ſelbſt will die Schlüſſel übernehmen; dann ſtehe ich Ihnen mit meinem Kopf dafür, daß Sir O'Donnel nicht entkömmt."

„Das bin ich überzeugt," verſetzte Howard; „doch jetzt eilt."

„Toddy!" rief der Sergeant, und ſogleich erſchien der Gefängnißwärter.

„Du biſt mein Arreſtant," fuhr Jener fort, „weil Sr. Excellenz der Lordlieutenant Dich in Verdacht hat, daß Du, beſtochen von Lord Kildare's Leuten, den Sir Lewis O'Donnel dieſen Abend Jenen ausliefern wollteſt. Geſtehe Deine Schuld; Du biſt mein Gefangener! Liefere mir die Schlüſſel ab!"

Der Gefängnißwärter ſank in die Kniee und wollte Geſtändniſſe machen; der alte Sergeant kam ihm aber zuvor, indem er die Schlüſſel ergriff und den Offizier bat, ihm zu folgen, und Howard, dem nichts daran lag, die Beichte des Gefangenwärters zu hören, that dies am liebſten. Er befahl ſeinen Sergeanten und den beiden Unteroffizieren, ſich ihm anzuſchließen, und ſeinem Piquet, die Ausgänge zu beſetzen. So wanderten Howard, Eliſabeth, Sally und Michaul hinter dem alten Manne über die geräumigen Höfe, Wendeltreppen und Gallerien, welche die verſchiedenen Zeitperioden ihrer Erbauung bezeichneten.

Daß zweifelhafte Licht in den nur ſpärlich erleuchteten unabſehbaren Corridors, die düſtre winkliche Bauart, die hohen Kreuzgewölbe, in denen die Schritte unheimlich widerhallten, machten einen höchſt beängſtigenden und faſt lähmenden Eindruck auf Eliſabeth.

„Wir ſind gleich am Ziele," ſagte der alte Sergeant zu dem jungen, deſſen Aufgeregtheit bemerkend. „Die zweite Thüre von hinten führt zu Sir Lewis Zimmer;" dabei hob er die kleine Handlaterne, die er trug, empor.

„Sergeant!" ſagte jetzt Howard zu dem alten, „jedem Andern als mir würdet Ihr verdächtig erſcheinen. Ich will nichts davon wiſſen, verſteht mich! Doch gebietet mir die Vorſicht, das Gefängniß allein zu inſpiciren. Ihr bleibt mit dem Sergeanten und zweiten Unteroffizier meines Piquets zurück und übergebt mir Schlüſſel und Laterne."

Der alte Soldat gehorchte zitternd, ohne Widerrede; und Howard trat mit Michaul allein in das Gefängniß, deſſen Thüre ſie wieder hinter ſich verſchloſſen. Lewis ſprang überraſcht von ſeinem Sitze auf, doch Howard ließ ihm zum Fragen keine Zeit.

„Theurer Lewis," ſprach er leiſe, „es ſind Freunde, die vor Dir ſtehen, Dein Harry und Michaul Dahna, Dein treuergebener Diener, beide gekommen, Dich zu befreien. Als des Königs wirklicher Soldat hab' ich Dich hierher gebracht, als des Königs ſcheinbarer Soldat führ' ich Dich wieder fort; denn dieſe Uniform iſt in Wahrheit nur eine Täuſchung, der Du Dich bedienen ſollſt, um ſchnell zu entkommen."

Während dieſer Worte hatte Michaul der Uniform ſich entkleidet und reichte ſie dem verehrten Herrn mit den Worten dar: „Geben Sie mir dafür Ihre Kleidung, Sir, und folgen Sie in der Uniform an meiner Statt Maſter Howard."

„Und Du, Mic? Wie? Du wollteſt hier für mich eintreten? ſtatt meiner zurückbleiben?"

„Es läßt ſich nicht anders thun. Wir durften nicht wagen, weiter zu gehen. Hätten wir freilich vor einer Stunde gewußt, was wir jetzt wiſſen, ſo hätten wir auch getroſt einen Befehl zu Ihrer gänzlichen Freilaſſung vorzeigen können. Nun läßt ſich's nicht ändern; gehen Sie getroſt. Sind Sie gerettet, ſo wird man mir wahrſcheinlich nicht das Aergſte anthun. Und wär' es auch; ſo iſt es immer beſſer, ich ſterbe, als Sie. Ihr Leben iſt für das Vaterland und unſre gute Sache wichtiger, als tauſend Leben, wie das meinige."

„Zögre nicht," drängte Howard. „Es kommt ſchon die Zeit, wo wir Michaul auch befreien. Jetzt laß den wackern Mann hier; er wird ſeine Sache ſchon trefflich machen. Habe keinen Kummer."

Eh' ſich's O'Donnel verſah, war er entkleidet und hatte die Uniform an, und von beiden Seiten gedrängt, ergriff er die Muskete und drückte den Hut in's Geſicht.

„Mic," ſagte er wehmüthig, als ſich Howard nach der Thüre wandte, „gebe der Himmel, daß eine Zeit kommt, wo es mir vergönnt ſein wird, Dir zu vergelten, was Du heute an mir thuſt. O, womit hab' ich doch ſo viel Liebe verdient, Du trefflicher Menſch!"

„Behüte Sie Gott, und die Heiligen alle leiten Sie gute Wege! Grüßen Sie mein Weib und mein Kind!" Da, als die Thüre ſchon geöffnet war, und O'Donnel eben über die Schwelle ſchreiten wollte, hielt ihn Michaul noch einen Augenblick zurück und flüſterte ihm zu: „In der Seitentaſche des Soldatenrocks, den Sie jetzt tragen, ſteckt ein zuſammengefaltetes Papier. Leſen Sie es doch, wenn Sie glücklich aus aller Gefahr ſind. Was darauf ſteht, bleibt übrigens unter uns, und die Schrift mögen Sie nach Leſung füglich verbrennen."

Dieſe Worte waren mit ſo viel zurückgedrängtem und doch gewaltſam hervorbrechendem Gefühl geſprochen; es glänzten dabei helle Thränen in des Dieners

Augen; ſeine Stimme zitterte ſo ſeltſam bewegt, daß in Lewis Seele ſich ein großes Verlangen regte, bald zu wiſſen, was auf dem Blatte ſtehen möge. Doch war natürlich jetzt keine Zeit dazu; denn Howard zog ihn bereits mit ſich fort. Indem er die Thüre wieder verſchloß, ließ er, gleichſam durch eine ungeſchickte Bewegung, die Laterne auf den Boden fallen, die ſogleich verlöſchte.

„Es iſt nicht Alles in Ordnung,“ eiferte Howard, „doch muß ich Sr. Excellenz erſt Bericht abſtatten. Ihr, Alter, haftet mir für den Gefangenen und den Gefangenwärter, derweil ich weitere Befehle einhole.“

Das böſe Gewiſſen des Sergeanten gab ihm manches Bittwort ein; aber ſtumm ſchritten die Andern den langen düſtern Gang zurück. Wieder bei den Piquets angekommen, commandirte Howard: „Auf's Gewehr!“ und die beiden Abtheilungen machten die üblichen Ehrenbezeugungen; da hörte man Schüſſe in der Ferne fallen, die verhallenden Laute eines wüſten Geſchrei's wälzten ſich durch die Luft zu den Ohren der horchenden Soldaten, dann immer häufigere und nähere Schüſſe, immer lauteres und gellenderes Geſchrei, endlich der heulende Ruf der Glocken. Die Schildwache vor dem Thore begehrte ungeſtüm Einlaß.

„Was iſt los? Was giebts in der Stadt?“ fragte der Sergeant erſchrocken.

„Aufruhr in der Stadt!“ verſetzte der Soldat draußen. „Kampf des Volks gegen die Königlichen — Oeffnet, ſchon wirft man mit Steinen nach mir.“

Der Soldat wurde ſchnell hereingelaſſen.

„Sie können mit Ihren Leuten jetzt nicht hinaus, Herr Offizier,“ redete der alte Sergeant zu Howard. „Sie würden das Leben dieſes Häufleins in die größte Gefahr bringen. Hinter dieſen ſtarken Mauern ſind wir alle ſicher.“

„Wir müſſen hinaus!“ rief Miß Eliſabeth verzweifelt und in Todesangſt. Sir Lewis und der alte Sergeant horchten Beide beim Klang dieſer weichen Kriegerſtimme.

„Ja, mein Camerad,“ ſetzte Howard ſogleich hinzu. „Der Lord-Statthalter bedarf unſres Arms zur Bekämpfung der Rebellen. Unſer Leben gehört dem Könige, und wir haben es nicht, um es hinter Mauern zu verſtecken. Unſere Gewehre ſind geladen, unſre Patrontaſchen gefüllt. Wir müſſen hinaus, und ſollte kein Einziger davon kommen. Gewehr in Arm! Rechts kehrt! Marſch!“ Das Thor flog auf und das Piquet marſchirte im Geſchwindſchritt hinaus. Das Thor krachte hinter ihren Ferſen wieder zu; der Sturmwind des Aufruhrs rauſchte mit entſetzlichem

Getöſe durch die Straßen und ſchlug ſinnbetäubend an das Ohr der zaghaften Scheinſoldaten. Zwar war Sir Lewis aus dem Gefängniß befreit, aber die meiſten ſeiner Begleiter fürchteten, daß die Gefahr noch nicht vorüber ſei.

„Was ſind das für Schüſſe? Was ſchreit das Volk ſo furchtbar? Was wimmern die Glocken? Was bedeutet das Alles, meine Freunde?" Dies waren Fragen, die der Baronet mit ängſtlicher Haſt an ſeine Umgebung that.

„Es iſt Aufruhr, mein Lewis," verſetzte Laing. „Das Volk hat ſich gegen ſeine Tyrannen empört, und ſie ſchicken ihre Henkersknechte, deren Farben auch wir tragen, gegen die Sklaven, welche die Kette abgeworfen."

„Auch Du, mein theurer Dermot, unter meinen Befreiern!" rief O'Donnel, den eben erſt erkannten Freund umarmend. „Das Uebermaß Eurer Liebe beſchämt mich. Doch der Becher meiner Freude wird mir durch Schrecken vergällt. Ja, es iſt ſchrecklich, daß abermals Blut fließt, daß die Straßen der iriſchen Hauptſtadt roth gefärbt werden vom hingeronnenen Leben ihrer edelſten Kinder. O, und der Gedanke, daß dieſes Blut vielleicht gar um mich, den Einzelnen, vergeſſen wird, könnte mich zur Verzweiflung bringen!"

„[illegible], mein guter Louis,“ ſagte [illegible], „[illegible] Jahrhunderten in Irland die Loſung. Wie konnte ein gutes Werk als grüner Baum aufwachſen, Blüten und Früchte tragen, das zarte Stämmchen [illegible] erſt mit Blut begoſſen werden, damit es [illegible]. Unſere Geſchichte iſt mit Blut geſchrieben, warum ſoll alſo nicht durch das Blut einiger Wenigen, die nichts zu verlieren haben, als ein nacktes elendes Daſein, das Leben eines der Edelſten erkauft werden, der dem Vaterlande bis auf dieſes ſchon Alles opferte und durch dieſes allein ihm noch [illegible] ſein kann?“

„Iſt's wirklich meinetwegen?“ meinte Louis.

„Nein, mein Freund!“ rief Laing. „Wir können Dir zuſchwören, daß wir es nicht ſind, die dieſen Aufruhr angeſtiftet haben. Der Zufall hat heute Abend die Looſe bunt und ſchrecklich genug durcheinander geworfen.“

Ein [illegible] in der Straße [illegible] [illegible], daß ein Volkshaufen nach dem Hauſe zuſtrömte. Wie verderbenſchwangere Gewitterwolken wälzte ſich die Maſſe heran; wie ferner, näher und näher murrendes Donnergroll klang ihr Geſchrei.

„Um Gottes Güte willen!“ rief Miß [illegible], ſich an Louis herandrängend, „laßt uns [illegible]!“

„Wer iſt dieſer zarte Jüngling?“ fragte O'Donnel heimlich, zu Howard gewendet. „Dieſe Stimme klingt mir ſo bekannt. Wer iſt der ſchmächtige Burſche, und wie kommt er zu meiner Befreiung?“

„Du biſt ihm ſehr verpflichtet, mein Lewis,“ verſetzte Howard. „Er hat viel für Dich gethan. Doch ſtill davon! Des Räthſels Löſung iſt nicht mehr fern. Jetzt aber fort! fort! Was Ihr eilen könnt, Kinder, daß wir den Hafen erreichen; dann ſind wir aller Gefahr entronnen.“

„Lauft! Das Volk kommt uns auf die Ferſen,“ ſchrie Laing, und Alle ſetzten ſich in Trab. Im angeſtrengteſten Lauf erreichten ſie die Straße, und nun war nur noch eine Avenue zu paſſiren, bis ſie zum Hafen gelangten; aber zitternd an allen Gliedern, keuchend und der ungewohnten, ſtarken Anſtrengung, deren Mühe die enge Uniform noch erhöhete, der furchtbarſten Angſt, dem gräßlichſten, von einer laut krachenden Salve und ſchwerem Geſchütz erzeugten Schrecken, von Wehklagen, Flüchen und Rachgeſchrei gefolgt, all dieſen ſchlimmen Eindrücken faſt unterliegend, umſpannte Eliſabeth Sally's Arm und eilte, auf dieſe geſtützt, weiter, ja, ohne die treue Hülfe derſelben wäre ſie gewiß mitten in der Straße umgeſunken. Und Sally, die treue, die ſorgſame, ſich ſelbſt gern aufopfernde Sally umfaßte die geliebte Lady und trug ſie mehr, als ſie ſie führte; aber die Schritte waren nur klein und langſam, und im Nu goß ſich der ſchäumende, donnernde Strom der Volksmaſſe über ſie her. Die grelle Gluth einiger Fackeln ſpiegelte ſich in den blanken Flintenläufen und Bajonetten, die rothen Soldatenröcke erhielten eine ſchauerliche Blutfarbe.

„Nieder mit den Königlichen!“ ſchrie das Volk, Gewehr und Uniform erkennend. „Schlagt die Rothen todt! Es lebe die Freiheit!“ Und ein Hagel von Steinen und Knitteln ſauſte auf die Fliehenden. Eliſabeth, an Haupt und Schultern getroffen und von wüthendem Schmerz durchzuckt, der Beſinnung beraubt, ſtürzte vorwärts in die Straße. Sally's Geſchrei rief zuerſt Howard zurück. Beſtürzt eilte er heran, O'Donnel folgte ihm auf dem Fuß. Sie fanden Sally, mit ihrem eigenen Körper den der Darliegenden deckend, und mit ſchier übermenſchlicher Kraft den rohen Pöbel zurückhaltend.

„Sie iſt verwundet!“ rief ſie Howard zu. „Nehmen Sie ſie in Schutz und laſſen Sie mich mit dieſen hier fertig werden.“

„Sie?“ fragte O'Donnel. „Um aller Heiligen willen, was iſt das?“ Und eine fürchterliche Ahnung zuckte durch ſeinen Kopf.

„Keine Frage! Keine Erklärung jetzt, mein Freund!“

verſetzte Howard. Nur fort mit dieſem unſchätzbaren Kleinod aus dem Gedränge!"

Der Baronet hatte Eliſabeth bereits in den Armen und trug ſie, der Schläge, der Knittel, die auf ihn herabſauſten, nicht achtend, dem Hafen zu. Sally aber ſtürzte ſich mitten in die Maſſe und ſchrie: „Ihr ſeid im Irrthum, Männer des Volks, kühne Vertheidiger Eurer Menſchenrechte, Freunde, Lieblinge! Wir ſind nur verkleidete Soldaten, nicht Diener der Gewalt und des engliſchen Königs. Wer von Euch kennt Evans O'Neil, den einäugigen Lootſen aus Dunmoore?"

„Ich! Ich! Wir! Die Meiſten kennen ihn," war die vielſtimmige Antwort.

„So kennt Ihr auch ſeine Tochter, ſein einziges Kind."

„Sally, die ſchöne, bleiche Sally! Was ſoll's mit ihr, Burſche?"

„So leuchtet mit Euern Fackeln mir ins Geſicht und ſagt, ob ich nicht Sally bin, O'Neil's Tochter!"

„Sie iſt's!" riefen ſchon die Nächſten; „wir haben ſie an der Stimme erkannt!" Entferntere. Ein langer Mann drängte ſich herbei: „Ei, guten Abend, Sally, Juwel! Wie kommſt Du in den rothen Rock?"

„Schönſten Dank, Shane Dunfoore! Ich und meine Freunde haben ihn angezogen, um Sir Lewis

O'Donnel mit Liſt aus dem Gefängniß zu befreien, und Ihr ſchlagt und werft auf ihn, ihr Freunde!"

„Iſt Sir Lewis frei?" riefen alle Umſtehenden.

„Er war in unſrer Mitte."

„Wo iſt er? Sir Lewis O'Donnel iſt frei! Auf, ihn zu ſuchen! Hebt ihn auf die Schultern! Ruft ihn zum König aus! Sir Lewis, unſer König für immer! Es lebe Sir Lewis O'Donnel, König von Irland! Es lebe Sally O'Neil, ſeine Befreierin! Sally und Irland! O'Donnel und Irland! Es lebe der König!"

Die brauſende Menſchenmenge wälzte ſich mit noch größerer Haſt dem Ausgange der Straße zu, um ſich O'Donnel's zu bemächtigen, deſſen Name von tauſend Lippen ſchallte. Sally erkannte ſchnell die neue Gefahr, in welche der Mann ihrer ſtillen Verehrung und ſeine wahren und beſonnenen Freunde dadurch kommen mußten, in ihrer ganzen, ſchauerlichen Größe, und ſie überflügelte im Laufe die Schnellſten. Schon hatten O'Donnel mit ſeiner ſüßen Laſt und und ſeine Begleiter die letzten Häuſer der Straße erreicht, und vor ihnen breitete ſich der dunkle Wald von Maſten aus, ſich allmälig in Nacht und das weite, von lautloſer Ruhe umfangene Meer — ein ſcharfer Gegenſatz dem wilden, gräßlichen Toben am Mole und in der Stadt — verlierend und den Bedrängten die endliche Rettung verheißend: da ſtürzte plötzlich eine zweite, große Volksmaſſe, vor den Bajonetten der bis zum Molo vorgedrungenen Soldaten zurückweichend, Kopf an Kopf, ſchreiend, heulend, fluchend und in erſchrecklicher Unordnung, in dieſelbe Straße, welche O'Donnel und ſeine Befreier zu verlaſſen eben im Begriff waren.

Sally ſuchte O'Donnel; ſie konnte ihn im Gedränge nicht finden; der hintere Volkshaufe kam heran und ſchrie ſeinen Namen; der vordere, vor ſich und hinter ſich Soldaten erblickend und in die Straße eingekeilt, warf ſich verzweifelt auf Alles, was eine königliche Uniform trug, und es koſtete jetzt weit größere Mühe, ſich dem Einzelnen verſtändlich zu machen, weil das Geſchrei zu groß, O'Donnel's Befreier getrennt waren, und der Ire, der durch Sally's und der hinten Nachdrängenden Worte endlich begriff, was hier vorging, wußte den wahren Soldaten von dem falſchen, den Freund von dem Feinde, nicht zu unterſcheiden; denn das angreifende Militär war von demſelben Regimente, deſſen Uniform Howard gewählt. Sally's faſt übermenſchlicher Anſtrengung allein gelang es, ihre Freunde aus der mörderiſchen Hand des Volks zu erretten. Ihr Vater und ſie waren allgemein bekannt, und der Name Lewis O'Donnel war ein ſchützender Talisman. Aber gerade, was den verehrten Herrn für den Augenblick rettete, mußte ihn ſpäter verderben, wenn das Volk ihn erkannte und ſich ſeiner bemächtigte; das begriff Sally ſchnell mitten in der ſie furchtbar umtoſenden Raſerei der Volksrache, Wuth und ſchäumenden Leidenſchaft. Sie brach ſich mit aller Anſtrengung Bahn, und obgleich ſie längſt kein Gewehr mehr hatte, ſo ſuchte ſie mit den Armen durchzurudern. Aber was war all' ihre Kraft in dieſer zuſammengekeilten Maſſe! Verzweiflungsvoll ſtöhnte ſie O'Donnel's und Eliſabeth's Namen und beſchwor die Umſtehenden, ihr nur ein wenig Platz zu machen; es war Alles vergebens. Da betete ſie ein ſtilles, wortloſes, aber heißes Gebet; es war ein gewaltiger Aufſchwung ihres Geiſtes zu Gott, ein ſchmerzlicher Nothſchrei ihrer in äußerſter Bedrängniß blutenden Seele, ein bittender Gedanke an des Himmels allbarmherzige Hülfe, und plötzlich erhält ſie einen Stoß an die Kniee; dicht vor ihr, eng an ihren Leib angepreßt, taucht eine menſchliche Geſtalt auf, deren Kopf aber nur ihre Bruſt erreicht; eine gräßliche Ahnung durchbebt ſie, ſie beugt ſich, ſtarrt dem kleinen Mann in das zu ihr emporgehobene Geſicht und ſtößt einen Schrei des ungeheuerſten Entſetzens aus. Sie hat Tim Ruuthan erkannt. Doch er ergreift ihre Hand und ſagt mit ſanften, begütigenden Worten: „Fürchte Dich nicht vor mir; ich bin nicht Dein Feind und nicht gekommen, Dich zu verderben. Ich war dort unter dem Volkshaufen, dem Du Dich entdeckteſt; ich hörte Sir Lewis Namen von Deinen Lippen, ich ſah beim ſchwachen Lichtſchein Deine Angſt. Die Du ſuchſt, habe ich gefunden. In jener Thüre dort hat der Baronet ſeine Laſt abgelegt; einige ſeiner Freunde haben ſich vor ihn poſtirt, um den Andrang der Menſchen zurückzuhalten; wenn Du Dich mir anvertrauen willſt, führe ich Dich zu ihnen."

Der im Strom Verſinkende klammert ſich an den Strohhalm, der vom Ufer hineinragt; Tim's Rede flößte dem Mädchen Zutrauen ein, ſie bat ihn, ſie zu ihren Freunden zu bringen.

„So bücke Dich ſogleich nach mir, faſſe meine Hand und halte ſie feſt, indem Du mir folgeſt." Darauf verſchwand er vor ihr, wie er erſchienen war, und Sally that nach ſeinen Worten. Zwiſchen den Beinen der Menge hindurch brach er, ſchier auf allen Vieren kriechend, Bahn; Sally kroch ihm nach, bis er ihr zuraunte: „Richte Dich auf!" Sie fuhr empor und ſtand vor Howard, Laing und Andy Dahna, die bei ihrem Anblick in ein „Gottlob!" ausbrachen. Hinter Jenen in der Thüre lehnte Miß Eliſabeth, von O'Donnel erkannt und mit heißen Liebesküſſen überglüht. Sie hatte die Augen wieder aufgeſchlagen und ließ ſie mit dem Ausdruck unausſprechlicher Zärtlichkeit auf ihm ruhen. Worte wechſelten ſie keine; gewiß reden die Seligen in vollkommnern Welten auch nicht. Läßt ſich die Herrlichkeit des Blitzes durch Worte wiedergeben, wenn er, aus den Wolken brechend, die waldigen Bergeshäupter verklärt? Kann man die Anmuth eines Tonſtücks mit Worten beſchreiben? Was haben wir denn für Worte für die ſüßeſten Blumendüfte? Und was ſind denn Sinnenreize gegen die reinſten, ſeligſten Gefühle der Seele? Und was iſt Alles Glück, alle Seligkeit gegen den Augenblick, wo Seele in Seele überflutet, ſich einander aufſchlürfend in erhabenſter Geiſterwolluſt? — Worte wären da Entweihung. Von Todesgefahren umbrauſ't, von empörten Menſchenwogen umdonnert, doch allein ſtehen, ohne Ahnung der Außengewalt und ihrer Schrecken, nur Seele in Seele tauchend, ſich erkennend und umfaſſend im innerſten Gemüth, mit einem langen Kuſſe alle Lebenswonnen wegſaugend, in einem Nu alle Seligkeiten genießend, die die reiche Erde gewähren kann, das iſt ein Augenblicke von Blitzesglorie durchpurpurt, von Himmelstönen durchklungen, von Düften durchwogt, wie ſie keine irdiſchen Blumen aushauchen, das iſt ein Augenblick, an den ſich kein rauhes Wort unſerer armen Sprache wagt.

So ſtanden die Liebenden, als Sally plötzlich, wie aus der Erde gewachſen, in ihrer Nähe erſchien. Tim war wieder verſchwunden.

„Laßt uns mit Gewalt durchbrechen!“ rief Sally den Freunden zu: „Seht, dort flattert ſchon der rothe Wimpel am Maſte des Kutters, und jenes Licht dort zur Linken am äußerſten Ende des Molo bezeichnet uns das ſeegelfertige, auf uns wartende Boot des wackern John Boyle. Nur noch eines Kabels Länge, und Sir Lewis iſt frei. Auf denn, daß wir es durchſetzen!“

„Wohlan, ſchnell in unſre Mitte, O'Donnel, und Sie, junger Sergeant!“ rief Howard.

Die Mannſchaft drängte zuſammen, Sally voran, und ſich, wie wunderbar! Das Volk war bemüht, rechts wie links zu weichen und einen, wenn auch ſchmalen Durchgang zu bilden. Sally allein erklärte ſich dieſen Umſtand; denn ſie erblickte Tim wieder vor ſich, wie er zu beiden Seiten den Leuten zurief, ſie möchten Platz machen, die nachfolgenden Soldaten ſeien die beſten Patrioten, die ſich allein aus dem Grunde in die Uniform des Königs geſteckt, um mit Liſt den aus ſeinem Kerker befreiten Sir Lewis O'Donnel, der ſich ſchon auf einem der Schiffe befinde, wieder in die Stadt unbeſchädigt zurückzubringen, ihn dort an die Spitze der Empörung zu ſtellen und zum Könige von Irland auszurufen. So gelangten ſie glücklich an das Ende der Straße und waren ſchon der Treppe des Steindammes ganz nahe, an deren Fuße das Boot bereit lag, die Flüchtigen aufzunehmen, als die dort aufgeſtellten Soldaten eine Gewehrſalve auf die in der Straße aufgeknäuelte Menſchenmaſſe gaben. Das Wehgeheul der Getroffenen zerriß die Luft; einen Augenblick früher und O'Dennel und ſeine Anhänger wären von den mörderiſchen Kugeln niedergeſchmettert worden. Doch kaum dem Tod entronnen, wurden ſie von der größten Gefahr dieſes Abends erfaßt. Beim Pulverblitz und beim ſchwachen Licht einiger Fackeln erkannten die Soldaten die Oſtmeath-Miliz, ihre Cameraden, und Einige riefen: „Wo kommt Ihr her? Wie ſeit Ihr durch die Rebellen gedrungen?“ Und als ſie keine Antwort erhielten, die Gefragten vielmehr raſch nach der Treppe zuſchritten, und Sally hier in neuer Todesangſt hinabſchrie: „Sir Lewis für immer!“ da merkten Jene Verrath, und ein Offizier rief: „Das ſind keine von unſern Leuten! Es ſind Rebellen in unſern Farben!“ Andre brüllten: „Was iſt das? Verrath über Verrath! Steht, oder Ihr ſeid des Todes! Wer ſeid Ihr? Antwort!“

„Hinab! hinab!“ kreiſchte Sally. „Sir Lewis für immer!“

Aber die Miliz drängte mit den Bajonetten heran, das Volk in der Gaſſe bekam Luft und brach, mit neuen Steinen und Knitteln bewaffnet, heraus und längs des Kai's wälzte ſich das wüſte Getümmel eines zweiten Volkshaufens, vor einem Trupp einhauender Dragoner zurückweichend. Zum Laden hatte die Miliz keinen Raum; man wurde handgemein. „Stoßt die Schurken nieder!“ herrſchte ein Offizier ſeinen Leuten zu, und im nächſten Augenblick ſtürzten mehrere ſchreiend, von den Spitzen der Bajonette hart verwundet, zuſammen. — O'Donnel, der bisher nur für Eliſabeth Augen und Ohren gehabt, hatte ſo eben erſt Sally an der Stimme erkannt. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen; der angſtvolle Ton dieſer Stimme ſchnitt ihm durch die Seele, indem er eben Eliſabeth am Arm in das Boot hinabzog. John Boyle empfing die Lady, aber in zwei Sätzen war der Baronet wieder oben auf dem Molo, von einer finſtern fürchterlichen Ahnung getrieben. In demſelben Augenblick ſtürzte Sally zu Boden, ob verwundet, ob nicht, konnte O'Donnel nicht wiſſen. Er entriß einem ſeiner Befreier das Gewehr, um ſich das Mädchen zu erkämpfen: da ſtürzten rechts und links Soldaten, von unten herauf geſtochen; ihr Geſchrei war entſetzlich. Ein kleiner Menſch wüthete mit einer Muskete gegen alle Rothröcke, die herandrängten, und von ſeiner Fauſt gepackt, flogen ſie die Steinmauer hinab in das Meer. Der Zwerg ſchien Rieſenkräfte zu haben. O'Donnel wollte Sally erfaſſen, da kehrte ſich der kleine Würgengel gegen ihn und rief: „Die iſt mein, Sir! fliehen Sie! Wenn ſie zu retten iſt, ſo liegt ihr Leben in guter Hand."

O'Donnel erkannte mit Entſetzen den kleinen Hausknecht aus der Heideſchenke und wollte ihn zurückſchleudern. Da fühlte er ſich ſelbſt von hinten gefaßt und trotz ſeines Widerſtrebens die Treppe hinabgeriſſen.

„Sir Lewis für immer!" hauchte ihm Sally's Stimme nach. Als er ſich unwillig zurückbeugte, blickte er in das freundliche Geſicht Hewards. „Ich muß Dich zwingen, Dich zu retten!" ſagte der Freund, und einen Augenblick darauf waren ſie im Boote. Die als Brücke dienende Planke fiel, das Fahrzeug ſtieß ab. „Aber Sally! Sally!" rief O'Donnel verzweifelt, „Sally iſt verwundet und zurück!" Statt aller Antwort deutete Heward auf Eliſabeth, die zuſammengekauert am Boden ſaß. Die Ruder arbeiteten haſtig, und wenige Minuten darauf führte Lewis, ſeinen fürchterlichen Schmerz bekämpfend, die geliebte Laſt in den Kutter hinauf, der ſogleich wie ein aus dem Käfig befreiter Vogel über die düſtre Waſſerfläche hinſchoß. Der Lärm der empörten Stadt verhallte, die ſchauerliche Stille, das Kind der Nacht und des Meeres, umfing das Schiff; O'Donnels Seele trauerte um Sally. Stumm ſaß er neben Eliſabeth, drückte ihre Hand und zog ſie ſeufzend an ſeine Bruſt; da fühlte er das Knattern eines Papiers, das ihm ſchnell Michaels letzte Worte in's Gedächtniß zurückrief. — Eben ſo raſch hatte er das Blatt hervorgezogen, entfaltet und war damit an die nahe Kajütenlampe getreten. Er las: „Mein theurer Sir! Ich bin entſchloſſen, für Sie in den Tod zu gehen, Irland's Tyrannen hatten Ihren Tod beſchloſſen, ſie werden dem Kühnen, der ſich für Sie eindrängt, nicht das Leben ſchenken. Auch ſterb' ich gern und freudig, wenn Sie gerettet ſind. Aber ein Geheimniß, das ich ſeit dem Tode meiner Mutter bewahre, kann ich nicht mit mir in's Grab nehmen; doch auch nur Ihnen allein kann ich's vertrauen. Es geſchieht, damit Sie meine Liebe zu Ihnen richtig würdigen ſollen. So mögen Sie denn erfahren, Sir, daß ich Ihr Bruder und durch die Bande des Bluts mit Ihnen verbunden bin. Meine Mutter, der Gott die ewige Seligkeit ſchenken möge, war nicht allein die Dienerin, ſie war auch die Geliebte Sir Williams, eh' Beide verheirathet waren, und ſie würde ſein Weib geworden ſein, hätte Kildare's Treuloſigkeit an Ihrer Frau Mutter nicht die Schickſalswürfel gerüttelt, ſo daß ſie anders fielen, als man berechnet hatte. Ich war die Frucht jener Liebe, und die gute ſelige Dora hat es nie bereut, ſich einem ſo edlen Manne, wie unſer Vater war, in Liebe ergeben zu haben. Ihre Neigung zu ihm erloſch ſelbſt mit ſeinem unglücklichen Ende nicht, und auch er gab ihr bei ſeinen Lebzeiten oft Beweiſe ſeines Wohlwollens. Ich verſprach meiner ſterbenden Mutter mein Leben für Dich — o erlaube mir, auf ewig von Dir ſcheidend, das trauliche brüderliche Du! — einzuſetzen, wenn das Deinige in Gefahr käme. Ich habe heute mein ihr gegebenes Wort gelöſt, und die Geiſter unſrer ſeligen Eltern, werden von dort, wo der Liebe keine Schranken geſetzt ſind, freundlich auf uns herablächeln. Lebe wohl, mein Bruder! Sei meinem Kinde ein Vater, meinem Weibe ein Bruder! Sei Irlands Retter und ſchenke zuweilen einen Augenblick herzlicher Erinnerung Deinem freudig für Dich geſtorbenen Bruder Michaul."

Zwei Thränen zitterten über Lewis Wangen, indem er das Blatt Eliſabeth reichte. Als ſie es geleſen, breitete ſie die Arme aus; weinend ſank Lewis an die Bruſt der Weinenden, und von ihren Lippen tönten mit Segnungen die Namen: Michaul und Sally.

Unter den am Ufer zurückgebliebenen Freunden O'Donnels befand ſich auch Dermot Laing; ohne ſeinen Willen war er in das Kampfgetümmel gerathen; er mußte ſich vertheidigen und ſein Leben erkaufen. Sobald nun jener zweite, von den Dragonern verfolgte Menſchenſchwarm heranrückte, wurde das Gedränge ſo arg, daß die Oſtmeath-Miliz gänzlich irre gemacht, ſich gegenſeitig für Feinde haltend, untereinander ſelbſt ſich hinſchlachtete. Meiſt erſt den Irrthum einſehend, wenn der mörderiſche Streich gefallen war, erhoben die getäuſchten Soldaten ein jämmerliches Wehgeſchrei; aber auch das geängſtete Volk ſchrie, immer weiter zum Rande der Dammmauer gedrängt, und ſchon ſtürzten ganze Reihen von der Höhe in's Waſſer, Andre ſprangen hinab, um ihr Heil in den am Molo liegenden Böten zu ſuchen, oder von der Mauer geſchützt, fortſchwimmend ſich zu retten.

In dieſer höchſten Noth warf ſich Laing unter das Volk; der Geiſt, der ihn in den Schlachten beſeelt, kam über ihn. Er hatte die verwundete Sally am äußerſten Rande des Kai's erblickt, jeden Augenblick bedroht, in die Meerfluth hinabgeworfen oder zertreten zu werden, und nur allein von dem kleinen, ihm unbekannten Manne mit einer an's übermenſchliche gränzenden Anſtrengung beſchützt.

„Steht, feige Memmen!“ rief Laing mit donnernder Stimme. „Hemmt Eure Flucht, Ihr Schurken! Oder, beim heiligen Patrik! ich zerſchmettere dem

Erſten, der noch einen Fuß breit zurückweicht, den rundköpfigen Schädel. — Hierher, Lieblinge! Zu mir, Landsleute! Zeigt noch einmal, daß Ihr des edlen Blutes werth ſeid, das ſchon für Euch vergoſſen wurde und kehrt Euer Geſicht dem Feinde zu. O'Donnel und Irland für immer!"

Ueberraſcht von den kühnen Worten des Mannes, beſchämt von dem einzelnen Tapfern, der im Nu einen der ihm zu nahe kommenden Dragoner mit der Muskete vom Pferde ſtieß, warf ſich ſchnell ein Theil der Beherzten, denen es nur an einem tüchtigen Anführer gefehlt zu haben ſchien, dem Feind zum neuen hartnäckigen Widerſtand entgegen, an ihrer Spitze Laing und ſeine Getreuen.

„Was iſt das?" riefen die Dragoner, „die Soldaten des Königs haben ſich mit dem Volke verbündet und fechten gegen uns!"

„So recht, Söhne Erins!" ertönte Laing's Stimme. „Ha, kehrt Euer Muth zurück, wenn Ihr Feindesblut ſeht? Wohlan, da habt Ihr mehr davon!" Und im nächſten Augenblick hatte er einen zweiten Reiter geſpießt, der rückwärts ſtürzte und deſſen Pferd ſich hochaufbäumend Kehrt machte und in weiten Sätzen durch die Dragoner brach, ſeinen Reiter ſchleifend. Das Volk drang mit wildem Siegesgeſchrei nach; die Dragoner flohen, mit ihnen die Miliz. Wüthend brauste das Volk hinterdrein; der Molo war leer.

Als nach einigen Augenblicken Laing, ſich vom Volke losreißend, zu der Stelle eilte, wo er Sally geſehen, war ſie mit ihrem Beſchützer verſchwunden. Er ſuchte nun von ſeinen Leuten zuſammen, was er finden konnte und verließ mit ihnen ſo eilig als möglich die Stadt; er hatte eingeſehen, daß das Volk den Kürzern ziehen müſſe, wie er vorausgeahnet. Um Sally zu retten, hatte er ſich ein Paar Augenblicke zum Anführer der Empörer aufgeworfen, und er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ihm dieſe Rettung gelungen ſei.

Während am Molo der Kampf hin und her wogte, ging es in der Stadt ſelbſt nicht minder wild und blutig zu. Hier führten O'Neil und Leßlie die Volkshaufen an; ihr Zug drängte nach dem Staatsgefängniß, Soldaten warfen ſich ihnen entgegen, das Volk war nur ſchlecht bewaffnet und ſtürzte, von Kugeln durchbohrt, maſſenweiſe. Die Wuth ſteigerte ſich. Kanonenkugeln riſſen ganze Glieder; die Wuth wurde immer größer.

„Nach dem Gefängniß!“ donnerte O'Neil. „Nur erſt O'Donnel an unſrer Spitze, und alle getheilten Kräfte ſind vereint und der Sieg iſt unſer. Schmettert Alles nieder und befreit O'Donnel!“

„Befreit O'Donnel!“ heulte es durch die Reihen des Volks, und die Maſſe brach ſich über Sterbende und Leichen durch Dragoner und Milizen Bahn. Tauſendweiſe langten ſie vor dem düſtern Gemäuer an, und der Gewalt der herbeigeſchleppten Steine und Balken erlag das Thor; krachend ſtürzte es zuſammen und die empörte Menge wälzte ſich in den Hof. Die Soldaten fielen unter mörderiſchen Streichen.

„Wo iſt Sir Lewis O'Donnel's Gefängniß?“ riefen hundert Stimmen zugleich, und der Gefängnißwärter beeilte ſich, den Anführern den Weg zu zeigen. Mit Sturmſchritt raſeten die Wildeſten über die Treppen und Corridore; das alte Gebäude erdröhnte vom wüſten, gräßlichen Geſchrei der berauſchten Männer. Die Thüre raſſelte auf. Man ergriff den Mann und hob ihn, nicht auf ihn hörend, nichts auf ſeinen Widerſtand gebend, auf die Schultern. Man trug ihn hinab, und die furchtbar anwachſende Menge ſchrie: „Heil Sir Lewis O'Donnel, unſerm König! der König für immer! Heil Erin's Herrſcher! Heil dem König der ſmaragdenen Inſel! Wir tragen ihn auf unſern Schultern! Nun hinaus in den Kampf! Nieder mit den Engländern! Setzt unſern König auf ſeinen Thron! Sir Lewis für immer!“

Und auf die Straßen hinaus ergoß ſich der tobende Menſchenſtrom und warf Alles nieder, was ihm in den Weg kam.

So waren ſie auf dem prächtigen Greenſquare weit vorgedrungen, als ihnen ein Reiterregiment, in geſchloſſenen Gliedern die ganze Breite der Straße einnehmend, entgegenkam.

„Die Engliſchen!" ſchrie das Volk. „Jetzt übergebt unſerm König den Oberbefehl! Hebt ihn herab, daß er uns führe!"

Es geſchah. „Sir Lewis O'Donnel," redete Evans O'Neil, „unſre Feinde entbehren des Hauptes; es lebt kein Statthalter von Irland mehr. Vergebens ſind die Anſtrengungen der Engländer und ihrer Söldknechte, das Volk iſt auf unſrer Seite. Sie ſind zum König dieſes Inſellandes erwählt. Führen Sie Ihre getreuen Schaaren zum Sieg!"

„Ja vollenden Sie das Werk, das wir begonnen!" rief Leßlie. „Jetzt können Sie nicht länger zögern, Sir Lewis. Der höchſte Lohn erwartet Sie, König der freien Iren zu ſein!"

„Gebt mir ein Schwert!" rief der Angeredete; „ich will mit Euch kämpfen und fallen, Söhne Erins, aber betrügen kann ich Euch nicht. Ich bin nicht Lewis O'Donnel, ich bin nur ſein Diener Michaul Dahna, der ſtatt ſeiner im Gefängniß ſaß, während er, wenn ihm der heilige Patrik beiſtand, glücklich entkommen iſt.“

„Er iſt nicht O’Donnel! O’Donnel iſt geflohen!“ rief das Volk wild durcheinander, und der Ruf wurde ſchnell zum tauſendſtimmigen Entſetzensſchrei. Ein paniſcher Schrecken erfaßte die wenig Augenblicke vorher ſo begeiſterten Maſſen.

„Ha, hört es doch, iriſche Männer!“ hohnlachte Leßlie, „wie Sir Lewis O’Donnel, der von Euch Angebetete, Vergötterte, Euch vergilt! Während Ihr für ihn blutet, ihn, der Nichts für Euch gethan, zum König ausruft, flieht der Feigling und überläßt Euch Euerm Schickſal. Das iſt ein Patriot! Hahaha!“

Sein Gelächter verhallte im Geheul der Menge, denn ſchon raſſelten die ſchwerbepanzerten Reiter mitten unter ſie hinein und die wuchtigen Schwerter ſauſten auf die Köpfe der Männer herab, die plötzlich, wie von allem Muth, von aller Kraft verlaſſen, ſich in heilloſer Beſtürzung zur Flucht wendeten. O’Neil ſuchte mit wilder Stimme und wüthenden Gebehrden die Fliehenden zurückzuhalten: da erblickte er plötzlich neben ſich mehrere Befehle gebende Reiter, denen eine Fackel vorgetragen wurde. Von dem Einen in der Mitte gingen die Befehle aus, die Adjutanten flogen zu ihm, von ihm. O’Neil ſtarrte noch einmal hin; ſeine Seele war ihm in das Auge getreten, ſein Körper wie verſteinert. „Blend=

werk der Hölle!" rief er dann wild und ſchauerlich; „es iſt der Statthalter; er lebt, und der Teufel hat mich betrogen! Es iſt Alles verloren, flieht! Rette ſich, wer ſich retten kann!"

O'Neil's Flucht war das Signal zur wildeſten Unordnung, zur gänzlichen Niederlage des Volks. Wehſchreiend ſtürzten die Empörer übereinander und erlagen zum Theil den Waffen der Soldaten. Kanonen wurden in den Straßen aufgepflanzt, und ihre Kugeln riſſen Alles nieder, was ſich noch dort befand. Dragoner-Schwadronen durchraſſelten die Stadt im ſcharfen Trab und ritten Jedermann zu Boden; die Infanterie-Regimenter rannten mit gefälltem Bajonett durch jeden Winkel, und als der Morgen dämmerte, beleuchtete ſein junges Licht nur Leichen und Sterbende und die aus nächtlicher Bluttaufe roth aufſteigende Stadt. Der Lord-Lieutenant hatte ſein Wort gehalten; der Aufſtand war in der einen Nacht, die ihn geboren, auch unterdrückt.

Als Lord Corhampton vom Pferde ſtieg, um ſich in den Palaſt zu begeben und aus ſeinen Gemächern die weitern Befehle zu ertheilen, drängte ſich ein kleiner wunderlicher Menſch an ihn, mit der Bitte, ihm einen Augenblick Gehör zu geben, indem er Wichtiges über die verborgenen Triebfedern des Aufruhrs und ihre geheimen Lenker, ſowie über die Befreiung Sir Lewis O'Donnels zu entdecken habe. Es war Tim Ruuthan, der dem Lord in das Innere folgte. Eine halbe Stunde darauf trat er mit frohlockendem Lächeln wieder heraus und murmelte: „Das Dir, mein theurer Vater!“

Fünf Minuten ſpäter umzingelten Dragoner Lord Kildare's Wohnung, beſetzten die Thüren ſeiner Zimmer, riſſen ihn ſammt der erſchrockenen Miß Margaret Fitzjames aus den Betten und ſchleppten ihn nach dem Staatsgefängniß. Es war ein ſeltſames Spiel des Zufalls, daß der Lord in daſſelbe Zimmer gebracht wurde, welches O'Donnel Abends vorher verlaſſen hatte, und um ihm die bittre Ironie des Schickſals gleich bei ſeinem Eintritt bemerklich zu machen, fand er auf dem Tiſche mehrere Papiere O'Donnels, die dieſer in der Eile mitzunehmen vergeſſen hatte und aus welchen abermals deutlich hervorleuchtete, welch ein edler Mann der Baronet war.

Drittes Kapitel.

Ereigniſſe auf der Flotte.

Während die brittiſchen Angelegenheiten im Auslande nach manchem herben Verluſte ein heiteres Anſehen bekamen und nicht unbedeutende Eroberungen in der Halbinſel des Ganges ſowohl, als auf der äußerſten Spitze von Afrika Entſchädigung für die verlornen nordamerikaniſchen Provinzen gewährten, wurden die innern Verhältniſſe deſto öfterer verwirrt und getrübt.

In London verzehrte eine ſchreckliche Feuersbrunſt an ſiebenhundert Häuſer und verurſachte einen Schaden von mehr als ſechs Million Thalern. In den Fabrikſtädten, namentlich in Birmingham, brachen wiederholt bedenkliche Unruhen aus, die nur durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten, und in einigen Grafſchaften kam es unter den Armen wegen unerhörter Preiſe der Lebensmittel zu gefährlichem Aufruhe, weil das gemeine Volk nicht im Stande war, für ein Pfund Brot zwei Schillinge und ſechs Pence zu bezahlen. Dazu nahmen die immer bedenklicher werdenden Unruhen in Irland und die oft wiederholten, wenn gleich vergeblichen Landungsverſuche der Franzoſen rings um die Küſte von Großbritannien die Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Regierung mehr als je in Anſpruch.

Faſt zur ſelben Zeit, als Sir John Jervis durch den Sieg am Cap St. Vincent über die große ſpaniſche Flotte ſich ſelbſt den Titel eines Grafen von St. Vincent erkämpfte und neue unverwelkliche Lorbeern dem Strahlenkranze verwebte, der die Thaten der brittiſchen Marine in den Annalen der Weltgeſchichte unſterblich macht, waren die Franzoſen mit beiſpielloſer Kühnheit bei Fiſhguard in Wales gelandet und es war ihnen ſogar gelungen, ſich dort feſtzuſetzen. Die dort und in Milfordhaven — bekannt durch die Unternehmung des berühmt-berüchtigten Paul Jones — vorgefundenen Schiffe wurden theils genommen, theils zerſtört, und General Gauthier drang raſch, die wenigen, ſich entgegenſtellenden Truppen vor ſich her treibend, durch einen ſchwierigen Gebirgspaß nach Newcaſtle vor. Doch das Unternehmen fand nur wenig Anklang bei den armen ſtumpfſinnigen Walliſern, in deren Charakter ſich die franzöſiſche Regierung verrechnet hatte, indem ſie in ihm jene alte Energie vorausſetzte, die Jahrhunderte hindurch das für ſeine Unabhänglichkeit kämpfende Volk beſeelt, bis es endlich unter Heinrich dem Achten beſiegt und gänzlich mit England vereinigt worden war.

Das Invaſionscorps war genöthigt, ſich zurückzuziehen, ohne etwas Andres erreicht zu haben, als daß ganz England allarmirt und neue ungeheure Summen zur Befeſtigung der Küſte verwendet wurden.

Gefährlicher indeſſen als die Unruhen in Irland und die oft wiederholten Verſuche der Franzoſen, die am Ende nur dazu dienten, die brittiſchen Nationalkräfte zu wecken und die franzöſiſchen zu zerſplittern, drohte ein andres Unternehmen zu werden, das ſchon lange geheimnißvoll und verderblich vorbereitet, der eigentlichen Macht und Größe des ſtolzen Albions einen ſchnellen Untergang zu bereiten drohete.

Düſter und von ſchweren Wolken verhüllt, war die Sonne am 15ten April des Jahres 1797 untergegangen; ſchwarze Nacht hatte ſich nach einem unfreundlichen Tage auf die Rhede von Spithead gelagert. Gleich einem düſtern Stern ſchimmerte vom Hauptmaſt des Admiralſchiffes die große Laterne, während ſich ringsum im weiten Kreiſe die zahlloſen Schiffe der noch nicht lange vom Siegeszuge am Cap St. Vincent heimgekehrten, ſowie einer andern zum Auslaufenfertigen Flotte gleich unförmlichen ſchwarzen Maſſen vor ihren Ankern wiegten, deren rieſige Maſten wie ein entlaubter Wald zum Himmel hinauf ſtarrten.

Das: „all's well“ der wachhabenden Marineſoldaten, welches in regelmäßigen Zwiſchenräumen durch die Flotte erſchallte, das monotone Plätſchern des die Schiffe umſpielenden Waſſers, ſowie das entfernte dumpfe Rollen der ſich an den Feſtungswerken von Portsmouthcaſtle und Monkton brechenden Brandung war das einzige Geräuſch, welches man bis jetzt in dieſer verhängnißvollen Nacht wahrgenommen hatte.

Arglos ſchlummerten Tauſende von ermüdeten Seeleuten in ihren Hangmatten, um ſich zu den ſchweren Berufsgeſchäften für den folgenden Morgen zu ſtarken. Süße Träume umgaukelten die, welche nach langer Abweſenheit und mancher überſtandenen Gefahr die ihnen mit Sehnſucht am heimathlichen Heerde entgegenharrenden Lieben bald zu umarmen hofften. Auch denen, welche mit Gefahr ihres Lebens, um den nöthigen Unterhalt für eine zahlreiche Familie zu erwerben, im Begriff waren, in wenigen Tagen eine neue beſchwerliche Fahrt anzutreten, und den Unglücklichen, die durch den Preßgang mit Gewalt an Bord der Kriegsſchiffe geſchleppt worden waren, ſchloß der Schlummergott wohlthätig die Augen.

Doch nur kurze Zeit dauerte dieſe Ruhe. Es war die verrätheriſche Stille, welche dem Ausbruche eines Vulkans vorhergeht, denn ſchon wurden die dunkeln Looſe geſchüttelt, die in geheimer Werkſtatt erzeugt, Entſetzen und Verderben über die Schläfer bringen ſollten.

Etwa eine Stunde mochte nach der Ablöſung der erſten Nachtwache verfloſſen ſein, da ſtieg auf der Fregatte Najade eine dunkle Geſtalt aus dem untern Raum auf das Mitteldeck hinauf. Die hier Wache habenden Matroſen, welche die Erſcheinung des Mannes erwartet zu haben ſchienen, traten an ihn heran, nachdem ſie ſich vorſichtig nach allen Seiten hin umgeſehen hatten.

„'s iſt Alles ſicher, Cameraden,“ beruhigte ſie der Erſtere mit gedämpfter Stimme. „Wenn Alle auf der Flotte ihre Maßregeln in dieſer Nacht getroffen haben, wie der Hochbootsmann Parker, dann kreuzen wir bei dieſem Winde Morgen Abend vor Cherbourg und wenig Tage darauf mit den Frenchmännern vereint an den Küſten meines lieben Erins. — Tomkins, mach' dort den Rothrock ſtumm am Fallreep. Kein Laut darf über ſeine Zunge. Der Poſten auf dem Quarterdeck gehört zu Sergeant Nigels Leuten. Er iſt ein Landsmann und für uns gewonnen. — John Adams, an Deinen Poſten vor die Treppe zur

Offizier-Kajüte! Keiner darf eher herauf, bis wir an Frankreichs Küſten ankern. — Laß die Fallthür nieder, Billy, die zum Raume der Soldaten führt. Und nun wartet meine weitern Befehle ab. Sorgt, ſo lieb Euch Euer Leben iſt, daß kein Fehltritt, kein ungewohnter Laut zu den Ohren der da unten dringt!“ dabei deutete er auf die Treppe, welche zu den Offiziergemächern führte. — „Bedenkt, daß Commodore Porter nur mit einem Auge ſchläft, während das andre für die Najade wacht.“

Die Männer entfernten ſich auf die ihnen angewieſenen Poſten. Ein leiſes Stöhnen und das dumpfe Geräuſch eines Falles verkündeten gleich darauf, wie ſchnell und ſicher ſich Tomkins ſeines blutigen Auftrags entledigt hatte. Parker aber ſchritt ſchnell über das Vorderkaſtell hinweg, ſtieg weit auf das Bowſpriet hinaus und blickte, als könne er das Dunkel der rabenſchwarzen Nacht mit ſeinem Feuerauge durchdringen, auf die umherankernden Schiffe. Faſt hörbar klopfte ſein Herz, ungeſtüm zuckte jede ſeiner Nerven in krampfhafter Spannung, und in fieberhafter Hitze jagte das Blut, als wolle es alle Banden ſprengen, durch ſeine Adern.

Nur kurze Zeit, die ihm indeſſen zur Ewigkeit geworden war, hatte er auf ſeiner unbequemen Warte zugebracht, da ſtieg geräuſchlos ein blaues Licht vom

Admiralſchiff empor. „Ha, endlich, Ihr Trägen!“ murmelte der Hochbootsmann, und ziſchend und funkenſprühend ſtieg die von ihm bereitgehaltene Rakete als Erwiederung des Signals zum dunkeln Himmel empor. „Wohlan, Vaterland, für Dich gilt's jetzt! Dies iſt das Zeichen Deiner Freiheit oder des Todes Deiner treueſten Söhne!“ rief er entſchloſſen aus und ſprang auf das Verdeck zurück, welches ſich bald darauf auf ſeinen donnernden Commandoruf: „Alle Hände herauf!“ mit den kühnen Geſtalten anfüllte, deren Anblick im Stande war, auch Andern als ihren Feinden Furcht und Schrecken einzuflößen.

„Jetzt an die Arbeit, meine braven Burſche! Die Topſegel herunter, Mittel- und Hauptſegel zur Hälfte! Los mit dem Segel am Mizzen! Du, Billy, an's Steuer! He, was giebt's da? Ihr Narren, wollt wohl gar die Anker aufwinden? Kappt das Tau in's Teufels Namen! und fort hinaus in's weite Meer! So recht, mein Junge! Ein kräftiger Hieb! wenn ein Hals darunter war, rollte der Kopf jetzt auf dem Verdecke. Hurrah!“ rief Parker entflammt, „hurrah!“ Ein dreimal donnerndes „Hurrah!“ riefen die jubelnden Matroſen, und Alle arbeiteten pünktlich, die Befehle des Hochbootsmanns befolgend.

Bald wurde auch von den zunächſt liegenden andern Schiffen das Geräuſch und das Commando vernommen, das ſtets ertönt, wenn man unter Segel zu gehen im Begriff iſt. Hier und da ſchwebte ſchon eine Fregatte, dort eine Brigg, frei vom Anker, mit entfalteten Topſegeln. Doch auch Waffengeklirr, einzelne Schüſſe, Wehklagen, Aufrufgebrüll, rauhe Commandoſtimmen, ertönten, ein ſchreckliches Chaos, durch die kaum von einzelnen Sternenblicken leis angehauchte Nacht, und da, wo die Ruhe aus des Schlafes gleichgehaltenen Athemzügen noch vor wenigen Augenblicken fächelte und goldne Traumnetze ſpann, tobten jetzt die Furien der ſchnell entfeſſelten Leidenſchaften um ſo ſchrecklicher, weil die Dunkelheit das Unternehmen des Aufruhrs begünſtigte.

Vergebens verſuchten die eingeſchloſſenen Offiziere und vorzüglich der wackre Commandant der Najade, indem ſie gute Bedingungen verſprachen, die Meuterer zur Rückkehr zur Pflicht zu bewegen; vergebens war ein gewaltſamer Verſuch, ihren Kerker zu ſprengen. Parker bedrohte Jeden mit dem Tode, der es ferner wagen würde, von Bedingungen zu ſprechen oder die Kajütenthür mit Gewalt von innen zu öffnen. Dagegen verſprach er bei Irlands Schutzpatron und ſeiner Ehre, daß Keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden ſollte, wenn ſie ruhig den Ausgang der Sache erwarteten.

Fünf Schiffe waren endlich unter Segel und folgten der Najade, welche eine Leuchte am Hauptmaſte, zum Führer dienend, voranſegelte und langſam den Lauf nach Süden nahm.

„Es dauert lange mit den andern Burſchen,“ ſagte Parker, unruhig als Commandant auf dem Quarterdeck umhergehend. „Die Holzköpfe!“ fuhr er fort, nachdem er einige Augenblicke ſtillſtehend, aufmerkſam auf das Meer hinausgehorcht. „Auf dem Admiralſchiffe ziehen ſie wahrhaftig ſo regelmäßig auf, als wenn wir es wären, die heute den Stunden zu gebieten hätten. Alles regelmäßig in beſter Ordnung nach Commando. Aber halt! was iſt das? Das iſt nicht meines Freundes Diarmid Pfeife! Die kenn' ich unter tauſend andern. Hört doch! das iſt ja, als wenn ſo ein Laffe von Mitſhipman die ſchwachen Lungen exercirte. Sollte etwa gar der Teufel noch ſein Spiel haben und der Royal George an uns zum Schurken werden! Nun,“ ſetzte er mit gezwungenem Lachen hinzu, „zu verwundern wär's eben nicht, wenn ſich die Burſche vom Namen des herrlichen Schiffes bethören ließen. Ja, ja, Georg der Dritte, Georg, ſein königlicher Patron, wiegt ſchwer bei jedem braven Seemann. Ich ſelbſt würde ihn lieben, wenn er ein freier König von England und Irland wäre. Aber was thun wir mit dem Könige des Parlaments, dem ohnmächtigen Werkzeuge der ſtolzen Orangepartei? Under König muß frei ſein, wie der Vogel in der Luft, wie der Seeadler. In ſtolzer Höhe, mit ungehemmten Schwingen ſoll er ſchirmend über ſeinem Reiche ſchweben! Groß, kühn und mächtig muß er dem Königreiche Glanz verleihen, nicht aber von des Landes Großen, gleich eben ſo vielen Nebenſonnen, ſeinen Schimmer borgen. Ein Gott, ein König und ein Vaterland! laßt unſern Wahlſpruch ſein. Und nun vorwärts hinaus, meine Jungen, aus dem Kanal, mit allen Segeln, in die Freiheit, oder um uns in Georg einen freien König zu verſchaffen."

Unſre Zeit iſt um, bald bricht der Tag heran, und längſt wird Evans O'Neil unſrer auf St. Albans Spitze harren, um uns den Weg zu zeigen. Wer jetzt nicht mit uns iſt, der mag dahinten bleiben!"

So feuerte Parker mit ſeiner ſchönen, ſonoren Stimme die emſig arbeitenden Matroſen an, zugleich ſorgſam bemüht, ihre Aufmerkſamkeit vom Admiralſchiff abzulenken, von deſſen Bewegungen ihm nichts Gutes ahnte. —

Weniger vorſichtig, als auf der Najade, hatten die Verſchworenen ihre Vorbereitungen am Abend auf dem Royal George getroffen. Ohne daß ſie es eben wußten, ſaß der Sieger vom Cap St. Vincent, noch in ſpäter Stunde in tiefes Nachſinnen über ein neues Unternehmen verſunken, in ſeinem Schlafkabinet.

Auf dem Tiſche vor ihm waren die Wachskerzen tief auf die ſilbernen Leuchter herabgebrannt, und ihr düſtrer Schimmer ſchien auch ihn endlich an eine kurze Ruhe zu mahnen. „Noch ein Paar ſolche Schläge auf unſre Feinde,“ ſagte der in Fülle der Kraft ſtehende Greis, mit dem ſtolzen Selbſtgefühl des Briten ſich vom Seſſel erhebend und die letzte Neige des köſtlichen Rebenſaftes von Madeira hinunterſchlürfend, „und ohne Einſpruch beherrſcht England's Flagge den weiten Ocean von Pol zu Pol, wie unſer herrliches Lied ſagt:

Britannien beherrſcht die Welten*).“

Da öffnete ſich geräuſchlos die Thür; die koſtbaren indiſchen Stoffe, womit die Wände und der Fußboden des eleganten Zimmers bedeckt waren, bewegten ſich kaum, und ein rieſiger Meer ſtand mit allen Zeichen des Schreckens vor dem Admirale.

Der Graf St. Vincent hatte, noch als Flottenkapitän Sir John Jervis, Tatleo an der Küſte von Mozambique von einem Sklavenſchiff befreit und ihn wegen ſeines athletiſchen Körperbaues in ſeiner Umgebung behalten. Später wurde der Neger Sir John's Liebling und begleitete den geliebten Herrn aus Dankbarkeit gleich deſſen Schatten. Da, wo Jervis irgend Gefahr drohte, mitten in der Schlacht ſtand ihm Tatloo nah', und mehr als einmal ſchon war der Moor der Schutzgeiſt des feurigen Seemanns geworden, wenn dieſer von ſeinem Heldenmuth über den Horizont ſeiner Pflicht hinausgeriſſen wurde.

---

*) Britannia rule the waves etc. der bekannte Nationalgeſang der Engländer.

Erſt durcheilte das blitzende Auge des Negers jeden Winkel des Kabinets, hierauf ſtürzte er ſich zu den Füßen des Grafen, der durch eine zornige Miene Unwillen über die ſpäte Störung äußerte, dann aber betroffen auf den treuen, die Hände flehend zu ihm emporhebenden Diener niederblickte.

„Was giebt's, Tatloo, daß Du es wagſt, Dich in ſo ſpäter Stunde geheimnißvoll bei mir einzuſchleichen?" fragte der Admiral, mit ſeinem Adlerblick den Zitternden vom Scheitel bis zu den Füßen ſtreng muſternd.

Der Moor legte, um den lauten Ausbruch des Gebieters zu beſchwichtigen, bedeutſam den Finger auf den Mund.

„Zur Hölle mit Deinen Grimaſſen, ſchwarzer Narr!" rief der Seeheld, keiner Zurückhaltung gewohnt. —

Da ſtammelte Tatloo kaum vernehmbar: „O, Maſſa, Mylord, Rebellion! Schöne Schiffe verloren.

Mylord tödten.“ — Und ſeine Geberden waren dabei mehr, als bezeichnend.

Im ſelbigen Augenblicke erhob ſich über ihren Köpfen wüſtes Getümmel, und Unheil weiſſagender Lärm tönte durch alle Räume des Schiffes. Jetzt hatte der Admiral auf einmal die Bedeutung der räthſelhaften Worte, doch verlor er, wie niemals, auch in dieſer Bedrängniß nicht die dem wahrhaft großen Manne eigne Beſonnenheit.

Ein Riß an einem Glockenzuge, der mit allen Offiziergemächern innerhalb des Quarterdecks in Verbindung ſtand, allarmirte ihre ſchlafenden Bewohner. Im nächſten Augenblick hatte ſich St. Vincent in die Admiralsuniform geworfen und mit dem kurzen Schiffsdegen umgürtet. Dann ergriff er ein Paar von den Terzerolen, die in großer Anzahl an den Wänden hingen, und bedeutete den Neger, ein andres Paar zu nehmen, und eilte, um die auf das Verdeck führende Treppe zu erreichen, bevor der Ausgang geſperrt werde. Auf dem Fuße folgte ihm Tatloo. Kaum hatten ſie vorſichtig die oberſte Stufe erreicht, da ſtürmte auch ſchon ein wilder Haufe vom Mitteldeck her, voran der Hochbootsmann und der Quartiermeiſter mit hochgeſchwungenen Waffen, unter dem Rufe: „Nieder mit dem Admiral! Es lebe die Freiheit! Es lebe Irland und Frankreich hoch! Auf mit der dreifarbigen Flagge!“

Betreffen ſtutzten die Anführer; wie von einem elektriſchen Schlage gerührt, wurzelten die Füße ihres meuteriſchen Gefolges am Boden, als ſie die hochaufgerichtete ſtolze Geſtalt ihres alten Admirals, den ſie eben im tiefen Schlafe zu überfallen wähnten, ernſt und gefaßt in der hellen Beleuchtung der Lichter, mit welchen ſchon viele bewaffnete Offiziere hinter dem Anführer erſchienen, erblickten.

„Streckt die Waffen, Ihr Schurken!“ donnerte der Graf, zugleich den ſich ihm unter drohenden Geberden nähernden Hochbootsmann durch einen wohlgerichteten Schuß zu Boden ſtreckend. „Ergebt Euch, Ihr ehrvergeſſenen Rebellen, oder Ihr ſeid Alle verloren, wie dieſer hier!“

„Nieder mit dem Mohren! Er iſt der Verräther!“ riefen Einige vordringend, als ſie jetzt erſt dicht neben dem Admirale den hohen, ſchwarzen Mann erblickten, der ihnen das Piſtol entgegenhielt, hohnlächelnd die weißen Zähne zeigte und, beſorgt um das Leben des theuern Gebieters, mit der jenen Kindern der Natur eigenen Schlauheit und Aufmerkſamkeit jede Bewegung auch des Einzelnen der Meuterer beobachtete.

„Nieder mit dem Tyrannen! Vorwärts, Ihr Cameraden! oder macht uns Platz!“ brüllten Einige der weiter Zurückſtehenden, während die Vordern ſich nur langſam näherten.

„Irland hoch!“ tönte jetzt plötzlich eine einzelne Stimme dumpf und ſchauerlich vom Spiegel des Meeres herauf.

„Und wenn auch die Geiſter der Unterwelt ſich gegen mich verſchworen haben,“ rief der Admiral, überraſcht nach der Stelle blickend, wo die Stimme wie aus des Meeres Tiefe heraufſchallte, „ſo bleibt doch mein Wahlſpruch: König Georg und brittiſche Seemannsehre! Folgt mir, meine Getreuen! Vorwärts im Namen Gottes und Altenglands! Jeden Tropfen unſeres Bluts für unſre Flagge!“ Zufällig oder aus Gewohnheit, vor jedem großen Unternehmen auf das Symbol der kriegeriſchen Ehre zu blicken, wendete er ſein Auge nach der Spitze des Hauptmaſtes, und feſte Zuverſicht, Freude und Vertrauen ſtrahlten plötzlich aus ſeinem Geſicht; denn über der Leuchte am großen Maſte wallte frei und ſtolz die mächtige rothe Flagge mit dem blauen Andreaskreuze weit hinaus in die Lüfte.

„Ein kühnes Wagſtück, bei Gott! Die That iſt des Bathordens werth!“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Nichts kommt mir gelegener, als dieſer Beweis brittiſchen Edelſinns. — Seht Ihr dort oben die ſtolze Flagge?“ jubelte er. Wie durch einen Zauber iſt ſie eben erſchienen. Sie iſt dieſelbe, unter der ihr vor kaum zwei Monden den Sieg an der ſpaniſchen Küſte errungen hat. Sie wird Zeuge ſein, wie Euer Admiral auch für brittiſche Ehre zu ſterben weiß. Wenn ich eine Leiche bin, holt ſie herab und tretet ſie mit den Füßen, Ihr Sieger von St. Vincent, Taufzeugen meines neuen Namens!"

„Auch der alte Anſon, Ihro Herrlichkeit, muß erſt von hier herab über Bord, ehe eine andre Flagge als die des Königs am Maſte des Royal George weht," rief eine Stimme wie aus den Wolken herab. Alle richteten überraſcht den Blick nach oben; ſchneller aber als alle Andern hatte der Admiral den Ort und die Stimme erkannt. Hoch auf dem Hauptmaſte ſtand der alte Quartiermeiſter des Dreideckers, mit der Linken den Flaggenſtock haltend, mit der Rechten ein Piſtol im Anſchlage, während vom entblößten Haupte des Alten das ſchon gebleichte Haar zerſtreut im Winde flatterte.

Auch die Aufrührer waren ergriffen von dieſem Bilde der Treue. Beſchämt ſchlug ein Theil derſelben den Blick zu Boden, während die Andern unſchlüſſig zu überlegen ſchienen, was ferner zu thun ſei. Der kecke Uebermuth, womit ſie anfänglich alle Schranken durchbrochen und frevelnd jede Bande der Pflicht zerriſſen hatten, ſchien an der felſenfeſten Treue des Aelteſten und Erfahrenſten unter ihnen gebrochen.

Dem Lord, dem das Schwanken der Männer nicht entging, ſchien jetzt der rechte Augenblick gekommen, die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Er warf die Piſtolen von ſich und trat kühn vom Quarterdeck herab, welches bis jetzt nur der Hochbootsmann, der ſeinen Frevel bereits mit dem Leben bezahlt, zu betreten gewagt hatte, unter die Meuterer.

„Seht, meine Kinder, Gefährten meines Ruhms in mancher heißen Schlacht, der Greis dort eben mahnt Euch ergreifender, als ich ſelbſt, wie England erwartet, daß Jeder von uns ſeine Pflicht thut. — Gegen die Rebellen laßt uns ausziehen, in ihrem Blute wollen wir den Schimpf auswaſchen, den ſie Euch anzuthun gedachten. Das Blut jenes Elenden allein ſoll Euren Fehler ſühnen. Euch Andern hier an Bord ſei vergeben im Namen des Königs, wenn Ihr ſofort zu Eurer Pflicht zurückkehrt. — Wollt Ihr jedoch,“ ſo ſchloß der beherzte Mann mit edlem Feuer, „daß England's Stolz, der Schrecken unſrer Feinde, die hölzernen Wälle, unſre treffliche Flotte durch England's eigene Söhne unterjoche, ſo nehmt mein Haupt zuvor, das Ihr erſt kürzlich noch mit neuem Ruhme bekränzt; dann — ſteckt die Flagge der Schande auf, die mit unauslöſchlicher Infamie die Nachkommen von ein Paar tauſend Britten bis in die entfernteſten Geſchlechter brandmarken wird.“

Dieſe Worte verfehlten den Eindruck nicht. Die Waffen ſanken, und fünfhundert der unternehmendſten Seeleute in der Flotte, die Kopf an Kopf ſowohl das Verdeck, als die Takellage und die untern Segelſtangen, an denen man im Begriff war, die Segel zu löſen, bedeckten, ſtanden unbeweglich. Nur hier und da vernahm man noch einzelnes Geflüſter.

Ruhig verweilte der Admiral, mit untergeſchlagenen Armen ihren Beſchluß erwartend, während er die ihm zunächſt Stehenden mit ſcharfem Blicke muſterte.

Als Alle ſchwiegen, fragte er, ſeines Sieges gewiß, nach einer kurzen, gewichtigen Pauſe, in der es ſich um Leben und Tod, um Ehre und um Schande handelte, mit kräftiger Stimme: „Cameraden, wollt Ihr Eurem Admiral von jetzt an wieder ſo treu und ergeben ſein, wie Ihr es immer wart?“

Ein ſchallendes Lebehoch, dem Sieger von St. Vincent und dem Könige gebracht, war die Antwort.

„So kenn' ich die Mannſchaft des Royal George!“ ſagte mit ſichtlicher Bewegung der Admiral, und ſtolz auf ſeinen Sieg. Und wer vermöchte es in Abrede zu ſtellen, daß der Dienſt, den er in dieſer Nacht dem Vaterlande geleiſtet, größer war, als die glänzendſte ſeiner erfochtenen Schlachten? — „An Eure Arbeit jetzt, meine Burſche!“ fuhr er fort. „Befolgt ſchnell jeden meiner Befehle und nehmt mein Wort darauf, daß ich dieſer Nacht nicht anders, als mit der Freude eines Vaters gedenken will, dem es gelungen iſt, ſeine irregeleiteten Kinder auf die rechte Bahn zurückzuführen. Es lebe der König und ſeine treuen Matroſen!“

Ein dreimaliges, donnerndes Hurrah! tönte nochmals vom Top bis zum unterſten Raume. In den nächſten Momenten ſtand Jeder, — der ganze Vorgang war kaum das Werk weniger Minuten geweſen — als ſei weiter nichts vorgefallen, an ſeinem Poſten. Der Körper des Hochbootsmannes, deſſen Dienſt ein Midſhipman übernommen, wurde ohne Weiteres ins Meer geworfen. In ſchrillen, raſchen Stößen tönte wieder die Commandopfeife, Leuchtſignale ſchwirrten an den Maſten hinauf. Der Anker wurde gehoben, und bald flatterte ein Segel nach dem andern im Winde.

Unbeweglich ſtand der Admiral eine Zeitlang an der Ankerſpille, um zu ſehen, wie ſeinen Befehlen Folge geleiſtet wurde. Dann gab er, wie gewöhnlich, das Commando an den Commandanten des Schiffs zurück und wandte ſich der Treppe zu, um einen kurzen Bericht des Ereigniſſes an die Behörden am Lande, ſowie an Lord Howe, der mit einer in den Texel beſammten Diviſion auf der Motherbank*) vor Anker lag, durch ein Segelboot abfertigen zu laſſen. Er hatte jedoch den Eingang noch nicht erreicht, als ſich mit der Schnelle des Blitzes die dunkle Geſtalt eines ſtarken Mannes über den Spiegel des Schiffes auf das Quarterdeck ſchwang und ſich unheimlich und lautlos mit wenigen Schritten zwiſchen die Thür und den Admiral aufſtellte.

Schon blitzte in der Hand dieſes Sohnes der Finſterniß das tödtliche Meſſer, und ſo feſt hielt er den Hals ſeines Opfers umkrallt, daß er unfähig war, den geringſten Laut von ſich zu geben, als Tatloe, der ſich eben umdrehte, um ſeinem Herrn zu folgen, die demſelben drohende Gefahr noch zeitig genug bemerkend, ſich mit der Schnelligkeit des Tigers auf den Nacken des Mörders ſtürzte und mit einem kräftigen Fauſtſchlag den Mordſtahl zu Boden ſchmetterte.

Mit wildfunkelnden Blicken wie das Thier der Wüſte, dem durch einen mächtigern Nebenbuhler die Beute entriſſen wird, ſtarrte der finſtre Mörder auf den Mohren; doch nur einen Augenblick, dann warf er ſich auf ihn, und es entſtand ein furchtbares Ringen der beiden an Kraft ſich ziemlich gleichenden Männer, das ein um ſo ſchrecklicheres Schauſpiel gewährte, als kein Laut ihren Lippen entfloh, während ſie ſich an einander klammernd in Schlangenwindungen im grimmigen Kampf auf Tod und Leben rangen.

---

*) Ein Theil der Rhede von Portsmouth.

Entſetzt ſahen der Admiral und einige Offiziere, welche das Geräuſch herbeigezogen hatte, auf die neue, unerwartete Scene, als es Tatleo gelang, durch eine raſche Wendung das am Boden liegende Meſſer, worauf er ſchon manchen lüſternen Blick geworfen, zu erhaſchen und es zweimal ſchnell hinter einander in des Gegners Bruſt zu ſtoßen.

„Schwarzer Hund, Sohn des Satans!" ſtöhnte der Getroffene zu Boden ſinkend. „Auch hier wird meine Rache vereitelt! Glotzt mich nicht ſo an! Du warſt es, John Jervis, verdammter Engländer, der mich in London aus dem Schooß meiner Familie reißen und zum Matroſen des Intrepid preſſen ließ; Du warſt es, der mich peitſchen ließ, mich, den Sohn edler Väter. Längſt ſtandeſt Du im Buch meiner Rache verzeichnet; wehe mir, daß mein Stahl Dich nicht erreichte, ſondern die eigne Bruſt. Fluch Dir dafür und allen Engländern und ganz England! Ihr habt mich in namenloſen Jammer geſtürzt, und mein rachedürſtendes Herz muß unbefriedigt ſeinen letzten Schlag thun. Die Hölle iſt gegen mich verſchworen; die Teufel triumphiren. Einer von ihnen hat mich bezwungen. — Segen über Irland! Erfolg ſeinen

Kindern!" Der zum Himmel erhobene Arm ſank herab, ſeine Stimme ſtockte, und das im Tode gebrochene Auge ſtarrte glanzlos auf den triumphirend mit dem blutigen Stahle über ihm ſtehenden Mohren, der mit einem bedeutungsvollen Lächeln bald die Leiche zu ſeinen Füßen, bald den ſich dem Wahlplatze nähernden Gebieter anblickte.

„Evans O'Neil, der einäugige Lootſe?" flüſterte dieſer ſchaudernd. — Bejahend nickte Tatloo mit dem Kopfe, und als habe er nur den Augenblick der Erkennung von Seiten des Admirals abgewartet, lud er jetzt behende den zuckenden Körper auf ſeine breiten Schultern und ſchritt gebückt unter der Laſt dem Gangwar zu. Hier gab er ſeiner Bürde einen heftigen Schwung, und im nächſten Augenblick begruben die Fluten den Mann mit dem zerriſſenen Herzen, deſſen Schläge ſeit Jahren nur blutige Rachegedanken beflügelt, deſſen Kopf nur Mordpläne durchkreiſt. Das wilde Herz ſtand ſtill, die Fackel ſeines Geiſtes war verlöſcht, und die Wellen betteten ſeinen Leichnam in ihren Schooß als ihr wohlerworbenes Eigenthum.

Das Admiralſchiff hatte ſich bald herausgelegt mit allen Segeln. Nach einigen ſchwierigen, aber geſchickt ausgeführten Bewegungen war es gelungen, den aufrühreriſchen Schiffen, die im Begriff waren, die Rhede zu verlaſſen, den Wind abzuſchneiden. So ſehr ſich auch Parker bemühte, die hohe See zu gewinnen, ſo ſah er ſich doch endlich, da auch Lord Howe im Norden von Spithead den Ausweg in die Nordſee abgeſchnitten hatte, genöthigt, vor dem ſich ihm in den Weg legenden Linienſchiffe von hundert und zwanzig Kanonen, das alle Geſchützpforten geöffnet hatte, die Segel zu ſtreichen.

Einige Mitverſchworene, überzeugt, daß ihnen jeder Ausweg zum Entkommen abgeſchnitten, bemächtigten ſich **Parkers**, eben als er im Begriff war, mit Hülfe des **Irländers Tomkins** das Schiff in die Luft zu ſprengen. So erkauften die Feigen durch einen zweiten Verrath, nach kurzem Parlamentiren, das eigne Leben, indem ſie das Haupt der Verſchwörung mit ſechs ſeiner Vertrauteſten ſelbſt an Bord des Admiralſchiffes führten.

Als ſich am andern Morgen die Sonne glänzender als ſeit langer Zeit aus dem Ocean erhob, waren die Küſten von Portsmouth über Portſea und Gosport hinaus, bis nach dem Fort Monkton hin, mit einer zahlloſen Menge von Neugierigen bedeckt, um ſich von dem Zuſtande der Flotte zu überzeugen, von der die Fama, noch ehe der Morgen graute, gemeldet hatte, daß ſie mit vollen Segeln den feindlichen Küſten zueilte.

Doch ruhig, als ſei nichts geſchehen, lagen ſämmtliche Schiffe wieder vor Anker, und ſtolz wie immer wehte auf allen die königliche Standarte.

Die ungeheure That ſelbſt hatte, gleich dem Aufruhr in Dublin, das Licht des Tages nicht erlebt. Die Finſterniß hatte ſie geboren und begraben. In düſtre Nacht gehüllt, war das Verbrechen noch faſt im Keime erſtickt und dem ſtolzen Albion der Schimpf erſpart, Zeuge zu ſein, wie einige tauſend ſeiner verblendeten Kinder im Stande waren, Ehre, König und Vaterland, wenn auch nur für Augenblicke, zu vergeſſen und zu verrathen.

Schaurig aber klang das Geraſſel der Ketten, mit denen Parker und ſeine Unglücksgefährten, an den Hauptmaſt des Admiralſchiffes geſchmiedet, dieſe fluchend, jener mit Reſignation und die Andern tröſtend, dem Ausgange ihres Schickſals entgegen ſahen.

Auch zu den Ohren eines alten Mannes, der mit der Ruhe der Verzweiflung in ſeiner Barke auf das Ruder geſtützt, zu dem ſtolzen Linienſchiffe aufſah, drangen jene ſchrecklichen Laute. „Du ſteckteſt Deinen Flaggenſtock zu hoch, Du kühner ſtolzer Seegler!“ murmelte er vor ſich hin, „glaubteſt Dich zu Hohem berufen und wirſt nun leider hoch genug ſterben für Deine ſchöne Sache, während ich niedrig und unbemerkt auf meinem Kahne dahin ſchiffe und dem

Vaterlande in unſcheinbarer Geſtalt, viel gefahrloſer, wichtige Dienſte leiſte.“

Eine Thräne drängte ſich unwillkürlich aus ſeinem Auge und verlor ſich in einer der vielen Furchen, die das Alter und die Beſchwerlichkeiten ſeines Berufs auf ſeinem Geſichte gezogen hatten; aber ein lauter, aus ſeiner ſtarken Bruſt ſich emporarbeitender Seufzer, der faſt wie ein Schmerzensſchrei klang, erregte die Aufmerkſamkeit einiger Leute in den dem ſeinigen nahe liegenden Böten, von denen fortwährend endloſe Schaaren vom Lande herzogen und das Admiralſchiff dicht gedrängt umgaben. Schon weilte theilnehmend der Blick manches ſtolzen Britten, den die Neugierde herbeigeführt hatte, auf dem fremden alten Schiffer mit dem ſtillen Kummer im ſtarren Geſichte; da zog er ſchnell ſeine Segel auf, und raſch, wie die Seemöve, ſchlüpfte das Boot von der kräftigen Hand des ſeltſamen Seemannes geſteuert, aus dem Gewimmel der Barken heraus in der Richtung von Portſea über den freien, im Strahle der Morgenſonne erglänzenden Waſſerſpiegel dahin. Es war John Boyle, der Lootſe.

Wenige Tage ſpäter fand ein noch größeres Gewühl von Böten und Schaluppen um den Royal George ſtatt, an deſſen halbem Maſte heute eine große ſchwarze Flagge, ſchaurig von einer leiſen Luft bewegt, über dem hohen Verdeck des ſtattlichen Kriegsſchiffes wallte, auf dem die ganze Mannſchaft in Parade ſtand.

Kein Laut verrieth das Daſein einer ſo zahlreichen Verſammlung, kein Commandowort, kein Ton der Bootsmannspfeife unterbrach die dumpfe Stille unter Soldaten und Matroſen auf dem Schiffe, die ängſtliche Erwartung in den Zügen der Zuſchauer.

Da donnerte ein Kanonenſchuß vom Admiralſchiff über die Rhede hin, und ſobald der gleich einer dicken weißen Wolke über die Gewäſſer ſich hinwälzende Rauch wieder die freie Ausſicht geſtattete, ſah man von jedem Kriegsſchiffe ſtark bemannte Böte, alle unter der ſchwarzen Flagge, heranziehen und im weiten Kreiſe ſich um den Royal George ordnen. Immer noch kein Geräuſch, als vielleicht ein Seufzer aus der Bruſt eines ſonſt ziemlich harten Seemannes oder das Rauſchen der Wellen, wenn der Kiel der heranrudernden Fahrzeuge über ſie hinglitt.

Die Trommeln wurden gerührt und Parker trat mit ſeinen Mitſchuldigen auf das Verdeck. Raſſelnd fielen die Ketten und ſchaudernd fuhren die Zuſchauer bei dieſem, die Stille zuerſt unterbrechenden Tone zuſammen. Parker ſtand entblöſten Hauptes vor ſeinem Richter frei und mit edler Haltung. Die Marineſoldaten präſentirten das Gewehr. Nach hergebrachter Form wurde ihm von einem Offizier das

Verbrechen noch einmal vorgeleſen und ſein Eingeſtändniß verlangt. Doch nur kurz waren die zu beobachtenden Formen; denn Parker verneigte ſich bald darauf vor dem Admiral und den Offizieren, und grüßte ſeine Cameraden, deren meiſten die Thränen in den Augen ſtanden, rings um ſich her durch ein lautes „fare well!“ Schmerzlich lächelnd blickte er dann auf die große Raa, an der er im nächſten Augenblicke, zwiſchen Himmel und dem Verdecke des Schiffes ſchwebend, den kühnen Geiſt verhauchen ſollte, und reichte denen, die dazu beſtimmt waren, ihn hinaufzuziehen, die Hand. Und noch einmal an den Admiral ſich wendend, ſprach er: „Was ich thun wollte, Mylord, verzeiht es mir, es galt meines Irlands grünen Matten, nicht Euch, Mylord Vincent, bei Gott nicht Euch, Britanniens größtem Helden! Das Wort des Sterbenden mag's Euch verbürgen.“

Erſchüttert wandte ſich der Admiral zu den Umſtehenden, mit den Worten: „Schade um den ſonſt ſo braven Mann!“ Da ſchwirrten die Rollen hinauf; „Irland für immer!“ ſchallte es von Parkers Lippen und zwei Minuten ſpäter hatte er aufgehört, unter den Lebenden zu ſein. Die Matroſen und Soldaten beteten für ſeine Seele. Unerſchrocken, doch ſchweigend litten die Andern den Tod; „Irland hoch!“ rief auch Tomkins, die Arme nach Weſten hin ausbreitend, als ſchon die Schlinge um ſeinen Hals gelegt war.

„Keiner von Euch, Ihr armen Burſche, war ein Schurke, wenn Ihr gleich den Tod des Miſſethäters ſtarbt,“ ſagte der Admiral, als er in die Kajüte hinabging. „Welch' edle Vaterlandsliebe wohnte in dieſen Herzen! So ſah ich noch alle Irländer ſterben. Warlich, dies Volk verdiente glücklicher zu ſein!“

Starr ſchwebten die Leichen, ſchaurig vom Lufthauche bewegt, über den Fluten, und die Zuſchauer, mancher mit Bewunderung für den heroiſchen Patriotismus Parkers erfüllt, kehrten allmälig an's Ufer zurück, um den Ihrigen zu erzählen, daß es ſo gut unter den Irländern, wie unter den Engländern, Männer von großem Charakter gäbe.

„Nur ein kleines Fahrzeug, mit einem einzelnen Seemanne darin, den man ſchon öfters in dieſen Tagen am Schiffe bemerkt hatte, war noch zurück. Es war wiederum John Boyle, der mit der Mütze in den gefalteten Händen hinaufrief: „Gebt mir Parkers Leiche, ich bitte Euch, meine Freunde, daß ich dem Manne, der mein Freund war, ein Grab bereite, wie's dem ehrlichen Seemann gebührt!“

Mitleidig willfahrte man der ſeltſamen Bitte, ohne weiter zu fragen. Behutſam wurde die Leiche in's Boot hinabgelaſſen, wo der Alte ſie empfing und die gebrochenen Augen des Todten, ihn in ſeinen Armen haltend, zudrückte. Dann breitete er ein Segel darüber aus, hißte eine kleine ſchwarze Flagge auf und ſteuerte, ſich fern von jeder Küſte haltend, in's offne Meer hinaus.

Viertes Kapitel.

Henderſon's beſcheidene Anträge

Der Winter war in ſein blüthenumſchmücktes Grab geſtiegen; der Sommer ſaß auf dem Thron und ſtreute die Fülle ſeiner Schätze über Irland aus. Deſſen freuten ſich aber ſeine Bewohner in dieſem Jahre noch weniger, als in manchem der vorhergehenden. Tauſende irrten flüchtig und ohne Heimath umher. Die Wohnſitze vieler Großen ſtanden öde und verlaſſen; ihre Beſitzer waren der Sicherheit halber nach England entflohen. An den Thoren der Landgüter mancher wohlhabenden Patrioten leuchtete auch wohl das Signal der Regierung, zum Zeichen, daß ſie unter Sequeſter ſtanden. Dies war auch mit Sir Lewis O'Donnels Gütern der Fall. Die Fenſter des Schloſſes Greenlodge waren ringsum dicht mit Läden verſchloſſen. Unkraut ſchoß wuchernd in den ſchönen Gartenanlagen empor und hohes Gras bedeckte die ſonſt ſo reinlich gehaltenen Kieswege des Parkes an der reizenden Bai. Nur in dem Fenſter eines hoch in einem der Thürme gelegenen Gemaches erblickte zuweilen ein Vorübergehender den grauen Kopf eines alten Dieners, dem die Obhut über die Zimmer anvertraut war. Alle übrigen Bewohner waren mit Michaul Dahna kurze Zeit nach den Ereigniſſen in Dublin verſchwunden, Niemand wußte wohin. Obgleich die Regierung nicht verſäumte, von Zeit zu Zeit bei den von ihr angeſtellten Schloßverwaltern Nachrichten einzuziehen, blieb doch jede Nachforſchung erfolglos, weil mit dem Verſchwinden des edlen Iren auch jede Spur von ihm, ſeinem Weibe und Bruder wie verwiſcht war.

Düſter und in beängſtigender Stille ging das Jahr dahin. Mit der Entfernung des Hauptes, für welches man endlich Sir Lewis O'Donnel mehr und mehr zu halten geneigt war, ſchien jeder fernere Verſuch zu einer offenen Empörung erſtorben. Auch den gefürchteten Leßlie glaubte man außer Landes, und ſo kam es, daß die Partei der Orangemänner, während der letzteren Jahre von den Independenten ſo ziemlich in Schach gehalten, allmälig wieder das Haupt erhob und abermals die alten Wege einſchlug, die ſie, nothgedrungen, wenigſtens ſcheinbar einige Zeit verlaſſen hatte.

Auch auf Lindſayhall hatten die Verhältniſſe eine andre Geſtalt gewonnen, doch waren ſie der ſcharfe Gegenſatz zu dem trotzigen Stolze der Bewohner der benachbarten Schlöſſer. Zwar war es Lord Kildare durch ungeheure Summen, die er zum Opfer gebracht, ſowie durch die Hülfe des neuen Vicekönigs, Lord Camden, eines ſeiner Jugendfreunde, gelungen, die Unterſuchung gegen ſich niederzuſchlagen und ſich wieder auf freien Fuß geſetzt zu ſehen, aber er war dadurch nicht vermögend, den großen Verdacht, den alle ſeine Standesgenoſſen gegen ihn hegten, als ſei er bei dem Mordverſuch an Lord Corhampton und der Befreiung Sir Lewis O'Donnels ſtark betheiligt, wenn nicht gar der Urheber von beiden geweſen, zu beſeitigen und der Verachtung, die ihn von der hohen Gentry deshalb traf, zu begegnen. Die Unterredungen, die Kildare mit dem Lord-Lieutenant Corhampton im Palaſt und auf der Maskerade des Lord-Kanzlers in Betreff des gefangenen O'Donnel gehabt, die Drohungen, die er gegen denſelben ausgeſtoßen, und die Unterſuchung, in die er deswegen gezogen worden, waren überall bekannt, eben ſo daß der Gefängnißwärter und der alte Sergeant ausgeſagt hatten, ſie ſeien von Kildare beſtochen worden, Sir Lewis loszulaſſen, ſobald ſie ſcheinbar von einem bewaffneten Haufen überfallen werden würden, und endlich, daß der Lord geradezu denuncirt worden war, der Urheber des ganzen Aufſtandes geweſen zu ſein. Der hohe Adel war an dem Manne, auf den man als den würdigſten Repräſentanten der iriſchen Ariſtokratie mit Stolz zu blicken gewohnt war, ganz irre geworden; man wußte nicht, was man von dem Feinde O'Donnels denken ſollte, der, um den jungen Demagogen, den er ſelbſt der Regierung überliefert, wieder zu befreien, ſelbſt den Mord des Statthalters und eine Revolution gegen die Regierung nicht geſcheut. Nun tauchten auch wieder alte dunkle Gerüchte auf, als ſei der Lord ein Verbündeter der Franzoſen, und dies Alles trug nur dazu bei, die Meinung über ihn zu verwirren und Alles, was zur Gentry ſich zählte, von ihm zurückzuſcheuchen. Kildare, ſonſt der Huldigungen ſeines Standes gewohnt, war empört über dieſe Zurückſetzung; er verſuchte ihr Stolz entgegen zu ſetzen, aber dies gelang nur auf kurze Zeit. Es kamen noch andere und ſchwerere Dinge hinzu, ſeinen Stolz zu brechen und ihn der ſelbſtgeſchaffenen Hölle zu überliefern. In ſeiner Seele glühte eine Qual nach der andern auf. Er haßte O'Donnel, wie keinen Menſchen weiter, und war durch die furchtbare Macht der Verhältniſſe gezwungen worden, für ſeinen Freund zu gelten und Handlungen, die eigentlich von der Liebe beſtimmt werden, für ihn zu vollbringen. Obgleich in mancher Beziehung ſchuldig, war er es doch nicht in Bezug auf die vollbrachten Verbrechen, derowegen er der Regierung und dem Adel vorzüglich verdächtig geworden und von deren Theilnahme ſich ganz zu reinigen, er durchaus nicht im Stande war. Und durch alles dies war er der Ausführung ſeiner ehrgeizigen Pläne nicht etwa näher gekommen, nein, er ſtand nie weiter davon entfernt, als gerade jetzt. So in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt und der Welt gerathen, verlebte er einſame düſtre Tage auf Lindſayhall, wo ſeit ſeiner Rückkehr eine Grabesſtille herrſchte.

Aber auch dieſe Uebelſtände waren's noch nicht allein, die den Lord peinigten; es gab noch andre, die geeignet waren, ihn auf den Gipfel der Verzweiflung zu bringen. Noch immer wähnte er die verhängnißvollen Documente des franzöſiſchen Directoriums, die ihn in all dies Unglück gebracht, in den Händen der alten Heideſchenkin und hatte nicht den Muth, etwas gegen Mutter Pepp zu unternehmen, oder ihr die Papiere abzuſchmeicheln; der ſtarre Charakter dieſes Weibes und ihre großen Verbindungen mit den gefürchteten weißen Jungen, waren ihm nur zu wohl bekannt. Und ſo hing ſtets das Schwert des Damokles über ſeinem Haupte. Von der andern Seite wußte Henderſon um das unſelige Geheimniß. In dieſem war dem Lord ein ſchonungsloſer Quälgeiſt erſtanden.

In dem Grade, in welchem Kildare in der Achtung des Adels geſunken war, hatte Henderſon, durch Glück und Schlauheit begünſtigt, ſich darin zu erheben gewußt. Man konnte dieſem Manne Feinheit im Umgang und richtigen Tact nicht abſprechen; dabei war er gewandt, fügſam, unterthänig gegen den Adel, diente den Männern, ſchmeichelte den Frauen, wagte es nie eine eigne Meinung zu haben, erklärte ſich für den eifrigſten Anhänger ariſtokratiſcher Meinungen, ſuchte ſich durch tauſend Dienſtleiſtungen gefällig zu zeigen und wußte es ſtets auf eine geſchickte, ungezwungene und doch keineswegs demüthigende oder kriechende Weiſe an den Tag zu legen, wie hoch er die Gnade zu ſchätzen wiſſe, einen Platz in der Claſſe der Gentry des Landes einnehmen zu dürfen. Dagegen ſpielte er gegen den gemeinen Iren den vornehmen Mann mit aller Aufgeblaſenheit, gegen ſeine Untergebenen den ſtrengen Herrn und ſprach vom Volke ſtets nur mit naſerümpfender Verachtung. Seine Kleidung war äußerſt gewählt, aber nicht überladen; auf ſeinen Fingern glänzten Ringe mit ächten Brillanten; ſeine Pferde waren von den edelſten Racen, ſeine Equipagen höchſt geſchmackvoll, ſein Haus ſehr anſtändig eingerichtet und den Gaſtfreunden ſtets geöffnet. Zu dieſem ſchönen Etabliſſement hatte er einer geſchickten weiblichen Hand bedurft, und er war ſo glücklich geweſen, Miß Anna Neil dafür zu gewinnen. Seit dieſe Dame Maſter Henderſon's Haushälterin war, galt der Pachthof von Chesnuthill als der Sitz ächten Comforts, und die vornehmſten und stolzeſten Glieder des Adels verſchmäheten es nicht, an Henderſon's prächtigen Feeten Theil zu nehmen, bei welchen jedoch Lord Kildare nie erſchien. Deſto öftrer beſuchte der Gentleman-Farmer ſeinen hohen Gönner und Wohlthäter, und er und James Morries waren die einzigen Gäſte, die auf Lindſayhall einſprachen und einiges Leben in die todte Einſamkeit des alten Schloſſes brachten. Selbſt Lord Wexford hatte nach ſeiner erſt ſpät erfolgten völligen Geneſung keinen Beſuch bei Kildare gemacht und dadurch, gegen alle Höflichkeitsform ſchroff verſtoßend, deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er jede Verbindung mit dem Herrn von Lindſayhall für abgebrochen angeſehen haben wolle. Inzwiſchen verlautete mehrmals, daß der tapfere Dragonerobriſt in der Nähe des Schloſſes, in Dunmoore und in der Heideſchenke geſehen worden ſei. Miß Anna Neil wußte allein am Beſten, wie dieſe Gerüchte zu erklären waren; denn ſie ſtanden mit ihren einſamen Spaziergängen im Park zu abendlicher Zeit in der genaueſten Verbindung. Dieſe Dame wurde nur in ſofern von der düſtern Stimmung auf Lindſayhall berührt, als ſie ſich nicht ſelten langweilte; doch ſuchte und fand ſie Entſchädigung. Lady Eliſabeth vertiefte ſich, ihren Gram auf Augenblicke zu vergeſſen, in Lectüre und Muſik, und oft genug hallten die ſchwermüthigen Klänge ihrer Altſtimme, von dem mitklagenden Getön der Harfenſaiten begleitet, über die dunkeln Tannengipfel des Parkes hin und hätten der Seele des Lords Frieden bringen müſſen, wie ſie aus dem ſtillen, wenn auch thränenreichen Frieden einer ſchönen Seele emporſtiegen, wenn dies anders möglich geweſen wäre. Aber die ſeinige war dem böſen Erdgeiſte verfallen, der ſich auf den Schwingen der Muſik nicht zum Licht emporflügeln läßt, der ſelbſt den dämmernden Strahl hereinbrechender Wehmuth flieht.

Dies war die Lage der Dinge auf Lindſayhall. Auf Chesnuthill ging es dagegen ſtets herrlich und in Freuden. —

Eliſabeth bemerkte mit größtem Mißvergnügen und tiefverletztem Ehrgefühl täglich mehr, wie die ſteigende Anmaßung Henderſon's von ihrem Vater mit einer Duldung, ja mit einer Zuvorkommenheit behandelt wurde, die ſie in unwilliges Erſtaunen verſetzte und ſie das wahre Verhältniß zwiſchen beiden Männern ahnen ließ.

Mit widriger Freundlichkeit hatte Henderſon ſogar ſchon einige Male gewagt, ſich der Lady ſelbſt zu nahen und ſie mit ſeinen abgeſchliffenen Redensarten zu unterhalten, und es berührte ſie auf's ſchmerzlichſte, wenn ſie ſehen mußte, wie ihr Vater es nicht bemerken zu wollen ſchien, daß ſie die Nähe des Emporkömmlings höchſt ungern duldete und ſeinem faden Geſchwätz ein erzürntes Ohr lieh. Die Erörterungen, die deshalb zwiſchen Vater und Tochter nothwendiger Weiſe ſtattfinden mußten, trugen ein Großes zur Vermehrung des Grames bei, der ſichtbar an Eliſabeths Innerem nagte und die edle Form, welche eine ſo erhabene Seele barg, allmälig zu zerſtören drohete. Oft ſchauderte ſie vor dem dunkelgeahnten Abgrund zurück, in welchem ſie ihren Vater rettungslos verſunken ſah, und ein Jammerſchrei entſetzlicher Verzweiflung entrang ſich ihrer edlen Bruſt.

Lord Kildare betrachtete es keineswegs mit Gleichmuth, wie Henderſon, ſich täglich mehr über ſeinen Stand erhebend, ſowohl ſeine frühere Lage, als den Standpunkt des Mannes, welchem er eine beßre Situation zu verdanken hatte, ſo gänzlich vergaß, daß er ſeinen hohen Gönner nicht ſelten mit einer Vertraulichkeit behandelte, welche anfangs in der ganzen Umgegend Aufſehen erregte; aber er war der ohnmächtige Sklave, der kniſchend in die Ketten biß, gute Mienen zum böſen Spiel machte und ſich nicht mehr öffentlich mit ſeinem Herrn zeigte.

Unverhältnißmäßiger Aufwand und ſinnloſer Lurus bezeichneten das Leben des übermüthigen Henderſon, und ſchon nach Verlauf eines Jahres hatte er Gelegenheit, ſich vollkommen zu überzeugen, daß die Einnahmen des ſchönen Pachtgutes, die jedem, mit dem Comfort eines anſtändigen Lebens zufriedenen Farmer mehr als genügt hätten, keineswegs mit ſeinen ſich fortwährend mehrenden Wünſchen und Bedürfniſſen in einem Verhältniß ſtanden.

Sein hochfahrender Sinn ſtrebte nach den Mitteln zu einer glanzvolleren Lage. Die Abhängigkeit als Pächter eines iriſchen Lords fing an, dem Engländer, der einmal das Joch der Dienſtbarkeit abgeſtreift, läſtig zu werden. Obgleich er ſich der That nach als Beſitzer einer ihm vollkommen zugeſicherten Sinecure betrachten konnte, wohl wiſſend, daß es der Lord nie genau mit der Zahlung der Pachtgefälle nehmen würde, wollte er doch auch dem Namen nach Eigenthümer von Grundſtücken ſein, deren Lage ihm beſſer behagte, als die des einſamen Chesnuthill, und die im Fall ſeiner Verheirathung als bleibendes Eigenthum auf ſeine Nachkommen übergingen.

Die in den öffentlichen Blättern von den Behörden gemachte Anzeige, daß ſämmtliche Güter des Baronets Sir Lewis O'Donnel an den Meiſtbietenden überlaſſen werden ſollten, gab dieſer ſeiner Lieblingsidee neue Nahrung, obgleich er nie mehr vom Gelde entblößt war, als beim Eingang dieſer Nachricht. „Ha! Greenledge an der reizenden Bantry-Bai! Dahin ſtand lange mein Sinn!“ rief er, die Zeitungen weit von ſich werfend, die Tim gebracht, und wie von einem elektriſchen Schlage getroffen ſich hoch im ſchwellenden Divan erhebend. „Dann noch einen anſtändigen Titel, zuletzt ein reiches vornehmes Weibchen, und man iſt ein gemachter Mann. Aber vor Allem, Geld! Geld! Geld! Dann findet ſich das Andere ohne weiteres Kopfbrechen. Geld verſchafft ja dem Menſchen Alles, ſogar Verſtand. Woher ſoll ich ihn nehmen, dieſen Talisman, den Zauberſchlüſſel, der alle Thüren öffnet und den Eingang zu den Herzen der Menſchen bahnt, wenn alle andern Mittel unwirkſam bleiben? Ich bin wieder ſo arm, wie die Mäuſe der iriſch-katholiſchen Kirche; das ſei Gott geklagt! Die nächſte Ernte und die Maſtochſen ſchon im Voraus verkauft und nicht einmal der neue Wagen und die letzten Pferde bezahlt! Das letzte Faß Wein angezapft und die Manichäer täglich vor der Thür! — Wo die Hypothek fehlt, da will Niemand borgen; am allerwenigſten die brittiſche Regierung mir, der unbekannten Größe, der ich soi disant in dies armſelige Land wie hereingeregnet bin. Woher alſo ſchnell, Tim? woher, mein Burſche?“

„Und das konnte Ew. Gnaden mich fragen?“

verſetzte der kleine Reitknecht. „Wohnt in Lindſayhall nicht ein reicher Mann, ein begüterter Pair, der Sie ſo in's Herz geſchloſſen hat, daß er Ihnen nichts abſchlagen kann? Und darf Ihnen Lord Kildare überhaupt etwas abſchlagen? Gehen Sie doch, Sie haben ja den Schlüſſel zu Mylords Caſſette.“

„Beim Teufel, Burſche, Du haſt Recht!“ rief Henderſon aufſpringend und das Zimmer mit heftigen Schritten meſſend. „Der Lord mag ſich drehen und wenden, wie er will, Geſichter ſchneiden und große Worte machen: er muß mir das Kapital leihen.“

„Maſter Henderſon,“ nahm Miß Anna das Wort, die hereingekommen war und gehört hatte, um was es ſich hier handle; „in der That, ich begreife Sie nicht. Ihnen ſteht ein Weg offen, der Ihnen zu Ehren und Würden, Titel und Reichthum, zu einer reizenden liebenswürdigen Frau und einem geſchmeidigen Schwiegervater verhilft; Sie können dieſen Weg ſo ganz ohne alle Mühe einſchlagen und des ſchönſten Erfolgs gewiß ſein; warum wandeln Sie auf Nebenwegen?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Miß Anna; erklären Sie ſich deutlicher.“

„Wie? So müßte es Ihnen ein Weib ſagen, daß Ihr höchſtes Glück in Lady Eliſabeth beſteht? Was hindert Sie beim Lord um die Hand ſeiner ſchönen Tochter anzuhalten, ſie von ihm zu fordern? Die Partie mit Lord Wexford hat ſich längſt zerſchlagen, und —"

„Weib!" rief Henderſon, wie von einem Blitzſtrahl zurücktaumelnd, „das hat Dir Gott oder der Teufel eingegeben! Himmel! daran hab' ich nicht gedacht! So hoch hab' ich mich noch nicht verſtiegen. Aber Sie haben Recht, Miß, das Beſte iſt für mich gut genug, und nach dem Höchſten muß ich ſtreben. Eliſabeth muß mein werden und Greenlodge dazu. Ja, Mylord, die Tochter und Geld, oder beſſer: erſt Geld und dann die Tochter. Vogue la galére! rief Lord Wexford in ſeiner guten Laune, Vogue la galére ruft Maſter Henderſon in gleichem Verhältniß. — Auf, Tim, mein Junge, den neuen Wagen und die zuletzt gekauften Braunen mit dem ſilberplattirten Geſchirr! Ich will nach Lindſayhall. Schnell! ſogleich! Man laſſe mich nicht warten!"

„Wie Ew. Gnaden befehlen," erwiederte der Diener hämiſch lächelnd, „aber da iſt der zudringliche Sattler ſchon wieder in der Remiſe und betrachtet den neuen Wagen mit ſo nachdenklicher Miene, als ob er ſchon den Verluſt berechnete, wenn er ihn vielleicht wieder zurückzunehmen gedächte."

„Er mag ſich heute noch einmal zum Teufel pakken! Sag's dem Unverſchämten, Tim! In einigen

Tagen kann er die lumpigen zweihundert Guineen in Empfang nehmen in blankem Golde oder in guten Noten der Bank von Irland. Aber keinen Stich mehr ſoll der Kerl, der den mir ſchuldigen Reſpect vergißt, ferner für mein Hausweſen arbeiten. Nimm einen andern fügſamern, höflichern Mann zu unſrer Arbeit an! Dieſe iriſchen Hunde müſſen hinfüro alle höflich wedeln und dürfen nicht mehr unbeſcheiden kneifen."

„Die Nachricht, Sir, wenn er derſelben Glauben beimißt, wie ich hoffe, verlaſſen Sie ſich darauf, wird den guten Mann erfreuen, und es wird nicht nöthig ſein, einen Andern anzunehmen, denn ich ſtehe für die künftige Demuth und Beſcheidenheit dieſes iriſchen Bullenbeißers."

„Spare Deinen Witz und erfülle meine Befehle!" rief der Gebieter ſtreng und mit ſtolzer Miene auf die Thüre deutend.

Schweigend verließ der Diener das Zimmer, aber ſobald der übermüthige Pächter ſich in ſeinen bequemen Wagen geworfen hatte, war Tim wieder drinnen bei Miß Anna, und ſein Geſicht zeigte eine ſchadenfrohe Grimaſſe.

„Triumph!" rief ihm die Dame entgegen und zog ihn im Uebermaaß der Freude an ihre Bruſt. „Ein Hauptſchlag iſt uns gelunngen. Das greift Dir an die Wurzel des Lebens, ſtolzer Lord; denn Dein Höchſtes iſt die Tochter. Tim, mein treuer Verbündeter, wir werden uns glänzend rächen!“

Da ballte Tim die Fauſt und murmelte: „Es muß noch beſſer kommen, wenn's mir große Freude machen ſoll, und es kommt auch noch beſſer. Wenn ich Triumph rufe, liebe Anna, Roſenherz, dann wird von Lord Kildare nicht viel mehr übrig ſein, als die Düngung für ein Paar Fuß Land.“

„Ja, mein Goldjunge!“ ſchmeichelte ſie und erwiederte vertrauliche Liebkoſungen, die ſich Tim erlaubte. Die ſchöne Miß Anna Neil und der häßliche Tim Ruuthan! Die ſtolze, engliſche Dame und der gemeine iriſche Knecht! — —

Henderſon ſtieg einige Stunden ſpäter mit affectirt nachläßiger Vornehmheit am Thore des alten Lindſarhall aus.

Die düſtre Stimmung der Schloßbewohner konnte durch die Ankunft eines ſo unwillkommenen Gaſtes nicht vermindert werden. Der Empfang, welcher ihm von Seiten des Lords in Vorahnung irgend einer neuen Anmaßung zu Theil wurde, war kalt und gemeſſen. Doch Henderſon ſchien die Stimmung ſeines Protectors nicht zu bemerken und nahm, die ihm bekannte Nummer der Zeitung, die das Ausgebot der O'Donnelſchen Güter enthielt, auf dem Geſimſe des

Kamins erblickend, davon Veranlaſſung, ſchnell zum Zweck ſeines Beſuches überzugehen.

„Ah, ich ſehe, Mylord kennen ſchon die von der Regierung Seiner Majeſtät wegen der Güter O'Donnel's getroffenen Verfügungen!“ —

Ohne etwas zu erwiedern, bejahte der Angeredete nur durch ein kaum merkliches Nicken mit dem Kopfe.

„Ich habe die Abſicht,“ fuhr Henderſon fort, wenigſtens eines davon, nämlich Greenlodge in unſerer Nähe, zu kaufen.“

Mit dem Zeichen der höchſten Ueberraſchung trat der Lord ihm einen Schritt näher und fragte im gereizten Tone: „Wie? Hab' ich recht gehört? Sie wollen Greenlodge kaufen? Sie?“

„Halten Sie es nicht für Anmaßung, Mylord! Der Menſch ſehnt ſich danach, ein Eigenthum zu haben, ſich ein Neſt zu bauen, wie Ew. Herrlichkeit einſt ſelbſt Ihrem ganz ergebenen Diener ſcherzhaft bemerkten, als Sie die Güte hatten, ihm Chesnuthill in Pacht anzubieten, wonach ich ja ſonſt nie gewagt haben würde, die Hand auszuſtrecken. Ich würde Sie bitten, mir die Pachtung verkaufsweiſe abzulaſſen; ſie genügt ja vollkommen meinen beſcheidenen Wünſchen. Da ſie aber zum Majorat gehört und dereinſt auf die andre Linie übergeht, ſo iſt daran nicht zu denken.“

Immer finſtrer grollten Kildare's Brauen; jedoch ohne ſich dadurch irre machen zu laſſen, fuhr Henderſon mit einem ſtechenden Blick auf ſeinen Gönner fort: „Ich kenne Ihre große Vorliebe für jene Grundſtücke. Sie, Mylord, ſo denke ich, kaufen das alterthümliche, ſtattliche Balliford in der Killala-Bai, ich ſelbſt aber das einfache Greenlodge, weil es meinem untergeordneten Stande beſſer geziemt."

„Ich dachte beide zu kaufen," fiel jetzt der Lord, ſeines Unwillens nicht länger Herr, im heftigen Tone ein. —

„Erlauben mir Ew. Herrlichkeit nur auszureden. Das Verhältniß zwiſchen Lord Wexford und dem edlen Fräulein iſt, wie ich bemerkt zu haben glaube, abgebrochen. Die Herren wiſſen alle das ſeltene Kleinod nicht genug zu würdigen, ſonſt würden ſie nicht ſobald müde werden in ihren Bewerbungen. Schande über ſie alle! Aber ich, Mylord, Ihr ergebenſter Diener und Ihr Verbündeter zugleich auf Leben und Tod, ich, Mylord, der ich Ihrem Herzen ſchon durch allerlei Kleinigkeiten näher ſtehe, als die Andern, ich fühle mich mit mächtigen Banden an das holde Weſen gefeſſelt, welches uns beide Männer fernerhin unauflöslich verbinden könnte. Erlauben Sie mir daher, hochverehrter Mann, mich um die Liebe Eliſabeth's zu bewerben, deren hohen Werth Niemand beſſer kennt, als ich ſelbſt. Mit einem Worte, Mylord! Geben Sie mir Ihre ſchöne Tochter zur Gattin, und ich ſchenke ihr dann wiederum Greenlodge zur Morgengabe. Freilich Ihro Herrlichkeit würden mich zuvor durch ein hinlängliches Darlehn, etwa baar, oder durch Anweiſung auf Ihren Banquier in Dublin dazu in den Stand zu ſetzen die Güte haben. Aber ich kenne ja Ihr unendliches Wohlwollen gegen mich und darf daher nicht zweifeln. Nun, Mylord, ziehen Sie gütigſt den Gegenſtand in Erwägung.“

Von Entſetzen gefeſſelt, ſtand der Lord bewegungslos, ſeine Haare ſträubten ſich, und in ſeinen wilden, unſtäten Blicken malten ſich Wuth und Verzweiflung und Schaam, in den Augen des ihm gegenüberſtehenden Mannes ſo tief geſunken zu ſein; endlich nach einer kurzen Pauſe, während welcher Henderſon gleichgültig mit ſeinem Uhrgehänge ſpielte, brach er in die Worte aus: „Sind Sie von Sinnen, Mann? Gilt Ihnen mein Name und Rang ſo wenig, oder gar nichts mehr? Haben Sie ſo bald vergeſſen, was Sie vorhin geweſen, Mr. Henderſon, daß Sie, kaum aus dem Staube hervorgezogen, Ihre Augen auf eine Dame werfen, die im allerglücklichſten Falle Ihre verwegenen Wünſche für die Ausgeburt eines in Unordnung gerathenen Gehirns halten würde? Sagen Sie: Ja! Henderſon, und ich will Ihnen verzeihen! Sie reden im Delirium, Henderſon, nicht wahr? Geſtehen Sie's, das ſchnelle Glück hat Sie betäubt, Sie reden irre? Mann, ſage: Ja! oder ich ſelbſt werde verrückt und würge Dich im erſten Anfalle der Wuth." —

Erſchöpft ſank der mächtige Herr von Lindſay-hall auf einen Seſſel, und Henderſon begann wieder im ruhigſten Tone zu ſprechen:

„Mylord, nie redete ich je zuvor mit größerer Ueberlegung, als heute, während ich mein künftiges Glück zum Gegenſtand ernſter Betrachtung gemacht habe. Was, beim Himmel! finden Sie denn ſo Auffallendes darin, mein Herr, deſſen Vorfahren vielleicht Wilhelm dem Eroberer die Steigbügel hielten, oder der Königin Eliſabeth den Mantel nachtrugen auf ihren romantiſchen Promenaden mit Leiceſter, um ihre ſüßen Unterredungen in den ſchattenden Lauben von Windſor oder im Park von Kenilworth gegen unwillkommene Störung zu ſchützen, wenn ich, der ich Lord Wexford, einem beſſern Manne, als Leiceſter, einmal den Kutſchenſchlag öffnete, oder die Stäubchen von ſeinem Rock nahm, meine Augen zu Ihrer ſchönen und klugen Tochter erhebe? Sie ſind ſtolz auf Ihren erſten Ahn, der ſich doch auch empor half, wie ich, von Glück und eignem Talent begünſtigt; meine Nachkommen, ſo Gott will, ein eben ſo berühmtes Geſchlecht, wie das Ihrige, Mylord, ſollen mit Stolz auf mich, ihren erſten Ahn, zurückblicken und ſagen, daß ihre Stammmutter eine Kildare war. Ziehen Sie mich deshalb immer höher empor; aus dem Staube, Mylord, war noch nicht genug. Erheben Sie mich aus meiner Dunkelheit zu Ihrer eigenen Höhe. Beſiegen Sie ein lächerliches Vorurtheil, und ich gebe Ihnen mein Wort, Ihr Schwiegerſohn wird Ihnen keine Schande machen."

„Schrecklich, ſchrecklich!" ſtöhnte Kildare. „Größer Gott! ſo weit wäre es alſo mit mir gekommen? Ja, ich fühle ſie jetzt tief, die Wahrheit des Sprüchworts: Laß Dich vom Teufel bei einem Haare erfaſſen, und Du biſt ſein auf ewig."

„Halten Sie mich für des Teufels Majeſtät, oder für ſeinen Geſandten, Mylord, mir iſt's ganz gleichgültig, — ich halte Sie auch für keinen Engel; wir wiſſen Beide, wie wir mit einander daran ſind und täuſchen uns nicht. Warum alſo mit offnem Helm gegenſeitig? Wir ſind Geiſter gemeinſamen Urſprungs, wir ſind alſo an einander gewieſen, müſſen uns einander helfen. Haben Sie je gehört, daß ein Teufel den andern im Stich gelaſſen? Nicht doch! Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Ihr Leben iſt mit den Reizen der Macht, des Reichthums, des Genuſſes geſchmückt; warum ſollte es das meinige nicht ſein? Ich beſitze die Mittel, Ihnen dieſe Reize zu erhalten, ſie noch einträglicher zu machen, und opfre Ihnen gern meine Kräfte. Sie beſitzen die Mittel, mir zu gewähren, was mir fehlt, und Sie wollten mir dieſelben aus Eigenſinn oder Vorurtheil verweigern? Ei, behüte! Das wäre ungleiches Spiel. Sie wollen reich und mächtig bleiben, noch reicher und mächtiger werden, und ich werde Ihnen getreulich dazu verhelfen. Aber ich will auch reich ſein, und Sie werden mir Reichthum geben; ich will ein ſchönes Weib beſitzen, und Sie werden mir Ihre Tochter nicht vorenthalten.“

„Ha, mir das!“ rief der Lord wüthend aufſpringend. „O, Du wirſt fürchterlich gerächt, Sir William! Dann ſich wieder zu Henderſon wendend, ſagte er im flehenden Tone: „Nehmen Sie Greenlodge, nehmen Sie Balliford, oder beide Güter zuſammen. Ich gebe Ihnen mein halbes Vermögen zu deren Ankauf, aber denken Sie nicht ferner an mein Kind, Henderſon. Eliſabeth iſt der einzige Ruhepunkt meines brennenden Blickes, wenn er ſcheu die Vergangenheit muſtert und ſorgenvoll die nächſte Zukunft durchläuft. Sie iſt die einzige Blume, die in dem verödeten Garten meines Lebens blüht und mich mit Duft und Farbenreiz entzückt; ſie iſt der einzige Stern, der in meine Nacht hereinlächelt und an deſſen Strahl mein Auge ſich erquickt. Sie iſt das reine, das himmliſche Element meines Hauſes, der Frieden ſpendende

Genius, um deſſentwillen das Verderben vorüberſchreitet. Sie iſt der Engel, der den Sturm beſchwört und die tobenden Wellen beſchwichtigt, wenn ich, ein unheimlicher, auf dem weiten Ocean umhergeſchleuderter Schiffer, vor mir ſelbſt, als der gefährlichſten Klippe, ſcheu zurückweiche; ſie, ſie iſt's, die allein noch dem Schiffbrüchigen Rettung verheißt. Nehmen Sie alle meine Schätze — aber mein Kind erhalten Sie nimmer, fürchterlicher Menſch! — — Und nun verlaſſen Sie mein Haus, Sir," ſetzte er mit Hoheit hinzu. „Ich befehle es Ihnen und erwarte, daß Sie ungeſäumt Folge leiſten. Erſcheinen Sie nicht eher wieder, bis ich Sie rufen laſſe, oder fürchten Sie Alles von meinem nur zu gerechten Zorne. Rückſichten, die ich meiner Tochter ſchuldig bin, konnten mich allein abhalten, Sie denſelben nicht gleich in ſeiner ganzen Stärke fühlen zu laſſen."

„Nicht doch!" verſetzte Henderſon mit fürchterlicher Kälte; „ſo ſtehen wir nicht mehr zuſammen, Mylord, daß ich Ihren übereilten Befehlen willig Folge leiſtete. Sie vergeſſen unſre gegenſeitige Stellung ſo ganz, daß ich mich genöthigt ſehe, Sie Ihnen, wenn auch ungern, ins Gedächtniß zurückzurufen. Ich überwerfe mich nicht gern mit meinen Freunden; ich kann vielmehr mit Recht von mir rühmen, daß ich ein treuer, ein ergebener Freund bin. Und hätte ich Ihnen das nicht etwa bewieſen, als die Regierung in Ihrer Unterſuchungsſache einen hohen Preis darauf ſetzte, zu erfahren, wer die beiden Männer geweſen, die den Gefängnißwärter in Ihrem Namen beſtochen? Es war Ihre einzige Rettung, daß Sie nachdrücklich behaupteten, es wären dies zwei Defenders geweſen, ihre Feinde, die, um Ihrem Rufe, Ihrem Anſehen bei der Regierung auf eine recht empfindliche Weiſe zu ſchaden, Ihren Namen gemißbraucht hätten? Ei, die Lüge war fein und gut; aber wär' es nicht noch alle Tage Zeit, mich zu melden und den frommen, genügſamen Merries als meinen Begleiter und Gehülfen zu nennen? Wär' es nicht Zeit, Ihres Tractats mit dem Directorium Frankreichs beiläufig zu erwähnen und Merries als Ihr Werkzeug zu bezeichnen? O, ſtaunen Sie mich nicht an, Mylord! Ich weiß Alles, und Merries iſt mein Freund; aber er iſt von mir abhängig, wie kleine Geiſter ſtets von großen. Ihr Stern neigt ſich trüb und umwölkt ſeinem Untergange zu, Mylord, der meinige ſteigt prächtig empor, der getreue Merries dürfte leicht geneigt ſein, ſich von dem alten düſtern Licht ab- und dem neuen hellen zuzuwenden. Wenn der gute Mann auch nicht vermögend iſt, kühne Rieſenpläne in ſeinem Gehirne zu beherbergen, wie ich, und wenn ſein Ehrgeiz auch nicht auf Adlersfittigen zur Sonne emporſteigt, wie der meinige, ſo verſteht er doch ſeinen Vortheil und weiß, an wen er ſich ferner zu halten hat. Und warlich, Mylord, ich hatte es Ihrer Einſicht zugetraut, daß auch Sie das wüßten. Doch Sie waren verblendet; Ihr getrübter Blick ſah nicht gleich das Rechte. Ich vergebe Ihnen gern. Sie wiſſen zu gut, was Sie an mir haben; warlich, wenn einer Ihrer großen Pläne zur Reife kommen ſoll, durch mich allein kann es geſchehen; ich bin der Mann, der Ihnen zu den höchſten Würden verhilft, denn mein Kopf geht mit großen Gedanken ſchwanger; aber können Sie wollen, daß ich leer dabei ausginge? Sie ſagen mir Ihr halbes Vermögen zu; dies wäre ſo übel nicht. Es dient wenigſtens dazu, mich, was die äußern Verhältniſſe betrifft, mehr zu Ihnen emporzuheben. Ich habe gelebt genug, um einzuſehen, daß einer Ihrer Unterthanen, und das bleibt der Pächter von Chesnuthill ſtets, nicht um Ihre Tochter freien kann; darum nehme ich Ihre Offerte an, mich zum Herrn von Greenledge damit zu machen. Wähnen Sie aber nicht, daß ich mich damit begnügen werde. Henderſon's hochſtrebender Geiſt führt ihn einem glänzendern Ziele entgegen, und der Grundſtein meines dauernden Glücks muß der Name Kildare werden. Ich gehe jetzt, um als Squire von Greenledge wiederzukommen, nicht etwa meine Werbung zu erneuern — das iſt abgemacht —

ſondern meine Verlobung zu feiern. Unterrichten Sie gefälligſt Ihre Tochter davon."

„Teufel!" knirſchte Kildare, ſobald ſich Henderſon entfernt hatte, und ſank abermals auf ſeinen Sitz zurück. „Weh' mir! wehe!" jammerte er dort. „Der Schurke hat mich in meinen eigenen Schlingen gefangen; mit dem Blick der Klapperſchlange hält er mich gebannt, ich kann ihm nicht entgehen. Ohnmächtig muß ich mein Kind, meinen Stolz, meine Freude, dem fürchterlichen Moloch zum Opfer bringen." Und der Thränenquell, der ſeit ſeiner Jugend verſiegt war, öffnete ſich und leitete ſeine ſalzigen Bäche von ſeiner alternder Wange hinab.

Eliſabeth's Zimmer waren nicht ſo weit von denen ihres Vaters entfernt, daß ſie nicht einzelne, heftige Laute deſſelben vernommen hätte. So oft der von ihr gefürchtete Henderſon im Schloſſe erſchien, fühlte ſie ſich von einer ihr unerklärlichen Bangigkeit ergriffen. Das geheimnißvolle Treiben zwiſchen ihm und dem Lord hatte ſie längſt mit bangen Ahnungen erfüllt, um ſo mehr, da ſie überzeugt war, daß nur Sachen von höchſter Wichtigkeit ihren Vater, deſſen ſtolze Sinnesart ſie vollkommen kannte, veranlaſſen konnten, ſich zu einem Manne herabzulaſſen, den er ſelbſt aus der niedrigſten Lage emporgezogen hatte.

Sie vermochte heut nicht länger der quälenden Unruhe zu gebieten, und begab ſich, ſobald ſie den Wagen Hendersons abfahren hörte, in das Zimmer ihres Vaters, um von ihm die Urſache des Wortwechſels zu erfahren.

Heftig fuhr Lord Kildare zuſammen, als Eliſabeth zu ihm hereintrat. Betreffen weilte ihr Auge auf den verſtörten Zügen des Vaters; dann eilte ſie, von den heiligen Gefühlen des Kindes übermannt, in die ihr heute zum erſten Male ſeit langer Zeit entgegengebreiteten Arme.

„Mein Vater!“ flehte die Liebliche zu ſeinen Füßen niedergeſunken, mit von Thränen erſtickter Stimme, „öffnen Sie der Tochter, dem einzigen Ihnen befreundeten Weſen, Ihr Herz! Schwerer Kummer laſtet darauf. Schütten Sie ihn aus in den Buſen des Kindes! Wie gern will ich Ihnen tragen helfen! Wie gern will ich verſuchen, Ihren Schmerz durch liebevollen Troſt zu heilen und auch rathen, wenn es das ſchwache Mädchen vermag und Sie die wohlgemeinten Worte nicht von ſich weiſen!“

„Steh’ auf, meine Tochter! Ich mag Dich nicht ſo erniedrigt ſehen;“ mit dieſen Worten räumte er ihr einen Platz neben ſich ein.

Geſpannt und in höchſter Aufregung blickte die Tochter auf den gealterten Vater, jeden Augenblick eine

Erklärung des räthſelhaften Zuſtandes, in welchem ſie ihn noch nie zuvor erblickt hatte, erwartend. Doch Kildare blieb ernſt und verſchloſſen, während unbeſchreibliche Angſt, der edlen unſchuldigen Tochter gegenüber, ſein Herz zermarterte. Er konnte es nicht über ſich bringen, ihr Entdeckungen zu machen, und Eliſabeth war ſo zartfühlend, nicht weiter in ihn zu dringen.

Verlegen, von dem eignen Kinde in einem ſolchen Zuſtande gänzlicher Zerknirſchung geſehen zu werden, richtete er ſich raſch empor, drückte einen Kuß auf die Stirne der Tochter und verließ das Zimmer mit den Worten: „Die Hitze übereilte mich einmal, mein Kind, wie in frühern Jahren; ein kleiner Wortwechſel mit Mr. Henderſon über eine Meinungsverſchiedenheit, weiter war es nichts. Beruhige Dich deshalb!“

Dieſer Moment griff mit eiſiger Kälte in Eliſabeths Herz, und die Blüthen der Kindesliebe erſtarrten darin von ſeinem Hauche; den Lord aber entführte er auf immer von der Bahn des Heils, auf die ihn ſein guter Genius noch einmal zurückgewinkt hatte, und entſchied unwiderruflich über ſeine unheilvolle Zukunft.

Fünftes Kapitel.

Henderſon ſteigt höher.

Die Anhänger der Regierung betrogen ſich ſehr in der ſanguiniſchen Hoffnung, die gegen alle Verdächtigen der Volkspartei angewandte Strenge werde den Geiſt des Aufruhrs ein für alle Mal unterdrücken. Denn während in den weſtlichen Provinzen Hinrichtungen an der Tagesordnung waren und Confiscation und Verbannung ſchonungslos ſelbſt über manche ſehr geachtete Familie ausgeſprochen wurden, war der Süden von Irland ſchon wieder der Heerd, auf welchem der nie ruhende Leßlie in Verbindung mit dem beſonnenen Laing, denen ſich ſpäter auch der von Frankreich herübergekommene Michaul Dahna angeſchloſſen hatte, die Kohlen eines in ſeinen Folgen weit gefährlichern Aufſtandes, als der letzte geweſen war, mit allem Eifer ſchürten und zur Flamme anfachten

Der Frühling des Jahres 1798 war unter den eben ſo geheimnißvoll als umſichtig getroffenen Vorbereitungen der Independenten herangekommen, als die Truppen in Irland, durch den Abgang mehrerer Regimenter zur Unterſtützung der unter der Anführung des Generals Coote nach Oſtende und nach Brügge unternommenen Expeditionen ſehr vermindert wurden. Auf einen ſo günſtigen Augenblick hatten Jene lange gehofft. Denn kaum waren die letzten Transportſchiffe aus dem Hafen von Cove gelaufen, als das langverhaltene Feuer mit um ſo größerer Wuth ausbrach und ſich wie ein glühender verheerender Strom von einer Provinz unaufhaltſam zur andern wälzte.

Clougheen, Clonmel, Tallow, Waterford, Carric am Suir wurden zuerſt der Schauplatz aller der Gräuel, die man erblickt, wenn ein ſeit Jahrhunderten gemißhandeltes Volk ſeine Ketten ſprengt und roh und fanatiſch den erſten wilden Gebrauch der ungewohnten mißverſtandenen Freiheit macht. Die damals in Irland überall vollbrachten Exceſſe waren nicht die Reſultate der Bemühung, ſich irgend einer Regierungsform zu entziehen, ſondern den Ausbrüchen reißender Thiere zu vergleichen, die durch eigne Kraft aus den Ketten und Eiſenſtangen ihrer Käfige befreit, ſich zuerſt mit Wuth und wilder Luſt auf ihre bisherigen Peiniger werfen und ſie würgen, bevor ſie mit vollen Zügen die friſche erquickende Luft einathmen und das Daſein einer bis dahin nie gekannten Wonne im Genuß der vollen Freiheit erkennen.

In Tallow und Carric am Suir wurden die Dragoner in den ſchwachbefeſtigten Caſernen überfallen und niedergewürgt. Mit jedem neuen Erfolge wuchs die Zahl der Rebellen und ſelten mißlang ein Unternehmen, wenn es vom tollkühnen Leßlie, dem kriegserfahrenen Laing, oder von dem ſchlauen, mit dem Vortheil jedes Gebirgspfades und jeder Felſenſchlucht vertrauten Dahna geleitet wurde.

Es war am 30ſten Juni, als das Hauptcorps der Independenten unter fröhlichem Jubel längs den Ufern des Blackwater, dem von hohen Bergen umgürteten See von Killarney zuzog, wo die Anführer in ſichrer Stellung die Ankunft der ſtreitbaren Männer aus der Grafſchaft Kerry erwarteten und dann nach einem Raſttage mit verſtärkten Kräften längs der weſtlichen Küſte in die Provinz Connought eindringen wollten.

Eine Abtheilung von einigen tauſend Mann wurde von Laing, welchem das Obercommando übertragen war, unter Leßlie's und Dahna's Anführung in der Richtung von Goresbridge ausgeſandt, um die Flanken des Hauptcorps zu decken, mit der Weiſung, ſich beim Herannahen eines ſtärkern feindlichen Corps auf die Colonne zurückzuziehen und jedes ernſte Gefecht ſo viel als möglich zu vermeiden.

Ungeſtört marſchirte das kleine Corps anfänglich ſeines Weges dahin, bis es am erſten Juli um Mittag in der Nähe von Geresbridge auf einige feindliche Truppen ſtieß, welche ihm das weitere Vordringen auf der Straße ſtreitig zu machen ſuchten.

„Nur Yeomanry, wie's ſcheint von Kildare's Heldenſchaar, und einige Invaliden-Compagnieen halten den Ort beſetzt," ſo meldete Michaul Dahna, der auf Kundſchaft ausgeſandt geweſen war.

„Dann drauf, auf die Dickköpfe, die ſich nicht ſchämen die Waffen gegen die Sache ihrer Landsleute zu führen!" rief Leßlie; „und nehmt mir auch den edlen Lord ſelbſt auf's Korn, Dahna, wenn er ſich's etwa ſollte haben gelüſten laſſen, im Freien zu erſcheinen und ſeine Wänſte von Pächtern in Perſon anzuführen!"

Mit dem gewöhnlichen Schlachtenruf: „Irland hoch!" ſtürzte ſich der wohlgeſchloſſene Phalanx, deſſen vordere Glieder mit Piken und gerade gerichteten Senſen bewaffnet waren, auf den Feind, der am jenſeitigen Ufer durch zwei leichte Geſchütze gedeckt, ruhig das Herannahen der Independenten erwartete, während die freiwilligen Reiter herausfordernd und neckend längs dem Fluſſe auf und nieder galoppirten.

Ruhig hielten die königlichen Veteranen, von denen manche ſchon unter dem Herzoge von Cumberland gegen die inſurgirten Schotten bei Culloden gekämpft hatten und deshalb mit ſolcher Art von Kriegführung bekannt waren, die erſten heftigen Anfälle aus und ſtreckten dann durch ihr zweckmäßiges Feuer Viele der tollkühnen Angreifer zu Boden.

Allmälig aber verſtummte das Feuer. Die Infanterie brach rückwärts ab und zog ſich langſam auf der Straße nach Michelstown zurück, während die Dragoner ſich in Linien formirten, um ſich, wie es ſchien, ſogleich auf ihre Gegner zu werfen, ſobald ſie die nur noch durch einen leichten Verhack geſperrte Brücke paſſirt haben würden.

Der kampfluſtige Leßlie ergriff, ohne ſich durch die blitzenden Helme der Reiter, noch durch ihre geſchwungenen Säbel irre machen zu laſſen, die ſchwarze Fahne der erſten Abtheilung und ſtürzte ſich an der Spitze einiger Hundert von Michaul Dahna befehligten Scharfſchützen auf die Brücke. Doch ſtatt auf einen tapfern Widerſtand jenſeits zu ſtoßen, wie er es erwartet, ſah er mit Verwundrung die ſtolze Yeomanry davon ſprengen und ihre Infanterie, die jetzt den Saum eines nahen Gehölzes erreicht hatte, auf dem Fuße nachfolgen.

Vergeblich hatte Michaul gehofft, auf Lord Kildare zu ſtoßen. Statt ſeiner erblickte er jedoch Henderſen auf einem prächtigen Pferde, der, wie es ihm vorkam, einen höhniſchen Blick auf ihn warf, ehe er umwandte, um dem von ihm befehligten Trupp nachzuſprengen.

„Jetzt friſch, meine Kinder, ihnen nach, ehe ſie entkommen!“ rief Leßlie den Seinigen zu, die der leichte Erfolg mit doppeltem Muthe erfüllte, und mit Sturmeseile hatten ſie bald einen Hohlweg erreicht, der die Feinde ihrem Auge entzog.

Dahna hielt ſich mit ſeinen Scharfſchützen am Rande des tiefen Weges, während die Colonne ſelbſt in denſelben drang. Auch Leßlie ritt neben dem Wege und hatte eben eine kleine Anhöhe erreicht, von welcher er die Feinde überſehen konnte, als er plötzlich Halt commandirte, während ihm ſchon von allen Seiten die feindlichen Kugeln entgegen ſauſten. Vor ihm ſtand auf einem ziemlich geräumigen Plateau, unter dem Schutze einer wohlbedeckten Batterie, ein bedeutendes Corps in Schlachtordnung aufmarſchirt Ein Blick rückwärts zeigte ihm, wie eine andre feindliche Abtheilung ſo eben im Begriff war, ihnen durch einen Seitenmarſch den Rückzug über die Brücke abzuſchneiden. Die Abtheilung vor ihm war die ſtärkſte. Der enge Raum, in welchem ſeine Schaar größtentheils noch eingepreßt war, bot keinen Kampfplatz dar, ſelbſt wenn ſie ihr Leben um den höchſten Preis hätten erkaufen wollen. „Alſo rückwärts!“ lautete der Befehl des Anführers, „damit man wenigſtens den Fluß ſo ſchnell als möglich erreicht.“

Alle Ordnung löſte ſich auf, und ein ſchreckliches Gemetzel wüthete in den flüchtigen Haufen der Independenten, ehe es einem Theile derſelben gelang, das Freie zu erreichen; aber mit dem größten Heldenmuthe erzwangen die meiſt nur ſehr unvollkommen bewaffneten Iren, obgleich zwiſchen zwei Feuern kämpfend, zuletzt noch den Uebergang über den Fluß. Jedoch kaum einige Hunderte von der faſt zweitauſend Mann ſtarken Abtheilung betraten das jenſeitige Ufer wieder; Viele fanden ihren Tod in den Wellen.

Ein heftiger Gewitterregen verdarb die Pulvervorräthe der königlichen Truppen und rettete dadurch Leſlie’s Corps vom gänzlichen Untergange.

Unter dem Schutze der während des Vernichtungskampfes eingebrochenen Nacht flüchtete ſich der Reſt der Defenders in die nahen Gebirge und zerſtreute ſich in deren Thälern und Schluchten; die Königlichen beſetzten das Terrain. Als die Sonne des andern Morgens die Gegend beleuchtete, war weit und breit kein Lebender von den aufrühreriſchen Iren zu ſehen, und ihre Macht ſchien gänzlich gebrochen.

Die die Heeresabtheilung befehligenden Offiziere umringten Henderſon, ihm Glück wünſchend, daß durch ſeine klugen Anſchläge und ſeine Mitwirkung der Regierung dieſer glänzende Sieg bereitet ſei, und Obriſt Werford überhäufte ſeinen ehemaligen Diener mit den größten Lobſprüchen. Der General entwarf ſogleich einen glänzenden Bericht an den Lord-Statthalter, worin mit Umſtändlichkeit auseinander geſetzt wurde, daß man die gänzliche Niederlage der Rebellen der geſchickten Ausführung eines Planes des Maſter Henderſon, eines ſehr loyalen und beim Adel der Umgegend überall im beſten Anſehen ſtehenden Farmers zu verdanken habe, der, mit dem Terrain genau bekannt, die Truppen in Hinterhalt gelegt und mit perſönlicher Tapferkeit an der Spitze der Yeomanry gefochten. Alle Offiziere unterſchrieben dies Dokument, das durch einen Courier nach Deublin geſchickt wurde. Um zu verhüten, daß die zerſtreuten Rebellen ſich wieder ſammelten, wurden an dieſem und den folgenden Tagen Streifzüge in die Berge unternommen und verſchiedene Depots für die einzelnen Compagnieen errichtet. Henderſon bot mit großer Zuvorkommenheit ſeinen Pachthof zu einem derſelben an und hatte das Glück, einen Theil des Dragoner-Regiments bei ſich beherbergen zu dürfen, deſſen Obriſten er früher bedient hatte, und deſſen Offiziere ihm demnach alle perſönlich bekannt waren. Der vergnügte Farmer ſparte keine Koſten, ſeinen Gäſten das Leben ſo angenehm als möglich zu machen, und in der That ging es Tag und Nacht luſtig genug auf Chesnuthill zu.

Eines Morgens, als die Geſellſchaft eben beim Frühſtück zuſammenſaß, ritt Lord Wexford mit ſeiner Suite in den Hof und wurde von den fröhlichen Zechern mit großem Jubel begrüßt.

„Meine Herren,“ ſagte der Obriſt, unter die Offiziere tretend und die ihm dargereichten Becher höflich ablehnend, „bevor ich mit Ihnen trinke, erlauben Sie mir, mich eines wichtigen Auftrags des Lord-Statthalters zu entledigen, der geſtern Abend mit dem rückkehrenden Courier von Dublin im Hauptquartier eingetroffen iſt. Ich hoffe dadurch Ihre Freude noch zu vermehren. Die Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, betreffen theils unſer Regiment, theils Ihren Herrn Wirth, Maſter Henderſon. Was das erſtere betrifft, ſo habe ich vom Lord-Statthalter ein in ſehr ſchmeichelhaften Ausdrücken abgefaßtes Schreiben erhalten, worin die Tapferkeit meiner Leute in Vernichtung der Rebellen ſehr gerühmt wird. Hier iſt es und ich gebe Ihnen auf, daſſelbe zu leſen. Rückſichtlich Maſter Henderſon's aber iſt mir vom Vicekönig der ehrenvolle Befehl zugegangen, demſelben mit dieſem zweiten Briefe die Decoration des Bathordens zu überreichen, zum anerkennenden Lohn ſeiner großen dem königlichen Heere geleiſteten Dienſte und ſeines an den Tag gelegten Patriotismus bei der gänzlichen Niederlage und Unterdrückung der iriſchen Rebellen. Maſter Henderſon, im Namen des Königs von Großbritannien, ſchmücke ich Ihre Bruſt mit dem rothen Bande und dem goldnen Schilde des Bathordens, zu deſſen überzähligem Ritter Sie ernannt worden ſind. Mr. Henderſon, empfangen Sie meinen Glückwunſch!“

Erſtaunen drückte ſich in allen Zügen aus, aber in Henderſon's Zügen hatte maßloſes Entzücken ſeinen Sitz aufgeſchlagen, als er den Kopf beugte und das Ordensband über ſeine Schultern rauſchte. Nun regneten Glückwünſche von allen Seiten, und mit ſeligem Lächeln dankte der Farmer; dann ergriff er ein Glas und trank die Geſundheit des Königs, des Vicekönigs und aller Offiziere des Heeres. Die Anweſenden ſtimmten jubelnd in dieſe Toaſte ein und brachten hierauf einen auf Henderſon's ferneres Wohlergehen aus. Der edelſte Wein floß in Strömen.

Nachmittags wurde Tim als Courier nach Lindſayhall mit dem Belobungsſchreiben und der Ordensdecoration geſchickt, dem Henderſon noch einige Zeilen an Lord Kildare beigefügt hatte, folgenden Inhalts: „Mylord! Aus Beiliegendem werden Sie erſehen, daß ich Ritter des Bathordens geworden und als ſolcher in die Claſſe des engliſchen Adels einrangirt bin. Auch bin ich durch Meiſtgebot auf dem Subhaſtationstermin der O'Donnelſchen Güter Herr von Greenlodge und Balliford geworden. Es iſt mein Wunſch, mit dem Feſte, welches ich dieſer beiden frohen Ereigniſſe halber den Offizieren des Werfordſchen Dragoner-Regiments, ſowie der benachbarten Nobility zu geben beabſichtige, und zu welchem Sie hiermit höflichſt eingeladen werden, meine Verlobung mit Lady Eliſabeth zu vereinigen. Haben Sie daher die Gewogenheit, mir einen der nächſten Tage zu beſtimmen, und verabreden Sie das Nähere mit meiner theuern Braut. Ihr ergebener Henderſon."

Die erſte Ueberraſchung des Lords erregte einen ſeltſamen Zwieſpalt ſeiner Gefühle in ihm. Gewohnt, Henderſon als ſeinen böſen Geiſt, ſeinen Verderber zu betrachten, wollte es ihm bedünken, als ſei dieſer Mann im Gegentheil ſein Retter aus der mißlichen Lage, die ihn eben beläſtigte, als ſei es doch wahr, was Henderſon mit kühner Zuverſicht von ſich ſelbſt geſagt, er werde bald von Stufe zu Stufe ſteigen, und die Zeit gar nicht mehr fern ſein, wo er eine bedeutende Rolle in Irland ſpielen werde! Daß Henderſon dazu das Talent beſaß, wußte Kildare nur zu gut, und daß Jener vom Glück offenbar begünſtigt wurde und daſſelbe trefflich zu benutzen verſtand, ging aus der Geſchichte der letzten Zeit eben ſo klar hervor. Die Nothwendigkeit, ſeine geliebte Tochter ſeiner Erhaltung opfern zu müſſen, kam ihm jetzt weit weniger ſchrecklich vor; er zitterte nur, Eliſabeth damit bekannt machen zu müſſen. Inzwiſchen mußte das Unvermeidliche geſchehen und mit dem Orden und dem Belobungsſchreiben des Vicekönigs in der Hand, und mit einem ſchweren Herzen in der Bruſt, trat er zagenden Schrittes in Eliſabeths Zimmer.

„Meine Tochter,“ begann er mit unſicherer Stimme, „ich habe Dir eine mir gewordene angenehme Ueberraſchung mitzutheilen. Maſter Henderſon iſt wegen ſeiner Verdienſte um den Staat zum Ritter des Bathordens ernannt worden.“

„Ich wünſche ihm Glück dazu,“ entgegnete Eliſabeth gleichgültig.

„Damit nicht genug, er hat auch O'Donnels Landgüter Greenlodge und Ballifort gekauft und gehört nun mit Fug und Recht zur Gentry des Landes, der er ſich durch genteeles Betragen ſchon lange würdig gemacht hat.“

„Eliſabeth war ſchmerzlich zuſammengezuckt. „In der That, mein Vater,“ ſagte ſie mit Bedeutung, „das Lob dieſes Emporkömmlings klingt ſeltſam in Ihrem Munde.“

„Er verdient es, mein Kind, und ich bin nicht der Mann, der gerechten Verdienſten die gebührende Anerkennung verweigert. Ich gedenke es noch zu erleben, in Henderſon einen der erſten und einflußreichſten Männer dieſes Landes zu erblicken. Seine Laufbahn hat zu gut begonnen, als daß ſie nicht eben ſo prächtig ſich ſteigern ſollte. Er hat hohe Gönner, die ihn ſehr pouſſiren.“

„Sie ſcheinen einer der vorzüglichſten zu ſein.“

„Ich läugne es nicht, daß ich dieſem talentvollen Manne wohl will; ich habe ſein Genie erkannt und werde ihn zu heben ſuchen, wo ich kann. Wozu hätten wir Anſehen, Macht und Reichthum, wenn wir dem niedrig gebornen Genie nicht damit den Weg ebnen ſollten?“

„Sie haben in Bezug auf Mr. Henderſon philanthropiſche Anſichten, die ich außerdem noch nicht an Ihnen zu bewundern Gelegenheit hatte.

„Ich höre dieſen bittern Ton nicht gern von Dir, Eliſabeth; denn Du mußt wiſſen, daß Mr. Henderſon bei mir um Deine Hand angehalten hat, und ich, in der guten Ueberzeugung, daß mein Wille der Deinige ſei, ihm dieſelbe zugeſagt habe.“

„Mylord!“ rief Eliſabeth erſchrocken und ſtarrte ihn an, als befürchte ſie, Zeichen des Wahnſinns an ihm wahrzunehmen.

„Die Verlobung ſoll in einigen Tagen gefeiert werden.“

„Mein Vater! Iſt das möglich? Ihr Ernſt? Nein, das kann nicht ſein! Aber was bringt Sie dazu, ſo wahnwitzigen Scherz mit Ihrem Kinde zu treiben?“

„Wie kömmſt Du dazu, meine Worte für Scherz zu halten? Wenn Mr. Henderſon auch nicht von altem Adel iſt, ſo wird er dieſen Mangel bald durch große Talente erſetzen. Er iſt jetzt Ritter des Bathordens und Herr nicht unbeträchtlicher Güter, dazu ein junger, gewandter, liebenswürdiger Mann, die annehmlichſte Partie von der Welt.“

„Alſo wirklich?“ erhob ſich die Lady mit aller niederſchmetternden Majeſtät ihres Weſens, und ihr großes Auge leuchtete Stolz und Verachtung. „Welche lichtſcheuen Gründe Sie auch haben mögen, mich an einen Menſchen, wie dieſer Engländer, zu verkuppeln, ſo glauben Sie ja nicht, Mylord, daß Eliſabeth Kildare, die den edlen Lord Werford ausſchlug, ſich zu ſeinem gemeinen Knecht erniedrigen würde! Wenn es, wie ich leider mit Schaudern bemerken muß, ſchon dahin mit Ihnen gekommen iſt, daß Sie ſich in der dämoniſchen Gewalt eines Buben befinden, dem Sie vor einem Jahre den bunten Rock erſt ausgezogen haben, ſo kümmert mich fürwahr dieſer Bund nichts; ich habe ein reines Gewiſſen und Freiheit des Willens, meinen Abſcheu vor Schmutz, Gemeinheit und ſchleichender Büberei nicht nur auszuſprechen, ſondern auch zu bethätigen.“

„Eliſabeth!“ donnerte der Lord mit erkünſtelter Wuth. „Du vergißt, wem Du gegenüber ſtehſt. Ich werde dieſen Trotz zu brechen, ich werde Dich zu zwingen wiſſen. Mit einem Worte, Du wirſt Henderſon's Frau! und nun nicht der kleinſte Widerſpruch mehr!“

„Nein, Mylord, ſo weit geht Ihre Macht nicht über mich. Ich werde heute noch Ihr Haus verlaſſen.“

„So werd' ich Dich einſperren!“

„Ich werde meine Freunde zu meinem Beiſtand aufrufen.“

„So werd' ich Dich züchtigen.“

„Ha, mir das!“ ſchrie die Lady außer ſich vor Entſetzen und Schmerz. „Wagen Sie es nur, Mylord, mich einzuſperren, Ihre grauſame Hand an mich zu legen und mich jenem Buben in die Arme ſchleudern zu wollen! Ha, nicht vergebens hat mir ein Geſchick, dem ich im blinden Wahne fluchte, das ich jetzt ſegnen muß, furchtbare Waffen gegen Sie in die Hand gegeben. So macht Gott durch ein Kleines die Schwachen ſtark! Haben Sie je davon gehört, daß ein gewiſſer Tractat, den Sie mit der franzöſiſchen Regierung abgeſchloſſen, im Original auf dieſer Inſel iſt?"

Kildare wurde bleich wie ein Marmorbild. „Dieſer Tractat" — ſtammelte er, „Du weißt davon. Nun ja, ich weiß — die Heideſchenkin — will ſich mein Kind mit dem gemeinen Weibe gegen mich verbünden?"

„Nicht doch! Die Heideſchenkin hat das Dokument nie beſeſſen. Es befand ſich in des edlen O'Donnels Hand, der es mir als Erbe übergab, als er von Ihnen angeklagt in's Gefängniß wandern mußte. Ich habe es heilig aufbewahrt. Aber nun verſuchen Sie eine einzige Ihrer Drohungen gegen mich auszuführen, und erwarten Sie das Schlimmſte."

In des Lords Bruſt arbeitete ein furchtbarer Kampf. „Eliſabeth," ſagte er endlich mit ſanfter Stimme. „Deine letzten Worte haben für mich einen ſüßen Klang gehabt. Jene wichtigen Papiere in Deiner Hand zu wiſſen, iſt mir ein großer, o ein überſchwenglich großer Troſt! Ich bin auf der einen Seite ſicher. — Und da Du nun in das böſe Geheimniß eingeweiht biſt, da Du weißt, zu welcher unglücklichen Operation ich durch trügeriſche Politik verleitet wurde, wie leider meine beſten Berechnungen durch ein feindliches Geſchick zu Schanden geworden ſind, ſo kann ich nun frei und offen mit Dir reden. Von den beiden Mitwiſſern dieſes Geheimniſſes, Morries und Henderſon, iſt der letztere mir der gefährlichſte und nützlichſte. Dieſes, wenn ich mir ſein großes Talent dienſtbar mache, jenes, wenn ich ihn zurückweiſe und ihm Deine Hand verweigere. Er kann mich verderben und mir zu großen Dingen behülflich ſein. Und beides hängt jetzt allein von Dir ab.“

Eliſabeth ſchüttelte wehmüthig das ſchöne Haupt.

„Wie? meine Tochter könnte es ſehen, wenn ihr Vater abermals in ein hartes grauſames Gefängniß geworfen, wenn ſein alter, morſcher Körper, an Ueberfluß und Bequemlichkeit gewöhnt wie an Licht und Luft, der Kälte und der Feuchtigkeit, dem Moder und der Nacht eines dumpfen Kerkers preisgegeben, wenn ich überführt, zu der ſchimpflichſten Todesſtrafe verurtheilt würde? Du könnteſt es ertragen, wenn dies dürftige graue Haar, das mir Zeit und Kummer, dieſe grauſamen Tyrannen, noch gelaſſen, von der Höhe des Galgens im Winde flatterte? daß ſtatt Deiner ſüßen Arme, die ihn ſo oft umwunden, ein tödtlicher Strick meinen Hals einſchnürte? Du konnteſt die Schande ertragen, des gehenkten Kildare Tochter zu ſein, und den Gedanken, daß ich dort vor den Richterſtuhl treten und Dich anklagen würde: Meine Tochter hätte mich retten können, aber ſie that es nicht! Betty, meine Betty, Du Inbegriff aller meiner Liebe, hätte ich das an Dir verdient? O, ſieh mich alten, gebeugten Mann, ſieh den einſt ſo ſtolzen Lord Kildare zerknirſcht zu den Füßen ſeines grauſamen Kindes liegen und um ſein Leben betteln! Hör' ihn winſeln, daß Du ihm den Tod der Schande erſparen möchteſt! Sieh' eines Greiſes Thränen fließen, bittende Vaterthränen, werden Sie das Herz der einzigen Tochter nicht erweichen?"

„Stehen Sie auf, mein Vater, es iſt genug! Nehmen Sie mein heiliges Wort, daß ich Maſter Henderſon's Weib werde! Sagen Sie ihm, daß die Hochzeit bald, recht bald ſein ſoll; ſo ſei es mein Wunſch. Am Verlobungsfeſte gegenwärtig zu ſein, werden Sie mir dagegen erſparen. Ich, Lord Werſord gegenüber, Henderſon's Braut! Die Hochzeit ſoll ſtill hier in Lindſarhall gefeiert werden. Hören Sie, hier in Lindſarhall; das iſt ausdrückliche Bedingung. Und nun verlaſſen Sie mich; ich muß mit mir zu Rathe gehen."

„Jetzt hab' ich meine Eliſabeth wiedergefunden. Dank! tauſend Dank, mein geliebtes Kind!"

„Wozu die Worte? Was geſchehen muß, muß geſchehn." Ernſt, kalt, feſt und entſchloſſen blickte die Lady auf ihren Vater, der ſie mit einem gemiſchten Gefühl verließ. Er konnte ihres Entſchluſſes doch nicht froh werden.

Sobald der Lord hinaus war, eilte Eliſabeth zu einem alterthümlichen Schrank, öffnete ihn, zog einen Kaſten heraus und ſuchte darin. Bald hob ſie einen ſchön ausgelegten und verzierten Dolch daraus hervor, den ſie einſt in einer ſchwärmeriſchen Stimmung O'Donnel abgeredet hatte, drückte ihn an ihre fieberheißen Lippen, dann an ihr Herz und ließ ein Paar große Thränen darauf fallen.

Sechſtes Kapitel.

Tim in neuen Verhältniſſen.

Gewitterſchwer ſank der Tag hinter den Gebirgen der Grafſchaft Cork hinunter, und eine warme Sommernacht legte ſich in die tiefen Schluchten und Thäler zwiſchen den hohen Bergen Bogra und Hilary, an deren Fuß der Blackwater ſeine Wellen hinrollt. Verſteckt lagerte eine Schaar von Männern, zum Theil ſchwer verwundet und krank, in einem von undurchdringlicher Dickung umgebenen Felſenkeſſel. Wild brauſten die allenthalben herabſtürzenden Bergwaſſer, der Donner rollte noch immer in einzelnen Pauſen, jedoch glich ſein dumpfes, entferntes Getöſe nur noch dem letzten Grollen des ſich allmälig beſänftigenden Zorns, während die Blitze, welche die ſchwüle Nacht hindurch fortwährend am Horizonte aufzuckten, und die hier und da auflodernden Wachtfeuer, die in maleriſcher Unordnung umherliegenden Gruppen hell genug beleuchteten, um den Ausdruck eines grimmen Rachegefühls auf den nachdenklichen Zügen der Iren zu erkennen.

Unter dem Schutze eines weit überhängenden Felſens, von dem eine mächtige Fichte das Haupt weit über die Schlucht geſenkt, und der jeden Augenblick den Einſturz drohte, während der Rieſenbaum, über den vielleicht ein Jahrhundert mit ſeinen Stürmen dahin gegangen war, mit ſeinem weit durch alle Spalten des harten Geſteins verzweigten Wurzelgeflechte den Sturz des coloſſalen Daches verhütete, ſaßen Leßlie und Michaul Dahna. Der Letzte reichte mit einem halb unterdrückten Fluch den ſchwer durch eine Kartätſchenkugel verwundeten Arm zum Verbande hin; Leßlie, obgleich ſelbſt leicht verwundet, traf mit ächt iriſcher Sorgfalt die Anſtalten zu einem kleinen Mahle und überhäufte die kühnen Weißjungen, welche die nöthigen Erforderniſſe dazu aus den Ställen einer nicht gar weit entlegenen Meierei herbeigeſchafft hatten, mit dem gebührenden Lobe. Da wurde von einer zurückkehrenden Streifwache gemeldet, daß bei den äußerſten Feldwachen ein kleiner Menſch angehalten wäre, welcher den Obriſten — dies war Leßlie's Rang in der Armee der Inſurgenten — zu ſprechen verlange.

„Führe den Mann zu mir, Jac Boldboy!“ ſagte Leßlie zu dem Anführer der Patrouille, „und Sie, Mr. O'Connor ſorgen dafür, daß alle Außenpoſten ſogleich verſtärkt werden," wandte er ſich zu einem neben ihm ſtehenden Offiziere, „auf den Fall, daß etwa Verrath hier im Spiele iſt. Denn ich will verdammt ſein, wenn es etwas andres, als ſchändlicher Verrath geweſen iſt, der uns am letzten heißen Tage ſo viel brave Leute gekoſtet hat. Verlockt und verrathen waren wir, ſag' ich noch hundertmal, durch einen der Eigenthümlichkeiten des Terrains kundigen Schurken, durch einen iriſchen Judas Iſcharioth, den Gott verdammen möge!"

Dahna war eben mit ſeinem Verbande fertig geworden, als ein anſtändig gekleideter Mann von ſehr kleiner Geſtalt, mit verbundenen Augen von zwei Scharfſchützen geführt, mühſam über den ſchlüpfrigen Boden heranſchritt.

„Nehmt ihm die Binde ab!" herrſchte Leßlie, indem er ſich, auf den Säbel geſtützt, dem Ankommenden gegenüber ſtellte.

Kaum war dem Befehl Folge geleiſtet, als der Anführer ausrief: „Sieh' da, Tim Ruuthan, ſieht man Dich auch einmal wieder! Was führt Dich ſo ſpät in das verſteckte Felſenneſt Deiner hartbedrängten Landsleute? Es kann Nichts Kleines ſein, Burſche, daß Du heute an dieſem Tage kommſt, an welchem der Himmel ſelbſt mit Donner und Blitz die letzten iriſchen Patrioten zu vernichten drohte."

„Sagt lieber, daß der Himmel ſeinen Zorn über die Schandthaten dieſer Tage, die geſchehenen und vorbereiteten, feurig ausſpreche,“ verſetzte Tim. „O, daß ich nicht eine Woche früher zu Euch kommen konnte, Mr. Leßlie! Doch ſelbſt aus meinem ſpäten Kommen und in dieſer unheimlichen Nacht, die auch einen Muthigen mit Graus erfüllen kann, mögt Ihr erkennen, Sir, daß es an meinem guten Willen wenigſtens nicht gefehlt hat. Wer konnte auch muthmaßen, daß in meinem Herrn, dem friedlichen Farmer, ſolch ein kriegeriſcher Geiſt ſteckte, daß er ſich ſelbſt an die Spitze eines Corps Freiwilliger ſetzen und den Königlichen ſo meiſterhafte Rathſchläge zu Eurem Verderben geben würde, während er mich mit einer Miſſion nach der Killalabai auf ſein kürzlich gekauftes Schloß Balliford beehrte?“

„Alſo Henderſon hat uns ins Unglück geführt?“ rief Michaul entrüſtet. „Er hat den Königlichen die Anſchläge gegeben?“

„Ei freilich, Mr. Dahna! Wer hätte es ſonſt gethan, als mein trefflicher Gebieter? Dafür hat er auch von Sr. Excellenz dem Vicekönig den Bathorden erhalten. Ich muß geſtehen, ſeine Schlauheit hat den Orden verdient, und ich habe allen Reſpect davor bekommen. Denn war es nicht eine große Liſt, mich zu entfernen, während er darüber nachdachte, Euch ins Garn zu locken, Herr Obriſt? Aber man ſieht's deutlich, je höher der Mann ſteigt, deſto ritterlicher denkt er. 's iſt ein großer Mann geworden, dieſer Henderſon, bei Jeſus! Denn bedenkt's recht, Sir, verräth es nicht einen großen Geiſt, ſich zu einer Zeit um den Ankauf und die Einrichtung von Gütern, um eine Heirath und um eine Feldherrnſtelle zu bekümmern? Wie viele Sorgen auf einmal! Er hat ſich vorgenommen, bald etwas Großes zu werden; und er wird es ausführen, wenn wir ihm nicht bald das Ziel ſeiner weitausſehenden Laufbahn ſtecken. Sein Blut iſt einmal in Wallung gekommen, da geht's ihm nun, wie dem Racepferd beim Wettrennen. Immer vorwärts über Stein, ohne ein Auge aufzuſchlagen, bis an die Barriere. Schlau, bei St. Patrik, war Alles eingeleitet, bin ihm aber doch auf die Fährte gekommen, nur leider zu ſpät, um das Leben einiger Hundert braven Landsleute zu retten!"

„Sag' tauſend, Tim!" unterbrach Leßlie den Redner. „Aber nun genug Deiner eignen Reflexionen! Ich weiß ſelbſt, daß Du nicht zu meinen dümmſten Spionen gehörſt. Beichte daher in gedrängter Kürze, was jetzt zur Sache gehört."

„Wie Ew. Gnaden befehlen! Alſo für's Erſte: Squire Henderſon hat die von der Regierung ausgebetenen, ſonſt dem guten Baronet Sir Lewis O'Donnel zugehörigen Güter, Greenlodge an der Bantry- und Balliford an der Killalabai, an ſich gekauft. Woher er das Geld nimmt, das werden Sie leicht errathen, Sir!“

Michaul war bei den Namen O'Donnel und Greenlodge aufgefahren und hatte grimmig ſeinen Säbel gefaßt. Tim fuhr fort: „Ich wurde nach Balliford geſchickt, um den Hausmeiſter zu benachrichtigen, damit bei der Ankunft des Herrn die Zimmer gehörig gelüftet wären. Der Alte geberdete ſich wild, als ich ihm ſagte, daß hier, wie in Greenlodge, Alles über den Haufen geworfen werden würde, um einer neuen Einrichtung im glänzenden Styl Platz zu machen, womit mein Gebieter Lady Henderſon, wenn er ſie als Herrin in die neuen Beſitzungen einführt, überraſchen will. Ihr rathet wohl nicht, Herr Obriſt, und Ihr, Mic Dahna, wen er mit ſeiner koſtbaren Hand zu beglücken gedenkt? dieſer von einer Kleiderbürſte abgelöſte Golddraht! Ach, Ihr Herrn, Ihr könnt's unmöglich ahnen, bis zu welcher Höhe mein edler Herr in ſo kurzer Zeit das Haupt erhoben hat! So vernehmt denn die wichtige Neuigkeit aus meinem Munde und ſtaunt, Ihr Gentlemen. Niemand Geringeres iſt es, als Lady Eliſabeth ſelbſt, ſeines hohen Gönners Lord Kildare ſchöne, edle und reiche Tochter.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03672/009

mit der Mr. Henderſon übermorgen auf Lindſayhall Hochzeit halten wird.“

Alle brachen plötzlich in unwillkührliches Ausrufen des Staunens aus; doch Michaul Dahna maß den Sprecher vom Kopfe bis zum Fuße und donnerte dann die rauhen Worte: „Ich hoffe, Du faſelſt, Tim, oder ſprichſt im Rauſche; denn welcher mit Vernunft begabte Menſch kann auch nur von weitem die edle Dame mit dem elenden Wichte in Verbindung bringen!“

„Maſter Dahna,“ ſagte Tim empfindlich, „wohl mögt Ihr ein Recht haben, mich der Lüge zu zeihen; denn es hat leider eine Zeit gegeben, wo ich, von Satans Netzen beſtrickt, Euch belog und betrog. Ich ſchäme mich dieſer Zeit, und ſchon ſeit lange ging mein eifrigſtes Beſtreben dahin, durch treue, den Patrioten geleiſtete Dienſte mein Vergehen vergeſſen zu machen. Was ich jetzt geſagt, iſt auf das Wort eines guten Chriſten eben ſo wahr, als daß der Ueberfall im Hohlwege bei Goresbridge den Militärbehörden von Henderſon angegeben war, nachdem Lord Kildare, bei dem vielleicht das Andenken an einen andern Tag — es iſt ſchon lange her, als der alte brave Sir William O'Donnel blieb — erwachte, das perſönliche Commando über die Yeomen unter irgend einem Vorwande ablehnte. Uebermorgen werden Henderſon und Miß Eliſabeth in Lindſayhall ehelich verbunden; es ſind bereits alle nöthigen Anſtalten dazu getroffen. Seit drei Tagen ſuche ich Euch im Gebirge, um Euch dieſe Nachricht zu bringen.“

„Schweig, ſchrecklicher Bote, wenn Du noch mehr dem Aehnliches zu verkünden haſt, was bei mir die ſchmerzlichſten Erinnerungen hervorruft! Jedes Deiner Worte iſt mir ein Dolch ins Herz. ’s iſt überdieß ſchon genug, was wir von dem Schurken gehört haben, um ſchnell unſre Maßregeln darnach zu treffen,“ rief Michaul in heftigſter Aufregung. „Ja, Cameraden,“ wandte er ſich an die Umſtehenden, „noch zur rechten Zeit iſt Tim Runthan bei uns eingetroffen. Morgen Abend müſſen wir auf Chesnuthill, dem Pachthofe des Mannes ſein, der unſre tapfern Brüder in den Tod gejagt und Irland eine tiefe Wunde geſchlagen hat. Hört es, Brüder, vernehmt es, Lieblinge! Uebermorgen will derſelbe Mann Hochzeit halten mit Lady Eliſabeth, der angebeteten Geliebten Sir Lewis O’ Donnel’s.“

„Ja,“ rief Leßlie entflammt mit emporgehobenem Säbel, „ich ſchwöre es bei dem Blute unſerer gefallenen Brüder, wir Alle wollen ein Strafgericht über ihn halten, daß Kildare und alle Tyrannen in ihren Schlöſſern vom eiſigen Schrecken wie vom Fieberfroſt geſchüttelt werden und daraus ihr eignes Schickſal folgern ſollen. Eile jetzt unverzüglich zurück,“ redete er nun zu Tim, „ſei unbefangen, wie immer, thu', als wüßteſt Du von Nichts, und öffne uns morgen Abend eine Hinterpforte, ſobald wir erſcheinen. Ich bin wirklich neugierig, den Mann in der Nähe zu ſehen und zu erfahren, ob er ſo muthig im Angeſicht des Todes, als ſchlau in der Intrigue und in ſeinen Ränken iſt."

„Ich gönne dem Buben ſchon die wenigen Stunden nicht," ſagte Michaul, „die er bis morgen in dem Gedanken an den baldigen Beſitz des Engels verſchwelgt; ohne des fürchterlichen Gefühls zu erwähnen, das mir der Gedanke erweckt, daß dieſer Elende auch noch Sir Lewis Lieblingsſitz entweihen könnte."

„Nun, Gentlemen, ich verſtehe und gehe jetzt," ſagte Tim grinſend. „Mein Geſchäft iſt hier abgemacht; die Fortſetzung folgt morgen Abend. Ich denke wohl, übermorgen wird keine Hochzeit auf Lindſayhall ſein, und von Mr. Henderſon mag das Sprüchwort gelten: Hat er den Teufel bei den Hörnern gefaßt, ſo mag er auch ſehen, wie er mit dem Schwanz fertig wird. Ha, ha, ha! wohl bekomm's der aufgeblaſenen Kleiderbürſte! Nicht vergebens ſoll ſie mich für ihre Dienſte geworben haben! Ich muß dafür Sorge tragen, daß die Prophezeihungen meiner alten Muhme in der Heideſchenke nicht zu Schanden werden. Lebt wohl denn, Ihr Herrn, bis morgen Abend! Für eine offene Pforte will ich ſorgen, wollt nur auch der Pferde, der tapfern Yeomanry, die in unſern Ställen ſtehen, ſowie einer halben Schwadron königlicher Dragoner, die unſer Haus jetzt zur Caſerne gemacht haben, nicht vergeſſen!“

Der kleine Spion that einen herzhaften Zug aus der ihm von einem ſeiner Bekannten dargereichten Feldflaſche und verſchwand dann ſchnell ohne Führer im Dunkel der Nacht.

Siebentes Kapitel.

Henderſon's höchſte Erhebung.

Obriſt Wexford hatte den Poſten zu Chesnuthill inſpicirt und dabei ſeinem ehemaligen Diener zur Feier des folgenden Tages Glück gewünſcht, ein Glück, nach dem er ſelbſt vergeblich getrachtet, und war kurz nach dem auf dem Pachthauſe eingenommenen Mittagseſſen in ſein Hauptquartier zurückgeritten; denn die Hochzeit ſollte auf Lady **Eliſabeth's Wunſch**, den Wexford wohl begriff und billigte, ganz ſtill und ohne Gäſte und Gepränge gefeiert werden. Der den Trupp commandirende Rittmeiſter hatte vorſichtig ſelbſt noch einmal alle Zugänge zum Farm beſichtigt und die Leute in den Ställen zur Aufmerkſamkeit ermahnt. Denn als er noch einige Poſten auf den gefährlichſten Punkten ausgeſtellt hatte, kehrte er in das Geſellſchaftszimmer zurück, wo die übrigen Offiziere noch mit Mr.

Henderſon, der es ſich auch heute, wie immer, ſehr angelegen ſein ließ, einen guten Wirth zu machen, nach aufgehobener Tafel der Flaſche wacker zuſprachen.

„Ich wünſche Ihnen guten Abend, Mr. Henderſon,“ ſagte der Rittmeiſter eintretend. „Allen eingegangenen Nachrichten nach läßt ſich weit und breit kein weißer Junge mehr ſehen; die Gegend iſt beruhigt, und Sie werden morgen in Ihrem Glücke durch Nichts geſtört werden. Das Hauptcorps der Rebellen iſt zu fern, und wenn Lord Wexford's Bericht Folgen hat, wie ich hoffe, ſo werden wir Ihrer Gaſtfreundſchaft nicht länger zur Laſt fallen, ſondern morgen ſchon abziehen, um gegen die Inſurgenten in Kilkenny zu marſchiren. Sie aber werden im Schooße des höchſten irdiſchen Glücks Nichts mehr von den Strapazen dieſes abſcheulichen Krieges vernehmen.“

„Ich werde mich keiner weichlichen Ruhe hingeben, Maſter Daviſon,“ verſetzte Henderſon mit ſtolzem Selbſtgefühl, „ſondern ſtets gewaffnet auf den Empfang des loſen Geſindels vorbereitet ſein, um Sr. Majeſtät, unſerm erhabenen König, ſtets Beweiſe meiner Ergebenheit zu liefern. Wär' es auf mich angekommen, ſo hätte diesmal ſchon kein einziger der weißen Jungen davon kommen dürfen; aber ich höre ſo eben von einem meiner Leute, einem ſchlauen Kerl, den ich auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, daß der verwegene Leßlie, den ich mit allen ſeinen Complicen für todt hielt, mit den Trümmern ſeiner Bande auf einem nicht gehörig beobachteten Nebenwege die Vereinigung mit dem Hauptcorps der Rebellen bewerkſtelligt hat.“

„Die Schuld lag keineswegs an uns, Mr. Henderſon,“ verſetzte der Rittmeiſter gereizt. „Wenn Sie ſchneller mit Ihren Yeomen an der Brücke waren, da Sie wußten, daß wir erſt ſpät dort anlangen konnten, ſo würden weniger davon gekommen ſein. Aber man ſieht daraus, ſolche Nationalgarden werden nie wahre Soldaten. Sobald die Kugeln ſauſen, ſpitzen ſie die Ohren, und wenn's zum Treffen kommt, gönnen ſie gern Sr. Majeſtät leichten Dragonern den Vorrang, während ſie zu Hauſe hinter dem ſaftigen Roaſt-Beef, oder in den Tavernen beim Punſchglaſe ohne Unterlaſſung bemüht ſind, auf recht gelehrte Weiſe die Entbehrlichkeit der ſtehenden Heere darzuthun. Ja, ja — doch sans comparaison, was Ihre eigne Tapferkeit betrifft, vortrefflicher Herr Wirth — mögen ſich's die Herren zur Lehre dienen laſſen, damit ſie künftig mit mehr Achtung von den königlichen Truppen ſprechen. Sie werden täglich mehr einſehen lernen, Maſter Henderſon, daß nicht die Nationalgarde, ſondern die Armee das Beſte thut, wenn's Euch Herren Gutsbeſitzern an den Kragen geht.“

„Langſam an, Herr Rittmeiſter!“ entgegnete Henderſon mit verletztem Stolz; „daß ich meine Schuldigkeit gethan, beweiſt die Anerkennung meiner geringen Verdienſte, die mir geworden. Hatte ich auch weniger Gelegenheit, meinen perſönlichen Muth im glänzendſten Lichte zu zeigen, ſo können wohl Zeit und Gelegenheit kommen, wo auch dies der Fall ſein dürfte; denn, wie ſchon geſagt, ich werde nicht in müſſiger Ruhe leben; meine Büchſen werden ſtets geladen und mein Säbel ſcharf geſchliffen ſein.“

„Bravo, Mr. Henderſon!“ ſagte der Rittmeiſter, ſein Glas füllend. „Wir haben vielleicht bald eine Gelegenheit, Ihren Muth zu bewundern, und hier bring' ich unſerm Hauswirthe in einem vollen Glaſe Erfolg in der nächſten Expedition gegen die weißen Jungen!“

„Angenommen!“ rief Henderſon, ſein Glas haſtig leerend. „Möge die Gelegenheit nicht lange ausbleiben, mein Müthchen von neuem an dem Lumpengeſindel zu kühlen! So lange noch ein Dutzend derſelben beiſammen bleibt, kann man ja weder ſein Glas in Ruhe trinken, noch mit Comfort ſein Mittagsmahl einnehmen, wie man's in Altengland gewohnt iſt.“

In demſelben Augenblicke verkündete die Hausuhr auf dem Corridor mit dumpfhallenden Schlägen die Mitternachtsſtunde, und an den letzten Schlag derſelben reiheten ſich die Töne einer angenehmem Hornmuſik. Ueberraſcht ſah Henderſon empor und horchte dem ſchönen Marſch.

„Es gelte als unſer Glückwunſch für den morgenden Tag!“ ſagte der Rittmeiſter, und Henderſon reichte ihm dankend die Hand. Sowie des Marſches zweite Paſſage begann, trat Tim, der die Aufwartung bei Tiſche beſorgt und während des eifrigen Geſprächs ſich unbemerkt auf eine kurze Zeit entfernt hatte, mit triumphirendem Blick die Geſellſchaft überſehend, ins Zimmer. Faſt zu gleicher Zeit miſchten ſich einzelne Flintenſchüſſe zwiſchen die Muſik, die plötzlich nach einem grellen Tonchaos verſtummte, und nun tönte durch die Stille der Nacht in dem rings von Gebäuden umſchloſſenen Hofe Schuß auf Schuß grauſig wieder. Dann vernahm man eine ganze Salve in der Nähe der Ställe, und unter dem Krachen einſtürzender Wände ertönte wildes Jubelgeſchrei in iriſcher Sprache zu der betroffenen Tiſchgeſellſchaft herauf.

„Beim heiligen Patrik! gnädiger Herr,“ rief Tim mit verſtellter Beſtürzung. „Das iſt von den Spitzbuben, von dem iriſchen Lumpengeſindel, von den Schurken, von den weißen Jungen!“

Die Offiziere ſprangen auf und griffen zu den Waffen, der Rittmeiſter unter dem Rufe: „Jetzt gilt's, Mr. Henderſon, Ihr Wort wahr zu machen. Auf, Sir, den Säbel zur Hand!“

„Bleich vor Entſetzen, zitternd, ſo daß er genöthigt war, ſich am Tiſche zu halten, erhob ſich Henderſon endlich von ſeinem Sitze.

„Was ſchwatzeſt Du da, Schurke?“ rief er außer ſich. „Wer iſt draußen? Willſt Du Dich und mich und uns Alle um den Hals ſprechen? Das iriſche Volk, lieber Rittmeiſter, verſteht keinen Spaß. Man wird unterhandeln müſſen mit den feindlichen Truppen!“

„Unterhandeln?“ rief zornglühend der Offizier, „ja, mit dem Säbel in der Fauſt unterhandelt man mit den Schurken. Allerdings iſt's das Geſindel, wie dort Ihr Diener bemerkt.“

Bei dieſen Worten riß er das Fenſter auf und donnerte mit mächtiger Stimme in den Hof hinab: „Dragoner, aufgeſeſſen! Kein Pardon! Alles über die Klinge! Ihr verſteht mich, meine braven Burſche!“

In demſelben Augenblicke aber pfiff eine Kugel herauf, und mit dem Ausrufe: „England erwartet, daß Ihr Eure Schuldigkeit thut, Cameraden!“ verſuchte er noch einmal, ſich zu ſeinen Offizieren zu wenden, dann aber ſtürzte er mit einem kräftigen Fluche über das iriſche Pack zu Boden und gab nach einigen Zuckungen den Geiſt auf.

„Ich bitte Sie um Gotteswillen!“ drängte Henderſon, mehr todt, als lebendig beim ſchrecklichen Anblick des der Wunde des Kapitäns entſtrömenden Blutes, den zweiten Offizier im Commando, „parlamentiren Sie, Sir! ſtecken Sie die weiße Flagge aus, behandeln Sie die Herrn mit Anſtand, wir können ja die Feſtung nicht halten.“

„Sie ſind eine feige Memme, Herr Ritter vom Bathorden!“ verſetzte dieſer, wandte ſich verächtlich von ihm ab, ſtürzte den Helm auf und eilte mit gezogenem Säbel gegen den Ausgang des Zimmers.

Händeringend ſtand Henderſon mitten im Zimmer und weinte: „Aber bedenken Sie doch, daß morgen mein Hochzeittag iſt! Ich könnte ja umkommen! Wir müſſen unterhandeln! Die Herrn Independenten werden ja menſchlich fühlen und handeln.“ Ihm gegenüber ſtand Tim mit untergeſchlagenen Armen und tröſtete ihn höhniſch, daß es ja nur Irländer wären, ſchlechtes Volk, Lumpengeſindel, mit denen man nicht viel Federleſens zu machen brauche.

„Biſt Du von Sinnen, ſchrecklicher Menſch?“ heulte Henderſon; „willſt Du mich mit Deinem wahnſinnigen Geſchwätz verderben, oder biſt Du etwa — Schauder ergreift mich bei dem Gedanken — ſelbſt einer der Verſchwornen?“

„So ein Stück davon, mein theurer Sir!“ entgegnete Tim hohnlächelnd, und Henderſon wich ſchreiend mit vorgeſtreckten Händen vor ihm zurück. In demſelben Augenblick ſtürmte es die Treppe herauf, und Leßlie trat mit flammenden Augen und aller Hoheit eines Befehlshabers herein. „Obriſt Leßlie!“ ſagte Tim mit einer ſpöttiſchen Verbeugung gegen den todtbleichen Farmer. „Mein Dienſt hier iſt zu Ende, Mr. Henderſon; ich gehe nun zum Befehlen über.“ Dann wandte er ſich an die beiden Offiziere, die ſchon von einem Haufen der nachſtürzenden Independenten umringt waren, und ermahnte ſie, ihre Waffen abzugeben, da jeder Widerſtand Tollkühnheit ſein würde.

Ein Hieb, den einer der wackern Dragoner nach ihm führte, war die Antwort; doch in demſelben Augenblick ſank der Soldat, von mehreren Lanzenſtichen durchbohrt, mit dem Rufe: „Es lebe der König!“ zu Boden. Auch der letzte Offizier fand nach einem kurzen, aber heftigen Kampfe für Ehre und Pflicht den Tod, und Ströme von Blut fluteten bald durch den Saal.

Henderſon krümmte und wand ſich wie ein Wurm zu Leßlie's Füßen, der mit zürnendem Geſicht bald auf die Leichen der Offiziere, bald auf die wilden Geſtalten der Männer blickte, durch deren Waffen ſie gefallen waren.

„Du handelteſt ſehr vorſchnell und gegen meinen ausdrücklichen Befehl, O'Connor!" redete er mit finſterm Ernſt einen der Letztern an, der auf ſein blutiges Schwert geſtützt die ſelbſt noch im Tode ſchönen Züge des jüngern der Gefallenen anſtarrte.

„Schnell, aus Liebe zum Vaterlande! damit die Erinnerung an eine ſchöne Vergangenheit mich nicht übermanne, und damit Lieutenant Hobhouſe, der Feind meines Vaterlandes, nicht Zeit hatte, mir zuzurufen: Halt ein, ich liebe Deine Schweſter, ſchrecklicher Menſch! Habt Ihr etwa Befehle für mich, Obriſt Leßlie, die den ſchwermüthigen Eindruck, den unſer unerwartetes Zuſammentreffen hier auf mich gemacht, verwiſchen können?"

„Verſammle die Aelteſten unſrer Leute," erwiederte der Anführer, heftiger bewegt, als man ſonſt an ihm gewohnt war, „um hier oben in dem Saale über den doppelten Verräther, der da zu meinen Füßen greint, zu richten. Laß Tim Ruuthan die Vorräthe des Hauſes vertheilen, ehe es als warnendes Zeichen für alle Verräther den Flammen übergeben wird, und halte den Trupp in Ordnung und jeden Augenblick zum Abmarſche bereit; denn mein Geſchäft iſt bald vollendet."

Mit Beobachtung aller in Irland gebräuchlichen Formen wurde das Verfahren gegen Henderſon ſchnell eingeleitet. Eine Jury trat aus den zwölf Aelteſten unter Leßlie's Vorſitz zuſammen, welcher den Gefangenen abhörte und den Geſchworenen die vielen Verbrechen, deren er beſchuldigt wurde, auseinander ſetzte. Vergebens bemühte ſich Jener, ſeine Unſchuld dadurch zu beweiſen, daß er darzuthun ſuchte, er habe nur als Werkzeug des, wie er wußte, allen Patrioten verhaßten Lords Kildare gehandelt und ſei durch Beſtechungen und Vorſpiegelungen aller Art zu vielen Schritten verleitet deren Folgen er anfänglich nicht erkannt habe.

Obgleich dieſes Bekenntniß die Schuld des Beklagten nicht verminderte, ſo trug es doch noch ein Großes dazu bei, den bei allen Umſtehenden tief eingewurzelten Haß gegen den Lord zu vermehren, und neue Nahrung gab! es vor allen dem unverſöhnlichen Rachedurſt des im finſtern Schweigen daſtehenden Michaul Dahna.

Nach einer kurzen, ernſten Berathung ſprachen die Geſchwornen das wie die Poſaune des Weltgerichts in den Ohren Henderſon's klingende Wort: „Schuldig!“ aus.

„Todt!“ klang es dumpf aus dem Munde des in eiſiger Kälte verharrenden Richters. „Ihr ſeid dem Tode verfallen, Henderſon, für feilen Verrath an Sir Lewis O'Donnel, ſowie für ſchändlichen Verrath an dem von mir befehligten Corps, wodurch nah' an zweitauſend brave Menſchen ihr Leben verloren und Hunderte von Wittwen und Waiſen das Unglück des Vaterlandes vermehren. Du wirſt ihn ſogleich erleiden, Dir ſelbſt zur Strafe und Andern zur Warnung. Der Herr ſei Deiner Seele gnädig!"

„Amen!" tönte es durch die Verſammlung, und Leßlie deutete auf die Thüre.

Sterben! ſterben! Und morgen Hochzeit! Habt Erbarmen! Morgen iſt meine Hochzeit!" ſo heulte Henderſon in abgeriſſenen Sätzen.

„Haltet Eure Hochzeit in der Hölle mit des Teufels Großmutter!" rief ihm Leßlie zu. „Wir wollen Euch nachher die Brautfackel dazu anzünden und weit ins Land hinein leuchten laſſen. Macht's kurz mit ihm!" befahl er den Männern, die im Begriff waren, den Wimmernden abzuführen, der mit krampfhafter Anſtrengung eine Stuhllehne umklammert hatte. „Nun, was zaudert Ihr, Mr. Henderſon? Zeigtet Ihr Euch doch noch vor Kurzem ſo muthig bei Goresbridge. Beweiſt auch jetzt, indem Ihr auf der Leiter gen Himmel ſteigt, daß Ihr Mann ſeid, damit nicht das Hohnlachen, ſondern ein Hurrah meiner Leute die letzten Töne ſind, welche Euch vor den Stuhl des allmächtigſten der Richter hinüber geleiten."

„Denkt, während Ihr ſelbſt zur Hölle fahrt, an den Tag, an welchem Dunfoore und ſein braver Junge zum Himmel eingingen," raunte ihm Tim zu. „Was ich an Dunfoore verbrach, mach' ich durch Euch wieder gut. Jenen verrieth ich, Euch verrieth ich. Jener wurde gehenkt, Ihr werdet gehenkt. Ich habe noch gar viel gut zu machen. Fahre wohl!"

Henderſon bewegte das Haupt nach der Gegend, von woher er die ſchrecklichen Laute vernahm, und Tim ſchauderte unwillkürlich zuſammen, als er die aſchfahle Farbe des Todes, die das noch vor wenigen Stunden ſo blühende Geſicht überzogen, und die tief in ihre Höhlen verſunkenen Augen des Engländers erblickte.

„Einen Strick, Tim!" rief der Ire, der ſich zum Scharfrichter aufgeworfen hatte — es war ein Sohn Dunfoore's — „einen Strick, als letzte Liebesgabe für Deinen Herrn!"

„Dafür hat Se. Excellenz der Lord-Statthalter von Irland vorſichtig geſorgt," verſetzte der Kleine mit hämiſcher Bosheit und holte ſchnell den Bathorden mit dem langen Bande herbei. „Dies blutrothe, blau eingefaßte Band iſt für den Hals dieſes Mannes beſtimmt. Laßt uns dem Willen des Vicekönigs nicht entgegen ſein!"

Ein ſchallendes Gelächter erfüllte den Saal.

„Bravo!" rief Leßlie, „das iſt ein köſtlicher Einfall von Dir, alter Burſche!"

Und mit dem Orden geſchmückt, wurde er hinausgeführt; die gefangenen Dragoner-Horniſten ſpielten auf Leßlie's Befehl den Marſch von vorhin noch einmal. Draußen wurde das Ordensband zum Strick gedreht, und wenige Minuten darauf zappelte Henderſon am untern Aſt der alten, vor dem Pachthofe ſtehenden Linde. Das Ordensmedaillon mit den drei Kronen Großbritanniens hing ihm gerade auf der Bruſt, eine ſchreckliche Ironie! Die ſiegestrunkenen Iren aber überließen ſich im Innern der Gebäude dem Genuſſe von Speiſen und Getränken; Tim und Miß Anna Neil, die ſich während des Ueberfalles verkrochen, nun aber hervorgekommen war, öffneten die Keller und trugen fleißig zu; bald erſchallten die Räume von wilden, gäliſchen Geſängen, und Tim und Anna tanzten in wilder Luſt auf dem blutigen Boden; die Dragoner mußten dazu aufſpielen.

Doch Leßlie, ſtreng darüber wachend, daß Jeder von der Mannſchaft in dieſer Nacht ſoviel als möglich dienſtfähig bliebe, gab ſchon nach zwei Stunden das Zeichen zum Aufbruch.

Etwa eine Meile mochte der Zug vom Gute entfernt ſein, als ein Halt gemacht wurde. Der ganze Haufen brach in ein wildes Jubelgeſchrei aus, als einige der Männer rückwärts blickend, auf die unzähligen Flämmchen deuteten, welche wie eben angezündete

Kerzen aus den Dächern des Pachthofes emporflackerten, ſich allmälig vereinigten und ſich bald, durch den Nachtwind zur ungeheuern Gluth angefacht, gleich einem Feuermeer über ſämmtliche Gebäude verbreiteten.

Mit ſtillem Ingrimm ſtanden die wenigen am Leben gebliebenem Dragoner in der Mitte der auf ihren Pferden ſich brüſtenden Iren, deren nochmaliges Hurrah ihre Freude über die nächtliche Erleuchtung kund gab.

„Seht, ſo rächt Leßlie ſein Vaterland!“ rief dieſer den Dragonern zu, mit dem Säbel auf die Flammen zeigend, die den ganzen Horizont mit einem feurigen Mantel bekleidet hatten. „Geht jetzt hin und verkündet im engliſchen Hauptquartiere, was Ihr geſehen habt. Ihr ſeid frei, doch hütet Euch wohl, zum zweiten Male in die Hände meiner Leute zu gerathen! Sie nehmen es nicht alle ſo genau, wie Leßlie, der ſeine Hände nie mit unſchuldigem Blute befleckt.“

„Habt Dank für Eure Güte, Sir!“ erwiederte ein alter Wachtmeiſter. „Doch unter ſolcher Bedingung können wir keinen Gebrauch davon machen. Wer ſteht uns dafür, daß nicht morgen ſchon unſer Regiment gegen Euch ausgeſchickt wird, und zur Stallwache bleibt Sergeant Dickſon nicht zu Haus, wenn ſeine Cameraden gegen den Feind ziehen.“

„Seht,“ ſagte Leßlie, ſich zu einigen ſeiner neben ihm ſtehenden Offiziere wendend, „ich ſagte es Euch ſchon oft, das engliſche Volk iſt brav, wie irgend eins, aber ſeine Großen taugen nichts.“ Und wieder zu dem Reiter fuhr er fort: „So geh' denn ohne Bedingung, mein braver Degen, mit allen Deinen Leuten! Was ſoll ich Euch im Lande umherſchleppen? Zu Geißeln nehme ich andre Subjecte, welche Eure Miniſter höher im Preiſe halten, als Euch, die Ihr Euer Leben für ein Paar elende Pfund Sterling unſern Tyrannen verkauft. Doch wehrt Euch Eurer Haut, ehrlicher Dickſon, wenn wir uns das nächſte Mal begegnen.“

„Aus Achtung, Sir, für Eure Perſon,“ erwiederte der Reitersmann, „mag ich Euch die Warnung nicht zurückgeben. Denn heute mir, morgen Dir, das iſt des Krieges Lauf, ſo wie ich ihn nun ſchon zwanzig Jahre faſt in der halben Welt kennen gelernt habe. Alſo, wie's das Schickſal will, Herr Hauptmann, oder wie Ihr Euch nennt, und ſo lebt wohl. Wenn Ihr unſre braven Offiziere nicht in den Flammen hättet liegen laſſen, ſo würde ich Euch vielleicht noch höher achten.“

„In dieſem Augenblicke ſind die Leichen der Tapfern, deren Tod nicht mein Wille war, ſchon auf dem Wege zu Obriſt Werford's Quartieren. Dieſen zarten Beweis von Achtung für unſre Feinde habt Ihr dort dem Herrn — er wieß auf O'Connor — zu verdanken. Ihr werdet noch früh genug kommen, um ſie mit kriegeriſchen Ehren beſtatten zu helfen, während die Aſche der Unſrigen, die durch Eure Waffen fielen, ganz gut unter jenem Denkmal des iriſchen Patriotismus ſchlummern wird, bis zum großen Tage der Auferſtehung. Nun Gott befohlen und auf Nimmerwiederſehen!“

Die Reiter zogen auf der gebahnten Straße in der Richtung nach ihren Cantonirungen von dannen, während die Inſurgenten ſich bei dem Scheine der hochlodernden Flammen links ins Gebirge ſchlugen und den Weg nach Killarney wählten, um ſich mit ihren Brüdern am jenſeitigen Fuße der Berge zu vereinigen.

Achtes Kapitel.

Die Franzoſen in Irland.

Schrecklich raſte die Empörung. Unwiderſtehlich verbreitete dieſe moraliſche Peſt, von unnatürlichem, durch Jahrhunderte hindurch dauerndem Druck erzeugt, der das Volk wie einen an den edelſten Theilen verwundeten Mann in fieberhaften Wahnſinn verſetzte, ihr Contagium über die ſüdlichen und ſüdweſtlichen Grafſchaften. Um ſo verheerender war das ſchrecklichſte aller Uebel in ſeinen Folgen, weil es in den letzten Jahren durch Lord Camdens grauſames Verfahren ſtets neue Nahrung erhalten. Tod! war die Loſung in jedem Diſtrikt, den es ergriff. Ruinen und rauchende Brandſtätten bezeichneten den Weg, auf welchem es weiter ging. Die Landſitze der Großen ſtanden verödet, denn weſſen Stellung es erlaubte, entfloh nach Dublin oder nach der noch größern Schutz gewährenden Nachbarinſel hinüber. Verlaſſen waren im weiten Umkreiſe die meiſten Dörfer, die Ernte vernachläſſigt oder unaufgeſpeichert, der Acker unbeſtellt; denn nur Weiber und ohnmächtige Greiſe waren zurückgeblieben, während die ſtreitbaren Männer mit den zur tödtlichen Waffe umgeſchaffenen Feldwerkzeugen in den verzweifelten Kampf um die Freiheit ausgezogen waren.

Es erregte daher nicht geringes Erſtaunen bei den Bewohnern der Umgegend von Killala, als plötzlich am ſpäten Abend des 23ſten Auguſt 1798 O'Donnels Villa, Balliford, die nach Henderſon's Tode in den unruhigen Zeiten Niemand zu kaufen gewagt hatte und gleich einem ausgeſtorbenen Hauſe rings umher dicht verſchloſſen geweſen war, wie zur Feier eines glänzenden Feſtes erleuchtet, gleich einem Feenpalaſte auf die Umgegend niederſtrahlte.

Alles blieb übrigens ruhig ſowohl in der Gegend als auf den Avenuen, welche landeinwärts zum Schloſſe führten, nur an den Fenſtern ſchwebten zuweilen ſchnelle Schatten vorüber; ſonſt bemerkte man nirgends das Daſein lebendiger Weſen, ſo daß die abergläubigen Landleute, dies unheimliche Treiben ängſtlich aus der Ferne beobachtend, ſich zuflüſterten, daß irgend ein geſpenſtiges Weſen auf des Baronets Landſitze ſeinen Umgang halten müſſe, vielleicht daß gar die guten Leute ein Feſt dort begingen.

Die heller denkenden Bewohner der benachbarten Städte Killala und Ballina, bis wohin ſich das Gerücht der ſeltſamen Erſcheinung noch in derſelben Nacht verbreitet hatte, verloren ſich vergebens in tauſend Muthmaßungen über das Wunder, und Mancher derſelben, der es immer wohlgemeint hatte mit Sir Lewis O'Donnel und ſeiner Familie, verließ am nächſten Morgen früh das Lager, um ſelbſt an Ort und Stelle zu ſehen, was an dem Gerücht wahr ſei.

Groß und freudig aber war die Ueberraſchung der vielen Neugierigen, die mit Anbruch des Tages von Ballina am Morfluſſe hinunter nach Balliford auszogen, als die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne dort die Berge von Sligo vergoldend, hier ſich in den Wellen des Fluſſes wiederſpiegelnd, zugleich Irlands und O'Donnels ſtolz im Morgenwinde flatternde Banner beleuchteten, die von den Zinnen des Schloſſes herab die Anweſenheit des geliebten Mannes dem Lande verkündigten.

Alle Fenſter waren weit geöffnet, und während die erquickende Luft eines heitern Sommermorgens in die dumpfen, langverſchloſſenen Gemächer einzog, begrüßte Sir Lewis, an die Gitter eines die ganze Fernſicht beherrſchenden Söllers gelehnt, von ſeinen Geſchwiſtern Suſanna, Oliver und George, und von ſeinem Schwager Dupont umgeben, mit Entzücken das langentbehrte Vaterland und ſeine Landsleute, deren Jubel kein Ende nehmen wollte, ſondern ſich zu einem wahren Taumel ſteigerte, als ein Blick über die Bai ihnen die dort unter der dreifarbigen Flagge vor Anker liegenden Schiffe zeigte, auf denen ſo eben Vorkehrungen zur Ausſchiffung der an Bord derſelben befindlichen franzöſiſchen Truppen getroffen wurde.

Einige Stunden ſpäter ſtanden mehrere tauſend fremde Krieger am Lande, und während dieſe ſich unter dem Schalle einer rauſchenden kriegeriſchen Muſik am Ufer ordneten, erſchienen ſchon einzelne kleine Haufen bewaffneter Eingebornen aus den umliegenden Orten, um ſich dem Befreiungscorps anzuſchließen.

Unter mancherlei Feſtlichkeiten und allen erſinnlichen Beweiſen einer aufrichtigen Gaſtfreundſchaft, die man den Verbündeten zu geben ſich beeiferte, verging dieſer Tag. Nach allen Richtungen wurden Boten ausgeſandt, um das Landvolk unter die Waffen zu rufen, und noch ſpät in der Nacht verkündete von Zeit zu Zeit das Horn der Bergbewohner, oder der landesübliche Dudelſack das Heranziehen immer neuer Schaaren.

Es war ſchon ſpät nach Mitternacht, als in der Bai ein kleines Fahrzeug anlegte. Der alte John Boyle der in den letzten Wochen unaufhörlich zwiſchen Frankreich und Irland gekreuzt hatte, ſtieg, unter ei=

nem lauten Hurrah ſeine rothwollene Mütze ſchwenkend, an das im Widerſchein unzähliger Wachtfeuer leuchtende Ufer und reichte dann Sally O'Neil die Hand, um ſie über das ſchwanke Bret zu leiten.

„Da biſt Du nun wieder auf unſerer grünen Inſel, Du eigenſinniges Kind, und ich habe Dir Deinen Willen gethan,“ ſagte der alte Lootſe: „Wie konnte ich Dir auch etwas abſchlagen, Goldherz! Du haſt längſt meine Schwäche weg. Nun ſo ſei mir gegrüßt auf Irlands Boden, Liebling meiner Seele!“ Und zärtlich küßte er ſie auf die Stirn.

„O Vaterland!“ ſeufzte Sally wehmüthig. „Mein Herz hängt doch mit tauſend unzerreißbaren Banden an Deiner grünen Herrlichkeit; es iſt eine Pflanze Deiner Triften, eine Blume Deiner Felſen, ein Strauch Deiner Berge. Frankreich iſt ſchön, aber Irland iſt ſchöner. Frankreich iſt nicht mein Vaterland. Nicht vergebens vergleichen Deine Kinder Dich mit einem im diamantenen Meer ſchwimmenden Smaragde. Ach, lieber John, ich habe nicht geglaubt, daß ich mein Vaterland ſo liebte!“

„Kind,“ verſetzte der Alte kopfſchüttelnd, und eine Thräne perlte an ſeiner grauen Wimper, „es will mich bedünken, als ſei es nicht die Liebe zum Vaterlande, die Dich ſeit wenig Tagen wieder ſo mächtig über das Meer herüberzog. Haſt Du nicht Monden lang drüben gelebt und während dieſer Zeit mir nicht ein einziges Mal den Wunſch geäußert, mit mir nach Irland zurückkehren zu wollen? Du täuſcheſt Dich ſelbſt, meine ſüße Seele.“

„Nun ja, ich ſehnte mich außer nach meinen Matten, Bergen, Thälern, Bächen und Feldern auch nach den Menſchen, aus deren Munde ich die Muſik meiner alten Mutterſprache ertönen höre, nach den treuherzigen Geſichtern, die ich ſo liebgewinnen gelernt habe, vor allen nach Lady Eliſabeth, an der meine Seele mit ſtarker Liebe und Verehrung hängt.“

„O mein Honigherz, Du köſtliches Kleinod! Als ich von Frankreich, wohin ich eben Sir Lewis O’Donnel glücklich gebracht, nach Dublin zurückkehrte und Dich nach langem vergeblichen Suchen in Tim’s dürftiger Pflege fand, da hatteſt Du nur einen Wunſch, nicht nach Lineſayhall oder Dunmoore, nicht nach Lady Eliſabeth, nicht nach Deinem Vater, nein nach Frankreich wollteſt Du, allein nach Frankreich, und Deine Bitten ließen nicht eher nach, bis ich Dich, deren Wunde noch nicht ganz geheilt war, mit hinüber nahm. Und wohin verlangteſt Du dort? Zu Sir Lewis O’Donnel! So lang’ er in Frankreich blieb, gefiel es Dir nirgend beſſer als dort; kaum iſt er fort mit der Flotte, gleich ekelt Dich Frankreich an, und Irland iſt Dein Beſtreben. Kaum erträgſt Du’s einen Tag. Ich laſſe mich bereden, Dich wieder in dies unglückliche Land zu führen, Dich in die Stürme zu ſchleudern, die hier aufgähren. Und wohin verlangſt Du in Irland? Nach Dunmoore, Lindſayhall, Greenlodge? Nicht doch! Zu Sir Lewis O'Donnel!"

Sally verbarg ihr Geſicht, deſſen Schaamröthe der grelle Widerſchein der unzähligen an der Küſte lodernden Wachtfeuer noch erhöhete.

„Jetzt hab' ich's getroffen," fuhr der Lootſe fort. „Die Krankheit, die Deine Wunde nach ſich zog, der Gram über Deines Vaters Untergang hatten Dich bleicher und elender gemacht als je; aber kaum warſt Du einige Wochen in Frankreich, begannſt Du zu blühen, wie ein Röslein. Ach, ich habe das lange gewußt, nur Dein Vater hatte kein Auge dafür. Hätte er nur ſehen wollen, wie Du dieſen Ring und dies Halstuch, Geſchenke von O'Donnel, über Alles werth hielteſt und nicht von Dir thateſt. Gott ſchenk' ihm Frieden im kühlen Meeresgrund! er ſeh es nicht. Aber, Sally, Juwel, was ſoll daraus werden? Des Baronets Frau? Das geht doch nimmermehr!"

„John!" rief Sally mit dem gereizten Tone des edlen Unwillens. „Was redet Ihr doch! Ich könnte mit Euch zürnen wegen des Wortes. Ihr habt unbarmherzig den Schleier von meinem Herzen geriſſen, aber Ihr könnt doch nicht ſehen, was darin liegt.

Wißt Ihr denn nicht, daß ich die Lady auf Lindſayhall über Alles liebe, und wißt Ihr nicht auch, daß Sir Lewis und Miß Eliſabeth ſich lieben, ſo ſtark und rein, wie es nur armen unvollkommnen Menſchenherzen vergönnt iſt? Aber glaubt mir, dieſe beiden ſind Menſchen höherer Art. An ihnen haften nicht die gemeinen Mängel und Gebrechen der Menſchheit. Sie ſind für einander geſchaffen, ihre Seelen ſind in einander übergefloſſen und zu einer geworden. Was redet Ihr nun noch von mir, der armen geſchändeten Magd, von der ſich ein edler Mann mit mitleidigem Bedauern wendet? Geht, Ihr verſteht mich nicht! Ihr könnt weder den Schmerz, noch die Wonne meines Lebens begreifen und habt mich tief gekränkt!" Ihre Worte ertranken in einem Thränenſtrom, der ſich aus ihren jammerblickenden Augen ſtürzte.

„Nun ja doch, Du loſes Kind," weinte der Alte ſelbſt; „ich will Dich ja hinführen zu Sir Lewis. Ich weiß, daß er der edelſte Mann in Irland iſt, und ahne wohl, was in Dir vorgeht, wenn ich's auch nicht mit Worten von mir geben kann, Du unglückliches Kind! Zürne mir nur nicht, Sally, Herzenskleinod! Du weißt, daß ich Deinem Vater verſprach, mich Deiner anzunehmen, wenn's ſchlimm mit ihm auslaufen ſollte Sein wildbewegtes Schiff iſt geſtrandet und im Mee-

Flußgrund verſenkt. Da ruhen ſie Beide zuſammen, die heißen Herzen O'Neils und Parkers. Ihnen iſt weich und kühl gebettet. John Boyle aber iſt gewohnt, ſein Wort zu halten; und ſo hab' ich Dich als meine Tochter betrachtet, von dem Tag an, der Deines Vaters letzter war, und Dich ängſtlich geſucht, bis ich Dich gefunden."

„Ich zürne Euch nicht, mein Vater," lächelte Sally durch Thränen und reichte dem Alten die Hand. „Ihr habt Euch der armen Waiſe angenommen und mir den Troſt gegeben, daß ich nicht ganz verlaſſen bin. Gott wird's Euch lohnen!"

„Komm, mein armes Kleinod, komm! Ich will Dich nach Balliford führen." —

Sie gingen dem Ufer entlang, das ein reges Bild bot, und von welchem die Stille der Mitternacht verſcheucht war. Da blitzten ihm plötzlich Waffen im Licht der Feuerflammen entgegen; ein Haufe Iren zog von der andern Seite heran und wenige Augenblicke darauf ſah ſich Sally von ihren Landsleuten umringt.

„Sally! Sally, Du hier?" rief eine kräftige Männerſtimme, die das Mädchen ſogleich für die Leſlie's erkannte. Er war es, der mit mehreren Häuptlingen und weißen Jungen aus den Gebirgen der ſüdlichen Grafſchaften kam, um ſich mit der franzöſiſchen

Armee zu vereinigen. „Sally, mein Mädchen!“ jubelte Leßlie, „welch’ glückliches Zeichen, daß Du mich hier zuerſt empfängſt! Wie hab’ ich mich nach Dir geſehnt, Du, mein guter Genius! Wie oft hab’ ich mich mit Dir wieder in die tönenden Hallen des Rieſendammes zurückgewünſcht! O, ſage mir, holdes Kind, wie biſt Du dem Blutbade in Dublin entronnen? Wo haſt Du geweilt? Welches iſt Dein Schickſal in dieſer trüben Zeit geweſen?“

„Ein Bajonetſtich hatte mich am Molo zu Boden geſtreckt und ich war in Gefahr, zertreten zu werden. Doch Hülfe war mir nah; während Mr. Laing die Engländer zurückdrängte, trug mich Tim Ruuthan auf ſeinem Rücken davon und brachte mich in die elende Wohnung einer alten Frau, die er kannte. Dort wartete und pflegte er mich mit der ängſtlichen Sorgfalt eines Freundes, eines Bruders. Die Alte verrieth mir, daß er all’ ſeine Habſeligkeiten meinetwegen verkauft habe und ſogar für mich bettele. Er kehrte, als ich mich beſſer befand, zu ſeinem Herrn zurück und unterſtützte meine hülfloſe Lage von dort aus. So ſuchte der alte Burſche ſeine frühere Vergehungen an mir wieder gut zu machen. Endlich kam mein guter alter John und nahm mich mit nach Frankreich, wo ich unter den Händen der Freundſchaft vollends genaß. Von dort hat er mich heute wieder herübergebracht; denn alle meine Freunde ſind wieder hier.“

„Und auch ich fehle nicht!“ rief Leßlie. „So müſſen ſich Alle wieder zuſammenfinden. Dich aber hat mir der Himmel ſelbſt zuerſt entgegengeführt, meinem Herzen die Erfüllung eines Wunſches bereitend, den es nie auszuſprechen gewagt, weil er zu abenteuerlich kühn geweſen wäre. Kaum hatte ich auf die Seligkeit gehofft, Dich überhaupt hier zu finden, und nun biſt Du die Erſte, die ich finde. Weißt Du auch, meine Taube, was ich Deinem Vater gelobt habe? Daß Du mein Weib werden ſollteſt, wenn er gefallen ſei. Er iſt den Tod für's Vaterland geſtorben, und Du biſt meine verlobte Braut. Aber glaube nicht, daß es die Pflicht allein iſt, die Dir die Hand bietet; nein, es ſind meines Herzens ſüßeſte Regungen, die Dich inniglich umfangen.“

„O Sir!“ verſetzte Sally ſchmerzlich, „Sie kennen mein Schickſal, und ſchon in der Höhle des Giants-Cauſeway that Ihnen mein Vater meinen Entſchluß kund.“

„Dein Blut, das Du für das Vaterland vergoſſen, hat Dich rein gewaſchen,“ entgegnete der Heftige. „Du biſt durch den Kampf, dem Du beigewohnt, geheiligt und ſtehſt über allen Jungfrauen des Landes. Wenn wir jetzt ſiegen, ſei dieſe Hand mein

Lohn. Ich liebe Dich, rein, wahr und ſtark. Dein Beſitz iſt die leuchtende Krone meiner noch ungebornen Thaten. Wollteſt Du ſie mir weigern? Du würdeſt meinem Muthe Feſſeln anlegen."

Sally reichte ihm ſchweigend die Hand; aber John Boyle ſchüttelte recht wehmüthig das alte kahle Haupt, und es glänzte abermals wie rinnende Thränen über ſeine Wangen. „So laßt uns gehen!" fuhr Leſlie fort, Sally's Arm nehmend. Und zu Boyle gewandt: „Sieh dort, alter Seelöwe, wie jene Zeltreihen und die flatternden bunten Fahnen ſich im Feuerſchein abenteuerlich ausnehmen! Das iſt freilich ein ganz andrer Anblick, als wenn ich mit meinen Söhnen der Berge dahin ziehe, deren Eiſenherzen kaum mit den Lumpen eines abgetragenen Mantels bedeckt ſind. — Laß uns durchs Lager gehen," ſagte er zum Lootſen, als dieſer im Begriff war, einen ihm bekannten Fußpfad, welcher auf den Schloßberg hinauf führte, einzuſchlagen. „Ich möchte doch zuvor eine oberflächliche Bekanntſchaft mit unſern Freunden und Bundesgenoſſen machen. Komm, liebe Sally! Kommt Ihr Herrn!" Und unter des Seemannes Anführung betraten ſie die vorderſte Reihe der Zelte.

Das erſte, was ſich ihren forſchenden Blicken darbot, als ſie nach abgegebenem Feldgeſchrei die Wachen paſſirten, war eine um eine Trommel gelagerte

Truppe von Spielern. Ueberreſte von Speiſen, Flaſchen, Gläſer und Waffen ſtanden und lagen unordentlich umher. Halbunterdrückte Flüche und lautes Gelächter wurden durch den Ruf eines bankhaltenden Kriegers beſchwichtigt: „Nichts gewinnt nichts! Achtung auf's Spiel, meine Herrn! Achtung, ich bitte! Der König gewinnt! Der Bube verliert! Zehne gewinnt!“

Ein faſt erloſchenes Wachtfeuer beleuchtete unheimlich die von Leidenſchaften ſtark markirten Geſichter der Spieler. Die Augen des gewinnenden Banquiers ſtrahlten von Luſt und wilder Begierde; Wuth und ſchlechtverhehlter Neid und Ingrimm malte ſich auf den Geſichtern der Verlierenden.

Eben hatten ſich die nächtlichen Wanderer hinter ein Zelt verborgen, deſſen Bewohner in tiefen Schlaf verſunken ſchienen, als der auffallend glücklich ſpielende Banquier ausrief: „Seid Ihr denn wirklich ſo ganz abgebrannt, habt gar nichts mehr, Ihr Herrn? Seid Ihr endlich wirklich ſo nackt und kahl, wie die Schwänze der Ratten, die uns auf den Schiffen den Zwieback ſtehlen?“ Und ein widriges Lachen begleitete dieſe Worte: „Muth, meine Freunde! Noch einmal! Ich nehme ſtatt Geld, Pfänder und Sachen von Werth, wie man's in der guten Stadt Paris auch thut.“

„Nun, wohlan, ich wag's noch einmal!" rief ein ſchwarzköpfiger Italiener, deſſen dunkles Auge wunderlich abſtach von der bleichgelben Geſichtsfarbe, „denn jede Münze hat zwei Seiten." Unter dieſen Worten zog er einen goldnen mit Steinen beſetzten Ring vom Finger und warf ihn heftig auf die Trommel, daß er mit einem dumpfen Geräuſch bis vor den bankhaltenden Soldaten rollte. „Nun ſchnell, zieh' ab! Madonna gieb Deinen Segen! — Und dennoch nicht!" rief er wildaufſpringend, als Jener einige Karten abgezogen hatte. „Daß Du verdammt ſeieſt mit Deinem Glücke, Monſieur le Gendre! Das Kleinod war von einer Hand, die mir Segen brachte, ſo lange ich ihren Winken folgte, von meiner alten braven Mutter; ich glaube ihr Trauring. Bedenke le Gendre, 's iſt das letzte, was ich aus meiner ſchuldloſen Zeit beſitze."

„Ich faß' ihn dennoch, Camerad; denn falſche Schaam hält mich nicht ab, zu nehmen, was mir gehört," erwiederte der Erſtere, mit höhniſchem Lächeln den Ring ruhig an den Finger ſteckend, und ließ die Steine im Scheine der Flamme ſpielen.

„Parbleu, er iſt ächt, le Gendre!" rief der Italiener, „doch was ſoll ich's dem Kenner verſichern! denn war es nicht Deine zu große Vorliebe zu edlen Steinen und Metallien, die Dich nach Breſt brachte, und mir die Ehre Deiner Bekanntſchaft im dortigen Bagno verſchaffte? Ich möchte Dir indeſſen jetzt freundſchaftlich rathen, Dir das unmäßige Gelüſte nach Kleinodien vergehen zu laſſen. Du weißt, wie unſer General über dieſen Punkt denkt. Aber Du ſcheinſt einer von denen zu ſein, von dem das Sprüchwort bei mir zu Lande ſagt: Passato il periculo, gabbato il santo!"

„Spare Deine Moral," lachte der Andre. „Bei Dir ſcheint die Galeere die entgegengeſetzte Wirkung hervorgebracht zu haben, als bei uns Uebrigen, die wir uns immer weniger zu den Frommen zählten, ſo oft wir aus der hochanſehnlichen Geſellſchaft herausgingen. Der Ring iſt jetzt mein Eigenthum, und ich hoffe, daß es nicht das letzte Kleinod iſt, was in dieſem Leben in meine Taſchen wandert."

„Was ich bis jetzt auf dieſer Inſel geſehen, zu deren Beiſtand wir gekommen ſind, ſcheint wenig Stoff für Deine Profeſſion oder Paſſion zu liefern, und nochmals rufe ich Dir die Proklamation des General Humbert in's Gedächtniß zurück. Er ſcheint mir der Mann, der ſein Wort hält."

„Was hat's mit dieſem General zu ſagen!" verſetzte le Gendre, „wenn man nur ſanft iſt wie Tauben und klug wie Schlangen, läßt ſich Alles machen."

„Ruhe da, verdammte Brut!“ rief der Offizier **du jour**, der ſo eben die Runde durch das Lager machte. „Fort mit den verfluchten Karten! Legt Euch auf ein Ohr, Ihr loſen Buben, um Euch als brave Soldaten zu zeigen, wenn die Stunde des Ruhmes ſchlägt!“

Schnell verſtummten die Spieler und ſtanden aufrecht in militäriſcher Haltung, bis der Offizier vorüber war; dann verlor ſich ſchweigend einer nach dem andern unter den Zelten, und auch Leßlie ſchritt mit ſeinen Gefährten weiter, nicht ohne noch hier und da auf ähnliche Scenen frecher Libertinage zu ſtoßen, oder Reden zu vernehmen, welche auf diejenigen der Iren, die der franzöſiſchen Sprache mächtig waren, keinen günſtigen Eindruck machten.

Im großen hellerleuchteten Saale zu Balliford, wo Leßlie bald darauf eintrat, war unter dem Vorſitze des franzöſiſchen Heerführers noch ein Kriegsrath verſammelt, um über die nächſten Operationen mit Sir Lewis O'Donnel zu berathen.

Ungeachtet der Verſchiedenheit der Anſichten, welche beide Häuptlinge von den Mitteln zur Befreiung des von ihnen mit gleicher Liebe umfaßten Vaterlandes hegten, war der Baronet doch hocherfreut, den muthigen Leßlie zuerſt bei ſich zu ſehen, den er als den Tapferſten der iriſchen Tapfern dem verbündeten General vorſtellte. Es war ihm höchſt angenehm, von Leßlie zu vernehmen, daß es Michaul gelungen wäre, mit einer nicht unbedeutenden Schaar, die Wachſamkeit der königlichen Truppen täuſchend, ſich auf einem ſchwierig zu paſſirenden Küſtenpfade heraufzuziehen, um ſich ſchon morgen mit dem franzöſiſchen Heere zu vereinigen.

Weniger erfreulich war dagegen die Nachricht, daß die größte Abtheilung der Independenten im Süden ſo ſcharf von den Königlichen beobachtet würde, daß die Vereinigung derſelben mit dem ſich im Norden verſammelnden Corps nur nach hartem Kampfe und unter der angeſtrengteſten Mitwirkung von Seiten der Verbündeten würde bewerkſtelligt werden können. In Frankreich hatte man feſt darauf gerechnet, daß derjenige Theil der Küſte, an welcher man landen würde, im vollen Aufſtande begriffen wäre, um raſch auf die Hauptſtadt vordringen zu können. So wie die Sachen jetzt ſtanden, wurde beſchloſſen, daß Dermot Laing den Befehl über jene große Abtheilung in den ſüdlichen Provinzen behalten und alle Kräfte aufbieten ſollte, die dort ſtationirten Truppen von einer Verbindung mit Dublin und den nördlichen Landestheilen abzuhalten, während man von der Killalabai aus den kühnen Verſuch machen wollte, auf geradem Wege nach der Hauptſtadt vorzudringen, in der Erwartung, daß alle ſtreitbaren Männer ſich auf dem Marſche dahin, bei O'Donnels Erſcheinen, ohne Weiteres anſchließen würden.

Als die franzöſiſchen Offiziere ſich zu einer ſpäten Stunde entfernt hatten und die beiden iriſchen Anführer, endlich ſich ſelbſt überlaſſen, noch Manches, was für ſie allein von Intereſſe war, beſprechen hatten, ſagte Leßlie bei vorkommender Veranlaſſung: „Wenn Ihr Hülfscorps, auf das Sie ſo viele Hoffnungen ſeit Jahren gegründet, nur nicht ſo ſchwach wäre, Sir Lewis!“

„Der Muth deſſelben, namentlich das ausgezeichnete Regiment, welches dort der tapfere Humbert ſelbſt commandirt, wird erſetzen, was ihm an der Zahl abgeht, lieber Leßli.“

„Auf meinem Wege hierher paſſirte ich einen Theil des Lagers,“ verſetzte der Letztere. „Was ich dort bemerkte, veranlaßt mich zur Vermuthung, daß wenigſtens die auf dem linken Flügel lagernden Truppen nicht zur Elite der ſo berühmten fränzöſiſchen Armee gehören.“

„Es war nicht möglich, zu verhindern,“ antwortete O'Donnel achſelzuckend, „daß die franzöſiſche Regierung zu dieſem Verſuche, wie ſie die Expedition nennt, einen Theil ſogenannter enfans perdus, Sträflinge und befreite Gefangene, genommen hat. Kein truppen ſollen folgen, ſobald es nur den entfernteſten Anſchein hat, daß wir feſten Fuß faſſen und das ganze Land ſich mit reger Theilnahme für uns erklärt. In den Waffen ſind die heute gelandeten Truppen ſo geübt, wie Frankreichs beſte Krieger. Ihr moraliſcher Charakter läßt freilich Manches zu wünſchen übrig. Bedenken Sie indeſſen, mein Freund, aus welchen Beſtandtheilen das Kreuzheer einſt zuſammengeſetzt war, das zur Eroberung des heiligen Grabes auszog und welche mitunter an Wunder gränzende Thaten daſſelbe vollbrachte! Der Muth, die Fähigkeit und Beſonnenheit der Anführer müſſen denen, die wir nur als Werkzeuge, unſre heilige Sache zu fördern, betrachten können, die belebende Kraft verleihen. Unſer Beiſpiel muß jener zur Richtſchnur dienen. Und bei Gott, Sir! ich habe es den Commiſſären des Directoriums bei der Einſchiffung verſichert, daß ich jeden von Leuten aus jenem Strafcorps begangenen Exceß, um das Zutrauen meiner Landsleute zu erhalten, auf's Strengſte zu ahnden genöthigt ſein würde."

„Gebe der Himmel, daß Alles ſo ausfällt, wie Sie es denken, Sir Lewis! Was mich betrifft, ſo werde ich nie von meiner erſten Anſicht abgehen, daß ein ſo tief unterdrücktes Volk, wie das unſrige, ſich ohne fremde Hülfe von ſeinem Joche befreien muß.

Es iſt zur Freiheit nicht reif, oder derſelben nicht werth, wenn es nicht durch eigne Kraft zum Ziele gelangt.“ —

Die erſten Purpurfahnen flatterten bereits im Oſten, als Leßlie den Baronet verließ, um ſich und ihm noch einige Ruhe zu gönnen. Im Vorzimmer harrten noch Boyle und Sally. Lewis erblickte die Letztere mit einer Ueberraſchung, die einer ſüßen Verwirrung ſehr ähnlich war.

„Wie? Auch Du hier, Mädchen?“ rief er, ihre Hand ergreifend. „Was willſt Du denn bei uns, wo die Schrecken des Krieges bald ihre blutigen Paniere aufpflanzen und den häuslichen Heerd, den ſtillen Wohnſitz der Frauen, zerſtören werden?“

„Sie will Ew. Gnaden Soldat werden,“ ſagte Boyle. „Ich kann ſie nicht zurückhalten. Der kriegeriſche Geiſt ihres Vaters iſt in ſie gefahren.“

„Geſtatten Sie mir, hochverehrter Sir, in Ihrer Nähe bleiben und an den Gefahren des Krieges thätigen Antheil nehmen zu dürfen!“ bat Sally, ſich tief verneigend.

„Du biſt eine kleine Thörin,“ verſetzte O'Donnel erröthend — denn er hatte wohl in ihrer Seele geleſen und fühlte in der ſeinigen etwas Aehnliches vorgehen — „aber wer kann Dir etwas abſchlagen! Suche Dir ein weiches, reines Bettchen in meinem Schloſſe. Morgen wollen wir weiter darüber ſprechen.“

Stürmiſch eilte er hinaus, fürchtend, daß er ſich verrathen möchte, und Ruhe und Schlaf verſchmähend, erreichte er mit fiebriſch brennender Wange das Lager der verbündeten Truppen, deſſen Raum ſchon nicht mehr hinreichte, die von allen Seiten mit Tagesanbruch heraufflutenden Landleute zu faſſen, ſo daß ein Theil des Hülfscorps nach Ballina aufbrechen mußte, um dort den Raſttag in den bequemen Häuſern der ihre Befreier freudig aufnehmenden Bürger zu verleben.

Noch im Laufe des Vormittags langte auch Michaul Dahna mit ſeinen kühnen Bergvölkern an, und unbeſchreiblicher Jubel der ſich gegenſeitig ſchon aus der Ferne begrüßenden Iren ſtieg unaufhörlich gen Himmel. Lewis O'Donnel umarmte Michaul vor allem Volke, drückte ihn lange an die Bruſt, küßte ihn zärtlich und führte ihn dann auf das Schloß, wohin er den General Humbert, ſowie deſſen erſte Offiziere, die Häuptlinge der Iren und ſeine Freunde zu einem feierlichen Act einlud.

Sobald alle dort verſammelt waren, traten die Glieder der Familie O'Donnel mit Dupont im Hintergrund zuſammen. Sir Lewis aber faßte Michauls Hand und führte ihn der Verſammlung mit den Worten vor: „Meine Herren, ich gebe mir die Ehre, Ihnen in dieſem Tapfern einen ehrenwerthen Sproß unſeres Hauſes vorzuſtellen, von mir und den Meinigen bereits in Frankreich nach aller Form Rechtens anerkannt. Er iſt unſer leiblicher Bruder und hat ſich durch Charakter und Thaten dieſer Abſtammung würdig gezeigt. Ich habe die erſt ſpäter ausgeſtellte und von der franzöſiſchen Regierung beglaubigte Acte aus dem uns befreundeten Nachbarlande mitgebracht und überreiche ſie Dir hiermit, mein lieber Michaul, im Angeſicht ehrenwerther Iren und Franzoſen. Du wirſt dadurch von heute an in alle Rechte eines ehelichen Sohnes Sir William O'Donnels eingeſetzt und meinen beiden andern Brüdern gleichgeſtellt. Umarme mich und Deine Geſchwiſter und gönne uns nun die vertraulichen Namen der Familienliebe."

Michaul drückte weinend eines nach dem andern an die Bruſt. Alle Anweſenden waren von Rührung ergriffen.

„In dieſer Acte iſt auch Deines Weibes und Deines Kindes gedacht," fuhr Lewis fort. „Sie führen von heute an in Frankreich den Namen O'Donnel und leben durch meine Fürſorge auf dem ihrem Stande gebührenden Fuße. Begleitet unſre Waffen der Sieg, den Gott verleihen möge, ſo werden ſie bald hier ſein."

„Mein Leben für Dich, mein Bruder!" rief Michaul. „Ich habe nichts weiter, ich kann nichts mehr geben. Und hätte ich hundert Leben, ſie wären alle Dem und dem Vaterlande. Drum, Freunde, ſtimmt ein in meinen Freudenruf: Irland und Sir Lewis O'Donnel für immer!“

Vom hundertſtimmigen Ruf erſchallte der Saal und von allen Seiten erfolgten Glückwünſche für den freudetrunkenen Michaul.

Neuntes Kapitel.

Operationen des verbündeten Heeres.

Die Nachricht von der Landung der franzöſiſchen Truppen regte die Gemüther aller Bewohner der Inſel, vorzüglich die der Hauptſtadt, mächtig auf. Denn hier war es der Schrecken, der wie ein Cherub mit flammendem Schwerte über die ſtolzen Häupter der Ariſtokraten hinfuhr und ſie aus dem ſorgloſen Uebermuth und der geſpreizten Bequemlichkeit aufſcheuchte. Und wie die Meiſten erſt unerträgliche Aufgeblaſenheit und unbedingtes Zurückweiſen jeder menſchlichen Regung zu Gunſten der armen Iren beſeelt, ſo brachen dieſelben Menſchen, von aller Haltung verlaſſen, plötzlich zu bleichen zitternden Jammergeſtalten zuſammen; der paniſche Schrecken lähmte alle ihre Kräfte, ſie ſahen in jedem triumphirenden Geſichte einen Mörder.

Die zeither blutig unterdrückte Volkspartei erhob dagegen ihr Haupt um ſo höher und feierte, von languiniſchen Hoffnungen berauſcht, im Geiſte bereits die glänzendſten Siege über ihre Gegner.

Dieſe Spannung erhielt ſich indeſſen nicht lange; denn die Furcht der Erſtern und die Freude der Letztern wurde bald vermindert, als man in Dublin genauere Kenntniß von der Zahl und Beſchaffenheit des franzöſiſchen Invaſionsheeres erhalten hatte.

Ein beruhigender Umſtand war, daß die engliſche Regierung, ſelbſt vor der blutigen Strenge des Statthalters Camden erſchreckt und einſehend, wie wenig ſie durch die Maßregeln dieſes Mannes ihren Zweck erreichen werde, ihn zurückgerufen und ſeine Stelle dem milden, beſonnenen, menſchenfreundlichen Lord Cornwallis übertragen hatte. Die erſten öffentlichen Schritte des neuen Vicekönigs waren darauf berechnet, das Vertrauen des Volks zu gewinnen, die Stürme zu beſchwören, und wirklich war ſeiner Mäßigung bald Unglaubliches gelungen. Von ſeiner beſänftigenden Klugheit erwartete man auch jetzt Rath und Hülfe, und die Menſchen, die erſt in der grauſamſten Unterdrückung des Volks ihre Stärke gezeigt, hofften nun von dem Manne der Milde ihr alleiniges Heil. Der umſichtige Statthalter traf denn auch in der Eile alle nöthigen Maßregeln und raffte alle königlichen Truppen, deren er ſchnell in der Umgegend habhaft werden konnte, zuſammen, um ſie dem Feinde entgegen zu ſchicken. Dieſes kleine Corps wurde gleich zu Anfange genöthigt, ſich mit einigem Verluſte wieder zurückzuziehen.

Jedoch ſchon bei Jamestown wurde den Independenten bei ihrem weitern Vordringen auf der großen Straße nach Dublin der Uebergang über den Shannon durch ein andres königliches Truppencorps ſo lange ſtreitig gemacht, bis man im Stande geweſen war, eine hinlängliche Macht zuſammenzuziehen, um jene nicht allein am fernern Vordringen zu verhindern, ſondern ſie auch zu nöthigen, eine rückgängige Bewegung nach Leitrim zu machen.

Dadurch kam das Heer der Verbündeten in einige Verlegenheit, und die Führer deſſelben beriethen ſich eben, was zu thun ſei, als noch am ſpäten Abend Geſandte aus den Grafſchaften Tyrone und Fermanagh im Lager erſchienen, die O'Donnel im Namen der Einwohner jener Diſtricte baten, ſich mit dem Befreiungsheere nach dem Norden von Irland zu wenden, wo das Volk, wie ſie ſagten, nur ſeine Ankunft erwartete, um in Maſſe aufzuſtehen und ſich mit ihm zu vereinigen.

„Ich kenne den Geiſt nicht, welcher in den nördlichen Provinzen des Königreichs herrſcht,“ ſagte Leßlie; „man hat bisher nur wenig von ihnen gehört. Wären Sie nur im Süden des Reichs gelandet, Sir

Lewis, ſowie ich es immer erwartete, ſo könnte ich Ihnen durch meine braven Landsleute, die wohl ſchlummern, aber nie durch ſüße Vorſpiegelungen ſich einſchläfern laſſen, eine ſichere Garantie ſtellen für den Erfolg jedes größern Unternehmens. Die Zahl derer, die ſich dort ſeit fünf Jahren mit dem heißeſten Drange nach Freiheit ſehnen, iſt groß, und ihr Muth, ſowie ihre Ausdauer, trotz manches bittern Unfalls, immer derſelbe geblieben, wie es ſelbſt die königlichen Truppen, die unſre Piken und Senſen oft empfindlich genug gefühlt haben, bezeugen müſſen. Ich weiß nicht, was wir von Fermanaghs Bewohnern zu erwarten haben; jedoch iſt mir ſoviel bekannt, daß dort, gleich nach Ankunft des etwas ſchonender verfahrenden Lord Cornwallis, günſtigere Verhältniſſe für die Landleute eingetreten ſind, wahrſcheinlich damit die Königlichen den Rücken frei behalten möchten, um ihre Kräfte mehr im Süden zu vereinigen. Truppen ſind zwar nur wenige in jenen Gegenden, aber auch nur wenige Städte, deren Beitritt nur allein unſrer Sache größeres Gewicht geben kann; denn an der Theilnahme des intelligentern Theils des Volkes muß uns doch vor allen Dingen gelegen ſein!“

„Wohlan, meine Herren, es kommt auf einen Verſuch an!“ ſagte der franzöſiſche General. „Ich will für den ſchlimmſten Fall die Flotte in die Bai von Donnegal beordern, welche einen ſichereren Einſchiffungsplatz gewährt, als die Bai von Killala; auch iſt jener Hafen, wie ich gehört, von feindlichen Kriegsſchiffen leer.“

„Eine rückgängige Bewegung würde jetzt das Volk entmuthigen,“ nahm O'Donnel das Wort. „Wir würden uns bald von Vielen, die jetzt kampfluſtig daſtehen, verlaſſen ſehen; denn ein großer Theil würde die Rückkehr in die Heimath, ſo lange dieſelbe noch mit einiger Sicherheit für ſie bewerkſtelligt werden könnte, einem ungewiſſen Ausgange in den ihnen nur wenig bekannten ſüdlichen Grafſchaften vorziehen, und es würde gleich anfänglich Verwirrung und Unordnung nicht fehlen, falls der Befehl zur Umkehr verlautete, deſſen Urſachen der große Haufe nur ſchwer begreifen würde. Sie wiſſen, Mr. Leßlie, wie ſehr ich immer bemüht geweſen bin, während meines Aufenthalts in Irland die ganz nutzloſen Ausbrüche roher Volkswuth zu unterdrücken, und ich werde auch jetzt, meinen Grundſätzen treu, ſie auf jede Weiſe zu verhüten ſuchen.

Leßlie verſtand den Sinn dieſer letzten Worte und obgleich nicht wenig dadurch gereizt, indem er darin eine Anſpielung auf das von ihm an Henderſon geübte Richteramt fand, antwortete er, ſich ſchnell faſſend: „Meine Herren, gern ſtimme ich bei; möge es nie heißen, daß Leßlie's Starrſinn den guten Ausgang eines Unternehmens zur Befreiung des Vaterlandes verhindert habe! Bei Gott! an meinem Muthe, an meinem Willen ſoll's nicht fehlen. Nur verwahre ich mich gegen alle Folgen."

„Kann man doch nur einmal ſterben, mein lieber Leßlie," ſprach Michaul O'Donnel und legte beſänftigend die Hand auf des feurigen Mannes Schultern. „Der Tod für's Vaterland iſt immer ſchön und ſichert im unglücklichen Falle — den Gott verhüten wolle! — gegen künftige Schande."

„Du meinſt, uns bliebe nur die Wahl zwiſchen Sieg oder Tod!" erhob Leßlie die Stimme mit flammenden Augen. „Wohl, der Sieg befreit das Vaterland von ſeinen drückenden Feſſeln, der Tod den Kämpfer. Aber auch die feindlichen Waffen können die Patrioten verſchonen; der Sieg kann mir entriſſen werden, und mir doch nicht zu ſterben vergönnt ſein. Schande und Schmach in den Augen der Nachkommen treffe den Ueberlebenden, der, im unglücklichſten Falle, ſich den Engländern ergiebt! Sein Name ſei gebrandmarkt in allen Zeiten!"

„Ja, Sieg oder Tod!" ſprach Sir Lewis feierlich. „Und wer nicht Sieg noch Tod erringen kann, der meide des Vaterlandes theure Erde für ewig. Als ein unglücklicher Verbannter durchwandre er fremde

Länder. Nicht leben unter engliſcher Herrſchaft! das ſei unſer Feldgeſchrei.“

Die drei Männer reichten ſich zur Bekräftigung ihres Gelübdes die Hände und die verbündeten Offiziere blickten mit hoher Achtung auf ſie. Da drängte ſich plötzlich noch eine ſchlanke Geſtalt in knapper Uniform herzu und legte die zarte Hand auf die drei vereinten Hände, in die Worte ausbrechend: „O, nehmt auch mich auf in Euern Bund! Siegen, ſterben oder verbannt ſein von Irlands grünem Boden! Ein gütiger Himmel möge mich vor dem Letzten, als dem Schlimmſten, bewahren!“

Die Nacht verhinderte, die Züge der Sprechenden zu erkennen, und obgleich den Freunden dieſe Stimme nicht fremd war, ſo wandte ſich O'Donnel doch zu den franzöſiſchen Offizieren mit den Worten: „Meine Herren, es iſt Sally O'Neil, meine werthe Freundin, im Lager nur das Kind von Irland geheißen und vielleicht dem Einen oder Andern von Ihnen unter dieſem Namen bekannt. Ihren dringenden Bitten endlich nachgebend, habe ich ihr erlaubt, unter die Zahl der Kämpfer zu treten, und ihr mit dieſer Uniform heute die Charge eines Adjutanten meiner Perſon verliehen.“

Die Franzoſen gratulirten mit der ihnen eigenthümlichen Galanterie.

„Hony soit, qui mal y pense!“ fügte Leßlie hinzu. „Dies Kind von Irland iſt uns Patrioten ein hochſchätzbares Vermächtniß. Der freiheitglühende Evans O'Neil, der für Irland geſtorben, war ihr Vater. Nun iſt Irland ihre Mutter geworden, die ſie an ihren Brüſten mit all' ihrem Elend groß geſäugt, aber ihr auch alle flammende Begeiſterung für Freiheit und Mutterboden eingetränkt. Meine Herren, krönt unſer Unternehmen der Sieg, ſo wird die hochherzige tapfre Sally mein Weib, und an der Freiheit jungem Altar ſoll uns das glückliche Vaterland verbinden. Wird uns Tod, ſo ſeht Ihr, daß Sally auch mit uns zu ſterben weiß und den Tod lieber empfängt, als die Verbannung. So ſei denn in unſerem Bunde aufgenommen, edles Kind von Irland! Nimmer leben unter engliſcher Herrſchaft! ſei auch Dein Wahlſpruch.“

„Treu im Leben und Tod!“ ſprach Sally ernſt und drückte die Hände der Männer. Die Nacht aber umfing ſie bedeutungsvoll mit dem finſterſten ihrer Schatten.

Gleich darauf wurde Befehl gegeben, die Wachtfeuer friſch anzufachen und noch mehrere neue näher gegen die feindlichen Vorpoſten hin auflodern zu laſſen. Dann brach das verbündete Heer in aller Stille auf, und noch ehe die königlichen Truppen am folgenden Morgen ſich hinreichend überzeugt, daß der Feind verſchwunden war, hatten die Inſurgenten bereits die Grenze von Fermanagh überſchritten, wo ſie am ſelbigen Tage noch im Angeſicht des Earneſee's ein langausgedehntes Lager bezogen.

Tim Ruuthan, wegen ſeiner großen Brauchbarkeit vorzüglich im Spioniren zum Offizier einer Compagnie leichter Bergſchützen befördert und ſeit Kurzem mit ſeiner Freundin Miß Anna Neil ehelich verbunden, war einige Tage vorher auf Recognoſcirung der Umgegend vorausgegangen und hatte ſeine Frau mitgenommen, weil dieſe früher ſchon, durch Miß Margaret Fitzjames aus Lindſayhall vertrieben, einige Zeit auf dem am Earneſee gelegenen Landſitz des Lord Kildare Noughceligh gelebt und ſich mit der ganzen Umgegend ziemlich vertraut gemacht hatte. Gleichſam als Herrin des Gutes betrachtet und vom Lord in ihren Anordnungen und Verfügungen wenig eingeſchränkt, war Miß Anna nicht nur von allen Pächtern, ſondern auch von den benachbarten Gutsbeſitzern als Herrin angeſehen und reſpectirt worden, und mit allen hatte ſie auf freundſchaftlichem Fuße gelebt. Dieſer Umſtand wurde jetzt von den Heerführern benutzt, und Tim, ohnedies wegen ſeines ſeltenen Talents höchſt ſchätzbar, erhielt jetzt durch die Kenntniſſe ſeiner Frau und deren Bereitwilligkeit, damit zu nützen, einen noch höhern Werth. Das würdige Ehepaar war vorausgeſchickt worden, um die Geſinnungen der Bewohner der Grafſchaft Fermanagh zu erforſchen.

Am folgenden Tage, nachdem das Lager der verbündeten Heere aufgeſchlagen war, kehrte Tim allein zurück — ſeine Frau hatte er bei einer ihrer Freundinnen gelaſſen — und meldetete zu nicht geringer Ueberraſchung der iriſchen Freunde, daß Lord Kildare, durch die Unruhen im Süden aus Lindſayhall vertrieben, ſeit kurzer Zeit ſeinen Wohnſitz in Roughcligh aufgeſchlagen und, nach der Ausſage aller Farmer der Umgegend, all ſein Anſehen und ſeine Ueberredungskraft aufgeboten habe, der Sache der Independenten das Wort zu reden und die Gemüther dafür zu intereſſiren, was ihm auch ſo weit gelungen ſei, daß die Pächter ſowohl, wie die kleinen Grundbeſitzer kein Bedenken getragen hätten, in ſeinen Wunſch einzuſtimmen, daß man Abgeordnete abſchicke, um das Bundesheer einzuladen, und daß die Erfüllung dieſes Wunſches in einer Verſammlung beſchloſſen und ſogleich ausgeführt worden ſei.

„Das klingt ſehr bedenklich!“ bemerkte Leßlie, als Tim ſeinen Bericht beendigt hatte.

„Der Unhold brütet ſicher über neuen Bubenſtücken!“ rief Michaul unwillig.

Sollte nicht ſelbſt der größte Böſewicht noch der Beſſerung fähig ſein,“ bemerkte O'Donnel begütigend.

„So wenig der Mohr weiß zu waſchen iſt,“ verſetzte Leßlie, „und ich muß Sie dringend erſuchen, Sir Lewis, daß Sie, unbeſchadet Ihrer edlen, ſchätzenswerthen Denkungsart, mit Beſeitigung jedes Nebengrundes, jetzt alle erdenkliche Vorſicht gebrauchen, um uns vor jedem Schaden von Seiten dieſes Intriganten zu bewahren. Denn nicht allein die Tauſende unſrer wackern Landsleute, die ſich unſrer Leitung anvertraut haben, würden die Vernachläſſigung derſelben ſchwer büßen müſſen, ſondern auch die Wohlfahrt des Hülfscorps und unſre eigne Ehre ſteht dabei auf dem Spiele. Vor den gewichtigen Forderungen des Vaterlandes muß die Stimme Ihres Herzens ſchweigen; jedes Mittel, das unſer Scharfſinn zu entdecken vermag, muß zu unſrer Erhaltung dienen, und ich halte es für das Beſte, daß wir uns der Perſon des Lord Kildare bemächtigen, um ihn, ſei er nun unſer Freund oder Feind, uns unſchädlich zu machen. Ich muß geſtehen, das Dazwiſchenkommen dieſes Menſchen gemahnt mich, wie das verderbliche Einwirken eines böſen Dämons.“

„Ich widerſpreche Ihnen nicht,“ entgegnete O'Donnel, „im Gegentheil bin ich von der Dringlichkeit guter Vorkehrungen überzeugt, wie Sie; aber ich ſtimme für die äußerſte Vorſicht dabei und halte es für das Gerathenſte, die Geſinnungen des Lord zu erforſchen und im zweifelhaften Falle ihn als Freund zu behandeln, um den Liſtigen, ihn mit ſeinen eignen Waffen betrügend, beſſer beobachten zu können."

„Laſſen Sie mich machen," ſagte Tim. „Ich will ihm bald auf die Fährte kommen. Ich wäre jetzt ſchon nach Rougheligh gegangen, wenn ich bewaffnete Leute im Hinterhalt gehabt hätte. Doch ich gehe ſogleich hin und trete dem Lord unter die Augen. Den beſten Vorwand dazu liefert hier unſre wackre Sally O'Neil. Du, meine werthe Freundin, in die ich ſo ſterblich verliebt war und die meine Muhme einſt meine Schweſter nannte, biſt ja lange der Leitſtern meines Lebens geweſen. Sei es auch jetzt! Du erſt meine Geliebte, dann meine Feindin, ſpäter meine Freundin, jetzt mein Kriegskamerad, ſei meine Herrin und mache mich zur Botin Deiner ſchweſterlichen Liebe. Schreibe einen Brief an Lady Eliſabeth und gieb dem verehrungswürdigen Fräulein Nachricht von Dir, die demſelben jedenfalls willkommen ſein wird. Mit dieſer Gelegenheit komme ich nach Rougheligh. Der Lord hat alle Urſache, mich zu fürchten; ich werde mein Benehmen nach dem ſeinigen einrichten und ihn, ſowie ſeine ganze Umgebung, ſcharf auf's Korn nehmen und Ihnen dann getreuen Bericht abſtatten."

Sally ging bereitwillig auf dieſen Vorſchlag ein; ihr Herz hatte ſich längſt geſehnt, der geliebten Eliſabeth Mittheilungen zu machen. O'Donnel fand es jedoch nöthig, erſt dem General Humbert Anzeige von dieſen vorzunehmenden Schritten zu machen und deſſen Meinung darüber zu hören.

„Ach, das iſt der berüchtigte Intrigant, der ſeine Rathſchläge den Leuten ſo freigebig aufdringt!" rief der General mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit. „Ja, ja! der große Politiker, der gern Herr von Irland werden wollte und es beſonders gut mit Ihnen gemeint hatte, Sir Lewis. Die Auslöſung unſrer beiden Offiziere Dupont und Gély hat dem Directorium Geld genug gekoſtet. Ich denke, wir machen uns wieder bezahlt. Fühlen wir dem wackern Lord ſtark auf den Zahn. Leiſtet er unſrer Sache Vorſchub, ſo mag er laufen und ihm ſoll verziehen ſein; finden wir ihn auf alten Schleichwegen, ſo — — nun das wird ſich finden. Laſſen Sie ſein Feld gut recognosciren, und wird er nicht ganz ächt befunden, wie ich faſt fürchte, ſo legen wir ihm ein Detaſchement in's Schloß, das ihn mit den freundſchaftlichſten Mienen doch ſtets im Auge behält und ihn augenblicklich als Geißel wegführt, ſobald das Corps durch den Einmarſch in dieſe Provinz einen Unfall erleiden ſollte.“

Auf dieſen Beſchluß wurde am andern Morgen Tim in ſeiner unſcheinbaren Knechtskleidung mit Saller's Brief nach Roughcligh abgeſchickt, während ſich die Anführer auf größere Unternehmungen vorbereiteten.

Zehntes Kapitel.

Kildare auf Rouahcliagh.

Obgeich Kildare über die tragiſche Wendung, welche Henderſon's Geſchick genommen, im Herzen höchſt erfreut war und zuerſt wieder frei aufzuathmen wagte, ſobald er ſich nicht mehr vom Netze des böſen Dämons umgarnt ſah, ſo war durch den gewaltſamen Tod des Emporkömmlings ſeine eigne Lage, wie er ſich bald genug nicht mehr verbergen konnte, nur noch ſchwieriger und unangenehmer geworden. Denn erſtlich war und blieb ſeine Tochter durch die beabſichtigte Vermählung mit einem Menſchen von ſo gemeinem Herkommen — und deſſen erinnerte ſich der Adel der Umgegend jetzt ſehr ausführlich — für ihr ganzes Leben compromittirt, er ſelbſt hatte ſeinem Anſehn bei der Regierung und ſtolzen Nobility der Hauptſtadt geſchadet, und es drang wohl zu ſeinen Ohren, wie man öffentlich von ſeiner zweideutigen Verbindung mit dem ehemaligen Kammerdiener des Lord Wexford rede. Sodann fehlte es gar nicht an laut genug umgehenden Gerüchten, die da behaupteten, Kildare habe, um Henderſon zum Schweigen zu bringen und nur zuverſichtlich zu machen, demſelben ſeine Tochter zugeſagt und ſcheinbar auch alle Anſtalten zur Hochzeit getroffen, derweil aber den zudringlichen und ihm läſtigen Menſchen an die Inſurgenten verrathen und dieſe für ein Stück Geld vermocht, das Richteramt an demſelben auszuüben, und es dauerte gar nicht lange, ſo nannte man den Lord allgemein Henderſon's Mörder.

Nun erinnerte man ſich allmälich wieder, welch ein liebenswürdiger Menſch doch dieſer Henderſon geweſen, und wie ſehr es zu bedauern ſei, daß er das Unglück gehabt, in Verbindung mit einem moraliſchen Ungeheuer, wie Lord Kildare, zu kommen.

Miß Margaret Fitzjames, der man all dieſes Gerede mit diplomatiſcher Genauigkeit mittheilte, machte ſich ein Vergnügen daraus, den alten griesgrämlichen, ihr ſehr widrig gewordenen Lord damit aufs Aeußerſte zu quälen.

Damit aber noch nicht genug, mußte Kildare auch Alles für ſich von den immer ungeſcheuter ſich erhebenden Inſurgenten fürchten, und es war eine bittre Ironie ſeines Schickſals, daß man ihn beſchuldigte, mit dieſem ungezügelten, tollen Volke, vor dem er ſtets zitterte, im Einverſtändniß zu ſein. Täglich mehrten ſich die Nachrichten von verübten Grauſamkeiten, von Mord und Brand, und gerade, daß Kildare noch verſchont blieb, beſtätigte die Gentry in ihrem Glauben. Endlich gingen dunkle Gerüchte von einer baldigen Landung der Franzoſen in einem der ſüdlichen Häfen. Dies Alles veranlaßte den Lord, Lindſayhall zu verlaſſen. Gern hätte er ſich nach der Hauptſtadt gewendet, aber der üble Ruf, in den er gekommen war, die Verachtung, die man ihm zeigte, hielten ihn davon ab. Dazu kam, daß das Beſtreben des neuen Statthalters Cornwallis, das Volk durch Bewilligungen und Zugeſtändniſſe mit der Regierung zu verſöhnen, und der Widerwille, den derſelbe offen gegen den ſtarren Ariſtokratismus der Tory's an den Tag legte, ihm, dem berüchtigten Volksbedrücker, keineswegs zuſagten. Er zog es daher vor, ſeinen Wohnſitz in dem fernen, nördlichen Roughbeligh zu nehmen und hier ruhig abzuwarten, wohin ſich das ſchwankende Zünglein der Schickſalswage endlich ſenken würde, feſt entſchloſſen, ſich entweder zum Volksmann aufzuwerfen, oder ſich die Regierung durch irgend einen großen Dienſt verbindlich zu machen. Denn dem Manne, der unbedenklich nach der höchſten Macht, nach den oberſten Würden, geſtrebt, war die öffentliche Verachtung, zu der er ſich verdammt ſah, unerträglich, und der Kummer darüber fraß wie ein Geier an ſeiner Leber. In Roughcligh hoffte er die Changen der Begebenheiten mit Sicherheit und ungetrübtem Blick beobachten und ſeine Pläne ruhig entwerfen zu können; von hier aus wollte er dann die Gelegenheit wahrnehmen, ſich wie ein Adler aus dem Horſt auf die ſichre Beute zu ſtürzen, um auf die eine oder andre Weiſe eine Entſchädigung für ſeine, ſeit langen Jahren geopferte Ruhe und für den Verluſt ſeines guten Rufes zu erlangen. Ja, es miſchten ſich nicht ſelten Rachegedanken in ſeine phantaſtiſchen Entwürfe; demüthigen wollte er die und mit zürnenden Blicken zu ſeinen Füßen niederſchleudern, die ihm jetzt ihre Verachtung zu erkennen gegeben.

„Nein, nicht umſonſt will ich die Bahn des Rechts und der Tugend, wie man das Ding nennt, verlaſſen haben!“ rief er zuweilen. „Wenigſtens im vollen Genuß irdiſcher Güter, im Glanz und in der Hoheit will ich während der Spanne Zeit, welche mir vielleicht noch zu leben vergönnt iſt, für Alles das, was mir dereinſt nach den Begriffen frommer, gläubiger Menſchen abgeht, für das, was ſie Seligkeit nennen, Erſatz finden.“

„Schon an einem der nächſten Tage trugen ihn die Wellen, nachdem er Lindſayhall der Obhut des in jenen Gegenden commandirenden Offiziers empfohlen hatte, von ſeiner Tochter, Miß Margaret und einem Theile ſeiner zahlreichen Dienerſchaft begleitet, aus dem Hafen von Kenmare nach Dundalk, von wo er mit mehrerer Sicherheit die Reiſe zu Lande an die Ufer des Earneſee's fortſetzen konnte.

Eliſabeth hatte nicht ungern die Nachricht ihrer Abreiſe von Lindſayhall vernommen, da ſie vor den in der Umgegend ſich wiederholenden Gräueln zurückſchauderte.

Mit tiefem Schmerz lernte ſie immermehr die Urſachen der Irland verheerenden Bürgerkriege erkennen, und das Mitleiden, welches ſie früher mit dem armen, von den höhern Ständen ſo verachteten Volke empfunden hatte, war allmälich in die regſte Theilnahme übergegangen, je nachdem ſie durch ihren Umgang mit den armen Landleuten auf den Gütern ihres Vaters häufig Gelegenheit gehabt hatte, ſich von dem tiefen, richtigen Gefühle der zu Leibeigenen und Sklaven erniedrigten Iren zu überzeugen, und ihr Herz blutete bei der Wahrnehmung, daß dies treue, redliche Volk vor dem Looſe der zur ewigen Knechtſchaft verhandelten Neger nichts, als die weiße Farbe der Haut voraus habe. Stieg ja noch hin und wieder ein Zweifel in ihr auf, ob der ungeſtüme Drang des Volkes, ſich zu befreien, im Allgemeinen zu rechtfertigen ſei, ſo wurde er ſchnell durch den Gedanken beſeitigt, daß der edle, hochgebildete O'Donnel, ſelbſt ein Mann aus dem höchſten Adel, ſicherlich nicht mit ſo ſeltener Hingebung Alles für daſſelbe aufopfern würde, wenn er es nicht eines beſſern Zuſtandes für werth hielt, oder die Befreiung vom drückenden Joche nicht als das einzige Mittel erkannt habe, die allgemeine Beſſerung der Iren herbeizuführen.

Sowohl die kurze Seereiſe in der angenehmſten Zeit des Jahres, als die Ausſicht, mehrere Monate entfernt vom Schauplatze der blutigen Scenen an einem Orte zuzubringen, den ſie lange nicht geſehen, deſſen ländliche Reize ihr aber aus früheren Jugendträumen wie eine zaubervolle Feenwelt aufdämmerten, verſetzte ſie in eine ungewöhnlich heitre Stimmung.

Da ſie aber bei ihrer Ankunft auf der reizenden Villa ihre Erwartungen weit übertroffen fand, ſo konnte es nicht fehlen, daß der Eindruck, welchen die neuen, ſchönen Umgebungen auf ſie hervorbrachten, ihr Gemüth einſtweilen ſowohl von den Leiden der Zeit, als auch von den Erinnerungen an die eignen traurigen Erfahrungen ablenkte und ganz dem Genuſſe der Gegenwart zuwandte.

Jedoch nur zu ſchnell wurde auch dieſe reine Freude der ſo geprüften Lady durch die Nachricht von der Landung der Franzoſen in der Killalabai, die ſich blitzesſchnell im Lande verbreitete, ſchmerzlich getrübt, denn ſie konnte ſich ein ſolches Ereigniß nicht anders denken, ohne O'Donnel und neue, dem geliebten Manne drohende Gefahren in Verbindung zu bringen.

„Mit den Waffen in der Hand, in Irland, an der Spitze feindlicher Truppen kann er dieſes Mal nur ſiegen oder ſterben," dachte ſie bei ſich ſelbſt. Mochte der Ausgang ſein, welcher er wollte, ſo erfüllte ſie der Gedanke daran mit Entſetzen. Denn was konnte im Fall des Sieges das Loos ihres Vaters ſein, wenn er in die Hände der Partei fiele, die er, wie ſie wußte, verrathen hatte, ſobald O'Donnel's Anſehn nicht im Stande war, ihn gegen die wohlverdiente Strafe zu ſchützen? Die kurze Ruhe war alſo abermals verſchwunden. Die düſtre Verſchloſſenheit ihres Vaters, ſeine Unruhe, das Gehen und Kommen vieler ihr unbekannter Männer, die fiebriſche Glut, die zuweilen plötzlich ſein Geſicht bei dem Leſen einer erhaltenen Nachricht überzog und die ihr nur zu deutlich zeigte, daß er wiederum mehr, als gewöhnlichen Antheil am Gange der Begebenheiten nehme, erhöheten um ein Großes die ängſtliche Beklommenheit, mit der Eliſabeth der Entwickelung der Ereigniſſe entgegen ſah.

Wirklich ſparte Lord Kildare keine Mühe, ſich die genaueſten Nachrichten über die Stärke und Beſchaffenheit des franzöſiſchen Hülfscorps, ſowie über die Stimmung und Verhältniſſe der einzelnen Grafſchaften und ihrer politiſchen Parteien zu verſchaffen, und bald hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Handvoll Truppen, von denen überdieß faſt die Hälfte aus befreiten Galeerenſclaven beſtand, nicht dazu geeignet war, der Sache der Inſurgenten den Nachdruck zu geben, von dem allein der günſtige Erfolg abhängig war. Eben ſo wenig verſprach ihnen der innere Zuſtand des Landes einen glücklichen Ausgang. Verſchiedenheit in den Meinungen und Forderungen der Unzufriedenen hatte ſchon angefangen, die bei ſolchen Unternehmungen ſo nöthige Einheit zu ſtören. Die Proteſtanten, die ſich in Irland nach einer Veränderung der Dinge ſehnten, wurden im allgemeinen nur durch das Ehrgefühl geleitet. Die Katholiken wollten Befreiung von Laſten, ihrem kirchlichen Glauben entſprungen und deshalb um ſo ſchmerzlicher gefühlt, jenem alten Glauben, zu deſſen Abſchwörung ein ganzes Volk durch Liſt und Gewalt zu vermögen, die Regierung ſich offen genug beſtrebte Die Zugeſtändniſſe, von Zeit zu Zeit gemacht, ohne auf die allgemeine Verſchmelzung der Intereſſen Rückſicht zu nehmen, konnten daher nur dem geringern Theile der Bevölkerung, den Proteſtanten, eine Zeitlang genügen. Das aus dieſen halben Maßregeln entſtandene Mißtrauen zerſpaltete das Volk in drei Parteien, in Katholiken, die nur allgemeine Duldung und gleiche

Rechte forderten, indeß ſie hätten verlangen können, daß ihre Kirche, der doch die große Mehrzahl anhing, der Billigkeit gemäß die herrſchende ſei; in die Gemäßigten, aus Proteſtanten, reichen katholiſchen Grundbeſitzern, Kaufleuten und Fabrikherrn beſtehend, die vermöge eines höhern Grades von Bildung und überzeugt, daß eine Partei ohne die andre nicht füglich beſtehen könne, Beiden Gutes wünſchten, und in die Orangemänner, die als die eifrigſten Anhänger des brittiſchen Königshauſes, in der Abſicht, die proteſtantiſche Kirche zur herrſchenden in Irland zu machen, weder Blut noch Opfer ſcheuend, kein höheres Ziel kannten, als durch jeden erdenklichen Druck, ja ſelbſt durch die Gewalt der Waffen, ein ganzes Volk zu Proſelyten zu machen.

Der Kampf artetete ſo allmälich wieder, wie vor Jahrhunderten, zum Religionskriege aus, und ſo geſchah es, daß außer denen, die den Grundſatz hatten, Gut und Leben zur Herſtellung eines unabhängigen Königreichs zu wagen, in welchem die Religion der Väter die herrſchende wäre, nur einige wenige Männer von Bedeutung und Einfluß aus den höhern Ständen im offenen Felde erſchienen. Wer einmal in die Bewegung verwickelt war, hielt aus Charakterſtärke, oder weil kein Rücktritt denkbar war, aus, und die Andern erwarteten vorſichtig den Ausgang der

Dinge, um danach ihre Partei zu wählen. Lord Cornwallis waltete mild und verſöhnend im Lande, und ſo entbehrte der Aufſtand, ſo wild und blutig er ſich auch in den einzelnen Provinzen ankündigen mochte, des großen, durchgreifenden Intereſſes, welches ſeine Hauptſtütze hätte ſein müſſen. Noch ſchlimmer für die Sache der Freiheit war der Egoismus, der ſich bald bei einzelnen Anführern der Inſurgenten zeigte und Kildare auch kein Geheimniß blieb; und auf dieſe Weiſe wurde Mangel an Einheit und wahrer Volksthümlichkeit die Klippe, an welcher ſchon oft die Beſtrebungen der beſten Patrioten geſcheitert waren und abermals zu ſcheitern droheten.

Auf dieſe Kenntniß der Lage Irlands hatte Lord Kildare vor einigen Jahren ſeine Hoffnung begründet, ſich mit Hülfe der Franzoſen in den Beſitz der höchſten Gewalt zu ſetzen; auf ſie bauete er jetzt, da ſeine frühern Pläne durch eigne Unvorſichtigkeit und ein böſes Geſchick geſcheitert waren, nach gezogenem Schluß, daß auch dieſe Expedition nichts ausrichten und Alles beim Alten bleiben würde, den Plan, ſich durch einen kühnen, gegen die Inſurgenten geführten Streich bei der Regierung wieder zu Ehre und Anſehn zu verhelfen. Aus dieſem Grunde hatte er, die Maske des Patriotismus vornehmend, die Pächter der Grafſchaft Fermanagh beredet, das Heer der Verbündeten einzuladen, aber auch, ſobald daſſelbe in der Nähe des Earneſee's angekommen war, einen Eilboten mit dieſer Nachricht nach dem nächſten Orte, wo eine bedeutende Beſatzung ſtationirt war, abgeſchickt und ſich verbindlich gemacht, den gefürchteten Inſurgentenchef und vielleicht den größten Theil des franzöſiſchen Hülfscorps in die Hände zu ſpielen, falls er auf eine kräftige Unterſtützung von ihrer Seite würde rechnen können.

Dieſe Hülfe wurde nicht allein verſprochen, ſondern auch zur ſelben Zeit von Bellfaſt aus einige Regimenter auf dem kürzeſten Wege über den Neagh entſandt, während eine andre Heeresabtheilung aus Longford in der Grafſchaft Weſtmeath in Bewegung geſetzt wurde, um dem geſchlagenen Feinde den Rückzug an die Küſte abzuſchneiden.

So ſtanden nun die Sachen um die Mitte des Monats September, als Tim's unerwartetes Erſcheinen auf Rougheligh den Lord in Schrecken ſetzte. Seit Henderſon's Tode hatte er nichts wieder von dem alten Burſchen vernommen, vor dem er ſich fürchtete; er hatte ſogar gehofft, hier oben im Norden ſeiner für immer erledigt zu ſein, und nun ſtand er, wie das böſe Schickſal plötzlich tückiſch lauernd vor ihm.

Der Lord nahm mit ſeinen beiden Hausgenoſſinnen eben im ſchattigen Garten die Abendmahlzeit ein, als Tim erſchien. Sein Schrecken entging dem ſchlauen

Inſurgentenführer nicht, doch hüllte er ſeine Beobachtungen in das Gewand der Demuth und Unterwürfigkeit und ertrug ſelbſt Margaretens ſchnell, wie ein ſalziger Waſſerſtrahl, auftauchenden und ihn überſprudelnden Spott, ohne ſich eine Replik zu erlauben.

Die Einzige, die ſich ſeiner Ankunft freuete, war Lady Eliſabeth. Schon in Lindſayhall hatte ſie lange eine ſtille Sehnſucht nach Sally genährt und durch fleißige Nachforſchungen erkundet, daß das ihr werthe Mädchen in Frankreich unter O'Donnel's Schutz lebe; ſeit die Lady aber in Rougheligh wohnte, war dieſe Sehnſucht im gleichen Grade geſtiegen, als die Hoffnung, die Freundin zu umarmen, geſchwunden war. Von Allen, die ſie liebte, ſo fern, hatte ſich in der Einſamkeit ihres jetzigen Aufenthaltes eine ſtille Schwermuth ihrer Seele bemächtigt, aber um ſo größer war nun auch ihre Freude, einen Brief von Sally zu empfangen und zu erfahren, daß ihr dieſelbe ſo nahe ſei.

Tim berichtete auf des Lords verfängliche Fragen, daß er nach Henderſon's Tode, um ſein Leben zu friſten, genöthigt geweſen ſei, ſich bei den Rebellen als Knecht zu verdingen, daß ihm dieſes unruhige und unbequeme Leben nicht zuſage und er es als die größte Gnade von Seiten des Lords anſehen werde, wenn er ihn als Pferdeknecht bei ſich behalte, ſei es auch nur um das liebe Brot. So ſehr unangenehm dem

Lord dieſer Antrag war, ſo wagte er doch nicht, denſelben ganz abzulehnen; denn er fürchtete die Rache des kleinen Mannes zu wecken und zu reizen, die der Thörichte ſchlafend und vergeſſen wähnte. Denn während Tim in Henderſon's Dienſten geweſen, hatte er ſich auf Lindſayhall ſtets ruhig und beſcheiden betragen, der frühern Vorfälle nie erwähnt und ſich, wie es dem Lord ſchien, gleichſam beſtrebt, ſein wahnſinniges Betragen am Monument Sir William O'Donnels im Beiſein ſeiner Muhme Peppy wieder gut zu machen. Kildare verſprach alſo mit heuchleriſcher Freundlichkeit und Herablaſſung, ſo ſehr auch Miß Margaret darüber ſpöttelte, ihn ſo lange bei ſich zu behalten, bis ein paſſendes Unterkommen für ihn gefunden ſei, da ſich ja alles Verſäumte nachholen, jede Differenz ausgleichen laſſe und Sally O'Neil noch immer für ihn zu haben ſei. Wiewohl dem Lord, von ſonſt mit Tim's Spionirtalent bekannt, Gedanken an deſſen Brauchbarkeit bei der Ausführung ſeiner jetzigen Plane durch den Kopf fuhren und ihn mit der Hoffnung erfüllten, endlich ein Subject zu haben, wie er es nöthig brauchte, ſo war er doch vorſichtig genug, ſich dem kleinen gefürchteten Manne nicht ſogleich zu entdecken; vielmehr beſchloß er, denſelben erſt genau zu erforſchen und zu prüfen. Bei dieſem Vorſatz hütete er ſich wohl, etwas zu Gunſten oder zum Nachtheil der Inſurgenten verlauten zu laſſen; aber er konnte nicht verhindern, daß ſeine, wenn auch noch ſo ſehr berechnete und auf Spitzen geſtellte Unterhaltung mit dem Knechte nicht unwillkührlich einen nach den königlichen Farben ſchillernden Ton annahm, der, von Tim ſcharf aufgefaßt, ihm als Grundlage zu mancherlei Schlüſſen diente. So belauerten ſich Beide mit angeſtrengtem Blick, aber Tim war der klügere und glücklichere. Am Tage hatte er die Augen überall, nichts entging der Schärfe ſeines Luchsauges; aber auch bei Nacht verließ er ſein Lager, umſchlich das Schloß, beobachtete das Licht in des Lords Zimmer und horchte auf das leiſeſte Geräuſch. Geſchickt hatte er bald alle Diener ſich zu Freunden zu machen gewußt. Eben ſo ſorgfältig erforſchte ſeine Frau, die nur wenige Meilen von Roughcligh lebte und die er zuweilen heimlich beſuchte, die Umgegend, und Beide arbeiteten ſich einander in die Hände. Bei dieſem Verfahren konnte es nicht fehlen, daß Tim nicht einige, wenn auch dunkle Kunde von Bothſchaften erhielt, die zwiſchen Roughcligh und der nächſten Garniſon gewechſelt worden waren, und dieſer Umſtand verdoppelte ſeine Wirkſamkeit.

So gewahrte er denn eines Abends, als die Schatten der Dämmerung ſich zur Nacht zu verdichten begannen einen verhüllten Menſchen vom Garten nach dem Schloſſe ſchleichen, dort eine Zeitlang ſtehen bleiben und die wenigen erleuchteten Fenſter betrachten. Tim ſtand nach einigen Augenblicken an ſeiner Seite und fragte leiſe und vertraulich: „Wen ſuchſt Du hier, lieber Freund?“

Der Menſch war verlegen und ſtammelte einige ausweichende Worte.

„Du kannſt mir Alles vertrauen,“ fuhr Tim fort. „Ich weiß doch, Du kommſt von den königlichen Soldaten, und mein Herr, der Lord, erwartet Botſchaft von dort; ich will Dich ſicher zu ihm bringen.“

„Ich will nicht zum Lord,“ verſetzte Jener ängſtlich. „Meine Botſchaft gilt nicht ihm, und ſoviel ich weiß, hat er uns Nachricht zu geben über die Rebellen. Kennſt Du Miß Margaret Fitzjames?“

„Zu ihr willſt Du? O, ich genieße das Vertrauen dieſer trefflichen Dame. Haſt Du einen Brief an ſie?“

„So iſt's.“

„Vom Lord Wexford, dem Dragoner-Obriſten?“

„Kennſt Du ihn?“

„Sehr wohl. Ich bin ihm ergeben. Und an den Lord haſt Du gar nichts?“

„Diesmal nicht.“

„Wann werdet Ihr denn kommen, um die Hunde von Rebellen zuſammen zu hauen?“

„Wie ich bei meinem Herrn, dem Lord Wexford, gehört habe, erwarten wir das Zeichen von Lord Kildare.“

„Ganz wohl; ich werd' es auch ſelbſt bringen. — Nun komm', ich will Dich zu Miß Margaret führen, damit Du heimlich mit ihr redeſt. Sage ihr aber nicht, daß Du ſchon mit mir geſprochen. Liebesgeheimniſſe weiß man gern allein. Verſtanden?“

„Sehr wohl.“ —

Der Brief gelangte mit Tim's Hülfe glücklich zu Margaret's Hand; eine Antwort wanderte nicht ohne Tim's Mitwiſſen wieder fort, und die gute Dame zeigte am folgenden Tage ein ſehr fröhliches Geſicht. Aber in derſelben Nacht war auch Tim bei ſeiner Frau, und von da gelangte ſchnell Botſchaft an Leßlie und O'Donnel. Am folgenden Tage erſchien ein Adjutant des Generals Humbert und einer der iriſchen Häuptlinge und erſuchten den Lord im Namen der Befehlshaber höflich, eine Truppenabtheilung in ſein Schloß zu nehmen, wie bereits mehrere begüterte Bewohner der Grafſchaft gethan; man kenne ſeinen Patriotismus und wiſſe, wie gern er dieſes kleine Opfer bringen werde. Kildare gab ſeine Zuſtimmung mit der größten Freundlichkeit und hoffte, ſo unwillkommen ihm auch dieſe Einquartirung war, dadurch einen Plan deſto leichter ausführen zu können. Schon am andern Morgen ritt Michaul O'Donnel im höchſten kriegeriſchen Schmuck und ein franzöſiſcher Bataillonschef an der Spitze eines Haufens im Schloßthore ein, und der Erſtere ſtellte den Letztern, der der engliſchen Sprache nur unvollkommen mächtig war, mit einigen kalten Complimenten, dem Lord über den von ihm gezeigten Patriotismus gemacht, vor. Während Kildare den Irländer ziemlich froſtig, jedoch mit einer den Umſtänden angemeſſenen förmlichen Höflichkeit angehört hatte, bezeigte er ſich gegen den Franzoſen mit der größten Zuvorkommenheit. Die Prunkzimmer wurden ihm zur Wohnung angewieſen und Abends zog er ihn mit allen Offizieren, unter denen der iriſche Häuptling nicht fehlte, zu einer glänzenden Tafel, die mit den auserleſenſten Speiſen und den feinſten Weinen in großer Auswahl beſetzt war.

Man ſchien gegenſeitig mit einander zufrieden als man ſich erſt zu einer ſpäten Stunde trennte Die gutmüthigen Franzoſen, die damals noch nicht gegen falſche Gaſtfreundſchaft auf ihrer Hut waren, wie zehn Jahre ſpäter, als ſie die Bekanntſchaft der racheglühenden Spanier gemacht hatten, ließen es nicht an Lobeserhebungen fehlen, die ſie ihrem liebenswürdigen Wirthe im reichen Maße ſpendeten. Michaul O'Donnel aber ſchüttelte bedenklich das Haupt; er war bereits durch Tim wohl unterrichtet.

„Wohlan, wir werden ſehen, mein guter Camerad,“ ſagte der Bataillonschef, als Michaul ihm die eingezogene Kunde mitgetheilt hatte. „Ihr Irländer ſeid etwas argwöhniſcher Natur.“

„In wenig Tagen ſehen wir heller, verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Obriſt! Der Ire, der ſein ganzes Leben hindurch lauſchend und ſpähend verbringt, wie der Indianer, deſſen Wigwam vom raubgierigen Europäer aus den geliebten, ſeit einem Jahrtauſend ſeinen Volksſtamm beſchattenden Urwäldern herausgedrängt wird, bis ſich ſeinem verzweiflungsvollen Blick endlich nichts mehr darbietet, als mit dem unabſehbaren Raume des ſtillen Oceans das Aufhören ſeiner Exiſtenz; der unglückliche Ire, wie der unglückliche Indianer, ſieht ſcharf und hört ſelbſt im Schlafe, der ihn nur auf Augenblicke, gleich dem Wächter in ſeinem Wachthauſe beſchleicht, das Herannahen ſeines Erbfeindes. Und Tim Ruuthan iſt unſer beſter Späher.“

„Wohlan, wir werden ſehen!“ ſagte der Obriſt noch einmal. O'Donnel aber ſtieg in ſein einſames Gemach hinauf, welches er ſich ſelbſt in einem Thurme über der Einfahrt des gothiſchen Schloſſes auserwählt hatte, um die Umgegend beſſer im Auge zu haben.

Lord Kildare wollte in dieſer Nacht noch einen Boten fortſchicken und ſchritt unruhig und haſtig aus einem Gemache in das andere, bis er endlich auch in das Zimmer ſeiner Tochter eintrat, welche es abgelehnt hatte, bei Tiſche zu erſcheinen. Hier gedachte er eine ſpäte Stunde abzuwarten, wo Alles in den Armen des Schlafes liegen würde.

Eine Lampe brannte düſter im Zimmer. Eliſabeth aber war nicht anweſend. Eine unerklärliche Angſt hatte ſie plötzlich ergriffen und zuerſt in den nahen Garten, bei eintretender Dämmerung aber wieder in das Schloß zurückgetrieben, wo ſie von bangen Ahnungen gequält, ſich bis in das Bibliothekzimmer verirrte, um ſich in irgend einem Buche Ruhe zu ſuchen. Dort fand ſie der Lord, aber nicht leſend, ſondern mit dem Licht in der Hand vor einem Gemälde in großer Bewegung ſtehen.

„Du ſo ſpät hier?“ unterbrach er die feierliche Stille. „Was vermochte Dich, Deine Neugierde noch in dieſer Stunde zu erregen?“

Eliſabeth zuckte zuſammen, als ſie die Stimme des Vaters vernahm. Doch nur einen Augenblick wandte ſie den Blick von dem Gemälde ab, das eine ſchöne Dame im vollen Jugendreiz darſtellte, dann ſagte ſie raſch: „O, mein Vater! welch eine große Aehnlichkeit hat dieſes Bild mit der verſtorbenen Miſtreß O'Donnel! Ja, es muß ſie ſelbſt vorſtellen, in ihren jüngern Jahren gemalt! Es ſind ihre himmliſchſanften Züge, es iſt das engelgleiche fromme Geſicht der hohen Frau!“

Finſter ſtand Kildare, den ſtarren Blick auf das Bild gerichtet, einige Augenblicke ſchweigend da; dann brach er mit dumpfer Stimme das für Eliſabeth immer beängſtigender werdende Schweigen:

„So wiſſe denn, Eliſabeth, es iſt ihr Bild! Das Bild der Frau, die einſt das Glück meines Lebens gemacht haben würde, während ich jetzt —“ doch ſchnell faßte er ſich und ſetzte heftig hinzu: „die ich anbetete, wie eine Heilige, vielleicht gerade deshalb, weil ich ſelbſt damals ein ſehr irdiſch fühlender Menſch war. Sie aber verſchmähete mich wegen jugendlicher Unbeſonnenheit, wegen einer Handlung, die Leidenſchaft und heißes Blut entſchuldigen, und reichte Sir William O'Donnel, der ſpäter um ſie warb, die Hand. Aber das Gefühl verſchmähter Liebe in einer leidenſchaftlichen Bruſt, Eliſabeth, iſt fürchterlich, ſchrecklicher aber noch, wenn es in einem feſten Charakter, wie der meinige iſt, Haß und Rache gebiert, die Herz und Seele polypenartig umſchlingen. Sie haben mich feſt, ſie werden an mir nagen, bis meine Exiſtenz phyſiſch und geiſtig erſchöpft iſt, ja geiſtig, ſage ich,“ ſtöhnte er mit einem fürchterlichen Ausdrucke, „denn ich will an eine Fortdauer des Geiſtes nicht denken! Und nicht ruhen kann ich, nicht raſten, bis Williams

Haus vernichtet und keine Spur von dem mir verhaßten Geſchlecht auf iriſchem Boden mehr vorhanden iſt, ſo gewiß, als ich jetzt noch des Lebens Kraft in meinen Adern an dem heftigen Schlagen des Herzens wahrnehme.“

„Mit einem Wehlaut ſank Eliſabeth, einer Todten ähnlich, zu Boden. Kildare legte die Ohnmächtige auf ein Sopha, eilte, ihr ein Kammermädchen zu ſchicken, und ſtürzte, wie von Furien gepeitſcht, in den Garten hinab. Dort war es ihm, als huſchten in einem dunkeln Gange zwei Geſtalten vor ihm hin. Plötzlich hörte er ſeinen Namen flüſtern; er blieb horchend ſtehen, eine Hand berührte ihn, er ſchrak zuſammen, erkannte aber Miß Margaret. „Er iſt's!“ ſagte ſie dann leiſe nach einer Laube hin, und zum Lord: „Dort iſt ein Mann, der Sie zu ſprechen wünſcht.“ — Dann verſchwand ſie hinter den Büſchen. Kildare trat erwartungsvoll in die Laube und erblickte einen armſelig gekleideten iriſchen Landmann vor ſich, der ſich ihm ſogleich als Lord Werford zu erkennen gab.

„Bei meiner Ehre! Ihr Leben ſcheint wenig Werth mehr für Sie zu haben, Mylord,“ ſagte Kildare erſchrocken, nach der erſten Begrüßung, „denn ich möchte nicht die Garantie übernehmen, daß Sie nicht daſſelbe Loos ziehen, das den armen Major Andre bei einer ähnlichen Veranlaſſung unter den Jankees getroffen hat, ſobald Sie in dieſer Nacht in die Hände der weißen Jungen geriethen. Ich muß Ihnen bei allem meinen Eifer für die Intereſſen unſres allergnädigſten Königs offen geſtehen, daß ich geſucht haben würde, mich einem ſo gefährlichen Gange zu entziehen.“

„Ich glaub' es gern,“ erwiederte der Obriſt, „denn ich kenne Sie, Mylord. Aber ich ſage Ihnen, daß ich die Sendung gerade deshalb übernahm, weil ein Jeder in unſrer Diviſion wußte, daß dieſer Gang ſein letzter werden könnte.“

„Aber der Befehl des Generals hätte ja auch wohl einen Fähndrich, einen Lieutenant, einen Hauptmann oder Major zur Vollziehung der ihm ertheilten Ordre vermocht; mußten Sie es denn ſein, Mylord!“

„Als wenn das Leben eines Subalternen nicht auch ein Menſchenleben wäre! — Sie ſcheinen den Werth des Lebens nach dem Range des Individuums zu ermeſſen, Mylord! Ich muß geſtehen, ein ſonderbarer Maßſtab! Mir wenigſtens ſind ſolche Anſichten fremd. Ich hatte meine guten Gründe, die gefährliche Miſſion in dieſe Gegend zu übernehmen. Doch nun kurz zur Sache, damit über die mir von Ihnen bewieſene, ſo ganz außerordentliche Theilnahme, die ich zu ſchätzen weiß, die Hauptſache nicht verſäumt, oder der Zweck meines Kommens am Ende noch durch die Wachſamkeit unſerer Feinde vereitelt wird. Doch was iſt das für ein Licht, das ſich jetzt plötzlich auf dem Schloßthurm zeigt?“

„Dort horſtet, gleich einem Aar, mit ſcharfem Auge umherſpähend, einer jener verdammten Iren, einer meiner bitterſten Feinde, der von Lewis O'Donnel als Bruder anerkannte Menſch, der früher unter dem Namen Michaul Dahna in den ſüdlichen Provinzen bekannt war.

„Ach der! Wir kennen uns ſchon, 's iſt ein braver Burſche, nicht gering zu ſchätzen als Feind, Mylord. Es ſtehen kühne Männer an der Spitze unſrer Gegner, und wenn gleich ihr Spiel mir ſelbſt ſo gut wie verloren ſcheint, ſo koſtet es doch noch Blut, ehe ſie ſlam ſind. Ich halte es für gerathen, daß wir uns aus dem Strahle des verrätheriſchen Lichtes entfernen. Laſſen Sie uns dort ſeitwärts, mehr im Gebüſch, das Wenige ſchnell berathen, was ich mit Ihnen zu verhandeln habe, und dann möge ein Jeder von uns ſich an die Ausführung der übernommenen Rollen machen.“

Im Schatten einer dichten Baumgruppe ließ ſich der Obriſt auf einem umgeſtürzten Baumſtamme nieder und erſuchte den Lord, neben ihm Platz zu nehmen.

„Heute Morgen,“ ſo nahm Wexford das Wort, „haben wir auf einem Streifzuge einen der Inſurgenten gefangen. Er heißt auch Dahna, gehörte einſt zu des Baronets Dienſtleuten und iſt, wenn ich nicht irre, ein Bruder des Michaul dort oben. Obgleich es uns nicht gelang, viel aus ihm herauszufragen, ſo läßt ſich doch aus den wenigen Bruchſtücken, welche wir aus ſeinen kargen, ihm mit Liſt abgewonnenen Worten zuſammenſetzten, etwa ſoviel mit einiger Gewißheit folgern, daß die Stellung der Feinde bei unſerem nächſten Zuſammentreffen von der Art ſein wird, daß die franzöſiſchen Hülfstruppen die Stadt Eniskillen in Front als den Schlüſſel der von ihnen eingenommenen Poſition auf dem Damme zwiſchen dem Earneſee ſo beſetzen werden, daß ſich ihr linker Flügel an den weſtlichen Theil deſſelben lehnt. Sir Lewis O'Donnel aber wird morgen, nach der Ausſage eines andern Gefangenen, da wir von Dahna kein Wort über den Baronet ſelbſt herauskriegen konnten, mit den Iren und dem franzöſiſchen Bataillon, welches hier cantonirt, eine Stellung vorwärts von Ihrem Schloſſe einnehmen und ſein Leben gegen die Einnahme deſſelben einſetzen. Dieſe Nachrichten, Mylord, ſtimmen im Ganzen, ſo unvollkommen ſie ſind, mit den Notizen überein, welche Sie die Güte hatten, in unſer Hauptquartier einzuſenden. Es wird Ihnen, bei Ihrem bekannten Talent, wohl nicht ſchwer werden, als vermeintlicher Verbündeter der Anführer ein und das andere Wörtchen von dem artigen franzöſiſchen Bataillonschef, Ihrem werthen, Gaſte zu erhaſchen! Ihr guter Wein hilft treulich mit. Es läßt ſich denken, daß man in Ihrer Lage ſelbſt das Beſte auch aus dem Keller nicht ſchont. Doch hören Sie meinen nächſten Auftrag. Das Corps, welches jetzt die Verbindung zwiſchen Eniskillen und dem Schloſſe hält, iſt ſchwach. Uebermorgen, ſo meldeten Sie uns, Mylord, wird eine Abtheilung unter des kühnen Leßlie's Führung von einem Streifzuge an die Bai von Donnegal zurückkehren und jenes Corps verſtärken. Es iſt daher der Plan des Generals, dieſem dadurch zuvorzukommen, daß er ſchon in der kommenden Nacht einen Angriff auf die Garniſon hier machen läßt und den rechten Flügel des Feindes in Unordnung bringt, bevor die Aufſtellung unſrer Gegner in der von ihnen beabſichtigten Ordnung vollendet iſt. Auf dieſe Weiſe ſind wir im Stande, die Aufrührer auf zwei Seiten zu umgeben und ſie nach dem weſtlichen Theile des See's hinaufzudrängen und zu vernichten, oder ſie zu vereinzeln und auf zwei Wegen nach der Bai von Donnegal und nach der Küſte von Killala hinzutreiben, wo ihnen dann keine Wahl bleibt, als mit den Wafſen in der Hand zu ſterben, ſich zu ergeben oder den Tod in den Wellen zu ſuchen.“

„Der General fordert Sie, Mylord, im Namen des Königs auf, ſeinen Plan nach Kräften zu unterſtützen und Ihre Weinvorräthe und was Sie ſonſt noch von geiſtigen Getränken haben, Morgen nicht zu ſchonen. Die Garniſon muß trunken gemacht werden. Ein Theil derſelben iſt verworfenes Geſindel, wie wir hören; das wird trinken, trotz der ſtrengſten Befehle. Ich weiß es ja leider aus Erfahrung an unſern eigenen Leuten. Sie können es nicht laſſen, und wenn die Fäſſer unter dem Galgen lägen, der eigens gegen die Trunkenheit erbaut wäre. Laſſen Sie am ſpäten Abend Getränke unter ſie vertheilen und, wenn die Köpfe wüſt und die Zungen ſchwer werden, öffnen Sie einigen unſrer Compagnieen eine Hinterthür, während wir von vorn her den Hauptangriff machen.“

„Bauen Sie nicht allzuviel auf die Spirituoſa, Mylord,“ entgegnete der Lord. „Anders wirkt der Wein auf den Franzmann, anders auf den Britten. Bei dem erſtern dient ein Rauſch dazu, das Ehrgefühl auf den höchſten Gipfel zu treiben; die Gloire winkt ihm bei jedem neuen Becher reizender, unwiderſtehlicher, die er nüchtern oft in einem ſehr matten Lichte erblickt, während die Unſrigen nur bei kaltem

Blute die Ehre für etwas Erhabenes halten, die ſie, vom Spiritus über die gewohnten Regionen hinausgeführt, aus dem Geſicht verlieren. Wozu überhaupt ſoviel Umſtände machen, weshalb Blut vergießen. mein lieber Obriſt, da wir uns die Sache viel leichter machen können.“ —

„Leichter? Noch leichter? Nun, bei meinem Leben! ich bin neugierig, das „Wie“ zu vernehmen. Doch mir fällt ein, Ihnen bangt vielleicht für Ihr ſchönes Schloß, für den Park, für die Treibhäuſer und für das eigne und das Leben Ihrer unvergleichlichen Goldfaſane. Oder ſollte es wirklich das Leben Ihrer verehrten Tochter ſein, für das Sie zittern? Was die Letztere betrifft, ſo gebe ich Ihnen den Rath, mir Lady Eliſabeth ſogleich anzuvertrauen, damit ich ſie aus allen den bevorſtehenden Wirren und Gräueln des Krieges im Rücken unſerer Truppen in Sicherheit bringe, ſo lange noch Zeit dazu da iſt. Meine Hochachtung für Mylady hat um nichts abgenommen, obgleich Sie, Ihrem Willen nachgebend, Mylord, die Braut meines ehemaligen Kammerdieners war. Ich werde nichtsdeſtoweniger ihr Ritter ſein, wie ſonſt. Sie ſelbſt, Mylord, ſalviren ſich ſpäter durch dieſelbe Hinterthür, durch welche Sie die Unſrigen einlaſſen, und begeben ſich in den Schutz der Armee. Ich werde Sorge tragen, ſoviel es die Umſtände geſtatten, das

Schloß zu beſchützen, ſobald es in unſern Händen iſt. Wie ſollte nun alſo dieſe Expedition, Ihrer Meinung nach, leichter auszuführen ſein, Mylord?“

„Mein Schloß bin ich gern für die Intereſſen meines allergnädigſten Königs bereit, zum Opfer zu bringen,“ entgegnete Kildare mit Feierlichkeit. „Meine Tochter und vielleicht auch ich ſelbſt würden unſer Entkommen bewerkſtelligen können. Aber ich frage Sie nochmals, Mylord, wozu ſoll das Blut braver Briten vergeſſen werden, wenn man einen Hauptſchlag, vielleicht ohne Verluſt eines Mannes, von unſerer Seite ausführen kann? Hören Sie mich an!“ Seine Stimme wurde noch gedämpfter und ſein Auge ſpähete ängſtlich bei jedem Raſſeln im Laube umher und ſchweifte dann mit einem langen prüfenden Blick nach dem von Michaul bewohnten Thurme hinauf. —

„Wenn man dem Baronet nur merken läßt, daß man einen Coup auf das Schloß beabſichtigt, auf welches er für den Augenblick vielleicht aus Ihnen bekannten, ſeinem Herzen entſpringenden Gründen einen ſehr großen Werth ſetzt, ſo wird er ſogleich ſein Hauptquartier hierher verlegen, ſo große Ueberwindung ihm auch der Aufenthalt unter einem Dache mit mir koſten würde. Sie wiſſen, welch ein Stern ihm hier leuchtet, deſſen Licht er immer folgt, obgleich's ein Irrlicht ewig für ihn bleiben wird. Zugleich mit ihm wird der verwegene Leßlie kommen, oder doch ab= und zugehen, um die Befehle ſeines Generals zu vernehmen. Der Baſtard, der Mann ohne Furcht und Tadel, wie ihn ſeine Bande nennt, der oben auf der Warte, iſt ſchon in unſern Mauern. Dieſem edlen Kleeblatt einen ſanften Schlaftrunk in die Abendflaſche, ein ganz kleines Pulver von ſchneller Wirkung, und — wir ſind der gefährlichen Hochverräther entledigt, ohne Aufhebens, ohne Zeitverluſt. Das franzöſiſche Corps kapitulirt dann von ſelbſt, ohne einen Schwertſchlag zu thun, verlaſſen Sie ſich darauf, und die ganze übrige wilde Horde zerſtäubt, ihrer Leiter beraubt, wie Spreu nach allen Winden, ſobald Sie nur die gefürchteten Dragoner auf Sie loslaſſen und die Kartätſchen nicht ſparen. Laing, im Süden des Landes, wird ſich auch aus dem Staube machen, ſobald er die Unglücksfälle erfährt, die den von ihm vergötterten Baronet getroffen haben. Im ſchlimmſten Falle wird er in ſeinem patriotiſchen Wahne einen Heldentod ſuchen und bald finden. So iſt die Sache ohne Blut und Kampf ſchnell und mit einem Male zu Ende. — Was ſagen Sie zu dem Vorſchlage, Mylord?"

Nach einer kurzen Pauſe hob ſich der Gefragte raſch von der Seite des Sprechers empor und ſeine

Bleuſe abſchüttelnd, als klebe der Staub des Laſters daran, brach er zornglühend in die Worte aus: „Wie, Mylord, ſprachen Sie wirklich im Ernſt zu mir? Ihro Herrlichkeit konnte es wagen, mir, dem im Dienſte Georg des Dritten ehrenvoll placirten Offizier, einen ſolchen teufliſchen Vorſchlag zu machen? Ich unterhandle im Namen meines Monarchen mit Ihnen über Ihre Mitwirkung zu einer vollkommen im Völkerrechte begründeten Operation, das wohl eine Kriegsliſt, jedoch kein Verbrechen, keinen Meuchelmord geſtattet, ſelbſt nicht gegen die Inſurgenten, die jetzt ein Bündniß mit den Truppen einer von uns anerkannten Macht agiren. Und Sie — Sie verunglimpfen mich und in mir den König mit einem ſo ſcheußlichen Antrage, Sie ſprechen von — Vergiftung! Mit den Waffen nur kämpft ehrlich der Soldat von Angeſicht zu Angeſicht. Doch ſelbſt für die allergerechteſte Sache ſich mit Gift und Dolch zu befaſſen, iſt ein Verbrechen, das den Gegner um die Vertheidigung betrügt. Suchen Sie ſich einen andern Gehülfen, Mylord, zur Ausführung eines Unternehmens, das Ihnen wie ein Kinderſpiel erſcheint. In des Königs Armee finden Sie warlich die Genoſſen nicht, wie Sie's zu glauben ſcheinen. Vom General hinab bis zum Tambour denkt Jeder in der Armee, wie ich, bei allem Haſſe gegen die Defenders; ich verpfände meine Ehre, des Soldaten Heiligthum darauf!" Verächtlich kehrte er dem Lord den Rücken zu.

„Pah! So machen Sie doch keinen Lärm um ſolche Bagatelle, durch die ich dem Intereſſe des Königs keinen geringen Dienſt zu leiſten im Stande ſein würde. Gegen rebelliſche Hunde iſt Alles erlaubt."

„Kein Wort mehr davon, oder ich gehe ſogleich!" donnerte Wexford.

„Mäßigen Sie Ihre Aufwallung, ich beſchwöre Sie bei dem Dienſte des Königs darum!" flüſterte Kildare dringend, „damit wir nicht am Ende noch in dieſer Nacht in die Fänge des dort oben lauernden Falken gerathen."

„Zehnmal eher, bei meinem dem König geſchworenen Eide! will ich in die Hände des Mannes fallen, dem ich, mögen Sie ihn auch nennen, wie Sie wollen, mit allen ſeinen Gefährten, den Baronet an der Spitze, wegen der feſten Treue, mit der dieſe Leute an ihrem Vaterlande und ihren Grundſätzen hängen, meine Achtung nicht verſagen kann, als längere Gemeinſchaft mit Ihnen haben, Mylord. Schon früher gaben Sie mir Veranlaſſung, Ihnen meine Achtung zu entziehen, aber jetzt — — glauben Sie mir, ich kenne keine Furcht, und doch wird's mir jetzt unheimlich, dieſelbe Luft mit Ihnen einzuathmen, ſeitdem ich einen ſo tiefen Blick in Ihr Inneres gethan und Sie ganz begreifen gelernt habe, Mylord! Nur noch die wenigen Worte, ſtatt vieler! Sie wiſſen des Generals Wille und werden ihn beachten. Bei Gott! es könnte Ihnen ſonſt ein Loos zu Theil werden, angemeſſen Ihren Verdienſten, aber nicht beneidenswerth. Ich wiederhole es, Mylord, kein Wort, was vorgehen ſoll, verlautet außer den Mauern dieſes Schloſſes, und für jedes Haar, das den Männern, die Sie vorhin nannten, durch Sie gekrümmt wird, ſind Sie dem Feldherrn verantwortlich. Doch ehe ich ſcheide, beſchwöre ich Sie bei unſern frühern Verhältniſſen, Mylord, gehen Sie in ſich. Sie ſind alt und haben nicht lange mehr zu leben! Treten Sie nicht vor Gottes Stuhl als ein ſo arger Sünder!" So ſchloß der Obriſt, und mit der Hand das Zeichen des Abſchiedes winkend, den er mit Worten nicht nehmen mochte, war er eben im Begriff, ſeinen Platz zu verlaſſen und ſich auf einem verſteckten Pfade längs den mit hohem Schilfe bewachſenen Ufern des See's davon zu ſchleichen, als eine rauhe Stimme ihm plötzlich ein lautes „Halt!" entgegenrief, und ſechs Bajonetſpitzen auf ſein und des Lords Bruſt gefällt wurden.

„Halt! keinen Schritt von der Stelle, Ihr Beiden!" kreiſchte Tim's Stimme und ſeine kleine Geſtalt ſchob ſich vor.

„Sie ſind mein Gefangener, Lord Wexford, den ich an ſeinen biedern Worten troß der Verkleidung erkannt habe," ſagte Michaul O'Donnel, aus dem Dunkel hervortretend. „Sie aber, Mylord Kildare, hatten diesmal nicht Unrecht: der ſcharfſichtige Falke hatte Sie längſt auf's Korn genommen und Sie raſtlos in immer engern Kreiſen umſchwebt; aber nicht ich war es, der Sie bewachte, hier meinem wackern Offiziere Tim Nunthan haben wir es zu danken, daß Sie in Ihren böſen Schlingen gefangen ſind. Ihr letztes Stündlein möchte jetzt vielleicht ſchneller herannahen, als Sie wähnen, da Sie über mein eignes Loos ſo keck verfügten, denn Ihr Weg geht von hier vor die Schranken eines fürchterlichen Gerichts. Fort jetzt, Du Blutmenſch! Du, Tim, binde ihm die Hände auf den Rücken und weiche ihm nicht von der Seite, bis er, mit ſchweren Ketten gefeſſelt, hinter Schloß und Riegel verwahrt iſt."

„O, wer wollte ſeinem Vater nicht einen ſolchen Liebesdienſt erweiſen?" lachte Tim. „Als ein guter Sohn war ich ſchon darauf vorbereitet." Damit zog er einen Strick aus der Taſche und band dem zitternden, vor Entſetzen ſtummen Lord die treuloſen Hände. „Nun werden auch wir Abrechnung halten, Väterchen," raunte er dem furchtbar Geängſteten zu; „denkt einſtweilen an die Wildhüterſtelle in Lindſarhall."

Michaul aber wandte ſich an Lord Wexford mit der Bitte, ihm ebenfalls zu folgen.

„Für Ihr Leben, edler Mann, bürgt Ihnen mein eignes. Selbſt Ihre Haft ſoll Ihrem Edelmuthe würdig ſein.“

„Ich that meine Pflicht und bin ruhig wegen meines Schickſals. Ich bedaure nur, daß ich nicht im Stande bin, in Erfüllung derſelben mit den Waffen in der Hand Euch gegenüber im offnen Felde zu begegnen,“ antwortete der Obriſt; dann folgte er mürriſch, doch nichts weniger, als niedergeſchlagen, dem Zuge, der ſchweigend die Wache im Schloßhofe erreichte. Hier wurde Kildare mit ſchweren Feſſeln beladen und unter wilden Schmähungen der Irländer in ein unterirdiſches Gemach gebracht. Tim machte mit teufliſcher Freude den Profoß. Wexford aber trat ſtolz mit einer kalten Verbeugung in das Zimmer der franzöſiſchen Offiziere.

So artig dieſe Herrn nach der Weiſe ihres Volks dem gefangenen Cameraden auch entgegen kamen, ſo ſehr ſie bemüht waren, dem brittiſchen Obriſten den unwillkommenen Aufenthalt angenehm zu machen: ſo konnten ſie ihm doch anfänglich nichts weiter, als dann und wann ein kräftiges „Verdammt!“ abgewinnen, das dem franzöſiſchen Geplapper — wie er es nannte — galt, welches er nur mit Mühe verſtand. Einige herbeigebrachte

Flaſchen vortrefflichen Kapweins, mit dem der Keller des Lords noch in der letzten Zeit ziemlich reich verſehen worden war, verfehlten jedoch ihre Wirkung nicht, indem ſie ſchnell die Grillen des wackern Dragonerchefs verſcheuchten; und als Michaul O'Donnel, ehe er vom Schloßhofe ritt, um dem Bruder Anzeige von den letzten Ereigniſſen und den deshalb getroffenen Maßregeln zu machen, zuvor noch am Wachthauſe abſtieg und ſich erkundigte, ob anſtändig für den feindlichen Offizier geſorgt ſei, meinte Werford, daß er ſich unter den franzöſiſchen Gentlemen, da ſie doch wenigſtens Leute von Fach und Stand wären, ganz comfortabel befinde.

„Sie haben alſo einſtweilen keinen Wunſch, Mylord, den ich befriedigen könnte?" fragte Michaul.

„Keinen, Sir, als daß Sie mich bis zur ausgemachten Sache hier unter den feindlichen Offizieren laſſen. Dieſer Aufenthalt ſcheint mir, ſo ſehr ich auch als guter Britte jede Beſchränkung meiner Freiheit zu haſſen gewohnt bin, doch erträglicher, als unter Euch andern Leuten, die Ihr die Waffen gegen Euern legitimen König führt."

„Die Begriffe von Legitimität, Mylord, ſind verſchiedener Natur," erwiederte mit leichtem Achſelzucken der Häuptling. „Unſerer Meinung nach iſt die Regierung Ihres Königs Georg hier zu Lande illegitim.

Dieſer Meinungsſtreit iſt zum Waffenſtreite geworden und im Felde muß er entſchieden werden. Dann wird man die Meinung der Sieger mit Blut in die Bücher der Geſchichte als hiſtoriſche Wahrheit ſchreiben."

Mit dieſen Worten trat er aus der Vorhalle des Wachthauſes, beſtieg den dem Marſtalle des Schloßbeſitzers entliehenen Renner und ſprengte, dem Obriſten ſeinen Abſchiedsgruß zuwinkend, davon.

„Reite Du nur immerhin, mein guter Mann mit Deinen verſchrobenen Anſichten!" ſagte Werferd vor ſich hin, als Michaul die Zugbrücke hinter ſich hatte. „Das ſind die böſen Folgen von der neuen Lehre über Freiheit und Gleichheit, ihr Herren!" wandte er ſich dann zu den hinter ihm ſtehenden franzöſiſchen Offizieren, „mit denen Ihr Gentlemen von drüben bei dem Volke hier die Köpfe verdreht habt. Es wird Euch am Ende der Geſchichte noch Mancher vom Galgen einen Fluch nachſchicken. daß Ihr ihnen glauben gemacht habt, man könnte die Ernte halten, ehe das Korn reif iſt. Festina lente! ſagte unſer alter Rector in Eaton College. Nun, was iſt da zu lächeln? Das Sprüchwort iſt richtig, mein junger Herr! Die Zeit allein gebiert das Gute und Rechte, und warlich nicht eher, als wenn's eben Zeit iſt. Wenn Jeder ſein eignes point de vue nimmt, meine Herrn Cameraden, wie ſteht's da mit der Linie, he? Das

Ganze muß vorrücken, wenn's einmal Zeit iſt zum Vorrücken en ordre de bataille. Keiner darf vorkommen, Keiner darf zurückbleiben, wenn es ein gelungenes Manoeuvre ſein ſoll. Mit Rekruten macht man daher ſolche Bewegungen nicht zuerſt, ohne daß die gehörige, vorbereitende Uebung vorangegangen iſt. Jetzt, Gentlemen, ſo behaupte ich, iſt die Drillzeit. Wer da gut Acht giebt, wird, wenn's zur Muſterung und zum großen Weltmanoeuvre geht, gewiß nicht hinten bleiben. Dann rückt Alles a tempo in großen Maſſen vor, ganz wie von ſelbſt. Ein Schritt, ein Tact, ein Schlag belebt alsdann das Ganze. Nur um alles in der Welt nicht Meiſter ſein wollen, ſo lange wir noch Rekruten ſind auf dem großen Exerzierplatz, das iſt meine Meinung, und damit Baſta! Dem Krieger, dem Edelmann geziemt vor Allem, treu und feſt zu halten an Ordnung und Recht und an dem König, ihrem Erhalter und Beſchützer. In mancher Beziehung haben ſich meine Anſichten über die unglücklichen Bewohner dieſes meines Vaterlandes ſehr zu ihrem Vortheil geändert, denn ich habe ſchärfer und vorurtheilsfreier ſehen gelernt; aber nie werde ich auch nur ein Haar breit von meinen Grundſätzen abweichen, für König, Geſetz und Ehre jeden Augenblick mein Leben zu laſſen. Dies iſt mein politiſches Glaubensbekenntniß, Ihr Herren."

Die Franzoſen waren ſo artig, ſich mit ihrem Gefangenen nicht in Streit einzulaſſen; doch war unter Allen Keiner, der dem biedern Krieger nicht ſeine Achtung zu beweiſen bemüht geweſen wäre, und bis ſpät nach Mitternacht ſaß er ſo gemüthlich ſcherzend und ſorglos zechend im beruhigenden Bewußtſein, ſtets treu ſeine Pflichten erfüllt zu haben, unter ſeinen freundlichen Feinden, bis endlich der von den heutigen Strapazen und der ungewohnten ſpäten Aufregung erſchöpfte Körper, ſein Recht fordernd, ihn nöthigte, das in einer Ecke des großen Gemachs für ihn bereitete Feldbett aufzuſuchen

Eilftes Kapitel.

Ein iriſches Frühſtück und unerwartete Gäſte dazu

Um die kleine Fiſcherhütte am Ufer des Earneſee's, in welcher der Baronet ſeit einigen Tagen ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, drängten ſich ſchon am frühen Morgen viele hundert Iren im bunteſten Gewimmel durcheinander. Hier ſah man die verſchiedenartigſten Uniformſtücke, wie ſie die Phantaſie oder das gute Glück der Beute jedes Einzelnen gewählt, dazwiſchen den Rock des Gentleman neben dem zerlumpten, grauen Mantel des Bauern, und die bequeme Jacke des Matroſen neben dem maleriſchen, ſelbſtverfertigten, buntgeſtickten Gewande des Gebirgsbewohners, und erkannte daraus, daß ſich die Repräſentanten aller inſurgirten Provinzen hier verſammelt hatten. Etwas Wichtiges mußte vorgehen, denn ſelbſt die vor der Hütte lagernde Feldwache hatte die am Feuer brodelnden Töpfe verlaſſen und trat mit Löffeln und Meſſern, womit ſie das Frühmahl zu bereiten im Begriff geweſen war, zu den fortwährend aus dem nahen Lager herbeiſtrömenden Cameraden heran. Mancher der Letztern, welche die von den umliegenden Meiereien requirirten Hühner und Gänſe für den kräftigen Morgenimbiß zurichteten und eine gute Mahlzeit für einen zu wichtigen Theil des Tages halten mochten, um die Hauptbeſtandtheile deſſelben über der zu erfahrenden Neuigkeit zu vergeſſen, rupften, um keine Zeit zu verlieren, ihre gefiederten Schlachtopfer, zum Theil noch lebend, und miſchten ſich zugleich horchend unter die der Hütte zunächſt ſtehenden Gruppen. Aus dieſem Drängen und Treiben, Fluten und Wogen der bunten Menge ſtieg ein ſtetes Surren und Brauſen empor, ein ſeltſames Gemiſch der verſchiedenſten Sprachen und ihrer Mundarten. Die harten, fremdartigen Laute der zahlreichen, keltiſchen Dialekte, alle mit der größten Lebhaftigkeit mehr geſchrieen, als geſprochen, dazwiſchen das Quetſchen, Schleifen und Ziſchen der engliſchen Sprache und die klingenden, hüpfenden Töne der franzöſiſchen Zunge gaben zuſammen jenes Tonchaos ab. Hier brach ſich eine franzöſiſche Ordonnanz, fluchend und das Gewehr mit einer zwiſchen Lauf und Ladeſtock eingezwängten Depeſche im linken Arm haltend, Bahn durch die Menge; dort ſchrie eine flinke Bäuerin, die mit Lebensmitteln herbeigekommen war, und der ein franzöſiſcher Souslieutenant allzu zudringlich den Hof machte, laut und belegte den hübſchen Offizier mit allerlei Ehrentiteln, die er nicht verſtand. Dieſe unvollkommenen Züge deuten das Bild an, das, jeden Augenblick wechſelnd, an jenem Morgen die Fiſcherhütte umwogte, an welchem man die Ereigniſſe im Herrnhauſe zu Roughcligh erfahren hatte.

Gern hätten ſich wohl Einige der Neugierigſten an die niedrigſten Fenſter der Hütte gedrängt oder der Thür mehr genähert, um durch die Spalten derſelben ein Wörtchen von dem Schickſal des gefangenen Lords, das drinnen verhandelt wurde, zu erlauſchen; aber ein Blick auf die rieſige Bärenmütze des franzöſiſchen Grenadiers und das martialiſche, ſonnenverbrannte Geſicht des alten Iren von Tim's Büchſenſchützen, die Beide vor dem Häuschen als Schildwachen ernſt und gemeſſen auf- und niederſchritten, war hinreichend, den erhobenen Fuß wieder auf die Linie zurückzuſcheuchen, die nach Befehl nicht überſchritten werden durfte.

„Cab' de Dio! Landsleute, geberdet Ihr Euch doch, wie die Kinder und alten Weiber," brummte der Letztere endlich, als er kaum Platz behielt, am Ende ſeiner Promenade mit militäriſchem Anſtande Kehrt zu machen. „Ihr ſeid mir Alle lieb und werth, aber im Dienſt, carracho poniatero, das ſollt Ihr wiſſen, verſtehe ich keinen Spaß, ſo wahr ich die Ehre hatte, zehn Jahre lang in Sr. ſpaniſchen Majeſtät erſtem Garderegiment zu ſtehen, von denen ich fünf den Dienſt des Gefreiten gethan, in den nächſten fünf Corporal, dann Serjente primero und wer weiß —“ er betrachtete ſchlau lächelnd und ſelbſtgefällig ſeine herkuliſche Geſtalt — „bei dem Geſchmacke der allergnädigſten Frau Königin, am Ende noch etwas Beſſres geworden ſein würde, als ſelbſt Don Manuele, der arme Edelmann, wenn ich nicht mein ſmaragdenes Vaterland höher gehalten hätte, als alle Schürzenſtipendien und ſelbſt das goldene Vließ. Drum erwarte ich aber auch jetzt Ordnung und Reſpect vor dem Hauptquartier, welches ich die Ehre habe, mit meinem Herrn Cameraden da zu bewachen. Zurück an Eure Töpfe! Seht darauf, daß das Fleiſch nicht zu gar wird, ſtopft Eure Mäuler und laßt mir auch einen Biſſen übrig!“

„Kommt, Freunde, laßt uns hinweggehen!“ ſagte Einer aus dem Haufen. „'s iſt O'Meara, den kenne ich; er iſt erſt kürzlich aus dem Auslande zurückgekommen, hat in der ſpaniſchen Madalonen-Garde geſtanden und verſteht keinen Spaß. Schau' nur, wie den Menſchen die Sonne verbrannt hat! Er ſieht aus, wie der leibhaftige alte Knabe! und was er für Schenkel hat, wie die Maſtbäume eines Dreideckers!

Der Kerl verſteht ſpaniſch, wie meiner Mutter Katze die Hundeſprache."

„Bei St. Patrik! Du haſt Recht, Gevatter, Henigherz," erwiederte ein ſchmächtiger Schneider aus Killala, der die Nadel mit einer mächtigen Pike vertauſcht hatte, und Fäuſte hat er, hu! ich glaube, die Heiligen fürchten ſich davor, wenn er betet, und ſind in Angſt, er möchte ſie damit hinter die Ohren ſchlagen. — Aus ſeinem Kopfe glaub' ich, ließ ſich manche Gallone ſpaniſcher Wein, mit Whisky vermiſcht, herauskochen. Verdammt! der könnte uns heut Abend beim Wachtfeuer erzählen von der Magdalenen-Garde und von ſpaniſchen Geſpenſtern."

„Von der Wallonen-Garde!" lachte verbeſſernd der Veteran, „ja, das will ich, Maſter Triptolem, und von dem Lande, wo die Sonne den ſchönen Wein kocht, die dort den Menſchen ſo nahe ſteht, daß man ſich den Schnauzbart daran verſengt und die Pfeife daran anzündet. Doch jetzt laßt mich mit meinem Cameraden in Ruhe und ſteckt die Naſe in den Topf, ſtatt hier in Thür und Fenſter, wodurch Ihr das Anſehen von Maulaffen erhaltet. Das iſt eine Vieh-Gattung, die in dem ſchönen Spanien gar ſchlecht angeſehen iſt, und deren man ſich dort zu Barbieren und Schneidern bedient."

„Topp, Mr. O'Meara!" riefen lachend die Nächſtſtehenden, wir halten Dich beim Wort!"

„Ja, Landsmann, Herzenskleinod, Du erzählſt uns von Spanien, wo der ſchöne Wein wächſt und die Schneider wie Ameiſen im Sande von der Sonne ausgebrütet werden," ſchrie ein berühmter Witzbold aus Belturbet und verſetzte den armen Triptolem dabei in eine ſo kreiſelhafte Bewegung, daß derſelbe, ſchwindelnd und über den ſteifen, ihm zwiſchen die Beine gerathenen Infanterie-Degen ſtolpernd, vergeblich bemüht, ſich aufrecht zu erhalten, wie ein Betrunkener zu den Füßen des Grenadiers der Republik niederſtürzte, der mit dem Ausrufe: „mort de ma vie!" das Bajonet auf ihn fällte und ihn wie einen Froſch zu ſpießen drehete. Doch lachend zog der Franzoſe die Waffe zurück, als der geängſtigte Schneider ſich ſchnell zur Seite wälzte und von dem Scherzmacher mit Hülfe eines Cameraden leicht, wie ein Flederwiſch, auf den Schaft einer Pike geſetzt und im Triumph davon getragen wurde. Was half ihm ſein Schreien, ſein Strampeln mit Händen und Füßen! Sie kehrten ſich nicht daran, ſondern warfen ihn erſt an einem Feuer unter der nächſten Eiche zur großen Ergötzlichkeit der Anweſenden ab.

O, wär' ich doch daheim geblieben auf meinem Tiſche!" ſeufzte das ſpindelbeinige Männchen, indem er das über die magere Hälfte herabgeglittene Degengehäng in die Höhe ſchob und um einige Löcher enger gürtete. Bei jeder Naht, die ich ausbügelte, konnte ich ruhig hinüber in das ſchwarze Auge von Beſſ-Callaghan ſehen; zehnmal lieber hätte ich das Lied vom Kakadu, das ſie täglich ein paar Mal ſang, mit angehört, als mich unter dieſen rauhen Bären von der Seeküſte umherzutreiben. O du grundgnädiger Gott, wie der ſchöne, neue Frack ausſieht!“ Und winſelnd bemühte er ſich, mit einem feinen Taſchentuche den Staub von ſeinen Kleidern abzuwiſchen.

„Halt's Maul endlich einmal, Ritter von der Scheere!“ donnerte ein rußiger Schmied und reichte dem unglücklichen Schneider mit dem nervigten, halbentblößten Arm eine große Flaſche Whisky hin. „Da, thu' einmal einen herzhaften Zug, damit Du einen Soldatenmagen erhältſt. Gönne Deiner dürren Pflanze die Erquickung des Bergthaues. Vergiß Deinen ſchwarzen Schniepel, aus dem ohnehin Deine magern Arme um einen halben Fuß nackend herausſehen, wie die Hölzer aus einer Vogelſcheuche. Wahrhaftig, Geldſeele, wenn Du das Unglück haben ſollteſt, im Gefecht eine Hand zu verlieren, ſo iſt doch wieder ein Glück dabei; denn Du kannſt Deinen Arm als Zahnſtocher gebrauchen. Und was Deinen Rock betrifft, den kannſt Du immer als Zwirnsfaden einfädeln, ſpitz genug läuft er unten zu. Hole Dir in der nächſten Affaire einen Offizierrock von den Rothen und ſtutze ihn damit zurecht. Alle Wetter! was wird Deine kleine Nachbarin dann für Augen machen, wenn Du ihr, ſo ausſtaffirt, den erſten guten Morgen, hoch von Deinem Schneiderthron herab, hinüberrufſt und dabei als ein ächter Nationalgardiſt gravitätiſch den Schnauzbart ſtreichſt. Vergiß ja nicht, Nachbar, Honigherz, Deinen Bart gehörig zu pflegen. Du glaubſt nicht, Juwel, welch ein Zauber in ſolcher Lippeneinfaſſung ſteckt. Erſtlich haſt Du freie Jagd in Deiner eigenen Waldung, dann kannſt Du Deine Mahlzeiten ſtets im kühlen Schatten halten, endlich kannſt Du, wenn der Krieg vorüber iſt, das Geld für den Zwirn erſparen und die langen Haare Deines unterdeſſen groß gewordenen Bartes vernähen. Während der Schlacht aber, wenn Dir's zu arg zugeht und Dir bange wird, kannſt Du Dich in Deinem eignen Barte verkriechen; iſt er einigermaßen hoch und ſtattlich, ſo findet Dich kein Feind darin, und Du kannſt das Ende ruhig in Deinem Verſteck abwarten. Doch jetzt, Kinder, ſeht, das Frühſtück iſt fertig. Verdammt, wie die jungen Hühner kräftig duften! Ich glaube, ein Schneider kann ſich daran zum Helden freſſen. Laßt uns keine Zeit verlieren! Nichts geht doch über eine gute Mahlzeit. Erſt eſſen, dann arbeiten, ſagt der Engländer. In Wahrheit, der Grundſatz iſt ſo übel nicht.“

Alles brach nochmals in ein lautes Gelächter aus. „Bravo, bravo, Du kräftiger Held vom Amboß! Schneider und Grobſchmied, Ihr ſollt Beide leben!“

„Ja, laßt mich auch mittrinken auf das Wohl dieſer Ehrenmänner!“ rief die junge, ſtarke Bäuerin, aus dem Gedränge hervortretend.

„So recht, Nelly Owen, Süße!“ verſetzte der Schneider. „Hier haſt Du mein Glas! Ich danke Dir für Deine Aufmerkſamkeit. Fürwahr, wenn ich Dich ſo anſehe, Mädchen, wird mir's immer klarer, daß etwas Großes an Dir iſt.“

„Wie an Euch etwas Dünnes, Sir. Bei Jeſus, Mann, Ihr ſeid nicht blos von Fleiſch und Bein, und das iſt gut; ſonſt könnte Euch einer unſrer Burſche, der ſich inwendig getauft, um ein guter Chriſt zu bleiben, für einen an der Mauer ſtehen gebliebenen Shillelah*) halten und Euch zum Todtſchläger machen.“

„Mich zum Todtſchläger!“ ſchrie der Schneider.“

„Nun, wenn er Andre mit Euch todtſchlüge, ſo wäret Ihr doch der Todtſchläger. Erſchreckt Ihr doch vor dem Worte, als wäret Ihr hierher gekommen, um den Engländern Röcke anzumeſſen. Ich glaube, Ihr erſchreckt vor Eurer eignen Courage, eine Lanze auf die Schultern genommen zu haben. Was ſollte daraus werden, wenn Ihr, wie Euch der Schmied gerathen, einen Bart Euch wachſen ließet; Ihr würdet, ſäh't Ihr Euer eignes Antlitz einmal im blanken Rockknopf eines Engländers, vor Euch ſelbſt ausreißen; der Engländer aber trüge den Ruhm davon, der Euch doch billig ſelbſt gebührte. Und wer wüßte, wenn der Bart auch groß würde, ob ein gutes Haar an Euch wäre."

---

*) Kampfernarl.

Man lachte wieder, und die Zahl der Zuhörer vergrößerte ſich.

„Es iſt nicht recht von Euch, Lieblinge," fuhr Nelly fort, „daß Ihr über Mr. Triptolem lacht. Ihr wißt nicht, welch ein wichtiger Mann in dieſen Zeiten ein Schneider iſt. Der alte Staatsrock hat einen großen Riß bekommen. Entweder muß das alte Kleid ausgebeſſert, oder ein neues gefertigt werden. Was alſo auch geſchehe, Ihr habt den Schneider nöthig. Und was wäre ein neuer König von Irland ohne ihn? Adam im Paradies wäre ein Modeherr dagegen geweſen: denn Irland hat keine Feigenblätter. — — Und grade dieſer ſchwarze Frackrock iſt's, der den waffenkundigen Mann furchtbar macht. Oder ſind Scheere und Nadel nicht ſcharfe Waffen. Iſt die Nadelbüchſe nicht eine Patrontaſche, in der ſtatt des Schuſſes gleich das Gewehr ſteckt? Was aber den Rock betrifft, das will ich Euch erklären, holde Herzen; denn ich muß Mr. Triptolem gegen Eure Spöttereien in Schutz nehmen. Allerdings ſehen die ſpitzen Schöße deſſelben wie abwärts an ſeinem Hintergeſicht gewachſene Eſelsohren aus, und ſeine Beine haben große Aehnlichkeit von Fühlhörnern, nicht allein ihrer Geſtalt, ſondern auch Ihrer Eigenſchaft nach, indem ſie beim Gefühl einer nahen Gefahr in eine heftige Bewegung geſetzt werden. Stellte man nun Mr. Triptolem auf den Kopf und transportirte ihn gegen die Engländer, ſo würden ihn dieſe für ein ſchreckliches, menſchenfreſſendes Ungeheuer mit Eſelsohren und Fühlhörnern halten, und große Furcht würde über ſie kommen. Aber man könnte ihn auch zur Abwechſelung auf die Beine ſtellen, und dann gäben die Rockſchöße Flügel, und der Schneider einen guten Mann der Heide ab, wozu er ſeiner Leibesbeſchaffenheit nach ohnedies eher taugt, als zu einem Menſchen. Spannte man nun einen Zwirnsfaden an einige Bäume in der Luft und ließe den Schneider bei Vollmond darauf tanzen, ſo würden die Krämerſäcke erſchrecken und davon laufen, vorzüglich wenn ihm, was zu hoffen ſteht, der Mond durch den Leib ſchiene."

„Nelly, Honigſüße!" rief der Schmied," laß Dich küſſen! Du haſt Dir einen Antheil an unſerm Frühſtück erworben. Setzt Euch! Es iſt Alles bereit.

Und dem Schneider machen wir nachher einen Schnurrbart von Gänſefedern.“

Jetzt rangirten ſich die hungrigen Vertheidiger der Rechte des Vaterlandes, gewiſſenhaft abgezählt, um die verſchiedenen Töpfe, Keſſel und Schüſſeln. Noch einmal kreiſte die Flaſche, dann hörte man bald darauf nichts mehr, als das monotone Geräuſch der arbeitenden Kinnbacken, das Brechen der Knochen des mancherlei aufgetiſchten Geflügels und die Einladungen der verſchiedenen Vorſchneider, ihrem Amte gehörig zu thun zu geben.

Um Vieles ernſter war der Anblick, den das düſtere Innere der Hütte gewährte, deren niedrige, eingeräucherte Fenſter nur ſpärlich das Licht des jungen Tages einließen, obgleich die Sonne ſchon ſeit mehreren Stunden herauf war. Auch hier hatten des Baronets Diener das einfache, aber ſehr nette Reiſegeräth zum Frühſtück geordnet. Man bemerkte jene gefällige Eleganz daran, welche die genteelen Bewohner der brittiſchen Inſelreiche nur ungern entbehren, und die ſowohl auf ihren Reiſen zu Waſſer und zu Lande, im Feldlager und in den Caſernen einen nicht geringen Theil ihrer Sorgen und Gedanken ausmachen.

Den rohgearbeiteten Tiſch bedeckte ein ſauberer, grüner Teppich mit einer reichen Bordüre, über welchen eine blendend weiße Serviette gebreitet war. Im geöffneten, ſilberbeſchlagenen Reiſekäſtchen von Mahagony ſchimmerte in fein geſchliffenen Flacons der Hyſankin- und der Kaiſerthee; die dampfende Butterſchnitte und der warme Haferkuchen, falls der Geſchmack eines oder des andern der Herren nach dem ächt iriſchen Landesgericht gelüſten ſollte, winkten neben einer Schüſſel mit Schinkenſchnitten, Eiern und einer mächtigen Hammelkeule einladend zum Genuß, während am nahen Kamin der Waſſerkeſſel luſtig brodelte. Um die Tafel waren die kleinen Feldſeſſel geordnet, und als des Baronets Leibdiener, mit der Serviette unter dem Arm, noch einmal flüchtig ſeine Anordnungen überſehen hatte, die er ſeiner Meinung nach mit ſo viel Comfort getroffen, als es die Oertlichkeit des armſeligen Hauſes zuließ, ſagte er, ſich mit einer leichten Verbeugung zu ſeinem Gebieter wendend: „Das Frühſtück iſt bereit, Sir!“

„Du kannſt gehen!“ erwiederte dieſer, jedoch mit dumpfer Stimme, und fuhr fort, in tiefes Sinnen verloren, im kleinen Gemache auf- und niederzuſchreiten, immer ſchneller und heftiger, je mehr der bei ihm aufſteigende Entſchluß zur Reiſe zu gedeihen ſchien. Vergebens klirrten die Taſſen und Geräthe auf dem Tiſche an einander, der auf dem morſchen Fußboden unter des Baronets beſpornten Stiefeln wankte. Keiner beachtete das aufgetragene Frühſtück, als höchſtens einer oder der andre der untern iriſchen Anführer.

welche von O'Donnel zu einer Berathung eingeladen waren und die nicht unterlaſſen konnten, zuweilen einen ſehnſüchtigen Blick auf die Tafel zu werfen, da es längſt an der Tageszeit war, das gewohnte conſiſtente Frühmahl einzunehmen.

Aengſtlich bewachte Michaul jede Bewegung des Baronets. Mit glühenden Blicken haftete Leßlie's Auge auf ſeinen Lippen, von denen er ungeduldig den Ausſpruch erwartete, ob er O'Donnel fernerhin mit Ueberzeugung als würdiges Oberhaupt der Bewegung verehren, oder als einen Schwächling verachten ſollte, der in den Banden einer, wiewohl hoffnungsloſen Liebe verſtrickt, ſeinen allzu zarten Gefühlen ſowohl die eigne, als auch des Vaterlandes und ſeiner Gefährten Ehre nachſetze.

Plötzlich hielt der Baronet in ſeinen Wanderungen an. Sein Auge flammte und ein hohes Roth überflog die männlich gebräunte Wange, als er in die Worte ausbrach: „Meine Brüder und Freunde, zürnt mir nicht, wenn Ihr mich nicht gleich entſchloſſen geſehen habt. Ich bin ein Menſch und habe der menſchlichen Schwachheit meinen letzten Tribut bezahlen müſſen. Ja, ich läugne nicht, es war der härteſte und ſchwerſte Kampf meines Lebens, den ich ſeit der erſten Frühe dieſes Tages gekämpft habe. Er galt dem Vaterlande! O Gott, dieſer heilige Name wird von ſo

Vielen gebraucht und von ſo Wenigen verſtanden. Jeder führt es im Munde, im Herzen Wenige. Dichter beſingen es, Redner gebrauchen es als Pfeiler zur Brücke, über die ſie zur Erreichung ſelbſtſüchtiger Pläne hinwegſchreiten wollen. Aber ſobald es ein Opfer gilt, ſteht ſein Altar öde und verlaſſen, und tiefer und tiefer lodert die Flamme darauf, bis ſie endlich aus Mangel an Nahrung verliſcht. Auch mir ſelbſt, Freunde, erging es bis heute wenig beſſer. Ich glaubte mich bisher zu des Vaterlandes nicht unwürdigſten Söhnen zählen zu dürfen, indem ich Manches, ja Vieles auf ſeinen Altar gelegt, wovon ſich Tauſende nur ſchwer getrennt haben würden. Geld und Gut, Haus und Heerd, die Spielplätze meiner Kindheit, an die ſich die ſüßeſten und wehmüthigſten Erinnerungen meiner Seele knüpften, ſelbſt meine bürgerliche Exiſtenz, ich gab ſie gern und willig dahin, um dem Vaterlande damit zu dienen. Aber wer nicht Alles giebt, hat Nichts gegeben; wer irgend noch eine Rückſicht für ſich behält, gehört nicht zu des Vaterlandes treueſten Söhnen. Auch ich war kein ſolcher. Mein theuerſtes Kleinod, an dem ich mich wie ein Geiziger mit geheimer Freude ergötzte, dem Nichts von all ſeinen Schätzen, als ihr Anblick zu gut kommt, hielt ich zurück. In meiner Bruſt ſchlug ein menſchlich fühlendes Herz, und ich vermochte einer Liebe nicht zu entſagen, die mein Leben veredelte und mich zu Thaten entflammte. Jetzt iſt Alles anders geworden. In Eurer Mitte, an der Spitze aller der Tauſende, welche die alten, geheiligten Rechte eines gemißhandelten Königreichs zurückfordern, gilt keine Rückſicht, als die, welche das Vaterland gebietet. Frei von allen andern Banden ſtehe ich heute unter Euch, zwar immer noch von der Liebe geſpornt; aber es iſt eine höhere, eine reinere, eine begeiſterndere Liebe, welche mich antreibt, das Vaterland für die Braut zu erklären, welcher fernerhin mein Leben geweiht iſt, und das letzte theuerſte Kleinod von meinem Herzen zu reißen und jener zum Opfer darzubringen. Eliſabeth Kildare iſt für mich verloren, Lord Kildare aber erſcheint vor den Schranken des Gerechtigkeit heiſchenden Vaterlandes als ein ſchreckendes Beiſpiel, von Irland für den Hochverrath erheiſcht, den er an Tauſenden ſeiner beſten Kinder zu wiederholten Malen vollbracht hat. — Mit den Waffen in der Hand, meine Brüder, weiß hoffentlich ein Jeder von uns zu ſterben. Die Abſicht jenes Lords aber war, bedenkt es wohl, Ihr Herren! Euch durch Gift zu ermorden und mit der Blüthe unſrer verrätheriſch gefangenen Landsleute Irlands Galgen zu ſchmücken.

Ein Getöſe des heftigſten Unwillens erhob ſich in der Stube, und O'Donnel wandte ſich an Leßlie:

„Berufen Sie noch in dieſer Stunde eine Jury aus Belturbet oder einem andern, Ihnen gelegen ſcheinenden Orte. Die Geſetze des Landes ſollen über Kildare entſcheiden, wenn ſeine Verbrechen näher dargethan ſind. Ein gewöhnliches Kriegsgericht würde man ſowohl in unſerm Heere, als von Seiten unſrer Feinde der Parteilichkeit zeihen, und es iſt mein Wille, daß ſelbſt der Schein vermieden wird."

Schweigend ſtanden die Männer eine Zeitlang, von einem Ausſpruch überraſcht, der ihre Erwartungen bei weitem übertraf und ſie das moraliſche Uebergewicht O'Donnel's über alle Häuptlinge der Independenten in ſeiner ganzen Schwere fühlen ließ. Endlich brach Leßlie die drückende Stille, indem er mit dem ihm eigenen Feuer ausrief: „Tief beuge ich mich vor Ihrer Größe, Sir Lewis! Ich will es nicht länger verhehlen, daß ich Sie bisher verkannt habe. Von der Liebe Zauber beſtrickt, hielt ich Sie für fähig, das Vaterland zu vergeſſen, oder als ein Mittel zu betrachten, hochfliegende Pläne zu verwirklichen, die nur Ihren eignen Glanz und Ruhm bezwecken ſollten. Ich bitte Sie dieſes ungeheuern Irrthums halber um Verzeihung, O'Donnel!"

Mit einem ernſten Blick reichte Dieſer dem feurigen Patrioten die Hand und war eben im Begriff, ihm zu antworten, als ein Parlamentär eingeführt wurde welcher die Freilaſſung ſechs franzöſiſcher Offiziere für die Auslieferung der beiden Lords, Wexford und Kildare, anbot.

„Warum boten Sie mir nicht einen meiner Offiziere, der von den Ihrigen gefangen wurde, für jene an?“ fragte der Baronet mit finſterm Blick den Abgeordneten. „Ich hätte mich dann vielleicht beſonnen, weil er mir mehr, als zehn ſolcher Lords gilt. Aber man ſieht, welch' einen hohen Werth die Herren drüben auf ſolche Leute ſetzen; darum mußte mein Andy Dahna ſterben. Er ſtarb ehrenvoll, weil er für ſein Vaterland ſtarb, und die Achtung deſſelben folgt ihm nach in ſein kühles Grab. Was hinderte mich, das Loos, welches Dahna traf, den Obriſt Wexford entgelten zu laſſen? Führen Sie den Obriſten hierher!“ herrſchte er einem Häuptling zu.

Betroffen ſah der Britte zu Boden, doch ſich ermannend, ſagte er im ſtolzen Tone: „Sie werden bedenken, Sir Lewis, daß der Obriſt brittiſcher Offizier im Dienſte Sr. Majeſtät Georg des Dritten iſt.

„Und wir hier, mein Herr, ſind iriſche Offiziere im Dienſte des Vaterlandes!“ donnerte O'Donnel, die, ſeine Rechte gegen Willkür und Tyrannei vertretend, bisher wenigſtens das Völkerrecht zu ehren verſtanden. Kein Exceß iſt von den Unſrigen verübt, ſeitdem ich den Fuß auf den Boden des Königreichs ſetzte, den ich nicht auf das Strengſte geahndet hätte.

Wie aber machen Sie es drüben auf jener Seite im Dienſte Ihres Königs? Sie hauſen ärger, als in Feindes Land, und Leute in des Königs Uniform dienen als Schergen zur Vollziehung zahlloſer Juſtizmorde, womit die Miniſter des dritten Georgs Regierung beflecken, während er ſelbſt ſich vielleicht für einen liebevollen Vater ſeiner Unterthanen hält."

Der Eintritt des Obriſten Wexford unterbrach die fernere Unterredung. Stolz und mit edler, militäriſcher Haltung neigte Derſelbe kaum den Kopf zum Gruß und ſtellte ſich dann ſchweigend dem Baronet gegenüber. O'Donnel begrüßte ihn dagegen freundlich und war eben im Begriff, ihn anzureden, als er ſelbſt von ſeinem Kammerdiener angetreten wurde, der ihm heimlich zuflüſterte: Eine vornehm gekleidete Dame, die ſich draußen befinde, laſſe ihn beſchwören, bevor er irgend etwas über Lord Wexford beſchlöſſe, ihr einige Minuten Gehör zu ſchenken, indem ſie ihm Dinge von der höchſten Wichtigkeit zu entdecken habe. O'Donnel entſchuldigte ſich daher höflichſt bei dem ſich abermals ſtumm verbeugenden Dragonerobriſten und folgte der ihn befremdenden Einladung. Im Zimmer ſelbſt wurde während ſeiner Abweſenheit kein Wort geſprochen; Alle erwarteten mit großer Spannung des Baronets Rückkehr. Dieſer trat endlich herein und führte Miß Margaret Fitzjames mit vieler Höflichkeit an der Hand, auf welche Wexford einen betroffenen Blick warf.

„Mylord,“ redete O’Donnel den Obriſten an, „es iſt das dritte Mal, daß wir einander gegenüber ſtehen und keinmal in freundlicher Beziehung. Inzwiſchen habe ich Ihren feſten männlichen Charakter ſchätzen gelernt, und ich würde Sie auf keinen Fall als meinen Gefangenen betrachtet haben, ſelbſt wenn auch die dringende und gewichtige Fürſprache dieſer Dame nicht dazwiſchen gekommen wäre. Aber dieſe Fürſprache iſt es, die mich an meine verehrten Cameraden die Bitte richten läßt, Sie auch nicht als Ihren Gefangenen zu betrachten, ſondern aus Rückſichten für das allgemeine Beſte Sie gegen die gefangenen franzöſiſchen Offiziere frei zu geben. Ja, meine Herren, gegenwärtige Miß Margaret Fitzjames hat uns Zuſicherungen gemacht, die wir aus Achtung vor dem Urtheile der Welt nicht zurückweiſen dürfen. Sie erbittet ſich dagegen Lord Wexfords Freiheit, und ich ſtimme dafür, ihr dieſelbe zuzugeſtehen.“

„Wir ehren die Anſicht unſres Chefs,“ verſetzten Leßlie und Andre, und ſtimmen in dieſelbe ein.“

„So ſind Sie frei, Mylord; doch erſuche ich Sie um eine Gefälligkeit. Verharren Sie ſo lange hier, bis dieſe Dame, der Sie ſoviel verdanken, ihr Wort gelöst hat, und geben Sie ſelbſt der Wahrheit die Ehre, wie ich von einem Ehrenmanne, wie Sie ſind, erwarten darf.“

„Mit Freuden, Sir Lewis! Denn auch Ihnen kann ich, wiewohl Sie an der Spitze der Feinde meines Königs ſtehen, meine Achtung nicht verſagen. Was auch bereits zwiſchen uns vorgefallen iſt, und obgleich wir niemals Freunde werden können, ſo werde ich Ihnen doch bei jeder Gelegenheit zu beweiſen wiſſen, daß meine Worte nicht leerer Schall ſind. Aber wie wird es mit dem unglücklichen Lord Kildare? Kann ich ihn mit mir nehmen, oder kehrt er auf ſein Schloß zurück?“

Miß Margaret erſchrak bei dieſer Frage.

„Und wäre dieſer mein Bruder hier, der mir unausſprechlich theuer iſt,“ verſetzte O'Donnel, auf den ihm zur Seite ſtehenden Michaul deutend, „in Ihrer Gewalt, und Sie ſetzten den Lord zum Preis für die Erhaltung ſeines Lebens, ich würde Kildare nicht frei laſſen vor dem Ausſpruch des jetzt über ihn zu haltenden Gerichts. Eine höhere Gewalt ſteht über mir, die meine Handlungen leitet — Irland und deſſen Freiheit. Keine Rückſicht auf Erden kann mich bewegen, dieſen treulos zu werden. Das Uebrige laſſen Sie ſich von Miß Margaret erklären.“

Der Obriſt nickte zu wiederholten Malen mit freundlichen Zügen und trat dann zu der Dame, mit der er ſich heimlich unterhielt, während O'Donnel ſich zu ſeinen Offizieren wandte.

„Ihr Geſchäft, Mr. Leßlie," ſagte der Baronet, „iſt jetzt, die Jury zu verſammeln und einen Inſtructionsrichter herbeizuſchaffen, wo Sie ihn finden."

Dann lud er den Obriſten mit ächt genteeler Höflichkeit zum Frühſtück ein, was von dieſem eben ſo angenommen wurde, erſuchte hierauf Miß Margaret höchſt freundlich, die Honneurs zu machen, was dieſe ihm ſehr hoch anzurechnen ſchien, und forderte zuletzt die gegenwärtigen Offiziere auf, für des Leibes Nahrung und Nothdurft zu ſorgen.

Bald ſetzten ſich Meſſer und Gabeln in Bewegung, und das Raſſeln derſelben unterbrach das Klingen der Gläſer auf eine ſehr angenehme Weiſe, ſo daß ſich der die Genüſſe liebende Wexford nach einigen Minuten wieder in der behaglichen Stimmung fühlte, die Abends vorher ſchon unter den Franzoſen ihn erheitert. Er hielt ſich auch jetzt wieder ausſchließlich an die Offiziere dieſer Nation und war von Miß Margarets Blicken entzückt, die die Wirthin auf eine ſehr anmuthige Weiſe zu machen verſtand.

Die Mahlzeit näherte ſich bereits ihrem Ende, als ein lautes, frohes Getümmel draußen entſtand, und auf irgend ein ungewöhnliches Ereigniß deutend, die

Aufmerkſamkeit auf die lebendigen Gruppen vor der Hütte zog.

Dort drängte man ſich um einen ſogenannten Gentry-Car, ein in Irland gebräuchliches, kleines, niederes offnes Fuhrwerk auf zwei Rädern, ganz aus Eiſen und Leder beſtehend, worin nur zwei Perſonen, rechts und links hinausſitzend, Platz haben und in der Mitte Raum für Gepäck iſt. Dieſe Plätze waren von zwei alten grauen Perſonen eingenommen, von einer Frau und einem Manne, ſie in einem alten, abgetragenen blauen Mantel, deſſen Kapuze ſie über den Kopf gezogen, er im dürftigen hier und da ausgebeſſerten Kleide eines katholiſchen Pfarrers aus dem Süden. Der Kutſcher war ein ſtämmiger Mann mit einem geſunden Geſicht. Den mittlern Raum füllten mehrere angeräucherte Schachteln und Kiſten aus.

„Mir ſoll St. Patrik einen Labetrunk im Himmel verſagen,“ erhob der ehemalige Wallonengardiſt ſeine rauhe Stimme, „wenn ich die alte Hexe nicht kenne! Sie iſt die Wirthin einer Schenke im Süden, in welcher ich manchen guten Trunk gethan.

„Ei freilich, Bruderherz!“ lachte der Schmied. Unſer Gedächtniß bleibt für Orte, wo man es ſo kräftig begoſſen, ſtets friſch. Wer wollte die Alte nicht kennen, der jemals in der Kenmare-Bai gelandet und Waſſer mit Whisky vertauſcht hat? Gott grüß' Euch, Mutter Peppy! Ihr ſeid verdammt alt geworden, ſeit ich Euch nicht geſehen.“

„Schönen Dank, mein Junge! Ei nun, in Euerm Geſicht hat ſich auch ein Ackersmann Furchen gezogen, in denen Ihr Euer Korn bauen könnt, wenn Euch die großen Pächter kein Land mehr gönnen.“

„Frau, in dieſe Furchen iſt eine andere Saat gefallen, die blutige Früchte trägt.“

„Ei, Mutter Peppy! Ei, hochwürdiger Herr Pater O'Kelly! Ei, Bobby!“ rief jetzt Michaul O'Donnel, aus der Thüre der Hütte herausſpringend. „Um aller Heiligen willen! Wie kommt Ihr doch herauf nach dem Norden? Seid herzlich willkommen! Aber ſagt, was konnte Euch antreiben, Eure Schenke zu verlaſſen, um eine ſo weite Reiſe anzutreten?“

„Mic, Mic, Goldſohn, wie freuen ſich meine Augen, Dich zu ſehen!“ zeterte die Heideſchenkwirthin. „Was uns hergeführt, mein Junge? Mancherlei, ſag' ich Dir. Als ich hörte, daß Sir Lewis in der Killalabai gelandet und ſchon manche Schlacht gegen die Rothröcke geliefert habe, fiel mir bei, daß manchem unſerer braven, von engliſchen Kugeln übel zugerichteten Burſche ärztliche Hülfe und Pflege gänzlich fehlen würde. Da ſprach ich zu mir ſelbſt: Peppy, wozu haſt Du die Kräuter kennen und zu Arzeneien zubereiten gelernt, als daß Du dem Vaterlande damit dieneſt? Haſt ſchon Manchem das Leben erhalten und noch neulich dem Werford, der doch bei den Engländern ſteht, der ohne Dich verloren geweſen wäre; ſo iſt es deine Pflicht, Deinen Landsleuten zu helfen, die gegen ihre Tyrannen kämpfen, und ſo thuſt Du auch Dein Theil zur Befreiung des Vaterlandes. — Dann hab' ich ſchon manches Jahr eine ſtille Sehnſucht gehabt, vor meinem Ende das Stücklein Land noch einmal zu ſehen, worauf ich meine Jugendſpiele geſpielt; denn Ihr müßt wiſſen, Landsleute, Goldherzen, daß ich hier am Carneſee geboren und aufgewachſen bin. Endlich hatte ich noch einen dritten Grund, der mich ſtachelte, hierher zu reiſen; das iſt aber ein geheimer, den ich nur allein Seiner Gnaden Sir Lewis O'Donnel ſagen kann. — Als ich dies Alles nun wohl bei mir überlegt, theilt' ich's auch dem Pater Auguſtin O'Kelly, meinem Beichtvater, mit. Und ſiehe da, dem alten hochwürdigen Herrn überkam ein großes Verlangen, ſeine Hände auf Sir Lewis Haupt zu legen und denſelben einzuſegnen zu dem großen Werke der Vaterlandsbefreiung und Euch Allen, Kinder, beizuſtehen mit geiſtlichem Rath und That. Wir wurden einig, die Reiſe zuſammen zu machen; der Bobby borgte in Bantry einen Karren, wir ſpannten des Paters alten Gaul vor und fuhren in Gottes und St. Patriks Namen auf und davon und ſind denn nun, den Heiligen ſei Dank! auch glücklich angelangt und wünſchen Euch einen guten Morgen, Freunde!"

Ein fröhlich ſchallender Ruf erwiederte den Gruß. Michaul half den alten beiden Menſchen mit den freundlichſten und ehrerbietigſten Reden vom Geſchirr herab und führte ſie der Hütte zu, in deren Thüre Lord Werford, Miß Margaret, Sir Lewis und Andre ſtanden und Mutter Peppy mit ſoviel Freude und Herzlichkeit empfingen, als wenn ſie wirklich in einem kindlichen Verhältniß zu der bejahrten Frau ſtänden. Vorzüglich war es Lord Werford, der ihr große Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit gab und vor allem Volke in ihr die Retterin ſeines Lebens und die ſorgſame Pflegerin in ſeiner langwierigen Krankheit verehrte. Er und Miß Margaret gingen mit der Greiſin wahrhaft zärtlich um. Und wie man der Wirthin mit Liebe, ſo kam man dem Pater mit Ehrfurcht entgegen; man pries laut den Entſchluß der beiden alten Leute, den Patrioten mit leiblicher und geiſtiger Hülfe beizuſpringen, und führte die Gäſte des Heeres, wie man ſie nannte, mit herzlicher Fröhlichkeit zum Frühſtück in das Haus.

Zwölftes Kapitel.

Der Richter in Mulindar. — Verhör, Zeugenausſagen und Spruch.

Es war um die zehnte Frühſtunde, als der Friedensrichter zu Mulindar unter dem Beiſtand ſeines Schreibers und in Gegenwart des Conſtable am grünen Tiſche, vom engliſchen Heer gedeckt, in ruhiger Sicherheit die gewöhnliche Gerichtsſitzung hielt.

Schon hatte der würdige Diener der Themis, gewohnt um dieſe Zeit mit einem Glaſe alten Portwein den Appetit zum bevorſtehenden Mittagsmahle zu reizen, durch mehrmaliges Gähnen ſeinen Ueberdruß an den langen Verhandlungen und Protokolliren des dürren Schreibers verrathen, der, die Launen und Neigungen des geſtrengen Herrn gar wohl kennend, ſoviel es die Dringlichkeit der Geſchäfte erlaubte, ſich nach Kräften beeilte, als endlich die letzte Partei den Gerichtsſaal verließ.

Mit einem tiefen Seufzer erhob ſich der ſtattliche Mann, obgleich er während der ganzen Sitzung, ohne eine Feder anzurühren, ruhig mit über dem Bauche gefalteten Händen in ſeinem Polſterſtuhle geſeſſen, und ſtöhnte: „Nun wäre ja wohl die Plagerei für heute, dem Himmel ſei Dank! vorüber. Conſtable, hat all' das Geſchmeis von Bettlern, Landſtreichern, Klägern und Zeugen die Halle verlaſſen?"

„Ja, Ihro Wohlweiſen!" erwiederte der Gefragte mit tiefer Verbeugung.

„Wollen Ihro Wohlweiſen jetzt gefälligſt die Verhandlungen und Protokolle nachſehen und unterſchreiben?" fragte der Gerichtsſchreiber demüthig, mit den Akten in der Hand.

„Unterſchreiben? Ja! Nachſehen? Nein! Wenn ich mich obenein noch mit Schreiben und Leſen zugleich abquälen ſoll ſo brauche ich mir keinen Schreiber zu halten. — **Conſtable, was** habt Ihr für Verhaftsbefehle?"

„Einen gegen Will Moghou, auf den Grund des Jagdgeſetzes." —

„Führt den Befehl mit aller Strenge aus; der Schurke hatte nicht allein einen Haſen in ſeinem Beſitz, ſondern er hat denſelben auch gekocht und unter ſein Weib und ſeine Kinder vertheilt und ſich daher der Felonie doppelt ſchuldig gemacht."

„Aber belieben doch Ew. Wohlweiſen zu bedenken,“ ſtammelte der Schreiber, ſich ein Herz ſchöpfend, „daß die Unglücklichen, des rückſtändigen Kirchenzehntens halber aus ihrem Häuschen vertrieben, ſchon wochenlang umherirren und, da der Mann das arme, unter Gottes freiem Himmel von Zwillingen entbundene Weib nicht verlaſſen konnte, in Begriff waren, Hungers zu ſterben.“

„Hungers zu ſterben? Nun was iſt daran gelegen? Ein Haufen künftiger Rebellen und Schreier weniger! Die Jagdgeſetze ſind nicht zu Gunſten ſterbender Perſonen gemacht. Und was habt Ihr hier zu reden, Schreiber? Ich verbitte mir Eure Anmerkungen.“

„Die Leute haben aber doch das Armengeſetz für ſich, Ew. Geſtrengen,“ fiel der Conſtable ein, deſſen durch Gewohnheit hartgewordenes Gemüth bei dieſer Gelegenheit ſogar etwas aufzuthauen begann.

„Das Armengeſetz?“ fuhr der Richter auf. „Ihr ſeid mir ein rechter Kerl von Conſtable! Wißt Ihr nicht, daß hier zu Lande das Armengeſetz eigentlich zu Gunſten der Armencommiſſaire, nicht aber, um die Armen zu mäſten, gemacht iſt? Das Armengeſetz! ha, ha, ha! Ihr müßt Euch noch beſſer in die iriſche Geſetzgebung hineinſtudiren, Mſtr. Kartwright, Ihr guter Tropf! Wenn das Armen- und ſo manches andre Geſetz dem Buchſtaben nach vollzogen würde, müßte mancher ehrliche Mann, der jetzt hier zu Lande im Wohlſtande lebt, zum Bettler werden. Was habt Ihr noch weiter?“

„Einen Verhaftsbefehl gegen Nobby Drowſy, weil er den Sohn von Thomas Jouny mit ſeinem Wagen überfahren hat.“

„Der arme Nobby!“ rief der Richter mit tiefem Gefühl, denn Nobby war ein Mann, der ſeine Küche nicht ſelten mit einer fetten Keule verſah. „Er ſchlief ſicherlich, als ſein Wagen über den Knaben fuhr?“

„Seinen Ausſagen nach will er geſchlafen haben,“ verſetzte der Gerichtsſchreiber, an den dieſe Frage gerichtet war. „Doch war dieſes wohl nicht anders zu erwarten.“

„Es iſt mir kein Geſetz bekannt, welches einen Menſchen ſtraft, der im Schlafe ſündigt,“ entgegnete die Obrigkeit lachend. „Schlafen doch mitunter die Geſetze bei uns, meine Herren, hahaha!“

„Was ſoll aber mit Nobby geſchehen, Ihro Wohlweiſen?“ fragte der Conſtable, deſſen Geſicht der Aerger zu röthen begann, während ſein Blick dem des nicht minder entrüſteten Schreibers begegnete.

„Was Ihr doch für ein Holzkopf von einem Conſtable ſeid!“ donnerte jetzt die Magiſtratsperſon. „Hat nicht der Coronner inqueſt gefunden, daß das

Kind durch das Wagenrad und nicht durch den armen Noddy getödtet iſt? Mir, als dem Lord of the man'or iſt daher das Wagenrad verfallen. Geht, verkauft das Rad, bringt mir das Geld und laßt Noddy ſeinen Geſchäften nachgehen.

„Wie Ew. Wohlweiſen befehlen!" murrte der Conſtable. „Was ſoll aber mit Denen geſchehen, die auf den Grund des neuen Geſetzes ſchuldig befunden ſind?"

„Was für ein neues Geſetz? Es giebt deren jetzt, bei meinem Blute! ſo viele, daß ich das eine nicht mehr von dem andern zu unterſcheiden weiß. Laßt die Kerle alle zum Teufel gehen, wenn ſie ihre Steuern bezahlen und gute Unterthanen des Königs ſind. Iſt aber ein einziger von den Independenten darunter, ſo ſpart ihn für die nächſten Aſſiſen auf, damit er gehenkt werde, ſowie allem Volk gebührt, das ſich herausnimmt, von Recht und Billigkeit und geſetzlicher Ordnung zu reden, und wie all der Unſinn heißt, den die verrückten Menſchen in ihren Verſammlungen verbringen." — —

„So alſo wird Recht und Gerechtigkeit hier durch die Richter und Diener des Königs geübt," donnerte ein hereinſtürmender wilder Soldat, dem man den Rebellen-Häuptling auf den erſten Blick anſah. Wirklich war es Leßlie, der, die letzten Worte Seiner Wohlweisheit draußen erhorchend, die Thür aufriß und dem Richter zu Leibe ging, der zitternd wie das Laub der Espe, unfähig ſich aufrecht zu erhalten, bei dem Anblick der fürchterlichen, dem Anführer nachquellenden Männer in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank und keines Wortes zur ſchnellen Erwiederung mächtig war.

„Nur eines Blickes bedürfte es, Ihr meineidigen gewiſſenloſen Schurken, in Eure Gerichtsſtuben, in Eure Verhandlungen,“ fuhr Leßlie fort, dicht vor dem zitternden Richter ſtehend, „und der König von England würde wiſſen, warum Irland unter den Waffen ſteht. Glaubt Ihr denn nicht an einen ewigen gerechten Gott, Mann? an ein künftiges Leben und an ein Gericht, vor deſſen Schranken auch Ihr, die Ihr hier unten gerichtet habt, werdet Rechenſchaft geben müſſen? wo allen Tory's und Ariſtokraten mit derſelben Wage gewogen wird, womit der Herr der Welt das ſchändlich vergoſſene Blut der unglücklichen Iren, die Seufzer und Thränen der Wittwen und Waiſen und das Todesröcheln der Verhungernden abwägt?“

„Herr, wer ſeid Ihr und wer giebt Euch die Erlaubniß, einen wohlbeſtallten, königlichen Richter dergeſtalt mit frevelnden Worten anzureden und zur Verantwortung zu ziehen? ſtotterte, ſich etwas ermannend, die ſich ſo plötzlich vor ein fremdes Forum gezogen ſehende Obrigkeit.

„Wer mir die Erlaubniß giebt? Mein Volk! das freie Volk von Irland! oder eigentlich Sir Lewis O'Donnel, der ächte iriſche Baron, im Namen und von Wegen dieſes freien Volkes der grünen Inſel, und dann auch ich ſelbſt, Leßlie Esquire von Killarney in der Grafſchaft Kerry, jetzt Anführer in der Befreiungsarmee unter dem Oberbefehl des gedachten Sir Lewis O'Donnel, Herrn von Lindſayhall, Greenlodge, Balliford et cetera."

Mit einem ſchweren Seufzer falteten ſich unwillkürlich bei Leßlie's Worten die Hände des Richters auf der gewohnten Stelle über dem wohlgenährten Bauche, und nur der naheſtehende Schreiber vernahm die unter allen Zeichen der größten Seelenangſt hervorgehauchten Worte: „Der Herr erbarme ſich unſer!"

„Wie? Sie erbleichen, Sir? Mein Name, wie ich bemerke, iſt Ihnen nicht ganz unbekannt, und doch ſcheint Ihnen meine perſönliche Bekanntſchaft nicht willkommen zu ſein. Ich glaube es gern, nachdem was ich eben zu ſehen und zu hören Gelegenheit hatte. Ein böſes Zeichen, Sir, wenn die Obrigkeit vor einem Volke zittert, das ſeine Rechte reclamirt! — — O, erhebt Euch, Herr! Auf! ſage ich Euch; rafft Euch auf aus Euerm Geiſtes- und Gewiſſens-Schlummer! Ihr ſeid zu einem wichtigen Geſchäft erkoren, wo Ihr Geiſt und Gewiſſen gleich nöthig habt

Steckt alle Eure alten und neuen Codices zu Euch, vergeßt aber auch nicht die allerneueſten Geſetze wegen des Hochverraths mitzunehmen; ſie ſind ganz auf den Euch vorzulegenden Fall gemacht. Eine Jury iſt im Lager verſammelt und erwartet von Euch die Darſtellung des Verbrechens, um über Leben und Tod eines Großen dieſes Reichs abzuſtimmen. Auch Euren Schreiber dort nehmt mit. Die Rechtlichkeit ſcheint in ihm noch nicht ganz erſtorben. Auch der Conſtable mit ſeinem Stabe, ſelbſt der Henker darf nicht fehlen; denn ich hoffe, Eure Weisheit wird's bald heraushaben, daß wir auch eines ſolchen Subjects bedürfen werden."

„Aber haben Sie auch bedacht, Sir, daß die Autorität zu einer ungewöhnlichen Sitzung außer der Zeit der Aſſiſen fehlt?" ſtellte der geängſtete Richter vor.

„Die Autorität, muß ich nochmals wiederholen, iſt Sir Lewis O'Donnel an der Spitze von 25,000 Iren und der Befehlshaber des franzöſiſchen Hülfscorps, der General Humbert. Zudem iſt Irland von Euern Behörden ſelbſt in den Kriegszuſtand erklärt; da ſind die Formen ſuspendirt und jedes Gericht gültig auch außer den Aſſiſen. Sowie bei Euch, ſo auch bei uns! Beruhigen Sie daher Ihr Gewiſſen, Sir, und nehmen Sie mein Wort darauf, daß Sie nur nach den beſtehenden Geſetzen des Landes verfahren ſollen.“

„Herr, Du legſt Deinem Knechte eine ſchwere Prüfung auf!“ ſeufzte der hartgedrängte Mann und erhob ſich, als er ſah, daß ihm kein Ausweg übrig blieb, aus ſeinem bequemen Sitze, um dem unwillkommnen Rufe Folge zu leiſten.

Kaum wurde ihm noch Zeit gelaſſen, die nöthigen Requiſiten der richterlichen Würde, ſowie die Gewährscompendien für ſeine juridiſchen Deductionen zu ſich zu nehmen. Dann trat das Geſammt-Gerichtsperſonal, zu dem auch noch der Henker aus ſeiner düſtern Wohnung im Stadtgefängniſſe herbeigeholt wurde, trotz der Vorſtellungen des Richters, daß ſeine Wohlbeleibtheit eine ſo weite Fußwanderung nicht füglich werde vertragen können, den verhängnißvollen Weg an, den die ſchlauen Iren ſo ſicher in ihr Lager zurückzufinden wußten, daß ſie, ohne von den engliſchen Feldpoſten bemerkt zu werden, mit eintretender Dunkelheit glücklich das Hauptquartier der Verbündeten erreichten.

Dort waren unterdeſſen Lady Eliſabeth und Sally O'Neil angekommen. Die Letztere hatte ſich nämlich beim erſten Strahl des Morgens, als die Nachricht von Lord Kildare's Verhaftung im Hauptquartier angelangt war, von O'Donnels Wunſch und ihrem eignen Herzen getrieben, ſogleich auf ein Pferd geworfen und war nach Roughcligh geeilt, um die vielgeliebte bekümmerte Herrin zu tröſten. Wirklich war Eliſabeth, von den Ereigniſſen des Abends und der Nacht niedergeworfen, des liebenden Beiſtandes der erſehnten Freundin bedürftiger. als je. Aber kaum fühlte ſie ſich in Sally's zärtlichen Armen ſoweit wohl, daß ſie den Weg zu machen ſich getraute, als ſie auch, von Angſt und Verzweiflung um das Leben des Vaters geſpornt, Sally vermochte, wieder mit ihr in das Hauptquartier zurückzukehren. Wie bebte ihr liebendes Herz in Schmerz und Erwartung! Sie ſollte abermals und unerwartet mit dem angebeteten Jugendfreunde verkehren und jetzt wegen ihres Vaters, als Gefangenen deſſelben!

Der See breitete ſich weit und ruhig aus, eingeſponnen in die Schleier der abendlichen Dämmerung, und vereinigte ſich, ſeine flachen Ufer ſcheinbar überflutend, mit den dunkelblauen Luftwogen des Horizonts, ſo daß Alles wie eine troſtloſe, ausgeſtorbene Waſſerwüſte ausſah, ſo weit der ängſtliche Blick auch reichte; nur ein ſchmaler Streif Abendroth im Weſten, der ſein Spiegelbild auch im See fand, ſtand wie ein goldner Himmelsbuchſtabe des Troſtes, wie eine Hieroglyphe göttlicher Verbürgung, oben im unvergänglichen

Blau, und die Waſſer der Erde nahmen den Lichtkuß auf und erwiederten ihn.

Dagegen erglänzte das Licht in der Fiſcherhütte von fern recht trüb und traurig, als irdiſcher Stern, und warf keine Strahlen des Troſtes in Eliſabeths ſchwergeängſtetes Herz. Es war ihr ſo weh zu Sinne, als habe die Erde keine Hülfe für ſie und als müſſe ſich ihre Seele mit Inbruſt an das verheißungsvolle Abendroth klammern, um ſich ihrer Angſt zu entledigen.

Als ihr zagender Fuß über die Schwelle der Fiſcherhütte ſchritt, trat ihr O'Donnel ernſt und feierlich entgegen, gleichſam als habe er ſie erwartet.

„Müſſen wir ſo uns wiederſehen?“ weinte Eliſabeth und ihre Hand zitterte in Sally's Hand. „O Lewis, die zeither ſo klaren Bahnen unſrer Sterne beginnen ſich unheilvoll zu verwirren. Iſt es dahin mit mir gekommen, daß ich vor Dir als eine ſchmerzlich Bittende erſcheinen muß, bittend um das Leben ihres Vaters? Du haſt ihn in Ketten ſchlagen laſſen, und Alles, was ich gehört, deutet auf das Schrecklichſte. Glaube mir, Lewis, dieſer wahnbethörte Greis iſt ſchon unglücklich genug! Weihe ſein graues, dem Grabe ſich zuneigendes Haupt nicht einem ſchmälichen Tode. Wollte ich Dir eine Beſchreibung ſeines Seelenzuſtandes machen, Du würdeſt ſchaudern, und Mitleid ſür ihn würde jedes andre Gefühl in Deiner Bruſt verdrängen. Lewis, mein Lewis, nimm ihm, nimm mir nicht grauſam die Paar Tage ſeines Lebens! Lewis, laß meinen Vater nicht ſterben!"

Sie hatte ihre Hände gefaltet und hob ſie mit einem unausſprechlich heiligen, thränenſchweren, ſchmerzgeſchmückten Flehblick zu ihm empor, während ſie ihren reizenden Körper langſam vor dem Geliebten auf die Kniee niedergleiten ließ.

„Eliſabeth!" rief Lewis, von einem heiligen Schrekken durchbebt, „was beginnſt Du? An mein Herz! Hier iſt allein Dein Platz! Und vergönne meinen Thränen, ſich mit den Deinigen zu vermiſchen! Ja, laß uns weinen, weinen! blutige Thränen und lange weinen über unſer trübes Schickſal! Was ſind wir arme, machtloſe Weſen, daß wir zu dem weltbezwingenden Geſchick ſagen könnten: Gehorche mir! Schwach iſt unſer Auge, wir wandeln in Finſterniß, und wenn nicht eine gütige Gottheit uns Sterne leuchten läßt, ſo ſind wir wehrlos der Tücke des Zufalls Preis gegeben. Um uns und neben uns aber weben unerforſchte Gewalten, ungeheure, geſtaltloſe, ſchauerliche; die faſſen uns beim Scheitel und führen uns — wohin? ach! wir wiſſen es nicht. Leuchten uns aber Sterne und blitzt in unſrer Bruſt ein Diamantſpiegel, der das reine Feuer ihrer Strahlen auffängt und bewahrt, dann mögen wir wohl den Pfad erkennen und uns vertrauungsvoll dem Führer überlaſſen, leitet er uns auch durch Schreckniſſe aller Art. Das Sternenbild in unſerer Bruſt giebt uns Kraft und Muth, das Aergſte zu beſtehen. O Eliſabeth, unſere Liebe iſt der ſchönſte Stern am Nachthimmel unſeres Lebens und ſein Widerſchein ungetrübt in unſern Herzen! Vertraue nur mit mir der ihm entquellenden Kraft, und wir werden als Sieger, wenn auch thränenmüde aus dieſem, dem ſchwerſten aller unſerer Kämpfe, hervorgehen. — Nicht ich bin's, Geliebte, der über Deinen Vater zu richten hat; nein, es iſt Irland ſelbſt, es iſt der Verein ſeiner treueſten Söhne. Ich trete ganz in den Hintergrund zurück und habe keine Stimme über den Vater meiner Eliſabeth. Aber auch nicht hemmend darf ich eintreten in den Spruch der Männer, die ihr ganzes Vertrauen in mich geſetzt haben; Deinen Vater durch die Gewalt, die ich über ſie beſitze, befreien, hieße dies heilige Vertrauen bitter täuſchen, ihre warme Liebe in Eis tauchen, hieße zum Verräther werden an Ihnen und Irland. Lewis O'Donnel, der Verräther ſeines Vaterlandes! Wie markdurchwüthend, wie geiſtzerrüttend klingen dieſe fürchterlichen Worte. Das kann Eliſabeth nicht wollen, ſelbſt auf Koſten eines ihr werthen Lebens nicht; und wenn ſie es dennoch wollte, ſo würde ich mich ſchmerzlich abwenden und eine Thräne weinen über die größte und herzbrechendſte Täuſchung meines Lebens und doch ſtark halten an meiner Pflicht. Aber ich irre mich nicht in Dir. Du hälſt gleich mir feſt an dem Wahlſpruch: Irland über Alles! Alſo: Irland über Liebe, Irland über Leben! Nichts iſt ſo groß und heilig, nichts ſo innig mit unſerm Herzen verwachſen, daß wir nicht aus dem ſchmerzlichzuckenden herausriſſen und der Opferflamme auf des Vaterlandes heiligen Heerd hingäben. Und wenn ſich auch das Herz verblutet, Eliſabeth! wir müſſen doch das Opfer bringen. Mehr als ſterben können wir nicht, und der Tod für das Vaterland iſt ſüß und erhaben."

„Ja!" rief Eliſabeth, an ſeiner Bruſt begeiſtert, ob auch Thränen ihre Stimme zu erſticken droheten, „ja, mein Lewis, Du haſt mich groß gemacht in dieſer Stunde, Du haſt mich hinaufgehoben zu Dir. Ich verſtehe, ich fühle, empfinde Dich im Innerſten meiner Seele, und dieſe Seele iſt gewachſen und ſehr groß geworden, ſeit ſie Dich ſo ganz in ſich aufgenommen hat. Nein, Du haſt Dich nicht in mir getäuſcht, mein edler Lewis! Auch ich fühle, daß ich Irlands Tochter bin. Ich verlange nichts von Dir, was Dich und mich ſchändete, und aus meinem blutenden Herzen reiß' ich den Vater und leg' ihn auf des Vaterlandes heiligen Heerd. Lewis, Lewis, nie hab' ich Dich höher geliebt, als heute."

„Dank Dir, Eliſabeth! Der Sieg iſt Dir gelungen. Doch jetzt — ich bitte Dich — verlaß das Lager und kehre nach Roughleigh zurück. Die treue Sally ſoll Dich wieder begleiten. Hier tritt eine Jury zuſammen, die über Lord Kildare ein rechtliches Verfahren vornimmt; der Richter von Mulindar iſt bereits eingetroffen. Hier iſt kein Platz für Dich. — Sally, gehe mit der ſchmerzenreichen Lady, tröſte ſie, ſinge ihr eines Deiner Lieder vor; ich weiß, Du ſingſt ſo ſchön. Thue, was Deine Liebe vermag, um den Kelch weniger herbe zu machen. Ich empfehle ſie Dir! Sei ihr Stern in dieſer Nacht."

„Ich will's!" rief Sally. „Lege Dein müdes Haupt an mein Herz, arme unglückliche Dulderin; es iſt ein Herz, in welchem Schmerzen ewig geboren werden, Thränen ewig quellen, ein Herz voll Unglück und Jammer und darum geſchaffen für das Deine, Herrin!" — —

Nach wenigen Minuten ritten ſie wieder am Geſtade des See's zurück; Eliſabeth's Haupt war mit einem Trauerflor umhüllt.

Eine Stunde ſpäter war die Jury beiſammen.

Hell beleuchtete der Vollmond, nur in einzelnen Zwiſchenräumen durch ſchnell vorüber eilendes Gew merzgewölk leicht verſchleiert, das Lager. Die weißen Zeltreihen der Franzoſen erglänzten geiſterhaft, dunkelnde Geſtalten, kaum hörbar vorüber drängend, verſchwanden in einem großen Zelte in der Nähe des Hauptquartiers. Es war ein reges, aber unheimliches Leben im zweifelhaften Mondlicht.

In jenem Zelte aber reiheten ſich beim Lichte hoher Kerzen, zu dieſem Behufe aus des Lords Schloſſe herbeigeholt, die aus **Eniskillen** eingeladenen Geſchworenen um eine runde Tafel. Am obern Ende präſidirte der Richter von Mulindar (der von Eniskillen war nämlich bei Annäherung der Inſurgenten entflohen, und Leßlie hatte ſich deshalb weiter umſehen müſſen), der bleich wie eine Leiche dem Eintritt des hohen Gefangenen entgegenſah. Ihm gegenüber ſaß ſein Gerichtsſchreiber, dem das Herz ſchon um ein gutes Theil leichter ſchlug, im Gefühl eines minder belaſteten Gewiſſens. Im Halbkreiſe umher ſtanden die Ankläger des Lords und deren Zeugen, Michaul O'Donnel, nachläſſig auf ſeinen Säbel gelehnt, Tim Ruuthan, mit faſt überladener militäriſcher Pracht gekleidet und ſich gewaltig in die Bruſt werfend, Miß Anna, ſeine Frau, ebenfalls in hoher Galla und viel Vornehmheit affectirend, wobei ihr ihre hohe impoſante Geſtalt trefflich zu Statten kam, weiter hin Peppy Toole, die alte Wirthin aus der Heideſchenke, auch in ihren Sonntagskleidern, ihr zur Seite der Pater Auguſtin O'Kelly mit ſeinem ernſten ſteinernen Geſicht, dann zwei Diener Kildare's, die er zu Sendungen in das engliſche Lager gebraucht, und am Ende Lord Wexford und Miß Margaret Fitzjames. Dicht an den gezogenen Schranken, wo ein Platz für den Gefangenen gelaſſen war, brüſtete ſich der Conſtable mit den Zeichen ſeiner Amtswürde, dem Stabe mit dem Namen Georg des Dritten, ein ſchneidender Contraſt zu der das Gericht hier verſammelnden Autorität, um eine Anzahl von Zuhörern und Zuſchauern, — auch viele Franzoſen waren darunter — welche im Verhältniß zu dem Raume eingelaſſen waren, in Ordnung zu halten. Ueber dem Ganzen erhaben, ſaßen Sir Lewis O'Donnel und der franzöſiſche General Humbert auf einer Art von Eſtrade, von welcher man das Ganze überſah; um ſie die Häuptlinge und erſten Offiziere.

Mit einer Stille, die faſt an die Abweſenheit jeglichen Lebens gränzt, und ein Großes dazu beitrug, die Schauer des Moments zu vermehren, hafteten die Blicke der Verſammelten auf dem Eingange, als das Geräuſch tactmäßiger Soldatentritte, das Raſſeln abgeſetzter Gewehre und Kettengeklirr die Ankunft des Gefangenen verkündete.

Die Feſſeln fielen, beklemmender wurde die feierliche Ruhe, die Oeffnung des Zeltes rauſchte auseinander und herein trat Leßlie, hinter ihm, von einer Wache franzöſiſcher Grenadiere umgeben, der ehemals ſo hochfahrende Mann, dem es jetzt augenſcheinlich an aller Kraft gebrach, das ihn erwartende Schickſal zu ertragen. Das war nicht die Geſtalt eines eifrigen Verfechters einer als Wahrheit erkannten und vertheidigten Meinung; das war nicht die ſtolze Erſcheinung eines kühnen Parteihauptes, mitten unter ſeinen Feinden und dem Tode gegenüber dieſem und jenen trotzend, nicht das Bild ſchwärmeriſchen Märtyrerthums für eine heiliggeachtete Sache, nicht der Repräſentant unwandelbarer ariſtokratiſcher Grundſätze, nein! in der zuſammengebrochenen Geſtalt des Lords erblickte man nur einen Menſchen, der im vollen Bewußtſein ſeiner Verbrechen weder die Kraft beſitzt, den Blick zum barmherzigen Richter über den Sternen zu erheben, noch den ſelbſt herbeigeführten Endpunkt ſeiner laſtervollen Bahn mit männlicher Ergebung in's Auge zu faſſen. Schreckliche Erinnerungen aus ſeinem frühern Leben, düſtre Bilder aus ſeiner Jugendzeit, die Opfer ſeiner Wolluſt und unmenſchlichen Härte ſchienen im gräßlichen Reigen während ſeiner kurzen Gefangenſchaft ſeinem innern Auge vorübergeſchwebt zu ſein; denn mit entſtellten Zügen, aller Hoheit verluſtig, an allen Gliedern zitternd und mit ſchwankendem Fuß trat er vor die Schranken. Glanzlos und eingefallen war das Auge, das ſonſt ſo drohende Blitze geſchoſſen, die Farbe des Geſichts mehr erdfahl als bleich, und auf der Stirn, einſt dem Sitze des ungemeſſenſten Hochmuthes, deren unheildrohende Furchen Diener und unglückliche Unterthanen zittern gemacht, perlte in großen Tropfen der Angſtſchweiß, während das ſonſt mit größter Sorgfalt gefaltete Haar, des künſtlichen Schmukkes entbehrend, in wilder Unordnung über die Schultern herabhing.

An der Barre angekommen, warf er einen ſcheuen Blick über die Verſammlung; doch die wilden Blicke, die dem ſeinigen begegneten, vermehrten ſeine Verwirrung und veranlaßten ihn ſchnell die Augen wieder zur Erde zu ſenken, bevor er noch ſeine Umgebung erkannt hatte. Dabei ſuchte er mit der Hand, gleich einem Blinden umhertaſtend, nach einer Stütze.

Leßlie ſelbſt, von einem flüchtigen Mitleiden ergriffen, befahl, einen Feldſtuhl herbeizutragen, und deutete dem Lord durch eine Bewegung der Hand an, ſich nieder zu ſetzen.

Jetzt lag wieder die Ruhe des Grabes auf der zahlreichen Verſammlung; ja die Sommernacht hielt den Athem an, und kein Lüftchen bewegte die Leinwand des Zeltes. Durch die Riſſe und Spalten in der letztern ſtahlen ſich die kalten ernſten Mondſtrahlen herein und trieben mit dem matten Kerzenlicht ein geſpenſtiges Spiel; es war, als ob ſich Beide um eine Leichenwache ſtritten. Auf einen Wink O'Donneis gab der angſtvolle Richter ein Zeichen mit der vor ihm ſtehenden Glocke und ſagte ernſt: „Die Gerichtsſitzung iſt eröffnet.“ Viele bebten zuſammen vor dem ſchneidenden Ton.

„Ihr Männer,“ fuhr der Richter, zu den Umſitzenden gewandt, mit hohler Stimme fort, „wir ſind hier, Recht zu ſprechen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen im Namen des freien Volks von Irland. So thut denn Eure Pflicht und richtet über gegenwärtigen Lord Lewis Kildare, hinblickend auf Gott, den oberſten Richter, dem wir müſſen Rechenſchaft ablegen von jedem unnützen Worte, das aus unſerm Munde gehet.“

„Mylord Kildare!“ redete der Richter dieſen an, „Sie ſtehen als ein ſchwer Beſchuldigter vor dieſen Schranken; Ihnen gegenüber ſehen Sie Ihre Ankläger und deren Zeugen; in dem mir zur Rechten ſitzenden Mr. Tayler, einem ausgezeichneten Rechtsanwalt der Grafſchaft Fermanagh, iſt Ihnen ein rechtlicher Defenſor beſtellt worden. Möge Ihnen und ihm Ihre Vertheidigung gelingen! — Erſter Ankläger, beginnen Sie!“

Michaul trat vor und ſprach: „Ich klage den Lord Kildare zuerſt des Verraths und hinterliſtigen Mordes an Sir William O'Donnel an, und berufe mich dabei auf das Zeugniß der gegenwärtigen Peppy Toole.“

Der Lord ſchrak bei Nennung dieſes Namens wie aus einem Traume heftig empor und ſtarrte in Peppy's grün leuchtendes Auge, als wenn er ein Geſpenſt vor ſich ſähe; ſeine wenigen Haare ſträubten ſich, ſeine Hände krampften ſich in den Stuhl, und in ſeinen Zügen malte ſich alles Entſetzen, deſſen ein von Todesangſt zerwühltes Geſicht in letzter Steigerung noch fähig iſt. Doch in demſelben Augenblick unterbrach Lewis den Ankläger mit den heftig ausgeſtoßenen Worten: „Halt, Mic! das iſt gegen die Verabredung. Nichts, was mich oder meinen Vater betrifft, darf in der Anklage vorkommen; ich verzeihe dem Lord jeden an mir begangenen Frevel; möge ihm Gott alle andern verzeihen!“

„Du haſt ein Recht, über Alles zu verfügen, was Deine eigne Perſon betrifft, Lewis,“ verſetzte Michaul feſt; „nicht ſo, was Sir William angeht, der eben ſo gut mein Vater war, wie der Deinige, und Du ſelbſt haſt mir die Rechte eines Sohnes Deines Vaters geſetzlich zugeſtanden. Ich aber halte mich berufen, Sir William zu rächen. Du, mein Bruder, biſt das milde Licht, das erleuchtet und erwärmt; ich aber bin die Flamme, die zürnend einherfährt und verwüſtet; Du biſt das Scepter, das lenkt und regiert, ich aber das Schwert, das verwundet und tödtet. — Ich verharre bei meiner Anklage auf Verrath und Mord an Sir William O'Donnel. Ich klage den Lord ferner des Meineides und Verraths an den Geſandten der franzöſiſchen Regierung an, endlich des Hochverraths an der iriſchen Nation, des frevelhaften Mords an ſeinen Unterthanen, der Bedrückung, der Felonie, der Beſtechung und rufe zu Zeugen auf die gegenwärtigen Miß Anna Neil und Margaret Fitzjames."

„Margaret?!" ſtönte der Lord aus tiefer Bruſt, und ſein Auge rollte glühend umher, die Genannte zu ſuchen. „Margaret, iſt's möglich? Du zeugſt gegen mich?" Und der Jammerton wurde ſcharf, wie ein gewetztes Schwert.

„Mylord, ich muß mir jede Vertraulichkeit verbitten!" verſetzte die Dame vortretend und auffahrend mit ſtolzem Ungeſtüm. „Ich wüßte nicht, was wir mit einander gemein hätten und dieſe Ihre Sprache rechtfertigte, wenn es nicht von Ihrer bekannten Niederträchtigkeit erkennen wäre."

Der Lord ſeufzte und ſchwieg; Tim aber wandte ſich gegen ſeine Feindin und flüſterte: „Gut geſungen, Raabe! Das ſöhnt mich wieder mit Euch aus, Dann. Aber ſchlecht iſt es doch.“

„Haben Sie weiter nichts vorzubringen?“ fragte der Richter.

„Nein!“ war Michaul's Antwort, der zurücktrat.

„Zweiter Ankläger, treten Sie vor und reden Sie!“

Tim warf ſich in die Bruſt, ſchritt gravitätiſch vor, mit ſeinem Säbel raſſelnd, ſtrich ſich den ungeheuern Backenbart, wie einen Flederwiſch in die Höhe, räusperte ſich und ſprach mit krähender Stimme: „Ich klage den Lord Kildare an, daß er niemals ſeinen Vaterpflichten gegen mich nachgekommen; ferner, daß er mich verlockt, ihm die edelſten Männer zu verrathen, damit er ſie dem Tode weihe, des Wortbruchs an mir und blutiger Mißhandlung an meiner Perſon, des Betrugs, des Hochverraths an der iriſchen Nation, endlich des beabſichtigten Meuchelmords unſrer edlen Häuptlinge. Meine Zeugen ſind Peppy Toole, Miß Anna Ruuthan, meine Gattin, Miß Margaret Fitzjames, Lord Werford, der nicht als Gefangener, ſondern als freier Mann hier ſteht, und endlich Lord Kildare's eigne Leute.“

„Auch Werford?“ bebten des Lords bleiche Lippen kaum vernehmlich. „Barmherziger Gott!“

„Ich bitte das Gericht,“ fuhr Tim fort, „den Lord Kildare zuerſt zu vermögen, daß er mir Aufſchluß gebe über meine Entſtehung und mich als Sohn anerkenne.“

„Dies iſt nicht unſre Sache,“ verſetzte der Richter.

„Nein, das iſt allein die meinige,“ ſagte die alte Schenkwirthin und trat an den Angeklagten heran, ihre dürre Hand mit gemeiner Vertraulichkeit auf ſeinen Arm legend. „Nicht wahr, Mylord Kildare?“

Da loderte der Stolz des gebeugten Mannes noch einmal auf und, entrüſtet über des Weibes Frechheit, rief er: „Zurück, Du Unhold! Haſt mich oft genug gepeinigt in meinen beſſern Tagen; was willſt Du jetzt hier, Rabe?“

„Das Werk der Rache vollenden, auf daß meine Prophezeihung an Euch in Erfüllung gehe! Euch einen Spiegel vorhalten, worin Ihr Euer vergangenes Leben klar erkennen mögt und Euch darin zu Eurer Qual Alles aufhellen, was Euch noch dunkel iſt. Deshalb ſtehe ich hier; denn der Tag der Rache iſt angebrochen, und die Stunde der Vergeltung iſt gekommen. Euer Haupt iſt gezeichnet, wie der Holzhacker den Stamm im Walde zeichnet, den er zu fällen gedenkt, und der Würgengel hat ſchon das Schwert auf Euch gezückt. Aber ſein Schlag ſoll Euch nicht eher treffen, bis Ihr Alles wißt, was ich weiß."

„Weib, ſchweige!" rief der Lord, von einer böſen Ahnung gewaltſam ergriffen, als müßten ihre Worte ihm noch größere Schrecken bereiten, als ihn bereits umringten. „Ich will nichts hören von Dir."

„Du ſollſt es hören, Mann!" kreiſchte Peppy. „Ich kann Dir nichts erlaſſen. Es iſt nichts weiter, als eine gerechte Vergeltung. So wiſſe denn, Kildare, Du ſtolzer Lord, daß Du in Eliſabeth die leibliche und eheliche Tochter jenes Dir ſo fürchterlichen Evans O'Neil erzogen und geliebt haſt und daß Dein Kind jene unglückliche, geſchändete, arme Sally iſt, die den Namen O'Neil mit Unrecht führt! Hier ſind die unwiderleglichen Beweiſe!" Mit dieſen Worten zog ſie die Papiere hervor, welche ſie durch ihre Tochter vom Pater O'Kelly hatte holen laſſen, um damit den Lord zu O'Donnels Befreiung in Dublin zu vermögen. „Aber der nachdrücklichſte Beweis meiner Angabe ſteht hier im Pater Auguſtin ſelbſt."

Der Lord ſaß ſprachlos, ein Erſtarrter, und blickte wie wahnſinnig in das grinſende Geſicht der Alten; man konnte nicht unterſcheiden, ob er noch lebe.

Deſto mehr Leben und Bewegung war plötzlich in den Uebrigen erwacht und mit dem Ausrufe: „All Ihr himmliſchen Nothhelfer und Fürſprecher! Was ſagſt Du da, Peppy?“ ſtürzte Lewis O'Donnel von ſeinem hohen Sitz auf die Alte zu, faßte ſie beim Arm und ſchüttelte ſie.

„Die Wahrheit, Sir Lewis!“ ſagte O'Kelly feierlich.

„Die Wahrheit, Eure Gnaden!“ ſprach Peppy. „Ueberzeugt Euch! Wir ſind bereit, jeden geforderten Beweis zu liefern.“

O'Donnel riß mit zitternder Haſt die Papiere von einander, und ſein Auge flog glühend über die Zeilen, gleichſam als ſei all ſein Leben bis zu dieſem Moment nichts geweſen und baue ſich erſt jetzt, wie ein ſchimmernder Feenpalaſt, aus dieſen verhängnißvollen Schriftzeichen in die dämmernde Zukunft hinein. „Es iſt dem alſo!“ ſagte er endlich mit freudig bewegter Stimme. „Eliſabeth iſt Evans O'Neil's und Sally Lord Kildare's Tochter. Dieſe Beweiſe entfernen jeglichen Zweifel.“

Kildare verbarg bei dieſen Worten mit der einen Hand ſein Geſicht, während er mit der andern ein abwehrendes Zeichen machte, als wolle er den in Peppy ihm nahenden Racheengel abhalten.

Doch hohnlachend fuhr dieſe fort: „Ha! weiß ich endlich, nachdem alle meine Reize längſt verblühet ſind, noch im ſpäten Alter Dein Felſenherz zu rühren? Sieh' es war die Gattin jenes O'Neil, die Du von Haus und Hof in's Elend getrieben, die aus Rache Dein Blut ſchändete und Dein Kind zur Luſtdirne erzog. O'Neil führte das einzige ihm gebliebene Kind an unſre Küſten und iſt in dem Wahne, Sally ſei ſeine Tochter, geſtorben."

„Weib, was konnte Dich zu ſo fürchterlicher Rache bewegen?" rief O'Donnel ſchaudernd.

„Das weiß dieſer hier," erwiederte Peppy, auf den Lord deutend, „und Ihr, gnädiger Herr, ſollt es noch erfahren. Was hat denn der Ire für all ſein namenloſes Elend als ſeine Rache? Sie iſt ihm als einziger Erſatz unausſprechlicher Leiden zur ſüßen Gewohnheit, zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden, wie die erſten Lebensbedürfniſſe. Der Vater weiht das neugeborne Kind mit einem Fluche über ſeine Unterdrückung zur Rache ein; er nimmt dem Knaben das Rachegelübde ab, wenn er ihn in die Welt führt, und hinterläßt ihm ſterbend einen Rachefluch als einziges Vermächtniß. Das iſt die Natur treuer Erinskinder geworden, und ich bin ſtolz darauf, eine ächte Irländerin zu ſein."

„Hemme jetzt den Fluß Deiner grauſamen Rede,“ ſagte Lewis, „die geeignet iſt, in jedem noch menſchlich ſchlagenden Herzen die Stimme des Mitleids für den Lord zu erſticken, und folge mir ſchnell. Auch Ihr, hochwürdiger Pater, begleitet mich! Ihr Herren vom Gericht aber, vernehmt die andern Zeugen. Dieſe Frau kann nicht als Zeugin gelten, da ſie, wie Ihr eben gehört, allein von Rachedurſt geleitet wird. Setzt der Jury das Verbrechen auseinander, Herr Richter, und Ihr, Herren Geſchworenen, ſtimmt ab, ſowie Ihr es nach reiflicher Erwägung vor Gott, vor Euerm Gewiſſen und vor Irland verantworten könnt. Kein Haar, bei meinem Leben! ſoll Euch gekrümmt werden, wenn Ihr andre Gründe habt, als die Furcht vor unſern Feinden, gegen die ich Euch durch ein Dokument zu ſchützen gelobe, die Freilaſſung des Gefangenen auszuſprechen.“

Ein lautes Murren erhob ſich im Zelte bei den letzten Worten des Baronets; doch O’Donnels zürnender Blick, womit er hoch aufgerichtet in ruhiger Würde die Verſammlung muſterte, war hinreichend, ſogleich die frühere Ruhe wieder herzuſtellen.

Raſch zog er die beiden Alten aus dem Zelte; Befehle ertönten draußen, und ſchon nach wenigen

Minuten war das zweiſitzige Fuhrwerk angeſchirrt und des Baronets Abdul geſattelt. Wie im Fluge gings nach Roughcligh zu; der heilige Ungeſtüm der Liebe war's, der die Pferde zu ſo ſchnellem Schritt antrieb.

Dreizehntes Kapitel.

Entfaltung des Geſchickes.

Eine laue, freundliche Sommernacht goß ſtille Träume und der Vollmond lichten Frieden auf die Inſel. Ueber den umfangreichen See, gebannt in kryſtallene Ruhe, ſchiffte das helle Bild des Mondes, und auf der runden Scheibe drängten ſich winzige Waſſergeiſter im geräuſchloſen Tanz. Dem armſeligen Acker, dem dürftigen Gehöfte und der elenden Hütte web der mildthätige Zauberer Mond ein neues, lichtſchönes Kleid und umhüllte freigebig Armuth und Elend mit glänzendem Silberſchleier. Aber wie das Licht des Mondes nur Schein, ſo iſt es auch das Glück, das er bringt; es iſt die Ruhe, der Friede des Schlafes, des Todes. Erſt ſchickt der Scheinbeglücker ſeine gewaltigen Diener voraus, welche die Welt in Ketten und Banden legen, die düſtre Nacht, den mächtigen Schlaf, den bunten Traum, und erſt, wenn dieſe ihr

Werk vollbracht, beginnt er das ſeinige und küßt mit dem Lichtmund milde Glanzküſſe auf das erſtarrte Leben. Und über daſſelbe fliegt ein unbewußtes, wehmüthiges Lächeln; um die verklärte Stirn der Schläfer zuckt die unausſprechliche Wolluſt der Schwermuth, um die bleiche Wange, um den verſchloſſenen Mund weben göttlich ſüße Geheimniſſe; der ſchwarze Jammer wird zum lichten Schmerze, die Verzweiflung zur Hoffnung, die Hoffnung zur ſeligen Erfüllung verklärt, und über das Geſicht der armen Bedrängten gleiten und hüpfen die im Bewußtſein nur leiſe geahneten Wonnen einer ſchönern Welt dahin. — Wenn der Abend kam, ſank Endymion, müde vom Jagen, im Hain in Schlummer, und Selene ſtieg herab und küßte ihn. O, des vom Mondſtrahl ſelig geküßten Schläfers! — — Denn todbringend iſt des Mondes Kuß. Und iſt der Tod nicht der ewige Friede, das ewige Glück! Vielleicht hat dann der Schein ein Ende, und die Wahrheit beginnt! Und wär' es auch nur neuer Schein von Glück, er wird ja doch durch kein Erwachen geſtört. Um das Antlitz der Leichen ſpielt es, wie Mondesglanz; als hätte ſie der ſtille, bleiche Himmelswanderer geküßt, ſo liegt um ihren Mund der zu ſeliger Wonne verklärte Erdenſchmerz, und die Unſchuld ſchmückt ſie mit ihrer reinen Farbe. Nicht ohne tiefe und wahre Bedeutung war bei den

Griechen der Mond ein freundlicher Todbringer; gewiß, der Mond und der Tod ſind nahe verwandt, vielleicht, wie Urſache und Wirkung, gewiß mehr noch, als in ihrer bleichen, ſtillen Herrlichkeit. Hat man doch Kinder, noch Engel auf Erden, todt gefunden, die ſpielend — wohl mit Blumen – im Strahl des Vollmonds eingeſchlafen waren. Selene hat ſie geküßt, wie den Endymion.

Und ewigen Frieden, unſtörbare Ruhe — todverkündend waren die Lichtküſſe des Mondes in dieſer Sommernacht vielen ſchmerzkranken, wildbewegten, verzweifelten Herzen Irlands; eine Todesahnung flog im Mondſchein über die Gefilde und berührte Schläfer und Wachende; wie ein Leichentuch lag der Silberſchleier über den Gefilden, bereit, ſeine Leichen zu empfangen; aus den Bäumen flüſterte es, wie ein beruhigendes Sterbelied, und um die Lippen der Landſchaft zuckte es ſchwermuthlächelnd, wie eine verhaltene Todtenklage.

Auch die Seelen zweier Mädchen waren von dieſer Ahnung ergriffen, die Hand in Hand durch die beraſten Gänge des ſich weit an den Ufern des See's ausbreitenden Parks gingen. Wie Schneemaſſen hing der Mondſchein in den grünen Blätterbüſcheln der Bäume, die einzelne Flocken auf die ſchwermüthig dahin Wandelnden herabſtreuten. Man hätte ſie für ein glückliches Liebespaar halten können; denn die eine trug eine reiche, ſchöne Uniform und hatte die andre umſchlungen. Liebende waren es wohl, aber ihre heiße Liebe hatte keinen Beigeſchmack von Leidenſchaft, ſie war das in Licht gekleidete ätheriſche Kind des Herzens, der reine himmliſche Engel, durch deſſen beſeligendes Lächeln nur noch ein einziger Zug irdiſchen Schmerzes zitterte. Von den Friedensſtrahlen des Mondes berührt, von der warmen Ruhe der Lüfte angehaucht, vom Troſtwort der Freundin beſänftigt, hatte ſich Eliſabeth's grimmer Schmerz in Thränenthau gelöſt, und wie die Erde, obgleich erhellt, doch auch wieder verſchleiert, ſich dem Blick der Mädchen in jenem magiſchen Lichtglanz undeutlich zeigte und ſie nur ihre vom Mond erduldete, höhere Todesweihe ahnen ließ, ſo kehrte ſich auch ihr geiſtiger Blick vom gemeinen Irdiſchen ab und erfaßte in heiligen Ahnungen die über das Leben ausgegoſſene, geiſtige Verklärung.

„Groß und den Muth bewältigend iſt Ihr Schmerz, Mylady,“ ſagte Sally mit zutraulicher Wärme. „Sie haben dem Geliebten, dem mit Recht angebeteten Manne, deſſen Herz Sie beſitzen, mit einer ſtillen Thräne entſagt; nicht irdiſche Rückſichten konnten ſo innig verbundene Seelen vermögen, ſich auf dieſer Welt nicht ganz anzugehören, nein, es iſt die heilige Scheu vor den Manen eines vom Haß gemordeten Mannes; Sie haben das große Unglück erfahren, Ihren Vater nicht nach den in unſre Herzen geſchriebenen Geſetzen handeln zu ſehen, Sie müſſen endlich erleben, daß dieſer Mann, an den Sie durch die Bande des Bluts und der Liebe gefeſſelt ſind, in ſeine Andern gegrabene Gruben geſtürzt iſt; aber wie der erſte Schmerz um den Geliebten Ihres Herzens edelſte Blüthe, die Erhebung in gottfreudigem Muthe, getrieben, der zweite um den auf Abwegen gehenden Vater, wie eine heiße Sonne, dieſe Blüthe gezeitigt, ſo wird der jetzige ſie zur Frucht bringen."

Ja, zur Frucht bringen und die Frucht ſchnell zur Reife," ſagte Eliſabeth eintönig, „und wenn die Frucht reif iſt, wird ſie — fallen."

„Und iſt das nicht Aller Loos? Glauben Sie mir, Mylady, jene Schmerzensfrucht, deren Blüthenduft Sie mit ſo thränenreicher Schwermuth berauſchet, zittert ſchon gelb und reif am ſchwanken Zweige meines entblätterten Lebensbaumes."

„Sally, die Schwermuth meines Schmerzes hat Dich angeſteckt. Du biſt ſo bewegt, Mädchen!"

„Nicht angeſteckt, Mylady! Es kommt daher, weil mein Leben vom bleichen Lichte des Mondes die rechte Beleuchtung erhält. Ich erkenne in dieſer Nacht Alles klarer, als je, und die Schmach meiner Vergangenheit liegt hinter mir mit ſchmerzlichen Zügen, die ſich mir in die Seele wühlen. Was iſt doch Alles, was Sie ertragen haben, gegen das furchtbare Loos, das mir fiel! Ich kann mich keiner Freude auf Erden rühmen. Elend, Jammer, Verzweiflung, Schande, ſie waren die Begleiter meiner Schritte. Und die Blumen, die auf meinem rauhen Wege nur ſpärlich blüheten, ich durfte ſie nicht pflücken, durfte mich nicht neigen, um ihren Duft zu athmen."

„Du biſt ungerecht gegen Dein Schickſal, Sally. Die Freundſchaft hat ſich beeilt, Dir lindernden Balſam auf die Wunden zu träufeln, die Liebe —"

„Die Liebe!" ſchrie Sally auf. „Darf die Geſchändete, die Schmachbedeckte lieben? O, Mylady, Sie haben keine Ahnung von dem Jammer, der in dieſer Bruſt hauſt, und an meinem Herzen nagt ein nimmerſatter Geier. — Ja, ſie dürfte wohl lieben, darf doch auch der gefallene Engel mit liebender Sehnſucht nach Gottes Herrlichkeit aufſchauen, darf doch der verlorene Sohn wieder in das Haus ſeines Vaters treten, und es iſt Freude über ihn. Aber mit mir hat es Gott noch gnädiger gemacht; er hat mich gewürdigt, mich zu einem großen Werke der Liebe auszuerſehen, er hat mich zu einer heiligen Sendung beſtimmt. Durch dieſe büß' ich eigne und fremde Schuld ab und ſühne das ſchwarze Schickſal, das laſtend über meinem Haupte hängt. Ja, ich glaube und hoffe mit Vertrauen: Gottes Barmherzigkeit wird es gut mit mir wenden.“

„Ich verſtehe Dich nicht, Mädchen!“ rief Eliſabeth erſtaunt. „Was iſt das mit Dir? Ich wollte von der Liebe deines Vaters und von deſſen Charakter reden, der Dir ein Erſatz für viele Leiden ſein müſſe, und Du ſprichſt mit ſeltſamen heftigen Worten von der Liebe ſelbſt. Sally, Du liebſt, liebſt hoffnungslos, wie ich; das iſt mir aus Deiner Rede klar geworden. Auch Dich hat das Leben um der Liebe ſüßeſte Gewährung betrogen; Sally, Sally, ſchütte mir Dein Herz aus, entdecke mir Dein Geheimniß!“

„Sie irren, Mylady! Meiner Liebe wird reichliche Gewährung. Mehr, als ich hoffen und erwarten durfte, iſt mir zugefallen, bei all meinem trüben Unglück ein beneidenswerthes Loos. Ja mein dunkles Geſchick, das mich erſt ſo tief geſtellt, hat mich wieder hoch erhoben, und wenn ich meine Sendung erfüllt, die ich klar erkannt habe, dann bin ich verſöhnt mit ihm.“

„Du ſprichſt immer räthſelhafter.“

„Die Räthſel werden ſich löſen. Leiſer wie des Herbſtes erſter Bote durch die gelbangehauchten Blätter des Baumes ſchauert eine Todesahnung durch meine Seele. Ja, Eliſabeth, ich werde fallen in dieſem Kampfe, ich muß fallen, ſo will es mein mir freundlich gewordenes Schickſal; es iſt mir dieſe Genugthuung ſchuldig, und es wäre von Neuem grauſam, wenn es mir nicht Wort halten wollte. Nach meinem Tode ſollen Sie erfahren, was Ihnen wiſſenswerth dünken mag. Weinen Sie nicht, Mylady, ich bin heiter und glücklich. Gott hat es in jüngſter Zeit gut mit mir gemacht; er wird es noch beſſer machen. Er wird mit liebenden Vaterarmen ſein Kind aufwärts tragen und die Hände auf die Wunden deſſelben legen, daß ſie heilen in ewiger, ewiger Ruhe. O, nicht vergebens haben Sie meines Vaters erwähnt, Mylady! Drei Sterne leuchteten mild und tröſtlich in meines Lebens Nacht. Mein Vater war der erſte, und mein Blick hing lange an ſeinem Licht. Ich bin ſtolz darauf, Evans O'Neils Tochter zu ſein. O dies iſt ja der einzige erhebende Stolz meiner Seele! Für viele Leiden hat dieſer Stolz mich getröſtet; er war mein unveräußerliches Kleinod. Es bebt mir die Bruſt, wenn ich auf Evans Leben und Thaten zurückſchaue. Er ſtarb für Irland, wie er für Irland gelebt, und das weite Meer, das Irlands Felſenküſten umrauſcht, iſt meines Vaters Grab. Darum haben ſie mich auch die Tochter von Irland genannt, und dieſer Name hat manchen Schmerz gelindert. Und ſo will ich erwarten, wie's der Himmel fügt. Iſt doch mein erſter heißer Wunſch erfüllt werden und das Schwert, des Vaterlandes Heil und Hort liegt, in meiner, der ſchwachen Jungfrau, Hand. Irlands Tochter darf für Irland kämpfen in den Reihen von Irlands Söhnen. So wird mir auch der zweite Wunſch nicht verſagt werden."

„Und welcher iſt dieſer?"

„Für Irland zu ſterben, wie mein Vater für Irland ſtarb."

„Deine Worte klingen ſo mild und ſanft und doch ſo todesſchaurig," verſetzte Eliſabeth, wehmüthig tief bewegt „ſie gleichen dem Mondſchein dieſer Nacht. Du ſprachſt von drei Sternen Deines trüben Lebens und nannteſt nur Deinen Vater als den erſten. Wer ſind die andern?

„O, wenn es Ihnen Ihr Herz nicht ſagt, Mylady, mein Mund vermag es nicht!" rief Sally ſchmerzlich, und plötzlich zerriß der Schleier vor Eliſabeths Augen; klar und offen lag Sally's Lieben und Leiden vor ihr, und ein heiliger Schauer flog durch ihre Seele. Stumm zog ſie das Mädchen an die Bruſt und Sally's Haupt ruhte einige Augenblicke ſelig an Eliſabeths Herzen; es war eine Minute voll Himmelswonne auf Erden, es war die Weihe einer ſtillen, aber hohen Begeiſterung.

Sally faßte Eliſabeths Hand und zog ſie in das Schloß; kein Wort wurde zwiſchen Beiden gewechſelt. In Eliſabeths Zimmer lehnte ihre Harfe am Sopha. Sally ſetzte ſich, griff in die Saiten des Inſtruments und ſang:

„Das Frühroth blutet am Himmelsthor;
Vom Lager fährt eine Magd empor;
Sie iſt nicht Jungfrau, ſie iſt nicht Weib.
Vom Elend geſchändet wird ihr Leib.

Ihr blüht auf Erden kein irdiſches Glück,
Drum ſchweift nach dem Frühroth ihr ſehnender Blick;
Da tritt das Vaterland zu ihr herein
Und ſpricht: Du ſollſt meine Tochter ſein.

Steh auf! Ich habe Dich auserſehn,
Du ſollſt meinem Sohne zur Seite ſtehn!
Nimm Kleid und Waffen von meinem Heerd
Und gürte die Hüften mit meinem Schwert!

Schirm' treu im Kampfe den theuern Sohn,
Dafür gelob' ich Dir reichen Lohn.
Siehſt Du den goldenen Morgenſchein?
So herrlich ſoll Deine Vergeltung ſein. —

Der Tag iſt vergangen, die Nacht bricht an,
Die Magd hat treu ihren Dienſt gethan; —
Wo iſt doch das Morgenroth hingeflohn?
Das Mägdlein hat es empfangen als Lohn.

Sie wandelt mit Morgen und Abendglut,
Sie hielt euch immer in treuer Hut,
Sie ſchaut auf euch mit den Sternen der Nacht,
Bis ihr es ſelber auf Erden vollbracht.“

Die tiefe Schwermuth, die aus der höchſt ſeltſamen Sangweiſe des Kindes und aus der klagenden, etwas gedämpften Altſtimme Sally's hervorſchluchzte, ergriff Eliſabeth mächtig. Es klang ſo viel unausſprechlicher Schmerz und doch auch wieder ſo viel befriedigende Sehnſucht daraus, daß Eliſabeth weinen mochte und doch ſelig erfreut lächelte. So auch ſchwang ſich das Lied, ein Engel mit irdiſchen Thränen im Auge, aber im Widerſchein des jenſeitigen Morgenroths glänzend, wehmüthig lächelnd, als ein Anmeldebete aufwärts.

„Sally, Sally!“ rief Eliſabeth und ſchloß die plötzlich Erſchlaffende in die Arme.

„Ich bin recht müde,“ ſagte dieſe leiſe; „die Anſtrengungen dieſer Zeit rächen ſich an meiner körperlichen Kraft. Ich ſehne mich zu ſchlafen, feſt zu ſchlafen und neue Kraft zu ſammeln; ich werde ſie morgen ſchon bedürfen.“

„Komm' und nimm mein Bett ein, armes Mädchen.“ Und Eliſabeth führte ſie in ihr angrenzendes Schlafzimmer. Sally entkleidete ſich nur halb und entſchlief bald. Aber Eliſabeth fühlte ein heiliges Bedürfniß zu beten. Rein und leidenſchaftlos, frei von Angſt und Verzweiflung, mit ruhiger Ergebung in Gottes Willen, trug ſie ihr in Andacht brennendes Herz vor den Vater der Welt.

Sie hatte lange ſchon auf den Knieen liegend durch das geöffnete Fenſter nach dem tiefblauen geſtirnten Himmel geblickt und lautloſe Gebete für das ewige Heil ihres Vaters emporgeſandt, als Pferdegetrab und Wagengeraſſel ſie aufſchreckte. Haſtig mit hochklopfendem Herzen eilte ſie nach der Thüre, um nachzuſehen, wer die Angekommenen ſeien und was ſie brächten; da ſtürmte ihr Lewis O'Donnel entgegen und ſchloß die Erſtaunte mit dem Ausrufe in die Arme: „Mein, mein biſt Du, Eliſabeth! Wir ſind vereint, ewig, unzertrennlich. Wir ſind als Sieger aus dem Streit des Lebens hervorgegangen, und das Leben ſelbſt reicht uns ſchon jetzt die belohnende Palme dafür. Ja, Eliſabeth, wir dürfen uns beſitzen, dürfen uns angehören ſchon auf Erden und kein ungeſühnter Schatten wehrt zürnend unſerm Bunde."

„Wie? iſt mein Vater nicht der Mörder des Deinigen?" fragte Eliſabeth, und ihre Züge verklärten ſich in ſchöner Hoffnung.

„Nein, Geliebte, Dein Vater iſt nicht der Mörder des meinigen; denn Lord Kildare iſt nicht Dein Vater!"

„Lord Kildare nicht mein Vater? Was redeſt Du, Lewis?"

„Die Wahrheit, meine ſüße Braut! Freue Dich, es iſt Alles erwieſen. Sally iſt Kildare's Tochter, und Du biſt das Kind des unglücklichen Evans O'Neil. Hier dieſe beiden Alten werden Dir meine Worte beſtätigen, werden Dir alle Beweiſe liefern." Damit deutete er auf Peppy, und O'Kelly die unterdeſſen, von Eliſabeth unbemerkt, hereingekommen, hinter ihr ſtanden. „Kennſt Du ſie?"

„Ich grüß' mit Gott, Mylady!" ſagte die Schenkwirthin knirend.

„Gottes Segen auf Dein Haupt, geliebte Tochter der wahren Kirche!" ſprach O'Kelly feierlich, die Hand über Eliſabeth erhebend.

„Mutter Peppy! Pater Auguſtin! Sally! Kildare! O'Neil!" flüſterte Eliſabeth in ſich hinein und faßte ſich an der Stirn. „Wie iſt mir denn? Wach' ich, oder träum' ich? Sagte man mir nicht, daß ich nicht Lord Kildare's Tochter ſei?"

„So iſt es die Wahrheit," verſetzte Peppy. „Wir können's bezeugen, der hochwürdige Pater und ich, und haben auch alle Papiere, die zum Beweiſe nöthig ſind, bei uns."

„Und wer bin ich denn, alte Frau?" ſchrie Eliſabeth auf.

„Wie Euch der gnädige Squire ſchon geſagt, Maſter Evans O'Neil's — Gott ſchenke ihm ewigen Frieden! — eheliche und leibliche Tochter."

„O Himmel! Wie iſt das möglich! Macht mich doch nicht wahnſinnig mit Euern Reden! Zuviel des Schrecklichen ſtürmte ſchon auf mich herein!“

„Dankt es doch Gott und den Heiligen, Miß Eliſabeth, daß der Mann, der jetzt ſein böſes ſelbſtgeſchaffenes Schickſal erfüllt, nicht Euer Erzeuger iſt.“

„Barmherziger Gott! Ich weiß nicht, was ich rede. Ich freue mich und bin erſchrocken, ich bebe und mein Herz ſchwillt vor Entzücken; die widerſprechendſten Gefühle ziehen mich hin und her.“

„Beruhige Dich, mein ſüßes Herz!“ ſagte O'Donnel, „und höre der Erzählung dieſer alten würdigen Leute zu. Sie ſind mir aus dem Hauptquartier hierher gefolgt, um Dich über Alles aufzuklären.“

„Kommt, Mutter Peppy! Kommen Sie, hochwürdiger Herr, und ſetzen Sie ſich. Erzählt mir, liebe Leute, aber wundert Euch nicht, wenn ich Alles wieder vergeſſe. Mein Kopf iſt verwirrt und brennt fieberiſch. O Gott, wie iſt doch das ſo ſeltſam! Ich kann es noch nicht glauben und begreifen. Doch erzählt mir, Peppy, erzählt!“

„Ja, Evans O'Neil, der edle Ire, der Mann aus dem alten vornehmen Geſchlecht der Häuptlinge, vom Elend geſäugt, kühn und verwegen gemacht durch den Jammer und geſtorben als Held, das war Euer Vater. Haltet feſt an dem großen Gedanken, daß dieſer ächte Irländer, dieſer Märtyrer für des Vaterlandes Freiheit, Euer Vater war und daß er, gleich Allen, die ihm ähnlich ſind, wie ein heller Stern an Irlands dunkelm Himmel der Nachwelt leuchtet, während Kildare's Andenken mit Fluch beladen auf die Nachwelt übergehen, ſein Name zum Wetzſtein dienen wird, die Rache der Kinder und Enkel unſrer Zeit zu ſchärfen."

„Aber Sally! Sally, die Unglückliche! die Arme! Wollt Ihr grauſam ihr auch den Vater, ihren einzigen Schatz, ihren Stolz, ihre Lebensnahrung rauben? — Doch ſtill! Mir kommt ein Gedanke. Nicht vergebens ſchickte ihr ein barmherziger Gott den Schlaf. Ihr habt mir O'Neil zum Vater geſchenkt; aber ihr dürfen wir ihn nicht rauben. Still! kommt mit mir in ein andres Zimmer. Sie könnte erwachen und uns hören." Und fort zog ſie die alten Gäſte mit Haſt in ein entferntes Gemach. Dort angelangt, ſagte ſie: „Nun erzähle mir, Frau, und vernehmt dann meinen Entſchluß. Aber gieb mir Wahrheit, ſtrenge Wahrheit, und erwarte nicht, daß ich ohne die klarſte Ueberzeugung die Gewohnheit meines Lebens fahren laſſe."

„Laß ſie, Eliſabeth!" rief O'Donnel. „Du haſt mich dafür gewonnen."

„Nackte Wahrheit ſoll Euch werden, Miß Eliſabeth," verſetzte die Schenkwirthin, „ſo gewiß ich Euch hochverehre und ſo gewiß die Rache eines betrogenen Weibes die erſte Veranlaſſung zu jener Verwechſelung geworden iſt. In den Kirchenbüchern der ſüdlichen katholiſchen Grafſchaften werden, wie Ihr vielleicht wißt, die an den getauften Kindern bemerkten angebornen Abzeichen und Muttermale verzeichnet; ein ſchöner und weiſer Gebrauch aus Irlands Vorzeit. Hier iſt Euer Taufzeugniß, Sahrah*) O'Neil, und hier ſteht der Mann, der Euch taufte und dies Zeugniß ausſtellte. Das auf Eurem ſchönen weißen Nakken befindliche Mal in der Geſtalt einer Erdbeere werdet Ihr darin erwähnt finden, und Pater O'Kelly wird Euch genau die Stelle dieſes Zeichens angeben, die er ſich gar wohl gemerkt hat."

Eliſabeth warf erröthend einen Blick auf das ihr dargereichte Dokument und wandte ſich dann mit einem bejahenden Kopfnicken gegen den Prieſter. „So gehöre ich demnach der katholiſchen Kirche an, wie mein Lewis?"

„Du biſt eine Tochter der wahre Kirche Chriſti," entgegnete O'Kelly mit Salbung.

„Vielleicht iſt es Euch noch nicht bekannt, Miß, daß ich aus der Grafſchaft Fermanagh ſtamme," begann Peppy ihre Erzählung, „und daß ich auf die ſem Schloſſe Roughcligh, wo wir uns jetzt befinden, geboren und aufgewachſen bin. Ja, ich ſtehe hier auf heimiſchem Boden. In dieſem, der Familie Kildare ſeit uralter Zeit angehörigen Schloſſe iſt mir jeder Winkel, in dem Park jeder Strauch bekannt. Hier erfuhr ich meine erſten kleinen Freuden und große Leiden. Mein Vater war hier Parkwärter und Wildhüter des alten Grafen Kildare. Ich, ſein jüngſtes Kind, war die Freude ſeines Alters. Ich war ein unbefangenes Ding und ſchön dabei, wie mir die Leute ſagten, als Lewis Kildare, von ſeinen Reiſen zurückgekommen, mich des erſten Blickes würdigte. Meine geringen Reize feſſelten ſeine Sinne, und ſo verſäumte er keine Gelegenheit, mich in unſrer Wohnung, wo ich fleißig und froh der kleinen netten Wirthſchaft vorſtand, aufzuſuchen, wenn der Vater in ſeinen Geſchäften die weitläufigen Forſten durchzog. Doch eilen wir hinweg über dieſe Scenen, welche zu den bitterſten Erinnerungen meines Lebens gehören! Euch kann genügen, zu erfahren, daß ich durch des Lords eifrigſtes Beſtreben, meinem Hange zur Eitelkeit zu fröhnen, ſowie durch ſeine Verſprechungen, denen ich Leichtgläubige, die außer dem Parke und den Ufern des Carneſee's wenig von der Welt geſehen hatte, gern vertraute, ſeinen Verführungskünſten und ſüßen Lockungen endlich als Opfer fiel. Der Gram darüber tödtete meinen Vater, deſſen Stolz und Stütze ich bis dahin geweſen war. Dieſer erſte furchtbare Schmerz vergiftete alle Blüthen meiner Jugend. Die Folgen meines Fehltrittes wurden laut; Lewis Kildare tröſtete mich mit ſchalen Worten, an die ich mich anklammerte, wie ein Ertrinkender an einen auf dem Waſſer ſchwimmenden Zweig; doch bemerkte ich bald, daß er mich mied. Eines Tages ſah ich ihn auf der Jagd in der Nähe unſerer Wohnung; ich trat plötzlich, als er ſich's nicht verſehen, vor ihn hin und mahnte ihn mit bangem Zagen, doch von Verzweiflung getrieben, an die Erfüllung ſeiner Verſprechungen und fügte, von ſeiner Kälte empört, die Drohung hinzu, mich ſonſt an ſeinen Vater zu wenden, der ein ſehr ſtrenger Mann war. O ich Thörin, die ich mich der eitlen Hoffnung hingegeben hatte, den Grauſamen zu erweichen!“

---

*) Sahr iſt Diminutiv von Sahrah

„Mit den Worten: Verſuch's, Unverſchämte, auf die Gefahr hin, vom Alten mit den Hunden aus dem Schloſſe und von unſern Beſitzungen gehetzt zu werden! warf er mir ſeine Börſe hin und wandte mir, der Erſtarrten, den Rücken. Doch ſchnell drehete er ſich wieder um und ſagte mit ſanfter Stimme: Sei vernünftig, Peppy, und ich gebe Murphy M'Nulligan Deines Vaters Dienſt. Er iſt ein hübſcher Burſche und nimmt Dich gern zur Frau. Ich aber bleibe nach wie vor Dein ſüßer Freund; damit ſtreichelte er mir die heiße Wange und ging dann pfeifend davon."

„Schaam, Verzweiflung, Rache kämpften einen langen Kampf in mir, ehe ich mich von der Stelle, auf der ich niedergeſunken war, erhob, um mit ſchwankenden Tritten den Schauplatz meiner tiefſten Erniedrigung zu verlaſſen. Der troſtloſe verzweifelte Jammer behielt die Oberhand, und meiner ſelbſt unbewußt, in einem an Wahnſinn gränzenden Zuſtande, ſtürzte ich an die Ufer des See's. Noch ein Seufzer, ein wortloſes Gebet, vielmehr ein Gedanke, in welchem ich meine Seele der Barmherzigkeit Gottes empfahl, und — die Fluten rauſchten über mir zuſammen. Das Schickſal wollte meinen Untergang nicht, es hatte indeſſen anders über mich beſtimmt und mich zum Werkzeug gegen Lord Kildare aufgehoben."

„Als mein Bewußtſein zurückkehrte, ſah ich mich zu meiner Verwunderung, mit Schmerz, in meinem kleinen Zimmer im Forſthauſe. Mein Schutzgeiſt, eine junge Dame, deren engelſchöne Züge, deren mildes Auge einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck auf mich machten, ſaß an meinem Bette. Ich hatte ſie ſchon einige Male auf dem Schloſſe mit einem würdigen alten Manne geſehen, aber ich wußte nicht, wer ſie war. — Dank Dir, gütiger Vater, daß Du mich zum Werkzeug ihrer Rettung werden ließeſt! — liſpelte ſie, und Freude überſtrahlte ihr Geſicht, als ich die Augen aufſchlug. Die ſchöne, noch ſehr junge Unbekannte war die vor einiger Zeit auf den dringenden Wunſch ihres Vaters verlobte Braut von Lewis Kildare, Miß Katharina Thomton, Eure vortreffliche Mutter, Sir Lewis O'Donnel. Ich mußte ihr mein Schickſal erzählen. Nachdem ich geendet, ſchien ſie faſt noch mehr ergriffen, als ich ſelbſt, und berichtete mir, wie ſie mit ihrem Vater im Augenblick, als ich mich in den See geſtürzt hätte, auf dem Wege zum Schloſſe vorüber gefahren und meine Retterin geworden wäre."

„Miß Thomtan, die den frivolen Kildare nicht liebte, erhielt durch dieſen Vorfall Veranlaſſung, die eingeleitete Verbindung ſchnell abzubrechen. Schon am nächſten Morgen verließ ſie mit ihrem Vater das Schloß, um nie wieder dahin zurückzukehren. Ihre Bitte, mich mitnehmen zu dürfen, wurde ihr gern vom alten Herrn gewährt."

„In Balliford, dem Sitz des Baron Thomton, Ihres Großvaters, Sir Lewis, wurde ich von einem Knaben entbunden, deſſen körperliche Ausbildung aber durch die Ausführung meines verzweifelten Entſchluſſes gelitten zu haben ſchien; er war und blieb klein und unanſehnlich. Vielleicht laſtet auch der Fluch meines Vaters auf ihm, ſowie die Sünde des ſeinigen. Ihr kennt dieſe verhunzte Geſtalt, es iſt Tim Ruuthan, der als mein Vetter bei mir erzogen wurde."

„Tim, der Hausknecht?" rief Eliſabeth überraſcht; „er iſt Dein und des Lords Sohn!"

„So iſt's. Man ſagte allgemein, der Junge ſei von den guten Leuten getückt worden; nun oft genug iſt er in Mondſcheinnächten auf der Heide umhergeſchwärmt; es kann wohl ſein. Ich weiß es nicht. — Meine gnädige Gebieterin hatte früher ſchon in Dublin Sir William O'Donnel kennen gelernt, ja ihn ſchon damals im Stillen verehrt und geliebt, obgleich ſie kaum den Kinderjahren entwachſen war. Der edle Baronet hatte für die zarte jugendliche Schöne dieſelben Gefühle gehegt, aber die Erklärung ihres Vaters, daß ſie für Kildare beſtimmt ſei, ſcheuchte jede Bewerbung zurück. Beide erfuhren über acht Jahre nichts von einander; ich war vom Himmel erleſen, das ſchwache Werkzeug ihrer endlichen Vereinigung zu werden. Lord Kildare, durch den Tod ſeines Vaters zum unbeſchränkten Herrn geworden, ließ nämlich kein Mittel unverſucht, Miß Katharina wieder zu gewinnen, beläſtigte, verfolgte ſie überall und wurde ihr dadurch nur unausſtehlicher. Sie beredete alſo ihren Vater, der die Formen der Höflichkeit nicht gegen den Lord verletzen wollte, ihr die Erlaubniß zu einem längern Aufenthalt bei ihrer ältern, in Frankreich verheiratheten Schweſter, Ihrer Tante, Sir Lewis, zu geben, um vor Kildare's Nachſtellungen ſicher zu ſein. Dieſe wurde gern bewilligt, und wir reiſeten kurz nach meiner Entbindung ab. Mein Kind ließ ich in guten Händen. Aber ſchon im nächſten Frühling trieb mich das Heimweh nach unſerer grünen Inſel zurück. Miß Katharina blieb in Frankreich, wohin auch ihr Vater kam, der dort geſtorben iſt. Das Schiff, auf welchem ich überſetzte, landete in der Kenmare-Bai, und ich übernachtete in der Heideſchenke, deren Wirth damals der alte Ned Toole war. Der geſprächige Mann hatte mir bald abgefragt, daß ich keinem Menſchen auf der Inſel angehörte und in Dienſt gehen wollte; und er bot mir an, mich als Schenkmädchen zu behalten, wenn ich bleiben wollte. Ich ſah denſelben Morgen Jerry Toole, den Sohn, der bei Sir William O'Donnel auf Lindſayhall Leibdiener war (ſein Vater war es auch geweſen und alle Vorfahren deſſelben hatten den O'Donnels gedient), und ich blieb im Hauſe. Nun Jerry wurde bald darauf mein Mann und Bobby, mein Aelteſter, erfreute noch den alten Ned. Als er ſtarb, übernahmen wir die Schenke, und ich gebar meinem Manne Kinder. Pater O'Kelly wurde mein Gewiſſensrath und Herzensvertrauter. Durch ihn erfuhr mein Mann von Tim's Daſein, und die gute Haut nahm den Jungen unter dem Namen eines Vetters in's Haus. So wuchs er mit meinen übrigen Kindern auf, und Niemand wußte weiter von ſeinem Urſprung. — Manches Jahr hatte ich ſchon als Frau und Mutter in der Schenke gelebt, als Sir William mich mit einem geheimen Auftrag beehrte. Dora M'Auth, die ſchöne Tochter eines andern Dieners des O'Donnelſchen Hauſes, hatte mit dem jungen Herrn einen ſüßen Herzensbund geſchloſſen, und er würde ſie geheirathet haben, hätte er nicht den Zorn ſeines noch lebenden Vaters und der übrigen Familienglieder gefürchtet; aber auch Dora widerſtand; ſie war ein taubenfrommes Weſen nnd ſtrebte nicht ſo hoch; ſie wollte nur den edlen Sir lieben und war glückſelig, da ihr dies vergönnt war, und ſie ſich wieder geliebt wußte. Aber ihre Liebe brachte ſie in denſelben Fall, in den mich meine Eitelkeit geführt, und Sir Williams ſchwärmeriſche Zärtlichkeit hatte dieſelben Folgen bei ihr, die Kildare's Sinnlichkeit bei mir gehabt hatte. Der edle Herr machte meinen Mann, ſeinen treueſten Diener, zum Vertrauten, und durch dieſen wurde ich in das Geheimniß gezogen. Dora wurde heimlich in der Heideſchenke entbunden, Pater O'Kelly taufte ihr Söhnlein; es war Michaul, der nun anerkannte Maſter O'Donnel. Die erſte Pflege deſſelben fiel mir anheim. — Nach einigen Jahren kam Miß Katharina Thomtan, als ihr Vater in Frankreich geſtorben war, mit ihrer Schweſter nach Irland, um ihr Erbe anzutreten. Miß Katharina's Anhänglichkeit an meine geringe Perſon vermochte ſie, mich aufzuſuchen; ich hatte ihr nämlich meinen Aufenthalt und die Veränderung meiner Lage getreulich gemeldet. O, ich kann Euch nicht beſchreiben, welche Freude ich empfand, als ich die hohen Frauen wieder ſah! Kaum aber war in Lindſayhall bekannt worden, welche vornehmen Gäſte die Heideſchenke aufgenommen, als Sir William im Auftrage ſeines Vaters erſchien, ſie in's Schloß einzuladen. Das war ein Wiederſehn! Heiliger Patrik! Nun ich brauche Euch nicht zu ſagen, daß Sir William und Miß Katharina in kurzer Zeit Verlobte und bald darauf glückliche Gatten waren und ſich Niemand mehr über ihr Glück freute, als die gute Dora M'Auth. Sie wurde bald darauf ebenfalls eine glückliche Frau; denn Tom Dahna, der Parkwärter, war die treueſte und bravſte Haut von der Welt. — Ich beſaß die Liebe meiner jungen Herrin im hohen Grade und wurde die Pflegerin ihrer Kinder. Gottlob! ich bin in meiner Treue zu ihr nicht gewichen bis an ihr ſeliges Ende. Wir lebten alle glücklich und froh zuſammen, und Niemand dachte mehr an den im Norden hauſenden Lord Kildare. Da hörten wir plötzlich, er habe das O'Neilſche Gut Bridgehall in unſerer Nähe gekauft. Euer Großvater Cuddy O'Neil war durch fremde und eigne Schuld, vorzüglich durch Irlands allgemeines Unglück, faſt ganz herabgekommen und in die Wirren der Zeit und des Landes verwickelt, geächtet und vertrieben worden; er hatte das letzte Gut ſeines Hauſes ſchon mit großen Schulden übernommen. Sein Sohn Evans zog nach Dunmoore, wo ihm ein kleines mütterliches Eigenthum geblieben war. Er heirathete die Tochter einer guten Familie, Nelly Mora, und trieb Feldbau. Aber die Frau mochte ſich nicht an das dürftige Leben gewöhnen; ſie war ſtolz und eitel, beneidete die Reichen und vor allen Lord Kildare, der nach Bridgehall gezogen war. Ihn im Beſitz des ſchönen Gutes zu ſehen, was ihrer Meinung nach ihrem Manne und ihren Kindern gehörte, war ihr ſchier unerträglich. Ihre Wirthſchaft führte ſie dabei ſchlecht und mehrere Kinder ſtarben nach der Reihe. Sie beſuchte mich oft in der Heideſchenke und ließ ſich mein Lebenswaſſer gut ſchmecken. Dabei ſchimpfte ſie weidlich auf Lord Kildare. Auch in mir waren, ſeit ich den Lord, der mich gar nicht mehr zu kennen ſchien, wiedergeſehen, die alten Rachegedanken erwacht. Ich lechzte nach Rache, ich quälte mich mit hundert Plänen, mich an dem abſcheulichen Manne, der weder nach mir, noch nach meinem Kinde fragte, zu rächen. Ich ſah ihn oft in Lindſayhall, denn er war ſtets da und drängte ſich ſogar dazu, Euer Pathe zu werden, Sir Lewis. Nun er hat Euch mit ſeinem Namen nichts Böſes gegeben. Ihr ſeid eben ſo edel, wie er ſchlecht iſt. Zu jener Zeit vermählte ſich der Lord auch; er führte eine ſtolze kalte Dame aus England nach Bridgehall. Ich weiß nicht viel von ihr zu ſagen; ſie ſtarb im erſten Kindbett, nachdem ſie ein Töchterchen geboren hatte. Nun hört, wie es zuging, daß Sally, das Kind der Lady, in O'Neil's Haus, Ihr aber, das Kind von Nelly O'Neil, in des reichen Lords Haus kamt. Evans O'Neil war nach Dublin gereist; er ſuchte dort eine Vermehrung ſeiner Einkünfte, was ihm aber ſchlecht gelang. Nelly war faſt immer bei mir in der Heideſchenke, faſt mehr als mir lieb war. Der Herr hatte ihren Schooß wieder geſegnet und ſie hatte großes Vertrauen zu meiner Hülfe. So geſchah es denn, wie ich befürchtete, daß ſie in meinem Hauſe von ihrer Entbindung überraſcht wurde. Sie ſchenkte einem Töchterlein das Lebenslicht; das warſt Du, ſüßer Liebling meines Herzens. Nun geſchah es, daß einige Tage darauf die Lady auf Bridgehall ihrem Gemahl auch ein Töchterchen brachte, aber noch ſelbigen Tages des Todes verblich. Man ſuchte ſchnell nach einer Amme für die Tochter des

Lords; die Dienerſchaft hatte von Nelly's Niederkunft gehört, ich war damals als eine geſchickte und erfahrene Frau ſchon bekannt, und ſo wurde das Kindlein in die Heideſchenke gebracht und meiner und Nelly's Pflege übergeben, bis man eine eigne Amme gefunden haben würde. Der Lord hatte in der Beſtürzung über den Tod ſeiner Gemahlin ſeine Zuſtimmung gegeben, ohne zu fragen. Kaum hatten wir das vornehme Kind ein Paar Stunden, als faſt zu gleicher ein böſer Gedanke in uns aufſchoß. Ich hatte die Gelegenheit zur Rache in der Hand; ich vermochte ſie nicht zurückzuweiſen; denn die Rache iſt dem Irländer in's Herz gewachſen. Ich und Nelly theilten einander unſre Gedanken mit. Sie ſah darin einen Fingerzeig Gottes, ihr Kind in den Beſitz der Güter zu bringen, die ihm, ihrer Anſicht nach, von Gottes und Rechts wegen eigentlich gehörten, und ihm die Lebensfreuden zu verſchaffen, auf welche es als eine O'Neil die gegründetſten Anſprüche habe, Kildare's Kind aber in Noth und Elend zu bringen. Ich zitterte vor Freuden, die eheliche Tochter meines Verführers eben ſo ärmlich und verſtoßen aufwachſen zu ſehen, wie mein uneheliches Kind, oder es auch untergehen zu ſehen. Der Gedanke, einſt vor den Lord hinzutreten und ihm meine Rache zu enthüllen, berauſchte mich. Nelly jubelte. Um uns mit unſerem

Gewiſſen abzufinden, entdeckten wir uns dem Pater O'Kelly, der gekommen war, Nelly's Kind zu taufen. Er gab ſeinen Segen zu unſerm Werk und taufte heimlich beide Kinder. Dadurch kam ein katholiſches Kind in das Haus des verhaßten Proteſtanten, und unſre Kirche zählte eine Seele mehr. Du biſt zwar ſpäter auch proteſtantiſch getauft worden, aber die erſte Weihe iſt allein gültig. Einige Tage nachher wurde das Kind des Lords zurückverlangt, da wandelteſt Du in den reichen Windeln nach Bridgehall und Sally in O'Neil's Haus. Das Geheimniß blieb unter uns Dreien und Evans hat nie etwas davon geahnet. — Ihr wuchſet Beide heran, und oft hat es mich im Herzen gejammert, wenn ich ſah, wie gut Sally war, und wie ſie von ihrer vermeintlichen Mutter gehaßt und ſchlecht behandelt wurde! — Der Lord konnte den ſtolzen Evans O'Neil nicht leiden, und Kildare trug einen großen Theil der Schuld, daß der armgewordene Mann nach London ging. Wie Nelly ſich gräßlich an Kildare's Fleiſch und Blut gerächt, wißt Ihr; die unglückliche Sally wurde durch Nelly's Anleitung und Verführung zur öffentlichen Dirne. — Heute iſt das Werk meiner Rache vollendet: Kildare weiß, was ich gethan."

„Er weiß es?" rief Eliſabeth erſchüttert.

„Alles. Das war die rechte Strafe ſeiner Uebelthaten.“

„Eliſabeth verhüllte ihr Haupt und weinte. „O Sally! Sally! unglückliches armes Opfer der Rache!“ ſchluchzte ſie endlich. — „Du haſt Dich fürchterlich gerächt, Frau! Ich ſchaudere.“

„Schlimmer, als ich wollte,“ verſetzte Peppy; „doch wer kann wiſſen, wenn er den vergifteten Pfeil ſchleudert, welch unberechnetes Unheil derſelbe anrichtet? Das war die Schickung einer höhern Macht; wir müſſen ſtill dazu ſein.“

„O Ihr Lieben,“ ſagte Eliſabeth, „hört meinen Vorſchlag! Noch vor einer Stunde ſprach ſich Sally über Evans O'Neil, als ihren Vater, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung aus. Es wäre übermenſchlich hart und grauſam, ihr dieſen Schatz, den Stolz auf O'Neil, zu rauben. Sie bleibe ruhig durch unſre fernere Bewahrung des Geheimniſſes. Zu ihren unausſprechlich großen Leiden würde ſich noch die Schande ihres Vaters geſellen und erdrückend ſchwer auf ihr laſten, ſo daß die Entdeckung ſie jedenfalls gränzenlos unglücklich machen würde. Was frommte ihr auch ein Vater, der vielleicht wenige Augenblicke ſpäter den Tod des Verbrechers ſterben muß? Laßt ſie alſo meine Schweſter ſein! Vergönnt der Armen, ſich mit mir in den edlen Vater zu theilen; nein, laßt ihr den

Helden Evans in ihrem Wahne allein; mir thut es ja keinen Eintrag, und wer wollte ihr nicht gern dieſe kleine Entſchädigung für die größten und bitterſten Verluſte gönnen? Was aber der rechtmäßigen Tochter Kildare's an irdiſchen Glücksgütern zufällt, das laßt mich ihr auf eine geſchickte Weiſe, ohne daß ſie Argwohn ſchöpft, abtreten und helft mir dazu, ihr das Ihrige zu erſtatten."

„Ueberlaſſe das mir allein, ſie vollkommen zu entſchädigen," ſagte Lewis. „Sie ſoll um nichts zu kurz kommen!"

„Wie Du es willſt, wie Du es machſt, Lewis, mein Geliebter, mein Gebieter, jetzt meine einzige Stütze, da auch das letzte Band, das mich an jenen Mann gefeſſelt hielt, gelöst iſt. Dir vertraue ich nächſt meinem Gott am meiſten. Handle für das Volk, handle für Sally, nach Deinem Gewiſſen. Es iſt ja rein von jeder Schuld und wird es ewig bleiben! Nicht wahr, mein Lewis?"

„Dank Dir, meine Eliſabeth, für Dein kindliches Vertrauen! Ich will es zu verdienen bemüht ſein. Nur getreue Männer waren im Zelte zugegen, als Peppy's unverſöhnlicher Haß gegen Kildare ſie zu der Unbedachtſamkeit hinriß, Deine Abkunft zu offenbaren. Es iſt mir ein Leichtes, ſie zum Schweigen zu vermögen. Du wirſt indeſſen wohl, bis ich eine ſichre Gelegenheit finde, Dich zu meinen Freunden nach Frankreich zu ſenden, bei uns im Lager verweilen müſſen.“

Ein von dem die äußerſten Vorpoſten befehligenden Offiziere abgeſchickter Gebirgsjäger, den man, nachdem er den Oberfeldherrn lange vergeblich im Lager geſucht, endlich nach Roughcligh gewieſen hatte, trat jetzt haſtig mit der Meldung ein, daß man eine außerordentliche Bewegung im feindlichen Lager wahrnehme, aus der ſich irgend eine Unternehmung auf die dieſſeitige Stellung ſchließen laſſe. Auch hätte ein zurückgekommener Kundſchafter ausgeſagt, daß neue Verſtärkung im engliſchen Lager angekommen ſei und daß eine feindliche Abtheilung von Galway her den Rücken der Verbündeten bedrohe.

„Ich werde auch Verſtärkung ſchicken,“ entgegnete O'Donnel; „thut nur Eure Pflicht, meine braven Jungen, ſowie ich es an Euch gewohnt bin. Sobald der erſte Schuß auf Euern Poſten fällt, ſoll's an mir nicht fehlen. Sagt das Euerm Offizier. Wer kommandirt Euer Piquet?“

„Kapitän Edward O'Flaherty von Sandgemore, Ew. Gnaden zu dienen,“ erwiederte der Scharfſchütz.

„Edward O'Flaherty iſt einer meiner bravſten Offiziere. Der Poſten konnte keinem Beſſern anvertraut werden! Sagt dem wackern Hauptmanne, daß ich heute ganz beſonders auf ihn rechnete. Könnt Ihr mir ſagen, ob Leßlie's letzte Abtheilung ſchon heran iſt?"

„Sie zog eben in's Lager, als ich daſſelbe verließ," antwortete der Jäger.

„Nun wohl, dann werden wir den Herren drüben ein ſtark Stück Arbeit geben; meinſt Du nicht auch ſo, wackrer Landsmann? Du biſt aus Tyrone, der Ausſprache nach" — er klopfte dem ſich dadurch geſchmeichelt fühlenden Iren vertraulich auf die Schulter — „und des Lords Verrath wird noch manchem ſtolzen Britten das Leben koſten, ehe ſie die Früchte deſſelben genießen. Jetzt geh' mit Gott, mein Sohn, und richte pünktlich aus, was ich Dir aufgetragen habe."

„Gottes und aller ſeiner Heiligen Zorn über den Lord und über die engliſchen Ketzer in den rothen Röcken!" rief der Mann aus Tyrone. „Wir geben ihnen kein Quartier, großer Anführer, ſo wahr wir die Vergebung unſrer Sünden im letzten Stündlein hoffen. Drauf und dran alſo, Sirrah! Iſt doch das Leben der Abtrünnigen, wovon unſer ſchönes Land hier wimmelt, nicht mehr werth, als das eines tollen Hundes, und der Ire zieht's vor, auf dem grünen Boden ſeines Vaterlandes zu ſterben, als zwiſchen Himmel und Erde am Galgen, als Futter für die Raben, wofür uns die Engländer allein noch gut halten. Irland für immer! Gott behüte Eure Gnaden!“ Mit dieſen Worten machte er eine ziemlich regelrechte militäriſche Schwenkung und verließ das Zimmer, um ſeine Dienſtpflicht zu erfüllen.

„Schnell ſcheint ſich die Stunde der Entſcheidung zu nahen,“ ſagte O'Donnel, Eliſabeths Hand ergreifend. „Bangt Dir noch nicht, mein Mädchen, nach dem, was Du ſo eben vernommen? Der Religionshaß iſt auf's Neue im Volke erwacht und wird vereint mit dem unverſöhnlichen Haß gegen unſre Unterdrücker den bevorſtehenden Kampf zu einem der blutigſten auf dieſem Boden machen. So ſtehe ich denn endlich am Ziele, nach dem ich ſo ſehnſüchtig, wie der Wandrer in der Wüſte nach der quellenreichen Oaſe, jahrelang geſtrebt habe. O Freiheit! ſchönſte Gottesgabe, für jegliches ſeiner Kinder beſtimmt, entweder weht morgen ſiegreich Dein Panier über dieſe Fluren, oder Deine beſſern Söhne ſterben nutzlos im rühmlichen Kampfe für Vaterland und Ehre.“

„Nicht in Deinem Lager laß mich unthätig weilen, mein Lewis!“ bat Eliſabeth. „Ich müßte mich ja von Sally beſchämen laſſen. Kann ich auch nicht, wie ſie, das ſtarke, abgehärtete Heldenmädchen, mich in die Reihen der Kämpfer ſtellen, ſo überlaß mir das nicht minder ehrenvolle Geſchäft, mich der Verwundeten anzunehmen, ihre Wunden zu verbinden, ihre

Schmerzen zu ſtillen, ſie zu warten und zu pflegen. Dazu fühl' ich noch Kraft und Beruf."

„Du warſt ja ſtets der wohlthätige, ſchmerzenlindernde Engel des Volks," verſetzte Lewis, ſie auf die Stirne küſſend. „Bleibe Deinem ſchönen Berufe treu. Und nun laßt uns gehen!"

„Ohne Sally? Nimmer! Sie kann ich nicht verlaſſen. Und doch möchte ich ihren Schlaf nicht ſtören."

„Laß uns zuſehen, vielleicht iſt ſie erwacht."

Sie gingen nach dem Schlafzimmer.

Ruhig ſchlummernd lag die Arme; in ihren Zügen ſpielte ein holdes Lächeln mit den Locken, die aufgelöſt ihr über Schläfe und Nacken hingen. Das ſchöne bleiche Geſicht hatte den ſeligen Ausdruck höchſter Befriedigung. Stumm ſtanden die vier Menſchen umher die einen ſo mächtigen Einfluß auf ihr Schickſal ausgeübt, und betrachteten die holde Schläferin mit wehmüthigen Gefühlen. In Peppy's Herzen regte ſich etwas, wie Reue; in Eliſabeth's Augen erglänzten Thränen, und Lewis ſprach leiſe: „Es wäre grauſam, Deinen Schlummer zu ſtören. Schlafe, armes, gemißhandeltes, für fremde Schuld ſo ſchwer büßendes Herz. Hoffen wir, daß ein gütiger Gott ihr im Schlafe Erſatz gebe für die ſchuldlos erduldeten Leiden! Schlafe aus, Du müdes, jammermüdes Kind!"

Der Pater O'Kelly breitete ſeine dürre zitternde Hand über die Schlafende und ſegnete ſie; dann legte er auch die Hand auf O'Donnels und Eliſabeth's Häupter. Es war ein ernſter heiliger Anblick, und ein ſtummes Gebet keimte in allen Herzen. Lewis küßte die ſtill weinende Eliſabeth, bat ſie, mit der erwachten Sally nachzueilen, warf ſich auf das Pferd und jagte nach dem Lager zurück. O'Kelly und Peppy beſtiegen ihren Wagen, um bei Kildare's Verurtheilung gegenwärtig zu ſein.

Vierzehntes Kapitel.

Die Schlacht von Eniskillen. — Loſung

O'Donnel trat in demſelben Augenblick in das große Zelt, als die Jury das fürchterliche „ſchuldig" ausſprach. Der Richter hatte zuvor, eh' er die Verbrechen, deren der Lord beſchuldigt werden, auseinander geſetzt, ſich vorſichtig, um gegen alle Chancen geſichert zu ſein, als das Organ einer *de facto* beſtehenden höchſten Volksgewalt vorgeſtellt.

Eine Todtenſtille herrſchte während einiger Minuten über der Verſammlung; dann erhob ſich der Richter und entblößte das bisher bedeckte Haupt. Sein Auge weilte lange auf dem Eingange des Zeltes; man ſah es ihm an, daß er noch irgend auf einen Zufall rechnete, der ihn ſeines hier illegitimen Amtes und Ausſpruchs entheben möchte. Seine Sehnſucht war jedoch vergebens. Kein Hoffnungsſtrahl leuchtete ihm, keiner dem vor ihm zitternden Verbrecher. Dann begann er mit gedämpfter, doch deutlicher Stimme, die ſich immer mehr ſteigerte, je mehr ihn der geſchlummerte Amtseifer hinriß: „Mylord! Die Geſchworenen haben das „ſchuldig" über Sie ausgeſprochen. Nach den Geſetzen der vereinigten Königreiche, die Se. Gnaden, der Baronet Sir Lewis O' Donnel, im Namen und von Wegen des ſouveränen Volks von Irland, gegen Sie mir anzuwenden befohlen hat, ſind Sie, da Ihnen wohl bekannt war, daß eine Souveränität des Volks in einigen und namentlich in dieſen Provinzen des Königreichs beſtand, als des Hochverraths am Volke überführt, ſowie ferner wegen des an der franzöſiſchen Regierung begangenen Eid- und Treubruches, welchen der Herr General dort documentirt hat, des Todes ſchuldig. Ich ſpreche es aus, dieſes Urtheil, über Sie, im Namen der Geſetze, auf welche das Volk zu ſeinen Gunſten provocirt hat, und empfehle Sie nunmehr der Barmherzigkeit des höhern Richters, des Richters über alle Menſchen ohne Unterſchied. Er ſei Ihnen dort gnädig, ſowie auch mir und allen Denen, welche mich, um über Sie zu richten, berufen haben!"

„Spart Eure Bemerkungen, Herr Richter!" fiel Leßlie unwillig ein. „Euer Amt iſt hier zu Ende. Kehrt jetzt unter ſicherm Geleit nach Hauſe zurück und handhabt hinfür die Geſetze, von welcher höchſten Gewalt ſie gegeben ſein mögen, ohne ſolche Deutung und Commentare, wie ich ſie geſtern Morgen aus Eurem Munde vernommen habe. Laßt ſie nicht ferner ſchlafen die Geſetze zum Nachtheil der Armen und Unterdrückten, denn es könnte mich ſonſt am Ende eine Luſt anwandeln, ſie zuerſt gegen Euch ſelbſt in Anwendung zu bringen, und das Reſultat könnte gar leicht ſein, daß Eure ſtattliche Perſon eine Euch höchſt unwillkommene Ausdehnung erführe.“

Der finſtre Häuptling ging hinaus und trat nach einiger Zeit, O'Kelly an der Hand führend, wieder vor den Lord. Der Greis faltete die Hände und begann langſam mit den ſchaurigen Worten: „Memento mori! Denk' an den Tod, Sünder! Thue Buße, bekehre Dich und tritt auf der Schwelle zwiſchen Leben und Tod zurück in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche.“

„Zurück, verfluchter Papiſt!“ ſchrie Kildare, und ſein Auge zeigte unverkennbare Spuren von Wahnſinn. „Ich will nicht ſterben und ich kann noch nicht ſterben. Ich habe noch niemals an den ſchrecklichen Augenblick gedacht. Mein Schaffen, mein Treiben bezweckte Macht, Ehre, Reichthum, Größe nur für dieſe Welt. Alle meine Gedanken, mein Sehnen, mein Hoffen, meine ſchlafloſen Nächte und meine Träume waren nur mit Lebensgenuß beſchäftigt. Bis zum letzten Tropfen wollte ich den Born irdiſcher Freuden erſchöpfen; nicht raſten wollte ich, ſo lange noch einer der unzähligen Wünſche und Forderungen, welche ich an das Leben machte, unerfüllt blieb. Wie wenig iſt erſt erreicht, und ich ſollte ſterben? jetzt ſterben? Graukopf, Du redeſt im Wahnſinn! Du biſt alt, Du haſt gut von Sterben reden; ich aber bin jung und lebensluſtig.“ Dabei brannte ſein Geſicht in Fiebergluth, krampfhaft zuckte ſein Mund, und ein ſchreckliches Lächeln, welches von Zeit zu Zeit über ſeine entſtellten Züge hinflog, deuteten an, daß Geiſtesverwirrung mit allen ihren Schrecken ihn ſelbſt erfaßt hatte.

„Denkt an Euren Schöpfer, Mylord, und an Eure Seligkeit, an ein Leben nach dem Tode, unglücklicher Mann! Eures Bleibens iſt nicht länger auf dieſer Welt!“ mahnte der greiſe Prieſter, mitleidig die Hand auf des Verurtheilten Schulter legend.

„Tod! Seligkeit! ewiges Leben! und, nicht wahr, ein ewiger, unparteiiſcher und gerechter Richter über uns Allen? Ha! woran mahnſt Du mich, fürchterlicher Menſch!“ rief Kildare, indem ſeine Bruſt ſich convulſiviſch erhob, und der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne perlte. „Iſt das der Troſt, den Ihr Prieſter den Sterbenden bringt? Tod!“ kreiſchte er noch einmal mit ſo ſchrecklicher Stimme, daß alle

Anweſenden ſchauderten — „und drüben, ſagteſt Du, nicht ſo? ein ewiges Leben und ein gerechter Richter, der Allen, ohne Anſehn der Perſon, nach ihren Thaten mißt? Sag': Nein, Mann! ſage: Mit dem Tode iſt Alles aus, mit dem Leben hört aller Wahnwitz auf und aller Verſtand, ich meine, der klügelnde Verſtand, der der Urquell aller unſrer Handlungen und unſrer Leiden iſt. O, wie mein Hirn brennt! Mein Blut iſt Feuer, und mein Herz iſt Eis! Habe doch Erbarmen mit mir, heiliger Mann! O, habt doch Mitleiden, Ihr Alle, und verſichert mir, daß es in einer Stunde ganz, ganz, auf immer aus mit mir iſt. Ich will Euch auf den Knieen danken, die ſich noch niemals gebeugt haben, für die größte mir erzeugte Wohlthat, größer, als wenn Ihr mir das Leben geſchenkt hättet." Bei dieſen Worten ſank er auf die Kniee nieder und ſtreckte flehend die Hände gegen die Verſammlung empor. „Seht! Ich flehe wie ein Bettler zu Euch, um ein Almoſen auf den letzten Weg. Denn wißt, ich will jetzt nicht mehr leben, ſeit der Prieſter einen Funken in meine Seele warf, der, ich fühle es, wenn ich leben bliebe, zur ſchrecklichen Flamme in mir aufloderte und mich verzehrte, bis unter den Qualen die morſche Hülle zuſammenbräche."

„Der Herr iſt barmherzig in ſeiner Langmut;

ein reuiger Sünder iſt ihm ſo lieb, wie alle die, welche nie fehlten, mein Sohn!“ ſagte O'Kelly mit Salbung.

„O, ſo betet für mich zu Eurem Gott! Ich kann nicht beten, ich habe nie gebetet,“ drängte Kildare, mit unausſprechlicher Angſt in den Zügen, die Hände des Prieſters feſt umklammernd.

Die Meiſten wandten ſich mit Entſetzen ab. Lord Wexford verhüllte ſein Geſicht, und die Damen liefen hinaus. Nur Peppy hielt Stand und ſchien ſich an Kildare's fürchterlicher Qual zu weiden. Nicht mehr gerührt, als ſeine hartherzige Mutter, ſchien Tim Ruuthan. Mit ſpöttiſchem Lächeln wandte er ſich an die umſtehenden Iren und ſprach: „Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht! Seht, Landsleute, des alten Samuel Dunfoore's Prophezeihung in ſeiner letzten Stunde iſt wörtlich eingetroffen. Eine böſe Ahnung ſchien freilich ſchon damals über Se. Herrlichkeit zu kommen; denn kaum hatte er die Worte des braven, alten Mannes vernommen, den ich, beiläufig geſagt, ihm ans Meſſer geliefert — nun, Ihr wißt es ja — als er auf ſeinem Goldfuchs davon ſprengte, als ſäße ſchon die ganze hölliſche Heerſchaar hinter ihm auf dem Kreuze ſeines Pferdes. Merkt auf die gerechte Vergeltung: Dunfoore und ſein Sohn kamen durch meinen Verrath an den Galgen; aber Maſter Henderſon und Kildare ſind auch durch mich dem Galgentode zugeführt. Mann um Mann, ſo iſt's recht; das iſt iriſche Rache."

„An den Galgen mit dem Lord! Auf, Brüder, laßt uns ſehen, daß dem Tyrannen ſein Recht geſchieht!" riefen die Iren und ſtürzten in wilder Unordnung aus dem Zelte.

O'Donnel hatte ſich vorher durch einige Worte der Verſchwiegenheit aller Anweſenden im Betreff Sally's verſichert. —

Schon begann das im Oſten ſich röthende Gewölk den jungen Tag zu verkünden, und einzelne Streiflichter, welche dem Aufgange des glänzenden Tagesgeſtirns voraneilten, ließen, trotz eines anfänglich nur leicht aufwallenden Morgennebels, die ſich jenſeit der Niederungen erhebenden Hügelreihen erkennen, als ſich das verbündete Heer in aller Stille aufſtellte, um Zeuge des an Lord Kildare zu vollziehenden Urtheils zu ſein, wozu alle Vorbereitungen gleich nach dem Ausſpruche der Sentenz getroffen warden waren.

Auf dem Earneſee jedoch und weiter hinaus über die denſelben umgebenen Ebenen lagerten die grauen Nebelmaſſen ſo dicht und geſchloſſen, daß man im Bereiche der Niederung keinen Gegenſtand deutlich erkennen konnte.

Man hatte eben dem von ſeinen Feſſeln entledigten Gefangenen noch einmal, dem Herkommen gemäß, den Urtheilsſpruch vorgeleſen und ihn befragt, ob er dagegen Einwendungen zu machen habe, welches er mit geſenktem Haupte, jedoch mit deutlicher Stimme, verneinend beantwortet, als man bei der tiefen Stille, welche über die im Viereck aufgeſtellten Truppen herrſchte, plötzlich ganz deutlich Gewehrfeuer in der Richtung von Kildare's Schloſſe her vernahm.

Ueberraſcht horchten ſowohl die Truppen, als auch ihre Anführer. Jeder war — obgleich vergebens — bemüht, den Nebel zu durchdringen. Man hörte nur fortwährend die regelmäßigen Salven des kleinen Gewehrs.

Regungslos und ohne Theilnahme an dem, was um ihn her verging, ſtand der Verurtheilte neben dem Henker, dem er bereits überliefert war, und der bei der allgemeinen Ueberraſchung Anſtand nahm, ſein blutiges Amt zu verrichten.

Erſt durch die Zögerung aufmerkſam gemacht, erhob Lord Kildare ſein dem Tode verfallenes Haupt in dem Augenblicke, als man gerade in der Front des Heeres das Geräuſch des noch in weiter Ferne über die Heide heranraſſelnden feindlichen Geſchützes vernahm. Auch auf dem linken Flügel, von der Stadt Eniskillen her, dröhnte jetzt die Erde unter den Hufen eines herantrabenden Reitergeſchwaders. Da kehrte plötzlich das Leben, welches während einer ſekundenlangen, aufmerkſamen Spannung von den Verbündeten gewichen zu ſein ſchien, zurück. Laut tönte des Baronets Commandoſtimme in der Sprache ſeines Landes; dazwiſchen erſchallten die Befehle des franzöſiſchen Heerführers. Jeder flog an den ihm ſchon vorher angewieſenen Poſten. Das große Viereck theilte ſich in viele kleinere, und in den Zwiſchenräumen wurden eiligſt die franzöſiſchen Geſchütze poſtirt. So ſtand in kurzer Zeit das Heer in Schlachtordnung da, mit Ruhe des Feindes Ankunft erwartend und mit Falkenblicken umherſpähend, wo er ſich zuerſt zeigen würde. Der Henker aber und ſein Opfer waren gänzlich vergeſſen; der Richter und die Jury entflohen. Während ebenſo Lord Wexford und Miß Margaret Fitzjames in den Nebeln des Morgens verſchwunden waren, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, tauchten plötzlich aus den grauen Duftſchleiern zwei Geſtalten auf, die im Galopp heranſprengten. Sally und Eliſabeth wurden erkannt und vom ganzen Heere jubelnd begrüßt. Sie brachten Kunde von der Richtung, in welcher der Feind heranziehe.

Bald zerriß der Nebel und ſank. Die feindlichen Colonnen ſtanden nicht weit von einander und warfen ſich grimmige Blicke. Die Sonne blitzte in tauſend Waffen wieder; da zuckte Feuerſchein auf, Donner rollte und Pulverdampf wälzte ſich dem verbündeten Heere entgegen, das ſogleich darauf antwortete. Heiß und blutig entbrannte die Schlacht und wälzte ſich nach Eniskillen, einem am Kanal gelegenen Städtchen, das den obern und untern Earneſee verbindet.

Eniskillen war der Schlüſſel der Poſition, welche die Verbündeten inne hatten. Während der linke Flügel ſich an den mehrere Meilen weit weſtwärts ſich in ſeiner ganzen Länge ausdehnenden See ſtützte, fand der rechte einen ſtarken Haltpunkt in dem Schloſſe Neughbeligh, zu deſſen alten Rampen und Wällen man noch einige neue Feſtungswerke in aller Eile hinzugefügt hatte, die ſo, wie der mit dichtem Gebüſch bewachſene Park das ſchnelle Vordringen des Feindes und den Gebrauch ſeiner Reiterei auf dieſem Puncte verhinderten.

Tapfer ſchlug ſich anfänglich auf dem linken Flügel das kleine, franzöſiſche Hülfscorps, angefeuert durch den perſönlichen Muth ſeines wackern Anführers. Trotz der Ueberzahl der auf daſſelbe eindringenden Feinde wich es keinen Fuß breit aus ſeiner Stellung, ſo ſehr ſeine Reihen auch gelichtet wurden.

Mit mörderiſchem Erfolge gebrauchten die iriſchen Landmänner, unterſtützt durch einige wohlbediente franzöſiſche Kanonen und von einem erfahrenen Anführer geleitet, die zur gefährlichen Waffe eingerichtete Senſe gegen die mit Unerſchrockenheit anreitenden engliſchen Dragoner, neben einem regelmäßig mit Feuerwaffen verſehenen, von Michaul O'Donnel im Centrum befehligten Corps. Die kühne Tapferkeit des Häuptlings erſetzte die ihm fehlende kriegeriſche Erfahrung, da es bei ihm nur die Behauptung des Bodens galt, auf dem er ſiegen oder ſterben wollte.

Roß und Mann wurden geſpießt und niedergemäht, ſo oft die Reiter ihren Angriff erneuerten, und ſchrecklich waren die weitklaffenden Wunden der edlen Thiere anzuſehen, die in Todesangſt, ſchaumbedeckt, mit weit aufgeriſſenen Nüſtern über das Blachfeld dahin ſprengten, ohne ferner auf die zügelnde Hand des Reiters zu achten.

Das Gefühl hundertjähriger Schmach und blinder Fanatismus beſeelte die Iren und verdeckte den Mangel an Disciplin. Wuth, ihre furchtbar verſtümmelten Cameraden zu rächen, und glühender Nationalhaß befeuerte die Engländer. Man ſah an dieſem Tage auf beiden Seiten Wunder der Tapferkeit, und lange blieb es zweifelhaft, welche von den kämpfenden Parteien den Sieg davon tragen würde, da es um Mittag den Anſchein hatte, als wenn die Verzweiflung eines gemißhandelten, von allen europäiſchen Nationen bemitleideten Volkes über die Taktik eines geübten Heeres triumphiren würde.

Da erhielt Sir Lewis, welcher die frühern nicht hatte beachten wollen, die letzte, ernſte Meldung vom franzöſiſchen General, daß der Zuſtand ſeines Corps, deſſen Tapferkeit ſeine eignen Erwartungen übertroffen und jetzt über die Hälfte geſchmolzen ſei, den ungeſäumten Rückzug nöthig mache. Die Bewegung ſei um ſo dringender zu vollführen, da er die ihm untergeordneten Iren, die ſeit mehreren Stunden einem mörderiſchen Feuer des engliſchen Geſchützes, das zu erwidern er ſich außer Stand befände, ausgeſetzt wären, nicht länger zuſammen zu halten vermöge. Die günſtige Zeit ſei zwar ſchon vorüber, einen geregelten Rückzug anzutreten, ſo ſchloß die kurze Depeſche, jedoch wolle der General Alles aufbieten, dem Feinde ſpäter in einer günſtigen Stellung, etwa in den Engpäſſen von Sligo oder Lintrim, den Weg zu verlegen, um im allerunglücklichſten Falle die Einſchiffung der Ueberreſte ſowohl der Iren, als der Franzoſen zu bewerkſtelligen.

„Wohlan denn!" rief der Baronet dem Bruder zu, der abgeſchickt, um ſich von der Nothwendigkeit des Rückzuges zu überzeugen, ihm die Nachricht brachte, daß die Franzoſen über die Hälfte todt auf dem Wahlplatze lägen, und der General Humbert ſelbſt bereits aus mehreren Wunden blute, — „retten wir unſre Bundesgenoſſen! Iſt dies geſchehen, und wird uns

Uebrigen der hier noch ſchwankende Sieg doch noch entriſſen, ſo laß uns wenigſtens ſterben, mein Bruder, auf dem Felde, wo wir den Britten gezeigt haben, daß die Iren zu fechten verſtehen."

Sally, die vom Anfange des Kampfes an in Offizieruniform unter O'Donnel's Adjutanten ihm ſtets zur Seite geweſen war und aufmerkſam auf Alles geachtet hatte, was um ſie her verging, hatte auch des Baronets letzte Worte nicht überhört und rief näher herantretend: „Was Sie auch beſchließen, Sir Lewis, vergönnen Sie mir, mich nicht von Ihnen trennen zu dürfen."

„Du bleibeſt bei mir, Sally!" flüſterte O'Donnel ſchmerzlich, übergab dem Bruder den bisher von ihm geführten Befehl über das noch erfolgreich kämpfende Mitteltreffen und Sally ein Zeichen gebend, ſprengte er, nur von ihr und einem Diener begleitet, dem Schloſſe zu, wo Leßlie bisher das Commando geführt, und wohin O'Donnel ſchon vor mehreren Stunden Eliſabeth, Peppy, O'Kelly und alle Verwundeten geſchickt hatte.

Dieſer Punct wurde jetzt der wichtigſte, aber auch zugleich der gefährlichſte, da nur von deſſen möglichſt langer Behauptung der allgemein geſicherte Rückzug des Heeres abhing, indem dem Feinde, ſobald dieſe Stellung genommen war, ein Weg geöffnet wurde, auf welchem er die Straße nach Killala früher, als Humbert mit ſeinen Franzoſen und den Iren, erreichen konnte.

„Setzen Sie Mißtrauen in meinen Muth, Sir Lewis, daß Sie mich zum Mitteltreffen ſenden wollen?“ fragte Leßlie, der die Schwierigkeit des ihm anvertrauten Poſtens kannte, mit dem Tone des Unwillens, als er von O'Donnel's Entſchluß, hier ſelbſt den Befehl zu übernehmen, unterrichtet war.

„Nur das größte Vertrauen auf Ihre Einſicht, ſowie auf Ihre Tapferkeit, lieber Leßlie, konnten mich beſtimmen, Ihnen den Befehl über das Hauptheer zu übertragen, während ich mich ſelbſt mit einem Nebenpoſten begnüge,“ erwiederte der Baronet.

„Auf dem man nur durch Tod oder Gefangenſchaft abgelöſt wird, Sir Lewis. Ich weiß, daß Sie die letztere nicht wählen, warum wollen Sie daher nicht auch mir die Ehre des ehrlichen Soldatentodes gönnen?“

„Wer denkt an Tod oder Gefangenſchaft, mein theurer Freund, ſo lange unſre Fahnen noch hoch und frei im Winde flattern? Sehen Sie, wie mein Bruder dort kühn über die Gräben vorrückt! Ihm geht die Erfahrung ab; darum eilen Sie, wackrer Gefährte des heutigen Ruhms, das Commando dort zu übernehmen, ehe Mic ſich durch ſeine Tollkühnheit zu einer Unbeſonnenheit hinreißen läßt. Folgen Sie genau den Bewegungen unſrer Verbündeten am linken Flügel. Ich hoffe, es ſoll noch Alles gut gehen, wenn die Leute hören, daß Sie das Mitteltreffen führen und daß O'Donnel den Rücken Aller deckt.“

Gerührt ſtand Leßlie einige Augenblicke, die Größe und den Edelmuth des Mannes bewundernd, der ſich jetzt dem ſichern Tode weihete. „O, daß ich Sie erſt ſo ſpät als Irlands größten Patrioten kennen lernen mußte, Sir Lewis!“ rief er endlich aus. Nie würde meine Bahn eine andere, als die Ihrige geweſen ſein. Jetzt iſt's zu ſpät, denn Irlands böſes Schickſal tritt uns mit eiſernen Füßen nieder. Unſre Sterne gehen unter. — Und Du, tapfre Sally, leb' wohl für dieſes Leben! Mein ahnendes Herz ſagt mir, daß wir uns lebend nicht wiederſehen. Es iſt anders gekommen, als ich mir geträumt. Ich liebte Dich; doch hab' ich einen Blick in Dein Herz gethan und ſehe nun ſelbſt ein, daß es ſo beſſer iſt. Gott mit Euch!“

„Gott mit Ihnen,“ ſagte Sally erröthend, und Leßlie ſtürmte hinaus.

O'Donnel und Sally ritten in das Schloß, wo ſie von Eliſabeth empfangen wurden. Wie eine barmherzige Schweſter verband ſie hier Wunden, und Peppy ſtand ihr, Arzeneien reichend, getreulich bei.

Kaum hatte O'Donnel der Geliebten einige Augenblicke geſchenkt, als er ſchon wieder hinauseilte, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, die Truppen zu ermuntern und die Breſchen ausfüllen zu laſſen, die das feindliche ſchwere Geſchütz ſchon hier und da in beträchtlicher Weite in den äußern Werken geöffnet hatte.

Mit Freuden ſah er, wie der Rückzug in der weiten Ebene in ziemlicher Ordnung von ſtatten ging. Zwar entfernte ſich das verbündete Heer immer weiter aus ſeinen ſo ruhmvoll behaupteten Stellungen, doch wehte das iriſche Banner noch hoch und die Seinigen wehrten ſich tapfer, ehe ſie dem ungeſtüm nachdringenden Feinde etwas Raum gaben. Auch die Truppen, die er jetzt hier befehligte und durch Wort und That zum tapfern Angriff befeuerte, ſchlugen ſich als ächte Vertheidiger des Vaterlandes. Doch immer kleiner wurde ihre Zahl, und in größern Maſſen ſtürmten die fortwährend verſtärkten Gegner heran, jetzt Alles aufbietend, um den weichenden Schaaren den Rückzug an die Küſte abzuſchneiden, woran ſie durch den Heldenmuth des iriſchen Häuptlings gehindert wurden, der auf die glänzendſte Weiſe die in Frankreich erlernte Kriegskunſt in der Vertheidigung des wichtigen Poſtens entfaltete. Endlich ſah er jedoch die Unmöglichkeit ein, länger das offne Feld um das Schloß herum zu behaupten. Tauſende waren ſchon todt oder verwundet; fortwährend häuften ſich Leichen auf Leichen, und der Boden war ſchlüpfrig geworden vom Blute der Freunde und Feinde. Aus den Verſchanzungen vertrieben, vertheidigten ſich die raſenden Iren noch hinter den aufgeſchichteten Körpern ihrer gefallenen Brüder.

Plötzlich theilte ſich der Haufe, und zwei Männer ſprengten auf das Thor zu; ſchnell erkannte man Leßlie und ſeinen Reitknecht. Als ſie heran kamen, erkannte O'Donnel und Sally, daß der kühne Mann tödtlich verwundet und von eine Kanonenkugel arg verſtümmelt war.

„Freunde," ſagte er mit matter Stimme, „vergönnt mir, bei Euch zu ſterben. Ich bin glücklich, Euch noch einmal zu ſehen.

Man brachte ihn ſchnell in das Schloß, um ihn Eliſabeth's und Peppy's Händen zu übergeben, denn er litt augenſcheinlich ſehr.

Näher und näher wälzte ſich das Gemetzel zwiſchen umgeſtürztem Heergeräth und durch die einzelnen Verhacke, durch Hecken und Gräben hindurch, bei dem Gebrüll der Sieger, unter dem Wehklagen der Verwundeten und dem dumpfen Todesröcheln der Sterbenden gegen die Eingänge des Parkes hin, welcher das Schloß auf der öſtlichen Seite umgab.

Da ſprang O'Donnel, der ebenfalls ſchon blutete, vom Pferde, und einem Fahnenträger das Banner entreißend, rief er: „Vorwärts noch einmal, meine Getreuen! Mir nach, drauf auf die Bluthunde, die ſich für elenden Sold zu Häſchern und Mördern eines elenden Volkes gebrauchen laſſen! Laßt ſie noch einmal das Eiſen der Iren fühlen, und hinter uns haltet die Thore offen, daß auch die Verwundeten hinein können. Lebend, das wißt Ihr, darf kein braver Landsmann in die Hände der Feinde fallen.“

„Uns nach! Uns nach!“ rief Sally. „Seht das Kreuz des heiligen Patrik auf der Fahne flattern, die Irlands edelſter Mann uns vorträgt! Noch einmal ſoll es der Engländer Schrecken ſein.“

„Hört Ihr die heldenmüthige Tochter von Irland?“ rief O'Donnel. „Irlands Söhne, laßt Euch nicht von ihr beſchämen!“

„Irlands Tochter für immer!“ ſchrieen die Männer und ſtürzten von Neuem begeiſtert in den Kampf. Und in den dichteſten Haufen der Feinde raſeten ſie, ſich der wildeſten Leidenſchaft überlaſſend, wie Würgengel, Sally dem Anführer ſtets zur Seite, gleich der Kriegsgöttin oder dem Genius Irlands. — Doch O' Donnel, von Wuth und Begeiſterung zu weit in das Kampfgewühl hingeriſſen, war plötzlich von Feinden umringt, ſein Leben und die Fahne in der größten Gefahr; da blitzte Sally's Säbel wie das Schwert eines Cherub auf die ſchon jubelnden Engländer herab

„Iren!“ rief ſie. „Hierher! Mir nach!“ Und nach wenigen Minuten verzweifelten Kampfes war O'Donnel gerettet, Sally aber in den Arm, womit ſie den verehrten Mann losgekämpft, ſchwer verwundet. Die Waffe entſank der Hand. Schrecklicher wurde das Gemetzel, und noch einmal wich der Feind vor dem mörderiſchen Ausfall dieſer auserleſenen heiligen Schaar, die nur noch um einen ehrenvollen Tod kämpfte, zurück. Doch nur eine kurze Zeit hatte O'Donnel noch die Freude, ſeine Waffen triumphiren zu ſehen. Eine Abtheilung ſchwerer Reiter ſprengte auf dem ihr geöffneten Wege gerade auf den Haupteingang des Parkes los.

Erſchöpft war das ſehr geſchmolzene Häuflein nahe am Thore angekommen, als es unter dem Schutze einiger kühnen Jäger Front gegen die Feinde machte. Keiner von den Seinigen, ſo war ja der Wille des edlen Patrioten, in deſſen Bruſt noch ein Fünkchen von Leben glimmte, ſollte der Barbarei des Feindes überlaſſen bleiben.

Mit der äußerſten Anſtrengung, mit der Wuth der Verzweiflung gelang es, den Feind ſo lange abzuwehren, bis Alle herein waren. Nur Sterbende geriethen in die Hände der Engländer, als O'Donnel, der letzte Mann, der mit dem durch Sally geretteten Paniere unter das hohe Thorgewölbe trat, die eiſernen

Flügel klirrend ins Schloß warf und den Schlüſſel deſſelben in den Burggraben ſchleuderte.

Erſchöpft, doch mit glühendem Geſicht und einen triumphirenden Blick auf den Geliebten werfend, der ihr nie ſchöner und erhabener, als in dieſer Glorie des Kriegers erſchienen war, trat Eliſabeth ihm entgegen, ſank an ſeine Bruſt und küßte ihn; dann umarmte ſie die blutende Sally und legte ihr mit Peppy's eiliger Hülfe einen guten Verband an, während O'Donnel die übrig gebliebene Mannſchaft, kaum Hundert an der Zahl, muſterte, von denen Wenige ohne Wunden waren.

Leßlie war in einen alten Waffenſaal im Souterrain des Schloſſes gebracht worden und hatte ſich dort, als er verbunden und mit etwas Wein gelabt worden war, ziemlich erholt. Ruhig lag er auf dem Lager, als O'Donnel, Sally und Eliſabeth hereintraten, ihn zu beſuchen. Der Erſtere gab ihm mit ſchmerzlichen Worten einen kurzen Bericht über den unglücklichen Stand ihrer Sache. Auch die übrigen Krieger kamen herein, um den kühnen Häuptling noch einmal zu begrüßen. Als dies geſchehen war, umringten ſie Sally und brachten ihr eine rührende Verehrung dar; Jeder drängte ſich herbei, ihr die Hand, oder wenigſtens einen Zipfel der Uniform zu küſſen. Eliſabeth hielt ſie umſchlungen und küßte ſie ſchluchzend. Die beiden Mädchen ſtanden wie leuchtende Engel unter den bärtigen Männern, die mit frommer Scheu auf ſie blickten.

Hierauf ſtieg O'Donnel auf den Schloßthurm, und Eliſabeth und Sally begleiteten ihn. Man konnte die Letztere nicht vermögen, ſich einen Augenblick Raſt zu gönnen; ſie gab vor, weder Ermattung noch Schmerz an ihrer Wunde zu fühlen. Lewis pflanzte die gerettete Fahne auf den Thurm und beobachtete dann die Lage des übrigen Heeres und die Bewegungen des Feindes außerhalb des Schloſſes.

Den kühnen Mann ſchreckte es nicht, als er ſah, wie der letztere ſich zu einer Belagerung, oder wohl eher zu einem Sturme anſchickte, deſſen Ausgang vorherſehend, er ſchon alle Maßregeln getroffen hatte. Wohl aber erfüllte es ihn mit tiefem Kummer, als er, den Blick nach Weſten wendend, bemerkte, daß die Stadt Eniskillen bereits in den Händen der Feinde war, und daß ein großer Theil des verbündeten Heeres, des tapfern Leßlie's als Führer entbehrend, aufgelöſt in wilder Flucht, nach allen Seiten zerſprengt, von den brittiſchen Dragonern umzingelt und ſchonungslos niedergemetzelt, ein andrer aber, der noch einige Ordnung in der retirirenden Colonne beobachtete, ſo heftig verfolgt wurde, daß ein glückliches Entkommen kaum denkbar war.

Die Sonne ging eben unter und goß ſcheidend noch das blutflammende Abendroth über die Bergſpitzen von Sligo aus; im Oſten aber röthete ſich der Himmel gleichfalls, und die Mondſcheibe ſtieg dunkel gefärbt empor, um die Erfüllung ihrer Weiſſagung von voriger Nacht theilnamlos zu betrachten. Lewis O' Donnel ließ dagegen ſeinen Blick ſchmerzlich über die Gegend gleiten; an die Brüſtung des Thurmes gelehnt, verſank er in tiefe Gedanken, da fiel ſein Auge auf die Mädchen zu ſeiner Seite.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte er mit weicher Stimme, daß wir Drei uns jetzt hier zuſammenfinden, deren Leben ſo innig in einander verwebt iſt, die wir durch die heiligſten Bande an einander gefeſſelt ſind! Uns trifft der Scheideblick der Sonne, mit der Irlands Freiheit und Hoffnung untergeht. Und wie verklärt treten mir plötzlich Bilder aus den letzten Jahren vor die Seele. Dein rechter Arm iſt verwundet, der meinige war es auch, und Deine Pflege rettete mir ihn. Sieh' und das iſt ja auch das Tuch — Alles wird mir lebendig! Wie ich Dich auf Mic's Hochzeit zum erſten Male ſah, dann, wie wir zuſammen über die Berge und Felſen des Caba, Hungarin und Ghaul nach der Teufelsmauer ritten.“

Sally wendete erröthend das Antlitz ab und verbarg es an Eliſabeth's Bruſt.

„Du biſt der Schutzengel unſrer Liebe geweſen," fuhr Lewis fort, „und all dieſe aufopfernde Treue hat Gott nicht gefallen, zu belohnen; wie wird es uns möglich ſein, Dir zu vergelten? Die Pflicht gebeut, daß wir in dieſer Nacht an Flucht denken; wir werden uns durch die Engländer durchhauen müſſen. Kommen wir mit dem Leben davon, ſo ſetzen wir nach Frankreich über; ich habe den größten Theil meines Vermögens dorthin gerettet. Du gehſt mit uns, Sally."

Sie antwortete nicht, ſondern lächelte wehmüthig.

„Vielleicht ereilt uns auch der Tod noch in dieſer Nacht," ſprach Lewis weiter, denn wir werden es vorziehen, zu ſterben, als Gefangene der Engländer zu werden. Fallen wir, ſo rauſcht der Flügel der Vergeſſenheit bald über unſern Gräbern, und wir verſchwinden ſpurlos, wie all die heutigen Opfer, und das kommende Geſchlecht wird ſich nicht um uns kümmern. Das iſt des Menſchen Loos. Aber gewiß tagt uns ein neuer Morgen, und das Jenſeits glüht von ſeinem Roth, die Sonne der Freiheit —

Sally hatte ſelig lächelnd ſich weit über die Brüſtung gebogen und blickte ſehnſüchtig in das Abendroth; bedeutungsvoll nickte ſie zu O'Donnel's Worten, als wären ſie ihr recht aus der Seele geſprochen; Eliſabeth ſtand ſtill weinend hinter ihr und blickte über die Brüſtung in den Vorderpark hinab; der: hatte eine Geſtalt ihre Aufmerkſamkeit erregt, die ſich bald vor den Büſchen zeigte, bald in denſelben verſchwand. Jetzt rief ſie plötzlich mit allen Zeichen ungeheuern Schreckens: „Zurück, Lewis! Es gilt Dein Leben! Kildare ſchießt nach Dir!“ — Sie hatte jetzt ihren Pflegevater wirklich erkannt, der, ein trefflicher Schütze, mit einem Feuergewehr herauf zielte. In demſelben Augenblick fiel unten in den Gebüſchen ein Schuß und mit einem Wehlaut zuckte Sally zuſammen.

„Was iſt's,“ ſchrie O'Donnel erſchrocken.

„Ich bin getroffen,“ verſetzte Sally, ſich entfärbend. Ein aus ihrer Bruſt dringender Blutſtrahl beſtätigte ihre Worte. O'Donnel umſchlang ſie von der einen, Eliſabeth von der andern Seite, und führten ſie zu einer Bank; ihr Blick ruhte ſelig verklärt auf Beiden. Der Glanz des Abendrothes hatte ſich in ihre Züge eingewebt. „Meine ſüße Ahnung hat mich nicht betrogen! O willkommen, Tod, Du erſehnter Freund! Meine Sendung iſt erfüllt, der Schutzgeiſt Eurer Liebe zu ſein. Das Leben rinnt dahin, und ſterbend kann ich das Geheimniß meiner Bruſt löſen: Lewis, ich habe Dich unausſprechlich geliebt! Aber es war nicht irdiſche Liebe, nicht Verlangen nach Deinem Beſitz. Ich liebte Dich ebenſo, Eliſabeth; darum zürne der Sterbenden nicht! Euch vereint zu ſehen, war meines Lebens höchſter Wunſch; Euch zu dienen, meines Lebens höchſte Aufgabe. Gebt Euch die Hände! Ich ſegne Euren Bund, und der fliehende Geiſt ſagt mir, kein blutiger Schatten drängt ſich zwiſchen Euch; er iſt geſühnt durch meinen Tod."

„Sally! Sally!" riefen Lewis und Eliſabeth weinend, Du, unſer Schutzengel, willſt uns verlaſſen!"

„Weh' mir, ſetzte Eliſabeth hinzu, „und Kildare's Kugel war's, die Dich durchbohrt!"

„Mein Tagewerk iſt vollbracht; ich war Dein Schild, Lewis, Dir galt der Schuß, aber er traf die rechte Bruſt. Ich vergebe Deinem Vater, Eliſabeth! Was ſollte ich nun mit meinem qualvollen Schmerz in der Bruſt ferner leben? Meine Blüthen fielen vergiftet vom Baume. Der Schmerz weicht — mir wird wohl — leicht — unbeſchreiblich wohl — o Tod — wie — ſchön — biſt — Du! — Seid — glücklich! — Lewis!" —

Das große, ſchöne Auge erloſch; die Arme, mit denen ſie den ihr ſo theuern Mann krampfhaft umfaßt hatte, lößten ſich; die edle Lebensquelle, die heiß, wie ihre Liebe über O'Donnel's Hand geſtrömt war, verſiegte, und vor dem weinenden Liebespaar lag nur noch eine ſchöne Leiche.

„Und die verrätheriſche Kugel ihres eignen Vaters iſt's, die den wild verſchlungenen Knäuel ihres

Schickſals ſo plötzlich gelöſt!“ klagte Eliſabeth, heftig weinend, auf die Hülle der Unglücklichen geworfen, und bedeckte den ſchönen, bleichen, noch immer lächelnden Mund mit Küſſen. Stumm beugte ſich auch O'Donnel herab und berührte die Lippen der Todten mit den ſeinigen; aber kein Schmerz drückte ſich in ſeinen Zügen aus, es glänzte vielmehr darin, wie hohe Wonne. Eliſabeth umfaſſend und mit ihr an der Leiche knieend, ſprach er ſanft: „Weine nicht länger, Geliebte. Der Herr hat es wohl mit ihr gemacht! O, welch hohe Gnade hat er ihr angedeihen laſſen! Und auch darin, daß er ihr dieſe Wohlthat durch die frevelvolle Hand ihres Erzeugers zuſendete, verehre ich einen Act göttlicher Barmherzigkeit. Laß uns beten an dieſem heiligen Altar!“ Und Beide falteten die Hände und beteten über der Leiche. Dann umfaßte O'Donnel die leichten Ueberreſte des Heldenmädchens und trug ſie behutſam die Stufen hinab. Eliſabeth folgte mit verhülltem Haupte. Stumm ſchritten Beide über den Hof mitten durch die beſtürzten, ihnen mit ehrfurchtsvoller Scheu ausweichenden Krieger und brachten die Hülle in die große Halle, wo Leßlie lag. Kaum hatte dieſer, ſelber ſterbend, gehört, was geſchehen war, als er jubelnd ausrief: „Sei gegrüßt, ſei willkommen, geliebte Tochter Irlands! So wirſt Du doch noch meine holde Braut, mein ſüßes Lieb, und wir werden heute noch vereint! Her zu mir! Legt ſie auf mein Lager! Das iſt unſer Brautbett! Ich hatte es ihr ja gelobt; und das Schickſal hat für mich Wort gehalten. Ruft mir den alten Prieſter O'Kelly herbei, daß er uns einſegne! O Du Herzliebſte, wie ſchön biſt Du! Bringt Fahnen und Kriegsgeräth und ſchmückt die Brautleute! Singt uns Hochzeitlieder und laßt uns dann allein, damit wir eine lange, ſüße Brautnacht zuſammen feiern; ſo eine ſchwermüthig einſame Nacht, wie wir in der klingenden Höhle des Giants Cauſeway zubrachten. Nicht wahr, mein ſchönes, bleiches Bräutchen, ſüße Tochter Irlands?"

Des Pater O'Kelly's ehrwürdige Geſtalt trat an das Lager und ſprach, ſelbſt wie ein verklärter Geiſt, die Hände über das Paar ausbreitend, ſeinen Segen über ſie. Die Anweſenden ſanken unwillkührlich in die Kniee, als der Greis die heiligen Worte ausſprach; Alle fühlten mit ſüßen Schauern die unmittelbare Nähe der Gottheit.

Es waren nur Wenige unter den übriggebliebenen Braven, die nicht den Schmerz ihrer eigenen Wunden vergeſſen hätten, ſobald ſie den Tod des Heldenmädchens vernahmen, welche von Allen, die ſie im Leben gekannt, hochverehrt wurde, und für die Jeder, der ſeit wenigen Stunden ihre wahre Herkunft wußte, das tiefſte und reinſte Mitleid fühlte. Alle drängten ſich in die Halle, um noch einmal die Leiche der treuen und tapfern Sally zu ſehen, die noch heute mehr als einen von ihnen durch ihr heldenmüthiges Beiſpiel zu kühner That entflammt hatte. Die Männer nahmen die alten Waffen von der Wand und ſtellten ſie um das Lager, auf welchem das tapfre Paar ruhete, die todte Heldin und der ſterbende Held; O'Donnel aber löste die alten Fahnen und Wappenſchilder des Hauſes Kildare ab und bedeckte ſie damit, ſagend: „Sie iſt die Tochter des Hauſes, die Herrin des Schloſſes, der letzte Zweig dieſes Geſchlechts.“

„Ja,“ fügte Leßlie hinzu, „ich habe mich mit der Herrin von Roughcligh vermählt; es iſt recht, daß unſer Bett mit dem Wappen des Hauſes geſchmückt wird.“

Die Frauen wanden Kränze von einer im Hofe ſtehenden Cypreſſe und ſetzten ſie Sally auf das lockige Haupt; Eliſabeth aber legte ihr O'Donnels Tuch, ihr theures Kleinod, auf die wunde Bruſt; es war mit ihrem Blute getränkt. Peppy ſtand unbeweglich am Lager und hielt ihren ſtarren Blick, einer Seherin gleich, auf Sally gefeſſelt.

Bald erfullte die laute Klage des iriſchen Todtengeſanges, nach dem Gebrauche des Landes, den hohen alterthumlichen Saal, deſſen düſtre, altgothiſche Bauart, von Mondſtrahlen und Abendroth ſchauerlich dämmernd erhellt, die melancholiſche Feier noch ergreifender machte. „Gefallen iſt die Tochter Irlands, die tapfre Heldin, gefallen iſt der grünen Inſel treueſtes Kind! Wehe, wehe! ſmaragdene Inſel, wo iſt Deine Perle, Dein köſtliches Kleinod? Deine Tochter iſt gefallen, Dein Kind iſt geſtorben, von einer feindlichen Kugel getroffen,“ ſo tönten die Klagen.

„Plötzlich rollte dumpf, wie zur Feier der traurigen Stunde gehörig, der Donner des feindlichen, näher an die Schloßmauer herangerückten Geſchützes; aber brauſender erhob ſich der Geſang der Krieger, bald wie der Sturm im fernen Eichenwald und wie Oſſian's Schlachtenlieder wogend und in den hohen Bogen des Gewölbes verhallend, bald wie Harfentöne herabſinkend und wie Geiſterlispeln an den mächtigen Säulen und Pfeilern erſterbend.

Endlich ſchwieg der Geſang; eine kurze feierliche Stille trat ein; die Männer entblößten ihre Häupter, die Weiber knieeten um das Lager, Alle beteten. —

Nun rief Leßlie den Namen O'Donnels mit ſchwacher Stimme, und dieſer neigte ſich zu dem ſterbenden Freund hinab. Leßlie flüſterte ihm lange etwas zu; Lewis wieß ihn anfangs unwillig zurück, doch ſagte er zu, als jener heftig wurde und bittende Töne ausſtieß, die jedes Herz zu beſiegen geeignet waren. O'Donnel erhob ſich weinend.

„Ich danke Euch, meine Freunde, Brüder, Landsleute, für die mir und meiner Braut bewieſene Liebe und Verehrung!“ ſagte Leßlie, kaum noch vernehmbar. „Verlaßt jetzt unter Anführung des tapfern und edlen O'Donnel die Stätte des unvergänglichen iriſchen Ruhms, auf der ich der Tochter von Irland, mir und allen Gefallenen ein unſterbliches Denkmal errichten will. Fort ſo lang es noch Zeit iſt! Hört Ihr die Kanonen? Die Engländer rücken näher. Ihr ſeid vielleicht ſchon umzingelt. Schlagt Euch tapfer durch. Nehmt von den Verwundeten mit, was Ihr fortbringen könnt, die Uebrigen empfehlt der Gnade des barmherzigen Gottes, der Euch glücklich leiten möge! Ich ſchwöre es Euch bei den Geiſtern unſrer auf dieſem blutigen Boden ſchlafenden Brüder, ich will ein Bollwerk zwiſchen Euch und die Feinde werfen, das ſie nicht eher überſteigen ſollen, als bis der Letzte von Euch in Sicherheit iſt. Leb' wohl, Lewis! Leb' wohl, Eliſabeth! Seid glücklich! Gott und alle Heiligen mit Euch! Nehmt den letzten Gruß meiner Liebe! Wir gedachten Irland frei und glücklich zu machen, Gott hat es anders gewollt. Ich bin glücklich, ſeid Ihr es auch! Und vielleicht wird es auch Irland einſt. Lebt wohl!“

„Er will es ſo!“ ſagte O'Donnel ſchmerzlich zu den Iren; „wir dürfen ihm dieſen Wunſch nicht verſagen. Gott mit Dir, Leßlie! In einer beſſern Welt Wiederſehn!“

Leßlie winkte ſeinen Diener herbei. „Billy,“ ſprach er, „Du haſt mir treu gedient in allen Mühen und Gefahren meines wechſelvollen Lebens. In der einſamen Höhle des Giants Causeway haſt Du meine Liebe zu dieſer meiner bleichen Braut entſtehen und wachſen ſehen, thue uns Beiden nun den letzten Liebesdienſt.“

„Wir warten auf Dich, Billy,“ ſagte O'Donnel zu dem weinenden Diener, „bis Du Deines Herrn letzten Befehl vollführt haſt.“

Alle hatten die Halle verlaſſen, bis auf Billy; er ſtand an dem ſchauerlichen Lager.

„Billy, nicht ohne Abſicht ließ ich dieſen Morgen den Pulvervorrath des verbündeten Heeres herein in das Schloß ſchaffen; ich gab vor, es ſei hier ſicherer, aber wirklich fuhr mir ein dunkler Gedanke durch die Seele. Es iſt ſo geworden, wie ich ahnete. Irlands Freiheit iſt geſchlachtet und ich habe nur noch wenige Minuten zu leben; aber ich will ſterben, wie ich gelebt habe, nicht auf gemeine Weiſe, und mir eine Handvoll Engländer, die draußen noch geſund und munter ſtehen, mitnehmen auf der dunkeln Reiſe.

Sie ſollen mir den Hochzeitreigen tanzen, einen luſtigen Fackeltanz. Die Hochzeitfackel will ich ſelbſt anzünden. Schaffe die Pulverfäſſer von den Wagen herein und lege ſie rund um unſer Lager. O'Donnel und ein Paar treue Burſche werden Dir helfen. Eile Dich, es wird bald geſchehen ſein."

Der Diener ging mit trübem Blick. Bald war das Geſchäft vollbracht. Rund um das Lager ſtanden die Pulvertonnen, jede geöffnet, und von einer zur andern hing das pulvergeſättigte Leitſeil.

„Nun reiche mir meine guten Piſtolen. Ich danke Dir, Billy. Leb' wohl! Gott vergelte Dir, was Du an mir gethan!"

Der Diener ging laut ſtöhnend, und ſchauerliche Einſamkeit erfüllte die Halle. Die Bildſäulen an der Wand, vom ſchwachen Mondſtrahl, der durch die buntgefärbten Glasſcheiben ſchlich, ſeltſam beleuchtet, ſchauten ſo geſpenſtig ernſt auf die Beiden auf dem Lager. Sally's Geſicht glänzte weiß, wie Mondſchein. Der Glanz des Friedens und der Unendlichkeit lag darauf. Leßlie richtete ſich mühſam empor und ſah ihr lange in die lächelnden Züge. „Wie ſchön Du biſt! wie reizgeſchmückt, meine ſüße Braut! Ich weiß es wohl. Du liebteſt Lewis O'Donnel und ſein Ring glänzt an Deinem Finger; und darum konnteſt Du auf Erden nicht mein werden. Aber der Himmel hatte Dich mir beſtimmt; deshalb ließ er Dich einen ſchönen Tod ſterben und vergönnte mir, Dich zwei Augenblicke zu überleben. — Wie wunderbar mich dieſe Halle an die Höhle erinnert, wo meine Liebe zu Dir als Roſenknospe aufkeimte! Hier tiefe herrliche Einſamkeit, wie dort; hier hohe dämmernde Wölbungen, wie dort; hier Säulen und Pfeiler, von Mondſchein und Abendroth bemalt, wie dort; aber hier Deiner Ahnen Haus, dort Gottes Werk; hier die geknickte Roſe, dort die Knospe; dort Leben, hier Tod! — Horch, klingt es nicht auch wie im Rieſendamm? Sind es die Geiſter der Höhle, die uns begrüßen und unſer Loos preiſen? Sind es Engel, die uns empfangen? Ha, es kracht, die Hochzeitgäſte kommen!" Er griff zur Piſtole. „Mit Flammenſchrift trag' ich den Tag von Eniskillen in das Buch der Geſchichte. Gott ſegne Irland!"

Unter den gerüſteten Haufen draußen trat Peppy und brach ihr langbeobachtetes Schweigen:

„Nicht vergebens bin ich hier geboren und aufgewachſen; nicht vergebens hat Kildare mich in meiner Jugend hier verführt. Wir hatten unſre Zuſammenkünfte des Nachts oft am See und gingen durch einen Gang dahin, der dort hinaus unter den Wällen führt und ganz verſteckt iſt, jedenfalls von einem frühern Schloßbewohner in den ſtürmiſchen Zeiten angelegt, um ſich ſchnell dadurch zu retten. Er mündet in einem dichten Gebüſch am See, wie ein Waſſerkanal. Vertraut Euch meiner Leitung.“

Die Männer betrachteten die alte Frau, wie einen Rettungsengel. Der Pater ſprach noch einmal den Segen über ſie; dann folgten ſie Peppy und gelangten nach kurzer Zeit glücklich in's Freie. Still wandelten ſie paarweiſe knapp am Ufer hin und zerſtreuten ſich dann aus Vorſicht. Die Meiſten ſchlugen in kleinen Abtheilungen Wege nach den Gebirgen ein. O'Donnel zog es, auf Peppy's Rath vor, an der nächſten Fiſcherhütte einen Kahn zu beſteigen und über den See zu ſetzen. Der Abſchied von den tapfern Männern war kurz und ſchmerzlich. Außer dem Baronet beſtiegen Eliſabeth, Anna Ruuthan, Peppy und O'Kelly das Fahrzeug, das nach wenigen Minuten auf den mondbeleuchteten Wellen ſchaukelte. —

Die Engländer hatten das Schloß umzingelt. Niemand war durch ihre Linien paſſirt. Es befremdete ſie, daß ihr Feuer ſchon lange nicht mehr erwiedert wurde. Man glaubte allgemein, daß noch eine bedeutende Streitmacht darin hauſe, und der Ort war zu wichtig, als daß er nicht hätte genommen werden müſſen. Der General gab daher Befehl, die Wälle zu erſteigen. Dies geſchah durch einige Breſchen. Noch mehr überraſcht aber blickten die Erſten, welche auf die Mauer gekommen, vom Walle in den öden, gänzlich verlaſſenen Hof hinab, deſſen Grabesſtille der fahle Mondſchein noch ſchauriger machte. Zaudernd ſtiegen ſie hinab, vorſichtig ſchritten ſie weiter; wiederum hielten ſie ihre Schritte an, doch nirgends traf man auf Widerſtand; aus keinem Winkel, der zu einem Hinterhalte hätte dienen können, fiel ein verrätheriſcher Schuß, wie man anfänglich erwartete.

Nun machte die zuerſt eingedrungene Abtheilung Halt, und gleich darauf rückte ein Regiment mit klingendem Spiel, unter Jubel und Siegesgeſchrei durch das von innen geöffnete Thor in den weiten Schloßhof ein, wo die Soldaten hungrig und von der Blutarbeit ermüdet Ruhe, Speiſe und Trank in den Vorrathshäuſern und Kellern für ſich und ihre auf der Wahlſtatt und am Schloſſe lagernden Cameraden zu finden hofften.

Da zuckte plötzlich ein weißgelbes Licht tief aus dem Gewölbe hervor, ein mächtiger Blitzſtrahl. Ein fürchterlicher Donnerſchlag! Der Boden zittert und reißt von einander in ſeinen Gründen erſchüttert. Der gräßliche Schall rollt ſchaurig bis an die fernſten Ufer des See's, deſſen Wogen hochaufſpritzen. Die Thürme wanken und ſpalten ſich unter ſchrecklichem Krachen, das Haus berſtet, die Mauern fallen ein. Wie aus dem tiefen Schlunde eines Vulkans werden ungeheure

Werkſtücke in noch faſt verbundenen Maſſen wie leichtes Geröll in die Luft geſchleudert; dann aber ſtürzt Alles, Schwibbogen, Pfeiler und die langen Gallerien mit dumpfem Gepraſſel über einander und bilden eine neue, aber ſchwerfällige und formloſe Geſtalt. Röthliche Flämmchen lecken drauf aus den chaotiſchen Trümmern hervor und eine dichte ſchwarze Wolke mit gluthrothem Saume lagert ſich gleich einem ungeheuern Leichentuche über dem Raume, den der wilde iriſche Häuptling zu ſeinem Hochzeitbett und Grabe einrichtete, in das er Hunderte ſeiner Feinde zugleich mit hinabzog.

Auf dem Thurme, der ſtehen geblieben war, entfaltete ſich das iriſche Banner, von einem heißen Luftzug bewegt, das große bluthrothe St. Patrikskreuz. Es war zum blutigen Grabeskreuz geworden, ein bedeutſames Zeichen. Dieſer ungeheure Steinhauſe war das Grab der Tochter Irlands und ſeines tapferſten Helden; hoch darüber in den Lüften flatterte Irlands Kreuz, vom Mondſchein, wie von einem wirrſinnigen Lächeln umſpielt. — Alles wurde ſtill; über die rauchenden Trümmer webte der Mond ſeinen ſchwermüthigen Schleier. — —

O'Donnels Kahn ſchaukelte eben auf der Mitte des See's, als der grelle durch die Luft blitzende Flammenſchein und das eine Minute ſpäter auftoſende Gedröhn des Donners die Flüchtigen belehrte, was geſchehen ſei.

„Es iſt vollbracht!“ ſagte O’Donnel zu den erſchrockenen Frauen. „Das Grab hat ſich über Leßlie und Sally geſchloſſen.“ O’Kelly aber ſank in die Kniee, entblößte das Haupt und betete: „Vater unſer im Himmel, heilig ſei Dein Name! Dein Reich komme! Dein Wille geſchehe! Gieb uns täglich Brot! Vergieb uns unſre Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldnern! Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns vom Uebel. Denn Dein iſt das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit, in Ewigkeit, Amen! Friede mit den Todten, Amen!“

Alle hatten knieend mitgebetet; dann ſaßen ſie ſtumm in den Mond, oder die Wellen blickend, über die der Kahn ſchnell dahin glitt; kein Laut ſtörte die wehmüthige Feier der Gefühle. Die Mondſtrahlen thauten wie helle Thränen auf ſie herab.

Nach Mitternacht verdunkelte ſich der Himmel; der Mond verhüllte ſein Antlitz in Regenwolken. So lieb dies den Flüchtlingen war, ſo hatten ſie doch kaum das Ufer betreten, als ſie auch ſchon auf ein Piquet ſtießen. Ehe ſie ſich’s verſahen, waren ſie umringt und zu ſpät bereuete O’Donnel, ſich von den übrigen bewaffneten Männern getrennt zu haben. Sein verzweifelter Muth erlag nach wenigen Minuten der

Uebermacht, und was er am meiſten gefürchtet, was ihm bitterer und ſchrecklicher war, als der Tod, mußte er zuletzt noch erfahren, Gefangener der Engländer zu ſein.

„O, lägen wir bei Leßlie und Sally begraben!“ rief er verzweiflungsvoll.

Sie wurden zur nächſten Fiſcherhütte gebracht, in welcher der Chef des Regiments lag, und der erſte Mann, der ihnen dort entgegentrat, war dieſer ſelbſt, war — Lord Wexford. Kaum hatte Dieſer ſeine Gefangenen im erſten Strahl des trüben Morgens erkannt, als er freudig erſchrocken ausrief: „Willkommen, tauſendmal willkommen, edler Sir, in meiner Behauſung! Willkommen, Miß Eliſabeth! Willkommen, Mutter Peppy! Willkommen, alter hochwürdiger Herr! Willkommen, Miß Anna! Ihr meine Gefangenen! Ich danke Gott, Ihr lieben Leute, daß er mir Gelegenheit giebt, Euch etwas von dem zu vergelten, was Ihr an mir gethan! Fürwahr, der Himmel hat Euch zu Eurem und meinem Beſten zu mir geführt. Herein! herein! und ſeid meine Gäſte! Eure Kräfte ſind erſchöpft; wie weit hättet Ihr noch wandern können, Ihr alten Menſchen, und Sie, liebenswürdige Miß Eliſabeth und Miß Anna! Erquicken Sie ſich, ſtärken Sie ſich, und dann geb’ ich Euch einen Begleiter, der Euch ſicher in Eure Heimath bringt.“

Dieſe Worte waren ſehr geeignet, die verzweifelte Stimmung des kleinen Häufchens zu verſcheuchen, und das Betragen des wackern Obriſten war ganz ſeinen Worten angemeſſen.

Im Innern der Hütte wurden die Gefangenen von Miß Margaret Fitzjames empfangen. Der Lord faßte ſie zärtlich an der Hand und wandte ſich mit den Worten an die Gäſte: „Ich habe die Ehre, Ihnen in dieſer Dame meine verlobte Braut vorzuſtellen.“ — Margaret warf Anna einen triumphirenden Blick zu; dieſe ſchlug ihr ſtolzes Auge zu Boden und war im Herzen froh, daß ihr häßlicher Gemal in der Schlacht abhanden gekommen war, um keinen Vergleich aushalten zu müſſen. Die Gäſte beglückwünſchten das Brautpaar, nahmen dann ein Frühſtück ein und erquickten ſich durch einige Stunden Schlaf. Als ſie erwachten, lagen Fiſcher- und Bauernkleider für ſie bereit, die ihnen bald eine unkenntliche Geſtalt gaben; ein Dragoner harrte ihrer als begleitende Sauvegarde, verſehen mit einem von Lord Wexford ausgeſtellten Paß, worin die Flüchtlinge als Bauern von ſeinen Gütern bezeichnet waren. Der Obriſt ſelbſt war ſchon ausgeritten, um ſich nach der in der Nacht gehörten Exploſion zu erkundigen, worüber ihm ſeine Gäſte mit Bedacht keine Auskunft gegeben hatten. Miß Margaret ſagte den Scheidenden in ſeinem Namen Lebewohl. So zogen ſie auf einem bedeckten Wagen ſicher davon und kamen ungefährdet durch alle Linien der Engländer.

Fünfzehntes Kapitel.

Jims Rache und Vergeltung.

Düſter ſchlug der Morgen nach der ſchrecklichen Kataſtrophe die thränenſchweren Augen auf. Schweres Regengewölk bedeckte den Himmel, und nur in einzelnen Zwiſchenräumen blickte der glanzloſe Mond, gleichſam ſchlaftrunken, lebensſatt und ſcheu durch die zerriſſenen Wolken auf die rauchenden Trümmer des Schloſſes Roughcligh herab. Rings um die ſchaurige Stätte herrſchte das Schweigen des Grabes; denn die dort gelagerten Regimenter waren mit Schaudern noch in dieſer Nacht davon gezogen, nachdem ſie ſich überzeugt, daß unter dieſem wüſten, flammenglühenden Steinhauſen jegliches Leben verſtummt ſei. Nur die aus dem Geſtein hier und da hervorleckende Gluth und die zerſtampften Saatfelder gaben Kunde, welch ein wildes Leben hier vor Kurzem getobt hatte.

Aus einer der dichteſten und wildverwachſenſten Lauben des Vorderparks traten zwei Männer, mit zerfetzten Mänteln behängt, in welchen ſie kaum zu erkennen waren, und behutſam umherlauernd. Es war Tim Ruuthan und Billy, Leßlie's Diener.

Sage mir jetzt aufrichtig, mein Junge," flüſterte der Erſtere zum Letzteren, „iſt die traurige Geſchichte, von welcher dieſer dampfende Steinhaufen predigt, wirklich ſo, wie Du ſie uns erzählt haſt, oder haſt Du uns, aus Schonung für den armen ſchwerverwundeten Michaul O'Donnel, den Untergang des edlen Sir Lewis in dieſen Trümmern verſchwiegen? Im letztern Fall haſt Du allerdings ſehr klug gehandelt; denn Michaul liebt ſeinen Bruder viel zu heftig, als daß er in ſeinem jetzigen Zuſtande die gewiſſe Nachricht vom Tode deſſelben lange überleben würde; mir aber gieb reine Wahrheit!"

„Ich gab ſie Euch ſchon, Maſter Tim," entgegnete Billy. „Wie ich Euch die Geſchichte von der Zerſtörung des Schloſſes erzählt, ſo iſt ſie; ich brauchte nichts in Maſter Michaul's Gegenwart zu verſchweigen. Mein tapfrer Gebieter und Sally liegen darin begraben; ich aber ſchied von Sir Lewis und ſeinen Begleitern, wobei auch Eure Frau war, und da befanden ſich alle wohl. Im Gehölz traf ich den alten John Borle, der mich anrief; an meiner Stimme beim Antworten erkannte er mich. Er hatte ſich dieſelbe aus der Zeit unſres gemeinſchaftlichen Aufenthaltes in der Höhle des Rieſendammes gemerkt. Bald erkannte ich auch ihn; denn, ihn für einen Engländer haltend, war ich, eben im Begriff, zu fliehen. Er bat mich, das Schlachtfeld beim hellen Schein des Mondes mit ihm zu durchwandern, um zuzuſehen, ob er nicht einen ſeiner Freunde finden würde, dem er die letzte Ehre erzeige. Als wir lange vergeblich geſucht hatten, äußerte er den Wunſch ſehr lebhaft, das majeſtätiſche Grab ſeiner geliebten Pflegetochter zu ſehen — ich hatte ihm nämlich ihr Ende erzählt — und ihr eine fromme Thräne darauf zu weinen. Wir gingen hierher und fanden Euch und den verwundeten Michaul."

„Gottlob! ſo lebt Lewis und auch Michaul wird geneſen. Der Himmel hat uns zuſammen geführt. Die alte treue Lootſenſeele, die ſchon ſo oft den Freunden der Freiheit rettend erſchien, wird auch jetzt zuletzt noch, da das blutige Stück ausgeſpielt iſt, uns von großer Hülfe ſein. Auf Balliford ſind noch O'Donnels Geſchwiſter; ſie und uns wird der Alte glücklich nach Frankreich bringen. — Aber horch! regt ſich dort nichts? Sieh, ſieh, aus den Ruinen windet ſich eine menſchliche Geſtalt empor! Wie? iſt einer von da unten erſtanden? oder iſt's ein Geiſt, ein nebelhafter Bewohner der Heide, der ſo mühſam über die glüenden Steine kriecht? Nein, es iſt ein Menſch, ein lebender Menſch, aber ſeine Kleider hängen verſengt in Fetzen um ihn, ſein Haar trieft in den Nacken, der Regen fällt auf ſeinen kahlen Scheitel, ſein Auge irrt mit dem furchtbaren Ausdruck des Wahnſinns über den ſeltſamen Grabhügel. Himmel! es iſt Lord Kildare, mein Vater! Er ſcheint etwas zu ſuchen und flüſtert Worte. Er hält in ſeiner Hand eine Büchſe. Komm, Billy, wir wollen ihm von der Seite nahen, daß er nicht auf uns anlegen kann."

Sie zogen ſich zurück und Kildare's verwitterte Geſtalt kroch keuchend herab. Die beiden Männer, die Mäntel um den Hals geſchlagen, die Hüte in's Geſicht gedrückt, waren einen Augenblick darauf neben ihm. Er hätte ſie auch ohne die Vermummung nicht erkannt, denn bald ergab ſich aus ſeinen Reden die Verwirrung ſeines Geiſtes.

„Wißt Ihr's ſchon, daß ich ihn erlegt habe, den Erbfeind meines Hauſes, den Verhaßten, der mir meine Eliſabeth geſtohlen?" fragte er mit heiſerem Lachen. „Mitten in's Herz hab' ich ihn geſchoſſen mit dieſer Büchſe. O, das iſt ein gutes Rohr, und der Fuchs Halali! Das ganze Schloß fiel zuſammen von dem Schuß. Nicht wahr, ich bin noch immer ein guter Schütz? Eine öffentliche Dirne hat er mir zur Tochter gegeben, mir dem Lord Kildare, Pair von Irland! Dafür hat er ſterben müſſen, hahaha! Ich hatt' ihm lang' genug nachgeſtellt. Verurtheilt hatten ſie mich, die Schurken; das „Schuldig" hatten ſie über mich ausgeſprochen und mich dem Henker übergeben hihihi! aber Lord Kildare's guter Stern wacht noch. Sterben ſollt' ich, ſagte ein abſcheulicher Menſch zu mir, aber ich wollte nicht ſterben, und ich ſtarb nicht. Aber er hat ſterben müſſen, der mich hatte verurtheilen laſſen. — Ich will Euch die Geſchichte erzählen, Ihr Freunde. Dem Henker entronnen, kam ich hierher und verkroch mich in dem unterirdiſchen Gang, der vom Seeufer in's Schloß führte. Ich hörte die Schüſſe den ganzen Tag; gegen Abend, als es ſtill wurde, trat ich hervor und wollte zuſehen, wer die Schlacht gewonnen. Ich ging durch den Park; da lagen erſchlagene Männer, die hatten ihre Büchſen in der Hand. Seht, da ſpäh' ich nach dem Schloſſe und erblicke auf der Zinne des Thurmes meinen Todfeind ſtehen. Ich laufe zurück, hole mir eine Büchſe, halte auf ihn, drück' ab; er ſtürzt und das ganze Schloß mit Krachen über ihm zuſammen, und Judy Leghan aus Dunmoore und Cauth Murthock von der Teufelsmauer, die alten Hexen, ſtanden neben mir und lachten, und ſind doch lange todt — und lachten doch. Nun haben ſie mich geſagt und mir anbefohlen, ich ſoll ihn ſuchen. Ich kann ihn aber nicht finden."

„Ich will ihn Euch zeigen," ſagte Tim und führte ihn nach der Laube. Dort lag auf einer mit Kleidern gepolſterten Bank Michaul O'Donnel, und vor ihm kauerte der alte John Boyle.

„Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu," rief Tim herzutretend in fröhlichſter Laune. „Hier iſt uns ein prächtiger Vogel zugeflogen, Maſter Mic. Eine Taube iſt's nun freilich nicht; ein Geier iſt's, der aber kein Täubchen mehr rupfen wird."

„Lord Kildare!" riefen Michaul und John ſchier erſchrocken.

„Ich bin's!" ſagte der Genannte, mit dem alten Stolz ſich in die Bruſt werfend.

„Nun weiß ich auch, weshalb ich geſtern in Roughcligh den guten papiernen Fund that," lachte Tim grinſend. — „Kennt Ihr dieſen Mann hier, Mylord?" Und ihm in's Ohr ſchreiend: „Es iſt Michaul O'Donnel!"

Vom Klang dieſes Namens fuhr Kildare erſchrocken zuſammen; es ſchien, als habe derſelbe den Schleier vor ſeinem Geiſte zerriſſen, denn mit theils verwunderten, theils entſetzlichen Blicken ſah er die Umſtehenden an und ſchrie verzweifelt: „Und Du biſt Tim, der entſetzliche Tim?"

„Sagt Euch Euer väterliches Herz, wer ich bin?“ entgegnete dieſer mit hölliſchem Hohne. „Mylord, Ihr ſollt noch mehr erfahren. Nicht Sir Lewis O’Donnel habt Ihr erſchoſſen, wie Ihr wähnt, — der iſt glücklich mit Eliſabeth O’Neil, die Ihr ſonſt Eure Tochter nanntet, auf und davon, glücklich entronnen; — nein, Sally war’s, Sally Kildare, Euer leibliches Kind, die Eure mörderiſche Kugel getroffen, und Sally, Eure Tochter, liegt unter jenem Steinhügel begraben.“

„Sally, meine Tochter!“ kreiſchte Kildare. „Redeſt Du wahr, Menſch? Sagt, Ihr Andern, redet er wahr?“

„Es iſt ſo, wie er geſagt. Lewis iſt entkommen und Sally ward erſchoſſen.“

„Kindesmörder!“ rief ihm Tim zu.

„Weh’ mir! Wo biſt Du, Sally? Ich will ſie mit meinen Nägeln unter den Steinen hervorgraben. Sie ſoll Prinzeſſin von Irland werden; denn ich, ihr Vater, bin heute König von Irland geworden. Die Königsſöhne kommen und werben um meine Sally; aber ich will ihr erſt den Purpur umwerfen und die Krone aufſetzen.“ Mit dieſen Worten rannte er fort, nach den Ruinen zu. Tim allein folgte ihm. Als ſie unter dem Thor angekommen waren, von welchem noch ein halber Bogen ſchauerlich aufragend ſtehen geblieben war, hielt Tim den Lord zurück.

„Steigt mit mir hier herauf; ich will Euch ſuchen helfen, Mylord,“ ſagte der Kleine und zog Kildare an der Hand ſich nach über aufgehäufte Steine dem Thorbogen zu. Oben angekommen, knüpfte Tim ſein ſeidnes Halstuch los. „Dem Henker ſeid Ihr wohl entgangen, Mylord, aber nicht Eurem Söhnlein,“ ſagte er dumpf. „Und was hängen ſoll, erſäuft nimmermehr. Die Richter haben Euch zum Tode verurtheilt und durch den Mord Eurer Tochter habt Ihr ihn nun von Neuem verdient. Ich fühle die Verpflichtung in mir, der Arm der Gerechtigkeit zu ſein. Ich bin meiner geliebten Schweſter da unten dies Todtenopfer ſchuldig. Befehlt Eure Seele dem Himmel, Lord!“

„Wie?“ bebte Kildare zurück. „Ich bin ja Dein Vater! Du willſt Deinen Vater ermorden?“

„Erkennt Ihr mich endlich an? Schönen Dank für die hohe Gnade. Aber ſterben müßt Ihr doch. — Das iſt kein Mord, das iſt Gerechtigkeit!“

„Ungeheuer!“ tobte der Lord auf, wieder ganz ſeines Verſtandes Herr, und widerſetzte ſich; und er würde ſicherlich Tim von der Höhe hinabgeſchleudert haben, aber in demſelben Augenblicke ſaß ihm die ſeidene Schlinge um den Hals und einen Augenblick ſpäter hing ſie ſchon an einem der Thürhaken; ein Fußtritt Tim's ſtieß den verzweifelten Mann von dem

Steine, auf dem er gefuſst hatte, und in wilden Zuckungen verkündeten ſich ſeine Todesqualen an dem ſtehen gebliebenen Pfeiler der gothiſchen Einfahrt. Tim ſah ihm mit eiſiger Kälte zu. Als der Lord geendet, zog der kleine, gräßliche Menſch ein Pakt Papiere aus dem Buſen und band es dem Todten um den Hals. Es waren die mit der franzöſiſchen Regierung abgeſchloſſenen Contracte des Lord Kildare, die Tim am Morgen des vorigen Tages beim Plündern des Schloſſes zufällig gefunden hatte.

Nachdem der Kleine dies ſchauerliche Werk vollbracht hatte, ſetzte er ſich einſam auf den dampfenden Steinhügel, ſtützte ſein bärtiges Haupt in die Hand und — weinte. Derſelbe Menſch, der einige Minuten früher mit der größten Kaltblütigkeit ſeinen Vater gehenkt hatte, zerfloß jetzt in Thränen über den Tod ſeiner Schweſter. „Schlaf' wohl, geliebte Sally, Süße, den ewigen Schlaf unter den Trümmern Deines ſtolzen Schloſſes! Ruhe ſanft, Tochter Irlands! Das Vaterland weint an Deinem Grabhügel, den Dir Deiner würdig der tapfre Leſlie geſetzt. O wie liebt' ich Dich, als ich noch nicht wußte, daß Du meine Schweſter warſt. Die Liebe zu Dir war das einzige Glück, das einzige Unglück meines Lebens. Sieh', meine ſchlafende Schweſter, ich habe Dich gerächt und mich. Auf Deinem Grabe hab' ich Gerechtigkeitgeübt; dort hängt der Böſewicht als warnendes Zeichen. Ich habe ihn zum Wächter des heiligen Grabes gemacht. Gottes Frieden und Ruhe mit Dir, Sally, Sally, Herzenskleinod, ſchlaf wohl!“

Er ſtieg hinab. In der Einfahrt ſtand John Boyle und betrachtete den Lord mit zufriedenen Blicken.

„Ich konnte mir’s ſchon denken, was Du thun wollteſt,“ ſagte der Alte. „Der gilt für Parker und O’Neil. Der Vater im Himmel iſt gerecht!“

Tim hörte ihn nicht; er ging tiefſinnig nach der Laube. John folgte ihm. „Kinder,“ ſagte der Lootſe, „laßt uns eine Tragbahre machen und den guten Michaul darauf laden. Gott wird uns gnädig ſein, daß wir die Donnegal-Bai glücklich erreichen. Wir haben ja nicht ſehr weit. Dort liegt mein Kutter, der Euch nach Frankreich bringt. Die Reiſe wird Michaul zuträglich ſein.“

„Wohlan, nicht eine Stunde länger an dieſem Orte!“ ſagte Michaul. Tim willigte ſchweigend ein. Die Tragbahre wurde zuſammengebunden, und eh’ der Mittag kam, waren ſie ſchon über die nächſten Berge.

Kaum waren ſie fort, ſo ſprengte Lord Wexford an die Ruinen heran; mit Schaudern hatte er bereits vernommen, was geſchehen war; aber der Schauder ſteigerte ſich zum Entſetzen, als er an dem baumelnden Leichnam Lord Kildare’s verzerrte Züge erkannte;

und ſein Pferd herumreißend, daß es ſich bäumte, wollte er dieſen Schreckensort fliehen, als er das Papier auf Kildare's Bruſt erblickte. Er befahl ſeinem Reitknecht, das Päckchen zu holen. Zitternd befolgte der Menſch den Befehl. Kaum hatte der Obriſt die Dokumente flüchtig überleſen, als er ausrief: „O, heilige Nemeſis, hier haſt Du gerecht gewaltet!"

Er übergab dem Diener die Papiere zur ſorgſamen Aufbewahrung, wandte ſein Pferd und ſprengte ſchaudernd davon.

Sechzehntes Kapitel.

Vereinigung in der Heideſchenke.

Es war eine finſtre, ſternenarme Nacht und der Himmel mit Gewitterwolken wie mit Trauermänteln behängt. Die Thurmuhr auf dem Schloſſe zu Lindfarhall hatte eben die Mitternachtsſtunde verkündet, da entzündeten ſich in der Heideſchenke mehrere Lichter, und einige dunkle Geſtalten ſchlichen nach der Thüre, deren untere Hälfte nur gangbar war. Im Innern war das dürftige Zimmer dürftig aufgeputzt und ein Tiſch als Altar bekleidet, auf dem ein Crucifix ſtand. An demſelben lehnte der alte Pater O'Kelly, und vor ihm knieeten auf einem Stück alten Teppich Lewis O'Donnel und Eliſabeth O'Neil. Die Enkel der Schenkwirthin machten Chorknaben, und die Familie, ſowie einige Bewohner von Dunmoore, die Zeugen der heiligen Handlung aus. Peppy Toole ſtand mit gefalteten Händen daneben. Der Greis vereinte die Liebenden durch das Sakrament für das Leben. Er ſprach ſalbungsreiche Worte, und kein Auge blieb thränenleer. Vorzüglich hob er heraus, wie an dieſes unſcheinbare Haus ſich das Schickſal dieſes theuern Paares wunderbarer Weiſe knüpfe, ſo daß man den Finger Gottes darin nicht verkennen könne, indem hier die Verwickelung begonnen und hier ſich endige.

Peppy umarmte die Neuvermählten und ſegnete ſie. Alle Anweſenden küßten ihnen Hände und Kleider. Nachdem die heilige Handlung vorüber war, ließ O' Donnel den Trauzeugen von Peppy's beſten Getränken reichen; er ſelbſt aber nahm den Arm ſeines holden Weibes und zog ſie hinaus. Dort reichte ihm Bobby eine brennende Fackel. Arm in Arm ſchritten ſie über das Moor und wechſelten nur wenig Worte. Die Fackel warf ein ſchauerliches Licht auf ihren Pfad. Bald hatten ſie das Schloß erreicht. Es ſtand öde und verlaſſen. Sie umwandelten es mit heiligen Gefühlen.

„So lebe wohl, auf ewig wohl, uralter Sitz meiner Väter!" ſprach Lewis. Kein O'Donnel wird ferner in Dir wohnen. Die Enkel Deines Geſchlechtes werden einem fremden Boden angehören. Irland muß uns von ſich laſſen. Die ſchwache, in Feſſeln geſchlagene Mutter kann ihre treueſten Kinder nicht an ihr

Herz legen. Wir haben einen böſen Traum geträumt, und unſer Erwachen iſt ſehr wehmüthiger Natur. O'Donnel's heiliger Sitz, Du wirſt verfallen, ach, ich kann es nicht hindern; in Deinen Höfen wird Gras wachſen, und die Eulen werden in Deinen Gemächern niſten, ich darf es nicht wehren. Dreimal Wehe über das habſüchtige, blutgierige Volk, das uns hinausſtößt von unſern Laren und uns der Fremde preisgiebt! Gott wird uns rächen!“ Er küßte die Pfeiler des Thores und benetzte die Schwelle mit Thränen. Dann ſchritt er mit dem geliebten Weibe, die ſeinen Schmerz theilte, durch die dunkeln Föhrengänge des Parks, von deren Wänden das Licht grauenvoll zurückprallte. Er hatte noch von einer Stelle Abſchied zu nehmen, von ſeines Vaters Grabe. Geſpenſterhaft leuchtete ihnen der weiße Marmorwürfel durch die Nacht entgegen. Eliſabeth überflog ein leiſes Fröſteln. Lewis ſtieß den Griff der Fackel in den Boden und knieete nieder, ſein Weib mit herabziehend.

„Vater,“ ſprach er, mit dumpfer, thränenſchwerer Stimme, „ich habe gethan, was in meinen Kräften ſtand, Deinen großen Plan auszuführen; mehr kann kein Menſch. Der Himmel hat ſeinen Segen verweigert. Es ſollte nicht ſein. Ich beuge mich in Demuth vor des Ewigen Rathſchluß, deſſen Wege unerforſchlich ſind. Dir, mein Vater, iſt Gottes Wille klar. Ich bringe' meine Gattin an Deinen Hügel, ſeliger Geiſt, ſegne ſie! Wache über uns, wenn es Dir vergönnt iſt! Kann ich mich doch nicht von dem ſchönen Glauben trennen, daß Du zeither über unſer Leben gewacht und es erhalten haſt. — Grüne mit Gott, Erde, die meines Vaters Hülle aufnahm! Leb' wohl, Hügel, an dem ich oft geweint! Ich gehe — und kehre niemals wieder. Lebt wohl, ihr freundlichen Räume, Spielplätze unſrer Kindheit! Leb' wohl, Irland, ſmaragdenes Kleinod! — — — Und nun laß uns noch einmal beten, Betty, beten für meines Vaters, für Sally's, Leßlie's und all unſrer gefallenen Freunde Seelen.'

Stumm falteten ſie die Hände, die Fackel war herabgebrannt, ſie hatten es nicht bemerkt; leiſe rauſchten die Wipfel der Tannen, und oben riſſen die Wolkenſchleier, und freundliche Sterne ſchauten herab. Ein ſeltſames Weben und Wehen regte ſich um die brünſtig Betenden, es flüſterte, wie aus unendlicher Ferne, und doch nah zogen himmliſche, leiſe Klänge. Und Eliſabeth war's, als ſtehle ſich in ihr lauſchendes Ohr, ohne daß ſie Worte vernahm, oder überhaupt des Hörens ſich recht bewußt wurde:

„Sie wandelt mit Morgen- und Abendglut,
Sie hält euch immer in treuer Hut,
Sie ſchaut auf euch mit den Sternen der Nacht
Bis ihr es ſelber auf Erden vollbracht.“

Die melancholiſch ſüßen Töne verſtummten und hinter dem Monument ſchwebte ein duftiger, weißer Schatten hervor und zerfloß in den Bäumen.

„Sally's Geiſt!" rief Eliſabeth erſchüttert. „Ich habe ihre Stimme erkannt."

„Dank, freundlicher Genius!" ſagte Lewis begeiſtert. „Ich verſtehe Deine tönende Klage. Sally iſt unſer Banſhee*) geworden und wird ferner mit ihren melancholiſchen Klagetönen uns liebevoll bewachen. Ihre Klänge haben mir den Abſchied erleichtert; laß uns gehen!"

Stumm wandelten ſie wieder über das Moor. Die Bewohner und Gäſte der Heideſchenke empfingen das Brautpaar an der Thüre des Hauſes. Kein Jubel wurde laut, die Freude war ſtill und trug eine ſchwermüthige Färbung. Nach kurzer Raſt brachen Alle auf und begleiteten das Paar an die nächſte Bucht der Kenmare-Bai. Peppy umarmte ſchluchzend, O'Kelly ſegnete das Paar noch einmal. Sie ſprangen in das Boot, das ſogleich abſtieß. Segenswünſche folgten ihnen. Eh' der Tag anbrach, waren ſie im offnen Meer, und John Boyle's Kutter wiegte ſich ſtolz vor ihnen auf den Wellen. Ein Freudengeſchrei begrüßte ſie, und nach wenigen Minuten lag Lewis O'Donnel in den Armen ſeiner Geſchwiſter, und Eliſabeth's Herz ſchlug an befreundeten Herzen.

---

*) Banſhee iſt ein geiſtiges Weſen, ein Familiengeiſt, der dem Hauſe einen Todes- oder Unglücksfall durch hinreißende melancholiſche Klagetöne anzeigt. Meiſt iſt es ein ehemaliger Sproß der Familie, eine Geliebte, früh verſtorbene Braut oder Freundin, auch eine treue Dienerin des Hauſes, über das ſie mit zärtlicher Liebe wacht. Es iſt, der Volksſchilderung nach, ein ſchönes, bleiches Weſen mit wehmüthigen Mienen und ſein Geſang wahrhaft herzzerreißend. Beim geringſten Geräuſch verſtummt es und verſchwindet. Gewiß eine der ſchönſten Dichtungen des iriſchen Volksglaubens.

„Mein Vater, Du da unten in Deinem kryſtallnen Grab!“ rief ſie mit Wonnethränen im Auge; „ſieh', Dein Kind iſt glücklich! Dich aber ſollen meine Kinder und Enkel als den majeſtätiſchen König des iriſchen Meeres verehren, und von Wellenlicht, das Dich grün umflutet, verklärt, wird uns Dein Andenken heilig ſein.“ —

Im Strahl der Abendſonne dämmerte ihnen die Küſte Frankreichs.

Ende.

In **Appun's** Buchhandlung zu **Bunzlau** ſind neuerdings folgende ſchön = wiſſenſchaftliche Schriften erſchienen:

Franz Berthold, der Prinz von Maſſa, dramatiſche Novelle in 5 Abtheilungen, mit einer Vorrede von Ludwig Tieck. 22 Gr.

Behemus, Regina Sidonia, hiſtoriſcher Roman.

v. **Brunnow**, die neue Pſyche, Novelle. 1 Thl.

Eduard Gehe, die Gründung von Charlottenburg, hiſtoriſche Novelle; das Gaſtmahl zu Rudolſtadt, Drama; Gedichte. 18 Gr.

Julie v. Großmann, Hazardſpiele, enth.: das Luſtſpiel; Miß Emmy, oder der Parforceritt; die Verlobung. 1 Thl.

Dieſelbe, Prüfungen, 2 Novellen.

Bernd v. Guſeck, Verſteinerung, Novelle.

Helena, Taſchenbuch auf 1838, 2ter Jahrgang, mit 6 ſchönen engl. Stahlſtichen 2⅓ Thl.

Dieſelbe, ungebunden. 2 Thl. 4. Gr.

Dieſelbe, erſter Jahrgang, 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Friedrich Laun, Memoiren. 3 Bände.

Herrmann Marggraf, Bücher und Menſchen. 1 Thl. 18 Gr.

Theobald im Oſten, Schickungen, Novelle.

Emerentius Scävola, der Veteran und ſein Sohn, Roman. 2 Bände. 3 Thl. 8 Gr.

Leopold Schefer, ein Weihnachtsfeſt in Rom; die Pflegetochter, oder deſſen kleine Romane, 3. Bd. (Bd. 1 bis 3 koſten zuſammen 3 Thl.) 24 Bog. 1 Thl. 6 Gr.

Derſelbe, die Probefahrt nach Amerika. 1 Thl.

Derſelbe, d. Verbrechen zu irren. 21 Bg. 1 T. 6 gr.

Heinrich Seidel, Eginhard und Emma, Drama in 5 Akten. 1 Thl.

Eduard Sileſius, Tag- und Nachtfalter, Novellen.

Ludwig Storch, die Heideſchenke, iriſches Volksgemälde. 3 Bände. 4 Thl. 12 Gr.

Wenzel, H., Reiſeſkizzen aus Tyrol und deſſen Nachbarſchaft.

Zur Michaelismeſſe werden erſcheinen:

Friedrich v. Heiſen, der Hofmann und die Grillen, 2 Novellen.

Carl Herloßſohn, der blinde Held, oder die Huſſiten, Roman in 3 Bänden.

Leopold Schefer, die Eroberung von Conſtantinopel, Roman in 3 Bänden.

Zimmergarten.

Erzählungen

in

verſchiedenen Formen

von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die gebackenen Tage. Novelle 1
Die braune Marthe. Novelle 129
Theorena. Hiſtoriſche Erzählung 213
Eliſabeth Fry, der Engel der Gefängniſſe. Panegyrikus 229
Gedichte 257
  Der Brahman und die Bajadere 259
  Die Brautnacht 261
  Täuſchung 263
  Der Normann 265
  Des Jägers Lied 267
  Der Niklaszopf 269
  Die ſchöne Müllerin 271
  Bei Ernſt und der Dorfpfarrer 272
  Junker Jürge 275
  Luthers Predigt 278
  Simſon 279

Die gebackenen Tage.

Novelle.

Es war Samſtag Nachmittag; die heitre Septemberſonne ſchickte ſich an, ſchlafen zu gehen. Die letzte Ernte lärmte durch die Thore des Städtchens, bunt und reich und fröhlich, wie die junge Frau, die in das Haus ihres Eheherrn einzieht mit der väterlichen Morgengabe. Die Schenkſtube zum „grünen Würzgärtlein“ füllte ſich allmälig, und der kühle Wein mundete zum Feierabend nach vollbrachtem mühevollen Tage, nach vollendeter arbeitreicher Woche. Die Fenſter waren geöffnet und die Gäſte verkehrten mit den vorübergehenden Erntern. Am lauteſten und öfterſten ließ ſich Meiſter Hans Pfrenger, der Schuſter, vernehmen. Er hatte ſich an ein Fenſter gepflanzt, ſeinen Schoppen neben ſich und ließ keinen Weingärtner, keinen Schnitter oder wer es auch ſein mochte, vorüber, ohne ihm Rede abgewonnen zu haben. Den Einen fragte er dieß, den Andern das, Dieſem gab er einen guten Spruch mit, Jenem hing er Eins an; dabei drehte er die ſchwarze Lederhaube auf ſeiner Glatze und warf die noch ſchwärzeren Augen bald nach dem Thore zu, bald die Straße hinauf, wo dieſe in den Marktplatz mündete, und nichts entging ſeinem Späherblick. Endlich ſchien der rechte Mann für ihn zu kommen:

an der Marktecke zeigte ſich ein langer ziemlich beleibter Mann mit der rothen Feder auf dem militäriſch aufgekrempten Hut und dem langen „Pflaſterklapperer“ an der Seite; Wams und Koller, Stiefel und Hoſe nebſt Gang und Haltung verriethen die Reſpectsperſon eines graduirten Kriegers; und wenn alle dieſe Abzeichen gemangelt hätten, das aufgeblaſene, hochmüthige, weinrothe Geſicht mit dem abſcheulichen Schnauz- und Knebelbart hätten den Martisſohn untrüglich angezeigt. Das kleine nußbraune zuſammengebutzelte Geſicht des Schuſters verklärte ſich, und ſchon von fern hielt er ſeinem Mann den zinnernen Becher mit ſchmunzelndem Nicken entgegen. Der Würdige behauptete dagegen ſeinen martialiſchen Ernſt, wehrte mit ſtolzer Handbewegung ab, und ließ wirklich die gaſtlich geöffnete Hausthüre beiſeit liegen.

„Was iſt das, Gevatter?“ ſchrie der Schuſter erſchreckt, „Ihr wollt vorüber?“

„Ich habe ſo eben einen höchſt wichtigen Befehl und geheimes Commando von meinem geſtrengen Herrn Bürgermeiſter erhalten, welches ich ſofort ſelbſt auszuführen hinaus nach Eibenhauſen muß; denn Niemand anders darf ſolche Botſchaft aufgetragen werden.“

„Gibt es Krieg, Gevatter?“ rief der Schuſter auffahrend; „Iſt der Turk wieder über den Unger hergefallen, oder hat er den venetianiſchen Prahlhänſen ein Stück Land abgegaunert? Oder will etwa des römiſchen Reichs Oberhaupt den abtrünnigen Flamländern auch an die Kehle, und mit ſeinem Vetter, dem Spanier, ſich zuſammenthun. Was gibt's? Was iſt los?“ Meiſter Pfrenger war dabei aufgeſprungen und hatte, heftig redend, ſeine Arme in's Fenſter geſtemmt; ſein Geſicht war nur ein Ausdruck von Neugierde. Aber Gevatter Kriegsmann ſchüttelte ſein bärtiges Haupt und erwiederte trocken: „Ich darf noch nichts verrathen.“

„Noch nichts!“ wiederholte der Schuſter mit verzweifeltem Nachdruck, und war, ſeinen Wein und die übrigen Gäſte vergeſſend, mit ein Paar Sätzen auf der Straße. „Gevatter Gutgeſell,“ fuhr er dort, zu dem Kriegshelden gewandt, in einem vertraulichen Tone fort, „auch ich habe heute eine höchſt wichtige Nachricht erhalten, eine erſtaunliche Mähr, eine ſeltſame Wundergeſchichte. Laßt uns gegenſeitig austauſchen. Ich begleit' Euch hinaus nach Eibenhauſen, und wenn wir rückkehren, trinken wir meinen Wein im Würzgärtlein zuſammen aus, und noch ein Paar Schöpplein dazu, verſteht ſich auf meine Koſten. — Schon lange hab' ich's am Himmel im Lauf der Geſtirne bemerkt, daß wieder große Dinge auf dem Erdkreis vorgehen würden; aber ich konnte nicht recht daraus klar und klug werden. Ja Gevatter, hätt' ich vom Anfang die Aſtronomie ſtudirt, ich braucht' Euch jetzt um nichts zu fragen; denn alle Geheimniſſe entzifferte ich aus den Sternen.“

„Nun ſo ſagt doch Eure Mähr an,“ ließ ſich Görg Gutgeſell, Waibel der laufenden Stadtknechte, vernehmen. „Es gibt allerdings ſehr ſonderbarliche Ereigniſſe auf Erden und die Welt iſt nicht mehr, wie zur Zeit unſrer Väter. Seit ſich das lutheriſche Gezucht vom lieben Gott und der Kirche geſchieden, hat der Teufel einen Freipaß auf Erden erhalten. Sonſt durfte er nur Nachts verhüllt umher ſchleichen, jetzt rennt er im offnen Felde und auf den Straßen. Ihr werdet es nicht glauben; aber ich ſchwör's Euch zu, bei'm St. Georg, dem Reiter, daß ich ſelbſt einen harten Zweikampf mit dem Vater Pferdefuß beſtanden habe.“

Der Schuſter ſchien ſo wenig neugierig, dieſe ſeltſame Begebenheit zu vernehmen, als der Waibel ſehr begierig, ſie mitzutheilen. Deshalb begann Jener: „Was die neue Mähr betrifft, ſo iſt ſie gar wunderlicher Art. Heute früh hab' ich mich kaum auf meinen Schemel geſetzt und den Draht gepecht —“

„Laßt mich erſt meine Geſchichte erzählen, Meiſter! Ihr mögt noch ſo Seltſames berichten, ich hab' es doch noch toller erlebt. Ich frag' Euch, Kraut und Blei! wer hat ſich ſonſt noch mit dem Teufel geſchlagen, von allen die jemals als Landsknechte einen Spieß getragen haben? Hört mich an, ſag' ich Euch, Maul und Naſe ſoll Euch aufſtehen bleiben.“

Der Schuſter rückte verdrießlich an ſeiner Lederhaube und kratzte ſich hinter den Ohren. Gevatter Gutgeſell ſtrich ſich den Schnauzbart. Da klopfte ihn Meiſter Pfrenger auf die wohlgefütterte Hüfte und fragte pfiffig: „Nachbar, erfahr' ich doch auch Eure Botſchaft nach Eibenhauſen?“

„Ei freilich! Mein Wort darauf!“

„Fürwahr,“ fuhr nun der Schuſter fort, viel Grauſiges und Unglaubliches hab' ich von Weltläuften und Mähren gehört und geleſen; aber ein Zweikampf mit dem Böſen iſt mir noch nicht vorgekommen. Und Ihr habt mir davon noch nicht früher erzählt und kennen uns doch ſchon ſo viele Jahre.“

„Weil wir eben vom Teufel zu reden kommen, fällt mir's bei. Ich hab' zu viel mit durchgemacht, gar zu greuliche Abenteuer beſtanden, als daß Einem ſolch ein Bettel nicht aus dem Sinn kommen ſollte. — Es ſind nun funfzehn Jahre, daß ich als rüſtiger Landsknecht unter dem Kurfürſten Auguſt von Sachſen gen Gotha zog, den Teufelsſohn, den Grumbach, zu fahen.“

„Ich weiß ſchon,“ fiel der Schuſter ein, dem dieß eine bekannte oftgehörte Sache zu ſein ſchien. „Ihr war't Einer der Tapferſten bei Einnahme der Stadt und Zerſtörung des herzoglichen Schloſſes.“

„Freilich! Ich ſag' Euch, Gevatter, ohne mich hätten ſie weder den Grumbach noch den Herzog erwiſcht; denn Beide hatten mit dem Teufel ein Pakt gemacht, daß er ihnen helfen ſolle; und er hätte ihnen geholfen, wenn ich ihn nicht daran verhindert hätte. Und das verhielt ſich alſo. Abends vorher, eh die Stadt geſtürmt wurde, ſchlich ich um das ſtark befeſtigte Schloß, in der Hoffnung, daß ich etwas entdecken möchte, was meinen Ruhm vermehren könne; denn ich galt damals ſchon für den Tapferſten. Ich ſpähe umher, da gewahr' ich einen hohen ſtarken Mann mit ungeheuren Schritten querfeld einkommen. Ich denke, es iſt Einer der Unſrigen und will ihn eben grüßen, da merk' ich, daß der Kerl wie ein Spatz an der Mauer hinan kriecht. Ich flugs herbei und erwiſch ihn noch bei'm Bein. Was erfaß ich? Einen Pferdefuß, Gevatter! Doch ich laſſe nicht los, er muß herunter. Er ſchimpfte, ich ſchimpfte wieder. Er über mich her, ich wehre mich, bald war der Eine oben bald der Andre, endlich komm' ich zum Stehen und hau' ihm Eins über's Leder. Ihr denkt wohl, er hätte geblutet? Ja proſit! Brennender Schwefel und Pech floß aus der Wunde, die ich ihm geſchlagen, und das gab einen greulichen Geſtank. Nun wurde der Gottſeibeiuns wüthend, ich aber ſagte: Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes, Jeſus, Maria und Joſeph ſteht mir bei! und da flog der Höllenhund mit Gebrüll durch die Lüfte davon. Am andern Tag wurde die Stadt eingenommen, der Grumbach gefangen und geviertheilt, der Herzog fortgeführt, das Schloß geſchleift, und der Teufel konnte ihnen nicht mehr helfen.“

„Ein dummer Teufel war's doch, Gevatter, daß er nicht gleich durch die Luft in das Schloß flog und ſich erſt von Euch am Beine zerren ließ,“ bemerkte der Schuſter ſarkaſtiſch lächelnd. „Aber Ihr habt Eure Sache gut gemacht, und nun ſagt mir auch, wie Ihr verſprochen, weshalb Euch der geſtrenge Herr Bürgermeiſter nach Eibenhauſen geſchickt.“

„Ihr müßt mir erſt verſprechen, nicht zu plaudern.“

„Ihr kennt mich, Gevatter. Hier meine Hand! Nun?“

„Ihr werdet davon gehört haben, daß mein Vetter, Meiſter Johann Tobias Grauthaas, in vier Wochen ſeine güldne Hochzeit zu feiern gedenkt, wenn er oder ſeine Hauswirthin bis dahin nicht mit Tod abgegangen iſt.“

„O Gevatter, ich weiß ſogar, daß er an dieſem Tage eine Bretzel von hundert Metzen Waizenmehl backen wird, für die Einwohner der Stadt und wer ſonſt noch davon eſſen will. Sie wird ſo groß werden, daß die ganze Beckerinnung daran zu tragen hat, und mein Nachbar, der Maurermeiſter Klipphold, richtet einige Tage zuvor den Backofen dazu ein. Und im Vertrauen, Meiſter Martin Grauthaas, der Metzger, der jetzt Obermeiſter iſt, will ſeinem Vater auch eine Freude machen an dieſem Tage, und ſo wird die Metzgerzunft eine Blutwurſt bereiten, die ſoll über fünfhundert Ellen lang werden, die Fleiſcher aus der ganzen Gegend, ſechs Stunden im Umkreis werden kommen, um ſie auf hölzernen Gabeln zu tragen, wie man ſchon von andern Orten vor Zeiten gehört hat. Glaubt mir, Gevatter, ich habe von dieſer Wurſt und dieſer Bretzel in den Sternen geleſen; denn nichts Großes geht auf Erden vor, es ſteht denn zuvor in den Sternen geſchrieben, und wahrlich, dieſe Wurſt und Bretzel ſind etwas ſehr Großes. Aber was wollt Ihr mir vom geſtrengen Herrn Bürgermeiſter ſagen?“

„Der Stadtrath will zum Recompens, daß Meiſter Grauthaas ſo viele Jahre als rechtſchaffnes Glied bei ihm geſeſſen und der Stadt getreulich zu Dienſten geweſen in allerlei Noth und Fährlichkeit, ihn auch ſonderlich honoriren und reſpectiren an ſeinem Ehrentage, und ſo ſollen denn die Böttcher, Küfer und Weingärtner in Eibenhauſen einen Reiftanz einlernen und neue Weiſen und Stücklein dazu muſiciren, und morgendes Tags damit beginnen. Alſo gebeut ihnen der Stadtrath und deshalb muß der Befehl heute noch überbracht werden; und zwar in aller Stille durch mich, den Schwager des Grauthaasſchen Hauſes. Die hieſigen von der Zunft werden heimlich hinaus gehen, damit der alte Meiſter nichts merke. Die übrigen Zünfte in der Stadt werden einen Schwerttanz halten, der auf dem Rathhauſe eingeübt werden wird bei verſchloſſnen Thüren."

„Sind die Schuſter auch dabei?"

„Verſteht ſich; die ſind allweg die Erſten."

„Das wird eine Freude geben!" jauchzte Meiſter Pfrenger. „Ich hab' ſo etwas am Himmel bemerkt; die Sterne gingen Euch ſo unruhig durch einander, als hielten ſie einen Schwert- oder Reifentanz."

„Ja, lebte mein ſeliger Schwager, der Bürgermeiſter Holzheimer noch!" ſeufzte Gutgeſell; „für den wäre das ein Gaudium, und für mich wär' es auch beſſer. Aber mit ihm iſt der Grauthaasſchen Familie doch die Perle aus der Krone gefallen. Meine Frau weint noch Tag und Nacht um den geliebten Bruder, und kann ſich nicht zufrieden geben; und man kann ſie nicht drum ſchelten, denn ſo ein Mann ſteht nicht wieder auf."

„Da habt Ihr Recht, Gevatter,“ verſetzte Pfrenger ſich die feuchten Augen wiſchend. „Was iſt unſer jetziger Bürgermeiſter Neblung dagegen für eine Schlafmütze!“

„Bſt! Nicht zu vorlaut, Meiſter. Herr Neblung iſt mein geſtrenger Herr, und ich muß bei ihm halten; das iſt meine Pflicht. Drum von etwas Anderm! — Ihr habt ja ganz vergeſſen, Eure Mähr mitzutheilen. Ob's nun gleich eben nicht viel ſein wird — denn Ihr mögt vorbringen, was Ihr wollt, ich hab's beſſer erlebt — ſo mag ich Euch der Unterhaltung wegen doch hören.“

„Dieß Mal möchte doch Euch Eure große Erfahrung im Stich laſſen, Gevatter,“ lächelte der Schuſter. „Denn was ich zu erzählen habe, iſt auf Erden noch nicht geſchehen, weder geſehen, noch gehört, noch auf eine andere Art wahrgenommen worden.“

„So wollt Ihr mir eine Lüge aufbinden. Aber laßt hören, ob ich's doch nicht mitgemacht. Im Felde lernt man Alles, wovon ſich Eurer Einer nichts einfallen läßt.“

„Dieß ſchlägt in mein Fach, Gevatter. Es betrifft den Kalender.“

„Kalender?!“ verzog der Waibel das Geſicht, als wenn er ſauern Wein geſchluckt hätte, „was geht *mich* der Kalender an? Damit hab' ich nicht gern zu ſchaffen.“

„Hört zu, Gevatter, die Sache iſt von Wichtigkeit. Ich geb's Euch, wie ich's erhalten habe. Ich ſitze dieſen Morgen und will eben meine Arbeit beginnen, tritt ein bärtiger Geſell herein, ein Tuchſcheerer aus Augsburg, hat ſich den Schuh zerriſſen und die Nacht in der Herberge gelegen. Ich flick' ihm den Schuh, wir kommen in's Geſpräch, und ſind bald auf der Sternwiſſenſchaft. Da erzählt er mir, er komme direct von Augsburg, wo der Kaiſer und die Reichsſtände beiſammen ſind. Dieſen habe der Papſt befohlen, daß die Zeit unverzüglich aufhören ſolle und der Kalender auch, und man mit einer neuen Zeit und einem neuen Kalender wieder beginnen ſolle. Iſt das nicht ſeltſam? Wie ſoll denn nur die Zeit aufhören? Gevatter, das geht über meinen Verſtand.“

„Laßt ſie aufhören, Gevatter,“ tröſtete der gewaltige Kriegsmann, „wenn wir nur nicht aufhören. Was geht's uns an? Wenn's der heilige Vater in Rom befohlen hat, muß die Zeit gehorchen. Ich mache mir nicht viel aus der Zeit. Laſſen wir uns darüber keine grauen Haare wachſen.“

„Alles gut, Gevatter! aber wenn ich mir nur erſt vorſtellen könnte, wie das Ding angefangen werden ſoll. Gelt, ſo etwas habt Ihr doch noch nicht erlebt?“

„Das iſt noch gar nichts, Gevatter! Ich könnte

Euch ärgere Dinge erzählen, die ich erlebt habe. Zeit? Zeit! Pah, was iſt Zeit? Ein langweiliges Ding, das mir umſonſt zu theuer iſt. Meinetwegen mag der Papſt mit der Zeit thun, was er will. Ich ſcheere mich nichts um ſie, und will froh ſein, wenn ich ſie auf eine Friſt los bin. Dagegen will ich Euch einen Mordſpectakel erzählen, der ſich ganz anders ausnimmt, als Eure Alfanzerei von der Zeit, hinter der gar nichts ſteckt. Als wir vor Gotha ſtanden, trug ſich's eines Tags zu —“

„Was kommt denn da angeritten?“ fragte der Schuſter, den Redefluß ſeines Gevatters unterbrechend, und hielt die Hand mechaniſch über die Augen, obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel war.

„Kraut und Blei!“ rief der Waibel, „das iſt etwas von meinem Stande. Hu! wie das ſauſt und brauſt! Mich ſoll der heilige Georg, der Reiter, wenn das nicht ein ſpaniſcher Kriegsmann iſt, ein Hauptmann oder Rottenführer aus der Soldateska. Ha, dieſe Mannſchaft kenn' ich; das ſind wackre Leute. Ich habe mit ihnen im Felde geſtanden. Gebt acht, wie er mich ſalutirt.“ Er warf ſich in die Bruſt und kämmte den Schnauzbart mit den Fingern.

Der wahrgenommene Reiter war während dieſer Paar Minuten heran gekommen und jagte jetzt an den beiden Gaffern mit verhängtem Zügel vorbei;

ohne ſie eines Blicks zu würdigen, obgleich ſich Gutgeſell ziemlich nah poſtirt und eine tiefe Referenz geſchnitten; ihm nach ein ſtattlich herausſtaffirter Knecht. Der Herr war mit einem für ein Reiſekleid koſtbarem Gewand angethan; ein ſpaniſcher Mantel flatterte von ſeinen Schultern; eine fein gefaltete ſpaniſche Krauſe wiegte den wohlgepflegten Bart, der recht kohlenſchwarz und glänzend von ihr abſtach; von ſeinem hohen Hut nickte eine ſchlanke Feder in den Nacken; ſein Roß trug ſchmuckes Geſchirr.

„Der kommt aus den Niederlanden,“ ſagte Gutgeſell mit Selbſtgenügſamkeit. „Wer weiß, welche bedenkliche Mähr er unſerm gnädigen Herrn Kurfürſten bringt.“

„Der kommt von Augsburg,“ ſagte Pfrenger ebenſo. „Und ich wollte wetten, er hat den Befehl des Kaiſers und der Reichsſtände in der Taſche, daß die alte Zeit aufhören und die neue beginnen ſoll.“

Disputirend ſchritten ſie dem Dorfe zu, das faſt nur von Weingärtnern und Weinküfern bewohnt war, und der Waibel fand ſpäter Gelegenheit, ſeinem Gevatter einige ſeiner Heldenthaten zu erzählen, von denen ihm täglich neue und immer wichtigere einfielen.

An demſelben Nachmittage ſchloß der Stadtſchreiber Hallauer, ein ehrbarer Junggeſell von dreißig und einigen Jahren, ſeinen Schrank auf dem Rathhauſe um eine Stunde früher, als an den übrigen Wochentagen, und that damit die Geſchäftsſorgen einer ganzen Woche von ſich. Er war ein gar fleißiger und treuer Arbeiter, und deshalb gewiſſermaßen das Pack- und Laſtpferd des ganzen übrigen Rathsperſonals; nie that er ſich genug zum Wohl der lieben Vaterſtadt und der Wittwen und Waiſen, deren Freund und Vormund er war, ſo wie aller andern bedrängten Einwohner derſelben. Dafür hatte ihn die liebe Vaterſtadt aber auch gar trefflich belohnt; denn er war noch immer Stadtſchreiber, was er mit ſeinem zwanzigſten Jahre ſchon geweſen war, und konnte mit ſeiner geringen Beſoldung ſich und ſeine alte Mutter kaum ernähren. Andre mit weniger Fleiß, mit weniger Liebe zum Geſchäft und zu den Menſchen, waren lang ſchon über ihn geſtiegen, und hatten dadurch das Recht erhalten, den guten fleißigen Hallauer für einen Simpler zu halten, den man nach Belieben verwenden könne, wozu Dünkel und Uebermuth eben Luſt haben.

Da geht er durch die Straßen nach dem Thore zu, in demſelben Wamſe, welches ihm ſeine Mutter, damals ſchon Wittwe, von ihrem ſauer Erſparten zu ſeinem Amtsantritt gekauft, und noch ſieht es dem Tuchkleide Niemand an, daß es länger als ein Jahr getragen iſt, ſein Hut iſt ſchön gebürſtet, die Schleifen an Hoſen und Schuhen ſind ſo rein geſtäubt und haben ein ſo friſches Anſehen, als ſeien ſie geſtern erſt aus der Kiepe des Färbers gezogen worden, ſein brauner Schnauz- und Knebel-Bart iſt ſo reinlich geputzt und dient dem freundlichen von Geſundheit gerötheten Geſichte recht zur Zierde. Dieſem lieben Geſichte ſieht man es nicht an, daß ſein Beſitzer halbe Nächte mit der Feder arbeitet, es ſieht zufrieden nach rechts und links und grüßt überall gar höflich, wo ſich etwas Menſchliches ſehen läßt, und wenn es auch nur ein Kind iſt, das ihm noch nicht zu danken vermag.

Als er an der Herberge zum Liebſtöckel vorüberging, ſah er einen Haufen Kinder und müßigen Volks um ein Paar Reiter verſammelt, die eben abſtiegen. Es war der ſpaniſche Krieger mit ſeinem Knechte. Der Wirth ſcherwenzelte mit abgenommener Kappe um den ſtolzen Fremdling, und lud mit zierfüßelnden Geberden in's Haus, die Zuſchauer bewunderten Anſtand und Kleiderpracht deſſelben und der gute Stadtſchreiber theilte bald die Empfindungen des Haufens, dem er beigeſellt war, er wußte nicht wie; denn noch niemals hatte ſein Auge etwas Gleiches geſehen. Als der Ritter klirrenden Schrittes eingetreten war, wandte ſich der Stadtſchreiber wieder zum Gange, da fielen ſeine Augen — nicht grade unwillkührlich — auf die untern Fenſter eines gegenüber liegenden hohen Steinhauſes, der **Roſenberg** benannt, aus deren mittelſten ein gar holdes Frauengeſicht heraus ſah. Hallauer zog, über und über erröthend, den Hut und grüßte beſcheidentlich hinüber; wie ward ihm aber, als er ſich von der ſchönen Hand des ſchönen Frauenbildes herbeigewinkt ſah und ſeinen Namen von den reizendſten Lippen ertönen hörte, welche die Vaterſtadt aufzuweiſen hatte! Obgleich in unbeſchreibliche Verwirrung verſetzt, ſo daß ihm die Sinne zu vergehen droheten, folgte er doch gehorſam ſchnell dem Winke, dem ſüßtönenden Rufe. Ein ſchlanker Leib bog ſich ihm aus dem Fenſter entgegen, er trat, ſich etwas unbeholfen verneigend, ſo nah hinzu, als es die vorſpringende Mauer des Unterſchlags erlaubte; dann hielt die Schöne ihre niedliche Hand gekrümmt an den Mund und flüſterte dem verlegen zu ihr aufblickenden Manne mit einem naiven Anſtrich von weiblicher Neugierde, die ihr gar ſchön ließ, leiſe zu: „Was mag das doch für ein fremder Kriegsmann ſein, der eben in ſolchem Prunk vor dem Liebſtöckel abgeſtiegen iſt? Könnt Ihr mir keinen Beſcheid darüber geben, Herr Hallauer?“

„Es thut mir ſehr leid, ehrenwerthe Frau Holzheimerin,“ verſetzte der Stadtſchreiber ſich verbeugend, „daß ich Euch mit keiner Kunde dienen kann, der Anblick ſothanen Kriegsgeſellens war mir ſelbſt fremd und unbekannt, und Niemand von den verſammelten Leuten ſchien etwas über ihn zu wiſſen. So es aber Euer Wunſch iſt, ehrenfeſte Frau, von dieſem fremden Manne Näheres zu erfahren, ſo will ich in die Herberge hinüber gehen und mich unter der Hand und ohne meine Abſicht merken zu laſſen, nach ihm befragen.“

„Thut das, lieber Herr Hallauer,“ verſetzte die wunderſchöne junge Frau mit einem höchſt anmuthigen herzengewinnenden Lächeln, „Ihr werdet mich Euch dadurch ſehr verbinden. Kommt dann und berichtet mir und laßt dieß eine Gelegenheit ſein, Euch ein Mal nach Euerm Mündel umzuſchauen, den Ihr gar lange nicht beſucht habt. Seht nur, welch ein herziger Junge er geworden iſt.“ Mit dieſen Worten hob ſie einen blondlockigen, rothwangigen, blauäugigen, ſchelmiſch lächelnden Knaben von einigen Jahren an's Fenſter, der auf Geheiß ſeiner Mutter dem Stadtſchreiber freundlich zunickte.

Wie ein Pfeil vom Bogen flog dann der wonnetrunkene Mann nach dem Liebſtöckel hinüber und trat mit funkelnden Augen in die ihm bis zur Stunde noch unbekannte Schenkſtube; faſt hätte ihn die alte Verlegenheit wieder übermannt, als ihn der Herbergewirth mit großen verwunderungsvollen Augen anſah und die Frage daran knüpfte, ob der Herr Stadtſchreiber vielleicht Namens des Stadtraths ein Begehr an ihn habe?

„Bei Leibe nicht!“ verſetzte Hallauer, „mich treibt nur der Durſt zu Euch herein, und ſo bitt' ich, Ihr wollet mir einen Schoppen alten einſchenken. — Auch Euch ſcheint der Wein zu munden,“ wandte er ſich dann, nicht ohne vorhergegangene Bekampfung ſeiner Schüchternheit an den ſtolz auf- und abgehenden Reiter, „Ihr habt heute einen heißen Tag gehabt, und der Mann zu Pferd ſoll die Sonne noch ſtärker fühlen als der Fußgänger.“

Der Fremde ſchien der Rede gar nicht zu horchen, ſondern ging unbekümmert, mit verſchränkten Armen durch die Stube. Erſt als Hallauer ſchon einige Augenblicke geſchwiegen hatte, ſtellte ſich jener dicht vor den betretenen Stadtſchreiber hin, maß ihn mit einem unverſchämt hochmüthigen Blick, warf das Maul trotzig auf und fragte barſch:

„Wer ſeid Ihr?“

Obgleich im ernſten Augenblicke verblüfft, nahm ſich Hallauer doch zuſammen und ſagte nicht ohne einigen Nachdruck: „Mein Herr, wenn Euch daran liegt, ſo mögt Ihr wiſſen, daß ich bei dem Magiſtrat hieſiger Stadt als wohlverordneter Secretarius beſtellt bin, und deßhalb hier zu den Reſpectsperſonen gehöre.“

„Ein ſpaniſcher Kriegsheld hat vor keinem Menſchen weiter Reſpect, als vor ſeinem König und General,“ nahm der Fremde wieder hochmüthig das Wort. „Doch da Ihr vom Magiſtrat ſeid, ſo mag ich Euch wohl die Ehre anthun und mich in einen Zwieſprach mit Euch einlaſſen, damit Ihr mir Beſcheid gebet über Alles, was mir zu meinem Geſchäft hier zu wiſſen nöthig iſt.“

„Im Herzen zwar empört über die übermüthige Rede des Kriegsgeſellen, gedachte Hallauer doch ſeines der ſchönen Frau gegebenen Verſprechens, und unterdrückte, von der natürlichen Sanftmuth ſeines Characters unterſtützt, den Widerwillen, der in ihm gegen den aufgeblaſenen Menſchen aufſtieg, indem er ziemlich freundlich fragte: „Ihr habt alſo Geſchäfte in dieſer Stadt? Da kann Euch freilich kaum Jemand beſſer zu Dienſten ſein, als ich, der ich vermöge meines Amtes in faſt alle Verhältniſſe hieſiger Familien eingeweiht bin.“

„Nun, dann ſagt mir, ſo Ihr's vermögt, lebt hier ein gewiſſer Hans Chriſtoph Holzheimer?“

„Hans Chriſtoph Holzheimer? Dieſen Namen, ſo wie Ihr ihn da nennt, führte allein der Bürgermeiſter hieſiger Stadt.“

„Bürgermeiſter oder Bürger, das gilt mir gleich;

ich weiß nur den Namen dieſes Mannes, ſo wie den ſeines Vaters und ſeinen Geburtstag. Daraus muß ſich das Uebrige ergeben. Sein Vater aber hieß Sebaſtian Holzheimer und war ein Fleiſcher. Hans Chriſtoph wurde 1542 im Sommer geboren und muß alſo jetzt gerade vierzig Jahre alt ſein.“

„So alt iſt er nicht geworden, Herr, denn er ſtarb voriges Jahr in der Weinleſe an einem hitzigen Fieber, das er ſich durch einen kalten Trunk Waſſer zugezogen hatte.“

„Wie?“ rief der ſpaniſche Soldat verwundert und mit einer widrigen Affectation von Schmerz, „mein armer, lieber Vetter — — o, ſo ſollte ich dich nicht kennen lernen, du armer Hans! Todt, da ich gekommen bin, dir dein Glück zu verkündigen, todt in der Blüthe deiner Jahre! Das hätte ich nicht erwartet! — Sagt mir einmal, Unglücksbote, war denn Hans Chriſtoph Holzheimer verehlicht.“

„Das war er und ſeine Wittwe wohnt ſchief gegenüber in dem großen ſteinernen Hauſe, über deſſen Thüre Ihr den Roſenberg gemalt ſeht.“

„Hat er auch Kinder hinterlaſſen?“

„Einen Buben, der nun drei Jahr alt ſein mag. Er hatte ſich nicht früh verheirathet, weil er lange an ſeinen juriſtiſchen Studien abſolviret und ſich zum Profeſſor bilden wollen in Heidelberg. Er war erſt mit der einzigen Tochter des Bürgermeiſters

Kernmeier verlobt, hernach rührte ihn aber die unvergleichliche Schönheit eines andern hieſigen Stadtkindes, der Tochter des Stadtſyndicus Kleyſteuber, einer Vaterwaiſe, als er ſich eben der Erholung halber in den Ferien in ſeiner Vaterſtadt aufhielt. Da ließ er ſich von ſeinem alten Vater und übrigen Verwandten bereden, die eben vacante Bürgermeiſterſtelle anzunehmen. Das Meiſte mochte wohl das Verlangen thun, die ſchöne Margarethe Kleyſteuber heimzuführen. Ich glaube, es wäre mir ebenſo ergangen. Er hat das Glück nicht lang genoſſen; vier Jahre müſſen mit ſolch einer Frau verlebt, wie ein Morgentraum verrauſcht ſein. Er iſt todt und die Frau iſt ſchier noch ſchöner, als ſie erſt war.“

Dem unwillkührlichen Lobredner der ſchönen Wittwe funkelten die Augen, er war aufgeſtanden und an's Fenſter getreten, und deutete, das ſtolze, demüthigende Weſen ſeines Gegenübers vergeſſend, mit der Hand hinaus, hinzuſetzend: „Seht dort ſitzt ſie am mittlern Fenſter, das iſt das Holzheimer'ſche Haus.“

Des Spaniers Blicke flogen dem Winke des Stadtſchreibers nach, dann fielen ſie aber in des Sprechers glühendes Geſicht, und ſpöttiſch ſagte er: „Euch iſt warm geworden über Euern Bericht. Ihr ſollt dafür die Ehre haben, mit dem ſpaniſchen

Hauptmann Don Juanito von Felsheim, Marquis de la Popola, Herrn von Torquejos, Ritter von San-Cruce und Quadalma eine Flaſche Wein auszuleeren. Wundert Euch nicht über meinen deutſchen Namen. Mein Vater war ein Deutſcher, der in Dienſten des höchſtſeligen Kaiſers Carlos ſtand, aber meine Mutter war eine ächte Spanierin, von altkaſtiliſchem Adelsblut. Wirth, eine Flaſche von Euerm beſten Wein! Ich bin froh, daß Herr Hans Chriſtoph Holzheimer wenigſtens einen Erben hinterlaſſen hat, an dem ſich begangenes Unrecht wieder gut machen läßt.“

„Ich dank' Euch für die Ehre,“ verſetzte der Stadtſchreiber. „Sagt mir lieber, was für Unrecht Ihr an dem Kinde wieder gut zu machen gedenkt? Denn Ihr müßt wiſſen, daß ich der vom ſeligen Herrn Burgermeiſter teſtamentariſch beſtellte und vom hieſigen Stadtrath beſtätigte Vormund des Knäbleins bin.“

„Man hört's an Euern Fragen, daß Ihr zum Stadtrath gehört. Allein, ich bin kein Bürger hieſiger Stadt, der ſich von Euch ausfragen zu laſſen braucht. Ich hab' Euch ſchon zu viel Ehre angethan.“ Damit nahm der ungezogene Spanier die Thure in die Hand und verließ die Stube.

Der Stadtſchreiber hielt ſich auch nicht lange auf, ſchlürfte ſeinen bezahlten Wein aus und trat nach einigen Minuten, begierig der ſchönen Wittwe die ſeltſame und unbefriedigende Mähr zu hinterbringen, in das Haus derſelben. Ein leiſes Zittern fröſtelte durch ſeine Glieder. Frau Margarethe Holzheimer kam ihm freundlich entgegen, ihren Knaben auf dem Arme, der, von der Mutter eingelernt, ihm das flaumige Händchen bot und „guten Tag, Herr Vormund!“ ſtammelte.

Frau Chriſtine Hallauer, des Stadtſchreibers bejahrte Mutter, überſchaute am andern Tage aus ihrem Weinberg das Städtchen mit frommen zufriedenen Blicken. Hier pflegte ſie ſich Sonntags, nach beendigtem Gottesdienſt gewöhnlich aufzuhalten. Da ſaß ſie, eine würdige Frau, einfach und reinlich gekleidet, unter dem grünen Laubendach, von ungeheuern Weinblättern vor den Strahlen der Sonne geſchützt, durch welche braune und gelbe Trauben von beträchtlicher Größe lauſchend, dem Meſſer des Winzers entgegenreiften, und dem lieben Mütterchen gleichſam neue Jugend zu bieten ſchienen. Meiſt kam auch der Sohn heraus, wenn er nicht von den allzudringenden Arbeiten ſeines Amts überhäuft war, und ſo ſehr er auch die ſtrenge Erfüllung ſeiner Berufspflichten jeder Erholung vorzog, ſo ließ er ſich doch höchſt ungern die nachmittäglichen Sonntagsſtunden rauben, vorzüglich im Herbſt, wenn die Pracht der Früchte durch die immer lieblichere Farbe der Reiſe das Auge entzückt. Das waren ja des guten Stadtſchreibers einzige Freuden, und in dieſen Stunden pflegte er ſich fleißig mit ſeinem Mütterlein zu beſprechen, wozu es in der Woche wegen überhäufter Arbeit nicht kommen wollte.

Um ſo mehr verwunderte ſich heute Frau Chriſtine, daß ihr Sohn noch nicht im Berge war, und ſchon zu verſchiedenen Malen hatte ſie den Hals gereckt und nach den Steinſtufen geſchaut, die zu der Laube und dem Häuschen hinaufführten, oder nach der Hecke geſpäht und den Thalweg entlang, der von der Stadt her führte. Auch jetzt glaubte ſie wieder Tritte zu vernehmen, ſie ſchlug die Augen auf — aber nicht der geliebte Heinrich war es, ſondern ein ſchön geſchmücktes Frauenbild, das Frau Chriſtine, wegen ihrer vom Alter geſchwächten Augen, nicht ſogleich erkannte. Neugierig ſtand die Wittwe auf, um der Heraufſteigenden ehrerbietig entgegen zu gehen; die Letztere hatte aber dieſe Abſicht kaum bemerkt, als ſie leicht und flink ſich beeilte, dem Mütterchen die Mühe zu erſparen, und ſo mit einigen Sätzen in der Laube war.

„Ach, Ihr ſeid es ja, liebwertheſte Jungfer Kernmeierin,“ ſagte nun die Alte ſchmunzelnd,

„welch guter Zufall verſchafft mir denn die Ehre eines ſo vornehmen und werthgeſchätzten Beſuchs?“

Die alſo Angeredete, eine hohe Geſtalt mit einem kühnen, unternehmenden Weſen, das ihr aus dem dunkeln Auge blitzte, aus der hohen gewölbten Stirne, aus der ſcharf gebognen Naſe, aus der ganzen Bewegung ihres Körpers hervorſprang, verzog ihr Geſicht, deſſen letzte Jugendblüthe ſchon auf die dreißig deutete, zu einem möglichſt angenehmen Lächeln und erwiederte: „Sprecht doch nicht alſo, liebe Frau Chriſtine; bin ich doch um keinen Pfennig vornehmer als Ihr. Und ſo hätte es ſich ſchon längſt geziemt, Euch einen Beſuch zu machen; denn glaubt ja nicht, daß ich uneingedenk der Freundſchaft wäre, welche Ihr ſonſt meiner ſeligen Frau Mutter erwieſen; und wenn es mir auch nur Ein Mal erzählt worden wäre, wie Ihr meine hülfloſe Kindheit gepflegt, ſo würde ich Euch dennoch zeitlebens ein dankbares Herz bewahren. Ich bin die Jahre her viel in Augsburg geweſen, wo ich eine Tante leben habe, wie Euch vielleicht bekannt iſt, und dieſen ganzen Sommer über habe ich mich dort aufgehalten. Nun denke ich meinen an Euch begangenen Fehler wieder gut zu machen und Euch zu zeigen, wie ſehr ich Euch liebe, Frau Chriſtine, vorausgeſetzt, daß Euch an meiner Liebe auch etwas gelegen iſt.“

„Ich weiß nicht, was ich Euch auf ſolche angenehme Rede Alles erwiedern ſoll, vielgeliebteſte Jungfer Kernmeierin. Drum ſag' ich nur das, daß ich hocherfreut bin, und vor lauter Vergnügen und Luſt gar nicht Worte finden kann, Euch ſolches auszudrücken. Seit wann ſeid Ihr denn wieder in Eurer Vaterſtadt angelangt?“

„Es ſind heute gerade acht Tage.“

„O ich kenn' Eure Frau Tante recht gut. Sie beſuchte ſonſt Eure ſelige Mutter. Bei der habt Ihr's freilich beſſer, als hier; denn ich zweifle ſehr, daß Ihr von Euern hieſigen Verwandten Euch gleicher Liebe erfreuet. Aber Ihr werdet auch an das großſtädtiſche Leben gewöhnt ſein. Dort hauſen Fürſten und Herren, der Kaiſer ſelbſt nimmt zuweilen Einkehr, die Reichsſtände machen das Leben bunt. Deßhalb wird es Euch hier nicht ſonderlich mehr gefallen können, wo Alles ſtill und einfach zugeht. Wir ſind's von Jugend auf nicht beſſer gewohnt.“

„Glaubt das nicht, Frau Chriſtine. Ein frommes Herz hängt mit ſtarken Ketten an der Vaterſtadt; wo ſeine Wiege geſtanden, möchte es auch gar gern ſein Sterbebett hinſtellen. Die Fremde bleibt Einem immer fremd, die Heimath aber iſt die wahre Herzensfreundin, die, wie eine Zauberin, aller Sorgen Rath weiß. Auch ſteht mein Sinn gar nicht nach der Welt ſchellenlauter Luſt und

Freude, und wenn mir Hageprunkerei und eitler Tand gefiele, hätte ich mir wohl in Augsburg den einen oder den andern vornehmen Geſpons wählen können; denn an Freiern hat mir's gerade nicht gefehlt, aber ich zog es vor, in meine kleine liebe Vaterſtadt zurückzukehren, und da fortan ein ſtilles, eingezognes Leben zu führen, wie es meinen Wünſchen angemeſſen iſt, obgleich mich eben hier nicht die freundlichſten Erinnerungen empfangen. Aber ich habe mir einige Leute herausgeſucht, bei denen will ich beſcheidentlich anklopfen und anfragen, ob ſie einer freundlich Bittenden den Zehrpfennig ihrer Freundſchaft ſchenken wollen. Um die Uebrigen will ich mich gar nicht kümmern. Zu den Auserwählten gehört auch Ihr, Frau Chriſtine. Ihr ſeid ſo recht nach meinem Herzen und Sinne.“

„Ihr macht mich ganz glücklich durch ſolche unerwartete Gunſt,“ lachte die geſchmeichelte Wittwe aus dem innerſten Herzen, und drückte in ihrer Freude die Hand der Schmeichlerin mehrmals heftig an ihre welken Lippen. „Aber habt Ihr denn das Heirathen ganz verredet, Jungfer Marthe?“ fragte ſie dann treuherzig. „Der Eheſtand hat zwar ſein Leid, aber es blühen doch gar manche ſchöne Blümlein aus einem wahren Herzensbunde; man muß ihrer nur warten und zu pflegen wiſſen.“

„Verredet hab' ich nichts, Frau Chriſtine, und das ſoll auch kein Menſch. Man kann nicht wiſſen, wie die Fälle kommen. Sollte ein geſetzter Mann, d. h. der nicht allzu jung mehr wäre, von guten Sitten, fleißig und ſonſt kein Schlenker und Schlemmer, Wohlgefallen an mir finden, ſo würde ich ihm mit Freuden meine Liebe ſchenken und nicht nach Stand und Rang fragen. Das ſind eitel Nebendinge. Reichthümer brächte ich meinem Gemahl genug in's Haus, da mir meine Eltern als der einzigen Tochter ein hübſch Erbtheil hinterlaſſen, und ich auch die reiche Tante in Augsburg beerbe. Wir brauchten uns demnach um die ganze Welt nicht zu kümmern. Gewinnt mich Keiner lieb, wie ich ihn meine, ſo hab' ich zu leben und bleibe ledig."

Im Geſichte der Frau Chriſtine ſtieg es auf, wie Sonnenſchein. „Wie?" begann ſie zögernd und mit faſt zitternder Stimme, „wenn ich Euch einen Mann vorſchlagen dürfte, der ganz nach Euerm Sinne wäre? Ich kenne einen ſolchen."

„Wißt Ihr auch, ob er mich liebt?"

„Das würde ſich finden. Ich bin feſt überzeugt, er würde Euch ſehr lieb gewinnen. Wollt Ihr mir erlauben; Euch ſeinen Namen zu nennen?"

„Mit Freuden werde ich jeden Vorſchlag meiner lieben, mütterlichen Freundin hören. Sind wir doch hier unter uns und ein Erröthen, das Ihr mir ablocken könntet, wird in Euerm wohlmeinenden Herzen zu keiner übeln Deutung Veranlaſſung geben.“

Frau Chriſtine neſtelte verlegen an ihrem Sonntagsmieder.

„Ich muß Euch vorab auch erſuchen, mich nicht im falſchen Verdacht zu haben, wenn ich Euch den Mann rühme, der ſich, meines Dafürhaltens, am beſten für Euch ſchickt, und mich keiner gemeinen Abſicht dabei zu beſchuldigen.“

„Ich kenn' Euch zu gut, liebe Frau, um von all dem etwas annehmen zu können, und weiß, daß Ihr keiner niedern Abſicht fähig ſeid. Sagt deßhalb getroſt an, was Euch Euer edles Herz eingibt. Ein Mann, den Ihr mir empfehlt, muß ein edler Mann ſein, und ich würde ihn ſchätzen, wenn ich auch in keine nähern Verhältniſſe mit ihm käme.“

„Nun, ſo will ich auch nicht länger zögern und Euch's gerade heraus ſagen; ich meine meinen eignen Sohn, den Heinrich. Ihr werdet mir zwar entgegnen, ich ſehe mit Mutteraugen; ich kann Euch aber zuſchwören, er iſt der bravſte Menſch in der Stadt.“

„Ihr überraſcht mich ſehr, Frau Chriſtine. Und doch, wenn ich mir's überlege, könnt Ihr Recht haben. Sein Lob iſt in Jedermanns Munde; er iſt ein ſchöner, freundlicher Mann, und ich glaube, ich konnte ihm recht gewogen ſein. Wie möcht' Ihr denn aber wiſſen, daß er mir auch Liebe ſchenken könnte?“

„Dafür laßt mich ſorgen!“ entgegnete Frau Chriſtine ganz freudig. „Er iſt gar ein guter Patron und folgt mir auf's Wort; wenn ich ihm ſage, er ſoll Euch recht von Herzen lieben, ſo ſeid verſichert, daß er's thut.“

„Wie ſchön wäre es!“ rief die reiche ſonſt ſo ſtolze Marthe, ſich vergeſſend, „wenn uns noch engere Bande vereinten, und ich mit Recht zu Euch ſagen dürfte: lieb Mütterchen! Ich wollt Euch recht ſehr lieb haben, jeden Eurer Wünſche Euch an den Augen abſehen und Euch mit dem lieben Heinreich zuſammen auf den Händen tragen. Ich ſollte zwar nicht alſo reden, denn Liebe bringt Leid, ach! und mir hat ſie ſchon großes gebracht; aber ich getraute mir's mit Euerm guten Sohne doch noch ein Mal zu verſuchen. Ich wäre wohl ſchon lang eine Frau, wenn ich nicht ſo bittre Erfahrungen gemacht hätte. Ihr werdet wohl davon gehört haben, wie arg ich gekränkt und getäuſcht worden bin.“

„Nicht wahr, der verſtorbne Bürgermeiſter Holzheimer? Ich kann mich nicht mehr recht auf die Einzelnheiten beſinnen; die Sache iſt ſchon lange her.“

„Mein Vater, der beſte und angeſehenſte Bürgermeiſter, der je dieſe Stadt verwaltet hat, hatte früh ſchon die Fähigkeiten des jungen Holzheimer entdeckt, und deſſen Vater, der ein ſchlichter Metzger war, wie Euch wohl bekannt ſein wird, dazu vermocht, ſeinen Sohn ſtudiren zu laſſen. Der Alte hatte ſich lange geſträubt, und oft zu meinem ſeligen Vater geäußert, der Junge ginge ihm eigentlich gar nichts an; wie er doch nur dazu käme, viel Geld an denſelben zu wenden. Auf dieſe Reden hat denn mein guter Vater ſich entſchloſſen, ſeine milde Hand aufzuthun, und den jungen Holzheimer, welcher große Luſt zur Rechtswiſſenſchaft bezeigt, redlich zu unterſtützen. Mit Gottes und meines Vaters Hülfe hat er es auch durchgeſetzt. Da er uns nun einsmals als Magiſter und Licentiat von Heidelberg aus beſuchte, warb er bei meinem Vater um meine Hand und wir wurden ein fröhliches Brautpaar. Sobald ſeine Antwartſchaft auf die erſte erledigte Profeſſur erfullt ſein würde, wollte er mich als ſein ehelich Weib heimführen. Alſo lautete ſein Verſprechen, auf welches ich mich verließ und deßhalb große Liebe zu ihm im Herzen trug. Es vergingen einige Jahre und mein guter Vater ſtarb. Die Bürgerſchaft aber wählte den Holzheimer zu ſeinem Nachfolger. Um mich vom großen Schmerz etwas zu zerſtreuen, hielt ich mich bei meiner Tante in Augsburg auf. Da erfuhr ich durch einen Zufall von Holzheimer's ſtattgefundner Wahl. Befremdet darüber, daß er mir keine Kunde hatte zukommen laſſen, eile ich hierher und finde ihn vor dem Altar mit Margaretha Kleyſteuber. Es hat Jahre gekoſtet, eh' ich den Schlag zu verwinden vermochte, den mir ſolcher Wort- und Treubruch verurſacht, und noch jetzt, wenn ich daran denke, gehen mir die Augen über.“

„Tröſtet Euch, liebe Margarethe; wer weiß, weshalb der Herrgott dem treuloſen Manne ein ſo kurzes Lebensziel geſetzt! Ihr lebt noch, und mein Sohn — iſt er auch kein gelehrter Bürgermeiſter, ſondern nur ein armer Stadtſchreiber — wird Euch ſchon durch Liebe und Treue erſetzen, was jener an Euch verbrochen. Gott verzeih' ihm dort oben ſeine an Euch begangene Schuld! Wenn Ihr Euch ſonſt nicht ſchämt, die Frau eines Stadtſchreibers zu werden, ſo könnt Ihr in der Ehe noch recht glücklich ſein.“

„Ich brauche mich des Standes eines ehrlichen braven Mannes nicht zu ſchämen, Frau Chriſtine. Ich bitt' Euch, denkt nicht ſo unwürdig von mir.“

„Stille, ſtille!“ rief die Wittwe, „dort kömmt er. „Wir wollen uns vor der Hand gar nichts merken laſſen.“

„Wirklich ſtieg Hallauer haſtigen Schritts die Stufen herauf, ſtutzte aber nicht wenig, die vornehme Jungfrau bei ſeiner Mutter zu ſehen. Er machte eine ziemlich linkiſche Verbeugung.

„Wo biſt du denn ſo lange geblieben, mein

Sohn?" fragte die Alte ausnehmend freundlich. „Du ſiehſt, welch ein angenehmer Beſuch uns erfreut hat."

„Ich hatte noch dringende Geſchäfte," verſetzte Hallauer zerſtreut; „nun da iſt Euch ja die Zeit nicht lang geworden." Und damit ging er ziemlich ungalant an den Weinſtöcken hin und beſah ſich die reifen Trauben.

„Ich muß ihn erſt auf ſein Glück vorbereiten; er ahnet noch gar nichts," ſchmunzelte Frau Chriſtine, und als ſich der ſcheue Stadtſchreiber nicht wieder ſehen ließ, empfahl ſich Jungfer Marthe mit Küſſen, Händedrücken und den ſüßeſten Namen. Die Alte begleitete ſie wonneſelig bis an die Marke des Weinbergs und ſprach ſchon von der Hochzeit und wirthſchaftlichen Einrichtung. Als ſie keuchend und vor Freude zitternd wieder in der Laube anlangte, ſah ſie, wie ihr Sohn einige der koſtbarſten Trauben eben abgeſchnitten hatte und nach dem Häuschen trug.

„Wozu haſt du denn dieſe Trauben beſtimmt, mein Hennerchen?" fragte ſie ſonnenfreundlich.

„Zu einem Geſchenk," verſetzte er einſylbig und in ſich gekehrt.

„Ei wen gedenkſt du denn alſo zu erfreuen?" fuhr ſie mit Fragen fort. „Wüßt' ich doch Niemanden in der Stadt, der dir in Liebe oder Freundſchaft ſo nahe ſtände, daß du ſolche Perſon ſolcher Gabe werth hielteſt.“

„Ich aber weiß Jemanden.“

„Und deine Mutter darf's nicht erfahren?“

„Auch dazu ſoll Rath werden.“

„Du kommſt mir gar ſeltſam vor, Heinrich! ſo abgebrochen, kalt und zerſtreut. Selbſt der ehrenwerthen Jungfer Kernmeierin fiel es auf, daß du ſie kaum eines Blickes und gar keines Wortes gewürdigt.“

„Die, und ehrenwerth? Wenn die ehrenwerth wäre, hätte ſie der ſelige Bürgermeiſter Holzheimer zum Weibe genommen, wie er ihr und ihrem Vater verſprochen hatte.“

„Du wirſt doch nicht ſolchen gottloſen und abſcheulichen Verläumdungen glauben!“ eiferte die Mutter.

„Ich glaube gar nichts, weiß aber, daß Herr Holzheimer ein gelehrter, wackrer, wortgetreuer und gerechter Mann war, der ſeine guten Gründe dazu haben mochte, die ſtolze Marthe Kernmeierin ſitzen zu laſſen.“

„Ein ſchöner Heide mag er geweſen ſein,“ zürnte Frau Chriſtine. „Ich kenne dieſe Geſchichte.“

„Ja, vielleicht aus ihrem Munde.“

„Ein ſchwacher, ein ſchlechter Mann iſt er geweſen, der ſich von dem glatten Geſicht und der eben ſo glatten Zunge der Margaretha Klepſteuberin, ſo wie vom Gelde ihres Großvaters, des alten Grauthaas, hat verführen laſſen. Man ſagt, der alte reiche Bäcker habe dem gelehrten Herrn Holzheimer, nachdem derſelbe zum Bürgermeiſter erwählt worden, ein Gaſtmahl in ſeinem Hauſe gegeben und dort habe der alte Fuchs dem neuen Stadtregenten das zimpferliche Gretchen aufgeheftet.“

„Mutter,“ ſagte der Stadtſchreiber mit zitternder Stimme und erbleichend, „ich bitt' Euch ſehr ernſtlich, ſprecht von ſo wackern Leuten, wie die verwittwete Frau Margaretha Holzheimerin und ihr Großvater, Meiſter Tobias Grauthaas, ſind, und wie der ſelige Herr Bürgermeiſter Holzheimer war, nicht in ſolchem Tone. Dieſe ſind ehrenwerthe Leute, nicht aber die ſtolze Marthe. Ueber Frau Margaretha mag ich kein ſolches Wort wieder aus Euerm Munde hören. Ihr wißt, ich bin der Vormund ihres Sohnes. Es verdrießt mich ſehr, und ich möchte gar gern in Liebe, Friede und Einigkeit mit Euch bleiben, und den kindlichen Reſpect in keinerlei Wege gegen Euch aus den Augen ſetzen.“

„I Heinrich!“ rief Frau Chriſtine ganz verwundert und unruhig, „hab' ich dich doch noch niemals ſo ſprechen hören! Wie ſeltſam du biſt! Du haſt dich ja ganz verändert. Schon geſtern Abend und heute früh, eh du zur Kirche gingſt, iſt mir etwas derlei an dir aufgefallen. Helf unſre liebe Frau und ihr benedeiter Sohn! Was iſt mit dir vorgegangen? Du machſt mir Angſt, Heinrich! All ihr Heiligen! Du biſt doch nicht etwa vom Glauben abgefallen und ein Calviniſt oder lutheriſcher Ketzer geworden?“

„Macht Euch deßhalb keine Sorgen,“ verſetzte Hallauer lächelnd.

„Aber ſo ſage doch, was dir fehlt. Hab' ich denn all dein Vertrauen verloren? War ich nicht ſonſt die Erſte, die von deinem Kummer erfuhr, der du dein Leid klagteſt, und die dich tröſtete? Bin ich denn nicht mehr deine Mutter? Womit hab' ich deine Liebe verſcherzt?“ ſo rief die gute, alte Frau ſchluchzend, und trocknete ſich die Thränen, die ihr ſtromweiſe über die verrunzelten Wangen rollten.

Dadurch gerührt, ſagte der Stadtſchreiber gutmüthig: „Beruhigt Euch nur; Ihr ſeid im vollſten Beſitz meiner Kindesliebe, und wenn ich Euch etwas verſchwieg, was mich ſeit geſtern Abend bewegt, ſo hat das meiner Liebe zu Euch keinen Eintrag gethan. Denn ich war eben mit dem Vorſatz gekommen, Euch Alles haarklein zu bekennen, und Euch eine große Bitte an's Herz zu legen. Da ſtörte mich erſt die ſtolze Martha, deren Gegenwart mich baß verwunderte und nachher habt Ihr mir mit Euern übereilten Reden vollends recht weh gethan, und mir Schweigen auferlegt, ſo daß mir nun alle Luſt vergangen iſt, Euch mein volles Herz auszuſchütten.“

„Hab' ich dir weh gethan mit meinen Worten, ſo geſchah es nicht mit Abſicht; deshalb vergib mir und laß mich deinen Kummer wieder theilen, wie vormals. Was haſt du für Leid?“

„Liebesleid.“

„Ei ſo laß doch hören,“ verſetzte die Alte wieder freundlicher, „vielleicht wüßte ich guten Rath dafür.“

„Ich bedarf auch Eurer Hülfe, Mutter, und könnte es nicht allein ausführen, was ich mir vorgeſetzt. Ihr ſollt etwas von mir erfahren, womit ich mich ſchon ſeit ſieben Jahren herumgetragen, ohne es einer Menſchenſeele zu entdecken. Von allen Jungfrauen unſrer Stadt gefiel mir nie eine beſſer als Margaretha Kleyſteuber, die Tochter des Stadtſyndicus, und als ich noch bei ihrem Vater als Schreiber ſaß, behandelte ſie mich immer ſehr gütig. Ich fühlte, daß ich ſie im Herzen liebte, aber ich getraute mir niemals, ihr ein Sterbenswörtchen davon zu ſagen. Hernach ſtarb ihr Vater und der alte Grauthaas nahm Tochter und Enkelin wieder zu ſich in ſein Haus. Ich ſah ſie nur ſelten, aber meine Liebe zu ihr wuchs immer größer, obgleich mein Herz in gleichem Grade zaghafter wurde. Da wurde der hochgelahrte Holzheimer zum Bürgermeiſter erwählt und heirathete das ſchöne Gretchen.

Das ſchnitt mir das Herz entzwei, und war die wahrhaftige Urſache der ſchweren Krankheit, die ich damals zu beſtehen hatte. Da ich alle Hoffnung auf Lebensglück verloren hatte, ſo verſchwieg ich Euch all meinen Kummer, um Euch Gram zu erſparen, und trug's für mich. Nun hat es Gott gefallen, Herrn Holzheimer ſo früh zu ſich zu nehmen, und ſeit ſeinem Hingange haben mich allmälig leiſe, dann ſtärkere Hoffnungen beſchlichen, die ich mir aber wacker aus dem Sinne geſchlagen, bedenkend, daß die ſchöne und reiche Wittib eines Bürgermeiſters nicht das Eheweib eines armen Stadtſchreibers werden würde. Als ich nun durch das Teſtament des Herrn Bürgermeiſters zum Vormund ſeines Söhnleins beſtellt wurde und deshalb mit der Mutter zu reden hatte, da wollte die alte Liebespein wieder erwachen, ich mied ſie drum, ſo viel ich konnte. Geſtern Abend aber hat mich ein Zufall in das Haus der Frau Margaretha geführt, und ich habe ſie geſehen und gehört in all ihrer Schöne, in ihrer Anmuth, in ihrem großen und unbeſchreiblichen Liebreiz. Seitdem ſteht mein Herz in lichten Liebesflammen; ich habe die ganze Nacht über kein Auge ſchließen können, und der heiligſte Vorſatz iſt in meinem Herzen erwacht, ihr die Minne, die ich viele Jahre ſtill und treu für ſie gehegt, zu erkennen zu geben; erſt durch deutſame Zeichen, und ſo ich bemerke, daß dieſe nicht unwillig aufgenommen werden, durch Worte und Liebeswerbung. Und dazu ſollt Ihr mir behülflich ſein. Ihr ſollt ihr die Trauben ſchicken, die ich geſchnitten, aber dabei nicht merken laſſen, von wem ſie kommen; ihr Herz wird es ihr ſchon ſagen.“

Frau Chriſtine hatte der Rede ihres Sohnes mit wachſendem ſprachloſen Erſtaunen gelauſcht; nun brach ſie faſt weinend in die Worte aus: „Heinrich! Heinrich, mache dich nicht zum Geſpött einer ſo reichen und vornehmen Frau! Wohin denkſt du? Du trägſt einen ſchmählichen Korb in's Haus. Ich kann meine Hand nicht zur Schande meines einzigen Sohnes bieten; denn ich ſehe voraus, was da kommen wird. Da wüßte ich ein anderes und ein beßres Theil für dich, ein edles und wohlachtbares Mädchen, vornehm und reich, aber von guten Eigenſchaften, gegen welches du zwar — ich kann nicht begreifen, aus welchem Grunde — eingenommen biſt, das dir aber in Liebe gewogen iſt, und dich zu einem ſehr glücklichen Manne, mich aber zur glücklichſten Mutter machen würde — —“

„Ihr meint doch nicht etwa die Marthe Kernmeierin?“ fragte der Stadtſchreiber in einem zweifelhaften Tone.

„Freilich, meine ich ſie, die liebe Marthe,“ verſetzte Frau Chriſtine.

„So iſt's gut, und wir haben zuſammen geredet," ſagte Heinrich, ſtand raſch auf und rannte davon.

„Heinrich! Heinrich!" rief ihm die erſchrockene Mutter nach, aber vergebens; und hochbekümmert packte die Wittwe zuſammen, um ſich nach Hauſe zu begeben, bei ſich erwägend, was ſie doch heute Seltſames erlebt und erfahren habe.

Bei'm Rathsherrn und Bäckermeiſter Johann Tobias Grauthaus war groß Traktament zu Ehren des ſpaniſchen Hauptmanns. Geladen waren der Bürgermeiſter, die Rathsherren, die Geiſtlichkeit der Stadt, der kurfürſtliche Stadtſchultheiß nebſt ſeinen Schöffen und deren Weiber, und Aller Neugier ſpannte auf den Fremden, über den, ſeit drei Tagen der einzige Gegenſtand der Stadtgeſpräche, eine Wundermähr die andre jagte, jede toller und abenteuerlicher als die frühere. Der alte vierundſiebzigjährige Hausvater ſchritt, in die warme Schaube gehüllt, mit freundlichem Anſtand durch die Gäſte und reichte ſeine alterdürre Hand zur Begrüßung umher. Er ſah dabei ſo vornehm-bürgerlich pfiffig aus, als könne er ſich was Rechtes auf ſich ſelbſt zu Gute thun, und ſei durch große und merkwürdige Lebenserfahrungen zu einer abſonderlichen Weiſheit und Untrüglichkeit gelangt. In dieſer bürgerlichen Sicherheit ſtanden ihm keineswegs ſeine Kinder nach; ſie iſt ein Ergebniß des Reichthums und reicher Leute Kinder, vorzüglich des Bürger- und Handwerkſtandes haben ſich zu aller Zeit einer gewiſſen impertinenten Flegelei befliſſen, die ihnen in ihren eignen Augen einen ſehr hohen Werth beilegt. Beſonders fertig und ausgezeichnet darin war Meiſter Martin Grauthaas, Obermeiſter der Metzgerzunft, ein vierſchrötiger braungeſichtiger Mann, deſſen Dummheit und Unverſchämtheit ſich die Wage hielten. Der Stolz der Familie waren drei Glieder derſelben in abſteigender Linie, die älteſte Tochter des Hauſes, Frau Veronica, Wittwe des Stadtſyndicus Kleyſteuber, dann deren Tochter, Frau Margaretha, Wittwe des Bürgermeiſters Holzheimer, und endlich das Söhnlein der Letztern, der dreijährige Hans Holzheimer. Frau Veronica legte Alles darauf an, ihrem und ihrer Tochter Stand Ehre zu machen, und ſah auf ihre Brüder und Schweſtern als die Diener ihres Glanzes herab, und dieſe waren albern genug, ſich auf dieſe Dienerſchaft noch viel einzubilden, und ſich willig zu Pferden herzugeben, welche die hochmüthige Frau vor den ihrer Tochter beſtimmten Triumpfwagen ſpannte. Auf Margarethens Verherrlichung war am Ende Alles abgeſehen, die ſchöne Bürgermeiſterswittwe war der Phocus, in welchem ſich alle Strahlen des Hauſes vereinigten. Selbſt die alte Großmutter, Frau Anna Grauthaas, behandelte die vornehme Enkelin mit einem gewiſſen Reſpect, und Margaretha's Söhnchen wurde im ganzen Hauſe nur mit dem Ehrennamen „das Herrlein“ belegt.

Don Juan von Felsheim, der ſpaniſche Hauptmann, ſtand neben der jungen reizenden Bürgermeiſterswittwe und war in ſo reiche und koſtbare Kleider ſeiner Nation gekleidet, mit goldnen Ketten und anderm Zierrath behangen, daß man einen General oder Fürſten in ihm zu erblicken wähnen durfte. Mit der ſeinem Volke eignen freundlichen Würde beugte er ſich oft zu der in Anmuth und Liebreiz ſtrahlenden Frau hin, und flüſterte ihr ſüße Worte zu, welche aber von ihr keineswegs ſo beifällig aufgenommen wurden, wie ſich aus der vornehmthuigen Narrheit ihrer nächſten Blutsverwandten ſchließen ließ; denn ſonderbar genug war ſie, auf die alle Andern ſtolz waren, die demüthigſte, ſie gerade machte die Ausnahme und hatte ein beſcheidenes ſtilles Weſen, das mit der Eigenthümlichkeit der Ihrigen ſcharf contraſtirte. Dieſe Tugend war noch eine Frucht des edeln Mannes, der ihr nicht nur Gatte, ſondern Lehrer, Erzieher, Bildner geweſen war, und der die Grundſätze der Humanität, welche die Reformation in die Welt hervorgerufen, von der Univerſität Heidelberg mitgebracht und in ſein Haus verpflanzt hatte. Heute, wo die ganze Familie Grauthaas den rathsherrlichen Prunk herausgelegt hatte, erſchien ſie in einem einfachen Gewand, das zwar des nun abgelegten Wittwenſchleiers entbehrte, aber immer noch deutlich genug an ihren großen Verluſt erinnerte. Je einfacher und weiblich würdiger Frau Margaretha heute auftrat, deſto hochmüthiger warf ihre Mutter den Kopf, deſto dreiſter glotzte der Metzgerobermeiſter umher, deſto ſchlauer und wichtiger thuend lächelte der alte Hausvater, und Frau Anna ließ ſogar hören, wie ſie ihren Urenkel nachdrücklich „gnädiges Herrlein“ nannte. Im Verein mit dem, was die Gäſte ſchon aus der Trompete der Fama vernommen, mußten ſie, aus dieſen Zeichen ſchließend, etwas Außerordentliches erwarten; ſie thaten es, und täuſchten ſich nicht. Als auf die Einladung des Metzgers, der den Tafelmeiſter machte, Jedermann den ihm angewieſenen Platz eingenommen hatte, blieb der ſilberhaarige Greis ſtehen, und ſtreifte mit einem ſeelenvergnügten Blicke über die Geſichter ſeiner Gäſte hin nach dem braunen ſchwarzbehaarten Geſicht des edeln Spaniers, der neben Frau Margaretha Holzheimer den Ehrenplatz einnahm, und erhob die freudezitternde Stimme in den Worten: „Ehrenwerthe Frauen, ſonderlich hochgeehrte Herren, werthe Gäſte allſammt, indem ich Euch für die Ehre danke, ſo Ihr mir anthut, an meinem Tiſche heute vorlieb zu nehmen, halt' ich's für Pflicht, Euch mit den glücklichen Ereigniſſen bekannt zu machen, welche dieſer Tage meinem Hauſe widerfahren ſind. Ihr wißt, wie ich geſonnen bin, künftigen Monat mit meiner feinen Ehewirthin die goldne Hochzeit zu begehen und wie ich mich darauf nach mancherlei Art ſchon vorbereitet habe. Nun hat mir der Himmel mit all ſeinen Heiligen und mein beſonders verehrter Schutzpatron St. Martinus dieſes Feſt zu einem noch größern und ſchönern machen wollen, als ich jemals geahnet, ſo daß ich daraus klar und deutlich erkennen kann, wie ich Gott und den Heiligen lieb und angenehm bin, und ſie mich in meinem hohen Alter ſolcher Freude und großen Ehre werth halten, wie mir durch ihre Gnade zu Theil geworden iſt. Hört denn und vernehmt die frohe Mähr, welche uns durch den gegenwärtigen hochachtbaren und hochzuverehrenden Herrn Hauptmann Sr. allergnädigſten Majeſtät des erhabenen und glorreichen Königs von Spanien, Don Juan von Felsheim, Marquis de la Popola, — — nennt gefälligſt Eure ehrenwerthen Titel ſelbſt, vielgeliebter Vetter und Freund."

„Marquis de la Popola, Herr von Torquejos, Ritter von San-Cruce und Quadalmana," ſprach der Spanier mit bausbackigem Anſtande."

„Ich dank' Euch, Vetter und Freund, ſagte der alte Bäckermeiſter mit ſelbſtgenügſamem Nachdruck, und hielt einige Augenblicke inne, um mit Wohlbehagen die Wirkung zu beobachten, welche dieſe erſte Salve auf den Geſichtern ſeiner Gäſte hervorgebracht habe; dann fuhr er mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit fort: „Ja mein armes Haus genießt der großen Ehre, mit jenem reichen und vornehmen ſpaniſchen Edelmann ſehr nah verwandt zu ſein.“ Der Hauptmann nickte mit Geringſchätzung auf die Gäſte herab. „Doch edler Vetter, wie Ihr mir huldreich vergönnt habt, Euch zu nennen, tapfrer, ruhmgekrönter Don Juan von Felsheim, habt die Gnade, die ſeltſame Geſchichte meinen verehrten Gäſten ſelbſt zu erzählen; aus Euerm Munde nimmt ſie ſich doch am ſchönſten aus, und Niemand wird eher einen Biſſen eſſen, noch einen Schluck Wein trinken können, bis männiglich erfahren hat, wie es mit unſrer Verwandtſchaft zuſammenhängt. Laßt Euch erbitten!“

Aller Augen waren nun auf den Spanier gerichtet, der mit hochmüthig aufgeworfnem Munde alſo begann: „Meinen lieben Baſen und Vettern, vorzüglich meiner ſchönen Nachbarin zu Gefallen, will ich den Anweſenden die Ehre anthun und erzählen.“ Er nahm ein Glas ſtarken ſpaniſchen Wein zu ſich, der, eigens für ihn beſtimmt, vor ihm ſtand, räusperte ſich und ſprach: „Der Graf Nuñez de la Espinoſa, Ritter des goldnen Vließes und erſter Kämmerer des höchſtſeligen Königs und Kaiſers Don Carlos Majeſtät, hatte zwei Töchter, Joſefa und Maria. Don Nuñez folgte dem Kaiſer auf all ſeinen Zügen nach Deutſchland und den Niederlanden, und die beiden Donna's begleiteten nicht ſelten den Hof, ja als im Jahre 1541 der König von Gent, wohin er des dortigen Aufſtandes wegen geeilt war, nach Algier zog, um die Raubſtaaten zu bekriegen, blieben die beiden Gräfinnen in Gent zurück. Die älteſte Joſefa lernte dort einen jungen deutſchen Fürſten von Anhalt kennen; er geſtand ihr ſeine Liebe und ſie erwiederte die minnigliche Glut. Das größte Hinderniß ihrer Verbindung war aber, daß der Fürſt der lutheriſchen Ketzerei angehörte. Ihre leidenſchaftliche Liebesluſt kehrte ſich aber daran nicht; ſie legte ſich keine Feſſeln an, und als es ein Mal ſo weit gekommen war, verſprach er ihr heilig und eidlich zur alleinſeligmachenden Kirche überzutreten, ſich dem Kaiſer zu Füßen zu werfen, und ihr dann als ehelich Gemahl nach Spanien zu folgen. Erſt wollte er aber in ſeiner Heimath all ſeine Sachen beſtellen, und deshalb nach Hauſe reiſen. Donna Joſefa wollte ihren Geliebten nicht laſſen: ihr ahnete nichts Gutes; ſie heulte und ſchrie und konnte ſich nicht aus ſeinen Armen losmachen. Der Prinz war noch nicht lange fort, da kam auch ſchon die Nachricht, daß er zu Hauſe Todes verblichen ſei. Es war ſeinen Brüdern und Vettern geſteckt worden, womit er umgehe, und dieſe hatten ihn aus dem Wege geſchafft. Donna Joſefa fühlte in der größten Noth auch bald die Folgen ihrer Liebe; ſie entdeckte ſich ihrer Schweſter und Beide wandten ſich an eine mächtige deutſche Gräfin. Dieſe vornehme Frau ſchlug ſich ſofort in's Mittel und nahm Donna Joſefa unter'm Vorwande einer Krankheit mit auf ihre Güter. Dort genas ſie eines Knäbleins. Auf dieſem Gute kaufte ein Metzger aus hieſiger Stadt oft fette Ochſen, die er zu jener Zeit gerade zum neuen Reichsheer, das gegen die Türken zuſammengebracht war, trieb. Er war arm und brauchte ſein Weib dazu, das Vieh mittreiben zu helfen. Die junge Frau war auch geſegneten Leibes und kam in einem Ochſenſtall des Gutes — wahrſcheinlich in Folge der allzugroßen Anſtrengung — mit einem todten Kinde nieder. Dieſer Umſtand veranlaßte die deutſche Gräfin, dem Metzger und ſeinem Eheweibe das Knäblein der Gräfin Joſefa mit einer bedeutenden Geldſumme zu übergeben. Der Metzger hieß Sebaſtian Holzheimer, das Kind aber wurde auf ſeinen Namen Hans Chriſtoph Holzheimer getauft. Donna Joſefa kehrte ſpäter nach Spanien zurück und wurde die Gemahlin des Herzogs von Monteleone. Ihre jüngere Schweſter Donna Maria wurde ſpäter die Gemahlin des deutſchen Ritters von Felsheim und lebte mit ihm theils in Deutſchland, theils in Spanien. Ich bin ihr Sohn. Als meine Tante, die Herzogin von Monteleone, im vorigen Jahre zum Sterben kam, ließ ſie mich rufen und ermahnte mich in Beiſein ihres Beichtvaters, des Paters San Philippo, wenn ich nach Deutſchland käme, hierher in euer Städtlein zu reiſen, und hier einen gewiſſen Hans Chriſtoph Holzheimer aufzuſuchen, welcher ihr und des Fürſten von Anhalt leiblicher Sohn, ſo wie der Erbe ihrer Güter ſei. Die Herzogin hatte nämlich weiter keine Kinder. Sie erzählte mir ihre Liebes- und Leidensgeſchichte, übergab mir die nöthigen Documente, der Pater San Philippo ſetzte eine Urkunde über die Ausſage der Herzogin auf, und ſo ſtarb die gute Tante beruhigt in meinen Armen. Der Aufſtand der niederländiſchen Rebellen führte im vorigen Jahre ein neues ſpaniſches Heer in die empörten Provinzen. Ich erhielt Kriegsdienſte unter den Fahnen des Herzogs von Parma und habe mir Ruhm erkämpft. Kaum aber hatten wir etwas Luft, ſo eilte ich hierher, und finde zu meinem Bedauern meinen Vetter den Grafen de Balbao — denn dieſen Namen hat ihm ſeine Mutter hinterlaſſen — ebenfalls todt, dafür aber lebt ihm zum Glück ein Sohn, der der Erbe ſeines Namens, Standes und ſeiner Güter iſt, es lebt ſeine liebenswürdige Wittwe, der ich meine ganze Huldigung darbringe, es leben ihre braven Verwandten, an denen Allen es mir nun vergönnt iſt, das ihnen von meiner Tante zugefügte Unrecht wieder gut zu machen und den Schatten der Herzogin zu verſöhnen. Ich umarme hiermit meine Muhme als Gräfin de Balbao, meinen kleinen Vetter als Grafen de Balbao und trinke Beider Geſundheit!“

Der hochmüthige Sprecher drückte der ſchönen Wittwe einen feurigen Kuß auf die friſchen Lippen, der, man ſah es, mit Widerwillen geduldet wurde, küßte ebenſo das Kind, das ihm die vor Freuden flammende Urgroßmutter hinhielt und ergriff dann ſein gefülltes Glas und rief: „Die Gräfin de Balbao lebe und ihr Sohn, der Graf de Balbao!“

Die Gäſte, die zeither mit offnen Mäulern, wie verſteinert da geſeſſen hatten, fuhren jetzt zuſammen, wie aus tiefem Schlaf erwachend, und nahmen ihre Gläſer zur Hand. Man trank und erholte ſich vom ungeheuern Erſtaunen. Die Weiber weinten, die Männer ſchnitten wunderliche Geſichter, und wenn die Geſchichte dem Einen und Andern etwas gar zu abenteuerlich vorkam, ſo durfte hier doch Niemand einen Zweifel laut werden laſſen, und Alle ſchütteten nun ihre Gratulationen, wie aus ungeheuern unerſchöpflichen Schläuchen auf die in einem Wonnenmeere ſchwimmende Bäckerfamilie aus. Frau Veronica zupfte die Kanten an ihrer Haube noch einmal ſo lang und titulirte ihre Tochter Frau Gräfin, und die alte Frau Anna knixte vor ihrem gräflichen Urenkel mit tiefſtem Reſpect; der Metzgerobermeiſter blies die rothen Backen wie Kugeln auf und warf die ſtieren Augen herausfordernd umher, ob Einer da ſei, der ſich an Vornehmheit mit ihm zu meſſen vermöchte. Der alte Meiſter Tobias ließ ſich von Bürgermeiſter und Rathsherrn die Hand reſpectvoll drücken und blickte mit thränender Glückſeligkeit, die ſeine greiſen Züge verklärte, auf die neugebackene Gräfin und den winzigen Grafen.

Nach dieſer geiſtigen Vorkoſt wurde materielle Speiſe aufgetragen, daß die Tafel brechen mochte. Meiſter Martin hatte für die Braten und Würſte geſorgt und der Hausherr für das Backwerk; es fehlte nicht an Leckereien und trefflichen Weinen, man erging ſich in breiten Geſprächen über die vernommene Geſchichte und erinnerte ſich gehört zu haben, wie die Frau des Metzgermeiſters Sebaſtian Holzheimer ihr neugebornes Kind, welches der nachherige gelehrte Burgermeiſter geworden, von einer Reiſe mitgebracht; die ſpaniſchen Documente, welche Niemand verſtand, wurden zur Beglaubigung herumgegeben, man hielt ſich aber lieber an Gegenſtände, die man eher klein kriegen konnte, und da Pfaffen und Weiber unter den Tiſchgäſten waren, ſo wurden Alle bald ausgelaſſen luſtig, und eh' der Abend kam, lagen zur Ehre und Geſundheit der neuen Gräflichkeit des Hauſes Bürgermeiſter, Rathsherrn und Geiſtlichkeit übereinander unter dem Tiſche, und nur der tapfere Don Juan war von der Maſſe des Weins, die er in ſich gegoſſen, unbeſiegt geblieben und documentirte ſomit augenſcheinlich ſeine Abkunft von altdeutſchem Heldenblute.

War es ein Wunder, wenn die Kunde von des verſtorbenen Bürgermeiſters fürſtlicher Abkunft nicht nur die ganze Stadt, ſondern die Umgegend weit und breit in Allarm brachte? daß man die Geſchichte vergrößerte, entſtellte, beſtritt und bis zum Ekel beſchwatzte? Dazu erfuhr man, daß der alte Meiſter Grauthaas ungeheure Vorräthe anſchaffe, um zu Ehren ſeines vornehmen Vetters, ſeiner Enkelin und ſeines Enkels ein Feſt zu geben, wie die Stadt noch keins geſehen. Die beſte Gelegenheit dazu bot ihm die Feier ſeiner goldnen Hochzeit, welche auf den fünften Tag des nächſten Monats October fiel. War erſt ſchon von der großen Bretzel und der ungeheuern Wurſt, die dieſen Tag verherrlichen ſollten, viel die Rede geweſen, ſo erzählte man ſich nun, daß beide noch ein Mal ſo groß werden würden, daß auf dem Anger ſo viel Tiſche und Tafeln, als aufzutreiben wären, reichlich mit den beſten Speiſen und Getränken beſetzt und die ganze Stadt, ſo wie alle Fremden, welche ſich zu Ehren des Hauſes Grauthaas einſtellen würden, freundlichſt zu Gaſte gebeten ſein würden, daß man mitten auf dem Anger einen Springbrunnen machen werde, der allein Wein ausſprudeln ſolle, und dergleichen Herrlichkeiten mehr; ferner hieß es, werde die Stadt dem Grauthaas'ſchen Ehepaar, ſo wie dem ſpaniſchen Ritter und der Frau Gräfin einen großen Herbſt veranſtalten, und zwar eine Woche hernach am zwölften October. Aus allen Weinbergen ſollte der Tag mit dem Donnergekrach der Böller begrüßt, dann überall die Weinleſe begonnen werden, zu Mittag ſollte die Grauthaas'ſche Familie abgeholt und ihr auf dem Anger ein Geſchenk mit den beſten Trauben gemacht werden; auf dem Rathhauſe ſollte großes Banket ſein und die übrige Einwohnerſchaft auf dem Anger tanzen. Auch damit war's noch nicht genug. Bald hieß es allgemein, der vornehme ſpaniſche Don Felsheim werde ſeine Muhme, die Frau Gräfin heirathen, er habe bei ihrer Mutter und ihrem Großvater bereits um ihre Hand angehalten und das Jawort ſei ihm gegeben; um den Glanz des Feſtes auf's Höchſte zu treiben, werde die Hochzeit des Spaniers mit Frau Margaretha mit der goldnen Hochzeit zuſammen gefeiert werden. Die begeiſterte Freude des Volks über die zu erwartenden Herrlichkeiten ſtieg durch dieſe letzte Nachricht auf's Höchſte. Die Zünfte übten ſich in ihren Umzügen und Tänzen, die Küfer und Böttcher in Eibenhauſen im Reifentanz, die Schmiede, Schloſſer, Schuſter, Tuch- und Leinweber im Schwertertanz auf dem Rathhauſe, die Metzger ſammelten und bereiteten ſich zur Anfertigung der großen Wurſt vor und die Bäcker ſtudirten an dem Bretzelungeheuer. Die Kupferſchmiede vergrößerten die größte Pfanne der einige Stunden entfernten Saline; denn darin ſollte die Wurſt geſotten werden; und die Maurer bauten einen Backofen, worin die Bretzel gebacken werden ſollte. Es war ein Leben und Treiben in der Stadt, wie es ſeit Menſchengedenken nicht geweſen war, und überall ſah man frohe Geſichter. Nur drei waren davon ausgenommen, und darunter befand ſich eins, von dem man es am wenigſten vermuthet hätte. Dieß gehörte der Frau Margarethe Holzheimer oder vielmehr der Frau Gräfin, wie man ſie jetzt allgemein nannte, der, nach dem Begriffe der ganzen Stadt, ſo glücklichen Braut des Ritters Don Juan. Die beiden Andern trugen der Stadtſchreiber Hallauer und ſeine Mutter. Frau Margarethe, von den Zierhöfeleien des Spaniers bedrängt, die ſie von allen ihren Verwandten nicht nur gebilligt, ſondern ſogar hoch geprieſen ſah, hatte doch nicht Kraft genug, denſelben ernſt zurückweiſend zu begegnen. Don Juan hatte auf die ganze Familie einen ſolchen Zauber ausgeübt, Aller Mund ſtrömte ſtets von ſeinem Lobe über, daß die junge Wittwe es nicht wagte, ihrer Abneigung gegen ihn Worte zu geben. Sie ſchob dieſe unangenehme Nothwendigkeit auf, bis der Spanier mit einer förmlichen Werbung hervortreten werde. Als ſie am nächſten Sonntage aus der Kirche heimgekehrt war, ſah ſie mit Verwunderung einen langen Zug über die Straße auf den Roſenberg zukommen, ihre Verwandten, Alle feſtlich geſchmückt. Voran ging der Ritter, die Großmutter Anna führend, die rechts und links nach allen Fenſtern ſchaute und ſich ſtets freundlich verneigte, wenn ſie auch Niemand gegrüßt hatte; ihm folgte Meiſter Tobias, der Großvater, und hatte ſeine Tochter Veronica, Margarethen's Mutter, am Arm; Meiſter Martin, der Metzger, führte eine andre Schweſter; ihm nach ein Bruder, auch ein Bäcker, der ſich mit Martin's Frau gepaart, und ſo ging es fort, Bruder und Schweſtern, lauter Kinder des geſegneten Grauthaas'ſchen Hauſes, und deren Weiber und Männer nebſt großen und kleinen Kindern, deren erſtere zum Theil auch ſchon verheirathet die Geſponſe ebenfalls mitgebracht hatten.

Sobald das Häuflein die Stube gefüllt hatte, traten Meiſter Tobias und ſeine Ehehälfte, den Spanier in ihrer Mitte, den ſie an den Händen gefaßt hatten, vor Margaretha.

„Hier bringen wir den Mann, der um dich geworben hat und dem wir Alle deine Perſon zugeſagt haben,“ berichtete der Großvater triumphirend.“ Reich' ihm deine Hand dar, Gretchen, und mit der Hand dein Herzlein. Wir ſind gekommen, bei dir Verlobung zu feiern, wechſelt die Ringe und küßt Euch Kinderchen!“

„Aber, Großvater,“ verſetzte die junge Wittwe betreten und erglühend, wie eine Purpurroſe, „wie könnt Ihr mir Solches anmuthen, da doch mein ſeliger Herr noch kein Jahr unter der Erde und die Trauerzeit der Wittwe noch nicht vorüber iſt. Hätte er mit all ſeiner Liebe das um mich verdient, daß ich, eh noch Gras auf ſeinem Hügel ſproßt, einem Andern gehörte?“

„Mein Kind, du würdeſt allerdings eine Sünde begehen,“ ſagte die Großmutter, „wenn der Herr Ritter nicht des ſeligen Herrn Grafen leiblicher Geſchwiſterkindsvetter wäre; aber ſo iſt Herr Don Juan der Mann, der dich in die rechten Ehren einſetzen wird, und der ſelige Herr würde dir es ſelbſt rathen, wenn er könnte. Dieß iſt eine Ausnahme, die Jedermann gut heißen wird. Und drum feiern wir ſogleich Verlobung.“

„Großvater!“ rief Margaretha angſtvoll, „habt ihr denn die Clauſel im Teſtamente meines ſeligen Herrn ganz vergeſſen. Ich darf mich ja jetzt nicht verloben.“

„Was iſt das für eine Clauſel?“ fragte Don Juan.

„Der ſelige Herr Graf,“ gab Meiſter Tobias Beſcheid,“ hat die Grete und den kleinen Hans abſonderlich geliebt. Als es nun mit ihm zum Sterben ging, hat er den Stadtſchreiber rufen laſſen und demſelben ein Teſtament dictirt; darin ſteht, daß ſie ſich des Kindes fein annehmen und gut erziehen ſoll; falls ſie aber noch vor Ablauf des Trauerjahres ſich mit einem andern Manne verlobe, ſolle ihr die Erziehung des Kindes nicht anvertraut bleiben, ſondern Hans der Frau des Stadtwaibels Gutgeſell übergeben werden, welche eine Tochter des Metzgermeiſters Holzheimer iſt und alſo zu Lebzeiten des Herrn Grafen für deſſen Schweſter galt. Das iſt die Clauſel.“

„O geliebte Sennora,“ haranguirte ſie der Spanier pathetiſch und zog ihre Hand an ſeine Lippen, „um ſolcher Kleinigkeit wegen wollen wir unſer Glück nicht aufſchieben.“

„Die Clauſel hat keinen Grund mehr,“ eiferte

Meiſter Tobias, „die Gutgeſellin iſt des Herrn Grafen Schweſter nicht geweſen; der Herr Ritter iſt aber des Herrn Grafen Vetter, und der junge Graf Hans muß ſtandesmäßig erzogen werden.“

„Es wird auch gar Niemanden einfallen, Einſpruch zu thun,“ warf Meiſter Martin auf, „und Gutgeſell nebſt ſeiner Frau haben viel zu großen Reſpect vor uns, und das mit Recht. Ich wollte es ihnen auch nicht gerathen haben. Das Teſtament gilt nichts und wir halten heute Verlobung.“

„Schäme dich nicht, mein Buttchen,“ tröſtete Frau Veronica. „Wenn ſo ein Freier gekommen wäre, ich hätte ihn acht Tage nach meines Mannes Hingang geheirathet.“

„So laßt uns doch warten bis das Trauerjahr vorüber iſt,“ weinte Margaretha.

„Ei da würde uns ja die ſchönſte Freude verdorben,“ erwiederte der Großvater, „deine Hochzeit mit unſrer goldnen zuſammen zu feiern. Das muß durchaus ein Feſt werden, ein großes prächtiges, wie dieſe Stadt noch keins geſehen hat, und nach Jahrhunderten noch ſoll man von dieſer Doppelhochzeit erzählen. Dieſe Luſt laß ich mir nicht durch eine nichtsbedeutende Teſtamentsclauſel verſalzen. Wir feiern heute Verlobung.“

„Angebetete Sennora,“ krähte Don Juan wieder, „jeder Aufſchub wäre das größte Unglück für mich. Meine Liebespein iſt brennend heiß, und die Ehre meines verſtorbnen Vetters erheiſcht, daß ich Euch ſo ſchnell als möglich in's Ehebett führe. Dieß Teſtament zerhau' ich mit meinem Degen. Seid glücklich, bald, in wenigen Wochen ſchon, in meinem Beſitz; Ihr verdient es, und ſeid es Euerm verſtorbnen Gemahl auch ſchuldig, Euch bald in das rechte Glück und Euern wahren Rang zu ſetzen, ſo wie auch mich zu beglücken. Ich laſſe mich nicht wieder abweiſen; das ertrüge kein Spanier, am wenigſten der Neffe eines Herzogs, der Euer Vetter iſt. Wir feiern Verlobung heute.“

„Wir feiern Verlobung heute,“ erſcholl es im großen Chor. Und Veronica zog ihre Tochter zum Ritter hin; Margaretha war überſchrieen, betäubt und wagte nicht mehr zu widerſprechen. Der Großvater legte ihre Hände zuſammen und verlobte ſie feierlich. Die wonnetrunkene Familie herzte und küßte ſich, man aß und trank, ſcherzte und lachte; und Don Juan ſagte ſeiner Braut mit ſteifer Höflichkeit die abgeſchmackteſten Süßigkeiten. Margaretha aber war ſtill und in ſich gekehrt, und obgleich ſie ſich geſtehen mußte, daß ihr Verlobter ein jüngerer und weit ſchönerer Mann ſei, als ihr verſtorbener Ehewirth, ſo konnte ſie doch den ganzen Tag über den letztern nicht aus dem Gedächtniß bringen, und unwillkührlich entſtieg je zuweilen ihrer belaſteten

Bruſt ein Seufzer, entquoll ihren Augen eine Thräne. —

Seit dieſem Tage hatte Frau Margaretha ihre Heiterkeit verloren; ſie wußte ſelbſt nicht, wie unerklärlich wunderlich ihr zu Sinne geworden war, ſeit das irdiſche Glück in ſolcher Fülle ſie überſchüttet hatte; mit jedem Tage, der ſie der verhängnißvollen Hochzeit näher brachte, wurde ihr das Herz ſchwerer, mit jedem Glückwunſche, den man ihr darbrachte, bohrte ſich ihr ein Dolch hindurch, und es wollte ihr nicht anders gemahnen, als müſſe ſie in den Tod gehen. Wenn Don Juan von ſeinen und ihres Söhnleins Gütern in Spanien redete, wohin ſie ihm folgen ſollte, erfaßte ſie ein Grauſen, und die geſteigerte Verehrung der Leute dünkte ihr Hohn und Spott. Je mehr ihre Umgebung in toller Freude ſchwärmte, deſto ſchlimmer erſchien ihr ihre Lage. Deshalb ſtrömten ihre Thränen gar reichlich, wenn ſie in ihrem Hauſe einſam ſaß oder mit ihrem Kinde zu Bette lag, und ihres verſtorbenen Herrn gedachte. Dann mußte ſie unwillkührlich Vergleiche anſtellen, und die dreiſte Großprahlerei des Ritters von Felsheim kam gegen das edle, ſanfte und beſcheidne Weſen des Seligen ſehr in Rückſtand. Sie fühlte es immer mehr, daß ſie den Ritter nicht liebe und niemals werde lieben können; ſie hatte ſich blenden und überrumpeln laſſen, je näher ſie aber ihren

Verlobten kennen lernte, um ſo tiefer ſah ſie, und es ſtiegen allmählig leiſe Zweifel gegen den Ritter, wie dumpfe Ahnungen, in ihrer Bruſt auf. Sie fühlte es an ſeinem Benehmen, daß ſie auch nicht von ihm geliebt werde, ſo viel Mühe er ſich auch gab, ihr dieß glauben zu machen, und oft überraſchte ſie irgend eine Gemeinheit, die er, ſich vergeſſend beging, die, wenn auch an ſich eben nicht bedeutend, ihr doch wehe that und ſie um ſo mehr verletzte, da ſie von ihr allein bemerkt und gefühlt wurde. Allen Andern im Hauſe waren des Ritters Worte und Handlungen untrügliche Orakelſprüche. So fiel es ihr z. B. ſehr auf, daß der ſonſt lächerlich ſtolze, aufgeblaſene und übermüthige Spanier, der Sohn einer reichen Gräfin und der Neffe eines Herzogs, ſich doch in den Weinkneipen herumtrieb und ſich dort nicht ſelten, wie ihr bald zu Ohren kam, ziemlich plebeig machte. Dazu kamen noch andre Ereigniſſe, die ihre Beſorgniß zu erregen geeignet waren. Es wurde vom regierenden Bürgermeiſter mißfällig bemerkt, daß das gemeine Volk der Stadt den Ritter vergötterte und die Grauthaasſche Familie dazu, und überall, wo der Spanier oder ein Glied dieſes Hauſes ſich ſehen ließ, in Jubel ausbrach und in Erfindung und Ausführung von Ehrenbezeigungen ſich unerſchöpflich zeigte. Der Bürgermeiſter, ſonſt das oberſte Haupt der Stadt und als ſolches am höchſten geehrt vor und von allem Volke, war durch die Ereigniſſe der letzten Zeit ganz in das Hintertreffen gekommen und wurde über die Erhebung des Grauthaas'ſchen Hauſes und den Ritter kaum mehr beachtet. Der ehrgeizige Mann, ſich darüber gekränkt fühlend, hatte nun ein ſcharfes Auge auf den Ritter, und was Frau Margaretha's reines Gefühl bemerkt, das nahm ſeine beleidigte Eitelkeit wahr, was ſie aber im ſtillen Buſen verſchloß, das ſprach der mächtige Stadtregent laut aus, und die Kunde ſeiner mitleidigen Aeußerungen gelangte bald in das Grauthaas'ſche Haus und brachte dort böſe Wirkungen hervor.

Frau Margaretha ſaß, von trüben Ahnungen befangen, auf ihrem Zimmer und war mit ihrem Knaben beſchäftigt; das Abendroth warf durch die Scheibenfenſter runde zitternde Bilder hell und farbig auf die weißen Bettvorhänge und die Möbeln; vor ihr auf dem Tiſche ſtand ein Korb mit köſtlichen Trauben, Pflaumen und Birnen, hie und da blickte eine verwelkte Herbſtblume hindurch. Von all den Früchten war aber keine — man ſah es — angerührt und ſo oft das Kind auch ſeine Händchen verlangend darnach ausſtreckte, die Mutter verwehrte ihm jedesmal eigenſinnig die kleine Gabe. Da ſah ſie den Ritter über die Straße auf ihr Haus zukommen, und abſichtlich ſtellte ſie den Korb mit den Früchten vorn an, daß er ſogleich in die Augen ſpringen mußte. Der Spanier ſchritt gravitätiſch in das Zimmer und erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Braut; Margaretha war wortkarg.

„Da habt Ihr ja wieder gar köſtliche Früchte,“ ſagte er, ſich eine Traube zulangend, „ſind die aus Euerm Weinberge?“

„Woher ſie ſind, werdet Ihr wohl am beſten wiſſen,“ verſetzte Margaretha.

„Ich? Bin ich mit Euern Weinbergen ſchon ſo bekannt, daß ich's jeder Traube anſehen kann, wo ſie gewachſen iſt?“

„Habt Ihr nicht ſelbſt merken laſſen, daß die ſinnigen Geſchenke, die ich zeither von unbekannter Hand empfangen, von Euch herrühren?“

„Ja ſo! Nun ſeht, herzliebſte Braut, die Hand mag ich allerdings dabei im Spiele haben. Wie das ſo zu gehen pflegt. Ich ſelbſt habe ſie Euch nun eben nicht geſchickt, aber ich habe ſie beſtellt, um Euch meinen getreuen Minnedienſt an den Tag zu legen. Laßt ſie uns auf das Glück unſrer Liebe geſund verzehren.“

„Alſo nicht Ihr ſelbſt?“ rief die ſchöne Wittwe entrüſtet; „es iſt nur eine beſtellte Waare?“

„Nun, Närrchen, was iſt's denn weiter? Ich habe dich zur Gräfin gemacht, ich mache dich zu meiner Frau und wer weiß wozu noch Alles. Iſt dir das nicht genug? Was ſoll ich dir auch noch ſolchen Kram ſchicken? Ich hab's befohlen, und damit gut.“

„Ich dank' Euch für dieſe gnädigen Befehle,“ ſagte Margaretha, über die Rohheit des Verlobten empört. „Laßt Euch die Früchte, die auf Euern Befehl hier ſind, wohl ſchmecken. Bemüht Euch übrigens dieſerhalb ferner nicht mehr. Ihr wißt, ich habe meinen eignen Weinberg.“

„Wollt Ihr mir nicht Geſellſchaft leiſten, ſchöne Braut?“

„Ich danke. Sie ſtehen ſchon zwei Tage unangerührt; mir ahnete doch etwas.“

„Ihr ſchmollt ein wenig, und ſeid um ſo unwiderſtehlicher liebenswürdig. Aber bedenkt wohl, welcher Ehre ich Euch würdige. In Madrid konnte ich zehn geborne Gräfinnen haben; man zog mich allen Männern vor; ich hätte bei manchem Herzog um die Tochter werben können und wäre nicht abgewieſen worden.“

„O wäret Ihr dort geblieben und hättet eine Eurer vornehmen Landesmänninnen beglückt!“ ſeufzte Margaretha.

„Ihr ſeid heute nicht bei guter Laune,“ warf der Ritter pikirt hin, „deshalb will ich Euch meine

Gegenwart auch nicht länger gönnen. Beſſert Euch, daß es beſſer ſei, wenn ich wiederkomme.“ — Mit dieſen im Tone des Befehls ausgeſprochenen Worten nahm er die Thüre in die Hand, warf ſich in die Bruſt und ſchritt in ſtolzer Haltung dem „grünen Würzgärtlein“ zu. Frau Margaretha konnte die Thränen des Verdruſſes nicht zurückhalten, den ihr ſolche unwürdige Behandlung erregt, und ſchluchzend drückte ſie ihren Knaben an die Bruſt, der ſie in kindlicher Unſchuld nach ihrem Kummer fragte. Da klopfte es leiſe an die Thüre. Die Weingärtnersfrau, welche ihr zeither die Geſchenke gebracht hatte, lauſchte herein und fragte: „Seid Ihr allein, gnädige Frau? So Schönes, wie heute, brachte ich Euch noch nie. Das ſind Früchte, die nicht auf deutſchem Grund und Boden gewachſen ſind, ſo golden, ſo herrlich, daß Einem das Herz im Leibe lacht.“

Aber Margaretha würdigte ſie keines Blickes, ſondern ſagte mürriſch: „Nehmt Eure Geſchenke nur wieder mit, Frau. Ihr habt mir immer nicht geſtehen wollen, von wem ſie ſind; jetzt weiß ich's. Aber ſolche beſtellte und erkaufte Waare erfreut mich nicht. Sagt dem, der Euch ſchickt, er möge die Früchte ſelbſt eſſen.“

Die Frau wollte ein gut Wort einlegen, aber Frau Margaretha rief ärgerlich: „Fort! fort! Ihr ſeid mir zuwider mit Eurer erkauften Zwiſchenträgerei.“ Und die beſtürzte Ueberbringerin entfernte ſich ſchnell.

Die ſchöne Wittwe weinte die Nacht über viel, und ſchickte manch inbrünſtiges Gebet zum Himmel, ſie aus der Bedrängniß zu erretten, in welche ſie ſich verſetzt ſah. Aber leider ſollte dieſe am folgenden Morgen noch vergrößert werden. Kaum hatte ſie ihr Frühſtück zu ſich genommen als eine würdige Frau mit tief bekümmertem Geſichte zu ihr eintrat.

„Ei, Frau Hallauerin,“ redete Margaretha derſelben entgegen, „was verſchafft mir doch ein Mal Euern lieben Beſuch und zwar ſchon in ſolcher Frühe?“

„Das werdet Ihr wohl recht gut wiſſen, gnädige Frau Gräfin. Angſt und Verzweiflung treiben mich zu Euch.“

„Ach laßt doch den Schnack mit der Gräfin,“ entgegnete Margaretha. „Und ſagt mir vielmehr was Euch beängſtigt, da ich wirklich nicht im Stande bin, es zu errathen. Vielleicht iſt es mir möglich, Euch mit Hülfleiſtung beizuſpringen, um die Ihr mich anzuſprechen, gewiß gekommen ſeid. Laßt mich Eure Noth wiſſen; Ihr findet ein theilnehmendes Herz an mir.“

„O heilige Jungfrau! Ihr ſprecht, als hättet Ihr ſchon vergeſſen, was Ihr meinem Sohne geſtern

Abend habt ſagen laſſen. Glaubt mir, das hat ihm den Reſt vollends gegeben. Er hat die ganze Nacht hindurch gejammert und geſchluchzt, als wollte er unſinnig werden. Und ich bin gekommen, eine arme zerknirſchte Frau, die für das Leben ihres einzigen Sohnes, ihrer Stütze im Alter, Alles fürchtet, um Euch, gleich der elendeſten Bettlerin, um eine kleine Gunſt anzuflehen: macht durch ein einziges Wort wieder gut, was Ihr ihm Leids zugefügt. Er denkt ja ſchon lange nicht mehr an das Glück, Euch als Ehewirthin umarmen zu dürfen, aber er gefiel ſich in dem Gedanken, Euch eine kleine Freude zu machen. Solche Behandlung hatte der arme Junge weder erwartet, noch verdient.“

„Frau Chriſtine,“ rief jetzt Margaretha, „erklärt Euch deutlicher, damit ich weiß, wie ich mit Euch daran bin. Jedes Eurer Worte iſt mir ein Räthſel. Ich habe Euern Sohn ſtets als einen braven Mann hochgeſchätzt und bin mir nicht bewußt, ihn jemals beleidigt zu haben.“

„Wie? ſo hättet Ihr die Früchte und Blumen, ſeine Geſchenke, nicht mit ſchnöden Worten zurückgewieſen?“

„Die Früchte!? Waren denn die von Euerm Sohne?“ fragte Margaretha höchlichſt erſtaunt.

„Ei freilich! Ihr habt ja zu der Ueberbringerin ſelbſt geſagt, Ihr wüßtet, von wem ſie wären.“

„So hat Euer Sohn die Beſtellungen des Ritters Felsheim angenommen, mir die Früchte zu ſchicken und ſich dafür bezahlen laſſen?"

„Was ſprecht Ihr doch für ſeltſame Worte! Der Herr Ritter, Euer Verlobter, hat nichts bei meinem Sohn beſtellt, und wie ſollte dieſer ſo ſüße Minnegabe bezahlt nehmen! Es iſt gut, daß er Eure Worte nicht gehört hat; ich glaube, er grämte ſich todt darüber. Nein, dieſe Geſchenke waren die Beweiſe ſeiner ſtillen aber ſtarken Liebe, die er längſt für Euch im Herzen genährt. Ihr ſolltet aber nie erfahren, von wem ſie kamen. Er konnte ſich wie ein Kind über den Gedanken freuen, daß Euch dieſe unbedeutenden Gaben eine kleine Luſt bereiten würden, und dann hatte er jedesmal einen heitern Tag. Wie bitter wurde er geſtern Abend enttäuſcht! Er hat eine ſchreckliche Nacht verlebt; ich dazu. Die unbändige Liebesglut zu Euch wird ihm ohnedieß das Herz aufzehren, muß es denn mit ſo gewaltigen Schlägen getödtet werden?" Thränen erſtickten die Stimme der armen Frau.

Die junge Wittwe ſaß einige Augenblicke ſtill und wie über Etwas nachdenkend da; aber es war nicht ihr Verſtand, der ſie beſchäftigte, ſondern ihr Gefühl, das plötzlich, wie ein heißer Blutſtrom, aus hundert geöffneten Adern in ihre Bruſt ſprang und das ängſtlich ſchlagende Herz zu ertränken drohte.

„Was ſagt Ihr mir, Frau Chriſtine?“ fragte ſie endlich wehmüthig leiſe, als fürchte ſie ſich des bereits Vernommenen, das ihr wie ein bitterſüßer Traum in den Ohren klang, noch ein Mal zu hören, und doch war zu gleicher Zeit eine heilige Sehnſucht in ihr erwacht, die Beſtätigung jenes Wortes zu vernehmen, welches plötzlich eine ſo ſeltſame Veränderung in ihr hervorgebracht hatte. „Euer Sohn liebt mich? hat mich ſchon lange geliebt?“

„Seit jener Zeit, als er bei Euerm ſeligen Herrn Vater Schreiber war, hat er die ſtille Minne mit ſich herumgetragen. Ihr wart der Inbegriff ſeines Morgen- und Abendgebetes, der Gedanke ſeines Tages, der Traum ſeiner Nacht; immerfort hat er ſich mit Euch beſchäftigt, Euer Bild hat ſtets vor des Jünglings Seele geſtanden, es hat des Mannes Fleiß beflügelt, es würde den Greis noch glücklich gemacht haben, wenn nicht Sehnſucht nach Euch den Faden ſeines Lebens zernagt; aber ſeit geſtern Abend mordet ihn der Schmerz. O hättet Ihr doch dieſe kleinen Gaben immer angenommen, wenn Ihr ſie auch nicht beachtet hättet; er wäre ſtill lächelnd untergegangen, vielleicht bald, vielleicht ſpäter erſt; Euch zu verlieren war er ja ſchon gewohnt. Schon ein Mal wart Ihr das Weib eines Andern geworden, und ſeit Ihr an Stand und Rang ſo hoch geſtiegen und Euch einem ſo vornehmen Manne verlobt, haben Euch ſeine Wünſche nicht mehr erreicht. Eine heitre Wehmuth war über ihn gekommen und er ſchien glücklich, Euch glücklich zu wiſſen. Er war ſeit der Zeit noch ein Mal ſo fleißig geworden, ein Vater aller Waiſen, ein Freund aller Armen und Bedrängten. Das Alles, fürcht' ich, hat geſtern Abend ſeine Endſchaft erreicht.“

Vor Margaretha's geiſtigem Auge ſtand das Bild des edeln Mannes in den ſchönſten Farben; ſie war plötzlich mit der Tiefe ſeiner Liebe ſo vertraut, als habe ſie die Ueberzeugung davon ſchon längſt in der Seele getragen; ſie fühlte ſogar, daß auch ſie den Stadtſchreiber ſchon ſeit Jahren geliebt, aber es war ihr unbegreiflich, wie ihr jetzt erſt der Schleier von den Augen habe fallen können. In ihrer Seele tauchten Kinderträume, wie aus dem Meere der Vergeſſenheit auf, und flüſterten ihr zu, wie ſie ja dem guten Heinrich Hallauer ſchon von ganzem Herzen gewogen geweſen, als ſie noch zuſammen auf dem Anger geſpielt, wie ſie nur ihn am liebſten zum Gefährten, Begleiter, Geſpielen gehabt; es umwob ſie die ſüße Täuſchung, als habe ſie ſelbſt im vollſten Genuſſe der Liebe ihres verſtorbnen Gatten eine Sehnſucht nach höhern heiligern Liebesgenüſſen angewandelt, und der Gegenſtand derſelben ſei Heinrich geweſen, wie ſie jetzt plötzlich, gleichſam durch ein Wunder, inne werde; ſie fühlte, daß ſie ſich jetzt erſt der vollen Summe ihres Lebens bewußt und über nichts mehr im Unklaren ſei, was ſie ſelbſt beträfe.

„Liebe Frau Chriſtine,“ begann ſie wehmüthig ängſtlich, „wir ſind Alle in einem großen Irrthume befangen. Ich kann Euch zuſchwören, daß ich nicht gewußt habe, daß die Früchte von Euerm Sohne waren. Eilet heim und tröſtet ihn des Beſten. Mit Freuden werde ich all ſeine Geſchenke annehmen. Zum Zeichen meiner Freundſchaft aber bringt ihm dieſen Ring. Er iſt ein Geſchenk meines ſeligen Herrn; mag Euer Sohn daraus entnehmen, daß ich Niemand auf der Welt würdiger halte, als ihn, dieß für mich ſo theure Kleinod zu tragen. Bittet ihn, für mich zu beten, die ich jetzt in der größten Bedrängniß meines Lebens ſei; auch Ihr, gute Frau, bittet zu Gott und allen Heiligen für mich, daß dieſer Kelch an mir vorüber gehe.“

„Aber Ihr ſeid doch ſo glücklich!“ ſagte die Alte beſtürzt.

„Glaubt das nicht, Frau Hallauerin. Aber ich darf Euch meine Noth auch nicht entdecken. Vielleicht erbarmt ſich der Himmel meiner mit gnädiger Hülfe.“

„So ſegne Euch Gott, edle Frau! Doch vollendet auch Euer Werk. Bleibt nicht auf halbem Wege ſtehen. Ihr ſeid ſo gut. Sprecht ein Mal mit meinem Sohne und rathet ihm ernſtlich, daß er ſein Glück nicht verſcherze, ſondern daſſelbe erkenne, annehme und genieße. Es iſt nämlich mein Wunſch, daß er ſich verheirathe, und es hat ſich ein Mädchen gefunden, die ihm ſehr gewogen, mir mit Freundſchaft zugethan, von guten Sitten und mit zeitlichen Gütern geſegnet iſt. Redet ihm zu, daß er ſie zum Weibe nehme. Ich weiß, er wird auf Euer Wort Alles geben. Wenn Ihr ihm die Heirath anrathet, geht er ſie gewiß gleich ein.“

„Ich?“ fragte Margaretha mit erſtarrtem Herzen und ihre Wangen erbleichten. „Wer iſt denn die Jungfrau, die Ihr ihm beſtimmt?“

„Martha Kernmeierin, des ſeligen Bürgermeiſters Tochter.“

„Die?!“ ſchrie Margaretha entſetzt, und ihre Augen warfen unheimliche Blicke des Grauens. „Nein, Frau, zu der kann ich ihm nicht rathen. Die darf nicht ſein Weib werden. Nimmermehr! Der arme Heinrich wäre ja verloren.“

„Eure Rede verwundert mich ſehr, Frau Margaretha.“

„Die Angſt frißt mir das Herz faſt ab. Ich kann Euch weiter nichts ſagen, aber ich warne Euch vor dieſer Marthe. Ich will, ich muß mit Euerm Sohne reden — ja — ja — es muß ſein, ich fühle die Nothwendigkeit. Schickt ihn morgen um dieſelbe Stunde zu mir; ſagt ihm, ich wolle in Vormundſchaftsangelegenheiten meines Sohnes mich mit ihm beſprechen. Bittet ihn ſehr, daß er kommt; beſchwört ihn.“

Erſtaunt über die Heftigkeit der jungen Wittwe und ihre faſt verwirrten Reden, ging Frau Chriſtine und ließ Margaretha in einer Stimmung zurück, in der Sorge, Angſt, Liebe, Abſcheu, Verzweiflung, troſtloſes Nachdenken raſch mit einander abwechſelten und ihre Pulſe beflügelten.

Auf der großen Zechſtube des „grünen Würzgärtleins“ hatten ſich deſſelbigen Tags der Bürgermeiſter, der Schultheiß und mehre Rathsherren verſammelt, um ſich bei'm kühlen Weine noch über Manches in der Anordnung der bevorſtehenden Feſtlichkeiten zu beſprechen. Es hatten ſich auch noch viele andre Gäſte aus der Stadt dort eingefunden, weil man gewiß war, den vielbeſprochnen Spanier da zu finden, der ſtets von einem Volkshaufen umgeben war, obgleich ſich ſein abgeſchmackter Hochmuth von Tag zu Tag lächerlicher erhöhete, und er eben nicht gewohnt ſchien, mit den Leuten manierlich umzugehen. Unter den Anweſenden befanden ſich auch der Stadtwaibel Görg Gutgeſell und ſein Gevatter, der Schuſter Hans Pfrenger. Man hatte in

Hoffnung eines reichlichen „Neuen,“ dem „Alten“ ſchon weidlich zugeſprochen, und das Geſpräch war im Gange, als der Bürgermeiſter die Frage aufwarf, ob die übrigen Gäſte auch ſchon etwas über eine im Kurzen bevorſtehende Veränderung der Zeitrechnung gehört, die der Papſt geboten und vom Kaiſer und den Reichsſtänden bereits angenommen ſei.

„Ei freilich,“ verſetzte der Schultheiß des Erzbiſchofs, „ich weiß ſogar, daß die Befehle in der Erzbiſchöflichen Kanzlei ſchon ausgefertigt liegen. Wir haben ſie dieſer Tage zu erwarten. Die Inſtructionen, wie die Sache gehalten werden ſoll, ſind beigefügt.“

„Mit Verlaub,“ meinte der Schuſter Pfrenger, „das gibt eine Höllenwirthſchaft, wenn die Zeit aufhören ſoll. Ich kann's mir nicht vorſtellen, aber ich bin auf den Spectakel neugierig, ein Leben ohne Zeit. Ich habe ſo immer nicht viel Zeit, und nun ſollt' ich um alle kommen. Wie wird's denn gemacht werden?“

„Ich weiß es noch nicht,“ verſetzte der Bürgermeiſter.

„Ich auch nicht,“ fügte der Schultheiß hinzu und die übrigen Rathsherrn ſchüttelten bedenklich die Köpfe.

„So viel weiß ich,“ ſagte der Schuſter trotzig,

„in den Sternen ſteht eine ſolche Veränderung nicht vorgeſchrieben. Unſer Einer kennt doch auch ſeine Aſtronomie. Das iſt eine willkührliche Menſchenneuerung, eine Frechheit, die den lieben Gott gegen die ſündhafte Menſchheit von Neuem aufbringen muß.“

„Das iſt auch ein unnütz Ding,“ nahm der Spanier das Wort, „das in Folge der verdammten Ketzerei in die Welt gekommen iſt. Seit der Teufel dem Luther ſeine Eier zum Ausbrüten untergelegt, wird die Welt immer toller und verrückter. Man muß mit Feuer und Schwert hinterher ſein.“

„Sprecht nicht alſo, Herr Rittmeiſter,“ ſagte der Bürgermeiſter mit karg umſchleierter Bitterkeit, „die neue Zeitrechnung geht vom heiligen Vater in Rom aus, und es ziemt Euch, wie mir, ſolches in Demuth und ohne böſe Reden anzunehmen.“

„Ich ſag' Euch aber, es iſt ein Teufelswerk!“ rief Don Juan, der den Widerſpruch, ſeit ſeinem Hierſein, zu ertragen ganz verlernt zu haben ſchien, wild und ungeberdig, „und daß es ſo iſt, will ich Jedem mit meinem Schwerte beweiſen. Auch ſtraf' ich Euch Lügen, wenn Ihr ſagt, der Papſt habe derlei befohlen. Ich kenne den Papſt, habe ihm in Rom den Pantoffel geküßt und als Geſandter meines allergnädigſten Königs mit ihm geſpeiſt.“

„Ihr?!“ fragte der Bürgermeiſter in einem ſpöttiſch zweifelnden Tone. „Ei ſo erzählt uns doch etwas Ausführliches über den Fußkuß und die Mahlzeit bei Seiner Heiligkeit. Der Herr Schultheiß hier war als Secretarius des Durchlauchtigſten Herrn Kurfürſten auch lange in Rom und weiß, wie's dort zuzugehen pflegt. Er wird ſich gern mit Euch darüber beſprechen und ich Euch mit Vergnügen zuhören.“

„Wie kommt Ihr mir vor?“ warf der Ritter das Maul trotzig auf; „bin ich gekommen, Euch Geſchichten zu erzählen, ich Don Juan von Felsheim Euch dem Bürgermeiſter dieſer Stadt? Gut, wenn Ihr das glaubt! So knäuft Eure Ohren auf und horcht. Wir hatten in den Niederlanden eine Schlacht gewonnen gegen den rebelliſchen Ketzer, und zogen in eine Stadt ein — Gott verdamm' ſie! — ich weiß ihren Namen nicht mehr. Das Volk unterwarf ſich mir willig und gehorſam und muckſte nicht; aber ein Bürgermeiſter war allda, ein naſeweiſer Narr, der wollte noch viel ſchwatzen und dick und breit thun, hatte hinter meinem Rücken auf mich geſchmäht und ſich ſonderlich unfertig betragen. Ich verlangte zweihundert Stück fette Ochſen für meine Leute, der Bürgermeiſter wollte aber nur hundert und einige Stück hergeben und ſchwur Stein und Bein, es ſeien nicht mehr aufzutreiben. Wohlan, ſagt ich zu meinem Schlächter, ſo nehmt ſo viel Rathsherren und Bürgermeiſter und was es ſonſt noch für reiches Ketzervolk gibt, bis die Zahl der Ochſen voll iſt. Ihr Fleiſch iſt zwar nicht ſo gut als Ochſenfleiſch, doch wird's meinen Spaniern ſchon ſchmecken. Wer aber einen fetten Ochſen für ſich ſchafft, der iſt befreit. Sankt Peter und Paul, da gab es Ochſen! Hundert und neun und neunzig waren zuſammen; nur der Bürgermeiſter konnte mit all ſeiner Naſeweisheit keinen mehr auftreiben; denn ich hatte im Stillen weit und breit Alles wegkaufen laſſen, was wie ein Ochs ausſah. Vergebens bot er mir für ſeine Perſon zweihundert Kühe. Ich ließ die Ochſen alle aufgeputzt, und den Bürgermeiſter ebenſo in ihrer Mitte, durch die Stadt führen, dem Herren zu. Dort wurde der Bürgermeiſter unter dem Jauchzen der ganzen Mannſchaft mit andern Ochſen geſchlachtet und am Spieß gebraten. Die Soldaten ſchmiſſen ſich um einen Biſſen ſeines köſtlichen Fleiſches, und ich kann Euch verſichern, Herr Bürgermeiſter, es war das Beſte an dem Manne; ſeine naſeweiſe Bosheit gab dem Fleiſche einen pikanten Geſchmack, als wenn es gepfeffert wäre. Ihr ſeht daraus, daß ein ſpaniſcher Magen einen Burgermeiſter wohl verdauen kann."

„Der Magen gemeiner Troßbuben," verſetzte der Bürgermeiſter knirſchend vor verbiſſener Wuth,

„mag wohl derlei Speiſen zu ſich nehmen, und wer's verdaut, mag ſich dadurch gerade als gemeiner Knecht und Bube kund thun, ſo wie der Vogel Strauß auch allein nur Steine verdauen kann. Auch kann ein ſolcher Bub' nur Nachts in die Judenhäuſer ſchleichen und mit des benedeiten Gottes Feinden verkehren. Wer weiß, da man ſich ja zum Menſchenfreſſer bekannt hat, ob man mit Samuel Feibel nicht Chriſtenkinder verſpeiſt, wie die Sage geht, daß die Juden ſolches verrichten; ja wer kann ſagen, ob Mancher nicht ſelbſt ein Jude iſt, der ſich für was Beſſeres ausgibt.“

Don Juan hatte bei Erwähnung des Juden Feibel die Farbe gewechſelt, ſeine Augen glitten unſicher über die Geſichter der Umſitzenden hin. Manche erwarteten einen wilden Ausbruch ſeines Zorns, aber ſtatt deſſen ſagte er ſchier furchtſam: „Wir wollen darüber unter vier Augen ein Weiteres ſprechen.“

„Was wir zuſammen zu reden haben, können alle Leute hören,“ kreiſchte der Bürgermeiſter, dem der Kamm ſchwoll.

„Es ziemt ſich wahrlich ſchlecht für einen ſpaniſchen Edelmann, ſich vor Aller Ohren in ſolchen Discours einzulaſſen.“

„Wer mit dem Jud Feibel ganze Nächte verkehrt, kann ſchon vor den chriſtlichen Bürgern hieſiger Stadt ein Wörtlein zu viel ſagen.“

Da bog ſich der Spanier mit kreideweißen bebenden Lippen über die Tafel und flüſterte raſch dem giftigen, zurückweichenden Bürgermeiſter etwas in's Ohr, worauf dieſer ebenſo blaß wurde und verſtummte. Es entſtand eine peinliche Pauſe, welcher der Stadtwaibel Gutgeſell auf eine geſchickte Weiſe ein Ende machte, indem er ſeine Stimme erhob: „Ihr habt doch den Ketzer erſt gebraten, Herr Ritter. Das iſt allweg noch nichts. Seht in mir einen Mann, der ſchon ein Mal einen roh gefreſſen hat und ſich anheiſchig macht, Jedeweden, der gegen den Papſt und ſeine heiligen Gebote, ſo wie das Regiment unſerer Stadt etwas redet oder thut, mit Haut und Haar zu freſſen.“

Ein allgemeines Gelächter erſchallte und der Spanier wurde wieder glühend roth. Dadurch ermuthigt, fuhr der Waibel fort: „Laßt Euch erzählen. Bei der Belagerung von Gotha ſchlich ich eines Abends um das feſte Schloß —“

„Da habt Ihr den Teufel gefreſſen, Gevatter,“ fuhr der Schuſter dazwiſchen, „und der ſitzt Euch noch im Leibe und macht Euch heiß, daß Ihr ewigen Durſt habt.“

Man lachte wieder und die Fröhlichkeit trug den Sieg davon. Der Bürgermeiſter drückte ſich ab, ihm nach die Rathsherren; die Stube füllte ſich mit gemeinern Gäſten, und der Metzgermeiſter Martin

Grauthaas, der zeither geſchwiegen hatte, nahm nun eine Unmaſſe von Wein zu ſich und ſchimpfte bei jedem Becher lauter und gemeiner gegen und auf den Bürgermeiſter, und da er ſeine Weinkanne fleißig umhergehen ließ, ſo gab es bald Leute, die ihm beiſtimmten. Gutgeſell drückte die Ohren an und trollte ſich, ohne ſein Talent wieder in Erwähnung zu bringen, und der ſpaniſche Held ſah ſich bald nur von ſeinen Verehrern und Anbetern umgeben.

Zitternd wie Espenlaub und bleich wie der Vollmond in der Morgenſtunde am weſtlichen Himmel, wenn ihm die jugendlich ſtrahlende Sonne im Oſten gegenüber ſteht, drehete in der Frühe des andern Tags der Stadtſchreiber Hallauer am Pfortenring des Roſenbergs. Frau Margaretha kam ihm freundlich, obgleich mit verweinten Augen entgegen. Man ſah zu deutlich, daß ſie die Nacht nicht durchſchlafen, ſondern durchweint habe; ſie vermochte die Spuren des Wachens und der Thränen nicht mit dieſem freundlichen Lächeln zu überſchleiern.

„Ich dank' Euch, Herr Hallauer,“ ſagte ſie, „daß Ihr meiner freundlichen Einladung Folge geleiſtet. Ich habe Euch unwiſſend weh gethan, ſehr weh und möchte es gern wieder gut machen.“

„Was hat Euch meine Mutter Alles geſagt?“ flüſterte der Stadtſchreiber mit Angſt.

„Ich kenne Eure ganzen Leiden; ich fühle ſie mit Euch — o Gott! — Ihr ahnet nicht wie!“

Statt aller Worte preßte er ihr einen glühenden Kuß auf die Hand, die ſie ihm willig überließ.

„O hättet Ihr Euch mir früher entdeckt!“ fuhr die Liebreizende fort, „bevor dieſer Spanier die Stadt betrat.“

„Euer Trauerjahr war noch nicht um,“ ſtammelte der Stadtſchreiber. „Und die Clauſel im Teſtament Eures verſtorbenen Gemahls verbot jede Annäherung.“

„Woran erinnert Ihr mich! Schenkt mir doch reinen Wein ein über dieſe Clauſel. Mein Großvater, mit dem ich mich deßhalb geſtritten, behauptet, ſie habe gar nichts zu bedeuten, könne nicht in Anwendung gebracht werden und ſei ſchon um deshalb null und nichtig, weil die Gutgeſellin nicht meines verſtorbenen Mannes Schweſter geweſen.“

Der Stadtſchreiber ſchüttelte wehmüthig das Haupt, in ſeinen großen blauen ſeelenvollen Augen glänzte es thränenfeucht. „Ich würde mir es zur Sünde anrechnen, wenn ich Euch täuſchen wollte, wertheſte Frau, und ſo weh es mir auch thut, ich muß es Euch ſagen: die Clauſel kann nicht umgeworfen werden, kein Buchſtabe läßt ſich von ihr wegbringen, und der Stadtwaibel Gutgeſell hat mit ſeiner Frau geſtern auf dem Rathhauſe ſchon Anzeige von Eurer anderweitigen Verlobung gemacht und auf Auslieferung Eures Kindes und des Vermögens deſſelben angetragen, ja, was mich am härteſten betroffen, ſie haben gerichtlich meinen Beiſtand in Anſpruch genommen, und ich muß als Vormund Eures Sohnes gegen Euch auftreten.“

„All ihr Heiligen ſteht mir bei!“ rief die junge Wittwe erblaſſend. „Sie wollen mir mein Kind, mein einziges geliebtes Kind, meinen Troſt und meine Freude nehmen, und Ihr wollt den gräßlichen Räubern beiſtehen, Ihr, Herr Hallauer?“

„Bin ich denn nicht laut dem Teſtamente dazu verpflichtet? habe ich es nicht in die erkaltende Hand des ſeligen Herrn Bürgermeiſters gelobt, jeden Punkt ſeines letzten Willens getreulich zu halten und zu erfüllen? Als Vormund ſeines Kindes, wozu er mich ſelbſt beſtellt, binden mich Eid und Pflicht, gegen Euch aufzutreten und die Auslieferung des Hans zu verlangen.“

„Macht mich nicht wahnſinnig! Wißt Ihr denn, was Mutterliebe iſt? Eher mein Leben, als mein Kind! Wie? Ihr wollt von Liebe zu mir reden und mir unbarmherzig meinen Hans rauben?“

„Frau Margaretha!“ rief Hallauer ſich würdevoll emporhebend mit einem Blicke, aus dem ein ganz anderer Geiſt ſprach, als den man gewöhnlich an ihm wahrnahm, „hättet Ihr je mein Herz verſtanden, Ihr würdet nicht alſo zu mir reden. Ihr ſeid ſtets der Abgott meiner Seele geweſen, und das höchſte Glück meines Lebens wußt' ich nur in Euch zu finden. Ich bin darum betrogen und durch wen? — Doch davon laßt mich ſchweigen. Eure Liebe darf ich nicht anſprechen, aber an Eurer Achtung liegt mir Alles. Ich bitt' Euch darum, bedenkt Euch wohl, und verkennt den Mann nicht, der voll heiliger Liebesglut zu Euch mit zwiefach zerfleiſchtem Herzen dennoch der Pflicht huldigt, die er einem edeln verſtorbenen Manne ſchuldig iſt; ich muß Euch wehe thun, aber erkennt daran meine Liebe."

„Ja, edler Mann, auch ich liebe Euch, habe Euch lange ſchon geliebt!" rief Margaretha vom Sturm der Gefühle überwältigt. „Mögt Ihr es wiſſen das Geheimniß meines Herzens." Und ihr kummerſchweres Haupt ſank an das ſeinige, ihre liebeſchwere Bruſt an die ſeinige, und ein barmherziger Gott, der Schmerzenverſüßer, führte ſeine Lippen zu den ihrigen und fluthete ein Meer von Seligkeit über das ſchmachtende Herz des edeln Mannes.

„Aber nun befreit mich von dieſem Spanier, erhaltet mir mein Kind, ſonſt bin ich verloren," zuckte Margaretha wieder aus der ſeligen Umarmung auf.

„Gott gebe mir Einſicht, Muth und Kraft!“ verſetzte der Stadtſchreiber. „Noch weiß ich nicht, wie ich gegen Eure ganze Familie und den ſpaniſchen Kriegsmann auftreten ſoll. Derweil muß das Teſtament erfüllt werden, das mit klaren Worten ſagt, ſo Ihr vor abgelaufenem Trauerjahre ein neues Verlöbniß einginget, ſoll Euer Kind und deſſen väterlich Gut am jährigen Todestage des Herrn Bürgermeiſters an des Stadtwaibels Gutgeſell Ehefrau abgegeben werden. Dieſer Tag iſt aber der zehnte October. Und wenn Ihr nun auch ſonnenklar erweiſen würdet, daß Euer ſeliger Herr nicht der Bruder der Gutgeſellin geweſen, ſo ändert das den Ausſpruch des Teſtaments in nichts. Doch möchte Euch ſolch ein Beweis zu führen äußerſt ſchwer, wenn nicht gar unmöglich werden. — Laßt uns zu Gott und allen Heiligen beten, daß er uns bis zum zehnten Tage des künftigen Monats Einſicht verleihe und ein Mittel an die Hand gebe, dem Unglück vorzubeugen.“

„Glaubt mir, ich ſterbe vor Kummer, wenn es dahin kommen ſollte,“ ſagte die betrübte Frau, und ging, um das holde Knäblein zu holen, das eben durch Rufen anzeigte, daß es ausgeſchlafen. Sie trug den blonden Engel aus dem Bettchen herbei, herzte und küßte ihn unter Thränen und reichte ihn dann dem edeln Stadtſchreiber hin, der ihn auf die friſch aufgegangene Roſenknoſpe des Mündleins und die Vergißmeinnichtblumen der Augen küßte. Der Knabe ſah ihn unausſprechlich freundlich an, packte ſich an ſeinen Locken feſt und ſtammelte, der von der Mutter gelernten Worte eingedenk: „Guten Tag, Herr Vormund.“

„O dürft' ich dein Vater ſein!“ rief Hallauer weinend und das Kind an das Herz drückend.

„Beſter Freund,“ ſagte die Bürgermeiſters Wittwe, „der Spanier hat uns großes Unglück gebracht, und mein dunkler Blick vermag nicht zu erſpähen, wie wir uns herauswinden ſollen. Aber komme es auch wie es wolle, und ſollte ich den Tod davon haben — und der wäre mir, das fühl' ich nur allzuwohl, gewiß, wenn man mich zwänge, ſeine Frau zu werden: Eins verſprecht mir zu Euerm eignen Heile, wenn ich ſchon an der Seite meines verſtorbenen Herrn ruhen ſollte. Wollt Ihr das, Herr Hallauer?“

„Sprecht nicht vom Tode, Frau Margaretha. So weit ſoll's nicht kommen. Aber mein Verſprechen habt Ihr für Alles, womit ich Euch dienen kann.“

„Laßt Euch nicht von der Marthe Kernmeierin bethören. Es liegt ihr daran, Euer Weib zu werden. Ich beſchwöre Euch, ſeht Euch vor, laßt Euch nicht umgarnen! Ihr kennt dieß Mädchen nicht. Ich kenne ſie. Es liegt in meiner Bruſt ein Geheimniß, das wohl mit mir begraben werden wird. Hättet Ihr eine Ahnung davon, es würde Euch mit Schaudern und Entſetzen vor dieſer Marthe erfüllen. Sie gibt ſich ſchon für Eure Braut aus, ich habe es geſtern Abend erfahren. Auch dieſer Umſtand hat meinen Kummer mit Bergeslaſt vermehrt. Verſprecht mir, ſie niemals zu heirathen zu Euerm Glück.“

„Seid darüber ruhig, edle Frau. Marthe wäre auch ohne dieß Verſprechen nicht mein Weib geworden, meine Mutter mochte ſagen, was ſie wollte. Ihr oder keine; und Marthe iſt mir zuwider.“

„So bin ich wenigſtens eine Laſt los. Jetzt kämpft für mich und wenn Ihr dem Schein nach auch gegen mich ſein müßt; und ſo helf' uns Gott! Amen.“

Mit einem zärtlichen Händedruck wurde der neugeborne Stadtſchreiber entlaſſen, und taumelnd vor Glück und beladen mit Sorgen, wie noch nie, erreichte er ſeine Wohnung.

Das gerichtliche Verfahren gegen die junge Bürgermeiſterswittwe in Betreff der Teſtamentsclauſel ihres verſtorbenen Mannes, ging weit raſcher, als bei andern Rechtsfällen, und ſo ſchnell der Bürgermeiſter Neblung war, ſo unerbittlich war er auch. Es wurde ſchon nach einigen Tagen dahin entſchieden, daß der Wille des Teſtamentators ſtreng nach dem Buchſtaben zu erfüllen ſei und den zehnten October vor 6 Uhr Abends der kleine Hans der Frau Fauſtine Gutgeſellin übergeben werden müſſe. Frau Margaretha ſank ohnmächtig zuſammen und mußte in dieſem Zuſtande nach Hauſe getragen werden. Heute war der erſte October und der vierte war der beſtimmte Tag ihrer Hochzeit. Sie hatte die Nächte durchwacht und gebetet, von namenloſer Angſt gefoltert, aber ein Tag um den andern war vergangen, ihre Mutter hatte ſchon Brautkleider und Schmuck beſtellt, keine Rettung zeigte ſich, und nun ſollte ſie noch der letzte und ſchlimmſte Schlag treffen. Das vermochte ihre zarte Natur nicht zu ertragen. Ihr Großvater, der als Geſchlechtsvormund mit zugegen war, tobte vergeblich; der Bürgermeiſter verwies ihn auf das Teſtament und das Geſetz. Ein andrer Umſtand machte den alten Bäckermeiſter ſchier noch wüthender, als der gerichtliche Spruch, daß man nämlich ſeine Enkelin „Margaretha Holzheimer,“ ſeinen Urenkel „Hans Holzheimer,“ und den Spanier „den angeblichen Ritter Don Juan von Felsheim“ nannte. Er begann darüber in heftigen Worten gegen den Bürgermeiſter los zu eifern. Dieſer erwiederte aber ruhig: „Beweiſt es, daß der verſtorbene Bürgermeiſter nicht der Sohn des Metzgermeiſters Holzheimer, ſondern einer ſpaniſchen Gräfin iſt, beweiſt, daß der Herr, dem Ihr Eure Enkelin verlobt, ein ſpaniſcher Ritter iſt.“

„Dieſe Beweiſe ſind vorhanden,“ lärmte Meiſter Tobias. „Ihr habt ſie ſelbſt in Händen gehabt.“

„Ich verſtehe nicht ſpaniſch oder die Sprache, in welcher jene Geſchrifte abgefaßt waren. Legt dieſe Beweiſe in der Kanzlei unſers durchlauchtigſten Kurfürſten nieder, dort werden ſie geprüft und, wenn ſie richtig befunden, mir der Befehl zugeſchickt werden, Euern Urenkel und Eure Enkelin als Grafen und Gräfin anzuerkennen, ſo wie den künftigen Gemahl der Frau Margaretha, als ſpaniſchen Ritter; bis dahin bleibt’s bei’m Alten.“

Der alte Bäckermeiſter kam entrüſtet nach Hauſe und erzählte des Bürgermeiſters Tücke. Alles was von Grauthaas ſtammte, ſchimpfte und ſchalt, und der Spanier ſchwur blutige Rache an dem Beleidiger zu nehmen. Auf des Alten Aufforderung verſprach Don Juan ſogleich nach der Hochzeit ſeine Documente dem Kurfürſten ſelbſt in die Hände zu legen und für den erfahrnen Schimpf Genugthuung zu fordern. Je feiner nun der Bürgermeiſter ſeine Rachgierde an der Grauthaasſchen Familie und dem ſtolzen Spanier in die Formen des Rechts gehüllt hatte, um nur deſto ſicherer zu verwunden, deſto pomphafter betrieb er nun die Anſtalten zur Feier der Doppelhochzeit, welche Montags darauf ſtattfinden ſollte. Schon waren Reifen- und Schwertertanz herrlich eingelernt, und mit ungeſtümer Sehnſucht erwartete männiglich den Tag der Freude.

Frau Margaretha war krank, aber als der Nachmittag vorrückte und ihr nirgends her Troſt und Beiſtand kam, raffte ſie ſich auf, um den Stadtſchreiber Hallauer aufzuſuchen. Sie fand ihn nicht zu Hauſe. Die Mutter, hieß es, wäre im Weinberg; vielleicht ſei der Sohn auch dorthin gegangen. Die troſtloſe Frau eilte an den bezeichneten Ort. Als ſie in das Häuschen des Weinbergs trat, glaubte ſie abermals umſinken zu müſſen. Die Frau des Stadtwaibels ſtand mit Marthe Kernmeierin Arm in Arm, um ſich eben von der Frau Chriſtine zu beurlauben. Zu grüßen vermochte Margaretha nicht, es flirrte ihr vor den Augen; ſie wurde leichenblaß. Da ſie, ohne ein Wort zu ſagen, in der Thüre ſtehen blieb, ſich an den Pfoſten anhaltend, ſo wandte ſich Marthe hinausgehend, mit den boshaften Worten an ſie: „Eure gräfliche Herrlichkeit hat alle bürgerliche Höflichkeit vergeſſen, wie man ſieht.

Nun es kann ſein, daß wir dieſer Herrlichkeit Endſchaft auch noch erleben, wie wir die bürgermeiſterliche erlebt haben. Kommt, Frau Gutgeſellin, wir ſind viel zu gering geworden für dieſe ſtolze Frau; allein wer weiß, wie bald ſich das Blättchen wendet.“ Und eine höhniſche Lache aufſchlagend nahm ſie Abſchied von Frau Chriſtine, die ängſtlich um das blaſſe Schmerzensbild beſchäftigt war.

Frau Margaretha brach in einen Strom von Thränen aus, und vernahm kaum die lauen Tröſtungen der verlegnen Alten. Hitze und Froſt durchwühlten abwechſelnd das Mark ihrer Glieder, ſie wurde zuſehends kränker und vermochte den Sitz nicht mehr zu verlaſſen. Frau Chriſtine zog ſie mit der größten Anſtrengung auf das im Häuschen befindliche Lotterbette, und kaum hatte ſie das glühende Haupt der Kranken darauf gelegt, als dieſe ſchon in wilden Fieberphantaſien redete und mit Vorſtellungen beſchäftigt, als wolle man ihr ihr Kind gewaltſam rauben, wild aufſchrie. Die Alte wurde von Angſt und Bangen befallen und wußte nicht ob ſie bleiben oder gehen ſollte, um Hülfe zu rufen. —

Während die troſtloſe Margaretha im Weinberge von der Gewalt ihres böſen Schickſals zu Boden geworfen wurde, ſprengten zwei prächtig gekleidete Reiter in die Stadt, denen ein kleines Häuflein Landsknechte als Gefolge diente. Der Eine trug an ſeinem Wappenrock die Farben und Wappen des Kaiſers und Reichs und das Reichsbotenfähnlein auf der Schulter, ſo daß leicht zu errathen war, er ſei ein vom Reichstage zu Augsburg abgeſchickter Reichsbote, der Andre, mit Wappen und Farben des Landesherrn geſchmückt, war im Städtlein als kurfürſtlicher Kanzleibote bekannt. Dieſe beiden Männer ritten mit ihren Leuten an das Rathhaus; dort ließen zwei Trompetenbläſer ihre Inſtrumente ertönen zum Zeichen, daß eine Botſchaft an die Stadt angekommen ſei, dann pflanzten die Boten ihre Fähnlein an der Thüre auf, der kaiſerliche zur Rechten, der kurfürſtliche zur Linken, zogen große Briefe aus ihren Taſchen und ſtiegen die Treppen hinauf in die große Rathsſtube. Die Rathsboten liefen ſogleich, um's dem Bürgermeiſter und den Rathsherren, dem Schultheißen und den Schöffen anzuſagen, und bald waren dieſe Herren beiſammen, während ſich unten das Volk verſammelte, um aus dem ruhmredigen Munde der Landsknechte zu vernehmen, was für neue Mähr angelangt ſei. Der Reichsbote übergab ſein Schreiben dem Bürgermeiſter, der kurfürſtliche Bote das ſeinige dem Schultheißen. Die Briefe wurden ſofort eröffnet und verleſen, und beide enthielten den ſtrengen Befehl, daß der Kalender, wie er ſeit den Zeiten Julius Cäſars beſtanden, mit dieſer Woche ſeine Endſchaft haben und Samſtags der zweite October der letzte Tag deſſelben ſein ſolle. Um den neuen vom Papſt angeordneten Kalender ſogleich einzuführen, müßten elf Tage ausfallen, und Sonntags ſollte die neue Woche ſogleich mit dem vierzehnten October beginnen. Dem Bürgermeiſter war anbefohlen, ſolche Anordnung ſogleich in der Stadt bekannt zu machen, Sonntags ſollten alle Geiſtlichen den Befehl des Papſtes, Kaiſers und Kurfürſten den Gemeinden in der Kirche verkündigen.

Sobald Rathsherren und Schöffen wieder aus einander gegangen waren, verbreitete ſich die Nachricht, daß man elf Tage verlieren ſollte, ſchnell in der ganzen Stadt. Es war Freitags, den erſten October, und der morgende Tag ſollte demnach der letzte des Kalenders ſein; wie man aber dazu käme, Sonntags darauf ſogleich den vierzehnten October zu ſchreiben, und wie man vom Tage Cypriani ſogleich zum Tage Nazarini übergehen, oder wie vielmehr Dionyſius — der dritte October — in Nazarinus — den vierzehnten — verwandelt werden ſollte, das wollte Niemanden zu Kopfe.

In keinem Hauſe aber machte der neue ſeltſame Befehl größern Eindruck, als in dem des Bäckers Grauthaas. „Was?“ rief der Alte erſchrocken, „wir ſollten Sonntags ſchon den vierzehnten haben! Was ſoll denn da aus unſrer goldnen Hochzeit werden? Ich bin am vierten October des Jahrs 1532 am Tage Hierotheus mit meiner Anna eingeſegnet worden und den vierten October 1582 am Tage Hierotheus muß ich meine goldne Hochzeit feiern. An einem andern Tage geht's platterdings nicht. Und nun ſollte heuer kein vierter October, kein Hierotheus ſein? Das geht nicht an; das iſt unmöglich. Wie kann man der Stadt elf Tage rauben und uns den Hochzeittag? Das wäre eine ſchöne Geſchichte! Das duld' ich nicht! Ich wittere eine Liſt des Bürgermeiſters. Laßt ſehen was daran iſt!" Alle Hände, welche mit Vorbereitungen zu dem nahen ungeheuern Feſte beſchäftigt waren, ruheten plötzlich, während ſich der Alte ſeinen Staatsrock reichen ließ, den Degen anſchnallte und zitternd aus dem Hauſe ging. Don Juan blieb und ſchwur brüllend, Alles zu maſſacriren, was ſich gegen den vierten October, den Tag Hierotheus und die Doppelhochzeit auflehnen wolle. Nach einer halben Stunde kehrte Meiſter Tobias zurück und ſah ſich vor Aerger und Zorn kaum mehr ähnlich. „Es iſt aus!" rief er mit erſterbender Stimme. „Es wird keine Hochzeit gefeiert. Der Himmel iſt dem Schurken von Bürgermeiſter günſtig. Ich habe die ſtrengen Befehle geſehen; morgen iſt der dritte, und übermorgen Nazarinus der vierzehnte October. Begreif' es, wer's kann; mir ſchnappt der Verſtand über. Der Papſt, der Kaiſer und der Kurfürſt haben es befohlen, und wir müſſen gehorchen. Wird aber die Hochzeit den vierten nicht gefeiert, ſo wird ſie gar nicht gefeiert; den fünfzehnten October, am Tage Euphemius, kann ich meine güldne Hochzeit nicht halten. Das hab' ich dem Bürgermeiſter unter den Bart geſagt und er hat mir dann ſpöttiſch in's Geſicht gelacht. Keinen Biſſen ſollen ſie zu ſchmecken kriegen, keinen Tropfen Wein zu koſten. Stellt die Arbeit ein! Laßt Alles liegen und ſtehen. Auf den Montag könnt ihr mich begraben; denn ich ärgre mich todt.“

Da entſtand ein Heulen und Wehklagen, ein Fluchen und Toben im Hauſe. Der Alte mußte zu Bett gebracht werden, und Frau Anna erkrankte ebenfalls vor Aerger und Schrecken. Der Spanier rannte, wie ein toller Menſch, wuthſchäumend fort, und die Uebrigen wehklagten entweder, oder ſprachen ihren Groll bei Freunden und Nachbaren aus.

Alle Weinſchenken und Gaſthäuſer waren in kurzer Zeit überfüllt, und überall ſprach man murrend und ſcheltend, daß man auf unbegreifliche Weiſe und ohne allen Grund und Urſache elf Tage und darin das große Feſt verlieren ſollte, worauf ſich die ganze Stadt ſeit einem halben Jahre unbändig gefreut hatte.

Don Juan ſuchte ſeine Braut in der Stadt, und da er ſie nirgends fand, kehrte er im grünen Würzgärtlein ein, wo man ihn ſogleich umringte, und hier ließ er ſeine Wuth an der Weinkanne und in den gemeinſten deutſchen Schimpfreden — von denen man nicht begreifen konnte, wie ſie zur Kenntniß eines ſpaniſchen Edelmannes kamen — über Bürgermeiſter, Kurfürſt, Kaiſer und Papſt freien Lauf, und das aufgeregte Volk ſtimmte in ſeine Weiſe.

Der Stadtſchreiber Hallauer war auch ſchon mit freudeſtrahlendem Geſicht im Roſenberg geweſen, um Frau Margaretha aufzuſuchen, und ſaß nun, der Mutter harrend, auf ſeinem Stübchen. Da es aber dunkelte und die Alte noch nicht da war, fürchtete er, es möchte ihr im Weinberg etwas aufgeſtoßen ſein, und brach dorthin auf. Wie groß war ſein Erſtaunen und ſeine Beſtürzung, die heißgeliebte Frau dort krank zu finden.

„Frau Margaretha!“ rief er ihr zu. „Eure Sache ſteht gut! Euer Knabe iſt gerettet. Es gibt heuer keinen zehnten October!“ Aber ſie war kaum fähig, die Wichtigkeit dieſer Nachricht zu faſſen, und von neuer Angſt gehetzt, ſtürzte Hallauer fort, einen Arzt zu holen. Er dachte in ſeiner Beſtürzung nicht daran, ihren Verwandten den Unfall anzuzeigen, und da im Grauthaasſchen Hauſe die größte Verwirrung herrſchte, ſo achtete man nicht darauf, als ihre Magd ſpät nach ihr fragte. Es ging Alles drunter und druber, und kein Menſch bekummerte ſich ſonderlich um den Andern. Hallauer kehrte in den Weinberg zurück und ſchickte ſeine Mutter nach Hauſe. Er ſelbſt blieb allein zu Margaretha's Pflege, die er warm und weich gebettet hatte. Als das Fieber nachließ, verkündete er ihr die günſtige Wendung ihres Schickſals. Anfangs konnte ſie nichts begreifen; als er ihr aber Alles klar gemacht, jubelte ſie auf, ſchlang den Arm um ihn und beglückte den Wonnetrunknen mit hingebenden Küſſen. Der ſchüchterne Stadtſchreiber ward der ſeligſte Mann.

Samſtags wurde die neue Ordnung der Zeit durch Herolde in der Stadt ausgerufen und Sonntags von den Kanzeln verkündet. An beiden Tagen rottete ſich das Volk zuſammen und ſprach ſeine Unzufriedenheit laut aus. Deshalb war auf Erſuchen des Bürgermeiſters und Schultheißen der Reichsbote mit ſeinen Landsknechten in der Stadt geblieben, um etwaige Unruhen ſogleich zu dämpfen.

Don Juan hatte endlich ſeine Braut ausgekundſchaftet. Er ſtürmte in das Häuschen des Weingartens. An ihrem Bette ſaß Hallauer und hielt ihre Hand gefaßt. Der Spanier warf ihm einen wüthenden Blick zu.

„Was kömmt Euch an, Sennora,“ ſagte er barſch, „Euch in dieſer Spelunke zu betten?“

„Ich bin krank, ſehr krank,“ verſetzte ſie mit ſchwacher Stimme.

„Warum habt Ihr mir es nicht melden laſſen? — Warum ſeid Ihr nicht zu mir gekommen, mir das Gebreſte meiner Braut anzuſagen?“ fuhr er den Stadtſchreiber an.

„Herr,“ verſetzte dieſer höflich, „ich habe nicht daran gedacht.“

„Ich werde Euch ſogleich nach Hauſe bringen laſſen, Sennora; denn morgen iſt unſre Hochzeit.“

„Frau Margaretha darf das Haus nicht verlaſſen, bevor das Fieber nicht gemindert iſt,“ ſagte Hallauer beſcheiden. „Und wie möcht Ihr doch daran denken, mit einer kranken Frau Hochzeit zu feiern, zumal aus der goldnen Hochzeit des Meiſter Tobias nichts wird?“

„Was habt Ihr hier zu reden?“ fuhr Don Juan wild heraus. „Sorgt, daß ich Euch das Maul nicht ſtopfe. — Sennora, ich werde ſogleich eine Trage mit einigen Männern beſtellen, welche Euch nach Hauſe bringen. Morgen muß durchaus unſre Hochzeit ſein. Bei San Jago di Compoſtella, ich will es ſo! Ihr ſeid meine verlobte Braut und morgen müßt Ihr meine Gattin ſein und lägt Ihr in den letzten Zügen. Was geht mich die goldne Hochzeit der Alten an; ich will Hochzeit für mich machen. Rafft Euch zuſammen, um dieß ſchlechte Neſt zu verlaſſen.“

„Ich kann nicht!“ ſtöhnte Frau Margaretha.

„Ihr müßt bei allen Heiligen!“ kreiſchte der Spanier.

„Seid Ihr ein Menſch? Seid Ihr bei Sinnen?“ erhob Hallauer jetzt ſeine Stimme. „Wie wollt Ihr's wagen, dieſe Frau zu zwingen?“

„Herr Hallauer, beſchützt mich, rettet mich vor dieſem Manne!“ flehete die Kranke.

„Ei du verwetterter Stadtſchreiber!“ rief der Ritter und riß ſein Schwert raſſelnd aus der Scheide. Aber eh' er ſich's verſehen, ergriff der ſonſt ſo ſtille, ſcheinbar furchtſame Hallauer, einen daſtehenden Weinpfahl und verſetzte ihm damit einen ſo tüchtigen Schlag auf die Hand, daß der Kriegsheld das Schwert fallen ließ. In demſelben Augenblicke hatte ihn der muthige Mann an der Bruſt gefaßt und warf ihn zur Thüre hinaus. Schnell zurückgekehrt, ergriff er die ſiegreich erbeutete Waffe und drang, dieſelbe zückend, auf den draußen liegenden Feind ein. Kaum aber hatte dieſer die drohende Gefahr bemerkt, als er, von feiger Furcht übermannt, die Stufen hinabflüchtete und ſein Schwert in des Stadtſchreibers Händen ließ. Dieſer legte es als Siegstrophäe lachend zu den Füßen ſeiner Geliebten.

Der aus dem Felde geſchlagene Don Juan lief einem Juden in den Weg, der ihm ſchon von fern zurief:

„Gut, daß ich Euch treffe! ich hab' Euch geſucht ſchon den ganzen Tag.“

„Was willſt du, Feibel?“ fragte der Ritter in ſcheuer Verlegenheit.

„Sagt mir, Ihr werdet mir doch nicht machen Flauſen von wegen des Geſchrifts? Euer Pfandſchein iſt ausgeſtellt zahlbar den ſechsten October. Aber Gott mag wiſſen warum wir heuer nicht haben einen ſechsten October. Ihr müßt mir zahlen den ſiebenzehnten.“

„Haſt du einen Schein von mir auf den ſiebenzehnten?“

„Ich habe keinen.“

„So brauch' ich dir auch ſelbigen Tag nichts zu zahlen.“

„Weh mir! ſo ſoll ich verlieren mein Geld.“

„Sieh, Jude, ich habe auch eine Verſchreibung von tauſend Gulden in der Hand, du weißt von wem, die lautet auf den fünften October. Werd' ich dieſe erhalten, will ich dich auch bezahlen.“

Der Jude kratzte ſich zweifelnd hinter den Ohren; der Ritter ließ ihn ſtehen und nahm Einkehr im „grünen Würzgärtlein.“ Dort fand er wieder eine Unmaſſe Volks beiſammen. Die Köpfe waren bereits illuminirt, und Meiſter Pfrenger, der Schuſter, ſaß in der Mitte, und ſchrie, als wollte er ſich die Lunge zerſprengen, indem er die ſchmutzige Lederkappe in Einem fort auf dem rabenſchwarzen Kopfe drehte.

„Nichts ſteht in den Sternen von dieſer Alfanzerei,“ ließ er ſich vernehmen; „nichts ſag' ich euch! Ich habe die ganze Nacht geforſcht; ihr kennt mich. Ich habe nichts weiter gefunden, als daß wir an der Naſe geführt werden. Eine Spitzbüberei iſt's, unſre gute Stadt um all die herrlichen Genüſſe zu bringen, die ihr bevorſtanden. Wer weiß wer dahinter ſteckt. Wir ſollten's nicht leiden, nicht dulden, nicht zugeben.“

„Wir wollen's auch nicht leiden,“ riefen hundert erhitzte Köpfe durch einander, „aber was ſollen wir thun?“

„Wir müſſen die geſtohlnen Tage zurückfordern, mit Gewalt verlangen; ſie müſſen ſie uns wiedergeben,“ fuhr Pfrenger fort. „Wenn nur der rechte Mann an unſrer Spitze wäre, da wollten wir die Tage bald wieder haben. Ha da ſeh' ich ihn kommen! Da iſt der tapfre Paladin, der muthige ſpaniſche Held Cid, der große Ritter ohne Furcht und Tadel. Seid willkommen, erhabner Don Juan. Von Euch ſtand in den Sternen geſchrieben. Wir wollen die Tage wieder haben, die ſie uns genommen; ſeid Ihr nicht auch der Meinung, Herr Ritter?“

„Das iſt ſehr klug von Euch, Ihr Herren,“ verſetzte der Spanier mit Pathos. „Ich erſehe daraus, daß Ihr ſowohl verſtändige, als muthige Männer ſeid.“

„Aber bei'm St. Georg dem Reiter!“ fuhr der Stadtwaibel Gutgeſell hitzig empor. „Es iſt ja des Papſtes, des Kaiſers und des Kurfürſten Befehl.“

„Des Teufels Befehl!“ donnerte ihn Don Juan an. „Glaubt nicht ſolches Geſchwätz, ihr Leute. Weder der Papſt, noch der Kaiſer wiſſen davon. Das hat der Bürgermeiſter ausgeheckt und bei'm Kurfürſten durchgeſetzt, um den alten Grauthaas, alle ſeine Kinder und mich zu ärgern, weil er, wie ihr wißt, unſer Feind geworden iſt. Aber die Stadt hat den größten Schaden dabei; denn erſtlich ſpringt kein Wein auf dem Anger für alles Volk; zweitens wird kein Menſch geſpeiſt, obgleich für zehntauſend Mann angeſchafft iſt; drittens wird keine große Bretzel gebacken, obgleich viel hundert Scheffel Mehl, viel Zentner Roſinen dazu vorräthig ſind; viertens wird keine Rieſenwurſt zum allgemeinen Beſten gefertigt, obgleich eine ganze Heerde Schweine ſtehen, die ſie mit ihrem Fleiſche füllen ſollten; fünftens wird kein Reifentanz gehalten; ſechstens wird kein Schwertertanz gehalten; ſiebentens wird kein Banket gehalten; achtens wird kein großer Herbſt mit Tanz und Spiel ſein; und neuntens verliert Jedermann elf ganzer Tage aus ſeinem Leben, die ihm nicht bezahlt werden; jeder arme Taglöhner, der täglich drei Batzen verdient, muß drei Gulden und drei Batzen verlieren. Das kann Keiner ſobald wieder erſchwingen.“

Ein wildes Geſchrei erhob ſich in der Stube. „Daran hat noch Keiner von uns gedacht!“ hieß es. „Nicht nur, daß wir alle Freuden einbüßen, wir ſollen auch noch baaren Schaden haben. Höll und Brand! das iſt zu arg!“

„Kraut und Blei!“ fluchte Gutgeſell. „Seid doch nicht ſo albern, die Tage ſind ja da. Niemand kann ſie nehmen. Seid doch vernünftig, bei St. Georg dem Reiter!“

„Nein ſie ſind uns geſtohlen, Gevatter,“ zeterte Pfrenger. „Wenn ſie noch da wären, hätten wir lauter Feſte; ſo ſind ſie fort und wir haben nichts. Aber wir müſſen ſie wieder haben, bei'm heiligen Cyprian! Der Bürgermeiſter ſoll uns die Tage herausrücken, oder dem Schuft ſoll das Wetter in den Magen fahren.“

„Reſpect, Meiſter Pfrenger! Wo ſoll er denn die Tage haben? Glaubt Ihr denn, daß man elf Tage in der Stadtkaſſe eingeſperrt hat? Bei St. Georg dem Reiter, ich hätt' Euch für klüger gehalten!“

„Meinetwegen mag er ſie in der Nachtmütze haben; aber heraus müſſen ſie, oder es geht dem Gauche ſchlimm.“

„Reſpect Meiſter, oder bei St. Georg, ich führ' Euch in's Stadtloch!“

„Kommt Ein Mal heran, Gevatter Prahlhans! Habt Ihr nicht ſelbſt zu mir geſagt, daß der Bürgermeiſter Neblung nichts taugt?“

„Kraut und Blei! hundsfött'ſcher Pechvogel!“ ſchalt Gutgeſell, und griff nach ſeinem Degen?

„Nieder mit ihm! Hinaus mit ihm! Er iſt des Bürgermeiſters Hund!“ ſo ſcholl's von allen Seiten, und eine **Legion Fäuſte** packte nach dem Waibel, deſſen in der **Belagerung** von Gotha ſo glänzend bewährter Muth in ein arges Gedränge kam. Es erging ihm nicht beſſer als eine Stunde zuvor dem Spanier, der jetzt gegen ihn ſtand, er wurde ſeines Haudegens entledigt, ehe er Gelegenheit finden konnte, davon Gebrauch zu machen, freilich mit dem Unterſchied, daß gegen ihn eine Menge, gegen jenen nur ein Einziger ſtand. Auf das Gräulichſte geprügelt, geſtoßen, getreten und noch auf andere erdenkliche Weiſe gemißhandelt, kroch der Mann, der einſt ſogar den Teufel beſiegt hatte, Rache ſchwörend bei St. Georg dem Reiter, nach der Wohnung des Bürgermeiſters, um dem geſtrengen Herrn Anzeige zu machen von der erfahrenen Unbill.

Gleich dem Löwen, der, wenn er erſt Blut geleckt, unaufhaltſam würgt, ſprach das empörte wilde, betrunkene Volk, das den Stadtwaibel abgeprugelt, ſein ungezähmtes Verlangen aus, auch dem Bürgermeiſter, den Rathsherrn, dem Schultheißen und dem Schöffen ein gleiches Recht anzuthun, und der Spanier, der von dieſer Stimmung Nutzen zu ziehen hoffte, that ſein Möglichſtes, um das Feuer zu ſchüren. Er war auf einen Tiſch geſtiegen und rief das Volk zur Empörung auf. „Auf!“ rief er, „auf, Ihr muthigen Männer dieſer armen gedrückten Stadt! entledigt Euch der unwürdigen Bande, die Euch drücken. Euer Bürgermeiſter iſt ein ſchlechter, gottloſer Schurke. Ich will Euch ſeine gräßliche Miſſethat nicht länger verſchweigen. Ihr habt Alle geſehen, wie er erblaßte, als ich ſie ihm hier in dieſer Stube in's Ohr raunte. Er wollte mich tücken mit dem Jud Samuel Feibel, mit dem ich nichts weiter vorgehabt, als Wechſelgeſchäfte, wie ſich für einen Mann, wie ich bin, wohl ziemt. Er aber iſt Nachts, wann Feibel nicht zu Hauſe war, zu des Juden Weib geſchlichen und hat ſchändliche Buhlſchaft mit ihr getrieben, und als ihn der Jud vor Kurzem erwiſcht, hat er ſich mit Geld losgekauft.“ Ein Strom von Abſcheu fluthete aus hundert weit aufgeriſſenen Mäulern zuſammen und zerbrach alle Dämme der Mäßigung. „Todtſchlagen den Abſchaum von Bürgermeiſter!“ war bald die allgemeine Loſung.

„Gebt mir ein Schwert!“ ſchrie Don Juan. „Ich habe das meinige heute der heiligen Jungfrau geweiht, weil es mir die größten Dienſte gethan und meinen Ruhm unſterblich gemacht hat. Gebt mir ein anderes Schwert, mit dem ich eben ſo große Thaten verrichte!“

Meiſter Pfrenger reichte ihm ſeinen Bratſpieß mit den Worten: „Macht das meinige ſo glücklich!“

Der Ritter ergriff es und rief: „Mir nach! Zum Tod des Bürgermeiſters! Zur Eroberung der geſtohlenen Tage. Siegreich kehren wir wieder, dann iſt heute der dritte, morgen der vierte October und morgen feiern wir die Doppelhochzeit!“ — Und „die geſtohlenen Tage!“

„Die Doppelhochzeit!“ „Tod dem Bürgermeiſter!“ ſchrie das Volk und ſtürmte bewaffnet dem Spanier nach.

Unterdeſſen waren Meiſter Martin, ſeine Brüder, Freunde und Anhänger aus dem Würzgärtlein ausgezogen und hatten ſich in andere Weinſchenken begeben, um das Volk aufzureizen. Bitten, Verſprechungen, Drohungen, Lügen ꝛc. führten überall zum Zweck; und als nun der Haufe tobend und brüllend, unter Don Juan's Leitung aus dem Würzgartlein aufbrach, ſchloſſen ſich bald andere Haufen daran und die vereinte Maſſe wälzte ſich vor das Haus des Bürgermeiſters. Die dort aufgeſtellten Landsknechte wichen bald der Uebermacht und ergriffen die Flucht; das Haus wurde erſtürmt, der Bürgermeiſter war aber glücklich entkommen. Eh der Abend anbrach, ſtand die ganze Stadt in Flammen des Aufruhrs, und das Haus des Bürgermeiſters war nur noch eine Ruine.

Der glückliche Stadtſchreiber ſaß vor dem Bette der heißgeliebten Frau und ſpielte mit dem holden Knaben derſelben, der ihm in den Locken zauſte, auf ſeinen Beinen ritt und andere Streiche ſpielte, als ihm ſeine Mutter, die draußen das Abendeſſen beſorgte, anſagte, der Jude Feibel ſei eben haſtig den Berg herauf geſtiegen und begehre ihn zu ſprechen. Hallauer trat hinaus. Der Jude zog ihn ungeſtüm in einen der traubenreichen Gänge und ſagte:

„Ich muß mich erholen guten Raths bei Euch, edler Herr, da ich weiß, daß Ihr ſeid der verſtändigſte und beſte Mann von unſerm Stadtregiment, und meint es mit dem armen Juden ſo gut, wie mit dem reichen Chriſten.“

„Sagt an, wenn ich Euch rathen kann, ſoll's geſchehen."

„Es lebt ſeit ein Paar Wochen hier ein Mann, der hat gefreit um des vorigen Herrn Bürgermeiſters Wittwe, und nennt ſich einen ſpaniſchen Ritter."

„Ihr meint den Don Juan von Felsheim."

„Ich kann nicht wiſſen, ob er iſt ein Ritter oder nicht; ich weiß nur, daß er iſt kein Spanier.

„Kein Spanier?! Woher weißt du das?"

„Ich will Euch Alles entdecken, edler Herr Hallauer, hört nur erſt an, in welche Noth ich gerathen bin mit dieſem Manne, und rathet mir, wie ich ſoll kommen heraus."

„Nun ſo ſag'! ſag' an!" rief der Stadtſchreiber ungeſtüm.

„Er hat von mir gelehnt zweihundert Gulden hieſiges Geld und mir ausgeſtellt einen Pfandſchein auf den ſechsten October zahlbar. Nun wir heuer haben nicht ſolchen Tag, was noch kein Menſch hat erlebt, fürcht' ich zu kommen um mein Geld. Was ſoll ich thun?"

„Haſt du den Mann ſchon gefragt, ob er zahlen will?"

„Ich habe, und da hat er geantwortet, er habe eine Verſchreibung von guter Hand in hieſiger Stadt, die ich wohl kennen wurde, auf tauſend Gulden, zahlbar den fünften October. So er ſein Geld bekäme, ſolle ich das meinige haben, außerdem nicht.“

„Und von wem hat er die Verſchreibung? Weißt du es?“

„Ich kann's nicht ſagen gewiß; ich kann's nur vermuthen. Und von wem könnt' er ſie auch weiter haben, als von der Jungfer Marthe Kernmeierin?“

„Von dieſer?! Jude, du lügſt. Wie käme dieſe mit dem Spanier zuſammen?“

„Die haben ſich gekennt ſchon lange und die Jungfer iſt in Augsburg des Herrn Ritters — oder was er iſt — Liebchen geweſen und haben zuſammen zugebracht manchen ſchönen Tag und manche noch ſchönere Nacht.“

„Feibel! Feibel, was ſagſt du? Das iſt ja eine köſtliche Entdeckung! Kannſt du das beweiſen?“

„Ich kann nichts beweiſen; ich kann nur ſagen, was ich weiß. Ich war gewandert gen Augsburg, wo zum Reichstag zuſammengekommen waren viele Fürſten und Herren und anderes Volk, und wo ſich Manches gewinnen ließ in vielfachem Verkehr, Handel und Geſchäft. Es waren dort auch der leichtfertigen Dirnen viel, vornehme und geringe. Ich weiß nicht, ob ich ſoll halten die Jungfer Kernmeierin auch dafür; aber ich habe ſie oft geſehen, prächtig aufgeputzt einherſtolzieren mit ſchmucken Herrlein. Darunter hab' ich auch bemerkt den ſpaniſchen Herrn Ritter, da trug er noch deutſche Kleider. Eines Tags kam ſie an ſeinem Arm und als ſie meiner anſichtig wurde, winkte ſie mich heran und ſprach: Feibel, ich denke mit dir zu machen ein Geſchäft gut und vortheilhaft für dich; komm zu mir in einer Stunde. — Ich antwortete: Ich mache gern ein gut Geſchäft, davon muß ich leben; ich will kommen. — Und was hat ſie für ein Geſchäft mit mir gemacht? Feibel, ſagte ſie, ſchaff mir die koſtbarſten ſpaniſchen Kleider für dieſen Herrn und ſeinen Knecht. — Ich habe ſie angekauft und anfertigen laſſen, ich habe ein Paar Pferde beſorgt und meinen Vortheil gehabt. Drauf hat ſie wieder geſagt: Du biſt ein ſchlauer Jud, Samuel, du mußt reinen Mund halten in unſerer Vaterſtadt, du magſt hören und ſehen, was du willſt; wir haben ſonſt ſchon Geſchäfte gemacht, ich kenne dich. Blos für das Schweigen erhältſt du hundert Gulden von mir. Brauche ich aber zu Hauſe Geld, ſo nehm' ich's von dir und lege dir gutes Pfand ein. Drauf hab' ich ihr, bevor ſie iſt abgereiſt zweihundert Gulden geliehen, hier hat ſie mir dreihundert wieder gezahlt. Vor acht Tagen hat ſie mich aber ſpät in der Nacht beſtellt, da mußte ich wieder zweihundert Gulden bringen, der Spanier war auch zugegen, dem gab ſie das Geld; dafür hat er ſie geherzt und geküßt. Mir aber hat er auf eine Verſchreibung noch beſonders zweihundert abgeborgt, die er den ſechsten October zu zahlen verſprochen. Ihre Schuld iſt mir wohl gewiß, nicht aber die ſeinige.

„Du ſollſt dein Geld haben, Feibel!“ rief der Stadtſchreiber freudetrunken. „Ich verbürge mich dafür. Gehe jetzt gleich mit mir zum Bürgermeiſter und wiederhole dort deine Ausſagen.

Ohne Frau Margarethen zu ſagen, wohin er gehe und was er erfahren, nahm er das erbeutete Schwert und eilte mit dem Juden in die Stadt hinab. Der Abend war unterdeſſen hereingebrochen und warf herbſtliche Schleier über das Thal. Ein ungewöhnliches Getöſe, welches von unten herauf den Wanderern entgegen ſcholl, fiel dem Stadtſchreiber auf und veranlaßte ihn zu verſchiedenen Malen ſtille zu ſtehen und zu horchen. Der verworrne Lärm wurde lauter, und Hallauer beflügelte, von böſen Ahnungen ergriffen, ſeine Schritte. In der Stadt angelangt, erfuhr er bald die ſchlimmen Vorfälle aus dem Munde vorüberziehender Haufen. Man ſchritt eben zur Verwüſtung der verhaßten Rathsherrn, und Hallauer vernahm aus einigen Aeußerungen, daß es dann an das Rathhaus kommen ſollte. Mit Beſonnenheit überlegend, was zu thun ſei, um größerem Unglück vorzubeugen, und ſchnell das Rechte ergreifend, eilte Hallauer mit dem Juden nach dem Rathhauſe. Es war öde und verlaſſen. Nicht nur die geſammte Obrigkeit, auch alle Diener derſelben hatten das Haſenpanier ergriffen und das Gebäude war dem Angriffe der Empörer bloßgeſtellt. Hallauer verrammelte ſchnell die Thüren und befeſtigte ſie, ſo gut es geben wollte; den Juden ſchickte er in die Stadt, um den Reichsboten mit ſeinen Landsknechten, ſo wie gutgeſinnte Bürger aufzutreiben. Er erwartete ruhig, des Spaniers Schwert in der Hand, die Dinge, die da kommen ſollten, feſt entſchloſſen, eher den Tod zu leiden, als in die Verwüſtung des Hauſes zu willigen. Inzwiſchen ging es beſſer, als er erwartet hatte. Die Empörer waren in die Keller der reichen Rathsherren gerathen, und da ſie auf dem Rathhauſe nichts Aehnliches zu finden wußten, verweilten ſie ſich, trotz allen Ermahnungen und Drohungen des Spaniers, ſo lange in dem ihnen ſo angenehmen Aufenthalt, bis den Meiſten von ihnen nicht mehr möglich war, denſelben zu verlaſſen. Don Juan wurde immer wüthender, da er ſeinen Zweck verfehlt ſah, und vergaß ſich ſo weit, daß er nicht nur ſchimpfte, ſondern auch ſchlug. Ein allgemeines Murren erhob ſich gegen ihn, das nur von der überhandnehmenden Trunkenheit unterdrückt wurde. So ging die Nacht vorüber, und der tapfere Ritter mußte endlich gute Miene zum böſen Spiel machen, da ſich durchaus Niemand ſeinem Befehle fügen wollte. Mit dem Morgen erwachte auch der wilde Empörungsgeiſt wieder. Das aus Rauſch und Schlaf emporgerüttelte Volk wurde von neuen Reden ſeiner Führer angereizt und bald fluthete die Maſſe wieder zuſammen, um das Rathhaus zu ſtürmen. Von neuem Muth beſeelt, ging Don Juan an ihrer Spitze. Vor der Hauptthüre des Rathhauſes ſtanden einige Feldſchlangen und Kanoniere mit brennenden Lunten dahinter. Alle Fenſter waren mit Landsknechten beſetzt, die ihre langen Büchſen drohend zum Fenſter herausſtreckten. In der Thüre aber ſtanden Hallauer, der Reichsbote und der Stadtwaibel Gutgeſell, der dieſen Morgen aus einem Aktenſchrank hervorgekommen war, in welchem er zuſammengekauert, ſich Nachts über verſteckt hatte. Die Empörer ſtutzten bei dieſem Anblicke. Der Stadtſchreiber winkte ihnen freundlich zu und rief: „Laßt mich reden, liebe Mitbürger.“

„Schießt ihn nieder!“ ſchrie der Spanier. „Er iſt auch einer von den Bedrückern der Stadt. Nieder mit ihm!“

„Nieder mit ihm!“ ſchrieen Viele aus dem Haufen, und ſchon wurden Feuerröhre auf den edeln Mann angelegt, und Gutgeſell that einen Satz bei Seite, da ſtürzte ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme herbei, und umſchlang den Stadtſchreiber mit dem andern noch freien Arm. Alle erkannten ſtaunend in ihr Frau Margarethen, die Verlobte ihres Anführers.

„Mitbürger!“ rief ſie. „Ihr wollt den edelſten Mann unſerer Stadt unſchuldig tödten. Aber erſt muß ich eine Leiche ſein, und hier der Sohn eures bravſten Bürgermeiſters nicht mehr leben, eh es an unſern Retter kommt. Uebereilt euch nicht! Beſinnt euch! Ihr ſeid betrogen. Jener Ritter Don „Juan von Felsheim iſt ein Betrüger; er hat mich und euch hintergangen. Er trete vor, ich will es ihm in's Geſicht ſagen.“

„Margaretha!“ rief Hallauer mit entzücktem Erſtaunen. „Ihr ſeid geneſen? Seid hier zu meiner Rettung. „Ja Mitbürger,“ wandte er ſich an den Haufen, Ihr ſeid gräßlich betrogen.“

„Schießt ihn nieder und ſie!“ kreiſchte Don Juan, und entriß einem neben ihm Stehenden das geladene Gewehr, um es auf die Beiden abzudrücken.

„Nicht alſo!“ ſprach der Schuſter Pfrenger, der neben ihm ſtand und bog das Gewehr nieder. „Wir haben keine Feindſchaft gegen die Weiber, und Herr Hallauer iſt ein braver Mann, das weiß die ganze Stadt. Warum ſollen wir ihm ein Leid thun? Wir wollen ihn wenigſtens erſt hören.“

„Laßt uns ihn anhören!“ riefen eine Menge

Stimmen. „Er hat mir gedient; er iſt ein braver Mann. Wir wiſſen nichts Schlechtes von ihm.“

„Er muß ſterben!“ ſchrie der Ritter und drückte los, Pfrenger ſchlug aber auf die Büchſe und der Schuß traf einen der ſchlimmſten Schreier, der ſogleich blutend zu Boden ſtürzte.

„Was wollt Ihr Euch anmaßen!“ zeterte Pfrenger, „unſern trefflichen Stadtſchreiber zu erſchießen? Ihr habt einen Mann getroffen, der weniger werth iſt, aber ihr ſollt ihn blutig ſühnen.“

Ein wildes Geſchrei entſtand. „Was will der Spanier?“ hieß es. „Iſt er unſer Herr oder nur unſer Mitbürger? Ein unbekannter Fremdling iſt er?“

Die er Abends vorher gemißhandelt hatte, erhoben ihre Stimme noch lauter gegen ihn: „Schlagt ihn todt! Sühnt den Mord mit ſeinem Blute!“

Da ſchwenkte der Reichsbote ſein Fähnlein und Alles rief „horcht!“

„Ich will Euch ſagen, wer dieſer Spanier iſt!“ rief der Bote. „Ich habe ihn ſo eben erkannt. Er iſt ein berüchtigter Student aus Augsburg, Namens Hans Holzapfel und dort männiglich bekannt. Nachdem er ſein Vermögen verpraßt, hat er den Spaniern gegen die Niederländer gedient. Vor einigen Monaten iſt er dort entlaufen, und hat, nach Augsburg zurückgekehrt, dort mit Marthe Kernmeierin ein unzüchtig Leben geführt und ihr viel Geld verthan. Ich kenn' ihn wohl, den ſaubern Vogel. Nicht wahr, Hänsle, wir haben manchen Krug zuſammen ausgeſtochen?“

Maßloſes Erſtaunen feſſelte das Volk.

„Er lügt!“ ſchrie Don Juan in Verzweiflung. „Schießt ihn nieder!“

„Er lügt nicht!“ erhob Hallauer ſeine Stimme. „Dort ſteht der Jude Feibel, der das Geld zu dem Mummenſchanz hat hergeben müſſen. Fragt nur den Feibel, der hat die ſpaniſchen Kleider geſchafft und die Pferde. Fangt ſeinen Knecht und befragt denſelben. Fangt die Kernmeierin und befragt ſie, fangt ihn ſelbſt und er wird es nicht läugnen können. Und was er für ein Kriegsheld iſt, mag euch dieß ſein Schwert beweiſen, welches ich ihm geſtern ſchimpflich abgenommen, da mir nur ein Weinpfahl als Waffe diente.“

„Iſt das die heilige Jungfrau, der Ihr das Schwert geweiht?“ höhnte Pfrenger den beſtürzten Spanier, der plötzlich zu entwiſchen Miene machte.

„Da geblieben!“ rief der Schuſter. „Wir haben noch mehr mit einander zu reden. Haltet ihn feſt, liebe Freunde! Wir wollen die Geſchichte unterſuchen.“

„Ein Prahlhans iſt er bei St. Georg dem Reiter!“ polterte Gutgeſell. „Hat mir unmäßige

Lügen vorerzählt und mich ſtets gehöhnt, wenn ich etwas Wahres erzählte. Ein Lügenhans iſt er, ein feiger Bube, der niemals Pulver gerochen; und nie eine Belagerung geſehen hat, wie die von Gotha.“

„Liebe Mitbürger!“ ermahnte Hallauer, „kehrt zu Eurer Pflicht, zur Ruhe und Ordnung zurück. Warum wolltet ihr dieß ſchöne Haus zerſtören? ihr müßtet ja dann ein neues Rathhaus erbauen; denn ohne Regiment kann doch die Stadt nicht beſtehen?“

„Da hat er Recht!“ ſagten Manche.

„Erzürnt unſern durchlauchtigſten Kurfürſten nicht noch mehr,“ fuhr der beredte Stadtſchreiber fort. „Für das, was geſchehen iſt, verſprech' ich Euch ſeine Gnade. Nur der fremde Betrüger wird davon ausgeſchloſſen ſein. Keinem hieſigen Bürger ſoll etwas geſchehen, da ihr von dem Schurken verführt worden ſeid, und ich werde für euch ein gutes Wort einlegen.“

Herr Hallauer ſpricht ſehr verſtändig,“ erhob Pfrenger wieder ſeine Stimme.

„Aber die elf geſtohlnen Tage wollen wir wieder haben!“ ſchrieen Andre dazwiſchen.

„Seht, wie ihr betrogen ſeid,“ verſetzte Hallauer, „ihr habt keine Stunde verloren, geſchweige einen Tag; denn auf das Geſtern iſt das Heute gefolgt. Daß aber geſtern der zweite und heute der vierzehnte October geſchrieben iſt, hat ſeinen Grund in einer neuen Zeitrechnung, welche der heilige Vater zu Rom für die ächt katholiſchen Chriſten erfunden hat, damit wir mit den lutheriſchen und calviniſchen Ketzern nicht ein Mal die Zeit mehr gemein haben. Zur Strafe der Ketzer iſt's gemacht und der Doctor Luther und Calvin ſind allein daran Schuld."

„Iſt's ſo?" ſagten die Klügſten freudig erſtaunt. „Dann iſt ja die Sache gar trefflich zum Schaden der Ketzer eingerichtet."

„Ei was iſt der Herr Stadtſchreiber doch ein kluger Mann!" rief Pfrenger vergnügt. „Hättet Ihr doch das gleich geſagt. Ich merkte es wohl auch aus den Sternen, daß der Doctor Luther daran ſchuld ſei, aber wie die Sache zuſammenhing, mochte mir nicht klar werden. Nun begreif ich's. Wir haben eine beßre Zeit als die hundsföttiſchen Ketzer; unſre neue Zeit hat der Papſt erfunden und die behalten wir für uns. Die Ketzer mögen mit der alten fertig werden."

„Das werdet Ihr mir aber nimmer ausreden," trat ein kecker Mann hervor, „daß wir das ſchöne Taglohn von elf ganzen Tagen rein verloren haben, die herrlichen Feſte, auf die wir uns Alle freuten, gar nicht mitgerechnet!"

„Wir wollen die Tage haben, die Tage!“ ſcholl's wieder im Haufen.

„Wenn ihr wirklich des Glaubens ſeid,“ redete Hallauer wieder, „ſo beruhigt euch nur. Dem Papſt, dem Kaiſer und dem Kurfürſten können wir nicht entgegen ſein; aber wer es verlangt, ſoll aus der Stadtkaſſe für die verlornen elf Tage entſchädigt werden. Was die Feſte und die euch versprochnen Genüſſe betrifft, ſo will ich gleich gehen und ſelbſt mit Meiſter Tobias Grauthaas ſprechen, ob er euch das Feſt nicht geben will. Erſt aber bringt mir den betrügeriſchen Augsburger in das Stadtloch, ſchafft den erſchoßnen Mann bei Seite und versprecht mir, euch ruhig zu verhalten, bis ich euch Beſcheid bringe. Ihr ſeid verſtändige Männer; ich habe Vertrauen zu Euch.“

„Hier habt Ihr mein Wort mit meiner Hand!“ ſagte Pfrenger feierlich. „Es ſoll Keiner einen Finger erheben Ich ſtehe dafür; ſie geben was auf mich. Nicht wahr ihr wollt ruhig ſein?“

„Ja!“ donnerte es aus tauſend Kehlen.

„Fort mit dem Verführer in's Loch!“ befahl Pfrenger, dem der Haufen ſtillſchweigend den Oberbefehl übertragen hatte, und knirſchend vor ohnmächtiger Wuth wurde der Pſeudo-Spanier von hundert dienſtfertigen Armen, die kurz vorher ſeinem Befehl noch gehorcht hatten, in das Stadtgefängniß abgeführt und gut bewacht. Neben ihn, zu ſeiner Qual, legte man die blutige Leiche des Mannes, den ſeine Kugel getroffen, und deſſen Frau und Kinder den Thäter mit wuthſchäumenden Schmähungen überhäuften, ja ſogar Hand an ihn legten.

„Wenn ihr euer Wort nicht halten ſolltet,“ ſagte Hallauer im Weggehen warnend, „ſo erinnert euch, daß dieſe Gewehre alle ſcharf geladen ſind, und Gutgeſell dabei ſteht.“

Er ging und ihm folgte Frau Margaretha in das Haus ihres Großvaters. Das Volk verhielt ſich ruhig. Nach einer guten halben Stunde erſchien der ehrwürdige Meiſter Tobias an der Hand des Stadtſchreibers. Ehrfurchtsvoll bildete man eine Gaſſe. Alles war todtenſtill.

„Kinder,“ ſagte der Alte mit zitternder Stimme und entblößte ſein ſilberweißes Haupt. „Gott hat es wohl gefügt. Die verlornen elf Tage haben mein Haus vor einem großen Unglück bewahrt, das ihm die Rache eines Weibes bereiten wollte. Mit Freuden will ich jedem von Euch das verlorne Taglohn erſetzen, und euch morgen ein Feſt geben, ſo herrlich und glänzend, wie ihr keins erlebt. Die Vorräthe ſind da, kann ich auch in der Eile die große Bretzel nicht backen, ſo ſoll doch Jedermann ein ſchönes feines Backwerk erhalten und Würſte, Schinken und Braten voll auf, Wein ſo viel er trinken will und ein luſtiges Banket drei Tage lang. Jetzt geht ruhig nach Hauſe; morgen um zehn Uhr ſeid auf dem Anger.“

Jubelnd zerſtreute ſich das Volk. Der Greis aber umarmte den Stadtſchreiber ſagend: „Ihr ſeid der Retter der Stadt und der Ehre meines Hauſes. Kommt und empfangt Euern Lohn!“

Somit zog er ihn in ſein Haus und legte ihm die weinende Margaretha mit dem Knaben an die Bruſt.

Eine Stunde ſpäter verbreitete ſich das Gerücht, daß Marthe Kernmeierin eilig aus der Stadt geflüchtet ſei. Viele Bürger wollten ſie verfolgen und gefänglich einbringen, aber Hallauer gab es nicht zu. Da nun weder der Bürgermeiſter, noch der Schultheiß oder einer der Stadträthe zurückkehrten, ſo hielt es der Stadtſchreiber für Pflicht, ein genaues Protokoll über die Vorfälle aufzunehmen und dem Landesherrn baldmöglichſt zu überſchicken. Er ging ſogleich an die Arbeit und ließ zu dieſem Behuf den entlarvten Don Juan vor ſich in's Verhör bringen. Weil dem Betrüger nichts weiter übrig blieb, ſo geſtand er, um Gnade zu erhalten, Alles; daß er nämlich früher die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt, aber ſein Hab und Gut durchgebracht, dann dem Könige von Spanien unter dem Herzoge von

Parma Dienſte gethan gegen die Niederländer, demſelben entlaufen und wieder nach Augsburg, ſeiner Vaterſtadt, gekommen ſei, um auf dem eben dort gehaltenen Reichstage ſein Glück zu ſuchen. Dort habe er bald die Bekanntſchaft der Marthe Kernmeierin gemacht und ſei mit ihr in die vertrauteſte Verbindung gekommen. Sie habe ihn endlich aufgefordert, ihr zu einer glänzenden Rache und zu einem guten Manne in ihrer Vaterſtadt zu verhelfen. Darauf habe ſie ihn mit allen Verhältniſſen genau bekannt gemacht, die ihm zu wiſſen nöthig, um ſeine Rolle gut zu ſpielen. Die Geſchichte von der Geburt und Abkunft des verſtorbnen Bürgermeiſters Holzheimer hätten ſie zuſammen erſonnen, und da Marthe von ihrem Vater genau gewußt, daß Holzheimer in dem Viehſtalle eines gräflichen Gutes auf einer Geſchäftsreiſe ſeiner Eltern geboren worden und dieſer Umſtand ziemlich bekannt ſei, ſo hätten ſie denſelben zur größern Wahrſcheinlichkeit ihrer Geſchichte benutzt. Der Jude Feibel habe die nöthigen Mittel herbeigeſchafft; darauf ſei Marthe abgereiſt und er eine Woche ſpäter. Ihre Abſicht aber ſei geweſen, Frau Margaretha zur ehelichen Verbindung mit ihm zu bringen, dann dieſelbe fortzuführen. In einem Grenzort hätte dann Marthe ihre Rache befriedigen und ihr den Betrug entdecken wollen. Dann hätte der ganzen Familie eine gleiche baldige Tod meines Mannes und die denſelben begleitenden ſonderbaren Umſtände. Wir herbſteten in unſerm großen Weinberge; ihm gegenüber liegt Marthe's Weinberg, wie dir bekannt iſt; zwiſchen beiden im Thale ſpringt ein Brünnlein. Mein Mann war durſtig und ſchickte einen der Arbeiter nach dem Brunnen, ihm einen Becher Waſſer zu holen. Zufällig ſah ich durch die Büſche und erblickte den Mann mit Marthen am Brunnen reden. Das Waſſer war trübe, ſagte mein Mann, als er getrunken, und ſchmeckte nicht gut. Ich erſchrak über dieſe Worte, that mir aber nichts aus. Abends ſchon klagte er ſich und einige Tage darauf war er todt. Marthe war kurz vorher von Augsburg gekommen und reiſte, als ſie geherbſtet hatte, ſogleich wieder dahin zurück. Ich aber konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß ſie das Waſſer behext habe."

„Vergiftet!" ſagte Hallauer. „Was iſt einem rachſüchtigen Weibe nicht möglich! Sie wird der Strafe ihrer Thaten nicht entgehen. Uns aber hat ihre Bosheit glücklich gemacht."

Gretchen umſchlang den geliebten Mann und der kleine Hans faßte ihn bei'm Kopfe.

Es war kaum Tag geworden, als am andern Morgen der ganze Anger ſchon von Menſchen wimmelte; Alles Böſe ſchien vergeſſen; luſtig und gutes

Muths erwartete man die verſprochene Herrlichkeiten. Um zehn Uhr war die Bevölkerung der ganzen Stadt beiſammen. Da erſchienen eine Menge Laſtträger mit großen Körben, Meiſter Tobias an ihrer Spitze. Als die Körbe abgeſetzt waren, erblickte man in den einen weiße Brote von beſondrer Form, wie man ſie noch nie geſehen, in den andern aber kleine Würſte, Braten und Schinken. Das Backwerk beſtand nämlich aus elf einzelnen Brötchen, die nur ſchwach mit einander verbunden waren, ſo daß man ſie leicht von einander brechen konnte. Ein Mann brachte auch einen Korb mit Batzenſtücke angefüllt.

„Liebe Leute und Mitbürger“, nahm der Greis, mit Freudenthränen im Auge, das Wort, „die elf ausgefallnen Tage haben mir großes Glück bereitet, und mich von der Eitelkeit geheilt; das iſt eine böſe Krankheit. Ich lag zu Bette an ihr, aber ich bin friſch und geſund geworden, ſo auch meine Ehefrau, als wir Gottes weiſe Fügung erfahren. Gott zum Dank und euch zur Freude, will ich euch die verlornen Tage erſetzen, wie ich euch gelobt habe. Und ſo habe ich euch denn die Tage gebacken. Seht hier elf Tage in elf Broten an einem Stücke aus feinem Kuchenmehl. Jeder von euch erhält ein ſolches elftheiliges Brot und eine Wurſt dazu, Braten und Schinken; dort wird ein Weinſchank errichtet, damit ihr euch auch ſatt trinken könnt. Jeder Arme erhält außerdem drei Batzen für jeden Tag. Seid ihr das zufrieden?“

„Hoch lebe Meiſter Tobias!“ erſchallte der Jubelruf des Volkes. „So kommt und empfangt die gebackenen Tage!“

Und eigenhändig theilte er die Brote und die Würſte aus an alles Volk und zahlte das Geld an die Armen. Die Menge freute ſich aber ſehr der gebackenen Tage, und unter Tanzen und Zechen verging das Feſt. —

Die entflohene Stadtobrigkeit kehrte allmählig zurück; auch der Herr Bürgermeiſter Neblung. Aber es war einerſeits zu des Kurfürſten Ohren gedrungen, welch' Aergerniß der Bürgermeiſter mit der Judenfrau gegeben, wie er die Stadtangelegenheiten nicht ſonderlich verwaltet und die Stadt in der Noth feig verlaſſen, andrerſeits wie der Stadtſchreiber Hallauer die Stadt durch Kühnheit und Klugheit gerettet, obgleich er ſeiner Verdienſte in dem eingeſandten Protokolle beſcheidentlich nicht erwähnt, ferner hatte das vortrefflich abgefaßte Protokoll und die Schnelligkeit mit der er's eingeſandt ein gnädiges Vermerken von der Geſchicklichkeit und Pünktlichkeit dieſes Mannes bewirkt, und endlich war er durch die verſprochene und vom Kurfürſten gehaltene Amneſtie bei allen Bürgern höchſt beliebt worden, ſo daß

Neblung ſein Amt nicht wieder antreten durfte, ſondern Hallauer, vom Kurfürſten vorgeſchlagen, einſtimmig zum Bürgermeiſter erwählt und beſtätigt wurde. Vierzehn Tage darauf reichte er ſeiner Margaretha die Hand vor dem Altare, und Meiſter Tobias ließ ſich mit ſeiner Anna ebenfalls einſegnen. Die große Bretzel ward gebacken, die große Wurſt geſotten und beide wurden in Proceſſion durch die Stadt getragen; voran gingen feſtlich geſchmückt Meiſter Tobias mit ſeiner alten Anna, dann kamen der neue Herr Bürgermeiſter mit ſeiner Margaretha und dem kleinen Hans, nun folgte die ganze Grautbaas'ſche Familie und wer mit ihr verwandt war. Hinter Bretzel und Wurſt, die mit Bändern und Laub, reifen Trauben und anderm Obſt geſchmückt und auf ſchönen weißen Holzgabeln getragen wurden, folgte die ganze Bürgerſchaft mit ihren Weibern und Töchtern paarweiſe, den Stadtwaibel Gutgeſell an der Spitze, der die Stadtfahne trug. Nachmittags war Reifen- und Schwertertanz auf dem Anger, Abends großes Banket für die vornehmen Einwohner auf dem Rathhauſe und der Kurfürſt beehrte daſſelbe ſammt ſeinem Hofſtaate mit ſeiner Gegenwart und belobte den Bräutigam öffentlich. Auf dem Anger war Tanz für das gemeine Volk.

Meiſter Tobias machte ein Vermächtniß, daß alle Jahre am vierzehnten October die elftheiligen Brode an alles Volk verſchenkt werden ſollten, ſo lange noch ein Glied ſeiner Familie lebe. Dieſe Weißbrote waren bald unter dem Namen der gebackenen Tage bekannt und über zwei Jahrhunderte aß man jährlich am vierzehnten October gebackene Tage und erinnerte ſich dabei ihrer Entſtehung.

Die braune Marthe.

Novelle.

Es war nicht weit mehr bis zur Mitternacht; die Mondesſichel ging unter; und die Schleier der Tagesfeindin woben ſich dichter um die alten Berghäupter und die Stadt, die ſie wie Wächter umſtanden. Durch die finſtern und leeren Straßen wandelte nur ein Weſen, ein ſehr ernſtes mit grauenvollem Schweigen und unvernehmbarem Fußtritt, die Stille. Ueber den Markt aber wankten einzelne trübe Laternen, wie Geſpenſter, mattäugig und lebensmüde umherblickend, unheimlich flimmernd, und vergeblich bemüht, einen kleinen Kreis der düſtern nebligen Finſterniß um ſich zu erhellen. Auch Hammerſchläge ſchallen zuweilen über die öde Fläche des Platzes hin, ein Geräuſch wird vernommen, wie wenn man Balken und Breter zuſammen fügte, halblaute Reden ſchwirren dann und wann, wie Seufzer durch die Luft, dann verſchwindet plötzlich wieder Alles in der lautloſen ſchauerlichen gähnenden Nacht.

Ein dürftig gekleidetes Weib tritt aus einer Straße, ſchaut ſich furchtſam um, und huſcht dann mit unſichern Schritten, oft ſchneller, oft langſamer an den hohen finſtern Häuſern des Markts hin, die ihr zu drohen ſcheinen, und quer über den Plan; ſie ſieht die unheimlichen Laternen, erkennt ſchattenhafte Männergeſtalten, die einen ſeltſamen Bau mitten auf dem Platze aufführen. Die Umriſſe deſſelben treten der ängſtlichen Wanderin erſt ungewiß, dann deutlicher entgegen. Was iſt das für ein mitternächtlich ſchauerliches Haus? O Himmel! Es iſt ein Schaffot.

Ernſt und feierlich verbinden die ſchweigſamen Arbeiter Balken mit Balken und heften Bret an Bret. Sind ſie gefühllos, dieſe Leute? Oder drückt ſie der gewaltige Schmerz? Das Holz ſcheint unter ihren Händen zuweilen aufzuſtöhnen, gleichſam als gehorche es unwillig dem blutigen Machtſpruch.

Das arme Mägdlein, das hinzu gekommen, ſtarrt lange der trägen Arbeit zu, ihre Füße ſcheinen in den Boden gewurzelt, ihre Blicke in das Schaffot; ſie ſieht ſo abgehärmet aus, ſo verwirrt, ſie wagt nicht nah hinzuzutreten. Endlich erblickt ſie ein Arbeiter und ſchrickt vor ihr zurück. „Was will die Dirne dort?“ ſagt dieſer zu den Andern, „ſie muß wahnſinnig ſein.“

„Ich will ſie anrufen und fragen, was ſie hier zu ſtehen hat,“ ließ ſich ein Zweiter vernehmen, und ging mit ſeiner Laterne auf das Weib los. Er beleuchtete ein liebliches aber kummervolles Geſicht und ein Paar Augen mit ſo ſchauerlichem Ausdruck, daß er erbebte.

„Was willſt du hier?“ fragte er barſch; denn ſein Muth war verloren.

Das Mädchen fuhr heftig zuſammen, als habe ſie geſchlafen oder ſei geiſtesabweſend geweſen, und jetzt, gewaltſam aufgerüttelt, erwacht und zum Bewußtſein gekommen, und ſtammelte ſchüchtern und verlegen: „So iſt es denn doch wahr, daß er ſterben muß?“

„Wen meinſt du denn, Mädchen?“ fragte Jener weiter.

„Baut ihr denn das Blutgerüſt nicht für Lorenz Hubert, den Unterſteiger im St. Gehülfenſchacht?“ fragte ſie beklommen und die Antwort fürchtend.

„Ei freilich!“ lautete dieſe. „Der Lorenz iſt's, der übermorgen hier ſein junges Blut hinſtrömen laſſen muß.“

Dem Mädchen entfuhr ein Schrei.

„Was geht dich der Lorenz an?“ ſprach der Zimmermann weiter. „Ein unglücklich Schätzchen hat er; Geſchwiſter hat er nicht. Was thuſt du ſo wehleidig um ihn?“

„Ich hab' ihn gut gekannt,“ erwiederte die Dirne ausweichend. „Ach und ich glaubte immer noch, ſeine Unſchuld werde an den Tag kommen. Da hörten wir heute in Großſommerhaide, das Todesurtheil ſei ihm geſprochen, und da bin ich noch ſpät in die Stadt hereingelaufen, um mich zu überzeugen.“

„Der Lorenz iſt ja wohl von Großſommerhaide gebürtig?“

„So iſt's; wir waren Nachbarskinder.“ —

Vom heiligen Kreuzthore und der Kreuzgaſſe herab ließ ſich jetzt Wagengeraſſel und Pferdegetrab hören, und zog, die Unterhaltung unterbrechend, die Aufmerkſamkeit der Arbeiter auf ſich. Eine Kutſche rollte heran, von einigen Reitern begleitet, und wurde, indem ſie quer über den Markt nach dem Gaſthof zur Schnepfe fahren wollte, durch das ihr im Wege liegende Schaffot aufgehalten. Die Arbeiter riefen den Reitern und dem Kutſcher zu, auszubiegen.

„Was gibt's hier?“ fragte einer der Reiter heranſprengend, und das Mädchen horchte bei'm Klange ſeiner Stimme aufmerkſam empor.

Ein Arbeiter erhob ſeine Laterne, dem Reiter in's Geſicht leuchtend, und verſetzte mit dumpfer Stimme: „Ein Schaffot, Herr, daß ſich Gott erbarme!“

Das Mädchen hatte einen ſcharfen Blick in des Fremden Geſicht gethan und rief jetzt: „Herr Baron, ſind Sie es wirklich, oder täuſch' ich mich nur?“

Der Reiter beugte ſich herab und betrachtete die Sprecherin genauer. „J Marthe," rief er dann überraſcht, „wie kommſt du doch hierher? Faſt hätt' ich dich nicht wieder erkannt. Biſt du krank geweſen?"

„Ach, ja, Herr Baron, recht krank?" ſeufzte das Mädchen.

„Doch ſag', was treibſt du hier bei dem Schaffot? Und was ſoll's mit dieſem?"

Der Arbeiter trat näher und gab dem Reiter zu verſtehen, es müſſe mit dem Mädchen wohl nicht recht richtig ſein. „Das Gerüſt," ſetzte er hinzu, „iſt zum Tod durch's Schwert eines armen Unterſteigers beſtimmt, der ſich von dem Verdacht nicht reinigen kann, den Schichtmeiſter in der Grube erſchlagen zu haben."

„Aber weshalb baut Ihr ſo ſpät in der Nacht?"

„Es iſt ein uraltes und heiliges Recht, ein Gebrauch unſerer Stadt, gewiß ſo weit hinausreichend als ſie ſelbſt, daß das Blutgerüſt auf dem Markte nur in der Nacht erbaut werden darf."

Marthe's Augen waren unterdeſſen in ſeltſamer Glut entglommen; ſie machte heftige und wunderliche Bewegungen.

„Ich bitte Sie, Herr Baron," ſagte ſie laut und dringend, „ſteigen Sie vom Pferde; ich habe Ihnen etwas höchſt Wichtiges mitzutheilen. Kommen Sie."

„So folge mir in den Gaſthof,“ verſetzte dieſer, und Reiter und Wagen eilten dorthin, die Thorglocke ertönte, die Thürflügel wurden geöffnet, das erleuchtete Haus verſchlang die ſpäten Ankömmlinge, und mit ihnen Marthe, die dem Reiter ſchnell auf dem Fuße gefolgt war.

Aus dem Wagen ſtieg ein Mann in Civilkleidern, der nicht mehr jung war, eine Dame von entgegengeſetztem Alter und noch ein andres Frauenzimmer, die bei jener zugleich Zofendienſte verrichtete. Dieſe und der junge Reiter in Lieutenantsuniform, den Marthe Baron angeredet, nahmen die ſchönſten Zimmer des Gaſthofes ein, und das ſchüchterne ängſtliche Mädchen wurde von dem Letztern genöthigt, mit hinein zu treten. Sie weigerte ſich anfangs, und als ſie der Officier halb mit Gewalt in die Stube gezogen und gefragt hatte, worin ihre wichtige Mittheilung beſtehe, brachte ſie nicht ein Wort hervor, ſondern ſtarrte unbeweglich vor ſich hin, ſo daß ihr Gegenüber ſelbſt an ihre Geiſtesverwirrung zu glauben anfing.

Die Blicke der Uebrigen hingen neugierig und erwartungsvoll an dem fremden Mädchen, das im vollen Scheine der Lichter ſich von mittler Größe unterſetztem Bau und in der geringen Kleidung einer

Dienſtmagd vom Lande darſtellte. Ihre Geſichtsfarbe war auffallend dunkel oder braun, ihre Züge im höchſten Grade leidend und ihr Blick in ſich verdüſtert und brütend; doch belebte ein großes ſchwarzes Auge, wenn ſie es aufſchlug und bewegte, jenen düſtern Charakter und minderte den unheimlichen Ausdruck deſſelben; aber wenn ſie es unbeweglich vor ſich hinſtarren ließ, wurde dieſer ſogar grauſig.

„Nun, Marthe, ſo ſage doch, was dir mir mitzutheilen ſo wichtig ſchien,“ redete ſie der Baron noch ein Mal dringender an. „Es iſt ſchon ſehr ſpät; wir ſind heute lange gereiſ't und angegriffen, da wir die Stadt doch gern erreichen wollten. Ruhe thut uns noth; drum ſpute dich.“

„Ich will es Ihnen allein ſagen, Herr Baron,“ verſetzte Marthe befangen.

„Ei du wunderliche Dirne, was du mir zu ſagen haſt, können Schweſter und Oheim auch hören.“

Marthe ſah die beiden Genannten mit einem durchdringenden Blick an, ſchüttelte den Kopf und flüſterte: „der Dame wohl, aber dem Herrn nicht.“

„Das Bett dürfte mir ohnedieß lieber ſein, als die Mittheilung der wunderlichen Perſon,“ gähnte der Oheim, nahm ein Licht und verfügte ſich in ein Nebenzimmer. Die Kammerjungfer mußte ſich auf einen Wink ebenfalls entfernen. Dagegen hingen die Blicke der jungen Dame voll der geſpannteſten Erwartung an Marthe's Geſicht.

„Nun beeile dich!“ redete der Baron dieſe an.

Geheimnißvoll ſprach das Mädchen: „Sie ſind wie ein Engel Gottes hierher gekommen, Herr Baron. Ja, ja, Sie hat der Himmel geſandt; Ihr Antlitz leuchtete mir, wie verklärt, Ihr Haupt ſcheint mir von Strahlen umgeben.“

Des Mädchens eigenes Geſicht verklärte ſich dabei von einer hohen Begeiſterung überglüht.

„Aber was ſoll's damit?“ fragte der Baron weiter, nicht ohne Beſorgniß, es möchte dieſem ſeltſamen Anfange noch weit Ungereimteres folgen.

„Sie ſind von Gott geſandt und ausgewählt, den unſchuldigen Lorenz Hubert zu retten.“

„Wer iſt der, den du nennſt?“

„Der Unterſteiger aus dem St. Gehülfenſchacht.“

„Was iſt's mit dieſem Manne?“

„Der gute unglückſelige Lorenz iſt's ja, dem ſie draußen das Schaffot bauen,“ heulte die Dirne auf. „Uebermorgen ſoll er hingerichtet werden. Aber es wird nicht geſchehen; denn Sie werden ſein Retter ſein, Herr Baron.“

„Ich?!“ verſetzte dieſer zweifelhaft. „Wie wäre das möglich?“

„Bei Gott iſt kein Ding unmöglich!“ ſprach das Mädchen fromm, indem ſie die Hände faltete.

„Ich will es Ihnen erklären,“ fuhr ſie dann zuverſichtlich fort, „weshalb Sie ſein Retter ſein werden. Heute Nachmittags kam die Schreckensnachricht zu uns, daß der Lorenz zum Schwert verurtheilt ſei. Ich war kaum geneſen von einer langen und ſchweren Krankheit, in die ich verfallen, als man ihn des Mords am erſchlagnen Schichtmeiſter beſchuldigte und in's Gefängniß ſetzte, aus dem er nicht wieder herausgekommen iſt. Wie viel Wochen darüber vergangen ſind, weiß ich nicht, aber ich war immer dem Tode näher, als dem Leben, wie mir meine Mutter geſagt hat. Nun fühlte ich mich wieder ziemlich munter, aber aus dem Hauſe war ich noch nicht gekommen, da tritt heute Nachmittags Nachbars Liſe herein, blaß und zitternd, und wiſpert mir zu, daß der Lorenz durch das Schwert des Scharfrichters ſterben ſoll. Ich ſchrie auf und fiel ohnmächtig auf's Bett. Dann kam ich wieder zu mir und weinte ſo viel und heftig, daß ich zu erblinden glaubte. Auch hoffte ich, ich würde nun wieder recht krank werden und ſterben. Das war mein einziger Wunſch. Aber als es Abend geworden war, ſchlief ich ein, neben mir lag meine Mutter. Plötzlich fuhr ich empor, von einem unbeſchreiblichen Gefühl erweckt. Unſer Stübchen war erleuchtet, wie vom klarſten Blitzesſchein, aber der himmliſche Feuerglanz blieb dauernd und ging von einer hohen herrlichen Frau aus, die vor meinem Bette ſtand und mit ſilberheller Stimme alſo zu mir ſprach: Steh' auf, Marthe, ziehe Schuhe an deine Füße, ſchürze und gürte dich und gehe hinein zur Stadt; ich habe dich erwählt, den unſchuldigen Lorenz Hubert vom Tode der Schmach und Schande zu erretten. — Da wich alle Furcht von mir, voll Vertrauen blickte ich ihr in das engelſchöne Auge und fragte ſie mit feſtem Muth: Wer biſt du, hohe Frau? — Sie antwortete: Ich bin die heilige Gehülfen, die Patronin des Schachtes, der von mir den Namen führt; ich weiß, daß Lorenz unſchuldig iſt, aber durch dich ſoll ſeine Unſchuld an den Tag kommen. Drum ſäume nicht, und thu' wie ich dir befohlen habe. — Ich ſprach zweifelnd: Wie ſoll mir armen ſchwachen Magd ſolches gelingen? — Sie verſetzte: Vertraue auf Gott, der durch die Schwachen und Geringen ſich lieber offenbart, denn durch die Starken und Vornehmen. Auch wirſt du Freunde finden noch in dieſer Nacht, die dir das Werk vollführen helfen. Und als ſie dieſes geſprochen, war's wieder dunkel umher; ich aber ſprang aus dem Bette, um mich anzukleiden. Die Mutter war munter und fragte erſchrocken nach meinem Beginn, ich erzählte ihr, was ich geſehen und gehört, ſie aber ſchwur, es ſei nur ein Traum geweſen; denn ſie habe noch kein Auge geſchloſſen, ſeit ſie ſich niedergelegt, und ſuchte mir auf alle Weiſe den ſpäten Gang auszureden. Ich aber ließ mich nicht durch ihre Bitten, nicht durch ihre Thränen abhalten, und machte mich auf den Weg, den mir die Mondesſichel ſpärlich beleuchtete. In der erſten Stunde ging es gut, aber in der andern verließen mich die Kräfte; mit großer Mühe und wankend erreichte ich das Thor. An den Häuſern mich anhaltend, ging ich weiter, aber in einer Hausthüre ſank ich ohnmächtig nieder, die Sinne vergingen mir. Als ich wieder zu mir kam, ſtand die St. Gehülfen vor mir, reichte mir die Hand und richtete mich auf. Ich befand mich in der öden Straße, und finſtre Nacht war um mich her. Langſam ging ich weiter, und erreichte den Markt, wo man eben das Schaffot bauete. Bald darauf kamen Sie auch dorthin, Herr Baron, und kaum hatte ich Sie erkannt, als mir eine innere Stimme zurief: dieß iſt der Engel, der dir beiſtehen wird, um den armen Lorenz zu retten.“

Der junge Officier lächelte mitleidig, indem er ſagte: „Deine Heilige und die innere Stimme mögen dich doch wohl getäuſcht haben, Marthe; denn wie kann oder darf ich einen Menſchen dem Arme des Geſetzes und der Gerechtigkeit entziehn, den ſie wegen eines ſchweren Verbrechens zum Tode verurtheilt hat? Und auf welche Weiſe willſt du denn den Unterſteiger Lorenz Hubert, wie du ihn nennſt, dem ſtrafenden Schwerte entziehn? Von welcher Art müßte denn meine Hülfe ſein, wenn ſie ihm zu gut kommen ſollte?"

„Das weiß ich nicht," verſetzte Marthe kleinlaut.

„Du biſt noch krank, arme Dirne. Ich will im Hauſe ein Kämmerchen für dich beſtellen mit einem Bette. Lege dich nieder und ſchlafe. Die ſchauerlichen Gebilde der Nacht ängſtigen dich, der helle Tag wird dich wieder beruhigen. Dann will ich weiter für dich ſorgen. — Verfüge auch du dich zu Bett, Sabina," wandte er ſich an die junge ſchöne Dame, „du ſollſt dieſer armen Unglücklichen wegen nicht den Schlaf entbehren."

„Nicht doch, Moritz," verſetzte dieſe. „Das Mädchen intereſſirt mich viel zu ſehr, und ich weiß von ihrem Schickſal und dem des jungen Mannes, um den die Arme leidet, viel zu wenig, als daß ich ruhig ſchlafen könnte, trotz der heutigen Anſtrengung."

„Ich will und kann auch nicht ſchlafen," ſagte Marthe weich und ſchmerzlich, „und wenn Sie mir Ihren Beiſtand verſagen, ſo muß ich weiter gehen; aber Sie ſind's dem Lorenz eigentlich ſchuldig, ſo gut wie ich; denn Sie haben ihn ja um die Braut gebracht; und wenn er den Schichtmeiſter wirklich erſchlagen, ſo hat er's in der Verzweiflung gethan. Denn es geſchah gleich darauf, als wir von Dresden zurückgekehrt waren."

„Ich ihn um die Braut gebracht?!“ rief der Baron verwundert. „Ich verſtehe dich nicht.“

„Aber ſo ſag' uns doch nur erſt, wer iſt der Lorenz? was ſoll er verbrochen haben? und wie kommſt du dazu, dich ſo ſehr um ihn zu bekümmern?“ fiel Sabine ein.

„Sein Vater iſt ein Bergknapp geweſen aus einem fremden Land,“ erzählte Marthe, „ſeine Mutter aber iſt aus Steinbach im Gebirg beim großen St. Johannisſchacht, darin auch ſein Vater Heuer war. Er kam in's Dorf, ſah die ſchöne Barbara, und heirathete ſie, da ihre Mutter nichts dagegen hatte. Ihr Vater war todt. Der junge Mann hatte noch kein Jahr mit ihr in der glücklichſten Ehe gelebt, als er eines Abends nicht heim kehrte. Die junge Frau wurde von ungeheurer Angſt gequält; ſie glaubte den geliebten Mann verſchüttet und lief noch in der ſpäten Nacht umher. Aber er war mit den andern Heuern aufgefahren, hatte ihnen gute Nacht gewünſcht und Niemand konnte ſagen, wohin er gekommen ſei. Nach einer ſehr ſchlimmen Nacht erfuhr ſie, daß Abends vier Fremde im Dorfe geweſen und ſich nach ihrem Manne befragt, vor Nachts noch aus dem Wirthshauſe gegangen und nicht wieder gekehrt ſeien. Ein Knabe wollte den Lorenz Hubert mit fremden Männern vor dem Dorfe begegnet ſein. Der Verſchwundene kam nicht zurück; nie hat die arme Frau wieder etwas von ihm gehört. Der Herr Oberbergmeiſter Schimmelpfennig nahm ſich ihrer an und vermochte ſie nach Groſſommerhaide auf ſein Gut zu ziehen und die Stelle der Wirthſchafterin zu übernehmen. Dort hat ſie den Lorenz geboren. Gleich darauf wurde ſie auf Betrieb des Herrn Oberbergmeiſters — ſie that's nicht gern — von ihrem, wie es hieß, böswillig entwichnen Manne gerichtlich geſchieden und heirathete den Verwalter, deſſen Frau ſie noch iſt. Der Herr Oberbergmeiſter that aber nicht allein an ihr alles Gute, ſondern auch an ihrem Kinde. Damit der Junge den Frieden der neuen Ehe nicht ſtören ſollte, nahm ihn Herr Schimmelpfennig zu ſich in's Haus, als er fünf Jahre alt war. Wir waren Nachbarskinder geweſen und ich habe ihn ſtets geliebt und niemals vergeſſen. Jährlich kam er ein Mal heraus zu ſeiner Mutter, dann war er immer hübſcher und ſtattlicher herausgeputzt. Manche Nacht konnte ich nicht ſchlafen vor dem herzigen Jungen. Als ich achtzehn Jahr alt geworden war, ſtarb mein Vater, und ich mußte mich als Magd verdingen. Ich fand einen Dienſt in der Stadt; aber mir gefiel es nirgends, bis es mir gelang, in das Haus des Oberbergmeiſters zu kommen. Nun waren meine Wünſche erfüllt. Ich konnte täglich um Lorenz ſein, und da er nicht wie der Sohn, ſondern wie der Diener gehalten wurde, ſo war kein Abſtand zwiſchen uns; wir wohnten auf einer Stube, aßen zuſammen und arbeiteten oft zuſammen. Das war die glücklichſte Zeit meines Lebens. Ach ſie ſollte gar nicht lange dauern. Ich ſah mit Schrecken, daß Lorenz von einer Andern ſehr heiß geliebt wurde — er war ja der ſchönſte aller Bergknappen — und daß er jene wieder liebte. Ach, ich wurde ſogar zur Unterhändlerin gebraucht, und habe Beiden treu gedient.“ —

„Wer war dieſe Andre?“ fragte der Offizier, aber Marthe antwortete nicht.

„Wer war dieſe Andre?“ wiederholte er mit Nachdruck.

„Das darf ich Ihnen nicht ſagen“, verſetzte ſie ängſtlich.

„Aber du haſt ſie ſchon bezeichnet, indem du vorhin ſagteſt, ich habe Lorenz Hubert um die Braut gebracht. Es iſt Suſanna Schimmelpfennig.“

Da ſank Marthe in die Knie und jammerte: „Um Gotteswillen, verderben Sie mich nicht! In Angſt und Verzweiflung habe ich ein Geheimniß verrathen, das mir ſchwer auf die Seele gebunden worden iſt. Es wäre mein Unglück, wenn Sie Gebrauch davon machten.“

„Sei ruhig; doch erzähle weiter, und wenn du mir der Wahrheit getreu Alles mitgetheilt haſt, kannſt du ganz auf meine Verſchwiegenheit bauen. Die Suſanna liebte alſo den Lorenz?“

„Ja wohl und ſehr ſtark; er hätte ſonſt wohl nicht an ſie gedacht. Aber ſie war ganz verſeſſen auf den ſchmucken Burſchen und verlobte ſich heimlich mit ihm. Sie ließ ihm auch ein goldnes Ringlein machen und ſchwur ihm ewige Liebe und Treue; das hab' ich mit meinen eignen Ohren oft gehört; denn ich mußte ihre geheimen Zuſammenkünfte bewachen. Endlich hatte der Herr Oberbergmeiſter etwas gemerkt; da mußte ſie Knall und Fall fort zu ſeiner Schweſter nach Dresden. Sie ließ nicht eher nach, bis ihre Eltern mich ihr als Zofe mitgaben, damit ſie durch mich ihre Briefe an Lorenz beſorgen und die ſeinigen empfangen könne. In Dresden machte ſie aber Ihre Bekanntſchaft, Herr Baron. Sie wußte ſich bald von Ihnen geliebt, und der arme Lorenz war vergeſſen. Daß ich Jungfer Suſanna's neue Liebe begünſtigte, Ihnen ihre Briefchen brachte, und Sie zum Stelldichein einlud, das iſt mein großes Verſchulden an dem armen Lorenz. Ich war eigennützig und glaubte, wenn er die vornehme Braut verloren habe, werde er ſein Auge wieder auf mich, die verlaſſene Magd, werfen. Und das kann ich mir nie vergeben und vergeſſen. Sie hatten endlich hinſichtlich einer ehelichen Verbindung Rückſprache mit Suſanna genommen, und wir eilten ſchnell nach Hauſe, damit ſie ihrem Vater die Nachricht ſelbſt überbringe. Den Lorenz hat ſie noch ein Mal heimlich geſprochen, und wahrſcheinlich hat ſie ihm da ſein Schickſal mitgetheilt; denn am andern Tage fand man den Schichtmeiſter im St. Gehülfenſchacht erſchoſſen, den Unterſteiger ohnmächtig nicht weit davon, und neben ihm ein abgebranntes Piſtol, das die übrigen Knappen oft bei ihm geſehen. Man wußte, daß Beide nicht die beſten Freunde geweſen waren; daß Lorenz den Schichtmeiſter als einen Betrüger verabſcheut, und wirklich ſtand der Ermordete in dem übeln Ruf, daß er das Silberbergwerk beſtohlen habe. Es ergab ſich auch aus der Unterſuchung, daß der Schichtmeiſter einen ungeheuern Betrug geſpielt, den er ſehr ſchlau zu verſtecken gewußt; denn die Rechnungen, die er dem Herrn Oberbergmeiſter eingereicht und die dieſer an's Bergamt abgeliefert hat, ſollen alle in der beſten Ordnung ſein. Auch weiß man durchaus nicht, wohin er mit dem geſtohlnen Silber gekommen ſein mag; es hat ſich nirgends etwas gefunden."

„Und Lorenz?" rief Sabina beängſtigt.

„Er hat den Mord ſtets geläugnet. Wenn er aber gefragt wurde, ob er den Mörder kenne oder Argwohn auf Jemand habe, dann iſt er verſtummt, und nie zu bereden geweſen, noch ein einziges Wort zu ſprechen. Zuletzt ſoll er, wie erzählt wurde, den Mord doch noch eingeſtanden haben, aber ich glaube es nicht. Er war ja der frömmſte und beſte Menſch, der nie einem Andern etwas zu Leid that, der kein Thier tödten konnte, geſchweige einen Menſchen. Der innre Geiſt ſagt's mir, Lorenz hat den Schichtmeiſter nicht erſchlagen, und die St. Gehülfen hat es mir auch geſagt; und wenn Sie in ſein unſchuldiges, taubenſanftes Geſicht ſähen, Sie würden es glauben.“

„Nun lege dich zu Bett, Marthe“, bat der Baron, „und laß uns morgen weiter darüber ſprechen.“

„Ich ſchlafen? Nimmermehr! Laſſen Sie mich hinaus! Gott und die heilige Gehülfen werden meine Schritte leiten, daß ich Beiſtand finde.“

Sie eilte durch die Thüre. Sabina ergriff ein Licht, um ihr zu leuchten, oder vielmehr ihr einige Worte zuzuflüſtern, die ſie in Gegenwart ihres Bruders nicht ſagen konnte. Von fremden und ſtürmiſchen Gefühlen überwältigt, von einer nie gekannten Begeiſtrung durchglüht, hatte Sabina nur einen Gedanken, nämlich, dem wunderbaren Mädchen zur Rettung des Unterſteigers beizuſtehen. Zur Schwärmerei geneigt, ſah ſie die Magd als eine Gottgeſandte an; und obgleich ſie nicht wußte, wie eine ſolche Rettung bewerkſtelligt werden konnte, ſi faßte ſie doch draußen Marthe's Hand und ſagte feierlich: „Rechne auf mich, Mädchen! Du haſt den dir verheißnen Beiſtand gefunden. Aber nicht mein Bruder iſt's. Nein, die Freundin ſteht vor dir, und Lorenz muß gerettet werden.“

Marthe umklammerte im Andrang der Gefühle Sabina's Arm, bedeckte ihre Hand mit Küſſen und ſagte: „Gott wird mir den Weg eingeben. Morgen ſprechen wir uns wieder.“ — Fort war die ſeltſame Erſcheinung und Sabina legte ſich zu Bett, um wachend wirre Träume zu träumen.

Zu derſelben Zeit, als die Fremden im Gaſthof zur Schnepfe einkehrten, lag der zum Tod verurtheilte Lorenz Hubert im Gefängniß und ſchlief ruhig, wie die Unſchuld ſchläft. Blonde Locken ringelten ſich auf ſeine Schultern herab, ein ſüßes Lächeln ſchwebte um ſeine ſchönen Lippen; die mitleidige Nacht wiegte ihn weich und mütterlich in ihren Armen. Neigte ſich die St. Gehülfen auch in ſeine Träume, ihm die balſamiſche Hoffnung des Lebens zuflüſternd, oder war es der Seraph des Todes, der ihm freundlich mit der Friedenspalme winkte?

Die Schlöſſer knarren, die Riegel raſſeln zurück, die Thüre dreht ſich in den Angeln, Lichtſtrahlen fallen in das Kerkergemach, und eine verhüllte Geſtalt tritt herein, hinter welcher die Thüre wieder ſorgfältig verſchloſſen wird. Sie läßt das Licht der Laterne, die ſie trägt, auf das jugendliche Geſicht des Schläfers fallen, und betrachtet ihn einige Augenblicke ſtumm; dann entfernt ſie Mantel und Tücher, die ſie umhüllten und ſteht da als ein hohesreizendes Mädchen. Stolze Formen, ſchöne Züge, aber nicht verklärt vom ſanften Strahl des Gemüths. Und dennoch zuckt etwas, wie Gefühl, wie Mitleid, in dem großen, dunkelblauen, liebefordernden Auge, als ſie es wiederholt auf den ſchlafenden Jüngling heftet und faſt nicht abzuwenden vermag; doch bewegt anſcheinend eine tiefe Regung dieß Marmorgeſicht. Verrathen ihre ängſtlichen Bewegungen nicht einen Seelenkampf zwiſchen Stolz und Liebe, zwiſchen kalter Berechnung und warmem Mitleid? Sie ſeufzt tief ſchmerzlich auf, ihr Auge glänzt als feuchter Thränenſpiegel! Haben Liebe und Mitleid geſiegt? — —

Lorenz erwachte. Seine Augen empfingen das vor ihm ſtehende liebliche Bild, und das Lächeln des Traums ging noch ſchöner in die Wirklichkeit über.

„Biſt du da, Suſanna?“ ſagte er, ſich aufrichtend freundlich und mit wohltönender Stimme.

„Ich wollte deinen Schlummer nicht ſtören“, verſetzte ſie, ſich zu ihm neigend. Er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und zog ihr niedlich geformtes Haupt zu ſich herab, umfaßte ſie dann feſter und preßte heiße Küſſe auf ihre ſchwellenden Lippen. Dazwiſchen flüſterte er: „Ich habe mich heute recht nach dir geſehnt! Ich ahnete, ja ich wußte es, daß du in dieſer Nacht kommen würdeſt. Nicht wahr, du kommſt auch Morgen — Nacht noch ein Mal? Es iſt ja die letzte Nacht und ich möchte den ſüßen Brand deiner Küſſe auf meinen Lippen heiß erhalten, bis ſie für ewig erkalten. O wie bekränzt mir deine treue innige Liebe den trüben Gang mit heitern Blumen! Ich glaube kaum, daß ich das Schwere ſo ſtandhaft durchgeſetzt hätte, wäre deine Liebe mir nicht Begleiterin und Stütze geweſen. Nun hab' ich's mit ihrer Hülfe bald überſtanden.“

„Ich kann es nicht hören, wenn du vom Tode ſprichſt“, unterbrach die Jungfrau ſeine milde Rede. „Die Hoffnung auf deine Befreiung und Rettung hat mich noch nie verlaſſen, und iſt, ſeit dir das Todesurtheil geſprochen iſt. nur noch ſtärker erwacht. Mein Vater hat ſich deinetwegen an den Kurfürſten gewandt und die Gnade deſſelben angefleht. Er hofft mit Gewißheit, daß dir das Leben geſchenkt werde, da du doch die That nie eingeſtanden. Sollte aber ſeine Hoffnung trügen, ſo hat er mir geſagt, er habe einen Plan entworfen, nach welchem du in der morgenden Nacht durch Liſt aus dem Gefängniß befreit werden ſollteſt.“

„Deine hoffnunglichten Worte rufen mir in's Gedächtniß zurück, was ich vorhin geträumt. Klar ſtehen mir die Bilder des Traumes nicht mehr vor der Seele; es geht Alles formlos durcheinander und iſt wie mit Schleiern umhüllt; aber ſo viel iſt mir doch erinnerlich: es wurde mir die feſteſte Gewißheit gegeben, daß ich nicht auf dem Schaffot ſterben, ſondern gerettet werden würde, und zwar auf eine gar wunderbare Weiſe durch die Hand einer Jungfrau, die mich unausſprechlich heiß und innig liebe.“

„Das bin ich!“ rief Suſanna. „Durch meine Hand wirſt du gerettet werden. Ja, ja, mein Vater ſprach davon, im Fall ſein Plan zur Ausführung kommen müſſe, werde er mich dabei brauchen.“

„Ja, du biſt's, die mich ſo unausſprechlich heiß und innig liebt!“ lächelte Lorenz und wandt ſeinen Arm wieder um ihren üppigen Leib. „Wer anders hätte denn den armen Lorenz geliebt? Du, du haſt mein niedres unbeachtetes Leben mit der Sonne deiner Liebe verklärt. Aber wie ſeltſam doch ein Traum ſpielt! Dich ſah ich nicht, ſondern ein andres Geſicht, freilich viel ſchöner als es in der Wirklichkeit iſt, das Geſicht eines Mädchens, an das ich lange, lange nicht gedacht, nämlich das der braunen Marthe, eurer Magd, meiner Jugendgeſpielin. Sie war eine Heilige geworden, ein Engel oder ein Schutzgeiſt, und reichte mir die Hand. Sie war unbeſchreiblich ſchön.“

„Vielleicht iſt ſie geſtorben“, ſagte Suſanna gleichgültig, „und ihr Geiſt iſt dir im Traum erſchienen. Sie war ja der Schutzgeiſt unſrer Liebe. Sie hat ſehr krank darnieder gelegen und noch vor Kurzem hat man an ihrem Aufkommen gezweifelt.“

„Wo iſt ſie denn?“

„Als ſie erkrankte, ließen ſie meine Eltern zu ihrer Mutter nach Großſommerhaide fahren und dort hat ſie gelegen.“

„Ja, ja, dann iſt ſie todt“, düſterte Lorenz in ſich hinein. „Ich habe als Kind ſtets mit ihr geſpielt. Vielleicht begrüßte ſie mich als Bürgerin der beſſern Welt, der auch ich im Begriffe ſtehe, in die Kindheit jenes Lebens hinüber zu ſchreiten. Vielleicht dürfen wir drüben wieder mit einander ſpielen nach der Engel Art, auch wieder ein Paar fröhliche Kinder, aber Alles Irdiſchen entkleidet. — Sie war ein gutes Mädchen, und ich — — — Sag' mir Suſanna bei unſrer Liebe — ich habe dieſe Frage aus guten Gründen noch nicht an dich gethan, aber ich muß ſie doch ein Mal wagen; mein Herz drängt mich dazu — ſag' mir: glaubſt du denn, daß ich den Schichtmeiſter erſchoſſen habe?“

Suſanna verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt und — ſchwieg.

„Dein Schweigen iſt mir lieber als jede Antwort; denn ſchon bereu' ich die Frage. Glaube du immer, daß ich den Mord begangen; klammre dich feſt an dieſen Glauben, ich bitte, beſchwöre dich darum. Es wird dir mehr frommen, wird dir beſſer, dienlicher ſein, als wenn du daran zweifelteſt. Freue dich aber auch darüber, daß ich ruhig ſterben kann und mit dem ſchönen Bewußtſein, eine gute That gethan zu haben.“

„Biſt du denn auch recht feſt von meiner Liebe überzeugt?“ fragte Suſanna.

„Wie ich von Gottes Gnade überzeugt bin, theures Mädchen. Warum ſollt' ich auch nicht? Ich wäre ja ein Undankbarer, wollte ich den geringſten Zweifel hegen; denn nicht nur, daß deine Liebe meine Jugend verſchönt hat, ſie ſchmückt auch meinen Kerker aus, und begleitet mich beglückend bis zum letzten Morgen. Und nie ſoll man von dem armen Lorenz Hubert ſagen, daß er ein Undankbarer ſei, nicht gegen deinen Vater, nicht gegen deine Mutter, nicht gegen dich. Undank iſt mir das gräßlichſte, das ſcheußlichſte aller Laſter. Lieber zehn Mal qualvollen Tod ſterben, als ein Mal undankbar ſein.“

„Du biſt ein edler Menſch; und meine Liebe ſoll dir lohnen, wenn du befreit biſt.“

Lorenz lächelte wehmüthig. „Und wenn ich dem Schwert entränne; du dürfteſt ja doch nicht mein Weib werden, das Weib des flüchtigen Mörders. Nein, ich will dir deinen reinen Namen nicht beflecken. Es iſt ja ſchon genug gewagt, daß du deinen guten Ruf dem Kerkermeiſter anvertrauſt, ſtets bedroht, von den Wachen erkannt zu werden, um in mitternächtlicher Stunde zu mir zu kommen. Mehr verlange ich nicht von dir.“

„Aber ich will dein Weib ſein, und mein Vater will es auch. Er ſegnet den Bund unſrer Herzen. Du wirſt mich doch nicht zurückſtoßen wollen, wenn ich Vater und Mutter verlaſſe, um dir in ein fernes fremdes Land zu folgen?“

Da umſtrickte der Jüngling, von hoher Liebesbegeiſtrung überflügelt, die Reizende, und feurige Küſſe rauſchten durch das ſteinerne Gemach. — Nach einer Stunde verließ ſie den Wonnetrunknen.

„Morgen Abend bin ich wieder da“, flüſterte ſie bei'm Abſchied, „dann bringe ich Rettung, wenn ſie nicht ſchon am Tage kommt.“

Der Kerkermeiſter ſtand ſchon wartend an der Thüre; ſchnell ſchlüpfte ſie durch die Wachſtube, und wollte eben auf die Straße hinaus, als die Lichtſtrahlen ihrer Laterne und ihre Blicke zugleich in ein geiſterhaftes Geſicht fielen. Entſetzt prallte ſie zurück, das Geſicht verfolgte ſie. Da ſtürzte Suſanna wild aufſchreiend ohnmächtig zu Boden. Marthe — denn ſie war es, die eben aus der Schnepfe kommend, am Eingang des Kerkers ſtand, worin das Ziel ihrer Sehnſucht ſaß, und von heiliger Liebe hier gefeſſelt, ſtumme Gebete für Lorenzen's Erhaltung zum Himmel ſchickte — Marthe hob die Laterne auf, leuchtete der Ohnmächtigen in's Geſicht und ſagte in ſich hinein: „Jungfer Suſanna! Ei wie ſeltſam! — Sie war bei Lorenz! O du falſche Schlange, was haſt du bei ihm zu ſchaffen gehabt?“

Eben gingen die Schaarwächter vorüber. Marthe eilte zu ihnen. „Hier liegt die ehrſame Jungfer Suſanna Schimmelpfennig,“ ſagte ſie haſtig, „die einzige Tochter des Herrn Oberbergmeiſters krank und ohnmächtig. Bringt ſie doch nach Hauſe.“

Die Wache trat hinzu, und Marthe entwich unbemerkt durch die Nacht.

Der fröſtelnde Herbſtmorgen dehnte ſich noch ſchlafäugig in langen Nebelarmen, obgleich es nicht gar früh mehr an der Zeit war, als ſich das Thor des Gaſthauſes zur Schnepfe wieder öffnete, und Sabina, Moritz und der Oheim Arm in Arm heraustraten, gefolgt von einem Diener und dem Kammermädchen, die Käſtchen und Päckchen nachtrugen, alle reich geſchmückt und mit vornehmem Anſtand.

Man konnte wohl abmerken, daß dieſer frühe Aufbruch, trotz dem ſpäten Schlafengehen, auf eine Ueberraſchung abgeſehen war und ſolches ging auch aus ihren Reden hervor.

„Neugierig bin ich auf das Mädchen,“ ſagte der Oheim, „ich habe ihren Vater und ihre Mutter gar wohl gekannt, als ich Bergwiſſenſchaften hier ſtudirte; er war damals ſchon Bergmeiſter und ein einflußreicher brauchbarer Mann. Seine Frau, eine geborene von Gilſa, einem altadligen Geſchlecht entſproſſen, brachte ihm ein hübſches Sümmchen zu, und ich glaube wohl, daß er ſich noch ein Gutes mag hinzugeſpart haben. Nun, Moritz, iſt die Suſanna auch nur halb ſo hübſch, wie du ſie beſchreibſt, ſo fallen die fünfzigtauſend ſpaniſchen Thaler Mitgift doch ſchon ſo ſchwer in die Wagſchaale, daß ich dir nicht drum verdenke, wenn du eilſt.“

„Ei freilich,“ verſetzte dieſer fröhlich, „deshalb trieb ich auch ſo ſehr zur Reiſe; ſie erwarten uns ja erſt in einigen Wochen. Aber ſolch ein Goldfiſchlein hat eine glatte Haut und entſchlüpft Einem wohl gar aus der Hand. Zu lange ſchon verdanke ich meine Exiſtenz Ihrer Güte, lieber Oheim. Suſanna's Mitgift erſpart Ihnen fernere Sorge, mir fernere Beſchämung, und ich kann mir eine einträgliche Hauptmannsſtelle bei der Cavallerie kaufen, wonach ich ſtets getrachtet habe. Und ſchön iſt Suſanna, daß ſie Männerherzen jedes Alters nicht minder entflammen könnte, wie ihre keuſche Namensſchweſter im alten Teſtament. Da ſie von der Mutter her aus einem altadligen Geſchlechte ſtammt, ſo wird es bei'm Kaiſer, der auch immer Geld braucht, nicht ſchwer halten, ihr den Adel zu erkaufen, und dann ſind alle meine Wünſche erreicht.“

„Glück zu!“ lachte der Oheim; denn ſie ſtanden vor dem Hauſe des Oberbergmeiſters Schimmelpfennig, welches ihnen ein Kellner des Gaſthofes gezeigt hatte, und Moritz ſtürmte mit klopfendem Herzen hinein. Die Andern folgten zaudernd. Nach Soldatenſitte trat der junge Mann raſch in das ſtattliche Wohnzimmer; aber in demſelben Augenblicke ſchrillte ihm ein Schrei entgegen, der keineswegs von angenehmer Ueberraſchung, ſondern vielmehr von jählingem, furchtbaren Schrecken zeugte. Dieſer unwillkührliche und unwillkommene Laut rührte von Suſanna her, welche blaß und leidend auf dem Ruhebette lag und ſich mit beiden Händen das Geſicht verhüllte. Ihr gegenüber war ein anderes Bett aufgeſchlagen, welches ein Mann eingenommen hatte, ihr Vater. Zwiſchen beiden ſaß ihre Mutter in einem hohen Sorgenſtuhl. Die beiden Letztern ſahen bald den ihnen unbekannten Soldaten, bald ihre ſich ſo wunderlich beginnende Tochter befremdet an, bis dieſe ſich vom erſten Schrecken erholte, und noch immer mit großer Befangenheit kämpfend, ausrief: „Mein Gott! Herr Baron, wo kommen Sie her, wie gerade heute? — O Himmel! gerade heute?“

„Wer iſt der Herr Officier?“ ſtammelte der Oberbergmeiſter im Bette, und ſeine Ehehälfte im Sorgenſtuhl that mit den Augen dieſelbe Frage an ihre Tochter.

„Es iſt ja der Herr Lieutenant von Gräfenſtett aus Dresden,“ antwortete Suſanna mit Heftigkeit, und die Beſtürzung ging nun auch auf die Eltern über, und erhöhete ſich bei Allen, als der Oheim und Sabina nebſt Diener und Zofe ſich im Zimmer zeigten.

„Was iſt hier geſchehen?“ rief der Officier, von gleicher Beſturzung ergriffen.

„Ein Unfall, den ich Ihnen erzählen will,“ verſetzte Suſanna entſchloſſen.

„Krank! krank!“ ſtammelte der Oberbergmeiſter mit ſchwerer Zunge.

„Sie ſehen mich ganz betreten unter ſo traurigen Umſtänden Ihre Bekanntſchaft machen,“ nahm Moritz von Gräfenſtett zu Hausherrn und Hausfrau gewandt, wieder das Wort.

„O wären Sie doch nur acht oder vierzehn Tage ſpäter gekommen, wie wir Ihnen geſchrieben hatten!“ ſtöhnte Suſanna wieder. „Ach, wenn nur morgen oder übermorgen, nur nicht heute gerade in dieß Elend.“

„Die liebende Sehnſucht, verehrteſte Jungfrau, ließ mir nicht Raſt noch Ruh und ſtachelte mich in einem fort zur Reiſe, damit ich über meine Liebe und mein Schickſal volle Gewißheit erlangen möchte,“ ſagte der Baron verlegen. „Ich konnte die Zeit nicht ſchnell genug herbei wünſchen, Sie, Holdſelige, als mein eheliches Weib an mein liebendes Herz zu legen. Deshalb komm' ich ſchon heute. Nun ſind wir ja da, und ich habe Ihnen meinen Oheim, den Oberbergrath von Hubenſtein aus Schleſien, den Sie aus Ihren frühern Jahren her kennen, Herr Oberbergmeiſter, und meine Schweſter Sabina mitgebracht, gleich ein Paar Hochzeitgäſte, wenn's Ihnen ſo recht iſt.“

Das Geſicht des Oberbergmeiſters war plötzlich zu einer ſcheußlichen Larve geworden, und als der Oberbergrath von Hubenſtein hinzutrat, um ihn als alten Bekannten zu begrüßen und ihm die Hand zu reichen, ſchlug's dem kranken Manne alle Glieder, ſeine Augen verdreheten ſich, und er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Seine Frau gab ihm ſchnell etwas von einer daſtehenden Arznei ein, und nach einigen Minuten beruhigte er ſich in ſo weit, daß er den Gruß des Oberbergraths erwiedern konnte. Mit großer Mühe brachte er hervor: „Sie ſind alſo der Oheim des Herrn Lieutenant von Gräfenſtett?“

„Er iſt meiner einzigen Schweſter Sohn.“

„Das überraſcht mich ſehr angenehm!“ ſtöhnte Schimmelpfennig. „Denken Sie auch noch der alten Zeiten, als Sie hier waren?“

„Mehr als zu viel, mein werther Freund. Sie wiſſen ja am Beſten, daß ich alle Urſache dazu habe.“

„Aber was iſt geſchehen, geliebteſte Suſanna? Von welchem Unfalle reden Sie?“ beſtürmte der Officier jetzt die Tochter des Hauſes.

Dieſe begann unbefangen: „Ich war geſtern Abend bei einer Freundin zum Beſuch, und unſere Herzen eröffneten ſich gegenſeitig. Ich konnte nicht fertig werden von meiner Liebe zu erzählen, und ſo hatte ich mich verſpätet, ohne daß wir es inne geworden, bis uns faſt die Mitternacht überraſchte. Ich eilte nun ſchnell und ängſtlich nach Hauſe zu, plötzlich ſteht ein ſeltſames Geſicht vor mir und ich erkenne mit Schaudern den Geiſt meiner verſtorbenen Zofe, die Sie ja in Dresden auch gekannt haben.“

„Die braune Marthe: Iſt ſie todt?“ rief der Baron erſchrocken.

„Ei freilich! Und erſcheint mir als Geiſt. Ich falle ohnmächtig nieder. Die Schaarwache findet mich und trägt mich nach Hauſe. Meine Eltern erſchracken darüber ſo heftig, daß der gute Vater von einem Schlagfluſſe getroffen wird. Er hat nicht anders geglaubt, als ich ſei todt. Die Wirkungen des Schlags haben ſich indeß ſchon vermindert, ſo daß er wieder verſtändlich reden kann. Viel Urſach' mochte wohl auch die große Beängſtigung haben, die zeither meinem armen Vater hart zugeſetzt.“

„Und was iſt's, das ihn alſo geängſtigt?“

„Ein Unterſteiger, der von Kindheit auf in unſerm Hauſe aufgewachſen iſt, hat den Schichtmeiſter erſchoſſen und ſoll morgen auf dem Schaffot ſterben.“

Der Oberbergmeiſter wurde jetzt wieder ſehr unruhig, ſeine Hände zitterten, ſein Geſicht verzog ſich, und er ſchien Suſanna etwas ſagen zu wollen.

„Wir haben ſchon davon gehört,“ bemerkte Gräfenſtett. „Hieß er nicht Lorenz Hubert? Die braune Marthe hat ihn uns genannt.“

„Die braune Marthe?“ kreiſchte Suſanna.

„Wie hieß er?“ rief der Oberbergrath zu gleicher Zeit.

„Lorenz Hubert,“ verſetzten Moritz und Sabina.

„Lorenz Hubert,“ beſtätigte Suſanna in heftiger Aufregung. „Aber um Gottes willen, hat Ihnen das der Geiſt der braunen Marthe geſagt?“

Auf dieſe Frage erfolgte keine Antwort; denn der Oberbergrath hatte ſich in einem heftigen Ton an den Oberbergmeiſter mit den Worten gewandt: „Wer iſt dieſer Lorenz Hubert? Ich beſchwöre Sie! Reden Sie!“

Der Gefragte ſtieß einen wirren gräßlichen Laut aus, fuhr im Bette hoch empor, verzerrte das Geſicht, ſtreckte die Glieder und begann zu röcheln. Sein Auge war gebrochen.

„Er ſtirbt!“ rief die Frau. „Er ſtirbt!“ riefen Alle entſetzt. Da war's, als wolle er empor und fuhr mit den Armen nach der Wand zu, an welcher er lag. Aber in demſelben Augenblicke fiel er auch entſeelt im Bette zurück.

Schrecken erfaßte alle Anweſenden und ging, wie ein geharniſchter Rieſe durchs Haus, alle darin Lebenden zu verwunden. Suſanna ſchrie immer wie wahnſinnig auf und Gräfenſtett vermochte ſie auf keine Weiſe zu beruhigen. Sein Oheim lief umher, und fragte Alle, wer denn dieſer Lorenz Hubert ſei; aber Niemand antwortete ihm, bis er ſich aus dem Hauſe entfernte. Sabina nahm ſich, alles Andere vergeſſend, der häuslichen Geſchäfte an, zu denen weder Tochter noch Mutter des Hauſes geſchickt waren; und Moritz beſorgte das Nöthige in Betreff des ſchnellen und unerwarteten Sterbefalles. Er hatte den ganzen Tag zu ſchaffen; als aber die Leiche aus dem Zimmer entfernt worden war und der frühe Herbſtabend hereinbrach, geſtand ihm Suſanna, daß ſie von einem furchtbaren Grauen geängſtigt werde, und bat ihn, ſie und ihre Mutter zu einer Verwandten zu begleiten, wo ſie Abend und Nacht zubringen wollten. Er that, wie ſie wünſchten und das Haus wurde verſchloſſen. Ueber die Geiſtererſcheinung der braunen Marthe hatte man ſich gegenſeitig aufgeklärt.

Der Novemberabend ſah bleich und fröſtelnd über die hohen Häuſer des Markts auf das faſt vollendete Schaffot herab, zog wehmüthig einen Thränenſchleier vor ſeine lieben freundlichen Augen, die Sterne, und winkte mit Nebelfingern in die Fenſter des Gaſthofes, hinter welchen Sabina in angſtvoller Erwartung ſaß. Sie war plötzlich in ihrer Beſchäftigung im Trauerhauſe von dem Gedanken an das der braunen Marthe gegebene Verſprechen, wie von einem Geſpenſt angefallen worden, und hatte ſich unverzüglich in den Gaſthof begeben, um Marthe zu erwarten. Bis jetzt hatte ſie aber vergeblich geharrt, und auch der Oheim ließ ſich nicht ſehen. Eine namenloſe von Minute zu Minute ſteigende Angſt folterte das Fräulein; es war ihr, als trete der verurtheilte Jüngling im Geiſte vor ſie hin und fordere ſein Leben von ihr. Von dem grauſigen Schaffot vor ihren Blicken, das mehr und mehr in Nacht verſank, ſchienen ihr Geiſter hülfeflehend die Arme entgegen zu ſtrecken; aus der Tiefe ihrer Seele ſtiegen immer ſcheußlichere Gebilde und ſie vermochte denſelben nicht zu entrinnen. Schon war es ganz dunkel geworden, da klopfte es leiſe an die Thüre. Sabina öffnete ſchnell und erkannte froh die erſehnte Magd.

„Gottlob, daß du endlich da biſt!“ ſeufzte das Fräulein aus tiefer Bruſt. „Schon war ich an deinem Kommen verzweifelt.“

„Sind Sie allein?“ fragte Marthe vorſichtig.

„Ich bin's.“

„Schon zwei Mal war ich hier,“ fuhr die Magd fort, „dieſen Morgen, um Ihnen meinen Plan mitzutheilen, als ich noch gar nichts dafür gethan hatte, und Nachmittags wieder, als ich ſchon ziemlich im Reinen war. Ich lief noch einige Wege und ſuchte Sie dann im Hauſe des Oberbergmeiſters, aber auch da fand ich Sie nicht. Der alte Herr war allein zu Hauſe und antwortete mir gar nicht auf meine wiederholte Fragen nach Ihnen. So unartig iſt er noch nie gegen mich geweſen, ſelbſt als ich ſeine Magd war.“

„Welchen alten Herrn meinſt du?“ fragte Sabina verwundert.

„Nun wen anders, als den Herrn Oberbergmeiſter Schimmelpfennig? Es gibt ja weiter keinen im Hauſe?“

„Und den haſt du jetzt geſehn? lebendig geſehn?“

„Ei freilich. In ſeiner Stube ſaß er vor einem Wandſchranke, den ich früher nie wahrgenommen, obgleich ich eine Reihe von Jahren im Hauſe gedient habe. Er blätterte in Papieren, die er aus dem Schranke nahm, dankte aber meinem Gruß nicht und gab auch keine Antwort auf meine Fragen.“

„Jeſus Maria!“ rief das Fräulein entſetzt und ſah die von Dunkelheit umflorte Magd mit ſcheuen Blicken an. Doch ſuchte ſie ſich zu faſſen und drängte die verwunderte Marthe: „Erzähle mir das ausführlich.“

„Ich ging, wie ſchon geſagt, in das Haus des Herrn Oberbergmeiſters Schimmelpfennig, um Sie dort zu ſuchen. Nebenbei hatte ich noch einen andern Zweck, nämlich zu erforſchen, was Jungfer Suſanna doch in voriger Nacht im Gefängniß bei Lorenz zu ſchaffen gehabt —“

„Wie? war ſie denn bei ihm im Gefängniß?“

„So iſt's! Und als ich ihr bei ihrem Herauskommen entgegentrat, fiel ſie um vor Schrecken.“

„Heiliger Gott! welche Räthſel? Ja, ja, ſie hat's erzählt, doch ganz anders; doch nur weiter!“

„Ich hoffte, die Suſanna werde auf meinen Plan eingehen oder ſelbſt einen ſolchen zu des Lorenz Befreiung haben. Dieſer ſchien nämlich an ſo etwas zu glauben, als ich heute mit ihm ſprach; er ſchickte mich zu ihr und ich vermuthe, ſie iſt deshalb in der verwichnen Nacht bei ihm geweſen, was er freilich nicht eingeſtehen wollte, gewiß nur, um ihre Ehre zu ſchonen.“

„Du warſt alſo bei Lorenz?“

„Ich habe Alles mit ihm beſprochen —“

„Davon nachher! Berichte mir nur, was du in Schimmelpfennigs Hauſe geſehen.“

„Ich trat hinein als es ſchon ſtark dunkelte und die Leute die Lichter anzuzünden begannen. Es war Alles leer, keine Magd, kein Knecht zu ſehen und zu hören, darüber verwundert, klopfte ich an die Thüre der Wohnſtube, da war mir's als riefe Jemand: Herein! Ich öffnete und trat über die Schwelle. Der Herr Oberbergmeiſter ſaß auf einem Stuhle vor einem Wandſchranke rechter Hand, den ich ſonſt nicht bemerkt. Neben ihm auf dem Tiſche ſtand das Licht, deſſen Schein in den Schrank fiel. Ich ſah Papiere darin liegen, Geldſäcke, auch bloßes Geld und ein ganzes Fach voll Silberſtufen. Der Herr Oberbergmeiſter ſah recht grämlich aus und verwendete kein Auge von den Papieren, die er in der Hand hielt. Ich grüßte ehrerbietig: Guten Abend, Herr Oberbergmeiſter! Sind Sie noch geſund und wohl? — Er antwortete nicht und ſchenkte mir keinen Blick. Ei, dacht' ich, iſt der in das Geſchrift vertieft! Ich ſchwieg einige Augenblicke, räusperte mich dann und fragte mit ſehr lauter Stimme: Iſt denn das gnädige Fräulein von Gräfenſtett nicht hier bei Ihnen, Herr Oberbergmeiſter? Wieder keine Antwort, wieder kein Blick. Nun erhob ich die Stimme noch mehr: Iſt denn Jungfer Suſanna nicht zu Hauſe, Herr Oberbergmeiſter? Aber er ſtarrte ſchweigend auf das Blatt. Da merkt' ich, daß er nicht antworten und nichts von mir wiſſen wollte, und verließ das Haus. Als ich unter den Fenſtern auf der Gaſſe weglief, ſah ich zu meiner Verwunderung, daß ſchon kein Licht mehr in der Stube war. Da bin ich denn gerade hierher gegangen."

„Seltſam! höchſt ſeltſam und wunderbar!" rief Sabina, von Schauern überſtrömt. „Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll; denn der Oberbergmeiſter iſt dieſen Morgen in meinem Beiſein geſtorben."

„Geſtorben?!" fragte Marthe befremdet.

„Wie ich dir ſage, ich war dabei. Was denkſt du davon?"

Marthe ſah lange ſinnend vor ſich hin, dann ſagte ſie: „Ich weiß es nicht.“

„Nun ſo berichte weiter, was geſchehen muß zu des Lorenz Befreiung.“

„Seit ihm das Todesurtheil geſprochen worden iſt, darf er Beſuche annehmen, und erhält zu eſſen und zu trinken, was er will. Ich ging zu ihm. Er glaubte Anfangs, ich ſei von Suſanna abgeſchickt, und als ich das verneinte, rieth er mir, mich mit ihr zu beſprechen. Doch da ich ſie nicht zu Hauſe gefunden habe, iſt's auch gut. Wir brauchen ſie nicht dazu, und ich habe nie einen rechten Glauben an ſie gehabt.“

„Und was iſt ausgemacht worden?“

„Er fordert den beſten und ſtärkſten Wein, der aufzutreiben iſt, und bittet ſeine Wächter, vier ziemlich abgelebte Bürger, die ſelten ſo etwas zu ſchmecken bekommen, zu Gaſte. Die werden ungeheißen ſchon drauf lostrinken. Hernach kommt der Stadtpfarrer, um ſich mit Lorenz über den Tod zu beſprechen. Bei dieſem ſtellt er ſich betrunken. Sobald derſelbe fortgeht, will Lorenz den Gefangenwärter umrennen und durch die Wachtſtube laufen. Auf der Treppenkrümmung iſt ein Fenſter, das in den Stadtgraben hinabgeht, an dieſes befeſtige ich unterdeſſen eine Strickleiter, die bis hinabreicht. So wie er kommt helf' ich ihm ſchnell hinaus. Unten im Graben muß ein Pferd für ihn ſtehen, auf welchem er im Flug nach der böhmiſchen Grenze reitet."

„Und was hab' ich dabei zu thun?" fragte Sabina.

„Zuerſt geben Sie mir Geld für die Strickleiter. Der Seiler gibt ſie nicht ohne Geld und ſie koſtet nicht wenig."

„O all ihr Heiligen! Ich habe kein Geld. Der Onkel läßt ſich nicht ſehen und mein Bruder iſt bei Suſanna. Was ſollen wir beginnen?"

„Ihren Bruder aufſuchen."

„So komm!"

Sie jagten durch die Straßen, aber das Haus des Oberbergmeiſters war verſchloſſen und düſter. Da ſtanden die beiden Mädchen einen Augenblick von Verzweiflung erfaßt. Plötzlich rief Sabina: „Es iſt uns geholfen! Nimm dieſen Brillantring. Er iſt von Werth, ein Vermächtniß meiner guten Mutter, und einſt ein Geſchenk meines Oheims. Er wird und kann mir deßhalb nicht zürnen. Geh' verkauf' ihn bei einem Juwelier und bring' dafür eine Strickleiter."

„Gottlob!" ſeufzte Marthe. „Aber Sie müſſen ſelbſt thätig ſein und eines Ihrer Pferde im Stadtgraben bereit halten."

„Ich kenne nicht Weg, noch Steg."

„Ich führe Sie an die Stelle. Wenn wir nur erſt das Pferd außerhalb der Stadt hätten."

„Zum Glück kann ich reiten. Aber wie ſoll ich's aus dem Gaſthofe bringen? — Still; ich will mich in die Civilkleider meines Bruders ſtecken und den Bedienten beſtechen; der ſoll es mir ſatteln und vorführen. So wären wir mit dem Plan fertig.“

„Bis auf ein inbrünſtiges Gebet.“

„Laß uns zuſammen beten!“

Und ſie beteten unter dem freien Himmelsdom heiß und lange.

„Nun zur Ausführung!“ rief Sabina begeiſtert; und ſie ſtoben auseinander.

Als Marthe die Strickleiter brachte, ſtand das Pferd ſchon vor dem Gaſthofe. Sabina wurde von ihrer Zofe noch angekleidet und zeigte ſich als ein ſtattlicher Junge; Marthe wurde ebenfalls theilweiſe metamorphoſirt, ein Envelöppchen der Kammerjungfer um ihre Schultern, die zugerollte Strickleiter unter ihrem Arm. Alſo gerüſtet, verließen ſie das Haus; Sabina beſtieg das Pferd und folgte Marthen, welche einige Schritte vorausging, zum Thor hinaus.

Moritz hatte ſeiner Braut von Marthe's Vorſatz erzählt, den verurtheilten Lorenz, auf welche Art es auch ſei, in dieſer Nacht aus dem Gefängniſſe zu befreien und ſie hatte das Mädchen ſehr dafür belobt, aber an der Möglichkeit der Ausführung gezweifelt. Gegen zehn Uhr bat ſie ihn, ſich nun nach Hauſe zu verfügen, weil ſie ſich mit Mutter und Tante, von den Erlebniſſen des Tages zu ſtark angegriffen, zur Ruhe begeben wolle. Er erfüllte ihren Wunſch.

In der Schnepfe angekommen, hörte er zu ſeiner großen Verwunderung, daß ſein Oheim den ganzen Tag über abweſend geweſen und auch Sabina in der Abenddämmerung ausgegangen und noch nicht wiedergekehrt ſei. So befremdend ihm dieſer Umſtand war, ſo unruhig machte er ihn, und dieſe Unruhe ſtieg mit der ſchwindenden Zeit. Der abenteuerliche Vorſatz der braunen Marthe fiel ihm ein, das ſchnelle Verſchwinden ſeiner Schweſter aus dem Schimmelpfennig'ſchen Hauſe dazu — er kannte ihre Neigung zur Schwärmerei, zum Abenteuerlichen — und plötzlich wurde die Gewißheit in ihm wach, daß ſich Beide verbunden und wohl gar den ſonſt ſo bedächtigen Oheim für ihren tollen Plan gewonnen hätten. Sogleich begann er die ebenfalls höchſt unruhige Zofe mit ſcharfer Zunge zu inquiriren und bald hatte er dem von Angſt und Sorge um die geliebte Herrin gequälten Mädchen das Geſtändniß von Allem, was geſchehen war, abgepreßt, und, von Schrecken ergriffen, eilte er hinab, beſchwor den Hausknecht, ihn nach der Frohnfeſte zu führen und trieb den zaudernden, den Kopf über dieß wunderliche Begehr ſchüttelnden Menſchen mit Geld und Worten zum Sturmſchritt, in welchem er ſelbſt nach dem Gefängniß rannte, ohne klar zu wiſſen, was er dort wolle. Vor dem düſtern unheimlichen Thurm angelangt, ſtand er eben im Begriff, in die unfreundliche Pforte zu treten, als ein wildes Geſchrei von oben ſeine Ohren traf und gleich darauf ein weibliches Weſen die Treppe herab in wilder Haſt lief und an ihm vorüber ſchoß. Der Mantel und die Kopfhülle waren bei dieſer Eile zurückgewichen und flogen im ſcharfen Striche der Nachtluft. Es war dem Baron, als habe er bei'm ſpärlichen Schein der Nacht Suſanna erkannt; doch ſuchte er ſich dieſen ſeltſamen Gedanken ſogleich wieder aus dem Kopfe zu ſchlagen und die Treppe zu gewinnen. Dieß hielt indeſſen ſchwer und es ging geraume Zeit hin, eh' er in der Wachſtube anlangte. Hier ging es tumultuariſch zu. Die ganze Familie des Schließers war beiſammen, die Wächter und ein Geiſtlicher. Der Letztere kam dem eintretenden Officier entgegen und dieſer ſah, daß die braune Marthe eben von den triumphirenden und ſchimpfenden Leuten gebunden wurde. Moritz zog den Geiſtlichen bei Seite, entdeckte ſich ihm und bat die wahnſinnige Magd, ohne weitere Zeugen als ihn, nach ſeiner Schweſter fragen zu dürfen. Die kurfürſtliche Uniform half ihm ſchnell zum Ziele; Marthe wurde gefeſſelt auf des Schließers Stube geführt und die Thüre mit einer Wache beſetzt. Dorthin begaben ſich Gräfenſtett und der Geiſtliche. Als Marthe den Erſtern erkannte, lächelte ſie wehmüthig und ſagte: „Es iſt aus mit dem armen Lorenz; er muß ſterben. Doch ich habe wenigſtens nun die Hoffnung, mit ihm oder bald nach ihm ſterben zu können.“

„Wo iſt meine Schweſter, die du verführt haſt, Unglückſelige?“ unterbrach ſie Moritz, und Marthe gab die Stelle an, wo ſie mit dem Pferde halte.

„Und mein Oheim?“

„Von ihm weiß ich nichts. Ich kenne ihn nicht.“

„Gräfenſtett wollte ſich ſchnell entfernen, doch ſie hielt ihn mit den Worten zurück: „Nur noch einen Augenblick, Herr Lieutenant. Mein Herz treibt mich an, Ihnen einen böſen Argwohn zu enthüllen, der drinnen Wurzel geſchlagen hat. Es war Alles gut ausgeſonnen und auch ſchon ſoweit geglückt, daß der Lorenz bereits bei mir am Fenſter auf der Treppenwindung war, an welchem ich die in den Stadtgraben hinabhängende Strickleiter befeſtigt hatte; ich wollte ihm gerade hinaushelfen, da ſtürzt plötzlich ein verhülltes Weib die Treppe herauf und ergriff Lorenz bei der Bruſt. Ich faßte ſie wüthend, wir rangen mit einander, aber ſie hielt ihre Beute feſt und jetzt ſtürmten die Wachen herbei. Bei'm erſten Lichtſtrahl ließ ſie den Unglücklichen los und eilte wieder die Treppe hinab. Einen Augenblick darauf waren wir gefangen. Sie hatte ſich gut verhüllt, ſie hatte fremde Kleider an, die den armen Lorenz zurückhielt und dem Tode überlieferte, aber mir iſt als hätt' ich ſie doch erkannt. Es iſt ein fürchterlicher Gedanke in mir aufgeſtiegen —“

„Und wer glaubſt du war die Verhüllte?“ fragte Moritz mit geheimer Furcht, einen ihm theuern Namen hören zu müſſen.

„Als ich mit ihr rang,“ fuhr Marthe fort, „entriß ich ihr dieſe fein geſtickte Manſchette. Sehen Sie doch!“

Gräfenſtett erkannte die Stickerei ſogleich für eine Arbeit ſeiner Schweſter, die er in Dresden Suſannen zum Geſchenk gemacht.

„Ich denke, es wird dieſelbe Jungfer ſein,“ redete Marthe weiter, „die in voriger Nacht ebenfalls hier im Thurme war und bei meinem Anblick ohnmächtig wurde, ſo daß ſie von den Schaarwächtern nach Hauſe getragen werden mußte. Laſſen Sie nur dem Schließer die Zunge löſen; der wird ſchon mehr von ihr zu erzählen wiſſen. — Nun gehen Sie und ſuchen Sie Ihre Schweſter auf, Herr Lieutenant.“ —

Gräfenſtett war ſo conſternirt, daß er nicht wußte, was er thun ſollte, ſich zuerſt Licht verſchaffen in dieſem dunkeln Wirrſal, das ſeine räthſelvollen Schreckniſſe auf ihn einſtürmen ließ, oder vorher die Schweſter aus dem Stadtgraben erlöſen. Die Geſchwiſterliebe ſiegte; er eilte fort, ließ ſich das Thor öffnen und ſuchte an der bezeichneten Stelle. Aber vergebens ſchickte er ſeine Stimme, den Namen der Schweſter laut und lauter rufend, durch die Nacht; er erhielt keine Antwort, und mit ſchwerem Herzen mußte er endlich allein zurückkehren.

Zu Hauſe fand er ſeinen Oheim, bleich, abgehärmt, ein Bild des Schreckens, noch in völliger Kleidung heftig auf- und abrennend, obgleich es ſtark auf Mitternacht ging und der Oberbergrath ſonſt die Ruhe liebte.

„Sie ſcheinen ſchon zu wiſſen“ — begann Moritz ſchüchtern.

„Was?“

„Unſer Unglück.“

„Soll ich noch mehr, kann ich noch größres Unglück erfahren? Oder ſprichſt du auch von dem unglücklichen Unterſteiger?“

„Und von meiner Schweſter.“

„Was iſt's mit ihr?“

Moritz erzählte. Der Oberbergrath ſtöhnte zuweilen tief auf und rang verzweiflungsvoll die Hände. Sein Neffe hatte ihn noch nie in ſolcher Bewegung geſehen. Als dieſer mit dem ſchlimmen Berichte fertig war, jammerte Jener: „Auch das noch dazu! O über all' das grenzenloſe Elend! Hätt' ich doch dieſe Stadt nicht wieder betreten! Wenn ich nur den morgenden Tag nicht ſehen dürfte! Ich glaube, ich werde zum Selbſtmörder. Nicht zu retten! O! das erleben zu müſſen! Ich will ſelbſt mit ihm reden. Er ſcheint mir unſchuldig. Mir, mir ſoll und wird er beichten. Ich will fort. fort!"

„Lieber Onkel, was fehlt Ihnen?" rief Gräfenſtett entſetzt. „Sie ſind krank. Ich bringe Sie zu Bette. Großer Gott, was iſt das für ein heilloſer Tag!"

„Ich zu Bett? In's Gefängniß will ich zu ihm."

„Aber zu wem denn?"

„Zum armen Lorenz."

„Welch' ein ſeltſames Schickſal drängt uns doch Alle an dieſen Bergknappen!"

„Ja wohl ein ſeltſames?"

„Doch was ſagen Sie zu Sabina?"

„Setze dich mit dem Kutſcher und Bedienten auf die Pferde, miethe noch andre Leute hinzu, ſo viel du kriegen kannſt, ſucht ſie mit Fackeln und Laternen, das arme gute Kind. Eile! Eile! Sie wird ſich doch in Angſt und Verzweiflung kein Leid angethan haben. Das wolle Gott verhüten!"

Und Kutſcher und Bedienten wurden wieder aus den Betten geſcheucht, der ganze Gaſthof aufgelärmt, Leute zuſammengetrieben, Laternen angezündet und ein ganzer Zug in Bereitſchaft geſetzt, zu Roß und zu Fuß die Vermißte zu ſuchen.

„Gott ſegne dich!“ ſagte der Oberbergmeiſter zu ſeinem Neffen, als dieſer auf's Pferd ſtieg. „Ich kann nicht mit dir, ſondern muß einen andern Weg gehen. Gott ſegne auch mich!“

„Begreife das, wer's kann“, murmelte Moritz vor ſich und drückte dem Gaule die Sporen ein, daß er fortbrauſte. Der Oberbergrath ſchlich ſtill davon und Alle verloren ſich im Dunkel der Mitternacht.

Der Morgen ſtand träg und verdroſſen auf, weinerlich und unleidlich, wie ein krankes Kind. Sein Weſen harmonirte recht mit dem des Lieutenants Gräfenſtett, der im höchſten Grade mißmuthig nach der Stadt zurückritt, ohne in der langen Nacht auch nur eine Spur von ſeiner Schweſter aufgefunden zu haben. Er hoffte kaum, daß Jemand von den ausgeſchickten Leuten glücklicher geweſen ſei; denn er hatte die meiſten derſelben ſchon geſprochen. In Gedanken verſenkt, ritt er des Wegs und bemerkte kaum die Schaaren von Menſchen, die von allen Seiten nach der Stadt zogen. Plötzlich riß ihn das beginnende Geläute aller Glocken aus ſeinem Brüten.

„Das iſt das erſte Geläut“, ſagte ein Bauer neben ihm, „da legen ſie dem guten Jungen das Armeſünderkleid an. In einer halben Stunde, wenn's zum zweiten Mal läutet, halten die Herren Geiſtlichen noch ein Mal Betſtunde mit ihm und reichen ihm den heiligen Leib und das Blut Gottes zur Verſöhnung ſeiner Schuld; und ſobald in einer Stunde das dritte Geläut beginnt, wird er auf das Kärrchen gehoben und vor's Rathhaus geführt. Dort wird der Stab über ihn gebrochen und die Scharfrichter nehmen ihn in Empfang und führen ihn auf's Schaffot.“

Dieſe Worte ſchrillten wie ein empörender Mißton durch des jungen Mannes Seele. Die Ahnung, daß ſein Schickſal mit dem des zum Tod verurtheilten Unterſteigers innig zuſammenhänge, begann heller in ſeiner Seele aufzudämmern und erfüllte ihn mit einem Gefühl von Angſt und Beklommenheit, wie er es noch nie in ſeinem Leben empfunden zu haben ſich bewußt war. In welche räthſelhafte Lage war er durch dieſen Unterſteiger gekommen und welchen ſchier zauberhaften Einfluß hatte er auf ſein Verhältniß zu Suſanna, auf Sabina und ſelbſt auf den Oheim ausgeübt, ohne daß es möglich geweſen wäre, nur Etwas von dem Allen zu erklären! Was hatte Suſanna mit dieſem Menſchen, daß ſie ihn um Mitternacht im Gefängniß beſuchte? Was konnte ſie ihm anders dorthin bringen, als Beweiſe ihrer Liebe? Alſo liebte ſie ihn noch, und wahrſcheinlich noch ſo heiß, wie früher, nach Marthe's Bericht. In welchem furchtbaren Widerſpruche ſtand aber damit ihre grauſame, unweibliche, geheimnißvolle, faſt verwegne That der verwichnen Nacht? Mußte ihr Lorenz Rettung nicht über Alles lieb ſein, und ſie ſelbſt ſchleuderte ihn in's Verderben zurück! Wie der nachdenkende Moritz ſich auch abquälte, er konnte keinen Lichtſtrahl erringen, und ſo beſchloß er, mit der größten Vorſicht zu handeln und über Suſanna's verdächtiges Weſen erſt ganz im Klaren zu ſein, eh' er einen Schritt weiter thue. — War ihm Suſanna unerklärlich, ſo war es ſein Oheim nicht minder. Was mochte den ruhigen, phlegmatiſchen Mann plötzlich ſo verändert haben? Hatte er es doch ſelbſt geſagt: der Lorenz Hubert. Aber das Wie? war mit den dichteſten Schleiern verhängt. Was für ein Intereſſe konnte der ſchleſiſche Oberbergrath an dem armen ſächſiſchen Unterſteiger haben, das ihn bis an die Grenzen der Verzweiflung fortriß? Und hatte dieſer Zauber nicht auch Sabina ergriffen, und ſie, Gott wußte wohin, geführt? War es nicht auch der ihnen Allen unbekannte Unterſteiger, der das ehrbare ſittſame Fräulein bethört? Und dieſer für ſie ſo merkwürdige Menſch ſollte in einer Stunde auf dem

Blutgerüſt ſterben! Sollte es nicht möglich ſein, erſt von ihm ſelbſt Licht zu erhalten, eh' ſein Haupt, vom Schwerte des Henkers getroffen, fiel? Der letzte Gedanke war kaum in des Officier's Geiſte aufgeblitzt, als er ſein Pferd auch ſchon zu raſcherm Lauf antrieb.

„Moritz! Moritz!“ rief es jetzt von fern, und er erkannte die Stimme ſeiner Schweſter. Er ſah ſich um. Auf einem Seitenwege, der in eine etwas abwärts gelegne Mühle führte, lief eine Bäuerin, ſo ſchnell ſie vermochte, daher, und winkte ihm mit einem Tuche. Nach einigen Augenblicken war ſie bei ihm und er erkannte Sabinen in der Verkleidung. Eh' er noch Zeit gewann, ſeine freudige Verwunderung zu äußern, rief ſie ihm keuchend zu: „Er iſt noch zu retten! Gottlob, daß ich dich hier gefunden habe!“

„Sabina, woher kommſt du?“

„Laß dir ſchnell Alles ſagen. In jener Mühle hielt ich mich verſteckt; die Müllersleute hatten mir verſprochen, mich Niemanden auszuliefern, und in dieſer Nacht wurden Mehre abgewieſen, die nach mir fragten. Ich war ſicher. Doch kaum beginnt das Läuten, und ich erfahre die Urſache deſſelben, als mir ein Gott eingibt, es ſei vielleicht doch noch möglich, Lorenz zu retten, wenn man den Wandſchrank öffnete in Schimmelpfennigs Hauſe.“

„Welchen Wandſchrank?“

Sabine berichtete eilig, was ihr Marthe hinſichtlich der Erſcheinung des verſtorbnen Oberbergmeiſters erzählt hatte, und ſchloß: „In den Kleidern der Müllerstochter machte ich mich auf, alle Furcht war aus mir gewichen; ich wollte in die Stadt, und finde dich zu gutem Glück auf dem Weg. Schon von fern erkannte ich dich, und ich faßte den feſten Glauben, daß dieß Gottes Fugung ſei, um ein unſchuldiges Leben zu erhalten.“

„Du biſt ein liebes frommes Kind“, lächelte der Offizier mitleidig, „aber du wirſt gar zu leicht von jedem ſtarken Eindrucke hingeriſſen und ſchwärmſt für Alles, was dir in einem blendenden Lichte gezeigt wird. Was iſt das für eine Thorheit, dich von einer offenbar geiſteskranken Magd für einen Menſchen, der ſich vom Verdacht des Mordes nicht hat reinigen können, auf ſolche Weiſe einnehmen zu laſſen, daß du ſelbſt am Geſetz zur Verbrecherin wirſt; für einen Menſchen von gemeinſter Herkunft, den du nicht kennſt, von deſſen Unſchuld du keinen Schein von Beweis haſt, deſſen Tugenden dir die wahnſinnige, in ihn verliebte Magd allein gerühmt, für deſſen Werth du keinen Bürgen weiter haſt, als dieß gemeine, kranke, verwirrte Mädchen! Und auf eine phantaſtiſche Geburt ihres kranken Gehirns hin, auf Veranlaſſung eines ihrem zerrütteten Geiſte entſprungnen Wahngebildes, eines tollen Traumes, ſoll ich das ſtille Trauerhaus aufſtören, nicht zu gedenken der Beleidigung, die ich dadurch der betrübten Wittwe und verwaisten Tochter zufügte? Wie thöricht die ganze Angabe iſt, erhellt ſchon daraus, daß das Schimmelpfennig'ſche Haus geſtern in der Abenddämmrung feſt verſchloſſen war. Ich ſelbſt habe es verſchloſſen. Verſchone mich deßhalb mit deinem Anſinnen; ich kann ihm keine Genüge leiſten.“

„Großer Gott!“ jammerte Sabina. „So mache wenigſtens einen Verſuch.“

„Nicht doch! Er würde dennoch unnütz ſein, und ich habe jetzt Nöthigeres zu thun. Komm' mit mir. Ich muß mit dem Verurtheilten reden. Du aber gehſt unterdeſſen in den Gaſthof und rüſteſt dich zur Abreiſe. Denn wir wollen heute die Stadt noch verlaſſen, in der wir ſtatt Hochzeitfreude Trauerleid erfahren haben.“

„Du gehſt zu Lorenz Hubert?“

„Jetzt, eh' er zum Richtplatz geführt wird. Ich wünſche einige Fragen von ihm beantwortet, eh' er ſtirbt.“

„O ſo nimm mich mit, daß ich ihn auch in der Nähe ſehe!“

„Wenn du dich nicht als die verrathen willſt, die ihm zur Flucht zu verhelfen die Hand bot.“

„Kein Wörtchen will ich ſprechen.“

„So eile.“ —

Das Thor war ſtark beſetzt. Hineingelaſſen wurden Alle, heraus Niemand. Vor der Frohnfeſte drängte ſich die Volksmenge; es war kaum durchzukommen. Doch die Uniform bahnte überall den Weg und verſchaffte ſelbſt Eintritt in den Thurm.

In dieſem Augenblick begann das zweite Geläute.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte der Bürgerwachtmeiſter den Offizier ſalutirend.

„Zu dem Delinquenten.“

„Er empfängt eben das heilige Abendmahl.“

„So werde ich ſo lange verziehen.“ —

„Oheim! Oheim!“ rief Sabina. Und wirklich lief der Oberbergrath unter andern Menſchen die Treppe herab an ihnen vorüber, und wollte eben zur Thüre hinaus, indem er laut ſchluchzte und ſich die heftig ſtürzenden Thränen trocknete. Mit Mühe erkannte er Sabinen, aber er wunderte ſich nicht über ihre ſeltſame Tracht; er fragte nicht, wo ſie geweſen; er ſagte kein Wort, ſondern weinte nur laut.

„Was fehlt Ihnen, beſter Onkel?“ fuhr Sabina fort.

„Frage nicht, Mädchen, laß mich. Heute hat der furchtbarſte Schmerz, den ein Menſch ertragen kann, mein Herz ſo zerriſſen, daß es ſich verbluten muß. Aber frage nicht! Ein Schleier deckt für ewig dieß Geheimniß. Fort muß ich, fort!“

„Aber wohin wollen Sie?“

„Aus dieſer Stadt, wo mich rächende Furien verfolgen. O daß ein gütiger Gott mir ein Rettungsmittel zeigte, denn daß er unſchuldig iſt, habe ich nur zu deutlich wahrgenommen!“

„Wer? Wen meinen Sie?“

„Wen anders als den Unglücklichen, den man in wenigen Minuten zum Schaffot führen wird.“

„Oheim, das Rettungsmittel iſt gefunden. Ein gütiger Gott zeigt es Ihnen.“

„Redeſt du im Fieber?“

„Hören Sie mich!“ Und ihn bei Seite ziehend erzählte ſie mit ſtürmiſcher Haſt, wie die St. Gehülfen der kranken Marthe erſchienen, ſie nach der Stadt geſchickt, ihr des Lorenz Rettung anbefohlen und gelobt habe, ſie werde ſelbigen Abend die ihr beiſtehenden Freunde finden. Sie berichtete ferner von dem vergeblichen Rettungsverſuch, von Suſanna's höchſt zweideutigem Benehmen und endlich von dem merkwürdigen Umſtande, daß Marthe in das verſchloſſene Haus getreten und den verſtorbenen Oberbergmeiſter vor einem ihr gänzlich unbekannten Wandſchranke — da ſie doch im Hauſe ſehr bewandert ſei — ſitzen geſehen habe, in Papieren blätternd, die er aus dem Schranke genommen und in dieſem Geldſäcke, Silberſtufen u. d. g., indem die Magd noch nichts von Schimmelpfennig's Tode gewußt.,

„Ihr Heiligen!“ rief der Oberbergrath überraſcht, „der ſterbende Mann wollte mit dem letzten Aufgebot ſeiner Kräfte nach der Wand, an welcher er lag.“

„Ich erinnere mich deutlich,“ fügte Sabine hinzu, „daß er mehrmals dorthin deutete“

„So laß uns eilen, rennen!“ haſtete der ſonſt ſo bedächtige Mann. „Jeder Augenblick iſt unſchätzbar.“

Hand in Hand ſtürzten Beide fort.

Als ſie in das Schimmelpfennigſche Haus traten, waren eben einige Zimmerleute beſchäftigt, ein Gerüſt in der Hausflur zu verfertigen, auf welchem der verſtorbene Herr dieſen Abend zur Parade ausgeſtellt werden ſollte. Suſanna war mit ihrer Mutter in der Stube beſchäftigt, ihren Traueranzug in Ordnung zu bringen. Ohne Gruß und Wort raſete der Oberbergrath in die Stube, an den erſchreckenden Frauen vorüber und riß das Bettgeſtell hinweg, in welchem der Oberbergmeiſter verſchieden war, und das noch an demſelben Platz ſtand. Er betaſtete die Wand, er beſchaute ſie mit prüfendem Auge, er klopfte daran: keine Spur von einem Schranke! Angſtſchweiß troff ihm von der

Stirne; er keuchte tief auf. Endlich ſchlug er mit gewaltiger Fauſt an die verſchrumpfte Ledertapete, womit die Wand überzogen war; da ſchien's als antworte dem Schlage ein hohler Ton.

Suſanna und ihre Mutter fragten Sabinen beſtürzt nach der Urſache dieſes höchſt ſeltſamen Beginnens, aber ſie warteten vergeblich auf eine Antwort. Dieſe verfolgte die Geſchäftigkeit ihres Ohms mit flammenden Augen. Statt Rede zu ſtehen, lief ſie plötzlich aus der Thüre in die Hausflur, ergriff eine Axt der Zimmerleute und kehrte, dieſelbe hochſchwingend, ſchnell damit zurück. Entſetzt und aufſchreiend flohen die beiden Frauen bei dieſem Anblick aus der Stube; der Oberbergrath erfaßte die Axt, als habe er ſchon darauf gewartet, und führte mit hochgeſteigerter Mannskraft einige Streiche gegen die Wand. Sie dröhnte dumpf. Ein dritter und vierter Hieb und es gab ein Loch. Er zwängte die Axt hinein und brach ein Bret los; Kalk und Steine fielen zu Boden, es gab eine große Oeffnung. Das Tagslicht fiel in die Vertiefung, und Papiere, Geldſäcke, Geld und Silberſtufen leuchteten den ſtarren Augen der hinein Blickenden entgegen.

Das dritte und letzte Geläute wimmerte über die Stadt hin und rührte die Menſchenmaſſen zu Thränen, die in den Straßen von der Frohnfeſte bis zum Schaffot, auf dem Marktplatz und in den Häuſern ringsumher Platz genommen hatten. Die Dächer am Markt waren theilweiſe ſogar abgedeckt worden, um den zahlreichen Zuſchauern Raum zu geben. Ueberall hörte man das Lob des armen Lorenz von bewegten Lippen tönen, überall wurde der erſchoſſene Schichtmeiſter als ein ſchlechter, verruchter Menſch bezeichnet. Vorzüglich die Frauen konnten nicht ſatt werden, des Lorenz Eigenſchaften herauszuſtreichen, und ihre Thränen bewieſen zur Genüge, welchen großen Antheil ſie an ihm nahmen. Es wollte ſogar verlauten, der Scharfrichter habe ſchon im Voraus alle Locken und Kleidungsſtücke des ſchönen Unterſteigers als Reliquien an die weibliche Bevölkerung der Stadt verkauft. Der zweite Gegenſtand des allgemeinen, vorzüglich aber des weiblichen Mitleids — denn nichts in der Welt intereſſirt die Frauen mehr, als unglückliche Liebesverhältniſſe — war Suſanna Schimmelpfennig. Und wenn ſie vielleicht durch etwas ſtolzes und vornehmes Weſen hie und da angeſtoßen hatte, ſo war ſie doch durch ihr großes Unglück gänzlich geſühnt, und der Verluſt des Vaters und des Geliebten in zwei aufeinander folgenden Tagen, räumte ihr in allen Herzen einen Platz ein. Wußte man doch, daß ihr Vater ſtreng gegen ihre Liebe zu dem ſchönen Unterſteiger geweſen und ſie, nachdem dieſer am Schichtmeiſter den Todtſchlag begangen, zu einem andern Verlöbniß gezwungen habe. Man trug ſich in der Menge mit den verſchiedenſten Gerüchten, und erzählte ſich ſogar von Suſanna's nächtlichen Beſuchen bei Lorenz als Beweis ihrer erſtaunlichen Liebe zu ihm.

Der Tag war heller und freundlicher, als die vorhergehenden; es war als hätte ſich das Tagsauge mude geweint und aller Kummer des großen Naturherzens ſei plötzlich in eine milde Wehmuth verwandelt worden, ſo daß nun eine ſtille erwartungsvolle Freude um ſein herbſtlichbleiches Antlitz zuckte.

Immer trauriger hallten die Glocken ineinander. Durch die Menge flog der Ruf: „Jetzt kommt er!“ von Mund zu Mund; dann feſſelte Schweigen die Reihen. Die Blicke der Menſchen, die in der Gegend der Frohnfeſte verſammelt waren, hingen ſtarr an der Thüre derſelben, vor welcher das Armeſünderkärrchen ſtand. Endlich trat der Verurtheilte in der Mitte der beiden Stadtgeiſtlichen heraus, ein langer ſchöner Jüngling, deſſen Geſichtszüge voll edeln Ausdrucks waren. Blonde Locken ringelten ſich auf ſeinem Nacken, ſein großes hellblaues Auge blickte freundlich, um Huld flehend, über die Menge hin. Sie ward ihm im vollſten Maße zu Theil. Auf ſeinen bleichen faſt blendend weißen Wangen malte ſich bei'm Anblick der vielen Menſchen und von der friſchen Herbſtluft angehaucht, ein leiſes flüchtiges Roth. Sicher und ohne die mindeſte Schwäche zu zeigen, beſtieg er den Wagen, die Geiſtlichen nahmen zu beiden Seiten Platz. Wehmüthig lächelnd nickte er den weinenden Menſchen zu. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Da flogen plötzlich Sträuße von Immergrün und den letzten Blumengaben des Herbſtes, Kränze von Tannenzweigen und lichtgrünem Moos in den Wagen; er drückte die Blumen an ſeine gichteriſch zuckenden Lippen, als wolle er ewig von ihnen Abſchied nehmen. Seine Thränen floſſen darauf. Ein verzweifeltes Schluchzen ging durch die Menge, das endlich in ein lautes Jammergeſchrei ausbrach. Doch bald theilte ſich die Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Verurtheilten und einem Mädchen, das in ärmlicher Kleidung, von bewaffneten Bürgerſoldaten umgeben, zu Fuß dem Wagen folgte. Sie wurde als diejenige bezeichnet, welche Lorenz zu befreien verſucht hatte. Viele kannten ſie. Ihre That wurde auf hunderterlei verſchiedene Weiſe erzählt, aber von keinem einzigen Munde Suſanna als Verhinderin des Gelingens derſelben genannt. Man lobte und pries die Heldin laut, man warf ihr Kränze zu. Marthe hatte ſich als Gnade ausgebeten, Lorenz auf das Schaffot begleiten zu dürfen und Lorenz ſelbſt hatte dieß Geſuch mit ſeiner Bitte unterſtützt. Die Criminal-Behörde hatte es endlich, nach vielen Bedenklichkeiten bewilligt. Langſam, Schritt vor Schritt, ging der Zug, überall dieſelbe Aeußerung tiefen Schmerzens, derſelbe innige Antheil an dem unglücklichen Jüngling und ſeiner kühnen Begleiterin. Sie langten vor dem Rathhauſe an. Hier bildete die Bürgercompagnie einen Kreis. Der Verurtheilte ſtieg mit den Geiſtlichen vom Wagen und trat, von Wache umgeben, in die Runde. Aus dem Rathhaus kam der Criminalrichter mit den Gerichtsbeiſitzern in ſchwarzen Mänteln und von der Seite begab ſich der Scharfrichter mit ſeinen Knechten herein. Lorenz wurde vor den Criminalrichter geführt und einer der Schreiber zog ein Aktenſtück hervor, ſchlug es auf und verlas das Verbrechen des Unterſteigers und deſſen Urtheil, mit dem Schwerte vom Leben zum Tod gebracht zu werden. Es hieß darin ausdrücklich, daß Lorenz Hubert ohnmächtig bei dem erſchoſſenen Schichtmeiſter gefunden worden ſei und daneben ein dem Lorenz gehöriges Piſtol gelegen habe, daß Lorenz zwar die That nicht direct eingeſtanden, aber doch endlich zugegeben habe, er müſſe dieſelbe in einem verwirrten und geiſtesſchwachen Zuſtande vollbracht haben.

Nachdem der Schreiber geendet hatte, überreichte ein Anderer dem Criminalrichter ein weißes Lindenſtäbchen, und dieſer hatte ſchon den Mund aufgethan, um den Spruch zu ſprechen, als eine gewaltige Mannsſtimme: „Platz da!“ donnernd die feierliche Stille unterbrach, eine Gaſſe ſich aufthat, und ein ſtattlicher Mann, baarhäuptig mit hochrothem Geſicht und rollenden Augen in den Kreis ſtürzte und dem Richter ein Bündel Papiere entgegenhaltend rief: „Um Gottes willen halt! Der Unterſteiger Lorenz Hubert iſt nicht der Mörder des Schichtmeiſters. Nehmen Sie den Urtheilsſpruch zurück! Hier ſind Beweiſe! Folgen Sie mir, ich will deren noch mehr liefern!“

Ein ſprachloſes Erſtaunen lag auf Allen, die Zeugen dieſes außerordentlichen Schauſpiels waren. Der Richter nahm die Papiere und warf einen Blick hinein. Da trat Lorenz hervor und wollte ſprechen.

„Schweig!“ herrſchte ihm der Oberbergrath zu. „Du biſt furchtbar betrogen. Viel ſchlimmer als eines Menſchen Verſtand zu ahnen vermag.“

„Mein Herr,“ ſagte der Criminalrichter zum Oberbergrath, „wenn ich nicht die Ehre hätte, Sie ſeit geſtern zu kennen, ich würde zweifeln, daß dieſe Papiere ächt ſeien, und auch jetzt erheiſcht die Verantwortlichkeit des Richters eine ſtrenge Unterſuchung.“

„Die Aechtheit der Papiere wird ſich an Ort und Stelle beweiſen laſſen," verſetzte der Oberbergrath. „Folgen Sie mir mit ihren Leuten."

Der Criminalrichter gab Befehl, den Verurtheilten ſogleich wieder in's Gefängniß zu bringen und zwar nicht auf dem Wagen. Jetzt brach das Murmeln des Volks in wilden Jubel aus, der donnernd an die Häuſer ſchlug. Ein Theil der Menge führte Lorenz, wie im Triumphe zurück, ein Anderer folgte neugierig dem Gerichtsperſonal, welches ſich in das Schimmelpfennigſche Haus begab, und belagerte die Thüre deſſelben.

Dort hatte es unterdeſſen auch einen Auftritt ganz beſonderer Art gegeben. Kaum hatte ſich nämlich der Oberbergrath mit der größten Haſt entfernt. als Suſanna, plötzlich ahnend, was hier vorgehe, in die Stube geſtürzt, über den entdeckten Schrank herfiel und die in demſelben befindlichen Gegenſtände auszuräumen begann. Sabina bemächtigte ſich ihrer Seits der Axt, die ſchon ein Mal ſo gute Dienſte geleiſtet hatte und drohete mit Geſchrei, die Wucht derſelben auf das ſchöne Haupt des Mädchens herabfallen zu laſſen, wenn ſie nicht wiche, ſo daß dieſe von Stimme und Geberde des Fräuleins erſchreckt, abermals aus der Stube floh und das Feld räumte.

Und ſo fanden denn die ehrbaren Herren den Schrank von einem irdiſchen Engel bewacht, nicht mit einem Flammenſchwerte, aber mit einer Axt bewaffnet. Alle vorgefundenen Gegenſtände wurden ſogleich in Beſchlag genommen und in das Amthaus gebracht. Dorthin verfügte ſich auch das Gerichtsperſonal und die Menge verlief ſich, da kein Menſch recht wußte, woran er war.

Bei'm Leichenbegängniß des Oberbergmeiſter Schimmelpfennig unterblieb zur Verwunderung aller leidtragenden Begleiter und der ganzen Knappenſchaft die gewöhnliche Leichenrede. Man flüſterte ſich zu, es ſeien in Schimmelpfennig's Hauſe böſe Sache gefunden, und darauf dem Stadtpfarrer noch geſtern Abend das Abhalten der Leichenrede höhern Orts verboten worden. Bald aber verbreiteten ſich erſt leiſe, dann aber laut noch weit ſeltſamere Gerüchte. Es hieß, die Jungfer Suſanna ſei Abends in aller Stille und Heimlichkeit in's Amt abgeführt worden. In der Mitternachtsſtunde habe der Scharfrichter mit der Schlaufe vor dem Schimmelpfennigſchen Hauſe gehalten, Einlaß gefordert, und nachdem ihm ſolcher gewährt worden, der erſchrockenen Frau einen Befehl vorgezeigt, den ſie alsbald mit Zittern und Zagen reſpectirt. Unverzüglich habe der Scharfrichter die ſchon geſchmückte Leiche aus dem bereits geſchloſſenen Sarge genommen, in einen Sack geſteckt, auf der Schlaufe aus der Stadt nach dem ohnfern gelegenen Berg gefahren, und dicht unter dem dort ſtehenden Galgen begraben. Früh aber bei'm Leichenbegängniß habe man den Sarg leer auf den Gottesacker geführt und eingeſenkt, und dieſe Vergünſtigung hätten Suſanna und ihre Mutter, die in der Nacht noch zum Criminalrichter gelaufen, durch inſtändiges Bitten und Lamentiren erlangt. Was an dieſen Gerüchten wahr und falſch ſei, konnte Niemand mit Gewißheit angeben. So viel blieb inzwiſchen ausgemacht, Suſanna wurde in ihrem elterlichen Hauſe nicht geſehen, und unter dem Galgen war die Erde friſch aufgewühlt und wieder feſtgetreten; davon überzeugten ſich Hunderte, die an dieſem Tage hinauszogen, um die Stelle zu beſichtigen.

Das war's aber nicht allein, was den aufgeregten Geiſt des Volks ſo ſehr beſchäftigte; das Schickſal des Unterſteigers Lorenz Hubert und ſeines Befreiers lag Allen ſchier noch mehr am Herzen. Der vornehme fremde Mann war ein Räthſel und die Schnepfe wurde aus allen Häuſern am Markt beobachtet; die untere Wirthsſtube füllte ſich ſchon am frühen Morgen, faſt ſämmtliche Leichenbegleiter kehrten da ein, und der Wirth ſegnete die Fremden; denn noch nie war ſolche Fülle in ſeinen Räumen geweſen. Als der Reiſewagen des Herrn Oberbergraths aus Schleſien aus der Remiſe gezogen und angeſpannt wurde, umſtanden ihn Hunderte, und vergeblich zerbrach man ſich den Kopf, wohin der ſchöne Herr Officier fahren werde, der einſtieg, und den man geſtern ſchon bemerkt hatte.

Er fuhr aber vor das Amthaus; dort führte ihm der Oberbergrath die braune Marthe in ſchönen Kleidern zu, die dieſen Morgen in aller Eile für ſie angeſchafft worden waren — der Oberbergrath hatte ihre Loslaſſung durch eine gewichtige Caution erlangt — und hob ſie in den Wagen, der ſchnell davon fuhr.

Gegen Mittag hielt er wieder am Gaſthof an. Der Officier ſprang heraus und half ein Paar nicht mehr jugendlichen Frauen, in der Tracht der Landleute, die Eine jedoch beſſer gekleidet als die Andre, und Marthen bei'm Ausſteigen. Als er ſie in die den Fremden gehörigen Zimmer hinaufgeführt hatte, fuhr er abermals fort. Des Volks wurde unterdeſſen immer mehr. Man ſchien auf etwas zu warten und wußte doch nicht worauf. Endlich erſchien der Wagen wieder, und heraus ſtiegen der Officier, dann der Oberbergrath und zuletzt Lorenz Hubert, die beide letztern in prächtiger neuer Bergmannsuniform. Die Menge brach in ein lautes: „Gluck auf!“ aus. Lorenz dankte, indem er die Kappe abnahm und den bergmänniſchen bedeutungsvollen Gruß freundlich erwiederte. Darauf verfügten ſie ſich in die Zimmer. Kaum waren ſie hinein getreten, als Lorenz auf die jüngere und reicher gekleidete der beiden Bäuerinnen loseilte und ſie mit dem Freudenrufe: „Meine Mutter!“ umarmte. Die Frau ſchluchzte tief auf und vergoß Ströme von Thränen an des geretteten Sohnes Hals.

„Gott ſei geprieſen, daß du noch lebſt!“ jubelte ſie. „Es wäre auch mein Tod geweſen, wenn ſie dich gerichtet hätten. Aber biſt du denn auch wirklich unſchuldig?“

„Ihr ſollt nun Alles erfahren,“ verſetzte Lorenz lächelnd, „meine verblendeten Augen ſind mir ſehend gemacht worden.“

„Dort ſteht auch meine Mutter,“ raunte ihm die ſeelenvergnügte Marthe zu, „ſie freut ſich auch über dich.“

„I Frau Nachbarin Lieſe, Gott grüß!“ rief der Unterſteiger, zu der Alten gewandt, die ihm in ſprachloſer Wonne die Hände drückte.

Der Oberbergrath war jetzt vor Lorenz Mutter getreten und ſagte mit ſchwankender Stimme: „Ich bin auch Einer, der ein Anrecht hat auf deine Liebe, Barbara. Kennſt du mich noch?“

Die ſtattliche Frau betrachtete ihn einige Augenblicke ſcharf, dann ſchrie ſie heftig auf: „Lorenz Lorenz, du biſt's! „Gott, wie iſt mir! Iſt's Wahrheit?“

„Ich bin's!“ verſetzte der Oberbergrath weinend, und Moritz, Sabina, Marthe und Frau Lieſe drängten ſich neugierig um die beiden. „Ich bin dein Gatte," fuhr der Oberbergrath fort, „und der Vater dieſes edeln trefflichen Menſchen, den ich ſtolz meinen ehelichen, rechtmäßigen Sohn nenne."

„Sohn?" riefen die Umſtehenden erſtaunt, außer Lorenz, der wie ein Engel lächelte.

„Ja," wandte ſich der Oberbergrath an Neffen und Nichte. „Ich ſtell' Euch in ihm Lorenz von Hubenſtein, meinen Sohn vor. Er weiß es bereits."

„Von Hubenſtein?" fragte Frau Barbara.

„Dieß iſt mein wahrer Name," verſetzte der fröhliche Mann. „Doch laßt uns an der gedeckten Tafel Platz nehmen. — Dann ſollt ihr meine Geſchichte hören."

Er ſchenkte die Gläſer voll und Alle ſtießen an auf eine fröhliche Gegenwart und glückliche Zukunft. Hierauf ſetzten ſie ſich, Lorenz und Marthe zu den beiden Seiten des Oberbergraths; die beiden Mütter zu denen des Lieutenants von Gräfenſtett, und Sabina nahm zwiſchen Lorenz und ſeiner Mutter oben den Ehrenplatz ein.

„Es ſind nun ſechs und zwanzig Jahre," begann der Oberbergrath ſeine Erzählung, „als ich Studirens halber hierher kam. Meine Anſichten und Aeußerungen, und noch mehr meine, aus dieſen Anſichten entſprungenen, Handlungen hatten mich mit meiner altadligen Familie in Zwiſtigkeiten gebracht. Mein Vater, ein alter, rauher und ſtrenger Soldat, gewohnt den Stock zu fuhren, und jede andre Anſicht als die ſeinige mit Schlägen zu bekämpfen, behandelte mich wie einen widerſpenſtigen Rekruten. Dieß empörte mich, den freiheitliebenden Bergſohn auf's Aeußerſte, und ich beſchloß im Stillen, mich durch eigne Kraft und Arbeit dem Einfluß meiner Familie gänzlich zu entziehen. Der Gedanke, mir ſelbſt Alles zu verdanken, kam mir immer reizender vor, je länger ich ihn hegte, und es zeigte ſich bald die ſchönſte Gelegenheit, ihn ſo reizend und beglückend auszuführen, wie ſich ein junges poetiſches Gemüth, voll Kraft und Schwärmerei, wie das meinige nur immer wünſchen kann. Ich hatte das Bergſtudium aus reiner Neigung, aus Begeiſterung erwählt. Sie ſteigerte ſich, als ich alle Schönheiten und Mühſeligkeiten meines Geſchäfts kennen lernte; ich wurde mit Leib und Seele Bergmann. Der damalige Bergmeiſter Schimmelpfennig beſaß ſehr viele Kenntniſſe vom praktiſchen Bergbau; an ihn ſchloß ich mich an, und da er über die hieſigen Bergwerke geſetzt war, ſo entdeckte ich ihm mein Vorhaben unter dem Siegel ſtrengſter Verſchwiegenheit, damit er mir zur Ausführung deſſelben behülflich ſein ſollte. Er verſprach es, und wir wurden, obgleich er an zehn Jahre älter war als ich, gute Freunde. Ich verreiſ'te eine Zeitlang und kehrte als gemeiner Heuer zurück, der ſogleich mit in den Gängen arbeitete, wie jeder Andre. Meinen Namen Lorenz von Hubenſtein hatte ich in Lorenz Hubert verwandelt. Eines der größten und ſchönſten Gewerke war der St. Johannisſchacht bei Steinbach im Gebirge. Mein Wunſch brachte mich in denſelben. In Steinbach lernte ich die ſchöne Barbara kennen. Schnell wurde mir's klar, daß ſie das Hauptbild im Gemälde meines künftigen ſtillen Glücks ſei. Ich liebte das einfache unſchuldige Kind mit Schwärmerei; ach! wie wurde ich von dieſer theuern reinen Seele geliebt! Nicht wahr, Barbara, das waren recht glückliche Tage? —"

Hier brach die noch immer hübſche Frau, die hocherröthend die Augen geſenkt hatte, plötzlich in einen Thränenſtrom aus.

Bring' ihnen immerhin dieß wehmüthige Opfer der Erinnrung", fuhr der Oberbergrath fort. „Sieh', auch mir werden die Augen feucht. Sie waren auch meines Lebens Glanztage, und deine Küſſe die duftenden Roſen, die ſie bekränzten. Laß uns weinen, daß ſie ſobald verblüheten, nein, daß ein giftiger Sturm ſie brach! — Doch ich will Euch ja meine Geſchichte erzählen. Barbara's Vater war in einem Stollen verunglückt, ihre Mutter ſegnete unſre Liebe; des Mädchens Armuth war meinen Wünſchen angemeſſen, und ſo wurde ſie denn, mit Hülfe des Bergmeiſters, bald mein Weib. Ich will Euch nichts von meiner Seligkeit ſagen, mit der ich Abends in die Arme der Zärtlichen heimkehrte, nichts von der redlichen Thätigkeit, mit der ich Tags über arbeitete; ſie iſt ja vorüber; wir ſcheinen noch dieſelben zu ſein, und doch ſind wir Andre geworden. Der Menſch wird ewig neu von den Stunden geboren; ſie ſind ſeine Mütter, ſeine Göttinnen, die Schöpferinnen und Lenkerinnen ſeines Geſchicks; er iſt ſelig, wenn ſie lächeln, und ſein Herz erſtarrt im grimmen Schmerz, wenn eine andre ihr Meduſenhaupt zeigt. Sie ſind ja Alle todt, die lächelnden und die ſchmerzensſtarren; ich habe ſie Alle eingeſargt in ein vollſtändiges Tagebuch. Darin ſollt Ihr ſie ſehen, dort liegen ſie die koſtbar mit blutigen Schmerzensthränen einbalſamirten, in duftende Gewänder von Angedenken und Erinnrungen gehüllten Mumien meiner vergangnen Tage, theils freundlich lächelnde Mädchenleichen, ſchier noch blühend und oft die Sehnſucht des bejahrten Mannes mit einem Roſenſchein von Leben täuſchend — deren ſind wenige, die Tage meiner Liebe und meines Glücks, die ich in

Barbara's Beſitz verlebte — theils Kinder mit ſchmerzlich verzogenen Geſichtern, eine große Schaar. Doch ſelig der Mann, der einen Tag erlebt, wie ich heute! Dem ſchlingen ſich noch ein Mal friſch blühende Roſen um ſeine Schläfe, täuſchen ſeine Wangen mit ihrem Widerſchein, als wär' er Jugendblüthe und verdecken die Blöße des Hauptes und das dürftige verfärbte Haar. — Ja heute bin ich wieder jung!“ — Er leerte ein Glas und fuhr dann in der Erzählung fort: „Die ſchöne Hoffnung, in einigen Monaten Vater zu werden, verſprach mir einen lieblichen Zuwachs meines Glücks. Dieß war meine beneidenswerthe Lage, als mir eines Herbſtabends bei'm Nachhauſegehen mehre Fremde begegneten. Ein dunkles Vorgefühl trieb mich, ihnen auszuweichen; aber ich hatte den Vorſatz noch nicht ausgeführt, als ich mich von Ihnen umgeben ſah und angeredet hörte. Mit Schrecken erkannte ich in dem Einen meinen ältern Bruder Gottfried, Hauptmann der kurfürſtlichen Garde. Dieſer adelſtolze Menſch war mir nie beſonders gewogen geweſen. Der Andre der um mich Stehenden war mein Schwager, der Regierungsrath und Kammerherr von Gräfenſtett, Euer Vater, meine Kinder; die Uebrigen kannte ich nicht. Sie grüßten mich ſehr freundlich, freueten ſich meines Wohlſeins und erwähnten von meiner Verheirathung kein Wort.

Im Gegentheil verſicherte Gottfried: mein Vater ſei mit meinem Fleiße ſehr zufrieden und wünſche ſelbſt mit mir zu ſprechen. Er befinde ſich auf dem Schloſſe des Baron von H., welches nur eine halbe Stunde von Steinbach entfernt lag, und ließ mich erſuchen, ſogleich dorthin zu kommen. Ich machte allerhand Ausflüchte und wollte doch nichts von meinem Weibchen ſagen, da ich in dem Wahne ſtand, meine Verheirathung ſei ihnen unbekannt. Mein Bruder beſtärkte mich darin immer mehr, indem er mich mit den Worten drängte: Wem haſt du denn von deinen Wegen Rechenſchaft abzulegen, und wenn du die ganze Nacht ausbleibſt. Und deinen Vater nach ſo langer Zeit zu ſprechen, werden dir doch ein Paar Stunden nicht zu koſtbar ſein? Endlich mußte ich wohl ihren Bitten nachgeben. Mit unruhigem Herzen ging ich in ihrer Mitte. Ich fand meinen Vater wirklich auf dem Schloſſe. Aber o Himmel! nicht den gütigen, den ich gehofft, ſondern einen wüthenden Tyrannen. Er war von meiner Ehe unterrichtet, und ließ ſeinen Zorn gegen mich alle Grenzen überſchreiten. Die Herren, ſeine Begleiter, enthüllten ſich mir nun als Offiziere; es wurde mir ein Cabinetsbefehl des Kurfürſten vorgezeigt, laut deſſen ich als Staatsgefangner behandelt werden ſollte. Viel zu ſtolz, um gute Worte zu geben, ließ ich mir in ſtummem

Schmerz Alles gefallen. Noch in derſelben Nacht wurde ich in einem Wagen fortgebracht, von den Offizieren begleitet. Ueber ein Jahr ſaß ich ſtreng bewacht auf der Feſtung, und nach Verlauf deſſelben wurde ich als Unterlieutenant in die Armeen geſteckt, die gegen Friedrich den Großen im ſiebenjährigen Kriege focht. Bald merkte ich, daß meine Kameraden den Auftrag hatten, ſtets ein ſehr wachſames Auge auf mich zu haben. Dieß verdroß mich ſo ſehr, daß ich bei der erſten günſtigen Gelegenheit zum Ueberläufer wurde. Schon hatte ich heimlich einige Briefe an den Bergmeiſter Schimmelpfennig geſchrieben und ihn beſchworen, ſich meines Weibes anzunehmen, und mir Nachricht von ihr und meinem Kinde zu geben; aber ich hatte keine Antwort erhalten. Nun vermuthete ich, daß meine Briefe aufgefangen und unterſchlagen worden ſeien. Als preußiſcher Offizier hatte ich Freiheit; aber der Bergmeiſter wohnte im Feindesland und es war höchſt ſchwierig, Nachrichten von dort zu erhalten. Endlich, nach Jahr und Tag kam mir ein Brief von Schimmelpfennig zu. Er bohrte alle meine Hoffnungen in den Grund. Meine Frau, ſchrieb er, ſei noch vor ihrer Entbindung auf ähnliche Weiſe verſchwunden, wie ich. In einem von kurfürſtlichen Offizieren begleiteten Wagen ſei ſie abgeholt und Niemand wiſſe, wohin geführt worden. Spätere Erkundigungen hatten immer daſſelbe Reſultat. Mein Herz blutete lange, und nie iſt die Wunde ganz geheilt. Obgleich die Ehe zwiſchen mir, dem Katholiſchen, und einer Proteſtantin, von einem lutheriſchen Prieſter verbunden, für null und nichtig erklärt worden war, ſo betrachtete ich doch in meinem Herzen und vor Gott Barbara ſtets als mein rechtmäßiges Weib. Dieß war auch der Grund, weßhalb ich mich nach Beendigung des Kriegs meiner Familie wieder näherte. Ich wollte wiſſen, wohin ſie mein Weib geſchleppt. Statt deſſen machten ſie mir dringende Vorſtellungen, mich mit einem Fräulein ihrer Bekanntſchaft zu verbinden. Alle Vereinigung zerſchlug ſich an ihrer Hartnäckigkeit. Nie erfuhr ich von ihnen, wo Barbara ſei, und ſo trennten wir uns für immer. Vom Militär ging ich ſpäter wieder zum Bergbau über und der König gab mir ein weites Wirkungsfeld. So war denn ein Vierteljahrhundert verſchwunden — es war mir ſogar die Nachricht zugegangen, Barbara ſei nebſt ihrem Kinde bei der Entbindung geſtorben — und das liebliche Weib lebte immer noch friſch in meinen Erinnrungen, als mich mein Neffe mit der Nachricht überraſchte, er werde ein reiches, ſchönes, bürgerliches Mädchen, die Tochter des Oberbergmeiſters Schimmelpfennig aus F., die er in Dresden kennen gelernt, heirathen. Moritz war mein Liebling, weil er den adligen Kaſtengeiſt verachtete, der mir ſtets zuwider geweſen war und mich ſo unglücklich gemacht hatte; ich lobte ſeinen Entſchluß und machte ihn mit den meinigen bekannt, ihn auf ſeiner Brautfahrt zu begleiten. Ich wollte die geliebten Orte meines alten Glücks wieder beſuchen, und noch ein Mal recht üppig in lebendigen, ſeligen Erinnerungen ſchwelgen. Wir kamen hier an und fanden Schimmelpfennig krank; ein Menſch, der hingerichtet werden ſoll, wird mit Namen genannt und dieſer Name electriſirt mich; es war derſelbe, den ich in meinen glücklichſten Tagen geführt hatte. Mit unbeſchreiblicher Beſtürzung frage ich weiter, aber in demſelben Augenblicke ſtirbt Schimmelpfennig. Ich eilte zum Criminalrichter und verſchaffte mir durch vieles Bitten die Einſicht in die Akten des Verurtheilten. Ich erſah daraus, daß er mein Sohn war, daß ſeine Mutter noch lebe und in welchen Verhältniſſen; ich ahnete daraus; daß Lorenz unſchuldig ſein möchte; aber es wurde mir auch klar, daß er unerrettbar dem Tode der Schmach auf dem Schaffot verfallen ſei. Bis ſpät in die Nacht brachte ich mit Durchleſung der voluminöſen Acten zu. Troſtlos verließ ich den Criminalrichter. Wie möchte ich verſuchen, den ungeheuern Schmerz zu ſchildern, der mich durchraſete; ich war zur Hinrichtung meines Sohnes, meines einzigen Sohnes, des Sohnes meines geliebten Weibes gekommen; ich hatte ihn gefunden, den ich über zwanzig Jahre vergeblich geſucht, nach dem ſich mein Herz mit unausſprechlicher Sehnſucht geſehnt, um ihn auf dem Schaffot vom Schwerte des Henkers ſterben zu ſehen. Dieß mag genug ſein für jedes fühlende Herz. Als ich nach Hauſe kam, fehlte Sabina. Es war, als wenn alles Unglück auf Ein Mal über mich hereinſtürzte. In der Nacht noch verfügte ich mich in die Frohnfeſte, aber ich wurde auf ſtrenges Verbot des Criminalrichters nicht zu Lorenz gelaſſen. Man argwohnte, ich ſei bei dem verunglückten Rettungsverſuch betheiligt. Dieß war die fürchterlichſte Nacht meines Lebens. Geſtern Morgen eilte ich abgehärmt in's Gefängniß. Ich ſah, ich ſprach ihn; er war mein Ebenbild; ich faßte die Ueberzeugung, daß er unſchuldig ſei, und mein Herz zuckte in den mörderiſchen Krallen der Verzweiflung. Ich konnte mich nicht entſchließen, ihm zu ſagen, wer ich ihm war; ich wollte ſein armes Herz ſchonen. Wie ein Wahnſinniger heulend, ſtürzte ich hinaus, als die Geiſtlichen hereintraten, um ihm das Abendmahl zu reichen. Unmittelbar wurde ich von hier zu ſeiner Rettung geführt, Ihr wißt durch welches Wunder.“

„Ich habe der Frau Barbara und meiner Mutter auf dem Wege herein Alles erzählt,“ berichtete Marthe.

„Mir bleibt noch übrig,“ nahm der Oberbergrath ſich die Thränen trocknend, wieder das Wort, „anzugeben, welche Aufſchlüſſe ich in dem verbornen Wandſchranke fand. Aus den Akten hatte ich ſchon erſehen, daß Schimmelpfennig falſch mit mir geſpielt, doch war mir nicht klar geworden, wie und weshalb. Seine hinterlaſſenen Papiere verbreiteten über Alles, was ich wünſchen konnte, das vollſte Licht. Erſtlich fanden ſich eine Menge Briefe meines Vaters und meines Bruders, woraus hervorging, daß Schimmelpfennig mich für ein gut Stück Geld an dieſelben verrathen, ferner dafür, daß er Barbara ſchnell wieder verehlicht, ebenfalls eine namhafte Summe erhalten, endlich ihm für mein Kind alljährig ein ſchönes Jahrgeld ausgezahlt worden war. Doch hatte er das Verſprechen geben müſſen, mich ſtets irre zu führen. Ein anderes Fascikel enthielt die richtige Berechnung des Silberertrags der unter ſeiner Aufſicht ſtehenden Bergwerke und die Abſchrift der falſchen Berechnung, die er der Behörde eingereicht; es waren darin Theilungsberechnungen zwiſchen ihm und dem Schichtmeiſter, mit dem er unter einer Decke geſpielt, und ohne den er keinen Betrug machen konnte. Daraus ging hervor, daß Schimmelpfennig den Schichtmeiſter ebenfalls betrogen hatte. Es zeigte ſich, daß der ſchreckliche Oberbergmeiſter, um die bedeutende Mitgabe, die mein Neffe bei ſeiner Werbung um Suſanne verlangt, zuſammenzubringen und doch ſeinen eignen Reichthum aus Geiz nicht anzugreifen, einen Hauptbetrug ſowohl am Kurfürſten als auch an ſeinem Mithelfer begangen hatte. Dieſer hatte es gemerkt, und ihm in einem Briefe, der in den Berechnungen lag, mit Verrath und Verderben gedroht. Der alſo entbrannte Streit brachte den Oberbergmeiſter raſch zum Mord des Schichtmeiſters. Die Gewiſſensangſt hatte dem Mörder ſogar ein Gebet in die Feder dictirt, worin er den Mord eingeſteht, das unter andern Papieren lag. Das Geld und die Silberſtufen im Schranke waren die ſprechendſten Beweiſe ſeines Betrugs. Sobald Lorenz erfuhr, wer ich ihm war, und wie er vom Oberbergmeiſter und Suſanna betrogen worden, als er hörte, daß ſie es ſogar geweſen, die ihn an der Flucht verhindert, da geſtand er ein, daß Schimmelpfennig der Mörder des Schichtmeiſters ſei. Erzähle du nun, mein lieber Sohn, wie du verblendet geweſen, wie es mit dem Morde zugegangen, und weshalb du lieber auf dem Schaffot ſterben wollteſt, als die Wahrheit ſagen.“

„Der Verſtorbene,“ griff Lorenz die Rede auf, „dem Gott die ſchwere Sünde an uns verzeihen möge, erzeigte mir immer viel Liebe und ſagte mir oft, daß ich ihm Alles verdanke und mein Vater ein ſchlechter entlaufner Menſch geweſen ſei. Die Wohlthaten einer guten Erziehung, eines ſorgfältigen Unterrichts und liebevoller Behandlung in Schimmelpfennigs Hauſe erfüllten mein Herz mit dem

Gefühle der heißeſten Dankbarkeit für meinen vermeintlichen Wohlthäter. Ich habe nie einen Menſchen mehr geliebt als ihn; ich wäre mit Freuden für ihn geſtorben. Suſanna's Neigung zu mir erfüllte mein Herz mit Leidenſchaft, aber ich unterdrückte dieſelbe, als ſie meinetwegen aus dem Hauſe und nach Dresden mußte. Zurückgekehrt, wußte ſie mich wieder zu einer geheimen Unterredung zu bewegen. Ich weigerte mich ſtandhaft, unſern Vater ferner zu betrugen; ſie aber ſagte: ſelbſt wenn er ſie zwänge, einen vornehmen Mann zu ehelichen, ſo betrachte ſie ſich dennoch als mein Weib und werde mir alle Rechte eines Gatten zugeſtehen; lieben könne ſie nur mich allein in dieſem Leben. Ich ſchauderte vor dieſen Reden und nahm mir im Stillen vor, ſie ganz zu meiden, obgleich mein Herz immer noch mit Liebe an ihr hing. Sonntags darauf ging ich nach dem St. Gehülfenſchacht, um Mehres für den Beginn der Arbeit des folgenden Tags anzuordnen. Ich fuhr ein und war eben in einem Seitengang beſchäftigt, als ich einen Schuß im Gewerke vernahm. Daruber verwundert — denn ich glaubte allein im Schachte zu ſein — ging ich raſch in den Hauptgang, um zu ſehen, was es wäre. Da ſtürzte der Oberbergmeiſter in wilder Haſt mit ſcheuen Blicken an mir vorüber und ſah mich nicht; denn ich hatte das Grubenlicht mitzunehmen vergeſſen, er aber trug das ſeinige. Ich lief zurück, holte mein's und durchlief den Schacht. Da fand ich den Schichtmeiſter in ſeinem Blute ſich wälzen. Der Schrecken raubte mir die Beſinnung; ich fiel ohnmächtig neben ihn. So fanden uns der Oberſteiger und einige Heuer, die bald darauf in gleicher Abſicht, wie ich eingefahren waren. Glaubt mir, ich habe genug gelitten, daß ich als Mörder auf dem Schaffot ſterben ſollte; aber mein Entſchluß ſtand felſenfeſt, meinen Wohlthäter und Erzieher nicht zu verrathen. Und wenn er nicht ſo feſt geweſen wäre, Suſanna's nächtliche Beſuche in meinem Gefängniß und die Liebe, die ſie mir bewies, die Seligkeit, die ſie mir bereitete, hätten ihn feſt gemacht: das Haupt des heißgeliebten Mädchens nie mit Schande zu beladen.“

„Edler, trefflicher Menſch!“ rief der Oberbergrath und zog den Sohn an ſeine Bruſt. „Daß ein ſolches Herz ſo gräßlich gemißbraucht werden mußte! Suſanna hat in den Verhören geſtanden, daß ſie dich nie ſonderlich geliebt und in's Gefängniß nur auf Betrieb ihres Vaters gegangen ſei. Sie haben dich hinhalten wollen, die Falſchen, bis dein edles Haupt gefallen wäre, dann hätten ſie freies Spiel gehabt. Aber der Schatten des ſchändlichen Mannes ſelbſt hat ſie entlarvt, und hier ſitzt der Engel — Engel ſind ja Boten des Himmels — durch welchen ſich der Himmel uns offenbart zu deinem und unſer aller Glück. Ein heiliger Schauer durchrieſelt mich, wenn ich bedenke, wie es ſich ergeben und von tiefer Rührung ergriffen, ſtammelt mein Herz: Gelobt ſei Gott!“

Alle falteten die Hände; es war ein feierlicher Augenblick.

„Gib mir deine Hand, Lorenz,“ ſagte dann der Oberbergrath, und du Marthe, gib mir die deine.“ Das erröthende Mädchen gehorchte.

„Ich weiß, du liebſt die Jugendgeſpielin, Lorenz, du haſt es mir vorhin ſchon verrathen. Nur Suſanna's Sinnlichkeit konnte das freundliche braune Kind aus deinem Kopfe verdrängen, in deinem Herzen hat Marthe fortgelebt. Nicht wahr?“

„Ja, mein Vater, Sie haben mein Herz durchſchaut.“

„So werdet ein glückliches Paar. Gott ſelbſt hat euch auf wunderbare Art verlobt. Ich erfülle hiermit nur ſeinen heiligen Willen.“

Lorenz ſank an Marthe's Bruſt und küßte ſie auf die ſchwellenden Lippen. Ihre Arme ſchlangen ſich mit liebender Inbrunſt um ihn. Alle füllten die Gläſer, tranken auf das Wohl des Paares und küßten ſich. Dann lag Marthe noch lange an Sabina's Bruſt, die ſie mit dem Schweſternamen beglückte, und weinte Freudenthränen.

Theorena.

Hiſtoriſche Erzählung.

Die herrliche Größe des alten Hellas war untergegangen in der, wie ein bösartiger Brand, mehr und mehr um ſich greifenden Schlechtigkeit der niedern Volksklaſſe. Die Gemeinheit, mit geſetzloſer Ueppigkeit gepaart, hatte die Blüthe der griechiſchen Staaten ergriffen und vergiftet, aus der einſt die Männer in ihrer einfachen Vortrefflichkeit hervorgegangen waren, deren Namen, auf eherne Tafeln eingegraben, die Geſchichte im Tempel der Unſterblichkeit aufgehängt hat. Dieſes unbeſtändige, vom fieberhaften Rauſche eines falſchen Freiheitsbegriffes taumelnde, mit ſeinem wahren Heile gänzlich unbekannte Volk, hatte zwar auch den edelſten der Athener, Ariſtides, verbannt, hatte ſpäter den Alcibiades angebetet und verflucht, und alle die Thorheiten begangen, die ſich bei einem lebhaften, von tyranniſcher Gewalt nicht niedergedrückten Volke unter gleichen Verhältniſſen ſtets wiederholt haben: aber in den großen Zeiten der griechiſchen Staaten ſtand dem gemeinen Haufen die Kraft der Edeln entgegen, die ſtets klar wußte, was ſie wollte, und was dem Ganzen heilſam war, die mit kluger Berechnung auf das Volk wirkte und es zum nothwendig zu erſtrebenden Ziele leitete, während ſie ſich anſtellte, als ſei ſie ſelbſt willenlos und überlaſſe Alles der Berathung und Anordnung der Menge. Dieſe blieb unmündig, wie ſie es zu allen Zeiten bleibt; aber ſie wollte damals, wie jetzt, ihre Vormünder nicht als ſolche anerkennen, und verbannte ſie aus ihrer Mitte, wenn ſie ſich merken ließen, was ſie waren. Der Beſſere, der geiſtig Begabtere im Volke, konnte das nothwendige Spiel durchſchauen und ihm war kein Hinderniß in den Weg gelegt, ſich ſelbſt zum Meiſter in die Höhe zu ſchwingen und die unſichtbaren, das Ganze leitenden Fäden zu erfaſſen. So ſehen wir in den ſchönſten Zeiten des griechiſchen Volkslebens Männer von unten heraufſteigen, wie herrliche plötzlich aus der Nacht auftauchende Geſtirne, Männer, die auf das Wohl und Wehe ihres Vaterlandes großen Einfluß hatten. Dieſes Verhältniß machte Griechenland ſtark und unüberwindlich, als die Perſerkönige es bekriegten.

Als aber die Vornehmern an Unbeſtändigkeit und Schlechtigkeit dem gemeinen Haufen gleich wurden, entſtanden Parteien, deren rückſichtloſes Verfahren gegen einander die gänzliche Demoraliſirung des Volkes herbeiführen mußte. Die nur noch einzeln hervortretenden kräftigen Geſtalten, noch ſchöne Erinnerungen an Griechenlands große Zeit, vermögen dem innern Zerfall des griechiſchen Volksthums mit aller Anſtrengung nicht mehr zu wehren; und wo innen kein Halt mehr iſt, da ſtehen die Thüren dem äußeren Feinde offen. Vergebens redete Demoſthenes gegen die ſchlaue Einmiſchung der macedoniſchen Könige: Philipp und Alexander wurden doch Griechenlands Herren. Faſt zweihundert Jahre ergötzten ſich die Griechen am Schatten der Freiheit: ein ſolches Volk war auch nur des Schattens werth; aber es war eine gräßliche Ironie des Schickſals, daß, während dieſer erbärmliche Haufe von Freiheit träumte, blutgierige Tyrannen — Alexanders des Großen Generale, die ſein Reich unter ſich theilten, und deren Nachfolger — in ſeinem Eingeweide wühlten. Es thut dem Auge wohl, wenn es in dieſen Zeiten allgemeiner Verderbniß auf einzelnen Lichtpunkten verweilen, ſich von der erblickten Erbärmlichkeit erholen, und die ringsum tobenden Gräuel von Erſchlaffheit erzeugt, durch die Entäußerung aller Menſchlichkeit ausgeführt, einigermaßen vergeſſen kann. Es gleicht dieß Gefühl dem des Wanderers in der Sandwüſte, wenn er eine jener grünen quellen-, früchte- und ſchattenreichen Oaſen erreicht, und ſich dort ausruht und erquickt nach der langen mühevollen Wanderung. Er möchte ſich nicht trennen von dem lieben grünen Eilande, möchte nicht wieder in den Brand der Sonne und die Glut des Sandmeeres hinaus. So verweilen wir gern bei den letzten wahren Griechen, Aratus, Phocion, Phispömen, obgleich auch ſie dem ſchlimmen Einfluſſe ihrer Zeit ſich nicht ganz entwinden konnten.

Aber wahrhaft überraſchend iſt die heldenmüthige Freiheitsliebe einer griechiſchen Frau, die ſie würdig macht, unter den edelſten Männern ihres Volkes und unter den beſten Frauen aller Zeiten genannt zu werden. Zwar ſind es nur die letzten Stunden ihres Lebens, die die Geſchichte aufgezeichnet hat, aber ſie verklären ihren ganzen Lauf im Lichte großer Heldentugend; denn wer groß ſtirbt, hat groß gelebt. Als das Griechenvolk ſchon ein Sclave der Römer und des macedoniſchen Königs Philipp war, wohnte in Theoxena's, der Theſſalierin, Bruſt der wahre Begriff der Freiheit.

Dem römiſchen Geſchichtſchreiber, Titus Livius von Padua, haben wir die Aufzeichnung dieſer merkwürdigen Begebenheit zu verdanken; er wirft das Leben dieſer edeln Frau nur in einigen großen Zügen hin; aber ſie reichen aus, uns ein vollkommenes Charakterbild derſelben zu entwerfen.

Philipp II., König von Macedonien, Sohn des Königs Antigonus, miſchte ſich, wie ſeine Vorgänger, in die Angelegenheiten der unter einander uneinigen griechiſchen Staaten und erlangte bald einen bedeutenden Einfluß. So lang er jung und glücklich war, konnte man ihn keiner böſen That beſchuldigen; als er aber mit den Römern, die ſich das Anſehen gaben, als wollten ſie die griechiſche Freiheit ſchützen, in Berührung gekommen und von ihnen geſchlagen worden war, zeigte ſein Gemüth eine Nachtſeite, die ihn allmählig der größten Abſcheulichkeiten fähig machte. Für das erlittene Unglück rächte er ſich an den Griechen, ſeinen ſogenannten Bundesgenoſſen; er verheerte das Land, nahm die Städte ein und ließ die Vornehmſten hinrichten, theils um ſeine Herrſchaft zu ſichern, theils um ihr Vermögen einzuziehen und auf den Krieg zu verwenden, der ſein Element war. In einem langen mit wechſelſeitigem Glücke geführten Kampfe mit den Griechen, vorzüglich den kriegeriſchen Aetoliern, und den Römern, erlag er endlich der gewaltigen Uebermacht der Letztern, die, aus den ungeheuern Kriegen mit Karthago ſiegreich hervorgegangen, dem Gipfel ihrer Heldengröße gerade in dieſer Zeit mit Rieſenſchritten zu eilten. Je älter Philipp wurde, jemehr ſich das Glück von ihm wendete, je grauſamer und unmenſchlicher zeigte er ſich gegen die von ihm Beherrſchten. Ohne Schonung ließ er die ihm Verdächtigen aus dem Wege räumen und richtete in manchen Städten ein gräßliches Blutbad an.

Schon in ſeinen frühern Regierungsjahren hatte er bei den erſten Ausbrüchen ſeiner tyranniſchen Wuth einen edeln Theſſalier, einen der Vornehmſten des Volks, Namens Herodicus, Bürger der Stadt

Theſſalonica, hinrichten laſſen. Dieß unglückliche Schlachtopfer der Tyrannei hinterließ zwei Töchter, Theoxena und Archo, an gleich edle und vornehme Theſſalier verheirathet und Mütter mehrerer Söhne und Töchter. Philipp fürchtete von des Herodicus Schwiegerſöhnen vielleicht daſſelbe, was er von ihm gefürchtet hatte, vielleicht auch ihre Rache wegen des am allverehrten Herodicus bübiſch verübten Mordes. Mochten aber auch ſeine Beweggründe ſein, welche ſie wollten — wer vermag in das teufliſche Gewebe einer ſolchen blutgierigen Seele zu ſehen! — Die Geſchichte hat nur ihre Reſultate aufgezeichnet. Herodicus Schwiegerſöhne mußten ebenfalls unter Philipps Mordſchwerte verbluten. Die beiden unglücklichen Frauen waren des Vaters und der Gatten durch den frevelhaften Mord des Tyrannen beraubt, und der Schmerz ihres Gemüths vereinigte und verdoppelte die Liebe zu den ihnen allein übrig gebliebenen unerzogenen Pfändern ihres grauſam zerſtörten ehelichen Glückes. Beide Schweſtern liebten ſich, nach ſo großen Verluſten, wechſelſeitig nur noch mehr, und jede die Kinder der Andern, wie ihre eigenen. Den jugendlichen Wittwen kamen viele vortheilhafte Heirathsanträge zu. Theoxena wies alle Freier ſtandhaft zurück; ſie wollte nur ihren Kindern, ihrem Schmerz und ihre Trauer über die von ihrem Herzen in den Tod geriſſenen

Lieben angehören. Archo hingegen verſchmähete nicht, eine neue Verbindung mit einem gewiſſen Boris, einer der reichſten und angeſehenſten Familien der Stadt Aenea in Theſſalien entſprungen. Nachdem ſie ihren zweiten Gatten wieder mit mehreren Kindern beſchenkt hatte, ſtarb ſie, und hinterließ die Sproſſen ihrer beiden Ehebündniſſe zum Theil noch klein, unerzogen und der mütterlichen Pflege bedürftig. Theoxena konnte das Geſchäft ihrer Wartung und Pflege unmöglich einer andern Frau überlaſſen, und aus Liebe zu den Kindern ihrer Schweſter entſchloß ſie ſich zu dem Schritte, den ſie früher ſo oft verweigert hatte, ſie verheirathete ſich ebenfalls zum zweitenmal; aber ſie reichte dem Boris, dem verwittweten Gemahle ihrer geliebten dahingeſchiedenen Schweſter Archo die Hand, um die Mutter ſeiner verlaſſenen Kinder zu ſein. Sie wartete derſelben nun mit ſolch' ausgezeichneter Liebe und Sorgfalt, zeigte an alle ſo viel Anhänglichkeit, daß man nicht anders meinen konnte, als ſie allein habe alle geboren. Dabei ſchenkte ſie ihrem Gatten reine, edle Zärtlichkeit und Treue, Tugenden, die man an einer ſolchen Frau kaum rühmen darf, da weit größere ſie zieren, jene aber in den Pflichten einer Jeden begriffen ſind.

Die gräßlichen Stürme, welche Theoxena's früheres Leben ſo wilddurchbrauſt und zerriſſen hatten, ſchienen beſchwichtigt, das Schickſal mit den gefallenen Opfern zufrieden, ein ſtilles heiteres Glück den Abend ihres Lebens verſüßen und die unbarmherzigen Schläge des am ſchwülen Tage über ſie gekommenen Ungewitters verſöhnen zu wollen.

Theoxena opferte reichlich den Göttern des häuslichen Heerdes; umſchloß doch ſein heiliger Umkreis die von ihr über Alles geliebten Menſchen, ihren Gatten, die Kinder ihrer Schweſter und ihre eigenen. Hier ſchaffte ſie ſtets beglückend und ſelbſt beglückt. Der Geſchichtſchreiber gibt nicht an, wieviel der Kinder waren, er ſagt uns blos, von drei Vätern und zwei Müttern waren Jünglinge und Mädchen in der Familie. Aus dieſem heitern Himmel zuckte nun plötzlich ein Blitzſtrahl auf die ſich liebenden edeln Menſchen herab; ein neuer unerwarteter Schlag des Schickſals betäubte die ſich heitern Hoffnungen dahin Gebenden. Der König Philipp, mit vorrückendem Alter immer grauſamer und mißtrauiſcher, erließ, von der Angſt für ſein Leben, dem Fluch aller Tyrannen gepeitſcht, den Befehl, die Kinder aller derjenigen Griechen, welche er früher hatte hinrichten laſſen, einzufangen und in ſeinen Gewahrſam zu bringen. Wenn ſie in ſeiner Macht ſeien, glaubte der Wütherich nichts von ihrer Rache befürchten zu dürfen. Seine Mordknechte durchzogen, dem erhaltenen Befehl gemäß, das Land, um auch die Kinder aus den Armen ihrer Angehörigen zu reißen, die früher ſchon die Väter derſelben durch gewaltſamen Tod verloren hatten. Theoxena umfing ihre zärtlich geliebten Schätze und ſchwur eher das Aeußerſte zu wagen, als ſich derſelben durch die Tyranneiknechte berauben zu laſſen. Denn ſie ſah wohl ein, daß die zarten Jünglinge und Jungfrauen in den Händen der rohen Diener der Gewalt ein Opfer grauſamer Luſt des ſchändlichen macedoniſchen Königs und ſeiner ihm gleichen Umgebung werden müßten, und ihre reine Seele ſchauderte. Ein großer Gedanke, einer freien edeln Griechin würdig, ſtieg in der Seele der muthigen Frau auf und freimüthig ſprach ſie ihn aus. „Eher,“ ſagte die Heldin, „ſollen ſie alle durch meine eigene Hand ſterben, ehe ſie in Philipps Gewalt kommen. Ich habe ſie treu geliebt bis dieſe Stunde, ſo will ich ihnen denn auch den letzten Liebesdienſt erweiſen, damit ſie nicht der Schande Preis gegeben würden. Sie leben laſſen, hieße ſie haſſen.“ Poris entſetzte ſich vor ſolch raſcher blutiger That; er ſuchte auf gelinderem Wege dem gewaltig drohenden Unglücke auszuweichen. In Athen lebten ihm treuergebene Gaſtfreunde; dort behaupteten die Römer ſchon einen ſehr mächtigen Einfluß, dorthin reichte des Macedoniers mörderiſcher Arm nicht. Er beſchloß daher ſich mit ſeiner Familie nach der befreundeten Hauptſtadt Attikas zu flüchten. Alles wurde mit der größten Stille und Heimlichkeit zur Flucht vorbereitet. Von Theſſalonica, ihrem Wohnorte, reisten ſie nach Aenea der Geburtsſtadt des Poris. Zum Vorwande ihrer Reiſe diente ihnen einen großes Volksfeſt, welches alljährlich zu Aenea mit vielen religiöſen Zeremonien zu Ehren des angeblichen Gründers der Stadt, des Trojaners Aeneas, gefeiert wurde. Es war nämlich dort die Sage, dieſer Fürſt habe auf ſeiner Flucht von Kleinaſien nach Italien, nach der Zerſtörung Iliums, dieſe Stadt an einem ſchönen Buſen des nordweſtlichen Theils des ägeiſchen Meeres erbaut, und ſie nach ſeinem Namen benannt. Dort angelangt, gab Poris einen großen Feſtſchmaus, wozu die Diener des Tyrannen geladen wurden; Luſtbarkeiten und Genüſſe füllten den ganzen Tag aus. Während deſſelben hatte Poris ein Schiff für die Nacht beſtellt, ihn mit ſeiner Familie nach der Athen gegenuber gelegenen Inſel Euböa zu führen; um die dritte Nachtwache ſollte es an einer bezeichneten Stelle des Meerbuſens warten; die Stadt lag dicht an der Bucht, und es war deshalb vom Orte der Schmauſerei bis zum Schiffe kein weiter Weg. Als nun Alle, vom Rauſche niedergedrückt, entſchlafen waren, brach Poris mit Frau und Kindern auf, gleichſam als wolle er nach Theſſalonica zurückkehren. Sie erreichten das

Schiff, welches glücklich vom Stapel lief. Aber ein grauſames Geſchick wollte ihrer Aller Verderben. Der Himmel hatte ſich mit ſchwarzen Wolkenmaſſen überzogen; widrige Winde blieſen ihnen entgegen. Wie auch die Ruderer ſich anſtrengten, ſie brachten das Schiff nicht aus der Bucht auf das offene Meer hinaus. Der Sturm iſt unerbittlich wie der König Philipp; das Schiff wird in einem kleinen Raume herumgeworfen und in der Nähe der Stadt zurückgehalten. Der traurige Morgen zieht herauf, er zeigt den erſchrockenen Flüchtlingen die nahe Küſte. Der Sturm hat ſich wohl verzogen, aber das tückiſche Meer hält den Angſtvollen nur wie zum Hohn ſeinen ebenen grünen Spiegel entgegen. Schon iſt in Aenea des Poris Flucht verlautet; der anbrechende Morgen zeigt den betrogenen Tyrannengehülfen, die bei der Wache des Hafens angeſtellt waren, das ſchon weit geglaubte Schiff in der Nähe der Bucht; mit frechem Frohlocken über des Poris vereitelten Plan, ſetzen ſie ein Boot aus und bemannen es mit Häſchern, denen ſie den drohenden Befehl mit auf die Meerfluth hinausgeben, ohne die flüchtige Familie nicht zurückzukehren.

Poris ſieht ſie nahen; verzweifelt wendet er ſich zu den Rudern und übrigen Schiffsleuten, um ſie zur äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte zu bewegen, damit ſie durch eine ſchnelle Flucht dem nachſetzenden Schiffe entrinnen könnten. Die Hände gen Himmel erhoben, fleht er dazwiſchen die Götter um Hulfe an. In Theoxena's Seele aber war die furchtbare Gewißheit aufgegangen, daß hier keine Hülfe, weder der Menſchen noch der Götter, zu erwarten ſei, daß vielmehr Schmach und Schande ſchon die gierigen Hände ausſtreckten, ſie zu erfaſſen. Schnell ſtand ihr Entſchluß feſt in der heldenmüthigen Seele, und ruhig ſchritt ſie zu deſſen Ausführung. Lange hatte ſie ſchon auf ſolchen Fall Gift und Dolch bei ſich geführt; denn ſtets hatte ſie ja einen kurzen ruhmvollen Tod einem langen unfreien Leben voll Schande vorgezogen. Jetzt nahm ſie Beides hervor, legte den Stahl, ſtellte den Giftbecher vor die zuſammengerufenen Kinder. „Der Tod“, ſagte ſie ernſt und ſtrenge, „iſt euch unerläßlich; hier ſind zwei Wege, die zu ihm führen; erwähle Jedes von euch den, zu welchem ihn die Seele treibt. Entflieht auf ihm dem Uebermuthe des Königs. Sterbt frei, wie ihr frei gelebt! Sterbt als meine Kinder! Wohlauf, ihr Jünglinge, die ihr größer ſeid, ergreift zuerſt den Dolch, oder leert den Becher, wenn ein langſamer Tod euch lieber iſt.“ Theoxena's Auge ſtrahlte von Heldenmuth verklärt. Schon waren die Feinde nahe; die Kinder greifen, würdig ihrer Mutter, theils zum

Gift, theils zum Dolch. Sie morden ſich unter einander ſelber; thränenlos ſchlachtet die theſſaliſche Heldin die ihr unendlich theuren Pfänder ihrer Liebe; reißt ſich das einzige Beſitzthum ihres Herzens aus demſelben, zerknickt mit ſtarker unerbittlicher Hand die Blüthen, deren Farbe und Duft ihr größtes Entzücken waren. Halb entſeelt ſtürzen ~~ſich~~ die vergifteten und blutenden Jünglinge und Jungfrauen vom Rande des Schiffes in das Meer hinab. Theoxena aber, die kinderloſe Mutter, umſchlingt den treuen Gefährten ihres Lebens, damit er auch ein treuer Gefährte ihres Todes ſei, und Bruſt an Bruſt geſchmiegt, ſchwingt ſie ſich mit ihm hinab in die Fluth, die ihnen mitleidiger den Tod gewährt, als Philipp, der Tyrann, und ſeine Schergen. Die Königlichen beſteigen eben das Schiff; ſie finden es leer und ſtarren mit Entſetzen in die Fluthen, die theilnahmlos die Leichname auf dem Rücken des Meeres dahin wälzen.

Philipp erkannte die Größe der That nicht; er wurde nur noch wüthender und gräßlicher und verübte Grauſamkeiten, die bisher unerhört waren. Aber auch in ſeinem eigenen Hauſe wüthete der Mord. Perſeus, der ſchlechtere ſeiner Söhne und Baſtard, ermordete ſeinen edeln, rechtmäßigen, von den Römern geliebten Bruder, Demetrius, und ſchwang ſich nach Philipps Tod auf den Thron

Macedonien's; aber die Römer machten bald ſeinem Leben und dem ganzen Reiche ein Ende.

Die hier erzählte Begebenheit fällt in das 182ſte Jahr vor des Erlöſers Geburt. Man nenne die That jener Frau nicht grauſam, gräßlich; ſie war keine Chriſtin. Im Sinne der antiken Welt, in welchem wir ſie nehmen und verſtehen müſſen, iſt ſie wahrhaft groß. Sokrates und Phocion tranken mit Ruhe den Giftbecher, aber wahrlich Theoxena that als fühlendes Weib, als liebende Mutter, als zärtliche Gattin mehr. Sie ſtarb einen vielfachen Tod, während Jene nur einen zu überwinden hatten.

Eliſabeth Fry,

der

Engel der Gefängniſſe.

Panegyrikus.

Die Strenge der engliſchen Geſetze ſteht zu der Verderbtheit der untern Volksklaſſen Englands in einem richtigen Verhältniß, aber es entſpringt aus ihr der Uebelſtand, daß alle Gefängniſſe, Zucht- und Correctionsanſtalten eine zahlloſe Menge von Sträflingen ohne Unterſchied ihres Verbrechens einſchließen. Jahre lang wurde ſonſt der weniger Strafbare, ja oft der Unſchuldige mit dem Böſewicht zuſammengekerkert, der von Charakter Edlere mußte mit dem von Jugend auf gänzlich Verdorbenen in ſchmählicher Gemeinſchaft leben, und die Demoraliſirung Aller, unſägliches Elend an Leib und Seele und die gänzliche Entwürdigung der Menſchheit, die doch auch in dem Verbrecher anerkannt werden muß, waren die Folgen dieſer böſen Unordnung, in die von oben — vom Thron und der Regierung — kein wärmender und klärender Sonnenſtrahl fiel. Die Gefängniſſe waren überfullt; aber ſobald die verhängnißvolle Pforte ſich hinter dem Unglücklichen geſchloſſen hatte, mochte nun Verbrechen oder nur Vergehen oder auch nur ein unerwieſener Verdacht ihn in dieſe Kammer des Elends ſchleudern, er war ausgeſtoßen aus der menſchlichen Gemeinſchaft; die Geſellſchaft hat ſich ſeiner entledigt, und er war aller Rechte verluſtig, die er je auf ſie beſeſſen. Die, mit denen er umzugehen verdammt war, galten ja ebenfalls als Auswurf, und es war natürlich, daß das Bedürfniß der Geſelligkeit allmählig in eine Verbindung der Verworfenen führte, die, war nur der erſte grimmige Schmerz in der Bruſt des Beſſern betäubt, das letzte milde Gefühl im ohnmächtigen Knirſchen über die Entwürdigung des edleren Selbſt erſtickt, zuletzt Kirche und Staat und allen wohlthätigen Inſtitutionen der Geſellſchaft den furchtbarſten Hohn ſprach.

John Howard, einer der edelſten Menſchen, die je zur Verminderung menſchlicher Noth ihre Kräfte aufwendeten, vertrieb durch ſein beiſpiellos unermüdetes Streben, das ihn Gut und Leben aufopfern ließ, ihn durch alle Länder Europa's und zuletzt nach Aſien in jene Höhlen des Jammers führte, aus denen keine um Erbarmen flehende Stimme zu dringen vermochte, jenen gräßlichen Fluch, der auf allen Gefängniſſen ruhte, Gräber der Lebendigen in geiſtiger und in körperlicher Hinſicht zu ſein. Die freie, durch das Wort der Religion, des Naturrechts, der Vernunft, des Gefühls und der Geſetze geſtärkte Stimme des edeln Britten drang zu den Ohren der Großen der Erde und es fielen Tropfen lindernden Balſams in jene ſich von Gott und Welt vergeſſen wähnende Herzen. Die engliſchen Gefängniſſe erhielten zuerſt durch ſeine Veranſtaltung eine beſſere, ordnungsgemäße Einrichtung; er ſenkte in tauſend von Verzweiflung ſtarr gewordene Seelen, wieder Hoffnung, Glauben und Liebe. Der hochherzige Engländer dehnte ſein Streben mit einer wahren kosmopolitiſchen Aufopferung über ganz Europa aus; ja er gedachte es noch weiter zu führen, als er 1790 von einer epidemiſchen Krankheit, die er ſich bei'm Beſuch eines Gefängniſſes zugezogen, in der Halbinſel Krim, dahin gerafft wurde.

Aber ſchon lebte die Edle, für deren großes, menſchliches Herz es einſt das heiligſte Bedürfniß werden ſollte, das Werk ihres allgemein gefeierten und tief betrauerten Landsmanns weiter zu führen und in ſeine Fußſtapfen zu treten: wir meinen die hochherzige Engländerin, Eliſabeth Fry. Dieſe mit der höchſten Zierde der Weiblichkeit, einem weichen, frommen Gefuhl, das ſchnell zur kräftigſten Handlung für die Leiden der Menſchheit wird, ausgeſtattete Frau, war die Tochter eines reichen Gutsbeſitzers John Gurneys auf Earlham-Hall in der Grafſchaft Norfolk in Altengland, und wurde im Jahre 1780 geboren. Der Vater war ein Quäker, und die Geſetze der reinen chriſtlichen Kirche, wie ſie einſt von Chriſtus und ſeinen Apoſteln verkündet wurden, und welche die der edelſten Menſchenliebe ſind, wurden in ſeinem Hauſe ſtreng befolgt. Dieſe

Gebote nicht nur zu halten, ſondern ſie durch die That ſelbſt auszuführen, wurde Eliſabeth ſchon früh zur ſüßeſten Pflicht ihres gottergebnen und die Menſchheit liebenden Herzens. Schon in ihrem ſiebzehnten Jahre that ſie den erſten Schritt auf ihre künftige ruhmwürdige Laufbahn; ſie errichtete nämlich nach erhaltener Erlaubniß ihres über der geliebten Tochter Beginnen hocherfreuten Vaters, in einem Saale des elterlichen Schloſſes eine Freiſchule für arme, verlaſſene und verwaiſte Kinder ihres Geſchlechts. Da that ſich das Herz der herrlichen Jungfrau wie eine Sonne auf, die mit ihren wärmenden und erhellenden Strahlen den um ſie geſchloſſenen Kreiſe der hilfloſen Jugendwelt erquickte und beglückte. Vielleicht hatte zu jener Zeit ſchon Howard's ſegenreiches Beiſpiel auf ſie gewirkt und den Funken in ſie geworfen, daß die reine Glut ihrer Liebe und That ſo mächtig aufloderte; aber es ſtand ja der Edeln noch ein glänzenderes Muſter vor Augen.

Hatte doch der göttliche Meiſter einſt milde geſprochen: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; und ferner: Kommt Alle zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken. Der Hülfsbedürftigen ſammelten ſich bald über 80 um die jugendliche Hülfeſpenderin, die für Geiſt und Körper ihrer jungen Pfleglinge zugleich ſorgend, täglich mehrere Stunden ſowohl auf Ertheilung mannigfachen Unterrichts in allen weiblichen Arbeiten als auf Vorleſungen und Erklärung der Bibel verwandte. So verband die ſiebzehnjährige Jungfrau, die als Quäkerin allen Vergnügungen der Welt entſagte, mit der Frömmigkeit und Weisheit in Deutung der heiligen Schrift, die Erfahrenheit und Geſchicklichkeit einer an Jahren ſchon vorgeſchrittenen Hausfrau; aber die Krone dieſer hohen weiblichen Vorzüge war doch unſtreitig der lebendige Drang in ihrer Bruſt, mit dem erhaltenen Pfunde reichlich zu wuchern und das, was ſie wußte und beſaß, zur Ehre Gottes und zum wahren Wohle der Menſchen, die ſie alle als Brüder liebte, anzuwenden. Drei Jahre lang ſtand die verehrungswürdige Eliſabeth dieſer von ihr ſelbſt geſchaffenen Armenſchule vor, die für ſie gewiſſermaßen die Vorſchule zu ihrer nachherigen größern und noch ſegensreichern Wirkſamkeit war, als ſie das Geſchick in ihrem zwanzigſten Jahre mit einem edeln, ihrer ganz würdigen Manne verband. Es war Joſeph Fry, ein Bankier, der Eliſabeth im Jahre 1800 als Gattin nach London, ſeinem Wohnorte, führte. Hier, in der ungeheuern Hauptſtadt Großbrittaniens, auf dem Hauptſtapelplatz und Markt der ganzen civiliſirten Welt, dem Sitz des höchſten menſchlichen Luxus und des tiefſten menſchlichen Elends, wo der

Reichthum und die verſchwenderiſche Pracht hart und ungerührt an der ſchmachtenden Dürftigkeit und der aus Noth und Mangel hervorgegangenen Niedrigkeit, Gemeinheit und Verworfenheit vorüberſchreitet; hier wurde Eliſabeths gefühlvollem Herzen ein großes Wirkungsfeld eröffnet. Ohne die Gabe lange nach dem Bedürfniſſe des Empfängers abzumeſſen, ohne zu fragen, welcher Kirche oder welcher politiſchen Partei er zugethan ſei, oder welchem Lande er angehöre, gab die edle Fry nicht nur mit vollen Händen, ſondern ſie ſuchte durch Rath und andre thätige Hülfe dem Elende abzuhelfen. Ihr trefflicher Gatte, gerührt von der Tugend und Menſchenliebe ſeiner theuern Lebensgenoſſin, ſtellte ihr jährlich eine ſehr bedeutende Summe zu ihrer Verfügung, das heißt zu mildthätigen Zwecken; denn wie hätte ſie das Geringſte von jenem Gelde zu einem andern anwenden können? Nicht allein in die Hütten der Armen trug ihr Fuß Glück und Segen, ſie ſuchte auch die Unglücklichen auf, die an der Geſellſchaft oder ſich ſelbſt gefrevelt hatten; ſie trat auch zum Laſter und zum Verbrechen, ein aufrichtender, verſöhnender, helfender Engel. Wenn ſie dort den Hungrigen ſpeiſte, den Entblößten kleidete, den Verzweifelnden mit Worten des Himmels tröſtete, den Traurigen mild erheiterte, ſo rührte ſie hier mit leiſer ſchonender Hand an die krankhafte Stelle, predigte den Geſunkenen das Evangelium, reichte ihnen das Buch aller Bücher, erinnerte ſie an die allbarmherzige Liebe Gottes, die den verlornen und wiedergefundenen Sohn freudig wieder in den Schooß der Gnade aufnimmt, deutete ſie hin auf den erhabnen Gottmenſchen, der für alle Sünder litt und ſtarb, und weckte ſo in den roheſten Gemüthern das Gefühl eigner Schmach, die Sehnſucht nach Wiederausſöhnung mit der von ihnen beleidigten Menſchheit, das Beſtreben ſich der Liebe Gottes würdig zu machen. So wie Eliſabeth den Kranken ihre größte körperliche Sorgfalt widmete, ſo wendete ſie ihre größte geiſtige Thätigkeit den Verbrechern zu, die ſie auch nur als Kranke betrachtete.

Sowohl der Name dieſer ſegenſpendenden Frau, als auch ihre Tugend, ihre Frömmigkeit und außerordentliche Wohlthätigkeit, ſo wie endlich ihre Jugend und Schönheit erinnere an Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, welche die katholiſche Kirche unter ihre Heiligen aufgenommen hat; eben ſo gleicht Joſeph Fry dem Landgrafen Ludwig in der Liebe zu ſeiner Gemahlin und in der Gewährung ihrer frommen Wünſche. Wenn die edelſte Benützung der von der Vorſehung dargebotenen Mittel, wenn die ſtrengſte vom Herzen ſelbſt begehrte Befolgung der göttlichen Gebote, wenn die uneigennützigſte glühendſte Liebe zu Gott und den Menſchen, das treueſte Anhangen an die geoffenbarte Religion und deren Stifter, wenn endlich die gewiſſenhafteſte thätige Anwendung aller dieſer hohen Tugenden auf das Leben und die Menſchenwelt gewiß allein das Recht auf den Namen eines Heiligen würdig gewähren, ſo iſt Eliſabeth Fry im edelſten Sinne des Wortes eine Heilige, mag ſie auch nicht zur katholiſchen Kirche gehören und der Papſt in Rom ſie nicht feierlich canoniſiren.

Lange Jahre hindurch hatte ſich der Ruf von Eliſabeths Wohlthätigkeitsliebe immer mehr verbreitet, und ſo geſchah es denn, daß einige Quäker, ergriffen von dem unerhörten Elende in dem Gefängniſſe von Newgate, ihr eine lebhafte Schilderung deſſelben machten, und ſie dadurch bewogen, dieſen Wohnort der entwürdigten Menſchheit ebenfalls zu beſuchen. Sie wandte ſich demnach an den Vorſteher jenes Gefängniſſes mit der Bitte, ihr den Eintritt in daſſelbe zu geſtatten. Aber ſo gräßlich mußte die Verworfenheit in jenen verrufenen Räumen ſein, daß der Mann Eliſabeth vor dem Eintritt in dieſelbe warnen ließ, mit dem Bemerken: er ſelbſt wage es nicht, die Gefängniſſe zu betreten; um wie vielmehr habe eine zarte Frau zu befürchten von all dem Schrecklichen, was ſie ſehen und hören würde, mit dem tiefſten Schauder und unverwindlichen Abſcheu erfüllt zu werden; er halte es daher für Menſchenpflicht, ihr von dieſem Vorhaben abzurathen. Die gutgemeinte Abſicht des Warners anerkennend, ſtählte dieſelbe aber nur noch mehr den Muth der auf Wohlthun begierigen Frau und beſtärkte ſie in ihrem Entſchluſſe, ſo daß ſie auf wiederholte Bitte die Erlaubniß zum Eintritt in das Newgate-Gefängniß erhielt. Der Vorſteher rieth ihr jedoch, Uhr und Börſe zu Hauſe zu laſſen; ſie aber bemerkte dagegen, daß ſie ſehr wohl wiſſe, in welche Gefahr ſie treten werde, daß ſie aber auch die Kraft in ſich fühle, jeden Anblick zu ertragen, daß ſie ſich keineswegs fürchte und Uhr und Börſe nicht abzulegen geſonnen ſei. Mit ſolch heldenmüthigen Geſinnungen trat die körperlich ſchwache und zarte Frau in die von der Peſt der tiefſten Verworfenheit durchwehten Gemächer. Zuerſt wurde ſie in ein großes Zimmer geführt, worin 160 Weiber mit ihren Kindern zuſammen lebten. Alt und jung, zum Tod oder zu Zuchthausſtrafe bereits Verurtheilte, in gerichtlicher Unterſuchung noch Befangene, ja ſelbſt Begnadigte, die ihre Strafzeit noch nicht ganz abgeſeſſen oder wohl gar vergeſſen waren, wühlten, meiſt nackt oder in ekelhafte Lumpen gekleidet, mit von Verzweiflung und thieriſcher Rohheit verzerrten Geſichtern und fliegenden Haaren, in gräßlicher Unordnung durcheinander. Ein Theil dieſer ſchrecklichen

Weiber reinigte ſich oder trieb ſonſt eine widrige Verrichtung, ein anderer Theil kochte; dieſe aßen oder verſchluckten vielmehr mit gieriger Wuth die unreinlichen und halbgekochten Speiſen, während jene ſich mit niedrigen, gemeinen Spielen vergnügten, andere auf verfaulten Stroh ſchliefen, andere gleichgültig oder wie vom ſtillen Wahnſinn befallen vor ſich hinſtarrten, andere fluchten, laut tobten, verzweifelt heulten und die verworfenſten und gotteslästerlichſten Reden ausſtießen. Dazwiſchen krochen nackte Kinder in all ihrem Schmutze und ſuchten das erſte Bedürfniß der Natur, den Hunger mit jeglichem, was ſie auffanden, zu ſtillen, während ihr erwachender Geiſt mit nichts als gräßlichen Flüchen, Gotteslästerungen, und ſchauderhaft gemeinen Scherzen genährt wurde. All dieß Unweſen trieb ſich in dem einen Gemach herum, in welches Eliſabeth Fry gleich einem Himmelsboten trat. Ihre holde zarte Geſtalt, die damals gerade noch von einer eben überſtandenen Krankheit Spuren trug, ihre milden Friedensblicke, ihr weißes einfaches Gewand, welches ſie als Quäkerin trug, und vollends ihre ſanfttönende, Troſt verkündende Silberſtimme konnten wohl den über ſolch ungewohnten Beſuch hoch erſtaunten Bewohnern von Newgate den Wahn einflößen, ſie ſei einer der himmliſchen Bewohner. Denn plötzlich verſtummten die wilden rohen Laute, die verzerrten

Geſichter gewannen wieder rein menſchliche Züge, und aus den ſtarrſten Augen leuchtete wieder ein Strahl des Lebens, als Eliſabeths Blick wohlthuend über ſie hinſtreifte. All die ſcheußlichen Weibergeſtalten umſtanden den ſeltſamen ſchönen Gaſt in dieſem Hauſe in einem weiten Kreiſe, keine wagte frech zu ihr heran zu treten oder ſie zu berühren, vielmehr wurden alle von der hohen Würde dieſer Geſtalt in einer ehrerbietigen Entfernung gehalten und ſahen voll Erwartung in die ruhigen Züge des ſchönen Geſichts. Und ſie that ihren Mund furchtlos auf, und Friedensworte floſſen daraus und ergoſſen ſich verſöhnend in die Herzen der Entarteten. „Ihr fühlt euch wohl recht ſehr unglücklich, ihr Armen?“ fragte ſie mit milder Theilnahme und alle erſtaunten ob ſolcher hier noch nie vernommenen Worte.

„Wenn man euch nun helfen, wenn man ſich euerer großen Noth erbarmen, euch pflegen und kleiden wollte, würdet ihr denn das gerne ſehen und annehmen?“ —

„Wohl würden wir das!“ riefen Einige, „aber wer will ſich unſrer annehmen? Niemand gedenkt an uns; wo ſoll ſich eine Seele finden, die ſich unſrer erbarmte?“ —

„Verzweifelt nicht in eurer Noth! Seht, ihr armen Menſchen, ich bin zu euch gekommen, um mich von eurer Hülfsbedürftigkeit zu überzeugen, und ihr abzuhelfen, ſo viel es nur in meinen Kräften ſteht.

Wenn nun Verbeſſerung eurer ſchlimmen Umſtände euer ernſtlicher Wille iſt, ſo handelt nur im Verein mit mir, ſteht mir bei in meinem Unternehmen, und ich verſpreche euch als Belohnung eine beſſere Lage. Mich jammert eures Elendes und ich hoffe euch bald zu überzeugen, daß euch eure Brüder, die übrigen Menſchen, nicht, wie ihr wähnt, vergeſſen haben.“ Und als ſie nun weiter nur von der Liebe und von den ſüßen Pflichten, die uns unſer Innres vorſchreibt, als ſie immer verſöhnender von dem Verhältniß ihrer Zuhörerinnen zu der übrigen Menſchenwelt ſprach und mit keinem Worte die Verbrechen und Miſſethaten berührte, um derentwillen dieſe hier verweilten; da ging in den Nacht- und Nebelumdüſterten Herzen der Gefangnen zuerſt der milde Stern der Hoffnung und des Vertrauens zu den Menſchen auf, und mit der Sehnſucht, ihre äußere Lage verbeſſert zu ſehen, regte ſich zugleich die, ſelbſt beſſer zu werden. Um ihre Worte durch die That nachdrücklicher zu machen, reichte Eliſabeth den entblößten Weibern und Kindern Kleider, die ſie mitgebracht hatte, und entfernte ſich mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, was die rührendſte Bitte der Unglücklichen von ihr zu erflehen ſuchte. Ihr ſchöner Eifer ließ ſie den zweiten Beſuch in Newgate nicht lange verſchieben, und mit leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſen verſehen, trat ſie wieder unter die über ihre Ankunft hocherfreuten Weiber. Reine Wäſche und Kleider für Alt und Jung, einfache aber nahrhafte Speiſen, mancherlei dem Weibe unentbehrliche Werkzeuge und Geräthſchaften ließ ſie ſich nachtragen; ſie ſelbſt aber hielt in ihrer Hand eine Bibel. Es war Eliſabeths Vorſatz, dießmal einen ganzen Tag unter den Unglücklichen zuzubringen. Sie blieb allein mit den Gefangenen; denn die Thüre wurde hinter ihr wieder geſchloſſen. Nun theilte ſie zuerſt die Effecten aus, dann ſprach ſie: Eurer größten körperlichen Noth iſt nun einigermaßen abgeholfen; aber auch eure Seelen bedürfen gar ſehr der Hulfe und für dieſe iſt das Buch hier, die Bibel, das Wort Gottes. Dieſes Buch enthält die Richtſchnur meiner Handlungen; was es mir befiehlt, das thu' ich, und mein Gewiſſen ſagt mir: ich habe recht gethan; was es mir verbietet, das unterlaß ich, und mein Gewiſſen lobt mich darum. Nach der Bibel ſolltet ihr, ſollten alle Menſchen handeln, und ſie würden nie ſündigen, und von ihrem Gewiſſen Vorwürfe zu befürchten haben. Die Bibel hat auch mich zu euch geführt; denn ſie befiehlt mir, die Gefangenen zu beſuchen und die Armen und Bedrängten zu unterſtützen. Der Bibel habt ihr es allein zu verdanken, daß ich zu euch gekommen, daß ich ferner noch oft kommen und eurer Noth immer mehr abzuhelfen mich beſtreben werde. Wünſcht ihr nun nicht, aus der Bibel etwas zu hören? Ich bin gern bereit, euch Einiges daraus vorzuleſen.“

„Wir bitten Sie, gute Frau, leſen Sie!“ riefen Einige und Alle ſchienen es zu wünſchen. Frau Fry wählte das Gleichniß vom Hausvater (Evang. Matthäi 20. Kap.). Als ſie nun zu der Stelle kam, wo der Arbeiter um die elfte Stunde gemiethet wird, rief ſie begeiſtert aus: „Euch hat jetzt die elfte Stunde geſchlagen! Auf und ermannt euch, und folgt Chriſtus, der gekommen iſt, die Sünder zu erretten. Laßt euch's nicht kümmern, daß eures Lebens größter Theil unnütz entflohen iſt, ihr könnt das Reich Gottes noch erlangen!“ — Die von dem ſanften, theilnehmenden, herzengewinnenden Vortrage gerührten Weiber ſahen ſich einander traurig an; Einige fragten: wer denn Chriſtus ſei; die Armen hatten nicht einmal den Namen des göttlichen Erlöſers jemals in der Dumpfheit ihres Lebens vernommen. Andre ſagten ganz zerknirſcht: zu ihnen ſei der Heiland doch nicht gekommen; ſie ſeien nun für ewig verdorben und könnten nicht mehr gerettet werden. Aber die milde Tröſterin ließ ſich dadurch nicht irre machen; nachdem ſie den

Einen mit kurzen ſchönen Worten geſagt hatte, wie Chriſtus der Sohn Gottes, der Erlöſer der Welt, auch in Dürftigkeit geboren ſei, wie er allen Menſchen das ewige Heil gebracht und für alle Sünder gelitten und geſtorben ſei, ſo daß alle Reuigen durch ſein Blut verſöhnt, am Reiche Gottes und der ewigen Seligkeit nach dem Tode wieder Antheil hätten: richtete ſie die andern Verzweifelten wieder auf und verkündete ihnen, ſie möchten nur ihre Herzen öffnen und der Heiland werde hineinziehen, ſie ſollten nur ernſtlich den Vorſatz faſſen, beſſer zu werden, dann werde ſich auch die Gnade Gottes ihrer erbarmen; es ſei noch um nichts zu ſpät. Sodann wandte ſie ihre Worte an die unter den Gefangenen befindlichen Mutter, deren Kinder mit in dem Gefängniß waren, malte ihnen den entſetzlichen Zuſtand und die unglückliche Zukunft derſelben mit den lebhafteſten Farben, und that endlich den Vorſchlag, im Gefängniß eine Schule für dieſe Kinder zu errichten. Die gemeinſten und ſittenloſeſten dieſer Mütter brachen darüber in Freudenthränen aus und das menſchenfreundliche Anerbieten wurde mit allgemeiner Zuſtimmung angenommen.

So ruhen im verworfenſten Verbrecher die Keime edeln Gefühls; weckt und pflegt ſie die ſchonende Hand der Tugend, welche ſtets auf das Laſter einen mächtigen Einfluß behauptet; ſo kann jeder Verirrte, oft ſogar anfänglich gegen ſeinen Willen, auf die Bahn des Rechts zurückgeführt werden. Der Menſch bliebe gewiß unter allen Verhältniſſen — Menſch, machten ihn nicht Liebloſigkeit, Härte und Unvernunft ſeiner Brüder zum Ungeheuer.

Die Mütter in Newgate erklärten ſich gegen die edle Fry bereitwillig, Alles zu thun, was man von ihnen verlangen werde und in ihren Kräften ſtehe. Eliſabeth legte ihnen an's Herz, ſich ihr Vorhaben recht reiflich zu überlegen; denn aus freier Wahl, nicht überredet, ſollte es dann durch ihre eigene kräftige Mitwirkung ausgeführt werden. Hielten ſie den Entſchluß feſt, ſo möchten ſie eine aus ihrer Mitte, die nach ihrer eigenen allgemeinen Anſicht die tauglichſte ſei, zur Aufſeherin der Kinder wählen.

Damit endigte ſich Eliſabeths zweiter Beſuch in Newgate, welches ſie dießmal mit noch froherem Herzen verließ als das Erſtemal.

Als die edle Brittin einige Tage darauf unter die ſie ſehnlichſt erwarteten Frauen trat, bemerkte ſie mit Entzücken, wie ſich ſchon in dem ſonſt ſo wüſten Zimmer ein wohlthätiger Geiſt der Ordnung offenbarte. Sogleich ſtellten ihr die Mütter eine jüngere Genoſſin als die zur Aufſeherin von ihnen Erwählte vor; ein glücklicher Takt hatte ſie bei dieſer Wahl geleitet: denn die Perſon war von angenehmem Aeußern und betrug ſich ſo muſterhaft, daß ſie ſich nicht nur die volle Zufriedenheit, ſondern ſogar die Zuneigung der Frau Fry erwarb. Auf das Verlangen der Letztern gelobten ſämmtliche Mütter noch einmal feierlich, jeder Verfügung hinſichtlich ihrer Kinder ſich gehorſam zu unterwerfen; und viele der jüngeren Weiber baten ihre Wohlthäterin dringend um die Erlaubniß, an dem Unterricht der Kinder Antheil nehmen zu dürfen. Vom guten Willen der ſämmtlichen Gefangenen auf ſo ſchöne Art überzeugt, bewarb ſie ſich bei dem Vorſteher des Gefängniſſes, den Sherifs und dem Geiſtlichen um die Genehmigung, eine ſolche Schule anlegen zu dürfen. Ihr Antrag erregte Aufſehen und Anerkennung ihrer edeln Abſicht, aber auch zugleich die wohlgegründete Befürchtung, ihr Zweck möchte nicht nur ganz verfehlt, ſondern auch ihre Anſtrengungen ſchlecht belohnt werden. Obgleich jene Männer ihr dieſe Anſicht unverhohlen mittheilten, ſo beharrte Eliſabeth doch unerſchütterlich bei ihrem edeln Vorſatze, ſelbſt als man ihr auf wiederholtes dringendes Nachſuchen erklärte: es ſei im ganzen Gebäude des Gefängniſſes kein lediges Zimmer aufzufinden, wohin man die Schule verlegen könne. Doch die Vortreffliche konnte unmöglich das Ziel aufgeben, das nun ihre ganze Seele erfüllte; ſie wollte ſich vorher ſelbſt überzeugen, ob die Ausführung ihres Plans wirklich unmöglich ſei, und wagte auf die Gefahr abgewieſen zu werden, noch eine Bitte, man möchte ihr nur noch einmal den Eintritt in das Gefängniß erlauben; würde ſie ſelbſt kein paſſendes Räumchen in dem großen Gebäude finden, ſo wolle ſie von der Ausführung ihres Unternehmens abſtehen. Gern geſtand man der gutmüthigen Frau dieß Verlangen zu; und Eliſabeth war ſo glücklich, bei Durchſuchung des Hauſes ein kleines unbenutztes Gemach zu entdecken, welches ſie ſich zur Schule erbat und ohne Umſtände von den Sheriffs erhielt. Mit erneutem Muthe ſchritt die Hochherzige nun raſch an die Ausführung ihres wahrhaft gottſeligen Werkes. Sie wählte ſich ein junges Frauenzimmer zur Gehülfin und begann ſchon am folgenden Tage die Schule. Eine große Maſſe junger Weiber drängte in das kleine Zimmer, um mit den Kindern den Unterricht zu genießen, die Mütter ſtritten dagegen um die Plätze für ihre Kinder, und Eliſabeth ſah ſich genöthigt, ſo ſchmerzlich es auch ihrem Herzen war, die Erwachſenen zurück zu weiſen. Die Beſchränktheit des Raumes machte dieſe Verfügung nothwendig, wodurch Alle in große Betrübniß verſetzt wurden, und nur die Hoffnung, welche Eliſabeths Worte ihnen machte, daß auch für ſie geſorgt werden ſollte, vermochte ſie zu tröſten. Eliſabeths Erwartungen wurden übertroffen; ſie überzeugte ſich, daß durch beharrlichen Willen und kräftige That viel Segen bewirkt werden könne. Und um die ſchaffende Kraft zu ſteigern, verband ſie ſich mit noch einigen gleichgeſinnten Freundinnen, und vereint hielten ſie nun die Schule täglich zur beſtimmten Zeit. Aber um auch die Bitten der bis jetzt ausgeſchloſſenen Weiber zu erfüllen, ſo wie durch ſtete Beſchäftigung der Kinder und aller Gefangenen außer der Schule, die müßige Unſittlichkeit und Zügelloſigkeit zu vermindern und endlich gar zu unterdrücken, den Geiſt der Unglücklichen auf die in der Schule vernommenen Lehren ſtets hin zu leiten und dieſelben gleich praktiſch anzuwenden, entſchloß ſich der edle Frauenbund auf Eliſabeth Fry's Vorſchlag auch eine Lehr- und Arbeitsſchule für die bereits verurtheilten Gefangenen zu errichten.

Wer von dieſem Plane hörte und die Bewohner jenes Gefängniſſes einigermaßen kannte, hielt dieſen Gedanken für chimäriſch und unausführbar; man rieth den Frauen ab, man ſtellte ihnen vor; die thieriſche Rohheit der Weiber werde nur zu bald, vielleicht gegen ihren Willen losbrechen, denn ſie ſei ihnen zur Natur geworden, wenn der Reiz der Neuheit auch anfänglich ſie in Schranken hielte, die vorgelegten Arbeiten würden alſobald von ihnen geſtohlen und mit der guten Abſicht des Frauenbundes ein ſchimpflicher Unfug getrieben werden. Nichts deſtoweniger beharrten die von der Heiligkeit ihres Werkes durchglühten Frauen bei ihrem Willen; Eliſabeth hatte in den verwildertſten jener gefangenen Weiber ein menſchliches Herz entdeckt, und auf dieſe Baſis gedachte ſie zu bauen. Schon hatte die Sache in London Aufſehen erregt, und als nun die Unternehmerin erklärte, ſie würde mit ihren Freundinnen die Koſten des Unternehmens tragen, würde den Gefangenen die verſchiedenſten Handarbeiten verſchaffen, würde ſelbſt unermüdet arbeiten, wenn ſich ein Ausſchuß edler Frauen bilden und die Mühen untereinander theilen würde, wenn man ferner eine Oberwerkmeiſterin fände, die zur fortwährenden ſtrengen Aufſicht der arbeitenden Gefangenen das Gefängniß nie verließe: da fanden ſich ſchnell zwölf edle mit Eliſabeth gleich geſinnte Frauen, die dem Bunde mit dem Verſprechen beitraten, die Verbeſſerung der Gefangenen in Newgate als eine ihrer heiligſten Pflichten zu betrachten. Woran Niemand geglaubt hatte, das ging ſeiner Ausführung entgegen. Siebzig verurtheilte Verbrecherinnen wurden in den eröffneten Arbeitsſaal eingeführt. Die Vorſteher, die Sherifs, der Geiſtliche und ſämmtliche zum Newgatevereine (ſo hatte ihn Eliſabeth Fry genannt) gehörige Frauen waren zugegen. Eine von dieſen edeln Brittinnen hielt an die Gefangenen eine feierliche Rede, worin mit klaren verſtändlichen Worten die Abſicht des Vereins dargelegt war. „Nicht euch richten und gebieten wollen wir,“ ſagte ſie unter Andern, „wir wollen euch freundſchaftlich rathen, euch mit unſerm Wiſſen und unſern Erfahrungen an die Hand geben und keine Einrichtung treffen, die ihr nicht ſelbſt als euch nützlich und zuträglich erkannt habt. Zu Allem, was geſchieht, ſollt ihr erſt eure Zuſtimmung geben, ſo daß ihr zu nichts beredet, zu nichts gezwungen werdet. Ihr habt das Recht, Einwürfe und Einwendungen auf unſere Vorſchläge zu machen und wir verſprechen euch, daß ſie berückſichtigt werden ſollen.“ Nach dieſer Rede wurden zwölf Geſetze gemacht, von allen Gefangenen bewilligt, die zum Zeichen ihrer Zuſtimmung die Hände empor hoben; ſie wurden vom Vorſteher und den Richtern bekräftigt und feſtgeſtellt und die Frauen haben ſie bis jetzt als zureichend beibehalten. Zuletzt wurden Unteraufſeherinnen aus den Gefangenen ſelbſt gewählt, jedesmal Eine über Zwölf.

Der edle Frauen-Verein begann nun ſeine Wirkſamkeit; neben der Kinderſchule, welche bald ſchöne Erfolge zeigte, hielten die Frauen abwechſelnd Schule bei den Erwachſenen. Eine der Edeln war neben der Oberwerkmeiſterin, welche nie das Haus verläßt, beſtändig bei den Gefangenen iſt, und leitete ihre Beſchäftigungen, unterrichtete ſie oder unterhielt ſich ſonſt belehrend mit ihnen. Schon nach einem Monat hatte ſich ein ſolcher Geiſt der Ordnung und des Fleißes über die Schülerinnen verbreitet, daß der Lordmajor, die Sherifs und Aldermänner einer der gewöhnlichen Schulſtunden in der zweiten Schule beiwohnen konnten und dieſelbe hocherſtaunt über die Umwandlung, aber auch gerührt von dem edelmüthigſten Eifer der Schöpferinnen dieſes faſt unglaublichen Werkes verließen, und ganz London durch ihre Berichte auf das neue ſeltſame Inſtitut aufmerkſam machten. Alles ſtrömte nun zu, um das Außerordentliche mit eigenen Augen zu ſehen und die Sherifs hielten es für zweckdienlich, einen Tag in der Woche Jedermann den Zutritt in die Gefängniſſe und die Theilnahme am Unterricht zu geſtatten. Dieſer Tag iſt der Freitag. Fremden und Einheimiſchen ſteht an dieſem Tage der Lehrſaal offen und gewiß hat ihn noch Niemand verlaſſen, der nicht von Eliſabeth Fry's Vorleſung aus der Bibel und ihrer ſinnreichen frommen Erklärung derſelben entzückt und gerührt wäre (ſie lieſt jeden Freitag), der nicht die einfache Reinlichkeit und zweckmäßige Einrichtung in den Zimmern, die Nettigkeit und Kunſt der Arbeiten, die Anſtändigkeit und Sauberkeit der Kleidung, ſo wie die Beſcheidenheit und Sittſamkeit der Gefangenen, den Gehorſam und die Ehrerbietigkeit gegen die Lehrerin und Fremde, und die aus ihren Geſichtern leuchtende Seelenruhe und Zufriedenheit bewundert hätte.

Aber auch ſeitdem die ſtrengſte Ordnungsliebe und das muſterhafte Betragen an die Stelle der verabſcheuungswürdigſten Beſtialität getreten ſind, bringt ſtets eine der Frauen des Newgate Vereins, deren Anzahl bis auf vier und zwanzig geſtiegen iſt, den ganzen Tag unter den Gefangenen zu, und jedes thörichte Vorurtheil freimüthig verwerfend, ſpeiſt die eben Anweſende mit den Gefangenen, ſitzt mitten unter ihnen und wirkt auf ſie durch Lehre und Beiſpiel; ja ſie darf ſtolz auf die innige Zuneigung ſein, welche ihr die Gefallenen und an der Tugend des Vereins ſich wieder Aufrichtenden durch Wort und That, Geſinnung und Handlung beweiſen.

Die noch nicht verurtheilten Frauen, welche früher noch vom Unterricht ausgeſchloſſen blieben, reichten ein halbes Jahr nach der geſetzmäßigen Einrichtung der beiden Newgate-Schulen eine Bittſchrift bei der Comité ein, worin ſie die Frauen um Errichtung einer Lehr- und Arbeitsſchule auch für ſie erſuchten und Aufmerkſamkeit, Treue und Gehorſam gelobten. Ihrem Verlangen wurde mit Freuden genügt, und auch dieſe dritte Schule hat unſäglichen Segen geſtiftet; denn viele Mädchen und Weiber, die als unwiſſend und ungeſchickt in das Gefängniß gekommen waren, wurden als gottesfürchtige, unterrichtete und geſchickte Perſonen daraus entlaſſen, und ließen ſich ſpäter nichts wieder zu Schulden kommen, während ſonſt meiſt die Entlaſſenen, an Geiſt und Körper nur noch mehr verſchlechtert, in ihrer Freiheit noch tiefer ſanken und bald für ewig in das Gefängniß zurückgebracht oder zum Tode verurtheilt wurden. Waren es doch oft auch nur Noth und Mangel, die des Verbrechens Veranlaſſung wurden, nun aber, im Beſitz einer Menge Kunſtfertigkeiten, hat keine der aus der Schule zu Newgate Entlaſſenen künftigen Mangel zu befürchten.

Späterhin wurde noch eine vierte Schule für ſolche Gefangene errichtet, welche leſen und ſchreiben lernen wollen. Der Frauenverein zahlt der Lehrerin an dieſer, wie an der Kinderſchule, vierteljährig ein Pfund Sterling. In der Kinderſchule werden alle Kinder von Gefangenen bis zum Alter von ſieben Jahren aufgenommen, gleichviel ob ſie ehelich oder unehelich ſind; denn der edle Frauenverein iſt über edes von menſchlicher Schwäche zeugende Vorurtheil rhaben. Die Lehrerin iſt jedesmal eine Gefangene, ie ſich durch Kenntniſſe und moraliſche Beſſerung ervorgethan hat.

So ſteht denn jetzt durch die preiswürdige Bemühung einer edeln frommen Frau und der mit ihr n Bund getretenen Gleichgeſinnten ihres Geſchlechts, e alle den Anforderungen der höchſten weiblichen

Würde entſprechen, jenes, ſonſt als der Abgrund alles menſchlichen Verderbens verrufene Haus, worin alle Laſter ungehemmt tobten, gleich einer wohleingerichteten Fabrikanſtalt eines thätigen Kaufmanns da, nirgends Unordnung, kein Widerſpruch, vielmehr überall ein ſtilles emſiges Leben, Sittſamkeit und Religiöſität. Niemand, der ununterrichtet hereintritt, wird dieß Haus für einen Kerker halten; denn die Hauptthüren ſtehen offen, die Säle ſind hoch und luftig; da ſieht man keine Ketten oder dumpfe Gefängniſſe, unerlaßliche Erforderniſſe anderer Strafhäuſer. An dem Hauſe befindet ſich eine Kapelle und wöchentlich wird zweimal Gottesdienſt für die Gefangenen darin gehalten. Jeden Morgen und Abend iſt gemeinſchaftliches Gebet. Die Obrigkeit hat alle vom Newgate-Verein getroffenen Verfügungen und Einrichtungen genehmigt und rechtskräftig gemacht, ja dieſe Gefängniß-Ordnung hat auf die übrigen Gefängniſſe in England ſchon bedeutenden Einfluß gewonnen. Ebenſo hat der Verein von oben das Recht erhalten, widerſpenſtige Gefangene nach Gutachten zu beſtrafen. Der Fall iſt nur höchſt ſelten vorgekommen, bei Weibern, welche ſonſt kein Geſetz und keine Strafe von abſcheulichen Verbrechen abzuhalten vermochten, faſt ein Wunder! Eliſabeths Schöpfung blieb nicht ohne öffentliche Anerkennung; die königliche Familie äußerte ihr den innigſten Antheil und huldreichſte

Zufriedenheit; die Stadt London ſagte ihr in einem gnädigen Schreiben durch eine eigene Deputation ihren verbindlichſten Dank, der Magiſtrat bewilligte, eine bedeutende Unterſtützung zur Beſtreitung des Koſtenaufwandes; von allen Seiten erhielt der Verein freiwillige Geſchenke. Ganz England ſegnete das Werk und die Meiſterin, und das Ausland bleibt nicht zuruck, ihre Verdienſte freudig anzuerkennen. Von den eingegangenen Beiträgen beſorgt der Ausſchuß der Comité alle Materialien zu den Arbeiten, die Bedürfniſſe der Kranken und Wöchnerinnen, Geſchirre und Geräthe für die Kinder, ferner Bücher, Papier, Federn und dgl. Die gelieferten Arbeiten werden bezahlt, und Freitags, wo, wie ſchon erwähnt, das Publikum freien Eintritt in die Gefängniſſe hat, zum Verkauf ausgeſtellt. Jeder, welcher die Anſtalt beſucht, nimmt ſich wenigſtens etwas zum Andenken mit. — So blüht das, nach Beſiegung unüberwindlich ſcheinender Schwierigkeiten von der frommen Frau glücklich begonnene Werk zu Gottes und ihrem Ruhme und zum Heile der Menſchheit fort, und auf Eliſabeths Seele ruht gewiß der Friede Gottes! —

Gedichte.

Der Brahman und die Bajadere.

Vor Wiſchnu's Bild ſchwebt hochgeſchürzt
Der Tänzerinnen leichter Chor;
Die Luft, von Opferduft gewürzt,
Trägt rings der Hymnen Schall empor.
Da tritt der Jüngſte der Brahminen
Mit friſchen Früchten zum Altar;
Allein will er dem Gotte dienen,
Und winkt der Bajaderen Schaar.

Sie zieh'n, verſchlungen Hand in Hand,
Aus der Pagode heil'gem Ort;
Nur Eine bleibt, den Blick gebannt
Auf ihn, und ſtrebt vergebens fort.
Noch einmal weiſ't er auf die Pforte;
Sie zaudert noch, ſie weilt, ſie ſteht.
Die Blicke ſind nun ſtumme Worte,
Mit denen ſie um Schonung fleht.

Und er verſteht das ſtumme Wort;
Es faßt ihn wunderbar und ſtark.
Da reißt ſie Kama's *) Flamme fort,
Die ihr durchraſ't des Lebens Mark.

---

*) Kama der Gott der Liebe.

Sie wirft ſich wild zu ſeinen Füßen,
Sie hält den Jüngling feſt umſtrickt:
Mit meinem Tode laß mich büßen,
Daß ich in's Auge dir geblickt!

Wie ſüß berauſcht ſein Herz auch iſt,
Der Prieſter Brahm's kennt ſeine Pflicht.
Geſchlichtet iſt ſein innrer Zwiſt:
Nein, ſchuldvoll leben ſollſt du nicht!
Sollſt nicht des Gottes Tempel ſchänden! —
Er wirft den weißen Trauerflor
Ihr um das Haupt mit ſtarken Händen,
Und führt ſie durch das Felſenthor.

Herbei, Brahmanen! eilt herbei!
Nehmt hier dieß Weib, mit Schuld bedeckt,
Daß ſie dem Gott ein Opfer ſei,
Deß Tempel ſie mit Schmach befleckt! —
Der Flamme Kraft muß ſie vernichten!
So ruft die Schaar der Prieſter laut.
Wohlauf, laßt uns den Holzſtoß ſchichten,
Das Flammenbett der Flammenbraut!

Sie folgt dem Worte treu und ſtill,
Das ihr zu ſterben ſtreng gebot.
Der junge Prieſter ruft: Ich will
Sie ſelber führen in den Tod!
Verſtanden hat ſie wohl die Worte;
Wie Keiner ſie zu deuten weiß,
Und folgt entzückt ihm zu dem Orte,
Wo ihrer harrt der Feuerkreis.

Die Sonne ſteigt in goldner Pracht
Stolz aus des Ganges heil'gem Fluß,
Und weiht zu Jama's *) kurzer Nacht
Die Jungfrau durch den Weihekuß.
Man ſieht den Prieſter ihr zur Seiten,
Man hört der Hörner dumpfen Klang.
Wie ſie ſo freudig vorwärts ſchreiten,
Als ſtrebt zum Brautbett hin ihr Gang!

Sie ſind am Ziel. Der Jüngling trägt
Die Jungfrau auf den Feuerthron,
Und tritt zurück; die Flamme ſchlägt
Um ſie die glüh'nden Arme ſchon.
Ja, ruft er aus, die Glut iſt heilig!
Und unſre war, wie dieſe, rein.
Dein Hochzeitflammenlager theil' ich! —
Und ſtürzt ſich in die Glut hinein.

Die Brautnacht.

Steht ein Schloß an Meeres Ufer,
Deſſen Fuß die Welle feuchtet.
Nacht hat ſich umhergelagert;
Alle Fenſter ſind erleuchtet.

---

*) Jama der Gott des Todes.

In dem Schloſſe halten Hochzeit
Donna Sol und Don Fernand,
Sie erſt ſechzehn, er ſchon ſechzig;
Aber er iſt ſpan'ſcher Grand.

Seht die Mondesſichel ſteigend
In den Schooß des Meeres bluten!
Schwebt von Afrika herüber
Nicht ein Schifflein durch die Fluthen? —
Zweimal, dem Gewühl entronnen,
Schon die Braut am Ufer ſtand,
Hat die ſehnſuchtvollen Augen
Nach dem Meere ſtarr gewandt.

Leiſe, wie ein nächtig Raubthier,
Iſt das Schiff herangeſchwommen.
Leiſ' in's Schloß iſt aus dem Schiffe
Dann ein hoher Mann gekommen,
Hat ſich zugeſellt den Gäſten,
Bis zwei Augen ihn erſchaut. —
Und man ſucht nach einer Stunde
Ueberall die ſchöne Braut.

Schmollend dem vermeinten Scherze,
Zeigt Fernando finſtre Brauen;
Aber daß es böſer Ernſt ſei,
Fürchten zitternd ihre Frauen. —
Auch der Fremdling iſt verſchwunden;
Und das Schifflein aus der Bucht,
Wie ein Vogel mit dem Raube,
Stürzt es fort auf ſchneller Flucht.

Und der kühne Saracene
Küßt des Liebchens Mund und Wangen.
Die beglückte Andaluſierin
Hält den Mauren feſt umfangen.
Brauthaus iſt das Meer; es ſteckt der
Mond die Hochzeitfackel an.
Wellen ſingen Hymenäen,
Und zum Torus wird der Kahn.

Täuſchung.

Sonne war hinabgeſtiegen,
Abendſtern war aufgegangen;
Nacht ſchritt ſchon aus ihrem Hauſe,
Mit dem ſchwarzen Flor umhangen.

Auf der Veja von Granada
Ritt ein ſchöner Maurenreiter,
Angethan mit reichen Kleidern
Und im Herzen froh und heiter.

Mitternacht lag, um's Alhambra,
Und in ihrem ernſten Schweigen
Naht der Reiter einem Fenſter
Und gibt ein beſtimmtes Zeichen;

Und das Fenſter wird geöffnet;
Auf herabgefall'ner Leiter
Steigt ein Mädchen auf den Falben,
Und im Fluge geht es weiter.

Als ſie lange ſtill geritten,
Spricht der Jüngling faſt mit Bangen:
Meine Liebe, allzu heftig,
Hat dich, Theure, hintergangen.

Ach, Fatime! nicht von Mauren
Iſt dein Bräutigam entſprungen;
Nein, ein Chriſt, ein edler Spanier
Hält dich, reizend Bild, umſchlungen.

Einen Augenblick bei'm Feſte
Sah ich einſtens deine Züge;
Da gebot mein flammend' Herzweh
Meiner Liebe dieſe Lüge.

Und ich lernte eure Sprache,
Lernte Mahomeds Gebräuche,
Trug des Mauern weite Kleider,
Daß ich ſo mein Ziel erreiche.

Doch nicht länger walte Täuſchung!
Sage mir, was willſt du geben?
Wird mir Himmel oder Hölle?
Willſt du Tod mir oder Leben? —

„Wie du wahr und heiß mich liebeſt,
Will ich heiß und wahr dich lieben.
Biſt du auch nicht mehr der Maure,
Iſt mein Herz dir doch geblieben.“ —

Ihre Stirne küßt der Reiter,
Duftend von der beßten Salbe.
Lange währt des Kuſſes Wonne;
Wie ein Adler fliegt der Falbe.

Der Normann.

Auf des Nordlands Felſengipfel
Steht der Jüngling, ſtark und kühn,
Unter ihm die Tannenwipfel,
Schauerlich und dunkelgrün,
Und des Meeres falſcher Spiegel,
Und der Klippe ſcharfer Riff;
Doch die Sehnſucht regt die Flügel,
Und die Flügel regt das Schiff.

Karges Leben abzujagen
Der unbänd'gen Meeresfluth,
Kann ihm ferner nicht behagen.
Schön'res Ziel erſchaut ſein Muth.
Seine Hütt' iſt ihm zu enge
Und das rauhe Land zu klein
Für des eignen Volkes Menge;
Schön're Länder müſſen ſein!

Mit des Nordens freiem Sohne
Zieht die friſche Kraft hinaus,
Und in ſonnenwarmer Zone
Sucht er ſich ein beſſ'res Haus.
Die empörte Meereswelle
Iſt dem Kühnen unterthan,
Der kryſtall'nen Fluthen Helle
Furchet ſein bewährter Kahn.

Von des Nordens Tannenhöhen
Reißt ihn wilder Sehnſucht Haſt,
Und die bunten Flügel wehen
Hoch auf ſeines Schiffes Maſt.
Nach dem Süden muß er eilen
Immer ohne Raſt und Ruh',
Nach des Halbgotts Rieſenſäulen,
Nach der Erde Gürtel zu.

Und zu jenem goldnen Strande
Lenkt er ſeinen leichten Kiel;
In dem ſonnenheitern Lande
Hofft er nun der Sehnſucht Ziel.
Mit dem Schwerte ſchafft er Throne,
Mit dem Schwerte ſich das Recht,
Und des Nordens ſtarkem Sohne
Beugt der Römer ſich als Knecht.

Aber ob er Ruh' gefunden
In der Hesperiden Land?
Ob ihm des Verlangens Wunden
Dort der Sonne Glut verband?
Ob auf den erbauten Thronen
Tönte das erſehnte Wort? —
Ach! es ſchweigt in allen Zonen,
Und der Kampf iſt hier, wie dort.

Des Jägers Lied.

Zu Lenzdorf in dem Hage,
Da ſteht ein edler Hirſch;
Dorthin geht alle Tage
Ein Jäger auf die Pirſch.
Die grünen Waldesfahnen,
Von Reis und Laub gemacht,
Die wehen kühl und mahnen:
O ſchlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir den Hirſch vorher erſt an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf in dem Schanke,
Da dient ein Mägdelein;
Das ſchenkt mit kühlem Tranke
Auch heiße Liebe ein.
Der Jäger hat genoſſen,
Was ſie ihm dargebracht.
Nun hat er fehl geſchoſſen.
O ſchlanker, grüner Jägersmann,
Sieh nicht ſo ſehr das Mägdlein an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf an der Linde,
Da ſteht ein Heil'genbild,
Dort mit dem ſchönen Kinde
Koſ't oft der Jäger mild,

Sobald der Tag geſchieden,
Bis in die ſpäte Nacht.
Die Linde ſtreuet Blüthen.
O ſchlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir die dunkle Linde an,
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf auf dem Schloſſe,
Da wohnt ein junger Graf,
Der ſitzt auf ſeinem Roſſe
Als wie ein Ritter brav.
Er grüßt die Magd im Reiten,
Er koſ't mit ihr und lacht.
Das bracht' ihr großes Leiden.
O ſchlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir den ſchmucken Reiter an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Zu Lenzdorf in dem Grunde,
Da ſteht ein Kreuz am Weg.
Dort ſprang zur böſen Stunde
Das Mägdlein von dem Steg.
Todt iſt ſie fortgefloſſen;
Und eh' man ſich's gedacht,
Da war der Graf erſchoſſen.
O ſchlanker, grüner Jägersmann,
Sieh dir das ſchwarze Kreuz wohl an!
O Jäger! o Jäger,
Nimm du dich wohl in Acht!

Der Niklaszopf.

Sanct Niklas, gar ein heil'ger Tropf,
That ſtaunenswerthe Wunder;
Es hing ein ungeheurer Zopf
Im Rücken ihm herunter.
So ſtark war jedes Haar genau
Als wie ein ſchmächtig Schiffertau,
Und wer es ſah, und wer es ſchaut,
Der rief gleich vor Verwundrung laut:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Den Kindern ſonderlich war er
Gar freundlich und gewogen,
Drum iſt er auch im Land umher
Mit ſeinem Zopf gezogen.
Und wo er nur ein Kindlein fand,
Gab er den Zopf ihm in die Hand;
Das wurde froh zur ſelben Stund',
Und ſchrie vergnügt aus vollem Mund:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Wenn Niklas auf der Straße ging,
So gab's ein groß Gedränge.
Die ganze liebe Jugend hing
Sich an des Zopfes Länge.
In allen Häuſern gab's Geſchrei;
Aus allen Häuſern ſtrömt's herbei.
Das war ein Jubel Knall und Fall;
Die kleinen Kinder riefen all:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Der heil'ge Niklas wurde kalt;
Er ſtarb wie alle Frommen.
Und in den Himmel alſobald
Sah man ihn aufgenommen.
Doch als die gute Seele todt,
Gab's bei den Kindern große Noth;
Sie wußten nicht mehr aus noch ein,
Man hörte weinen ſie und ſchrei'n:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Doch über Tag und über Nacht
War aller Noth ein Ende.
Ein Bäcker ſprach: Mir ward vermacht
Der Zopf im Teſtamente;
Und allen Kindern helf' ich gleich:
Ich mach' den Zopf von Butterteig
Und back' ihn in dem Ofen gar.
Da ſchrie die ganze Kinderſchaar:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Drauf fing der brave Bäckersmann
Gar emſig an zu kneten.
Das Kind, das einen Zopf gewann,
Das mußte fleißig beten.
Und jeder kleine Kindeskopf
Gewann am Ende ſich den Zopf;
Weshalb die junge Chriſtenheit
Am Niklastage lärmt und ſchreit:
Der Zopf! der Zopf! der Zopf!

Die ſchöne Müllerin.

Ein Jäger zog bei ſpäter Stund'
Noch durch den dunkeln Wald.
Die Mühle klappert' in dem Grund;
Es ſauſ't der Wind, es bellt' der Hund.
Der Jäger, dem es galt,
Klopft' an die Mühle bald.

Des Müllers Tochter ſchlank und roth
Schaut' ſchnell zum Fenſter raus.
Ihm einen guten Abend bot,
Lud freundlich ihn zum Abendbrot
Zu Hausmannskoſt und Schmaus
In ihres Vaters Haus.

Ach! um den Jäger war's geſchehn,
Er wußte ſelbſt nicht wie.
In's Auge hatt' er ihr geſehn.
Noch lange blieb er träumend ſtehn;
Er ſah und ſah nur ſie,
Und das vergaß er nie.

So oft der Tag im Oſten graut
Und färbt den Himmel bunt,
Schleicht nun der Jäger nach der Braut
Zuweilen ſtill, zuweilen laut
Mit Ränzel, Büchſ' und Hund
Hin in den Mühlengrund.

Bet-Ernſt *) und der Dorfpfarrer.

1.

Ich will zu Dorfe reiten,
Der fromme Herzog ſpricht:
In dieſen ſünd'gen Zeiten
Gut Aufſicht ſchadet nicht.

Will meine Pfarrherrn hören
Ob ſie auch Gottes Wort
Mit Eifer und Liebe lehren;
Will reiten von Ort zu Ort.

Den Herzog fromm und bieder
Von ſeinem hohen Schloß
Ins freundliche Land hernieder
Trägt ihn ſein edles Roß.

Er klopft auf ſeinem Wege
An jedem Pfarrhaus an;
Da wird einmal gar träge
Die Thür ihm aufgethan.

Der Pfarrer tritt verlegen
Im ſchlecht beſtellten Haus
Dem fürſtlichen Herrn entgegen,
Und ſieht recht weltlich aus.

---

*) **Bet-Ernſt** wurde und wird noch in Thüringen vom Volksmund der erſte Herzog von Gotha und Stammvater der jüngern erneſtiniſchen Linie Sachſens (Meiningen, Coburg, Altenburg), **Herzog Ernſt I., der Fromme**, geſegneten Andenkens, genannt.

Er ſcheint ein trefflicher Pächter,
Der beſte Bauer des Orts,
Doch wahrlich ein gar ſchlechter
Verkünder des göttlichen Worts.

Lang redet der Herzog und gerne
Von wahrer Prieſter Art,
Bis auf dem Tiſch er ferne
Ein dickes Buch gewahrt.

Und daß dieß ſei die Bibel,
Der fromme Herzog glaubt;
Doch ach! wie iſt ſo übel
Das Himmelbuch beſtaubt!

Der Herzog weiß ſich zu drehen
Bis an das Buch gar fein,
Und ſchiebt dann ungeſehen
Einen blanken Dukaten hinein.

Und ſagt Valet recht heiter,
Und ſchwingt ſich auf ſein Roß,
Und reitet immer weiter
Bis wieder auf ſein Schloß. —

2.

Ich will zu Dorfe reiten,
Der Herzog wieder ſpricht:
In dieſen ſündigen Zeiten
Stet' Aufſicht ſchadet nicht.

Will meine Pfarrherr'n hören,
Ob ſie noch Gotteswort
Mit Eifer und Liebe lehren,
Will reiten von Ort zu Ort.

Den Herzog fromm und bieder
Von ſeinem hohen Schloß
Ins Land herunter wieder
Trägt ihn ſein edles Roß.

Er klopft auf ſeiner Reiſe
An jedem Pfarrhaus an;
Doch jene Thür wird leiſe
Und faul ihm aufgethan.

Und wieder tritt verlegen
Im ſchlecht beſtellten Haus
Der Pfarrer ihm entgegen;
Sieht eben noch weltlich aus.

Der Fürſt geht in der Zelle
Zum alten Tiſche dort,
Und ſieht an ſeiner Stelle
Beſtaubt das göttliche Wort;

Und nimmt das Buch aus der Klauſe:
Iſt's nicht ein halbes Jahr,
Daß ich in euerm Hauſe,
Mein lieber Pfarrer, war?

Ob Ihr die Schriften geleſen,
Die in dem Buche ſtehn,
Seit ich nicht hier geweſen,
Mein beſter Herr, laßt ſehn!

Er ließ die Blätter gleiten
Der Bibel durch die Hand,
Bis er, zu ſeinen Leiden,
Das Goldſtück wieder fand.

Sprach: daß es beſſer werde,
Will ich Euch jetzt verzeih'n!
Mit zürnender Geberde,
Und ſteckte das Goldſtück ein.

Und ſagte Valet nicht heiter
Und ſchwang ſich auf ſein Roß,
Ritt weiter und immer weiter
Bis wieder auf ſein Schloß.

Junker Jürge.

Wer reitet aus der Wartburg Thor
In ſchmucker Herrentracht hervor?
Ein ſtattlich Bäuchlein ziert den Reiter,
Das Doppelkinn ſteht ihm ſo heiter;
Die hohe Stirn, nicht faltenfrei,
Zeigt edeln Sinn und Kraft dabei.

Und doch wie faul des Roſſes Gang!
Es fühlt nicht Sporn, noch Gert', und lang
Hernieder hängen ihm die Zäume.
Iſt's doch, als ob der Reiter träume!
Wie ſitzt dem Mann die Schaube ſchlecht!
Ein Junker der! Ein Edelknecht! —

„Der Hauptmann hat's uns angeſagt;
Weh dem, der was dagegen wagt!

Doch können wir für Junker Jürgen,
Euch, fremder Wandersmann, nicht bürgen
Denn nie, ſo alt auch dieſes Schloß,
Saß Einer ſchlechter hier zu Roß.

Oft, wenn zur Jagd man lange blies,
Erſchien er ohne Büchſ' und Spieß;
Und als wir's einſt ihm nachgetragen,
Begann er gar ein heillos Jagen,
Da ſank den Bäumen manches Blatt,
Das ſeine Kugel troffen hat.

Man ſagt ſogar: zu mancher Zeit
Sei er im Kopf nicht recht geſcheit,
Das macht, er hat oft lange Wochen
Aus ſeiner Kammer nicht gerochen.
Und was er drinne thut und treibt,
Uns Allen ſtets ein Räthſel bleibt.

In dieſem Loch ſteckt er allein,
Und Niemand darf zu ihm hinein,
Da hören wir ihn manche Stunde
Laut reden mit ganz fremdem Munde,
Daß, ſtänden wir den ganzen Tag,
Nicht Einer was verſtehen mag.

Und kommt der närriſche Geſell
Dann wieder aus der dunkeln Zell',
So ſchnallt er wohl, wenn man ihn ließe,
Die Sporn verkehrt an ſeine Füße,
Weil er in der verhexten Friſt
Schier alles Ritterthums vergißt. —

Es ſchweigt der Knecht. Der Junker lenkt
Das Roß in's Thal. Der Wandrer denkt:
Wie, wenn ich Junker Jürgen kennte?
Laßt ſehn, wohin er wohl ſich wende!
Ich ſchleich' ihm nach, ich red' ihn an;
Mir iſt nicht fremd der edle Mann.

Der Junker kam in's ſchöne Thal,
Da ſangen Vögel allzumal,
Und Blumen blühten da zu Haufen,
Der Junker ließ das Rößlein laufen,
Und ſtreckte ſich in's grüne Gras,
Und zog ein Buch hervor und las.

Und las, und griff ſich an das Herz,
Und ſchickt' die Blicke himmelwärts,
Und ſprach ein Wort gar fromm und heilig.
Mit Ehrfurcht naht der Wandrer eilig.
Der wußte, wer der Junker war,
Und auch euch Andern iſt es klar.

Luthers Predigt.

1521.

Als Doctor Martin zog gen Rhein,
Für Gottes Reich zu ſtreiten,
Da kehrte der Held in Gotha ein,
Die Lehre des Heils zu verbreiten.

Er ſtieg hinauf zu dem Predigerſtuhl;
Die Kirche war voll zum Erdrücken.
Er malte der Hölle giftdampfenden Pfuhl,
Er malte des Himmels Entzücken.

Er warnt' vor des Papſtes und Teufels Liſt,
Er lockte die gläubige Heerde,
Dem alleinigen Hirten zu folgen, dem Chriſt,
Auf daß ſie ſelig einſt werde.

Und Alles, was hörte, im freudigen Muth
Erkannte die Wahrheit und glaubte.
Da ſtieg in den Giebel der Böſe voll Wuth,
Stand hoch ob des Redners Haupte.

Und ſchleudert' einen gewaltigen Stein,
Und ſchleudert' noch einen hinunter.
Er zielt nach dem Haupte, er trifft es! — o nein!
Der Prediger lebt durch ein Wunder.

Die Engel waren's, die unſichtbar
Zurück das Haupt ihm gezogen,
Als eben die unglückdroh'nde Gefahr
Aus der Höhe herniedergeflogen.

Es ſchmettert die Wucht*) zu Boden und bricht.
Die Menge hebt ſtaunend die Hände;
Doch furchtlos weiter der Doctor ſpricht,
Und hält die Predigt zu Ende.

Simſon.

Der Simſon ſtammt, wie allbekannt,
Aus dem Geſchlechte Dan.
Er lebt' in dem gelobten Land,
Selbſt ein gelobter Mann.
Er ging mit Schwert und Sporen,
Sein Haupt war ungeſchoren,
Sein Bart gewaltig groß,
Sein Weſen burſchikos!

Sehr war er den Philiſtern gram,
Und zeigt' ſich ihnen brav.
Wenn er in ihre Städte kam,
Und wo er ſonſt ſie traf,

---

*) Als Luther auf ſeiner Fahrt nach Worms in der alten Kirche des Auguſtinerkloſters in Gotha predigte, ſtürzte eine Steinwucht dicht an ſeinem Haupte vorüber aus der Höhe des Thurms. Daraus bildete ſich die Volksſage: der Teufel habe mit Steinen nach ihm geworfen.

Da faßt er ſie bei'm Kragen,
Und hat ſie daß geſchlagen
Aus Rock und Kamiſol,
Und daran that er wohl.

Doch der Philiſter Töchter recht
Hatt' er von Herzen lieb.
Daraus erhellt, daß ſein Geſchlecht
Noch auf der Welt verblieb.
Auch wir, der Freude Prieſter,
Verfolgen die Philiſter;
Doch ihrer Töchter Werth
Iſt von uns wohlbegehrt.

Er freit' um ein Philiſterkind,
Und bot ihm Herz und Hand;
Das Mägdlein war ihm wohlgeſinnt,
Der Vater abgewandt.
Das war ein böſer Handel.
Man ſprach von Simſons Wandel,
Von Schwert und Sporn und Bart.
Das iſt Philiſter — Art.

Ei, Simſon, ſag', wie das geſchah?
Bedachteſt du denn nicht,
Daß ein Philiſter ungern Ja
Zu unſrer Werbung ſpricht!
Er ward um ſie betrogen,
Ein Andrer vorgezogen.
Wie mancher Muſenſohn
Erfuhr dergleichen ſchon!

Da kommt der Simſon ſehr in Wuth,
Die ihn gewaltig plagt.
Auch wir ſind keinem Vater gut,
Der uns ſein Kind verſagt.
Der Teufel hol' die Alten,
Die alſo mit uns ſchalten!
Verdammt Philiſterhaus,
Muß man zur Thür' hinaus!

Er hat ihr Erntefeld verbrannt
Auf ganz beſondre Art:
Er fing ſich Füchſe ein, und band
Zuſammen ſie gepaart,
Faſt Schwanz an Schwanz, dazwiſchen
Verſehn mit dürren Wiſchen,
Die hat er angebrannt
Und ſchickt' die Füchſ' in's Land.

Er ließ ſich binden recht zum Spaß
Und riß den Strick entzwei,
Als wär' er nur von dürrem Gras,
Und wurde wieder frei.
Ein Eſelskinn am Wege
Nahm er und reichte Schläge
Damit dreitauſend Mann,
Der wackre Sohn von Dan.

Berührt von dieſem Eſelskinn,
Sie lagen mauſetodt;
Er aber aß mit frohem Sinn
Ein gutes Abendbrodt. —

Man muß mit Eſelsknochen
Brav die Philiſter pochen.
Mit ſolchem Ritterſchwert
Sei dieſer Feind geehrt.

Denn Eſel ſind ſie allzumal,
Ob groß ſie oder klein.
Mit Eſelsknochen von der Qual
Der Eſel ſich befrei'n,
Heißt ſie mit eignen Waffen
Fort von der Erde ſchaffen.
Ihr Wackern, ſchlagt nur zu,
Und bringt das Volk in Ruh!

Zimmergarten.

Erzählungen

in

verſchiedenen Formen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Der Galeerenſklave. Novelle 1

Der Blumenvater. Stillleben 111

Die Feenlinde. Novelle 175

Der Prieſtermord. Hiſtoriſche Erinnerung 257

Der Galeerenſklave.

Novelle.

Vom Glanz der untergehenden Sonne umſpielt, von der friſchen Abendluft umhaucht, die in den ſüdlichen Schweizeralpen ſchnell auf eine ſchier unerträgliche Tageshitze folgt, von den jodelnden Liedern der Sennen umſummt, ſchritt ein junger Jägersmann fröhlich die Berghöhen abwärts, welche in die reizenden Thäler der Iſere, Graiſivaudon genannt, der Breda und der Drac abfallen, und zwar in jener Gegend, wo die aus einer ſchauerlichen Thalklüftung hervorgebrochene Romanche in die Drac mündet. Im Frieden des Abends lagen unten ſchon die Dörfer und Flecken, während die Gletſcherhäupter oben noch glühten, und nur hie und da blitzte der Strom, wie ein feuriges Auge, empor, wo ein Thal oder eine Bergſpaltung der Sonne noch einen Blick hinab geſtattete. Heimwärts eilten Hirten und Heerden, der Wein- und Ackerbauer, der Alpenjäger und der Bergmann, und ſtromabwärts nach dem nahen Grenoble zu zogen raſch ſtattliche Schiffe; denn es war Samſtag Abend, und Jeder wollte ausruhen von der Mühwaltung der Woche im Schooße ſeines Hauſes. Ueber dem Thale ſchwebte der blaue Duft des Abends, aus dem die Spitzen der Kirchthürme hervorragten, und das freundliche Abendgeläut verſendeten, wie Mütter, die, wachſam an des Säuglings Lager ſitzend, ihm ein Schlaflied ſingen.

Je rüſtiger der Jäger ſchritt, deſto tiefer verſank die Schönheit des Thales unter ihm in Dämmerung und Nacht. Sein Weg ging dem ſchönen und großen Marktflecken Vizille zu, der am rechten Ufer der Romanche liegt, bevor dieſe in die Drac fällt, und hinter welchem ſich das enge und düſtere Romanchethal öffnet, welches, über acht Stunden lang, wegen ſeines melancholiſchen Charakters berühmt iſt. Dieſe reizende Berggegend gehörte zur Dauphiné.

Am letzten Vorhügel, von wo aus der Ort unter ihm lag, raſtete der Wanderer, auf ſeinen Stutzen gelehnt; ſein Auge ſuchte unwillkührlich ein großes weißes Haus, faſt in der Mitte des Orts, ohnweit der Kirche gelegen, und als er es einige Minuten nachdenkend darauf hatte ruhen laſſen, überflog ſeine Stirne eine trübe Wolke. Raſcher wollte er hinab, als plötzlich hinter einem Felſen hervor eine ihm gar wohl bekannte Stimme: „Luc, Luc! biſt du's?" hervorrief. Eine weibliche Geſtalt, die dort geſeſſen, erhob ſich; der Jäger war aber ſchon bei ihr, und faßte die ältliche Frau mit den herzlichen Worten bei der Hand: „J Mutter, wie kommt Ihr doch bei einbrechender Nacht hier herauf?" Und von dem trübernſten Geſicht der Matrone erſchreckt, fuhr er fort: „Was iſt Euch, lieb Mütterlein? Es iſt Euch dieſer Tage doch nichts Böſes begegnet? Iſt der Vater wohl? Sagt mir, was hat es zu bedeuten, daß Ihr, dem Anſcheine nach, mich hier erwartet, und daß Ihr mich wahrlich nicht mit einem frohen Geſichte empfangt?“

„Ach, Luc,“ verſetzte die Mutter, „die Angſt hat mich heraufgetrieben, dir entgegen. Ich muß dich vorbereiten, lieber Junge, auf das, was der Vater mit dir vor hat, damit ein unangenehmer Vorfall oder gar ein Unglück vermieden werde. Ihr ſeid Beide Hitzköpfe; ich kenn' euch, und Keiner will nachgeben. Der Vater hat nämlich beſchloſſen, dich morgen, mit oder ohne deinen Willen, mit Sarotte Bannegon zu verloben. Er hat mit Herrn Bannegon ſchon Alles abgeredet. Sogleich nach der Kirche ſoll die Verlobung ſein. Das hab' ich dir melden wollen, Luc; weil ich morgen früh doch ſchwerlich eine Gelegenheit gefunden hätte, dir einen Wink zu geben, ſo hab' ich eine Urſache gemacht, und einen nöthigen Weg in unſern Weinberg vorgeſchützt. Faß' dich in Geduld, Luc, und füge dich meinem mütterlichen Wunſche und dem unerſchütterlichen Willen deines Vaters.“

Des Jägers Geſicht hatte ſich verfinſtert, wie das Thal zu ſeinen Füßen. „Ich kann mich nicht fügen; ich will die Sara nicht zur Frau,“ ſagte er kurz und trotzig, und ſtieß mit dem Kolben des Stutzens auf die Erde.

„Luc!“ bat die Frau mit milden zärtlichem Tone, „deines finſtern, wortkargen Weſens ungeachtet habe ich dich immer lieb gehabt, ich kann dir ſagen, faſt lieber als deinen Bruder Zachée; ich habe dich oft gegen den Unwillen und den losbrechenden Zorn deines Vaters geſchützt, wenn du kein Lateiniſch und Griechiſch lernen wollteſt; ich war's, die den Vater beſänftigte, als du mit ſtörriſcher Beharrlichkeit ſeinen langgehegten Lieblingsplan, dich auch wieder zum Pfarrer zu bilden, zerſtörteſt, ich war ſtets deine Beſchützerin; jetzt iſt die Zeit gekommen, mir zu vergelten, mir für all die mütterliche Liebe nun auch einen Theil kindliche Liebe zu zeigen, und ſowohl des Vaters als auch meinen innigſten Wunſch zu erfüllen. Was kannſt du denn gegen Sarotte haben; ſie iſt jung und ſchön, von freundlichem Weſen, und gegen Jedermann liebreich und gefällig, und überdieß iſt ſie das einzige Kind des reichſten Mannes in unſerm Ort, erhält eine bedeutende Mitgift und eine glänzende Ausſtattung; ſie hat mir ſelbſt geſtanden, daß ſie dich ſchon lange ſtill im Herzen liebt und allen Anderen, die um ſie werben, vorzieht. Dein Vater iſt ganz vernarrt in ſie, und hält dich für verrückt, daß du dich weigerſt.“

„Laßt doch, Mutter! Ich habe gegen das Mädchen nichts; aber ich mag ſie nicht zur Frau. Ich lieb' Euch ſehr, Mutter, und auch den Vater lieb' ich ſehr, obgleich er immer ſehr ſtreng, ach! allzu ſtreng gegen mich war; aber die Sarotte kann ich nicht nehmen.“

„Das gibt ein Unglück, Luc!“ weinte die Alte. „Dein Vater, über deine erſte Weigerung ſchon aufgebracht, ſchwur hoch und theuer, dieß Mal ſei das Nachgeben an dir; er habe ſich endlich gefügt, als du ihm den erſten Lieblingswunſch zu Waſſer gemacht, und ſtatt ein Pfarrer zu werden, ein Jäger geworden; jetzt werde er nicht davon abgehen, daß Sarotte deine Frau werde. Luc, du kennſt ſeinen Hitzkopf, er iſt gerade, wie du. Er hat geſchworen, und titulirt ſich mit Herrn Vannegon ſchon Schwiegervater.“

„So mag er die ſchöne, reiche Sara ſeinem Lieblingsſohn, dem Zachée geben. Den hat er auch nicht zum Pfarrer zwingen wollen.“

„Du weißt, daß Zachée zum Prieſter zu ſchwach war; ſeine weiche, leiſe Stimme paßt nicht für den Redner. Auch ſagte der Vater, er ſei zu freundlic dazu; ein calviniſcher Redner müſſe ernſt und ſchweigſam ſein; du ſeiſt ganz dazu geboren. Und Sar liebt nicht ihn, ſondern dich; Zachée hat ſich abe

— wie du weißt — mit des Schloßgärtners jüngſter Tochter, der Maria, eingelaſſen.“

„Dazu hat der Vater Ja und Amen geſagt. Wie, wenn ich mich nun auch mit einem Mädchen eingelaſſen hätte?“

Die Mutter erſchrak. „Wie? ſo wäre es wahr, was man dem Vater hinterbracht hat, du gingſt in das Haus des Eiſenfactors in le Bourg d'Oyſſans und freieteſt um die Tochter deſſelben? Glaubſt du, daß der Vater jemals deine eheliche Verbindung mit einer Katholikin zugeben würde? Der Sohn eines calviniſchen Pfarrers eine katholiſche Frau! Ich ſelber würde einen ſolchen Ehebund verfluchen, geſchweige dein ſtrenger Vater.“

„Mutter,“ ſagte der Jäger wehmüthig, „glaubt Ihr denn wirklich, daß Gott die Calviniſten lieber habe, als die Katholiken? Ich meine, vor ihm ſind wir Alle gleich. Und ſeht, wenn ich's recht bedenke, ſo iſt der calviniſche Glaube und meines Vaters ſtrenge Ausübung der ſtrengen Lehren daran ſchuld, daß ich ſo finſter und verſchloſſen bin. Oft ärgre ich mich über mich ſelber. Des Eiſenfactors Söhne und Töchter ſind immer heiter, munter und fröhlich, und die Michelle, das iſt gar ein herziges, liebes Mädchen.“

„Heiliger Gott!“ ſchrie die Frau auf, „ich glaube, du haſt deine Seele verführen laſſen, Luc, und willſt katholiſch werden. Das wäre deines Vaters und meinen Tod. „O weh über dich und uns!“

„Das habt Ihr nicht zu befürchten,“ lächelte der Jäger. „Auch iſt der Eiſenfactor viel zu verſtändig, um ſo etwas von mir zu verlangen, und die Michelle liebt mich viel zu ſehr, um mir mit einer ſolchen Zumuthung wehe zu thun. Aber das mögt Ihr nun wiſſen, daß ich nie eine Andre heuern werde, als Michelle Villard. Der Glaube wird unſrer Liebe keinen Eintrag thun; ſie bleibt katholiſch und ich calviniſch; darüber ſind wir ſchon einig. Und um die Sache kurz zu machen, will ich hinab und dem Vater ſogleich das Geſtändniß meiner Liebe machen.“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief die Mutter. „Der Vater vergriff ſich an dir. O Gott, was ſoll daraus werden! Luc! Luc, du ladeſt deines Vaters Fluch auf dich! Und auch ich kann deine Liebe nicht ſegnen. Beſinne dich eines Beſſern, Sohn! Steh ab von deinem Vorhaben! das iſt eine böſe Saat und ſie kann keine guten Früchte tragen.“

„Es bleibt bei meinem Worte, Michelle wird meine Frau und keine Andre. Sagt das meinem Vater, und nun kommt; es wird finſter. Ich will Euch bis an den Flecken begleiten, und mir dann ein andres Nachtquartier ſuchen. Es thut mir weh’, das Vaterhaus zu meiden; aber was ſein muß, muß ſein.“

Weinend und flehend ging die Mutter, aber der Sohn blieb unerſchütterlich.

Die Glocken zu le Bourg d'Oyſſans läuteten zur Meſſe. Die Feuer der Eiſenfactorei waren verloſcht, die Hämmer ruheten. Im Garten am Hauſe ſtand ein liebliches Mädchen, feſtlich geſchmückt, und pflückte ſich einen Roſenſtrauß. Ihr Auge hing mit warmen Blicken an den gegenüber liegenden Bergen, während ihr Näschen wollüſtig im Kelch einer Roſe wühlte. Plötzlich ſprang ein grün gekleideter Mann flink über den Zaun und eilte auf ſie zu. Es war Lucas, der Jäger. Des Mädchens Ueberraſchung äußerte ſich in einem unwillkührlichen Schrei, dann lief ſie dem Jäger entgegen, der einen Augenblick darauf an ihrer Bruſt lag.

„Schon heute früh?“ fragte ſie traulich. „Ich hatte dich erſt den Nachmittag erwartet. Nun herzlich willkommen! Aber du biſt ein Mal wieder recht düſter. Fort mit den Falten auf der Stirn! Wenn du bei mir biſt, mußt du lachen und freundlich ſein.“

„Froh bin ich jedes Mal und faſt nur bei dir. Darum ſehne ich mich immer und immer nach dir. Es wird mir auch heute noch gelingen.“

„Es iſt dir etwas begegnet, Luc; ich kenne dich zu genau,“ fuhr das Mädchen fort, indem ſie mit der kleinen Hand über ſein Geſicht ſtrich, und als es ſich nach dieſer als praktiſch bewährten Procedur noch nicht ganz aufgeklärt hatte, fragte ſie: „Haſt du vielleicht ſchon von den königlichen Dragonern gehört, die euretwegen in Grenoble angekommen ſind?“

„Dragoner? Unſertwegen?“ fuhr Lucas auf. „Ich weiß von nichts, und komm' aus dem Gebirge, wo wir ſelten etwas bald erfahren. Auch brachte ich dieſe Nacht nicht zu Hauſe zu, und deßhalb ſag' an, was hat es mit den Dragonern zu bedeuten?“

„Der Vater hatte geſtern, wie alle Samſtage Ablieferung in Grenoble. Dort war eben eine große Menge Dragoner eingerückt, und in der ganzen Stadt ſprach man davon, der König habe ſie von Paris geſchickt, damit ſie die Hugenotten in der Stadt und Umgegend zum wahren Glauben zurückbringen ſollten. Es hieß, ſie würden heute ſchon euere Kirchen dort verſchließen und auf des Königs ſtrengen Befehl alle Leute vom calviniſchen Glauben mit dem Schwerte zwingen, die Meſſe zu hören.“

„Gott ſchütz' uns!“ rief der Jäger bewegt. „Iſt es dahin gekommen, daß wir wieder mit dem Schwerte bekehrt werden ſollen? Lieber wollt' ich das Land meiden.“

„Und ich? was ſollte aus mir werden?“ fragte das Mädchen zutraulich.

„Du wanderteſt mit mir. Unſer Loos iſt unzertrennlich, Michelle; du haſt mir dein heiliges Wort gegeben, und ich dir das meinige. Uns kann nun kein menſchlicher Wille mehr trennen, weder der eines calviniſchen Pfarrers, und wenn er mein Vater wäre, noch der eines katholiſchen Königs und aller ſeiner Dragoner.“

„So hör' ich dich gern, Luc!“ rief das Mädchen freudig; „dann leuchten deine Augen, wie die Kryſtallen, die du mir geſchenkt haſt, und noch viel ſchöner; denn ſo herrlich und ausdrucksvoll glänzt keiner, und wenn ihn dein Bruder noch ſo gut ſchliffe. Ich denke auch immer, die Liebe müſſe doch über den Glauben gehen. Wir lieben ja auch beide Gott und Jeſum Chriſtum, und thun was recht iſt. Wenn ich dir's geſtehen ſoll, ich kann gar keinen großen Unterſchied zwiſchen meinem und deinem Glauben finden, am wenigſten einen, der mich veranlaſſen könnte, dich nicht zu lieben.“

„Gottlob, daß dieß meine Meinung auch iſt!“ rief der Jäger froh. „Mag es nun kommen, wie der Himmel will. Ein Kind ſoll ſeinen Eltern gehorchen, aber doch nur in allen billigen Dingen. Wenn mein Vater mit mir über die Berge ginge, durch die Wälder ſtreifte, den Fels erklimmte, das

Rauſchen der Bäume vernähme, und den durch ihre Zweige brechenden Glanz ſähe, wenn er Gottes Pracht und Herrlichkeit aus ſeinen Werken verſtehen lernte und nicht Tag und Nacht über den düſtern Büchern brütete, ich glaube, er würde auch denken, wie ich. Wenn man Gott und alle Menſchen liebt und ſein Schätzchen recht treu von Herzen, dann iſt die ſchöne Natur beſſer, als jede Kirche und jedes Bethaus. Meinſt du nicht auch ſo, Michelle?"

„Freilich!" lachte das Mädchen, „ſonſt hätt' ich nicht jetzt die Meſſe verſäumt. Denn für wahr es hat mir hier im Garten beſſer gefallen."

„Du haſt Gott mit jedem Kuſſe, den du mir gegeben, frömmer gedient, als mit einem Vaternoſter."

„So will ich dich recht viel küſſen, um Gott immer wohlgefälliger zu werden," ſagte Michelle ſchelmiſch, und von Unmuth befreit, ſchloß ſie der Jüngling in die Arme.

„Du biſt ein trefflicher Lehrer," neckte Michelle.

„Und du eine noch trefflichere Schülerin," verſetzte Lucas eben ſo. Und ihre Lippen vereinigten ſich auf's Neue.

Ob ſie wohl Gott würdig dienten?

Der Eiſenfactor Villard, ein verſtändiger, vorurtheilsfreier Geſchäftsmann, hatte bei Tiſch noch ein Mal erzählt, was er über die Dragoner in der Stadt erfahren, und ermahnte den Jäger mit ſchlichten, kräftigen Worten, nicht von ſeinem Glauben zu laſſen.

„Euer Wort, Herr Villard, vermehrt nur die Achtung, die ich Euch ohnedieß zolle, und ſo wahr ich Lucas Sellier heiße, ich werde mir auch Eure Achtung zu erwerben ſuchen.“

„Ihr ſeid mir als ein braver Mann bekannt,“ entgegnete der Eiſenfactor. „Meine Söhne lieben Euch und der älteſte, der Förſter in Allemont, iſt Euch mehr als ein Bruder zugethan. Aber ſie ſind alle ſo geſinnt, wie ich, und würden Euch weder mehr lieben, noch ſchätzen, wenn Ihr dem alten frömmelnden König zu Gefallen zu unſrer Kirche übertreten wolltet.“

„Ihr habt da einen Ton angeſchlagen, den ich fortzuſpielen große Luſt habe. Mir iſt in Euerm Hauſe ſchon viel Liebes und Gutes begegnet. Euer älteſter Sohn hat mich als Freund und Kamarad hereingeführt, Ihr, Eure brave Hausfrau und alle Eure Kinder haben mich gütig aufgenommen; ich bin in kurzer Zeit heimiſch bei Euch geworden. Was Wunder, wenn ich mich noch inniger mit Euch zu verbinden wünſche! Ihr müßt es längſt gemerkt haben, daß ich Eurer Michelle gewogen bin. Nun, ſie iſt mir auch nicht gram. Ihr kennt mich, ich bin nicht von vielem Wortmachen; ſonſt hätt' ich ſchon lang zu Euch geſprochen. Jetzt iſt's aber gerade Zeit. Beim Oberforſtamt in Grenoble habe ich Anwartſchaft auf die untre Forſtbedienung zu Alleward. Sie nährt ihren Mann mit Frau und Kind, und wirft, bei guter Wirthſchaft, auch wohl noch etwas mehr ab. So gebt mir Euer Kind zur Hausfrau."

„Willſt du ihn denn, Michelle?" fragte der Vater ſchelmiſch.

Das Mädchen vermochte die Augen nicht vom Boden zu erheben, und das Roth, das die Wendung der Unterredung auf ihre Wangen gegoſſen hatte, wurde noch glühender. Aber ſie faßte ſich ein Herz und ſagte mit lauter Stimme: „Ei freilich!"

Die Brüder lachten über die muthige Antwort.

„Aber er iſt ein Calviniſt!" erinnerte der Vater.

„Ich will mit ſeinem Glauben ſchon fertig werden."

„Wenn du es wagen willſt; ich habe kein Bedenken dabei und geb' Euch mit Freuden meinen Segen, ſobald Ihr mir die Einwilligung Eures Vaters bringt, Herr Sellier."

„Und wenn ich ſie nicht brächte, würdet Ihr uns denn Euern Segen verweigern?"

„Das iſt ein ernſter Punkt. Ohne die Einwilligung Eures Vaters muß ich Euch meine Tochter verſagen. Das fordern meine Ehre und die Landesgeſetze. Und ich bin unerbittlich ſtreng in allen Dingen, die meine Ehre betreffen.

„Nein, Herr Villard, Ihr werdet ein Paar Herzen, die ſich lieben, nicht um den Starrſinn eines calviniſchen Predigers, von einander reißen wollen? Ich ſag' Euch ehrlich, daß ich keine Hoffnung habe, jemals die Zuſtimmung meines Vaters zur Ehe mit Eurer Tochter zu erhalten. Aber was bedarf es deſſen; ich bin ſelbſtſtändig und wende mich mit einer Bittſchrift an den König, der dann Vaterſtelle bei mir verſieht.“

Der Alte ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf; ſein Sinn ſchien ſo hart zu ſein, wie das Metall mit dem er ſtets umging. „Euer Vater würde mich beſchuldigen, und alle Calviniſten und viele Katholiken würden es ihm nachſprechen, ich habe Euch verführt und verleitet, von Euerm Vater losgeriſſen, Euch mein Kind aufgehängt und dergleichen mehr; meine Ehre würde darunter leiden und das könnte mich toll machen.“

Die Unterhaltung hatte einen düſtern Charakter angenommen; Lucas brütete oft in Gedanken vor ſich hin, und achtete der freundlichen Winke und geflüſterten Tröſtungen der Brüder ſeiner Geliebten nicht. Da klopfte es an die Thüre, und auf geſchehene Einladung des Hausherrn, trat flink und gewandt ein junger Mann herein, der ſich in modernen zierlichen Kleidern als eine angenehme Erſcheinung zeigte. Indem er ſich mit etwas geziertem Anſtand gegen die Anweſenden verneigte, rief der Jäger, der ſeine Augen auf ihn gerichtet hatte: „J Zachée, wo kommſt du her? Was willſt du hier?“ Und ſich zum Herrn und Frau Villard wendend ſagte er: „Es iſt mein Bruder, der Kryſtallſchneider.“

„Verzeiht mir gütigſt,“ ſagte der Eingetretene mit einer feinen Stimme und einem ſüßen Lächeln; „ich komme im Namen meines Vaters, des Pfarrers Jean Lucas Sellier zu Vizille, und mein Auftrag gilt ſowohl Euch, werthgeſchätzter Herr Villard, als auch dir, mein vielgeliebter Bruder.“

„So laßt denn hören, was Ihr an mich auszurichten habt, junger Herr!“ ſprach der Eiſenfactor geſpannt.

„Mein Vater läßt Euch höflichſt grüßen und ſagen, er habe ſeinen älteſten Sohn Lucas mit der Tochter des Kattunfabrikanten Vannegon in Vizille verlobt, er hoffe und wünſche von Euch, als einem allbekannten Ehrenmann, falls Lucas in Euerm Hauſe Schritte thue, die mit ſeiner Kindespflicht nicht im Einklang ſtänden, daß Ihr ihn in ſolcher

Verirrung nicht unterſtützen, ſondern vielmehr auf den rechten Weg zurückweiſen und ihn zum Gehorſam gegen den Vater wohl ermahnen möget. Er ſei zu jedem Gegendienſt willig und bereit.“

„Auf dieſen höflichen Gruß Eures Vaters, mein Herr Lucas Sellier,“ wandte ſich Villard an den Jäger, „muß ich Euch ſofort mein Haus ernſtlich und ſtreng verbieten. Ihr habt mir verhehlt, daß Euch Euer Vater ſchon anderweitig verlobt hat, Ihr habt mein Kind in Schmerz und Betrübniß verſenkt: das mag Euch Gott vergeben! Jetzt geht und gehorcht Euerm Vater.“

„Ich gehe,“ ſagte der Jäger kurz und dumpf, hing ſeinen Ranzen um, und nahm Hut und Stutzen. „Leb' wohl, Michelle!“ wandte er ſich gefaßt zu dem heftig weinenden Mädchen; „wir ſehen uns wieder.“ Damit wollte er nach der Thüre.

„Ich habe ja auch einige Worte an dich auszurichten, liebſter Bruder,“ ſtammelte Zachée in großer Verlegenheit über den ſeltſamen Auftritt, den ſeine Gegenwart veranlaßt hatte.

„Und was ſoll's?“

„Der Vater läßt dich ſehr freundlich bitten, ſogleich hinüber nach Vizille zu kommen. Auch die Mutter fügt ihre Bitten hinzu, und Beide leben in der feſten Ueberzeugung, daß du ſo liebevoller Einladung deiner Eltern willfahrten werdeſt.“

„Freundlich bitten — liebevolle Einladung!“ wiederholte der Jäger hohnlachend, „du biſt ſo glatt polirt, wie die Edelſteine, die du ſchleifſt, mein Bruder. Ich kenne unſern Vater beſſer. Doch auch ohne dieſe freundlichen Bitten und liebevolle Einladung wäre ich jetzt nach Vizille in's Vaterhaus gegangen. Wenn du willſt, kannſt du mich begleiten und mir unterwegs erzählen, was für freundliche Geſchichten ſich dieſe Tage, die ich nicht dort war, ereignet haben.“ Und den grünen Hut ſtolz auf den Kopf werfend, ging er hinaus, der Steinſchneider aber empfahl ſich mit unzähligen Bücklingen, und Entſchuldigungen.

Feſt und entſchloſſen ſchritt Lucas über die Schwelle des Pfarrhauſes, zitternd und bebend folgte ihm ſein jüngrer Bruder. Zachée hatte im Stillen gehofft und gewünſcht, daß die Sache ganz anders werden würde. Lucas werde nicht mitgehen, der Eiſenfactor ihn nicht ſo fortſchicken, Michelle ihn nicht losgeben, hatte er gemeint. Vielleicht hatte er ſogar Urſache, des Bruders Gegenwart zu ſcheuen, wenigſtens glaubte Lucas aus den umſchweifigen Reden und Vorkehrungen Zachée's ſo etwas entnehmen zu dürfen.

Die Mutter ſtand in der Hausflur, eilte freudigen Angeſichts auf den Jäger zu, und ſagte: „Gott ſei Dank, daß du kommſt! Das iſt recht und brav von Dir, daß du gehorchen willſt. Nun höre nur die Vorwürfe des Vaters ruhig an, und antworte ihm nichts. Du kennſt ihn ja. Faſſe dich in Allem kurz und widerſprich nicht.“

„Ich werde mich ſehr kurz faſſen, und habe nur wenig mit dem Vater zu reden,“ verſetzte Lucas und trat in die Stube. Verwundert über den Ton, womit er das geſagt, ſah ihm die Mutter nach, und ging dann beſorgt, um von der Kammer aus die Unterredung zu behorchen.

Der Pfarrer ſaß im vollen Amtsornat in ſeinem großen Lehnſtuhl. Die freudehaſſenden Lehren ſeines Glaubens ſchienen das Gepräge des finſtern Ernſtes in ſeinem Geſichte verſteinert zu haben. Sein Auge hatte jenen ſtarren Ausdruck des düſtern Fanatismus, den man an den bittern Feinden der römiſchen Kirche oft wahrnimmt. Bei'm Eintritt des Sohnes regte ſich nichts in den harten Zügen des Greiſes.

„Ihr habt mich herbeſchieden, um mit mir zu reden,“ begann der Sohn, den das Schweigen des Vaters verdroß.

„Redeſt du deinen Vater nicht mit mehr Ehrerbietung an?“ fuhr der Pfarrer empor.

„Die Ehrerbietung gegen Euch iſt in mein Herz verwachſen; noch nie hab' ich ſie Euch verſagt und könnte es nicht. In meinen Worten lag nichts Unehrerbietiges. Ich wollte Euch bloß fragen, was Ihr mir zu ſagen hättet?“

„Ich habe eine einzige Frage an dich zu thun.“

„Wahrlich auch ich wollte nur eine einzige an Euch richten.“

„Willſt du Sara Bannegon heirathen?“

„Nein, weil ich ſie nicht liebe. Ich liebe die Tochter des Eiſenfactors zu le Bourg d'Oyſſans, und werde zärtlich von ihr wiedergeliebt. Sie will ich heirathen und keine andere. Wollt Ihr Eure väterliche Einwilligung zu dieſem Ehebündniß geben?“

„Nein! Mit der Katholiſchen! Mit einem Kinde des Belial! Mit einer Anhängerin des römiſchen Antichriſt: Nein! Bei Gottes Allmacht, nein!“ ſchrie der Pfarrer entrüſtet.

„Ich bitt' Euch darum. Ihr werdet mich ſonſt unglücklich machen,“ flehete der Sohn mit weicher Stimme.

„Kein Wort mehr, Baſtard! Du kannſt nicht mein Sohn ſein!“ wüthete der Pfarrer, deſſen Geſicht von Zornesflamme glühete. „Mein letztes Wort: willſt du Sarotte zum Eheweib nehmen? Oder ich ſtoße dich aus meinem Hauſe, aus meinem Herzen, ich enterbe dich; du darfſt mir nie mehr vor die Augen kommen.“

„Lebt wohl!“ ſagte Lucas und wandte ſich zur Thüre.

„Mann! Mann!“ ſchrie die Mutter und ſtürzte in die Stube.

„Schweig, Weib!“ verſetzte der Pfarrer, er iſt verſtoßen, der Undankbare! Mag er hingehen, ſeinem Glauben abſchwören und die Katholiſche heirathen. Ich fluche ihm und ſeiner Ehe!“

Vom Fluche gepeitſcht, raſete der Jäger fort; ſein Pfad verlor ſich in den Wäldern des Gebirges. Nicht ein Mal ſah er ſich wieder nach dem Thale um. —

„Zachée! Zachée, mein Sohn!“ rief der Pfarrer hinaus, und der Kryſtallſchleifer trat mit freundlich lächelnden Mienen herein, obgleich ihm das Herz vor Furcht zitterte. „Was befehlt Ihr, mein gütiger Vater?“ wisperte ſeine zarte Stimme.

„Mein Sohn, ich habe Herrn Vannegon mein Wort gegeben, daß unſre Kinder ſich heirathen ſollen. Ein ehrlicher Mann, vorzüglich ein Pfarrer der reinen Lehre Chriſti muß unter allen Umſtänden ſein Wort halten. Luc hat ſein Glück mit Füßen von ſich geſtoßen, dafür iſt er mein Sohn geweſen. Ich befehle nun dir, dich mit Sarotte zu verbinden und noch heute zu verloben.“

„Ihr wißt, daß ich ſtets zu gehorchen gewohnt bin.“

„Du biſt ein braves Kind und machſt deinen Eltern Freude. Du ſollſt dafür auch der Erbe aller unſrer Güter werden. Sarotte erbt als einzige Tochter ein großes Vermögen; du wirſt Beſitzer der neuen Kattunfabrik und ein ſteinreicher Mann. Nicht wahr das gefällt dir?“

Zachée rieb ſich vergnügt die Hände.

„Aber er hat ja der Schloßgärtnerstochter die Ehe verſprochen,“ erinnerte die Mutter.

„Ich werde das Mägdlein zu mir kommen laſſen und ſie mit einem Stück Geld abfinden,“ beſchwichtigte ſie der Pfarrer. „Es war ſchon unklug von dir, Zachée, dich mit der Marie einzulaſſen, aber ſie iſt fromm und gut und hatte Wohlgefallen vor meinen Augen gefunden. Ich hätte nichts gegen deine eheliche Verbindung mit ihr gehabt. So aber muß Gottes Wille geſchehen und des Menſchen Wille ſchweigend zurückweichen.“

Und in das Haus des Kattunfabrikanten ſich verfügend, machte der Pfarrer denſelben mit den Ereigniſſen in ſeinem Hauſe bekannt. Die Väter waren bald übereingekommen, den Steinſchneider für den Jäger zu nehmen und Sarotte, ein zimpferliches, verzognes, einziges Töchterchen reicher hochmüthiger Eltern, war es nach einigen Ziereréien auch zufrieden. Wie man verabredet hatte, ſo geſchah es: es wurde den Sonntag Nachmittag wirklich Verlobung in Bonnegon's Hauſe gehalten; aber es war eine traurige Feierlichkeit.

Nachdem Ludwig XIV., König von Frankreich, ſeine Jugend und ſein Mannesalter in entehrenden Wollüſten verpraßt hatte, wurde er durch die Bemühungen eines ſchlauen Weibes, das ſich ihm unentbehrlich gemacht hatte, zum Frömmler bekehrt. Das von der Frau von Maintenon allein begonnene Werk halfen ihr des Königs Beichtvater, der Jeſuit Lachaiſe, der Kanzler Letellier, der Miniſter Louvois und Andre vollenden. Das Reſultat dieſer Bekehrung war des Königs Wahn: er thue ein gottgefälliges Werk, wenn er die Hugenotten in Frankreich in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückführe. Um ſchneller und ſichrer zum Ziele zu kommen, ſchickte man große Haufen bewaffneter Dragoner in die ſüdlichen Provinzen, vorzüglich in die Dauphiné, wo die meiſten Proteſtanten lebten, die von den Städten aus, wo ſie ihre Hauptniederlage hatten, das ganze Land durchzogen, die hugenottiſchen Kirchen verſchloſſen, und die Bekenner des Calvinismus mit dem Schwerte zu bekehren ſuchten. Zu jedem Hugenotten wurden zwei, drei und mehr Dragoner in's Quartier gelegt und angewieſen, ihren Wirth durch alle mögliche Drangſale zum Uebertritt zu bringen.

Grenoble, wo der Calvinismus beſonders blühte, hatte ein ganzes Regiment bekehrender Dragoner erhalten, die ihrem Geſchäfte mit dem heilloſen Eifer des rohen Fanatismus oblagen. Der Schrecken eilte vor ihnen her in die friedlichen Thäler, und bald ſah man in den reichen Marktflecken und Dörfern, in denen Friede, Fleiß, Moralität und jegliche Bürgertugend in beſcheidener Ruhe und glücklicher Eintracht gewohnt hatten, empörende Scenen roher Gewalt, von frommer Glaubenstreue, muthigem Widerſtand und himmelſchreiender Verzweiflung auf der einen Seite, von wilder Luſt und fanatiſcher Tollheit auf der andern hervorgerufen. Hier beſeelte der Machtbefehl eines bethörten, frömmelnden, abgeſtumpften Königs die Reihen der Soldaten, dort der bedrohte Glaube die Haufen der Landleute.

Auch Vizille, ein angeſehener blühender Marktflecken, hatte bald ein gleiches Schickſal erfahren. Eine Compagnie der Dragoner legte ſich dort ein, bedeutete dem Pfarrer Sellier nachdrücklich, daß er überflüſſig ſei und daß man ſich ſeiner Auswanderung nicht widerſetzen werde; die Kirche wurde geſchloſſen und mit Dragonern beſetzt, und in den einzelnen Häuſern begann der unſelige Streit. Durch Zufall war der Sonntag, an welchem der ſtrenge Pfarrer ſeinen ältern Sohn verſtoßen und den jüngern zu einem Treubruche verleitet hatte, der letzte geweſen, an welchem Gottesdienſt hatte gehalten werden können. Schon Sonntags darauf war die Kirche verſchloſſen, und unbeſchreiblicher Jammer erfüllte den Ort. Ja, was noch auffallender war, ſchon am Montag nach jenem verhängnißvollen Tage war das Gerücht der nahenden Gefahr nach Vizille gedrungen; von Tag zu Tag hatte Angſt und Beſorgniß die Herzen gemartert, bis die Soldaten eingerückt und die friedlichen, bangen Einwohner mit roher Ungebühr in ungeheuern Schrecken verſetzt hatten. Die Frau des Pfarrers ſah dieſen Umſtand für eine gerechte Fügung Gottes an, womit er die unväterliche Handlung ihres Mannes beſtrafe. „Die Züchtigung,“ ſeufzte ſie oft, „folgt der Unthat auf dem Fuße.“ Der Pfarrer ſah ihre ihn anklagenden Thränen, aber ſein Herz wurde davon nicht erweicht; er hatte ja ſeiner Ueberzeugung nach in Gottes Sinn und zu ſeiner Ehre gehandelt. Aber ſeit jenem Tage lag ein bleierner Trübſinn, eine geiſtige Unbehaglichkeit, wie ein giftiger Nebel, auf dem Hauſe. Dieſe gereizte, bittere Stimmung wurde durch tägliche Greuelthaten der Dragoner vermehrt, aber durch einen, die Familie zunächſt betreffenden Umſtand auf die höchſte Stufe geführt. Der Pfarrer hatte nämlich der Geliebten ſeines jüngern Sohnes, der Tochter des Schloßgärtners, Marie, mehre Male ſagen laſſen, daß ſie ſich zu ihm in das Pfarrhaus verfügen möchte;

aber das Mädchen hatte nicht Folge geleiſtet und überhaupt nichts von ſich hören und ſehen laſſen. Die ſchrecklichen Vorfälle im Orte, die das einförmige Leben aus ſeinem gewohnten Gange herausriſſen, und vor Allem den Kopf des glaubenseifrigen Pfarrers beſtürmten, hatten die Widerſetzlichkeit der Gärtnerstochter, die ihn ſonſt empört und zu Gewaltſchritten verleitet haben würde, ſeiner Aufmerkſamkeit entrückt; da drang eines Tags die Kunde in das Pfarrhaus, der alte Gärtner ſei, weil er nicht habe katholiſch werden wollen, ſeiner Stelle entſetzt und mit ſeiner Tochter vom Schloſſe verjagt worden; die Dragoner hätten ihn noch obendrein ſo unbarmherzig geſchlagen, daß er krank und elend am Ufer des Fluſſes vor dem Orte liege und ſein letztes Stündlein erwarte. Die Pflicht des Pfarrers gebot ihm, dem kranken, ſterbenden Manne ungeſäumt mit geiſtlichem Troſte beizuſpringen, und wo es den Dienſt ſeines Amtes galt, pflegte Sellier mit der größten Gewiſſenhaftigkeit pünktlich zu ſein. Er machte ſich alſo unverzüglich auf den Weg, unbekümmert um den Hohn und die Verwünſchungen der ihm begegnenden Soldaten. Der regnerige, unfreundliche Tag neigte ſich bereits ſeinem Ende zu, als er an der Stelle ankam, wo der mißhandelte Greis lag. Unter einer Linde, die ihn vor dem Regen ſchützen ſollte, auf den harten Boden hingeſtreckt, wurde ſein blutiges

Haupt von der Hand ſeiner neben ihm knieenden Tochter unterſtützt. Der ſtrömende Regen hatte ihn erſt durchnäßt, eh' es der ſchwachen Kraft ſeines Kindes gelungen war, ihn unter den Baum zu ſchleppen; der Wind, der vom Gebirge herab durch das Thal pfiff, wühlte in ſeinen grauen Locken; Froſt ſchüttelte ſeine Gebeine, und vergebens hatte Marie ſich faſt entkleidet, um ihn einzuhüllen und zu wärmen. Als der Pfarrer mit einem ſalbungsvollen Spruche hinzutrat, wandte ſich das Mädchen, und ſtieß, ihn erkennend, einen ſchmerzlichen Schrei aus. Noch konnte er ihr bleiches, abgehärmtes Geſicht ſehen, aus dem die lachende Blüthe der Geſundheit, die ihre ländlichen Reize erſt erhöht hatte, vertilgt war.

„Marie," ſagte er, „warum biſt du nicht zu mir gekommen?"

„Was ſoll ich noch bei Euch?" fragte ſie langſam und ſchwer betont, indem ſie ihr Auge mit dem ſchmerzlichen Ausdrucke des Vorwurfs zu ihm empor hob. Der Pfarrer aber verſtand weder Ton noch Blick und ſagte: „Ich wollte mich mit dir abfinden von wegen meines Sohnes."

„Abfinden?" fragte das Mädchen mit ſtaunender Entrüſtung, und mit ſpottendem Stolze ſetzte ſie bitter lachend hinzu: „Ich bin ſchon abgefunden. Das Unglück hat bereits Euere Stelle verſehen, Herr Pfarrer, und ich glaube, beſſer als Ihr. Seht, ein ſchmucker Gärtnerburſch, Gérard aus Savoyen, nicht weit von hier, der bei meinem Vater gelernt und in ſeiner Heimath jetzt ſein gutes Auskommen hat, liebte mich treu und innig, und auch ich war ihm gewogen. Als er fürſtlicher Gärtner geworden war, hatte er meinem Vater die Stelle neben ſich verſchafft, und dieſer, dem's hier ſchon lange nicht mehr gefallen, wünſchte ſehr, daß ich dem braven Gérard meine Hand reiche und wir zuſammen hinüberzögen. Da hatten mich aber die glatten Worte Euers Sohnes ſchon bethört. Ich ſchlug den Gérard aus, und mein Vater grämte ſich, daß er hier bleiben mußte. Dadurch bin ich zur Mörderin meines Vaters geworden. Der Gérard hat jetzt ein glückliches Weib, das könnte ich ſein; mein Vater lebte dort ruhig und zufrieden. Hier ſtirbt er arm und obdachlos. Sagt ſelbſt, Herr Pfarrer, ob ich nicht beſtens abgefunden bin?"

Der würdige Herr machte zu dieſen Reden ein ziemlich einfaltiges Geſicht, und wandte ſich, da er nichts darauf zu antworten wußte, mit ſeinen Bibelſprüchen und Tröſtungen an den ſterbenden Mann.

Unterdeſſen waren aber mehre Dragoner, die von der Abſicht des Pfarrers, eine geiſtliche Function ausüben zu wollen, gehört hatten, dieſem nachgeeilt, und traten herbei, um ihn mit Wort und That daran zu hindern. Sellier kehrte ſich nicht an ihre Verbote, ſondern fuhr ruhig fort, dem Sterbenden zuzuſprechen; da zog ein bei den Soldaten ſich befindender Officier den Säbel und ſchlug den Pfarrer unter gemeinen Schimpfreden mit der flachen Klinge mehrmals über Kopf und Rücken. In demſelben Augenblick blitzte es am gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes im Gebüſche auf, ein Schuß nahm die Aufmerkſamkeit der Dragoner einen Augenblick in Anſpruch; denn ſchon im nächſten ſahen ſie ihren Officier mit zerſchmettertem Kopfe zu ihren Füßen liegen. Kaum hatten ſie ſich beſtürzt umgeſehen, als ſchon ein zweiter Schuß ihre Reihe wieder um einen Mann lichtete, und als ſie ſchon zur Flucht ſich gewandt, ſtürzte noch ein Dritter. Der Pfarrer konnte nun ungeſtört bei'm Gärtner ausharren, bis dieſer den Geiſt aufgegeben hatte. Marie bedeckte den erkalteten Mund ihres Vaters mit Küſſen, riß ſich dann, ohne eine Thräne zu vergießen, los, und verſchwand in der Nacht. Vergebens rief ihr der Pfarrer nach; er mußte allein nach Hauſe zurückkehren.

Als in der Frühe des andern Morgens Zachée Sellier, der Steinſchleifer, das Rad ſeiner Schleifkoie, die auf der anden Seite des Fleckens, an der Romanche lag, anlaſſen wollte, trieb die zuſtrömende Fluth einen Leichnam in die Rinne des Rades. Er ſprang hinzu, zog ihn heraus und erkannte die halbnackte Marie.

So hitzköpfig und unbeugſam auch der Pfarrer Sellier in ſeiner Familie und ſeiner Gemeinde war, ſo ſehr fehlte es ihm doch, der überlegenen Gewalt gegenüber, an perſonlichem Muth, und er verſuchte nicht, ſich den Soldaten thätlich zu widerſetzen, oder die calviniſchen Einwohner Vizille's und der Umgegend gegen ſie aufzureizen; nur wenn er hörte, daß ſich Jemand auf die Liſte der Bekehrten hatte ſetzen und zur Meſſe treiben laſſen, entflammte ſein Zorn und würde ihn alsdann gewiß ein Mal zu einer Unbeſonnenheit verleitet haben, worauf der Chef der Compagnie nur zu warten ſchien, um ihn feſtnehmen zu laſſen, wenn nicht Marie's gewaltſamer, von ihr ſelbſt geſuchter, Tod einen faſt lähmenden Einfluß auf ſein ganzes Weſen ausgeübt hätte. Seit jenem Tage war er weit ruhiger als ſonſt; man ſah ihn faſt immer in ſich gekehrt und in Gedanken verſenkt; die vorwurfsvollen Thränen und Blicke ſeiner Frau ſchienen ſich allmälig einen Weg zu ſeinem Herzen gebahnt zu haben, und die ſtarre Härte deſſelben zu erweichen. Dazu kam, daß die Wege des Pfarrers ein Genius zu umſchweben ſchien, der ihn aus jeder drohenden Gefahr rettete. Es war von den Dragonern beſchloſſen worden, das calviniſche Leichenbegängniß des alten Gärtners mit Gewalt zu hindern, und der Chef der Compagnie hatte bereits den Befehl dazu gegeben; der Pfarrer ſeinerſeits ſich auch gerüſtet, eine kräftige Rede am Grabe des unglücklichen Mannes zu halten, und man ſah voraus, daß es zu Thätlichkeiten kommen würde, bei denen der ſchwache Geiſtliche den Kürzern ziehen müſſe, als in der Nacht noch ein Dragoner mit dem ſtrengen Befehl des Oberſten von Grenoble ankam, daß die Compagnie mit der erſten Tageshelle aufbrechen und nach Alleward marſchiren ſolle. Der Rittmeiſter gehorchte, und der Gärtner wurde ruhig begraben; der Pfarrer donnerte ungehindert ſeine kräftige Rede, die ihm im Beiſein der Dragoner wahrſcheinlich ſelbſt den Tod zugezogen haben würde. Aber ſchon am folgenden Tage ergab es ſich, daß der Rittmeiſter getäuſcht worden und der Befehl falſch war; die Compagnie kehrte mit erhöhter Wuth nach Vizille zurück. Ein ander Mal ging der Pfarrer Abends von einem benachbarten Dorfe heim, wo er heimlich ein Kind getauft hatte; auf dem Wege begegneten ihm mehre Dragoner an einer Stelle, wo derſelbe am abſchüſſigen Ufer der Romanche hinführte. Sie ſchienen ihm entgegen geſchickt zu ſein; denn kaum hatten ſie ihn erkannt, als ſie ihn mit den unwürdigſten Schimpfworten belegten und in das Waſſer hinabzuſtürzen drohten. Aber kaum hatte einer der ſchlimmen Geſellen Hand an ihn gelegt, und der Pfarrer ſich zur Wehr geſetzt, als plötzlich unter dem Ufer ein verhüllter Mann auftauchte, den Soldaten von hinten faßte, mit kräftigem Arm in den Fluß hinabſchleuderte, einem Zweiten einen Meſſerſtich verſetzte, daß er ſchreiend zuſammenbrach, und einen Dritten, der mit den Uebrigen floh, mit einem Piſtolenſchuß erlegte; dann aber eben ſo ſchnell ſelbſt wieder im Gebüſch des Ufers verſchwunden war.

Der Pfarrer ſchien zu ahnen, wer dieſer ſein Beſchützer ſei; aber er wagte ſeiner Frau den Namen deſſelben nicht zu nennen; inzwiſchen fanden ihre laut gewordenen Anklagen, daß das ſie betroffene Unglück eine Strafe ſeiner grauſamen Strenge ſei, immer mehr Eingang bei ihm. Tagelang ſaß er brütend in ſeiner Stube, und war ſchon mehrmals im Begriff, das Inſtrument, worin er ſeinen älteſten Sohn enterbt, wieder vom Gerichte zurückzunehmen, bis die Angelegenheit, über die zu reden ſich beide Ehegatten geſcheut, endlich ein Mal doch zwiſchen ihnen zur Sprache kam. Sellier erfuhr, daß ſeine Frau im Geheimen Nachforſchungen nach Lucas angeſtellt hatte; aber er war nicht in die Förſterei, in welcher er als Jagdgeſelle geſtanden, zurückgekehrt; nur in der Nähe von le Bourg d'Oyſſans war er in einem verwilderten Zuſtande geſehen worden.

„Sein Herz hängt, wie es ſcheint, unzertrennlich an des Eiſenfactors Tochter,“ ſetzte die Mutter weinend hinzu, „und der Arme darf ſich auch dort nicht im Hauſe ſehen laſſen, ſo wenig, wie bei uns; der Eiſenfactor hat es ihm ſtreng verboten, und er iſt hier und dort verſtoßen.“

„Wenn das Mädchen von der papiſtiſchen Abgötterei ließe,“ ſagte der Pfarrer, „ich wollte ja mit Freuden meinen Segen zu ihrem Bunde geben; aber eine Katholiſche kann nun und nimmermehr meine Tochter werden. Lieber laß den Leib verderben, als die Seele ſterben. — Sieh, ſeit dem Tode der Marie,“ fuhr er in einem ſanften, vertraulichen Tone fort, den die Frau nicht an ihm gewohnt war, „haben ſich Gedanken allerlei Art in mein Herz geſchlichen. Durch ihren Selbſtmord iſt dem Himmel eine Seele verloren gegangen, und — ich muß es als ein reuiger Sünder bekennen — ich trage einen Theil der großen Schuld. Wie, wenn ich dem Himmel dafür wieder eine Seele gewinnen und zuführen, und dadurch zugleich Luc's Glück begründen konnte!“

„Du meinſt, wenn du die Eiſenfactors-Tochter zu unſerm reinen Glauben bekehrteſt?“

„Freilich meine ich das. Wenn ſie nicht ſchon eine Neigung zum wahren Lichte der Religion in ſich hätte, würde ſie da den Jungen lieben? Es iſt meine Pflicht, Frau, daß ich mich zu ihr wende, und ihr jenes göttliche Licht leuchten laſſe. Gelingt es mir — und Gott wird mir ſeine Gnade zu dieſem ihm wohlgefälligen Werke nicht verſagen — ſo iſt nicht nur meine Schuld an Marie's Tod getilgt, ſondern wir ſöhnen uns dadurch wieder mit Luc aus und verhelfen ihm zu ſeinem Glücke. Und gibt Gott dem verſtockten Könige nicht bald Einſicht und Erleuchtung, ſo daß dieſe Zeit der argen Noth noch länger dauern ſollte, ſo wandern wir gleich andern unſrer Brüder nach der Schweiz aus, Zachée mit ſeiner Frau und ihren Eltern, Luc mit ſeiner Frau und wir, und Alles kann noch gut und glücklich gehen.“

„Den Gedanken hat dir Gott in's Herz gegeben, Lucas!“ rief die Frau freudig aus. „Eile, eile, ihn auszuführen! Der Herr gibt ſeinen Segen dazu.“

Und lange beſprachen die Ehegatten die Mittel und Wege dieſer Ausführung.

Wenn die Nacht aus den Thälern die Berge hinauf ſtieg, dann ſtieg ein bleicher Jägersmann von den Bergen in die Thäler hinab, abwechſelnd in das, worin le Bourg d'Oyſans, und in das, worin Vizille liegt. Seine Kleider waren nicht die mehr von ſonſt [illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03673/010

eines ſavoyiſchen Hirten; von ſeinem alten, unſcheinbaren Hute ſchwankte keine Feder mehr, er hatte ſich alles fröhlichen Jägerſchmuckes abgethan; Bart und Haupthaare waren ihm lang gewachſen und hingen verwirrt um Lippen und Kinn, um Scheitel und Nacken. Sein Aeußeres war verwildert, nicht ſo ſein Herz. Obgleich von namenloſem Schmerze zerriſſen, ſchlug es immer warm der Liebe, der Treue, der Freundſchaft. Von Antoin, einem der Brüder Michelle's, ſowohl mit Lebensmitteln verſehen, als auch in den Stand geſetzt, das geliebte Mädchen an beſtimmten Orten heimlich zu ſprechen, widmete er doch nicht ihr allein die ſichern Abendſtunden; oft war es nur ein Kuß, ein Händedruck, ein liebes Wort, was er ihr überbrachte; oft ſah er ihr nur in die treuen Augen, und dann riß er ſich wieder los, und ſtrich unerkannt und wohl bewandert mit den geheimen Pfaden am Ufer der Flüſſe, durch Buſch und Wald, durch die Thäler, an den Bergabhängen; ſein ſcharfes Auge ſpähete durch Dämmrung und Nacht auf den Wegen und Straßen umher, und haftete oft an dem hohen weißen Pfarrhauſe und beobachtete die Thüre, wer da ein- und ausgehe. Zwei Piſtolen und ein ſcharfes Meſſer in ſeinem Leibgurt verſteckt, und ſein trefflicher Stutzer dienten ihm gut gegen die ruchloſe Niederträchtigkeit der Dragoner, und ſo war es ihm gelungen, nicht nur ſeinen Vater zu ſchützen und an ihm begangne Unbill zu rächen, ſondern auch andre proteſtantiſche Bewohner der Thäler durch eine ſicher treffende Kugel oder das ſcharfe Meſſer von ihren unmenſchlichen Drängern zu befreien. Von den frommen Leuten für einen Schutzgeiſt gehalten, war er ſelbſt von einer höhern Macht beſchützt worden, und allen Gefahren ſicher entronnen. Nach einigen Wochen führte er den Krieg gegen die königliche Gewalt ſchon nicht mehr allein; rüſtige Männer und Jünglinge, die ſich den Dragonern widerſetzt und im gerechten Zorn einen oder mehre derſelben mißhandelt hatten, dann aus Furcht, oder der Uebermacht weichend, in die Gebirge geflohen waren, trafen mit dem einſamen Jäger zuſammen; er wußte ihnen durch den Förſter, bei welchem er als Gehülfe geſtanden, Gewehre, Pulver und Blei zu verſchaffen; bald beſeelte ſie ſein Geiſt, und ihre feſte Hand decimirte die Bekehrer und kühlte den Eifer derſelben ab. Dieſer erfolgreiche Widerſtand reizte den Kanzler Letellier zur Wuth; mit neuem gewaltigen Schrecken ging die Kunde durch die Thäler, daß noch drei Mal mehr Soldaten kommen und Alles niedermachen ſollten, was nicht ſogleich die Meſſe hörte. Dieſe Gerüchte veranlaßten Hunderte von Familien zur Auswandrung. Aber nun langte auch der ſtrenge Befehl von Paris an, die

Grenze ſcharf mit Soldaten zu beſetzen und Niemand paſſiren zu laſſen. Dieſes Machtgebot wurde nur zu punktlich ausgeführt. Auf allen Gebirgswegen und Päſſen lagerten Tag und Nacht zahlreiche Pikets, die Jeden mit Hohn und Spott und den entgegen gehaltenen Waffen zurückwieſen, der nach Savoyen oder der Schweiz wollte. Eine jammervolle Verzweiflung erfaßte die friedlichen Thalbewohner. Da vermehrte ſich ſchnell die Genoſſenſchaft Lucas Sellier's, der Freunden und Feinden unter dem Namen des wilden Jägers bekannt war. Nur wenige vertraute Freunde kannten ſeinen wahren Namen und ſeine Verhältniſſe und dieſe beobachteten daruber die tiefſte Verſchwiegenheit. Die Schaar des wilden Jägers zählte bald über hundert Köpfe und hatte ihr Lager in einer ſonſt nur den Jägern bekannten Höhle des engen düſtern Romanchethales. Sobald ſie von der Abſicht eines Haufens von Thalbewohnern auszuwandern, unterrichtet worden waren, erkundigten ſie ſich nach dem Wege, welchen dieſe Leute zu nehmen und zu welcher Zeit ſie aufzubrechen gedachten, dann vertheilten ſie ſich und überfielen die Wachtpoſten auf dem bezeichneten Wege von verſchiednen Seiten, von oben herab, von unten herauf, und wichen nicht eher von der Stelle, bis der Weg frei und der Haufe der Auswandrer glücklich über die Grenze war. Auf dieſe Art kamen Tauſende glücklich hinüber. Der bloße Name des wilden Jägers war ein Schrecken der Dragoner, aber keiner ahnete, daß dieſer Unnahbare, den der Aberglaube der Zeit für ein höhres Weſen hielt, und von deſſen übernatürlicher Macht man ſich die wunderbarſten Geſchichten erzählte, mit dem verſtoßnen und verſchollenen Sohne des hugenottiſchen Pfarrers zu Vizille einerlei Perſon war. Selbſt Michelle und ihre Brüder wußten es nicht, und oft beſtürmten ihn die Harmloſen, ob er den blutigen, wilden Jäger nicht kenne, deſſen Stutzer, von einem böſen Zaubrer gefeit, niemals fehle, der ſelbſt zaubre, und mit dem Blick ſeines Auges tödte; und er hatte Noth, ihren Fragen geſchickt auszuweichen. So oft er konnte, umarmte er ſeine Michelle in der Laube des Berggartens oder auf dem hohen Felſenſitz, und ihr Bruder Antoin war der Schutzgeiſt ihrer Liebe. Dann ruhete ſein kummervolles Haupt auf des Mädchens Bruſt, dann küßte ſie ihm die bleiche Wange auf Minuten wieder roth, dann vergaß er unter ihrem herzigen Gekoſe, daß er der verſtoßne unſtäte Jäger war, ohne Heimath und Vaterhaus, der wilde grauſige Jäger auf Menſchen; war doch ihr Herz ihm Heimath und Vaterhaus geworden, erreichte ihn hier doch nicht der arge fanatiſche Streit.

Eines Abends überraſchte ihn Michelle mit der Nachricht, daß von ſeinen Eltern eine Botſchaft heimlich an ſie gelangt ſei mit der Bitte, ſie möchte bald nach Vizille hinüber in das Pfarrhaus kommen, indem der alte Herr Nothwendiges mit ihr zu reden habe.

„Endlich", ſagte das liebende Mädchen froh und glücklich, „endlich iſt ſeine Strenge gebrochen; die Unfälle der letzten Zeit haben ihn gedemüthigt, den ſtolzen, zelotiſchen Mann, und den Entſchluß in ihm erweckt, ſeine Einwilligung zu unſrer Verbindung nicht länger zu verſagen."

Lucas ſchüttelte das Haupt wehmüthig; es war ihm zu Sinn, als könne er Michelle's ſchönen Glauben nicht theilen. „Warum aber", entgegnete er, „wenden ſie ſich nicht an mich?"

„Wie können ſie das, da ſie wohl wiſſen werden, daß du, unſtät und flüchtig, für ihre Botſchaft unerreichbar biſt? Sie ahnen wohl, daß wir uns noch heimlich ſehen und ſprechen und daß ihr Wort am ſicherſten zu dir gelangt, wenn ſie es mir auftragen."

„Geh' in Gottes Namen, und der Herr wolle, daß es ſo iſt, wie dein reines Gemüth glaubt!" —

Am andern Tage wußte Michelle eine ſchickliche Urſache zu einem Wege über Land aufzufinden, und ging über die Berge, von Antoine begleitet. Dieſer blieb in Vizille im Wirthshauſe zurück, während Michelle ſich mit hochklopfendem Herzen in's Pfarrhaus verfügte. Dicht hinter den beiden Wandrern hatte ein junger Soldat im Offiziersrocke, die Wirthsſtube betreten, faſt ſchien es, mit der Abſicht auf das Geſchwiſterpaar, auf deſſen ſchönre Hälfte ſeine Augen lüſtern und begehrlich hingen. Mit kurzen Schritten, mehr hüpfend als gehend, maß er die Stube, muſterte an ſeinem Anzuge, zog einen kleinen Spiegel aus der Taſche und zupfte rechts und links an der zierlichen Lockenperücke, die keck und puderwichtig auf ſeinem ſpitzen Kopfe ſaß, für die Geſchwiſter Villard ein ſeltner Anblick, eben ſo an ſeinen Manchetten, die ungebührlich lang herabhingen, und breitete mit wohlgefälligem Lächeln die langen ſchön geſtickten Zipfel ſeines Halstuches von einander. Dazwiſchen ſuchten ſeine ſüßlächelnden Augen Michelle, auf die er's offenbar abgeſehen hatte. Sobald das Mädchen fort war, ſetzte ſich der militäriſche Petitmaitre Antoine gegenüber und forderte mit gebieteriſchem Tone eine Flaſche Seyſſuel, der beſte und feurigſte Wein jener Gegend, der ſich durch einen herrlichen Veilchengeruch auszeichnet. Mit einem: „Welcher des Lands?“ rückte er dem unbefangnen Burſchen näher, der denn auch mit gehörigem Reſpect vor dem vornehmen Weſen des Soldaten, treuherzig beichtete. Als die Flaſche kam, beſtellte der Offizier ein zweites Glas, und bot Antoine das gefüllte mit den Worten: „Ihr ſeid doch ein guter Katholik?“

„Gelobt ſei Jeſus Chriſt!" verſetzte dieſer, und nahm geſchmeichelt das Glas; denn er hatte gehört, daß ſein Gegenüber von der demüthigen Wirthsfamilie Herr Rittmeiſter titulirt worden war. Bald ſtand eine zweite Flaſche auf dem Tiſche und Antoine's Offenherzigkeit, durch das Feuer des Weins zum Fluß gebracht, beantwortete des Rittmeiſters zudringliche Fragen mit umſtändlicher Ausführlichkeit. Als Michelle nach einer Stunde zurückkam, blieb dem Offizier über ihre Liebesverhältniſſe nichts mehr zu erfahren übrig. Das verſtörte Weſen des Mädchens, die Bläſſe ihres Geſichts, ihr verweintes Auge fielen dem aufmerkſamen Soldaten zuerſt auf; er nahte ſich der Reizenden mit einem Strom ſüßer Worte und erkundigte ſich mit theilnehmender Freundlichkeit und gewandter Zuvorkommenheit nach der Urſache ihres Kummers. Das Mädchen maß den fremden, geputzten Mann mit ſtaunenden Blicken, ohne ihm zu antworten.

„Du kannſt es dem Herrn Rittmeiſter immerhin erzählen", redete ihr Antoine zu, „er iſt uns gar freundlich geſinnt und fühlt mit deinem Schickſal großes Mitleid."

Der Rittmeiſter ſagte ihr mit neuen, einſchmeichelnden, verbindlichen Redensarten, daß er durch ihren Bruder mit ihren böſen Lebenserfahrungen bereits bekannt und dadurch ſo gerührt worden ſei, daß er ſie nicht anders als mit den Augen eines Freundes betrachten könne und ſie dringend erſuche, ihn ſo zu nehmen, wie er ſich gäbe. Es war unmöglich, dem freundlichen, einnehmenden Betragen des Rittmeiſters, das durchaus nicht widrig wurde, ein andres entgegen zu ſetzen, und Antoine beſtürmte ihre Schweſter, ohne Umſtände zu entdecken, was ihr im Pfarrhauſe Betrübendes widerfahren ſei, das ſie ſo verwandelt habe. Michelle erklärte, daß ſie hier im Wirthshauſe nichts erzählen werde; worauf ſich der Rittmeiſter entſchloß, das Pärchen zu begleiten. Mit zuvorkommender Artigkeit bot er dem liebenswürdigen Kinde ſeinen Arm, um ſie bei'm Steigen über den Berg zu unterſtützen, und nannte ſie ſeine kleine liebe Freundin, während er den entzückten Antoine mit dem Namen ſeines Freundes beehrte. Nun half ihr kein längres Widerſtreben, ſie mußte mit der Sprache heraus, und die beiden Zuhörer erfuhren zu ihrem Erſtaunen, daß der Pfarrer Sellier ſie zum calviniſchen Glauben habe bekehren wollen, und daß er nur unter dieſer Bedingung die Einwilligung zu ihrer Eheverbindung mit ſeinem Sohne geben und dieſen wieder zu Gnaden annehmen werde. Antoine brach in wilde Verwünſchungen des Pfarrers aus, der Rittmeiſter lächelte fein dazu, ſprach mißbilligend aber doch ſchonend über die Sache, und vermochte das weinende Mädchen ausführlich zu erzählen, wie ſie der Pfarrer behandelt und zu überreden geſucht, und wie ſie endlich in Angſt und Verzweiflung ſich losgeriſſen habe. Antoine's Wuth, vom Geiſte des Weins unterſtützt, kannte keine Grenzen; der Rittmeiſter wußte ſich dem bedrängten Mädchen durch ſein beſonnenes, ſanftes Weſen angenehmer zu machen. Erſt kurz vor le Bourg d'Oyſans verabſchiedete ſich der neue Bekannte, von Antoine dringend eingeladen, ihn in ſeines Vaters Hauſe zu beſuchen, nachdem er dieſen von dem neugeſchloſſnen Freundſchaftsbunde unterrichtet habe. Von Michelle war des Rittmeiſters Abſchied zärtlich; er küßte ihre Hand mit Feuer, doch ihr tiefer Kummer bemerkte es nicht.

In trüber Befangenheit vergingen Michelle ein paar Tage, bis Lucas wieder aus ſeinem Verſteck herab kam. Ihm klagte ſie das arge Leid der Täuſchung und er lachte bitter dazu.

,,Ich ahnte es wohl'', ſagte er; ,,ich kenne ihn, den Alten. Gott vergeb' ihm die Sünde! Er hat ja den feſten Glauben, daß er auf Gottes Wegen wandle. Mich müßte Alles trügen, wenn er dieſen gefaßten Plan ſo leicht wieder aufgäbe.'' —

Auch hierin hatte Lucas recht. Eines Abends beſchied ſie ein kleiner Junge, der es abgepaßt hatte, ſie allein zu ſprechen, auf die ſogenannte Platte, einem, mit Bäumen beſetzten ſchönen Platze auf einem Felſen über dem Dorfe. Sie ging in der Meinung, Lucas warte ihrer dort, und fand zu ihrer Beſtürzung ſeinen Vater im ſchlichten Rocke, ziemlich unkenntlich, der ſogleich mit der unfreundlichen Beredſamkeit Calvin's ſeine Bekehrungsverſuche mit ihr begann, und ſie beſchwor, die papiſtiſchen Irrthümer abzulegen und das reine Kleid des Glaubens anzuziehen, damit ſie zeitlich und ewig glücklich werde. Schon fing er an, ihr, die er an der Hand feſt hielt, die freudeloſen Lehren ſeiner Kirche vorzutragen, als plötzlich hinter den Bäumen hervor zwei Männer ſtürzten und den eifrigen Pfarrer mit Prügeln anfielen. Michelle erkannte ihre Brüder in ihnen, und warf ſich ſchreiend zwiſchen ſie und den alten Mann, den ſie auf dieſe Weiſe vor Mißhandlungen ſchützte und zur Flucht vermochte. Ihr Flehen hielt die erboſten Jünglinge zurück, den Pfarrer zu verfolgen; doch ſandten ſie ihm noch manche Verwünſchungen nach. Dieſer Vorfall konnte nicht im Hauſe verſchwiegen bleiben und der Eiſenfactor war über Sellier's Frechheit ſehr erbittert.

Es dauerte nicht lange, ſo ſtellte ſich der junge Rittmeiſter mit einer neuen Uniform in der Eiſenfactorei zu le Bourg d'Oyſſans ein, nannte ſich als

Baron d'Hauſſet, und gewann den alten Eiſenfactor eben ſo leicht durch ſein feines, ungezwungenes Benehmen, wie er deſſen Sohn gewonnen hatte. Er hatte ſogar ſeine Augen ſo im Zaum, daß ſie nur mit ſchwelgeriſchen Blicken auf Michelle's Reizen ruhten, wenn er ſich von Niemand beobachtet wußte; und ſeltner, als bei ihrer erſten Bekanntſchaft, richtete er Schmeichelworte an ſie. Als er das nächſte Mal wieder kam, brachte er für Alle Geſchenke mit, das Koſtbarſte für die Hausfrau, die von ihm entzückt war, das Zarteſte für Michelle. Antoine wurde, von des Rittmeiſters glattem herablaſſenden Weſen beſtochen, nun an Lucas zum Verräther, und entdeckte jenem, wie oft, wann und wo Michelle ihren Geliebten heimlich ſpreche, ja d'Hauſſet lockte ihm das Verſprechen ab, ihn ein Mal zum heimlichen Zuſchauer dieſer Zuſammenkunft zu machen. Um ſich ſeines neuen vornehmen Freundes dauernde Zuneigung zu ſichern, that Antoine Alles; er verſteckte den Rittmeiſter hinter einen Zaun, und dieſer wurde hier in ſeiner Vermuthung beſtärkt, daß Lucas einer von der Bande des wilden Jägers, wenn nicht gar dieſer ſelbſt, ſein müſſe, von welchem er ein ziemlich genaues Signalement beſaß.

Von nun an kam der Rittmeiſter einen Tag um den andern nach le Bourg d'Oyſans und ließ

Antoine nicht undeutlich merken, daß er die Abſicht habe, Michelle zu heirathen. Dem guten Jungen ſchwindelte davon der Kopf und, was an ihm lag, bemühte er ſich, ſeine Schweſter dem feinen Weltmanne in die Arme zu liefern. Ihre eigne Feſtigkeit, ihre unerſchütterliche Liebe zu dem unglücklichen Jäger ſchützte ſie allein vor dem feinen Netz, die ihr d'Hauſſet legte, und ſo oft ſie Lucas heimlich ſah, was jetzt — da ſich Antoine ihnen entzog — ſehr ſelten geſchah, erzählte ſie ihm von den Bemühungen des eiteln Soldaten und des treuloſen Bruders und hörte ſeine Rathſchläge. „Die Sache wird mir bedenklich", ſagte er, „ich komme nicht mehr allein herab, ſondern nehme zur Bedeckung einige Freunde mit. Wer kann wiſſen, wo Antoine's Verrath, den er einmal geſponnen, aufhört. Ich traue ihm nicht mehr."

Eines Tages traf der Rittmeiſter ziemlich ſpät ein; Michelle erwartete am Abend ihren Geliebten. D'Hauſſet beſtürmte ſie mit faden Liebeserklärungen und ſüßen Worten; ſie wies ihn ernſt zurück, aber es war ihr unmöglich, ſich von ihm los zu machen. Endlich merkte ſie, daß er in ſeinen Bemühungen ſie feſtzuhalten von ihren Brüdern unterſtützt wurde; die Zeit, wo ſie fort mußte, rückte heran; ungeheure Angſt übermannte ſie, und als ſie ſich mit Gewalt loszureißen verſuchte, drang der Rittmeiſter darauf, ſie zu begleiten. Sie ſah nur zu deutlich, daß ſie verrathen war, und fing bitterlich zu weinen an. In dieſem Augenblicke wurden mehre ſchnell aufeinander fallende Schüſſe vernommen, Michelle ſank aufſchreiend ohnmächtig zuſammen; d'Hauſſet eilte fort. Wenige Minuten darauf erfüllte den ganzen Flecken das Geſchrei: „Der wilde Jäger iſt da!“ Viele Menſchen eilten bergauf nach einem verſteckten Baumplatze über des Eiſenfactors Berggarten. Dort fand man ſechs Dragoner theils erſchoſſen, theils ſchwer verwundet und mit dem Tode kämpfend. Der Rittmeiſter lief in äußerſter Beſtürzung hin und her, gab Befehle, denen Niemand gehorchte, und mußte endlich zu Bitten ſeine Zuflucht nehmen, um die Verwunderen unter Dach zu bringen. In der Nacht noch ließ er die Todten fort fahren; er ſelbſt wagte ſich erſt am folgenden Tage nach Vizille, und unterließ es, ſich Michelle auch nur mit einem freundlichen Worte wieder zu nahen.

Einige Tage nach dieſem Ereigniß wurde das Pfarrhaus zu Vizille von ſcharf bewaffneten Dragonern umringt; eine Kutſche, die eben erſt von Grenoble gekommen war, hielt vor der Thüre und ein königlicher Gerichtscommiſſarius ſaß darin. Der Rittmeiſter d'Hauſſet verfügte ſich mit zwei niedern

Offizieren in das Haus. Nach einer Viertelſtunde führten ſie den Pfarrer heraus, ſetzten ſich mit ihm in den Wagen, und mit ſtarker Begleitung ging's im Trabe nach Grenoble zu. Dort warf man den alten Mann in ein unterirdiſches, feuchtes Gefängniß und ließ ihn am Nöthigſten Mangel leiden.

Nach einigen Wochen wurde der Eiſenfactor Villard mit ſeiner ganzen Familie vor das Obergericht zu Grenoble vorbeſchieden. Michelle erwartete den Tag mit Zittern; ſeit jenem Abend, an welchem d'Hauſſets Zudringlichkeiten ſie verhindert hatten, ihren Geliebten zu ſprechen, und die Dragoner des falſchen Rittmeiſters, die Luc hatten fangen ſollen, todt auf dem Platze geblieben waren, hatte ſich ihrer Seele die düſtre Ahnung bemächtigt, der berüchtigte und gefürchtete, ſchwarze Jäger möchte Niemand anders ſein, als ihr geliebter Luc. In dieſer Vermuthung war ſie durch die Kunde von der Gefangennahme des alten Pfarrers beſtärkt worden; die Einladurg des Gerichts an ihren Vater und deſſen ganze Familie, ſich in Perſon zu ſtellen, ſchrieb ſie derſelben Urſache zu, und da ſich Luc nicht wieder hatte ſehen laſſen, ſo quälte ſie unaufhörlich der Gedanke, Luc ſei doch in die Hände der Dragoner gefallen, ſie werde nun aufgefordert gegen ihn zu zeugen und ſeinem entehrenden Tode beiwohnen müſſen. Von ſcheußlichen Bildern verfolgt, hatte ſich das arme, liebende Kind zum Skelett abgehärmt, und als der Tag des Gerichts kam, mußte ſie ihr Vater in einem beſondern Wagen fahren laſſen. Die Reizbarkeit ihres krankhaften Zuſtandes hatte ſich ſeit einigen Wochen ſo geſteigert, daß ihr Antoine gar nicht vor das Geſicht kommen durfte, wenn ſie nicht von heftigen Krämpfen heimgeſucht werden ſollte. Der arme Junge war darüber troſtlos; er liebte ſeine Schweſter und hatte ihr Beſtes vor Augen gehabt; nun, da auch ſein neuer, vornehmer Freund ſich nicht mehr blicken ließ, ſah er freilich ein, wie ſehr er getäuſcht und hintergangen worden war.

Die Familie Villard wurde in kein geringes Erſtaunen verſetzt, als ſie vor den Schranken des Gerichts die Urſache ihrer Vorladung erfuhr und alle ihre Vermuthungen als falſch verſchwinden ſah. Es handelte ſich nämlich nur um die Vernehmung jedes einzelnen Gliedes der Familie über den ſtattgefundenen und zur Anzeige gekommenen Verſuch des Pfarrers Sellier, die unverheirathete Michelle Villard zur calviniſchen Kirche zu bekehren. Das Mädchen erzählte weinend die Wahrheit, nicht minder ihre Brüder; zuletzt ſtellte man ihnen den alten abgemagerten Pfarrer gegenüber. Da er nicht läugnete, was er gethan hatte, ſo war ſein Proceß kurz. Nachdem die Akten geſchloſſen waren, wurde der Pfarrer mit denſelben nach Lyon gebracht, wo er in ſtrengem Gefängniß ſein Urtheil erwartete. Es kam von Paris, von des Königs eigenhändiger Unterſchrift beſtätigt. Sein entſetzlicher Inhalt war: *Galeerenſtrafe auf Lebenszeit.* Das hohe Alter und die ſchwächliche Körperbeſchaffenheit des Unglücklichen minderten in etwas das Gräßliche dieſes Spruchs. Der fromme König wollte ein abſchreckendes Beiſpiel aufſtellen, daß es Niemand wieder wagen ſollte, eine Seele von der alleinſeligmachenden Kirche zu verlocken.

Sellier hörte das Urtheil mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers an; er klagte nicht darüber, er hatte ja in Erfüllung ſeiner Pflicht gehandelt. So viel Muth und Standhaftigkeit fand er in ſeiner Bruſt, daß er es über ſich gewann, ſeiner Frau und ſeinem Sohne ſein Urtheil ſelbſt zu melden. In dieſem Briefe befahl er Zachée ſich ſobald als möglich mit Sara Vannegon zu verehlichen und dann mit ihr und ſeiner Mutter auszuwandern. Er ertheilte ihnen mit der größten Kaltblütigkeit kluge Rathſchläge zur beſten Ausführung des anbefohlnen Unternehmens und nahm dann auf ewig von ihnen Abſchied.

Dieſer Brief verſetzte Frau Madelaine Sellier in die größte Traurigkeit; ſie legte an dieſem Tage ein ſchwarzes Gewand an, als wenn ihr Mann geſtorben wäre, und that es nie wieder von ſich. Niemand vermochte ſie zu tröſten. Selbſt als Jachée, dem väterlichen Befehle Gehorſam leiſtend, die reiche Sarotte heimführte, erſchien ſie nicht auf der Hochzeit. Sie hatte nie Wohlgefallen an dieſer erzwungenen Verbindung gehabt. Ihr einziges Beſtreben ging dahin, Nachrichten von ihrem älteſten Sohne einzuziehen, und ſie ſandte deßhalb oft geheime Botſchaft an Michelle; aber auch nach le Bourg d'Oyſſans war er nicht wieder gekommen. Verſchollen war ſein Name in den Gebirgen und in den Thälern ſeiner Heimath, und die fromme Pfarrersfrau dachte auch nicht mit dem entfernteſten Gedanken daran, daß der wilde Jäger, deſſen grauſiger Ruhm auch in ihre ſtille Wohnung gedrungen war, ihr Sohn, ihr geliebter Sohn ſei.

Der Rittmeiſter d'Hauſſet war aus Furcht vor den wilden Jägern im Gebirg ſehr auf ſeiner Hut, und vermied es, ſo viel als möglich, Abends ſein mit wohlbewaffneten Wachen ſtark beſetztes Logis zu verlaſſen. Der ſtrengſte Befehl war gegeben, daß jeder Soldat bei'm erſten Trommelſchlag mit geladenem Gewehr auf dem Platze ſein ſollte. Auch hatte lange kein Angriff auf einen Dragoner ſtattgefunden, eine Zeit um die andre verſtrich, die

Soldaten erlaubten ſich ungeſtraft die alten Gewaltthätigkeiten, es war als wenn der wilde Jäger mit ſeiner Rächerſchaar aus dem Gebirg verſchwunden ſei; keine Spur zeigte ſich mehr von ihnen und d'Hauſſet wußte ſich endlich ziemlich ſicher. Da erwachte aus Langeweile wieder die alte begehrliche Sehnſucht nach der ſchönen Michelle in ſeiner Seele, und wurde zur galanten Leidenſchaft, die ganz unbändig zu ſein, er ſich überredete; da er ſich aber nicht ſelbſt nach le Bourg d'Oyſſans hinüber getrauete, ſo ſchickte er einen Dragoner mit einem Brief an Antoine ab, ihm heimlich zuzuſtecken, worin er ihn mit der frühern Lockſpeiſe zu körnen ſuchte und angelegentlichſt anfragte, wie es mit Michelle's Herzen beſchaffen ſei.

Zu ſeiner großen Freude, trat einige Tage darauf Antoine ſelbſt munter und wohlgemuth in ſein Zimmer. Der Rittmeiſter zerfloß in Freundlichkeit. „Ich habe Euern Brief erhalten, Herr Rittmeiſter,“ ſagte der Burſche, „und ſogleich mit meiner Schweſter geſprochen. Ihr wißt, wie ſehr ich Euch gewogen und zugethan bin. Es hat mir großen Kummer gemacht, daß Ihr nicht mehr zu uns kommt; ich glaubte, Ihr wäret mit etwas beleidigt worden, und ich konnte mich doch auf nichts beſinnen. Alſo ich ſprach mit Michelle, und denkt Euch mein Erſtaunen, als mir das Wettermädchen geſteht, ſie habe ſich ebenfalls zeither ſehr gekümmert, daß ſie Euch nicht mehr geſehen, und ſie ſei ſeitdem erſt recht inne geworden, wie ſehr ſie Euch liebe. Ihr früheres Benehmen gegen Euch ſei nichts als Ziererei und Sprödigkeit geweſen, die Ihr durch Euer Wegbleiben gänzlich beſiegt hättet. Ich wollte das nicht glauben, und argwöhnte irgend eine Spitzbüberei darunter; da ſchwur ſie mir mit thränenden Augen zu: es ſei Wahrheit, was ſie geſagt, ihr Herz ſei von Liebe zu Euch entzündet und zum Beweiſe ihrer Aufrichtigkeit gab ſie mir eine ihrer ſchönen Locken für Euch. Sie läßt Euch bitten, ſie nicht länger zu beſtrafen, ſondern recht bald nach le Bourg d'Oyſſans hinüber zu kommen. Doch richtet es vor der Hand ſo ein, daß mein Vater nichts davon merkt; des Schutzes der Mutter ſeid Ihr gewiß.“

D'Hauſſet tanzte vor Freuden, umarmte und küßte jubelnd Antoine, und machte mit ihm aus, daß er ſchon am Abend dieſes Tages nach le Bourg d'Oyſſans hinüber kommen wolle. Der Burſche begab ſich ſogleich wieder auf den Rückweg, um, wie er ſagte, Alles auf den heimlichen Empfang des Rittmeiſters vorzubereiten. Aber nicht nach ſeinem Wohnort zu ging ſein Weg, ſondern in's ſchroffe Gebirge.

Dem Rittmeiſter wirbelte es im Kopfe, ſich ſeinem heiß erſehnten Glücke ſo nah zu wiſſen, er ſang und pfiff und putzte ſich den ganzen Tag, der Spiegel und die Uhr waren die beiden Gegenſtände, mit denen er ſich heute am meiſten beſchäftigte, und doch gingen die Stunden viel zu langſam an ihm vorüber. Endlich machte er ſich auf den Weg, eine neue Perücke, die er vor Kurzem erſt von Paris erhalten, zierte ſein Haupt, zwei gut geladne Piſtolen ſteckten im Halfter, zwei Dragoner ritten ihm zur Seite. „Ueberflüſſige Vorſicht!“ ſagte er zu ſich. „Die Wege ſind ſo ſicher, wie um meine liebe Vaterſtadt Paris.“

Sie ritten ſcharf drauf los. Die Dämmrung des Spätherbſttages brach plötzlich herein. Sie mußten durch einen engen Bergpaß, ein mächtiger Felſenblock hing in den Weg herab und verſperrte denſelben faſt. Kaum waren ſie an demſelben vorüber, ſo ſchien's als ob vor und hinter ihnen bewaffnete Männer aus der Erde wüchſen.

„Ergebt Euch!“ donnerte ihnen eine kräftige Mannesſtimme zu, „oder im Nu liegt Ihr alle drei, von unſern Stutzen getroffen, todt zur Erde. Wir ſind die wilden Jäger des Gebirgs.“

Schrecken lähmte den Arm der Dragoner. Einen Augenblick darauf waren ſie von den Pferden geriſſen und ihre Hände auf dem Rücken gebunden. In der Mitte ihrer furchtbaren Feinde und von den

Kolben ihrer Gewehre bedroht, traten ſie den mühſamen Weg in die felſigen Berge bei nächtlicher Weile, und ſtatt der warmen Küſſe eines üppigen, liebenden Mädchens, auf die der lüſterne Rittmeiſter gezählt, umwehete ihn der eiſige Odem der Höhen und kühlte ſeine Leidenſchaft. Die ganze Nacht hindurch ging der unerfreuliche Zug, und recht nach der Calviniſten Art wurde unter den Jägern kaum ein Wort gewechſelt, und ihren Aeußerungen hörte man es nicht an, daß ſie einen ſo guten Fang gethan hatten. Ihre Tritte auf dem harten Boden, die ſchweren Athemzüge der des Bergſteigens Ungewohnten, und die ſtarken Herzensſchläge in des Rittmeiſters Bruſt waren in der ſtillen Nacht faſt die einzigen vernommenen Laute. Erſt gegen Morgen langten ſie in dem Schlupfwinkel an. Dem Rittmeiſter und ſeinen Begleitern waren einige Stunden vorher die Augen verbunden worden. Dem weichlichen Pariſer klapperten die Zähne vor Furcht und Froſt. Als ihm die Decke vom Geſicht genommen wurde, ſah er ſich in einer geräumigen Höhle durch deren Ausgang man im erſten grauen Licht der Frühe ein wildrauhes mit Geſtrüpp verwachſenes Felſenthal erblickte; ſie war voller Männer, die eben vom Nachtlager aufgeſtanden zu ſein ſchienen, und ſich zum Theil an einem Feuer im Vordergrund wärmten und ihr Frühſtück bereiteten. Vor ihm ſtand ein finſtrer Jüngling, in welchem er ſogleich Michelle's Geliebten, den verſtoßenen Pfarrersſohn von Vizille wieder erkannte. Er bebte bei dieſer Entdeckung zuſammen, und faſt unwillkührlich glitt über ſeine bleichen Lippen der Ausruf: „Ha, der wilde Jäger!“

„Der bin ich!“ verſetzte Luc ernſt und kalt. Dieſe kurze Antwort und die Art und Weiſe, wie ſie gegeben wurde, benahm dem zierlich herausgeputzten Dragonerofſizier vollends alle Faſſung. Der weite anſtrengende nächtliche Marſch, Hunger, Entbehrung des Schlafs und Furcht hatten ihm ohnedieß ſchon genug zugeſetzt; jetzt kam noch der Schrecken hinzu, in dem jungen Manne vor ſich den zu erkennen, dem er nach dem Leben getrachtet, dem er die Geliebte zu entreißen im Begriff geſtanden. Jammernd ſank er in die Knie, und das todtenbleiche von Angſt verzerrte Geſicht nahm ſich in der ſchön gelockten Perücke, die auf dem Marſche jedoch an einigen Stellen in Unordnung gerathen war, geſpenſterhaft ſeltſam aus, wie überhaupt ſeine mit Putz überladne, geſchniegelte, unanſehnliche, duftende Geſtalt wunderlich gegen das rauhe, natürliche Weſen der ſonnverbrannten wilden Schützen abſtach. Das ſtereotype Lächeln auf d'Hauſſets feinem Geſicht war jetzt zum widrigen Grinſen geworden, und über aſchgraue bebende Lippen ſtammelte er eine unzuſammenhängende Bitte um ſein Leben hervor.

Lucas Sellier, der Jäger, maß ihn mit einem ſpöttiſchen verächtlichen Blick, und ſagte dann: „Ich könnte Euch todt ſchießen laſſen, Herr; denn Ihr habt mir nach dem Leben geſtanden, und meinen armen Vater auf die Galeeren gebracht; ich weiß Alles. Aber ich will Eures Lebens ſchonen, furchtſamer Geſell; denn Euer Leben ſcheint Euer höchſtes Gut zu ſein, doch nur wenn Euch Eure Familie mit dreitauſend Livres auslöſ't. Euer Vater iſt in Paris ein reicher Mann, das hab' ich bereits ausgekundſchaftet. Dieſe Summe iſt unbedeutend für ihn, und Ihr werdet ſie für Euer Leben höchſt billig finden. Ich würde Euch auch mehr dafür abfordern, wenn ich es brauchte. Hier iſt Papier, Feder und Dinte. Schreibt Euerm Vater, daß ich Euch todtſchießen laſſen werde, wenn er das Geld verweigert oder dem Ueberbringer des Briefs ein Leid thut. Kommt das Geld, ſo ſeid Ihr eine Stunde darauf frei. Darauf geb' ich Euch mein Wort, das noch nie ein Calviniſt gebrochen.“

D'Hauſſet ſchrieb mit zitternder Hand; in den Worten des Jägers hatte ein fürchterlicher Ernſt gelegen und eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit durchgeleuchtet. Der bedrängte Offizier ſchrieb ſo eindringlich, bat ſo ſehr, daß er des Erfolgs wohl gewiß ſein durfte. Der Bote mit dem Briefe ging ſogleich ab, und der Rittmeiſter wurde leidlich behandelt. Als er erſt über die Sicherheit ſeines Lebens beruhigt war, quälte ihn die trübe Schweigſamkeit ſeiner Wächter am meiſten; oft gingen Tage hin, ohne daß er ein Wort hörte; ſelbſt die Andachtsübungen wurden ſchweigend abgemacht. Vergebens ſehnte ſich der leichtſinnige Pariſer nach dem Anblick eines jungen, weiblichen Weſens, er hoffte ſtets die Weiber und Töchter dieſer verzweifelten Schützen würden auch in der Höhle Zuflucht ſuchen, und ſeine Eitelkeit machte ihm weiß, daß ſich mit der Einen oder der Andern eine kleine Liebesintrigue werde anſpinnen laſſen; aber er blieb ſtets mit den einſylbigen, mürriſchen Männern allein. Und auch die äußere Natur ſtand mit dieſem trübſeligen Weſen im Einklang. Dicht vor der Höhle ſchoß der felſige mit kümmerlichem Geſtrüpp bewachſene Berg in eine jähe Tiefe ab, ungeheure Felskoloſſe hingen von dem gegenüberliegenden Berge ſo nah und drohend herüber, daß man wähnen konnte, ſie würden auf einen ſtürzen, und in der ſchauerlichen Tiefe unten, die nie ein Sonnenſtrahl erleuchtete, rauſchte die Romanche.

D'Hauſſet dankte ſeinem Schutzpatron in einem aufrichtigen Gebete, dem erſten ſeit langer Zeit, als endlich der Bote von Paris zurückkam und die geforderte Summe richtig überbrachte; er dankte um ſo inniger, als der Bote ſchon einige Tage über die Zeit ausgeblieben war, und der Rittmeiſter doch zuweilen mit Grauſen daran gedacht hatte, daß man in Paris die Albernheit hätte begehen können, ſich an dem Ueberbringer des Briefes zu vergreifen. Sobald Luc das Geld überzählt und für richtig befunden hatte wurde dem Gefangenen ſein Ehrenwort abgefordert, ferner nicht mehr gegen die Calviniſten zu dienen, und ihm die Verſicherung gegeben, ſofern er ſich in einer feindlichen Abſicht, oder auch nur im Soldatenrocke wieder in dieſen Thälern ſehen laſſe, werde man ihn unverzüglich todtſchießen. Nach dieſer ſehr ernſthaften Vermahnung wurden ihm die Augen wieder verbunden, und er von zwei Jägern über die Berge zurückgeführt. Als die Binde gelöst wurde, war es bereits Nacht. Er ſtand vor Vizille. Seine Begleiter waren verſchwunden.

Den zu den Galeeren Verurtheilten war der Tag des Aufbruchs beſtimmt worden. Der ſchreckliche Morgen brach an; Ketten raſſelten in den Gefängniſſen, Thüren fuhren krachend auf und zu, Stöhnen und Klaggeheul, vermiſcht mit den Lauten verzweifelter Freude. Aus allen Gefängniſſen wurden die zur Kette Verdammten in den großen Saal zuſammengetrieben.

Auf dem Hofe langten die Schmiede an mit ihren Kohlenbecken, Amboſſen, Hämmern und Zangen, ein Geiſtlicher erſchien mit ſeinem Sakriſtan, Soldaten marſchirten auf und beſetzten den Hof ſtark; endlich traten die Aufſeher der Galeerenſklaven hinzu, um die neuen Opfer der Verbrechen oder der Gerechtigkeit in Empfang zu nehmen, und die Richter, um ſie ihnen zu übergeben. Das Geraſſel einer ungeheuern Kette erregte die Aufmerkſamkeit; mehre Gefängnißwärter und Gerichtsdiener ſchleppten ſie auf einem Karren herbei. Es war die, woran die Verbrecher geſchmiedet werden ſollten.

Das Alles ſah der alte Pfarrer Sellier aus ſeinem engen dumpfen Gefängniß mit an, in welches er ſeit einigen Tagen allein gebracht worden war, und deſſen einziges, ſtark vergittertes, Fenſter in den Hof hinabführte. Er hörte eine Thüre nach der andern öffnen und zuſchlagen und das Geräuſch der Feſſeln in den Gängen des Hauſes verhallen. Endlich wurde es ſtill. Seine Thüre war nicht geöffnet worden; er ſchien vergeſſen zu ſein. Seit langer Zeit kamen ſeine Sinneswerkzeuge wieder ein Mal in angeſpannte Thätigkeit; die von grauen buſchigen Brauen düſter überſchateten, in dumpfer Andacht faſt verloſchenen, Augen glühten mit flackerndem Jugendfeuer in den Hof hinab, in welchen eben die Verurtheilten geführt wurden; ſein Ohr erlauſchte dort das leiſeſte Wort, ſeine Hände hielten die Gitter des Fenſters, das er geöffnet hatte, umſpannt. Die Candidaten der Galeeren, von den Kerkermeiſtern und Wärtern umgeben, ſchloſſen einen Kreis um die im Hofe befindliche Steinſäule, an der auf den ſie umgebenden Bänken die Schmiede ihre Werkzeuge, die Richter ihre Protokolle ausgebreitet hatten. Der Oberrichter nahm ein großes ſchwarzes Buch zur Hand und begann jeden Einzelnen der Verurtheilten bei'm Namen aufzurufen, und nachdem dieſer hervorgetreten war, las er ihm ſein Verbrechen und die Strafe noch ein Mal vor. So wie dieſes geſchehen, nahmen ihn die Aufſeher in Empfang, entkleideten ihn ganz, ſchoren ihm die Haare rein vom Kopfe und zogen ihm die rauhe Kleidung des Galeerenſklaven an. Dann wurden zwei und zwei den Schmieden übergeben, die ihnen die ſchweren Eiſenſpangen um Hals und Beine legten und mit grauſamer Gleichgültigkeit feſtnieteten.

Der alte Pfarrer war und blieb ein unfreiwilliger Zuſchauer dieſes ſchauderhaften Schauſpiels. Seinem Auge entging nicht die kleinſte dieſer Handlungen, ſeinem Ohr nicht der mindeſte Laut, und das Verzweiflungsgeheul Einiger empörte ſeine Seele gleich ſtark, wie die rohen Scherze und Schmähungen Anderer. Wie eine Rotte verworfner Geiſter gemahnte ihn die Schaar der Verurtheilten, die den Vater der Lüge mit ſchaamloſem Jubel und wildem Wuthgeſchrei begrüßten. Schon waren über ein Dutzend und mehr noch expedirt, als er den Ruf vernahm: „Jean Lucas Sellier, vormals calviniſcher Pfarrer zu Vizille in der Dauphiné.“

Wie der Donner Gottes rollte ſein Name in des Greiſes Ohr, wie ein gewaltiger electriſcher Schlag zuckte es durch ſein altermorſches Gebein, ſein Herz drohte ſtill zu ſtehen; ſchon öffnete ſich ſein Mund, um es zu verkünden, daß er vegeſſen worden ſei; doch die Stimme verſagte ihm, als er einen Mann auf den Ruf des Richters hervortreten ſah. Die Geſtalt wandte ihm den halben Rücken zu, er konnte ihr nicht in's Geſicht blicken; aber war es ein Blendwerk der Hölle, oder malten ihm ſeine gereizten Sinne ein Trugbild vor, oder hatte er einen Doppelgänger? Der Mann dort, der vor dem Richter ſtand, trug ſeine Kleider, hatte ſeine Geſtalt, ſeinen Gang, ſeine Bewegungen, ſein Haar. Der Athem ſtockte in des Pfarrers Bruſt, es flirrte ihm vor den Augen, das Blut drang ihm nach dem Kopfe. Der Richter verlas unterdeſſen Verbrechen und Strafe: „wegen Verlockung der unverheiratheten Michelle Villard zu le Bourg d'Oyſans zu lebenslänglicher Galeerenarbeit verurtheilt!“ Die Knechte nahmen den entſetzlichen Doppelgänger und verfuhren mit ihm, wie mit den Andern. Schauder auf Schauder rieſelten dem Pfarrer durch Mark und Bein; er hatte bei einer Wendung des Opfers, das ſeine Stelle einnahm, einen Blick in deſſen Geſicht gethan, und wähnte, ſein eignes Geſicht erkannt zu haben. Angſtſchweiß rann in Strömen von ſeiner Stirn, krampfhaft faltete er die Hände; er wollte beten. „Herr,“ ſtammelte er, „würdigſt du deinen geringen Knecht eines ſo großen Wunders!“ aber ſeine Sinne verwirrten ſich; er konnte nicht weiter; ſeine Augen waren auf die räthſelhafte Geſtalt feſtgebannt, die man eben zu dem Schmieden geführt hatte. Die Schelle wurde um des Mannes Hals geſchlungen, er legte ſein Haupt neben den Ambos, der erſte Schlag, da brannte es, wie ein Blitz durch des Pfarrers Gehirn; er hatte die entſtellten Züge, er hatte ſeinen Sohn Lucas erkannt. „Luc, Luc! mein Sohn!“ ſtammelten ſeine erbleichenden Lippen noch, da ließen die Hände von den Eiſenſtangen und ohnmächtig ſtürzte der Greis zu Boden. —

Als der alte Pfarrer wieder zu ſich kam, war es dunkle Nacht um ihn, eine kalte Luft wehte ihn an, er fühlte an einer ſchaukelnden Bewegung, daß er getragen wurde, aber auch, daß er feſtgebunden ſei. Seine Lage war ziemlich unbequem; er brauchte lange Zeit dazu, um ſich zu beſinnen, was mit ihm vorgefallen ſei, doch blieb ihm immer unerklärlich, wie er in den Zuſtand gekommen, in welchem er ſich eben befand. Allmälig — ſo wie ſeine Gedanken ſich ordneten — wurde ihm klar, daß er ſich unter freiem Himmel auf einem Eſel oder Maulthiere befinde, welches ziemlich ſchnell mit ihm berauf ſchreite; auch gewahrte er zu den Seiten deſſelben zwei verhüllte Männer einherſchreiten. Die peinliche Unbequemlichkeit, in die ſein Körper gezwängt war, nöthigte ihm endlich einen Laut ab. Sogleich kam einer der Begleiter herzu und fragte ihn: „Seid Ihr wieder bei Euch, Herr Pfarrer?“

„Sagt mir, wo ich bin, wer Ihr ſeid, und wohin es mit mir geht?“

„Wir ſind gute Calviniſten und Euere beſten Freunde. Ihr ſeid auf dem Wege nach der Schweiz, wohin wir Euch ſicher bringen werden.“

Hierauf löſten ſie die Bande, die ihn an das Thier feſſelten, und reichten ihm Wein und Brot zur Stärkung, hüllten ihn endlich in eine Pelzſchaube und einen Mantel, und ſetzten ihn wieder auf das kräftige Maulthier. Schweigend ging's dann wieder vorwärts durch die kalte Nacht. Sobald der Tag graute, ſuchten ſie den Weg tiefer im Walde und den Bergen. Die beiden ſchweigſamen jungen Männer, die das Maulthier geführt hatten, hoben den Pfarrer, nach einigen Stunden angeſtrengten Marſches, herab, zündeten ein Feuer an, entlaſteten das Thier eines Sackes, zogen Lebensmittel daraus hervor, und bereiteten dem halb erſtarrten alten Mann ein ſchmackhaftes Frühſtück. Jetzt wurden auch ein Paar Stutzen ſichtbar, deren Schlöſſer ſie prüften, und auf deren Pfannen ſie neues Zündkraut ſchütteten. Dabei wurden ſehr wenig Worte gewechſelt. Hierauf ging die Reiſe wieder vorwärts. In der Mittagsſtunde ſuchten ſie ſich ein bequemes Schlafplätzchen, das Thier wurde auf einer fetten Waldweide angebunden. Die Nacht wurde wieder durchreiſt. So eintönig ging die Reiſe mehre Tage und Nächte durch die Gebirge fort, deren einſamſte Pfade die beiden Wanderer genau zu kennen ſchienen, ohne daß ihnen irgend etwas Wichtiges aufgeſtoßen wäre. Endlich nahm der Pfarrer wahr, daß ſie in der Region der Alpen angelangt ſeien; ſie kehrten in einigen Sennhütten ein, und noch am Abend deſſelben Tages erreichten ſie die Höhle im Romanchethale, den Aufenthaltsort der wilden Jäger. Der Pfarrer war von den Entbehrungen ſeiner langen Gefangenſchaft und dem anhaltenden Ritte höchſt erſchöpft, und wurde ſogleich auf ein warmes, weiches Lager gebracht. Hier entſchlief er ſanft, nachdem er eine ſtärkende Suppe und ein Glas guten Wein genoſſen hatte. Erſt ſpät am andern Morgen ſchlug er die Augen auf. Wie erſtaunte er freudig, ſein getreues Eheweib Madalaine neben ſich ſitzen zu ſehen! Er haſchte nach ihrer Hand und weinte eine Freudenthräne darauf. Sie aber beugte ſich zu ihm hernieder und drückte ihm einen Kuß auf die gefaltete Stirn, die in den vier Monaten, während welcher ſie ihn nicht geſehen hatte, wie ein von Alter verwitterter Stein geworden war.

„Du biſt gerettet, kommſt nicht auf die Galeere, Lucas!“ rief die Matrone mit Freude gerührter Stimme. „Sage mir, wie hat Gott ſolche große Dinge an dir gethan?“

Da zuckte der Pfarrer zuſammen. „Wie? du weißt nicht?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Ich weiß nichts. Erſt in dieſer Nacht habe ich erfahren, daß du frei biſt. Ein Paar Männer, der Eine war der Zeugweber Letrait aus Vizille, der einen Dragoner geſchlagen und dann geflohen war, kamen in meine Wohnung, weckten mich und verkündeten mir, daß du frei ſeiſt, in einer Höhle im Romanchethale dich unter guten Freunden aufhielteſt, und groß Verlangen nach mir trügeſt. Sie ſagten mir auch, wir würden zuſammen nach der Schweiz auswandern, ich ſollte mitnehmen, was mir werth ſei. Ich hatte nicht viel mitzunehmen; denn was ſonſt unſer Eigenthum war, gehörte ja nun Zachée, und ich hatte nicht mehr darüber zu verfugen. Auch war mir die große und überraſchende Freude, dich frei zu wiſſen, lieber, als alles irdiſche Gut. Schnell ſetzte ich mich auf das Maulthier, welches die guten Männer für mich mitgebracht hatten, und vertraute mich ihrer Führung. So bin ich denn vor einer Stunde hier angekommen, und habe ſeitdem weinend an deinem Lager geſeſſen und deinen ruhigen Schlummer belauſcht. — So ſage mir nun ſchnell, welcher göttlichen Fügung du deine Befreiung verdankſt?"

„Luc!" ſtammelte der Pfarrer mit niedergeſchlagenen Augen.

„Luc? Was iſt's mit ihm? Hat er dich befreit?"

„Er iſt ſtatt meiner auf die Galeere," preßte der Greis heraus.

Luc auf die Galeere!" kreiſchte Madalaine's Schrecken, der, als der Pfarrer ſtumm nickte, ſich in troſtloſen Schmerz auflöste. Ihr Gatte mußte ihr erzählen, was er geſehen und gehört, und nicht erklären konnte. Das weinende Mutterherz wandte ſich mit ſtürmiſchen Fragen an die Männer, welche in der Höhle waren, was des Vaters Schaamgefühl nicht vermocht hatte, und ſo brachte ſie denn heraus, daß Luc einen großen Theil des Geldes, womit der Rittmeiſter d'Hauſſet ausgelöst worden war, dazu verwendet hatte, den Kerkermeiſter zu beſtechen, damit ihn dieſer für ſeinen Vater in die Kette treten laſſe. Theils vom Gelde gewonnen, theils von der Edelthat einer ſolchen Kindesliebe gerührt, hatte der

Kerkermeiſter in Lyon die Vertauſchung begünſtigt. Ganz gekleidet, wie ſein Vater, dem er ohnedieß ſehr ähnlich ſah, durch Kunſt einen Schein höhern Alters erheuchelnd, hatte er ſich einige Wochen vor der Deportation der Verurtheilten dem Kerkermeiſter geſtellt und ihm die Hälfte der verſprochenen Summe eingeliefert. Hierauf war der Alte in ein beſonderes Gefängniß allein gekommen; der Sohn aber hatte in der düſterſten Ecke des großen Kerkers ſeinen Platz eingenommen. Die Täuſchung der in ihrer Verzweiflung dumpf hinbrütenden Mitgefangenen in demſelben Kerkergemach war glücklich gelungen. Luc hatte zwei ſeiner beſten Freunde aus ſeiner Schaar, die um ſein großmüthiges Unternehmen wußten, den Abend nach ſeiner Abreiſe auf die Galeeren nach Lyon beſtellt, und ihnen die zweite Hälfte des Geldes für den Kerkermeiſter anvertraut. Dieſe ſollten ſie ihm nach richtiger Ueberlieferung ſeines Vaters auszahlen. Vorher hatte er zwei Maulthiere gekauft, eines für den Vater, das andere für die Mutter, auf welchen ſie die Reiſe in's Ausland machen ſollten. Luc hatte ſowohl dem Kerkermeiſter, als auch ſeinen Freunden ſtreng verboten, ſeinem Vater zu verrathen, daß er der Befreier deſſelben ſei, und nur der Zufall, daß der Alte ſein abgeſondertes Gefängniß auf den Hof heraus erhalten, hatte ihm das Geheimniß enthüllt. Nun, da er die Hauptſache wußte, ſtanden die Leute nicht an, das tief erſchütterte Ehepaar mit allen Nebenumſtänden bekannt zu machen, und nicht ohne Thränen erzählten ſie von Luc's edler Geſinnung und Handlungsweiſe, und verſchwiegen auch nicht, mit welcher Sorge er über ſeines Vaters Leben gewacht, wie er demſelben oft nah geweſen und ihn aus Gefahren gerettet, wie er Abends vor des Schloßgärtners Begräbniß ſich als Dragoner verkleidet und den ſelbſtgemachten Befehl nach Vizille an den Rittmeiſter gebracht, ſogleich auszumarſchiren, welche Mühe es ihm gekoſtet, ſich erſt die Handſchrift des Chefs zu verſchaffen, um ſie nachzumachen u. ſ. w. In Thränen ſich badend, hörte Madelaine den einfachen Erzählungen der ehrlichen Leute zu, und ſelbſt in das Auge des Pfarrers, das vielleicht ein halbes Menſchenleben lang ſalztrocken geweſen war, ſtahl ſich eine Thräne.

„Ach Lucas!“ ſeufzte die Frau, „ich habe dir auch noch eine edle That von unſerm Luc zu berichten, von dem verſtoßenen, enterbten Luc. Wollte der Himmel ich könnte dich auch mit einer erfreulichen Kunde von unſerm Zachée erfreuen! O Gott! Lucas, von ihm kann ich dir nichts Gutes ſagen. Er hat nicht an mir gehandelt, wie ein Kind an ſeiner armen unglücklichen Mutter handeln ſoll.“

„Erzähle mir,“ ſagte der Greis und faßte ſeines betrübten Weibes Hand.

„Deinen Willen, mit Sarotte Hochzeit zu machen, befolgte er pünktlich, obgleich es mir in unſern tiefbetrübten Umſtänden gar nicht recht war. Auf der Hochzeit war ich nicht gegenwärtig; wie auch konnte man ſolches von mir verlangen, die ich den Gatten im harten Gefängniß, und alle meine Glaubensbrüder und Schweſtern in Noth und Verzweiflung wußte? Sie hatten ſich heimlich den calviniſchen Pfarrer von Corps kommen laſſen, und man ſagte mir, daß es auf der Hochzeit munter und fröhlich zugegangen ſei, und daß man deiner und meiner auch nicht ein Mal gedacht habe. — Zachée zog ſofort in Herrn Bannegon's großes Haus und richtete ſich gar ſchön ein. Nach einigen Wochen kam er zu mir und ſagte mir mit kalten, glatten Worten, da du doch nun, unabänderlich für deine Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt ſeieſt, ſo wolle er mir bemerklich machen, daß es mir zu ſchwer fallen werde, das Vermögen, deſſen Beſitzer er nun ſei, ferner zu verwalten, er ſei deßhalb geneigt, mir dieſe Laſt abzunehmen. Am andern Tag kam er mit Trägern und räumte das Haus aus! er ließ mir kaum ein Bett, worin ich meine alten- und ſchmerzensſtarren Glieder erwärmen, er ließ mir kaum einen Stuhl, worauf ich mich ſetzen konnte. Es war ja von Rechts wegen Alles ſein; du hatteſt es ihm ja vermacht und geſchenkt: ich durfte nichts dawider haben. Meinen Schmerz, ſolche Behandlung von einem Kinde erfahren zu müſſen, vermag ich dir nicht zu ſchildern. Er wühlt ſicherlich in dieſem Augenblick auch in deinem Vaterherzen. — Ach, es ſollte noch ſchlimmer kommen! — Bald fing ich an, Mangel zu leiden, mein Sohn hatte mir Alles genommen, und fragte nicht nach meinem Unterhalt. Ich aber war zu ſtolz, ihn darum anzugehen; eher wär' ich Hungers-geſtorben. Stolz ging er zuweilen mit ſeiner jungen Frau am Pfarrhauſe vorüber, ohne einen Blick nach einem Fenſter zu werfen; ich weinte vor Schmerz. Noch nicht genug. Der Dragonerrittmeiſter ließ mir eines Morgens andeuten, wenn ich binnen ſechs Stunden das Haus nicht räumte, würde er mich mit meinem Plunder auf die Straße werfen laſſen. Großer Gott, wohin ſollte ich! Da trieb mich die Verzweiflung zu Jachée. Er ſaß mit ſeiner Frau und ſeinen vornehmen Schwiegereltern bei'm Frühſtück. Ich hatte noch nichts genoſſen. Man bot mir keinen Stuhl, kein Glas Wein, der in Fülle auf dem Tiſche ſtand, keinen Biſſen Brod. Halb verlegen, halb ſpöttiſch fragte mich Jachée: wie er denn zu der Ehre komme, mich auch ein Mal bei ſich zu ſehen; er habe geglaubt, ich wiſſe gar nicht, wo er wohne. Dieſe Worte ſchnürten mir die Kehle faſt zuſammen. Bebend erzählte ich, was mir eben widerfahren ſei.

Nun wollt Ihr von mir Hülfe haben, redete mich Zächée an, den Ihr Euerm älteſten Sohne nachgeſetzt, den Ihr nie geliebt, gegen deſſen Verbindung mit meiner lieben Frau Ihr ſtreng geweſen, den Ihr ſo verachtet, daß Ihr nicht einmal auf meine Hochzeit gekommen ſeid? — „Du haſt recht, Zaché," fügte hier Herr Bannegon hinzu, „deine Mutter hat meiner Tochter und mir nie wohl gewollt. In mein Haus kann ich ſie nicht nehmen. Das wäre mir d'rum! — Ihr hört, nahm Zachée wieder das Wort, daß Ihr im Hauſe meines Schwiegervaters nicht wohnen könnt. Doch Ihr ſollt nicht ſagen, daß ich unkindlich an Euch gehandelt, und Böſes mit Böſem vergolten hätte. Deßhalb will ich Euch die Stube in meiner Schleifkoin einräumen." — —

„Der Bube!" donnerte jetzt der Pfarrer; „in das elende Loch hat er ſeine Mutter ſtecken wollen, er, dem ich mein ganzes Gut übergeben? Und was thateſt du?"

„Zachée!" rief ich, „willſt du die Leiden deiner unglücklichen Eltern noch vermehren? Wenn ich deinem Vater melde, daß du mich in die Schleifkoin logiren willſt, ſo wird dich ſein Fluch noch von der Galeere aus treffen. — Da lächelte er fein und verſetzte, ſolcher Fluch dürfte nicht viel auf ſich haben, als der Fluch eines kindiſch unbeſonnenen

Mannes, der ſich durch Leichtſinn und Thorheit ſelbſt in's Verderben geſtürzt. Er habe eben mit ſeinem Schwiegervater von dir geſprochen, und ſie ſeien darin übereingekommen, daß ſie nicht ſonderlich viel von deiner Klugheit zu halten hätten. Herr Bannegon belegte dich darauf mit empörenden Schimpfnamen und verfluchte dich, daß du ſein Haus mit Schande beladen. Er werde auch darauf dringen, daß Zachée den Namen Sellier gerichtlich ablege und dafür den Namen Bannegon annehme, damit man durch nichts an die Schmach und Schande erinnert werde, welche deine Albernheit auf dieſen Namen gebracht."

„Das haben ſie geſagt?" keuchte der Pfarrer. „Das hat mein Sohn, mein geliebter Sohn, dem ich all mein Gut übergeben, geſagt? Das hat mein beſter Freund geſagt? Großer Gott, habe ich denn meinen Verſtand noch, oder lieg' ich im Fieber? O Herr, wenn ich ihn noch habe, ſo erhalte ihn mir; denn das iſt zu gräßlich, zu entſetzlich!"

„Nach ſolchen Reden verließ ich ſchweigend das Haus. Mein zu tief verwundetes Gefühl erlaubte mir nicht ein einziges Wort darauf zu erwiedern. Verzweiflungsvoll irrte ich durch die Straßen und der ſchwarze Gedanke zitterte durch meinen Kopf, meinen Leiden auch im Waſſer über der Schleifkoin ein Ende zu machen, wie die arme Schloßgärtners

Marie gethan. Da begegnete mir die alte Judith, des Webers Letrait Mutter, und ſprach von ihrem Unglück, daß ihr Sohn habe flüchtig werden müſſen, und ſie nun allein in ihrem Hüttchen wohne. Ich ſchüttete mein angſtbeklommenes Herz dagegen vor ihr aus, und ſie nahm mich liebreich bei der Hand und führte mich in ihre kleine reinliche Wohnung. Drauf vertraute ſie mir, daß ihr Sohn zuweilen Nachts komme und ihr Lebensmittel und Geldunterſtützung bringe. Ich zog zu ihr und wohnte bei ihr bis jetzt. Das Pfarrhaus haben die Soldaten eingenommen. Zachée that vor den Leuten, als ob er ſich um mich kümmere. Er ſchickte mir einen Napf voll Eſſen von ſeinem Tiſche. Ich wies es mit Entrüſtung zurück. Seitdem hat er nicht wieder nach mir gefragt. Frau Judith theilte den letzten Biſſen Brot mit mir und verſüßte mir meinen ſchweren Kummer durch liebevolle Theilnahme. So zeigte mir doch noch eine Seele warmes Mitgefühl. Als ihr Sohn kam, erzählte ſie ihm mein Mißgeſchick und der gute Mann weinte mit uns. In der Nacht darauf kam er ſchon wieder und brachte mir funfzig Livres, ſagte mir aber durchaus nicht von wem. Und ſo oft er ſpäter kam, brachte er auch eine reiche Unterſtutzung für mich, ja ein Mal zweihundert Livres auf ein Mal, ſo daß ich nicht nur jeglicher Sorge um meinen Unterhalt überhoben war, ſondern noch viel übrig hatte, und mir ſparte. Räthſt du nun, von wem das Geld kam?“

„Von unſerm Lucas!“

„Von wem ſonſt, als von dem enterbten, verſtoßnen Luc, der nun für dich auf der Galeere iſt? Gott ſegne ihn dafür!“

„Gott ſegne ihn und vergebe mir!“ ſtammelte der Greis mit gefalteten Händen.

Indem ſie noch im Geſpräch begriffen waren, trat einer der Männer mit einem gefüllten Geldbeutel heran und ſagte: „Dreitauſend Livres ſind vom Vater des Rittmeiſters d'Hauſſet in Paris eingegangen. Die Hälfte dieſer Summe hat der Kerkermeiſter in Lyon erhalten, damit er Euch freigebe und Euern Sohn dafür an die Kette abliefre. Dreihundert Livres habt Ihr empfangen, Frau Pfarrerin; der Reſt des Geldes iſt in dieſem Beutel. Dem Willen Eures Sohnes und dem Geſetze nach ſeid Ihr ſein Erbe, Herr Pfarrer, da der Galeerenſklave auf Lebenszeit, wie Ihr wiſſen werdet, als todt betrachtet wird. Ich ſoll Euch dieß Erbtheil übergeben, bevor Ihr über die Alpen zieht. Hier iſt es. Die Maulthiere ſtehen zu Eurer Verfügung. Ihr könnt aufbrechen, wann Ihr wollt. Doch bitten wir Euch, Herr Pfarrer, daß Ihr, evor Ihr von uns ſcheidet, erſt eine Kirche mit uns haltet.“

„Und das ſoll ſogleich geſchehen,“ rief der zerknirſchte Pfarrer. „Ja Gott wollen wir danken, ihn wollen wir mit lauten Herzen loben, daß er ſeine Gnade über uns hat aufgehen laſſen. — O Madelaine,“ wandte er ſich zu ſeiner Frau, „dieſe Leute haben das rechte Mittel erwählt, mich mir ſelbſt wieder zu geben. Beten muß ich, inbrünſtig beten, daß mir das Herz nicht breche. Ach, Luc hat ſich gar zu ſehr an mir gerächt! Seine Rache würde mich vernichten, wenn ich nicht beten könnte. Komm, du liebe Mutter meines edeln Sohns, laß uns Kirche halten in dieſem Tempel, den ſich Gott ſelbſt erbaut, laß uns für unſern Luc beten!“ — Und bald ertönte die Höhle von den frommen Geſängen ihrer Bewohner und des Pfarrers kräftigem Worte, das ſie ermahnte, in Noth und Tod feſtzuhalten an der reinen und wahren Lehre Calvins. Zuletzt nahm der tief ergriffne Greis Brot und Wein, ſegnete es und reichte ſeinen Zuhörern das Nachtmahl des Herrn, und ließ ſie darauf das feierliche Verſprechen ablegen, ſtets treu an ihrem Glauben zu hangen.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes ſpeißten ſie noch zuſammen einen erſt am Morgen geſchoſſenen Gemsbock; dann beſtieg das Ehepaar die bepackten Thiere und zog in der Mitte der wackern Schützen, die jetzt einem andern Oberhaupte gehorchten, über die Alpen. Ohne Fährniß langten ſie im freien Schweizerlande an, und die Jäger kehrten wieder um, ihrer ſchweren Pflicht noch ferner obzuliegen.

Der Rittmeiſter d'Hauſſet ruhete in ſeines reichen Vaters Hauſe von den Strapazen aus, die er auf ſeinem Bekehrungsfeldzug gehabt. Zwar hatten ihn Louvois und Letellier kalt empfangen, und der König ihn abweiſen laſſen; man ſagte ihm, Seine Majeſtät habe es ungnädig vermerkt, daß ſeine Sendung ſo kleinen Erfolg gehabt, man hoffe, er werde durch erhöhete Thätigkeit die Scharte wieder auswetzen; aber nichts in der Welt hätte ihn vermögen können, wieder nach Dauphiné zu gehen, denn das ernſte Wort des furchtbaren wilden Jägers: wenn er ſich wieder in den Thälern als Quäler ihrer Einwohner ſehen laſſe, werde er ohne Umſtände todtgeſchoſſen werden, lag ihm zentnerſchwer in der Seele und vermochte durch keine Zuſicherungen erneuter königlicher Gnade daraus verbannt zu werden. Er wollte lieber in Paris ohne jene Gnade leben, als in den Thälern von Dauphiné mit derſelben todtgeſchoſſen ſein. Im Taumel der Freuden, in die er ſich geſtürzt, verzichtete er gern auf die ſonſt begehrlich erſtrebte Hofgunſt.

Noch ſchaukelte er ſich eines Morgens in ſüßem

Schlummer, obgleich die Sonne ſchon hoch ſtand, als ihn ſein Kammerdiener mit der ſeltſamen Meldung weckte, ein junges reizendes Mädchen in altväteriſcher Tracht beſtehe mit Ungeſtüm darauf, ihn ſogleich zu ſprechen. Der Baron beſann ſich hin und her, welche Galanterie ihm dieſen frühen zudringlichen Beſuch wohl verſchafft habe; er fand in ſeinem Gedächtniß nichts mit der Beſchreibung Uebereinſtimmendes. Die Beiwörter „jung und reizend“, womit Jean die Beſucherin bezeichnet hatte, machten ſie dem Rittmeiſter zur Verſucherin, und er konnte nicht ſchnell genug in die Kleider kommen, um die junge Reizende von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, die ſeinem Diener ein Geheimniß aus ihrem Namen gemacht hatte. Sie wurde herein geführt, und der Baron fuhr zuſammen, — doch es war ein freudiger Schreck; er rieb ſich die Augen, um ſich zu überzeugen, ob er recht geſehen, aber zugleich rief er: „Michelle! Um aller Heiligen Willen, wie kommen Sie nach Paris? Wie zu mir?“

Sie war es wirklich, die junge reizende Eiſenfactorstochter von le Bourg d'Oyſſans, und wenn auch ein wenig ſchüchtern und befangen, trat ſie doch auch hier mit all' der lieblichen Natürlichkeit ihres Weſens auf, und verneigte ſich züchtig vor dem erſtaunten Baron.

„Ich bin gekommen, Sie um eine Gefälligkeit anzuſprechen, Herr Rittmeiſter,“ begann ſie mit Anmuth. „Sie haben uns oft erzählt, welche hohe Stelle Ihr Herr Vater in der vornehmen Welt hier einnimmt, und wie Sie ſelbſt Einfluß auf die Leute bei Hof haben. Ich erſuche Sie, wenn Sie noch ein kleines Fünkchen freundlicher Neigung zu mir im Herzen tragen, mir zu einer Audienz bei der Frau von Maintenon und dem Könige zu verhelfen.“

„Bei Frau von Maintenon und dem König?“ wiederholte der Baron verdutzt. „Liebes Kind zu welchem Zwecke?“

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen daraus vor der Hand noch ein Geheimniß mache; ſobald es mir, wie ich hoffe, geglückt ſein wird, denſelben zu erreichen, wird mein von Dankbarkeit überſtrömendes Herz Ihnen mit Freuden ſogleich Alles beichten, was mich mit unwiderſtehlicher Gewalt aus dem ſtillen Kreiſe unſres Hauſes fort in die weite Königsſtadt getrieben hat. Zürnen Sie mir nicht, aber jetzt kann ich es Ihnen nicht ſagen. Ich kenne in Paris weiter Niemand, der mir rathen und helfen könnte, als Sie, Herr Rittmeiſter; aber ſelbſt, wenn Sie, auf den ich zähle, mir die Bitte abſchlügen, ich würde andre Wege einſchlagen; denn ich muß den König, ich muß Frau von Maintenon ſprechen.“

D'Hauſſet rieb ſich verlegen die Hände, während ſeine Blicke mit früherer Luſt auf Michelle's blühenden Formen ruhten.

„Und wenn ich Ihnen die gewünſchte Audienz verſchaffte, welcher Lohn würde mir werden? Die Leidenſchaft, die ich für Sie hege, iſt Ihnen nicht fremd.“

„Ich glaubte mich von Ihnen gänzlich vergeſſen, verſetzte das Mädchen mit der heiterſten Unbefangenheit, „nachdem Sie auf die Einladung meines Bruders Antoine nicht ein Mal wieder in unſer Haus kamen, wo Sie doch ſtets gern geſehen worden ſind.“

„Wie? Sie wüßten nicht, was mir auf dem Wege zu Ihnen begegnet iſt. Von den wilden Jägern gefangen, an die mich Antoine verrathen —“

„Antoine Sie verrathen?! Nimmermehr! Vergebens haben wir auf Sie gewartet, bis wir erfuhren, Sie ſeien nach Paris abgereiſt. Antoine war ja ein Feind der wilden Jäger, und ſeit wir in Erfahrung gebracht, daß Luc Sellier ihr Oberhaupt ſei, von dem ſie Alle den Namen erhielten, hab' ich ihn nicht wieder geſehen. Er darf ſich nicht in unſrer Gegend ſehen laſſen, wenn er nicht wie ein toller Hund todt gehetzt ſein will, und nie mag ich mehr von einem ſo blutdürſtigen Menſchen, der meine Glaubensgenoſſen wie Gemsböcke niederſchießt, etwas wiſſen. Und Antoine eben ſo wenig.“

„So habt ihr meinen Schaden nicht bewirkt? — Aber wie mochten es denn die wilden Jäger erfahren haben, daß ich gerade an jenem Abend zu euch hinüber reiten wollte?“

„Luc hat in unſerm Hauſe unter dem Geſinde und den Gewerkknechten mehre, die Hugenotten waren, zu Spionen gehabt. Da nun im Hauſe davon die Rede war, daß Sie Antoine zu kommen verſprochen, und wir unſre Freude darüber laut werden ließen, ſo iſt es leicht möglich, ja ſogar gewiß, daß einer der Knechte die Kunde davon ſchnell in's Gebirg getragen.“

„So erklärt ſich Alles, Ihr ſeid rein von Schuld an meinem Unglück, und ich darf hoffen, zum Ziele aller meiner Wünſche zu gelangen.“

„Verſchaffen Sie mir die Audienz, und meine Dankbarkeit wird keine Grenzen kennen.“

„Die fatale Audienz!“

„Sie iſt unerläßliche Bedingung.“

„Wohlan, ich werde ſie dir zu verſchaffen ſuchen, geliebtes Mädchen.“ Er wollte ſie umarmen und ihr einen Kuß rauben, aber ſie rief: „Nicht eher, als bis ich die Audienz gehabt und mein Ziel erreicht habe. Nachher verſteht ſich das von ſelbſt.“

Dieſe ernſthaften Worte ſcheuchten den in ſich ſelbſt verliebten, lüſternen Gecken urück; aber ſie fielen ihm zu gleicher Zeit merkwürdig ſchwer auf die Seele. Zu ſeinem Erſtaunen hörte er von Michelle, daß auch Antoine mit nach Paris gekommen ſei, und wurde noch nachdenklicher. Inzwiſchen nahm er ſich zuſammen, kleidete ſich an, und ging mit der reizenden Gebirgerin in das Gaſthaus vor der Barriere, wo das Geſchwiſterpaar abgeſtiegen war. Antoine benahm ſich ziemlich blöde, und konnte den Rittmeiſter bei der Begrüßung kaum anſehen. Auch während der kurzen Unterredung war er äußerſt einſylbig, ſcheu und faſt verdutzt. Dieſer Umſtand machte den Baron noch ſtutziger. In einer ſchlecht verborgnen Unruhe verließ er endlich die Geſchwiſter mit dem Verſprechen, einen Wagen zu beſorgen und mit ihnen nach Verſailles zu fahren, wo er all' ſeinen Einfluß aufbieten wolle, um Michelle die ſo dringend gewünſchte Audienz zu verſchaffen.

Nach einigen Stunden fuhr er vor, aber ſein befangner Zuſtand hatte ſich verſchlimmert. Auf dem ganzen Wege bemühte er ſich vergebens, ſeine Zerſtreutheit und Aengſtlichkeit zu verbergen. Lauernd hing zuweilen ſein Blick an Michelle's offnem und Antoine's verſchloſſnem Geſichte; aber er wagte nicht wieder nach der Urſache ihrer Reiſe zu fragen. In ſolcher Spannung langten ſie in Verſailles an, ſtiegen in einem Gaſthauſe ab, und d'Hauſſet eilte ſogleich nach dem Schloſſe. Mit ängſtlicher Erwartung blieben die Geſchwiſter zurück.

Der Argwohn und die Furcht des Rittmeiſters waren von ſeltſamer Art. Um die ſchöne Michelle zu verführen hatte der eitle Baron ſelbſt Eheverſprechungen nicht geſpart; und nicht allein Michelle, ſondern auch Antoine hatten dergleichen von ihm empfangen; ja, er war nicht gewiß, ob er nicht auch in ſeinem Leichtſinn bei den Eltern davon geſprochen, er werde das Mädchen zu ſeiner Frau machen. Wenigſtens erinnerte er ſich deutlich, daß ihm der Eiſenfactor geſagt, er ſtamme aus einem alten Adelsgeſchlechte, und könne für ſeine Kinder ſeinen Adelsbrief täglich renoviren laſſen. D'Hauſſet glaubte nun ſicher, dieſe Aeußerung ſei in Folge einer indirekten Werbung um Michelle von ſeiner Seite geſchehen, und je treuloſer ihm hier ſein Gedächtniß war, deſto mehr quälte er ſich mit der Vorſtellung, daß er Eltern und Geſchwiſtern in blinder Leidenſchaft verſprochen habe, Michelle zu heirathen. Jetzt argwohnte er, Michelle ſei mit ihrem Bruder nach Paris gekommen, um ihn bei'm Könige zu verklagen und auf dieſem untrüglichen Wege zum Worthalten zu zwingen. Dieſer Argwohn war durch Michelle's Aeußerungen in ihm entſtanden.

Zuerſt hatte ſie nämlich geſagt, ſie habe mit Lucas Sellier gebrochen, er dürfe ſich nicht mehr in le Bourg d'Oyſſans ſehen laſſen; ſodann auf ſeine zudringlichen Bitten um Umarmung und Kuß geantwortet: nach der Audienz und wenn ſie ihren Zweck erreicht, verſtehe ſich dieſes von ſelbſt. Endlich las er aus dem ſcheuen Betragen Antoine's, deſſen muntres treuherziges Weſen er doch von ſonſt kannte, heraus, daß dieſer etwas Böſes gegen ihn im Schilde führe, als Zeuge ſeiner Verſprechungen mitgekommen; überhaupt, daß die ganze Reiſe ihn ganz allein betreffe. Das war ſein Argwohn; ſeine Furcht aber entſprang aus der bekannten Thatſache, daß Frau von Maintenon eine wahre Wuth beſaß, Männer, die ſich weigerten, ein gegebenes Eheverſprechen zu erfüllen, durch des Königs Frömmigkeit dazu zu zwingen. Es iſt bekannt, daß Ludwig ſogar ſpäter von ihr vermocht wurde, ſie ſich als Gattin antrauen zu laſſen. D'Hauſſet wußte im Voraus, daß, wenn Michelle's Klage gegen ihn vor die Maintenon käme, ihm nichts weiter übrig bliebe, als Frankreich zu verlaſſen, oder Michelle zu heirathen. Auf dem Wege nach dem Schloſſe überlegte er, daß das Letztere das Beſſre ſein dürfe; denn Michelle war jung, ſchön, ihr Vater ein ſehr reicher Mann, und wie er ja ſelbſt geſagt, von altem Adel. Nur vor ſeinem Vater graute ihm.

Die dreitauſend Livres waren ihm ſchon ſchwer angerechnet worden, wie ſollte er dem Strengen mit einer ſolchen Meſaliance unter die Augen treten? Vor allen Dingen mußte er Gewißheit haben; deshalb ſuchte er den Kammerdiener der Maintenon, ſeinen Bekannten, auf, entdeckte ſich demſelben und wußte ihn zu bereden, daß er Michelle ausforſche. Als er mit dieſem Alles abgeredet hatte, eilte er in das Gaſthaus zurück und berichtete den Geſchwiſtern Villard: es werde Alles gut gehen, nur müßten ſie vorerſt mit dem Kammerdiener der Frau von Maintenon reden, durch deſſen Vermittlung allein ſie vorgelaſſen werden könnten. Er führte ſie nach dem Schloſſe, überlieferte ſie ſeinem Verbündeten, und entfernte ſich, dem Anſcheine nach ganz gleichgültig.

„Sie werden die Güte haben, mir Ihr Anliegen nur im Allgemeinen zu eröffnen oder wenigſtens zu bezeichnen, damit ich meine gnädige Frau davon zuvor unterrichten kann“, redete ſie der ſchlaue Kammerdiener an.

„Mein Anliegen iſt von der Art“, verſetzte Michelle, „daß ich nur Frau von Maintenon ganz allein Eröffnungen darüber machen kann.“

„Ganz recht. Ich begehre auch gar nicht in Ihr Geheimniß einzudringen, ſchönes Kind, das jedenfalls doch nur ein Liebesgeheimniß iſt. Nichtwahr? O ich habe Praxis in dieſen Dingen! Nur mit wenigen Worten müſſen Sie mir ſagen, worin Ihr Begehr beſteht, das iſt ſtrenger Befehl der gnädigen Frau. Außerdem darf ich Sie gar nicht anmelden.“

„Wohlan denn, ja, es iſt ein Liebesgeheimniß.“

„Und betrifft Ihren Geliebten?“

„So iſt es.“

„Was begehren Sie für ihn?“

„Die Gnade des Königs und die Vergünſtigung, daß er mich heirathen kann.“

„Noch Eins! Hat er Ihnen bloß von Liebe geſagt, oder auch die Ehe verſprochen?“

„Wenn das nicht wäre, würde ich nicht hier ſein. Nun erfahren Sie kein Wort weiter.“

„Es iſt auch ſchon genug. Kommen Sie in einer Stunde wieder. Ich werde Frau von Maintenon Ihre Bitte vortragen.“

Die Geſchwiſter gingen wieder mit ſchwerem Herzen; gleich darauf ſtellte ſich d'Hauſſet bei'm Kammerdiener ein.

„Ihr Argwohn war wohl begründet!“ rief ihm dieſer entgegen. „Das Mädchen iſt Ihretwegen hier.“ Er wiederholte dem erbleichten Rittmeiſter jedes von Michelle's Worten, und dieſem blieb nun kein Zweifel mehr übrig.

„Was ſoll ich thun?“ rief er in komiſcher Verzweiflung.

„Das Beſte iſt, Sie kommen dem entſchloſſnen Mädchen zuvor, geſtehen Frau von Maintenon Alles, und bitten ſie um gütige Vermittlung bei'm Könige. Sie gewinnen dadurch einen Stein im Brete; denn heirathen müſſen Sie das ſchöne Kind doch.“

D'Hauſſet war von der Trefflichkeit dieſes Rathes überzeugt, und entſchloß ſich kurz, ſich bei der Alles Vermögenden anmelden zu laſſen. Er wurde angenommen. Bleich und verſtört ſchritt er durch die Zimmer. —

Gerade zu jener Zeit hatte Ludwig XIV. die Lieblingsidee gefaßt, den König von Siam und deſſen ſämmtliche Unterthanen zum katholiſchen Glauben zu bekehren. Die Jeſuiten hatten es ihm eingeredet, die Maintenon ihn darin beſtätigt. Der Miniſter des Königs von Siam, Conſtanz, ein geborner Grieche, war bereits gewonnen und bekehrt und ein Freundſchaftsbündniß mit ihm eingeleitet worden. Eine Botſchaft des ſiameſiſchen Königs hatte in Verſailles ungeheures Aufſehen erregt; Alles, was fromm ſein wollte, und dazu gehörte der ganze Verſailler Hof, ſchwatzte von nichts als von der Bekehrung Siam's. Nun hatte Conſtanz zu ſeinen Zwecken eine ſtarke franzöſiſche Beſatzung verlangt, um die einheimiſchen Großen gänzlich zu unterdrücken; und das franzöſiſche Cabinet ſchmeichelte ſich mit manchen günſtigen Ausſichten. Es ſtand eben daran, daß einige Schiffe mit Truppen beladen und von Jeſuiten geführt, nach Siam ausgerüſtet werden ſollte; aber es zeigte ſich, zur großen Bekümmerniß der Frau von Maintenon, die dieſe Angelegenheit mit vorzüglichem Eifer betrieb, daß die Offiziere, die bei dieſer Expedition angeſtellt werden ſollten, ſich faſt ſämmtlich weigerten und ſich unter allerlei Ausflüchten losmachten. Gezwungen konnte nicht wohl Jemand werden, und ſo mußte die mächtige Frau zu allerlei Abenteurern ihre Zuflucht nehmen, und doch war die Zahl nicht vollſtändig.

Kaum hatte ihr nun der Kammerdiener d'Hauſſet's Namen genannt und ſein Begehr mitgetheilt, als eine freudige Bewegung über ihr ſchönes bleiches Geſicht ging. Sie legte das in rothen Sammt gebundne, mit goldnen Schlöſſern beſchlagne Gebetbuch aus der Hand, als der Offizier hereintrat, erhob ſich höher als gewöhnlich aus ihrem Armſeſſel und nickte freundlicher und huldreicher als d'Hauſſet erwartet hatte. Er haſchte nach ihrem blendend weißen Spitzengewand, das in faltenreicher Fülle um ihre majeſtätiſchen Formen floß, um den Kuß der Ehrerbietung darauf zu drücken; ſie hielt ihm aber die Hand zum Kuſſe hin, und ſomit war ihm das Zeichen einer gnädigen Gewährung ſeines Bittgeſuchs. Der Rittmeiſter erzählte ziemlich ungeordnet ſeine Bekanntſchaft mit Michelle, geſtand, daß er ihr und ihren Eltern die Ehe verſprochen, und daß das Mädchen hier ſei, um ihn bei'm Könige zu verklagen, weil er nicht Wort gehalten, zu gleicher Zeit aber auch, um Gnade für ihn zu bitten.

„Und Sie wollen das Kind heirathen, Baron?" fragte Frau von Maintenon.

„Wenn es des Königs Gnade mir befiehlt."

„Aber Sie würden dieſe Ehe ungern eingehen, nicht wahr?"

Er zuckte ſchweigend mit den Achſeln.

Der Zorn Ihres Vaters würde Sie wegen ſolcher Meſalliance verſtoßen, enterben, und der König würde Ihnen wegen Ihres Leichtſinns nicht gnädiger geſinnt ſein, als jetzt."

Der Baron horchte hoch auf. „Aber Seine Majeſtät wird mich zwingen, mein gegebenes Wort zu halten", ſtammelte er.

„Allerdings. Ein Eheverſprechen iſt ein heiliges, Gott ſelbſt gegebnes Angelöbniß; damit ſoll man nicht leichtſinnig umgehen. Doch kann man in gewiſſen Fällen ſeines Verſprechens von Gott und dem Könige entbunden werden, vorzüglich, wenn man zur Sühne, zur Buße, Gott und dem Könige einen großen Dienſt leiſtet."

„Reden Sie! Beglücken Sie mich, gnädige

Frau!" rief der Rittmeiſter, der plötzlich ſeinen ganzen Muth wieder gefunden hatte, feurig aus. „Ich bin zu jedem Dienſte bereit."

„Wirklich? Wohlan, es iſt eben eine Gelegenheit vorhanden, durch deren weiſe Benutzung Sie nicht nur Ihres gegebenen Eheverſprechens entbunden werden, ſondern auch Gott verſöhnen und des Königs ganze Gnade erlangen können. Ehre und der reichſte Segen der Kirche ſind dabei zu verdienen."

Spannen Sie meine Ungeduld nicht noch höher, gnädige Frau. Und ſeien Sie im Voraus verſichert, daß ich mit heißer Begierde dieſe Gelegenheit ergreifen werde, mir ſo große Vortheile zu verſchaffen."

„Das iſt ſehr brav von Ihnen. So mögen Sie denn wiſſen: des Königs Gnade wird Sie zum zweiten Commandeur der nach Siam beſtimmten Truppen ernennen. Eilen Sie, Seiner Majeſtät dafür zu danken, und bereiten Se ſich ſchnell auf Ihre Abreiſe vor, damit Sie mit der erſten Fregatte, welche in einigen Tagen von Toulon abſegeln wird, Ihrer Beſtimmung entgegen gehen können."

In des Rittmeiſters Geſicht wurden ſauere Züge bemerkbar; aber jetzt blieb ihm keine Wahl mehr. Verbannt war er aus dem ſchönen Frankreich, und mußte noch dankbar die Hand der Frau küſſen, die ihn über das Meer ſchickte. Gern hätte er Michelle geheirathet; doch das ging nun nicht mehr an. Die Würfel waren gefallen.

„Aber die arme Michelle!“ preßte ihm ſeine innere Bewegung aus.

„Laſſen Sie mich mit dem Kinde reden!“ tröſtete ihn die gewaltige Frau, und er ging, ſchlimmer berathen, als er hereingekommen war.

Michelle wurde eine Stunde ſpäter in die Appartements der berühmten Wittwe Scarron geführt. Der ſtrahlende Glanz, der aus den vielbewunderten Augen der ſchönen hohen Frau auf das befangene Landmädchen niederleuchtete, verwirrte die Letztere ſo, daß ſie, ohne ein Wort zu reden, in die Knie ſank, und die Hände mit flehender Geberde zu der gewandten Freundin des Königs emporhob.

„Steh auf, mein Kind,“ ſagte die Maitenon gütig. „Der König wird gnädig gegen dich ſein. Aber d'Hauſſet's Frau kannſt du nicht werden. Schlag dir das aus dem Sinn. Er muß einer andern und höhern Beſtimmung folgen. Lies dir einen Andern aus. D'Hauſſet ſagte mir, du hätteſt früher ſchon einen Geliebten gehabt. Vielleicht vereinigt ihr euch wieder. Alte Liebe hält immer wieder.“

„Ich verlange den Baron d'Hauſſet nicht zum Gemahl,“ verſetzte Michelle mit Staunen.

„Deſto beſſer, Kind!" rief Jene erfreut. „Liebſt du deinen frühern Geliebten noch?"

„Ihn lieb' ich allein!"

„Schön, ſchön! Wir wollen ihn für dich gewinnen, liebes Kind. Du ſollſt ihn haben, wenn er noch nicht vermählt iſt. Darauf geb' ich dir mein Wort. Wo iſt er! wie heißt er?"

„Er iſt auf den Galeeren in Toulon."

„Auf den Galeeren!" rief die Favoritin entſetzt.

Michelle fand Muth und Muße, zu erzählen, was Luc für ſeinen Vater gethan. Sie bekannte ſich als die, über deren Bekehrungsverſuch der alte Pfarrer verurtheilt worden, und nannte d'Hauſſet als den Angeber. „Gnädige Frau," ſchloß ſie, „ich bitte um nichts, als um Gnade und Befreiung des armen Lucas. Zwar iſt er ein Calviniſt, aber ich wage es, Sie um ſeinen Schutz anzuflehen, die Sie ſelbſt einſt dieſem Glauben mit Eifer angehängt, für den Ihre Ahnen *) einſt mit Ruhm gefochten haben."

Die große Heuchlerin war von der hochedeln Kindesliebe des Jägers gerührt, ſie war geſchmeichelt

---

*) Die Herren von Aubigné, die Vorfahren der Maintenon, waren eifrige Calviniſten geweſen und hatten zur Zeit der Liguen und Heinrichs IV. für ihren Glauben das Schwert geführt. Franziska d'Aubigné (die Maintenon) ſelbſt war erſt in ihrem achtzehnten Jahre mit Liſt zur Abſchwörung des Calvinismus bewogen worden.

von Michelle's Bitte um ihren Schutz, und mit einer Thräne im ſchönen Auge erinnerte ſie ſich, wie ſtandhaft ſie ſelbſt dem calviniſchen Glauben einſt ergeben geweſen war.

„Ich verſprach dir vorhin deinen Geliebten zum Gemahl,“ ſagte ſie weich, „ich nehme jetzt mein Wort nicht zurück. Verharre hier, bis ich wiederkehre.“

Nach dieſen tröſtlichen Worten trat die hohe Frau in die Gemächer des Königs, die unmittelbar an die ihrigen ſtießen.

Mit wohlgefälligem Lächeln hörte Ludwig aus ihrem Munde, daß ſie den Rittmeiſter d'Hauſſet für die Expedition nach Siam gewonnen. Hierauf erzählte ſie mit jener hinreißenden Anmuth, die ihr eigen war, in kurzen kräftigen Zügen Luc's und Michelle's Geſchichte. Der König erinnerte ſich ſehr gut des über den Pfarrer Sellier verhängten Urtheils.

„Und was ſoll aus dem Jäger werden?“ fragte er.

„Er iſt kein Verbrecher. Nie machte er einen Verſuch, ſeine Geliebte zu bekehren.“

„Wohl, aber er hat den König betrogen.“

„Der Kerkermeiſter, der ſich beſtechen ließ, noch mehr, Sire. Ich glaube es wäre der einzige mögliche Fall, wo ich Ew. Majeſtät auch betrügen könnte, meinen Vater, wenn ich ihn noch hätte, von den Galeeren zu befreien. O Gott, mein Vater mußte im Gefängniſſe ſterben; ich wurde in ſeinem Kerker geboren und konnte ihm nicht helfen! Wäre mir vergönnt geweſen, zu handeln wie dieſem Jäger!"

Der König drückte ihr die ſammtweiche Hand. „Die Galeeren hat der Jäger wenigſtens nicht verdient. Aber er iſt ein Calviniſt."

„Kommen Sie, Sire, und ſehen Sie, ob dieß Kind nicht geeignet iſt, ihren Geliebten zur allein ſeligmachenden Kirche zurückzubringen."

Ihn an der Hand nehmend, führte ſie ihn in das Zimmer, worin Michelle verharrte. Als ſie den großen ſchönen Mann voll edler angeborner Würde hereintreten ſah, warf ſie ſich zu Boden. Ludwig faßte ſie am Kinn, und indem das ſüße Lächeln, womit er weiblicher Schönheit zu huldigen pflegte, über ſeinem männlich ſchönen Geſichte ſchwebte, fragte er: „Biſt du gut katholiſch und willſt es bleiben?"

„Streng hing ich ſtets am wahren Glauben meiner Vorfahren, und werde nimmer davon laſſen," ſtammelte Michelle."

„So führe auch deinen Geliebten in den beglückenden Schooß unſrer Kirche."

„Er iſt ſo brav und edel, daß er nicht beſſer werden kann."

„Sie haben recht," wandte ſich der König zu ſeiner Freundin. „Einige Tauſend dieſer Mädchen würden beſſer bekehren, als zehn Mal ſo viel Dragoner. Wir wollen es ihr überlaſſen; ſie wird ihr Beſtes thun.“

„So iſt er frei?!“ rief Michelle aufjubelnd.

„Ich werde dir meinen Befehl zu ſeiner Freilaſſung einhändigen laſſen.“

Das entzückte Mädchen ſtürzte hinzu und bedeckte des Königs Hände mit Küſſen. Er duldete es lächelnd, und mit größerm Wohlgefallen, als der Maintenon lieb war, betrachtete er ſie eine Zeit lang. Da winkte die Favoritin zur Seite und ein Kammerherr trat herein und bat den König im Namen des Rittmeiſters d'Hauſſet um Gehör.

„Er kommt, ſich bei Ihnen zu bedanken, Sire. Doch wollen Sie nicht die Gnade haben, erſt den Befehl für die Kleine ausfertigen zu laſſen?“

Der König erhob ſich. Frau von Maintenon winkte Michelle zu, ſich zu entfernen. Der Kammerdiener führte ſie in ſein Zimmer. Eine halbe Stunde darauf trat er mit dem heilſpendenden Papier herein, und wenige Minuten ſpäter lag das ſelige Mädchen an ihres Bruders Bruſt und weinte Freudenthränen. Antoine miethete einen Wagen, der ſie ohne Zögern Verſailles entführte nach Toulon zu.

Die Nebel lagen in dichte trübe Maſſen geballt auf dem Meere. Vom Lande her pfiffen die erſten kalten Herbſtwinde. Der Morgen konnte ſich lange nicht aus den Hüllen und Schleiern ſeiner Mutter loswinden. Auf den Schiffen, die vor Anker lagen, regte ſich noch nichts, und nur von der Stadt herüber wurden einzelne Laute hörbar. Ruhig lagen einige mächtige Galeeren auf dem Waſſerſpiegel des Hafens, dazwiſchen eine Fregatte. Da tönte die Glocke des Bagno, der dem Hafen gegenüber lag, und in dem halb unterirdiſchen, niedrigen Steinhauſe, deſſen Fenſter mit ungeheuern Eiſenſtäben vergittert waren, wurde es lebendig. Eine der Galeeren ſetzte ein Boot aus und ruderte an's Land. Soldaten mit geladenen Gewehren ſtiegen heraus und verfügten ſich in den Bagno. Nach einer halben Stunde wurde die Thüre deſſelben wieder geöffnet, Kettengeraſſel und Flüche verkündeten das Nahen von Galeerenſklaven, und bald ſah man durch den dicken Nebel zwiſchen zwei Reihen bewaffneter Soldaten eine Anzahl bleicher, wüſter Geſtalten, die zuſammen an eine Kette geſchmiedet waren, einherwanken. In den meiſten dieſer verzerrten Geſichter drückte ſich leichtſinnige Freude aus, nur in einigen Kummer und Betrübniß. Unter den Letztern war ein kräftig gebauter junger Mann, mit ernſten Zügen und ruhiger würdevoller Haltung. Es war Lucas Sellier. Neben ihm ging ein alter Korporal, der ihn nicht ohne Mitleid betrachtete.

„So iſt es denn wahr, was ich bis jetzt noch nicht habe glauben können," fragte Luc ſeinen Begleiter, „daß wir mit der Fregatte „Dädalus" nach Siam ſollen?"

„Die Nachricht hat ſich beſtätigt," verſetzte der Korporal. „Die Herren Jeſuiten wollen in dem Lande dort eine Feſtung nach unſerer Art anlegen, und befürchten zu ſolchem Bau möchten die Leute dort nicht zu brauchen ſein, vielleicht auch ſich nicht brauchen laſſen. Deshalb haben ſie dem Könige in den Ohren gelegen, wie immer, und da iſt der Befehl gekommen, daß eine Kette mit hinüber ſoll, um dort zu arbeiten, zu ſchanzen und zu bauen. Das iſt die Sache!"

„Das Land muß ja ungebührlich weit ſein?"

„Weit noch über unſere Inſeln hinaus, wie man ſagt," nickte der Korporal treuherzig.

„Dann kehren wir nie nach Frankreich zurück," ließ ſich Luc in einem wehmüthigen Tone weiter vernehmen.

„Schwerlich!" entgegnete der Alte, und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge. „Mich dauert Keiner weiter, als du. Die Meiſten ſind verworfenes Volk, an dem nichts verloren iſt. Du hätteſt ein beſſeres Loos verdient, als in die Hände ſolcher Kannibalen zu fallen, und den Geiſt in Hitze und Froſt, Hunger und Durſt aufgeben zu müſſen."

Luc ſah düſter vor ſich hin, ohne ein Wort zu ſagen.

Sie kamen an das Boot. Das Vaterland verwünſchend, dem Boden fluchend, der ſie geboren, ſtiegen die Vordern mit ſcheußlichem Gelächter ein. Da kam die Reihe an Luc. „Bücke dich mit mir, ſonſt kann ich den Boden nicht erreichen,“ flüſterte er ſeinem Nebenmanne zu, mit welchem er zuſammengeſchmiedet war; doch dieſer grinste und höhnte ihn an.

„Unmenſch!“ rief Luc, „du wirſt mir den letzten Kuß nicht verwehren wollen, den mein Herz der Erde meines Vaterlandes aufzudrücken begehrt?“

Der Korporal ſtieß den Wicht in's Genick, daß er zur Erde fiel, und Luc beugte ſich ungehindert, küßte den Boden und ſprach leiſe: „Gott ſei mit dir, Frankreich, Land meiner Väter! Ich muß auf ewig von dir ſcheiden. Du haſt mir ein Glück mildmütterlich gegeben, das überſchwengliche Glück reiner Jugendliebe. Dankbar ſegne ich dich dafür. Leb' wohl!“ —

Das Boot ſtieß ab, ſie langten auf der Fregatte an, und wurden in dem untern Schiffsraum angeſchloſſen. Der Nebel legte ſich wie ein Trauermantel umher und verbarg Frankreichs Küſten ihren Blicken.

„Geht es heute noch fort?“ fragte Luc den Sklavenaufſeher.

Wir erwarten heute oder morgen noch eine Abtheilung Truppen mit den Officieren. Sobald dieſe an Bord ſind, werden die Anker gelichtet. Die Herren Patres Jeſuiten ſind ſchon ſehr ungeduldig, und wir haben wahrlich keine Zeit zu verlieren, ſollen wir nicht an der afrikaniſchen Küſte Alle erſaufen.“

„Deſto beſſer!“ verſetzte Lucas trüb. —

Noch zur Mittagszeit lag der Nebel auf dem Meere, da flog wieder ein Boot nach der Fregatte „Dädalus“ hinüber. Ein einzelner Mann ſtieg an Bord und fragte nach dem Aufſeher der Sklaven. Gleich darauf gingen Beide nach dem untern Raume; der Aufſeher trat zu Luc, flüſterte ihm etwas in's Ohr und zog ſich dann ein Paar Schritte zurück. Der Fremde kam heran. Luc reichte ihm mit einer wehmüthigen Miene die Hand und ſagte leiſe: „Ich danke dir, lieber Letrait, daß du mir noch Wort gehalten; faſt wärſt du zu ſpät gekommen. Wie ſteht's mit den Alten?“

„Sie ſind glücklich hinüber und wohnen in einem Dörfchen im Canton Wallis. Dein Vater hat ein Haus mit Garten, Weinberg und Feld gekauft. Sie ſind Beide geſund und wohl.“

„Gott ſei Dank!“ lispelte der Galeerenſklave mit gefalteten Händen. „Und wie geht's euch im Gebirge?“ fragte er noch leiſer.

Letrait wisperte ihm lange zu; dann reichten ſie ſich die Hände zum Abſchied. „Lieber,“ ſagte Luc zuletzt mit ſchwankender Stimme, „wenn du heim kommſt, ſo ſchleiche dich ein Mal zur Abendzeit zu le Bourg d'Oyſſans, und ſuche die zu ſprechen, die ich ſo lang im Herzen tragen werde, bis es nicht mehr ſchlägt. Bring' ihr meinen letzten Gruß, ſag' ihr, daß ich treu geblieben bis in den Tod, daß meine Liebe zu ihr unſterblich ſein werde. Möchte ſie glücklich werden, die treffliche Jungfrau, ſie verdient es!“ —

Die Nebel riſſen plötzlich voneinander und flatterten, wie zerfetzte Gewänder, über Meer und Land hin; die Sonne warf ſiegreiche Strahlenpfeile aus, der Himmel wurde blau, das Meer wurde grün, und lachend und leuchtend breitete ſich Frankreichs reizendes Ufer vor den Blicken aus, majeſtätiſch ſtieg die ſtolze feſte Stadt empor. Und im Sonnenglanz flog wieder ein Boot der Fregatte zu. Aller Augen wendeten ſich nach dieſem Boote; denn die darin ſaßen, ein Mädchen und ein Jüngling, ließen in den hochemporgehobenen Händen ſchneeweiße Tücher flattern, ein Zeichen ſchöner Bedeutung. Deshalb drängte ſich die ganze Schiffmannſchaft an Bord, als das ſchöne Pärchen ausſtieg, und die ſtürmiſche Frage: „Was bringt ihr?“ ertönte von allen Seiten.

„Begnadigung des Königs für Lucas Sellier, den Galeerenſklaven!“ rief die reizende Jungfrau mit verklärtem Angeſichte, und von dem alten Korporal geführt, gelangte ſie an die Stelle, wo Lucas und ſein Landsmann ſich eben zum Abſchied umarmten. Ein freudiges Getöſe ſtörte ſie; Luc ſchaute um ſich — und Michelle lag an ſeiner Bruſt.

„O Michelle! Michelle, was thuſt du?“ rief er von überraſchender Freude und Schmerz gleich ſtark bewegt. „Du machſt mir den Abſchied zur Höllenqual! Wir hätten uns nicht wieder ſehen ſollen.“

„Nicht Abſchied!“ jauchzte Michelle. „Gnade des Königs für dich! Du biſt frei und biſt mein!“

„Frei?!“ fragte Luc und der Zweifel ließ den Ton der Freude noch nicht recht aufkommen.

„Frei?“ wiederholten die Sklaven mit neidiſchen Blicken.

„Hier der Gnadenbrief des Königs!“ verſetzte das glückliche Mädchen und hielt das Geſchrift hoch empor. Luc's Augen ſtarrten darauf. Da trat der Gouverneur des Hafens und des Bagno, der Michelle auf das Schiff nachgefolgt war, hinzu, und beſtätigte Michelle's Ausſage.

Jetzt umſchlang Luc die Geliebte, ſein Haupt ruhte eine Minute an ihrer Bruſt, aber er ſagte kein Wort. Als er ſich wieder aufrichtete, rollten zwei große Thränen über ſeine Wangen.

Michelle's Ungeduld wurde noch auf eine harte Probe geſtellt. Zwar hatte der Gouverneur ſogleich Befehl gegeben, den Lucas Sellier von der Kette loszumachen, eh' aber die Schmiede aus der Stadt herbei geholt wurden, verging noch eine geraume Zeit. Im Beiſein der neidiſchen Galeerenſklaven, die ſie mit frechen Blicken betrachteten, konnte ſie ihrem vollen Herzen unmöglich freien Lauf laſſen, und ſie beneidete Antoine, der den Geliebten umarmen, küſſen und mit ihm plaudern konnte.

Endlich erſchienen die lang erſehnten Schmiede, zum zweiten Mal legte Luc das Haupt neben den Ambos, die Niete flogen aus den Schellen, die Kette ſank, und als ein freier Mann lag Lucas weinend an ſeines treuen Mädchens Herzen.

Da erſchallte wieder Getöſe vom Ufer her, man bemerkte Bewegung im Hafen, die Soldaten marſchirten auf, Boote wurden losgebunden und bemannt, und kamen näher. „Die Officiere ſind angekommen!“ erſchallte es, und gleich darauf erſchienen die ſtattlichen Herrn mit einer beträchtlichen Anzahl Jeſuiten auf dem Verdeck des Schiffs, laut begrüßt von der verſammelten Schiffsmannſchaft. In dieſem Augenblicke traten Lucas, Michelle, Antoine und Letrait, Arm in Arm aus dem untern Schiffsraum hervor, um ſich an's Ufer überſetzen zu laſſen.

„Michelle!“ rief einer der Officiere, ein zierlicher Mann und eilte aus der Mitte der Andern auf das ſtaunende Mädchen zu. Sie erkannten d'Hauſſet. Aber plötzlich blieb er bei Lucas Anblick wie in den Boden gewurzelt ſtehen; ſein Geſicht war verwandelt, Schrecken furchte, Bläſſe überzog es.

„Der wilde Jäger!“ ſtammelte ſein bebender Mund.

„Wie kommen Sie hierher, Herr Baron?“ fragte Michelle vergnügt.

„Ich gehe nach Siam,“ verſetzte er kleinlaut.

„So wünſche ich Ihnen eine glückliche Reiſe, und habe zugleich die Ehre Ihnen meinen Verlobten vorzuſtellen, der König hat ihn auf die Fürſprache der Frau von Maintenon begnadigt und mir wieder geſchenkt.

„Wir kennen uns ſchon, Herr Baron,“ bemerkte Luc lächelnd. „Und da wir uns wohl nie wieder ſehen, ſo leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ ſagten Michelle und Antoine. D'Hauſſet ſtand wie vernichtet. Erſt als ſie bereits in das Boot hinabgeſtiegen waren, ermannte er ſich und rief: „Er iſt der wilde Jäger, der viel brave Dragoner erſchoſſen hat. Man muß ihn feſtnehmen. Er und die kleine ſchöne Schlange haben mich um dreitauſend Livres geprellt und nun ſchicken ſie mich nach Siam. Er muß in's Gefängniß geworfen werden.“

Aber der Gouverneur hielt dem Tobenden des Königs unbeſchränkten Gnadenbrief entgegen und die andern Officiere lachten den Betrogenen aus. Still ſetzte er ſich nun in eine Ecke und verfolgte das raſch dahin gleitende Boot mit den Augen.

Einige Stunden ſpäter lichtete der Dädalus die Anker.

Im rothen Glanz der Abendſonne ſtieg ein Wandrer von den hohen Schnee- und Eisgebirgen in das ſchöne Walliſerland, das furchtbare Rhonethal hinab. Es war ein gemeiner Schweizerbauer, mit Taſche und Eisſtab, der ſeine Schritte thaleinwärts haſtig förderte. Sein Ziel ſchien ein Dörfchen zu ſein, das auf der einen Seite an den Fluß, auf der andern an einen rebenbeflanzten Hügel gelehnt, ſich von oben gar freundlich ausnahm. Unten im Thale am Fluſſe hin, zogen ſechs bis ſieben, theils mit Menſchen, theils mit Effecten bepackte Maulthiere, ebenfalls dem Dörfchen zu, und der Bergwandrer ergötzte ſich an ihrem hurtigen Schritt. Doch ereilte er die friedlichen Hütten noch um eine große Strecke eher. Das oberſte Haus an jenem Hügel, aus deſſen Fenſtern man eine große Krümmung des Fluſſes überſehen konnte, lag jetzt vor ihm; er bog um die Ecke. Auf einer kurzen Leiter, die an des Hauſes Gemäuer gelehnt war, ſtand ein alter, ehrwürdiger Mann und ſchnitt mit dem krummen Winzermeſſer köſtliche blaue Trauben von dem mächtigen Weinſtock, der üppig emporgewachſen die ganze Vorderwand des gemächlichen freundlichen Hauſes mit reichen Ranken, Blättern und Früchten überdeckt hatte. Unten auf dem Boden ſtand ein gutes Mütterchen und empfing die köſtlichen Gaben aus des Schnitters Hand und ſammelte ſie in einem Korbe. Die Abendſonne legte ihr Gold ſchmeichelnd um Hütte und Weinſtock, Fenſter und Trauben und das alte zufriedene Paar. Unten erglänzte der Strom, auf dem die Schifflein wie zu ruhiger Sabbathfeier hinglitten, die Gletſcher glüheten in des Himmels Feuer, die Winzer ſangen, ſchwer beladen heimkehrend, die Hirten jubelten von den Bergen herab, und die Maulthiere kamen mit den Reiſenden näher und näher. Es war ein herrlicher idylliſcher Anblick.

Da gewahrte der Alte auf der Leiter des Mannes, der von den Höhen gekommen war, und rief der Frau zu: „Sieh da unſer Bote!“ Und ſo raſch als es ſeine ſteifen Glieder erlaubten, ſtieg er die Leiter herab, eilte auf den Bauer zu und fragte haſtig: „Nun, Jokel, was bringſt du mir für Nachrichten aus Vizille? Wie befindet ſich mein Sohn?

Wird er meinem Wunſche nachgeben und zu uns kommen?“

„Herr Pfarrer,“ verſetzte der Bauer ruhig, „ich bitt' Euch, erwartet nicht zu viel. Faßt Euch in Geduld, wie Ihr uns ſo ſchön lehrt und ertragt in chriſtlicher Demuth, was ich Euch zu erzählen habe. Ich kam nach Vizille, dort hatte ſich wie überall, auf höhern Befehl die Strenge der Dragoner gegen unſre Glaubensgenoſſen erhöht. Viele wanderten noch aus, viele gingen in die Meſſe und wurden katholiſch. Im Wirthshauſe erkundigte ich mich nach Euerm Sohne. Man erzählte mir viel Seltſames von ihm, was ich nicht glauben wollte. Ich ging in ſein ſchönes großes Haus, und begehrte mit ihm zu reden. Mit einem verdrießlichen Geſicht trat er mir, wie ein reicher vornehmer Mann entgegen, und fragte kurz nach meinem Willen. Da richtete ich zuvor die Frage an ihn: Seid Ihr auch wirklich, Herr Zachée Sellier, der Steinſchleifer? —

Das bin ich heute zum letzten Mal, verſetzte er, mach's kurz, Bauer und ſag' was du willſt. Nun ſagte ich Eure ſchönſten Grüße an ihn und Euern ſehnlichſten Wunſch, daß er ſich der Plackerei entziehen und mit ſeiner Ehefrau nach der Schweiz zu Euch kommen möchte. Vater und Mutter ließen ihn bitten und ihm ſagen, alles Unerfreuliche, was vorgefallen ſei, ſolle vergeben und vergeſſen ſein, er möge nur kommen. Da lachte er laut auf, und ſagte, er habe ein beſſres Theil erwählt. Ihr hättet ihm Schande gemacht und er habe mit Euch ferner nichts mehr gemein. Auch ſei er zur Erkenntniß des wahren Heils gekommen, und nehme morgen mit dem Namen Bannegon den wahren Glauben an. Am andern Tag, Herr Pfarrer, ſah ich, wie Euer Sohn ſein Weib und ſeine Schwiegereltern als neue Katholiken die Firmelung erhielten. Statt Settier heißt er Bannegon.“

„Zachée — ein Papiſt!“ ſchrie der alte Pfarrer und ſank zuſammen. Die jammernde Hausfrau eilte ihm zu Hülfe. Er erholte ſich bald wieder, und ſetzte ſich auf die Steinſtufen des Hauſes. Große Schweißtropfen rollten von ſeiner bleichen Stirn.

„Zachée, mein Zachée ein Papiſt, ein Katholik, meinen Namen verworfen!“ weinte er, wie ein Kind. „Das iſt das Schlimmſte, was ich zu ertragen habe, Herr Gott!“ ſeufzte er auf, „gib mir Kraft!“ Nach einiger Zeit wandte er ſich zu dem Boten mit den Worten: „Sagteſt du ihm nicht von der Edelthat ſeines Bruders Lucas?“

„Wohl that ich es, aber er gab mir lachenden

Mundes die Antwort: nicht alle ſeien ſolche Narren, wie Luc.“

„O über den ſchändlichen Buben!“ kreiſchte der Pfarrer im aufglühenden Zorne. „Nie ſoll ſein Name mehr in mein Ohr dringen, nie Jemand wiſſen, daß er mein Sohn war. Fluch dieſem Jachée, der meinen Namen und Glauben verwirft, Fluch ihm, dem Böſewicht, ſeinem Hauſe und ſeinen Kindern!“

Nicht Fluch! Nicht Fluch! Er iſt Euer Sohn!“ rief eine bekannte Stimme. Erſtaunt wandten das bekümmerte Ehepaar und der Bote die Häupter, und: „Luc! Luc!“ riefen die alten, wie aus einem Munde. Die Maulthiere bogen eben um die Ecke, und Antoine und Letrait, der ihr Führer geweſen war, traten auch hinzu. Der Sohn lag aber an den Herzen ſeiner weinenden Eltern, und ſie drückten und küßten ihn, gaben ihm die ſüßeſten Namen und beſtürmten ihn mit zärtlichen Fragen. Er aber wand ſich los, ging und nahm die fernſtehende Michelle bei der Hand, führte ſie ſeinen Eltern zu und ſprach: „Hier iſt meine Braut; wird Euch die Katholiſche nun willkommen ſein?“

Statt aller Antwort zog der Pfarrer die Liebliche an ſeine Bruſt und bat ſie weinend: „Vergieb mir, meine Tochter!“

„Liebt mich, wie ich Euch lieben werde,“ verſetzte Michelle. „Zwar bring' ich Euch keine Reichthümer mit, aber wir wollen für Euch arbeiten.“

Alle Viere umſchlangen ſich wechſelſeitig. Die Sonne überpurpurte ihre freudelachenden Geſichter mit dem ſchönſten Scheidekuß.

„Madelaine!“ ſagte der Pfarrer, der Abend unſres Lebens hat ſchön begonnen.“

Der Blumenvater.

Stillleben.

„Mütterchen!“ rief die kleine, ſechsjährige Liſette und ſah ungeduldig auf das Strickzeug in ihren Händen, deſſen angegilbter Teint von überlanger Beſchäftigung damit zeugte, „Mütterchen, ich habe gerade zwei Finger breit geſtrickt. Siehſt du!“ und dabei zupfte und zerrte das holde Blondköpfchen an dem baumwollnen Maſchennetz, um das etwa Fehlende an dem vorgeſchriebenen Maß durch Ausdehnung des Gefertigten zu gewinnen.

„Nein! nein!“ verſetzte die ſchöne, ernſte, ſchwarzgekleidete Dame, die eben in das einfache, noch von zwei Damen, einer alten und einer jungen, bevölkerte Zimmer getreten war. „Du ſuchſt mich zu hintergehen, Lieschen. Ich kenne deine Schelmerei. Du haſt nun ſchon zwei Wochen lang an dieſem deinen Strumpfe herumgezerrt. Du wirſt ferner keine Strümpfe haben, wenn du dir keine ſtrickſt. Habe ich dir nicht oft geſagt, daß du nach des guten Vaters Tod deinen Fleiß verdoppeln mußt. Er kann nicht mehr für uns ſorgen, wir müſſen es ſelbſt thun. Sieh, wie fleißig die Großmutter ſtickt, und iſt eine ſo bejahrte Frau, wie fleißig deine Schweſter Mathilde näht! Und ſiehſt du mich etwa jemals müßig gehen? Dir allein will die Arbeit nicht ſchmecken.“

„Ach, Mütterchen," ſprach die liebenswürdige Kleine, ich will ja gern arbeiten wie du, und Großmutter und Mathilde; denn ich weiß ja, daß wir arm ſind; laß mich doch nur jetzt fort. Es hat ſchon lange ſechs auf dem Thurme geſchlagen, die Sonne ſcheint ſchon nicht mehr, und nun kommt der Blumenvater aus ſeinem Garten, und alle die kleinen Mädchen aus dieſen Straßen verſammeln ſich um ihn, und er beſchenkt ſie alle — alle; ſoll ich denn heute allein fehlen und keine Blumen erhalten? Mathilde hat die Blumen, die ich bringe ſo gern, auch Großmutter freut ſich darüber, und du ſelbſt riechſt zuweilen daran. Auch würde der Blumenvater gewiß nach mir fragen, wenn ich fehlte."

„Kleine Eitelkeit, was bildeſt du dir ein!" lächelte die Mutter. „Wir ſind fremd in dieſer Stadt und die wenigen Wochen unſres Hierſeins haben uns noch keine Theilnahme erworben. Die kleinen Mädchen, die der alte gütige Herr mit Blumen beſchenkt, ſind lauter Kinder hieſiger Familien, die er kennt, mit denen er in Verbindung ſteht. Du haſt dich als ein Fremdling mit eingedrängt, ſein gutes Herz hat dich nicht zurückweiſen mögen, und du haſt deinen Antheil bekommen, wie die Andern. Aber er wird dich ſicherlich eben ſo wenig vermiſſen, wenn du fehlſt."

„Ich habe mich nicht zu dem guten Blumenvater gedrängt!“ rief Liesꝛchen gekränkt. „Ich ſtand von fern, als er kam und den Korb voll Blumen trug; ich wagte mich nicht zu ihm heran, als er die Blumen unter die Uebrigen austheilte; aber ich glaube, ich habe geweint, und der gute Herr hat mir's angeſehen. Er winkte mich herbei und gab mir die ſchönſte Roſe. Ich habe ſie nicht gefordert, Mütterchen.“

„Das iſt ſehr brav von dir. Der Arme der da fordert, wird gleich zum Bettler. Und ich möchte nicht, daß meine Liſette auch nur Blumen bettelte. Und du haſt nun ſchon zwei Abende dein Theil von dem „Blumenvater,“ wie du ihn mit andern Kindern nennſt erhalten; es würde zudringlich erſcheinen, wenn du dich dieſen Abend ſchon wieder unter die kleinen Bewerberinnen ſtellen wollteſt.“

„Du biſt zu ſtreng, Auguſte,“ nahm die alte Matrone, die Stickerei aus der Hand legend, das Wort, und ſtreichelte die kleine Enkelin. „Kinder und Blumen ſind ſich ſo nah verwandt, und gewiß verbindet beide irgend ein ſympathetiſcher Zug. Das ſcheint der alte freundliche Herr wohl zu fühlen, von dem Liſette uns ſeit drei Tagen ſo viel erzählt, und deßhalb beſchenkt er die Kleinen mit Blumen. Es iſt immerhin ſeltſam, daß nur Mädchen ſich ſeiner Gunſt erfreuen. Es liegt mir darin ein Beweis tiefen wahren Gefühls; denn die junge weibliche Seele, die kleine Geſtalt des Mädchens iſt die Verwandte der Blume, der Knabe iſt ein junger Baumſtamm. Und Liſette gerade iſt eine wahre Blumennatur, ſie verſpricht der Centifolia gleich zu werden, die ihres alten Gönners erſtes Geſchenk war. Laß das Kind dem Zuge ſeiner Natur folgen. Und auch der alte Herr ſcheint glücklich zu ſein, wenn ihn die kleinen Dinger umſchwärmen und ihm ſeine Blumen abnehmen. Warum willſt du beiden aus überzarter Beſorgniß die Freude vergällen?"

„Sie wiſſen ja, theure Mutter, daß ich, ſeit wir arm geworden ſind, für jeden Luftzug des Lebens empfindlicher geworden bin. Oft ſcheint mir der Lufthauch eines Zephyr ein ſchneidender Nordwind. Bin ich allzu ſubtil, ſo iſt dieß das allgemeine Loos unverſchuldeter Armuth."

„Es ſind ja nur ein Paar Blumen, liebe Mutter," erhob Mathilde, die achtzehnjährige ſittſame Jungfrau die Stimme, und mit dieſer das ſeelenvolle blaue Auge voll Thränen zur Mutter. „Ich ſah es geſtern Abend aus dem Fenſter unſres Schlafzimmers, wie der alte würdige Herr draußen vor dem Zwinger ſtand, die lieben kleinen Weſen um ihn, ihm zujauchzend, ihn an den Kleidern faſſend und ihre kleinen Händchen nach ihm ausſtreckend. Liſette blieb in beſcheidener Entfernung; aber ich gewahrte deutlich, wie er ihr winkte, ihr die Hand reichte und die ihrige lange in der ſeinigen feſthielt, und dann ihr die ſchönſten Blumen aus ſeinem Korbe ausſuchte.“

„Er hat mich gefragt, wie ich heiße und mich auf die Stirne geküßt,“ weinte die Kleine. „Er hat mir die Blumen geſchenkt, und ich habe ſie nicht gebettelt.“

„Nun ſo geh' und bring' ihm unſern Dank,“ ſprach die Mutter wieder gütiger.

Da klärte ſich das kleine Roſen umblühte Engelsantlitz des Kindes zu einem holdſeligen Lächeln auf. Sie küßte die Hand der Mutter und Großmutter, warf der Schweſter ein Kußhändchen zu, und hüpfte hinaus. Wie eine junge Silphide flog ſie über die Straße, die blonden Locken tanzten von Weſtlüften geküßt und gewiegt, auf Nacken und Schultern, das Kleidchen flatterte, ſie eilte dahin, der kleine Wildfang, als wolle ſie ſich in ein Meer von Freude ſtürzen, ſie breitete die Arme aus, als wolle ſie die Welt umfangen und an das harmloſe liebe Herzchen drücken.

O in ſolchem Kinde weht noch Gottes friſcher Lebenshauch, jener geheimnißvolle Hauch, der die ſchmerzlich ſüße Flamme entzündet und anfacht, die wir Leben nennen, der ſpäter ſich verflüchtigt, wenn die Flamme, von irdiſchen Stoffen genährt und überſättigt, heiß und gewaltig lodert und die Feuerdiener, Sinnenluſt und Leidenſchaft ſie ſchüren! Wir, die erniedrigten, verſchlechterten Menſchen ſollten anbeten vor ſolchem Kinde; denn auf Erden iſt nichts, kein Lebender und kein Starres, worin Gott mehr waltete, als in der Bruſt eines kleinen Mädchens. Ja hier ſchwebt der Geiſt Gottes über dem Embryo einer neuen Welt, wie am erſten Schöpfungstage, ernſt, ſinnend, lächelnd, unbewußt der Trägerin. Hier iſt eine lebende Heilige, eine unbefleckte Maria, in welcher der Gott noch ungeboren ſchlummert.

Der anmuthige Hügel oder vielmehr die mäßige Bergerhebung vor der ſchöngebauten Katharinenvorſtadt, trägt auf ſeiner Spitze eine geräumige ſonnenhelle, reinliche und freundliche Kapelle, der heiligen Katharina geweiht. Wie die Vorſtadt, die Straße, die Kapelle, ſo hat der Berg ſeinen Namen von dieſer berühmten Heiligen, er heißt der Katharinenberg. Die nördliche Seite deſſelben nehmen ſchöne Obſtpflanzungen ein, die der reichdotirten Kapelle eigenthümlich gehören, die ſüdlichere ſanfte Abdachung iſt in ſchöne Gärten abgetheilt, aus deren oberer Partie man die ſchönſte Ausſicht auf die ganze tiefer liegende Stadt, auf die weite, ziemlich flache mit Dörfern, Höfen, Hainen und Hügeln beſäete Umgegend, durch welche ein majeſtätiſcher Fluß ſeine ſchiffbaren Bogen zieht, und auf das in der Ferne dunkelblau auftauchende Gebirge genießt. Hinter ſich hat man die Kapelle und die Landſtraße, welche die Gärten von der Baumpflanzung trennt, und auf der es nie leer wird, vor ſich das Grün der Obſtbäume und Weinſtöcke, der Roſen und der Blumen, unten ein grünes anmuthiges Thal, in welchem der Friedhof der Stadt ſich ausbreitet und über das Alles hinaus den Blick in die Ferne!

Der ſchönſte und größte dieſer Gärten gehörte einem alten Obriſten von Scharfenſtein, einem faſt achtzigjährigen, aber ſehr muntern und rüſtigen Greis. Er war eine jener ſeltſamen Naturen, die das Leben nicht aus ſich herausleben, wie die meiſten Menſchen thun. Dieſe gleichen einem Licht, das alle ſeine Strahlen nach Außen ſendet und all ſeine Lebenskraft verzehrt, um nur zu ſtrahlen — zu prahlen, zu vergeuden, alles brillant zu beleuchten und ſich dadurch genießbar zu machen. Der alte Scharfenſtein war kein Brillantfeuermenſch. Er trug auch ein Licht in ſich, oder vielmehr ein Leuchtendes, das war aber ein Talisman, ein Edelſtein, der ſeine Lebenskraft von Außem empfängt und ſtatt auszugeben, einnimmt. In dieſem ſtillen heitern Licht verklärte ſich das Alter dieſes ſehr würdigen Greiſes. Die angedeutete Eigenthümlichkeit ſeiner Gemüthswelt war es vielleicht, die ihn vor der Hinfälligkeit der höhern Lebensjahre bewahrt hatte; es ſchien als hätten die Launen und Schwächen des Alters kein Recht an ihn, deſſen Auge ſtets Freude lächelte, auf deſſen einnehmenden Zügen Friede und Freundlichkeit ruheten, deſſen aufrechter raſcher Gang an einen rüſtigen Mann erinnerte.

Am höchſten Punkt des Gartens hatte ſich der Oberſt einen kleinen aber ſchönen Pavillon erbaut Parterre ein offener Salon dem Thale zugekehrt, oben ein Altan, der um das Häuschen herumlief und von den Säulen und Geländern unten Wein und Epheuranken empfing, daneben rechts ein niedliches Gewächshaus, links ein ganz in derſelben Form erbautes Bienenhaus, beide Flügel des Gartenhauſes. Es war Alles ſehr bequem und elegant, keineswegs aber prächtig eingerichtet. Sowohl der Salon und der Raum vor demſelben, als auch der Altan, war mit Topfblumen aller Art beſetzt; im Gewächshaus fand man die ſeltenſten und ſchönſten Blumen wärmerer Himmelsſtriche; der Garten ſelbſt war nur ein Blumenfeld. Die Hecken und Zäune beſtanden aus Roſen-, Holder- und Jasmingebüſch, ganze große Beete waren mit Hunderten verſchiedener Roſenſorten bepflanzt, man ſah Strecken mit Levkoyen, Lilien, Narciſſen, Geranien, Reſeda, ſtolze Sonnenblumen und das beſcheidene Veilchen. Es gab keine vaterländiſche Blume, die nicht in dem großen, ſonnigen Berggarten ihr Plätzchen gehabt hätte und liebevoll gepflegt worden wäre. Das Auge weilte entzückt auf dieſer bunten, duftenden Flur, die zarten gebrechlichen Blumenkinder hatten hier eine ſchützende Heimath gefunden. Vom früheſten Morgen bis zur Abendſtunde ging der Beſitzer des Gartens auf und ab und wartete ſeiner Blumen mit ſtill verklärtem Blick. Oft neigte er ſich zu der einen oder andern hinab und flüſterte ihr einige Schmeichelworte zu, oder liebkoſete ihr, und die bunten holden Frühlingskinder ſchienen ihn zu verſtehen und wiegten die kleinen Häupter auf den ſchwanken Stengeln wie fröhlich und beglückt über die liebevolle Anerkennung ihres Freundes und Pflegers. Wenn nun der Abend nahete, nahm der alte Mann einen zierlich geflochtenen Korb zur Hand und ſchritt muſternd durch die Beete, mit dem ſcharfen Gartenmeſſer die ausgewählten Blumen vom Stocke trennend und im Korbe ſammelnd. War der Korb voll, dann band er mit Baſtfäden Sträußchen, und wanderte endlich den Korb im Arm tragend, langſam der Stadt zu.

Auf dem Plane zwiſchen dem Thor und der Vorſtadt warteten ſeiner, jedesmal einige Dutzend kleiner Mädchen im Alter vom vierten bis zum zehnten Jahre, meiſt Bürgerskinder, doch auch untermiſcht mit den Töchtern einiger höher Angeſtellten, die es noch für keine Schande hielten, ihre Kinder mit denen niedrer Stände ſpielen zu laſſen. Meiſt verfehlt man in jetziger Zeit nicht, die reinen, unſchuldigen Gemüther der Kinder von ſogenannter Geburt oder wohl gar Geblüt früh ſchon mit jenem faulenden Wuſt der Vornehmheit zu vergiften, der das ſpätere Leben zu einem zierlichen ſteifen franzöſiſchen Garten à la Louis XIV. umwandelt. Aber man hört ja wieder allgemein die Gartenſcheere des menſchlichen Geiſtes, als das ächte und einzig wahre Kulturinſtrument erheben und preiſen, das da Ordnung zu erhalten vermöge, und man fühlt ſich erſtaunlich glücklich, in der dreſſirten Natur zu verweilen. Es gehört zum guten Ton, vornehm zu ſein, oder ſich wenigſtens vornehm zu ſtellen; man muß in jene Schule gegangen ſein, in jene würdige Lebensſchule, auf welche Göthe's Worte ſo gut paſſen:

„Es iſt ein gar beſchränkter Raum;
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum."

wo das collegium logicum der feinen Weltbildung gelehrt wird,

„Da wird der Geiſt auch wohldreſſirt,
In ſpan'ſche Stiefeln eingeſchnürt."

Immerhin mögen die ſich gar glücklich fühlen, denen die Dreſſur zur Natur geworden iſt; an ihnen iſt nichts mehr zu bedauern, wenn ſie aber den Himmel aus der Bruſt ihrer Kinder ſtehlen, den jungen, reinen Gott darin ermorden, wenn ſie die freche Hand an die heilige Welt legen, um ſie, die ſie mit Andacht erfüllen ſollte, zu beſudeln und mit all dem profanen Wuſt ihrer gemeinen Vornehmheit zu überladen, ſo ſind ſie Gottesläſterer, Tempelſchänder, die an das Crucifix eine Karrikatur heften und den Kelch des Altars zum Küchengeſchirr entweihen. Der Genius der Menſchheit aber weint eine blutige Thräne über den geſtohlenen Jugendhimmel, über die vergiftete Unſchuld. Kann man denn einem Menſchen etwas Schöneres und Werthvolleres rauben, als ſeine Jugend? Kann man eine größere Sünde begehen als ihm durch Dampf und Nebel die Sterne verhüllen; die noch rein und ſüß in ſeine Bruſt leuchten? O und nun vollends ſolche Todſünde, ſolchen Kirchenraub am Herzen des eignen Kindes! Ihr bedauernswerthen Engel werdet allzufrüh um das Paradies betrogen. —

Sobald der Oberſt ſich an der Ecke zeigte, ſtürmte die ganze Kinderſchaar mit jubelndem Geſchrei auf ihn los: „Guten Abend, Blumenvater! Lieber Blumenvater! Guter Blumenvater! Haſt du uns Blumen mitgebracht?“ — Und Alle ſtanden ſie um ihn herum, großer und kleiner und ſtreckten ihre niedlichen Händchen nach dem alten Herrn aus, der noch einmal ſo ſelig lächelte, und wendeten ihm ihre heitern freude- und erwartungsvoll ſtrahlenden reinen Augenſterne zu, aus denen ſein innres Licht ſüße Labe und Stärkung zu ſaugen ſchien, Frieden, Unſchuld, Heiterkeit. Nun theilte er koſend ſeine Sträuße aus; aber jede Empfängerin mußte ihm Rede ſtehen:

„Lieschen, haſt du heute der Mutter gehorcht? — Babette, wie hat's in der Schule gegangen? — Leonore, du biſt wieder allzuwild über die Straße gelaufen. — Ich glaube gar, Marie, du haſt dich wieder mit Buben herumgebalgt.“ — Und Keine der kleinen Verhörten wagte dem geliebten Blumenvater eine Unwahrheit zu ſagen; Jede geſtand ihren Fehler und erhielt nach Beſchaffenheit deſſelben eine weniger reiche und ſchöne Blumengabe, mit dem Verſprechen bei Beſſerung auch beſſer bedacht zu werden. Liebevolle Ermahnungen und Belehrungen waren die gehaltreiche Zugabe des ſinnigen Blumengeſchenks. Dann nahmen ihm die Aelteſten den leeren Korb ab, Andre drängten ſich einen Finger ſeiner Hand zu erhaſchen, und waren, wenn ihnen wieder Andre zuvorgekommen waren, zufrieden und glücklich, einen Zipfel ſeines Rockes erfaſſen zu können, und ſo begleiteten ſie ihn, plaudernd und lärmend, ſelig vor Freude, bis an die Thüre ſeines Hauſes. Dort reichte ihm Jedes der kleinen holden Geſchöpfe die

Hand zum Dank und Abſchied, und wünſchten ihm eine gute Nacht. Es war eine ganz beſondere Auszeichnung, wenn ihn die Eine oder die Andre in's Haus begleiten durfte, und nur die Geſittetſten, Fleißigſten und Sanfteſten konnten darauf Anſpruch machen. Wer aber das beſte Lob von Eltern und Lehrern aufzuweiſen hatte, erhielt an gewiſſen Tagen auch Zutritt im Garten, und durfte, nach eingeholter Erlaubniß der Eltern mit dem Blumenvater im Pavillon ſpeiſen. Dieß war ein hoher Grad von Gunſt, den der alte Herr ertheilte; der höchſte waren Geſchenke von Kleidern, Hüten, Umſchlagetüchern, Schürzen, welche die beſten ſeiner Blumenkunden im Herbſt, wenn alle Blumen abgeblüht waren, bei Gelegenheit eines kleinen Feſtes erhielten, wozu er Alle einlud.

Auf dieſe Weiſe hatte es der alte Mann nun ſchon Jahrelang getrieben, und manche Jungfrau grüßte den freundlichen Blumenvater ſittig und ſtand ihm dankbar Rede, wenn er ſich nach ihren Angelegenheiten erkundigte; manche junge Dame, die in höhern Zirkeln glänzte, ſegnete das ſtille Walten des Greiſes, und die ſinnigen Blumengeſchenke; denn ſie hatte dadurch den Blumenduft und die Violenfarbe der Unſchuld recht ſchätzen und bewahren gelernt, und die Lockungen der Welt waren an den frommfreudigen Erinnerungen, an den Blumenerinnerungen der Jugend abgeglitten. Es war, als wären all die empfangenen Sträuße zu einem ſchützenden Blumenhain geworden, in deſſen ſchattiger, kühler Tiefe das Herz vor allen Stürmen ſicher ſei, als habe all der liebliche Blumenduft ſich wie ein ätheriſches Lebenselement, ein heiliger Gotteshauch, um den Tempel des Herzens gelegt, und kein Unheiliger könne darin athmen und fortdauern; manche junge Gattin ſank rein und keuſch an des Erwählten Bruſt, und geſtand ihm, jener biedre Greis und ſeine Blumen ſeien die Engel ihrer Jugend geweſen, und ſie deutete dem lallenden Töchterlein auf den Blumenvater hinaus, und bat Gott, ihn ſo lange am Leben zu erhalten, daß er auch ihr Kind mit Blumen und frommen Ermahnungen erfreuen möge.

Solch' edle Früchte trug das ſtille beſcheidne Wirken des alten Oberſten, das ſelbſt einem holden Blumenleben zu vergleichen war. Denn in der That nahm er von dem Treiben und Thun der erwachſenen Menſchen wenig oder gar keine Notiz; bekümmerte ſich weder um die Streitigkeiten der Theologen, noch um die der Politiker; ſeine Liebe und Sorgfalt galten allein den Blumen und den weiblichen Kindern, den Blumen der Menſchenwelt; und deßhalb hieß er mit vollem Recht der Blumenvater. Man kannte ihn kaum unter einem andern Namen.

„Der Blumenvater!“ erſchallte es aus den kleinen Kehlen, und augenblicklich war der Greis von den leichten Frühlingsweſen umringt. Sein Auge lächelte auch frühlinglich, wie ſeine Blumen und Blüthen; auf ſein ſchönes Haupt war der Blüthenſchnee eines noch reizendern Frühlings gefallen, deſſen vielverheißendes Licht prächtig über die Hügel des Friedhofs hereinbrach. Er begann ſeine Fragen freundlich, geſchäftig, und theilte ſeine farbigen Geſchenke nach Verdienſt aus.

Liſette ſtand ſcheu einige Schritte bei Seite und blickte mit ihren ſüßen Augen ſehnſüchtig nach dem Korbe, dem die Freude blumig entquoll. Zuweilen ſtreckte ſie die Arme aus, aber ſie wagte nicht hinzutreten. Der Greis bemerkte ſie.

„Liſette, warum kommſt du nicht, deinen Strauß zu empfangen?“ fragte er gütig. „Haſt du vielleicht etwas begangen, das dich in deinen eignen Augen des Geſchenkes unwürdig macht?“

„Ach nein“, verſetzte die Kleine mit weicher Stimme, und Thränen füllten ihre Augen, daß der Blumenvater in ſolch’ einem Verdacht ſie haben konnte, „ich habe der Mutter, der Großmutter und der Schweſter gehorcht, und heute auch richtig meine zwei Finger breit geſtrickt.“

„Nun weßhalb kommſt du nicht zu mir wie die Andern, um deinen Strauß zu empfangen?“

„Die Mutter ſagte, der Arme dürfe nicht zudringlich ſein, ſonſt werde er läſtig, und ich ſei ein armes Kind.“ Ein heftiges Schluchzen, ein Thränenſtrom verhinderte ſie, weiter zu ſprechen.

„Tröſte dich, liebe Kleine, und komme heran zu mir. Du wirſt mir nicht läſtig. Sieh’, dieſer ſchönſte und größte Strauß iſt für dich.“ Mild und gütig ſtreichelte er des Kindes feuchte Wange und nahm das zarte Händchen deſſelben. Liſette lächelte ſogleich wieder vor Freude, und hüpfte ſeelenvergnügt über den herrlichen Strauß. Solch’ ein reiner Spiegel iſt die Kindesſeele; der Hauch des Schmerzes, der ihn getrübt, verſchwindet ſchnell, und ſogleich ſtrahlt er wieder im alten Glanz.

Als die frohe Geſellſchaft vor dem Hauſe des Blumenvaters angekommen war, wünſchten die kleinen Schmetterlinge gute Nacht und flatterten davon, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen; auch Liſette wollte ſich empfehlen, aber der liebreiche Alte hielt ſie mit den Worten zurück: „Komm’, mein Kind, und beſuche mich. Ich will noch ein Paar Wörtchen mit dir plaudern.“

„Aber Mathilde wird auf die Blumen warten“, verſetzte die Kleine ängſtlich. „Sie freut ſich gar zu ſehr über den Strauß, und deshalb will ich ihn ihr lieber erſt bringen. Dann will ich die Mutter um Erlaubniß bitten und gleich wieder hier ſein.“

„Ich will ein ſo pflichteingedenkes Kind nicht vergebens aufhalten, und Mathilde ſoll nicht lange auf die Freude warten. Nur zwei Augenblicke! Sage mir, wer iſt dein Vater, mein Kind?“

„Der Vater iſt geſtorben“, klagte Liſette, Thränen in den Augen.

„Biſt du denn aus dieſer Stadt gebürtig?“

„Nein, wir wohnen erſt ſeit einigen Wochen hier. Früher wohnten wir in A....; da lebte mein Vater noch und da waren wir auch nicht arm. Wir fuhren in einem Wagen und ich hatte viel ſchönere Kleider als jetzt.“

„Welch' ein Geſchäft trieb dein Vater?“

„Er war Kaufmann.“

„Und was treibt denn deine Mutter, ſeit der Vater todt iſt und ihr hier wohnt?“

„Sie ſtickt, näht, ſtrickt, macht Putz und verrichtet alle weiblichen Arbeiten für reiche und vornehme Leute. Die Großmutter iſt an den Füßen gelähmt und kann nicht gehen. Sonſt hatte ſie ihren Wagen und fuhr darin, jetzt ſitzt ſie ſtets und arbeitet; ſo auch Schweſter Mathilde, die aber nicht gelähmt iſt. Und ich muß auch alle Tage ſtricken. Aber es geht uns doch zuweilen kümmerlich, und ich muß alle Abend bei der Mutter im Bette zu Gott beten, daß er uns mehr Arbeit und beſſern Verdienſt beſcheeren möge.“

„Sei du ſchön fleißig, mein Töchterlein; der Himmel belohnt den Fleiß immer auf eine wunderbare Weiſe. Denke dir nur ſtets recht lebendig, daß der weite, blaue Himmel, wie du ihn über die Erde ausgeſpannt ſiehſt, das große milde Vaterauge Gottes iſt, mit welchem er die Welt bewacht. Sei du, wo du willſt, im kleinſten Kämmerlein, ein Stückchen von dieſem Gottesauge lugt doch durch das kleine Fenſterchen auf dich und ſieht Alles, was du thuſt. Biſt du nun fleißig und fromm, ſo lächelt das Auge und Gott freut ſich über dich; er gedenkt es dir und weiß es dir bei Gelegenheit gar ſchön zu vergelten. Und grade die armen Kinder hat Gott abſonderlich lieb; vielleicht weil ſie fleißiger und frömmer ſind als die reichen. Nun geh', Lieschen, und ſage deiner Schweſter Mathilde, ich freute mich herzlich über ſie, daß ſie ſo fleißig ſei, und zum Beweis dieſer meiner Freude ſchicke ich ihr dieſen ſchönen Roſenſtock. Den ſoll ſie vor ſich in's Fenſter ſtellen und ſich darüber freuen, wie ich mich über ſie. Und morgen hole dir deinen Strauß wieder auf dem Plan.“ Damit übergab er ihr eine prächtige Centifolia in einem Aſch, und jubelnd ſtürmte Liſette damit nach Hauſe.

Mit den Blumenſträußen ſchien Gottes Segen in die Wohnung der verwaisten fremden Familie gekommen zu ſein. Es liefen eine Menge Beſtellungen ein. Die vornehmſten Familien, ſelbſt das fürſtliche Haus, begannen Madame Gebauer — dieß war der Name von Liſetten's Mutter — zu beſchäftigen, und nach einigen Monaten mußten ſchon fremde Hände angelegt werden, alle Aufträge zu fördern. Liſette brachte regelmäßig ihren Blumenſtrauß und beſuchte wöchentlich ein- oder zweimal den Blumenvater, mit dem ſie ſehr vertraut geworden war und von dem ſie den ganzen Tag erzählte. Für Mathilde brachte ſie noch einige ſchöne Topfblumen mit, und als die Mutter endlich den alten Herrn durch die Kleine fragen ließ, ob er wohl erlauben würde, daß ſie mit ihrer ältern Tochter perſönlich ihren Dank für ſeine freundlichen Geſchenke abſtatten dürfte, ließ er ihr ſagen: er freue ſich ſehr, die Bekanntſchaft einer ſo braven Frau zu machen.

Der nächſte ſchöne Sommertag wurde zu einem Spaziergang vor das Thor und zum Beſuch im Garten des Blumenvaters beſtimmt. Höchſt einfach, aber ſehr anſtändig und reinlich gekleidet gingen Mutter und Tochter, Arm in Arm; Mathilde führte die kleine Liſette an der Hand. Es war ein rührendes Bild der reinſten weiblichen Sitte und

Zucht in den verſchiedenſten Lebensaltern: Mutter, Jungfrau, Kind. Hätte die Großmutter mitgehen können, ſo wären die vier Lebensſtufen von vier der Edelſten ihres Geſchlechts ausgefüllt geweſen.

Madame Gebauer vereinte mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit im Umgange mit Andern einen ſo feinen Takt, eine ſo ernſte Würde, daß die Gemeinheit ſcheu zurückblieb und jede Vertraulichkeit Ungebildeter im Keime erſtickt wurde. Eine ſo gute Schutzmauer iſt wahre ächte Weiblichkeit gegen die Außenwelt; ſelbſt die Frivolität erkennt ſie unbewußt an und reſpektirt ſie ſogar wider Willen.

Dieſe trefflichen Eigenſchaften hatte die Mutter auf die Tochter übertragen; nur war Mathilde ſtiller, verſchloſſener; es war, als hätte die Hand des Unglücks das kleine blühende Gärtchen ihrer Jugend mit hohen Steinmauern eng umhegt, und ſie genöthigt, ſich in ſich zurückzuziehen. Meiſt ſind die Eindrucke des Schickſals, die in den Uebergangsjahren vom Kindes- zum Jünglings- oder Jungfrau-Alter empfangen werden bleibend und unauslöſchlich für das ganze Leben; die Erfahrungen dieſer Zeit ſind die Prägſtöcke des Charakters. Der innre Gehalt deſſelben, ſein edler oder unedler Werth iſt von der ſchaffenden Natur in ihrer geheimnißvollen Werkſtätte beſtimmt; ſie macht als Münzwardein die Miſchung von Gold, Silber, Kupfer und den geringen Beiſätzen. Du mußt zufrieden ſein, armer Sterblicher, aus welchem Metall du zuſammengeſchmolzen wurdeſt. Das Gepräge gibt dir die reifre Jugend. Wohl dir und Andern, wenn das Schickſal dieſer bedeutungsvollen Jahre nicht zum Falſchmünzer an dir wurde und den kupfernen Gehalt mit dem prunkenden Goldſtempel ausprägte. Mathilde hatte das Gegentheil erfahren. Ihr reines edles Gold war unter den Prägſtock der Kupferpfennige geworfen worden. Darum nahmen ſie die gewöhnlichen Menſchen, die nur auf das Gepräge ſchauen, für ihres Gleichen; Leute von edlerm Gehalt erkannten bald in ihr das Gold.

Der Oberſt kam ihnen freundlich entgegen und behandelte Madame Gebauer mit der größten Achtung. Dieſe Auszeichnung, die ſie ſchon lange entbehrt hatte, that ihr ungemein wohl, und ſie fühlte ſogleich eine ganz beſondre Zuneigung zu dem gemüthlichen Greis. Mathilden's fromme Augen hingen mit inniger Verehrung an den edeln wohlwollenden Zügen des Blumenvaters; jeder ihrer Blicke war eine ſtumme und doch beredte Huldigung, die ſie edler Mannesgröße darbrachte, und doch fühlte ſie ſich auch vom Weſen ſeiner Liebe ſo angezogen, daß ſie ſich zuweilen eine Blume zu ſein wünſchte, um ſich dieſer Liebe zu erfreuen. Sie ahnte nicht, daß ſie die ſchönſte und edelſte Blume in des Greiſes

Garten werden ſollte, der reizendſte Gegenſtand ſeiner zärtlichſten und innigſten Liebe.

„Sie ſehen hier den ſichern, wohlverwahrten Hafen eines von Stürmen wildgepeitſchten und auf dem Meere des Lebens arg umhergeworfenen, alt und leck gewordnen Schiffes“, ſprach der Oberſt zu den Damen, auf ſeinen Blumengarten deutend. „Von Menſchen kommt eigentlich wenig Anderes zu mir, als meine kleinen Freundinnen, die unſchuldigen künftigen Mütter des nachfolgenden Geſchlechts. Ich ſehe in ihnen die Träger der Menſchheit, die edeln heiligen Weſen, geſchaffen zu beglücken und glücklich zu ſein, und die ihren großen Zweck Alle erfüllen würden, wenn Andre und Alle ſie betrachten und erziehen würden, wie ich, als Blumen nämlich, deren jede ihre eigenthümliche Schönheit hat, aber auch ihren beſondern Boden, ihre eigne Pflege verlangt. Ich fühle mich wahrhaft glücklich unter dieſen Kindern und dieſen Blumen. Beide tragen ohne Prunk und Prätenſion die ihnen von der Natur gütigſt verliehenen Reize ohne Falſch und mit rührender Unſchuld zur Schau, unbekümmert, ob ſie bemerkt werden, oder nicht. Nicht, daß ich die erwachſenen Menſchen haßte oder verachtete! Gott bewahre mich vor ſolcher Sünde! Ich bin ſelbſt ein ſchwacher, fehlervoller Menſch. Ich bemitleide ſie; ich möchte oft Thränen über ihre Verkehrtheiten weinen. Die ſtolze Menſchenverachtung, die ich oft an Leuten, die ſich beſſer dünken als andre, wahrgenommen, iſt mir recht widrig und erbärmlich vorgekommen. Wie kann man nur Gottes Meiſterſtück ſelbſt in ſeiner moraliſchen Verkrüppelung haſſen und verachten! Dieſe Sünde trägt ſo recht das ächt deutſche Gepräge vornehmthuiger Kleinſtädterei, die kränkliche Farbe unſres eingebildeten Kaſtenweſens; ſie iſt das Abzeichen unſrer vielgeprieſenen Nationaltugenden, das Schiboleth der ſogenannten bevorzugten Stände. Aber ſie iſt eine moraliſche Peſt; ſie vergiftet alle wahre Freude, jedes geſellige Vergnügen. Und wenn ein Beamter, ein Bevorzugter, ein Mann der vornehmen Welt noch dummer iſt, noch weniger im Kopfe hat, dieſe vornehme Menſchenverachtung hat er doch und bringt ſie überall mit an den Platz. Menſchen zu verachten iſt ein Frevel an Gott unſerm Schöpfer.“

Madame Gebauer drückte dem Greiſe ſchweigend die Hand; ihr thränender Blick ſagte ihm, daß ſie ſeine zarte Discretion fühle und würdige.

„Die klugen erwachſenen Leute kommen nur nicht zu mir“, fuhr der Alte fort, „ſie machen ſich nichts aus meinen Blumen und auch nichts aus mir. Sie langweilen ſich bei mir; ihr Gaumen iſt durch überwürzte Koſt ſo verwöhnt und überreizt, daß ihnen die hier aufgetragene einfache Koſt nicht mundet. Ich weiß wohl, was ſie von mir denken und ſagen: Ich ſei ſelbſt wieder zum Kinde geworden. Sie ahnen aber nicht, was ſie damit ſagen, es iſt ein großes ſchönes Wort. Kann man denn auf Erden Beſſeres, Heiligeres werden, als ein Kind? Es gab Zeiten in meinem Leben, wo der Drang der Leidenſchaften, das gegenſeitige Reiben feindlicher Kräfte, meine kämpfende Stellung gegen die Außenwelt und tauſenderlei Dinge von eingebildeter Wichtigkeit, mich vergeſſen ließen, daß ich jemals ein Kind geweſen war. Im tiefſten nachtumſchleierten Hintergrund meiner Seele ſchlummerte die Erinnrung an meine Jugend. Es war mir wohl manchmal ſo, als ſei ich einmal jung geweſen und zuckte wie eine recht bittre Wehmuth mir durch's Herz; aber das Drängen und Treiben im Vordergrunde war zu arg und wild; die Erinnrung kam nicht zum Selbſtbewußtſein, die Wehmuth nicht zur Thräne. Später, als mir meinem Herzen Theure genommen wurden, als mich harte Schläge trafen, da erwachte die Erinnrung von den heftigen Erſchütterungen meines Gemüths; ein Jugendtraum nach dem andern tauchte in meiner Seele auf; eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach meiner Jugend, nach meiner Kindheit erwachte in meiner Seele und durchglühete ſie fort und fort als ein gelindes Läuterungsfeuer. Ich wurde dabei älter und älter; und mit jedem Jahre traten die Jugendbilder lebendiger und ſchärfer hervor, fanden ſich die Jugendgefühle und Empfindungen in meiner Bruſt ein, die Jugendträume umgaukelten mich immer friſcher und farbenprächtiger; ich wußte gewiß, ich war einſt jung geweſen; es wollte mir ſogar oft zur Gewißheit werden, daß ich wieder jung werden würde. Und die Zeit zwiſchen meiner erſten und zweiten Jugend, jene böſe drangvolle Zeit, in der ich meine Kindheit vergeſſen, ſchrumpfte jetzt in meiner Erinnrung immer mehr zuſammen, und liegt nun wie ein ſchwühler heißer Tag dazwiſchen, über welchen die Morgen- und Abendkühle zuſammenfluthen, an deſſen Abend der Stern der Liebe wieder leuchtet, der ſchon an ſeinem Morgen geglänzt. Und ſo haben denn die Leute recht, wenn ſie ſagen, ich ſei wieder ein Kind geworden. Wohl mir, daß es ſo iſt!“

Mathilde trocknete ſich eine Thräne von der blühenden Wange. Sie ſagte ihren Dank recht vertrauungsvoll, und als der alte Herr ging, ihr einen Strauß zu holen, wandte ſie ſich zu ihrer Mutter: „Ich habe noch keinen Menſchen kennen gelernt, den ich gleich ſo von Herzen lieb gehabt hätte, wie den Herrn Oberſten. Ihm könnte ich grade ſo wie dir, liebe Mutter, mein ganzes Herz vertrauen und offenbaren.“

Liſette aber hatte die Aeußerung der Schweſter mit angehört und ſtahl ſich heimlich fort, um ſie dem Blumenvater zu verrathen. Als dieſer nun kam und den ſchönen Strauß brachte, glänzten ein Paar Thränen auch in ſeinen graubewimperten Augen. „Lieschen hat mir zwar verboten zu plaudern“, ſagte er gerührt, Mathilden's Hand ergreifend, „aber ich kann es nicht über das Herz bringen, Ihnen zu ſagen, wie wohl mir Ihr Vertrauen thut. Dieſe reine, keuſche Liebe einer unverdorbenen Jungfrau zu einem Greis trägt ein ſo licht menſchlich-göttliches Gewand, iſt ſo frei von aller ſchweren irdiſchen Beimiſchung, iſt ſo ätheriſcher Natur, daß man ſie mit Recht die reine Glanzperle der Herzenskrone, die klarſte Flamme des unentweihten Gemüths nennen kann. Ein heiligeres, edleres, göttlicheres Geſchenk kann dem Menſchen in ſeinem unvollkommnen irdiſchen Zuſtande nicht dargebracht werden.“

Der Oberſt ließ es an keiner Aufmerkſamkeit fehlen; er führte die Frauen in den Pavillon und zeigte ihnen die ſchöne Umgegend.

„Sie ſehen, den Friedhof habe ich recht nahe und wenn das Samenkorn meines Leibes hier unter meinen Blumen zur neuen Ausſaat recht reif geworden iſt, braucht man es nicht weit auf das Feld der Ewigkeit zu tragen. Bemerken Sie rechts von der Mauer nach uns zu den weißen hohen pyramidaliſch geſtalteten Grabſtein? Dicht davon habe ich mir die ſtille Kammer bereitet, in welche man bald, wie bald! dieſen alten Körper zu jener ihn in ſeine Grundſtoffe auflöſenden Ruhe legen ſoll. Daneben ſchlummert ſchon lange eine mir theure, ſehr theure Gattin, an welche mich im Lauf der Jahre, die ich mit ihr im innigſten Bund verlebte, immer mehr Bande der Liebe, der Achtung, des Vertrauens, der Ehrfurcht feſſelten. Sie war eine der Edelſten ihres Geſchlechts, und was an mir ſchwachem, fehlervollem Menſchen etwa Gutes iſt, das iſt ihr Werk allein. Sie hätte einen Böſewicht zu einem Engel machen können. — Amalie, ich komme bald! recht bald!“

Die Frauen trockneten ſich ſtill die Augen.

„Haben Sie denn keine Kinder?“ fragte Mathilde mit der innigſten herzlichſten Theilnahme, und ſah dabei aus wie man ſich einen Engel vorſtellt.

„Einen Sohn hab' ich. Zwar iſt er nicht nach dem Geſetz der Natur mein Kind, aber nach dem Geſetz der Liebe. Meine Amalie war früher die Gattin eines meiner Freunde, eines Offiziers, den der blutige Kriegsgott auf dem Schlachtfelde hinwegraffte. Ich hatte das ſtille ſittſame Weib, das ihr etwas leichtſinniger Gatte bei weitem nicht genug zu ſchätzen wußte, ſchon achten gelernt; nach dem Tode meines Freundes lernte ich ſie lieben. Sie war ſehr ſchön und beſaß eine ausgeſuchte Bildung. Dieſe Vorzüge zogen mich zu ihr hin, wohl auch die trefflichen Eigenſchaften ihres Herzens, die ich aber damals noch nicht gehörig zu würdigen vermochte; denn auch ich war vom Strudel des Lebens mitfortgeriſſen und eitler Weltluſt ergeben. Erſt als meine Gattin lernte ich die Herrliche ganz kennen. Meinen Theodor brachte ſie mir als Säugling mit; ich habe ihn erzogen. — Eine Tochter, die ich beſaß und ſehr liebte, die mein eignes Kind war, iſt mir früh geſtorben. Ach, und nicht einmal bei mir, in meinen Armen geſtorben. Glauben Sie mir, das iſt der fürchterlichſte Schmerz, der das arme weiche Menſchenherz martert, das geliebte Kind zu verlieren und nicht an ſeinem Lager zu ſtehen, dem Blick ſeiner Qualen und Todesangſt, der Hülfe und Linderung ſuchend umherirrt, nicht mit dem Blick der Liebe begegnen, das dahin Sterbende nicht an die ſchmerzzerriſſene troſtloſe Bruſt drücken, ſeine letzten Seufzer nicht mit gierigen Küſſen auffangen zu können, ach! ihm kein letztes Bettlein, mit Thränen befeuchtet, bereiten, ihm kein kühles Grab graben, ihm die mitleidige Erde nicht locker und leicht auf ſein Häuslein ſtreuen zu können, großer Gott! ihm keine Roſe auf den Hügel pflanzen zu können, aus deren allfrühlinglichen Duft wir ſehnſuchtsvoll und wonnegierig die verwandelte geliebte Seele unſres Kindes in uns einzuſchlürfen wir den beſeligenden Glauben nähren! Ach, wer ſeinem Kinde die Augen zuküßte, Knospenaugen, die welk vom Stengel fallen und keine Blume werden ſollten, jene wunderbaren Augen, in welchen das Licht eines glückſeligen Morgens noch zuckte, aus dem ſie zu uns herübergetreten, und deſſen letzte Strahlen ſich nun ſchon wieder mit den milden himmliſchen Lüften des neuen Morgens vermählt, der ſchon wieder über ihrem jungen Haupte anbricht; jene Augen, die ſchon Etwas vom Himmel und ſeiner Seligkeit haben, während die Lippe, das Erdentheil, im Todeskampf ſchmerzlich zuckt, wer jene Augen zuküßte und ſein Theures in den Armen hinausträgt und dem verſchwiegenen Hügel übergibt, ach, der hat doch noch einen Troſt. Er kann alle Morgen, wenn die andern Menſchen noch ſchlafen, und alle Abend, wenn jene ſchon wieder zur Ruhe gegangen ſind, zu dem Grabe wandern, kann Blumen darauf pflanzen und ſie mit ſeinen Thränen begießen. Er kann dort beten; denn der Grabeshügel eines Kindes iſt ein Altar der Liebe, die auf den Morgenrothfittigen der Sehnſucht das weinende Herz zum Himmel emporflügelt. Mein Töchterchen konnte mir nicht den letzten Kuß reichen; ich habe ſein Grab nicht beſuchen können. Das ſind nun ſchon lange, lange Jahre, aber dieſe Wunde blutet immer noch.“

„Und gibt es denn kein Heilmittel?“ fragt Mathilde.

„Ich kenne wohl ein ſolches; denn Sie müſſen wiſſen, daß ich Arzt bin. Es iſt eine Hand voll Erde. O Sie glauben nicht, welche heilende Kraft in einem ſo kleinen Erdhäufchen liegt. Es iſt die Quinteſſenz aller Medicamente. — Doch gehen wir vom Boden zu ſeinem Produkt, von den Grabhügeln zu ihren Blumen über. Kommen Sie, und wandern Sie mit mir durch meine Rabatten und Beete.“ Und Mathilden an der Hand nehmend, führte er Tochter und Mutter zu den Lieblingen ſeines Fleißes; er nannte mit geläufiger Zunge alle Blumen, ihre Eigenthümlichkeiten, ihr Vaterland; erzählte ihre Geſchichte. Dann kehrten ſie in den kühlen Salon zurück, wo bereits der Thee aufgetragen war. Der alte Blumenvater ſah recht ſeelenvergnügt aus. Er ſchien über etwas Angenehmes nachzudenken, ſich mit irgend einem Plane zu beſchäftigen.

„Mathildchen“, ſagte er endlich ſonnenfreundlich — „nun Sie geſtatten mir altem Manne ja wohl den vertraulichen Taufnamen; nennen Sie mich dafür Vater, Blumenvater; das hör' ich am liebſten. Der Taufname eines Menſchen ſchließt ein gar ſüßes Liebesgeheimniß in ſich. An ſeinen Laut kettet ſich die Liebe mit gar ſchönen Banden, die zugleich die Herzen einander nah' und näher ziehen und vereinigen.

Ich kann nie an die wahre Liebe oder Freundſchaft zwiſchen Leuten glauben, die ſich einander nicht mit ihren Taufnamen benennen; und nichts Herzloſeres und Abgeſchmackteres, als wenn ſogenannte Freunde ſich mit den prunkvollen und eiteln Titeln der ſogenannten Convenienz beehren, wie Hofrath, Profeſſor, Doctor ꝛc. ꝛc. Alſo Mathildchen, mit Ihrer Erlaubniß, Sie könnten mich alten grillenhaften Mann auf eine Weiſe verbinden, die mich zu Ihrem ewigen Schuldner machte. Es klingt zwar etwas ſonderbar, daß ich Sie, die ich heute zum erſten Male ſehe, gleich mit einer Bitte beläſtige; allein ich will nur geſtehen, daß Sie mir ſo gar fremd doch nicht ſind. Seit mir die liebe kleine Liſette Manches vorgeplaudert und vom guten Schweſterchen erzählt, an dem ihr ganzes Herz hängt, habe ich mich im Stillen durch die zweite und dritte Hand nach Ihnen erkundigt, und nur Gutes, ſehr Gutes von Ihnen gehört. Ich fühle mich aber allen guten und edeln Menſchen gleich verwandt, und wenn ich Sie ſehe, ſind Sie mir nicht fremd. So hab' ich auch Sie recht lieb gehabt, eh' ich Sie nur geſehen habe. Und deßhalb darf Ihnen die Bitte auch nicht auffallen."

„Ach, mein Vater", ſagte Mathilde erröthend und leiſe. „Mein Herz iſt Ihr Eigenthum, Liſette hat es Ihnen ſchon verrathen. Verfugen Sie darüber."

„Meine Tochter und ich werden uns beeilen, Alles zu thun, was ein ſo edler Mann von uns wünſcht,“ bemerkte Madame Gebauer.

„Nun ſehen Sie, mein Sohn, der Theodor, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, kommt künftige Woche von ſeiner wiſſenſchaftlichen Reiſe, die er durch Deutſchland, Frankreich und England gemacht, zurück. Er iſt nämlich Arzt, wie ich. Schon hab' ich ſein Patent als Stabsarzt in der Taſche. Ich möchte zu ſeinem Empfang ein kleines Feſt veranſtalten; denn er iſt ein gar braver Junge, und ich habe ihn über allen Ausdruck lieb. Da wollte ich denn meinen alten Bedienten zu den lieben Eltern meiner kleinen Blumenkunden ſchicken, und ſie erſuchen, mir die Kleinen einen Nachmittag anzuvertrauen, recht hübſch herausgeputzt, verſteht ſich; erſt aber wollten wir Kränze winden und Feſtons, um damit die Kinder und den Pavillon zu ſchmücken; ſo Kinder und Blumen, Blumen und Kinder; er kennt mich ſchon. Sie aber, Mathildchen, müſſen mir die Königin der Blumen und Kinder ſpielen, ſo eine Art Flora, und noch etwas mehr, ſo eine milde Fee, die auch Kinder und Blumen liebt, und die Blumen beleben und zu Kindern verwandeln kann. Verſtehen Sie mich? Laſſen Sie mich nur machen; für Ihren Putz will ich ſchon ſorgen. Ich muß mir das recht ausdenken. Dann in der Mitte der Kinder und Blumen halten Sie eine kleine Anrede in Verſen an meinen Jungen, die ich Ihnen natürlich auch liefere, und dabei überreichen Sie ihm in einem Blumenkörbchen ein Geſchenk, und unter Blumen verſteckt ſein Patent. Was meinen Sie?“

Mutter und Tochter gingen ſogleich auf den Vorſchlag ein, und die Erſtere war vorzüglich geſchäftig, das ſkizzirte Bild auszumalen. Und ſo arbeiteten ſie bis zum Abend an dem Plan, als wären ſie alte Bekannte und Freunde. Es war nichts Fremdes zwiſchen ihnen, als ſie ſich trennten.

Jakob, der alte Diener des Oberſten, hatte gemeldet, daß der Herr Doktor Kirtner angekommen, und der Nachmittag dieſes Tages zum Feſt beſtimmt ſei. Die Kinder würden ſich alle weiß gekleidet im Garten einfinden, und Mathildchen werde vom alten Herrn erſucht, ſich mit der Mutter und dem Schweſterchen ebenfalls gleich nach Tiſch dahin zu verfügen. Da ging's denn an ein Putzen und Schaffen. Der Blumenvater hatte Beiden, Mathilden und Liſetten, neue weiße Kleider verehrt, aber das der ältern Schweſter war von ſchwerem glänzendem Atlas. Schuhe von gleichem Stoff und Handſchuhe fehlten nicht. Als das Mädchen fertig angekleidet war und lächelnd daſtand, war es verzeihlich, an einen Engel zu denken. Die Großmutter küßte ſie auf die Stirn und entließ ſie mit Segenswünſchen.

Im Garten vollendete die Mutter Mathilden's Putz nach Anordnung des Blumenvaters. Ein Kranz von den ausgeſuchteſten Spätroſen ſchlang ſich in ihre hellbraunen Locken. Ueber ihre rechte Achſel und linke Hüfte lief eine prächtige Blumenguirlande, an ihre Schultern wurden wunderſchön gearbeitete Schmetterlingsflügel befeſtigt. Dem Kleide diente wieder ein Blumengewinde zum Beſatz. Auch die kleinen Mädchen hatten alle Kränze in den Haaren. Der Garten war faſt geplündert. Mathilde nahm ſich wirklich wie eine wohlthätige Fee unter ihnen aus. Jakob meldete, daß die beiden Herren im Anzuge ſeien. Die Genienſchaar ſtellte ſich in Poſition.

„Theodor," hörten ſie den Alten ſagen, „willſt du nicht hinaufſteigen und die Umgegend deiner Vaterſtadt begrüßen. Es iſt eine alte mütterliche Freundin, die Leid und Freud' mit dir getragen, die auf den Gruß wartet. Du biſt ihn ihr ſchuldig. Geh', ich folge gleich nach."

Man ſtieg die Treppe hinauf, und einen Augenblick ſpäter ſtand ein ſchöner blühender Jüngling vor der Gruppe. Er und Mathilde waren Beide gleich überraſcht. Die Genien waren flugs bei der Hand, den Eingetretenen mit ihren Blumenketten zu binden. Mathilde warf ihm mit zitternder Hand einen Kranz über das Haupt; ſein Auge hing feſtgebannt an der lieblichen Erſcheinung. Sie begann flüſternd ihre Verſe, aber ſchon bei'm ſechsten Worte ſtockte ſie, wurde ſchnell glühendroth und erbleichte gleich darauf. Sie wendete ſich ab und wankte. Der junge Arzt hatte es nicht ſobald bemerkt, als er ſie in den Armen auffing.

„Mein Gott, holdes Weſen,“ ſagte er, „wir ſehen uns nicht das erſte Mal. Ich kenne Sie. Ihre Züge ſind mir unvergeßlich. Ich ſtand vor neun Monaten an Ihrem Krankenbette!“

Mathilde nickte ſchmerzlich.

„Sein Sie getroſt, Fräulein,“ fuhr Theodor innig fort. „Ihr Geheimniß iſt ſicher in meiner Bruſt; ſelbſt mein Vater erfährt nichts davon.“

In demſelben Augenblicke wurde die Stimme des Greiſes hinten hörbar, der an der Hand der Madame Gebauer heraufgekommen war.

„Nun, das muß ich ſagen!“ rief er jubelnd. „Das iſt brav, Junge! Gleich umarmt, geherzt und abgeküßt. Das geht über alle Erwartung ſchnell. Du kannſt ja mit Cäſar rufen: veni, vidi, vici!“

Mathilde wandte ſich in höchſter Verwirrung aus des Jünglings Armen. Sie war wie die Purpurroſe. Sie erſchrack vor dem Anblick ihrer Mutter eilte auf dieſelbe zu, und verbarg ihr glühendes Geſicht an der Bruſt derſelben.

„Verzeihung, mein Vater!" rief der junge Arzt. „Unvorbereitet, wie ich war, trat ich herein, und erblickte mit unausſprechlicher Ueberraſchung dieſe holde Geſtalt. War es ein Wunder, daß ich ſie in demſelben Augenblicke für das Glück ſelbſt hielt, für jenes himmliſche Glück der Jugend, das mir erſchienen ſei, von mir zu ſcheiden, aber mir noch ein Mal ſeine Gaben zu reichen? Es zuckte mir durch den Sinn: man muß das Glück erfaſſen, wo man es findet, man muß die Jugend feſſeln, ſo lang es möglich iſt; aber eh' die Empfindung zum Gedanken geworden war, hielt ich dieſe Huldgeſtalt ſchon in den Armen. Ich weiß jetzt ſelbſt nicht, wie ich dazu gekommen bin. Meine ſchier unbewußte Kühnheit muß durch das Außerordentliche der Umſtände entſchuldigt werden. Meine Damen laſſen Sie Gnade für Recht ergehen."

Ein dankbarer Blick Mathilden's belohnte den ſchnell Gefaßten; auch ihre Mutter ſchien ihn erkannt zu haben. Theodor begrüßte ſie mit der feinen Artigkeit eines Weltmannes, als ſein Vater ſie ihm vorſtellte; er lachte und ſcherzte mit den Kindern, unterhielt ſich wieder angelegentlich mit Mathilden's Mutter, ſchonte aber die in ſich gekehrte Schweigſamkeit der Tochter, die über Kopfweh klagte. Der Oberſt wollte ſich auflöſen in Glück und Zufriedenheit. Er rief, Theodor auf die Schulter klopfend:

„Na, ich wollte nur, es wäre dein Glück, was du vorhin ergriffen haſt. Nicht nur das Glück deiner Jugend, ſondern auch deines Alters.“

Selbſt als Mathilde nach einem einſamen Spaziergange im Garten mit verweinten Augen zur Mutter trat, und ſie mit weicher Stimme bat, mit ihr nach Hauſe zu gehen, da ſie wirklich unwohl ſei, flüſterte der Greis ganz ſelig:

„Ei, ei, hat das gute Kind das Herzchen voll Zunder gehabt, und wie ſchnell das Zeug Feuer gefangen hat und ſchon in lichten Flammen ſteht!“

Auch Theodor wurde ernſter, als Mathilde fort war, und zeigte ſich bei'm Erzählen einzelner Abſchnitte ſeiner großen Reiſe ziemlich zerſtreut. Der Vater blinzelte allemal mit den gutmüthigen Augen, wenn ſich der Sohn ſolch eine Blöße gab, und dachte: „Ich weiß ſchon, was dir fehlt, deine Krankheit macht mir großes Vergnügen.“

Am andern Tage ſagte der Vater zum Sohne: „Du biſt nun Stabsarzt und mußt auf einem anſtändigen Fuße leben, Theodor. Du kannſt dich nicht mit meiner Blumenwirthſchaft zuſammenthun. Die alte Haushälterin reicht nicht aus für uns Beide, und mit dem Jakob iſt wenig anzufangen. Das Volk iſt mit mir alt geworden. Du brauchſt junge, friſche thätige Leute zu deiner Wirthſchaft. Und da wollte ich dir einen Vorſchlag thun. Wie wär' es denn, wenn wir Madame Gebauer erſuchten, zu uns in's Haus zu ziehen, und für ein anſtändiges Honorar die Beſorgung unſerer Wirthſchaft zu übernehmen. Die Frau beſitzt einen Anſtand und Takt, ſie weiß ſich ſo fein zu benehmen, daß ſie dem vornehmſten Hauſe als vorſtehende Dame Ehre machen würde. — Aber gerade das vornehme Weſen an ihr raubt mir den Muth, ihr dieſen Antrag ſelbſt zu machen. Ich dächte du gingeſt zu den Leuten hin, und ſprächſt mit ihnen darüber. Nebenbei erkundige dich doch ein Bischen nach ihren frühern Verhältniſſen. Sie ſind jedenfalls zurückgekommen. Aber wie? wodurch? — Ich konnte es nicht über's Herz bringen danach zu fragen. Ich weiß nur von der kleinen Liſette, daß ſie von A . . . ſind, daß der Vater Kaufmann war, und vor Kurzem erſt geſtorben iſt. Du warſt ja auch in A . . . und haſt dir gewiß Freunde dort erworben. Erkundige dich doch unter der Hand; aber thue nur der guten Frau und ihrer Engelstochter nicht weh! Hörſt du, Theodor, bei Leibe nicht! Wer weiß, was ſie ſo niederdrückt. Solch' ein weiches Frauenherz iſt ein Blumenkelch, der ſich bei der leiſeſten ſchmerzlichen Berührung ſchließt und voll Thränenthau ſammelt; nur der Weſtwind darf ſie mit ſeinen zarten Fingern berühren.“

Theodor verſprach nach des Vaters Willen zu thun, und ging. Der Alte erwartete ſeine Rückkehr mit Ungeduld. Der Sohn blieb ungewöhnlich lange. Als er endlich kam, lag eine gewiſſe Feierlichkeit in ſeinem Weſen; ſeine Augen hatten einen leiſen Anflug von Röthe; er ſchien geweint zu haben.

„Sie haben Recht, mein Vater, ſagte er, „das iſt eine höchſt edle Familie. So zartfühlend, ſo voll feinen, richtigen Lebenstaktes! Meine Achtung vor der Dame hat ſich ſehr geſteigert. Auch die Großmutter iſt eine treffliche Frau. Mit der größten Delikateſſe hat Madame Gebauer meinen Antrag abgelehnt. Sie will als Freundin rathen, helfen, beiſtehen, unſere Wirthſchaft beaufſichtigen; aber als Haushälterin zu uns ziehen, kann ſie nicht; davon hat ſie mich mit wenigen Worten überzeugt. Dieſe Frau braucht wirklich wenig zu ſprechen, man fühlt Alles, was ſie ſagen will, und noch viel mehr; denn jedes Wort hat bei ihr einen eigenthümlichen Sinn und tiefen Hintergrund, der mehr empfunden als begriffen werden muß.“

„Aber warum will ſie nicht zu uns ziehen?“ rief der Greis mißmuthig.

„Ihre alte Mutter bedarf ihrer Wartung und Pflege. Dieſe iſt nämlich an einem Fuß gelähmt, und kann nur mit großer Anſtrengung gehen. Madame Gebauer behauptet, ihrer Pflicht gegen uns nicht nach Gewiſſen nachkommen zu können, da die Mutter ihren Beiſtand ſtets in Anſpruch nehme, und man muß dieſe Geſinnung ehren. Ein zweiter Grund, den ſie aber nur von fern angedeutet, iſt Mathilde. Es iſt allerdings wahr, es würde ſich nicht recht ſchicken, wenn die ſchöne und liebenswürdige Tochter der Haushälterin mit mir unter einem Dache wohnte.“ —

„Es iſt wahr!“ rief der Alte ärgerlich, „ich habe mich ungeſchickt ausgedrückt. So geht's, wenn man nicht gleich mit der Wahrheit herausgeht. Alſo rechte Farbe! Es lag mir daran, Madame Gebauer als Wirthſchafterin zu haben; aber es lag mir noch mehr daran, daß — daß — Mathilde deine Frau werde. Da haſt du meinen Plan. Ich dachte: ſind ſie erſt im Hauſe, ſo macht ſich das ſchon von ſelbſt. Denn das Mädchen hat eben ſo gut einen ſtarken Eindruck auf dich gemacht, wie du auf ſie; das war ja unverkennbar.“

„Aber, lieber Vater, die Sache iſt noch ſo neu! Wir wollen doch nichts übereilen. Ihre Ungeduld mich bald recht glücklich zu wiſſen, könnte am Ende das Gegentheil bezwecken.“

„Du haſt Recht, ich bin ein Kind. Aber kann man denn auf Erden zu früh glücklich ſein? Ach, Theodor, eine Stunde Liebesglück in der Jugend iſt mehr werth, als ein Jahr glückliche Behaglichkeit im Alter. Es iſt Nektar. Wenn du den Becher nicht ſchnell leerſt, ſo reißt ihn dir entweder ein neidiſches Schickſal vom Munde weg, oder der Nektargeiſt verduftet und es bleibt nur ein gewöhnliches Getränk. Man muß am Ende froh ſein, wenn es nur nicht ſchaal wird. Es gibt aber für die Jugend kein ſchöneres Glück, als die ſüße Vereinigung keuſcher, liebender Herzen im Ehebunde. Das iſt die wahrhaftige Erfüllung des Willens Gottes, das iſt der heilige Weg der Natur. Die Ehe iſt ein Tempel mit Vorhöfen, Hallen, Heiligem und Allerheiligſten. Unſere Modeehen, Geld- und Convenienzheirathen gehören in den Vorhof der Heiden und der Hölle. Solche Ehen ſind Inſtitute zur phyſiſchen und moraliſchen Verderbniß des künftigen Geſchlechts. Die Verſorgungsehen ſtehen etwas höher, aber in's Heilige kommen ſie noch nicht. Dort ſind die Verbindungen der Herzen aus Neigung oder aus Liebe, im Allerheiligſten aber die aus Liebe und Achtung, aus Uebereinſtimmung der Herzen, und mit allen ſüßen und göttlichen Gefühlen geſchloſſen, deren die Menſchenbruſt fähig, die aber auch das heilige Feuer der Veſta auf dem keuſchen Altar des Herzens zu bewahren verſtehen. Innerhalb der irdiſchen Gränzen gibt es keine größere Seligkeit, als das gegenſeitige Aufgehen in einander zweier ſich liebenden Weſen, die für das Leben miteinander auf das Innigſte verbunden ſind, deren Glück die ſüße

Schwärmerei der Hoffnung erhöht, daß ſie es auch nach dieſem Erdenleben in einem vollkommnern Zuſtande ſein möchten; ja deren Verſchiedenheit in Meinungen und Anſichten und die daraus entſpringenden Differenzen, wenn der erſte Rauſch verflogen iſt, wieder Quelle neuer Zärtlichkeit wird. Ein kleiner Streit ſalzt und würzt das Leben und die Liebe wieder. Das kleine widerſpenſtige Köpfchen einer Frau hat einem geſcheidten Manne ſchon mehr Wonne bereitet, als die meinungsloſe Hingebung. — Und kurz und gut, mein Junge, du biſt Stabsarzt und mußt heirathen. Daß du die Klippen vermeideſt, an denen ich in meiner Jugend geſcheitert bin, dafür ſteh' ich dir zur Seite. Du mußt jetzt heirathen. Als ich ſo glücklich war, deine treffliche Mutter als Gattin an mein Herz zu ſchließen, war ich bereits ein hoher Vierziger. Die Jugend war vorüber, jener ſchmerzlich-ſelige Rauſch, der uns entzückt, während er uns peinigt, und der allein ſeine wahre und rechte Befriedigung in den Armen eines liebenden und geliebten Weibes findet, war verflüchtigt; ich war ſchon viel zu ſehr abgekühlt, als daß ich ſo recht ſelig hätte werden können. Dir ſoll das nicht begegnen."

„Sie waren früher unglücklich verheirathet, mein Vater, und trennten ſich von Ihrer erſten Gemahlin? Mir iſt, als hätte ich davon gehört."

„Ich trennte mich nicht von ihr, ſie vielmehr von mir, und auch das iſt nicht ganz richtig. Ihr kalter, herzloſer Vater war's, der ſie von mir riß, und mein alberner beleidigter Stolz war's, der ſie ſogleich losgab, das geliebte Weib von ſich ſtieß, weil ſie ſich zu ihrem Vater neigte. Da die vorzüglichſte Schuld einer Differenz zwiſchen uns auf meiner Seite lag, ſo war dieſer Stolz eine Sünde an mir ſelbſt und an meiner jungen liebenswürdigen Frau. Ich will dir aber Alles erklären. Der Grund alles Uebels war das Geld, ihres Vaters Geld. Er war reich, ſehr reich, ich arm; aber ich hatte nicht nur meine Wiſſenſchaft, ſondern die ganze intelligente Bildung mit lebendiger Seele erfaßt und nach Kräften ausgebeutet; er war ein roher, gemeiner, geldſtolzer Ignorant, eines jener trübſeligen, aufgeblaſenen Geſchöpfe, die ſich mit frecher Anmaßung für auserwählte Häupter der Menſchheit halten und ausſchreien, weil ihnen die blinde Fortuna einige Goldſäcke zugeworfen. Daß meine Frau die Tochter dieſes Mannes war, daß ſie überhaupt reich war und dieſen Uebelſtand nicht vergeſſen konnte, ja ſogar für einen gewiſſermaßen moraliſchen Vorzug hielt — ein Begriff, der ihr aus ihres Vaters verwirrtem Kopfe aufgedrungen worden war, — das war mein Unglück. Darum keine reiche Frau, Theodor! — Wie iſt's denn, haſt du dich nach den Verhältniſſen der

Gebauer'ſchen Familie erkundigt? Reich iſt Mathilde nun wohl nicht, das läßt ſich auch ohne nähere Erkundigung mit Gewißheit ſagen; aber was hat es ſonſt für Bewandtniſſe mit ihr? Wohlverſtanden, ich meine ihre Familienverhältniſſe. Denn über ihre ſittliche Trefflichkeit kann bei uns kein Zweifel obwalten.“

„Auch ihre Beziehungen zum bürgerlichen Leben ſind höchſt achtbar. Mathilden's Vater führte eine reſpectirte Firma und war ein unternehmender Kopf, aber tolle Speculationswuth richteten ihn ſchnell zu Grunde. Er ſtarb in Folge ſeines Falliments, und die Wittwe mit Mutter und Töchtern verließ A . . . ., um hier, wo ſie einige Verwandte haben, ſich von ihrer Hände Arbeit zu nähren. Die Geſchichte iſt einfach und traurig, wie hundert andre der Art. Der Schuldige entging den Folgen ſeiner Handlungsweiſe durch den Tod, die Unſchuldigen in Wohlſtand aufgewachſen, müſſen leiden. Es wurde während meiner Anweſenheit in A . . . . viel davon geſprochen und ich habe mich überzeugt, daß es dieſelbe Familie iſt.“

„Ganz gut!“ rief der Alte. „Das Unglück, die rauhe Hand des Schickſals hat ſchon mächtig auf Mathilden eingewirkt, ſie hat des Lebens trügeriſchen Wechſel ſchon erfahren. Sie wird alſo keinen Werth auf äußere Zufälligkeiten legen, und nicht trotzig verkehrte Dinge behaupten, wie meine erſte Frau. Glaube mir, Alles wäre anders gekommen, und ich villeicht ein ſehr glücklicher Mann geworden, wenn Karoline — ſo hieß ſie — ſchon Unglück hätte ertragen müſſen. Das Unglück iſt die eigentliche tiefe Poeſie des Lebens, aber die ſchaalſte Proſa iſt der rohe, unverdiente Beſitz. Selbſt zartgebaute Herzen, wie das Karolinen's, können ſich der verſteinernden Gewalt dieſer Proſa nicht erwehren. Aber weſſen Herz durch den Jammer und die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens, durch Schmerzen und bittre Gefühle, bis zur Göttlichkeit und tiefern Bedeutung dieſes Lebens gekommen, wer die Ahnungen eines großen ſeligen Hintergrundes in ſich aufgenommen und durch dieß Alles veredelt und gebeſſert, des Beſitzes würdig geworden iſt, in deſſen Hand wird das Gold zum Talisman, der ihm ungekannte Welten erſchließt. Nicht vergebens wird das edle Metall den unterirdiſchen Göttern abgezwungen; es liegt eine dämoniſche Gewalt darin. Dahin, wohin dein Herz ſich neigt, reißt es dich unwiderſtehlich zur Erde nieder, oder zum Himmel hinauf. Aber der Gott der Erde hat Gewalt über die meiſten Menſchen."

„Sie haben mir noch nie die Geſchichte Ihrer erſten unglücklichen Ehe mitgetheilt, mein Vater."

„Du biſt jetzt ein Mann, und ich kann und darf dir die Fehler geſtehen, die ich in deinem Alter beging. Vernimm in kurzen Umriſſen die einfache aber lehrreiche Geſchichte meiner Jugend. Du weißt, daß mein Geburtsort einer jener waldigen Fabrikorte des Rheinlandes iſt, die, in Berge eingeſchloſſen, wegen ihrer romantiſchen Lage berühmt und viel beſucht ſind. Von meiner erſten Erinnerung an, fühlte ich mich mächtig zur Natur hingezogen, und als Knabe war ich ſchon Botaniker und Mineralog. Die Berge und Thäler meiner Heimath gaben mir reiche Ausbeute. Ich zog die Aufmerkſamkeit mehrer Gebildeten meiner Vaterſtadt auf mich, und durch die Unterſtützungen derſelben wurde es mir möglich, meine Lieblingsſtudien zu verfolgen; denn mein Vater, ein Fabrikarbeiter, war gänzlich unbemittelt, und hatte außer mir noch neun Kinder zu ernähren. Der Weinhändler Bechmann hatte auch zu meinen Stipendien beigeſteuert, aus Großthuerei, Prahlerei mit Geſinnungen, die er nicht hatte, aus der hoffärthigen Eitelkeit der Reichen. Ich mußte, wenn ich von der Univerſität in den Ferien nach Hauſe kam, meinen Wohlthätern die Aufwartung machen, und mich bei ihnen bedanken. Bei Bechmann, der mich ziemlich brusque behandelte, ſah ich Karolinen, ſeine Tochter, eine üppige Roſe, die in dieſem verwilderten Garten prächtig aufgeſchoſſen war. Meine Ruhe war hin; ich träumte wachend und ſchlafend nur von Karolinen. Die Liebe war mit all ihrer geiſterhaften Gewalt in meinem jungen Herzen erwacht. Ich ſuchte und fand Gelegenheit ſie öfter, bald unter vier Augen zu ſehen. Oben im Walde, über ihrem ſchönen Berggarten, auf einem Felſen, von welchem man eine ſchöne Ausſicht in das tiefe Thal genoß, kamen wir Abends heimlich zuſammen. Dort küßte ich ihr das Geſtändniß ihrer Gegenliebe von den würdigen Lippen. Sieh, mein Sohn, das grüne, friſche, thauglänzende Bild meiner Heimath, die bunte glückliche Welt meiner Jugend ſteigen vor mir auf, und mein feuchtes Auge ſieht durch die Thräne an der Wimper, in welcher ſich das Licht ſiebenfarbig bricht, den Berg, die Felſenbank, die Mondnacht. O Zauber der Jugend und Liebe, willſt du noch nicht von dem Greiſe laſſen? Wahrlich, die Erinnerung muß ſchöner ſein, als die Wirklichkeit; denn obgleich du die holde Mathilde liebſt, woran ich nicht zweifle, ſo empfindeſt du doch ſchwerlich ſolche Seligkeit, als mein altes, im Spiegel der Erinnerung aufgefriſchtes Herz. Genug an der einen Scene, die mich ſogar zum Dichter und Componiſt gemacht hat. Du ſollſt das Lied haben. Ich war unausſprechlich glücklich. Mein Talent, von der Liebe beſeligt, machte Rieſenfortſchritte; ich war nach Kurzem promovirter Arzt meiner Vaterſtadt und Karoline — zwar nach hartem Widerſtreben ihres Vaters, der den armen Schlucker nicht zum Schwiegerſohn haben wollte — meine Gemahlin. Der Alte grollte mir im Herzen, er konnte mir es nicht vergeben, daß ich mehr wußte, als er, daß ich mehr geehrt wurde, als er; denn er war gewohnt, mich als ſein Geſchöpf zu betrachten und zu behandeln. Er ſuchte mir dadurch zu imponiren, daß er meiner Frau eine große Menge Geld aufzwang; aber es waren Gaben des Stolzes, nicht der Liebe, und deßhalb brachten ſie keinen Segen. Es zeigte ſich bald eine Menge Differenzen zwiſchen meinem Schwiegervater und mir; er wurde immer hitziger und ſchroffer gegen mich, ich immer kälter und ſpitziger gegen ihn. Er hetzte meine Frau gegen mich, und es verdroß mich, daß ſie ſich aufhetzen ließ; mein Himmel wurde trüb und trüber. Karoline hatte mich mit einem Töchterchen beſchenkt; ich war der glücklichſte Vater. Aber mein neidiſcher Schwiegervater gönnte mir mein Glück nicht. Er wollte in meinem Hauſe befehlen; er war unverſchämt genug, mir Vorſchriften machen zu wollen. Es kam zu einem ernſtlichen Auftritt; ich verbot meiner Frau, ihren Vater zu ſehen. Sie war ſchwach und übertrat das Verbot; ich wurde ärgerlich und verdrießlich. Ich ſuchte Zerſtreuungen und Vergnügungen, und gab mehr Geld aus, als ich ſollte. Ueberhaupt war ich ſehr leichtſinnig, flatterhaft, vergnügungsſüchtig. Eine neue Welt hatte ſich mir aufgethan, die die beſchränkten Verhältniſſe meiner frühen Jugend mich nur hatten ahnen laſſen. Meine Frau härmte ſich über mich und machte mir Vorwürfe; das war mir unbequem und ärgerlich. Ich überredete mich, ich müſſe das Leben genießen, deſſen Reize mir bis jetzt unenthüllt geblieben waren. Unſer Wohnort war nicht der Ort für meine Wünſche und deren Befriedigung. Ich bewarb mich um die Praxis in der Hauptſtadt; meine Kenntniſſe bahnten mir einen glänzenden und ſchnellen Weg. Karoline wollte nicht mit mir; ihr Vater widerſetzte ſich; endlich willigte ſie ein, als ſie ſah, daß ich feſt entſchloſſen war, auch ohne ſie zu gehen. Aber ihre kalte liebloſe Weigerung hatte mir einen Stachel im Herzen zurückgelaſſen. Ich wurde Theaterarzt und beſuchte als ſolcher oft das Haus einer reizenden Schauſpielerin. Ich hatte noch nichts gegen mich, als der Schein, mit dieſer Sirene in einem unlautern Verhältniſſe zu ſtehen, aber Bosheit und Verläumdung ſchmiedeten aus dem Schein eine giftige Anklage gegen mich bei meiner Frau. Sie ſchrieb in der erſten Aufwallung ihrem Vater, ſtatt liebend mit mir zu reden; und als ich einſt aus dem Theater heimkam, fand ich ſtatt ihrer einen Brief, worin ſie mir anzeigte, daß ihr Vater ſie mit ihrem Kinde abgeholt habe. Nun gingen mir die Augen auf;

nun fühlte ich, wie ſehr ich Karolinen geliebt, wel ein gutes, liebes Weib ſie geweſen war. Ich geſtan ihr brieflich alle meine Fehler, ich gelobte heilig un theuer Beſſerung, ich war zerknirſcht von Reue un liebender Sehnſucht; ich verſprach Alles, was ſ von mir verlangen würde, ich wollte die Hauptſta wieder verlaſſen, wollte ihr und meinem Kinde allei leben. Es half Alles nichts; meine rührendſte Briefe wurden kalt oder gar nicht beantwortet, den der entſetzliche Geldmenſch hatte dämoniſche Gewa über ſein Kind. Er ließ die Scheidung einleiten ich gab aus Stolz ſogleich meine Einwilligung un ſah mein Weib und Kind nicht wieder. Mein Her hing an meinem Kinde; ich war troſtlos, es nich bei mir zu haben; das Geſetz ſprach es Karoline zu; aber ich erkundigte mich oft und viel nach der ſüßen Weſen. Da ſchmetterte mich plötzlich di Nachricht nieder, daß mein Töchterchen geſtorbe und Karoline an einen reichen Kaufmann in Pari verheirathet ſei, und daß man ſich alle Briefe vo mir verbitte. Mein Schmerz war unſäglich. Al die Wunde nicht mehr blutete, ſtürzte ich mich i den rauſchenden Strudel des Lebens. Jene Schau ſpielerin wurde meine Geliebte. Das Glück begün ſtigte mich; ich wurde als Arzt berühmt, geſucht Erlaß mir die detaillirte Beſchreibung meiner Ver gehen. Du weißt, wie leicht es dem jungen Arz gemacht wird, zu ſündigen. Der Krieg brach aus. Ich trat als Regimentsarzt in die Armee; auch hier verfolgte mich das Glück. Eine Kur am Fürſten D. machte mich zum Leibarzt, ich wurde geadelt, mit Orden, Ehrentiteln und Reichthümern überhäuft, und ich fand auch endlich in der Liebe deiner Mutter den lang entbehrten Frieden wieder. Dem Zauberblick dieſer edeln, würdigen Frau gehorchend, trat der wildbrauſende Strom in ſeine Ufer zurück und floß ferner ruhig. Aber vergeſſen habe ich meine Jugendliebe und mein Jugendglück nicht, und den Gedanken an die freventliche Zertrümmerung deſſelben kann mir jetzt noch Thränen entlocken. Ach der Menſch, deſſen Jugendglück vergiftet wurde, iſt doch unſäglich elend; denn das ſpätere Leben kann ihm nichts erſetzen, und wenn es ihn noch freigibiger bedächte. Jugend verloren, Alles verloren!“ Der wehmüthig geſtimmte Greis verhüllte ſich das Geſicht; Theodor wandte ſich ab und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Von Karolinen habe ich ſpäter nur ein Mal eine dunkle Kunde vernommen,“ fuhr der Oberſt fort. „Sie ſoll verarmt ſein. Ob ſie noch lebt, ich weiß es nicht. Ihr Bild war lange Zeit in den Hintergrund meiner Seele getreten, nun da ich alt geworden bin, tritt es allmälig immer deutlicher hervor und ſchmückt ſich mit den blendenden Farben friſcher Jugendreize. Noch lebendiger aber lebt mein Töchterlein, Auguſte, in mir fort. Die Sehnſucht nach ihm erzeugte in meinen ſpätern Jahren die große Liebe zu den Kindern, weiblichen Geſchlechts, ſo wie aus meiner frühern Neigung zur Botanik meine Liebe zu den Blumen erwuchs. So hängen dieſe Kinder und dieſe Blumen mit dem Glück und Unglück meiner Jugend zuſammen. Und ſie ſelbſt dämmert mir in holder Täuſchung wunderlieblich wieder auf. O Karoline! O Auguſte! Ihr ſeid nicht mehr unter den Lebenden. Eure Geiſter umſchweben mich. Ich fühle zuweilen ahnungsvoll eure Nähe.“

Madame Gebauer und ihre Tochter beſuchten den Garten des Blumenvaters oft, und doch ſeinen Wünſchen nicht oft genug. Er war ſo glücklich in ihrer Nähe und hatte ſich ſo ganz in Mathilden hineingelebt, daß er ſie faſt keinen Tag miſſen konnte. Auf ſeinen Wunſch unterrichtete ſie ſeine kleinen Blumenfreundinnen in weiblichen Arbeiten, Muſik und Geſang, worin ſie ſchöne Kenntniſſe mit ausgezeichnetem Talent vereinte. Theodor ſaß oft ſelig verſunken in das Anſchauen der holden Jungfrau. Ueber ihn, wie über die Frauen, war allmälig eine ſelige Freude, eine Art Verklärung gekommen, die der Abglanz des Glücks und der Heiterkeit des alten

Mannes zu ſein ſchien. Aber ein Tag verging wie der andere und als der Sommer ſich neigte, fragte endlich der Oberſt ſeinen Sohn ungeduldig, warum er ſich hinſichtlich Mathilden's nicht erkläre.

„Ach, mein Vater,“ verſetzte dieſer, „gönnen Sie mir nur noch einige Tage; dann — dann ſollen Sie Alles erfahren.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf und wartete.

Eine Woche ſpäter trat Theodor ſehr aufgeregt in des Vaters Zimmer, um ihn in den Garten zu geleiten. Er war den ganzen Morgen abweſend geweſen. In ſeinen Zügen zitterte wehmüthige Freude, in ſeiner Spannung lag doch ſoviel thränenmilde Weichheit, er ſchien überaus glücklich und doch ſchimmerte in ſeinen Augen jenes feuchte Element eines bitterſüßen Gefühls, und die Lippe zuckte ihm oft wie von Schmerz heimgeſucht.

Der Herbſt hatte hie und da ſchon die Kinder des Gartens berührt; ſie hatten ſich in ſchmerzliche Farben gekleidet. Wehmuth war über das Blumenfeld gegoſſen. Die Blumen des Herbſtes ſind bunt, aber ſie duften nicht. Die Wittwe kleidet ſich wohl noch ein Mal in die Farben des Mädchens, aber die Jugend iſt vorüber. Es liegt ſo viel prunkende, täuſchende Herrlichkeit in den Herbſtblumen, die Erde will ihren Schmerz damit verhüllen und ſchafft gleichſam in der Erinnerung an ihre Frühlingsjugend; die Kinder dieſer Erinnerung werden farbenprächtiger, aber duften, das Herz erquicken und befriedigen können ſie doch nicht. Es iſt Alles wehmüthig ſtolze Erinnerung, prächtig verhüllter Schmerz.

Die beiden Männer ſchritten dem Pavillon zu. Da tönte ihnen plötzlich Mathilden's reiner, getragener Geſang entgegen. Sie ſaß auf dem Altan und ſang zum Saitengetön der Guitarre das Lied des Blumenvaters, von ihm ſelbſt gedichtet und componirt:

„Heimath, friedenvolles Land,
Thal, wo meine Wiege ſtand,
Grüne, Wipfelſtolze Bäume,
Die ihr mich in Schlummer ſangt,
Ach! mein krankes Herz verlangt
Stets in eure ſtillen Räume,
Wieder ſich in euern Schatten
Mit dem Jugendtraum zu gatten;
Denn mich quält im fernen Land
Mittagsſchwüle, Sonnenbrand.

Bergumkränztes Wieſenthal,
Ging ich nur ein einzig Mal
Noch auf deinem Sammetraſen!
Hört' ich nur im Eichenhain
Noch ein Mal bei'm Abendſchein
Ferne Jägerhörner blaſen!

Und es ſtieg aus tiefem Grunde
Noch zur ſpäten Abendſtunde
Grünbeſchwingter Männerchor
Zu der Felſenbank empor!

Zu der mooſ'gen Felſenbank,
Wo an's Herz mir Lina ſank,
Süß berauſcht von Liebesgluten.
Ha! welch' zauberiſche Nacht,
Als in dunkler Waldespracht
Einſam wir zuſammen ruhten!
Unten rauſchten kühle Quellen,
Zogen ſingend Jagdgeſellen;
Sang und Quell verhallten fern,
Leuchtend ſtieg der Liebe Stern.

Ach, wie ſeid ihr weit, ſo weit,
Heimaththal und Jugendzeit!
Wie ein ſchöner Traum verſchwunden.
Keine Sehnſucht ruft das Glück
In der Stunden Kreis zurück,
Das ich einſtens dort empfunden.
Niemand weiß ich meiner warten
In dem dunkeln Waldesgarten;
Auch die Jäger zogen fort,
Und verödet ſteht der Ort.“

Der Greis war ſtehen geblieben und weinte. „Ich danke dir,“ ſagte er dann zu ſeinem Sohne, „du haſt ihr dieß Lied gelehrt. Es hat mich aus ihrem Munde wunderbar ergriffen. Wie ein fremder und mir doch innig befreundeter Geiſt iſt es mahnend an mich herangetreten. Ich habe ſeinen Wink verſtanden, Theodor. Ja ich werde dich bald wieder ſehen, meine Haimath und meine Jugend. Lina und Amalia, ich komme euch bald nach in die ewige Heimath, in das Land der ewigen Jugend.“

„Mein Vater!“ rief Theodor beſtürzt. „Nicht alſo! Ihre Worte hemmen meine Schritte. Ich darf Sie nicht weiter führen. Ich habe Ihnen eine Freude bereitet, ſo groß, ſo gewaltig, daß ſie ein junges Herz zerſprengen könnte. Die Ueberraſchung könnte Sie tödten. Ich muß Sie vorbereiten.“

„Du willſt mir Mathilden als Braut entgegenführen?“ rief der Alte ſelig ahnend aus.

„Das will ich mein Vater! Aber noch mehr, als das. Faſſen Sie ſich, theurer Greis; wappnen Sie Ihr Herz mit der Stärke der Liebe, daß es die Fülle der Wonne ertrage.“

„Und was haſt du vor mit mir, mein Sohn?“

„O Sie können nicht ahnen, wie nah Ihnen dieſe Mathilde ſteht! Ihr eignes Blut iſt dieſes holde Mädchen.“

„Mein Blut? Wie iſt das möglich, Theodor, du ſchwärmſt!“

„Mathilde iſt Ihre Enkelin, die Tochter Ihrer Tochter Auguſte.“

„Meiner Tochter Auguſte?! Mein Töchterlein ſtarb in den Kinderjahren.“

„Sie wurden getäuſcht, mein Vater! Ihre Tochter ſtarb nicht. Der alte Bechmann hinterging Sie, um Sie zu betruben. Auguſte lebt noch, Auguſte iſt Mathilden's Mutter.“

„Madame Gebauer“ —

„Iſt Ihre Tochter Auguſte!“

„Herr mein Gott, wache ich, oder träume ich. Ich habe dich wohl verſtanden, deine Worte ſind ſehr einfach, aber ich begreife ſie doch nicht ganz.“

„Noch nicht genug, mein Vater! Auch Auguſten's Mutter lebt noch, Mathilden's Großmutter, deren Lähmung ich glücklich geheilt habe, ſie iſt Ihre Gattin Karoline. Nun wiſſen Sie Alles.“

„O, o!“ weinte der Greis. „Mein Weib, meine kleine Auguſte! Wo ſeid ihr? O ich kenne euch noch! Euer Bild ſteht lebendig in meiner Seele.“

Jetzt führte Theodor den zitternden Greis raſch dem Pavillon zu. Einen Augenblick darauf ſtanden Großmutter, Tochter und Enkelin vor ihm.

„Dieſe hier?“ rief der Greis ſchmerzlich enttäuſcht, und ließ die Arme ſinken. Das war nicht das reizende jugendſchöne Original des glühenden

Bildes in ſeiner Seele. Friſch und jung war das Bild des Weibes geblieben, das man grauſam aus ſeinen Armen geriſſen, ſie ſelbſt war alt geworden. Der alte Mann weinte ſchmerzlich; dann ſchloß er Karolinen, Auguſten, Mathilden und Liſetten ſanft an ſein Herz und küßte die Stirnen der ebenfalls weinenden Frauen. Die kleinen Blumenfreundinnen aber waren wieder alle da weiß gekleidet und umſchlangen Vater, Mutter, Tochter und die Enkelinnen mit Blumen; aber es waren Herbſtblumen. Es war ein recht wehmüthig heitres Feſt; ein melancholiſch lächelnder Herbſttag. Selbſt Lieschen, die Glücklichſte von Allen wagte nicht laut zu jubeln.

Die laute Freude ſtellte ſich erſt ſpäter ein. Die alte Großmutter erzählte ihre Schickſale. Zwei Söhne, die ſie ihrem zweiten Gatten geboren, hatten ſie um allen ihren Reichthum gebracht, ſo daß ſie zuletzt genöthigt geweſen war, eine Zuflucht bei ihrer Tochter Auguſte, die in A . . . . an einen reichen Kaufmann verheirathet war, zu ſuchen. Doch auch hier hatte ſie das Unglück verfolgt. Der Kaufmann Gebauer hatte ſein Vermögen in tollen Speculationen zugeſetzt und ſich aus Verzweiflung entleibt.

„Ich war gerade in A . . . . auf einem glänzenden Balle,“ erzählte Theodor, „als dieß Unglück geſchah. Mathilde war mit ihrer Mutter ahnungslos ebenfalls zugegen. Ich hatte bereits mit der Erſtern getanzt und großes Intereſſe an ihrer Unterhaltung gefunden, als die entſetzliche Nachricht ſich verbreitete, Mathilden's Vater habe ſeinem Leben durch eine Kugel ein Ende gemacht. Aufmerkſam durch das ſeltſame Geflüſter und die Blicke, die von allen Seiten auf ſie gerichtet wurden, hatte ihr geſpanntes Ohr bald das Entſetzliche erlauſcht. Mit einem Wehſchrei brach ſie zuſammen. Ihre Mutter wurde ebenfalls ohnmächtig. Was von Aerzten auf dem Balle war, theilte ſich zur Hülfe der beiden Unglücklichen. Ich wurde Beiſtand der Tochter. Von ihrem Lager traf mich ihr dankbarer Blick. Meine Pflicht rief mich weiter, aber dieſer Blick war in meiner Seele geblieben, ein heiliger Funken, der ſpäter zur Flamme werden ſollte. Dieſer Umſtand war es auch, der uns hier, nach dem überraſchenden Wiederfinden ſo ſchnell nah und näher zuſammenführte. In meinem traulichen Geſpräch erzählte ich von Ihrer Jugend, mein Vater, und daß auch Sie Arzt ſeien. Ich nannte Ihren Geſchlechtsnamen, und nun enthüllte ſich ſchnell, was uns bisher verborgen geblieben war.“

„Wer hätte auch in dem reichen Oberſten von Scharfenſtein den armen Doctor Scharf vermuthen können?“ fügte die Großmutter hinzu. „Der Himmel hat ſich unſrer lieben Liſette und der Blumen bedient, um uns wieder zuſammen zu führen.“

„Meine geliebte Liſette!“ rief der Greis entzückt, und drückte die jauchzende Kleine an's Herz, „nun bin ich erſt recht dein Blumenvater und dein Großvater dazu. — Ihr lieben Theuren, wie oft in den Spätherbſt herein die lebendige Erinnrung an den Frühling bricht, ſo frühlingsgewaltig, daß ſie die Bäume mit neuen Blüthen übergießt, die Sträuche mit Knospen, der Roſe innern Buſen ſchwellt, das Veilchen hervorruft; ſo iſt auch in unſern Herbſt, meine Karoline, der Frühling hereingetreten, und ſchmückt unſer Haupt mit jungen Blüthen. Unſer Frühling wurde uns verdorben, unſre Blumen brach ein Sturm; ſo laß uns dieſes Nachfrühlings mit frommem Herzen genießen! — Ich ahnete immer die Nähe eines Frühlings; denn mir war ſo jung und keimluſtig zu Muthe. Aber ich dachte an den himmliſchen Frühling, und nun iſt mir noch ein irdiſcher geworden.“

Der glückliche Blumenvater! Noch eine lange Reihe von Jahren war ihm vergönnt, im Kreiſe der Seinigen Freude und Liebe zu geben und zu empfangen. Ruhe und Heiterkeit nährten das Docht ſeines Lebens fort und fort mit ſtärkendem Oel, bis er ein Neunziger geworden war. Er ſah liebliche Töchter und Söhne als Urenkel aus Mathilden's blühendem Mutterſchooße hervorgehen, aber ſeine Liebe war vorzüglich den Erſtern gewidmet. Sie wurden aus Kindern Jungfrauen, und der alte Blumenvater wand ihnen den Brautkranz. So führte er an ſeinen duftenden Blumenbanden ein Geſchlecht nach dem andern aus der Kindheit in das bewegte Leben ein, und die ihn als Kinder geliebt, ſegneten und verehrten ihn als Mütter. In manchem Hauſe hatten Großmutter, Mutter und Tochter Blumen von ihm erhalten.

Und als er nun einging zum ewigen Frühling, geleiteten ihn alle Jungfrauen und jungen Mädchen bis zum Säugling herab zum Grabe. Der Himmel hatte ihm die hohe Gunſt erzeigt, ihn im Frühling mitten unter ſeinen Blumen einſchlummern zu laſſen, berauſcht von ihren narkotiſchen Düften. Wie die Stadt ihre lieblichen Kinder ihm mitgab, ſo hatten alle Gärten ihre Blumen geſpendet. Jedes Kind, jede Jungfrau trug ein Körbchen voll, und wie der Blumenvater ihnen Allen Blumen geſchenkt, ſo gaben Alle ihm Blumen wieder. Als der Sarg eingeſenkt war, leerten ſie die Körbchen, und die Gruft wurde voll Blumen bis oben an. Der Blumenvater war in Blumen begraben. Es war kein Raum für die

Erde. Liebe und Dankbarkeit weinten an ſeinem Grabe. Sein Andenken lebt fort und fort in edeln Frauenherzen, und jeden Frühling iſt ſein Hügel mit friſchen Kränzen geſchmückt, und oft findet man die Worte auf ſeinem Stein: „der Aſche des Blumenvaters.“

Die Feenlinde.

Novelle.

An einem ziemlich nebligen Herbſtmorgen war auf dem alten Schloſſe Carnhall und in dem dazu gehörigen Dorfe in einer der ſüdlichen Grafſchaften Irlands viel ungewöhnliche Bewegung. Jung und Alt ſchmückte ſich wie zu einem Feſte, obgleich es ein gewöhnlicher Wochentag war; es wurde ein Hin- und Herlaufen bemerkt, ein Fragen und Erzählen, eine Spannung, wie ſie ſelten unter den armen und gedrückten Bewohnern dieſer Gegend vorkam. An das alterthümliche Schloß grenzte unmittelbar ein großer Park, wie dieß in Irland meiſt der Fall iſt, und an der Seite des Parks, einige hundert Schritte vom Schloſſe entfernt, mit der vordern Fronte einer großen Moor- und Heideſtrecke zugekehrt, lag das Parkhaus, die Wohnung des Parkwärters und Leibjägers der gräflichen Familie von Mooreland, deren Stammſchloß Carnhall war. Der Weg zwiſchen dem Parkhauſe und dem Schloſſe war ſeit langer Zeit nicht ſo frequentirt worden, wie heute. Am öfterſten ſah man einen Greis von ehrwürdigem Anſehen mit einer ſeinen Jahren, deren Laſt allzu deutlich auf ſeiner übrigens edeln Geſtalt ruhete, unangemeſſenen Haſt den Weg zwiſchen beiden Häuſern zurücklegen. Dann ein junges Mädchen von höchſtens achtzehn Jahren, eine gar liebe Geſtalt, ein überraſchend ſchöner Ausdruck von ſanfter Unſchuld und gewinnender Herzensgüte, die entweder an der Seite des Alten ging und auf ſeine Befehle horchte, um ſie ſchnell auszuführen, oder allein, flüchtig wie ein Reh, über die halbverraſ'ten Sandwege dahin flog. Dieſe blonde blauäugige Schönheit, kaum etwas beſſer als eine Bäuerin gekleidet, hatte ſelbſt einen ſonderbaren, aber treuen Begleiter, ſo treu, daß er ihr nie von der Seite wich, eine ſchneeweiße engliſche Dogge von ungewöhnlicher Größe und majeſtätiſchem Anſehen, mit röthlichen klugen Augen und einem mächtigen Gebiß. Dieſer Hund war nicht minder geſchäftig als die liebliche Herrin, an die er ſo feſt attachirt war; denn er trug Körbe von nicht geringem Gewicht, und andre Effecten mit unermüdlicher Ausdauer, und bezeigte der reizenden Jungfrau, wenn ſie ihn lobte, oder mit der weichen Hand über den Kopf ſtrich, wozu ſie ſich gar nicht zu bücken brauchte, ſeine dankbare Freude durch Töne und Bewegungen.

Greis, Jungfrau und Dogge waren wieder zuſammen auf dem Wege vom Parkhauſe nach dem Schloſſe begriffen, als ihnen ein junger Mann in der beſcheidenen Kleidung eines gewöhnlichen Waidmannsgeſellen entgegentrat, deſſen ſchlanke, ſchöne Geſtalt und blühendes ausdrucksvolles Geſicht das

Mädchen den Morgen über ſchon ein Mal wahrgenommen zu haben glaubte. Er grüßte ſehr höflich und ſprach: „Verzeiht, wenn ich Euch ſtöre. Ich bin ein Fremder und habe in meiner Jugend viel von dieſem alten Schloſſe und ſeinen Umgebungen gehört. Ich wünſchte wohl das Innere dieſes duſtern Gebäudes zu betrachten. Ihr ſcheint mir ein Diener des Hauſes.“

„Das bin ich allerdings, zeit meines Lebens, junger Geſelle“, verſetzte der Greis, den Jüngling mit den Augen meſſend.

„Vielleicht ſeid Ihr gar der alte Parkwärter Brine Daly, von dem man mir geſagt hat?“

„Ihr habt meinen Namen genannt. Doch wer konnte Euch von mir ſagen?“

„Ach, das ſind alte Geſchichten, aus meiner frühen Jugend, von denen ich das Meiſte wieder vergeſſen habe! Ein alter Jäger erzählte ſie mir, der Euch ſonſt gekannt hat. Ihr ſeid demnach mit dem Schloſſe und ſeinen Umgebungen auf's Genaueſte bekannt?“

„Wie ſollt' ich nicht? Bin ich doch darin aufgewachſen, Jüngling!“

„Wollt Ihr mir nicht die Güte erweiſen und mich ein Mal durch ſeine Gemächer führen? Ihr würdet mich höchlichſt erfreuen. Doch nein, vorher bitte ich Euch noch um eine andre Gefälligkeit.

Wir ſind ja hier im Park und alſo dem Gegenſtande meines Wunſches am nächſten. Man hat mir ein Mal erzählt, in dieſem Parke ſtehe ein uralter, verwachſener Lindenbaum, an welchen ſich auf eine merkwürdige Weiſe die Schickſale der altadligen Familie dieſes Hauſes ketten ſollen. Hättet Ihr wohl die Freundlichkeit, mir dieſen ehrwürdigen Baum zu zeigen?“

„Ach, Sie meinen die Feen-Linde“, ſagte das Mädchen raſch.

Aber der Greis ſtrafte die vorlaute Sprecherin mit einem ſtrengen, verweiſenden Blick und ſah dann den Jüngling bedenklich an; ſeine graubewimperten Augen ſuchten lauernd und forſchend in den Zügen deſſelben. Da dieſe aber unbefangen blieben, ſagte der Alte haſtig: „Was muthet Ihr mir zu, junger Fremdling? Ich habe alle Hände voll zu thun; die Herrſchaft wird in einigen Stunden ſchon erwartet. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, und ſoll Euch ſagen, wo der Baum ſteht. Was weiß ich von der Linde?“ fuhr er ſich verbeſſernd fort. „Euch mag wohl ein loſer Fant ein rechtes Mährchen aufgebunden haben.“ Und brummend und ſcheltend ging der unfreundlich gewordene Greis dem Schloſſe zu. Der Jüngling wurde ſichtbar ſehr niedergeſchlagen und traurig. Das Engelsauge der Jungfrau haftete einen Moment voll gütigen Mitleids auf ſeinem ſchönen aber betrübten Antlitz; dann flüſterte ſie ihm ſchnell zu: „Verziehen Sie noch einige Augenblicke; ich will gleich zurück ſein und Ihnen die Feen-Linde zeigen und Sie, wo möglich, auch im Schloſſe herumführen.“

Eilig hüpfte ſie dem Alten nach und der Hund that neben ihr gewaltige Sätze. Des jungen Mannes Auge hatte ſich wieder erheitert und ſtrahlte der davon Eilenden mit dem Ausdruck freudiger Ueberraſchung und ungewöhnlicher Theilnahme nach. Dann glitt es auf das graue, hie und da verwitterte Geſtein des winkeligen Schloſſes über, und nun ſprach eine bewundernde Rührung aus ihm. Aus den tiefen Gedanken, in die er bei dieſer Betrachtung verſunken war, weckte ihn das freudige Gebell der Dogge, die in großen Sätzen anſprang, und der ihre ihr mit Schmeichelnamen zurufende Herrin folgte.

„Kommen Sie ſchnell, junger Herr; der Großvater iſt jetzt anderweitig beſchäftigt und wird mich nicht gleich vermiſſen!“ rief ſie dem Fremden zu. „Zürnen Sie ihm nicht, dem alten Manne“, bat ſie, herzlich plaudernd, auf dem Wege durch den Garten; „er iſt heute übler Laune. Alles ruht auf ihm, und es iſt gar zu viel noch zu ſchaffen; denn die junge Lady ſoll recht überraſcht werden, und wir bieten Alles auf, die alten Diener ſowohl, als auch die Dorfleute, um ſie gleich für uns zu gewinnen. Der Großvater, als oberſter und älteſter Diener, hat die Anordnungen zum Empfang der Herrſchaft im Schloſſe zu treffen, das ſeit vielen Jahren nicht bewohnt geweſen iſt.“

„Ihr freuet euch wohl recht darauf, daß der Graf Moorland das Schloß nun wieder einen Theil des Jahrs bewohnen will?“

„Vorzüglich neugierig ſind wir auf die Gräfin, die den finſtern, und nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin uns ſchier fremd gewordenen Herrn noch ein Mal gefeſſelt hat, und uns nun wieder zuführt. Wir wiſſen wohl, daß unſer Herr auf Betrieb ſeiner Braut hierher zieht; denn er iſt eigentlich kein ſonderlicher Freund des Landmannes und des Landlebens, und hat zeither ſeine reichen Einkünfte in Dublin und London verzehrt. Die Lady ſoll jung und ſehr ſchön, zwar etwas ſtolz, aber doch auch ſehr gütig ſein. Sie ſind heute getraut worden und langen Nachmittags hier an. Eine Hochzeit wird aber nicht gefeiert. Die Lady hat ſich's verbeten, und will das Geld, was das Feſt gekoſtet hätte, den Armen ihrer Dörfer ſchenken; deren ſind leider ſehr viele. Dafür lieben wir ſie aber auch ſchon ſehr. Kennen Sie ſie vielleicht?“

„Ja wohl kenn' ich ſie!“ ſeufzte der junge Mann, und ſtreichelte die Dogge, indem er, um die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu bringen, fortfuhr:

„Ein herrliches Thier! fürwahr, wie ich noch keins geſehen.“

„Ja und wie er mich liebt, der gute Hund“, fügte das Mädchen hinzu. „Er bedient mich wie es kein Menſch thun würde, ſchläft Nachts an meinen Bette, und verläßt mich am Tage nie. Der Pfarrer hat ihm ſogar erlauben müſſen, die Kirche mit mir zu beſuchen, wo er ſich ganz ruhig verhält. So lange man ihn aber von mir trennte, ſtörte er oft den Gottesdienſt. Er verſteht jedes meiner Worte, ja meine Blicke. Das kommt daher: er iſt mit mir aufgewachſen; denn ich war erſt ſechs Jahre alt, als er zur Welt kam, und ich hatte ſeine Mutter ſchon ſehr lieb. Aber er wird nicht allein von mir, ſondern von allen Gliedern unſrer Familie werth gehalten, vorzüglich vom Großvater. Der Hauptgrund iſt, weil ſeine Vorfahren ſeit langer, langer Zeit im Hauſe der Grafen Moorcland gelebt haben und gleichſam dazu gehörten, ſo wie meines Vaters und Großvaters Vorfahren auch.“

„So heißt er wohl Dart? *)“ fragte der Fremde.

„Ei, woher wiſſen Sie denn ſeinen Namen?“

---

*) Pfeil.

„Hießen nicht alle ſeine Vorfahren ſo?"

„Gewiß! das ganze Geſchlecht führt dieſen Ehrennamen."

„Man hat es mir geſagt."

Unter dieſem Geſpräch waren ſie in eine einſame düſtre Gegend des Parks gelangt. Die unbeſchnittnen Büſche ſtanden hier dichter; es ſchienen abſichtlich dunkelgefärbte Laub- und Nadelhölzer zu ſein. Der Raſen ſah gelb und traurig aus, und der angrenzende Moor hatte ſeine ſumpfige Feuchtigkeit theilweiſe auch dieſem Boden mitgetheilt. In einer Ecke ſtand ein alter Lindenbaum von mittler Größe und nicht eben ſehr ſtark. Er hatte eine Menge Aeſte um ſich ausgebreitet, von welchen viele ſchon lange abgeſtorben und zu Knorren geworden, andere noch im Sterben begriffen waren. Der Schaft war mit Moos überdeckt, an manchen Stellen verfault und verwittert; der Baum war größtentheils des Blätterſchmucks beraubt, und was noch an ſeinen Zweigen hing, trug des Herbſtes gelbe Todtenfarbe. Er ſah aus, wie ein lebensſatter, todtmüder Greis, der krank und ſiechend doch nicht ſterben kann. Dicht an ſeinem Stamme ſtand ein ſteinerner Betſtock, der gewiß nicht viel jünger war, als der Baum; auch ihn hatte Moos überzogen und ſein defectes Haupt mit dem jugendlichen Grün neuer Lebenshoffnung bedeckt. Der Heilige war ſchon lange aus ſeiner Niſche verſchwunden und Vögel hatten dafür ihr Neſt hinein gebaut. Auf der entgegengeſetzten Seite, einige Schritte vom Baum, ragte ein ſchwarzes hölzernes Kreuz, aus niederm Geſtrüppe empor. Der ganze Platz hatte einen höchſt melancholiſchen Ausdruck.

„Dieß iſt die Feen-Linde, nach der Sie gefragt haben,“ ſagte das achtzehnjährige Kind, auf den vielleicht achthundertjährigen Baum deutend. „Mit ſeiner Geſchichte ſind Sie ja wohl bekannt; wenigſtens ließ ſich das aus Ihren Reden ſchließen.“

„Ich weiß nur wenig davon; erzähle du mir ſie, liebes Mädchen,“ verſetzte der Fremde, der das blühende Kind gerne reden zu hören ſchien.

„Wenn ich nur mehr Zeit hätte. Ich muß mich auch noch putzen, und der jungen Lady ein Gedicht überreichen.“

„Ich bitte dich, erzähle mir nur Etwas von dem Baume, z. B. woher er den Namen hat. Die Geſchichte muß ſich in deinem Munde noch ein Mal ſo ſchön ausnehmen.“

Das Mädchen erröthete leicht; doch begann ſie zu erzählen: „Vor langen Zeiten, als die Geiſter, die in Bergen und Steinen, in Flüſſen und Bäumen wohnen, noch mehr mit den Menſchen verkehrten, als jetzt, vielleicht zu der Zeit, als der heilige Patrik das Heil des Himmels von England nach unſrer grünen Inſel herüber brachte, wara uch ein engländiſcher Ritter über den St. Georgs-Kanal gekommen und hatte ſich in dieſer Gegend niedergelaſſen. Eine engelſchöne Fee, die ihren Wohnſitz in dieſer damals noch jungen, ſchönen Linde hatte, verliebte ſich in den Ritter und begleitete ihn oft auf der Jagd. Der Ritter gewann ſie ebenfalls ſehr lieb, und verlobte ſich mit ihr eidlich und feierlich, in der Meinung ſie ſei ein benachbartes Fräulein. Als er ſpäter dahinter kam, daß ſie ein überirdiſches Weſen und gewiſſe Tage in den Lindenbaum gebannt ſei, entſetzte er ſich vor ihr und brach ihr das gegebene Verſprechen, indem er der Tochter eines iriſchen Häuptlings ſeine Hand gab und ſich dieſes Schloß baute. Die Fee ließ nichts von ſich hören, noch ſehen. Der Ritter Mooreland — denn er iſt der Stammvater des gräflichen Geſchlechts geweſen — war ſchon Vater einiger Kinder und hatte ſein Bündniß mit der Fee ganz außer Acht gelaſſen, als er einſt mit ſeinem Hunde auf die Jagd ging. Er verſprach ſeinem Weibe, welches er ſehr liebte, zur Mittagszeit wieder im Schloſſe zu ſein; aber ſie wartete vergebens mit dem Eſſen auf ihn, wartete bis Abend, bis ſpät in der Nacht. Da brach ihr das Herz faſt in banger Ahnung; denn noch nie war ihr Herr ſo lang ausgeblieben, und ſie ſandte Leute nach ihm aus. Doch umſonſt ſuchten ihn dieſe bis an den Morgen. Am andern Tage fand man ſeinen Hund unter der Linde, der mit Heulen und Winſeln am Baume emporſprang. Davon nahmen die Leute ab, daß die Fee des Baumes, von deren Verhältniß zu ihrem Herrn ſie wohl gehört, Rache an ihm genommen, und ließen ab mit Suchen, in der ſichern Ueberzeugung, daß der Ritter von der Erde verſchwunden ſei. Einige wollten auch dumpfe Klagetöne aus dem Baume vernommen haben, und flohen Alle mit Angſt und Schrecken. Der Hund aber heulte und ſchrie an dem Baume, kehrte nicht wieder nach Hauſe zurück, nahm keine Nahrung zu ſich, und wurde endlich von Hirtenknaben todt unter der Linde gefunden und begraben. Die Rittersfrau erzog trauernd ihre beiden Knaben und erhielt auch nicht die leiſeſte Ahnung einer Kunde von ihrem Gatten, der wie von der Erde verſchwunden war. Nach Jahren, als die Söhne ſchon erwachſen waren, beſtiegen ein Mal ein Paar Knaben die Linde, um nach einem Neſte zu ſehen, das die lieben Vöglein in ihren Zweigen erbaut hatten. Kaum iſt der Erſte hinauf, als er oben ſchreiend verſchwindet; der Zweite ſteigt ſchnell nach und ſieht, daß der Stamm des Baumes oben zwiſchen den Aeſten ein Loch hat, und ſein Kamerad in den hohlen Baum hinabgerutſcht iſt. Der unten ſchreit jämmerlich und behauptet, es ſei ein Geſpenſt im Baume; der Andere läuft nach Stricken und Stöcken, und bringt mit Hülfe derſelben ſeinen Gefährten glücklich herauf. Auf die Verſicherung, daß ein Mann unten im Baume ſtecke, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, ſteigt der Hirt, der Knaben Vater, in den Baum, und bald ziehen ſie ein mit Fetzen bekleidetetes Gerippe heraus, aus denen man noch die Kleidung des Ritters Mooreland erkennt. Wahrſcheinlich war er jagend auf den Baum geſtiegen, um ein Wild zu erlauern, und die von ihm ſchwer gekränkte Fee hat ihn ſchnell in den Stamm hinabgezogen und ihn dort todt geküßt. Seit jener Zeit heißt dieſer hohle Baum die Feen-Linde und iſt in Verruf bei allen Leuten der Umgegend. Selbſt die Nachkommen des Ritters hatten ſtets eine große Scheu vor dem Baume, um ſo mehr, da ſich bald zeigte, daß er ſeine ſchauerliche Wirkung auf die Glieder des Mooreland'ſchen Hauſes nicht verloren hatte. Denn ich kann Sie verſichern, es hat faſt keinen Mooreland gegeben, dem mit dieſer alten Linde nicht irgend etwas Seltſames begegnet wäre. Die Nachkommen der treuen Dogge wurden von den Beſitzern des Schloſſes ſtets geliebt und gepflegt, und einen Sproſſen dieſes Hundegeſchlechts ſehen Sie in meinem guten Dart, deſſen Vater nicht minder treu an ſeinem edeln Herrn hing, und mit ihm in's Elend wanderte.“

„Du meinſt den Grafen Ulyſſes, gutes Mädchen,“ ſagte der Jüngling mit einer Thräne im Auge.

„Haben Sie ihn gekannt, den edeln Herrn?“ fragte ſie.

„Ich denke wohl.“

Sie waren wieder im Hofe.

„Jetzt will ich Ihnen in aller Eile auch noch das Schloß zeigen; aber wir müſſen uns ſehr ſputen, denn dann muß ich mich anputzen.“

Sie führte ihn die dunkle ſteinerne Treppe hinauf und durch die hohen, düſtern Gemächer. Er durchſchritt ſie ſchweigend und in tiefes Anſchaun verſunken. Im Ahnenſaale durchmuſterte er eben die Bilder der Grafen von Moorland, und ſeine Führerin wollte ihn ungeduldig ſchon an die Ruckkehr erinnern, als der alte Parkwärter herzu trat und ſeiner Enkelin in vorwurfsvollem Tone zuflüſterte: „So haſt du den fremden Menſchen doch herein geführt? Wer weiß, was er für Abſichten hat! Ich bin ſehr unzufrieden mit dir, Nora.“

„Er iſt ſo gut und hat mich ſo höflich gebeten,“ verſetzte Nora bittend. „Der kann kein ſchlechter Menſch ſein. Drum nicht zürnen, liebes Großväterchen, Herzenskleinod!“ Mit dieſen Bittworten ſtreichelte ſie des Greiſes bärtiges Kinn, der dadurch beſchwichtigt wurde. Der Fremdling hatte aber die Worte des Mädchens gehört, und ſie ſchienen ihm wohlzuthun. Er drückte ihr dankbar die Hand, ſtreichelte noch ein Mal den Hund und verließ dann raſch das Schloß.

Der Tag neigte ſich ſchon, und noch wollte die ſehnlichſt erwartete Gutsherrſchaft nicht erſcheinen. Dorfbewohner der großen Mooreland'ſchen Beſitzungen ſtanden ſeit Mittag im beſten-Sonntagsſtaat in Reih und Glied, die Dorfrichter und Pfarrer an der Spitze, die Kinder mit Blumen, den letzten Nachzüglern des Jahrs, beladen, die ſie dem Lord und der jungen Gemahlin deſſelben, die ihnen noch unbekannt war, ſtreuen wollten. Unter die Ausbrüche der Ungeduld über das lange Ausbleiben des Reiſewagens und ſeiner Begleitung hörte man Segnungen miſchen, die der jungen Frau galten, von der man eine gänzliche Umwaltung des ſtrengen Herrn wünſchte und hoffte.

Vorn neben dem Pfarrer ſtand Nora, des alten Brine Daly liebliche Enkelin, in Weiß gekleidet, mit einer hellgrünen Schärpe um den ſchlanken Leib, mit ihren frommblickenden blauen Taubenaugen, ein Bild der Hoffnung, ein Kind der Unſchuld. Sie hielt ein weißſeidenes Kiſſen in den Händen, auf welchem ein von einem der Pfarrer angefertigtes, vom Gerichtsſchreiber zierlich geſchriebenes Gedicht, von einem Kranze umwunden, der Abnahme wartete. Nora's Vater, Thomas Daly, Subſtitut des alten Brine, war mit der männlichen Jugend der verſchiedenen

Dorfſchaften, was er davon hatte beritten machen können, der erwarteten Herrſchaft bis an die Grenze des Gebiets entgegen gezogen; der alte Parkwärter aber trieb ſich noch immer, im ſtarken Contraſt gegen die ungeduldig harrende Unthätigkeit der Uebrigen, in raſtloſer Geſchäftigkeit im Schloſſe, in den Seitengebäuden, im Hofe, auf dem Vorplatze umher, und hatte hier noch zu ſchaffen, dort anzuordnen, zu verbeſſern, umzuändern, bald fiel ihm das ein, bald jenes, was noch vergeſſen war, und Mägde und Knechte hatten viel von ihm zu leiden. Doch dem ſtrengen, polternden Worte, das verletzte, folgte ein freundliches, verſöhnendes Lächeln, und Niemand war dem alten, in der Ausübung ſeiner Pflicht ſo eifrigen und ſtrengen Manne gram.

„Heiliger Patrik! wo ſie nur bleiben mögen?“ ſprach der Greis vor ſich hin. „Mein liebes Enkelchen dort, das mir wahrlich ein liebes Engelchen iſt, trippelt ſich die Füßchen faſt ab und wird ſich in dem leichten weißen Kleidchen erkälten, denn die Nacht ſchickt ſchon ihre kalten feuchten Vorboten. O und guter Gott, was wird es erſt noch für Arbeit geben, wenn ſie da ſind! Ich bin jetzt ſchon ganz verwirrt im Kopfe und weiß nicht recht, was ich thue, geſchweige was ich unterlaſſe. Aber horch! War das nicht ein ferner Freudenruf? Wahrhaftig, da kommt Sim O'Rean, unſers Dorfrichters Schwiegerſohn, angeſprengt und ſchwingt ſein Tuch über dem Kopfe. Sie kommen! Sie kommen! Heiliger Patrik, ſteh' mir bei! Der Angſtſchweiß rinnt mir über alle Glieder. Holla, ihr Burſche und Mägde, Lieblinge! Jetzt gilt's! Aufgepaßt! Die gnädige Herrſchaft wird gleich einrücken." Und auf und davon lief er, als ob ſeine Beine ein halbes Jahrhundert jünger wären. Der vorausſprengende Bote hatte mit der Verkündigung der endlichen Ankunft der Herrſchaft das Zeichen zu einem allgemeinen Tumulte gegeben, und das Geſchrei: „Sie kommen!" entfuhr unwillkührlich jedem Munde, um das Ohr des Nachbars damit zu quälen. Und ſie kamen. Von der reitenden Dorfmannſchaft umgeben, fuhr der offene Wagen ſchnell über die Ebene daher, und bewegte ſich, ſobald er in die Wurfweite des Schloſſes gekommen war, langſam heran. Das Volk brüllte den Dorfrichtern ihr Vivat zehn- bis zwölfmal nach; dann traten der Pfarrer des Dorfes und Nora Daly an den Wagen heran; die Letztere überreichte zitternd der jungen Herrin das Kiſſen, und der Erſtere räuſperte ſich und krächzte dann ſeine Bewillkommnungsrede her. Der Wagen hielt, und alles Volk drängte ſich, die Ermahnungen zur Ordnung verſpottend, ſo dicht als möglich an denſelben, um die Lady zu begaffen. Neben einem ziemlich bejahrten Manne, der mit Kamm und Scheermeſſer vergebens gegen die Verwüſtungen angekämpft hatte, welche die Jahre der zweiten Hälfte des Menſchenalters auf Geſtalt und Angeſicht hinterlaſſen, ſaß ein junges hohes Weib, mit jenen eigenthümlichen Reizen, die den Volkstypus der Iren und Schotten ausmachen, und beide Völker als gemeinſamen Urſprungs bezeichnen. Stolz ſchien auf dem bleichen Geſicht mit Schwermuth gepaart, und doch waren die Erwiederungen der Grüße, die Kußhände und Verneigungen gegen das Volk nicht ohne einen Ausdruck von Güte und Milde. Ihr Anzug war einfach und edel, während der geckenhafte Aufputz ihres Gemahls einen eben ſo ſchlimmen Contraſt zu jenem bildete, wie ſein finſteres, altes, hochmüthiges Geſicht, das er kaum verzog, um einem Gruße zu danken, gegen ihre jugendlichen, reizenden Züge und ihre, wenn auch erzwungene, Freundlichkeit.

Indem während der Rede des Pfarrers, die ihre Aufmerkſamkeit wenig zu feſſeln ſchien, das Auge der Lady wohlwollend und neugierig über die ſich ihr zugekehrten Geſichter ſtreifte, begegnete ſie plötzlich dem Auge des fremden jungen Mannes, dem Nora am Vormittage die Feenlinde und das Schloß gezeigt, und der ſich jetzt unter das Volk gemiſcht hatte, und ein leiſer Ton des Schreckens entglitt ihrem bebenden Munde, begleitet von überhandnehmender Bläſſe ihrer Wangen, und von einem erlöſchenden Blicke, der ſich anſtrengte, die Urſache ſo plötzlicher Verwandlung noch einmal zu erfaſſen. Aber der junge Fremdling hatte ihre Bewegung bemerkt und war nicht mehr an derſelben Stelle. Vergebens ſuchten ihn ihre umherirrenden Augen.

„Was fehlt Ihnen, Mylady?“ fragte der Graf neben ihr. „Sie zittern am ganzen Leibe. Ich fühle es deutlich.“

„Die kalte Abendluft,“ ſtammelte ſie verwirrt.

„Fort!“ donnerte er, die Rede des Pfarrers unterbrechend, dem Kutſcher zu, die Pferde zogen an, das Volk ſtob auseinander, und der Wagen rollte über die Zugbrücke und durch das hohe Schloßthor.

Im Parkhauſe wurde das Abendbrot zugerichtet, mit um ſo größerm Appetit erwartet, da man heute wegen des Einzugs der Herrſchaft weder an Frühſtück, noch Mittageſſen hatte denken können. Thoms Daly's Kinder ſaßen um den großen eichenen Tiſch und harrten der genießbaren Gaben der Mutter und Schweſter; denn Nora ſprang der Mutter mit emſiger Sorgſamkeit und kindlichem Eifer bei, um der geliebten Frau die wirthſchaftlichen Geſchäfte zu erleichtern; ja, Frau Molly hätte getroſt die Führung der ganzen Wirthſchaft der treuen Nora übergeben können, und Vater und Großvater ließen ſich am liebſten von ihr bedienen. Der Erſtere ſaß ſchon am zweiten Platze des Tiſches und ſchmauſte mit Wohlbehagen ein geſchmortes Kaninchen, das ihm die Tochter vorgeſetzt hatte, und die hohen Bäume, welche das Haus umgaben, rauſchten die Tafelmuſik dazu. Nur der erſte Platz des Tiſches war nicht beſetzt, und der alte Großvater fehlte noch.

Nora hatte eben ihre Bekümmerniß über ſein langes Ausbleiben ausgeſprochen, als die Thüre geöffnet wurde und der Greis augenſcheinlich ſehr erſchöpft hereinwankte. Nora flog ihm entgegen, nahm ihm den Hut ab, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und führte ihn mit Liebkoſungen zu dem weichgepolſterten Sorgſtuhl, dem eigentlichen Großvaterſitz.

„Vater, Goldherz,“ ſagte Thoms entſchuldigend mit Ehrfurcht, „Ihr werdet mir es heute gewiß nicht übelnehmen, daß ich ſogleich über das Eſſen hergefallen bin; Ihr wißt ja, daß ich mir ſolches an jedem andern Tage nicht erlaubt haben würde. Mein Hunger war ſehr groß.“

„Du haſt wohlgethan, mein Sohn, Herzenskrone,“ verſetzte der Greis. „Es war ein toller Tag heute, und auch meine Eßluſt iſt ungewöhnlich rege geworden. Der Duft des Bratens kitzelt mir die Naſe wie ſelten. Und ich denke dieſen Abend mit wahrem Jugendappetit zu tafeln. Nora gib mir einen Teller.“

Das Mädchen ſah die Mutter bedenklich fragend an; dann glitten ihre Augen mit demſelben beſorglichen Ausdruck auf das Geſicht ihres Vaters über, in welchem ſich eine wunderliche Verlegenheit ausſprach.

„Nun wird's bald, Liebling?“ fragte der Großvater, über das ungewöhnliche Zaudern ſeiner Enkelin ungeduldig. „Haſt du nicht gehört, daß mich hungert, wie ſeit Jahren nicht?“

Da gab Thoms ſeiner Tochter einen befehlenden Wink, die Mutter ſchien durch einige derſelben zugeflüſterte Worte dieſes Gebot zu beſtätigen, und Nora ſetzte, obgleich keineswegs mit der ihr eigenthümlichen bereitwilligen Dienſtfreudigkeit, dem Großvater den Teller hin; der Alte zog ſeinen Genickfänger hervor und langte ſich vom duftenden Braten wacker zu. Vater und Sohn ſpeiſten mit dem größten Wohlbehagen, und die Brandweinflaſche wechſelte fleißig zwiſchen ihnen. Mutter und Tochter ſetzten ſich nun auch zu Tiſch, aber der Letztern wollte es nicht recht munden; ängſtlich hingen ihre Blicke an des Großvaters heitern Zügen. Man ſprach von der jungen Lady, und jedes Glied der Familie fand an ihr etwas zu loben; dann kam's auf die Feierlichkeiten des Empfanges, und die jüngern Kinder erzählten fleißig die Einzelheiten dieſes für ſie ſo merkwürdigen Ereigniſſes. Ein ſtämmiger Knabe von vierzehn Jahren, das auf Nora zunächſtfolgende Kind, zog einige Schillinge hervor und zeigte ſie mit den Aeußerungen unmäßiger Freude den Geſchwiſtern und Eltern, erzählend, daß er ſie von einem Fremden zum Geſchenk erhalten, dem er alle Gelegenheiten des Parks habe zeigen müſſen. Aus der dem Jungen abgefragten Beſchreibung erkannten Großvater und Nora ſogleich den jungen Mann, den die Letztere zur Feenlinde und durch das Schloß geführt hatte. Der Alte ſchmollte noch ein Mal; aber das Mädchen ſagte: „Ich konnte es ihm nicht abſchlagen, er bat ſo höflich und doch ſo dringend, und ich glaube feſt, es verpflichtete ihn irgend ein heiliges Verſprechen, ein Gelübde — “

Dem Großvater fiel das Meſſer aus der Hand, ſichtbar zuſammenſchreckend und erbleichend ſtöhnte er ein tiefes „Ach!“ aus der Bruſt hervor und lehnte ſich an das Rückenpolſter des Stuhls. Nora ſchrie beſtürzt auf und eilte zum Großvater, die Eltern ſahen ſich verlegen an, und die Kinder waren plötzlich vor Schrecken verſtummt.

„O heiliger Patrik!“ ſtöhnte der Alte auf, „welch eines ſchweren Vergehens hab' ich mich gegen dich ſchuldig gemacht! Dieſe Sünde kann mir nicht vergeben werden und bringt mir den Tod. Kinder, Herzenslieblinge, es iſt ja heute der Tag meines Gelübdes. O weh mir! ich habe es gebrochen in meinem hohen Alter, nachdem ich es zweiundvierzig Jahre heilig gehalten. Ich habe gegeſſen und getrunken an dieſem Tage, und nun werde ich ihn nicht mehr erleben. Gebt Acht, ich ſterbe, ich ſterbe bald, als ein Wortbrüchiger und Meineidiger. O weh mir! weh mir!"

„Vater, Juwel, beruhigt Euch doch!" tröſtete Thoms. „Unſer heiliger Patrik wird Euch das Vergehen vergeben, das gar nicht ſo groß und bedeutend iſt, wie Ihr meint."

„Frevle nicht, Liebling!" verſetzte der Greis, ihm die Rede verweiſend. „Ich muß das beſſer verſtehen, und weiß gewiß, daß ich euch nun bald verlaſſen muß."

„Ach, Vater und Mutter, Goldherzen!" ſchluchzte Nora, „hättet Ihr mir doch nicht befohlen, dem Großvater den Teller zu geben. Schon hatte ich den Mund geöffnet, um ihn an das Gelübde zu erinnern, das er heute im Lärm und Gewirre des Tags vergeſſen hatte!"

„So habt Ihr's gewußt," weinte der Greis, „und habt mir's verſchwiegen? Thoms, Thoms, wie hab' ich das um dich verdient? Warum biſt du deinem frommen Kinde nicht gefolgt, welches meinem Begehren zu willfahren zauderte? Du haſt dich der Sünde meines Wortbruchs theilhaftig gemacht. Du haſt meinen Tod mit verſchuldet. Ich habe im Eifer meiner Pflicht, die dieſer Tage ſo viel zu beſchicken hatte, und aus Schwäche meines merklich abnehmenden Gedächtniſſes mein Gelübde vergeſſen; aber du haſt es gewußt, und haſt ſchlimm an deinem Vater gehandelt, daß du ihm ſolches verſchwiegen, und deinem Kinde nicht erlaubt, mich daran zu erinnern. Thoms, dieſe Sünde vergebe dir Gott!“

„Mein Vater, Kleinod,“ erwiederte der alſo hart getadelte, „glaubt doch, daß wir Euch aus der beſten Abſicht nicht an Euer Gelübde gemahnt. Ihr ſeid alt und die Kräfte nehmen ab; Ihr könnt Euch Ruhe, Speiſ' und Trank nicht mehr ſo verſagen, wie ſonſt. Ein einziger Tag der Entbehrung, der Euch aus der gewohnten Ordnung reißt, würde Euch ſehr ſchaden. Dazu kommt, daß Ihr ſeit einer Woche all Euere Kräfte angeſtrengt, ja, überboten habt, um das Schloß einzurichten und der Herrſchaft einen würdigen Empfang vorzubereiten. Ihr habt Euch erſchöpft und die Tage über nicht ſo viel Zeit genommen, um mit gewohnter Bequemlichkeit Euere Mahlzeiten einzunehmen. Und nun kommt Ihr heim, freut Euch des friſchen jugendlichen Appetits, und wir hätten ſo grauſam ſein ſollen, Euch den Genuß zu verſagen, deſſen Euere ſchwindenden Kräfte ſo ſehr bedürfen? Nicht doch! Ich kann mich nicht überreden, daß wir eine ſo große Sünde gethan haben. Der Geiſt meiner Mutter und der des

Grafen Ulyſſes werden Euch drob nicht zürnen, und der Schutzheilige unſers Vaterlandes Euch und mir den Fehl vergeben.“

Der Greis ſchüttelte zweifelnd und wehmüthig das kahle Haupt, in deſſen Nacken der Schnee des Alters ſich ſilberglänzend ringelte, und reichte dann dem Sohne die Hand zur Vergebung. „Ich weiß wohl,“ ſagte er leiſe und mit zitternder Stimme, „ihr habt es gut mit mir gemeint, wie immer, ſüße Lieblinge; aber es iſt zum Schlimmen ausgeſchlagen. Meiner Tage ſind nur noch ſehr wenige, und ich werde den meines Gelübdes nicht wieder ſehen. Auch habe ich genug in der Welt gelebt und Leid und Freud' getragen. Laßt mich jetzt ſorgen, wie ich dieſe Sünde vor meinem Ende noch von mir nehme, und den heiligen Patrik wieder verſöhne, damit ich rein und makellos dahin gehe, von wannen keine Rückkehr mehr iſt.“

Während er dieſes ſprach, wurde er ſichtbar bläſſer und ſchwächer und zitterte heftig, ſo daß die Seinigen mit der bangſten Beſorgniß erfüllt wurden. Große, kalte Schweißtropfen ſtanden auf ſeiner hohen Stirn, und ſein ſonſt ſo lebhaftes Auge warf nur noch einen matten Glanz. Nora ſtand ihm weinend zur Seite und unterſtützte ſein Haupt, Thoms redete Worte des Troſtes und der Beruhigung zu ſeinem Vater, während ſeine Frau in eiliger Beſtürzung ein Hausmittel bereitete. Niemand von der Familie, der den Zuſtand den Greiſes zu beurtheilen fähig war, konnte ſich verhehlen, daß die Krankheit, die ihn ſo plötzlich überfallen, von Minute zu Minute im Steigen begriffen ſei, und Nora's Blicke hingen mit ängſtlicher Spannung an den ſich mehr und mehr verändernden Zügen des Großvaters.

„Kinder, ſüße Herzen,“ ſagte der Alte mit Anſtrengung, „faſt glaub' ich, die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuße nach, wenn anders der Tod eine Strafe iſt, oder ſie nicht vielmehr zu ſeinem Gefolge gehört. Mir iſt, als hätte ich nur noch wenige Stunden zu leben. Nora, rufe mir den Pfarrer. Ich will beichten und mein Herz erleichtern. Thoms, Juwel, ich habe dir etwas ſehr Wichtiges zu entdecken, was die gräfliche Familie betrifft. Ich darf das Geheimniß nicht mit unter die Erde nehmen. Rufe mir ſchnell den Pfarrer, Nora, Süße!“

Weinend eilte das Mädchen in die unfreundliche, düſtere Nebelnacht hinaus, die das erſte Mondviertel, gleich einem Geiſterkahn durch empörte Wolkenwogen gleitend, nicht erhellen, aber wohl noch grauſiger machen konnte.

Die junge Gräfin hatte ſich auf die ihr beſtimmten Zimmer zurückgezogen, um ſich von ihren Frauen entkleiden zu laſſen; der Graf ſaß ſinnend am Fenſter, und blickte eben nicht wie ein minnefröhlicher Hochzeiter in die Nacht hinaus. Da wurde ihm ein Bote der Gräfin O'Rian, Schweſter ſeiner Frau, gemeldet, welcher um die Ehre bitte, die Glückwunſchungsſchreiben ſeiner Herrin überreichen zu dürfen. Es wurde hereingeführt ein junger, reich und ſchön gekleideter Mann; es war der Fremde, der Vormittags ſchon an Nora's Seite durch dieſe Gemächer gewandert war. Doch ſeine äußere Geſtalt hatte ſich ſehr verändert. Mit höflichen, gut gewählten Worten überreichte er einen der beiden Gratulationsbriefe, und bat dann um Vergunſt, den andern der Gräfin ſelbſt einhändigen zu dürfen, da er von ſeiner gnädigen Herrin noch mit beſondern mündlichen Aufträgen an die Neuvermählte beehrt worden ſei. Der Graf befahl ſeinem Kammerdiener, den Boten bei ſeiner Gemahlin zu melden. Sie ließ ihn freudig willkommen heißen. Nach wenig Augenblicken trat er in ihr Boudoir, woraus ihre dienenden Frauen ſich ſo eben entfernt hatten. Er verneigte ſich tief und begann ſeine Rede, doch mit zitternder Stimme, indem er ihr den Brief hinreichte. Aber ſie hatte kaum den Ton ſeiner Worte vernommen, als ſie, ihm mit einem Blick des Entſetzens in's Geſicht ſtarrend, ausrief: „Will Guire! O was willſt du hier?“

„Dich an die heiligſten Verſprechungen deines Lebens mahnen, Alee!“ verſetzte er mit gedämpfter Stimme.

„Fort! fort!“ rief ſie empört. „Ich mag, ich kann dich nicht hören.“

„Es iſt noch nicht lange her, daß du Niemand, als mich hören mochteſt“, erwiederte er ſchneidend. „Sollte ich nöthig haben, dir die Nächte des kaum verwichnen Sommers in dein kurzes Gedächtniß zu rufen, wo du mir unter Küſſen und Umarmungen ſchwurſt, der Ton meiner Stimme ſei dir Himmelsſchall?“

„Um Gottes und aller Heiligen Willen, wenn Jemand deine vertraute Sprache hörte! Wenn mein Gemahl — — Ich beſchwöre dich, geh'!“

„Ich bin nicht gekommen, um das Feld ſo ſchnell wieder zu räumen. Noch hallen deine Schwüre in meinen Ohren wieder, und ſtrafen meinen Argwohn Lügen, als hätteſt du mir die Treue gebrochen. Gezwungen biſt du worden von deinen ehrgeizigen Eltern, das Weib eines alten Schelms zu werden. Noch biſt du's nicht; ich kam zur rechten Zeit. Des Prieſters Segen, ich verlache ihn. Noch berührte der alte Lüſtling deinen heiligen Leib nicht; unentweiht kannſt du mit mir nach Frankreich fliehen. Auf, folge mir. Im nächſten Dorfe ſteht ein Wagen für uns bereit.“

„Nimmermehr, gräßlicher Verſucher! Die Gräfin Mooreland wird nicht die Buhlerin eines frechen Knechts, dem, ſie früher zu bethören, leider nur zu gut gelang."

„Eines frechen Knechts!" lachte der Jüngling fürchterlich. „Jetzt kenn' ich dich! Vertrauen, unbedingtes, feſtes, himmliſches Vertrauen ſchwurſt du mir, und ich kehrte von Frankreich zurück, um es zu belohnen. Ein frecher Knecht bin ich nun, der ich erſt dein glühend Geliebter war. Du verdienſt das elende Weib dieſes alten böſen Affen zu ſein. Aber nicht vergebens ſollſt du mit Eiden geſpielt und mein Herz zerriſſen haben! Elende, du haſt mir den Frühling meines Lebens zertreten, treuloſes, ſchändliches Weib, in dem ich einen Engel zu umarmen wähnte. Dich treffe nun eben ſo heiße Rache, wie dich heiße Liebe umfing." Und ſich ſelbſt und alle Umgebung vergeſſend, ſtürmte der Jüngling auf die aufſchreiende Gräfin ein.

„Du willſt mich morden, Entſetzlicher!" kreiſchte ſie unter ſeinen Händen. „Zur Hülfe! Mörder! zur Hülfe!"

Mit raſendem Geſchrei ſtürzten ihre Frauen in's Gemach. Ihr empörender Angſtruf, ihr ohrzerreißendes Hülfegeſchrei durchhallte das Schloß; heulend rannten die Diener in den ihnen noch ungewohnten Gängen aneinander. Will Guire, der raſende junge

Mann erhielt dadurch ſo viele Faſſung, daß er an ſeine Rettung denken konnte.

„An den Galgen möchteſt du mich bringen, ſchlechtes Weib!“ rief er der Gräfin mit Abſcheu zu. „Ich fühle jetzt nichts weiter für dich, als die tödtlichſte Verachtung.“ Und ſeine Waffe ziehend, machte er ſich durch die ſchreienden Weiber Platz. Aber ſchon hatten ihm die Diener den Weg verrannt. Einige Kraftanſtrengungen verſchafften ihm auch hier den Durchgang. Mit verdoppelter Eile ſuchte er den Ausgang des Schloſſes zu gewinnen. Flüchtigen und beflügelten Fußes ſtürzte er in den Park hinaus. Doch ſchon waren die Verfolger hinter ihm. Wie ein gehetzter Hirſch brauſte er in die Nacht. Schüſſe fielen. Er fühlte, daß er einen Streifſchuß an der rechten Hüfte erhalten und fürchtete ſchon, ſeinen Verfolgern nicht entkommen zu können. Ohne zu wiſſen, wohin er gelange, ſetzte er mit ungeheurer Haſt ſeinen Weg fort, und erlangte dadurch einen guten Vorſprung.

Die angſtvolle Nora Daly hatte ſich kaum einige Schritte vom Hauſe entfernt, indem ſie quer durch den Park nach dem Dorfe lief, um den Pfarrer zu holen, als wilde Ausrufungen, gräßliche Flüche rauher leidenſchaftlicher Männerſtimmen, Hundegehell und einige Schüſſe vom Schloſſe her ſie auf's Neue erſchreckten. Dart, ihr Begleiter, ſchlug laut an, und ließ ſeine Donnerſtimme ertönen. Nora hatte noch nicht ſo viel Zeit gehabt, einen Gedanken zu faſſen, als Dart einen daher rennenden Mann ſtellte, der in der ſich überſtürzenden Haſt der höchſten Verzweiflung ihr zurief: „Bei allen Heiligen beſchwöre ich dich, verbirg mich, rette mich! Es gilt mein Leben. Im Angeſicht Gottes und bei St. Patrik ſchwöre ich dir zu, du vollbringſt eine gute That, die dir der Himmel lohnen wird. Laß mich nicht in die Hände meiner blutgierigen Feinde fallen. Ich bin verwundet; ſchon toben ſie heran. In einem Augenblick bin ich verloren.“

Eine einzige Bewegung Nora's hatte den Hund beſchwichtigt und wedelnd ging er nun um den Bedrängten. Dieſer hatte des Mädchens Hand ergriffen und ſie wieder nach dem Jägerhauſe zurückgezogen. Mechaniſch öffnete ſie die Hinterthüre deſſelben und ihm nur das einzige Wort zuflüſternd: „leiſe!“ — mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen, da Schrecken und Angſt ihr faſt die Kehle zuſchnürten und ihr alle Glieder zitterten — führte ſie ihn ſchnell in das Haus. Rechts ſich wendend, brachte ſie ihn in des Großvaters Kammer, weil ſie ſich in der Eile auf keinen andern Ort beſinnen konnte, wo ſie den Verfolgten mit einiger Sicherheit ſchnell hätte verbergen können. Und doch war ſie entſchloſſen, ihn zu retten; denn an der Stimme hatte ſie den ſchönen, jungen Mann wieder erkannt, den ſie am Morgen deſſelben Tags auf ſeine Bitten in das Schloß geführt, und an welchem ſie größeres Intereſſe gewonnen, als ſie für gut befunden, bei'm Abendtiſche zu bekennen. Lag doch der Antheil an dem Jüngling, der durch ſeine Fragen über das Schloß und deſſen Gelegenheiten, ſo wie durch die beſcheidene und einnehmende Art derſelben ihre höchſte Aufmerkſamkeit erregt hatte, in ihrer eignen Seele noch wie ein ſchönes nur geahnetes Geheimniß.

Des Großvaters alterthümliches Bett, das bis zum Boden mit Laken behangen war, däuchte ihr in dieſem drängenden Augenblick die ſicherſte Zufluchtsſtätte ihres Schützlings, und die wenigen Worte, mit denen ſie ihm ſo leis als möglich dieß andeutete, reichten hin, ihn, von ihrer Hand geleitet, ſchnell unter das Bett zu bringen. Einen Augenblick ſpäter war Nora ſchon wieder draußen im Park, um ihren ſo ſeltſam unterbrochenen Weg deſto eiliger fortzuſetzen. Der Kammerdiener und Stallmeiſter des Grafen verrannten ihr denſelben mit der ſtürmiſchen Frage, ob ſie nichts von einem flüchtigen Menſchen bemerkt habe.

„Ach Gott!“ verſetzte ſie, „freilich habe ich einen Mann wie einen Eber durch die Zäune brechen ſehen; er iſt hinaus auf die Heide geſtürzt, und wenn er bei'm Sprunge nicht den Hals gebrochen," ſo hat ihm Dart gewiß ein Leids gethan, der zu meinem Schrecken hinter her ſauſte, als habe er ein Rothwild im Treiben."

„Iſt er dem Burſchen auf der Spur, ſo entgeht er uns gewiß nicht!" lachte der Kammerdiener in einem recht widrigen Ton, „und ſo können wir die Jagd auf der Heide ſchon gemächlicher fortſetzen." Mit dieſen Worten verließen ſie den Park. Das entſchloſſene Mädchen aber erreichte geflügelten Schrittes das Dorf und die Pfarrerwohnung und trat bald darauf an der Hand des Prieſters, den ſie mit Ungeſtüm zur Eile getrieben hatte, wieder in die elterliche Wohnung.

Das bange Gefühl, das unterwegs ihre Bruſt beſchwert hatte, wurde zur verzweiflungsvollen Angſt, als ſie bei'm Eintreten Großvater und Vater nicht mehr in der Wohnſtube erblickte und die Mutter ihr berichtete, der Alte habe durchaus allein ſein wollen und ſich deßhalb vom Sohne auf ſeine Kammer bringen laſſen, um ſich dort zu legen. Der Pfarrer verfügte ſich ſogleich dorthin und Nora glaubte, ihr wildſchlagendes Herz werde ihr die Bruſt zerſprengen. Sie wußte nicht, was ſie that, noch konnte ſie einen Gedanken ſammeln; ihr Kopf glühte fiebriſch und ihre Augen flirrten. Endlich brach die Empörung ihrer Gefühle in einem heftigen Thränenſtrom aus. Die Mutter ſchrieb natürlich Alles auf Rechnung der Krankheit des Großvaters, und Nora konnte im tobenden Seelenkampfe mit ſich nicht einig werden, ob ſie der geliebten Frau dieſen Wahn nehmen ſollte.

Der Pfarrer ſtand am Bette des Kranken und reichte ihm die Hand, die dankbar gedrückt wurde. Mit langſamer Stimme ſagte Brine Daly: „Ich habe eine große Sünde begangen, hochwürdiger Herr, und muß deßhalb ſterben, wie mir däucht, noch in dieſer Nacht.“

„Was könntet Ihr begangen haben, guter Alter, das Euch des Himmels Zorn in ſo hohem Grade zuziehen, und Euern Tod ſogleich zur Folge haben würde?“

„Ich habe heute ein altes Gelübde, welches ich einſt dem heiligen Patrik gelobt und ſtets ſtreng gehalten, unwiſſend gebrochen.“

„Laßt hören, von welcher Art das Gelübde iſt.“

„In meinem Leben habe ich zwei Menſchen über Alles geliebt,“ fuhr der Greis fort, „mehr als Vater und Mutter und Kinder, mehr als die Heiligen — Gott verzeih' es mir — mehr als mein Leben und meine Seele. Dieſe beiden waren der ſelige Graf Ulyſſes, der ältere Bruder unſers jetzigen Herrn und meine ſelige Frau. Und auch mich hat nie ein Menſch mehr geliebt, als mein Herr und meine Jane. Denkt Euch, hochwürdiger Herr, welch ein elender, unglücklicher Menſch ich auf Erden geweſen, wenn ich aus Unvorſichtigkeit der Mörder des Einen oder des Andern dieſer beiden theuern Menſchen, ja vielleicht beider zugleich und meines Sohnes hier noch vor ſeiner Geburt geworden wäre? Es fehlte nicht der Raum von zwei Fingern, und Ihr ſähet mich nicht vor Euch, als einen Greis, der ſein Tagewerk ruhig und zufrieden mit Gott und den Menſchen vollbracht hat, und der ſich nur der einzigen Sünde anklagt, ſein Gelübde gebrochen zu haben. Ich muß etwas weit ausholen um Euch dieſe Geſchichte und ihre Folgen zu erzählen, und Euch Verhältniſſe klar machen, die Euch zum Theil noch ganz dunkel ſein werden, wenn Ihr auch das Eine und das Andre davon wiſſen ſolltet.

In meines Vaters Hauſe lebte ſeit ihrem ſechsten Jahre eine Tochter ſeines im Dienſte des Lord Stratford früh verſtorbnen Bruders, Emmy, die er aus Mitleid und Pietät zu ſich genommen und mit der ihm eignen ſeinen Kindern gewidmeten Sorgfalt und Liebe auferzogen hatte; denn er betrachtete ſeine Nichte ganz wie einen Sproſſen ſeiner eignen Ehe, und Emmy, das ſchöne, ſanfte tugendhafte Mädchen, deren treueſtes Ebenbild ich wieder in meiner Nora aufblühen ſehe, war ganz geeignet, ihm dieſe Liebe zu vergelten. Und doch war die Aermſte von des Himmels unerforſchlichem Rathe beſtimmt, Unglück über unſer und das gräfliche Haus zu bringen. Sie war mit den beiden Grafen Ulyſſes und Olivier aufgewachſen, und in beiden Brüdern hatte ſich vielleicht ſchon mit den angehenden Jünglingsjahren eine Neigung zu meiner Pflegeſchweſter gebildet, die aber Jeder vor dem Andern verborgen gehalten und von der auch ſonſt Niemand etwas gemerkt hatte. Die Grafen bezogen die Univerſität und gingen dann auf Reiſen. Ich war überall ihr Begleiter. Als wir zurückkehrten, war Emmy eine ausgebildete, reizende Jungfrau geworden, und ſtand erröthend, wie eine liebliche Blume, im Kleide der Unſchuld und Beſcheidenheit vor ihren ehemaligen Geſpielen. Graf Ulyſſes, der ihr Bild im Herzen mit über Meere und Länder getragen hatte, war berauſcht von ihrer hohen Schönheit; er ſuchte und fand ſchickliche Gelegenheit, ſie allein zu ſprechen, erklärte ihr ſeine heftige Liebe und ſchwur ihr Treue. Seine Leidenſchaft wurde allzuheftig erwiedert; ſie geſtand ihm, daß er Tag und Nacht ihr Gedanke geweſen, daß ſein Bild ſich in alle ihre Träume gedrängt und daß die Erfüllung ihres geheimſten und höchſten Wunſches, den ſie ſich ſelbſt nie recht zu geſtehen gewagt, nämlich von ihm wieder geliebt zu werden, ſie zum ſeligſten, glücklichſten Geſchöpf der Erde mache. Dieß unſchuldige Geſtändniß berauſchte den jungen Grafen. Ich, der ich damals in meine gute Jane ſelbſt ſehr verliebt war, wurde Ulyſſes und Emmys Vertrauter, und durch meine Vermittlung ſprachen ſie ſich oft heimlich. Aber auch Oliver war bei'm Anblick des reizenden Mädchens gegen ſie in leidenſchaftlicher Glut entbrannt; die ſeinige war unheiliger, unzüchtiger Natur. Er verſuchte Alles, um Emmy zu verführen. Da er wohl wußte, daß ich ihm zu ſolchem Werke die Hand nicht bieten würde, ſo gewann er einen Kammerdiener ſeines Vaters, einen verſchmitzten Franzoſen, der ihm ſchon manches Bubenſtück hatte mit ausführen helfen. Während ihren Operationen verging eine geraume Zeit. Ich führte meine Jane heim und ward ein glücklicher Gatte. Von meinem Glücke beſtochen, ging Graf Ulyſſes damit um, ſeinem Vater ſeine Liebe zu geſtehen und um deſſen Segen zu bitten. Ein unerwartetes Ereigniß erhob ihn der Ausführung deſſelben. Oliver's böſe Abſichten hatten Ulyſſes nicht lange verborgen bleiben können, und eine unfreundliche Spannung war zwiſchen den beiden Brüdern eingetreten, die ſich überhaupt nie ſonderlich gut geweſen waren. Endlich wagte Oliver das Aeußerſte, und Emmy rief den Schutz des Geliebten an, dem ſie in Angſt und Beſtürzung nun Alles entdeckte, was ſie zeither, um

Unglück zu verhüten, verſchwiegen hatte. Es kam zwiſchen den Brüdern zu einem ſehr harten Auftritt, in Folge deſſen Oliver dem alten Grafen verrieth, daß Ulyſſes meiner Muhme die Ehe verſprochen und feſt entſchloſſen ſei, ſein Wort zu halten. Mein Vater wurde noch ſelbigen Abend zum Grafen gerufen, und in der Nacht Emma heimlich aus unſerm Hauſe gebracht. Die Arme hatte nicht ein Mal mir einen Wink geben können. Wir wußten nicht, wohin ſie geführt worden war. Mich ſchalt der Graf am andern Morgen weidlich durch und ſagte mir, nur aus Liebe zu meinem Vater und weil ich bereits verheirathet und bald Vater ſein würde, behalte er mich im Dienſte; ſobald ich mir aber beikommen ließ, der Emmy nachzuſpüren, und ſeinem Sohne in derlei Dingen behülflich zu ſein, werde er mich einſperren, durchprügeln und dann fortjagen laſſen. Ulyſſes ließ des Vaters erſte Hitze verrauchen, dann ging er zu ihm und erklärte ihm mit freimüthiger Offenheit, er werde ſich niemals mit einem andern Weibe ehelich verbinden, er bitte daher um des Vaters Segen zu ſeiner Ehe mit Emmy, ſo wie um Entdeckung des Aufenthaltsorts des Mädchens. Der alte Graf wurde heftig und beleidigte den Sohn, dieſer wurde dadurch aus ſeiner Faſſung aufgeſtachelt; es kam zum leidenſchaftlichen Wortwechſel, der jähzornige Alte griff nach dem Degen, und rannte mit der gezückten Waffe auf den Sohn, um ihn zu durchboren; doch der Himmel beſtrafte die Unthat, eh' ſie verübt wurde. Ulyſſes wich aus, der Alte ſtieß in die Tapetenwand, prallte vom heftigen Stoße zurück, fiel rücklings in das Zimmer, und ſtammelte ſterbend einen Fluch über die Liebe ſeines Sohnes und meiner Muhme. Einige Minuten darauf war er nicht mehr; ein Schlagfluß hatte ihm das Leben geraubt. Dieſes Ereigniß hatte eine geiſtlähmende Wirkung auf Ulyſſes. Er war über zwei Wochen tiefſinnig, fragte nicht nach ſeinem Bruder, der ſich verbarg und vor ſeiner Rache zitterte, nicht nach Emmy, die er ganz vergeſſen zu haben ſchien. Wir fürchteten für ſeinen Verſtand. Ich allein durfte ihm nahen, und ihn bedienen. Da ſchien eines Tages die Sonne gar ſchön; es war das lieblichſte Herbſtwetter, das man ſich denken konnte. Ich hatte keine Ahnung, daß dieſer Tag der wichtigſte meines Lebens werden würde. Ich trat zum Grafen, der eben düſter und ſchweigend in den nachgelaſſenen Papieren ſeines Vaters blätterte, und wagte es, ihm zu dem lockenden Wetter eine Jagdpartie vorzuſchlagen. Die Jagd war ſonſt immer ſeine liebſte Beſchäftigung geweſen. Zu meiner unausſprechlichen Freude willigte er ein. Ich renne wie toll in das Parkhaus, um die Büchſen ſchnell in Ordnung zu bringen, die lange nicht gebraucht worden waren, und ſie herbei zu holen. Um aber keine Zeit zu verlieren — denn ich fürchtete, wenn ich lange zauderte, würde den Grafen ſein Entſchluß wieder gereuen — nahm ich die Büchſen von der Wand, ſagte meiner Jane mit heiterm Geſichte, wozu ich den Grafen beredet, und ertheilte ihr noch einige Aufträge. Während unſers Zwiegeſprächs begleitete mich mein junges Weib durch den Park nach dem Schloſſe zu. Ich putzte ſprechend an den Gewehren. Da kommt ein Bedienter und ſagt mir, der Graf warte bereits auf mich an der Feenlinde. Wir gingen dahin. Ulyſſes begrüßt meine Jane, tritt nah an ſie heran und ſpricht mit ihr. Ich ſtehe einige Schritte davon, lade des Grafen Büchſe, deren Hahn ich in der Uebereilung geſpannt haben mußte. Plötzlich entgleitet ſie meiner Hand; ich will ſie auffangen, aber o Himmel! der Schuß geht los, die Kugel ſtreift den aufgehobenen Arm meines Weibes, reißt dem Grafen einen Knopf vom Rocke hinweg und ſchlägt in den Baum. Ich bin zu alt und ſchwach, um Euch meinen Schrecken zu malen, hochwürdiger Herr; ſobald ich mich aber überzeugt hatte, daß der heilige Patrik das fürchterlichſte Unglück von mir gnädig abgewendet, ſank ich auf die Knie, betete laut, dankte Gott und dem Heiligen, und gelobte dem Letztern, Zeit meines Lebens dieſen Tag zu faſten und mich aller irdiſchen Dinge zu enthalten. Es war dieß der Tag des heiligen Wenceslaus und ſind heute drei und vierzig Jahre geweſen. Ich habe mein Gelübde treu gehalten bis auf heute. Die vielfache Beſchäftigung die Zeit über, mein ſchwaches Gedächtniß und der Tumult des heutigen Tages haben mich mein Gelübde vergeſſen laſſen. Mein Sohn hat aus mißverſtandner Güte mich nicht daran erinnert, und ſo habe ich Speiſe und Trank zu mir genommen und des Heiligen nicht mit Dank gedacht, der mich doch vor ſo großem Unglück bewahrt. Ich fühle, daß ich ſterben muß. Helft mir, hochwürdiger Herr, ich bitte Euch um Chriſti willen, daß mir die Sünde vergeben werde und hört, was ich noch auf dem Herzen habe. Auch du, mein Sohn, erfahre, was dir zu wiſſen nöthig iſt, ehe ich zu meinen Vätern gehe.“

„Im Namen der Mutter Kirche, deren Diener ich bin,“ nahm der Geiſtliche das Wort, „verkündige ich Euch Vergebung Eurer Sünde. Erleichtert Euer Herz, Brine Daly, und ſeht mich bereit, Eure Beichte zu empfangen.“

Der Greis fuhr mit friſcherer Stimme fort: „Der unglückliche und doch zugleich glückliche Schuß hatte in dem Grafen Ulyſſes eine höchſt merkwürdige Veränderung hervorgebracht. Sein Tiefſinn war wie von ihm geſtreift; er führte mein Weib nach Hauſe, verband ihr den blutenden Arm und forderte nun mich auf, ihn zu begleiten, wenn auch nicht auf die Jagd, die nach dieſem Vorfall Frevel geweſen wäre, aber auf einen Spaziergang. Brine, ſprach er zu mir, ich brütete mit finſtern böſen Plänen und war daran, ſie in dieſen Tagen auszuführen. Der Himmel hat mir ein Zeichen ſeiner Mißbilligung gegeben. Der Schuß hat mich bekehrt und zum Sieger über mich ſelbſt gemacht. Jetzt drängt es mich, daß ich dir Alles geſtehe. Du weißt, daß ſich Oliver nicht durch rechtliche Mittel in die Gunſt meines Vaters geſchlichen und den alten ſchwachen Mann gegen mich eingenommen hatte, du weißt, was er gegen Emmy im Schild führte und wie er zuletzt noch, als ich ſeinem Schurkenplan offen entgegentrat, den Vater auf mich aufhetzte. Er iſt dadurch gewiſſermaßen Schuld an des Vaters Tod. Vor meiner Rache zitternd, iſt er nach Dublin zu meiner Tante geflohen. Seine Furcht iſt nicht ungegründet geweſen. Mein Blut kochte am Feuer der Rache. In meines Vaters geheimem Archiv fand ich heute erſt eine furchtbare Waffe gegen ihn, und ich gedachte ſie in der hölliſchen Freude meines Herzens trefflich gegen den Verhaßten zu gebrauchen, um ſeine adlige Exiſtenz zu vernichten. Oliver iſt zwar mein Bruder, aber nicht der Sohn meiner Mutter, kein ehelich Geborner, ſondern ein Baſtard. Die Schweſter deines Vaters, Brine, iſt nach dem frühzeitigen

Tode meiner Mutter, die ſeinige geworden. Dein Vater muß es bezeugen, da er mit in die Verhandlungen verflochten iſt. Aus Adelſtolz hat mein Vater verſchmäht, deine Tante zu ſeiner Frau zu machen. Oliver hat nicht die mindeſten Anſprüche auf die Vorrechte einer adligen Geburt, und ich wollte morgendes Tags die aufgefundnen Dokumente gegen ihn geltend machen; doch der Schuß hat mich zur Beſinnung gebracht. Wenn mir die Kugel durch's Herz ging, war er morgen Herr von Earnhall. Ich verzichte auf jegliche Rache; er ſoll über ſeine Geburt nie erfahren, was wir beide und dein Vater wiſſen, und von deiner und ſeiner Verſchwiegenheit bin ich überzeugt. — Ich faßte des Grafen Hand voller Bewunderung und dankte Gott noch ein Mal für ſeine wunderbare Schickung im Stillen. Hierauf erklärte mir Graf Ulyſſes, daß er entſchloſſen ſei, meine Muhme in kurzer Friſt zu heirathen. Er verfügte ſich mit mir zu meinem alten Vater und leicht erfuhren wir Emmy's Aufenthalt. Die Verbannte wurde im Triumphe zurückgeführt, Oliver erhielt die feſteſten Zuſicherungen und ſogar ſtarke Beweiſe, daß Ulyſſes mit wahrer brüderlicher Liebe gegen ihn verfahren, und ſtellte ſich endlich auch ein. Olivers Betragen gegen den Bruder war fein, voll übertriebner Freundlichkeit und Zuvorkommenheit; gegen die glückliche Braut löſ'te er ſich auf in

Gefälligkeit und ſuchte auf jegliche Art ſein früheres Benehmen vergeſſen zu machen. Der edle Ulyſſes traute ihm. Es ſchien Alles vergeſſen. Durch des Bruders Vermittlung erhielt Oliver eine Offiziersſtelle im königlichen Heere und machte bald eine vortheilhafte militäriſche Carriere. Auf Earnhall war der Sitz des reinſten und höchſten Erdenglücks. Ich war nicht mehr der Diener des Grafen, ich war ſein Freund, ſein Bruder. Jane beſchenkte mich mit Thoms; nur Emmy brachte ihrem Gatten keine Kinder. Da erfüllte ihn der trübſinnige Gedanke, es ſei des Vaters Fluch, der ihm das höchſte Glück raube. Dieſer düſtre Wahn ſchien zu fliehen, als Emmy endlich eines Kindes genas; aber er wurde durch den frühen Tod deſſelben nur beſtärkt. Wirklich verloren ſie nun mehre Kinder, und Gram trübte ihr Glück. Doch auch die höchſte Freude war ihnen nicht verſagt, wie ihr bittrer Schmerz ſie glauben gemacht hatte. Emmy gebar noch einige Kinder, die ihnen Gottes Gnade am Leben erhielt. Nun waren wir zuſammen zu glücklich, als daß unſer Zuſtand hätte von Dauer ſein können; denn nach einem alten Satze ſteht dem Glücklichſten das ärgſte Unglück am nächſten, und wer alle ſeine Wünſche in Erfüllung gehen ſieht, eilt unrettbar ſeinem Verderben entgegen. Dieſe ſchauerliche Wahrheit bewährte ſich auch an uns. Das Unglück brach in furchtbarer Schwere über uns herein.

Graf Ulyſſes gehörte zu den glühenden Patrioten; ſein Wahlſpruch war: Irland über Alles, und die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes machte ſeinen höchſten Wunſch, ſein eifrigſtes Beſtreben aus. Sein Stand und ſeine Geſinnungen hatten ihn zu einem der Häupter des großen Bundes und Leiter der Verſchwörung gemacht. Oliver hatte des Bruders Vertrauen erſchlichen und wußte um deſſen politiſche Geheimniſſe. Es iſt Euch bekannt, daß die Verſchwörung verrathen und mehre Glieder des Bundes eingezogen wurden. Ich war ſo glücklich, von der drohenden Gefahr früher Kenntniß zu erhalten und den Grafen zu warnen. Er rettete ſich durch Flucht nach Frankreich, mit deſſen Directorium er in Unterhandlung wegen einer franzöſiſchen Landung getreten war. Sein treues Weib konnte die Trennung nicht ertragen, ſie folgte ihm mit ihren Kindern nach. Es zeigte ſich bald genug, welche Rolle Graf Oliver geſpielt; er erhielt von der Regierung alle Beſitzungen ſeines geächteten Bruders, heirathete eine reiche Engländerin und lebte in London, die Rache der Weißbuben *) fürchtend. Wie der Volksaufſtand Jahre lang die Inſel durchwüthete und wie

---

*) White-boys, die zuſammengerotteten iriſchen Landleute, die gegen Alles, was von England kam, auf ihre Hand den verzweifelten, blutigen Krieg der Empörung, vorzüglich Nachts durch Ueberfälle führten.

unſer armes Vaterland zerfleiſcht ward, iſt in jedes Iren Herz geſchrieben. Eines Abends, es war trübe und regnerig, trat ein ſchlecht gekleideter Mann in das Parkhaus — ich hielt ihn für einen Bauer der nördlichen Provinzen — und begehrte mit mir unter vier Augen zu reden. Hocherſtaunt erkannte ich in ihm den Grafen Ulyſſes. Brine, ſagte er zu mir, Noth und Vaterlandsliebe haben mich wieder nach Irland getrieben. Meine Mittel ſind aufgezehrt, bald iſt meine Familie der drückenden Armuth preis gegeben. Sodann wird jetzt der Hauptſchlag gegen die Unterdrücker Irlands vorbereitet, und kein braver Ire darf dabei fehlen. Ich habe im Schloſſe noch Schätze verborgen, die nicht unbedeutend ſind. Ich will ſie meiner Familie nach Frankreich hinüber bringen, und dann nach unſerm ſmaragdenen Eiland zurückkehren, um an dem neuen großen Kampfe Theil zu nehmen. — Noch in ſelbiger Nacht gingen wir in das Schloß; er fand ſeinen Schatz wohl verwahrt nebſt den Familienpapieren an einem ganz geheiligten Ort. Mein Bruder, ſagte er, hat als Schelm an mir gehandelt, und mir übel vergolten, daß ich von dieſen Dokumenten keinen Gebrauch gemacht. Doch noch haben ſie ihre wirkende Kraft nicht verloren. — Der Graf hielt ſich heimlich einige Tage bei mir auf und machte Nachts Ausflüge, um Patrioten zu beſuchen und ſich mit ihnen über den nächſten großen Aufſtand zu bereden. Oft blieb er mehre Nächte weg. Eines Morgens kamen meine Leute mit der Nachricht, daß ſich ein Mann im Park an der Feenlinde erhängt habe. Ich eile ſogleich zum Baume und erkenne mit Entſetzen den Grafen Ulyſſes. Ich hatte nicht geahnt, daß Graf Oliver mich mit Spionen und Mördern umgeben. Zehn Jahre ſpäter geſtand mir ein ſterbender Moorgräber, daß er von Oliver beauftragt worden ſei, mich ſtets zu beobachten, und falls er wahrnehme, daß ein Fremder ſich bei mir aufhalte, wohl nachzuſpüren, ob ſolcher nicht Graf Ulyſſes ſei; würde er aber den Genannten erkennen, ſo ſollte er mit Hülfe ſeines ebenfalls gewonnenen Sohnes denſelben umbringen und wo möglich an der Linde aufhängen. Nur allzutreu war dieſer brudermörderiſche Blutbefehl ausgerichtet worden. Graf Ulyſſes ward erkannt, auf einem ſeiner Streifzüge ergriffen und von den gut bezahlten Mördern gehängt. Ich ließ die Leiche unmittelbar unter den Baum begraben. Das hohe ſchwarze Kreuz bezeichnet die Stelle. Jetzt war ich im Beſitz der Schätze und der Papiere, und eine wahre Todesangſt bemächtigte ſich meiner. Ich wußte nicht, wo die Familie des Grafen Ulyſſes lebte; er hatte mir zufällig ihren Aufenthaltsort nicht genannt. Vergebens ſtellte ich Erkundigungen an. Da kam Graf Oliver nach Carnhall, um mit ſeiner Gattin den Sommer über hier zuzubringen; denn das Volk war mit blutiger Gewalt zur Ruhe gebracht worden. Ich zitterte, daß der Schatz bei mir entdeckt werden würde, und ſann hin und her, wohin ich ihn verbergen ſollte. Da fiel mir die Feenlinde ein. Hatte man ſich erſt ſchon vor ihr gefürchtet, ſo war, nachdem der an ihr gehenkte Ulyſſes, den Einige doch erkannt hatten, an ihrem Fuße begraben worden, dieſer Baum das Schrecken der Dorfbewohner; man floh ihn am Tage, geſchweige Nachts, und außer den alten Sagen von ſeiner geſpenſtigen Natur, trug man ſich in der Umgegend bald mit neuen Schauergeſchichtchen, die ſich in ſeiner unmittelbaren Nähe ereignet haben ſollten. Dieſen Umſtand benutzend, verſenkte ich eines Nachts Geld und Kleinodien nebſt den Dokumenten, in einer eiſernen Kapſel wohl verwahrt in den hohlen Baum, und bedeckte die Kapſel mit Erde und Laub. Meine Beſorgniſſe waren wohlbegründet geweſen. Ich hatte erfahren, Graf Oliver kenne den Wohnort meiner Muhme und ihrer Kinder und unterſtütze dieſelben; darauf hin wagte ich den Grafen darum zu fragen. Er antwortete mir barſch, wenn ich etwas an ſie zu beſorgen habe, ſolle ich es ihm übergeben, dann käme es am ſicherſten in ihre Hände. Aber noch denſelben Tag ließ der Graf während meiner Abweſenheit das ganze Parkhaus von oben bis unten durchſuchen und alle Schlöſſer aufmachen; hätte ich den Schatz noch im Hauſe gehabt, er wäre in ſeine Hände gefallen. Vergebens ſind meine Nachforſchungen geblieben. Ich habe nie wieder von meiner Muhme und ihren Kindern gehört. Stets hoffte ich, ſie würde ſich einmal an mich wenden; es iſt nicht geſchehen, und der Schatz ſteckt bis zur Stunde noch in der Linde. Dieß iſt mein Geheimniß. Dir, mein Sohn, befehle ich an, daß du meine Bemühungen fortſetzeſt, um den Nachkommen des Grafen Ulyſſes ihr rechtmäßiges Eigenthum zuzuſtellen. Euch aber, hochwürdiger Herr, bitte ich, meinen Thoms dabei zu unterſtützen.“

Thoms gelobte das ihm abgeforderte Verſprechen in die Hand ſeines Vaters und der Pfarrer reichte dem Kranken dann das Sakrament. Der Greis war ſehr erſchöpft und verfiel gleich darauf in einen tiefen Schlaf. Der Pfarrer entfernte ſich eilig, und Thoms trat in die Wohnſtube, um Frau und Kind über das Befinden des Kranken zu unterrichten.

Nora’s ungeheuere Angſt war endlich doch der Mutter aufgefallen und hatte dem gemarterten Kinde das Geſtändniß ihrer That abgepreßt. Die freundlichgeſinnte Frau war weit entfernt, die entſchloſſene Tochter darob zu tadeln; doch auch ihrer bemächtigte ſich nun gleiche Bangigkeit, und die Beſorgniß, der

Pfarrer, dem ſie nicht traute, möchte den Verſteckten entdecken und an den Grafen verrathen, machte ſie zittern. Zwar konnten ſich Mutter und Tochter, die ſich ängſtlich zuſammen beriethen, nicht wohl vorſtellen, was der freundliche junge Mann, für den die Mutter ſchon bei'm Abendeſſen durch die Erzählung ihrer Kinder eingenommen worden war, ſo Arges verbrochen habe, daß er, gleich einem Wild, mit tödtlicher Waffe verfolgt worden ſei; doch waren beide Frauen ſehr geneigt, das Meiſte auf Rechnung des Grafen zu ſchreiben, deſſen ſchlimme Gemüthsart ihnen ſattſam bekannt war. Die Mutter beſchloß, ſobald der Verfolgte nicht vom Pfarrer oder ihrem Manne entdeckt worden, ihn wo möglich in dieſer Nacht noch ſichrer zu verbergen und ſich dann im Schloſſe nach dem Vorfall zu erkundigen. Nach einer peinlichen Stunde trat Thoms herein, und meldete, daß der Greis ruhig ſchlafe. Die Frauen forſchten in ſeinen Zügen; es war nichts entdeckt. Frau Molly vermochte ihren Mann, ſich ebenfalls zu Bett zu legen, und gab ihm das Verſprechen, daß ſie mit Nora die Nacht über fleißig nach dem Kranken ſehen wolle. Thoms begab ſich zur Ruhe. Kaum hatten ſie ſich überzeugt, daß er ſchlafe, als die beiden Frauen vorſichtig in des Großvaters Kammer ſchlichen. Auch er ſchlief ruhig und feſt. Nora bückte ſich und flüſterte unter das Bett:

„Herr, kommen Sie hervor; ich will Ihnen einen beſſern und ſicheren Platz anweiſen!“ Keine Antwort; es regte ſich nichts.

„Hören Sie doch, junger Herr!“ drängte Nora lauter; aber nur im Bette regte ſich's, nicht darunter. Der Alte war durch das laute Wort im Schlafe geſtört, erwachte aber nicht. „Heiliger Patrik!“ raunte Nora der Mutter zu, „entweder der Fremde ſchläft ſo feſt, oder er iſt gar todt. Die Kugel, die ihn getroffen, hat ihm das Leben geraubt.“ Frau Molly wäre vor Schreck faſt umgefallen.

„Ich will die Lampe holen und unter das Bett leuchten,“ fuhr Nora mit bebender Stimme fort, und ihre Mutter wartete mit grauſigem Entſetzen des Augenblicks, wo ſie eine blutige Leiche unter dem Bette erblicken werde. Nora kam geiſterbleich, keine hatte den Muth unter das Bett zu leuchten. Endlich, um der quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen, ergriff die Mutter das Licht und ſtarrte unter das Bett. Nora folgte ihr unwillkührlich. Aber faſt waren ſie noch mehr erſchrocken, als wenn ſie wirklich eine Leiche gefunden hätten; denn ſie ſahen in einen leeren Raum. Der Fremde war verſchwunden, und nur eine ſtarke Blutſpur verrieth die Stelle, wo er gelegen. Sprachlos ſahen ſich die Frauen an. Wo mag der Unglückliche hingekommen ſein? Iſt er ſelbſt geflohen? Aus welchem Grunde und auf welche

Weiſe iſt er unbemerkt entkommen? Oder hat er ſich doch verrathen, und der Pfarrer hat ihn bereits in's Schloß abgeliefert, Thoms ſich aber vorhin gegen Frau und Kind verſtellt? Dieß waren die Gedanken der heftig aufgeregten Frauen, die ſie zum Theil im leiſen Zwiegeſpräch laut werden ließen. Sinnend traten ſie an die in den Park führende Hausthüre, um zu lauſchen, ob ſich nicht außerhalb des Hauſes etwas rege. Hoch! da erheben ferne Stimmen ein ängſtliches Geſchrei; Dart, der den Schlaf abgeſchüttelt, und neben Nora ſteht, ſchlägt an und iſt mit einigen Sprüngen im Park verſchwunden. Die ängſtlichen Laute werden plötzlich zu einem verzweiflungsvollen Entſetzensſchrei. Der Hund hat die Schreienden geſtellt. Molly und Nora eilen ihm nach und finden den Sakriſtan, den Todtengräber und den Pfarrer, die der ſchwache Mondſtrahl als Bilder des Entſetzens beleuchtet, und die, von der drohenden Stellung des Hunderieſen in Furcht gehalten, nicht von der Stelle zu gehen wagen. Kaum erblicken ſie die Frauen, als ſie von Neuem ſchreien: „Geiſter! wieder Geiſter!“ Nora's Befehl entfernt die Dogge, und auf Molly's Frage, was ihr Schreien zu bedeuten habe, ruft der Sakriſtan: „Hu! In der Feenlinde ſpukt der Geiſt des Ahnherrn; ich hab' ihn geſehn und gehört.“

Der Pfarrer und der Todtengräber hatten ſich unterdeſſen eiligſt daran gemacht.

„Aber was habt Ihr denn in der Mitternacht bei der Feenlinde zu ſchaffen?“

„Der Pfarrer hat mich aus dem Schlaf geweckt, ſo wie den Todtengräber und uns viel verſprochen, wenn wir in dieſer Nacht noch in den Baum ſtiegen und einen darin vergrabnen Schatz heben. Wir gingen; ich als der Beherzteſte ſtieg mit einer Laterne zuerſt hinein, da ſtand der Geiſt in ſeinem Ritterſchmuck und ächzte und ſtöhnte, daß mir alle Haare zu Berge ſtiegen. Der Todtengräber, der hinter mir kam, war mit einen Satz unten, mir verging Hören und Sehen; ich weiß nicht, wie ich herab gekommen bin, ich bekomme den Tod von dieſem Schrecken.“ Und abermals aufſchreiend lief er davon, und überließ die Frauen ihren ſeltſamen Gedanken.

„Komm, Mutter, Süße! ſagte Nora, „mir fällt etwas ein. Das hat mir ein Engel zugeflüſtert.“ Den Hund an ſich rufend, eilte ſie nach dem Parkhauſe zurück. Dort ging ſie mit der Lampe wieder in des noch immer ruhig ſchlafenden Großvaters Kammer und beleuchtete die Blutſpuren unter dem Bette, die nach der hintern Thüre zuführten. Hierauf bedeutete ſie dort, dieſe Spur zu verfolgen. Der Hund beſchnapperte das Blut und eilte dann, mit der breiten Naſe immer am Boden ſchnurſtracks durch die hintere Thür und quer durch den Park auf die Feenlinde zu. Die beiden Frauen hinter ihm drein. Am Baume angelangt, fanden ſie eine Leiter und eine Laterne am Boden, eine andere Leiter an den Stamm und den Heiligenſtock gelehnt. Der Hund kratzte an dem Baum und ſprang daran empor, winſelnd und heulend, als wolle er hinauf. Nachdem er den Stamm mehrmals umkreuzt, ſprang er wieder an der Stelle, wo der Betſtock ſtand, empor. In dieſem Augenblick war es Nora, als vernehme ſie ein leiſes Aechzen. Der Ton ging ihr durch Mark und Bein. Auch die Mutter hatte es gehört und wollte entſetzt davon laufen, doch Nora hielt ſie mit den Worten zurück: „Ahnet dir denn nicht, wer der Geiſt iſt, der in dem Baume ſteckt? Laß es dir vom Winſeln des Hundes ſagen. Gewiß hat der junge Fremdling in der Meinung, daß er in der hohlen Linde vor ſeinen Verfolgern ſichrer ſei, als unter des Großvaters Bett, ſich hinein geflüchtet. Wie es ihm möglich geworden, unbemerkt aus der Kammer zu entkommen, werden wir von ihm ſelbſt erfahren. Vielleicht haben ihn die Kräfte verlaſſen und er befindet ſich in einem hülfloſen Zuſtande. Es iſt nöthig, daß wir ihm beiſpringen.“

Die Mutter zauderte noch, aber Nora hatte bereits die angelehnte Leiter erſtiegen und leuchtete mit der Laterne des Pfarrers hinab.

„Sind Sie da unten, junger Herr?“ fragte ſie in die enge ſchwarze Kluft des Baumes hinein. Nichts als ein ſchwacher, ſchauriger Seufzer war die Antwort, dann folgte ein geiſterhaftes unverſtändliches Flüſtern. Durch Nora's Körper fröſtelte ein Schauer. Einen Augenblick ſtand ſie unſchlüſſig, dann rief ſie der Mutter zu, ihr die andre Leiter herauf zu reichen. Weinend mahnte Frau Molly die Tochter von deren Vorhaben ab, aber Nora ließ ſich nicht irre machen. Entſchloſſen zog ſie mit Aufbietung aller Kräfte die Leiter herauf, die Mutter mußte nachhelfen; dann wurde ſie oben vorſichtig in den Baum geſenkt. Sobald Nora Boden fühlte, ſtieg ſie raſch mit der Laterne in den Baum; die Mutter betete für ſie. Mit hochklopfendem Herzen und ſcharfſpähendem Blick langte das heldenmüthige Mädchen in der feuchten Tiefe an, und erkannte ſogleich den Jüngling trotz der veränderten und beſſern Kleidung. Kraftlos, wie ſie geahnet hatte, war er zuſammengeſunken, dem Anſchein nach bei den vergeblichen angeſtrengten Verſuchen, ſich wieder aus dem Baume herauszuhelfen, ohne Leiter, Strick oder Stange, eine Sache der Unmöglichkeit. In der einen Hand hielt er einen langen Dolch, mit dem er, wie deutlich zu ſehen war, rings um die Erde aufgewühlt hatte, die andre hatte eine verroſtete Kapſel krampfhaft umfaßt. An ſeinen beſchmutzten Händen konnte man wahrnehmen, daß er ſie fleißig zur Aufbringung des feuchten Erdreichs und der faulenden Blätter gebraucht hatte. Noch hatte der junge Mann die Beſinnung nicht verloren; er erkannte Nora bei'm Strahl des Laternenlichts, und neue Lebensluſt zuckte über ſein bleiches Geſicht, neue Lebenskraft durch ſein erſchöpftes Gebein.

„Sind Sie im Stande mir zu folgen?“ fragte ſie theilnehmend. Er nickte; das Sprechen ſchien ihm ſauer zu werden. Nora gab ihm die Hand und zog ihn mit Kraftanſtrengung nach. Die Kapſel hielt er mit der andern feſt. Das Steigen ging langſam, und Nora ſchwebte ſtets in Gefahr, daß die Wucht ſeines ſchwankenden Körpers ihn wieder in die Tiefe hinabreißen und ſie, da ſie ihn auf keinen Fall losgelaſſen, mitziehen würde. Dazwiſchen mußte ſie der oben neugierig fragenden Mutter Red' und Antwort geben. Endlich hatte ſie die Leiter ſo weit erklimmt, daß ſie die Hand der Mutter erfaſſen und ſich an derſelben vollends hinauf helfen konnte. An der Friſche der Nachtluft nahmen die Kräfte des jungen Mannes wieder zu, und der Weg abwärts war nun leichter und ſchneller gemacht. Unten angelangt ſagte der Fremde mit ſchwacher Stimme: „Du haſt mir in dieſer Nacht zwei Mal das Leben gerettet, holdes Mädchen, und erſcheinſt mir als ein Engel, mir von Gott zum Beiſtand in der ſchwerſten Bedrängniß meines Lebens geſandt. Ich werde dir nie vergeſſen, was du an mir gethan, und gewiß kommt nun bald die Zeit, wo ich mich der dankbar erweiſen kann. Vollende aber nun dein Werk und bringe mich in das nächſte Dorf jenſeits des Moores, dort ſteht mein Wagen und ein Diener harrt meiner. Hab' ich ihn erreicht, dann bin ich gerettet. Aber gehen kann ich nur mit großer Mühe. Blutverluſt und die Verzweiflung mir nicht aus dem hohlen Baum helfen zu können, hab'en mir faſt alle Kräfte geraubt.“

Die Blicke der Frauen irrten rath- und troſtlos umher; wie ſollten ſie den Fremden nach dem faſt eine Stunde entfernten Dorfe bringen und den kranken Großvater allein laſſen? auch mußten ſie fürchten, daß ihre Abweſenheit entdeckt würde.

In dieſer abermaligen großen Verlegenheit fielen Nora's Augen auf Dart, und freudig rief ſie aus: „Ich hab's gefunden! Sie brauchen nicht zu gehen, bedürfen auch unſrer Begleitung nicht und werden in kurzer Zeit bei Ihrem Wagen ſein. Setzen Sie ſich auf den Rücken meines treuen Hundes und halten Sie ſich an den Ohren deſſelben feſt.“ Der Jüngling ſetzte ſich quer über und zog die Beine an.

„Dart,“ ſprach Nora zur Dogge, „trage dieſen Herrn ſchnell nach Iſbyll hinüber.“ Und kaum war das Wort verhallt, ſo ſetzte ſich das ſtarke

Thier in raſche Bewegung und der ſeltſame Reiter hatte kaum Zeit, ſeinen Retterinnen ein Lebewohl zuzurufen, ſo ſchnell war er ihren Blicken entrückt. Die Frauen aber gingen heim mit dem Gefühle eine gute That vollbracht zu haben, und da der Großvater noch immer ruhig ſchlief, verſank auch Nora bald in einen ſüßen Schlummer.

Die Abſicht des Pfarrers war geweſen, Thoms Daly in der Hebung des Schatzes im hohlen Baume zuvorzukommen, deshalb hatte er ſogleich Sakriſtan und Todtengräber, ſeine Kreaturen, zum Beiſtand aufgeboten, indem er freilich keine Ahnung hatte, daß ein Dritter unbemerkter Zuhörer ihm bereits zuvorgekommen war. In der That hatte ſich der fremde junge Mann, ſobald der Pfarrer und Thoms fort und Brine eingeſchlafen war, ſo eilig als möglich unter dem Bette hervor gemacht, die Thüre gefunden und die berühmte Linde erreicht. Das mit angehörte Bekenntniß des Greiſes hatte einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ohne Ueberlegung an dem Heiligenſtock emporgeklimmt und die Höhe des Stammes erreicht hatte. Erſt als er unten mit Hülfe ſeines Dolchs die Kapſel glücklich aufgefunden, kam der Gedanke an die Schwierigkeit der Rückkehr in ſeine Seele. Vergebens war alle Anſtrengung, und ohne die Habſucht des Pfarrers, ohne den guten Geruchsſinn des Hundes und vor Allem ohne Nora's Entſchloſſenheit und Heldenmuth wäre der räthſelhafte Fremde die Beute eines qualvollen Todes geworden. —

Kaum verkündeten die lichtergewordenen Nebel, daß der Tag angebrochen ſei, als der Pfarrer und der Todtengräber wieder auf dem Platze erſchienen, um die Leitern abzuholen, ehe das Auffinden derſelben ein Geſpräch veranlaßte. Zu ihrer Verwunderung fanden ſie nur die eine angelehnte Leiter. Darüber ſtutzig, faßten ſie Muth, vorausſetzend, daß die Geſpenſter das Tageslicht und die Tageszeit ſcheuen, und der Todtengräber wagte ſich, auf eindringliches Zureden des Pfarrers, hinauf, und ſchaute angſtflirrenden Blicks in den hohlen Baum hinab. Da erblickte er zu ſeinem Erſtaunen die andre Leiter in dem Baume. Auf dieſer hinabzuſteigen hätte er für alle Schätze der Erde nicht unternommen, und da der Pfarrer ebenfalls keine Luſt dazu zeigte, ſo kehrten ſie mit der einen Leiter und der aufgefundnen Laterne, ſich einander ihre Bedenklichkeiten über das Vorgefundene mittheilend, wieder nach Hauſe zurück. Bei hellem Tage fing der Pfarrer zu argwöhnen an, Thoms Daly habe es doch wohl möglich gemacht vor ihm im Baume zu ſein, und dieſer habe den Geiſt geſpielt. Trotz ſolcher in ihm aufſteigenden Gedanken wagte er ſich nicht in die Linde und weder Todtengräber noch Sakriſtan waren dazu zu bewegen. Um ſeinem Aergerniß über den fehlgeſchlagnen Plan Luft zu machen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ſich zu dem Grafen auf das Schloß zu verfügen, und denſelben mit dem Inhalt der ganzen Abends vorher vernommenen Beichte des alten Brine Daly bekannt zu machen. Der Heuchler ſagte: „Um Ihnen die Ihnen gehörigen Schätze zu erhalten und die Dokumente auszuliefern, die in keines andern Sterblichen Händen, als den Ihrigen ſein dürfen, brach ich ſogleich in der Nacht auf. Ohnſtreitig würde ich Ihnen Meldung gemacht haben, aber wie hätte ich wagen können, die Brautnacht meines gnädigen Gebieters zu ſtören?“

Der Graf wüthete, als er das Reſultat der nächtlichen Expedition des Pfarrers vernahm. Er gab Befehl, daß man unverzüglich in die Feenlinde ſteige, und die Kapſel heraus hole oder die Ueberzeugung gewinne, daß Thoms ſie bereits geholt; aber es war Niemand im Hauſe, Niemand im Dorfe, der dieſem Befehl gehorcht hätte; denn der Sakriſtan und der Todtengräber hatten, nachdem ſie ſich von ihrem Schrecken erholt, dafür Sorge getragen, daß die Kunde ihrer ſchauerlichen Erlebniſſe der verwichnen Nacht mit reißender Schnelligkeit ſich im ganzen Dorfe ausgebreitet hatte. Vergebens tobte Graf Oliver; die Furcht war größer als der Gehorſam. Da befahl er in ſeiner tollen Wuth, den alten Baum an der Wurzel abzuhauen und verſprach denen, die ſich dazu verſtehen würden, eine reiche Belohnung. Dazu fanden ſich Männer; ſie brauchten ja dabei nicht in die düſtre Höhle der Linde nieder zu ſteigen. Eh noch der Mittag herangekommen war, wurde Hand an's Werk gelegt, und mit Säge und Axt gegen das uralte Heiligthum, den greiſen Stamm, der gleichſam ein Bild des Hauſes Mooreland geworden war, gewüthet. Das ſchon ſeit Jahren im Sterben begriffene Holz ſeufzte gleichſam tief auf über den ſchändlichen Mord, der ihm noch widerfuhr, die Zweige ſchüttelten empört ihre letzten Blätter auf den undankbaren Sohn des Hauſes herab, deſſen Glieder den Baum ſtets in Ehren gehalten. Der Graf ſtand aber unbewegt dabei und hörte nicht das ſtille Bedauern und die Klagen der Leute um die alte Linde. Noch war die Arbeit nicht weit gediehen, als Thoms Daly athemlos herbei eilte und den finſtern Grafen haſtig anredete: „Um des heiligen Patriks willen, Herr Graf, ſtehen Sie ab von dieſem Beginnen! Geben Sie Befehl, daß die Leute einhalten! Sie rufen ſonſt Unglück und Verderben auf Ihr Haupt herab. Mein Vater, der krank darniederliegt, hat ſo eben mit Schrecken gehört, was hier geſchieht. Er ſendet mich zu Ihnen und läßt Sie durch mich beſchwören, der Feenlinde zu ſchonen, indem er Ihnen die alte Sage, die ſich an dieſen Baum knüpft und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt hat, in's Gedächtniß zurückruft, daß Derjenige, welcher ſich an dem Baume vergreift, den Fall deſſelben nicht lange überleben wird. Ja man ſagt ſogar, daß das Glück des Hauſes Mooreland an dieſe Linde gekettet ſei und mit ihr fallen müſſe. Halten Sie die mörderiſchen Beile zurück, ſie zerhauen die Wurzel Ihres Lebens!“

Der Graf lachte höhniſch und befahl den Arbeitern mit gebieteriſchem Wink fortzufahren; denn Thoms ängſtliche Bitte war ihm mehr als verdächtig. Vergebens waren alle Bemühungen ihn abzuhalten. Eh noch der Abend herein brach, lag die Linde gefällt und angſtvoll entwichen die Zuſchauer, fürchtend, es möge dem Grafen irgend ein ſchlimmes Ereigniß als Strafe ſeiner Frevelthat begegnen. Er aber ergriff eine Hacke, als der Baum zur Seite gefallen und die Höhle geöffnet war und ſchlug in den bereits aufgelockerten Boden des Strunks; aber eben die aufgewühlte Erde weiſſagte ihm, daß ſeine Bemühung vergebens ſein werde, und nach einer Viertelſtunde angeſtrengter Arbeit warf er Hacke und Schaufel von ſich und kehrte grollend in's

Schloß zu ſeiner jungen Gemahlin zurück, die am zweiten Tag ihrer Ehe die bittern Früchte ſeines tobenden Mißmuthes zu koſten hatte.

Ueber ein Monat war verſtrichen und der alte Brine Daly hatte das Bett wieder verlaſſen und machte einen Spaziergang nach der Stelle, wo die Feen-Linde geſtanden, deren Stätte er jetzt mit traurigen Blicken betrachtete und auf deren noch daliegenden Stamm er ſich ſeufzend niederließ. Langſam, eine Thräne aus dem Auge wiſchend, wandelte er dann zurück, um ſeinen Dienſt bei der Herrſchaft wieder anzutreten. Der Graf nahm ihn ungemein freundlich auf, und unterhielt ſich lange mit ihm. „Lieber Brine,“ ſagte er endlich, „ich ſchicke dieſer Tage meiner lieben Schwägerin Emmy, Eurer Muhme, die in Frankreich von meiner Unterſtützung lebt, einen Wechſel. Mein Neffe Edward Mooreland, der unter Napoleon gedient und ſich Ruhm und Ehrenzeichen erworben hat, wird ſich nächſtens mit einer vornehmen Franzöſin verheirathen. Ihr wißt, daß es Zeit her ſehr ſchwer hielt, Nachrichten aus Frankreich zu erhalten, aber noch ſchwerer, welche hinüber zu befördern. Daher iſt es gekommen, daß ich ſo lange nichts von unſern theuern Verwandten dort erfahren. Deſto größer iſt nun die Freude. Ich weiß, daß Ihr ſie theilt, Brine, und nicht unterlaſſen werdet, dem Neffen ſowohl, wie der Mutter ein freundliches Glückwünſchungsſchreiben dem meinigen beizulegen. Der Wechſel iſt das Hochzeitgeſchenk Edwards.“

Der alte Parkwärter eilte in froher Stimmung nach Hauſe und einige Tage darauf erhielt Graf Oliver ein Paar mächtige Briefe des Greiſes zur Beſorgung nach Frankreich. Jetzt jubelte der Graf; mit leidenſchaftlicher Haſt riß er die Briefe auf und durchlas ſie mit gierigen Blicken.

Statt des kaum verſtummten Jubels brach aber Wuth aus Mund und Augen. „Wieder getäuſcht!“ rief er. „Nun will ich die Brut nicht länger ſchonen.“ Und augenblicks befahl er, Thoms Daly auf das Schloß zu holen.

Ruhig und unbefangen erſchien dieſer vor dem zornigen Gebieter.

„Ich kenne die Treuloſigkeit deines Vaters,“ redete der Graf den Jäger an; „er hat mir aus dem Schloſſe Geld und Dokumente entwendet und in die hohle Feenlinde vergraben.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf,“ fiel ihm der gereizte Thoms in's Wort. „Nicht mein Vater nahm Geld und Dokumente aus dem Schloſſe, ſondern der ſelige Graf Ulyſſes, Ihr Herr Bruder, und dieſem gehörte Beides als unbeſtreitbares Eigenthum. Erſt als Graf Ulyſſes von niederträchtigen Mördern an der Feenlinde aufgehenkt war, vergrub mein Vater den Schatz in den Baum; nun, da Sie dieſen gefällt haben, iſt ja Beides in Ihren Händen. Der Pfarrer hat Ihnen den beſten Rath gegeben."

„In meinen Händen!" ſchrie der Graf. „In meinen Händen ſagſt du, Schurke? Du haſt die Kapſel aus dem Baume geſtohlen, du!"

„Ich? Herr, ich?" rief Thoms erbleichend. „In der Nacht erfuhr ich meines Vaters Geheimniß, und am andern Morgen ließen Sie den Baum fällen."

„Eben in jener Nacht haſt du die Kapſel geholt. Gib ſie gutwillig heraus, oder fürchte das Schlimmſte von mir."

„Und wenn Sie mir das Leben nehmen, ich habe ſie nicht. In jener Nacht ſchlief ich ruhig."

„Wohlan, es wird Mittel geben, deinen Trotz zu brechen."

Thoms wurde in ein unterirdiſches Gefängniß geſteckt und der alte Brine auf das Schloß geführt. Der Greis wurde vom Grafen nicht minder hart behandelt, wie ſein Sohn, und als auch er nichts geſtand, in ein anderes Gefängniß gebracht. Der Graf aber verfügte ſich mit ſeinen Dienern in eigner Perſon in das Parkhaus, und ließ, wie ſchon ein Mal, alle Schlöſſer eröffnen und durchſuchte mit Luchsaugen alle Winkel vom Boden bis zum Keller. Und als er nichts gefunden, ſchwur er in Beiſein Molly's und Nora's hoch und theuer, er werde die beiden Männer ſo lange bei Waſſer und Brot und des Tageslichts beraubt im Kerker liegen laſſen, bis er ihr Geſtändniß erpreßt und die Kapſel in ſeinen Händen ſei. Da ſtürzte Nora, vom größten Jammer überwältigt, zu des Tyrannen Füßen, und bekannte unter Thränen, was ſie gethan, und wer durch ihre Mitwirkung in Beſitz der Kapſel gekommen. Mit Fleiß verſchwieg ſie in der Rettunggeſchichte jegliche Theilnahme ihrer Mutter.

„Unſelige!“ ſchäumte der Graf, einem mörderiſchen Böſewicht haſt du die wichtigſten Papiere in die Hand geliefert. Du ſollſt mir für ihn einſtehen.“ Und ſeiner entfeſſelten Wuth freien Lauf laſſend, wollte er die Arme mit eigner Hand mißhandeln, als er ſich plötzlich von Dart's Gebiß an der Bruſt gefaßt und geſchüttelt ſah, der dem entſetzten, erbleichenden und bebenden Mann mit Löwenſtimme in's Geſicht bellte und ſeine ungeheuern Tatzen auf die beiden Schultern deſſelben gelegt hatte. Der Graf ſchrie Zeter-Mordio und bat endlich flehentlichſt mit weinender Stimme, ihn von der Beſtie zu befreien. Was keine Gewalt vermocht hätte, bewirkte ein einziges Wort Nora's. Der Hund ließ von dem Bedrängten ab. Aber kaum ſah ſich der Graf von ihm befreit, als er ſeinen Dienern Befehl gab, das Thier ſogleich zu erſchießen. Da umklammerte Nora den Hals des Hundes und rief: „Dann muß die Kugel erſt durch meine Bruſt gehen.“ Dankbar blickte ſie Dart mit ſeinen treuen Augen an und leckte ihr die Hände. Außer dem Grafen waren alle Umſtehenden gerührt, und Keiner ſeiner Diener war niederträchtig genug, den Mordbefehl auszuführen. Mit Drohungen und Scheltworten zog er ab. Nora ging aber heimlich zum Richter und ſtellte ſich in's Gefängniß, mit der Bedingung, daß Großvater und Vater, als die Unſchuldigen, freigegeben würden. Der treue Dart begleitete ſie traurig bis an den Kerker, und als man ihm den Eintritt verwehren wollte, that er wie unſinnig. Man mußte ſeinem ungeſtümen Wunſche nachgeben. Brine Daly und ſein Sohn wurden ſofort in Freiheit geſetzt, ihnen aber als unabänderlicher Wille des Grafen angedeutet, daß ſie aus ſeinem Dienſte entlaſſen wären, und am folgenden Morgen das Parkhaus, ſowie innerhalb vierundzwanzig Stunden ſein Gebiet zu räumen hätten. Nora werde wegen ihres Verbrechens der Prozeß gemacht und ſie bis dahin in Haft gehalten werden.

Als der alte Parkwärter dieſe Weiſung erhielt und den Zuſammenhang der Dinge erfuhr, brach er in troſtloſen Jammer aus. „Meine Nora, ſüßer

Herzensliebling! mein Kind! mein Engel!“ rief er verzweifelt. „O warum bin ich denn nicht in der Nacht geſtorben, als ich mein Gelübde gebrochen! Wie wohl wäre mir! Welche entſetzliche Folgen hat dieſe Sünde nicht ſchon gehabt, und noch ſeh' ich kein Ende des Elends. Heiliger Patrik! erlöſe mich doch von den ſchwachen Banden meines Leibes, daß ich zum Frieden eingehe. Ich muß ja doch bald ſterben, warum ſoll ich erſt auswandern, aus dem Hauſe meiner Väter, worin ich aufgewachſen, vertrieben von einem ungerechten Herrn? Warum ſoll ich erſt hinausziehen in die mir fremde Welt, ein alterſchwacher, kranker Greis, und gehen ohne meine Stütze, meine geliebte Nora? So nimm mich doch lieber gleich von dieſer trübſeligen Erde!“ Aber wie der unglückliche alte Mann auch jammerte und ſchrie, er ſtarb nicht, und mußte ſich mit der troſtloſen Familie anſchicken, am folgenden Morgen Heerd und Heimath zu verlaſſen.

Der Kummer ſaß in dieſer Nacht, ein furchtbarer Wächter, ein erbarmungsloſer Peiniger, im Parkhauſe, und verſcheuchte den Schlaf, ſeinen Feind, mit ſalzigem Thränenwaſſer, mit Angſtgeſtöhn und dem Heere der Seufzer. Die erſten Winterſtürme brauſten über die Heide daher und peitſchten die knarrenden Bäume um das Parkhaus. Ihr ängſtliches Rauſchen und das Heulen des Windes, der ſich an den Hausecken brach, paßte gut zu den Lauten, die innerhalb der Wände vernommen wurden. Endlich graute der Morgen; er brachte Schneegeſtöber und Kälte. Thoms Daly's Kinder froren, ſein Weib fror und ihm ſelbſt lief es eiskalt durch Mark und Bein. Thränenſtröme haben ſtets Froſt in ihrem Gefolge. Doch man rüſtete ſich zum Aufbruch. Der alte Brine ſtahl ſich heimlich fort und wagte noch einen Gang auf's Schloß, um ſeine Nora loszubitten. Er wollte den Grafen allein ſprechen, wollte die Knie des harten Mannes umfaſſen, wollte ihn an die Blutsverwandtſchaft erinnern, wollte Alles verſuchen, um die Freilaſſung des theuern Enkels zu erlangen; aber der Graf ließ ihn nicht vor ſich; er wurde ſtreng an der Thüre abgewieſen. Da ſtürzte der Greis wehklagend in das Zimmer der jungen Gräfin.

„Erbarmen Sie ſich, Mylady!“ flehete er händeringend. „Bitten Sie bei'm Grafen meine Nora frei. Ihnen kann und wird er die Bitte nicht abſchlagen. Ich habe nur noch wenig Tage zu leben; vergönnt mir, daß ich ſie mit meiner Nora genieße!“

„Sie hat einem ſchändlichen Menſchen, der mir an's Leben wollte, fortgeholfen,“ verſetzte die Dame kalt, „und ſie muß ſolcher Frevelthat halber ihre Strafe büßen. Sobald dieß geſchehen iſt, ſoll Euch die Dirne ausgeliefert werden.“

Brine warf einen Blick furchtbarer Anklage gen Himmel, und ging dann ſtumm nach dem Parkhauſe zurück, um mit gebrochenem Herzen die Abreiſe nach Kräften zu betreiben. Gegen Mittag waren ſie zum Aufbruch fertig. Ihre Habſeligkeiten waren auf einen Wagen geladen, auf dem auch die jüngſten Kinder Platz gefunden hatten. Der alte Daly wandte ſich noch ein Mal nach dem Hauſe zurück und ſprach: „Leb' wohl, Haus, worin ich geboren wurde! Ich gedachte auch in dir zu ſterben, bald zu ſterben. Jetzt weiß ich nicht, wohin ich mein lebensmüdes Haupt hinlegen ſoll, um den letzten Kampf zu kämpfen. O daß ich mein Gelübde gebrochen!“

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Thoms führte ſeinen Vater. Alle verſammelten Dorfbewohner weinten und nahmen herzlichen Abſchied. Molly ſchluchzte noch an der Kerkerthüre ihrer Nora, aber ſie erflehte keinen Einlaß. Troſtlos wankte ſie von dannen, den Uebrigen nach. In dieſem Augenblick kam Dart mit einer ſeines Namens würdigen Schnelligkeit am Zaune des Parks in weiten Sätzen hergeſchoſſen, ſprang an Brine und Thoms heulend empor und bezeigte eine große Freude, dann eilte er weiter nach Nora's Gefängniß, heulte vor der Thüre, und machte eben ſo wieder, an den Auswanderern vorbei, den Rückweg, bis er hinter der Parkecke verſchwand. Plötzlich traten hinter dieſer Ecke Menſchengeſtalten hervor, und da ſie ziemlich nah waren, erkannte man in ihnen bald einen Haufen berittenes Militair, dem ein von vier Poſtpferden gezogener ſchöner Reiſewagen folgte. Dart ſchoß indeſſen zwiſchen beiden Zügen mehrmals hin und her und gab Zeichen der größten Freude von ſich. Verwundert ſah die Familie Daly, wie einer der Reiter abgeſtiegen war, und den Hund liebkoſete, der dann wieder blitzſchnell nach dem Gefängniß rannte. Als ſich die beiden Haufen begegneten, eilte jener Mann mit einem Ausruf ſtürmiſcher Freude auf Brine los, der in ihm ſofort den jungen Fremden erkannte, der ſich in Beſitz der Kapſel geſetzt. „Herr!“ rief der Greis, „Sie ſendet Gott, mir meine Nora zu befreien.“

„Nora befreien?“ fragte Jener.

„Ja, ſie ſitzt Ihretwegen im Gefängniß, und der Graf Mooreland hat uns Ihretwegen vertrieben. Wir ziehen eben aus.“

„Gelobt ſei Gott!“ rief der junge Mann, „daß wir zur rechten Zeit kommen. Umgekehrt, lieber Alter, umgekehrt, ihr Leute! Auf Schloß Earnhall habe ich jetzt allein zu befehlen.“

„Sie? Und wer ſind Sie denn?“

„Das laßt Euch von der Frau ſagen, die in dieſem Wagen ſitzt,“ verſetzte Jener und führte den ſtaunenden Greis zum Wagen, deſſen Schlag er öffnete. Brine ſtarrte in ein ihm bekanntes Geſicht; dann rief er: „Emmy, Muhme Emmy, Goldherz! Mylady, Frau Gräfin wollt' ich ſagen.“

„Ja, lieber Vetter, Brine Daly, ich bin deine Muhme, und komme, mein Leben bei dir zu beſchließen.“

„Und dieſer da?“ fragte Brine ahnend.

„Iſt mein älteſter Sohn, Graf Edward Mooreland.“

„Heiliger Patrik, ſei geſegnet! So iſt ja die Kapſel in die rechten Hände gefallen.“

„Ja, das iſt ſie, guter alter Vetter,“ ſagte der junge Graf.

„Aber wo hat er denn ſeine junge Frau?“

„Ich habe noch keine, ſondern will ſie mir erſt nehmen.“

„Wo iſt ſie denn, die ſchöne Dame, damit ich ihr Glück wünſche.

„Wartet noch einige Augenblicke, Alter, nachher will ich ſie Euch vorſtellen. Jetzt will ich erſt Beſitz ergreifen von meines Vaters Erbe.“

Auf das Pferd ſich ſchwingend, ſprengte er mit den Soldaten dem Schloſſe zu. Brine ſetzte ſich, auf ihre Einladung zu ſeiner vornehmen Muhme in den Wagen und unter Fragen und Antworten verſtrich die Zeit. Die übrigen Glieder der Dalyſchen Familie hatten ſich um den Wagen gedrängt, und ſtaunten hinein, und die Gräfin reichte Einem um den Andern freundlich die Hand. Alle waren verblüfft über den ſchnellen Wechſel ihres Schickſals; doch wußte eigentlich noch Niemand, woran er war.

Graf Oliver Mooreland hatte eben ſeine Jagdbüchſe geladen und war in den Hof hinabgeſtiegen, um mit eigner Hand den ihm verhaßten Hund, der mit ſeinem Freudenheulen vor Nora's Gefängniß, das ganze Schloß erfüllte, zu erſchießen. Unten begegnete ihm ſeine junge Gemahlin, die ihm hocherfreut zurief: „Wir bekommen Gäſte. Eine Suite ſtattlicher Reiter, und wenn ich nicht irre, Militär, ſprengt auf das Schloß zu.“

„Militär?“ fragte der Graf befremdet. In dem Augenblick trabten die Reiter in den Hof.

„Hier find' ich ſchon meinen Mann, ſagte Graf Edward, vom Pferde ſpringend und auf den Grafen Oliver zueilend. Die Gräfin Alce kreiſchte, plötzlich ihn erkennend: „William Guire!“

„Nicht alſo iſt mein wahrer Name, gnädige Frau,“ ſagte Jener mit einer höflichen Verbeugung. „ſo hieß ich nur als Ihres Vaters Jäger und als — Ihr Geliebter. Beides bin ich nicht mehr; vielmehr ſtelle ich Ihnen in meiner eignen Perſon Ihren Neffen, den Grafen Edward Mooreland vor, und ich bin, trotz Ihrer Abmahnungen, mein Herr Oheim, von Frankreich herüber gekommen, um Ihnen für die große Gefälligkeit zu danken, daß Sie, ſtatt für mich um dieſe Dame zu werben, wie ich Sie beauftragt hatte, dieſelbe ſelbſt heimgeführt haben; Sie können nicht glauben, wie glücklich Sie mich dadurch gemacht haben. Den zweiten und minder wichtigen Grund meines Erſcheinens vor Ihnen, Herr Oheim, ſuchen Sie in meiner Abſicht, meine Güter, die Sie zeither verwalteten, in Beſitz zu nehmen. Es haben ſich Dokumente vorgefunden, welche von der königlichen Kammer geprüft, unwiderlegbar dargethan haben, daß Ihnen, Ihrer Geburt zufolge, auch nicht die mindeſten Anſprüche an dieſe Güter gebühren, und des Königs Gnade hat mich wieder in deren vollen Beſitz geſetzt, wie Ihnen dieſe Herren hier bezeugen werden. Ich erſuche Sie daher, noch heute ſammt Ihrer Frau Gemahlin dieß Schloß zu räumen und nicht nähere Erörterungen über den gewaltſamen Tod meines guten Vaters abzuwarten.“

Graf Oliver ſtand bleich und zitternd da, und vermochte keine Sylbe zu antworten. Der teufliſche Gedanke zuckte ihm durch den Kopf, das ſcharf geladene Gewehr auf ſeinen Neffen abzudrücken;

aber er ſah ſich von den Soldaten ringsum beobachtet, und die Hand, die er erhoben, ſank unſchlüſſig zurück.

„Wo ſind die Schlüſſel zu Nora's Gefängniß?“ rief Graf Edward, und augenblicklich wurden dem neuen Herrn Dienſte geleiſtet. Niemand kümmerte ſich mehr um den erdfahlen, alten Mann in der modern friſirten Perücke, der mit erloſchenem Blick über den Hof nach dem Park zu wankte, die geladene Büchſe krampfhaft umſpannend.

„Will!“ jammerte die Gräfin, „du biſt der Neffe meines Gatten? O warum haſt du mir das nicht früher geſagt?“

„Ein Glück für mich, daß ich es nicht that, Mylady. Gegen das ſtrenge Verbot meines Oheims trieb mich die Sehnſucht, mein Vaterland wieder zu ſehen und kennen zu lernen, über den Kanal. Ich hatte kaum Irland unter dem Namen William Guire — den ich, um meinen Oheim zu täuſchen, angenommen — betreten, als ich Sie ſah, Mylady. Ihre Reize beſtachen mich, feſſelten mich. Ich konnte nicht fort, und gab alle Pläne auf, die ich in Bezug auf meinen Oheim, deſſen Denk- und Handlungsweiſe mir ſchon einigermaßen bekannt war, gefaßt hatte. Ich ſuchte und fand Jägerdienſte im Hauſe des Lords O'Connor, Ihres Vaters; ich ſuchte und fand Ihre Liebe, Mylady. Ich war unausſprechlich glücklich, daß Sie nur den Menſchen in mir liebten, nicht den Stand. Ich forderte unbedingtes Vertrauen, und indem Sie meiner Forderung zu genügen ſchienen, träumte ich von einer Seeligkeit, die mir in dichteriſchen Beſchreibungen als übertrieben gedäucht hatte. Ich Thor ahnte nicht, daß es eben nur meine Männlichkeit war, die Sie reizte — ſchweigen wir davon! Ich hatte mir die Sache ſehr ſchön ausgedacht: ich wollte Ihnen eine herrliche Ueberraſchung bereiten. Deshalb eilte ich nach Frankreich zurück, ſchrieb an meinen Onkel, der ſich mir ſtets als Wohlthäter vorgeführt hatte, und bat ihn, bei'm Lord O'Connor um deſſen Tochter Alce für ſeinen Neffen, den Grafen Edward Mooreland, anzuhalten. Ich wußte und freute mich darauf, daß Sie Ihres geliebten William Guire wegen dieſe Partie ausſchlagen und Ihrem Vater trotzen würden; dann wollte ich in Ihr Haus treten und in Ihre Arme ſinken mit dem Ausruf: „Ich bin Edward Mooreland, dein Geliebter. O über den kindiſchen Traum! Mein Onkel wurde, als er mit meinem Auftrag zu Ihnen kam, ſelbſt dermaßen von Ihren Reizen entzückt, Mylady, daß er eine neue Treuloſigkeit zu den vielen alten an mir beging, und ſtatt für mich anzuhalten, für ſich ſelbſt um Sie warb. Und Sie — ei nun, Sie wurden Gräfin Mooreland und hofften, den ſchmucken Jäger William Guire, ſobald er wiederkehre, in Ihre Dienſte auf Earnhall zu nehmen. Und als ich nicht eher wiederkehrte, als zu Ihrem Vermählungstage, ein Bote Ihrer Schweſter, der ich mich als ſolcher aufgedrungen, als Sie die Hoffnung aufgegeben hatten, mich als Ihren Jäger anzuſtellen, wollten Sie, ungnädig über mein Erſcheinen, mich nicht ſehen und hören, und ſchrieen mich für einen Mörder aus, der Ihnen an's Leben gewollt. Doch ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür; denn gerade dieſem Umſtand verdanke ich mein Glück.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als eine Bewegung und ein unruhiges Geflüſter unter den Umſtehenden entſtand. Ein ſeltſames Gemiſch von Schadenfreude und Schrecken malte ſich auf den Geſichtern. Edward fragte, was es gebe. Man hatte kurz zuvor einen Schuß gehört; nun wurde berichtet, Graf Oliver habe ſich auf dem noch am Platze liegenden Strunk der Feenlinde ſo eben erſchoſſen.

Dieſe Nachricht machte auf keins der Anweſenden einen tiefen Eindruck, auch nicht ein Mal auf die Gräfin.

„O Edward!“ ſeufzte ſie, „das Unglück verfolgt mich mit grimmen Schlägen. Doch es kann noch Alles gut werden. Nie hab' ich einen Augenblick aufgehört, dich zu lieben. Nur böſe Umſtände zwangen mich, deinem Oheim meine Hand zu geben;

mein Herz haſt du ſtets beſeſſen und es wird dir immer gehören.“

„Ich danke höflichſt für Ihr gütiges Geſchenk, Mylady; ich kann in der That keinen Gebrauch davon machen. Denn ich ſuche mir ſo eben ein Herz, dem ich Alles verdanke, in dem Gefängniß, das in dieſem Augenblick geöffnet worden iſt.“

Indem er ſich umwandte, erblickte er Nora Daly, die aus ihrer Haft entlaſſen worden war, und ſie umſchlingend rief er: „Hier ſteht ein dankbarer Mann vor dir, Nora, der zweimaligen Retterin ſeines Lebens, und bietet dir zum Lohn ſeine Hand, ſein Herz und die Güter des Grafen Mooreland an.“

Nora faßte ſich an der Stirn wie eine Träumerin.

„Schlag ein! Schlag ein, Nora, Liebling!“ rief Brine Daly hinter ihr — die ganze Familie war unterdeſſen in den Hof gekommen — „es gibt keinen Grafen Mooreland weiter als ihn, und daß er hier Herr iſt, hat er dir zu danken. Er iſt meiner Muhme Emmy Sohn, und ſie ſteht ſelbſt hier, euch zu ſegnen, Kinder.“

Da ſank Nora, vom Gefühl überwältigt in des beglückten Jünglings Arme. Die Gräfin Alce entfernte ſich ſchnell. Dart drängte ſich bellend zwiſchen Nora und Edward. „Auch du biſt mein Retter!“ ſagte dieſer zu ihm, ihn ſtreichelnd, „auch du ſollſt belohnt werden.“

„Eigentlich ſollte ich mit dir ſchmollen, Edward," ſagte Brine vertraulich, „daß du als du zuerſt heimlich nach Irland kamſt, mich nicht gleich aufgeſucht. Du hätteſt dann wahrlich die Kapſel nicht mit Lebensgefahr zu ſtehlen gebraucht."

„Der Teufel hatte mich in der Geſtalt eines ſchönen Weibes geblendet, und dann kannte ich Euch nicht, traute Euch nicht, guter, alter Vetter; denn Ihr wart im Dienſte meines Oheims und ich glaubte Euch ſeinen Intereſſen ganz ergeben. Deshalb entdeckte ich mich Euch nicht. Mein Oheim, der uns allerdings in Frankreich unterſtützte, machte aber ſtets die Bedingung, daß ich nie nach Irland kommen dürfe, weil ich geächtet ſei. Ich fürchtete mich ſehr vor ſeinem Zorn. Nun weiß ich freilich, weshalb er mich nicht hat haben wollen."

Sobald Graf Oliver begraben war, begab ſich Edward mit Mutter und Braut, mit Brine, Thoms und Molly zum Grabe ſeines Vaters. Dort verklärte ſich ihre Freude zur Wehmuth. Sie beteten. Dicht am Grabe hatte die alte gefällte Linde einen neuen ſchon ziemlich ſtarken Sprößling getrieben.

„Schöne Vorbedeutung deines Hauſes!" rief Brine zu Edward gewendet. „Der alte unheimliche Baum iſt gefallen, und gefallen iſt, der ihn fällte, wie's die Sage prophezeiht. Aber ein neuer, kräftiger, freundlicher Sprößling ſteht ſchon da: ſo wird das Haus Mooreland neu und kräftig wieder erblühen."

„Wohlan, ſo will ich der jungen Linde pflegen, als eines neuen Familienheiligthums!" fügte Edward hinzu. „Sproßt ſie doch aus meines Vaters Grabe."

„Und auch des treuen Dart wollen wir warten," ſagte Nora verſchämt.

„Auch ſein Geſchlecht darf nicht untergehen ſo lange das unſrige blüht," erwiederte Edward und ſtreichelte den freudigen Hund.

Als ſie in das Schloß eintraten, war Gräfin Alce ſchon abgereiſ't, um zu ihrem Vater zurückzukehren. —

Edward und Nora wurden bald ein gar glückliches Paar, und Beide wetteiferten in der innigſten thätigſten Liebe zu ihren Eltern, vorzüglich zum alten Brine, über deſſen Lebensabend ſich eine herrliche Abendröthe gebreitet hatte. Doch der Gedanke: er werde den Tag ſeines Gelübdes nicht wieder erleben, wich nicht von ihm. Vielmehr hatte ſich ſeiner bald noch ein anderer Gedanke bemächtigt, nämlich: daß ihm ſeine Sünde nun vergeben ſei, und er die Strafe dafür abgebüßt habe. Ohne Sünde und in Frieden werde er nun abgerufen werden. Der Tag ruckte näher, und Brine befand ſich munter und wohl. Die Familie ordnete im Geheim eine kirchliche Feierlichkeit zu dem Tage an. Nora wand ihm einen Kranz, den ſie ihm, als einem dem Leben wieder Geſchenkten, in die Silberlocken drücken wollte. Aber es waren Spätherbſtblumen dazu.

Abends vorher drückte der Greis, ſelig lächelnd wie immer, Allen die Hand, eh' er ſich zur Ruhe begab. Er hatte lange nicht von ſeinem Gelübdetag geſprochen, und mit Fleiß war er von Niemand daran erinnert worden. Früh blieb er lange im Bette. Nora ging, um nach ihm zu ſehen, und ihm Glück zu wünſchen. Er ſchien noch ruhig zu ſchlafen. Doch ein beängſtigender Gedanke zuckte plötzlich durch Nora's Kopf. Sie beugte ſich zu ihm nieder. Er athmete nicht mehr. Das ſelige Lächeln ſchwebte aber noch über ſeinen Zügen. Nora's Kranz wurde zu ſeinem Todtenkranze, das Kirchenfeſt zu ſeiner Todtenfeier. Er hatte den Tag des Gelübdes nicht wieder erlebt.

Der Prieſtermord.

Hiſtoriſche Erinnerung.

Man tadle es nicht, daß wir hier ein in die Nebel der Vergangenheit gehülltes Bild entſchleiern und wieder auf die Spur deuten, welches die Raſerei des blinden Fanatismus, in dem gräßlichen Wahne, es geſchehe zur Ehre Gottes und zur Förderung der chriſtlichen Religion durch rohe dolchbewaffnete Hand vergoß. Wie? Wäre es nicht an der Zeit, ſolche Bilder wieder heraufzuführen und ſie der Gegenwart vorzuhalten, damit ſie ſich ſelbſt daran erkenne und ihre bedenklichen Zeichen deuten lerne? Wenn es überhaupt wahr iſt, daß die Gegenwart, welche Farben ſie auch immer tragen möge, doch ſtets in irgend einem Abſchnitt der Vergangenheit ihren Spiegel finde, worin ſie der in ihr Befangne allein wahrhaft objectiv erkennen könne: ſo wird man zugeben müſſen, daß die nachfolgende Darſtellung uns manche mit den ſchimmernden Lumpen und Lappen des frömmelnden Myſticismus ausſtaffirte Geſtalt unſrer Zeit in ihrer ſcheußlichen Nacktheit erblicken laſſen.

Dieſe Erzählung gehört in unſre Tage, wo die Hyder des Fanatismus wieder keck die Häupter erhebt, wo die unheilige Saat des Kadmus, die Zähne des alten geſtürzten Drachen, wieder aufgeht, und ſich zur Ehre Gottes gegenſeitig bekämpft und niedermacht, wo Büberei und Nichtswürdigkeit die Larve der Frömmigkeit vornimmt und mit widriger Frechheit gegen die Männer des Lichts und der Wahrheit falſch Zeugniß ablegt, die gleiſende, ſchleichende, giftige Schlange, die den ſorglos wandelnden Starken in die Ferſen ſticht und dem Schwachen zuflüſtert: Iß vom Baume der Erkenntniß den Apfel, du wirſt mit nichten ſterben, ſondern dadurch wahrhaft ſelig werden. Wären ſie nur mächtig und ſtark, den Willen haben ſie ſchon, uns zur Ehre Gottes auszurotten; hätten ſie nur Legionen, es würden ſich Schauſpiele wiederholen, wie der Kampf gegen die Waldenſer, die St. Bartholomäusnacht ꝛc. — Doch was vermag nicht ſchon ein Einzelner, von fanatiſcher Wuth entbrannte Schwärmer, wie wir ſie wieder unter uns aufſchießen ſehen gleich giftigen Pilzen! Welch Gräuel kann er vollbringen! Mord und Entſetzen trägt er in das ſtille Haus des Friedens. Darum, ihr guten Hirten, verlaßt die Schafe nicht, wenn der Wolf kommt. Ach, er kommt im Schafskleide, lernt ihn erkennen.

Im Jahre **1723** meldete ſich in Dresden bei der lutheriſchen Geiſtlichkeit ein Mann, mit dem Vorgeben: er wolle zu ſeiner Beruhigung aus der katholiſchen Kirche, in welcher er geboren und auferzogen ſei, heraus und zur lutheriſchen übertreten, da dieſe, ſeiner gewonnenen Ueberzeugung nach, die Lehren des Chriſtenthums rein und in ihrer urſprünglichen Geſtalt gebe, die katholiſche dagegen unlauter und durch Menſchenſatzung verfälſcht. Man hat ſpäter nicht ermitteln können, ob dieß damals wirklich die Ueberzeugung jenes Mannes geweſen ſei, oder ob er ſolches blos vorgegeben, irgend eines zeitlichen Intereſſes wegen. Sein Name war **Franz Lauber**; er ſtand im vierzigſten Jahre, war im Dorfe Oberhauſen bei Augsburg geboren, hatte das Fleiſcherhandwerk erlernt, welches für ſeine ſpätere That nicht ohne Bedeutung iſt, war als Geſelle unter die Soldaten gekommen und hierauf Heiduck bei dem Erzbiſchof von Valencia geworden. Als Diener eines reichen katholiſchen Herrn, von denen es nach Auguſt des Starken Uebertritt zur katholiſchen Kirche und der dadurch bezweckten Erlangung der polniſchen Königskrone in Dresden wimmelte, war er nach Dresden gekommen. Früher hatte er ganz Europa durchzogen, konnte ſich faſt in allen Sprachen unſeres Welttheils verſtändlich machen, und war des Franzöſiſchen und Italieniſchen vorzüglich mächtig.

Als Lauber ſeinen Willen ernſtlich zu erkennen gegeben hatte, eilte man ihm nicht etwa drei Viertheile des Wegs entgegen, wie dieß überhaupt niemals den Prieſtern der proteſtantiſchen Kirche hat zum Vorwurf gemacht werden können; ſie haben ſich vielmehr zu allen Zeiten ſtreng befliſſen, jeglichen Schein niedriger Proſelytenmacherei von ſich fern zu halten. Wer nicht durch die innere göttliche Wahrheit der proteſtantiſchen Lehrſätze für unſere Kirche gewonnen wird, ſoll es nicht durch die ſchlaue Ueberredungskunſt eines Geiſtlichen, welcher meint, dem Himmel eine Seele zu erretten. Auch jenem Lauber wurde der Uebertritt keineswegs leicht gemacht. Erſt befragte man ihn lange und vielfältig über die Abſicht ſeines Vorhabens, und nur, nachdem er ſtets dabei verblieben war: es geſchehe aus der reinſten Abſicht und zur Beruhigung ſeiner Seele, welche er in der katholiſchen Kirche nicht finden könne, erlaubte man ihm, ſich unter den Geiſtlichen Dresdens einen Lehrer zu wählen. Er nahm den wegen ſeiner chriſtlichen Milde und Sanftmuth nicht minder als wegen ſeiner ausgezeichneten Gelehrſamkeit und ſeines ſtarken Eifers für die proteſtantiſche Lehre berühmten M. Herrmann Joachim **Hahn**, *) Archidia-

---

*) Herrmann Joachim **Hahn** war am **31**. Juli **1679** zu Grabouc im Meklenburgiſchen, wo ſein Vater, Julius Ernſt Hahn, damals Paſtor war, geboren. Später wurde der Vater Hofprediger und erlebte als Jubelgreis das unglückliche Ende ſeines Sohnes. Hahn's Mutter war eine Tochter des Rathsbaumeiſters Jäger in Lübeck. Der talentvolle Knabe wurde vom Vater und auf der Schule ſeines Geburtsortes unterrichtet,

konus zum heiligen Kreuz. Hahn war wegen ſeines reinen wahrhaftigen Eifers für Gottes Wort und

---

und bezog im Jahre **1696** als ſiebzehnjähriger Jüngling die Univerſität Leipzig. Aus ſeinem Jugendleben iſt der Umſtand höchſt merkwürdig, daß er, zwölf Jahr alt, in ein fließendes Waſſer fiel, woraus ihn ein Greis ziemlich ſpät rettete, welcher einſt Hahn's Vater in gleichem Alter aus demſelben Fluß gezogen hatte. In Leipzig ernährte ſich Hahn kümmerlich durch Informiren, Abſchreiben 2c., denn ſein Vater hatte ihn nur im erſten Jahre eine Unterſtützung zukommen laſſen können. Zudem hatte er das Unglück, daß ihm ein Wagenrad über den Kopf ging. Im Jahre **1700** ſchrieb er zur Erlangung der Magiſterwürde eine gelungene Abhandlung: de ortu et progressu logices. Später hielt er unter D. Seligmann eine Disputation: de Sabbato und wurde hierauf zum Baccalaureus der Theologie promovirt. **1706** wurde er vom Dresdner Stadtmagiſtrate nach gehaltener Gaſtpredigt zum letzten Diakonus der Kreuzkirche in Dresden berufen. **1707** am Sonntag Lätare hielt er die Antrittspredigt, wurde im ſelbigen Jahre Frühprediger und **1708** Freitagsprediger. In dieſem Jahre verheirathete er ſich mit der jüngſten Tochter des Conſiſtorialraths und Paſtors an der Thomaskirche zu Leipzig, D. Immanuels Horn's, Dorothea Sophia, durch welche er Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern ward, wovon ihn aber nur drei Söhne und eine Tochter überlebten. Die drei Söhne waren Theologen; der älteſte M. Immanuel Ernſt Hahn, Waiſenhausprediger in Dresden, ſtarb als Diakonus **1746** im **35**ſten Lebensjahre und hinterließ vier Söhne

Luthers Lehre ſeinen Glaubensgenoſſen vorzüglich theuer. Man betrachtete den von edler Freimüthigkeit und göttlicher Wahrheitsliebe beſeelten Mann, deſſen mahnendes, belehrendes, tröſtendes Wort ſtets treue Kunde von ſeiner Seele gab, mit Recht in jener drang- und angſtvollen Zeit als eine feſte Säule der lutheriſchen Kirche in Sachſen. Und hatte man nicht etwa Grund genug ſich auf Männer, wie Hahn zu ſtützen und von ihnen Abwehr zu hoffen des unabläſſigen Strebens der römiſchen Kirche, das Licht auszulöſchen, welches in Sachſen entglommen war? — —

Friedrich Auguſt II. hatte zwar nach dem Uebertritt zur katholiſchen Kirche ſeinen Unterthanen ver-

---

und eine Tochter. Seine Nachkommen leben noch in Dresden. Der zweite Sohn des Archidiakonus M. Herrmann Joachim war M. Johann Friedrich Hahn, Paſtorſubſtitut zu Guſtrow; der dritte M. Gottlieb Herrmann Hahn, Diakonus zu Mühlberg. Von beiden leben noch Nachkommen. Die Tochter, Johanna, Veronica, war ſpäter eine verehelichte von Bov.

Im Jahre 1724 war M. H. J. Hahn zum Archidiakonus und Mittwochsprediger ernannt worden und wirkte mit großem Segen. Er war nicht allein ein eifriger und frommer Lehrer, ſondern auch ein fleißiger Schriftſteller in ſeinem Fache. Seine Schriften finden ſich verzeichnet in: „Denkwürdigkeiten aus der Reformations-Geſchichte der Reſidenzſtadt Dresden. Zweite Auflage. Meiſſen, 1827. F. W. Goedſche. S. 257 u. 258.

ſprochen, und er hat dieß Verſprechen auf die dringendſten Vorſtellungen der Landſtände ſpäter oft wiederholt, der Religions- und Gewiſſensfreiheit ſeiner Unterthanen niemals zu nahe zu treten; aber nichts deſto weniger befahl er ſchon ein Jahr nach ſeinem Uebertritt, daß nicht wider die katholiſche Kirche auf den lutheriſchen Kanzeln gepredigt, daß die Lieder: Erhalt' uns Herr, bei deinem Wort ꝛc. und: O Herr Gott, dein göttlich Wort ꝛc. durchaus nicht bei'm Gottesdienſt geſungen, und endlich, daß die Leute nicht in Sachſen geduldet werden ſollten, welche ſich dahin begäben: um aus der katholiſchen Kirche in die lutheriſche über zu gehen.

Noch größer war der Schrecken in Sachſen, als auch des Kurprinzen öffentlicher Uebertritt zur katholiſchen Kirche zu Wien (11. Oct. 1727) bekannt wurde. Man hatte mit Recht Alles zu befürchten, denn die katholiſche Geiſtlichkeit gewann großen Einfluß und wußte ihn geſchickt zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die lutheriſchen Glaubensgenoſſen traten nun enger zuſammen, und manche ſchöne Blüthe entſproß dieſer kirchlichen Verbindung. Männer, wie der Superintendent D. Löſcher, Oberhofprediger D. Marperger, Hofprediger Engelſchall, Paſtor M. Hilſcher zu Neuſtadt, M. Hahn und A. ſtanden an der Spitze und kämpften mit der Lehre des Evangeliums gegen alle Umtriebe des katholiſchen Klerus.

M. Hahn war dabei ein biederer wohlthätiger Mann, für die Schule Dresdens ſehr thätig, und demnach ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn in Wort und That. Dieſen Mann ſehen wir nun als den gewiſſenhaften Lehrer des Franz Lauber, welcher ſeinem Vorgeben nach, ſich ſehr glücklich fühlte, einen ſolchen geiſtlichen Rath gefunden zu haben. Nach langgenoſſenem Unterricht wurde Lauber in die lutheriſche Kirche aufgenommen, ja M. Hahn blieb dabei nicht ſtehen, ſondern verſchaffte durch ſeine uneigennützige und vielvermögende Vermittelung ſeinem geſchäftsloſen Beichtkind, nach deſſen Wunſche, einen Poſten bei den in Dresden ſtehenden Schloßtrabanten. Nachdem Lauber drei Jahre zur völligen Zufriedenheit ſeiner Obern in dieſem Dienſte geſtanden hatte, eröffnete er im Anfang des Jahres 1726 ſeinem Beichtvater den Wunſch, des Dienſtes entlaſſen zu werden, und M. Hahn bewirkte durch ſeine Fürſprache auch Lauber's Entlaſſung. Als dieſe erfolgt war, kam Lauber nicht mehr in das Haus ſeines Beichtvaters; man ſah ihn vielmehr mit Jeſuiten und ſchlechten Katholiken umgeben, und eine katholiſche Weibsperſon, die mit Geiſtlichen ihrer Kirche in Verbindung ſtand, ſoll ihn, der Sage nach, in ſehr kurzer Zeit zum fanatiſchen Schwärmer umgebildet haben. Dieſe Schwärmerei ſtieg bis zur Raſerei, und obgleich er mit Ueberlegung und entſetzlicher Kaltblütigkeit eine der ſchauderhafteſten Thaten beging, deren ein Menſch fähig ſein kann, ſo können wir ſeinen Zuſtand doch mit keinem andern Namen, als dem der fanatiſchen Raſerei bezeichnen. Genau hat nicht nachgewieſen werden können, wie Lauber in den Monaten Februar bis Mai das geworden war, als was wir ihn am 21. d. M. erblicken; und die katholiſche Geiſtlichkeit bot Alles auf, um dieſe Zeit in Dunkel zu laſſen und den Schleier, welcher über Lauber's Leben in dieſer Periode lag, zu erhalten.

Es war am 25. Mai 1726 Mittags nach ein Uhr, Dienſtag nach dem Sonntag Cantate, als Lauber wieder in der bisher von ihm gemiedenen Wohnung des M. Hahn in der Pfarrgaſſe in Dresden erſchien.

Hahn ſaß eben im Kreiſe ſeiner Familie am Mittagstiſche, als ihm Lauber angemeldet wurde, und ließ dem um eine Unterredung Bittenden ſagen, er möge nur eine kleine Weile warten. Lauber dagegen läßt den Archidiakonus dringend erſuchen, die Berathung mit ihm nicht aufzuſchieben, weil ſeine heftigen Gewiſſensſcrupel und Gemüthsunruhe ſolches verlangten. Auf ſolch ernſtes Wort erhebt ſich M. Hahn ſogleich und tritt in das Vorzimmer zu Lauber, um den vermeintlich Bedrängten mit geiſtlichem Rath und troſtvollem Zuſpruche zu Hülfe zu kommen. Freundlich führt er den Menſchen an ein Fenſter und bittet ihn ſein Herz auszuſchütten. Lauber beginnt nun mit vielen Worten und bibliſchen Verſen Dank abzuſtatten für die vielen weltlichen und himmliſchen Wohlthaten, die er von M. Hahn empfangen habe, rühmt die großen Verdienſte, welche der Prediger ſich durch ſeine Bekehrung erworben u. d. m. Hahn ſucht das übertriebene Lob beſcheiden mit der Weiſung abzulehnen, daß er ſeinem Gott und ſeinen Mitmenſchen ſchuldige Pflicht erfüllt habe. Lauber erwiedert hierauf: er wiſſe wohl, daß man den Herrn Magiſter zu den guten Hirten zählen müſſe; ob demſelben auch der Spruch bekannt ſei: ein guter Hirt läßt ſein Leben für die Schafe? Als Hahn dieß bejaht, fährt Lauber fort: „Nun wohl, wenn Ihr ein guter Hirt ſeid, könnt Ihr Euer Leben auch für Schafe laſſen?“ Hahn erwiedert, er ſei zu jeder Zeit bereit, in feſtbegründeter Hoffnung auf ein beſſeres himmliſches Leben für ſeinen Glauben, Licht, Wahrheit und Recht das irdiſche Leben aufzuopfern. Da ändert Lauber plötzlich den Ton der Stimme, und ruft ſeinem Lehrer und Wohlthäter die fürchterlichen Worte zu: „So wiſſe denn. du Seelenverführer, daß ich von Gott geſandt bin, dir augenblicklich das Leben zu nehmen!“ Sogleich wirft der gräßliche Menſch dem erſchrockenen Prieſter einen Strick, den er während der vorigen Rede aus der Rocktaſche hervorgezogen, um den Hals, langt ein zehn Zoll langes Meſſer, welches er Vormittags erſt gekauft und ſcharf geſchliffen, nebſt drei großen ſieben Zoll langen Nägeln, aus der Bruſttaſche, und verſetzt dem unglücklichen Opfer des Fanatismus und beklagenswerthen Martyrer der evangeliſchen Lehre fünf ſtarke Stiche in die Bruſt und den Rücken, ſchleppte ihn dann zur Treppe, wobei Kopf und Geſicht vom Aufſchlagen auf den Boden tödtliche Contuſionen erhielten.

Die Magd des Unglücklichen eilt zuerſt auf ſein Geſchrei herbei und wollte dem entſetzlichen, kaltblütigen Mörder in die Arme fallen, da er ihr aber drohete, den Mordſtahl gegen ſie zu kehren, ſo floh ſie beſtürzt, um Hahn's Gattin und Kinder herbei zu rufen. Zu ſpät erſchienen dieſe mit dem Angſtgeſchrei furchtbaren Schreckens und unbeſchreiblicher Verzweiflung. Der gräßliche Mord war ſchon vollbracht, und die aus Lauber's Augen blitzende Mordluſt, ſowie die entſetzlichen Drohworte deſſelben, nöthigten die Familie, auf ihre eigene Rettung zu denken.

Da der Lärm im Hauſe bald größer wurde, ſo ließ der Mörder den Magiſter in Todeszuckungen an der Treppe liegen, neben ihm den Strick, das Meſſer und die Nägel, womit er die Leiche hatte kreuzigen wollen. Nun floh er aus dem Hauſe, der Stätte ſeines ſcheußlichen Verbrechens, durch die bereits verſammelte Menge über den Altmarkt durch die Schöſſergaſſe nach dem Schloſſe. Mehrere Menſchen, die ſich von ſeiner Mordthat überzeugt hatten, eilten ihm nach, beſonders einige kleine Kreuzſchüler; dieſe riefen der Trabantenwache am Schloßthore zu, welche den Mörder ſofort feſthielt und gefangen nahm. Warum er ſich gerade in das Schloß flüchten wollte, bleibt immer höchſt merkwürdig und bedenklich, jedenfalls mußte er Urſache zu hoffen haben, er werde dort einen Beſchützer und Retter finden. Und keineswegs hat die katholiſche Hofgeiſtlichkeit ſich von dem ſchwer auf ihr laſtenden Verdachte einer ſtillen Theilnahme dieſes Verbrechens reinigen können; im Gegentheil bewieſen nachfolgende Erſcheinungen, daß man in den damals umgehenden Gerüchten ihr nicht zu viel gethan hatte. Denn nicht nur, daß Lauber ſogleich nach ſeiner Einbringung die Mordthat mit recht freudigem Gemüthe geſtand, ſondern er küßte auch die ihm angelegten Feſſeln und nannte ſie Jeſus-Bande, und wandte ſich mit den Worten zu der ihn begleitenden Wache: „Schlagt mir den Kopf ab und ihr werdet noch die Hoſtie in meinem Halſe finden!“ Alſo hat ihm vor der That und gleichſam als Vorbereitung darauf ein katholiſcher Prieſter die Hoſtie gereicht! Dabei rühmte er ſich laut und mit freudeſtrahlendem Geſicht, daß er einen Lucifer vom Dresdner Kirchenhimmel geſtürzt, und einen argen Seelenmörder erlegt habe; darum ſei ihm auch ſein Herz ſo leicht. Aus dieſen und andern bedenklichen Aeußerungen, die er noch ſelbigen Tages in ſeinem Triumpfe that, ſchloß man nicht mit Unrecht auf Vorbereitungen, und Anſtiften des Mordes. Zugleich verbreitete ſich das Gericht in der Stadt, daß zu derſelben Zeit dem Superintendent D. Löſcher und der Diakonus M. Weller ein gleiches Schickſal zugedacht geweſen ſei. Wie viel Wahres und Falſches an der Sache geweſen, hat man nie erfahren können. Dergleichen reichten aber hin, ſchon einige Stunden nach der Mordthat einen Aufruhr im Volke zu veranlaſſen. Die Menſchen rotteten ſich in der heftigſten Aufregung und furchtbaren Drohung gegen die Katholiken zuſammen und machten Miene, über dieſelben herzufallen, und ſicher wäre der Tag nicht ohne ſchlimme Exceſſe vorübergegangen, hätte der damalige umſichtige Gouverneur Dresdens, Graf von Wackerbart, nicht ſchleunig alle nöthigen Maßregeln getroffen, um einem noch größern Uebel vorzubeugen. Denn kaum war die erſte ſchlimme Gährung im Volke auf den Straßen bemerkt worden, ſo ließ der Graf ſtarke Wachen mit geladenem Gewehr an den Straßenecken und auf den Märkten aufſtellen, und andere

Abtheilungen von Soldaten durch die ganze Stadt unaufhörlich patrouilliren. Er ſelbſt ritt mit den Officiren überall herum, redete dem Volke gütlich zu, um es zu beſäuftigen, und verſprach ihm im Namen des Kurfürſten gerechte Unterſuchung und Beſtrafung des Mordes. Die Bürgerſchaft wurde auf das Rathhaus gerufen, wo ſich der Rath eben wegen des Jahrmarktes befand, und hier hielt der Superintendent D. Löſcher im Rathscollegio an die Bürgerſchaft eine extemporirte aber ſehr zweckmäßige, ergreifende Rede, worin er ſie zur Ruhe nnd zum Vertrauen auf das Geſetz und die Gerechtigkeitsliebe ihres Landesherrn ermahnte. Die Bürgerſchaft benahm ſich ſehr verſtändig, und wurde, um auch auf den Pöbel zu wirken, um das Rathhaus aufgeſtellt. Nichtsdeſtoweniger wurde für nöthig erachtet, noch gegen Abend vier Regimenter Soldaten in Dresden einrücken zu laſſen, wovon zwei auf der Altſtädter Vogelwieſe und zwei auf der Neuſtädter Mönchswieſe ſich lagerten. Wie höchſt nöthig dieſe Vorſicht geweſen war, zeigte ſich ſchon am folgenden Tage.

Lauber's Verhöre hatten bis Abends um 10 Uhr gedauert; er hatte darin nicht die geringſte Reue über ſeine That, vielmehr eine ſehr große Freudigkeit und Zufriedenheit gezeigt, auch bekannt, daß er kurz vorher wieder zur katholiſchen Kirche zurückgetreten ſei, und durch Hahn's Ermordung den Schand- und

Sündenfleck ſeines frühern ſchmählichen Abfalls rein gewaſchen und ſich dadurch die verlorene Gnade Gottes wieder errungen habe. Das ſind die Schlüſſe eines Fanatikers. Um 10 Uhr wurde er unter Bedeckung von zweihundert Soldaten in das Rathſtockhaus gebracht und in Lips-Tullian's Kerker feſtgeſchloſſen geſetzt. Unzählige Menſchen umſtrömten den Zug, und wäre die Bedeckung nicht ſo ſtark geweſen, das Volk hätte den Mörder zerriſſen. Die Nacht verging unruhig; die Soldaten blieben in ſteter Bewegung. Am andern Morgen drängte das Volk in Maſſen nach der Kreuzkirche, wo Magiſter Hahn als Mittwochs-Prediger hätte die Predigt halten müſſen. An ſeiner Statt betrat der Candidat Funke die Kanzel. Die Kirche war zum Erdrücken voll. In der Mitte des Vortrags, als Funke des entſetzlichen Falls gedenkt, entſtehen an den Thüren der Kirche heftige Bewegungen; mehre Menſchen verſuchen gewaltſam einzudringen, Andere ſchreien im Innern der Kirche, man ſollte die außen zurückhalten; der Tumult wird jeden Augenblick größer, der Prediger muß ſchweigen und die Kanzel verlaſſen; man befürchtet, daß es in der Kirche ſelbſt zu blutigen Thätlichkeiten kommen möchte und weiß kein anderes Mittel zur Verhinderung derſelben, als daß man bewaffnete Soldaten in die Kirche zu dringen und gewaltſame Ruhe zu ſchaffen den Befehl gibt. Er wird ausgeführt; aber der Gottesdienſt iſt beendigt, das aufgeregte Volk ſtrömt aus der Kirche; da heißt es plötzlich, die Katholiken hätten den M. Junke von der Kanzel ſchießen wollen, und nun bricht der Sturm los. Der raſende Pöbel dringt in die Häuſer der Katholiken, mißhandelt ſie daſelbſt und auf den Straßen, beſchuldigt ſie der geheimen Theilnahme an dem Geſchehenen und an den, den Gerüchten nach, projectirten Verbrechen, ergießt ſich in Schmähungen gegen den Kurfürſten, und der Graf Wackerbart muß Alles aufbieten, um es nicht zum Aeußerſten kommen zu laſſen.

Der Leichnam des unglücklichen Hahn wurde am dritten Tage nach dem Morde beſtattet. Vorher war er, von einer ſtarken Wache umgeben, auf dem Paradebette dem Volke zur Schau ausgeſtellt worden. Zwanzig Magiſter trugen ihn zu Grabe, bewaffnete Soldaten umgaben den Sarg.

Die Unruhen dauerten fort; die argen Gerüchte, welche immer wieder von Neuem umgingen, erhielten den Pöbel in Spannung; faſt täglich fielen Gewaltthätigkeiten gegen Katholiken vor. Graf Wackerbart ließ innerhalb zehn Tagen ein Wachhaus auf dem Altmarkte errichten, ein anderes war in der Neuſtadt, jedes mit vierzig Mann Soldaten, vier Kanonen und einem Offizier beſetzt. Wollte man mit dieſen Vorkehrungen die Katholiken vor den Proteſtanten ſchützen, ſo fand man es dagegen auch für nothwendig, die Häuſer der lutheriſchen Pfarrer mit Wachen zu beſetzen; denn man hatte ſich vom Fanatismus des katholiſchen Pöbels, welcher meiſt aus Ausländern beſtand, nichts Gutes zu verſehen. Vor der Superintendentur ſtanden 16, vor der Wohnung des Stadtpredigers M. Waag 4, vor der des Hofpredigers M. Engelſchall ebenfalls 4 Mann Bürgerwache. Noch am 2. Juli wurde ein ſtrenges Tumultmandat in der Stadt angeſchlagen.

Der Mörder blieb im Laufe der Unterſuchung und ſeiner Vorbereitung auf den Tod bei der freudigen Gewißheit, ein großes, Gott gefälliges Werk vollbracht und ſich dadurch eine Stufe in dem Himmel erbaut zu haben. Katholiſche Geiſtliche ſuchten ſeine That zu entſchuldigen; ein Hofcaplan meldete ſie triumphirend ſchon am 24. Mai in einem Schreiben nach Wien. Man war in der proteſtantiſchen Welt darüber einig, daß Lauber nicht von ſelbſt auf die gräßliche That verfallen, ſondern nur das blinde Werkzeug nichtswürdiger Bosheit und ſcheußlichen Religionshaſſes ſei. Oeffentliche Blätter des Auslandes nannten die Jeſuiten geradezu als Urheber der That.

Aus vorliegenden merkwürdigen Umſtänden auf viele Theilnehmer ſchließend, ſchlug der Leipziger Schöppenſtuhl vor, den Mörder durch die Tortur zu inquiriren und die Anſtifter zu ermitteln. Aus guten Gründen wurde dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung gebracht. Während ſeiner Gefangenhaltung ſoll Lauber höchſt ſonderbare Aeußerungen gethan haben; ſie ſind nicht erwieſen, und deßhalb darf die Geſchichte keine Notiz von ihnen nehmen. Es wäre gräßlich, wenn nur der zehnte Theil von dem wahr geweſen wäre, womit ſich die mißtrauiſch gewordenen Sachſen trugen. Lüften wir nicht weiter den Schleier!

Der 18. Juli war der Tag der Hinrichtung des Mörders. So ſchnell, ganz gegen allen Gebrauch der Zeit war die Unterſuchung und das gerichtliche Verfahren beendigt, ein Beweis, wie viel man die Stimmung des Volks fürchtete, indem man ſeinen Forderungen nachgab. Lauber wurde auf dem Altmarkte vor dem Rathhauſe von oben herab gerädert, und ſein Leichnam dann vor dem ſchwarzen Thore auf das Rad geflochten; die ganze Stadt war mit Soldaten beſetzt.

Auf Hahn's Tod erſchienen eine Menge Klage- und Trauergedichte. Eine Erzählung der Mordthat in Verſen mit den härteſten Ausfällen gegen Katholiken im Allgemeinen, und die Jeſuiten insbeſondere, ſchrieb der Poet Picander (Kreisſteuereinnehmer Henrici) in Leipzig. Es iſt überraſchend, wie offen, freimüthig und ſogar polemiſch jenes Gedicht iſt, und wie man ſich damals überhaupt über den Vorfall in Sachſen öffentlich ausſprechen durfte. Die Cenſur war damals noch nicht zum vollſten Selbſtbewußtſein ihrer Kraft gekommen, wie in unſern Tagen.

Sogar zwei Denkmünzen wurden in Dresden auf Hahn's Tod geſchlagen, um ſein geſegnetes Andenken recht würdig zu ehren. Die Kreuzſchüler ſangen im vorigen Jahrhundert jedesmal auf den **21.** Mai vor dem Pfarrerwittwenhauſe auf der Schreibergaſſe. Auch im Jahre **1826** am **21.** Mai, auf welchen das Trinitatisfeſt fiel, wurde Hahn's hundertjähriger Todestag von guten Menſchen rein evangeliſchen Herzens, auf eine ſinnige Art ſtill gefeiert. Die Gruft ſowohl, als ſein Monument waren mit Blumen und Flören geſchmückt; einige paſſende Aufſchriften ſprachen die Gedanken derer aus, welche das Andenken des eifrigen Lehrers des Evangeliums ſo ſchön begingen. Zum Schluſſe dieſes Aufſatzes ſtehe hier eine jener Aufſchriften. Sie möge als Troſt für unſere Zeit gelten:

Frevelnd ſtieß dich aus dem ſchönen Leben
Glaubenswuth durch eine Mörderhand;
Dankbarkeit, Erinnerung, ſie ſchweben
Dir nach in das ferne Heimathland.
Muß der Wahrheit Herold untergehn:
Ewig leuchtend wird ſie doch beſtehn!

In demſelben Verlage ſind folgende

empfehlenswerthe Schriften

erſchienen

und um beigeſetzte Preiſe durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Victor Hugo's

ſämmtliche Werke.

Deutſch

von

Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Küld, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern.

Nebſt einleitender Biographie und Charakteriſtik

von

Dr. Adrian.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Wohlfeile Taſchenausgabe in 16 Bänden. — Subſcriptionspreis Rthlr. 6. fl. 9. 36 kr. Rhein. fl. 9. C. M.

Die deutſche Sprache ſoll einen neuen Triumph feiern! Weltbezwingend, univerſell ſind die Werke des Genies, das Vaterland hat den Stolz eines ſolchen Beſitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, der Kunſt und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shakſpeare, Calderon, Byron ſind durch klaſſiſche Uebertragungen in Deutſchland eingebürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herübergepflanzt, ſich jenen Meiſterwerken an die Seite ſtellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutſchen Metalllauten dem Gedächtniſſe der Nachwelt überliefert zu werden? Dieſer junge Titan hat den Perückenparnaß der ältern franzöſiſchen Literatur erſtürmt. Er hat ſeiner Nation gezeigt, daß nichts ſo ſchön iſt, als die Natur, und nichts ſo erhaben, als die Leidenſchaft. Schöpferiſch formt er das zähe Material ſeiner Mutterſprache in unſterbliche Geſtalten, welche neu gedacht mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothiſchen Domen gleichen ſeine Romane, Laokoonsgruppen ſeine Dramen, öſtlichen Nächten mit Sterngeflimmer, Palmenſäuſeln und den tauſend Zaubern der Wüſte ſeine lyriſchen Ergüſſe. Nach Göthe und Byron iſt Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäiſche Anerkennung hat.

Schon lange unſer Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improviſirte Arbeit der Induſtrie, ſondern das Erzeugniß heiliger Weiheſtunden.

Victor Hugo ſelbſt hat unſerm Unternehmen ſeine Theilnahme zugeſagt; ein koſtbarer Stahlſtich bringt den Dichter phyſiognomiſch, Adrian's Einleitung, ſein Leben und den Geiſt ſeiner Schriften biographiſch-kritiſch zur Anſchauung. Nichts iſt von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geſchmackvollen Gewande erſcheinen zu laſſen.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's ſämmtliche Werke geben, und ſchon deßhalb mit den in Stuttgart erſcheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechſelung gerathen dürfen, da dieſe Ausgabe nicht nur in der äußern Ausſtattung der unſrigen nachſteht, ſondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen ſowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja ſogar ganze Kapitel des Originals ausgelaſſen ſind.

Herabgeſetzter Preis!

Wegen eingetretener Concurrenz ſehe ich mich veranlaßt die in meinem Verlage erſchienene Ausgabe von

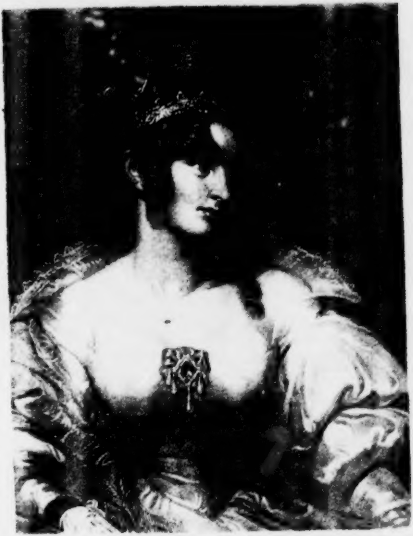
Lord Byron's
ſämmtlichen Werken.
Herausgegeben von
Profeſſor **Dr. Adrian.**

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Schrift und einer Anſicht von Newſteed-Abtey.

A. 12 Bände auf weißem Druckpapier **ohne Stahlſtiche.** Von dem ſeitherigen Laden-Preiſe von Rthlr. 6. 18 gr. **auf Rthlr. 4. fl. 7. rhein. fl. 5. 50 kr. C. M. herabzuſetzen.**

Die Preiſe **der Ausgaben mit Stahlſtichen** bleiben **unverändert** wie bisher.

Die Dichtungen Lord Byron's ſind wie überall ſo auch in unſerm deutſchen Vaterlande ſo allgemein und rühmlichſt bekannt, und die Ueberſetzungen obiger Ausgabe bereits ſo ſehr als gelungen und des großen Dichters würdig anerkannt, — daß ich es für überflüſſig erachte, hier noch Mehreres zur Empfehlung derſelben hinzuzufügen. —



[illegible]gemälde.

[illegible] Streck.

[illegible]

[illegible] am Main.

[illegible] Sauerländer.

Phantaſiegemälde.

Von

Ludwig Storch.

1840.

Mit einem Stahlſtiche.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kynoſura.

I.

Ein Brief von Dir, mein Karl! Nach zehn Jahren ein Lebenszeichen von Dir, und welches! Noch zittern meine Hände, das weithergewanderte Blatt haltend, das Du mir aus Deiner transatlantiſchen Welt herüberſchickſt. Es gemahnt mich, wie eine Stimme aus dem Lande der Seligen, wie ein Geiſterſpruch, der dem verzweifelten Erdenpilger Troſt ſpendet. Meine Seele zuckt in wehmüthigen Schauern, die Freude kann nicht zum Durchbruch kommen und verliert ſich auf meiner bleichen Lippe, in meinem ſchmerzlichen Lächeln. Dein Brief hat eine Wirkung in mir hervorgebracht, die Du weder bezweckt, noch geahnet haſt; er hat mich von der Grenze der Verzweiflung, an der ich mit meinem heißen Herzen angekommen war, in das Gewirre des Lebens zurückgeſchleudert, er hat mir, um den es dichte, finſtre Nacht geworden war, plötzlich einen Lichtſtrahl geſendet; mein zerknirſchtes Herz wagt ſeit dem Eintritt des Poſtboten in mein einſames Zimmer wieder leiſe zu hoffen. — Du ſtaunſt über dieſen Eingang; ich ſtaunte nicht minder über Deinen liebevollen Brief. Aber Du ſollſt Alles wiſſen, eh' ich zu Erklärungen ſchreite. Ja, Karl, ich hatte mit dem Leben abgeſchloſſen; die guten Engel waren von mir gewichen; ich ſtand mit ſtarrem Blick am Grabe all' meiner Hoffnungen und war im Begriff, mich ihnen nachzuſtürzen; ich wies den immer ſtärker wiederkehrenden Gedanken an — Selbſtmord nur noch ſchwach zurück, da kam Dein Brief, ein rechter deus ex machina, der mich am Haupte faßte und umwandte. Wenn auch nicht mit dem Leben ausgeſöhnt, weis ich doch ein Herz in der weiten Welt ſchlagen, das mich liebt, — und das iſt vor der Hand genug. Ich ſehe wieder eine Brücke winken, die mich von der öden Felſeninſel, auf der ich lechzend irre, in grüne Länder zu führen verſpricht. Iſt auch ſie nur ein Nebelſtreif, nun ſo fall' ich ins Bodenloſe, wohin mich zu ſtürzen ich ja ohnedies im Begriff war. Es wäre aber um ſo ſchrecklicher, in meine Nacht erſt noch einen Regenbogen zu ſetzen, ein Kind des Himmelslichts und der Himmelsthränen, ehe ſie ewige Nacht würde. — Ach, verzeih, verzeih, Karl, daß ich mich Dir noch nicht mit ganzer Seele hingeben kann, daß ich ſtehe und zweifle noch: die Jahre des jugendlichen Vertrauens ſind vorüber, und das Leben hat mich zu oft, zu arg betrogen. Seit dem Tage, wo ich in Heidelberg ſcheidend Dich aus meinen Armen entließ, ſind ſechs Jahre vergangen, ein großer Theil des wahren Menſchenlebens! Und was iſt in dieſen ſechs Jahren Alles geſchehen, was den feurigſten Muth brechen, die ſtolzeſte, wärmſte Jugendhoffnung zum kälteſten Indifferentismus umzuwandeln vermöchte! Was habe ich nicht in dieſen ſechs Jahren dulden, ertragen, ſchweigend hinnehmen müſſen! Du da drüben wirſt und kannſt es nicht glauben. Wie man es auch in Büchern lieſt, noch ſo wahr geſchildert, noch ſo naturgetreu dargeſtellt, — geh', — es ſind Worte, geſchriebene, gedruckte Worte! Was haben Dinte und Feder, Blei und Buchdruckerſchwärze viel mit dem unterdrückten, blutigen Nothſchrei eines verzweifelten, an menſchlicher Niederträchtigkeit geſcheiterten Herzens gemein?! Erfahren muß man ſo etwas, ſelber erleben, und Jeder muß es, den des Himmels Zorn oder Liebe verdammt hat, auf der modernen Folterbank zu liegen; denn Keiner glaubt's dem Andern. O ihr Glücklichen, die ihr nichts erfahren von Heuchelei, Kriecherei, Egoismus, feiler, niederträchtiger Geſinnung, die alle die Maske der Tugend vornehmen! Die ihr in eurer patriarchaliſchen Ruhe nichts wißt von herzloſen, ſich bereichernden Staatsmännern, die ſtets das Wort „Volkswohl" im Munde führen, von kriechenden Beamten, die ſich das Anſehen geben, als opferten ſie ſich dem allgemeinen Beſten, von ſchurkiſchen Advokaten, die von nichts als ihrem guten Namen, ihrer Ehre reden, von heuchleriſchen Pfaffen, die den Mantel der chriſtlichen Liebe nach dem Winde hängen! — Nicht wahr, das ſind Alles abgedroſchene Geſchichten, — ich ſag' es ja, man muß ſie erleben, um ſie neu und pikant zu finden. Freilich iſt die Weltgeſchichte nichts als ein mit Menſchenblut auf Pergament von Menſchenhaut geſchriebenes Buch, in welchem Menſchenthränen die Schrift theilweiſe unleſerlich gemacht, theilweiſe gar verlöſcht haben. Was fühlen die, welche es in häuslicher

Bequemlichkeit, in Schlafrock und Pantoffeln leſen, Großes dabei! Die Schüler lernen es auswendig, wie es ihnen der Profeſſor an den Fingern hergezählt, und wenn ſie's weit bringen, machen ſie einſt gelehrte Noten dazu. Aber die die Haut dazu hergeben müſſen, und das Blut und die Thränen, wer mißt ihren Jammer? Die die Thränen hinein weinen in die friſche Blutſchrift, die Thränen verhöhnter Liebe, zurückgeſtoßenen Vertrauens, frech niedergehaltener Thatkraft, der Angſt, der Seelennoth, des unausſprechlichſten Leids, der wüthendſten Verzweiflung; dieſe, dieſe ſind die Elendeſten, die Unglücklichſten. Das Herz derer, die ihr Blut gaben, hat ausgeſchlagen, ſie genießen die beneidenswerthe Ruhe der Todten; aber das der Thränenmenſchen zuckt fort und fort in wilden Krämpfen. — Karl, ich bin ein ſolcher Thränenmann! Einſt träumten wir ſchimmernde Träume von unſern Thaten, die dem Bau der künftigen Weltgeſchichte als edles Material dienen ſollten. O über die Träume junger Thoren, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatten! dazu braucht man keine Männer, die für das Gute erglühen, die das Schlechte haſſen, bei denen Wille und

That eins ſind. Und ſo hab' ich in gezwungener Thatloſigkeit meinen Tribut an die junge Weltgeſchichte mit Thränen gezahlt. Doch genug der Ausbrüche meines Schmerzes! Ich will Dir erzählen, erklären.

Du zogſt von Heidelberg in Deine Schweizerberge, ich in das flache Land meiner Heimath; aber unſer einer ſchleudert die Exuvien eines harmloſen poetiſchen Jugendglücks nicht beim Abgang von der Univerſität von ſich, wie die Schlange ihre bunte Haut; ein Herz, das in Liebesluſt und =ſchmerz erglüht iſt, das im Arme der wunderthätigſten, reizendſten aller Feen, der Poeſie, gelegen, keck mit ihrem Zauberſtabe geſpielt, aus ihrem berauſchenden Becher Wonne, Wehmuth, träumeriſche Schwermuth und manch andres bittres Glück getrunken, und ſich mit dem phantaſtiſchen Flitter, ihren Geſchenken, geſchmückt hat; ein ſolches Herz zieht nicht, in die Vaterſtadt heimgekehrt, den langen Philiſterrock an und mit ihm die philiſterhafte, lederne Geſinnung. Ich brachte die bunte Schlangenhaut mit heim; ich wähnte, ſie ſolle mein Kleid bleiben für das Leben, und als gefeites Panzerhemd mir allen Schmutz, alle Gemeinheit von der

Bruſt abhalten. O Karl! ſie haben ſie mir hohnlachend ſtückweiſe vom Leibe geriſſen und mit jedem Fetzen einen Theil der Hülle meines Herzens; denn ſie war Eins geworden mit mir, wie das mit dem Blute des Neſſus beſtrichene Opfergewand der Dejanira Eins geworden war mit des Herkules göttlichem Leibe. Mir aber warf man nun erſt den mit dem Blute des giftigen Drachen getränkten Philiſterrock zu, meine Blöße zu bedecken; wüthender Schmerz durchtobte mich, das Gift drang mir durch Mark und Bein, mein Herz lag blos für Sturm und Wetter und jede plumpe gemeine Hand, die täppiſch daran faßte. Der Philiſterrock iſt eine ſchlechte Hülle für ſolch ein Herz. Es verblutete ſich faſt, es erfror faſt. Da wollte ich mir den Scheiterhaufen ſelbſt bauen, wie der erhabene Alcide, aber nicht mit unſterblichen Thaten, wie er, nein mit unendlichen Leiden — da kam Dein Brief, und mir iſt, als hätte die Poeſie mich noch einmal mitleidig auf die Stirn geküßt. Doch ich erzähle immer noch nicht.

Heimgekehrt mit meiner Bruſt voll poetiſcher, morgenrother Jugendträume, fand ich eine alte, gute, treue

Mutter, die in Sorgen grau geworden war, in Sorgen um mich, deren einzige Hoffnung ich war, deren Altersſtütze ich ſein ſollte. Was durfte ich dieſen gerechten Anſprüchen weiter entgegenſetzen, als williges Gehorchen? Es wurde mir auch nicht ſchwer; denn ich kannte die Opfer nicht, die man von mir verlangte. Es galt bald eine Selbſtſtändigkeit, ein Amt und Brod zu erwerben, um den Lebensabend meiner guten Mutter von jeder trüben Wolke zu befreien. Ich ſtand in dem unſchuldigen Wahne, meiner redlichen Geſinnung, meinem Eifer, meinen nicht ungewöhnlichen Kenntniſſen, meiner glühenden Menſchenliebe müſſe es leicht werden, raſch einen tüchtigen Wirkungskreis zu erringen. Jedes Herz, glaubte ich, müſſe ſich mir aufthun, und ich mit Muth und Kraft das Leben im Fluge erobern. Ich war begierig, dieſe junge, ſprudelnde Kraft meinem Vaterlande zu weihen, Tüchtiges, Großes zu ſeinem Beſten zu ſchaffen, dem Recht und der Tugend zu dienen, und Glück und Segen um mich zu verbreiten. Nach des Tages Laſt und Mühe wollte ich an dem Altar der Poeſie, den ich mir neben den häuslichen Heerd zu bauen gedachte, die keuſche Flamme nähren und reine Lieberopfer bringen; mein Herz ſollte dann eine Wahl treffen unter den edeln, beſcheidenen Töchtern des Landes; ein weibliches, weiches, für alles Gute, Wahre und Schöne empfängliches Gemüth, dem ich mit einem gefühlvollen Liede eine Thräne in's klare, offne Auge locken könnte, wollte ich mir gewinnen und ſie an jene Altäre führen, ihr die Penaten derſelben empfehlend, und in ernſtem und heiterm Schaffen ſollte ſich mein ſtilles Leben abſpinnen. Waren das hochfliegende Pläne, unbeſcheidene Wünſche? Sie müſſen's doch geweſen ſein; denn die Erfüllung iſt ſchrecklich weit hinter ihnen zurückgeblieben. — Einſtweilen, bis ich eine Anſtellung finden würde, trat ich, um den Geſchäftsgang kennen zu lernen, und mir wenigſtens den Lebensunterhalt verdienen zu können, bei einem practicirenden Advokaten als ſogenannter Gehülfe ein. Dieſer Mann hatte, wenn auch gerade kein herzengewinnendes, doch auch kein abſtoßendes Weſen, er ſchien mir einer der unzähligen, gewöhnlichen Geſchäftsmänner, die Alles über einen Leiſten ſchlagen und ihr Leben nach den Actenfascikeln abmeſſen. Ich hütete mich wohl, ſeiner Kälte gegenüber mein warmes Herz bloß zu legen; inſtinctmäßig zog es ſich in ſeiner Nähe in die dunkelſte Kammer zurück, wie eine Muſchel in ihre Schaale. Dies mochte den Mann zu dem Glauben veranlaſſen, ich ſei auch einer von der großen Schaar, zu der er gehörte; die Maske der Ehrlichkeit fing bald an, ihm läſtig zu werden, er nahm ſich nicht mehr ſo zuſammen und ließ mich ein klein wenig in die Karte ſehen. Ich erſtarrte. Da war Alles d'rauf abgeſehen, Geld und Ehre, d. h. Advokatenehre, zu verdienen. Aber die Advokatenehre iſt in den meiſten Fällen das Gegentheil von der Ehre des ſchlichten, tugendhaften Mannes. Ich ſah bald offenbare Rechtsverdrehungen, Liſt, Trug, Verfälſchung von Documenten, ich ſah, daß dieſer Mann kalt und taub blieb bei'm Jammer armer Leute, die er, nach meiner klaren Ueberzeugung, de jure um Hab' und Gut gebracht, ich ſah' ihn kalt und vornehm lächeln bei den Leiden der Menſchheit, ich ſah ihn keine Miene verändern bei den Zuckungen der Verzweiflung, kurz ich wußte bald, daß ich im Solde eines gräßlichen Egoiſten, eines nichtswurdigen Schurken ſtand, der all ſein böſes

Thun mit der geſchickteſten Sophiſtik unter die ſchützende Aegide der Rechte und Geſetze zu ſtellen wußte. Dieſer entſetzliche Menſch hatte auf der Welt für nichts Sinn, als für ſeine hübſche junge Frau, ſeine Kinder, für Doppelbier und — Kartenſpiel. Wenn ich natürliches Bedenken trug, auf ſeine ſpitzbübiſchen Ideen einzugehen, ſo hieß es: Das iſt lauter poetiſcher Firlefanz, der ſich nicht aufs Leben anwenden läßt. Wir kennen das! Bin auch einmal ſo ein Narr geweſen, und habe für Humanität, Tugend, allgemeines Beſte, Vervollkommnung der Menſchheit geſchwärmt. Schön klingende Worte, aber auch weiter nichts! Sie haben noch keine Erfahrung, junger Herr, und müſſen ſich erſtaunlich ändern, wenn noch etwas aus Ihnen werden ſoll. Ich habe nun meine zwanzig Jahre prakticirt, und kenne Welt und Menſchen haarklein. Richten Sie nur den Blick nach oben, ob da jene Tugenden, die in den Himmel und nicht auf die Erde gehören, geübt werden. Es ſcheint zuweilen ſo; wenn man aber ſchärfer hinſieht und vielleicht Gelegenheit hat, wie ich ſie oft gehabt, die Sache genauer zu unterſuchen, ſo findet man, daß es wirklich nur ſcheint. Jeder, ſelbſt der eigennützigſten und ſchmutzigſten Handlung wird ein ſchöner Anſtrich gegeben, die Scheinſeite nach unten gekehrt, daß ſie dem Pöbel die Augen blendet; die Zeitungsſchreiber rühmen ſie in ihren Blättern, und werden dafür bezahlt, die Pfaffen rühmen ſie auf ihren Kanzeln und werden dafür bezahlt. Wir Kleinen werden das nicht ändern, werden die Welt nicht verbeſſern; der Kluge ſucht ſein Theil vom großen Raube zu erwiſchen, ſo gut es ſich mit dem Schein oder dem Geſetz verträgt. Der Schiller läßt einmal ſeinen Wallenſtein ganz trefflich ſagen: „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen; wo eines Platz nimmt, muß das andere weichen. Wer nicht unterdrückt ſein will, muß Andere unterdrücken; denn auf Erden herrſcht der Streit, und nur die Stärke oder die Klugheit ſiegt.“ So ohngefähr heißen die goldnen Worte. Und der Schiller war doch auch ein Dichter, der größte, den die Deutſchen gehabt haben. Merken Sie ſich das, mein junger Herr, und laſſen Sie den poetiſchen, philantropiſchen Unſinn, ſonſt werden Sie nimmer ein brauchbarer Geſchäftsmann. Im wirklichen Leben iſt nicht die Rede davon, was

Tugend iſt, ſondern was wie Tugend ausſieht; nicht was recht iſt, ſondern quid juris.

Dieſe praktiſchen Vorleſungen, deren er mir wöchentlich mehrere hielt, ſtürzten über mein heißes Herz, wie ein eiſiger Waſſerſtrahl; es ſchrack zuſammen, es zuckte, grimme Schmerzen fuhren hindurch; ich hätte gern laut aufgeſchrieen, aber ich drückte den Klagelaut in die gemarterte Bruſt zurück. Hätte ich dieſem grauſamen klugen Manne mein Herz offen dargelegt, mit all ſeinen bunten Flammen, all ſeinen grünen Frühlingsgedanken, all ſeinen wunderlichen Träumen, ich glaube, er hätte mir die Thüre gewieſen, verzweifelt an der Möglichkeit, daß überhaupt aus mir ein Menſch noch zu bilden ſei. — Meine Paſſionsgeſchichte hatte begonnen; ich rang mit meiner Pflicht, ich härmte mich und wollte der eiſernen Hand wehren, die mir zerſtörend in meine Blüthenwelt griff; in einſamen Nächten wurde ich wild und tobte und gelobte mir mit gewaltigen Schwüren, mich dieſer Gemeinheit nicht gefangen zu geben; wenn ich aber früh die grauen Haare meiner Mutter ſah, in ihr gutmüthiges blaues Auge blickte, das beſorgt auf meinen bleicher werdenden, abgeſpannten Zügen ruhte, dann ſchwieg ich, ſchloß mein Herz zu, ſo feſt ich vermochte, und ging zum klugen Advokaten an die Arbeit. Aber nach Mittheilung ſeufzte mein gepreßtes Herz; es ſchien mir unmöglich dieſen Jammer allein zu ertragen; das Bedürfniß einen Freund zu beſitzen, dem ich meine Noth klagen, an deſſen Hand ich in die blühenden Gärten der Poeſie (muthlos ſtand ich an der verſchloſſenen Pforte derſelben) wandeln könnte, wurde von Tag zu Tag mächtiger. Ich hatte auf der Univerſität im vollen Glanze des Jugendtraumes Dich gehabt; nun, da der Traum zerſtob, da Woche für Woche ein Bild deſſelben nach dem andern hinwegriß, ſollte ich allein ſtehen. Ich ſchaute umher nach Jugendbekannten, ich ſuchte und knüpfte Kinderfreundſchaften wieder an. O mein Gott, jetzt erfuhr ich erſt die unglückſelige Macht des Scheins. Mein Prinzipal hatte Recht. Ich griff haſtig zu, gab mein Herz offen, ſchwärmte, war einen Augenblick wieder ſelig. Wie fürchterlich war die Enttäuſchung! Ich ward gemißbraucht, verſpottet, verhöhnt, betrogen. Ich half meinen vermeintlichen Freunden, wie und wo ich konnte, ich rettete ſie aus Verlegenheiten, ich opferte ſauer erworbene Summen, und wurde dafür — verlacht. Bald ſah ich mich als einen gutmüthigen Gimpel verſchrieen. Man erzählte ſich Geſchichtchen von mir, man bewarf das glänzende Schild meiner Ehre mit Koth. Mein Herz blutete unter tauſend Dolchſtichen. Ein ſogenannter Freund, ein moraliſcher Schwächling, trug mir Alles zu, riß mir unbarmherzig die Binde von den Augen und gefiel ſich darin, in meinen Wunden zu wühlen. Ich küßte ihm dankbar die Hand dafür; denn er war doch der einzige Menſch, der es einigermaßen aufrichtig mit mir meinte. Nun begann ich mit Schaudern einzuſehen, in welcher moraliſchen Fäulniß meine Vaterſtadt lag. Liebenswürdige Galanterien d. h. gemeiner Ehebruch, diplomatiſcher Geiſt d. h. grober Egoismus, feines Benehmen d. h. Lug und Betrug, ſtilles Familienleben d. h. nichtswürdiger Nepotismus, das waren die Tugenden, mit welchen man brillirte. Schöne Redensarten führte man im Munde, der That gab man den Schein. Das Blut der Geſellſchaft war vergiftet und hatte ſich zerſetzt. Egoismus hieß der Götze, dem Alles diente, Indifferentismus war das Ergebniß dieſer Idolatrie.

Mein innerſtes Selbſt empörte ſich gegen eine ſolche Stadt; ich that meinen Mund auf und ſprach Worte des Grimmes. Man horchte hoch auf, zuckte die Achſeln und — mied mich. Ich fing an zu haſſen, wo ich geliebt hatte, und hatte nun des Haſſes kein Hehl, wie ich erſt die Liebe offen dargelegt. Ich war unklug, aber mein Herz quoll über; ich hatte lang genug ſtill gelitten, ich fuhr einher wie eine finſtre Wetterwolke. Man hatte mir mein Heiligſtes mit frecher Hand beſudelt, ich konnte nicht länger geduldig ſchweigen. Da ſteckten die vornehmen Philiſter die Köpfe zuſammen und flüſterten erſt leiſe und riefen dann laut: „Iſt er nicht eines Zimmermannes Sohn? Heißt nicht ſeine Mutter Maria? Und ſeine Brüder Jakob und Joſes und Simon und Judas? Und ſeine Schweſtern ſind ſie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das Alles? — Und ſie ärgerten ſich an mir. Ich aber begriff endlich mit Entſetzen des göttlichen Erlöſers große Worte: „Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in ſeinem Vaterlande und in ſeinem Hauſe." Ich hatte vergeſſen, daß mein Vater nur ein ehrlicher Schreiner geweſen, daß meine Mutter nur eine ſchlichte Bürgerfrau war, daß meine Geſchwiſter nur dem Handwerksſtande angehörten und ich auch nicht einen einzigen vornehmen Verwandten hatte. Man ließ es meine Geſchwiſter empfinden, ja man betrübte ſogar den einfachen ſchlichten Sinn meiner Mutter, indem man ihr eine falſche Vorſtellung von mir beibrachte. Die Thränen der alten Frau fielen als glühende Metalltropfen auf mein Herz; ich verwünſchte mein unſeliges Geſchick, und hatte Stunden furchtbarer Qual. Selbſt der warme Liederquell in meiner Bruſt, der früher an trüben Tagen ſo luſtig geſprungen war, vertrocknete; kein Mann, der mir beigeſtanden, kein Freund, der ſich meiner angenommen hätte; ich war ſehr elend. Doch ſtand ich ja damals immer noch auf den untern Stufen meines Leids. Mein kluger Advokat, der „Ehrenmann,“ behandelte mich auf die ſtupidſte Weiſe, machte mir die heftigſten Vorwürfe über mein öffentliches unkluges Benehmen, und gab mir ſehr deutlich zu verſtehen, ich ſei in ſeinem Hauſe übrig, er ſelbſt könne ja durch mich in Mißcredit bei dem vornehmen Publikum der Stadt gerathen. Er gab mir keine Arbeit mehr und ich mußte geben; aus den Augen ſeiner Frau leuchtete boshafte Schadenfreude, und ohne Mitleid ſagte ſie, als ich ſchied, mit Beziehung: „Sie haben Ihr Glück verſcherzt; nun kann Ihnen Niemand helfen.“ Ich ging zu mehren andern Advokaten; keiner nahm mich. Ich war anrüchig. Meine Lage wurde bedrängt. Ich wohnte mit meiner Mutter zuſammen. Meine Geſchwiſter, die mir ohnedies nicht recht gewogen waren, weil ſie ſich durch meine Studien verkürzt wähnten, ängſtigten die arme alte Frau und nahmen ſie gegen mich ein. Es fehlte uns faſt an den nothwendigſten Subſiſtenzmitteln. Inzwiſchen war alle Hoffnung auf mein Examen geſetzt, das vor der Thüre war. Ich ſtrengte meinen Fleiß auf das Aeußerſte an; ich ſaß Tag und Nacht über dem Corpus Juris; denn mir ahnete nichts Gutes. Der Tag erſchien; ich trat mit Bangen vor meine Examinatoren, die lauter vornehme, durch meine überkühnen Aeußerungen beleidigte Herren waren; ich zeigte mich weit beſſer geſattelt, als ſie wohl vermuthet haben mochten; ſie boten all ihre gelehrte Kunſt, ihre gemeine Chikane auf — ich mußte durchfallen. Es iſt unmöglich, Dir die Gefühle zu beſchreiben, Karl, die auf mich einſtürmten, als mir der Beſcheid ertheilt wurde. Er klang mir wie mein Todesurtheil, und ich brach in ein ſardoniſches Gelächter aus. Viel lieber wäre ich in die weite Welt, oder auch in den Tod gegangen, als nach Hauſe; aber ich bedachte, daß ich meiner Mutter den möglichſt kleinſten Kummer bereiten dürfe, war doch dieſer ſchon groß genug. Das waren Tage unausſprechlicher Qual, aber ſie war doch mehr äußerer als innerer Natur. Meine Geſchwiſter traten mit ihrem höhnenden Haſſe offen gegen mich hervor; ſie hatten ja nun ein Recht dazu. Ich mußte raſch Alles aufbieten, um mir eine Exiſtenz zu ſchaffen; denn von ihrer Gnade zu leben, war mir das Schrecklichſte. Ich hörte, daß beim Kriegsgericht die Stelle eines Unterauditeurs vacant werde. Der Mann, der ſie zeither bekleidet hatte und zu einem höhern Poſten promovirt wurde, hatte nicht einmal ſtudirt. Es war eine Schreiberſtelle. Doch ich war zu allen rechtlichen Mitteln entſchloſſen, mir zu helfen, und ging zum Miniſter. Von dieſem Geſtrengen mußte ich mich erſt ausſchelten laſſen, wie einen Schulknaben. Endlich ſagte er mir mit dürren Worten, wenn ich mich beſtreben würde, meinen Querkopf in Ordnung zu bringen, meine ſatyriſche Ader zu unterbinden, mein ungewaſchenes Maul zu halten und — die Tochter ſeines Kammerdieners, d. h. ſeine eigne zu heirathen, ſo ſolle ich die Unterauditeurſtelle haben, im nächſten Jahre ein gutes Examen machen und dann weiter befördert werden. Die Propoſition gab mir einen Stich ins Herz; ich erbleichte; aber ich biß die Zähne aufeinander und ſagte zu. Ich gelobte ein zahmes, lammfrommes Blut zu werden; dafür erhielt ich Brod und — Frau. Zum Glück hatte ich noch nicht geliebt. Ich hatte, wie Du weißt, ſchöne Mädchen und Frauen, wie ein Schmetterling umgaukelt, aber keine hat mir noch recht zugeſagt; der zündende Funke war noch nicht in mein Herz gefallen. Das Ideal einer Frau für mich, wie ich es Dir oben beſchrieben, war mir nicht aufgeſtoßen; ich hatte auch noch nicht daran denken können, es zu ſuchen. Im Ganzen war ich alſo weniger empfindlich gegen das Schickſal, das mir plötzlich ein mir ziemlich unbekanntes Mädchen als Frau aufzwang, als ſonſt wohl von meiner Natur zu erwarten geweſen wäre. In Wahrheit, ich war betäubt, die Jämmerlichkeit hatte mir mit Stößen und Schlägen ſchon ſo furchtbar zugeſetzt, daß mir die feinen Sinne bereits merklich abgeſtumpft waren. Die bittre Regung in meiner Seele brachte der Gedanke an meine Mutter zur Ruhe. Vom Miniſter ging ich zu ſeinem Kammerdiener, um meiner Braut die Aufwartung zu machen. Ein kleines, blaſſes, ſchüchternes Weſen empfing mich, ein gewöhnliches unbedeutendes Menſchenkind, ohne Anſprüche, aber auch ohne Berechtigung, ohne Laſter, aber auch ohne Tugend, ohne Befähigung und Anlagen zu etwas, das mich erfreuen könnte. Malchen nahm meine Erklärung, daß ich ſie heirathen würde — Du ſiehſt ich machte keine Umſtände und faßte die Sache derb an — ziemlich albern auf. Vier Wochen darauf war ich im Amt, ſechs Wochen ſpäter im Eheſtand, und ſechs Monate darauf mit einer brillanten Cenſur durchs zweite Examen gekommen. Man ſprach davon, daß ich Miniſterialſecretar werden würde, und die Kleinen nahmen ſchon alle die Hüte vor mir ab. Meine Mutter war glücklich, und das genügte mir. Ich hatte meine Kindespflicht erfüllt. Die Anſtellung in der Canzlei des Miniſteriums erfolgte wirklich ein halbes Jahr darauf; meine Mutter empfand darüber einen ſolchen Vorſchmack von Seligkeit, daß ſie unmittelbar davon in dieſe ſelbſt übergeführt wurde. Sie ſtarb vor Freude, und ich ſtand mit meinem neuen Anſtellungsdekret in Schmerz und Nachdenken verſunken an ihrem Sarge. Da lag ſie nun, der ich die ſchwerſten Opfer gebracht und hatte nicht den ihr bezweckten Genuß der Früchte derſelben. Vergebens hatte ich einen moraliſchen Selbſtmord an mir begangen, vergebens mein beſſeres Selbſt ans Kreuz der Gemeinheit geſchlagen. Immerhin! Ich hatte die letzten Tage der geliebten guten Greiſin verſüßt und ſie hatte nicht geahnt, was es mich gekoſtet. Ich war ihr Lieblingsſohn geweſen, ſie hatte ein Uebermaß von Liebe an mir verſchwendet, und ich ihr nach Kräften, nein über meine Kräfte vergolten. Aber nun hatte ich den moraliſchen Haltpunkt meines zeitherigen Thuns und Treibens verloren, die Feder, die mich aufgeſchnellt hatte zur Reſignation, war zerbrochen, der mich in das Labyrinth des geiſtigen Trübſals leitende Faden war abgeriſſen; ich ſtand einſam und verlaſſen in der Nacht meiner Leiden, und brach in mich ſelbſt zuſammen. Meine Frau war mir weniger als gleichgültig, es regte ſich etwas wie Haß gegen ſie in meiner Seele, und nur der Gedanke, daß ſie ja unſchuldig ſei, verhinderte die Ausbildung deſſelben. Was konnte mir dieſes ordinaire Geſchöpf auch bieten! Wenn ſie doch wenigſtens Leidenſchaften gehabt hätte! Sie reizen, ſtacheln auf, rufen Reibungen hervor und bewegen das Leben. Und wenn nur Fluß und Strömung hineinkommt, ſei es auch ſtürmiſcher, wilder, es iſt doch beſſer als ſtinkende Stagnanz. Aber dieſe dünne froſtige Ruhe, dieſe abgebleichte Gleichgültigkeit ſaugten als Vampyre an meinem Leben. Ich brach in mir ſelbſt zuſammen und kam mir oft vor wie ein ins Bodenloſe Verſinkender, dem die gräßlichſte Angſt Hülfgeſchrei aus dem Herzen ſtößt, dem aber die Glieder gelähmt, der Mund krampfhaft verſchloſſen iſt; laut- und bewegungslos ſtürzt er tiefer und tiefer. Meine Frau hatte nur für etwas in der Welt Sinn, nur für einen Gegenſtand Intereſſe, und gerade vor dieſer Neigung ſchauderte ich zurück: ſie liebte das Geld, und war über alle Begriffe geizig. Dabei beſaß ſie eine unvergleichliche Art, dem Miniſter eine Summe um die andre abzuſchwatzen. Sie ſorgte dafür, daß meine Beſoldung nach einigen Jahren erhöht wurde, aber ſie nahm ſie auch ein, und legte ſie auf Capitalien an. Mir kochte ſie kaum eine Suppe, ſie wendete nur das Nothdürftigſte an Kleider und Hausweſen. Ich, ſtets an Entbehrung gewöhnt und ganz für mich lebend, litt wenig darunter, und ließ ſie ungeſtört ſammeln. Was konnten die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens für Reiz für mich haben, da ich mein höchſtes und ſchönſtes Glück in den Staub hatte treten müſſen? Meine neue Stellung förderte von zwei Seiten zugleich meine Menſchenverachtung. Ich ſah dem Miniſter in die Karte und durchſchaute ſeinen ganzen Mechanismus. Seine Grundſätze und Handlungsweiſe waren ganz dieſelben, wie meines braven Advokaten; er war ein Mann des Scheins, wie jener, und ſpöttelte mit dem Ausdruck eines impertinenten Mitleids über wahre Tugend. Wir waren bald entſchiedene Feinde; denn ich ließ mich nicht zu Schurkereien brauchen und ſtellte ihm ſcharfe Kanten entgegen. Es kam zu einigen heftigen Auftritten. Wozu ſollte ich ſchweigen? Ich hatte keine Mutter mehr und war meines Lebens müde und ſatt. Er aber mußte mich ſchonen; denn meine Frau war ſeine Tochter und von ihm ſehr geliebt; und dann hatte er mich unvorſichtig in einige Geheimniſſe eingeweiht. Fein und kalt zog er ſich von mir zurück, es wurden mir ferner keine Zumuthungen mehr gemacht. Von der andern Seite krochen die Menſchen vor mir, ſelbſt Männer von bedeutender Stellung — Schufte! — weil man mich allgemein für den Günſtling des Miniſters hielt. Da ſollte man nicht verachten. Ich gerieth in Apathie und arbeitete wie das Pferd in der Mange. Der Schmerz über mein verlornes Leben zog ſich in tiefſten Hintergrund meiner Seele gleichſam krampfhaft zuſammen, und lag dort ſchwer und dumpf, ein ungeheuerlicher Knäul; dadurch erſchien ich äußerlich ruhig. Wie ich mir ſelbſt fremd wurde, ſo überzogen ſich auch die Gegenſtände außer mir mit einem ſeltſamen Schleier, der mir verwehrte ihr eigentlichſtes Weſen zu erkennen. Ich war gemüthskrank. Du wirſt fragen, warum ich mich nicht aus dieſer gemeinen abſcheulichen Wirklichkeit ins heitre Reich der Poeſie geflüchtet, warum ich mir die Hefen dieſer irdiſchen Nothwendigkeit nicht mit der ſüßen Milch jener göttlichen Amalthea verſetzt, die Zeus als Knabe getrunken und nach ihm alle Götterſöhne? Das war mein ſchwerſter Kummer, der mir ſtille Thränen auspreßte: ich hatte unter ſchlimmen geiſtigen Kämpfen die Ueberzeugung erlangt, daß ich eben kein Götterſohn bin. Ja, Karl, ich bin kein Dichter! Ach, es hat mich viel gekoſtet, bis ich zu dieſer klaren Ueberzeugung kam, daß der Geiſt der Poeſie nicht urſchöpferiſch in mir wirke. Wie Frühlingsquellen, die mit den Knospen aufbrechen und mit Blüthen und Düften von den Bergen rinnen, aber auch nicht länger als dieſe, dann im Sonnenbrand allmählig vertrocknen, ſo daß man im Winter ihre Stätte nicht mehr kennt, ſo iſt es mit meinem poetiſchen Talente. Aber ſegenbringende Quellen ſtrömen fort und fort, im heißeſten Sommer kühl und labend, im kälteſten Winter warm und kräftig. Meine Quelle blieb aus, als das Leben heiß und betäubend auf mich herabbrannte; als Eiſeskälte und Froſt mir das Herz feſſelten. Und nur erſt, als wieder Frühling in mir wurde, ſprang ſie auch wieder auf. Ja, Karl, ich habe noch einen Frühling gefeiert, einen üppigen, prangenden, herrlichen Frühling; ich bin ganz glücklich geweſen, um nun ganz elend zu ſein.

Wie Einer wohl in der Befangenheit des Traums immer eine Art ahnenden Bewußtſeins hat, wie ein Wahnſinniger in der innerſten Seele den geſunden Gedanken, daß er wieder geneſen werde, feſthält, ſo hegte ich in der tiefſten Seele die tröſtende Ueberzeugung, ich werde einſt noch durch Frauenliebe glücklich ſein. In der höchſten Noth glänzte ſie wie ein ferner heilverkündender Stern; in der Verzweiflung flüſterte mir mein Genius zu: Du findeſt noch das Weib, das du liebſt und das deiner Liebe würdig iſt. Dieſe Hoffnung wich nie von mir und ließ mich Alles ertragen. Und ich fand ein Weib, das ich liebte, ich koſtete alle Seligkeiten der Liebe durch, um deſto fürchterlicher getäuſcht zu werden. So hab' ich denn auch die letzten Hefen des Leidenbechers verſchlucken müſſen.

In meiner tiefſten Trübſal erwachte plötzlich meine alte Neigung zur Aſtronomie wieder in mir. Du weißt mit welchem unausgeſetzten Fleiße ich ein Jahr lang und noch drüber in Heidelberg dem Dienſte der Urania oblag, und nur meine poetiſchen Verſuche führten mich nachher mehr ihren leichtfertigern Schweſtern Erato und Euterpe zu. Doch da nun die Liederquelle in meiner Bruſt vertrocknet war, richtete ſich mein thränengefülltes Auge von der nachtumhüllten Erde wieder zum Sternenhimmel empor, mir dort Ruhe und Troſt zu ſuchen. Wahrlich, es gibt für den Unglücklichen keine erhebendere Beſchäftigung, als die Aſtronomie. Nichts predigt die Größe und Allmacht Gottes auf eindringlichere Weiſe, als die Wunder des Himmels, und der Geiſt, deſſen raſtloſem Forſchen ſich eins nach dem andern enthüllt, kann nicht leicht bis zur tiefſten Verzweiflung ſinken. Ich rang nach Hülfe, und da mich die Menſchen verließen ſuchte ich ſie bei den Sternen. Es war mir viel daran gelegen, eine Wohnung zu finden, wo ich bequem und ungeſtört meiner von Schwermuth genährten Neigung nachhängen konnte. In einer Vorſtadt befand ſich ein ſtattliches Haus mit einem hohen Altan auf dem Giebel. Ein ſchöner Garten mit Parkanlagen gehörte dazu. Es gelang mir, das obere Logis, das dem Altan zunächſt lag, zu erhalten. Ich bedingte mir im Miethcontract Altan und Gartenvergnügen aus. Das Haus lag einſam und fern von der Stadt, für mich ein ſehr erwünſchter Umſtand, das Logis war billig, was meiner Frau vorzüglich lieb war. In der Bel-Etage wohnte ein penſionirter Hauptmann, der den Titel als Major erhalten hatte. Er war wohlhabend, und hatte ſich vor einigen Jahren nach dem Tode ſeiner vornehmen Frau wieder mit einer bürgerlichen Dame, der Tochter eines Kaufmanns aus der Stadt, verheirathet. Darüber war er mit ſeiner altadligen Familie zerfallen, was ihn inzwiſchen nicht kümmerte. Die Frau ſtand nicht mehr in der erſten Jugendblüthe; ſie hatte das dreißigſte Jahr bereits zurückgelegt. Ich kannte ſie kaum von Anſehen und bemerkte während wir einzogen, bei einem flüchtigen Begegnen, daß ſie auch keine Anſprüche an Schönheit zu machen habe. Der Miniſterialbote, der mir ausziehen half, einer jener allwiſſenden Menſchen, die die Chronik jedes Haushaltes der Stadt im Kopfe haben, erzählte mir, die Frau Majorin habe eine unglückliche Liebſchaft mit einem jungen Kaufmann, Commis ihres Vaters, Namens Baurdach, gehabt. Die Eltern deſſelben hatten ihre Einwilligung durchaus verſagt, weil ihnen die junge Dame nicht reich genug geweſen (ſie habe noch eine Menge Geſchwiſter), darüber ſei der verzweifelte Liebhaber nach Braſilien gegangen, um dem Kaiſer Don Pedro als Soldat zu dienen, und habe nichts wieder von ſich hören laſſen. Der Major habe als Wittwer im Hauſe ihres Vaters gewohnt, ſie lieb gewonnen und ihr ſeine Hand angetragen, die ſie ohne Weiteres angenommen. „Ein gebrochenes Herz!“ dachte ich, und die Frau war mir nun ſchon intereſſant. — Nachdem wir eingerichtet waren, ließen wir uns beim Major der Höflichkeit gemäß anmelden. Ich ſaß der Majorin gegenüber und ſah ihr ins Auge. Ein wunderherrliches Auge, voll leuchtender, tiefer, wahrer Seelenfreundlichkeit, in den unregelmäßigen, aber ſehr ausgezeichneten Zügen ſo viel Milde, zarte Würde und ächte Weiblichkeit; um Mund und Auge zuckte jene unbewußte Schwermuth, ja bittre Glückſeligkeit, die mit der Wirklichkeit zerfallen iſt und dafür in Ahnungen und Gefühlen ſchwelgt. Aus ihrer Unterhaltung, obgleich ſie ſich um die gewöhnlichſten Dinge drehte, blitzten Geiſt und Seele; mir war's, als lägen da viel herrliche Kräfte in Schlummers Banden. Ich wurde auf die innere Geſchichte dieſer Frau ſehr begierig. Seit lange intereſſirte ich mich wieder für etwas.

Der Major war auf den erſten Blick als gutherziger Flachkopf zu erkennen, und ſeine Expectorationen beſtätigten dies vollkommen. Er war mit meiner Frau bald in ein wirthſchaftliches Geſpräch gerathen; ein Buch auf dem Tiſche, das ich aufſchlug, — es war ein beliebter Roman — brachte mich und die Majorin auf Lectüre. Ihr Mann liebe dergleichen nicht, ſagte ſie (daſſelbe war bei meiner Frau der Fall), ſie pflege aber viel zu leſen, da ſie keine Kinder und alſo wenig häusliche Geſchäfte zu verrichten habe. „Das Leſen iſt ein Element des modernen Lebens,“ ſagte ſie, „und zerſetzt, wie ein feines Gift, den uns angebornen Trieb zum Handeln. Dadurch, daß wir durch den Autor geiſtig in alle denkbaren, ja wohl gar undenkbaren äußern und innern Situationen geführt werden, daß wir ergriffen, gerührt, geſpannt, gemartert werden, und das Alles nur in einer, wenn das Wort nicht allzukühn klingt, paſſiven Thätigkeit, wird jener active Trieb allmählig geſchwächt und unterdrückt. Unſre Großmütter handelten viel mehr, hatten weit größern Einfluß auf das häusliche und öffentliche Leben, aber ſie laſen nicht; wir dagegen werden immer mehr von der Bühne entfernt, und bringen trotz der vielgeprieſenen Frauenemancipation unſer Leben im Boudoir zu, deſſen blaſſe Tage wir mit dem Roman färben. In dieſem Stücke ſind wir den Frauen des Orients ziemlich gleich, ja wir ſind darin ſchon um einen Schritt weiter gegangen. Die Frauen des Harem haben ihre mährchenerzählenden Sklavinnen, und das laute Wort tönt doch friſch und natürlich anregend auf dem rechten Wege durch das Ohr in die Seele. Bei uns geht Alles lautlos zu; wir ſitzen allein, und das Auge betrügt das Ohr um den Dienſt, den es doch nur ſehr unvollkommen verrichten kann. Die Seele wird mehr erſchlafft, als erfriſcht, und der ganze geiſtige Organismus geräth in einen abgeſpannten, krankhaften Zuſtand. Das größere Unglück aber iſt, daß auch ein nicht unbedeutender Theil der Männerwelt ganz allmählig von dieſem alle Thatkraft aufzehrenden Leſefieber ergriffen worden iſt. Gewiß ſollten die Romandichter und Novelliſten von den Fürſten belohnt und mehr ausgezeichnet werden, als bis jetzt geſchehen iſt; denn in der That und Wahrheit arbeitet Niemand mehr in ihrem Intereſſe, als dieſe Schriftſteller. Sie ziehen die jugendlichen Geiſter vom öffentlichen Leben ab, nehmen die wilde Kraft gefangen, abſorbiren den revolutionären Trieb, verweichlichen die Gemüther und impfen der ſchon ohnedies kränkelnden modernen Bildung das Gift des Indifferentismus ein."

„Sie gehen hart mit den armen Dichtern um," verſetzte ich, von ihrem Liebreiz, der ſich beim Sprechen gar herrlich plaſtiſch herausſtellte, wunderbar ergriffen. „Und doch kann ich ſie nicht entbehren!" rief ſie, unbeſchreiblich lieblich lächelnd. „Sie ſind mir, was das Opium den Türken iſt, ſie reizen mich auf, begeiſtern mich, machen mir einen ſeligen Rauſch, und ſo gut ich weiß, daß ſie mich erſchlaffen, kehre ich mit unwiderſtehlicher Leidenſchaft doch immer und immer wieder zu ihrem Genuſſe zurück."

„Vielleicht," ſagte ich ſcherzend, „könnte ich etwas dazu beitragen, dem ſüßen, Ihrem Leben ſo nothwendig gewordenen Gifte etwas von ſeiner erſchlaffenden Kraft zu rauben und ſeine begeiſternde ſogar noch zu vermehren. Ich leſe nicht ganz ſchlecht vor. Wenn Sie mir erlaubten, würde ich Ihnen mit großer Freude zuweilen einen guten Roman vorleſen. Man lebt ſich durch das laute Wort viel beſſer in den Dichter hinein und wird weit ſichrer in der Kritik deſſelben." — Mein Vorſchlag wurde mit ſichtbarem Vergnügen angenommen. Das gütige Auge der Majorin leuchtete engelfreundlich. Im Verlauf des Geſprächs that ſie die mich überraſchende Aeußerung, daß Goethe's Taſſo ihre Lieblingsdichtung ſei; denn Du weißt, daß mir dieſes Drama das Liebſte von Allem iſt, was jemals Poeſie erzeugt hat. Ich wurde wärmer und riß die holde Frau mit hin; wir vertieften uns in die Schönheiten des Gedichts, deſſen angezogene Stellen ich ihr wörtlich herſagte, und als ich ſpät ſchied, fühlte ich eine geiſtige Befriedigung, wie noch nie.

Die Vorleſungen nahmen ihren Anfang; der Major langweilte ſich dabei und ließ uns bald allein. Meine Frau, die ich anfangs dazu beredete, ſuchte ſich nach

Verlauf einiger Wochen durch allerlei Vorwände davon loszumachen, und nun ſaß ich Helenen — ſo heißt die Majorin — allein gegenüber. Unvermerkt drängte ſich meine ganze Seele in meinen Vortrag; wenn ich dann, von einer ſchönen Stelle ergriffen, das Auge erhob, tauchte es ſogleich in ihren begeiſterten, ſtrahlenden Blick, ja oft badete meine Seele in den warmen, heiligen Heilquellen, die dort aufgeſprungen waren. Das waren göttliche Augenblicke ſtummen Entzückens, in denen unſer Leben aufging. Meine Ahnung war erfüllt: ich liebte! Bald war ich mir klar darüber. Je mehr ich gelitten, je tiefer ich in der Seele verwundet worden war, je einſamer und verlaſſener ich geſtanden, um ſo gewaltiger und all mein Sein in der tiefſten Wurzel erſchütternd drang nun das göttlichſte aller Gefühle in mein liebebedürftiges Herz. Es glich einem dürren, geſprungenen Erdreich, auf welchem kein Hälmchen emporgeſchoſſen war, und das nun, von warmem Sommerregen überſtrömt, das koſtbare Naß mit Begierde in ſich ſaugt und raſch Kräuter und Blüthen trägt. Es war mir, um meine Seligkeit zu vollenden, bald kein Geheimniß mehr, daß ich von **Helenen** eben ſo ſchwärmeriſch wieder geliebt wurde. Auch ſie hatte nur eine dunkle Ahnung von der Seligkeit gehabt, die jetzt die Götter über uns ausgoſſen; ſie hatte noch nie geliebt im wahren Sinne des Worts. Der Himmel that ſich vor unſern wonnethränenden Augen auf, und trunken von all' dem Glanz und dem Glück, ſtürzten wir einander in die Arme. Ich hatte nun eine Seele gefunden, der ich all' mein Leid über des Lebens Noth und Plage klagen, der ich die kleinſte Regung auf dem klaren Waſſerſpiegel meiner Seele enthüllen, der ich mein Fühlen und Denken mittheilen konnte. O **Karl**, wie glücklich war ich!

Helene hatte bis jetzt der in niedern Zuſtänden befangenen Pſyche geglichen, die harmlos, ohne große Freude und ohne ſonderliches Leid unter ihren von Geiſt und Seele gewöhnlichen Schweſtern lebte, kaum ahnend, daß ſie zu Höherem berufen ſei. Es hatte ſich kein Anlaß gezeigt, der ſie aus dieſem Schlummer aufgerüttelt, ſie hatte dies ſchaale Halbleben ohne Kummer hingelebt, kein Licht war ihr aufgeflammt, das ihre Seele erhellt und ihr die Schätze gezeigt hätte die dort aufgeſpeichert waren, ſie wußte nicht, welchen Reichthum ſie mit ſich herum trug. Nun hatte ſie plötzlich der verhüllte Gott entführt und in ſeinem wunderbaren Zauberpalaſt empfing ſie ahnungsvoll ſeine glühende Umarmung. Aber auch die Schweſtern ſtellten ſich ein und begannen ihren frühern ordinären Discurs. Ich will das der Mythe, der Pſyche entlehnte Bild bei Seite ſchieben, um deutlicher zu reden. Helene war in bürgerlichen Verhältniſſen aufgewachſen. Brauche ich mehr zu ſagen, als daß ihr Vater ein Krämer war? Hat nicht gerade dieſer ehrenwerthe Stand in Deutſchland den Beruf, Prototyp der Philiſterei zu ſein? Und nun vollends in meiner lieben Vaterſtadt, wo die Philiſterei noch dick und ſtinkend übereinander hockt und lagert, hier, wo noch ägyptiſche Finſterniß die Köpfe umnachtet hält, wo man mit böotiſcher Stumpfheit alle edeln Anſprüche der Humanität kalt höhniſch zurückweiſ't, hier iſt ein Krämer ein fürchterlicher Menſch. Es gibt für mich auf der Welt nichts Ungeheuerlicheres, als die Langweiligkeit eines ſolchen Zopfes, — ja Zopfes; denn hier oder nirgends muß es erlaubt ſein pars pro toto zu ſetzen. Helenens Mutter war eine Pſyche mit gebundenem Fittich, allmählig im Philiſterpfuhl untergegangen, ſtill trauernd und mit einer wehmüthigen Sehnſucht im Herzen bis an's frühe Ende, und nie zum hellen Bewußtſein des ihr fehlenden Glücks gekommen, wohl von Ahnungsdämmerung leis umhaucht, aber nicht — zu ihrem Glück! — von einem vollen Lichtſtrahl angeglüht, der ihr ja ihr Elend nur enthüllt hätte. So iſt Sie geſtorben an Sehnſucht und Schmerz, deren Objecte ſie doch nicht kannte, wie tauſend Frauenherzen an unbekanntem Weh brachen, unvermerkt und allmählig vergiftet von der Philiſterei und ledernen Erbärmlichkeit derer, mit denen ſie ein kleines trübſeliges Geſchick zuſammengeſpannt, Pegaſus mit dem Ackerſtier in einem Joche! Jedenfalls hätte Helene ganz das Geſchick ihrer Mutter erfahren, wenn ſie mich nicht kennen gelernt hätte. Sie hatte bis dahin in demſelben ahnungsvollen Dämmerzuſtande gelebt wie ihre Mutter; ja es war allmählig ſtatt heller nur noch dunkler um ſie geworden, gerade wie bei jener. Eine ſogenannte Liebſchaft mit einem Ladendiener ihres Vaters hatte ſie eben nur beſchäftigt, ohne ihre Seele auszufüllen oder aufzurühren. Ich hatte mich in meiner frühern Annahme geirrt, als ſeien ihre innerſten Lebensblüthen vergiftet worden. Dieſe waren zu jener Zeit noch gar nicht entfaltet. Der herrlichſte, reichſte Schatz, dieſer prächtige Nibelungenhort lag tief verſenkt in den heiligſten Gründen ihres Gemüths, unbekannt und ungeahnt, von keiner profanen Hand betaſtet, von keinem lüſternen Blick entweiht. Das war noch ein hohes, jungfräuliches Heiligthum, in das ich ſtaunend eintrat, das waren paradieſiſche Gefilde, abgeſchloſſen von der Welt und in unbewußtes Selbſtanſchauen ihrer hohen Schönheit verſunken, in denen noch kein menſchlicher Fuß gewandelt war. Helene hatte den Major geheirathet, weil er ſie zur Ehe begehrt, weil es ſo Sitte iſt, daß ein Mädchen eine anſtändige Partie macht, weil ihr Vater nicht reich und ſie noch ein halbes Dutzend jüngere Geſchwiſter hatte, weil ſie ſich mit ihrer ſehr abgeſchmackten Stiefmutter nicht wohl vertragen konnte, und ſo ließen ſich wohl noch zehn andere recht verſtändige weil hinzufügen, die die Welt belobt, die aber nicht Stich halten vor dem Richterſtuhl der

Vernunft. Wann aber würde auch in unſerm dürren bürgerlichen Leben jemals der Maßſtab der göttlichen Vernunft angelegt, wo man Alles mit der Krämerelle des menſchlichen Verſtandes mißt? Helenens Verhältniſſe hatten ſich, als ſie Frau von Teutleben geworden war, nicht erweitert; ſie war durch ihre Standeserhöhung doch auf keinen höhern Standpunct weder in der Geſellſchaft, noch in der Idee gelangt. Die Schranken waren mit ihr gewandert. Ihr Gatte, einer von jenen — ſoll ich ſagen glücklichen oder unglücklichen — Erdenſöhnen, die den Ring des Gyges beſitzen, ohne ſeine Zauberkräfte alle zu kennen und alſo auch nicht befähigt, den rechten Gebrauch davon zu machen, lag ja ſelbſt in ſchmählichſten Banden der Philiſterei, und wußte es nicht. Können die Mollusken Gedanken eines ſo „guten Mannes“ ſich zum Fluge eines Adlers erheben? Die hochnaſige Familie des Majors desavouirte ſeine Ehehälfte und vermied allen Umgang mit ihr; eben ſo abgeſondert hielt ſich der übrige höhere oder Hofadel von ihr. Es waren alſo die Frauen der Beamten, Frau Räthinnen und Frau Secretärinnen, die Weiber des graduirten ſchwarzen Fracks und des betittelten Dintenfaſſes, die ſie nach wie vor umgaben. Herr Gott, mir wird heiß, wenn ich an die Miſere ſolches beſoldeten und beſohlten Volks denke! Lauter „gute Menſchen"

„und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.
Das ſind ſie alle ehrenwerthe Leute."

Was hat aber das ehrenwerthe Gewürm für ein Recht an eine Dichterſeele? Durften die Schaalthiere und Fröſche an der äthiopiſchen Küſte die reizende Andromeda, die dem Meerungeheuer als Opfer an den Felſen gefeſſelt war, für ihres Gleichen halten und mit ihr umgehen, wie mit Auſter und Weißfiſch? Ach, dieſe wäſſerigen, verſchwommenen, breiweichen Molluſken-Menſchen waren Helenens Schweſtern und Brüder, Schwägerinnen und Schwäger, Vater und Mutter und Gatte, Jugendfreundinnen und Freunde, ein Heer anſtändiger, gebildeter Nullitäten. Sie allein, die einzige Göttergeſtalt, „unter Larven die einzige fühlende Bruſt," ſie, die angeſchmiedete Andromeda, beſtimmt dem Waſſerungeheuer „Philiſterthum" als Opfer zu fallen. Aber ein Perſeus kam auf dem Pegaſus ſie zu befreien. In der Befangenheit ihres proſaiſchen Zuſtandes hatte Helene niemals daran gedacht, die Dichter, die ſie ſo ſehr liebte, in ihr Leben einzuführen; ſie ſah ſie nur als Feinde des rüſtigen, realen Lebens an, nicht begreifend, daß das durch ſie geſchaffene, ideale Leben weit über jenem ſtehe und viel herrlichere Genüſſe biete, ein Fehler, in welchen nicht nur die meiſten geiſtreichen Frauen, ſondern überhaupt die meiſten genialen Menſchen verfallen. Ich öffnete ihr das Verſtändniß und bei'm glänzenden Lichte, das ich in ihrer Seele entzündet, vereinte ſich Poeſie und Leben in ſchönſter Harmonie. Auch mein Leben verwob ſich in dieſen Einklang, und unſere Stunden gingen leicht geſchürzt, tönenden Trittes in harmoniſcher Bewegung an uns vorüber. Es war eine unergründliche Fülle von Seligkeit, die ſich uns öffnete; wir hatten Salomons Ring gefunden, und mit ihm die Brunnen der Tiefe erſchloſſen; die Nacht des Lebens war uns durch das ſtrahlenblitzende Säulenlicht der nordiſchen Aurora geſchmückt, und ich ſtand neben der ſtaunenden Geliebten und deutete ihr das Wunder. Ach, was wiſſen denn die Philiſter von Liebe? Wenn ihr Blut einmal aufwallt, wenn ihnen auf Bällen warm wird, wenn ſie, die ewig Redefertigen, einmal nicht wiſſen, was ſie einer rothgewordenen Unſchuld gegenüber ſagen ſollen, wenn ſie die Verlobungskarten ſchreiben oder zu Gevatter bitten, da haben ſie Gefühle ihrer Liebe. Was ſoll man auch dem Blinden lange vom Licht vorpredigen? Irion, der frech genug war, ſein lüſternes Auge zur Juno zu erheben, und hernach die Wolke ſtatt ihrer umarmte, war ſchon ein Philiſter. Laſſen wir das! Ich werde jedesmal bitter, wenn ich auf die zweibeinige Proſa zu reden komme. — Genug, Helene ſchwang ſich mit mir von einem Himmel der Poeſie, der Liebe, des Glücks in den andern, immer höhern, herrlichern. Es verſteht ſich, daß ſie über ſich, ihre zeitherige Umgeburg und ihr Verhältniß zu derſelben vollkommen klar wurde; auf den Sonnenhöhen des Lebens verſchwindet die gemeine, irdiſche Nacht. Die herrliche Frau zog ſich von den guten Leuten behutſam und allmählig zurück, doch im überwiegenden Gefühle ihres Glücks noch nicht vorſichtig genug, als daß die gemeine Brut, die oft Schlangenliſt beſitzt, nicht hätte aufmerken ſollen. Wenn ſie auch Helenens verklärtes, geiſtig gehobenes und durch Erkenntniß zur moraliſchen Sicherheit gebrachtes Weſen nicht verſtanden, ſo begriffen ſie doch, daß eine Veränderung mit ihr vorgefallen war. Die Urſache war bald gefunden; man wußte ja, daß ich ihr oft vorlas. Nun ging das Zungengedreſche los. Ach, was iſt da nicht Alles gegiftet, geſalbadert, geſchwatzt worden! Man müßte eine neue lulliſche Kunſt erfinden, um den verläumderiſchen, böſen Unſinn all zu merken. Es konnte nicht fehlen, daß manches davon zu Helenens Ohren drang. Ihr zartfühlendes Gemüth wurde tief verwundet. Sie bat mich zitternd, meine Vorleſungen einzuſtellen, „ihrer Ehre wegen.“ Es geſchah. Doch konnten Herzen, die in ſo reinen Flammen der Begeiſterung zuſammengelodert waren, durch ein ſo kaltes, gemeines Element, wie dieſe ſpießbürgerliche ſogenannte Ehre, getrennt werden? Es führte uns nur noch inniger zuſammen, und bereitete uns noch höhere und ſüßere Genüſſe; denn alles heimlich Genoſſene ſchmeckt ſüßer. Ich hatte der Majorin ſchon früher auf meinem Altan die Sternbilder erklärt und die Planeten gezeigt; jetzt wurde dieſer Altan zum Tempel der Liebe, über welchen der Himmel ſein Sternendach ausgebreitet hielt. Wir brachten die ſchönen Nächte hier unbelauſcht zu. Kein ſterbliches Auge vermochte uns zu entdecken. Meine Frau war daran gewöhnt, mich halbe Nächte mit aſtronomiſchen Beobachtungen beſchäftigt zu wiſſen; Helenen wurde nicht ſchwer, Nachts zu mir heraufzuſteigen, ohne von Jemandem bemerkt zu werden. Was ſoll ich Dir von all den Entzückungen ſagen, die uns zu Theil wurden? Wenn ich ihrer ſtaunenden, ſtumm anbetenden Seele die Wunder des Weltalls erſchloß, immer eins größer und unbegreiflicher als das andere, wenn ich hinter dem Tubus die Bahnen der Sterne mit ihr durchwandelte, und ihr die wichtigen und faſt unglaublichen Reſultate der Forſchungen auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft vorlegte, wenn ich ihr die hohen Ahnungen von den noch künftig zu machenden Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes ausſprach, dann zitterte ſie mir glühend von Gotttrunkenheit entgegen, ihr von der himmliſchen Reiſe heimgekehrtes, noch von Sternenlicht überquellendes Auge tauchte wonnenfeucht in das meinige, und der vereinte Schlag unſerer liebeberauſchten Herzen gemahnte mich oft wie der Pendelſchlag der Weltenuhr. Hier auf dieſer ätherumwogten Höhe hat mich der Himmel mit dem reichſten Sternenkranz der Liebe gekrönt. Große Gedanken wuchſen raſch in uns auf über Leben, Tod, Unſterblichkeit, Geiſterwelt; es war, als deckte uns Glücklichen die gütige Gottheit alle Höhen und Tiefen auf und geſtatte unſern liebethränenden Augen ihre geheimen Wunder zu ſchauen. Unſer entzückenſtammelnder Mund ſprach wie ſpielend Räthſellöſungen aus, die ſich der ſchärfſte Verſtand zu finden vergebens bemüht hätte. So iſt es! Die Glücklichen werden von allen Göttern mit himmliſchen Gaben überſchüttet; „wer da hat, dem wird gegeben werden.“

Helenens Skrupel in Bezug auf ihre ehelichen Pflichten und Verhältniſſe waren bald beſiegt; ſie hatte ſich ſchon gewöhnt, wozu ſie Geiſt und Gemüth befähigen, alle Dinge von der idealen, poetiſchen Seite zu betrachten. Die Ehe, redete ich in der erſten Nacht unſerer Zuſammenkünfte der ſtill Weinenden zu (Sie ergab ſich nämlich mit wehmüthig freudigem Schmerz, der immer Thränen in Frauenherzen gebiert, der ſie beſiegenden unwiderſtehlichen Gewalt ihrer Liebe): Die Ehe iſt und bleibt ein der Geſellſchaft heilſames Inſtitut; doch ſollte man nie vergeſſen, daß ſie eine menſchliche Form iſt für ein göttliches Weſen, die Form eines Geiſtes, aber nie der Geiſt ſelbſt ſein kann. Dies iſt der wichtige Punkt, über den wir uns verſtändigen müſſen. Als der urſchöpferiſche Geiſt, „nenn ihn Natur, Gott oder wie du willſt — der Name iſt Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut“ — den Menſchen zwiſchen ſeine reinen Geiſter und das Thier ſtellte, ihn zum erſten Weſen ſeiner ſichtbaren Schöpfung machte, miſchte er ihm zur thieriſchen Natur noch eine göttliche bei; er gab ihm von der Erde und vom Himmel, zwiſchen welchen dieſer wunderliche Sohn ſeiner Liebe ſteht, einen Theil, und begründete dadurch deſſen unausſprechliches Glück und deſſen ungeheures Leid. Zwei göttliche Geſchenke vorzüglich ſind es, die den Menſchen hoch über alles Irdiſche erheben, zwei, die das unwiderlegbare Zeugniß ſeiner göttlichen Natur abgeben, und die ihm die arme Erde in einen Himmel umzaubern können: die Religion und die Liebe. In ihrer Urquelle ſind Beide eins: das Geſetz der göttlichen Liebe, und nur in ſeiner Aeußerung ſpaltet es ſich, und zwei Engel werden daraus. Der eine kehrt ſein Antlitz dem Himmel, der andere der Erde zu. Aber die thieriſche Natur des Menſchen konnte das Göttliche nicht anders faſſen, als in irdiſchen menſchlichen Formen; er zwängte den göttlichen Geiſt in irdiſche Rahmen, die ſeinem ſchwachen Auge angemeſſen waren, um ihn überſehen zu können, und nun erſt wagte er es, ihn ſein zu nennen. Das moraliſche Geſetz in uns oder die Religion brachte er in Form der Kirche, wenn es erlaubt iſt, dieſen Ausdruck für die Religionsform aller Völker zu gebrauchen; er brachte das erotiſche Geſetz in uns oder die Liebe in die Form der Ehe. Wie es uns armen Menſchen aber oft zu geſchehen pflegt, daß der Geiſt, den wir in eine irdiſche Form zu bannen gewöhnt, längſt entflohen iſt, unſere Ohnmacht höhnend, während wir feſt an der Form halten, immer den Geiſt zu faſſen meinend, ſo iſt es uns im Laufe der Zeiten oft mit der Kirche und der Ehe ergangen. Die Form der Kirche war bei jedem Volke eine andere, bis ſie inne wurden, daß der Geiſt göttlicher Liebe daraus entwichen war; gleich ſuchte der Menſch eine andere Form und glaubte nun die rechte für die Religion gefunden zu haben. Der Arme wird ſie nimmer finden. Es werden immer und fort neue Kirchen aufgebaut werden, ſobald man eingeſehen hat, daß der Geiſt nicht mehr in den alten wohne, und die nur wird die beſte ſein, welche dem Geiſte die wenigſten Feſſeln anlegen will, ihm, der ſich nie feſſeln läßt. Daſſelbe Verhältniß iſt es mit der Ehe. Der Menſch hat ſchon verſchiedene Formen für ſie gefunden, die ein Träger der Liebe ſein ſollten. Aber die Liebe kehrt ſich ihrer göttlichen Natur nach nicht an die menſchliche Form, ſie entweicht der Feſſel, die freie Himmelstochter, und läßt ſich nicht beſchwören durch menſchliche Satzungen und Verträge. Für die, in welchen die thieriſche Natur vorwaltend iſt, gibt ſie einen guten Zaun oder Mauer ab, das Eigenthum, wie Hof und Garten, von dem des Nachbars abzuſcheiden; ſie hält Ordnung im Staat und im Hauſe. Sie iſt für den Bruder Philiſter ein treffliches Inſtitut. Für die Götterſöhne, die Oelkinder, wie ſie der Prophet Zacharja in der Bibel benennt, d. h. die mit dem Oel des Geiſtes zu Königen der Idee Geſalbten, für die von den Flammen der Poeſie durchglüheten und durchleuchteten Menſchen beſtehen weder die Formen der Kirche noch der Ehe; ſie gehorchen dem Geſetz der Liebe in ſeinem freien Fluthen und Walten. Dieſe Bevorzugten fühlten ſchon lange das Unpaſſende in der jetzigen Form der Ehe, die den Geiſt der Liebe ſo wenig zu feſſeln vermag; ſie ſuchen nach einer neuen Form, die ſie noch nicht gefunden, die ſie aber gewiß finden werden, wenn es Zeit iſt. die alte Form zu zerbrechen. Einſtweilen müſſen wir uns mit der beſtehenden behelfen, ſo gut es geht, aber kein göttliches Geſetz zwingt uns, uns davon binden zu laſſen, und auch die menſchlichen haben in Ahnung der nahenden Kataſtrophe ihre Strenge verloren.

So ſprach ich zu ihr, und ſie verſtand mich und ward ruhig. Wir ließen die kleine Welt ſchwatzen und genoſſen ungeſtört unſer großes Glück; alle Philiſter aber waren und blieben von Helenen abgedankt, und ob es ſchon ihre eignen Schweſtern und Brüder waren. So verging ein ſchönes Jahr, das glücklichſte meines Lebens. Nun kam die menſchliche Erbärmlichkeit, um mich elender zu machen, als ich je geweſen war. Durch ein neues Kammermädchen der Majorin war unſer ſtilles Glück ihren Angehörigen verrathen worden. Ihre Stiefmutter ſchlug Lärm, Schweſtern und Baſen liefen zuſammen und beriethen ſich, die Männer wurden in das wichtige Geheimniß gezogen und mit ihnen großer Rath gehalten. Das war Waſſer auf die Mühle des Philiſters! Man nahm Helenen ins Gebet. Sie wurde als eine Kranke angeſchrien, als eine Verführte bemitleidet, man machte ihr ein Bad und beſtellte ihr einen Bader. Ein Stadtpfarrer, ein einfältiger wortreicher Menſch, ſuchte einige alte Univerſitätshefte hervor und hielt ihr Vorleſungen über Moral und Pflichtenlehre; man redete ſo in ſie hinein, daß ſie ſich endlich ſelbſt für krank, verirrt und verführt hielt. Sie wankte, fiel und wurde der Liebe untreu. Der Drache des Abgrunds ſiegte über den Engel des Lichts. Der Major wurde auszuziehen vermocht; Helene benahm ſich zurückhaltend gegen mich; das beleidigte meinen Stolz. Vielleicht ging ich zu weit, aber ich konnte nicht anders; ich war zu erregt. Ich ſtellte mich kalt gegen ſie, während Flammen der Liebe und Verzweiflung mich durchraſeten. Oft war ich außer mir, und mußte, um mich zu zerſtreuen, eine Reiſe machen. Als ich wiederkehrte, ſah ich Helenen nur noch einige Male, nie unter vier Augen. Sie war freundlich kalt, höflich fremd; mir war, als müßte ich vor ihr in den Boden ſinken. Es war Alles aus, und eine Leere nahm Platz in meinem Herzen, die mich wie ein ungeheures Grab angähnte und mir den geiſtigen Tod drohete. Die Welt verlor allen Reiz, alle Farbe für mich, die Sterne des Himmels erblichen mir, und ich gerieth in den Dir Eingangs geſchilderten Zuſtand, aus dem ich nur durch Selbſtmord Rettung ſah. Alles Hohe, von dem ich geträumt, hatte mich nun betrogen; auch die Liebe. Ich ſah ein, daß ich mich doch in Helenen getäuſcht, daß ſie eben eine gemeine Natur war, wie die Andern, nur auf Augenblicke von mir emporgeflügelt, nun wieder in den Sumpf der Gemeinheit durch ihre eigne Schwere hinabgezogen. Ich dachte an die Fabel vom Adler und der Schildkröte. Aber half mir das etwas? Ich war der furchtbar Getäuſchte, der Betrogene, der am Leben Geſcheiterte! Dazu kamen die widrigſten Dienſt- und Haus-Verhältniſſe. Der Miniſter ſtarb und hinterließ ſeinem Kammerdiener, der nun zu uns zog, ein bedeutendes Vermögen, welches einſt meiner Frau zufallen wird. Der neue Miniſter, einer jener adligen Hohlköpfe, die auf Geiſt neidiſch ſind, zeigte ſich bald als mein bitterſter Feind, weil ich mich nicht, gleich Andern, tief vor ihm gedemüthigt; ich wurde zum Opfer aller möglichen Plackereien und Scheerereien auserſehen. In meinem Hauſe führte der Kammerdiener nun die Herrſchaft, wie er ſie in dem des verſtorbenen Miniſters geführt hatte; meine Frau, zu deren Ohren manches von meinem Verhältniſſe mit der Majorin gedrungen war, und die nun die Eiferſüchtige ſpielte, hielt mit ihrem Titularvater zuſammen und wurde täglich geiziger und unausſtehlicher. Die ganze Stadt war mir aufgeſeſſen; ich hatte Alle, wie man ſagte, durch meinen Stolz beleidigt. Kein Freund ſtand mir nahe, die Geliebte war verloren, und ich hatte nicht poetiſche Kraft genug, mich über all' das Miſere zu erheben; Beſchäftigung ekelte mich an, der Altan ſtand öde und verlaſſen; ich konnte mein brennendes Auge nicht zu den kalten, theilnahmloſen Sternen erheben, und war daran, unterzugehen. Da kam Dein Brief. Nun kennſt Du meine Lage. Sende mir Troſt, ſende mir Hoffnung über den atlantiſchen Ocean herüber.

II.

Noch hat das Jahr ſeinen Kreislauf nicht ganz vollendet, ſeit ich Dich wie ein Verſinkender um Hülfe anſchrie, mein theurer Freund, und ſiehe, wie wunderbar! Alles um mich und in mir iſt verwandelt, wie wenn eine Fee ihren Stab auf mein Haupt geneigt hätte. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Oft faſſ' ich mich an die Stirn, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume oder mit fixen Ideen behaftet bin, die mir mitten in der heißen troſtloſen Einöde der Wüſte die glänzenden Bilder der Fata Morgana vorzaubern. Aber ich wache, mein Kopf iſt geſund; ich taumele nur vom anhaltenden Rauſche der Wonne und des Glücks. Ich ſtehe auf dem blüthengeſchmückten Grabe der Sirene Parthenope: ich bin in Neapel, im Paradieſe Europa's. Eine wonnevolle balſamiſche Nacht liegt zart und durchſichtig vor meinem

Fenſter, das Meer rauſcht in der Nähe, der Veſuv blitzt leiſe und ſchonend wie der liebende Zeus, als er zur Semele trat. Ich ſeh' ihn aus meinem Fenſter, den majeſtätiſchen Grabhügel des Cyklopen. Neben mir wohnt Semele, und ich wache die bang-ſüße Nacht ihrem Kuſſe entgegen. Dieſe Nacht ſoll Dir gewidmet ſein, Karl! — Kennſt Du das Sprichwort des Italieners: „Sieh Neapel und ſtirb?“ Ich habe Neapel geſehen und bin ſo ſelig, daß ich ſterben möchte. Nein! Ich lüge! Ich möchte jetzt nicht ſterben, heute nicht! denn die prächtige Morgenröthe meines Glücks leuchtet mir erſt; ich möchte auch den vollen Sonnenglanz deſſelben genießen, ja ich möchte erſt mit ſeiner Abendröthe vergehen, ruhig, lächelnd, wie ein mit Engeln ſpielendes, ſterbendes Kind. Ich bin nicht nur in Neapel: ich liebe auch! Sprich mir nicht von jenem bleichen, weichen Gefühle für Helenen! Das war eine kränkliche, farbloſe Blume des Nordens, der friſchen Luft und des Sonnenſcheins entbehrend, ein armſeliges verkrüppeltes Weſen, ein recht einfaches bukoliſches Gedicht. Jetzt duftet und blüht mir in glühenden Farben eine ſüdliche Aloe; es glänzt und flimmert Alles um mich in wechſelnder Strahlenbrechung; meine Liebe iſt ein kühner, brauſender Dithyrambus. Wie meinem Auge ſüdliche Sterne aufgegangen ſind, die ich nur aus Beſchreibungen kannte, und heller und prächtiger, als die Sterne des Nordens, ſo auch meinem Herzen ein ſüdlicher Stern von einer Prachtfülle, wie ich ſie nur in den Dichtern und faſt nur in Byrons wolluſtathmenden Schilderungen gefunden hatte. Mein ganzes früheres Leben liegt hinter mir, wie ein trüber Nebeltag, in welchem mein Verhältniß zu Helenen nur ein blaues Stückchen Himmel bildete. Aber Sonne war dabei nicht. — So iſt denn, wie ich Dir ſchon ſagte, um mich, in mir Alles verwandelt; ich ſelbſt bin es, und wenn man von einem neuen Adam reden kann, ſo bin ich es, der ihn angezogen. Ich muß mein wild überſprudelndes Herz zwingen, ruhiger zu ſchlagen, um Dir erzählen zu können, wie das Alles geworden.

Todtmüde, wie ein gehetztes Wild, lebte ich nur noch Tage der Abſpannung und geiſtigen Ohnmacht. Kaum weiß ich einen Ausdruck zu finden für das bittre Gefühl des Haſſes gegen die ſchäbigen, erbärmlichen Philiſter meiner Vaterſtadt, aber die Gluth deſſelben war gedämpft durch die Gleichgültigkeit, die mein Herz wie eine Lavakruſte überzog und es allmählig zu tödten drohete. Wie oft habe ich wie ein Erſtickender nach Luft geſchnappt oder aus tiefer Bruſt mit unſäglicher Angſt aufgeſchrien: „Herr, mein Gott, laß mich nicht ſo ſchmählich untergehen! Hilf mir aus dieſer Noth!“ Und er hat mir geholfen. Es gibt nichts Gräßlicheres für ein edles Herz als in einem Orte leben zu müſſen, wo ihm jede Anſprache an Geiſt und Gemüth verſagt iſt, und ihm nur der kalte, bittre, höhniſche, dumme Geiſt der Philiſterei entgegengrinſt. Auf meiner Vaterſtadt ruht der merkwürdige Fluch — ich weis nicht, womit ſie ihn verdient hat — zur Zeit keinen einzigen Mann zu beſitzen, in welchem ſich Geiſt und Herz zu jener gemüthlichen Harmonie vereinten, die als fruchtbarer Boden den üppigen Baum der Humanität mit ſeinen ſegensreichen Blüthen und Früchten treibt. Wenn ich ſo in meiner dumpfen Verzweiflung mitten durch die Menge der ſogenannten gebildeten Welt ging, wollte es mich oft bedünken, als wandle ich unter lauter Leichen, und

Modergeruch wehe mich an. Und waren ſie denn nicht Alle moraliſch todt. Der phyſiſche Tod iſt ja tauſendmal beſſer; er iſt ein naturgemäßer Zuſtand, aber dieſe moraliſche Fäulniß iſt eine Sünde wider den heiligen Geiſt. —

In meinem vorigen Briefe habe ich Dir geſagt, daß der verſtorbene Miniſter den größten Theil ſeines Vermögens auf ſeinen Kammerdiener, meinen Schwiegervater vererbt hatte, und dieſer bei uns wohnte. Bald erwies ſich, daß die Erbſchaft nicht allein in Geld und Gut beſtanden hatte, ſondern auch in der bösartigen unheilbaren Krankheit, die den Miniſter hinweggerafft, der ſchnellen Atrophie. Er ſtarb ein Jahr ſpäter als der Miniſter faſt um dieſelbe Jahreszeit, und meine Frau war die Erbin eines Vermögens, von deſſen Größe ich nichts erfuhr. Ihr kalter geiziger Charakter erreichte nun den höchſten Punkt ſeiner Ausbildung. Sie aß ſich im ſchlichten Wortverſtande nicht mehr ſatt, und in unſerer Küche war ſelten Feuer zu finden. Man müſſe für die Kinder ſparen in dieſer ſchlimmen Zeit, war ihre ſtete Rede, aber das erſte Kind, das ſie geboren, ein armſeliges, ſchwächliches Weſen, war nach einigen Monaten, ich glaube Hungers geſtorben. Denn da ihrem kleinen zuſammengeſchrumpften Körper die ſchaffende Natur jene nährende Quelle verſagt hatte, die uns nach dem Eintritt ins Leben tränkt, und ſie viel zu geizig war, eine Amme zu halten, ſo fütterte ſie den armen Wurm mit Fencheltheе, bis er ſtarb. Jede Vorſtellung von meiner Seite wurde mit kalter, höhnender Beſtimmtheit zurückgewieſen, und mir ſtets angedeutet: ich habe mich um die Angelegenheiten ihres Haushaltes nicht zu kümmern. Beim Tode ihres Titularvaters befand ſich meine liebenswürdige Ehehälfte zum zweiten Male in geſegneten Umſtänden. Ihre in Folge der angetretenen Erbſchaft erhöhete Thätigkeit, die täglich wachſende Sorge, ob alle Capitalien auch ſicher angelegt ſeien, bewirkte eine zu frühe harte Niederkunft, die ihr ſchwächlicher Körper nicht auszuhalten vermochte. Als ich mit dem Arzt, den ich ſelbſt herbeigeholt, in das Zimmer trat, rang ſie bereits mit dem Tode. Das Kind verſchied Tags darauf, und dieſer Umſtand machte mich zum Beſitzer eines großen Vermögens, eines viel größern, als ich mir je hatte träumen laſſen. Du kannſt Dir vorſtellen, daß meine Trauer nur von ſehr allgemeiner Natur war. Als ich vom Begräbniß meines Weibes und Kindes in meine friedliche Wohnung zurückkehrte, begriff ich mit dankbarem Geiſte die Wege der Vorſehung, die mich durch das Fegefeuer in den Himmel geführt, und dieſer Gedanke wurde zum ſtillen Jubel, als ich nach einigen Tagen wußte, welch ein reicher Mann ich war. Die ewige Vergeltung hatte meine aufopfernde Kindesliebe belohnt; ich ſollte die goldnen Früchte meiner Thränenſaat ſchon hier, ſchon ſo bald, und noch in voller Jugendkraft genießen. Aller Trübſinn war von mir abgeſtrichen; ich hoffte jetzt mit vollen luſtigen Flammen; meine Nervenkraft ſchnellte empor, und: Fort! fort aus dem Unkenteich! tönte es in meiner Seele. Am folgenden Tage bat ich das Gouvernement um Entlaſſung aus deſſen Dienſten und kündigte alle meine Capitalien. Dann übertrug ich meine Angelegenheiten einem rechtlichen Anwalt, der die ganze fahrende Habe verſteigern, die Capitalien erheben und in die Landesbank legen ſollte; ich aber riß mich ſo ſchnell als es nur geben wollte, los, griff haſtig nach dem Wanderſtabe, zitternd vor Begierde; denn der Boden brannte mir unter den Füßen. Es war mir immer, als werde mich noch ein großes Unglück betreffen, wenn ich irgend zögerte, und mich an meinem Glücke verhindern, als werde mir der an meinen Lippen ſchäumende Becher entriſſen werden, eh' ich ſeine Süße genoſſen, deren Duft mich ſchon berauſcht hatte. Ach, wie ſoll ich Dir die Gefühle beſchreiben, als ich die Stadt meiner Leiden hinter mir hatte! Dem ſchmachvollen Gefängniß entronnen, in dem all meine geiſtige Kraft an Ketten gelegen hatte, und nun emporgetragen vom bunten ſtarken Fittich der Freiheit, ſicher von keinem Häſcher verfolgt zu werden, erlöſt aus der argen Gemeinſchaft der Philiſter und Schufte, überſtürmt von göttlichen Gedanken, ſchüttelte ich erſt den Staub von meinen Füßen, wandte mein verklärtes Antlitz gen Süden, ſank auf die Knie und betete ein heißes Dankgebet. Es waren keine Worte, es waren keine Gedanken, es war nur ein großes ganzes hochherrliches Gefühl, aber es war doch ein heißes Gebet. Und nun trugen mich raſche Roſſe dem Lande meiner Sehnſucht, Italien, zu.

Den ſteifen Philiſterrock habe ich an Deutſchlands Grenze in den Rheinſtrom verſenkt; mir war's als flöge ein humoriſtiſches Lächeln über des Flußgottes ernſtes Antlitz. Ach, Vater Rhein, Du wirſt einſt vernünftigere Söhne haben! — Und als ich das Kleid, das mich ſo ſehr gedrückt, ausgezogen, ſiehe, da war wunderbar ſchnell die alte bunte gefeite Schlangenhaut wieder darunter gewachſen, die glitzerte und flimmerte im Sonnenlicht, als ob ſie aus tauſend Sternen zuſammengeſetzt ſei; Frühlingsgedanken ſproßten jugendlich übermüthig in meinem Kopfe und wurden ſchnell zum üppigſten Wald; an meinen Schultern fühlte ich ein ſeltſames Drängen, als wollten Flügel dort herausbrechen, um mein glückliches Haupt rauſchten Blüthenbüſche wie jauchzend geſchwungene Siegesfahnen. Meine Reiſe über die Alpen war ein Römerzug; ich betrat die Stadt der Welt wie ein Triumphator, aber das Alles ſtill für mich; meine Begleiter waren meine ſtolzen fröhlichen Gedanken, meine jungen ſüdlich geſchmückten Lieder, meine zu üppigen Geſtalten gewordenen Hoffnungen und Träume. Ich will Dir keine Reiſebeſchreibung liefern; genug, ich genoß alles, was das Wunderland einem empfänglichen poetiſch geſtimmten Gemüthe Hohes und Herrliches bietet. Doch zitterte, mir ſelber unerklärlich, durch die rauſchenden Freudenklänge meiner Bruſt immer ein leiſer Ton der Wehmuth, und dieſer hieß — Helene. Je weiter ich von ihr in Raum und Zeit mich entfernte, um ſo lebhafter wurde ihr Bild in meiner Seele. Es war mir als richteten ſich ihre Augen mit ſchwermuthsvollem Verlangen auf mich; ſie war ſo bleich, ſo abgehärmt, als nage der Wurm unbefriedigter Sehnſucht in ihrer Seele. Oft ſah ich ſie ſogar Nachts im Traume in dieſer Geſtalt. Mein Herz trieb mich ihr von Rom aus einen in meine überſchwellenden Gefühle getauchten Abſchiedsbrief zu ſchreiben, einen langen, recht langen Brief, in den ich faſt mein ganzes Leben mit all ſeinen Schmerzen und Wonnen niederlegte. Ich ſprach mich offen über unſere Trennnung und deren Urſachen aus; es war ja mein letztes Wort an ſie. Sollte ich Dir verbergen, daß ein Paar Thränen auf die Schrift fielen? Ich habe mich mit ihnen von meiner Liebe losgekauft. Der Brief iſt ſicher in ihre Hände gekommen.

Von Rom eilte ich nach Neapel; ich wollte erſt das Schönſte ſehen und genießen, was Italien beſitzt, dann erſt einzeln die Schätze des Alterthums und der Kunſt mit Muße durchkoſten. Die Natur geht mir über Alles; erſt wollte ich an ihrem reichen lebenden Buſen ſchwelgen, dann die Marmorbruſt der Kunſt anſtaunen. Das Alles iſt nun ungewiß geworden. Meine Pläne haben ein anderes Ziel gewonnen.

Es gewährte mir ein beſonderes Vergnügen, andere Sterne über meinem Haupte zu ſehen, als ſonſt und den Polarſtern gegen den Horizont geneigt. Die Mühe, die ich Anfangs hatte, mich in dieſem Himmel zu orientiren, wurde mir reichlich vergolten. Wenn ich am Tage mich auf dem Spiegel des Meerbuſens geſchaukelt, oder mein Auge von den Höhen des Veſuv oder des Pauſilipp mit immer neuem Genuß auf die reizende Welt unter mir geſendet hatte, ſo erſtieg ich mit einbrechender Nacht die königliche Sternwarte, um neue Freudenfeſte zu feiern. Von den in Duft und Dämmerung verſchwindenden reizenden Landſchaftsbildern fliegen meine berauſchten Blicke zu dem geſtirnten Himmel empor. Jede Stunde des Tags und der Nacht warf mir neue Blüthenkränze in den Schoos. Aber den vollſten und reichſten hatte mir der gütige Himmel noch aufgeſpart; ich wurde von Staffel zu Staffel des Entzückens geführt bis dahin, wo meiner die Krone wartete, die zu erringen nun all mein Streben iſt.

Auf der Sternwarte, wo man mir mit der urbanſten Freundlichkeit entgegenkam, machte ich eines Abends die Bekanntſchaft eines ſehr würdigen Mönchs, Conventuale des Kloſters Calmaldoli, das auf einem Berge am Agnano-See liegt. Pater Siſto, ein ernſter verſchloſſener Mann, zeigte ſich mir als ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber der Aſtronomie, ausgerüſtet mit einem großen Schatze auf dieſe höchſte aller Wiſſenſchaften bezüglicher Kenntniſſe. Er war einer jener ruhigen Forſcher, die allein beſtimmt ſind, auf dem ſternbeſäeten Felde des Himmels große Reſultate zu erſtreben. Der Pater erzählte mir von der hohen ſchönen Lage ſeines Kloſters, das ich noch nicht geſehen hatte, und das er, mit einer ihm kaum zugetrauten Schwärmerei eine natürliche Sternwarte inmitten eines Paradieſes nannte. Er habe, ſagte er, ſich ein kleines Obſervatorium eingerichtet, wo er ſein Leben im eigentlichſten Sinne dem Himmel weihe, wie die Ordensregel vorſchreibe. Mit wenigen aber herzlichen Worten lud er mich ein, ihn dort zu beſuchen und mit ihm zu obſerviren; „er freue ſich darauf, von mir zu lernen.“ Der Mann gefiel mir; ich ſagte zu. Am andern Tage konnte man mir von der wundervollen Lage des Kloſters nicht Rühmens genug machen, und ich benutzte einen der ſchönſten Frühlingsmorgen meine Pilgerfahrt dorthin anzutreten. Meine hochgeſpannten Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Durch die berühmte Grotte des Pauſilipp führt Dich der romantiſche Weg, und bald gelangſt Du an den merkwürdigen, drei Meilen im Umfang haltenden See. Ein Kranz von Bergen umgibt ihn, deren mehrere einſt Vulkane waren. Den höchſten deſſelben krönt das ſchöne reiche Kloſter. Mein neuer Bekannter empfing mich mit einer gemeſſenen, ich möchte ſagen feierlichen Freundlichkeit, und ſtellte mich den übrigen Kloſterherren mit dem Anſtande eines Diplomaten vor. Dann führte er mich auf ſein Obſervatorium. Als ich hinaustrat auf den freien Altan, hing ſein Auge an meinen Zügen. Ich hätte mich ſelbſt ſehen mögen in dieſem Augenblick. Meine Sprache iſt zu arm die Erhabenheit des Anblicks würdig darzuſtellen; dazu gehört die in Gluth getauchte Feder eines Byron. Calmaldoli gewährt die entzückendſte Ausſicht der Welt. Weſtlich und ſüdlich breitet ſich das fruchtbare hügelige Campanien vor deinen ſtaunenden Blicken aus, das geſegnetſte Stück Erde, das die Römer vorzugsweiſe die „glückliche Gegend“ nannten, die Ebenen, die einſt die Kornkammern Roms, noch jetzt tauſendfältige Früchte tragen, die Hügel, an denen der vielbeſungene Falerner Wein wuchs, öſtlich der dampfende Veſuv, die Höhenzüge der Vorgebirge, die Inſeln, ein Theil des Meerbuſens und weit hinaus das blaue prächtige Meer. Was iſt das aber, was ich hier niedergeſchrieben habe! Nicht der Schatten des Schatten des unvergleichlichen Bildes. Ja, geh' nach Neapel und ſtirb! Aber ſtirb in Calmaldoli! möchte ich hinzuſetzen Meer und Land ruheten in der goldduftigen Umarmung der Abendſonne. Mir wurde klar, was die Neapolitaner mit der Behauptung ſagen wollen: Campanien ſei ein

Stück auf die Erde gefallener Himmel. Padre Siſto überließ mich meinem ſtummen Entzücken; erſt als meine übervolle Bruſt Worte ſuchte, ergriff er meine Hand und erklärte mir mit deutendem Finger die Gegend, jeden einzelnen Punkt derſelben mit kundiger Zunge nennend. Unterdeſſen gingen die Sterne auf. Ein paar Flaſchen Falerner bildeten den würdigen Uebergang von der Pracht des Tags zur Herrlichkeit der Nacht. Ich ſprach begeiſtert horaziſche Verſe und der Mönch drückte mir dankbar die Hand. Wir waren Freunde. Die Sterne begannen mit unbeſchreiblichem Glanz zu leuchten. Ich faltete die Hände ſtill, ein ſeliges Gefühl kam über mich, tiefe heilige Andacht. Der Mönch küßte mich auf die Stirn; ich ſah eine Thräne in ſeinem Auge ſchimmern. „O wären meine Brüder, wie Sie,“ ſagte er, „dies Kloſter wäre wirklich ein Paradies auf Erden.“ — Wir blieben die ganze laue, duftige Nacht zuſammen in unſere Forſchungen vertieft. Am Tage machte ich Ausflüge in die Umgegend, Abends erſtieg ich den Kloſterberg, die Nacht fand mich auf dem Obſervatorium an der Seite Siſto's, deſſen tiefes, edles

Gemüth ich immer deutlicher erkannte. Dieſer ausgezeichnete Mann gab ſich nicht auf den erſten Blick; man mußte ihn allmählig gewinnen. Er gleicht einem mit düſterm, feſten Steinhauſe überbauten Goldſchacht. Wer ahnet unter den finſtern, mit Schlöſſern und Riegeln verſehenen Mauern die reichen, köſtlichen Erzgänge? Ja, wer ahnt ſie, ſelbſt wenn er ſchon in den Stollen gefahren iſt? Sie wollen mit Schlägel und Meiſel gewonnen ſein und nur dem Fleiße ſpringt die Ader des Bergs. So habe ich Siſto gewonnen. Ich war ſchon eine Woche der trefflich bewirthete Gaſt des Kloſters und handelte mit der Natur um jede Stunde Schlaf; denn ich geizte mit meiner Zeit für die Genüſſe. Dadurch war ich phyſiſch etwas abgeſpannt und gerieth in eine wehmüthig heitre, ſchier ſentimentale Stimmung. Mein Herz wurde wieder von den lauen Wellen der Sehnſucht überfluthet. Solch wunderbar ungenügſames Weſen iſt der Menſch; in der überſchwenglichen Fülle der Genüſſe ſehnt er ſich nach andern unbekannten. Nie iſt das Herz lange befriedigt; es muß ihm ein Wunſch bleiben, eine Sehnſucht, damit es nicht ſtill ſtehe. Denn nicht allein das Blut iſt es, das es in Bewegung erhält, auch Wünſche und Hoffnungen, Sehnſucht und Verlangen treiben und beflügeln ſeine Gefühle.

So ſaß ich eines Abends in mich verſunken auf dem Altan des Kloſters. Die in grünblaue Tinten gehüllte Bergreihe löſte ſich in großartigen Maſſen vom dunklern aber abendroth=angeſtrahlten Meere und dem gelben Himmel ab; kein Element floß in das andere über, vielmehr war jedes ſcharf vom andern geſchieden; die Somma des Veſuv war in einen bauſchigen Wolkenmantel gehüllt, den dann und wann ein rothglühender Blitz zerſchnitt; die Inſeln wiegten ſich in der farbigen Umarmung des Meeres, näher ſchmachteten die Zaubergärten der Parthenope nach den Thauküſſen der Nacht, und ein treibendes Verlangen, das warm und feucht fluthend überall, ſo weit das Auge reichte, ausgeſprochen war, zog duftige Schleier, die ſchönſte Vereinigung langſam verhüllend. Ich fühlte mit ſchweigender, wollüſtiger Paſſivität die Vorfeier der Nacht; aber der Flügelſchlag meiner Sehnſucht nach ihrer ganzen verhüllten Schönheit war erlahmt; ich ſeufzte, meiner über den Trieb obſiegenden Unthätigkeit faſt erliegend, die Luſt wurde zum leiſen Schmerze, und dieſer ſchob die Bilder der Gegenwart, die mir jene vorgeſteckt, unbemerkt hinweg und andere dafür hin, Bilder der Vergangenheit; denn die geſunde, friſche Luſt iſt die Verbündete der Gegenwart, die kränkelnde, ſehnſüchtige, ſchmerzliche Wonne, das koſtbare Eigenthum blutender Dichterherzen, wendet ihr thränen-lächelndes Antlitz der Erinnerung zu. Der Altan des Hauſes, worin ich mit Helenen zuſammengewohnt, und ſie ſanft in meine Arme geſchmiegt, ſtand vor meiner Seele. Die Bilder des Altans wechſelten; ich lebte raſch und in einem ſüßen Zuge mein ganzes Liebesleben noch einmal durch — da ſteht plötzlich eine ſchlanke Frauengeſtalt, ganz wie Helene, in Wirklichkeit vor mir; ich ſchreie auf, fliege auf ſie zu, nicht anders meinend, als mein Traum ſei in's Leben getreten. Schon hab' ich die Arme ausgebreitet ſie ſtürmiſch an mein Herz zu reißen, da erſt erkenn' ich meine Täuſchung. Ein hohes, reizendes Weib wehrt meinen Ungeſtüm mit der Hand ab. Die hellfarbigen Glanzlichter der Abendröthe mühten ſich vergebens, die Schönheit eines Gebildes zu heben und zu ſchmücken, die auf Erden keiner Steigerung mehr fähig war. Es war das Vollendetſte, was meine Augen je geſehen, aber ein äſthetiſches Gefühl ſagte mir, daß ihr Urtheilsſpruch ein Weltgericht ſei. Unter den Frauen Neapels findet man ſelten ſchöne Formen; meiſt ſind es kleine, gedrungene Geſtalten, deren Anblick nicht erfreut. Die männliche Schönheit ſteht hier bei weitem höher. Der Dürftigſte der Lazzaroni hat immer etwas Edles in der Erſcheinung, während die vornehmſte Dame einen Anflug von Gemeinheit nicht verläugnen kann. Um ſo überraſchender war mir der unerwartete Anblick dieſer junoniſchen Geſtalt, die von den Grazien in der Wiege mit allen Gaben der Anmuth und Liebenswürdigkeit beſchenkt worden zu ſein ſchien. Sie lächelte über meine Verlegenheit, ihre großen dunkeln Augen ſtrahlten von mildem Feuer, ihr üppig geſchwellter Mund gab einige wohlklingende Töne von ſich, ihre elaſtiſche Geſtalt bog ſich leiſe zu mir und löſte ſich von dem Goldgrunde des Himmels ab, wie die alten byzantiniſchen Bilder. Aber neben dem Weichen, Süßen, weiblich Verſchmolzenen ſo viel Keckes, Muthwilliges, ja Trotziges, daß ich jetzt erſt mir in der innerſten Seele bewußt wurde, weit von meinem blauäugigen Deutſchland zu ſein. Die königliche Erſcheinung machte einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich; ich war davor erſchrocken, als wenn eine Göttin zu mir eingetreten wäre, und konnte kaum ein paar Worte zuſammen bringen. Sie ſagte mir lachenden Mundes, das Verlangen, die Sterne und den Mond auch einmal durch einen Teleſkop zu ſehen, habe ſie heraufgetrieben, und ihren kurzen, naiven Aeußerungen nach, ſchien ſie ſich davon eine wunderliche Vorſtellung zu machen. Sie ſprach das Italieniſche ſchlecht, der Accent würde ſie ſchon als Ausländerin verrathen haben. Ich rieth auf eine Spanierin, obgleich die pyrenäiſche Halbinſel ſelten ſo ſchlanke Heragebilde treibt. Sie lachte und antwortete, ſie ſei gekommen, um zu ſehen, nicht mir Rede zu ſtehen. Dabei plauderte ſie aber unbefangen weiter und enthüllte mir eine köſtliche Unwiſſenheit, die ihr allerliebſt ſtand. Mein Freund Siſto ließ mich im Stich; ich war allein mit dem ungelehrten Götterweib und konnte mir getroſt einbilden, ſie ſei mir vom Himmel gefallen, oder ſie ſei die Sirene Parthenope ſelbſt, die mich, den Fremdling, deſſen undankbare Phantaſie ihn eben ihrem Zauberland nach der dürren Heimath entführt, durch ihr beſeligendes Erſcheinen das letzte und höchſte Glück in ihrem Lande koſten laſſen wolle. Ich fügte mich, ohne zu murren, der ſüßen Strafe, und gab mich, ohne weiter zu fragen, dem goldnen Augenblick gefangen. Deſto mehr fragte ſie heiter, unbefangen, unwiſſend, wie ein Kind. Wer hätte das Alles ſo ſchnell genügend beantworten wollen? Ich mußte mich auf das Nothwendigſte beſchränken. Die Wunder, die ihr das Fernrohr erſchloß, beſchäftigten ſie nicht ſo lange, als ich erwartet hatte, und vom Himmel wieder zur Erde zurückgekehrt, der ſie auch weit inniger verwandt war, examinirte ſie nun mich, wie einen Schulknaben, über Vaterland, Reiſezweck und was daneben und dazwiſchen liegt. Ich antwortete weit gutherziger als ſie. Als ich ihr Deutſchland nannte, ſchauderte ſie. „Aus dieſen Eisgefilden ſtammen Sie, wo die Leute in der Armee des großen Kaiſers erfroren ſind? Mein Gott, mich friert's ſchon in Ihrer Nähe!“ Ich ſuchte ihr ſcherzend ihren Irrthum zu benehmen, aber ich konnte ſie nicht davon abbringen, Deutſchland zu den Ländern des Kaiſers von Rußland zu zählen, wo Eis und Schnee die Blüthen der Erde und der Herzen zurück halte. Ungläubig hörte ſie mir zu, als ich von unſern Sommern und Herbſten erzählte; ſie war ſchwer zugänglich für Belehrung. — Plötzlich griff ſie in meine blonden Locken und freuete ſich kindiſch der Weichheit des Haars. „Sie ſind der erſte Deutſche, den ich ſehe," plauderte ſie zutraulich, „und wahrlich, ich habe mir dieſe nordiſchen Leute anders vorgeſtellt, furchtbar, grauſenhaft. Aber lieben können Sie doch nicht."

Ich erſchrack vor der naiven Behauptung, die ein in mir luſtig aufkeimendes Gefühl Lügen ſtrafte. Befangen, unbeholfen, knabenhaft ſtand ich neben der reizenden Geſtalt, die ſich über mich bog, um einmal wieder durch den Tubus zu ſchauen. Ihr Athem ſtreifte mein Geſicht, die italieniſche Nacht erlaubte mir die herrlichſten Zähne zu bewundern; ich erkannte alle Götter des Scherzes, der Laune, der Liebe, des Glücks, um dieſe Lippen gelagert; der Körper entbehrte aller fleiſchigen Fülle und hatte die graziöſe Biegſamkeit eines Tigers. Die ſchwarzen Locken flatterten in holder Unordnung um das ſchönſte Köpfchen, wie eben ſo viele Schlingen, Herzen zu fangen. Ich war durch und durch entzückt, kam mir aber dabei ſo albern vor, und war nahe daran meinem Vaterlande Unrecht zu thun. Ich hatte ihr verſichert, wir Deutſche liebten ſtärker als andere Völker; ſie lachte ſchelmiſch und ungläubig. „Ja, die Sterne," ſagte ſie, „und die Bücher; denn ihr ſeid abſcheulich gelehrt. Mich dünkt, mit dem Herzen einer Dame wüßtet ihr wenig umzugehen. Haben Sie ſchon geliebt, mein Herr?"

„Ich liebte in meinem Vaterlande —"

„Und konnten es verlaſſen, und ſind nicht dort zum Dienſt Ihrer Dame? Pfui!"

„Ich liebe ſie nicht mehr!" ſagte ich beſchämt.

„Wurde ſie Ihnen untreu?"

„Wie man es nimmt: Ja!"

„Dann haben Sie nicht verſtanden, ihre Neigung zu feſſeln. Die Schuld liegt immer an Ihnen. Ein Frauenherz muß lieben, wenn es leben ſoll; aber die Männer, merk' ich, ſind unter allen Himmelsſtrichen Unwürdige, die unſre Schwäche mit feiger Schlauheit benutzen. Die Natur hat ſich an uns verſündigt, die Männer ſo kalt und unbeſtändig zu ſchaffen.“

Ich begriff, daß meine reizende Fremde in der Liebe bewanderter war als in der Aſtronomie und Geographie; aber war dies herrliche Weſen nicht ganz zur Liebe geſchaffen? Mir war's als übe ſie einen magiſchen Einfluß auf mich aus; denn ſchon zappelte mein Herz wie ein gefangenes Vöglein in der Schlinge, an ihrem Zauberbande. Ich nahm mich zuſammen und ſuchte ihr näher zu kommen. Kaum merkte ſie meine Abſicht, als ſie mich mit dem Fächer auf die Stirn klopfte, ſagend: „Ich danke für den Unterricht, Herr Gelehrter! Leben Sie wohl!“ — Und eh' ich's mich verſah, war ſie fort. Ich wollte ihr nach. „Bleiben Sie auf Ihrer Sternwarte und geben Sie den frommen Vätern dieſes Hauſes kein Aergerniß, ich befehle es Ihnen!“ rief ſie, ſich noch einmal umkehrend. „Es iſt achtzehn Uhr, und länger dulden dieſe egoiſtiſchen Mönche keine Frau in ihren Mauern. Die Nacht aber, ſelbſt ein Weib, ſchützt ihr Geſchlecht gegen rohe Anmaßung und Verachtung. Die Nacht mit ihren Wonnen iſt uns; ihr müßt ſchlafen, oder höchſtens kalte, ferne Sterne anſchauen, die euch auslachen wie ich. Gott befohlen, Herr Deutſcher!“ Ich ſtand, wie an den Boden gebannt; in meiner Bruſt entbrannte ein neues Gefühl, das nichts gemein hatte mit der weichen, ſentimentalen Erinnerung der vorigen Stunde. Mein Blut kochte und tobte, meine Wangen glüheten fiebriſch; ich wußte nicht, wie mir geſchehen war, aber mir ahnete, es ſei eine neue Lebensepoche für mich angebrochen. Dieſe Wundererſcheinung hatte meine Verwandlung vollendet. Wer war ſie, die ſo unerwartet an mich herangetreten und eben ſo wieder wie ein Traumbild verſchwunden war? Wie kam ſie in dies Kloſter, die Fremde? Meine glühenden Sinne lechzten nach der Beantwortung dieſer Fragen. In wilder Aufregung ſtützte ich den Kopf in die Hand und ſtarrte in den Horizont, wo eben die nördlichen Sternbilder untergingen; ich wünſchte mir Adlersfittiche, dem holdſeligſten Frauenbilde nachzueilen und ihre Wohnung zu erſpähen. Ich hätte die Welt durchſtürmen mögen ſie mir zu erringen. Meine heißen Phantaſieen riſſen mich fort; der Mond tauchte blutroth aus den Gewäſſern des tyrrheniſchen Meers — er trug die Farbe meines Herzens — und unten ertönte der harmoniſche Geſang der Mönche. Die Bruſt drohete mir zu zerſpringen; das Bild dieſes Weibes, für die ich nicht einmal einen Namen hatte, erfüllte ſie und wurde göttergroß, wie die olympiſche Juno. „Sie und keine andre iſt der Leitſtern deines Lebens!“ rief ich. „Sie haben dir die Götter geſchickt, dich ſelbſt zum Gott zu erheben.“ Und als ich das Wort geſprochen, fiel mir der Leitſtern des kleinen Bär ein, den ich eben hatte verſchwinden ſehen wie ſie. Wie ein Blitz durchzuckte es mich; ich hatte einen Namen für ſie; ſie ſollte mir heißen wie der Leitſtern: Kynoſura. Ich gefiel mir in dieſem Gedanken und verfolgte begierig das gefällige Spiel deſſelben weiter. Eine Nymphe des waldigen Ida hatte dieſen Namen zuerſt geführt, eine jener göttlich wilden Frauen, die die alte Sage in gotttrunkener Begeiſterung die rauhen und waldigen Gebirge durchſtreichen läßt. Ihr und andern Nymphen wurde die Erziehung des vor ſeinem Vater geretteten Zeus anvertraut. Dafür verſetzte er ſie ſpäter unter die Sterne. Das mit allen wildſchönen Reizen einer ſüdlich üppigen

Natur ausgeſtattete Weib, das ich geſehen hatte, glich ſie nicht ganz dem Bilde, das ſich meine Phantaſie von jenen Nymphengeſtalten der alten Sage entworfen? War irgend ein Weib würdig die Erzieherin eines jungen Gottes zu ſein, ſo war ſie es. Die Schönheit iſt des Gottes Amme, und — des Dichters; denn der Dichter iſt auch ein Gott. Und ich fühlte am beſchwingten Aufſtreben meiner Seele, an der flammenden Kraft, die plötzlich wie ein Meteor in mir aufgeglüht war, daß meine Apotheoſe an dieſem Abende ſtattgefunden hatte. Ich war ein junger Gott geworden und Kynoſura ſollte meine Erzieherin werden. Dafür wollte ich ſie, nicht minder dankbar als Zeus, auch unter die Sterne verſetzen, am reichen prächtigen Himmel der Poeſie, und das nachfolgende Geſchlecht ſollte ſie dort leuchten ſehen und bewundern, wie wir die Sterne Beatrice, Laura, Heloiſe mit verlangenden Liebesblicken betrachten. —

Das waren die ſchwärmenden Gedanken meines Herzens, die mich in die Unendlichkeit fortriſſen. Ich weis nicht wie lange dieſe geiſterhafte Schiffahrt dauerte; aber ich langte aus andern ſchönern Welten an, als der

Pater Siſto mich auf die Schulter klopfte. Sein Geſicht ſchien mir ernſter als je, ja finſter und drohend. Er entſchuldigte ſein Ausbleiben mit einem Beſuche, den er gehabt, und der ihn ſo eben erſt verlaſſen habe.

„Kynoſura, die ſchöne Fremde?“ rief ich. „O ſagen Sie mir, mein Vater, wer iſt dieſe ſchöne Dame?“

„Dame?“ gegenfragte der Mönch mit einer mich Wunder nehmenden Betretenheit. „War denn eine Dame hier?“

Ich erzählte ihm mein Abenteuer und erſchöpfte mich in Worten, die ihm Kynoſura's Schönheit klar machen ſollten. Er hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und verſank in Nachdenken. Während deſſelben ſchien eine in ihm erwachte Unruhe mehr und mehr zu ſteigen.

„Ich kann Ihnen über dieſe Schöne nichts Beſtimmtes ſagen,“ erwiederte er endlich; „denn ich habe ſie nicht geſehen. Jedenfalls iſt ſie hier fremd und hat das Kloſter zum erſten Mal betreten. Erlauben Sie mir aber, mein Freund, daß wir dieſe Nacht unſere gemeinſchaftlichen Arbeiten ausſetzen.“

Ich bat ihn, ſich meinetwegen keiner Pflicht zu entziehen, und er eilte mit haſtigen Schritten von dannen. Offenbar ging in ſeiner Seele etwas Wichtiges vor, aber ich hatte kein Recht, danach zu forſchen.

Auch ich hatte keine Luſt, mich mit den Sternen des Himmels zu beſchäftigen; die Augen meines Geiſtes kehrten ſich immer wieder nach dem neuen Stern der Schönheit, der ſo raſch über meinen Lebenshimmel dahin gewandelt war. Mich abermals meinen Träumereien überlaſſend, bog ich mich über die Brüſtung des Obſervatoriums, und ließ meine Augen mit jener gleichgültig ſeligen Empfindung, die die Seele allmählig in einen magnetiſchen Schlaf wiegt, über die in den lauen Lichtwellen des Mondes badende Gegend hinſtreifen. Da ſah ich eine Geſtalt aus der Kloſterpforte treten und den Berg hinabwandeln; an Gang und Bewegung erkannte ich Siſto. Bald war er in Ferne und Nacht verſchwunden. Dieſes ungewöhnliche Entfernen des Paters beunruhigte mich, ich weis nicht weshalb. Unwillkührlich brachte ich es mit Kynoſura's Erſcheinen zuſammen, und meine Phantaſie arbeitete ſich nun ab, die unſichtbaren bindenden Mittelglieder aufzufinden oder vielmehr zu erſetzen.

Vergebens ſagte ich mir, daß mich den Fremdling weder das Eine noch das Andere etwas angehe; mein Herz ſtrafte mich Lügen und erklärte, daß ich bei dem Schickſale des ſchönen Mädchens ſehr betheiligt ſei. Ich ſchalt mich einen Schwärmer, der aus den unbedeutendſten Zufälligkeiten ſich die wunderlichſten Hirngeſpinnſte zuſammenwebe, aber ich konnte die ſich mir aufdrängenden Bilder nicht los werden. Meine Nacht war ſchlaflos und erzeugte den Vorſatz, Alles aufzubieten, um Kynoſura in Bälde wieder zu ſehen und mich ihr zu nähern. Am Morgen war es mein erſtes Werk, mich beim Bruder Pförtner und bei einigen andern Laienbrüdern, die ich durch Geſchenke zu meinen Freunden gemacht hatte, nach der Dame zu befragen, die am Abend vorher im Kloſter geweſen war. Den Luchsaugen dieſes Geſindels, das in der That kaum eine Stufe höher ſteht als die Lazzaroni und mit dieſen in ziemlicher Gemeinſchaft lebt, entgeht ſelten irgend eine hervorſtechende Erſcheinung, und gleich den Lazzaroni ſpeculiren ſie auf Alles, was auf oder an ihrem Wege liegt, um bei Gelegenheit ohne Mühe und Arbeit davon Nutzen zu ziehen.

Die Hoffnung, durch dieſe Leute meinem Ziele um einen Schritt näher zu rücken, täuſchte mich nicht. Ich hatte kaum den Gegenſtand meiner Wünſche näher bezeichnet, als der Pförtner rief: „Ah die ſchöne Donna, die mit dem alten häßlichen Juden kam und ging! — Wir wiſſen nicht, wer ſie iſt," hieß es weiter; „ſie iſt fremd in Neapel; wir haben ſie früher noch nie geſehen." Als ich unbefriedigt ging, kam wie zufällig ein verſchmitzter Kerl, Bruder Baldo, der Kloſterſchneider, hinter mir her, nahm mich von den Andern ungeſehen bei Seite und fragte: „Monſignore, was gedenken Sie dran zu wenden, wenn ich die Wohnung der ſchönen Donna erkunde und Ihnen Gelegenheit verſchaffe, mit ihr zuſammen zu ſein?"

Ich that ein bedeutendes Gebot und zahlte unaufgefordert ein goldnes lockendes Draufgeld. Das encouragirte meinen Spion ungemein. Er gab mir die tröſtlichſten Verſicherungen und brach ſogleich nach der Stadt auf. Ich meines Theils unterließ nicht, die berühmteſten Punkte der hieſigen Gegend auf einem Maulthiere zu beſuchen, hoffend, ſie werde als Fremde auf irgend einem derſelben zu finden ſein. Als ich Nachmittags über den Molo ritt, um mich, erſchöpft und angegriffen wie ich war, in meinem Stadtquartier auszuruhen, ſah ich meinen kleinen Kloſterſchneider mit einem großen Haufen Lazzaroni eifrig verkehren. Als er meiner anſichtig wurde, drängte er ſich heran und rief mir zu: „Zweitauſend Spione ſind angeſtellt. Es iſt unmöglich, daß ſie uns entgehe. Sie iſt nebſt ihrem jüdiſchen Begleiter einigen dieſer braven Burſche bereits aufgefallen. Sie können ruhig ſein und brauchen ſich um nichts zu kümmern. Morgen ſollen Sie von mir hören."

Den folgenden Tag verließ ich mein Zimmer, das eine Ausſicht auf den Veſuv hat, nicht — in der ungeduldigſten Erwartung. Bruder Baldo hielt Wort. Um Mittag kam er. „Sie iſt gefunden!" rief er mir ſchon von der Schwelle zu. „Sie wohnt in einem Pallaſte der Straße Chiaja und hat mehrere prächtig ausmöblirte Zimmer inne, die ſie theuer bezahlt. Sie iſt alſo reich und vornehm. Ohne den Juden geht ſie nie aus, der ihren Beſchützer ſpielt. Was ſie in unſerm Kloſter gewollt, iſt mir noch nicht klar geworden; doch weis ich, daß der Jude ein alter Bekannter des Pater Siſto, ihres Freundes iſt, und dieſem allein ſcheint auch ſein Beſuch gegolten zu haben. Sie haben lange unter vier Augen miteinander geſprochen, aber der Pater ſchien von dieſer Zwieſprach eben nicht erbaut worden zu ſein. — In dem Pallaſt, wo die Donna wohnt, können Sie noch ein oder ein paar Zimmer haben, auch ſteht Ihnen dann der am Meere vor dem Hauſe gelegene Garten offen, wo die junge Schöne Morgens und Abends zu luſtwandeln pflegt. Sie iſt erſt ſeit acht Tagen hier und mit einem engliſchen Schiffe gekommen, das die Reiſe über das Weltmeer gemacht hat."

Ich hätte den Schneider faſt umarmt, und nur die verſchiedenen mich verwirrenden Angaben hielten mich davon ab. Ohne Weiteres vertraute ich mich ſeiner Führung an. Wir traten in eines jener hohen ſtattlichen Häuſer, die dieſer Straße eigen ſind und eine unvergleichliche Ausſicht auf das Meer bieten. Der Miethcontract war ſchnell abgeſchloſſen; denn ich handelte nichts von der geforderten und von mir ſogleich gezahlten Summe ab. Der Kloſterſchneider nahm mit einer unerwarteten Ehrlichkeit nur eine kleine Abſchlagszahlung an; erſt, wenn ich meine Dame geſprochen, bedingte er ſich die ganze übrige Summe aus.

Vom erſten Augenblick, wo ich meine neue Wohnung betrat, wich ich nicht vom Fenſter; aber die über alle Beſchreibung reizende Ausſicht galt mir nichts; ich hatte den Sinn für alles Andere verloren und Seele und Auge ſchmachteten nur nach dem Anblick der Einzigen. Wer darf bezweifeln, daß die Schönheit die Beherrſcherin der Welt iſt?

Der Abend ſchwebte endlich auf trägem duftbeladenen Flügel über das Meer daher und begegnete meiner Sehnſucht, die ihm auf ſtürmiſchem Fittich ſchon tauſendmal entgegengeeilt war, und Beide vereinten ſich in liebender Umarmung; ſie brachte ihn, den verlangten Geliebten, ſie führte ihn mir zu, aber ich ſchickte ſie weiter fort, um auch mir die Geliebte zu erſpähen. Und ſie wurde gefunden! Mein unabläſſig ſcharfes Auge erblickte Kynoſura's ſchlanke Geſtalt aus der Thüre in den Garten treten. Sie war zwar dicht verſchleiert, aber ich hatte ſie dennoch auf den erſten Blick erkannt. Solchen Wuchs hat in der ungeheuern Hauptſtadt Italiens kein Weib weiter. Es durchzuckte mich fiebriſch heiß; das Herz drohete mir aus der Bruſt zu ſpringen. Nach einigen Augenblicken war auch ich im Garten. Kynoſura war in den Windungen der Pfade hinter den zahlreichen üppigen Boskets verſchwunden, zwiſchen denen hindurch das Meer zuweilen wie ein in ſüßem Liebestod hinſterbendes Auge blitzte. Ueber die Laub- und Blüthenhügel des Gartens ragte blau und dunkelnd der Veſuv, das von purpurnen Wolken wie mit einer Prieſterbinde umflochtene Haupt ſtolz gen Himmel hebend in die Region ſeliger Geiſter und von leichten Blitzen umzuckt. Ihm glich jetzt mein eignes ſeliges Haupt, aus dem die Blitze liebender Gedanken hervorbrachen. Auch ich ging, mir die Stirn mit der rothen Binde zu ſchmücken und Prieſterdienſte der Liebe zu verrichten. Mein Fuß hatte den Garten flüchtig durchmeſſen und ich ſtand plötzlich am Ufer des Meerbuſens; vor mir lag die weite Waſſerfläche wie ein geſchliffener Stahlſpiegel, dunkel und doch glänzend, tief und doch erhaben. Kähne glitten darüber hin wie Bilder über die Seele. Der Abend webte ſchattigere Schleier; ich ſuchte meine Kynoſura — ſchon nannte ich ſie mein, und ich hatte ſie mir ja getauft, — aber ich fand ſie nicht. Schon war ich den Garten nach den verſchiedenſten Richtungen hin vergebens durchſtreift; da ſtand ich vor einem kleinen Säulentempel, deſſen Frontiſpice dem Meere zugekehrt war. Ich bildete mir ein, ſie müſſe darin ſein; aber die Thüre war verſchloſſen. Schon warf Verzweiflung Garne nach meinem Herzen aus, da riß mich das Rauſchen eines kleinen Boots, welches raſch auf den Garten zuſteuerte, aus meinem Brüten. Das Fahrzeug legte an; ich gewahrte einen jungen Mann darin, der leicht und gewandt an's Ufer ſprang; ich verbarg mich, ohne mir in dem Augenblick einen Grund anzugeben, im nächſten Buſch. Ein Jüngling von vornehmen gefälligem Anſehen, mit den ſcharf ausgeprägten Formen eines Südländers, ging vorüber auf das Tempelhäuschen zu. Ein Schlüſſel in ſeiner Hand öffnete die Thüre, die er, hineingetreten, nicht wieder hinter ſich verſchloß. Mit gepreßtem Herzen ſchlich ich näher. Ein heftiger Laut der Verwunderung, oder ſchmerzlichen Erſtaunens ſchlug an mein Ohr; ich unterſchied die

Laute einer weiblichen Stimme. O Gott! ich erkannte ſie wieder: es war Kynoſura's bezauberndes Organ. Ein Rendezvous mit einem Geliebten! Wie Harpyen ſtürzten die Qualen der Eiferſucht über das ſüß duftende Liebesmal meines Herzens her, es mir zu rauben und zu beſudeln. All dieſe ſchmerzlich tobenden Empfindungen waren mir neu, und ohne Kraft des Widerſtandes lag ich auf ihrer Folter. Willenlos war ich an die Thüre des Gartenhauſes getreten; ich hörte jedes Wort des heftigen, leidenſchaftlichen Zwiegeſprächs deutlich, aber ich verſtand nichts; denn die Unterhaltung wurde in einer mir fremden Sprache geführt, die ich für ſpaniſch hielt. Ich irrte mich damals in dieſer Annahme. Aus einzelnen Worten, deren Sinn mir aufging, ſo wie aus dem Tone, in welchem das Geſpräch geführt wurde, entnahm ich ſeltſam, daß es ſich hier um kein zärtliches Liebesabenteuer handele, und ich athmete wieder freier. Der Sturm meiner Gefühle legte ſich und gab dem Ohre ſeine Rechte zurück, die es mit möglichſter Steigerung ausübte. Schon begriff ich, daß hier von Vorwürfen die Rede war und die Wortſtröme, die

Kynoſura's ſchöne Lippen bald ſanft klagend, bald ſchmollend, bald wild zürnend entſendeten, doch alle dieſelbe, nur mehr oder minder grelle Färbung trugen. Auch der junge Mann ließ es nicht daran fehlen, und ſo hörte ich wechſelsweiſe bald von der einen bald von der andern Partei Vorwürfe und Vertheidigungen, und nur der wörtliche Sinn derſelben blieb mir verhüllt. Statt ſich aber zu verſtändigen, erbitterten ſich die ſtreitenden Parteien immer mehr an einander, Kynoſura ſchluchzte und weinte, dann ſchrie ſie wieder wild auf; plötzlich wurde die Thüre aufgeriſſen, der Jüngling ſtürzte heraus und eilte mit raſchen Schritten der Uferſtelle zu, wo der Kahn ſeiner harrte; aber wie eine ſchöne Mänade raſete Kynoſura mit Verzweiflungsgeſchrei hinter ihm her, beide hart an mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Sie erreichte ihn, ſie ſchlang die Arme um den Fliehenden, Widerſtrebenden, aus ihrem Herzen quollen die rührendſten Bitten, die zärtlichſten Liebesnamen, der Ton ihrer Stimme hätte Felſen erweichen können. Sie warf ſich in ſeinen Weg auf die Kniee, ſie jammerte, flehete an ihm empor; troſtloſes Weinen erſtickte ihre Rede; ſie war aufgelöſt in unausſprechlichen Schmerz. Ich zitterte an allen Gliedern; ich hatte noch nie etwas Göttlicheres auf Erden gehört. Aber der entſetzliche Menſch blieb kalt wie Eis, riß ſich los und war mit zwei Sätzen am Ufer. Aber auch Kynoſura raffte ſich auf, ihre Haare, ihr Gewand flogen; jetzt war ſie eine furchtbar ſchöne Erinnys, eine fluchbringende Tochter der Nacht. Grauſige Verwünſchungen ziſchten wie Schlangen aus ihrem Munde, ein Dolch blitzte in ihrer erhobenen Rechten. Sie erreichte ihn, aber er ſtieß ſie zurück. Es war ein grauſamer Stoß auf die herrlichſte Bruſt; ich hätte die meinige willig ihrem Stahl geboten, und wäre ſelig von ſolcher Hand geſtorben. Sie taumelte, wild aufſchreiend, und er ſprang in das Boot, das ſogleich abſtieß. Aber kaum hatte der in meiner Bruſt ſtockende Athem ſich den Ausweg geſucht, als ich die Unglückliche ſich in das Meer werfen ſah. Die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen. Ich ſtand einen Augenblick erſtarrt; mein Herz vergaß zu ſchlagen. Der Kahn flog pfeilſchnell von dannen; der gräßliche Menſch darin hatte kein Mitleid für die wahnſinnige Verzweiflung ſeiner Geliebten. Einen

Augenblick darauf theilten meine Arme das Waſſer; ihr auf der Oberfläche ſchwimmender Schleier zeigte mir die Stelle, wo die reizende Verzweifelte verſunken war. Im Nu ergriff ich ihr langes Haar, mein Arm ſpannte ſich um ihre ſchlanke Taille, und ſo langte ich mit ihr wieder am Ufer an. Unmöglich beſchreibe ich das Wonnegefühl, das mich durchſtrömte, als ich meine köſtliche Laſt an's Land zog und die Ohnmächtige in meinen Armen in das Gartenhaus trug. Ihr kleines Haupt, von den Genien des Zornes und Schmerzes wunderbar herrlich geſchmuckt, lag an meiner mächtig arbeitenden Bruſt, ihr triefendes Haar hing über meinen Arm, ihre zarten Glieder ſchmiegten ſich an die meinigen. Ich glaubte die Syrene Parthenope zu tragen. Soll ich es läugnen, daß die zitternde Begierde leidenſchaftliche Küſſe auf ihren reizenden Leib zu drücken mich mehr als der Wunſch, ihr die Näſſe unſchädlich zu machen, ſo raſch beſtimmte, ihrem Buſen die triefende Hülle zu entreißen? Die Nacht lag warm und üppig draußen und trat ſüß verlangend zu dem Götterblid in meinen Armen, die Sterne lugten durch die Thüre, bräutliche Fackeln mit verſchämtem Licht, mir Reize dämmernd zu beleuchten und wieder zu verſchleiern, die mein Blut in Lava verwandelten. Und wieder glich ich dem Veſuv, der mir mit einem Blitz die ganze wollüſtige Herrlichkeit, das unausſprechlich Schönſte enthüllte. Dann wieder Nacht und Glück. Ich küßte ſie wilder und feuriger, und ſie erwachte. Ihr Mund ſtammelte die ſüßeſten Namen; ſie gab ſich der Seligkeit der Liebe hin — ſie hielt mich für ihren Geliebten. Faſt hätte ich taumelnd den berauſchenden Becher heiligſter Sinnenſeligkeit ausgeſchlürft, aber ſie wurde ihren Irrthum gewahr, und ſtieß mich von ſich. Vor ihr knieend ſtammelte ich Worte der Entſchuldigung und glühende Liebesſchwüre. Sie hörte mich an und ich erzählte ihr, daß ich der Deutſche von der Sternwarte des Kloſters Calmaldoli ſei, daß ich jenen Abend mein Herz an ſie verloren und nicht Ruh noch Raſt gehabt habe bis ich ſie aufgefunden, und wie mir dadurch das überſchwengliche Glück zu Theil geworden der Retter ihres Lebens zu ſein.

Sie reichte mir die Hand mit den Worten: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ein deutſches Herz in ſolchen

Flammen auflodern könnte. Sie haben die gültigſten Anſprüche an meine Dankbarkeit. Ich werde Sie morgen Vormittag gern bei mir ſehen. Jetzt gehen Sie, meine Sklavin und meinen alten Arzt zu rufen und richten Sie der erſtern meine Befehle aus, mir trockene Kleider zu bringen. Ich flog, ihre Wünſche zu erfüllen. Ein ſchwarzes Mädchen, ein krausköpfiges Kind Afrika's, trat mir in Kynoſura's Zimmer entgegen. Aus der Seitenthüre lugte ein bejahrter Mann mit einem ſcharfgeſchnittenen Geſichte von jüdiſcher Ausprägung. Er hielt eine brennende Kerze in der Hand, mit welcher er mir in das Geſicht leuchtete und mich dabei mit funkelnden ſtechenden Augen durchbohrte. Ein abgetragenes Mäntlein hing um ſeine Schultern dürftig wie ſein graues Haar. Unter der hohen Stirn ſchienen tiefe Gedanken zu wohnen. Eine auffallende Figur! Die Dringlichkeit der Umſtände erlaubte keine weitere Unterhaltung. Der Alte entfernte ſich ſofort mit der Sklavin, die Herrin zu bedienen; ich aber ging, Herz und Kopf voll wirrer ſeltſamer Bilder und Gedanken, nach meinem Zimmer. Der Schlaf flieht meine Augen; meine Sehnſucht drängt ungeſtüm dem Morgen entgegen. So ſitze ich denn und habe hier meinen Brief an Dich geſchrieben, mein theurer Karl. Er ſoll morgen fort, eh' ich Kynoſura geſprochen. Du ſollſt nicht mehr von ihr erfahren, als ich jetzt in dieſer treibenden, herzklopfenden, ſehnſüchtig ſchmachtenden Nacht ſelbſt weis. Hier falle für Dich der Vorhang des erſten Akts meines neuen Lebensdrama's. Und er ſoll und darf Dir nicht eher wieder aufrauſchen, bis mein Schickſal entſchieden iſt. Das Eine weis ich, daß Kynoſura Herrin meines Lebens und Todes iſt. Meine Seele glüht in magiſchem Brillantfeuer. Der letzte Reſt des alten Sauerteigs, des deutſchen Philiſterſtoffs iſt ausgemerzt: ich bin ganz Dichter! Mein Leben iſt Poeſie, friſche, geſunde, kräftige, und meine Gedichte werden Thaten ſein, feurige Liebesthaten. Kynoſura aber iſt meine Muſe, meine Urania, mein Leitſtern in die Himmel der Liebe, in die Wunder der Seligkeit.

III.

Der Verfaſſer der beiden vorſtehenden Briefe hat Wort gehalten und dem Freunde, dem er ſich mit ſo ganzer weicher Seele hingibt, eine geraume Zeit nicht wieder ſo ausführliche ſchriftliche Mittheilungen über ſeine Erlebniſſe gemacht. Dieſer Umſtand mochte weniger aus der deutſchen Ehrlichkeit, noch aus Läſſigkeit hervorgehen; er war vielmehr das Ergebniß ſeiner innern Zuſtände, die ihn lange nicht mehr zu einer Stunde Ruhe kommen ließen. Es kam ihm keine Nacht ſolch poetiſcher Erwartung, ſolch fruchtbar anregender Spannung mehr, wie die, in welcher er den letzten Brief ſchrieb. Noch haben wir weder den Namen des intereſſanten Briefſtellers noch den ſeines Freundes genannt, noch ihr gegenſeitiges Verhältniß genauer bezeichnet, obgleich dieſes zum Theil aus dem erſten Briefe hervorgeht. Der Erſtere, deſſen innere Geſchichte während einer Reihe von ſechs Jahren wir durch ihn ſelbſt erfahren haben, hieß Anton Blumenthal und war das Kind einer mitteldeutſchen Reſidenzſtadt; der Andere Karl Stäbli, ein Schweizer, der mit einer Colonie ſeiner Landsleute als Prediger nach den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten gegangen war. Der Freundſchaftsbund, den beide als Studenten in Heidelberg geknüpft, war dadurch ſo innig geworden, daß Stäbli, ein äußerſt gemüthliches Herz, dem armen Blumenthal vieles von ſeinem Ueberfluß zukommen ließ, und beide für Poeſie ſchwärmten. Nichts verbindet aber unverdorbene Gemüther inniger als geben und empfangen, und die begeiſterte Liebe für die erhabene Schmückerin des Lebens, die Poeſie. Solch Ineinanderleben iſt nur in jenen ſchönen Jugendjahren möglich, wo der Geiſt, reif und empfänglich für das Schöne und Gute, noch nicht herabgezogen worden iſt in den Staub alltäglicher Verhältniſſe, und, der Rieſenwerke zu vollbringen glüht, noch nicht erlahmt iſt an Kleinigkeiten, die er nicht beſeitigen kann.

Blumenthal iſt einer jener gemüthlichen Enthuſiaſten, deren Vaterland nur Deutſchland iſt und ſein kann; denn kein anderes Land erzeugt dieſe Charaktere. Deshalb ſind ſie mehr als jeder Andre von ächt deutſchem Schrot und Korn. Sie ſind die wahren Repräſentanten des blondköpfigen blauäugigen Deutſchlands. Aus ihren treuen Augen lacht ihr treues Herz; aber man ſieht darin auch die blauen duftumflogenen Berge ihrer Heimath, die ewigen Hervorrufer einer poetiſchen Sehnſucht, ihrer unermüdlichen Beglückerin. Eben ſo ruhen in ihrem Herzen die romantiſchen Eichenwälder, die hellgrünen Buchenhaine, die ſchwermüthigen Tannenforſte, die Berghöhen und moosbekleideten Felſen, die idylliſchen von klaren Bächlein durchrieſelten Thäler, die entzückenden Fernſichten mit ſchönen Dörfern und Städten, reichen Fluren und köſtlichen Wieſen, eine einſame klappernde Mühle im Thale, ein im Forſt noch einſamer verſtecktes Jägerhaus, dort am Fenſter die ſchöne Müllerin, hier vor der Thüre des Jägers ſchlankes Töchterlein, das Murmeln und Singen des Bachs, das Rauſchen der Bäume. Das Alles ſteckt im Herzen eines ſolchen Urdeutſchen, und daneben noch der ganze mittelaltrig-romantiſche Apparat von alten Mährchen und Sagen, die jeder Frühling neu gebiert und jeder Herbſt mit den goldnen Früchten von den Bäumen ſchüttelt; von Hexen auf dem Kreuzweg, von Nixen und Kobolden, von Bergſchlöſſern und Ruinen mit ſpukhaften Gemächern, hohen dämmerigen Domen mit gemalten Fenſtern, gothiſchen Thürmen mit Giebelfenſtern und Steinroſen, Klöſtern mit düſtern Kreuzgängen und Kreuzgewölben, und darin ſchöne bleiche Nönnlein, die vor Sehnſucht und Liebesſchmerz ſterben, und begehrlichen, wohl auch gelehrten Mönchen, prächtigen wunderthätigen Heiligenbildern und feierlichen Chorgeſängen, die die volltönende Orgel begleitet. Dann wieder weithallendes Glockengeläute und ein Leichenzug, und wieder Hochzeitreigen mit neckiſchem Fidelklang und Kindtaufſchmaus mit altem Rheinwein, Gelage junger froher Zecher und draußen am Raſenrain beim plätſchernden Brunnen in der Abenddämmerung ein glühendes ſich ſträubendes Mädchen im Arm, einen Kuß auf ihren friſchen würzigen Mund, ein Ständchen ſpäter unter dem Fenſter ihres Schlafkämmerchens und morgens in aller Früh das

Ränzel auf dem Rücken, einen grünen Zweig an der Mütze, fort in die lockende weite Welt, weiter an blitzenden Strömen und prächtigen Schlöſſern vorbei in die fernen Länder und Städte der Menſchen. Und immer noch mehr ſteckt in der Seele ſolch eines jungen deutſchen Geſellen: die ernſte Wiſſenſchaft, der heilige Drang Licht und Wahrheit zu erforſchen, den Grund und das Weſen der Dinge aufzufinden, über die Geheimniſſe des Lebens und des Todes nachzudenken, das Wort weiſer Meiſter zu vernehmen und ſich zu eigen zu machen, alle Reiche der Natur auszubeuten und den Fund in ſich aufzuhäufen, die Bahnen der Sterne zu meſſen und Ahnungen über ihre Beſtimmung zu hegen, mit einem Worte: den möglichſt größten Wiſſensſchatz in ſich aufzuhäufen, gleichſam eine ganze Bibliothek im Kopfe zu haben. Und zwiſchen all' dieſen aufgeſtellten und aufgeſchichteten Bildern und Dingen grünen und blühen und ranken ſich luſtig und üppig alte und junge Lieder, Lieder des Schmerzes, der Luſt, der Freude, der Trauer, der Liebe, der Sehnſucht, des Glücks und der Schwermuth empor, gedichtete und geſungene, und noch ungeborne, unzählige, die noch keimen, Lieder anderer Meiſter und eigne, wie Moos und Epheu und Immergrün aus allen Ritzen und Fugen der Burgruinen herauswachſen und das Gemäuer überkleiden. Dieſe Charaktere ſind poetiſche Naturen; es fehlt ihnen ſehr wenig, um wahre, große Dichter zu ſein, aber dieſes Wenige iſt gerade die Hauptſache: die urſchöpferiſche Zeugungskraft. Darum iſt Deutſchland ſo reich an poetiſchen Köpfen und hat doch nur wenig Dichter. Die meiſten halten ſich in guten Stunden dafür, in böſen verzweifeln ſie ganz und gar an ſich. Ein untrügliches Abzeichen ſolcher Charaktere iſt, daß ſie ſich im kleinen Kreis der bürgerlichen Welt beengt, gedrückt und unglücklich fühlen. Der gute deutſche Philiſter mag ſie nicht, wie er Keinen mag, der nicht ein Philiſter iſt. Dieſer ebenfalls abſonderlich deutſche Menſchenſchlag hat ein Fachwerk im Kopfe; was nicht dahinein paßt, das kann er nicht leiden und übergießt es mit Galle, um es mürbe zu machen, hernach zu zerſchlagen oder zu beſchneiden und endlich doch noch in ſein Fach zu bringen. Der Philiſter gibt Keinen auf und läßt deshalb Keinen ungeſchoren. Dieſe infame Philiſterſorge verletzt die poetiſche Natur; ſie wird bitter und ſarkaſtiſch gegen den Philiſter, und dieſer wird dafür gemein; denn aus gemeinem Stoff iſt der Philiſter gemacht, und wenn man ſeine Seele mit den Stacheln des Witzes, der Satyre, der Ironie anbohrt, ſo ſpritzt einem ſtinkende Jauche entgegen. Nun redet ſich die tief verwundete poetiſche Natur ein, die Philiſter zu haſſen, das Vaterland zu haſſen, ſie ſehnt ſich fort aus Kreiſen, wo ſie nicht verſtanden und beſchmutzt wird; ſie träumt von reichern poetiſchen Welten. Aber die poetiſche Jugend täuſcht ſich; ſie liebt Deutſchland und muß es ewig lieben; ſie liebt auch den Philiſter, denn er iſt ein deutſches Kapitalſtück, und ſie wird ſich in der Fremde bald nach ihm zurückſehnen. Es iſt eben ihr größter Fehler, daß ſie, viel zu excentriſch, nie die rechte Mitte trifft. Mit flammender Begeiſtrung umklammert ſie jede blendende Erſcheinung und verſpritzt nicht ſelten ihr Herzblut an den ſcharfen Riffen und Steinkanten, die ſie überſehen, oder ſie wähnt ſich gehaßt, verfolgt, niedergetreten, und verzweiflungsvolle Nacht umhüllt ihre Seele. Aber gerade im Wahne, nach welcher Seite er ſich wende, beſteht ihr höchſtes Glück; in dieſen Täuſchungen und Schmerzen gedeiht die duftende Blume der Poeſie ihres Herzens, und wenn der gute Philiſter mit ſeiner Niederträchtigkeit nicht wäre, es gäbe in Deutſchland nicht halb ſo viel liederglückliche Herzen. Beide gehören zu einander, wie Licht und Schatten, und machen zuſammen erſt das Ganze des deutſchen Weſens aus.

Ein ſolcher poetiſcher Charakter iſt der treumüthige Anton Blumenthal, excentriſch, ſchwärmend, gemüthlich, nie prüfend, ſtets hingeriſſen von der Erſcheinung, kindlich, ja zuweilen kindiſch, wahnbefangen, liebeſehnſüchtig, ein edles, treffliches Herz, das immer den Sieg über den Kopf davon trägt.

IV.

Blätter aus Anton Blumenthal's Tagebuche.

Ich habe ſie geſehen, geſprochen, zu ihren Füßen gelegen, ſie geküßt! Gott, welch ein Weib! Nie wandelte ein vollkommeneres aus der Hand des Schöpfers hervor. Die Natur erſchöpfte ſich in Scharfſinnigkeit und poetiſchtrunkner Schaffensluſt, für jede Form, die ſie ihr geben wollte, das Reizendſte hervorzuſuchen. An ihr iſt Alles flammendes Gefühl, göttliche Sinnlichkeit, aufwallende Jugend, ſprudelnde Geſundheit des Leibes und der Seele. Wie armſelig und abgeſchmackt erſcheint neben ihr die weinerliche Gefühlskränklichkeit deutſcher Frauen! Und wir Narren können noch ſtolz auf ſolche blaſſe, geruchloſe Blüthe ſein. Kynoſura iſt eine purpurne Granatblüthe, deren Duft berauſcht, betäubt. Wie ſie mich ſo natürlich, faſt kindlich aufnahm, ohne Ziererei, ohne Zurückhaltung. Wie einfach herzlich ſie mir für ihre Lebensrettung dankte! Wie ihre ungekünſtelte Empfindung gleich frei und keck hervortrat. Sie war bezaubernd! Es war mir unmöglich, ihr meine Gefühle zu verbergen; ich mußte ihr noch einmal Alles wiederholen, was ich ihr geſtern Abend im erſten Ausbruch meiner Leidenſchaft geſtanden, und ſie hörte mich mild lächelnd an. Sie raubte mir die Hoffnung nicht, ſie zu beſitzen, wenn ich mich ihrer würdig gezeigt. Sie geſtand mir offen, daß mein Weſen ſie anſpreche, daß ſie Wohlgefallen an mir finde, und daß dieſes Liebe werden könne. Ich fühle, ſie wird mich lieben, ja wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo liebt ſie mich ſchon. Aber darf ſie mir das heute ſchon ſagen? — Ueber ihr Verhältniß zu dem Treuloſen, der ſie ſo grauſam behandelte, verlor ſie kein Wort. Ich erinnerte ſie nicht an die Scene, die uns zum zweiten Mal und näher zuſammengeführt hat. Sie ſchien das Andenken daran ſelbſt zu vermeiden. Erſt als ich, ſchwankend unter der Laſt ſüßer Hoffnungen, gehen wollte, zog ſie mich in ein Fenſter und fragte zutraulich: „Kennen Sie Don Luis da Miranda?“

Am leiſen Zucken der Unterlippe, am zitternden Tone der Stimme errieth ich leicht, wer der Genannte war. Ich erwiederte aufrichtig und wahr, daß mir kein Mann dieſes Namens bekannt ſei, und verſchonte ſie mit der mir auf der Zunge ſchwebenden Frage: wie ſie nur daran denken könne, mich mit dem genannten Herrn zuſammen zu ſtellen, was mir wirklich unbegreiflich war.

„Deſto beſſer!“ rief ſie lebhaft. „Ich will Ihnen ein Zeichen meines Vertrauens geben. Dieſen Abend noch verlaſſe ich dieſes Haus und beziehe eine nach Portici gelegene ärmliche Fiſcherhütte. Wenn Sie ſich meiner würdig zeigen, ſollen Sie den Grund ſpäter erfahren.“

Voll Beſorgniß, es möchte ihr an Mitteln fehlen, bat ich ſie ſchüchtern, über meine Kaſſe zu verfügen, wenn etwa Mangel oder das Ausbleiben von Wechſeln ſie zu dieſer Wohnungsveränderung nöthigen ſollte. Sie lächelte anmuthig und zog aus einem Schranke eine Caſſette hervor, öffnete dieſelbe und ließ mich Gold und Banknoten, einen reichen Schmuck und Juwelen ſehen, die einer Fürſtin Ehre gemacht haben würden. Und darin wühlend, zog ſie plötzlich einen koſtbaren Brillantring hervor und ſteckte mir ihn mit unnachahmlicher Grazie an die Hand mit den Worten: „Meinem Lebensretter als Andenken!“

Entzückt ergriff ich die mich ſo ſinnig beſchenkende Hand und überglühete ſie mit Küſſen. Sie fuhr fort: „Ihr großmüthiges Anerbieten, mein Freund, ſteigert meine Achtung. Obgleich ich nicht Luſt hatte, wieder einem Manne zu trauen, fange ich doch heute ſchon an, in meinem Vorſatze zu wanken. Man hat mir geſagt, die Deutſchen liebten vor Allen treu.“

„Man hat Sie nicht belogen, Signora!“ rief ich. „Stellen Sie mich auf die Probe!“

„Und wenn ich Sie bei'm Worte hielte?“

„Wohlan, es ſei!“

„Gut, mein Herr! Die erſte Probe ſoll ſein, daß Sie in das Kloſter Calmaldoli gehen und geſprächsweiſe äußern, Sie hätten bei zufälligem Vorübergehen hier dieſen Morgen eine Ertrunkene aus dem Waſſer des Meerbuſens ziehen ſehen, und in derſelben die Dame wieder erkannt, die Ihnen vor einigen Tagen einen Beſuch auf der Sternwarte des Paters Siſto gemacht.

Ihre Ausſage werden der erkaufte Wirth dieſes Hauſes und einige Dutzend Lazzaroni beſtätigen. Ich will Ihnen ſogar geſtehen, daß mein alter Jozé in der verwichenen Nacht die beſten Anſtalten getroffen hat dieſes Gerücht glaubhaft zu machen. Ein gewonnener Mann aus den Lazzaroni hat von einem Kirchhofe ein vorgeſtern begrabenes junges Weib geſtohlen und dieſe iſt am frühen Morgen in meinen Kleidern hier aus dem Waſſer gezogen und unter großem Zulaufe als ich begraben worden. Meine ſchwarze Paula hat ſich's viel Thränen koſten laſſen und mein Jozé viel Geld. Sie haben alſo nur zu bekräftigen, daß ich todt bin."

Ich willigte ein.

„Sie ſelbſt ſollen mich dieſen Abend in meine neue Wohnung bringen."

Mein Kuß brannte auf ihrer mir dargereichten Wange. Ich ſchlang meinen Arm um ihren reizenden Nacken, ſie ſträubte ſich nicht. Wie der Kelch einer üppigen, prächtigen Südblume voll Thau ſchwankt, und doch rein und unberührt iſt, ſo iſt dies göttliche Weib voll heißer natürlicher Sinnlichkeit und dabei doch rein und keuſch und unentweiht. Gleicht ſie nicht ganz der Aphrodite, als ſie aus dem Meere neugeboren emporſtieg! Auch Kynoſura iſt mir aus dem Meere, eine zweite Liebesgöttin, in die Arme geſtiegen. Sie heißt Donna Marianna da Rocca, mir aber iſt und bleibt ſie Kynoſura. — Es iſt eine Stunde vor Mitternacht; ich gehe, ſie abzuholen. Welch neue Genüſſe werden mir erblühen. Mein Lebensſchiff ſchaukelt auf dem Meere des Glücks, wird es in den Hafen laufen?

Die Geſchichte wird intereſſanter. Ich führte geſtern Abend Kynoſura in das einſame Fiſcherhaus. Sie war in die Tracht der Fiſchermädchen gekleidet. Wie ihr das allerliebſt ſtand! Ich hielt ſie liebe- und glücktrunken in den Armen und küßte ſie; ſie wehrte mir nicht. Iſt ſie doch über allen Glauben unſchuldig und dabei voll Witz, Scherz, Neckerei, reich ausgeſtattet mit Geiſt und unvergleichlicher Unwiſſenheit. Jede deutſche Bürgerstochter könnte ſie jeden Augenblick beſchämen. Und ſo muß ich ſie immer und immer belehren. O wie das ſüß iſt! Ich blieb die ganze Nacht bei ihr, denn Jozé und Paula waren zurückgeblieben und bleiben auch noch einige Tage in der alten Wohnung, um die Täuſchung vollkommen zu machen. Und ſo werde ich Kynoſura's Beſchützer ſein. Aber ich bin auch ihr Sklave. Welch eine Nacht voll träumeriſchen Liebesglücks! Nichts entfernt Aehnliches hat mein ganzes früheres Leben aufzuweiſen. Ich lebe erſt durch ſie. Die Wellen warfen ſich unruhig treibend an das felſige Ufer; ſie glichen meinem Herzen, wie ihr Rauſchen meinen Küſſen. Auf dem bewegten Waſſerſpiegel lag die verträumte duftige Nacht, die Berge ragten wie Ahnungen dunkler Liebesſchmerzen daraus empor; es war Alles ſo voll unbewußter, üppiger, ſchöpferiſcher Empfindung, voll ſtiller, ſchleichender Glut, voll weicher, feuchter Frühlingsſehnſucht, als ſollte die Göttin der Liebe noch einmal geboren werden. Die aber ſchlummerte unbeſorgt wie ein Kind mit dem Haupte an meiner Bruſt, als hätte ſie nichts von dem dumpf gährenden Vulkan in derſelben zu fürchten. Dieſe naive Sorgloſigkeit, dies maßloſe Vertrauen in meine deutſche Ehrlichkeit, mit der ſie mich immer aufzieht, wird mich noch zur Verzweiflung bringen. Seh' ich denn ſo abſcheulich ehrlich aus, daß das reizende Mädchen ſich ungeſtraft in meine Arme legen kann um zu ſchlafen? Und doch hat ſie Recht. Ich habe nicht gewagt, ihren ruhigen Schlaf mit einem unkeuſchen Kuß zu entweihen. Aber ſie ſoll mich nicht auf's Aeußerſte treiben. Selbſt die ehrlichſte Ehrlichkeit hat ihre Grenze, wo das Recht der Natur gebieteriſch eintritt. Von vielem Plaudern ermüdet war ſie eingeſchlummert, ihre Haarflechten tanzten vom Athemzug bewegt auf meiner Hand, ihr ſchlanker Körper war halb über mich hingegoſſen, ihre Hände ruhten, wie zum Gebet gefaltet, in ihrem Schooße; — mir war wunderbar zu Muthe. Unvermögend die Spannung der Gefühle zu ertragen war auch ich eingeſchlafen. — Eine zarte Hand ſtrich leiſe über mein Geſicht; ich erwachte. Die Sonne wurde aus dem glühenden, wallenden, dampfenden Meere gleichſam herausgekocht und ſtieg aus dem Keſſel, ein neues Feuerkind. Mir war's als müſſe ſie die Nacht zugebracht haben wie ich. War mir doch auch heiß und nüchtern zu Muthe. Ich hätte mich in's

Meer ſtürzen mögen, um mich abzukühlen. Kynoſura umtanzte mich ſchäkernd, ein tolles, ausgelaſſenes Kind voll liebenswürdiger Poſſen und burlesker Einfälle. Sie ermahnte mich ſofort mein Wort zu halten, nach Calmaldoli zu reiten und dort geſchickt auszurichten, was ſie mir aufgetragen habe. Es wurde mir ſchwer mich von ihr zu trennen, aber ſie bat ſo ſüß, ſo freundlich; wer hätte ihr widerſtehen können. Sie wollte bis zu meiner Rückkehr angeln und dann mit mir zuſammen eine Abendfahrt auf dem Meerbuſen machen, oder einen Ausflug auf die nahen Berge. Solche Genüſſe in der Perſpective, riß ich mich los, eilte nach der Stadt, beſtieg meinen Mauleſel und trabte eilig durch die Höhle des Pauſilipp dem herrlichen Bergkloſter zu, deſſen ragende Sternwarte mir in den wenigen Tagen fremd geworden war, ſeit meine ſehnſüchtigen Blicke ſich nach einem auf Erden wandelnden Stern gerichtet hatten. Pater Siſto empfing mich herzlich und machte mir freundliche Vorwürfe über mein Ausbleiben. „Ich habe Sie mit Sehnſucht erwartet,“ ſagte er, als wir allein waren. „Ein junger, mir nah verwandter und ſehr theurer Mann, der vor Kurzem erſt aus Braſilien angekommen, im ungeheuern Neapel fremd, in der Sprache nur äußerſt nothdürftig bewandert iſt, hat die triftigſten Anſprüche auf meinen Beiſtand. Seine Jugend bedarf aber mehr als ich leiſten kann; ſie muß einen Freund haben, der ihn treu bewacht. Ich kann ihn nicht in das Treiben der Stadt begleiten und vor jeder Gefahr ſchützen. Ich empfehle den jungen Marquez Ihrer freundlichen Sorgfalt. Sie werden mich, wenn Sie ſich des jungen Mannes annehmen, auf eine Weiſe verbinden, die Ihnen meinen lebenslänglichen Dank ſichert. Ich habe das höchſte Intereſſe an dieſem Jüngling aus der neuen Welt, und es iſt Grund für mich zu Beſorgniſſen vorhanden, daß er hier gefährlichen Verfolgungen ausgeſetzt ſein dürfte." — Ich ſagte mit etwas verlegener Miene zu, denn in der That konnte ich nicht anders, und der Vater entfernte ſich, um meinen Anbefohlenen herbeizuholen. — Als Beide nach einigen Minuten zuſammen hereintraten, drohete der Schrecken meine Füße mit dem Boden zuſammenzuſchmelzen und mein Blut zu Eis zu machen; denn der Jüngling war kein Anderer, als

Don Luis da Miranda, Kynoſura's unwürdiger Geliebter. Mein Herz wandte ſich mit Abſcheu von dieſem jungen Böſewicht, aber die Klugheit gebot, Stand zu halten. Im rechten Augenblick gedachte ich des Kynoſura gegebenen Verſprechens, und nahm die Larve der Verſtellung vor. Vater Siſto nannte mir ſeinen Namen, der mir aus ſchönerm Munde ſchon bekannt war, und ſtellte mich ihm als Don Valle da Fiore (ſo habe ich mich umgenannt) vor. Don Luis iſt achtzehn bis neunzehn Jahre alt, ſeine Züge tragen unverkennbar den luſitaniſchen Typus; er iſt munter, freundlich, zuthunlich. Sein Auge hat einen ungemein ſchönen Ausdruck. Man ſollte nimmermehr eine ſo ſchwarze Seele in ihm vermuthen. Siſto bat mich noch einmal ſo rührend und herzlich, mich ſeiner anzunehmen und ihn als väterlicher Freund in das Gewühl der Hauptſtadt zu begleiten, meine Hand ſchützend über ihn zu halten, daß ich ſchier verſucht war, ihm das Verſprechen im vollen Ernſte zu wiederholen. Wäre ich nicht Zeuge der unmenſchlichen Grauſamkeit dieſes jungen Ungeheuers geweſen, ich hätte mich von ſeinem einſchmeichleriſchen Weſen einnehmen laſſen können. Eine ſchöne gleißende Schlange, dieſer Luis! Der Vater erbot ſich, mir im Portugieſiſchen Unterricht zu geben, um das Verſtändniß zwiſchen mir und ſeinem Vetter raſch zu fördern, und ich nahm es an, weil ich nicht ausweichen konnte. Endlich fand ich Gelegenheit mein Mährchen, um deswillen ich gekommen war, mit möglichſter Unbefangenheit anzubringen. Ich erſtaune mich über mich ſelbſt, wie weit ich es in dieſem Lande des Lugs und des Trugs bereits in der Kunſt der Verſtellung, in der ich ſonſt der größte Idiot war, in ſo kurzer Zeit gebracht habe. „Denken Sie ſich, ehrwürdiger Vater!“ rief ich, „welch ein trauriger Zufall mich ſehr ſchmerzlich berührt hat. Geſtern früh gehe ich in der Straße Chiaga, als am Ufer ein Menſchenauflauf entſteht. Schier mechaniſch trete ich hinzu; ein paar Fiſcher haben eben den triefenden Leichnam eines jungen in reiche ſchöne Kleider gehüllten Frauenzimmers ans Land gezogen. Das purpurrothe Kleid, die Armſpangen, der Schleier reizen mich näher hinzuzutreten, und mit Staunen und Schrecken erkenne ich in ihr die ſchöne unbekannte Dame, die mir vor einigen Abenden einen

Beſuch auf Ihrer Sternwarte machte, und nach der ich Sie vergebens fragte.“

Der Pater und Don Luis ſahen einander bedeutungsvoll an; in des Letztern Geſicht zuckte ein Strahl hoher Freude auf, und ich bebte vor heiligem Ingrimm über dieſe Gemüthsbewegung meines Empfohlenen.

„Alſo doch!“ ſagte der Pater. „Es iſt uns dieſelbe Nachricht ſchon von einigen Seiten zugekommen, aber wir zweifelten daran. Erſt aus Ihrem Munde, mein ehrlicher, wahrheitliebender, deutſcher Freund, glauben wir ſie.“

Mir wurde bei dieſen unverdienten Ehrennamen etwas flau; hätte mir Don Luis nicht gegenübergeſtanden, ich hätte das Auge beſchämt zu Boden geſchlagen. „Haben Sie die Dame ganz genau erkannt?“ fragte der Pater wie noch zweifelhaft.

„Gewiß!“ rief ich. „Hier kann kein Zweifel obwalten; ich erkannte ſogar die Kleider wieder, die ſie hier

Ich wünſchte mit boshaftem Herzen Glück, und fühlte, daß ich Beide recht innig haßte. Um mich von dieſem abſcheulichen Menſchen los zu machen, ſagte ich, es ſei mir dies um ſo lieber, da ich ohnedies nicht hätte hoffen dürfen lange Don Luis Mentor zu ſein, weil eingelaufene Briefe mich beſtimmt hätten, meinen Aufenthalt zu wechſeln und vor der Hand in Sicilien aufzuſchlagen. „O dann gehe ich mit Ihnen!“ rief der Jüngling freudig; „ich habe Sicilien noch nicht geſehen.“ Ich konnte nicht ausweichen; man nöthigte mich den Tag und die Nacht im Kloſter zuzubringen; ich ſchützte, verſtimmt und verdrießlich, Geſchäfte vor, die von meiner Abreiſe bedingt ſeien, und verließ das Kloſter mit dem feſten Vorſatz, es nicht wieder zu betreten. Wie wäre das auch möglich? Jede Stunde meines Lebens wird fortan nur Kynoſura gewidmet ſein. Ohne ſie keine Sonne, keine Luſt, kein Glück, kein Leben! mit ihr ſeligſte Seligkeit! — Ich eilte aus dem Kloſter in die Fiſcherhütte; im traulichſten Geplauder verſtrichen die Stunden. Ein einfaches Mahl, eingefaßt von den Goldfrüchten dieſer himmliſchen Erde und dieſes irdiſchen Himmels, erhöhete die Wonne des Tags. Es gibt faſt nichts Süßeres, als mit einem geliebten Weſen zuſammen auch die materiellen Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen und ihm alle die kleinen Dienſte zu leiſten, die die gebrechliche Natur des Menſchen zu ihrer körperlichen Befriedigung als unentbehrlich in Anſpruch nimmt. Wir werden jeden Augenblick daran erinnert, daß wir keine Götter ſind, und auf den höchſten Rauſch des Entzückens folgt unmittelbar die Nüchternheit des phyſiſchen Bedürfniſſes. Der Gott und das Thier ſind im Menſchen vereinigt; aber zwiſchen beiden iſt eine Kluft befeſtigt, die nur die Hand der Liebe mit Blumen täuſchend überdeckt, über die das Herz ſich als lebendige Brücke legt. Es liegt ein wunderbarer Reiz in dieſen Liebesdienſten ſowohl für die leiſtende, als auch für die empfangende Partei. Die Natur ſöhnt uns dadurch wieder mit ihrer eigenſinnigen Strenge aus, die jenen bittern, ironiſchen Zwieſpalt in uns geworfen, und wie reichlich und herrlich! Wenn ſie erſt den Gott in uns, ihr eignes größtes Schöpferwerk, verhöhnt, indem ſie uns zu Sklaven einer erbärmlichen Nothwendigkeit macht, ſo hat ſie uns durch die Liebe wieder die Verklärung des Hohns zu ſeligem Humor, ja zum eigentlichſten menſchlichen Glück gegeben. Die Sklavenketten werden durch ſie zu Blumenfeſſeln, die die Herzen auf's innigſte verbinden. So iſt die Liebe die Vermittlerin des Gottes mit dem Thiere in uns; ſie weiſt dem Gotte ſeine Beſchränkung an und erhebt das Thier zu ſelbſtbewußter Freiheit, und führt beide in der Idee, als dem Focus alles höhern Seins, zuſammen. Die Liebe iſt das Prisma, das den Sonnenſtrahl unſers Geiſtes auffängt und ihn ſpaltet, und mit ſeinen Farben die dunkle Wand der Materie überſchmückt. — Ich bin Kynoſura's Sklave geworden; denn ich verrichtete heute alle Geſchäfte ihrer Sklavin und ihres Dieners, die beide noch in der alten Wohnung waren; aber gerade dadurch bin ich freier geworden, als ich jemals war. Von den letzten Fäden jener bürgerlich deutſchen Bande, jener philiſterhaften Ungereimtheiten, die mich ſonſt beengten, losgeriſſen, ſtehe ich jetzt auf dem höchſten und freieſten Punkt des Daſeins. Das kleine Stück Boden unter mir iſt das einzige Band, das mich an der Erde feſthält, und es iſt eben die Sklavenfeſſel, die mir Kynoſura aufgelegt: es ſind die freiwilligen Bande einer freien Liebe. Man ſpreche immerhin von einer nationalen Entwickelung des Herzens und des Geiſtes, deren Blüthe bei jedem Volke andere Form, andre Farbe, andern Duft haben müſſe; dies iſt ja ſogar bei jedem Individuum ſchon der Fall. Aber es gibt auch eine Univerſalblüthe der menſchlichen Seele, die ihren Sonnenkelch, losgeriſſen vom gemeinen Boden, in das Reich des reinſten Aethers flüchtet und in poetiſche Regionen duftend öffnet, wo von Nationalunterſchieden keine Rede mehr ſein kann: die eine Himmelsblüthe, ein Stern geworden iſt. Solch ein Stern iſt meine Liebe. Ueber alles Gewöhnliche iſt ſie ſo weit hinaus, wie die Sterne von unſrer Erde entfernt ſind. Deutſche Frauen würden mich nicht verſtehen und behaupten, ich ſei in Widerſprüchen verſtrickt. Ich würde eine deutſche Frau auch nicht ſo frei von allen Rückſichten lieben, ich würde ihr auch nicht die Dienſte einer Sklavin erweiſen können. Und doch iſt Alles ſelige Harmonie in mir. Ich verſtehe mich ſelbſt nicht; ich vermag die Metaphyſik meines Zuſtandes nicht mit kritiſchem Meſſer zu zerlegen oder mit logiſchem Scharfſinn bis in ihre Wurzel zu verfolgen. Verſteht ſich ein Berauſchter oder kann er ſich philoſophiſche Rechenſchaft von ſeinem Zuſtande geben? Ich bin glücklich, unausſprechlich glücklich, wie ich es nie in Helenens Armen war. Was bedarf es mehr? Helene ſchwärmte mit Bewußtſein: in der glücklichſten Stunde der Liebe wußte ſie geſchickt daran zu erinnern, daß ſie eine gefühlvolle, feingebildete Dame war. Sie wußte von ihrer Liebe, von ihrer Empfindung zu ſprechen wie ein Buch, und ſtatt ſelig trunken, ſüßhingebend den an ihre Bruſt ſtürzenden Gott in ihren Armen aufzunehmen und ſich von ſeinen Flammen verzehren zu laſſen, wie Semele von Jupiter, ſprach ſie davon, wie dieſer oder jener Dichter die Leidenſchaft individualiſirt habe. Kynoſura weiß nichts von Dichtern, ſie kennt die ihres Vaterlandes nicht einmal; ſie hat es in ihren Studien höchſtens bis zur Kunſt des Leſens und Schreibens gebracht, aber ſie iſt ganz Weib, ihr Herz ein lockerer Zunder, ſtets des Blitzſtrahls aus dem Herzen des Mannes gewärtig, um in Flammen aufzulodern, ſtets bereit von der Erde weggeküßt zu werden, wie ein Thautropfen im

Blumenkelch vom Sonnenſtrahl. Das iſt die Liebe wie ich ſie vom Weibe verlange. Sie ſoll nicht wiſſen, was Liebe iſt; ſie ſoll ſie ſelbſt ſein. Solch ein Herz konnte der Knabe Luis nicht würdigen; er verſtand es nicht, begriff es nicht, beherrſchte es nicht, während er ihm ſcheinbar diente. Für mich iſt Kynoſura geſchaffen, und um ihren hohen Werth zu ſchätzen, um es durch und durch zu wiſſen und zu fühlen, um jeden Nerv zum Bewußtſein meines höchſten Glücks zu bringen, mußte ich die ſchwere Leidensſchule durchwandern, mußte der Gatte eines Weſens ſein, dem man den Namen Menſch hätte ſtreitig machen können, mußte ein empfindſames, jeder moraliſchen Kraft entbehrendes, deutſches Weib lieben, mußte durch dieſe Läuterungsfeuer hindurch gehen, um geſchickt zu werden für das höchſte und wahrſte Glück der Liebe. — —

Der Kahn trug uns ſchaukelnd über die vom Abendroth vergoldeten Wellen. Sie lag in meinen Armen. Harmloſes Geplauder küßte Eins dem Andern von den Lippen hinweg. Ich hatte ſie Kynoſura genannt, und ſie wollte wiſſen warum. Ich erklärte ihr die Deutung des Namens aus der Mythologie und dem Sternenhimmel. Der Name gefiel ihr; er ſchien ihr zu ſchmeicheln, und ſie belohnte mich mit Küſſen dafür.

Als wir in der Nacht heim kamen, waren Jozé und Paula angelangt. Der alte, unheimliche Mann flüſterte ihr zu, daß er ihr viel zu berichten habe, und ſie verabſchiedete mich. Es that mir wehe, daß ich gehen mußte; aber in der Beſchränkung wohnt das Glück. Ich will den Neid der Götter nicht wach rufen durch — Alles genießen. Noch beſitze ich ihr Vertrauen nicht; aber mir iſt auch, als würde ich das, was wir Deutſche unter dieſem Worte verſtehen, nie von ihr erhalten. Sie ſcheint dieſen Begriff nicht zu kennen. Sie liebt mich; was geht mich ihr früheres Verhältniß zu Don Luis an? Und ſie hat Recht. Ich habe mich aber eben ſo auch gehütet, ihr von meiner Bekanntſchaft mit Don Luis zu ſagen und von der mir vom Pater Siſto über dieſen aufgetragenen Mentorrolle. Ich könnte von dem Jüngling gewiß Alles erfahren, aber ich will nichts wiſſen. Es wäre gemeine Neugierde. Ich bin glücklich; was will ich mehr?

Hier ſchließen die Fragmente des Tagebuchs. Ein unerwartetes Ereigniß verhinderte Blumenthal, es weiter zu führen. Sie reichen inzwiſchen hin, einen tiefen Blick in ſein Herz zu thun. Trotz ſeinen Bemühungen, ſich zu überreden und ſich glauben zu machen, wie unausſprechlich glücklich er ſei, iſt es gerade nicht ſchwer, eine kleine dunkle Stelle tief im Grunde ſeines Herzens zu erblicken, aus welcher leichte Nebelgewölke aufſteigen und zu ſchattenhaften Gebilden aus der Vergangenheit werden, die freilich nachher von den heißen Sonnenſtrahlen aus Kynoſura's Augen zerſtreut werden. Er will ſie wegleugnen, indem er auf ſie ſchilt; aber ſie ſind doch da. Und wie durch die wollüſtig ſchwelgende Seele eines Berauſchten doch Jugenderinnerungen, Bilder der heiligen reinen Kindheit mit leiſer Wehmuth faſt farb- und geſtaltlos hindurch zittern, die er mit den feurigſten Weinen nicht zu verſcheuchen vermag, ſo lebt auch in Blumenthal's Seele ein geheimnißvolles Etwas, das noch mit frühern Tagen zuſammenhängt und ſeine Deklamationen Lügen ſtraft. Wie käme er ſonſt dazu im höchſten Liebesrauſch an Helenen zu denken und Vergleiche anzuſtellen?

Die zunächſt folgenden Ereigniſſe, aus verſchiedenen ſpätern Berichten zuſammengeſtellt, ſind in der Form der Erzählung gegeben.

V.

Der nächſte Sonntag, der auf dieſe Tage folgte, war der erſte des Monats Mai, an welchem Neapel eins ſeiner größten und merkwürdigſten Feſte feiert, nämlich das ſeines Schutzpatrons, des heiligen Januarius. Schon am frühſten Morgen weckte der Donner des Geſchützes vom Caſtell St. Elmo die Bewohner der Hauptſtadt, und eine Stunde ſpäter durchſchritten ſchon die feſtlich geputzten Züge der Gilden, von den Lazzaroni umſchwärmt, lärmend die Straßen.

Blumenthal dehnte ſich noch auf dem Lager, denn er hatte einen großen Theil der Nacht bei Kynoſura zugebracht, als ſtürmiſche Schritte ſein Zimmer durcheilten und ihn ermunterten. Mit Verwundrung ſah er den jungen Luis Miranda nebſt einigen neapolitaniſchen Edelleuten ſeines Alters fröhlich und guter

Dinge vor ſeinem Bette, um ihn abzuholen. Dieſe Herren, von denen er einige ſchon in den Salons oberflächlich kennen gelernt hatte, erboten ſich ſeine Führer zu ſein und ihn zu den ächten Quellen der Freude und des Genuſſes zu bringen. Es war dem aus ſüßen Träumen aufgeſcheuchten Deutſchen gerade nicht unlieb für den heutigen Tag Geſellſchaft und Zerſtreuung zu haben, da die Geliebte ihm jeden Beſuch ſtreng unterſagt hatte, vorgebend, daß dieſer Tag ihrer Andacht gewidmet ſein müſſe, in welcher ſie kein irdiſcher Gedanke, geſchweige der ſündhafte Kuß eines Mannes ſtören dürfe. Der in ſeinen poetiſchen Illuſionen ſeltſam befangene junge Mann, der ſich ſelbſt für den freieſten aller Menſchen in ſeinem Tagebuche erklärte, wagte gegen den Willen eines weiblichen Weſens, das er wenig mehr als von Angeſicht kannte, nicht das Mindeſte zu unternehmen. Er zitterte vor dem bloßen Gedanken ihr zu mißfallen oder gar ihre Gunſt zu verlieren.

Noch immer wußte er nichts von den Verhältniſſen dieſer Dame, nicht weshalb ſie nach Neapel gekommen, ob ſie — bei ſolcher Jugend! — ganz allein von ſich abhängig war, wohin ſie ſich ferner zu wenden gedenke; ſie hatte ihm kaum ihren Namen genannt, und woher waren denn Beweiſe zu nehmen, daß ſie ſich keinen falſchen gegeben? Über ihre Herkunft, ihre Familienverbindungen, über all die Wurzeln, durch welche ſie mit dem Boden der Geſellſchaft verbunden war und über die ein Weib dem geliebten Manne unaufgefordert und gern in traulichen Stunden Mittheilungen macht, hatte ſie gegen ihn ein geheimnißvolles Schweigen beobachtet. Sie hatte wohl von den Wundern der ſüdamerikaniſchen Natur geſprochen, wohl von Braſiliens prächtiger Hauptſtadt und dem Hofe Don Pedro's erzählt, aber nicht angegeben, in welchen Beziehungen ſie dazu ſtehe. Dem in glühender Leidenſchaft befangenen **Blumenthal** war auch gar nicht beigekommen ſie über ihre Verhältniſſe zu befragen. Der Schwärmer gefiel ſich in dem Gedanken ſie als ein Göttergeſchenk zu betrachten, von dem er nicht wiſſe, woher es ihm gekommen, als ein rein poetiſches Geſchöpf der Natur, mit keinem Bande weiter, als durch ihn mit der realen Welt zuſammenhängend. Er würde ſie gern für eine objective Entäußerung ſeiner eignen Poeſie gehalten haben. Gewiß konnte zu ſolchen faſt unbegreiflichen Uebertreibungen nur ein junger, poeſiebefangener Kopf gelangen, der von der nüchternen Alltäglichkeit ſo arg gemißhandelt und ſelbſt von beſſern Geiſtern zurückgeſtoßen worden war. Unter allen Menſchen ſind diejenigen am meiſten geneigt auf geiſtige Abwege in der Liebe und Freundſchaft zu gerathen, denen die Natur zu einem begabten ſtrebenden Geiſte, zu einer ſchaffenden Phantaſie auch noch ein edles, großes, feinfühlendes Herz gab. Die Phantaſie wird von der Form beſtochen, das liebebedürftige Herz greift nach dem ihm von der Phantaſie ſchmeichleriſch geprieſenen Gegenſtand und umfaßt ihn mit trunkener Schwärmerei, und der Geiſt thut mit ſophiſtiſcher Dialektik dar, welch eine unvergleichlich herrliche Wahl er getroffen. Die gemeine Wirklichkeit verwundet ſie; der trübe gallige Niederſchlag in der Menſchenwelt, der ſich über das einſam daſtehende Große und Edle ärgert und es aus ſchlechter Luſt verfolgt, mit Koth bewirft und in ſeine moraliſche Tiefe herabziehen möchte, um ſich ihm gleich zu ſtellen, dieſer nie ſterbende Feind aller geiſt- und herzreichen Menſchen drängt und ſtößt die Unglücklichen, bis ſie flüchtend vor ſeinen tiefverwundenden gemeinen Waffen, denen ſie nicht gleiche entgegen halten können, in ein paar Arme ſtürzen, die ſich ihnen öffnen. Und dieſen Ruhehafen ſind ſie bemüht, ſich aufs glänzendſte auszuſchmücken. Wehe den Armen, wenn unheimliche Tiefen das ſturmlecke Schifflein trügeriſch ins Verderben hinabziehn! —

Blumenthal ging mit den jungen fröhlichen, jugendübermüthigen Edelleuten; ſie ſtürzten ſich, ſelbſt eine luſtig ſpringende Welle, in die aufrauſchenden, ſchäumenden Volkswogen. Man begegnete neckenden Maskenzügen oder ſchloß ſich ihnen an; Alles trug das ſchimmernde Gewand der Freude und des Frühlings; denn nicht in dumpf hinbrütender, kopfhängeriſcher Andacht, vielmehr in heitern Klängen und Scherzen begeht das leichtblütige Volk des Südens die Feſte ſeiner Heiligen. Sage man immer: ihre Religion iſt ſinnlicher Natur; ſo lange die Freude, das Vergnügen über ihren Altären die Kerzen anzündet, werden ſie nicht zu Mordfackeln des Fanatismus werden, und der allgemeine Gott der Welt, zu dem wir alle gläubig hoffend und vertrauend aufblicken, iſt der Gott der Liebe und Freude.

Sie waren ſchon manche Stunde durch die Straßen der Stadt gezogen, als Don Luis Blumenthal aufmerkſam machte, er ſehe ſchon ſeit einiger Zeit eine vornehm gekleidete weibliche Maske ſie unabläſſig verfolgen. „Wüßte ich nicht aus Ihrem Munde, daß die ſchöne braſilianiſche Dame todt iſt," ſetzte er faſt ängſtlich hinzu, „ich würde darauf ſterben, daß ſie es ſei." Erſchrocken wandte ſich der Angeredete nach der Bezeichneten hin und hatte die ſchöne ſchlanke Geſtalt kaum mit einem Blicke überflogen, als er auch ſchon die Ueberzeugung hegte, daß ſie Kynoſura ſei. Dieſe Entdeckung verſetzte ihn in eine höchſt unbehagliche Stimmung; vergebens ſann er darüber nach, welchen Grund das Mädchen zu dieſer ſeltſamen Verfolgung haben könne, und verfiel endlich auf den deprimirenden Gedanken, es geſchehe aus alter, nicht verlöſchter, vielmehr im Stillen fortglühender Leidenſchaft für Luis. Um ſich inzwiſchen von dieſem ſeine plötzlich ſo trübſelig gewordenen Gedanken nicht abmerken zu laſſen, ſtellte er ſich unbefangen und heiter.

Aber er konnte nicht umhin, ſich öfter nach der Maske umzuſchauen, und ſo oft er es that, erblickte er ſie neben oder hinter ſich. Gern hätte er die Geliebte angeredet und beſchworen, von ihrem unbegreiflichen Thun abzulaſſen, da ſie bereits erkannt ſei, aber er fürchtete, Luis' Verdacht zu erregen. Von der andern Seite quälte ihn der Gedanke vor Kynoſura als Lügner zu erſcheinen, da er ihr doch die Verſicherung gegeben Don Luis nicht zu kennen, und wirklich bildete er ſich endlich ſteif und feſt ein, ihr jetziges Benehmen gelte ſeiner Lüge. All dieſe Beſorgniſſe beengten und bedrängten ihn um ſo heftiger, je mehr er bemüht war ſie den Augen ſeiner Gefährten zu verbergen, und er gerieth dadurch in einen wahrhaft fieberhaften Zuſtand.

So war endlich die Zeit herangekommen, wo das flüſſig gewordene Blut des heiligen Januarius in den beiden berühmt gewordenen Fläſchchen dem Volke vorgezeigt wird, und Alles ſtrömte nach der Hauptkirche, Zeuge des Wunders zu ſein. Es entſtand ein großes Gedränge; Blumenthal ließ ſich mit Fleiß von ſeinen Gefährten trennen und benutzte dieſen Augenblick, um ſich zu der ihm hart auf dem Fuße folgenden Geliebten mit den Worten zu wenden: „Du machſt mich zum Lügner in Don Luis Augen; er ahnet ſchon, daß du es biſt, Marianna, und glaubt nicht mehr an deinen Tod. Wozu auch das wunderliche Spiel. Ich beſchwöre dich bei unſrer Liebe, theures Herz, laß ab von dieſer Verfolgung. Willſt du einmal für Don Luis und die Welt todt ſein und haſt dich begraben laſſen, willſt du nur mir auf Erden leben und mich dadurch ſelig beglükken, was verfolgſt du nun unſre Schritte wie ein unheimlicher Schatten. Geh' heim, ich werde mich von meiner Geſellſchaft losmachen und in deine Arme eilen, um mich zu rechtfertigen, wie ich heute zu Don Luis Begleitung gekommen bin." — Die Maske hörte ihn ſtarr an; als er geendet, ſtieg ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt wie ein Geiſterlaut aus einem Grabe. Er erſchrack davor. „Was fehlt dir, theure Kynoſura?" fragte er bebend. Statt aller Antwort ſteckte ihm die Maske einen Brief zu und verſchwand im Getümmel. In demſelben Augenblicke ergriff ihn Jemand beim Arme. Es war Don Luis, der zurückgekommen war, um ihn zu ſuchen.

Aufs Aeußerſte betreten, fragte dieſer ihn: „Sie ſprachen mit der räthſelhaften Maske! Sie gab Ihnen ein Papier. Bei allen Heiligen, mein Herr, was iſt's? Ich muß es wiſſen! Es geht mich an. Ich ſah dieſes entſetzliche Weib im Meere ertrinken, Sie haben ſie todt aus dem Waſſer ziehen geſehen und hundert Andere haben mir Ihre Ausſage beſtätigt, und doch wandelt ſie wieder unter den Lebenden! Mir grauſt's vor ihr. Das iſt ein Vampyr, ein ſchauderhaftes Geſpenſt."

Die wildaufgeregte Phantaſie des Südländers riß die des Deutſchen mit fort, obgleich er über den Tod der von Luis Gefürchteten beſſer unterrichtet war; zitternd hielt er das Blatt in der Hand, das ihn wie Feuer brannte, und fürchtend, ſeine Liebe möchte dadurch dem jungen Braſilianer verrathen werden. Er verwünſchte die Rolle, zu der er ſich hatte brauchen laſſen, ohne ihren Zweck zu erfahren. Eh' er ſich's aber verſah und es verhindern konnte, hatte Don Luis ihm den Brief entriſſen, und war damit enteilt. Die weibliche Maske, die der Gegenſtand ihrer Unterhandlung geweſen war, und ungeſehen dieſe mit angehört hatte, vertrat dem fliehenden Luis den Weg; aber dieſer ſchrie wie ein Gemarterter auf, ſo daß ſie zurückbebte, und entkam mit ſeiner Beute. Sie ſchien ihn zu verfolgen, und Beide waren im Nu von der vorüber brauſenden Volksmenge Blumenthal's Augen entrückt. Dieſer ſtand wie ein aus ſtarkem Rauſche plötzlich nüchtern gewordener und wußte nicht, was er von dem ganzen ſeltſamen Auftritte denken ſollte. Willenlos ließ er ſich von der Menge fortſchieben. In dieſem Augenblick bildete das Volk eine Gaſſe, durch welche die Mönche der verſchiedenen Klöſter in feierlicher Prozeſſion einherſchritten. Unter denſelben fanden ſich auch die Väter des Kloſters Calmaldoli. Indem Blumenthal ſeine Blicke über die ernſten Geſtalten hingleiten ließ, blieben ſie an der des Vater Siſto hängen, der ſeinerſeits auch ihn zu bemerken ſchien. Noch waren ſie aber einander nicht nahe genug, um ſich zu begrüßen, als ein ängſtliches Geſchrei in der Nähe entſtand, und Aller Augen ſich nach der Stelle kehrten, woher es erſchallte. Ein Mann in den mittlern Jahren, von blaſſem, kränklichen Anſehen, ſehr modiſch und fein gekleidet, den Jedermann ſogleich für einen reiſenden

Engländer erkannte, ſtürzte mit allen Geberden der Verzweiflung aus dem Haufen hervor und auf den Pater Siſto los. In einem Andern, der den ſo Fliehenden zurückzuhalten ſuchte, erkannte Blumenthal den alten Jozé, Kynoſura's jüdiſchen Diener. Aber die ſchwachen Kräfte des Greiſes waren nicht vermögend, den ſchreienden Mann zu halten. Zu Siſto's Füßen ſinkend und deſſen Kniee umklammernd ſchrie er mit dem Ausdrucke der quälendſten Angſt: „Don Manuel, Sie ſind's! Ich habe Sie auf den erſten Blick erkannt. Der Himmel hat mir in dieſem Augenblick die Augen licht gemacht, wo die Tücke des böſen Zauberers die gräßliche Hand nach mir ausſtreckt. Retten Sie mich von dem Ungeheuer, das mich ſchon ſo elend gemacht hat! O hätte ich Ihnen vor zwanzig Jahren geglaubt, Don Manoel de Sampayo, als Sie mich vor der Schlange warnten, die ſchon damals geſtorben und wieder lebendig geworden war. Ich lachte zu jener Zeit über Ihre Behauptung, aber ich weis, daß ſie nachher geſtorben iſt, ich habe ihr Grab geſehen, und doch iſt ſie abermals lebendig. Ich ſah ſie in Rio de Janeiro.

Das Alles iſt durch die ſchwarze Kunſt des Zauberers geſchehen, der mir vorhin in den Weg trat um mich vollends zu verderben. Retten Sie mich aus ſeiner Hand, frommer Vater! Bitten Sie die andern Väter, daß ihr Gebet dieſen böſen Dämon verſcheucht!“

Niemand konnte aus den verwirrten Reden des heftig zitternden Mannes klug werden, aus deſſen Augen Wahnſinn ſprach. Vater Siſto richtete einige begütigende Worte an ihn, faßte ihn bei der Hand und zog ihn in die Kirche. Der alte Jozé hatte ſich unſichtbar gemacht. Einige Minuten ſpäter wälzte ſich das Volksgewühl wieder über die Stelle, und die Scene, der man nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, war vergeſſen. Nur auf Einen, dem kein Wort von des Engländers Reden entgangen war, hatte ſie einen tiefen Eindruck hervorgebracht: auf Blumenthal. Er ſtand und ging wie ein Träumer, immer die Worte des wahnſinnigen Engländers überlegend und dann wieder an den von Kynoſura empfangenen und von Don Luis entriſſenen Brief denkend. Das Mirakel der Flüſſigwerdung des heiligen Bluts ging ſpurlos an ihm vorüber; er dachte nicht daran, ſeine Freunde wieder aufzuſuchen; er war nicht vermögend ſich aus ſeiner träumeriſchen Vergangenheit nur einen Augenblick herauszuwinden, und ging in derſelben langſam, ohne daß er es ſelbſt wußte, aus der Stadt, dem Meerufer entlang der Fiſcherhütte zu, welche Kynoſura bewohnte. Er fand ſie verſchloſſen und ſetzte ſich vor der Thüre derſelben in den Sand, um ſeinen weitſchweifenden Gedanken nachzuhängen. Lange ſaß er da und ließ Sandkörner durch die gehöhlte Hand rinnen. Eben ſo rollten phantaſtiſche Lebensbilder, vergangene und zukünftige, und beide oft ſeltſam verſchmolzen und verzerrt durch ſeine Seele. Aus dem Grunde derſelben loderte die Flamme der Sehnſucht nach Kynoſura mächtig und immer mächtiger empor und verzehrte endlich alle Bilder und Träume.

VI.

Don Luis war mit ſeinem Raube aus dem Volksgedränge fern an einen einſamen Ort geflüchtet, und hatte dort mit zitternder Hand den Brief von einander geriſſen. Ein einfaches, an einer Haarkette befeſtigtes Goldringlein fiel heraus. Auf dem Blatte ſelbſt ſtanden nur wenige Worte, die er aber nicht leſen konnte. So fremd ihm auch Ring und Kette waren, ſo glühete er doch vor Verlangen, den Inhalt des Geſchrifts zu kennen. In Eile ſuchte er die Freunde auf, die ihm jedoch eben ſo wenig Aufſchluß geben konnten; durch ihre Vermittlung kam er zu einem gelehrten Mönch, der die kleine feine Schrift nach langem Betrachten und großem Nachdenken für Zaubercharaktere, Ring und Kette aber für ein wunderthätiges Amulet erklärte. Aber dieſe Erklärung war keineswegs geeignet, den abergläubiſchen

Braſilianer zu beruhigen, vielmehr regte ſie ihn nur noch mehr auf, und erfüllte ſein Gemüth mit Angſt und Schrecken. Um dieſe unheimlichen innern Feinde zu beſiegen, verfügte er ſich mit ſeinen Geſellen in eine Taverna, und der feurigſte Syrakuſaner ſollte der feurigen Phantaſie als Gegengift dienen. Aber der böſe Dämon in ihm wurde dadurch nur noch mächtiger. Je mehr er Wein trank, deſto fürchterlicher wurde ſeine Angſt; ſchwarze Ahnungen ſtürmten auf ihn ein, düſtere Bilder aus der jüngſten Vergangenheit umſchwirrten ihn, die Gefährten machten ſich über ſeine Verſtimmung luſtig, er vermochte es endlich nicht mehr in ihrer Geſellſchaft auszuhalten. Unvermerkt, wie er wähnte, ſchlich er von dannen. Aber er ſelbſt hatte nicht wahrgenommen, daß einige Lazzaroni, die auch in der Taverna an einem andern Tiſch geſeſſen hatten, ihm langſam nachgeſchlichen waren. Der Abend dämmerte, Don Luis ging in Gedanken verſunken an den Häuſern hin. Da ſah er ſeine Schritte plötzlich durch einen Menſchenhaufen aufgehalten, der gaffend vor einem Gaſſentheater ſtand, auf welchem eben Pulcinella, das Kind und der Stolz Neapels, ſeine bäuriſchen Späße zur Wonne aller Zuſchauer machte. Er blieb ſtehen und betrachtete einige Zeit das ihm neue Schauſpiel. Plötzlich war's ihm, als höre er ſeinen Namen, in demſelben Augenblick gewahrte er die weibliche Maske von dieſem Morgen auf ſich zu drängen. Er wollte, von neuem tödtlichen Schrecken ergriffen, fliehen; aber ſo wie er den Schritt wandte, um dem Gedränge zu entkommen, fühlte er den kalten Stahl eines Dolches in ſeiner Bruſt. Verzweiflungsvoll ſchrie er auf, und verſuchte noch einige Schritte; die Dame, die nicht wußte was ihm begegnet war, verfolgte ihn und rief: „Don Luis, geben Sie mir meinen Ring zurück!“ Jetzt ſtürzte der ſo ängſtlich Angeſchriene zu Boden, das Volk drängte heran; die Maske fiel über ihn her und ſchrie: „Meinen Ring! meinen Ring!“

„Ein Mord! Ein Mord!“ heulte das Volk. „Blut quillt aus ſeiner Bruſt. Wer hat Euch verwundet, Herr?“

Don Luis verſetzte: „Dies Ungeheuer!“ und deutete auf die Maske. Dieſe wurde ſofort ergriffen und nach einem Gefängniſſe geführt. Nur ihr Geſchlecht ſchützte ſie vor Mißhandlungen. Der ohnmächtige oder todte Luis da Miranda gelangte auf den Armen einiger mitleidigen Lazzaroni in ein nahes Kloſter. Niemand kannte ihn, und die Bemühungen ihn ins Leben zurückzurufen waren vergeblich.

VII.

Der Abend begann ſchon ſeine ernſtere und düſtere Ummwandlung; das Geheimniß der Nacht ſenkte ſich ſchweigend und wolluſtathmend auf das Meer. Blumenthal ſaß noch immer vor der Thür der Hütte. Da naheten raſche Schritte. Er ſchlug die Augen auf; Kynoſura ſtand vor ihm, hochaufathmend, mit fliegenden Locken, das Bild einer durch die Gebirge ſtreifenden, glühenden Bacchantin. Er erſchrack vor ihr, und als er ſich wie ein Geiſt erhob, ſie vor ihm. Sie traten miteinander in die Hütte, beide einſylbig und verſtimmt. Des Mädchens Augen ſprüheten Blitze; ihre bräunliche Wange war von dunkelm Roth übergoſſen; ſie war augenſcheinlich in großer Bewegung. Bald darauf traten auch Jozé und die ſchwarze Paula ein, und warfen ſich verwundrungsvolle Blicke zu, den deutſchen Anbeter ihrer

Herrin hier zu finden. Kynoſura's Befehl entfernte ſie. Jetzt begann Blumenthal ihr zärtliche Vorwürfe über ihre Handlungsweiſe am heutigen Tage zu machen. Mit ſteigendem Erſtaunen hörte ſie ihn an, ohne ein Wort zu erwiedern. „Und was wollteſt Du mit dem Briefe?“ fragte er. „Don Luis hat ihn mir entriſſen und ſich damit aus dem Staube gemacht. Ich habe ihn nicht wieder geſehen.“ „So warſt Du mit Don Luis zuſammen?“ rief das Mädchen. „Iſt das die Treue, die Du mir geſchworen? Mit meinem Todfeinde haſt Du Dich verbündet. Wiſſe, das iſt mein Geiſt geweſen, der Dich verfolgt hat, Treuloſer! Denn ich ſelbſt war es nicht. Unwürdiger, dem ich meine Liebe geſchenkt, Du biſt wie alle Männer voll Lug und Trug! Verlaß mich, daß ich meinen Schmerz über die neue Täuſchung ausweine!“

Aber Blumenthal war ihr ſchon zu Füßen gefallen und bat ſie kindiſch weinend um Verzeihung und Gehör, um ihr erzählen zu können wie er mit Don Luis zuſammengekommen. Aber ſie wollte ihn nicht hören. Die Leidenſchaften traten von beiden Seiten heftiger hervor, das Geſpräch wurde lauter, und Don Luis

Name erſchallte abwechſelnd von Beider Lippen. Plötzlich wurde dieſe ſprudelnde Unterhaltung durch ein ſtarkes Klopfen an die Thüre unterbrochen; Männerſtimmen wurden gehört. Kynoſura erbleichte und ſchrie ihrem Geliebten zu: „Rette mich, ſonſt bin ich verloren! Sie kommen mich zu holen. Rette mich und Alles ſei Dir verziehen, Alles Dir gewährt. Laß mich nur nicht in die Hände dieſer Männer fallen.“

In Blumenthal's Arme geflüchtet, bleich wie Marmor und zitternd, ſtarrte ſie nach dem Eingange des Zimmers. Er aber war glücklich die ſüße Laſt wieder in ſeinen Armen zu halten, und wäre ſo jedem Feinde kühn entgegengetreten. Sie ſich zu retten, war er zu Allem entſchloſſen, und mit dem Muthe der Liebe blickte er nach der Thüre, ohne von Allem, was um ihn vorging, auch nur das Mindeſte zu begreifen, ja ohne in dieſem Augenblicke nur irgend ein Verlangen darnach zu hegen. Jetzt traten die Männer, lodernde Fackeln tragend, herein. Blumenthal ſchritt ihnen entgegen und erkannte den Pater Siſto.

„Don Valle da Fiore,“ rief der Greis, „wo iſt mein Neffe? Ich komme, von namenloſer Angſt getrieben, ihn bei Ihnen zu ſuchen. Man hat mir geſagt, daß Sie Ihre Nächte, ſeit Sie unſerm Kloſter untreu geworden ſind, hier bei einer ſchönen fremden Fiſcherin zubringen. Verzeihen Sie alſo einem alten, von den düſterſten Ahnungen gequälten Manne, daß er Sie in angenehmer Unterhaltung ſtört; aber ich hegte die ſchwache Hoffnung, meinen Luis, den ich Ihnen anvertraut, hier zu finden. Wo iſt er? Keiner ſeiner Freunde weiß es, und er hatte mir heilig verſprochen, vor Anbruch der Nacht bei mir zu ſein. Er iſt gewohnt mir Wort zu halten; denn er weiß, wie ſehr ich ihn liebe und um ihn beſorgt bin. Wo iſt mein Kind?“

Blumenthal, von dieſer Anrede betroffen, wandte ſich mit einem fragenden Blicke zu Kynoſura, als müſſe der Beſcheid auf des Greiſes Worte aus ihrem Munde kommen. Die Beleuchtung fiel auf ihr Geſicht — der Greis ſchrie entſetzt auf, wankte zurück, drängte mit abwehrenden Händen gegen ſie hin, bedeckte ſeine Augen dabei, und ſtürzte zu Boden. Aus den Begleitern lachte jetzt der Engländer mit gellender Stimme hervor: „Da iſt ſie ja, die Hexe, der Vampyr! Hat es mir doch geahnt, daß ich ſie heute noch ſehen werde. Hab' ich es Ihnen doch geſagt, Don Manoel, daß ſie todt geweſen und wieder lebendig geworden iſt. Fort, fort! ſonſt ſind wir Alle verloren durch den Trug dieſer Teufelin.“

Mit geſträubtem Haare, den Ausdruck wirrſinnigen Entſetzens in allen Zügen, wollte er aus der Thüre fliehen, während die Laienbrüder des Kloſters Calmaldoli, welche Pater Siſto's Begleiter ausmachten, um dieſen beſchäftigt waren, um ſich zu überzeugen, ob er todt oder nur ohnmächtig ſei. Aber der alte Jozé vertrat ihm den Weg und ſprach beſänftigend: „Mylord, beruhigen Sie ſich doch. Ihre Sinne täuſchen Sie. Der Himmel ſelbſt hat Sie in dieſes Haus geführt. Sie dürfen nicht fort. Erkennen Sie doch in meiner jungen Herrin Ihre eigne Tochter! Sie iſt kein Geſpenſt wie Sie wähnen!“

„Und doch iſt ſie ein ſolches!“ ſprach der wieder zu ſich gekommene Pater Siſto mit matter Stimme. „Sie iſt vor einigen Tagen ertrunken und begraben worden, und das iſt nicht das erſte Mal. Marianna, was treibt dich immer und immer wieder aus dem Grabe in deiner blühenden Geſtalt? Verfolgſt du mich tückiſch bis zum letzten meiner Tage? Was haſt du mit Luis begonnen? Wo iſt er?"

Die Angeredete war verſchwunden. Blumenthal hatte ſie hinaus gerettet; denn ſie hatte zitternd ihm zugeflüſtert: „Hinaus!" Der wahnſinnige Lord riß ſich ſchreiend los. Siſto wankte am Arme der Laienbrüder fort, ſtill vor ſich hinjammernd, und nach einer halben Stunde war wieder Alles ſtill in und um die einſam gelegene Hütte. Ohnfern derſelben in einer verſteckten Bucht lag Kynoſura bleich und zitternd in Blumenthal's Armen. Ueber die vernommene Behauptung, daß ſie ein Geiſt, ein Geſpenſt ſei, war er vollkommen beruhigt, da er ſie aus dem durch ihn ſelbſt verbreiteten Gerücht, Kynoſura ſei ertrunken und begraben, herleitete. „Vollende dein Werk nun ganz," flüſterte ſie ihm zu. „Entführe mich den Gefahren, die mich umdräuen. Folge mir in mein Vaterland, wenn du nicht auch verrätheriſch gegen mich geſinnt biſt. Dort bin ich ganz dein." — Entzückt preßte ſie Blumenthal ans Herz. Sie war ſeinem geheimſten Wunſche entgegen gekommen. Mit ſchmeichleriſchen Küſſen ſchmiegte ſie ſich an ihn; ſo zärtlich hingebend war ſie noch nie geweſen. Er wäre mit ihr ans Ende der Welt gegangen. — Vorſichtig kehrte er nach der Hütte zurück, um zu erſpähen, ob ſie geräumt ſei. Dann führte er die Geliebte dorthin zurück.

„Wir dürfen uns keine Stunde mehr hier aufhalten,“ ſagte ſie zu ihm. „Jozé ſoll zurückbleiben und unſre Angelegenheiten ordnen. Du ſollſt mein Begleiter ſein. Ehe der Tag anbricht, muß das Feſtland hinter uns liegen.“

Blumenthal gab den Rath ein Fahrzeug bis nach Palermo zu miethen und dort ein engliſches Schiff, das nach Süd-Amerika ginge, abzuwarten. Er wurde mit Freuden angenommen. Kynoſura trieb mit fiebriſcher Haſt. Sie erlaubte dem Geliebten nicht einmal in ſein Logis zu gehen und ſeine Effecten mit zu nehmen. Er mußte ſeinem Diener einen Brief ſchreiben, mit dem Befehl Alles zu packen und nach Palermo zu kommen; Niemanden aber ein Wort davon zu ſagen. Dieſes Schreiben wurde Jozé zur Beſorgung übergeben.

Als der Oſten von den rothen Feuern des Morgens zu erglühen begann, ſaßen ſie Arm in Arm in einem Boot, das über die Wellen glitt, und von Kynoſura's ſüßem Munde tönten die Worte: „Nun will ich dir nicht länger ein Räthſel ſein, Geliebter. Du haſt dich treu bewährt, und ſollſt Alles erfahren. Die Zeit der Prüfung iſt vorüber. Ich bin dein mit Leib und Seele, und führe dich als einen eroberten Schatz in mein Paradies.“

Ihr Auge blitzte ſchwärmeriſch trunken auf ihn; ihr üppig geſchwellter Mund berührte ſeine Wange. Es gab keinen glücklichern Menſchen, als Anton Blumenthal. —

VIII.

Der jammernde, ahnungsvolle Greis aus dem Kloſter Calmaldoli durchirrte vergebens die Straßen der ungeheuern Stadt. Die Männer, welche Blumenthal's Aufenthalt in dem abgelegenen Fiſcherhauſe ausgekundſchaftet und den angſtbeklommenen Vater dorthin geleitet hatten, waren in dieſer Nacht nicht vermögend zu erfahren, was aus Don Luis geworden. Obgleich ſie hie und da einen der unter Säulenvorſprüngen und Thorfahrten, auch wohl auf offener Straße haufenweiſe gelagerten Lazzaroni weckten und befragten, ſo war doch die Zeit ſeit Don Luis Verſchwinden zu kurz, um ſichre Nachrichten haben zu können. Mancher, der wohl darum wußte, hielt es für gerathener zu ſchweigen, da, ſeiner Meinung nach, doch nichts mehr dabei zu verdienen war. Erſt am andern Morgen brachten die ausgeſchickten Laienbrüder Kunde von dem Vorfall zu Siſto's Ohren. Wehklagend eilte der ſchmerzgetroffene Mönch nach dem Kloſter, wohin ſein ſchwerverwundeter Liebling gebracht worden war. Mit ſteigendem Bangen zitterte er dem Anblicke der Leiche deſſelben entgegen. Nur die äußerſte Spannung aller Kräfte erhielt ihn aufrecht. Als er nun in das Zimmer trat, ſiehe, da leuchteten ihm Luis' offene Augen, der eben aus einem kurzen Schlummer erwacht war, entgegen, und mit dem Ausdruck: „Du lebſt, mein Sohn! Gelobt ſei Gott und alle Heiligen!" ſiel er ohnmächtig am Bette nieder. — Lange Zeit verging, ehe es den hülfethätigen Kloſterbrüdern gelang, den Pater aus Calmaldoli wieder zum Bewußtſein zu bringen. Nun bedeckte er das Geſicht des Jünglings mit Küſſen, und konnte nur durch die Verſicherung beruhigt werden, daß die Wunde deſſelben nicht todbringend ſei. „Und weſſen iſt die grauſame Hand, die nach deinem jungen Leben ſtrebte?" fragte Siſto beſorgt. „Marianna, die Schreckliche, ſtieß mir ihren Dolch in die Bruſt, als ich vor ihr fliehen wollte."

„So war deine Furcht und meine Ahnung begründet! O mein Sohn, hier waltet ein dunkles, furchtbares Geheimniß, das wie ein ſchwarzer unheilſchwangerer Knäul vor mir liegt und meine Sinne dur chden bloßen Anblick zu verwirren droht. Laß mich jetzt davon ſchweigen. Genug, ich habe die Entſetzliche in dieſer Nacht geſehen; ich habe ſie wieder erkannt. Aber ich nicht allein, auch dein Oheim, Lord Wilkeſon, der einſt ihr Gatte war, hat ſie trotz des Wahnſinns, der ihn heute beim Anblick des räthſelhaften Juden von neuem überfiel, wiedererkannt. Wenn du geneſen biſt, mein Sohn, habe ich dir über dieſes unerklärliche Weib Mittheilungen zu machen, die dich in die Zeiten und Wundergeſchichten eines St. Germain zurück zu verſetzen ſcheinen werden."

„So waren Sie im Gefängniß bei ihr?" fragte Don Luis.

„Im Gefängniß? Nein, ich fand ſie in dieſer Nacht in den Armen des Deutſchen, dem ich ſo großes Vertrauen geſchenkt, deſſen er, wie es ſcheint, nicht würdig iſt, in einem Fiſcherhauſe, das mir die Laienbrüder verrathen, die dem Don Valle da Fiore dorthin nachgeſchlichen und ihn in Geſellſchaft einer Fiſcherin erblickt hatten. Dieſe war niemand anders, als Marianna, die alle Geſtalten annehmen kann. Dich ſuchte ich, und ſie fand ich zu meinem tödtlichſten Schrecken, die ich ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen. Ach, ſie war noch eben ſo jung und reizend wie vor vierzig Jahren, wo ſie mich verfolgte, wie ſie dich jetzt verfolgt."

Der Jüngling wie die umherſtehenden Mönche blickten mit Schrecken und Beſorgniß in das Geſicht des Pater Siſto, deſſen Verſtand, ihrer ſtillen Meinung nach, durch die Ereigniſſe der verwichenen Nacht, gelitten zu haben ſchien.

„Aber man hat mir doch verſichert," bemerkte Don Luis, „ſie ſei ſogleich nach der That ergriffen und in Haft gebracht worden. Wie iſt es möglich, daß Sie ſie in Don Valle's Armen gefunden haben?"

„So hat ſie ſich frei gemacht durch ihre teufliſche Kunſt!" rief der Pater erſchüttert. „Denn glaube mir, ſie iſt ein der Hölle entſtiegenes Weſen, das ſchon vor ſechzig Jahren auf Erden wandelte und immer mit böſen Dingen umging; das ſchon mehrmals geſtorben iſt und im Grabe gelegen hat, und immer wieder aufſteht und junge Männer verführt und in Elend und Tod ſtürzt. Iſt ſie nicht vor deinen Augen ertrunken? Hat man ſie nicht todt aus dem Waſſer gezogen, und iſt ſie nicht begraben worden? Und doch hat ſie dir den Dolch in die Bruſt geſtoßen und unſern erſt braven deutſchen Freund in ihr Netz verlockt! Glaubſt du nicht, daß es dieſem grauſigen Weſen möglich ſei ſich aus einem Kerker zu befreien? — Staune nur, mein Sohn! Dieſe Geſchichte hat dem Lord Wilkeſon den Verſtand gekoſtet, als er ſie in Rio de Janeiro erblickte. Du wirſt ſpäter noch mehr erſtaunen, wenn ich dir meine Erlebniſſe mit dieſer Unbegreiflichen ausführlich erzählen werde, die wunderbar und unheimlich in mein eigenes Schickſal verflochten iſt."

Die Mönche ſahen ſich zweifelhaft an, und einer der jüngern, dem die Reden des Pater Siſto allzu wunderlich und fabelhaft vorkamen, entfernte ſich mit eiligen Schritten, um ſich zu überzeugen, ob die ergriffene Mörderin wirklich in der verwichenen Nacht durch übernatürliche Kräfte oder andere Mittel aus ihrem Kerker entwichen ſei. Triumphirend kam er nach einer Stunde zurück und berichtete, Donna Marianna ſei nicht vermögend geweſen durch die Decke zu fliegen oder durch die Mauern zu gehen, vielmehr werde ſie ſo eben zum Verhör geführt. Pater Siſto war über dieſe Nachricht aufs neue betroffen. Die Gefangene im Kerker aufzuſuchen, hätte er ſich ſchwerlich entſchließen können, ſolch ein tiefes Grauen hatte er vor ihr, aber mit der Verſicherung, dem Verhöre beiwohnen zu wollen, machte er ſich auf den Weg. Nichts deſto weniger überlief ihn ein Fröſteln, als er in die Gerichtsſtube trat. Es war Marianna's Geſtalt, er bebte. Da wandte die Gefangene ihm das Haupt zu — ein fremdes, weinendes Weib mit einem zarten, milden Geſicht ſtand vor ihm.

„Dieſe,“ rief er erſtaunt, „dieſe iſt nicht die Mörderin Don Luis da Miranda.“

„Ihr hört es, ihr Richter!“ ſagte die Dame, die ſich nur mühſam in italieniſcher Zunge ausdrückte. „Dieſer ehrwürdige Greis iſt ein Engel in menſchlicher Geſtalt, mir zur Hülfe und Rettung geſandt. O befreie mich aus dem unverſchuldeten Gefängniſſe, angebeteter Mann, wer du auch ſein mögeſt: ich habe dieſem Don Luis kein Leid zugefügt.“

„Aber wer ſind Sie denn, ſchöne Donna, und wie kommen Sie in die Gewalt der Gerechtigkeit?“

„Ich will Ihnen Alles entdecken, edler Greis. Mein gepreßtes Herz hat plötzlich ein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen gefaßt.“

Auf des Paters Bitte entfernten ſich die Richter; er führte die Gefangene, deren Thränen jetzt ſtockten, zu einem Seſſel, nahm ihr gegenüber Platz, und erſuchte ſie mit väterlicher Milde, ihm nichts zu verſchweigen.

„Ich bin eine Deutſche,“ begann ſie etwas beruhigt, „und hatte Gründe, hier in Neapel einen mir befreundeten Landsmann aufzuſuchen. Doch lag mir ſehr viel daran, vor der Hand nicht von ihm erkannt zu ſein. Ich hatte durch geheime Kundſchafter ſeine Wohnung ausgemittelt und manches über ſeine Lebensweiſe erfahren, was mich ſchmerzlich berührte. Da nahm ich die Gelegenheit des geſtrigen Feſtes wahr, und ſuchte mich ihm in einer Maſke zu nahen. Es gelang mir. Aber er hielt mich für eine Andere. Da übergab ich ihm einen Ring, der einſt ſein Eigenthum geweſen war, und den er mir mit einem Verſprechen übergeben hatte, deſſen nähere Erörterung nicht hierher gehört. Genug es hing, wie die Sachen ſtanden, die Ruhe und das Glück meines künftigen Lebens davon ab, daß er wieder in Beſitz ſeines Ringes kam. Ich übergab ihm denſelben in einem Briefe, in welchem ich mit wenigen Zeilen ihn an ſein mir gegebenes Verſprechen erinnerte. Kaum aber ſah ich dieſen Brief in ſeinen Händen, als ein junger Mann, den er kurz vorher Don Luis genannt hatte, ihm denſelben vor meinen Augen entriß und davon lief. Untröſtlich mein Ziel verfehlt zu haben, ſuchte ich Don Luis in der Volksmenge den ganzen Tag. Ich war der Verzweiflung nahe. An dem Ringe hingen all meine Hoffnungen. Ich mußte wiſſen, ob Don Luis ihn in die Hände ſeines Eigenthümers zurückgegeben; widrigenfalls wollte ich ihn zurückfordern. Endlich am Abend gelang es mir, den jungen Mann vor einem Straßentheater wieder zu erblicken. Ich gelangte zu ihm, rief ihn bei'm Namen und bat um den Ring. Er aber floh ſchreiend vor mir, zwei Männern, die ihm tückiſch entgegen traten, in die Arme. Gleich darauf ſtürzte er blutend zu Boden; meine Verzweiflung ließ auch jetzt nicht nach, den Ring von ihm zu begehren. Aber in demſelben Augenblick hörte ich mich von ihm als Mörderin angeklagt, wurde ergriffen und fortgeſchleppt. Dies iſt meine Geſchichte. Wer ich bin, kann ich aus meinen Papieren beweiſen.“

„Hier waltet ein ſeltſames Mißverſtändniß ob,“ verſetzte der Greis. „Beruhigen Sie ſich, meine Tochter; ich werde nicht nur dafür ſorgen, daß Sie ſogleich auf freien Fuß geſetzt werden, ſondern auch, daß der Ring in die Hand Ihres Freundes gelangt, der auch der meinige iſt. Vielleicht kommt er noch zu rechter Zeit, um ihn von einem Abgrunde zurück zu ſchrecken, in den er unvermeidlich ſtürzen muß, wenn er den jetzt betretenen Weg blind fortwandelt. Ich ahne, daß Sie als ſein guter Genius hier erſchienen ſind. Möge die Liebe, die Ihre Schritte hierher geleitet hat, Sie belohnen!“

Die Dame ſchlug das Auge erröthend zu Boden.

„Einſtweilen bis wir den Flüchtling gefunden und zurückgeführt haben,“ fuhr Pater Siſto fort, „erlauben Sie mir, Ihnen mit väterlichem Rathe und Beiſtand nahe zu ſein. Wir haben viel zu thun, um Ihnen die

Leiden dieſer einen Nacht zu vergüten. Ich bin ein naher Verwandter des tollen Don Luis, der Ihnen im Irrthum dieſen Streich geſpielt hat; es liegt mir ob, ſeinen Fehler zu verbeſſern, da er ſelbſt es zu thun, jetzt außer Stand geſetzt iſt. Vertrauen Sie ſich mir an. Ihres geliebten Freundes Wohl liegt auch mir am Herzen. Wir wollen zuſammen wirken Ihnen denſelben wieder zu gewinnen.“

Vertrauensvoll reichte ſie ihm die Hand, und eine Stunde ſpäter führte er ſie aus dem Gefängniß.

IX.

Helene von Teutleben — denn daß ſie die deutſche Dame in Neapel war, konnte leicht errathen werden — hatte in der Nähe des Kloſters Calmaldoli auf einem reizenden Landhauſe, das dem Weſen, wenn auch nicht der Form nach dem Pater Siſto gehörte (denn als Kloſterbruder durfte er kein eignes Vermögen beſitzen), eine Zuflucht gefunden. Dorthin war auch Don Luis gebracht worden, und ſie hatte bald, ohne dazu aufgefordert zu ſein, die Funktionen einer Wärterin bei ihm übernommen. Sie befolgte nur Geſetz und Vorſchrift ihres Herzens. Es iſt aber eins der erſten und wehmuthig ſchönen Herzensgeſetze vorzüglich deutſcher Frauen, zu helfen, zu lindern, thätig einzugreifen, und die Spuren, die das überrollende Rad des Geſchicks hinterlaſſen hat, mit dem Oel der Barmherzigkeit, mit den Thränen des Mitgefühls, mit dem Wundbalſam der Liebe zu befeuchten und zu überſtreichen. Auge und Hand ſind bei deutſchen Frauen Diener und Boten des Herzens, und welches weichen, zartfühlenden, überſchwellenden Herzens! Den erſten hat es als Wächter ausgeſtellt, der führt ihm alle Kunde zu, wo Schmerz und Noth ihre düſtern Standarten ausgeſteckt haben, und es gibt dem flinken Boten Thränen des Mitleids mit, die fallen kühl und labend auf die brennenden Wunden; dann ſendet es ſchnell den zweiten Diener nach, beladen mit reichen Hülfsmitteln aller Art, mit Brot für die Hungrigen, mit Hüllen für die Bloßen, mit Binden für die Verwundeten, und ſo ſitzt es mit ſeinen zwei geſchäftigen Knechten wachſam an der Schwelle und am Bette des Hülfsbedürftigen. Das ſind die Thaten deutſcher Frauenherzen, und Helene war ein ſolches im edelſten Sinne. Die Italiener und auch der Kranke ſelbſt konnten nicht begreifen, aus welchem Grunde dieſe deutſche Frau ihre Nächte aufopferte, ihre Tage ihm widmete und gleich einer wohlthätigen Fee an ſeinem Lager waltete; und der ſinnliche Braſilianer dachte ſogar an eine Leidenſchaft für ſeine Jugend. Aber ſie ſprach doch immer von ihrem Blumenthal und blieb deshalb — die offene, reine, durchſichtige Seele — Allen ein Räthſel. Aber dies ſchöne Räthſel wurde von Allen geliebt, ja verehrt. Oft hielt Vater Siſto ihre Hand und ſah ihr in das freundliche, kindlich unſchuldige Auge und konnte ſich nicht ſatt ſehen; denn der Greis entdeckte hier eine wunderbare Welt mit den reizendſten Fernſichten, über die der Friede Gottes, wie ein ſanftes, magiſches Mondlicht gebreitet war, eine Welt, von der er in ſeinem langen Leben, in zwei Welttheilen, im ſtürmiſchen Drang der Jugend, wie im ruhigern Alter noch nichts gefunden, ja nichts geahnt hatte. Zum erſten Male überkam ihn im Verkehr mit einem Menſchen daſſelbe Gefühl, das ihm auf einſamer Warte die Sterne ins Herz goſſen. Still lauſchte der tiefbewegte Greis ihren Worten, und wenn ſie von ihren deutſchen Fluren und Wäldern erzählte, dann war's ihm, als müſſe dies Land die Heimath weicher edler Herzen ſein, und als ſehne ſich das ſeine, gleichſam neugeborne danach.

Daß Blumenthal mit dem ſchönen braſilianiſchen

Mädchen Italien verlaſſen habe, wurde Allen bald zur Gewißheit. Der alte Jozé hatte einen Verſuch gemacht, den Vater Siſto zu ſprechen, aber dieſer, von Grauen und Abſcheu durch und durch erſchüttert, auch vom Lord Wilkeſon, welcher ebenfalls das Landhaus mitbewohnte, beſtimmt, hatte den Juden zurückweiſen und androhen laſſen, ihn, wenn er ihn ferner beunruhige, den Gerichten als einen der Mörder Don Luis übergeben zu laſſen. Darauf war der Diener Kynoſura's verſchwunden.

Helenens Thränen floſſen oft dem geliebten Manne nach; ſie ſprach viel von ihm, doch ſtets mit Liebe; niemals kam ein Wort des Unmuths über ihre Lippen. Ihre Geſchichte war ihrer Umgebung bald kein Geheimniß mehr. „Sie beichtete wie ihr Herz ein Opfer des Streits der heißen Liebe und der kalten Pflicht geworden; wie die Pflicht als ordnendes, bindendes Element, als Dienerin des Staats und der Kirche den Sieg habe davon tragen müſſen, wenigſtens äußerlich wie alles formelle. Ohne Form könne ja aber auf unſrer armen und doch reichen, häßlichen und doch unendlich ſchönen Erde kein Weſen beſtehen, und ſo habe ſie ihr Herz ſchweigend, duldend, blutend der Form dargebracht, und ſei durch dieſe Selbſtüberwindung erſt ihrer hohen Liebe zu Blumenthal recht würdig geworden. Erſt als ſie es über ſich vermocht den Geliebten nicht mehr zu ſehen, habe ſie ihn wahrhaft geliebt. Ihrem Gatten habe ſie das an ihm begangene Unrecht, was für ihn kaum eins geweſen ſei, ſtill abgebeten und als ſeine unermüdliche Wärterin in einer langwierigen bösartigen Krankheit geſühnt. Blumenthal habe in ſeiner excentriſchen Schwärmerei keinen Sinn gehabt für ihr ſchmerzliches Opfer, und das, was als höchſte, reinſte Blüthe der Liebe aus ihrer Bruſt hervorgetrieben: die von der Pflicht gebotene Entſagung für Kälte und Liebloſigkeit gehalten. Freilich ſei ſie auch nicht ohne Schuld; ſie habe ſich wieder beengenden Verhältniſſen hingegeben, aus welchen ſeine begeiſterte Liebe ſie erſt herausgeriſſen, aber ſie habe theils nicht anders gekonnt, theils müſſe ſie die weibliche Schwäche anklagen, der ſie ſich nicht habe entziehen können. Kaum aber habe der Himmel die ſie bindende Form gebrochen und ihren Gatten durch ſanften Tod von ſchweren Leiden erlöſt, ſo habe ſie ſich in jeder Beziehung frei gefühlt und über all ihre Umgebung erhaben; ihr Herz habe jetzt nur eine Pflicht anerkannt, die der Liebe, ſie habe nur einen Weg zu wandeln gehabt, dem geliebten zürnenden Flüchtling nach. „Nicht daß ich ihn mir gewinnen will; das wäre ja egoiſtiſch! Nein, verſöhnen will ich ihn mit mir und mit dem wahren Frauenthume, verſöhnen mit ſeinem Vaterlande, das er mit bittern Gefühlen verlaſſen hat, mein an ihm begangenes Unrecht ihm abbitten will ich, und ſein Glück ſegnen, wenn er ein ſolches erworben oder gefunden; aber auch nach Kräften ihn vor jedem Unglück behüten und bewahren will ich; nicht meinetwegen, ſondern ſeinetwegen. Nun gab er mir einſt in einer ſehr glücklichen Stunde, als Gottes Sterne über uns liebend leuchteten, den kleinen Ring mit dem Kettlein von ſeinem Haare und ſprach zu mir: „Trage dieſen Ring an der Kette an deinem Herzen, Helene; denn an der Hand darfſt du ihn nicht tragen: Du biſt eines Andern Weib. Ihm gehört deine Hand vor der Welt; mir gehört dein

Herz vor Gott. Dieſer Ring und dieſe Kette ſollen ein Zeichen ſein des Bundes unſrer Herzen. Sollte einſt die kalte Welt ſich zwiſchen unſre warmen Herzen drängen, ſollte auf das meine einmal ein Schatten fallen, ſo gib mir dieſes Liebespfand zurück, und ich ſchwöre dir bei meiner Seligkeit: was auch vorgefallen ſein mag, ich will dir Rede ſtehen, und mich offen und klar gegen dich erklären. Der Ring ſoll ein wirkliches und wahres Liebespfand ſein, das ich ſtets mit Liebe wieder einlöſen werde." Dieſes und noch viel Anderes mich Beſeligendes ſprach er. Ich nahm den Ring und trug ihn auf dem Herzen. Als mein Anton nun floh, ohne mir noch ein Wort zu gönnen, ſchmerzte es mich; aber ich gedachte der Bedeutung des Ringes. Nachher erhielt ich einen Brief von ihm aus Rom, worin er mir auf ewig Lebewohl ſagte, nebenbei viel Wahres über unſer Verhältniß, doch auch viel falſch Verſtandenes und excentriſch Angeſchautes. Ich hatte ja den Ring noch. Mein Gatte war damals krank; ich durfte nur an die Pflicht, ihn zu pflegen, denken. Als er aber todt war, griff ich an mein Herz und meinen Ring. Als Erbin meines Mannes war es mir leicht, die Reiſe nach Italien zu machen. Von Blumenthal's Geſchäftsträger erfuhr ich ſeinen Aufenthalt, ja ſeine Adreſſe in Neapel. Die Welt täuſchte ich, indem ich vorgab, nach Dresden zu Verwandten meiner Mutter zu reiſen. Dies that ich auch, aber von dort nahm ich Päſſe nach Italien. Ich langte hier an mit einer mir ſehr hülfreichen Freundin. Von Dresden hatte ich Empfehlungsbriefe an den ***ſchen Geſandten hier. Blumenthal's Logis war bald ausgemittelt; ich gefiel mir darin, ihm nahe zu ſein, ohne von ihm geahnt zu werden. Bald hatte ich Kunde von ſeiner Liebesverbindung; das griff mir kalt ans Herz. Jetzt wurde ich mir erſt klar bewußt, wie heiß ich ihn liebte. Ach, wie folgte ich allen ſeinen Schritten am Feſte des heiligen Januarius! Wie vergaß ich mich ſelbſt im Anſchauen des geliebten Mannes! Aus ſeinem eignen Munde hörte ich, daß er mich für ſeine neue Geliebte hielt. Da gab ich ihm den Ring und erwartete bebend die Wirkung dieſes Geſchenks. Mein Verhängniß hat gewollt, daß ſeine Hand nur einige Augenblicke, nicht aber ſein Auge, ſein Herz zum Beſitz deſſelben gelangte."

— Eine Thräne aus ihrem treuen Auge bildete den Schlußpunkt ihrer Erzählung.

„Ich habe Ihnen verſprochen, meine Tochter," tröſtete Siſto, „daß Ihr Geliebter den Ring erhalten ſoll. Wenn Gott es nicht ſelbſt verhindert, ſo halte ich Ihnen mein Wort, und halte es bald. Laſſen Sie nur die Wunde dieſes Jünglings heilen. Ich habe meinen Plan. Mir liegt Alles daran, jenen Mann, den ich ſchätzen gelernt, aus den Banden eines Weibes zu befreien, das durchaus mit übernatürlichen, aber ſchauderhaften Kräften begabt ſein muß."

„Mein Vater," bat Don Luis, „Sie verſprachen mir Mittheilungen über Marianna zu machen, und die wenigen Worte, die Sie am Morgen nach meiner Verwundung fallen ließen, erfüllten mich mit ungemeſſenem Erſtaunen. Schieben Sie die Erfüllung Ihres Verſprechens nicht länger auf." — „Wird es auf dich nicht einen allzu erſchütternden Eindruck machen?"

„In Gegenwart dieſes engliſchen Weibes nicht. Iſt mir doch, als wäre ich unter ihren Schutz geſtellt und könnte mir eine böſe Gewalt nichts anhaben. Sie kam hierher, den Geliebten zu beglücken, wenn auch nicht zu beſitzen; Marianna, mich an den ſtolzen Wagen ihrer Sinnlichkeit zurückzuzwingen oder mich zu ermorden. Wenn mich dieſe mit dem Frauenthume entzweit, ſo hat mich Helene wieder mit ihm ausgeſöhnt. Und dieſer Segen iſt dauernd. Kein böſer Dämon wird wieder in meinem Herzen Platz finden.“

Da lächelte Lord Wilkeſon beiſtimmend und ergriff Helenens Hand; dann ſetzte er hinzu: „Auch aus meinem Herzen haben Sie die böſen Dämonen verbannt. Ich bin Ihr ewiger Schuldner, hohe edle Frau!“ Dann lächelte er wieder ſelig vor ſich hin.

„Ich habe mit Fleiß von dieſer Marianne bis jetzt geſchwiegen,“ nahm der greiſe Mönch das Wort; denn jede lebhafte Erinnerung erregt mir nicht minderes Grauen, als Dir, mein Sohn, und unſerm Freund, dem Lord. Aber Du willſt, mein Sohn, daß ich Dir von ihr erzähle, was ich weiß, und ich fühle ſelbſt, daß es Zeit iſt, Dir mein Verſprechen zu löſen. Der Lord wird theilweiſe meine Angaben beſtätigen oder berichtigen. — Dazu ſehe ich mich aber genöthigt, mein eignes Leben mitzutheilen und auch keinen meiner begangenen Fehler und menſchlichen Schwächen zu verſchweigen. Ihr werdet mich mild und menſchlich beurtheilen.“

Sie rückten näher zuſammen, und der Greis, ſein ernſtes Geſicht der ſcheidenden Sonne zugekehrt, die es mild überglänzte, begann: „Ich war ein kecker, lebensluſtiger Junge. Es fiel mir dabei weder ein, die Welt mit dem Schwerte erobern, noch mit Weisheit erleuchten zu wollen; vielmehr gefiel mir Alles recht gut ſo wie es war. Mein glühendſter Wunſch war, der Biene gleich, aus allen Lebensblumen das Süßeſte herauszunaſchen. Genießen was Gott Schönes geſchaffen, und dadurch glücklich ſein, ſtand mir als Lebensaufgabe vor der Seele. Aber auf meinem väterlichen Schloſſe in Tras os Montes, in einer kleinen höchſt beſchränkten altväteriſchen Welt, unter der Aufſicht ſtrenger bigotter Eltern, ein jüngerer ziemlich vernachläſſigter Sohn, fühlte ich mich beengt und gekränkt. Meinem Geiſte waren im Stillen Fittiche gewachſen, an denen aber die häuslichen Verhältniſſe meiner Familie als ſchwere Bleigewichte hingen, ſo daß ich ſie nicht entfalten konnte. Ich ſehnte mich mit unbegrenztem Triebe nach Liſſabon, dem Endziel aller meiner heißen Träume. Der Name meines Vaters, Marquez de Sampayo, hatte beim alten Adel des Landes, der durch Pompal's Verbeſſerungswuth ſchwer gekränkt und gereizt worden war, einen guten Klang. Von dieſem, den König Joſeph und das Land beherrſchenden Miniſter perſönlich beleidigt, hatte ſich mein adelſtolzer Vater, weil ihm die Genugthuung durch Befehl des Königs verweigert worden war, vom Hofe zurückgezogen und auf ſein fernes Stammſchloß begraben. Als Joſeph's Tochter, Maria Franziska, nach ihres Vaters Tod den portugieſiſchen Thron beſtieg und im Verein mit ihrem Gemahl und Oheim Don Pedro III. begangenes Unrecht wieder gut zu machen ſuchte, Pompal verabſchiedet und der niedergedrückte Adel wieder emporgehoben wurde, erging auch an meinen Vater eine Einladung der Königin, nach Liſſabon zurückzukehren. Er hatte aber ſeine ländliche Einſamkeit zu lieb gewonnen, als daß er ſich hätte entſchließen können, ſie wieder mit dem Trubel des Hofs zu vertauſchen; er war alt und bequem geworden und gönnte ſeinen Söhnen das Glück eine Hofcarriere zu machen. Meine ältern Brüder kamen erſt nach Liſſabon; ich verging faſt vor Sehnſucht. Endlich, als ich ſechszehn Jahre alt war, kam die Reihe an mich. Lechzend nach dem lange erſehnten Genuß ſtürzte ich mich in das höfiſche Treiben. Ich war, ehe ich nur die Hauptſtadt betrat, feſt entſchloſſen, mich in alle ſchönen Prinzeſſinnen, Gräfinnen, Marquiſinnen und Hofdamen zu verlieben, und wo möglich alle in mich verliebt zu machen. Wußte ich doch nur zu gut, daß ich alle Eigenſchaften dazu beſaß; hatte mir doch die Natur mit ihnen zugleich die Kunſt verliehen, ſie ſchlau und geſchickt anzuwenden. Ich war über mich ſelbſt gar nicht im Unklaren, wie andere Jünglinge meines Alters. Wie mir mein Spiegel ſagte, daß ich der ſchönſte aller Pagen der Königin war, (denn zu einem ſolchen wurde ich ſogleich befördert), ſo ſagte mir mein Herz, daß ich auch der intriguanteſte, einſchmeichelndſte, liebenswürdigſte und — treuloſeſte war. Bei ſolchen Eigenſchaften und bei meinem Bewußtſein derſelben konnte es natürlich an einem Hofe, wie der portugieſiſche damals war, nicht fehlen, daß ich bald die erwünſchte Rolle ſpielte. Wo eine Frau

Herrſcherin iſt, wird die Liebe immer eine feine einflußreiche Taſchenſpielerin, eine ſinnlich glühende, fromm erſcheinende Heuchlerin ſein. An Maria Franziska's Hof trug Alles Frömmigkeit zur Schau; ſie war der Deckmantel der ausſchweifendſten Sinnlichkeit. Der alte Adel und die Geiſtlichkeit ſtanden überall an der Spitze, die eigentliche Bewegerin der Dinge war die Liebe, der Alle huldigten. Es gab kein beſſeres Wirkungsfeld für meine Talente, und beide waren einander würdig. Bald war ich in zehn, zwanzig Liebesintriguen verwickelt, die ich Alle mit Meiſterhand nebeneinander fortſpann. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob mein Leichtſinn oder meine Unwiſſenheit größer waren; ich lebte ein buntes Schlaraffenleben, und alle Frauenherzen waren mein. Ich hatte keineswegs zu kühn geträumt, und als ich meine Pläne entworfen, hatte ich, wie ſich herausſtellte, meine Kräfte durchaus nicht überſchätzt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß ich, überſättigt und verwöhnt, von einem leicht zu erringenden Siege bald nicht mehr gereizt wurde. Meine Begehrlichkeit ſtrebte nach den höchſten Früchten am Lebensbaume, die nur mit toddrohender Gefahr zu erlangen waren.

Vor Allem war es die ſüße unbewußte Unſchuld des Frauenherzens, die mich unwiderſtehlich anzog. Die erſte Liebe eines reizenden Mädchens ſein; wie ein Schmetterling den Duftſtaub aus ihrer halbaufgegangenen Blüthe naſchen und — wie ein Schmetterling davon flattern, war mein höchſter Genuß. Dieſe Leidenſchaft wurde die Vergifterin meines Lebens, und die Sünde meiner Jugend hat ſich an mir gerächt bis zu dieſer Stunde. Mein lüſternes Auge fiel auf Donna Iſabella de Garcia, jüngſte Tochter eines Raths beim königlichen Hofgericht, eines ſtrengen, eigenſinnigen Mannes, der bei der Königin, ich weiß nicht weshalb, in hohen Gnaden ſtand. Iſabella war die ſüßeſte Unſchuld, ein holdes, unbewußt reizendes Kind, jener Nymphe gleich, die zuerſt im Spiegel der Quelle ihr Bild ſah, und vor der hohen Vollendung ihrer eignen Schönheit von holdem Schrecken erfaßt wurde. So auch ſchauerte Iſabella in ſich zuſammen, als die Ahnung ihrer unvergleichlichen Holdſeligkeit zuerſt durch ihre reine jungfräuliche Seele zitterte. Sie ſehen und für ſie erglühen, wie ich noch für kein Weib geglüht hatte, ſchlug in einen Moment zuſammen. Ich hatte keinen Sinn mehr für eine Andere ihres Geſchlechts; ich vernachläſſigte all meine zärtlichen Verbindungen; mein einziges Beſtreben war, mich im Kelch dieſer Blüthe zu wiegen. Ich umflatterte ſie, aber des Vaters Ernſt wies mich ſtreng zurück. Der Widerſtand reizte mich; ich war ſogleich entſchloſſen Alles um den Beſitz dieſer Blume zu wagen. Nun hatte ich früher mit einer ältern Schweſter Iſabella's eine kleine Liebesintrigue gehabt. Marianna — ich ſpreche zuerſt den Namen dieſes unbegreiflichen Weſens aus — war nicht minder ſchön, als Iſabella, ja ſie war in gewiſſer Beziehung noch ſchöner; denn ſie war die üppig aufgegangene Roſe, die wilde, flammende Schönheit eines gewitterſchwangern Frühſommertags, und Marianna war Hofdame der Königin. Doch was brauch' ich ſie dir zu beſchreiben? du kennſt ſie zu Genüge, wie Mylord Wilkeſon; ihr habt beide in den Zaubernetzen dieſes Weibes gelegen. Es iſt immer noch dieſelbe Marianna, die ſich mit der Hölle verbündet hat, ſich Leben, Jugend und Schönheit zu erhalten, um fort und fort den Kelch berauſchender Sinnlichkeit leeren zu können. Durch Marianna hatte ich

Jſabella kennen gelernt; aber ſo wie ich die jüngere Schweſter geſehen, war mir die ältere gleichgültig. Aber Mariagna läßt ſich nicht ſo leicht aufgeben, wie du ſelbſt erfahren haſt, mein Sohn. Meine Flamme für Jſabella konnte ihr nicht verborgen bleiben; deſto mehr ſuchte ſie mich zu feſſeln. Als nun ihr Vater und durch ihn die Königin meinen heißen Wünſchen nach Jſabella's Beſitz immer größere Hinderniſſe in den Weg warfen, verſuchte ich mich zu verſtellen und Mariannen Liebe zu heucheln, um nur dadurch Jſabellen nahe zu kommen und günſtige Gelegenheit zu erſpähen. Dies glückte vollkommen; ich lebte mit Jſabellen bald in einem heimlichen Einverſtändniß, aber ſchon nach unſrer zweiten Zuſammenkunft wurde es durch Marianna's Späherblick entdeckt, und vier Wochen ſpäter war meine Geliebte die Frau eines Kammerherrn Don Pedro's, des Gemahls der Königin. Dieſer Menſch, durch frühe raffinirte Genüſſe entnervt, gemein, widrig, alt — er war Wittwer — wurde Beſitzer des koſtbarſten Schatzes, deſſen Werth er weder zu ſchätzen, noch zu genießen vermochte. Ich war wie raſend, aber ich mußte mich zuſammen nehmen, und ich that's; denn ich fing an zu begreifen, daß Iſabella auch mein ſein könne und müſſe als die Gattin eines mir verächtlichen und verhaßten Menſchen. Wie hätte mir einfallen können, Bande zu reſpectiren, welche damals unter viel edlern und würdigern Verhältniſſen nicht reſpectirt wurden? Es galt mich hinter die Maske des Leichtſinns zu verſtecken und mit Schlauheit alle mich beobachtenden Augen zu täuſchen. Nur gegen die mir verhaßte Marianna fand ich nicht nöthig länger Verſtellung zu brauchen; aber je mehr ich ſie mit dem unverhehlten Ausdruck der Verachtung, ja des Abſcheus zurückſtieß, um ſo beharrlicher verfolgte mich die Feindin und Zerſtörerin meines Glücks mit ihrer wilden ungezügelten Liebe. Es kam zu einer äußerſten Scene zwiſchen uns, die mich noch jetzt erröthen macht; denn ich vergaß mich ſo weit, daß ich ſie thätlich mißhandelte. Meine Beſtrebungen Iſabellen heimlich zu ſehen, blieben lange ohne Erfolg. Ein Verſuch ihre Duenna zu gewinnen mißglückte. Aber mein Eifer wurde doch noch gekrönt. Der geſchwächte und ſtets kränkelnde Kammerherr bedurfte ſtets ärztlicher Hülfe.

Da er von keinem Arzte ſeine verlorne Kraft wieder erhalten konnte, ſo wechſelte er oft mit ſeinen Helfern. So hatte man ihm auch die große Geſchicklichkeit eines jungen jüdiſchen Arztes gerühmt, und nun nahm er zu dieſem ſeine Zuflucht und war mit ihm zufriedener als mit allen frühern. Dieſer Jude, Namens Jozé, wurde nun Hausarzt im Hauſe des Grafen Don Miranda, des Gatten meiner Iſabella. Aber der Graf hatte auch das Laſter geizig zu ſein; ich erfuhr, daß der geldgierige Jude nicht mit der erhaltenen Bezahlung zufrieden war. Dieſen zufälligen Umſtand benutzte ich ſchnell zu meinen Planen. Ich opferte dem Juden eine große Summe, und er war mein. Die Duenna bedurfte ſeiner Hülfe, und durch ihn wurde auch ſie gewonnen. Der Weg zu meinem Glücke war durch einen goldnen Schlüſſel geöffnet. Ich ſchrieb an Iſabellen, und erhielt eine Antwort, die nur Liebe und Verlangen nach mir athmete. Die Zeit unſerer Zuſammenkünfte wurde brieflich verabredet; durch Hülfe des Arztes Jozé wurde der Kammerherr krank gemacht und von ſeiner Gemahlin gebettet; durch Hülfe der Duenna gelangte ich zu

Iſabellens Lager, das ich einige Male mit ihr theilte. Das war die Blüthenzeit meines irdiſchen Glücks; noch iſt es mir, als wolle mein Herz junge Sproſſen treiben, wenn der warme Hauch der Erinnrung darüber hinfächelt. Ach, ſie war nur von der Dauer einiger Wochen! Eines Morgens in der erſten Frühe trete ich verhüllt aus dem Hauſe. Noch lagerten die dichten Schatten der Nacht auf den Gegenſtänden. Da wirft ſich mir plötzlich ein Mann mit gezücktem Degen entgegen; ich habe kaum Zeit ihm auszuweichen und meine eigne Waffe zu ziehen. Ein kurzer Kampf entſpinnt ſich, den meine jugendliche Kraft zu meinem Vortheil entſcheidet.. Mein Gegner fällt, ſchwer getroffen, und ich erkenne in ihm den Grafen Miranda. — —

Der Tag hatte noch keine Stunde geleuchtet, als ſich die Nachricht von des Grafen Tod verbreitete, mit dem Zuſatz, daß er mich ſterbend ſeinen Mörder genannt. Eben ging ich mit mir zu Rath, was ich beginnen ſollte, als ich verhaftet und vor die Königin geführt wurde. Der Ausbruch ihres Zorns war von der Art, daß er ſich nicht wohl mittheilen läßt. Das Reſultat deſſelben war meine ewige Verbannung nach Braſilien; ich mußte ſchriftlich mein Ehrenwort verpfänden niemals Portugal wieder zu betreten, bei Verluſt meines Lebens und meiner Güter. Ehe die Sonne ſank, mußte ich Liſſabon verlaſſen und ſo lange auf einem engliſchen Schiffe zubringen bis ein anderes nach Braſilien abging. In dieſen wenigen Tagen beſuchte mich der Jude Joſé, um mir noch eine Summe abzunehmen. Von ihm erfuhr ich, daß die ſchändliche Marianna hinter das Geheimniß meiner Liebe gekommen war und es an Don Miranda verrathen hatte. Iſabella war von ihrem Vater gemißhandelt und eingeſperrt worden. Vor der Hand war nicht die mindeſte Hoffnung vorhanden, daß ich ihr Nachricht von mir geben konnte, und ſo mußte ich mit ſchlechten Ausſichten abreiſen. Mein Leichtſinn ſchmiedete auf der langen Reiſe die wunderlichſten Pläne. Endlich kam ich mit mir überein mit Hülfe des Juden Iſabellen zu rauben.

In Rio de Janeiro erhielt ich eine der hohen Bedienſtungen, deren Bekleider ſtets Gegenſtand des Neides und Haſſes der Eingeborenen wurden. Wozu die Bevorzugung der Portugieſen und das verkehrte Regierungsſyſtem in Braſilien endlich geführt haben, liegt jetzt als Thatſache vor. Ich kann mich nicht freiſprechen von Schuld; ich war einer der Unterdrücker des aufſtrebenden Geiſtes der Braſilianer. Kein Portugieſe machte eine Ausnahme. Meine Stellung und meine Handlungsweiſe machten mich bald zum ſteinreichen Mann. — Von Iſabellen erhielt ich einige Monate nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro durch Jozé einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ihr Schooß durch meine Liebe geſegnet ſei. Dieſe Nachricht erfüllte mich mit Entzücken. Ich ſchrieb wieder und erhielt keine Antwort, eben ſo wenig auf einen der folgenden Briefe, die ich an den Juden ſchrieb. So vergingen zwei Jahre und meine Liebespein, die immer gleich ſtark für Iſabellen loderte, rieb mich faſt auf. Dazu kam die marternde Ungewißheit über ihr Schickſal. Endlich erhielt ich von einem aus Liſſabon kommenden Portugieſen die Nachricht, daß Iſabella einen Sohn geboren und ein Jahr ſpäter ſich mit einem jungen Offizier der königlichen Garde verheirathet habe, Hofdame der Königin ſei und, dem

Anſcheine nach, eines beneidenswerthen Glückes genieße. Erſt niedergeſchmettert von dieſer Kunde, hatte ſie nachher die Wirkung auf mich, daß ich mein altes Leben wieder anfing, wozu mir in Rio de Janeiro noch weit günſtigere Gelegenheit geboten wurde als in Liſſabon. Ich hatte einmal wahrhaft und mit ganzer Seele geliebt, nun verachtete ich die Frauen, und betrachtete ſie als angenehme Spielwerke meiner Sinnlichkeit. Die reizende Frauenwelt Braſiliens war nicht geeignet, mir eine andere Meinung beizubringen. So flog ich denn als Schmetterling wieder von einer Blume zur andern und dachte nicht mehr an Liſſabon und meine alten Verbindungen. Die Jahre verſtrichen auf dieſe Weiſe; es fiel mir nicht ein mich zu verheirathen, und ich ſtand an der Schwelle meines vierzigſten Jahres, als der Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe in Europa den Regenten, ſpätern König von Portugal, vermochte, ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach Rio de Janeiro über zu ſiedeln. Dieſes Ereigniß brachte in unſer Leben viel bunte Bewegung. Mit einer glänzenden Hofcharge bekleidet, wurde meine Stellung eine ganz andere, und ich ſah gewiſſermaßen die Tage meiner Jugend wiedergekehrt, nur war aus dem Pagen der Königin ein Kammerherr des Regenten geworden. Dieſer beehrte mich mit ſeinem Vertrauen und ſprach endlich den Wunſch, daß ich mich verehelichen möchte, auf eine Weiſe gegen mich aus, daß ich die Erfüllung deſſelben nicht verweigern konnte. Es zeigte ſich, daß der König für mich gewählt hatte. Lord Wilkeſon, der hier gegenwärtige Mann, damals einer der Bevollmächtigten der engliſchen Regierung, die um die Perſon des Regenten waren, um die portugieſiſchen Angelegenheiten mit ihm zu berathen und zu ordnen, hatte eine ſchöne Schweſter, die ihn aus Luſt die Welt zu ſehen nach Amerika begleitet hatte. Miß Leonore war nicht nur ſchön, ſie war ſanft, geiſtreich und — katholiſch. Bald fand ich großes Wohlgefallen an ihr, der Wille des Regenten war mir keine Feſſel mehr; er war zur ſüßeſten Blumenkette geworden. — Eben im Begriff die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Verbindung zu machen, erhalte ich ein Billet, worin mir ein Offizier der Garde ſehr lakoniſch erklärt, ich müſſe mich auf Tod und Leben mit ihm ſchießen und nur einer von uns dürfe den Platz verlaſſen, der dann ungehindert Miß Leonore heirathen werde. Er werde lebend nie zugeben, daß ein Anderer im Beſitz einer Dame ſei, die er über allen Ausdruck liebe. — Dieſe Sprache gefiel mir, und ich dachte daran, daß es für mich weit beſſer geweſen wäre, wenn ich mit dem Grafen Miranda, Iſabellens Verlobten, eben ſo geſprochen hätte. Ueber dieſem Gedanken wurde ich von der Bemerkung überraſcht, daß der entſchloſſene Briefſteller denſelben Namen führte. Das Geſchlecht der Miranda war freilich ein großes. — Ich ging zu meiner Braut und legte ihr den Brief vor; ſie war ſo offenherzig zu bekennen, daß ſie Don Miranda in Liſſabon gekannt habe und daß er ihr nicht gleichgültig geweſen ſei. Ein weiteres Verhältniß habe zwiſchen ihnen aber nicht beſtanden; ſie habe dem jungen Mann niemals Verſprechungen gemacht. Dies genügte, um das Duell anzunehmen, was ſtreng genommen auch hätte geſchehen müſſen, wenn der Offizier ältere Anſprüche auf Leonorens Hand gehabt hätte. Wir trafen zur feſtgeſetzten Zeit zuſammen; ich ſah meinen Gegner zum erſten Mal. Sein

Geſicht heimelte mich ſeltſam wehmüthig an; mir war als müſſe ich mit ihm irgend ſchon einen unglücklichen Streit gehabt haben. Schon waren die Piſtolen geladen, als eine leidenſchaftliche Aeußerung meines jungen, ſchönen Feindes: er hoffe heute das Blut ſeines Vaters zu rächen, mir plötzlich die Augen des Geiſtes über ſeine Abſtammung öffnete und mich über die Ahnung, die mich ſeit einigen Minuten wunderbar ergriffen, aufklärte. Ich ſtand meinem eigenen Sohne gegenüber. Die Waffe flog aus meiner Hand, als ſei ſie eine giftige Natter; ich bat den hocherſtaunten jungen Mann um ein paar Worte unter vier Augen, die er mir anfänglich nicht zugeſtehen wollte. Aber ich bat ſelbſt wie ein Kind; ich ſuchte mir ja einen Sohn zu erbitten, und ſparte die Worte nicht. Als ich ihm nun ſagte: ſieh, Jüngling, nicht der war dein Vater, deſſen Namen du führſt und der durch meine Hand ſiel, ſondern ich bin's, ich der Lebende, ich der Liebende! Da empörte ſich ſein Stolz und brauſte wild auf. Doch ich hielt ihn feſt bei der Hand und ließ ihn nicht los, bis er Alles gehört. Nun, ſchloß ich, ſende ein mörderiſches Blei nach der Bruſt deines Vaters, wenn du kannſt; ich vermag den bewaffneten Arm nicht gegen meinen Sohn, meinen geliebten Sohn zu erheben. Aber es ſei auch fern von mir, meinem Sohne die Geliebte wegzuheirathen. Du ſollſt Leonoren haben; ich werde ſelbſt mit dem Regenten und Lord Wilkeſon deinetwegen ſprechen. Sie iſt dein und mein großes Vermögen iſt auch dein; denn ich habe weiter kein Kind als dich. — Solcher Liebe konnte ſein Trotz nicht widerſtehen; er weinte, fiel mir ans Herz, nannte mich Vater, und war vier Tage ſpäter der glückliche Verlobte Leonorens. Ich machte die glänzendſten Anſtalten zur Hochzeit; denn ich war ſtolz auf meinen Sohn, und wollte der Welt zeigen, daß er es ſei. So lebten wir geſchäftig, glücklich und liebeſelig einer heitern Zukunft entgegen; da trat eines Abends mein Sohn in mein Zimmer, bleich, verſtört, mit unſicherm Blick und Schritt. „Mein Vater, mein theurer Vater,“ ſprach er ängſtlich wehmüthig und ſeine Stimme zitterte, „Sie haben mir einmal geholfen, helfen Sie mir das zweite Mal auch; denn ohne die zweite Hülfe würde mir die erſte unnütz ſein.“ Ich fragte beſtürzt und er erzählte.

Auf einer Reiſe durch Algarbien habe er einſt auf einem am einſamen Meere gelegenen Schloſſe übernachtet, deſſen Beſitzer in Liſſabon gelebt. Der Caſtellan ſei ein geheimnißvoller, wunderlicher Mann geweſen, der ſein Leben, wie es geſchienen, der Erforſchung der Natur und ihrer verborgenen Kräfte gewidmet habe. Seine Umgebung habe nur aus Büchern, Kräutern, Gläſern und Retorten beſtanden. Sein Benehmen ſei auffallend einſilbig und verſchloſſen geweſen und habe mit dem düſtern altgothiſchen Bau des Schloſſes, ſeinen hohen gewölbten, dämmerigen Gemächern, ſchmalen Fenſtern und dunkeln Gängen harmonirt. In einem ſolchen den Verfall drohenden Gemache ſei ihm gebettet worden, und nicht ohne einen Anflug von Grauen habe er ſich niedergelegt und ſei bald entſchlafen. Plötzlich habe ihn Lichtſchimmer wieder geweckt, der blendend in ſeine weitgeöffneten Augen gefallen, aber ſchier noch mehr ſei er von der unübertrefflichen Schönheit eines jungen weiblichen Weſens geblendet worden, welches ein Licht in der Hand, in weißen Nachtgewändern, mit aufgelöſtem Haare vor ſeinem Lager geſtanden und ihn betrachtet habe. Anfänglich ſei er verſucht geweſen die Erſcheinung für ein Traumgebild zu halten, aber ſie habe ſich niedergebeugt und ihn geküßt; da habe er ihren warmen Hauch, ihre üppig geſchwellte Lippe gefühlt und ſei von unbeſchreiblicher Wonne durchzittert worden. Verwundert habe er ſie nun gefragt wer ſie ſei und wie ſie hierher komme, und ſie habe ſich auf ſein Bett geſetzt und ihm erzählt, ſie ſei einem alten Adelsgeſchlecht Portugals entſproſſen, aber in die Gewalt des Zauberers gerathen, der ſie hier gefangen halte. Heute habe ſie ihn, den jungen Grafen, in das Schloß reiten geſehen und ihr Herz ſei von wunderbaren Gefühlen ergriffen worden. Sie habe ſich ſehr gefreut mit ihm zuſammen zu ſein, mit ihm zu ſprechen, zu ſpeiſen, zu ſpielen; da ſei aber ihr Tyrann gekommen und habe ihr ſtreng befohlen ſich nicht ſehen zu laſſen; ja, als ſie dagegen gemurrt ſei ſie von ihm eingeſperrt worden. Sie habe nun ſeine Aufmerkſamkeit doch betrogen und ſei in der Nacht hierher zu dem lieben Gaſte gekommen. — Mein Sohn konnte mir nicht Ruhmens genug von der außerordentlichen Schönheit, von den wunderbaren, ja ſchier zauberhaften Reizen des

Mädchens machen. Er erzählte weiter wie er in Liebe für ſie erglüht und ſie auf das Lager gezogen, wie er ihr gelobt ſie aus der Gewalt ihres Tyrannen zu befreien und als ſein Weib heimzuführen, und zum Pfande dieſes Verſprechens habe er ihr einen Ring verehrt. Erſt gegen Morgen habe ſie ſich entfernt und am andern Tage habe er abermals mit Zweifeln gekämpft, ob es nicht ein Traum geweſen oder ein geſpenſterhaftes Weſen ſeine Umarmung genoſſen, ein Nachtmahr oder ein Kobold oder ein umwandelnder Geiſt. Dieſe Vorſtellung habe ihn ſehr beängſtigt und er ſei voll Grauen davon geritten und habe des ſeltſamen Abenteuers nie gedenken können ohne dieſes grauſige Gefühl. In Liſſabon habe er Miß Leonore kennen gelernt, und die Liebe zu ihr ſei in ſeinem Herzen bis zur höchſten Leidenſchaft ausgebildet worden, als er mit ihr die Meerfahrt auf einem und demſelben Schiffe gemacht. Wenn auch jene Nacht nicht aus ſeiner Erinnrung verwiſcht ſei, ſo hätten ſich doch die Farben ſtark abgeblichen und er keine Ahnung mehr gehabt, daß ſie noch von Folgen für ihn ſein werde. Da ſei heute plötzlich der finſtre Schloßkaſtellan mit dem Wunderbild jener Nacht an der Hand in ſeine Wohnung getreten, und habe mit rauhen Worten auf die Erfüllung des ſeiner Pflegetochter gegebenen Verſprechens gedrungen. Schier zum Tode erſchrocken ſei er vor dem bleichen Mädchen mit den zaubervollen Augen zurückgebebt wie vor einer Geiſtererſcheinung, und wie ein mächtiger, ſchier unnatürlicher ſinnlicher Trieb ihn gewaltſam zu ihr hingezogen, ſo habe ein unbezwingliches Grauen ihn doch wieder zurückgeſtoßen. Er habe nicht antworten können vor Furcht und Beben; habe Beide auf ſeinem Zimmer gelaſſen und ſei hierher geeilt mich zu beſchwören, daß ich ihn aus der, wie es ihm ſchiene, dämoniſchen Gewalt dieſer beiden unheimlichen Weſen erlöſe. Dies war der freilich höchſt ſeltſame Bericht meines Sohnes, der mich ſelbſt unruhig machte. Inzwiſchen ſank er ſchier kraftlos auf einen Stuhl, und ich machte mich auf, ihm den von mir begehrten Dienſt zu leiſten. Von bangen Ahnungen erfüllt betrete ich das Haus; ich öffne die Thüre des Zimmers, und — Marianna meine Qualerin, mein böſer Dämon ſteht vor mir, eben ſo jung, eben ſo reizend, eben ſo verführeriſch ſchön, wie zwanzig Jahre zuvor; auch Don Jozé, den Arzt, erkannte ich ſogleich wieder, obgleich über ſein Antlitz die Zeit nicht ſpurlos gegangen war, wie über das ihrige. Das Widernatürliche, Wunderbare der Erſcheinung, verbunden mit der Perſönlichkeit derſelben machte auf mich einen betäubenden Eindruck. Die Sinne vergingen mir, und als ich nach einigen Stunden wieder zum Bewußtſein kam, war mir als Folge des Schreckens die Zunge gelähmt. Dieſen Umſtand betrachtete ich als einen Fingerzeig eines höhern Willens über das Außerordentliche meiner Wahrnehmung zu ſchweigen. Ueberdies war ich von dem Grauen meines Sohnes ſo angeſteckt, daß der Gedanke an Marianna mich zittern machte. Es war unter dieſen Umſtänden unmöglich den Auftrag meines Sohnes auszurichten, und ich wendete mich mit Verſchweigung des unheimlichen Beiwerks an Lord Wilkeſon, indem ich ihn bat die junge portugieſiſche Dame, welche ganz unbegründete Anſprüche auf die Hand meines Sohnes mache, auf irgend eine Weiſe abzufinden oder zurückzuweiſen. Ich ſelbſt verfiel in ein hitziges Fieber, und nachdem ich dieſes überwunden, in eine Gemüthskrankheit, worin ich ſtets und unaufhörlich mit Marianna verkehrte. Ich hatte mich nämlich, bevor ich dieſer Krankheit verfiel, erinnert, daß ich zu Anfang meines Aufenthalts in Braſilien gehört hatte, Marianna ſei auf eine geheimnißvolle Weiſe mit einem jüdiſchen Arzte verſchwunden. Dann war mir wieder, als hätte man mir geſagt, ſie ſei geſtorben. Mein Sohn, darüber befragt, beſtätigte dieſe Kunde, doch wußte auch er nichts Gewiſſeres von der Schweſter ſeiner Mutter; er behauptete, daß dieſe bis an ihren Tod ein geheimnißvolles Schweigen über Marianna beobachtet habe; doch ſei nach ihrem Abſterben ein nicht Unbedeutendes, laut teſtamentariſcher Verfügung, an einen ihm unbekannt gebliebenen Ort abgegeben worden. Er war noch viel zu jung geweſen, um darauf zu reflectiren. Dazu geſellte ſich die Erzählung, welche ſie in jener Nacht auf dem düſtern Schloſſe meinem Sohne von dem Zauberer, der ſie in ſeiner tyranniſchen Gewalt halte, gemacht, und die Vorſtellungen, die ich ſonſt ſchon von der tiefen Kunſt Jozé's gehabt. Genug ich war der Ueberzeugung, daß er durch kabbaliſtiſche Arkana entweder Marianna's Jugend erhalten oder ihr, der Todten, nur das Scheinleben eines Vampyr ertheilt habe. Dieſe Bilder und Gedanken, die ſtets wild und wirr in meinem Kopfe durcheinanderſchwirrten, beläſtigten mich ungemein und machten mich ganz unfähig meine Geſchäfte zu verrichten. Die folgenden Ereigniſſe waren leider nur allzu geſchickt meinen Zuſtand zu verſchlimmern, ja bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Lord Wilkeſon hatte meinen Auftrag gern übernommen und ſich zu den Fremden verfügt. Aber jenem geheimnißvollen Weſen gegenüber ergreift ihn eine ſo wilde und verzehrende Leidenſchaft zu demſelben, daß er kein Mittel ſcheut die Reizende für ſich zu gewinnen. Durch die ſchwerſten Opfer gelingt es ihm endlich; er handelt ſie dem Juden um einen enormen Preis ab. Er kauft ihr einen prächtigen Landſitz, der bedeutende Einkünfte gewährt, auf der fernen ſchönen Inſel St. Katharina, die ihrer Lage wegen eigentlich, wenn auch nicht dem Worte nach, unter engliſchem Einfluſſe ſtand, und verfügte ſich zu ihr, ſobald er ſeine Schweſter in aller Eile mit meinem Sohne verheirathet hatte. Doch kein halbes Jahr war vergangen, als mein

Sohn faſt zu einem Schatten ausgedörrt, von wilden Sinnesflammen durchglüht, ſeine Gemahlin verläßt und das unheimliche Weib des Lord aufſucht, von der er durch Zaubermittel gebunden war. Einige Tage ſpäter hat man ſeinen Leichnam aus dem Hafen der Inſel gezogen; der Lord wurde in völliger Geiſteszerrüttung nach Rio de Janeiro gebracht, und ich war nahe daran ſein ſchlimmes Schickſal zu theilen. Dies iſt die Geſchichte deines unglücklichen Vaters, mein Luis. Als Leonore dich gebar, war ſie ſchon Wittwe.

Die Aerzte riethen zu meiner Geneſung Luftveränderung — Reiſen in einem weniger heißen Clima. Ich ging nach Frankreich um den neu aufſtrebenden Kaiſeradler zu bewundern, der damals die halbe Welt tyranniſch-beherrſchte. Bald ekelte mich Alles an, was mich an ihn erinnerte; meine Schwermuth nahm überhand. Die tiefſte Reue über mein vergangenes Leben bemächtigte ſich meines Herzens, und ſchon ſtieg der Gedanke in mir auf in ein Kloſter zu gehen. Italien ſagte mir mehr zu, und Neapels Umgegend feſſelte mich. Als ich

Calmaldoli zum zweiten Mal beſuchte ſtand mein Entſchluß feſt. Ich wurde ein büßender Bewohner dieſer reizenden Freiſtatt. Dem nichtigen Treiben der Welt hatte ich entſagt; ich wandte mein zerknirſchtes Herz dem Himmel zu; aber nicht allein im Sinne der Kirche. Im Umgange mit Gott und ſeinen Sternen fand ich endlich Ruhe, und die unermeßliche Sternenwelt war von nun an das Feld meiner Forſchung. So habe ich meine wolkenfreien Nächte auf meiner mir erbauten Sternwarte zugebracht, und ſelten ſchweifte einer meiner Gedanken nach Braſilien hinüber. Die Zeit ging ehernen Tritts an mir vorüber; die wichtigſten Staatsveränderungen in Europa oder Amerika berührten kaum mein Ohr: ich lebte allein meiner Wiſſenſchaft und meiner bußfertigen Reue. — So war ich ein Greis geworden, und die Erinnerung führte mir Marianna's reizend-unheimliches Bild nur zuweilen noch in ſchattenhaften verſchwimmenden Umriſſen vor der Seele vorüber. Mir däuchte die Vergehungen meiner Jugend ſeien nun abgebüßt, und ich überließ mich den gedämpft heitern, mild ernſten Gefühlen, welche das Alter in der Menſchenbruſt erweckt.

Da ſendet mir unverhofft Leonore ihren Sohn, meinen Enkel, Dich mein Luis, und es ſcheint mir einen Augenblick, als wolle ſich der Abend meiner Tage mit ſchönſtem Spätroth ſchmücken. Aber weh mir! Ich höre von Luis, wie im Traume, daß er vor einem reizenden Weibe flieht, die ihn mit wilder Liebesglut verfolgt; ich ſchaudere, die Bilder meiner Jugend und meines Mannsalters gewinnen plötzlich wieder Farbe und Leben. Ich zittere für meinen Enkel. — Und plötzlich erſcheint eines Abends ein Greis im Kloſter, der nach mir verlangt. Nicht ohne Grauen erkenn' ich den Arzt Jozé in ihm. Er fragt nach dem und jenem aus unſerer Jugend, erkundigt ſich nach Luis; mir wird unheimlich; ich geſtehe, daß Du hier bei mir biſt; er ſpricht von einer jungen Dame, der Du Verpflichtungen ſchuldigſt. Ich frage nach Marianna, und er ſagt, die ſei längſt todt, auch die andere ſei todt, die dritte lebe aber noch. Meine Gedanken verwirrten ſich. Als er fort war, trat ich auf meine Sternwarte; dort berichtete mir unſer deutſcher Freund, daß ein fremdes wunderſchönes Frauenbild hier geweſen ſei. Mir wurde ganz ſeltſam zu Muth. Ich ging den Pförtner zu befragen. Dieſer ſagte aus, daß die Signora mit dem alten Juden gekommen, und als er in das Haus gegangen auf dem Hofe gewartet habe. Hier habe ſie die Sternwarte auf dem Hinterhauſe erblickt, nach ihrem Zweck gefragt und ſodann das lebhafteſte Verlangen geäußert, ſelbſt einmal durch einen Tubus nach den Sternen zu ſchauen. Darauf habe einer der Laienbrüder ſie hinaufgeführt. Endlich ſei ſie wieder gekommen, habe an der Pforte auf den Alten kurze Zeit gewartet und ſei mit dem Juden wieder davon gegangen. Von dieſer Stunde an folterte mich eine ſtille Angſt. Tags darauf hatte die fremde Donna meinen Luis durch eine falſche Vorſpiegelung zu ſich zu locken gewußt, da er aber ſich ihrem Willen nicht gefügt, war ſie ins Meer geſprungen; er hatte ſie untergehen geſehen. Wir erfuhren aus den ſicherſten Quellen von mehreren Seiten, daß ſie todt aus dem Waſſer gezogen und begraben worden war. Don Luis, der das Aergſte von der Rache ſeiner beleidigten Geliebten fürchtete, athmete frei und auch ich. Aber wir hatten uns in dieſem furchtbaren Weſen geirrt, das kein Grab zu behalten vermag.

Als mein theurer Enkel am Feſte des heiligen Januarius Abends nicht zur verabredeten Stunde in dem Kloſter eintraf, wo wir Alle zuſammenkommen wollten, um vereint nach Calmaldoli zu wandern, ergriff mich eine unausſprechliche Unruhe. Ich ließ ihn bei ſeinen Freunden ſuchen; keiner wußte etwas von ihm. Doch ſagten Alle, daß er jedenfalls bei dem Deutſchen ſein werde, den er aufgeſucht, und an den er ſich angeſchloſſen. Don Valle da Fiore war auch nicht in ſeiner Wohnung. Dies beſtätigte die Vermuthung. Zufällig wußte einer der Lazzaroni, der ſich als Diener zu den Laienbrüdern unſeres Kloſters hält und von dieſen zu allerlei Wegen und Verrichtungen gebraucht wird, daß der Deutſche ſeit einiger Zeit einem fremden ſchönen Fiſchermädchen öftere Beſuche mache. Mein Enkel konnte ihn dorthin begleitet haben. Der Mann führte uns; wir kamen an das Häuschen; ich trat hinein und ſtand vor — Marianna. Sie war's in ihrer vollen Schönheit, im höchſten Glanz ihrer Jugend. Neben ihr der zum Greis gewordene Jozé. Mylord Wilkeſon, der ſich am Tage in einem Anfalle ſeiner Krankheit zu mir gefunden hatte und nicht wieder von mir gewichen war, erkannte ſie ſogleich als das ihm verderblich gewordene Weib. Der Schrecken raubte mir den Gebrauch der Sinne; als ich wieder zu mir kam, war ſie verſchwunden. Daß mein Sohn Luis ihrem mörderiſchen Dolch an dieſem Abende nicht ganz erlegen war, ſcheint mir bis jetzt ein Wunder. Aber wir wollen ferner nicht in Furcht und Angſt leben vor dieſer Höllengeburt. Man muß der Schlange das Haupt zertreten. Wir wollen ihr die heiligen Werke unſerer Religion entgegenhalten und ſie mit der Wunderkraft des Glaubens zu Boden werfen. Ich habe meinen Plan entworfen, und ſobald Du geneſen biſt, mein Sohn, ſoll er ausgeführt werden.“

Als der Greis in ſich verſinkend ſchwieg, rief Helene mit Thränen ſchmerzlichſter Trauer: „Und in ſolche Hände iſt der Unglückliche gefallen, den ich über Alles liebe! Ich muß fort, muß ihn aufſuchen und beim Heile ſeiner Seele beſchwören, von dieſer böſen Zauberin zu laſſen. Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt!“

Der Kranke gab ihr einen Wink, und als Vater

Siſto und der Lord ſich ſchweigend entfernt hatten, ſagte er: „Beruhigen Sie ſich, verehrte Frau, über das Schickſal Ihres Freundes! Es iſt allerdings unſere Pflicht ihn aus den Schlingen dieſes böſen Weibes zu befreien, und ich will derſelben ſo gut genügen, wie Sie. Nach dem, was ich jetzt weiß, kann und will ich ihr kühn entgegentreten. Sie wähnt mich todt und wird vor mir erſchrecken. Was übrigens ihre Dämonennatur betrifft, ſo ſetze ich darein alle Zweifel, obgleich ich mir die Sache nicht erklären kann. Aber haben Sie nicht bemerkt, daß Pater Siſto an einem ſtillen Wahnſinn leidet, ſo gut, wie mein Onkel, der Lord Wilkeſon? Und zwar ſchreibt ſich die Krankheit beider Männer aus einer Urſache her, und dieſe iſt das ſchöne wilde Weib, welches meines Vaters Tod verſchuldete und welches die beiden Männer für dieſelbe Marianna erklären, die mich verfolgte. Wunderbar iſt immer, daß ſie mit demſelben Namen auch dieſelben Charaktereigenthümlichkeiten verbinden. Wie dem nun auch ſei, ich brenne vor Begierde, dieſes außerordentliche Räthſel zu löſen. Ich werde Sie nach Braſilien begleiten, und aus des ehrwürdigen Paters Reden zu ſchließen, wird er mit von der Partie ſein. Es muß Licht werden in dieſer Nacht, und Ihr Freund muß gerettet werden wie ich. Helene drückte ihm dankbar die Hand.

X.

Mein Verhängniß hat mich wunderbar geführt; ich bin mit Dir in einem Welttheile, Karl, aber doch trennen uns tauſende von Meilen. Die behagliche üppige Ruhe, in der ich mich jetzt befinde, gewährt mir Muße mich Dir wieder mitzutheilen. Die hellen, bunten Wogen des Glücks, die rauſchend über meinem Haupte zuſammenſchlagen, führen mir Dein Bild wieder öfter vor die Seele, und der der Vertraute meines Elends, meiner Schmerzen war, ſoll auch der meines Glückes, meiner Wonnen ſein. Der wilde Sturm iſt vorüber. Meine Kynoſura iſt mir wahrhaftig zum Lebensleitſtern geworden, wie ich im prophetiſchen Geiſte ſah und Dir verkündete. Ich bin dieſem prächtigen Leitſterne über das große Meer gefolgt. Und wie der Leitſtern der Weiſen aus dem Morgenlande, ſo ſtand auch der meinige über einem Hauſe hier ſtill — es iſt ein Pallaſt — und darin fand ich mein Heil. Ich habe die Herrliche errungen; ſie iſt mein! Sie iſt mein Weib! Aber nicht in dem ſpießbürgerlichen Sinne des deutſchen Philiſters, nein im rein poetiſchen, im allein wahren. Kein ſündhafter, trockener, geiſtbeſchränkter Prieſter hat unſern Bund eingeſegnet; die hehre, heilige, göttliche Natur hat ſelbſt das Prieſteramt bei unſrer Verbindung verwaltet. Und dieſes beglückende Verhältniß iſt nicht etwa eine praktiſche Verwirklichung meiner Theorie der Ehe; es iſt aus Kynoſura's reinem, geſundem Sinne hervorgegangen. Sie hat es ſo gewünſcht; denn ich hätte mich gern auch einer ledernen Trauung und Gott weiß weſſen noch — unterzogen, um dies Kleinod ganz zu beſitzen.

Nach manchen Fährlichkeiten in Neapel und Sicilien beſtiegen wir zuſammen ein engliſches Schiff, ſie und ich, ihr alter Diener oder vielmehr Haushofmeiſter Jozé und ihre ſchwarze Sklavin Paula. Wir hatten eine glückliche Fahrt. Unterwegs hatte ich Muße genug dieſe unverdorbene herrliche Natur durchaus kennen zu lernen. Ja, bei dieſem einzigen Weibe kann man noch von Natur reden. An ihr haben weder die faulenden Ueberreſte mittelaltriger Inſtitutionen, noch die modernen Schnörkeleien der ſogenannten Bildung ihren verderblichen Einfluß ausüben können. Sie hat wenig von dem gelernt, was eine Dame ihres Standes in Europa können und wiſſen muß, um nicht jeden Augenblick Gegenſtand pikanter Witzeleien zu ſein, aber ſie hat im Buche der Natur geleſen. Und dieſes Buch iſt hier weit großartiger und herrlicher als bei uns. Alles rein Menſchliche iſt bei ihr ſcharf und ſtark ausgebildet und ihre Leidenſchaften haben keine bloße krankhafte europäiſche Theefarbe; ſie treten feurig, bunt, kühn und gewaltig einher. Kynoſura iſt gleich groß in Liebe wie in Haß, und wie das Gefühl in ihr quillt, ſo ſpringt es ſtark und klar ſogleich hervor, ohne fremdartige Beimiſchung. Da ſind keine Schleuſen und Wehre gebaut den Strom aufzuhalten, er fließt raſch und leicht dahin, und iſt ſo klar, daß man jedes Steinchen auf ſeinem Grunde ſehen kann. Dieſe offene Klarheit täuſcht; man könnte dieſe weibliche Seele für flach halten, die doch ſo tief iſt.

Sie hat mir ohne Rückhalt geſtanden, daß ſie Don

Luis geliebt hat, und zwar ſo geliebt, wie nun eben Kynoſura liebt. Das hat dieſer Schwächling nicht erkennen können. Schier kindiſch unter dem Einfluſſe einer herriſchen Mutter, einer Engländerin, ſtehend, hat er entweder ihrem Verbote, Kynoſura zu lieben, wirklich gehorcht, oder er hat ſeine Treuloſigkeit hinter das Schild dieſes Verbots geſteckt, und das liebende Mädchen auf das Empfindlichſte gekränkt. Es gibt keinen bittereren Schmerz als den getäuſchter Liebe, das weiß ich ja aus meinem Verhältniſſe mit Helenen. Kynoſura hat apodiktiſch verlangt, er ſolle ſich dem Einfluß ſeiner Mutter entziehen. Ihre reiche und herrliche Beſitzung auf der Inſel St. Katharina bringt ihr ſo viel ein, daß ſie mit ihrem Gatten, oder wenn Du lieber willſt: Geliebten, unabhängig auf dem vornehmſten Fuße leben kann. Aber Don Luis iſt durchaus ein treuloſer Bube geweſen, der ſich jedoch den Anſchein der Ehrlichkeit geben wollte. Er hat das arme vertrauende Mädchen fürchterlich betrogen. Unter dem Vorwande, als habe ihn der Kaiſer zu einer ſehr geheimen Sendung nach Portugal verwendet, hat er plötzlich Braſilien verlaſſen und ſich eingeſchifft, ohne dem zärtlichen Mädchen Lebewohl zu ſagen. Aber von einer beſtimmten Ahnung ſeiner Treuloſigkeit geleitet, hat ſie, Gott weiß wie herausgebracht, daß Don Luis Vorgeben eine Lüge ſei, und begriffen, daß ſeine Mutter ihn nur entfernt, um ihn von ihr zu trennen. Noch weis Kynoſura nicht, ob Luis nur aus Schwäche nachgibt oder aus eigner Treuloſigkeit handelt; ſie bietet daher Alles auf zu erkundſchaften, wohin er gegangen iſt, und Jozé, der ein merkwürdiges Spionirtalent zu beſitzen ſcheint, bringt glücklich heraus, daß das Schiff, auf welchem Jener reiſte, nach Neapel ſteuerte. Schnell combinirt der Alte, wobei frühere Verbindungen ihm die Fingerzeige geben; denn er kennt den Pater Siſto und auch deſſen Verhältniß zu Don Luis. Kynoſura reiſt mit ihm nach Neapel, und Jozé macht dem Pater Siſto in Calmaldoli einen Beſuch. Er findet, daß der Pater von einem ſtillen Wahnſinn, an dem er ſonſt ſchon gelitten, nicht ganz geheilt ſei, und erfährt von ihm ohne Umſtände, daß Don Luis auf einer nahen Villa wohne. Der junge Mann wird zu einem zärtlichen

Rendezvous eingeladen, aber die Dame nennt ſich ihm nicht. Das hatte Jozé Alles beſorgt. Auf dem dunkelrothen Flügel der Sinnlichkeit eilt Don Luis nach dem bezeichneten Garten. Ich war Zeuge dieſer Zuſammenkunft. Kynoſura hat mir kein Wort dieſer heftigen Unterhaltung verhehlt; Lüge und Verſtellung kennt ſie überhaupt nicht. So wie ſie im Tempelchen dem glühenden Jünglinge gegenüber den Schleier hob, ſtieß er erblaſſend einen Schrei des Entſetzens aus und wich wie vor einem Geſpenſt mehrere Schritte zurück. Dieſes Benehmen warf einen grellen Blitz in Kynoſura's Seele. Aber ſie mußte den Becher der Verzweiflung bis zu den Hefen ſchlürfen. Ihre Leidenſchaft riß ſie fort. Sie macht dem Ungetreuen Vorwürfe, er ſucht ſich zu vertheidigen oder erwiedert ſie; er ſagt ihr, daß er ſie hart tadle, weil ſie ihm nachgereiſt ſei. Endlich ſtürzt ſie vor ihm nieder, umſchlingt ſeine Kniee, und jammert und fleht um Liebe; nichts will ſie als Liebe, das liebende Weib! Und er ſtößt ſie zurück, der Barbar! Er entflieht, ſie verfolgt ihn; ſie weiß nicht was ſie thut; ſie iſt außer ſich vor Schmerz und Verzweiflung. Gleich einer Wahnſinnigen ſtürzt ſie ihm nach ins Meer! Welch ein Weib! Daran kannſt du ſie erkennen. Nun — je heller das Licht, deſto dunkler der Schatten. Wo die Liebe in ſo lichten Flammen lodert, da glüht der Haß in eben ſo ſtarken düſter-rothen Feuern; wo der hellgelbe Stern des Glücks und der Beglückung ſo prächtig in eines Weibes Bruſt blitzt, da ſteht auch Unglück drohend der blutrothe Stern des Verderbens daneben. Kynoſura haßte Don Luis nun ſo tödtlich wie ſie ihn erſt lebendig geliebt hatte. Und dieſer Haß hat ſie zu Don Luis — Mörderin gemacht. Du wirſt erſchrecken vor dieſem Worte; ich erſchrack auch, als ſie mir ihre That offen geſtand. Aber ſie iſt in demſelben Grade natürlich wie ihr Niederfallen vor ihm, ihr verzweiflungsvolles Flehen um Liebe. — Wir ſtanden auf dem Verdeck des Schiffes; die Nacht miſchte Himmel und Meer mit einander und ließ dieſelben Sterne oben und unten aufgehen. Ich hatte meinen Arm um ihren Nacken geſchlungen und trank Lebenslicht aus ihren Augen. Sie leuchteten wunderbar. „Von wem Donna Marianna da Rocca ſo verſchmäht worden iſt, vor wem ſie auf den Knieen lag und doch verſtoßen wurde, der kann und darf nicht mehr leben. Deſſen ſoll ſich kein Sterblicher rühmen. Don Luis fiel unter den Stichen zweier von mir erkauften Dolche. Erſt als ich wußte, daß er nicht mehr unter den Lebenden war, konnte ich dein Liebeswerben ohne Beſchämung anhören. Durch des kalten Frevlers Blut bin ich geſühnt, und ich kann nun ohne Groll an ihn denken."

So ſprach ſie; heilige Schauer überliefen mich; ein Gefühl wie Entſetzen regte ſich in meiner Bruſt; ich ſtand einen Augenblick wie betäubt, dann aber ſtaunte ich an der Größe dieſes Weibes empor und dann liebte ich ſie nur noch mächtiger, ich möchte ſagen menſchlicher, gedrängter. — Nur uns matteultivirten Deutſchländern tritt der Mord als ein bleiches Geſpenſt ſchreckend entgegen; wir laſſen uns ungeſtraft mit frecher Hand an die Wurzel des Lebens greifen, uns das Herz zerfleiſchen; wir vergeben — wie ſchwach! wie unmenſchlich! Dem Mörder meiner Liebe, meines Glaubens, meines Vertrauens, meines geiſtigen Lebens, meines Heiligſten den Dolch in die Bruſt! Das iſt die Maxime dieſer

Kinder einer ſüdlichen Natur. Darin iſt doch Handlung, Bewegung, Poeſie. Es iſt die Poeſie der That, die da mächtig und geſtaltend in unſer Leben eingreift. Hier wirft ſie als eine gewaltige Sonne ihren heißen rothen Strahl in das Haus, auf den Markt, in die Kirche und in den Pallaſt, und ſtellt hie und da ein herrliches Lebensbild in grelle Beleuchtung, ſtrahlt hier eine Kerkerwand raſch an und macht dort einen Berggipfel erglühen; in unſerm halbtodten Deutſchland ſehen wir ſie nur als gemalte Theaterſonne, hinter der ein dürftiges Lämpchen ſteht, wohl behütet, daß ſein Flämmchen nicht den nächſten Plunder ergreife. Nur in unſern Trauerſpielen werden uns die wahren und ächten Leidenſchaften des Menſchen an Jamben hergeleiert; da hat der Mord noch ein Scheinrecht. Aber die Zuſchauer wiſſen ja, daß die Bühnendolche nicht treffen, und gehen kühl heim wie ſie gekommen ſind, und halten ſich fein ſauberlich von allen ungeſetzlichen Gedanken. Und aus ſolcher Miſère, hört man, ſoll etwas Großes hervorgehen! Der Gedanke wird die Welt erobern, die Idee wird ſie umgeſtalten! Das ſind die Redensarten unſerer ſchreibenden Helden. Niemals iſt ein Menſch, oder ein Volk, oder ein Gedicht groß geworden ohne die That; zur That aber gehören Leidenſchaften. Die Welt und das Herz — das Herz iſt die Welt! — ſind in zwei ungleiche Theile zerſpalten. Die Kluft zwiſchen beiden iſt furchtbar und ich weiß nicht ob der Trümmerſchutt vergangener und noch kommender Jahrhunderte ſie jemals auszufüllen im Stande ſein wird. Die beiden Theile heißen Verſtand und Gefühl. Im Norden iſt der erſtere die größere Hälfte, im Süden die zweite. Aus dem Widerſtreit beider entſpringt das Leben und die Geſchichte. Der Verſtand beweiſt, das Gefühl handelt; das Gefühl gibt doch den Ausſchlag, es geſtaltet! Das Gefühl iſt die Poeſie, der Verſtand die Proſa des Lebens. Ich halte es mit der Poeſie, mit der That, mit dem Süden, und Kynoſura iſt in meiner Seele gerechtfertigt. Meine angeborene deutſche Gemüthlichkeit konnte ſich anfangs nicht in die neue Welt finden und bekam Krämpfe. Natur, Wahrheit und Geſundheit haben den Sieg über angekränkelte Lüge davon getragen.

Trotz meiner freien Anſichten über die Reform der

Geſellſchaft hingen mir doch noch, ohne daß ich darauf merkte, kleine Spießbürgereien an; der Philiſter ſteckt in uns Deutſchen wie der alte Adam. Es war zwiſchen Kynoſura und mir immer von unſrer Liebe die Rede geweſen, noch nie aber von einem ehelichen Bande, das uns für dieſes Leben vereinigen ſollte. Jemehr wir uns den Küſten Braſiliens näherten, deſto bedenklicher wurde ich über dieſen Umſtand, und nahm Gelegenheit in einer wunderherrlichen Nacht, in der ich zu Kynoſura's Füßen geſchmiegt lag, mich darüber zu äußern. — Sie legte ihre Hand auf meine Schulter, blickte mir Auge in Auge und fragte mit ihrer unnachahmlichen Liebenswürdigkeit: „Bedarf es denn zwiſchen uns noch eines Bandes, oder kann ein innigeres, als das uns bereits vereint, noch angelegt werden? Ich erkenne nur die Liebe als meine Herrin an; denn ſie iſt das höchſte Naturgeſetz. Wir leben und weben in ihr und durch ſie; ſie iſt nicht allein den Trieben unſeres Leibes, ſie iſt allen Gefühlen und Gedanken unſrer Seele vorgeſetzt und eingewebt und wir ſind ganz erfüllt von ihr. Die Liebe iſt Gottes erſtes Gebot, das auf jedem Blatte unſres Weſens obenan ſteht. Wo aber ſteht denn das Geſetz der Ehe? Ach, nur in menſchlichen Büchern auf lumpigem Papier; und von all den Büchern und Schriften halte ich nichts. Die Liebe ſoll mich an Dich binden, Antonio, kein menſchlicher Zwang. Ein Pfaffe kommt da und befiehlt mir ich ſoll Dich lieben; dieſer aberwitzige Befehl allein ſchon könnte mich veranlaſſen es nicht zu thun. – Jeder Zwang iſt mir verhaßt. Ich will nur von meinem Herzen gebunden ſein, nicht von einem menſchlichen Geſetz, das die Pfaffen für ein göttliches ausſchreien. Die Ehe macht mich zur Sklavin des Mannes, aber ich will weder Deine Sklavin noch Deine Herrin — ich will frei ſein und nur der Stimme meines Herzens gehorchen. Meine Güter werden eben ſo gut Dein ſein, als wenn ein ſündhafter Pfaffe ſeinen ſogenannten Segen über unſern Bund geſprochen hatte. Das höchſte Gut aber, unſre Liebe, werden wir ängſtlich als einen hohen und koſtbaren Schatz wahren, wenn wir fürchten müſſen, wir können denſelben verlieren. Jedermann ſchätzt allmählig ein Gut geringer, deſſen Beſitz ihm ganz gewiß iſt; ein ſolches, deſſen Verluſt leicht möglich, wird dagegen ſtets doch gehalten. — Meine Mutter war in der Ehe mit meinem Vater über alle Beſchreibung elend und unglücklich. Noch ſteht mir ihr namenloſer Jammer vor der Seele; auf ihrem Sterbelager nahm ſie mir in ihre erkaltende Hand das Verſprechen ab, mich niemals zu verehelichen, ſondern den Mann meiner Wahl zu lieben, und da dies Gelöbniß mit meinen eigenen Anſichten übereinſtimmt, ſo gedenke ich daſſelbe gewiſſenhaft zu halten."

Entzückt ſchloß ich das göttliche Märchen mit ſtürmiſcher Haſt an meine Bruſt, deren geheimſten Wünſchen ſie entgegen kam. Ich, der ich durch die Ehe ohne Liebe ſo unausſprechlich unglücklich geweſen war, ſollte nun durch Liebe ohne Ehe eben ſo glücklich werden. Das Schickſal iſt gerecht und vergütet die Unbill, die es uns erſt hat erfahren laſſen. Ja noch mehr! Würde ich die reine hohe Seligkeit eines ſolchen Verhältniſſes zu genießen und mit höchſter Seelenwolluſt durchzuſchmecken vermögend ſein, wenn ich nicht früher ſchon ein Ehemann geweſen wäre? So wenig wie ich Kynoſura's naive Liebe zu ſchätzen vermöchte, wäre mir früher nicht Helenens ſentimentale Liebe zu Theil geworden. So lerne ich jetzt mein ganzes früheres Leben mit ſeinen Freuden und Leiden als eine Vorſchule meines jetzigen Glücks betrachten, worin ich herangebildet und tüchtig gemacht wurde. Meine blonde deutſche Lyrik, wie ich ſie mit von Heidelberg brachte, würde ſich in ſo großartigen, weiten Verhältniſſen knabenhaft blöde, läppiſch, unbehülflich und greinerig albern ausgenommen haben; jedenfalls wäre ſie unfähig geweſen, hier ein Glück zu finden; denn zwiſchen dem Balkon, auf welchem ſich die etwas ſäuerlich ausſehende Schöne von ſchmachtender Sehnſucht und Guitarreklängen anſingen ließ, und ihrem züchtigen und weißdamaſtnen Bettlein dachte ſich dieſe keuſche Lyrik ſtets den mit Wachskerzen geſchmückten Traualtar. O wie anders iſt hier die Welt! Der Anblick erweckt Liebe, Liebe wird zur Flamme und erweckt Gegenflamme, und beide ſtürzen genuſſestrunken ineinander. Aber auch welche Natur! Dieſe gigantiſche Schönheit kann nicht die kleinlichen Spielereien der Herzen dulden, die wir in Deutſchland Liebe nennen.

Als wir im Hafen von Rio de Janeiro einliefen, als der ungeheure Zuckerhut immer ſchroffer hervortrat, dieſer rieſige Hafenwächter, der ſein granitnes Haupt in den Wolken, ſeine granitnen Füße im Meere birgt, als die unabſehbaren koloſſalen Bergreihen im Hintergrunde ſich in beſtimmten Umriſſen von einander abhoben, und die bräunlichen Uferfelſen im Vordergrunde ihre Zacken und Riſſe zeigten, als ich die Urwälder ihre herrlichen Kuppeln emporwölben und die Rieſenvegetation dieſes Wunderlandes die Erde in ihrer gewaltigen Umarmung faſt erdrücken ſah, als die große, prächtige Kaiſerſtadt auf Terraſſen hoch und höher, weit und weiter vor meinen ſtaunenden, unerſättlichen Blicken aufſtieg mit ihren Palläſten und Kirchen, langen Bauten, prächtigen Façaden und rechts und links um den Hafen unzählige Villas, Häuschen, Hütten und andere Menſchenwerke, zur äußern Linken unter dem Zuckerhute die weißen Mauern des Caſtells Praia Vermelha, zur Rechten das Fort Santa Cruz und zwiſchen beiden die unüberſehbare Stadt der Schiffe mit ihren unzähligen Maſten und Stangen, Segeln und Flaggen und Wimpeln, und hier und dort und überall, auf Land und Meer ein ewig bewegtes Menſchengedränge; da — da — als ich ſolche Größe und Pracht mit einem Blicke überſchaute, ging in mir die Ueberzeugung auf, daß in ſolcher Naturumgebung der Menſch ein Anderer, Größerer ſein müſſe, als in Deutſchlands grünen Feldern und blauen Berghügeln; da begriff ich Kynoſura's Eigenthümlichkeit ganz und ihre Bedeutung als geiſtige Erſcheinung wurde mir klar. Der Menſch ſteht mit der Natur ſtets in einem richtigen Wechſelverhältniß. Auf ſo großem Theater, von ſo gigantesken Couliſſen umſtellt können keine Iffland'ſchen Rührſtücke gegeben werden. Der Hafen von Neapel iſt unſtreitig das ſchönſte und erhabenſte Seebild der alten Welt, aber der Hafen von Rio de Janeiro übertrifft ihn bei weitem an großartiger Schönheit, an gewaltiger Pracht. Hier iſt Alles rieſig, ungeheuer ſchön. Aus dem Panorama der Stadt, welches ſich links vom Meere aus erhebt, ragen groteskgeſtaltete, maſſenhafte Granitblöcke und Berge in abenteuerlichen Formen empor, die auf ihren Scheiteln Feſtungen und Kirchen wie Kronen tragen; aus der Felſenſtaffage der Stadt erhebt der Corcovado mit ſeinem Telegraphen und Schlößchen ſich am höchſten, ein ſeltſames Granitgebilde. Es iſt Alles ungewöhnlich, außerordentlich. Weiter und herrlicher wird der Hafen je weiter man vordringt, und rechts zeigt ſich das in idylliſches Grün tief verſenkte Städtchen Praia Grande; zwiſchen ihm und der Hauptſtadt und weiter eine Menge Forts und Dörfer, Villen, Höfe; der Hafen wird endlich zum großen See, aus welchem eine Menge Inſeln wie große Waſſerblumen auftauchen; das Auge vermag nicht Alles mehr zu faſſen. Als unſer Schiff leiſe dahin glitt war es mir träumeriſch zu Sinn, als ſteige die alte verſunkene Mährchenwelt der Poeſie vor meinen Augen auf, und als hielt ich die Fee, die ſie aus der Tiefe heraufgezaubert, um mich, den Dichter, mit dem höchſten Glück, das die Phantaſie zu erſtreben vermag, zu entzücken, in den Armen. Kynoſura war die junge Fee, das alte Mährchen, die verkörperte Poeſie. Der Wahn des Pater Siſto fiel mir ein, ſie ſei eine Verſtorbene, wieder lebendig Gewordene, und ich fühlte jetzt erſt wie recht der alte Mönch gehabt; denn die Poeſie ſtirbt ewig ſüßen Tod und wird ewig jung geboren.

Kynoſura führte mich in eins der erſten Hotels der Stadt, wo das vollſte Leben an unſern Blicken vorüberbrauſte. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen; an ihrer Seite durchzog ich die Stadt; bedächtige Mauleſel trugen uns auf die höchſten Felſenpunkte. Die Ausſicht iſt unermeßlich und ſpottet jeder Beſchreibung. Wir beſuchten die überreiche Umgegend. Die ganze Welt hat nichts Schöneres, ja nichts Gleiches aufzuweiſen; dem Begriffe nach iſt hier das Paradies der Erde. Wir waren im botaniſchen Garten, wo die überſchwengliche Üppigkeit der Natur recht in's Auge ſpringt; wir beſuchten St. Chriſtovao und die kaiſerliche Quinta mit ihren ſchattigen Gärten, aus deren dunklem Laub alle Früchte des Südens lockend hervorblicken, und in denen der rieſige Mangabaum mit ſeiner koſtbaren ſaftigen Frucht gleichſam den eingebornen Landesherrn ſpielt. Trunken von all den Genüſſen entſchlief ich Abends in Kynoſura's reizendem Arm. Kann man denn glücklicher ſein auf Erden als ich? Iſt es möglich, daß künftige Zuſtände mir größere Seligkeit gewähren können?

Wir lebten in der Hauptſtadt auf einem glänzenden Fuß; Kynoſura hatte angeſehene Verbindungen und ich galt für einen vornehmen deutſchen Grafen. Allen Aufwand beſtritt ſie allein. Oft kam es mir vor als ſei der alte Jozé ein Zauberer, der ſtets neue Mittel zu dieſem üppigen Leben herbeiſchaffe. Nach vier Wochen reiſten wir zu Schiffe wieder ab nach Kynoſura's reicher Beſitzung auf der ſchönen Inſel St. Katharina. Dieſes blühende und fruchtbare Eiland wird in Rio de Janeiro nur der Garten Braſiliens genannt, und er verdient dieſen Namen mit dem vollſten Rechte.

Kynoſura beſitzt im Innern der Inſel eine höchſt anmuthige und fruchtbare Strecke Land mit eleganten und bequemen Baulichkeiten; ſie iſt Herrin einer nicht unbedeutenden Anzahl von Sklaven, welche in den Plantagen verwendet werden. Das Gut heißt Rocca, und von ihm führt Kynoſura den Namen. In der Hauptſtadt der Inſel Cidade do Deſterro iſt ein ſchönes Haus — man würde es in Europa ein Palais nennen — ihr Eigenthum. Das Alles hat ſie von ihrem Vater, einem engliſchen Lord, von welchem aber nie die Rede iſt und den meine Geliebte auch nicht kennt. Die Eltern haben ſich früh getrennt und in ihrem kurzen Eheſtande ſcheinen ſehr viel Unregelmäßigkeiten vorgekommen zu ſein. Jozé iſt genau davon unterrichtet; aber er läßt ſich nichts abfragen, und iſt überhaupt ein geheimnißvoller, wunderlicher Patron. Oft muß ich über meinen frühern Irrthum lächeln, der den alten Mann für einen gemeinen Diener Kynoſura's hielt; je mehr ich Jozé kennen lerne, deſto größer wird meine Achtung vor ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen. Er iſt ein ſehr erfahrener Arzt, und hat in der Einſamkeit dieſer Rieſennatur Forſchungen gemacht, von denen ſich unſre deutſchen Profeſſoren — ſo gelehrt ſie ſind — nichts träumen laſſen. Die Naturwiſſenſchaften ſind das Feld ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit. Mir ſcheint er beſonders zugethan, doch iſt er deshalb nicht mittheilſamer. Kynoſura wundert ſich aber ſchon darüber, daß er mich in ſeine Zimmer geführt hat, die außer ihm ſonſt kein menſchlicher Fuß betreten darf. Seine Bibliothek und Naturalienſammlungen ſetzen mich ſtets von neuem in das höchſte Erſtaunen, ſo oft ich durch dieſe Räume wandle. Er hilft mir jetzt eine Sternwarte bauen; dann werden wir viel zuſammen arbeiten; denn er iſt auch in der Aſtronomie erfahren. Ich gedenke viel, ſehr viel von ihm zu lernen, und erachte es als keinen geringen Beitrag zu meinem Glücke, daß mir auch der wiſſenſchaftliche Umgang nicht fehlt. So muß auch dieſer Alte dazu beitragen mir das beneidenswertheſte Loos zu ſchaffen.

Die Wintermonate werden wir dem hieſigen kältern Klima entfliehen und in Rio de Janeiro zubringen, wo die geſellige Freude Tempel und Throne hat. Kynoſura wird es durch ihre Verbindungen ſogar dahin zu bringen wiſſen, daß wir Zutritt bei Hof erhalten. Die Kaiſerin ſieht ihre Landsleute gern, und es leben eine Menge Deutſche in Braſiliens Hauptſtadt. Ich habe unter ihnen einige ſehr intereſſante Bekanntſchaften gemacht, darunter eine, die mir beſonders angenehm iſt. Und dieſe iſt Helenens früherer Geliebter Namens Baurdach. Wie ſeltſam doch die Fügungen des Schickſals ſind! Es gab eine Zeit wo ich dieſen Mann darum beneidete, Helenens erſter Geliebter geweſen zu ſein, und jetzt diente er dazu mir vaterländiſche Zuſtände zurückzurufen. Ich machte ſeine Bekanntſchaft auf einem deutſchen Kaffeehauſe, wo die meiſten Deutſchen zuſammen kommen, die provinzielle Färbung meiner Sprache verrieth mich ihm, und als wir uns gegenſeitig decouvrirt hatten, war ſeine Freude unbeſchreiblich. Er iſt früher Officier im Dienſte des Kaiſers geweſen, hat aber dem Soldatenleben, das er mir nicht ſcheußlich genug ſchildern kann, quittirt und iſt durch Glück und Thätigkeit Chef eines nicht unbedeutenden Handelshauſes geworden, und hat ſich mit einer Deutſchen verheirathet, die mit ihren Eltern hierher ausgewandert war. Eine Braſilianerin, meinte er, würde er nimmer heimgeführt haben. Er hält nichts von den Eingebornen, aber ſeine Angaben ſind jedenfalls übertrieben. Wäre alles wahr ſo herrſchte hier nur moraliſche und phyſiſche Verworfenheit. Ich kann und mag das nicht glauben. Baurdach iſt einer von den gewöhnlichen Menſchen, die den Kern nach der rauhen Schale beurtheilen und das Leben nur nach der äußerſten Oberfläche ſchätzen. Und die hat allerdings viel Anſtößiges und Verletzendes. — Sehr rührend war es mir den biedern Deutſchen in der Erinnerung an Helene ſich gleichſam verjüngen zu ſehen. Wenn er von ihr ſprach, wuchſen ſeiner Seele Flügel; er liebt ſie noch mit jener reinen keuſchen Flamme, die nachhält bis an's

Ende und das Leben fort und fort nicht nur ſanft erwärmt, ſondern auch golden anſtrahlt. Sonderbar genug wurde Helene der Gegenſtand unſrer täglichen Unterhaltung und wir wetteiferten miteinander ſie mit Hochachtung zu erheben. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß mir ihre Schuld gegen mich bei weitem nicht mehr ſo grell und ſtrafbar vorkommt wie früher. Ich war in einem ſehr gereizten Zuſtande und ſah alles ſchwärzer. Die Ferne in Zeit und Raum verſöhnt und zeigt die Dinge im blauen Duft der Sehnſucht und im Abendrothſchein der Verklärung. Friede und Freude dem mir einſt ſo theuern Weibe! Ihr Andenken wird mir ſtets heilig ſein. —

Ich habe Naurdach verſprechen müſſen dieſen Winter oft in ſeinem Hauſe zu ſein, und er will mir über viele hieſige Verhältniſſe die Augen öffnen — wie er ſich ausdrückt. Ich denke es wird ihm nicht gelingen.

Etwas iſt mir aufgefallen was ich nicht erwartet hatte, nämlich die große innere Befriedigung hier gemüthliche deutſche Herzen zu finden, an die ſich anzuſchließen mir ein unabweisbares Bedürfniß iſt. Es liegt ein unbegreiflicher Zauber darin. Ich meinte Deutſchland längſt los zu ſein, und hier finde ich es wieder und drücke es mit heiliger Inbrunſt an's Herz. — Hier in St. Katharina ſpielen die Engländer eine Hauptrolle. Ich kann mich aber nicht mit ihnen befreunden.

Künftiges Jahr gedenke ich Dich zu beſuchen, wenn Du nicht früher zu mir kommſt. Du biſt herzlich eingeladen.

XI.

Aus Blumenthal's Tagebuche.

O mein Gott! mein barmherziger Gott! Was habe ich erleben müſſen. Noch zittert mir das Entſetzen durch das innerſte Mark meiner Gebeine, noch grauſt es mir tief in der Seele und mein inneres Auge umhüllt ſich mit Nacht. Ich kann meine Gedanken nicht recht ſammeln. Das kann ich meinem Karl nicht ſchreiben! Das kann ich Niemand mittheilen; die tiefſte Schaam würde mir es wehren. Es iſt mir als wäre ich ſelbſt zum Verbrecher geworden. Iſt Kynoſura ein Engel und ein Teufel zugleich? Ich kann es nicht vereinbaren. — —

Als wir hier angekommen waren, noch in derſelben Stunde, traf Marianna einige Arrangements, um die ich mich natürlich nicht kümmerte. Später fiel mir auf, daß ſie ſich früh und Abends zu einer beſtimmten

Stunde täglich entfernte, ein für allemal Geſchäfte vorſchützend und meine Begleitung einigemale beſtimmt ablehnend. Meine ahnungsloſe Seele beruhigte ſich dabei. Nach einiger Zeit fiel mir Paula's, ihrer ſchwarzen Zofe, ſcheues Weſen auf; ich bemerkte, daß das Mädchen verweinte Augen hatte. Dieſen Morgen, als Kynoſura ſich wieder entfernt, eilte Paula mit dumpfem Schluchzen durch das Zimmer. Ich vertrat ihr den Weg und fragte ſie mit ſanften theilnehmenden Worten um die Urſache ihres Kummers. Sie ſah mich mit jenem ſcheuen, mißtrauiſchen, halb ſpöttiſchen, halb verzweiflungsvollen Blick an, der nur den Schwarzen uns gegenüber eigen iſt, aber ihr Mund blieb ſtumm. Ich faßte ihre Hand und ſagte: „Vertraue mir. Ich meine es gut mit dir." — Thränen entſtürzten ihren Augen. „Sie ſind gut, ſo gut!" ſchluchzte ſie, „aber Sie werden die arme Paula doch verrathen." Ich legte die Hand auf das Kreuz, das an einer Corallenkette um ihren Hals hing, nichts von ihren Mittheilungen über meine Zunge kommen zu laſſen, und bebte vor ihnen wie vor einem dunkeln Geſpenſt.

„Wenn Sie mich verrathen,“ ſagte ſie dann dumpf, „ſo iſt es mein Tod.“ Dann bat ſie mich ihr leiſe zu folgen. Wie eine Katze ſchlüpfte ſie vor mir hin nach den Hintergebäuden eine düſtre Treppe hinauf und über die Böden, auf welchen der Segen der jüngſten Ernte aufgeſtapelt war. Ich hatte oft Mühe mich durchzuwinden; das Herz ſchlug mir hörbar und ich hatte die beſtimmte Ahnung, daß ich etwas fürchterliches erleben würde. Wie wahr war ſie! Endlich trat Paula auf ein ſchwankes Brett, das auf einer Leiter liegend von einem Haus zum andern über eine ſchwindelnde Höhe führte. Hinten war der Felſen des Bergs, vorn die hintere Seite der Hintergebäude. Ein dumpfes Aechzen ſchlug aus dem Schoppen, in welchen der halsbrechende Weg führte, an mein Ohr. Ich zauderte ſchwindelnd ihr zu folgen. „Auf jedem andern Wege würden wir entdeckt und verrathen werden,“ flüſterte die Sklavin dringend, „und mein Tod wäre dann gewiß, vielleicht auch — der Ihrige.“ — Ich bebte. Das Ächzen wurde lauter. „Hören Sie!“ ſprach ſie mit einem furchtbaren Blick, der mir durch Mark und Bein drang, „das iſt der arme Carro. Sie wird ihn todt ſchlagen.“ Mir wurde ſeltſam zu Muthe, aber ich folgte ihr nun ſichern Schritts über das Brett. Wir traten auf den Boden des andern Hauſes, einer ehemaligen Reismühle. Paula empfahl mir die äußerſte Vorſicht und zog mich zu einer Spalte des Bodengebrücks. Himmel, was mußte mein Auge gewahren! Zu welchem empörten, knirſchenden Diener des Ohrs mußte es werden. O warum mußte ich das erleben! An dem ſtarken Balken in der Mitte des untern mit breiten Steinplatten gepflaſterten Raumes war ein junger, ſchöner, ſtarker Neger an Armen und Beinen mit zwiefachen Ketten gefeſſelt, und vor ihm auf einer Art Tribüne ſtand Marianna, anzuſchauen wie eine Furie. In ihrer rechten hielt ſie eine ſogenannte fünfſchwänzige Katze, eine lange furchtbare Geißel, in deren Flechten kleine Bleikugeln, Nägel und Nadeln in großer Menge eingeknüpft waren. Dieſe ſchwang ſie wüthend auf den nackten im furchtbaren Schmerz ſich krümmenden Neger herab, deſſen Rücken nur rohes blutiges Fleiſch und Eiter zeigte. Am Steinboden klebte altes Blut in Fülle, neues ſtrömte aus den neuen

Wunden hinzu. Die Furie hieb erbarmungslos auf ihr Opfer. Mir vergingen die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, war unten alles dunkel, nur ein leiſes Wimmern zitterte zu mir herauf. Paula war ängſtlich mit mir beſchäftigt und brachte mich nur mit Mühe auf dem gefahrvollen Wege zurück. Als wir in Sicherheit waren, beſtürmte ich ſie, tief aufſeufzend und ſchier meinem Schmerz erliegend, mit Fragen um Aufklärung des entſetzlichen Phänomens. Sie erzählte: „Carro war mein Geliebter; die Herrin widerſetzte ſich aber unſrer Verbindung — wie es ſchien nur eigenſinnig. — Bald aber nahm ich wahr, daß ſie neben Don Luis auch noch Carro liebte, und es blieb mir kein Geheimniß, daß ſie den Einen wie den Andern mit ihrer höchſten Gunſt beglückte. Sie überhäufte nämlich ihren jungen Sklaven mit Geſchenken, und Carro wurde kaltſinnig gegen mich. Vielleicht hatten dieſe Zeichen auch Don Luis ſcharfes Auge belehrt; genug er kam hinter das Geheimniß der Herrin und verließ ſie. Erſt in Neapel, als ſie ihn aufs Außerſte gebracht, hat er ihr geſagt, daß er ihr Verhältniß zu Carro gar wohl gewußt; und dieſes

Wort war's, was ſie ſo raſend gemacht, daß ſie ſich in's Waſſer ſtürzte. Sie ſetzte voraus, daß Don Luis es nur von Carro erfahren haben könne, und mit ihrem furchtbaren Racheplan im Herzen kam ſie hier an. Noch an demſelben Tage ließ ſie den Neger in der Reismühle an Ketten legen und hieb ihn mit ihrer blutigen Geißel, und täglich hat ſie dieſe ſie ſo ſehr ergötzende Arbeit zweimal fortgeſetzt. Es ſcheint ihr Plan zu ſein ihn ſo langſam todt zu martern."

Die Negerin verließ mich unbemerkt; ich ſammelte mich ſo gut ich konnte, und trat vor Marianna, die mich mit dem alten Liebreiz empfing. Meine Bläſſe ließ ſie ahnen was ich geſehen; ſie fragte mich mit zitternder Stimme was mir fehle. Ich ſagte ihr mit dürren Worten, daß der Zufall mich zum Zeugen ihrer unmenſchlichen Grauſamkeit gemacht, und daß ich geſonnen ſei mich ſogleich von ihr zu trennen. Sie ward ohnmächtig. Ich warf einen Blick der Verachtung auf ſie; ach! ſie war unbeſchreiblich ſchön. Ich wollte gehen — ich zauderte noch — ich konnte das Auge nicht von ihr wenden — es war als ob ein Zauber mich feſthielte. Sie kam zu ſich, fiel mir zu Füßen, wimmerte verzweiflungsvoll und beſchwor mich ſie nicht zu verlaſſen. Ach, wie ſie da lag, das göttlich ſchöne Weib! Ich konnte ihr nicht widerſtehen. Die Freilaſſung des unglücklichen Sklaven forderte ich auf der Stelle; ſie gab Alles zu. Dann eilte ich zu Jozé, um dieſen zur Heilung des ſchwarzen Menſchen zu vermögen. Großer Gott, der alte Mann wunderte ſich, daß ich um eines Negerſklaven, über deſſen Leben und Tod ſeinem Herrn das Recht zuſtehe, ſolch Aufhebens mache! Carro wurde ſeiner Feſſeln entledigt und kam in Jozé's Pflege. Ich werde ſelbſt nach ihm ſehen. — — O mein Gott, welcher Zwieſpalt iſt in meiner Bruſt entſtanden! Kann ich es läugnen? Ich liebe Kynoſura noch immer. Es iſt mir unmöglich mich von ihr zu trennen. Mein Herz iſt mit tauſend magiſchen Banden an das ihrige geſchmiedet. Aber vom Gipfel meines ſtolzen Glücks bin ich herabgeſtürzt und über alle Maßen elend geworden. Ich liebe ein Weib, das ich — verachten muß. Die Strahlen der Liebesſonne durchglühen mich nur noch, aber ſie erwärmen mich nicht mehr. Es iſt nur noch die Poeſie der äußern Schönheit, die mich erfüllt; die der innern iſt entflohen. Aber was bin ich ohne ſie? Meinem Leben wird die Harmonie fehlen. O mein Deutſchland, ich habe Dir doch Unrecht gethan!

XII.

Blumenthal hatte ſeine Ankunft in Rio de Janeiro dem Kaufmann Baurdach durch ein Handbillet gemeldet, und war von dieſem zu einem Gabelfrühſtück eingeladen worden. Als er zur beſtimmten Stunde eintrat ſchien der joviale Handelsherr betroffen über ſeinen Anblick. Sie reichten ſich die Hand, die Augen des Einen hefteten ſich feſt auf das bleiche Geſicht des Andern.

„Herr Blumenthal, verehrter Landsmann und Freund!“ rief Baurdach, „ich hatte mich Gott weis wie gefreut Sie wieder zu ſehen. Zum Henker! und Sie jagen mir die Freude zur Thüre hinaus. Sind Sie krank geweſen? Sind Sie es noch? Können Sie das braſilianiſche Klima nicht vertragen? St. Katharina hat doch die geſundeſte Luſt und eine Sonne wie unſer lieber deutſcher Mittel-Rhein.“

Blumenthal ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Haben Sie das Heimweh bekommen und ſehnen ſich nach dem geſcholtenen Deutſchland zurück?“ fuhr der Kaufmann fort. „Ich dachte mir wohl, daß ſo etwas bei Ihnen eintreten würde. Sie waren mir viel zu böſe auf unſer liebes Vaterland. Das iſt eine Sünde, die bald gerochen wird. Kein Menſch ſoll auf ſeine Mutter und ihre Fehler ſchmähen.“

„Mir fehlt weder das Eine noch das Andere,“ ſagte **Blumenthal** wehmüthig.

„So iſt Ihnen Ihre Geliebte untreu geworden? Das durften Sie von einer Braſilianerin nicht anders erwarten und ich habe es Ihnen erſt geſagt. Deutſche Treue, deutſche Tugend ſind dieſen Grazien fremd. Ihr Herz wird nur von einem Triebe bewegt, und der heißt: Genußſucht. Zum Glück ſind die Männer nicht beſſer, und ſo kommt man leidlich mit einander aus. Eine Tugend, von der Niemand eine Ahnung hat, wird nicht ſchmerzlich vermißt. Aber ein deutſches Herz paßt nicht in dieſes wilde, wollüſtige Treiben. Der Rauſch verfliegt und die Luſt wird zum Ekel.“

„Sie ſind auch hier auf falſcher Fährte. Ich kann meine Geliebte keiner Untreue zeihen und liebe ſie noch eben ſo heftig wie erſt.“

„Sie wollen ſich mir verbergen; aber bei unſerm deutſchen Gott, der ein viel herzigerer Vater iſt als der braſilianiſche, ich laſſe Sie nicht! Dazu lieb' ich Sie zu ſehr. Sie ſind nicht glücklich mehr, das zeigt Ihr Ausſehen, das predigt jeder Zug Ihres Geſichts. Sind Sie endlich inne geworden welch ein erbärmliches Volk dieſe Braſilianer ſind? wie ſich die in Europa ſo hoch gerühmten Helden hier an Ort und Stelle dem unbefangenen Auge als die jämmerlichſten Gecken präſentiren? Natur und Menſchen ſtehen hier in einem divergirenden Verhältniß. Jene iſt ungeheuer groß, dieſe ungeheuer klein. Das ſagte ich Ihnen gleich, aber Sie wollten es nicht glauben. Ein deutſcher Dichter darf nicht in dieſes Land kommen um mit Menſchen zu verkehren. Er muß ſich mit der Natur begnügen. Ich begreife aber wohl, daß das nicht angeht. — Sie ſchweigen, werther Freund! — Nun, ich will nicht in Ihr Geheimniß dringen, aber ächt deutſch-treu und ehrlich will ich Ihnen rathen mit dem erſten, dem beſten Schiffe ſchleunigſt nach Deutſchland zurückzukehren.“

Blumenthal ſchüttelte wieder bitter lächelnd den Kopf.

„Vielleicht hätte ich einen Talisman, der Ihren geheimen Kummer verſcheuchte!“ ſagte jetzt der Kaufmann mit einem pfiffigen Geſichte. „Setzen wir uns: Schenken wir die Gläſer voll und ſtoßen wir an: Deutſchland lebe! Deutſchlands Frauen leben! Helene lebe!“

Blumenthal ſtieß mit Heftigkeit an und leerte das Glas. In dieſem Augenblicke drückte ihm Baurbach etwas in die Hand. Mit der heftigſten Beſtürzung erkannte er ſeinen Ring und die Kette von ſeinem Haar, und wie im Traume rief er ängſtlich: „Helene! Sie mahnt mich an mein Wort! Helene! O Gott! Helene, wo biſt du?“

Da öffnete ſich eine Seitenthüre und im ſchönſten Reize ſittiger Frauenwürde trat die Gerufene herein. Blumenthal breitete, ſich ganz vergeſſend, die Arme aus und Helene ſank an ſeine Bruſt. Einen Augenblick feierten ſie die Seligkeit des Wiederſehens. Aber plötzlich ſprang Blumenthal auf und rief verzweifelt: „O Gott, das iſt zu viel! Ich ertrag es nicht. Nicht im Himmel darf ich verweilen; ich habe mich der Hölle verſchrieben, und die Hölle iſt ſchön, unſäglich reizend. Ihr wißt es nicht und werdet es nicht glauben; aber ich ſchwör' euch, die Hölle iſt über allen Ausdruck herrlich, und ihr gehör' ich auf ewig an. Leb' wohl, Helene! Sieh nicht auf meine Ferſen! Laß mich! Laß mich untergehen!" Und mit dieſen Worten ſtürzte er aus der Thure.

„Er iſt unrettbar verloren!" jammerte Helene; der Kaufmann rieb ſich verlegen die Hände. „Geben wir nicht alle Hoffnung auf," ſagte er verdrießlich, „ich werde ihn nicht aus den Augen laſſen. Und die gleiſende Schlange ſoll es mir büßen, daß ſie mir auch dieſes nie gehoffte Wiederſehen verdorben hat. Eigentlich wäre ich ihr Dank ſchuldig, denn durch ſie iſt mir das hohe Glück zu Theil geworden noch einen Jugendtag zu leben. Nein, nein, theure Frau, Sie dürfen ſich dem Schmerze nicht ganz ergeben. Der Herr wird es zum Beſten lenken!"

Helene faltete die Hände und warf einen inbrünſtigen

Blick aufwärts, in welchem ein Paar klare Thränen zitterten, Juwelen aus der Diamantengrube des edelſten Frauenherzens.

„Ja, ich vertraue,“ ſprach ſie dann feierlich und mit innerer Erhebung. „Erkenne ich doch darin Gottes weiſe Lenkung und Fürſorge für mein und ſein Geſchick, daß ich Sie, mein verehrter Freund, und Ihre werthe, liebevolle, theilnehmende Gattin hier gefunden habe. Unſre Herzen — ſo erkenn' ich die Schickung demüthig an — mußten einſt getrennt werden, gewiß weil ſie nicht für einander beſtimmt waren, und Sie im Schmerz darüber Ihr Vaterland verlaſſen, damit nun einem edeln unglücklichen Herzen durch mich hier Troſt und Rettung werde. Hätte ich nicht Ihr und Ihrer Gattin treues deutſches Herz hier, an das ich glaubend und vertrauend das meinige anlegen, aus deſſen heiligem Lebensborn ich mir Ermuthigung, Troſt und Hülfe trinken, an dem ich die mächtige Stütze der Freundſchaft finden kann; ich müßte ja in dieſer herzloſen Stadt verzweifeln. Unter dieſen meinen Reiſegefährten iſt mir nicht wohl, ſo lang wir hier ſind; das drückende Gefühl, das mich in Neapel und auf der Meerfahrt unter ihnen beſchlich, iſt hier nur noch laſtender geworden. Ein alter Mönch und ein alter engliſcher Graf, beide von ſtillem Wahnſinn heimgeſucht; der junge Don Luis da Miranda verſchloſſen und heimlich, ein düſtrer, unfreundlicher Charakter; ſeine Mutter hier eine ſtolze, kalte, theilnahmloſe Frau: ich bin wie verrathen und verkauft unter dieſen Leuten."

„Deſto treuer ſind Sie bei uns aufgehoben," verſetzte der Kaufmann, und führte die Geliebte ſeiner Jugend, an welcher ſein Herz noch immer in ſtiller, heiliger Verehrung hing, zu ſeiner Gattin. — So gewiß iſt es, daß die Liebe, die keuſche wahre Liebe der Seelen, die man vorzugsweiſe die deutſche Liebe nennen könnte, ein unſterbliches Eigenthum reiner Herzen bleibt, ein heiliges Kreuz an dem die Geiſter anbeten, und an das ſie ſich feſtklammern in Noth und Sturm. —

Baurbach erfuhr nach einigen Tagen, daß Blumenthal krank darnieder liege, er eilte in deſſen Wohnung und kehrte ſehr niedergeſchlagen zurück. Helene drängte mit zitternder Angſt in ihn, und er erwiederte:

„Nein, ich will es Ihnen nicht verhehlen wie erſt mein Vorſatz war; es iſt beſſer Sie erfahren, daß unſer Freund an einem ſo heftigen hitzigen Fieber danieder liegt, daß er Niemand kennt und — da ich den Charakter dieſer Krankheit an Deutſchen hier ſchon mehrfach beobachtet habe — ohne Rettung als Opfer fallen muß. Mit Schmerzen muß ich es ſagen: Blumenthal iſt nach Rio de Janeiro gekommen, um hier zu ſterben."

Helene war erblaßt; ohne ein Wort zu verlieren begab ſie ſich in das Palais der Donna Marianna da Rocca. Die junge Dame war abweſend; der alte Jozé ſaß mit beſorgten Mienen am Bette des fieberkranken delirirenden Mannes. Helene erkannte ſogleich den Arzt in dem Greiſe.

„Mein Herr," ſagte ſie würdevoll, „die heiligſte Pflicht des Herzens und der Natur fordert aus mir einen Platz neben Ihnen an dieſem Bette. Es iſt ein zerriſſenes, blutendes Herz, das dieſe Bitte ausſpricht. Sie können und dürfen mich nicht zurückweiſen."

Der Greis fühlte jene tiefe Ehrfurcht vor dem Unglück die demſelben einen Freipaß durch die Welt zuſichert.

„Ohne daß ich Sie kenne, Donna," ſprach er, „weiß ich doch wer Sie ſind. Die Fieberphantaſien des Kranken, die ſchon den ganzen Tag ſich nur mit Ihnen beſchäftigt und nach Ihnen verlangt haben, verrathen es mir. Sein Sie hier willkommen und theilen Sie ſich mit mir in die Pflege dieſes Edeln. Wahrlich Sie ſtehen ihm an Edelmuth nicht nach; denn ich weiß Sie ſind ſeine verſtoßene Geliebte."

Helene beugte ſich über Blumenthal's glühendes Geſicht. Er erkannte ſie nicht, und doch ſprach er ihren Namen mit einer tiefen Sehnſucht aus. Seinen abgeriſſenen Aeußerungen nach erſchien ſie ihm als eine verklärte fliehende Geſtalt, die er mit rührenden Worten bat ihn doch auch mit zu nehmen. Ihre Thränen fielen auf ſeine Hände, die ſie gefaßt hielt. Mit ängſtlicher Sorgfalt beobachtete ſie ſeine Züge und unterzog ſich mit der größten Gewiſſenhaftigkeit den Anordnungen Jozé's.

Erſt nach einigen Stunden erſchien Paula und erkundigte ſich im Namen ihrer eben heimgekehrten Herrin bei Jozé nach dem Befinden des Kranken.

„Sage Donna Marianna," erwiederte der Alte finſter, „daß ich ſie erſuchen ließe ſich ſelbſt hierher zu bemühen.“

Paula warf einen verwunderungsvollen Blick auf den Greis, aus deſſen Munde ſie noch keine ſo kühne Aeußerung gehört haben mochte; Helene bemerkte wie er zitterte. Einige Augenblicke darauf kehrte Paula wieder und brachte Marianna's ſtrengen Befehl an José, ſogleich vor ihr zu erſcheinen.

„Sag' ihr,“ rief der Alte leidenſchaftlich, „daß ich dieſem Befehle nicht gehorchen werde. Hier an dieſem Bette iſt jetzt mein Platz und hier wäre wohl auch der ihrige. Sag' ihr wie tief ſie beſchämt wird von dieſer deutſchen Frau.“ — Paula ging kopfſchüttelnd wieder. Und wieder einige Minuten und die Thüre rauſchte heftig auf, und Marianna trat raſch mit zornſprühendem Auge herein.

„Wer iſt dieſe Fremde, die dich zu ſolcher Frechheit verführt, Alter?“ rief ſie bebend.

„Ich bin eine Deutſche die dem Manne Ihrer Liebe viel ſchuldet, Donna Marianna,“ ſagte Helene ſich verbeugend mit feſter Stimme. „Ich flehe Sie um die

Erlaubniß an ihn während ſeiner Krankheit warten und pflegen zu dürfen. Mir iſt deutſche Art und Weiſe bekannt; ich nur weiß wie man mit dieſem Kranken umgehen muß. Erzeigen Sie mir die Barmherzigkeit ihm die letzten Lebensſtunden mit liebevoller Pflege zu verſüßen. Er ſtirbt; ich weis es gewiß. Der Lebende gehörte Ihnen an, überlaſſen Sie mir den Sterbenden. Sie ſcheinen ohnedies kein Wohlgefallen am Geſchäft einer Krankenwärterin zu finden. Es iſt auch nicht jedes Weibes Sache. Weiſen Sie mich nicht aus Ihrem Hauſe. Nein Sie dürfen das nicht dieſes Mannes wegen, der Sie ſo ſehr liebte."

„Ah, Sie ſind ſeine frühere Geliebte," verſetzte Marianna ſich auf die Lippen beißend. „Wohlan bleiben Sie und wenn Don Antonio geneſt ſo mag er wählen zwiſchen Ihnen und mir."

„Davon könnte nicht die Rede ſein, ſelbſt wenn ich aus den ängſtlichen Zügen dieſes Greiſes nicht die Gewißheit des Todes Don Antonio's herauslaſe. Ich bin nicht gekommen Ihnen Ihr Eigenthum ſtreitig zu machen."

„Laſſen wir das!“ ſagte **Marianna** gleichgültig, auf die die Nachricht von dem hoffnungsloſen Zuſtande ihres Geliebten keinen Eindruck zu machen ſchien. „Bleiben Sie und thun Sie was Ihnen gut dünkt. — Jetzt habe ich mit dir zu reden, **Jozé**. Du haſt gewagt meinen Befehl zu verhöhnen; ich werde dich auspeitſchen laſſen.“

Der Greis ſaß einen Augenblick ſtumm und wie zu Stein verwandelt. Dann begannen ſeine Lippen ſich leiſe zu regen; nun heftiger immer heftiger, aber noch kam kein Wort zwiſchen ihnen hervor. Endlich brach der zurückgedrängte, geſtemmte Strom der Empfindung in Worten hervor: „Du mich auspeitſchen laſſen, Auswurf, den meine Liebe groß gezogen, der mir Leben und Güter, Alles zu verdanken hat. Erfahre denn wer ich dir bin, Undankbare, Elende! Ich, ich **bin dein Vater**! Nun lege nur die vatermörderiſche Hand an mein eisgraues Haupt. Ja, dein Vater bin ich, der nur dein Glück wollte und der erkannt hatte, daß dieſer deutſche Mann, den dein Leichtſinn hier auf's Krankenbett geworfen, dein wahres Glück begründen würde und keiner weiter. Ihn habe ich geliebt wie dich; er ſollte dein Gatte werden, und es empörte mich, daß du ihn jetzt verlaſſen konnteſt, um neuen Lüſten nachzugeben, daß du den Kranken, den Sterbenden mir allein überließeſt, und ſeine verlaſſene, verſtoßene Geliebte kam ihn zu pflegen. Scheuſal, nun weiſt du Alles, was ich dir bis jetzt verſchwiegen; denn ich wollte dir, meinem verzärtelten Kinde, den verachteten Juden nicht zum Vater geben. Aber ich bin's! ich bin's! Bei'm hochgelobten Gott unſerer Väter, und dich trifft mein gerechter Vaterfluch!"

Marianna hatte wankend nach einem Stuhle gegriffen; ihre Züge waren verändert. Jetzt ſchlug ſie eine wilde Lache auf und ging mit den Worten nach der Thüre: „Ich werde ſogleich dafür Sorge tragen, daß man dich heute noch ins Narrenhaus ſperrt." — Als ſie hinaus war, raufte ſich der Greis die dürftigen Locken und heulte verzweiflungsvoll. Helene ſchauerte in tiefſter Seele zuſammen. Sie verſuchte es Troſtworte an ihn zu richten, aber er hörte ſie nicht und rannte wirklich wie wahnſinnig von dannen. Sie wandte ſich dem

Kranken zu. „Helene!“ liſpelte er. „Ja Du biſt's! Ich habe Dich erkannt!“ Er drückte ihr zärtlich die Hand und ſchlummerte ſanft ein. Es ſchien, als habe er die Scene verſtanden. —

XIII.

Gegen alles Erwarten beſſerte es ſich zuſehends mit Blumenthal. Die Liebe iſt auf Erden die größte Zauberin; ſie hat ſeit Anbeginn der Welt alle Wunder gethan; ſie that es auch hier. Von den öden Ufern des düſtern Fluſſes, der die Grenze des Lebens beſchreibt, wurde der Kranke durch Helenens liebende Hand in die blühenden Gefilde zurückgeführt. Eines Abends erklärte Jozé — Marianna hatte ihre Drohung nicht in Ausführung gebracht — der Kranke ſei aller Gefahr enthoben und gehe nun mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegen. Am andern Morgen erſchien Helene nicht mehr am Krankenbette; vergebens fragten Blumenthal's Blicke und Worte nach ihr; ſie war verſchwunden und alles Nachforſchen nach ihr führte zu keinem Reſultate. Jozé ſagte: „Ich ſtaune an der Größe dieſes Weibes empor.

Solche Tugend iſt ein Fremdling in unſerm Hauſe und in unſerm Lande."

Marianna zeigte ſich nun dagegen wieder mehr an Blumenthal's Bett und verbreitete dort jene glückliche Heiterkeit, die ihrer Seele wie ein berauſchender Blumenduft entgegenſtieg und auf den Geneſenden den wohlthätigſten Einfluß ausübte. In Blumenthal's Auge entzündete ſich allmählig wieder das Feuer der Leidenſchaft, wenn er es auf Marianna's verlockende blühende Geſtalt geheftet hielt, und er nannte ſie ſchon wieder ſeine geliebte Kynoſura, welchen Namen ſie ſo gern hörte, und den ſie jedesmal mit einem Kuſſe erwiederte. Der alte Zauber ſpann ſich wieder neu und feſt um ſeine Sinne. Bald fühlte er ſich ſo weit hergeſtellt, daß er einen Ausflug wagen durfte. Er gedachte Baurbach zu überraſchen, vielleicht mit einer leiſen Hoffnung Helenen dort zu finden, deren Anweſenheit in ſeinem Hauſe dieſer bei ſeinen Beſuchen an Blumenthal's Bette ſtets ſo beharrlich geläugnet hatte. An einem friſchen Frühlingsnachmittage machte er ſich auf den Weg. Noch war er nicht lange gewandelt, als er

Schritte hinter ſich und endlich ſeinen Namen geflüſtert hörte. Als er ſich umwandte ſah er zu ſeinem Erſtaunen den Neger Garro, der ihm ganz aus dem Gedächtniß gekommen war.

„Herr,“ ſagte der Neger geheimnißvoll, „ich habe ſchon lange darauf gewartet Sie allein zu ſprechen. In dieſer Nacht wurde mir hinterbracht — nun ich kann Ihnen wohl anvertrauen, daß ich dieſe Nachricht meiner Paula verdanke, die ich oft heimlich in der Nacht ſpreche — daß Sie heute ausgehen würden, und ich habe den ganzen Tag auf Sie gepaßt, um ſie nicht zu verfehlen.“

„Und was haſt du mir ſo Nöthiges zu ſagen?“ fragte Blumenthal.

„Einen Theil der Schuld meiner Dankbarkeit möchte ich bei Ihnen abtragen. Herr, ich verdanke Ihnen mein Leben und meine Freiheit. All meine Gedanken haben ſich zeither darauf gerichtet mich Ihnen dankbar zu bezeigen. Es iſt mir endlich gelungen Ihnen nützlich ſein zu können. Ich bitte Sie, vertrauen Sie ſich mir eine Stunde an; gehen Sie mit mir, ich gedenke Ihnen einen großen, einen ſehr großen Dienſt zu leiſten.“

„Und von welcher Art wird dieſer ſein?“

„Sie ſollen durch mich über ein Geheimniß aufgeklärt werden, deſſen Wiſſen Ihnen noth thut und ſehr erwünſcht ſein wird.“

„Wie? ſoll ich vielleicht Helenen durch dich finden, die deutſche Dame, die mich in meiner Krankheit gewartet hat?“

„Ja bei Gott, das ſollen Sie durch mich, mein theurer Herr!“ rief der Neger freudig, und Blumenthal ging ohne Weiteres mit ihm. Carro lächelte ſtill vor ſich hin, und bog vom Wege ab durch mehre krumme und enge Straßen, an denen die Stadt ſo reich iſt, bis er vor einem ziemlich verſteckten Hauſe Halt machte. Es war ein Gaſthof, doch keiner von der erſten Sorte, ſo wenig wie die Leute, die hier einzukehren ſchienen. Carro flüſterte einem Aufwärter etwas zu und drückte ihm Geld in die Hand. Hierauf wurden ſie eine düſtre Treppe hinauf in ein Zimmer geführt. Der Aufwärter deutete auf eine Thüre und verließ ſie. Blumenthal bemerkte in der Thüre kleine von einem Bohrer herrührende Löcher.

„Ich habe dem Kerl das feierliche Verſprechen geben müſſen uns ruhig zu verhalten,“ ſagte der Neger. „Und ich glaube wir kämen nicht ganzbeinig wieder hinaus, wenn wir es nicht hielten. Was Sie alſo auch ſehen mögen, faſſen Sie ſich!“

Blumenthal fing an zu ahnen, um was es ſich hier handle und ſchwieg tief in ſich gekehrt. Es dauerte nicht lange, ſo wurde das anſtoßende Zimmer geöffnet und haſtige Männerſchritte in demſelben vernommen. **Blumenthal** wollte durch die Oeffnung ſchauen. „Noch nicht!“ ſagte **Garro**. „Der Herr iſt noch allein. Gedulden Sie ſich noch ein klein wenig. Die Pulſe des armen Reconvaleszenten klopften immer lauter; das Herz drohte ihm aus der Bruſt zu ſpringen, und ſeine Phantaſie arbeitete ſich ab, ihm ſeltſame und abſcheuliche Bilder vorzuführen. Die Spannung würde ihn endlich niedergeworfen haben, wenn nicht die Thüre drüben abermals geöffnet worden wäre. Ein Rauſchen von ſeidenen Gewändern gelangte zu **Blumenthal's** Ohren.

„Jetzt!“ raunte ihm der Neger zu. „Doch keinen Laut, ich bitte!“ — Das glühende Auge ſuchte gierig die Oeffnung und ſah — Marianna und Don Luis in der zärtlichſten Umarmung. Es dunkelte vor Blumenthal's Blicken, ein leiſer Laut entſchlüpfte ſeinem Munde, der aber von dem im Rauſche der Leidenſchaft glühenden Paare überhört zu werden ſchien. Carro ſchon darauf vorbereitet umfing den Erſchrockenen raſch mit ſtarken Armen und trug ihn fort in ein entferntes Zimmer. Als Blumenthal dort wieder zum klaren Bewußtſein kam, ſagte der Neger: „Sind Sie nun geheilt, mein theurer Herr? Sie ſind zu gut für dieſe Donna. Das war der Dank, den ich Ihnen abſtatten wollte. Ich habe Donna Marianna's und Don Luis geheimen Gängen nachgeſpürt, bis ich den Schlupfwinkel entdeckt, wo ſie ihre ſüßen Stunden feiern. Ich habe es mir Mühe koſten laſſen, ſo viel zu verdienen, um den Aufwärter beſtechen zu können. Gottlob! das Ziel iſt erreicht.“ — Blumenthal gab dem Neger all ſein Geld und wankte zu Baurbach, dem er erzählte, was er ſo eben geſehen. „Don Luis!“ rief er ein um's andere Mal dazwiſchen aus. „Iſt es möglich! Dem ſie Mörder beſtellt, den ſie für todt hielt! Er liegt wieder in ihren Armen!“

„Er müßte kein Braſilianer ſein,“ verſetzte Baurbach ruhig. „Dieſe Leute ſind zu Allem fähig. Was iſt auf dieſes Erlebniß, das mich nicht Wunder nimmt, Ihr Entſchluß?“

„Das ſollen Sie morgen erfahren. Gönnen Sie mir ein Nachtlager in Ihrem Hauſe.“

„Mit Vergnügen hundert.“ Und ſofort wies er dem Freunde ein heitres Zimmer an. Kaum dort angelangt, warf ſich Blumenthal in einen Stuhl und ſchrieb:

„An Don Luis da Miranda.

Ich bin ſo eben Zeuge Ihres neuen Verhältniſſes mit Donna Marianna da Rocca geweſen. Trotz aller Vergehungen dieſer Dame, trotz ihrer Sünden an mir, bin ich doch von einer ſo raſenden Leidenſchaft für ſie befangen, daß nur Einer von uns beiden ferner leben kann, um ſie allein zu beſitzen. Ich vermuthe, aus Ihren fruhern Aeußerungen ſchließend, mit Wahrſcheinlichkeit, daß Sie ſich in demſelben Zuſtande befinden wie ich; aber obgleich Donna Marianna gegen mich noch keine Mörder gedungen hat, ſo wage ich doch zu behaupten, daß ich der Unglücklichere von uns beiden bin, und deßhalb mit einem aufrichtigen Verlangen wünſche, von Ihrer Kugel dahin gerafft zu werden. Es wäre von mir thöricht, mit Ihnen über Ihr Handeln rechten zu wollen, der ich ſelbſt dem Wahnſinne der Leidenſchaft auf eine Weiſe verfallen bin, die mich nicht zum ruhigen Nachdenken über meinen außerordentlichen Zuſtand kommen läßt. Es handelt von uns Einer ſo inconſequent wie der Andere. Auch iſt gar nicht von Beleidigung, gekränkter Ehre, Genugthuung und dergleichen die Rede, ſondern die Sache iſt ganz einfach die: Einer von uns muß ſterben, damit der Andere ungeſtört im Beſitz Mariannens leben kann. Ich erwarte Sie alſo morgen um 6 Uhr im hintern Theil des öffentlichen Gartens. Wir laſſen nur eine Piſtole laden; ich laſſe Ihnen die Wahl, und ſetzen uns, um die Sache kurz zu machen, die Läufe auf die Bruſt. Ich denke ſo wird es am beſten ſein.

Antonio di Valle da Fiore."

In der Nacht ſetzte **Blumenthal** noch einige Verfügungen in Betreff ſeiner Nachlaſſenſchaft auf, im Fall das ſchwarze Loos ihm fallen würde, und war am andern Morgen zur beſtimmten Stunde fertig, nicht zweifelnd, daß Don **Luis** auf der Wahlſtatt erſcheinen werde, wie derſelbe ihm durch **Baurdach's** Diener, der den Brief überbracht, hatte zuſagen laſſen. Als er nun im Begriff ſtand ohne Aufſehen das Haus zu verlaſſen, trat ihn jener Diener mit einem Brief, und dem Bemerken an, ein Schwarzer habe denſelben ſchon vor einer Stunde gebracht; er — der Diener — habe aber gefürchtet Herrn **Blumenthal** zu wecken und deßhalb die Uebergabe bis jetzt verzögert. **Blumenthal** riß das ſchlecht verwahrte Papier von einander und las die höchſt unorthographiſch und ſchlecht geſchriebenen Worte: „Bemühen Sie ſich nicht in den öffentlichen Garten. Don **Luis** wird nicht dort erſcheinen. Der Gegenſtand des Streites iſt keinen Schuß Pulver mehr werth.“

Dieſe räthſelhaften Worte erfüllten den Leſer mit vergeblichem Nachdenken. Inzwiſchen hielt er es für ſeine Schuldigkeit, nichts auf den Zettel zu geben und ruhig ſeinen Weg fortzuſetzen. Der ungeſchickte Briefſteller hatte übrigens Recht gehabt. Don Luis erſchien wirklich nicht, und Blumenthal ging, nachdem er eine Stunde vergeblich gewartet hatte, den Wortbrüchigen in ſeiner eigenen Wohnung aufzuſuchen und zur Rede zu ſtellen. Denn er hatte die Entſchloſſenheit einer raſenden Verzweiflung und wollte um jeden Preis dem folternden Zuſtande, dem er preisgegeben war, auf welche Art es auch ſei, ein Ende gemacht wiſſen. Und eher, das war ſein unerſchütterlicher fürchterlicher Vorſatz, wollte er das mit ſo gemeiner Leidenſchaft geliebte Weib nicht wiederſehen, als bis Don Luis todt ſei. Im Fall ſeines eigenen Todes fielen natürlich alle Vorſätze und Bedingungen weg. Seine Lage war von ſo ſchmerzlich zerriſſener Art, daß er dem Wunſche, ſelbſt zu ſterben, den Vorzug vor dem gab, ſeinen Gegner zu tödten. Die eine Ueberzeugung durchglühete ihn wie ein nicht zu löſchendes Lavameer, daß er ohne Marianna's Beſitz nicht werde leben können. Solch eine furchtbare Macht hatte die Sinnlichkeit über ihn gewonnen. Verdroſſen und in ſich gekehrt ſchritt er dem Hauſe der Miß Lowrence, Luis Mutter zu. Als er in die Thüre deſſelben trat, bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung des dienenden Perſonals, ein ungeſtümes Hin- und Herrennen, Schreien, Fluchen und dergleichen. Keiner wollte ihm Rede ſtehen, Alle ſchienen von einem paniſchen Schrecken erfaßt. Ungehindert erſtieg Blumenthal die Treppe, Niemand wehrte ihm den Eintritt in den Vorſaal, die Thüren der Zimmer ſtanden auf, und er nahm den Pater Siſto und den Engländer wahr, den er in Neapel am Tage vor ſeiner Abreiſe, am Feſte des heiligen Januarius nur zweimal, aber jedesmal in auffallenden Situationen geſehen hatte. Beide ſtanden vor dem Bette einer alten Dame, die dem Anſcheine nach in den letzten Zügen lag, Aerzte und Chirurgen mit ihren Gehülfen, Diener und Dienerinnen ängſtlich um ſie beſchäftigt.

Der Engländer kreiſchte wie toll: „Warum haben wir den Teufel herausgefordert! Nun habt ihr's! Die Hölle verträgt keinen Scherz. Ich habe es erſt gewußt. Uff!" — Pater Siſto lächelte aber ſtill vor ſich hin und ſagte einmal um's andere: „Wozu der tolle Junge den Lärm macht. Sie wird ja doch wieder lebendig. Stille, Mylord! Wer ſich einmal dem Teufel ergeben, kommt nicht wieder los. Sie wird ſchon wieder lebendig werden.“

Nach einigen Minuten bemerkte er Blumenthal, der ein ſtummer Zeuge dieſer Scene geweſen war. „Nicht wahr, Don Valle,“ rief er auf dieſen zuſchreitend, „der Luis hätte deßhalb nicht brauchen verrückt zu werden. Sie wird ja doch wieder lebendig; das wiſſen Sie am beſten. Aber — aber ſie will uns alle verderben. Wen ſie in ihr teufliſches Netz verlockt, der iſt verloren. Das habe ich nicht bedacht. Es iſt ein ungleicher Kampf zwiſchen der Hölle und ein paar armſeligen ſchwachen Menſchen. Lord Wilkeſon hat recht; wir hätten den Teufel nicht herausfordern ſollen. Nun haben wir die Früchte unſerer Verwegenheit.“ —

Blumenthal begriff von Allem nichts. „Frommer Vater,“ ſagte er mit dem Ausdruck von Mitleid. „Die Dame iſt noch nicht todt. Wenn aber der Himmel über ſie verfügen ſollte, und ich ſehe, daß ihr Alter keinen Widerſpruch erheben darf, ſo kann ſie den ewigen und unabänderlichen Geſetzen der Natur zufolge nicht wieder belebt werden. Ergeben Sie ſich alſo getroſt in das unbeugſame Schickſal.“

„Nicht wieder belebt werden!“ ſchrie er und ſchien wirklich nur dieſe Worte gehört zu haben, und der Engländer ſchrie es ihm ganz toll nach. „Wiſſen Sie nicht ſelbſt, daß ſie wieder lebendig wurde,“ fuhr der Vater fort, „als ſie ſich in Neapel erſäuft hatte und begraben worden war? Wiſſen wir, Mylord und ich nicht ganz wohl, daß ſie ſchon dreimal im Laufe unſeres Lebens todt war und ſtets wieder jungblühend lebendig geworden iſt? Was ihr dreimal gelungen, wird ihr noch oft gelingen. Sie wird wieder aufwachen, aber Don Luis wird doch verloren ſein.“

„Ehrwürdiger Vater,“ verſetzte **Blumenthal** betroffen und von einer böſen Ahnung angeflogen, „ich weis nicht von wem Sie reden.“

„Von wem ſonſt als von der Hexe, der Teufelin, in deren Banden Sie auch liegen, an denen ſie Sie nach Braſilien herübergezogen hat.“

„Donna **Marianna da Rocca**?“

„Ja, ja, dieſe Marianna, die uns Alle verrückt gemacht hat, mich, den Lord, Don Luis und ich vermuthe Sie nicht weniger, mein Herr."

„Was iſt's mit Donna Marianna? Ich beſchwöre Sie!"

„Nun ſie iſt einmal wieder todt. Wiſſen Sie noch nicht? Sie wohnen ja doch bei ihr. Und Don Luis iſt darüber raſend, toll, verrückt, wahnſinnig geworden, und darüber iſt ſeine Mutter zum Tod erſchrocken und liegt im Sterben. Das iſt die Geſchichte. Jetzt macht ſie ein Ende, Mylord."

Wirklich gab die Dame eben ihren Geiſt auf. Blumenthal aber wußte nicht wie ihm geſchehen war. Hatte der alte Wahnſinn oder Wahrheit geredet? Selbſt halb ſinnlos, von einer folternden Angſt getrieben, eilte er fort. Unterwegs fiel ihm das dieſen Morgen erhaltene namenloſe Billet wieder ein mit dem ſeltſamen Ausdruck, daß der Gegenſtand des Streits keinen Schuß Pulver mehr werth ſei, und die Löſung des Räthſels begann ihm fürchterlich zu dämmern. Kaum noch ſeiner Sinne mächtig langte er in dem Palais ſeiner Geliebten an; wie ein Geiſt war er die Treppen hinauf, nichts ſehend, nichts hörend. In dieſem Augenblick wurde das Wohnzimmer der Donna Marianna geöffnet und ſechs ſtarke Männer führten Don Luis in einem raſenden, völlig geiſteswirren Zuſtand heraus, an Blumenthal vorüber, den jener nicht erkannte. Dieſer ſchlürfte in das Zimmer und ſtand ſprachlos vor — Marianna's Leiche. An ihr Lager lehnte Jozé wie in gleichgiltigem Tiefſinn, das graue Auge ſtarr auf die entſeelte Hülle des ſchönſten Weibes. Er ſchien Blumenthal nicht zu bemerken. Endlich erholte ſich der Letztere ſo weit, daß er die Sprache wieder fand. Am ganzen Leibe zitternd ſchritt er auf den Greis zu und fragte mit einer hohlen, fürchterlichen Stimme: „Um aller Heiligen willen, Jozé, was iſt hier geſchehen?“

Jozé's Züge belebten ſich bei'm Anblick ſeines deutſchen Freundes. „Die Treuloſigkeit hat ſich an ihrer Vollbringerin gerächt. Konnte es denn anders kommen? Ach, mein Freund, von dem Augenblicke an, wo ich mich von Marianna's Untreue gegen Sie, edler Mann, überzeugt hatte, war ich ihres Untergangs gewiß.“

„Aber was iſt geſchehen? Was hat den ſchnellen Tod dieſer herrlichen Blume herbeigeführt?“

„Ihre wild glühende Leidenſchaft. Kaum war Don Luis wieder hier angelangt, als er und Marianna wie durch einen hölliſchen Zauber wieder einander angehörten. Sie waren verrathen. Nun hatte Marianna von ihrem wiedergewonnenen Liebhaber herausgelockt, daß es ihre Sklavin Paula geweſen, die ihren Umgang mit dem Neger Carro an Don Luis aus Eiferſucht und Rache verrathen habe, und ſie ging damit um, die Sklavin auf eine eben ſo empfindliche Art zu beſtrafen, wie ſie bereit gegen Carro ausgeübt hatte. Geſtern Abend erfuhr ſie durch Don Luis, was heute früh zwiſchen ihm und Ihnen vorgehen ſollte; er hatte ihr Ihren Brief überſchickt. Hier liegt er noch, mit Marianna's Blut befleckt.“

Der Alte bückte ſich und hob ein mit Blut übergoſſenes Papier vom Boden auf, welches er Blumenthal überreichte, und das dieſer ſogleich als ſeinen geſtern an Don Luis geſchriebenen Brief erkannte.

„Dieſes Blatt“, fuhr der Alte fort, „hat die Cataſtrophe beſchleunigt, und ſie ſo blutig gemacht. Nicht vergebens iſt es damit getränkt worden." Kaum hielt es Marianna in ihrer Hand, als ſie wie eine gereizte Tigerin auf Paula ſtürzte — denn Niemand weiter konnte den neuen Verrath begangen haben — und (o daß ich es ſagen muß!) in dieſem Anfalle toller Wuth die wehrloſe Schwarze mit ihren Händen erdroſſelte."

Der Alte hielt einen Augenblick inne, als wollte er die Wirkung ſeiner fürchterlichen Geſchichte auf ſein Gegenüber beobachten. Wirklich entfärbte ſich Blumenthal und wandte ſich zitternd ab. Es war ihm, als wiche eine Centnerlaſt von ſeinem Herzen, als zerriſſe leiſe, doch ſchnell, ein Schleier vor ſeinem geiſtigen Auge, und doch war ihm wieder ſo weh zu Sinne, als wolle ihm das Herz brechen. „Weiter!" ſtammelte er mit bebenden Lippen.

„Die Kunde des Mordes durchbebte das Haus. Wir alle wußten nicht, daß der durch Ihre Vermittlung frei gewordene Carro ſich nach Rio de Janeiro gewendet habe; kein Menſch ahnete, daß er jede Nacht mit Paula verplaudere. Er ſtellte ſich auch dieſe Nacht ein, und da er vergebens auf ſeine Geliebte wartete, ging er ſie aufzuſuchen. Wahrſcheinlich erfuhr er von einer andern Sklavin was geſchehen war. Er ließ ſich zu Paula's Leiche führen, warf ſich auf ſie nieder, und ſchritt dann unaufhaltſam nach Marianna's Schlafgemach. Da man ſie ſchreien hörte, ſo hat er ſie gewiß erſt geweckt. Einige Minuten ſpäter ſtürzte er wieder heraus, Niemand hielt ihn auf. Die Sklavinnen eilten der Herrin zu Hilfe, die in ihrem Blute ſchwamm; ich wurde gerufen: Carro's Dolch hatte nur zu gut getroffen. Sie verlangte mit ſchwacher Stimme nach Don Luis —"

„Nicht nach mir?" unterbrach ihn Blumenthal kleinlaut.

„Nein. Die Sklaven liefen ihn herbeizuholen. Das ſpärliche Lebenslicht flackerte nur noch ſo lange, gleich einem Wunder, bis er hereintrat. Sie verſchied in ſeinen Armen von ſeinen Küſſen bedeckt. Don Luis wurde vor Schmerz raſend. Sie haben geſehen in welchem Zuſtande man ihn von dieſer Leiche hat wegreißen müſſen. Sein Wahnſinn hält den wunderlichen Gedanken feſt, ſie müſſe und werde wieder erwachen."

Trübſinnig ſchwieg der Greis; trübſinnig ſtarrte Blumenthal auf die geknickte entfärbte Prachtblume. Ihr Schickſal machte auf ihn gerade die entgegengeſetzte Wirkung wie auf Don Luis. Er fühlte ſich von aller Leidenſchaft für Marianna befreit; es war ihm als erwache er aus einem glühenden, bilder- und genußreichen Traum, der ihn aber doch geängſtigt. Er hatte unter duftenden Aloen, unter der Pracht blühender Kaktus, unter Rieſenpalmen geluſtwandelt; aber all der Duft hatte ihn betäubt. Jetzt ſehnte er ſich nach deutſchen Wäldern, nach dem Frieden eines grünen Eichthals zurück. Helenens milder Herzensblick, das blaue, gewinnende, heitre, Seelenruhe und Glück gewährende Auge, ihr ſanftes ſüßes Lächeln ſtand ihm lebendig vor, und er ſchickte ſich an, zu Baurbach zurückzukehren; da fuhr ein Wagen vor und Pater Siſto trat mit dem Lord Wilkeſon in das Zimmer.

„Iſt ſie noch todt? Lebt ſie noch nicht wieder?“ fragte der Lord kindiſch.

„Sie muß erſt ins Grab,“ verſetzte der Mönch geheimnißvoll, die Leiche gleich jenem mit ſcheuen Blicken anſehend. „Erſt die friſche Erde belebt ſie wieder, wie in Neapel. Nicht wahr alter Zauberer?“

Der Jude ſah ihn mit einem verächtlichen Lächeln an.

„Das iſt alles dein Zauberwerk Alter,“ ſtöhnte der Lord.

„Wo haſt du meinen Sohn, meinen Enkel, meinen **Luis**, den du mit dieſer zuſammen in Teufelsnetze verſtrickt, um ihn zu verderben?“ fragte der Mönch.

„Es iſt endlich an der Zeit, Don **Manoel**, Euch über manchen Irrthum aufzuklären,“ entgegnete der greiſe Arzt mit einem ſo kalten Ernſt, daß das Blut des Betheiligten davon hätte gefrieren können. „Nicht Don **Luis** iſt Euer Enkel; kein Tropfen von Euerm Blute rinnt in ſeinen Adern; ſondern dieſe hier, die ihr todt vor Euch liegen ſeht, iſt Eure Enkelin, iſt Euer Blut und — das meinige; denn ſie war meine Tochter. Euer Auge haftet mit ſtarrem Erſtaunen auf mir. Ich will Euch meine Worte erklären. Kehrt mit mir ein Paar Augenblicke in unſre Jugend zurück, wenn Ihr vermögt.“

Der Mönch ſah den Juden fort und fort mit Blicken an, in welchen Staunen, Furcht, Zweifel und Wahnſinn wunderlich gemiſcht waren; dieſer aber fuhr in ſeiner Kälte fort: „Ihr liebtet einſt Donna Marianna de Garcia und wurdet mit einer Stärke und Glut wiedergeliebt, die am Hofe der Königin Maria eine Seltenheit war; aber Ihr verließt Marianna und wandtet Euch ihrer Schweſter Iſabella zu, ja Ihr triebt mit Marianna's Leidenſchaft für Euch ein verrätheriſches Spiel, indem Ihr die Verbindung mit ihr zum Schein unterhieltet, um Iſabellen nahe zu kommen. Dieſe Lüge hat Euer, Marianna's und Iſabella's Leben verdorben. Auf Marianna's Betrieb, die viel bei ihren Eltern galt, mußte Iſabella den alten Grafen Miranda heirathen; ſie hoffte Eure Liebe dadurch wieder auf ſich zu lenken. Es mißlang; Ihr haßtet ſie als die Urheberin Eures Unglücks. Weit entfernt Euch mit gleicher Münze zu zahlen wurde ihre Leidenſchaft dadurch nur geſteigert. Ich war Hausarzt des geſchwächten Grafen; Ihr ſuchtet mich zu gewinnen, um Euch durch mich einen heimlichen Weg zur jungen Gräfin zu bahnen. Euer Gold verlockte mich und ich machte die Duenna für den Plan geneigt. Aber Donna Iſabella wies alle derartigen Anerbietungen mit Abſcheu zurück; Ihr waret nicht geliebt, wie Ihr Euch einbildetet, vielmehr grollte Euch die Gräfin, daß Ihr ruhig zugeſehen, wie ſie an den alten Schwächling verkuppelt worden war. Die ſchlaue Duenna verfiel, um das verſprochene Geld von Euch doch zu verdienen, auf eine Liſt; ihr war Marianna's Leidenſchaft für Euch nicht unbekannt, und dieſer entdeckte ſie ſich. Das lodernde Fräulein ging auch ſogleich auf unſern Plan ein ſich für ihre Schweſter auszugeben. Sie beantwortete Eure Briefe mit wahrer Liebesglut, nur die Unterſchrift war falſch. Wir wußten geſchickt Marianna in den Pallaſt zu bringen; jedes Geſpräch mit Eurer Geliebten war Euch unterſagt mit dem Vorwande, den in der nächſten Nähe weilenden ſchlafloſen Grafen nicht aufmerkſam zu machen. So umarmtet Ihr Marianna ſtatt Iſabella. Die Letztere habt Ihr beim Gott meiner Väter nie berührt. Ihre Schwangerſchaft war folge meiner am Grafen bewährten Kunſt.“

„Pah!“ ſchrie der alte Mönch auf, während ſein

Geſicht aſchgrau wurde und ſeine Augen wie verglimmende Fackeln matt leuchteten.

„Der eiferſüchtige Argwohn des Grafen machte unſerer Rechnung und ſeinem Leben ſchnell ein Ende. Ihr mußtet Portugal verlaſſen, aber Marianna fühlte die Folgen ihrer feurigen Zärtlichkeit. Ich, einmal in ihr Geheimniß eingeweiht, blieb ihr Vertrauter. Ein reicher und unverheiratheter Verwandter ihres Hauſes wurde mit dazu gezogen. Auf ſeinem am Meerufer in Algarbien gelegenen Schloſſe genaß Marianna eines Mägdleins, das ſie nur noch Zeit hatte mir anzubefehlen; denn die äußerſt ſchwierige Entbindung hatte ihren Lebensfaden zerſchnitten. Ein ungeheurer Schmerz ſtürzte auf mich herein; denn ich hatte eine gewaltige Leidenſchaft für Marianna gefaßt, ähnlich der ihrigen für Euch, Don Manoel. Es verging eine Reihe von Jahren ehe ich des Schmerzes Herr wurde. Ich blieb auf dem Schloſſe, meiner Wiſſenſchaft und dem mir anvertrauten Kinde lebend, das ſich herrlich entwickelte und in den Jahren der eintretenden Jungfräulichkeit von Tag zu Tag ſeiner Mutter ähnlicher wurde. Ich hatte die

Kleine wieder Marianna genannt. Die Unterſtützungen des Schloßherrn ſchützten uns vor Mangel, und ein von Donna Iſabella, die vom Tode ihrer Schweſter und dem Leben der kleinen Marianna unterrichtet worden war, der Nichte ausgeſetztes Erbe ſicherten unſre Zukunft. Marianna war ſo ſchön wie ihre Mutter, ach! ſie hatte nicht nur die Reize, ſondern auch die Leidenſchaftlichkeit derſelben von der Natur erhalten. Ich fürchtete Alles für ihres Lebens Ruhe und Glück. Zugleich erwachte in meiner Bruſt wieder der Funke, der einſt Flamme für ihre Mutter geweſen war. Ich liebte meinen Pflegling ſchon leidenſchaftlich und wollte es mir noch nicht geſtehen. Aber ich war ein kräftiger Mann von vierzig Jahren; ich hatte meine Jugend aufgeſpart und noch nie hatte mich eines Weibes Liebe beglückt. Doch jene Leidenſchaft kam mir noch nicht zum klaren Bewußtſein. — Um dieſe Zeit war's, als ein junger Soldat auf dem Schloſſe einkehrte, um die Gaſtfreundſchaft anzuſprechen. Nach wenigen Minuten wußte ich, daß es Iſabella's Sohn, der junge Graf Miranda, ein Geſchwiſterkind meiner Marianna war. Es galt die arme uneheliche Geborne vor jeder Unbill zu ſchützen; auch trieb mich eine düſtre Ahnung, deren dumpfe Befürchtungen nur zu ſehr in Erfüllung gingen, Marianna ſtreng zu verbieten ſich vor unſerm jungen Gaſte ſehen zu laſſen. Gerade dies Verbot bewirkte das Gegentheil; ich kannte das weibliche Herz nicht. Als der Graf fort war blühete Marianna nur noch herrlicher auf; ſie ſtrahlte in Schönheit. Es verging einige Zeit; ich bemerkte endlich wie mein reizender Pflegling Tag für Tag vom Söller des Schloſſes ſehnſüchtige Blicke in die Ferne ſendete. Dann nahm ich Thränen in ihren Augen wahr, mehr und mehr; endlich wurde ſie täglich bläſſer. Nun drang ich in ſie und es gelang mir mit großer Mühe, von ihr heraus zu bringen, daß ſie ſich in jener Nacht mit ihrem Vetter vermählt, daß er ihr die Ehe verſprochen und ihr einen Ring als Liebespfand verehrt, den ſie wie ein Heiligthum auf der Bruſt trug. Mein Schrecken war furchtbar. Marianna wurde faſt wahnſinnig vor Liebe und Schmerz. Sie war ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Das Mitleid mit meinem unglücklichen Kinde überwog alle andere Rückſichten. Ich beſchloß ihr den Geliebten wo möglich zum Gatten zu verſchaffen und ihre Herkunft zu verſchweigen, und reiſete nach Liſſabon. Der junge Miranda war mit dem Hofe nach Braſilien gegangen. Marianna zehrte ſich zuſehends auf; die wilde Flamme ihrer Leidenſchaft mußte das ſchwache Gefäß zertrümmern. Sie hatte nur einen Wunſch, ein Verlangen: den Geliebten wieder zu ſehen; nichts in der Welt weiter konnte ihre Theilnahme erregen. Es blieb mir nichts übrig, als Alles zu Geld zu machen und nach Rio de Janeiro zu reiſen. Was ſich dort begeben wißt ihr, Don Manoel. Es gelang Lord Wilkeſons Bitten und Gold meinen Pflegling zu gewinnen; ach! ich hatte keinen geringen Antheil an ihrem Entſchluſſe. Nicht tiefer vermag ich euch zu enthüllen was mich dazu bewegte. Genug, die Frau des Lord, den ſie bald verabſcheuete, wurde Mutter von mir; mein Plan war geglückt. In einer verzweifelten Stunde ſagte Marianna dem Lord welche Gefühle ſie für ihn hege. Er war ſeitdem wie tiefſinnig; aber das unerwartete Erſcheinen des Grafen Miranda in St. Katharina, ſeine Liebeswuth für Marianna, ſein

Selbſtmord in Folge der erfahrenen kalten Zurückweiſung von ihr, rief in des Lords ſchwachem Kopfe den Wahnſinn hervor. Er wurde nach Rio de Janeiro gebracht. Seine Beſitzung auf St. Katharina war die unſrige. Marianna gab einem Töchterlein das Leben. Dann lebten wir noch acht Jahre zuſammen, aber keinen glücklichen Tag. Mit Schrecken nahm ich wahr, daß ſie nur den Grafen Miranda geliebt, wie ihre Mutter nur Euch, Don Manoel. Die Aermſte ſtarb vor Gram, Sehnſucht, Gewiſſensbiſſen, an einer Auszehrung, und hinterließ mir abermals ein Kind zum Erziehen. Aber dieſes Kind war das meinige, obgleich es als das des Lord galt. Meine Liebe hat dies Kind verzogen und verzärtelt, in welchem ſich wunderbarer Weiſe abermals die Mutter wiederholte. Oft nahm ich es mit Grauſen wahr, daß die kleine Marianna Mutter und Großmutter leiblich und geiſtig in ſich vereinige. Mir bangte deshalb vor ihrer Zukunft; ich ſchlug die entgegengeſetzte Erziehung ein: ich führte ſie früh in die Welt, ich ließ ſie die Freuden der Hauptſtadt koſten Es hat mir nichts geholfen. Bald zeigte ſich ihr unbeugſamer gebieteriſcher Charakter; ihr böſes Schickſal führte ihr Don Luis entgegen. Vergebens waren meine Bemühungen die aufkeimende Leidenſchaft zu erſticken, vergebens ſteckte ich mich hinter Don Luis Mutter. Es gelang zwar, dieſen zur Untreue an Marianna und zur Reiſe nach Neapel zu bewegen; bald aber machte ich an der Tochter ganz dieſelben Wahrnehmungen, die ich an der Mutter gemacht hatte. Ihr Zuſtand ließ mich für ihren Verſtand fürchten. Sie zwang mich dem Flüchtling zu verfolgen, und ich war ſchwach genug ihr nachzugeben. Um ſie zu retten willigte ich in Don Luis Mord; ach! ſie war ja mein Kind. Der arme Jude hatte keinen Menſchen weiter auf der Welt. Ihre Neigung zu dieſem edeln deutſchen Manne erfüllte mich mit den ſchönſten Hoffnungen, und ſie wäre gewiß glücklich mit ihm geworden, wenn nicht der todtgeglaubte Don Luis wieder in Rio de Janeiro erſchienen wäre. Seine Leidenſchaft erwachte mit der ihrigen zugleich wieder, und hier liegt endlich die gewaltſame Löſung des Knotens.

Der alte Mönch war auf die Leiche niedergefallen und lag regungslos; der Engländer gefiel ſich darin, ſtets von neuem in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen. Blumenthal aber ſchlich ſtill hinaus aus dem Hauſe ungezähmter Leidenſchaft und blutigen Mords, ſchüttelte draußen ſich ſchauernd den Staub von den Füßen, und eilte beflügelten Schritts zu Baurdach.

„Ich bin erlöſt, mit Blut gelöſt!“ rief er dem Freunde zu, und erzählte was vorgefallen war. „Kynoſura's Bild verglüht in mir wie eine blutrothe Abendröthe in der finſtern Nacht,“ ſchloß er, „dagegen taucht Helenens Bild immer leuchtender, freundlicher, farbiger wieder in mir auf. Das nächſte Schiff wird mich nach Europa tragen; ich eile auf Flügeln der Sehnſucht zu ihr, um von ihr Verzeihung zu erflehen und an ihrer Bruſt ganz von dem böſen Fieber zu geſunden, das mich beherrſcht hat.“

„Dann brauchen Sie nicht nach Europa zu reiſen, theuerer Freund,“ ſagte der Kaufmann, lief hinaus und öffnete nach wenigen Minuten die Thüre, durch welche Helene und ein junger ſchwarzgekleideter Mann hereintraten.

„Helene! Karl!“ rief **Blumenthal** im freudigſten Erſtaunen. „Wie iſt mir denn?“

Schon lag Helene an ſeiner Bruſt.

„Ich bin von New-York gekommen dich zu beſuchen,“ ſagte der Pfarrer Karl **Stäbli**, „und freue mich, daß es hier eine Amtsverrichtung für mich gibt; denn hoffentlich wirſt du nach dieſen Erfahrungen kein Feind der Ehe mehr ſein, die allein dem ſtillen und wahren Glück der Liebe die grüne Myrthenkrone aufſetzt.“

„O Helene, willſt du mein Weib ſein, nach meinen Verirrungen?“ ſchluchzte **Blumenhal**.

Ein ſanfter Kuß war ihre Antwort.

„Auch ſollſt du nicht in die deutſche Philiſterei zurück,“ fuhr der Pfarrer fort. „In einer reizenden Gegend in meiner Nähe iſt ein ſchönes Landgut zu verkaufen. Lebe dort deiner edeln Gattin, mir, deinen Kindern, die dir Gott beſcheeren möge, der Poeſie, der Kunſt, der Wiſſenſchaft. Nur hüte dich in's große Leben treten zu wollen; denn die Freiſtaaten ſind noch weit mehr mit Philiſtern geſegnet als Deutſchland. Leute deines Schlags müſſen ein inneres Leben führen. Der Himmel wird dich ferner ſegnen.“

Sie umarmten ſich. Einige Tage ſpäter weihete der Pfarrer den Bund des glücklichen Paars in der Kapelle der preußiſchen Geſandtſchaft ein, und Tags darauf beſtiegen ſie, von Baurbach's frömmſten Wünſchen begleitet, das Schiff, das ſie dem nordamerikaniſchen Hafen zuführte.

In demſelben Verlage ſind erſchienen und durch alle Buch-handlungen zu beziehen:

Fenimore Cooper in zehn Bänden.

Die Bändezahl von **Cooper's ſämmtlichen Werken** iſt nach und nach ſo angewachſen, daß ich mich entſchloſſen habe, eine **neue** Ausgabe unter dem Titel:

F. COOPERS
ausgewählte Romane

zu veranſtalten. Dieſelbe enthält ſeine beliebteſten Romane, nämlich:

- **Der Spion.**
- **Der letzte Mohikaner.**
- **Die Anſiedler.**
- **Der Lootſe.**
- **Lionel Lincoln.**
- **Die Steppe.**
- **Der Freibeuter.**
- **Die Grenzwohner.**
- **Die Waſſernixe.**
- **Der Bravo,**

und iſt bis zur Herbſtmeſſe 1839

in zehn Bänden groß 8⁰,

vollendet, welche in fünf Lieferungen à Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein. verſchickt werden. Das ganze Werk koſtet ſonach Rthlr. 10. fl. 17. 30 kr. rh. Einzelne Bände werden mit Rthlr. 1⅕. fl. 2. 24 kr. rh. berechnet.

Die fortdauernd lebhafte Nachfrage nach **des beliebten** Schriftſtellers ſämmtlichen Werken, berechtigt zu der Erwartung, daß die **ausgewählten Romane** in dieſer **höchſt eleganten** und **wohlfeilen** Ausgabe und in den anerkannt **gelungenſten Ueberſetzungen** ein großes Publikum finden dürften.

Lord Byron's
ſämmtliche Werke.

Herausgegeben von

Profeſſor **Dr. Adrian.**

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, einem Facſimile ſeiner Schrift und einer Anſicht von Newſtead-Abtey.

8. 12 Bände auf weißem Druckpapier ohne Stahlſtiche. Rthlr. 4. fl. 7 rhein.

Dieſelben mit Stahlſtichen auf Velinpapier in engliſchem Cartonband Rthlr. 12. fl. 21. rhein. Auf weißem Druckp. in Congreve-Umſchlag. Rthlr. 9. fl. 15. 45 kr. rh.

Die Dichtungen Lord Byron's ſind wie überall ſo auch in unſerm deutſchen Vaterlande ſo allgemein und rühmlichſt bekannt, und die Ueberſetzungen obiger **Ausgabe** bereits ſo ſehr als gelungen und des großen **Dichters** würdig anerkannt, — daß ich es für überflüſſig erachte, hier noch Mehreres zur **Empfehlung derſelben** hinzuzufügen. —

J. F. Cooper's

ſämmtliche Werke.

135 Bändchen. Geh. Ausgabe auf Druckvelinpapier Rthlr. 24. 4 gr. fl. 39. 24 kr. rhein. fl. 36. 15 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 16. 8 gr. fl. 26. 30 kr. rhein. fl. 24. 30 kr. C. M.

Dieſelben enthalten: **Der Spion.** — **Der Letzte der Mohikaner.** — **Die Anſiedler.** — Der Lootſe. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — **Die Grenzwohner.** — Die Waſſernixe. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern. — **Die Monikins.** — **Ausflüge** in die Schweiz. — Aufenthalt in Frankreich, Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in die Schweiz. — England und das ſociale Leben der Hauptſtadt. — Erinnerungen an Europa. — Italien. — Die Heimfahrt oder die Jagd. — Evchen Effingham.

Washington Irving's

ſämmtliche Werke.

Aus dem Engliſchen überſetzt.

74 Bändchen. Geheftet.

Auf Velinpapier Rthlr. 13. 6 gr. fl. 21. 24 kr. rhein. fl. 19. 38 kr. C. M. Auf Druckpapier Rthlr. 9. fl. 15. 6 kr. rhein. fl. 13. 30 kr. C. M.

Dieſelben enthalten: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reiſenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geſchichte des Lebens und der Reiſen **Chriſtoph's Columbus.** — Die Eroberung von Granada. — Humoriſtiſche Geſchichte von New-York. — **Reiſen** der Gefährten des **Columbus.** — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reiſe auf den **Prairien.** — **Abbotsford und Newſtead-Abtey.** — Erzählungen von der **Eroberung** Spaniens. — Aſtoria. — **Abentheuer** des Capitain **Bonneville.**

Die Feuerſchlange.

Der

Prophet Thüringens.

Von

Ludwig Storch.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Feuerſchlange.

Eine Criminalgeſchichte in zwei Abtheilungen.

I.

Das Vogelſchießen zu Eichenſee.

Der Haupttag des zweiwöchentlichen Vogelſchießens zu Eichenſee war der zweite Sonntag. Da zog aus dem freundlichen Bergſtädtchen Alles, was nur ein ſonntäglich Kleid anzulegen vermochte, hinaus auf den grünen Abhang des Schützenhofes, und ſelbſt manchermann, dem's an dieſem und jenem fehlte, lief mit unter der Menge hin; denn es war ja ein Tag allgemeiner Freude.

Die Stadt ſelbſt lag Nachmittags im Thale unten wie ausgeſtorben oder wie verzaubert, ſo geſpenſterhaft war die Stille im hellen Tagslicht, die über die ſchmucken Häuſer ausgegoſſen ſchlummerte, wie Einer, der mit offnen Augen ſchläft. Der heitre Sonnenſtrahl war's faſt allein, der durch die Straßen wanderte, und hie und da in einem Hauſe einkehrte; es ging dabei natürlich ſehr geräuſchlos zu. Deſto bunter ſurrte, ſumſte, hallte und ſchallte es von dem Berge herab, der alljährig der Sitz des Vergnügens, nach ſeiner uralten Beſtimmung der Vogelberg hieß. Es war dies eine, eine Viertelſtunde von der Stadt gelegene, ſanft anſteigende Höhe, bis in die Mitte mit üppig grünem Raſen bekleidet und mit alten ehrwürdigen Lindenbäumen in Reih' und Glied bepflanzt. Höher hinauf, wo der Berg in einzelnen Abhängen ſchroffer aufſtieg, ladete ein friſch grüner ſtolzer Buchenhain zu ſtiller Waldkühlung und ſelbſtbeſchaulicher oder liebeſüßer Einſamkeit ein. Hie und da ſtreckte auch eine maſſenhafte Eiche ihre grünbelaubten knorrigen Arme gen Himmel. Die glatten ſchlanken Buchenſtämme erinnerten an ſchmucke Waldmädchen, die mooſigen Eichen an ihre bärtigen Liebhaber.

Die Schützengeſellſchaft zu Eichenſee hatte aus ihren guten Mitteln zu Nutz und Frommen naturliebender Fremden — denn in der Stadt ſelbſt war die Naturliebhaberei nicht ſonderlich Mode — einen recht bequemen Sandweg durch den Wald, in ſchönen Bogen um die ſteilen Abhänge und Felſenblöcke herum, von einem intereſſanten Punkte zum andern, bis auf den Gipfel des Berges bahnen laſſen. Ehe man dieſen noch erreichte, wurde man durch das vom Holze entblöſte Haupt des Berges und den friſchen grünen daſſelbe zierenden Raſenteppich angenehm überraſcht, und man ließ ſich gern die Einkehr in ein den Bergſcheitel krönendes Tempelchen gefallen, das den warm gewordenen Wanderer zur Ruhe einlud. Hob man hier das Auge, ſo entzündete einem die weite, bunte, lachende Gegend in Nähe und Ferne, mit Wald und Feld, Bergen und Ebenen, Flüſſen und Seen, Städten und Dörfern, die ſich plötzlich wie eine Landkarte darbot, ein ſchwelgendes Staunen in der Seele. Für körperliche Bequemlichkeit war ebenfalls geſorgt, ſowohl im Tempelchen, als auch außerhalb deſſelben auf dem freien Platze; hier fand man ſammetweiche Raſenbänke um einen runden Steintiſch, dort hölzerne Canapee's und Tiſche, die, wie die Wände und Fenſterladen, die ehrenwerthen Namen mancher Beſucher mit aphoriſtiſchen Andeutungen hier genoſſener Freuden als Denkbücher aufzuzeigen hatten.

So lange kein Vogelſchießen und kein Winter war, galt dieſe Bergpartie den Eichenſeeern für ſehr intereſſant, und kleine Geſellſchaften kochten ſich Sonntags Nachmittags wohl gar Kaffee hier; ſobald aber die dreimalige Löſung der drei Lärmkanonen der freudig horchenden Stadt und der ebenfalls dabei ſtark betheiligten Umgegend den Beginn der vierzehntägigen Luſtbarkeit zugedonnert hatte, erſtieg Niemand während dieſer Zeit des Berges Spitze; hatte doch weit ſaftigeres Vergnügen ſeine rauſchenden Zelte am erſten Abhange deſſelben aufgeſchlagen. Und Vogelſchießen war nur einmal des Jahrs in Eichenſee.

Und Vogelſchießen war wiederum, und heute der zweite Sonntag, der beſte Tag!

In großen Haufen durchzog das Volk der Städter und Landleute lärmend die Gaſſen der Zelte und Buden, oder wälzte ſich, ein tauſendköpfiges, aber ſehr friedlich geſinntes Ungeheuer, über den Anger und lagerte ſich, Bratwurſt und Bier verſchlingend, im Schatten der Linden. Kleinere Gruppen luſtwandelten an den hohen grünen Ufern des nicht unbedeutenden See's, der den Fuß des Vogelberges beſpülte, unter den prächtigen Eichen, mit denen er in doppelter Reihe umkränzt war, uralten ſtolzen Bäumen, die, in Verbindung mit dem See, dem ſie angehörten, der Stadt den Namen gegeben hatten. Zahlreich beſetzte Kähne ſchaukelten auf dem Waſſerſpiegel, über den, von den Fahrzeugen ausgehend, die feurige tönende Woge des Geſangs nach den Ufern hinrollte.

Der ſcharfe Duft der unter freiem Himmel tauſendweiſe den Berghang entlang auf einer unüberſehbaren Reihe von Roſten gebratenen Würſtchen lagerte, wie eine gewaltige Gewitterwolke, im Thale, kitzelte alle Naſen und reizte alle Magennerven der eßluſtigen

Menge. Vor dem Wirthſchaftsgebäude, wo das kühle Bier aus zehn Schleißkannen verſchenkt wurde, hockte nichtsdeſtoweniger ein gedrangter Menſchenſchwarm übereinander und ſchrie in allen Tönen der Tonleiter nach flüſſiger Labung; denn der Tag war heiß und die Bratwürſte ſalzig.

Aber auch an verſchiedenen andern Punkten pflegte ſich die Menſchenfluth zu ſtämmen; einmal vor der großen Bretterbude, worin allerlei wildes Gethier zu ſehen war, deren Bilder, in's ungeheure vergrößert, auf eine mächtige Leinwandtafel gemalt, prahleriſch anlockten, neugierig mit offenem Mund und verwunderungsſtarrem Auge begafft vom ehrſamen Nährſtande, und manch junges und altes Blut mit unbändiger Luſt erfüllend, die Beſtien lebendig zu ſehen. Der Trompeter auf der Tonne ſchmettert ohrenzerreißende Mißtöne in die Luft, preiſt mit heiſerer Stimme die Großmuth des bengaliſchen Löwen, die Geſchicklichkeit und den Verſtand des Elephanten von der Goldküſte, die grauſame Wuth der Hyäne aus

Marattenland, die Wildheit des afrikaniſchen Tigers, titulirt die glotzenden Bauernlümmel mit ihren Dirnen „meine Herren und Damen," bittet ſie „gefälligſt herein zu ſpazieren." Den Angeredeten vergeht Hören und Sehen, die Zunge klebt ihnen am Gaumen vor gruſelicher Erwartung, das Geld hüpft aus der Taſche in die Hand, und die hochroth garnirte Pforte des Myſteriums öffnet ſich. Dann hockt es wieder vor dem kunſtreichen Karuſſel, wo durch geſchicktes Ringſtechen außer dem drehenden Vergnügen und einem ſchwindelnden Kopf noch ein ſchöner Preis zu gewinnen iſt. Ferner vor dem Puppentheater, in welches Hanswurſt, erſt Trompete und Trommel zugleich grauſam bearbeitend, mit derben Späßen und hausbackener Galanterie invitirt, die Aufführung des weltberühmten Doctor Fauſt ankündigend, der mit dem Teufel auf ſeinem Mantel durch die Lüfte fährt, und aus Auerbach's Keller in Leipzig auf einem vollen Weinfaſſe reitet. Zum Schluß, wo der Teufel den Doctor holt, verſpricht der poſſierliche Mann einen brillanten Mord-

Höllen-Spectakel, von der bengaliſchen Flamme beleuchtet. Das zieht ſchon ein deutſches Publikum, und Hanswurſt hat nicht vergebens geſprochen. Endlich vor dem neu angeſtrichenen, mit Kränzen und Laubwerk reich decorirten Schießhauſe, aus deſſen Erkerfenſtern die alte zerſetzte und die neue prächtig geſtickte Schützenfahne wehen, und über deſſen Haupteingang die letzte Königsſcheibe prangt, die der Herr **Amtsverweſer Hafermehl**, ein allgemein bekannter und beliebter Mann, nach eigner Idee hatte malen laſſen, als er Schützenkönig geworden war, und die in Eichenſee ſchon ein ganzes Jahr lang den Gegenſtand der ſeltſamſten Deutungen und ſich widerſprechender Erklärungen abgegeben hatte. Dieſes Scheibenbild war auch jetzt der Magnet, welcher die dummen und klugen Blicke der zuſtrömenden Leute immer wieder von neuem anzog und feſſelte. Und worin beſtand denn nun das merkwürdige unauflösliche Räthſel? Es befanden ſich zwei gemalte Figuren auf der Scheibe, eine männliche und eine weibliche: die erſtere trug die reichen Königsinſignien, das prächtige und vielſchildige Kleinodiengehänge an Hals und Bruſt, nur war ſtatt des großen Mittelſchildes, an welchem alle andern befeſtigt ſind, ein großes flammendes Herz gemalt. In dem Träger war der freundliche, rothwangige Amtsverweſer nicht zu verkennen, wie ihm denn das Tragen des Schützenkleinods als Schützenkönig bei feierlichen Umzügen der Compagnie auch zukam. Die weibliche Figur, ihm gegenüber, war aber dem Beſchauer ſo zugekehrt dargeſtellt, daß man nur einen Strich von der rechten Wange, das Äußerſte von der Augenwimper und die Naſenſpitze ſehen konnte; die Kleidung vornehm bürgerlich, wie ſich die weibliche Nobleſſe Eichenſee's an den Wochen- und Werkeltagen, die gemeinere Klaſſe aber an den Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte. So wenig ſich alſo das gemeinte Individuum an der Naſenſpitze, ſo wenig ließ ſich der Stand deſſelben an den Kleidern errathen, da man unmöglich wiſſen konnte, ob's auf dem Bilde Wochen- oder Sonntag war. Mit der rechten Hand reichte die gemalte weibliche Perſon dem Inſignienträger ein Deckelglas voll ſchäumenden Biers, mit der linken deutete ſie auf das flammende Herz an ſeiner Bruſt. Die männliche Figur nahm mit der rechten Hand das dargebotene Glas, und hielt mit der linken die Mitte des Weibes umſchlungen. Die Umſchrift auf ihrer Seite lautete: „Es iſt fürwahr kein echtes Herz. Du treibſt nur Scherz.“ Auf ſeiner Seite: „Heut übers Jahr an dieſem Ort löſ' ich mein Wort.“ Unten: „Am 24. Juli 180*.“

Kein Wunder, wenn ſich heute die Menge vor der Thür drängte, das Bild anſtarrend und beſprechend; denn heute war der 23. Juli, und morgen mußte, wenn der Amtsverweſer wirklich ein Mann von Wort war, wofür er doch galt, und die ganze Bevölkerung von Eichenſee und der reſpect. Umgegend ein Jahr lang nicht an der Naſe geführt hatte, was ſeiner Ehrlichkeit nicht zuzutrauen war, das große Räthſel gelöſt werden. War ja doch Hafermehl als ein Ehrenmann allgemein bekannt und geſchätzt, und man wußte nicht, daß er ſich jemals einen unziemlichen Scherz mit einem einzelnen Menſchen erlaubt hätte. Er hatte überhaupt ein gar gutes Lob. In ſeinem Geſchäft war er bis zur Aengſtlichkeit pünktlich und ſtreng, muthete aber dabei keinem Untergebenen oder ſonſt Jemandem zu viel zu und ſich auch nicht. Nach gethaner Arbeit ließ er ſich's in der Geſellſchaft der Honorationen wohl ſein, und zeigte ſich ſtets als der heiterſte, gewandtſte und liebenswürdigſte Mann. Er wußte alle ſchönen Geſellſchaftsſpiele anzugeben, einzurichten und zu leiten, improviſirte ſogar neue nicht ungeſchickt, wurde als Vortänzer auf allen Bällen gern geſehn und als der beſte Unterhalter bei allen Theegeſellſchaften geliebt; denn er ſprach mit jungen Damen von Putz, Bällen und Liebſchaften, mit ältern von Wirthſchaftsangelegenheiten, Putz und auch von Liebſchaften, mit jungen Männern von Pferden, Hunden und wieder von Liebſchaften, mit ältern von Krieg und Revolution und abermals von Liebſchaften; kurz er ging auf jedes Menſchen Lieblingsthema ein, und war ſchier unerſchöpflich, demſelben neue intereſſante Seiten abzugewinnen. Darum war auch aller Mund voll ſeines Lobes, und nur das hatten Väter und Mütter heirathsfähiger Töchter, ſo wie dieſe natürlich ſelbſt an ihm auszuſetzen, daß er, der um alle Liebſchaften in der Stadt und Umgegend wußte, mit Allen von Liebſchaften ſprach, ſelbſt noch nie eine ernſtliche Liebſchaft gehabt, er, der ſo gut in Mitteln ſaß und eine reichliche Beſoldung zog, ſich noch keine Hausfrau gewählt, obgleich er ſchon das vierunddreißigſte Jahr angetreten hatte. Wenn er auch einmal einige Wochen lang eine der vielen heirathsluſtigen Damen beſonders auszuzeichnen geſchienen und ihr väterliches Haus mit einem Beſuch mehr als gewöhnlich beglückt hatte, er war dann wieder ſeltener gekommen, immer freundlich, immer artig und galant, aber nie mit einer gehofften und gewünſchten Erklärung. So hatten ſich ſchon zehn Jahre — ſo lange war er bereits im Dienſte — die vornehmſten Töchter der Stadt, auch wohl der nächſten und entfernterer

Orte nach einander mit ſüßen Hoffnungen geſchmeichelt; doch ſchien man es nun allmählig aufzugeben, ihn einem ehrbaren Familienkreiſe als Schwiegerſohn einverleibt zu ſehen. Um deſto größeres Aufſehen machte das geheimnißvolle Scheibenbild, als Hafermehl König geworden war; und ſeit es am Klotz gehängt und Herz und Deckelglas als beſte Treffer durchbohrt worden, hatten ſtets hundert Augen den Amtsverweſer beobachtet, und hundert Gerüchte waren ſtets zugleich im Umlauf. Wenn er zehn Worte mit einer unverheiratheten Dame geſprochen hatte, galt ſie ſogleich für das Original des Scheibengemäldes, während die Arme am beſten wußte, daß ſie es nicht war, ſo ſehr ſie es auch heimlich wünſchen mochte. So waren mit und nach einander wieder viele Jungfrauen und junge Wittwen in's Gerede gekommen, aber ſelbſt heute, den 23. Juli, wußte man noch eben ſo wenig, wen Hafermehl gemeint, als ein Jahr vorher. Der Eine behauptete Die, der Andere Jene, und man ſtritt und behandelte die Sache mit äußerſter Wichtigkeit. Nur noch eine Nacht, dann mußte ja die Glückliche bekannt werden, die ſich ſo gut zu verbergen gewußt hatte.

Während der Amtsverweſer bald im Schießſtand beſchäftigt war, um ſeine Schüſſe zu thun, bald als Vorſtand der Geſellſchaft Vorkehrungen zu dem großen Feuerwerke traf, welches dieſen Abend abgebrannt werden ſollte, bald den Tanz anordnete und ſich für Jedermanns Vergnügen beſorgt und thätig zeigte, durchflog die Reihen der Frauen und Mädchen das Gerücht, Hafermehl habe geſtern und vorgeſtern mehrere Zimmer ſeines Hauſes neu tapeziren und die Möbeln friſch poliren laſſen, und man wiſſe aus der Reſidenz ganz gewiß, daß er für ſich und ſeine Braut den Dispens vom Aufgebot erkauft habe, um ſich ohne Weiteres trauen laſſen zu können, und es ſtand zu vermuthen, daß dies morgen der Fall ſein werde. Alſo keine Brautviſiten, keine Verlobungskarten, keine Hochzeit! Und auf alle an ihn gerichteten Fragen wich der Amtsverweſer ſo unbefangen aus, als ſei die Sache ſo ganz unbedeutend und der Rede nicht werth. Manche Damen hätten vor Verdruß ſterben können, daß der in allen andern Stücken ſo vernünftige, ruhige Mann, Feind aller Schwärmerei und Excentricität, in dieſem einen Punkte ſich als ein ſolcher Sonderling zeigte. Aber ſtatt zu ſterben, entſchloſſen ſich doch lieber Alle abzuwarten, bis man das Geheimniß erfahren werde, ſo ſauer es auch Vielen ankam.

Wenn man den Weg aus der Stadt heraufkam, ſah man das flatternde Aushängeſchild von der Thierbude ſchon von weitem. Das bretterne Dach derſelben war unmittelbar an die Hinterwand der Wirthſchaftsgebäude befeſtigt, ſo daß die großen Wagen mit den vergitterten Thierkaſten dicht an dieſer Wand ſtanden, die dem linken Hausflügel angehörte. Der bezeichnete Flügel hatte im Parterre keine Fenſter, und auch eine Treppe hoch hatte nur das Bedürfniß einige Oeffnungen hinten hinaus angelegt, die ein paar abgelegenen Mägdekammern das nöthige Licht zuführten.

Unmittelbar darunter ſtanden die Thiere, der ſtolze Löwe, der prächtige Tiger, der geſchmeidige Leopard und noch andere Eſpecen aus dem graciöſen Katzengeſchlecht, die häßliche Hyäne, der Affen lüſternes Volk, das bunte plapperhafte Gefieder der Aras; im Hintergrunde auf einer Erhöhung ſah man einige nicht vergitterte Käſten, und darin befanden ſich Schlangen, wobei die größte Merkwürdigkeit der ganzen Menagerie, ein anſehnliches Exemplar der Rieſenſchlange. Der Thierbude gegenüber zeigten die ſogenannten engliſchen Bereiter ihre verwegenen Kunſtſtücke, weiter oben vollbrachte ein Seiltänzer ſeine halsbrechende Arbeit. Bergab hatte ein Zwerg und eine Rieſin ihr Zelt aufgeſchlagen, und ein Gemälde davon zeigte deutlich, wie die große Frau den kleinen Mann in die Taſche ſteckte, den Bauern zum ergötzlichen Gelächter. Gerade gegenüber öffnete ſich die glänzende ſchön decorirte Vorhalle eines Wachsfigurencabinets, in welcher, der Rieſin und dem Zwerge gleichſam zur Verhöhnung, der kleine David drohend dem ſpöttiſch lächelnden Goliath mit Stein und Schleuder entgegenſtand. Zu beiden Seiten ſchloſſen ſich im großen Halbkreis und in bunter Reihe die Buden der Wein- und Punſchſchenken, Kuchen- und Victualienhändler an, ſo wie die ſtattlich aufgeputzten Ständer der Zinngießer, Quincailleriehändler, eines Silberſchmieds und eines Glaswaarenhändlers.

Unter dieſen Buden zeichnete ſich eine durch Glanz nnd Eleganz vorzüglich aus. Man konnte aus der höchſt geſchmackvollen Anordnung der blitzenden Galanteriewaaren leicht eine ſinnige Frauenhand erkennen, nach welcher man ſich auch nicht lange umzuſehen brauchte; denn in dieſem geſchmückten Raume waltete ein allerliebſtes Kind als koſtbarſtes Kleinod. Welcher Männerblick hätte, ohne ſogleich Folgen zu verſpüren, dies niedlichſte aller Stumpfnäschen länger als eine Minute mit Aufmerkſamkeit betrachtet? Welcher wäre dieſem ſchelmiſch freundlichen, braunen Augenpaare begegnet, ohne mit der Hand unwillkührlich in die Taſche gegriffen und Geld hervorgebracht zu haben, um einige Karten zum Lottoſpiel zu kaufen, oder einen Wurf im Würfelſpiel zu wagen? denn nur auf dieſen zwei Wegen wurden die Waaren auf dem Vogelſchießen vertrieben. So kam es, daß hier die Würfel vom frühen Morgen im Becher raſſelten, der ſchnell aus einer gierigen Hand in die andre wanderte, und die ältere ſchlaue Handelsfrau, die ſich noch mit in der Bude befand, konnte immerhin ungeahnt und unbemerkt ein Auge mehr oder weniger zählen, je wie es ihr Vortheil mit ſich brachte, da die Würfler wohl fleißig nach Augen ſahen, aber nicht nach denen der Würfel. Und die waren bald gezählt, es waren nur zwei, aber nach der Anzahl der Blicke aus denſelben geizten die Männer mehr, als nach dem erwürfelten Gewinn. Der Ausdruck dieſer Blicke war ſo neckiſch, ſo voll ſüßen Wiſſens und reizender verrätheriſcher Geſchwätzigkeit über dies

Wiſſen des ſchönſten Herzensgeheimniſſes, daß man ſich eben gern immer im Bereich ihrer Strahlen aufhalten mochte; plauderte das zierliche Mäulchen nun noch dazu, ſo wurde Jeder beſchwatzt, ſein Geld ſitzen zu laſſen. Ein an der Bude ausgehängtes Schild verkündete Jedermann, daß ihre Inhaberin Frau Weißenborn aus Seligenthal ſei, und wer eine halbe Stunde gewürfelt hatte, wußte, daß das ſchöne Kind Thereſe hieß und die ältere Frau Mutter nannte.

Auch heute zum Sonntag Nachmittag war's gedrängt voll vor der Bude der Frau Weißenborn, die mit geller Stimme die aus der Urne gezogenen Lottonummern ausrief, während Thereschen die Würfel beſorgte. Da geſchah es, daß ſich dicht vor der Bude zwei junge Männer begegneten, die man an ihrer auffallenden Tracht, Schnurrbärten, Reitgerten und großen Sporen ſogleich als reiche und vornehme Studenten erkennen konnte. Das Vogelſchießen hatte viel Muſenſöhne aus der nur zwei Meilen entfernten Univerſitätsſtadt G. herbeigezogen.

Der Eine, ein ſchmächtiger, ſchön gewachſener Jüngling mit hellblondem, ins Röthliche ſpielenden Barte und den Roſen der Jugend und Geſundheit auf den Wangen, eine intereſſante Erſcheinung, ſegelte ſchnurſtracks nach den Schätzen der Frau Weißenborn zu, als ihn der Andre, ein ebenfalls hochgewachſener, braunbärtiger junger Mann mit Feuerblick und keckem, faſt brutalem Weſen, am Ärmel feſthielt. Das minder ſchöne Geſicht des Letztern ſah ſchon ziemlich verlebt aus, ein halb aufgedecktes Sündenregiſter, im Verhältniß zur Jugend ſeines Trägers ſattſam beſchrieben.

„Wohin ſo ſchnell, Hochheim, und ohne Einen nur zu ſehen?“ fragte der Braune den Blonden mit einem ſtolzen Lächeln.

„Ah, Sie auch hier, Graf?“ verſetzte, ſchnell umgewendet, der Andre. „Wann ſind Sie angekommen?“

„Ich war geſtern ſchon hier. Und Sie?“

„Seit drei Stunden, von denen ich zwei ſchon — würfelnd zugebracht habe.“

„Würfelnd? — Ah ich verſtehe! Sie würfeln um die Augen der ſchönen Thereſe aus Seligenthal. Die haben Manchem ſchon viel Geld gekoſtet und er hat ſie doch nicht gewonnen. Das iſt ein ſehr theurer Gegenſtand.“

„Sie ſind wohl auch ein ſolcher Mancher?“

Der Graf zuckte wieder vornehm lächelnd die Achſeln, indem er ſagte: „Ei nun, es iſt keinem verwehrt, ſein Glück zu verſuchen.“

„Ich bin ſeit zwei Stunden wie närriſch in die niedliche Brünette verliebt,“ plauderte der Andre vertraulich, „und unwiderſtehlich zieht mich's wieder zu ihrem Würfelbecher. Wollen Sie mit halten?“

„Ich danke. Schon in frühern Zeiten und an andern Orten habe ich mein Opfer auf dieſen Altar niedergelegt, ohne mir dadurch eine geneigte Göttin zu machen. So lange man würfelt — ja! aber weiter nichts. Heute habe ich auf eine andre Nummer geſetzt die mir leichtern Gewinn zu verſprechen ſcheint. Haben Sie die wunderliebliche Kellnerin auf dem Schießhauſe ſchon bemerkt? Ich will die Grafenkrone aus meinem Wappen verlieren, wenn das Mädchen nicht die Perle von ganz Eichenſee iſt.“

„Na viel Glück, Graf! Sie ſind ein guter Tactiker! Wünſchen Sie mir auch ein klein wenig; denn ich muß jetzt wieder zu meiner braunäugigen Galanteriehändlerin. Aber ſehen Sie doch! Mit wem koſt ſie denn da ſo vertraulich, und noch dazu, wie mir ſcheint, hinter dem Rücken der beſchäftigten Mutter. Es iſt ja auch ein Student.“

„Ich kenn' ihn,“ ſagte der Graf ſich beſinnend. „Zum Henker, wie heißt er doch! Er hat mit mir die Pandecten bei *** gehört. Sommerfeld! Die kleine Hexe thut recht freundlich mit ihm.“

„Das ſind mehr als freundliche, das ſind verliebte Blicke!“ rief Hochheim eiferſüchtig. „Wahrſcheinlich gar eine Liebſchaft!“

„Deſto beſſer für Sie, wenn Sie Glück haben. Wer wird ſich durch einen Liebhaber abſchrecken laſſen? Mich hat ſchon Mancher bei ſeinem Schätzchen ſelbſt eingeführt. Dann verſchaffte mir die erwachende Eiferſucht des Liebhabers den Sieg um ſo leichter."

„Ich weiß ſchon, von Ihnen iſt etwas zu lernen. Aber mit dem fatalen Bengel möcht' ich gleich anbinden."

„Das wäre voreilig und unklug. Damit müſſen Sie bis zu gelegener Zeit warten, um dadurch beim Mädchen zu gewinnen; jetzt würden Sie ja im Gegentheil in ihren Augen Alles verlieren und ſich das ganze Spiel verderben. Na, guten Wind! Sie treffen mich immer in der Nähe der ſchönen Kellnerin, falls Sie meiner Hülfe in irgend einer Art bedürfen."

Die beiden adlichen Freunde trennten ſich, und der Blonde nahm ſeinen Platz an der Galanteriebude ein, ohne jedoch den mit der ſchönen Thereſe leiſe plaudernden Studenten nur im mindeſten zu beläſtigen, wie man aus ſeinen frühern Reden wohl hätte annehmen dürfen. Dieſer ſah aber auch gar nicht aus wie Einer, der ſich ungeahndet beläſtigen läßt, ſondern vielmehr wie Einer, der's ohne Furcht und Schmeichelei im Böſen und Guten mit Jedem aufzunehmen gleich bereit iſt. In ſeinem edlen, ſchon männlichen Geſichte waren Ernſt und Charakterfeſtigkeit unzweideutig ausgeſprochen. Er warf auch dem Störer ſeiner vertraulichen Unterhaltung mit Thereſe einen böſen Blick zu, als dieſer herantrat und den Würfelbecher ergriff. Es war dem jungen adligen Herrn wohl anzuſehen, daß er gern den läſtigen Nebenbuhler los geweſen wäre, aber ob aus Furcht oder aus Politik den Rath ſeines gräflichen Freundes befolgend, er ſprach mit ihm, nannte ihn beim Namen und that, als ob er ihn ſchon lange gekannt hätte. „Alſo auch ein Anbeter und Sklave der göttlichen Thereſe?“ lachte Hochheim.

„Nur Landsmann und Jugendfreund,“ entgegnete Sommerfeld finſter und kurz, und ging, verſcheucht von den giftigen Blicken der Frau Weißenborn, die ihn eben gewahr worden war, und über deren Lippen man ſchon etwas von „zudringlichen Menſchen“ rauſchen hörte.

„Sie lieben den braven Sommerfeld doch,“ flüſterte Hochheim dem Mädchen zu, deſſen Blick plötzlich verdüſtert war, „und Ihre Mutter iſt eine Feindin Ihrer Liebe. Sie ſind unglücklich, theure Thereſe! Bedürfen Sie eines Freundes in der Noth, der Ihnen mit Rath und That beiſteht: gebieten Sie über mich. Ja, ich liebe Sie, holdes Mädchen, aber meine Liebe iſt uneigennützig; ſie möchte nichts weiter, als Sie glücklich ſehen.“

Thereſe ſah ihn mit einem durchdringenden Blick an, lachte und dankte ihm für ſeine Güte; ſie ſei ſo glücklich, derſelben gar nicht zu bedürfen, da Herr Sommerfeld weder ihr Geliebter, noch ihre Mutter ihre Feindin ſei. Sie und Sommerfeld ſeien Nachbarskinder, das ſei das ganze Verhältniß.

„Nun ſo nehmen Sie die Huldigung meines Herzens an.“

„Immerhin. Das kann ich mir ſchon gefallen laſſen. Sie haben ſechzehn Augen geworfen, und gewinnen dieſes kleine Körbchen.“

„Ich will keinen Korb, ſondern dein Herz, Mädchen.“

„Setzen Sie zu und werfen Sie weiter. Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

Hochheim wurde immer hitziger; inzwiſchen erging es ihm, wie ſeinen Vorgängern: er gewann mit all ſeinem Gelde nichts, als einige unbedeutende und entbehrliche Dinge; die er endlich ziemlich ärgerlich zuſammenpackte, um ſie dem Grafen zu Geſchenken für die kleine niedliche Kellnerin zu bringen. Als er ſich, überlegend, daß auf dieſem Wege nicht leicht und ſchnell zum Ziele zu kommen ſei, und welchen beſſern er wohl einzuſchlagen habe, aus dem Volkshaufen wand, ſtieß er etwas unſanft an einen Tiſch, auf welchem ein junger, hübſcher Kerl von keckem Anſehen ſeinen Trödel ausgelegt hatte, um ihn durch das Medium der Würfel in Baares zu verwandeln.

„Hoho, gnädiger Herr!“ rief der Menſch ſpaßhaft, „wenn Sie über meinen Tiſch hinfallen und mir den Kram zuſammenwerfen vor lauter verliebten Gedanken, ſo mein' ich, könnten Sie auch einmal Ihr Glück bei mir verſuchen, und mir zum Schadenerſatz etwas zu verdienen geben. Wer weiß ob ſich das, was Sie wünſchen, bei mir nicht eher gewinnen ließe, als dort an der glänzenden Bude."

Hochheim griff gutmüthig in die Taſche und warf eine Handvoll kleines Geld auf den Tiſch. Der darüber erfreute Krämer trat nahe an ihn heran und flüſterte ihm zu: „Halten Sie meine letzten Worte für keine Prahlerei, gnädiger Herr. So klein und unanſehnlich auch mein Tiſchchen und ſo groß und prächtig die Bude der Frau Weißenborn iſt, ſo dürfte doch der koſtbarſte Schatz dahier leichter zu gewinnen ſein, als dort, wohin Alle ſeinetwegen ihr Geld tragen." Er lächelte und legte mit einer pfiffigen Geberde den Finger auf den Mund.

„Bei dir wäre das Kleinod zu gewinnen, Kerl? Sag' an, wie wäre das möglich?"

„Ei ich wäre doch ein ſchlechter Spieler, wenn ich mein Spiel verriethe, eh' mir nur ein Einſatz gemacht worden iſt. Was ſetzen Sie?" Dabei klapperte er mit den Würfeln.

„Zehn Friedrichsd'or."

„Das läßt ſich hören. Ihr Ehrenwort, Herr Baron, gilt als Pfandbrief."

„Ich gebe es, und zahle, wenn ich den Wurf gewonnen habe. Doch nun befriedige meine Neugierde mit ſo wahrem und gutem Gepräge, wie dieſer blanke Friedrichsd'or, den ich auf Abſchlag in deinen Becher ſpringen laſſe."

„Sie ſind kein ſchlechter Kunde," ſchmunzelte der Krämer, „und ich glaube wohl, daß Frau Weißenborn Sie ungern verliert. Doch ſie ſoll Andern auch was gönnen, und an mir hat ſie's ſchon verdient. Jetzt muß ich mich kurz faſſen; denn Frau Weißenborn hat ſcharfe Augen, und könnte, trotz ihrer großen Beſchäftigung, uns beobachten. Auch kommt noch mancher Bauer, der ſich nicht an die prächtige Bude wagt, ſein Glück bei mir zu verſuchen. Dieſe Nacht, wenn ſich das Volk verlaufen hat, kommen Sie wieder, und Sie ſollen **Alles** erfahren. Uebrigens nehmen Sie die Verſicherung hin, daß ich nun ganz der Ihrige und zu jedwedem Dienſte bereit bin. Es iſt mir ſelbſt viel an Ihrem Gewinnen gelegen, und, wie Sie wohl merken werden, etwas mehr dabei im Spiele, als Ihr Gold.“

Hochheim ſah dem Menſchen noch einmal in die Augen, und überzeugte ſich an dem boshaften Lächeln deſſelben, daß er den rechten Mann und Vermittler genialer Streiche gefunden habe. Ihr Bund wurde ſtillſchweigend geſchloſſen; dann ſetzte der Edelmann ſeinen Weg fort.

Der Graf Leopold Hauſen — dies war der Name des braunen Studenten — hatte ſich unterdeſſen bei der hübſchen Kellnerin auch keines größern Glückes zu erfreuen gehabt. Vergebens flüſterte der Lüſterne dem flinken Mädchen alle möglichen Schmeicheleien, mit den ſüßeſten Verſprechungen geſpickt, in’s

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03674/011

Ohr, um ſie zu einem Stelldichein zu bereden; ſie ſchützte lachend ihre vielen Geſchäfte vor, und drehete ſich auf einem Abſatz herum, andere Gäſte zu bedienen. Da aber das freundliche Kind die Zudringlichkeit des Grafen nie heftig und bitter, ſondern beſcheiden und ſcherzend zurückwies, ſo wurde er nicht müde ihr Ohr zu belagern. Wenn er nun einmal glaubte ſie bald beſchwatzt zu haben, ſtand plötzlich der Amtsverweſer Hafermehl neben ihm, und ſagte wie ſtrafend: „Fränzchen, eine Flaſche Bier!“ oder „Fränzchen, ein Glas Punſch!“ und Fränzchen bediente den Amtsverweſer eben ſo freundlich wie die Uebrigen. Aber der Blick des Amtsverweſers war dem Grafen jedesmal unerträglich und der Fluch nicht gar zu leiſ' gemurmelt, den er ihm nachſchickte. Selbſt als Hochheim mit ein paar ſchönen Ohrgehängen und einer Gürtelſchnalle angeſtiegen kam, und der Graf dem flinken Fränzchen die Lockſpeiſe vorhielt, warf ſie kaum einen flüchtigen Blick darauf, und lehnte den Schmuck mit den freundlichſten Worten ab, weil es ſich, wie ſie vorgab, für eine arme Dienſtmagd nicht ſchicke, ſolche Koſtbarkeiten zu tragen. Doch der Graf gab deßhalb ſein Spiel noch nicht auf; er war an Erfahrungen ſchon ſo reich, und hatte es in weit ſchwierigern Verhältniſſen gewonnen. Im Gegentheil ſchöpfte er neue Hoffnung, als ihm Hochheim von ſeiner mit dem jungen Krämer geſchloſſenen Uebereinkunft erzählte; denn er rechnete ſchnell auf die Dienſte des ſchlauen Kerls auch zur Ausführung ſeiner Pläne.

So wie es dunkel geworden war und der Amtsverweſer durch ein Trompetenſignal verkünden ließ, daß das Feuerwerk beginne, ſtrömte die ganze Volksmaſſe nach der Seite hin, wo das feurige Schauſpiel gegeben wurde, und die Buden und Spieltiſche waren in einigen Augenblicken leer. Der Graf ſchlich zum Krämer, um ſich Raths zu erholen.

„Ihre Sache ſcheint mir weit ſchwieriger, als die Ihres Herrn Cameraden,“ verſetzte der Kerl, als er die Angelegenheit des Grafen vernommen hatte. „Fränzchen iſt immer ein ſprödes Ding geweſen, aber ſeit Jahr und Tag hat ſie mit Allen gelacht, doch ich will mich drauf hängen laſſen, Keinem einen Kuß gegeben. Ich wittere eine eigene Bewandtniß. Durch Geſchenke iſt ſie nicht zu gewinnen, denn ſie nimmt platterdings nichts an. Heirathsverſprechungen ziehen auch nicht; denn ich glaube nur da ſitzt eben der Knoten: damit iſt ſie im Reinen. Verliebt ſcheint ſie auch nicht zu ſein, und wenn irgend etwas von ihr bekannt wäre, ſo wüßte ich es. Kurz ſie iſt ein ehrſames, tugendhaftes Mädchen, und ich rathe Ihnen, ſich die Sache aus dem Sinn zu ſchlagen. Sie ſind der Erſte nicht, der das hätte thun müſſen."

„Menſch!" rief der Graf, „euer einem iſt ja doch ſonſt Alles möglich. Sieh' dieſen blanken Goldfuchs, den ich dir auf Abſchlag zahle. Erwirb dir noch ein Dutzend ſeiner Brüder. Verſtehſt du mich?"

„Vollkommen," ſchmunzelte der Krämer, das Goldſtück in ſeine Taſche verſenkend. „Ich will Alles verſuchen und aufbieten. Zum Anfang will ich hernach den Fenſterflügel ihrer Kammer dort ſtehlen. Das Dach der Thierbude reicht bis hinan. Ich werde mich aber damit eilen müſſen; denn kommt ſie erſt in die Kammer, ſo verſchließt ſie das Fenſter innen, und es iſt nichts mehr zu machen."

„Ein köſtlicher Einfall! Du biſt ſchon auf dem Wege, dir noch etwas Erkleckliches zu verdienen."

Der Graf ging auch zum Feuerwerke.

Raketen ſtiegen ziſchend in die Luft, wie Wurfgeſchoſſe der den Himmel bekriegenden Titanen, rollende Sonnen beſchämten — aber nur auf Augenblicke — die Sterne des Himmels, Leuchtkugeln erhellten weithin die Nacht und machten Tauſende von aufwärts gekehrten Menſchenköpfen ſichtbar, Feuergarben ſprühten und Schaaren auf einmal praſſelnd losgelaſſener feuerſpeiender Fröſche hüpften unter die lachend auseinander ſtiebende Menge. Endlich flogen die Worte von Mund zu Mund: „Jetzt kommt's an die Feuerſchlange! Die große Feuerſchlange wird losgebrannt!"

Man hatte ſich nämlich den ganzen Tag über viel von einem pyrotechniſchen Meiſterwerk, das der Idee des Amtsverweſers **Hafermehl** entſprungen und theilweiſe ſogar von ihm ausgeführt worden war, unterhalten, und die allgemeine Aufmerkſamkeit war vorzüglich auf daſſelbe gerichtet. Dies ſollte eine in allen brillanten Farben ſpielende Feuerſchlange ſein, die ſich windend und feuerſpeiend langſam in einem großen Kreiſe herum bewegen würde. Jetzt wurde das Ungeheuer angebrannt, und der glänzende Schuppenleib glühete und flimmerte im Nu chamäleontiſch in Roth, Grün, Gelb und Blau, in ihren verſchiedenſten Nüancen. Sogleich ſetzte ſie ſich in Bewegung, das fürchterliche Haupt ſtolz erhebend, und das ſtarre Erſtaunen der Zuſchauer löſete ſich in ein allgemeines lautes „Ah!“ Nun öffnete ſie ziſchend den Mund und ſpie einen Funkenregen aus. Alle Blicke hingen entzückt an dem prächtigen Schauſpiel. Plötzlich wurde ein dumpfer Knall gehört, und in demſelben Augenblicke riß ſich die Feuerſchlange von den ſie leitenden Bändern los und ſchoß blitzſchnell, berſtend, über und über lodernd mitten in die wild aufſchreiende Volksmenge hinein. Der Schreckensſchrei pflanzte ſich durch den übrigen Haufen fort, dann wieder einzelne verzweiflungsvolle Stimmen, unverſtändliche Laute, dann gräßliches Hülfsgeſchrei, ein Drängen und Stoßen, Wimmern und Rufen, ein haſtiges Fragen und Antworten, welches alles zuletzt in ein Chaos von Tönen überging. Einige Perſonen waren verletzt, mehreren die Kleider theilweiſe verbrannt und einige Frauen wurden ohnmächtig von der Stelle gebracht.

Unter denen, welche mit einem ſtarken Schrecken davon gekommen waren, befand ſich auch Fränzchen, die nette Kellnerin. Der Schrecken, den ſie gehabt, war freilich furchtbar genug, und noch ſtarrte ſie leichenblaß und an allen Gliedern zitternd vor ſich hin, wie in tiefe Gedanken verſunken, und konnte ſich kaum auf die Gegenſtände um ſich her beſinnen, obgleich der Amtsverweſer neben ihr ſtand und ihr aus ſeinem Eau de Cologne-Fläſchchen reichliche Güſſe auf Schläfe, Naſe und Hände ſpendete, ja ihr die Flüſſigkeit ſelbſt mit begütigenden Worten einrieb. Die Feuerſchlange war nämlich gerade auf ſie zugeſchoſſen, und nur dem Schrecken, der ſie umgeworfen, hatte ſie es zu verdanken, daß ſie nicht verletzt worden war; denn das entfeſſelte feurige Ungethüm war gerade über ſie weggeſetzt. Sie erholte ſich zwar nach einiger Zeit wieder und beſorgte ihr Geſchäft, doch keineswegs mit der frühern Munterkeit. Ja, als der Graf Hauſen ihr mit vielen umſtändlichen und ſchmeichelhaften Worten ſein Beileid bezeugte, aber daran ſogleich neues und heftigeres Liebeswerben knüpfte, brach ſie in helle Thränen aus. Der Graf war eitel und thöricht genug, dieſen Umſtand für ein ihm günſtiges Zeichen auszulegen, indem er ſich einbildete, Fränzchen ſei plötzlich von ſo großer Leidenſchaft für ihn ergriffen und überwältigt, daß ſie ſich weinend in ſeine Gewalt begebe.

Das verunglückte Feuerwerk hatte in der allgemeinen Freude eine Störung angerichtet, viele Familien, die irgend wie durch den Unfall eines ihrer Glieder dabei betheiligt waren, verließen das Schießhaus, der Ball war deßhalb bei weitem nicht ſo vergnügt, wie man ſich verſprochen hatte, und wurde auch um einige Stunden früher geſchloſſen. Es hatte kaum Eins geſchlagen, als der Cotillon aus war, und die Menge ſich verlief. Fränzchen ſchlich müde und ſeltſam gedrückt nach ihrem Kämmerchen, um ſich in den Armen des Schlafes vom Schreck zu erholen, und der Graf verfolgte ſie mit Luchsaugen.

Der Krämer wartete ſchon am Ausgange des Tanzſaales auf Hochheim. „Das Feuerwerk,“ flüſterte er dem Studenten zu, „hat uns auch etwas eingetragen. Die Frau Weißenborn ging danach, und Thereſe mußte natürlich in der Bude bleiben, ſie zu hüten. Da ſah ich denn auch richtig nach einigen Minuten den Sommerfeld’s Karl zu ihr hinein ſchleichen. Ich hab’ ihn ſchon gekannt, als er noch des Amtmanns in Seligenthal Kühe hütete; aber er thut jetzt, als kenne er mich nicht mehr. Nun deſto beſſer, ſo thu' ich keine Sünde an ihm."

„Nun was war's, als er drinnen bei ihr ſtand?" fragte **Hochheim** drängend.

„Ich ſlugs an die hintere Bretterwand der Bude. Der Teufel hatte dort an der rechten Stelle ein Aſtloch gebohrt, woran ich mein Ohr lege. Sie hatten ſich aus guten Gründen in den Hintergrund zurückgezogen und hielten ihren Zwieſprach dicht vor dem Aſtloch. Da hörte ich denn, daß **Karl** böſe mit der **Thereſe** that und ihr Vorwürfe machte über dies und das. Es ſchien ſie zu verſchnupfen; denn ſie that zimpferlich. Da wollte er gehen; ſie hielt ihn aber zurück und bat ihn nicht böſe zu ſein, ſie wolle ſeinen Rathſchlägen folgen. Da er nun kläglich lamentirte, daß ihm durch die Grauſamkeit der Frau **Weißenborn** alle Gelegenheit geraubt ſei, ſein volles Herz einmal bei der Geliebten auszuſchütten, ſo wurde verabredet, daß beide in dieſer Nacht, wenn der alte Drache ſchliefe, zuſammen nach dem Tempelchen auf dem Gipfel des Vogelberges luſtwandeln wollten. Danach nehmen Sie nun Ihre Maßregeln. Am beſten, Sie verfügen ſich vorher dahin, verſtecken ſich unter eine Bank, und horchen was die Leutchen zuſammen reden. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ſich daraus nicht ein Nutzen für unſere Sache ziehen ließe."

„Recht gut! Aber ich weiß den Weg nach jenem Tempel nicht."

„Ich bringe Sie hin."

„Du wollteſt mir ohnedies Manches erzählen und mir Winke geben, wie ich es anzufangen habe, um das Spiel zu gewinnen."

„Kommen Sie! Das ſoll auf dem Wege geſchehen."

Sie wanderten im matten Licht der Sterne bergan dem Walde zu.

„Wie heißt du, Kumpan? Wo biſt du her? Und was bewegt dich, aus eigenem Antriebe das Mädchen mir zuzuſpielen?“ fragte der Student mit der ihm eigenthümlichen Haſt.

„Mein Name iſt Veit Grübel, und unter dieſem Namen bin ich hier zu Lande weit und breit bekannt; aber ich kenne auch die meiſten Menſchen in dieſer Gegend. Auch Sie kenne ich, und Sie waren noch auf der Schule in M., als Sie mir manchen Pfeifenkopf abgekauft haben.“

„Ja, ja, ich erinnere mich deiner.“

„Gebürtig bin ich aus Wippersdorf, nur ein paar Stunden weit vom Marktflecken Seligenthal, woher der Sommmerfeld und die Thereſe ſtammen. Mein Vater war Schulmeiſter, ſtarb aber als ich noch nicht ſechzehn Jahre alt war, und hinterließ mir, dem einzigen Sohn, ein hübſches Bauerngut. Meine Mutter, eines reichen Bauers Tochter, hatte ein zweites Gütchen. Kurz, ich wäre ein gemachter Mann geweſen, hätte mich meine Mutter nicht dadurch, daß ſie mir allen Willen that, ganz verzogen und verdorben. Ich war von lebhaftem Temperament und hieb gern über den Strang, aber mein Vater hielt mir die Zügel. Er übte an mir ſeine von Haſelruthen unterſtützte Schulmeiſterzucht in erhöhtem Grade aus; denn er ſagte, ein Römer, Namens Brutus, habe ſeine beiden Söhne hinrichten laſſen, weil ſie gegen ſein Gebot geſündigt, und mein Vater pflegte ſich in allen Stücken auf die Römer zu beziehen, die ſeine Vorbilder waren. Meine Mutter bezog ſich aber nur auf mich und meine verſchmitzten Einreden, vertuſchte meine dummen Streiche und machte ſich kein Gewiſſen daraus, meinen Vater hinſichtlich meiner zu belügen und zu betrügen. Als er ſtarb, war ich eben auf dem Schullehrerſeminarium zu W., und nun trieb ich's toll. Meine Lehrer, die mir ohnedies aufſäſſig waren, jagten mich bald fort; ich war froh, die Plage los zu ſein. Ich trieb mich eine Zeit lang ohne Zweck und Beſchäftigung herum, koſtete meiner Mutter mehr Geld als ſich mit ihren Umſtänden vertrug, trieb's nicht zum Beſten und fragte nicht, wo's herkam. Zu jener Zeit war ich oft und viel in Seligenthal, da wohnte die Thereſe bei'm Amtmann auf dem Gute; ich weiß nicht ob ſie Magd war, dazu wurde ſie zu gut gehalten; wie eine Tochter hielt man ſie aber auch nicht; denn ſie mußte den Amtmannstöchtern aufwarten. Hübſch war die kleine Kröte aber damals ſchon, obgleich ſie kaum vierzehn Jahre alt ſein konnte. Wer ſie eigentlich war, habe ich nie recht erfahren können. So viel wurde erzählt, ihre Mutter ſei die Wirthſchaftsausgeberin auf dem Gute geweſen. Von ihrem Vater war nie die Rede. Ihre Mutter iſt bald nach ihrer Geburt geſtorben."

„Alſo iſt ſie nicht die Tochter der Frau Weißenborn?"

„I bewahre. Das iſt nur ſo ein Gerede vor den Leuten, und ſteckt was dahinter. Verſtehen Sie denn nicht? Die kluge Frau Weißenborn hat bei allen Dingen ihre wohlangelegten Abſichten. Wer weis, wer des Mädchens Vater iſt und wie viel die Frau Mutter durch das erborgte Töchterchen zieht!"

„Nun fahre fort und faſſe dich kurz."

„Ich ließ mich endlich als Trompeter unter den Huſaren anwerben; denn ich verſtand Muſik. Aber der Teufel plagt mich wieder etwas zu machen, was die gewöhnlichen Menſchen einen dummen Streich nennen, obgleich es im Gegentheil und der Wahrheit gemäß ein geſcheidter Streich heißen ſollte. Bei den Soldaten wird einem das noch viel übler genommen. Ich kam auf Latten, wurde wieder fortgejagt und es koſtete meiner Mutter nicht nur ſehr viel Geld, daß man nicht noch ſchlimmer mit mir verfuhr, ſondern ſogar das Leben. Sie grämte ſich zu todt; ich konnte ihr nicht helfen; warum hatte ſie mich nicht beſſer erzogen. Ich glaubte nun ein freier, unabhängiger, reicher Mann zu ſein; aber zu meinem Schrecken war vom Vermögen meiner Eltern nicht viel mehr vorhanden. Ich wußte mich zu tröſten, und das Wenige war auch nach einigen Jahren fort. Nun mußte ich mich nach einem Erwerbszweig umſehen. Das Geſchäft der Frau Weißenborn hatte mir ſchon lange gefallen. Ihr Mann war ein armer

Kattunweber geweſen und ſie eine wohlhabende Wittwe geworden. Meine Mutter hatte viel mit ihr verkehrt. Ich legte mir auch einen Kram an, und hatte ihr auf Märkten und Vogelſchießen bald manchen Vortheil abgelauſcht. Sie wurde mir dafür ſehr aufſäſſig; ich aber lachte zu ihren ſauern Geſichtern. Hätte ich jetzt nur noch einige hundert Thaler von meinem Erbe gehabt, ſo hätte ich ihr bald die Wage gehalten. Nun ſah ich ein, was für ein Thor ich geweſen war. Das half nichts mehr. Um dieſe Zeit war der Amtmann in Seligenthal geſtorben, ein anderer Pachter hatte das Gut übernommen, Thereſe kam zur Frau Weißenborn, und zog nun mit derſelben im Lande herum. Von dieſer Zeit an ſchreibt ſich das wahre goldne Glück der Frau. Auf allen Plätzen, wo ſie kaum die Bude aufgeſchlagen, ſtrömt das Männervolk herbei und bezahlt doppelt und dreifach. An manchen Orten iſt's ordentlich Mode, etwas bei der ſchönen Thereſe zu kaufen. Ich ließ mich auch verblenden und warb um Thereſen, indem ich der Frau Weißenborn das Anerbieten machte, unſre Geſchäfte zu vereinigen, und es recht in's Große zu treiben. Alle Wetter! da kam ich aber gut an! Ich bekam einen Korb mit Malice. Da haben Sie den Grund meines Aergers."

„Dacht' ich mir's doch, daß die Trauben da hängen würden," lachte der Student. „Aber durch deine Liebes- und Leidensgeſchichte habe ich noch nicht erfahren, wie ich die Feſtung anzugreifen habe, um dir Satisfaction zu verſchaffen."

„Nun ſehen Sie, die Frau Weißenborn iſt ſehr geizig, bis zum Schmutz; ſie kratzt und ſchabt alles zuſammen, um es zu Kapitalien zu machen. Die Thereſe wird deshalb auch ſehr knapp gehalten, obgleich dieſe die Glücksgründerin iſt. Thereſe aber iſt hoffärthig, putzt ſich gern und ſpielte um ihr Leben gern die Dame. Dazu bekommt ſie von der Frau Weißenborn nichts, und die kleinen Geſchenke, die ſie wohl von Herrn erhält, machen ihr den Kohl doch nicht fett. Ein ſchöner Shawl, ein brillanter Hut, ein ſeidenes Kleid würden ihre Wirkung gar nicht verfehlen. Verſteht ſich von Anfang immer den Beſcheidnen geſpielt, dabei heiter, ja luſtig; das liebt Thereſe; ſie iſt eine fröhliche Seele. Die Alte dürfen Sie natürlich auch nicht vergeſſen; das iſt ſo zu ſagen die Hauptſache. Bei der werden ein paar Geſchenke, vielleicht gar etwas Baares Wunder bewirken. Was kömmt es denn ſo einem reichen Herrn, wie Sie ſind, auf ein paar Friedrichsd'or mehr oder weniger an. Deshalb mag eben die Frau Weißenborn den Sommerfeld nicht ausſtehen, weil er ein armer Schlucker iſt, und ſich ſogar in ſeinem eiſenfreſſeriſchen Ernſt, den er ſtets wie einen dunkel angelaufenen Harniſch umſchnallt, erlaubt hat, ihr einigemal die Leviten zu leſen. Könnte er ihr und Thereschen dann und wann ein artiges Präſentchen machen, ich glaube er ſtände bei beiden beſſer.“

„Nun ſag' mir, wie hängt die Sache mit dieſem Sommerfeld zuſammen? Wer iſt der Menſch eigentlich? Sprachſt du doch vorhin davon, er habe die Kühe gehütet.“

„So iſt's, gnädiger Herr. Er iſt der Sohn des Großknechts oder, wie ich vermuthe, des verſtorbenen Amtmanns Weſt zu Seligenthal. Behaupten kann ich's aber nicht. Er hütete die Kühe des Pachthofes, beſuchte aber dabei die Dorfſchule fleißig und ließ ſich durch nichts davon abhalten. Bald war er der beſte Schüler, und wenn ich nicht irre, wußte er bald mehr als der Schulmeiſter, der mit vielem Reſpect von ihm beim Amtmann ſprach. Der Amtmann hielt für ſeine Kinder einen Hofmeiſter. Da bat denn Sommerfeld's Karl die Amtmannskinder, ihm dann und wann ein Stündchen ihre Bücher zu leihen und ihm Abends in der Dämmerſtunde wieder zu ſagen, was ihnen der Hofmeiſter gelehrt. Dafür ſchnitt er ihnen Pfeifen aus dem Rohr, flocht ihnen Körbe und Kränze und briet ihnen Schwämme, die er im Walde ſuchte. Bald hatte er es ſo weit gebracht, daß die Kinder ſich Raths bei ihm erholten, und er dem faulen Amtmannsbengel die Arbeiten machte. Der Hofmeiſter kam dahinter; denn Karl's Arbeiten waren gut, zeugten von Genie und der Amtmannsſohn war ein dummer Junge, der Hofmeiſter ſprach nun auch mit dem Amtmanne darüber, und Karl durfte vom andern Tage an den Unterricht mitbenutzen. Er machte reißende Fortſchritte und der Amtmann that ihn einige Jahre ſpäter mit ſeinem Sohne auf das Lyceum nach H., freilich hielt er ihn knapp genug. Des Amtmanns Fritz wurde nachher noch ein Ökonom; denn es wollte mit den Studien ſchlechterdings nicht fort, und Karl mußte ſich ſehr kümmerlich durchſchlagen. Der Amtmann ſtarb, als Karl das erſte Jahr auf der Univerſität war. Man ſagt er habe ſeinem Sohne im Teſtamente die Verpflichtung auferlegt, dem Sommerfeld's Karl bis zur Beendigung der Studien deſſelben, die kleine Summe, die er zeither aus des Amtmanns Kaſſe jährlich bezogen, fortzuzahlen. Damit und mit dem Ertrag von Unterrichtgeben und andern Arbeiten ſoll er ſich durchgeholfen haben. Die Leute ſagen, er habe was Ordentliches gelernt und werde bald genug ein tüchtiger Advokat ſein. An der Thereſe hat er ſchon gehangen, als er noch Kuhhirt war; ich hielt's für Kinderei. Wie ich aber dieſen Abend mit meinen eignen Ohren gehört habe, iſt es doch etwas mehr. Nun dafür wollen wir ihm thun, denn — aufrichtig geſprochen — kann ich den Karl nicht leiden. Stolz iſt er eigentlich nicht, das kann ich nicht ſagen; aber ſtets ſo kalt, ſo aparte, und das ärgert mich von ihm. Ich habe das Meinige auch redlich gethan ihn bei der Frau Weißenborn einzulappen. Und eben ſo gut werde ich mich beſtreben, Sie, gnädiger Herr, bei ihr in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen und Sie als einen ſehr freigebigen Mann rühmen."

„Spitzbube!" lachte der Student. „Nun ich bin zufrieden mit deiner erſten Leiſtung, und entlaſſe dich in Gnaden."

Sie waren wirklich am Tempel angelangt, und Hochheim ſchlüpfte hinein, während Grübel einen andern Rückweg einſchlug, um dem Liebespärchen nicht zu begegnen.

Es griffen ſchon leichte kaum angedeutete Nebelfinger durch die Nacht, der Todtenfrau angehörig, die die Welt im Spätherbſt in ihre traurigen Schleierhüllen ſchlägt, und rührten leiſe an die Blätter der Bäume und an die Blumenſtengel; die wurden plötzlich roth und gelb vor Schmerz, die Blume entblätterte ſich und die Samenkapſel borſt. Es huſchte ſchon kühl und ſchattenhaft über die leeren Felder, wie der Hauch thränengebärender Wehmuth, und ſeltſame Töne regten ſich in Wald und Feld, das Verſuchen und Anſetzen der Todtenklage, die bald über die begrabene Natur hinwimmert. Das war keine Nacht für die Liebe; doch die lebenſchaffende knospentreibende erzeugt überall Frühling, und hängt ihre Blüthenkränze über die Fruchtgarbe und an den beſchneiten Baum. Miſchen ſich doch auch oft in ihren Frühling Farben und Töne des Herbſtes, wirft doch oft der Winter ſein ſtarres Eis in ihre Blumenbeete und heißen, treibenden Herzen.

Sommerfeld und Thereſe traten Hand in Hand in den düſtern Tempel. Sie waren in einem heftigen Geſpräch begriffen, und der verſteckte Hochheim vernahm Folgendes:

„Wie ſoll ich dir meinen Zuſtand klar machen,“ redete Karl auf Thereſen hinein, „ich muß nach deinen Aeußerungen, die mich ſchmerzen, ſtets von neuem fürchten, von dir nicht verſtanden oder mißverſtanden zu werden. Und das verwundet mich tief in's Herz.“

„Aber, mein Gott, Karl! ich will dir ja nicht wehe thun,“ ſeufzte Thereſe. „Ich habe ein heitres harmloſes Gemüth, und möchte um Alles keinen Menſchen beleidigen, am wenigſten dich, den ich ſo ſehr liebe. Und doch behaupteſt du ſtets, ich verletze dich. Es wird mir ganz angſt und bange dabei.“

„Sieh, ohne daß du es willſt,“ ſprach er im tief herabgeſtimmten, von Wehmuth geſättigten Ton, „ſchneideſt du mir mit dieſen Aeußerungen tief in's Herz. Es iſt ja von keinem Beleidigen die Rede, Thereſe. Höre mich an; ich will mich dir ſo deutlich als möglich zu machen ſuchen, ſo weit es nur mein ſchwerbelaſtetes Herz hergibt. Du behaupteſt, ich ſei eiferſüchtig, weil es mich empört, dich den ganzen Tag von einem Haufen verworfenen Geſindels umlagert zu ſehen, dem du, um der Frau Weißenborn den ſtets geldgierigen Beutel zu füllen, ſchön und freundlich thun mußt, während dein Herz bei mir verweilt; von dem du ſogar manche Rohheit, manche Beleidigung deiner jungfräulichen Würde ungeahnt erdulden mußt. Aber es iſt an keine Eiferſucht in meinem Herzen zu denken. Nein, ich fühle mich nur höchſt unglücklich, daß ich dich einer Lage nicht zu entreißen vermag, die dich der Unverſchämtheit und Frechheit jedes Buben preis gibt. Jeder, der deine Würfel im Becher ſchwenkt, hat ſich damit das Recht erkauft, dich mit lüſternen Blicken zu beäugeln, dir freche Worte in's Geſicht zu ſagen, die züchtige Hülle deiner jungfräulichen Tugend zu beſudeln, und das Heiligthum, wo ich in hehrer, ſtummer, bebender Andacht anbete, zur Marktbude ſeiner gemeinen, ſchmuzigen Witze zu machen. O Gott, ich kann's nicht ertragen! — Ach, Thereſe, der gute ſelige Amtmann Weſt hat mir keine Wohlthat erwieſen, als er mich aus der glücklichen Beſchränktheit meiner mir angebornen Verhältniſſe herausriß!“

„Aber ich begreife dich doch ganz und gar nicht, Karl. Du haſt, wie du ſelbſt eingeſtehſt, etwas Tüchtiges gelernt, bekömmſt alſo bald eine gute Anſtellung, denn die geſcheidten Leute werden gebraucht und geſucht, damit ſie den vornehmen Dummköpfen forthelfen. In wenigen Jahren biſt du ein angeſehener Beamter, und ich deine dich beglückende, durch dich beglückte Hausfrau. Die Frau des Kuhhirten oder Großknechts auf dem Seligenthaler Pachtgut wäre ich aber ſicherlich nicht geworden, und weiter hätteſt du es ohne den ſeligen Amtmann doch gewiß nicht gebracht. Auch hätte ich dich nicht einmal lieben können und dürfen; denn das hätte ſich nicht geſchickt und wäre für mich die größte Schande geweſen.“

„Ja wohl!“ ſeufzte der Student aus tiefer Bruſt, „das iſt ja ſo die Satzung der Welt, und wie kann ich von dir mehr verlangen? Und doch muß ich dich verſichern, ich wäre als Hirt oder Schäfer glücklicher geweſen.“

„Wahrlich, Karl!“ rief das Mädchen gereizt, „das iſt die bündigſte Erklärung, daß du mich auch nicht ein Bischen liebſt.“

„O viel mehr der ſchlagende Beweis, daß ich Dich über Alles liebe, daß die Liebe zu dir der ſüßeſte köſtlichſte Traum meiner Seele iſt, den ich mir um mein Leben gern rein wie Sonnenlicht, und heilig wie ein Gebet zu Gott, erhalten hätte. Dem Hirtenknaben warſt du die ideale Geſtalt ſeiner Träume, die Göttin, die hoch über ihm ſtand und ihn in alle Himmel beglückte, wenn ſie ſich leiſe neigend ihm zulächelte. Nenne mir Alles, was Kunſt und Poeſie

Großes und Göttliches auf Erden geſchaffen haben, du warſt mir der ideale Inbegriff deſſelben. Der Himmel hatte nichts Heiligeres für mich; denn du warſt mir die angebetete Jungfrau, die meinen Gott ſtets in ſich trug: die Liebe. — Wenn ich im Walde unter einem üppigen Baume lag, den Blick hinauf in ſein grünes Blätterdach gerichtet, durch welches der Himmel blaue, gütige, lächelnde Augen warf, die Heerde um mich zerſtreut, und das bald nahe, bald ferne Läuten derſelben mich allmälig in jenen behaglichen träumeriſchen Zuſtand verſetzte, wo ich gar nichts mehr dachte, ſondern ganz Gefühl war, wonne- und wehdurchbebtes, ſüß ſchauerndes Gefühl, dann fülltest du mein Herz, wie ein ſtarker, berauſchender, ſchäumender Wein, daß es überfloß, und ich war trunken, ſelig von dir. Du ſprachſt damals wenig und nur Unbedeutendes mit dem armen Hirtenknaben; aber jedes Wort deines Mundes, das mir galt, klang in meine Seele, wie Sphärenmuſik. Ich rief luſtentzuckt deinen Namen dem noch träumenden Frühling in's Ohr, und mir war's, als fahre er ſüß erſchrocken empor und grüne, blühe, dufte, ſinge und flüſtere den holden Namen, den er im Traume vernommen, wieder aus. Wenn ich den Duft der Roſe einſog, umhauchte mich der würzige Athem deines Mundes; was mir die grünen Blätterzungen der friſch ausgeſchlagenen Bäume vorliſpelten, waren lauter Lieder, die dich verherrlichten; die Quelle murmelte und erzählte von dir, und die Nachtigall lieh meiner ſchwermüthigen Sehnſucht nach dir klagende Laute. Da war ich glücklich, Thereſe. Die Welt lag als ein buntes Zauberſchloß vor meinen erſtaunten Blicken; ich ſah es von meinen Bergen in weiter Ferne liegen, und das Abendroth blitzte tauſendfach wiedergeboren als einzelne Purpurflammen in ſeinen Fenſtern; ich hielt ſie für den Abglanz heiliger Feſte, die dort in rauſchender Luſt gefeiert würden, und zu deren ſieghafter Königin dich meine freigebige, dienſtfertige Phantaſie erhob. Ich bildete mir in meinen ſeltſamen Träumen ein, es gehöre eine beſondere geheimnißvolle

Formel dazu, die verſchloſſenen Thüren zu öffnen und einzutreten in die glanzvolle Herrlichkeit, und ich verlangte mit unbändiger Sehnſucht danach und nach dem ritterlichen Kampf, dich zu erringen und zu gewinnen. Dieſe Sehnſucht, dieſe Träume waren mir unbewußt mein höchſtes Glück; ich thörichter Knabe kannte den Schatz nicht, den ich daran beſaß; ich war noch nicht zu der traurigen Ueberzeugung gelangt, daß das höchſte Glück des Lebens nur in Wunſch und Sehnſucht beſteht und in Nichtwiſſen dieſes Umſtandes. Ich ſtand auf den grünen Bergen der Jugend und des Glücks, und durfte mein trunkenes Auge an den vergoldeten purpurflammenden Rieſenhöhen der Ferne weiden. Mein Kinderglaube hielt die Kuppeln für Gold; ich ließ es nicht bei der Sehnſucht danach: ich zog aus, mir davon zu erbeuten, und als ich hinüber kam, fand ich — Eis.

O Thereſe, du hätteſt mir armen Hirten ſtets die feenhafte Königin meiner Träume bleiben müſſen, du hätteſt mir mit dem mächtigen Zepter- und Zauberſtabe den keuſchen Frühling meines Herzens behüten müſſen, dann, ja dann nur wäre ich glücklich geweſen. So gab der gute alte Weſt meinem ſtürmiſchen Drängen nach und führte mich von meinen Bergen herab in das Schloß, in die Welt. Ich wandle von Gemach zu Gemach und jedes vergrößert meine ſchmerzliche Täuſchung. Statt der Feſte, die ich hierin träumte, Thorheit und Gemeinheit, Falſchheit und Schlechtigkeit, Toben der zügelloſen Leidenſchaft und Geſchrei der Verzweiflung, Gier nach Gold und Menſchenehre, Verleugnung jedes edlern Gefühls, ſchmachvolle Gottesläſterung wohin ich nur den Fuß ſetze, und der Modergeruch Jahrhunderte lang übereinandergelaſteter Vorurtheile. Die Glocken meiner verlaſſenen Heerden riefen mich oft ſo ſehnſüchtig wehmüthig in die grünen Berge zurück; ich verſtopfte den ſüßen Kindestönen mein Ohr, mein fieberheißer Schritt irrte haſtig durch das erſehnte Schloß; ich hoffte mit einer ſich meiner allmählich mehr und mehr bemächtigenden Wuth der Verzweiflung das geſuchte Glück endlich doch noch zu finden — vergebens! Mein liebedurſtiges, brennendes Auge ſuchte nach dir; du, du ſollteſt mir alle bittern Täuſchungen erſetzen und verſüßen, und ich fand dich in einer — Trödelbude, umlagert vom Geſchmeiß fader Burſche, adliger dummer Jungen, die auf dein Lärvchen Jagd machen, wie der Bube, der Herr von Hochheim heute, der dir mit grinſender Fratze die albernſten Schmeicheleien ins Geſicht ſagen durfte. O hätte ich ihm nur dafür ins Geſicht ſchlagen dürfen, dieſem modernen Ritter!“

„Wie du nur auf den hübſchen, jungen Mann ſo böſe ſein kannſt, der ſo artig gegen dich und mich war, und dich mit keinem Blicke, geſchweige mit einem Worte beleidigt! Karl, du biſt heute ſehr ungerecht und mir ganz unbegreiflich.“

„O, und daß ich das nicht ändern kann!“ fuhr der Student, ohne auf ſie zu hören fort; „daß ich die abſcheuliche Trödelbude nicht mit dem Fuße umſtoßen kann wie unſer göttlicher Herr die Tiſche der

Wechsler umſtieß! daß ich das geldgierige nichtswürdige Weib nicht beſtrafen kann für den ungeheuren Frevel, den ſie an den heiligſten Gefühlen meines Herzens hohnlachend, grauſam verübt! Weh mir! Ich bin arm, hülflos, kein rechtliches Mittel ſteht mir zu Gebot. Ich muß mir ohnmächtig den heiligen Duft von meiner Liebe verwiſchen laſſen, ich muß dich ungeſtraft des morgenrothen Glanzes von Frevlerhand entkleiden laſſen, womit dich meine traumhafte glückliche Jugend freigebig prächtig geſchmückt — o das iſt zum Verzweifeln!“

„Tröſte dich doch, lieber Karl,“ bat jetzt das Mädchen ängſtlich, „es kann ja unmöglich lange mehr dauern; mir gefällt das Leben ſelbſt nicht. Schicke dich nur eine kurze Zeit noch in das Unvermeidliche, und ſei doch nur auch ſo froh und munter wie die übrigen Studenten. Wenn ich dich ſo gegen die andern ſehe, ſo iſt mir's immer als wärſt du gar keiner, denn das eigentliche Element eines Studenten, dünkt mich, müſſe Frohſinn und Heiterkeit ſein. Du aber biſt immer, wenigſtens ſo oft ich dich ſehe, mißmuthig und traurig.“

„Es iſt zwiſchen mir und den meiſten Studenten auch ein großer Unterſchied. Jene kommen aus einem engen, formellen bürgerlichen Familienleben, das ihrer aufſtrebenden Jugend unbequemen Zwang anthut, aus den dumpfen Stuben pedantiſcher Schulen, in denen ſie ſich krank geſeſſen, während man ihren muntern Geiſt mit dem ſchweren Niederſchlag römiſcher und griechiſcher Weisheit und Kunſt zahm fütterte, in dieſe Freiſtatt des jugendlichen Übermuthes, in dies Land mittelaltriger Freiheit; alle die neuen ungebundenen Verhältniſſe der Univerſität umrauſchen ſie wie ein Strom von Poeſie, in den ſie ſich jauchzend werfen. — Nicht ſo ich, mein ſüßes liebes Kind. Ich kam nicht aus dem Zwange in die Freiheit; ich kam aus der Freiheit in den Zwang. Du kennſt meine Jugend. Meine Berge mit ihren grünen Matten und prächtigen Bäumen, meine heimlichen blumigen Thäler, durch die die Quelle geſchwätzig rieſelt mit ihren herrlich gewölbten Buchen am Waldesrand, wo ich immer träumend lag, die ſonnigen Gipfel und die ragenden Felſen, die Köhlerhütte und das einſame Jägerhaus tief im Walde, der friſche Walddufſt, das Zwitſchern und Flöten der Vögel am Frühlingsmorgen und das Geſchrei des Hirſches am Herbſtabend — — dies alles iſt die ächte und wahre Naturpoeſie, die Poeſie der Freiheit und des Glücks, gegen welche dies übermüthige Studententhum verbleicht, wie ein ganzes prächtiges Rittergedicht mit Turnieren und Kämpfen, Damen auf hohen Söllern und im Banketſaale, kühnen Recken gleich liebenswürdig im Streit der Schwerter wie der Herzen, und all dem herrlichen romantiſchen Apparat nicht Stich hält gegen das ſehnſüchtige Lied des Hirtenknaben, das er, auf der Stirn des Felſens ſitzend, hinab in das Thal der dort nach ihm aufäugelnden friſch plaudernden Quelle zuſingt, um welche ſeine läutende Heerde auf grünem Sammtraſen weidet. Ich kann mich nicht glücklich und ungebunden fühlen in dieſer ſo liebenswürdig geprieſenen Rohheit; ich war beſſere Genüſſe gewohnt, und ſehne mich ewig nach meinen Bergen zurück, die mir leider verſchloſſen bleiben, weil ich die Unſchuld des Herzens — und die allein war der Schlüſſel ihres unausſprechlichen Zaubers — nicht wieder mitbringe in ihre laubigen Hallen. Dazu drückt mich der Fluch der Armuth auf eine furchtbare Art. Doch darüber laß mich ſchweigen; ich ſpreche nicht gern davon, am wenigſten mit dir; denn das hat etwas ſehr Demüthigendes und Niederſchlagendes für mich. — Genug, ich habe nichts, nichts mehr auf der Welt, als dich Thereſe. Du biſt meine Liebe, mein Leben, mein Glück, mein Licht und Stern. Und wenn ich dich noch länger auf Jahrmärkten und Vogelſchießen umherſchleppen laſſen muß, um der lüſternen Männerwelt das Geld durch dich aus der Taſche zu ziehen, ſo werde ich toll und verrückt."

„Karl, um dich zu beruhigen, will ich dir ein ſehr wichtiges, mich betreffendes Geheimniß verrathen. Du mußt mir aber bei deinem Leben und bei unſrer

Liebe verſprechen, es Niemand auf der Welt weiter zu ſagen. Ich habe dies zwar auch verſprechen müſſen, aber ich denke bei dir eine Ausnahme machen zu dürfen. Du biſt ja mein Geliebter, mein einziger theurer Herzensfreund, vor dem ich ja nicht einmal ein Geheimniß haben darf; und es wird dich beruhigen. Aber ſchwöre mir bei deiner Liebe, es Niemand zu entdecken."

„Nun weil du es ſo willſt, ſo ſchwör' ich dir Verſchwiegenheit bei meiner Liebe!"

„Gut, mein Schatz! Ich bin zufrieden. So ſollſt du denn wiſſen, daß ich in voriger Woche erfahren habe, wer mein Vater iſt, und daß er mich an ſein Herz gedrückt hat."

„Iſt's möglich, Thereſe? Dein Vater? Und wer iſt er?"

„Kein Geringerer als der alte Graf Hauſen auf Giersau."

„O Gott! Der iſt ja auch der Vater des hochmüthigen, liederlichen Studenten. Ach, Thereſe, das fällt mir ſchwer wie ein Stein auf's Herz!"

„Schon wieder? Ach, mein Gott! und ich glaubte, du ſollteſt dich recht darüber freuen, wie ich auch thue. Was geht mich denn der junge hochmüthige Graf Hauſen an? der erfährt niemals, daß ich ſeine Schweſter bin, und ich habe nie etwas mit ihm zu ſchaffen. Das will ja eben der alte Herr Graf, daß ſein Sohn nie etwas von meiner Schweſterſchaft erfährt, und darum muß die Sache ein ſo ſtrenges Geheimniß bleiben. Laß dir nur erzählen, lieber Karl! Wir waren eben in der Nacht vom Immendorfer Vogelſchießen wieder heimgekommen, und ich hatte noch nicht recht ausgeſchlafen, als ein alter vornehmer Herr mit einem reich gallonirten Bedienten vor unſer Haus ritt, abſtieg, dem Bedienten ſein Pferd übergab und zu uns erſtaunten und etwas derangirten Frauen eintrat. Unter dem Vorwande einige Waaren kaufen zu wollen, entfernte er die Frau Weißenborn geſchickt, und ſagte mir dann, ich möge doch ſogleich auf den Pachthof gehen, er werde ſich dort anſtellen, als wolle er mich als Wirthſchafterin miethen, um mit mir allein ſprechen zu können. Er habe mir nämlich in Bezug auf meinen mir unbekannten Vater etwas Wichtiges zu entdecken; doch dürfe ich der Frau Weißenborn nicht das Mindeſte merken laſſen. Als dieſe wieder eintrat, kaufte er unbefangen und entfernte ſich. Die Frau Weißenborn ſagte mir darauf, daß er der alte Graf Hauſen geweſen ſei. Ich brannte vor innrer Unruhe, kleidete mich an und ging auf den Pachthof. Der würdige Greis erwartete mich ſchon auf ſeinem Zimmer. Hier ſchloß er mich faſt weinend in die Arme und entdeckte mir, daß er mein Vater ſei. Er ſei durch kalte Standesverhältniſſe an eine Gattin gebunden geweſen, die er nie geliebt, eine tiefere Neigung habe ihn zu meiner Mutter geführt, die damals Wirthſchafterin auf einem ſeiner Güter geweſen. Der Amtmann Weſt, ſein Freund, habe außer ihm ſelbſt allein um das Geheimniß meiner

Geburt gewußt, nachdem ein grauſamer Tod mir die Mutter ſo frühzeitig geraubt. Nach des Amtmanns Tode würde er mich gleich ſelbſt zu ſich genommen haben, wenn er nicht die verdrießlichen Differenzen, in die er ſchon mit ſeiner Gemahlin und ſeinem einzigen Sohne verwickelt ſei, dadurch noch zu vermehren gefürchtet hätte. Er liebe mich ſehr und werde in einem Teſtamente, welches er nächſtens gerichtlich deponiren werde, für mein Glück ſorgen. Drauf fragte er mich auch, wie ich mir in meinen Verhältniſſen bei der Frau Weißenborn gefalle, und als ich ihm in dieſem Bezug nichts Erfreuliches erwiedern konnte, gab er mir die tröſtliche Verſicherung, daß er mich denſelben bald entheben und in anſtändigere bringen werde. Ich will dich deßhalb auch mit nichts beſchenken, mein Töchterchen, ſprach er liebevoll zu mir, damit du nicht dadurch bei der Frau Weißenborn in einen falſchen Verdacht kämeſt, und wiſſen darf ſie von unſerm gegenſeitigen Verhältniſſe gar nichts. Ich traue ihr nicht; meine Familie könnte durch ſie etwas erfahren, und das wäre mir im höchſten Grade unangenehm. Ich werde alſo die ſchönſten Geſchenke, die dir mein Vaterherz ausgedacht hat, für dich bereit halten, um ſie dir zu übergeben, wenn ich dich von der Frau Weißenborn in eine würdigere Lage bringe. Hierauf küßte er mich zärtlich und entließ mich. — Sieh, lieber Karl, nun bin ich täglich und ſtündlich gewärtig, aus dieſer dir ſo widrigen Lage, vom Würfelbecher und Lottofaß der Frau Weißenborn, befreit zu werden. Und wahrlich, mein Herz zittert vor Freude, doch auch einmal ein beſſeres Kleid tragen zu können, als dieſe ärmliche Kattunfahne. Sieh, du wirſt alſo einmal nicht ſo ein armes und bloßes Ding zur Frau bekommen, und ich kann nun bald des Standes, in welchen du mich verſetzen wirſt, würdiger einhergehen."

Sommerfeld ſeufzte: „Ach, Thereſe, du erinnerſt mich dadurch nur an meine eigne bittre Armuth."

„Nein, du ſollſt dich mit mir freuen, Karl.

Wenn ich wieder mit dem Grafen ſpreche, werde ich ihm auch von dir erzählen.“

„Um Gotteswillen nicht! Halte du unſre Liebe auch als Geheimniß vor ihm, bis ich würdig und tüchtig bin, vor ihn hinzutreten und deine Hand von ihm zu begehren. Das hat ja die Frau Weißenborn zu meiner Feindin gemacht, daß ich noch nichts war und noch nichts hatte, und dich doch zu lieben wagte. Derſelbe Umſtand könnte mir ja auch des alten ſtolzen Grafen Feindſchaft zuziehen.“

„Das abſcheuliche Weib!“ eiferte Thereſe. „Ich will herzlich froh ſein, wenn ich von ihr bin. Denke dir nur, wie ſie da zuletzt ſo heftig krank war, ſetzte es ihr in einer Nacht ſo zu, daß ſie ſterben zu müſſen glaubte. Da preſſte ihr die Angſt ein Geſtändniß ab; ſie rief mich ans Bett und bekannte mir, ſie habe die Schulmeiſterswittwe zu Wippersdorf, die Mutter des Veit Grübel, um einen großen Theil ihres Hab und Guts betrogen. Die Wittwe liebte nämlich den Veit mit einer wahren Affenliebe und gab dem liederlichen Buben ſtets ſo viel Geld, als er nur von ihr verlangte. Wenn ſie nun durch ſeine Forderungen in Verlegenheit kam, wandte ſie ſich allemal an die Frau Weißenborn, die denn das Geld herſchoß, ſich aber doppelt und dreifach dafür verſchreiben ließ. Kurz die ſchlaue Betrügerin hat kein Mittel geſcheut, den Veit um ſein Erbe zu bringen. Die Bekenntniſſe des böſen Weibes haben mich mit Schaudern erfüllt. Nun, da ſie wieder geſund, iſt ſie's nicht geweſen. Ich glaube aber, wie die Sachen liegen, könnte der Veit manches noch gerichtlich von ihr herauspreſſen, wenn er's wüßte. Ich werde es ihm aber natürlich nicht ſagen, und du auch nicht. Auch taugt der Menſch ſelber nicht viel, und es wäre nicht einmal bei ihm angewandt. — Wenn ſie mir nur, da ſie mich doch nun Beſitzerin ihres ſchlechten Geheimniſſes weiß, ein neues Umſchlagetuch oder ein Kleid gekauft hätte, es hätte mich gut däuchten ſollen. Nein, der Geiz bringt das Weib noch um. Wenn ich mich aber in die neuen prächtigen Kleider meines großmüthigen Vaters geputzt habe, dann will ich vor ſie treten und ſie ärgern; dann ſoll ſie auch nicht das Mindeſte von mir bekommen, und wenn ich noch mehr habe."

Sommerfeld wandte ſich unmuthig ab und preßte die Lippen wie im heimlichen Schmerz zuſammen. Dann mahnte er an's Heimgehen, und beide verließen das Tempelchen. Hochheim kroch kichernd und ſich die Hände vergnügt reibend hervor und entſprang auf der andern Seite.

Graf Leopold Hauſen verfügte ſich in die ſtill gewordene Budenreihe hinab, auf der die Nacht finſter und unfreundlich laſtete, und ſteuerte auf das bretterne Haus der wilden Thiere zu, deſſen Dach ihm die Brücke zu einem Frevel werden ſollte. Doch er erſchrack nicht wenig, als ihm aus der Bude ein dumpfes Brüllen entgegenſchallte, das von Augenblick zu Augenblick in beängſtigender Steigerung lauter und ſchrecklicher wurde. Seine Füße waren wie in den Boden gewurzelt, ſeine Augen ſtarr auf die Thierbehauſung gerichtet, durch deren Spalten eine verdächtige Hellung hervorleuchtete, während er den Geruch von Rauch empfand. In demſelben Augenblicke ſchlugen auch ſchon lichte Flammen aus dem Dache der Hütte und leckten an dem Gebäude empor, deſſen offenes Fenſter dicht über dem Feuerheerd hell beleuchtet dem Grafen in die Augen fiel. Das Gebrüll der Thiere war Schauder und Entſetzen erregend, und dieſe Gefühle wurden wo möglich durch das Geraſſel noch geſteigert, welche die zur äußerſten Wuth Getriebenen durch das wilde und gewaltige Rütteln an den Eiſenſtäben ihrer Käfige hervorbrachten. Jetzt ermunterten ſich die Schläfer; die Wärter der Thiere ſtürzten hervor und vermehrten durch ihr Hülfsgeſchrei das Grauſige der Scene. Aus dem Hauſe kamen Menſchen, bleich und zitternd vor Schrecken, überhaſteten ſich aber in wilder Flucht, als ſie die Gefahr inne wurden. Denn wer wollte ſich in die Nähe der raſenden Thiere wagen, deren gräßliche Angſt- und Wuthlaute allen Hörern die Seele zerriſſen?

Dem Grafen ſträubte ſich das Haar. Aber er hatte auch jetzt nur einen Gedanken: Fränzchen! deren Leben offenbar bedroht war. Flügeleile führte ihn in's Haus zurück über die Treppen und Gänge an die Thüre der Schlafkammer, die er mit einem gewaltigen Fußtritt ſprengte. Die aufzüngelnden Flammen erleuchteten das kleine Gemach. Aber welch ein Anblick bot ſich ſeinem ſcheu bebenden Auge! Das Blut in den Adern drohete ihm zu gefrieren, alle Lebenswärme wich ihm aus Händen und Geſicht, ſeine Blicke bohrten ſich wie ſtahlgehärtete Dolche in den Gegenſtand ſeines unbeſchreiblichen Entſetzens, ſeine ganze Geſtalt war wie zur ſteinernen Bildſäule verwandelt. Auf dem Bette lag nämlich die kleine Kellnerin ſtöhnend und umwunden von den Schlingen und Bogen der fürchterlichen Rieſenſchlange aus der Thierbude. Jedenfalls hatte ſich die Schlange, vom Feuer geängſtigt, mit verzweifelter Gewalt auf die Balken und Bretter des Daches emporgeſchnellt, und war von da in das nahe und leicht zu erreichende offene Fenſter geſtiegen. Und hier mochte ſie die ſie anwehende Kühle in das warme Bett des ſchlafenden Mädchens getrieben haben.

So entſetzlich und ſinnelähmend der Fall war, ſo zeigte ſich dabei doch des Grafen ritterliche Beſonnenheit und entſchloſſener Muth. Raſch ſchüttelte er die Erſtarrung ab, und ſtürzte ſchnell wie ein Gedanke nach ſeinem Zimmer, ſeinen Säbel herbei zu holen. Zurückgekommen warf er ſich auf die Schlange, packte ſie mit gewaltiger Fauſt hinter dem Kopfe, riß ſie mit aller Kraft zurück und trennte mit einem mächtigen Streich ein Stück ihres Oberleibes vom übrigen Körper. In wilden Zuckungen wand ſich der Schuppenleib, das Mädchen ſtöhnte nur in ihrer Ohnmacht auf, ein zweiter Hieb löſte abermals eins der entſetzlichen Bande, dann ergriff er die Ohnmächtige, riß ſie empor und ſtreifte die zuckenden Schlangentheile von ihren Gewändern. Dann trug er ſie, deren

Haupt bleich und kalt wie ein geknicktes Blumenköpfchen auf ſeiner Schulter hing, nach ſeinem Zimmer, wo er die ſüße Bürde auf ſein Bett niederlegte. Jetzt hatte er nichts Eiligeres zu thun, als, unbekümmert um das Feuer, ſich Licht zu verſchaffen. Es gab keine Gefahr für ihn mehr.

Unterdeſſen war die Stadt durch Feuerruf ermuntert worden: die Glocken ſtürmten, die Nachtwächter ſtießen heulende Töne aus dem Horn: Alles kam in Aufruhr. Die Spritzen raſeten heran, die Feuerhaken wurden in Bewegung geſetzt, aber die Furcht vor den wüthenden Thieren hielt doch die wirkſame Hülfe gefeſſelt. Ja als plötzlich die brennende Bude niedergeriſſen auf die Kaſten ſtürzte, befreieten ſich der Löwe und der Tiger, beide theilweiſe ſtark vom Feuer beſchädigt, und brachen mit einem Gebrüll hervor, das das menſchliche Gehirn in Unordnung zu bringen geeignet war. Der furchtbarſte Schmerz der Thiere that ſich in dieſen Tönen kund. Von unerträglichen Qualen gehetzt jagten ſie dahin, und die Menſchen flohen bei ihrem Anblick in verzweifelter Flucht davon. Rette ſich, wer kann! war die allgemeine Loſung. An Löſchen des Feuers war gar nicht mehr zu denken. Todtenbleich waren alle Geſichter, ein grauſiges Zittern befiel alles Volk; man hörte nichts als verzweifeltes Angſtgeſchrei. Die Flammen ergriffen nun ungehindert ſowohl die Gebäude des ſchönen neuen Schießhauſes, als auch die umſtehenden Buden. Niemand getraute ſich heran, um irgend etwas zu retten, aus Furcht von einer der losgekommenen Beſtien zerriſſen zu werden. Die zum Aeußerſten aufgeregte Phantaſie vermehrte die Schreckniſſe, und dann und wann brach unter der fern ſtehenden Menge das Geſchrei aus: „der Löwe! die Hyäne! der Tiger! hier! dort!“ und augenblicklich überſtürzte ſich Alles und floh, die Meiſten nach der Stadt wieder zurück, um ſich in ihren Häuſern zu verbergen, wo ſie ſich allein ſicher vor den afrikaniſchen Raubthieren wähnten. Furcht und Schrecken, wie ſie noch nie in Eichenſee waren empfunden worden, hatten die Geiſteskräfte der meiſten Menſchen ganz gelähmt, ſo daß ſie heulend und wehklagend vor einander liefen und nicht wußten was ſie thaten. Dazu war die Nacht ſehr finſter, der Feuerſchein, der die Gegenſtände eine kleine Strecke weit mit ſeinem blutrothen Glanze grell übergoß, blendete das unſichre Auge nur noch mehr, man wußte nicht, ob man dem Tiger oder dem Löwen geradezu in den Rachen lief, indem man vor ihnen zu fliehen meinte. Die Glocken auf den Thürmen der Stadt wimmerten nur noch ängſtlicher, es geſchahen Nothſchüſſe; Verwirrung und Angſt ſtiegen mit jeder Minute. Nach einer Stunde ſtand das ganze Schießhaus mit allen Nebengebäuden und Buden in Flammen, und als der Tag endlich anbrach und die wüſte Scene beleuchtete, leckten nur noch Flämmchen über rauchende Trümmer- und Aſchenhaufen hin. Der Stolz und die Freude Eichenſee's war nicht mehr.

Kaum graute der Morgen, ſo daß der Blick die Dämmerung zu durchdringen vermochte, als der Amtsverweſer Hafermehl mit verbrannten Kleidern durch die Straßen lief, und die Schützen und wehrhaften Bürger mit verzweiflungsvoller Stimme aufrief, ſich mit geladenen Büchſen an ihn anzuſchließen. Nicht dem hölzernen Vogel gelte es heute mehr, ſondern lebendigen toll gewordnen Beſtien aus der Wüſte Sahara, eine Jagd, wie ſie in Eichenſee noch kein Menſch erlebt. Großes Unglück ſei geſchehen, man müſſe aber durch Muth noch größeres zu verhüten ſuchen. Seine Worte fanden bei Vielen Eingang, und obgleich manche Weiber ſich, zeterſchreiend und den verwegenen Verführer laut verwünſchend, an ihre jagdluſtigen Männer hingen und ſie nicht fortließen, ſo hatte ſich doch bald ein hübſches Häufchen um den Amtsverweſer verſammelt, das mit Spießen und Stangen, Flinten und Büchſen den gefährlichen Jagdzug begann. Den entkommenen Tiger fand man bald ſeinen Brandwunden erlegen im Felde.

Als nun endlich der helle Tag erſchienen war, erholte man ſich allmählig von der größten Beſtürzung. Die Beſitzer der Buden gingen jammernd und händeringend umher; faſt Alle hatten ihr Handelsgut verloren, und unter dieſen war auch die Frau Weißenborn, die ſich wie eine Wahnſinnige geberdete. Ihr zur Seite ſtand Hochheim, ſie tröſtend und ein anſehnliches Geldgeſchenk darreichend, das ſie unverſchämt genug war, unter kriechenden Dankſagungen anzunehmen, gleichſam als ob ſie durch den Verluſt die ärmſte Frau geworden wäre. Thereſe ſtand ohnfern und zerdrückte eine Thräne der Rührung über die edle Handlungsweiſe des jungen intereſſanten Mannes im Auge, der ja, ihrer Meinung nach, nicht wiſſen konnte, daß die Frau Weißenborn der Gabe gar nicht bedürftig war. Dann trat Hochheim auch zu ihr und richtete die herzlichſten und theilnehmendſten Worte an ſie, die er nur finden konnte, und die denn auch den beabſichtigten Eindruck nicht verfehlten; er wurde mit wohlwollender Freundlichkeit angenommen und angehört. Thereſe ſah ihn nach einiger Zeit nicht ohne Theilnahme ſcheiden.

Eine Stunde ſpäter ſprengten Hochheim und

Graf Leopold Hauſen mit verhängtem Zügel aus Eichenſee, und erſt im Felde ließen ſie die Pferde ruhig neben einander gehen, um ſich ungeſtört und unbehorcht die Erlebniſſe der verwichenen Nacht gegenſeitig mittheilen zu können.

Bei Gelegenheit der Löwenjagd, auf welcher das unglückliche kraftloſe Thier wirklich aufgetrieben und erlegt wurde, fand man auch am Rande des Waldes, hundert Schritte vom Schießhaus entfernt, Fränzchen, die kleine Kellnerin mit einigen Betten zugedeckt liegen. Sie war nicht ohnmächtig, aber zum Erſchrecken blaß und verſtört. Die Hinzutretenden ſah ſie mit großen verwirrten Augen an und antwortete auf keine Frage anders als: „Hu! die Feuerſchlange! Die Feuerſchlange hat mich umarmt! Die Feuerſchlange hat mich geküßt!“ Dann ſtieß ſie wilde und immer wildere Töne der Furcht und des Entſetzens aus, die ſich, wenn ſie ſich bis zum grellen Schrei geſteigert, allmälig in ein jammerndes Wimmern verliefen. Dabei ſchauderte ſie ſich und ſuchte etwas von ſich abzuhalten, ſchrie auch wohl mit einem wilden markdurchbohrenden Tone: „Die Feuerſchlange!“

Die Umſtehenden bemerkten bald mit Schaudern, daß der Schrecken auf Fränzchens Verſtand zerſtörend eingewirkt habe. Niemand konnte ſich erklären, wie ſie hierher gekommen ſei.

Als man dem Amtsverweſer Hafermehl dieſe neue traurige Nachricht brachte, lief er haſtig herbei und warf ſich weinend vor dem irren Mädchen nieder. „Fränzchen, o mein Fränzchen!“ rief er; „ich habe dich dieſe Nacht in deiner brennenden Kammer geſucht, ich fand ſie leer und ſah, daß du ſchon gerettet warſt; nun hab' ich mich dieſen Morgen raſtlos umher getrieben und mit ſteigender Todesangſt alle Menſchen nach dir gefragt — und Niemand wußte etwas von dir. Und nun muß ich dich Ärmſte hier in ſolchem Zuſtand finden! Fränzchen, kennſt du mich nicht?“

Aber ſie ſtarrte ihn mit großen fremden Augen an und rief dann mit dem ſchrillen gräßlichen Ton: „Die Feuerſchlange hat mich umſchlungen und geküßt! Um Gotteswillen befreit mich von der entſetzlichen Schlange! fort! fort! Sie ermordet mich! Ich erſticke!“

Da brach der Amtsverweſer laut jammernd zuſammen und weinte untröſtlich zum Erſtaunen der umſtehenden Männer: „Ach, Fränzchen, iſt das der Tag, an welchem ich dir mein Verſprechen löſen wollte? Wo ich dir durch die That beweiſen wollte, wie ernſtlich ich es gemeint, als ich dir gelobte, dich heimzuführen, wenn du tugendhaft und mir treu bliebſt? Ja, er iſt's! Es iſt heute der 24. Juli, auf den ich mich das ganze Jahr gefreut! Aber er iſt ſchauderhaft, ſchrecklich gekommen. O mein holdes, ſüßes Bräutchen, du kennſt mich nicht! du kannſt nicht mit mir zum Altar treten, du einzig geliebtes Weſen. Ja dich, dich allein mit deiner beſcheidenen Tugend habe ich geliebt, und — barmherziger Gott! — du haſt den Verſtand verloren, und, wie mir ahnet, durch meine Schuld.“ Er ſchlug ſich mit geballter Fauſt vor die Stirne, zerraufte ſich das Haar und gab ſich den wildeſten Ausbrüchen der ſchmerzlichſten Verzweiflung hin.

Als er nun etwas Faſſung wieder gewonnen hatte, ließ er das arme Geſchöpf in einer Tragbahre nach ſeiner Wohnung bringen, und räumte ihr die für ſie beſtimmten neu tapezirten Zimmer ein; aber nicht lächelnd und glücklich, wie er noch geſtern gehofft, ſtand er an ihrem Lager, ſondern weinend und elend. Unterdeſſen lief das aufgelöſte Räthſel der myſteriöſen — auch mit verbrannten — Scheibe in der Stadt von Mund zu Mund, und wurde von den Frauen mehr beſprochen, als das ganze abgebrannte Schießhaus mit allem übrigen Unglück zuſammengenommen. Da wurden die Näschen gerümpft und die Mundwinkel höhniſch gezogen, als man ſich ſo getäuſcht ſah. Nun wollte Die und Jene aus dem ſchäumenden Bierkruge auf der Scheibe die Kellnerin ſchon längſt errathen, aber dem Amtsverweſer ſolch einen

Mißgriff nicht zugetraut haben. Der Amtsverweſer war plötzlich um allen jahrelang aufgeſpeicherten Credit, und auf den einfachen, unbeſcholtenen Namen der unglücklichen Kellnerin fiel der böſe Thau der Verleumdung und giftigen Nachrede. —

Dazu ſchien ſich Hafermehl's trübe Ahnung, daß er den Brand verurſacht haben möchte, ſo weit es eben möglich war, zu beſtätigen. Beim Zerplatzen der verunglückten Feuerſchlange waren nämlich — das hatte man allgemein bemerkt — ganze Stücke brennender Materie gewaltſam weit weggeſchleudert und hie und da ſchnell gelöſcht worden. Und beim Aufräumen des Schuttes fand man an der Stelle, wo die Thierbude geſtanden, unter den Knochen der verbrannten Thiere, ein Stück des kenntlichen Stoffes, aus welchem die Feuerſchlange beſtanden hatte, der auf keine andre Weiſe hierher gekommen ſein konnte, als durch die ſchleudernde Gewalt des entzündeten Pulvers.

Einige Tage nach dem Brande des Eichenſeer Schießhauſes langte ein Brief mit Thereſens Adreſſe im Hauſe der Frau Weißenborn zu Seligenthal an, deſſen Inhalt auf das unbefangene Gemüth des Mädchens einen mörderiſchen Eindruck machte. Er war vom alten Grafen Hauſen, und enthielt die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ſein Geheimniß dennoch frevelndlich ausgeplaudert und dadurch ein gänzliches Zerwürfniß zwiſchen ihm und ſeiner Familie herbeigeführt habe. „Es iſt mir durch deine eitle und thörichte Geſchwätzigkeit,“ ſchrieb der charakterſchwache Mann, den ſeine Gemahlin und ſein Sohn beherrſchten und ſtets niederhielten, „ein ſo großer Verdruß und abſonderliches Aergerniß bereitet worden, daß ich in Folge deſſelben heftig leide und bettlägerig bin. Ich will dir deine Unvorſichtigkeit aber doch nicht entgelten laſſen, du böſes Kind, ſondern dir in meinem Teſtamente ſo viel vermachen, daß du davon leben kannſt, ſo bald ich nur wieder auszugehen im Stande bin; denn in meiner Behauſung darf ich den

Act nicht vornehmen. Da würde meine Frau ſich dazu drängen und mich an meiner dir ſchuldigen Vaterpflicht verhindern. Von der Frau Weißenborn kann ich dich aber vor der Hand nun nicht wegnehmen; das würde zu viel Aufſehen geben und mir neues Unglück bereiten. Das haſt du dir ſelbſt zuzuſchreiben und deiner Geſchwätzigkeit."

Thereſe war wie vom Schlag getroffen. Sie hatte auf der Welt Niemand weiter ein Wörtchen geſagt, als Karl Sommerfeld; ihr Herz ſträubte ſich gegen den Gedanken, daß er ſo ſchlecht geweſen ſein könne, ſeinen ihr gegebenen Eid zu brechen, und doch konnte es nicht anders ſein. Ihr Herz blutete, zerriſſen von dieſen Zweifeln. Aber noch denſelben Tag erſchien der Krämer Grübel, eben von einer Reiſe aus der Univerſitätsſtadt zurückgekommen, im Hauſe der Frau Weißenborn, und erklärte der erſchrockenen Wittwe, er habe, was er ſchon längſt geahnt, nun für gewiß in Erfahrung gebracht, daß ſie ſeine Mutter um bedeutende Summen betrogen. Die Verſtorbene habe einer Freundin die Beweiſe übergeben, dieſe ſei auch mit Tod abgegangen, aber die Erben derſelben hätten ihm nun die Papiere eingehändigt, und er ſei feſt entſchloſſen, davon gerichtlich gegen ſie Gebrauch zu machen, wenn ſie ſich nicht gutwillig mit ihm abfinde. Die Frau Weißenborn war einer Ohnmacht nahe, wagte aber dem ſo beſtimmt ſprechenden, ſo fürchterlich drohenden Menſchen nichts abzuläugnen, vielmehr kroch ſie wimmernd fort, klingende Baarſchaften aus ihrer verborgenen Geldkiſte herbeizuholen, um ſich damit von dem Schrecklichen loszukaufen. Als Grübel mit Thereſen unter vier Augen war, ſagte er ihr unumwunden, mit den Beweiſen ſei es nichts; er habe die ganze Sache von Sommerfeld's Karl, der ihm auch vertraut, daß er die ſaubre Geſchichte von ihr, Thereſen, wiſſe. Das war zu viel für des Mädchens Herz. Es erſtarrte unter dem Froſte der von Karl — vermeintlich — erfahrenen Nichtswürdigkeit.

Grübel wurde abgefunden, und ging lachend mit einem hübſchen Sümmchen davon. Die Frau Weißenborn brach wehklagend unter der Laſt des ihr dadurch bereiteten Kummers zuſammen, aber was war er gegen Thereſens wüthenden Schmerz! Sie hatte mit allen Empfindungen ihrer noch unbefleckten Seele an den geliebten Jüngling geglaubt, er war ihr zuweilen ſogar wie ein außerordentlich edler, ja heiliger Menſch vorgekommen, den leiſeſten Gedanken, daß er etwas Unwürdiges begehen könnte, würde ſie mit dem größten Abſcheu aus ihrer Seele gewieſen haben, und nun ſah ſie ihn ſo gemein, ſo ſchändlich treulos. Tagelang weinte ſie die bitterſten Thränen. Und wie nun ſelten ein Unglück allein kommt, ſo lief auch die Nachricht ein, daß der alte Graf Hauſen in Folge eines heftigen Zankes, den er mit Frau und Sohn gehabt, am Schlagfluß geſtorben ſei. Jetzt war Thereſe troſtlos. Sie klagte ſich ſelbſt bei Gott als den Mörder ihres Vaters an.

Da erſchien eines Tags, recht als ob er zum Tröſter der beiden tiefbetrübten Frauenzimmer herbeigerufen worden wäre, der hübſche und freundliche Herr von Hochheim in Seligenthal. Er beſuchte die Frau Weißenborn, wurde ſo herzlich, als es die jetzigen traurigen Umſtände erlaubten, aufgenommen, und hörte geduldig die Klagen der geizigen Frau über ihre zeitherigen ungeheuern Verluſte, die ſie ganz ruinirt hätten, mit an, und ſprach Muth und Troſt ein. Aber er war noch keine zehn Minuten da, ſo brachte ihm der Hausknecht aus dem Gaſthofe ein anſehnliches Paket nach, das er ſofort mit der Äußerung öffnete, er wolle nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Werken tröſten, dabei zog er ein ſchönes grünſeidenes Kleid, ein andres ſchwarzſeidenes, zwei moderne Umſchlagetücher, und andern Putz hervor.

„Mein Fräulein,“ wandte er ſich mit großer Ehrerbietung zu Thereſen, „durch die Güte des Studenten Sommerfeld iſt mir bekannt geworden, welchem edlen Blute ſie entſproſſen ſind. Ihre Geburt iſt für mich kein Makel, ich betrachte Sie von nun an als eine geborne Comteſſe. Wahrlich meine Seele muß etwas davon geahnt haben, ſonſt hätte ſie nicht eine ſo heftige Zuneigung zu Ihnen faſſen können. Geſtatten Sie mir nun, daß ich Ihnen hiermit einen Beweis meiner Liebe gebe. Zwar ſind es, an und für ſich betrachtet, nur ein paar elende Fetzen werthloſen Zeugs; aber ſie haben eine ſymboliſche Kraft: in dieſe Hüllen hat ſich der heilige Geiſt der Liebe verſteckt und ſie ganz erfüllt und durchdrungen, wie der Feuerſtoff das Kleid, welches Dejanira ihrem Gemahl, dem Herkules zum Geſchenk überſchickte. Wie jenes dem berühmten Halbgotte, als es ſich an ſeinen Leib ſchmiegte, die wüthendſten Schmerzen bereitete, ſo möge dieſes leichte, mit der Farbe der Hoffnung geſchmückte ſeidne Kleidchen, wenn es Ihre reizenden Formen umſpannt, Sie ganz und gar mit den ſüßen Qualen der Liebe und der Zärtlichkeit zu mir erfüllen. Doch allen Scherz bei Seite! Thereſe, Sie müſſen ferner Ihres Erzeugers würdiger ſich tragen. Und da ich mit Bedauern vernommen habe, daß der Graf Hauſen, Ihr Vater, geſtorben iſt, ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen, und Sie alſo nicht in den Stand geſetzt hat, ſich ſo zu zeigen, wie ich es gern ſähe, ſo erlauben Sie mir, daß ich ferner die geringen Koſten Ihrer Kleidung beſtreite. Wahrlich man ſoll nicht ſagen, daß die Tochter des Grafen Hauſen wie eine Bürgerdirne einhergehen müſſe.“

Thereſe war glühend roth geworden und ſtand jetzt da, das ſchöne Köpfchen geſenkt, ein paar Thränen in ihren wunderglänzenden Augen, wie eine thauſchwere Purpurroſe, die ſich der Hand des ſie brechenden Gärtners entgegen neigt. Sie vermochte auf dies Alles nichts zu antworten; ſie ſtammelte nur einige unzuſammenhängende Worte, und Hochheim ergötzte ſich an der reizenden Verlegenheit ihrer Unſchuld. Ihre Thränen fielen endlich auf ſeine Hand, die ſie im heftigen Aufwallen des Gefühls ergriffen hatte, und er küßte ſie mit der liebenswürdigſten Galanterie weg. Dann wandte er ſich zur ſchmunzelnden Frau Weißenborn mit den Worten: „Auch die gute mütterliche Freundin der holden Thereſe wird es mir nicht übel deuten, wenn ich es wage, ein kleines Geſchenk auf ihren häuslichen Altar niederzulegen. Bin ich gern geſehen, werde ich nicht ermangeln, noch mehr vorzufahren.“

Die ungezügelte Freude der Frau Weißenborn brach in einen Strom gemeiner Schmeicheleien und Dankſagungen aus. Alle ihre Verluſte waren vergeſſen; ſie hüpfte und ſprang mit ihren Geſchenken in der Stube herum, und rannte endlich damit fort, ſie den Nachbarinnen und Gevatterinnen zu zeigen.

Thereſe ſtand dagegen noch immer ſtumm und in ſich gekehrt, und wagte nicht den Blick zu dem ſchönen Jüngling aufzuſchlagen, der ihr als das Ideal der edelſten Männlichkeit erſchien.

„Und Thereſe freut ſich nicht?“ fragte Hochheim zärtlich, den Arm um ihre Taille ſchlingend.

„Die Ueberraſchung iſt zu plötzlich über mich gekommen und hat mich ſtumm gemacht.“ Sie duldete ſeine Küſſe, ſie gab ſie ihm ſchüchtern und verſchämt auf ſeine Aufforderung zurück.

Hochheim ſpielte ſeine Rolle ſchlau. Er ſprach nichts ſpeciell Nachtheiliges von Sommerfeld, ſondern erwähnte ihn im Laufe des Geſprächs nur zuweilen als einen unbedeutenden Menſchen, von dem man wegen ſeiner Gemeinheit nicht viel halte. Thereſe war im Herzen nur zu wohl überzeugt, wie ſehr Karl eine ſolche öffentliche Meinung verdiene, und da ſie den düſtern Schwärmer eben nie mit tiefer Herzensinnigkeit geliebt, ſo war er ihr nun gleichgültig, wenn ſie ihn nicht ſchon haßte. In dieſem bittern Gefühl ſchrieb ſie ihm am folgenden Tage einen Abſagebrief, worin ſie ihre Gründe anzugeben nicht einmal der Mühe werth hielt. Der ganze Brief athmete Verachtung.

Der großmüthige Freund wurde von der Frau Weißenborn zu Tiſche gebeten, und es ging hoch her im Hauſe der jungen Freude. Hochheim äußerte, er werde bereitwillig der guten Wittwe ein Betriebs=

kapital vorſtrecken, um ihr die erlittenen Verluſte erträglicher zu machen, eben ſo geſtand er Thereſen unter vier Augen, ihre gräfliche Abkunft habe Entſchlüſſe in ihm hervorgerufen, die er früher, obgleich heftig in ſie verliebt, kaum als dunkle Wünſche in ſich getragen. Zwar ganz ſelbſtſtändig und Herr eines nicht unbedeutenden Vermögens, habe er doch auf Seitenverwandte bei der künftigen Bildung ſeines Hausſtandes Rückſicht zu nehmen. Dies ließe ſich nun Alles beſeitigen, und die Liebe ſei Siegerin.

Es verſteht ſich, daß er eingeladen wurde öfter wieder zu kommen, und daß er nicht verfehlte dieſer Bitte zu willfahren. Er wurde jedesmal angenehmer, denn er kam nie ohne Geſchenke. Thereſe konnte ſich nun nach Wunſch putzen. Auf allen Jahrmärkten und Vogelſchießen, wo Frau Weißenborn ihre Bude aufgeſchlagen hatte, war auch Herr von Hochheim zu finden. Ein Anderer durfte ſich natürlich jetzt gar nicht mehr an das Mädchen wagen; ſie galt allgemein als Hochheim's Eigenthum. Man wußte gleich woran man war; denn das ſah jedermann ein, daß der reiche unabhängige Herr von Hochheim ſeine Braut nicht werde mit dem Würfelbecher und Lottofäßchen im Lande umherziehen laſſen. Hochheim hielt bei ſeinen Freunden auch gar nicht hinter dem Berge, ſie über ſein wahres Verhältniß zu Thereſen aufzuklären. Und ſo ſah man ſie denn allgemein für das an, was ſie, ohne es ſelbſt zu ahnen, auch wirklich war.

Sommerfeld's heftiges Antwortsſchreiben, Ausſtrömung ſeiner ſchmerzzerriſſenen Seele, wurde nicht verſtanden, ja mißverſtanden, ſeine Warnungen verlacht und der Brief weggeworfen. Es war auch ſchon zu ſpät; denn die Ärmſte hatte bereits den erſten Schritt zu ihrem Verderben gethan, und eilte dem Abgrunde in gänzlicher Verblendung unaufhaltſam entgegen.

Hochheim blieb plötzlich aus, eine Woche verſtrich und noch eine. Die Frau Weißenborn machte bedenkliche Geſichter, und Thereſe wurde täglich unruhiger. Es war mit ihr nicht alles mehr wie früher; ihre Nächte waren ſchlaflos, ihre Pulſe flogen ſtets in fieberhafter Angſt; im Blicke jedes Begegnenden las ſie Hohn und Spott. Endlich gelangte ein Gerücht, das ſchon einige Tage in Seligenthal umgegangen war, zu den Ohren der Frau Weißenborn, und ſie brachte es nicht nur brühwarm, ſondern ſiedend heiß nach Hauſe; denn es fuhr der armen Thereſe wie ein Glutſtrom über das Herz. Es lautete: Franz von Hochheim ſei von Karl Sommerfeld zum Duell gefordert und tödtlich verwundet worden. Thereſe brach am folgenden Tage nach der Univerſitätsſtadt auf, glühende Liebe für Hochheim, tödtlichen Haß gegen Sommerfeld im Herzen, daneben Angſt und Verzweiflung, was aus ihr werden ſolle, wenn Hochheim wirklich in Folge der empfangenen Wunde ſterben ſollte. Es ſchwindelte ihr und dunkelte vor ihren Augen. In einem höchſt aufgeregten Zuſtande langte ſie in der Stadt an; ſie hatte den weiten Weg zu Fuß gemacht. Nun verfügte ſie ſich ohne Aufenthalt nach Hochheim's Wohnung; als ſie die Treppe hinaufſtieg, waren alle ihre körperlichen und geiſtigen Kräfte in der äußerſten Spannung. Sie zitterte heftig, indem ſie auf den Vorſaal trat. Wie ſtürzende Gewäſſer brauſte es vor ihren Ohren, wie wirre Lichter flirrte es vor ihren Augen, ihre Bruſt hob ſich krampfhaft unter der Laſt einer namenloſen Angſt. Die Ahnung ſchlug finſtre Rabenflügel um ihre heißen fliegenden Schläfe. Sie wähnte dieſe Ahnung bedeute Hochheim's Tod; etwas Schlimmeres konnte ſie ſich nicht denken.

Der aus dem Zimmer gekommene Bediente hatte ſie kaum erblickt, als er wieder verſchwand. Gleich darauf trat Graf Leopold Hauſen heraus, fixirte ſie ſcharf mit den Augen und fragte ſie mit eiskaltem Tone: „Was wünſchen Sie hier, mein Kind?“

Dieſe Worte drangen ihr durch Mark und Bein. Der Gedanke, der Menſch vor ihr wiſſe doch, daß ſie ſeine Schweſter ſei, warf ſie faſt nieder. Nur mit der größten Anſtrengung vermochte ſie zu antworten: „Ich will zu meinem —“ doch ſie ſtockte, ſchaudernd vor dem impertinenten Blicke und dem höhniſchen Lächeln des Grafen. „Ich will zu Herrn von Hochheim,“ fuhr ſie ſchüchtern fort.

„Den können Sie unmöglich ſprechen,“ war die herzloſe Antwort. „Er liegt ſehr hart danieder; jede Gemüthsbewegung iſt ihm von den Ärzten aufs ſtrengſte unterſagt.“

„Ach Gott, ich will ihn nur ſehen!“ flehete Thereſe. „Nein, ich will ihn warten und pflegen; keine andre Hand ſoll ihn bedienen, als die meinige; ich will Tag und Nacht nicht von ſeinem Bette weichen, bis er geneſen iſt.“

„Das würde ſich nicht ſchicken, meine Beſte. Auch iſt Herr von Hochheim ſchon hinlänglich mit Dienerſchaft verſehen. Überdies würde Ihr Anblick ihn ſehr alteriren. Bedenken Sie doch, daß Sie und nur Sie allein die Veranlaſſung und Schuld ſeines Unglücks ſind! Hätte er ſich nicht in die leichtſinnige Liaiſon mit Ihnen eingelaſſen, ſo würde ihn das Malheur nicht betroffen haben. Wie konnte er auch wiſſen, daß Sie die verlobte Braut eines ſo ungeſchlachten Tölpels, wie dieſer Sommerfeld, ſeien? Sie haben ſehr unrecht daran gethan, daß Sie meinen Freund von dieſem Umſtande nicht in Kenntniß ſetzten, und er iſt mit Recht deshalb ſehr aufgebracht auf Sie. Gehen Sie deshalb wieder heim. Etwaige Verbindlichkeiten, die Ihnen Herr von Hochheim ſchulden ſollte, werden durch meine Vermittlung bald gelöſt werden."

Thereſen war Hören und Sehen vergangen; wie eine Blinde tappte ſie an den Wänden hin nach der Treppe; ſie war auf der Straße und wußte es noch nicht. Einen Gedanken vermochte ſie nicht zu faſſen; es ging nur ein unſägliches Weh durch ihre Bruſt. Ohne recht zu wiſſen was ſie that, hatte ſie den Weg nach Seligenthal wieder eingeſchlagen. Sie hätte gern gejammert, laut aufgeſchrien, ſich todt geweint, aber kein Laut wollte ſich aus ihrer gepreßten Bruſt losringen, keine Thräne ihr brennendes Auge anfeuchten. Es dunkelte ſchon, ſie mußte mehre Stunden weit durch Wald; ſie hatte den ganzen Tag nichts genoſſen, die Kräfte verließen ſie plötzlich und ſie ſank ohnmächtig nieder. —

Als ſie, von den heftigſten Schmerzen wieder zum Bewußtſein gebracht, ſich erſchrocken umſchaute, erkannte ſie in dem Manne, der vor ihrem Lager ſtand, den Krämer Grübel, und in der ärmlichen Stube, worin ſie ſich befand, die Wohnung deſſelben. „Wie bin ich hierher gekommen?“ fragte ſie verwundert.

„Beruhigen Sie ſich, Mamſellchen!“ redete ihr Grübel zu. „Ich habe Sie im Walde gefunden, als ich mit meinem Schiebekarrn drauf losſchritt, um Seligenthal noch zu erreichen; ich kam auch von G., wo Sie heute geweſen ſind. Da ſprang ich denn ſchnell in's nächſte Dorf, ließ ein Wägelchen anſpannen und Sie hierher fahren. Sie waren ja ſchon ganz ſtarr und hätten in der kalten Novembernacht erfrieren können.“

„Ach, wär' es doch geſchehen!“ ſeufzte **Thereſe**, „wie wohl wäre mir!“

„So müſſen Sie nicht ſprechen!“ tröſtete **Grübel**. „Ich weis ſchon wo Sie der Schuh drückt und hab' es lange geahnt. Ihre Geſchichte iſt eine hundertmal geſchehene. Die vornehmen jungen Herrn machen es mit hübſchen Mädchen, denen das Näschen ein bischen hoch ſteht, nicht anders. Hätten Sie eines ehrlichen Kerls, der jetzt vor Ihnen ſteht und das größte Mitleid mit Ihrer Lage hat, Hand angenommen, Sie wären dieſem Schickſal entgangen. Doch geſchehn iſt geſchehn, und wir müſſen an die Zukunft denken. Es läßt ſich manches wieder gut machen. Nur den Muth nicht verloren! Iſt es nicht Gottes weiſe Schickung, daß gerade ich Sie im Walde finden mußte? Vergeſſen Sie das nicht. Ich ließ Sie in mein Haus bringen, weil die Frau **Weißenborn** ſchon zu Bette war und ich aus guten Gründen alles Aufſehen im Orte verhüten wollte.“

Thereſe warf ihm einen dankbaren Blick zu; es war doch wieder ein Menſch, der herzliche, liebevolle Worte zu ihr ſprach, und die ſtarre Eisrinde, die ſich um ihr Herz zu legen begonnen hatte, löſte ſich jetzt in Thränen auf. Aber die ihr unbekannten Schmerzen begannen von neuem zu wüthen und preßten ihr Geſtöhn aus, convulſiviſche Zuckungen warfen ſie hoch empor, die Sinne vergingen ihr abermals. Die Natur zerſtörte ſelbſt gewaltſam einen edeln Keim. Der Krämer ſtand ihr menſchenfreundlich nach Kräften bei, und verrichtete geſchäftig und eifrig die nöthigen Dienſte. Thereſe kam wieder zu ſich und erkannte weinend ihren Zuſtand. Sie war ſo ſchwach, daß ſie zu ſterben glaubte. Die Mühe und Sorgfalt des freundlichen Krämers lockten ihr ein wehmüthiges Lächeln ab. Sie hatte nicht anders gemeint, als er werde ihr zürnen wie alle andern Menſchen, und nun ſah ſie ihn zu ihrer Hülfe mit heitrer Stirn und tröſtendem Worte die gemeinſten Dienſte verrichten. Die Schwäche ſchloß ihre Augenlieder; ſie ſank in einen tiefen Schlaf.

Als ſie am andern Morgen erwachte, ſtand Grübel ſchon wieder an ihrem Bette, begrüßte ſie auf's freundlichſte und ſagte dann leiſe: „Liebe Thereſe, was dieſe Nacht mit Ihnen vorgefallen iſt, darf auf der Welt kein Menſch weiter erfahren, ſelbſt die Frau Weißenborn nicht. Wußte ſie denn um Ihren Zuſtand?“

„Nein. Nur Hochheim.“

„So iſt's gut. Bei allen Andern war es auch nur Vermuthung. Ihre Ehre erfordert, daß wir beide ſchweigen.“

Thereſe ſah ihn dankbar an und nickte ihm dann bejahend zu. Der Mann kam ihr vor wie ein rettender Engel.

„Verhalten Sie ſich nur ruhig,“ fuhr Grübel fort. „Niemand ahnt, daß Sie in meinem Hauſe ſind. Sobald Sie ſich wieder einigermaßen erkräftigt fühlen, kehren Sie zur Frau Weißenborn zurück, als wären Sie eben von G. gekommen.“

Thereſe reichte ihm die Hand. „Nach G. will ich ſelbſt gehen und zuſehen wie es mit Herrn von Hochheim ſteht, und wie er gegen Sie geſinnt iſt. Sollte er treulos und ſchlecht ſein, wie ich vermuthe, ſo biete ich Ihnen Hand und Herz abermals an. Ich würde dies, der ich ſchon einmal von Ihnen verworfen wurde, wahrlich nicht thun, wenn ich Sie nicht ſehr liebte. Wir ſind beide arm. Laſſen Sie uns unſer Loos theilen.“

Thereſens Blick hing mit Innigkeit an dem Manne, dem ſie ſo viel Edelmuth und Herzensgüte nicht zugetraut hatte; das Bild des rettenden Engels wurde noch farbiger und beſtimmter, und ſie faßte wieder neuen Lebensmuth.

Nach einigen Tagen trat die Unglückliche bei der Frau Weißenborn wieder in ihre Geſchäfte; aber ihre Geſundheit ſchien gebrochen, ihre Heiterkeit dahin. Sie lächelte nicht mehr.

Grübel war ſchlau genug als **Thereſens** Bevollmächtigter von **Hochheim** eine tüchtige Summe herauszupreſſen, wofür dieſer ein Dokument von ihr ausgeſtellt erhielt, worin ſie allen Anſprüchen an ihn entſagte.

Zu Oſtern wurde **Thereſe Grübel's** Frau. Eine ſchwermüthige Thräne ſtahl ſich unter ihrer ſchönen Wimper hervor als ſie ihm die Hand am Altar reichte. Eine krankhafte Bläſſe überzog ihre ſonſt ſo blühenden Wangen. Die Blüthe ihrer Schönheit war dahin.

Einige Tage darauf kam ihr Mann nach Hauſe und ſagte: „denke dir, das kleine hübſche **Fränzchen**, die Kellnerin auf dem Eichenſeer Schießhauſe, iſt im Irrenhauſe zu G. von einem geſunden tüchtigen Knaben entbunden worden. Man kann aber durchaus nicht von ihr herausbringen wer der Vater iſt; denn auf alle desfallſige Fragen antwortet ſie! „Die Feuerſchlange! Die Feuerſchlange hat mich umarmt und geküßt!“ Und dann hat ſie die alte Noth wieder, indem ſie ſich einbildet es hing eine Schlange an ihr. Man hält den Amtsverweſer Hafermehl, ihren Bräutigam, für den Vater, zumal er die Mutter im Irrenhauſe erhält.“

Thereſe verſank darüber in düſteres tiefes Sinnen. Es ſtieg abermals wie finſtere Ahnungen in ihrer Seele auf.

II.

Die Brandſtiftung.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht des Jahres 182* brach in der Stadt S., der Reſidenz eines appanagirten Prinzen des regierenden Hauſes, im neuen prächtigen Palais des Grafen Hauſen, des Hofmarſchalls, Geſellſchafters und Freundes jenes Prinzen, ein furchtbares Feuer aus, und legte nicht nur dieſes ſtolze Gebäude, eine Zierde der Stadt, ſondern auch eine ganze Straße in Aſche. Nachdem ſich der erſte betäubende Schreck über dies furchtbare Ereigniß gelegt hatte war man der allgemeinen Meinung, daß das Feuer angelegt, und daß es auf die Perſon des Grafen abgeſehen geweſen ſei, weil deſſen Schlafzimmer unmittelbar über dem Pferdeſtalle mit Heu- und Strohmagazin lag, aus welchem die erſten Flammen hervorgeſchlagen waren. Es ließ ſich denken, daß der unverheirathete Graf durch eine ſeiner häufigen Galanterien, die er mit wenig Delikateſſe in allen Ständen unterhielt, irgend ein rachſüchtiges Gemüth zu dieſer Frevelthat gereizt habe. Kaum hatte ſich dieſe Idee im Publikum feſtgeſetzt, als man auch bemüht war, eine wahrſcheinliche Geſchichte zu componiren, um dem muthmaßlichen Thäter auf die Spur zu kommen.

Man hatte nämlich einen gemeinen Mann, der mit ſogenannter kurzer Waare handelte, am Abende vor dem Unglück um das Palais herumſchleichen und mit Jemand am Küchenfenſter ſprechen ſehen. Was war alſo natürlicher, als daß er, vielleicht von einem Andern zu der Frevelthat erkauft, ſich eine Verbindung in dem gräflichen Palais verſchafft und wohl gar mit deren Beihülfe das Feuer angelegt hatte. Die Polizei forſchte weiter und brachte heraus, daß dieſer Menſch mit Schwefel, Dochten, Schwamm — alſo lauter feuerfangenden Dingen — und außerdem noch mit Meſſern, Scheeren, Fingerhüten u. dgl. handle, daß er Tags vorher den ganzen Tag mit ſeinem Kaſten in der Stadt herumgegangen, gegen Abend in die Herberge gekommen, ſeinen Kram abgeſetzt und eine Stunde ſpäter ohne ſolchen wieder ausgegangen ſei. Während dieſer Entfernung mußte er die Feuer-Anlegung vorgenommen haben. Denn ſpäter war er nach Hauſe gekommen und hatte ſich ruhig auf die Streu gelegt, bis der allgemeine Feuerlärm ihn gleich den übrigen Bewohnern des Hauſes und der Stadt an den Ort des Unglücks gerufen hatte. Der Verdächtige mußte ein eben ſo gefährlicher als ſchlauer Verbrecher ſein, weil er bei der Löſchung des Feuers ſelbſt ſcheinbar ſehr thätige Hülfe geleiſtet hatte, um ſeinen Antheil an deſſen Urſprung deſto beſſer zu verbergen. Auch hatte er in der Herberge Geld blicken laſſen, was er ſicher nicht durch ſeinen elenden Handel, ſondern durch andre ſchändliche Mittel erworben haben mußte. Daß dieſer Mann, nach vollbrachter That, noch an dem Schauplatz derſelben verblieb, zeigte von eben ſo viel Heuchelei und Verſtellungskunſt, als von Verſtocktheit und Verwegenheit. Was war folgerechter und natürlicher als dieſes Raiſonnement, und was ließe ſich demſelben mit Nachdruck entgegen ſetzen, zumal manche Individuen behaupteten, den Thäter ſchon lange als einen verſchmitzten Kerl gekannt zu haben, der in ſeiner Jugend nichts gelernt und ein nicht unanſehnliches elterliches Vermögen in Saus und Braus durchgebracht habe? Ein Menſch, der keine beſtimmte Nahrung hat, der mit kurzer Waare handelt, d. h. der durch dieſen erbärmlichen Handelszweig einen Freipaß zur Bettelei und Gaunerei ſucht, der durch allerlei loſe Streiche und einen ziemlich diſſoluten Lebenswandel ſeiner Jugend ſchon ohnedies anrüchig iſt, konnte einen ſolchen Verdacht, wie er ſich hier allgemein ausſprach, nicht einmal übel nehmen.

Der Juſtizbeamte des Kreiſes, der zugleich als Criminalrichter für die Stadt, wo er ſeinen Wohnſitz hatte, inſtallirt war, ließ den verdächtigen Klein-

Waarenhändler ſofort arretiren und mit Ketten belaſtet ins Gefängniß werfen. Eine Stunde ſpäter wurde der Verhaftete ſchon vor die Schranken des Criminalgerichts geſtellt; denn der außerordentliche Fall erheiſchte außergewöhnliche Schnelle, um etwaige Genoſſen des Verbrechers nicht erſt entſchlüpfen zu laſſen.

Der Criminalrichter, der den Titel eines fürſtlichen Hofraths führte, ein ſtattlicher Mann mit ausdrucksvollem Geſicht und ſcharfblitzendem Auge, deſſen ſpärliches Haar ſchon zu ergrauen begann, ſchritt ſofort nach der hergebrachten Formel mit der Frage: „Wie iſt euer Name?“ zum Verhör.

„Veit Grübel“ war die Antwort des Gefangenen.

„Und woher gebürtig?“ fragte der Hofrath weit haſtiger und mit ungewiſſerer Stimme als vorher, während ſeine Augen aufmerkſam in den Zügen des im Hintergrunde des Zimmers in ungewiſſer Dämmerung ſtehenden Mannes forſchten.

„Aus Wippersdorf, wohnhaft in Seligenthal.“

Der Hofrath war aufgeſprungen und ſtand, ſeiner innern Bewegung kaum Herr, dicht vor dem Krämer. „Kennt ihr mich?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Ei warum ſollte ich Sie nicht kennen?“ verſetzte jener offen und frei. „Sie ſind der Herr Hofrath Sommerfeld, und ſind ja aus Seligenthal gebürtig. Das vergeſſen ſie dort nicht, daß ein ſo hochgeehrter und tüchtiger Mann aus dem kleinen Orte hervorgegangen iſt. Ich habe oft mit meiner Frau von Ihnen geſprochen, Herr Hofrath, und ſie weint faſt jedesmal bei ſolcher Gelegenheit bitterlich. Ich kann's ihr auch nicht verdenken.“

„Ihr ſeid der Mann der Thereſe Zugbein, wenn ich anders recht berichtet worden bin?“

„Ich bin's. Man hat Ihnen keine Lüge geſagt.“

„Großer Gott! Mann, und ihr —“ zur rechten Zeit erinnerte ſich der beſtürzte und tief bewegte Sommerfeld an den Richter, und ſich faſſend kehrte er zu ſeinem Sitze zurück, und winkte dem

Actuarius weiter zu protocolliren. Im Verlaufe des Verhörs läugnete **Grübel** nicht, daß er Abends um das Palais des Grafen **Hausen** gegangen ſei und mit einer aus dem Küchenfenſter ſehenden Perſon eine Zeit lang geſprochen habe. Er gab jedoch vor, daß ihm am Tage eine Küchenmagd aus dem Palais in der Stadt begegnet ſei, und ihm einen Fingerhut, eine Nadelbüchſe nebſt Nadeln und Scheere abgehandelt, weil ſie aber kein Geld bei ſich gehabt, ihn Abends acht Uhr an das Küchenfenſter beim Gußſtein beſtellt habe, um dort das Geld in Empfang zu nehmen. Er habe ſich zur beſtimmten Zeit eingeſtellt, weil die Magd aber nicht gleich ſichtbar geworden, ſei er lange um das Palais gegangen, um ſich ihr bemerkbar zu machen, bis ſie endlich ſeiner anſichtig ihn ans Fenſter gerufen habe. Dies war der Inhalt des erſten Verhörs.

Das Vorgeben des Krämers ſchien dem Hofrathe ein wohl erſonnenes Mährchen; er kannte aus ſeiner Jugendzeit her den liederlichen **Veit Grübel** als einen ſehr verſchmitzten und durchtriebenen Menſchen; er benutzte aber dieſe Ausſage, um den Mitverbrechern auf die Spur zu kommen. Sofort wurde die Küchenmagd gefänglich eingezogen, welche bei dem Brandunglück zu einer Verwandten in einer Vorſtadt geflüchtet und bei der allgemeinen Verwirrung nicht gleich aufzufinden war. Nach der Meinung des Publikums hatte ſie ſich aus Furcht vor der Ahndung der Geſetze geflüchtet und verſteckt, und wie Grübel das ruhige Dableiben als Frechheit und Verwegenheit ausgelegt worden war, ſo wurde ſeiner Mitſchuldigen die vermeintliche Flucht zum Vorwurf und Grund des Verdachtes.

Die Köchin wußte nicht wie ihr geſchah, aber unbefangen erzählte ſie im erſten Verhör die Sache gerade ſo wie Grübel, und es konnte aus den beiderſeitigen Ausſagen auch nicht der leichteſte Grund zum Verdacht gegen den Krämer und die Magd entnommen werden. Die Zeugniſſe der übrigen gräflichen Dienerſchaft lauteten für die Magd höchſt günſtig; ſie war von Eltern, die auf ihre Ehrlichkeit und das Anſehen, worin ſie in ihrem Kreiſe ſtanden, ſtolz ſein durften, hatte das allgemeine Lob der Arbeitſamkeit, Treue, Redlichkeit, und, wie ſchon bemerkt, ſie war vom Grafen niemals übel behandelt worden. Gegen Grübel ließ ſich durchaus auch kein Verbrechen aufbringen, ſo loſe Streiche er auch gemacht hatte, und der einzige mögliche Grund der ihm angeſchuldigten Bosheit, der dem Hofrath aber allein bekannt war, lag in der Zeit ſo weit zurück, daß er faſt ſeine Kraft verlor.

Der Hofrath begann an der Schuld der beiden verhafteten Individuen nach jedem neuen Verhör mehr zu zweifeln, und ſuchte ihnen dies durch eine milde, menſchenfreundliche Behandlung zu beweiſen. So ließ er ihnen die Ketten abnehmen, mit denen er ſie, der allgemeinen erbitterten Stimmung gegen ſie nachgebend, anfangs hatte belaſten laſſen, und aus den faulenden Kerkern, worin ſie die erſten Tage geſchmachtet, in luftige, ſonnige Gefängniſſe bringen. Ebenſo bemühete er ſich die Meinung zu verbreiten, allen Anzeichen nach dürften die Angeſchuldigten dennoch unſchuldig ſein. Allein die Menge, die lieber verdammt als losſpricht, verketzerte den menſchenfreundlichen Richter wegen dieſer Milde nicht wenig, ſchalt ihn einen Schwächling, einen Schwärmer, einen Dichter, der es wage ſich mit der öffentlichen Meinung in Oppoſition zu ſetzen, und der durch ſolche Paradoxen nur Aufſehen erregen wolle. Man war bemüht aus ſeiner früheren ſowohl advocatoriſchen, als auch richterlichen Praxis Fälle aufzuſuchen, wo ſeine Milde ihn zu Mißgriffen verleitet hatte. Man warf es ihm jetzt vor, daß er einſt als junger Mann einen wahren Böſewicht durch geſchickte Vertheidigung vom Galgen befreit hatte, ein Individuum, welches der Geſellſchaft ſpäter noch ſehr zur Laſt gefallen war. Man erinnerte ſich, daß er vor mehren Jahren in ein geachtetes juriſtiſches Journal einen ausgezeichneten Aufſatz über die vom Zeitgeiſt gebotene Abſchaffung der Todesſtrafen hatte abdrucken laſſen, der damals nicht wenig Aufſehen gemacht, und das, was ihm zu jener Zeit das Lob der Menge zu Wege gebracht, gereichte ihm jetzt von demſelben Publikum zum ſtrengſten Tadel. Ja es fehlte nicht viel, daß einige vorlaute Großmäuler ihn nicht zum Mitſchuldigen der ſogenannten Mordbrenner ſtempelten, vor welchem Unglück ihn nur ſein feſtbegründeter guter Ruf bei Leuten von kaltem Blute ſchützte. — Es iſt für ein menſchenfreundlich ſchlagendes Herz eine traurige Bemerkung, wie viel Gewalt eine einmal verbreitete öffentliche Meinung ſelbſt über Gemüther ausübt, die gerade nicht ſchwach zu nennen ſind, und wie leicht jedermann Partei für dieſelbe nimmt, vorzüglich wenn es gilt ein irgend wie verdächtiges Individuum zu beſchuldigen, anzuklagen, zu verdammen, bei welcher Gelegenheit das unſichere Axiom vox populi vox dei bis zur Grauſamkeit geltend gemacht wird. Der Haufe verſchließt der beſſern Meinung Augen und Ohren, wehrt ſie wie unſinnig mit Händen und Füßen von ſich ab, und hängt mit kopfloſer Schwärmerei an dem, was er einmal für wahr hält. Der Staat verzeiht, die Kirche verzeiht, die Geſellſchaft verzeiht nie. Sie iſt ein Ungeheuer, das menſchlichen und göttlichen Geſetzen Hohn ſpricht. Wehe wer einmal von ihr unter ihre grauſamen Füße geworfen wurde, er kann ſich nie wieder erheben, und nur Grabeserde kühlt die Wunden ſeines Herzens.

Aus der Reſidenz war eine Regierungskommiſſion, aus einem Rathe und einem Secretär beſtehend, angekommen, um den Ankauf einer Enklave des Nachbarſtaats in Ordnung zu bringen, oder vielmehr die vollen Hoheitsrechte darüber zu erlangen, da der Prinz G. in S. bereits Beſitzer der Domaine und der Patrimonialsrechte war, deren Juſtizpflege er dem Hofrath Sommerfeld übertragen hatte. Bei dieſem Geſchäfte mußten der Prinz und der Hofrath mit der genannten Commiſſion in öftere und nähere Berührung kommen, und der Prinz hatte, um gleich von vorn herein ein freundliches Verhältniß mit den Herren von der Commiſſion und ſeinem Juſtizbeamten einzuleiten, ſie zu ſeiner Tafel gezogen, wobei der Graf Hauſen natürlich nicht fehlte.

Der Brand des gräflichen Palais und die beiden des Feueranlegens verdächtigen Individuen wurden bald der Gegenſtand der Unterhaltung. Es wurde für und wider geſtritten, und der Hofrath, vom Prinzen um ſeine Meinung befragt, äußerte ſich alſo: „Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen leichtfertigen und boshaften Naturen zu machen, und wenn es die erſtern mit kleinen Spitzbübereien, Betrügereien u. dgl. eben nicht allzu genau nehmen, ſo ſind doch die Beiſpiele höchſt ſelten, daß ſie wahre und große Verbrecher wären. Das Verbrechen ſchlummert in einer verſchloſſenen Seele, die ſich nicht gern den Schein einer Gewiſſenloſigkeit gibt, ſondern vielmehr in den Mantel der Tugend hüllt, den es noch dazu prächtig und auffallend heraus zu ſtaffiren liebt. So kann ich mich durchaus nicht zu dem Glauben überreden, daß dieſer **Veit Grübel**, den ich von meiner früheſten Jugend an als einen loſen leichtfertigen Strick gekannt habe, der mit ſeinem Kleinhandel unzählige Menſchen über's Ohr gehauen hat, der Urheber des Feuers iſt, welches Ew. Excellenz Palais verzehrte. Der Menſch hat bei all ſeiner äußern Frechheit eine innere Unſchuld, Widerſprüche, die ſich in der menſchlichen Natur gar wohl vertragen. Ich habe Leute gekannt, die eine Ehre drein ſetzten einen dummen Teufel hinter's Licht zu führen, einer gemeinen Seele etwas wegzumauſen und zu verderben, die aber um keinen Preis der Welt zu einem größern Diebſtahl, Mordbrennerei, Mord u. dgl. zu vermögen geweſen wären. Es geht ihnen wie manchen Landſtrecken am Fuße des Aetna; die äußere harte Lavaſchicht verhindert die edle Vegetation, aber unmittelbar darunter iſt guter üppiger Boden. Eine ſolche Natur iſt **Veit Grübel**. Wäre ſein Herz früh von der Lavaſchicht, womit eine verkehrte Erziehung es übergoß, verſchont geblieben oder befreit worden, er würde ein nicht gewöhnlicher braver Mann geworden ſein. Der Mordbrenner iſt er meiner Meinung nach nicht."

„Eine paradoxe Behauptung, da Sie ſelbſt zugeben, daß das fragliche Subject zeitlebens ein ſchlechter Burſch geweſen iſt," entgegnete der Graf. „Sie nannten des Menſchen Namen. Wie iſt er?"

„Veit Grübel."

„Der Name klingt mir bekannt," ſagte der Graf ſich beſinnend. „Mir iſt als müßte ich irgend wann ſchon mit ihm zu thun gehabt haben."

„Leicht möglich. Zur Zeit unſrer Univerſitätsjahre ſtand er auf allen Jahrmärkten in G. aus, und machte mit den Studenten gern Geſchäfte. Freilich war er damals ein ſtraffer kecker Burſch, jetzt iſt er ſchier ein ſchlaffer Greis. Täuſche ich mich übrigens dennoch in ihm, und ergibt ſich vielleicht ſpäter, daß er wirklich der Mordbrenner iſt, ſo iſt dies auch nicht der erſte Brand, den ſeine ruchloſe Hand verurſacht hat. Eine ſeltſame Ahnung bringt mich nämlich in Widerſtreit mit mir ſelbſt. Ich weis nicht, welchem dunkeln ſympathetiſchen Zuge meiner Seele folgend ich dieſen Brand mit einem andern lang vergeſſenen Brandunglück in Verbindung bringen muß; vielleicht nur, weil derſelbe Menſch mir auch damals auf eine auffallende Weiſe in den Weg kam, vielleicht damals eben ſo unſchuldig wie jetzt."

„Sie machen uns neugierig," bemerkte der Prinz. „Welchen Brand meinen Sie?"

„Den des Schießhauſes zu Eichenſee, der vor ohngefähr fünf und zwanzig Jahren ſtatt fand."

„Zu Eichenſee?" riefen der Graf und der Regierungsrath zuſammen. Und der Erſtere ſprach heftig emporfahrend weiter. „Ha, jetzt erinnre ich mich des Menſchen! Sie haben mich auf die rechte Spur gebracht. Ja, ja, ich gebe Ihnen recht, der Kerl hat damals auch das Eichenſeer Schießhaus in Brand geſteckt."

„Womit können Sie dieſe Behauptung unterſtützen und beweiſen?" fragte der Hofrath ſcharf. „Ich that ſie nicht, wenn Sie erlauben, Herr Graf; ich ſprach nur eine dunkle Vermuthung aus.“

Der Hofmarſchall gerieth augenſcheinlich in Verlegenheit, zumal die Blicke des Regierungsrathes mit einer ſeltſamen wilden Starrheit an ihm hingen. Endlich ſagte er etwas unwillig: „Sie wollen doch die Unterhaltung an der Tafel unſeres durchlauchtigſten Herrn nicht als ein Verhör betrachten, in welchem Sie inquiriren? Ich habe mich falſch ausgedrückt; auch von mir war es nur eine flüchtige Vermuthung. Doch wird mir nun kein Menſch den Glauben nehmen können, daß mir dieſer Grübel das Haus angeſteckt hat.“

„Ohne Ihnen auf irgend eine Art zu nahe treten zu wollen, würden Sie wohl thun, ſich näher darüber zu erklären. Es iſt jedermanns Pflicht nach Kräften zur Gewinnung der Wahrheit beizutragen, und Sie ſind hier am meiſten betheiligt.“

„Wohlan,“ ſagte der Graf zu Sommerfeld, „theilen Sie uns mit, worauf Sie Ihre Vermuthung gründen; ich will dann meine Anſicht nicht zurück halten.“

„Nach Ihrem Wunſche. Die Nacht, in welcher das ſchöne Schießhaus abbrannte, war eine der merkwürdigſten und folgereichſten meines Lebens —“

„Wahrlich!“ rief der Regierungsrath, „das war ſie auch für mich!“

„Und für mich ebenfalls!“ murmelte der Graf gedankenvoll.

„Das fängt an intereſſant zu werden,“ bemerkte der Prinz. „Sie waren alſo alle drei in jener Nacht in Eichenſee zum Vogelſchießen? Ich bitte erzählen Sie mir jeder die in jener Nacht erlebten Abenteuer. Nun, Herr Hofrath fahren Sie fort! Weshalb iſt Ihnen jene Nacht ſo merkwürdig, und in welchem Bezug ſtanden Sie in derſelben mit dem Veit Grübel?“

„Ich hatte auf dem nahen Vogelberge ein unſchuldiges Rendezvous mit einem Mädchen, das ich damals ſehr ſchwärmeriſch liebte und mit der heiligen und gefühlvollen Treue der Jugend einſt zu meinem Weibe zu machen feſt entſchloſſen war, die ich aber ſeit jener Nacht nie mehr geſehen, durch eine Intrigue von ihr geriſſen, die mir nicht klar geworden iſt. Und dieſes Mädchen iſt merkwürdigerweiſe jetzt des Veit Grübel's Frau. Als wir beide vom Berge herabſtiegen, erſchreckte uns der Feuerruf und der Schein der emporſchlagenden Flammen; wir eilten beſtürzt hinzu. Nur wenig Leute waren erſt verſammelt: vorn an ſtand aber dieſer **Grübel** und ſtarrte mit einem wunderlich lächelnden Geſicht nach einem über der brennenden Thierbude offen ſtehendem Fenſter, an welches die Flammen hinaufzüngelten. Das markerſchütternde Gebrüll der Thiere ſchien entweder gar keinen Eindruck auf ihn oder ihm gar Vergnügen zu machen. Ich muß geſtehen, der Anblick des Menſchen erweckte damals ein peinliches Gefühl in mir, das mir durch ſeine gefängliche Einbringung wieder recht lebendig aufgefriſcht worden iſt."

Der Graf hatte unruhig auf dem Stuhle hin- und hergerutſcht.

„Ihnen ſcheint noch Schlimmeres begegnet zu ſein?“ fragte ihn der Prinz.

„Ja, in ſofern ich faſt verbrannt wäre. Mit genauer Noth habe ich mich aus dem brennenden Hauſe gerettet.“

„Nun, und Ihr Abenteuer mit dem Grübel?“

„Ich habe keins mit ihm gehabt.“

„Woraus vermuthen Sie denn, daß er Feuer an das Schießhaus gelegt?“

„Ja ſo! Ich hatte ihn in der Nacht um das Haus ſchleichen ſehen — ja ſogar auf dem Dache der Thierbude hatte ich ihn kurz vor Ausbruch des Feuers erblickt.“ Dies ſagte der Graf mit auffallender Zerſtreutheit.

„Das iſt eine höchſt wichtige Angabe, die Ew. Excellenz hier machen,“ ergriff der Hofrath raſch das Wort. „Sie allein ſchon kann den Menſchen zum Geſtändniß bringen.“

„Höchſt merkwürdig!“ rief der Regierungsrath dazwiſchen. „Für mich am merkwürdigſten; denn Ew. Durchlaucht müſſen wiſſen, daß ich mich bis jetzt für den Urheber des Brandes gehalten habe, welcher das Eichenſeer Schießhaus vernichtete.“

„Sie?“ ſtaunte der Prinz. „Wie iſt das möglich?“

„Ich war damals noch Amtsverweſer in Eichenſee und zugleich Vorſtand der Schützengeſellſchaft, als welchem mir die Leitung aller Vergnügungen oblag. Ich hatte ein Feuerwerk beſorgt und dabei war ein nagelneues und brillantes Stück, meiner Idee entſprungen und meiſt von mir ſelbſt ausgeführt, eine Feuerſchlange, die jedoch beim Abbrennen verunglückend, viel Unheil anrichtete, und, wie ich bis jetzt geglaubt habe, auch die Thierbude, und durch dieſe das Schießhaus anzündete.“

„Dann war freilich jene Nacht auch für Sie merkwürdig genug.“

„Noch merkwürdiger wurde ſie mir deshalb, daß ich durch ſie um das Glück der Ehe betrogen worden bin. Denn wäre das Schießhaus nicht abgebrannt, ſo würden Sie in mir, ſtatt eines alten Hageſtolzen, einen wohlcondionirten Gatten und Vater vor ſich ſehen. Die nette Kellnerin des Schießhauſes, ein gar treffliches unſchuldiges Mädchen, war heimlich meine Braut, den folgenden Tag ſollte ſie meine Frau werden. Dieſe Nacht brachte mich um all meine Hoffnung und warf auf mein Leben einen düſtern Schatten, der mit der Zeit dunkler und kälter geworden iſt. Auch für mich liegt wie für Sie, Herr Hofrath, ein undurchdringlicher Schleier auf einer nichtswürdigen That dieſer Nacht. Wir fanden am Morgen meine Braut wahnſinnig, und niemals hat ſie wieder eine lichte Stunde gehabt. Damit noch nicht genug; ſie gebar nach neun Monaten einen Knaben, für deſſen Vater ich allgemein gelten mußte, obgleich mir bei Gott und meiner Ehre des Mädchens Unſchuld ſtets heilig geweſen war. Oft hat es mich bedunken wollen, als ſei die Abſcheulichkeit in jener Nacht geſchehen. Sie nannte den Vater ihres Kindes ſtets die Feuerſchlange, und das Kind ſelbſt hat ſie nie anders als die junge Feuerſchlange geheißen. Ich habe die Arme bis an ihren Tod treu erhalten; das Heirathen und Lieben war mir vergangen.“ Eine Thräne ſchimmerte im Auge des bejahrten Mannes. Forſchend hing es an dem Geſicht des Grafen, der die Farbe wechſelte.

„Was iſt denn aus dem Kinde des unglücklichen Weſens geworden?“ fragte der Prinz gerührt.

„Ich ließ den Jungen auf ſeinen Wunſch die Jägerei lernen,“ fuhr Hafermehl fort, „und jetzt ſteht er als Büchſenſpanner im Dienſte des Herrn Hofmarſchalls.“

„Ihr Büchſenſpanner, Hauſen? der Friedrich!“ rief der Prinz überraſcht.

„Ich habe das ſelbſt nicht gewußt,“ ſtammelte der Graf. „Drum thut mir der Burſche ſo geheimnißvoll mit ſeiner Abſtammung. Übrigens ein kreuzbraver Junge, willig und pünktlich.“

„Und nun den Grund Ihres Verdachtes, Graf?“ forſchte der Prinz.

„Man hat einmal behauptet, die Frau dieſes Menſchen ſei eine natürliche Tochter meines Vaters. In ſeinen Papieren hat ſich darüber nichts gefunden. Es hat natürlich von einem Erbe auch keine Rede ſein können. Dies iſt der Punkt an den ſich die Rache anknüpft.“

„Sie haben recht, und ich werde davon Gebrauch machen,“ bemerkte der Hofrath.

Die Unterhaltung wandte ſich endlich von dieſem Gegenſtande ab, nahm aber keine heitre Färbung an. Es kam auf Neuigkeiten aus der Reſidenz, und der Regierungsrath Hafermehl berichtete, daß einige Stunden vor ſeiner Abreiſe das Gerücht laut geworden ſei, der zeitherige Geheimerath von Hochheim habe die erledigte Stelle des Kanzlers erhalten. Dieſe Nachricht ſchien den Hofrath noch mehr zu verſtimmen, während der Graf unter Ausrufungen der Freude ihn höhniſch lächelnd betrachtete.

Wie es den meiſten ſchwachen und unbedeutenden Charakteren zu geſchehen pflegt, wenn ein großes Schickſal ſie antritt, das ſie weder mit Kraft zu bewältigen, noch dem ſie ſich mit großartiger Reſignation zu fügen vermögen, daß ſie ins Schlimmere umſchlagen und ſich dem böſen Kleinigkeitsgeiſte, einem der ſchlimmſten irdiſchen Teufel, der ärgſten Mißgeburt der Philiſterei, ergeben, gleichſam um, was an ihnen iſt, Rache an der Welt zu nehmen, die ſie betrog, für einen vom Schickſal oder einer großen Menſchenbosheit erhaltenen Schlag, der ſie zu Boden ſchmetterte, nun kleine Nadelſtiche an Unſchuldige auszutheilen: ſo war es dem ehemaligen Amtsverweſer, nunmehrigen Regierungsrathe Hafermehl ergangen. Weil er von

Menſchen und Schickſal um ſeine ſchönſten Hoffnungen, ſein buntgeträumtes Lebensglück ſchändlich betrogen worden war, ſo konnte er nun keinen Hoffnungsreichen, keinen Glücklichen leiden. Aus ſeiner Geſchäftsliebe war ſtörrige Strenge gegen Subalterne geworden, aus ſeiner Pünktlichkeit Pedanterie, aus ſeinem Eifer überall zu wirken, eine unbequeme Lauerei auf alle Fehler und Verſtöße in den Geſchäften und ein überflüſſiges Einmiſchen in Dinge, die ihn nichts angingen. Und über das Alles ein finſterer Haß in ſeiner Seele gegen alle Welt, der freundliche, gefällige junge Mann war ein böſer, neidiſcher alter Garcon geworden. Am meiſten mißgönnte er einem Manne ein ſtilles Familienglück, weil er dieſes am wärmſten gewünſcht hatte. So war er denn auch von vorn herein bitter gegen den Hofrath Sommerfeld geſtimmt, weil er von mehren Seiten gehört hatte, daß derſelbe als Gatte einer guten Frau und als Vater ſehr wohlgerathener Kinder ein glückliches und zufriedenes Leben führe. Hafermehl ging daher mit ſeinem Secretär ſchon voll Vorurtheile gegen Sommerfeld zu einem Mittagseſſen zu demſelben, wozu er Höflichkeits halber eingeladen worden war.

Der Hofrath hatte die Beſorgung der Tafel ſeiner gutmüthigen, aber etwas eiteln Frau übertragen, und von vielen Geſchäften beſtürmt, nicht Zeit gehabt, ſich weiter darum zu bekümmern. Die Frau ergriff dieſe Gelegenheit um zu glänzen und ſich bei den Herrn aus der Reſidenz zu zeigen, wozu ſie bei der ſtillen zurückgezogenen Lebensweiſe ihres Mannes wenig Gelegenheit hatte. Nun war Sommerfeld in frühern Jahren ein ſehr geſchickter und berühmter Advocat geweſen, und hatte das Glück gehabt durch eine ſcharfſinnige Deduction, die er in einem verwickelten Rechtshandel des Prinzen E. gemacht, dieſem einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Dieſem Dienſte hatte er eigentlich ſeine jetzige gute Stellung und das Vertrauen des Prinzen zu verdanken. Der Prinz wollte damals ſeinen Anwalt dadurch beſonders ehren, daß er ihm ſtatt der verdienten baaren Belohnung ein kleines Silber-Deſert-Service verehrte. Der Hofrath, ein an Einfachheit und bürgerliche Ordnung gewöhnter Mann, der wie König Agathokles niemals ſeine Abſtammung und die Genügſamkeit ſeiner Jugend vergaß, wollte keinen Gebrauch von dieſer ſplendiden Gabe machen, konnte aber ſeine gute eitle Frau nicht hindern, ihren Schatz jedermann insgeheim zu zeigen, ja ihn ſogar heute mit freudeſtrahlendem Geſicht auf die Tafel zu ſetzen. Der Hofrath runzelte zwar die Stirn, aber die ſelige Frau ſchien es in froher Geſchäftigkeit nicht zu bemerken, und freute ſich der kleinen gelungenen Liſt und des Triumphes, den ſie in des Regierungsraths ſchmunzelnden, erſtaunten Blicken zu feiern gedachte. Aber der Hofrath glaubte ſogleich ſein Unglück in Hafermehl's Mienen zu leſen, und ſuchte etwaigen ſchlimmen Folgen durch Erzählung wie er zu dem Service gekommen vorzubeugen. Allein es war zu ſpät. Hafermehl's abgünſtiger Genius war erwacht. Zur Vermehrung des kleinen Grolls kam, daß ſich Sommerfeld dem Regierungsrathe gegenüber als einen tüchtigen Rechtskundigen und unerſchütterlich feſten Charakter gezeigt, der ihm mehre falſche Anſichten, ja Fehler nachgewieſen, und kein Haar breit von ſeiner Meinung abgewichen war, ſobald es galt die guten Rechte des Prinzen zu ſchützen, die von Seiten des Gouvernements bedroht wurden.

„Haben Sie jemals,“ fragte **Hafermehl** auf dem Heimwege den Secretär, „ſchon einen ſolchen Luxus bei einem Beamten geſehen?“

„Nein bei Gott nicht!“ erwiederte der elende Munddiener. „Und dieſe feinen Weine, dieſes delicate Eingemachte, dieſe köſtlichen Torten! Wir haben beim Hofrath beſſer geſpeiſt, als beim Prinzen.“

„Ja, ja!“ brummte der Rath; „man muß ſolchen Menſchen den Brotkorb höher hängen. Der gute Mann hat ſich beim ſchwachen Prinzen allzutief in den Speck gefreſſen. Der Prinz iſt ganz verblendet hinſichtlich des Hofraths und ſicherlich beſtochen durch deſſen unleidliche Vielwiſſerei, die ſich überall breit macht. Der Menſch hat eine Keckheit, ſeinem Vorgeſetzten gegenüber, die einen in Erſtaunen ſetzt. Ich bin ſehr begierig, was unſer neuer Kanzler zu ſolchen Unſertigkeiten ſagen wird. Bemerkten Sie nicht wie der Hofrath an der Tafel des Prinzen erſchrack, als er aus meinem Munde die Erhebung des Herrn von Hochheim vernahm?“

„Gewiß; er wechſelte die Farbe. Doch konnte ich mir ſeine Bewegung nicht erklären.“

„So will ich es. Sommerfeld hat unſern jetzigen Kanzler auf der Univerſität, wo ſie zuſammen ſtudirten, in einem Duell ſchwer verwundet. Es war einer Liebesgeſchichte wegen, die mir nicht mehr gegenwärtig iſt. Es iſt ſchon lange her; aber damals wurde viel davon geſprochen. —“

Am folgenden Tage verfügte ſich der Regierungsrath Hafermehl zum Kanzler von Hochheim, um ihm zu gratuliren, und zugleich vorläufigen Bericht über die ausgeführte Miſſion abzuſtatten.

Seit dieſer Zeit erhielt der **Hofrath Sommerfeld** bei den unbedeutendſten Veranlaſſungen Zurechtweiſungen aller Art in der ohnehin nicht ſanft klingenden Kanzleiſprache, die aber, wenn er ſich im Gefühl ſeiner Unſchuld und ſeiner beſſern Überzeugung dagegen auflehnte, zu heftigen Maßregelungen wurden. Am ſtärkſten aber ſetzte die Behörde dem unterſuchenden Richter in dem Grübel'ſchen Criminalprozeß zu. Der Hofrath wurde geradezu beſchuldigt, es läge an ihm, daß der Verbrecher noch nicht geſtanden, ſein mildes Verfahren wurde hart getadelt und ihm mehr Strenge gegen die beiden gefangenen verdächtigen Perſonen anbefohlen. Zugleich verbreitete ſich im ganzen Lande die Meinung, der Hofrath ſei ein Schwächling, voll poetiſcher auf's praktiſche Leben unanwendbarer Begriffe, der ſchlechterdings einer ſo ernſten Unterſuchung nicht gewachſen ſei. Es läge offen am Tage, daß der verrufene liederliche Grübel der Mordbrenner ſei, Hofrath Sommerfeld verſtehe aber nicht einmal ſo viel, den Menſchen zum Geſtändniß zu vermögen.

Die ſcharfen Zurechtweiſungen ſeiner Behörde machten das leicht verwundbare Gemüth des Hofraths immer unruhiger, ohne ihn über ſein vermeintliches Unrecht zu belehren, oder ihm eine beſſere Ueberzeugung zu verſchaffen. Er erkannte wohl die Hand, die verhüllt von oben, hinter dem Bollwerk der geſetzlichen Macht hervor, die giftigen Pfeile auf ſein Herz ſandte, aber er konnte ihr nicht ausweichen.

Unverdroſſen ſetzte er die Unterſuchung gegen Grübel und deſſen Genoſſin nach Kräften und Gewiſſen fort.

In einem der nächſten Verhöre warf er, den Gefangenen ſcharf in's Auge faſſend, plötzlich den Satz hin: „Grübel, Ihr ſeid ſogar ſehr verdächtig ſchon früher Morobrennerei getrieben zu haben.“

Der Inquiſit ſah fragend empor, ohne zu antworten.

„Erinnert Euch nur des Brandes des Schießhauſes in Eichenſee vor fünf und zwanzig Jahren.“

„Und den ſoll ich doch nicht angelegt haben?“

„Man gibt es Euch Schuld. Das Feuer kam in einer Thierbude aus; und Euch hatte man kurz vorher auf dem Bretterdache dieſer Bude bemerkt. Was hattet Ihr nach Mitternacht auf dem Dache der Bude zu thun, wenn Ihr nicht das Feuer hineingeworfen hättet?“

Grübel erblaßte und zitterte heftig; er konnte des Hofraths Blick nicht ertragen.

„Geſteht!“ rief der Richter aufſpringend, „Eure Bewegung hat Euch ſchon verrathen.“

„Ja,“ ſagte Grübel mit zitternder Stimme, „ich bin ein Verbrecher, ein großer Verbrecher, und wurde es in jener Nacht. Aber ein Mordbrenner bin ich nicht, ſo wahr mir Gott meine ſchweren Sünden verzeihen möge! obgleich das, was ich begangen, mir ſchlimmer vorkommt, als wenn ich das Eichenſeer Schießhaus und das Palais des Grafen Hau=

ſen in Brand geſteckt hätte. Ich habe in jener Nacht zwei unſchuldige Leben vergiftet und verdorben; das eine, das in Wahnſinn verfiel, iſt verlöſcht; das andre brennt in Noth und Elend kümmerlich fort, wie das Öllicht des Armen, und iſt meine unglückliche Frau. Ich bin in jener Nacht noch an zwei Menſchen zum großen Verbrecher geworden, und das ſind Sie, Herr Hofrath, und der damalige Herr Amtsverweſer Hafermehl in Eichenſee. Ein Mordbrenner bin ich aber doch nicht. Ich will Ihnen Alles bekennen; denn mein Herz iſt zerknirſcht, und ich erkenne Gottes Finger darin, daß Sie von meinem Erſteigen des Budendaches wiſſen."

„Gott, was werde ich hören müſſen!" rief der Hofrath bebend, und neigte ſich näher zu dem Gefangenen, der mit der vollſtändigſten Genauigkeit alles erzählte, was zwiſchen ihm, dem Herrn von Hochheim, dem Grafen Hauſen, Thereſen und der Frau Weißenborn vorgefallen war. Als er berührte, wie er erſt die Unterredung der Liebenden in der Bude, und Hochheim auf ſeine Veranlaſſung in der Nacht im Tempelchen des Vogelbergs belauſcht, und wie er und Hochheim das Erhorchte dann benutzt, um ihn, den Hofrath, Thereſen treulos zu ſchildern, und wie wohl ihnen dies gelungen ſei, vergoß Sommerfeld Thränen. Jene wehmüthige Liebesnacht ſtand plötzlich mit ihrer dunkeln Färbung in getreueſter Erinnerung vor ſeiner Seele. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; das Räthſel eines Vierteljahrhunderts war gelöſt. Und als endlich Grübel ſeinen umſtändlichen Bericht mit der oft wiederholten Bekräftigung ſchloß: „Aber ein Mordbrenner bin ich doch nicht! So wahr mir Gott helfe!“ überblickte der Hofrath die ſeltſame Lage nicht ohne Schaudern, in welche er durch die Selbſtanklage des in Thränen der Verzweiflung zerfließenden Gefangenen verſetzt worden war.

Die Mitverbrecher des armen elenden Menſchen vor ihm waren der Kanzler, ſein eigner Chef, und der Hofmarſchall des Prinzen. übrigens waren Grübel's Geſtändniſſe der Art, daß die Criminalgerichtspflege nur in ſo fern von ihnen Notiz nehmen konnte, als ſie mit der angeſchuldigten Mordbrennerei zuſammenhingen, und man auf ſie fortbauend zu einem weitern Reſultate und noch wichtigern Geſtändniſſen Grübel's gelangen konnte. Zwar waren Verbrechen in jener Nacht geſchehen, aber ihre beſondere Natur erlaubte nicht wohl ſie vor das Forum des Criminalgerichts zu ziehen, und der Richter war perſönlich dabei zu ſehr betheiligt, als daß er, ſeiner edeln Geſinnung nach, davon hätte Aufhebens machen ſollen. Sollten Grübel's Ausſagen als günſtige Mittel benutzt werden, ſo wurden nothwendiger Weiſe zwei hochgeſtellte Männer auf's äußerſte compromittirt, und der Hofrath mußte ſich ſelbſt und ſeine unglückliche Jugendliebe preis geben; ja er wurde dem Kanzler dadurch ſcharf gegenüber geſtellt. Und dennoch verlangte die Pflicht des unterſuchenden Criminaliſten gebieteriſch von ihm, die erhaltenen Geſtändniſſe des Gefangenen nicht unbenützt liegen zu laſſen, oder vielmehr zu unterſchlagen. Die höchſt ſchwierige Colliſion, in welche der Hofrath dadurch gerathen war, raubte ihm alle Ruhe. Der Appetit floh ſeinen Tiſch, wie der Schlaf ſein Lager. In ſeiner Herzensangſt verfiel er darauf, ſich dem Prinzen zu entdecken, und ſich den Rath dieſes ſeines humanen fürſtlichen Freundes zu erbitten. Der Prinz überſah die Lage der Dinge leicht, und rieth unbedingt, die beiden vornehmen Complicen zu ſchonen und die Geſtändniſſe Grübel's zu unterdrücken, zumal ſie zu wichtigern Entdeckungen nicht weſentlich förderlich ſeien. „Ihre Gewiſſensſkrupel zeugen von Ihrem edeln Herzen und ehren Sie," ſagte der treffliche Fürſt, „ich will Sie aber getroſt abſolviren. Der Kanzler und der Graf werden es Ihnen und mir Dank wiſſen; ich werde mit beiden privatim darüber ſprechen. Auch den Regierenden werde ich in's Geheimniß ziehen, damit Sie aller Verantwortlichkeit quitt ſind."

Sommerfeld wurde etwas ruhiger; vorzüglich freute es ihn aus Grübel's Ausſagen die frühere

Annahme, daß er nicht der Mordbrenner ſei, abermals beſtätigt gefunden zu haben. Inzwiſchen erſchütterten wiederholte Anfälle von oben her dieſe augenblickliche Scheinruhe auf's neue; Verdruß und Aerger machten den Hofrath krank. Eine ſehr ſtarke Gemüthsbewegung, die er ſich nicht erſparen durfte, warf ihn ſogar auf's Lager. Dieſe wurde ihm auf folgende Weiſe bereitet. Es erſchien durchaus nothwendig die Frau und Kinder des Gefangenen einzuziehen, und über Grübel's Lebenswandel, über ſeine Verbindungen mit der Außenwelt und vorzüglich über das, was er kurz vor ſeiner letzten Reiſe geäußert und gethan, zu vernehmen. Das Herz ſchrieb dem zartfühlenden Beamten vor, ſeinen eignen Wagen mit dem Amtsactuar nach Seligenthal zu ſchicken und die Frau Grübel auf die ſchonendſte Weiſe bitten zu laſſen zu einigen nothwendigen und unverläßlichen Verhören nach S. zu kommen. Sie kam. Sommerfeld ſollte die wiederſehen, die er in ſeiner Jugend mit ſchwärmeriſcher Gluth geliebt hatte, die das heilige Ideal ſeiner poetiſchen Träume, das glänzende Ziel ſeiner kühnſten Hoffnungen und Wünſche geweſen war. Ihm war ſeltſam zu Muthe, als ſein Auge zitternd an der Thüre hing, durch die ſie in die Amtsſtube herein treten mußte, ſein Herz klopfte fieberiſch laut; es war ihm plötzlich als wehe ihn der bitter ſüße Walddufſt ſeiner frühen Tage an, als vernehme er das wehmüthig heitre Geläut ſeiner Heerden und den wonneſchmerzlichen Schlag der Nachtigall über ſich im Buſche. Längſt verglommene Abendröthen glühten in ihm auf, Quellengemurmel und Blätterrauſchen wurden in ſeiner Seele wach und ein holdes, liebes, reizgeſchmücktes Bild tauchte als leuchtende, all dieſe Wunder hervorzaubernde Fee heller und deutlicher auf. Mit ſtiller keuſcher Sehnſucht ſah er an der Reizgeſtalt empor und verlor ſich in gläubig glückliches, ſelig lächelndes Anſchaun derſelben, und im Hintergrunde die duftigen Berge mit dem fern verhallenden, ſehnſüchtig rufenden Jagdhorn. Das war im Geiſte eine Andacht vor der wunderthätigen Maria vom Berge. Da wurde die Thüre aufgethan, der bejahrte Träumer ſchrack zuſammen und fiel aus ſeinem Himmel. Ein bleiches, zuſammengewelktes, von der gemeinen Noth des Lebens niedergedrücktes, höchſt ärmlich gekleidetes Mütterchen ſtand vor ihm, und nur aus einigen Zügen erkannte er Thereſens Geſicht wieder. Sie verneigte ſich ernſt, würdig und kalt, aber ein leiſes Zittern lief über ihre Glieder. Der Hofrath ſtand auf und führte ſie zu einem Stuhle.

„Ich habe Sie erſuchen laſſen, ſich hierher zu bemühen,“ begann er dann wie ein ſchüchterner Knabe, „und ich hoffe, Sie werden in dieſer für Sie ſo traurigen Sache mir in keinerlei Weiſe die Wahrheit verbergen, die der ſchwache Menſch ſeinem Gott ſchuldig iſt. Der Richter iſt aber der Vertreter Gottes. Auch würde es leicht der Fall ſein, daß das Verhehlen der Wahrheit Sie und Ihren Mann zuletzt in noch unangenehmere Lage verſetzte, als die jetzige bereits iſt.“

„Ich habe es nie mit Lug und Betrug gehalten, verſetzte ſie feſt. „Mein Herz hat ſich ſtets gegen jede Falſchheit empört,“ fügte ſie mit Beziehung hinzu. „Ich werde Ihnen offen und ehrlich Alles ſagen, was Sie von mir zu wiſſen begehren.“

Nachdem die nöthigen Formalitäten erfüllt waren, fuhr der Hofrath fort: „Nichtwahr es iſt Ihrem Manne nicht unbekannt geblieben, daß Sie eine natürliche Tochter des verſtorbenen Grafen von Hauſen und alſo eine Schweſter des Herrn Hofmarſchall hier ſind?“

„Keineswegs; wir haben zuweilen von dieſem Verhältniß und den dabei obwaltenden Umſtänden geſprochen.“

„Iſt Ihnen nie in den Sinn gekommen, als es mit Ihrem Geſchäfte rückwärts ging und Sie zu verarmen anfingen, den Hofmarſchall anzuſprechen Ihnen wenigſtens etwas von der Summe zu überlaſſen, die Ihnen teſtamentariſch auszuſetzen Ihr Vater wahrſcheinlich durch den Tod verhindert wurde? Haben Sie nie daran gedacht die Mildthätigkeit des Grafen in Anſpruch zu nehmen?

„Auch dies iſt der Fall. Ich dachte oft daran, wenn es mir und meinen Kindern ſo überaus kümmerlich erging, aber wenn ich bei meinem Manne einmal den Gedanken äußerte, den Grafen um etwas anſprechen zu wollen, war er heftig dagegen. Er ſtrengte ſich dann über ſeine Kräfte an, nur um mich von dieſem Schritt abzuhalten. Er ſchilderte mir den Herrn Hofmarſchall als einen ganz herzloſen vornehmen Mann, der mich entweder abweiſen oder wie eine Bettlerin beſchenken würde. Ueberhaupt konnte meinen Mann die Erwähnung meiner Geburt oder des Grafen tagelang verſtimmen. Wie Recht er hatte, bewieß der Erfolg. Mein Mann blieb einmal ungewöhnlich lange auf Reiſen und ich war in großer Noth. Da ging ich mit meiner älteſten Tochter hierher zum Hofmarſchall. Es koſtete mich große Ueberwindung ihn anzuſprechen, aber der Hunger meiner Kinder zwang mich, und ich glaubte ein Recht zu haben. Der Graf ließ mich nicht vor ſich, und ſein Büchſenſpanner ſtellte mir im Namen des Herrn einen Thaler zu. Ich habe blutige Thränen darauf geweint, und keinen Verſuch wieder gemacht.“

„Wie lange iſt das her?“

„Es werden fünf Jahre ſein.“

„Und reizten Sie den Widerwillen, welchen Ihr Mann gegen den Grafen zu empfinden ſchien, durch Mittheilung dieſer Thatſache noch mehr? Theilten Sie ihm Ihre Bitterkeit mit und fachten ſeinen Zorn an?“

„Er hat nichts davon erfahren. Ich fürchtete mich eben ſo vor ſeinem Schmerze, wie vor ſeinem grauſamen Spotte.“

„Ihre Tochter wird es ihm verrathen haben.“

„O wenn er etwas wüßte, es wäre mir nicht entgangen!“

„Hat er ſonſt nicht feindſelige Geſinnungen gegen den Grafen geäußert? Blickte aus ſeinen Worten nie der Durſt nach Rache an dem reichen vornehmen Manne?“

„Niemals. Er vermied es von ihm zu reden.

Wenn er es nicht umgehen konnte, ſprach er nur verächtlich vom Grafen."

„Ihr Mann war ſonſt ein leichtfertiger, loſer Menſch, der ſich mancherlei zu Schulden kommen ließ, was ſtrenge Grundſätze nicht billigen können. Iſt Ihnen neuerdings nichts der Art von ihm bekannt geworden?"

„Ach er iſt ernſt und ſogar trübſelig geworden. Es iſt mir oft vorgekommen, als drücke ihn eine geheime Schuld; aber ich kann nichts näheres darüber ſagen, weil er mir nie ſein Vertrauen geſchenkt hat."

„Wie hat er Sie behandelt?"

„Oft rauh und mürriſch, dann aber auch lange Zeit wieder mit zuvorkommender Liebe, als müſſe er das Unrecht, das mir widerfahren iſt, mir vergüten. Uns zu ernähren hat er ſich ſehr angelegen ſein laſſen, aber es war kein Segen bei ſeiner Mühe, und das machte ihm böſe Stunden. Tagelang war er wie tiefſinnig und ſprach kein Wort. Sein Anblick erfüllte mich dann mit Schaudern. Endlich hat er ſich dem Trunk ergeben und nun ſind wir faſt ganz an den Bettelſtab gekommen. Als die Nachricht ſeiner Einkerkerung zu mir gelangte, war er ſchon über zwei Monate abweſend.“

Ein langzurückgehaltener Thränenſtrom erſtickte endlich, gewaltſam hervorbrechend, ihre Stimme.

„Und haben Sie keine Ahnung, was wohl das Gemuth Ihres Mannes beſchweren könnte?“

„Nein. Ich habe ihn nie Unrecht thun ſehen. Wir armen Leute haben keine Sünde auf uns geladen. Gott vergebe denen, die ſich treuloſer Weiſe an mir verſündigt, und mich um mein väterliches Erbe, um meine Ehre, meine Jugend, mein Leben, mein Glück betrogen, die mich namenlos unglücklich gemacht haben.“

Die Bläſſe ihres Geſichts, wie das Zittern ihrer Glieder hatten ſich vermehrt. Die arme Frau war in der höchſten Aufregung. Aber nicht minder war der Hofrath ergriffen. Thereſens letzte Worte ſchnitten ihm durch die Seele.

„Und iſt Ihnen nie ein Gedanke beigekommen," fragte er mit bebender Stimme, „daß Ihr eigner Mann der Sünder ſei, der Ihnen den grauſamen Betrug geſpielt und deſſen Gewiſſen ſpäter erwacht und ihn gequält? Ja, Thereſe, ich kann es nicht ertragen, in deinen Augen länger als der treuloſe Mörder deines Glücks zu gelten. Fünfundzwanzig Jahre hab' ich unſchuldig die Schmach erduldet, von dir verkannt und als ein Elender gehaßt zu ſein. Der Schleier jener Nacht, in der ich dich zum letzten Mal ſprach, iſt endlich gelüftet; ich bin gerechtfertigt, und nicht der leiſeſte Schein einer Zweideutigkeit ruht mehr auf mir."

Die bleiche kranke Frau ſah den Sprecher mit großen verwundrungsvollen Augen an. Ihr Mund blieb ſtumm, aber alle ihre Seelenkräfte ſpannten ſich wie noch nie. Ihre Blicke ſogen ihm begierig die Worte von den Lippen weg.

„O Thereſe, laß uns weinen, bittre Thränen weinen, laß unſer Herz zerfließen in Schmerz und

Jammer über das Elend und die Unvollkommenheit der Erde! Wir waren beide betrogen, und durch die freche Hand eines Buben getrennt. Auch mein Leben iſt dadurch vergiftet worden, und obgleich äußerlich geheilt, wühlte der Schmerz doch ſtets in meinem Innern. — Höre und laß dir die Geſtändniſſe deines Mannes mittheilen.“ Und mit Klarheit und Ausführlichkeit berichtete er ihr alles, was Grübel, Hochheim und Hauſen zu ihrem beiderſeitigen Unglück gethan. Auf ſeinen Wink war der erſtere herbeigeführt worden und hatte, von ſeiner Frau unbemerkt, am Eingange geſtanden. „Beſtätigt eurer Frau die Wahrheit meiner Erzählung,“ wandte ſich der Richter jetzt an den Gefangenen, und Grübel ſtürzte, vom heftigſten Schmerz ergriffen, zu Thereſens Füßen. Aber die Saite ihrer ethiſchen und phyſiſchen Kraft war zu hoch geſpannt, und zerriß plötzlich von dieſer furchtbaren Erſchütterung.

„Karl — du — unſchuldig!“ rief ſie mit einem ſeltſamen Tone, die Arme nach dem Jugendgeliebten ausſtreckend, und ſank vom Stuhle. Beſtürzt ſprangen die Männer hinzu. Ein Schlagfluß hatte ſie getroffen. Mit verklärtem Lächeln hing ihr brechendes Auge an des Hofraths Zügen, der ſie im Arme hielt, ihre erkaltende Hand hielt die ſeinige umſpannt. Unausſprechlicher Schmerz hatte ihr Herz gebrochen, und unausſprechliches Glück verklärte es nun. Von ihrem Manne, der laut weinend vor ihr auf den Knieen lag, nahm ſie gar keine Notiz. Sie war allein mit ihrer reinen Jugendliebe beſchäftigt, und mit den immer leiſer werdenden Worten: „mein Karl! mein Geliebter!“ auf den ſich entfärbenden Lippen, ſchlummerte ſie ein. Der Genius der Liebe hatte ſich diesmal von ſeinem Bruder, dem Genius des Todes, die Fackel geliehen und deſſen Amt übernommen. Er ſenkte die Fackel und küßte erlöſend die Stirne des armen Weibes.

„Sie iſt todt!“ ſagte der Hofrath eintönig, aber von unſäglichem Schmerz beſtürmt.

„Weh mir, und ſie hat mir nicht verziehen!“ kreiſchte Grübel wie wahnſinnig. Und ihre kalte

Hand ergreifend: „Thereſe, vergib mir! Klage mich nicht an vor Gott. Ich habe ſchwer an dir geſündigt, aber ein Mordbrenner bin ich nicht.“

Vom wüthendſten Schmerz bewältigt, ſank der zuſammengebrochene Mann auf die Leiche hin und weinte ſtundenlang und troſtlos. Man wagte es nicht, ihn eher zu entfernen, bis er von ſelbſt in ſein Gefängniß zurückkehrte. Nachmittags mußte der Hofrath das Lager ſuchen; ſein Blut wurde von Fiebergluthen gepeitſcht.

Mehr als alles Andre hatte Grübel's Jammerruf an der Leiche ſeiner Frau den leidenden Hofrath überzeugt, daß derſelbe am Brande des Hauſen'ſchen Palais unſchuldig ſei, und deshalb ſuchte er, was an ihm war, das unglückliche Loos ſeiner Gefangenen zu erleichtern und den grenzenloſen Schmerz des Mannes durch zarte Behandlung in etwas zu mildern.

Er beköſtigte ihn und die Küchenmagd faſt täglich von ſeinem Tiſche, und ließ beide mehremale Abends in einer abgelegenen Gegend ſpazieren führen, weil er bemerkte, wie Grübel täglich kraftloſer und elender wurde. Die Küchenmagd hatte kaum vernommen, daß der Hofrath das Bett hüten mußte, als ſie auf dieſen ihr günſtig ſcheinenden Umſtand einen Plan bauete, indem ſie darauf rechnete, daß bei einer jetzt verſuchten Flucht die Verfolgung nicht ſo raſch und nachdrücklich ſein würde wie bei völliger Geſundheit des Richters. Sie wußte ja nicht, daß ſie die genoſſenen Erleichterungen lediglich der humanen Güte des Hofraths verdankte, ſondern ſetzte voraus, daß ſie Wirkung ihrer behaupteten Unſchuld ſeien. Eines Abends, als ſie mit ihrem Aufſeher über einen Bach gingen, den ſie jedesmal paſſiren mußten, gab die ſtarke Magd demſelben einen Stoß, daß er von dem Steg hinabfiel, und rief fliehend Grübeln zu ſich ebenfalls zu retten. Dieſer ſtand einen Augenblick verdutzt; dann übermannte ihn der Trieb der Freiheit, daß er, alles Uebrige vergeſſend, ſeine Füße ebenfalls in Bewegung ſetzte und entfloh.

Den kranken Sommerfeld ſchmerzte Grübel's Undank, ohne ihn zu erbittern. Er erließ ruhig die nöthigen Steckbriefe und ſuchte ſein Verfahren in einem an die Regierung erſtatteten Berichte zu rechtfertigen. Eine ſchlimme Ahnung ergriff ihn bei Abſendung deſſelben. Und ſie täuſchte ihn nicht. Er erhielt eine fulminante Anweiſung, die Verbrecher bei Verluſt ſeines Dienſtes wieder beizuſchaffen, und einen Verweis wie ein Schulknabe. Dieſe kränkende rückſichtsloſe Behandlung brachte den edeln Mann dem Tode nahe. Die ſpärliche Lebensflamme zitterte nur noch ſchmerzlich an ihrem Dochte. Wie hätte ſie ſolchen Stürmen lange widerſtehen können?

Inzwiſchen wurde Grübel von einem Gericht des Nachbarſtaates, an welches die Steckbriefe gelangt waren, eingefangen und an den Hofrath abgeliefert. Dem Flüchtling bangte vor des beleidigten Richters Härte; aber er hatte ſich geirrt. Der gutmüthige, treffliche Sommerfeld ließ ihm den Verſuch, ſich zu befreien, mit keiner Miene entgelten. Die auf einem andern Wege entflohene Küchenmagd, die jedenfalls mehr Energie als Grübel hatte, war nicht wieder zu erlangen, und der Hofrath hatte den Schmerz, deshalb von ſeinen Vorgeſetzten die ſchimpflichſte Behandlung zu erfahren. Raſch hintereinander traf ihn nun Schlag auf Schlag, gerade das Gegentheil von dem, was ihm der Prinz prophezeit hatte. Ein Reſcript verdammte ihn, alle wegen der Einfangung erwachſenen Koſten zu tragen, und verurtheilte ihn in eine fiscaliſche Strafe, ein zweites erklärte ihn für unfähig die Unterſuchung gegen Grübel fortzuſetzen, weil er dieſelbe nachläſſig betrieben, weſentliche zum Eingeſtändniß des Verbrechers führende Punkte unterſchlagen, und endlich weil er mit der vor kurzem verſtorbenen Frau des Gefangenen in einem zweideutigen Verhältniß geſtanden, wodurch er ſich zu einer ſtrafbaren Milde gegen denſelben habe beſtimmen laſſen. Eine beſondre Unterſuchung, ob er dem Grübel nicht etwa ſelbſt fortgeholfen, ſowie eine dem Staate zu leiſtende Entſchädigung wegen des vernachläſſigten Dienſtes wurde noch vorbehalten.

Neben dem ſchwer gekränkten Ehrgefühl mußte der edle Sommerfeld noch etwas Schlimmeres erdulden, das Ärgſte, was ihm widerfahren konnte: den Hohn, die Verachtung des Publikums. Bald ſollte Sommerfeld mit der verſtorbenen Thereſe in einem ſträflichen Verhältniß geſtanden, bald die Gefangenen ſelbſt befreit haben, da er ſie doch nicht habe retten können. Alles Gift, alle Bosheit wurde gegen ihn losgelaſſen. — Und ſobald bekannt worden war, daß die verſtorbene Frau des Mordbrenners behauptet habe, ſie ſei eine Schweſter des Grafen Hauſen, welche dieſer um das teſtamentariſche Erbe ihres Vaters gebracht, da war denn Grübel's Schuld ſonnenklar erwieſen. Das Motiv ſeiner Gräuelthat war Rache geweſen. Und hatte er ſich durch ſein Entſpringen nicht ſelbſt für ſchuldig erklärt? Hatte ihn die Furie des Gewiſſens, die Furcht vor der wohlverdienten Strafe nicht fort getrieben: warum blieb er nicht und vertheidigte ſich? In der allgemeinen Verblendung ließ man ſeine Meinungswuth, die durch den harten Spruch der Regierung ihre volle Sanktion erhalten hatte, da man es an dem Verbrecher zu thun nicht vermochte, an dem unglücklichen Hofrath aus. Der bis in die heiligſten Tiefen ſeines Lebens erſchütterte und verwundete Mann ſchwebte immer zwiſchen Tod und Leben, und als ihm der neue Frühling eine ſcheinbare Geneſung brachte, wählte er den einzigen Weg, der dem unſchuldig Verfolgten übrig bleibt, er zog ſich von allen Geſellſchaften in den Kreis ſeiner Familie zurück. Selbſt den Prinzen, ſeinen Gönner, ſah er nicht mehr, weil auch dieſer ſeit Grübel's Flucht kälter gegen ihn geworden war.

Zu all dem unſäglichen Jammer, den der arme Sommerfeld erdulden mußte, kam zuletzt auch noch der, ſehen zu müſſen, wie der ihm von der Regierung auf ſeine Koſten zur Führung des Grübelſchen Prozeſſes beigegebene Adjunct die Unterſuchung gegen den Gefangenen mit beiſpielloſer Härte führte. Denn zuerſt wurde Grübel's Flucht der Vorwand zu den ſchmerzlichſten körperlichen Züchtigungen, ſodann mußte er in ein finſteres feuchtes Loch kriechen, durch deſſen hohe enge Fenſter kaum ein dämmernder Strahl drang, ſo daß er in ewige Nacht begraben ſchien. Seine Augen wurden durch den Mangel des Lichts ſo geſchwächt, daß er, wenn er zum Verhör geholt wurde, wie ein Blinder geführt werden mußte, indem die Lichtſtrahlen ſeine Sehorgane ſchmerzlich afficirten.

An einem ſchönen hellen Frühlingstage, den der nur ſehr langſam geneſende Hofrath im grünen Garten zubringen wollte, um ſich darin der grünen Berge ſeiner Jugend zu erinnern, begegnete er dem aus einem Verhör wieder nach dem Kerker geführten Grübel in dem beſchriebenen Zuſtande. Da jammerte ihn der Arme; es war ihm als flüſterte Thereſens verklärter Geiſt ihm zu, doch Alles aufzubieten, um die ſchreckliche Lage des ſeiner innerſten Ueber=

zeugung nach unſchuldigen Mannes zu erleichtern. Mit blutendem Herzen trat der ſelbſt ſchwache Menſchenfreund hinzu, und fragte mit leiſer zitternder Stimme: „Grübel, wie geht es Euch?“

Erſt an der Stimme erkannte der Gefangene den Frager. „Nicht ſchlimmer als ich es verdient habe,“ verſetzte jener mit Reſignation. „Ich denke der Himmel wird mich bald erlöſen; ich warte täglich und ſtündlich mit Inbrunſt auf ihn. O Herr Hofrath, jetzt erſt weis ich, wie vielen Dank ich Ihnen ſchuldig bin, und wie ſie an mir ſchlechtem Menſchen edel und großmüthig gehandelt haben! Wahrlich, Sie haben ſich an mir gerächt wie ſich Gott an den Frevlern rächt, die ihn läſtern! Das aber martert mich Tag und Nacht, daß ſie meinetwegen ſo unſägliche Drangſale erdulden müſſen, Ihr Amt meinetwegen verloren haben und vor Kummer krank geworden ſind. Das Alles habe ich unglückſeliger Menſch verſchuldet. Wie werde ich das vor Gott verantworten können? Ich bete unaufhörlich, daß es Ihnen der himmliſche Vater zeitlich und ewiglich vergelten möge was Sie meinetwegen gethan, gelitten und noch leiden. Und immer ſind Sie gut und zürnen mir nicht. Das ertrag' ich nicht!“ Und laut jammernd warf er ſich zu des Hofraths Füßen und bedeckte dieſelben mit ſeinen Küſſen. Dieſe Scene griff den Geneſenden wieder ſo ſehr an, daß er umkehren und ſich niederlegen mußte. Abends ſtellte ſich Fieber ein. Doch mit dem Aufgebot ſeiner letzten Kräfte entwarf er noch eine Bittſchrift an den Regierenden mit ausführlicher Darſtellung des erbarmungswürdigen Zuſtandes des durchaus eines Verbrechens nicht überwieſenen Gefangenen. Von nun an verſchlimmerte ſich ſeine Krankheit mit jedem Tage. Es war ein bösartiger Rückfall des frühern Uebels, der ihn diesmal auf das Schmerzenslager ſchmiedete. Das Reſcript der Regierung auf die Supplik ad serenissimum wurde einem todtkranken Manne eingehändigt; er erbrach es mit abgezehrter zitternder Hand, und durchlas es mit matten fieberglühenden Augen. Es enthielt nichts weiter als den gemeſſenen Befehl, ſich bei ſchwerer Ahndung nicht wieder in eine Sache zu miſchen, die nicht zu ſeinem Reſſort gehöre.

Mit einem dumpfen Seufzer ſank der abermals ſchwer Gekränkte zurück, um zu — ſterben. Es hätte des ſtrengen Befehls nicht mehr bedurft. Die Lebenskraft des gefühlvollen Mannes war bis zum letzten Reſt aufgezehrt, ſein edles Herz gebrochen und zerriſſen unter den unbarmherzigen Schlägen der Bosheit und eines unſeligen Geſchicks.

Das nichtswürdige Reſcript war ſeiner Hand entfallen; er hatte nichts mehr damit zu ſchaffen. Ganz andere Bilder waren plötzlich vor ſeine fliehende Seele getreten. Er ſah die waldigen Berge und grünen Matten ſeiner Heimath, er ſelbſt lag als Hirtenknabe unter einer breitdachigen Buche am Waldesrand und ſtarrte mit ſeliger Sehnſucht durch den dunkelgrünen Laubkranz nach dem durchäugelnden blauen Himmel; zu ſeinen Füßen plätſcherte die Quelle, das Laub flüſterte ſüße Geheimniſſe zu ſeinen Häupten, die läutende Heerde graſte um ihn her. Die ganze Gegend lag eingehüllt in den Friedensduft einer hochfeierlichen Sabbathruhe. Da flog plötzlich ein wunderbar herrlicher Glanz vom Himmel über die Erde, und umfing ſie ſchmeichelnd mit ſeinem verklärenden Scheine. Alles athmete im wonnigſten Gefühle. Und ſieh, aus dem Gezweig des Baumes ſenkte ſich ein Engel herab, und der Buſch erglühete feurig wie auf Horeb als Moſes zuerſt mit dem Herrn ſprach.

Von der lieblichen Geſtalt, die einen Lilienſtengel trug, ging all der Glanz aus. Unausſprechliche Wonne erfüllte das Herz des Hirtenknaben; er hatte im Engel Thereſen in der reizendſten Schönheit ihrer Jugend erkannt. Näher und näher ſchwebte ſie, himmliſch lächelnd. Die Lilien ſtrömten entzückenden Duft aus. Der Athem des Knaben wurde kürzer und kürzer vor himmliſcher Erwartung. Er breitete die Arme ſehnſüchtig aus; ſie ſank hinein; ihre Lippen berührten die ſeinigen und beide vereinigten ſich im göttlichen Kuß. Der Lilienſtengel ſenkte ſich auf ihn herab, das höchſte Entzücken durchbebte ihn. Der Athem ſtand ſtille. Die Sehnſucht war befriedigt. — Weinend umſtanden Frau und Kinder den verſtorbenen Gatten und Vater.

Als am andern Morgen der Gefangenwärter dem ängſtlich nach des Hofraths Befinden ſich erkundigenden Grübel berichtete, daß derſelbe ſelig entſchlafen ſei, faltete der laut und ſchmerzlich aufſtöhnende Mann einige Augenblicke die Hände, und ließ dann ſofort um ein Verhör bitten, da er geſonnen ſei nun Alles zu geſtehen. Der Adjunct hatte kaum dieſe erfreuliche Nachricht erhalten, als er den Gefangenen ſo eilig als möglich in die Amtsſtube bringen ließ und das Verhör begann. Hier geſtand denn Grübel ohne Zögern, daß er das gräfliche von Hauſen'ſche Palais wirklich in Brand geſteckt habe. Als Motiv ſeiner That gab er Rachedurſt am Grafen an, weil dieſer ſeine Frau um ihr Erbe gebracht. Auf die Frage nach ſeinen Mitſchuldigen, erklärte er keine zu haben; ſelbſt die entflohene Küchenmagd ſei unſchuldig; er habe ſich derſelben ohne ihr Wiſſen bedient, um Abends ins Palais zu kommen, dort habe er im Vorübergehen einen Bund angezündeten Schwefelfaden in das offenſtehende Strohmagazin geſchleudert.

Dieſes Geſtändniß verurſachte einen allgemeinen Jubel, ſowohl im Amte und bei der Regierung, als auch beim Publikum, und das Andenken des edeln Mannes, deſſen ſterbliche Ueberreſte kaum dem mütterlichen Schooße der Erde übergeben worden waren, wurde mit neuen Schmähungen beſudelt. Man freute ſich über alle Maßen, daß man doch ſo ausnehmend klug geweſen war, in dem nichtswürdigen Grübel ſogleich den Verbrecher zu erkennen, und ſchalt entweder auf die Kurzſichtigkeit und Unbeholfenheit des verſtorbenen Hofraths, der den Delinquenten durchaus nicht habe zum Geſtändniß bringen können, oder man that ihm noch viel Schlimmeres an, indem man frech behauptete, er habe ihn nicht dazu bringen wollen, und ihm vielmehr Rathſchläge gegeben, ſich durchzulügen. Für dieſe perfide Anſicht fand man den Beweis in dem Umſtande, daß der Delinquent ſogleich, als er des Hofraths Tod erfahren, geſtanden hätte. So lange dieſer noch gelebt, habe er immer noch Hoffnung gehabt, und daß er ſich in derſelben nicht getäuſcht, thue ja ganz evident das letzte Bittſchreiben des Hofraths ad serenissimum dar. Nun war man geſchäftig abenteuerliche Geſchichten zuſammenzubauen, welch einen Haß der Hofrath gegen den Grafen Hauſen gehegt, und woher ſich derſelbe geſchrieben, wie der Hofrath mit der Frau des Delinquenten ein ſcandalöſes Verhältniß unterhalten, um welches der Mann gewußt, kurz es hätte nicht viel gefehlt, man hätte behauptet, Grübel wäre von Hofrath Sommerfeld zur Anſteckung des Hauſen'ſchen Palais gedungen worden. Die hinterlaſſene Familie Sommerfeld's ſah ſich genöthigt Stadt und Land zu verlaſſen, wo man ſie und die Manen ihres Vaters förmlich geächtet hatte.

Drei Monate darauf lief das Urtheil des Delinquenten ein, und lautete: Tod durch Feuer. Als es Grübel publicirt wurde, warf er mit gefalteten Händen einen Blick gen Himmel, in welchem Thränen ſchwammen. Auf den Rath ſeines Defenſors, ſich an die Gnade des Regierenden zu wenden, antwortete er: „Ich brauche keines Menſchen Gnade mehr und rechne allein auf Gottes Gnade. Ich habe den Tod verdient, und würde doch kaum noch ein paar Wochen leben; ſo will ich den kurzen Schmerz gern erdulden, vielleicht verſöhn' ich Gott dadurch mit meinen Verbrechen. Ich will den Flammentod ſterben.“

Aus der Amtsſtube wurde der Delinquent in ein gutes Gefängniß, ein reines, luftiges Zimmer geführt, und ein Geiſtlicher erhielt ſofort Zutritt zu ihm, ihn zum Tode vorzubereiten. Dieſer glaubte, der allgemeinen Meinung folgend, einen ganz verſtockten Sünder zu finden, und fand zu ſeinem Erſtaunen einen frommen, gottergebenen, reuigen und bußfertigen Mann, deſſen Herz für die Tröſtungen der Religion empfänglich war, wie ein fettes lockeres Erdreich für guten Samen. Mit ſtiller Reue blickte der gebeſſerte Verbrecher auf die Vergehungen ſeiner Jugend und ſegnete das Andenken ſeines Vaters, der ihn zu einem braven Staatsbürger hatte erziehen wollen; dem Andenken ſeiner Mutter, die ihn verzogen hatte, fluchte er nicht. Der Geiſtliche ging zuweilen mit einem Gefühl von Achtung für den Verbrecher aus dem Gefängniß.

Der Tag der Hinrichtung war beſtimmt; mit der größten Seelenruhe ſah ihm Grübel entgegen. Tags vorher bat er ſich Papier, Feder und Dinte aus. Und ſo ſaß er den ganzen Nachmittag bis gegen Mitternacht und ſchrieb emſig. Den Geiſtlichen, der ihn beſuchte, bat er wieder zu gehen. „Ich thue jetzt auch ein frommes Werk“ ſprach er. „Wir ſprechen uns ja morgen noch. Sie ſollen es mir ausführen helfen.“

Als er fertig war, ſiegelte er alles Geſchriebene in zwei große Briefe ein, verſah jeden mit einer

Adreſſe und ſchlief dann bis zum Morgen, wo ihn der Eintritt des Geiſtlichen erſt erweckte.

Nach einem brünſtigen Gebet und einer troſtvollen Unterredung über die Vergebung der Sünden und die Fortdauer nach dem Tode, zog Grübel die beiden Briefe mit den Worten hervor: „Herr Paſtor, ich habe Sie in den wenigen Tagen, die mir vergönnt war Sie zu kennen, ſo ſehr lieben und ſchätzen gelernt, daß ich es wage Sie um Ihre Mithülfe zu einem guten Werke anzuſprechen. Meine Bitte beſteht darin, daß Sie nach meinem Ende dieſe beiden Briefe perſönlich an ihre Adreſſen: Sr. Excellenz den Herrn Hofmarſchall Grafen von Hauſen, und Sr. Excellenz den Herrn Kanzler von Hochheim beſtellen, und ihnen ſagen, daß ich mit meinem Schöpfer verſöhnt geſtorben ſei. Wollen Sie mir dieſe letzte Bitte erfüllen?“

„Mit Freuden, lieber Grübel. Es wird doch nicht etwas Beleidigendes —“

„Haben Sie mich nicht beſſer kennen gelernt? Wie käme ich dazu, der ich mit Gott und der Welt einig bin, dieſe hochgeſtellten Herrn noch kurz vor meinem Tode zu beleidigen? Nein, dieſe Papiere enthalten ſehr wichtige Aufſchlüſſe, die ich aus Diſcretion für dieſe beiden Herrn den Akten nicht übergeben konnte, zumal ſie meinen Prozeß nicht näher angingen. Es wird dies den genannten Herrn ſehr lieb ſein. Sie werden es mir und Ihnen Dank wiſſen."

Der Geiſtliche ſteckte die Briefe zu ſich. — Zwei Stunden ſpäter litt Grübel den Tod. Mit feſtem Schritt beſtieg er an des Geiſtlichen Seite den Scheiterhaufen. Auf der Spitze deſſelben war ein Pfahl mit Reiſigwellen umſtellt. An dieſen Pfahl wurde er gebunden. Durch Verwendung des Geiſtlichen beim Scharfrichter hatte der Letztere eine Vorrichtung am Pfahle angebracht, ſo daß der Delinquent in dem Augenblicke, wo man ihn angebunden wähnte, ſchon ſtrangulirt war. Ein kräftiger, ſchnell geführter Stoß eines Knechtes mit einem Scheit Holz zwiſchen den Wellen durch auf die Bruſt des Delinquenten löſchte ihm den letzten Lebensfunken aus, und die gleich darauf emporſchlagenden Flammen fraßen nur eine Leiche an.

Am andern Morgen bat der Geiſtliche um eine Audienz beim Grafen Hauſen. „Ich entledige mich einer heiligen Pflicht,“ ſagte er zu dem ihn ſteif empfangenden Hofmarſchall, „indem ich Ihnen dieſes Schreiben überreiche, das Vermächtniß eines armen Sünders, der ſeine ſchwere Schuld geſtern gebüßt hat.“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Graf zerſtreut, den Brief erbrechend.

„Den Mordbrenner Grübel, Ew. Excellenz zu dienen.“

Der Graf ſchrack zuſammen und las:

„Wenn Sie dieſes Blatt in Ihren ſündigen Händen halten, ſteht der Schreiber deſſelben vor dem Richterſtuhl Gottes, ſein allein wahres und gerechtes

Urtheil zu empfangen. Und ſchon umweht mich die Friedenspalme meines Schöpfers und Vaters, indem ich dieſes ſchreibe. Im Angeſicht des Todes, der freudigen Hoffnung auf Vergebung meiner Sünden und auf eine ewige Seligkeit gegenüber, ſchwöre ich Ihnen zu: ich bin nicht der Mordbrenner, der Ihr Palais in Brand geſteckt! Es iſt der Schwur eines Sterbenden, der vor Gott ſteht und durch die Wahrheit ſich nicht ganz unwürdig der Gnade deſſelben zu machen glaubt, wenn Sie ihn empfangen. Hören Sie, Herr Graf! Hier handelt es ſich um fürchterliche Wahrheit: ich bin kein Mordbrenner! — Warum ich aber die That eingeſtand? Das Ihnen zu ſagen iſt die Abſicht dieſes Briefs, meiner letzten Handlung auf dieſer Welt. — Ich habe den Tod durch Henkershand verdient; denn ich bin ein Mörder! ein Mörder nicht nur an Menſchenleben — das wäre vielleicht das minder ſtrafbare Verbrechen — ſondern auch an Menſchenglück, und das iſt entſetzlich. Sechs Leben habe ich auf meinem Gewiſſen, und das Unglück noch mehrer. Zuerſt ärgerte ich meinen braven Vater todt, dann war ich ein böſer Bube und vergalt die Liebe meiner Mutter durch Undank und Schlechtigkeit, bis der Gram über mich auch ſie tödtete. Nachher führte mich mein Unſtern eines Tags mit zwei andern böſen Buben zuſammen, denen ich mich für ſchnödes Gold verkaufte, und die ſich allein dadurch von mir unterſchieden, daß ſie vornehmer waren als ich. Beide gingen darauf aus, zwei unſchuldige Mädchen zu verführen, beiden half ich dabei getreulich, beide wurden dadurch die Mitgenoſſen meiner ſpätern Verbrechen, durch die ich den Tod verdient, beide haben ihn verdient wie ich. Dem Einen half ich dazu, daß er das Mädchen, die ſeine Sinnlichkeit erregt hatte, mit ihrem Geliebten belauſchte, dem zweiten gab ich böſe Rathſchläge zum Verderben des andern Mädchens, und ſtahl einen Fenſterflügel damit er in ihre Kammer ſteigen könnte. Sie wiſſen recht gut, Herr Graf, daß der erſtere dieſer böſen Buben, meiner Mitverbrecher, der Herr Kanzler von

Hochheim, und der andre Sie ſelbſt ſind. Durch jenes Belauſchen des Liebespärchens wurden beide ſchändlich getrennt, Herr Karl Sommerfeld, der edelſte aller Menſchen, in Thereſen's Augen verläumdet und ſeiner Ehre beraubt, Thereſe um ihr väterliches Erbe betrogen, der Graf Hauſen, Thereſens und Ihr Vater, mittels Ihrer — ſeines Sohnes — und ſeiner Frau Nichtswürdigkeit hingeopfert, Thereſe die Hure eines ſchlechten Menſchen, und dann das elende Weib eines eben ſo ſchlechten, nämlich meines. Der arme Sommerfeld wurde um Geliebte und Liebesglück auf die abſcheulichſte Weiſe betrogen, und mußte ſich gefallen laſſen, fünfundzwanzig Jahre lang in den Augen eines Weſens, das er liebte, für einen treuloſen Verräther zu gelten. Dadurch, daß ich Sie beredete in das Schlafkämmerchen der ſchönen Kellnerin auf dem Eichenſeer Schießhauſe zu ſteigen, und zur Ausführung dieſes Plans behülflich war, jagte ich ein armes unſchuldiges Mädchen in Wahnſinn und Tod, ſtahl dem

Herrn Amtsverweſer Hafermehl ſein Lebensglück und beſleckte mein Gewiſſen. In Folge dieſer Schandthaten habe ich endlich den trefflichſten und edelſten, den großmüthigſten und ſanfteſten Menſchen noch nach fünfundzwanzig Jahren um Amt, Ehre und Leben gebracht. Ich meine den Herrn Hofrath Sommerfeld, der vor mir zu Gottes Herrlichkeit eingegangen und ein ſeliger Engel geworden iſt, um für mich armen Sünder bei Gott Fürbitte zu leiſten, wie er hier bei einem ſtrengern Herrn auch gethan hat. Das ſind meine ſchweren Verbrechen. Ein weltliches Gericht hätte mich deshalb nicht zum Tode verurtheilt; ich that es ſelbſt, ſobald mein Wohlthäter Sommerfeld todt war. Ich habe auf Erden meine Schuld gebüßt: der Himmel ſei meiner armen Seele gnädig! Es iſt nun an Ihnen Strafe zu empfangen, Buße zu thun, und ich lade Sie deshalb hiermit vor den Richterſtuhl Gottes, um Abrechnung mit Ihnen zu halten.

Veit Grübel.“

Der Graf hatte kein Auge von der Schrift verwenden können; jetzt entfiel das Blatt ſeiner zitternden Hand. Der Pfarrer ſtand noch immer da.

„Was wollen Sie noch?“ fragte ihn der Graf leiſe und todtenbleich.

„Ich erwarte Ew. Excellenz Befehle.“

„Die meinigen? Nun denn gehen Sie. Kennen Sie den Inhalt dieſes Briefs?“

„Nein.“

„Deſto beſſer. Ich habe keine Befehle für Sie. Ich danke Ihnen. Leben Sie wohl.“

So wie der Graf mit einem ſeltſamen Gemiſch von Gefühlen wieder in ſein Arbeitszimmer getreten war, ſtand ſein Büchſenſpanner neben ihm, wo möglich noch bleicher und hohläugiger als er ſelbſt.

„Was willſt du?“ fragte der Graf abermals erſchrocken.

„Noch eine letzte Frage an Sie thun. Wollen

Sie mir die Chriſtine zur Frau geben?“ Der Ton der Frage klang ſo fürchterlich, daß der Graf noch mehr erbebte.

„Friedrich, höre mich an. Du bleibſt mein Büchſenſpanner und erhältſt jährlich zweihundert Thaler mehr von mir, wenn du dich verheiratheſt. Die Chriſtine bleibt mein Bettmädchen und erhält ein brillantes Geſchenk von mir, wenn ſie ſich verheirathet. Aber nur deine Frau darf ſie nicht werden. Das geb' ich nun und nimmermehr zu. Ihr paßt nicht für einander. Und das hab' ich dir ſchon zehnmal erklärt, alſo laß mich mit der Albernheit in Frieden.“

„So entlaſſen Sie mich Ihres Dienſtes,“ ſagte der finſtre Jäger mit Beſtimmtheit.

„I Friedrich, ſo bleibe doch bei mir! Ich hab' es immer ſo gut mit dir gemeint. Du ſollſt gleich fünfzig Thaler Zulage erhalten. Du haſt noch keine goldne Uhr, nimm die meinige. Nur bleibe bei mir; ich kann dich nicht gehen laſſen.“

„Herr!“ rief der Jäger wild mit einem Blicke, der dem Hörer durch Mark und Bein ging, „ich will Ihre Uhr und Ihr Geld nicht. Halten Sie mich nicht, ich stände nicht davor, daß entſetzliche Dinge geſchähen. Treiben Sie mich nicht auf's Aeußerſte!“

Das Herz zitterte dem Grafen in der Bruſt. „Nun ſo gehe,“ ſagte er kleinlaut. „Der Kammerdiener ſoll dir Zeugniſſe und Reiſegeld bringen. Verlaß mich!“ Der Jäger ging; der Graf fiel wie zuſammenbrechend in einen Fauteuil und bedeckte tief aufſtöhnend ſein Geſicht mit beiden Händen.

Am andern Morgen verließ der Büchſenſpanner das gräfliche Haus. Vier Monate ſpäter erhielt die Bettmagd Chriſtine einen Brief von der Poſt. Einige Tage darauf war ſie verſchwunden, Niemand wußte wohin. Seit dieſem Tage ſah kein Menſch den Grafen lachen oder nur eine heitre Miene machen. Seine Haare wurden in kurzer Zeit grau und dann ſchneeweiß.

Fünf Jahre nach dieſen Ereigniſſen erhielt der Graf Hauſen folgenden Brief:

„Hochgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Graf!

Ew. Excellenz werden Sich in Gnaden des Jägers Friedrich erinnern, der eine Reihe von Jahren, ſeiner Angabe nach, in Ihren Dienſten als Büchſenſpanner geſtanden hat. Derſelbe iſt ſeit zwei Jahren Revierförſter in dem benachbarten Dorfe Buchenau, und hat im vorigen Herbſt in einem Anfalle von Eiferſucht ſeinen Chef, den Forſtmeiſter von B., welchen er in ſeiner Behauſung gefunden, erſchoſſen, ſeine Frau durch einen Stich hart verwundet, und dann die Förſterwohnung in Brand geſteckt. Eingefangen, iſt er dieſer Thaten ſogleich geſtändig geweſen, und erwartet nun ſein Urtheil. Auf ſein ausdrückliches Verlangen nach einem Geiſtlichen iſt mir die beſondere Erlaubniß ertheilt worden, ihm die Tröſtungen unſerer heiligen Religion zu bringen, und ich kann mit Freuden behaupten, daß meine Bemühungen geſegnete Früchte getragen haben. — Nun hat mich Friedrich ganz vorzüglich angelegen Ew. Excellenz die Bitte vorzutragen, daß Sie hierher kommen und ſeine für Sie wichtigen Mittheilungen anhören möchten, die er nur Ihnen machen könne. Er verſichert, daß er dann weit ruhiger der Entſcheidung ſeines Schickſals entgegen ſehen werde. In Betracht ſeiner reuevollen Geſinnung füge ich meine unterthänige Bitte hinzu, dem armen Sünder dieſen letzten Troſt nicht zu verſagen, und verharre in tiefer Devotion

F . . . . . 18. Juli 183*.

Ew. Excellenz

unterthäniger

C. Wüthing, Mag.

Diaconus an der Eliſabethenkirche.“

Nach zwei Stunden ſaß der Graf ſchon im Wagen. Es trieb ihn, wie ſein eignes böſes Geſchick. Sein Herz war von Angſt und Schrecken zuſammengekrampſt, daß es nur fieberhaft zuckende Schläge that; die Bruſt war ihm ſo enge, daß er kaum zu athmen vermochte. Eine traurige Reiſe! Sogleich nach ſeiner Ankunft in F. wirkte er ſich die Erlaubniß aus, den Delinquenten beſuchen zu dürfen. Als er in das Gefängniß trat, ſtürzte der Jäger in wilder Leidenſchaftlichkeit vor ihm auf die Knie und ſchrie laut auf. Sobald die Zeugen entfernt und der aufgeregte Menſch etwas beruhigt war, ſagte er: „Ich danke Ihnen, Herr Graf, daß Sie meine Bitte erfüllt haben. Ich konnte den verdienten Tod nicht leiden, ohne Ihnen ein Geſtändniß gemacht und Ihre Verzeihung erlangt zu haben. Ich bin nämlich der Mordbrenner, der vor fünf Jahren ihr Palais einäſcherte.“

„O Gott!“ rief der Graf. „Aber was hatte ich dir Übels gethan?“

„Nichts als Gutes. Sie gaben mir ſogar öftere Beweiſe Ihrer gnädigen Zuneigung. Aber ich liebte die Chriſtine, Ihr Bettmädchen, mit einer ver=

zehrenden Leidenſchaft, und bat Sie deshalb um Erlaubniß, die Dirne, von der ich wiederum zärtlich geliebt wurde, heirathen zu dürfen. Sie verwarfen dieſen Gedanken mit augenſcheinlichem Widerwillen, und unterſagten mir, als ich ihn dennoch zu wiederholtenmalen bei Ihnen laut werden ließ, mit ausbrechendem Zorne allen Umgang mit dem Mädchen auf das Strengſte. Dieſe Härte empörte mich, und brachte mich auf die Idee, daß Sie die Chriſtine für ſich behalten wollten. Wußte ich doch wie ſehr Ihr Herz für dergleichen Galanterien empfänglich war. Meine Vermuthung erhielt dadurch Beſtätigung, daß mir Chriſtine erzählte, Sie hätten ſie vor mir gewarnt und mich als einen heftigen, leidenſchaftlichen Menſchen geſchildert, mit dem ſie nicht glücklich werden könne, ſo wie auch, daß Sie ſie oft küßten, ſtreichelten und ihr die zärtlichſten Namen gäben. Das Mädchen war hübſch und ich raſend vor Eiferſucht. Ich trug mich wochenlang mit den ſchrecklichſten Gedanken. Endlich brachte eine neue Nachricht Chriſtinens die verſchloſſene Flamme zum Ausbruch. Sie hatte Ihnen, da der Kammerdiener abweſend war, beim Auskleiden behülflich ſein müſſen und hatte ſich, wie ſie behauptete, nur mit Mühe Ihren Armen entwunden. Mir war ſeither oft eingefallen, daß meine wahnſinnige Mutter behauptet, eine Feuerſchlange habe mich erzeugt, und daß ſie mich die kleine Feuerſchlange genannt hatte. Zuletzt kam mir der Gedanke an die Feuerſchlange nicht mehr aus dem Sinn. Eine wahre Raſerei ergriff mich und durchtobte mich um ſo furchtbarer, je ruhiger ich äußerlich erſchien. Der Wahnſinn meiner Sinne, ein Erbtheil meiner unglücklichen Mutter, ſpiegelte mir vor, es ſei meine Beſtimmung eine Feuerſchlange zu ſein, und ich werde derſelben nimmer entgehen. Und ſo ſteckte ich denn in jener fürchterlichen Nacht das Strohmagazin in Ihrem Palais in Flammen, in der ſichern Vorausſetzung, daß Sie erſticken und verbrennen würden. Dann wollte ich Chriſtinen heirathen. Gottlob! meine böſe Abſicht gelang nicht. Aber meine Schandthat koſtete einem Menſchen das Leben, dem armen Grübel, der auf eine mir unbegreifliche Weiſe mein Verbrechen als das ſeinige eingeſtand und als Mordbrenner hingerichtet wurde. Welche Höllenqualen ich damals gelitten, vermag ich nicht mit Worten zu beſchreiben. Mehrmals war ich in den ſchlafloſen, martervollen Nächten feſt entſchloſſen, am folgenden Morgen mich anzuzeigen, aber früh hielten mich Feigheit, Angſt und die wilde Liebe zu Chriſtine wieder zurück, bis es zu ſpät war. In der Stunde als Grübel verbrannt wurde wollte ich mir eine Kugel durch den Kopf jagen, aber Chriſtine, die mir wohl abgemerkt haben mochte, was in mir vorging, verließ mich nicht. Länger in Ihrem Hauſe ſo zu bleiben war mir aber unerträglich; ich verließ es zwei Tage ſpäter. Es gelang mir bald ein Unterkommen im W . . . . ſchen zu finden; ich wurde Unterförſter und ſchrieb Chriſtinen, Sie entfloh, kam zu mir und wurde mein Weib. Aber ſie war mir nicht treu, möglich, daß ich einen großen Theil der Schuld trug; denn ich hatte keine frohe Stunde, ich war ein Unhold, der ſie quälte. Die kleinſte Veranlaſſung reizte meine Eiferſucht zu den wildeſten Ausbrüchen; wir wurden uns immer fremder. Die böſe Sache iſt endlich zum Ziel gekommen, und ich bin nun ruhig. Ich weiß, daß ich ſterben muß, aber es iſt mir lieb. Nur laſſen Sie mich nicht ohne Ihre Verzeihung ſterben, Herr Graf."

„Unglückſeliger!" rief dieſer, von den fürchterlichſten Seelenqualen erſchüttert, „die Chriſtine iſt ja deine Schweſter! Du biſt mein Sohn, wie ſie meine Tochter iſt."

Entſetzen feſſelte des Delinquenten Zunge. Ein gewaltſames Zittern, wie der heftigſte Fieberfroſt, ſchüttelte ſeine Glieder. Bald ſprang er aber wie ein Wahnſinniger empor auf den Grafen zu und heulte: „So wälz' ich alle Schuld auf dich, verfluchter Sünder!" Der Graf ſchrie um Hülfe. Der Delinquent würde ihn erdroſſelt haben.

Nach einer durchwütheten Nacht zeigten ſich am folgenden Tage unverkennbare Spuren des ausgebrochenen Wahnſinns beim Förſter. Er hatte gleich ſeiner Mutter keinen lichten Augenblick mehr, und nannte ſich nur die giftige Feuerſchlange. Dieſer Umſtand änderte ſeinen Prozeß. Er wurde bald darauf in ein Irrenhaus gebracht.

Der Graf reiſte nach Hauſe, den Tod im Herzen. Er ſchrieb mit großer Mühe noch einen Brief an den Kanzler Hochheim. Einige Tage darauf endete ſein ſchuldvolles Leben. Als man ſein kurz vorher gemachtes Teſtament eröffnete, fand ſich, daß er ſein großes Vermögen in drei gleiche Theile getheilt hatte, deren erſten die Kinder des Krämers Grübel, deren zweiten die Kinder des Hofraths Sommerfeld, deren dritten die Kinder des Förſters Friedrich erhielten.

Den Brief an den Kanzler fand man verſiegelt und überſchrieben auf ſeinem Schreibtiſche. Der Secretär des Verſtorbenen ſandte denſelben zugleich mit der Nachricht des Todes ſeines Herrn ab.

Der Kanzler von Hochheim hatte von einem mächtigen Herrſcher zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte eben einen neuen Orden erhalten und gab ein glänzendes Feſt in ſeinem Hauſe, als man ihm den Brief überreichte. Er trat in ſein Kabinet, las ihn, warf ihn ins Feuer und kehrte eben ſo heiter zur Geſellſchaft zurück. Ja ſeine bunte Laune ſteigerte ſich am Abend und in der Nacht zur ausgelaſſenſten Luſtigkeit. Dabei ſprach er wider Gewohnheit der Flaſche wacker zu; man hatte den ernſten Mann noch nie ſo fröhlich geſehen.

Als am frühen Morgen der Kammerdiener in das Schlafzimmer der Excellenz trat, bot ſich ſeinem Auge ein entſetzlicher Anblick dar. Der Kanzler hatte ſich am neuen Ordensbande gehenkt.

In der Zeitung ſtand, ein Nervenſchlag habe ſeinem verdienſtvollen thätigen Leben mitten in der Freude, die er in vollen Zügen genoſſen, ein Ende gemacht.

Der Prophet Thüringens.

Novelle.

Vor dem alten Franziskanerkloſter zu Eiſenach hielt ein ſtattlicher Knappe zwei geſattelte und gezäumte Roſſe, deren eines mit einer geſtickten Decke belegt war. Ein klarer ſonniger Wintertag überzog den Schneeteppich der Berge mit flimmerndem Glanz, ſo daß ſie wie mächtige Altarkerzen in die Thäler herabblickten, gewärtig des Sakriſtan, der ſie zum Feſt anzünden ſollte. Es ſah überhaupt in der freundlichen Thüringerſtadt aus, als würde ein großes und wichtiges Feſt vorbereitet; darauf ſchienen hie und da ungewöhnliche Anſtalten hinzudeuten, und doch war das größte und heiligſte Feſt der Chriſtenheit, die heilige Weihnacht, eben vorüber.

Im gemächlich, ja üppig ausgeſtatteten Zimmer des Priors, das jedem Fürſten der damaligen Zeit hätte zum Kloſet dienen dürfen — ſo reich und herrlich wohnte das Haupt eines Kloſters, deſſen Conventualen ihrer Ordensregel nach nichts beſitzen und barfuß ihr Brod betteln ſollten! — ſtanden ſich zwei nicht mehr jugendliche Männer gegenüber, in heftigem Wortwechſel begriffen, deren einer an ſeinem bequemen und reichen geiſtlichen Kleide leicht als Bewohner dieſes Gemachs zu erkennen war. Der andere hatte ritterliche Kleider an; eine prächtige Marderpelzſchaube hüllte ſeine Glieder ein, eine ſchwere goldene Kette hing ihm vom Nacken auf die Bruſt herab, Schwert und Baret zeigten, daß man keinen gewöhnlichen Junker ſah. Ein voller braungelockter Bart gab ſeinen milden Zügen etwas Würdiges, während der Geſichtsausdruck des Kloſteroberhauptes lauernde Verſchmitztheit verrieth.

„Genug,“ ſagte der Ritter mit warm gewordener Haſt, „es iſt meines gnädigſten Herrn, des Kurfürſten, ausdrücklicher Wille, daß in ſeinen Ländern alle Gefangenen, die gerade Niemanden an Leib und Leben geſchädigt haben, das neue Jahrhundert frei und ledig wie andere Menſchen der lieben Chriſtenheit beginnen; und das Feſt des eintretenden Säculums mit Freude und Dank, Gott und den Heiligen dargebracht, feiern mögen in unſerer Gemeinſchaft. Erkennt ihr denn nicht, hochwürdiger Vater, die freundliche Milde in dieſem Gnadenakt? Der Kurfürſt will, daß kein unſchuldig Leidender das Jahrhundert antrete, und auch dem Schuldigen vergeben ſein ſoll."

„Herr Amtshauptmann," entgegnete der Prior, „ich verkenne die Gnade des Herrn Kurfürſten nicht; aber was hat ſie mit dem frechen Läſterer zu thun, der Gott und ſeine Kirche geſchmäht und ſeine ſchwarze Seele mit der ärgſten aller Sünden beladen hat? der Kurfürſt ſelber hat die Mörder vom Genuß ſeiner Gnade ausgeſchloſſen. Was Johannes Hilten gethan iſt ärger als der ſchlimmſte Mord. Und doch begehrt Ihr von mir zuverſichtlich ſeine Befreiung."

„Nicht mir gegenüber, nicht mit mir unter vier Augen mögt Ihr das behaupten, Hochwürdiger," lächelte Jener. „Thut das dem Volke, Euern Mönchen, wenn Ihr wollt; ich will nichts dagegen haben; nur nicht mir. Haltet die Einen mit Dummheit nieder, die Andern mit Furcht; aber findet es ſelbſt lächerlich eins dieſer Mittel oder beide bei mir zu verſuchen. **Hilten** hat nichts weiter gethan als Wahrheit geſprochen; das wißt Ihr ſo gut wie ich, das weis jedermann, und nur Furcht verhindert es zu ſagen. Sein heißes gottbegeiſtertes Herz iſt ihm nur mit dem Kopfe davongelaufen. Und er hat Euch aus der Schule geſchwatzt und beſſere Zeiten verſprochen. Das iſt ſein Verſehen, das Ihr ihm zum Verbrechen ſtempelt. Freilich, klug iſt der Mann nicht, was man ſo klug nennt; Ihr aber, Hochwürdiger, ſeid ein Mann von Kopf. Deshalb mußte **Hilten** ins Gefängniß.“

„Es ſcheint als wolltet Ihr mir die Schuld ſeiner Gefangennehmung in die Schuhe ſchieben, Herr Amtshauptmann!“ rief der Prior heftig. „Abgeſehen davon, ob **Hilten** Wahrheit oder Lüge geprebigt hat, was ſoll und muß mit einem Kinde geſchehen, das alſo gegen ſeine eigene Mutter wüthet?“

„Ihr verwechſelt die Kinder mit der Mutter. Die heilige Mutterkirche iſt untaſtbar, unverwundbar. Ihrer göttlichen Majeſtät hat Hilten weder zu nahe treten wollen noch können. Vielmehr hat er dagegen geeifert, daß ſie durch die Bosheit und Laſterhaftigkeit ihrer Söhne geſchmäht werde. Er will die Kirche rein erhalten wiſſen von aller Unzucht. Den ſündigen Pfaffen haben ſeine Donnerworte gegolten, nicht der Kirche.“

„Ich wundere mich wie warm Ihr für den abtrünnigen Mönch ſtreitet. Aber er hat den Papſt geläſtert, und der Papſt iſt die Kirche. Ihr als Laie habt auch weder die Erkenntniß noch die Befugniß über das Verbrechen eines Mannes abzuurtheilen, der der Kirche angehört und an ihr gottloſen Frevel vollbracht hat. Unſer Orden erkennt weder weltliche noch biſchöfliche Gewalt an; wir richten über uns ſelbſt.“

„Wer macht Euch dieſe Macht ſtreitig? wer kann es? Ihr habt Hilten nun zwölf Jahre eingekerkert. — Man ſagt mir, daß er in einem feuchten Loche unter der Erde ſchmachte. Man hat Euch dieſe grauſame Härte nicht verwehren können, obgleich man ſtets verwundert fragte: Was hat der Mann verbrochen?“

„Und wir haben ſtets geantwortet: Er hat gegen unſere heiligen Ordensregeln hart geſündigt.“

„Und Ihr hättet ihn gern wie den Huß in Koſtnitz verbrannt. Aber das wagt Ihr doch nicht. Hundert Jahre haben viel geändert, und Ihr kennt des Volkes Stimmung. Thüringen iſt mündiger geworden, als Ihr euch ſelber geſtehen möchtet, und Hilten hat viel dazu beigetragen. Er hat dem allgemeinen unbeſtimmten Gefühl ſcharfe klare Worte gegeben, er hat den Funken in den Zunder unſerer Herzen geworfen, und ſie brennen. Und das iſt ſein unverzeihliches Verbrechen! O laßt mich nicht gallenbitter werden, Hochwürdiger, ich könnte mehr reden als Euch angenehm zu hören wäre! — Drum kurz und gut," ſprach er abbrechend mit Beſtimmtheit, „wollt Ihr der Bitte des Kurfürſten, in deſſen Namen ich hier vor Euch ſtehe, willfahrten oder nicht?"

„Ich kann nichts entſcheiden, ohne erſt meinen Convent zu hören."

„Laßt den eingekerkerten Pater frei," erinnerte der Ritter wieder mit Wärme und trat einen Schritt näher; „erweiſt es mir als Gefälligkeit und ſeid verſichert, daß ich Euch anderweitig dienen kann. Die Kindesmörderin Hanne Ibling liegt in meinen Gefängniſſen auf der Wartburg. Eine Hand wäſcht die andere. Laßt den Hilten frei; außerdem — wie Ihr wollt."

Er trat kalt zurück.

Der Prior war betreten. „An meiner Bereitwilligkeit ſoll es nicht liegen," ſagte er jetzt ziemlich kleinlaut. „Ihr ſollt ſehen, Herr Ritter, wie gern ich Euern Wünſchen entgegen komme."

„Ich werd' es zu erkennen wiſſen."

„Wenn Hilten die Bedingung eingeht, nie wieder ein Wort gegen die Kirche und ihre geheiligten Inſtitutionen laut werden zu laſſen und ſeine albernen Prophezeihungen einzuſtellen.“

„Es iſt Eure Sache, ihm Bedingungen zu machen. Mich geht das nichts an. Er wird heute noch frei, Hochwürdiger, nicht wahr?“

Geſchmeidig begleitete der Prior den Amtshauptmann, der ſich auf ſein Roß warf, und den Knappen hinter ſich der Höhe zuſprengte, auf welcher die Wartburg ſtolz und prächtig thront, und wo zu jener Zeit der Sitz eines kurfürſtlichen Amtes war.

Die ſpäten Stunden des St. Sylveſterabends verſammelten die Barfüßer Mönche des Franziskaner-Ordens in der hell erleuchteten Kirche ihres Kloſters zur großen Hora. Mit Geſang und Gebet ſollte das alte Jahrhundert von ihnen begraben, mit Geſang und Gebet das neue begrüßt werden. Der Prior hatte beſondere Feierlichkeiten angeordnet. Dazu gehörte die Erleuchtung der Kirche, die Austheilung des heiligen Brodes, und eine große Prozeſſion mit Fackeln und allen Reliquien und Heiligenbildern, welche das Kloſter beſaß, durch die ganze Stadt nach dem St. Eliſabethenbrunnen und dem St. Eliſabethenklöſterlein, das zur Hälfte unterirdiſch in Stein gehauen im Wartberge unter der Wartburg gelegen war, auf die Wartburg ſelbſt, in das Bett der heiligen Eliſabeth und nach einigen andern heiligen Orten. Dieſe Prozeſſion ſollte nach dem zwölften Glockenſchlage, alſo mit dem neuen Jahrhundert beginnen.

Auf dem Chore der Kirche waren auch die Jünglinge und Knaben der zum Kloſter gehörigen Gelehrtenſchule verſammelt, um mit dem friſchen jugendlichen Klang ihrer Stimmen den Geſang der Mönche zu verſchönen und zu erheben. Unter dieſen Chorknaben zeichneten ſich zwei durch beſonders ſchöne Tenorſtimmen aus; rein und glockenhell gingen die Töne aus ihrem Munde hervor, und überflügelten, Engeln gleich, die die düſtre Erde verlaſſen, den Mönchsgeſang mit lichter klangvoller Freudigkeit. Es lag etwas unendlich Zartes, Frommes und Herzengewinnendes im Geſange dieſer Beiden, die ſchon dem Jünglingsalter angehörten, da der dunkle Flaum um Kinn und Lippe bald zum ſtattlichen Barte zu werden verſprach. Vorzüglich war es der Eine, eine kräftige gedrungene Geſtalt, der mit gleich trefflicher ſeelenvoller Stimme als eben ſo großer Geſangsfertigkeit die Muſik vortrug; äußerlich ſchmückten ihn ein braunes Lockenhaar und ein heiterer gemüthsinniger Blick, mit dem die vollen jugendlich ſchönen Züge harmonirten und zuſammen ein Ganzes bildeten, woraus gleich ſtark Herz und Verſtand, Gefühlsmilde und Charakterfeſtigkeit hervorleuchteten. Auf ihm ruhte auch das Auge der die Muſik dirigirenden Paters mit beſonderm Wohlgefallen, gleichſam auf der Zierde des ganzen Chors; und wirklich ſchien die Andacht der zahlreichen Zuhörer mit ſtillerer innigerer Begeiſterung zu lauſchen, wenn dieſer Jüngling, das große blaue Auge fromm gen Himmel geſchlagen, ein ſchmelzendes Solo vortrug.

Als die Cantate beendigt war, und der Prior das Hochamt begonnen hatte, wandte ſich der eben beſchriebene Sänger zu ſeinem Nachbar und Collegen, der ein dunkles, tiefliegendes, ſchwärmeriſches Auge zu ihm aufſchlug und keine einnehmende Geſichtsbildung zeigte, mit den leiſe geflüſterten Worten: „Denke dir, Melchior, dort hinter dem zweiten Pfeiler hinter dem Chore liegt ein Mann in unſerm Ordenskleid ganz allein zuſammengekauert auf einer Bank. Der Pfeiler wirft gerade ſeinen Schatten auf ihn. Er iſt ganz in ſich verſunken und ſcheint auf nichts außer ſich zu merken. Jedenfalls iſt er ein Mönch, denn ſonſt trüg' er ja das Kleid nicht. Aber ich kenne ihn nicht, hab' ihn noch nie geſehen. Es muß ein Fremder ſein, der heute hier angekommen und von der beſchwerlichen Winterreiſe ganz ermüdet iſt. Aber das fällt mir auf, daß ſich gar Niemand um ihn bekümmert. Die Väter gehen vorüber und achten ſeiner nicht. Und doch ſcheint er krank zu ſein. Auch hab' ich nie noch an einem Kloſterbruder einen ſo langen Bart geſehen."

Melchior's Blicke waren während dieſen Worten ſeines Freundes nach dem bezeichneten Pfeiler geſchweiſt, und eine Art von unheimlichen Grauen ſpiegelte ſich dabei in ſeinen eben nicht geiſtreichen Zügen. Als nun jener ſchwieg, antwortete er eben ſo leiſe: „Das iſt gewiß der Pater Johannes, der arge Ketzer, der mit dem Teufel einen Bund gemacht hat, wie mir meine Mutter zuweilen erzählt. Der Pater Trebonius hat in unſerm Hauſe berichtet, daß der böſe Mönch geſtern durch die Gnade des Priors aus dem Gefängniß erlöſt worden iſt, worin er viele Jahre wegen ſeiner Gottloſigkeit und Ketzerei geſeſſen. Mein Vater lobt ihn zwar immer und iſt ſelbſt ſein Freund geweſen, aber Mutter ſchlägt ein Kreuz, wenn ſein Name genannt wird, und nennt ihn einen Seelenverführer, der auch Vaters Seele verderbt habe, weshalb ich, um dieſelbe ſo wie die Seele der verſtorbenen Baſe zu retten, ein Mönch werden ſoll. O Martin hüte dich vor dieſem Zauberer, daß er deiner jungen Seele nicht auch etwas anhat."

Martin ſchien ſich aber nicht zu fürchten; er blickte heiter und klar umher, und ſeinen Zügen miſchte ſich nur etwas von Neugierde bei. „Das iſt der Johannes Hilten," fragte er weiter „der vom Untergang des Türken prophezeit und gegen die Mönche und Pfaffen gepredigt hat?"

„Freilich! derſelbe, der auch mit ſeinem gottloſen Munde geſagt hat, das Barfüßerkloſter zu Weimar werde ein Zeughaus, das zu Magdeburg eine Schule und das zu Wittenberg ein Kornhaus werden. Und als er die Kirche und ihre Diener zu arg 'geläſtert, haben ſie ihn ins Gefängniß gelegt."

„Meine Frau Wirthin hat mir auch von ihm erzählt," ſagte Martin in Gedanken verloren. „Ich möchte mir den merkwürdigen Mann, den ſo viele loben und ſo viele ſchelten, näher betrachten." Die letztern Worte ſagte er mehr vor ſich, und wirklich hatte ſie der Andere auch nicht gehört.

Als nun der Schlag der zwölften Stunde von den Thürmen der Klöſter und Kirchen durch das Thal hallte, da erhob ſich die Menge aufjauchzend, ergriffen von dem großartigen Momente, in welchem das greiſe Jahrhundert ſcheidend das neugeborne küßte und in das Grab der Zeit hinabſtieg. Ahnungsvoll flog es durch jede Bruſt, daß die junge Geburt ſich bald aus der Wiege erheben und mächtig über die Erde ſchreiten werde. Bruſt an Bruſt liegend ſah man hier ausgeſöhnte Feinde einander liebkoſen, dort alte Freunde Thränen der Rührung in herzlicher Umarmung weinen. Von der Wartburg herab donnerten Kanonenſchüſſe dem neuen Jahrhundert zum Gruß, und die Mönche ſtimmten einen ſchallenden Jubelgeſang an.

Dann ordnete ſich der Zug zur Prozeſſion, an welchen ſich die Bevölkerung der Stadt lärmend anſchloß. In kurzer Zeit war die Kirche leer und nur hie und da brannte noch ein einzelnes Licht ſpärlich und verbreitete eine ſchauerliche Dämmerung, aus der die heiligen Gegenſtände ſich nur ungewiß und ſchattenhaft ablöſeten.

Der Schüler Martin hatte ſich, einem ihm unbewußt inwohnenden Drange folgend, aus der Mitte der Mönche, die ſeine Stimme nun nicht mehr brauchten, nach jenem Pfeiler geſchlichen, hinter welchem der unglückliche Mann noch immer lag, der vorhin ſchon des Jünglings Aufmerkſamkeit in ſo hohem Grade auf ſich gezogen hatte. Die Kirche war leer bis auf dieſe Beiden, aber der ſeltſame Mönch bemerkte den Schüler nicht, deſſen Auge hinter dem Pfeiler hervor, ſtarr und forſchend auf ihn gerichtet war. Er ſtand langſam und mühevoll auf und ſchob das Fenſter neben ihm zurück, ſo daß er den hell geſtirnten Himmel und einen Theil der Stadt und der gebirgigen Umgegend, die in ihrer Schneehülle durch die Nacht glänzten, überſehen konnte. Zur Linken wandelte der Fackelzug langſam den W berg hinauf und verlieh dem halbdunkeln Landſchaftsbilde einen eigenthümlichen geheimnißvollen Ausdruck. Großartige Ruhe und Stille lag über Berg und Thal, Stadt und Flur, und das ſchwärmeriſch glänzende Auge des Mönchs ſchien ſich daran labend zu ſättigen und in den düſtermaßigen Bildern der Nacht vom Sternenlicht ahnungsvoll überhaucht, wie in einem lang entbehrten Genuſſe zu ſchwelgen. Endlich erhob er ſeine Stimme mit einem ſo tief ſchmerzlichen wehmuthgeſättigten Ausdruck, daß er dem jugendlichen Zuhörer das Innerſte der empfänglichen Seele damit mächtig aufregte, erſt leiſe zitternd wie ein ſtill rieſelnder Thränenquell, dann lauter wie das Stöhnen und Schluchzen des Schmerzes, und fragte gen Himmel gewandt: „Neues Jahrhundert, was wirſt du der Welt bringen? Trägſt du an deiner Stirn wiederum das hölliſche Zeichen des Antichriſts, wie dein ſchlafen gegangener Vater, damit du mit des Teufels Waffen, Liſt, Lug und Betrug die göttliche Wahrheit bekriegeſt und unter die Füße trittſt? Nein,

nein! ich ſehe ein himmliſches Zeichen von deiner jungen Stirn leuchten, wie den Morgenſtern, den Vorläufer der Sonne; ich ſehe purpurnen Schein wie tagverkündendes prächtiges Morgenroth aus den Winkeln deiner noch nicht erſchloſſenen Augen hervorbrechen, und von den Augen meiner Seele fällt die Decke, die Trübe flieht, mein Seherblick ſtreift über das kommende Jahrhundert. Herr, Herr Gott, du gießeſt über mich aus den Geiſt deiner Propheten, und Weiſſagung erfüllt meinen Mund, wie deine Apoſtel, in dieſer hehren feierlichen Stunde, in welcher das Jahrhundert geboren wird. Es iſt ein Sohn des Lichts, der ſich los windet aus dem Schooße der Zeit, ein gottgezeugter Lichtbringer! Sei mir willkommen, Genius der Welt! du wirſt die niedergetretene, in den Staub geworfene verhöhnte Wahrheit wieder aufrichten und ihr Sieg geben über die freche Lüge; du wirſt der ſtolzen babyloniſchen Hure die gleisneriſche Schminke von den verbuhlten Wangen reißen, womit ſie ihre ſtinkenden Eitergeſchwüre zudeckt.

Nein, es wird nicht länger Nacht ſein auf Erden! Ihr ewigen Sterne am Himmel, ihr lügt nicht, und auch du mein Herz lügſt nicht; ihr verkündet den Sieg des Lichts und du den Sieg der Wahrheit. — Johannes Huß, anbetungswürdiger Märtyrer der Wahrheit, dich warf das ſchlafengegangene Jahrhundert der Lüge in die Flammen, das Jahrhundert der Wahrheit, deſſen erſte Stunden jetzt am Himmel heraufziehen, wird dich rächen, und jedes Flämmchen, das an deinen edeln Gliedern leckte, wird wiederkommen als mächtige Fackel die Höhlen der Nacht zu beleuchten, und das im Finſtern ſchleichende Gewürme der Mönch- und Pfaffenbrut, die Söhne der Lüge zu verſcheuchen. — Ich ſehe einen Helden aufſteigen und ſeine Sonnenbahn wandeln, der der Schlange das Haupt zertritt und das Otterngezücht vernichtet, dem werden ſie nicht in die Ferſe ſtechen, dem werden ſie nicht Ketten ſchmieden und ihn nicht in feuchte Kerker legen, wie mich armen Mann. Gegrüßt, gegrüßt, Sohn des Lichts, der du im Geiſt an mir vorüber wandelſt!

Deine Nähe erfüllt mich mit heiligen Schauern. Dein Pfad iſt Sonnenglanz, dein Panier iſt Wahrheit! Glück auf, Streiter und Sieger! Dein iſt das Jahrhundert, das da kommt, und nach deinem Namen wird es benannt werden. Du gehſt durch daſſelbe, ein beflügelter Himmelsbote, bewaffnet mit dem Flammenſchwerte des Cherub, der die Ägyptier ſchlug. Es zuckt hervor aus deinem Munde wie ein Blitz, und Rom erzittert. Heil mir, deinem Propheten, daß ich den erſten Tag deines Jahrhunderts ſehe und frei begrüße, nicht in Ketten und Kerker. Das iſt mir von der herrlichſten Vorbedeutung. Und ich jauchze dir zu: Hoſiannah, gelobet ſei der da kommt im Namen des Herrn! Hoſiannah in der Höhe!“

Und die Begeiſterung, jener unſichtbare Engel und Lenker großer Seelen, der ſich im Haupte des Mönchs mit ſeinem noch höhern Bruder, dem Engel der Weiſſagung, verbündete, warf den Seher auf die Knie, ſeine Hände erhoben ſich gefaltet, ſein Blick flog über den tiefblauen Himmel wie ein Sohn der Sterne, der ſeine Heimath ſucht, und ein brünſtiges Gebet rang ſich von ſeinen bebenden Lippen.

Der Schüler aber ging tief durchſchauert leiſe hinweg; ihm war wunderbar zu Muthe, aber er wußte ſelbſt nicht wie. Oft däuchte ihm es habe ſich ein Stern vom Himmel gelöſt und ſei in ſeine Bruſt gefallen, ein heiliger Funken, der glühe und ſprühe dort. Und doch war ihm alles wie ein Traum, und in ſich gekehrt wandelte er manchen Tag, ein ſtiller Träumer.

Der Frühling hatte dem ſchönen Thale der Neſſe und den umſtehenden Bergen die weißen Meßgewänder ausgezogen, und ihnen dafür die grünen und bunten Kleider der Hoffnung und Luſt angelegt. Und nicht mehr wie ernſte Prieſter waren ſie anzuſchauen, ſondern wie fröhliche Kinder, wie unſchuldige Jünglinge und Jungfrauen, die, mit Kränzen und Sträußen geſchmückt, zum Tanze gehen und ſich der heitern Jugend freuen. Die Freude iſt aber der edelſte Gottesdienſt.

Auf den Höhen ragten die Schlöſſer und Burgen ſtolz aus grünen Bäumen hervor und ſchauten auf die ihnen befreundete Stadt hinab; der Frühling hatte ſie alle erobert, die ſteilen Veſten, und ihnen ſein mildes Siegerrecht aufgelegt: ſie mußten grüne und blumige Feſſeln tragen. Vor allen erhob die Wartburg ihre Thürme und Zinnen, ihre Dächer und Mauern, ſtattlich und majeſtätiſch aus einem Kranz von Eichen und Buchen, die ihren Berg königlich verherrlichten, auf daß ſie, die fürſtliche, der uralte Landgrafen-Sitz, die Mutter blühender Fürſtengeſchlechter, würdig ſei des Ehrennamens, den man ihr beigelegt: Haupt von Thüringen. Denn man liebte es ſonſt, das ſchöne, üppige, fruchtbare Thüringerland, dieſe geſegneten Berge und Thäler, Felder und Auen, mit einem reizenden Weibe zu vergleichen, deren ſtrahlendes Haupt die Wartburg, deren rechter Arm die Elgersburg am Thüringerwalde, deren linker

Arm die Ebertsburg am Harze, deren Herz das freundliche Weißenſee und deren Füße Eckardsberge ſeien, die auf die Saale auftreten.

Ein ſonnenheller Tag warf über die Feſtgewänder des Frühlings einen glänzenden Strahlenſchleier; die Schöpfung athmete Luſt; es war eine in Licht und Farben verklärte Sabbathfeier der Natur.

Aus dem Predigerthore den ſteilen Pfad nach der Wartburg hinauf ſchlich langſam und mühevoll ein gebeugter, bleicher Mann in der düſtern Ordenstracht der Barfüßer. Es war **Johannes Hilten**, der unglückliche Prophet. Oft hielt er den Schritt der Anſtrengung an und ſtöhnte tief auf, faſt erliegend der Bürde eines kranken Körpers. Dann ſog er mit vollen Zügen die würzigen Düfte des Frühlingsmorgens ein, jenes in die Lüfte gegoſſene Labſal, den unſichtbaren Gott, der ſich doch körperlich den Geſchöpfen kund thun will, und dazu das zärteſte und edelſte Kleid gewählt hat.

Als der Mönch wieder bergan ſchritt, holte ihn ein munteres flinkes Mädchen ein, ein blauäugiges ſechzehnjähriges Dirnchen in reinlicher Bürgerstracht, welcher Geſundheit des Leibes und der Seele aus allen Zügen lachte. Ihr Auge war ſo unbefangen klar, ſo neugierig friſch und herzlich verwunderungsvoll, wie nur die weibliche Unſchuld ein Auge haben kann, womit es Gottes ſchöne Schöpfung gläubig und fromm ohne Ziererei in ſich aufnimmt. So glich ſie ſelbſt einer friſch aufgeſchoſſenen Frühlingsblume, wie die Bewohner der Burg ſie hie und da an den Weg gepflanzt hatten, einer Roſe, und darauf deuteten ihre rothen Wangen, oder einer Lilie, und damit machten ſie ihre hellblonden in Flechten herabhängenden Haare ähnlich. In ihren Händen trug ſie eine zierlich gearbeitete Kunkel, nebſt den dazu gehörigen Spindeln, Kunſtwerke, die, dem Anſehen nach, eben erſt aus der Hand des Meiſters hervorgegangen ſein mußten. Sie war einen Schritt an dem Mönche vorüber, da wandte ſie ſich raſch um, ihn mit einem mitleidigen Blicke zu betrachten, während ſie ſich fromm und ſittſam verneigte, und den üblichen Gruß ſprechend um ſeinen Segen bat.

„Glück und Frieden mit dir, mein Kind!“ ſagte der Vater herzlich, „wohin gedenkſt du doch ſo ſchnell, liebe Jugend?“

„Gen Wartburg. Des jüngſten Töchterleins des Herrn Amtshauptmann von Wolfframsdorf Wiegenfeſt iſt morgen, und da will die Mutter ihr Kunkel und Spindel ſchenken, die hat mein Vater neu anfertigen müſſen.“

„Ein feines und ſinniges Geſchenk. Dem Ritterjüngling ein Schwert, der Jungfrau eine Spindel! So hielten's unſere Väter und da waren beſſere Zeiten als jetzt. — So iſt dein Vater wohl ein Drechsler, mein Herz? Ein geſchickter Mann, wie ich ſehe.“

„So iſt's, Hochwürdiger Vater. Meiſter Lorenz Reinhardt an unſerer lieben Frauen Berge. Ich bin ſeine einzige Tochter. Ihr ſeid nicht aus dem hieſigen Barfüßerkloſter? Ich kenn' Euch nicht. Die

Väter des hieſigen Kloſters kenn' ich alle. Aber Euch hab ich noch nicht geſehn."

„Ich glaub' es wohl, lieb Kind. Ich war auch lange nicht ſichtbar."

„Das Gehen wird Euch ſauer. Wenn Ihr mir Euern Arm geben wollt, ſo will ich Euch führen und Ihr könnt Euch auf mich ſtützen; ich vertrag's ſchon."

„Du biſt ein gutes Kind, und ich will Gebrauch von deinem Anerbieten machen. Ich war lange Zeit krank, und bin ſehr ſchwach."

„Armer Vater! wenn ich ſo ſtark wäre wie Hans aus dem Ritter Görg, ich würde Euch auf die Burg tragen."

„Iſt der Hans ſo ſtark?"

„Das will ich meinen; ich fürchte mich deshalb oft vor ihm, und wenn ich daran denke, ſo macht es mir gleich keine Freude, ſeine Frau zu werden."

„Er iſt alſo dein Verlobter?"

„Ja; unſere Eltern haben das ſchon früh ſo beſtimmt. Mein Vater iſt ein alter Stammgaſt im Ritter Görg, und meine Mutter ſogar weitläuftig mit dem Wirthe verwandt.“

„Heißt der Wirth noch Heinz Hellbach?“

„So iſt's. Ihr kennt ihn?“

„Sonſt wohl vor Jahren habe ich ihn gekannt. Es waren zwei Buben im Hauſe, der jüngere hieß Hans, der ältere Melchior.“

„Ganz recht. Der Hans iſt mein Verlobter. Und der bekömmt die Herberge und den Hof vor der Stadt mit Wieſen und Feld. Der Melchior wird ein Mönch im Barfüßerkloſter.“

„Ein Mönch!“ rief Hilten erſchrocken. „O weh um ihn! Ein Mönch iſt der elendeſte Menſch auf Erden. Sieh der Stockmeiſter draußen vor dem Nicolausthore, den alle Menſchen fliehen, iſt doch noch ein glücklicherer Menſch, als ein Mönch.“

Das Mädchen ſah den heftig redenden Mann beſtürzt an.

„Du verſtehſt das nicht mein Kind,“ fuhr jener fort, „du biſt eine ſüße Unſchuld. Bleibe es immerdar. Möge nie ein Tropfen von dieſem Giftbaume in den Blüthenkelch deines Herzens fallen! Aber hörſt du, der Melchior darf kein Mönch werden; er ſoll ein glücklicher Bürger werden, ein fleißiger betriebſamer Menſch unter Menſchen, kein Ungeheuer oder unausſprechlich Unglücklicher unter Ungeheuern.“

„Ihr ſprecht mir da ſchöne Dinge!“ rief das Mädchen ärgerlich. „Wenn der Melchior kein Mönch wird, ſo erhält er als der älteſte Sohn die Herberge und die ſchöne Nahrung, und der Hans kann mich dann nicht heirathen. Der hat kein Brod für Frau und Kind und muß ſeines Bruders Knecht ſein.“

„So heirathe den Melchior und mach' ihn noch glücklicher durch deine Liebe.“

„Den will ich nicht, den finſtern Menſchen, der immer über Büchern brütet. Der kann Menſchen und Thiere quälen und hat eine finſtere Freude dran, die niemals lacht.“

„O, iſt es ſchon ſo weit mit ihm! Wie hat denn in dem heitern Hauſe der Freude und Geſelligkeit ein ſo düſterer Geiſt aufkommen können? Hans Hellbach war doch ſonſt ein vernünftiger Mann, der den beſten Wein aus ſeinem Keller gern ſelber trank. Wie kann dieſes fröhlichen Schenkwirths Sohn ein menſchenfeindlicher Mönch werden?“

„Es iſt auch nicht der Vater, der den Sohn dazu gebracht hat, ſondern die Mutter und Melchior's eigener Wille. Der alte Heinz iſt immer dagegen geweſen und hat ſich ſogar laut widerſetzt; aber die frommen Väter, die Frau Grete zu Hülfe gerufen, haben ihn zum Schweigen gebracht.“

„Und wie iſt denn die Frau, die eine gute verſtändige Wirthin war, auf den unglücklichen Gedanken gekommen, ihr Kind in die glühenden Arme des Moloch zu legen?“

„Frau Grete hatte eine Baſe, die hatte allerlei Trödelkram, und feilſchte und verkehrte ſo und ſo mit Bürger und Bauer, lieh auf Pfänder und zu hohen

Zinſen und brachte — ſo hat mir meine Mutter erzählt — nicht auf die rechtlichſte Weiſe groß Geld und Gut zuſammen. Dies Alles hat die Wirthin im Ritter Görg geerbt. Man ſagt aber, ſie habe ihrer Baſe auf deren Sterbebette verſprechen müſſen, einen ihrer Söhne einen Mönch werden zu laſſen, damit dieſer dadurch die Sünden der Baſe gut mache, eher habe das Weib nicht ſterben können. Da wird denn nun der Melchior die Seele der Baſe aus dem Fegefeuer erretten; denn der paßt dazu. Der Hans wär' ihnen nun und nimmer ein Mönch geworden."

„O verblendete Menſchheit," ſeufzte Hilten. „Ich muß mit der Frau und dem Melchior reden. — Ich danke dir mein Kind für deine Mittheilung; vielleicht läßt ſich ein Menſch vom Verderben retten. Wie heißt du denn liebes Mädchen?"

„Magdalene, und Lenchen werde ich gerufen." Sie ſah ihn dabei ſcheu von der Seite an, und ihr geſchwätziger Mund verſtummte; denn ſie traten eben durch das Thor in den erſten Hofraum, und hier kam ihnen der Amtshauptmann entgegen, der das langſame Nahen des von ihm geſchätzten Mönchs ſchon einige Zeit aus ſeinem über dem Thore befindlichen hohen Gemache bemerkt hatte.

„Ihr ſeht mich vor Euch erſcheinen, Herr Ritter, wie den von ſeiner Tochter geleiteten blinden König Oedipus, der eine Ruheſtätte ſuchte, ein Plätzchen, wo er ſicher vor ſeinen Feinden ſterben konnte. Bin ich doch faſt in gleichem Falle. Auch ich werde überall gehaßt und verfolgt; Ihr ſeid mein einziger Freund. O könnte ich bei Euch ſterben, auf dieſer hohen ſonnigen Burg, den brechenden Blick auf die Berge und Wälder meines lieben Vaterlandes gerichtet, wie Oedipus in Kolonos ſtarb, im Haine der Eumeniden.“

„Nicht von allen ſeid Ihr gehaßt, Pater Johannes,“ entgegnete der Amtshauptmann. „Nur von den Mönchen, deren ſtinkenden Wandel Ihr unerſchrocken vor den Augen der Welt aufgedeckt. Ihr habt den faulen Gäuchen zu hart mitgeſpielt; das werden Euch die rachſüchtigen gemeinen Seelen nimmer vergeſſen." Mit dieſen Worten geleitete der Ritter den Kloſterbruder in den zweiten Hof auf den ſonnigen Altan, von wo aus man einer gar köſtlichen Ausſicht über die nahen und fernen Berge des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges, über die Stadt und viele Dörfer mit ihren prangenden Fluren, über das vom Fluſſe durchſchlängelte Thal und die duftige Ferne genoß. Ein Wink des Herrn belaſtete den Tiſch ſchnell mit einer blanken Zinnkanne voll des beſten Weines und zwei Bechern. Hilten nahm in einem Seſſel Platz und ließ das tiefliegende Auge mit großem Entzücken über die grünen Berghäupter hingleiten. Ihm däuchte als winkten ſie ihm Ruhe und Erquickung ins Herz. Das Mägdlein war, wie an ihn gebannt, ihm zur Seite geblieben, und ſah ihn fort und fort mit ihren großen Augen liebevoll an.

„Ich weis, Herr Ritter," begann hier Hilten, „daß ich Euch und nur Euch allein meine Freiheit verdanke, und ich bin gekommen Euch meine Dankbarkeit zu bezeigen; es iſt heute mein erſter Ausgang ſeit ich aus dem Kerker bin."

„Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß Ihr krank und ſchwach darnieder lagt." —

„Ich fühle in dieſem Augenblick erſt das ganze große Gewicht Eures großmüthigen Geſchenks. Ich darf in die Augen dieſer frommen Unſchuld ſehen und in die grünen Thäler, die ſich zwiſchen grünen Bergen aufthun. Ein grünbelaubter Berg und ein unſchuldig Kind ſind ſich nahe verwandt, und auch mein Herz, das mir aufgeht wie eine Blume in Luſt und Wonnegefühl, iſt beiden verwandt; es iſt halb grüner Berg, halb unſchuldig Kind. Ich möchte die Welt umarmen und ihr alles Böſe verzeihen um ihrer Schönheit willen, um Gottes Segen willen, der überall keimt und quillt als ein rechter Gnadenborn. O, daß die Menſchen ſich dieſer Gnade würdiger zeigen möchten!"

„Ihr habt Recht, Vater, die Mönch- und Pfaffenbrut verdirbt uns Gottes reichen Segen;" ſagte der Amtshauptmann ernſt. „Gäb es nur hundert von der Wahrheit erleuchtete und durchglühte Männer wie Ihr, Johannes Hilten, und wie Johannes Huß und Hieronymus Faulfiſch, die Rotte müßte ob ihres falſchen Spiels zittern und beben. Unter dem deutſchen Adelſtande und in der Bürgerſchaft gibt es helle Köpfe und brave Herzen genug, die Euch anhingen. Was aber kann ein einzelner Mann wie Ihr, mein Vater? Was vermag er auszurichten gegen die böſe Schaar? Seine Stimme verhallt im Wuthgeſchrei des gottloſen böswilligen Pfaffengeſchmeiſes! Sie würden ihn verbrennen wie ſie Huß verbrannt haben und Faulfiſch; denn ſie haben die Macht, und der Pabſt iſt ihr Freund und Lehnsherr und ſtreitet für ſie. Darum rathe ich Euch allen Ernſtes und wohlmeinenden Herzens, Vater Johannes, ertragt ruhig und geduldig das Unvermeidliche. Geſchweiget Euern Mund und unterdrückt in Euerm Herzen die Flamme des Zorns über die Greuelthaten, die Euer Auge mit anſehen muß. Bedenkt, daß Eine Schwalbe noch keinen Sommer macht.“

„O wer doch ſchweigen könnte,“ rief der Mönch, durch die Kraft des edeln Weins lebendiger geworden. „Aber ſo wie dieſe Bäume grün werden und dieſe Blumen blühen und duften müſſen, wenn der Frühling kommt, ſo wie dieſer Traubenſaft mich mit himmliſchen Gefühlen erfüllen muß, ſo muß ich reden, wenn mich der Geiſt Gottes erfaßt. Glaubt nicht, daß es eine kühle Tadelſucht ſei, die in mir wohne, oder eine thörichte Luſt, den ſündigen Glatzköpfen die Widerpart zu halten; was hätte ſolcher Trieb gemein mit den Bildern der Zukunft, die ſich in Weiheſtunden meinem in qualvollem Entzücken liegenden Geiſte enthüllen? Nein, der Geiſt Gottes kömmt über mich wie ein Sturmwind. Du höreſt ſein Brauſen wohl, weiſt aber nicht, von wannen er kommt, noch wohin er führt. Wie eine Flamme, die ein Haus ergreift und es in Aſche legt. Dann muß ich reden, wie es mir der Herr in den Mund legt, und ich kann die Worte nicht abwägen noch bedenken, welche Noth und Verderben mir dieſe Rede bringen werde, und wenn ich es bedächte, ich würde freudig des Herrn Willen erfüllen; denn ich bin nur ein Stein in ſeiner Schleuder.“

Und immer wärmer werdend fuhr er fort, während ſein Auge vom innern heiligſten Feuer der Seele zu leuchten und zu blitzen begann: „Glaubt mir, Ritter, es wird ihrer auch nicht hundert bedürfen, und nicht zehn, um das neue Werk der Wahrheit und des Lichts ſieghaft zu fördern gegen den alten Trug der Lüge und der Nacht. Ich ſag' Euch, ſo wahr der Herr lebet und meine Seele erfüllt: es wird ein einzelner Mann ſein, aus deſſen Munde wird ein Sturm hervorgehen, der die Rotte Korah niederwirft. Wie Chriſtus die Tiſche der Wechsler und Verkäufer umſtieß im Vorhofe des Tempels zu Jeruſalem, ſo wird er die Kaſten dieſer Ablaßkrämer und Indulgenzhändler zerſchlagen und die Sünder herausſtoßen. Er wird den Tempel des Herrn reinigen von allem Unflath der Pfäfferei und der päpſtlichen Gottloſigkeit. Wie der griechiſche Held Herkules den Fluß Alpheus in die Ställe des Königs Augias leitete, um ſie zu ſäubern vom alten verderblichen Miſte, ſo wird der Held, den ich im Geiſte bald kommen ſehe, den Fluß der Wahrheit, der aus ſeinem Munde ſtrömt, in die durch den Papſt und ſeine Geſellen verdorbene Kirche leiten und den ſtinkenden Miſt hinwegſchwemmen, den jene ſeit Jahrhunderten darin aufgehäuft. Und aus dem Wuſt der päpſtlichen Lehren und dem Haufen böſen Geſchwätzes und eitler Menſchenſatzungen wird er das reine Evangelium herausſchälen, wie einen Kern aus den Schaalen, und die wahre Lehre Chriſti wird ſich durch ſeine Kraft dem Volke enthüllen wie ein heller Stern aus Wolken, Nebel und Dunſt. Es iſt ein heiliges Geſicht an mich ergangen und es hat eine Stimme zu mir geredet. Ich habe ihn daher ſchreiten ſehen, den von Gott erkieſenen Helden, wie den Frühling, unter deſſen Ferſen die Erde wieder geboren und verjüngt wird und grünt und blüht, ſo daß man über der Freude daran ſchier des langen böſen Winters vergißt. So ſoll die Welt der Geiſter wieder geboren werden und junges Laub und Blüthen und Früchte treiben durch den Hauch ſeines Wortes nach Gottes Willen. Denn er iſt von Gott erſehen zum Befreien, nicht ich bin es. Ihm wird alles zum Glück gehen wie mir alles zum Unglück, und die Mönche und Pfaffen werden ihm nichts anhaben können, und wenn ihre giftgeſchwollenen Bäuche zerplatzten, mich aber werden ſie erwürgen. Ich bin nicht der Held, nicht der prächtige Blüthenbaum des Frühlings, der tauſendfältige Früchte tragen wird; ich bin nur das kleine einſame Schneeglöckchen, des Frühlings erſter Bote und Verkünder. Ringsum noch Schnee und Eis wird es nach kurzem Blühen von der noch zu wirkſamen Macht des ſchmelzenden Schnees dahin gerafft und vernichtet. Aber es hat geläutet und verkündet, daß der Befreier Frühling kommen werde. Und ſo weiſſag' ich von ihm, wie Johannes der Täufer in der Wüſte weiſſagte von dem Größern, vom wahrhaftigen Heiland, der nach ihm kommen werde. Und wie mich das Alles gottfreudig durchglüht, ſo weiß ich auch, daß er nicht lange ſäumen, ſondern bald kommen wird, und ihr könnt ihn noch erleben und ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, Herr Ritter; ich werde es nicht. Ja es iſt mir in dieſem Augenblicke, wo mein Auge entzückt über dieſe im Frühlingsſchmuck prangenden Berge und Thäler ſtreift, als müſſe der Held aus ihnen hervorgehen. O Thüringen, mein ſchönes Vaterland, du wirſt ihn erzeugen. Ich fühl' es, ich weiß es! Sei geſegnet, Land meiner Liebe! Geſegnet ihr Thäler, durch die er wandeln wird!“

Andächtig hörte der Ritter den Ergüſſen der prophetiſchen Begeiſterung des Mönchs zu, mit gefalteten Händen, ſelbſt erfaßt von einer dunkeln Ahnung, und Lenchen weinte helle Thränen. Der vorſchauende Geiſt des neuen Jahrhunderts wandelte über ihren Häuptern hin und berührte ihre Stirnen mit dem leiſen Schlage ſeiner Flügel.

Einige Tage ſpäter erhielt die Familie des Drechslermeiſters Reinhardt einen ſehr angenehmen und hochgehaltenen Beſuch. Es war die wohlhabende Wittwe des verſtorbenen Rathsſchöſſers Konrad Cottas, Frau Urſula, eine gar edle und fromme Frau, welche Lenchen über das Taufbecken gehalten hatte, und derſelben ihre beſondere Liebe ſchenkte. Alle hohen Feſttage und zu Jahrmarktszeiten durfte das Mädchen ſie beſuchen, und wurde dann jedesmal von der Frau Pathe anſtändig beſchenkt. So gönnte Frau Urſula dem Hauſe des Drechslers auch alle Monate einen Beſuch. Heute ſchien ſie eine beſondere Veranlaſſung herbeigeführt zu haben. Dies beſtätigte ſich bald aus ihrer Rede.

„Ihr wißt, Meiſter," ſprach ſie zu dem Drechsler, „von dem Schüler Martin, den ich um Gotteswillen zu mir ins Haus genommen habe."

„Ach den Sänger mit der hellen Engelsſtimme!" ſagte die Meiſtersfrau. „Als er noch mit den andern Currentknaben vor den Thüren ſang, hört' ich ihn am liebſten, und ſeinetwillen reichte ich dem Präfect jedesmal zwei Heller mehr."

„So hat auch mir ſein frommer Geſang das Herz gerührt," fuhr Frau Cotta fort, „und weil er ganz armer aber rechtſchaffener Leute Kind iſt, die weit von hier wohnen und ihm nichts zur Leibes Nahrung und Nothdurft darreichen können, ſo hab ich ihn ins Haus und an meinen Tiſch genommen, und bereue ſolches keineswegs; denn er iſt gar ein lieber frommer Geſell, geſprächig und verſtändig, dabei ſittſam und beſcheiden, kein Maulhänger und trübſeliger Wicht, aber auch kein vorlauter Schwätzer und maulfertiger Burſche; alles recht an ihm, wie ich es an der Jugend leiden mag. Die frommen Väter, die an der Barfüßerſchule das Lehramt beſorgen, loben ihn auch gar ſehr wegen ſeines Fleißes und guten Kopfes, und vorzüglich iſt der Pater Trebonius, der Rector der Schule, gar wohl mit ihm zufrieden, weil er von allen Schülern die beſten Fortſchritte in der Grammatik, Rhetorik und Poeterei gemacht. Nun gedenket mein Martin zwar in dieſem Jahre noch gen Erfurt auf die Univerſität zu ziehen und die Rechtsgelahrtheit zu ſtudiren, wie ſeines Vaters Wunſch und Willen iſt, aber er hat ſich den Gedanken gefaßt, und ich billige denſelben ſehr, er möchte etwas, theils zu Luſt und Vergnügen, theils auch, weil es ihm bei ſeiner Armuth vielleicht dienlich und förderlich ſein könnte, von der Drechslerei begreifen, wozu es ihn ganz abſonderlich zieht. Er hat mir deshalb angelegen, da er weis, daß wir zuſammen Gevatterleute ſind, ich möchte doch mit Euch ſprechen und Euch bitten, Meiſter, ob Ihr ihm nicht erlauben wolltet, Euch dann und wann zu beſuchen, wenn er ſich von den Studien ausruht, Euch bei der Arbeit zuzuſehen und ſelbſt beizuſpringen. Ich werde es Euch als einen Liebesdienſt anrechnen, den Ihr mir ſelbſt erwieſen."

Der Meiſter ſagte freudig zu und die andern Glieder ſeiner Familie ſtimmten eben ſo freudig bei, der Frau Gevatterin eine Gefälligkeit erzeigen zu können. Und ſo erſchien denn ſchon am folgenden Tage der ſchmucke Martin im Hauſe des Drechslers, von allen Gliedern deſſelben herzlich willkommen geheißen. Er ſtellte ſich ſo gelehrig an, war ſo willig, ſo freundlich, ſo geſprächig, daß er in kurzer Zeit ſich dort alle Herzen gewann. Gern unterhielt er ſich mit dem Meiſter, und alle horchten mit Wohlgefallen ſeiner verſtändigen Rede, aber am meiſten hingen doch Lenchens Blicke an ſeinem Munde.

Den Bitten des Mädchens nachgebend, brachte Martin zuweilen Abends auch die Laute mit, die ihm Frau Cotta geſchenkt, und die er gar fertig zu ſpielen ganz für ſich gelernt hatte, und ſang im Kreiſe der kleinen Familie, in der er ſobald heimiſch geworden war, mit Begleitung des Inſtruments ein frohes herzerhebendes Lied. Dann ſaß ihm wohl Lenchen zur Seite, und betrachtete, ohne es ſelbſt zu wiſſen, des Jünglings edles, ſchönes, freudeſtrahlendes Geſicht und das große Auge, das vom Geiſte der Muſik durchglüht noch ſchöner leuchtete. Es war ihr dann faſt unangenehm, wenn **Hans Gellbach**, ihr Verlobter, aus dem Ritter St. Görg dazu kam, ihr einen ehrbaren Beſuch zu machen. Zuweilen kam auch **Melchior**, **Hanſens** Bruder, mit **Martin**, meiſt um ſelbander zu ſingen, und dann konnte **Lenchen** kein Ende finden, den Vater **Johannes Hilten** zu loben und ſeine Prophezeihungen, die ſie mit angehört, zu wiederholen; daran knüpfte ſich dann jedesmal eine eindringliche Ermahnung an **Melchior**, die dem unſchuldigen Mädchen recht naiv ſtand, doch ja kein Mönch, ſondern ein Herbergswirth im Ritter St. Görg zu werden, wie ſein Vater.

Melchior gab ſelten eine Antwort darauf, und wenn er eine gab, war es die, die Sache habe ja noch Zeit. In Jahr und Tag könne man ſich vielmal entſchließen. Damit war freilich dem armen Kinde nicht geholfen, das ſelbſt nicht wußte was ihm fehlte.

Johannes Hilten hatte Wort gehalten. Er war wieder in der Herberge zum Ritter St. Görg erſchienen, wie vor ſeiner Gefangenſchaft, unbekümmert um die ſcheelen Blicke der Hausfrau, nicht achtend des Kreuzes, das ſie, unverſchämt genug, ſchier ihm gegenüber vor ihm ſchlug, wie vor dem böſen Feinde ſelbſt, ſo bitterweh es ihm auch that; er gedachte ja ein gutes Werk zu vollbringen, einzig und allein zum Nutzen und Frommen des Hauſes, in das er trat, und der Menſchheit, nicht zu ſeinem Beſten; er dachte niemals an ſich; und ſo ertrug er die Schmach geduldig — ein himmliſcher Dulder! Durch Güte, Liebe, Weisheit, Menſchlichkeit wollte er die Frau für ſich gewinnen oder vielmehr für ſie ſelbſt, für ihr Haus, ihr Heil und ihren Troſt, und für ihres Mannes und ihres andern Sohnes und ihrer Enkel und Urenkel; er wollte ihr einen Sohn erhalten und der Welt einen Menſchen, und voll heiligen Eifers ſeines Berufs überſah und ertrug er alle Unbill. Sein frommes gottvolles Herz glaubte mit den Waffen des Lichts und der Liebe die finſtern Mächte des Fanatismus beſiegen zu können. Anfangs ſprach er nicht von Melchior und deſſen thörichter Beſtimmung; ſein Mund floß über von frommen ſchönen Lehren und Ermahnungen, heiligen Bildern und Erzählungen, wie eine Quelle überſtrömt von ſüßem Waſſer, in der des Himmels Blau und Sonne, Mond und Sterne gleichſam noch einmal emporquellen und mit überfließen und hinabgeſchlürft werden in die labungbedürftige Menſchenbruſt. Dann als er lange vom ächten Evangelium geſprochen und wie man Gott dienen müſſe, ſtill und rein, und ihn verehren müſſe im Geiſt und in der Wahrheit, dann ſprach er im grellen Gegenſatz erſt von der verruchten ſündhaften und gottloſen Wirthſchaft der Mönche in den Klöſtern, und obgleich Frau Grete, zeither unwillkührlich gefeſſelt von der überzeugenden Macht der Wahrheit in ſeinen Worten und ſtill lauſchend, nun plötzlich ein ſaures Geſicht machte, wohl merkend, wo das hinaus wollte, ſo ließ ſich der fromme Pater dadurch doch nicht irren, ſondern fuhr mit erhobener Stimme fort: „Die Klöſter waren im Anfang wahre Feuerheerde der Andacht und Frömmigkeit, wohin jeder, dem's noth that, ſein loderndes Herz trug, ſie waren Freiſtätten der Künſte und Wiſſenſchaften, und der Fleiß beſeelte alle Mönche; denn der Fleiß iſt auch ein Gottesdienſt, und zwar der beſte. Es ging alles fein ſäuberlich und ordentlich zu; Stolz, Hochmuth und alle Sünde blieben fern. Es war ein Leben im Kloſter wie im Himmel. Das wurmte den alten Erbfeind. Und er trat zu einem Heiligen und ſprach: Was hilft die Frömmigkeit der Mönche? Sie haben ja keine Verſuchung. Und Frömmigkeit ohne Prüfung hat keinen Werth vor dem, der über mir iſt. Um ein Heiliger zu werden, muß man die Verſuchung überſtanden und abgeſchlagen haben. Stelle doch das dem Herrn vor. Ich verlange meinen Fuß gar nicht in ein Kloſter zu ſetzen; er ſoll mir nur erlauben, ein kleines Weſen, das am päpſtlichen Hofe zu Rom geboren worden, und gar nicht einmal mein Kind iſt, das am heiligen Stuhl im großen Ueberfluß und auffallender Vielfältigkeit lebt, nur in ganz kleiner Portion in die Klöſter zu vertheilen. Es iſt der Probe wegen, damit man ſehe, wie die Mönche die kleinſte Verſuchung beſtehen. Und was auf St. Petri Stuhl zu viel iſt, davon kann doch ein klein wenig nicht in den Klöſtern ſchaden. Der Grund war triftig, der Teufel erhielt Erlaubniß und er brachte die Langeweile in die Klöſter, ein Weſen, das freilich an den Höfen der Fürſten, der geiſtlichen und weltlichen, zuerſt entdeckt worden iſt. Das vornehme Weſen machte ſich's bequem in den Zellen. Die Mönche fingen an zu gähnen und ſich zu dehnen, legten ihre Bücher bei Seite, und ſahen ſie endlich gar nicht mehr an, ſo daß dicker Staub darauf laſtete. Das wurde ſchlimmer von Geſchlecht zu Geſchlecht; die Jungen ergaben ſich dem Müßiggang, die Alten tadeltens nicht und machtens nicht beſſer. Müßiggang iſt aber des Teufels Ruhebank und aller Laſter Anfang. Und wo einmal ſeine Ruhebank ſteht, da iſt er auch bald ſelbſt, um ſich darauf zu legen. Die Mönche verfielen auf allerlei Büberei und Schelmenſtücklein, wurden immer unwiſſender und dümmer, immer böſer und ſchlechter; ein Laſter ums andere zog ins Kloſter; denn die Langeweile öffnete ihnen die Pforte. Bald ſaß der Teufel mitten im Chore und Refectorium, und hatte Kutte und Roſenkranz wie die Andern, und alle nannten ihn Bruder und lernten gern von ihm, was ihrem Herzen eine Freude war, und trieben alle Schandthat mit ihm. Da das der himmliſche Vater ſah, gab er die Klöſter ganz auf und überließ ſie dem Teufel; ſie waren ohne dieß ſchon ſein, und ſeit der Zeit ſind ſie der Pfuhl aller Schlechtigkeit, die Vorſchule der Hölle, worin die Seelen verdorben und zubereitet werden, bis ſie tüchtig ſind zur Speiſe des Teufels. — Wollt ihr nun Euer Kind dem Vater alles Böſen durchaus in den Rachen ſchieben, und ſeine Seele zeitlich und ewiglich verderben, ſo laßt ihn einen Mönch werden. Aber ſo arg werdet und könnt ihr nicht mit einem Menſchen thun, den Euch Gott geſchenkt und anvertraut hat; darum laßt ihn einen Schenkwirth und Herbergsvater werden, und ihn ſein Brod redlich verdienen, wie Ihr auch gethan. Es werden bald Zeiten kommen, wo viel Herrn und Leute die Straße hin- und herziehen, und viel Verkehr wird erwachen unter den Völkern. Denn die Nacht vergeht und der Tag bricht an, und im Sonnenlicht wird großer Markt gehalten werden hier und dort und überall, und der Herr wird ſeine Boten ſenden, daß ſie die ächte Waare ſondern von der ſchlechten und wieder zu Ehren bringen, die ſchlechte aber ins Feuer werfen. Da wird dann ein guter Herbergswirth noth thun überall, und Euer Sohn wird im Ritter St. Görg dem lieben Gotte viel beſſer dienen, als im Barfüßerkloſter; denn in des Teufels Spelunke dient er Gott gar nicht, ſondern eben nur dem Teufel.“

„Der Junge ſoll mir kein Mönch werden!“ rief Heinz Hellbach, der Wirth, ſchlug mit geballter Fauſt auf den Tiſch und trank ein Maaß Wein in einem Zuge aus. „Ich danke Euch frommer Vater! Ihr habt mir ein Licht aufgeſteckt. Ich bin Herr im Hauſe. Der Junge iſt zwar ſtinkfaul, und paßte deshalb am beſten zu einem Mönche, aber als Schenkwirth braucht er ſich auch nicht im Leibe zu zerreißen, und wir wollen ſeine Seele nicht dem Gott-ſei-bei-uns überliefern. Als Schenkwirth iſt's ſo ſchlimm nicht. Der Junge ſoll mir kein Mönch werden.“ Und er ſchlug noch einmal auf den Tiſch, und trank noch ein Maaß Wein aus.

Die Frau ſaß dabei und ſagte nichts; ſie wußte auch nicht, was ſie ſagen ſollte; denn ihre Seele ſchwankte hin und her wie ein Rohr. Was Hilten geſprochen klang wahrſcheinlich, und doch war ſie von Jugend auf gewöhnt, die Klöſter als Himmelspforten zu betrachten, und die Mönche als fromme Leute, die ſchon mit einem Beine im Himmel ſtänden, und denen der liebe Gott, eben weil ſie ſeine liebſten Söhne, manches durch die Finger ſehe. Ihre verſtorbene Baſe hatte auch viel auf die Mönche gehalten, und ſie hatte der Sterbenden mit Hand und Mund geloben müſſen, daß der Melchior ein Mönch werde, um ſie aus dem Fegfeuer zu beten. Wenn er nun ein Schenkwirth würde, ſo müßte die Seele der Baſe gar in die Hölle; denn daß die Schenkwirthe nicht beten, ſah ſie an ihrem Manne. Solche Gedanken quälten ihre Seele, aber ſie behielt alles für ſich und verrieth nichts, und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath.

Und ſo geſchah es auch. Der faule Melchior hatte kaum vernommen, was hinſichtlich ſeiner vorgegangen war, als er ſich ganz ungeberdig ſtellte. Seines Vaters Weinfäſſer und Schweinsbraten gefielen ihm zwar, aber Zechgäſten und der Einkehr aufwarten, war ihm ein Gräuel; denn er war nicht nur faul, ſondern auch ſtolz, und wenn er daran dachte, daß er einſt als Wirth für andern Wein und für die Braten ſelbſt ſorgen müßte, dachte er vor Verdruß aus der Haut zu fahren. Auch ſchmeckte der Kloſterwein beſſer, und in die Fleiſchtöpfe und Bratpfannen der Barfüßer hatte er auch geguckt und begriffen, daß da keiner zu ſorgen brauchte. Zu den Frauen und Nonnen hatte er ſie auch ſchleichen ſehen, und wußte recht gut, daß ihnen kein Schloß verſchloſſen blieb.

Er wich daher dem Vater Johannes mit tückiſchen Blicken aus, und hielt ihm nicht Stand, vielmehr war er öfter im Kloſter und um die Mönche herum als früher, und achtete ſeines Vaters nicht; der aber achtete ſeiner auch nicht. Und ſo ging alles den alten Gang, bis eines Nachts Melchior in ſeiner Schlafkammer rumorte, als wenn er toll geworden wäre, und am andern Morgen in aller Frühe ſeiner Mutter mit hochrothem Geſicht und hervorſpringenden Augen erzählte, in dieſer Nacht ſei ihm die verſtorbene Baſe erſchienen, und habe ihm mit ewiger Verdammniß gedroht, wenn er kein Mönch würde und ſie erlöſete, ihm auch geſagt, der Vater Johannes Hilten ſei Niemand anders als ein Spiesgeſelle des Teufels, der ihn vom gottſeligen Werke abziehen und ins Verderben verlocken wolle.

Frau Grete erſchrack ſehr und ſprach tröſtend: „Laß mich nur machen.“ Als nun einige Zeit darauf ihr Mann auf ein paar Tage in Geſchäften verreiſete, erſchien die Baſe auch ihr um Mitternacht und wiederholte ihre Drohungen, ſo daß die Wirthsfrau vor Angſt und Schrecken faſt umkam.

Am andern Morgen ſagte ſie zu Melchior: „du ſollſt ein Mönch werden und koſtete es mir das Leben. Ich will mit deinem Vater ſchon fertig werden.“

Von dieſem Tag an war Melchior gegen den Pater Johannes ſehr freundlich, hörte deſſen Ermahnungen geduldig an, und ſtellte ſich als ob er von des Ermahners Meinungen überzeugt und entſchloſſen ſei, ein Schenkwirth zu werden. Der arme Mann empfand darüber große Freude, verdoppelte ſeinen Eifer und achtete es nicht, wenn der Prior zuweilen warnend zu ihm ſprach: „Johannes, du ſpannſt meine Langmuth auf die Folterbank. Du gehſt wieder deine alten böſen Wege, und ſchlägſt freventlich deiner Mutter ins Angeſicht. Hüte dich, und denke an Kerker und Ketten!“

Martin ſaß, die Laute im Arm, Lenchen gegenüber, in Meiſter Reinhardt's hohem Berggarten, vom Abendroth leis angepurpurt wie von einem Verklärungshauche. Die Stadt und die Thäler unten lagen ſchon eingeſponnen in die freundlichen duftigen Netze des Abends, in welche leiſe und leiſer dichtere Faden eingeſchoſſen wurden. Die Erde hatte ihre Arbeit vollbracht und war müde von der Laſt des Auguſttags. Der flammende Abendhimmel prägte ſein Gold aus, und warf es der ermüdeten Welt als reichen Taglohn zu, und die Berge empfingen es als Schatzmeiſter der Erde, aber treuloſe Beamte behielten ſie, die wenig gearbeitet, das Beſte für ſich, und fertigten ſich Kronen und Schmuck von dem Golde für ihre Häupter, und zierten ſich noch lange prahleriſch damit, bis die rächende Nacht kam, ihnen den unredlich erworbenen Tand wieder zu entreißen.

Martin hatte geſpielt und geſungen, **Lenchen** ihn mit ihrem zarten Silberſtimmchen begleitet, Gefühle dunkler Sehnſucht waren in Beider Seelen erwacht, in **Lenchens** Wimper hatte ſich unwillkührlich eine Thräne gedrängt, und **Martins** trunkenes Auge ruhete auf der Stadt und der Umgegend.

„Es iſt doch recht ſchön hier,“ ſagte er endlich aus voller Bruſt heraus, „und Eiſenach mir eine gar liebe Stadt. Es thut mir herzlich leid, daß ich nun bald ſcheiden muß.“

Da brach **Lenchen** in helle Thränen aus und ſchluchzte laut. **Martin** ſah ſie halb verwundert, halb mitleidig an; dann, als ſie ſchwieg, fuhr er fort: „Ja, Thüringen iſt ein wunderbar ſchönes und geſegnetes Land, und ich hab' es ſehr lieb gewonnen in den vier Jahren, die ich hier weile, vorzüglich aber Eiſenach, das ich wie meine Vaterſtadt betrachte. Eigentlich kann ich mich ja auch mit vollem Rechte einen Thüringer und einen Sohn dieſer ſchönen grünen Berge nennen, deren Anblick mir jedesmal eine ſüße Sehnſucht im Herzen hervorruft."

„Ihr ein Thüringer?" fragte Lenchen. „Ihr ſeid ja doch aus Mansfeld."

„Ei könnt ich Euch doch darauf erwiedern, daß ſowohl Mansfeld, wo meine Eltern wohnen, als Eisleben, wo ich geboren wurde, gar wohl zu Thüringen gehören und ſtets dazu gezählt worden ſind. Aber ich bin ja dieſen Bergen entſproſſen. Ich hab Euch ſchon erzählt, liebe Jungfrau, daß mein Vater ein armer Bergmann iſt. Nun ſeht, er ſtammt von Möhra, drei Stunden von hier über den Bergen gelegen. Dort leben noch ſeine Mutter, mein lieb Großmütterlein, Brüder und Verwandte, die ich, ſeit ich hier bin, jährlich ein paarmal beſucht habe. Meine Mutter aber iſt von Eiſenach gebürtig, und war die Tochter eines Zieglers, deſſen Ziegelhütte vor unſerer lieben Frauen Thor lag. Sie hat auch noch Verwandte hier, aber ſie ſind alle ſehr arm und nähren ſich von ihrer Hände Arbeit. Ich habe mit Euerm Vater in der Werkſtatt ſchon mehrmals darüber geſprochen, und ihm erzählt, wie ich hierher gekommen bin. Mein Vater hatte eines Tags einen böſen Nachbar, der ſeine Pferde oft in unſerm Grasgarten gehütet, und dem er ſolches ſchon mehrmals ernſtlich unterſagt, als es nun dennoch wieder vorkam, mit deſſen eigenen Zäumen übel traktirt, daß der Menſch ſehr krank darniederlag, und mein Vater gleich Unheil erwartete, wenn er ſtürbe, und wenn er ſich wieder aufmache. Dazu kam, daß es mit der Nahrung nicht recht fort wollte, indem der Bergleute in Möhra und der Gegend zu viel, der Gewerke und guten Eiſengruben aber zu wenig waren. Nun betrieb der Graf von Mansfeld damals den Bergbau eifrig in ſeinem Lande, ließ eine Grube um die andere aufthun, und nahm alle Bergleute auf, die Arbeit bei ihm ſuchten. Da machte ſich denn mein Vater mit ſeiner jungen Frau auf die Reiſe und zog nach Eisleben. Der lange Weg wurde ihr ſauer, denn ſie war kaum einige

Wochen dort, als ich zur Welt kam. Hernach zogen ſie von Eisleben gen Mansfeld, weil's mein Vater dort bequemer hatte und die Arbeit in der Nähe war. Dort ging ich zur Schule, und mein Vater wünſchte früh, daß ich ein Advokat und Rechtskundiger werden möchte, um beim Bergbau zu dienen. Als ich nun dreizehn Jahr alt geweſen und in die Zahl der Chriſten aufgenommen worden war, brachte mich mein Vater auf die Kloſterſchule nach Magdeburg, die war uns die nächſte. Und da bin ich denn Jahr und Tag vor den Thüren gewandelt im Currentchor, und habe den Brotreigen geſungen und mir mein ſchmales Stückchen Brod erbeten um Gotteswillen. Aber es ging mir gar ſchlimm, und ich mußte als junges Blut viel Hunger und Kummer leiden, ſo daß ich ernſtlich daran dachte ein Bergmann zu werden. Denn mein Vater konnte mir nichts geben, er ſaß nicht im Vortheil, mußte als Fremder die ſauerſte und ſchlechteſt lohnende Arbeit thun, und der Kinder waren mehr gekommen, ſo daß das Haus voll war. Mein Vater ſah meine Noth und wollte noch Eins verſuchen. Er wußte, daß in Eiſenach die Barfüßer auch eine gute Schule unterhielten; denn er war ſonſt oft und viel hier geweſen, und dachte dabei an die Verwandten meiner Mutter, ob ſie mich nicht in etwas unterſtützen könnten, ließ ſich auch den weiten Weg nicht verdrießen, wanderte hierher und fragte an. Das verſprachen ihm denn Muhmen und Vettern, und vorzüglich meine Baſe Lindemannin, die Ihr gekannt habt. Nun brachte er mich hierher, meine Baſe nahm mich auf, ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre, die Andern waren auch nicht bei Mitteln für mich armen Knaben etwas zu thun, und ſo ging mir's denn wieder ſo ſchlecht wie in Magdeburg. Ich ſang fleißig vor den Thüren um's liebe Brod, und die Paters warfen mir manchen Brocken zu, bis Gott das Herz Eurer Frau Pathe lenkte, daß ſie mich ins Haus und an den Tiſch nahm. Seitdem iſt mir's gar wohl ergangen, ſo daß mir das Scheiden ſauer ankömmt; denn ich weis nun wiederum nicht, wie ich mich in Erfurt auf der hohen Schule durchbringen ſoll.“

„So bleibt doch lieber hier in Eiſenach, das Euch ſo lieb geworden iſt,“ bat das Mädchen mit einem ſeelenvollen Blick auf den trübgeſtimmten Jüngling, auf deſſen Scheitel das Abendroth eben auch den letzten Blick warf, ſo daß ſie ordentlich erſchrack, daß er ſo ſchön und herzlieb ausſah.

„Was ſoll ich ferner hier?“ fragte er unbefangen. „Mein Schulcurſus iſt beendet, ich muß nun an die Jura denken. Die kann ich hier nicht ſtudiren und muß darum nach Erfurt auf die Univerſität.“

Lenchen weinte wieder, doch ſuchte ſie ihm ihre Thränen zu verbergen, und ſprach mit gepreßtem Herzen: „Es ließe ſich ja wohl etwas anders auffinden, daß ihr hier ohne Kummer und Noth leben könntet, und nicht in neues Elend nach Erfurt zu wandern brauchtet.“

Er ſah ſie an und verſtand ſie nicht. —

Denſelben Abend lief Magdalena noch zu ihrer

Frau Pathe; ſie wußte daß Martin nicht zu Hauſe war. Frau Urſula wunderte ſich über den ungewöhnlichen Beſuch und ſah es dem ſchönen Kinde am hochrothen Geſichte, am fliegenden Buſen und der unverkennbaren Befangenheit an, daß ſie etwas auf dem Herzen habe, und ſie kam ihr deshalb mit einer freundlichen Frage auf halbem Wege entgegen.

„Ach, Frau Pathe,“ ſtammelte Lenchen und mußte mit Gewalt das Weinen unterdrücken,“ der Martin will nun bald fort nach Erfurt, und es wird ihm dort wieder eben ſo ſchlimm ergehen wie's ihm hier ergangen iſt, ehe Ihr ihn zu Euch genommen. Wäre es denn nicht beſſer, er bliebe hier in Eiſenach?“

„Aber was ſoll er hier, mein Kind?“ gegenfragte Frau Cotta mit einem forſchenden Blick auf Lenchens erglühendes Geſicht. „Hier kann er doch nicht die Rechte erlernen?“

„Iſt denn das auch nöthig, Frau Pathe?“ Warum mit Noth und Sorgen die Rechte lernen, wenn man's beſſer haben kann? Der Martin zeigt ſo viel Geſchick zum Drechſeln, *) daß mein Vater oft ſeine Freude an ihm hat und ſagt, er drechsle ſchon beſſer als mancher Geſelle. Wie wenn er nun ein Drechsler würde? Mein Vater, der ihn ohnedies ſo ſehr liebt, würde ihn gleich in's Haus nehmen, ihm bald den Lehrbrief ausſtellen, ihm als Geſellen Wohnung, Koſt und Lohn geben, und —"

Lenchen ſtockte, als wenn ſie ſich auf der That ertappt hätte, ein Geheimniß zu verrathen.

„Und?" fragte die Pathe ſcharf. Lenchen glühte wie eine Purpurroſe und ſenkte verſchämt das Auge. Es war ein Glück für ſie, daß es ſchon dunkelte; ſie hätte den Blick der Pathe nicht ertragen. War es ihr doch ohnedies ſchon, als ging ihr derſelbe durch Herz und Nieren. Die Pathe drohete mit dem Finger, Lenchen mochte vom Stuhle ſinken; ſie ſah ſich durchſchaut.

---

*) Siehe Anmerkung I.

„Der Wunſch und das Verlangen ein Drechsler zu werden und das Andre, was du im Sinne haſt,“ ſagte Frau Cotta ernſt und verweiſend, „müßte doch wohl von Martin ausgehen. Aber er iſt zu etwas beſſerem beſtimmt, und Hans Hellbach dein Verlobter.“ — Damit brach ſie kurz ab und Lenchen zitterte. Der ſchimmernde Bau aller Lebenshoffnungen, den ſie bunt und zierlich mit lächelnder Geſchäftigkeit aufgebaut hatte, brach plötzlich über ihr zuſammen und drohte ſie unter ſeinen Trümmern zu begraben.

Sie ging fort und weinte, und weinte die ganze Nacht. Am andern Morgen kam aber doch die Hoffnung wieder und tröſtete ſie, und ſie bedachte und überlegte dies und das in ihrem kleinen Köpfchen, und hatte ſich bald wieder ein Plänchen zuſammen gezimmert. So troſtesfroh iſt die Jugend, ſo ſchnell treibt ihr Frühling neue Sproſſen, wenn ein böſer Froſt die erſten verderbt. Sie iſt wie die bunte Schlange, die ſchnell wieder wächſt, wenn der Streich, der ihr einen Theil abriß, nur nicht die edelſten Theile verletzte.

„Ich will ihn ſelbſt fragen,“ flüſterte ſie hoffnungsſelig vor ſich hin, „was war ich auch ſo albern, die ſtrenge Frau Pathe zu fragen!“

Und als Martin einige Tage ſpäter im Berggarten Abends ihr wieder gegenüber ſaß und ſang, trieb eine innere Unruhe das Mädchen hin und her. Sie ſtand auf, ſetzte ſich wieder, rutſchte, blickte ihn an, ſeufzte und hörte nicht auf das ſchöne Lied. Endlich platzte ſie wie unwillig, keine ſchickliche Gelegenheit finden zu können, heraus: „Ich muß Euch um einen guten Rath bitten, Martin, und habe großes Vertrauen in Euern Verſtand und guten Willen.“

„Ich dien' Euch von Herzen gern, liebes Lenchen.“

„Rathet mir als Freund, ſoll ich des Hans Hellbach Ehefrau werden oder nicht?“

Der Schüler ſah ſie verwundert an und ſagte dann: „Seid Ihr doch deſſen Verlobte, und er iſt ein braver Burſche und liebt Euch, wie nicht zu verkennen iſt, von Herzen. Hat Euch denn das Verlöbniß mit ihm gereut?“

„Es ſoll ganz allein auf Euch ankommen, Martin. Rathet Ihr, daß ich mich ihm nicht zur Ehe geben ſoll, ſo wird alle Lebtage nichts daraus. Wollt Ihr aber,“ fuhr ſie mit gedämpftem Tone fort, „daß ich des Hans Weib werden ſoll, ſo —“ ſie konnte nicht weiter reden.

„Liebes Lenchen, ſo rath ich Euch zum Beſten, daß Ihr den Hans heirathet. Er iſt ein hübſcher, ſchmucker und fleißiger Burſch und würde ſehr unglücklich ſein, wolltet Ihr ihm einen Korb geben. Auch ſeh ich deſſen gar keinen Grund und Urſache. Ihr werdet eine angeſehene Bürgersfrau und kommt in eine gute reiche Wirthſchaft; denn der Melchior wird doch ein Mönch und des Paters Hilten Ermahnungen fruchten nichts bei ihm. Alſo heirathet den Hans nur in Gottes Namen.“

Lenchen hatte ſich das Geſicht verhüllt. Jetzt brach Sie weinend los: „Sagt Ihr das? Sagt Ihr das!" Und plötzlich den kleinen Kopf trotzig in den Nacken werfend und den Schmerz verbeißend, der Ihr das Herz abzufreſſen drohte, rief Sie heftig: „Wohlan ich will den Hans nehmen! Lebt wohl, ich werde des Hans Frau!" Und ehe er ſich's verſah, war ſie ſeinen Blicken entſchwunden und ließ ſich nicht mehr ſehen. Höchlichſt verwundert über dies ſeltſame Benehmen, das ihm ganz unbegreiflich war, ſchlich Martin nach Hauſe. Er war im Herzen über das Leid des Mädchens betrübt, und konnte ſich doch nicht vorwerfen, ſie mit irgend etwas gekränkt zu haben.

Er kam noch einigemal in Meiſter Reinhardt's Haus, aber Lenchen ſah er nicht. Einſt bemerkte er, wie ſie vor ihm floh; das ſchnitt ihm ins Herz. Er ſah freilich die Thränen nicht, die ihr ins Auge traten, und fühlte nicht, wie ihr ſein Anblick die Bruſt zuſammen preßte. Die paar Wochen verſtrichen ſchnell, und der Abſchiedstag kam für den armen Martin heran. Es war ihm recht wehmüthig zu Sinne. Bei ſeinen Lehrern hatte er ſich ſchon pflichtſchuldigſt bedankt, und hatte ihre guten Zeugniſſe empfangen, nun trat er in Meiſter Reinhardt's, des Drechslers Haus. Der Meiſter drückte ihm gerührt die Hand und wollte nichts von dem Dank wiſſen, die Hausfrau beſchenkte ihn nach Kräften; aber Lenchen war wieder nicht da. Martin wagte nach ihr zu fragen.

„Sie erläßt Euch den Abſchied,“ ſagte ihre Mutter, „und läßt Euch ein Lebewohl und glückliche Reiſe durch mich wünſchen. Sie hat mit ihrer Hochzeit zu thun, die dieſen Herbſt noch ſein wird.“

Martin fühlte ſich tief gekränkt, ob dieſer unverdienten, ihm räthſelhaften Behandlung, doch verbiß er ſeinen Schmerz und brach auf. Nun war er noch einen Abſchiedsbeſuch ſchuldig, zu dem ihn ſein Herz mächtig trieb. Zum Pater Hilten. Sein frommes Gemüth verlangte nach dem Segen dieſes Mannes. Die in der Sylveſternacht vernommenen

Worte des Propheten ſtanden ihm wie mit Flammenzügen in der Seele, und ein dunkles Gefühl ſagte ihm, der Segen des verſchrieenen Mönchs könne ihm von großem Nutzen ſein. Es war unterdeſſen Abend geworden, und bei Tage hätte er ſich ohnedies nicht in **Hiltens** Zelle gewagt, aus Furcht vor den übrigen Mönchen. Die Thüre ſtand zum Viertheil auf. **Martin** hörte eine weinende weibliche Stimme, verſtand aber ihre Worte nicht, worauf der Mönch mit Salbung antwortete: „Thue deine Pflicht meine Tochter, und ſei ſtandhaft, wie ich dir oft ſchon gerathen, und der Herr wird deinem armen gequälten Herzen Ruhe und Frieden ſchenken. Denn er hat gar einen kühlen Bronnen, womit er unſere heißen Wünſche und wilden Beſtrebungen tränkt. Und was erſt Schmerz war, wird dann Labſal. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, wo du dich freuen wirſt über den Sieg über dich ſelbſt, der dir jetzt ſo ſchwer fällt. Der Herr ſegne dich, mein Kind! Ich werde dir mit Troſt und Rath beiſtehen bis zu meiner letzten Stunde.“

Jetzt trat Martin hinein; ein kniendes Weib erhob ſich. Sie hatte ihn aber kaum erblickt und beim düſtern Schein des Lämpchens erkannt, als ſie mit einem Schrei davon floh. Martin ſtand wie in den Boden gewurzelt, und kam erſt wieder zur vollen Beſinnung, als ihn der Vater liebevoll bei der Hand faßte.

„War das nicht des Drechslermeiſter Reinhardt's Tochter?“ fragte der Schüler kleinlaut.

„Sie war's mein Sohn. Dies gute Kind iſt für mich ein Engel geworden. Mich, den die Mönche und viel andre Leute fliehen, als ſei ich peſtkrank, hat ſie in meiner Einſamkeit oft erfreut und iſt mein Freund geworden, mein einziger; denn ich habe keinen weiter. Ihr frommer Kindesſinn hat mich gelabt wie eine Gottesquelle. Denn der Herr redet durch den reinen Mund der Unmündigen und Schwachen. Den Kindern iſt das Himmelreich noch. Die blühenden Gärten des Paradieſes ſtehen ihnen noch auf, und ſie wandeln unbefangen darin. Lenchen iſt noch ein frommes Kind. Die Falſchheit der Welt hat die reine Spiegelfläche ihrer Seele noch nicht getrübt. Sie iſt mir gar lieb und werth, meine einzige Freude auf der Welt.“

„Ach ja, ſie iſt eine holde Jungfrau und gute Tochter,“ bemerkte Martin, „warum ſie aber nur mir zürnt, der ich ſie meines Wiſſens und Willens doch nie beleidigt habe?“

„Sie zürnt dir auch nicht, mein Sohn,“ verſetzte der Mönch lächelnd. „Sie iſt eine kleine Schwärmerin, und ihr Herz hat ein Geheimniß, das du doch nicht verſtehen würdeſt. Ziehe du in Frieden! Sie wird für dich beten. Ich höre du haſt die beſten Zeugniſſe der Patres empfangen. Der Herr erhalte dich bei ſolchem Fleiße! Nur dem Sämann, der den Boden richtig bebaut, trägt er dankbar gute Früchte. Und welchem Studium wirſt du dich auf der Univerſität ergeben?“

„Dem der Rechte. Und daß es mir gelinge was

Tüchtiges zu lernen, wollt ich Euch um Euern Segen bitten.“

„Wohl, mein Sohn! Werde ein tüchtiger und rüſtiger Streiter für Wahrheit und Recht, kein gewiſſenloſer Ränkemacher und Verdreher des Buchſtaben. Es werden bald wirre und ſeltſame Zeiten kommen, wo die unterdrückte gute Sache, das vergrabene Recht und die verſchrieene Wahrheit ſich erheben werden gegen die unflätbige Macht des Böſen, die jetzt die Welt beherrſcht. Da werden kräftige und tüchtige Männer noth thun, die es mit dem Rechten und mit den Rechten halten. Tritt zur guten Sache, ſtreite und ſtirb für ſie, wenn es ſein muß. Es wird ein Held aufſtehen, der den großen Kampf für die Wahrheit beginnt. Nimm ſeine Partei. Ich ſehe dich im Geiſte als einen wackern Kämpen. Und als ſolchen gebe ich dir meinen Segen.“ Er legte die Hände auf des Schülers Haupt, das dieſer frommgläubig gebeugt. Dann nahm Martin dankend Abſchied.

Am andern Morgen in der erſten Frühe drückte er die Hand der Frau Urſala Cotta an ſein dankbares Herz und weinte eine Thräne darauf. Reich von ihr beſchenkt wanderte er dann voll frohen Muths und guter Hoffnung in die Morgenfriſche hinaus auf der Straße nach Gotha zu.

Die Nachricht, daß Melchior Hellbach als Novize in das Barfüßerkloſter treten würde, kam dem Pater Johannes Hilten erſt wenige Minuten vor Beginn der Feierlichkeit — und da nur durch einen Zufall — zu Ohren.

Man hatte ſie ihm ſowohl im Ritter St. Görg als im Kloſter ſorgfältig zu verbergen gewußt, weil ſich die Feigheit der Geſinnung hier wie dort ſowohl vor ihm ſchämte, als fürchtete. Die meiſten Mönche, ſelbſt der Prior, hatten eine unüberwindliche Scheu vor dem unſchädlichen Manne, und es war ihnen ſchier unerträglich, ihre nachtumhüllten Schritte vor ſeinem ſcharfen, das Dunkel durchdringenden Auge beobachtet zu ſehen. Es iſt die unwiderſtehliche Gewalt, die das Gute über das Böſe ausübt, ſo ſehr auch das Letztere ſich dagegen anbäumt und widerſtrebt. Den einen großen und unraubbaren Sieg hat der Himmel doch dem Guten auf Erden beigegeben; es kann verfolgt, geſchlagen, verhöhnt, vertrieben, mit Füßen getreten werden, tief im Herzen des Böſen lebt doch die Anerkennung ſeiner; und der mächtige Verfolger geberdet ſich nur um ſo unwirſcher und wilder, je lauter dieſe innere Stimme für die anerkannte Tugend ſpricht.

Der fromme Mönch war höchſt ſchmerzlich überraſcht. Sein edles Herz konnte keine andere Ueberzeugung hegen, als daß Melchior durch irgend eine hölliſche Liſt der Mönche plötzlich wieder verführt worden ſei. Wie hätte ſein reiner Sinn ſo viel verſteckte Bosheit, Verſtellungskunſt und unlautere Begierde im Herzen eines Jünglings glauben können? Die Tugend glaubt nie an das Laſter, ſie weis es nur; aber das Laſter muß an die Tugend glauben. Er war ſogleich entſchloſſen, dem überliſteten Jünglinge zu Hülfe zu kommen und, ohne an ſich ſelbſt zu denken, Melchior's Eintritt in das Noviziat zu verhindern; denn er fürchtete nicht ohne Grund, die Mönche würden ihm das Probejahr leicht und angenehm machen, um ihn zu kirren.

Und gerade heute gährten aus dem tiefen, geheimnißvollen Brunnen in ſeiner Seele jene dunkeln Bilder der Zukunft, und bereiteten ihm die bitterſüße wollüſtige Qual, die lebenkürzende fremdmenſchliche Zugabe ſeines Prophetenthums, die ihn in die Gewalt einer Macht gab, die er nicht kannte, nur ahnete, und die auf den ohnedies ſchon nächtlich überdüſterten Spiegel ſeiner Seele einen unerklärlichen tiefdunkeln Schatten warf, herüberragend aus einer andern Welt. Empor ſich ringend aus dem nächtigen Grunde trieben ſie doch, ohne rechte Form und Farbe gewinnen zu können, raſch vorüber; es war die große Zukunft, die in prophetiſche Ahnung gekleidet an ihm vorbei ſauſte, aber immer noch mit Schleiern überhängt, aus welchen ihre Züge nicht klar genug hervortraten, um ſie in Worte faſſen zu können. Es waren ſeine prophetiſchen Geburtsſtunden, das Kreiſen mit den ſchemenhaften Vorbildern der großen Geſtalten und Dinge des Jahrhunderts. Und mit dieſer in Geburtswehen zitternden Seele trat er unerwartet wie ein mahnender, rächender Geiſt mitten unter die Mönche in der Kirche, wo Melchior eben ins Noviziat aufgenommen werden ſollte. Die meiſten erſchracken und wichen ſcheu zur Seite. „Zurück!“ donnerte er mit glühendem ſprühenden Auge und legte ſeine Hand ſchützend auf Melchior's Haupt, „laßt ab von dieſem Jünglinge, den ihr verführt habt! Die Hölle hat keinen Theil an ihm; er gehört der Welt und dem Himmel.“

„Johannes Hilten, du treibſt deine Frechheit bis auf's äußerſte!“ ſchnaubte ihn jetzt der Prior an. „Nicht nur, daß du unſere Langmuth nicht erkennen willſt, wagſt du es ſogar den göttlichen Pflichten unſeres Berufs an heiliger Stätte Hohn zu ſprechen, den Gottesdienſt mit profanen Worten und Handlungen zu ſtören und die Strenge unſerer Ordensgeſetze gegen dich aufzurufen.“

„Ihr und Gott dienen!“ lachte Hilten fürchterlich, „dem Teufel dient ihr und werbt Candidaten für die Hölle.“

„Du ſelbſt biſt des Teufels Sohn, frecher Läſterer!“ kreiſchte der Prior. „Ergreift den gottloſen Ketzer, ihr Brüder! Schlagt ihn wieder in Feſſeln! Werft ihn in den unterirdiſchſten unſerer Kerker! Dort mag die giftige Natter ſich ſelbſt in den Schwanz beißen. Auf — Was zaudert ihr? Ich befehle euch kraft meines Amtes ihn zu binden!“

Und die Profoſe und Laienbrüder warfen ſich zuerſt auf den ſich wiederſetzenden Mönch. Er ſchleuderte ſie von ſich, aber ſeine Kraft erlag einem neuen Angriffe in Maſſe. In dieſem Augenblicke wurden die Bilder ſeiner Seele klar und farbig, und ſprangen formvoll und fertig vor ſein ungetrübtes Geiſterauge.

Und mit lauter Stimme wie ein Strafprediger rief er: „Im Jahre Eintauſend fünfhundert und ſiebenzehn *) wird ein Held auferſtehen, der euch Mönche ſcharf angreifen wird, und gegen den ihr nicht zu muckſen wagen werdet. Mich mögt ihr binden und in Kerker legen, er wird eure Feſſeln zerreißen wie Simſon die hanfenen Stricke, und eure Kerker ſammt den Klöſtern über den Haufen werfen wie Simſon das Luſthaus der Philiſter. Er wird mich rächen an euch, und wird Johannes Huß rächen und Hieronymus Faulfiſch und alle die edeln Märtyrer der Wahrheit. Schon wandelt er auf Erden, und mir iſt's als hätte ich in ſein Auge geſehen und ſein Haupt mit meinen Händen gegriffen. Gottes Gericht naht! Zittert ihr Heuchler! Ihr ſeid ſchon gerichtet. Eure Zukunft ſteht klar vor mir. Fluch auf eure Häupter! Fluch ihr Betrüger und Lügner! Schon ſteht der Teufel vor der Thüre, euch zu vergelten.“

---

*) Siehe Anmerkung II. zu Ende.

Die ſchuldbewußten Mönche überſchrieen ihn und ſchleppten ihn fort, beluden ihn mit ſchweren Ketten und ſtießen ihn in ein dunkles Loch. Lächelnd ſtieg er hinab und mit verklärtem Antlitz, als hätte ein Heiligenſchein ſein Haupt umwoben.

Aber ſeine neue Einkerkerung verlautete bald in der Stadt und erregte unter den Bürgern derſelben eine ſo allgemeine Mißbilligung, daß die Mönche allmählich anfingen für ſich zu fürchten. Sie mußten endlich einſehen, daß die Zeit ſich wunderbar geändert habe, und daß die geduldige Heerde anfing aufrühreriſch zu werden und ſich gegen das pfäffiſche Gängelband aufzulehnen. Dinge, die man noch vor einigen Jahren ſchweigend hingenommen hatte, wurden jetzt mit ſcharfem Tadel verworfen, gewaltige Stimmen wurden wach, und man ſah ſich genöthigt einzuſehen, daß Hilten nicht vergebens gepredigt habe.

Die Volksaufregung wurde größer, man ging ſo weit, die Barfüßer öffentlich zu beſchimpfen und Hiltens Freilaſſung zu verlangen. Der Amtshauptmann von Wolffframsdorf auf Wartburg gab dem Prior an die Hand, er hafte nicht dafür, daß das Kloſter in einem Aufſtand überfallen werde, wenn Hilten nicht wenigſtens ein beſſeres Gefängniß bekäme, und der Convent hielt es für gerathen wiederum theilweiſe nachzugeben. Der Prophet wurde in eine zum Gefängniß eingerichtete Zelle gebracht. Der Nachtheil dieſer Aenderung für das Kloſter zeigte ſich bald. Hilten fand Gelegenheit durch das Gitter ſeines Fenſters hindurch zu dem Volke zu reden, das ſich draußen verſammelte, um ihm Beifall zuzurufen. Man mußte ihn wiederum in ein andres Gefängniß bringen, wo ihm jede Gelegenheit benommen war Jemanden zu ſehen. Allein hier mußte er nicht gut verwahrt geweſen ſein und war eines Tages entſprungen. Jetzt zitterte der Convent und das ganze Kloſter, denn ſie glaubten nichts geringeres, als daß Hilten das Volk aufreizen, verſammeln und bewaffnet gegen das Kloſter führen werde. Statt deſſen war er auf die Wartburg geſtiegen — es war wieder ein gar herrlicher Frühlingstag — und hatte ſich die Berge betrachtet und mit feuriger Zunge zu ihnen geſprochen. Am Abend wurde er ohne Aufſehn wieder eingebracht. Der Prior hatte aber keine ruhige Stunde mehr und die Mönche lebten in ſteter Angſt vor der Rache ihres fürchterlichen Feindes. Dieſem höchſt unbequemen Zuſtande, der dem Prior das Leben verbitterte, endlich ein Ende zu machen, wurde in einer geheimen Berathung des Convents des abtrünnigen, ketzeriſchen Mönchs Tod beſchloſſen. Es fehlte nur an der Hand, die ihm denſelben geben ſollte. Davon hörte Melchior, der Novize, munkeln. Und er trat vor den Prior und ſprach mit unheimlich leuchtendem Auge, daß dieſer ſelbſt davor erbebte: „Ich will das gottgefällige Werk vollbringen, ſo Ihr mir die übrige Zeit meines Probejahrs erlaßt. Mit ihm ſei mein Eintritt in den Orden würdig bezeichnet. Wie kann ich Gott beſſer dienen, als wenn ich den Feind der Kirche und ihrer Söhne dem längſt verdienten Tode überliefere? Gebt mir Euern Segen, und beſtimmt wann es geſchehen ſoll."

„Der Herr ſegne dich mein Sohn," gab der Prior dem finſtern Schwärmer ſchaudernd zur Antwort. „Wenn du wirklich dieſen gottſeligen Entſchluß gefaßt haſt und es allen ältern Brüdern in Ausführung deſſelben zuvorthun willſt, ſo ſoll dir das Probejahr vollends geſchenkt ſein und du morgen in den Orden aufgenommen werden. Und er ſegnete ihn ein. Abends überreichte er dem fanatiſchen Unhold eine Schnur und befahl dem Guardian ihn zu begleiten. Schweigend gingen beide neben einander und traten in des Propheten Gefängniß. Er lächelte ihnen entgegen.

„Johannes Hilten," ſprach der Vater Guardian ernſt, „du mußt ſterben. Bereite dich kurz zum Tode; denn dein Leben dauert nur noch Minuten. Bereue deine Sünden und befiehl deine Seele Gott und den Heiligen."

Und der Prophet lächelte wieder und ſprach:

„Ich bin bereit. Dem Herrn gehört meine Seele, er wird meiner Schwachheit vergeben. Aber ſein Geiſt hat mich erhellt und der nahe Tod entfernt alle Schleier. So höret noch was ich Euch ſage. — Unter dem Löwen *) wird ein Eremit aufſtehen, der wird dem römiſchen Stuhl eine andere Form geben. Und der Eremit wird einherziehen wie ein ſiegreicher König und wird kommen durch dieſe Stadt. Ihr aber werdet verjagt und erſchlagen werden. Ich weis wer er iſt! Ich hab ihn geſehen. Der Herr hat mich erleuchtet. Segen auf ſein großes Werk! Ich grüße dich ſcheidend Sohn des Lichts! — Hier iſt mein Haupt! —“ und ſo bot er den Nacken dar, über welchen Melchior die Schlinge warf. — Am andern Morgen verbreitete man die Nachricht, in der Nacht ſei Johannes Hilten geſtorben. Melchior wurde zur großen Freude ſeiner Mutter eingekleidet.

---

*) Siehe Anmerkung III. zu Ende.

Neunzehn Jahre nach dieſen Vorfällen durchzuckte ein Jubelgeſchrei das ſchöne Thüringerland. „Er kommt, er kommt, der gewaltige Held, der kühne Gottesſtreiter, Gideon, Gideon, der Bekämpfer des Baals! Der Kaiſer hat ihn nach Worms geladen, den Mann des Lichts, und er wird dort vertheidigen was er in die Welt geſprochen.“

Es iſt kaum glaublich welch eine ungeheure Aufregung Luthers Reiſe nach Worms in den Gemüthern hervorbrachte. Die Verbrennung der päpſtlichen ihn verdammenden Bulle hatte wie ein Blitz in alle Herzen geſchlagen, aber ſelbſt die eifrigſten Anhänger des kühnen Auguſtiner Mönchs ſtanden wie geblendet von dieſem Schritt und wagten kaum zu athmen. Die Reiſe ihres Helden nach Worms riß alles aus der Starrheit empor, entflammte alle Gemüther. Die Reiſe glich von Wittenberg aus einem Triumphzuge, alles, was Menſch hieß, wollte den kühnſten Mann der Erde ſehen, der ſich unerſchrocken gegen die gewaltige Hierarchie erhob, die die Erde unter ihren

Füßen hatte, den armen Mönch, der mit dem Worte der Wahrheit auf der Zunge gegen Papſt und Kaiſer ſprach, Bewunderung und Erſtaunen wurden zum glühenden Enthuſiasmus.

Thüringen begrüßte in dem Glaubenshelden ſeinen Landsmann; in allen thüring'ſchen Städten that man ihm fürſtliche Ehre an. Das Landvolk ſtrömte auf der Straße, die er zog, zu Tauſenden zuſammen, dem Gewaltigen zuzujauchzen, der ihre uralten Ketten zerbrach. Aber in keiner Stadt war der Jubel größer als in Eiſenach. Johannes Hiltens Prophezeihungen, die in aller Gedächtniß lebten, waren in Erfüllung gegangen; der Held von dem der edle Märtyrer geweiſſagt, war aufgeſtanden und hatte den ſiegreichen Streit ſchon begonnen. Des erwürgten Mönchs prophetiſche Worte flogen von Mund zu Mund und ſetzten recht alle Herzen in Feuer und Flammen. — Als die Nachricht in die Stadt langte, daß der Gefeierte in Gotha abgereiſt ſei, zogen ihm der Magiſtrat und die Vornehmſten der Bürgerſchaft entgegen, um ihn feierlichſt einzuholen. An ihrer Spitze ritt ein ſilberhaariger Greis, in reicher Rittertracht, der Amtshauptmann von Wolfframsdorf. Er ließ es ſich nicht nehmen, den Helden zuerſt zu begrüßen, von dem ihm Hilten geweiſſagt, daß ſein Auge ihn ſehen werde. Und als er nun kam, waren vom Niklasthore an alle Häuſer bis zum Dache mit Menſchen beſetzt, alle Straßen vollgedrängt und ein tauſendſtimmiges Beifallsjauchzen wälzte ſich ihm überall entgegen. Mütter wieſen ihn ihren Kindern, erwachſene Söhne ihren greiſen Vätern. Dem ſtarken Glaubenshelden ſtiegen Thränen in die Augen; mächtige Erinnerungen griffen in ſeine Bruſt. Der Ritter St. Görg war ihm auf ausdrückliches Bitten und Nachſuchen des Wirths zur Herberge beſtimmt. Als nun der Wagen, vom Volke umdrängt, vor der Thüre des Gaſthauſes hielt, und Luther mit ſeinen Begleitern abſtieg, empfing ihn eine hübſche, ſtattliche Bürgersfrau im Staate, umgeben von ihren Kindern, die meiſt ſchon erwachſen waren, und ihrem Manne, der das Baret unter dem Arm hinter ihr ſtand.

Sie zitterte heftig, und als ſie ein paar Worte des Empfangs geſtammelt hatte, verſagte ihr die Sprache. Luther betrachtete ſie aufmerkſam und rief: „Lenchen! Ja Ihr ſeid es!“

„Ich bin es, hoher Herr!“ hauchte ſie mit weinender Stimme. „Ich bin Euere ergebene Magd, Herr! Herr! Und heiße Euch willkommen in meinem geringen Hauſe, Euch, den gewaltigen Streiter Gottes! Ach, und ich flehe, ihr wollt nicht zürnen meinem frevelhaften Unverſtand und meiner kindiſchen Schwachheit von ſonſt, frommer Vater, ſondern mir verzeihen und glauben, daß ich groß Reu und Leid darüber getragen habe.“

„Der Herr ſegne Euch und Euer Haus, gute Frau! Ich weis von keinem Leid, das Ihr mir zugefügt. Leben Eure Eltern noch?“

„Nein. Die Mutter ſtarb ſchon vor zehn Jahren; der Vater erſt voriges Jahr, und er ging freudigen Gemuths heim, da er es noch erfahren, daß Ihr es wart, von welchem der fromme Vater Hilten geprophezeit. Wie hätte ich armes Kind freilich damals ahnen können, daß Ihr, der in meines Vaters Werkſtatt zuweilen an der Drechſelbank ſtand und Abends in unſerm Berggarten zur Laute ſang, der hohe Held Gottes wärt, den der Prophet unſerer Stadt im Geiſte vorſchaute! O Herr, mich durchrieſeln Schauer, wenn ich das Alles bedenke, wie **Johannes Hilten** bei mir ſtets von dem Lichtbringer ſprach, und ich Euch ſo nahe, und nichts ahnte und ein thörichtes Kind war. Oft und viel hab' ich mit meinem Manne, dem **Hans Hellbach**, von Euch geſprochen, und als Euer gewaltiger Ruhm zu uns drang, erbebten wir vor freudigem Schreck, und es fiel uns wie Schuppen von den Augen."

„So kommt denn liebe Frau," ſprach **Luther** gerührt, „wir wollen uns der alten Zeiten erinnern. Wo iſt **Melchior**, Eures Mannes Bruder?"

„Die Bürger haben in einem Auflauf den gottloſen Mönch erſchlagen, und die Andern verjagt." —

Am Abend als ſich das Volk größtentheils verlaufen, trat **Luther** in einen Mantel tief gehüllt, obgleich er ſich von der anſtrengenden Reiſe unwohl befand, mit dem Herbergs-Wirth, ſtill und unerkannt aus dem Hauſe, und wanderte ſchweigſam dem leeren Barfüßer Kloſter zu. Die Nachtluft zog ſchauerlich durch die öden Räume. Sie traten am Berghang in eine mit Gras und Geſtrüpp wild überwachſene Wüſtung, und der Herbergs-Wirth führte ſeinen berühmten Gaſt in die hintere Ecke der Mauer und deutete auf die Erde. Es war Johannes Hiltens einſames Grab. Luther trat auf die bezeichnete Stelle, faltete die Hände, erhob den Blick gen Himmel und betete ſtill. Dann ſprach er mit gedämpfter Stimme; „Ruhe ſanft, Gebein meines Propheten! Ja ich bin's, Schläfer, von dem du geweiſſagt. Die ungeheure Größe dieſer Ueberzeugung rauſcht mir auf Adlersfittichen durch die Seele. Damals als ich ein armer Knabe, mir das Brod erſingend durch die Straßen dieſer Stadt wandelte, und du, der Wahrheit willen hier im Kerker lagſt, als der Herr dir eingab, was noch im Schooß der Zeit ruhete, als ich dich in deiner prophetiſchen Begeiſterung von dem Manne reden hörte, der gegen die Lüge aufſtehen würde, als deine Hand auf meinem

Haupte ſegnend ruhete, da ahnete keiner von uns, daß ich gemeint ſei. Jetzt weis ich's. Und ich will deine Prophezeihung erfüllen, ganz erfüllen, ſo wahr der Herr mir hilft! Ich will nach Worms gehen und vor den Kaiſer und die Reichsfürſten treten, und wenn ſo viel Teufel dort wären, als Ziegel auf den Dächern. Deine Worte haben mir Muth und Begeiſterung gegeben für den Kampf. Ja, Hilten, ich will dein Rächer ſein. Auf! Trug der Hölle bewaffne dich gegen mich! ich werde nicht erzittern; denn tief in mir glüht die heilige Flamme der Ueberzeugung, daß ich für Gott und Wahrheit ſtreite. Wollten ſie mir das Haupt abreißen, ſie mögen's nehmen; ich ſterbe gern für die Wahrheit, und werde ſterben wie du geſtorben biſt, frommer Märtyrer! So lange ich das Leben habe, will ich gegen Papſt und Hölle kämpfen, und dein Andenken ſoll mich ſtets von neuem ſtärken, edler Prophet Thüringens!"

Anmerkungen.

I. Quando at apud nos barbaros nihil est artis aut culti ingenii, mihi et Wolfgangio, meo ministro, ars tornandi suscepta est. Mittimus hic aureum, rogantes, ut instrumenta aliquot cavandi et tornandi nobis digneris cum tempore mittere, simul duas aut tres quas vocant Schrauben, ut facile docebit tornator aliquis; instrumenta habemus, sed aliquot elegantioris et vestrae Norembergensis artis formae quaerimus.

(Weil bei uns Barbaren keine Künſtler und geſchickte Meiſter anzutreffen ſind, und ich mit Wolfgang, meinem Diener, die Drechsler-Arbeit angefangen habe, ſo überſenden wir Euch hier einen Goldgulden und bitten uns bei Gelegenheit einiges Drechsler-Werkzeug zu übermachen, ſo wie zwei oder drei Schrauben, wie irgend

ein Drechsler ſie leicht angeben wird. **Wir haben wohl** Werkzeug, ſuchen aber zierlicheres und nach Euerm Nürnberger Kunſtgeſchmack gefertigtes.)

Aus einem Briefe D. Martin **Luther's** an D. Wenzel Linke.

II. **Hilten** irrte ſich in ſeiner Prophezeihung um ein Jahr. Sie heißt in den Chroniken wörtlich: **Anno domini millesimo quingentesimo decimo sexto exsurget heros, qui vos monachos adorietur acriter, contra quem ne hiscere quidem audebitis.**

(Im Jahre des Herrn Eintauſend fünfhundert und ſechszehn wird ein Held aufſtehen, der euch Mönche ſcharf angreifen wird, und gegen den ihr nicht zu muckſen wagen werdet).

III. Dieſe Prophezeihung erhält erſt im Lateiniſchen wahren Sinn, weil im Deutſchen das in Leo (Löwe und Leo X. der Papſt) enthaltenen Wortſpiel nicht wiedergegeben werden kann. In den Chroniken lautet dieſe Prophezeihung: **sub leone exorietur eremita, qui reformabit sedem Romanam.** (Unter Leo (X) wird ein Eremit hervorgehen, der den römiſchen Stuhl reformiren wird.)

Die Auguſtinermönche, deren einer Luther war, hießen im Mittelalter vorzugsweiſe Eremiten.

Noch mag hier eine Stelle aus Luther's Tiſchreden Platz finden. (Kapitel 27. Vom Antichriſt oder Papſt. §. 135.)

„Aber nun muß Johannes Huß gerochen werden, nach der Prophezeihung Johann Hiltens, der zu Eiſenach im Barfüßerkloſter ein Mönch geweſt, und bei unſerm Gedenken erwürgt iſt worden, derſelbige ſoll geſagt haben, da er hat ſterben müſſen: „Ein anderer wird nach mir kommen, den werdet ihr ſehen.“ Dieſe Prophezeihung iſt geſchehen da ich noch ein Knabe war und zu Eiſenach in die Schule ging.“

Nepenthes.

Neueſte Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1841

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Tochter des Blitzes 1

Charlotte Auguste, Prinzeſſin von Wales 127

Niobe von San Bonifazio 183

Die Tochter des Blitzes.

Novelle.

Der Abend brach herbſtlich früh herein; über dem Fluß und dem Meere lagerten dicht geballt ſchwarzgraue Wolkenberge. Der ſcharf und ſchärfer ſich erhebende Oſtwind hügelte die Gewäſſer, ohne die Wolken zu bewegen. Schifferbuben ſprangen geſchäftig aus den gelandeten Fahrzeugen, rafften die Segel ein, und zogen die leichten Kähne an's Ufer, wo ſie dieſelben befeſtigten ſo gut ſie vermochten; alte Piloten blickten nachdenkend nach dem Strudel von Maumuſſon hinüber, der allmälig laut wurde, und nach den Wolkenmaſſen, die ſich leiſe und langſam hoben und den Himmel als ſchwarzer Nebel einhüllten. Es wurde plötzlich Nacht. Die Feuer auf den Leuchtthürmen der Felſenküſte begannen ſich zu entzünden. Hoch oben im Norden ſah man das doppelte, durch die Schwingungen eines Pendels in ſteter Bewegung gehaltene Leuchtfeuer des Leuchtthurms Chaiſſiron auf der Inſel Oleron ſtrahlen, der durch dieſe Auszeichnung ſich von dem Thurm Corduan mit feſtem Feuer unterſcheidet. Jener zeigt den nächtlichen Schiffen die Einfahrt in den Pertuis d'Antioche, dieſer in die Gironde, vor deren Mündung er ſteht, ein gewaltiger, wogenumdonnerter Rieſenwächter, wie durch ein Wunder auf einen nackten, kaum dem Waſſer entragenden Felſen mitten in den Fluthendrang der Gewäſſer gebaut, zwei Meilen von Royan, am rechten Ufer der Girondemündung, und eben ſo weit von der Pointe de Grave am linken, entfernt. Auf dem kühnen Felſenhaupt der letztgenannten Landſpitze, das die unbändigen Wogen der Atlantis ſeit Jahrhunderten unterwühlten und zum Theil ſtückweiſe abriſſen, horſtet ebenfalls ein gewaltiger Leuchtthurm. — Seevögel ſtrichen mit widrigem Geſchrei nach der zackigen Felſenküſte und ſtürzten in die unzugänglichen Buchten, und über das immer unruhiger werdende Meer verbreitete ſich theilweiſe ein milchweißer Schaum. Die ſchauerliche Einſamkeit der Küſte wurde durch das Gebrüll des Strudels erhöht; die Nacht glotzte mit ihren fürchterlichen Augen ſchadenfroh in die unheimliche Gährung. Alles deutete auf einen jener wilden Stürme, die an der Weſtküſte Frankreichs nicht ſelten ſind. Auch ſchienen die am Meerufer zerſtreueten Menſchen nicht ſonderlich viel daraus zu machen. Die Arbeiten, die die einbrechende Nacht erfordert, gingen ruhig ihren Gang; nichts ſtockte, und die Scene war vielfach abwechſelnd, aber ſtets voll Leben und Bewegung.

Unfern einer Gruppe junger Schiffer im Hafen von Royan ſtand ein langer hagerer Mann im Ordenskleid der Laienbruder des nahen Kloſters Mont-Croix, und ſchauete unverwandten Augs in die höher aufwallende Fluth, und ein Zug unruhiger Erwartung drückte ſich in ſeinem übrigens harten, unfreundlichen, ſchwarzbraunen Geſicht ab. Es war der Bruder Koch und Lieferant des Kloſters, als Bruder Jerome überall in der Umgegend gekannt und gefürchtet, weil, wie männiglich wußte, man ſich nicht viel Gutes von ihm zu verſehen hatte. Deshalb lugten auch die Schifferknaben ſo ſcheuen Blicks nach ſeiner dunkeln Geſtalt hinüber, und flüſterten ſich heimliche Worte zu, die ihn betrafen. Keiner wagte, ihm nahe zu treten. — Endlich arbeitete ſich ein großes Fiſcherboot durch die Wellen; Bruder Jerome's Züge beruhigten ſich. Der Führer des Schiffleins, ein bejahrter Mann, ſprang an's Ufer, und überließ das Fahrzeug einem Jünglinge, der mitgekommen war, daſſelbe zu befeſtigen. Er ſelbſt eilte auf den ihm entgegenkommenden Laienbruder zu; beide reichten ſich vertraut die Hand.

„Bei unſrer lieben Frau!“ rief der Letztere, „ich glaubte, Du würdeſt dich vom Sturme erwiſchen laſſen, Chervais, und ich hätte auf morgen die Fiſche einem Andern abkaufen müſſen.“

„Das wolle Gott verhüten, daß, ſo lange Jean Chervais, Euer ergebenſter Freund und Diener, lebt, ein Fiſch oder eine Auſter in die Kloſterküche käme, die ich nicht hineingeliefert. Ich bring' Euch zum morgenden Freitage köſtliche Waare. Gerade der nahende Sturm hat mich einen guten Fang thun laſſen, und Ihr ſollt mich loben, wie in allen andern Stücken."

„Als ob ich nicht ſtets alle Urſache gehabt hätte, mit dir vollkommen zufrieden zu ſein!" ſagte der Mönch und trat zu den eben ausgeladenen Fiſchen, um ſie mit Kenneraugen zu prüfen.

Plötzlich entſtand in der benachbarten Menſchengruppe eine ängſtliche, ſchier beſtürzte Bewegung. Die Knaben ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten, ſich ſchaudernd, einander zu: „Vaubourg kommt! ſie iſt barfuß, ihr Haar aufgelöſt; ſie ſieht und hört nicht. Seht, ſeht! Wie ein Geſpenſt wandelt ſie einher!"

Und aller Augen waren auf eine ſehr zarte, weibliche Geſtalt gerichtet, welche noch dem kindlichen Alter anzugehören ſchien. Der Schnitt ihres feinen Geſichts bezeugte aber das Gegentheil. Ein überraſchender Ausdruck eigenthümlicher und ganz beſonderer Schönheit, wie er wohl ſchwerlich noch an einem andern weiblichen Weſen getroffen wird, ſtellte ſich aus demſelben heraus. Es war eine Zartheit der Form und des Stoffes, die man überirdiſch hätte nennen können, wenn Form und Stoff nicht eben irdiſche Dinge wären, aber man gewahrte ſie hier ſo ſehr der Seele, die aus ihnen herausleuchtete, untergeben, daß man ſie über dieſer vergaß, und alſo das Ueberirdiſche zu ſehen glaubte, während man doch nur das von geiſtigem Weſen überſättigte Irdiſche erblickte. Man konnte leicht verſucht ſein, zu glauben, dieſe Geſtalt habe nur die Erſcheinung von der Körperwelt entlehnt und ſei ſchon wieder im Begriffe, in Duft zu zerfließen. Das wunderbar gebaute, tiefliegende, dunkelblaue Auge blickte jetzt ſtarr vor ſich hin, ihre zarten Füße ließen kaum Spuren im Sande des Ufers zurück, ein armſeliges graues Röcklein gürtete ihre Hüften und ein Stück Leinwand diente Hals und Bruſt zur Bedeckung. Geiſterhaft leiſe und mit abgemeſſener Bewegung ſchwebte ſie durch die verſtummenden Schiffer und ſetzte ſich auf einen Felſenvorſprung, die Füße dem Meere zugeſtreckt, deſſen Schaumflocken ihr die nackten Sohlen küßten. Dort blieb ſie ruhig, bewegungslos ſitzen, in die bewegte Fluth hinausſehend, und das Feuer der Leuchtthürme überſtrahlte ſeltſam ihr Geſicht und ſpiegelte ſich in ihrem verglasten Auge, das dadurch einen noch unheimlichern Ausdruck erhielt.

„Sie iſt barfuß,“ ſagte der Jüngling, der die Fiſche aus dem Boote lud, zu dem ältern Manne, „und nun gebt Acht, Ohm, ob der Sturm nicht ſehr ſchlimm wird und mancher dabei das Leben laſſen muß.“

„Du biſt ein Faſelhans, Tobin,“ verſetzte der Alte. „Ihr jungen Burſche macht mir von den Träumereien des Mädchens viel zu viel Aufhebens.“

„Und Ihr ſeid der ungläubige Thomas, Ohm Chervais,“ rief Tobin ärgerlich, „aber die nächſten Stunden werden Euch überzeugen. Miché Charbon hat es mir jedesmal geſagt, wenn Vaubourg den Verſtand verlor. War ſie angekleidet, mit Strümpfen und Schuhen, mit geflochtenem Haar und einer Haube drauf hinaus in die Felſen gelaufen, dann kam ein ſtarkes Gewitter; riß ſie die Haube ab und das Haar auf, dann gab's Sturm; lief ſie aber barfuß, wie jetzt, dann gab's einen fürchterlichen Orkan.“

„Miché Charbon iſt eben ſo ein Träumer,“ brummte der alte Schiffer, „und hat dich angeſteckt. Er aber iſt vergafft in die blödſinnige Dirne und glaubt Wunder was in ihr zu ſehen. Ihr wäre am beſten, ſie käme in's Narrenhaus nach Bordeaux, dort wäre ſie aufgehoben, und verrückte unreifen Knaben nicht die Köpfe. Meint Ihr nicht auch ſo, Bruder Jerome?“

Der Mönch begnügte ſich ſchweigend zu nicken. Grollend kehrte Chervais ſeinem Neffen den Rücken zu, und dieſer wandte ſich nach der andern Seite des engen ſandigen Hafens, wo eben ein Fahrzeug einlief, wie ſie die zur Rettung bedrängter Schiffe vereinte Brüderſchaft der Piloten an jener Küſte führt. Ein junger Mann von ſtattlichem Anſehn im ärmlichen Schifferkleid ſprang friſch und keck heraus und brachte die Barke in Sicherheit, wobei ſich ihm Andre behülflich zeigten. Tobin war darunter.

„Miché,“ ſagte dieſer zu dem neu Angekommenen, „dort am Ufer ſitzt Vaubourg; ſie hat ihren böſen Zuſtand, ohne Strümpfe und Schuhe, und ihr unverhülltes Haar fliegt aufgelöst im Winde.“

„Dann ſteh' Gott mit all' ſeinen Heiligen den armen Schiffen bei, die noch auf dem Waſſer ſind, denn ohne die allmächtige Hülfe derſelben können wir ſie nicht retten und keine ſterbliche Hand!“ rief Miché erſchrocken.

„Ein gutes Auskunftsmittel für die liebe Jugend,“ ſpöttelte der alte Chervais, der mit dem ſchweigſamen Laienbruder auch hinzugetreten war, „wenn der liebe Gott und die guten Heiligen nicht helfen, ſo brauchen die armen ſchwachen Burſche keine Hand zu rühren. Die auf dem Meere mögen erſaufen. Wozu noch einen Leuchtthurm anzünden, da hier ſind junge, weiſe Leute, die trotz dem jedem Schiffe ſichern Untergang vorausſagen, weil eine verrückte Betteldirne barfuß läuft.“

„Sprecht nicht alſo, Jean Chervais!“ rief Miché Charbon zornig, „oder beim Himmel, Euer Alter ſoll Euch nicht vor den Folgen Eurer thörichten Bosheit ſchützen, und auch nicht Euer Freund und Gönner, der Frater Jerome, den ich dort ſehe, noch die Gunſt des ganzen Kloſters, die Ihr Euch erworben zu haben Euch rühmt. — Wie? fehlte ich jemals an dieſem Platze, oder an den zackigen Küſten dieſes Ufers oder draußen im ſtürmiſchen Meere, wenn es galt, Menſchenleben zu retten? Hab' ich mich je auf dem Pfühl gedehnt, wenn der Sturm mit Wellenfäuſten an die Ufer ſchlug? Und weil ich allemal da war, wenn's galt, weiß ich gar wohl, wer fehlte. Aber ich will weder Jemand tadeln, am wenigſten alte Leute, noch loben, am wenigſten mich. Nur bitt' ich ſehr, laßt mir das unglückliche Mägdlein dort in Ruhe und gebietet Euerm wohlfeilen Witz, über ſie zu ſchweigen. Denn wahrlich! das Unglück iſt noch weit verehrungswürdiger, als das Alter. Das Alter kommt nach der Ordnung der menſchlichen Natur, das Unglück aber iſt ein göttlich Ding und kömmt wie der heilige Geiſt über die Leute. Darum iſt es auch heilig; es fällt vom Himmel, wie ein Blitz, der den Maſt des Schiffes zertrümmert, und ein ungeheurer Frevler iſt der, der ſeiner ſpottet, ein zwiefacher, wenn er ein alter Mann iſt, der ſelbſt die Ehrfurcht des Nächſten in Anſpruch nimmt. Was hat Euch das arme Kind gethan, Jean Chervais? Was kann es Euch ſchaden, wenn ſich der allmächtige Gott wunderbar durch die Aermſte der Armen offenbart? Wer forderte Euch jemals auf, daran zu glauben? Laßt ſie und hütet Euch, jemals wieder verächtlich von Vaubourg zu reden. — Ihr aber, meine Freunde, laßt uns unſre Wachſamkeit in dieſer Nacht verdoppeln, die, wie ich euch mit Gewißheit vorausſagen kann, fürchterlich werden wird. Gerade Vaubourgs Zuſtand ſoll uns ein Sporn ſein, unſre Schiffe bereit zu halten, um ſie jeden Augenblick zu beſteigen und in die kochende Fluth zu ſtechen. Vielleicht gibt uns Vaubourg ſogar in ihren unbewußten Phantaſien einen bedeutungsvollen Wink. Es wäre nicht das erſtemal, und ſchon manche Rettung iſt mir durch ſie gelungen.“

Die junge Mannſchaft erhob, von Miché's Begeiſterung ergriffen, ein lautes Beifallsgeſchrei, und verfügte ſich nach ihren Fahrzeugen, um beim erſten Nothzeichen eines bedrängten Schiffes in See zu gehen. Der alte Chervais trat, alſo zurechtgewieſen, zähneknirſchend wieder zum Mönch, und ſprach gar heftige und drohende Worte. Der Kloſterkoch verlor dagegen nichts von ſeiner eiſernen, lauernden Ruhe. Miché beugte ſich über Vaubourg, die noch immer ſtarr und ſtumm auf dem Felsſtück ſaß.

„Vaubourg,“ redete er ſie mit weicher zitternder Stimme an, und ſein Blick flog feucht und wehmüthig über ihre dunkelumhüllte Geſtalt, „es wird Nacht und eine böſe Nacht, und du biſt blos und gar leicht gekleidet. Geh heim, mein Mädchen; meine Mutter wird um dich in Angſt ſein; geh heim, daß dir das Unwetter nicht ſchade! Komm, Taube, ich will dich heimführen. Der Mutter weiches Bettchen wartet auf dich, Goldkind.“

„Es kommt,“ verſetzte ſie eintönig — „es naht, das Verderben Frankreichs, auf einem ſtattlichen Schiffe; es iſt der Königsmord, der hinauf ſchiffen will auf dem Fluſſe in die große Stadt. Sie wiſſen es nicht, daß ſie ihn an Bord haben und der Mann mit dem rundverſchnittenen Haare und dem großen, breitkrempigen, runden Hute, wie ich noch keinen geſehen, weiß es auch nicht, und doch hat ſich das Unglück dieſes Reichs an ſeine Ferſen gehangen, ein bluttriefendes Geſpenſt. Ich ſeh' es, ich weiß es, kein Menſch weiter. Vielleicht hat der Herr dem Sturme Befehl gegeben, ihn im Meere zu erſäufen."

„Ach, Baubourg!" ſeufzte der junge Schiffer und zerdruckte eine Thräne im Auge, „welch' ſeltſame Reden führſt du doch einmal! Armes, armes Kind, ſind die böſen Geiſter deiner mächtig geworden! Ach, das iſt fürchterlich! Baubourg, ſiehſt du mich nicht? kennſt du mich nicht, deinen Miché?"

„Stille doch von dieſen Dingen!" ſprach ſie haſtig. „Einen grauen ſchlichten Rock hat er an, ohne Pracht und Prunk, wie ein Landmann faſt iſt er anzuſehen. In hoffärtigen Kleidern iſt er fortgezogen weit weit nach Weſten in die neue Welt, Reichthum wollt' er ſich holen und das Schickſal der alten Welt bringt er mit; Frankreichs böſer Genius hat ſich in ſeinen ſchlechten Rock verkrochen und ſie werden ihn für den guten anſehen. Aber der Sturm kämpft gegen ihn und will den Mann tief im Meere vergraben, der ſo Ungeheures bei ſich trägt. Wenn der Herr will, betritt er Frankreichs Boden nicht wieder und der gute König dieſes Landes iſt gerettet."

„Vaubourg! Vaubourg, ſo ſeltſam entſetzliche Dinge hat dein Wahnſinn noch nie geſprochen!“ unterbrach ſie Miché ängſtlich. „Heilige Jungfrau Maria, ſchenke doch dem wirren Sinne dieſer armen Magd Frieden! Vaubourg, komm mit mir nach Hauſe! Es darf kein Menſch deine verworrenen Worte hören.“ —

„Geh' du nur heim, Miché, und ſchlafe im Bette deiner guten Mutter. Kein Menſch bedarf in dieſer Nacht, ſo fürchterlich ſie auch werden wird, deines Beiſtandes. Du kannſt ruhig ſchlafen. Weit iſt noch das Schiff. Es will dem Sturme auf dem Meere trotzen; aber er wird ſchon ſeiner Herr werden. Schlafe und ſorge nicht! Mein Bett iſt der Felſen und meine Geſellſchaft die Geiſter des Sturmes, die über das Meer zu mir hüpfen und mir Ehre anthun, wie einer Königin.“

„Nun ſo werde ich bei dir bleiben, eigenſinniges Kind.“ Dies ſagend ſtreckte er ſich neben dem Felſen in den Sand. Das Brüllen der Brandung, das Heulen des Sturms ſang ihn in Schlaf. — Als er am andern Morgen erwachte, fand er ſich zu ſeinem Erſtaunen auf dem Lager in ſeinem Schiff, und einer ſeiner Knechte behauptete geſehen zu haben, wie ihn Vaubourg dorthin getragen. Das ſchwache Mädchen den ſtarken Jüngling! Es war Allen unbegreiflich. Doch ließ ſich darüber nichts Näheres ermitteln; denn Vauburg war nirgend zu finden und ſtellte ſich auch den ganzen Tag über nicht wieder ein. Viele fürchteten, ſie möchte vom Felſen hinabgeſtürzt ſein und der dicke Schaum der Brandung ihren Leichnam verbergen, und mancher ſpähende Blick flog in den Keſſel der fürchterlich kochenden Gewäſſer hinab, erſah aber nichts, als den Aufruhr des Elements. Still und in ſich gekehrt ſchlich Miché am Ufer und ertrug ſcheinbar geduldig die Spöttereien des alten Gervais; denn in der That hatte ſich keine Gefahr gezeigt. Dem Jünglinge zerquälten Vaubourgs letzte Worte und ihr Verſchwinden die Seele.

Der Sturm war in der Nacht geſtiegen und hatte am Tage nicht nachgelaſſen, die Meiſten glaubten aber, ſeine Gewalt ſei nun gebrochen und in der nächſten Nacht werde ſich das Meer beruhigen. Miché legte ſich um Vaubourg trauernd nieder; er hatte mit Tobin bis in die Nacht an der Küſte nach dem armen Mädchen geſtreift, das ein Schifferknecht gegen Abend barfuß über ſcharfe, unzugängliche Klippen wollte klettern geſehen haben. Doch war der Burſche nicht gewiß, ob ſie's wirklich geweſen. Die beiden Freunde hatten auch keine Spur von ihr gefunden, und ſchliefen von der angeſtrengten Wanderung ermattet ein.

Es war kurz vor Mitternacht, als ſich Miché emporgerüttelt fühlte. Die trübe Schiffslaterne zeigte ihm Vaubourgs Geſtalt, aber ihr Haar hing triefend an ihr herab, ihre dürftigen Kleider waren ganz durchnäßt. Erſchrocken fuhr der Schiffer auf; er glaubte des Mädchens Geiſt zu ſehen, während ihr Leib im feuchten Meeresgrunde liege, doch faßte er ſich, als er ſich alſo angeredet hörte:

„Mache dich hurtig auf mit deinem Schiff, Miché, und ſteuere hinaus, rechts am Felſen von Corduan vorüber, nach den Riffen von Maumuſſon. An der gefährlichſten Stelle, wo das wildtobende Meer ſich in den donnernden Strudel ſtürzt, und dann über das Ufer fortrollt in das geängſtete Land, dort, dort wirſt du das Schiff finden. Es wäre beſſer, der fürchterliche Strudel wirbelte es in ſeine Tiefe hinab und keines Menſchen Aug' ſähe es wieder mit Mann und Maus; aber es ſind Menſchen darauf, und Menſchen müſſen gerettet werden, Menſchen mußt du Hülfe bringen in ſolcher Nacht, das iſt deine Pflicht, Miché. Du wirſt dein Unglück an's Land bringen, armer Junge, und das meinige, und das Unglück des Königs und der Königin und ganz Frankreichs; aber es muß ſein, und ich kann's nicht ändern. Drum zaudre nicht, halte dich erſt links bis du dem Leuchtthurm auf eine halbe Meile nahe kommſt, dann ſteure nach dem Klippenkamme.“ — Ein gewaltiger Donnerſchlag verſchlang ihre Rede, Blitze zerſchnitten den ſchwarzen Himmel, Regen ſtrömte und das Brüllen des Sturms war über allen Ausdruck grauſenhaft. Höher und höher gingen die Wellen, die dämoniſche Macht des Unwetters ſtieg mit jedem Augenblick.

„Wo warſt du denn," fragte Miché das Mädchen, das ſich zu gehen wandte, „und wohin willſt du wieder in dieſer entſetzlichen Nacht?"

„Der Geiſt führte mich meine Wege über die Klippen. Der Blitz hat mit mir geplaudert auf den höchſten Felſenſpitzen, wie ein Vater mit ſeinem lieben Kinde. Du weißt ja, daß der Blitz mein Vater iſt. Er hat mich mit Regen gewaſchen. Die Waſſer des Himmels thun mir wohl. Sie haben mein Herz beruhigt, und nun will ich heimgehen und mich ſchlafen legen. Mein Vater hat es mir geſagt, und ſo lang meine Locken triefen, die er mir mildfreundlich geſeuchtet, und ſo lang meine Füße ſchmerzen, die Felszacken mir aufgeriſſen, hat er mir ruhigen Schlaf verſprochen in deiner Mutter weichem Bett."

„So ſchlafe wohl, armes, gutes Weſen!" hauchte ihr der Jüngling zu, „möchteſt du geneſen wieder erwachen!"

Sie verſchwand in der Nacht, und einige Minuten darauf ſchoß das Lootſenſchifflein in die ſchäumende Brandung. Das Meer war in ſo wilder Bewegung, wie es der junge Schiffer noch nicht geſehen zu haben meinte, und von oben raſeten Donner und Bliß, Windsbraut und Wolkenguß; es ſchien ein Kampf der Elemente auf Leben und Tod. Das gewandte Schifflein ſchien jeden Augenblick ein Raub der Rieſenwellen, die es umherſchleuderten, werden zu wollen, aber immer tauchte es wieder empor und huſchte durch die zürnenden Wogenhäupter, wie ein flinkes Mädchen durch die Reihen wuthentbrannter Krieger, und prüfend ſchaueten ſeine geſchickten Leiter nach den verſchiedenen Feuern der Leuchtthürme aus, nach ihnen ihre ſchwierige Bahn berechnend. Schon hatten die kühnen Meerfahrer ſtundenlang mit dem feindlichen Element gerungen, und Miché hatte genau die von Vaubourg angegebene Richtung genommen; ſchon waren ſie an den Klippen, hinter welchen der Strudel ſein allen Donner weit überbrüllendes Getös ausſtieß, aber noch hatten ſie nichts von einem Schiffe bemerkt, das ihrer Hülfe bedurft hätte, und einige der Knechte begannen zu murren und ließen Worte fallen, daß es doch thöricht ſei, auf das bloſe Wort eines geiſteswirren Mädchens in ſolcher Nacht, wie ſie kaum ſchon eine ähnliche erlebt, in See zu gehen, da doch nirgend ſich ein bedrängtes Schiff zeige, und der alte verſtändige Chervais möge wohl recht haben. Doch Miché, dadurch nicht irre gemacht, ließ plötzlich ein Feuerſignal am einzigen Maſt ſeines Schiffleins aufflammen, und befahl, gleich ihm, forſchend in die Nacht hinaus zu ſpähen.

Ein Zeichen! Ein Zeichen! riefen plötzlich mehre Matroſen, und alle ſahen nun etwa in der Entfernung einer halben Meile, dem Strudel und den Felſenriffen nah, eine Feuerſäule aufſteigen, und gleich darauf das Pulver aufblitzen und den feurigen Schuß aus einer Kanone fahren. Manche wollten ſogar durch das Gebrüll des Strudels und der Brandung hindurch den Donner des Geſchützes vernehmen. Schuß auf Schuß leuchtete nun durch die Nacht, und: „drauf und dran, Kameraden!“ rief Miché hocherfreut. Das Wunder that ſeine Wirkung auf die Gemüther der Knechte, ihr Muth wuchs, ihre Kraft ſteigerte ſich in's Unglaubliche und nach wenigen Minuten waren die Retter an der Seite des bedrohten Schiffes. Ein Boot wurde ausgeſetzt und kämpfte ſich herbei, Miché ſprang hinein und betrat von Jubel, der mit der Noth gleiche Größe hatte, begrüßt, das ſtattliche Kauffarteiſchiff. Hier erſchien der ſchöne Jüngling allen wie ein Engel. Niemand hatte mehr an Rettung geglaubt, Niemand mehr darauf gehofft. Näher und immer näher dem fürchterlichen zwiſchen Felſen geklemmten Strudel, deſſen ſchauerliche Sagen allen auf dem Schiffe bekannt waren, hatten ſie nichts vor ſich als einen gewiſſen Tod. Ganze Flotten, ſo erzählen jene Sagen, waren in dieſem ſtets gähnenden, ſtets brüllenden Schlund verſchwunden, hinabgewirbelt mit unwiderſtehlicher Gewalt, wie der Schaum, der die unglücklichen

Schiffe umkreiſt, und kein Jahr war vergangen, daß der gewaltige Trichter nicht Schiffe mit Mann und Maus verſchlungen. Die Gefahren der Wirklichkeit wurden noch von den Schrecken der Einbildungskraft überboten, als Miché's Flammenzeichen die Mannſchaft in dieſer qualvollen Beſchäftigung unterbrach, und nun mangelte nicht viel, man wäre vor ihm niedergefallen, um ihn wie einen Heiligen zu verehren. Ernſt wies er das thörichte Beginnen zurück und übernahm die Leitung des Schiffes. Ruhig, kühn und gewandt gab er ſeine Befehle und führte den ſtolzen Bau ſicher durch die Felſen. Als der Tag grauete, erblickten ſie das Städtchen Royan und die Uferfelſen; den Leuchtthurm von Corduan hatten ſie hinter ſich; und eine Stunde ſpäter liefen ſie in den Hafen ein, wie der Schiffsherr begehrte und wie es das hochgehende, erſt vom Meer zurückgedrängte, nun um ſo wilder heranbrauſende Waſſer der Gironde nöthig machte. Eine zahlreiche Menſchenmenge hatte ſich am Ufer verſammelt und rief dem geretteten Schiffe Grüße zu. Miché legte den Befehl wieder nieder und nahm ſich nun Zeit, im freundlichen Tageslicht die Leute auf dem Kauffahrer näher zu betrachten, da er ſeiner Umgebung bis jetzt wenige oder keine Aufmerkſamkeit hatte ſchenken können. Nichts fiel ihm an der Mannſchaft, die ihm zum Theil ſchon bekannt war, auf, als der Schiffsherr ſelbſt. Dieſer Mann hatte ihn weder mit excentriſcher Freude begrüßt, ein Beweis, daß er keine Todesfurcht kannte, noch mit übermäßigem Lobe überhäuft. Er hatte ſich im Gegentheil ernſt und würdig und auf eine Weiſe benommen, die Miché beſonders anſprach und ihm Achtung abnöthigte. Jetzt, als ſich der junge Schiffer den ältern Mann näher betrachtete, fiel ihm die ganz eigenthümliche Kleidung deſſelben auf. Er trug nämlich einen dunkelgrauen Tuchrock, deſſen bequemer und ſchlichter Zuſchnitt ganz allein auf das Bedürfniß berechnet ſchien; ſein im geraden Strich auf dem Kopf glatt gekämmtes Haar war über der Stirn und im Nacken rund geſchnitten, ein ungewöhnlich breitkrempiger Hut überſchattete ſein ausdrucksvolles Geſicht, aus welchem ein Paar lebhafte kluge Augen die Umgebungen beherrſchten. Graue Weſte, graue kurze Beinkleider, graue Strümpfe und Schuhe mit Schnallen von wenig Werth gehörten noch zu dieſem einfachen Anzuge, und nur durch die feine Leibwäſche und die zierlich gefältelte Halsbinde war die Stufe angedeutet, welche der Beſitzer in der Geſellſchaft einnahm und die ſein würdevolles ruhiges Benehmen behauptete. Miché wurde durch dieſe Erſcheinung ſogleich an Vaubourgs prophetiſche Worte erinnert und ſchauderte unwillkürlich zuſammen.

Sobald der Schiffsherr an's Land getreten war, ließ er durch einen ſeiner Diener Miché Charbon zu ſich rufen, und redete in Gegenwart vieler Andrer freundlich zu ihm: „Mein Sohn, ich verdanke deiner beiſpielloſen Kühnheit nicht nur die Rettung meines Lebens und deſſen meiner Leute, ſondern auch die Erhaltung großer Reichthümer, die ſich auf meinem Schiffe befinden, und es iſt nicht mehr als billig, ja ich kann es nicht einmal als eine Handlung der Dankbarkeit anſehen, wenn ich dir einen Theil meiner Schätze abtrete, denn du haſt dir darauf ein unbezweifeltes Recht erworben. Empfange daher aus meiner Hand dieſen Beutel mit fünftauſend Livres; er iſt ganz allein für dich beſtimmt, und jeder deiner Leute emfängt noch eine beſondre Belohnung von mir.“

„Mein Herr,“ verſetzte Miché, „erlauben Sie mir, Ihr Geſchenk zurückzuweiſen. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie meinen Burſchen eine Kleinigkeit verabreichen; ich werde Ihnen dafür ſehr dankbar ſein. Was aber mich betrifft, ſo kann ich durchaus nichts weiter, als den gewöhnlichen Lohn annehmen, denn was ich that, war nicht mein, ſondern Gottes Werk, deſſen Vollziehung mir anbefohlen wurde. Ich würde die größte Sünde begehen, und des Himmels gerechten Zorn auf mich laden, wenn ich für die Hülfe und Rettung, die Ihnen Gott durch mich angedeihen ließ, eine ſolche Bezahlung annehmen wollte. Behalten Sie Ihr Geld und reiſen Sie glücklich weiter.“

„Deine Weigerung zeigt mir, daß du eben ſo edel und fromm, als kühn und muthig biſt; doch ſcheint mir deine Anſicht überſpannt und deine Bedenklichkeit zu weit getrieben. Der Gott, der dir meine Rettung anbefahl, erlaubt dir auch eine reiche Belohnung für deine Arbeit zu nehmen. Deine Geſinnungen verbürgen mir, daß du das Geld auf die beſte Weiſe anwenden wirſt. Ich werde nicht nach Bordeaux abreiſen, bevor ich dir dein Eigenthum, dieſen Beutel und deſſen Inhalt, nicht geſichert habe. Auf keinen Fall werde ich dieſes Geld, das mir nicht mehr gehört, wieder auf mein Schiff tragen. Entſchließe dich alſo kurz, es an dich zu nehmen."

„Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt und Gott was Gottes iſt," ſprach Miché wieder. „Dieſes Geld, das Sie für Ihre Rettung beſtimmten, mein Herr, gehört, ſobald Sie es nicht mehr als Ihr Eigenthum betrachten, Gott dem Herrn allein, der auch in der verwichenen Nacht Ihr alleiniger Retter war. Wie hätte ich armer Menſch wiſſen können, daß in dieſem furchtbaren Sturme ſo weit von dem Orte, wo ich mich befand, ein Schiff in ſo großer Noth ſei, wäre mir nicht ein Zeichen vom Himmel geworden? — Erlauben Sie mir alſo, mein Herr, daß ich dieſen Beutel den frommen Vätern des nahen Kloſters Mont-Croix zur Verfügung ſtelle und als ein ſchwaches Opfer meiner dankbaren Geſinnung gegen die göttliche Gnade, deren ich würdig befunden worden bin, auf den Altar der Kirche niederlege."

„Du biſt ein trefflicher Burſche, und es ſteht dir frei, mit dieſem Gelde nach deinem Gutdünken zu ſchalten, und wahrlich deine Pietät iſt ſo rührend, daß ich mich veranlaßt finde, noch eine gleiche Summe für meine Perſon hinzuzufügen, obgleich ich eben kein ſonderlicher Freund der Klöſter und Mönche bin. Aber ich möchte, daß die Herren Patres dieſes Geld zum Fonds irgend eines guten Werkes anwendeten, das das Andenken an deine kühne Hülfleiſtung und uneigennützige Frömmigkeit bewahrte, und deshalb will ich dich in das Kloſter begleiten, um ſelbſt mit den geiſtlichen Bewohnern desſelben zu reden.“

Miché machte ſich mit dem ſchlicht gekleideten Kaufmanne ſogleich auf den Weg, und hing während desſelben ſeinen Gedanken über Vaubourgs prophetiſche Worte nach.

Faſt zwei Monate ſpäter, als der Winter bereits ſeine ſtürmiſche Herrſchaft über Land und Meer angetreten hatte, ſah man den königlichen Gerichtshof in Bordeaux von einer großen Menge Menſchen umlagert, die ſich trotz Kälte und Schnee immer vermehrte. Es waren vorzüglich Landleute, Schiffer, Fiſcher und Weinbauer von beiden Ufern der Gironde, aus dem ebenen Grave und dem hügeligen Medoc, Landſchaften, die ihre Namen auf das berühmte Erzeugniß ihres Bodens übergetragen haben. Der Sitzungsſaal war kaum geöffnet worden, als die Zuhörer ſich auch ſchon in den für ſie beſtimmten Räumen drängten, während in allen Geſichtern ſich die geſpannteſte Erwartung malte. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien das Collegium des Gerichtshofes mit ſeinem Präſidenten, dem Baron St. Laurent an der Spitze. Dieſer Mann hatte ein kränkliches, ſchwächliches Anſehen; ſein hageres, bleiches Haupt, deſſen Züge erſt das mittlere Mannesalter andeuten, ſank mit einem Ausdruck troſtloſer Gleichgültigkeit auf ſeine eingefallene Bruſt herab, und man konnte leicht vermuthen, daß man hier einen unheilbaren Kranken vor ſich habe. Nachdem er einen theilnahmloſen Blick über die Menge hatte gleiten laſſen, blieb das matte Auge auf einem Punkte ruhen, ein beängſtigendes Hüſteln ſtieg aus ſeiner Bruſt, und nicht ohne Beſorgniß betrachtete ihn mancher der Beiſitzer. Auf den Wink des Präſidenten öffnete ſich eine Seitenthür, und heraus trat ein dürftig gekleidetes, zartes, wunderbar ſchönes Mägdlein, an den Händen mit Feſſeln beladen, die ihr vor den Schranken abgenommen wurden. Ein Laut des Unwillens und der Ueberraſchung wurde von den Zuſchauern vernommen; Alles drängte ſich, ſie zu ſehen. Sie aber ſchritt unbefangen vorwärts und hielt den geiſterhaften, ſeltſamen Blick, vor dem

Mancher bebte, nicht zurück, ſo daß derſelbe blitzſchnell über die Verſammlung flog. Sie wurde von allen Seiten mit der größten Theilnahme betrachtet. Dieſes Mädchen war Vaubourg, die Seherin. Ihre Begleiter waren Miché Charbon, der Pilot, deſſen Mutter, eine alte, ſchwache, gutmüthige Frau, und ein junger Mann mit einer geiſtreichen Phyſiognomie, aus welcher ein großes, blitzendes Auge beſonders hervortrat. Der kurze Mantel des Advokaten hing über ſeine Schultern. Von der andern Seite traten mehre Männer auf, deren einer der Fiscal des Kloſters Mont-Croix, der andre der alte Pilot Jean Cherwais, der dritte der ſchwarzbraune Bruder Koch, der vierte ein andrer Laienbruder aus dem Kloſter Mont-Croix und der fünfte jener eigenthümlich gekleidete Schiffherr war, deſſen Leben und Schiff Miché Charbon auf eine ſo wunderbare Weiſe aus der größten Gefahr gerettet hatte.

Die Sitzung wurde eröffnet und die Klage verleſen. Ihr Inhalt war kurzgefaßt folgender:

Der gegenwärtige Kaufmann und Weinhändler Jacques Lacaze hat eine Reiſe nach Nordamerika mit einer Schiffsladung Grave- und Medocweinen gemacht und dort einen guten und gewinnreichen Abſatz gefunden. Als Rückfracht hat er ſein Schiff mit Fellen und andern Produkten Amerika's beladen. Glücklich bis an die Küſte Frankreichs gelangt, wird das Schiff von einem furchtbaren Sturme erfaßt und wäre ſicherlich ſeinem Untergange entgegengeführt worden, wenn es nicht der Pilot Miché Charbon gerettet. Der Kaufmann Lacaze überreicht dem jungen Piloten einen Beutel mit fünftauſend Livres, den dieſer dem Kloſter Mont-Croix zu überliefern beſchließt, vorgebend, Gott allein habe dieſe Rettung bewirkt und er, das bloſe Werkzeug, könne dafür keine Bezahlung annehmen. Der Kaufmann Lacaze, durch ſolche Uneigennützigkeit gerührt, legt eine gleiche Summe hinzu, und beide gehen nach dem Kloſter und übergeben das Gold dem Prior mit dem Bemerken, daß dasſelbe zu frommen Werken verwendet werden ſolle. Dieſer ſtellt die beiden Beutel in einem Tabernaculum auf dem Hochaltar wohl verſchloſſen aus, um dort drei Tage hintereinander den Segen darüber zu ſprechen. Am Morgen des dritten Tages finden zwei Laienbrüder, der Bruder Jerome der Koch, und der Bruder Vincent der Bäcker, die in der erſten Frühe, als der Tag grauet, vom Kloſter aus einen Geſchäftsweg zu machen gedenken, die gegenwärtige Vaubourg Fille d'Eclair ſchlafend am Eingang eines Weinberges an der Straße nach Royan; in ihrer Hand, ſo behaupten die beiden Mönche, habe ſie einen ledernen Beutel gehalten, jedoch ſo, daß nur ein Theil davon ſichtbar geweſen. Da es nun gerade nichts Seltenes, daß dieſe Dirne unter Gottes freiem Himmel ſchlafend gefunden werde, ſo gingen die Brüder auch vorüber, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern. Als jedoch am Abend desſelben Tags Lärm im Kloſter ausbrach, daß einer der beiden Beutel aus dem Tabernacul vom Altar weg geſtohlen ſei, erinnern ſich die Laienbrüder wieder der ſchlafenden Dirne mit dem Beutel in der Hand und beeilen ſich, dieſe Wahrnehmung dem Convent der Väter zu melden. Sogleich bringen auch Andre bei, daß Vaubourg am Abend vorher im Kloſter bemerkt worden ſei, wo ſie, Almoſen genießend, ſeit ihrer Kindheit Zutritt habe. Der Prior ſchickt ſofort nach dem Schifferdorfe in die Wohnung der Wittwe Rebecque Charbon, bei welcher Vaubourg ſich aufhält, und läßt daſelbſt Hausſuchung thun, und es findet ſich nicht nur der bezeichnete Beutel, ſondern in einem Schrein der Wittwe auch fünf Louisd'or, in welchen Münzſorten die ganze Summe beſtanden. Auf ſofortige Anzeige bei der weltlichen Gerichtsbarkeit werden Vaubourg Fille d'Eclair und Rebecque Charbon gefänglich eingezogen, läugnen aber beide von dem Diebſtahl etwas zu wiſſen. Deshalb iſt der heutige große Verhörstermin mit Vorladung aller Zeugen und dabei betheiligten Perſonen angeſetzt worden. „Herr Genſonné,“ redete der Präſident den Anwalt Vaubourgs an, „laſſen Sie ſich auf die vorliegende Anklage ein und bringen Sie für Ihre Clientin Vertheidigungsgründe vor.“ „Meine Herren,“ begann der junge Advokat ſogleich mit Feuer, „wir haben es hier weder mit

Verhältniſſen noch Perſonen gewöhnlichen Schlags zu thun, und die pſychologiſche Kenntniß beider muß nothwendig großen Einfluß auf die vorliegende Verhandlung haben. Es macht ſich daher nothwendig, daß ich auf die Entſtehung und Entwicklung eines ſo ſeltſamen Weſens, wie die Angeklagte, Vaubourg Fille d'Eclair, näher eingehe.

Soviel ich durch mühſame Nachforſchungen habe ermitteln können, ſind es jetzt dreiundvierzig Jahre, als die Wächter des mitten in der Brandung des Meeres, ringsum meilenweit vom Lande entfernt liegenden Leuchtthurms von Corduan eines Morgens früh, nach einer ziemlich ſtürmiſchen Nacht, einen Gegenſtand auf einer den Wellen entragenden ſchaumbedeckten Felſenſpitze wahrnahmen, um welchen tauſende von Seevögeln mit ungewöhnlichem, wilden Geſchrei flatterten. Neugierig, was die außerordentliche Aufregung der Vögel wohl veranlaſſe, ſtieg der älteſte der Wartknechte, ein Greis von ſechszig und einigen Jahren, Namens Tiennot Charbon, hinab. Er erkannte einen kleinen Kahn, der leer zu ſein ſchien, doch ließ ihn das fortdauernde Geſchrei der das Fahrzeug umkreiſenden Vögel vermuthen, daß etwas darin liegen müſſe. Der Alte beſtieg daher eins ihrer Böte und kam zu der Felſenſpitze, die er mit Händen und Füßen erklimmen mußte, um zu dem feſtſitzenden fremden Kahne zu gelangen. Man denke ſich Tiennots Erſtaunen, als er in demſelben ein dem Anſchein nach neugebornes Kind in Windeln erblickte, deſſen bittere Klagetöne dem Greiſe tief zu Herzen drangen. Das Kind und der Kahn wurden in den Leuchtthurm gebracht, und noch iſt im unterſten Gewölbe des Thurmes das kleine Fahrzeug aufgeſtellt, welches von den Wärtern der Leuchte den Namen Brigide's Wiege erhalten hat; denn Brigide wurde das kleine Mädchen getauft nach der Heiligen, an deren Namenstage ſie gefunden worden war. Doch auch die Felſenſpitze, auf welcher der Kahn des hülfloſen Kindes geſtrandet, führt ſeit jener Zeit bei allen Schiffern der Umgegend denſelben Namen. Das zarte Kind, ſchon halb verhungert, konnte von den alten See-Invaliden nur mit großer Mühe erhalten werden, da Tiennot Charbon durch einen eingetretenen Sturm über acht Tage verhindert wurde, ſeinen ſeltſamen Fund an's Land zu bringen. Der alte Mann mußte zur Kindermagd werden. Nachdem er endlich das Würmlein in ſeines Sohnes Haus gebracht und der Pflege ſeiner Schwiegertochter übergeben hatte, taufte man, wie ſchon geſagt, die Kleine Brigide und gab ihr den Zunamen Sturmestochter, weil ein Sturm ſie dem Greiſe zugebracht hatte. Ueber ihre wahre Abkunft iſt niemals etwas verlautet; nur aus den Windeln, in welchen übrigens nicht das mindeſte Zeichen befindlich war, ſchien zu erhellen, daß ſie nicht gemeiner Leute Kind ſein müſſe. Brigide wuchs heran und ward zur Jungfrau, aber als ſolche entwickelte ſie eine ſo hohe und außerordentliche Schönheit, daß ihres Gleichen in der ganzen Gegend nicht gefunden wurde. Ihre Armuth ertrug ſie mit ernſter Würde, und ſuchte durch Fleiß und Ausdauer die dürftige Lage ihrer Pflegemutter zu erleichtern. Der alte Tiennot war nämlich geſtorben, und auch der Sohn desſelben in ſeinem Berufe in einem heftigen Sturme untergegangen, ſeinem Weibe mehre Kinder und die räthſelhafte Waiſe hinterlaſſend. Unter den Kindern befand ſich auch ein Jüngling, fünf Jahre älter als Brigide, ein ſchöner kräftiger Burſche, deſſen Bruderliebe zu der Waiſe ſich allmälig in die zärtlichen Gefühle eines Anbeters verwandelten. Die Mutter gab mit Freuden ihren Segen, und Thierri Charbon und Brigide Fille d'Orage waren unbezweifelt das ſchönſte Paar in ganz Medoc. Da geſchah es einſt, daß Brigide nach dem Meerufer gegangen war, um ihren Verlobten zu erwarten. Ein Sturm hatte ihn auf die empörten Wellen zur Leitung einiger Schiffe gerufen, die vergebens bemüht waren, in die Gironde einzulaufen. Die Nacht war herangekommen und mehre Gewitter hatten ſich zuſammengezogen, um ſie zu einer fürchterlichen zu machen. Das Feuer des Himmels verdunkelte das der Leuchtthürme, der ganze Horizont ſtand unaufhörlich in Flammen. Niemand erinnerte ſich, in einer Nacht mehr Blitze geſehen zu haben. Wo Brigide dieſe Nacht zugebracht, was mit ihr vorgegangen, iſt niemals bekannt geworden; genug, man fand ſie am folgenden Morgen ohnmächtig und halbtodt, durchnäßt und faſt erſtarrt in einer wilden Felſengegend des Ufers unfern dem Kloſter Mont-Croix, wo niemals ein Schiff anlegt, noch anzulegen vermag. Bewußtlos wurde Brigide in die ärmliche Wohnung ihrer Pflegemutter gebracht, wo ſie lange krank darnieder lag, und ihr Verlobter, der erſt am Abend heimgekehrt war, wurde ihr unermüdlicher Wärter. Nichtsdeſtoweniger zeigte Brigide vom erſten Augenblicke ihres wiedererwachten Bewußtſeins eine entſchiedene Abneigung gegen den Jüngling. Doch damit nicht genug, ihrer Umgebung wurde bald klar, daß Brigide's Geiſt zerrüttet ſei. Stets mit ſich ſelbſt beſchäftigt, meiſt in trübem Dumpfſinn verharrend, gab ſie auf die dringendſten Fragen keine Antwort. Ihre einzige Beziehung zur Außenwelt ſchien jene ihr verderblich gewordene Gewitternacht zu ſein, und zuweilen ſprach ſie für ſich in abgeriſſenen Sätzen von dem ungeheuern Blitz, der ſie niedergeſchmettert. Das war Alles. Dabei zehrte ſie am Körper ab, und der ihr verlobte junge Schiffer ſah ſie traurend dahin welken. Der Winter war unterdeſſen vorübergegangen und der Frühling gekommen, ohne daß der eine oder der andre in Brigide's geiſteswirrem Zuſtande etwas verändert hätte, als ihre Pflegemutter plötzlich mit Schrecken wahrnahm, daß die Kranke die Beſtimmung empfangen habe, bald Mutter zu werden. Der beſtürzte Sohn der bekümmerten Wittwe ſchwur hoch und theuer bei der Jungfrau, der Mutter Gottes, daß er das reine Magdthum Brigide's heilig und unverletzt gehalten und der keuſche Wandel, die fromme Unſchuld des Mädchens beſtätigten dieſe Ausſage. Nichtsdeſtoweniger wurden die gegen Brigide's bevorſtehende Mutterſchaft erhobenen Zweifel beſiegt; es blieb bald keiner mehr übrig. Die Wittwe hatte Mühe, der zwiefach Unglücklichen einen rechten Begriff von ihrem Zuſtande beizubringen, und als dies endlich geglückt war, antwortete ſie auf die Frage, wer der Vater des unter ihrem Herzen ſchlummernden Kindes ſei, ſeltſam genug: der Blitz! Bei dieſer Ausſage iſt ſie geblieben, und ohne ſich in ihrer Geiſtesſtumpfheit auf etwas Näheres einzulaſſen, hat ſie ſtets behauptet, der Blitz habe ſie in jener wilden Gewitternacht überwältigt. Und wirklich ſteigerte ſich, nach allen Berechnungen und Vergleichungen der Umſtände, die Wahrſcheinlichkeit faſt bis zur Gewißheit, daß ſich von jener Nacht nicht allein ihre Geiſteszerrüttung herſchreibe, und ihr zwiefaches Unglück einen gemeinſamen Urſprung habe. Das Unheimliche ihrer Ausſage, die keinen geringen Schrecken unter den abergläubiſchen Bewohnern der dortigen Küſte hervorrief, wurde durch eine eben ſo ſonderbare Thatſache grauſig erhöht. Ein ungemein heißer und frühzeitiger Sommer zeigte ſich bald heftigen Gewitterſtürmen ſehr geneigt. Kaum hatten ſich die erſten ſchwarzen gewitterverkündenden Wolken am Horizont zuſammengezogen, als auch die ihrer Niederkunft nahe Brigide aus der Hütte verſchwunden war. Einige Mönche des Kloſters Mont-Croix hatten ſie, von fahlen Blitzen umzuckt, in jener öden, hochgelegenen Felsgegend geſehen, wo ſie nach der ihr ſo verhängnißreichen Nacht ohnmächtig gefunden worden war. Und ſo oft ſich wieder ein Gewitter zeigte, entwich Brigide heimlich, wie von einem magiſchen Zauber gezogen, aus der Hütte, und begab ſich an jene Stelle. Thierri, ihr unglücklicher Geliebter, immer treu an dem armen Weſen hangend, ging ihr meiſt nach, und da ſah er ſie auf der Spitze eines Felſens ſtehend, das Auge ſtarr und unverwandt gen Himmel gerichtet, und die Arme ausgebreitet, gleichſam bereit, den Blitzſtrahl zu umfaſſen und inbrünſtig an Mund und Herz zu drücken. Wieder waren ſo einige Wochen verſtrichen und man erwartete täglich Brigide's Entbindung, als an einem ſehr ſchwülen Nachmittage ringsum am Horizonte ſchwarze Wolkenberge ſich aufthürmten. Brigide war bereits auf dem Wege zur Stätte ihres Schickſals. Nun brach an dieſem Tage einer jener verheerenden Gewitterſtürme los, die die Grundfeſten der Erde erzittern machen und der Oberfläche derſelben eine andere Geſtalt zu geben drohen. Der Tag hatte ſich verfinſtert und die Majeſtät des Blitzes leuchtete als Gottes furchtbare Fackel. Das Gebrüll des Donners jagte alles Lebendige in Furcht und Schrecken, und das Meer bäumte Rieſenwellen am Ufer empor und überfluthete es theilweiſe. Thierri war auf dem Meere beſchäftigt, eine unausſprechliche Angſt fraß an ſeiner Seele, und ſobald es ihm möglich war, eilte er beflügelten Fußes, neues Unglück ahnend, nach der ihm wohlbekannten Stelle. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht, Brigide lag am Fuße des Felſen — vom Blitz erſchlagen. Sie hatte ihren furchtbaren Geliebten endlich an's Herz gepreßt, aber, eine zweite Semele, war ſie von der flammenden Majeſtät deſſelben vernichtet worden. Jammernd belud ſich der treue Schiffer mit der noch warmen Leiche und trug ſie mit einer Eile, die ein Uebergebot ſeiner Kräfte erheiſchte, in's Kloſter. Dort waren die Brüder Pierre und Martin ſehr geſchickte Aerzte und Chirurgen. Unverzüglich nahmen dieſe beiden hochherzigen Männer jene Section der Leiche vor, die man den Kaiſerſchnitt nennt, wodurch die Aerzte die Leibesfrucht einer Schwangern zu retten ſuchen. Und in der That gelang ihnen das Werk ihrer Chriſtenliebe und Geſchicklichkeit ſo vollkommen, daß ſie ein kleines Mädchen zur Welt beförderten, das aber, wie ſich zeigte, keine ausgetragene Frucht war. Es hätte noch Wochen lang zu ſeiner Ausbildung der ſchützenden Hülle des Mutterſchooſes bedurft. Dieſes ungeborne Kind, deſſen Entſtehung und Abſtammung mit ſo höchſt merkwürdigen und außerordentlichen Umſtänden verknüpft iſt, ſteht, wie Sie bereits geahnet haben werden, meine Herren, als Angeklagte vor dem Stuhle des Gerichts. Es iſt Vaubourg Fille d'Eclair. Noch gehört zu ihrer Vertheidigung, daß ich das Nöthige über ihren Lebenslauf bis zu dieſer Stunde beibringe. Es wird Niemand verwundern, wenn dieſe Waiſe, nicht geboren wie andre Menſchen, zu früh dem Mutterſchoos entnommen, dies Kind einer Geiſteswirren, die mit grauſiger Gewißheit den Blitz, gleichſam die feuerlichte Herrlichkeit des Herrn, wie ſie ſich in ſeinen Wettern auf Augenblicke, unſre ſchwachen Augen blendend, zeigt, als Erzeuger dieſes Kindes angegeben hätte, das Geſchöpf, das der Blitz, ſeine Mutter tödtend, allzufrüh in's Daſein rief, ich ſage, man wird nicht darüber erſtaunen, wenn dieſes Mädchen bald ein ungemeines und ſeltſames Weſen zeigte. Und doch, bei all' dieſen Vorausſetzungen, erregte ihre endliche Entwicklung das höchſte Erſtaunen jedes Pſychologen. Ja, meine Herren, wir haben es hier mit einem ſo außerordentlichen Geſchöpf Gottes zu thun, wie noch kein ſolches vor dieſen Schranken geſtanden. Meine Erzählung wird in ihrem weitern Verlauf nicht nur an's Fabelhafte grenzen, ſondern ſie wird ſo ganz und gar das Gepräge des Wahrſcheinlichen verlieren, daß Sie ein Mährchen aus dem

Munde der gefälligen Scheherazade zu vernehmen glauben werden, und doch kann ich alle meine Ausſagen als wahr belegen und durch Zeugen, mehr als hundert Zeugen, beweiſen.

Die beiden Patres, welche dies ſeltene Weſen zur Welt gefördert hatten, mußten all' ihre ärztliche Kunſt anwenden, um ihm das ſchwach glimmende Lebenslicht zu erhalten. Dadurch wurde dem Kinde ein unauslöſchliches Recht der Dankbarkeit zu Theil, in deſſen freier Ausübung man es niemals geſtört hat. Es fühlte ſich den frommen Vätern des Kloſters mehr als andern Menſchen verpflichtet, und dieſe haben das Mädchen ſtets als ein ihnen von Gott gemachtes Geſchenk betrachtet. Man hat ſich über dieſe gegenſeitige Verbindlichkeit niemals ausgeſprochen, aber man hat ſie ſchweigend anerkannt und iſt ihr nachgekommen, und darum iſt ſie nicht minder gültig, als wenn man ſie ſchriftlich aufgeſetzt hätte. Das Kind wurde ſpäter, wie früher die Leiche der Mutter desſelben, von Thierri Charbon reclamirt, und die betrübte Wittwe erzog es. Nach Jahr und Tag brachte der rüſtige Pilot eine Frau in's Haus, die ihm einen Sohn und in einer Reihe von Jahren mehre Kinder ſchenkte, aber obgleich er ſo arm war, wie ſeine Vorfahren, hielt ihn dieſer Umſtand doch nicht ab, die elternloſe Vaubourg ganz wie ſein leibliches Kind zu betrachten. So wuchs das Mädchen in demſelben Verhältniſſe bei Thierri auf, wie deren Mutter bei deſſen Vater aufgewachſen war. Vaubourg hatte aber einen Vortheil mehr: ſie war zu gleicher Zeit auch das Kind des Kloſters; man vergönnte ihr dort freien Zutritt, unterrichtete ſie, und entließ ſie niemals unbeſchenkt. Keinem der frommen Väter fiel es ein, unfreundlich gegen das arme, ſchwache Kind zu ſein, und Vaubourg wußte die genoſſene Liebe durch Folgſamkeit, Dankbarkeit und ein ſtilles, ſittſames Betragen zu würdigen und zu ſchätzen. Es iſt nie ein Fall vorgekommen, ſelbſt in den Jahren der Kindheit nicht, wo man unüberlegt handelt, daß ſie ihrer Dankbarkeit gegen das Kloſter und die Väter nur einen Augenblick vergeſſen hätte, ſtets war ſie von frommer Ehrfurcht gegen Alles erfüllt, was zum Kloſter gehörte. Wie ſollte ſie nun jetzt als reife Jungfrau ſich des gröbſten Verbrechens gegen ihre Wohlthäter und Freunde haben zu Schulden kommen laſſen? Doch hören Sie weiter! Vaubourgs körperliche und geiſtige Ausbildung ging über alle Erfahrung langſam von ſtatten. So lernte ſie erſt in ihrem neunten Jahre den Gebrauch der Sprache und man hatte ſie bis dahin für ſtumm gehalten; ob ſie nun auch reden konnte, vernahm man doch ſelten ein Wort von ihr, und ihre Mittheilungen beſchränkten ſich auf das Nothwendigſte. Dagegen zeigte ſich frühzeitig bei ihr ein ſtarker Hang zur Einſamkeit, der mit den Jahren eher zu- als abnahm. Es iſt wahr, ſie hat ganze Nächte allein in der Kloſterkirche zugebracht, und es war nicht ſelten, ſie in einem düſtern Winkel derſelben in ſich gekehrt, niedergekauert zu finden, wo ſie vielleicht Stunden lang mit nichts beſchäftigt, und wie in Schlaf verſunken, geſeſſen hatte. Das Gehen wurde ihr überhaupt ſauer, und ſie konnte es nicht lange aushalten; ebenſo zeigte ſie eine entſchiedene Gleichgültigkeit gegen Dinge, die Kindern Freude zu machen pflegen. Tage lang nahm ſie keine Nahrung zu ſich und es kümmerte ſie nicht, was ſie genoß; eben ſo hielt ſie es mit der Kleidung; ſie ging barfuß und barhaupt, ein Röcklein und ein Hemd war ihre Hülle. Aber das Merkwürdigſte war die Veränderung ihrer Natur, wenn ein Gewitter am Himmel aufſtieg. Dann war ſie nicht mehr träge und ſchläfrig, dann flammte ihr Auge in einem wunderbaren Glanze, ähnlich dem des Blitzes, dann lief ſie raſch, wie ein Reh, über Stock und Stein, und eilte auf eine Anhöhe, entweder auf den Thurm des Kloſters, wenn ſie dahin gelangen konnte, oder auf einen der Berge, wie ſie, kaum dieſen Namen verdienend, ſich vom rechten Ufer der Gironde erheben, oder auf die höchſten Felſen des Ufers, und mehr als einmal haben ſie an der Stelle, die für ihr Leben ſo wichtig iſt, todtbringende Blitze umzuckt. Wie ſeltſam! Dieſe wahnſinnige Liebe zum Blitz iſt auf dies Mädchen von der Mutter übergegangen, und ihre glücklichſten

Stunden ſind die, welche ihr vergönnen, mit den Feuern des Himmels zu ſpielen, wie andre mit Blumen. Damit noch nicht genug. Ihre ſonderbare Natur entwickelte ſich in immer auffallendern Abnormitäten, und es zeigten ſich Erſcheinungen an ihr, die ihre Umgebung mit Staunen und Grauſen erfüllten. Wenn ſie nämlich zuweilen von ihrer Trägheit befallen war, ſprach ſie, wie im Schlaf, obgleich ihre Augen weit auf waren. Und dann äußerte ſie ſich über weit entfernte Dinge und Perſonen nicht anders, als wären ihr dieſelben ganz nah, ſie wußte von längſt vergangenen Begebenheiten zu erzählen, als ſei ſie dabei geweſen, obgleich durchaus keine Kunde davon zu ihrem Ohr gelangt ſein konnte. So deckte ſie böſe Geheimniſſe auf, verhütete manches Unglück, und wenn es galt, etwas Gutes zu bezwecken, war ihr ſogar ein Blick in die Zukunft vergönnt. Für die zweckloſe Neugierde hatte ſie keine Antworten. Jemehr ſich dieſes innere oder zweite Geſicht bei ihr ausbildete, deſto mehr verlor ſie den Antheil an der Welt, ſo wie ſie ſich ihrem natürlichen Auge darbot. Nur an einen Menſchen ſchloß ſie ſich mit Innigkeit an, nur für ihn war ſie beſorgt; dies iſt der Sohn ihrer Pflegemutter, der junge Miché Charbon, Pilot, wie ſein Vater Thierri Charbon, der ebenfalls ſeinen Tod in ſeinem edeln Beruf gefunden. Eben dieſen Untergang ihres Pflegevaters hat ſie in dunkeln Bildern, die ſich den

Geſtalten eines Traums vergleichen laſſen, ſo angedeutet, als ob derſelbe durch Mörderhand in die Fluthen geſtoßen worden ſei; doch hat man darüber nichts Näheres von ihr erforſchen können. Dieſe Neigung des wunderbaren Mädchens wird von dem Jünglinge mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit erwiedert, und zwiſchen beiden beſteht eine Liebe, die aber von weit höherer und zärterer Natur iſt, als die, welche ſeinen Vater und ihre Mutter verbunden hatte. Dieſe Liebe hat, ſo zu ſagen, nichts Irdiſches an ſich. Sie iſt ein Kind höherer Natur und ſchaut uns mit fremden, geiſterhaften Zügen an, die uns eher erbeben machen, als erfreuen können. Sie hat etwas Erkältendes für uns, und wenn uns ihre Sonderbarkeit reizt, ſo ſtößt uns ihre Unheimlichkeit zurück. Wir fühlen unſre menſchliche Natur bewegt von einem höher begabten Weſen, es weht uns ſelbſt wie bange Gewitterſchwüle in der Nähe dieſes armen, aber vor Millionen ausgezeichneten Mädchens an. Vaubourgs Aeußerungen ihrer Neigung zu Miché ſind eben ſo ungewöhnlich, wie ſie ſelbſt iſt. Sie beſtehen darin, den Jüngling in ihrem erregten oder inſpirirten Zuſtande aufzuſuchen, ſobald irgend ein Sturm ihm gefährlich werden könnte. Je weniger Bekleidung ſie alsdann trägt, deſto ſchlimmer wird der Sturm, und dann gibt ihr Seherblick ihm genau die Schiffe an, die an jener Küſte in Gefahr ſind, ſo wie die Mittel zu ihrer Rettung. Dabei beſchreibt ſie mit der größten Genauigkeit die Schiffe, ihre Flaggen und einzelne Perſonen auf denſelben, und niemals hat ſie ſich in dieſer Beziehung noch geirrt. Dadurch iſt der wackere Miché ſchon der Retter vieler Menſchenleben nebſt Habe und Guts derſelben geworden, und er nahm dafür niemals mehr als den feſtgeſetzten Lohn ſeiner Arbeit, wovon er jedesmal gewiſſenhaft ſeinen beſtimmten Beitrag in die Kaſſe der Brüderſchaft der Piloten ablieferte. So iſt Miché als ein ſtreng rechtſchaffener Jüngling bekannt, und die Mutter, die ihn zu ſo edeln Grundſätzen erzogen, gilt bei allen, die ſie kennen, als eine der rechtlichſten Frauen. Wie könnte ſie auch anders einen ſolchen Sohn erzogen haben! Eben ſo bemerkt man an Vaubourg einen eigenthümlichen Abſcheu ihrer Seele vor dem Schlechten und Gemeinen. Ich habe ſie in Verzuckungen fallen ſehen, als ein zweideutiger Menſch mit ihr ſprach, und meine Vermuthung, daß dieſes Subject ein geheimer Sünder ſei, wurde durch ſtille Nachforſchungen zur Gewißheit. Vaubourg hat in ihrem ganzen Leben niemals eine Handlung begangen, die auch nur an Unzartheit anſtreifte. Alle, die ſie kennen, geben ihr einſtimmig dasſelbe Zeugniß. — Ich komme nun zu der Thatſache, wegen welcher Vaubourg vor Gericht ſteht. Aus dem Gange der Unterſuchung hat bereits erhellt, daß ſie die eigentliche Retterin des Herrn Lacaze iſt. Sie hat dieſen Mann ihrem Geliebten ſo genau beſchrieben, daß Miché Charbon denſelben ſogleich erkannte; ſie hat dem kühnen Piloten die Stelle angezeigt, wo er das bedrängte Schiff finden werde, und er hat die ihm dargereichte Belohnung deshalb ausgeſchlagen, weil er gewohnt iſt, Vaubourgs innere Anſchauungen für Offenbarungen Gottes zu nehmen, und weil, wie ich durch Zeugen beweiſen werde, das Mädchen ihm verboten hat, mehr als ſeinen beſtimmten Lohn für die Rettung der Schiffe anzunehmen, die ſie ihm durch ihren Sehermund anbefohlen. Man hat das arme Kind an der Pforte eines Weinbergs am frühen Morgen ſchlafend getroffen, den geſtohlnen Beutel in der Hand, den man nachher wirklich bei ihr gefunden. Es war Abends vorher ein Gewitter geweſen, und Vaubourg, dem geheimnißvollen Zuge ihrer Seele folgend, hatte den Thurm des Kloſters beſtiegen. Jedesmal folgt auf eine ſo ſtarke Anregung eine ſtarke Abſpannung, und gewöhnlich fällt ſie einem tiefen Schlaf in die Arme. Ich behaupte, man hat dieſen Schlaf, der ſie jedenfalls im Kloſter ſelbſt überraſchte, zu einem zwiefachen Schurkenſtreiche benutzt, und die Unglückliche ſchlafend an jene Pforte getragen, nachdem man ihr den Beutel in die Hand gegeben. Der Dieb oder die Diebe — denn vermuthlich iſt mehr als einer geweſen — haben ſehr ſchlau nur den einen Beutel genommen, welchen Herr Lacaze dem jungen Miché geſchenkt, und den andern, den dieſer begüterte Kaufmann ſelbſt dem Kloſter verehrt, im Tabernaculum liegen laſſen, damit Vaubourgs vermeintliche That dadurch einen Anſchein von Recht gewinnen möchte, da der Gedanke nahe liegt, Jedermann werde den Grund des Diebſtahls in dem Vorgeben finden, das Geld habe eigentlich ihr und ihrer Pflegemutter gehört und ſie habe nur ihr von Miché leichtſinnig verſchenktes Eigenthum zurückgenommen. Und jene Diebe müſſen beide Beutel wohl gekannt und von einander zu unterſcheiden gewußt haben. In derſelben Nacht erwacht die Wittwe Charbon von einem Geräuſch; ſie wähnt, es iſt die heimkehrende Vaubourg, die ihr Lager ſucht, und wirklich verſtummt auf ihre Anfrage jenes Geräuſch in der Nähe des Lagers. Die Frau ſchläft wieder ein, und iſt ſehr verwundert, früh Vaubourgs Bette unberührt zu ſehen. Als die Gerichtsperſonen kamen, wußte die Frau noch nichts von dem Gelde, das die treuloſe Schlauheit in ihren Schrein gelegt hatte. Ich frage nun, iſt es möglich, iſt es nur irgend denkbar, daß ein Weſen, wie Vaubourg Fille d'Eclair, eine gemeine Diebin ſein könne, Diebin einer Summe, die ſie ſich auf die einfachſte und rechtlichſte Weiſe verſchaffen konnte, wenn ſie dem Kaufmann Lacaze entdeckte, daß ihr von ſeiner Rettung der vorzüglichſte Theil zuſtehe? Kann eine Frau, wie die Wittwe Charbon, die treffliche Mutter eines ſo trefflichen Sohnes, eine Diebshehlerin ſein?

Ich berufe mich auf Ihre Vernunft und Ihr Gefühl, meine Herren!“ —

Alle Zuhörer waren tief ergriffen, eine allgemeine Bewegung that ſich zu Vaubourgs Gunſten kund, und Jeder betrachtete das Mädchen mit erhöheter Theilnahme. Sie aber ſtand ſtill und in ſich gekehrt, den Blick nicht empor hebend, und wie es ſchien, um die Verhandlung über ihre Perſon ganz unbekümmert. Da trat der Kaufmann Lacaze hervor und ſprach: „Meine Rettung iſt durch ein Wunder geſchehen, und Gott hat ſich dieſes Weſens dazu bedient. Die den Willen der Gottheit alſo erfüllte, kann keine gemeine Verbrecherin ſein. Ich verbürge mich für Vaubourg Fille d'Eclair, ich zahle dem Kloſter die geſtohlne Summe noch einmal, und ſchenke der Angeklagten die Hälfte meines Vermögens. Den königlichen Gerichtshof aber erſuche ich, die moraliſchen Schlüſſe, die der beredte Anwalt derſelben hier vorgebracht hat, wohl erwägend und danach entſcheidend, um eine Ehrenerklärung des von nun an unter meinen beſondern Schutz geſtellten Mädchens.“

Ein lang anhaltendes Beifallsjauchzen verſchlang die Worte des hochherzigen Mannes, und der Präſident des Gerichtshofes ſäumte auf dieſes nicht lange, die Angeklagte von jeglichem Verdachte des Diebſtahls frei zu ſprechen. Der Jubel des Volkes ſtieg, und nur Scheu vor der in Vaubourg wohnenden übernatürlichen Kraft hielt die Menge ab, ſie auf die Schultern zu laden, und im Triumphe davon zu tragen.

Nur einer war nicht von dem allgemeinen Rauſche ergriffen, nur einer theilte das Entzücken des Haufens nicht; es war der ihr zunächſtſtehende Miché.

„Nun biſt du reich geworden, ſehr reich,“ ſprach er wehmüthig, faſt ſchluchzend, „und nun wirſt du aus der Hütte meiner Mutter fortziehen in ein groſſes, ſchönes Haus und —“

„Still!“ unterbrach ihn Vaubourg geheimnißvoll, „meiner Mutter Wiege iſt mein Grab. Kümmere dich nicht; ich werde nicht reich. Der den Beutel ſtahl in jener Nacht vom Hochaltar des Herrn, der wird den Reichthum gewinnen, den mir der gute Mann im grauen Rock mit dem ſchlicht verſchnittenen Haare beſtimmte, und den des Mannes dazu; ja, jener Dieb wird Alles ſtehlen, das Schiff und was darin war, das du gerettet, aber es wird ihm auch nicht frommen, denn der graue ſchlichte Mann barg in ſeinem Kopfe einen Gedanken, der ſchwerer wiegt als das Schiff und das Gut. Er ſpringt heraus der Gedanke und der Kopf ſpringt vom Rumpf; auch des ſchönen Jünglings Kopf, der für mich ſprach. Siehſt du dort auf dem Marktplatz! Dort fließt ſein Blut — viel Blut — und der Scharfrichter iſt jener Gedanke, den der graue Mann mitgebracht über Meer. Ach, Miché, Miché, wär' das Schiff verſunken! Siehſt du, der das Geld ſtahl vom Altar, er ſtiehlt auch den Altar und die Kirche, — er iſt ſo blutig — iſt Abendroth — nein, der Blitz — der rothe Blitz ſchlägt in das Kloſter, Flammen verzehren es — blutige Flammen — der rothe, rothe Erdblitz — mein Vater! Wehe! wehe! es iſt mein Vater!“

Mit dieſem Schmerzruf ſank das Haupt der unglücklichen Seherin an des bebenden Schiffers Hals, ihr ſtarres Auge verglaſte ſich, ihre Bruſt hob ſich mühſam, ihre Lippen bewegten ſich, und ſtießen zuweilen einzelne ſchauerliche Worte gewaltſam hervor; die Menſchen, die ſich herangedrängt, wichen ſcheu und erſchrocken zurück, und nur ein junger, zierlich im Geſchmack der neueſten Mode gekleideter Mann von ziemlich windigem Anſehen betrachtete die Arme durch ein Augenglas mit lüſternen Blicken. Ja, er wagte ſogar, hinzuzutreten, und die Leidende an der Wange zu berühren. Vaubourg zuckte zuſammen, und Miché wies den Zudringlichen mit mürriſchen Worten zurück. Der Advokat Genſonné und der Kaufmann Lacaze nahmen dann das Paar in die Mitte und brachten es langſam aus dem Gerichtsſaale. Erſt in Lacaze's ſchönem Hauſe und unter den Händen ſeiner Gattin erholte ſich Vaubourg wieder und kam zum Bewußtſein.

Der junge fremde Menſch, der ſich Vaubourg zuletzt genaht und Miché's harte, abweiſende Worte mit grinſendem Lächeln hingenommen hatte, drehete ſich, ſobald der Saal leer war, auf dem Abſatz herum, ſtäubte ſich die Schnallenſchuhe ab, zupfte an Chemiſette und Manſchette, ringelte die Toupé's über ſeine beringten Finger und verſah ſeinen zierlichen Zopf mittels einer Puderquaſte, die er aus der Taſche gezogen, mit friſchem Puder; dann nahm er ſein dreieckiges Hütlein unter den Arm, den ſchönen Stab in die andere Hand und ſtolzirte nach der Wohnung des Präſidenten des Gerichtshofes, des Baron St. Laurent. Erſchöpft von der Sitzung hatte ſich dieſer auf ſein Ruhebett geſtreckt, und ein marternder Huſten ſtieg aus ſeiner Bruſt, als der Diener Herrn Valère d'Angeliers aus Paris anmeldete.

„Ich kann Niemand ſehen,“ verſetzte der Baron, „ich bin viel zu leidend.“ Aber der junge Mann ſtand ſchon in der Thüre und ſagte mit einſchmeichelndem Tone: „Nur einen Augenblick, gnädiger Herr, wenn ich höflichſt bitten darf. Ich will Ihnen durchaus nicht beſchwerlich fallen, aber der Grund meiner Aufwartung iſt ſo dringend, daß dieſe keinen Aufſchub leidet, denn ich komme als der Abgeordnete eines Reuigen, für ſeine leichtſinnigen jugendlichen Vergehen ſchwer Büßenden, und er zählt die Minuten, bis ich mit der Friedenspalme, mit Ihrer

Vergebung, gnädiger Herr, die ich ihm zu überbringen gewiß nicht vergebens hoffe, in ſeine Arme fliege."

„Sie ſprechen von meinem Sohne, mein Herr," ſagte der Präſident, ſich mühſam aufrichtend, „er verdient nicht, daß ich ihn ferner mit dieſem Namen beehre. Er iſt ein Unwürdiger, mein Herr, und wenn Sie ſich Anſprüche auf meine Achtung erwerben wollen, ſo nennen Sie ſich nicht ſeinen Freund."

„Fürwahr, gnädiger Herr, Sie ſchließen ſehr richtig, daß nur ein Freund ſich der verzweifelten Sache des Herrn Hauptmann Romain St. Laurent annehmen könne. Aber glauben Sie denn wirklich, daß Ihr Sohn ſo ganz aller edeln Eigenſchaften entbehrte, die ein wahres Freundſchaftsbündniß begründen? Dann müßte er nicht Ihr Sohn ſein. Mag Romains Leichtſinn Ihre Güte gemißbraucht, mag er, allzuſehr auf Ihre väterliche Nachſicht vertrauend, manches Unverantwortliche gethan haben, er beſitzt nichts deſto weniger ein edles Herz, das ſich durch viel treffliche Züge bewährt hat. Ja, ich darf der Wahrheit gemäß behaupten, daß die Aeußerungen ſeiner Tugenden die Fehltritte ſeines Leichtſinns weit übertreffen. Freilich iſt man nicht zu Ihnen gekommen, Ihren Sohn für die erſtern bei Ihnen zu loben — denn ſie wurden geräuſchlos und nicht vor dem Auge der großen Welt vollbracht — man tadelte nur die letztern; man reichte Ihrem Vaterherzen das Gift und kümmerte ſich um keine

Arznei. Gnädiger Herr, Sie ſind älter als ich und haben mehr Erfahrungen, ſoll ich Ihnen alſo erſt ſagen, daß das Böſe auf Erden mehr in die Augen ſpringt als das Gute? Die Laſter gehen in bunten Farben gekleidet, die Tugenden in ſchlichtem Gewande; jene lieben Lärm und Geſchrei, dieſe die ſtille Einſamkeit. Alle Augen ſind auf einen jungen liebenswürdigen Mann gerichtet, der ſich irgend einige Verſtöße gegen die hergebrachte, bezopfte und gepuderte Ordnung des alltäglichen Lebens hat zu Schulden kommen laſſen, und kein Menſch will daran glauben, daß derſelbe Mann auch Handlungen begeht, die der Menſchheit zur Zierde gereichen, Niemand will ſie kennen, Niemand davon wiſſen, ja, würden ſie bekannt, ſo glaubt man nicht daran; und ein edles — wenn auch leichtſinniges — Gemüth iſt viel zu ſtolz, ſeines Werthes ſich zu ſehr bewußt, als daß es mit Handlungen, die es nur zu ſeiner Genüge gethan, prunken ſollte, um ſich damit in die wohlfeile Achtung der Menſchen zu kaufen. Nicht doch! Ein leichtſinniger junger Mann, deſſen Herz nicht unverdorben iſt, ſtellt wohl ſeine Fehler zur Schau, auf die man mit Vergrößerungsgläſern blickt, aber er verbirgt ſeine Tugenden, deren friſche Farben am Sonnenlicht des öffentlichen Urtheils verbleichen. Und daß er dies thut, iſt gerade der Beweis ſeines Edelſinns.“

„Mein Herr, Sie reden mir von Tugenden, von Edelſinn eines Menſchen, der mein eigenes Kind iſt, und der Vater hatte nie Gelegenheit, etwas davon zu bemerken; er weiß im Gegentheil nur von der Verſchwendungs-, Vergnügungs- und Raufſucht dieſes Sohnes; er weiß nur, daß derſelbe ein Verführer der Unſchuld, ein Spieler, ein Händelſucher iſt, über den ſich ganz Paris beſchwert, weil er ſich ganz Paris auf eine auffallend liederliche Weiſe bekannt gemacht hat. Ja, mein Herr, es mußte weit kommen, ich mußte jede Hoffnung aufgeben, bis ſich mein Vaterherz aufſchließen konnte, den einzigen Sohn zu verſtoßen und zu enterben. Was reden Sie mir nun von Tugenden! ein bloſer Schein davon würde mich ſtrafbar machen.“

„Nicht Schein, gnädiger Herr!“ rief d'Angeliers wie im edeln Eifer erglühend. „Und wenn der verkannte Romain keine Tugend weiter beſäße, ſo hat er doch die, den Schein zu verachten. Wäre er in dieſer Hinſicht weniger gewiſſenhaft, er würde nicht ſo unglücklich ſein, Ihre Liebe ganz verſcherzt zu haben. Aber was ſeine Beſcheidenheit nie über ſich vermag, das muß die Freundſchaft thun; wo er verkannt und gekränkt in den Hintergrund zurücktritt, da muß ich, der ich mich mit Stolz ſeinen Freund nenne, handelnd eintreten. Ich kenne Romains Schwächen, aber ſeine Tugenden ſind mir nicht minder bekannt, und dieſe haben ihn meine Achtung, meine Freundſchaft, meine Liebe erworben.“

„Ei, ſo laſſen Sie doch hören, mein Herr, und machen Sie den Vater mit ſeinem Sohne bekannt.“

„Sie haben Ihren Sohn einen Verſchwender genannt, aber Sie haben nicht gewußt, daß er eine Menge Hausarme, edle zurückgekommene Familien, hülfsbedürftige Wittwen und Waiſen, verzweiflungsvolle Väter auf dem Siechbette ſtill und heimlich unterſtützte, daß er mit ſeinem Gelde den Hunger ſtillte, die Thränen trocknete und Freude in das Haus des Kummers trug. Sie nannten ihn einen Raufer, aber Sie wußten nicht, daß ſein kühner Muth, jede Frevelthat verabſcheuend, den Degen oft zog, um gekränkte Unſchuld zu rächen oder zu beſchützen, daß er für die Ehre ſeiner Freunde einſtand und ſich ſtets als ein wahrer Edelmann betrug. Sie nannten ihn einen Verführer, aber Sie wußten nicht, daß ſeine aufopfernde Freundſchaft fähig war, die Folgen eines Fehltritts ſeines Freundes, die dieſen in's Unglück ſtürzen mußten, auf ſich zu nehmen, und ſich für den Thäter auszugeben, er, der ganz unſchuldig war. Ja, gnädiger Herr, ich bin der, welchen er auf dieſe Weiſe rettete, und ich ſollte ruhig zuſehen, wie ſein Stolz jeden Schritt, ſich in einem beſſern Lichte zu zeigen, verabſcheut? Er iſt leichtſinnig, ſtrafbar, er verdient Ihren Zorn, aber er iſt ein Feuerkopf und ſein Herz groß und edel. Er weiß nicht, daß ich nach Bordeaux gereiſt bin, um ihm einen Theil meiner Schuld abzutragen, und ihm das Herz ſeines Vaters wieder zu erobern. Wüßte er, daß ich gewagt, ein einziges Wort von den trefflichen Zügen ſeines Herzens zu erwähnen, ich würde ſeiner Freundſchaft verluſtig ſein.“

„Mein Herr“, rief der Präſident auf's Höchſte erregt, „ein Vaterherz iſt leicht zu täuſchen. Ich ſtehe am Rande des Grabes; treiben Sie kein gefährliches Spiel mit mir! Liefern Sie mir Beweiſe für Ihre Angaben und ich werde die Zukunft meines Sohnes von Neuem in Erwägung ziehen.“

„Ich war auf Ihre Zweifel gefaßt, und habe mich mit Beweiſen verſehen. Ganz im Stillen, ohne es Romain weiß werden zu laſſen, habe ich dieſe Dokumente ihm unter der Hand weggeſtohlen, um ſie zu ſeinem Glück zu benutzen. Er bemerkte es nicht; denn er legte keinen Werth darauf. Leſen Sie dieſe rührenden Briefe, dieſe Dankſagungen von Leuten, denen er beigeſtanden. Oft haben ſie ſeinen Namen nicht gewußt und das Blatt ſeinem Diener aufgedrungen, der ihnen die Unterſtützung in's Haus brachte.“

Mit dieſen Worten zog der junge Mann eine Menge Papiere von verſchiedener Farbe und mit verſchiedener Schrift bemalt aus der Taſche, faſt alle in Briefform zuſammengebrochen und theilweiſe mit der Adreſſe des Herrn Romain St. Laurent, Hauptmanns der Musketäre, in Paris verſehen.

Der kränkelnde Baron griff begierig nach dieſen

Blättern, und ſein Auge füllte ſich allmälig, während es über die Zeilen hinirrte, mit Thränen. Sein Gegenüber beobachtete ihn ſcharf.

„Es iſt zu viel!“ ſagte endlich jener, „ſo daß mir der Glaube daran ſchwer wird.“

„Reiſen Sie mit mir nach Paris, gnädiger Herr,“ fuhr d'Angeliers feuriger fort, „und erlauben Sie mir, Sie in den Schoos aller dieſer Familien zu begleiten. Hören Sie aus dem Munde der Leute, die Ihr leichtſinniger, ſtrafbarer Sohn erquickt und beglückt hat, was ich Ihnen nicht mehr wiederholen werde. Sie ſind dieſe Genugthuung meiner Ehre ſchuldig, die durch Ihre Zweifel verletzt worden iſt.“

„Sie ſind ein warmer Anwalt meines Sohnes. Nach Paris zu reiſen, bin ich zu ſchwach. Ich will's verſchieben bis zu meiner Geneſung, wenn mir Gott ſolche beſcheren will. Sollte er es anders beſchloſſen haben, ſo will ich, nach dem, was ich heute gehört, nicht mit Groll im Herzen gegen meinen einzigen Sohn, den ich leider ſelbſt verzogen, vom Leben ſcheiden. Sollte er mich aber abermals täuſchen und Sie — ſollte Romain dennoch der ſein, für den ich ihn zuletzt gehalten, ſo ſagen Sie ihm, daß er nicht wähnen ſoll, mit meinem Tode ſei jede väterliche Gewalt über ihn erloſchen, ſagen Sie ihm, eine unheimliche Macht ſchwebe über ihm, die mich an ihm rächen würde — denn meine Leiden hat der Gram über ihn hervorgerufen und verſchlimmert — eine

Macht, von der er nichts ahnet, ein trübes Geheimniß, in das er ſich verſchlingen muß, wenn er auf böſem Wege fortwandelt; ſagen Sie ihm, es ſei außer meinem Leben noch ein andres, ihm weit furchtbareres, als das meinige vorhanden, das nach meinem Tode dämoniſchen Einfluß auf ihn gewinnen würde, wenn er dem Laſter ferner ergeben ſei; ſagen Sie ihm, daß dies gräßliche Leben — doch genug!“ gebot er ſich ſchaudernd. „Er hat die Wahl; meine Verzeihung ſollen Sie ihm bringen. Sein Sie bis zu Ihrer Abreiſe der Gaſt meines Hauſes!“

D'Angeliers ſah etwas verdutzt aus; der Mann ihm gegenüber wollte ihm einige Augenblicke lang wie ein Geiſt bedünken und die letzten Worte deſſelben wie eine Stimme aus dem Grabe. Doch ſchüttelte er ſich, wie nach einem böſen Traum, und war gleich darauf wieder der Vorige.

Auf dem linken Ufer der Gironde, nicht weit von deren Mündung, liegt inmitten üppiger Weinpflanzungen das Dorf St. Laurent mit ſeinem alterthümlichen Schloſſe. Dieſes Gebäude war der Stammſitz der reichen Barone, die ihm den Namen gegeben oder dieſen davon empfangen hatten. Ein großer Theil des weit und breit umherliegenden fruchtbaren

Geländes war ihr reines Eigenthum oder ging ihnen zu Lehn, eine koſtbare Beſitzung.

Im Herbſt des Jahres 1788, in deſſen Frühſommer die letzterzählten Begebenheiten vorgefallen waren, ritten zwei Reiter, junge, obgleich verlebt ausſehende Männer, durch die mit ſchwallenden Trauben reichlich ausgeſtatteten Pflanzungen dem im friedlichen Schatten hoher Ulmen verſteckten Schloſſe zu.

„Ich bitte dich, Romain,“ ſagte der Eine jener luſtigen Pariſer, der mit ſo viel Wärme den Sohn des kranken Präſidenten vertheidigt hatte, „ich bitte dich, nimm dich nun endlich zuſammen, denke an eine wohlgeſetzte, philiſterhafte Anrede, die du deinem Vater vorzuſagen haſt und lege dein Geſicht in würdige Falten, damit du mich nicht Lügen ſtrafſt.“

„Führwahr,“ verſetzte der Andre, „je näher ich dem alten, ehrwürdigen Stammſitz meiner Familie und dem Krankenbette meines Vaters komme, deſto frivoler werden meine Gedanken und ſind immer lebhafter mit dem Bilde beſchäftigt, welches du mir ſo oft von der reizenden Prophetin entworfen.“

„Nun, ich ſagte es ja gleich,“ lachte d'Angeliers, „ja noch mehr, ich dachte ſogleich an dich — und du weißt ſchon, daß ich als dein wahrer Freund immer erſt an dich, eh' an mich ſelbſt denke — wenn irgend noch ein weibliches Weſen deine Ueberſättigung zu reizen vermöge, ſo ſei es dies gewiß außerordentliche

Mädchen. Wahrlich du glaubteſt ſchon, es bliebe dir nichts mehr zu genießen übrig, aber das Pikanteſte wurde dir aufgeſpart, und ich war abermals der Glückliche, der dieſen Schatz entdecken mußte. Ich brachte dir nicht nur die Verzeihung deines Vaters, die Aufhebung deiner Enterbung, eine neue Summe zur Befriedigung deiner geſteigerten Bedürfniſſe, ich brachte dir auch die Gewißheit, hier warte der pikanteſte Biſſen für deinen entwöhnten Gaumen, und ich gab die Verſicherung, der überſättigte Don Juan werde neuen Geſchmack und neuen Reiz an den Freuden der Liebe empfinden. — Romain, wenn du je vergeſſen könnteſt —“

Der Hauptmann brach in ein wüſtes Gelächter aus. „Sind die böſen Geiſter, die zur Sünde verlocken, auch ſentimental?“ rief er. „Wer war denn mein Lehrer in der Kunſt zu leben, und wer brachte mir denn Geſchmack auch für die Hefen des Freudenbechers bei? Ein gewiſſer Valère d'Angeliers, der durchtriebenſte Spitzbube von ganz Paris. Wer belog meinen braven Vater und betrog ihn mit falſchen Dokumenten, zu deren Anfertigung er alle ſeine zärtlichen Freundinnen anſtellte? Derſelbe junge Mann, der meines Vaters fette Lämmer mir getreulich verzehren half. Und dieſer treffliche Agent meiner Liederlichkeit, der mich in Grund und Boden verdorben, um ſeine Procente von meinen Sünden zu ziehen, der erinnert mich mit wehmuthſchmachtender Stimme, daß ich ſeiner Wohlthaten nicht vergeſſen möchte.“

Valère ſtimmte mit in das Lachen ein, und fügte dann hinzu: „Führwar, es war an dir nicht viel zu verderben, und nur dein Undank kann verkennen, daß ich dich die Kunſt des Genuſſes gelehrt, da du dich erſt, bevor ich meine bildende Hand an dich legte, mit der gemeinen Wuth einer täppiſchen Bauernnatur in den Strudel ſtürzteſt, der dich ungeſchickten Schwimmer bald auf den Grund gewirbelt haben würde, wäre mein rettender Arm dir nicht ſtets nahe geweſen. Stets wenn du alle Hülfsquellen erſchöpft wähnteſt, und dich der tödtlichen Abſpannung einer nüchternen Verzweiflung hingabſt, ſchaffte ich neue Mittel; ich ſöhnte dich mit deinem höchſt aufgebrachten Vater aus; ich verſchaffte dir dein Erbe wieder. Und jetzt, wo du die angenehmſten Ausſichten haſt, eben wo ich bedacht bin, dir neue Genüſſe zu bereiten, wozu dir die Mittel vielleicht bald werden — — “

„Scherz bei Seite, Valère!“ fiel der Hauptmann dem gewandten Schwätzer in's Wort. „Ich wollte, ich könnte mit meiner wahrhaften und aufrichtigen Beſſerung das Leben und die Geſundheit meines Vaters erkaufen. Ich ſchäme mich jetzt im Angeſicht des väterlichen Schloſſes gar nicht mehr, was in Paris noch der Fall war, daß meines Vaters herzlicher Wunſch, mich an ſeinem Krankenlager zu ſehen, mir mit den hörbaren Worten ſeines Mundes zu vergeben, ſeine Hände ſegnend auf mein Haupt zu legen, mich tief und mächtig ergriffen, und, eben weil ich dieſe Vergebung nicht verdiene, dieſes Segens unwürdig bin, den feſten Vorſatz in mir hervorgerufen habe, durch wahre Reue und Beſſerung meinen Vater zu erfreuen, und ſein Vertrauen in mich zu rechtfertigen. Wenn du nun wirklich mein Freund biſt, wie du mich ſo oft verſichert haſt, ſo wirſt du deine Handlungsweiſe nach meinen Vorſätzen einzurichten wiſſen.“

Valère lächelte höhniſch in ſich hinein, und pfiff, ſtatt aller Antwort, ein luſtiges Lied leiſe vor ſich hin.

„Was lächelſt du?“ rief Romain ärgerlich.

„Ich dachte eben daran, daß du vor wenigen Minuten bemerkteſt, je näher dem Krankenbette deines Vaters, deſto frivoler würden deine auf das von mir dir gelieferte Bild der reizenden Prophetin gerichteten Gedanken, und wahrlich eine Prophetin von ſo wunderbarem Charakter und noch wunderbarerer Schönheit iſt ſchon ein Gegenſtand, der die frömmſten Gedanken etwas in Unordnung bringen kann; denn wie ich eben höre, ſind deine Gedanken erſtaunlich fromm.“

„Ich glaube faſt, du biſt ein Stück vom Satan, der mich am Strick hält!“ rief Romain verdrießlich und ſpornte ſein Pferd an. In wenigen Minuten hielten beide im Schloßhof. Das alterthümliche

Haus ſchien öde und leer. Ein alter ſchwarzgekleideter Diener keuchte mühſam herbei, und betrachtete die jungen Ankömmlinge mit einem trübſeligen Blick.

„Wie befindet ſich mein Vater, Battiſte?“ rief ihm der Hauptmann zu.

„Wohl, ſehr wohl!“ entgegnete der Alte eintönig.

„In welchem Zimmer treff' ich ihn?“

„Er iſt nicht mehr im Schloſſe.“

„Nicht mehr im Schloſſe? Wo iſt er? So ſprich!“

„Im Kloſter drüben. In der Kirche dort werden Sie finden, was noch von ihm übrig iſt. In der verwichenen Nacht haben die Mönche ſeine Leiche mit Fackeln über den Fluß geführt. Es war ein prächtiger Anblick.“

„Weh mir! mein Vater iſt todt!“ rief der Hauptmann erſchüttert.

„Ja, und Sie ſind nun Herr und Gebieter dieſes Schloſſes,“ ſprach der Diener in ſeiner unerſchütterlichen Gleichgültigkeit.

„Und ich bin ſo glücklich, der Erſte zu ſein, der dem Herrn von St. Laurent die Glückwünſche darbringt,“ ſagte Valère mit wenig verhehlter Freude über die ihm günſtige Wendung der Dinge.

Romain trat von Gefühlen, die ſeiner Bruſt zeither fremd geblieben waren, mächtig beſtürmt, in das Stammhaus ſeiner Väter und ſchritt ſtumm durch die öden Hallen, aber der hinter ihm ging, ſorgte ſchon dafür, daß, eh' der Abend kam, Romain ſich ſeiner kindiſchen Rührung ſchämte. Die beiden Freunde fanden die Keller voll der älteſten, trefflichſten Weine, und der überraſchte und entzückte Herr des Schloſſes beeilte ſich, Gebrauch von den entdeckten Schätzen zu machen. Und nun pries er ſich glücklich, den Mann als Geſellſchafter bei ſich zu haben, an den er ſich ſeit Jahren gewöhnt, und der mit der feinſten Kennerzunge die Weine durchkoſtete und die edelſten bezeichnete. Eh' ein Paar Stunden vergangen waren, wußte Romain nicht mehr, daß ihm jemals ein beſſerer Vorſatz durch die Seele gegangen war, ja er erinnerte ſich kaum, daß er je einen Vater beſeſſen, der in ihm eine Sinnesänderung hervorgerufen, und das einzige Gefühl, das ihn beherrſchte, war die trunkene Seligkeit, aller Bande ledig zu ſein, und ſich ungehindert allen Vergnügungen und Genüſſen hingeben zu können, zu deren Erlangung ihm ſeine jetzige Lage alle wünſchenswerthen Mittel darbot. In dieſem Entzücken umarmte er Valère einmal über das andere und rief: Was wär ich jetzt ohne dich! Ein einſamer elender Menſch, der nicht wüßte, wie er ein Glas Wein mit Vergnügen trinken könnte. Allein hat mir noch nie ein Tropfen geſchmeckt. Du wirſt der Schöpfer meiner künftigen Freuden werden; wie du der meiner vergangenen geweſen biſt; du wirſt die Welt um mich erſt bevölkern. Ich ſehe ein, wie unentbehrlich du mir biſt."

Valère erwiederte die Umarmung mit gleicher Inbrunſt, und das alte Siegel einer Flaſche brach um das neue Siegel dieſes Bundes zu befeſtigen.

In dieſer fröhlichen Stimmung fanden ſie es etwas unbequem, daß Battiſte, der alte Kammerdiener des verſtorbenen Präſidenten, ſein griesgrämliches Geſicht zwiſchen ſie ſchob und den jungen Gebieter in einem widrigen, näſelnden Ton daran erinnerte, daß gegen zehn Uhr das feierliche Todtenamt über der Leiche des ſeligen Herrn im Kloſter beginnen werde, und daß man aufbrechen müſſe, wenn man nicht zu ſpät kommen wolle. Dieſem ernſten Gange ließ ſich unmöglich ausweichen, und etwas abgekühlt, machten ſich die beiden Freunde mit dem alten Diener auf den Weg. Die Nacht war plötzlich dicht und ſchwarz hereingebrochen, und der mächtige Strom rauſchte, hoch gehend, unheimlich vorüber.

„Ich glaube faſt, wir bekommen Sturm und Gewitter in dieſer Nacht,“ bemerkte Valère ängſtlich; Romain ſchwieg, und das widrige Geſicht Battiſte's nickte bejahend ernſt.

„Wenn nur die fatale Partie in dem Kloſter vorüber wäre,“ fuhr d'Angeliers fort, „und wir ſäßen wieder zu Hauſe in unſerm bequemen Schloſſe. Da könnte man die Fenſter verſchließen und einige volle Flaſchen vor ſich auf den Tiſch ſtellen; denn ich kann nicht läugnen, daß Gewitter mir immer ein ſehr unbehagliches Gefühl erzeugen. Dazu kommt, daß ein Kloſter mir ſtets ein unheimlicher Ort geweſen iſt, der ſich zur Mitternacht und bei Gewitterſturm nicht beſſer für mich machen wird.“

„Ich ſeh' immer mehr ein, welch' ein Heldengeiſt dich beſeelt,“ lachte Romain höhniſch. „Sollteſt du nicht auch einigen Reſpekt vor Geſpenſtern haben?“

„Ich bitte dich um Gotteswillen, Freund, ſprich nicht ſo frivol!“ rief der Glücksritter mit zitternder Stimme. „Wir müſſen jetzt über das Waſſer; der Strom iſt ja ſo breit, daß man das jenſeitige Ufer gar nicht mehr erkennen kann, und Gott weiß wie tief! Es könnte uns ein Unglück begegnen. Man muß das Schickſal nicht herausfordern. O wollte der Himmel, wir wären mit heiler Haut über den Strom und auch wieder herüber!“

„Beruhigen Sie ſich deshalb, mein Herr,“ tröſtete der alte Diener den Winſelnden. „Wir vertrauen uns einem ſichern Fährmann an, einem erfahrenen Mann, der den Strom und das Meer an der Küſte kennt, wie ich meine Schlafmütze. Da hält ſchon mein alter Freund Chervais und wartet auf uns. Guten Abend, alte Waſſerratte! Was haltet Ihr von der bevorſtehenden Nacht?“

„Der da oben wird Euch bald ſelbſt antworten,“ verſetzte der alte Schiffer. „Doch fürchtet Euch nicht, junger Herr! Ich ſehe, daß Ihr unruhig ſeid. Mir iſt in den ärgſten Stürmen noch kein Unglück begegnet, und ich bin ſo alt geworden. Wenn's zu arg wird, könnt Ihr auch im Kloſter bleiben. Die Herren Patres ſind gaſtfreie Leute, und der Bruder Koch iſt mein abſonderlicher Freund, bei dem ich Euch gern unterbringen will.“

„Nein! nein!“ rief d'Angeliers. „Wir müſſen wieder nach Hauſe, ſobald die Feierlichkeit vorüber iſt. Nicht wahr, St. Laurent?“

„Jetzt wäre gut für dich, wenn die Wetterprophetin da wäre, die ihren Vater für nichts geringeres ausgibt, als den Blitz ſelbſt,“ ſagte der Hauptmann höhniſch lachend; „ſie könnte dir Aufſchluß geben über das Schickſal der nächſten Stunden, und bei ihrem gnädigen Herrn Vater vielleicht gar ein gütiges Wort für dich einlegen. Weißt du was, mein Junge, bewirb dich — da du doch ſo großen Reſpekt vor Sturm und Wetter haſt — um die Gunſt dieſer Dame von ſo hoher feuriger Abkunft. Wenn du in die Verwandtſchaft kommſt, ſo haſt du natürlich von Vater und Vetter nichts zu fürchten. Das Götterkind — man könnte ſie eine Schweſter des Bacchus nennen, und auch in dieſer Beziehung würdeſt du dich gut zur Sippſchaft paſſen — lebt ja wohl in der hieſigen Gegend?“

„Haben Ew. Gnaden auch von der verrückten Dirne gehört?“ fragte der alte Fährmann pfiffig lächelnd, indem er vom Ufer abſtieß. „Sie iſt in meinem Dorfe zu Hauſe und ich habe ſie ungeboren gekannt.“

„Das iſt intereſſant!“ rief St. Laurent. Du kannſt dir die Materialien zur Jugendgeſchichte dieſer großen Prophetin von dieſem Graubart geben laſſen, Valère, und ſie einem Pariſer Journaliſten verkaufen.“

„Ich kenne ſie ſchon aus beſſerm Munde.“

„Du haſt recht. Aber was mag aus dem ſeltſamen Mädchen geworden ſein, ſeit du ihrer glänzenden Freiſprechung beiwohnteſt? Sag' an, Alter, deine prophetiſche Landsmännin iſt wohl nach Bordeaux gezogen zu dem reichen Weinhändler, deſſen galanter Großmuth ſie ſo viel Reichthum verdankte?“

„Ja, wenn ſie eine kluge Perſon geweſen wäre, hätte ſie wohl das gethan, und ihr Schifflein in's beſte Fahrwaſſer gebracht, das jemals einem Menſchen vor der Naſe hinſtrömt; aber ſie iſt ja eben verrückt. Das meiſte von dem Gelde hat ſie den Kindern des Kaufmanns Lacaze wieder geſchenkt; die größere Summe, die ihr annoch verblieb, in's Kloſter geſtiftet zu einer Seelenmeſſe für ihre Mutter und für ſich ſelbſt; denn ſie behauptet ſteif und feſt, ſie werde auch nicht lange mehr laufen, und es wäre nicht ſonderlich Schade, wenn dieſe Prophezeihung einträfe. Dann hat ſie ihrer Pflegemutter ein ſchönes Stück Feld mit Weinberg gekauft und das Häuschen derſelben leidlich einrichten laſſen. Sie ſelbſt aber iſt nicht hineingezogen, ſondern hat ſich durch den Einfluß ihres Beſchützers, des Kaufmanns Lacaze in Bordeaux, eine Wohnung nach ihrem eignen verrückten Geſchmack zu verſchaffen gewußt. Ich möchte wetten, keiner von den Herren wird rathen, welch' ein Logis ſie bezogen hat.“

„Doch nicht etwa bei den Mönchen im Kloſter?“ fragte St. Laurent lachend.

„Das wäre keineswegs ſo dumm. Nein, gnädiger Herr, für ſo klug dürft Ihr dies Geſchöpf nicht halten. Auf den Leuchtthurm Corduan iſt ſie gezogen, dort bewohnt ſie das oberſte Zimmer am Feuerkorbe. Herr Lacaze, der vergeblich alles aufbot, um ſie von dieſem abenteuerlichen Entſchluß abzuhalten, hat endlich auf dem Thurme alles zu ihrer Bequemlichkeit Nöthige herſtellen laſſen. Und was für einen Grund gab ſie an für die Wahl dieſes Wohnorts? Keinem Menſchen fällt ſolcher Unſinn im Traume ein. Damit ſie ihrem Vater, dem Blitze, näher ſei, wenn er komme, ſie zu beſuchen. Der Thurm ſei der höchſte Ort in der ganzen Gegend, und ſie brauche, wohne ſie dort oben, nicht mehr auf die Hügel zu laufen, und die Felſen und den Kloſterthurm zu erklettern.“

„Ich muß geſtehen,“ ſagte der Baron, „je mehr ich von dieſem Mädchen höre, deſto intereſſanter wird ſie mir. Und ſchön iſt ſie auch, nicht wahr, Alter?“

Im Ton dieſer Frage lag ſo viel Lüſternes, daß der alte Schlaukopf Chervais ſogleich wußte, wie er mit dem jungen Edelmanne daran war. Auch hatte er früher ſchon manches von Romains diſſolutem Leben durch die Güte ſeines Freundes Battiſte vernommen. Er verſetzte deshalb ſogleich pfiffig: „Das will ich meinen, gnädiger Herr! Ein ausgeſuchter Biſſen Weiberfleiſch, wie man ihn nicht alle Tage zu koſten bekömmt. Der Tölpel, Miché Charbon, ihr Ziehbruder, iſt wahrlich zu beneiden.“

„Wie ſo? Weshalb?“

„Er wird das ſchöne Kind zur Frau haben. Anfangs hat ſie nicht gewollt und ſich widerſetzt, vorſchützend, ſie betrachte ihn als ihren Bruder und könne ihn nicht heirathen; ſie ſei überhaupt nicht beſtimmt, eines Mannes eheliches Weib zu ſein, und was dergleichen Ausflüchte mehr ſind, die ein Mädchen macht, wenn ſie nicht will. Sie haben ihr aber keine Ruhe gelaſſen, der Miché, ein zudringlicher Burſch, wie keiner im Dorfe, und ſeine Mutter, die hochmüthige Närrin, hinter die er ſich geſteckt. Und als ſie dem armen Kinde ſo zugeſetzt, hat ſie endlich ja geſagt, und ſo wird nächſtens Hochzeit ſein, und der Miché durch Vermittlung des Herrn Lacaze Oberaufſeher des Leuchtthurms werden, und hinauf ziehen zu ſeiner jungen Frau.“

„Hör', Alter,“ ſagte Romain nach einigem Nachdenken, „es liegt mir daran, daß aus dieſer Hochzeit nichts wird. Verſtehſt du mich? Und wir thuen ja damit dem Mädchen einen Gefallen. Du ſcheinſt mir der rechte Mann dazu zu ſein. Auf Unterſtützung und Erkenntlichkeit von meiner Seite haſt du zu rechnen. Wir ſprechen ſchon noch mehr darüber."

Unter dieſem Geſpräche waren ſie am jenſeitigen Ufer angelangt. Dort erwartete ſie ein Wagen, der ſie nach dem Kloſter brachte, von deſſen Thurm ihnen feierliches Geläute entgegenhallte. Sie wurden in den düſtern Mauern ſchweigend von einigen Vorgeſetzten des Dorfes empfangen. Die Kirche ſtrahlte von Lichtglanz und war überfüllt von Landleuten aus der Umgegend weit und breit, Schiffern, Fiſchern, Weingärtnern, meiſt Unterthanen des Verſtorbenen, und jeden Augenblick trafen neue Haufen ein, angezogen von der Feier dieſer Nacht. Es war ein ergreifender Moment, als die hohen ſchweren Thüren der Kirche ſich vor dem jetzigen Schirmherrn des Kloſters — denn das war Romain St. Laurent durch den Tod ſeines Vaters geworden — öffneten, und ſämmtliche Mönche, den Prior an der Spitze, ihn mit einem hohlen, ſchier ſchauerlichen „Salve!" begrüßten, während die ſich drängende Menge in der Kirche plötzlich wie erſtarrt war, und das Kniſtern der hohen Kerzen außerdem als einziges Geräuſch gehört wurde. Romains Augen fielen von den frommen Vätern auf den hohen, im Hintergrunde der Kirche, dem Hochaltar gegenüber aufgerichteten, prächtigen Katafalk, auf welchem, von menſchenhohen Kerzen umloht, die Leiche ſeines Vaters lag. In dieſem Augenblicke trat aus der Schaar der Mönche ein impoſanter Greis auf ihn zu, faßte ihn ſtumm bei der Hand und führte ihn die Stufen des Katafalks hinauf an die reich geſchmückte Leiche. In der hohen, aber von der Laſt der Jahre gebeugten Geſtalt drückte ſich eine ſchier ſchauerliche Anſprache an Ehrfurcht gebieteriſch aus; athletiſche Formen hatten — das zeigte ſich deutlich — der vernichtenden Macht der Zeit und dem zermalmenden Fußtritt der Jahre eine längere als gewöhnliche Friſt getrotzt und ſchienen dies erzwungene Recht auf Leben und Sein noch nicht bald aufgeben zu wollen. Ein Haar, ſo weiß, wie die gebleichte Wolle des Flachſes, lockte ſich von ſeinem Kinn auf die an Farbe mit ihm wetteifernde Ordenskleidung, während der Scheitel kahl war; die Falten des geſenkten Kopfes ſtanden grau und verwittert, jede einzelne wie eine Ruine, und in jeder derſelben ſchien ein ſchlafen gegangenes Zeitalter begraben, während das lebendige Auge über dem Ganzen wachte, wie der Geiſt Gottes über die Geſchichte. Es war Romain, als habe ihn das vergangene Jahrhundert mit ſeiner ſteinernen Hand ergriffen; und ſchaudernd mußte er unwillkührlich an den ewigen Juden denken. Aber er folgte, wie von einer geheimen Macht unwiderſtehlich fortgeriſſen, dem ſeltſamen Führer.

Sie ſtanden vor dem Todten, deſſen Antlitz von der ruhigen Milde göttlichen Friedens umfloſſen war.

„Romain St. Laurent,“ ſprach der greiſe Mönch, „dein Vater wartete auf dich, er wollte ein heiliges Verſprechen aus deinem Munde und aus deiner Hand mit hinübernehmen, aber der Tod war ſchneller als du. — Da, als ich ganz allein an ſeinem Sterbebette ſtand, nahm er mir ſcheidend das Gelöbniß in ſeiner Hand ab, daß ich dich an ſeine Leiche führen und daß du hier, im Angeſicht Gottes, ſchwören ſollteſt, auf den Namen St. Laurent keine Schande zu häufen, der Unſchuld zu ſchonen, deine Leidenſchaften zu bändigen, und dein Leben ferner der Ausübung aller der ritterlichen Tugenden zu widmen, wodurch das Geſchlecht, dem entſprungen zu ſein du das Glück haſt, ſtets ſo glänzend ausgezeichnet war. Dein Vater hat mir ſterbend die Vollmacht gegeben, dieſen heiligen Eid dich hier ſchwören zu laſſen. Ueber mich fuhr der vernichtende Hauch hinweg, der ihn dahin raffte, damit ich deinen Schwur ſtatt ſeiner vernehmen und wachen ſolle, ob du gewillt ſeieſt, ihn zu halten. Denn ſieh, ich gehöre dem Tode mehr an, als dem Leben. Vor einigen Monaten legte ich mein hundertſtes Jahr zurück; für mich gibt es nichts Irdiſches mehr, als dieſer müde Leib, und ich habe hier nichts weiter zu vollbringen, als der Bote deines Vaters zu ſein. Denn du mußt wiſſen, daß ich Zeit meines langen Lebens dem berühmten tugendhaften Hauſe St. Laurent mit unverbrüchlicher Treue angehangen, und daß ſeine Intereſſen ſtets auch die meinigen waren. Darum ſchwöre mir nun und deinem Vater, was wir von dir verlangen, und was der Ehre des Hauſes St. Laurent würdig iſt.“

Romain hatte, um ſich der unangenehmen Gefühle zu erwehren, die ihn während der Rede des Hundertjährigen beſchlichen, ſeine Augen auf die zahlreiche Verſammlung in der Kirche gleiten laſſen. Da ſah er plötzlich Valère mit dem alten Schiffer Ebervais im eifrigen Geſpräch zu den Füßen des Katafalk, und verſtand ſogleich den bedeutungsvollen Wink, dem der erſtere, als ihre Blicke ſich begegneten, ihm zuwarf. Er wußte, daß Vaubourg Fille d'Eclair in der Kirche war. Ein Geiſt ſchien es ihm zugeflüſtert zu haben, aber kein guter. Die Worte des alten Mönchs waren von dieſem Moment an nur inhaltleerer Schall für ihn; unſtät irrte ſein Auge in den überfüllten Räumen der Kirche umher, an den von Lichtglanz übergoſſenen Köpfen hin, um die Wunderbare heraus zu finden. In jeder ſchönen Geſtalt glaubte er ſie zu erkennen, und wenn er die nächſte ſah, verwarf er ſeine frühere Meinung. Begierde und Ungeduld marterten ihn gleich ſtark. Als daher der alte Kloſterbruder ſchwieg, antwortete er kurz: „Erlaubt mir, hochwürdiger Vater, dieſe mir ſehr angenehme Unterhaltung ein ander Mal fortzuſetzen. Ihr ſeht, daß man auf uns wartet. Wir finden ſchon nächſtens Gelegenheit, uns gegenſeitig darüber auszuſprechen. Jetzt aber wollen wir davon abbrechen, um die guten Leute nicht ungeduldig zu machen.“

Mit dieſen Worten war er die Stufen hinab und bei Valère.

„Sie iſt da,“ flüſterte ihm dieſer ſogleich haſtig zu.

„Ich weiß es.“

„Haſt du ſie ſchon geſehn?“

„Hundert Mal, in jedem ſchönen Geſicht. Aber die rechte zeig' mir. Wo iſt ſie?“

„Geh' mit dem alten Schiffer. Der weiß, wo ſie ſteht. Er hat ſie zuerſt bemerkt.“

Der hundertjährige Greis hatte dem davon eilenden Jüngling einen Blick des tiefſten Unwillens nachgeſchickt, ſeufzend ſeine Hand auf die der Leiche gelegt und war langſam herabgeſtiegen, ſich unter die Brüder zu miſchen. Sogleich begann die Orgel ihre feierlichen Töne durch die wiederhallenden Wölbungen der Kirche zu verſenden, und das Hochamt hatte ſeinen Anfang, indem die Mönche einen jener gewaltigen Geſänge anſtimmten, die markerſchütternd in der Seele ungewöhnliche Gefühle hervorrufen. Heilige Andacht ergriff die Gemüther, und als der Prieſter vor den Altar trat, ſank die Menge ſtill ſchluchzend auf die Kniee. Der Verſtorbene war von Allen geliebt worden; er war ein ſorgender Vater ſeiner Unterthanen geweſen, ein allzunachſichtiger ſeines einzigen Sohnes. Darum betete Alles inbrünſtig für das Heil ſeiner Seele, nur ſein einziger Sohn nicht. Romain ſtand mit Chervais im tiefen Schatten einer Säule, und der alte Fiſcher deutete grinſend auf eine kleine Geſtalt, die im hinterſten Winkel einer Treppenniſche kniete, und die Stufen der aufwärtsführenden Treppe zum Betpult erkohren hatte. Sie ſchien in die tiefſte Anſchauung des Gebets verſunken. Nur der letzte Lichtſtrahl zuckte noch dämmernd über die eine Wange, während die andre von Nacht umhüllt war. Auch war ſie dem flammenden Auge des Baron nicht einmal mit der ganzen Hälfte zugekehrt. Doch was er ſah, entzückte ihn und beflügelte die Pulsſchläge ſeines begehrlichen Herzens. Die glühende Andacht der Beterin wagte er indeſſen nicht zu ſtören; er begnügte ſich damit, ſie anzuſchauen und ihr die kleinſte Bewegung abzulauſchen; zuletzt war er in ihren Anblick verſunken, wie ſie in ihr Gebet.

Die heilige Handlung hatte während dieſer Zeit ungeſtört ihren Verlauf gehabt, und viele der impoſanten Gebräuche, die der katholiſche Kultus als Todtenopfer vorſchreibt, waren mit großem Pomp begangen worden. Da wurde Romain plötzlich am Rocke gezupft. Verwundert ſah er ſich um. Valère flüſterte ihm zu: „Der alte Pater Antoine hat zu wiederholtenmalen nach dir gefragt.“ Der Baron ſchlug die Augen auf, und erblickte den hundertjährigen Greis wieder oben auf dem Katafalk neben der Leiche, der er eben unter hochheiligen Geſängen die letzten Weihen mit Wedel und Krucifix gab. Dort oben ſtand die marmorne Geſtalt, die verkörperte Vergangenheit, auf dem Throne des abgeſtorbenen Lebens, von Lichtglanz umfloſſen, wie von der Glorie einer höhern Welt. Romain ſchauderte unwillkührlich. „Was will doch dieſer Alte von mir?“ ſprach er ärgerlich. „Ich mag nichts von ihm. Er iſt mir zuwider, ja verhaßt. Er ſoll mich laſſen. Ich will nichts mit ihm zu ſchaffen haben. Sag' ihm, mir ſei übel und weh geworden; die feierliche Todtenmeſſe für die Seele meines Vaters habe mich zu ſehr angegriffen. Sag' ihm, was du willſt, du weißt ja das beſſer als ich. Du haſt ja auch mit meinem Vater geſprochen. Nur mich ſoll er ungehudelt laſſen.“

In dieſem Augenblick wurden die Kerzen der Kirche plötzlich durch einen grellen Blitzſtrahl verdunkelt, der als eine ungeheure feurige Lohe durch die Fenſter hereinbrach.

„Beſchütze mich, allbarmherziger Gott!“ ſtammelten Vallière's bleiche Lippen, und an allen Gliedern zitternd, ſtürzte er auf die Knie, gleich den Uebrigen zu beten. „Ach, Romain,“ fuhr er weinerlich fort, „ich kann den alten, heiligen Mann nicht belügen; ich habe ja deinen Vater belogen, abſcheulich belogen und betrogen! Und nun liegt er dort im Sarge und weiß es, wie ſchlecht ich an ihm und auch an dir gehandelt habe, und ſchickt ſicherlich das entſetzliche Gewitter, um mich zu beſtrafen, zu vernichten. Romain! du willſt mich verlaſſen? Ich beſchwöre dich, bleibe! Ich will dir Alles bekennen. Bleibe und höre mich! Vergib mir! Ich will auch deinem todten Vater Alles abbitten. Nur verlaß mich nicht, Romain!“

So wie der Blitz vorüber war, erhob ſich Vaubourg ſchnell und ſtieg mit behenden Schritten die Stufen der Treppe hinauf, an deren unterſten ſie eben gebetet hatte. Romain folgte ihr ſogleich, wie von einer böſen Gewalt nachgezogen. Valère erklimmte winzelnd und weinend auf allen Vieren die ſteinernen Stiegen ebenfalls.

Vaubourg trat hinaus auf die Gallerie des Thurmkranzes. Ihr braunes Lockenhaar und ihr Röcklein flatterten im Winde. Langſamen Schrittes wandelte ſie an der Brüſtung hin bis an die Seite, wo das Gewitter ſtand. Dort richtete ſie den Kopf und breitete die Arme aufwärts, und ſeltſame ſchauerliche Töne entquollen ihrer Bruſt. Es war nicht Geſang, es war nicht Rede, es waren keine Klage- und keine Freudenlaute, ein wunderliches Gemiſch von allen, aber wenn auch unverſtändlich, doch herzergreifend, ſeelenerſchütternd. Bald umzuckte ſie ein fahler Blitz und wob ihr einen Glorienſchein in das Haar, und der Donner ſchien ihr eine kräftige Dankrede zu halten; Vaubourg verdoppelte die Töne der Begeiſterung, die ihrer Bruſt entquollen, ein höherer fremdartiger Lebensſtrom. Da ſpielten Blitze um ihr Haupt, als wenn feurige Bänder ſie umflatterten. Endlich ſank ſie wieder in die Knie und betete inbrünſtig. Halblaute Worte fächelten über ihre Lippen, dazwiſchen zuweilen ein leiſer Schrei und auch wieder einzelne jener wunderbaren Töne, und der Glanz der Blitze ſchien ihr alles vom Munde wegzuzehren.

Dem Baron entging kein einziger Laut. Lauernd mit geſpanntem Ohr, mit angeſtrengtem Auge ſtand er nur einen Schritt von ihr an der Brüſtung tief in Nacht gehüllt, und wartete gierig auf die aufziſchende Blitzesfackel, die ihm die herrliche Geſtalt der Beterin enthüllen ſollte, und ſo oft es geſchah, bemächtigten ſich ſeine Blicke wilder und tyranniſcher derſelben und ſogen ſich feſt und feſter an ſie. Endlich trat er ganz heran und flüſterte ihr zu: „Warum beteſt du denn ſo inbrünſtig für den verſtorbenen Schloßherrn? Sieh, der Lebende ſteht vor dir, und wird dich mit mehr Gnade überhäufen, als der Verſtorbene je gethan.“

„Ei, erkennſt du mich denn nicht?“ verſetzte Vaubourg mit einem heimlichen, vertraulichen Ton, der Romain überraſchte und befremdete. „Der in's Vaterland Heimgekehrte war mir ſo nah verwandt.

Der rothe Blitz, der ſein Haus vernichtet, war ja mein irdiſcher Vater, und der Sturm, den er ſelbſt thörichter Weiſe heraufſchwor, meine Mutter. Hat er dir's nicht geſagt der ſteinerne Alte? Denn der Herr iſt nur halb geſtorben, und die andre Hälfte betet noch und ſpricht noch ſcharfe Urtheile. Du und ich, wir ſind ja auch Theile des alten, weißgewordenen Schickſals, des uralten, großen Frevlers. Drum komm an mein Herz, du mein Unglücksbruder!"

Der Baron, von den in wunderbaren Bildern und Wendungen geheimnißvoll ſich ergebenden Reden des Mädchens und ſeiner immer gewaltiger aufglühenden Leidenſchaft befangen, ließ ſich dieſes erwünſchte Entgegenkommen gern gefallen, und glitt in die ausgebreiteten Arme Baubourgs, ihren Mund mit einem fieberiſchen Kuſſe entweihend. Aber kaum hatte er ſie berührt und mit männlich ſtarken Armen heftig umſchlungen, als ſie gewaltig aufſchrie: „Wehe! wehe! Du biſt ſo falſch, ſo verderbenſchwanger wie der rothe Blitz! Du biſt die trübe Erdflamme, die aus dem Berge auflobt. Fort, fort, Gräßlicher, du verſenkſt mich! Es hilft dir nichts, der rothe Blitz wird dich freſſen und dein Blut trinken. Laß mich! der Alte wartet ſchon mit dem Beil auf dich!"

Aber der Leidenſchaftglühende hörte weder auf das prophetiſche Angſtgeſtöhn des Mädchens, noch auf den Jammerruf d'Angeliers, der endlich auch die Höhe des Thurmkranzes erreicht hatte, und laut ſchrie: „Romain, ſchütze mich! Der Todte verfolgt mich mit dem rächenden Blitz! Komm mit mir fort aus dem Kloſter! Laß das Mädchen! Sie iſt in Wahrheit des Blitzes Tochter. Ich ſterbe vor Furcht und Entſetzen.“

Noch andre Stimmen wurden in der ſchauerlichen Finſterniß laut. Es gab ein Gezänke, und man konnte Miché's herzhafte Kraftworte von den Scheltenden des alten Chervais und den Flüchen des Kloſterkochs unterſcheiden. Dieſem wilden Durcheinanderſchreien machte eine aus der nächſten ſchwarzen Wolke auf den Kloſterthurm herabſchießende Blitzesſchlange ein plötzliches Ende. Ziſchend fuhr ſie an der Spitze hernieder und bohrte ihre feurige Zunge zündend in das Dach, lief an dieſem hinab und ſprang über den Kranz, auf welchem die unfriedliche und leidenſchaftliche Verſammlung geblendet verſtummte. Romain war, er wußte nicht wie, weit von Vaubourg weggeſchleudert und ſein Kopf war in höchſt ſchmerzhafte Berührung mit der ſteinernen Bruſtwehr gekommen; die Andern waren über einander hingeſtürzt. Valère war der Erſte, der wieder laut wurde, indem er weinend klagte, daß er vom Blitz getroffen worden ſei. Einige Augenblicke darauf wurde es anhaltend hell um ſie, die Betäubung wich einem neuen Schrecken. Aus dem Dache des

Thurmes ſchlugen lichte Flammen empor. Unten ertönte jetzt wildes, verworrenes Geſchrei; heulend ſtürzte das Volk aus der Kirche, ein gräßliches Getümmel brach los, eine unbeſchreibliche Verwirrung. Einige wollten auf den Thurm, Andre hinab. Michel hatte Vaubourg ergriffen und rettete ſie auf ſeinen Armen aus der wachſenden Bedrängniß. Der Kloſterkoch bemächtigte ſich, auf Chervais dringendes Erſuchen, des troſtloſen Valère, während der alte Schiffer den Baron ſicher in Jerome's abgelegene Zelle brachte. Alles eilte zur Rettung des brennenden Thurms.

Die Schwüle des Sommertags verkühlte ſich in den dichter und dunkler werdenden Schleier des Abends. Das Meer kräuſelte ſich ſpielend zu den Füßen der Felſen und netzte nur leicht den Sand des flachen Ufers. Die Fiſcherbarken und die Böte der Piloten zogen ſchaukelnd heim, wurden angekettet und lagen dann ruhig. Unter den Bewohnern des Dörfchens war eine ungewöhnliche Beweglichkeit. Man ſah junge Dirnen mit Laub und Blumen herbei eilen; andre flochten auf einem nahen Hügel Kränze, und die jungen Piloten begannen allmälig ihre Fahrzeuge mit dieſen Blumengewinden und

Bändern zu ſchmucken. Das kleine weiße Häuschen der Familie Charbon hatte ein feierliches Anſehen und die Beſitzerin deſſelben empfing, beſſer gekleidet, als an Werktagen zu geſchehen pflegte, mehr Beſuch in einer Stunde, als ſonſt eine ganze Woche lang. Es hätte keinem Fremden lange zweifelhaft bleiben können, was hier vorgehe; denn jeder Bewohner des Dörfchens würde ſich mit Vergnügen zu erzählen beeilt haben, daß der morgende Sonntag der Hochzeittag Miché Charbons mit Vaubourg Fille d'Eclair ſein werde, und man alle dieſe feierlichen Anſtalten zu Ehren dieſes Paares treffe; und ſo hätte ein Unkundiger auch erfahren können, daß viel vornehme Gäſte von Bordeaux noch dieſen Abend erwartet würden, der reiche Kaufmann, der die arme Vaubourg ſo anſehnlich beſchenkt, mit Frau und Kind, der junge Advokat, der Vaubourg vor Gericht vertheidigt und mehre Freunde dieſer beiden Männer. Man würde auch vernommen haben, daß das junge Paar morgen im Kloſter getraut werden und dort ebenfalls feierliche Anſtalten getroffen würden, indem die frommen Väter dieſe Gelegenheit ergriffen, um ſich Herrn Lacaze und Vaubourg für die empfangenen reichen Geſchenke dankbar zu bezeigen. Das Hochzeitmahl, ſo habe ſich der hochwürdige Prior ausdrücklich ausbedungen, werde im Kloſter und auf Koſten deſſelben gehalten werden, und der Bruder Jerome habe alle Hände voll zu thun, um den verwöhnten Städtern [illegible] recht Leckeres und Ungewöhnliches vorzuſetzen. Der alte Chervais ſei noch in der Dämmerung abermals fort, um mit Feuer in der Nacht [illegible] anzulocken und zu fangen. Der glückliche Bräutigam aber mache, der Sitte gemäß, ſeiner Braut noch einen Beſuch, und ſei deshalb nach dem Leuchtthurm Corduan hinübergefahren. Man erwarte ihn jeden Augenblick zurück, damit er die ankommenden Gäſte empfange, und das Häuflein Menſchen dort am Strande ſchaue nach ihm aus.

Der Abend wurde inzwiſchen duftiger und friſcher, die Ferne des Meers verhüllte ſich in Nacht. Den Strom herab kam ein geſchmücktes Schiff gezogen und ward mit Jubel vom Ufer her begrüßt; einige Mönche des Kloſters Mont-Croix erſchienen am Landungsplatz, um die Paſſagiere des anlegenden Schiffes im Namen des ganzen Convents feierlich zu empfangen. Miché war noch nicht wieder zurück.

Während dieſes geſchah, wurde am Leuchtthurm auf der Pointe de Graves ein leichtes, bewimpeltes Boot ausgeſetzt, das, von kräftigen Ruderern geführt, ſchnell auf der Waſſerſtrömung der Gironde nach dem Leuchtthurm Corduan, dem Felſenneſt im Meere, hinüberſegelte. Dort langte es kurz vor der völlig einbrechenden Nacht an, und heraus ſtiegen Romain St. Laurent und Valère d'Angeliers. Beide verfügten ſich in den Thurm, und die Ruderer, deren mehr als nöthig waren, drangen bewaffnet nach. Romain hatte bald das oberſte Gemach des Thurms erreicht. Befremdet trat ihm Vaubourg entgegen.

„Reizende Tochter des Blitzes,“ redete ſie der Baron ſtürmiſch an, „du biſt nicht geſchaffen, das Weib eines gemeinen Schiffers, eines tölpelhaften Burſchen zu werden, und Niemand hat den guten Grund deiner Weigerung, dem zudringlichen Miché deine Hand zu geben, beſſer begriffen, als ich, Niemand hat dich mehr bedauert, als ich. Wer wäre auch in der ganzen Gegend, der deine Vorzüge ſo zu ſchätzen wüßte, wie ich? So viel Außerordentliches, ſo viel hervorſtechende und ungewöhnliche Eigenſchaften des Leibes und der Seele ſollten das Eigenthum eines Schifferbuben werden? Nimmermehr! Es lebt dir zum Glück ein Mann, der Gefühl und Einſicht genug hat, in dir die koſtbarſte Perle des Meers zu erkennen und zu würdigen, und der Verſtand genug beſitzt, um zu wiſſen, daß man die Perle in Gold faſſen muß. Ja, reizende Vaubourg, ich liebe dich, ich glühe für dich, und ich bin gekommen, dich von den verhaßten Banden zu befreien, in die dich deine gutmüthige Dankbarkeit verſtrickt hat.“

„Mein Herr, wer ſind Sie?“ fragte Vaubourg ernſt und kalt. „Ich verſtehe kein Wort von allen Ihren Reden.“

„Wie? Du kennteſt mich nicht!“ rief der Hauptmann verblüfft. „Nicht doch! Du willſt mich fopven, Schelm! Sagteſt du mir nicht ſelbſt, wir wären nahe verwandt? Nun ja, unſre Herzen ſind es. Schlug doch das deinige ſchon an dem meinigen."

„Ich begreife Sie nicht! Ich kann mich nicht erinnern, Sie je geſehen zu haben. Wann hätt' ich mit Ihnen geſprochen? Setzen Sie ein armes unbeholfenes Mädchen nicht in Verlegenheit."

„Haſt du mich auf dem Kloſterthurm von Mont-Croix in der Nacht, in welcher meines Vaters Beiſetzung ſtattfand, nicht geküßt, in der Nacht, in welcher der Thurm, vom Blitz getroffen, niederbrannte."

Vanbourg ſchauderte zuſammen, und lispelte dann eingeſchüchtert und weinerlich: „Davon weiß ich nichts und kann nichts wiſſen; denn ich bin in jener Nacht in der Kirche eingeſchlafen und erſt am andern Tage wieder erwacht. Aber was wollen Sie jetzt von mir?"

„Dich von dem Zwange befreien, womit man dich quält, du Holde. Alle ſtürmen auf dich hinein, du ſollſt den ungeleckten Schifferburſchen heirathen; ich weiß, du thuſt es mit Widerwillen."

„Wer hat Ihnen das geſagt?"

„Mein eignes Herz. Es hat ſich in das deinige hineingefühlt, und begriffen, wie unmöglich es iſt, daß du wahre Liebe für Miché Charbon hegen kannſt. Du biſt geſchaffen, einen beſſern Mann zu beglücken, und deine zartbeſaitete Seele der erhabenſten und glühendſten Empfindungen fähig. Aber Niemand iſt da, der dir beiſteht, der ſich deiner im vollen Ernſt annähme. Deine Lage iſt mir zu Herzen gegangen, und ich bin gekommen, dich zu befreien und dir ein würdigeres Loos zu bereiten.“

„Mein Herr, Sie haben ſich in Ihrer Anſicht ſehr getäuſcht. Ich liebe Miché Charbon; er iſt mir der Theuerſte aller Menſchen und mit keinem ſonſt würde ich ein Ehebündniß eingehen. Wenn ich nicht Luſt bezeigte, ſein Weib zu werden, ſondern ſeine Schweſter zu bleiben, ſo lag das nicht an einem Mangel an Liebe, ſondern in einer Abneigung, die ich überhaupt gegen einen Ehebund habe. Ich weiß gewiß, daß ich kein Glück in der Ehe haben werde.“

„Was bedarf es auch der Ehe für liebende Herzen!“ ſchmeichelte Romain. „Ein Bund, den nur die Liebe ſchließt, iſt ſüßer und feſter, als die läſtige Feſſel der Kirche. Aber zu ſolcher glücklichen Vereinigung gehören auch Herzen, die die Liebe verſtehen. Ja, man muß zu lieben wiſſen, und des Himmels Seligkeit auf die Erde herab zu zaubern. Wo wäre ein Herz, das dich verſtände, Vaubourg, außer dem meinigen? Kein Mann kann dich ſo heiß lieben, wie ich. Ich, ich bin's, der dir Flammen der Anbetung entgegen trägt, ich, der dich beglücken kann. Wir ſind geſchaffen, uns gegenſeitig Seligkeit der Liebe zu ſchenken. Und darum mußt du mein werden, Geliebte! Mein! mein! Keines andern Menſchen unheilige Hand darf dich berühren."

Vaubourg ſah in Gedanken verſunken vor ſich hin. Ihr Blick verſank in ſich ſelbſt und begann ſich nach innen zu kehren. Sie bewegte ſich nicht.

„Du antworteſt mir nicht, Vaubourg?" fragte der leidenſchaftliche Verſucher verlegen.

„Sagten Sie nicht, Sie ſeien der Sohn des verſtorbenen Baron St. Laurent?"

„Sein Sohn und Erbe."

„Und ich bin eine arme, namenloſe Waiſe, deren Vater man nicht kannte, meine eigne unglückliche Mutter nicht, eine Waiſe, die das Volk zum Spott Tochter des Blitzes nennt, weil mir meine Mutter ſtillen Wahnſinn aufgeerbt, der mich zuweilen wie himmliſches Feuer im Kopfe brennt und mir ſinnloſe Reden auspreßt, die zu ſolchem Namen Veranlaſſung gegeben haben, ein krankes, hülfsbedürftiges Geſchöpf — —"

„Ein Engel biſt du! Ein unausſprechlich reizendes Weſen! Eine Königin der Liebe. Ich weiß, was du ſagen willſt. Der Baron und die arme verſpottete Dirne! Aber ich ſage: Ein in Fleiſch geborner Himmelsbote, aus den Regionen der Seligkeit geſandt, einen Sohn des Staubes zu beglücken. Komm, Einzige, Wonne meines Lebens, komm in meine Arme! Folge mir auf mein Schloß! Du ſollſt mir einen Himmel daraus bereiten."

„Aber ich liebe Sie nicht, Herr Baron. Ich kenne die Liebe nicht, die Sie meinen.“

„Ich will ſie dich lehren. Du beſitzeſt alle Fähigkeiten, bald eine Meiſterin zu werden. Mit dieſem erſten Kuſſe will ich den zündenden Funken in deine Seele werfen.“ Und er umſchlang ihren ſchmächtigen Leib, wie er ſchon auf dem Kloſterthurm gethan, mit aufſprudelnder Leidenſchaftlichkeit: ſie wich nicht zurück; er preßte ihr gluthzuckende Küſſe auf die Lippen: ſie wehrte ihm nicht. Schlaff hingen die Arme an ihrem Körper herab; Romains Begierde zerriß die Zügel. Da lohete draußen auf dem Altan des Thurmes die gewaltige Feuerſäule empor, die den nächtlichen Meerwanderern winkende Rieſenflamme, und warf ihren grellen Schein in Vaubourgs trauliches Zimmerchen. Des Mädchens Geſicht wurde davon glänzend überſtrahlt. Aber ein todtbleiches, ſeltſam ſchauerlich verändertes Antlitz lag in des begehrlichen Jünglings Arm, ein verglaſtes, lebloſes Auge bohrte ſich ſtarr und fürchterlich in das ſeinige; entſetzt fuhr er empor. „Zurück! zurück!“ kreiſchte Vaubourg plötzlich, und ſtieß ihn mit Rieſenkraft von ſich. „Deine Berührung brennt wie Feuer, unreiner Gefährte des rothen Erdblitzes! Wehe mir, daß ich deine Schweſter bin! Aber nur ein Tropfe meines Blutes iſt mit dir verſchwiſtert. Meine Seele hat nichts mit dir zu ſchaffen. Du biſt einer von den Söhnen der Hölle, die Verderben über dies ſchöne Land bringen. Aber der Frevel, den ihr losgebunden, wird euch ſchnell über die eignen Köpfe wachſen, und die Zeit ſich im Blutbade verjungen. Du wirſt dein eignes Blut zur großen Bluttaufe hergeben müſſen. Keiner ſieht's, ich ſeh' es; aber ihr ſeid alle mit Blindheit geſchlagen und glaubt mir nicht. Und ſo muß es auch ſein, daß ſich das Schickſal erfüllt, und Throne einfallen und Gott verhöhnt wird und das Unterſte zu oberſt kommt, wie's beſchloſſen iſt."

Sie verſank wieder in düſtres Schweigen, und dem Baron lief ein leiſes Fröſteln durch die Glieder. Doch einmal entſchloſſen, ſeinen Plan durchzuführen, war er im Begriff, ſich zu neuen Galanterien hinaufzuſchrauben, als Vaubourg eins der Fenſter raſch zurückſchob und grauſenhaft unheimlich in die vom Leuchtfeuer röthlich angehauchte Finſterniß hinausſtarrte. Die Flamme verzerrte ihr Geſicht und gab ihrem todten Auge einen wahrhaft entſetzlichen Ausdruck. Romain war, vor dieſem Anblick zurückbebend, nicht im Stande, ein Wort über die Lippen zu bringen. In dieſem Augenblick, wo den erfahrnen Libertin aller Muth verließ, das verabredete Bubenſtück auszuführen, trat ſein getreuer Cumpan Valère d'Angeliers in die Stube.

„Ei, wie lang zauderſt du?" fragte er. „Du ſchnappſt dir wohl hier gleich zwiſchen Himmel und Erde die köſtliche Schäferſtunde ſelbſt vor der Naſe weg! Die Sache iſt pikant, und du biſt nur noch durch das Pikante zu reizen. Aber führwahr, mich kannſt du eben ſo wenig verdenken, wenn ich mich langweile. Mit den Knechten des Leuchtthurms bin ich fertig. Sie haben ihr gutes Trinkgeld geſackt und ſagen, ſie hätten der Uebermacht nicht widerſtehen können. Im Grunde ſcheinen ſie mir froh zu ſein, das ſeltſame Geſchöpf da oben los zu werden, und mit ihr wahrſcheinlich auch den läſtigen Vorgeſetzten Miché Charbon. Unſre Ruderknechte warten mit dem Ruder in der Hand auf deinen Raub. Und Chervais wird unterdeſſen beſtens für die Unſchädlichkeit eines gewiſſen läſtigen Burſchen ſorgen. Biete deiner Donna den Arm und laß uns aufbrechen!"

„Jean Chervais!" kreiſchte Vaubourg mit einem empörten, wilden Ton. „Was wollt Ihr thun? Warum habt Ihr Euch als Seeräuber verkleidet? Was wollen die böſen Geſellen von Pointe de Graves mit Euch ausführen? Ich weiß es! Ich weiß es! Alter, böſer Mann, Ihr wollt meinem Miché ein Leids anthun. Der neue Schloßherr in St. Laurent hat Euch erkauft, und der Schelm, den er bei ſich hat. Laßt ab, Jean, und thut Miché nichts! Er fährt dort ſo arg-, ſo ahnungslos durch die nachtumhüllte Fluth. Nein? Ihr wollt nicht? Ihr wollt das Sündengeld verdienen? — Miché! Miché! rette dich! Dir drohen Tod und Verderben um meinetwillen.

Miché, du hörſt nicht! — Ich, ich muß dich retten! — Laßt mich hinaus, ihr Unholde! Ein Boot! Ein Boot, daß ich Miché rette!“

Sie ſprang nach der Thüre, aber Valère fing ſie in ſeinen Armen auf. „Nein, mein ſchönes Kind, ſo haben wir nicht gewettet! Wir haben es uns nicht Geld und Mühe genug koſten laſſen, um dir zuletzt noch unſer eignes Schiff zu leihen, damit du den Vogel, den wir gefangen, befreieſt. Du wirſt zwar eine kleine Nachtfahrt machen, aber fürwahr nicht ohne uns; und das ſchöne Schloß dieſes verliebten Jungen wird das Ziel derſelben ſein.“

„Miché! Miché! ich komme!“ ſchrie Vaubourg und war mit einem Satz auf der ſteinernen Brüſtung des Altans. Romain kreiſchte auf vor Entſetzen und ſtreckte die Hand nach ihr aus, Valère war von ihrem gewaltigen Stoß zurückgeworfen, aber ehe der Eine oder der Andre Zeit gewann, ſich aus den Feſſeln des Schreckens zu reißen, ſprang die des Selbſtbewußtſeins entbehrende Seherin von dem hohen Thurme hinab in das Meer und die Flamme des Leuchtfeuers zeigte nur einen Augenblick noch ihr flatterndes Haar und ihre fliegenden Gewänder. Im nächſten Augenblick war Alles verſchwunden und ſtill; die ſchauerliche Tiefe gähnte herauf und die beiden Verbrecher ſtanden ſprachlos ſtarr, und ſtierten ſchwindelnd, keines klaren Gedankens fähig, in den nachtumhüllten Abgrund.

Der Kaufmann Lacaze hatte für ſeine Medoc- und Graves-Weine nicht allein großen Reichthum an Glücksgütern, ſondern auch an neuen, gewaltigen Ideen von Nordamerika mitgebracht. In jenen jungen Freiſtaaten, noch immer im ſiegreichen Kampfe mit dem ſtolzen Mutterlande begriffen, blüheten ſchnell alle die großen fruchtbringenden, menſchheitbeglückenden Ideen auf, deren Mutter die Freiheit iſt. Lacaze hatte mit begeiſtertem Staunen gemeinſame Anſtrengung, Einfachheit der Sitten und Lebensgenüſſe, wahre Gottesfurcht, Fleiß und patriarchaliſche Menſchenliebe gefunden. Zuerſt hatte er die lächerliche Kleidung, die er von Frankreich mitgebracht, abgelegt, und den einfachen Rock und Hut des Quäkers angenommen, dann hatte er ein europäiſches oder vielmehr franzöſiſches Vorurtheil um das andre von ſich gethan, und die neuen geſunden Ideen, deren Früchte ſchon um und neben ihm reiften, hatten ihre Stelle eingenommen. Sein heller Kopf, ſein junges empfängliches Herz ſogen ſich voll von den geiſtigen Stoffen, die ihn umwogten. Was Wunder, wenn er nicht anders glaubte, als den durch die Verſchwendungen und Ungerechtigkeiten des Königthums in Frankreich herbeigeführten unüberſehbaren Wirrniſſen ſei allein durch Gründung einer Republik abzuhelfen. Dieſe Ueberzeugung hatte in ſeiner Seele Feuer gefangen und lohete als gewaltige Begeiſterung empor. Und mit dieſer kühnen Begeiſterung kam er nach Frankreich zurück. Der Prozeß gegen Baubourg Fille d'Eclair machte Lacaze mit dem jungen feurigen und beredten Anwalt derſelben, dem Advokaten Genſonné bekannt, ja, ihre geſchickte Vertheidigung und Freiſprechung war die Veranlaſſung, daß beide junge Männer bald die innigſten Freunde wurden. Lacaze's begeiſterte Lobſprüche Nordamerika's fanden ein williges Ohr an Genſonné, der mit Scharfblick die bodenloſe Fäulniß des franzöſiſchen Staates durchforſcht hatte, und mit jugendlich aufbrauſender Kraft erfaßte er die dargebotenen Ideen und machte ſie ſich zu eigen. Bald brachte er ſeine Freunde, Univerſitätsgenoſſen, Advokaten, Mediziner und Andre mit in Lacaze's Haus, lauter junge Köpfe, die mit der entſetzlichen Lage Frankreichs im höchſten Grade unzufrieden waren. Der Zündſtoff, den Lacaze mit über das atlantiſche Meer herübergebracht hatte, fiel in ein Zunderfaß, und bald loderten republikaniſche Ideen in allen Köpfen. Aus dieſer kleinen Geſellſchaft wurde noch in demſelben Jahr ein förmlicher Clubb, und als Ludwig XVI. in ſeiner Rathloſigkeit die Zuſammenberufung einer allgemeinen Reichsverſammlung verſprach, war in Bordeaux ſchon ſo gut wie über das Schickſal des Thrones entſchieden. Von dieſer Stadt aus ging die ſpätere Umwälzung Frankreichs. Von Bordeaux und den reichen Landſchaften an der Garonne und Gironde wurden zu Vertretern des dritten Standes viele jener Clubbiſten gewählt, die ſich dem Volke als einſichtige, kühne, für Frankreichs Wohl begeiſterte Männer bekannt gemacht hatten. Lacaze und Genſonné waren unter den Gewählten. Es iſt bekannt, daß aus dieſen Männern bald jene hochherzige, treffliche Partei der Girondiſten hervorging, auf deren Wirken das durch die Revolutionsbilder erhitzte Auge mit wehmuthiger Freude weilt. Aber es iſt falſch, zu glauben, die Idee einer Republik Frankreich ſei zuerſt von den Jakobinern ausgegangen. Dieſe Idee war mit von Bordeaux eingewandert, und die Girondiſten waren ihre Träger. Wenn ſie ſpäter, ihren Irrthum einſehend, einlenkten und ſogar Freunde und Vertheidiger, wenn auch gerade nicht des Königthums, aber doch des Königs Ludwig wurden, ſo kann dieſer Umſtand jener hiſtoriſchen Thatſache nichts von ihrer Wahrheit rauben und zeugt nur für das edle Herz der Girondiſten.

Es traf ſich, daß Romain St. Laurent einer der Gewählten des Adels in der Reichsverſammlung war, und daß er hier den Männern gegenüber ſtand, mit welchen er ſchon im vorigen Sommer in feindſelige Verhältniſſe gekommen war. Doch vermied er bei der für ſeine Partei ſo bedenklichen Wendung, welche die Staatsangelegenheiten nahmen, jedes perſönliche Zuſammentreffen mit einem der Männer von Bordeaux, deren Geſinnungen gegen ihn ihm nicht unbekannt waren. Mit ſeinem Buſenfreunde Valère koſtete er nach wie vor die heftigen Vergnügungen der Hauptſtadt und ſchloß ſich mit aller Ergebenheit an die intriguantſte Hofpartei an, deren einziges Ziel treuloſe Unterdrückung des erwachten Nationalgeiſtes war.

Eines Tags trat Valère raſch und mit freudefunkelnden Augen bei Romain ein. „Gute Botſchaft!“ rief er. „Der alte Fiſcher Chervais iſt doch ein braver Kerl, auf den man ſich verlaſſen kann. Er hat dir getreulich Wort gehalten.“

„Und was?“

„Was? Er hat Vaubourg nach Paris gebracht. Ich habe beide geſehn und mit Chervais geſprochen; er erwartet deine weitern Befehle.“

„Iſt's möglich!“ fuhr Romain empor. „Alſo doch noch! Dieſe koſtbare Perle ſoll noch in meinen Beſitz kommen? Aber erzähle, wie iſt es dem alten Spitzbuben möglich geworden, ihrer habhaft zu werden und ſie hieher zu bringen?“

„Alles durch Bruder Jerome, den Kloſterkoch. Das iſt ein Teufelsbraten. In jener Nacht, als ſie uns vom Thurme ſprang, zogen ſie unſre Kerle aus dem Waſſer, auf dem ſie wie eine Ente ſchwamm, in ihr Boot. Chervais ließ ſie binden und in einem Kahne nach dem Ufer bringen. Er ſelbſt aber leitete verkleidet den Ueberfall auf Miché, der glücklich gelang, ohne daß der Burſche ſeinen alten Feind erkannt hätte. Sobald dies abgethan war, übergab er den ſich wild geberdenden Gefangenen den Knechten von Pointe de Graves und einen Brief des Bruders Koch nach la Rochelle an den Prior eines dortigen Kloſters. Dorthin wurde Miché in Eile gebracht, und in das Kloſter geſperrt, und da ſteckt er bis dieſe Stunde. Die naſſe Vaubourg brachte Chervais in die Hütte der Wittwe Charbon, mit dem Vorgeben, ſie beim Fiſchfang aus dem Waſſer gezogen zu haben. Sie ſchlief bis an den andern Tag, und als ſie erwachte, wußte ſie von dem ganzen Abenteuer mit uns kein Wort. Man konnte ſich nicht erklären, wie ſie in's Waſſer gekommen war, auch ſcheint ſie ſeit jener Zeit die Sehergabe verlaſſen zu haben. Vergebens hat ſie ſich angeſtrengt, zu erkunden, wohin Miché gerathen ſei. Mit dieſem Frühjahr hat ihr nun Chervais durch falſche Kunde vorgeſpiegelt, ihr Verlobter ſei in jener Nacht zum Matroſen gepreßt worden. Endlich kommt ein Brief, worin ſteht, Miché ſei um die und die Zeit in Paris. Sie bricht ohne Weiteres auf, und weil Chervais beim Kloſter in ſo hoher Gunſt ſteht, wird ihr der alte Gauner zum Begleiter beſtellt. So ſind ſie denn glücklich hierher gelangt."

„Den Alten belohnen wir gut; das Mädchen bringen wir zu einer deiner Freundinnen, Valère. Du wirſt für ihr anſtändiges Unterkommen ſorgen. Wenn ſie erſt mürbe iſt, nehm' ich ſie als Dienerin in's Haus. Sie darf mich nicht zu viel Geld koſten; denn wahrlich, Kumpan, wenn das ſo fortgeht, helfen mir deine Gefälligkeiten binnen Jahr und Tag von Gut und Geld. Doch Vaubourg, ſo hoff' ich, wird mir alle andern Liebſchaften entbehrlich machen. Nie iſt mir ein weibliches Weſen reizender vorgekommen, nie war ich verliebter in ein ſolches. Alles Andre kommt mir ſchaal und erbärmlich vor. Ich brenne, ſie zu ſehen. Eile, ſorge für ihr Unterkommen; eine Freundin, die meinen Wünſchen dient!“

Valère beſorgte Alles auf's Beſte, und Abends ſtattete Romain der neuen Geliebten einen Beſuch ab. Die Enttäuſchte rang troſtlos die Hände zu ſeinen Füßen. Er antwortete ihrem Jammer mit faden Liebeserklärungen, und überließ ſie dann ihrer Verzweiflung, von ſpätern Beſuchen beſſern Erfolg hoffend. Bei dieſen verſuchte er alle Mittel, der bedrängten Jungfrau ihre Unſchuld zu rauben, und es würde ihm gelungen ſein, wenn nicht plötzlich im Augenblick der fürchterlichſten Angſt, als ihr Widerſtreben leidenſchaftlicher Mannkraft zu erliegen drohete, wieder jene furchtbare, dem Wahnſinn ſo nah verwandte Sehergabe über ſie gekommen wäre, und ihr den hellen Blick über die verborgenen Fäden ihres Schickſals vergönnt hätte. „Fort, Verwegener!“ rief ſie. „Ich weiß, wer du biſt und wer ich bin! Erkenne in mir die Herrin von St. Laurent! Mein iſt das Schloß! mein iſt das Gut! Mein ſind die

Weinberge! Ich bin dort Gebieterin. Nieder mit dir in den Staub, frecher Bube! Schon ſteht der ſteinerne Mann vor der Thüre, um dich mit ſeiner hundertjährigen Fauſt zu zerſchmettern. Dein Haupt iſt dem mächtigen Beile verfallen, das ich im Morgenſonnenglanz blutroth blitzen ſehe. Fort! fort! du biſt ein verlorner Mann! — Und du, armer Miché, dort im Kerker! Ich konnte dich nicht retten, als ich vom Thurme ſprang. Aber weine nicht; ich rette dich doch noch. Warte, warte, morgen kommt unſer Erlöſer, der helle Blitz. Silbern iſt ſein Haar und ſein Auge blickt dir und mir Güte, aber dieſem Zorn! Willkommen, mein Großvater! Hier iſt der Verbrecher!“ Romain floh wie von Furien gepeitſcht, aus dem Hauſe, und wagte mehre Tage Vaubourgs Zimmer nicht wieder zu betreten. Erſt Valère's Spott war's, der ihn vermochte, einen neuen Verſuch zu machen, und zur Unterſtützung nahm er den Gefährten ſeines böſen Wandels mit. Als ſie die Schelle des Vorſaals zogen, fiel es ihnen auf, daß Vaubourgs Hüterin nicht kam, ihnen zu öffnen, ſondern ein fremdes Geſicht. Als ſie im Begriff waren, ſich über dieſen unerwarteten Umſtand Erklärung auszubitten, öffnete ſich die Zimmerthüre, und beide Freunde erblickten nicht ohne ſtilles Entſetzen Vaubourg an der Hand des hundertjährigen Mönchs aus dem Kloſter Mont-Croix, zur Seite derſelben, die Herren Lacaze und Genſonné. Doch Romain faßte ſich ſchnell und trat mit der Frechheit eines Roué in's Zimmer. D'Angeliers blieb nicht zurück.

„Meine Herren," begann der Erſtere, „was iſt Ihr Wunſch in einem Logis, das ich mit meinem Gelde bezahle, und in welches nur mir und meinen Freunden der Eintritt geſtattet iſt?"

„Elender Bube!" erhob der Hundertjährige die hohle Grabesſtimme. „Ich bin gekommen, dies unſchuldige Lamm deinen Wolfszähnen zu entreißen und dir dein ferneres Schickſal anzukündigen."

„Welche unverſchämte Sprache! Geht nicht weiter, frommer Vater, daß ich nicht gezwungen bin, Euer Alter und Euern Stand zu vergeſſen. Alles hat ſeine Grenzen, und ich mag mit dieſem Mädchen vorhaben, was ich will, ſo ſteht Euch, dem Mönche von Mont-Croix, nicht zu, mit mir, dem Herrn von St. Laurent, dem Schutz- und Schirmherr des Kloſters, alſo zu reden."

„Vergeblich windeſt du dich, junge Schlange. Du biſt nicht mehr Beſitzer und Herr von St. Laurent, du biſt es nie geweſen, und trägſt von dieſem kurzen Traume nichts als den dürftigen Namen davon."

„Hat Euch das hohe Alter den Kopf verrückt gemacht? Bin ich nicht der einzige Erbe meines Vaters. Sind die Güter, die ſein waren, nicht nun die meinigen? Wer will ſie mir ſtreitig machen?

„Ich! Doch von Streit darf hier keine Rede ſein. Du biſt nicht Herr von St. Laurent, ſo wenig es dein Vater war. Auch er hat dieſe Güter in Wahrheit nie beſeſſen. Sie waren nie ſein wirkliches Eigenthum. Du würdeſt dies bei Uebernahme der Güter vor dem königlichen Gerichtshof erfahren haben, daß du nur unter einer Bedingung die Güter als dein Eigenthum betrachten dürfeſt, nämlich wenn du einen tugendhaften, ritterlichen, deiner Ahnen würdigen Wandel führteſt. Das Uebrige war dir freilich verſchwiegen geblieben. Um die Uebernahme haſt du dich bis jetzt nicht bekümmert, und die politiſche Gährung Frankreichs hat den Gerichtshof zu Bordeaux, der noch immer ohne Haupt iſt, abgehalten, dich vorzuladen. So ſollſt du denn aus meinem Munde erfahren, daß die Güter des Hauſes St. Laurent für dich verloren ſind. Du ſollteſt mir an deines Vaters Leiche einen Eid ſchwören, den Weg ritterlicher Tugend zu gehen; du haſt den Eid nicht geſchworen und haſt als ein ſchändlicher Bube gelebt. Ich kenne alle deine Nichtswürdigkeiten, deine Schandthaten, deine Laſterſtreiche. Deinen Vater konnteſt du durch jenen Auswürfling des Adels, den du, ohne zu erröthen, Freund nennſt, belügen und betrügen, zu mir iſt das grelle Licht der Wahrheit gedrungen, und du biſt gerichtet.“

„Herr, wer gibt Euch ein Recht, dieſe Sprache gegen mich zu verführen. Ich werde den Schutz der Obrigkeit gegen Euch anrufen. Mag ich gethan haben und thun, was ich will, wer iſt der Richter meiner Thaten! Wer will es wagen, zu bezweifeln, daß ich der alleinige Beſitzer aller Güter des Hauſes St. Laurent bin, da außer mir keiner dieſes Stammes lebt?“

„Halt, Verwegener! Vor dir ſteht Sevère Antigones Baron von St. Laurent, dein Urgroßvater, verworfener Knabe; hier ſteht der St. Laurent, dem alle Güter ſeines Hauſes gehören bis zu dieſer Stunde, und der niemals das kleinſte Recht auf ſein Beſitzthum aufgegeben hat. Für dich war ich freilich todt, und es war mein ausdrücklicher Wille, daß du vor Antritt deines fünfundzwanzigſten Jahres nichts von meiner Exiſtenz erfahren ſollteſt, ſo wenig dein Vater vor dieſem Alter davon erfahren hat. Aber ich lebe, und habe dieſe beiden Herren mitgebracht, damit ſie dir bezeugen und beweiſen, daß ich der bin, als welchen ich mich dir genannt habe. Durch ſie gelangte Botſchaft der armen bedrängten Taube an mich, die du in deinen Geierkrallen hielteſt. Aber noch gab es Menſchen, ſelbſt ſündige Menſchen, die ſich ihrer erbarmen. — Geh' nun, und beginne, was du willſt. Das Maß deiner Sünden iſt voll, und ich betrachte dich als das letzte, abgefallene, faulende Glied meines berühmten Stammes. Eher ſoll er untergehen mit mir, und das dunkle Schickſal, das ich ſelbſt in raſender Verblendung auf ihn herabgerufen, werde erfüllt, als daß er durch einen Nichtswürdigen fortgepflanzt würde. Geh', wir ſind geſchieden!“

Valère d'Angeliers hatte ſchon früher die Flucht ergriffen; jetzt ſtürzte auch Romain mit geſträubtem Haare und bleichen verzerrten Zügen hinaus, um ſeinen Freund aufzuſuchen und von demſelben Rath und Hülfe zu erlangen; aber Valère war für ihn nicht zu Hauſe.

Es war eine ſchwüle Sommernacht; verderbenſchwangre Wetterwolken lagerten ſchwarz und dräuend am Himmel, die Luft war dick und heiß. Kein Stern leuchtete, und die Finſterniß ballte ſich beängſtigend zuſammen. — Die Thurmuhr des Kloſters Mont-Croix hatte eben die Mitternachtsſtunde verkündet, als aus der hintern Pforte deſſelben, die nach der Anhöhe führte, zwei Männer leiſe heraustraten. Es war Valère d'Angeliers und Jean Chervais, der alte Schiffer. Ein dritter begleitete ſie bis zum Ausgang der Pforte, und dieſer war Bruder Jerome, der Kloſterkoch.

„So grüßt Euern Herrn, meinen jungen Freund,“ flüſterte der Letztere dem Erſteren zu, „und ſagt ihm, daß Alles geſchehen ſoll, wie er von mir wünſcht, daß ich dagegen aber auch die Erfüllung ſeiner Zuſagen erwarte. Morgen ſoll er Herr von St. Laurent ſein, und kein feindliches Schickſal ſoll ihm das ſchöne Beſitzthum wieder entreißen können; denn, wie ich Euch ſchon verſichert, ſo lange der Alte von Paris zurück iſt, hat er noch keine Schritte zur Enterbung des jungen Herrn Baron gethan. Es würde aber nächſtens geſchehen, wie ich erſpäht, wenn wir nicht beſtens zuvorkämen. Adieu, Chervais! In Kurzem ſoll es dir wieder vergönnt ſein, dich bei uns öffentlich zeigen zu dürfen, dem Miché und der Vaubourg und allen deinen Feinden zum Trotz. Iſt Herr Romain Gebieter, dann ſchwatzen wir aus einem andern Tone mit den Leuten. Herr d'Angeliers, ich empfehle Euch meinen wackern Freund Chervais auf's Nachdrücklichſte. — Behüt' Euch Gott! Morgen iſt Alles abgethan.“

Die Pforte ſchloß ſich. Beide wanderten eine Zeitlang ſtill vorwärts, Chervais, des Wegs kundig, voraus, d'Angeliers nach.

„Heute hab' ich ausgekundſchaftet,“ begann endlich Chervais, „daß Miché's und Vaubourgs Hochzeit künftigen Sonntag ſtattfinden ſoll. Der arme Junge hat erſt wieder einige Kräfte ſammeln müſſen, die Kloſterkoſt in la Rochelle iſt ihm ſchlecht bekommen. Auf dieſe Weiſe wär' es doch möglich, die Hochzeit wieder zu ſtören, und ſitzt nur erſt Herr Romain auf dem Schloſſe ſeiner Väter, dann verſchaff' ich ihm das Mädchen, und kein Menſch ſoll ſie ihm rauben.“

„Du biſt ein zähes Fleiſch, Chervais,“ verſetzte d'Angeliers. „So oft du auch irre gemacht worden biſt, doch fängſt du ſtets von vorn an. Du mußt doch einen ganz beſondern Zahn auf den Miché haben, daß du ihm ſo beharrlich zu Leibe gehſt.“

„Das ſind alte Geſchichten, und hat mehr als einen Grund. Der Burſche iſt unausſtehlich naſeweiß. Der Hauptgrund aber iſt der, daß ſeine Mutter, die zu ihrer Zeit das ſchönſte Mädchen war, meine Liebesbewerbungen mit ſchnöden Worten abwies, und mich einen böſen Buben nannte. Es iſt wahr, ich taugte gerade nicht viel, aber ich liebte ſie über alle Beſchreibung, und ihr Beſitz hätte mich zum bravſten aller Piloten machen können. Aber ſie wählte den Thierri Charbon, der doch erſt mit der Brigide Fille d'Orage gelebt und ſie gewiß zur Mutter von Vaubourg gemacht hatte; und ich hatte das Nachſehen. Ich hab' ihr das nie vergeſſen, und Thierri mußte daran glauben. Es war eine unausſprechliche Wonne für mich, ſie in ihrem fürchterlichſten Schmerz zu ſehen, als ſie ihren geliebten Mann aus dem Waſſer gezogen hatten. Nach Jahr und Tag bot ich ihr meine Hand abermals an; denn kein Menſch ahnete, daß ich Thierri hinübergeholfen, aber ſie ſchlug mich zum zweiten Mal aus, ohne ihren tiefen Widerwillen zu verhehlen. Ich habe nachher kein Weib gefreit, und daß ich ſo allein in der Welt ſtehe, daran iſt ſie allein Schuld. Ich habe den Groll nie verwinden können. Neuerdings brach er aber wieder mit jugendlicher Heftigkeit los, wie eine vernarbte Wunde zuweilen wieder aufbricht. Die Stelle des oberſten Wartknechtes hat, ſo lange der Leuchtthurm Corduan im Meere ſteht, allemal der älteſte der Piloten erhalten, um ſich dort oben von ſeinen Strapazen gemächlich auszuruhen und ein bequemes Leben bis an's Ende zu führen. Jetzt war die Reihe an mich gekommen, und ich gedachte, die müden Glieder auszudehnen, da wird plötzlich des Gelbſchnabels wegen eine neue Stelle geſchaffen, die eines Aufſehers des Leuchtthurms, und Herr Miché Charbon, der Retter des Herrn Lacaze, wird als ſolcher dahin geſetzt, damit er bei ſeiner halb verrückten Frau wohne, und die Stelle des oberſten Wartknechts wird gar nicht mehr beſetzt. Dieſer Burſche bringt mich alſo um die Ruhe meines Alters. Seit nun vollends der hundertjährige Vater Antoine die kleine Hexe aus Paris zurückgebracht hat und Jedermann weiß, daß ich die Hand dabei im Spiel hatte, darf ich mich in meinen alten Tagen nicht mehr in meiner Heimath ſehen laſſen. So weit iſt's mit mir gekommen. Sie ahnen wohl, daß Bruder Jerome bei der Einſperrung Miché's auch betheiligt geweſen ſein möchte, aber ſie haben doch nichts herausbringen können, und er iſt ſicher, während ich allen Hieben meiner Feinde bloßgeſtellt bin."

„Tröſte dich, Alter. Wenn der Kloſterkoch anders Wort hält, ſo iſt morgen Alles anders, und du kannſt die in's Geſicht höhnen, die dich jetzt verfolgen."

„Er hält ſein Wort, dazu kenn' ich ihn zu genau. Halte Herr Romain nur nachher auch das ſeinige.“

Unter dieſem Geſpräch waren ſie zu einem dem Kloſter gehörigen Gehöft gekommen, wo Chervais Abends ihre Pferde untergebracht hatte. Sie beſtiegen dieſelben und ritten raſch der Anhöhe zu. So wie ſie den Rücken derſelben erreicht hatten, zerſchnitt ein greller Blitzſtrahl plötzlich den ſchwarzen Mantel der Finſterniß, und ließ ein Meer von Feuerglanz auf die Erde ſtrömen. Dicht aber vor den Reitern auf einem hohen Stein ſtand Vaubourg mit ausgebreiteten gen Himmel geſtreckten Armen, wie eine überirdiſche Erſcheinung. Die Pferde ſcheuten zurück und thaten gewaltige Sätze zur Seite; und d'Angeliers Entſetzensſchrei kam dem wilden Donnergepraſſel vor. Beide hatten Vaubourg erkannt; Chervai's Haar ſträubte ſich, aber ſein jüngerer Begleiter war mehr todt als lebendig. Unartikulirte Töne des wildeſten Entſetzens ausſtoßend, bohrte er ſeinem Pferde die Sporen in den Bauch, daß es raſend über Feld und Graben, Geſtrüpp und Weinſtöcke dahin ſchoß. Vergebens war Chervai's Rufen, ſehen konnte er ohnedies nicht, welche Richtung das toll gewordene Pferd genommen, und einen Augenblick darauf war auch jedes Geräuſch verſtummt. Aber ſo ſchnell auch der halbwahnſinnige Reiter dahin ſtob, der nächſte Blitzſtrahl war dennoch ſchneller und erreichte ihn an einem Weinhügel. Wie eine herabziſchende

Dolchſpitze bohrte er ſich durch Reiter und Roß und ſtreckte Beide zu Boden. Eine Minute darauf war Alles ſtill an der Stelle, die Nacht warf ihren Mantel über die Erſchlagenen und der Donner ſchlug ein graußiges Hohngelächter auf.

Vaubourg unterhielt ſich auf der Höhe mit dem Blitze und ſprach Worte, die kein Sterblicher hörte. Da ſprangen vor ihrem innern Auge die Hüllen des Lebens und ſie ſah in deſſen innerſten Kern. Blitze umſpielten ſie, wie Blumengewinde, und ſie griff danach wie ein Kind. Der Donner ſchien ihr unausſprechliche Geheimniſſe zuzuflüſtern und ſie lächelte ſelig. Der ſtrömende Regen wuſch ihr Haar und Haut, ſie kümmerte ſich nicht darum. Sie lächelte und plauderte. Und der Tag graute endlich. Da ſprang ſie plötzlich empor, wie von einem böſen Traumgeſicht aufgeſcheucht, und rannte, wie ein junges Reh, durch den feuchten Boden. Ueber Stock und Stein querfeldein ſtürmte ſie, daß ſie mit den Füſſen oft verſank. Dann ging's durch Weinberge, immer in der Richtung des Kloſters zu. Um einen Hügel gebogen, hielt ſie inne. Ein todter Mann mit verzerrten Zügen lag zu ihren Füßen, ein todtes Roß daneben. Sie betrachtete Beides einen Augenblick ſtarr, als beſänne ſie ſich, wer doch die Leiche ſei; dann nickte ſie lächelnd und ſetzte ihren Weg nur deſto ſchneller fort.

Der Tag hatte ſchon die Pforte des Kloſters geöffnet, und die Laienbrüder ihre Geſchäfte begonnen. Das Frühgebet war vorüber und die Väter ſaßen beim Frühſtück, als die nächtliche Wanderin ankam. Ohne ſich umzuſehen, eilte ſie in das Refectorium. Pater Antoine, der hundertjährige Greis, hatte ſeine Taſſe ergriffen, um ſie zum Munde zu führen, da ſtürzte Vaubourg auf ihn los, entriß ihm die Taſſe mit dem Schrei: „Trinkt nicht, ehrwürdiger Vater! Eure Taſſe iſt vergiftet."

Alles fuhr empor. Die Väter riefen verwirrt durcheinander. Viele tadelten, daß man die Wahnſinnige ſo herum und in's Kloſter laufen laſſe. Andere ſchrien nach dem Kloſterkoch, die Jüngern liefen, um ihn zu holen. Jerome weigerte ſich ihnen zu folgen, war ſehr beſtürzt, ängſtlich und ſuchte zu entfliehen. Dadurch verdächtig, zwangen ihn ſämmtliche auf den Lärm zuſammengekommene Laienbrüder, ſich vor den Prior zu ſtellen.

„Zwingt ihn, die Taſſe auszutrinken!" riefen mehre Brüder. Jerome weigerte ſich. „Nicht doch!" rief Vaubourg. „Er iſt der rothe Erdblin, und wird erſt noch verderbend aufflammen. Kennſt du mich, Jerome? Ja, du allein weißt, wer ich bin, und ich allein weiß, wer du biſt. Denk' an Brigide! Denk' an mich!"

Der Koch, des Verbrechens bald überführt, das er beabſichtigt hatte, und das durch Vaubourg verhindert worden war, wurde ſogleich in den finſtern, aus dicken Mauern beſtehenden Gewahrſam gebracht, und das Urtheil des Convents ſprach ſich dahin aus, daß er in dieſem Kerker eingeſperrt bleiben ſolle bis ihn der Tod daraus erlöſete. Dieſes ſtrenge Urtheil wurde ihm bekannt gemacht. Er hörte es ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen. Dann wurde er in die Nacht geſtoßen, und die eiſerne Thüre verſchloß ſich.

Die Zeiten hatten ſich in Frankreich ſehr geändert. Der König war den Opfertod geſtorben; die edeln Girondiſten hatten ihm nach das Blutgerüſt beſtiegen, unter ihnen der treffliche Lacaze. Genſonné hatte ſich in ſein Vaterland geflüchtet, und irrte als ein Geächteter umher. Alle dieſe Opfer hatten das gräßlich auftauchende Geſpenſt der Freiheit, das lebenverſchlingende, nicht verſöhnt: der Schrecken ſchwang ſeine blutgetränkten Fahnen über Frankreich. Der wüthende ausgeartete Jakobinismus fraß ſchnell um ſich, wie ein böſer Krebsſchaden, und das Departement der Gironde zählte vorzüglich eine große Menge ſeiner Anhänger. Die Saat, die durch Lacaze über das Meer gekommen und von dem erſten Clubb der Girondiſten in Bordeaux reichlich ausgeſtreut worden war, hatte einen wahrhaften und empfänglichen Boden gefunden, und war nun als wilder Jakobiniſmus üppig aufgegangen, blutige Früchte verſprechend. Man hörte ſchon von Gräueln, die an Klöſtern und Ritterſitzen vollbracht worden ſeien, und wer irgend durch ſeine Stellung Urſache haben mochte, zitterte vor der nächſten Zukunft.

In dieſer Zeit der Angſt war es, daß eines Abends ſpät der alte Diener Battiſte von St. Laurent, der, ſeit das Schloß leer ſtand, zum Caſtellan deſſelben vorgerückt war, im Kloſter Mont-Croix anlangte und ſich in die Zelle ſeines alten Herrn begab.

„Ach ehrwürdiger Vater!“ rief er mit zitternder Stimme dem Manne zu, der nun ſchon vier Jahre über hundert zählte, „ich komme als Abgeſandter eines armen, Unglücklichen, Verfolgten, der ſich als reuiger Sünder in das Stammhaus ſeiner Väter geflüchtet hat und dort Schutz ſucht gegen das raſend gewordene Volk. O erbarmet Euch! Es iſt der Mann, der Euren Stamm fortpflanzen ſoll auf ſpäte Zeiten. Stoßt ihn nicht von der Schwelle Eures Hauſes.“

Der Uralte lächelte ſchmerzlich. „Mein Stamm wird verwelken und abſterben, und ich ſelbſt, du weißt es, habe ſeinen Untergang herbeigerufen. Ich habe meine Söhne und Enkel begraben; ich werde auch dieſen letzten Urenkel überleben. Das iſt die furchbare Strafe meiner Sünde. — Doch der Unglückſelige hat Schutz geſucht im Hauſe ſeiner Väter, und ich will thun, was ich zu ſeiner Rettung vermag. Aber der König iſt ermordet, Frankreichs beſte Männer haben geblutet oder ſind aus ihrem Vaterlande geflohen, wie kann ich dem Verfolgten Schutz gewähren? Wie kann er im Hauſe ſeiner Väter ſicher ſein? Wir wollen thun, was wir vermögen, Battiſte, und du ſollſt mir nicht in das Grab rufen, ich hätte den letzten Sproß dieſes Hauſes, das einſt als mächtiger Stamm blühete, in das Elend und den Tod geſtoßen, weil er ein wilder, ſchlechter, blüthenloſer Zweig war. Bin ich's doch, der alles Unglück auf dies Haus herabgerufen! Laß meinen Mauleſel ſatteln. Ich will zu Miché Charbon."

Und in der Nacht ritt der Greis an das Meerufer hinab, und ſein alter Diener führte das Thier. Ein beſtellter Schiffer nahm ihn in's Boot und führte ihn nach dem Leuchtthurm Corduan hinüber. An der Thüre desſelben empfing ihn die bleiche Vaubourg. Sie war weiß gekleidet und glänzte wie eine Verklärte. Sie ſchien ihn erwartet zu haben, das ging aus manchen Umſtänden hervor. Als er den Fuß aus dem Boot auf die Felſenmauer ſetzte, beugte ſie ſich demüthig und küßte dieſen Fuß. Sie war viel bleicher als ſonſt, ein kaltes Marmorbild. Seit ſie Miché's Frau geworden, war, zur großen Freude der Ihrigen, jene unſelige Sehergabe ganz von ihr gewichen, und nicht mehr jammerte ſie, eine zweite Caſſandra, Frankreichs blutiges Unglück prophezeihend in ſturmerfüllten Nächten, die ſie auf Höhen oder am felſigen Meerufer einſam wandelnd zugebracht. Ihr innerer Blick war verdüſtert, die unheimliche Stimme in ihrer Bruſt verſtummt. Aber mit dem Verſchwinden jenes unerklärlichen zweiten Geſichts ſchienen auch ihre Lebensquellen allmälig zu verſiegen. Miché erfreute ſich in ihrem Beſitz keines ſonderlichen Glücks. Sie war ruhig, aber leidenſchaftlos, ja gleichgültig.

Ein Strahl wehmüthiger Freude zuckte über ihr Geſicht, als ihr Pater Antoine ſeinen Segen ertheilte, und ſie bei der Hand ergriff, um dieſelbe als Stütze beim Erſteigen der ſteinernen Stiege zu gebrauchen.

„Miché“, ſagte er zu dem freundlichen Piloten, „ich bedarf deiner Hülfe.“

„Ehrwürdiger Vater, gebietet über mich. Mein Leben für Euch.“

„Du ſollſt einen Menſchen vom Tode retten.“

„Um ſo eher. Das war ja ſtets die heiligſte Pflicht meines Lebens.“

„Aber der, den du retten ſollſt, iſt dein Feind. Er hat dir viel Leid bereitet. Es iſt mein Urenkel Romain St. Laurent.“

„Ich habe Alles vergeſſen, wenn es gilt, ſein Leben zu retten.“

„Das erwartete ich von dir. Du biſt ein trefflicher Menſch. Ich habe mich nicht in dir getäuſcht.“

„Wann befehlt Ihr über mich, hochwürdiger Vater, und was gebietet Ihr mir zu thun?“

„Nimm ein altes Schifferkleid und folge mir nach St. Laurent. Dort werden wir den übermüthigen Knaben finden, der, jede Warnung verſchmähend, auf der Bahn der Gottloſen wandelte, und jetzt ein Landesflüchtiger, Zuflucht geſucht hat in dem Hauſe, deſſen er ſich ſo unwürdig gezeigt. Morgen in der Nacht lädſt du ihn in dein Boot und führſt ihn als einen gemeinen Schifferknecht nach la Rochelle. Laß es deine Rache an ihm ſein, daß du ihn zu ſeiner Rettung dorthin bringſt, wohin er dich in den Kerker bringen ließ. Die Vendeer ſind der Sache des Königthums treu geblieben. Mag er dort durch ritterliche Tapferkeit die Flecken tilgen, womit er den Namen St. Laurent beſudelt hat.“

„Wie Ihr wünſcht, ſo ſoll es geſchehen,“ ſagte Miché ehrerbietig. Vaubourg aber lächelte ſchmerzlich. Ahnungen früherer Geſichte dämmerten in ihrer Seele auf.

Als Pater Antoine mit Miché den Leuchtthurm verließ, kreuzte ſie die Arme, und fiel auf die Knie nieder. Ein ungeheurer Schmerz zitterte durch ihre Züge. Doch ihr Mund blieb ſtumm. Als das Boot abfuhr, nahm ſie einem Knechte die brennende Fackel aus der Hand und leuchtete damit den Einſteigenden, aber ſo wie es abgeſtoßen war, ſtieß ſie einen herzbrechenden Wehlaut aus und ſtieß die Flamme der Fackel in das Waſſer.

In derſelben Nacht wurden die frommen Väter des Kloſters Mont-Croix durch ein wildes Getöſe aus dem Schlafe emporgeſtreckt. Schrecklich kreiſchende Männerſtimmen lärmten auf eine in dieſen friedlichen Räumen noch nie vernommene Weiſe durcheinander, die Pforte wurde eingeſtoßen, die Thüren erbrochen, und der Schreckensruf, „die Jakobiner ſind da!“ heulte durch die Gänge und Gemächer des ſtattlichen Gebäudes. Manchem der ehrwürdigen Greiſe wurde dadurch der Tod eingeſchenkt.

Aus dem verworrenen, tobenden Geſchrei hörte man endlich das Begehren nach dem Prior des Kloſters hervor, und das zitternde Oberhaupt der Brüderſchaft trat, ſeine Seele Gott befehlend, unter die blutgierigen Mordgeſellen. In dem fackelhellen Kreiſe ſtellte ſich ihm ein ſchon bejahrter Mann, die fürchterliche Jakobinermütze auf dem grauen Kopfe, und bis unter die Zähne bewaffnet, mit der donnernden Frage entgegen: „Wo iſt Jerome, der Koch, eingekerkert? Weh' Euch, wenn er nicht mehr lebt!“ Der Prior erkannte bebend den Schiffer Chervais, und führte die Ungeheuer zum Gefängniß. Die

Schlüſſel mußten ſogleich herbeigeſchafft werden, und wenige Augenblicke ſpäter zog Chervais brüllend den kaum noch kenntlichen Jerome aus dem ſchauderhaften Gefängniß.

„Ich bin's! Ich bin's, Bruder Jerome! Dein Retter und Freund, Jean Chervais. Juble, altes Herz! Unſre Zeit iſt gekommen! Die Zeit unſrer Rache und unſrer Herrſchaft! Es gibt keinen König von Frankreich mehr, keinen Adel, keine Ariſtokraten! Frankreich iſt frei! iſt eine Republik und wir ſind wichtige Leute geworden; denn uns verdankt das Vaterland die Freiheit.“

„Freiheit?! frei?! Auch ich bin frei! Dieſe Mönche haben keine Gewalt mehr über mich?“ rief Jerome, wie aus einem Traum erwachend, und faßte ſich an der Stirne, um ſich zu überzeugen, daß er nicht noch träume.

„Du biſt der Herr und Gebieter dieſer alten Glatzköpfe,“ erwiederte Chervais. „Winke, und ſie müſſen ſich vor dir im Staube winden. Denn wir ſind gekommen, dich zu unſerm Anführer zu wählen. Ermanne, ermuthige dich, damit du die Paar Tropfen Lebenszeit, die dir noch vergönnt ſind, mit Wonne ſchlürfeſt.“

„Ja, das will ich. — Lebt Pater Antoine noch?“

„Ja!“

„Ruft ihn herbei. Ich muß mit ihm reden.

Jetzt geht mein Herz auf in großer Racheluſt. Ich will mich an ſeinen Qualen weiden.“

„Er iſt nach St. Laurent geritten.“

„Auf denn, nach St. Laurent, ihr Brüder! Aber erſt gebt mir Wein! Ich habe lange Jahre danach geſchmachtet, und der Kloſterkeller iſt voll. Gebt mir auch ſo eine Mütze! Ein Schwert und eine Fackel!“

Die Keller wurden erbrochen, und das Geſindel nahm bald vom ganzen Kloſter Beſitz. Die Mönche ſuchten ihr Heil in der Flucht. Als alles ausgeplündert war, ſchleuderte Jerome, rachelechzend ſeine Fackel in das Gebäude, und eh' eine Stunde verging, ſtand das heilige Haus in lichten Flammen. Jerome und Chervais ritten mit einigen Andern an's Ufer. Chervais machte ein Boot los und wild frohlockend ſetzten ſie über den Strom. Als der Tag grauete, langten ſie bei St. Laurent an, und fanden den alten Mönch, Romain und Miché beiſammen. Da jauchzte Chervais kannibaliſch. Gefeſſelt wurden alle abgeführt zu den rauchenden Trümmern des Kloſters, wo die Bande ſie in Empfang nahm. Jerome war ein ſeinem Käfig entronnener Tiger geworden.

Es war Nacht. Pater Antoine und Romain ſaßen in einem Gefängniß. Das letzte Mondsviertel warf durch das eiſerne Gitter eine melancholiſche Dämmerung in den Kerker. Der Gerichtstribun, der ihnen verkündigt hatte, daß ſie mit dem Frühſtrahl des folgenden Morgens unter der Guillotine ſterben würden, hatte das unfreundliche Gemach eben wieder verlaſſen, und ſeine Schritte waren draußen verhallt. Ein langes düſteres Schweigen erfüllte den engen Raum. Endlich begann der Hundertjährige: „Und du machſt mir keinen Vorwurf, Romain?“

„Was hätt' ich Euch vorzuwerfen?“ verſetzte dieſer. „Ihr habt an mir gethan, was Recht war; ich an Euch das Gegentheil. Valère war mein böſer Genius. Er hat mit dem Leben gebüßt, von Gottes zürnendem Blitz ſelbſt getroffen, vor dem er ſtets ſo große Furcht hatte. Es iſt billig, daß auch ich mein ſchuldbeladenes Leben verliere. Ich bitte Euch reumüthig um Verzeihung, mein Vater. Legt Eure heilige Hand auf mein Haupt und gebt mir Euren Segen!“

„Tauſendfältig, mein wiedergefundener Sohn! Aber ich will dir mit nicht minderer Reue bekennen, daß es mein unmäßiger Stolz, daß es die frevelhafte Abgötterei mit der Ehre, die ich zu meinem Gott erhoben hatte, war, die mich und dich zu Grunde gerichtet haben und meines Geſchlechtes blühenden keine Partie gemacht; denn ſie war ſchön gebaut, hatte angenehme Züge und ein ſanftes, herzengewinnendes Auge, ſie war häuslich und arbeitſam und zeigte ſich vor allem höchſt anſpruchslos. Ich bewunderte lang im Stillen das freundliche friedliche Walten dieſes Mädchens. Die raſtloſe, ſorgſame ſtets milde Pflege, die ſie der Kranken angedeihen ließ, brachte mich bald auf den Gedanken: welch' eine treffliche Pflegerin deines Alters müßte Charlotte werden! Von dieſem Gedanken hatte ich nicht weit zu dem Entſchluſſe, ihr meine Hand anzubieten. Ich war damals vier und fünfzig Jahre alt, aber an Geiſt und Körper kräftig und friſch, wie ein Dreißiger. Ich war gewohnt, raſch zu handeln, und ſo folgte dem Entſchluß die That auf der Ferſe. Als ſie Abends vom Bette meiner Schwiegertochter, die eben eingeſchlummert war, in den Garten trat, um ſich zu ergehen, geſellte ich mich zu ihr, und machte ihr in ernſten, würdigen Worten meine Eröffnung. Sie nahm ſie gütig auf, und wir verlobten uns an jenem Abend. Bei der trüben Stimmung, die die Krankheit meiner Schwiegerin im Hauſe hervorgebracht hatte, war es unſer gegenſeitiger Wunſch, erſt nach Geneſung derſelben mit unſrer Verbindung hervorzutreten. Vor der Hand ſollte ſie unſer Geheimniß bleiben. Aber der Himmel fügte es anders. Die Krankheit nahm plötzlich eine ſchlimme Wendung, und raffte die uns Allen liebe

Frau dahin. Nach Beendigung der Trauerzeit machte ich meinen Sohn mit meinem Willen, mich mit Charlotte zu vermählen, bekannt. Theophile erblaßte und ſtammelte einen unzuſammenhängenden Glückwunſch. Ich war unzufrieden mit ſeinem Benehmen, doch hatte ich von der wahren Quelle desſelben keine Ahnung. Unſre Hochzeit wurde ſtill und prunklos gefeiert, und ich fühlte mich ſehr glücklich in Charlottens Beſitz. Doch nach Verlauf einiger Wochen bemerkte ich eine auffallende Unruhe an meiner Gemahlin. Mein Sohn welkte dahin und ſah ſich bald nicht mehr ähnlich. Anfangs ſchrieb ich ſeinen Zuſtand der Trauer um ſein geliebtes Weib zu, bald aber, als ich wahrnehmen mußte, wie er mich abſichtlich mied, kam mir die Sache bedenklich vor. Ich hatte damals einen Koch, einen blutjungen, aber ſehr gewandten Kerl, den ich zu den verſchiedenſten Geſchäften brauchte, und der ſich in Alles zu finden und zu ſchicken wußte. Dadurch hatte ſich der Burſche bald mein volles Vertrauen erworben, und ich blieb nicht ohne Beweiſe von ſeiner Seite, wie ſehr er dasſelbe verdiene. Ich kann ſagen, der Menſch zeigte eine beiſpielloſe Anhänglichkeit an mich, und ich liebte ihn ſogar dafür. In dieſem Bilde wirſt du ſchwerlich den fürchterlichen Jakobiner, unſern Verderber, den ehemaligen Kloſterkoch Jerome wieder erkennen; und doch iſt er derſelbe. — Jerome im Beſitz meines Vertrauens lenkte meine Aufmerkſamkeit auf meine Gemahlin und meinen Sohn. Der Dämon der Eiferſucht erwachte in mir und peinigte mich mit entſetzlichen Qualen. Ich will ſchnell über dieſe Zeit hinwegeilen, damit wir uns die Todesſtunde nicht verbittern. Von mir beauftragt, umſchlich Jerome die beiden Beargwöhnten, und er meldete mir, daß ſie ſich heimlich ſprächen. Ich gab vor, eines Nachmittags in's Kloſter reiten zu müſſen, deſſen Schutz- und Schirmherr ich war, und erſt am folgenden Morgen wiederkehren zu können. Aber ſchon am Abend kehrte ich zu Fuß heimlich, bebend, mit einem Degen bewaffnet in mein Haus zurück. Ich fand meinen Sohn zu den Füßen meines Weibes. Meine Wuth über die Befleckung meiner Ehre überſtieg alle Schranken; ich kannte mich nicht mehr. Von meinem Degen verwundet, entfloh er, der gräßlichſte Vaterfluch dröhnte ihm nach. Ich verfluchte ihn, ſein Kind und ſein Haus, nicht bedenkend, daß es auch das meinige war. Meine ohnmächtige Gemahlin ließ ich in ihre Zimmer bringen, und ihr ſpäter befehlen, dieſe nicht mehr zu verlaſſen. Ihre flehendlichſten Bitten, ihr einen Beſuch zu ſchenken, vermochten meinen beleidigten Stolz nicht zu brechen, vielmehr ſetzte mich die Nachricht, daß ſie geſegneten Leibes ſei, in noch gewaltigern Zorn. Ich ſah ſie nicht wieder. Ein Menſchenfeind geworden, trieb ich mich in Paris und Bordeaux herum, aber ich war ein Einſiedler in dieſen Städten. Auf jedem mir bekannten Geſicht glaubte ich ein Spötteln über mich alten, betrogenen Mann zu leſen. Einen Brief meines Sohnes, den er, wie mir verſichert wurde, ſterbend an mich geſchrieben hatte, ſterbend an der Wunde, die er von meiner Hand erhalten, öffnete ich nicht. Erſt nach ſechs Jahren habe ich ihn mit Schrecken geleſen. Charlotte wurde von einer Tochter entbunden. Ich befahl dem Koch, den Baſtard, das Kind meiner Schande, in der folgenden Nacht zu erſäufen. Er war ein nur allzupünktlicher Vollſtrecker meines Befehls. Nach ihrer Geneſung verwies ich meine Gemahlin in's Kloſter der büßenden Frauen nach Royan. Sie ging ſchweigend, ohne Widerrede. Auch ließ ſie mich um keine Unterredung mehr bitten. Es wäre doch vergeblich geweſen. Nun glaubte ich meine Rache geſättigt, meinem beleidigten Stolze genügt, meine beſchmutzte Ehre wieder rein gewaſchen zu haben. Aber ich horſtete einſam auf meinem Schloſſe. Da ſchreckte mich zuerſt die Nachricht auf, daß mein zweiter Sohn einer Epidemie erlegen ſei. Der einzige Sproß meines Hauſes war Charles, dein Vater. Er war ein ſchwächliches Kind; mir grauste, als ich meinen Fluch auf ihn wirken ſah. Ich ließ ihn mit aller möglichen Sorgfalt in Bordeaux erziehen. Sechs Jahre waren in dieſem dumpfen Groll vergangen, da erſchien eines Tages der Beichtvater des Nonnenkloſters in Royan auf St. Laurent, ein ehrwürdiger, edler Greis, und erſuchte mich, auf eine Weile mit ihm an das Sterbebette meiner Gemahlin zu treten, die ſich nicht ablehnen ließ. Ich ſah Charlotten wieder, aber ich erkannte ſie nicht mehr, ſo hatten ſie die Leiden heruntergebracht. Und ſterbend, mild und verſöhnt mit mir, ſchwur ſie mir zu, die eheliche Treue niemals verletzt zu haben. Sie ſchwur, meinem Sohn mütterlich zugeſprochen zu haben, als er ihr ſeine Leidenſchaft geſtanden, ſie verſicherte, daß er ihr gelobt, den andern Morgen daß Schloß zu verlaſſen, als ihn meine Wuth getroffen. Auf dieſe Ausſage nahm ſie den Leib Chriſti und verſchied in meinen Armen. Male dir ſelbſt die Gefühle, mit welchen ich in mein Schloß zurückkehrte. Mein erſtes Geſchäft war, den Brief meines Sohnes zu öffnen und zu leſen. O Himmel! er beſtätigte die Ausſage meiner Gemahlin. Charlottens ſtille Tugenden, ſo ſchrieb er, hätten ſein Herz ſchon während der Krankheit ſeiner Gemahlin gerührt und er habe ſtill bei ſich gelobt, wenn ein unerbittliches Schickſal ihm die Lebensgefährtin rauben ſollte, Charlotten zur Nachfolgerin derſelben zu machen. Die Trauer um die Dahingeſchiedene habe ihm nachher verboten, mit Charlotten gleich darüber zu reden, doch habe ſich die Liebe zu ihr immer wärmer in ſeinem Herzen befeſtigt.. Und als nun die Trauerzeit vorüber geweſen, als er von fern auf eine Verbindung mit der Lieblichen habe hindeuten wollen, ſei er von der Kunde, daß Charlotte die Verlobte ſeines Vaters ſei, niedergeſchmettert worden. Jetzt ſei ſeine Liebe zur Leidenſchaft geſteigert worden, und um ſich Ruhe zu erringen, um nicht als Opfer dieſer Leidenſchaft zu fallen, um nie in Verſuchung zu gerathen, die Kindespflicht zu verletzen, habe er den feſten Vorſatz gefaßt, das Haus ſeiner Väter zu verlaſſen. Aber es ſei ihm unmöglich geweſen, ſtillſchweigend von Charlotte zu gehen; es habe ihn gedrängt, ihr ſein krankes Innere zu enthüllen, und von ihr Beruhigung, Troſt, Frieden mit auf den Weg zu nehmen. Und aus keinem andern Grunde habe er einige geheime Unterredungen mit ihr gehabt; ihre Perſon ſei ihm heilig geweſen, er habe ſie nur als guten Engel des Hauſes betrachtet, von dem er ſeinen Theil Himmel nehmen und mit in die Fremde tragen gewollt. Das ſchwöre er mir als ein Sterbender zu. — Meine Verzweiflung kannte jetzt eben ſo wenig Grenzen, wie früher meine Wuth. Ich hatte meinen Sohn, mein Weib, ja ſogar mein eben gebornes Töchterlein ermordet, alle unſchuldig! — Vier Wochen darauf war ich Mönch des Kloſters Mont-Croix. Derſelbe Mann, der mir früher als Werkzeug gedient hatte, wurde ſpäter Kloſterkoch; ihm konnte ich keine Schuld beilegen, und doch hat mich ſpäter zuweilen bedünken wollen, als ſei er nicht ganz ſchuldlos geweſen. Ich habe mit ihm nicht wieder darüber geſprochen. Aber ich erkenne Gottes Richterarm, daß dieſer Jerome unſer Verderber, gewiſſermaßen der Vertilger unſeres Hauſes iſt. — Mein frevelhafter Fluch ſchien auf meinem Enkel verderbend zu laſten. Er wuchs auf und ſtudirte die Rechte, aber ein Wurm nagte früh an ſeinem Leben. Seine Gemahlin, deine Mutter, ſchien von ſeiner Krankheit angeſteckt zu ſein; ſie ſtarb früh, und auch er welkte dahin. Du warſt ein ungerathener Sohn und machteſt meinem Namen Schande. Ich vergaß auch gegen dich, was ich gegen meinen Sohn und mein Weib vergeſſen hatte. Und ſo hat ſich denn das grauſige Schickſal erfüllt. Ich ſelbſt, der erſte Sünder, muß mit dem zweiten Sünder zugleich fallen, und der Urheber der Schuld ward bis zur Sühnung aufgeſpart.“

Pater Antoine hatte noch nicht lange ſeine Erzählung beendigt, als die Thüre des Kerkers geöffnet wurde, und Jerome, von einigen fackeltragenden Trabanten begleitet, herein trat. „Ich habe Eure Erzählung hinter jenem Gitter belauſcht, Alter,“ ſagte er höhniſch, „und ich komme, Euch zu ſagen, daß Eure ſterbende Gemahlin Euch eine Kleinigkeit zu ſagen vergeſſen hat. Ich will es nachholen. Ich war in Leidenſchaft gegen ſie entbrannt, und hoffte von ihr, als Euerm Eheweibe, beglückt zu werden. Als ſie mich kalt und beſtimmt abwies und mich meine Niedrigkeit fühlen ließ, ſchwur ich ihr Rache.

Eures Sohnes Faſelei lieferte mir dazu die beſte Gelegenheit. Ihr ſchenktet mir Euer Vertrauen, und ich fühlte meine Rache, wenn auch nicht meine Begierde. Dieſe glühte lange und trug ſich von der Mutter auf die Tochter über. Denn ich habe Euer Töchterlein nicht erſäuft, wie Ihr mir geboten; ich konnte mich an dem Würmlein nicht vergreifen. Ich legte es in der Nacht in einen Kahn, der Euch gehörte, und ließ denſelben ſtromabwärts treiben. Dieſer Kahn blieb am Felſen Corduan hängen, und das Mädchen, das man Brigide Fille d'Orage nannte, war Eure leibliche Tochter. Ich allein wußte es, aber ich fühlte keinen Beruf, es Euch zu ſagen; denn Ihr zeigtet Euch mir abhold, kalt, barſch und thatet kaum, als kanntet Ihr mich. Und wie ich Euch ſchon ſagte, die Leidenſchaft, welche mir Eure Gemahlin eingeflößt, wurde von deren Tochter ſpäter auf's neue angefacht, und, wie die Sachen jetzt in der Welt ſtehen, mögt Ihr und Jedermann es jetzt erfahren, daß Niemand weiter als ich der Vater von Vaubourg d'Eclair iſt, und daß alſo hinter dem Blitz nur ein gemeiner Komödiant ſteckt."

Hohnlachend ging er von dannen, der tückiſche Greis. Pater Antoine hatte die Hände gefaltet und betete ſtill. Es wurden wenig Worte mehr zwiſchen den Gefangenen gewechſelt.

Der Tag war unterdeſſen angebrochen und die Schergen traten herein, ihre Opfer abzuholen. Der

Hundertjährige ſegnete ſeinen Urenkel. Dann gingen ſie auf das Schaffott. Das erſte Haupt, welches fiel, war das des Advokaten Genſonné, der im Departement der Gironde eingefangen worden war. Bald kam es an Miché Charbon und auch an Romain St. Laurent; beide ſtarben mit Faſſung. Der erſtere mit Baubourgs Namen auf den Lippen. Betend ſtand Pater Antoine ihm zur Seite, und hoffte, daß es dann an ihn kommen ſollte. Aber die Guillotine wurde in Ruhe geſetzt, und als ſich der Greis fragend umſah, verkündete man ihm, daß er begnadigt und im Beſitz ſeiner Güter gelaſſen ſei. Weinend flehte der Alte um den Tod; er ſah in dieſer Begnadigung einen fürchterlichen Hohn; aber man bedeutete ihm, daß er ſich ſofort auf ſein Schloß zu verfügen und dort als Bürger St. Laurent zu leben hätte. Ehrfurchtsvoll kam die Menge, küßte den Saum ſeines Kleides und flehete um ſeinen Segen. Er ſpendete ihn reichlich. Im tiefſten Jammer über ſein Geſchick, fiel ihm plötzlich Baubourg ein. „Sie lebt!“ rief er, „und ich lebe für ſie!“

Augenblicklich beſorgte er ſeine Abreiſe aus Bordeaux.

Es war ſchon Nacht, als der haſtige Greis in dem Schifferdörfchen anlangte. Ein unklares Gefühl drängte ihn zur Eile, als müſſe er die letzte Neige ſeines Lebens noch wohl benutzen. „Noch iſt mein Geſchlecht nicht ganz ausgeſtorben,“ ſprach er. „Auf dich, du letzter, unglücklicher Sproß, will ich all' meine Liebe häufen, auf dich meine Güter vererben. Du ſollſt die reiche Herrin von St. Laurent werden! Du ſollſt meine Tochter, mein Alles ſein. An dir will ich wieder gut machen, was ich an deiner Mutter verbrach. In deinen Armen will ich ſterben, deshalb eile ich ſo ſehr. Du ſollſt dem lebensmüden, hundertjährigen Greiſe die Augen zudrücken."

Er fand ſie nicht mehr im Dorfe. Sie war kurz vorher bei Miché's Mutter geweſen, und war ſehr bewegt, ja bitter weinend von derſelben geſchieden. Der Greis eilte ungeduldig an das Meerufer hinab, um einen Schiffer zur Ueberfahrt nach dem Leuchtthurm zu dingen. Sehnſüchtig richtete er das greiſe Auge in die Weite dem Leuchtthurm zu, und bebte vor Verlangen, Vaubourg an's Herz zu drücken. Unterdeſſen war ein Gewitter aufgezogen; es blitzte und donnerte. Der ſehnſüchtige Greis war nicht abzuhalten. Seine zitternden Hände ergriffen ſogar eine Ruderſtange, als das Boot abgeſtoßen war. Er trieb die Knechte und verſprach ihnen reichen Lohn. Die Fahrt ging ſchnell, von Blitzen umleuchtet. Das Feuer des Thurms ſtrahlte, und Pater Antoine jauchzte faſt, als das rieſenhafte Gebäude in dunkeln Umriſſen aus der Fluth emporſtieg. Sie langten an. Da ſtieß der Schiffer mit der Ruderſtange an einen Körper im Waſſer, ein greller Blitz zeigte eine ſchwimmende Leiche.

„Wer iſt's?!“ ſchrie der Greis ahnungsvoll in entſetzlicher Angſt. Die Leiche wurde in das Boot gezogen. Ein zweiter Blitzſtrahl beleuchtete ihr Antlitz. Man erkannte Vaubourg. Stumm ſtürzte der Hundertjährige auf die Leiche der Seherin.

◆

Charlotte Auguſte,

Prinzeſſin von Wales und Sachſen-Coburg.

Ein Lebensbild.

Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht! mag der durch raſtloſe Forſchung zu großen Reſultaten gelangte Philoſoph, mag der von höheren Gebilden, als das nackte, trockene Leben ſie gibt, umſchwebte Dichter ausrufen: über wen die gütigen Götter das ganze Füllhorn all' ihrer zauberiſchen Gaben ausgoſſen, wem auf Erden kaum ein Wunſch übrig blieb, und der in weiſem Genuß ihre Erfüllung ſich nicht alle erlaubte, kann für ihn noch ein höheres Gut ſein, als das Leben ſelbſt? Eine Frau, der die Grazien ſchon an der Wiege lächelten, der Hebe mit ihren ſchönſten Blumen das Haupt umſchmückte, vor deren Blicken Plutus die Schätze des Erdbodens ausbreitete, welcher Venus ihren Zaubergürtel lieh und das meerumgürtete Albion drei mächtige Kronen ſchmeichelnd auf das erſte Lager warf, — eine Frau, von vielen Millionen angebetet, die einſt von ihr Heil und Segen mit ſchönem Vertrauen erwarteten, eine Fürſtentochter, Großbritanniens Erbin, unausſprechlich glücklich durch die Liebe, durch die unbeſchränkte Wahl ihres eigenen Herzens, konnte ihr noch ein höheres Gut zu wünſchen übrig bleiben, als das Leben? Und ihr entriß es ein hartes Verhängniß, als ſie den Becher jenes Glückes kaum gekoſtet, als ſie kaum zu ahnen gelernt hatte, welchen erhabenen Standpunkt ſie in der Reihe menſchlicher Weſen einzunehmen gewürdigt war, als der wärmſte, duftigſte Frühlingshauch der Jugend ſie eben umfächelte, als die Knoſpe zur Roſe aufzubrechen eben begriffen war. Die Wehmuth möchte jedes Herz in Thränen auflöſen, wenn es das Schönſte auf Erden den unerbittlichen Pfeilen des Geſchicks am meiſten ausgeſetzt, am erſten erliegen ſieht. Doch das iſt ja das Loos des Schönen auf der Erde. —

Charlotte Auguſte war das einzige Kind Georgs, Prinzen von Wales, nachmaligen Königs von Großbritannien, und Karoline Louiſe Eliſabethe, zweiter Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. Sie wurde am 7. Januar 1796 geboren, und am 22. Februar getauft, wobei der König Georg III., die Königin, der Herzog und die Herzogin von York die Pathenſtelle verſahen. Bald nach der Geburt der Prinzeſſin entſpann ſich zwiſchen ihren erlauchten Eltern jenes Mißverhältniß, welches zwanzig Jahre ſpäter die Augen von ganz Europa, ja Amerika auf ſich zog und der Gegenſtand ärgerlicher Oeffentlichkeit wurde, deren Erinnerung nicht einmal in dieſe Blätter gehörte, wäre ſie nicht in

Bezug auf die Bezeichnung der geiſtigen Entwickelung der Prinzeſſin Charlotte Auguſte unerläßlich. Schon drei Monate nach der Geburt derſelben fand die unglückliche Trennung ihrer Eltern wirklich ſtatt; uns iſt einen Blick in die nähern Verhältniſſe zu thun nicht vergönnt, doch hoffen wir zur Ehre der in der Gemahlin des Königs von England gekränkten Weiblichkeit, künftige Zeiten werden manches Truggewebe zerſtören und die unglückliche Dame vor dem Richterſtuhl der Geſchichte rechtfertigen und freiſprechen. Zum Glück war der Bruch in den erſteren Jahren nicht ſo groß als er ſpäter wurde, und ſo blieb der Mutter nicht aller Einfluß der Liebe und Sorgfalt auf die einzige Tochter verwehrt, die in der zarteſten Kindheit ſchon liebenswürdige Talente entwickelte und dadurch der Prinzeſſin-Mutter ihr Loos zum Theil verſüßte. Die nähere Aufſicht über das Kind war der verwittweten Gräfin von Elgin anvertraut, welche mit ihr in Schrewsbury-Houſe wohnte, unweit des Palais der Prinzeſſin von Wales, Mutter. Dieſe beſuchte ihr Kind regelmäßig an einem beſtimmten Tage in der Woche, der für beide jedesmal ein Feſttag war. Die übrige Zeit war dem Unterrichte der Thronerbin gewidmet. Wie Charlotte Auguſte ſchon in ihrem fünften Jahre mit vollem Recht die ſchönſten Erwartungen des ganzen britiſchen Volks erregte, beweiſt eine Aeußerung des ehrwürdigen Biſchofs Porteur, welche er am 7. Auguſt

1801 in ſeinem Tagebuche niederſchrieb. Sie lautet alſo: „Geſtern brachte ich einen höchſt angenehmen Tag in Schrewbury-House, der Reſidenz der Prinzeſſin Charlotte von Wales, zu. Das Wetter war ſchön, die weite, reizende Ausſicht gewährte uns einen herrlichen Blick auf die von Schiffen aller Art bedeckte Themſe. Auch ſahen wir die Prinzeſſin; ſie iſt ein reizendes bezauberndes Kind, und wenn wir den erhabenen Platz bedenken, den ſie einſt einnehmen wird, muß ſie uns höchſt intereſſant und wichtig erſcheinen.“

„Mit großer Genauigkeit und vielem Anſtande ſagte ſie mir einige Hymnen her, und als Jemand bemerkte, daß, wenn ſie in's Seebad nach South-End in Eſſex gehen würde, ſie ſich in meiner Diözeſe befände, ſo fiel ſie auf die Knie und bat um meinen Segen. Aus vollem Herzen ertheilte ich ihn ihr und meine Seele wendete ſich zu Gott im Gebete, daß er ihr die Kraft verleihen möge, ihren hohen Standpunkt mit jeder chriſtlichen Tugend zu zieren, und einſt als Königin wahre Gottesfurcht und Glückſeligkeit über jeden Theil ihres Reiches zu verbreiten.“

Im Jahr 1806 ernannte der König den Biſchof von Exeter, einen Mann von ſtrenger Tugend in Wort und That, und von vorzüglicher Gelehrſamkeit, zum Privataufſeher über den Unterricht der Prinzeſſin.

Unter ſeiner Leitung und des Doktor Fiſcher, nachherigen Biſchofs von Salisbury, ſo wie des Doktor Nott vortrefflicher Mitwirkung wurden Charlottens Kenntniſſe gewiſſermaßen klaſſiſch ausgebildet. Unbemerkt führten dieſe gelehrte Männer ihren zarten aber hochbegabten Geiſt auf alle Felder des Wiſſens und ließen ihn Blumen pflücken, ſo daß ſie ſich gleichſam ſpielend bald einen reichen Schatz von Kenntniſſen geſammelt hatte. Als der Biſchof von London im Hauſe ihrer Mutter zu Blackheath mit ihr zuſammentraf und ſie auf der Mutter Wunſch examinirte, bezeugte er, daß ſie in allen Zweigen der engliſchen Literatur ihrem Alter gemäß außerordentlich wohl unterrichtet ſei, und daß ihre Fortſchritte in den Lehren der Moral und des Chriſtenthums ihn in Erſtaunen geſetzt hätten.

Im Jahr 1807 wurde die Prinzeſſin der Obhut ihrer erlauchten Mutter entnommen und einer glücklich gewählten Oberhofmeiſterin, der allgemein hochgeſchätzten Lady de Cliffort, zur ferneren Ausbildung übergeben. Zwei andere Damen Ms. Campbel und Ms. Udney ſollten mit der Lady vereint bis zu einem reiferen Alter auf die körperliche und geiſtige Entwickelung des königlichen Sprößlings einwirken. Charlotte ſtand damals im zwölften Jahre, aber ihre Kenntniſſe erregten allgemeine und gerechte Bewunderung: ſie war in allen engliſchen Klaſſikern ſehr bewandert, wußte ſich ſelbſt ſehr zierlich und gewandt in ihren brieflichen Aufſätzen auszudrücken, ſtudirte die lebenden europäiſchen Sprachen mit Eifer, betrieb die ſchönen Wiſſenſchaften, vorzüglich aber Muſik, mit Begeiſterung, und erlangte ſogar viele Kenntniſſe der Alterthümer, beſonders der ihres Vaterlandes, in welchem Zweige des Forſchens ſie durch ihre zweite Hofmeiſterin, Ms. Udney, ſehr unterſtützt wurde. Die Entfaltung ihres Geiſtes, das leichte Faſſungs- und Beurtheilungsvermögen, die nahende Reife ſo mancher andern vortrefflichen und ſeltenen Anlagen berechtigten von Jahr zu Jahr zu immer ſchöneren Erwartungen, und mit ſteigendem Enthuſiasmus blickte das engliſche Volk auf die liebenswürdige Enkelin ſeines frommen Königs, die nicht allein einſt ſeine Krone, ſondern auch alle ſchönen und großen Eigenſchaften deſſelben zu erben verſprach. Was man im Publikum über Charlottens Fortſchritte erfuhr — und in England iſt ja alles öffentlich — gab zu wahren Volksfeſten Veranlaſſung, und man blickte zu ihr wie zu einer gütigen Gottheit auf. Denn nicht blos einen talentvollen Geiſt, auch ein edles, weichgeſchaffenes Herz, ein ſanftes, wohlwollendes Gemüth enthüllte Charlotte nicht nur ihrer Umgebung, ſondern Jedermann, der das Glück hatte, ſie zu ſehen und zu ſprechen. Wer hätte auch nicht einer Thronerbin zujubeln, wer ſich nicht glücklich preiſen mögen, einſt unter dem Scepter eines weiblichen Weſens goldene Tage des Friedens und Rechts zu erleben, und den Thron einer Königin zu ſtützen, von der man ſchon jetzt ſo herrliche Charakterzüge, ſolche entzückende Beweiſe von Menſchenliebe, von Wohlwollen, von Herzensgüte, von rein chriſtlichem Sinn vernahm, wie die folgenden, aus vielen herausgewählt ſind? Einſt wollte ſie einen vorgeſchriebenen Tanz durchaus nicht tanzen, und als der Lehrer dennoch darauf beſtand, erlaubte ſie ihm das Zimmer zu verlaſſen. Aber einen Augenblick ſpäter lief ſie ſelbſt ihm nach, und ihren dringenden Bitten, zurückzukehren, fügte ſie das Verſprechen bei, die Stunde gehörig auszuhalten, und ſich nie mehr zu widerſetzen. Der Lehrer willigte gerührt ein, und ſie ſtrengte ſich an, ſeinen Beifall zu erlangen. Der Prinz von Wales, von dieſem Vorfall in Kenntniß geſetzt, gab Befehl, jenen Tanzlehrer von ſeiner Tochter zu entfernen, da er nicht Jemanden um ſie wünſche, die ihr zuwider ſei.

Kaum hatte Charlotte von dieſer Verfügung vernommen, als ſie untröſtlich ihren Vater bat, ihr den Lehrer zu laſſen, weil ſie allein wegen ihrer eigenſinnigen Widerſpenſtigkeit zu tadeln ſei. Ihre Bitten ſetzten es durch; der Lehrer wurde beibehalten.

Mr. Bryan Early, ein geſchickter Obergärtner in den Gärten der Lady de Cliffort, wurde ſeiner großen botaniſchen Kenntniſſe wegen von der Prinzeſſin mit einem Kaſten voll Inſtrumente beſchenkt, die ſie ſelbſt eingekauft hatte; ſpäter überreichte ſie ihm auch eine ſchöne Oxford'ſche Bibel, worein ſie ſelbſt folgende Zeilen geſchrieben hatte:

„Als einen Beweis meiner aufrichtigen Werthſchätzung überreiche ich Bryan Early dies Buch der Bücher und hoffe, daß er ſich ſtets dabei erinnern wird der ihm wohlwollenden und freundlich geſinnten

Den 5. Mai 1808.

Charlotte."

Ihr zarter Körperbau machte den Gebrauch des Seebades nothwendig, um ihre Geſundheit zu ſtärken. Ihr Wohnort wurde, ihrem eigenen Wunſch gemäß, deshalb nach Bagnor verlegt. Lady de Cliffort begleitete ſie auch dahin als Oberhofmeiſterin. Von früh war es ihres Vaters, des Prinz-Regenten, ſtrenger Wille geweſen, Charlottens reines Gemüth nicht durch Hofton und all' ſein widriges Gefolge zu verderben; nicht die ſchwüle Hofluft ſollte dem Wachsthum der freien natürlichen Entwickelung der zarten Pflanze ſchaden, und ihr Aufenthalt zu Bagnor war vorzüglich geeignet, dieſen Plan auszuführen. Ungehemmt entfalteten ſich in reizender Liebenswürdigkeit alle Eigenſchaften der jungen Weltbürgerin, des harmloſen Mädchens, des von froher Laune bewegten, oft bis zum Uebermuthe heitern Kindes, welches gerade an die Grenze des Jungfrauenalters trat, und kein ängſtlicher Pedant durfte die Ausbrüche jugendlichen Frohſinns bekritteln, kein ſteifer Höfling ſeine Gloſſen über die Freiheit machen, welche man der Thronerbin Englands vergönnte, um eine Tochter der Natur, wie andere Kinder zu ſein. Es war gewiß ein Zeichen der vortrefflichſten Eigenſchaften der Prinzeſſin, daß ſie einen unerſchöpflichen Humor beſaß, der ſich oft recht ſchelmiſch äußerte, und dem ſie mit einiger Luſt zuweilen den Zügel ſchießen ließ; ja dieſe Aeußerungen ungetrübter Lebensluſt drückten der Vortrefflichkeit ihres Charakters und ihres Gemüths erſt den Stempel der ſchönſten menſchlichen Vollendung auf. Die Prinzeſſin hatte vier kleine graue Pferdchen, welche ſie vorzüglich liebte und ſogar ſelber leitete, wenn ſie ſpazieren fuhr. Drei- bis viermal in der Woche fuhr ſie aus, ſobald ſie gebadet hatte; die ehrwürdige Oberhofmeiſterin befand ſich meiſt allein mit ihr im Wagen, und hier geſchah es denn, wo der Ernſt dieſer Dame, mit der ſcherzhaften Laune der Prinzeſſin im ſchärfſten Kontraſte, nicht von den liebenswürdigen Neckereien der Letztern verſchont blieb. Die junge muthige Wagenlenkerin erlaubte ſich dann wohl den Scherz, auf dem großen zu dieſen Luſtfahrten beſtimmten Felde aus dem Wege und Gleiſe zu fahren, über Stock und Stein, holperigen Boden und Hügel hinabzujagen und die bejahrte Aufſeherin in Angſt und Schrecken zu verſetzen. Sehr launig erwiederte ſie dann wohl auf alle dringende Vorſtellungen der Lady, daß ſolch' ungewohnte Bewegung der Geſundheit der verehrten Matrone nicht anders als höchſt zuträglich ſein könne. So ſprudelte die Jugendluſt bei ihr über; aber ſie überſchritt dabei nie die Grenzen des Anſtandes, ſie vergab ſich ihrer Würde nichts, deren Gewicht ſie ſchon als Kind deutlich zu fühlen ſchien.

Wenn ſie ſich nicht von ihren Grauſchimmelchen, Geſchenk ihres Vaters, in der Gegend herumziehen ließ, ſo durchſtreifte ſie dieſelbe frei und ungezwungen, und aller ihrer läſtigen Geſellſchaft entbunden, zu Fuße, in einem einfachen grünen Kleidchen, beſuchte die Einwohner der Hütten, eine ihr liebgewordene Pfarrerstochter, theilte mit Freuden ihre Börſe an Arme aus, und öffnete je zuweilen freundlich den Durchpaſſirenden das Gatterthor eines Hauſes in Bagnor, und es machte ihr viele Freude, wenn Niemand den Rang des dienſtwilligen Mädchens ahnete und die Leute ſich freundlich bei ihr bedankten, nicht anders, als ſei ſie die Tochter eines Landwirths.

Bei ſtürmiſchem Wetter liebte ſie es ſehr, am Geſtade des Meers herumzuſtreifen und ſich am Aufruhr des Elements zu ergötzen. Ihr Herz wurde für das Große und Ungeheure in der Natur wie im Leben empfänglich. Dort ſammelte ſie ſich auch Beeren von verſchiedenen Seepflanzen, welche ſie nachher zu Halsbändern reihte. So reichten ſich der tiefſte Ernſt und das heiterſte Spiel ſtets bei ihr die Hand, ſie durchſchaute den Spiegel des Lebens, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Auf Befehl ihres Vaters war alle läſtige Geſellſchaft gänzlich von ihr entfernt, ſie durfte ſich und ihrer Neigung ganz ungeſtört leben, nur von zwei ihr theuern Familien von hohem Rang umgeben. Den Morgen brachte ſie mit ernſten Studien, den Abend faſt immer im engern freundſchaftlichen Kreiſe mit Beſchäftigungen zu, welche nur zu ihrer Erholung dienten. In der ganzen Gegend kannte ſie jeden Hülfsbedürftigen, jeden Kranken, und empfahl beſonders die kranken Kinder der genaueſten Sorgfalt des Doktor Davis, damaligen Badearztes zu Bagnor. Alle Herzen flogen ihr, dieſes huldreichen, thätigen Wohlwollens wegen, entgegen; von Bagnor aus ging ihr Lob durch ganz England, und Jedermann pries ſich glücklich, eine ſolche Königsenkelin zu haben. Auch beſuchte ſie zuweilen ihren Vater in Carlton-Houſe, ſo wie ihren Großvater zu Windſor, und der Monarch, damals ſchon an Geiſteskrankheit leidend, nahm den innigſten Antheil an ihrer muntern Laune und der erſtaunlichen Entwickelung ihrer geiſtigen Fähigkeit. Die edeln Bemühungen des Königs gingen ſtets dahin, das junge Herz ſeiner Enkelin zur Tugend und Frömmigkeit zu lenken, und dies Beſtreben gelang ihm vollkommen, aber leider erfreute ſich ſein Geiſt ſpäter nicht der herrlichen Früchte der zarten wohlgepflegten Blüthen. Mit welcher Liebe der König an Charlotten ging, zeigte ſich vorzüglich am Tage ſeines fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläums, welches die ganze engliſche Nation mit wahrer Begeiſterung feierte. Der Augenblick, in welchem er den Glückwunſch ſeiner Enkelin empfing, und in ihr mit Entzücken die künftige Erbin ſeines Reichs ſah, ſchien nicht allein für den greiſen König, ſondern für den ganzen Hof und das ganze Volk der ſchönſte des Feſtes zu ſein.

Von jenem wichtigen Tage an bemerkte man in Charlottens Seele eine weit feierlichere Stimmung und eine beſtimmt ausgeſprochene religiöſe Richtung. Die Lehren der Weisheit und Tugend, ihrem Herzen ſo ſorgfältig eingeprägt und ſo willig von ihm empfangen und bewahrt, waren nun zum wahren Eigenthum ihres Gemüths geworden; der erhaltene Schatz war verarbeitet und gehörte ihr nun ganz an; aus ihrem offenen ſeelenvollen Auge ſtrahlte der Friede Gottes, auf ihrer hohen, edlen Stirn lag die Erkenntniß der Wichtigkeit und Würde ihres Standes, und ihren geläuterten Begriffen war ein geſetztes Betragen angemeſſen. Ihr Geiſt beſchäftigte ſich nun oft mit den wichtigſten metaphyſiſchen Fragen, und in der Fülle jugendlicher Geſundheit, umgeben von allem Glanz ihres Standes, beſchäftigten ſie ſehr ernſte und wichtige Gedanken an den Wechſel alles Irdiſchen, an Tod und Unſterblichkeit. Auch las ſie gerne Erbauungsſchriften und vorzüglich ſchöne geiſtliche Lieder; die vortrefflichen des Doktor

Watt wußte ſie faſt alle auswendig. Doch ihre Frömmigkeit hielt das rechte Maß, wurde weder zur Bigotterie, noch zur Schwärmerei; nie vergaß ſie das Leben über den Tod; nie dieſe Welt über jene. Charlotte liebte die ſchönen Künſte und unterſtützte ſie. Gern unterhielt ſie ſich mit wahren Künſtlern und reichte ihnen auf eine ſehr zarte Art ſo viel dar, als nur immer in ihren Kräften ſtand.

Charlottens Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften veranlaßte einen Zudrang zu ihrer Güte, ſo daß ſie ſich zu ihrem Schmerze bald genöthigt ſah, ihrer Freigebigkeit Einhalt zu thun. Künſtler und Schriftſteller durften nur mit ihrer ausdrücklichen Erlaubniß ihr Werke zueignen. Unter den Malern erfreute ſich der berühmte Thiermaler Chalon ihrer ausgezeichneten Gunſt. Er malte mehrere ſehr gelungene Bilder für ſie, unter andern ihre ſechs weißen wunderſchönen Pferdchen, einige ihrer Lieblingshunde ꝛc. Einſt trat der Künſtler früh in das zu ſeinem Geſchäfte beſtimmte Zimmer zu Warwick-Houſe, und ſah zu ſeinem Erſtaunen die Stafelei bereits an der rechten Stelle, die Palette aufgeſetzt, die Pinſel geordnet, nicht anders, als wie er ſelbſt jedesmal vor Beginn der Arbeit zu thun pflegte. Er konnte nicht ahnen, wem er dieſe Aufmerkſamkeit zu verdanken habe; da flüſterte ihm ein Bedienter zu: Ihre Königliche Hoheit hat Ihnen die Mühe der Vorbereitung erſpart. Der Künſtler verbeugte ſich ſchweigend gegen ſie, die ihn voll Huld und Grazie im Blick fragte: Hoffentlich habe ich es Ihnen doch recht gemacht?

Unter den Malern, welche ſie ſpäter auszeichnete, werden vorzüglich ein anderer Chalon, geſchickter Miniaturmaler, Hayter, Dawe und Gnaphy genannt. Der letztere wurde vorzüglich wegen ſeiner unnachahmlichen Malereien in Waſſerfarben von ihr ſehr hochgeſchätzt. Von Dawe hat man ein ſehr großes Kabinetsſtück: Die Prinzeſſin Charlotte und den Prinzen von Sachſen Coburg; auch von Sir Thomas Larvende beſitzt die königliche Familie ein ſehr ähnliches Bild der Prinzeſſin in Lebensgröße, worin der Künſtler alle ſeine früheren Arbeiten übertroffen und einen Schatz von unbezahlbarem Werthe gegründet hat.

Sobald Charlotte ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, ward ſie zur offenen Tafel in Carlton-Houſe gezogen, und man ſah ſie in Begleitung der königlichen Familie bei öffentlichen Feierlichkeiten und in den Zirkeln des Hofs erſcheinen. Doch nahm ſie an den Vergnügungen noch keinen direkten Antheil.

Im Jahre 1813 brachen die Mißhelligkeiten ihrer erlauchten Eltern öffentlich aus, und dies verurſachte der guten Prinzeſſin manche bittere Stunde. Es kam ſogar zu Streitigkeiten über die Frage, ob man der Prinzeſſin-Mutter die ſeit dem Jahr 1806 erlaubten Beſuche bei ihrer Tochter auch noch ferner erlauben dürfe, und dieſe Angelegenheit wurde als Staatsſache verhandelt. Das Unterhaus erklärte nach heftigen Debatten bei verſchloſſenen Thüren die Prinzeſſin von Wales für unſchuldig, und am 26. März ſpeiſte Charlotte mit der Herzogin von Leeds und Ms. Knight, ihrer Unterhofmeiſterin, bei ihrer Mutter, wo eine höchſt rührende Scene des Wiederſehens ſtattfand; denn Charlotte liebte ihre Mutter mit aller warmen Anhänglichkeit eines tieffühlenden weiblichen Herzens. Leider trennte neu aufgelegter Zwang dennoch Beide wieder und nur ſehr ſelten war ihnen das Glück, ſich zu ſehen, vergönnt. In der letzten Hälfte des Jahres 1813 war Charlotte zu Windſor unter den Augen ihrer königlichen Großältern, und in dieſer Zeit fand ihre feierliche Konfirmation ſtatt.

Am 14. Dezember wurde vom Prinz-Regenten die Vermählung ſeiner Tochter mit dem Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien öffentlich in Vorſchlag gebracht und der Prinz bei ihr in Warwick-Houſe eingeführt. Schon war dieſer Prinz einige Wochen vorher zu Amſterdam zum ſouverainen Beherrſcher der vereinigten Niederlande ausgerufen worden, und das Land erhob ſich für ihn, um die franzöſiſche Herrſchaft abzuſchütteln, welches durch das Waffenglück der Verbündeten und Napoleons Abdankung endlich bewerkſtelligt wurde. Der Prinz von Oranien hatte ſich vor achtzehn Jahren mit ſeinem Vater nach England geflüchtet und war auf der Univerſität Oxford erzogen worden. Früh ſchon bildete die königliche Familie von England den Plan, ihn einſt mit der Thronerbin zu vermählen und der Zeitpunkt war nun gekommen, wo man denſelben ausführen zu müſſen glaubte. Es wurden zu dem Endzwecke mehrere glänzende Feſte gegeben, damit das junge Paar öfters beiſammen ſei und ſich einander nähern möge. Dieſe Anſtalten hatten jedoch nicht den erwünſchten Erfolg; denn Charlotte empfand keine Neigung für den Prinzen, und es war des Prinz-Regenten Vorſatz, ſeiner einzigen geliebten Tochter keinen Zwang anzuthun.

Am 7. Januar 1814, Charlottens achtzehntem Geburtstage, erfolgte ihre Mündigerklärung mit vielen Feierlichkeiten. Sie trat nun auf die glanzvolle Bahn hinaus, auf welcher ſie künftig im Purpur wandeln ſollte. Obgleich man es vermieden hatte, ſie mit allen Förmlichkeiten der Hofetikette zu umgeben, ſo wurden ihr doch an dieſem Tage ihre Lehrer, Erzieher und alle andere Perſonen ihrer nähern Umgebung im vollen Ceremoniell vorgeſtellt, und der vornehme Adel der Hauptſtadt durfte ihr ſeine Glückwünſche darbringen, welches einen großen Zudrang veranlaßte. Charlottens natürliches Herz fühlte ſich von dieſen ſteifen Förmlichkeiten ſehr beſchwert, und nur dann erſt fühlte ſie ſich wahrhaft glücklich, als ihr vergönnt war, die letzten Stunden dieſes wichtigen Tages mit der Herzogin von Leeds bei ihrer geliebten Mutter in Connaught-Place zuzubringen.

Die ungeheuchelte Freude über die Wiedereinſetzung der Bourbons in Frankreich, welche Charlotte empfand und beſonders am Tage des feierlichen Einzugs Ludwigs XVIII. in London (den 20. April 1814) recht deutlich ausſprach, theilte ſich allen Einwohnern Londons mit, weil ſie zu den ſchönen Hoffnungen einer Nationalfreundſchaft zwiſchen beiden Staaten berechtigte.

Der Prinz-Regent war an dieſem Tage mit ſeinen glänzenden Staatsequipagen und einem zahlreichen Gefolge nach Stanmore gefahren, wo er den König von Frankreich empfing. Ein glänzender Zug bewegte ſich beim ſchönſten Wetter in die Hauptſtadt; die Prinzeſſin Charlotte überſah denſelben vom Balkon des Palais der Herzogin von Oldenburg, welche ſich eben damals in London aufhielt, und vereinte ihre Stimme mit dem allgemeinen Freudenruf. Bald darauf erſchienen auch die hohen, verbündeten Häupter zu London, und am 2. Juni trat Charlotte zuerſt öffentlich in die große Verſammlung der Monarchen und Fürſten. Der Prinz von Oranien, jetzt ſchon wirklicher Thronerbe des Königreichs der vereinigten Niederlande, befand ſich ebenfalls an dieſem Tage bei Hof und bewies vor den Augen von ganz Europa der Thronerbin Englands ſeine Ergebenheit:

er führte ſie ſelbſt an den Wagen und ſpeiste nachher mit der königlichen Familie in Carlton-Houſe, wo er ſchon wie ein Glied derſelben betrachtet wurde. Obgleich man, von dieſen deutlichen Anzeigen bewogen, in ganz England der nahen Verbindung der Prinzeſſin mit dem Prinzen von Oranien entgegen ſah, ſo wurde man doch bald darauf enttäuſcht. Charlotte erklärte dem Lord Liverpool brieflich, ſie ſei nicht geſonnen, ihr Vaterland in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte zu verlaſſen, in welchem die Lage ihrer erlauchten Mutter allen Troſt ihres einzigen Kindes erfordere. Mit edler Freimüthigkeit ſchrieb ſie auch einen Brief voller Hochachtung an den Prinzen, worin ſie ihn zart und ſchonend mit ihrem Entſchluſſe bekannt machte und ihn verſicherte, daß nichts, was ſeiner Perſon zum Vorwurf gereichen könne, ſie dazu vermocht habe. Dieſe entſchiedene Erklärung wurde für ihre erlauchte Mutter eine neue Quelle von Leiden, da man ſie — wir können nicht wiſſen mit wie viel Recht — beſchuldigte, ihrer Tochter eine Abneigung gegen dieſe vom ganzen königlichen Hauſe, ſo wie vom Staate ſelbſt, angelegentlichſt gewünſchte Verbindung eingepflanzt zu haben, obgleich aus mancherlei Schritten erhellt, daß Charlotte ganz nach eigenen Anſichten handelte, und wenigſtens nicht direkt fremdem Einfluß unterworfen war. Die unerſchütterliche Willensbeharrlichkeit der Prinzeſſin offenbarte ſich im Laufe dieſes Jahres aber noch mehr, als der Prinz von Oranien als wirklicher Thronerbe kurz vor ſeiner Krönung noch einmal nach England kam, um ſeine Bewerbungen bei der Prinzeſſin zu erneuern. Ihr Vater wünſchte heftiger als je dieſe Verbindung, und die Großeltern, ſo wie der größte Theil der ganzen Nation ſtimmten ihm in dieſem Wunſche bei; aber mit bewunderungswürdiger Feſtigkeit beſtand Charlotte darauf, in ihren eigenen Angelegenheiten auch nach eigenen Anſichten handeln und ſich durchaus nicht von einem fremden Willen, ſei es auch der des ganzen engliſchen Volks, beſtimmen laſſen zu wollen. Charlottens ausgebildeter Charakter widerſtand unwandelbar allen möglichen Verſuchen und ſie blieb feſt auf dem einmal ausgeſprochenen Entſchluß. Sie fühlte einmal keine Neigung zu dem für den niederländiſchen Königsthron beſtimmten Prinzen, und ihr gerader Sinn machte daraus keinen Hehl; denn was ſie innerlich ſelbſt als Wahrheit erkannt hatte, ſcheute ſie ſich nie, zu äußern; übrigens ließ ſie öffentlich dem Charakter des Prinzen und ſeinen edlen, lobenswerthen Eigenſchaften völlige Gerechtigkeit widerfahren. Wie ſehr ihr Herz zu den ſanfteſten und zarteſten Empfindungen geſchaffen war, und wie Liebe allein ihrem irdiſchen Glück die Krone aufzuſetzen vermochte, ſollte England bald nachher erfahren; nur war der Prinz von Oranien nicht vom Schickſal beſtimmt, jene ſchlummernden Gefühle zu erwecken und den zündenden Funken in das Herz der königlichen Jungfrau zu ſenden, wodurch es in Flammen geſetzt werden ſollte. Obgleich im Parlamente viel über dieſen Gegenſtand verhandelt worden war, ſo geſchah deſſen nach der zweiten bündigen Erklärung der Prinzeſſin doch nicht mehr Erwähnung.

Vom Frühling dieſes Jahres an war es des Prinz-Regenten Vorſatz geweſen, den ganzen Hofſtaat ſeiner Tochter zu verändern, um ſie mit der Mutter aus jeglicher Verbindung zu bringen. Er beſchloß zu dem Ende in's Geheim, ihre Reſidenz von Warwick-Houſe zu verlegen und ihr Cranbourn-Lodge zu ihrem einſtweiligen Sommeraufenthalte anzuweiſen. Am 12 Juli eröffnete ihr der Prinz-Regent dieß ſein Vorhaben mit dem Wunſche, daß ſie ihm ſogleich nach Carlton-Houſe folgen und von dort ſich nach Cranbourn-Lodge begeben möchte, wo ſie die neuen Perſonen ihres veränderten Hofſtaates vorfinden werde. Charlotte, früher ohne die leiſeſte Ahnung von dieſem für ſie wichtigen Ereigniß, ſah den Zweck deſſelben ſogleich klar ein, aber malte ſich die Folgen mit den ſchwärzeſten Farben jugendlicher Einbildungskraft aus. Die Ueberraſchung beraubte ſie aller Ueberlegung und ihr einziger Gedanke war ihre Mutter und ihr einziges Verlangen, ſchnell bei ihr zu ſein.

Raſch baute ſich beim Drang der Zeit und der Umſtände in Charlottens Kopfe der romantiſche Plan einer Flucht, als des einzigen möglichen Mittels zur Rettung aus dieſer peinigenden Lage, zuſammen, und ſo raſch, wie er erſonnen, wurde er ausgeführt. In ein unſcheinbares Gewand gehüllt, ſchlüpfte ſie in der Abenddämmerung unbemerkt aus dem Pallaſte und nach Haymarket hinein, ſtieg dort in eine Miethkutſche und verſprach dem Kutſcher eine Guinee, wenn er ſie nach Oxfordſtreet fahre. Der Kutſcher kannte ſie nicht und fuhr eilig ab. Als er in Oxfordſtreet angekommen war, bat ſie ihn, nun noch ſchneller ſie nach Connaught-Place zur Prinzeſſin von Wales zu fahren, mit dem Bemerken, daß es ſein Schade nicht ſein ſolle. In Connaught-Place angelangt, rief Charlotte vor dem Palais aus der Kutſche heraus einem Diener zu, ob ihre Mutter zu Hauſe ſei, und dieſer erwiederte: Nein, Ihre Königliche Hoheit, durch dieſe Worte erfuhr der Kutſcher, wen er die Ehre zu fahren gehabt habe; Charlotte befahl, ihm drei Guineen auszuzahlen, weil er ſie wohl verdient. Die Prinzeſſin-Mutter war nicht in der Stadt; Charlotte ſchrieb ihr ein Billet und bat ſie dringend um die ſchleunigſte Rückkehr, und ſandte einen reitenden Eilboten damit nach Blackheath. Als die erſchrockene Mutter herbeikam, fand ſie Herrn Brougham ſchon bei der Prinzeſſin, den man herbeigerufen, und welcher Charlotten ſchon ſehr eindringend die Nothwendigkeit vorgeſtellt hatte, ſich dem väterlichen Willen zu unterwerfen, weil dieſes nicht allein die kindliche Pflicht, ſondern auch die Geſetze des Landes laut von ihr heiſchten. Schon hatte Charlotte kälteres Blut und die Ueberlegung Eingang bei ihr gefunden, und der Mutter Zureden hatte ſie bereits zu dem Entſchluſſe, nach Carlton-Houſe zurückzukehren, gebracht, als auch der Herzog von York dazu kam. Der Prinz-Regent hatte ſich eben bei dieſem ſeinem Bruder zum Beſuch befunden, als man ihm die Nachricht von der Entweichung ſeiner Tochter hinterbrachte, und den Herzog vermocht, ihr ſchleunig nachzureiſen und ſie in die Arme des Vaters zurückzuführen. Der Herzog verſicherte ſie, daß der Vater durchaus nicht im Sinne gehabt habe, ſtrenge Maßregeln gegen ſie zu gebrauchen. Auch Mrs. Lewis, die einzige Perſon von ihrem alten Hofſtaate, der man bei ihr zu bleiben vergönnt hatte, war ihr in der ſichern Ueberzeugung, daß ſie die Vermißte in Connaught-Place finden würde, in ihrem Nachtanzuge nachgefolgt. Charlotte kehrte halb drei Uhr Morgens mit Mrs. Lewis wieder nach Carlton-Houſe zurück, dort wurde ſie ſehr gütig aufgenommen. Der Prinz-Regent bat ſie, ſich zur Ruhe zu begeben; Abends darauf fand zwiſchen Vater und Tochter eine lange und trauliche Unterredung ſtatt, und von Stunde an herrſchte wieder die größte Einigkeit und das gegenſeitig reinſte Wohlwollen und Zuneigung zwiſchen Vater und Tochter. Das romantiſche Abenteuer wurde bald bekannt, und alle engliſchen, ja nach dieſen viele andere europäiſche Blätter erzählten es meiſt mit Verunſtaltungen und unziemlichen Anmerkungen, was bei Englands Oeffentlichkeit eben nicht verwundern darf. Nicht lange darauf eröffnete ſich der liebenswürdigen Thronerbin der Himmel der Liebe, um ſie in ſeine Seligkeit hinaufzuheben.

Prinz Leopold von Sachſen-Coburg, der edle Sproſſe eines uralten Geſchlechtes und eines der Fürſtenhäuſer, in welches ſich die erneſtiniſche Linie des Hauſes Sachſen zertheilt hat, der zweite Bruder des regierenden Herzogs Ernſt von Sachſen-Coburg-Saalfeld, jetzt von Sachſen-Coburg-Gotha, ein junger Mann, von höchſt einnehmender Geſtalt und liebenswürdigem Betragen, der ſich im letzten Feldzuge ſehr ruhmwürdig ausgezeichnet hatte, kam auf einer Luſtreiſe, während der Anweſenheit der hohen Alliirten, nach London. Hier ließ er ſich bald der Prinzeſſin Charlotte vorſtellen, welcher er einen Brief des Herzogs von Braunſchweig, ihres Oheims, deſſen Hochachtung und Zuneigung er ſich erworben hatte, überreichte. Charlotte wurde von des deutſchen Prinzen höchſt angenehmem Weſen ſogleich ſehr vortheilhaft eingenommen. Mit Genehmigung ihrer Oberhofmeiſterin lud ſie ihn ein, ſeine Beſuche zu wiederholen. Prinz Leopold wurde von den geiſtigen und körperlichen Reizen der Prinzeſſin Charlotte ebenfalls heftig angezogen, und ſo war es denn wohl etwas ſehr Natürliches, daß er in kurzer Zeit ein häufiger und ſtets willkommener Gaſt am Theetiſche in Warwick-Houſe war. — Der Prinz von Coburg, einer der ausgezeichnetſten Menſchen, ein geborner Fürſt, deſſen Geſchlechtsadel nicht den Adel ſeiner Seele überſteigt, dem die Natur den Stempel deſſelben auf ſeine ganze herrliche Geſtalt aufgedrückt hat, ſtand damals in der ſchönſten Blüthe des Lebens, hatte ſich durch perſönlichen Muth im Kriege ausgezeichnet, beſaß viele Kenntniſſe und eine ſehr liebenswürdige beſcheidene Art, dieſelben zu äußern.

Eine gewiſſe ſchüchterne Zurückgezogenheit, wohl aus ſeiner ökonomiſchen Lage entſpringend — da er als der jüngere Prinz eines kleinen Fürſtenhauſes nur ein mäßiges Einkommen hatte, und ſeine Ausgaben ſtreng nach demſelben einrichtete — machten ihn Charlotten noch angenehmer, und das ſchönſte, ſeligſte Gefühl einer jungfräulichen Bruſt glühte bald für Leopold in ihr auf. Der glückliche Prinz erwiederte es mit derſelben Stärke. Ohne daß es ſich ihre Worte geſtanden, war aus dem ungezwungenen freundſchaftlichen Umgange bald die wahrſte und heftigſte Liebe entſtanden, welche ſich auf gegenſeitige Hochachtung gründete. Charlottens Seele für alles Große und Schöne ſo ſehr empfänglich, fühlte mit inniger Ueberzeugung den Werth ihres vortrefflichen, geliebten Freundes, und da ſie nie ſich Zwang anzuthun gewohnt war, äußerte ſie ihr Wohlgefallen an dem ſchönen, geiſtreichen Fürſtenſohn unverhohlen. Der Herzog von York bemerkte zuerſt den tiefen Eindruck, welchen Prinz Leopold auf das Herz ſeiner Nichte gemacht hatte, und eilte, dem Prinz-Regenten die wichtige Entdeckung mitzutheilen, welcher denn auch, nach gänzlicher Abbrechung aller Verhandlungen mit dem Prinzen der Niederlande, den ſächſiſchen Prinzen mit Freuden als den künftigen Gemahl ſeiner Tochter, der einſtigen Beſitzerin der Krone Großbritanniens, betrachtete. Es ſtand aber auch mit dem edlen Charakter des Prinzen Leopold im vollkommenſten Einklang, daß er den Prinz-Regenten ebenfalls ſogleich von den Veränderungen benachrichtigte, welche ſeine Anweſenheit in Charlotten und ihm hervorgebracht hatte. Offen und wahr ſtellte er die Lage der Dinge dar, und ſo auf eine ſehr feine Weiſe der Prüfung des Vaters anheim. Seiner würdig, verſicherte er den Prinzen von Wales, daß, ſo ſtolz er auch auf eine ſolche Verbindung ſein würde, er nur die Befehle des Vaters der geliebten Charlotte, des Prinz-Regenten von England, erwarte, um ſogleich England zu verlaſſen, wenn jene Verbindung nicht ganz mit den väterlichen Abſichten übereinſtimmen. Die Antwort auf dieſe freimüthige Erklärung gab ihr an Edelſinn nichts nach; ſie war dem großmüthigen Herzen des Prinz-Regenten angemeſſen. Freudig gab er ſeine Einwilligung zum fortgeſetzten engen freundſchaftlichen Umgange, und für die Liebenden war jede Sonne eine neue und ſchönere Bringerin namenloſer Wonne. Fern von allem Zwang, der ſonſt um die Throne lauert, durften ſie ſich ganz angehören, und jeden Tag einige Stunden dem reinſten und edelſten Umgang widmen. Doch das Schickſal, welches über Fürſten wie über Bettler tyranniſch herrſcht, gebot den Glücklichen eine baldige Trennung. Prinz Leopold wurde von den Angelegenheiten ſeines Hauſes beſtimmt, nach einigen Wochen dieſes ſeligen Umgangs nach Deutſchland zurückzukehren. Oeffentlich war noch nichts über die Verbindung der Thronerbin mit ihm beſtimmt worden, aber Herz und Mund der hohen Liebenden hatten ſich gegenſeitig die heiligſte Verſicherung gegeben, ſich ewig einander anzugehören, und der Prinz-Regent geſtand den ſo eng Verbundenen gern einen vertrauten Briefwechſel zu, und in den achtzehn Monaten ihrer Trennung machten Beide ſehr fleißigen Gebrauch von dieſer Erlaubniß. Mit ſolch' großen und ſchönen Hoffnungen ließ Prinz Leopold Albions Küſten hinter ſich. Auf den Kongreß zu Wien, wohin er ſich zu Anfang Septembers begab, wurde die hohe Einſicht und der Eifer, womit der Prinz für die Unabhängigkeit ſeines Geburtslandes und die Rechte ſeines fürſtlichen Hauſes diplomatiſch kämpfte, mit allgemeinem gebührenden Lobe anerkannt. Seinen Bemühungen war es zum Theil zuzuſchreiben, daß das Haus Coburg einen nicht unbedeutenden Länderzuwachs als Entſchädigung für die vielen, dem Vaterlande dargebrachten Opfer erhielt. Zugleich wurde allen engliſchen Geſandten und Diplomaten auf dem feſten Lande der Auftrag, den Prinzen Leopold in all' ſeinem Thun und Laſſen auf das Genaueſte zu beobachten. Alle einlaufenden Berichte ſtimmten darin überein, daß Leopold ein vortrefflicher Menſch an Geiſt und Herz ſei, daß ſein edles, würdevolles Betragen, ſeine Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſeine reichen Kenntniſſe und manches ſtille, ſchöne Talent ihn in Aller Augen auszeichneten, und in ganz Deutſchland nur eine Stimme über ihn herrſche. Solche Urtheile beſtätigten in den Augen der geſammten königlichen Familie Englands den Werth von Leopolds Charakter, ſie rechtfertigten und ehrten die Neigung der Thronerbin, und ſie durfte nun mit gerechtem Stolze der baldigen Erfüllung ihrer Wünſche entgegenſehen.

Im Juli 1814 hatte Charlottens Mutter, die Prinzeſſin von Wales, plötzlich ihrem Gemahl und dem Parlamente den Wunſch erklärt, England auf längere Zeit verlaſſen zu dürfen, welches ihr bald darauf zugeſtanden wurde, und am 9. Auguſt ſchiffte ſie ſich, einzig von Charlotte Liedſey begleitet, an Bord der Fregatte Naſon ein. Um Charlotten früher den großen Schmerz der Trennung zu erſparen, war ſie nicht eher, als Abends zuvor mit der Abreiſe der Mutter bekannt gemacht worden. Nun aber traf ſie jener Schmerz nur um ſo heftiger; denn mit der kindlichſten Liebe und Anhänglichkeit war ſie ſtets der Mutter ergeben geweſen, obgleich man ihr oft und deutlich genug zu verſtehen gegeben hatte, wie man dieſe Anhänglichkeit nicht gerne ſähe. Aber wenn auch das gefühlvolle, ſchöne Herz der königlichen Jungfrau ihr nicht ſtets den rechten Weg angegeben und alle Wahl unnöthig gemacht hätte, ſo würde ſchon das Pflichtgefühl ſie, trotz des Beiſpiels des ſie umgebenden Hofes, in die Mutterarme und an die Mutterbruſt geführt haben, welche durch dieß einzige Kind, in ſo vieler Hinſicht Urſache ihrer Leiden, allein für dieſelben entſchädigt wurde. Der Vater, in gleichem Grade von Charlotten geliebt, und die ſeinen Wünſchen und Grundſätzen huldigende große Partei, mußten einer Tochter, welche, unbekümmert um alle widrigen Verhältniſſe, ſtets der Stimme eines von Kindesliebe erfüllten Herzens allein folgte, ihre vollkommene Hochachtung ſchenken. Wenn es für Charlotten ſtets ein höchſt ſchmerzliches Gefühl geweſen war, ihre erlauchten Eltern in ſolcher unerfreulichen Spannung einander gegenüber ſtehen zu ſehen, und dieß trübe Verhältniß ihr von der erſten Zeit, wo ihr Verſtand ſich auszubilden begann, immer großen Kummer gemacht hatte, ſo ertrug ſie den Schmerz der Trennung von der, welche ſie geboren hatte, nur um ſo ſtärker. Das Geſchick wollte nicht, daß die beiden ſich ſo nahe angehörenden Frauen ſich wieder ſehen ſollten. Vielleicht beſchlich damals ſchon eine dunkle Ahnung Charlottens Seele.

Charlotte von Wales erlebte ihren neunzehnten Geburtstag ſchon in ihrer neuen Reſidenz in Cranbourn-Lodge (7. Jan. 1815). Man hatte ſie ungern aus Carlton-Houſe entlaſſen, denn man liebte dort Niemand mehr als ſie; ja man kann behaupten, daß die ganze königliche Familie mit der innigſten Liebe an ihr hing.

Von den zärtlichen Briefen ihres Leopold begeiſtert, und von ſeiner Liebe den ſüßeſten Lohn erwartend, machte Charlotte in der Vervollkommnung ihrer Talente die bewundernswürdigſten Fortſchritte. Auf dem Flügel und der Harfe hatte ſie es zu großer Fertigkeit gebracht; ihr Geſang war nicht ſtark und künſtlich, aber wohlklingend und natürlich. Sie las alle Dichter und ausgezeichneten Proſaiſten des engliſchen Volks, und hatte eine anſehnliche Handbibliothek. Unter den Italienern liebte ſie hauptſächlich Taſſo und Metaſtaſio. Mit unermüdetem Fleiß und Pünktlichkeit hielt ſie ihre Lehrſtunden ab, verlangte aber auch von den Lehrern daſſelbe. Doch nicht allein in weiblichen Künſten und Wiſſenſchaften brachte ſie es zu einem hohen Grad der Vollkommenheit; ſogar die Plaſtik betrieb ſie mit Luſt und Eifer. Sie hatte nämlich, als ſie in ihrem dreizehnten Jahre dem Bildhauer Baion zu einer Büſte ſaß, welche ihre

Züge aus jenem Alter noch treu aufbewahrt, den Wunſch lebhaft ergriffen, ſelbſt das Modelliren zu lernen. Baion gab ihr darauf mehrere Jahre hintereinander Unterricht, und ihre Liebhaberei für dieſe Kunſt ging ſo weit, daß ſie den Freitag, welcher für dieſe Uebung beſtimmt war, als den angenehmſten Tag der ganzen Woche betrachtete. Ihre erſte Probe war die kleine Büſte eines ihrer Lieblingshündchen. Ihr folgten mehr gelungene Verſuche, bis ſie in dieſer Zeit eine Büſte ihrer zweiten Hofmeiſterin der Mrs. Udney verfertigte. Oft verſicherte ſie den geſchickten Künſtler Baion, daß er ihr durch Erlernung dieſer Kunſt ein lebenslängliches Vergnügen bereitet habe, und ſie ihm das nie vergeſſen werde. Der Mann war ihr dadurch ſo lieb geworden, daß ſie ihn gleich nach ihrer Verheirathung mit einem anſehnlichen Gehalte zu ihrem Bildhauer ernannte. — Auch machte es Charlotten großes Vergnügen, Portraits in Kupferſtichen und vorzüglichen Miniaturgemälden von Perſonen zu ſammeln, welche ſich in der engliſchen Geſchichte, worin ſie ſehr bewandert war, durch irgend etwas ausgezeichnet hatten. Dieſe Portraits betrachtete ſie als kleine Denkmale der Zeit, als Beihülfe des Gedächtniſſes über das Geleſene, ja als Mittel, den Charakter merkwürdiger Perſonen wahrhaft aufzufaſſen, welcher dem pſychologiſchen Blicke aus den Geſichtszügen ſtets entgegenſpringt. Unter den geſchichtlich merkwürdigen

Perſonen hegte ſie beſonders eine große Vorliebe für die Königin Eliſabeth von England, ohne blind für die großen Fehler und Schwächen dieſer außerordentlichen Frau zu ſein. Doch nicht die Geſchichte ihres Vaterlandes allein war es, welche die Prinzeſſin mit Eifer betrieb; ſie war in ihrem neunzehnten Jahre mit der allgemeinen und politiſchen Geſchichte aller europäiſchen Staaten vertraut, in der alten Geſchichte, Erdbeſchreibung und Völkerkunde ſehr bewandert, und ſprach deutſch, franzöſiſch und italieniſch mit Geläufigkeit. Im Landſchaftmalen hatte ſie ſich auch ſo vervollkommnet, ſo daß ſie Gegenden nach der Natur aufnahm, was ihr ſpäter in Geſellſchaft des geliebten Gemahls unbeſchreiblichen Genuß gewährte. Mit wie vielen herrlichen Talenten ſie aber auch die gütige Natur beſchenkt, zu welcher hohen Stufe der Ausbildung Luſt und Eifer ſie auch geführt hatten: niemals ſuchte ſie einen ihrer großen Vorzüge nur von fern bemerkbar zu machen; ſie übte den reichen Zauber, welcher ihr zu Gebote ſtand, nur in ſtiller, anſpruchloſer Beſcheidenheit, für ſich, oder zur Erhöhung der Freuden ihres kleinen geſelligen Kreiſes aus. — Der unſchätzbare Werth ihrer ſeltenen Tugenden und Vorzüge wurde erſt dann mehr und mehr allgemein bekannt, als Charlotte nach ihres Vaters Willen ihrem Stande gemäß in der großen Welt auftrat. Seit dem Beſuche der hohen Alliirten in London war ſie bei keinem Hoffeſte wieder geweſen.

Da trat ſie am 18. Mai 1815 in das Vorzimmer der Königin im glänzendſten Königsſchmuck, umſtrahlt von Diamanten mit dem ſchimmernden Diadem auf dem Haupte, aber heller als alle dieſe Herrlichkeiten leuchteten ihre ſanften Augen und die jugendliche Friſche ihres edlen Geſichtes. Aller Augen waren nur auf ſie, die künftige Thronerbin, gerichtet, die man noch nie in ſolchem Glanze geſehen hatte, als ſie an der Seite der übrigen Prinzeſſinnen in den Courſaal ſchritt. Bald darauf gab Charlotte in Carlton-Houſe, ihrer jetzigen Reſidenz, ihrer Großmutter, der Königin, ein Feſt, bei welchem ſie als die liebenswürdigſte Wirthin alle Mitglieder des königlichen Hauſes und alle andern Gäſte entzückte. — Auf die Tage der Freude folgte wieder ein harter Sturm. Napoleons Rückkehr von Elba hatte den Krieg auf dem Feſtlande wieder entflammt; und wenn auch die engliſchen Fahnen unter Wellington bei Waterloo zur Entſcheidung des merkwürdigen Sieges das Meiſte beitrugen, ſo hatte doch die königliche Familie Englands in dem Tode des tapfern Herzogs von Braunſchweig, welcher am 16. Juni bei Quatre-Bras gefallen war, einen ſchmerzlichen Verluſt zu beklagen. Die Prinzeſſin Charlotte wurde von dem Tode dieſes ihres geliebten Oheims vorzüglich ſtark angegriffen, ſo daß man für ihre Geſundheit fürchtend, ihr zum Gebrauch der Seebäder rieth. Sie begab ſich im Herbſte deshalb nach Weymouth, wo ihre edle Leutſeligkeit und höchſte Liebenswürdigkeit ihr Aller Herzen gewannen. Sie vergnügte ſich, wenn ſie die nöthigen Bäder gebraucht hatte, mit Spazierfahrten zu Waſſer und Land, erſteres am Bord einer für dieſen Gebrauch allein beſtimmten Yacht. Oft aber wanderte ſie auch zu Fuß durch die Stadt und deren Umgegend, ſuchte Hülfsbedürftige auf, die ſie nie ohne reichen Troſt verließ, und trug ſelbſt freigebig Manches zur Verſchönerung des Ortes bei. — Ein engliſches Zeitungsblatt lieferte damals folgende Anekdote, welche zur Charakteriſtik der Prinzeſſin Vieles beiträgt. Als ſie ſich nämlich kurz vor ihrer Abreiſe von Weymouth einmal auf ihrer Yacht befand, nahte ſich der Leviathan von vierundzwanzig Kanonen und ſalutirte die königliche Flagge. Sogleich ließ ſich Kapitain Stiron, welcher das Kriegsſchiff kommandirte, an Bord der Yacht bringen, um der Prinzeſſin die Honneurs zu machen. Nach den erſten Förmlichkeiten äußerte ſie den Wunſch, ſein Schiff in Augenſchein zu nehmen. Ihr alter Lehrer, der Biſchof, fragte ſogleich ängſtlich, ob ſie auch dazu der Erlaubniß ihres Vaters gewiß ſei, ſich in einem offenen Bote dem gefahrvollen Meere auszuſetzen? — „Die Königin Eliſabeth ſcheute ſich auch nicht, in einem offenen Boote an Bord eines Kriegsſchiffs ihrer Flotte zu fahren, an der ſie große Freude hatte; warum ſoll ich nicht daſſelbe thun?“ erwiederte die Prinzeſſin, und mit zwei Damen ihres

Gefolgs und dem Biſchof ließ ſie ſich überrudern. Als ſie ſich dem Leviathan naheten, ward ein Stuhl heruntergelaſſen, um die hohen Gäſte an Bord zu bringen.

„Der Stuhl,“ ſagte Charlotte zum Kapitain, „mag den beiden Damen und dem Biſchof dienen, ich für meinen Theil werde es vorziehen, in das Schiff zu ſteigen, wie die Seeleute gewohnt ſind, und Sie, Herr Kapitain, werden die Güte haben, mir zu folgen und ſich meiner Röcke anzunehmen.“ Mit unglaublicher Leichtigkeit ſtieg ſie zum Entzücken des ganzen Schiffsvolkes die Leiter hinan. Alles jauchzte ihr zu, und als ihr die Offiziere vorgeſtellt waren, beſah ſie das ganze Schiff genau und bemerkte ſtolz lächelnd, mit Erſtaunen über die ungeheuere Größe des Schiffs:

„Wohl mögen ſolch' edle Gebäude mit Recht die hölzernen Mauern von Alt-England genannt werden.“ Dankend verließ ſie das Kriegsſchiff, nachdem ſie dem Kapitain eine volle Börſe für die Mannſchaft hinterlaſſen, und unter dem Donner einer Kanonenſalve und dem freudigen Beifallsruf der Menge wurde ſie wieder an ihre Yacht gerudert. — Mit ziemlich hergeſtellter Geſundheit kehrte ſie im Spätherbſt nach Cranbourn-Lodge zurück.

Mit allgemeinem Enthuſiasmus wurde zu Anfang des Jahrs 1816 von den Bewohnern Londons und vom ganzen engliſchen Volke die Erklärung von der

Vermählung der geliebten Thronerbin mit dem Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg aufgenommen. Man hatte ſchon ſehnlich gewünſcht, darüber in Gewißheit zu ſein. Am 21. Februar landete der zukünftige Gemahl der Prinzeſſin Charlotte in Dower. In Berlin, wo er ſich Familienangelegenheiten halber eben aufgehalten, hatte ihn die Einladung des Prinz-Regenten ereilt und ihm die Erfüllung ſeiner höchſten Wünſche verkündet. Einige Tage nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt, wo er ſeinem künftigen hohen Stande gemäß empfangen wurde, ward er ſeiner Braut förmlich vorgeſtellt und brachte von nun an viel in ihrer beſeligenden Geſellſchaft zu.

Seine Wohnung hatte er auf Einladung des Prinz-Regenten im Pavillon genommen; bis zum 5. März hielt ſich auch die Königin mit den Prinzeſſinnen dort auf, deren nähere Bekanntſchaft Prinz Leopold in dieſen Tagen machte. Charlotte folgte ihren hohen Verwandtinnen dann wieder nach Windſor. Am 10. März ward hinſichtlich der Vermählung ein geheimes Conſeil in Brighton gehalten; bald darauf erfolgte die officielle Einwilligung des Prinz-Regenten, und der Lord-Kanzler ward beauftragt, den Ehevertrag zu unterzeichnen; und am 14. las Lord Liverpool die Anzeige des Prinz-Regenten an die Kammer der Pairs im Oberhauſe vor. Die Angelegenheit wurde von beiden Häuſern in aller Form verhandelt und dem jungen Paare jährlich ſechszigtauſend Pfund Sterling bewilligt; eine gleiche Summe ward ausgeſetzt, von welcher jährlich zehntauſend Pfund zum Nadelgeld der Prinzeſſin genommen werden ſollten; dem Prinzen aber ward, nach dem frühern Ableben ſeiner Gemahlin, fünfzigtauſend Pfund jährlich auf Lebenszeit ausgeſetzt. Die Naturaliſirung des Prinzen Leopold geſchah den 28. März; das ihm angetragene Herzogthum Kendal ſchlug er mit dem Bemerken aus, er wolle nur ſeiner Gemahlin einen höhern Rang in Britannien verdanken. Eine Krankheit des Prinzen verzog die von der ganzen Nation und von ihren Häuptern ſo ſehnlichſt gewünſchte Vermählung noch um einen vollen Monat. Leopold ſah ſich bis zum 22. April in Brighton zurückgehalten, und erſt an dieſem Tage war es ihm möglich, ſich nach Windſor zu begeben, wo ihn die glückliche Braut empfing, welche eben von Cranbourn-Lodge bei der königlichen Familie angelangt war. Am 29. April eilte alles nach der Hauptſtadt und der St. James-Pallaſt war der Vereinigungspunkt nicht nur der königlichen, ſondern aller der edelſten Familien Londons, welche ihre Glückwünſchungs-Adreſſen überreichten. Bis zum 2. Mai verging die Zeit mit mancherlei Zeremonien und den glänzendſten Vorbereitungen zur Vermählung. Auch verfertigte in dieſen Tagen der Bildhauer Turnerelli zwei gleiche Büſten, die unſchätzbar geworden ſind. Am Abend dieſes Tages wurden die Liebenden vor dem Altar vereinigt. Das königliche Haus, der ganze Hof und die Lordſchaft Londons war zugegen und aller Pomp des Zeremoniels wurde beobachtet. Nach der feierlichen Handlung verließ das Paar Arm in Arm den Pallaſt und fuhr allein nach Oatlands, welches ihm vom Herzoge von York zum einſtweiligen Aufenthalte eingeräumt war. Gegen Mitternacht kamen die Glücklichen dort an. — Den folgenden Tag verlebte das junge Ehepaar, ſich ganz allein angehörend, in der ſtrengſten Rückgezogenheit, und genoß das Glück höchſter Liebe ungeſtört von irgend einer fremdartigen Beimiſchung. Arm in Arm wandelten ſie durch die romantiſchen Anlagen des reizenden Landſitzes, über welche der junge Mai all' ſeine Zauberſchätze ausgegoſſen. Hatte doch die bräutliche Erde ſich mit dem jungen Lenz zu gleicher Zeit vermählt und die Natur feierte die Hochzeit gleichſam zur Ehre des jungen, neuverbundenen Paares. Mit welchen Gefühlen ſtanden ſie, Bruſt an Bruſt gelehnt, auf der Terraſſe, und überblickten die weite Ausſicht über ihr künftiges Reich! — Glückwünſchungsbeſuche und Feſte folgten nun auf einander. Die Vermählten nahmen ihre Reſidenz zu Camelfort-Houſe, welches für ſie eingerichtet war. An einem ſolchen Feſte der Königin waren allein zweitauſend Gäſte, ohne eine unzählbare Menge Zuſchauer, in Buckingham-Houſe zugegen, alle um das junge Paar zu ſehen. Das Volk begrüßte ſie mit lautem Jubel, wo es dieſelben nur erblickte. Als ſie das Opernhaus zum erſtenmal beſuchten, war die Theilnahme und Neugierde des Volks ſo groß, daß der Preis der Logen für dieſen Abend bis auf zehn Guineen geſteigert wurde. Das Parterre war früh ſchon gedrängt voll. Erſt halb Neunuhr erſchienen ſie; der lauteſte Jubel begrüßte ſie und das Volkslied God save the king wurde auf Verlangen des Publikums von den beliebteſten Sängern geſungen. Nach Oper und Ballet erſchallte es zum zweitenmal aus aller Mund, und das hohe Paar unterließ nicht, ſeinen innig empfundenen Dank auf das Freundlichſte zu erkennen zu geben. Den 20. begaben ſie ſich in die britiſche Gemälde-Gallerie, wo ſie von einem großen Kreiſe kunſtliebender Kenner empfangen wurden, und Abends beſuchten ſie das Drury-Lan-Theater. Neuer Jubel empfing ſie. So lange das Beifallklatſchen dauerte, verbeugten ſie ſich huldreich nach allen Seiten aus der Loge. Doch kaum hatte das Stück weiter geſpielt, als es zum zweitenmal durch einen ungeheuern Lärm unterbrochen wurde. Man pochte, pfiff, klatſchte und ſchrie unaufhörlich: Theater-Loge! Endlich wurde bekannt, viele Anweſende ſeien durch ihren Standpunkt verhindert worden, das königliche Paar zu ſehen, und gäbe durch dies Getöſe ihren Wunſch zu erkennen, daß daſſelbe doch ſeinen Standpunkt noch einmal verändern und ſich auch ihnen zeigen möchte.

Dieſem patriotiſchen Verlangen wurde ſogleich willfahrt, und die Ruhe war augenblicks wieder hergeſtellt. Der Prinz erhielt dadurch zugleich einen kleinen Begriff von der Ausdehnung der engliſchen Freiheit.

Prinz Leopold wurde vom Prinzen von Wales nun mit allen möglichen perſönlichen Ehrenbezeigungen überhäuft. Mit großer Feierlichkeit wurde er am 20. Mai am Hofe von Carlton-Houſe zum Ritter der beiden Orden der Nation ernannt. In der großen Halle waren alle Ritter in der vollen Ordenskleidung verſammelt, und hier ernannte der Prinz-Regent ſeinen Schwiegerſohn nach den gebräuchlichen Förmlichkeiten feierlichſt zum Großkreuz des Bath-Ordens. Im Thronzimmer harrten ſeiner ſchon die Ritter vom blauen Hoſenbande und die Prinzeſſin Charlotte. Der Kanzler verlas ein neues Statut, um den Prinzen Leopold von Sachſen-Coburg zum Ritter erklären zu können. Hierauf wurde dieſer vom Grafen von Liverpool und Lord Caſtlereagh in das Zimmer geführt, wo der Prinz-Regent und der Herzog von York ihm den Orden verliehen. — Eine kleine, bald vorübergehende Kränklichkeit der Prinzeſſin ſtörte nur auf kurze Zeit die allgemeinen Freudenfeſte; doch zeigten die angelegentlichſten Erkundigungen nach dem Befinden der geliebten Thronerbin, von allen Ständen des Volks, dem theuren beſorgten Gemahl britiſche Anhänglichkeit und Treue an ſeinen Königsſtamm zur Genüge. Die Glückwünſchungsſchreiben liefen nun aus allen Gegenden des Königreichs ein; überall ſprach ſich die höchſte, ungekünſtelte und ungeheuchelte Freude der ganzen Nation aus.

Das hohe Paar zeigte ſich oft öffentlich, und ſetzte ſeine Beſuche in den verſchiedenen Theatern fort. Ueberall wurde es mit dem herzlichſten Beifall empfangen, und Charlottens Einfachheit in ihrem Putz vorzüglich bewundert. — Prinz Leopold leiſtete am 1. Juli als Feldmarſchall im britiſchen Dienſt ſeinen Eid, und nahm ſeinen Sitz als Geheimerath pro forma ein. Am 2. Juli Abends erſchien der Herzog von Wellington, nach der glorreichen Schlacht bei Waterloo, zum erſtenmal in der Oper. Hier zeigte die Prinzeſſin durch Beifallklatſchen und Einſtimmen in die Lieder des Volks dem Sieger, daß er allein der Held des Tags ſei. Schwerlich iſt wohl je in einem Theater ein erhabener Chorus geſungen worden, als an dieſem Abend hier dem britiſchen Helden erſchallte.

In der höchſten Fülle ihres ehelichen Glückes vergaß Charlotte nie das Wohl ihres Vaterlandes. Sie that Alles, um durch ihr Beiſpiel die National-Induſtrie zu befördern, und machte ihre ganze Hofhaltung mit dem Wunſche bekannt, keine andere Kleidungen als von britiſchen Manufaktur-Waaren zu tragen. — Der lebhafteſte Wunſch des königlichen

Ehepaares war und blieb, ſich vom Hofe zurückzuziehen, und in der Einſamkeit des Landlebens alle Seligkeiten der Liebe zu genießen, welche zwei ſo innig verſchlungene Herzen zu geben vermögen, die aber in der Nähe des Hofs durch mancherlei Hinderniſſe und Förmlichkeiten getrübt wurden.

In der Mitte des Sommers wurde alſo Clermont, ein höchſt angenehmer Landſitz, welchen die Prinzeſſin ſchon lange gewünſcht, für ſie angekauft, und vom 24. Auguſt an war dieſes Haus der beſtändige Aufenthalt der hohen Vereinten. Hier war es nun, wo die Liebe ſich den ſchönſten Tempel erbaute, wo die unausſprechlich glückliche Gattin dem zärtlichen Gatten täglich neue und ſchönere Reize entfaltete, wo ſie ihren Leopold ſtündlich liebenswürdiger fand.

Charlottens Wuchs war, ſeit ſie Gattin, voller, ihre Haltung majeſtätiſcher geworden, ihr Auge ſtrahlte erhabene Würde, und in dem zarten Farbenſpiel ihrer Haut ſchien ſich die weiße und rothe Roſe Englands zu vereinigen. Ihr oft allzulebhafter Charakter ging in eine theilnehmende Ruhe über. Ihr Anſtand, ihre Bewegungen, ihr Betragen war ſehr gehalten, und wahrhaft königlich, und nur dadurch zeichnete ſie ſich vor Frauen niedern Standes aus; denn ihre Kleidung, ſo reinlich und gewählt ſie ſich auch trug, war doch nur die einer gewöhnlichen Landedelmanns-Frau. Den Putz liebte ſie nie, und legte ihn nur dann an, wenn Hofetikette ſie dazu nöthigte. Uebrigens beobachtete ſie in ihrem Anzuge die genaueſte Ordnung und Pünktlichkeit, und vernachläßigte nicht im kleinſten Stücke die äußere Erſcheinung, was bei gelehrten Frauen zuweilen der Fall zu ſein pflegt. Gleiche Ordnung hielt ſie in allen ihren Geſchäften und Angelegenheiten. Kein Brief blieb von ihr über einen Tag unbeantwortet. Eben ſo ſtreng beobachtete ſie, gleich ihrem Gemahle die Pflichten der Religioſität und die Gebräuche der Kirche. Um den Augen zudringlicher Neugierde zu entgehen, ließ ſich das hohe Ehepaar eine Hauskapelle in Clermont errichten.

In ihrer Wohlthätigkeit kannte Charlotte keine Grenzen, und am Arme des geliebten Gatten ſuchte ſie die Hütten der Armuth und die Stätten der Noth auf, oder durchlas mit ihm die eingereichten Bittſchriften und beſtimmte die auszutheilenden Summen. Als zur Zeit allgemeinen Mangels ihre Börſe ganz geleert war und man ihr bemerkte, ſie werde, wenn ſie auf alle Bittſchriften Rückſicht nehme, bald ſelbſt mit einer Bittſchrift einkommen müſſen, erwiederte ſie, das ſchadet nichts! Es iſt mir Bedürfniß, ſo zu handeln, ich muß fortfahren, und bin überzeugt, daß das engliſche Volk mir nie Geld abſchlagen wird, um den Armen aufzuhelfen; an wen könnten ſich auch die Hülfsbedürftigen beſſer wenden, als an mich? — Die ländliche Zurückgezogenheit, das wahrhaft häusliche ökonomiſche Leben gaben der Prinzeſſin einen höhern Werth in der Achtung des Volkes, als aller Glanz der Hof-Feſte, äußerer Pomp und die Beſuche vornehmer Günſtlinge ihr hätten geben können. Mit Stolz blickte England auf das junge Paar, welches mit wohlgegründetem Rechte auf königliche Pracht dem ländlichen Aufenthalt in Clermont allen Vergnügungen des Hofs und der großen Welt vorzog, und beglückt durch einander, ein Leben führte, wie vor Zeiten die einfachen alten engliſchen Edelleute auf ihren Landſitzen. Aber die Liebe der Vermählten und das aus ihr entſprungene Glück ſchien auch von Tag zu Tag ſich zu vermehren, wenn dies anders möglich war. Alles, ſelbſt ſcheinbare Kleinigkeiten, wurde ihnen Quelle neuer Freuden. Selten ſah man ſie getrennt. Sie fuhren, ritten oder gingen zuſammen, wenn ſie unbemerkt waren, Arm in Arm, oft Mund an Mund, und Bruſt an Bruſt gedrückt. Leopold half ſeiner Charlotte ihre Blumen im Garten von Clermont begießen, und Charlotte begleitete ihren Leopold auf die Jagd. Von Seligkeit ſtrahlten ihre Augen und das eigene Glück verbreitete ſich auf alle ihre Umgebungen, ja weiter, ſo daß ſie Segen brachten, wohin ſie nur kamen. Ihre Zeit war regelmäßig eingetheilt und jede Stunde brachte ihnen neue Genüſſe. Der Morgen war für Bewegung in der freien Luft beſtimmt, nach der Tafel betrieben ſie ihre Studien; denn die Prinzeſſin war die Lehrerin ihres Gemahls und führte ihn ſelbſt in die Heiligthümer der engliſchen Literatur ein, oder er half ihr Skizzen von der Umgegend aufnehmen, weche ſie ſodann als Landſchaftsgemälde ausführte. Der Abend war mit Muſik oder harmloſer Unterhaltung beſchloſſen. Was die alte Mythe von dem ſeligen Leben der Götter in Olymp erzählt, war in Claremont zur überraſchenden Wirklichkeit geworden. Aber auf den Gipfel des höchſten irdiſchen Glücks langt die gewaltige Fauſt des tückiſchen Geſchicks aus der Erde herauf und faßt den wonnetrunkenen Sterblichen, deſſen Blicke weit umſchweifen und nicht den gähnenden Abgrund zu ſeinen Füßen gewahren, der ſich eben aufriß. — Von Zeit zu Zeit wurde dieſe ländliche Einſamkeit durch Beſuche der königlichen Familie unterbrochen. Das Paar verließ die ländliche Wohnung nur einmal und ging nach Brighton, kehrte aber bald zurück, um den Geburtstag des Prinzen und das Jahresfeſt ſeines frühern Aufenthaltes in England zu feiern (16. Dezember). Hier nun beging die Erbin von Großbritanniens Krone in einem Kreiſe erwählter Freunde, am heitern helllodernden Kaminfeuer ein wahres Feſt der Liebe. Der Winter feſſelte ſie mehr an das Haus und hier entfaltete ſie in freundſchaftlicher Unterhaltung alle Schätze ihres vielſeitig gebildeten Geiſtes. Der Anfang des Jahres 1817 brachte bald ihren ein und zwanzigſten Geburtstag. Er wurde in Claremont nur in ſtiller häuslicher Freude begangen, während im nahen Esher und der ganzen umliegenden Gegend lauter Jubel erſcholl. Die Prinzeſſin hatte zur würdigſten Feier deſſelben hundert Pfund unter die Armen vertheilen laſſen. — Der hierauf folgende Frühling und Sommer wurde von dem erlauchten Paare ganz wie das vorhergende Jahr verlebt, und da dem Glücklichen der gegenwärtige Augenblick immer der Schönſte iſt, ſo genoſſen ſie ſtets des Augenblicks mit weiſer Mäßigung. Wenn eine Steigerung ihres Glückes geſchehen konnte, ſo fand ſie bei der Ueberzeugung ſtatt, daß unter Charlottens Herzen ein neues Leben ſich zu entwickeln begonnen habe. Die ſchönſte Hoffnung umſchwebte ſie mit Roſenflügeln, und führte ſchnell die nur zu flüchtigen Stunden an ihr vorüber. Neue noch nicht gekannte Wonnen gingen zart in ihrem ahnenden Geiſte auf; ſie begann die Würde der Mutter zu fühlen. Von dem Augenblicke an, wo man von dieſen Hoffnungen erfuhr, verbreitete ſich in ganz England allgemeine Freude, und mit ängſtlicher Sorgfalt bewachte man nun jeden Schritt der Prinzeſſin. Ihr ſelbſt aber blieb alle Furcht fremd. Dank gegen Gott und Ergebung in ſeinen Willen füllten einzig ihre Bruſt.

Einer ihr glückwünſchenden Hofdame ſchrieb ſie: „Ich bin ſo durchdrungen von dem glücklichen Looſe, welches mir geworden iſt, ich fühle mich ſo unbeſchreiblich befriedigt, daß ich kaum noch auf einen Zuwachs von Glückſeligkeit zu hoffen wage, aus Furcht, darüber die Quelle zu vergeſſen, aus welcher uns allein alles Gute ſtrömt.“ Ihren Gemahl verſicherte ſie mehrmals in dieſer Zeit, daß er ſie zum glücklichſten Weibe in ganz England gemacht habe. Wahrlich, ein ſehr ſeltenes Beiſpiel bei Fürſtentöchtern! — Während der letzten Sommermonate ſetzte ſie ihre gewöhnlichen Spaziergänge und Ritte mit ihrem Gatten fort; nur wenige Wochen vor ihrer Niederkunft beſchränkte ſie dieſe auf das Innere ihres Parks. Ihre Diät war ſehr ſtreng, und wer damit vertraut war, ſah ohne Furcht, wenn auch nicht ohne Unruhe, dem Augenblick ihrer Entbindung entgegen. Schon am 12. Oktober verließ Dr. Croft London, und nahm ſeinen Aufenthalt in Claremont, auf Veranlaſſung der wegen ihrer Enkelin ſehr beſorgten Königin, welcher er täglich Bericht vom Befinden der Prinzeſſin abzuſtatten hatte. Er begleitete die Letztere ſogar auf allen Spaziergängen. Die Kronbeamten, welche bei der Niederkunft einer Königin oder Thronerbin Englands in der Nähe ſein müſſen, wurden benachrichtigt, ſich bereit zu halten. Mitten aber in dieſem Geräuſche von Vorbereitungen behielt Charlotte ihre gewöhnliche Ruhe und Heiterkeit, ſetzte ihre Beſchäftigungen wie immer fort, und wohnte dem häuslichen Gottesdienſt regelmäßig bei, der mit größerer Feierlichkeit gehalten wurde. So lebte ſie bis zu Ende Oktobers, in deſſen letztern Tagen man wegen einiges Kopfſchmerzes mehrere Aderläſſe anwendete. Von dieſer Zeit an zog ſie ſich völlig zurück, empfing keine Beſuche, ja ſelbſt ihre genaueſten Freunde nicht mehr, und nur ihr beſorgter Leopold war unzertrennlich bei ihr. In dieſer Zeit banger Erwartungen ſuchte ſich Charlotte durch nothwendige Zubereitungen für den neuen Weltbürger zu zerſtreuen. Wie die ſorgſamſte Hausmutter entfernte ſie allen unnöthigen Aufwand, und als eine Hofdame die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wie ein ſo einfacher Kleiderſchmuck wenigen Leuten von Stande genügend ſein würde, erwiederte die Prinzeſſin: „Bedenken Sie, daß mein Kind nicht durch die Kleidung ſeinen Werth erhalten wird. Ich will es frühzeitig daran gewöhnen, beſcheiden in ſeinen Wünſchen zu ſein; denn der Gedanke ſchon, daß irgend Jemand durch den unnöthigen Aufwand eines mir angehörigen Weſens leiden könnte, würde mir zu ſchmerzlich ſein."

Sonntags den 2. November wohnte ſie zum letztenmal in ihrer kleinen Hauskapelle dem öffentlichen Gottesdienſt bei, die ganze Dienerſchaft war darin verſammelt. Dann ging ſie am Arme ihres Gemahls noch einmal durch die Gärten, die ihre Hand ſo ſehr verſchönert hatte, deren Büſche und Blumen Zeugen ihres ſtillen, aber maßloſen Glückes geweſen waren. Es war Leopolds letzter Genuß an ihrer

Seite. Er war zu glücklich geweſen, und ſchon ſandte das Verderben tückiſch ſeine tödtlichen Pfeile aus dem Hinterhalte auf ſie. —

Dienſtag den 4. November, Morgens drei Uhr zeigten ſich die erſten Vorboten der herannahenden Kataſtrophe. Sogleich eilten die reitenden Boten nach allen Gegenden, und am Nachmittag und Abend deſſelben Tages trafen ſchon die verſchiedenen hohen Kronbeamten ein. Die Prinzeſſin zeigte ungemeine Stärke und Ergebung, der Prinz brachte die Nacht mit allen im Hauſe Verſammelten in banger Erwartung zu. Am Mittwoch Morgen langte Dr. Sims, einer der erfahrendſten Geburtshelfer, an. Beide Aerzte beſchloſſen, die Natur wirken zu laſſen, und nicht zur Kunſt ihre Zuflucht zu nehmen. Den ganzen Tag über erſchienen ſtündlich Bülletins, und man behauptete fortwährend, es ginge, trotz der Langſamkeit, gut mit der Prinzeſſin. Leopolds Geſicht drückte fortwährend ſtets die größte Angſt aus; er war unerſchöpflich in Aufmerkſamkeiten, doch ſprach er wenig, nur einigemal äußerte er gegen die verſammelten Aerzte, daß das klagloſe, geduldige Ausharren der Prinzeſſin, während es ihm Troſt gebe, doch ſeine Seele mit Schmerz über ihr langes Leiden erfülle. — Erſt um neun Uhr Abends wurde Charlotte von einem todten Prinzen entbunden. Während der langen Leidensperiode bewies ſie die größte Standhaftigkeit. Ihre erſten Worte waren:

„Gott ſei gelobt, um meines Prinzen Willen!“ — Als man ihr aber den Zuſtand des Kindes berichtete, ſetzte ſie mit ſchwacher Stimme hinzu: „Es iſt Gottes Wille!“ Und ſo trug ſie die Täuſchung ihrer ſüßeſten Hoffnungen mit wahrhaft chriſtlicher Ergebung. Einige Minuten darauf ſagte ſie: „Dieſer Umſtand iſt mir ſehr ſchmerzhaft, ich fühle ihn als Mutter, für die Nation, am tiefſten für meinen Gemahl. Bringen Sie ihm die Nachricht ſchonend bei, und ſagen Sie ihm zugleich von meinetwegen, daß ich die glücklichſte Frau von ganz England ſei.“

Als man dem Prinzen die Nachricht brachte, durchdrang auch ihn der Schmerz getäuſchter Hoffnungen; doch rief er: „Gott ſei Dank, daß die Prinzeſſin gerettet iſt!“ — Sobald der Anſtand erlaubte, begab er ſich zu ihr; doch verließ er ſie bald wieder, um an die Königin zu ſchreiben. Charlotte hatte ſeine bekümmerte Miene geſehen, und ließ ihn zurückrufen, um, ſo ſchwach ſie auch war, den Balſam des Troſtes in ſeine wunde Seele zu gießen. Es gelang ihr, durch religiöſe Gründe ihn zu beruhigen. So ſaß er in den letzten glücklichen Augenblicken an ihrem Lager, und reichte ihr die erſte Nahrung. Sie ſchien wohl zu ſein, und er entfernte ſich um eilf Uhr, da ihr Ruhe nöthig ſchien. Die Kronbeamten, der Erzbiſchof von Canterbury, der Biſchof von London verließen Claremont, und die Aerzte Baillie und Sims entfernten ſich ohne alle weitere Beſorgniß gegen Mitternacht. Charlotte blieb der Sorge des Dr. Croft und der Wärterin allein überlaſſen. Nach Mitternacht begann ſie unruhig zu werden und klagte über Uebelbefinden; das Athmen wurde bald darauf ſchwerer. Dr. Baillié, herbeigerufen, ließ den Dr. Stockmar, den Hausarzt, holen. Charlotte hielt dieſem freundlich und unbefangen die Hand entgegen, damit er nach dem Pulſe fühle. Das Athmen wurde mehr und mehr durch Krämpfe unterbrochen; bald trat an den Extremitäten Kälte ein, Vorbote des Todes. Sie fragte einen der Aerzte, ob er ſie in großer Gefahr glaube, und auf die Verſicherung, daß zwar für den Augenblick nichts zu befürchten ſei, daß man ſie aber erſuche, ſich zu beruhigen, erwiederte ſie mit gefaßter Stimme, ſie wiſſe wohl, was dies bedeute, und habe nur noch einen Wunſch, welchen ſie niederzuſchreiben bitte, daß man nämlich ihren Gemahl einſt an ihre Seite legen möge. Hierauf bat ſie, den Prinzen herbeizurufen. Man fand ihn im Nebenzimmer im tiefſten Schmerz am Kamin lehnend. Als er voll Verzweiflung zu ihr trat, war ihr ſchon die Sprache verfallen, obgleich ſie bis zum letzten Augenblick die volle Beſinnung behielt. Feſt blieb ihr Auge auf das Angeſicht des theuren Gatten geheftet, der ſich im wüthenden Schmerze über ihr Bett geworfen hatte, nur ſie war ruhig. Als aber der Todeskampf über ſie kam, griff ſie nach den Umſtehenden, lehnte ihr

Haupt an die Bruſt der Wärterin, ſtreckte die matte Hand ihrem Gemahl entgegen, ſeufzte noch einmal tief und verſchied. —

Stumm lag Prinz Leopold noch drei Stunden über dem Körper der Gattin, deren Tod er ſich gar nicht als möglich denken konnte. Faſt mit Gewalt mußte man ihn von der Leiche entfernen. Früh um 6 Uhr ertönte in London ſchon das Geläute der großen Glocke der St. Paulskirche, welches bei Todesfällen in der königlichen Familie gebräuchlich iſt. Durch die ganze Stadt wirkte die Schreckensbotſchaft betäubend, es war nicht anders, als hätte jede Familie einen geliebten Todten zu beklagen. Die Läden der ganzen Stadt wurden geſchloſſen, die Geſchäfte ſchwiegen augenblicks, die Stocks fielen; trübe Stille herrſchte in der ungeheuern Handelsſtadt und nur verhaltenes Weinen tönte aus den Häuſern. Die Theater wurden geſchloſſen und alle öffentlichen Feſte eingeſtellt. In der königlichen Familie herrſchte eine allgemeine Beſtürzung und Verwirrung. Nur an dem alten König ging dies ſchmerzliche Ereigniß, wie alle großen Begebenheiten der Zeit, ſpurlos vorüber. Er weilte nur noch der Geſtalt nach auf Erden. Sein Geiſt war lange ſchon dem Leben vorangeeilt. — Prinz Leopold war allem Troſte unzugänglich. Oft warf er ſich noch über die Leiche und zeigte außer dieſer für nichts Sinn, als für die kleinen Gegenſtände, die ſie im Leben umgeben hatten. Alles, ſelbſt die unbedeutendſten Dinge gewannen für ihn den Reiz der ſchmerzlichſten Erinnerung. Freitags wurde die Leiche der Prinzeſſin, dem Gebrauch in der engliſchen Königsfamilie gemäß, einbalſamirt, eben ſo das Kind. Als der Prinz davon erfuhr, ward er tief bewegt darüber und verlor auch noch die wenige Faſſung, welche er bis dahin zu erringen geſucht hatte. — Dienſtag den 18. Abends wurden die Ueberreſte Charlottens vom Schauplatz ihrer irdiſchen Freuden fort, nach Windſor gebracht, und am folgenden Tage fand das eigentliche Begräbniß ſtatt. Die Beiſetzung in dem vom König früher eingerichteten Gewölbe der Kapelle zu Windſor geſchah Abends um 9 Uhr mit vielen Feierlichkeiten. Der Prinz Leopold vermochte die mühſam errungene Faſſung nicht zu behaupten. Er zerfloß faſt in Thränen. Der ungeheure Schmerz herrſchte an dieſem Tage nicht allein innerhalb der Mauern von Windſor; in London wie in der ganzen Umgegend waltete die tiefſte Trauer; alle Gewerbe waren eingeſtellt und ſogar die Börſe geſchloſſen. Im ganzen Königreich wurden die Kirchen geöffnet und Gottesdienſt gehalten. Von früh an bis um 12 Uhr Mitternacht ward zu beſtimmten Stunden mit allen Glocken geläutet. Die Trauerflagge wehete von Tagesanbruch vom Tower herunter, und jedes Schiff im Hafen folgte dem Beiſpiel. Ueberall ſchien Stille des Grabes zu herrſchen. Im Volke ſelbſt zeigten ſich die rührendſten Scenen, welche von der außerordentlichen Liebe und Anhänglichkeit an die theure Thronerbin zeugten. Ganz Albion trauerte; denn es hatte ſeine ſchönſten Hoffnungen zu Grabe getragen.

Indem ich dieſen Aufſatz, den ich vor einer Reihe von Jahren für ein damals beliebtes Journal ſchrieb, zum Wiederdruck vorbereite, werden meine Augen unwillkührlich auf die aus jenem beklagenswerthen Todesfall reſultirende Geſtaltung der Schickſale des britiſchen Thrones und des Mannes gelenkt, der beſtimmt ſchien, ihn mit der liebenswürdigen Gemahlin zu theilen. Leopold, Prinz von Sachſen-Coburg, hat dennoch einen Königsthron beſtiegen; er ſcheint von der Vorſehung dazu beſtimmt zu ſein. Nachdem er die Krone des jungen Griechenlands ausgeſchlagen, nahm er die des jungen Belgiens an. Was er nicht durch die Liebe erlangen ſollte, erhielt er durch die Revolution, und wie erſt die Liebe, ſo ſtellte ihn jetzt die Revolution wieder dem Könige der Niederlande gegenüber. Und auch diesmal war der beſonnene, beliebte Leopold Sieger. Durch ſeine zweite Vermählung mit Luiſe, der Tochter Ludwig Philipps, Königs der Franzoſen, (1832) ſchloß er ſich den Intereſſen der neuen Königsdynaſtie in Frankreich an, und ſo können die Stürme der Zeit ihm noch manches Geſchick bringen, von dem ihm im ſchattigen Garten zu Claremont an der Seite der reizenden Charlotte nichts ahnete.

Den britiſchen Thron hat aber merkwürdiger Weiſe Leopolds Nichte, Victoria, eingenommen, die Geſchwiſterkindsmuhme der verſtorbenen Charlotte, und Leopolds Neffe, der ſchöne, liebenswürdige Prinz Albrecht von Sachſen-Coburg-Gotha iſt deren glücklicher Gemahl. Welch' unerwartete und außerordentliche Fügung des Schickſals! Iſt es doch als ob das Haus Coburg zu den höchſten Dingen berufen ſei; einer ſeiner Söhne nach dem Andern ſteigt auf einen Königsthron; denn auch der Gemahl der Königin von Portugal, Ferdinand, iſt ein Neffe Leopolds, ein Prinz von Coburg-Koharz. Und das Haus Coburg wird Großbritannien Könige geben, wenn auch die Tücke des Geſchicks Leopold daran verhinderte. An großen und ſchönen Eigenſchaften ſteht Prinz Albrecht ſeinem Onkel Leopold nicht nach, und wie ſeine Anmuth, ſeine Güte, ſein zartes Gefühl nicht nur das Herz einer Königin, ſondern alle Herzen zu erobern verſteht, hat ſich in der jüngſten Zeit deutlich bewährt. — Segen auf ihm und ſein Geſchlecht!

Niobe von San Bonifazio.

Korſiſches Sittenbild.

Die Nacht lag finſter auf dem Meere und den Inſeln; nur einzelne Sterne ſpiegelten ſich in der ruhigen Waſſerfläche. Von Sardinien her durch das Felſenlabyrinth der Magdalenen-Inſeln wand ſich ein Boot und ſtrich, die Meerenge von San Bonifazio durchſchneidend, am Hafen der Stadt gleiches Namens vorüber, um weſtlicher in eine kleine Bucht einzulaufen. Zwei Männer, die das Boot führten, und hier bekannt ſchienen, befeſtigten es an einem Strunk, beluden ihre Schultern mit ziemlich ſchweren Bündeln, und klimmten mühſam einen ſteilen und unſichern Pfad an den Uferfelſen hinauf. Als ſie die Höhe derſelben erreicht hatten, legten ſie die Bündel ab, um ſich auszuruhen. Der Nachtwind fuhr kalt vom Gebirg herab. Mitternacht war ſchon vorüber. Da begann der Eine zu ſprechen: „Wahrlich, Pippo, mich verdrießt's, daß wir unſer wohl erworbenes Eigenthum auch noch mit ſolcher Mühe und Anſtrengung und immer mit Lebensgefahr dem

Brunardito *) zuſchleppen müſſen und nie einen Dank dafür haben."

„Mich hat's ſchon lang verdroſſen," entgegnete der Andere mürriſch. „Aber muß man nicht gehorchen, wenn man nicht Sandro's Kugel vor den Kopf haben will?"

„Ich habe meine eignen Gedanken darüber. Seit ſechs Jahren bekümmert ſich der Brunardito kaum um uns. Höchſtens, daß er mit ſeinem vermaledeiten Schleier vor dem Geſicht auf dem Schiffe einmal des Jahrs erſcheint und dem Sandro Befehle ertheilt; wir aber müſſen ihm von jeder Beute den dritten Theil bringen. Das kommt mir verdächtig vor. Wenn ich dir ganz trauen dürfte, Pippo, ſo wollte ich dir wohl meine Meinung eröffnen."

„Du haſt auch Reſpekt vor Sandro's Kugel, Marco. Aber traue mir nur immer. Ich will dir gleiche Waare dran geben. Iſt Sandro nicht einer der Unſrigen? Um kein Haar beſſer, als du und ich. Ein Bauernſohn iſt er aus Sicilien. Und wenn er uns nicht alle Jahre den Mann mit dem ſchwarzen Schleier vor dem Geſicht zeigte, in deſſen Namen er uns zu beherrſchen vorgibt, er wäre ſchon längſt nicht mehr unſer Anführer. Nicht wahr du darfſt mir trauen? Bei der heiligen Mutter Gottes, du darfſt!"

---

*) Schwarzkühner.

„Du haſt den rechten Fleck getroffen, Pippo. Bei dir geſagt, ich glaube, der Brunardito lebt gar nicht mehr, und der Mann, den uns Sandro zeigt, iſt ein Andrer, ein Popanz, den er uns hinſtellt, um uns in Reſpekt zu erhalten. Er weiß recht gut, daß wir ihn bald abſchütteln werden, weil er nicht von edelm Blut iſt. Und das Drittel aller Beute, das für Brunardito beſtimmt ſein ſoll, fällt in Sandro's Taſche. Führwahr, ein ſchlauer Betrug!“

„Und es wäre doch wahrlich ſchön, wenn wir das Ganze für uns behalten könnten.“

„Haſt du je geſehen, daß uns ein Mann dieſen Tribut abgenommen, der nur entfernte Aehnlichkeit in Geſtalt oder Stimme mit dem verwegenen Brunardito gehabt, ſo wie wir ihn vor zehn Jahren gekannt, und wie er mir vorzüglich von zwanzig Jahren her lebendig im Gedächtniß fortlebt? Es iſt gewiß, Brunardito iſt längſt todt und Sandro betrügt uns.“

„Aber wie wäre dem abzuhelfen?“

„Ich wüßte wohl. Wenn wir wieder einen jungen kühnen Edelmann hätten, von eben ſo gutem Geſchlecht, wie Brunardito war. Denn das hat ihm zuerſt das unbegrenzte Anſehen bei denen verſchafft, die ihn genauer kannten, daß er einer vornehmen, adligen Familie entſproſſen war. Stellte ſich nun wieder ein ſolcher an unſre Spitze, dann dem Sandro die Kugel vor den Kopf, und die Beute bliebe ganz unſer.“

„Aber woher nehmen einen ſolchen Mann?“

„Da liegt's! Wir werden die Beute wohl hinauftragen müſſen dem falſchen Brunardito.“ —

Und ſie nahmen die Bündel wieder auf und begannen den mühſamen Weg weiter zu ſchreiten. Da ſchlugen plötzlich menſchliche Laute an ihr Ohr. Horchend blieben ſie ſtehen; ein klägliches Geſchrei näherte ſich. Schnell zogen ſie ſich hinter einen Felſen zurück. Bald unterſchieden ſie, daß es nur ein einzelner Menſch war, der ſeltſame Klagetöne, Seufzer und einzelne Worte ausſtoßend, an dem Gebirgsabhange und in den Felſen des Ufers umherirrte.

„Weh mir!“ ſchrie er verzweiflungsvoll, und ſchlug ſich die Bruſt. „Bin ich denn von Gott und Menſchen verlaſſen, und dem unſäglichſten Elend unerrettbar verfallen? Iſt denn nirgends Hülfe vor dieſem entſetzlichen Looſe? O Himmel, höre meine Klagen! Laß mich nicht zu Grunde gehen! Aber wo, wo iſt ein Ausweg? Muß ich nicht den bittern Kelch trinken? Ich werde raſend werden vor Liebe und Leidenſchaft; denn dieſe unſelige Weibe wird die Flammen in meiner Bruſt nicht nur nicht erſticken, ſie wird ſie vielmehr noch gewaltiger anfachen. Und Bella, die Gattin eines andern Mannes! Bella, in eines Jünglings Armen geliebt, liebend! Nein, ich ertrag es nicht!“ Und wiederum ſtieß er jene wild heftigen heulenden Töne aus, dem Geſchrei des Schakals oder der Hyäne vergleichbar. Er wollte eben weiter eilen, als Pippo hinter dem Felſen hervortrat und ihn anredete: „Was fehlt dir, Menſch, daß du ſolch ein tolles Wehklagen in die Lüfte ausſtößt, gleichſam als wollteſt du Felſen und Meer zum Mitleid bewegen?“

„Ach, kannſt du mir helfen? Ich glaub' es kaum. Was erzähl' ich dir dann mein Leid?“

„Vielleicht könnt' ich doch? Laß' hören und dir die Mühe nicht verdrießen. Oft hilft ein Geringer eher als der Mächtigſte. Wo drückt dich der Schuh ſo gewaltig, daß du ſo laut aufſchreiſt?“

„Wohlan, mit kurzen Worten will ich es dir ſagen! Ich bin der jüngere Sohn einer reichen, adligen Familie San Bonifazio's und als ſolcher von früh auf zum Prieſter beſtimmt. Ich habe meine Studien beendigt und in einigen Tagen kommt der Biſchof von Ajaccio hierher, um mir die Prieſterweihe zu ertheilen. Aber ich Unglückſeliger liebe ein Mädchen mit glühender Leidenſchaft, ja, erſt ſeit einigen Tagen iſt mir die wilde Gewalt meiner Gefühle für ſie recht klar und deutlich geworden. Ich kann ohne ihren Beſitz nicht leben, und ſie mir als Geliebte oder Weib eines Andern denken, macht mich wahnſinnig. Bei meiner Familie iſt kein Heil und keine Rettung für mich zu ſuchen; ſie ſind alle kalt und ſtreng gegen mich. Sie halten es für die größte

Sünde, dem Herrn einen Prieſter zu entziehen, und ſchon rüſten ſie das glänzende Feſt meiner Einweihung, auf das die Abſcheulichen ſich freuen, als wär's eine fröhliche Hochzeit. Ich aber erleb' es nicht. Die Verzweiflung raubt mir Ruhe, Hunger und Durſt; ſie hat mich heraus an's öde Meerufer getrieben, damit ich ſie austobe, wo kein menſchliches Ohr es vernimmt.“

„Hört, edler Herr, vielleicht dürftet Ihr doch durch des Himmels Fügung an den rechten Mann gekommen ſein. Ihr ſeid alſo einer vornehmen, adligen Familie entſprungen, die Euch erbarmungslos in den Prieſterſtand ſtößt? Das wäre ja ſchon vortrefflich! Wie heißt denn Eure Familie?“

„Poggi.“

„Ach, ſind das die ſtolzen Genueſen, die durch den Korallenfiſchfang im Kanal San Bonifazio ſo reich geworden ſind?“

„Dieſelben.“

„Sehr gut! Und wie iſt denn Euer Taufname, Signore Poggi?“

„Ich heiße Lapo, und bin der dritte Sohn Matteo Poggi's in San Bonifazio.“

„Und wie alt ſeid Ihr, Signore Lapo Poggi?“

„Vier und zwanzig Jahre.“

„Ein köſtliches Alter! Und Ihr habt Muth, für Eure Geliebte etwas zu wagen? Ein Schwert zu führen und eine Flinte, wenn es ſein müßte?“

„Zeigt mir, wie ich ſie erkämpfen ſoll, und gebt mir Waffen: ich werde Wunder der Tapferkeit verrichten."

„Das läßt ſich hören. Wenn Euch das rechter Ernſt iſt, ſo kommt morgen Abend allein in einem Boot an die dritte der Magdalenen-Inſeln, an jenen öden unfruchtbaren Steinkoloß, den die Schiffer Capo di Ladri nennen. An der Oſtſeite ſpringt eine ſcharfe Spitze in's tyrrheniſche Meer, eine Platte ragt weit in die Fluth hinaus. Niederes Geſtrüpp wuchert um ſie, ſtets umkleidet vom Schaum der Wellen. Führt Euer Boot dicht an die Platte und ruft unter dieſelbe: Freiheit iſt unſer Loos! Dann biegt um die Spitze und rudert in die tiefe ſchwarze Bucht, die ſich dicht zur Rechten öffnet und über welcher ein finſteres Felſenhaupt drohend hängt, das der ganzen Steinmaſſe den Namen gegeben hat. Die Wand unter dem Kopfe iſt ſteil und mit Sträuchen beſetzt; aber es befindet ſich eine Spalte darin, die man vom Meere aus nicht bemerkt, weil der Schatten des überhängenden Geſteins und das Geſträuch ſie verdecken. In ihr wird ein Mann erſcheinen und Euch zu andern Männern führen, die mit Euch das Nöthige beſprechen werden. Eure Rettung iſt Euch gewiß."

„Ich komme!" rief Lapo. „Ich ahne, wer Ihr ſeid, aber ich komme doch bei der heiligen Jungfrau vom Meere, die Euch und mich beſchirmen möge!"

„Und nun Gott befohlen, Monſignore! wir ſehn uns wieder."

„Morgen ſchon." Mit beflügelter Haſt ſtürmte der verliebte Kandidat fort und Marco trat zu Pippo mit den Worten: „Haſt du Alles gehört?"

„Alles."

„Was meinſt du, wenn wir unſern Mann ſchon gefunden hätten?"

„Das wäre ein merkwürdiges Glück. Aber fürwahr eine ſolch' brünſtige Kirchenmaus, die einmal Speck gerochen oder gekoſtet hat, will in die Weiberküche und beißt ſich wüthend durch. Der Kerl wäre gut zu unſerm Hauptmann."

„Er hat alle Erforderniſſe, und wer weiß, was er uns bei unſerer heimlichen Korallenfiſcherei nützen kann! Jedenfalls weiß er die Bänke beſſer, als wir."

„Die Beute tragen wir aber nun nicht auf das Bergneſt hinauf, Marco."

„Da haſt du meine Gedanken, Pippo. Die behalten wir für uns. Kein Menſch weiter ſoll davon ſchmecken."

„Und nun Vorſicht! Nur die, denen wir trauen dürfen, nehmen wir mit in die Kluft von Capo di Ladri. Mir ſind Viere ſicher, mit denen ich mich ſchon ziemlich verſtändigt habe, der kleine Luca, der ſchwarze Detto, Giona von Ganta und Jobbillo."

„Auch ich kann ſo viel werben." —

Und im eifrigen Geſpräch trugen ſie die Bündel wieder den Felſen hinab und warfen ſie in ihr Boot, das gleich darauf vom Lande abſtieß.

Und es war wieder Nacht, die dritte nach jenem Zuſammentreffen am Meerufer. Ein einſames Bergſchloß ragte düſter aus Weinpflanzungen und Blüthenbüſchen empor. Die warmen, mit Wohlgerüchen geſchwängerten Lüfte des Südens wogten um ſeine Mauern, dufften an ſeine Fenſter. Dicht am Schloſſe unter einem Akazienbuſche ſaß ein holdes Mägdlein, träumend, ſinnend, wartend. Sie war im reizenden Nachtkleide; ein leichter Mantel hing über ihre Schultern. Der Baum ſtreuete Blüthen auf ihr liebliches Haupt. Sie ſchauete nach den Sternen und nach dem Meere, dann horchte ſie wohl auf das Brauſen der an das Felſenufer anſchlagenden Wellen, das, da jeder andre Laut verſtummt war, einförmig tief unten herauf zu ihrem Ohre drang. Zuweilen warf ſie das ſpähende Auge den Bergpfad hinab, dann verſank ſie wieder in ſtille Träumereien, und unwillkührlich entwand ſich ein Seufzer der ſchönen Bruſt. Plötzlich tauchte eine dunkle Geſtalt vor ihr auf. Sie ſchrak zuſammen.

„Ruhig, Bella,“ flüſterte eine männliche Stimme, „ich bin's! Ich danke dir, daß du mir Wort gehalten! Wahrlich! ich zitterte im Wahn, ich würde dich nicht finden, trotz deiner heiligen Verſprechungen.“

„Ach, Lapo!“ ſeufzte das Mädchen kleinlaut, „wenn du dieſen Abend beim Abſchied nicht ſo wild in mich gedrungen wärſt, ſo hätte ich mich gewiß nicht allein herausgewagt in die einſame ſchauerliche Nacht. Hab' ich doch auch die Mutter betrügen müſſen, indem ich aus ihrer Kammer mich fortſtahl. Der erſte Betrug meines Lebens, Lapo! Aber du warſt furchtbar heftig, und ich erſchrak vor dir, als du mir ſo Arges droheteſt, wenn ich nicht auf dieſer Stelle warten würde. Faſt glaub' ich, mein Vater hat etwas gemerkt; denn er fragte mich, warum ich ſo verſtört ausſähe. Auch Cino's, deines Freundes, Auge ruhete aus der Ferne fragend und forſchend auf mir, als du mir jene erſchreckenden Worte dort am Wege zuflüſterteſt, und vergebens bemüheten ſich meine Brüder, ihn bergab zu ziehen. Mir iſt recht bange und ich fürchte mich.“

„Cino!“ lachte der Jüngling tückiſch. „Ich glaube, der gute Junge liebt dich auch.“

„Sprich doch nicht ſo freventlich!“ verſetzte das Mädchen erglühend. „Cino wird morgen mit dir zum Prieſter geweiht. Wie darf ein Prieſter an Liebe denken!“

„Unſchuldige Taube! Freilich, es iſt beſſer, man wird kein Prieſter.“

„Was ſoll das, Lapo? Deine Worte erſchrecken mich. Deine Hand zittert. Was haſt du vor? Sage mir, was willſt du von mir? Weshalb haſt du mich in dieſer Nacht hierher beſchieden? Was haſt du mir ſo Wichtiges und Nöthiges allein zu ſagen?“

„Bella!“ begann Lapo mit dumpfer bebender Stimme, „ich bin feſt entſchloſſen, nicht Prieſter zu werden.“

„Heilige Mutter Gottes! und heute iſt der hochwürdige Biſchof von Ajaccio auf ſeinem ſchönen Schiffe in unſerm Hafen eingelaufen; ſchon ſind alle Anſtalten zu dem feierlichen Feſte gemacht! Was gibt deine Familie zu deinem Entſchluß an?“

„Das erſte korſiſche Ohr, das ihn vernahm, iſt das deinige, Bella. Höre mich ruhig an, Mädchen; unterbrich mich nicht! Seit jenem Unglückstage, der dem erſten Gatten deiner Mutter das Leben koſtete, war ich oft und viel in ihrem Hauſe. Das Schickſal hatte mich gleichſam zu Carlino's Geſpielen gemacht, und Gemma wendete mir einen Theil der Liebe zu, die das ihr einige Jahre vorher ſo ſeltſamer Weiſe verlorengegangene Töchterchen beſeſſen hatte. Mit Carlino in das böſe Schickſal jenes Tages verflochten, betrachtete mich ſeine Mutter wie ſeinen Bruder, wie ihren zweiten Sohn. Sie entzog mir dieſe Liebe nicht, als ſie ſich wiederum mit deinem Vater verheirathete, als ſie dich und Cante geboren hatte. Obgleich ſieben Jahre älter als du und dein Zwillingsbruder, waren doch Cartino und ich eure Geſpielen, eure Brüder; und eure Mutter vertraute euch mir am liebſten an. So wuchſeſt du unter meinen Augen auf, und ich betrachtete dich als meine Schweſter, wie deine Brüder mir auch die meinigen waren. Du weißt, wie ſehr ich dich liebe! Mein Herz knüpfte ſich mit tauſend Banden an dich, Jugendträume und Erinnerungen, gemeinſame Wünſche und Spiele, gleiche Neigungen, und was weiß ich Alles, wob dieſe Bande und gab ihnen ewige Dauer. Ich war von früh an zum Prieſter beſtimmt, wie es die Sitte in Korſika will. Ich ſetzte nie Zweifel in meinen Beruf; es fiel mir nicht ein, anders zu denken, als man mir von Kindheit an vorgeſagt; ich dachte gar nichts. Du warſt ja noch ein Kind. —

So vergingen die Jahre. Ich ging nach Genua und Padua, um meine Studien zu machen. Dort führte mich das gemeinſame Vaterland, ja die gemeinſame Vaterſtadt zu Cino Lippi, den ich zwar ſchon als Knabe gekannt, deſſen Freund ich aber erſt in Genua wurde. Wir kehrten im vorigen Herbſt nach Korſika zurück. Ich hatte ihm viel von Dino Negri's Hauſe erzählt, er erinnerte ſich nur dunkel deiner Brüder, für dich hatte er gar kein Bild im Gedächtniß, und er zweifelte, dich je geſehen zu haben. Er hatte unſere Inſel früher verlaſſen müſſen, als ich, und war als Knabe wenig nach San Boni=

ſazio gekommen. In meiner Seele lebte dein Bild deſto treuer. Wir traten in deines Vaters Haus. Du kamſt uns entgegen, aber o Himmel! nicht mehr das Kind, deſſen Bild meine Seele bewahrt, die aufgeblühete, vollendete Jungfrau, von einem allgütigen Himmel mit üppigen Reizen überkleidet. Ich hatte dich in zwei Jahren nicht geſehen, und du warſt fünfzehn Jahre alt geworden. Dein Anblick entzückte mich, aber ich war zum Prieſter beſtimmt. Ich war nun wieder täglich in euerm Hauſe, Cino begleitete mich oft dahin. Meine Seele blieb ruhig, ſo ſehr ich auch deine Geſellſchaft ſuchte, ſo glücklich ich auch in derſelben war. Der Frühling weckte ſchlummernde Gefühle in mir, aber ich klammerte mich an meine Beſtimmung. Da — es werden nun vier Wochen ſein — überraſchte ich dein Auge, deſſen Blicke ich leidenſchaftlich verfolgte, wie es mit ſüßer Schwärmerei an Cino's Mund und Auge hing, als er zur Laube das Hirtenlied aus den Bergen ſang. Sein Auge entzündete ſich an dem deinigen, Flammen ſchlugen hinüber und herüber, ſie ziſchten auch in mein Herz, wie Stiche vergifteter Dolche. Es wand ſich blutend und zuckend in den furchtbaren Schmerzen einer Leidenſchaft, die plötzlich darin aufgährte, auftobte und mich zu vernichten drohete. Der Gedanke, der an jenem Abende zum erſtenmale in mir aufſchoß, du könnteſt einen Andern lieben, wurde für mich zur Furie, zum marternden Geſpenſt.

Vergebens hielt ich meine Beſtimmung als abwehrendes Schild der über mich hereinbrechenden Leidenſchaft entgegen; vergebens rief ich mir zu, daß du ja doch bald die Gattin eines andern Mannes werden würdeſt, daß du nie die meinige werden könnteſt. Das war alles Oel in die Flammen meiner Bruſt. Mir war's nun, als hätt' ich dich vom erſten Tag deines Lebens ſo glühend geliebt, als ginge all' mein Sein und Streben in dem deinigen auf, und ich ſei nichts für mich ſelbſt. Vergebens würde ich verſuchen, dir mit Worten den furchtbaren Seelenkampf zu malen, der in mir wüthete, vergebens die tobende Verzweiflung meiner Nächte, die dumpfe Verzweiflung meiner Tage; meine Pflicht rang ohnmächtig mit meiner Leidenſchaft. O Bella, ich liebe dich mit ſo gewaltigen Trieben, mit ſo mächtigen Gefühlen, die nur dem Orkan gleichen, der zuweilen die Rieſenwellen des Meers an die Felſenmauern unſrer Inſel donnernd wirft. Bella, ich kann kein Prieſter, ich muß dein Gatte werden.“

Und wie erſchöpft ſtürzte er zu des Mädchens Füßen und ſchlang ſeine Arme um ſie.

„Unglücklicher!“ rief Bella, und entriß ſich ſeiner krampfhaften Umarmung, „was willſt du beginnen?“

Den Sinn dieſer vom Schrecken erzeugten Frage mißverſtehend, verſetzte er:

„Fliehen will ich mit dir noch in dieſer Nacht, in dieſer Stunde, in dieſem Augenblick. Unten in der kleinen Felſenbucht an deines Vaters Weinberg liegt ein kleines Boot, dem ich ſo eben entſtiegen bin. Am Felſen hab' ich eine Strickleiter befeſtigt, darauf leit' ich dich hinab, mein ſüßes Lieb. Mein kräftiger Arm führt die Ruderſtange; die Liebe verdoppelt die Kraft. —"

„Und wohin, wohin willſt du mit mir?"

„Ich will dich nicht belügen, Bella. Ich könnte zu dir ſagen: ich will dich nach Sardinien hinüber führen; wir wollen uns im Gebirge verſtecken, und ich will ein Jäger werden. Nein, Bella, ſo iſt es nicht! Ich will und muß wahr gegen dich ſein; denn die Liebe hat nichts gemein mit der Lüge. Du ſollſt Alles wiſſen, wie die Sachen ſtehen, und wie es ſo gekommen iſt; denn du biſt ja meine Geliebte."

Und mit kindlicher Aufrichtigkeit erzählte er ihr von ſeiner Verzweiflung und von dem fremden Manne, den er in der Nacht am Meerufer gefunden, und deſſen zugeſagte Hülfe ihm Troſt und Muth gegeben.

„Als ich zu Hauſe angelangt war," fuhr er fort, „ſtand ich lange ſinnend und träumend, wie in den Boden gewurzelt. Es war mir, als ob der Blitz vor mir eingeſchlagen hätte. Es dauerte lange, eh' ich mich erholte. — Am andern Tage war mir Alles wie ein Traum. Ich erinnerte mich wohl, in meiner frühen Jugend die Sage vernommen zu haben, daß ſich ſonſt fremde Männer in den verſteckten und theilweiſe unbekannten Höhlen der Magdalenen-Inſeln aufgehalten hätten, um bei Nacht Korallen zu fiſchen; ſie ſeien der Zauberei und dem Teufel ergeben geweſen, und ihre geſpenſtigen Schatten würden noch immer in gewiſſen Nächten in der Meerenge entdeckt. Da endlich, als der Bote des Biſchofs in unſerm Hauſe anlangte und die Ankunft ſeines Herrn anſagte, fuhr ich, von maßloſer, unbegrenzter Verzweiflung erfaßt, aus dem dumpf brütenden Traum empor. Meine Haare ſträubten ſich, wenn ich daran dachte, daß ich in einigen Tagen zum Prieſter geweiht werden ſollte. Ich entfloh den geräuſchvollen Anſtalten zu dem prächtigen Feſte, ſtürzte mich in ein Boot und führte es mit verzweifelt kräftigen Ruderſchlägen in das gefährliche Inſel- und Felſenlabyrinth hinaus. Ich fand den bezeichneten Felſen, ich fand die Platte, rief das angegebene Wort und legte dann in der Bucht an. Bald erſchallte eine Stimme von oben: Biſt du es, Lapo Poggi? — Ich bin's! verſetzte ich. Eine Strickleiter fiel aus der Spalte herab; ich ſtieg hinauf. Wild ausſehende Männer boten mir die nervige Hand, verwogene Geſtalten umringten mich in der ſchauerlichen Dämmerung der Kluft, und alle jubelten mir ein herzliches Willkommen! zu. Ich wußte wohl, wer dieſe Männer waren, Bella, ohne daß es mir jemand geſagt; meine heißen Jugendträume hatten ſich oft geſehnt, mitten unter ihnen zu ſein und mit ihnen zu verkehren; oft wenn in Genua mein von übernächtigen Studien glühendes Auge aus meiner engen Zelle auf das weite Meer hinausſchweifte, war der ſehnſüchtige Wunſch, wie ein Lavaſtrom, aus meiner Bruſt geſtiegen, auf dem Korſarenſchiff frei durch die Waſſerwüſte ſtreifen zu können. Jetzt war ich mitten unter Korſaren, jetzt konnte ich mit ihnen verkehren nach Herzensluſt. Und wenn ich noch Zweifel gehegt hätte über ihr Weſen, ſie hätten mich nicht lange darin gelaſſen. — Wir ſind freie Söhne des Meers, ſagten ſie, und wir wollen dich zu unſerm Hauptmann wählen und dir Gehorſam ſchwören auf Leben und Tod. Bring' deine Braut zu uns; wir wollen ſie reſpektiren, wie dich. In den ſüdlichen Gebirgen Siciliens haben wir ein verſtecktes Aſyl; dort ſoll ſie leben mit unſern Frauen und ihre Gebieterin ſein, wie du unſer Gebieter. Dort ruhen wir im Arm der Liebe aus von unſern Zügen, und verzehren im Rauſche des Glücks die heimgebrachte Beute. Niemand kümmert ſich dort um uns, ſeit König Karl der Zweite von Spanien todt iſt, und weder die Spanier, noch die Oeſterreicher, noch die Franzoſen haben uns etwas an. Während ſie ſich um die Herrſchaft herumbalgen, treiben wir unſer Weſen ſicher und ungeſtört. Willſt du unſer Anführer ſein? — Ich will's! rief ich, und ſchwur ihnen, dich, mein ſüßes Mädchen, ihnen zuzuführen. Sie beſitzen zwei Schiffe, wovon uns das eine ſogleich nach Sicilien bringen ſoll. Dort werden wir Tage der Liebe verleben, wonnige Tage! Sie erwarten uns in dieſer Nacht. Ich habe alles geordnet. Nur eine Angſt folterte mich, daß ich dich nicht allein ſprechen könnte. Ich hatte dir Alles geſchrieben, doch verwarf ich dies wieder, und eilte herauf, dich aufzuſuchen, dich anzuflehen, dich zu beſchwören, daß du mir gegen Mitternacht eine Stunde ſchenken mögeſt. Es hing ja mein Lebensglück, mein Leben ſelbſt davon ab, daß du mir dieſe Bitte gewährteſt. Du haſt es, Geliebte, und nun eile, eile mit mir hinab! Dort winken Freiheit, Glück, Liebesſeligkeit. Eile, komm, meine Bella!“

Und er umſtrickte ſie mit glühenden, nervigen Armen.

„Entſetzlicher!“ kreiſchte das Mädchen auf. „Und du konnteſt nur einen Augenblick den Wahn hegen, daß ich dir folgen würde? daß ich das Haus meiner lieben Eltern heimlich verlaſſen würde in verabſcheuungswerther Flucht, und ihrer zärtlichen Liebe mit dem größten Schmerz, mit namenloſem Kummer vergelten würde? Daß ich von Gott und der heiligen Jungfrau, die mich ſo fürſichtig behütet, mit der verruchteſten Untreue abfallen, und bei den Teufelskindern, den entſetzlichen Korſaren und Mördern hauſen würde? Den ſtillen Frieden dieſes Hauſes ſollte ich mit dem wilden Treiben der Unzucht und Schlämmerei vertauſchen? O wahnſinniger Thor, du haſt deine Rechnung ohne mich gemacht. Ich will nie die Frau eines Menſchen werden, der dem heiligſten Gelübde ungetreu, von Gott abgefallen iſt, nie die Frau eines ruchloſen Seeräubers. Geh, Lapo, ich fürchte mich vor dir!“

„Ha, liebſt du mich denn nicht? Jauchzt denn deine Seele nicht bei dem Gedanken, mich in deinen Armen zu halten? Lechzen denn nicht alle deine Sinne nach Liebesglück von meinen brennenden Lippen?“

„Nein! nein, bei der Mutter Gottes nein! Ich liebe dich nicht, Lapo; ich verabſcheue dich. Ich bebe vor dir.“

„Ha, ſo liebſt du Cino! Ja, ihn liebſt du. Aber es hilft dir nichts. Du mußt mit mir. Du mußt! Schon hab' ich den Himmel von mir geworfen, ich kann ihn nicht wieder ſuchen. Ich opfere Alles um deinen Beſitz. Du mußt mein ſein, ob du willſt oder nicht. Komm, meine Braut!“ Und ſeine Arme wanden ſich um ſie, wie tückiſche Schlangen, ſein Mund verſchloß den ihrigen wie ein Siegel, um jeden Schrei zu erſticken, und ſo hob ſie der Starke leicht empor, um ſie hinwegzutragen. Das Entſetzen umſtrickte ihre Sinne mit den Banden der Ohnmacht; leiſ ſtöhnend neigte ſie ihr erbleichendes Haupt auf ſeine Schulter, und es würde ihm leicht geworden ſein, ſie nach dem Boote hinab zu tragen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein Mann hinter dem Akazienbuſch hervor auf ihn losgeſprungen wäre, und ihm ein donnerndes „Halt, Bube!“ zugerufen hätte. Schrecken lähmte Lapo's Kräfte; die ſchöne Ohnmächtige entglitt ſeinen Armen und fiel zu Boden. Er hatte an der Stimme Bella's Vater, den finſtern menſchenfeindlichen Dino Negri erkannt. Kein Wort weiter entſchlüpfte den Lippen des ſchwer beleidigten Mannes, aber mit zornbebender Fauſt faßte er den Frevler beim Haupte, ſchlug ihn in's Geſicht, ſpie ihn an und warf ihn nieder, daß der Boden drohnte. Dann hob Dino ſein Kind auf und trug es in's Haus. Wuth, namenloſe Wuth über den ihm angethanen Schimpf und die Vereitlung ſeines Plans kochten in des Niedergeworfenen Bruſt. Sein Herz wurde zur ſiedenden Hölle. Lange lag er regungslos; in ſeinem Kopfe brannte nur ein Gedanke: Rache für empfangene Schmach. Die Nacht zog über ſeinem Haupte wüſte Bilder, der Nacht gleich, durch daſſelbe. Dann ſtieß er entſetzliche Flüche gegen Dino, Bella und Cino aus. Er verwünſchte ſie und ſich. Er raſete. Aber endlich wurde er ruhig, und eh' der Tag graute, ſtand er gleichgültig, als wenn er nichts erlebt hätte in dieſer Nacht, in ſeinem Zimmer.

Drei Stunden ſpäter riefen die Glocken zur Feier des Sonntags und zum Feſte der Prieſterweihe. Von allen Seiten ſtrömten Menſchen herbei, aus der Stadt und aus den benachbarten Küſten und Bergdörfern. Die Menge auf den Straßen und Plätzen häufte ſich von Minute zu Minute.

Die genueſiſche Beſatzung San Bonifazio's hätte darüber unruhig werden können, da der rebelliſche Sinn der Korſen gegen ihre Tyrannin, die Republik Genua, mehr als zu bekannt war, und ſich in mehr als einem blutigen Aufſtand offen genug bethätigt hatte, aber die verſammelte Menge war geputzt und hatte ein friedliches Anſehen, und der Grund, warum man heute ſo zahlreich zuſammengekommen, war den genueſiſchen Soldaten kein Geheimniß. War doch Tags zuvor der Biſchof von Ajaccio auf ſeinem Schiffe mit großem Gepränge im Hafen eingelaufen, um am heutigen Tage zwei jungen Geiſtlichen die Prieſterweihe zu geben und zugleich über alles Volk den Segen zu ſprechen. Die Einweihung zum Prieſteramte war aber jedesmal ein großes Feſt nicht nur für die zunächſt betheiligten Familien, ſondern für die ganze Stadt und Umgegend. Denn meiſt waren es die jüngern Söhne vornehmer und angeſehener Häuſer, welche dem Herkommen gemäß, ihrem älteſten Bruder die elterlichen Reichthümer überlaſſend, auf dieſe Weiſe verſorgt wurden, und jede dieſer mächtigen Familien hatte einen bedeutenden Anhang, der ſich bei dieſen und ähnlichen Veranlaſſungen beeilte, durch ſein perſönliches Erſcheinen ſeine Theilnahme zu bethätigen. Es waren die Klienten, die bei feierlichen Gelegenheiten im Gefolge ihres Patron erſchienen, um die Würde und das Anſehen deſſelben an den Tag zu legen. Anderntheils kam aber auch die Menge, um der Meſſe des Biſchofs beizuwohnen und des Segens deſſelben theilhaftig zu werden, der nach ihren Begriffen mehr werth war, als der eines gewöhnlichen Prieſters.

Heute waren es zwei Sproſſen der Familien Poggi und Lippi, deren erſtere ſowohl in der Stadt ſelbſt, als in der Gegend reich begütert war. Die Poggi, genueſiſchen Urſprungs und kaum einige Menſchenalter in Korſika anſäßig, wo ſie durch die Korallenfiſcherei an den im Kanal San Bonifazio gelegenen Magdalenen-Inſeln, meiſt unbewohnten nackten Felſen, bald reich geworden, legten heute all' ihre Pracht zur Schau. Der Lippi dagegen, zu den älteſten Einwohnern des Landes gehörig, und nie mit ſo gemeinen Dingen, wie Korallenfiſcherei und Handel beſchäftigt, ſtanden, wenn auch bei weitem nicht ſo reich, doch im Lande in höherem Anſehen als die Poggi.

Während das Volk ſich vor der Kathedrale verſammelte, ſaßen die beiden jungen Geiſtlichen Beichte. Denn vor der Einweihung mußte jeder ſeine Sünden einem Prieſter bekennen und abſolvirt werden. Die Wahl ihres Beichtvaters ſtand in jedes freiem Willen

Lapo Poggi hatte zum großen Mißvergnügen ſeiner Familie und deren Anhänger am Morgen dieſes Tages ſeinen frühern Beichtvater verworfen und einen gebornen Korſen, Pater Paolo, Diakon an der Kathedrale, und aus dem ebenfalls in der Nähe von San Bonifazio anſäßigen, altkorſiſchen, edlen Geſchlechte der Zamboni entſprungen, gewählt. Alle, die es mit den Genueſen hielten, ſahen in dieſer unerwarteten und plötzlichen Wahl einen Abfall von der Sache der herrſchenden Republik und ein Hinneigen zu den Intereſſen der unzufriedenen Korſen, denen, wie bekannt, Pater Paolo ſehr ergeben war. Man ärgerte ſich um ſo mehr darüber, als Lapo alle Hoffnung gegeben hatte, der Regierung anzugehören und dieſer am Beſitz eines Prieſters mehr, der das Volk in Schranken hielte, ſehr viel gelegen war. Die durch dieſen ſchlauen Jüngling noch am Morgen ſeiner Einweihung erlittene Täuſchung wurde von den Anhängern Genua's allzu empfindlich gefühlt, als daß ſich ihre Unzufriedenheit darüber nicht laut und bitter hätte ausſprechen ſollen. Dagegen triumphirte die korſiſche Partei, jene wild leidenſchaftlichen Patrioten, ſich um einen Kopf, und zwar um einen Prieſterkopf, reicher zu ſehen; denn daß Cino Lippi, der zweite Kandidat, ihnen angehörte, verſtand ſich von ſelbſt. Die Unterhaltung der verſchiedenen Gruppen und Haufen auf dem Platze, in den Straßen, in der Kirche, behandelte überall denſelben Gegenſtand, und er wurde mit großer Lebhaftigkeit debattirt. Endlich verkündete das volle Geläute der Glocken den Beginn des Hochamtes, die beiden Familien Poggi und Lippi erſchienen mit zahlreichem Gefolge in großem Pomp und ihnen nach ſtrömte alles Volk in die geräumige Kirche.

Unter dem andächtigen Haufen war ein ehrwürdiger Alter mit weißem Haar zu bemerken, der, in die einfache Tracht der Bergbewohner gekleidet, die ſich an ihm kaum durch feinere Stoffe veredelte, zwei Jünglinge und eine Jungfrau begleitete, deren Diener oder Hofmeiſter er zu ſein ſchien. Zum erſtern behandelten ſie ihn zu milde und leutſelig, zum letztern zu vertraulich. Vielleicht war es ſein Alter und der freundliche Ernſt ſeiner Züge, was beide mit einander ausglich. Die Jünglinge zeigten beide gedrungen, einnehmende Geſtalten von ächt korſiſchem Schlag, blitzende Augen, unſtäte Beweglichkeit; das Mädchen, eine vollendete Schönheit nach ſüdlichen Begriffen, war keine Andre, als Bella, die holde, fünfzehnjährige. Unter dunkelſeidenen langen Wimpern lag ihr großes, heilig reizendes Auge, das Allerheiligſte dieſes Menſchentempels hinter dem Vorhange. Dies innerſte, unentweihete Heiligthum, in welchem der Geiſt Gottes wunderbar ſichtbar und doch geſtaltlos wohnte und webte, ſchien ſeinen Hohenprieſter zu ſuchen, den Hohenprieſter der Liebe, der hier auf unentweihtem Altar ſelige Opfer bringen ſollte.

Und wie das Allerheiligſte, ſo war Alles an dieſem wandelnden Tempel hehr und herrlich.

Bella war bleich und eine Spur von Thränen auf ihren Wangen zurückgeblieben. Die Jungfrau und der eine der Jünglinge hatten eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit einander, daß man ſie auf den erſten Blick für Geſchwiſter erkannte, und da ſie augenſcheinlich von ganz gleichem Alter waren, ſo lag die Vermuthung, daß ſie Zwillingsgeſchwiſter ſeien, eben nicht fern. Es war derſelbe Grundgedanke in ihrer Erſcheinung, in ihren Zügen auf gleiche Weiſe ausgedrückt, in den Formen aber individuell ausgeſprochen, bei ihr ſchon in jungfräulich vollendeter Schönheit, bei ihm in angedeuteter, begonnener männlicher Kraft. Der andere Jüngling ſtand dem Mannesalter ſchon um mehre Jahre näher, war raſcher, bewegter, feuriger, kühner blickend, ſchon ausgebildeter, und doch erinnerte in ſeinen Zügen auch etwas an das Mädchen.

In der Kirche nahmen die drei jugendlichen Geſtalten einen ſchön verzierten Stand ein, der Alte blieb einen Schritt hinter ihnen in ehrerbietiger Stellung, jedoch ſo, daß er, wenn es nöthig ſein dürfte, an der Unterhaltung theilnehmen könnte.

Die Augen der Jungfrau ſchweiften neugierig über die Menge hin, dann wandte ſie ſich zu dem ältern ihrer jugendlichen Begleiter und ſagte lebhaft: „Carlino, weißt du, woran ich eben dachte? Wenn der erſte Sohn unſerer Mutter, der auch Carlino geheißen hat, wie du, nicht ſo früh geſtorben wäre, ſo wärſt du auch ein Prieſter geworden und der Tag wäre nun bald erſchienen, wo all' dieſe Leute hier deinetwegen in die Kathedrale gekommen wären. Ach, wie würde ich da ſtolz geweſen ſein, wenn man dich mit ſolchem Gepränge eingeweiht hätte wie Lapo und Cino. Wenn nun der Biſchof auf ſeinem ſchöngeſchmückten Schiffe von Ajaccio nach San Bonifazio gefahren wäre, um dich zu weihen! Ich beneide Lapo's Schweſter um ihr Glück.“

„Du dauerſt mich,“ verſetzte Carlino lächelnd, „aber aufrichtig geſprochen, bin ich doch noch froher, daß ich kein Prieſter zu werden brauche. Du weißt, wie heiß ich Reſa liebe; ich glaube, ich grämte mich todt, wenn ich hätte ein Prieſter werden und ihr entſagen müſſen. Es iſt ein ſchauerliches Geſetz, das den Prieſter zwingt, die Liebe abzuſchwören. Könnteſt du dich denn leicht entſchließen, Prieſter zu werden, Cante?“

Der andre Jüngling fuhr wie aus einem Traume empor; er hatte in ſich verſunken auf eine Stelle geſtarrt und am Geſpräch keinen Theil genommen: „Was ſagſt du von Reſa?“ fragte er jetzt haſtig. „Ich habe dich nicht verſtanden.“

„Von Reſa, närriſcher Träumer, ſprach ich vorhin, und zwar, weil ich ſie ſo heiß liebe, möchte ich heute nicht an ihres Bruders Lapo Stelle ſein. Dann aber fragte ich dich, ob du wohl Luſt hätteſt, dich Gott zu weihen?“

„O ja, Reſa's willen wohl.“

„Reſa's willen? Das begreife ich nicht. Weshalb möchteſt du gerade ihretwegen das werden, was ich ihretwegen nicht werden möchte?“

„Um ſie — um ſie zu quälen, alle ihre Sünden zu beaufſichtigen, ein Regiſter darüber zu führen und ihr täglich vorzuhalten.“

„Stets ſeid ihr, du und Reſa, doch feindlich gegen einander geſinnt,“ lachte der ältere Bruder. „Nun ſie ſoll ja auch nicht deine Frau werden, ſondern die meinige, und keiner von uns ein Prieſter. Suche du dir ein Mädchen, das dir beſſer gefällt; Reſa iſt mir gerade recht und ich könnte eine Andre nicht ſo lieben, wie ſie.“

Cante biß ſich in die Lippen und ſchwieg. Er ſtarrte wieder nach jener Stelle. Dort erhob ſich in dieſem Augenblick ein junges, holdes Weſen, in welchem Carlino ſeine eben beſprochene Braut erkannte. Er ſchenkte ihr aber nur einen flüchtigen Blick; denn der Biſchof trat in Pontificalibus heraus, hinter ihm die beiden Candidaten mit ihren Beichtvätern, gefolgt von den übrigen Prieſtern der Stadt. Alle Blicke waren auf den Zug gerichtet. Bella's Auge begegnete dem Lapo's; ſie erblaßte noch mehr und bebte zuſammen; er ſah gleichgültig und ruhig vor ſich hin.

„Ich freue mich ſehr," wandte ſich Carlino jetzt zum Diener, „daß Lapo unſern Oheim zum Beichtvater gewählt hat, und unſre Mutter wird darüber jubeln. Siehſt du, Maſo, daß dein alter Kopf einmal wieder fehl geſchoſſen hat? Du haſt den Lapo ſtets für einen verſteckten, eifrigen Genueſen gehalten; durch dieſen Schritt bewährt er ſich glorreich als einen Freund der Patrioten und ächten Anhänger unſeres Hauſes. Wir haben ihn nun noch einmal ſo lieb. Mutter wird ihn ihren liebſten Sohn nennen; denn als ihr Kind hat ſie ihn ja ſtets betrachtet, und Vater wird ihm ſeine ganze Zuneigung ſchenken. Meinſt du nicht auch, Bella?"

Ein zitterndes „Ja" ſtarb auf Bella's bleich gewordenen Lippen.

„Laßt uns der Dinge Ausgang abwarten," entgegnete Maſo bedenklich.

„Du haſt ſtets ſeltſame Geſichte und Träume, Alter."

„Und doch ſind ſo viele ſchon eingetroffen. Ihr wart noch nicht geboren, da beſchlichen mich ſchon ſolche bange Ahnungen; ſie ſind leider alle in Erfüllung gegangen. So wird es wahrlich dem Hauſe Zamboni und ſeinen Sproſſen keinen Segen bringen, daß dieſer junge Prieſter aus der Familie Poggi ſich ſo plötzlich zu unſerer Partei bekennt. Ich fuhr in der verwichenen Nacht empor und hörte eine Stimme Verwünſchungen ausſtoßen, die mir die Lapo's ſchien.

Faſt möchte ich behaupten, es ſei Wirklichkeit geweſen und ich habe gewacht, doch waren es gewiß nur Laute eines böſen Traums, aber Gutes bedeutet er nicht.“

„Wie ſeltſam!“ wandte ſich Carlino wieder an die Schweſter; „gleich dir hat der Alte auch böſe Träume gehabt in dieſer Nacht. Aber was fehlt dir, Bella? Du biſt bleich und zitterſt.“

„Ich dachte wieder an meinen Traum, und alle die ſchrecklichen Bilder deſſelben traten mir friſch vor die Seele.“

„Was haſt du denn eigentlich geträumt, daß du krank davon wurdeſt und ſelbſt der Vater um dich beſorgt war?“

„Mir träumte, Lapo war Hauptmann wilder Korſaren, die in einem Felſen der Magdalenen-Inſeln hauſten. Er kam und raubte mich trotz meinem Widerſtreben. Ein einziges Wort öffnete die Pforte des Felſen und alle Schauer des Entſetzens faßten mich an. Da erwachte ich ſchreiend, und neben mir ſtand mein Vater, den mein ängſtliches Stöhnen herbeigelockt hatte.“

„Seht ihr!“ warnte Maſo, „in dieſem düſtern Traumbilde iſt dieſer junge Prieſter wieder die Hauptperſon. Und ſo war er als Knabe ſchon bei jenem ſchrecklichen Erlebniß betheiligt, das euch den Vater raubte. Stets hat mich die Ahnung beſchlichen, er müſſe auch um den Raub eurer Schweſter Bettina wiſſen.“

„Geh', Alter, deine Träumereien führen dich zu weit. Wie kann ein Knabe von einigen Jahren um Raub und Mord wiſſen, der über ein ihm fremdes Haus hereinbricht. Ich war ja ſelbſt beim Tode meines Vaters, nur zwei Jahre jünger als Lapo, was weiß ich aber, wie es zuſammenhing! Und konnte er es beſſer wiſſen, als ich? Du biſt Lapo nie gewogen geweſen; daher deine Luſt, in ihm ein dämoniſches oder geſpenſtiges Weſen zu ſehen. Du biſt ein wunderlicher Geiſterſeher und Geheimnißkrämer; wir kennen dich!“

„O ſpottet nicht, Carlino, es gibt der düſtern Geheimniſſe genug in Euerm Hauſe, und ſie ſind nur mit leichter Hülle zugedeckt.“

Die Beendigung des Gottesdienſtes machte auch dieſer Unterhaltung ein Ende; die heilige Handlung der Prieſterweihe war ſchon lange vorüber. Jetzt drängten ſich von allen Seiten Verwandte, Freunde und Bekannte hinzu, den neuen Prieſtern Glück zu wünſchen. Carlino war raſch an Reſa's Seite und ſüße Worte flogen, wie erſt Blicke, herüber und hinüber. Cante ſtand allein und warf dem Pärchen düſtere Blicke zu. Dann trat er heran und ſagte bitter: „Ei Donna Reſa, Ihr gebt Euerm Geliebten gar in der Kirche Gehör und verlegt Eure Zuſammenkünfte mit ihm an den Altar?“

„Wie Ihr ſeht, Monſignore Cante,“ verſetzte ſie lachend. „Aber der Herr läßt noch größere Gräuel in ſeinem Hauſe geſchehen, wie z. B. daß Leute während des Gebets daſitzen, und kleine Bosheiten aushecken, auf ſpitzige Zungenſünden ſinnen, und ſo wenig daran denken, ein Ave oder Pater noster zu beten, daß ſie nicht einmal einen Roſenkranz haben. Ich wette darauf, Ihr ſeid ſelbſt mit ſolch' unnützem Geräth nicht verſehen.“

„Immer beſſer, man führt es gar nicht, als daß man ſcheinheilig die Kügelein durch die Finger laufen läßt, und dabei auf Liebesabenteuer denkt. Ich ſah es an Euerm Lächeln, womit Eure Seele beſchäftigt war.

„Und doch irrt Ihr, wackerer Cante. Mir kam vielmehr, als ich Euch ſo gottlos ſitzen ſah, in die Seele, wie ſich der erzürnte Himmel vor kurzem eines Maulthiers bedient habe, Euch zu beſtrafen, indem daſſelbe Euch unter meinem Fenſter nicht eben ſanft in den Staub legte und ohne Euch nach Hauſe ging; und da mußte ich lachen.“

„Nicht Strafe für mich war es, daß mich das tolle Thier abwarf, ſchöne Donna; ich mußte vielmehr für Eure Sünden büßen; denn klug, wie Bileams Eſel, wollte es durchaus nicht am Hauſe der Heuchler und Sünder vorüber. Ich wollte es zwingen und ſah zu ſpät ein, daß es Frevel war.“

In dieſer Weiſe ging die Unterhaltung der beiden jungen Leute fort, lauter Nadelſtichen vergleichbar, die ſie ſich gegenſeitig lachenden Mundes und mit wahrer Seelenwolluſt verſetzten. Carlino ging fröhlichen Sinns her, belachte die ſtachlichten Reden und bemerkte es kaum, daß weder Geliebte noch Bruder ſich im Eifer ihres kleinen Kriegs um ihn bekümmerten. Er freuete ſich vielmehr recht herzlich, daß Reſa und Cante ſich einander nicht leiden konnten und er der auserwählte Geliebte des ſchönen, reichen Mädchens ſei.

Bella und der alte Maſo hatten ſchon längſt die Kirche verlaſſen, und Carlino und Cante ſchüttelten ihren Freunden Lapo und Cino glückwünſchend herzlich die Hand. Lauernd las der Erſtere in ihren Zügen; des Zweiten Augen ſuchten in der Menge. Beide waren einſylbig und verſtimmt.

Bella ſaß bei der Mutter, einer ernſten ſchönen Frau, aus deren Zügen immer noch die hohen Reize einer verſchwundenen Jugend auftauchten, wie im Verlöſchen begriffene Flammen je zuweilen noch aus der Gluth der Kohlen emporſchlagen, oder wie im Spätherbſt ſich noch einige ſonnige blüthentreibende Frühlingstage zeigen. Man konnte es dieſen edeln Formen noch immer anſehen, welch' hohe und vollendete Schönheit ſie einſt geſchmückt, und um den

Begriff davon ſo vollſtändig als möglich zu haben, brauchte man blos ihre liebliche Tochter zu ſehen. Bella hatte erzählt, was ſie in der Kirche geſehen und gehört, aber eine ungewohnte Aufregung hatte dabei ihr Weſen bewältigt und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Du biſt ſeltſam ergriffen, mein Kind,“ ſagte die Mutter liebreich, „doch auch mir iſt das Auge feucht geworden; denn Lapo's Einweihung hat mir das Andenken meiner verlornen Lieben wieder friſch ſchmerzlich in die Seele zurückgerufen. Doch dir liegt ja das Alles fern, Bella. Du warſt noch nicht geboren, als mich jene harten Schläge trafen. Deshalb möcht' ich dich fragen, weshalb du weinſt und bekümmert biſt?“

„Mein Herz iſt mir beklommen und belaſtet, liebe Mutter, als läge eine Welt darauf und wollte es erſticken. Mich folterte Furcht und Angſt vor etwas, dem ich keinen Namen geben kann, und es iſt mir ſo weh zu Sinne, als wär' es eine Wohlthat für mich, wenn ich mich todtweinen könnte.“

„Du erſchreckſt mich, Kind, mit deinen Reden! Das iſt noch Folge deines Traums in der verwichenen Nacht. Fürwahr auch ich bebte, als dein Vater mich weckte und mir deinen Unfall erzählte. Du hätteſt heut nicht in die Kirche gehen ſollen, und doch hoffte ich, es würde dich zerſtreuen.“

„Ach, liebe Mutter, erzähle mir von deinem erſten

Gatten, Carlino's Vater, und von deinem erſten Söhnlein, und von deiner Tochter Bettina, die dir verſchwand, wie ein ſchöner Traum.“

Da floßen die Thränen der Mutter reichlicher. Sie hatte aber noch kein Wort wieder geſprochen, als ihr Gatte hereintrat. Dino warf einen finſtern befehlenden Blick auf ſein Kind, der das ihr ſogleich nach ihrer Ohnmacht ſchon auferlegte Verbot, Niemanden, ſelbſt der Mutter nicht, das Geringſte von den wirklichen Ereigniſſen dieſer Nacht zu ſagen, wiederholte und beſtätigte, und der Bella zittern machte, ſo daß ſie bald darauf ſich aus dem Zimmer entfernte.

„Wohl“, begann die Mutter, „iſt der heutige Tag für mich ein Tag der Trauer und der ſchmerzlichſten Erinnerung. War meine Bettina nicht eine Geſpielin dieſes Lapo Poggi, der heute, die Freude und der Stolz ſeiner Familie, die ſchönſten Hoffnungen derſelben erfüllt? War mein erſtes Knäblein nicht gerade ſo alt, wie er? War er nicht mit Carlino auf jenem Boote, als der wackere Luigi, mein Gatte, durch eines Meuchlers Hand ſein Leben verlor? So verwebt ſich dieſer Lapo in all' die verworrenen Bilder, die mich aus der Vergangenheit andüſtern.“

„O Weib!“ rief Dino ſchmerzlich, „wollteſt du doch die Vergangenheit im Grabe der Zeit ruhen laſſen, und dich endlich von dieſer Leiche zur lebendigen Gegenwart wenden! Warum doch und zu welchem Zwecke beſchwörſt du dieſes traurige Geſpenſt immer und immer von neuem wieder zu deiner Qual?“

„O Dino, dieſe Qual iſt mir zur Lebensnahrung geworden! Ich weiß, du zürnſt mir, wenn ich rückwärts blicke und die Schatten meines verſchwundenen Glücks mit verdüſtertem thränenſchweren Auge vor mir vorüberziehen laſſe; darum ſuche ich meinen Schmerz vor dir zu verbergen, ſo gut ich kann, aber ich kann nicht immer, und heute am wenigſten. Es iſt mir als müſſe der Schmerz mir das Herz zerſprengen. Wie ein Rieſe hat er ſich darin erhoben und dehnt ſich aus; das arme Herz iſt zu klein für ihn; ich muß mit einem Wehſchrei meine Bruſt aufreißen, um mit meinem Herzblut, ein unheimlicher Pelikan, die Schatten zu beleben, die mich gebrochenen Auges umſchweben.“

„Ich werde dich heute noch verlaſſen, um meine gewohnte Reiſe zu machen, Gemma. Schon hab' ich Befehl gegeben, daß das Schiff mit meinen Waaren beladen wird. Ich bin gekommen, mich von dir zu verabſchieden.“

„Es iſt mir ja ſchon bekannt, daß die Ausbrüche meiner blutenden Seele dich jedesmal aus deinem Hauſe fort auf das Meer treiben, und dann ſehen wir dich in zwei oder drei Monaten, in einem halben Jahre, vielleicht auch noch länger, nicht wieder. Ach, der Gatte ſollte wohl der Gattin Troſt ſein!

Aber ich will dir keine Vorwürfe machen, Dino! Reiſe mit Gott und der heiligen Jungfrau!“

„Und doch war dies ſchon ein Vorwurf. Gemma, kann ein Mann wohl ein Weib mehr lieben, als ich dich geliebt habe? Wie oft hab' ich dir erzählt, daß die Glut meiner Leidenſchaft für dich mich aufzureiben drohete, als du meinem Freunde Luigi Bardi, dem ſchönen gewandten Bewerber um deine Hand und dein Herz, beides froh und glücklich reichteſt! Wie oft verfluchte ich mich, daß ich dir nie einen Blick in mein loderndes Herz eröffnet hatte! Die Glut ſelbſt hatte mir den Mund verſchloſſen. Ich Wahnſinniger wähnte, du müßteſt es ſehen, wie ich um dich litt, und du hatteſt nur Augen für dein blühendes Liebesglück in Luigi's Armen! Genug, ich konnte ferner das Leben nicht ertragen in deiner Nähe; ich floh hinauf in die Gebirge; ich ſiedelte mich an in den ſchauerlichen Schluchten des Monte d'oro, ich wurde ein Einſiedler, ein Jäger, ein halber Wilder. Ich hatte mein Herz ſo lange bekämpft, bis es nicht mehr loderte; aber ſtille Glut ſchlich fort und fort in ſeinen Tiefen; ſie zu dämpfen vermocht' ich nicht. Eben ſo wenig ließ ſich dein reizendes Bild aus meiner Seele verbannen. Jahre zogen dahin, wie der Adler, den ich um den Felſenhorſt kreiſen ſah; ich hatte mich des Lebens unter Menſchen abgethan, da erfuhr ich eines Tags von einem Gebirgswanderer zufällig, daß Luigi Bordi, dein Gatte, nicht mehr am Leben ſei. O Himmel, da ſchlug die ſtille Glut wieder in lichten Flammen empor; alle Triebe und Gefühle meiner Seele zogen mich unwiderſtehlich mächtig, gewaltig nach dir. Alle verwelkten Lebenshoffnungen ſtanden plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag, in grünender, blühender Friſche; alle Pulſe ſprangen, wie aus dem Winterſchlaf aufgewachte Quellen, luſtig und munter, meine Sehnſucht hatte ein helles Ziel, mein Wunſch einen feſten Gegenſtand, es war die alte ſtarke Liebe wieder in mir, nein! die neue war ſtärker; das plötzlich in mein dunkles Herz hereinbrechende grelle Sonnenlicht hatte ſie aufgeſchnellt, und ſie geberdete ſich wie eine Wahnſinnige. Ich hatte nur einen Gedanken, meine Träume wurden nur von einem Bilde belebt, und Alles und Jedes warſt du. Wie das Hochwild aus den Bergen lechzend hinab in das Thal an die Quelle ſtürzt, ſo kam ich aus meiner bergigen Wildniß herab in die Seeſtadt und trat vor dich. Und abermals verſchloß das Uebermaß der Gefühle mir den Mund. Aber ich hatte wenigſtens jetzt keinen glücklichen Nebenbuhler. So wähnte ich nämlich. Ich ſtand vor der trauernden Wittwe; ſie erkannte mich kaum. Endlich riß mir die Leidenſchaft das Siegel vom Munde. Du verſuchteſt mir zu widerſtehen. Du ſprachſt von Luigi und dem großen Jammer, der dich betroffen. Meine Arme legten ſich um dich wie eiſerne Bänder; ich bildete mir ein, das Feuer meiner Leidenſchaft müſſe das deinige entzünden, meine Liebe, fähig, eine Welt auszufüllen, müſſe dein Herz erobern und das Bild deines Gatten daraus verdrängen; denn er hatte dich nicht ſo geliebt, wie ich, er konnte dich nicht ſo geliebt haben. So lange du auch meinen Bitten widerſtanden hatteſt, du widerſtandeſt ihnen nicht länger. Du wurdeſt mein Weib. Aber was mußte ich Unglücklicher erleben? Nicht einen lebenden Nebenbuhler hatte ich, der mir den Preis abgelaufen, nein, ein Todter war's, der den Sieg über mich davon trug; es war noch immer Luigi Bardi, der mir Vorgezogene, es war immer noch jener glückliche Luigi Bardi, der deine Liebe und dein Herz beſaß, und wie ich erſt den Lebenden beneidet hatte, ſo mußte ich jetzt den Todten beneiden. Statt meines liebeglühenden Weibes hielt ich die trauernde Wittwe in den Armen, ſtatt des Entzückens befriedigter Seligkeit ſah ich Thränen in deinem Auge ſchwimmen, ſtatt des ſüßen Geſtöhns der Leidenſchaft, ſchwirrten Seufzer des Schmerzes von deinen Lippen. Noch hoffte ich, die Zeit werde die Vermittlerin ſein zwiſchen meiner Liebe und deinem Schmerze, aber dieſe Hoffnung war eine gleiſende Lügnerin. Der Himmel erſetzte dir gnädig alle Verluſte; zwei Kinder und einen Gatten hatteſt du verloren, und bald wiegteſt du zwei liebliche Kinder auf deinen mütterlichen Armen, und ein Gatte ſtand dir zur Seite, geneigt, ſein Blut für die Erfüllung deiner Wünſche zu opfern. Es war Alles vergebens. Wie dein geſtorbener Gatte dir lieber war, als der lebende, ſo waren deine geſtorbenen Kinder dir lieber, als die lebenden, und wenn dein kalter Kuß ſchnell über unſre Lippen rauſchte, wie der matte kalte Frühling über die ſchneeigen Berge, hing dein Auge an den Bildern der Vergangenheit und deine Liebe war bei den Todten. So haſt du mir mein Leben vergiftet, Weib. Ich floh auf das Meer hinaus, die Geſchäfte deines Mannes fortſetzend; der Handel führte mich an ferne, entlegene Küſten, unter Menſchen von fremder Sprache und Sitte. Ich hoffte dort die bittern Schmerzen der Täuſchung zu überwinden. Ach, es gibt keine größere Schmerzen, als die Täuſchungen der Liebe bereiten! O, wie oft hab' ich ſie erleben, erdulden müſſen, dieſe Qualen! Dann, wenn ich nun fern war, und lange Zeit fern geweſen, da überwucherte das Schlingkraut der Hoffnung mein blutendes Herz wieder üppig grün; auf den Flügeln der Sehnſucht eilte ich wieder heim; nach dir zog mich mein geneſenes Herz wieder mit tauſend erſtarkten Banden, nach dir drängten alle meine Gefühle. Liebe, Liebesglück wünſchte und hoffte ich in deinen Armen zu genießen; ich nannte meine traurigen Erfahrungen Lügnerinnen, meine Hoffnungen wahrhaftige Prophetinnen, ich kam glühend, verlangend, und umarmte — Luigi's Wittwe! So hat das bittere Spiel der

Täuſchung fortgedauert und mir immer und immer wieder das Herz zerfleiſcht. Auch jetzt geh' ich wieder mit blutender Bruſt.“

„Dino,“ ſagte Gemma ernſt, nach einer langen Pauſe, während welcher ſie das ſchöne Haupt ſinnend auf die Hand geſtützt hatte, die von ihren rinnenden Thränen benetzt wurde; „Dino, nicht ich habe dich getäuſcht, du haſt es ſelbſt gethan. Als du, wie der verſengende Wind der Wüſte, in das Haus der Wittwe hereinbrachſt, erbebte ich vor deiner wilden Leidenſchaft. Aber du ſprachſt von Luigi's hoher Tugend — ich wußte, du warſt ſein Freund geweſen — und gewannſt mich, halb durch die meinem Herzen wohlthuenden Erinnerungen an ihn, halb durch den Sturm deiner Gefühle für mich, mit dem du mich fortriſſeſt. Vielleicht wenn du meinen Schmerz ſchonender behandelt hätteſt, wäre er eingeſchlafen. Aber du forderteſt Liebe, Leidenſchaft, wenn die leiſen Töne der Wehmuth und Erinnerung mich umhauchten. Ich war die ſanfte weiße Viole der Nacht und du verlangteſt gebieteriſch, ich ſollte die glühende Purpurroſe des Tages ſein. Du überſtrahlteſt die in ſich verſunkene Nachtwandlerin des Schmerzes, eingehüllt in die Schatten der Erinnerung, plötzlich mit dem heißen grellen Sonnenlicht der Leidenſchaft, und du wunderteſt dich, daß ich laut aufſchrie? O Dino, meine verweinten, nur an die aſchgrauen Schatten meines geſtorbenen Glücks gewöhnten Augen konnten das flammende Licht, die rothe Glut deiner Liebe nicht ertragen. Hab' ich dir nicht zehnmal mich verweigert? Ich wollte nicht dein Weib werden: du riſſeſt mich zum Altare."

„Ja, ich war ein Raſender; ich bin es noch; denn obſchon ſechszehn Jahre dieſes Kampfes zwiſchen Liebe und Schmerz verſtrichen ſind, immer noch reißen mich, wie damals, unbändige verlangende Triebe zu dir hin, immer ſtößt mich noch dein ewig neuer Schmerz zurück."

„Hätteſt du dieſe, meinen Schmerz verletzende und ewig aufſtachelnde Leidenſchaft zu bändigen gewußt, ſo hätte ſich mein Schmerz geſättigt und die Liebe hätte als eine beſcheidene Blume in meinem Herzen aufwuchern können. Du haſt die zarte Pflanze ſtets mit der Sonnenhitze deines düſterwilden Weſens verſengt. Und wie bitter wurdeſt du nicht jedesmal, wenn ich dem unglücklichen Luigi eine Thräne weihete, oder gar, wenn ich mich vergeſſend, den Namen meines verſchwundenen Engels, meiner Bettina ausſprach! Geſetzt auch, es habe dich gekränkt, daß meine Bruſt für den verſtorbenen Gemahl liebende Erinnerung aufbewahrte, wurdeſt du denn durch das Andenken an mein geliebtes Kind auch nur um ein Gefühl der Gattin betrogen? Und gerade die Trauer um Bettina warfſt du ſtets geneigt, mir am übelſten zu nehmen. Und doch trauere ich um ſie am meiſten; ihr Bild lebt am lebendigſten in meiner Seele fort. Als mein erſtes Söhnlein ſtarb, hielt ich ſeine liebe holde Leiche im Arm, mein Schmerz war fürchterlich, ich hätte mich gern ſelbſt mit ihm in's Grab gelegt, aber ich hätte es doch todt gehabt, wie ich es erſt lebend gehabt hatte. Der Schmerz verklärte ſich zur Wehmuth, wie mein irdiſches Kind ſich zum himmliſchen Engel verklärt hatte. Als Luigi vor mir lag mit durchſchoſſener Bruſt, leblos, mit Blut befleckt, mit ſeinem Herzblut, da drohete mir der Wahnſinn, die Sinne zu verwirren. Mein Schmerz ſpottete jeder Beſchreibung; ich hielt es nicht für möglich, noch einen Tag leben zu können; aber dieſe dumpfe Verzweiflung wurde zur lauten Klage, die Klage zur ſchmerzlichen Schwermuth, die Schwermuth zur Thräne der Wehmuth, jener köſtlichen Perle in der Dornenkrone des Schmerzes. Ich hatte ja meinen Gatten begraben, ſein Herzblut hatte meine bleichen Lippen wieder roth gefärbt — o, ein ſchauerliches Roth! — als ſie wahnſinnig gierig nach ſeinen Küſſen, die ich für ewig verlieren ſollte, ſich fort und fort an ſeine Leiche hefteten. Auch er war todt. — Aber meine Bettina habe ich nicht todt im Arm gehalten; ihr habe ich nicht die hohe Stirn geküßt, nicht die Locken mit grauſamer Scheere vom Haupte getrennt, eh' ich ſie in den Sarg gelegt; ſie iſt von mir genommen worden, wie der Gedanke eines ſchönen Liedes, der in unſerer Seele aufglüht und verſchwunden iſt, wenn wir ihn zu feſſeln bemüht ſind.

Und ſo iſt mein Schmerz ewig neu und heftig. Könnte ich zu ihrem Grabe gehen und es mit meinen Thränen befeuchten; ich würde ihn ausweinen; ſo bleibt mir kein Troſt, und auf die Hoffnung hab' ich längſt verzichtet.“

Als die trauernde Mutter das kummerſchwere Haupt erhob, war ihr Gatte davon gegangen; ſie hatte es nicht bemerkt. Seufzend ſah ſie ihm nach und verſank dann in ſtilles Brüten.

Carlino war mit mehren jungen Männern ſeines Standes in eine Weinſchenke gegangen, und man ließ eben die beiden jungen Prieſter leben, die ſonſt mit zu der Geſellſchaft gehört hatten, und verabredete ſich einſtimmig, dieſen Abend alle zuſammen in einem Zuge die erſte Veſper der beiden Eingeweihten zu hören, welche in der vor der Stadt am Berge hochgelegenen Bonifazio-Kirche gehalten werden ſollte. Da klopfte ihn plötzlich Jemand auf die Schulter. Es war der alte Maſo, der unvermerkt hereingekommen war. Sein runzliches Geſicht ſah recht bleich und verſtört aus, und ſeine Stimme zitterte, als er Carlino zuflüſterte: „Ich bitt' Euch, gnädiger Herr, folgt mir; ich habe Euch etwas ſehr Wichtiges zu ſagen.“

Carlino erhob ſich, und reichte dem Alten den

Becher, damit dieſer ihn ausleeren möchte, aber Maſo, ſonſt ein Freund des Weins, wies ihn mit Abneigung zurück. Darüber noch mehr verwundert, griff Carlino haſtig nach ſeinem Hute, verſprach den Freunden, bald wieder zu kommen, und entfernte ſich.

„Was haſt du vor?“ fragte er nicht ohne Beſorgniß draußen den düſterſchweigenden Greis.

„Nicht hier iſt der Ort, wo Ihr das vernehmen könnt, was ich Euch zu ſagen habe,“ verſetzte Jener fürchterlich kalt. „Ich bitt' Euch, folgt mir in das Haus Euers Vaters.“

„Aber es dunkelt ſchon, und ich will zur Veſper der neuen Prieſter gehen.“

„Das könnt Ihr immer noch. Das ſollt Ihr ſogar; darum hätt' ich Euch ebenfalls erſucht; denn es iſt Euch unerläßlich, Ihr müßt die Veſper beſuchen. Ihr werdet bald hören, warum. Auch iſt es beſſer, Ihr hört bei Nacht meine Worte, als am Tage. Die Nacht gehört zu ihnen; ſie werden ſtärkern Eindruck auf Euch machen, wenn Euch nächtliches Dunkel umhüllt, als wenn Euch die helle freundliche Sonne beſcheint.“

Stumm ging der Alte ferner voran; Carlino folgte kopfſchüttelnd, und vergebens ſinnend, was wohl dem Diener begegnet ſein könne. So erreichten ſie endlich das hochgelegene Schloß. Aber nicht in das offene Thor desſelben lenkte Maſo ſeine

Schritte; er bog vielmehr in einen dunkeln, dichten Laubgang des Gartens ein, der, dumpf und wenig betreten, von Moos und Gras überwuchert war. Dieſer Gang führte am ſchroff aufſteigenden Berge hin, und mündete endlich auf einen kleinen ſchauerlichen Platz. Von vorn begrenzte ihn ein altes ſteinernes Hintergebäude des Schloſſes, von der rechten eine graue verwitterte Wand desſelben, nach hinten ein an den Berg angelehnter Felſen, nur hie und da von dürftigem Grün bekleidet, nach der linken Seite ein düſterer Tannenwald, durch welchen der Weg lief. In der Mitte dieſes, kaum zwanzig Schritte weiten Raumes erhoben ſich drei hohe Pappeln in die Lüfte, deren nicht umfangreicher Stärke man aber anſehen konnte, daß ſie ihre beſtimmte Höhe noch nicht erreicht hatten, ſondern noch im Wachsthum begriffen waren. Zwiſchen den Bäumen lehnte ein ſteinernes Kreuz an einem Würfel und darauf ſtand mit ſchwarzen Lettern: Luigi Bardi.

Jene durchſichtige, duftige Verſchleierung der fernern Gegenſtände, welche in den ſüdlichen Ländern die Stelle der Nacht einnimmt, hatte ſich bereits über das einſame Grab und ſeine melancholiſche Umgebung verbreitet, und die funkelnden Sterne warfen ihre matten Strahlen in die ſchauerliche Einzäunung, als die beiden ſchweigſamen Wanderer aus dem rauſchenden Wäldchen an das ſtille Grab traten.

„Du führſt mich zur Ruheſtätte der Gebeine meines Vaters?" fragte Carlino verwundert und von unheimlichen Grauſen ergriffen.

„Weil dies der einzige ſchickliche Ort in der weiten Welt iſt, Euch, Carlo Bardi, die Mittheilung zu machen, die zu wiſſen Euch nöthig thut."

„Und was werd' ich hier hören müſſen?" ſchauerte der Jüngling.

„Wer der Mörder deines Vaters iſt, des edeln, herrlichen Mannes, der allzufrüh und gegen Gottes Willen hier in ein kühles Erdenbett gelegt wurde," flüſterte der Alte mit heiſerer, widriger Stimme auf Carlino hinein, wozu ſeine Augen katzenartig leuchteten, ſo daß der Jüngling zurückbebte, gleich ſehr erſchreckt vom Inhalt der Worte, wie von dem Ausdruck der Stimme und des Geſichtes, mit welchem ſie vorgebracht wurden.

„Der Mörder meines Vaters?" lallte Carlino beſtürzt. „Wer kann wiſſen, wer dieſer iſt?"

„Gnädiger Herr, ſolltet Ihr Euch des Menſchen nicht wieder erinnern, wenn er Euch in derſelben Vermummung unter die Augen träte?"

„Nimmermehr. Es iſt unmöglich! Denn weder ich, noch Lapo Poggi haben ſein Geſicht geſehen. Und wer außer uns beiden wäre Zeuge der Unthat geweſen? Du weißt, es war am Morgen; Lapo und ich ſpielten im Weinberg über der kleinen Bucht, da ſahen wir, daß mein Vater ſein Boot löſte, ich rief ihm kindiſch neugierig zu, wohin er gedenke, und erhielt zur Antwort, er wolle nach unſerer Korallenfiſcherei hinüber, um dort den Arbeitern einige Befehle zu ertheilen. Wie ein Sturmwind waren wir beide Knaben unten in dem Fahrzeug und ließen nicht nach mit Bitten, bis er uns mitnahm. Unterwegs ſprachen wir von meinem verloren gegangenen Schweſterchen, und mein Vater ſagte uns, vielleicht habe ſie einer der Korſaren geraubt, die ſich zeither häufig in den Gewäſſern unſerer Inſel zeigten. Und wie es das Geſpräch brachte, erzählte er uns, es hauſe jetzt im mittelländiſchen Meer ein furchtbarer Korſarenhauptmann, der Schrecken aller Kauffahrer, wahrſcheinlich ein wilder Sohn der Raubſtaaten Afrika's; aber er trage nicht die bunten Kleider der Mauren oder Moslamin, ſondern ſei ſchwarz gekleidet, ja die wenigen, die ihn geſehen und mit ihm gekämpft und ſeinem unerſättlichen Schwerte entronnen ſeien, behaupteten, er habe ſogar einen ſchwarzen Schleier vor dem Geſicht, in welches ein dunkler Turban tief gedrückt ſei. Mein Vater beſtätigte dieſes; denn er ſelbſt war von dem wilden Korſarenhäuptling beſiegt, ihm in die Hände gefallen, aber unbegreiflicher Weiſe von demſelben großmüthig wieder entlaſſen worden, ohne an Leib oder Gut geſchädigt zu werden. Von des Korſarenhauptmanns Liebe zur dunkeln Farbe und ſeinem tollkühnen, jede Todesgefahr kalt verachtenden Weſen habe er den Namen Brunardito, und ſelbſt ſeine Leute kannten keinen andern von ihm, aber gerade dieſer Name deute wieder auf einen Italiener. Man habe auch die ſeltſamſten Vermuthungen über ihn, einige ſagten, er ſei ein ſicilianiſcher Fürſt, andere, ein junger Prälat aus Kalabrien; eine dritte Partei wollte in ihm einen ſpaniſchen Helden erkennen, der die Franzoſen in ſeinem Vaterlande an der Spitze öſterreichiſcher Heere bekämpfte, zur See aber unter dem Schleier auf alle franzöſiſchen Schiffe Jagd mache. Dies Alles erzählte uns mein Vater und theilte uns auf unſere Bitten ſein ſeltſames Zuſammentreffen mit Brunardito ausführlich mit, deſſen Beſchluß ſtets unerklärlich ſein wird, und wir beiden Knaben horchten mit hochgeſpannter Aufmerkſamkeit zu. So waren wir durch den Kanal in's tyrrheniſche Meer gekommen, als hinter einer der Magdaleneninſeln ein Boot hervorkam und gerade auf uns zu ruderte. Ein einzelner Mann, dem Anſehen und der Kleidung nach ein Korallenfiſcher, lenkte das Fahrzeug. Es kam dicht an uns heran, und mein Vater legte ſeine Ruderſtange bei Seite, im Wahne, der Mann ſei einer ſeiner Leute, der ihm etwas zu ſagen habe. In dieſem Augenblick erhob ſich plötzlich und zu unſerem Schrecken in dem Boote uns gegenüber ein über und über ſchwarzgekleideter Mann, deſſen Geſicht ſogar mit einem dunkelfarbigen Schleier bedeckt war, und der am Boden des Fahrzeugs ausgeſtreckt gelegen hatte. Doch uns blieb nicht ein einziger

Augenblick Zeit, ihn näher zu betrachten; denn er drückte ſogleich ein in ſeiner Hand befindliches Gewehr auf meinen Vater ab, der Schuß fiel, mein Vater ſtürzte zuſammen und wir Knaben ſchrien, vom grauſigſten Entſetzen durchdrungen, wild und laut auf, warfen uns über den blutenden und ſterbenden Mann, deſſen Lippen nur noch das Wort Brunardito entſchlüpfte. Als er todt war und wir troſtlos umherblickten, war das Boot mit ſeinem Mörder verſchwunden. Wer nun wollte und könnte wiſſen, wer der Mörder geweſen iſt? War er jener gefürchtete und berüchtigte Brunardito, wie mein ſterbender Vater ſeinem letzten Worte nach zu glauben ſchien, ſo fragt ſich weiter, wer war dann aber jener Brunardito, deſſen Namen ſpäter nicht wieder von eines fremden Mund in mein Ohr gedrungen iſt? Und weshalb brachte er meinen Vater nicht früher um, als er dieſen in ſeiner Gewalt hatte? Warum ihn erſt mit ſo wunderbarer Großmuth behandeln und ihn dann meuchlings ermorden? Vergebens ſind alle meine Nachforſchungen geweſen. Und du kannſt es ſo wenig wiſſen, wie ich.“

„Carlino, ich habe Euch mit vollem Recht einen Vorwurf am Grabe Eures Vaters zu machen, und die verwegene Kühnheit des Dieners mögt Ihr dem treuen Freunde des Hauſes Zamboni, dem ich von Jugend auf mit Leib und Seele ergeben war, mögt Ihr ferner dem Vertrauten Eures edeln Vaters und endlich dem Greiſe zu gute halten, der Euch erzog und unterrichtete. Ja, Carlino, ich muß Euch ſchelten, daß Ihr Euch bis jetzt Eures Vaters mit nichts würdig gemacht habt. Ihr ſeid ſchon zwanzig Jahre alt geweſen, und noch habt Ihr keine Meerfahrt unternommen, noch habt Ihr Euch unter den Patrioten Korſika's nicht ausgezeichnet —“

„Wie kannſt du ſo reden,“ fuhr der Jüngling empfindlich auf, „da du doch am beſten weißt, wie mein Stiefvatter mich ſtets zurückweist, wenn ich ihm bittend nahe, mich auf ſeinen weiten Meer- und Handelsfahrten mitzunehmen?“

„Seht, wie klein und unmuthig Eure Seele iſt! Wahrlich, Euer Vater war ein beſſerer Mann als Ihr! Er hätte ſich nicht von einem — Menſchen, wie Dino Negri iſt, zurückhalten laſſen, die Pläne auszuführen, die ihm ſein Muth eingegeben. Seid Ihr denn ſo ganz abhängig von dieſem Dino, daß Ihr Euch nicht regen dürft, wenn er es nicht erlaubt? Habt Ihr noch immer Furcht vor der Ruthe, die er Euch zu koſten gegeben, als Ihr ein Kind waret? Carlo Bardi, Ihr ſeid ein Mann geworden! Muß ich, der Greis, erſt dieſe Ueberzeugung in Eure Seele donnern? O weh' dann mir und Euch! Denn Eure Thaten werden im Keim erſticken und ich werde mich todt grämen. Weh' dem Schatten Eures Vaters, denn ſein Blut wird nicht gerächt werden von ſeinem einzigen Sohne!“

„Wahrlich, Maſo, nur deine weißen Haare ſind die Waffen, die dich vor meinem Zorn ſchützen!“

„Das wäre auch ein ſchönes Heldenſtück, einen alten ſchwachen Mann zu ſchlagen, weil er dir die Wahrheit geſagt, unthätiger Knabe, und ein um ſo trefflicheres, da es dein erſtes wäre! Du würdeſt damit dein Heldenthum ſehr würdig beginnen. Komm' doch her und ſtoße am Grabe deines Vaters dem langjährigen treuen Freunde und Diener desſelben dein Meſſer in die Bruſt, damit du den läſtigen Mahner und Tadler zum Schweigen bringeſt. Aber haſt du damit den Vorwurf widerlegt, daß du deine Jugend, die das Blut deines Vaters um Rache anſchrie, von der eine geraubte oder auch gemordete Schweſter Thaten des Muthes verlangte, in nutzloſer Trägheit vergeudet? Haſt du je dich bemüht, zu erfahren, wohin wohl Bettina gekommen? Haſt du je im Ernſt geforſcht, wer wohl der Mörder deines Vaters geweſen? Du biſt ja noch nicht über den Kanal hinausgekommen, haſt dich ruhig von einem dir feindlich geſinnten Stiefvater zurück- und niederhalten laſſen, dir eine willkommene Veranlaſſung, dich zu entſchuldigen. Die heiligſte Pflicht der Blutrache, die den gemeinſten Korſen mit gänzlicher Lebensverachtung erfüllt, haſt du vernachläßigt und glaubſt dich entſchuldigt, wenn du leichtſinnig ſagſt: ich weiß nicht, wer der Mörder meines Vaters iſt. Ei, warum haſt du dich nicht bemüht, es zu erkundigen! Ein edler Sohn hätte ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre nicht Ruhe noch Raſt gehabt, die dargebotenen Winke zu benutzen, um zu erfahren, lebt der Mörder noch oder nicht? Und wenn du unter die Korſaren hätteſt gehen müſſen, du hätteſt nicht feiern dürfen, bis du wußteſt, wer jener Brunardito war. Statt deſſen biſt du einem herzloſen, ſpöttiſchen Mädchen nachgelaufen, haſt dich zur größten Freude deines Stiefvaters mit ihr verlobt, gedenkſt dich recht bald mit ihr in ein weiches Ehebett zu legen, um vor allen Anfechtungen ſicher zu ſein. Dann wirſt du dich geduldig unter das Joch deiner Ehefrau ſchmiegen, wie du dich jetzt unter das Joch deines Stiefvaters und der tyranniſchen Genueſin ſchmiegſt.“

„Halt ein, Maſo! Du biſt fürchterlich!“ knirſchte Carlino. „Ich fühle, daß deine Vorwürfe zum Theil mich gerecht treffen, aber nicht alle. Du haſſeſt Dino Negri, deinen Herrn, und das macht dich ungerecht gegen ihn. Bedenke, daß er der Gatte meiner Mutter, der Vater meiner Geſchwiſter, daß er mein Erzieher und Wohlthäter iſt!“

„Ich haſſ' ihn bei Gott nur, weil ich Euern Vater liebte, gnädiger Herr. Doch was kümmert Euch mein Haß? Ihr ſollt thun, was Euch obliegt, Ihr ſollt Euern Vater rächen.“

„Ich will es beim allmächtigen Gott. Doch muß ich deshalb von Tereſa Poggi, meiner geliebten

Braut, laſſen? Warum ſchmähſt du auf ſie, die Holde?“

„Weil ſie Euch nicht liebt, ſondern Euern Bruder Cante. Ihr würdet betrogen werden und das würde die Strafe Eurer Unthätigkeit ſein.“

„Ach! Siehſt du, alter verblendeter Mann, wie kannſt du ſo thörichtes Zeug glauben? Reſa und Cante haſſen ſich, verfolgen und beleidigen ſich, wo ſie nur können.“

„O blinder, unerfahrner Jüngling! Gerade deshalb lieben ſie ſich; vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen.“

„Das wirſt du mir nimmer einreden, alter Träumer und Geiſterſeher! Reſa liebt mich ſo heiß und zärtlich, wie ich ſie liebe, und mein Herz gehört ihr in Ewigkeit.“

„Iſt Euch die Pflicht der Liebe zu Reſa Poggi oder die Pflicht der Blutrache gegen Euern Vater mehr werth? Sagt nur das einzige Wort noch.“

„Beide ſind mir gleich werth, und beide laſſen ſich zugleich erfüllen.“

„Das iſt nicht wahr. Ihr müßt eine der andern opfern. Sagt, wollt Ihr ein edler Korſe ſein, oder ein treuloſer Genueſe, der die Blutrache aufgibt und ſich lieber zu ſeinem Schätzchen ſchleicht?“

Carlino ſchwieg einige Minuten; er lag im ſchweren Kampfe mit ſich. Endlich ermannte er ſich, und ſprach: „Ich will das Blut meines Vaters rächen, und dieſe Pflicht ſei mir die heiligſte und gehe mir über alle anderen.“

„So ſpricht und handelt ein edler Korſe. Wohlan, hier iſt der Dolch Eures Vaters. Als ich an's Boot trat, worin die Schandthat geſchehen war, um ſeine Leiche in ſein Haus zu tragen, da nahm ich ſeinen Dolch für dieſe Stunde zu mir. Ich hob ihn nur auf, um ihn Euch einſt zu übergeben. Ich habe meine Pflicht erfüllt, thut Ihr nun die Eurige. Doch eh' ich Euch das Werkzeug der Rache übergebe, muß ich mich eines Auftrags entledigen von höherer Hand. Es haben noch andre Augen, als die meinigen, Eure Unthätigkeit mit Mißfallen beobachtet, und man traut Euch nicht. So hat man mir denn aufgegeben, Euch auf dieſen Dolch am Grabe Eures Vaters ſchwören zu laſſen, daß Ihr ſein Blut an dem Böſewicht rächen wollt, der es vergoß. Sobald Ihr dieſen Eid abgelegt habt, werde ich Euch den Namen des Mörders nennen, nicht eher. Hier liegt der Dolch, das Werkzeug der Blutrache, auf dem Kreuze, auf dem Namen Eures Vaters. Legt Eure Rechte darauf, und ſchwört!“

Carlino trat hinzu und berührte mit der zitternden Hand das Mordinſtrument. „Ich ſchwöre,“ ſagte er laut, „bei der heiligen Jungfrau Maria, der erhabenen Königin des Himmels, und bei ihrem durch unbefleckte Empfängniß gebornen Sohn, den erhabenen König des Himmels und der Erde, und bei dem Schutzheiligen der Familien Bardi und Hamboni, den ſeligen Fürſprechern San Antonio und San Bonifazio, daß ich mit dieſem Dolche, den mein Vater mit Ehren geführt, das Herz ſeines Mörders treffen will, wo ich ihn finde; er ſoll mein Todfeind ſein und ich will nichts mit ihm gemein haben, als die Spitze dieſes Dolchs in ſein Herzblut getaucht. In meiner Bruſt ſei keine Regung für ihn, als Haß, kein Wunſch für ihn, als Rache, kein Gedanke für ihn, als Mord, und wo ich ihn finde, am Altar oder in ſeinem Hauſe, im Kreiſe der Seinigen oder auf dem Felde, da will ich ihn niederſtoßen zur Sühne meines Vaters. Hör' es, Geiſt meines Vaters, der du da unten der Auferſtehung entgegen reifſt, hört es, ihr Geiſter der Nacht, was ich geſchworen habe! Euch ſei ich verfallen und eurer Rache, wenn ich dieſen Schwur nicht halte."

„Genug, Carlino!" ſagte der Greis gerührt, der mit gefalteten Händen daneben geſtanden hatte. „Stecke den Dolch zu dir; er iſt von nun an dein Eigenthum. Dieſen Abend laß das Gebet der beiden neuen Prieſter über ihn ſprechen, verbirg ihn geſchickt unter dem Altar, oder vertraue ihn einem der beiden jungen Patres an; ſie ſind ja deine Freunde, damit ihre Hand den Stahl berühre, wenn ſie das Kreuz ſchlägt, und der Hauch ihres Mundes darüber hinfahre, wenn er den Segen ſpricht. Iſt der Dolch alſo geweiht und eingeſegnet, dann wird er des Mörders Herz nicht verfehlen, und deine That Gott angenehm ſein. Und der erſte Segensſpruch eines neuen Prieſters hat zehnfache Kraft.“

„Doch nun, wer iſt der Mörder, wenn du es weißt?“

Maſo zog den Jüngling auf den Grabſtein nieder, ſchlang ſeinen ſchwachen zitternden Arm um ihn, und begann feierlich: „Der gottverfluchte Mörder deines Vaters iſt —“

„Halt ein, Maſo! halt ein! Nenne den Namen nicht, daß ich ihn höre!“ ſchrie plötzlich eine Stimme dicht neben ihnen, und unter dem Kreuze, da, wo es an den Würfel gelehnt war, tauchte eine weibliche Geſtalt empor. Entſetzt fuhren beide zurück. Es war Gemma, Carlino's Mutter, die trauernde Matrone, die hier am Grabe ihres erſten Gatten Zuflucht vor der ſteigenden Angſt ihrer Seele geſucht, an dem düſtern Kreuze geweint und gebetet, und von den beiden Männern, die ſie nicht gleich erkannt, uberraſcht, ſich unter das Kreuz geflüchtet hatte.

„Nicht ich, Maſo, nicht ich will Luigi's Mörder wiſſen. Stets habe ich vor einer Entdeckung gebebt, die ich doch hätte wünſchen ſollen. Ich habe bei Gott keinen Argwohn auf irgend einen Menſchen; ich wüßte keine Seele, mit der Luigi in Haß und Streit gelebt, aber es iſt mir ſtets geweſen, als bedecke dieſer Schleier der Unwiſſenheit ein böſes Schickſal. Alſo ſag' ihm den Namen, wenn ich fort bin, und du, Carlino, bewahre ihn treu in deinem Herzen, wie ihn Maſo bewahrt hat. Er komme nicht über deine Lippen, bis der Dolch deines Vaters das Geheimniß gelöſt. Mit dieſem Kuß weih' ich dich zum Bluträcher deines Vaters." Sie küßte ihn. Maſo zog den Jüngling fort nach der Bonifaziokirche, und Gemma ſank am Kreuze wieder betend nieder. Der Nachthimmel ſah durch ſeine Augen, die Sterne, ernſt und theilnahmlos auf die bedrängte Beterin herab. Die Wipfel der Bäume rauſchten geſpenſterhaft, die Meereswellen ſchickten ihr Brauſen herauf. Das Herz der einſamen Frau wurde immer beklommener; angſtvolle Seufzer ſtiegen aus ihrer Bruſt: da erſchallte plötzlich das Geläute der nahen Bonifaziokirche wie friedliche Engelſtimmen herüber, und löſeten einen Thränenſtrom von Gemma's Herzen, der es erleichterte.

Carlino trat mit ſcheuem Fuß in das menſchenüberfüllte Heiligthum, ſein Auge fuhr verſtört und unruhig blitzend über die Menge hin, als ſuche es ſeinen Feind; die Rechte hielt den Griff des Dolches krampfhaft umſpannt, der im Buſen ſeines Kleides verborgen ſtak. Als ſein Blick auf die Zechbrüder fiel, denen er das Geleit hierher zu geben verſprochen, wandte er ſich mit Abſcheu ab und näherte ſich der

Sakriſtei, worin die jungen Prieſter ſich aufhielten. Auf ſeinen Wunſch rief der Sakriſtan den Pater Lapo heraus. Der junge Prieſter ſah forſchend in des ehemaligen Spielgenoſſen Geſicht, das ſich wirklich im Laufe einer Stunde ſeltſam verändert hatte, und eine boshafte Freude leuchtete aus ſeinen Augen.

„Lapo,“ ſagte Carlino mit bebender Stimme, „ich habe dir eine dringende Bitte an's Herz zu legen und erwarte von deiner Freundſchaft, daß du ſie mir nicht abſchlägſt.“

„Sei der möglichen Erfüllung gewiß. Wem diente ich lieber als dir, dem Verlobten meiner Schweſter, dem Jugendfreunde, den ich ſtets wie einen Bruder zu betrachten gewohnt war!“

„Sprich über dieſen Dolch den Segen und berühre ihn mit der Hand, wenn du das Kreuz ſchlägſt. Es iſt der Dolch meines Vaters für ſeinen Mörder.“

„Dein Wille geſchehe. Es iſt recht von dir, Carlino, daß du endlich Anſtalten triffſt, den Verruchten aufzuſuchen. Lange haben deine Freunde ſolches von dir erwartet. Sicherlich haſt du eine Spur aufgefunden, die du verfolgen willſt. Ich wünſche dir Glück, den Meuchler zu entdecken.“

„Lapo, haſt du wirklich damals den Mörder nicht gekannt?“

„Wahrlich nicht. Und wenn ich ihn ſpäter wieder erkannt hätte, ſo müßte ich ſehr gewichtige Gründe gehabt haben, dir dies zu verſchweigen. Und würden dieſe Gründe nicht jetzt noch dieſelben ſein?"

„Genug, Lapo, ich verſtehe dich. Meines Lebens Frieden iſt dahin. Ich bin ein verwandelter Mann. Heute früh noch harmlos, leichtſinnig, der Freude ergeben, ein lockerer Knabe, dieſen Abend ein finſterer, auf Mord ſinnender Mann, in die Welt hinausſtürmend, den ſichern Mörder aufzuſuchen, um ihn dem Verderben zu übergeben."

„Das heilige Amt ruft mich, Carlino. Wenn es vorüber iſt, tritt rechts in die Muttergottes-Kapelle und harre meiner. Nicht deinem Dolche allein, dir ſelbſt auch will ich meinen Segen geben. Ich bin dein Freund im Leben und Tod."

Und den Dolch in den Falten des Prieſtergewandes verbergend, verſchwand er wieder. Carlino drückte ſich in die düſterſte Ecke der Kirche, um dort über ſeinen Gedanken zu brüten. Ihm war die helle Erleuchtung verhaßt, ſo wie das fröhliche Wogen der Menge.

Die Veſper begann. Andächtig fiel die verſammelte Chriſtenheit auf die Kniee und brünſtiges Gebet floß von allen Lippen. Nur aus Carlino's Herzen rangen ſich Flüche los, nur ſeine Augen blickten finſter in das freundliche Bild. Lange ſtand er in ſich verſunken, als ſuche er den Gang der Zukunft in ſeiner Seele zu entſchleiern; plötzlich ſchien ſie ein Gedanke zu beleben. Sein Auge ſuchte gierig umher; es muſterte raſch die aufgefundene Familie Poggi, und blieb an Thereſa's lieblicher Geſtalt hängen. Ihr Anſchauen ließ ihn allmälig die Schmerzen ſeiner Seele vergeſſen, die wilden Gedanken verflachten ſich, er lächelte endlich dem holden Bilde zu und verlor ſich in blühenden Liebesträumen.

Plötzlich ſtand der eisgraue Mahner Maſo vor ihm. „Auf die Kniee, Carlino!“ rief er drohend. „Der Segen wird geſprochen! Betet, daß Euer Werk gelinge!“ Und als wenn der verhängnißvolle Dolch ihm durch die eigene Bruſt gefahren wäre, ſo wüthende Schmerzen verurſachte ihm das Wort und die Erinnerung an ſein Vorhaben. Er konnte ſich noch nicht daran gewöhnen, aus der glücklichen Unbefangenheit ſeiner Jugend herausgeriſſen und in ein gährendes Meer von Haß und Rache geſchleudert zu ſein, das ihm ſo fremd geweſen war. Doch er that, wie ihm der Alte befohlen hatte, und die blutigen Entſchlüſſe kehrten in ſeine Bruſt zurück.

Die Meſſe war aus; ein Paar Thränen hatten ſich in Carlino's Augen geſtohlen. Er wollte nach der bezeichneten Seitenkapelle der Kirche, da faßte ihn Bella, durch die Menge ſich drängend, an der Hand.

„Tante und ich haben dich den ganzen Abend geſucht,“ plauderte ſie vertraulich. „Auch Reſa fragte eifrig nach dir, und Tante iſt eben zu ihr, um ihr zu ſagen, daß wir dich nirgend hätten finden können.

Jetzt komm' ſchnell mit zu ihr; ſie wird dir etwas Liebes zu ſagen haben. Aber du biſt ſo ſtill. — Heilige Madonna, wie ſiehſt du aus, Carlino! Was iſt dir begegnet?"

„Bella, geliebte Schweſter," ſagte der Jüngling tieftönig, und die Rührung übermannte ihn dergeſtalt, daß ſie ſeine Stimme faſt in Thränen erſtickt hätte, „heute iſt der Wendepunkt meines Schickſals eingetreten. Ungeahnet hat er mich auch unvorbereitet gefunden. Das hat mich niedergeſchmettert. Ich habe mir Muth zu holen verſucht, und es wird gehen. Es muß gehen."

„Deine Worte ſind ſeltſam und erſchrecken mich. Noch nie hab' ich dich ſo ſprechen hören. Was iſt dir begegnet, theurer Carlino? Du weißt, wie ſehr ich dich liebe, mehr, weit mehr noch, als unſern Bruder Cante. Eröffne mir dein Herz. Die Schweſter bittet dich! Was haſt du vor?"

„Der Geiſt meines gemordeten Vaters hat eine ernſte Stimme an mich ergehen laſſen, daß ich noch nicht daran dachte, ſein Blut zu rächen, wie es des Sohnes Pflicht iſt."

„Und kennſt du den Mörder?"

„Man hat ihn mir heute genannt."

„Wo wirſt du ihn aufſuchen?"

„Draußen auf dem Meere, wo er die Gräuelthat vollbracht, ſoll er ſie büßen. Ich gehe noch in dieſer Nacht, und kehre nicht wieder in's Vaterhaus zurück."

„Dieſe Nacht ſchon? O mein angſtbeklommenes Herz, du hatteſt heute recht mit deinen düſtern Ahnungen! Ich werde es nicht ertragen können, von dir getrennt zu ſein. Doch der Himmel behüte mich vor der Sünde, dich von deiner heiligſten Pflicht abhalten zu wollen." Aber das Mädchen war weniger ſtark, als ihre Rede. Sie war ebenfalls bleich geworden und ihre kleinen Hände zitterten, als ſie ſich ſchmeichelnd an den Bruder legte. „Wohin gedenkſt du noch in dieſer Nacht, Carlino?" fragte ſie, die Thränen mühſam zurückhaltend.

„Ich weiß es nicht, Bella. Doch in das Vaterhaus darf ich nicht wieder zurück. Es duldet mich nicht darin. Ich muß von hier auf's Meer hinaus. Maſo hat mich mit Geld verſehen, ſeinem erſparten Lohn vieler Jahre. Ich will mich unter die Korſaren begeben und dort den Mörder ſuchen. Dort hoff' ich Licht zu erhalten über ihn. Jedenfalls ſind ſie am geſchickteſten, meiner Rache zu dienen."

„Sagte man nicht, der Mörder deines Vaters ſei ein gefürchteter Korſarenhauptmann geweſen?"

„So iſt's, meine Schweſter. Deshalb will ich nach Sicilien. Dort ſollen jetzt mehre Korſarenbanden frei und ungehindert ſchalten. Dahin geht vorerſt mein Streben."

Bella legte einen Augenblick den ſchönen Kopf ſinnend in die Hand; ſie wurde von warmen Thränen befeuchtet. Dann ſagte ſie ihm in's Ohr: „Du brauchſt nicht nach Sicilien zu gehen, Carlino. Lenke in dieſer Nacht dein Boot an jene kleine Felſeninſel der Magdalenen, welche Capo di Ladri heißt. Rufe unter die in's Meer ragende Platte der weit vorſpringenden öſtlichen Spitze die Worte: Freiheit iſt unſer Loos! dann rudere zur Rechten in die dunkle Bucht, über welcher der mächtige Felſenkoloß hängt, der jeden Augenblick herabzuſtürzen droht. Begib dich unter ſeinen Schutz, und aus der Felſenſpalte, die du nicht bemerkſt, wird dich ein Mann nach deinem Begehren fragen. Sag' ihm dreiſt: Lapo Poggi iſt Prieſter geworden und ſchickt mich an ſeiner Statt. Bitte ihn um Aufnahme; er wird ſie dir gewähren, und du wirſt mitten unter Korſaren ſein, die dich wahrſcheinlich eben ſo gut berichten können, als ihre Gewerbegenoſſen in Sicilien, wenn ſie nicht gar dieſelben ſind.“

„Mädchen!“ rief Carlino erſtaunt, die Schweſter ſeltſam anſtarrend, „wie kommſt du zu dieſer Nachricht? Und iſt ſie verbürgt, oder hat dich nicht ein Traum geneckt?“

„Carlino, mein Traum der verwichenen Nacht war kein Traum. Mehr darf ich dir nicht ſagen bei der heiligen Madonna! Unter den Korſaren wirſt du mehr erfahren. — Und wenn nicht Alles zutrifft, wie ich dir ſage, wohlan, ſo gehe nach Sicilien. Du haſt nichts verſäumt.“

Eben trat Reia an Cante's Seite hinzu.

„Geliebte Braut,“ ſtammelte Carlino verlegen, „ich muß in dieſer Nacht noch eine Reiſe antreten an das Feſtland. Mit trauerndem Herzen ſag' ich dir Lebewohl. Dein Bild nehm' ich in meiner Bruſt mit mir, es wird mich begleiten, und ich werde es rein und heilig zurückbringen.“

„Und was haſt du denn ſo Wichtiges vor?“ fragte Reſa. „Hat dich die Republik vor ihren Stuhl geladen, oder willſt du dein Glück verſuchen?“

„Ei, Donna Tereſa, Ihr fragt ziemlich kalt nach den Gründen, die Euern Verlobten ſo plötzlich von unſerer Inſel forttreiben,“ nahm Cante das Wort. „Ihr habt die Probe ſchlecht beſtanden; denn weiter iſt das Vorgeben meines lieben Bruders doch nichts. Er erwartete allerwenigſtens, Ihr würdet ihm weinend und verzweifelnd an die Bruſt fallen und ihn mit den feurigſten Schwüren der Liebe angehen, Euch nicht zu verlaſſen. Wenn dieſe Reiſe Wahrheit wäre, ſo müßte ich doch auch davon wiſſen.“

„Euer Bruder findet nicht nöthig, ſolch' einem Laffen ſeine Angelegenheiten mitzutheilen. Und gerade weil Ihr dabei ſeid, werde ich meinem Verlobten keinen Kuß reichen; denn ich würde dadurch Euch nur Veranlaſſung zu Spöttereien geben, von denen Euer böſes Maul ſtets reichlichen Vorrath hat. — Reiſe mit Gott, Carlino, und kehre bald geſund zurück! Cante, tragt mir den Schleier nach; ich muß Euch beſtrafen für Eure Galle gegen mich.“ Beide verließen die Kirche, in der die Lichter verlöſchten. Carlino ſah ihnen mit einem gemiſchten Gefühle nach; dann reichte er der Schweſter ſchweigend die Hand und trat in die Kapelle, in welcher Lapo ſeiner wartete. Ein einziges Licht brannte unter dem Bilde der Himmelskönigin; düſter und ſchauerlich gähnten die Räume umher, in denen nur noch einzelne Menſchen ſinnend herwandelten. Bella ſchauderte. Sie mußte ſich an die Thürpfoſte lehnen, als Carlino hineinſchritt. Lapo reichte dem Jugendfreund den Dolch und legte die prieſterliche Hand auf das Haupt deſſelben. Carlino ſank in die Kniee. Schauder auf Schauder rieſelten durch ſein Gebein. „Ich ſegne dich ein zum Werk der Rache, wie ich das Werkzeug eingeſegnet habe,“ ſprach Lapo dumpf, doch ſein Geſicht ſtrahlte. „Wer auch der Mörder deines Vaters ſei, er ſterbe von deiner Hand, durch dieſen Stahl. So wahr ich des Herrn Prieſter bin, und ſeine Kraft in mir wohnt, die da ausgeht von mir, wenn ich den Segen ſpreche, ſo wahr kommt ſie auf dich, und macht dich geſchickt und würdig der heiligen That der Rache.“ Und nun flüſterte er die Segensformel über das Haupt des Knieenden hin.

Bella hatte bei Lapo's Anblick in der düſtern Kapelle neuer Schrecken ergriffen; er gemahnte ſie, als einige Luftſtreifen über ſein grinſendes Geſicht hinfuhren, wie ein böſer Dämon. Sie wollte fliehen, aber ſie vermochte es nicht. Sie war an die Säule gebannt, und vernahm jedes Wort des von ihr ſo ſehr gefürchteten Prieſters. Da bebten ihre Gebeine, und um ihren Geiſt ſchlugen entſetzliche Ahnungen die rauſchenden Rabenflügel. Eine Ohnmacht umhüllte ihre Sinne.

Carlino ſprang empor und küßte dankbar für den Segen die Hand des prieſterlichen Freundes.

„Du weißt, wer der Mörder iſt!“ rief er vom heftigſten Gefühl überwältigt.

„Ich weiß es,“ verſetzte der junge Pater. „Geh' mit Gott! Sein Segen iſt mit dir. Der verlarvte Böſewicht ſterbe von deiner Rächerhand!“

Sie traten aus der Kapelle in die Kirche. Vergebens ſah ſich Carlino nach der Schweſter um. Plötzlich erblickte er ſie neben der Säule am Boden in eines Mannes Armen, der wie ein Wahnſinniger Küſſe auf ihre bleichen Lippen drückte. Sie hatte, aus der Ohnmacht erwacht, ihren Arm um ihn geſchlungen, wähnend, ein ſchöner Traum täuſche ſie, und der Name: „Cino!“ rang ſich ſeufzend brünſtig von ihrem Munde.

„Was iſt das?“ ſchrie Carlino. Verblendet mich der Teufel, oder biſt du's wirklich, Cino?“

„Du hörſt ja, daß ſie in der Ueberſchwenglichkeit ihres Glücks ſeinen Namen ſtöhnt,“ lachte Lapo giftig.

Der andere junge Prieſter ſprang auf und rannte wehklagend aus der Kirche, Lapo folgte ihm raſch.

Carlino war mit der Schweſter allein. Sie warf ſich weinend an ſeinen Hals.

„Welche dunkle drohende Räthſel umgeben mich hier?“ rief er ſchmerzlich bewegt. „Dein Traum kein Traum! Alſo Lapo Korſarenhauptmann und du ſeine Braut? Und nun du in Cino's Armen, ſeinen Namen mit liebebewegter Stimme ausſprechend? Dazu mein eigenes ſchwarzes Geheimniß! Gib mir Licht, Bella!“ —

„Ich kann nicht!“ rief ſie laut ſchluchzend. „Geh', und wenn du dich über dein Unglück beklagſt, ſo ſei verſichert, daß deine Schweſter noch weit unglücklicher iſt. Laß uns ſchweigen und ertragen! Hier im Hauſe Gottes drücke mich noch einmal an dein Herz, mein Bruder! O Carlino, die harmloſen Stunden unſerer Jugend ſind vorüber, und um uns beginnt des Lebens Streit zu toben! Gedenke, wenn du fern biſt, deiner Schweſter und deiner Mutter. Gott ſchenke dir Kraft in der Stunde der Rache; mir zu jeder Stunde; denn ich bedarf ihrer für ein trübes ſtürmiſches Leben, das ich in prophetiſchem Geiſte vor mir liegen ſehe. Leb' wohl, Carlino, theuerſter Bruder! Leb' wohl!“ Die Kirche warf ihren finſterſten Schatten auf ihre Umarmung, eine böſe Vorbedeutung!

Carlino riß ſich los und eilte nach dem Hafen hinab. Trauernd trat Bella in das elterliche Haus.

Ihr Vater war ſchon abgereiſt und die Mutter lag krank zu Bette.

In einem unwirthlichen, feuchten Felſenloche, mehr Kluft als Höhle — denn die Sterne ſchimmerten hie und da hoch oben herein durch die wie von einem Erdbeben in den Felſen geriſſene Spalte, die nach unten an manchen Stellen ſich erweiterte und aushöhlte — ſaßen einige Männer in Mäntel gehüllt zuſammen. Andere lagen abſeit auf dem Stein und ſchliefen. Es war nämlich Mitternacht, und ein dürftiges Feuer in der Mitte der wildausſehenden Geſellen dem Verlöſchen nah. Die Unterhaltung ging faul und leiſe durch den Kreis. Dann und wann fuhr einer empor, ſchürte die Kohlen des Feuers, daß die Flamme kniſternd herausſchlug und die ſchwarzen, unebenen, feuchten Felswände beleuchtete, und trat dann wohl an den Eingang der Spalte, um auf das Meer hinauszuhorchen, das dumpf rauſchend an die Felſeninſel anprallte.

„Die Sache ſcheint mir nicht ganz richtig,“ ſagte der Eine, von der kurzen Wanderung zurückkehrend. „Der Morgen legt ſich ſchon wie ein blutiger Türkenſäbel krumm am Oſthimmel hin, und noch ſeh' ich weithin nichts von Jobillo's Boot. Wo der Burſche bleiben mag? Das iſt mir bedenklich. Wenn uns der Pfaffenzögling doch betrogen hätte, Marco? Er wollte in der vorigen Nacht hier ſein; er iſt es in dieſer noch nicht, und unſer ſchlauer Kundſchafter bleibt dazu aus. Wer bürgt uns, daß Sandro nicht ſeine Spione hat? Iſt ihm der leiſeſte Hauch von unſerm Vorhaben zugekommen, ſo ſind wir alle verloren.“

„Verteufelte Geſchichte! Wenn wir uns doch nur ein Paar Boote reſervirt hätten! So aber iſt uns jegliche Flucht abgeſchnitten. Läßt ſich Sandro in unſerer Mitte ſehen, ſo weiß er Alles, und das Beſte iſt dann, ihm das Prävenire zu ſpielen, d. h. ihn niederzuſchießen, eh' er uns niederſchießt. Ich vertheidige mich auf Tod und Leben, und ich dächte, wir hielten zuſammen, Pippo, wenn etwa unter den Schlafenden dort ein Schelm ſein ſollte, der ſein Leben mit dem unſrigen zu erkaufen gedächte.“

„Es bleibt uns ohnedies weiter nichts übrig. Denn wir haben dieſe Suppe eingebrockt, ſo werden wir ſie auch auslöffeln müſſen. — Horch! Ein Pfiff! Es iſt Jobillo. Er thut eilig. Wahrſcheinlich hat er wichtige Nachrichten.“ Die Schläfer ermunterten ſich, und alle eilten dem Eingang der Spalte zu. Mit kühnen Sätzen ſchwang ſich dort ein junger Kerl herein, der in den einfachen grauen Kittel und die ſpitze Fallmütze der Gebirgsbewohner Korſika's gekleidet war.

„Was bringſt du für Kunde, Jobillo?“ fragte Pippo haſtig.

„Daß uns der Lapo Poggi betrogen hat und heute zum Prieſter geweiht worden iſt. Dieſen Abend hielt er in der Bonifaziokirche ſeine erſte Veſper; ich habe ſie mit angehört und bin ſeines Segens theilhaftig geworden. Ob er uns verräthen oder feindlich gegen uns geſinnt iſt, habe ich nicht erfahren können, weil es mir unmöglich war, an ihn zu kommen. — Doch hört! Als ich mein Boot langſam durch den Kanal gleiten ließ, ſah ich mich plötzlich von einem andern Boote verfolgt; ich ſtrich wacker aus, aber ich ſah das Fahrzeug immer hinter mir. Ob vielleicht ein Spion von Sandro, ob er ſelbſt —“ Ein dumpf zitternder Ton, den eine Felſenwand der andern zuwarf, drang plötzlich zu ihren Ohren und unterbrach die Rede Jobillo's. „Freiheit iſt unſer Loos!“ ſchallte es, wie aus einem Sprachrohr geſprochen, durch die Felſenkluft.

„Ha, es iſt Lapo Poggi doch noch!“ jauchzte Pippo auf. „Der brave Junge hat ſich erſt die Platte ſcheeren laſſen. Nun wir können zuweilen einen Pfaffen brauchen, und es iſt ſo übel nicht, wenn unſer Hauptmann zugleich abſolviren und benediciren kann.“

Marco war an den Eingang der Spalte getreten. „Biſt du's, Lapo Poggi?“ fragte er vorſichtig.

„Mein Name iſt Carlo Bardi,“ verſetzte der

Einlaß Begehrende. „Ich komme an Lapo's Statt, der heute Prieſter geworden iſt.“

Dieſe Worte brachten unter den verſammelten Korſaren keine geringe Beſtürzung hervor. „Ich wette darauf,“ ſagte Marco, „wir ſind von dem verfluchten Pfaffen verrathen, und dieſer da iſt ein Spion Sandro's. Wir thäten wohl, ihn gleich mit ein Paar Loth Blei zu begrüßen.“

„Da würden wir nicht um viel gebeſſert ſein,“ meinte Pippo. „Beſſer iſt's doch, wir laſſen ihn herein, horchen ihn aus, ſtellen uns dumm, und machen ihm dann den Garaus, wenn die Sache uns gut ſcheint.“

„Wir haben ihn ja ſicher!“ rief Jobillo. „Erſt ſoll er uns berichten, was ihm der Pfaffe geplaudert, und ob er überhaupt etwas von unſerer Verſchwörung gegen Sandro weiß. Laßt ihn nur herein.“

Die Strickleiter wurde hinabgeworfen, und der kleine Luca, ein ſehr gewandter Burſche, kletterte behend hinab, um dem unerwarteten Ankömmling hinaufzuhelfen. Die Andern zündeten unterdeſſen mehre Fackeln an, um den neuen Gaſt ſogleich ſcharf in's Auge zu faſſen, und ſtellten ſich zu ſeinem Empfang bereit. Gleich darauf trat Carlino keck unter die abenteuerlichen Geſtalten und grüßte ſie mit einer für ihn einnehmenden Vertraulichkeit.

„Wer ſeid Ihr?“ redete ihn Pippo barſch an.

„Ein korſiſcher Edelmann, der Einer der Eurigen zu werden wünſcht. Meinen Namen habe ich euch ſchon genannt. Stellt mich euerm Hauptmann vor, damit ich ihm allein entdecke, was nicht Jeder von euch zu wiſſen braucht.“

„Unſerm Hauptmann?“ fragte Marco verwundert und die Korſaren wechſelten unter einander fragende Blicke.

„Hat Euch Lapo Poggi nicht erzählt, wie unſere Verhältniſſe ſind und wer unſer Hauptmann iſt?“

„Nichts weiß ich von ihm; kein Wort hat er mir geſagt.“

„Sagtet Ihr nicht ſelbſt, Ihr kämt an ſeiner Statt?“

„So iſt's. Aber nicht er ſchickt mich zu euch. Ich komme aus eigenem Antriebe. Ein Mädchen hat mir den Weg zu euch gezeigt und das Loſungswort zugeflüſtert. Mir iſt das Alles ſelbſt ein Räthſel, das mir euer Hauptmann vielleicht am beſten löſt. Ich will ihm dagegen wichtige Mittheilungen machen, und ihm ohne Ruckenthalt bekennen, was mich zu euch treibt.“

„Wohlan, ich bin der Hauptmann dieſer tapfern Leute!“ rief Marco vortretend. „Folgt mir und enthüllt mir, was nöthig iſt.“ Beide verſchwanden in den Windungen der Schlucht. Die Zurückgebliebenen ſtreckten ſich wieder an den Boden; kein Wort wurde laut gewechſelt. Einige verfielen wieder in Schlaf. Plötzlich durchſchrillte ein lauter geller Pfiff die düſtern Räume, ein zweiter und ein dritter Laut von gleicher Art reiheten ſich in kurzen Zwiſchenräumen an den erſten. Alle ſtanden erſchrocken auf den Beinen und ſtarrten einander mit verſtörten Blicken an. In dieſem Augenblick ſtürzte Marco wild unter ſie und ſchrie: „Wir ſind verrathen! Sandro hält mit dem Schiffe draußen und ſein Boot liegt ſchon an der Pforte. Aber nicht dieſer Bardi hat uns verrathen, vielmehr verdient er unſer Hauptmann zu ſein; wenn der Verräther nicht unter uns ſelbſt iſt, was mir am wahrſcheinlichſten dünkt, ſo kann es nur der junge Pfaffe ſein. Nur wer mit mir auf Leben und Tod gegen Sandro kämpft, reinigt ſich vom Verdacht. Wer nichts vom Verrath weiß, dem muß es lieber ſein, das zweifelhafte Loos des Kampfes dem gewiſſen vorzuziehen, das ihm aus Sandro's Piſtole fällt, wenn er ſich demſelben übergibt. Ich ſchwör' euch bei der heiligen Jungfrau, die uns beiſtehen möge, den Läſtigen, der mir Verdacht erregt, wird ſogleich meine eigene Kugel niederſchmettern.“

„Wir ſtehen Alle bei dir auf Leben und Tod!“ rief der ganze Haufe.

„Nicht bei mir, bei unſerem neuen Hauptmanne Carlino Bardi! Ihn hat uns die Gnade der Jungfrau geſchickt, durch ihn hat ſie uns Sieg gelobt. Schwören wir ihm Treue!“

Raſch wurde Carlino von Marco's ſtarker Fauſt in die Mitte des Kreiſes gezogen, im Nu waren alle Säbel blank und kreuzten ſich auf dem des Neulings, der nicht wußte, wie ihm geſchah.

„Bei der heiligen Jungfrau, unſerer Schutzpatronin, ſchwören wir dir, als unſerem Hauptmann und Anführer, Treue und Gehorſam bis in den Tod!“ hallte der Spruch der Verſammelten an den Felſenwänden wieder.

„Piſtolen und Büchſen geladen und den Eingang vertheidigt! Nieder mit Jedem, der ſich feindlich gegen uns zeigt! Carlino Bardi allein iſt unſer Hauptmann; Niemand weiter hat uns zu befehlen!“ donnerten Marco und Pippo, und Carlino ertheilte die Befehle, die dieſe Beiden ihm, der mit der Lokalität und dem Perſonal noch ganz unbekannt war, als die zweckmäßigſten angaben. Alle beſeelte ein feuriger Muth, kein Einziger blieb in Entſchloſſenheit und Thätigkeit zurück, und Jeder hoffte von dem Kampfe ein gutes Ende für ſich.

Jetzt trat Marco an den Eingang der Spalte und fragte: „Was wollt ihr von uns?“

Eine Stimme antwortete: „Sandro läßt dir und Allen, die mit dir in der Höhle des Capo di Ladri zuſammen ſind, im Namen Brunardito's befehlen, euch ſogleich in dieſem Boote nach dem Bord des Schiffes zu begeben, wo er auf euch wartet, um Wichtiges mit euch zu reden.“

„Sag' Sandro, wir werden ſeinem Befehl nicht mehr Folge leiſten, und ſind wohl bewaffnet, unſern Worten den gehörigen Nachdruck zu geben.“

Das Boot ſtrich ſogleich wieder in See. Die immer mehr überhandnehmende Helle des Morgens geſtattete, das Schiff deutlich zu erkennen, an welches das Boot anlegte. Es ſtiegen Männer aus dem Schiffe in das Boot, und dieſes kehrte ſofort in die Felſenbucht zurück. Man konnte jetzt jeden Einzelnen deutlich ſehen. Sobald ſie angekommen waren, erſchallte der dreimalige Pfiff, und der Sprecher begann: „Nicht Sandro mehr läßt euch befehlen, ſogleich auf das Schiff zu kommen, ſondern Brunardito, unſer gewaltiger Hauptmann ſelbſt. Er erwartet euch.“

„Sag' dem ſchlauen Sandro,“ lachte Marco, „ſeine ausgeſtopfte Puppe erſchrecke uns nicht mehr; wir haben ſein Lügengewebe durchſchaut, und ſein Betrug mit einem falſchen Brunardito ſei uns ſchon lange kein Geheimniß mehr. Wer weiß, wie manches Jahr Brunardito ſchon todt iſt, während Sandro uns durch die Kunſt eines in ſeinem Solde ſtehenden Komödianten gängelt. Wir gehorchen Sandro nicht länger; wir haben uns einen andern Hauptmann aus edelm Geſchlecht gewählt; denn es gibt keinen Brunardito mehr.“

„Du lügſt!“ donnerte aus dem Boote herauf eine gewaltige Stimme, deren wohlbekannter Klang Allen in der Kluft durch Mark und Bein zitterte, ſo daß die Meiſten erblaßten. „Du lügſt, Nichtswürdiger! Denn noch lebt Brunardito, um dich und all' dein Geſindel zu Boden zu werfen.“ Mit dieſen Worten erhob ſich in dem Boote ein Mann, ließ den Mantel fallen und ſtand im Glanz der aufgehenden Sonne in ſchwarzer Kleidung, über das Geſicht einen Schleier gebreitet, der am Halſe zuſammengebunden war. Ein dunkler Turban, mit einer Reiherfeder geſchmückt, hüllte ſeine Schläfe ein. „Wollt ihr's erproben, Schufte, ob ich lebe, ob ich jener Brunardito bin, dem ihr Reichthum, kühne Thaten und jeglichen Lebensgenuß verdankt, dem ihr nicht vergebens Leib und Blut verſchworen, wohlan, ſo widerſetzt euch noch länger! Aber ich ſchwör' euch zu, ich laß euch Feuer in das Neſt werfen, daß ihr alle an Rauch erſticken ſollt! Erkennt ihr mich und geſteht eure Schurkerei ein, ſo ergebt euch meiner Gnade, aber ſogleich und ohne Verzug. Die Waffen nieder! Steigt herab, ich will euch verzeihen.“

Die Korſaren in der Höhle zitterten vor der Gewalt dieſer Worte. Die Meiſten ſenkten bleich und muthlos die Waffen; keiner wagte ein Wort zu erwiedern.

Nur Carlino's Auge rollte fürchterlich; mit jedem Worte Brunardito's überglühete dunklere Röthe ſein Geſicht, auch ſeine Hand zitterte, aber es war nicht das Zittern der Furcht, es war das des Zorns, der Wuth, der Begierde, ſich ſeines Opfers zu bemächtigen. „Feuer auf ihn!“ donnerte er ſeinen neuen Untergebenen zu, und er ſelbſt hatte in demſelben Augenblick ſeine Piſtole auf Brunardito abgedrückt. Aber dies war auch der einzige Schuß, der fiel; muthlos und zagend ſtanden die Andern, und in ihren Geſichtern drückte ſich nur Schrecken und Staunen über die verwegene That ihres jungen Hauptmanns aus. Die Kugel desſelben hatte übrigens ihr Ziel nicht verfehlt, aber der gefürchtete Korſarenhauptmann war von ihr nur in den Arm verwundet worden. „Ha!“ ſchäumte er wüthend, „das iſt euer Untergang, ihr Schurken! Hätt' ich je mir träumen laſſen, daß einer meiner Jungen eine mörderiſche Kugel nach meiner Bruſt ſenden würde, ich hätte euch alle an den Maſt meines Schiffes gehenkt. Hinauf, ſtürmt mir das Neſt!“ herrſchte er ſeiner Umgebung zu, und dieſe machte Anſtalt, ſogleich an den Steinen emporzuklimmen.

„Hülf, heilige Maria!“ zeterte Pippo oben. „Es iſt wirklich Brunardito und kein Anderer. Ich kenn' ihn zu genau an der Stimme. Und wenn uns die Stimme zweifelhaft ließe, ſein Handeln ließe es nicht. Unſer letztes Brod iſt uns gebacken.“

„Wir müſſen uns ergeben!“ ſchrien Andere. Vergebens ſchalt ſie Carlino feige treuloſe Memmen, vergebens befahl, bat, beſchwor er, dem ihm eben geleiſteten Eide nachzukommen und ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen, die unerwartete Ankunft des todtgeglaubten Brunardito's lähmte alle ihre Kräfte, raubte ihnen alle Beſinnung. Sie verließen die guten Vertheidigungsplätze, verkrochen ſich rathlos in den Gängen der Höhle, warfen die Waffen von ſich, und glichen eher furchtſamen Kindern, als Männern, deren Handwerk Raub und Mord war. Eine ſolch' merkwürdige Gewalt übte das Erſcheinen ihres gefürchteten Hauptmanns auf dieſe rohen Gemüther. Marco trat ſogar vor und rief: „Mächtiger verehrter Brunardito, wir beugen uns vor dir und deinem Befehl. Keiner der Deinigen hat es gewagt, nach dir zu ſchießen. Ein junger Edelmann war es, den wir vor einer Stunde zu unſerm Hauptmann gewählt, wähnend, du ſeiſt nicht mehr am Leben. Begnadige uns, großer Brunardito, uns, deine tapferſten Söhne. Es iſt uns nie in den Sinn gekommen, dir den Gehorſam aufkündigen zu wollen. Wir hielten dich alle für todt, weil du dich uns ſo lange nicht gezeigt haſt. Nun aber wiſſen wir, daß du lebſt und wollen auch gern ferner Sandro, deinem Stellvertreter, den pünktlichſten Gehorſam leiſten.“

„Ergebt euch auf Gnade und Ungnade, ihr Hunde!“ war Brunardito's Antwort. In demſelben Augenblicke wurde Carlino von hinten angefallen, zu Boden geriſſen und an Händen und Füßen gebunden. Dies thaten dieſelben Männer, die ihm kaum den Eid der Treue geſchworen hatten. Weder Verwünſchungen, noch Bitten, ihm den Tod zu geben, noch Thränen ohnmächtiger Wuth rührten die Abſcheulichen. Hierauf legten ſie alle Waffen von ſich und ſtiegen dann hinab. Hier warfen ſich Marco und Pippo zu Brunardito's Füßen.

„Wo iſt der Bube, der nach mir geſchoſſen?“ fragte dieſer ſtatt aller Antwort auf die Bitte um ihr Leben.

„Er liegt gebunden in der Höhle, und erwartet den Tod von deiner Hand.“

„Bringt ihn herab und auf das Schiff; dort ſoll mein Urtheil an ihm vollzogen werden“, befahl Brunardito und ließ das Boot, in welchem er ſich befand, ſogleich nach dem Schiffe zurückrudern. Bald folgten ihm zwei Boote mit den verſchwornen Korſaren nach, in der Mitte des einen lag zähneknirſchend und ſein Schickſal verwünſchend, Carlino Bardi. Er wurde auf das Schiff gebracht.

„Nehmt ihm die Feſſeln ab!“ rief Sandro ſeinen Häſchern zu, „und führt ihn dann vor den Hauptmann. Brunardito ließ unterdeſſen ſeine Piſtolen ſcharf laden, ergriff ſie und befahl, den kecken Jüngling herbeizubringen. Eine Gaſſe that ſich von einander; der verſchleierte Korſarenhauptmann hob den geſunden rechten Arm mit der mörderiſchen Waffe auf den mit Todesverachtung daherſchreitenden Jüngling; doch kaum hatte er denſelben in's Auge gefaßt, als er, zuſammenſchreckend, das Gewehr zu Boden fallen ließ, und auf Sandro zuwankend, dieſem mit bebender Stimme zuflüſterte: „Dieſen kann ich nicht erſchießen. Fort, fort mit ihm! Im Augenblick laß ihn vom Schiffe bringen und heute noch führe ihn nach Sicilien. Dort leg' ihn in Feſſeln, in ſchwere Feſſeln und in ein feſtes Gefängniß — hörſt du, in ein feſtes, daß er dir nicht entkommt! Du mußt mir mit deinem eignen Kopfe für ihn haften. Fort!“ Einige Minuten ſpäter war Carlino ſchon wieder im Boote, Sandro an ſeiner Seite. Staunen hatte alle Zuſchauer dieſer ſeltſamen Scene erfaßt, und vergebens warteten ſie, daß ihr gefürchteter Hauptmann Gericht halten werde über die Empörer. Er ſaß ſtumm und theilnahmlos. Der Anblick dieſes Jünglings ſchien nicht nur ſein Gedächtniß ausgelöſcht, ſondern auch ſeine Kraft gelähmt zu haben. Er war plötzlich in ſich zuſammengeſunken.

Es waren Monate vergangen. Lapo Poggi hatte ſie mit glühender Ungeduld verlebt; täglich hatte er ſeine Spione ausgeſchickt, zu erkunden, was in Dino Negri's Hauſe vorgehe. Mit Grimm vernahm er endlich die Kunde, der Hausherr ſei glücklich und wohlbehalten wieder angelangt und die Erwerbung neuer Schätze ſei die Frucht ſeiner Reiſe. Von Carlino war nicht die mindeſte Kunde aufzutreiben und die Qual des jungen Prieſters ſtieg mit jedem Tag längeren Erwartens ſeines Jugendfreundes! Carlino war verſchollen; im väterlichen Hauſe wurde ſeiner ſelten, endlich gar nicht mehr erwähnt; es war, als ob ein ſchweres Geheimniß auf ſeinem Andenken ruhe und jede Erwähnung ſeiner gewaltſam an dem unheimlichen Schleier zupfe, den fallen zu ſehen doch Allen Entſetzen bereiten würde. Darum hütete ſich endlich Jedermann im Hauſe, ſeinen Namen nur auszuſprechen. Lapo war von dieſer Stimmung wohl unterrichtet, aber dies Wiſſen brachte in der ſeinigen keine Aenderung hervor. Endlich brachte ihm einer ſeiner Spione die Nachricht, Carlino ſei in die Hände der Korſaren gefallen und erſchoſſen worden. Da ſchlug ſich der Prieſter vor die Stirn und murmelte Flüche. Er brachte die Nacht ſchlaflos zu und entwarf Pläne. Als der Tag anbrach, war er damit ſo weit gediehen, daß er ſich von ſeinen Obern die Erlaubniß zu einer Erholungsreiſe nach Genua erbat, die ihm mit Freuden bewilligt wurde, indem man hoffte, ihn dadurch wieder für die herrſchende Partei zu gewinnen. Mit den beſten Empfehlungsbriefen an die erſten Häuſer der Republik, denen er zum Theil ſchon von ſeinem frühern Aufenthalt in der mächtigen Stadt bekannt war, reiſete er ab.

Er hatte einen Brief ſeines eigenen Vaters an einen genueſiſchen Nobile, den Duca di Fregoſi, Mitglied der Regierung und Verwandten des Dogen, einen mächtigen und einflußreichen Mann und bekannten Feind des wilden korſiſchen Volksgeiſtes. An dieſen wendete ſich Lapo vorzüglich, und wurde von dem Duca mit um ſo größerer Freundlichkeit aufgenommen, als er aus dem Handſchreiben des alten Poggi erſah, daß Lapo ganz und gar den Intereſſen der Republik ergeben ſei, während er ſeine Rolle ſo geſchickt zu ſpielen verſtehe, daß die Volkspartei ihn zu den Ihrigen zähle; dadurch, ſo ſchrieb der alte Matteo Poggi, ſei ſein Sohn im Stande, über alle Perſonen und Pläne dieſer Partei die genaueſte und ſicherſte Auskunft zu geben.

Lapo begriff bald, daß er an dem Duca den rechten Mann gefunden, den er ſuchte, und dieſer gab bei den wiederholten Beſuchen des jungen Prieſters demſelben immer größeres Wohlgefallen zu erkennen, ſo daß beide, ſich gegenſeitig erkennend und ſchätzend, bald in einen vertraulichen Umgang mit einander kamen.

„Die Republik wird es Euch Dank wiſſen, hochwürdiger Herr,“ verſicherte Fregoſi dem Prieſter eines Tags, „wenn Ihr derſelben dienſtfertig die Hand bietet, den abſcheulichen wilden Geiſt dieſes tollen Volks zu bändigen. Nur durch gemeinſames Wirken kann es uns gelingen, dieſe raſenden Feuerköpfe, die ihren erbärmlichen Intereſſen ohne Bedenken das

Wohl des ganzen Landes opfern, zu Paaren zu treiben. Vorzüglich ein junger ſchlauer Prieſter kann viel zum Beſten der Republik wirken, und deshalb nehme ich Eure Dienſte mit Vergnügen an. Ich werde Euch um ſo lieber dem Doge empfehlen, als wir in San Bonifazio noch kein taugliches geiſtliches Haupt für unſere Zwecke haben. In andern Städten Korſika's ſind wir beſſer verſorgt. Und gerade in San Bonifazio, das halb See- halb Bergſtadt iſt, ſcheint mir die Natterbrut der Empörung am frechſten und ungeſcheutſten das hundertköpfige Haupt zu erheben. Ich weiß das von andrer Seite her."

„Ich muß Euch recht geben, Altezza," verſetzte der verſchmitzte Prieſter, „hab' ich mich doch ſelbſt überzeugt, daß meine Vaterſtadt ein wahrer Revolutionsherd iſt, auf welchem im Stillen alle Kohlen der Empörung geſammelt und angeblaſen werden. Mehr aber als alle die wildtobenden Patrioten, die laut ſchreiend und polternd jedem Genueſen den Tod ſchwören, die ſich zuſammenrotten, ſich betrinken und alberne Pläne zur Abwerfung des genueſiſchen Joches ſchmieden, iſt mir ein verſchloſſener, lauernder Mann als höchſt gefährlich verdächtig, deſſen geheimnißvolles Treiben mir ſchon längſt aufgefallen iſt. Nicht jene ſchreienden Männer vermögen der Republik zu ſchaden, aber dieſer ſchweigende. Er iſt ſo ſchlau, ſo geſchickt, daß es mir trotz aller Nachforſchungen nicht geglückt iſt, etwas Genaues über die nächtlichen Zuſammenkünfte zu erfahren, die er in ſeinem Hauſe hält. Da ſchleichen nur Einzelne, tief eingehüllt, und von verſchiedenen Seiten den Berg hinauf, auf welchem das einſame, zu ſolchen Verſammlungen recht geſchickte Schloß liegt. Dann macht er wieder geheimnißvolle Reiſen, angeblich Handelsreiſen, aber ich vermuthe, er hat auswärtige Verbindungen zum Nachtheile der Republik. Kurz, dieſer Mann ſcheint mir der Gefährlichſte der ganzen Inſel.“

„Und wie iſt ſein Name?“ fragte der Herzog.

„Dino Negri, edlem Geſchlecht entſproſſen. Er wohnt in dem Hauſe ſeiner Frau, einer gebornen Zamboni, die zuvor mit Luigi Bardi ehelich verbunden war. Die Bardi und Zamboni waren aber ſtets, wie Euch bekannt ſein wird, die wüthendſten Volksanführer in Korſika. Ein Prieſter aus dem Hauſe Zamboni, Pater Paolo, der Bruder von Negri's Weibe, iſt der fanatiſchſte Patriot. Der ſchlaueſte und verſteckteſte iſt aber unſtreitig Dino Negri ſelbſt. Nie verläßt er ſein Haus, nie miſcht er ſich unter das Volk, nie ſieht er einen Fremden bei ſich, und ſeine Vertrauten, die außer mir Niemand kennt, haben nur bei Nacht Zutritt zu ihm.“

„Höchſt ſeltſam und außerordentlich!“ rief der Herzog erſtaunt. „Ich bin Euch ſehr verbunden für dieſe Nachricht, und ich werde ſofort den Doge davon in Kenntniß ſetzen. Schon ſeit einiger Zeit vermu then wir aus leichten Andeutungen und Zeichen eine geheime, ſehr vorſichtig und dicht verſchleierte Verſchwörung gegen die Republik in Korſika, ohne im Stande geweſen zu ſein, derſelben auf die Spur zu kommen. Sollte uns dies durch Eure Entdeckungen gelungen ſein, wie ich faſt annehmen möchte, ſo dürft Ihr auf den beſondern Dank der Republik zählen. — Aber höchſt auffallend iſt es mir, daß ich von einer ſo merkwürdigen und verdächtigen Perſönlichkeit, wie dieſer Dino Negri iſt, noch nichts vernahm, daß ſogar Don Lucio d'Alcante mir dieſen Namen noch nicht genannt hat, der doch ſtets die genaueſte Liſte aller, ſelbſt der verſteckteſten Patrioten im ſüdlichen Theil Korſika's führt."

„Wer iſt dieſer Don Lucio d'Alcante, deſſen Namen auch ich meinerſeits zum erſtenmal höre? und iſt er durch Geburt, Stand und Verhältniſſe befähigt, alle Patrioten zu kennen, wie Ihr ſagt?"

„Don Lucio iſt jedenfalls ein geborner Korſikaner, doch beſitzt er ſchon ſeit ſechszehn bis achtzehn Jahren ein reizendes Landhaus mehre Meilen von hier, am Eingang des Meerbuſens, in einer reizenden Einſamkeit. Dort lebt er ſtill und zurückgezogen mit ſeiner höchſt liebenswürdigen Gattin, und macht zu ſeinem Vergnügen nur zuweilen Reiſen nach Korſika oder in andere Länder; denn er iſt reich, und kann wie ein Fürſt leben. Der Republik iſt er beſonders ergeben und zugethan, und gibt ihr ſtets die genaueſten Nachrichten über alle rebelliſchen Verſuche. Doch hat er dafür nie eine Belohnung angenommen, und ſelbſt die beſten Beförderungen zu Ehrenſtellen ſtets ſtandhaft abgewieſen.“

„Höchſt ſeltſam!“ rief Lapo und das Erſtaunen war jetzt auf ſeiner Seite. „Euer Don Lucio d'Alcante iſt mir ein ſo unbekannter, räthſelhafter Mann, wie Euch mein Dino Negri. In meines Vaters Hauſe ſind die Namen aller nur irgend ausgezeichneten Korſen bekannt, ſie mögen auf der Inſel ſelbſt oder auf dem Kontinent leben, und vorzüglich die, welche der Republik dienen, werden dort in beſondern Ehren gehalten. Wie wäre es möglich, daß mir dieſer Name hätte entgehen können?“

„Vielleicht trägt Don Lucio allein die Schuld dieſer Unbekanntſchaft, und es ſcheint mir ſelbſt, als ſei es ſein Wille, nicht öffentlich genannt zu werden. Wie ich Euch ſchon geſagt, er geizt nicht nach Gold und Ehren; wie könnte ihn der Ruhm reizen, unter den Genua getreuen Korſen als einer der erſten Diener der Republik zu gelten? Auch möchte ich zweifeln, daß ich ihm einen Gefallen gethan, „Euch ſo viel von ihm zu erzählen; er haßt die Oeffentlichkeit. Inzwiſchen iſt von Euch nicht zu fürchten, daß Ihr einen übeln Gebrauch von meinen Mittheilungen macht, da Ihr ja in der ausdrücklichen Abſicht hierher gekommen ſeid, Eure Dienſte gleicher Art der Republik anzubieten.“

„Seid des verſichert, Altezza! Doch ſagt mir, könnte ich nicht Don d'Alcante durch Euere Vermittlung kennen lernen? Ich trage, wie Ihr Euch denken könnt, das äußerſte Verlangen, die nähere Bekanntſchaft eines mir bis jetzt blutfremden Mannes zu machen, der meinem Vaterlande eine Reihe von Jahren ſo weſentliche Dienſte geleiſtet.“

„Vielleicht entging Eurer Jugend die Kunde von Don Lucio's Thätigkeit, die allerdings hauptſächlich in Eure Kinderjahre fällt. Doch Ihr ſollt ihn kennen lernen. Ihr ſelbſt würdet mir und dem Doge einen weſentlichen Dienſt erweiſen, wenn Ihr uns dann einige nähere Nachweiſungen über Don Lucio — verſteht ſich in aller Stille — verſchaffen könntet, wozu Euch Euer junger Eifer die zweckmäßigſten Mittel ſchon an die Hand geben würde; denn ich will Euch keineswegs verhehlen, daß in ſeinem Weſen und ſeiner Art zu leben etwas Geheimnißvolles liegt. Er liebt und haßt Korſika zu gleicher Zeit, und als ihn der Doge vor einigen Jahren bereden wollte, als Gouverneur nach Korſika zu gehen, erklärte er, lieber wolle er mit ſeinem Weibe Genua verlaſſen und ſich in eine andre Stadt Italiens begeben. Dies hat meinen Wunſch gereizt, über die Familienverhältniſſe dieſes Mannes näher unterrichtet zu ſein. Ihr ſcheint mir der geſchickteſte Mann, dieſelben auszukundſchaften, und könnt meines thätlichen Dankes gewiß ſein. Zu ſeiner Bekanntſchaft will ich Euch mit Liſt verhelfen; denn er ſieht, ſo viel ich weiß, durchaus keinen Fremden bei ſich, und iſt auf ſeine Gemahlin, zu deren jugendlichen Reizen freilich ſeine vorgeſchrittenen Jahre nicht recht paſſen, über alles Maß eiferſüchtig. Entweder nimmt er ſie mit auf ſeine Reiſen oder er ſperrt ſie während derſelben ein, und läßt ſie von einigen ihm ſehr getreuen Dienſtboten ſorgſam hüten und bewachen. Doch gerade als Prieſter bring' ich Euch in das Haus, Don Lucio mag zugegen ſein oder nicht; denn Donna d'Alcante iſt äußerſt fromm und verſäumt nie die Kirche im nahen Dorfe zu beſuchen. Ich verſchaff' Euch Erlaubniß, in jenem Dorfe Meſſe zu leſen und zu predigen. Legt es darauf an, die Dame zu rühren; ſie ſoll etwas weinerlicher Natur ſein, und ſich in ihren Verhältniſſen ſehr unglücklich fühlen. Schlagt dieſe Saiten an und Ihr müßtet nicht ſo klug ſein, wie Ihr ausſeht, wenn Ihr nicht bald in Don Lucio's Hauſe ſein und die Beichte ſeiner ſchönen Frau hören wolltet."

„Ihr eröffnet mir da eine angenehme Ausſicht," ſchmunzelte Lapo.

„Seid immerhin vorſichtig und treu in meinem Dienſte, und benehmt Euch kalt und beſonnen dabei. Denn ich will Euch, der Ihr eine glänzende Laufbahn durch mich machen könnt, ſobald Ihr meinen Wünſchen gemäß handelt, auch das Letzte und Wichtigſte nicht verſchweigen, weil Ihr dieſes ſtets im

Auge behalten müßt. Ich bin nämlich von Donna d'Alcante's außerordentlichen Reizen ſo ganz und gar beſiegt, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, Alles an ihren Beſitz zu ſetzen. Ihr ſeid der tauglichſte Mann zu meinem Plan, weil Ihr ein Fremder, ein Prieſter, ein kluger und ehrgeiziger Kopf ſeid. Vollbringt Ihr Euer Geſchäft gut, ſo ſeid Ihr in Rom beſtens empfohlen.“

Der verſchmitzte Prieſter nahm den dargebotenen Vorſchlag mit beiden Händen und freudigem Herzen an, und verließ ſchon nach einigen Tagen als der vertraute Agent des Duca, mit mancherlei Plänen verſehen, die Stadt, um in dem Dörflein kirchliche Funktionen auszuüben.

Dino Negri war von ſeiner Handelsreiſe zurückgekehrt, doch ſchien ſein Weſen noch finſterer und verſchloſſener, ſein Charakter noch menſchenfeindlicher geworden zu ſein. Nichts deſtoweniger ſuchte er mit der alten Leidenſchaft die Geſellſchaft und den Umgang ſeiner Gemahlin, obgleich dieſe nach Carlino's räthſelhaftem Verſchwinden ſtets von unverſcheuchbarer Trauer heimgeſucht wurde. Tagelang ſaßen ſie ſtumm zuſammen, ein unheimliches Paar. Dieſe Stimmung hatte ſich auch der holden Bella mitgetheilt. Brütend und in ſich gekehrt, wandelte ſie in den abhängigen Gängen des Berggartens, die der Herbſt mit fahlen Blättern überſträuete. Der ſonſt ſo glänzende Spiegel ihrer Jugend, der alle Gegenſtände rein und verſchönert im Lichte ihrer flammenden Seele zurückgeſtrahlt hatte, war jetzt verdüſtert vom Hauche einer erſchlaffenden, ihrem Charakter fremden Schwermuth, ihre aufſchnellende, ſpringende Jugend war von einem Fieber gelähmt, und der Schleier, der über dem ganzen Hauſe hing, in jedes Herz desſelben anders gefärbte düſtere Schatten werfend, gab dem ihrigen etwas von dem feuchten kalten Anblick einer von tyranniſchem Spätfroſt gemißhandelten Frühlingsflur, über welche eben eine melancholiſch graue Wolke hinzieht. Cante floh das Haus und trieb ſich unter wüſten Geſellen herum; ſeinem zerſtreuungsſüchtigen Leichtſinn war das finſtere Weſen im Vaterhauſe zuwider, das ihm keine Gelegenheit zu Witz und Satyre bot. Er war faſt mehr im Hauſe der Poggi anzutreffen, und ſchien ſein Vergnügen darin zu finden, ſich mit Reſa zu zanken, was dieſer auch eine ſtets willkommene Sache zu ſein ſchien. Je weniger Cante in das Vaterhaus paßte, deſto mehr harmonirte die Figur und das Weſen des alten Maſo mit dem dort herrſchenden Geiſte. Die träumeriſche Befangenheit des Greiſes nahm von Tag zu Tag ſichtbar zu. Mit einer verzweifelten, ſchmerzbetäubten Sehnſucht blickte er vom

Morgen bis Abend und oft wieder vom Abend bis Morgen den Berg hinunter, auch ſtieg er wohl hinab in den Hafen und wandelte an der felſigen Küſte unverwandten Blicks bang erwartungsvoll in das Meer hinausſtarrend, bis ihm die treuen Augen übergingen vor Anſtrengung oder vor Schmerz; dann kehrte er langſamen, mühſeligen Schritts zu dem hochgelegenen Schloſſe zurück, und ſeiner keuchenden Bruſt entwand ſich mit einem tiefen Seufzer der Name: „Carlino!“

So war er denn auch eines Abends im Garten ſitzen geblieben, ſeiner Sehnſucht nachhängend; kein Schlaf kam in ſeine Augen, er ſchluchzte in troſtloſem Jammer um den verlorenen Liebling, der ſo bald wieder zu kehren verſprochen hatte und nicht gekommen war. „Du biſt dahin,“ ſeufzte er, „dein junger Fuß wird nicht mehr an das Ufer der vaterländiſchen Inſel treten, auf der der Mörder deines Vaters in ſtolzer Sicherheit wandelt. In ſeine meuchleriſchen Hände iſt deine blühende Jugend gefallen, und in keine andere; er ahnete, welch' ein Schickſal ihm durch dich bereitet war, und ſo hat er, dir raſch zuvorkommend, das Blut des Sohnes zu dem des Vaters geſchüttet. O, daß ich das noch erleben muß! Warum hat mich Gott ſolchem Weh aufgeſpart und mich nicht ſchon lange zu ſich genommen, die Rache ſelbſt vollbringend, zu deren Werkzeug ich mich berufen fühlte? Weh' mir! bin ich darum am Leben geblieben, um meinen ſüßen Carlino in den Tod zu ſchicken!“

Alſo jammerte der troſtloſe Greis lange in die Nacht hinein und verſtummte dann wieder, von unausſprechlichem Schmerz überwältigt. Da ſah er verhüllte Geſtalten an ſich vorüber hüpfen und in dem Thore des Schloſſes verſchwinden. Es ſchien ihm nichts Neues, er lächelte bitter dazu. „Da ſind ſie ja einmal wieder, die ſcheuen Nachtvögel, die unbekannten, ſchauerlichen Diener dieſes ſchauerlichen Mannes. Sie werden ihm wohl Bericht erſtatten über des armen Carlino’s Tod.“

Er wollte ſich nach dem Schloſſe ſchleppen, als eine jener Geſtalten, wie aus der Erde gewachſen, ihm plötzlich den Weg vertrat.

„Maſo,“ flüſterte eine ihm bekannte Stimme, „biſt du es wirklich?“

„So iſt’s,“ verſetzte der Alte mürriſch, „und Ihr ſeid der Pater Lapo. Was ſucht Ihr hier bei ſo dunkler Nachtzeit?“

„Maſo, ich bin dein Freund; ich bin gleich dir ein eifriger Anhänger der Patrioten, das habe ich bewieſen, indem ich den Pater Paolo zu meinem Beichtvater wählte. Die Beſorgniß für das Vaterland hat mich hierher getrieben. Maſo, ich fürchte nicht ohne Grund, Dino Negri iſt ein Feind der Patrioten. Ich beſchwöre dich, Maſo, wer ſind die verhüllten Männer, die ihn je zuweilen in der Nacht beſuchen? Du mußt es wiſſen, Maſo, und die heiligſte Pflicht gegen das Vaterland gebietet dir, es mir zu ſagen. Du erhältſt ohnedieß eine reiche Belohnung für deine Pflichterfüllung."

„Will ein Knabe einen Greis überliſten?" murmelte Maſo. „Geht hin, hochwürdiger Herr, und fragt die Männer ſelbſt, wer ſie ſind. Mir haben ſie noch nicht Rede geſtanden, weil ich ſie noch nicht gefragt habe." Er wollte ſich entfernen, als ein klagendes Wimmern und Stöhnen in ihrer Nähe beider Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Lapo ſchritt leiſe nach dem Wäldchen zu, durch welches der Pfad nach Luigi Bardi's Grabe ging; denn von daher kamen die befremdenden Laute. Maſo folgte ihm unwillkührlich nach, eigentlich um ihn zurückzuhalten — denn er fürchtete ahnungsvoll ein großes Unglück von der Gegenwart dieſes Prieſters — aber er hatte dazu weder Entſchloſſenheit, noch Kraft. Nachher war er über das, was er wahrnahm, gleichſam erſtarrt, ſo daß es ihm gar nicht mehr einfiel, ſich thätlich einzumiſchen. Lapo war deſto aufmerkſamer. Inmitten des Pfades nämlich ſtand ein Menſchenpaar, das von beiden Lauſchern bald als Cino Lippi und Bella Negri erkannt wurde. Es war augenſcheinlich, daß ſie vom Grabe hergekommen waren und nun im Begriff ſtanden, von einander Abſchied zu nehmen. Bella weinte heftig und verhinderte dadurch ſich und ihren Begleiter, die Schritte der ſich Nähernden zu vernehmen.

„Cino,“ ſchluchzte ſie, „und du gehſt von mir ohne einen Troſt, ohne eine Hoffnung? Weh' uns, daß uns der Sturm der Leidenſchaften zur Sünde fortgeriſſen! Wir haben die heiligſten Gelübde gebrochen. Nun ſtraft uns Gott. Mit ſeinem Prieſter hab' ich gefrevelt; aber ich bin ſchrecklich aus dem wüſten Traume der Sinnenluſt erwacht, um mich der Verzweiflung hinzugeben. Cino, Cino, was ſoll aus mir werden? Ich gebe mir den Tod noch in dieſer Nacht.“

„Faſſe dich doch, geliebte Bella,“ redete Cino, aber er weinte ſelbſt dazu, „damit wir im Stand ſind, einen Entſchluß zu faſſen.“

„O Gott, mußteſt du der Mörder meiner Unſchuld werden! Mein Frieden war ja ſchon lange dahin! Und nun dieſe entſetzlichen Folgen! Aber dich ſpreche ich frei, mein Geliebter. Mich allein klage ich an. Ich wußte ja, daß du ein Prieſter warſt, warum duldete ich deine glühenden Küſſe, warum erwiederte ich ſie? Der Wahnſinn der Leidenſchaft riß mich fort bis in den Abgrund, in welchem ich mich ſchaudernd erblickte. Doch wähne nicht, daß die Flammen meiner Liebe minder lodernd brennen; im Gegentheil ſchlagen ſie nur noch gewaltiger empor, und Verzweiflung und Leidenſchaft gehen nun Hand in Hand.“

„O Himmel! Wäre ich doch nie nach Korſika zurückgekommen!“ ſeufzte der junge Prieſter. „Denn vom erſten Augenblick an, wo ich dich geſehen, entbrannte die Glut der Leidenſchaft in meiner Seele, und je mehr ich ſie zu unterdrücken bemüht war, deſto gewaltiger wurde ſie. Die Pein der Sehnſucht hat mich faſt verzehrt. — Quäle dich alſo nicht, theures Mädchen. Nicht du trägſt die Schuld; ich allein bin der Schuldige. Faſſe dich nur bis morgen Nacht; bis dahin, hoff' ich, hat uns der Himmel einen Rath ertheilt, der uns zur Hülfe wird.“

„Wie kannſt du Hülfe vom Himmel erwarten, an dem wir ſo ſchwer gefrevelt haben? Wir ſind dem Verderben geweiht. Der Geiſt des gemordeten Luigi Bardi hat zürnend auf uns geſehen, deſſen Grab der Schauplatz unſerer Sünde war.“

„Nein, nein, ein barmherziger Gott wird uns nicht ganz verſtoßen. Nur überlaſſ' dich nicht der Verzweiflung. Erwarte mich in der morgenden Nacht. Vielleicht bringe ich Hülfe. Es muß uns ein Weg aus dieſer Lage führen. Beruhige dich und lebe wohl! Möge ein ſanfter Schlaf freundliche Bilder für dich herauf fuhren.“

Er kußte ſie auf die Stirn und eilte bergab. Während der alte Majo die verzweifelte Gefallene empfing und mit wehmüthigem Schluchzen an's Herz drückte, verfolgte Lapo den raſchen Freund, und trat ihm am Fuße des Berges mit einem höhniſchen

Gruße entgegen. Die Nacht verbarg Jenem die flammende Schadenfreude in des Grüßenden Angeſicht.

„Wie?“ rief Cino erſtaunt, „du biſt von Genua zurück, und ich finde dich hier zuerſt in der Mitternacht? Wie kommſt du hierher? Kaum kann ich mich vor Verwunderung faſſen, dich jetzt hier zu ſehen.“

„Nimm' es immer als ein Wunder zu deinem Beſten auf; betrachte mich immerhin als einen zu deiner Hülfe erſchienenen Engel, zumal wenn ich dir ſage, daß ich dich in großer Angſt und Noth weiß, und den Grund davon wohl kenne.“

„Biſt du allwiſſend und erſcheinſt mir im Augenblick der höchſten Noth wirklich als ein rettender Engel!“ rief Cino mit geſteigertem Erſtaunen, doch vertrauensvoll, wie ein im Strom Verſinkender die Hand faßt, die ſich plötzlich vor ſeinen verlöſchenden Augen zeigt, ohne nach dem Wunder zu fragen. „Ja, Lapo, du biſt zu meiner Rettung gekommen. Ich bin rath- und thatlos. Nie gewohnt zu handeln aus eigenem Willen, immer nur den Befehlen meiner Obern gehorchend, wäre ich ſammt der edeln Bella dem Verderben preisgegeben, wenn du mit deiner kühnen Seele uns nicht retteteſt. Ich beſchwöre dich, Lapo, verhilf uns zur Flucht, und zu irgend einer Exiſtenz in einem fremden Lande, wovon wir, wenn auch dürftig, aber ruhig und unerkannt leben können.“

„Soll ein Prieſter dem andern beiſtehen, das Gelübde zu brechen, Gott ungetreu zu werden? Und doch, was thäte meine Freundſchaft nicht für dich? Mich dauert deine Verlegenheit. Vielleicht kann ich ihr abhelfen. Es dürften ſich mir in Kurzem Gelegenheiten darbieten, dir mit deiner Geliebten auf ſchickliche Weiſe fortzuhelfen und dich glücklich zu placiren.“

Cino ſtürzte vor Lapo nieder, umſchlang die Kniee deſſelben und rief: „Ja, du biſt mein Engel!“

„Höre mich ruhig an,“ ſagte Lapo. „Eine Liebe iſt der andern werth, der Dienſt bedingt den Gegendienſt. Thue mir eine Gefälligkeit, eine im Grund unbedeutende Sache, und ich rette dich dafür ſammt deiner Geliebten.“

„Befiehl über mich, mein einziger Freund! Ich werde Alles zu deiner Zufriedenheit auszuführen mich beſtreben, was du von mir verlangſt.“

„Wohlan, du gehſt heute noch nach Genua und hältſt in der Kirche eines nahen Dorfes den Gottesdienſt. Dabei bemühſt du dich, der Frau eines gewiſſen Lucio d'Alicante, die eben ſo ſchön als gottesfürchtig iſt, zu gefallen. Dies wird deinem ſanften, einſchmeichleriſchen Weſen beſſer gelingen, als es meiner Leidenſchaftlichkeit gelungen iſt. Du haſt nichts zu thun, als dich durch Demuth, ſanften Wandel, Heiligkeit, Gebet, und Alles, was noch dazu gehört, dich der Dame beſtens zu empfehlen, und dich auf alle Weiſe zu beſtreben, daß du zu ihr in's Haus kommſt und ſie dir Beichte ſitzt. Was ſie dir beichtet, hinterbringſt du mir, ſo wie Alles, was du ihr über die etwas geheimnißvollen Verhältniſſe ihres Gatten, der viel auf Handelsreiſen iſt, und über ihre eigenen auslocken kannſt. Sie wo möglich ganz auszuhorchen iſt nämlich deine Aufgabe. Von der glücklichen Löſung derſelben hängt dein eigenes Glück ab; denn ich will dir nicht verhehlen, daß ich damit bedeutende Mittel erringe, dir bei Begründung einer ausländiſchen guten Exiſtenz ſehr nützlich zu ſein.“

„Ich werde nichts ſparen, dir die genaueſten Nachrichten zu überbringen.“

„Vor zwei Dingen hüte dich aber ſehr, erſtlich dich in die Dame zu verlieben; denn ſo iſt es mir ergangen, und damit habe ich Alles verdorben — doch dagegen wirſt du ja wohl durch deine Liebe zu Bella geſichert ſein, und dann meiner nie bei ihr zu erwähnen, ja, wenn ſie meinen Namen einmal bei dir ausſprechen ſollte, feſt zu läugnen, daß du mich kennſt. Damit du gleich von vorn herein über ihren Charakter im Klaren biſt und deine Beobachtungen auf meine Erfahrungen fortbauen kannſt, ſo mußt du wiſſen, daß eine einſame freudenloſe Jugend ſie zur bigotten Schwärmerin gemacht hat, ſie iſt abergläubiſch, erſt zurückhaltend, dann ſehr vertrauend und über Alles liebenswürdig. Ihren Gatten liebt ſie gar nicht, er ſcheint, ihren Aeußerungen nach, auch bedeutend älter als ſie. Auch iſt ihr heißer Wunſch geweſen, den Schleier zu nehmen, aber ihr Gatte hat ſie davon abgehalten und ſie zu ſeinem Weibe gemacht, was ihm kein Mann, der die Dame einmal geſehen, verdenken wird. Inzwiſchen hat ſie geliebt und liebt noch einen Mann, den ſie nicht näher zu kennen vorgibt. In einer Nacht warf nämlich der Sturm ein Schiff an die Küſte in der nächſten Nähe des Schloſſes, das ſie bewohnt. Der Führer des Schiffs, ein ſchöner Mann, kühn, phantaſtiſch gekleidet, liebenswürdig und noch in den Jahren, die den Zunder der Liebe bereiten und ihre Flammen erzeugen, ſuchte ein Unterkommen auf dem Schloſſe, das Donna d'Alcante damals allein bewohnte; denn ſie war zu jener Zeit noch nicht verheirathet. Eine zärtliche Leidenſchaft erwachte in beider Herzen, und es entſpann ſich in einem Tage ein Verhältniß, das die Dame vollends unglücklich gemacht hat. Sie war noch viel zu jung, um den Muth zu haben, ihrem Geliebten zu folgen, und er ſcheint auch eben nicht ſehr in ſie gedrungen zu ſein. Sie ſchuldete dem Don d'Alcante Pflichten der Dankbarkeit; denn er hatte ihre Erziehung beſorgt — ſie war eine arme Waiſe — und liebte ihn, wie ihren Vater; doch dachte ihr Herz nie daran, daß ſie ſeine Gemahlin werden ſolle. Inzwiſchen mußte ſie ſich hernach in ihr Schickſal fügen. Nun ſuche du zu erfahren, wer ihr Gatte eigentlich iſt. Er ſcheint wohl ein Korſe zu ſein, doch iſt er's gewiß nicht; aber er muß nothwendiger Weiſe mit vornehmen und gemeinen Korſen in genauer Verbindung ſtehen und von dieſen Alles erfahren, was auf der Inſel, vorzüglich auf der ſüdlichen Hälfte derſelben, vorgeht. Hier liegt irgend ein wichtiges Geheimniß. Suche dahinter zu kommen. Ferner wüßte ich gern Alles über die Familienverhältniſſe der Dame ſelbſt, von denen ſie, ſobald ſie mir nicht mehr trauete, hartnäckig ſchwieg; endlich bemühe dich, um jeden Preis zu erfahren, ob ſie ihren Jugendgeliebten in der Abweſenheit ihres Mannes noch bei ſich ſieht, und wer dieſer eigentlich iſt. Ich habe darüber wunderliche Ahnungen, doch enthalte ich mich, dir dieſelben mitzutheilen. Begleite mich jetzt nach meiner Wohnung, ich will dir dort genauere Inſtruktionen geben.“

Indem ſie weiter gehen wollten, ſahen ſie wieder jene verhüllten Männergeſtalten den Berg herabkommen. Lapo zog Cino zurück.

„Es iſt wahr, er wird immer unleidlicher und mißtrauiſcher,“ ſagte der Eine.

„Unter uns geſagt,“ verſetzte der Andere, „mit der Zeit nutzt ſich das ſchärfſte Schwert ab, und junges Blut iſt immer mehr werth als altes, mit dem Lapo Poggi wären wir beſſer gefahren.“ Damit ſtiegen ſie zum Meere hinab.

Lapo hatte jedes Wort verſtanden, ſchlug ſich vor die Stirn und zog ſeinen Collegen mit ſich fort.

Mit beladenem Schiff war Dino Negri wieder aus dem Hafen von San Bonifazio geſegelt. Es ſchien, als hätte der alte Maſo ſchon lange auf ſeine Abreiſe ſehnſüchtig gewartet; denn kaum war der finſtere Gebieter fort, als der Diener ehrfurchtsvoll in das Zimmer der Donna Gemma trat, und, ſich tief verneigend, alſo ſprach: „Ihr könnt nicht anders ſagen, ſehr edle Frau, als daß ich Euch und Euerm Hauſe ſtets redlich und treu gedient habe.“

„So iſt's, wackerer Maſo, doch was willſt du damit ſagen?“

„Daß ich Euch nie wiſſend einen ſchlechten oder verderblichen Rath ertheilt, ſondern von Eurer Kindheit an Euch und Eure Kinder wieder geliebt habe, als wäre ich durch Bande des Bluts an Euer Haus gefeſſelt,“ fuhr Maſo mit unerſchütterlichem Ernſt fort.

„Nie werde ich dir dies Zeugniß verſagen können, noch wollen, guter Alter, der du mein und meiner Kinder treuer Pfleger geweſen biſt.“

„Als Luigi Bardi ſich um Eure Hand bewarb, rieth ich Euch zu, und die Ehe wurde eine glückliche.“

„O mein dahingeſchwundenes ſchönes Glück!“

„Als Dino Negri die Hand der jungen Wittwe begehrte, rieth ich Euch ab, und die Ehe wurde eine unglückliche.“

„Ja, wahrlich, eine ſehr unglückliche!“

„Ihr wißt noch nicht alles Unglück und Ihr ſollt auch nicht alles erfahren, wenn Ihr mir verſprecht, meinem Rathe zu folgen.“

„Und was haſt du mir für einen Rath zu geben, redlicher Greis? Ich fühle die Nähe eines böſen Geſchicks, aber meine Augen entdecken es nicht, es iſt mir, als ob ein Geſpenſt mich umſchwebe, aber meine Sinne begreifen nichts davon. Ich wage zuweilen vor Angſt kaum zu athmen; und doch weiß ich nicht, wovor ich eigentlich zittere. Sage du mir, mein einziger Freund in meinem Hauſe, was haſt du für mich auf dem Herzen?“

„Ich rathe Euch, thut Eure Tochter in's Kloſter, lieber heute als morgen, vermählt ſie dem Himmel, um Unglück vorzubeugen.“

„Wie? meiner Bella den Schleier über ihr junges ſchönes Haupt, der ſie von aller Lebensfreude trennte, der ihr jede Ausſicht in eine lachende Zukunft verhängte? Alter, was haſt du wieder für ſeltſame Träume gehabt, daß du mir dieſen wunderlichen Rath ertheilſt?“ rief die Dame erſchrocken.

„Rieth ich Euch je Böſes? Seht doch Eures Kindes täglich bläſſer werdendes Antlitz an, dieſe trüben verweinten Augen, und fragt Euch dann ernſtlich, ob dies Haupt nicht reif und geeignet ſei für den Schleier, der es der Welt für ewig verberge? Von dieſen Wangen ſind ja die Roſen der Jugend verſchwunden, in dieſen Augen der Strahl der Freude erloſchen. Aber Ihr ſeht das nicht im düſtern Licht dieſes Hauſes, Euer eigener Blick iſt umflort. Folgt drum meinem Rath, gebt Bella dem Kloſter. In Campotoro wird die hochwürdige Frau Aebtiſſin, Eure Tante, ſie mit Freuden aufnehmen. Ich habe darüber ſchon mit Euerm Bruder, dem Pater Paolo, geſprochen, und er wird nun, da Euer Gemahl verreiſet iſt, kommen, um mit Euch deßhalb das Nähere zu verhandeln."

„Wie? iſt denn die Sache ſo gewiß, daß du ſie mit ſo furchterlichem Ernſt behandelſt? Was iſt denn ſo Arges geſchehen, daß ich mein Kind aus meinen Armen reißen und nichts von ihm behalten ſoll, als ſeine glänzenden Locken und ſeine Erinnerung? Iſt es denn nicht genug, daß mir mein erſtes Söhnlein ſtarb, daß mir meine Bettina durch ein furchterliches Schickſal entriſſen wurde, daß Carlino plötzlich das Vaterhaus floh, wie ein Verbrecher, und nicht wieder dahin zurückgekehrt iſt, kein Wort aus der Ferne wieder an ſeine bekümmerte Mutter gerichtet hat, ſoll ich denn meine zweite Tochter auch von meinem Herzen reißen, und in die kalte, düſtere Ringmauer des Kloſters ſtoßen? Was hab' ich denn verbrochen, daß man mich ſo grauſam meiner Kinder beraubt?“

„Dankt dem Himmel, wenn er ſie aus dieſem Hauſe entfernt und in ſeinen Schutz nimmt! Hier blüht kein Segen für Eure Kinder. Kann denn in dieſen Räumen, wo ich Eures Gatten unheimlichen Blicken zu begegnen wähne, ſelbſt wenn er abweſend iſt, kann denn in dieſem Hauſe voll Qual ein frohes Gemüth gedeihen? Es wird ja Alles langſam hinabgezogen von unſichtbaren Händen in dieſen kalten erſtarrenden Abgrund. Thut Eure Tochter in's Kloſter.“

„Du haſt recht, Maſo. Gott allein weiß es, was für ein ſchwerer drückender Nebel auf unſerm Hauſe liegt. Meines Gatten munteres Weſen, wenn auch ſelten, aber doch zuweilen ſich zeigend, hat ſich ſeit einigen Jahren ganz verloren, und ein finſterer undurchdringlicher Trübſinn hat ſich ſeiner bemächtigt. Setz' ich ihn über die Urſache deſſelben zur Rede, ſo ſchiebt er die Schuld auf meine Trauer um meine verlorenen Lieben, allein mir iſt immer, als wäre dieſe Trauer erſt durch ſeinen überhandnehmenden Trübſinn ſo wach und lebendig geworden. Mir iſt ſtets, als müſſe mir ein großes Unglück begegnen, und oft wird mein Herz von einer unausſprechlichen Angſt gepreßt, die nur an meines Luigi Grabe einige Erleichterung findet.“

Der Greis nickte wehmüthig, und ſagte dann: „Ich gehe jetzt, Euern Herrn Bruder, den hochwürdigen Pater Paolo, zu benachrichtigen, daß er Euch allein findet, und er wird nicht verfehlen, ſich ſogleich einzuſtellen.“

Am folgenden Tage lag Donna Gemma ſchwach und krank zu Bette. Bella kniete davor und weinte, das Geſicht in die hüllenden Decken gedrückt. Die Mutter hatte alle Zeugen entfernt und begann jetzt mit zitternder Stimme: „Bella, ich habe eine große Bitte zu dir, die du mir nicht abſchlagen darfſt.“

„Ich werde jeden Wunſch meiner Mutter erfüllen.“

„So reiſe mit mir zu Anfang künftiger Woche nach Campoloro zu meiner Tante, der Aebtiſſin; auch mein Bruder wird uns begleiten.“

„Mutter, in's Kloſter!“ rief Bella erſchrocken. „Was ſoll ich im Kloſter? Was bedeutet dieſe Reiſe?“

„Sie ſoll zu deinem Frieden dienen, mein Kind. Ich wünſche, daß du bei der Aebtiſſin bleibeſt. Vielleicht — und ich hoffe es — findeſt du Geſchmack am Kloſterleben.“

„Mutter,“ weinte das unglückliche Mädchen auf, „du weißt Alles. Der alte Maſo hat mich dir dennoch verrathen, obgleich er mir ſchwur, zu ſchweigen.“

„Verrathen? Nichts hat er verrathen! Was hätte er auch zu verrathen? Was iſt mit dir vorgegangen, das du deiner Mutter zu verbergen hätteſt? Was iſt's? ich will es wiſſen!“

„Nichts, theure Mutter!“ flehte Bella geängſtigt und ihre Schläfe flogen. „Was hat dir Maſo geſagt?“

„Gerathen hat er mir, dich ſo bald als möglich als Nonne einkleiden zu laſſen; und ich glaube, er hat mir wohl gerathen. Seinen Rath hat dein Oheim beſtätigt, und mir an die Hand gegeben; du ſteheſt daran, dich durch die Liebe unglücklich zu machen.“

Bella ſeufzte tief und lächelte wehmüthig dazu.

„Ich rathe dir, Kind, halte dies Gift von deiner Seele fern. Es verdirbt dir dein Leben. Liebe iſt immer ein Unglück, ſelbſt wenn unſer kurzſichtiges Auge ſie für ein Glück anzuſehen geneigt iſt. Laß dich durch mein Beiſpiel warnen! Ich war ſo ſchön, wie du. Die Jünglinge umflatterten mich, wie dich. Zwei vorzüglich warben um mich, der Eine mit ſüßen Worten, der Andere mit ſtummen Blicken. Jener war Luigi Bardi, dieſer Dino Negri. Aber ich verſtand nur die Werbung des erſtern, ich liebte nur ihn. Damals gab es für mich auf Erden kein höheres, reicheres Glück als Luigi's Beſitz, und gerade er iſt die Quelle meines größten Unglücks geworden. Wurde ich nicht früh ſeine arme troſtloſe Wittwe? Verlor ich nicht meine Kinder? Und Dino Negri, dein Vater, Kind, wurde damals ſchon durch meine Wahl jener finſtere, menſchenfeindliche Mann, die er noch jetzt iſt. Verzweiflungsvoll verließ er San Bonifazio und floh in's Gebirge. Am Monte d'Oro hat er Jahre lang eine Hütte bewohnt, ein düſterer Jäger und Menſchenhaſſer, ein unfrommer Einſiedler. Stets, wie er mir ſpäter oft geſchworen, den Stachel der Liebe zu mir tief im Herzen, und an der ſchmerzlichen Wunde langſam verblutend, bis er einſt durch einen Zufall von Luigi Bardi's Tod hörte. Da kehrte er zurück und lag zu meinen Füßen, zu den Füßen der jammernden Wittwe. Aber er ließ ſich nicht abweiſen; ſein Unglück hatte ihm eine düſtere unwiderſtehliche Beredtſamkeit, eine fordernde Sicherheit verliehen. All' mein Zögern, mein Weigern, mein Flehen um Aufſchub halfen mir nichts. Die Braut des Schmerzes wurde die des liebeglühenden Mannes, und erſt in ſeinen Armen erwachte ich aus der Betäubung, in die mich ſein Drängen verſetzt hatte. Ich war ſein Weib und wußte kaum wie ich es geworden war. Aber der Schmerz hatte ein früheres und ſtärkeres Anrecht auf mich, als mein Gatte, und er behauptete es. Dino hatte mir Pflichten aufgezwungen, die ich nicht erfüllen konnte; ich blieb als ſeine Gattin die trauernde Wittwe. Was ich nicht war, bemühete ich mich zu ſcheinen; ich verbarg meinen Schmerz im tiefſten Winkel des Herzens, und es ging auch Alles leidlich. Doch daß es kein Glück war, zeigte ſich mit der Zeit. Dein Vater wurde ſelten froh, und die ſtille verſchloſſene Weiſe ſeines Lebens endlich zur ſchwärzeſten Schwermuth. Vergebens, daß er ſich zu zerſtreuen ſucht und große Handelsreiſen in ferne Welttheile macht, er kommt immer düſterer und verſchloſſener zurück, als er gegangen iſt, und meiner von bangen Ahnungen gefolterten Seele iſt es immer, als ſchwebe ein unſichtbares Schwert an einem Pferdehaare über unſerem Haupte, und es müſſe nächſtens der Stoß kommen, der es, uns zu durchbohren, herabwürfe; es bedünkt mich mit Schaudern, als ſchlichen hohläugige Geſpenſter um mich, die über lang oder kurz uns als ſchreckliche Vampyre das Blut ausſaugen müßten. Wir ſind alle unglücklich geworden, und alle durch die Liebe. Die Liebe iſt eine farbenſchöne, duftende Blume, aber die Farben ſind Blut, der Duft iſt Gift. Berauſche dich nur in ihm, und du biſt verloren. O, mein Kind, höre auf die warnende Stimme deiner erfahrenen Mutter! Fliehe die Liebe, da es noch Zeit iſt, verbirg dich vor ihr in den ſtillen Mauern des Kloſters. O, hätte mir eine Mutter ſo ernſtlich gerathen, wie glücklich wäre ich jetzt!"

Gemma ſchwieg und trocknete ſich die Thränen aus dem Antlitz. Bella hatte, heftig ergriffen, mehrmals die Farbe gewechſelt, und ergriff jetzt zitternd die Hand der Mutter: „Ich will dir folgen," ſagte ſie monoton. „Im Kloſter will ich mein heißes

Herz begraben.“ — Gemma umarmte ihr Kind und man beſprach ſich über die Abreiſe. Bella ſchien ſehr gefaßt, aber ſie ſchien es auch nur. Sie war ruhig am Tage, aber wenn die Nacht gekommen war, raſete ſie wie eine Wahnſinnige am Meerufer oder im Garten und rief verzweiflungsvoll Cino's Namen, der ſie gerade in dieſer Noth verlaſſen hatte. Dann weckte ihr Jammer das Echo der Felſen auf. Eine düſtere Geſtalt, unſcheinbar und verhüllt, ſchlich ihr dann immer nach, aber ſie bemerkte nichts davon in ihrer Verzweiflung. Oft wohl, wenn der blutige Gedanke durch ihre Seele ſchwirrte, ſich von dem Felſen in's Meer hinabzuſtürzen, trat eine andere, eine gebückte Geſtalt hinzu, nahm ſie in die Arme und ſprach ihr Troſt ein. Dies war Maſo, der treue Diener, der ſo freundlich, väterlich, ſo liebevoll zärtlich über ihr wachte. An des Greiſes Bruſt floſſen ihre Thränen milder; ſie durfte ſich ungeſtört ausweinen.

So war denn der Tag vor der Abreiſe gekommen, und alles bereit. Bella hatte einen langen Brief an Cino geſchrieben, aber ihre Thränen hatten die Schrift wieder verlöſcht. Der Abend kam, und ſie eilte noch einmal hinab an's Ufer. Aber kaum war ſie aus dem Garten getreten, als Cino in ihre Arme ſtürzte.

„Eben wollte ich dich aufſuchen!“ rief er haſtig und ſchier athemlos, und ſah dabei ganz entſtellt und verſtört aus. Wir müſſen ſogleich fliehen, fort, wohin es auch ſei. Nicht der Morgen darf uns mehr auf der Inſel finden.“

„Fliehen? Wohin ſollen wir?“

„Das weiß ich nicht; aber gleichviel, wir müſſen fort. Geliebte, folge mir, ich beſchwöre dich. Es droht dir und mir die fürchterlichſte Gefahr, wenn wir den Morgen abwarten. Ja, wir ſind dann beide verloren.“

„Aber, was iſt geſchehen? Was fehlt dir? Du biſt außer dir! Noch nie ſah ich dich ſo? Was iſt dir begegnet? Wann biſt du von Genua zurück?“

„Vor einer Stunde, aber Mörder ſind mir auf den Ferſen. Du ſollſt alles Schreckliche erfahren, was ich erlebt habe, doch nicht hier, erſt, wenn wir irgendwo in Sicherheit ſind. Nur fort müſſen wir, fort von Korſika!“

„Nun, ſo helfe mir Gott!“ rief Bella aus tiefer Bruſt. „Ich weiß nur ein Mittel und einen Weg und der führt uns zu den Korſaren. Vielleicht, daß wir dort meinen Bruder Carlino finden. Erwarte mich um Mitternacht in der kleinen Felſenbucht; ich will mitnehmen, was ich mein nenne, und meiner unglücklichen Mutter noch einen Kuß auf die Wange drücken.“

Sie trennten ſich. Zwei Stunden ſpäter hielt Eino in Schifferkleidern mit einem Boote an dem bezeichneten Ort, und bald darauf klimmte Bella vorſichtig an den Felſen herab. Ihre Schläfe flogen vor Angſt, ſie wußte kaum, was ſie that. Mit fieberhaftem Muthe griff ſie nach einer Ruderſtange, und von den vereinten Kräften der Liebenden bewegt, glitt das Fahrzeug über die Wellen hin. Aber ſo wie es aus der Bucht hinaus war, ruderten von beiden Seiten zwei große bemannte Boote auf ſie los. Im Nu war das ihrige geentert, und unter wildem Geſchrei ſtürzten Bewaffnete herein und überfielen das flüchtige Liebespaar unter Hohngelächter. Bella glückte es im wilden Trubel ſich loszureißen, und ſchon hatte ſie einen Fuß auf den Bord des Bootes geſetzt, um ſich in die Fluth hinabzuſchnellen, als ſie ſich von kräftigen Männerarmen umſchlungen fühlte. Zornig wandte ſie das Geſicht nach dem, deſſen Wille dem ihrigen in den Weg trat, und ſchauderte zurück; denn ſie ſtarrte in Lapo's boshaft lächelnde Züge.

„Nicht alſo,“ flüſterte er ihr zu, „du ſollſt ja mein Liebchen werden! Nicht in den kalten Tod, mein Kind! nein, an das warme Herz Lapo's, das dir noch immer in Leidenſchaft ſchlägt.“

Sie vermochte nicht zu antworten, ſondern wandte ſich voll Abſcheu ab, er aber übergab ſie den Häſchern, befahl ſie ihnen wohl, und ſchlich dann zu dem gefeſſelten Cino.

„Hältſt du mir alſo Wort, Treuloſer?“ raunte er dieſem zu. Cino war ſprachlos vor Schrecken, als er ſeinen Collegen erkannte.

„Nicht ſo leichten Kaufs entkommt man mir,“ fuhr Lapo fort. „Wiſſe, daß ich es bin, der deine Flucht verrieth und die Häſcher führte. Eine Viertelſtunde nach deiner Ankunft war ich davon unterrichtet. Du kamſt nicht zu mir; nun wohl, ſo mußte ich nach dir gehen. Bald wußte ich um dein Vorhaben. Du ſiehſt, daß du nicht wohl gethan haſt, mich zu hintergehen. Warum haſt du nicht gehandelt, wie wir verabredeten?“

„O, heilige Jungfrau, ich konnte ja nicht!“ ſeufzte Cino. „Ach, wenn du wüßteſt, Lapo, was mir begegnet iſt, du würdeſt mir keine Vorwürfe machen, und meine beabſichtigte Flucht mit Bella gut geheißen und nicht verhindert haben. Nun ſind wir Alle dem Verderben anheimgefallen, und was ich dir erſt um keinen Preis mitgetheilt hätte, das ſollſt du nun erfahren. Aber nicht hier, Lauſcherohren umgeben uns, und vor allem muß dies trübſelige Geheimniß Bella verborgen bleiben. Begleite mich in mein Gefängniß oder wohin ſie ſonſt mich bringen. Dort ſollſt du's erfahren.“

Der Morgen graute ſchon, als Lapo aus dem Gefängniß der Inquiſition ſtürzte, wohin Cino in der Nacht gebracht worden war. Er war todtenbleich, Schaum ſtand vor ſeinem Munde, aber ſeine

Augen leuchteten von dämoniſchem Feuer. Haſtig, als gält' es ein Glück zu erjagen, eilte er in den Hafen und miethete um hohen Preis ein Schiff, das ohne Verzug den Anker lichten mußte, um ihn nach Genua überzuſetzen. Quälende Ungeduld fibrirte ihm durch Mark und Bein; er hätte den Wellen gebieten mögen, ihn ſchneller an das Uferland der Republik zu bringen. Als er die amphitheatraliſch gebaute Stadt in der Ferne erblickte, zitterte er vor lechzender Freude. Aber nicht in den Hafen befahl er, das Schiff zu lenken, rechts ſchimmerte unter vielen andern ein ſchönes Landhaus von der Küſte her und beſpiegelte ſich in den Gewäſſern eines kleinen Buſens; dorthin mußte geſteuert werden. An dieſem Hauſe hing ſein Auge mit flammender Begierde. Die Fernen ſchien es durchdringen oder kürzen zu wollen, um an den Fenſtern zu forſchen, ob ſich Geſtalten innerhalb derſelben bewegten, oder nicht. Je näher ſie kamen, deſto hörbarer klopfte ſein Herz. Ein Boot wurde ausgeſetzt, er ſelbſt ergriff ein Ruder und arbeitete aus Kräften. Ein gewaltiger Satz brachte ihn auf den Boden, aber er raffte ſich auf und ſprang mit der Schnelligkeit eines Roſſes der Villa zu. Er langte an, bog um die Ecke, und prallte von der verſchloſſenen Thüre ab. Zagenden Schritts eilte er nach dem nahgelegenen Gärtnerhäuschen. „Vicino! Vicino!“ ſchrie er mit faſt ſterbender Stimme in die offene Thüre. Ein alter Mann trat heraus und grüßte ehrerbietigſt. „Iſt deine Herrin nicht zu Hauſe? Wo iſt ſie? Warum iſt das Haus verſchloſſen?“

„Sie iſt geſtern mit Don Lucio zu Schiff gegangen,“ verſetzte der Gärtner gleichgültig.

Lapo brach ſtöhnend zuſammen. „Doch entwiſcht!“ rief er zähneknirſchend, und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirne. „Soll mir denn keiner meiner Pläne gelingen?“

„Ja,“ brummte der Alte, „es gab wunderliche Geſchichten. Nach Euch kam ein anderer frommer Vater, auch ein junges, ſchönes Blut. Der machte mehr Glück bei der Donna, als Ihr, ja, er durfte zu ihr in's Haus und hörte ihre Beichte. Sie ſchienen bald recht vertraut und die Donna war noch einmal ſo fromm geworden. Sie ſchienen auch wirklich etwas mit einander vorzuhaben, und wenn ich recht geſehen habe, war es eine Flucht. Mitten aber in den Vorbereitungen dazu überraſchte ſie ganz unerwartet Don Lucio. Er wollte den jungen Pater ſogleich erſchießen, die Donna fiel ihm in den Arm und wußte endlich, Gott weiß wie? ſeinen Zorn zu beſänftigen. Doch wurde der fromme Vater ſogleich eingeſperrt, und zwar in einem feuchten wohlverwahrten Keller. Vielleicht fand ſich im Hauſe eine Seele, die gottesfürchtiger war, als Don Lucio, und den Gräuel nicht länger ertragen konnte, einen geweihten Prieſter des Herrn ſo ſchimpflich behandelt zu ſehen, genug, geſtern Morgen war der Pater entwiſcht. Man hatte es kaum bemerkt, als auch im Hauſe ſchon Anſtalten zur Abreiſe gemacht wurden; die Donna mußte Hals über Kopf mit fort, ſie mochte ſich ſträuben, wie ſie wollte. Sie hat unzählige Thränen vergoſſen, und mich ſehr gedauert. Ihr kommt demnach zu ſpät, frommer Vater.“

„Ja, zu ſpät!“ höhnte Lapo wild auflachend. „Don Lucio hat eine feine Naſe. Glaube mir, Vicino, er wird nicht wieder kommen mit ſeiner Donna, und du kannſt dies ſchöne Landhaus getroſt als dein Eigenthum betrachten.“

Damit verließ er den ſtaunenden Gärtner, und murmelte für ſich: „Warum ſagte ich dem Dummkopf Cino auch nichts vom Duca di Fregoſi? Aber,“ fuhr er, ſich ſelbſt beſchwichtigend, fort, „wer hätte auch dies ahnen können? Und dieſe göttliche Rache mußte mir entgehen? Es iſt abſcheulich!“

Stumm ging er nach dem Boote zurück und ließ ſich wieder auf das Schiff bringen. In tiefe Gedanken verloren, achtete er während der Ueberfahrt auf nichts außer ſich, und nur dann und wann ballte er die Fauſt und murmelte Worte vor ſich hin, die wie Flüche klangen.

Am andern Tage war er ſchon wieder in San Bonifazio. Dort hatte unterdeſſen Cino's und Bella's Gefangennehmung die Theilnahme der ganzen Bevölkerung erregt, aber Niemand wußte, wer die

Fliehenden dem Inquiſitionstribunal verrathen. Sie wurden auf's Strengſte bewacht, und Niemand durfte zu ihnen. Nachdem ſich Lapo mit der Lage der Dinge vertraut gemacht hatte, machte er der Donna Gemma ſeinen Beſuch, um ſie geiſtlich zu tröſten. Er fand die Dame aufgelöst in Schmerz. Aber es war nicht die Auflöſung einer kleinen Seele, die da zernichtet wird und aufgeht in Jammer, die den Schlägen des Schickſals nichts entgegenzuſtellen hat, als eine trübe matte Verzweiflung, und ohne Halt und Grund in's Bodenloſe verſinken muß; es war die Auflöſung des Irdiſchen und Menſchlichen, des Schwachen und Hinfälligen an ihr, aber es war zugleich die Verklärung des Göttlichen in ihrer Bruſt. Sie hatte viel geweint und weinte noch viel, aber jede Thräne aus ihrem Herzen nahm auch ein Stück laſtender Erde dort mit fort, und löste einen Theil deſſen, was an ihr gemein war, auf. So wurde ſie reiner, edler, größer in der Feuerglut des Schmerzes. Denn nur im Schmerz bewährt ſich die edle Menſchennatur rein und erhaben, und allein unter den Hammerſchlägen des Schickſals wird das Herz gediegen.

Donna Gemma kannte nun das ganze entſetzliche Geſchick ihres Kindes. Der Schlag hatte ſie niedergeſchmettert, aber ſie hatte ſich wieder aufgerungen, und ſie jammerte nicht. Lapo ſtand dieſer edeln Trauergeſtalt wie ein Schulknabe gegenüber, der ſich böſer Streiche bewußt iſt. So ſehr auch ſein Herz von Unkraut überwuchert war, ſo hatte es doch noch nicht jedes beſſere Gefühl verloren. Sein Stolz lechzte nach Rache für empfangene Beleidigungen, aber als er ſich Donna Gemma gegenüber ſah, fiel ihm ein, daß dieſe Frau ihn nie mit einem Worte beleidigt habe, daß ſie im Gegentheil ihn geliebt, wie eine Mutter, ſeine Jugend mit manchem ſchönen Bilde ausgeſchmückt, ja ihn ſogar nach ſeiner Einweihung mit Liebe behandelt habe, obgleich er ſich überzeugt hielt, daß ſie von ſeiner Liebe zu Bella und ſeinem vereitelten Entführungsplan nicht ohne Kenntniß ſei. Auch hatte er nie an die hohe heilige Würde der weiblichen Natur geglaubt; er hätte ſie nicht gekannt, nichts von ihr geahnt, und nun neigte ſich ihm ein durch Schmerz heilig gewordenes Mutterhaupt entgegen, ernſt, hehr, würdevoll, eine in Trauer gekleidete Engelgeſtalt. Er hörte ſie ſprechen und ſtaunte, er ſah Thränen in ihren Augen glänzen und zitterte, er fühlte, wie göttlich ſchön und erhaben ſie war, und ſchrak zurück, nicht vor ihr, vor ſich ſelbſt. An dieſem Weibe war er zum Verbrecher geworden. Er fühlte ſich zerknirrſcht. Er ſah ein, daß er ihr all' dieſen fürchterlichen Schmerz hätte erſparen können, wenn nicht der Dämon der Rache ſein Herz erfüllt hätte. Nun konnte er ſich nicht in ſich ſelber finden. Ein Streit erwachte in ſeiner Bruſt, wie er noch keinen erlebt; er ſchämte ſich vor

Gemma; ihre Güte, ihre Liebe waren ihm ſchier unerträglich, und das bittere Gefühl ſeiner Unwürdigkeit wurde allein durch den Vorſatz, der aus dem Chaos in ſeiner Bruſt aufſtieg, Bella zu retten, in etwas gemildert. Gemma ſprach wie eine Heilige davon, daß Bella den Feuertod leiden müſſe, und daß ihr ewiges Heil dadurch wieder erlangt werden könne. Doch wankte ihre Stimme. Lapo war durch und durch erſchüttert. Bella vom Tod der Schande und der Schmach zu retten, war ſein einziger Gedanke. Als ein verwandelter Mann ging er von der ſchmerzensreichen Frau, um darüber nachzudenken, wie eine Rettung des unglücklichen Mädchens möglich ſei. Dieſe war inzwiſchen nicht leicht; denn das ſtrenge Tribunal hielt ſeine Opfer feſt in maſſiven wohlverwahrten Gefängniſſen und bewachte ſie gut; jeder mißglückte Verſuch hätte den inkonſequenten Prieſter ſelbſt Freiheit und Leben koſten können. So nährte er wohl den Gedanken einige Zeit und beſchäftigte ſich mit abenteuerlichen Plänen, aber der Vorſatz ſtumpfte ſich ab, als Dino Negri von ſeiner abermaligen Handelsreiſe ungewöhnlich bald wieder zurückkehrte, und machte dem alten lechzenden Rachedurſt Platz. Zwar beſuchte er die unglückliche Mutter noch und ging nie zu ihr, ohne jenen Widerſtreit ſeiner Gefühle, den jedoch jede Erinnerung an Dino zum Nachtheil der gefangenen Bella entſchied. Er konnte zu keinem Entſchluß kommen. Endlich ſchreckte ihn die Nachricht aus ſeiner Unthätigkeit auf, daß der Biſchof von Ajaccio mit ſeinem Beirath nach San Bonifazio kommen werde, um in Verbindung mit dem Tribunal das Urtheil der beiden Schuldigen zu ſprechen. Jetzt wurde ihm recht klar, wie heiß und ſtark er Bella geliebt. Sein jugendliches Herz warf trotzig jede Maske von ſich, die Leidenſchaft und Verhältniſſe ihm aufgebürdet, und zeigte die rein menſchliche Phyſiognomie der Liebe. Er dachte mit eiſernem Ernſt daran, einen ſeiner Pläne auszuführen, und er ſuchte Cante auf, den er bei ſeiner Schweſter Reſa fand, um mit dieſem die Mittel und Wege der Rettung zu verſuchen. In der That blieb Lapo nur ein einziges wirkſames Mittel übrig, und davor ſchauderte er zurück; ſein Stand war ihm lieb geworden. Auch ſagte er Cante von dieſem einzig ſichern Ausweg nichts. Zu ſeinem Erſtaunen und Entrüſtung gab ihm Cante aber kühle und ausweichende Antworten. Ja der junge Mann war ſo herzlos, zu ſagen, ſeiner gottvergeſſenen Schweſter geſchehe nur ihr volles Recht, wenn ſie in den Flammen des Scheiterhaufens ihr ſündhaftes Leben endige; er werde zu ihrer Befreiung aus dem Kerker keine Hand aufheben; ſeine bürgerliche Exiſtenz, die durch ſolch' einen Schritt ſogleich vernichtet ſei, ſei ihm lieber. Auch hege ſein Vater dieſelben Geſinnungen!

Daß das Letztere wirklich der Fall war, bewies

Dino's Handlungsweiſe. Er zeigte ſich mehr im Publikum als früher, beſuchte den Hafen öfter und wies jedes gegen ihn ausgeſprochene Bedauern mit der Aeußerung zurück: Ein dürr oder faul gewordener Aſt gehöre ſeinem Baume nicht mehr an, ſondern dem Feuerofen, für welchen er abgenommen werden müſſe.

So war denn das Gericht endlich zuſammengetreten, und der Tag des Urtheilſpruches nahte heran. Immer noch hatte ein Strahl von Hoffnung Lapo's Seele erhellt, Bella werde nicht mit der ſchärfſten Strafe belegt werden, aber er brach faſt zuſammen, als das entſetzliche Wort: Tod durch Feuer der Verführerin eines Prieſters über ſie ausgeſprochen wurde. Und wie edel hatte ſie an ihm, ihrem Verfolger, gehandelt! Von ſeiner Leidenſchaft zu ihr, von ſeinem Verſuch, ſie zu entführen, war kein Wort über ihre Lippen gekommen. Cino's Urtheilsſpruch war von der päpſtlichen Curie in Rom abhängig, und man erfuhr, daß er als ein verirrter aber wiedergefundener Sohn der Kirche begnadigt werden werde.

Jetzt war Lapo plötzlich zum Aeußerſten fähig. Die grauenvolle Wirklichkeit, der er nun in's blutrothe Feuerauge ſtarrte, ſchnellte ihn gewaltig empor, die ihn ſchwankend und unthätig gelaſſen hatte, ſo lange ſie nur noch Möglichkeit geweſen war. Er vergab dem geliebten Mädchen, daß ſie ihn zurückgeſtoßen und Cino ihm vorgezogen hatte, aller Zorn war verſchwunden; denn der Urtheilsſpruch hatte ſie zum Feuertod verdammt, und dadurch allein ſchon hatte ſie alle an ihm begangene Schuld gebüßt. An ihr war ſeine Rache gekühlt; ſterben durfte ſie nicht. „Nach Sicilien!“ rief er aus. „Dort hauſen die kühnen Männer, die mich zu ihrem Hauptmann erwählt hatten. Wohlan, ich will es ſein um den Preis der geretteten Bella! An der Spitze der Tapfern, den Degen in der Fauſt, will ich die Holde befreien, und dann wird ſie einſehen — wenn ſie erfährt, daß ich ihr Alles geopfert habe — wie ich allein ſie mit wahren und unvergänglichen Trieben liebe, und ſie wird an mein Herz fallen, die Braut des Korſarenhäuptlings, und den unwürdigen Schwächling, Cino, vergeſſen.“ — Und ehe eine Stunde verfloſſen war, ſchwamm er ſchon auf einem leichten Schiffe über die Wellen nach Süden zu. —

Der Zufall, oder vielmehr das Schickſal — denn was iſt Zufall anders, als das unerwartete Eingreifen und Verfügen des Schickſals? — erſparte ihm langes Suchen. Als er am Abend des zweiten Tages auf dem Verdeck ſtand und dem Spiel der vom Spätroth vergoldeten Wellen zuſah, fuhr ein Schiff mit vollen Segeln in geringer Entfernung an ihm vorüber. Eine Viertelſtunde ſpäter folgte ein zweites, das dieſelbe Richtung nahm und, wie es ſchien, das erſtere im Auge behielt, oder ihm zur Bedeckung diente. Während ſich Lapo ſeinen Betrachtungen darüber hingab, kam das zweite Schiff ſchnurſtraks auf die kleine Brigantine zu, die beſtimmt war, ihn nach Sicilien zu tragen. Die Aufmerkſamkeit des Schiffspatrons und der Matroſen verwandelte ſich in Beſtürzung, als ſie in dem ſie verfolgenden Schnellſegler ein Korſarenſchiff erkannten. Man verſuchte zu fliehen, aber ſchon blitzte das Pulver, und die erſte Lage machte dem korſiſchen Schifflein jede Flucht unmöglich.

Widerſtand wäre vergeblich geweſen, und ſo war die Brigantine in kurzer Zeit in den Händen der Seeräuber. Ein bewaffneter Haufe derſelben kam an Bord, um zu plündern. Lapo trat ihnen muthig entgegen und faßte ſie ſcharf in's Auge. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht: er kannte mehre dieſer gebräunten Geſichter. Aber auch er wurde in demſelben Augenblicke von ihnen erkannt und mit Geſchrei umzingelt. „Lapo! der treuloſe, wortbrüchige Lapo! Glücklicher Fang! Wir haben ihn, der uns an Brunardito verrathen!“ So erſchallte es hohnlachend von mehr als ein Paar Lippen um ihn, und drohende Fäuſte erhoben ſich gegen den beſtürzten Prieſter.

„Was droht ihr mir und behandelt mich feindlich?“ rief er, „ich bin ja gekommen, euch aufzuſuchen, euch anzugehören, euer Hauptmann zu ſein, wenn ihr mich noch dazu wollt. Und was ſprecht ihr von Verrath, und von Brunardito? Ich habe euch nicht verrathen und kenne Brunardito nicht. Wie könnt' ich ſonſt wagen, unter euch zu treten? Und ich ſchwör' euch zu, ich habe dieſe Reiſe nur gemacht, euch in Sicilien aufzuſuchen und eure Hülfe anzurufen zur Rettung eines armen zum Tod verurtheilten Mädchens, das nichts weiter begangen hat, als zu heiß geliebt.“

Marco trat an den jungen Prieſter heran und warf ſich zum Sprecher für die Andern auf: „Erzählt mir, wie es gekommen iſt, daß Ihr uns damals nicht Wort gehalten. Ich ahne den Zuſammenhang und wenn es ſo iſt, wie ich vermuthe, ſo ſoll Euch kein Leid geſchehen, und wir wollen Eure Wünſche in Erwägung ziehen.“ Er führte ihn bei Seite und flüſterte ihm zu: „Ihr kommt mir und Sandro gerade ſehr gelegen. Brunardito hat dem Sandro ein wunderſchönes Weib übergeben, in welcher dieſer ſeine Geliebte wieder erkannt hat. Nun iſt Sandro von Brunardito abgefallen und wir haben uns den von Sandro, auf Brunardito's Befehl, gefangen gehaltenen Carlino zum Hauptmann erwählt. Manche haben aber darüber noch Gewiſſensſcrupel, und wir ſind ihrer nicht ganz gewiß. Euer prieſterliches Wort wird ſie uns ganz gewinnen. Und wenn Ihr Sandro's Bund mit ſeiner Geliebten einſegnet, ſo könnt Ihr nachher von uns verlangen, was Ihr wollt.“

Lapo zeigte ſich ſehr bereitwillig und Marco wandte ſich an ſeine Genoſſen: „Dieſer Prieſter iſt unſchuldig an Verrath; er will ferner ganz der Unſerige ſein, und uns das ſüße Heil der Kirche, nach dem wir lange vergeblich ſchmachteten, zukommen laſſen. Er wird uns abſolviren und auf unſern Schiffen Meſſe leſen.“

Die Korſaren brachen in Jubel aus; Sandro, ein ſchöner, großer Mann, nicht jung mehr, aber voll ſtrotzender Kraft, trat auf Lapo zu, und ſprach: „Unſer Hauptmann könnt Ihr nicht werden; denn das iſt Carlino Bardi, aber Ihr ſollt unſer Prieſter ſein, und werdet Urſache haben, mit Euerem Looſe zufrieden zu ſein.“

„Aber wo iſt Carlino, daß ich ihn begrüße?“ fragte Lapo.

„Er ſegelt auf dem erſten Schiffe voraus mit wenigen ſeiner Getreuen; denn er hat ein Geſchäft allein abzumachen. Wir folgen ihm zur Deckung und zum Schutz. Ihr werdet ihn vielleicht morgen ſchon ſprechen. Einſtweilen führe ich in ſeinem Namen das Kommando auf dieſem Schiffe. Empfehlt Euch der Dame meines Herzens, die ich mit mir auf das Schiff genommen habe, um ſie vor der Verfolgung Brunardito's, von dem wir abgefallen ſind, zu ſichern.“

Mit dieſen Worten führte er den Prieſter in die Kajüte hinab, wo eine hohe, ſchlanke Dame ihnen entgegentrat. Der Strahl der Lampe war kaum in ihre Züge gefallen, als Lapo beſtürzt ausrief: „Donna d'Alcante, Ihr ſeid es?“

„Ich bin es,“ verſetzte ſie, „und ich vermuthe, nicht ganz ohne Eure Mitwirkung hierher verſchlagen.“

„O, Madonna!“ rief Lapo hocherfreut. „Einen glücklichern Fund hätte ich nicht machen können, als Euch! So hat Euch Don Lucio d'Alcante, Euer Gemahl, ſelbſt in die Hände dieſer freien Männer gegeben?“

„So iſt's!“ verſetzte ſie, die Augen ſenkend. „Er war ja, wie ich bei dieſer Gelegenheit erſt erfahren habe, ihr Hauptmann, der gefürchtete Brunardito.“

„Jetzt wird mir alles klar!“ jubelte Lapo auf, und ſeine Augen leuchteten vom unheimlichen Lichte ſchadenfrohen Entzückens, und ſprüheten Funken auf die Dame, wie das Auge eines Tigers. „Ha, ich beſchwör' Euch, Madonna!“ rief er, „geht morgen mit mir nach Korſika; Ihr ſollt durch mich in San Bonifazio Dinge von der äußerſten Wichtigkeit erfahren, die Euch allein angehen. Geht mit mir nach San Bonifazio; Ihr braucht nicht länger als eine Stunde, und dieſe wird die wichtigſte Eures Lebens ſein. Der Vortheil, den Ihr durch dieſen Gang erlangt, wird unermeßlich ſein. Ihr werdet dadurch alle größten und theuerſten Güter des Lebens gewinnen, ja, nach dieſer Stunde werde ich mit Genehmigung der Mutter Kirche Eure Hand mit der Eures Geliebten vereinigen und Euern Bund einſegnen können, ohne eine Sünde zu begehen und ohne Euch eines Verbrechens ſchuldig zu machen.“

„Was habt Ihr vor mit mir?“ fragte die ſchöne Frau. „Ihr ſeid ſchon einmal in Leidenſchaft für mich entbrannt; ich traue Euch nicht.“

„Und wer bürgt uns, daß Ihr uns nicht verrathet?“ fragte Sandro.

„Für das Erſte ſeid Ihr durch Euern Geliebten geſichert, für das Zweite durch Eure Piſtolen. Begleitet Ihr uns, Don Sandro, und ſchießt mich auf der Stelle nieder, wenn Ihr etwas von Verrath ſpürt. Ich will mich Euch mit jedem Eide verbinden, und endlich, wenn ich Euch verriethe, müßte ja die Unglückliche ſterben, zu deren Rettung ich Euch aufgerufen, um deretwillen ich alle meine früheren Verhältniſſe aufgegeben habe. Auch habe ich keinen Vortheil von dem Gange morgen; Ihr, Ihr allein, und Euer Vortheil iſt unberechenbar.“

„Es ſei!“ ſagte Sandro. „Ich will Euch nur geſtehen, daß ich ohnedies mit unſerem Hauptmann verabredet hatte, morgen in San Bonifazio zu ſein, um ihn zu unterſtützen, wenn ihm Gefahr drohen ſollte. Wir haben uns deshalb getrennt, und ich laufe ſpäter im Hafen ein, als er, damit man uns nicht für Freunde oder Verbündete hält.“

„Carlino iſt nach San Bonifazio!“ rief Lapo ahnungsvoll aus.

„So iſt's!“

„Und was hat er dort zu verrichten?“ fragte der Prieſter mit angſtgepreßter Stimme.

„Ein wichtiges Geſchäft, das ich Euch nicht nennen darf.“

„Ich ahne es! Nein, ich weiß es!“ kreiſchte Lapo und ſeine Augen rollten fürchterlich. Um aller Heiligen willen, eilt, ſputet Euch, ihn von dieſer That abzuhalten, ihm noch zuvorzukommen. O, heilige Jungfrau, das ganze ſchöne Bild, das plötzlich wieder vor meiner Seele aufgetaucht iſt, wäre ja muthwillig zerſtört, und durch mich ſelbſt! Weh' mir! ich hätte mich ſelbſt um die ſchönſte Rache an dem Verhaßten betrogen, die mir der Himmel ſo gnädig beſchert! Eilt, eilt, eilt! Wir müſſen vor Carlino in San Bonifazio ſein.“

„Unmöglich,“ verſetzte Sandro kalt. „Ich darf mich den Befehlen meines Hauptmanns nicht widerſetzen. Wie er befohlen, ſo muß es geſchehen.“

Da fiel Lapo zähneknirſchend zu Boden und wüthete mit wilden Verwünſchungen gegen das Schickſal, gegen ſich, Sandro, Carlino und Alle. Seine racheglühende Seele zitterte in der Qual des einen Gedankens, wie wenn ſie bereits dem Fegfeuer übergeben wäre. Sandro nahm die Dame bei der Hand und überließ den Prieſter dieſen Martern.

In San Bonifazio wurden die Vorbereitungen zur Hinrichtung der unglücklichen Bella mit unſeligem Pomp getroffen. Die Geiſtlichkeit ließ es ſich ſehr angelegen ſein, ihr Opfer geſchmückt zur Schlachtbank zu führen. Sogar das beſonders bezeichnete und gefällte Holz zum Scheiterhaufen wurde mit großen Zeremonien beſonders eingeweiht. Empörend geſchäftig zeigte ſich bei dieſen entſetzlichen Vorbereitungen Dino Negri. Dieſer Mann, ſonſt ein in ſeine Mauern eingeſchloſſener, unzugänglicher Menſchenfeind, war jetzt überall zu erblicken, auf Märkten und Straßen, im Hafen und in Schenken, und wenn auch mancher Mund ihn lobte, daß er zur Ehre der Kirche zum Feuertod ſeines eigenen holden Kindes ſo fröhliche Miene mache und überall den Prieſtern und Richtern hülfreiche Hand leiſte, ſo wandte ſich doch im Stillen manches Herz ſchaudernd von dem unnatürlichen Vater. Man wußte ſogar, daß ihm im Geheimen Anerbietungen zu Bella's Rettung waren gemacht worden, ja, daß dieſe durch den Pater Paolo ohne ſonderliches Aufſehen hätte bewirkt werden können, daß er aber alle derartigen Anträge ſtarrſinnig verworfen, und nicht nur das Holz zum Scheiterhaufen ſelbſt herbei hatte ſchaffen laſſen, ſondern auch für Bella ein ungemein prächtiges Sterbekleid beſtellt habe. — Ebenſo herzlos wie ſein Vater zeigte ſich Cante. Gemma, die unglückſelige Mutter, wandelte wie ein Steinbild in den Räumen ihres Hauſes. Man hörte ſie nicht ſeufzen und nicht klagen.

In einer Nacht hatte Cante bis zum Morgen im Gemach ſeines Vaters zugebracht, und verließ es mit Briefen und geheimen Inſtruktionen verſehen, um ſich ſogleich im Hafen einzuſchiffen. Niemand konnte ahnen, was für eine geheime Miſſion ihn, der noch nie zur See gegangen war, ſo ſchnell zu Schiffe trieb. Dino Negri begleitete ſeinen Sohn in den Hafen. Auch der alte Maſo war mit mehren andern Dienern, die Cante's Effekten trugen, in der Begleitung.

Eben hatte ſich Cante von ſeinem Vater beurlaubt, um das Boot zu beſteigen, das ihn nach dem Schiffe bringen ſollte, als ein anderes Boot landete, und Carlino Bardi, prächtig gekleidet, an's Ufer ſprang. Maſo ſtieß einen Schrei freudiger Ueberraſchung aus. Dino Negri erbleichte beim Anblick ſeines Stiefſohnes. Beide ſtanden ſich gegenüber, Auge bohrte ſich in Auge. Da rief Carlino mit fürchterlicher Betonung: „Ha, dich ſendet mir der Himmel ſogleich an der Schwelle des Landes entgegen.“ — Und eh' er noch ausgeredet hatte, war er ſchon mit einem Tigerſprung über den in ſtarrem Schrecken befangenen Mann hergeſtürzt und hatte ihm im Nu den raſch hervorgezogenen Dolch in die Bruſt geſtoßen. Die umſtehenden Diener wollten

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03675/012

ihm in die Arme fallen und ihn zurückreißen, aber Maſo hielt ſie davon ab. — Die Züge des Greiſes ſtrahlten verklärt, ſeine Augen leuchteten hohe Wonne und ſeine Bewegung war keines Wortes fähig, als er den rothen Strahl aus des zuſammengebrochenen Dino's Bruſt hervorſpringen ſah.

„Mein Vater!“ rief Carlino feierlich gen Himmel, „du biſt gerächt an deinem Mörder!“

Mit dieſen Worten warf er den blutigen Dolch auf den zu Boden geſtreckten Dino, ſprang in ſein Boot zurück, das ſogleich wieder abſtieß.

„Blutrache!“ riefen die umſtehenden Schiffer und das fürchterliche Wort lief von Mund zu Mund. „Carlino Bardi hat die Pflicht eines Korſen erfüllt; er hat den Mörder ſeines Vaters erſchlagen. Niemand verfolge den wackern Jüngling!“

Cante war unterdeſſen, von dem Geſchrei bewogen, zurückgekehrt und fand ſeinen Vater blutend.

„Verflucht ſei die Hand, die dies vollbrachte!“ rief er verzweifelt aus, und riß Dino's Kleider weg, die Wunde zu unterſuchen. „Heilige Jungfrau, ich hoffe, Ihr ſeid nicht tödtlich getroffen!“ erhob er nun ſeine vom Ton der Verzweiflung zu dem der Hoffnung übergehende Stimme.

„Tröſtet Euch nicht,“ ſagte Maſo mit kalter Schadenfreude. „Ich kenne dieſen Dolch, er iſt im ſtärkſten Gift gehärtet. Und wenn nur Euer Finger damit geritzt worden wäre, Ihr müßtet dennoch ſterben. Euer Licht wird nur langſamer auslöſchen, und Ihr habt daher Zeit, alle Eure Sünden zu bereuen.“

„O, mein Vater!“ ſchrie Cante wieder auf.

„Verbringe die Zeit nicht mit unnützen Klagen,“ redete Dino gefaßt. „Eile, beſorge meine Aufträge! Mein Haupt iſt unwiederbringlich dem Tode geweiht. Laß' mich ſterben. Verliere keine Minute. Es iſt mein letzter Befehl.“ Cante riß ſich weinend los und beſtieg das Boot wieder. Aber ſeine Züge verriethen, was in ihm vorging.

„Maſo,“ wandte ſich Dino an den alten Diener, „ſchicke den ſchnellſten dieſer Burſche in mein Haus und beſcheide mein Weib, ſo eilig als möglich, hierher. Ich muß mit ihr reden, ehe ſich mein Mund auf immer ſchließt. Sie ſoll ſich haſten, um noch Dinge von mir zu hören, die ich nicht mit in die Gruft nehmen kann.“

Die Diener flogen, und Dino wurde von einigen Schiffern in einen an's Land gezogenen Fiſcherkahn getragen und darin weich gebettet. Man bemerkte, wie er ſich Mühe gab, ſeine Kräfte nicht zu vergeuden, und Maſo leiſtete ihm mit einer abſcheulichen Luſt Beiſtand.

Eher, als man annehmen durfte, trat die ernſte Gemma zu dem verwundeten Manne. Es ſchien, als ob die empfangene Nachricht keine Ueberraſchung in ihr hervorgerufen habe. Ihr großes, ſchmerzgeſättigtes Auge ruhete vielmehr mit einer Art wollüſtiger Befriedigung auf ſeinem Blute.

„Gemma,“ ſagte er, „dein Sohn Carlino hat mich niedergeſtoßen, um Blutrache an mir zu nehmen, indem er verblendet oder getäuſcht, mich für den Mörder ſeines Vaters hält.“

„Auch mir hat zuweilen geahnet, daß du es ſeiſt,“ verſetzte ſie. „Doch ich habe nie meinen Verdacht gegen dich bei ihm laut werden laſſen.“

„Beim allmächtigen Gott und bei allen Heiligen, vor denen ich ſchwer geſündigt und die mich verdammen werden, bei den Schmerzen des Todes, die mich zu durchzucken beginnen: ich bin nicht Luigi Bardi's Mörder!“

„Nicht!“ kreiſchte der alte Maſo mit verzerrtem Geſicht auf. „Geht mit keiner Lüge, mit keinem falſchen Schwur aus der Welt, Mann des Todes! Seid Ihr nicht der furchtbare Korſarenhauptmann Brunardito, der meinen geliebten Herrn, Don Luigi, niederſchoß, um das Weib deſſelben heimzuführen?“

„Wohl, bin ich Brunardito, der Korſar, aber doch nicht Luigi's Mörder. Auch gab ich nicht Auftrag, ihn zu tödten, oder ſprach jemals den Wunſch aus, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wiſſen. Luigi war mein Freund, und ich habe Freundespflicht nie gegen ihn vergeſſen. Möge mir Gott meine Sünden vergeben, dieſe beging ich nicht!“

Da fing der alte Maſo an zu jammern: „Heilige Mutter Gottes, dann hätte ich ja ſchwer gefrevelt! Ich war's, der Carlino zur Blutrache aufrief, die jedem Korſen heilig iſt, ich, der ihm den Dolch ſeines Vaters in die Hand drückte, und ihn fortſchickte, Euch auf dem Meere aufzuſuchen. Aber dann bin ich ſelbſt ſchrecklich belogen! Euer Bruder war's, Donna Gemma, der mir das unſelige Geſchäft übertrug, was er als Prieſter nicht ſelbſt ausführen konnte und durfte. Ruft mir den Pater Paolo! Schafft mir den frommen Vater zur Stelle, damit er mir Rechenſchaft ablege über den Betrug, den er mir geſpielt."

Der Pater, den das die Stadt durchlaufende Gerücht von der Ermordung Dino's herbeigerufen hatte, trat aus dem Menſchenhaufen heraus. Auf Maſo's wiederholte Anklage antwortete er: „Iſt Dino nicht Luigi's Mörder, ſo ſind wir alle ſchändlich hintergangen und betrogen und zwar von Lapo Poggi, der mir am Morgen ſeiner Einweihung in der Beichte bekannte, daß er, der bei Luigi's Mord zugegen war, auf der Stelle Dino Negri in dem Mörder erkannt, ihn aber aus Furcht verſchwiegen habe, indem er nichts Gewiſſeres geglaubt, als Dino werde auch ihn aus dem Wege ſchaffen, wenn er nur das Geringſte über ſeine Wahrnehmung verlauten laſſe. Dieſes Geheimniß habe er nun mit ſich herumgetragen, könne es aber nicht mit in das reine

Prieſterthum hinübernehmen, und lege es deshalb bei mir nieder."

„Ha, der rachſüchtige Betrüger!" ſagte Dino. „Ich hatte ihn in der Nacht vorher gezüchtigt, weil er Bella entführen wollte. Deshalb wählte er Euch, Pater Paolo, zum Beichtvater, was damals Niemand begreifen konnte. Er hat ſeinen Racheplan ſchlau angelegt. — Doch ich ſterbe nicht unſchuldig. Tretet ihr Andern alle zurück! Ich habe mit Donna Gemma allein zu reden." Sein Wunſch wurde erfüllt. Mit zärtlichem Blick haſchte er nach der Hand der Gattin und fuhr dann fort: „Ja, nicht unſchuldig ſterb' ich durch deines Sohnes Hand, ſie hat ein gerechtes Verhängniß geführt, und Gott bediente ſich dazu des rachedürſtigen Lapo. Höre in kurzen Zügen, ſo lange mir noch zu ſprechen vergönnt iſt, was ich dir von meiner Geſchichte verſchwieg! Nicht mit Worten vermag ich dir die Heftigkeit und die glühende Leidenſchaft meiner Liebe zu dir klar zu machen, möge dieß mein dampfendes Blut für mich reden. Es hat wild genug in meinem Herzen getobt und jeder Pulsſchlag deſſelben war ein Verlangensſturm nach dir, deren Bild darin in immer brennenden Farben lebte. O, Gemma, meine raſende Liebe hat mich zum Verbrecher gemacht. In deinen Armen die lodernde Flamme nicht ſättigen zu können, trieb mich zum Ungeheuern. Als du dem geliebten, dem vorgezogenen Luigi dein Herz, dann deine Hand ſchenkteſt, floh ich, von den Furien der Eiferſucht, des Haſſes, der Verzweiflung, des Wahnſinns gepeitſcht, in die wilden Schluchten des Monte d'Oro. Ich wollte dich in der Einſamkeit vergeſſen, und gerade die Einſamkeit zauberte mir dein Bild nur noch farbenreizender ſtets neu vor die Seele. Ich ward zum Menſchenfeind. Jeder Morgen bereitete mir neue Qualen, jeder Tag überſchüttete mich mit neuem Gram, jede Nacht ſpannte mich auf neue Folter. Ich ſah ein, daß ich mich in das Gewühl des Lebens ſtürzen müſſe, in das wildeſte, tollſte, um dich zu vergeſſen. Die Einſamkeit wurde mir plötzlich verhaßt, meine Unthätigkeit ekelte mich an, die Jagd, meine einzige Arbeit, war mir verleidet. Mich verlangte es mächtig nach einer andern Jagd, mich dürſtete nach wichtigern, blutigen Thaten; ich konnte im rauchenden Blute des Wildes meinem Menſchenhaß kein Genüge thun. Da flammte mir, wie eine aufflackernde Fackel, der Gedanke durch die Seele, Korſar zu werden. Der Gedanke wurde raſch zum Entſchluß, der Entſchluß zur That. Als Korſar konnte ich meinen Menſchenhaß in blutigen Thaten austoben laſſen, als Korſar durfte ich hoffen, von einem Säbel oder einer Kugel mitten im heißeſten Kampfe niedergeſtreckt zu werden. Wonneſchauer durchrieſelten mich bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines ſolchen Looſes. Es drängte mich fieberheiß, mein Leben auf die Spitze einer Nadel zu ſtellen; nur dadurch hoffte ich es wieder zu gewinnen. Drei Tage ſpäter war ich auf dem Meere; ich ſuchte Korſaren und ich fand welche. Es waren einige muthige Burſche, die gleich mir nichts zu verlieren, ſondern alles zu gewinnen hatten, und gewohnt waren, das Leben für einen Scherz anzuſehen, an dem man ſich einen Augenblick ergötzt und ihn dann vergißt. Sie wagten Alles, und deßhalb waren ſie meine Leute. Da unſer zu wenig waren, um große Thaten auszuführen, ſo beſchloſſen wir, uns zu verſtärken und ſo viel muthige Jungen an uns zu ziehen, als wir habhaft werden könnten. Als der von edelſter Geburt unter ihnen, wurde ich einſtimmig zum Hauptmann erwählt. Die gewaltige Thätigkeit, ſtets den Tod im Auge, gab mir neues Leben; mein Geiſt erſtarkte in der kühnen Bewegung. Um ein ganz ſicheres Spiel zu haben und aus Rückſichten gegen meine Familie, wurde ausgemacht, daß ich nur von dem Stamme der Korſarenbande von Angeſicht zu Angeſicht gekannt ſein ſollte. Für alle Jüngern trug ich ſtets einen Schleier vor dem Geſicht. Auf dieſe Weiſe war es mir möglich, meine Leute ſelbſt an Orten, wo ſie mich nicht vermutheten, im Auge zu haben und hinter Vieles zu kommen, was mir außerdem verborgen geblieben wäre. Das große Anſehen, deſſen ich im ganzen Mittelmeere genoß, die Furcht, die mein bloßer Name einjagte, verdankte ich allein dem Schleier.

Auch konnte ich mich nun zu jeder Zeit wieder in Korſika ſehen laſſen, ohne Furcht vor Verrath; denn Niemand ahnete in mir den berühmten Korſarenhauptmann, und meine eigenen Leute kannten mich nicht. Auch gab mir der Schleier in ihren Augen etwas Geheimnißvolles, und dadurch ein größeres Anſehen. Man hielt mich für eine weit vornehmere und wichtigere Perſon, als ich wirklich war; weil der Menſch ſtets geneigt iſt, von dem Verhüllten und Geheimnißvollen größere Ehrfurcht und Furcht zu haben, als vor dem offen Dargelegten und Bekannten. Wir führten Thaten aus, die an Wunder grenzten; meine raſende Kühnheit und mein Schleier verſchafften mir bald den Namen Brunardito, der nun jahrelang wie ein Bannſtrahl über das Meer zuckte. Es war meine Luſt, zu morden und zu rauben. Ich hatte mir Schätze erworben, aber ich ſchleuderte ſie wieder von mir für Genüſſe, bis ich daran überdrüſſig war. Im Innerſten meiner Seele tönte immer dumpf die Stimme der Ueberzeugung wider, daß mir alle Genüſſe doch nie deinen Beſitz erſetzen würden; ich ſuchte dieſe Stimme in neuem tollen Treiben zu erſticken; doch als auf Ueberſättigung Ueberdruß folgte, war es allein die alte glühende Liebe zu dir, die mich aufrecht erhielt. Um jene Zeit fiel mir einſt das Schiff deines Gemahls in die Hand. Ein einziger Wink von mir und

Luigi wäre in den Wellen begraben geweſen; aber ſein Leben war mir heilig, wie ſeine Güter. Unberaubt, ungekränkt entließ ich ihn. Dieſe ſeltene Großmuth war allen meinen Leuten unerklärlich. Aber als ich ihn geſehen, den glücklichen Luigi, da war es aus mit aller Kunſt, ich vermochte nicht mehr, über meine neu und rieſenſtark erwachte Leidenſchaft zu gebieten; ſie wurde meine Herrin. Ich wurde liebekrank und welkte, zum Kummer meiner Leute, dahin. Nun befand ſich unter dem Stamme meiner Bande ein blutjunger Menſch von tüchtigen Eigenſchaften, der ſich bald meine ganze Liebe zu erwerben gewußt hatte. Er war der Muthigſte, der Beſonnenſte, der Schlaueſte von Allen, und wo es einen geſchickten Handſtreich auszuführen gab, da durfte ich nur Sandro an die Spitze ſtellen, um des beſten Erfolges gewiß zu ſein. Dieſem Jüngling eröffnete ich mein Herz; er erfuhr meine ganze Geſchichte. — Die unbezwingliche Liebesſehnſucht trieb mich endlich nach San Bonifazio. In der Verkleidung eines Bettlers betrat ich die Stadt. Nur ſehen wollt ich dich, nur noch einmal ſehen; dahin drängten alle meine Sinne. Ich umſchlich Abends und Morgens den Berg und belauerte die Fenſter des Hauſes, das der glückliche Luigi mit dir bewohnte. Da ſah ich eines Abends ein kleines, holdes Mädchen am Fuße des Berges mit Blumen ſpielen; ich erkannte deine Züge mit Wonneſchauern im lächelnden Antlitz deſſelben; ich fragte, wie heißt deine Mutter? — —“

„Platz für die Herrſchaften!“ ertönten mehre Stimmen von vorn, den Verwundeten unterbrechend.

„Wo? Wo iſt Don Dino Negri? zu ihm eben wollen wir!“ rief eine männliche Stimme laut und Dino wie Gemma wandten ſich dorthin; ſie hatten daran Lapo Poggi erkannt. Und wirklich trat er in demſelben Augenblick mit Sandro und der Donna d'Alcante an den Kahn heran, in welchem der Sterbende gebettet war. Mit einem dumpfen Geſtöhn verhüllte dieſer beim Anblick der Dame ſein Geſicht.

„Zu ſpät! Weh' mir!“ kreiſchte Lapo auf, als er Dino's Blut erblickte. „Ich habe mich ſelbſt um die herrlichſte Rache betrogen. O, wenn ihn der Stahl noch nicht getroffen hätte, den ich ihm geſchliffen, ich unſeliger Kurzſichtiger! Carlino glaubte, der Feind dieſes Mannes zu ſein, als er ihn mit dem Dolch durchbohrte, und war doch ſein größter Freund, ſein Wohlthäter in dieſem Augenblick. — Doch, er lebt ja noch! Ja, ja, er athmet!“ Und mit teufliſcher Freude dem Sterbenden die Hülle vom Antlitz reißend, rief er: „Schlagt die Augen auf, Don Dino, und ſeht, wer gekommen iſt, Euch das letzte Stündlein zu verſüßen.“

„Mein Gemahl!“ ſchrie Donna d'Alcante auf, als ſie Dino's Geſicht erblickte. „Don Lucio, Ihr ſeid ſchwer verwundet? Weh' mir! Ich habe an Euch gefrevelt.“

„Euer Gemahl?“ fragte Gemma. „Er iſt der meinige.“

„Das iſt eben der komiſche Caſus,“ lachte Lapo, daß die Damen beide recht haben. Und das nicht allein! Ich muß auch Wort halten, Madonna. Dieſe Donna Gemma iſt nicht nur die frühere Gemahlin dieſes Mannes, ſie iſt auch Eure Mutter. Ja, Donna Gemma, Ihr ſeht in dieſer ſchönen Frau, die jetzt immer bläſſer wird, Eure Tochter Bettina, die Euch Don Dino ſtahl, um ſie ſpäter auch zu ſeiner Frau zu machen.“

Da ſtieß Gemma einen Wehlaut aus, wie man ihn noch nicht von ihr gehört. Es war der mißtönige, entſetzliche Schrei, mit dem alle Saiten ihres Herzens zerſprangen. Sie tappte, wie eine Blinde umher, ſich eine Stütze zu ſuchen.

„Don Lucio, iſt das wahr?“ jammerte Donna Bettina, an dem Kahn auf die Kniee ſtürzend und die Hände ringend in unausſprechlicher Verzweiflung, „um Gottes ewige Barmherzigkeit willen, iſt das wahr? Iſt dieſe Frau meine Mutter und ſeid Ihr der Gemahl derſelben?“

„Es iſt ſo,“ verſetzte der Sterbende eintönig, „und dort neben dir ſteht — ich ahne wohl, was Sandro dir iſt — ſteht der Mörder deines Vaters. Dieſer

Sandro erſchlug Luigi Bardi, nicht auf meinen Wunſch, nicht auf mein Geheiß.“

„Sandro der Mörder meines Vaters!“ ließ ſich Bettina noch mit erſterbender Stimme vernehmen, und ſank dann ohnmächtig neben dem Kahne nieder. Niemand ſtand ihr bei; denn Aller Aufmerkſamkeit war in dieſem Augenblick auf Sandro gerichtet, der durch dieſe unerwartete Anklage alle Faſſung verlierend und von Schrecken überwältigt, plötzlich die Flucht ergriff.

„Halt, Luigi Bardi's Mörder!“ ſchrie Gemma dem Fliehenden nach. Hundert Stimmen wiederholten das Wort, hundert Arme faßten nach dem Flüchtigen, im Nu war er ergriffen und nach dem Gefängniß geführt.

Gemma ſtarrte auf Dino hin, deſſen Auge bittend an ihren Zügen hing. „Du weißt nun Alles,“ ſagte er leiſe und mit ſchwerer Zunge. „Die Ankunft dieſer hat mir das Geſtändniß erſpart. Lapo hat mir zum Glück den Pater Paolo belogen. Schon greift der Tod nach meinem Herzen. Höre nur noch die wenigen Worte. Der Gedanke, der mich beim Anblick deines holden Töchterleins ergriff, dieſes für mich zu erziehen, um einſt an ihrer Bruſt die Befriedigung zu finden, die ich an der deinigen nicht ſuchen durfte, trieb mich zu Bettina's Raub. Ich hatte doch nun etwas von dir, und ich träumte mir, ſie müſſe in wenigen Jahren ſchon dein Ebenbild werden. — Ich hatte mir in der Gegend von Genua ein reizendes Landgut, am Meerbuſen gelegen, gekauft; dort lebte ich als ein reicher Kaufherr, Namens Lucio d'Alcante, wenn ich die Meere nicht als Brunardito durchſtreifte, und wußte mir die Gunſt der Regierung zu erwerben. Dorthin brachte ich Bettina. — Meine Bande ſah meine zunehmende Unthätigkeit, mein Liebesſiechthum, meine Gleichgültigkeit mit ſtillem Grimm, und oft beriethen ſich die rohen Geſellen unter einander, wie mir zu helfen ſei. Da faßte endlich Sandro, der allein den wahren Grund meiner Leiden kannte, den unſeligen Entſchluß, Luigi Bardi aus dem Wege zu räumen und mir dadurch zu deinem Beſitz zu verhelfen. In meiner Maske als Brunardito führte er die That aus; ich erfuhr ſie erſt lange nachher. Kaum vernahm ich, daß du frei warſt, als ich zu deinen Füßen eilte und mit der hoch und gewaltig auflodernden Flamme meiner Leidenſchaft dich überwältigte. Du wurdeſt mein Weib, ich hatte im Sturm der Gefühle deines geraubten Kindes vergeſſen; deine Trauer erinnerte mich wieder daran. Gern hätte ich dir Bettina zurückgegeben, aber das Mädchen kannte mich ja als ſeinen Räuber und Erzieher. Ich fühlte, daß ich mir ſelbſt mein Liebesleben, den holden Zauber des häuslichen Glücks verdorben und vergiftet hatte, und ich konnte kein Heilmittel finden. Ich wurde bald inne, daß keines von uns beiden glücklich war, und ich konnte das ſelbſt geſchaffene Unglück nicht wieder abſchütteln. Ich hatte mit dem Schickſal geſpielt, und es war mein Tyrann geworden. Unter dem Vorwande großer Handelsreiſen beſuhr ich als Brunardito mit meiner kühnen Mannſchaft die Meere. Wie erſt meine Liebespein, ſo erſäufte ich meinen Gram in Menſchenblut, und häufte Schätze auf Schätze. Aber der Gram kehrte immer größer und düſterer zurück und die Schätze erfreuten mich nicht. Du warſt und bliebſt Luigi's trauernde Wittwe, nur ihn hatteſt du geliebt, nur ihn liebteſt du noch; aber meine düſtere, verlangende Leidenſchaft für dich blieb dieſelbe. — Zuweilen ſuchte ich auf meiner genueſiſchen Villa Zerſtreuung, oft nöthigten mich auch meine Verhältniſſe mit der Republik, mich dort aufzuhalten. Da gewahrte ich mit wohlgefälligem Erſtaunen Bettina's ſich entwickelnde, jungfräuliche Reize, und der Teufel gab mir den Gedanken ein, an ihrer Bruſt das verlorne Glück doch noch zu ſuchen, und ſie dazu zu machen, wozu ich ſie Anfangs beſtimmt, zu meiner Gattin. Ich verwarf den Gedanken, er kehrte immer mächtiger wieder. Die Verſuchung wurde mit jedem Jahre größer, gerade ſie warf Farben- und Streiflichter in mein dunkles Leben; ich erlag ihr. Der finſtere Geiſt unſeres Hauſes trieb mich in Bettina's Arme, als ſie kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Don Lucio d'Alcante wurde ihr Gemahl. Doch des Himmels Fluch ruhete auf mir. Ich fand das gehoffte, das geträumte Glück ſo wenig in den Armen der Tochter, wie ich es in denen der Mutter gefunden hatte. Wie du nur Luigi Bardi liebteſt, ſo auch liebte Bettina einen Andern und nur ihn. Aber dieſer Andere war ein Lebender. Ein Zufall hatte einſt Sandro auf die Villa verſchlagen, als ich eben in San Bonifazio lebte. Sandro und Bettina liebten ſich. Ich wußte das von Sandro ſelbſt, der mein Verhältniß zu dem Mädchen nicht kannte und nicht wußte, wer ſie war. So lebte ich hier und dort ein qualvolles Leben, und nun auch nicht einen Sonnenblick mehr darin. Die Seeräuberei war mir auch zum Ekel geworden, ich lebte nur bei dir oder bei Bettina. War ich bei ihr, ſo zog mich Sehnſucht und Leidenſchaft zu dir, bald fühlte ich die alte Unbefriedigtheit, die alte Qual, die alte Sehnſucht nach ihr; ich eilte in ihre Arme und ſah mich dort getäuſcht. So von Sehnſucht, Leidenſchaft, Täuſchung und Gram hin- und hergetrieben, hatte ich allen Geſchmack am Leben verloren, bis ich endlich gewaltſam von jenem rachedürſtigen jungen Prieſter aufgeſtachelt wurde. Ich fand jenen Cino, Lapo's Freund und Collegen, bei Bettina, und flüchtete ſie nach Sicilien. Aber auch Sandro wurde mir untreu. Und ſo iſt Alles gekommen. Gemma, ich habe dich um deines Lebens ſchönſtes Glück betrogen. Kannſt du mir vergeben? Gemma, was ich that, ich that es aus Leidenſchaft zu dir."

„Ungeheuer!“ rief die ſchmerzenvolle Frau, „vergebe dir Gott, wenn es möglich iſt!“ und wandte ſich zu ihrer Tochter; da traten Thränen in ihre trockenen Augen und ſie benetzte das bleiche Geſicht derſelben, bis das arme Weſen unter den Küſſen der Mutter erwachte.

Unterdeſſen kämpfte Dino Negri den Todeskampf, und ihm war Niemand weiter zur Seite, als der alte Maſo. „Verlangt ihr einen Prieſter?“ fragte der Diener mitleidig den Sterbenden, dem die Sprache ſchon verfallen war. Er nickte. Und Maſo rief ſogleich Lapo Poggi herbei. Doch kaum hatte ſich dieſer zu ſeinem Todfeind herabgebeugt, als Dino ihn mit Abſcheu zurückſtieß und unter Verzuckungen den Geiſt aufgab.

„Ihn hat Gott gerichtet!“ rief Maſo, und erzählte allem Volk die Verbrechen des Verſtorbenen, die er hinter ſeiner Herrin erlauſcht hatte. Flügelſchnell verbreitete ſich das Gerücht, daß Dino Negri der gefürchtete Brunardito geweſen ſei und das Verbrechen einer Doppelehe begangen habe, und die Menge ſtrömte zu, Rache an ihm zu nehmen. Der rohe Haufe erhitzte ſich, gerieth in Wuth, ergriff die Leiche und ſchleppte ſie an den Füßen durch die Straßen. Endlich wurde ſie in Stücken geriſſen und in's Meer geſchleudert. Carlino's Name aber wurde laut geprieſen, der ein ſolches Ungeheuer aus der Welt geſchafft; einſtimmig forderte das Volk vom

Stadtregiment, den Jüngling zurückzurufen und ihm mit Ehrenbezeugungen ſeine That zu belohnen. So wurde ihm wenigſtens Strafloſigkeit zugeſichert und man ſchickte Böte aus, ihn zurückzubringen. Mit Enthuſiasmus warfen ſich viele Schiffer in die Fahrzeuge, und ſchon am Nachmittage führten ſie ihn im Triumph einher und legten ihn in die Arme ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter.

Nun erfuhr Gemma, daß Carlino von Sandro auf Dino's Befehl in Sicilien gefangen gehalten worden, bis Dino Bettina dorthin gebracht und Sandro in dieſer ſeine Geliebte erkannt hatte. Darauf war Sandro, um Bettina zu gewinnen, von Dino abgefallen, hatte Carlino befreit, und ihn ſelbſt zum Hauptmann der Korſaren erhoben. Kaum aber hatte ſich Carlino frei geſehen, als er auch ſogleich und ohne allen Verzug zum heiligen Werke der Blutrache geeilt war.

Der Hochzeittag war vorüber. Weder Donna Gemma, noch Donna Bettina waren bei dem Ehrenfeſt ihres Sohnes und Bruders zugegen geweſen. Die Letztere lag ſehr krank darnieder, ein hitziges Fieber drohete ihren Organismus zu zerſtören, ſeit Sandro — einige Tage vorher — öffentlich hingerichtet worden war. Gemma wartete ernſt und ſchweigend die kaum wieder gefundene Tochter. Kalt und ohne Worte hatte ſie ihrem Sohne Carlino ihren Segen zu ſeiner Vermählung mit Donna Thereſa Poggi ertheilt. Der junge Mann hatte ſelbſt gezaudert, ſich ſogleich mit ſeiner Geliebten ehelich zu verbinden, während der Scheiterhaufen für ſeine Schweſter aufgeſchichtet wurde, aber Reſa hatte unverzüglich auf die kirchliche Einſegnung ihres Bundes gedrungen und durchaus nichts von einem Aufſchub hören wollen. Ihre Familie hatte ihr Verlangen unterſtützt, ſie hatte Carlino durch ihren Einfluß zu einem Ehrenamte verholfen und die Hochzeit ſelbſt ausgerichtet.

Die Gäſte kehrten eben in ſpäter Nacht aus dem Hochzeithauſe heim, und einige derſelben gingen an dem Gefängniſſe vorüber, worin Bella ſchmachtete. Da ſahen ſie dunkle Geſtalten ſchnell vorübergleiten. Furchtſam eilten alle nach Hauſe. Kaum war der Weg leer, als kräftige Männer aus den Winkeln hervortraten, immer mehr und mehr, mit gewaltigen Hebeln und Werkzeugen, und ſchnelle Befehle von einem Jüngling empfingen, denen ſie ehrfurchtsvoll gehorchten.

„Ihr brecht die Thüre auf, du Marco beſetzeſt alle Gemächer, ich werde ſie dir zeigen, du Pippo knebelſt den Wärter, Luca, du ſtößeſt mit dem Dolche nieder, was dir begegnet, Jobillo begleitet mich. Führt alles aufs Pünktlichſte aus, Burſche; es iſt der letzte Wille eures großen Hauptmanns und er ſandte mich an euch ab, eure Hülfe zur Rettung ſeiner Tochter anzurufen, als er noch am Leben war. Einen Augenblick darauf traf ihn der mörderiſche Stahl und ſein Befehl ward euch zum heiligen Vermächtniß. Es iſt meine erſte That als euer Hauptmann! Bedenkt, daß ich Brunardito's einziger Sohn bin! Ich werde es nie vergeſſen. Nun drauf und dran!“

Jeder eilte an ſeinen Poſten; die Thüren wichen knarrend unter der Kraft dieſer Männer, hie und da blitzte ein Lichtſtrahl unter den Falten eines Mantels hervor. Man drang hinein, raſch und ſtill. Jeder that, wie ihm befohlen war. Bald ſtöhnte hier ein Geknebelter leiſe, bald röchelte dort ein Getroffener die letzten Seufzer aus. Immer höher! Die Schlöſſer flogen ab, man trat in eine enge Zelle, und vom feuchten Stroh empor taumelte ein weibliches Weſen. Plötzlich verbreitete ſich Lichtglanz; ein Paar männliche Arme umſchlangen die Schlaftrunkene.

„Cante!“ rief ſie freudig erſchrocken. „Willſt du mich denn zum Tode führen?“

„Nein, zur Freiheit meine Schweſter! Leben ſollſt du, nicht ſterben, ſollſt frei ſein, wie ich und dieſe Männer!“

Bella lächelte wehmüthig, als glaube ſie kaum an die Möglichkeit dieſer Zuſicherung. Doch ließ ſie ſich fortziehen.

Als ſie unten angelangt waren, wandte Cante ſich wieder an die Korſaren: „Ihr habt den letzten Befehl meines Vaters pünktlich erfüllt; ich dank' euch in ſeinem Namen dafür. Jetzt erfüllt meinen erſten Befehl eben ſo pünktlich; denn jetzt erſt bin ich euer Hauptmann.“

„Gebeut uns, Brunardito's Sohn!“

„Steht mir bei in der Blutrache meines Vaters. Dieſe heilige Pflicht liegt mir noch zu erfüllen ob, dann bin ich ganz der Eure, und verlaſſe mit euch dieſe Inſel auf ewig.“

„Befiehl was wir zu thun haben; wir folgen und gehorchen dir.“

„Wohlan! Geht!“ Sie kamen vor das Hochzeithaus. „Beſetzt dieſe Thüre! Laßt Niemand heraus, noch hinein! Komm, arme Schweſter, du begleiteſt mich. Jobillo und Detto, folgt mir!“

Ein Augenblick, und die Thüre war leicht aus Schloß und Angeln gehoben. Cante trat hinein, Bella an der Hand führend, die, wie eine Träumende, nicht wußte, wie ihr geſchah. Fragend blickte ſie ihn an. „Du ſollſt alſobald Alles erfahren,“ flüſterte er ihr zu. „Unſer Vater iſt ermordet, und wir ſind auf dem Wege, ſein Blut zu rächen.“ — Cante wußte genauen Beſcheid in dem Hauſe. Die Thüre der Brautkammer wich ſeinem kräftigen Stoß.

Carlino fuhr aus Reſa's Armen erſchrocken empor. In demſelben Augenblick ſtand ſein Bruder vor ihm mit funkelnden Augen und gezücktem Dolch, aber im nächſten Augenblick ſaß auch das Eiſen ſchon in des Bräutigams Bruſt. „Blutrache für meinen Vater!“ rief Cante, und ſchleuderte den tödtlich getroffenen Bruder aus dem Brautbette, hinzufügend: „Mir dieſen Platz! Narr, ahnteſt du denn nicht, daß dich die ſchlaue Reſa nur aus Noth brauchte; mein Weib war ſie und iſt's, und Mutter durch mich. — Du ſchwelgteſt hier in Liebesgenüſſen, Elender, ohne an die gefangene Bella zu denken, die dich doch mehr liebte, als mich.“

„Willkommen, Cante, ſüßer Junge!“ rief die Braut. „Dich allein liebte und lieb' ich. Dank dir, daß du mich von dieſem ſüßen Fadling befreit haſt!“

Und Cante ſtürzte in ihre Arme und berauſchte ſich in ihren Küſſen, während Carlino in Bella's Armen, unter Bella's Küſſen am Boden die Seele aushauchte. Als er todt war, ſchlich Bella ſtill hinaus. Die Korſaren wollten ſie, eingedenk des Befehls ihres Hauptmannes nicht hinaus laſſen.

„Laßt mich nur fort!“ flehete ſie. „Mein Bruder ſchickt mich ja. Ich muß ihm einen Kranz zu ſeiner Hochzeit flechten. Auch will ich die Spielleute beſtellen.“ Die Männer wußten nicht, was ſie von dieſen Reden halten ſollten, aber ſie ließen ſie hinaus. — —

Nach einer halben Stunde trat Cante an Reſa's Arm aus der Kammer. „Auf! meine wackern Kämpen!“ rief er freudig. „Mein Werk iſt vollbracht. Seht hier das Weib eures Hauptmanns. Auf und davon auf unſere Schiffe!“

In demſelben Augenblicke drang ein Getöſe von der Straße her. Genueſiſche Soldaten kämpften mit den Korſaren, und bald waren dieſe überwältigt. Wie ein gereizter Löwe ſtürzte Cante unter ihre Schwerter, ſich durchzuſchlagen, aber er erlag der Uebermacht. Aus zehn Wunden blutend brach er zuſammen. Unterdeſſen waren die Schläfer emporgefahren, ein Weh- und Hülferuf ging durch die Stadt. Beſtürzte Neugierde drängte ſich herbei, Alles wurde lebendig, die Straßen und Häuſer erleuchtet.

Da beugte ſich eine weibliche Geſtalt zu dem ſterbenden Cante und flüſterte ihm zu: „Blutrache für meinen geliebten Bruder Carlino! Ich war's, deine Schweſter Bella, die dich den Genueſern verrieth und überlieferte.“ Cante ſtarb und Reſa verlor ſich im Volksgemenge.

In derſelben Nacht war die unglückliche Bettina von der Wuth der Krankheit dahingerafft worden. Die gräßlichen Erlebniſſe der letzten Zeit hatten ihren Lebensfaden mit Gewalt zerriſſen. Als der Tag anbrach, ſaß Gemma mit gefalteten Händen bei der

Leiche der kaum wiedergefundenen Tochter. Da wurde es laut vor der Thüre.

Unzählige Menſchen wandelten den Berg herauf, aber Alle ſo ſtill, ſo geheimnißvoll, ſo trauernd. Männer trugen eine Bahre, über die ein rother Teppich gebreitet war. Als er zurückgeſchlagen wurde, fuhr Gemma entſetzt zurück. Zu beiden Seiten lagen Carlino und Cante, in der Mitte Bella mit triefendem Haare. Fiſcher hatten ſie vor einer Stunde todt aus dem Hafenbecken gezogen.

Eine Magiſtratsperſon enthüllte mit wenigen Worten der Mutter die Ereigniſſe dieſer Nacht.

Gemma hieß alle Leute hinausgehen. Dann ſaß ſie ſtumm ein ſteinernes Niobebild unter den Leichen ihrer geliebten Kinder. Sie ſaß ſo einen Tag und eine Nacht, und ihr ſchönes Antlitz verklärte ſich mehr und mehr im heiligen Schmerz. Dann ſtand ſie auf und beſtieg ein Maulthier. In ſcheuer Ehrfurcht wich das Volk vor ihr zurück; ſie war zu einer Heiligen geworden.

Stumm zog ſie über die Berge, bis das treue Thier vor den Pforten eines hochgelegenen Nonnenkloſters hielt. Es war das Kloſter der Büßerinnen zu Campotoro, und die Aebtiſſin deſſelben Gemma's Tante. Die Pforte ſchloß ſich hinter ihr, um ſich ihr nie wieder aufzuthun.

* * *

Nepenthes.

Neueſte Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1841

Inhalt.

Seite

Die ſchöne Komödiantin 1

Emerich Tököly und Helena Zriny 161

Die Bürgerjagd 189

Die ſchöne Komödiantin.

Novelle.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte mit einem milden Winter begonnen. Der politiſche Himmel war mit Gewittern angefüllt, der phyſiſche mit Schnee. Dann und wann neblige Tage, die an den Küſten der Oſtſee beſonders unfreundlich ſind. An einem ſolchen, in der Mitte des Januar, lief das Stralſunder Poſtſchiff in Neufahrwaſſer, dem Hafen der freien Hanſeſtadt Danzig, ein. Die Paſſagiere desſelben waren augenſcheinlich in einer mit dem feuchten, ſchauerlichen Nebel, der auf dem Meere lag, ſcharf contraſtirenden Stimmung; denn man bemerkte die verſchiedenartigſten Ausbrüche der heiterſten Laune, eh' das Schiff nur noch vor Anker ging, und als es endlich ſeine Mannſchaft auslud, nahm man lauter fröhliche, verklärte Geſichter wahr, deren Köpfe etwas ſtark illuminirt ſchienen. Witzwort, Gelächter und Geſang erſchallten bald abwechſelnd, bald zugleich, und das muntere Völkchen nahm ſofort von der erſten Strandſchenke Beſitz, um die auf dem Schiffe geführte Unterhaltung hier mit mehr Muße und Bequemlichkeit fortzuführen. Es ſtellte ſich für die Zuſchauer dieſer fröhlichen Scene ſchnell heraus, daß ein einziger Mann der Erheiterer der ganzen Geſellſchaft war, um welchen ſich das übrige Volk bewegte, wie die Bienen eines Stockes um den Weiſel. Dieſer wunderliche Kauz reizte durch Worte, Geſang und Geberden alle Andern zum Lachen und ſchürte das Feuer der Luſt immer wieder von neuem. In der That zeichnete ſich der Luſtigmacher durch Alles aus, durch Geſtalt, Kleidung, Reden, Manieren und Weſen. Was die erſtern betraf, ſo war er ein langgewachſener Burſche, der das dreißigſte Jahr kaum hinter ſich hatte, etwas ungeſchickt und tölpelhaft, dann zuweilen, wenn er an ſich zu denken ſchien, auf die lächerlichſte Weiſe geziert und geſpreizt; ſein ziemlich wüſter Kopf etwas vorhängend mit großen, vorſpringenden, gutmüthigen Augen, die ſich ſchlecht mit einem Zug hämiſcher Bravour vertrugen, und auch nicht zu dem Schalkslächeln paſſen wollten, wozu ſich ſein Mund jezuweilen verzog. Wenn er jenes affektirte Weſen annahm, warf er ſich in die Bruſt und den Kopf zurück. Dann ſah er aus wie die Karikatur eines abgeſchmackten Gecken. Die vergnügten Zuhörer hatten es längſt inne, daß er dann jedesmal etwas Wichtiges von ſich erzählte, entweder ein gefährliches Abenteuer, eine an die Unmöglichkeit ſtreifende Begebenheit oder eine des größten Helden würdige That. Brachte er dagegen einen tollen Einfall zu Markt, machte er Schnurren, tiſchte er, wenn auch ſchon oft aufgewärmte Witze auf, ſo fiel der Kopf vor, der hämiſche Zug verſchwand, Sprache und Ton wurden gemein und der ganze Menſch natürlich. Aber die eine wie die andere Aeußerung ſeines Weſens reizte die Umſitzenden zum Lachen; im erſtern Falle lachte man ihn aus, im zweiten belachte man ihn, und er ſelbſt ſchien mit Allem zufrieden, wenn er nur ſeinen Zweck erreicht ſah, ſeine Geſellſchaft angeneh[illegible] zu unterhalten.

Auch ſeine Kleidung mochte das Ihrige zur Erreichung dieſes Zweckes beitragen. Sein Rock beſtand aus Leinwand, die einmal weiß geweſen war, nun aber verſchiedene Schattirungen angenommen hatte; ſeltſam genug war dieſer Kittel mit beſchmutzten und zerſetzten rothen Streifen beſetzt, ſo daß, wer einmal eins der damals beliebten Schäferſpiele auf einer der ambulanten deutſchen Bühnen zu ſehen Gelegenheit gehabt hatte, ahnen konnte, daß dieſes ungewöhnliche Kleid der ideale Rock eines poetiſchen Schäfers ſein dürfte. Dazu trug der Beſitzer desſelben einen großen ſpaniſchen Hut, wie ſie zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſchon aus der Mode gekommen waren. Der offene Hals und die luftige Bruſtkleidung waren wieder idylliſch, während ſich die ledernen Beinkleider und hohen Reiterſtiefeln mit langen verroſteten Sporen als vollkommen ſoldatiſch präſentirten.

Die vergnügten Zuhörer ließen eine Flaſche nach der andern kommen; und die Zunge des Sprechers glich einem Mühlrade; je ſtärker der aufgegoſſene Strom war, deſto ſchneller bewegte ſie ſich. Von Allen ſchien ein junger Mann in moderner Tracht, wie ſie die glänzende Regierung Ludwig XIV. über ganz Europa verbreitet hatte, ſich für den komiſchen Erzähler vorzüglich zu intereſſiren. Er war's, der ihm am meiſten einſchenkte, er, der ihn ſtets zu neuen Schwänken und Erzählungen aufmunterte.

„Wahrhaftig, Amyntas," ſagte der zuletzt Erwähnte, „ich zähle es zu den glücklichen Begebenheiten meiner Reiſe, dich kennen gelernt zu haben, und es würde mir ein abſonderliches Vergnügen gewähren, wenn du mich zu dem jungen Zar nach Moskau begleiteteſt. Allein ich habe während der kurzen Zeit unſrer Bekanntſchaft die Ueberzeugung gewonnen, daß du für deine Kunſt geboren biſt, und es wäre eine Sünde an ihr, dich derſelben zu entziehen. Der große Zar von Rußland aber, ſo ſehr er ſich auch bemüht, ſeinen Bojaren und Eisbären deutſche Kultur mit der Knute einzubläuen, iſt doch noch nicht ſo weit, deutſche Komödianten brauchen zu können. Was würdeſt du einzelner Mann ihm auch als Komödiant helfen? Etwas anders wäre es, wenn du dich zu entſchließen vermöchteſt, deine militäriſche Carriere in Rußland wieder aufzugreifen. Jedenfalls haſt du die beſten Atteſte deiner ausgezeichneten Tapferkeit als deutſcher Reichsſoldat gegen die Franzoſen vom Prinzen Ludwig von Baden, und dieſe würden dir beim Zar Peter gleich die Bahn öffnen.“

„Was Zeugniſſe und Atteſte!“ rief der Komödiant und warf ſich in die Bruſt. „Ich bin mein beſtes Atteſt. Als man den hundsfött'ſchen Frieden einleitete, der nachher auf dem Schloſſe zu Ryswjik abgeſchloſſen worden iſt, da redete der tapfre Ludwig von Baden vor der Fronte: Kinder, die verfluchten Franzoſen müſſen wir nun ungeſchoren laſſen, aber zum Glück gibt's noch genug Türken, die gefreſſen ſein wollen und ſollen. Dann rief er mich aus dem Offizierkorps herbei — ich war Premier-Lieutenant — und winkte dem Prinzen Eugen von Savoyen. Herr Bruder, ſprach er zu beſagtem Prinzen, dieſer brave Offizier iſt der Baron von Feigenſpan — ſo iſt eigentlich mein Name — dieſer Baron von Feigenſpan, ſprach er feierlich, iſt der tapferſte Soldat meiner Armee, ein wahres Löwenherz. Ich mache Ew. Liebden ein Geſchenk mit ihm. Nehmen Sie ihn mit gegen die Türken; er wird Ihnen mehr nützen, als ein ganzes Regiment. — Der Prinz Eugen gab mir die Hand und ſagte: Wen mein Bruder, der Prinz von Baden, alſo lobt, der muß ein braver Kerl ſein. Wir wollen unſer Glück gegen die Türkenhunde mit einander verſuchen, Herr Baron. — Ich trat unter ſein Leibregiment; wir marſchirten nach Ungarn und ſchlugen den Feind der Chriſtenheit dermaßen aufs Haupt, daß der ganze Krieg damit beendigt war. Ich will mich nicht rühmen; denn wahres Verdienſt bedarf des Selbſtlobes nicht — aber ſagen muß ich doch, was Prinz Eugen nach der Schlacht zu mir ſprach. Baron Feigenſpan, ſprach er, Sie haben meines Bruders, des Prinzen von Baden, Wort zu Schanden gemacht. Er ſagte, Sie würden mir ſo viel Dienſte leiſten, wie ein ganzes Regiment, und Sie haben mir mehr geleiſtet, als eine ganze Armee. Und damit umarmte er mich vor allem Volk."

„Wie iſt das?" ließ ſich einer der Zuhörer vernehmen, „erzähltet Ihr uns nicht heute auf dem Schiffe, Ihr hättet zur Feier des Ryswijker Friedensſchluſſes ein glänzendes Theaterſtück gedichtet, und ſolches in Magdeburg, wo Ihr vor drei Jahren geſtanden, mit dem größten Beifall aufgeführt? Der Friedenstraktat und die große Schlacht bei Zenta fallen ja aber faſt in eine Woche des Monats September 1697. Wie könnt Ihr in Ungarn und Magdeburg zugleich geweſen ſein, dort Türkenköpfe gemäht und hier Komödie geſpielt haben?"

„In Magdeburg?" erwiederte der angebliche Baron Feigenſpan ohne alle Verlegenheit, „das will ich euch erklären, ihr werthen Herren! in Magdeburg — das war mein Zwillingsbruder, der mir ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern."

Ein ſchallendes Gelächter unterbrach ihn.

„Aber Ihr erzähltet doch, daß Ihr in Magdeburg das Feſtſpiel gedichtet und geſpielt, nicht Euer Bruder, von dem wir überhaupt jetzt das erſte Wort vernehmen.“

„Das kommt daher: Wir ſind uns ſo vollkommen gleich, daß wir uns einander oft ſelbſt verwechſeln, und ich zu Zeiten nicht weiß, bin ich ich ſelbſt oder mein Bruder.“

„Wein her!“ ſchrie der junge Mann, deſſen Reiſe nach Moskau ging, faſt erſtickend vor Lachen. „Dieſe köſtlichen Lazzi müſſen mit dem beſten Getränk belohnt werden. Amyntas, oder vielmehr tapferer Baron Feigenſpan, du ſollſt leben mit deinem Zwillingsbruder! — Meine Herren,“ wandte er ſich mit ernſt-komiſchem Pathos an die Umſitzenden, „ich erſuche Sie dringend, den Erzählungen des Herrn Baron von Feigenſpan unbedingten und ungeſchmälerten Glauben zu ſchenken. Ich kann Sie verſichern, daß ich einen Bekannten habe, einen Offizier, der ſowohl gegen die Türken, als gegen die Franzoſen gefochten und ſich Ehrenzeichen erworben, und dieſer hat mir nicht Rühmens genug machen können von der horribeln Tapferkeit eines gewiſſen Baron von Feigenſpan. Wer nun könnte das anders ſein, als dieſer Herr oder ſein Zwillingsbruder? Ob der Eine oder der Andere, iſt inzwiſchen für dieſen Fall ganz gleichgültig, da weder wir, noch die Herren Brüder ſelbſt genau anzugeben wiſſen, wer von ihnen die großen

Thaten vollbracht. Ich ſage Ihnen nur ſo viel, daß nach dem, was ich über die Feigenſpan'ſchen Kriegsthaten von meinem Bekannten vernommen, wir alle Urſache haben, uns über die Beſcheidenheit dieſes Helden zu freuen.“

Man ließ die Feigenſpan'ſche Beſcheidenheit und Tapferkeit zuſammen leben.

„Sagen Sie mir, Verehrteſter, wie hieß denn Ihr Bekannter, der Ihnen ſo viel von mir erzählte?“ fragte der Komödiant.

„Namen thun nichts zur Sache.“

„Ich bitte Sie um den Namen dieſes Edeln. Jedenfalls iſt er einer meiner militäriſchen Freunde, und ich freue mich, wieder etwas von dem Ehrenmanne zu vernehmen.“

„Baron von Hohenſtein, Rittmeiſter im Küraſſier-Regiment Hannover.“

„O ſollte ich meinen lieben, braven Hohenſtein nicht kennen! Wir waren Dutzbrüder und Zeltkameraden. Er hatte blonde, lockige Haare —“

„Seine Haare ſind braun und fallen ihm gerade vom Kopfe.“

„Bräunlich, Verehrteſter, auf Parole! Eigentlich blond, mit bräunlichem Anſtrich; mit der Zeit pflegen ſolche Haare braun zu werden. Er war von ſchmächtiger Statur, nicht beſonders groß.“

„Schmächtig allerdings, aber größer als ich.“

„Wenig oder gar nicht. Ich gebe etwas zu. Ein liebenswürdiger Geſellſchafter. Es hatte einen beſondern Haken mit ihm. Er war in eine Liebesgeſchichte verwickelt —“

„Allerdings. Er war Kammerherr des letztverſtorbenen Kurfürſten von Hannover, und als ſolcher bei den geheimen Angelegenheiten der Kurprinzeſſin betheiligt, die vor ſechs Jahren dem Grafen Königsmark das Leben koſteten.“

„Ganz recht. Er ſprach viel von dem Grafen Königsmark. Genug, es iſt mein Hohenſtein! Er ſoll leben!“

„Spitzbube!“ rief der Andere und trank.

Sogleich ſang der Komödiant ein luſtiges Liedlein mit aller hanswurſtigen Tölpelhaftigkeit, und ſprach dazwiſchen dem neu aufgetiſchten Weine auf eine dem Geſang entſprechende Weiſe zu. Als er fertig war, neigte er ſich ſeinem jüngern Gönner zu und ſetzte ſeine ſchwere Zunge langſam in Bewegung: „Sie ſprachen vorhin davon, daß Sie es gern ſehen würden, wenn ich Sie nach Moskau begleitete. Nachdem ich die Sache bei mir überlegt, bin ich gar nicht abgeneigt dazu, ſobald Sie mir verſprechen, mir vom Zar eine gute Offizierſtelle zu verſchaffen; denn es dürfte zweifelhaft ſein, ob ich in Danzig ein Engagement finde, und ich bin von allem Gelde entblößt, der Zar aber ſucht nach der verlornen Schlacht bei Narwa tapfre Leute, die er gegen die Schweden brauchen kann.“

„Nicht doch, Amyntas! du mußt deiner Kunſt getreu bleiben. Ich kenne Herrn Kunſt, wie ſich der in Danzig jetzt ſpielende Komödiantenpatron nennt, von Lüneburg aus, wo wir oft mit einander zu verkehren hatten. Ich werde deinetwegen mit ihm reden.“

„Wollt Ihr das, edler Freund?“ lallte Feigenſpan vertraulich, und den ehrfurchtsvollen Ton, den er früher gegen den zeitherigen Reiſegefährten angeſtimmt, vergeſſend, fuhr er fort: „Aber ſagt mir doch, Freundchen, wer ſeid Ihr denn eigentlich? Bis jetzt habe ich noch gar nicht klug aus Euch werden können.“

„Das wäre auch gar nicht nöthig, Tölpel. Weil du mir aber durch deine Lügen und Schwänke viel Spaß gemacht haſt, und es mir eben beliebt, ſo will ich es dir ſagen. Ich bin der Architekt, Techniker und Mechaniker Grumbhart aus Hannover, jetzt Ingenieur Seiner Zariſchen Majeſtät Peter des Erſten von Rußland.“

„Ei, hab' ich doch geglaubt, du wärſt allerwenigſtens auch ein Freiherr, Brüderchen,“ ſtammelte der betrunkene Schauſpieler, und wollte den Architekten umarmen, dieſer wich aber aus, und der Luſtigmacher verlor das Uebergewicht, fiel unter den Tiſch und blieb liegen, da ſich Niemand die Mühe gab, ihn aufzuheben. Er machte ſich's dort nach den Umſtänden bequem, und ließ bald die angenehmen Schnarchtöne eines geſunden Schlafes hören.

„Meine Herren,“ redete der Ingenieur die Uebrigen an, „dieſer Kauz hat uns auf der langweiligen Seefahrt die Zeit vertrieben. Wie er dem Prinzen Eugen für eine ganze Armee galt, ſo diente er uns auf dem Schiffe für eine ganze Komödiantenbande. Ich finde es billig, ihm für die Ausübung ſeiner Kunſt einen Lohn zu reichen, und hoffe, daß ſich Niemand ausſchließen wird. Trotz ſeiner Baronſchaft und ſeines Heldenthums iſt er ein armer Teufel und ſeine Taſchen ſind leer, wie dieſe Flaſchen.“

Damit nahm er ſeinen Hut ab, warf ein Paar Mark Courant hinein und ging bei den Uebrigen herum, für den Schlafenden einzuſammeln. Es wurde ein hübſches Sümmchen. Hierauf rief der Sammler den Wirth herbei und ſagte: „Ihr ſeid als ein ehrlicher Mann bekannt. Sorgt dafür, daß aus der Taſche dieſes Mannes nichts geſtohlen werde. Ich werde mich morgen bei ihm erkundigen.“ Und ſomit leerte er den Hut in Feigenſpans Hoſentaſche, verſchloß dieſelbe, ſo gut es ging, und verfügte ſich mit den Reiſegefährten in das Boot, das ſie nach Danzig bringen ſollte.

Als der tapfere Bühnenkünſtler erwachte, hatten ſich die Nebel des Meers bereits mit den Schatten der Nacht vermählt und der Leuchtthurm von Hela warf ſeinen Feuerglanz ſchon über den Meerbuſen herüber. Der nüchtern gewordene Baron machte ein recht bürgerlich verdrießliches Geſicht, als er hörte, ſeine Reiſegeſellſchaft ſei ſchon längſt nach Danzig aufgebrochen, und wegen der Winterzeit kein Boot mehr da, welches noch nach der Stadt fahre. Gähnend und ſich dehnend ging er draußen am Ufer des Hafens auf und ab, um Grillen und Schneeflocken zu fangen, und hielt ein unerfreuliches Selbſtgeſpräch, als ſeine Aufmerkſamkeit auf ein noch einlaufendes Schiff gelenkt wurde. Der Aufſtand und der Lärm, den dies verurſachte, verſprach dem Bühnenhelden in ſeiner langweiligen, unfreiwilligen Einſamkeit einige Unterhaltung, und er hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als ſich mit dem geſchäftigen Volke der Abläder nach dem Schiffe zu drängen, ſobald es Anker geworfen hatte. Es war eine ſchwediſche Brigantine und hatte wenig Paſſagiere an Bord; einige unintereſſante Geſichter enthüllten ſich beim Schein der Lichter, ein Paar trotzig blickende Schweden, die nach den neuerlich erfochtenen Siegen ihres jungen Königs ſehr anmaßend aufzutreten pflegten, ein Paar verkappte Polen, die aus Schweden kommend, in ihr Vaterland zurückwollten, in welchem Karl XII. viele geheime Anhänger hatte, ein Paar ſchmutzige polniſche Juden, und ein Paar Danziger Kaufleute mit aufgeblaſenen freireichsſtädtiſchen Phyſiognomien, das war die ganze Ausbeute. Dieſe Leute waren ſchon alle heraus und nach dem Wirthshauſe geeilt, und der Schauſpieler wollte ihnen langſam folgen, ohne Hoffnung auf ſonderliche Unterhaltung oder ein Abenteuer, als er ein ſchlankes weibliches Weſen bemerkte, welches mit dem Schiffspatron in einem leiſen Zwiegeſpräch war. Aus Figur und Haltung ſchien dem aufmerkſamer werdenden Malpomane-Prieſter Jugend hervorzugehen, aus Kleidung und Anſtand eine gewiſſe Vornehmheit, was Wunder, wenn der unbeſchäftigte Bühnenheld ſich lebhaft für dieſe unerwartete Erſcheinung zu intereſſiren anfing? Indem er noch überlegte, ob er gleich näher hinzutreten oder warten ſolle, bis die Dame in ſeine Nähe komme, wurde das Zwiegeſpräch plötzlich laut.

„Ei was!“ rief der Schiffspatron unwirſch. „Das ſind mir wunderliche Reden! Wenn Euch Euer Geld auf meinem Schiffe geſtohlen wurde, warum machtet Ihr mir nicht davon Anzeige, als noch alle Paſſagiere an Bord waren? Dann mußte ſich der ſchwediſche Graf, wie der polniſche Jude eine Unterſuchung gefallen laſſen. Jetzt, da Alle fort ſind, und Ihr mir das Transportgeld bezahlen ſollt, gebt Ihr vor, beſtohlen worden zu ſein. Ich werde nicht nach Eurer Erlaubniß fragen, an dieſer Angabe zu zweifeln.“

„Ich will Euch ja gern Alles geben, was ich beſitze,“ weinte die Dame, „da mir doch meine Börſe entwendet worden iſt. Nehmt dieſe wenigen Kleider, ich habe nichts weiter, gar nichts; aber vielleicht kommen ſie dem Werth des Transportgeldes gleich. Nur macht kein Aufhebens von der Sache, welches zu vermeiden ich ja eben gewartet habe, bis alle Paſſagiere ausgeſtiegen ſind.“

„Was habt Ihr Euch denn zu ſcheuen, wenn Ihr gerechte Sache habt? Seid Ihr wirklich beſtohlen, ſo dürft Ihr's auch laut ſagen. Aber da liegt eben der Knoten. Ich kann Euch nicht verhehlen, daß Ihr mir verdächtig vorgekommen ſeid vom erſten Augenblick an, wo Ihr nicht anders, als eine ängſtliche, flüchtige Verbrecherin an Bord meines Schiffes in Narwa kamt. Ihr gabt zwar vor, aus dem ruſſiſchen Reiche geflohen zu ſein, aber was brauchtet Ihr auf ſchwediſchem Grund und Boden ängſtlich zu thun? Ihr wart ja im Lande der Feinde Rußlands. Doch auch auf der Reiſe habt Ihr Euch wie eine Perſon benommen, die irgend etwas auf dem Gewiſſen hat. Nun kommt noch hinzu, daß Ihr mich nicht bezahlen könnt, wahrlich, Gründe genug, Euch vor den Schulzen von Neufahrwaſſer, oder gar vor den Bürgermeiſter von Danzig zu führen.“

„Um Gottes Willen, thut das nicht!“ rief die Dame entſetzt. „Nehmt alle meine Habe und überdieß dieſe koſtbaren Papiere.“ Mit dieſen Worten zog ſie ein zuſammengefaltetes Papier aus dem Buſen. „Tragt oder ſchickt dieſe Briefe an die Gräfin Aurora von Königsmark, die die Geliebte des Königs von Polen war, und die, einem dunkeln mir zugekommenen Gerüchte nach, im Fürſtenſtift zu Quedlinburg leben ſoll. Wo Ihr ſie auch findet, ſie wird Euch die Briefe mit ſchwerem Golde bezahlen, und Ihr werdet von mir mehr Vortheil ziehen, als von allen übrigen Paſſagieren zuſammen."

Der hartherzige Schiffspatron nahm die Kleider und die Papiere, und ſagte kopfſchüttelnd: „Ihr vermehrt nur meinen Verdacht, ſchöne Frau. Seid Ihr geneigt, ſolche wichtige Papiere hinzugeben, läßt ſich mit Eurer Perſon auch noch mehr gewinnen. Doch wer bürgt mir auch, daß dieſe Briefe wirklich etwas werth ſind? Es läßt ſich etwas verſuchen. Ihr nennt die Dame eine Geliebte des Königs von Polen; dieſer aber iſt meines Königs Feind. Jedenfalls ſeid Ihr mehr, als Ihr ſcheint. Ihr befindet Euch in meiner Gewalt, und ich wäre ein Narr, wollte ich die Gelegenheit nicht benutzen."

Mit verzweiflungsvollem Weinen warf ſich die Dame auf die Kniee und ſtreckte händeringend die Arme zu ihm empor. Jetzt konnte ſich der verſteckte Schauſpieler nicht länger halten; mit martialiſcher Bravour brach er hervor. „Verdammter Schwede!" donnerte er gut komödiantiſch. „Glaubſt du, weil dein König die Dänen und die Ruſſen geſchlagen hat, du dürfteſt dir Schandthaten gegen eine ehrenwerthe Dame erlauben? Heraus die Kleider und die Briefe und die Dame freigelaſſen, ſag' ich dir! oder das Schwert eines Offiziers der Reichsarmee ſoll dir ſogleich den Garaus machen, wie es vorher ſchon hundert Franzoſen und tauſend Türken gethan.“

Erſchrocken vor dem polternden wildfahrenden Weſen ſeines unerwarteten Gegners, und plötzlich kleinlaut geworden, verſetzte der Schwede: „Wenn Ihr die Transportkoſten dieſer Frau bezahlt, mein Herr, ſo ſteht derſelben ihr Eigenthum zu Befehl.“

„Wie viel beträgt deine Forderung?“

„Sechs ſchwediſche Thaler.“

„Um ſolch' einen Quark eine liebenswürdige Dame zu beleidigen!“ bramarbaſirte der Schauſpieler fort, und fuhr, wie er erſt haſtig an die Hüfte gegriffen hatte, im Voraus überzeugt, daß er dort kein Schwert finden würde, jetzt ſchnell in die Taſchen, in der Gewißheit, dort keinen Schilling anzutreffen. Wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er plötzlich die ganze Hand voll runder Geldſtücke fühlte! Es war ihm wie im Traume. Ohne ſich übrigens ſeinen konſternirten Seelenzuſtand merken zu laſſen, zahlte er, nur noch aufgeblaſener und batziger, das Geld auf. Leider behielt er nur eine Kleinigkeit übrig; aber er war froh, daß die Gabe des Himmels zulangte und that, als wenn er noch Kröſus Schätze bei ſich trüge. Nachdem er die Effekten der Dame in Empfang genommen, bot er dieſer galant den

Arm und führte ſie unter großſprecheriſchen Verſicherungen ſeines Schutzes nach der Schenke, wo er ſogleich ein beſonderes Zimmer und ein gutes Abendbrod für ſich und ſie beſtellte. Der Wirth, am beſten wiſſend, daß der Beſteller bei Kaſſe ſei, brachte ihn, in Ermangelung eines andern Zimmers, in die Wohnſtube ſeiner Familie, und Feigenſpan fuhr dort fort, den dienenden Cavalier der Dame zu machen, deren Mund von Dankſagungen überfloß.

Zum größten Entzücken des Bühnenhelden fand er in ihr ein äußerſt reizendes Weſen. Zwar ſtand ſie nicht mehr in der erſten friſcheſten Jugendblüthe, ſie mochte ungefähr ſieben- bis achtundzwanzig Jahre alt ſein, aber ſie erſetzte dieſen kaum bemerkbaren Mangel durch einen ſeltenen Liebreiz ihrer Züge. Um die ſchön gerundeten, üppig geſchwellten Lippen ſchienen alle Liebesgötter zu flattern, während das glänzende Auge Ernſt und Entſchloſſenheit verkündete. Ihre ſchlanke Geſtalt trug den unverkennbaren Stempel einer edlen Seele. Dabei hatte ihr marmorweißes Geſicht Züge, die von Schmerz und Leiden zeugten, die die Seele unwillig erträgt und von ſich abwehrt; mancher Blick des herrlichen Auges mahnte an durch böſe Schickſale hervorgerufene Schwärmerei, und gerade dieſe Züge und dieſer Blick trugen dazu bei, ſie noch intereſſanter zu machen. Ihre ſtolze und doch leichte Haltung, das ihre ungezwungenen und graziöſen Bewegungen verriethen, daß ſie in der höhern Welt aufgewachſen war. Dieß beſtätigte ihre gewandte und gewählte Ausdrucksweiſe, die durch ein wunderherrliches, ſilberglockenhelles Organ noch verſchönt wurde.

Feigenſpan war aufgelöst in Wonne und Seligkeit. „Gnädigſte Dame,“ ſagte er, ſich einmal über das andere verbeugend, „befehlen Sie über Ihren unterthänigen Diener. Ich ſtelle Leib und Leben zu Ihrer Dispoſition. Der Himmel war mir gnädig, mich dorthin zu ſchicken, wo ich ſo glücklich ſein ſollte, Sie aus einem kleinen Embarras zu befreien. Ich erkenne darin den Finger des Schickſals. Und deßhalb legen Sie es mir nicht als Unbeſcheidenheit aus, wenn ich mich unterſtehe, Sie zu fragen, mit wem mir die Ehre zu ſpeiſen vergönnt iſt.“

„Ach, mein Herr! Ich bin eine namenlos Unglückliche, namenlos im wahrhaftigen Sinne, da ich wirklich nicht einmal einen Namen habe. Ihr ritterliches Benehmen gegen mich, die Fremde, flößt mir ſo viel Vertrauen ein, daß ich Ihnen dieſen Umſtand entdecke, ja, daß ich Ihnen die Verſicherung gebe, es gibt kaum ein unglücklicheres weibliches Weſen, als ich. Von Deutſchland hat mich mein unerbittlich feindliches Geſchick nach Rußland getrieben, von Rußland treibt es mich wieder nach Deutſchland, vielleicht in das erwünſchte Grab.“ Ein Strom von Thränen war die düſtere Fortſetzung ihrer Rede.

„Tröſten Sie ſich, gnädige Dame,“ brach nach langem Schweigen endlich die peinliche Verlegenheit des Komödianten ziemlich albern aus, „Verwandte und Freunde werden ſich Ihrer annehmen und den etwaigen Mangel an baaren Mitteln zu erſetzen ſich beeilen.“ Für ihn gab es ja kein größeres Unglück, als kein Geld haben, und er kam faſt nie aus dieſem Jammerſtande heraus.

„Ich habe keine Verwandte, keine Freunde,“ weinte Jene fort. „Ich ſagte Ihnen ja, daß ich nicht einmal einen Namen habe.“

„Keinen Namen?“ ſchüttelte der galante Ritter zweifelhaft den Kopf. „Wie ſoll ich das verſtehen?“

„O, glücklich Sie, mein Herr, daß Sie nicht ſchon Fälle erlebten, wo man alle Bande zerreißen muß, die uns an Heimath und Familie feſſeln.“

„Ja, ja,“ nickte er plötzlich erleuchtet, „ich kenne auch ſolche Fälle.“ Und ſchon viel vertraulicher fuhr er fort: „Das ſind Kleinigkeiten. Man hat etwas peccirt. Gut! Wer kann dafür, wenn einem etwas Menſchliches begegnet? Man wirft den abgenutzten Namen weg, den man vom Vater erbte, und nimmt ſich einen andern. Kann man nicht mehr zu Roſſe fort, bedient man ſich eines Eſels. Das meiſte Unglück beruht nur in unſerer Einbildung. Dieß ſcheint mir bei Ihnen der Fall. Eigentliches Unglück beſteht darin, nichts zu haben. Da Sie nun beſtohlen worden ſind, ſo haben Sie allerdings jetzt nichts. Es kommt nur darauf an, ob Sie außer Ihrer Börſe nicht noch disponibeles Eigenthum beſitzen, ſei es, woher Sie kommen, oder wohin Sie reiſen, oder ſonſt an einem Orte.“

„Ach Gott, ich bin arm, ganz arm, eine Bettlerin.

„Aber wo gedenken Sie denn hin, ſchöne Dame?“ fragte Feigenſpan ſchon unverſchämt. „Man reiſt doch ohne Beſitzthum und beſtimmte Hoffnung nicht ſo in's Blaue hinein. Wohin gedachten Sie?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht recht. Verzweiflung trieb mich fort. Nur dunkel ſchwebte mir vor, daß ich zu der Gräfin Königsmark wollte. Ihr wollte ich mich zu Füßen werfen und wenn ſie mich verſtieße — mir das elende Daſein nehmen.“

„Alſo haben Sie nicht die Gewißheit, von der Gräfin gnädig aufgenommen zu werden?“

„O, vielmehr hab' ich Grund, das Gegentheil zu fürchten!“

„Das ſind allerdings ſehr ſchlechte Aſpekten. Inzwiſchen zum Verzagen und Verzweifeln iſt Ihre Lage keineswegs, und ich ſehe jetzt erſt recht ein, daß mich der Himmel zu Ihrem Retter auserſehen hat. Sie ſind ſo glücklich, im Beſitz einer ausgezeichnet ſchönen Figur, eines reizenden Geſichts und eines göttlichen Organs zu ſein. Ihre Jugend und die genannten Beſitzthümer bilden zuſammen ein prächtiges Kapital, von deſſen Zinſen Sie bequem leben können. Es kommt nur darauf an, daß Sie das Kapital an den rechten Mann ausleihen.“

Die Dame ſah ihn erſchrocken an.

„Mißverſtehen Sie mich nicht,“ fuhr der Redner ſelbſtgefällig fort. „Ich will mich Ihnen ganz decouvriren; denn es iſt kein Grund vorhanden, warum ich es nicht thun ſollte. Unſere Geſchicke gleichen ſich, wie ein Ei dem andern. Auch ich habe meinen Namen ablegen müſſen, einen altadligen, berühmten Namen, Madame! Auch ich habe meinen ehrenvollen Stand verlaſſen müſſen — ich war Offizier in Dienſten des deutſchen Kaiſers — auch ich war und bin ohne baare Mittel. Ein Genie verzagt nicht. Ich bin Komödiant geworden und befinde mich, einige kleine Uebelſtände abgerechnet, wohl dabei. Laſſen Sie ſich den Umſtand, daß ich gerade Ihr Retter werden mußte, einen Wink des Himmels ſein. Gehen Sie zum Theater. Ihre Figur, Ihre Schönheit, Ihr Organ müſſen enormes Glück machen. Ich will nicht Konrad von Feigenſpan heißen und als Schauſpieler Amyntas, wenn Sie nicht die erſte Actrice im ganzen deutſchen Vaterlande werden, angebetet, ja, vergöttert von aller jungen Mannſchaft, wo Sie ſich auf der Bühne ſehen laſſen.“

Wie ein Blitzſtrahl war es durch die Seele der Dame gezuckt. Sie ſchien betroffen von dem Vorſchlag, aber ſie ſchauderte nicht davor zurück. „Komödiantin?!“ ſagte ſie blos, aber ſchmerzlich betont.

„O, ich weiß wohl, was Sie damit ſagen wollen!“ perorirte der beredte Amyntas. „Das ſind Vorurtheile. Die Welt verachtet uns, wir verachten ſie zehnmal ärger. Iſt man ſtolz gegen uns, ſind wir brutal gegen die Stolzen. Wir ſchauen von der Bühne, wie Götter auf die alberne dumme Welt hinab, und höhnen ſie und ärgern ſie und machen ſie lächerlich. Wir ſind die glücklichſten Sterblichen. Keine Sorge um irdiſches Hab und Gut drückt uns, wir haben zur Fahne der Kunſt geſchworen, und ſie ſchützt und nährt uns. Ueberall bauen wir ihren Tempel auf und dienen ihr als Prieſter, und die dumme Menſchheit bringt uns, was wir brauchen. Von allen engen bürgerlichen Verhältniſſen frei, leben wir als halbe Götter, die ächten Kinder der Muſen. — Sie ſagen ſelbſt, Sie ſind von der Welt ausgeſtoßen, Sie haben ſogar keinen Namen mehr. Nun, ſo haben Sie ja ſchon die große Klippe überſprungen, die die Bühne von der Bürgerwelt trennt. Sie ſtehen ſchon hinter den Couliſſen, ſchreiten Sie getroſt hinaus. Das Bittere unſerer Verhältniſſe haben Sie ſchon gekoſtet, lernen Sie nun auch die Süßigkeiten deſſelben kennen.“

„Sie haben recht!“ ſagte die Dame entſchloſſen. „Ich will Komödiantin werden. Es iſt meine Beſtimmung. Aber wo iſt ein Theater, das mich aufnähme?“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen, Verehrteſte. In Danzig beſteht eine Geſellſchaft unter der Direktion des Herrn Kunſt. Ich bin eben im Begriff, zu ihm zu reiſen, um von ihm engagirt zu werden. Sie gehen jetzt mit mir; wir machen gemeinſame Sache. Am beſten und ſicherſten iſt's, wir geben uns für Mann und Frau aus.“

„Wir? Sie und ich?“ rief die Dame erſtaunt. „Aber wozu eine ſolche Unwahrheit?“

„Es macht mehr Eindruck. Wir verfehlen unſern Zweck nicht. Das iſt ſo Sitte beim Theater. Sie werden das kennen lernen. Man braucht keines Prieſters Segen. Man nennt ſich Mann und Frau, wohnt zuſammen, wirthſchaftet zuſammen u. ſ. w. Was hindert uns, ein Gleiches zu thun?“

„Nimmermehr!“ rief die Dame empört. „Mein Unglück gibt Ihnen kein Recht, mich für ſitten- und ſchaamlos zu halten. Eh' ich ſolche Bedingungen einginge, wollte ich lieber meinem elenden Leben heute Abend noch in den Fluthen der Oſtſee ein Ende machen.“

„O, es ſind keine Bedingungen, Gnädigſte, nur ein Vorſchlag zur Güte. Sie haben Ihren freien Willen, und können das ganz nach Ihrem Belieben einrichten. Wenn Ihnen nicht gefällig iſt, meinen Namen zu führen, ſo wählen Sie ſich einen andern.

Aber einen Namen müſſen Sie haben. Als Schauſpielerin nennen Sie ſich nachher Chloris, oder Iſolinde, oder Doris.“

„Gut dann, ich heiße Mademoiſelle Schilling, und gelingt es mir durch Ihre Mithülfe engagirt zu werden, ſo heiße ich als Schauſpielerin Chloris.“

„Und hätte die reizende Chloris ein ſo grauſames Herz, daß ſie die warme Huldigung, die tiefſte Verehrung, die zärtlichſte Liebesbewerbung des ihr ewig ergebenen Amyntas kalt von ſich wieſe?“

„Mein Herr, ich bin Ihnen Dank ſchuldig, das werde ich nie vergeſſen. Aber ich beſchwöre Sie, den Schmerz eines Weibes zu ehren, das Ihnen vertrauensvoll geſagt hat, daß ſie die Unglücklichſte ihres Geſchlechts iſt. Um Gottes willen, kein Wort von Liebe! Ich haſſe die Liebe, ich verabſcheue ſie. Das Wort iſt mir ſchon zuwider; denn ſie hat mich ſo elend gemacht.“

„Ich gehorche Ihren Wünſchen, die mir die ſtrengſten Befehle ſind, und zeige Ihnen dadurch am deutlichſten, wie ſehr Ihnen mein, wenn auch verſtoßenes Herz ergeben iſt.“ Und um ſeinen Worten durch die That nachzukommen, beſtellte er ſogleich eine beſondere Schlafkammer für die Dame, während er ſich mit der Ofenbank der Wohnſtube für die Nacht begnügte. Mit verbindlichem Nachtgruß von ihr geſchieden, wiegte ſich der über und über brennende Thespisjünger in ſeligen Phantaſien. Wie bald und leicht hoffte er die Sprödigkeit der Reizenden zu beſiegen, die ihm ein günſtiges Schickſal zugeworfen! Er malte ſich ihren Beſitz mit den glühendſten Farben; die Bank unter ihm wurde zum Taunenpolſter, und ſpät gingen die ſüßen Ausſchweifungen ſeiner Phantaſie in wirkliche Träume über.

Erſt als der ſeiner Sache ſo gewiſſe Schenkwirth am andern Morgen mit einer ziemlich unbeſcheidenen Forderung für die Zeche den glücklichen Mann antrat, fiel er aus ſeinen Himmeln. Als die in ſeiner Taſche befindliche Baarſchaft nicht den vierten Theil der Schuld deckte, erfuhr er von dem erſtaunten und grob ausfallenden Wirthe, welcher Zauber ihm zu dem Gelde verholfen. Während ſie ſich beide herumzankten, kam die neugebackene Demoiſelle Schilling hinzu und hörte, um was es ſich handelte.

„Theuerſte,“ redete ſie Amyntas vergnügt an. „Das Schickſal will, daß Sie heute früh ſchon in das rechte Theaterleben eingeweiht werden ſollen. Verſetzen Sie doch gefälligſt dem Grobian Ihr Bündlein, das ich geſtern Abend aus den Klauen des eben ſo groben Schiffers rettete. Der Menſch kann ſeinem Geſchicke nicht entgehen; auch dieſe Kleidungsſtücke nicht. Ein Grobian muß ſie als Verſatz haben. Doch beſſer, der Wirth, als der Schiffer. Denn der Herr Kunſt muß uns in Danzig ſogleich einen Vorſchuß geben. Ich fahre wieder heraus und löſe ſie ein. Ich würde Ihnen gern dieſe Verlegenheit erſparen und meine eigenen Effekten in Verſatz geben, aber leider Gottes habe ich in dieſer betrübten Zeit weiter nicht, als was ich auf dem Leibe trage, und das iſt blutwenig. Inzwiſchen

„Iſt der Winter abgeſchlacht't,
Herrſcht die Frühlingswonne;
Nach des Unglücks finſtrer Nacht
Lacht des Glückes Sonne!“

ſang er aus einer damals beliebten Oper.

Die Dame fügte ſich mit bewundernswerther Feſtigkeit und Entſchloſſenheit in das Unvermeidliche, und ihr ſo ſeltſam gefundener Reiſe- und Schickſalsgefährte bezahlte mit dem letzten Reſt ſeiner ihm eben ſo wunderlich zugeflogenen Habe, das Boot, das das Pärchen nach der Stadt bringen ſollte. Er vertrieb ſich mit Trällern und Schwanken die Zeit, während ſie ernſt und ſchweigſam in die Wellen ſchaute.

* * *

Ein hagerer langer Mann empfing den Schäfer Amyntas im tiefſten Negligée, das nur allein den mit dieſen Dingen innig vertrauten fahrenden Komödianten nicht beleidigen konnte. Dieß und eine heilloſe Wirthſchaft, eine chaotiſch geniale Verwirrung aller der täuſchenden Kunſt und dem Leben nothwendigen Gegenſtände ließen den Bittſteller keinen Augenblick in Zweifel, daß er den rechten Mann vor ſich habe.

„Ich bin der Komödiant Feigenſpan,“ begann er mit einem tiefen Bückling, „und wirke in der Komödie, in der Tragödie, ſo wie in der Oper mit gleich gutem Effekt. Ich wollte mich dem Herrn Patron beſtens empfohlen haben, indem ich Ihnen meine Dienſte für Ihre Bühne gegen eine billige Gage anbiete.“

„Der Herr Architekt Grumbhart aus Hannover, der dieſen Morgen nach Moskau weiter gereiſt iſt, hat mir geſtern Abend ſchon von Euch geſagt,“ entgegnete der Bühnen-Zeus verdrießlich, „allein ich kann Euch nicht brauchen.“

„Herr Patron, ich ſpiele Alles, ich agire und ſinge vortrefflich. Sie können mich als Amoroſo brauchen, wie als Hanswurſt. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen ſogleich einige Proben meines vielſeitigen Talentes ablegen.“

„Bemüht Euch nicht. Und wenn Ihr wie ein Gott agirtet und wie ein Engel ſänget: ich könnte doch keinen Gebrauch von Euern Gaben machen.“

„Aber warum denn nicht?“ rief der Andere ärgerlich. „Ich weiß, Sie ſind nicht ſtark beſetzt. Ein ſo vielſeitiger Künſtler geht Ihnen ganz ab. Ich würde allein das Haus füllen. Auch will ich mich anfangs mit einer geringen Gage begnügen, bis Sie meinen Werth ſchätzen gelernt haben. Für einen polniſchen Thaler wöchentlich bekommen Sie ſolch' ein Subjekt nie wieder.“

„Nicht umſonſt. Ich will mir das Leben nicht verbittern, ich bin ohnedieß geplagt genug. Man kennt Euch, guter Freund! Danzig iſt voll reicher, ſtolzer Kaufleute, und man weiß von Euch, daß Ihr Leuten dieſes Schlags gern was weis macht, ſie ſtupide behandelt und Euch an ihnen reibt. Das gäb' eine ſchöne Suppe! Ihr gebt Euch gern für einen Edelmann aus, und betragt Euch gegen den ehrlichen Bürger brutal. Ihr ſolltet Euch ſchämen, Euern ehrlichen Vater, der ein Komödiant war, wie wir, alſo im Grabe zu beſchimpfen.“

„Wer hat Ihnen geſagt, daß ich meines Vaters Sohn bin?“ warf Jener den Mund trotzig auf. „Ich bin allerdings von altem Adel und werde Euch das beweiſen, indem ich Satisfaktion von Euch für den Schimpf fordere, den Ihr mir angethan.“

„Ein Narr ſeid Ihr!“ brüllte der Direktor, „und wenn Ihr Euch nicht packt, ſo werde ich Euch aus der Thüre werfen.“

„Nicht anders, als wenn ich engagirt bin. Außerdem kann nur Blut meine Ehre rein waſchen.“

„Fort!“ ſchrie Herr Kunſt und faßte den Andern. Ein kräftiger Stoß und der ehrgeizige Baron von Feigenſpan war ſchneller die Treppe hinabgekommen, als herauf. Aber des Direktors Erſtaunen machte ſich in einem Fluche Luft, als fünf Minuten darauf die Thüre wieder geöffnet wurde und Feigenſpan ſeinen zerzaueten Kopf hereinſteckte. Ohne ſich an die auflodernde Hitze des Patrons zu kehren, ſagte er leiſe und geſchmeidig, gleichſam als ſei zwiſchen ihnen nichts vorgefallen: „Ich habe vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich auch für eine junge, ſchöne Dame Engagement ſuche. Zwar iſt ſie noch Anfängerin, aber ihre unvergleichlichen Reize decken dieſen kleinen Mangel zu, den ihr enormes Talent übrigens bald vertilgt haben wird.“

Die Mienen des Direktors waren milder geworden. „Eine junge, ſchöne Dame?“ fragte er freundlich. „Das ließe ſich hören. Singt ſie?“

„Sie hat eine Stimme, wie eine Silberglocke.“

„Wie alt iſt ſie?“

„Zweiundzwanzig.“

„Gut gewachſen?“

„Wie eine Tanne.“

„Was für eine Landsmännin?“

„Aus Sachſen.“

„Wie hoch die Gage?“

„Fünf polniſche Thaler. Doch kann und darf ſie ſich nicht ohne mich engagiren. Denn im Vertrauen zu Ihnen geſagt, ſie iſt meine Frau. Aber weil ſie ſo überaus jung und reizend iſt, ſo haben wir ausgemacht, ſie für ein Mädchen auszugeben. Die Männerwelt nimmt größeres Intereſſe, und es läßt ſich mehr lucriren.“

„Da habt Ihr recht, und thut wohl daran. Aber Herr Grumbhardt hat mir doch kein Wörtchen geſagt, daß Ihr eine Frau bei Euch führtet, obgleich wir den ganzen geſtrigen Abend zuſammen zugebracht und er mir Alles erzählte, was ſeine Bekanntſchaft und Reiſe mit Euch betraf.“

„Er wußte auch nichts von meinem göttlichen Weibchen,“ lächelte Feigenſpan pfiffig. „Das ich ein Narr wäre, ſolch' einen Schatz jedermanns Augen bloszuſtellen! Mein ſüßes Eigenthum ſteckte in Männerkleidern und die Kunſt der Schminke hatte ſie zu einem braunen Schiffer umgeſchaffen, um den ſich keiner der Paſſagiere bekümmerte.“

„Ihr ſeid klüger, als ich glaubte. Wohlan denn! bringt mir die Dame her. Wie nennt ſie ſich?“

„Demoiſelle Schilling.“

„Gut. Das Uebrige wird ſich dann finden. Erſt muß ich ſie ſehen und hören.“

Feigenſpan eilte ſpornſtreichs in die Herberge, wo er die fremde Dame gelaſſen, eröffnete ihr die gewiſſeſte Ausſicht auf ein gutes Engagement und gab ihr noch einige Verhaltungsmaßregeln. „Ich habe Sie für eine nahe Verwandte von mir ausgegeben, die ich von Jugend auf kannte, damit ich ſchicklicher und nachdrücklicher Sie unter meinen Schutz nehmen kann. Auch ſagte ich, Sie wären mit mir auf dem Stralſunder Marktſchiff gekommen und zwar als Mann verkleidet, wie Sie immer zu reiſen pflegten.“

„Sie haben mir damit,“ entgegnete die Dame ſich, „unbewußt einen großen Gefallen gethan. Laſſen Sie es ſtets unſer Geheimniß bleiben, daß ich aus Rußland gekommen bin, und behaupten Sie dieß in allen Fällen. Ich gehe den Vorſchlag mit Freuden ein, für Ihre nahe Verwandte zu gelten, und es bleibt unter uns ausgemacht, daß wir uns von Jugend auf gekannt haben, es frage danach, wer da wolle.“

„Recht ſchön, Verehrteſte!“ lächelte der Komödiant ſpitzbübiſch. „Dann muß ich Sie aber Ihres eigenen Intereſſes wegen bitten, zum Schein ein etwas vertraulicheres Verhältniß zwiſchen uns obwalten zu laſſen. Wir müſſen uns im Beiſein Anderer Du nennen; denn nur dadurch gewinnt unſere Angabe die rechte Glaubwürdigkeit.“

Das Geſicht der Dame verzog ſich; ſie überlegte. „Auch das bin ich zufrieden,“ ſagte ſie endlich. „Nur verbitt' ich mir noch einmal nachdrücklich jede wirkliche Vertraulichkeit.“

„Sie haben gar nichts von Ihrem ergebenſten Knechte zu fürchten,“ kratzfüßelte Feigenſpan, aber in ſeinem ſeelenvergnügten Geſicht hätte man leſen können: „Kommt Zeit, kommt Rath. Ich habe den Sieg ſchon halb gewonnen.“

„Du biſt alſo von nun an meine theure Chloris, und ich dein lieber Amyntas,“ fuhr der ſchlaue Geſelle fort.

„Es bleibt dabei!“ verſetzte ſie ſpöttiſch lächelnd, und Arm in Arm wanderten ſie zum Komödiantenpatron.

Dieſer hatte unterdeſſen durch ſeine Haushälterin oder ſogenannte Frau — die Heldin ſeiner Bühne — eine Metamorphoſe mit ſich und dem Zimmer vornehmen laſſen, und empfing das Pärchen mit ſteifer Höflichkeit. Aber ſein geübtes Auge blieb ſtarr an der unvergleichlichen Schönheit der Dame hängen und verfolgte jede ihrer graziöſen Bewegungen mit lächelnder Gier. Seine Höflichkeit löste ſich in ſonnenhelle Freundlichkeit auf, als Chloris den Mund öffnete und ſprach.

„Madame, oder vielmehr Mademoiſelle,“ ſagte er, „Ihr Begehren iſt mir durch Ihren Herrn —“

„Vetter,“ fiel ihm Feigenſpan in's Wort — „durch Ihren Herrn Vetter eröffnet worden und ich bin keineswegs abgeneigt, auf daſſelbe einzugehen. Wollen Sie wohl die Güte haben, mir irgend etwas vorzudeklamiren, ſei es ein Gedicht oder ein Monolog.“

Chloris beſann ſich einen Augenblick, dann ſprach ſie ein Gedicht von Weiße mit Anſtand und Wohlklang.

„Vortrefflich!“ rief der Patron ſich ſelbſt vergeſſend ſchon bei der zweiten Stanze. „Und nun eine Arie ſingen, wenn's Ihnen genehm iſt.“ Chloris ſang ein Lied mit reiner Stimme.

„Entzückend ſchön!“ jauchzte der Hagere auf und küßte Chloris Hand im Ausbruch ſeiner Kunſtbegeiſterung. „Sie ſind vor der Hand mit vier polniſchen Thalern wöchentlich von mir engagirt und zwar auf ein halbes Jahr. Ich hoffe, wir werden dann ferner zuſammen bleiben. Den Kontrakt werde ich ſogleich ausfertigen.“

Feigenſpan zog den Patron bei Seite und flüſterte: „Verſteht ſich; nicht ohne mich. Außerdem reiſen wir weiter nach Königsberg.“

„Und was fordern Sie?“

„Ebenfalls vier Thaler. Ein Talent, wie das meiner Frau wird mir in Königsberg allein mit zehn Thalern bezahlt, und meine Leiſtungen ſind am Ende eben ſo hoch anzuſchlagen.“

„Zugegeben, zugeſtanden!“ ſagte der Direktor ſchnell. „Es ſoll heute noch Alles in Richtigkeit kommen.“

„Und einen Vorſchuß von zehn Thalern.“

Herr Kunſt ſchnitt ein Geſicht.

„Außerdem reiſen wir. Wir müſſen den Vorſchuß haben. Meine Frau hat ihre koſtbare Garderobe in Neufahrwaſſer verſetzen müſſen, weil uns die Baarſchaft ausgegangen war.“

„Aber Herr Grumbhardt erzählte mir doch, daß er ein Sümmchen in Ihre Taſchen —“

„Er hat gelogen!“ rief Amyntas ärgerlich, eh' jener noch ausgeredet hatte. „Wollen Sie den Vorſchuß geben oder nicht?“

„Wenn Madame unterdeſſen bei mir wohnt, damit Sie mir nicht mit meinem Vorſchuß nach Königsberg reiſen."

„Das ſoll geſchehen."

„Gut. Hier iſt das Geld."

Chloris bezog ein Zimmer des Direktors, der ſich in Artigkeiten gegen ſie erſchöpfte, und Amyntas reiſete am andern Tag wieder in das Hafendörfchen, um den Verſatz einzulöſen.

Ein Monat war verſtrichen, und die ſchöne Chloris jede Woche drei- bis viermal aufgetreten. Der laute ungetheilte Beifall, der ihr Debüt begleitet hatte, ſteigerte ſich bei jeder neuen Leiſtung zum wahren Beifallsſturm. Das Publikum wollte gar kein anderes Stück mehr ſehen, worin ſie nicht eine Rolle hatte. Alle Weiber der freien Hanſeſtadt wurden eiferſüchtig und alle Männer Verehrer der dramatiſchen Kunſt. Selbſt das Phlegma wohlhäbiger Kaufleute nahm die angeräucherte Theaterbank ein und brachte es zu einem fauniſchen Schmunzeln, wenn Chloris auf den Bretern war. Dichter brachten ihr die tiefſte Devotion in wohlgebauten Alexandrinern dar, die junge Mannſchaft Merkurs beſchickte ihr Haus mit ſolidern Geſchenken. Feigenſpan hatte ſich noch nie ſo wohl befunden und war noch nie ſo unverſchämt geweſen, wie jetzt. Chloris brauchte wenig und überließ ihm aus Dankbarkeit gern von ihrem Ueberfluß, wodurch ſie, ohne es zu ahnen, das von ihm ausgeſprengte Gerücht, daß er ihr Gatte ſei, beſtätigte. Sie lebte in der tiefſten Zurückgezogenheit ganz allein ihrer Kunſt, jeder Beſuch wurde ſtreng zurückgewieſen und der glückliche Amyntas allein durfte ſie aus dem Theater heimführen. So entging ſie auf der einen Seite läſtiger Zudringlichkeit, auf der andern höhnender Verachtung, und Kränkung und Demüthigung, die die grenzenloſe Geringſchätzung ihres neuen Standes mit ſich führte, wurden ihr erſpart. Feigenſpans neue militäriſche Kleidung, ſeine plumpe koloſſale Geſtalt, ſein ungeheurer Bart, ſein martialiſches Weſen hielten die jungen Kaufleute von verwegenen Verſuchen, ſich der ſchönen Chloris mit Gewalt zu nähern, zurück; es war wirklich dem Bramarbas gelungen, ſich in Reſpekt zu ſetzen, aber er wurde nun von Tag zu Tag unausſtehlicher.

Dieſes Betragen hätte ihn unſtreitig über lang oder kurz in ſchlimme Händel verwickeln müſſen, da ſich allmälig junge polniſche Edelleute einfanden, zu deren nicht ſehr fernen Wohnorten der Ruf von der Schönheit der neuen Komödiantin gedrungen war, und die ſich ſchwerlich von dem gemeinen Hanswurſt hätten in Schach halten laſſen: wäre nicht plötzlich zu Anfang des März ein für die Bühne des Herrn

Kunſt wichtiges Ereigniß eingetreten. Eines Abends nämlich, als die Vorſtellung einer großen Haupt- und Staatsaktion vollendet war, erſchien ein junger Mann von gedrungenem Körperbau in feiner moderner Kleidung, mit einem breiten ſlaviſchen Geſicht, auf der Bühne, und begehrte Herrn Kunſt zu ſprechen. Die unbeholfene Art, ſich deutſch auszudrücken, verrieth ſogleich einen vornehmen Ruſſen. Auch ließ er den höflichen Schauſpielerpatron nicht lange im Unklaren.

„Ich bin der Obriſt Menſchikoff,“ ſagte er, „ein Diener Seiner Majeſtät des Zar von Rußland. Der Zar wünſcht, daß eine deutſche Komödiantenbande in Moskau vor ihm und dem Adel ſpiele. Ein deutſcher Ingenieur, Namens Grumbhart, hat ihm von den Danziger Komödianten erzählt, und ſo hat mich der Zar geſchickt, ſie zu werben. Laßt ſehen, Patron, ob wir des Handels einig werden.

Kunſt wurde durch den Antrag überraſcht. Der vor ihm ſtehende junge Mann war ihm dem Namen nach als der Liebling des Zars bekannt, und der ſchlaue Bühnendirigent ſchloß richtig, daß dem Zar ſehr viel daran liegen müſſe, eine Schauſpielergeſellſchaft zu haben, ſonſt würde er nicht den vielgeltenden Menſchikoff die weite Reiſe haben machen laſſen, daß folglich etwas Erkleckliches dabei zu lucriren ſein dürfte. Er gab daher dem Obriſten zu erkennen, daß er, was ſeine Perſon beträfe, keineswegs abgeneigt ſei, daß er aber auch die Zuſtimmung ſeiner Bande haben müſſe. Alle Glieder derſelben wurden ſofort auf die Bühne zuſammengetrieben und ihnen der Antrag eröffnet. Menſchikoff machte im Namen ſeines Herrn glänzende Verſprechungen, die Kunſt's Erwartung beiweitem übertrafen. Die meiſten waren durch das Seltſame der Propoſition frappirt, aber bald erklärten ſich Einige, die das Abenteuerliche anzog, bereit, und es kam nach vielem Hin- und Herreden dazu, daß ſieben Mitglieder der Geſellſchaft ihrem Direktor nach Moskau zu folgen beſchloßen. Darunter waren nur zwei Frauen, die, an ihre Männer gebunden, eben nicht lange um ihre Meinung gefragt wurden. Andere Weiber, die das Regiment über ihre Ehehälften führten und die unverheiratheten Damen erklärten ſich gegen die Auswanderung in das unpolirte ruſſiſche Reich. Unter dieſen befand ſich auch die ſchöne Chloris, die gleich von vorn herein mit der entſchiedenſten Abneigung ihren Beitritt verweigerte.

Menſchikoff zog den Patron bei Seite und ſagte: „An der ſchönen Chloris liegt mir am meiſten. Ich habe ihr Spiel heute Abend bewundert und ohne ſie mag ich die ganze Geſellſchaft nicht. Ich will es beim Zar verantworten, wenn ich für ſie Ihnen noch hundert Rubel monatlich zulege, und wer weiß, was der Zar ſelbſt thut, wenn er ſie ſieht. Er iſt ein Liebhaber ſchöner Frauen.“

Kunſt, entzückt von der dargebotenen Ausſicht, nahm Feigenſpan vor. „Bearbeitet doch Eure Frau,“ redete er in denſelben hinein. „Sie muß Euch folgen, wenn Ihr mit nach Moskau geht. Es ſoll Euer Schade nicht ſein.“

„Ich kann meinem lieben Weibchen nicht wehe thun; ich achte und verehre ſie zu ſehr; ihr Wille iſt auch der meinige,“ wandte ſich der plumpe Geſelle, und ſpielte den unterwürfigen Ehemann. Der verzweifelte Direktor ging zu Chloris ſelbſt, und machte ihr die dringendſten Vorſtellungen. Sie ſchauderte bei dem Namen Rußland. Kunſt bot Geld auf Geld. Bald trat auch Menſchikoff hinzu und ſeine Augen verſchlangen die liebliche Geſtalt. Er bot ihr perſönlich eine bedeutende Summe, die ſie von ihm beſonders erhalten ſollte. Da flüſterte Feigenſpan dem Patron in's Ohr: „Laßt mich allein mit ihr reden; ich glaube, durch ein Paar Worte mehr bei ihr auszurichten, als ihr mit allen glänzenden Anerbietungen.“ Er führte ſie hinter eine Couliſſe. „Chloris,“ ſagte er hier mit bewegter Stimme, „ich hätte nicht geglaubt, daß eine Zeit kommen würde, wo ich dich an deine mir gegebenen Verſprechungen erinnern müßte! Und ſie iſt ſo bald gekommen. Ich gab mein Letztes mit Freuden hin für dich; ich leitete dich, die Verlaſſene, Verzweifelte, auf die Bahn, wo Ruhm, Glück, Geld dir zuſtrömen, ich ſchützte dich zeither vor jeder unangenehmen Erfahrung unſeres Standes: du verſprachſt mir dagegen ewige Dankbarkeit. Du weißt, wie mein Herz dir ergeben iſt, wie ich hundert Leben, wenn ich ſie hätte, willig und froh für dein Wohl, dein Glück opfern würde. Du haſt das Alles deutlich erkannt und biſt davon geruhrt worden. Du verboteſt mir grauſam, dir jemals ein Wort von Liebe zu ſagen und ich gehorchte mit blutendem Herzen, in welchem ſeit dieſer Zeit martervolle Verzweiflung hauſt. Und nun, da ich glücklich werden könnte durch dich, ſtößt du das glänzende Anerbieten mit ſtörriſchem Trotz zurück —“

„Du glücklich durch mich?“ fragte Chloris betroffen. „Wie iſt es möglich, daß ich zu deinem Glücke durch meine Mitreiſe nach Moskau etwas beitragen kann?“

„Erſtlich hat der Geſandte des Zar erklärt, daß er keinen von uns mag, wenn du nicht mitgeheſt. Es entgeht mir daher ein bedeutender Gewinn, welchen mir meine Kunſt in Moskau verſchafft haben würde. Damit nicht genug, ſo würde ich zweitens Gelegenheit gehabt haben, mich dem Zar vortheilhaft zu präſentiren, und ſeine Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken. Dadurch aber wäre ich in den Stand geſetzt worden, in der Geſellſchaft wieder den mir angeborenen hohen Rang einzunehmen; denn der Zar würde kaum von meinen Kriegsthaten gehört haben, ſo würde ich in dem Heere, welches er jetzt gegen die Schweden zuſammenbringt, eine gute Offizierſtelle erhalten haben. Er placirt ja ſo viel ſchlechte Subjekte, warum nicht einen ſo erfahrenen und tapfern Soldaten, wie ich bin. Wäre ich aber nur erſt Offizier geweſen, ſo hätte es nicht an meiner Klugheit und Bravour liegen ſollen, wenn ich nicht bald General geworden wäre. Und nun ſchneideſt du mir den Weg zu meinem Glücke auf eine grauſame Weiſe ab. Hier haſt du deine Undankbarkeit."

Chloris war einige Zeit in tiefes Nachdenken verſunken; dann brach ſie plötzlich in Thränen aus und ſprach mit halberſtickter Stimme: „Nun, ſo helfe mir Gott! Aber den Vorwurf der Undankbarkeit vermag ich nicht zu ertragen. Nein! Eher unglücklich und ganz elend, als undankbar. Ein ſicherer Ausweg bleibt mir ja immer noch, und der Tod erlöst ja vom herbſten Leid." Nach dieſen leiſe zu ſich ſelbſt geſprochenen Worten, wandte ſie ſich mit der ihr eigenthümlichen Entſchloſſenheit zu dem Kunſtgenoſſen, mit dem ſie das Schickſal ſo wunderlich zuſammengekettet hatte: „Wohlan, Amyntas, du ſollſt dich nie über meine Undankbarkeit zu beklagen haben. Ich gehe mit euch nach Moskau. Möge es dir zum Heil gereichen! Doch eine Bedingung muß ich dir machen, eine unerläßliche."

„Und welche?" fragte der plötzlich Erfreuete wieder zagend.

„Du machteſt mir vor fünf Wochen den Vorſchlag, wir wollten uns für Eheleute ausgeben. Ich wies ihn zurück. Jetzt beſteht meine Bedingung darin, daß ich hier und in Moskau als deine Frau gelte, und zwar ſchon drei Jahre mit dir verheirathet. Ich bleibe das Kind einer deiner Muhmen, und bin mit dir von deiner Mutter aufgezogen. Wir haben uns von früheſter Jugend gekannt, und endlich nach mancherlei Schickſalen, die ich dir noch näher angeben werde, vor drei Jahren geheirathet. Ein Kind, das wir zuſammen gehabt, iſt geſtorben. So erzählſt du hier und in Moskau Jedermann und erfindeſt einen Grund, warum wir uns hier nicht ſogleich als ein Ehepaar enthüllt. Ja, du ſchwörſt Stein und Bein auf die Wahrheit dieſer Ausſage, und ſetzeſt dein Leben daran, wenn dich irgend Jemand zu einem andern Geſtändniß bringen wollte.“

„Mit Wonne zugeſtanden!“ jubelte Feigenſpan.

„Doch ziehe dir daraus nicht etwa abgeſchmackte Hoffnungen. Die ältere Bedingung behält nichtsdeſtoweniger ihre volle Kraft; nie ein Wort von ernſter Liebe, nie eine wahre Vertraulichkeit! Wir ſind Komödianten und ſpielen eben Komödie. Dadurch, daß wir die Bühne mitten in unſerm Leben aufſchlagen und ſo ſpielen, daß Niemand die Täuſchung bemerkt, dadurch gerade bewähren wir uns als ächte und tüchtige Künſtler.“

Amyntas lächelte wieder plump pfiffig. War er doch abermals ſeinem erſehnten Ziele einen großen Schritt näher. Er nahm die Dame ſeines Herzens bei der Hand und führte ſie dem Direktor mit den Worten zu: „Mein Herr Patron, Chloris hat ſich durch meine Vorſtellungen bewogen gefühlt, von ihrer Weigerung abzuſtehen, und der Geſellſchaft als ausübendes Mitglied nach Moskau zu folgen, doch wünſcht ſie vorher die Maske entfernt, die ſie ſeither vorgehalten und als das zu gelten, was ſie wirklich iſt, meine Frau.“

„Deſto beſſer!“ ſagte Kunſt, von dieſer Erklärung nicht überraſcht, „wir brauchen uns dann nicht mehr zu geniren,“ und er eilte, dem Obriſten Menſchikoff die frohe Kunde zu überbringen.

Es waren nun zuſammen neun Individuen, welche ſich kontraktlich verpflichteten, mit ihrem Patron in Moskau theatraliſche Vorſtellungen zu geben. Am andern Tage wurden die Kontraktpunkte ſtipulirt, Menſchikoff zahlte das Reiſegeld und reiſete ab.

Die Männer der freien Hanſe geriethen über die ſich ſchnell verbreitende Nachricht von der Abreiſe der ſchönen Chloris in Verzweiflung, die Weiber in Entzücken. Herr Kunſt gab noch einige ſtark beſuchte Abſchiedsvorſtellungen, Chloris wurde noch mit Gunſtbezeigungen überhäuft und Feigenſpan mußte all' ſeine martialiſche Bärbeißigkeit zuſammenſuchen, um ſein eheliches Paradies mit dem Schwerte zu bewachen. Alle Angriffe prallten inzwiſchen glücklich ab, weniger zurückgeſchlagen von ſeiner polternden Courage, als von der ſtarken und ſchroffen Befeſtigung des beſtürmten ſchönen Gegenſtandes ſelbſt. Keiner der jungen Bewohner Danzigs konnte ſich rühmen, durch einen Blick oder ein Wort von der ſpröden Dame ausgezeichnet worden zu ſein, ein Benehmen, das Alle von einer Schauſpielerin frappirte. Es war deßhalb Allen leichter ums Herz, als die Bande abreiſete; man begriff, daß man ein wenig toll geweſen war und nichts erſtrebt hatte, und hoffte nun um deſto eher wieder vernünftig zu werden. Eine Woche darauf folgte die Bande.

Herr Kunſt hatte einen einzigen ziemlich großen Wagen für ſich und ſeine Heerde beſtellt, ein zweiter war mit den Effekten beladen. Jeder Einzelne richtete ſich ſo gut ein, als es eben anging. Feigenſpan ließ es nicht an zarten Aufmerkſamkeiten für ſeine Frau fehlen, und warf triumphirende Blicke auf alle Andern. Je weniger er des Glückes ſich erfreute, das er erheuchelte, um deſto mehr prunkte er damit und ſuchte ſich über die Andern in ſtolzer Anmaßung zu erheben. Er bewachte ſie, wie der Drache den Schatz; kein Mann durfte ihr zu nahe kommen, und bald war er wegen ſeiner übertriebenen Eiferſucht das Geſpötte der übrigen Komödianten. Dies Verhältniß lieferte auf der langen und beſchwerlichen Reiſe komiſche Scenen genug, für Chloris, die durch Feigenſpans Bemühung von jeder läſtigen Zudringlichkeit verſchont blieb, am ergötzlichſten. Die Reiſe ſelbſt dagegen war nichts weniger als angenehm.

Die Rauhheit eines eintretenden Nachwinters machte ſich um ſo fühlbarer, je milder die eigentlichen Wintermonate geweſen waren. Die Kunde, die ihnen ſtets wie ein geflügelter Bote voraneilte, daß ſie Komödianten ſeien, die der verhaßte Zar, der alles Alte und Heilige umſtoße und vernichte und dafür fremdes Teufelswerk in's Land bringe, gekauft habe, um ſich ihrer Zauberkünſte zur Bethörung und Ueberliſtung der armen Ruſſen zu bedienen, bereitete ihnen überall einen böſen Empfang. Kaum, daß Kunſt durch Menſchikoffs vorgezeigten ſchriftlichen Befehl die nothdürftigſten Lebensmittel erhielt. Der Bauer ſchlug zitternd das Zeichen des Kreuzes und Weiber und Kinder flohen in ſcheuer Furcht, um von den Blicken der Zauberer nicht behext zu werden. Die anhaltende Fahrt endlich erſchöpfte alle ſo ſehr, daß ein Glied der erſt muntern und alle Laſten der Reiſe froh ertragenden Geſellſchaft nach dem andern verſtummte und — erkrankte. Am meiſten litt Madame Feigenſpan. Je näher ſie der Haupt- und Reſidenzſtadt des Zarenreichs kamen, deſto bedenklicher wurde ihr Zuſtand. Kunſt mußte Tage lang ruhen, um ihr Erholung von der ungewohnten Anſtrengung zu gönnen, und doch zeigte ſich an ihr eine immer größere fieberhafte Unruhe.

In ſolch' betrübten Umſtänden langte die kleine Geſellſchaft in Moskau an. Da die Reiſe wegen jener widrigen Zufälle länger gedauert hatte, als berechnet worden war, ſo hatte ſie Menſchikoff ſchon mit der größten Ungeduld erwartet. Der junge Zar, obgleich ſeiner wilden, unſtäten Natur nach, kein beſonderer Freund der dramatiſchen Kunſt, hatte jedoch den Gedanken gefaßt, die Komödianten zu gewiſſen Zwecken zu gebrauchen, und brannte nun vor Begierde, ſeine Idee auszuführen. Er verfolgte nämlich damals mit kühner Beharrlichkeit den Plan, ſeine Ruſſen zu europäiſiren, und hatte nach ſeiner Rückkehr von London und Wien bereits angefangen, die langen aſiatiſchen Röcke und Bärte der Bojaren mit ſcharfen Waffen, Scheere und Scheermeſſer, zu bekämpfen. Allein zu tief waren die angeborenen und gern gepflegten Vorurtheile in die ſtarren Seelen dieſer Männer gewachſen; Viele wollten lieber Heimath und Vaterland aufgeben, wollten alle Familienbande zerreißen, als ein Stück vom Rock und den Bart ſich abſchneiden laſſen. Peter ließ über die Stadtthore das Modell eines europäiſchen Rocks hängen, und jeder durch das Thor Gehende, der kein Prieſter und kein Bauer war, mußte entweder einen hohen Zoll abgeben oder niederknieen und ſich den Rock ſo weit abſchneiden laſſen, daß er den Boden nur berührte. — Ein Barbier war vollends den Bojaren ein Gräuel. Der Zar hatte nun den Gedanken gefaßt, die Bärte und Schleppröcke auch mit den Waffen des Witzes anzugreifen und das altväteriſche Weſen des ruſſiſchen Adels auf jede Weiſe ſo lächerlich als möglich zu machen. Und dazu ſollten ihm die Komödianten dienen. Dieſer Gedanke hatte ihn kaum durchblitzt, als er ihn ſchon ausgeführt ſehen wollte. Deßhalb war Menſchikoff nach Danzig geſchickt worden, als der Zar von dem Ingenieur Grumbhart von der Brauchbarkeit der dortigen Bande gehört, und hatte den Befehl erhalten, ſie um jeden Preis zu gewinnen. Nach der Rückkehr ſeines Günſtlings wurde Peters Erwartung durch des Erſtern Beſchreibung von der Schönheit und der Kunſt der Chloris noch höher geſpannt. Peter war nicht allein la Forts Schüler in der Staats- und Kriegskunſt, auch in die Geheimniſſe ſchwelgeriſchen Genuſſes, der den Lehrer ſo früh auf die Bahre ſtreckte, war er durch dieſen berühmten Genfer eingeweiht worden, und Eudoxia, die Gemahlin des Zar, die ihn auf den Wunſch ſeiner Mutter von den Ausſchweifungen wilder Orgien zurückgehalten, lebte von ihm verſtoßen, nun ſchon zwei Jahre als Nonne im Prokowskoi-Kloſter in Susdal.

Der Schauplatz der künftigen künſtleriſchen Thätigkeit des Herrn Kunſt und ſeiner Bande befand ſich nicht in Moskau ſelbſt, ſondern in dem nahgelegenen reizenden Dörfchen Preobraſchenskoe. Hier hatte Peters Vater, der Zar Alexei, ein Schauſpielhaus erbaut, worin ſchon damals deutſche Komödianten und Muſiker Komödien und Tragödien, Ballette und Konzerte aufgeführt hatten. Hier fand man noch die alte, zum Theil koſtbare Einrichtung vor, und hier ſollte auf Peters Befehl auch jetzt geſpielt werden. Aber der Raum in den Privatgebäuden war außerordentlich beſchränkt. Die Garde des Zar, die von dem genannten Dörfchen den Namen führte und es berühmt gemacht hat, hatte immer noch ihr Hauptquartier daſelbſt. Preobraſchenskoe war die Wiege der Größe Peters. Das Preobraſchenskiſche und Semenowiſche *) Garderegiment, welches wie zum Spiel, um den jungen Peter zu unterhalten, aus den edelſten Söhnen Rußlands gebildet worden war, brach ſpäter die furchtbare Macht der Strelitzen, dieſer übermüthigen und verdorbenen Prätorianer des Zarenthrons.

Von dem kleinen Preobraſchenskoe war ſchon ſo viel Großes über das ungeheuere Ruſſenreich ausgegangen; jetzt wollte Peter ſeine Bojaren auch dorthin in's Theater führen, um ihnen europäiſche Sitte und Kultur beibringen und den alten Schlendrian verächtlich machen zu laſſen.

Kunſt mußte ſich mit ſeinen Leuten in Preobraſchenskoe einrichten, ſo gut es ging; Menſchikoff, dem die Sorge für das neue Theaterweſen übertragen war, hatte ſchlecht genung für die Bande geſorgt.

---

*) Da Preobraſchenskoe bald zu klein war, den jungen Adel, der ſich um Peter verſammelte, zu logiren, ſo wurde auch das nahe Dörfchen Semenowskoy damit beſetzt.

Zum Glück für die todtkranke Chloris traf Feigenſpan den Ingenieur Grumbhart, der vom Zar den Befehl erhalten hatte, die techniſche Einrichtung und Leitung des Theaters zu übernehmen. Durch Vermittlung dieſes Mannes erhielt Feigenſpan zwei Zimmer, während ſelbſt der Patron ſich mit einem begnügen mußte.

Kunſt hatte ſchon von Danzig aus durch Menſchikoff dem Zar die Wahl freigeſtellt, ob er mit einem Luſtſpiel, einer Staatsaktion oder einer Oper beginnen ſolle, und Peter hatte die Letztere gewählt. Er hatte einige Jahre vorher in Wien Geſchmack daran gefunden. Kaum hatte er gehört, daß die Komödiantenbande angekommen ſei, als er vor Begierde brannte, die gewählte Oper zu ſehen und rückſichtslos den Befehl zur unverzüglichen Aufführung derſelben ertheilte. Menſchikoff verfügte ſich damit zu dem verzweifelten Patron. Vergeblich ſtellte Kunſt vor, daß die baldige Aufführung ganz unmöglich ſei, indem ſein Perſonal noch zu klein und dieſes größtentheils krank darniederliege. Eine Muſik ſei weder eingerichtet noch eingeführt, die zum Theil unbrauchbar gewordene Technik des alten Theaters von Herrn Grumbhart noch durch keine neue erſetzt. Der Zar müſſe ſich gedulden.

„Das iſt abſcheulich!“ rief der Zarengünſtling deſpotiſch zornig. „Sie haben ſich mir kontraktlich verpflichtet, mit dem neuen Monat Ihre Vorſtellungen zu beginnen, und es iſt Ihre Sorge, Wort zu halten, mögen Sie das nun bewerkſtelligen, wie Sie wollen.“

„Herr Obriſt, machen Sie dem Zar eine deutliche Beſchreibung meines Nothſtandes, und er wird gewiß die Einſicht haben, daß die Oper zu geben ein Ding der Unmöglichkeit iſt.“

„Ich werde mich hüten, dem Zar ein einziges Wort gegen die Anordnungen ſeines ausdrücklichen Willens vorzutragen, und mich Ihretwegen den Ausbrüchen ſeines Zorns auszuſetzen. Gehen Sie doch ſelbſt hin und laſſen Sie ſich mit Ohrfeigen, Fauſtſchlägen und Fußtritten traktiren, wenn Sie durchaus nicht ſpielen können.“

Aber der Komödiantenpatron hatte dazu eben ſo wenig Luſt, wie der Obriſt, und die Verlegenheit des Erſtern ſtieg immer höher. Ein Tag um den andern verging, der Tag der Eröffnung der Bühne rückte immer näher, und von den zahlreichen Hinderniſſen, die ſich der Aufführung der Oper entgegengeſtellt hatten, war noch nicht Eines beſiegt. Kunſt lief wie ein Wahnſinniger bei ſeinen Leuten umher. Als er auch die kranke Madame Feigenſpan beſucht hatte, war er ruhiger. Er hatte eine lange Unterredung mit Herrn Feigenſpan gehabt und dieſer ihm einen Vorſchlag gethan, welcher in des Patrons Kopf plötzlich einen glänzenden Gedanken entzündet hatte. Verklärten Angeſichts kam er nach

Hauſe. Ungeheure Zettel wurden gedruckt und ein kurzer Inhalt der vorzuſtellenden Oper nebſt langer Lobpreiſung war als Lockſpeiſe ausgeſtellt. Der Tag erſchien. Der Zar hatte allen Kneeſen, Bojaren, Okolnitſchen, Dümnyn-Dworänen und Stolniken*), die in Moskau und der Umgegend lebten, anbefohlen, ſich mit Frauen und Kindern in Preobraſchenskoe als Zuſchauer im Schauſpielhauſe einzufinden. Der Saal war prächtig erleuchtet und füllte ſich allmälig. Wagen auf Wagen rollten von Moskau herbei und entluden die fürſtliche halb orientaliſche Pracht der Reſidenz. Endlich trat der Zar mit ſeinem ganzen Hofſtaat ein, und die Ouverture wurde geſpielt. Die Muſik ging zu Ende; Aller Blicke flogen nach dem in die Höhe rauſchenden Vorhang. Auf der Mitte der Bühne hing ein großes Transparent, auf welchem mit flammenden Buchſtaben zu leſen war: „Heute iſt der wirkliche erſte April."

Kein Komödiant ließ ſich ſehen oder hören. Einen Augenblick herrſchte eine Todtenſtille; dann fing der Zar an, aus vollem Halſe zu lachen, die Hofherren ſtimmten ein, und das ganze Haus brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Wir ſind in den April geſchickt!" rief Peter. „Das iſt Theaterfreiheit! Ein köſtlicher Schwank!

---

*) Verſchiedene Stufen des altruſſiſchen Adels.

Die Keckheit des Komödiantenpatrons gefällt mir. Der Burſche iſt zu gebrauchen.“

In froheſter Laune brach er wieder auf und der getäuſchte Adel kehrte nach Moskau zurück. Niemand durfte über den ſeltſamen Scherz ein tadelndes Wort laut werden laſſen; denn der Zar hatte ihn köſtlich gefunden, und man wußte, daß das Glück des entſchloſſenen Theaterdirektors nun gemacht war.

Der weiblichen Tugend iſt eine große Herrſchaft über den Mann gegeben; ſelbſt die roheſte und gemeinſte Natur iſt ihr unwiderſtehlich unterworfen und kehrt nur immer veredelter und beſſer in die Freiheit zurück. Feigenſpan, der plumpe, prahleriſche Geſelle, der lügenhafte Aufſchneider, der verächtliche Poſſenreißer und Trunkenbold, der Auswurf und Abſchaum der Geſellſchaft, die damals jeden Komödianten ächtete und als unehrlich abwies, dieſer Held zügelloſer Gemeinheit war der willige und geduldige Sklave eines Weibes geworden. Und nicht durch ſinnliche Genüſſe — nein durch moraliſche Kraft allein hatte ſie ihn an ſich gefeſſelt; ihre reine unerſchütterliche Tugend hatte ſeine Neigung zu ihr zur Anbetung geſteigert. Sie war ihm eine Göttin, in deren Prieſterdienſte er erſt fromm geworden war War ſie doch das erſte edle Weib, das ihm nahe getreten war, die erſte menſchliche Seele, die ihm eine ſtaunende Achtung eingeflößt hatte. Eine neue Welt war ihm in ihrer Nähe aufgegangen, deren Daſein er früher nicht einmal geahnt hatte, und ſeine in der dicken Atmoſphäre phyſiſcher Genüſſe großgenährte Seele wonneſchauerte in dem neuen, ungewohnten, reinen Element. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchah; es hatte ſich ein Wunder mit ihm ereignet. Der liederliche Burſche, der in jeder Stadt ſich zuerſt mit den Kneipen und Spielhäuſern bekannt zu machen gepflegt hatte, war nun ſchon einige Monate in Preobraſchenskoe, Moskau ſo nahe, wo um dieſe Zeit alle Abenteurer aus ganz Europa zuſammenſtrömten, angelockt durch Peters Aufruf, unter ſeine Fahnen gegen die Schweden zu treten. Alle Schnapsboutiken in der Hauptſtadt waren überfüllt, der Zar erlaubte den Fremden zügelloſe Freiheit, indem er ſich derſelben ſelbſt nur allzuoft bediente, und der erſte Kneipenbruder diverſer deutſchen Städte, der von der Donau bis zur Oſtſee noch auf manchem Kerbholz ſtand, ſaß an dem Krankenbette einer Frau ruhig, geduldig, Tag und Nacht, jeden ihrer Winke erſpähend, jeden ihrer Seufzer erlauſchend, jeden ihrer Wünſche ihr an den Augen abſehend. Der beißige Wolf war zum geduldigen Lamm geworden. Wenn ihre ſtrenge Tugend, Anfangs ihm unbequem und widerlich, ihm allmälig Ehrfurcht eingeflößt hatte, als es in ſeiner ſonſt finſtern Seele mehr und mehr

Licht zu werden begann, ſo flößte ihre körperliche Schwäche, ihre Hülfsbedürftigkeit ihm eine ſchwärmeriſche Hingebung für ſie ein. Ihre Tugend hatte ihn eingeſchüchtert und fern gehalten, ihre Krankheit zog ihn an ihr Lager heran und machte ihn zum dienenden Freund. Anfangs hatte ſich Chloris weibliche Schamhaftigkeit gegen die Dienſtleiſtungen des ihr fremden Mannes empört, aber bald mußte das unabweisbare Bedürfniß, die eiſerne Nothwendigkeit der Natur jede zarte Bedenklichkeit überwinden. Denn dies Bedürfniß, dieſe Nothwendigkeit waren allein an ihn gewieſen. Er galt überall als ihr Gatte, und ſie war nach kurzer Ueberlegung zu der Ueberzeugung gekommen, daß ſie auch nicht den kleinſten Schritt thun dürfe, dieſen Wahn zu zerſtören. Sie hatte keine Seele, der ſie ſich anvertrauen durfte, und er war ſo unermüdet thätig, ſo aufopfernd, ſo theilnehmend; er fragte nie nach ſich, wenn er nur ihr Erleichterung, Ruhe und Bequemlichkeit verſchaffen konnte. Der Menſch, vorzüglich der hülfsbedürftige Menſch, gewöhnt ſich bald an jedes Verhältniß; und dieſe wächſerne Biegſamkeit unſerer Seele in jede Lebensform iſt eine der höchſten Gaben — eine unſchätzbare — der Gottheit. Bald ertrug Chloris des beſcheidenen Amyntas Dienſte, und nicht lange ſpäter waren ſie ihr unentbehrlich. Die Kranke hätte kein Herz haben müſſen, wenn darin nicht die ruhige Flamme einer freundlichen Dankbarkeit ſich hätte entzünden wollen. Sie verhehlte ſich auch keinen Augenblick, als ſie ihrer Geneſung entgegen ging, daß ſie Alles, was ſie jetzt war, ihrem bisweiligen Lebensgefährten zu verdanken habe. Der deutſche Arzt, der ſie auf Menſchikoffs Befehl behandelte, beſtätigte, daß ſie ohne die treue Wartung und liebende Fürſorge ihres Gatten ſicherlich ein Raub des Todes geworden ſein würde. Und nie hatte er, als ſie ihm kraftlos anheim gegeben war, ihre Weiblichkeit mit einem Blicke oder mit einem Worte verletzt, nie hatte er eine neugierige Frage über ihre frühern Lebensverhältniſſe an ſie gethan, nie hatte er ihr Verbot, ihr nicht von Liebe zu ſprechen, auch nur mit einer Sylbe übertreten; je näher ihre Krankheit ſie ihm gebracht hatte, mit deſto ſcheuerer Diskretion begegnete er ihr. Dies rührte ſie ſehr, zumal aus all' ſeinem Thun und Weſen eine ächte und wahre Liebe hervorleuchtete, die den Weg zu dieſem mit dem Schlingkraut der Gemeinheit dicht überwachſenen Herzen gefunden und erhellt und erwärmt hatte.

So lebte dies ſeltſame Schein-Ehepaar ziemlich unbeachtet zuſammen, ſo lange Chloris noch nicht im Stande war, die Bühne zu betreten. Kunſt hatte unterdeſſen mit den übrigen Gliedern ſeiner Bande und einigen in Moskau dazu geworbenen Neophyten der theatraliſchen Kunſt ſeine Vorſtellungen mit großem Beifall begonnen, und dieſer hatte ſich durch ſeine geſchickten Anordnungen geſteigert. So war ihm jetzt Chloris Krankheit ſogar lieb, und er drängte die Geneſende nicht; denn mit ihr wollte er endlich den Haupttriumph erringen; ſie ſollte dem allmälig geſteigerten Werke zuletzt die Krone aufſetzen. Eine große Oper: „Venus oder die ſiegende Liebe,“ worin Chloris in Danzig ſchon alle Herzen bezaubert hatte, war zu ihrem Debut beſtimmt. Kunſt und Grumbhart boten Alles auf, und Menſchikoff trieb, keine Koſten zu ſparen, um die Oper ſo glänzend als möglich auszuſtatten. Das Haus war noch nie ſo voll geweſen. Der Zar ſelbſt erſchien dieſen Abend in ungewöhnlichem Schmuck. Der Vorhang rollte auf. Chloris fuhr als Venus auf einem von Tauben gezogenen Wolkenwagen durch die Lüfte herab. Sie war bezaubernd ſchön. Ein unwillkührliches „Ah!“ entſchlüpfte als ſtaunender Tribut ihrer Reize jeder Männerbruſt. Als ſie ihre Arie begann, ſchien ſich kein Athemzug in dem überfüllten Saale zu regen. Doch bald wurde dieſe Kirchenſtille vom wildauftoſenden Lärm des Beifalls verſchlungen, und dieſer erneute ſich immer und immer wieder, erhob ſich zum raſenden Sturm, und wollte gar kein Ende nehmen, ſo daß die Sängerin mehrmals aufhören mußte und die Oper nicht mit Präciſion zu Ende geſpielt werden konnte. Einen ſolchen Applaus hatte weder auf dieſen Brettern, noch im ganzen Norden Europa’s irgend ein Mime davon getragen.

Von der ſtarken Partie und dem Uebermaß des Beifalls abgeſpannt, trat Chloris an des überſeligen Amyntas Arme in ihre Wohnung. Sie hatte ſich kaum umgekleidet, als ſich vor der Thüre des vordern Zimmers, welches Feigenſpan bewohnte, ein heftiger Wortwechſel erhob. Dieſer war auf ein ungewohntes und ziemlich ungeſtümes Pochen hinausgetreten. Erſtaunt ſah er zwei verhüllte Männer vor ſich ſtehen.

„Was wollen Sie hier?“ fragte er batzig.

„Schweig!“ ſagte der Eine. Oeffne die Thüre. Wir wollen Madame Feigenſpan für den Genuß danken, den ſie uns dieſen Abend bereitet hat.“

„Es bedarf ſolches Dankes nicht,“ verſetzte der Komödiant grob und vertrat den Zudringlichen die Thüre. „Meine Frau hat genug an dem Beifall, welcher ihr dieſen Abend vom ganzen Publikum ertheilt wurde, ſie begehrt des ſpätern Dankes des Einzelnen nicht, und verbittet ſich alle Beſuche, vorzüglich zu dieſer Stunde.“

Ein ruſſiſcher Fluch wetterte aus dem Munde des Andern, der noch nicht geſprochen hatte.

„Zurück!“ rief der Erſtere wieder und heftiger, „und unterſtehe dich nicht, in das Zimmer zu kommen, Tölpel. Ich bin Menſchikoff; kennſt du mich nicht?“

„Und wenn Ihr der Teufel wärt,“ rief Feigenſpan gereizt und unbeſonnen, „ich ließe Euch doch nicht hinein.“

In dieſem Augenblicke erhielt er von dem Andern einen ſo ungeheuern Schlag an den Kopf, daß er beſinnungslos zu Boden ſtürzte. Ungehindert traten Beide in das Zimmer.

Unterdeſſen hatte Chloris zitternd und bebend die Thüre des zweiten Zimmers von innen verſchloſſen, und ſie ſahen ſich um nichts gebeſſert. Menſchikoff klopfte an: „Madame,“ ſagte er, „öffnen Sie ſogleich; ich bitte Sie darum; es iſt der Oberſt Menſchikoff, der Sie bittet.“

„Was ſuchen Sie noch ſo ſpät bei mir?“ fragte Chloris mit angſtbeklommener Stimme.

„Ich habe mit Ihnen zu reden. Der Zar ſelbſt ſchickt mich zu Ihnen, um Ihnen ſeinen Beifall, ſeine Gnade durch mich auszudrücken.“

„Ich bin matt und wieder krank, Herr Obriſt, und im Begriff, mich niederzulegen. Unmöglich kann ich Ihren Beſuch dieſen Abend noch annehmen.“

„Ich werde die Thüre eintreten,“ ſagte der Andere ruſſiſch.

„Nicht doch!“ begütigte ihn Menſchikoff. „Sie wird ſchon öffnen. — Madame, ich befehle Ihnen, mir ſogleich Eintritt in Ihr Zimmer zu gewähren bei dem Zorne des Zars.“

„Sie werden mich um's Leben bringen!“ weinte Chloris. „Aber ich kann und werde nicht öffnen.“

Menſchikoffs Begleiter drückte mit Schulter und Hüfte gegen die Thüre, und das Schloß flog aus dem Kloben. Sie traten raſch hinein. Chloris ſchrie laut auf und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

„Madame,“ nahm Menſchikoff ſogleich das Wort, „beruhigen Sie ſich doch. Es geſchieht Ihnen nichts Uebeles. Wahrlich, man muß erſt Ihre Thüre erbrechen, um Ihnen tiefgefühlte Huldigungen darzubringen, und das Entzücken darzulegen, deſſen Schöpferin Sie durch Ihre Kunſt wie durch Ihre Reize ſind.“

„Ach, Herr Obriſt!“ ſeufzte die erſchrockene Dame, „ich hätte von Ihrer männlichen Diskretion eine zartere und rückſichtsvollere Behandlung meiner erwartet. Wenn ich Ihnen dieſen Abend Vergnügen bereitet habe, warum vergelten Sie mir dafür mit Schmerzen?“

„Wahrlich, Sie ſind ein ſeltſames Weſen!“ rief der Zarengünſtling mit einiger Ueberraſchung. „Die erſte Dame, die mir vorkommt, der es Schmerzen verurſacht, wenn von ihren Reizen entzückte Männer, von ihren Gefühlen unwiderſtehlich gedrängt, kommen, Ihnen ihre Huldigung zu Füßen zu legen. Madame, Sie werden mir erlauben, an der Wahrheit Ihres Schmerzes ein wenig zu zweifeln, und dieſen zweiten Verſtoß gegen die Galanterie dem erſten hinzuzufügen. — Genug, ſchöne Frau, wir konnten unmöglich den Wunſch unterdrücken, Ihnen dieſen Abend noch zu ſagen, wie allerliebſt Sie ſind.

Eigentlich iſt es dieſer junge Bojar, mein Freund, der Ihre Bekanntſchaft zu machen, ja der ſogar Ihr Freund zu werden wünſcht. Er iſt aufrichtig und treu, und da er Ihrer Landesſprache nicht ſo mächtig iſt, wie ich, ſo hat er mich erſucht, bei Ihnen der Dollmetſcher ſeiner Gefühle zu werden, die Sie dieſen Abend in ihm hervorgerufen haben.“

Der Andere trat jetzt mit einer ziemlich plumpen Bewegung hinzu, ergriff die Hand der ſchönen Komödiantin und ſagte mit mühſamem deutſchen Ausdruck: „holder Engel!“ Dabei funkelten ſeine kleinen Augen, und ſprüheten begehrliche Blitze auf Chloris ſchlecht verhüllte Reize. Sie zitterte immer heftiger und vermochte vor Angſt und Beſtürzung kein Wort zu erwiedern.

In dieſem Augenblick hörte man draußen Feigenſpans wieder flott gewordene, ſchimpfende Stimme. Der junge Bojar ſagte ruſſiſch zu Menſchikoff: „Geh' hinaus und halte mir den Eſel vom Leibe. Niemand wag' es bei ſeinem Leben, die Thüre zu öffnen! Ich brenne vor Begierde, dieſem herrlichen Weibe die blaß gewordenen Lippen wieder roth zu küſſen.“

Der Obriſt entfernte ſich ſogleich.

Der verliebte Bojar nahete ſich, ohne großen Anſtand und ohne geſpreizte Ziererei, der bebenden Frau, ſchlang ſeinen Arm um ihre Hüfte und ſagte mit derſelben zärtlichen Unbeholfenheit: „Ich liebe Sie! Erhören Sie mich!“

Es war nicht gut möglich, kürzer und deutlicher zu ſprechen, und obgleich der junge Mann augenſcheinlich der deutſchen Zunge wenig gewachſen war, ſo ſchien er doch mit dieſen wenigen geradebrechten Worten Alles geſagt zu haben, was er eben wollte, und nun gleichſam der augenblicklichen Gewährung ſeiner naiv-zudringlichen Bitte im Voraus gewiß, zog er mit ſtarkem Arm das ſchlanke Weib an ſich heran, und preßte ihr einen heißen Kuß auf die ihm widerſtrebende Wange.

„Haben Ew. Majeſtät mit einem armen ſchwachen Weibe Erbarmen!“ rief Chloris plötzlich ruſſiſch, wandte ſich aus den Armen des von ihr erkannten Zar los, ſtürzte vor ihm auf die Kniee und hob die Hände flehend empor.

„Wie? Du biſt eine Ruſſin und kennſt mich?“ ſagte Peter betroffen.

„Wer anders als der Zar konnte ſo zum Obriſten Menſchikoff reden?“

„Und du weiſt die Liebkoſungen des Zar ſo kalt und ſtreng zurück?“ fragte der Gewaltige finſter.

„Ich bin Gattin, hoher Herr.“

„Gattin? Ha, dieſes ungeſchlachten Lümmels, dieſes tölpeligen Hanswurſts! Und um dieſem Manne die eheliche Treue zu bewahren, zeigſt du mir die Thüre? Fürwahr, ich habe mich etwas höher im Kaufe gehalten. Ein Wort von mir und dieſer widerliche Menſch marſchirt mit gegen die

Schweden. Wir ſind ihn los und du biſt meine Geliebte. Du brauchſt nicht Komödie zu ſpielen, wenn du nicht willſt. Und du zauderſt?“

„Mein Zar, ich bin nicht nur Gattin; ich liebe auch. Ich liebe mit aller Kraft und Gewalt, deren ein weibliches Herz fähig iſt — ach! und es iſt einer großen fähig! — Ich liebe mit allen Martern und Qualen einer ungeheuern Leidenſchaft.“

„Nun, ſo werde ein Anderer aus den Weibern klug!“ rief der Zar äußerſt ärgerlich. „Einen ſolchen abgeſchmackten Dummbart nicht nur zu heirathen, ſondern auch zu lieben, mit allen Martern und Qualen einer ungeheuern Leidenſchaft zu lieben! Man könnte toll werden! Und mir ſo alle Hoffnung abzuſchneiden des Breitmaules wegen!“

„O, ich weiß, Ew. Majeſtät ſind großmüthig, vorzüglich gegen unſer Geſchlecht, Ew. Majeſtät halten die Liebe eines Weibes in Ehren; ſie iſt ja ein Heiligthum, und ihre Entweihung wäre Tempelſchänderei. Haben Sie Mitleid mit mir! Aber ich bin feſt entſchloſſen, eher zu ſterben, als gegen meine Liebe zu freveln.“

„Meinetwegen!“ ſagte Peter mit ſchlecht maskirter Gleichgültigkeit. „Aber ſagen Sie mir doch, Madame, wer ſind Sie denn eigentlich? Ihre Geſtalt, Ihre Bildung, Ihre Art, ſich zu geben und auszudrücken, paſſen wahrlich ſchlecht zu der Gemeinheit dieſes verlaufenen deutſchen Komödianten, deſſen

Namen Sie führen. Wer ſind Sie alſo, damit ich Sie mit derjenigen Achtung behandle, die Ihrem Stande gebührt?“

„O, Zar, ich bin ein Weib; nichts weiter! Achten Sie in mir die weibliche Natur, die reine, unverdorbene. Dieſe Achtung nehme ich in Anſpruch, keine andere. Und ſollte denn in einer Komödiantin, als ſolcher, nicht jene edle Weiblichkeit wohnen dürfen, die ein edler Mann, und wenn er Rußlands Zar wäre, achten dürfe, vielleicht achten müſſe? Und wenn nun das Unglück, dieſer allmächtige Präzeptor, mich gelehrt hätte, dieſe Tugend als mein höchſtes, mein einziges Eigenthum, das ich aus ſchweren — o, aus ungeheuer ſchweren Lebensſtürmen gerettet, heilig zu wahren, würde denn ein Peter, von deſſen hohen Tugenden die Welt voll iſt, dieſe Lehren des Unglücks, dieſe theuer erkauften Vorſätze nicht reſpektiren? Ja, Zar, Sie halten das Unglück heilig; denn es iſt mächtiger als Sie. Es iſt die verhüllte Macht, die Gewitterwolke, die über den Thronen ſchwebt, das Schwert am Pferdehaare über des Herrſchers Haupt. Nun, ſo wiſſen Sie denn: ich bin die unglücklichſte Frau Ihres Reichs. Weiter habe ich Ihnen nichts zu ſagen, und dieſe dürftige Leibeshülle iſt nun ſicher vor Peters entbrennender Leidenſchaft.“

„Gewiß!“ verſetzte der Zar beſtätigend mit jenem milden Lächeln, das ſein Geſicht ſo ſehr verſchönte.

„Aber darf Peter nicht der Vertraute Ihres Unglücks ſein? Beſitzt der Zar von Rußland nicht Macht und Mittel, ſolchem Unglück zu ſteuern? Nennen Sie mir Ihren Kummer, ich verſichere Sie meiner Gnade, meines ganzen Beiſtandes.“

„Mir helfen kann kein Herrſcher der Erde, kann nur Gott allein. Ihre Menſchenliebe rührt mich tief. Genehmigen Ew. Majeſtät meinen ſchwachen Dank dafür. Mein Unglück ſelbſt iſt ein Geheimniß, das ich mit mir in's Grab nehmen muß.“

„Seltſames Weſen!“ ſagte der Zar ſichtbar ergriffen, und berührte gnädig die Hand der Weinenden. Dann von einem unheimlichen, ſeiner Jugend, ſeinem Charakter und ſeiner Stellung feindlichen Gefühl überraſcht, verabſchiedete er ſich ſchnell und zog draußen Menſchikoff mit ſich fort, ohne ein einziges Wort zu reden.

* * *

Von jenem Tage an ſchien der Zar ſich nicht mehr um die ſchöne Komödiantin zu kümmern, obgleich das Gerücht ging, daß ſie ſeine Geliebte ſei. Gerade dieſes Gerücht ſcheuchte jeden andern Anbeter von ihr zurück, und ſie lebte ſtill und ruhig, geneſend und ihrer Kunſt. Die Erfolge derſelben waren eben ſo glänzend, wie in Danzig, nur weniger lärmend. Chloris bemerkte mit Freude, je weniger der

Zar ſie zu beachten ſcheinen wollte, Menſchikoff ſie ſeit jenem Abend mit deſto größerer Achtung auszeichnete, offenbar auf Wunſch oder Befehl des Herrſchers. Der mächtige Fürſtengünſtling zog ſie ſogar zuweilen in ſeinen häuslichen Kreis, ohne die zarte Diskretion, die man ihr überall erwies, ſelbſt jemals im geringſten zu verletzen. Auf dieſe Auszeichnung ſeiner Gemahlin fußend, wandte ſich Feigenſpan im Laufe des Jahrs, wo ein mächtiges Heer gegen Schweden gerüſtet wurde, mit der Bitte um eine Offizierſtelle an den Zar. Er verfehlte dabei nicht, all' ſeine Heldenthaten gegen die Franzoſen und die Türken in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen und merken zu laſſen, daß er einem alten Adelsgeſchlecht entſproſſen ſei; nichtsdeſtoweniger lautete die kurze Antwort: Er ſolle ein Komödiant bleiben. — Dieſe Reſolution machte dem hoffnungsreichen Helden viel Kummer. Er verwünſchte ſeine unbeugſame Folgſamkeit in Betreff der Wünſche ſeiner Scheinfrau, ein Gehorſam, der ihm nicht nur gar nichts eintrug, ſondern ihm auch den fatalen Handel mit dem Zar und dadurch deſſen Ungnade — wie er ſich einbildete — zugezogen hatte. Er überlegte ſich, daß es doch unverzeihlich ſei, einer Frau wegen, die er nicht kenne, die ihn nichts angehe, die ſeine große Liebe und Aufopferung nicht weiter, als mit einem freundlichen Worte belohne, ſein ſchönes Glück zu verſcherzen, und er nahm ſich im Stillen vor, ſich künftig klüger zu benehmen. Hatte er doch immer und immer noch gehofft, Chloris werde ſich ſeiner brennenden Liebespein erbarmen und zum Lohn für die von ihm glücklich überſtandenen Prüfungen mit bräutlichem Erröthen in ſeine Arme ſinken; aber die Strenge blieb ſich gleich in ihrem Betragen gegen ihn, und ſeit ſie geneſen, waren ſie ſich allmälig wieder eben ſo fremd geworden, wie vor ihrer Krankheit. Er ſelbſt hatte ihr gegenüber nie den Muth, ſich über ſein bitteres Schickſal zu beklagen, oder ſie mit neuen Bitten um Gegenliebe zu beſtürmen; wenn er aber mit ſich allein war, ließ er ſeiner Verzweiflung freien Lauf. Aber auch dieſe ſtumpfte ſich allmälig ab und mit ihr ſeine Leidenſchaft, da ja jede Flamme ohne Nahrung verlöſchen muß. Sie lebten nun in einem rein geſchwiſterlichen Verhältniß zuſammen, und Amyntas ertrug ſein Schickſal, jedoch feſt entſchloſſen, es zu ſeinem Vortheil zu verändern, ſobald ſich dazu die erſte ſchickliche Gelegenheit darbiete.

Die theatraliſchen Vorſtellungen hatten ungehindert ihren Fortgang, doch warfen ſie Herrn Kunſt keineswegs den reichen Ertrag ab, den er ſich früher davon verſprochen hatte. Menſchikoff zahlte zwar, wollte aber von einer Erhöhung des Etats durchaus nichts wiſſen, und lieh überhaupt den Klagen des unzufriedenen Komödiantenpatrons nur ein halbes Ohr. Dieſer ſprach daher davon, Moskau wieder verlaſſen zu wollen, und Niemand ſuchte ihn in dieſem Vorſatz mehr zu beſtärken, als Madame Feigenſpan. Sie wußte freilich nicht, daß es mit der Aeußerung des Direktors kein Ernſt ſei, und dieſe nur eine fördernde Drohung ſein ſolle; denn Herr Kunſt ſtand ſich immer noch weit beſſer, als in Danzig, oder an ſonſt einem Ort, wo er früher geſpielt hatte. Auch hatte er die gute Hoffnung, daß, ſobald die jetzige Kriſis beſtanden ſei, der Saal des Komödienhauſes zu Preobraſchenskoe ſich mehr füllen werde, als jemals. Dieſe Kriſis beſtand nämlich im Krieg gegen Karl den Zwölften von Schweden, und er nahm ſo ſehr alle Thätigkeit und Aufmerkſamkeit des Zar und Aller, die ihm nahe ſtanden, in Anſpruch, daß ihnen weder Zeit noch Luſt übrig blieb, ſich an den harmloſen Spielen der theatraliſchen Kunſt zu ergötzen. Hing doch von der Entſcheidung dieſes Kriegs gewiſſermaßen die Lebensfrage des ruſſiſchen Reichs ab.

Der junge kühne Karl hatte das Jahr vorher mit acht Tauſend Schweden ein Heer von acht und dreißig Tauſend Ruſſen bei Narwa geſchlagen. Peter mußte ſeinem Volke Alles lehren, auch den Krieg. Dieſer Verluſt wurde ihm zum großen Gewinn; er war die Schule des Siegs. Das Jahr 1701 ging unter großen Anſtrengungen hin. Vorzüglich das Ende desſelben rief alle Kräfte in die Bahn. Die Ruſſen wurden durch die Uebermacht des Genies, das ihnen zum Beherrſcher gegeben war, aus ihrer Trägheit aufgeſtachelt. Das Jahr 1702 ſah den ruſſiſchen Zeus ſchon muthig die ſelbſtgeſchaffenen Blitze ſchleudern. Er ſelbſt eilte mit einem Heere nach Archangel, weil ein Gerücht eine ſchwediſche Flotte dieß bedrohen ließ; die Schweden wurden in Liefland von ſeinem General Scheremetew geſchlagen und dieſe ſchwediſche Provinz zum größten Theil erobert. Die Feſtung Nöteburg wurde genommen. Ebenſo ein kleines ſchlecht befeſtigtes Städtchen, Marienburg. Die zwecklos kühne That eines ſchwediſchen Artillerie-Kapitäns führte den Ruin des ganzen Ortes herbei. Er ſprengte ſich nämlich in dem Augenblicke, als die Ruſſen Beſitz vom Zeughauſe nahmen, indem er Feuer an das Pulvermagazin legte, mit einer Menge Ruſſen und Schweden in die Luft. Die darüber erbitterten Ruſſen brannten das Städtchen ab, und führten alle Einwohner deſſelben als Gefangene nach Rußland.

Der Zar, der mit Menſchikoff der Eroberung Nöteburgs, welches er in Schlüſſelburg umtaufte, beigewohnt hatte, hielt einen feierlichen Einzug in Moskau. Die Gefangenen wurden im Triumph aufgeführt und Herr Kunſt gab eine große mythiſch-allegoriſche Vorſtellung im Geſchmacke jener Zeit, zu welcher, in Ermangelung eines beſſern Dichters, der Ingenieur Grumbhart das Gedicht geliefert hatte.

Die pomphaften Siegesfeſte waren vorüber und der raſtloſe Zar, deſſen bewundernswürdige Thätigkeit durch die neuen Eroberungen einen elektriſch aufſchnellenden Aufſchwung erhalten hatte, dachte ſchon wieder an die Ausführung neuer Rieſenpläne. Die bildende Hand ſeiner Schöpferſeele war Menſchikoff, der von Tag zu Tag höher in der Gunſt ſeines Herrn ſtieg.

Wie der Zar ſelbſt umfaßte Menſchikoff das Kleinſte mit dem Größten, und während er mit ſeinem Herrn über die zweckmäßigſten Mittel berathſchlagte, die gemachten Eroberungen kräftig zu behaupten, entwarf er auf Peters Wunſch mit Grumbhart ein Theaterſtück zur Verſpottung der altruſſiſchen Kleidung und Sitte der Bojaren. Dem Zar hatte Grumbharts erſtes dramatiſches Gedicht gefallen, und froh, einen Mann gefunden zu haben, der ſeine Ideen auszuführen im Stande ſei, ließ er ihm dieſelben durch Menſchikoff mittheilen. So war denn binnen wenig Tagen ein Stück zuſammengekommen, worin ſich die Eleganz des Hofes Ludwigs des Vierzehnten über die Plumpheit des Hofes Peters des Erſten luſtig machte. Der zum General avancirte Menſchikoff ließ auf der Bühne mehreres probiren, ordnete an und zeigte ſich in dieſer Sache ſehr thätig. Chloris hatte eine franzöſiſche Hofdame zu ſpielen, und der neue General fand dabei oft Gelegenheit, ihre feine und gewandte Tournure zu bewundern, ihre Einfälle und Reden zu loben. Eines Tages trat er zu ihr und ſagte: „Madame, es iſt mir ein Gedanke beigekommen, und ich hätte wohl in Bezug auf denſelben Luſt, Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen.“

Chloris erklärte ſich mit Freuden bereit, ihm zu dienen.

„Es iſt Ihnen bekannt, daß der letzte Feldzug uns viel ſchwediſche Gefangene zugeführt hat. Der General Scheremetew hat mir einen Theil derſelben, die ihm als Leibeigene zufielen, käuflich überlaſſen. Es iſt ein junges Weib darunter, das mich intereſſirt. Sie iſt ſchön und hat mir ſo viel natürliche Anlagen gezeigt, daß ich ſie der Ausbildung werth halte. Sie iſt aus dem verwüſteten Städtchen Marienburg mit hierher geführt worden, und hat dort bei einem gewiſſen Probſt, Glück, gedient. Dieſer Probſt, der auch als Gefangener eingebracht iſt, ſcheint mir ein ſehr verſtändiger und wohlunterrichteter Mann zu ſein, und auch er ſpricht von Martha, als von einem ſehr begabten weiblichen Weſen. Wir müſſen aber in Rußland jedes Talent auszubilden ſuchen, wenn wir vorwärts kommen wollen. Wer wäre geeigneter, Martha zu unterrichten und ihren ſcharfen Geiſt in die nöthige Form zu bringen, als Sie, Madame? Ferner iſt mir ſchwerlich ein längerer als wöchentlicher Aufenthalt hier vergönnt. Noch gibt's in Liefland große Arbeit; ſie iſt kaum zur Hälfte gethan. Ich müßte Martha ohne zweckmäßige Aufſicht ihrem Schickſal überlaſſen. Wenn ich ſie Ihnen anvertraute, dann wäre beſtens für ſie geſorgt. Sie haben ſich dem Zar und mir durch ein edles und treffliches Benehmen ſo empfohlen, daß ich in Betreff Martha's ein unbegrenztes Zutrauen zu Ihnen hege. Sie würde in jeder Beziehung von Ihnen lernen und Ihr freundlicher Schutz würde ihr von großem Nutzen ſein."

„Ihr Vertrauen iſt mir ſo ſchätzbar, wie ſchmeichelhaft, Herr General, und ich werde Alles aufbieten, dasſelbe zu rechtfertigen," entgegnete Chloris.

„Ich werde Ihnen das Mädchen heute noch zuführen." —

Menſchikoff hielt Wort. Eine üppig ſchöne Geſtalt, deren geiſtreiches Auge viel verſprach, deren Züge geeignet waren, Herzen zu gewinnen, trat vor Chloris und ſprach frei, offen, ohne Zurückhaltung und Furcht. Ihre blühende Jugend deutete auf ein Alter von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren. Ehe ſie noch eine Stunde zuſammen waren, fühlte Chloris ſich zu dem natürlich gewandten, mittheilſamen Mädchen herzlich hingezogen; die geheimnißvolle verſchloſſene Frau ahnete, daß ſie in dieſem jungen Weſen eine Seele gefunden, an die ſie ſich anſchließen könne, und mit der weiblichen Gemüthern eigenthümlichen Biegſamkeit neigten ſich beide einander zu und waren Freundinnen, als ſie ſchieden, trotz der Verſchiedenheit ihrer Jahre.

Grumbharts neues Drama: „Krieg und Sieg der Kultur über die Dummheit,“ ging mit großem Beifall des Hofes und der Fremden, und zum ſtillen Aerger des altgläubigen Adels über die Breter. Das Haus war zum Erdrücken voll; denn der Zar beſuchte nach einer mehrtägigen Reiſe das Theater zum erſtenmal wieder. Auch hatte er ſich nach ſeinem Siege einen neuen Hofſtaat eingerichtet, lauter junge, ihm gleichgeſinnte Männer, Bojaren, Okolnitſchen, Dumnye-Dworänen und Stolniken; und alle dieſe thaten heute zum erſtenmal den Dienſt. Peter hatte allen befohlen, das Theater zu beſuchen. Ferner waren wieder mehre Regimenter in Moskau eingerückt, um hier ihr Winterquartier zu nehmen, deren Offiziere ebenfalls dem Schauſpiel beiwohnten. Fremde und von Reiſen heimkehrende Ruſſen waren nach Beendigung des Feldzugs beigeſtrömt, um dem Zar ihre Aufwartung zu machen, und ihre Dienſte anzubieten.

Chloris hatte die bedeutendſte Rolle des Stücks; ſie hatte ſie mit hinreißender Wahrheit angelegt und ärntete gleich von vorn herein rauſchenden Beifall. Sie war kaum aufgetreten und hatte die erſten

Worte geſprochen, als einer der in weißen Atlas gekleideten Rynden *) des Zar, ein junger Stolnik, der heute die erſte Bühne ſah, wie vom Blitze berührt, aufſprang und einen Laut der Ueberraſchung ausſtieß, der die Augen der übrigen Hofdiener auf ihn zog. Er ſuchte ſich zwar zu faſſen, doch wurde ſeine Unruhe immer heftiger und auffallender. Er war ein ſtämmiger blühender Jüngling von zwanzig und einigen Jahren, mit einem ſchier wilden Feuerblick und Zügen, die die heftigſten Affekten verriethen. Wirklich ſprühete ſein Auge Flammen und glühete in verzehrender Leidenſchaft auf die ſchöne Komödiantin; ſein Geſicht war wie mit Purpur übergoſſen und die Muskeln deſſelben fibrirten in merkwürdiger Spannung. Seine Kameraden ziſchelten ihm ſpöttiſch zu, daß er ſich ſo ſchnell in die reizende Komödiantin verliebt habe, aber zu ſpät komme, indem der Zar bereits Beſitz von ihr genommen. Bei dieſen Worten zuckten ſeine Lippen fieberiſch; er konnte kein Wort erwiedern. Im erſten Zwiſchenakt hatte er nichts Eiligeres zu thun, als den General Menſchikoff aufzuſuchen. „Mein General,“ redete er dieſen heftig an, „ich beſchwöre Sie, wer iſt dieſe Komödiantin? Kennen Sie dieß Weib?“

Menſchikoff lächelte: „Sie haben ſchnell Feuer gefangen, Matwej Roshin. Aber ich ſage Ihnen,

---

*) Pagen

obgleich dieſe Chloris eine Komödiantin iſt, ſo iſt ſie doch das züchtigſte und treueſte Eheweib unter der Sonne. Ich rathe Ihnen, ſchlagen Sie ſich die ſchöne Frau aus dem Sinne. Bei der ſind noch beſſere Leute abgefahren."

„Alſo ſie iſt verheirathet, und ihr Mann iſt hier Schauſpieler?"

„Derſelbe, der den dummen Bojaren ſpielt."

„Und ſchon lange verheirathet?"

„Es muß ſchon lange ſein; denn ſie waren es in Danzig vor zwei Jahren ſchon, als ich ſie anwarb, und damals war ihr ſchon ein Kind geſtorben, wie ſie mir erzählte. Es iſt ſchade, daß die wunderſchöne und gebildete Frau den rohen gemeinen Wicht zum Manne hat, aber er iſt ihr Verwandter, ſie ſind zuſammen aufgewachſen, und ſie liebt ihn, wie eine Närrin."

„Merkwürdige Aehnlichkeit!" murmelte der junge Ryn, und ſaß den übrigen Abend in ſich gekehrt, aber jede Bewegung der Schauſpielerin mit Luchsaugen verfolgend, jedes Wort, das aus ihrem Munde kam, mit Ohren und Blicken gleichſam aufſaugend.

Der Zar ſchickte den Schauſpielern am andern Morgen ein Geldgeſchenk, für Chloris war noch beſonders der ſeidene Stoff zu einem Gewande beigefügt. Bei Ueberſendung deſſelben ließ Menſchikoff ſie erſuchen, heute Martha bei der häuslichen Einrichtung derſelben beizuſtehen. Chloris, einſehend, welch' großes Intereſſe der einflußreiche Zarengünſtling an ſeiner ſchönen Leibeigenen nehme, verfügte ſich ſogleich dorthin, und fand eine Menge Gegenſtände der franzöſiſchen Mode und des Luxus, die zu Kleidern und Möbeln für Martha verwendet werden ſollten. Chloris mußte der Beſitzerin dieſer Herrlichkeiten Gebrauch und Beſtimmung der meiſten derſelben, die das Mädchen zum erſtenmal in ihrem Leben ſah, erſt erklären, und Menſchikoff, der ſelbſt nicht damit umgehen konnte, erſtaunte immer mehr über die genaue Kenntniß, welche Chloris von der höhern und feinern Welt des gebildeten Europa entwickelte, und wünſchte ſich Glück, daß er eine ſolche Lehrerin für Martha gefunden habe.

Feigenſpan ſuchte, ſeine Remuneration in der Taſche, ein Weinhaus in Moskau auf, um ſich die Grillen zu ertrinken. Dieſe und ähnliche Häuſer wimmelten ſeit Beendigung des Feldzugs von einheimiſchen und fremden Offizieren, die in die Dienſte des Zar getreten waren, und der maulfertige Komödiant durfte wohl auf Unterhaltung hoffen. Auch hatte er ſich, um nöthigen Falls auch für einen Offizier zu gelten, in ein auffallendes phantaſtiſch kriegeriſches Koſtüm geworfen und fußlange Sporen klirrten an ſeinen Ferſen. Mit prahleriſchem Anſtand nahm er Platz, forderte mit rauher Befehlshaberſtimme Wein und warf vornehm verächtliche Blicke auf die andern Gäſte. Unter dieſen entſtand eine Bewegung und ein Geflüſter. Gleich darauf ſetzte ſich ein blaſſer vornehm ausſehender Mann in den mittlern Lebensjahren, mit der Uniform eines ruſſiſchen Regiments bekleidet, welches einige Tage zuvor in Moskau eingerückt war, dem Komödianten gegenüber, und nahm ohne Umſchweiſe und mit einer gewiſſen Verächtlichkeit im Tone das Wort: „Sie ſind Herr Feigenſpan, Mitglied der deutſchen Komödiantengeſellſchaft in Preobraſchenskoe?“

Pikirt durch die Frage und den Ton derſelben, verſetzte der Angeredete hochmüthig: „So iſt mein Name allerdings jetzt. Früher hieß ich anders. Jetzt bin ich freilich ein ſchlechter Komödiant, den man verachten zu müſſen glaubt; früher war ich Offizier, wie Sie, mein Herr.“

„Das läßt ſich kaum aus Ihrem Aeußern verkennen,“ ſagte der Erſtere, und es war ſchwer zu entſcheiden, ob dieſe Aeußerung Schmeichelei oder Hohn ſein ſollte. Inzwiſchen nahm Feigenſpan ſie für Jenes, und lächelte ſelbſtgefällig.

„Und nicht allein an Ihnen, mein Herr, ſondern auch an Ihrer Frau nimmt man auf den erſten Blick wahr, daß ſie Beide den höheren Ständen entſprungen ſind,“ fuhr der Offizier lauernd fort. „Ich habe ſie geſtern Abend mit dem größten Vergnügen ſpielen ſehen.“

„Meine Frau iſt von Adel, wie ich,“ warf ſich der Komödiant mit prahleriſcher Geſprächigkeit in die Bruſt. „Es gibt Verhältniſſe, die Einen nöthigen können, Vaterland und Stand aufzugeben. Aber wahrlich nicht für immer, mein Herr! wahrlich nicht! Hätte nicht meiner Frau daran gelegen, ihr Inkognito noch beizubehalten, bis manche Dinge in unſerem Vaterlande in Ordnung gebracht ſind, ſo hätte ich die Ehre gehabt, wie Sie, mein Herr, den Feldzug gegen die Schweden als Offizier des Zar mitzumachen. Meine Liebe hat ihr dieß Opfer gebracht.“

„Dafür iſt die Dame auch höchſt liebenswürdig. Ich glaube, ich könnte im Stande ſein, ihr noch größere Opfer zu bringen. Der Sieg, den der galante Ehemann über den tapfern Krieger davon getragen hat, macht Ihnen alle Ehre, Herr Waffenbruder. Darf ich Ihnen ein Glas offeriren?“ Feigenſpan war ſehr glücklich und klirrte gewaltig mit ſeinen Sporen.

„Sind Sie ſchon lange verheirathet, Herr Waffenbruder?“

„Fünf Jahre. Als ich nach der Schlacht bei Zanta heimkehrte und Oeſterreich Friede mit der Pforte ſchloß.“

„Ich bin hocherfreut, in Ihnen einen Offizier kennen zu lernen, der gleich mir jene Schlacht mitfocht. Auch ich ſtand im Feuer dieſes denkwürdigen Tags. Wenn Sie erlauben, ſo trinken wir noch einige

Flaſchen zuſammen. In welchem Regiment dienten Sie, wenn ich fragen darf?“

„Im Regiment Hannover!“ verſetzte der Komödiant und ſtürzte ein volles Glas hinab. Darüber bemerkte er das Verwundern im Geſicht ſeines Gegenüber nicht.

„Im Regiment Hannover?“ fragte dieſer bedeutungsvoll und maß den Komödianten mit ſeltſamen Blicken.

„Und Ihr wirklicher Name, mein Herr, wenn ich bitten darf? Es liegt mir ſehr viel daran, ihn zu wiſſen, und da Sie vorhin äußerten, Ihnen ſelbſt läge wenig an Ihrem Inkognito, ſo werden Sie keinen Anſtand nehmen, mir dieſen Namen zu nennen, damit ich Sie gebührend honoriren kann. Wollen Sie ihn nicht laut ſagen, ſo flüſtern Sie ihn mir in's Ohr.“

„Meinen altadligen Namen kann Jedermann hören. Ich brauche mich deſſen nicht zu ſchämen; auch hab' ich kein Verbrechen begangen, das ihm Schande machte. Ich heiße Baron von Hohenſtein und war Rittmeiſter im Küraſſierregiment Hannover. Der Prinz Eugen hat mich mit großer Auszeichnung entlaſſen.“

„Von Hohenſtein?“ riefen drei oder vier der umſitzenden Offiziere erſtaunt. Feigenſpans neuer Freund ſtarrte dieſen einen Augenblick ſeltſam an, winkte dann den Andern und ſagte: „Ich bin, hocherfreut, Sie kennen zu lernen, Herr Baron. Ich habe viel von Ihrer Tapferkeit gehört!

„Prinz Eugen hat mich auf dem Schlachtfeld umarmt."

„So ſind Sie wohl ein geborner Hannoveraner. Jenes Regiment, dem ſtets ein hannöver'ſcher Prinz vorſtand, hatte faſt lauter Kinder des Landes zu Offizieren, deſſen Namen es führte."

„Auch bin ich ein ſolches. Ich war früher Kammerherr des verſtorbenen Kurfürſten. Die famöſe Geſchichte, die heimliche Ermordung des Grafen Königsmark, der mein intimer Freund war, vertrieb mich aus dem Lande, und um den Verfolgungen des jetzigen Kurfürſten zu entgehen, legte ich meinen Namen ab. Ich mußte mich aus verſchiedenen Ländern flüchten; denn der junge Kurfürſt hat mir den Tod geſchworen. Dadurch gerieth ich in pekuniäre Verlegenheiten und dieſe führten mich der darſtellenden Kunſt zu, der ich ſtets ſehr gewogen war."

„Aber was gehen dieſe Dinge Ihrer Frau an, daß ihr ſo viel an der Erhaltung ihres Inkognito liegt?"

„Meiner Frau? — Von mir kann ich Ihnen wohl erzählen, Herr Waffenbruder; von meiner Frau zu reden, verbieten mir ſtreng zarte Rückſichten. Das Eine ſage ich Ihnen bloß: Sie würden erſtaunen und Alles für ein Mährchen halten, wenn Sie die Wahrheit wüßten. Es gibt Dinge in der Welt, die rein unbegreiflich ſind, und wenn man ſie den Leuten ſagte, ſo würde ſie Niemand glauben.“

„So iſt Ihre Frau auch eine vornehme Hannoveranerin?“

„Das iſt ſie; eine ſehr vornehme.“ Er trank mehre Gläſer hintereinander aus. „Die Welt kann nicht wiſſen, welche verwickelte Schickſale ſie zu dieſem Inkognito zwingen. Aber es wird ein Tag kommen, wo die verläumdete und gekränkte Unſchuld an's Licht treten wird mit Glanz und Herrlichkeit. — Ich ſagte Ihnen ja, der ſchändlich ermordete Graf Königsmark war mein beſter Freund, und die unglückliche Kurprinzeſſin war mir eben ſo in Gnaden gewogen, wie ihm. — Von manchem Menſchen denkt die Welt, er ſäße im Gefängniß, derweil er Komödie ſpielt und alle Welt entzückt. — Na, ich habe nichts geſagt. Verſtehen Sie mich? Aber Reſpekt ſoll Jedermann vor mir haben. Wein her! Meine Frau ſoll leben!“

Feigenſpan war bald in demjenigen Zuſtande, wo er nicht mehr die Herrſchaft über ſich behaupten konnte. Die Ehre, die ihm die gegenwärtigen Offiziere angethan, war ihm nun vollends zu Kopfe geſtiegen; er bramarbaſirte auf eine unerträgliche Weiſe, und ſprach von nichts, als von dem hohen Stand ſeiner Frau. Der Andere zog ihn bei Seite und ſagte: „Herr Baron, Sie verrathen ſich und die hohe Dame, die Ihnen vergönnt iſt, Ihre Frau zu nennen, allzuſehr.“

„Ich habe nichts geſagt.“

„Sie haben genug geſagt, daß alle Anweſenden überzeugt ſind, Ihre Frau iſt die unglückliche Kurprinzeſſin von Hannover, die man im Gefängniß wähnt.“

„Glauben ſie das?!“ rief Feigenſpan ſeelenvergnügt.

„Aber Sie werden ſich die größten Unannehmlichkeiten zuziehen. Der Zar kann davon unterrichtet werden und Sie ſind ſammt der Dame verloren. Ich will Ihren Fehler wieder gut machen. Erlauben Sie nur, daß ich Sie jetzt nach Hauſe begleiten darf.“

„Mit Vergnügen!“ verſetzte der Komödiant vornehm.

Es wurde ſogleich ein leichtes Fuhrwerk beſtellt; man konnte bemerken, wie der Offizier mit verbiſſener Wuth neben dem Komödianten Platz nahm; nur dieſer, betrunken, aufgeblaſen und affektirt, wie noch nie, ſah davon nichts.

Sie langten in Preobraſchenskoe an; Chlorie war eben von Martha heimgekehrt. An Feigenſpans Arm, den er aufrecht halten mußte, trat der Offizier in ihr Zimmer. Eine Todtenbläſſe überflog ihr Geſicht, als ſie denſelben erblickte, doch bedurfte ſie nicht mehr, als eine Wendung zur Seite, einen Augenblick Faſſung, und ſie ſchien ſo gleichgültig wie vorher.

„Theure Chloris,“ ſtammelte der Betrunkene, „ich ſtelle dir hier einen meiner Freunde vor, den Herrn von — Wie iſt Ihr Name, Herr Waffenbruder?“

„Baron von Hohenſtein,“ verſetzte dieſer gedehnt und mit zentnerſchwerem Nachdruck, „ehemals Rittmeiſter im Küraſſierregiment Hannover und Kammerherr des verſtorbenen Kurfürſten von Hannover, wie Ihre Frau recht gut weiß; denn ſie hat mich früher gekannt, als Sie, mein ſeltſamer Doppelgänger.“

„Was?“ rief Feigenſpan, die Augen weit aufreißend. „Baron von Hohenſtein, Rittmeiſter —“

„Der den Nichtswürdigen züchtigen wird, der ſich erfrechte, ſich für ihn auszugeben. Hinaus, frecher Komödiant, verächtlicher Burſche, wer du auch ſeiſt! Ich habe jetzt mit dieſer Dame allein zu reden. Fort, ſoll ich dir nicht die Züchtigung angedeihen laſſen, die ſolchem Gelichter gebührt!“

Feigenſpan, plötzlich ganz nüchtern geworden, machte ſchon Anſtalt, ſich ſchweigend zu trollen, als Chloris ihre Stimme erhob: „Mein Herr, wer Sie auch ſein mögen, Sie ſind ein Unverſchämter, meinen Mann in meinem Beiſein ſo zu behandeln. Mag er ſie beleidigt haben, jedes Kind ſieht, daß er nicht Herr ſeiner Sinne iſt, und Sie haben kein Recht, ihn aus ſeinem Zimmer zu weiſen. Vielmehr erſuche ich Sie, dieſes Haus ſogleich zu verlaſſen, wenn ich nicht die Hülfe des Generals Menſchikoff gegen Sie anrufen ſoll. Sie haben mir nichts zu ſagen, am wenigſten etwas, das mein Mann nicht hören dürfte.“

„Dieſer Menſch hier wäre wirklich Ihr Mann, Amalia? Sie wären ſo tief geſunken? Wahrlich, dann bin ich ſchon an Ihnen gerächt!“

„Mein Herr, ich fürchte, Sie leiden am Verſtand, oder Sie ſehen mich unbegreiflicher Weiſe für eine Andere an. Ich kenne Sie nicht.“

„Sie kennen mich nicht?“ höhnte der Offizier. „Das find' ich ſehr luſtig. Wer ſind Sie denn, ſchöne Dame, oder vielmehr, wer ſind Sie geweſen, ehe Sie zur ſchmutzigen Fahne der Komödianterei ſchworen?“

„Bin ich einem blutfremden Manne Rechenſchaft über meine früheren Verhältniſſe ſchuldig? Und doch ſind dieſe ſo einfach, daß ich ſie Niemanden zu verſchweigen brauche. Ich bin ein Soldatenkind, früh verwaist und von der Mutter meines Mannes, die meine Tante war, mit ihm erzogen. Später wurde ich ſeine Frau, und nie hab' ich Sie geſehen, mein Herr.“

„Die Berichte Ihres Mannes lauten ganz anders, Madame. Vergebens verſtellen Sie ſich; er hat Sie verrathen, und Sie ſind entlarvt.“

„Er mich verrathen!“ rief Chloris mit einem fragenden Blick auf den de- und wehmüthig vor ſich hinſtarrenden Feigenſpan. „Wie kann er denn etwas anders von mir ſagen, als was er weiß!“

„Sie hören ja, daß er die grenzenloſe Frechheit hatte, ſich im Beiſein mehrer meiner Kameraden im Weinhauſe, mir gegenüber für den Baron von Hohenſtein, Rittmeiſter im Küraſſierregiment Hannover und Kammerherrn des verſtorbenen Kurfürſten auszugeben, der doch auf der ganzen Welt kein Anderer iſt und ſein kann als ich ſelbſt. Durch wen anders kann denn dieſer Menſch von meinem Namen, Stand und Verhältniſſen unterrichtet ſein, als durch Sie, die Sie dieſelben genau kennen? Rühmte er ſich doch, in den Unglücksfall des Grafen Königsmark verwickelt geweſen zu ſein, obgleich er ſich wunderlicher Weiſe mit meinem Namen zu einem intimen Freunde deſſelben machte. Und endlich, als der Wein ihm die Zunge löſte, gab er uns die Verſicherung, daß Sie, Madame, eine hannöverſche Dame von hohem Adel ſeien. Was hülfe Ihnen längeres Läugnen?“

„Das haſt du geſagt, Amyntas?“ fragte Chloris mit unwilligem Erſtaunen den armen Sünder. „Wie konnteſt du ſolchen Wahnſinn reden?“

„Ach!“ flennte der nüchtern gewordene Komödiant. „Es war Alles erlogen. Der Ingenieur Grumbhart hat mich darauf gebracht! Der hat mir oft von einem Baron Hohenſtein erzählt, den er gut gekannt, und da ich in der größten Verlegenheit eben keinen andern Namen wußte, ſo nannte ich dieſen. Wer hätte ſich denn auch denken können, daß mir der Genannte gegenüber ſitze!“

„Grumbhart?“ fragte Hohenſtein. „Ein Hannoveraner? Iſt der auch hier?“

„Er iſt unſer Theatermeiſter.“

„Genug, Amalia,“ wandte ſich der Baron wieder zu der Dame, „das Schickſal führt uns nach achtjähriger Trennung hier wunderbar wieder zuſammen. Meine Gefühle für Sie ſind dieſelben geblieben. Folgen Sie mir zum Zar, und geſtatten Sie mir, ihm Ihre Verhältniſſe zu entdecken. Alles, was vorgefallen iſt, ſoll dann für ewig in den Strom der Vergeſſenheit geſenkt werden. Unſer gemeinſchaftliches Vaterland erfahre nie wieder etwas von uns; wir wollen in dem neuen glücklich leben.“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie ſich in der Perſon irren, mein Herr. Eine große Aehnlichkeit verführt ſie.“

„Im Wein iſt Wahrheit; und aus dieſem Menſchen, an den Sie das Unglück gebunden, hat der Wein Wahrheit geſprochen. Und wenn er auch nichts verrathen hätte; ich hatte Sie ſchon geſtern Abend auf der Bühne erkannt. Und dieß veranlaßte mich, dieſen Menſchen heute ſogleich anzureden, als er in den Weinſchank trat. Ich hatte mir ohnedieß vorgenommen, Ihnen heute einen Beſuch zu machen. Wozu alſo länger die thörichte Maske? Es empört mich, Sie in dieſem gemeinen, ekelhaften Verhältniß zu wiſſen. Folgen Sie mir, ich bitte Sie, zum Zar. Sie haben nichts zu befürchten. Es iſt beſſer, er weiß Alles, dann können Sie ruhig ſein.“

„Ich erſuche Sie ernſtlich, mich jetzt gleich in Ruhe zu laſſen. Ein für alle mal, ich kenne Sie nicht. Und nun verlaſſen Sie dieß Haus.“

„Reizen Sie meinen Zorn nicht! Ich gehe allein zum Zar, und dann wehe Ihnen!“

„Herr!“ rief jetzt plötzlich Feigenſpan, der ſich wieder in ſeine volle Bravour geſchraubt hatte, „laſſen Sie meine Frau in Frieden, oder ich brauche mein Hausrecht. Sehen Sie denn mit Ihrem Bischen Verſtand nicht ein, daß ich Sie zum Narren hatte? Ich wußte recht gut, wer Sie waren, und mir einen Spaß zu machen, gab ich mich für Sie aus. Und nun packen Sie ſich fort. Die Sache wird mir läſtig.“

Hohenſtein ſtürzte mit ausbrechender Wuth auf den Komödianten los; Chloris warf ſich ſchreiend dazwiſchen.

„Sie ſind eine Elende, Verworfene!“ tobte der Offizier auf ſie hinein, „und haben mit der ſcheuslichſten Gemeinheit ſich verbrüdert.“

Den Strom ſeiner Rede ſtörte der raſche und ſtürmiſche Eintritt eines jungen, vornehm gekleideten Mannes. Niemand hatte dieſen bei dem Lärm kommen hören. Es war der junge Stolnik, jener Ryn des Zaren, der Abends vorher durch den Anblick der ſchönen Komödiantin in ſo große Bewegung gekommen war, nur hatte er ſein weißes Atlaskleid jetzt mit einem weniger koſtbaren aber eben ſo geſchmackvollen Rock vertauſcht. Sobald ihn Chloris bemerkte, zuckten ihre Lippen gichteriſch und wurden bleich, ihr Auge ſchien zu dunkeln; aber ſie war ſchon ſo vollkommene Schauſpielerin, ihr feſter Wille und ihre Entſchloſſenheit trugen einen ſo ſchnellen Sieg über ihre Schwäche davon, daß ſie dem auf ſie zuſchreitenden Jüngling ein kaltes, nur von etwas Neugierde belebtes Geſicht entgegen trug. „Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr?“ fragte ſie mit ruhiger Stimme.

Der Ryn ſtand einen Augenblick unbeweglich, die Augen ſtarr, wie ein Verzückter, auf die ihn befremdend anblickende Frau gerichtet; dann rief er mit leidenſchaftlicher Unbändigkeit: „Sie ſind es, Maria! Sie müſſen es ſein! Kein irdiſches Weſen außer Ihnen trägt die Züge eines Engels.“ Und wie ein Verzückter auf die Kniee ſtürzend und ihr die Hände entgegenſtreckend, ſchrie er: „Maria, mein Vater iſt todt. Er fiel bei der Erſtürmung von Nöteburg. Sie ſind frei, und ich beſchwöre Sie, meiner raſenden Leidenſchaft nicht länger zu widerſtehen. Fliehen Sie mit mir nach Deutſchland und machen Sie den zum ſeligſten Menſchen, der ohne Sie unausſprechlich elend iſt.“

„Mein Herr,“ verſetzte Chloris lachend, „verzeihen

Sie mir, daß Ihre ſeltſame Werbung mir ſehr komiſch vorkommt, zumal ich eine ähnliche ſo eben überſtanden habe. Wenigſtens hoffe ich von Ihnen, daß Sie mich nicht beleidigen werden, wie jener Herr dort, der behauptet, ich ſei eine Amalia, die er liebt. Allein ich habe weder die Ehre eine Amalia noch eine Maria zu ſein, und Sie erſehen daraus, daß es doch noch mehr irdiſche Weiber gibt, die dieſe Züge tragen.“

„Nein, ich kann mich nicht täuſchen; es iſt der Ton ihrer Stimme, der ſtets in meinen Ohren klang!“ rief der Stolnik aufſpringend und auf den Baron von Hohenſtein zuſchreitend: „Wer dieſe Dame beleidigt, hat es mit mir zu thun, mein Herr; denn ich habe heilige Rechte auf ſie. Sie ſind ein Elender, wenn Sie behaupten, daß ſie eine Andere ſei, als meine angebetete Maria.“

„Ich behaupte und werde behaupten, daß ſie Amalia heißt, und ich ſie am kurfürſtlichen Hofe zu Hannover kennen gelernt habe. Sie werden mir Satisfaktion geben.“

„Das werd' ich, obgleich Sie ein Lügner ſind. So eben brachten einige Offiziere das widerſinnige Gerücht in den Kreml, die Schauſpielerin, Madame Feigenſpan, ſei die unglückliche junge Kurprinzeſſin von Hannover, die man im Gefängniß wähne. Sie ſehen alſo, daß ich die Albernheit kenne, die Sie behaupten wollen. Ich weiß am beſten, wer dieſe Dame iſt, doch liegen die Umſtände leider ſo, daß ich es keinem Menſchen ſagen darf. Aber ich ſchwöre bei Gott und meiner Ehre, ſie iſt weder die Kurfürſtin von Hannover, noch Madame Feigenſpan, noch irgend eine Andere, als jene Maria, die ich mit glühender Leidenſchaft liebe.“

„Mein Herr, Sie ſind ſo gut im Irrthum begriffen, wie jener Herr. Ich verſichere Sie, ich kenne Sie ſo wenig, wie Jenen, und gehöre weder dem Einen noch dem Andern an; denn dort ſteht mein Mann, mit dem ich ſchon eine Reihe von Jahren verheirathet bin, und der nicht geſonnen iſt, ſeine Rechte auf mich aufzugeben. Amyntas, ſo ſage doch den Herren auch ein Wort, damit ſie ihrer ſonderbaren Täuſchung ledig werden.“

Feigenſpan ſeufzte tief auf, räuſperte ſich und perorirte: „Meine Herren, ich verbitte mir, meine Frau für eine Andere zu halten und ihr ſolche nachdrückliche Liebeserklärungen zu machen. Ich finde es wunderbar, daß an einem Tage zwei kommen, und jeder ſie für eine andere Perſon hält; aber ſo widerlegt Einer den Andern am beſten.

„Es iſt ja nicht möglich!“ brauste der junge Stolnik auf. „Erinnern Sie ſich denn nicht mehr der namenloſen Qualen, die ich ausgeſtanden? Nun iſt alles vorbei, wir ſind frei, und Sie verläugnen ſich mir? Gott, gibt es denn kein Mittel, dieſen Starrſinn zu beugen?“

„Ich kann Ihnen nur wiederholt auf all' dieſe mir dunkle Worte antworten, daß Sie mir blutfremd ſind.“

„Barmherziger Himmel! — Doch es wird ſich finden. Erſt will ich mit dieſem meinem Nebenbuhler fertig werden, der Sie für eine Andere erklärt. Mein Herr, ich erwarte Sie morgen um acht Uhr mit Ihren Waffen. Wir werden einen Gang in's nahe Holz zuſammen machen.“

„Ich werde nicht verfehlen, mich einzuſtellen.“

Beide verabſchiedeten ſich, ohne noch Worte zu machen.

Feigenſpan ſah ſeine Scheinfrau mit einem traurigen Blick an. „Wer ſind denn nun die beiden Menſchen?“ fragte er endlich kleinlaut. „Du wirſt es wohl wiſſen.“

„Ein Paar Narren,“ verſetzte ſie keck.

„Und ich bin der dritte,“ fügte er hinzu. „Aber der Teufel ertrage das länger.“

„Haſt du mich nicht gezwungen, nach Moskau zu gehen? Weigerte ich mich nicht ſtandhaft? Nun ertrage auch die Folgen.“

„Schöne Folgen! Ich wähnte einen Degen zu erhalten und werde am Ende einen Prügel bekommen. O Weib, was haſt du aus mir gemacht! Ich wollte, ich hätte Moskau nie geſehen.“

„Das wäre Niemand lieber, als mir.“

Grollend zog ſich der Pſeudo-Ehemann auf ſein Zimmer zurück.

Der Baron von Hohenſtein ſuchte ſogleich den Ingenieur Grumbhart auf. Man freute ſich gegenſeitig, ſich in Rußlands Hauptſtadt unter den Auſpicien des großen Zar wieder zu finden. Es ergab ſich, daß beide den Feldzug im Heere des Zar mitgemacht, der Baron bei der Kavallerie, Grumbhart im Geniecorps. Man erzählte ſich vielerlei, aus der alten, wie aus der neuen Heimath. Doch hatten Beide augenſcheinlich etwas Zurückhaltendes gegen einander, was bei dem Baron einen lauernden Ausdruck annahm.

Endlich ſagte der Ingenieur: „Sie ſind mir wirklich recht à propos gekommen, Herr Baron. Denken Sie ſich, wozu einem dieſer Zar nicht Alles macht. Bin ich nicht, ich weiß ſelbſt nicht wie, zum Theaterdichter hier geworden, habe ſchon zwei Stücke geſchrieben, die zu des Zaren großer Zufriedenheit ausgefallen ſind, und bin eben daran, das dritte zu ſchreiben. Das hätt' ich mir in Hannover nicht einfallen laſſen! Sonſt würde ich mich um manche dortige Vorfälle genauer befragt haben, als ich gethan, um mein Stück der Wahrheit genau anzupaſſen. Doch Sie können mir helfen; Sie ſind mit den höheren Verhältniſſen und Ereigniſſen dort vertraut.“

„Und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Der Zar hat die Idee, die geheimnißvolle Ermordung des Grafen Königsmark auf der Bühne zu ſehen. Er hat in Dresden die ſchöne Aurora kennen gelernt, eh' ſie fromm geworden iſt, und lebhaftes Intereſſe an ihr genommen. Sie hat ihm das Schickſal ihres unglücklichen Bruders erzählt, ſo weit ihr die Umſtände deſſelben ſelbſt bekannt waren. Auch hat der Zar auf ſeiner großen Reiſe mit der Geſandtſchaft, wie Ihnen bekannt iſt, einige der Hauptperſonen des ſchlimmen Dramas in Coppenbrügge kennen gelernt, nämlich die alte Kurfürſtin, den jetzigen Kurfürſten, und die Gräfin Platen, und ich kann Sie verſichern, daß der damalige Kurprinz keinen guten Eindruck auf ihn gemacht hat. Der Zar hatte ſchon damals viel von der famöſen Geſchichte gehört. Ich war kaum in ſeine Dienſte getreten, als ich ihm ausführlich erzählen mußte, was ich davon wußte, und jetzt will er den Vorfall ſogar auf der Bühne ſehen."

„Und ich ſoll Ihnen dabei helfen?" fragte der Baron mit ſichtbarer Verwirrung, „ich!"

„Wer könnte es beſſer, als Sie? — Ich will Ihnen den Plan meines Stückes vorlegen, und Sie um das Detail befragen. Geben Sie mir gefälligſt Auskunft."

Der heftig bewegte Offizier trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, der eifrige Dichter bemerkte nicht, daß in der Seele ſeines Landsmannes etwas Ungewöhnliches vorging.

„Im erſten Akt,“ fuhr er fort, „tritt der alte Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin auf; er thut ihr den Vorſchlag, den Kurprinzen mit der Tochter ſeines Bruders, des Herzogs von Zell, zu vermählen, damit beide Länder einſt zuſammenkommen; die Kurfürſtin widerſetzt ſich, weil die Herzogin von Zell nicht aus fürſtlichem Blut entſprungen, ſondern eines gemeinen franzöſiſchen Edelmanns Tochter ſei, die Prinzeſſin von Zell folglich ihrem Sohne, der durch ſie aus dem königlichen Blute der Stuart, der Beherrſcher von England, ſtamme, nicht ebenbürtig ſei Die Gräfin von Platen, des alten Kurfürſten Maitreſſe, kommt hinzu, ſtimmt dem Kurfürſten bei und beide reden der Kurfürſtin ſo lange zu, bis ſie in die Partei willigt. Ein Bote kommt und meldet, daß der Erbprinz von Wolfenbüttel um die Prinzeſſin von Zell angehalten und von ihrem Vater das Jawort erhalten habe. Es wird beſchloſſen, daß die Kurfürſtin ſelbſt nach Zell reiſen ſoll, um die Verbindung mit dem Wolfenbüttler zu hintertreiben und die mit ihrem Sohne zu Stande zu bringen. Sie geht ab; der Kurfürſt zeigt der ſchlauen Platen ſeine gänzliche Ergebenheit und macht ihr ein verſchwenderiſches Geſchenk. Der Kurfürſt geht ab, und die Platen verhöhnt ihn in einem Monolog, worin ſie zu erkennen gibt, daß er und der ganze Hof nach ihrer Pfeife tanzen müſſe und daß ſie ſich gar nichts um die Kurfürſtin, ſammt deren königlichen Abkunft kümmere. Nun läßt ſie ihre jüngere Schweſter, das Fräulein Henriette von Meuſebach, rufen, und man erfährt aus dem Zwiegeſpräch, daß dieſe durch Hülfe der Gräfin von Platen die heimliche Maitreſſe des Kurprinzen iſt, und dieſen eben ſo beherrſcht, wie ihre ältere Schweſter deſſen Vater. Das Fräulein ſelbſt aber iſt ihrer erfahrenen Schweſter in allen Dingen unterthänig und dieſe ertheilt ihr guten Rath. Beide beſprechen ſich, daß der Kurprinz ſeine Couſine, die Prinzeſſin von Zell, nicht leiden könne, und daß, dieſes Umſtandes wegen, Henriette Alles aufbieten müſſe, um ihn zu dieſer Vermählung zu bewegen, damit ſie ſein Herz allein beſitze und ihn nach Gefallen beherrſche. Dieß iſt der Inhalt des erſten Akts. Finden Sie etwas dabei zu erinnern, Herr Baron?"

„Nicht, das ich wüßte; die Sachen haben ſich wirklich ſo zugetragen," entgegnete dieſer gefaßter und mit einem ſtechenden Blick auf den harmloſen Dichter, gleichſam als wolle er die geheimſten Gedanken deſſelben ihm aus den Augen leſen.

„So hören Sie gütigſt den zweiten Akt," fuhr jener immer unbefangen fort. „Die Vermählung iſt bereits vorüber. Das Fräulein von Meuſebach nimmt den Kurprinzen gegen ſeine junge Gemahlin ein, und er behandelt dieſe im folgenden Auftritt kalt und abſtoßend. Die alte Kurfürſtin iſt ſtolz gegen ſie, der Kurfürſt gleichgültig, und die Gräfin Platen ſammt ihrer Schweſter impertinent. Sie muß ſich von Dieſen und Andern allerlei Kränkungen gefallen laſſen. Sie wendet ſich klagend an ihre Eltern, aber ihr Vater ſchreibt ihr einen harten Brief, und ſie ſieht ſich von allen Seiten zurückgewieſen; ſie weint viel für ſich und klagt, daß kein Herz auf der Welt in Freundſchaft oder Liebe für ſie ſchlage. In dieſer troſtloſen Verlaſſenheit erinnert ſie ſich eines geliebten Jugendfreundes, mit dem ſie am Hofe zu Zell aufgewachſen und ihre Kinderſpiele geſpielt. Sie ruft ſich alle die ſchönen Erinnerungen an ihn in's Gedächtniß zurück, und fängt allmälig an, ſich nach ihm zu ſehnen. Der Prinz Carl, der Bruder ihres Gemahls, die einzige Seele, welche ſich ihr am hannöver'ſchen Hofe zuneigt, führt einen jungen Cavalier bei ihr ein, es iſt der Graf Königsmark, der Jugendfreund der Prinzeſſin. Beide ſprechen ihre hohe Freude, ſich wieder zu ſehen, unverholen gegen einander aus, erzählen einander von ihrer Jugend, und der Graf verſpricht der Prinzeſſin, Dienſte am hannöver'ſchen Hofe zu nehmen und für immer da zu bleiben. Aus einem Monologe des jungen Grafen erfährt man, daß er die Prinzeſſin mit verſteckter aber heftiger Leidenſchaft liebe, und ſich ſehr unglücklich fühle, daß ſie die Gemahlin des kalten herzoglichen Kurprinzen geworden iſt; doch wagt er auf dieſe liebloſe Ehe einige Hoffnung zu bauen. — Im dritten Akt iſt Königsmark hannöverſcher Hofmann und converſirt viel mit der Kurprinzeſſin. Dieſe läßt ihrer Neigung zur Spötterei oft den Zügel ſchießen und der Graf beſtärkt ſie in dieſer gefährlichen Neigung. So ſpottet ſie auch über die Gräfin Platen, und dieſe ſchwört ihr unverſöhnlichen Haß und Rache. Zu gleicher Zeit entbrennt die Gräfin Platen in brünſtiger Leidenſchaft für den Grafen Königsmark, und während dieſer die Kurprinzeſſin immer heftiger liebt, beſchließt er, zum Vortheil derſelben, die Anträge der Platen nicht zurückzuweiſen. Er gibt der Gräfin nächtliche Rendezvous, wobei ſie ihn gegen die Kurprinzeſſin einzunehmen ſucht. Er verbirgt ſeine brennende Liebe glücklich. Endlich zieht er mit dem Prinzen Carl in den Türkenkrieg und die Kurprinzeſſin vermißt ihn mit geheimem Kummer. Auf Königsmarks Empfehlung hat ſie ein junges Fräulein zu ihrer Hofdame angenommen, Fräulein von Molck; zu dieſer faßt ſie nun eine beſondere Neigung und das Fräulein wird bald die Vertraute und Herzensfreundin der unglücklichen Kurprinzeſſin. Der dritte Akt ſchließt damit, daß die Nachricht nach Hannover gelangt, der Prinz Carl ſei bei Kazianeck geblieben, und die Kurprinzeſſin für das Leben des ihr unbewußt immer theurer werdenden Königsmark zittert. — Was meinen Sie dazu, Herr Baron?“

„Ganz gut, Herr Grumbhart! Nur bitte ich Sie, den Königsmark als einen ſehr zweideutigen Menſchen darzuſtellen. Ueber die Prinzeſſin, bekanntlich eine ſehr leichtſinnige Dame, und über das verſchmitzte Fräulein von Molck will ich ſchweigen,“ ſetzte er mit einem ſtechenden Blick hinzu. „Sie dürften darüber und über das Verhältniß zu Königsmark genauere Nachrichten haben, als ich Ihnen zu geben im Stande bin.“

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte der Ingenieur, den Baron anſehend. Dieſer fixirte jenen noch ſchärfer; Auge bohrte ſich in Auge.

„Mir iſt, als wären Sie mit irgend einer dieſer Perſonen in nahe Berührung gekommen.“

„Sie meinen, als ich die Ausbeſſerungen und Bauveränderungen des Schloſſes in Ahlen leitete? Da irren Sie ſehr. Ich habe niemals mit der unglücklichen Gefangenen geſprochen, ja ſie nur von weitem geſehen. Es war mir ſtreng verboten, mich der bedauernswerthen Fürſtin zu nähern, und ich verſichere Sie auf meine Ehre, daß ich dieſes Verbot nicht überſchritten habe.“

„Und wären Sie nie mit dem Fräulein von Molck zuſammengekommen?“

„Wie? Sie wüßten?“ rief der Ingenieur erblaſſend.

„Nun, freilich weiß ich's,“ verſetzte der Baron vorſichtig.

„Alſo doch verrathen!“

„Was iſt da zu verrathen?“

„Ich glaube, die Nacht hätte dieß Geheimniß für ewig bedeckt.“

„Sagen Sie mir, weiß es der Zar?“

„Die Rettungsgeſchichte? Wie ſollte ich dazu kommen, ihm dieſe zu erzählen.“

„Welche Rettungsgeſchichte?“

„Nun, welche andere, als die des Fräuleins von Molck.“

„Ja ſo. Sie waren dabei betheiligt — ganz recht — — Ich weiß nur die Hauptſache. Die nähern Umſtände ſind mir nicht bekannt. Was kann Ihnen hier in Moskau, unter dem Schutze des mächtigen Zar, der Sie liebt, daran liegen, dieſe Details mir zu verheimlichen?“

„Gewiß. Zumal Sie einmal wiſſen, daß ich der Retter des Fräuleins war. Dieſe junge Dame war mir ſtets als ſehr ſchön und liebenswürdig geſchildert worden. Ich kannte ſie nicht; denn erſt nach der ſchlimmen Kataſtrophe kam ich nach Hannover. Ich hörte oft das Lob des gefangenen Fräuleins aus unparteiiſchem Munde, und dieß machte ſtets einen wehmüthigen Eindruck auf mich. Auf der Prinzeſſin lag wenigſtens ein Schein von Schuld, das Fräulein hatte nichts weiter verbrochen, als ihrer geliebten Herrin unverbrüchlich treu geweſen zu ſein. Ach, Treue iſt ſo ſelten, ſoll ſie ſo hart beſtraft werden? Mir blutete das Herz, wenn ich bedachte, daß dieß holde Weſen ewig in einen Thurm eingeſperrt bleiben ſollte. Ich hatte einen Bau in Nienburg auszuführen. Der Dachdecker, der für mich arbeitete, war ein gutmüthiger Kerl. Ich ſprach mit ihm von dem Fräulein, das im Thurme ſaß; die Augen wurden dem Menſchen naß. Da reifte der Entſchluß in mir, das Fräulein zu befreien. Ich verabredete mich mit dem Dachdecker; eine Reperatur des Thurmdaches mußte uns zum Vorwand dienen. Ein ſtarkes Seil, das ich ſelbſt zuſammengeflochten, und das die Länge des Thurms hatte, wurde ihr eines Abends von dem Kerl durch das Fenſter zugeſteckt, als er auf dem Dache gearbeitet hatte. Ich hatte ihm anbefohlen, ihr zuzuflüſtern, daß ich in der zweiten Nacht — denn die erſte war ſchon vor der Thüre — mit einem Wagen an der Stadtmauer, am Fuße des Thurms, ihrer harren wollte. Aber denken Sie ſich mein Erſtaunen, als ſich am andern Morgen ſchon das Gerücht verbreitet, das Fräulein von Molck ſei in der verwichenen Nacht glücklich entflohen. Niemand ahnete meine Mitwirkung; und ich begreife in der That nicht, wie Sie etwas davon erfahren haben.“

Der Offizier lächelte ungläubig und ſchüttelte den Kopf, ſah den Ingenieur noch einmal bedeutungsvoll an, nahm eine Priſe und ſagte ſpöttiſch: „Sie haben ja Ihr Theaterſtück ganz vergeſſen. Fahren Sie doch gefälligſt fort.“

„Sehr wohl! Der vierte Akt beginnt damit, daß die Kurprinzeſſin, die ihrem Gemahl kurz zuvor das zweite Kind geboren, ihm über ſeine Kälte und gänzliche Vernachläßigung ihrer zärtliche Vorſtellungen macht. Seit ihrem Kindbette, voller acht Wochen lang hat er kein Wort mit ihr geſprochen. Sie bittet ihn weinend, ihr zu ſagen, wie ſie ihr Betragen einzurichten habe, um ſeine Liebe zu erhalten. Er antwortet ihr unwirſch, und ſie wird empfindlich. Er wird ſo wüthend, daß er ſie ſchlägt. Sie fällt unmächtig zu Boden, und er eilt in die Arme ſeiner Maitreſſe, welche unterdeſſen an den Kammerjunker von Buſch verheirathet worden iſt. — Königsmark kommt aus Ungarn zurück, und die Prinzeſſin fällt ihm vor Freuden um den Hals. Dieſe Unvorſichtigkeit entflammt die Leidenſchaft des Grafen auf's Heftigſte. Er iſt oft bei ihr. Die Gräfin Platen, der er wieder nächtliche Beſuche macht, wird eiferſüchtig. Königsmark nimmt ſich vor, vorſichtiger zu ſein. Die Platen und die Prinzeſſin werden ſo erbittert aufeinander, daß es zu einer heftigen Scene zwiſchen ihnen kommt. Nun verlangt die Platen mit despotiſcher Heftigkeit von Königsmark, daß er ihre, mit dem alten Kurfürſten gezeugte, den Namen Fräulein von Kielmanſegg führende Tochter heirathen ſolle, und als er ſich deſſen weigert, entbrennt ſie im fürchterlichſten Zorn gegen ihn und ſchwört ihm wuthſchnaubend ewige Feindſchaft und Rache. Die Prinzeſſin macht den Jugendfreund zum Vertrauten ihres Kummers. Sie klagt ihm mit bittern Thränen, wie abſcheulich ihr liebebedürftiges Herz behandelt werde; aber mit Würde weist ſie den Grafen zurecht, als ſich dieſer erlaubt, vom Kurprinzen verächtlich zu ſprechen. Sie flieht endlich nach Zell, um fern von dem Aufenthalt ihrer Qual zu leben, aber ihr harter Vater treibt ſie nach Hannover zurück.

Hier behauptet ihr Gemahl, ſie habe ſich mit ſeinem Bruder, dem Prinzen Maximilian von Hannover, gegen ihn verſchworen, um dieſen zum Erben des Herzogthums Zell zu machen, und obgleich ſie ihre Unſchuld an den Umtrieben des Prinzen darthut, wird ſie doch ſehr ſchlecht behandelt. Königsmark iſt der einzige theilnehmende Freund; aber ſeine glühende Liebe zu ihr, läßt ihn ſchon daran denken, alle Schranken zu überſpringen. — Der fünfte und letzte Akt führt die Gräfin Platen vor, wie ſie den alten Kurfürſten auf Königsmark und die Kurprinzeſſin aufhetzt und auf den vertrauten Umgang derſelben aufmerkſam macht. Daſſelbe thut Frau von Buſch beim Kurprinzen. Die Platen hat nun einen Vertrauten, dem ſie ihre ganze Gunſt ſchenkt, und den ſie anſtellt, den Königsmark und die Prinzeſſin ſtets zu belauern und Tag und

Nacht nicht aus den Augen zu laſſen. Einen ſolchen Schuft brauche ich zu der Verrätherei, welche den Grafen Königsmark zuletzt in's Verderben ſtürzt. Sagen Sie mir, wer hat wohl dieſe Rolle geſpielt, damit ich den Ehrenmann bei ſeinem rechten Namen nenne?“

„Herr Grumbhart!“ fuhr der Baron auf. „Laſſen Sie mich nicht vergeſſen, daß wir in Moskau ſind. In jedem andern Lande würde dieß Wort Ihr Tod ſein.“

„Herr Baron!“ verſetzte der Andere beſtürzt, „ich machte vorhin ſchon Wahrnehmungen an Ihnen, die mich befremdeten. Befinden Sie ſich unwohl? Bemerken Sie eine Unklarheit Ihres Geiſtes?“

„Iſt das teufliſcher Hohn, Herr, oder wären Sie wirklich nicht unterrichtet?“

„Wovon denn?“

„Wahrlich, Sie haben recht! Ich fange an, an meinem Verſtande zu zweifeln.“

„Nicht wahr? Ich bitte Sie, kommen Sie ſchnell mit mir zu einem geſchickten deutſchen Arzt, den ich gut kenne.“

„Poſſen! Wozu die Komödiantenſpielerei! Sie ſchreiben nicht nur gute Stücke, Sie improviſiren und ſpielen aus dem Stegreif ſehr natürlich. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein ſo vollendeter Komödiant wären. — Aber laſſen Sie das Spiel. Sein Sie einen Augenblick aufrichtig gegen Ihren

Landsmann. Sie wenigſtens habe ich ja niemals beleidigt. Iſt der Zar durch Sie gegen mich eingenommen? Weiß er Alles und bin ich ganz verloren?“

„Durch wen?“

„Nun, wer wird denn die Kurprinzeſſin in Ihrem Stücke ſpielen?“

„Wer anders, als die Feigenſpan? Sie iſt ja unſere erſte Künſtlerin. Aber wie gehört das hierher?“

„Sie mein' ich ja eben.“

„Es iſt wahrlich in Ihrem Kopfe nicht richtig.“

„Und ſteht ſie wirklich ſo gut bei'm Zar, wie ich gehört habe?“

„Er hat ſie ſehr anſtändig beſchenkt und legt ihr ſein fürſtliches Wohlgefallen oft an den Tag.“

„Und weiß denn der Zar, wer ſie iſt?“

„Wie kann ich das wiſſen?“

„Hat er Sie nie über ihre näheren Verhältniſſe gefragt?“

„Ich habe ja keine Kenntniſſe davon.“

„Wie? Sie wüßten wirklich nicht, wer dieſe Madame Feigenſpan iſt?“

„So ſagen Sie es mir doch, wenn Sie's wiſſen.“

„Herr Gott, ich bin verrathen und verkauft! Hat mich denn mein böſer Stern nach Moskau geführt, wo dieſe Schlange mich verderben wird?“ Und mit allen Zeichen der Verzweiflung ſtürzte er fort und ließ den betroffenen Dichter in der gewiſſen

Ueberzeugung zurück, daß der Baron von Hohenſtein geiſtesverwirrt ſei.

Chloris war in Menſchikoff's Hauſe bei Martha, zu der ſie ſich immer mehr hingezogen fühlte. Schon hatte die Acht, in welcher der Schauſpielerſtand lag, in Moskau ihre giftige Wirkung auf ſie ausgeübt. So ſehr ſie auf der Bühne gefiel, ſo ſehr floh jedes weibliche Weſen, außer dem Theaterperſonal, ihren Umgang. Martha, die Fremde, ſelbſt Verachtete, die als Menſchikoff's Liebchen, wie man ſie nannte, Verhöhnte, wurde von einem gleichen Bedürfniß des weiblichen Gemüths zu der einſamen Schauſpielerin geführt. Sie waren innige Freundinnen geworden, und die jüngere Unerfahrene ehrte die ältere mit Welt und Schickſal Bekannte durch Achtung und Liebe.

„Chloris," ſagte Martha zutraulich, „ich kann dir etwas nicht verſchweigen. Ich habe dich zu lieb gewonnen, du haſt dich mir zu freundlich gezeigt, als daß ich vor dir ein Geheimniß haben könnte."

„Und was hat mir meine Martha zu ſagen?"

„Die Leidenſchaft des Zar für dich iſt mit jedem Abend, den er dich auf der Bühne geſehen, geſtiegen. Er hat mit Menſchikoff darüber geſprochen und geſchworen, er habe noch nie ein Weib ſo heftig geliebt, wie dich. Menſchikoff ſoll dich morgen einladen, und der Zar will kommen, um dich hier zu ſehen. Du wirſt ihm nicht widerſtehen können.“

„Barmherziger Gott!“

„Aber was ſeufzeſt du? Biſt du denn kein Weib? Iſt dir die feurige Liebe des mächtigſten Mannes in dieſem Reiche, der zugleich jung und ſchön iſt, nicht ſchmeichelhaft?“

„Ach, Martha, ich bin Gattin —“

„Das bin ich auch,“ lachte Martha. „Ein Paar Wochen vor der Zerſtörung Marienburgs heirathete ich meinen Liebſten, einen jungen ſchwediſchen Dragoner. Fünf Tage nach der Hochzeit mußte er in's Feld, und ich weiß nicht, ob er noch lebt, oder todt iſt. Das ſollte mich aber wahrlich nicht abhalten, den Zar zu lieben.“

„Du biſt ein liebes, ungekünſteltes Kind der Natur.“

„Und dem Feigenſpan, dem lächerlichen Tölpel, wäre ich gar nicht treu, wenn er mein Mann wäre und mich ein Zar liebte.“

„Ihm gilt auch meine Treue nicht.“

„Nicht ihm? Wem denn ſonſt?“

„Ich bin das Weib eines Andern.“

„Wie, Unglückſelige, du biſt zwiefach vermält? Biſt zwei Männern zugleich angetraut?“

„Höre mich!“ Und von Reue gefoltert, daß ſie ſich verrathen, wollte ſie einlenken, aber ſie hatte kaum einige Worte geſprochen, als ein Fremder hereintrat, der den General zu ſprechen wünſchte. Indem Martha demſelben berichtete, daß Menſchikoff ſich eben beim Zar befinde, fielen Chloris Augen auf den jungen Mann, die ſeinigen auf ſie. Sogleich verhüllte ſie mit einem dumpfen Laut ihr Geſicht, und ſtöhnte: „O Himmel, auch das noch! Das iſt zu viel! Ich ertrag' es nicht.“ Der Fremde aber eilte auf ſie zu, und ſagte hocherfreut: „Um Gott, theure Mutter, wie bin ich angenehm überraſcht, Sie hier zu finden! Sind Sie vielleicht mit meinem Vater mir entgegengereist, mich hier zu empfangen? Wo iſt er, daß ich ihm die Hand küſſe?“

Als er aber hinzukam, glitt die Beſtürzte ohnmächtig zu Boden und lag zu den Füßen des nun nicht minder erſchrockenen Mannes.

Martha eilte ihrer Freundin zu Hülfe; Chloris edles Geſicht war von der Farbe des Todes überhaucht und ihr ſchönes Auge geſchloſſen. Ihr ſanft gewölbter Mund, geſchaffen, um die ſüßeſten Freuden zu gewähren, hatte ſich wehmüthig ſchmerzlich verzogen.

„O himmliſche Milde!“ ſtöhnte Martha's Beſtürzung, „die Arme iſt todt.“

„Hätte denn der grauſame Tod ein Vorrecht vor mir, dieſe ſüßen Lippen zu küſſen!“ jammerte der junge Mann. „Nein, nein, das iſt nicht möglich! Maria, erwache! Sieh', zu deinen Füßen liegt der ärmſte aller Menſchen, der unglücklichſte durch ſeine unausſprechliche Leidenſchaft zu dir. Von meinen Lippen reißt ſich noch einmal unwiderſtehlich das gräßliche Geheimniß meiner Liebe zu dir los, da ich dich ſo plötzlich, ſo unerwartet mir gegenüber ſtehen und — liegen ſehe in deiner bezaubernden Schönheit, das Geheimniß, das mich wie ein blutiges Geſpenſt durch die Länder verfolgt hat, um mich zu martern. O, erwache nur noch einmal, damit ich es dir ſagen kann, mit welcher Raſerei ich dich liebe, dann ſtirb mit dem erſten und letzten Kuß von meinen verbrecheriſchen Lippen, und laß mich im wilden Taumel des Genuſſes mit dir ſterben! Ein ſolcher Tod iſt unausſprechliche Wonne gegen die Qual eines ſolchen Lebens. Erwache, Maria, zu Brautkuß und Tod! O, Grauſame, daß du auch meine Mutter ſein mußteſt!“ Und der Schmerz ſeiner Seele löſte ſich in Thränen auf; er kniete vor ihr und benetzte ſie mit den feuchten Perlen.

Martha war aus dem Zimmer geeilt, um einen Arzt herbeizuholen. Unterdeſſen ſchlug Chloris die Augen auf und ließ ſie mit ſchmerzlicher Verwunderung auf dem vor ihr knieenden Jüngling ruhen.

„Sie ſind wieder bei ſich, meine Mutter!“ rief dieſer aufſpringend. „Geſegnet ſei mein Geſchick, daß Sie leben. O, ſo reden Sie doch! Wie kommen Sie denn nach Moskau?“

„Dimitri,“ erhob ſie ihre ſchmerzensreiche Stimme,

„Ihnen mich zu verhehlen, vor Ihnen mich zu verläugnen, vermag ich nicht. Und wenn ich wollte und könnte, meine Beſtürzung über Ihr plötzliches Erſcheinen hier, die zur Ohnmacht wurde, hätte mich Ihnen doch verrathen. Hier hört die Kunſt auf, und die Natur tritt in ihre heiligen Rechte.“

„Und was hätten Sie auch für Gründe, ſich zu verläugnen? Warum ſollte es mir verwehrt ſein, Ihnen den ſchmerzlich-ſüßen Namen einer Mutter zu geben?“

„O Gott! Tauſend Gründe, dieſen fürchterlichen Namen von mir abzuhalten, der wie Schlangenbiß in meine Bruſt wühlt. Ja, Dimitri, es gibt nichts Entſetzlicheres auf Gottes weiter Welt, als daß ich Ihre Mutter bin. Es iſt ſo weit gekommen mit mir, daß ich die Larve fallen laſſen muß, Ihnen gegenüber. Der Himmel hat mir den bitterſten Kelch nicht erſparen wollen; ich habe mich mit allen Kräften meiner Seele dagegen geſträubt, aber aller Widerſtand iſt vergebens geweſen, und ich ahnete es dumpf, ich würde meinem Schickſal nicht entgehen können. Mit der Reſignation des zur Schlachtbank geführten Opferthieres hab' ich mich darein ergeben, und mit der Wolluſt der Verzweiflung greif' ich nun nach dem Becher, um ihn mit den Hefen zu leeren. Sie ſollen Alles wiſſen, was Sie und mich angeht, Dimitri.“

„Ha, es beginnt in meiner Seele eine Ahnung zu dämmern! So wäre ich es nicht allein geweſen, der die Qualen einer unglückſeligen Leidenſchaft in der verſchloſſenen Bruſt herumtrug, der von dem Schreckbild des Vaterfluchs, von grinſenden Furienlarven mit hochgeſchwungenen Schlangen fortgeſcheucht, die heimiſchen Penaten floh, um im fremden Lande den verlornen Frieden wieder zu ſuchen? Das Wort, das der aufflackernde Wahnſinn einer verabſcheuungswürdigen Liebe einſt über meine bleichen, von Furcht und Entſetzen bebenden Lippen trieb, als meine Kniee vor Ihnen zuſammenbrachen, und ich wimmernd zu Ihren Füßen lag, jenes verfluchte Wort, es wäre als Funke in Ihre Seele gefahren, und hatte dort Zunder und Brennſtoff gefunden, um ſie in Flamme zu ſetzen.“

„O, ich ſchaudere bei dem Bekenntniß, daß Sie recht haben, Dimitri; ich verabſcheue mich ſelbſt, indem ich Ihnen dieß verbrecheriſche Bekenntniß ablege; aber es iſt mir jetzt eine Beruhigung, mir den Dolch in das Herz tief tief hineinzudrücken und darin zu wühlen.“

„Dieß Geſtändniß entzückt mich in alle Himmel, während ich die Hölle vor mir aufgähnen ſehe, in die es mich unwiderſtehlich treibt. Maria, du liebſt mich! Hier iſt Glut und Eis, Wonne und Entſetzen vereinigt. O Menſchenbruſt, vermagſt du denn dieſe Seligkeit und dieſen Jammer zuſammen zu ertragen! Doch ich bin geliebt, und die Liebe iſt das allmächtigſte Geſetz der Natur, und jedes andere Band muß zerreißen, das ſie in der freien Ausübung ihres Rechtes behinderte.“ Und ſich ihres ſchönen Hauptes bemächtigend, überglühete er ihren Mund mit wilden Küſſen; aber mit Kraft ſtieß ſie ihn zurück und rief: „Halt ein, Frevler! ſo war es nicht gemeint. Ich bin das unſelige Geheimniß los, freier athmet meine Bruſt und ich fühle nun Stärke in mir, mein Schickſal zu ertragen. Mögen Sie es jetzt wiſſen, Dimitri: ich war es, die Sie aus dem väterlichen Hauſe vertrieb, ich, die die Abneigung Ihres Vaters gegen Sie nährte, ich, die ihn vermochte, auf Ihre Briefe aus Italien nicht zu antworten. Ich wollte Ihnen jede Gelegenheit benehmen, mit mir wieder zuſammenzutreffen, weil ich mir ſelbſt nicht Stärke zutraute, Ihnen zu widerſtehen, weil ich eine Leidenſchaft in meiner Bruſt entglimmen fühlte, die mich — ich fühlte es — zur fluchwürdigſten Verbrecherin gemacht haben würde. Ich höre Schritte. Mäßigen Sie ſich, Dimitri! Haben Sie Barmherzigkeit mit mir. Ich fühle mich matt und angegriffen. Wir ſind auf immer geſchieden; denn ich bin — eine Komödiantin!“ Sie ſeufzte tief auf und fiel in eine zweite Ohnmacht; denn ſie hatte in der Thüre Feigenſpan erblickt, den Martha nebſt einem Arzte hereinführte.

„Nun, mein Herr,“ wandte ſich der Komödiant ziemlich barſch an den jungen Mann, „was haben

Sie hier zu knieen? Was haben Sie ſich überhaupt um dieſe Dame zu kümmern?“

Dimitri ſah ihn mit großen Augen an, und erwiederte: „Weil ſie meine Mutter iſt.“

„Ihre Mutter?! Herr, ſind Sie verrückt? total toll? Na, das muß ich ſagen, hat je ein ehrlicher Ehemann größere Noth gehabt, ſich die Frau zu erhalten! Zwei wollten ſie zur Frau oder zur Geliebten; das ließ ich mir noch gefallen. Aber der will ſie gar zur Mutter, das geht mir über den Spaß. Herr, haben Sie denn nicht ſo viel Verſtand mehr, um einzuſehen, daß dieſes rein unmöglich iſt? Sie ſind ja wenigſtens eben ſo alt, wie meine Frau.“

„Frau? Ihre Frau?! Dieſe Dame Ihre Frau!“ kreiſchte Dimitri.

„Freilich! Was iſt da Maul aufzureißen? Darf denn Unſereiner keine Frau haben?“

„Iſt denn das möglich? Nein, nein! Das iſt eine abſcheuliche Lüge! Dieſe Dame iſt Ihre Frau nicht, kann Ihre Frau nicht ſein.“

„Ich will es Ihnen verbrieft und verſiegelt bringen, daß ſie meine angetraute Frau iſt. Fragen Sie ſie ſelbſt. Auch dieſe Dame wird es bezeugen. Fragen Sie, wen Sie hier wollen, ob ſie nicht meine Frau iſt, des Komödianten Feigenſpan Frau?“

O Barmherzigkeit des Himmels! Und mein Vater! mein Vater! Und ich, ich! Ich werde wahnſinnig.“ Er wollte fort, war aber wirklich ſeiner

Sinne nicht mehr mächtig, gerieth in ein anderes Zimmer und brach dort zuſammen. Bald darauf hörte er die Thüre wieder öffnen, und ſah Menſchikoff an Martha's Hand hereintreten. Sie bemerkten ihn nicht.

„Es iſt heraus, wer die Unglückliche iſt,“ ſagte der General haſtig zu ſeiner Begleiterin.

„In der That,“ verſetzte das Mädchen, „es konnte nicht lange ein Geheimniß mehr bleiben, nachdem ſie einen jungen Mann, der gekommen war, Ihnen aufzuwarten, für ihren Sohn erkannt hatte.“

„Der Kurprinz von Hannover hier? Iſt's möglich? Welch' ſeltſames Zuſammentreffen! Wo iſt er, daß ich ihn zum Zar führe?“

„Ich weiß es nicht. Er entfernte ſich augenſcheinlich in der größten Verzweiflung, daß ſeine Mutter Feigenſpans Gemahlin ſei.“

„Das iſt begreiflich; denn du mußt wiſſen, daß Madame Feigenſpan nichts Geringeres iſt, als die unglückliche Prinzeſſin von Hannover, die ihrer Liebſchaft mit dem Grafen Königsmark wegen in's Gefängniß geſetzt wurde, demſelben aber glücklich entronnen, und um, verfolgt, wie ſie war, nicht erkannt zu werden, endlich aus lauter Verzweiflung unter die Komödianten gerathen iſt. Die Sache iſt ſchon ziemlich bekannt, und ich habe ſie aus mehr als einem Munde. Der Zar hat es ebenfalls gehört, und hat mich beauftragt, den Ingenieur Grumbhart zu holen, der ein Hannoveraner iſt, und um ihr Geheimniß zu wiſſen ſcheint. Habe du auf die arme Prinzeſſin wohl acht; der Zar will ſie heute noch ſprechen. Er liebt ſie ſo ſehr, daß ich feſt überzeugt bin, er erhebt ſie zu ſeiner Gemahlin.“

Martha ſchlug die Hände ſtaunend zuſammen.

Als Menſchikoff gehen wollte, ſtieß er auf Dimitri, deſſen Kopf in Fieber glühete, deſſen Gedanken das eben Gehörte vollends ganz verwirrt hatten.

„Das iſt der junge Mann,“ ſagte Martha beſtürzt.

Menſchikoff wollte ihn aufrichten, aber er taumelte, wie ein Betrunkener, ſeine Augen ſtarrten unheimlich und ſeine trockenen Lippen lispelten: „Die Prinzeſſin von Hannover iſt meine Mutter. Meine Mutter iſt eine Komödiantin. Die Prinzeſſin von Hannover iſt des Komödianten Feigenſpan Frau. Mein Vater, mein armer Vater! Und ich! Wehe, wehe mir!“ Seine Reden gingen in ein leiſes Wimmern über.

„Durchlauchtigſter Prinz,“ redete ihn Menſchikoff ehrerbietig an, „der Schrecken hat Sie krank gemacht. Ich werde Sie ſogleich in den Kreml bringen laſſen, wo Ihnen der Zar alle Wartung und Pflege, der Sie bedürfen, angedeihen laſſen wird. Auch wird er die Agelegenheiten Ihrer gnädigſten Frau Mutter auf jede mögliche Weiſe redreſſiren. Beruhigen Sie ſich; es kann Alles noch gut gehen.“

Sogleich wurde ein Wagen beordert und der kranke Jüngling hineingebracht. Menſchikoff nahm neben ihm Platz.

Der Arzt hatte ſich kaum wieder entfernt, als Chloris aufſprang, auf Feigenſpan zueilte, und ihn mit Ton und Geberde größter Verzweiflung anrief: „Amyntas, ich beſchwöre dich bei Allem, was dir theuer und heilig iſt, fliehe ſo eilig als es nur angeht, mit mir aus Moskau.“

„Ich fliehen aus Moskau? Jetzt, wo ich allmälig mehr Hoffnung ſchöpfe, meinen Waizen hier zum Blühen zu bringen?“

Da ſtürzte das ſchöne Weib vor dem häßlichen Komödianten auf die Kniee, und ſchrie ihn umklammernd: „Verlaß mich nicht, Amyntas! Flieh mit mir nach Warſchau. Dort will ich dich zum König führen und dir ein glänzendes Glück begründen. Was ich dir verſprochen, habe ich treu gehalten, und ſo zweifle auch nicht an der Erfüllung dieſes meines Wortes. Nur fort! fort aus dieſem gräßlichen Moskau! In dieſer Stunde noch! O hätt' ich Flügel, um ſchnell davon zu fliehen! Du haſt mich gezwungen, dir hierher zu folgen; ich ahnete düſter Alles, was geſchehen iſt. Nun aber rette mich aus dieſen Wirrſalen! Rette mich vor mir ſelbſt. Eile, haſte dich! Beſtelle Pferde und einen Wagen. Ehe eine

Stunde vergangen iſt, müſſen wir dieſe verhaßte Stadt im Rücken haben.“

„In der That, Madame,“ antwortete der Komödiant ziemlich trocken, „ich fange an, mich der Rolle zu ſchämen, die ich ſeit Jahr und Tag geſpielt habe. Ich bin es müde, mich mit verbundenen Augen von Ihnen am Narrenſeile führen zu laſſen, ich weiß nicht wie und wohin! Unſereiner hat ſeine Ambition wie jeder Bojar; ich habe nicht Noth, mich für nichts lächerlich zu machen. Herr Kunſt bezahlt mir meine Gage, aber Sie? — — Ich bin des Wartens ſatt. Klären Sie mich über Ihre Verhältniſſe auf, die ſeltſam genug ſein mögen, und ſagen Sie mir rund heraus, ob Sie meine Frau werden wollen oder nicht. Dieſes Schaugericht ſoll nicht länger auf meinem Tiſche ſtehen; ich muß genießbare Speiſen haben.“

„Amyntas, du haſt mir Gelegenheit gegeben, dich hochzuachten; ſetze deinen Werken und Handlungen für mich die Krone auf, führe mich ſchnell fort. Längeres Zaudern würde dich und mich verderben. Hörſt du, dich eben ſo gut; denn man würde es dir nie vergeben, daß du dich für meinen Gemahl ausgegeben.“

„Aber wer ſind Sie denn?“ fragte Feigenſpan ſchaudernd.

In Warſchau ſollſt du mein ganzes Schickſal erfahren, und der König wird dir deine That belohnen.“

„Und darf ich hoffen, Ihr Gemahl wirklich zu werden?“

„Ja, in Warſchau.“

„Wohlan, es ſei! Mein Glücksſtern beginnt zu leuchten. Ob ich dem Zar von Rußland oder dem König von Polen als Offizier diene, gilt mir gleich; wenn ich nur meinen angebornen Adel geltend machen kann. Hier will ſo nichts Rechtes verfangen, ſeit ich den Zar deinetwegen ſchlecht behandelt habe.“

„Nur ſchnell! Um Gotteswillen ſchnell!“ Damit ſchob ſie ihn zur Thüre hinaus.

Unverzüglich ſuchte ſie nun Martha auf. Ehrerbietiger, als früher, trat ihr dieſe entgegen.

„Meine mir ſo lieb gewordne junge Freundin,“ ſprach Chloris herzlich, Martha’s Hände ergreifend, „erbarme dich eines über alle Begriffe unglücklichen Weibes und verhilf mir zur ſchnellſten Flucht aus Moskau, aus Rußland. Jeder Athemzug, den ich länger hier thue, vergiftet mich. Wehe mir, daß ich mich dir nicht — jetzt nicht — entdecken kann, aber von Warſchau aus ſollſt du meine ſeltſamen Schickſale erfahren, und du wirſt daraus klar ſehen, daß nicht mein mühſam errungener Lebensfriede — was läge an ihm! — ſondern das Glück und die Ruhe mehrer verloren iſt, wenn ich länger bleibe. Nimm übrigens die Verſicherung, daß du keiner Verbrecherin hülfreiche Hand leiſteſt. Mein Bild ſoll bald gerechtfertigt vor deiner Seele ſtehen. Mehr darf ich dir jetzt nicht ſagen. Du aber ſage, willſt du? willſt du mich retten?“ Die angſtgepreßte Haſt, die verzweiflungsvolle Miene, mit der dies Alles geſagt wurde, endlich die Ueberzeugung, jene höchſt unglückliche Fürſtin vor ſich zu haben, von deren traurigem Schickſale die Welt damals erfüllt war, verwirrten Martha ſo, daß ſie unbedingt ihre Beiwirkung zur Flucht zuſagte.

„Nun, ſo verſchaffe mir ſchnell männliche Kleider; ich fühle mich nicht mehr ruhig und ſicher in dieſen Frauengewändern. Auch werde ich dadurch möglichen Verfolgungen entgehen.“

Martha gehorchte im Herzen unwillig dieſem Wunſche, aber er erſchien ihr als Befehl der hohen Frau. Bald ſtand Chloris in Kleidern des Generals gehüllt, vor ihr. Dem erwachten Muthwillen des jungen Weibes genügte bald die bloße Verkleidung nicht; ſie gefiel ſich, die von ihr ſo hochverehrte Frau anzumalen und mit Bart zu verſehen, wobei ihr die praktiſche Kenntniß der Schauſpielerin berathend zu Hülfe kam. Als Feigenſpan in das Zimmer trat, um ſeine Pſeudo-Frau zur Flucht abzuholen, erkannte er ſie nicht. Martha rief ihm lachend entgegen: „Es iſt nicht genug, daß Ihre Frau als Mann verkleidet iſt, nein, um jegliche Gefahr abzuwenden, iſt es durchaus nothwendig, daß Sie ſich als Frau verkleiden, Herr Feigenſpan.“

„Ich ſehe die Nothwendigkeit davon nicht ein,“

entgegnete der Komödiant verdrieſslich dem muthwilligen Weibe.

„Sie ſoll Ihnen anſchaulich gemacht werden. Wenn Sie verfolgt und eingeholt werden, ſo wird man nach der Dame greifen und den Herrn in Ruhe laſſen; denn an Ihnen, Herr Feigenſpan, iſt gar nichts gelegen, ſondern Alles an dieſer Dame. Sind Sie nun als Frau gekleidet, ſo wird man Sie zurückführen und vor den Zar bringen; dieſer aber wird Sie, ſobald er den Betrug inne wird, lachend wieder laufen laſſen. Die Dame aber gewinnt, als Herr gekleidet, dadurch Zeit und Vorſprung, um glücklich nach Warſchau zu gelangen, wohin Sie ihr dann mit aller Bequemlichkeit nachreiſen können. Habe ich nicht recht?“

„Sie haben es, aber ich wenig Luſt, mich vor den Zar in ſolchem Koſtüm führen zu laſſen.“

„Es iſt ja auch nur ein angenommener Fall. Sie werden's nicht nöthig haben.“

„Amyntas, erfülle meine Bitte und bediene dich neiner Kleider. Du beruhigſt mich dadurch um ein Großes.“

Der gutmüthige Pickelhäring bequemte ſich brumnend endlich auch dazu, und Martha beeilte ſich, chäkernd und kichernd, ihn herauszuputzen. Ein Schleier bedeckte zuletzt ſein braunes Geſicht, und enahm der wunderlichen Figur den grellen Anſtrich.

Ihre Habſeligkeiten hatte Feigenſpan ſchon auf den Wagen packen laſſen, und ſo verließen ſie mit der anbrechenden Dämmerung des Wintertags auf ſchnellen Rädern die Hauptſtadt, nachdem ſie von der behülflichen Martha zärtlichen Abſchied genommen hatten.

Menſchikoff trat mit dem nach langem Suchen aufgefundenen Grumbhart in das Gemach des Zar. Peter rief ihnen mit noch mehr als gewöhnlicher Heftigkeit entgegen:

„Nun, wie iſt's?“

„Die Sache unterliegt keinem Zweifel mehr,“ verſetzte der Günſtling. „Sie iſt die Prinzeſſin von Hannover. Auch Grumbhart iſt davon überzeugt.“

„Aber kennſt du ſie denn nicht?“ fragte der Zar den Ingenieur. „Du biſt doch ein geborener Hannoveraner.“

„Ich habe die unglückliche Prinzeſſin, ſo lange ſie noch am Hofe zu Hannover lebte, nicht geſehen; denn damals war ich noch nicht in der Hauptſtadt; ſpäter im Gefängniß zu Ahlen ſah ich ſie einige Mal, doch ſtets aus der Ferne. Doch erinnere ich mich, daß es dieſe Figur war. Wer hätte auch daran gedacht?“

„Unerhört!“ rief der Zar.

„Aber Ew. Majeſtät haben einen Hannoveraner unter Ihren Truppen, der ſie kennt, und deſſen ſeltſame Reden in Bezug auf die zeither ſogenannte Madame Feigenſpan mir jetzt plötzlich klar geworden ſind. Dieß iſt der Hauptmann von Hohenſtein. Meiner dunkeln Erinnerung nach, war dieſer Mann als Kammerherr des verſtorbenen Kurfürſten von Hannover mit in die grauſame Intrigue gegen die Prinzeſſin und Königsmärk verwickelt. Es ſcheint mir, er diente der Gräfin Platen. Er verrieth ſich mir nämlich, als ich ihm den Plan zu dem von Ew. Majeſtät gewünſchten Schauſpiel vorlegte, und aus ſeinen verwirrten und ängſtlichen Worten entnehme ich erſt jetzt, daß er vorausſetzte, ich wolle ihn ausholen. Er war in großer Furcht, Madame Feigenſpan werde ihm bei Ew. Majeſtät ſchaden, fragte mich mit beſtürzten Mienen, ob ich die Prinzeſſin nie geſehen habe und benahm ſich auf eine mir im Moment unerklärliche Weiſe. Jetzt freilich begreif' ich ſeine Unruhe, ſeine Verwirrung, die mir damals wie Verrücktheit vorkam. Er hatte Abends zuvor Madame Feigenſpan auf der Bühne geſehen, erkannt, und getraute ſich nun nicht, ſich gegen mich bloszugeben. Jetzt iſt Alles hell und deutlich; ſie iſt die Prinzeſſin.“

„Wenn irgend ein Zweifel noch obwalten könnte, ſo wäre er durch das Erſcheinen des Erbprinzen von Hannover gehoben,“ fügte Menſchikoff hinzu.

„Ich werde den Prinzen morgen ſprechen, vielleicht befindet er ſich dann wohler,“ bemerkte Peter. „Thue Alles in dieſer Nacht zu ſeiner Beruhigung. Jetzt aber laß ſogleich den Hauptmann von Hohenſtein holen. Ich muß erſt ganz klar ſehen in dieſer wunderlichen Sache, ehe ich die Dame ſpreche. Ohnedieß iſt heute dazu keine Zeit mehr. Doch ich will mich nicht ſchlafen legen, bevor ich nicht genau weiß, ob es die bedauernswürdige Fürſtin wirklich iſt.“

Der Bote, der nach dem Baron Hohenſtein ausgeſchickt worden war, kam mit der Meldung zurück, es ſei unmöglich, daß derſelbe vor dem Zar erſcheine, da er heute in einem Duell ſchwer verwundet worden ſei.

„Man ſoll ihn in einer Sänfte bringen!“ ſchrie Peter immer ungeduldiger und hitziger. „Und wenn er am Tode liegt, ſoll man ihn bringen; ich befehl' es!“ Die Diener flogen. Der Zar maß mit raſchen Schritten das Zimmer. Es wurden wenig Worte gewechſelt. Plötzlich meldete ein Diener dem General Menſchikoff, daß ihn Jemand im Vorzimmer zu ſprechen wünſche. Er ging hinaus, kehrte aber nach einigen Augenblicken ſchon wieder mit dem Ausruf zurück: „Majeſtät, ſie iſt entflohen.“

„Wer?“

„Die Prinzeſſin. Nach Warſchau zum König.“

„Entflohen?!“ rief der Zar wild. „Wer bringt die Nachricht.“

„Martha.“

„Komm' herein, Martha, und erzähle."

Das junge holde Weib, dem das Gewiſſen geſchlagen, daß ſie, gegen Menſchikoff's Befehl gehandelt, vielleicht auch aus Muthwillen und Luſt, die Sache noch mehr zu verwickeln, berichtete getreulich, was ſie wußte. Peters Augen ruheten mit Wohlgefallen auf der lieblichen Erſcheinung. Sie hatte noch nicht ausgeredet, als die ausgeſandten Diener zum zweitenmal ohne Hohenſtein zurückkehrten und meldeten, der Hauptmann habe ſich ſogleich, als ſie ſich das erſtemal entfernt, mit verbundenem Kopfe in einen Wagen geworfen, und ſei Hals über Kopf zum Thore hinausgejagt.

„Holla!" rief der Zar, „die Geſchichte wird intereſſanter. Das hängt zuſammen, wie es auch ſein mag. Sie ſind mit einander geflohen, und nun bin auch ich überzeugt, daß ſie die Prinzeſſin iſt. Aber ſo ſpielt man nicht mit dem Zar von Rußland. Dieſe Komödie ſoll doch einen andern Ausgang nehmen, als dieſe fürſtliche Actrice beabſichtigt. — Hei, Matwej Roshin! Matwej Roshin! Ruft mir den wilden Matwej."

Einige Augenblicke ſpäter ſtand der ſchöne feurige Ryu vor dem Zar.

„Du biſt der flinkſte und entſchloſſenſte von meinen Jungen. Die ſchöne Komödiantin iſt mit ihrem Manne und dem Hauptmann Hohenſtein nach Warſchau zu entflohen. Wirf dich auf das ſchnellſte meiner Pferde; zehn der beſten Burſche von der berittenen Leibgarde ſind dir untergeben. Reite, daß die Funken ſtieben, halte alle Wagen auf der Straße an und bringe mir die Flüchtigen zurück.“

Ein Blitzſtrahl der wildeſten Freude zuckte über des Ryn Geſicht, als er ſich entfernte. Auf des Zars Wunſch fuhr Martha fort zu erzählen, und er hörte ihr mit großem Wohlgefallen zu. Zuweilen mußte ſie Grumbhart ablöſen, aber der Gegenſtand dieſer Erzählungen und Unterhandlung blieb die ſchöne Komödiantin, die man mit der Kurprinzeſſin von Hannover identifizirte.

Die Nacht war unterdeſſen hereingebrochen; der Zar ſchickte einen Boten nach dem andern fort; ſeine Ungeduld ſtieg mit jeder Minute. Da ließ ſich der Knees Wäſemskoi bei ihm melden mit der dringenden Bitte um eine Audienz in einer äußerſt wichtigen Angelegenheit, ein Ereigniß betreffend, das ſich heute zugetragen. Der Zar liebte den Fürſten Wäſemskoi, weil derſelbe die Neuerungen auf alle Weiſe unterſtützte und förderte. Auch vermuthete Peter, die Bitte des Knees möchte mit der Flucht der ſchönen Komödiantin zuſammenhängen, und ließ ihn deßhalb ſogleich hereinkommen.

„Großmächtiger Zar,“ begann der reiche bejahrte Fürſt, „mein Sohn, mein Adoptivſohn — doch was red' ich in meiner Beſtürzung, indem ich Dinge vorbringe, die erſt noch geſchehen ſollen! Alſo Dimitri

Roshin, der älteſte Sohn des Stolnik Semenj Roshin, Woiwoden von Pleskow, der auf meine Koſten Italien, Frankreich und Deutſchland bereiſt hat, und geſtern von ſeiner großen Tour hier angelangt iſt, verfügte ſich heute zum General Menſchikoff, um dieſem die Aufwartung zu machen, und durch denſelben eine Audienz bei Ew. Majeſtät zu erbitten, damit er Ihnen die Reſultate ſeiner Reiſe vorlege. Er kehrte nicht zurück, und als ich bei einbrechender Nacht, befremdet über ſein Ausbleiben, mit ſehnſuchts- und ahnungsvollem Herzen mich im Hauſe des Generals nach ihm erkundigen laſſe, erfahre ich zu meiner Beſtürzung, daß mein Sohn in einem verſchloſſenen Wagen, vom General Menſchikoff begleitet, in einem verzweifelten Zuſtande nach dem Kreml gebracht worden iſt. Ich beſchwöre Ew. Majeſtät, was hat Dimitri, der beſte und edelſte aller Jünglinge, verbrochen, daß er ſich Ew. Majeſtät Ungnade zugezogen, ehe er Ihr Angeſicht geſchaut hat? Iſt es nicht ein falſcher Verdacht, in dem er ſchwebt, ein Mißverſtändniß?“

„Menſchikoff,“ wandte ſich der Zar an dieſen. „Antworte du auf dieſe Fragen. Du haſt mir eine ganz andere Perſon genannt, die du aus deinem Hauſe in das meinige gebracht.“

„Knees,“ nahm Menſchikoff das Wort, „der junge Mann, den ich krank in den Kreml gebracht, iſt der Kurprinz von Hannover.“

„Der Kurprinz von Hannover?!“ rief der Fürſt höchlichſt verwundert. „Das iſt ſehr ſeltſam. Ich bitte Sie, zeigen Sie mir das Subjekt, über welches wir ſo verſchiedener Meinung ſind.“

„Ich kenne den Kurprinzen von Hannover perſönlich,“ erinnerte der Zar. „Ich ſah ihn vor vier Jahren in Koppenbrügge. Er kann jetzt höchſtens neunzehn bis zwanzig Jahre alt ſein. — Führe uns zu dem Kranken, Menſchikoff.“

Die ganze Geſellſchaft brach auf, und verfügte ſich in das Zimmer, wohin Menſchikoff den Jüngling hatte bringen laſſen. Er ſchlief. Der Zar und der Knees Wäſemskoi traten an das Bett.

„Das iſt nicht der Kurprinz von Hannover,“ ſagte der Erſtere.

„Es iſt Dimitri Roshin und kein Anderer,“ fügte der Knees hinzu. „Ich kenne dieſen Jüngling von ſeiner Jugend an, und ich ſtand eben im Begriff, mir von Ew. Majeſtät die Erlaubniß auszubitten, ihn zu adoptiren, da mein eigener Sohn auf ſeiner Reiſe in Frankreich geſtorben iſt. Ich nahm an dieſem Dimitri ſtets das lebhafteſte Intereſſe; wie ſollte ich ihn nicht kennen, da er auf meinen Gütern und ſchier unter meinen Augen aufgewachſen iſt?“

„Er hat mir ſelbſt geſagt: ich bin der Sohn der Prinzeſſin von Hannover,“ berichtete Menſchikoff nicht ohne Verlegenheit.

„Dann muß er ſehr krank ſein,“ ſeufzte der Fürſt. „Aber geſund und wohl hat er mein Haus verlaſſen.“

„Iſt denn noch Niemand da, der dieſen Knoten zerhaue?“ rief der Zar. „Je ungeduldiger ich werde, deſto feſter verſchlingt er ſich.“

Es verging wieder eine Stunde, und die Zeit kam heran, wo das Theater in Preobraſchenskoe beginnen ſollte. Martha hatte ſich nach Hauſe begeben. Die übrige Geſellſchaft hatte der Zar beiſammenbehalten. Endlich kam ein Bote mit der Meldung zurück, der Hauptmann von Hohenſtein ſei gefänglich eingebracht worden; doch durch Verblutung und Anſtrengung der Flucht, Schrecken und Furcht ſo erſchöpft, daß er nicht vor dem Zar erſcheinen könne.

Ein zweiter Bote bringt noch erſtaunlichere Kunde. Der Ryn Matwej Roshin habe das flüchtige Ehepaar erreicht, aber ſtatt ſie zur Umkehr zu nöthigen, habe er den Mann der ſchönen Komödiantin aus dem Wagen zu ſteigen gezwungen, den Leibgardiſten befohlen, denſelben nach Moskau zurückzubringen, er ſelbſt aber habe ſich in den Wagen geworfen, und ſogleich die Flucht fortgeſetzt. Der Garde-Wachmeiſter habe darin Verrätherei gewittert, und auf eigene Fauſt es unternommen, dem Ryn mit der Komödiantin im Wagen nachzuſetzen. Matwej habe, als er dieſes bemerkt, wie ein Raſender d'rauf losgejagt, aber endlich eingeholt, ſich ſo verzweifelt gewehrt, daß er mehre Gardiſten verwundet Ueberwältigt ſei er zurückgebracht worden.

„Hat denn Wahnſinn alle Köpfe ergriffen?“ rief der Zar. „Was werd' ich eigentlich zu hören bekommen? Man ſoll den Ryn, die Komödiantin und den Hauptmann zuſammen bringen. Der brave Wachmeiſter ſoll mitkommen; er hat verdient, Offizier zu werden.“

Die drei Gefangenen wurden hereingeführt. Der Zar ging ſogleich mit Artigkeit auf die Dame zu, doch erſchrocken fuhr er zurück, als ſein Blick mit dem Lichtſchimmer in ihr Geſicht fiel. Ein Fluch donnerte von ſeinen Lippen. „Was iſt das? Dieß ſoll die ſchöne Komödiantin ſein? Ein Scheuſal iſt's?“ Und mit losbrechendem Zorn: „Wer wagt es, mich zu foppen?“

Da fiel Feigenſpan auf die Kniee und wimmerte: „Ich bin ja der arme, unglückſelige Komödiant, Konrad Feigenſpan.“

In demſelben Augenblick hatte ihm der Zar mit höchſteigenen Händen den weiblichen Kopfputz abgeriſſen und ein Paar derbe Maulſchellen gereicht, ſo daß der dreifach geſchlagene Amyntas heulend zu Boden purzelte.

„Wo iſt Chloris, deine Frau, Hundsfott?“ donnerte Peter.

„Ich weiß es nicht. Aus Vorſicht hatte ſie ſich als Mann verkleidet. Sie wurde beim Ueberfall aus dem Wagen geriſſen, der junge Herr dort ſetzte ſich zu mir, und ſchwur Stein und Bein, er würde weder im Himmel, noch in der Hölle von mir laſſen; dieß ſei die köſtlichſte Gelegenheit, in meinen Beſitz zu kommen, und er wäre der größte Thor, wenn er dieſelbe unbenutzt laſſe. Dabei machte er mir die zärtlichſten Liebeserklärungen.“

Der Zar brach in ein lautes Gelächter aus, und außer den Gefangenen ſtimmten Alle ein.

„So iſt ſie doch entflohen?“ rief endlich der Zar ärgerlich. „Man ſoll Alles aufbieten, ihrer habhaft zu werden,“ herrſchte er den Dienern zu. „Soll ich denn wirklich ſchlafen gehen, ohne den Kern dieſes geheimnißvollen Weſens erforſcht zu haben? Doch ſiehe, dieß ſind ja die drei Männer, die ſie kennen müſſen. Matwej, was veranlaßte dich zum Verrath und zur ſchändlichen Untreue an mir, daß du, ſtatt die Dame nach Moskau zurückzubringen, mit ihr fliehen wollteſt?“

„Die glühendſte Leidenſchaft für ſie,“ entgegnete der Ryn, ſich im Staube windend, „eine ſo raſende Leidenſchaft, daß ſie mir jegliche Ueberlegung raubte und mich zu Allem fähig machte. Schon über drei Jahre fraß ſie wie Feuer an meinem Mark.“

„Du haſt alſo den Gegenſtand deines heißen Verlangens ſchon drei Jahre geliebt und gekannt?“

„So iſt's.“

„Wohlan, wer iſt ſie? Oder wer war ſie, als du ſie zuerſt ſahſt?“

Matwej ſchwieg.

„Antworte und ſage Wahrheit!“ fuhr der Zar wild empor, den Degen aus der Scheide reißend. „Wahrheit, oder ich ſtoße dich auf der Stelle nieder.“

„Herr — Großmächtiger Zar — Ew. Majeſtät — “

„Wirſt du reden?“

„Erſparen Sie mir das Bekenntniß vor dieſen Zeugen. Ich will es Ihnen unter vier Augen entdecken.“

„Nein, hier. Was ich höre, ſollen Alle hören. Keinen Augenblick länger gezaudert! Wer war ſie?“

„Das Weib meines Vaters, des Woiwoden von Pleskow.“

„Ha, Niederträchtiger, und du begehrteſt das Bett deines Vaters zu ſchänden? Genug, du wirſt deinen Richter an mir finden. — Hauptmann von Hohenſtein, warum biſt du aus Moskau geflohen?“

„Ich fürchtete die Intriguen dieſer Komödiantin,“ verſetzte der Soldat zaudernd.

„Was hatteſt du für Gründe zu ſo großer Furcht? Kannteſt du die Komödiantin ſchon früher? Wie lange? Wer war ſie, als du ſie zuerſt ſahſt?“

„Ich kenne ſie ſeit eilf Jahren. Damals war ſie Hofdame der Kurprinzeſſin von Hannover. Ihr Name iſt Amalia von Molck. Sie war als Helfershelferin der Prinzeſſin, in Bezug auf der Letztern

Liaiſon mit dem Grafen Königsmark in das böſe Schickſal ihrer Gebieterin verwickelt, und wurde auf einem Thurm zu Nienburg gefangen gehalten, von welchem ſie der Herr Ingenieur Grumbhart befreit hat.“

„Grumbhart? Und das haſt du mir verſchwiegen?“

„Ja, Ew. Majeſtät,“ entgegnete der Dichter erſtaunt und doch kleinmüthig. „Iſt Chloris wirklich jenes Fräulein von Molck, ſo konnte ich ſie nicht kennen; denn ich habe ſie nie geſehen. Wahrlich, dann hätte ich nicht nöthig gehabt, den Baron von Hohenſtein um mein Schauſpiel zu fragen. Ich hätte es bei ihr näher und beſſer haben können.“

„Und nun du, fratzenhafter Poſſenreißer im Weiberrock,“ wandte ſich der Zar lächelnd an Feigenſpan, „ſage nun auch du, wer iſt denn deine Frau und wer war ſie, als du ſie kennen lernteſt?“

Dieſer, im feſten Vertrauen, Chloris möchte, wie ſie ſich verabredet, glücklich nach Warſchau entwiſcht ſein und er in Rußland nichts mehr zu hoffen, noch zu fürchten haben, warf ſich in die Bruſt, und verſetzte: „Meine Chloris iſt allerdings ein Fräulein von Molck, aber nicht die Perſon, welche der Prinzeſſin als Hofdame diente, ſondern ihre Zwillingsſchweſter —“

„Ach, das iſt die Geſchichte von deinem Zwillingsbruder, Amyntas, in's Weibliche überſetzt!“ rief Grumbhart. Der Zar fragte nach der Bedeutung dieſer Worte, und der Ingenieur erzählte zu Aller Vergnügen die Geſchichte von Feigenſpan's Zwillingsbruder aus der Hafenſchenke in Neufahrwaſſer. Der Komödiant ſtellte ſich beleidigt und rief: „Ich bin auch ein Herr von Molck, ein naher Verwandter meiner Frau, und mit ihr aufgewachſen. Ich muß am beſten wiſſen, wer ſie iſt; denn ſie iſt meine Frau. Auch trete ich als Offizier in die Dienſte Sr. Majeſtät des Königs von Polen, und laſſe mich von keinem Ingenieur höhnen.“

„Ich kenne die Familie von Molck genau,“ nahm Hohenſtein das Wort. „Amalia war eine arme Waiſe, und hatte weder Bruder noch Schweſter. Auch hat ſich dieſer Herr für mich ſelbſt und ſeine Frau für die Prinzeſſin von Hannover ausgegeben.“ Er erzählte ſeine erſte Bekanntſchaft mit Feigenſpan im Weinſchank und der Zar wurde immer heiterer.

„Das Tollſte iſt,“ ſagte er, „daß ich noch immer nicht weiß, wer ſie iſt. Haben wir nicht heute das ſeltſamſte Gerede über dieſe Frau vernommen?“

Es dauerte aber nicht lange, ſo berichtete der Wachmeiſter, die ſchöne Komödiantin ſei in ihrer männlichen Hülle ſchon vorhin in die Stadt gebracht, auf ihr inſtändiges Bitten jedoch in das Haus des Generals Menſchikoff abgeliefert worden, indem ſie vorgegeben, ſie habe mit ihrer Freundin Martha ſehr Nöthiges zu ſprechen. Der Zar ſchickte ſofort eine Sänfte dorthin mit dem in eine Bitte maskirten Befehl, die Frauenzimmer möchten ſich derſelben bedienen. Alles war in der größten Spannung; am meiſten der Zar. — Sie kamen, und mit ihnen der Komödiantenpatron Kunſt, der in Preobraſchenskoe vergebens auf Chloris und Amyntas gewartet hatte, und in der Verzweiflung, da das Stück nicht anfangen konnte, nach der Stadt geeilt war, um Menſchikoff davon Anzeige zu machen.

Chloris war von Martha's Gefälligkeit reizend herausgeputzt, ſie lehnte ſich auf den Arm der jüngern Freundin. Ihre Augen waren verweint. Sie verneigte ſich ſtumm vor dem Zar, der ihr einige Schritte entgegentrat und ſie freundlich anredete:

„Madame, es haben ſich dieſer Tage die ſeltſamſten und ſich widerſprechendſten Gerüchte über Ihre Perſon und früheren Verhältniſſe verbreitet; durch Ihre Kenntniß der ruſſiſchen Sprache und durch Ihre eilige Flucht haben Sie dieſelben zum Theil beſtätigt. Man hat mir geſagt, Sie wären die Kurprinzeſſin von Hannover, ſodann Sie wären die Wittwe des Stolnik Semenj Roshin, Woiwoden van Pleskow, ferner Sie wären ein Fräulein von Molck, Hofdame der ebengenannten Prinzeſſin, endlich Sie wären eine Verwandte und ſchon jahrelang die Frau des Komödianten Feigenſpan. Ich bin ſo unbeſcheiden, Sie zu erſuchen, daß Sie mich über dieſe Wirren aufhellen. Es liegt mir viel daran, die Wahrheit zu erfahren; darum bitte ich Sie, mir nichts zu verhehlen, und verſichere Sie — um jede Beſorgniß aus Ihrer Bruſt zu entfernen — im Voraus meiner vollſten Gnade.“

„Ich bin weder das Erſte, noch das Letzte, wohl aber beides der Mittleren,“ verſetzte Chloris mit zitternder Stimme, „das heißt, ich bin und war weder die Prinzeſſin, noch die Frau des Komödianten Feigenſpan, keines von beiden.“

„Chloris!“ rief Feigenſpan beſtürzt und erbleichend, „du verläugneſt mich! Hab' ich das um dich verdient?“

„Mein Herr Feigenſpan, Sie haben ſelbſt gehört, daß es hier gilt, die Wahrheit zu reden; jede andere Rückſicht muß dieſer nachſtehen.“

„Der Komödiant ſoll das Maul halten!“ rief der Zar ungeduldig, als Amyntas ſich wieder hören ließ. „Fahren Sie fort, Dame, und Niemand wage, ſie zu unterbrechen.“

„Nun denn, ich bin jenes unglückliche Fräulein von Molck, die Vertraute der noch unglücklicheren Prinzeſſin von Hannover; ich bin auch die unausſprechlich unglückliche Frau des Woiwoden von Pleskow, der, wie man mir geſagt hat, nicht mehr unter den Lebenden iſt. Ein Verbrechen habe ich nie begangen, weder in meinen früheren Verhältniſſen als Hofdame, noch als Gemahlin Semenj Rosbin's. Vor menſchlichen Geſetzen bin ich nicht ſtrafbar, ob vor göttlichen, ich weiß es nicht, aber ich bezweifle es; denn iſt es nicht die ſchaffende Gottheit, die uns die Gefühle und Leidenſchaften in der Bruſt entzündet? Der Menſch ſoll die heiligen Flammen behüten. Ich habe es redlich gethan, aber ſie ſchlagen mir über dem Haupte zuſammen. Ich muß unterliegen. Ich habe mich darein ergeben, und ich ſtehe als eine Sterbende vor Ew. Majeſtät, als ein Weib, das, von der Göttergewalt einer Leidenſchaft ergriffen, dem Abgrund zugeriſſen wird, der ſie einen Augenblick ſpäter verſchlingt.«

Ihre Stimme hatte einen ſo rührenden Ausdruck, einen ſo wehmüthigen Klang, daß der Zar, im Innerſten erfaßt, ſich abwendete. Dann ſagte er weich: »Erklären und erzählen Sie uns, wie das Alles zuſammenhängt, und ſein Sie meiner innigſten Theilnahme gewiß. Längſt ſchon habe ich gewünſcht, etwas Genaues über die näheren Umſtände des Todes des Grafen Königsmark zu erfahren. Wer könnte mich beſſer darüber belehren, als Sie?«

„Ich war eine arme Waiſe,“ erzählte Chloris mit geſetztem Tone; „einer meiner Verwandten, der mit dem jungen Grafen Königsmark bekannt war, empfahl mich dieſem. Er lernte mich kennen und brachte mich zur Kurprinzeſſin, deren Liebe und Vertrauen ich mir bald erwarb. Die Gefälligkeit des Grafen verpflichtete mich ihm zu unbegrenzter Dankbarkeit; ich ſah in ihm den edelſten Menſchen, und wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über; ich ſprach mit meiner Gebieterin viel vom Grafen, und ich merkte bald, daß ſie eben ſo gern von ihm ſprechen hörte, als ich von ihm ſprach, und ſo war er ſehr oft der Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Ich war noch ſehr jung und hatte keinen Begriff von Liebe; es fiel mir alſo gar nicht ein, daß der Graf die Prinzeſſin in einem andern Sinne lieben könne, als ich ſie liebte; ich glaubte, er hätte als ihr Jugendgeſpiele nur die innigſte Theilnahme mit ihrem unglücklichen Geſchick. Ich ſah den Grafen als meinen natürlichen Verbündeten an, die kummervolle Lage der gütigen Frau nach unſern Kräften zu mildern; und wirklich waren wir beide die einzigen Seelen, welche ihr angehörten und ihr Zuneigung bewieſen, alle Andern am hannöver'ſchen Hofe handelten abſcheulich an der Prinzeſſin. Ihr Gatte aber war ein Elender, der ihr Herz mit Füßen trat und ſie in den Armen ſeiner Mätreſſe verhöhnte. Die Gräfin Platen und ihre Schweſter, die Frau von Buſch, durften ſich ungeſtraft jede Kränkung gegen die Prinzeſſin erlauben. Ich fand einen Troſt darin, dem Grafen alle die Unbilden mitzutheilen, welche meine geliebte Gebieterin erfahren mußte, und die ſie ihm verſchwieg. So reifte endlich der Plan in unſerer Seele, die Prinzeſſin aus dieſer Hölle zu retten. Vergebens hatte ſie die Hülfe ihres Vaters, des Herzogs von Zell, angerufen; ſie hatte auf der Welt keinen Freund weiter als Königsmark und mich. Die Verſchwörung des Prinzen Max gegen ſeinen Vater und Bruder diente endlich, als ſich dieſer Prinz glücklich geflüchtet hatte, zum Vorwand, die Prinzeſſin ſo gräßlich zu kränken, daß der Entſchluß zur Flucht in ihrer Seele aufkeimte. Wir beſtätigten ſie darin; denn eine geheime Flucht war ſchon lange unſer Wunſch geweſen. Da der Graf und die Prinzeſſin, von Aufpaſſern umringt, es ſeit einiger Zeit nicht mehr wagten, ſich zu ſprechen, ſo beſtand zwiſchen beiden eine geheime Correſpondenz, die ich beſorgte. Inzwiſchen machte es ſich nöthig, daß wir uns über den Plan zur Flucht beſprächen; dieß ging durchaus zu keiner andern Zeit, als in der tiefen Nacht. So ſehr die Scham der Prinzeſſin und mein eigenes Gefühl ſich dagegen ſträubten, ſo überwand doch das brünſtige Verlangen meiner Gebieterin nach Erlöſung und mein Mitleid dieſe Schwierigkeit. Ich führte den Grafen mehre Nächte zur Prinzeſſin, und hier unterredeten wir uns zu Drei über unſer wichtiges Vorhaben. Niemals haben ſich der Graf und die Prinzeſſin allein geſprochen, wie man, um die Ehre der unglücklichen Frau zu beſchmutzen, ſpäter behauptet hat. Es wurde beſchloſſen, die Prinzeſſin nach Frankreich zu flüchten, und zwar von Hamburg aus zu Schiffe. Der Graf reiſete unter einem Vorwande ab und beſorgte in Hamburg die nöthigen Anſtalten. Zu gleicher Zeit ging er nach Dresden, um ſeine daſigen Angelegenheiten zu ordnen; denn er war General des Kurfürſten von Sachſen. — Zu jener Zeit hatte die Gräfin Platen, ſo alt ſie auch ſchon war, einen neuen Liebhaber, dem ſie die höchſten Ehrenſtellen gelobte, wenn er es dahin brächte, daß der Graf von Königsmark ihre mit dem Kurfürſten gezeugte Tochter heirathe, oder ſo er ſich wiederholt deſſen weigere, wenn er ihr eine glänzende und befriedigende Rache an dem Grafen verſchaffe. Dieſer Mann, der ſich zur Kreatur eines niederträchtigen Weibes herabwürdigte, war der Baron von Hohenſtein, durch ihre Verwendung Kammerherr des Königs, derſelbe Mann, den ich als einen von ſeinem Vaterlande Ausgeſtoßenen dort zittern ſehe.“

Ein leiſes „Ah!“ entfuhr den Lippen des Ingenieurs Grumbhart; aller Augen kehrten ſich auf den Hauptmann.

„Dieſer Mann, von ſeiner Geliebten dazu beauftragt, fing an, mir Aufmerkſamkeiten zu ſchenken und mir endlich zu ſagen, daß er mich liebe. Dieſe Erklärung ſchmeichelte meiner Eitelkeit; ich wußte ja damals noch nicht was Liebe war; ich kannte ſein Verhältniß zur Platen nicht. Er fing es ſchlau an, der Elende, um mich zu fangen; er heuchelte mir die edelſte Theilnahme am Schickſal meiner Gebieterin, er weinte mit mir Thränen über ihre Leiden. Nun war ich gewonnen; ich vertraute ihm, und befolgte ſeinen feinſchurkiſchen Rathſchlag, der Prinzeſſin nichts von unſerer Liebe zu verrathen. Es fiel ihm nun nicht ſchwer, von mir zu erfahren, daß Königsmark die Prinzeſſin zu retten beabſichtige; von der projektirten Flucht konnte und durfte ich ihm nichts ſagen, da ich meiner Herrin tiefes Schweigen darüber gegen Jedermann zugeſchworen hatte. Doch verrieth meine unvorſichtige Unſchuld noch, daß der Graf die Prinzeſſin Nachts heimlich geſprochen habe. Der Baron von Hohenſtein, auf meine Mittheilungen fußend, ſchrieb ſogleich an einen Hofherrn in Dresden, ſeinen ihm gleichen Freund, und beauftragte denſelben, Alles aufzubieten, um von Königsmark zu erfahren, was derſelbe in Bezug auf die Kurprinzeſſin für einen Plan habe. Dieſer entſetzliche Freund kam dem erhaltenen Auftrag nur allzupünktlich nach. Eines Abends, als Königsmark mit dem Kurfürſten von Sachſen, dem jetzigen König von Polen, und deſſen Hofherrn zechte, brachte der Beauftragte das Geſpräch auf heimliche Liebesgenüſſe, und that den Vorſchlag, es ſolle jeder ſeine Liebesabentheuer erzählen, ohne jedoch Ort und Namen zu nennen. Alle nahmen im Rauſch dieſen Vorſchlag an. Als die Reihe an Königsmark kömmt, erzählt er ſeine Liebſchaft und manche pikante Abentheuer mit einer Gräfin, die ihn habe nöthigen wollen, ihre Tochter zu heirathen. — Das iſt die Platen! rief der Beauftragte. Alle ſtimmten lachend ein und Königsmark läugnete nicht. — Sie könnten übrigens von ſüßern, ſchönern und koſtbarern Genüſſen ſprechen, warf der Beauftragte hin. Ihr Haupt hat wohl am Buſen fürſtlicher Frauen geruht. — Der Graf ſprang auf, vertheidigte die Unſchuld der Kurprinzeſſin, erklärte jede Verläumdung derſelben für niedrige Bosheit, und begann in der Weinlaune ein Langes und ein Breites über die unglückliche Ehe derſelben zu ſprechen, erzählte Rohheiten des Kurprinzen Georg gegen ſeine treffliche Gemahlin, deren hohe und edle Eigenſchaften er mit den glänzendſten Farben ausmalte, und vergaß ſich, verlockt von den Reden und Fragen ſeines Feindes ſo weit, daß er der nahebevorſtehenden Flucht der Prinzeſſin nach Frankreich erwähnte. — Herr von Hohenſtein erhielt nach ein Paar Tagen einen Brief von ſeinem Dresdener Freunde, den derſelbe ſich beeilte, der Gräfin Platen vorzulegen. Darin waren Königsmarks Bekenntniſſe im Detail mitgetheilt. Wuthſchnaubend brachte die Beleidigte dieſen Brief dem alten Kurfürſten. Königsmarks Verderben wurde auf der Stelle beſchloſſen. Einige Tage darauf kam der Unglückliche in Hannover an. Alle Vorbereitungen zur Flucht waren getroffen. Der Kurprinz war eben in Berlin bei ſeinem Schwager, dem Kurfürſten von Brandenburg, und die Gräfin Platen hütete wegen Unwohlſein das Zimmer; die Gelegenheit war günſtig. Die Prinzeſſin hatte den Grafen bei der Kurfürſtin getroffen, aber nicht gewagt, ihn mit einem Blick zu fragen; aber ſie zitterte vor Begierde, zu erfahren, wie es mit ihren Angelegenheiten ſtehe. Sie trug mir auf, den Grafen um Mitternacht auf ihre Zimmer zu beſtellen, und ich richtete ihren Befehl nur allzupünktlich aus. Eine dunkle Ahnung verbot mir, Hohenſtein etwas davon mitzutheilen. Ach, es war ja doch ſchon zu ſpät! Der Graf erſchien zur beſtimmten Stunde und drang in die Prinzeſſin, ſogleich und ohne alles Säumen mit ihm zu fliehen; eine tödtliche Angſt, die ſich ſeiner bemächtigt, warf ihn zu ihren Füßen und trieb ihn, ſie zu beſchwören, ſeiner Bitte Gehör zu geben, und ihm augenblicklich zu folgen; aber ſie vermochte es nicht über ſich, ohne Abſchiedskuß von ihren beiden Kindern zu gehen; und dieſe ſchliefen in einem andern Zimmer. Die Flucht wurde daher auf die folgende Nacht feſtgeſetzt. Er verließ uns ſehr verſtimmt. Ich konnte keinen Augenblick ſchlafen. Schon in der erſten Frühe kam mein Kammermädchen ganz verſtört und berichtete, die Diener des Grafen Königsmark ſuchten ihren Herrn, der in der Nacht nicht nach Hauſe gekommen. Es verlaute aber auch, daß in der Nacht auf der einen Gallerie des Schloſſes, die zu den Gemächern der Prinzeſſin führte, ein großer Lärm gehört worden war; man fand Blutſpuren am Boden und an den Wänden jener Stelle. Ich machte mich ſogleich auf das Schlimmſte gefaßt, und meldete der Prinzeſſin eilig, was ich vernommen. So ſchnell als ich konnte, vernichtete ich Königsmarks Briefe an die Prinzeſſin, nur einige behielt ich, die ich in das Futter meines Kleides geſchickt verbarg. Meine Bedienung brachte mir eine ſchlimme Nachricht nach der andern. Königsmarks Papiere waren aus ſeiner Wohnung weggenommen worden, man hatte alle Briefe der Prinzeſſin an ihn gefunden, worin ſie ſich bitter und ſpöttiſch über den Kurfürſten, die Platen, die Buſch, ihren Vater und ihren Gemahl ausgelaſſen. Königsmark war durch Hohenſteins Verrätherei bei der Rückkehr von der Prinzeſſin in jener Nacht überfallen, ermordet und ſeine Leiche in ein heimliches Gemach geworfen worden, welches der Kurfürſt am Morgen zumauern ließ. Ich wurde eine Stunde ſpäter auf dem Zimmer der Prinzeſſin arretirt und in's Gefängniß gebracht. Ich habe meine unglückliche Gebieterin nicht wieder geſehen. Am andern Tage wurde ich mit ſtarker Bedeckung nach Nienburg gebracht und in einen feſten Thurm geſteckt. Hier wagte es Hohenſtein unter der Maske der Liebe mich zu beſuchen, und mich noch über manche dunkle Ereigniſſe auszufragen. Aber ich hatte den Elenden durchſchaut, und wollte lieber mein Leben im Thurme beſchließen, als mit dieſem Manne noch die geringſte Gemeinſchaft haben. So ſaß ich denn faſt drei Jahre in meiner traurigen Einſamkeit und erfuhr nichts von der Welt, als daß mein Name gebrandmarkt ſei und meine Verwandten denſelben mit

Schmach überhäuft hätten. Die Sehnſucht nach Freiheit wurde täglich größer in meiner Seele. Da warf mir eines Abends ein Dachdecker ein langes Seil in's Fenſter und rief mir zu, ich ſolle daſſelbe den folgenden Abend befeſtigen und mich um Mitternacht vorſichtig daran hinablaſſen, ein Freund wolle meiner warten und mir zur Flucht behülflich ſein. Ach, jener Freund, wer er auch ſein mochte, kannte den mächtigen Trieb nach Freiheit in meinem Herzen ſchlecht. Es zog mich wie bei den Haaren hinab, und kaum war es dunkel geworden, als ich auch ſchon das Seil befeſtigte, meine Seele Gott befahl und muthig die lebensgefährliche Fahrt begann. Ich langte glücklich am Boden an, und war zugleich außerhalb der Stadt; denn der Thurm ſtand auf der Stadtmauer. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, ſtürzte ich fort, allenfalls in der Richtung nach Süden zu. Mein Plan war nach Wien zum Prinzen Max zu fliehen; dorthin hatte ſich dieſer auch durch die Flucht gerettet. Ohne ein Bedürfniß zu fühlen, raſete ich die ganze Nacht durch, wie ein gehetztes Wild, ohne Weg und Steg, über Felder, durch Wälder, über Stock und Stein. Der aufgehende Tag beflügelte meine Schritte noch mehr; ich lief ſo lange, bis ich ohnmächtig umfiel; ein mitleidiger Bauer hob mich auf und gab mir zu eſſen; ich war ſchon vierzehn Meilen von Nienburg entfernt und nicht mehr im Kurfürſtenthum Hannover.

Nachdem ich mich einige Tage bei dem Bauer ausgeruht, ſetzte ich meine Reiſe in Bauerntracht fort und gelangte ſonder Gefährte nach Wien. Prinz Max nahm mich gnädig auf, aber er rieth mir ſelbſt, meinen angebornen Namen ferner nicht mehr zu führen; ſelbſt beim kaiſerlichen Hofe waren die abſcheulichſten Gerüchte über mich umgegangen; man hatte mich zu einer ehrloſen, gemeinen Kupplerin geſtempelt. Ich lebte faſt ein halbes Jahr in ſeinem Hauſe als ein Fräulein Maria von Iſenſee, ein Name, den er mir ſelbſt gegeben. Doch eines Tags wurde ich zu meinem nicht geringen Schrecken des Barons von Hohenſtein anſichtig, es war zur Zeit des Carlowitzer Friedensſchluſſes. Später erfuhr ich, daß er beim Kurfürſten, der ſein Verhältniß mit der Platen gemerkt, in Ungnade gefallen war und den Kammerherrnſchlüſſel mit dem Degen hatte vertauſchen müſſen. Es zeigten ſich noch mehr Hannoveraner in Wien, die ich kannte, und manche kamen ſogar, dem ausgeſtoßenen Prinzen ihres Fürſtenhauſes die Aufwartung zu machen. Ich wurde erkannt, und hielt mich nun nicht mehr ſicher. Ja, ſelbſt wenn ich vollkommen ſicher geweſen wäre, mein ſchwer verletztes Ehrgefühl duldete mich nicht länger in der Kaiſerſtadt. Zu jener Zeit beſuchten Ew. Majeſtät Wien, in Ihrem Gefolge befand ſich der Stolnik Semenj Rosbin, ein nicht mehr junger aber angenehmer Herr. Dieſer war mit dem Prinzen Max von Hannover bekannt geworden, und hatte ihm einſt den Wunſch ausgedrückt, ein deutſches Fräulein von Bildung als Erzieherin ſeiner beiden Töchter zu engagiren, da ſeine Frau vor Kurzem mit Tode abgegangen ſei. Dieſer Wunſch des ruſſiſchen Herrn kam dem meinigen, recht weit von Wien, von Deutſchland überhaupt, fortzukommen, günſtig entgegen. Auf meine dringende Bitte empfahl mich der Prinz dem Stolnik, ich gefiel ihm, und ſo reiste ich ſchon nach einigen Tagen nach Rußland ab, da es im Plan Ew. Majeſtät lag, die Reiſe noch weiter auszudehnen. In Plasgow traf ich mit Roshins Töchtern zuſammen; er ſelbſt trat bei ſeiner Rückkehr die ihm ſchon früher von Ew. Majeſtät zugeſagte Stelle eines Statthalters in Plasgow an. Ich war kaum einige Monate im Hauſe des Woiwoden, als er mir ſeine Hand antrug. Es überraſchte mich; doch hatte ich nichts Erhebliches an dem Manne auszuſetzen. Nach ſo viel Stürmen wünſchte ich für die übrige Dauer meines Lebens ununterbrochene Ruhe zu genießen. Dieſe Ausſicht ward mir als Gattin des Woiwoden geboten. Liebe kannte ich nicht; ich hielt die Achtung, die ich Semenj Roshin zollte, dafür. Ich gab ihm meine Hand und er war darüber ſehr glücklich. Ach, ich ahnete nicht, daß mit dieſem Schritte die fürchterlichſten Stürme meines Lebens erſt losbrechen ſollten! Er hatte mir ſchon oft von ſeinen beiden Söhnen erzählt, und ich wußte bereits, daß der jüngere, ein wilder Feuerkopf, ſein Liebling, der ältere, ein ſanfter Jüngling, dagegen ihm ziemlich gleichgültig ſei. Der ältere, Dimitri, ſtudirte mit dem Sohne des Knees Wäſemskoi in der Reſidenz dieſes Fürſten; der jüngere, Matwej, ſtand bei dem Heere. Jetzt lud er beide zu ſeiner Hochzeit ein, aber nur Dimitri konnte kommen, Matwej lag, wie er ſchrieb, krank darnieder. Der Anblick des edelgebildeten, beſcheidenen Jünglings, der ſich mir als Sohn vorſtellte, machte auf mein Herz einen eigenthümlichen Eindruck. Die Kälte, womit ihn ſein Vater empfing und behandelte, erweckte mein Mitleid, meine Theilnahme für ihn. Ohne daß ich es wußte, war er meinem Herzen ſchon theuer. Er behandelte mich mit der zarteſten Zuvorkommenheit, eine ſtille Schwärmerei ſchwamm in ſeinem ſchönen Auge. Der Fürſt Wäſemskoi hatte viel an ſeine Ausbildung gewendet, und er ſprach fertig franzöſiſch und ziemlich deutſch. Ich hatte ſchon längſt das Bedürfniß gefühlt, die Sprache des Landes zu reden, in welchem ich ferner leben und ſterben ſollte, aber es war kein Lehrer für mich da. Jetzt bot ſich mir Dimitri als ſolchen an; ich willfahrtete ſeiner zuvorkommenden Bitte; mein Herz war unbewacht, und mit jeder Lection ſchlürfte ich das ſüße Gift in vollen Zügen in meine immer mehr davon berauſchte Seele. O Gott, ich liebte ihn ſchon mit jener jungen ſcheuen bebenden Leidenſchaft, die ſich ſelbſt nicht kennt, aber als ſtille Glut das ganze Herz einnimmt. Meine Moralität ließ gar nicht einmal die Ahnung in mir aufkommen, daß ich meinen Sohn liebe, und gerade dieſe unfreiwillige Sicherheit hatte mein Herz um jede Waffe und Schutzwehr betrogen. Gegen jeden andern Mann wäre es auf ſeiner Hut geweſen, dem Sohne meines Gatten gegenüber dachte es an keine Vorſicht. Dabei machte ich reißende Fortſchritte in Erlernung der ruſſiſchen Sprache; meine Seele ſog mit heißhungeriger Begierde jedes ſeiner Worte ein und hielt es feſt. Allmälig bemerkte ich, daß ſich über Dimitri's Weſen ein leiſer, duftiger Anſtrich von Schwermuth verbreitete, und die Bläſſe eines ſtillen aber heiligen Schmerzes ſeine edlen Züge überhauchte. Ach, ich war ſo kindiſch unvorſichtig, ihn nach der Urſache deſſelben zu fragen. Da ſtürzte er vor mir nieder und geſtand mir mit halberſtickten Worten ſeine ihn verzehrende Leidenſchaft für mich. Ich ſchweige von meinem Staunen, meinem Schrecken; ich fühlte, daß die Zugänge meines Herzens plötzlich aufgeriſſen waren und die heimliche Glut in demſelben Augenblick als lichte, gewaltige Flammen über meinem Haupte zuſammenſchlug. Ich war plötzlich klar über meinen Zuſtand, aber ich ſchauderte vor mir ſelbſt zurück; denn ich ſah das unerträgliche Elend eines ganzen Lebens aus meiner Bruſt mir entgegengrinſen. Eine Ohnmacht umſchleierte mitleidig meine

Sinne. Als ich wieder zu mir kam, war mein Gemahl an meiner Seite; ihm war kein Blick in die Tiefen der menſchlichen Seele vergönnt; er ahnete nichts. Jetzt wurde ich eine furchtbare ſtrenge Wächterin meiner ſelbſt; ich vermied Dimitri ſo viel als möglich, konnte ich es nicht umgehen, mit ihm zuſammen zu ſein, ſo war ich kalt und geſetzt; kein vertrautes Wort wurde zwiſchen uns gewechſelt, der Vorfall nicht wieder erwähnt. Aber wenn ich die überhandnehmende Bläſſe ſeines Geſichts ſah, ſeinen ſtumm- und verzweifeltflehenden Blick, die beginnende Vernichtung ſeines ſchönen Geiſtes, wenn ich mich plötzlich auf einem Blick in mein eigenes Herz ertappte, ſo begriff ich, daß ich das Alles nicht lange ertragen würde; ich ahnete, daß ich bald zur Sünderin, zur Verbrecherin werden müſſe, meine künſtliche Stärke wich von Tag zu Tag mehr; ich ſah das Drohbild der nächſten Zukunft und ſchauderte. Noch ein Paar Tage und ich war das ſchwache, elende, willenloſe Spielzeug einer raſenden Leidenſchaft. So mußte ich Unglückſelige die Liebe kennen lernen. In der verzweifelten Angſt meines Herzens machte ich meinen Gemahl auf Dimitri's zunehmende Kränklichkeit aufmerkſam; ich rieth zu einer großen Reiſe, ich drang darauf. Er ſchrieb auf meinen Betrieb an den Fürſten Wäſemskoi und mit dem nächſten Monat reiſete Dimitri mit dem Sohne des Knees nach Italien. Er fügte ſich ohne Widerſtand, ein bittender Blick von mir, und er wäre in den Tod gegangen. Mein Herz blutete, als er fort war, aber ich athmete tief auf; ich hoffte, ruhiger zu werden. Ich Aermſte ſollte noch Aergeres erfahren. Eines Tags ſprengte ein wilder, ſchöner Reiter auf den Hof. Mein Gemahl ſtürzte jubelnd in ſeine Arme. Es war dieſer Herr, Matwej, meines Mannes jüngſter Sohn. Das unbändige Weſen deſſelben erſchreckte mich, aber ich bebte in mir zuſammen, als er mir bei der erſten Gelegenheit, die uns allein zuſammenführte, ohne Scheu ſagte, er ſei nur gekommen, ſeine ſchöne Mutter kennen zu lernen; denn aus ſeinem Vater könne er ſich nicht viel machen. Er ſei auch gar nicht krank geweſen, ſondern habe ſich über ſeines Vaters Vermählung geärgert; nun aber habe man ihm gar zu viel Redens von meiner Schönheit gemacht. Es half mir nichts, daß ich mich von ihm zurückzog, er wurde bald heftig, leidenſchaftlich, und verfolgte mich mit Anträgen, die mir das Blut gerinnen zu machen droheten. Vergebens ſtieß ich ihn mit Abſcheu zurück, er betrug ſich gegen mich wie ein Raſender, alle Sitte, allen Anſtand bei Seite ſetzend; vergebens ſchwur ich weinend und händeringend, meinem Gatten Alles zu ſagen; vergebens führte ich, aufs Aeußerſte gebracht, dieſen verzweifelten Vorſatz aus. Der Woiwode ſprach mit ſeinem Sohn, aber das ſchauderhafte Reſultat dieſer Unterredung war, daß der Vater auf die Seite des Sohnes trat; die Liebe zu ihm hatte die Liebe zu mir weit überwogen; ich ſollte das Opfer einer unerhörten Schwäche werden. Ich rang mit Verzweiflung. Aber die Liebe zu Dimitri hielt wie ein heiliger Engel ſein Flügelpaar über mich; er fächelte mir Kühlung und Kraft zu, und ich floh mit Wenigem von meinem geringen Eigenthum in der Nacht aus dem Hauſe. Ja, ich floh mit mehr Abſcheu aus dieſem Hauſe, als ich aus dem Thurme zu Nienburg geflohen war; ich befand mich faſt wieder in derſelben Lage, aber ich hatte damals meine Kräfte kennen gelernt und ich durfte ihnen vertrauen. Mit derſelben Anſtrengung lief ich die Nacht durch, am Morgen miethete ich einen Schiffer, der mich über den Paipus nach dem Meerbuſen brachte. Von hier aus eilte ich zu Fuße nach Narva, und athmete frei, als ich die ſchwediſche Stadt betrat. Im Hafen fand ich kein Schiff weiter, als eine kleine ſchwediſche Brigantine, die eben nach dem Danziger Hafen zu gehen beabſichtigte. In Narva war meines Bleibens nicht; mächtige Sehnſucht zog mich plötzlich eben ſo unwiderſtehlich nach meinem Vaterlande, wie mich Abſcheu erſt fortgetrieben. Schnell war mein Plan gemacht. Ich beſaß noch die Briefe des Grafen Königsmark. Mit ihnen wollte ich zu ſeiner Schweſter, der ſchönen Aurora, die unterdeſſen die Geliebte des Königs von Polen geweſen war. Man hatte mir ſchon in Wien geſagt, durch das geheimnißvolle Verſchwinden ihres

Bruders ſei ſie mit Friedrich Auguſt, damals nur noch Kurfürſten von Sachſen, bekannt geworden, indem ſie nach Dresden gereiſt ſei, ſich von ihm Beiſtand zu ihrer Rache zu erflehen. Ich ſchloß aus der Liebe zu ihrem Bruder, die aus dieſer Handlung hervorging, daß ſie ſich des Weſens annehmen werde, welches durch jenen ſo unglücklich geworden war. Durch ihre Vermittlung wollte ich mich in ein Kloſter begraben, und nie ſollte die Welt erfahren, wohin ich gekommen ſei. Aber erſt auf dem Meere fiel mir ein, daß die Gräfin mich ja auch für die Verkupplerin und Verführerin ihres Bruders halten und mir die Schuld ſeines Todes beimeſſen könne. Mein Schmerz, meine Verzweiflung machten mich faſt ſinnlos; denn nun brach die zurückgehaltene Leidenſchaft für Dimitri wie eine entfeſſelte Furie auf mich los. Ich ſtand oft im Begriff, meinem elenden Leben in den Fluthen ein Ende zu machen. Als wir im Danziger Hafen anlangten, bemerkte ich zur Vollendung meines Unglücks, daß mir einer der auf dem Schiffe befindlichen polniſchen Juden meine Börſe geſtohlen habe. Nun war ich auch ohne alle Mittel, meine Reiſe fortzuſetzen. Zaghaft, eingeſchüchtert, beſorgt, man möchte mir nachſetzen, gab mir doch der Verluſt meiner kleinen Kaſſe wieder einigen Halt. Der Schiffer wollte bezahlt ſein, ich hatte nichts, ich bot ihm die Briefe des Grafen Königsmark an und bat ihn, ſie der Gräfin Aurora zu bringen, die ihn reich dafür bezahlen würde, ich gab ihm meine Kleider, aber der rohe Schwede wollte mich vor Gericht führen. Schon war ich entſchloſſen, in das Waſſer zu ſpringen, als plötzlich dieſer Mann hier, Herr Konrad Feigenſpan, hervortrat, das Paſſagiergeld für mich bezahlte und mich aus den Händen meines neuen Peinigers befreite. Er erſchien mir als ein wahrer Retter in der Noth; denn er war es auch, der mich noch denſelben Abend beſtimmte, zu ſeinem Stande überzutreten. Wir wurden in Danzig engagirt; ich fand bald Luſt und Freude an meiner Kunſt. Die Ankunft des Generals Menſchikoff und ſeine Abſicht, die Komödiantengeſellſchaft des Herrn Kunſt nach Moskau zu ziehen, verurſachte mir neuen Kummer; ich weigerte mich entſchieden, mitzugehen. Da nannte mich Feigenſpan eine Undankbare, erinnerte mich daran, was er für mich gethan und gab mir zu erkennen, daß er auf mich alle Hoffnung gebaut, in Rußland ſeinen Adel wieder geltend und eine gute militäriſche Laufbahn zu machen. Dieſer Vorwurf hätte mich in den Tod getrieben. Ich reiſete mit nach Moskau. Alles ging gut zu Anfang, obgleich ich kränklich war. Schon hoffte ich, keiner meiner Stiefſöhne werde nach Moskau kommen, denn der jüngere ſtand beim Heer in Liefland, der ältere war von ſeiner Reiſe nicht zurückgekommen; das hatte ich unter der Hand erkundet. Auch beabſichtigte ich, Moskau bald wieder zu verlaſſen, um in Deutſchland Komödien zu ſpielen. Der Kummer und die Jahre, glaubte ich, hätten mich unkenntlich gemacht, und das gebrandmarkte Fräulein von Molck ſei verſchollen. Die Liebe zu meiner jungen Freundin Martha hatte mich allein zurückhalten können; in ihr hatte ich eine mich liebende Seele gefunden. Da bricht plötzlich das immer ſtill geahnete Unglück auf mich herein, nicht nur beide Söhne Roshins ſind in Moskau, auch mein Verfolger, Hohenſtein, tritt mir unter die Augen. Für einen ſolchen Fall hatte ich Feigenſpan die Bedingung geſtellt, daß ich für ſeine Frau gelten müſſe; er erfüllte ſie gern und gründete darauf Hoffnungen, die ich nicht erfüllen konnte. Jetzt half mir ſelbſt dieſe Lüge nichts; denn wie gut ich mich auch Hohenſtein und Matwej gegenüber verſtellt hatte, als ich dem geliebten Dimitri in's ſchwärmeriſche Auge ſah, hörte alle Verſtellung auf, und ich war gezwungen, dem Befehl meines Herzens zu gehorchen, und ihm zu ſagen, wie unausſprechlich ich ihn liebe. Nun wurde mein Schmerz zur Wehmuth, es war mir, als müſſe meine Liebe ſich nun verklären, aber ich müſſe weit weit von Dimitri ſein. Dem Sohne meines Gatten durfte ich ja nie angehören. Ich floh ſo eilig ich vermochte, um meiner, wie eine Rieſin aufgewachſenen Leidenſchaft nicht zu erliegen, um nicht endlich doch noch gegen göttliche und weltliche Geſetze zu freveln. Ich ſchauderte, daß die Wittwe des Vaters in den Armen des Sohnes — — ach! und vermochte ich ſchwaches Weib, ihm zu widerſtehen, der mir auf's Neue geſagt, wie grenzenlos er mich liebe? Ich floh, man hat mich eingeholt und zurückgebracht; hier ſteh' ich ein williges Opfer. Ich liebe Dimitri, wie kein Weib auf Erden mehr liebt; er liebt mich mit allen Kräften ſeiner männlichen Seele, aber ich bin ſeines Vaters Wittwe. Ich wollte fliehen, ich bin in ſeinen Kreis zurückgebracht. Wer ſtimmt mir nicht bei, daß ich das unglücklichſte Weib unter der Sonne bin?“

„Das glücklichſte ſind Sie!“ rief der alte Fürſt Wäſemskoi vortretend. „Wohl mir, daß ich endlich erfahren habe, was meinem Dimitri fehlt! Schon hatte mich ſeine Erklärung, daß er ſich nie vereheligen werde, in großen Kummer geſetzt; ſchon fürchtete ich, daß ich auch ihn verlieren würde, wie ich meinen zweiten Sohn verloren habe, der in Frankreich geſtorben iſt. Aber nun iſt Alles gut. So mögſt du denn wiſſen, großmächtiger Zar, und ihr alle, die ihr hier verſammelt ſeid, daß Dimitri nicht der Sohn des Stolnik Semenj Roshin, ſondern der des Knees Iwan Wäſemskoi iſt. Ich beweiſe es durch Dokumente. Darum liebte Semenj Roshin den Dimitri nicht, aber Iwan Wäſemskoi liebt ihn als ſein Fleiſch und Blut.“

Erſtaunen und Freude drückte ſich auf den Geſichtern aus, indem der Fürſt fortfuhr: „Natalia, die Tochter des Stolnik Michael Medwſedew war meine Geliebte; ſie war ſchön, aber arm, und ich hatte mich mit ihr, gegen den Willen meines alten und ſtrengen Vaters, verlobt. Semenj Roshin ſtand damals als Stallmeiſter im Dienſt meines Vaters. Sobald der Letztere über mein Verhältniß zu Natalia aufgeklärt war, verheirathete er ſie mit dem Stallmeiſter, und gab ihm eine große Summe, weil unſere Liebe Folgen gehabt hatte. Zu gleicher Zeit bat er den Zar Alexej Michailowitſch, den Semenj Roshin in ſeine Dienſte zu nehmen. Ich aber mußte mich auf des unerbittlich ſtrengen Vaters Befehl mit der Tochter des Knees Boriß Kurakin verheirathen. Ich gab ihr meine Hand, aber nicht mein Herz. Natalia war und blieb meine Liebe, und ihr Sohn, der auch der meinige war, erlebte dieſe Liebe, als ſie endlich aus Gram geſtorben war. Es war mein Plan, Dimitri jetzt öffentlich als ſolchen anzuerkennen. Amalia, ich umarme dich als meine Tochter.“

„Gottes Segen auf ſie!“ rief der Zar gerührt. „Du aber, Matwej, der du ſo Arges mit dem Weibe deines Vaters vorhatteſt, ſei Sklav! *) Und gehöre ihr an, die du beſchimpfteſt.“

---

*) Ein einziges Wort des Zar war genug, einen Edelmann, der ſich vergangen, in einen Leibeigenen zu verwandeln.

Niedergedonnert von dem furchtbaren Machtgebot, wandte ſich Matwej im Staube.

„Gnade! Gnade für ihn!“ flehete Amalia. „Und nimmer mir ſolch' ein Geſchenk!“

„Dank' es dem ſchönen Mund, der für dich bittet. Entferne dich!“

Matwej küßte den Saum von Amalia's Kleid und ſtürzte hinaus.

„Hauptmann von Hohenſtein,“ fuhr Peter fort, „du biſt meiner Dienſte entlaſſen. Ich kann keinen Schelmen brauchen.“

Stumm und kriechend empfahl ſich der deutſche Baron, froh, mit blauem Auge davon gekommen zu ſein.

„Konrad Feigenſpan, du haſt dir um dieſe Dame Verdienſte erworben,“ wendete ſich der frohgeſtimmte Herrſcher an den kleinmüthigen Komödianten; „ich möchte dich wohl belohnen. Sage mir aufrichtig, ob du ein deutſcher Edelmann und Offizier im Heere des Prinzen Eugen von Savoyen geweſen biſt? Doch mache mir keine Lügen; ich würde doch bald hinter die Wahrheit kommen.“

Feigenſpan ſchwieg beſtürzt; er hatte eine ſolche Frage nicht erwartet.

„Ein Edelmann Er?!“ rief der Komödiantenpatron Kunſt. „Erlauben mir Ew. Majeſtät; ich habe ſeinen Vater gekannt und ihn ſelbſt, als er noch Knabe war. Sein Vater war ein Komödiant, wie er und ich. Auch iſt er ſelbſt ſtets Komödiant geweſen und nie Soldat; doch nein, daß auch ich keine Lüge ſage: ein ehrlicher Barbier in Breslau hatte den Burſchen zu ſich genommen, weil er viel Talent zum Bartſchaben zeigte. Das hat er auch gut gelernt und kann es noch gut, obgleich er ſeine Lehrjahre nicht ausgeſtanden. Uebrigens hat er einmal die Narrheit, allen Leuten zu ſagen, er ſei ein Baron, ein Offizier und habe, Gott weiß, wie viel Schlachten mitgemacht.“

„Daran iſt allein ſein verzweifelter Zwillingsbruder ſchuld,“ warf Grumbbart bei.

Alle lachten. „Alſo nur ein Komödiant und Bartſchaber biſt du?“ fragte der Zar den Schweigenden, der ſich verlegen am Rocke zupfte. „Weiter nichts? Antworte!“

„Nein!“

„Wohlan, wackerer Knabe. An Barbieren hat mein Reich großen Mangel, an Bärten großen Ueberfluß. Du ſollſt der erſte und beſoldete Bartſchaber meines Reichs ſein, und mir das Volk unter dein Meſſer nehmen. Befleißige dich ferner nur des Abſchneidens und laß das Aufſchneiden ganz und gar bleiben. — Nun, mein Knees Wäſemskoi, und Sie, edle Dame, wollen wir nicht zu unſerem Kranken? Sie ſind erſchöpft; ſtützen Sie ſich wieder auf den Arm Ihrer lieben Freundin Martha.“

Dieſe vier Perſonen traten in das Zimmer, wohin man Dimitri gebracht hatte. Er ſchlief noch immer. Amalia warf ſich, von ihren Gefühlen überwältigt, am Bette nieder, und küßte ihn auf die Lippen. Er erwachte und ſah ſich verwundert um; ſie ſchlang ihren Arm um ihn und weinte heiße Freudenthränen. Er ſchien Alles für einen ſchönen Traum zu halten. Da trat Wäſemskoi hinzu und ſagte: „Mein Sohn, mein wahrer Sohn, es iſt kein Traum! Umarme deine Braut, die morgen durch des Zars Gnade deine Gattin ſein wird. Du ſündigſt an keinem Geſetz; denn Iwan Wäſemskoi's Sohn darf Semenj Rosbins Wittwe als Gattin umarmen.“

„Sei glücklich mit ihr, mein Junge!“ rief ihm der Zar zu. „Sie iſt ein edles Weib und liebt dich mit einer reinen Seele.“

Da ging dem Kranken die Fülle aller Erdenſeligkeit wie ein glänzender Frühlingsmorgen auf. Er begriff die Ueberſchwenglichkeit ſeines Glücks.

Der Zar wandte ſeine Neigung jener ſchönen Martha zu, die er vielfach als ein ausgezeichnetes Weib hatte kennen lernen. Er bat Amalia, auch ferner ihre Lehrerin zu ſein, Martha machte glänzende Fortſchritte. Sie wurde ſeine Geliebte, und als er von ſeinen großen Eroberungszügen in Liefland, von der Gründung Petersburgs ein Jahr ſpäter nach Moskau zurückkehrte, nahm Martha auf ſeinen Wunſch den griechiſchen Glauben an und erhielt in der Taufe den Namen Katharina. Hierauf vermählte er ſich mit ihr, erſt heimlich, dann aber, als ſie ihm einige Kinder geboren, erklärte er ſeine Vermählung mit ihr öffentlich. Es iſt bekannt, daß Katharina nach Peters Tode durch Verwendung ihres Freundes Menſchikoff die erſte Kaiſerin und Beherrſcherin Rußlands wurde. Der Fürſt Dimitri Wäſemskoi bekleidete die erſten Stellen des Reichs und ſeine Gemahlin ſtand der Kaiſerin, deren Lehrerin ſie einſt geweſen war, ſtets als Freundin nah.

Emerich Tököly

und

Helena Zriny.

Hiſtoriſche Schilderei.

Die Freiheit der Völker, ſich ihr Oberhaupt ihren König, ſelbſt zu wählen, meiſt von ihnen über Alles enthuſiaſtiſch geliebt und mit Blut und Leben vertheidigt, hat über alle, welche dieß Recht ausübten, Verderben ohne Ende und einen unvermeidlichen Untergang herbeigeführt. In keinen Staaten wütheten die Schrecken des Bürgerkrieges gräßlicher, als in den Wahlreichen, und der Tod eines Herrſchers zog den gewaltſamen Tod von Tauſenden ſeiner Unterthanen nach ſich, ſo daß man es als eine Wohlthat benachbarter Dynaſtien anſehen möchte, wenn ſie ſolche Staaten auflösten, oder ſich ihnen als dauerndes Herrſchergeſchlecht aufdrängten. Wenn die Edelſten im tollen Wahnſinn ſich hinwürgen, dann iſt die einſchreitende Gewalt das alleinige Rettungsmittel vor gänzlicher Entmenſchung. Ungarn war von den Zeiten Stephans des Heiligen, des erſten Königs, ein Wahlreich geweſen (v. J. 1000); die Krone blieb bei einzelnen Stämmen, aber keine Wahl ging ohne Streitigkeiten ab. Von 1527 an gelang es dem Hauſe Habsburg, ſich auf dem Throne Ungarns zu erhalten; aber von dieſer Zeit an ſchreiben ſich auch ununterbrochene Kämpfe im Innern des Landes, der Herrſcher gegen das Volk, der Parteien gegen einander. Früh war nämlich die Reformation in Ungarn eingedrungen, aber bald hatten auch die Jeſuiten dort feſten Platz genommen, und Ungarn wütheten gegen Ungarn. Wenn es aber galt, ihre uralten Rechte, die ihnen jeder neue König feierlich beſchwören mußte, aufrecht zu erhalten, ſo traten ſie gegen den König auf. Bethlen, Gabor, Georg Ragotzi waren mächtige Parteihäupter und drohten den Wahlkönigen mit furchtbarer Gewalt; Ferdinand II. und Ferdinand III. hatten zu verſchiedenen Zeiten nichts weiter mehr von Ungarn, als den Königstitel. Den tollen Starrſinn dieſes unbändigen Volkes zu zwingen und es unterwürfig zu machen, galt es zuerſt, das Wahlreich in ein erbliches zu verwandeln, dann, die anſtößigſten alten Geſetze aufzuheben, und das Land Ungarn endlich zu einer öſterreichiſchen Provinz umzuſchaffen. Jene Wiener Staatsräthe, welche ihrem Herrn, dem König und deutſchen Kaiſer Leopold I., alle dieſe Zwecke mit der äußerſten Strenge zu betreiben riethen, hatten keinen Sinn für die Nationalität eines Volks, keine Ahnung von dem, was es für ſein Höchſtes und Heiligſtes hält und wofür es willig Gut und Blut hinopfert. Die Ungarn ſahen ſich von ihrem

Könige nicht geachtet, das ſchmerzte ſie im Gefühle ihrer Treue; ſie ſahen ihren Geſetzen Hohn geſprochen, das empörte ſie; ſie vernahmen Gerüchte von einer beabſichtigten gänzlichen Vernichtung ihrer Grundverfaſſung, und dieß brachte ihre Häupter zu einer Verſchwörung gegen den König. Auf der einen Seite von den räuberiſchen Türken bedrängt, die, ſo oft es ſich nur thun ließ, ſich in die Angelegenheiten Siebenbürgens und Ungarns miſchten, und im erſten Lande ſogar die Herzöge ein- und abſetzten, auf der andern von Feldherren und Miniſtern mit harter Strenge behandelt, glaubten ſie, es bleibe ihnen nichts übrig, als die Selbſthülfe. Die Hauptverſchwörung gegen die öſterreichiſche Herrſchaft beſtand vorzüglich aus fünf ungariſchen Großen: Peter Zriny, Franz Frangepany, Franz Ragotzi, Stephan Tököli und Franz Nadasdi. Alle fünf waren aus den reichſten und vornehmſten Geſchlechtern. Peter Zriny, das Haupt der Verſchwörung, ein tapferer, doch kein beſonnener und oft unſchlüſſiger Mann, wurde durch dieſen Fehler in's Verderben geführt. Unter mehreren ſeiner Kinder zeichnen wir hier ſeine edle Tochter Helena aus, ein Weib voll hoher Majeſtät, Tapferkeit, Entſchloſſenheit, ohne dabei der ſanften Eigenſchaften der Weiblichkeit zu entbehren. Ihre außerordentliche Schönheit wird vorzüglich gerühmt. Während jene Verſchwörung immer mehr um ſich griff, ſuchte Peter Zriny den jungen ſehr reichen und mächtigen Franz Ragotzi, den Sohn des Feuerkopfs Georg Ragotzi II., des Feinds der Jeſuiten und Türken, gegen die er auch 1660 geblieben war, und Enkel der ruhmwürdigen und tapfern Fürſten Siebenbürgens, Sigmund und Georg Ragotzi, zu gewinnen. Peter Zriny wandte ſich an Georg Ragotzi's Wittwe, Sophia Bathori, eine ſtolze, ehrſüchtige und eigenſinnige Frau, welche nebſt ihrem Sohn, Franz, wenige Jahre nach ihres glühend proteſtantiſchen Gemahls Tode, von Jeſuiten verlockt, zur katholiſchen Kirche übergetreten war. Peter Zriny konnte ſie um ſo eher zu einer Heirath ihres einzigen Sohnes mit ſeiner Tochter Helena geneigt machen, weil auch ſein Haus katholiſch war.

Die Verbindung, nur aus Politik erſtrebt, um die vornehmſten Ungarn feſter zu vereinen — denn eine zweite Tochter Zriny's wurde mit einem Sohne des zu den Verſchworenen gehörigen judex curiae Nadasdi zu demſelben Zweck verheirathet — kam zu Stande, und zu Patak wurde 1666 Helena Zriny mit Franz Ragotzi vermählt. Sie liebte ihren jungen Gemahl nicht und er war wohl auch ihrer Liebe nicht werth. Das einzige Kind einer leidenſchaftlichen, von widerſprechenden Grundſätzen und Anſichten ſtets bewegten Mutter, war er verhätſchelt und an Leib und Seele verdorben. Er war nie gewohnt, ſelbſt zu denken, ſelbſt zu handeln; Alles that ſeine Mutter für ihn. Er heirathete, weil ſie es wünſchte;

er trat zur Verſchwörung der ungariſchen Edeln, weil es ihr Wille war. Helena führte kein glückliches Leben; ſie war der Tyrannei der alten mürriſchen Sophia unterworfen und fand am Herzen ihres Gemahls keinen Erſatz. Noch ſchrecklicher wurde die Lage des ſchönen Weibes, als die Verſchwörung kund wurde, als ihr Vater, um ſich zu vertheidigen, unbedachtſamer Weiſe nach Wien gegangen war, und man ihn dort gefangen geſetzt und das Urtheil geſprochen hatte. Ihr Gemahl, Franz Ragotzi, war nun das Oberhaupt der ungariſchen Mißvergnügten und er hatte Muth genug, ſich an die Spitze eines Heeres zu ſtellen; als aber die Oeſterreicher unter General Sporks Anführung dieſe Truppen zerſtreuten, als man eine Amneſtie erklärte und endlich bekannt wurde, daß Zriny und Frangepany ſchon in des Königs Gewalt ſeien, als Ragotzi für einen Rebellen erklärt wurde, da verließ ihn Kraft und Muth und er flüchtete ſich voller Angſt und Verzweiflung in einen Keller des Schloſſes Munkats, in den Schutz ſeiner Mutter.

Die öſterreichiſchen Miniſter nahmen keine Entſchuldigung an, hielten die natürliche Milde und Güte ihres Herrn gebunden und ließen keine Bitte zu ſeinen Ohren gelangen. Der Graf Lobkowitz und der Spanier Spinola waren es vorzüglich, die ihm die Unterzeichnung des beſchloſſenen Todesurtheils der gefangenen Verſchwornen abdrangen, und dadurch ungeheueres Unheil über Ungarn hereinriefen. Die Grafen Peter Zriny, Franz Nadasdi und Franz Frangepany endeten zu Wien und Neuſtadt den 30. April 1671 unter dem Henkerbeil. Stephan Tököli ſtarb auf ſeiner Burg, während ſie eben von dem öſterreichiſchen General Heiſter belagert wurde; ſein Sohn Emerich Tököli — ſpäter ein ſo berühmter Name! — damals in der Blüthe ſeiner Jünglingskraft, flüchtete ſich nach Siebenbürgen. Franz Ragotzi war ſeines Lebens ſicher; denn Sophia Bathori hatte ſich hinter die Jeſuiten, ihre Freunde, geſteckt und durch deren mächtigen Beiſtand erlangte ſie in Wien Gnade für den Rebellen; doch mußte ſie dafür 300,000 Gulden zahlen und in alle ihre und ihres Sohnes Schlöſſer deutſche Beſatzungen einnehmen, unſtreitig die größte Demüthigung für einen Unger, und das Schloß Trentſchin ganz abtreten. So war der Held vom Henkerbeile losgekauft, welches ihn ohne Hülfe ſeiner Mutter wahrſcheinlich eben ſo gut getroffen hätte, wie ſeine Mitverſchwornen.

Die unglückliche Helena hatte nicht nur den gräßlichen Schmerz über den furchtbaren Tod ihres Vaters zu ertragen, ſie mußte auch die Vorwürfe ihrer Schwiegermutter und ihres Gatten erdulden. Auf ſich ſelbſt gewieſen, erlebte ſie ein trübes einſames Leben. Im Jahr 1676 ſtarb endlich Franz Ragotzi I.; ſeine Geſundheit war lange zerſtört geweſen. Während ihrer traurigen zehnjährigen Ehe hatte ihm

Helena nur eine Tochter und einen Sohn geboren, aber beide erſt ſpäter, wo ſich ihr das Herz ihres Gemahls zuzukehren ſchien; denn Juliane war erſt zwei Jahre, Franz aber erſt ſechs Monate alt, als der Vater ſtarb. Helena, das reizendſte Weib in Ungarn, kam durch den Tod ihres Gemahls nicht aus der drückenden Abhängigkeit der alten tyranniſchen Sophia Bathori.

Die Mißvergnügten waren unterdeſſen wieder feindlich gegen die deutſche Oberherrſchaft aufgetreten; harte Bedrückungen waren die Veranlaſſung. Von Siebenbürgen her wälzte ſich die todesmuthige Schaar nach Ungarn herab; der ſiebenbürgiſche Kanzler Teleky war ihr Oberanführer. Sein Untergeneral war ein Jüngling, ſchön, wie der jugendliche Kriegsgott und muthig, wie er. Was Wunder, wenn er, wie einſt Ares, nach der Aphrodite ſeiner Zeit, nach der holden Helena Zriny Verlangen trug? Jener junge, liebenswürdige, ungariſche Kriegsheld war Emerich Tököly, der Sohn jenes in der zrinyſchen Verſchwörung begriffenen und während der Belagerung ſeines Schloſſes geſtorbenen Grafen Stephan Tököly.

Von Liebe zu ſeinem Vaterlande begeiſtert, voll hoher ausgezeichneter Talente, die er durch die Lektüre der Alten und der in Frankreich eben aufblühenden Schriftſteller — die vornehmen Ungarn ſtanden damals mit Frankreich in Verbindung — ausgebildet hatte, feurig für Alles eingenommen, was ſich ihm groß und ſchön zeigte, beſonnen als Heerführer, muthig beim Angriff; tapfer im Gefecht, von einnehmender Geſichtsbildung, einem ſchwärmeriſchen Auge, ſchlank gewachſen und mit einer wahren Majeſtät in Haltung und Rede, war Emerich Tököly ein ächter Repräſentant ſeines herrlichen Volkes und dem Hektor vergleichbar.

Des ſiebenbürgiſchen Magnaten Telekp's Schritte behagten bald den Mißvergnügten nicht; von ihnen beleidigt, zog er ſich zurück und einſtimmig wurde der einundzwanzigjährige Emerich Tököly, der Liebling der empörten Ungarn, zum Oberhaupte gewählt. Die Liebe und das Vertrauen zu ihm war ſo groß, daß auf ſeinen Befehl alle raubenden Haufen ihre unkriegeriſche Beſchäftigung aufgaben und zu ſeinen Fahnen zogen, wo die ſtrengſte Ordnung und Mannszucht waltete, daß aus allen Gegenden ihm Ungarn zuſtrömten und ſeine Heeresmacht ſich binnen Wochen über dreißigtauſend Mann vermehrten. Raſch drang er vorwärts; denn er hatte gefunden, daß durch das Zaudern Telekp's ihnen mancher wichtige Vortheil aus den Händen gegangen war. Tököly hatte ſich vorher mit einer Tochter Telekp's verlobt, welche Wittwe von Nicolaus Apaffi war, und aus dieſem Grunde hatte der Kanzler ſeinem vermeintlichen künftigen Schwiegerſohn wahrſcheinlich den Oberbefehl ſo leicht überlaſſen. Tököly ſah ſich aber kaum von der läſtigen Obergewalt Teleky's befreit, als er, ſeinen eigenen Anſichten folgend, ſich nicht nur gegen Teleky's Plan zu den im Heere ſich befindenden Franzoſen hinneigte (Ludwig XIV. unterſtützte die ungariſchen Mißvergnügten gegen Oeſterreich mit Geld, Truppen und Rathſchlägen), ſondern auch, uneingedenk ſeines Verlöbniſſes, ſein Auge auf die reizende Helena wandte, welche in der Munkatſer Burg unter der ſtrengen Hauszucht ihrer frommen und gebieteriſchen Schwiegermutter Sophia Bathori ſchmachtete. Gleiche Schickſale ſchienen ihn ſchon zu der blühenden Wittwe hinzuziehen; ihre Väter hatten zu einem Bunde gehört, ſie hatten Beide zu beweinen und zu rächen; ſie hatten Beide Güter verloren und wieder zu gewinnen. Tököly zog ſogleich vor die Munkatſer Burg, nicht um ſie einzunehmen, ſondern das Herz ſeiner Dame zu erobern, die auch in ihm den ihrer Liebe allein wahrhaft würdigen Gegenſtand erkannt hatte. Er ſtellte ſeine Heeresmacht unter den Mauern der Burg auf, ſandte einen Boten in dieſelbe, und hielt um Helena's Hand an. Aber die alte Sophia Bathori widerſetzte ſich hartnäckig dem Antrage, und Tököly mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Tököly's Waffen waren 1678 glücklich und der Wiener Hof trat mit ihm in Unterhandlungen. Wir übergehen alle die Friedensbedingungen, in denen die öſterreichiſchen Machthaber in der That ſo wenig zugeſtanden, daß an eine Vereinigung gar nicht zu denken war und die Flamme der Empörung nachher nur um ſo wilder aufloderte und dreißig Jahre lang Ungarn über alle Vorſtellung gräßlich durchwüthete. Wir erwähnen nur der geheimen Traktaten, welche Tököly mit dem Hofe pflog, worin er alle Nachgiebigkeit, ja nach einer andern Nachricht ſogar den Uebertritt zur katholiſchen Kirche — er war Proteſtant und blieb es bis zu ſeinem Tode — gelobte, wofern nur der Hof durch ſeinen Einfluß bei der Sophia Bathori bewirken würde, daß ſie ihre Einwilligung in ſeine Verbindung mit Helena Zriny gäbe. Doch vor allem verlangte der Hof, Tököly ſolle die Waffen ganz niederlegen. Der heldenmüthige Jüngling opferte ſeine Liebe dem Vaterlande auf und die Feindſeligkeiten begannen von neuem. Neue gräßliche Blutſcenen im Innern des ungariſchen Landes! die Mißvergnügten beſiegt und ſiegend, überall Noth, Drangſal und des Kriegs Schreckniſſe; nirgends ein Reſultat. Im März 1680 ſetzte der Hof wieder eine neue Verſöhnungskommiſſion nieder; Tököly drang in Eperies, wohin die Wiener Abgeordneten kamen, auf's Neue mit Ernſt auf die kaiſerliche Vermittlung ſeiner Heirath mit Helena Zriny; die Antwort war ſo ablehnend, als die vorige. Erbittert gab Tököly den franzöſiſchen Geſandten, welche mit neuen und glänzenden Verſprechungen ihres Königs bei ihm angekommen waren, ein williges Gehör und beſchloß, ſeine Liebesangelegenheiten auf eigene

Fauſt zu betreiben. Durch ein neues, für Helena höchſt trauriges Ereigniß wurde dieſe endlich vermocht, alles widerrechtlichen Zwanges ihrer alten Hüterin zu ſpotten, und ſich den Anträgen Tököly's mehr als je geneigt zu erklären. Ein Bruder Helena's, Balthaſar Zriny, ein hochherziger, edler Jüngling, nach ſeines Vaters traurigem Ende in Wien lebend, und dem Könige treu ergeben, hatte ſeine Schweſter auf Munkats beſucht, wo Sophia Bathori keinen Mißvergnügten geduldet hätte, wäre es auch ihr nächſter Verwandter geweſen. Auf der Rückreiſe nach Wien wurde er von Räubern überfallen, geplündert, lange aufgehalten und durch die karpathiſchen Gebirge auf bahnloſen Wegen nach Siebenbürgen gebracht. Der franzöſiſche Geſandte, welcher dort für die empörten Ungarn mit ihnen und den Türken gegen Oeſterreich verkehrte, gab ſich alle Mühe, den jungen Mann, deſſen Namen und Geſchlecht auf Seiten der Mißvergnügten viel vermocht hätte, zu ihrer Parthei herüberzuziehen; aber Balthaſar blieb ſeinem Könige treu, widerſtand allen Lockungen und kehrte ſo ſchnell, als ihm möglich, nach Wien zurück. Nichtsdeſtoweniger wurde er ſogleich nach ſeiner Ankunft als Rebell feſtgenommen und als ein Staatsgefangener nach Grätz abgeführt. Vierzehn Jahre ſchmachtete der Unglückliche dort im Kerker, ohne gehört, ohne befreit zu werden. Der Tod war 1694 ſein Erlöſer. Ueber dieß Schickſal auf's Aeußerſte erbittert, ſetzte Helena alle zeither noch genommenen Rückſichten bei Seite und ſagte dem liebenden und geliebten Heldenjünglinge ihre Hand zu. Darüber zerfiel natürlich die mürriſche Schwiegermutter ganz mit ihr und machte ein Teſtament, worin ſie ihren Enkeln, Helena's Kindern, Juliane und Franz Ragotzi, ihr ſämmtliches Vermögen, der widerſpenſtigen Schwiegertochter aber gar nichts vermachte; den Kaiſer beſtellte ſie zum Tutor der unmündigen Kinder gegen die Mutter derſelben und legirte ihm dafür 60,000 Gulden. Ja, der lang befürchtete Schritt, zu deſſen Verhütung die alte Sophia Alles aufgeboten hatte, erſchütterte ſie dermaßen, daß ſie wahrſcheinlich an den Folgen des darüber empfundenen Aergers gegen Ende des Jahrs 1681 ihren Geiſt aufgab und den Liebenden ſomit das Feld räumte. Sobald Tököly ihren Hintritt erfuhr, ließ er ſich ſogleich auf die ihm angetragenen Verhandlungen mit dem Wiener Hof ein und bewilligte dem feindlichen General Caprara einen ſechsmonatlichen Waffenſtillſtand und zog ſich von Siebenbürgen nach Kapos in die Nähe von Munkats, um ſich mit Helena den Genüſſen ihrer feſſelfreien Liebe ganz hingeben zu können. Der edle, jugendliche Held verlebte mit ſeiner geiſtreichen, höchſt liebenswürdigen Braut, auf dem von der Natur mit ihren höchſten Reizen gezierten Munkatſer Schloſſe, deſſen unumſchränkte Herrin ſie jetzt war, Tage des höchſten Glückes. Früher ſchon, ſobald er Helena's Zuſicherung ihrer Hand erhalten, hatte er Teleky's Tochter den Verlobungsring zurückgeſandt, wodurch zwiſchen ihm und dem ſiebenbürgiſchen mächtigen Kanzler eine Erbitterung entſtand, welche, trotz aller Scheinvergleiche, Tököly's und der mißvergnügten Ungarn Sache überhaupt mit der Zeit ſehr nachtheilig wurde. Da der Wiener Hof Tököly's Verbindung mit der ſchönen Wittwe nicht mehr zu hindern im Stande war, ſo ſuchte er aus derſelben doch den möglichſten Vortheil zu ziehen. Seine Boten an den Grafen waren voll ſchmeichelhafter Verſicherungen und gelobten ihm die königliche Einwilligung in ſeine Vermählung, wornach er ſchon ſo lange vergebens geſtrebt hatte, wenn er ſeinen ganzen Anhang zur Treue und Pflicht gegen den König zurückführen oder im Weigerungsfalle ihn ſeinem Schickſale überlaſſen wolle, wenn er ferner alle gegen Oeſterreich feindliche Verbindungen mit den Türken aufhebe und durch ſeinen Einfluß bei der Pforte dieſelbe zum Friedensſchluß mit Oeſterreich bewege. Tököly, um ſich nicht von neuem widerſpenſtig zu zeigen, verſprach zu thun, was ihm möglich ſei; ihn jammerte Ungarns gräßlicher Zuſtand, der unnütze Mord ſeiner edelſten und beſten Söhne, und er hoffte von Oeſterreich nach ſolchen Erfahrungen Alles. Aber an Helena's unverſöhnlichem Haſſe gegen die Richter ihres Vaters, an dem tiefgewurzelten Mißtrauen der Mißvergnügten in alle Verheißungen des Wiener Hofs, und an der eingeriſſenen Anarchie ſcheiterten ſeine beſten Vorſätze. Tököly's Bemühungen bei den Türken hatten den entgegengeſetzten Erfolg; er wurde ſelbſt von ihnen noch mehr beſtrickt. Alle angeknüpfte Verbindungen mit dem Wiener Hof wurden nun abgeriſſen. Am vierten Sonntag nach Pfingſten, den 14. Juni 1682, feierte Emerich Tököly ſeine glänzende Hochzeit mit Helena Zriny, der Wittwe Franz Ragotzi's, und von dieſem Tage zeigte Helena, alles niederbeugenden Zwanges ledig, und durch die beglückende Liebe des allgefeierten herrlichen Mannes emporgehoben, ſich als eine würdige Heldenfrau in Wort und That. Tököly's Sache war nun die ihrige geworden und an Ungarns Freiheit ſetzte ſie Alles, was ſie beſaß.

Ihren Sohn Franz Ragotzi, bei ihrer zweiten Verheirathung ſechs Jahr alt, von ihr mit derſelben Leidenſchaftlichkeit der Mutterliebe geliebt, betrachtete Tököly als den ſeinigen, da er ein bedeutendes Talent in ihm bemerkte, und verwendete auf ihn alle Sorgfalt und Zärtlichkeit eines Vaters. Franz Ragotzi's II. ſpätere Größe, ſein Edelſinn, die Ausbildung ſeines wahrhaft großen Herzens, war Tököly's Werk, und die Grundlage dazu wurde früh in des Knaben Seele geſenkt.

Der Krieg gegen Oeſterreich brach in Ungarn von neuem aus. Tököly konnte ihn, über die Reichthümer ſeiner Gattin verfügend, mit größerm Nachdruck als zeither betreiben; auch wurde er von den Türken, die ihn durchaus zum Fürſten Ungarns machen wollten, ſtark unterſtützt. Er vereinigte ſich vier Wochen nach ſeiner Hochzeit mit einer türkiſchen Heeresmacht unter dem Vezier Ibrahim Paſcha, und ihre vereinten Waffen drängten die öſterreichiſchen bald zurück. Tököly war nun ein Sclave der Türken geworden, und ſo wenig er ſich dieß auch geſtehen mochte, ſo ſehr drang ihre Handlungsart mit der Zeit ihm dieſe traurige Ueberzeugung auf. Wie er auch kämpfte und ſtritt, er konnte das ſelbſt aufgelegte Joch nicht wieder abwerfen und erlag endlich ſeiner Laſt. Als die Felſenfeſte Filek (im September 1682) genommen und zerſtört war, berief der türkiſche Vezier Ibrahim Paſcha die ſiebenbürgiſchen und oberungariſchen Großen in das Lager, und ließ in ihrer Gegenwart den Grafen Emerich Tököly im Namen des Großherrn zum König von Ungarn ausrufen und überreichte ihm feierlich die Zeichen der Herrſchaft, den Fürſtenhut ſtatt des Diadems, die Reichsfahne, das Schwert und den Streitkolben. Tököly achtete nicht auf dieß Gepränge, wies den Königstitel zurück und wollte nicht ſeinetwegen, ſondern nur der Mißvergnügten wegen bloß Fürſt oder Gubernator von Ungarn heißen. Eine ſolche Uneigennützigkeit gereichte dem fünfundzwanzigjährigen Helden zur größten Ehre. Er ſo wenig, wie nachher ſein Stiefſohn Franz Ragoyi, hat jemals etwas für ſich, Alles nur für die Ungarn begehrt. Nach mehreren Waffenthaten zog der Vezier zurück, und nun begann die Pforte die größten Rüſtungen zu einem Zug durch Ungarn, nach Deutſchland und gegen Wien, der allen Widerſtand niederwerfen, die Hauptſtadt Oeſterreichs und Reſidenz des Kaiſers in ihre Hände bringen und das deutſche Reich auflöſen ſollte, wie zwei Jahrhunderte vorher die Reſidenz des griechiſchen Kaiſers in ihre blutgierigen Hände gefallen und jenes Reich von ihnen aufgelöst worden war. Tököly wurde vom Volk unterdeſſen als Fürſt, ſeine Gemahlin als Fürſtin Ungarns anerkannt und vom 20. Februar bis zum 30. April 1683 hielten ſie glänzendes Hoflager im Zipſerlande, bald zu Leutſchau, bald zu Käsmark. Tököly ahnete den gräßlichen Sturm von Oſten her und verſuchte noch vor Ausbruch deſſelben des Kaiſers Leopold Ausſöhnung mit den Mißvergnügten; mit Freuden wollte er den ihm läſtigen Fürſtenmantel opfern und Leopolds treuer Unterthan ſein; aber all' ſeine Bemühungen ſcheiterten an der Feſtigkeit der Wiener Miniſter und dem Mißtrauen der Mißvergnügten. Zweimalhunderttauſend Mann türkiſche Krieger, Troß und Gepäck ungerechnet, zogen unter der Anführung des Großveziers Kara Muſtapha durch Ungarn auf Wien zu; Tököly ſah mit Schrecken, daß nicht die Befreiung Ungarns, ſondern die Plünderung der Hauptſtadt Oeſterreichs und des Landes der Zweck des beutegierigen Großveziers war; doch die Würfel waren nun einmal gefallen. Weit entfernt, Tököly's kluge Rathſchläge zu hören, handelte der Großvezier — zur Rettung Wiens und vielleicht ganz Deutſchlands — ganz nach ſeinen eigenen beſchränkten Anſichten, und ließ, indem er Wien vom 12. Juli bis 12. September (1683), ohne irgend ein Unternehmen weiter belagerte, die günſtige Zeit, auf die ihn Tököly aufmerkſam gemacht hatte, verſtreichen. Der Großvezier beging eine Unvorſichtigkeit um die andere; der tapfere Herzog Carl von Lothringen vereinigte ſich mit den herbeigeeilten Reichstruppen; der muthige Polenkönig Johannes Sobieski war auf vielfache Einladung von Oeſterreich auch herbeigekommen, und ſo geſchah denn nach der heldenmüthigſten Vertheidigung des edeln Stahrembergs am 12. September 1683 die ewig denkwürdige Entſetzung Wiens. Die Türken erlitten einen ungeheuern Verluſt. Der Großvezier Kara Muſtapha wälzte in ſeinem Bericht an den Großherrn alle Schuld auf die Ungeſchicklichkeit des Ofener Veziers Ibrahim Paſcha und auf die Verrätherei des Grafen Tököly. Um aller Beweiſe dieſer ungerechten Klage überhoben zu ſein, ließ er den Erſtern ſogleich ſtranguliren und hätte den Letztern gewiß ebenfalls ohne Weiteres aus dem Wege geſchafft, wenn er ihn in ſeiner Gewalt gehabt hätte. Tököly erhielt von der ſchändlichen Anklage Nachricht und ſendete unverzüglich eine Vertheidigung nach Konſtantinopel, worin er alle vom Großvezier begangenen Fehler aufdeckte. Ihm wurde geglaubt; die Janitſcharen verlangten Kara Muſtapha's Kopf und die ſeidene Schnur vergalt ihm in Belgrad. Mit einem Schlage war jetzt die ungeheuere türkiſche Macht gebrochen, und kam durch Oeſterreichs große Feldherren allmälig aus allen Vortheilen; Tököly's Loos war mit entſchieden; er hatte ſein Schickſal treuloſen Mächten anvertraut. Wir können nicht den ſpeciellen Gang der politiſchen Begebenheiten hier verfolgen; genug, die wichtigſten ungariſchen und türkiſchen Feſtungen kamen nach und nach in die Hände der Oeſterreicher, die Türken verloren immer mehr den Muth und zeigten ſich zum Frieden ſehr geneigt; Tököly hatte ſchon allen Kredit verloren. Um ſich den Weg zum Frieden zu bahnen, ließen ſie, wahnſinnig gleichſam, ihn, den einzig Talentvollen unter ſich, verhaften und nach Adrianopel ſchaffen (4. Oktober 1685). Mit dieſem tollen, verrätheriſchen Streiche ſeiner edeln Bundesgenoſſen ging Tököly's Stern für immer unter. Oeſterreich hatte nun wirklich erſt über Türken und Ungarn zu gleicher Zeit geſiegt, und wußte ſeine Vortheile trefflich zu benutzen. Von den Mißvergnügten gingen viele zum Kaiſer über; denn eine Amneſtie war verkündigt worden; ein feſtes Schloß um das andere ergab ſich, und Oeſterreich war bald wieder Herr von Oberungarn.

Helena Zriny war mit ihren Kindern — aus ihrer zweiten Ehe waren keine am Leben geblieben — auf der ſchönen feſten Felſenburg Munkats, das Schickſal ihres geliebten Gemahls innig betrauernd, aber auch ſtets auf Mittel ſinnend, demſelben wieder aufzuhelfen. Sie ſelbſt hatte ihm gerathen, nach Großwardein zu reiſen, um die Türken von Neuem zu ermuntern und um ihren thätigern Beiſtand anzuhalten. Statt ſeiner kam von dort die ſchreckliche Nachricht ſeiner Gefangenſchaft. Sobald dieſe nämlich im öſterreichiſchen Heere bekannt geworden war, ſandte ſogleich der Obergeneral Caprara ſeinen Unterfeldherrn Petnehazy nach Munkats, um Tököly's Gemahlin von dem Unfalle deſſelben zu unterrichten, ſo wie überhaupt ſie mit der ganz verlornen Sache der Mißvergnügten bekannt zu machen und ihr ernſtlich zu rathen, daß ſie ihre Burg dem öſterreichiſchen Heere übergeben und ſich mit ihrem neunjährigen Sohn, Franz Ragotzi, der königlichen Gnade lieber noch zur rechten Zeit in die Arme zu werfen und von ihr ein mildes Schickſal hoffen möge, als durch unkluge Hartnäckigkeit und eigenſinniges Beharren bei der gänzlich zu Grunde gerichteten Parthei ihres Gemahls ihr rebelliſches Verbrechen zu vergrößern und die Verzeihung unmöglich zu machen. Welche Ueberredungskünſte aber auch Petnehazy aufbieten mochte, ſie ſcheiterten alle an Helena's Heldengeiſt. Unerſchrocken erklärte ſie dem Feldherrn, ſie würde zeigen, daß ſie Peter Zriny's Tochter und Emerich Tököly's Gemahlin ſei; als ſolche vermöge ſie aber weder die Feſtung zu übergeben, noch ſich und ihren Sohn der Gnade des Kaiſers zu empfehlen; ſie würde Munkats gegen jeden Angriff zu behaupten wiſſen und nur mit ihrem Leben laſſen. Kaum hatte ſich der Krieger voll tiefen Bedauerns von der ſchönen Frau entfernt, als ſie in möglichſter Eile einen großen Vorrath von Lebensmitteln anſchaffte und ſich auf eine langwierige Blokade ſehr vorſichtig vorbereitete. Caprara, aufgebracht über den unerwarteten Widerſtand einer Frau, glaubte durch die Gewalt der Waffen mehr auszurichten, als durch die der Worte, und rückte mit einem Heere von drei Tauſend Mann vor die Munkatſer Feſte. Er glaubte, Helena durch großen Lärm zu erſchrecken, und ließ alle möglichen Gewehre zuſammen auf die Burg abfeuern und ihr die Nothwendigkeit der Unterwerfung andeuten. Nichtsdeſtoweniger erſchrack Helena ganz und gar nicht weder vor dem Kanonendonner, noch vor Caprara's Drohungen, ſondern wagte vielmehr voll hoher Zuverſicht auf ſich und die ſie umgebenden Leute, die ſie liebten und ihr treu ergeben waren, jener Nothwendigkeit Trotz zu bieten, und der geübte Feldherr ſah ſich bald des Wahns enttäuſcht, daß er es mit einem ſchwachen Weibe zu thun habe. Um nicht ſelbſt ſeine beſte Zeit mit der Belagerung der Feſte zu vergeuden, zog er zu wichtigeren Unternehmungen von dannen und ließ einen Haufen zur Einſchließung des Platzes zurück. So ſtark auch ſeine Mauern waren, bildete Helena's Heldengeiſt doch die feſteſte Schutzwehr, und ſo lange dieſer nicht überwältigt wurde, war die Eroberung ihres Schloſſes durch keine Waffengewalt zu erzwingen; dem Verrathe gelang es endlich, auch ihn zu ſtürzen; aber zwei Jahre und drei Monate hielt ſie ſich unbeſiegt, eingeſchloſſen auf ihrer herrlichen Burg, und ſchlug, ſelbſt den Kommandoſtab führend, jeden Angriff geſchickt zurück (vom 20. Oktober 1685 bis zum 19. Januar 1688). In dieſer Zeit beſchäftigte ſie ſich ausſchließlich mit der Erziehung ihrer beiden Kinder, und vollendete eine zweite Cornelia, die Bildung ihres Franz, zu der Tököly den Grund gelegt hatte. Rund um ſie her in ganz Ungarn gingen die größten Veränderungen vor; Ofen, der Hauptſitz der türkiſchen Macht in Ungarn, wurde erobert, alle noch übrigen nicht genommenen Feſtungen gelangten nun in Oeſterreichs Macht, nur Helena's Burg blieb unbeſiegt. Anton Caraffa errichtete ſein Blutgericht zu Eperies; Siebenbürgen wurde vom Herzog von Lothringen unter Oeſterreichs Oberherrſchaft gebracht; Munkats erkannte nur Helenen als Herrin; Ungarn wurde endlich in ein Erbreich verwandelt (auf dem Petersburger Landtag im Oktober 1687,) und Joſeph zum erblichen König gekrönt; Helena Zriny erkannte allein die neue Ordnung der Dinge nicht an.

Kurz, ganz Ungarn war während der Belagerung ihrer Burg ein anderes geworden; ſie nur war ſich gleich geblieben, wie die Felſen, auf welchen ſie, gleich der Königin des Landes, thronte.

Ein neuer Großvezier, Suleiman, befreite nach Kara Ibrahims Abſetzung und Vertreibung ſogleich Tököly und befahl, ihn als Fürſt von Ungarn wieder anzuerkennen (Februar 1686), um den von ſeinem Vorgänger begangenen unſinnigen Fehler wieder einigermaßen zu verbeſſern; aber der heilloſe Schritt war nicht ungeſchehen zu machen. Tököly's frühere, von der Verzweiflung geleitete gewaltſame, ja grauſame Schritte gegen mehrere edle Ungarn hatten ihm das Vertrauen in der Nation geraubt, ſeine gänzliche Abhängigkeit vom Erbfeind der Chriſtenheit war nicht geeignet, ihm daſſelbe wieder zu verſchaffen. Seinen Aufrufen lieh Niemand ein williges Ohr; die Türken waren ſelbſt zu erſchöpft, um ihm helfen zu können, und wo ſich irgend unter den Ungarn einige Freude über ſeine Wiederkehr zeigte, da wußte ſie der Neapolitaner Caraffa zu erſticken. Tököly beſaß keinen Schatten ſeiner ſonſtigen Macht mehr, und vermochte nicht das Geringſte auszurichten. In der Verzweiflung ſeines Gemüthes wandte er ſich durch geheime Boten an ſeine Gemahlin; ſein Brief gelangte glücklich auf die Munkatſer Burg; zur Vorſicht, wenn er etwa aufgefangen würde, war er in Chiffern geſchrieben. Helena übergab ihn ihrem Kanzler, Daniel

Abſalon, zur Entzifferung. Aber in dem Briefe gab Tököly ſeiner (katholiſchen) Gemahlin den Auftrag, den Papſt ſchleunig um eine Vermittelung zwiſchen ihm und dem Kaiſer nachzuſuchen, und demſelben dafür das Verſprechen in ſeinem Namen zu geben, daß er nach Erlangung vortheilhafter Bedingungen, nicht nur ſelbſt dem lutheriſchen Glauben entſagen, ſondern die Anhänger deſſelben ſogar eifrigſt verfolgen wolle; der Kanzler, ein eifriger Proteſtant, entſetzte ſich vor dieſem Antrag, verabſcheute Tököly, hintertrieb die Ausführung und ließ ſich in Verbindung mit dem Burghauptmann von Munkats, Andreas Radios, gleichfalls eifrigem Lutheraner, in heimliche Unterhandlungen mit Caraffa ein, verſteckte und verdarb die reichlich vorhandenen Lebensmittel, und gab endlich den Belagerern das Zeichen zum Angriff auf die Burg. Drei Tage vertheidigte ſich Helena mit gewaffneter Fauſt; dann war ſie durch den Verrath zur Uebergabe der Burg gezwungen (19. Januar 1688). Caraffa ließ Helenen mit ihren beiden Kindern im Triumph nach Wien führen. Sie zog dort ein, nicht wie die gefangene Frau eines ungariſchen Rebellen, ſondern wie eine Königin des ungariſchen Reichs. Sie war groß in den Tagen des Unglücks, wie ſie in den wenigen ihres Glücks liebenswürdig geweſen war. Um die Heldin zu beugen, entriß man ihr ihre Kinder; ihr Herz blutete, aber gebeugt wurde ſie nicht. Man ſperrte ſie in das Urſulinerkloſter daſelbſt und übergab ihren Knaben den Jeſuiten. Der öſterreichiſch-türkiſche Krieg wurde indeſſen von den öſterreichiſchen Generälen, vorzüglich von dem berühmten Herzog Carl von Lothringen, ſpäter von dem gleichberühmten Prinzen Eugen von Savoyen ſiegreich fortgeführt, und um Oeſterreich nicht zu mächtig werden zu laſſen, bewilligte Ludwig XIV. von Frankreich dem verlaſſenen Tököly wieder eine Subſidien von zwanzig Tauſend Thalern, der Großherr aber unterſtützte ihn mit Truppen, und Tököly begann den Kleinkrieg gegen die Oeſterreicher wieder mit dem Anfange des Jahrs 1689. Er errang in dieſem Jahre einige Vortheile, wurde aber auch geſchlagen und gefährlich verwundet, ſo daß er lange mit ſeiner Heilung hinbrachte. Als Apaffi, der Fürſt von Siebenbürgen, ſtarb (April 1690), ernannte der Großherr Tököly zum Fürſten und gab ſeinem Befehl durch Geld und Truppen Nachdruck. Donatus Heußler, öſterreichiſcher Landeshauptmann der Provinz, ſtellte dem Heranziehenden ſich entgegen; Michael Teleky, Tököly's alter Feind, bot Alles auf, um ſeinen Einzug im Lande zu vereiteln. Tököly aber umging ſchlau alle weiſen Anſtalten der beiden Herren und drang an einer Stelle in Siebenbürgen ein, wo es Niemand auch nur im Traume geahnet hatte. Denn, gleich wie Hannibal einſt über die Alpen, ſetzte Tököly über das Zerneſter Gebirge, über Felſen und Abgründe, durch einen engen, höchſt gefährlichen, zwiſchen Schlünden und Felsblöcken ſich hinziehenden Zugang. Er ließ ganze Bäume abhauen und Pferde davor ſpannen; die Soldaten mußten ſich auf die Aeſte und Zweige derſelben ſetzen, und indem dieſe an den Erhöhungen der Felſen und des Bodens ſich ſtemmten, glitten Pferde und Menſchen über die ſchroffe Anhöhe unbeſchädigt hinüber. Sobald Heußler ſeine Ankunft vernommen, eilte er ihm entgegen, am 22. Auguſt erfolgte die Schlacht, in welcher Teleky fiel, die Deutſchen gänzlich geſchlagen und ihre Anführer, worunter auch Heußler, gefangen genommen wurden. Tököly war Herr von Siebenbürgen; am 12. September wurde er feierlich auf den Fürſtenſtuhl erhoben. Für die Freilaſſung des Generals Heußler erhielt er die ſeiner Gemahlin und ſieben Tauſend Dukaten. Es war dies der letzte aufflackernde Glanz ſeines Lebens. Nach zwölf Tagen ſchon wurde er von dem herbeirückenden Markgrafen Ludwig von Baden aus ſeinem Fürſtenthume vertrieben, um es nie wieder zu ſehen (24. September 1690). Er hielt ſich von nun an ſtets im türkiſchen Heere auf. Der Krieg wurde noch lange unentſchieden zwiſchen Oeſterreich und der Pforte fortgeführt, bis Prinz Eugen durch ſeine Siege die Pforte endlich zum Frieden von Carlowitz zwang (1699). Emerich Tököly wurde bis an ſeinen Tod von den Türken als Gefangener behandelt. Seinem geliebten Franz vermachte er ſein Privatvermögen. Dieſer hatte damals ſchon angefangen, ſeine welthiſtoriſche Rolle zu ſpielen, die ebenfalls ſo tragiſch endigte. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Helena ihrem Gemahl in die Verbannung folgte; ſie ſtarb in einem Kloſter: Zriny's Tochter, Tököly's Gattin, Ragotzi's Mutter! —

* * *

Die Bürgerjagd.

Bambocciade.

In der weltberühmten Stadt Plundersweiler, Kapitale und Reſidenz des Fürſtenthums gleiches Namens, ging's eines Herbſttages, noch bevor der Morgen ſeine ſpäten Lichtfahnen entfaltet hatte, buntübereck durcheinander, lebendig und luſtig. Man lief Straßen auf, Straßen ab, ſprang hierhin und dorthin. Ueberall geſchäftige Eile, frohes gegenſeitiges Anrufen und Fragen, freundſchaftliches und bedeutungsvolles Zunicken. Iſt doch Alles ſo laut und bewegt, als ſei eine große Feſtlichkeit vor der Thüre.

Und ſo iſt es auch! Ein Feſttag dämmerte im Oſten, wie keiner weiter im Jahre, ein Feſttag ſo eigenthümlich und beſonders, daß eine verehrliche Bürgerſchaft ohne Bedenken ihn für den ſchönſten und froheſten hält, obgleich er mit Mühen und Gefahren heranzieht, und was auch der Morgen für finſtere verdrießliche Geſichter ſchneidet, es kümmert die feierlich bewegten Plundersweiler nicht in ihrer hoffnungsvollen Luſt. Wenn's nur nicht regnet!

Aber nein, zum Regen kein Anſchein! Nun dann iſt Alles gut. Mit einem Worte: heute ſoll die allgemeine Haſen- oder Bürgerjagd gehalten werden. Man habe ja Obacht, bei den Worten Haſenjagd und Bürgerjagd den objektiven und ſubjektiven Sinn der Zuſammenſetzung zu unterſcheiden, ſonſt könnte man wohl gar glauben, die Haſen wären Jäger, oder aber die Bürger jagdbares Vieh; und wahrlich — wie ſeltſam! — bedenkt man's genau, ſo liegt — wie groß immerhin der eine oder der andere Irrthum wäre — in beiden eine nicht zu verläugnende Wahrheit, gegen die ſich aber ehrſame deutſche Bürger und friedſame deutſche Haſen ernſtlich verwahren werden. Drum weg mit allem Grübeln! Der Fall war ſo: die Bürger wollten Jagd auf Haſen machen.

Die Schützen, die ſich Tags vorher auf dem Rathhauſe einen Jagdſchein gelöſt, d. h. die Erlaubniß, am großen Jagen theilnehmen zu dürfen, mit acht Groſchen Courant erkauft hatten, lauter ehrenwerthe Männer, die Geſchoß und Gefälle, Steuern und Abgaben genau entrichtet bis dato — denn ein Reſtant erhielt keinen Schein vom wohllöblichen Magiſtrat — die jagdfähigen und jagdbegierigen Bürger alſo waren in ſofern alle fertig und bereit, daß es vielen nur an denjenigen Dingen noch gebrach, die aus jedem Holzſpalter und Töpfenbinder einen Jäger herſtellen und ohne die der beſte Schütze ſo gut wie kein Schütze iſt, d. h. an Flinten, Pulver, Schroten, Hund, Jagdtaſche und ſonſtigen Waidgezeug. Darum war ſchon vor dem erſten Dämmerlichte des neuen Tages Alles ſo ſehr in Unruhe, darum wurden die Material-, Bäcker- und Fleiſcherläden ſo beſtürmt, um Munition und Proviant einzukaufen; darum trippelte des Herrn Oberſteuerkaſſirers Billmann dicke Köchin mit einer ſchweren altmodiſchen Doppelflinte dahin; darum keuchte der alte Diener des Herrn Acciſerathes Sauerbrei unter der Laſt eines weitleibigen Büchſenranſens; darum zog der kleine ſchmutzige Lehrburſche des Hofſchloſſers Zierfuß mit Anſtrengung einen Hühnerhund fort, der, trotz der Eile und der bittern Schimpfreden ſeines Führers, alle zehn Schritte ſeine nothwendigen Bemerkungen an die Schwellenmauern der Häuſer angloſſirte.

Nicht minder unruhig ging es in den Häuſern ſelbſt zu. Da wurde geſucht und gearbeitet, geputzt und zubereitet; es wurden Wergpfröpfe gerollt, Patronen gefüllt, Steine geſchärft, man probirte, man ladete, man aß und trank. Die Männer wendeten das Haus um, die Frauen ſchalten und begütigten die kleinen Kinder, die, zu früh aus dem Schlafe geſtört, aus Leibeskräften ſchrieen, während die älteren Buben, wohl auch wilde Mädchen, geſtiefelt und geſchuht, nur auf des Vaters bewaffneten Abmarſch lauerten, um, wie von der Kette losgelaſſene Hunde, ſpornſtreichs das freie Feld zu gewinnen, und ihren Theil an den allgemeinen Jagdfreuden mit allen

Sinnen einzuſchlürfen. Denn was auch nicht gerade ſelbſt Antheil am blutigen Jagen nehmen durfte, war doch in unruhiger Bewegung und Erwartung der kommenden Dinge. Frauen, Töchter, Mägde ſcheuerten Tiegel und Pfannen, legten Holz zurecht, reinigten die Bratröhre und bereiteten Alles vor, um den in Hoffnung beutebeladenen Hausherrn mit einem dankbaren Gericht zu empfangen; dabei ſputeten ſie ſich merklich, weil ſie auch hinaus wollten, um das neugierige Auge wenigſtens ein Paar Stunden lang am Beginn und an der allmäligen Entfaltung der Jagdluſt zu ergötzen.

In keinem Hauſe aber ging's wilder und lärmender zu, als beim Büchſenmacher Göbel. Der arme Mann hatte mit ſeinem Geſellen die ganze Nacht hindurch ununterbrochen gearbeitet, um alle die alten und defekten Schießſtöcke in einigermaßen gangbaren Zuſtand zu bringen und Unglück wo möglich zu verhüten. Aber wie hätte er fertig werden können, und wenn er Vulkans göttliche Schmiedekräfte beſeſſen hätte? Erſt geſtern und vorgeſtern waren ihm die mordunfähigen Waffen in's Haus gebracht worden und zwei Drittel der Bürgerflinten waren in deſolatem Zuſtande, wie die Bürger ſelbſt. Nun wurde dem Manne zum Lohn für ſeine anhaltende Thätigkeit das Haus faſt geſtürmt, das Volk ſtand bis vor der Thüre, und wer nicht befriedigt wurde, ſchimpfte und ſchalt.

Den Gegenſatz zu des Büchſenmachers Haus bildete das des Hoftapeziers Kullmann; da ging Alles in Ruhe, Ordnung, Stille her, wie in keinem andern Bürgerhauſe. Meiſter Kullmann, Beiſitzer des Raths und „Herr Senator“ betitelt, ein ſtrenger, reicher, ehr- und geldgeiziger Mann, hatte ſich wohl vorgeſehen; ſeine Doppelflinte, das Geſchenk eines auswärtigen Fabrikanten, dem er Hofbeſtellungen zugewendet, war im beſten Stand, ſeine Jagdtaſche, die Arbeit eines ſeiner Schwiegerſöhne, für die er nichts bezahlt, war verproviantirt, die Patronen, mit Pulver und Schroten gefüllt, die er weit billiger eingehandelt, als jeder Andere, und einen Hund hatte er nicht, ſondern der des Poſtſekretärs Willing, ſeines künftigen Schwiegerſohns, ſollte auch ihn, wie bereits ausgemacht war, bedienen. Sobald der alte Herr den von der alten Magd beſorgten Kaffee geſchlürft, hing ihm ſein roſenwangiges Töchterchen, das einzige noch unverſorgte Kind ſeines Hauſes, die gefüllte Feldflaſche um, und flüſterte dazu mit verſchämtem Blick: „Der Poſtſekretär iſt eben in's Haus.“ Dann griff ſie nach der Flinte, um ſie dem Vater darzureichen.

„Nun, nun,“ brummte der Alte, „iſt das vernünftiger Verſtand? Ich ſoll deinen Bräutigam wohl gar nicht einmal in die Stube laſſen, ſondern Hals über Kopf mit ihm davon rennen, ohne daß er dir einen guten Morgen geboten hat? Ei, ei, Lieschen, das würde ſich ſchicken! Das wäre vernünftiger Verſtand! Geh' ihm gleich entgegen und mach' deinen Knix! Vier Wochen vor der Hochzeit braucht das ſittſamſte Mädchen nicht mehr ſo ſpröde zu thun. Oder ſollte dir der verdammte Friedrich noch immer im Kopfe ſtecken? Ich wollt' ihn doch herausbringen, ſo wahr ich lebe und vernünftigen Verſtand habe! Geh', ſei höflich und mach' dich angenehm! Wirſt auch einmal Poſträthin!“ — Man konnte es dem lieblichen Kinde anſehen, daß es ungern gehorchte. Aber ſie kannte ihres Vaters Hitzkopf, ſie wußte aus Erfahrung nur allzugut, daß er keinen Widerſpruch weder in Worten noch Handlungen vertrug, und ſie wendete ſich mit einem recht ſchmerzlichen Zuge in dem bildſchönen Geſichtchen nach der Thüre, welche eben geöffnet wurde und einen federleichten, luſtigen, zierlich tanzenden Windbeutel hereinließ. Herr Poſtſekretär Willing iſt nicht ſehr jung mehr, aber, trotz ſeiner fünfunddreißig, der berühmteſte Stutzer und Pflaſtertreter der ganzen Stadt; ja, er würde auf dieſe ausgezeichnete Stelle die gegründetſten Anſprüche machen, ſelbſt wenn die Stadt noch dreimal größer wäre, als ſie wirklich iſt. Von fern ſollte man denken, er trüge Elfenbein, d. h. zwei lange Elephantenzähne im Munde, kommt er näher, ſo ſieht man, daß es nur zwei ſpitzgeſchnittene und geſteifte Battiſtläppchen ſind, Vatermörder genannt, die aus der hohen Kravate wie ein Paar Fühlhörner oder noch beſſer, wie Eſelsohren emporragen. Das Haar iſt ihm gefällig gelockt und gekräuſelt und geht an beiden Schläfen in ſchmachtende Schwingungen aus. Oben auf dem würdigen, oder, wie Andere leſen, windigen Haupte ſitzt eine feine Pariſer Klappmütze, die er, dem das Poſtporto nichts koſtet, ſich eigends zur heutigen Haſenjagd verſchrieben. Auf der vornehm und hager hervorſtehenden Naſe nimmt die zierlich gearbeitete Brille Platz, und an einer goldenen Schnur hängt eine Lorgnette auf ſeiner Bruſt, die Kraft der Brille bisweilen anſtändig zu unterſtützen. Eine froſchgrüne veste de chasse, wildlederne eng anliegende Beinkleider, deren dickes Bein das magere Geſicht Lügen ſtraft und auf Wattverſchwendung hindeutet, und ein Paar bis über die Kniee reichende rohlederne Jagdſtiefeln vollenden den Anzug des Jägers; eine ſchön geſtickte Jagdtaſche, ein prächtiges Pulverhorn und eine mit Silber ausgelegte Doppelflinte zieren ihn noch außerdem. Sein eingefallenes Geſicht, ſein matt und begehrlichglühendes Auge beweiſen zur Genüge, daß der Mann, der in einer größern Reſidenz bis vor einem halben Jahre angeſtellt war, dort nicht vergebens gelebt habe. Dieſem ſeinem Anzuge nach ſollte man glauben, der Herr Poſtſekretär ſei ein Verſchwender, aber es war ſtadtbekannt, daß er nur Geld auf ſeinen Anzug verwende, in allen übrigen Stücken aber ein ſchäbiger Filz ſei, ja, daß er ſich jedes neue Kleidungsſtück am Munde abſpare.

„Guten Morgen, mein ſüßer Engel!“ flötete der geizige Stutzer, Lieschens Hand ergreifend. „Schon ausgeſchlafen, mein Bräutchen? Herr Schwiegervater, ich wünſche guten Morgen. Sagen Sie mir, theures Lieschen, wie ſteht mir die Mütze? Ganz neu aus Paris, koſtet 12 Franken an Ort und Stelle. Nicht wahr, allerliebſt? Aber ſobald Sie meine Frau ſind, Holde, heißen Sie Eliſe. Das klingt äſthetiſch, poetiſch, erhaben; Lieschen iſt doch gar zu gemein. Apropos, Papachen, haben Sie denn bei dem Tiſchler in Grünhagen ſchon den Kleiderſchrank für uns beſtellt?

„Ja wohl, Herr Sekretär! Und weshalb fragen Sie danach?“

„Der Tiſchler Bonſack hier beklagte ſich geſtern bei mir, daß Sie Lieschens Ausſtattung nicht bei ihm arbeiten ließen, da er doch mit Ihnen Gevatter wäre und Ihnen ſonſt zu Dank gearbeitet hätte. Er ſagte mir auch, daß er einen ſehr gut gearbeiteten Kleiderſchrank ſtehen habe, der ſich ganz für uns eigne und den er billig ablaſſen wolle. Bonſack iſt ein geſchmackvoller Arbeiter und hat ſtets die neueſten Deſſins.“

„Alles gut und vernünftiger Verſtand! Aber Bonſack iſt zu theuer und dabei ein durchtriebener Schelm. Laſſen Sie ſich nicht mit ihm ein; er hat's fauſtdick hinter den Ohren. Glauben Sie denn, daß er mir eine Proviſion gegeben hätte, wenn ich Hofbeſtellungen bei ihm machte. Und er wußte doch, daß es auf mich ankam. Nun hat er's. Kein Stück bekommt er mehr zu machen. Alles geht durch meine Hand. Er hat ſich ſelbſt an den Erbprinzen gewandt, dieſer ihn aber an mich gewieſen. Eine Hand wäſcht die andere; das hätte Meiſter Bonſack bedenken ſollen. Meiſter Kriems in Grünhagen weiß das beſſer einzuſehen. Doch, es iſt gut, daß Sie mich an den Tiſchler erinnern. Das nenn' ich vernünftigen Verſtand!“

Mit dieſen Worten ging er vor die Stubenthüre und rief laut! „Chriſtian!“ Augenblicks erſchien aus der parterre gelegenen Werkſtatt ein flinkes Bürſchlein, ſchon reiſefertig, der Lehrburſch des Meiſter Kullmann. „Chriſtian,“ ſagte dieſer befehlend, „gehe jetzt unverzüglich nach Grünhagen hinaus und ſag' dem Schreiner Kriems, daß er ſich dieſen Abend zwiſchen fünf und ſechs Uhr mit dem fertigen Vorrathsſchrank, der aber mit Tüchern wohlverpackt ſein muß, hinter der Haſenheideſchenke einfinden und mich aufſuchen ſoll. Auf dem Rückweg kannſt du ein Maaß Bier in derſelben Schenke trinken und dieſen Abend ſollſt du auch eine Bratwurſt haben; es geht heute Alles auf Unkoſten der Stadt.“

Der Burſche war mit zwei Sätzen zum Hauſe hinaus und Kullmann kehrte zu dem Pärchen zurück.

„Dieſen Abend erhältſt du deinen Vorrathsſchrank, Lieschen,“ ſagte er ſchmunzelnd; „ſollte ich noch nicht da ſein, ſo laß ihn unten in die hintere Stube ſetzen, dort iſt Platz dazu. Die Stühle ſind ſchon da, Herr Sekretär, der Geſelle hat ſie bereits in der Arbeit. Wir nehmen nicht lauter Pferdehaare, ſie werden eben ſo gut. Man muß ſparſam ſein.“

„Ganz einverſtanden, Herr Papa. Denken Sie ſich, ſo werde ich meiner Eliſa, wie ich ihr eben verkündigt, eine große Freude bereiten können, ohne uns in die mindeſten Unkoſten zu ſtecken.“

„Das wäre! Laſſen Sie hören!“

„Sie wiſſen doch, daß ich als Journaliſt und Theaterrecenſent einen Freiplatz im Parterre des Hoftheaters habe. Geſtern Abend ſprach ich mit dem Intendanten, Herrn Baron von Meismer, und gab ihm ganz pfiffig zu verſtehen, daß ich auch bald einen Platz für mein liebes Weibchen brauchen würde. Darauf bot mir der Herr Baron gleich zwei geſperrte Sitzplätze im Parquet an. Ja, ja, ſie fürchten meine ſcharfe Feder. Ich werde meine Eliſa in's Parquet führen unter die reichen Kaufleute und erſten Beamten, und alles ohne Ausgaben.“

„Das nenn' ich vernünftigen Verſtand! — Na, ihr könnt's zu was bringen, Kinderchen. Ihr haltet ſehr auf den äußern Anſtand und ſeid dabei doch ökonomiſch. Ich dächte aber, wir gingen, Herr Sohn; es muß gleich acht Uhr ſein.“

Selbſt Lieschens Augen leuchteten, als ſie vom Theater hörte, und ſie ſah den geſchniegelten Bräutigam mit günſtigeren Blicken gehen, als ſie ihn kommen geſehen hatte.

„Küßt euch, Kinderchen,“ ſchmunzelte der Alte. „Die Haſen, die wir heute heimbringen, ſollen zum Theil übermorgen auf euerem Verlobungsfeſte verzehrt werden, für die Hochzeit wird ſich ſchon auch ein billiges Brätchen finden. Adieu, Kind. Ich erlaube dir, mit der Grete ein Stündchen hinauszugehen auf den Fichtenhügel und die Luſt mit anzuſehen. Nachmittags und Abends halte mir aber das Haus hübſch zu; denn Geſelle und Lehrjunge ſind heute ledig und wollen auf der Haſenheideſchenke auch ihr Vergnügen haben.“

Sobald Grete, die alte Magd, ebenfalls die geſtrengen Befehle ihres Herrn vernommen hatte, ſchoben ſich die beiden Jäger zur Thüre hinaus, umſprungen von der ausgelaſſenen Freude des Jagdhundes.

Lieschen hatte ſie bis hinab begleitet, trat dann in die leere Werkſtätte und ſchauete ſinnend zum Fenſter hinaus, und mancher freundliche Gruß flog ihr zu. Plötzlich wurde ſie blutroth und ihre Augen flirrten. Ein ſtattlicher junger Mann, von blühendem, kräftigen Anſehen, mit einem ſchönen, gutmüthigen, redlichen Geſicht und einem großen, ausdrucksvollen Auge ſchritt mit Gewehr und Hund die Straße daher.

„Guten Morgen, liebes Lieschen!“ flüſterte er. „Iſt der Alte ſchon fort?“ Das Mädchen nickte. „Wie ſtehen unſere Herzensangelegenheiten?“

„Ach, übermorgen ſoll Verlobung und in vier Wochen Hochzeit ſein.“

„Großer Gott! Ich möchte den ausgemergelten Poſtgaul erdroſſeln und dem Schinder überliefern, dem er gehört.“

„Ach, Friedrich, begehe keine Tollheiten, die dich und mich in namenloſes Unglück ſtürzen würden. Was hülf' es uns, wenn der Poſtſekretär auch nicht da wäre. Dir gebe mich mein Vater doch nicht. Du kennſt ja ſeinen lächerlichen Stolz und ſeine Genauigkeit. Er hat kein Herz für meine Leiden und wir müſſen uns dem Unvermeidlichen fügen.“

„Wenn ich dich doch nur erſt noch einmal im Geheimen ſprechen könnte. Ach, ich habe dir ſo viel zu ſagen!“

„Ich dir nicht minder, Friedrich. Es iſt auch mein Wunſch, ein Stündchen mit dir zu verplaudern. Aber wie iſt das möglich? Du weißt ja, daß mein Vater ſehr ſelten ausgeht, und Abends faſt gar nicht. Geſchieht es ja einmal, ſo paßt die alte Grete, von ihm dazu angelegt, wie ein Drache auf. Und ich darf nirgend weiter hin, als zu meinen

Schweſtern, und dieſe ſind auch auf des Vaters Seite. Es iſt alſo keine Möglichkeit.“

„Heute vielleicht!“ rief der junge Mann hoffnungsvoll. „Dieſen Abend. Das Haus iſt leer. Dein Vater ſitzt dann beim Rathsſchmauſe auf der Haſenheideſchenke. Laß mich machen. Ich hoffe, der Himmel erbarmt ſich unſer. Die alte Grete wird doch fortzuſchaffen ſein. Laß die Hinterthüre auf und hab' Acht, daß das Feld rein bleibt. Ich wag' es.“ Damit ging er raſch von dannen. Lieschen rief ihm nach, um ihm den verwegenen Plan auszureden, aber er hörte nicht mehr, und ſie durfte nicht zu laut rufen, um Grete's Aufmerkſamkeit nicht zu erregen, die, zum Glück mit Wirthſchaftsangelegenheiten beſchäftigt, nichts von dem jungen Manne bemerkt hatte.

Jetzt ertönte die achte Morgenſtunde vom Marktthurm herab, und an ihren letzten Klang reihete ſich ein anderer ihr verwandter Ton; es war die heiſere Stimme der alten Stadttrommel, die, von einem Invaliden (ſie ſelbſt war ein ſolcher und paßte deshalb trefflich zu ihrem Schläger) auf ganz martialiſche Weiſe traktirt, durch die Straßen wankte und ehrſame jagdberechtigte Bürgerſchaft zum Aufbruch und Auszug auf das Stadtfeld gegen das flüchtige Heer der Haſen aufrief. Nun ſtrömte alle Bevölkerung, bewaffnet und unbewaffnet, Hoſen tragend und Unterrock, Alt und Jung, was auf ſeinen Beinen laufen konnte, unter Rufen, Pfeifen und Hundegebell zum Thore hinaus und der anmuthigen Höhe, der Fichtenbügel genannt, zu, ſeit uralten Zeiten der Verſammlungsplatz der zur Jagd ausziehenden Bürger.

Die Nebel waren unterdeſſen verflogen, der Himmel hatte ſeine mürriſche Laune abgelegt und lächelte gleichſam ſpöttiſch über das Gewirre der Plundersweiler Schützen und ihres zahlreichen Komitats. Die Sonne ging auf und überſchaute das Feld, das bald von Mordlärm widerhallen ſollte.

Es war ein ſchöner und herzerquickender Herbſtmorgen. Graurothe Lämmerchen zogen am Himmel herauf; im Thale flatterte noch hin und wieder ein Stück vom zerriſſenen Nebelſchleier der Nacht. An den Spitzen des Gebirges hingen zerfließende Wolkenſtreifen, Prieſterinfuln des feiernden Morgens. Auf den Stoppelfeldern und Grasrainen ſpiegelte der helle Kryſtall der Thautropfen Millionen Sonnen zurück; von den Bäumen lächelten gelbe und rothe Blätter ſo ſchmerzlich, wie einer, der den nahen Tod in der Bruſt fühlt, über das Luſt- und Freudehaſchen ſeiner Freunde, und an verfärbten und geknickten Stängeln nickte noch manches Herbſtblümchen ſeinen wehmüthigen bethränten Abſchied.

Wenn es wahr iſt, was Kant ſagt, daß die Bildung der Weltkörper leichter zu deduciren ſei, als die Bildung einer Raupe, und Jean Paul Recht hat, dieſen Ausſpruch des großen Königsberger Philoſophen auf poetiſche Schöpfungen anzuwenden, und zu behaupten, ein beſtimmter Kleinſtädter ſei ſchwerer poetiſch darzuſtellen, als ein Nebelheld des nordiſchen Alterthums; ſo muß gewiß auch die poetiſche Schilderung einer Bürgerjagd mit größeren Schwierigkeiten verbunden ſein, als die eines großen Völkerkriegs, und nun, da die Jagd wirklich beginnt, fühlt der Dichter plötzlich das ganze Gewicht ſeiner Aufgabe über ſich hereinbrechen.

Doch die Helden kommen im bunten Zuge heran. Ihr Götter, ſeid den Haſen gnädig!

Voran bewegt ſich, ernſt und gravitätiſch, mit Würde angethan, wohllöblicher Magiſtrat der guten Stadt Plundersweiler in corpore. Die beiden Herren Bürgermeiſter, der eine ein langer dürrer, der andere ein kleiner dicker Mann, doch beide wunderbar übereinſtimmend mit nichtsſagenden Geſichtern begabt, ſtrotzend von Dummheit und Hochmuth. Ihnen nach ſchreitet das brutale Zwiegeſpann der Stadtſchreiber, ſich vertraulich mit den ihnen auf dem Fuße nachfolgenden Senatoren unterhaltend. Die Letztern ſind lauter bereits bejahrte und wohlhabende Handwerker, lauter Leute, die ſich mehr zu ſein dünken, als ihre Mitbürger. Hilf Himmel! haben ſie nicht recht? Sind ſie nicht Senatoren, Beiſitzer des Raths? Die böſe Zunge der Stadt ſagt zwar giftig genug, ihr Sitz habe keine Stimme, und ihre Stimme keinen Sitz im Rathe, und deßhalb dürften ſie nur mit dem Kopfe nicken; wie dem auch ſei, wer könnte ihnen Titel und Würde der Senatoren nehmen? und hat „Herr Senator“ nicht einen vollen guten Klang? Unter dieſen Würdigen ſchreitet der Herr Senator Kullmann am würdigſten einher. Man ſieht es ihm an, daß er ein gewiegter Mann und der Vater vornehm gewordener Kinder iſt. Man kann es ſchier auf ſeiner Stirn leſen, daß ſein älteſter Sohn fürſtlicher Kammerdiener, der zweite fürſtlicher Hofjäger, der dritte fürſtlicher Equipagenmeiſter iſt, daß ſeine älteſte Tochter den fürſtlichen Hofjuwelier, die zweite den erſten Stadtdiakonus, die dritte einen fürſtlichen Regierungsſekretär zum Mann hat, und die vierte und letzte bald Frau Poſträthin ſein wird; und alle dieſe Würden ſeiner Kinder trägt der Herr Senator vereint in ſich herum; denn ſeine Kinder ſind ein Theil von ihm. Seine eigene Würde vollendet das Ganze, und darum iſt er der würdigſte von Allen.

An wohllöblichen Stadtrath ſchließt ſich die übrige Nobleſſe der Bürgerſchaft und was von Staats- und Hofdienern das Glück hat, Bürger zu ſein, vertraulich an. Es iſt der Bürgeradel mit ſeinem Schweife. In dieſer Clique ſieht man das freche Geſicht des Poſtſekretär Willing, an den Vatermördern zupfend und hinüber nach des Poſtdirektors Avemanns Gartenhauſe liebäugelnd, an deſſen Fenſter ein Frauengeſicht erſcheint, das der koketten Frau Poſtdirektorin, der er einen ſüßen Gruß zuwirft, freundlichſt erwiedert, und dann mit der neuen Klappmütze ein bedeutungsvolles Zeichen winkt. Ferner iſt zu ſchauen der dicke Landkommiſſär Dir, der keuchend mit dem Zuge Schritt hält, die Waſſertropfen der Arbeit und Anſtrengung auf dem runden, fettgleiſenden, von einem ungeheuern dunkelbraunen Backenbart überſchatteten Geſicht, das dem von zwei düſtern Wolken eingeſchloſſenen Vollmond nicht unähnlich ſieht. Ein kurzer Jagdrock und eine Pelzmütze ſchmücken die wandelnde Doppelkugel, während die Unterſätze oder die beiden wackelnden Tragſäulen in lange Gamaſchen eingeknöpft ſind. Der mit mancherlei für des Leibes Nahrung und Nothdurft beſtimmten, genießbaren Dingen angefüllte Jagdkober ruht auf der einen, und die lieblich plätſchernde Feldflaſche auf der andern ſeiner vollen, fleiſchigen Hüften, und die rechte Schulter trägt das hellgeputzte Feuerrohr am geſtickten Tragriemen. Ein zottiger Pudel, den er als Apporteur mitgenommen, umſpringt ihn in weiten Kreiſen, wie ſein berüchtigter dämoniſcher Bruder weiland den Doktor Fauſt, und bellt die auf der Ackerſcholle ſitzende Lerche und den im Baume ſchreienden Raben mit großer Verwunderung an. Ferner marſchirt hier auch der allbekannte und allgemein ſo genannte Schuſter Klippmann hochmüthig; in's Geſicht nennt ihn aber Jedermann Herr Lieutenant, und wirklich bekleidet er dieſe Charge beim wohllöblichen Bürgerbataillon. Der Mann hat das Anſehen und die Manieren eines Grafen oder Baron, man ſieht ihn auf der Straße auch gewöhnlich nur zu Pferde, und das muß man ihm laſſen, er hat das ſchönſte Reitpferd in der Stadt. Er ſieht heute etwas ärgerlich aus, und der Schreiner Bonſack hat vorhin ſchon die Bemerkung gegen ſeine Freunde gemacht, er glaube, der Schuſter Klippmann ärgere ſich, daß er nicht auf die Bürgerjagd reiten könne. Ein Jagdhund edelſter Race, braun getigert und die Ruthe ſtolz tragend, geht dem Schuſterlieutenant zur Seite, und da dieſer ſich heute nicht mit ſeinem Pferde unterhalten kann, ſo ſpricht er in einem fort mit dem Hunde. Auch wenn Klippmann mit Menſchen ſpricht, bilden Pferde und Hunde die beiden ſtehenden Artikel ſeiner Unterhaltung; er weiß, das iſt vornehm, und die adeligen Lieutenants des Linienbataillons ſprechen auch von weiter nichts; und deßhalb läßt er ſich zu keinem andern Gegenſtande herbei. Der Mann iſt ein Glückskind, und obgleich er ſeinen Namen nicht recht ſchreiben kann, ſo nennt man ihn doch einen gemachten Mann; er hat im Handel gewonnen, er hat in der Lotterie gewonnen, er hat mit Weibern gewonnen, er hat mit Allem gewonnen, was er unternahm, und hat nun — der Leiſten iſt längſt bei Seite gelegt — wie man zu ſagen pflegt, ſein Kärnchen im Trocknen. Seht ihn in ſeinem

Selbſtgefühl dahinwandeln; ein weißer Kaſtorhut drückt den Kopf, dem er ſeinen Wohlſtand allein zuſchreibt, die Bruſt, die ſeine Mitbürger die Quelle mancher feinen Schlechtigkeit nennen, liegt tief und warm in Manſchetten und Chemiſetten verſteckt. Ueber der ſtrahlenden Weſte ſinkt der unten ſanft abgerundete, an den Aermeln ebenfalls, und das von Rechts wegen, mit Manſchetten beſetzte Frack hernieder, an welchen ſich die eleganten Beinkleider anſchließen. Die blanken Stiefel mit langen, ſilberplattirten Sporen vollenden den Mann, eine ſteier'ſche Doppelflinte und eine koſtbar geſtickte Jagdtaſche den Jäger. Neben ihm trabte der Kammerſekretär Grünkorn in einem grünen Flausrock, der Aerger und Stein des Anſtoßes aller jagenden Bürger. Dieſer Mann war nämlich ein gelernter Jäger und der beſte Schütze weit und breit; wegen ſeiner Tüchtigkeit war er zum Forſtdepartement der Kammer verſetzt worden, und aus keinem andern Grunde Bürger geworden, als den Andern die Haſen vor der Naſe wegzuſchießen.

Doch die Helden drängen ſich, es gehörte ein Homer dazu, ſie alle zu beſchreiben.

Der ungeregelte Haufen der Bürger folgt nach; voran der Stadtmuſikus Takt. Dieſer Mann hat in ſeinem Leben nur zwei Schüſſe gethan, den einen auf einen Maulwurf mit dem Selbſtſchuſſe, den andern auf eine uralte Katze, die zu ſeinem Aerger durchaus mit in ſein Muſikchor einſtimmte, und, obgleich unbeſoldet, den Leuten einen angenehmern Ohrenſchmaus zu bereiten ſchien, als ſeine fiedelnden und blaſenden Geſellen und Lehrburſche; und die er auch wirklich todtgeſchoſſen haben würde, wenn er ſie nur getroffen hätte. Herr Takt trägt ſtatt der Jagdflinte eine alte Muskete, die er einſt bei der franzöſiſchen Retirade von einem todten Grenadier erbeutete, und an welcher das Bajonet noch immer befeſtigt iſt. Er mag ſich übrigens Mühe genug gegeben haben, dieſes herunterzubringen, allein er konnte es nicht, weil es nicht ging; es ſteht vom Roſt angekittet und iſt gleichſam mit der Flinte zuſammengewachſen. Dadurch hat Herr Takt indeſſen den Vortheil, manchen Haſen, den er nicht ganz todtſchießen wird, mit der ſchönſten Gelegenheit vollends erſtechen zu können, und er wird dadurch einem beſpeerten homeriſchen Helden nur noch ähnlicher.

Nächſt dem Stadtmuſikus ſieht man den Schneidermeiſter Knirps, ſonſt gut gerüſtet, nur trägt er keine Jagdtaſche, ſondern ein ſchwarzledernes Felleiſen, welches noch aus den Zeiten ſeiner Wanderſchaft ſtammt. In Ermangelung eines Hundes hat er ſeine zwei zehn- und achtjährigen Knaben mitgenommen, die wegen ihrer vom Vater geerbten dürren Leichtigkeit ſehr geſchickte Läufer ſind, und, wie er ſelbſt oft ſcherzweiſe, und nicht ohne ein beifälliges Lächeln, ſagt, kein Vogelneſt ungeſtört laſſen. Die Buben müſſen um den Vater herumlaufen und gleich Hunden bellen, wobei er ihnen dann und wann ein: „Such! Komm hier! Apport!“ und dergleichen zuruft, und ſich über den bewieſenen Gehorſam herzlich freut.

Mit einander freundlich koſend wandelte der Schreinermeiſter Bonſack, ein verſchmitztes Geſicht, dem alle möglichen durchtriebenen und loſen Streiche aus den ſchalkhaften Augen herausguckten, und der junge Sattlermeiſter Sömmerling, derſelbe hübſche und ſtattliche Mann, der vorhin ein ſo vertrauliches Zwiegeſpräch mit Lieschen Kullmann gepflogen hatte. Ihre Blicke ſchießen je zuweilen auf den alten Kullmann und den Poſtſekretär, ihre Unterhaltung muß dieſe beiden Herrn betreffen, und der Schreiner führt etwas gegen ſie im Schilde, das könnte man ihm ſchon anſehen, wenn Sömmerling auch nicht lachend ſeine Zuſtimmung gäbe.

Doch die Maſſe wälzt ſich heran; es würde zu viel Raum und Zeit erfordern, alle Erſcheinungen, die nach und nach, krumm und gerade, aufrecht und lahm, ſtattlich und ſchmutzig, jung und alt, dem Auge vorüberwandeln, einzeln zu ſchildern. Genug, es eilte Alles nach dem zur Verſammlung beſtimmten Orte, einem ziemlich hohen, mit grünen Büſchen, Wetterdiſteln und Steinklee beſetzten Hügel, dem ſchon erwähnten Fichtenhügel, wo bereits einige zahnloſe Markedenterinnen ihre Buden aufgeſchlagen hatten und ihren Kunden beliebige Schnäpſer und Zwiebelkuchen präſentirten. Auch zogen Frauenzimmer und Kinder heran, um Zeugen und Bewunderer der Großthaten ihrer Gatten und Väter zu ſein. Als ſich wohllöblicher Stadtrath ein wenig verſchnauft hatte, wurde auf der alten Trommel das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und die jagdluſtige Schaar ſtürzte mit wildem Geſchrei hinab nach allen Seiten in das Feld.

Ohne Erfolg gab ſich der penſionirte und wegen ſeines martialiſchen Schnurrbartes ganz erſchrecklich ausſehende Wachtmeiſter Knorpel, der erſt kürzlich des Herrn von Maizeroy Einleitung in die Taktik durchgeleſen hatte, um etwas für die bevorſtehende Haſenjagd Anwendbares darin zu finden, das ihm zu größerm Anſehen bei ſeinen Mitbürgern verhelfen könnte, alle nur erdenkliche Mühe, Ordnung zu halten. Er zeigte nämlich große Luſt, mit militäriſchen Evolutionen förmlich kunſt- und ſchulgerecht gegen die Haſen zu Felde zu ziehen. Allein, obgleich es ihm geſtattet war, mit einer Diomedes-Stimme zu kommandiren, ſo brauchte ihm doch Niemand zu gehorchen, was denn auch wirklich nicht geſchah. Da er nun merkte, daß er nichts ausrichten würde, legte er den Oberbefehl freiwillig nieder, und ward ein gemeiner Mann, wie Andere.

Wohllöblicher Stadtrath marſchirte in corpore an der Stadtgrenze hin, voran der Lärm der alten

Trommel, eine ehrwürdige Feierlichkeit, wodurch angezeigt wurde, daß beſagter Magiſtrat die ſogenannte Vorhetz habe, d. h. jeder Haſe, der bis zwölf Uhr Mittags, ſobald der Glockenſchlag auf dem Rathhausthurm ertönte, erlegt und mauſetodt war, mußte von ſeinem Schützen in die Haſenheideſchenke, einem einzelnen Wirthshauſe, eine kleine Stunde von der Stadt gelegen, an einen dort beſonders beſtellten Kommiſſarius abgeliefert werden, und für jeden eingegebenen Haſen erhielt der Schütze eine gute Bratwurſt, ein Dreiersbrod und ein Maaß Stadtbier. Sobald die Mahlzeit verzehrt war, konnte jeder Bürger auf eigene Rechnung ſchießen.

Während alſo der Stadtrath ſeinen bedeutungsvollen Grenzzug hielt, begannen die Feindſeligkeiten im Felde und vorzüglich auf der weiten Fläche, die von ihren Bewohnern ſogenannten Haſenheide, und es erhob ſich ein ſehr lebhaftes Schießen.

Der Himmel bewahre und erhalte einem Jeden geſunde Gliedmaßen, und lenke alle Kreuz- und Querſchuſſe gnädiglich nach oben!

Wer ſich von dem Kleingewehrfeuer in Schlachten keine rechte Vorſtellung zu machen weiß, mag gelegentlich einmal eine Bürgerjagd, wie die plundersweiler, beſuchen, doch beſtelle er vorher ſein Haus, mache ſein Teſtament und befehle ſeine Seele Gott, dem himmliſchen Vater.

Gleich anfänglich entbrannte ein heftiger Streit unter einem Theil der jagenden Geſellſchaft. Man war nämlich kaum auf einen Stoppelacker getreten, als ein unglückſeliger Haſe ſeinem Lager entſprang.

„Ein Haſe!“ ſchrieen tauſend Stimmen, wenn es tauſend geweſen ſind, und gleich darauf donnerten eben ſo viel Schüſſe auf das hurtige Thier, daß es mehre Räder hintereinander ſchlug und endlich ſterbend liegen blieb.

„Ich hab' ihn erlegt!“ rief ſogleich einer der fernhin treffenden Helden.

„Nein, ſei überzeugt, das war ich!“ übergrölte ihn ein Anderer.

„Keiner von Beiden!“ kreiſchte ein Dritter, „ich gab ihm den Reſt.“

„Bitte ſehr um Entſchuldigung! Ich hab' ihm auf den Kopf gehalten,“ ſagte ein Vierter, ein vierſchrötiger und handfeſter Gerber, „und ſehen Sie, meine Herren, der Kopf iſt ihm faſt weggeſchoſſen. Freilich, was man viel treibt, das lernt man, und was man lernt, das kann man, und was man kann, das thut man, und — “

„Darin liegt noch gar kein Beweis, daß Er den Haſen geſchoſſen hat, Meiſter Querholz,“ demonſtrirte der Advokat Purzel, „ich kann vielmehr mit Rechtsgründen darthun, daß ich des Haſen Erleger bin.“

„Wirklich, optime amice,“ nahm der alte, wohlbedächtige Kurator Simme, der ſich Simius nannte, das Wort, „es freut mich ſehr, daß Sie des Gerbermeiſters Verſtöße gegen die Logik auch bemerken. Mit Ihnen kann ich doch reden, Sie ſind ein ſtudirter Herr, ein homo literatus. Sonder Zweifel machte der Gerber einen Sorites fallax. Der Sorites aber gehört, wie Ihnen gewiß bekannt ſein wird, unter die formas argumentandi imperfectas, und iſt ſonderlich beim Sorites große cautio zu adhibiren, damit nicht eine propositio etwas Ambigues oder gar Falſches einmiſche. Vide Christianum Weissium in Logic. libr. II. cap. VIII. sub finem. Auch hätte der Gerbermeiſter den locum circumstantiarum, und namentlich die circumstantiam causae efficientis beſſer berückſichtigen ſollen.“

Der Advokat war durch dieſe Disputation mit ſeinen Rechtsgründen aus dem Felde geſchlagen; er ergriff eilig die Flucht, und wollte lieber ſein wohlfundirtes Recht an den Haſen aufgeben, als ſich noch lange Logik dociren laſſen. Der Gerber aber, der auch mit Verwunderung zugehört hatte, rief ganz erbittert: „Was da! ri, ra, rum — da braucht man kein großes hebräiſches Geſchwätze! Ich habe den Haſen erlegt, weil ich ihn getroffen habe, und damit Punktum!“

„Lieber Freund,“ eiferte der Kurator, „da verſtößt Er ja ſchon wieder gegen die ſehr ehrenwerthe Logik, die man mit Recht die Mutter der Wiſſenſchaften nennt, indem Er eine petitionem principii committiret. Es iſt aber petitio principii, wenn man das als

Beweis anführt, was erſt bewieſen werden ſoll. Hoc fieri non potest, das geht nicht an. Herr Amtsadvokat, wenn Sie über dieſen Schlußfehler als das Hauptwerk Aristoteles nachſchlagen, ſodann Bechmanni logicam pag. 660, ſo werden Sie dort gleich finden, daß der Gerbermeiſter gegen die erſte der fünf verſchiedenen Arten dieſer petitio principii gefehlt hat. Aber wo ſind Sie denn, Herr Amtsadvokat? Eheu! der Mann iſt von dannen gegangen, und achtet Weisheit gering. Habeat sibi. — Sieh Er, Meiſter Querholz, aus Seinem Kopfzielen, bene. iſt nichts zu erſehen, maßen jeder Andere ebenſowohl dahin gezielt haben kann. Ich, quod ad me attinet. seu pro parte mea, gebe daher den guten Rath, den betreffenden Haſen zu verloſen. Dixi.“

Der Gerbermeiſter konnte vor Aerger nicht ſprechen, und ſchien durch ein argumentum ad hominem, d. h. mittelſt ſeiner Fäuſte ſeinen verunglückten Sorites und zweiten Schlußfehler aufhelfen zu wollen. Doch ſeine Nachbarn bedeuteten ihn und redeten ihm gütlich zu; da beſann er ſich eines Beſſern und verhielt ſich ruhig.

„Verzeihen Sie, Herr Conrektor,“ ſprach der ſtets ſpekulirende Kaufmann Preller, der Muth genug beſitzt, für einen Groſchen ſeine Seligkeit auf's Spiel zu ſetzen, „Ihr Vorſchlag will mir nicht einleuchten. Wenn Sie annehmen wollen, wie viele Menſchen zugegen ſind, ſo iſt es eben nicht wahrſcheinlich, daß gerade uns, mich oder Sie, das Loos beglücken wird. Ich wäre daher der unmaßgeblichen Meinung, der Haſe wird verkauft, und das Geld unter ſämmtliche Anweſende zu gleichen Portionen vertheilt. Da geſchieht einem Jeden, was Recht iſt.“

Die darüber entſtandenen Debatten entſchied der laute Ausſpruch des Schreinermeiſters Bonſack, der gar nicht mit nach dem Haſen geſchoſſen hatte, ſondern jetzt erſt von ſeiner Neugierde zu dem ſtreitenden Haufen herbeigezogen worden war. „Herr Preller hat recht!“ rief er, „der Haſe muß verſteigert werden.“

„Nicht verſteigert, Meiſter Bonſack,“ fiel ihm Preller in's Wort. „Dies war meine Meinung nicht; verkauft habe ich geſagt, und ich zahle mit einem Worte vier gute Groſchen dafür und bemerke dabei, daß es billig iſt, mich als den Vermittler des Streits in etwas zu begünſtigen. Und ſind denn vier gute Groſchen nicht ein hübſches Geld? Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß man mir, der ich doch auch mitgeſchoſſen habe, ebenfalls meinen Geldantheil zu gut kommen laſſe, den ich ſodann bei der Austheilung abziehen und zurückbehalten werde.“

„Nein, verſteigert muß er werden!“ ließ ſich der Schalk Bonſack wieder vernehmen; „ich gebe noch ſechs Pfennige mehr.“

„Nun, da ſcheide ich davon,“ ſagte Preller ärgerlich, und ſchwieg.

Sei es nun, daß die Hoffnung, auf dieſe Weiſe zu einer Bratwurſt zu kommen, deren Vorduft und Vorgeſchmack manchen begeiſterte, ſei es, daß die Ehre, einen geſchoſſenen Haſen zu tragen, den ſonſt verſtändigen Männern die Köpfe verwirrte, genug, ſie boten in's Zeug hinein, und der Schreiner Bonſack hetzte dazu auf, bis der Haſe auf einen Gulden hinaufgetrieben war. Der Stadtmuſikus Takt, der im Feuereifer, das Wildpret zu acquiriren, ſich ſogar zur allgemeinen Beluſtigung ein Paarmal ſelbſt überboten hatte, erhielt ihn vom Schreiner Bonſack, der den Auktionator machte, feierlich zugeſchlagen.

„Es iſt immerhin ein hübſcher Preis für eine Bratwurſt, ein Dreiersbrod und ein Maaß Bier," bemerkte er lächelnd, als er dem tonkundigen Manne das zerſchoſſene Corpus überreichte. Da brach ein unmäßiges Gelächter aus, den Meiſten, und darunter auch Herrn Takt, der kreideweiß wurde, ſchien jetzt erſt beizufallen, daß der Stadtrath heute die Vorhetz habe — es muß bemerkt werden, daß dieß nur alle vier Jahre der Fall war — und der Kaufmann Preller erſchrack ordentlich, daß er vier Groſchen geboten hatte, lachte ſich aber nachher in's Fäuſtchen, daß er ſo glücklich geweſen war, den Haſen nicht zu erhalten. Der betrogene Stadtmuſikus machte Miene, nicht bezahlen zu wollen, da erhob ſich aber ein Sturm um ihn, wie Meeresbrauſen. Was half's ihm, er mußte den Beutel ziehen und gute Miene zum böſen Spiel machen. Preller zählte die Theilnehmer und rechnete ſchnell eines jeden Portion aus, und Bonſack zahlte auf ſeine Verordnung Mann für Mann fünf Pfennige aus. Zuletzt blieb ein Bruch, deſſen Summe ſich dadurch vermehrte, daß Mehre großmüthig zurücktraten, und ſo wurde, auf Prellers Betrieb, eine neue Theilung vorgenommen, wobei jeder der Theilnehmenden noch zwei Pfennige erhielt. Taft belud ſich traurig mit ſeinem Eigenthume, das doch auch wiederum nicht ſein Eigenthum war.

Nun ging der Strom weiter fort; jedoch blieb man, durch dieſe erſte Colliſion klug gemacht, nicht mehr haufenweiſe beiſammen, ſondern fing an, ſich bunt über das Feld zu zerſtreuen, ungeachtet einige ſchlechte Treffer ſehr dagegen waren, denen die Geldvertheilung nicht übel behagte, und die auf ſolche Weiſe, wenn auch nicht viel auf einmal, doch nach und nach mehr im Trüben zu fiſchen die Hoffnung gehegt hatten. So gewann denn nun das Gemälde an Mannigfaltigkeit, was es an Großartigkeit verlor, und man hörte bald auf's höchſte nur drei bis ſechs Schüſſe zu gleicher Zeit fallen.

Der Damenſchneider oder vielmehr Kleiderverfertiger, Herr Krebs, ſucht mit großer Sorgfalt und Genauigkeit ein Kartoffelſtück ab. Ein Haſe ſpringt plötzlich heraus und eilt flüchtig querfeldein. Meiſter Krebs — lieber läßt er ſich Herr Krebs nennen, denn er war ein Jahr in Paris — ſtreckt die Flinte mit der rechten Hand, wie eine Piſtole, vor, mit der andern zieht er ſchnell etwas Baumwollenwatte aus der Rocktaſche und verſtopft ſich das linke Ohr damit, das rechte verſchließt er, ſo gut es gehen will, mit der aufgeſtülpten Achſel. Herr Krebs hat nämlich ſehr zarte Nerven und wird von jeglichem ſtarken Geräuſch hart affizirt. Endlich bringt er den Zeigefinger ſeiner Linken an den Schnapper; ſchnarr — pautz! Fünf bis ſechs Schritte vor dem Künſtler fliegt Staub und Erde hoch empor, und der Haſe ſetzt munter und geſund von dannen.

Weiter rechts watſchelt der ehrliche Kornjude Runks, der ſein Lebtag nie mehr gedacht, als daß zweimal zwei vier iſt. Er trägt nur alle Jahre einen Tag die Flinte, weil er eigentlich weniger von Flinten als von Finten hält. Ein Volk Rebhühner hat ſich vor ihm in eine Furche gedrückt. Runks ſieht das graue Häuflein ſitzen. Schnell legt er, des Siegs ganz gewiß, mit großer Begierde den Mordſtrahl an den Backen, und berechnet ſchon, wie viel allenfalls Mahlzeiten von drei bis vier Stuck Hühnern zu machen ſeien. Jetzt drückt er mit einem ſtarken Zuck los. Die Funken ſtieben zwar, aber kein Knall erfolgt. Verdrießlich ſchüttet er flugs neues Pulver auf die Pfanne, reißt den Hahn wieder auf, und ein zweiter Druck bewirkt ſo wenig eine Exploſion, wie der erſte. Da fährt ihm ein Gedanke durch den Kopf, er beſinnt ſich einen Augenblick, dann führt er halb neugierig, halb furchtſam, die Mündung des Gewehrs an ſeinen Mund und bläst mit vollen Backen in das Rohr, und findet leider, daß die Luft ſtromweiſe aus dem weiten Zündloche dringt, und daß, wo nichts iſt, nichts herausgeben kann. Er hat in Eifer und Haſt das Laden vergeſſen. Die Rebhühner ſind unterdeſſen auf und davon, und Herr Runks ſchickt ſich an, ſein Gewehr nun deſto beſſer zu verſorgen und ſchüttet faſt den halben Lauf voll Pulver, Schroten und Pfröpfe.

Der Schuhmachermeiſter Lindemann, ein großer Flinten- und Schießliebhaber, ohne jedoch eins von beiden recht zu verſtehen, ein wunderlicher Mann, der auch den goldenen Spruch: Schuſter, bleib' beim Leiſten! nicht in Obacht genommen hatte, denn er war vom Leiſtenſchnitzen auf Schaftſchnitzen gekommen, meinend, weil er ein ſo geſchickter Leiſtenſchnitzer ſei, ſo müſſe er auch ein eben ſo geſchickter Gewehrſchäfter ſein, hatte ſich mit jahrelanger Mühe und bewundernswürdiger Ausdauer eine Jagdflinte fertig gemacht, d. h. geſchaftet. Vielfältig hatte er daran geſchnitzt, geputzt, polirt und lackirt, gehämmert und gefeilt und darüber manchen Kunden verloren. Geſtern endlich war er damit zu Stande gekommen und fertig geworden. Mit wahren wonnetrunkenen Blicken liebäugelte er auf das glänzende Werk ſeines Fleißes, das er, wie einen Regenſchirm, ſtets vor dem Leibe trug. Sein Geſicht ſtrahlte vor ſonnlicher Freude, alle Bekannten, Freunde, Gevattersleute rief er an, und alle mußten das prächtige Stück Arbeit bewundern. Heute wollte er nun Ehre damit einlegen, wollte Triumphe feiern, nach denen ſein ruhmgieriges Herz ſchon lange gedürſtet. Im Geiſte die kühnen Erfolge ſeiner Arbeit überdenkend, ſaß er unter einem Holzapfelbaum und lud das Gewehr, den Schaft deſſelben dann und wann von oben bis unten betrachtend, und mit Ellenbogen und Schnupftuch überwiſchend, im Uebermaß ſeines Seelengaudiums mit der Zunge ſchnalzend und den Kopf hin- und herwiegend. D'rauf ging er ſuchend nach einem einzelnen Flachsacker hin, um ſeine Siegeslaufbahn zu beginnen. Kaum hatte er das Feldſtück erreicht, als auch ein Haſe herausfuhr. Meiſter Lindemann hat nichts Eiligeres zu thun, als anzulegen, zu zielen, abzudrücken — wehe! das Gewehr entfliegt zerſplittert ſeinen Händen, nur den Kolben hält er noch, das mühſame Werk ſeiner geſchickten Hände iſt vom erſten Schuß zertrümmert, ſeine Hoffnungen liegen zerſpaltet umher, ſeine ehrgeizigen Pläne hat ein klein wenig Pulver auseinandergeſprengt. Da ſteht er und ſtarrt trockenen Auges die Ruinen ſeines Glücks an, aber ihm iſt zu Muthe, als möchte er blutige Thränen weinen. Todtenbleich, trübſeligen Angeſichts geht der Arme von dannen und kehrt den Freuden der Jagd den Rücken; nicht einmal eine armſelige Bratwurſt hat ihn das neidiſche Glück erbeuten laſſen. Verzweifelt hebt er ſich davon, und wird ferner nicht mehr geſehen.

Ein von den Buben des Schneidermeiſter Knirps aufgejagter Haſe läuft eine Furche herab, und hat das Unglück oder Glück, auf Herrn Kleiſter, den vornehmſten Buchbinder von Plundersweiler zu ſtoßen, d. h. nicht auf ihn zu ſtoßen, ſondern nur allenfalls in die Gegend zu kommen, wo derſelbe ſtand. Auf 150 Gänge ſchoß Herr Kleiſter ſchon los. Auch fehlt es ſeinem Gewehre, das noch vom 18 Oktober vorigen Jahrs her, wo er Freudenſchüſſe d'raus gethan hatte, ſcharf geladen war, durchaus nicht an Energie. Das ſah man nämlich an der Wirkung deſſelben, nicht etwa auf den Haſen, ſondern auf Herrn Kleiſter ſelbſt einerſeits und auf den jüngſten Knirps anderſeits; denn jener ſchlug, von der mächtig bewegten Kolbe an den Backen getroffen, einen ſolchen Purzelbaum, daß er einige Minuten beſinnungslos am Boden lag, und in der That ſelber glaubte, er ſei mauſetodt; dieſer ſchrie aus Leibeskräften: Zeter, Mordio! Ich bin getroffen! ich bin todtgeſchoſſen! Ich muß ſterben! Ich habe eine Kugel im Leibe!“ So daß Alles ſchreiend: „Ein Unglück! ein Unglück!“ im Trab und Galopp herbeirannte. Wirklich waren dem armen Hundejungen oder Jungenhunde ein Paar Schroten in die Beine gefahren und das helle Blut lief ihm aus den Wunden, wie das helle Waſſer aus den Augen.

Meiſter Knirps hatte große Luſt, mit dem ungeſchickten Buchbinder anzubinden, als er dieſen aber ſelbſt für todt daliegen ſah, zog er mitleidig vorüber. Herr Kleiſter ſtellte ſich aber noch eine Zeit lang todt, um den heraufbeſchworenen Sturm erſt wieder ganz abziehen zu laſſen, und als dieß geſchehen war, kroch er beſcheidentlich auf allen Vieren weiter hinter einen Buſch und that zur Erholung und Stärkung vom gehabten Schrecken einen tüchtigen Zug aus der Feldflaſche.

Meiſter Strick, der Seiler, und Meiſter Blech, der Klempner, zwei ſtille, wenn auch nicht poronyme, doch ſehr ſynonime Männer, hatten unter ſich ausgemacht, daß ſie ſtets in Kompagnie ſchießen und eben ſo die errungenen Bratwürſte verzehren wollten. Manchen Haſen begrüßten ſie höflichſt und luden ihn zum Bleiben ein, doch keiner hörte auf ihre knallende Höflichkeit, keiner kümmerte ſich um das Gebell ihrer Magen, und die Hoffnung auf die Kollation des Magiſtrats verſchwand mehr und mehr, je näher die Sonne der Mittagslinie kam.

Herr Filz, der Stadtſchreiber, hatte noch gar nichts zum Schuſſe bekommen. Lange war er durch die halbkahlen Kleeäcker und grünen Gemüſefelder ſuchend hindurchgegangen. Endlich traf er einen Igel an, der ſich trotzig zuſammenkollerte. Herr Filz, anfänglich zwar ein wenig ſtutzend, faßte ſich doch ſehr ſchnell und ſchoß, nach langem Zittern, mit klopfendem Herzen, das Thier an. Ein zweiter Schuß, meinte er, könne nichts ſchaden; er lud von neuem, und hatte ſo endlich die Freude, den Feind gänzlich zu erlegen. Er verſenkte die Beute in ſeine Jagdtaſche, die noch nie dafür, daß ſie immer getragen wurde, ſo dankbar geweſen war, doch auch einmal etwas von ihrem Träger Erlegtes zu tragen. Jeder, der Herrn Filz begegnete, erfuhr, daß er ein inländiſches Stachelſchwein für ſeine Kinderchen geſchoſſen habe. Doch hätte er lieber ſchweigen und mit Leiſewitz denken ſollen, daß der Sieger aus einem Siege nicht mehr Ehre holen kann, als der Beſiegte beſitzt.

Der Hund des Herrn Botenmeiſters Speckmann hat an einem Erlenbuſche angezogen, und ſteht, wie man zu ſagen pflegt, ſteif und feſt; Herr Speckmann hat ſich ſehr vorſichtig dem Dickicht genähert, wo er auch bald ein leiſes Geräuſch vernimmt. Das ſchußfertige Gewehr im Arm, animirt er den Hund zum Eindringen. Da ſich dieſer jedoch nicht von der Stelle bewegen will, ſo faßt er ſich ſelbſt ein Herz, aber ein beklommen klopfendes, und theilt die Zweige von einander. Da faßt ihn ein Mann heftig an der Schulter; er wendet ſich erſchrocken um, es iſt der alte Conrector.

„Dii malum avertant! der Himmel verhüte ein Unglück!“ ſpricht der gelehrte Mann heftig. „Da drinnen im Buſch ſitzt quidam rusticus, ein Bäuerlein, detractis femoralibus und abſolvirt ein opus naturae. Auch ich glaubte einen Haſen im Buſch aufzutreiben, aber ich habe mich oculis et naso vom Sachbeſtand überzeugt.“ Indem kroch das Bäuerlein demüthig heraus, die Lebensgefahr bejammernd, in der er eben geſchwebt hatte. Um hinter die Wahrheit zu kommen, hätte Herr Speckmann weder ſeines Hundes noch des Conrectors bedurft, oder er mußte gerade den Schnupfen haben.

Der Herr Kanzliſt und Regiſtrator Schnörkel, der in ſeinem Leben weiter nichts geſchoſſen hat, als Böcke, und dieſe nicht mit dem Feuerrohr, ſondern mit dem Federrohr, ſucht am Ufer des murmelnden Baches im Thale unten, unfern den Mühlen, einen Haſen, dem er durchaus das linke Hinterbein und ein Ohr, ſeinem eigenen Ausdrucke nach, zerſchmettert haben will. Lange wühlt er dort in Buſch und Riedgras herum, ohne etwas zu finden. Schon will er das Suchen aufgeben, als er am gegenſeitigen Ufer einen Haſen liegen ſieht, der wirklich todt iſt. Herr Schnörkel nimmt mit Bedacht ſein Gewehr von der Achſel und ſchießt nach ihm. Der Haſe rührt ſich nicht. Der Kanzliſt meint, er ſchlafe; denn daß er das Thier erlegt haben ſoll, will dem verſtändigen Manne ſelbſt nicht einleuchten. Er ladet alſo von neuem und ſchießt wieder. Dieß vorſichtige Verfahren wiederholt er, vollkommener Sicherheit wegen, noch einigemale. Da der Haſe ſich aber durchaus nicht rühren will, kommt dem federgerechten Schützen die Sache ſchier bedenklich vor, und er ſetzt mit einem verzweifelt kühnen Sprunge über den Bach, um ſie näher zu unterſuchen. Das Thier iſt todt, davon überzeugt ſich nun der Kanzliſt, aber ſo zu Brei geſchoſſen, daß es kaum zu transportiren iſt. Bis zur Haſenheideſchenke iſt, ſo hofft der Kanzliſt, das zerfetzte Corpus doch zu bringen, wenn es etwas zuſammengebunden wird, und Herr Schnörkel zieht eine Rolle Bindfaden, den er als Kanzliſt geliefert bekommt und ſtets in artiger Quantität bei ſich führt, aus der Taſche, und flickt den Haſen damit zuſammen, um dadurch die ſtadträthliche Bratwurſt zu ergaunern. Stolz um ſich blickend tritt er dann aus den Ufererlen hervor, hält den Haſen hoch empor, und auf ſeinem Geſichte glänzt der Wiederſchein der göttlichen Freude, daß er eine Bratwurſt erhalten und Jedermann glauben wird, er habe ſie auch verdient.

Wirklich zitterten jetzt die zwölf lang gehaltenen Schläge der Mittagsſtunde vom Rathhausthurm herüber, und wie nach einem Wallfahrtsort zogen von allen Seiten die Schützen, beutebeladen und leer, dem gaſtlichen Wirthshauſe zu, das, mitten auf der Heide gelegen, ſeine Arme verlangend nach allem ausſtreckt, was Geld, Durſt und Hunger hat. Gaſſenbuben, müßiges Weibsvolk und ſonſtige Leute, die Herren ihrer Zeit waren, ſchloſſen ſich an, und bald glich die Haſenheideſchenke einem Ameiſenhaufen, dem die emſigen Bewohner zuliefen.

Eine hinter dem Wirthshauſe gelegene Scheuer war zum Depot der eingelieferten Haſen beſtimmt. Ein Stadtaktuarius, zum Haſenkommiſſarius, wie ihn die Bürger nannten, beſtellt, ſtand vor dem Thore der Scheuer und gab für jeden empfangenen Haſen eine Karte, gegen welche man vorn im Hauſe die beſtimmten Nutrimente empfing. Den Haſen gab der Kommiſſär einem Rathstaglöhner ab, der ihn in die Scheuer trug und hier das erlegte Volk der Felder aufeinanderſtapelte.

Manche Schützen brachten drei und zwei, viele nur einen, eine große Anzahl gar nichts. Einzelne aber, wie der Kammerſekretär Grünkorn, lieferten die Haſen kaſtenweiſe. Die Eleganten und Vornehmen trugen die erlegte Beute nicht ſelber, ſondern ließen ſie ſich von Buben oder Handlangern und andern Kerlen, die einen Schnaps verdienen wollten, nachtragen.

So hatte denn auch der Poſtſekretär Willing einen Poſtjungen hinter ſich, der zwar nur einen einzigen, aber einen ſtattlichen Haſen trug. Eben hatte der junge Sattlermeiſter Sömmerling für drei wohlbeleibte Braten die Karten erhalten, als Willing ſtolz hervortrat und durch den Buben ſeine Beute überreichen ließ.

„Der Haſe blutet ja nicht!“ rief eine Stimme aus den zahlreich Umſtehenden. Niemand wußte, wer gerufen hatte.

„Was iſt das?“ ſagte der Kommiſſär, den Haſen an den Hinterläufen wiegend, „der iſt ja ſchrecklich leicht! und blutet nicht!“ Der Rathstaglöhner ergriff das fragliche Corpus, befühlte es, und von einem verrätheriſchen Kniſtern belehrt, rief der Mann: „Ich will des Kuckuks ſein, wenn der nicht Heu ſtatt des Fleiſches und der Knochen im Leibe hat. Das iſt bei meiner Treu ein ausgeſtopfter Haſe!“

„Ein ausgeſtopfter Haſe!“ brüllte der ſchadenfrohe Chor der Bürger. Der Poſtſekretär wurde erdfahl im Geſicht, griff haſtig nach dem Corpus und überzeugte ſich durch den erſten Griff, daß es ein mit Heu ausgefüllter Balg war. Seine wuthblickenden Augen ſuchten den kleinen Poſtillon, der ſich eben aus dem Staube machen wollte. Der elegante Willing ſetzte ihm mit gewaltigen Sprüngen nach, verfolgt vom ſchallenden Spottgelächter der Bürger, und holte ihn wirklich ein. Kirſchbraun vor Wuth donnerte er den Jungen, den er bei der Bürſte gefaßt, an: „Wo haſt du den von mir geſchoſſenen Haſen, Halunke?“

„Ich weiß es nicht,“ ſtaunte der Junge; „ich dachte — ja — der — wär’s.“

„Du biſt ja beſoffen und riechſt nach Branntwein.

Du haſt dich beſtechen laſſen, Hundsfott, um mich zu blamiren.“

„Weiß Gott nicht, Herr Poſtſekretär. Als Sie ein Stück voran waren, kamen mehre Männer und baten mich, aus ihren Feldflaſchen zu trinken, das hab' ich gethan, und das iſt mir ein Bischen in Kopf geſtiegen. Sie befühlten meinen Haſen und lobten ihn; weiter weiß ich nichts.“

„Kennſt du die Männer?“

„Nein, ich weiß nicht, wer ſie waren.“

Der Schreiner Bonſack ging eben vorüber und lachte dem ſchwarz geärgerten Willing recht höhniſch in's Geſicht.

„Ich glaube gar, das war einer,“ ſagte der Junge. Willing ſchlug ihn aber ſo hinter ein Ohr, daß er zu Boden purzelte, und lehnte ſich dann an eine Stallecke, überlegend, was er zu thun habe, dieſe Blame abzuwiſchen. Doch auch hier von den Spottblicken und verblümten Reden der Vorübergehenden verfolgt, trat er in den Stall hinein und blickte ſchwermüthig durch eine Lucke in's Freie. Da ſah er plötzlich den Schreiner Bonſack hinter der Scheuer mit vier bis fünf Haſen beladen, hervorkriechen, die er dann an einige beuteleere Bürger, die ſich vorn aufgeſtellt hatten, vertheilte. Dieſe eilten nun ſogleich an das Thor, ließen ſich eine Karte geben und ſpazierten gleich darauf ſtolz mit der ſüßduftenden Bratwurſt einher. Bonſack aber verſchwand wieder hinter der Scheuer. Willing lauerte wie ein Luchs. Und richtig! Bald ſah er den Schreiner wieder mit einer Laſt Haſen hervorkommen. Unbeſonnen und racheſchnaubend ſtürzte er aus dem Stalle auf den Schreiner mit der Frage los: „Woher haben Sie dieſe Haſen?“

Ganz unbefangen und nicht im mindeſten verlegen, verſetzte dieſer: „Wie kommen Sie zu dieſer Frage, Mann? Was gehen Sie meine Haſen an? Die haben Fleiſch und Blut. Bekümmern Sie ſich doch um den Ihrigen, dem beides fehlt.“

„Sie haben die Haſen aus der Scheuer geſtohlen!“ ſchäumte Willing, ſich ganz vergeſſend vor Wuth.

„Darauf werde ich Sie morgen verklagen,“ verſetzte Bonifaci kalt. „Das ſollen Sie mir beweiſen, durch Zeugen beweiſen. Dieß einzige Wort ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen. Sie ſchämen ſich nicht nur nicht, den wohllöblichen Magiſtrat unſerer guten Stadt mit einem ausgeſtopften Balge zu betrügen, um eine Bratwurſt zu erſchnappen, nein, Sie unterſtehen ſich auch noch, ehrliche Leute des Diebſtahls zu beſchuldigen. Beides ſoll Ihnen bitter aufſtoßen.“ Damit ging er ruhig von dannen und vertheilte die Haſen. Der Poſtſekretär ſah, trotz der kochenden Wuth in ſeiner Bruſt ein, daß er einen dummen Streich gemacht hatte, und rannte fort, um den Advokaten Purzel aufzuſuchen, und ſich

Raths bei demſelben zu holen. Dieſer hörte die Erzählung des Vorfalls mit bedenklichem Geſicht an, und ſagte dann: „Wenn ich Ihnen als uneigennütziger Freund rathen ſoll, ſo ſuchen Sie den Schreiner herumzukriegen, und ſich wieder mit ihm auszuſöhnen, ſo daß er die Klage unterläßt. Sie verlieren den Prozeß vor jedem Forum, werden hart angeſehen und haben erſtaunliche Koſten; denn Sie können ihm nichts beweiſen. Trinken Sie dieſen Abend eine Flaſche Wein mit dem Manne, und Alles iſt gut.“

So hart dem geizigen Poſtoffizianten auch die Flaſche Wein auf die Seele fiel, ſo entſchloß er ſich doch, in Betracht der angedroheten großen Koſten, in den ſauern Apfel zu beißen, dankte und ſchlich demüthig von dannen.

Und doch hatte Bonſack die Haſen geſtohlen, aber es war ein merkwürdig unſchuldiger Diebſtahl. Denn eigentlich ſtahl er die Haſen nicht, die ja wieder abgeliefert wurden, ſondern die Bratwürſte, und auch dieſe nicht, denn ſie kamen ja denen zu gut, die nichts geſchoſſen hatten, und an die er die Haſen vertheilte. Ein natürliches Bedürfniß hatte ihn hinter die Scheuer geführt, dort entdeckte er hinter einem wilden Fliederſtrauch ein eingelegtes Fach; er kroch hinein und befand ſich hinter der von Haſen aufgebauten Wand. Sobald der beitragende Handlanger nach vorn ging, um neue Waare in

Empfang zu nehmen, ergriff der verſchmitzte Schreiner Gelegenheit und Haſen, um ſeinen unglücklichen Mitbürgern auch etwas zuzuwenden, und ſo wanderten dieſelben Haſen hinten heraus und vorn herein bereits in verſchiedenen Kreisläufen, eh' es der blamirte Poſtſekretär bemerkte. Der Handlanger hatte zwar ſchon bedenklich den Kopf geſchüttelt, daß der Haufe, trotz ſeinem Fleiße, nicht größer wurde, doch fiel es ſeiner Dummheit nicht im entfernteſten ein, über die Urſache dieſer Erſcheinung nachzudenken.

Daß der Schreiner ſeinen induſtriöſen Umgang ferner unterließ, verſteht ſich von ſelbſt; auch waren nun alle ſeine Freunde und Bekannte reichlich mit Bratwürſten verſorgt.

Nicht nur in der Schenke, ſondern auch auf dem Hügel vor derſelben war jedes Plätzchen beſetzt. Dort ſaß und lagerte alles Volk im freundlichſten Sonnenſchein, und ſpeiste Bratwürſte, zechte Bier und Schnaps und rühmte ſich ſeiner Thaten. Rüſtige Jäger brachen bald wieder auf, um nun für die eigene Küche einen Braten zu holen; andere, die doch mit Gewißheit vorausſehen konnten, daß ſie nichts treffen würden, blieben bei der Flaſche ſitzen, eine dritte Partei, der noch einige Hoffnung lächelte, zerſtreute ſich auf gut Glück im Felde. Und ſo war der Platz, auf welchem ſo eben noch manches Witz- und Scherzwort unmäßiges Lachen erregt hatte, bald wieder ziemlich leer; dagegen knallten die Flinten von neuem im Felde. Für den Stadtrath und die ſogenannten Rathsverwandten, d. h. die Senatoren, war für den Abend ein glänzendes Souper beſtellt, deſſen Koſten aus dem Erlös der eingelieferten Haſen gedeckt wurde. Nach der Tafel ſollte, nach Sitte und Gebrauch, freier Tanz der Bürger ſein.

Die Scenen des Morgens wiederholten ſich mit den verſchiedenſten Abänderungen Nachmittags, nur, daß die Köpfe nun bedeutend ſchwerer, Augen und Hände noch weit unſicherer waren, als in der Frühe.

Der geleerte Inhalt der Feldflaſchen und das erbeutete Bier verfehlten bei den Wenigſten ihre benebelnde Wirkung zu äußern.

So hat Herr Baß, der Stadtkantor, ſeine immer ſchwerer werdenden Beine nicht mehr erſchleppen können und ſich behaglich in einen Graben gelegt, aus welchem heraus er bisweilen vergnügt und ſelig über das Feld hinblinzelt. Um ſich vor den ihm beſchwerlichen Strahlen der Sonne zu ſchützen, hat er ſeinen Seehundsranzen über den Kopf gedeckt. Die Branntweinflaſche, dieſes heilige Nepenthes, die neben ihm ſteht, wird dann und wann, aber immer beſchwerlicher, zum Munde geführt. Endlich durch das öftere Heben der ſchweren, zwar allmälig leichtern Bouteille ganz und gar ermüdet, neigt er ſein geröthetes Haupt und ſinkt in einen feſten Schlummer, aus welchem er ſchwerlich vor Sonnenuntergang erwacht ſein würde, wenn ein neidiſches Geſchick, ihm die ſüße Ruhe mißgönnend, nicht einen unſeligen Zufall über ſeinen dunſterfüllten Scheitel heraufgeführt hätte. Unfern von ihm auf einer Anhöhe, wo der wilde Roſenſtrauch und die Feldmalve noch einen kleinen Nachſommer zaubern, ſitzt nämlich ein Haſe im weichen Steinklee. Der große breitſchulterige Aufläder Packan hat ihn — trotz den Nebeln in ſeinem Gehirne — gar wohl bemerkt, und iſt ſchon geraume Zeit im Kreiſe herumgeſchlichen, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Es iſt ihm gelungen! Auf den Zehen wankt er jetzt, die zum Anſchlag emporgehobene Flinte in beiden Händen, ſehr leiſen Tritts heran, und verzerrt das Geſicht zuweilen auf ſo ſchreckliche Weiſe, daß man glauben ſollte, er leide an einem heftigen Paroſtremma. Schon iſt er mit großer Anſtrengung und Vorſicht eine beträchtliche Strecke vorgerückt, ſchon iſt er dem Haſen ziemlich nahe, und man kann von fern die Freude erkennen, die ſich auf ſeinem plumpen Geſichte abprägt; da auf einmal entrinnt ihm ſeine Beute mit großer Schnelligkeit und eilt nach dem Graben in der Richtung, wo der Stadtkantor ſchnarcht. Herr Packan, immer noch die emporgehobene Flinte in den Händen, ſieht dem Flüchtling mit weit weit aufſtehendem Munde nach. Plötzlich kommt es ſeinen überlaufenden Augen vor, als habe derſelbe im Graben Halt gemacht, und mache ihm zum Hohn wiederum Männchen. „Warte nur, Spitzbube!“ brummt der Abläder, „ich fange dich doch noch und brenne dir meine Ladung auf den Pelz.“ Und von neuem beginnt er ſeinen Operationsplan mit Um- und Vorſicht geduldig zu verfolgen, und dießmal mit mehr Glück, wie ihm deuchtet. Er iſt bis in die Schußweite gelangt, er legt an, zielt, drückt ab und dem Knall der Flinte antwortet ein harter Schlag. Was Packan mit beutegierigen ſchnapstrunkenen Augen für den Haſen gehalten, war des Kantors Seehundsranzen, deſſen emporſtehender Schwanz wirklich ein Paar Haſenohren gleich ſah. Zu Packans unbeſchreiblichem Schrecken fährt der Kantor furchtbar ſchreiend empor, dreht ſich drei-, viermal ſchnell im Kreiſe herum, wie ein Schaf, das den Wurm im Kopfe hat, und ſtürzt dann der Länge lang zu Boden. Packan vereinigt ſein Geſchrei mit dem des Kantors, die Schützen eilen von nah und fern hinzu, und der Abläder fällt auf die Kniee und bittet alle Vorübereilenden um Gnade und Barmherzigkeit. Die breiten gefalteten Hände hält er bittend hoch empor, und zu den winzelnden Tönen ſeines Mundes rollen ihm Thränen, ſo groß wie Pferdebohnen, die braune bärtige Wange herab.

„Weh mir!“ ſchreit er auf Befragen einiger beſtürzten Bürger, „ich habe den Herrn Kantor Baß auf den Kopf geſchoſſen; dort liegt er, von mir meuchlings umgebracht. Die Hölle hat mich geblendet und der Teufel mir vorgeſpiegelt, er ſei ein verfluchter Haſe, der doch erſt von dannen lief, wie ich mit meinen beiden Augen geſehen habe. Das iſt der Gott ſei bei uns ſelbſt geweſen, zur Strafe meiner Sünden. Gnade! Barmherzigkeit! Ich bin unſchuldig!“

So jammert der zu Boden liegende Rieſe. Eine große Anzahl Männer iſt unterdeſſen dem Kantor zu Hülfe gekommen. Man hebt ihn auf, er fällt wieder um, man reißt ihm die Kleider ab und unterſucht ihn ängſtlich, allein nicht eine einzige Schrote hat ihn getroffen; der zum Glück ſehr gute Schuß iſt ganz auf den Ranzen gegangen, in welchem ſich alle Schroten finden, ſo daß keine durchgedrungen ſind. Nachdem man ſich überzeugt, daß der Kantor heiler Haut iſt, ſieht man auch bald ein, daß er wegen ſtarker Betrunkenheit auf keinem Beine ſtehen kann, und ein Paar Bürger tragen ihn, um ihn vor fernerm Schaden zu wahren, nach dem Fichtenhügel. Mit Blitzesſchnelle läuft ihnen aber das Gerücht voraus, der Kantor ſei erſchoſſen. Seine Frau und zwei Töchter, die dort eben freundlich mit Lieschen Kollmann und andern Bürgersfrauen und Töchtern verkehren, fallen in Ohnmacht oder erheben ein klägliches Jammergeſchrei, in welches die Andern aus Gefälligkeit einſtimmen, die tolle Schuljugend fängt im grellen Gegenſatz einen ungeſtümen Jubel an, vor Freude, den geſtrengen, ſtockführenden Schultyrannen los zu ſein, bis die Ankunft des Gegenſtandes dieſes Jammers und dieſes Jubels beiden ein Ende macht. Der Aerger der Kantorsfamilie und das Gelächter der Andern beſchließt auch dieſe Scene.

Unten im Wieſengrunde, am Bache bei der Mönchsmühle hat ſich mittlerweile ein heftiges Gezänk entſponnen. Fünf ehrliche Bürger reißen ſich um einen Haſen, den jeder erlegt haben will. Zwei haben die beiden Vorderläufe gefaßt, zwei die beiden Hinterläufer. Der fünfte hätte gern auch etwas angefaßt, wenn noch eine anfaßbare Extremität da geweſen wäre; denn Löffel und Blume waren ſchon gewaltſam abgeriſſen. Daher begnügte er ſich, mit der Flintenkolbe drein zu ſchlagen, um den Einen oder den Andern zum Loslaſſen zu bringen, in welchem Falle er dann die Stelle deſſelben zu vertreten gedachte. Allein es ließ ſich, trotz aller Mühe und alles Schimpfens und Scheltens, Keiner irre machen ſondern alle viere zerrten in dem Grade ſtärker, in welchem ſich ihre Wuth ſteigerte, bis ſie, das Thier viertheilend, im entſcheidenden Augenblick nach allen vier Winden hin rücklings den Boden begrüßten. Eben ſo ſchnell, wie ſie gepurzelt waren, rafften ſie ſich auf und Jeder ſchlug nun mit ſeinem Viertel auf die Andern los. Daß es dabei blutig zuging, läßt ſich erwarten, wenn auch nicht menſchenblutig, aber doch haſenblutig. Nachdem ſie ſich genug gebläut hatten, entwich Jeder mit ſeinem Theil vom Haſen, und der fünfte Mann war bemüht, jedem der Uebrigen mit Schmähreden und Rippenſtößen ein anſtändiges Geleit zu geben.

Der Bäckermeiſter Bretzel hatte ſich erſt Nachmittags eingefunden, er hatte nicht Luſt, den einzigen Haſen, den er zu ſchießen gedachte, dem Stadtrath um eine lumpige Bratwurſt abzugeben; nein, er wollte den Braten ſelbſt ſtolz nach Hauſe tragen. Und das hatte folgende Bewandtniß. Dieſer gute Mann hatte ſich nämlich im verwichenen Frühjahr einen jungen Haſen aus dem Neſte geholt, welches auf einem ſeiner Aecker ſich befand, und das Thierchen in ſeiner Behauſung in einem abgelegenen Stalle ſorgfältig gefüttert und gepflegt, ſo daß es zu einer ſtattlichen Größe gediehen war. Dieſen Haſen nun hatte Meiſter Bretzel im Büchſenranzen mit heraus in's Feld genommen und wartete bloß die Gelegenheit ab, einen ſchicklichen Ort zu finden, wo er, ungeſehen von Andern, denſelben anbinden könnte. Dies hatte er im Thale an einer Erle mit Bindfaden bewerkſtelligt, und ſchickte ſich nun, da ihm ja ſein Opfer nicht entgehen konnte, gemächlich an, das Gewehr zu laden. Hinter dem Buſche aber hatte ſich der Gaſtwirth Fink gelagert, darüber nachdenkend, wo er einen Haſen oder wenigſtens ein Rebhuhn hernehmen wolle, um nicht ganz leer nach Hauſe zu kommen, da gewahrte er die Anſtalten des Bäckers und durchſchauete deſſen Plan. Raſch ſeine Maßregeln nehmend, ſchoß er auf den Haſen, ehe Bretzegeladen hatte, und traf das zahme, ruhig daſitzende und ſich munter umſchauende Thier, natürlich ganz trefflich. Der Haſe hatte in der Todesangſt den Bindfaden zerriſſen und humpelte noch einige Schritte fort. Fink fuhr aus dem Buſch heraus, neben dem erſchrockenen Bäcker vorüber, um ſich des Haſens zu bemächtigen, der ihm aber von dem wieder etwas zur Beſinnung gekommenen Bretzel mit großer Hartnäckigkeit ſtreitig gemacht wurde, indem derſelbe mit unverſchämter Stirne behauptete, den Haſen ſelbſt geſchoſſen zu haben. Da er jedoch im Beiſein mehrer, die hinzugekommen waren, von Fink überführt wurde, daß ſein Gewehr noch nicht einmal vollſtändig geladen war, ſo mußte er darauf verzichten und den ſchlimmen Aerger, das Häslein vergebens gefüttert und aufgezogen zu haben, verſchlucken. Denn unmöglich konnte er doch etwas von ſeiner Edukationsprax'ſ verlauten laſſen. Fluchend ging er von dannen und ſchnurſtracks nach Hauſe. Die Geſchichte wurde aber ſpäterhin durch Herrn Fink bekannt, der ſie allen ſeinen Gäſten erzählte, und der Bäckermeiſter Bretzel, der die Jagd ſeit jener Zeit verredet hat, wird jedesmal fuchswild und ſchwatzt von verklagen und prügeln, wenn ihn ein loſer Vogel damit aufzieht.

Dieſe wenigen Züge, die hier hervorgehoben ſind, geben allenfalls einen Begriff vom Ganzen. Man ſchoß tauſendfältig, traf, fehlte, rief, fluchte, lachte, zankte, ſchlug ſich ſogar, legte ſich nieder, ſtand wieder auf, aß, trank, lief, ſtand ſtille, ſchwatzte, ſang, bis endlich die Sonne ſich den weſtlichen Bergen zuneigte. Da brach man denn allmälig auf und zog das blutige Schlachtfeld entlang, die vornehmern und Vergnügen liebenden Bürger, worunter ſich alle von den jüngern Jahren befanden, der Haſenheideſchenke zu, um dort zu ſchmauſen, zu zechen, zu tanzen und fröhlich zu ſein; die Uebrigen, und das war der kleinere Theil, nach Hauſe zurück. Man hatte vielerlei erlegt, Haſen, Hunde (und zwar von verſchiedener Gattung, Pudel, Möpſe, Spitze, Dächſe,) Hühner, Lerchen, Sperlinge, Raben, Igel, Wieſel und Mäuſe.

Auf ſehr verſchiedene Art waren die Abziehenden geſtimmt. Luſt und Freude throute auf des Einen Geſicht, auf dem des Andern kroch Mißmuth und Trübſinn. Doch waren bei weitem die meiſten luſtig und guter Dinge, nicht ſowohl durch ihr Glück, als durch ihre Flaſche, und dieſe zogen ſingend und koſend, nachdem ſie die Jagdbeute entweder in die Taſche vergraben oder nach Hauſe geſchickt hatten, der Schenke zu, aus welcher ihnen heller Lichtglanz entgegenblinkte und Muſik zuhallte, zum Vergnügen ermunternd und aufrufend.

Herr Treibel, der Buchdrucker, auf deſſen breitem Geſichte ſich durch die grobe Sabon-Fraktur der Einfalt die Cicero und Perlſchwabacher der Verſchlagenheit in wunderlichem Contraſte hindurchziehen, hat ſein ſämmtliches Pulver und Blei verſchoſſen, und, was das Schlimmſte iſt, gar nichts getroffen. Aber wer ihn jetzt nach Hauſe gehen ſieht, denkt doch, er habe einen Haſen im Ranzen; denn zwei Hinterläufe ragen keck aus demſelben hervor. Damit hat es folgende Bewandtniß. Herr Treibel hat nämlich zwei abgeſchnittene Haſenläufe, die er ſchon viele Jahre zu dieſem Behufe aufbewahrt, in der Jagdtaſche befeſtigt, und dieſer vorher mit Gras und Klee die Magerkeit benommen. So verfährt der ſchlaue Mann jedes Jahr, wenn er nichts geſchoſſen hat, und er hat wirklich noch kein Jahr etwas geſchoſſen. Stolz geht er einher und ſieht ſich öfter um, mit einem kleinen Seitenblicke auf den ſo ſichtbar wie möglich gemachten optiſchen Betrug in der Taſche. Er vor Allen konnte alſo heute a priori wiſſen, daß er etwas mit nach Hauſe bringen werde, während dieß Andern erſt die Erfahrung alſo a posteriori lehren mußte.

Auch die bunte Beſatzung des Fichtenhügels verläuft ſich allmälig; denn die Dämmerung rückt mit ſtarken Schritten heran. Lieschen Kullmann, die in der Stunde, die ſie dort verplaudert, manchen ſüßen Blick mit ihrem geliebten Friedrich gewechſelt, wirft ihm noch, der nicht fern von ihr mit ſeiner guten Beute ſteht, einen ſolchen zu, der ihm verkündet, daß ſie ihn erwarte. Er hat ihr früher ſchon zugeflüſtert, daß er einen guten Plan auszuführen gedenke. Sie geht mit der alten Magd, ihrer beſtellten Hüterin, und ſeine Augen verfolgen ſie, bis ſie in der Dämmerung der Ferne verſchwindet. Er lenkt ſeine Schritte bergab; dort ſieht er ſeinen Verbündeten Bonſack ſtehen, der unterdeſſen den Beobachter geſpielt hat. Beide verabreden ſich auf's Neue, den Poſtſekretär und den Senator nicht mehr aus den Augen zu laſſen, bis ſie Beide untüchtig gemacht haben, nach der Stadt zurückzukehren. Nicht weit von ihnen ſteht ein kleines Häuflein Menſchen, wobei ſich Willing befindet. Auch iſt ſein Vorgeſetzter, der Poſtdirektor Avemann, dabei, ein kleines winziges, ſtets über ſeine ſchlechten Witze unmäßig lachendes Männchen. Eben belacht er einen Witz, den er mit ſeiner Frau machen will. Er ſchickt ihr nämlich durch einen Jungen einen von ihm erlegten Haſen und ſchreibt ihr ein zärtliches Billet dazu, worin er ſagt, ein Haſe ſolle ſein postillon d'amour ſein; ſie ſolle ſtaunen, wie weit er es im Poſtfache gebracht, daß er ſogar Haſen, die noch dazu Tags darauf gebraten würden, zu Poſtillonen abrichte. In einem Löffel wolle er ihr die ſüße Eſſenz ſeiner Liebe eingeben, in einem Löffel ſo eigener Art, wie ſie noch mit keinem geſpeiſt, mit einem Haſen-Poſtillonslöffel, und dergleichen Unſinn mehr. Mit dem Löffel meinte er, nach Jägerſprachgebrauch, das Haſenohr, in welches er ſein Briefchen vergrub. Unter lautem Gelächter ſchickte er den Jungen mit dem Haſen fort. Der Poſtſekretär war aber gleich flink hinter dem Boten her, gleichſam als habe er ihm auch etwas aufzutragen, und wiſchte mit ihm hinter eine Ecke, wo er ſchnell ſein Portfeuille herauszog, einige Worte auf ein Blatt ſchrieb und daſſelbe ebenfalls in den Löffel des Haſen ſteckte. Hierauf kehrte er zur Geſellſchaft zurück.

Bonſack, der dieß Alles unbemerkt mit angeſehen hatte, rief eilig einen in der Nähe ſich herumtreibenden Gaſſenbuben herbei, gab ihm einen Haſen und ſagte: „Lauf ſchnell hinter jenem Jungen her, geh mit ihm und fange Händel mit ihm an. Während du dich mit ihm balgſt, vertauſche deinen Haſen mit dem ſeinigen; wenn du mir ſeinen bringſt, den ich genau kenne, erhältſt du einen halben Gulden von mir.“ Der Bube ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ergriff den Haſen und war wie ein Sturmwind hinter dem Andern drein. Die beiden Freunde drückten ſich, um nicht bemerkt zu werden, bald hinter den Hecken, bald in Gräben hin. Die kleine Geſellſchaft, wobei ſich auch der Senator Kullmann befand, ſchritt langſam dem Thale zu, über welches hinaus die Schenke lag. Plötzlich kam ein eleganter junger Mann mit Jagdzeug auf ſie zu. Es war der Sohn des reichen Banquiers Melzahn, einer der erſten Dandy's der Stadt und Freund des Poſtſekretärs, was man unter ſolchen Leuten Freund zu nennen pflegt. Indem er die Uebrigen nachläßig grüßte, knüpfte er mit Willing ein Geſpräch an.

„Wie geht's? Sind Sie heute glücklich geweſen, Sekretär?“

„Der Teufel ſoll dieß Glück holen. Es iſt ein ſchlechtes Vergnügen, dieſe Haſenjagd. Bleibe man mir damit vom Halſe! Ich habe mich heute ſchwer geärgert. Sehen Sie nur, wie ich meine ſchönen Jagdſtiefeln nach der neueſten Pariſer Façon von rohem Leder, ganz aus der Form getreten habe. Ich habe Sie heute noch mit keinem Auge erblickt. Wo ſtecken Sie, Freund?“

„Ich bin nicht Bürger und will es nie werden. Es wäre mir drum, mich zu dieſen Stock- und Zopfphiliſtern zählen zu müſſen. Und wenn ich es wäre, ſo ginge ich doch nicht auf dieſe ekelhafte Haſenjagd, den Inbegriff aller burgerlichen Dummheit. Unſer Einer kann ſich nur blamiren, wenn er ſich unter die Kanaille miſcht.“

„Sie haben leider recht!“ ſeufzte Willing, an den Ausgeſtopften denkend. „Aber Sie ſind doch bewaffnet! Wollen Sie Maulwürfe bei Nacht ſchießen?“

„Nein, Böcke, Liebſter, aber doch Rehböcke, oder Schneidersböcke oder ſonſt einen ehrlichen Philiſter, dem's etwa einfallen ſollte, uns in's Revier zu gehen. Sie wiſſen doch, daß mein Vater die Jagd im Ringelberge gepachtet hat, der an die Stadtflur grenzt und großentheils davon eingeſchloſſen iſt. Manchem

Bürger, der ſein Gewehr nicht übel zu traktiren weiß, lauft am Tage der Bürgerjagd das Maul voll Waſſer, wenn er an dem Holze vorüber muß, in welches ſich ſo mancher Haſe flüchtet, in welchem ſo mancher ſtattliche Hirſch einherſtolzirt. Am Tage wagt ſich nun wohl keiner hinein; denn da jagt gewöhnlich mein Vater mit einigen Freunden drin, auch wäre keiner vor dem Verrath des Andern ſicher; mit der Nacht pflegt aber das Gelüſt ſtärker wiederzukehren, und da läßt ſich doch zuweilen Einer verleiten, auf fremdem Felde ernten zu wollen. Da will ich denn Flurhuter werden. Kommen Sie, und begleiten Sie mich. Ihr triſtes Anſehen verkündet mir ohnedieß, daß Sie heute nichts geſchoſſen haben.“

Willing erzählte ſein Unglück, und Melzahn wollte ſich todtlachen.

„Nun, vielleicht ſind Sie glücklicher dieſen Abend, und wetzen die Scharte wieder aus; wenigſtens haben Sie keine Tücke zu fürchten. Um dieſe Zeit kommt das Hochwild zum Schuß. Wir ſtellen uns auf Anſtand. Vielleicht gelingt es Ihnen auch, ſich an einem ſpitzbübiſchen Philiſter zu rächen. Wiſſen Sie was! Ich will Ihnen einen guten Vorſchlag thun. Ich höre, daß Sie in einigen Tagen mit der hübſchen Hofſattlerstochter Verlobung halten werden. A la bonheur! Was wir dieſen Abend ſchießen, ſoll als Braten Ihr Feſt verherrlichen. Doch darf mein Vater nichts davon erfahren.“

„Ich muß aber zum Schmauſe auf der Haſenheideſchenke ſein, denn dort gedenkt mein künftiger Schwiegervater mit mir großzuthun.“

„Das geht vor ſieben oder halbacht Uhr nicht an. Unterdeſſen können wir glücklich geweſen ſein. Länger will ich Sie nicht aufhalten, und in einer Viertelſtunde haben Sie die Schenke erreicht.“

„Nun, meinetwegen! So laſſen Sie uns gehen.“

„Brav! So wird mir doch Gelegenheit, mich Ihnen gefällig zu zeigen. Sie bekommen ein allerliebſtes Weibchen; aber ich habe mich lange vom Erſtaunen nicht erholen können, daß Sie Ihren freien Nacken in das Ehejoch beugen wollen.“

„Wenn die blanken Batzen nicht wären, die in des Senator Kullmanns Truhe verlockend klingen! In der That, ich liebe das ſchmucke Lieschen mit brennender Leidenſchaft, aber zu Ihnen als Freund geſagt, ich würde ſie doch nicht heirathen, wenn der Alte nicht ſo reich wäre. Mein Sinn ſtände mir höher, wenn einmal geheirathet werden müßte. Wie aber die Karten liegen, ſo drückt man ein Auge zu. Bah, ſprechen wir nicht weiter davon! Apropos haben Sie vorgeſtern das neue Stuck geſehen?“

„Ja wohl! Was urtheilen Sie davon. Sie ſind ja beſtellter Theaterrezenſent.“

„Es macht keinen rechten Effekt. Am Ende löst ſich Alles zu ſehr in Wohlgefallen auf. Eigentlich mußte noch zulezt eine kleine Mordſcene, ein modernes Sterben durch Gift oder Dolch, oder ſo etwas, ſtattfinden. So iſt es ledern. Auch in dieſem Punkte ſind uns die Franzoſen weit voraus. Die wiſſen Einen zu packen. Das iſt pikant!“

„Ja wahrhaftig! Das iſt ganz meine Anſicht. – Aber wie ſagt Ihnen die neue Actrice, Demoiſelle Wüſtefeld, zu?“

„Das Mädchen iſt wahrlich wunderſchön! Ich bin verliebt in ſie bis an die Ohren. Natürlich hab' ich nicht hinter Berg gehalten. Was braucht ein Rezenſent mit einer Schauſpielerin für Umſtände zu machen? Aber ſie blieb ſtumm und kalt, und zeigt im Leben ſo wenig Routine, wie auf dem Theater. Sie iſt hier und dort noch Anfängerin. Auch plagt ſie eine höchſt abgeſchmackte Schwermuth. Man ſagt, ſie ſei von Adel, aber auf dem Lande erzogen, und habe, von Umſtänden gezwungen, die Theatercarriere eingeſchlagen, in der ſie ſich nicht wohl fühle. Man ſieht und hört ihr allerdings das Landfräulein an; es fehlt ihr überall an Geſchmack. Betrachten Sie nur die allzugroße Einfachheit ihrer Kleidung außer der Bühne. Ueberdieß weiß ſie von nichts, als von den Schönheiten des Landlebens, von den Gegenſtänden der freien Natur, von Schiller, Goethe, Wieland, Herder zu ſprechen. Das iſt denn doch für eine Schauſpielerin höchſt abgeſchmackt. In der modernen Literatur iſt ſie dagegen ganz unbewandert und rümpft ſogar das kleine Mündchen, wenn man davon anfängt. Eigentlich kann man kein recht vernünftiges Wort mit ihr reden. Ich hoffe aber, ſie wird ihren Vortheil noch einſehen lernen.“

„Sie werden ſie ſchon dreſſiren!“ lachte Melzahn. „Haben Sie den Apfelſchimmel des Schuſters Klippmann ſchon geſehen? Ein herrliches Thier! Doch funfzig Karolin, die es, ſeiner Behauptung nach, koſten ſoll, ſcheinen mir doch ein zu hoher Preis dafür.“

„Das Pferd iſt ſchön und trägt ſich ſtattlich. Aber glauben Sie dieſem verdammten Prahlhanſen von Schuſter nicht. Der Kerl lügt, wie gedruckt. Wenn er mehr als zwanzig Karolin gegeben hat, will ich allen Kredit verlieren.“ —

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen erreichten ſie den Wald.

Der Schreiner Bonſack und der Sattler Sömmerling hatten die beiden Stutzer beobachtet, und der Erſtere errieth ihre Abſicht. „Schießen ſie etwas,“ ſagte er zum Andern, „ſo haben wir, wenn wir klug ſind, einen guten Braten. Schleiche du dich derweile rechts in den Ringelberg, doch laß das Gewehr da. Ich will den Jungen abwarten, und ihn unſere Haſen und Gewehre nach Hauſe tragen laſſen. Erwiſchen ſie einen von uns, ſo haben wir keine Flinten, und ſie können uns nichts anhaben. Wir ſind ſpazierengegangen. Ich ſchlage mich nachher auf der linken Seite in den Wald. Keiner läßt ſie, ſo viel wie möglich, aus den Augen. In der Waſſerhohle wartet Einer auf den Andern.“

Sömmerling machte ſich auf den Weg. Es dauerte auch nicht lange, ſo kam der ausgeſchickte Junge und brachte glücklich den ausgetauſchten Haſen. Bonſack fand die beiden Papiere im rechten Löffel deſſelben, und ſteckte ſie, da er ſie der Dunkelheit wegen nicht leſen konnte, zu ſich. Darauf bürdete er dem Jungen Flinten und Haſen auf, verſprach ihm noch größern Lohn, und kroch dann ſchier auf allen Vieren hinter Erdhügeln und Geſtrüpp dem Walde zu. —

Der pfiffige Junge läuft, alſo bepackt, aus Leibeskräften, um noch eine Geſellſchaft heimkehrender Bürger einzuholen, die er mit ſeiner Haſenlaſt verhöhnen will. Er erreicht ſie und ſeinen Zweck.

„Der verdammte Junge!“ heißt es überall. „Wem ſind die Haſen?“

„Mein ſind ſie!“ ruft er prahlend. „Ich bin auch ein Bürger, ich habe ſie geſchoſſen.“ — Man ärgert ſich, ſchimpft ihn, ſchlägt nach ihm, und lachend entweicht er ſeinen Verfolgern.

„Nun, wie iſt's heute gegangen, Herr Hoſpitalkaſſirer? Sind Sie glücklich geweſen?“ fragt ein Bürger den andern.

„Es geht an,“ verſetzt der Gefragte. „Ich habe drei Stück geſchoſſen, die gleich auf dem Platze blieben. Zwei andere hab' ich ſtark bleſſirt; ſie ſind offenbar nicht weit mehr gelaufen. Da ich nach dem Schuſſe die Augen wieder aufthat, ſah ich ganz deutlich, daß ſich der eine überſchlug. Alſo war er gewiß ordentlich getroffen. Dem andern waren drei Beine morich entzwei, aber auf dem geſunden konnte er noch recht hübſch forttrollen. Wie ſteht's mit Ihnen? Haben Sie gut geſchoſſen?“

„Ich habe ſechs Rebhühner und zwei Haſen. Sieh' da, Herr Stadtgeometer, was macht Ihre Perkuſſion?“

„Ich danke der Nachfrage, die macht gut. Sechs Haſen habe ich, weiß Gott, nur ſo damit hingeorgelt.“

„Ich habe gehört,“ bemerkte ein zweiter Bürger, „bei ſolchen Perkuſſionsflinten gehe die Expoſition (er will ſagen: Exploſion,) mit vorzüglicher Schnelligkeit vor ſich.“

„Ganz recht!“ verſetzte der Landgeometer. „Man kommt mit dem Finger an den Abdruck, pautz! liegt der Bettel draußen.“

„Da haben Sie ja ein närriſches Flintchen,“ redet ein Dritter zu einem Vierten. „Zeigen Sie doch einmal her!“

„Der ſehen Sie es nicht an, was es für ein Kerngewehrchen iſt,“ entgegnet der Angeredete, indem er dem Erſtern die Flinte hinhält; „ſie ſchießt zum Teufelholen. Auf achtzig Gänge ſitzen zwanzig

Schrotkörner von Nro. 3 auf dem Bogen, und alle durch's Bret, wie mit einem Nagelbohrer durchgebohrt.“

„Haben Sie heute viel damit abgewürgt?“

„Acht Stück, und die ſtanden allemal auf dem Kopfe.“

„O, mein Gewehr iſt auch nicht übel. Ich habe heute z. B. einen Haſen geſchoſſen, gewiß auf hundert und zwanzig große Schritte, und der ſchlug einen Haken, mannshoch.“

„Nun, Herr Stadtchirurgus, warum denn ſo verdroſſen?“ ertönt auf einer andern Seite ein feines Stimmchen.

„Ach, ſoll man da nicht verdrießlich ſein!“ kräht der Barbier. „Eilf Haſen habe ich geſchoſſen und den zwölften ganz total kaput. Aber er iſt mir durch die Lappen gegangen. Hätte ich ihm nicht die spina scapulae nebſt dem musculus deltoiteus und offenbar auch die arteria mammaria externa et thoracica zerſchoſſen, ſo ſollte es mich gar nicht wundern. Aber ſo ein Haſe hat ein Leben, wie eine Katze. Nun hatte ich mir einmal in Kopf geſetzt, das Dutzend voll zu haben, weil mir's mit dem zwölften aber zuletzt ſo konträr ging, ärgerte ich mich dergeſtalt, daß ich auch die eilf andern verſchenkt habe, und lieber leer nach Hauſe gehe.“

„Ja, lieber Herr Stadtkirchner, das ſag' ich Ihnen,“ redet hinten ein grober Baß, „ein guter

Schune iſt doch ein guter Schütze. Da war heute der Rath Feilitſch, mein Nachbar. Meinen Sie denn, daß der Mann einen Haſen treffen konnte? Unverzeihlich war's, wie er fehlte! Ich hätte mir wahrlich wollen die Augen zubinden laſſen. Die Haſen liefen ihn ſchier um, faſt zur Flinte hinein. Nichts! Er fehlte. Einmal mag es einem allenfalls paſſiren, daß man nicht trifft, wenn die Flinte verſagt oder nicht zuſammenbrennt, aber nachher darf es nicht wiederkommen. Wenn ich auf einer Jagd zwei- oder dreimal nach der Reihe fehlte, ich trüge in meinem ganzen Leben keine Flinte wieder hinaus; ich ſchämte mich todt, und könnte kein Auge mehr aufſchlagen. Aber das wird mir hoffentlich nie paſſiren. Wenn mir ein Haſe vorläuft, ſo macht er auch gleich ſein Kompliment. Mit der Kugelbüchſe habe ich Haſen, ja ſogar Hühner, Lerchen und Schnepfen im Fluge geſchoſſen. Ich habe freilich wohl die Uebung nicht mehr. Allein einen halben Tag mit der Büchſe geſchoſſen, und die Schwalbe in der Luft muß herunter, ſo wahr ich ehrlich bin! — Potz tauſend, Herr Nachbar, Sie haben ja da eine rechte Wetterleuchte von Flinte.“

„Ja, das iſt ein ächt franzöſiſches Gewehr. Es ſchießt, wie Gift; auch kann man eine gute Hand voll hineinthun. — Was wollt' ich doch ſagen? Ja! Haben Sie Ihren andern Hund auch noch, den braunen?“

„Für den kann mir einer hundert Thaler, ſage hundert Thaler hinlegen, ich gebe ihn nicht hin. Was das für ein Vorſteher iſt, das können Sie gar nicht glauben.“

„O ja, er ſteht recht gut. Aber meiner iſt mir im Apportiren doch lieber.“

„Oho, Freund! Meiner apportirt den größten und ſchwerſten Haſen eine Stunde weit. Ihr Hund knetſcht Alles zu ſehr. Ja, wahrlich, Sie können mir zehn, zwanzig ſolcher Hunde bieten, wie der Ihrige iſt, Sie bekommen meinen doch nicht dafür.“

„Und ich gebe Ihnen nicht meinen einzigen; denn jeder Kenner wird mir beiſtimmen, daß mein Hund beſſer iſt, als der Ihrige.“

Nun entbrennt ein hitziger Streit über den Werth der beiden Hunde, an welchem endlich die ganze Geſellſchaft theilnimmt, und der ſo lange dauert, bis man das Stadtthor erreicht hat. Hier trennt und empfiehlt man ſich, ohne daß etwas entſchieden iſt, und Jeder geht ſeines Wegs. Die Beutebeladenen ermangeln nicht, drei bis vier Straßen mehr zu durchgehen, als nöthig iſt, um zu ihrer Wohnung zu gelangen, während die Beuteleeren ſich beſcheiden durch Nebengäschen nach Hauſe drücken. —

Unterdeſſen hatte Meiſter Bonſack das Holz erreicht, und legte am Rande deſſelben das Ohr an die Erde, um zu lauſchen, in welcher Richtung hin er den Feind zu verfolgen habe. Er hatte noch nicht lange gelegen, als ein Schuß in ſeiner Nähe fiel, Hunde anſchlugen und Menſchenſtimmen laut wurden. Schnell kroch der liſtige Schreiner nach dieſer Seite hin; ein angeſchoſſenes Wild brach durch das Geſträuch; Bonſack drückte ſich hinter eine dicke Buche. Das Thier kam näher, von den Hunden verfolgt, und ſtürzte nicht weit von dem verdeckten Lauſcher zuſammen. Willing und Melzahn kamen heran und der letztere gab dem Reh den Genickfang.

„Bei meiner Treu!“ ſprach er dazu, „ein köſtlicher Rehbock. Ich wünſche Ihnen Glück, mein Freund, und bitte mir aus, den Braten an Ihrem Verlobungsfeſte mitverzehren zu dürfen.“

„Sie ſind eingeladen. Doch kommen Sie jetzt mit in die Haſenheideſchenke herab; ich bin ganz vergnügt über mein Glück. Wir müſſen ein Paar Flaſchen zuſammentrinken.“

„Ich bin's zufrieden. Dann nehme ich gleich einen Kerl mit einem Schiebekarren mit herauf, der Ihnen den Bock in's Haus führt.“

Willing that hohe Freudenſätze und beide gingen Arm in Arm bergab. Bonſack wagte ſich bald darnach hervor, betaſtete das Wildpret, fand es gut genährt und lachte ſataniſch. In der Waſſerhohle, einem in der Nähe befindlichen, von Gewitterregen tief geriſſenen Grunde, fand er bereits Sömmerling auf ſich wartend. „Sie haben uns richtig ein köſtliches Wildpret geſchoſſen!“ rief er dieſem zu. „Jetzt ſchnell hinab in die Mönchsmühle. Der Müller iſt mein guter Freund und hält reinen Mund. Er muß uns einen Schiebekarren borgen, und den Rehbock einige Stunden beherbergen. Wenn ich nach Mitternacht nach Hauſe gehe, mache ich den kleinen Umweg über die Mühle und nehme ihn mit. Er ſoll uns trefflich ſchmecken. Es iſt doch wirklich einzig, daß der Narr von Poſtſekretär heute einen Haſen und einen Rehbock für uns geſchoſſen hat."

Sie eilten, was ſie konnten, der genannten, nahe gelegenen Mühle zu. Als ſie in dem Hof derſelben anlangten, erblickten ſie den Müller in einem Stalle, eine Laterne in der Hand — es war während deſſen ganz dunkel geworden — und ſie traten hinein, ihn zu begrüßen. Da lag ein Grauchen am Boden und ſtreckte alle Viere von ſich.

„Was gibt's da?" fragte Bonſack, einen guten Abend bietend.

„Da iſt mir eben mein beſter Eſel verreckt," verſetzte der Müller. „Nun, er hat mir genug Säcke in die Stadt und zurück geſchleppt."

„Eſel verreckt!" jauchzte Bonſack, „das iſt ja unvergleichlich herrlich! Etwas Geſcheideres hätte der Eſel nicht machen können, als heute zu verrecken. Das iſt der erſte Genieſtreich eines Eſels, von dem ich noch gehört."

„Biſt du verrückt geworden?“ fragte der Müller, ſich über die Schadenfreude des Freundes ärgernd.

„Nicht doch! Es iſt mir nur ein guter Gedanke durch den Kopf gefahren, der mit dem todten Eſel in genauer Verbindung ſteht. Ich bitte dich, Müllermeiſter, überlaß mir den Eſel und borge mir einen Schiebekarren, auf welchem ich das Thier fortfahren kann.“

Dem Müller blieb das Maul aufſtehen vor Verwunderung, doch Bonſack zögerte nicht, ihn mit ſeinem Plane bekannt zu machen, und nun brachen die beiden Zuhörer in großes Gelächter aus.

„Auf dieſe Weiſe verliert der Abdecker den Eſel nicht,“ ſagte der Müller. „So führe ihn denn getroſt fort und bringe mir den Rehbock dafür. Es ſoll Alles verſchwiegen bleiben.“

„Du ſollſt den Braten auch mit verzehren; verſicherte der Schreiner, und alle drei luden die Eſelsleiche auf den Schiebekarren und Bonſack und Sömmerling machten ſich eilig damit auf den Weg. Ihrer rüſtigen Kraft und Schelmerei gelang es bald, an Ort und Stelle anzulangen, der Eſel wurde ab-, der Rehbock aufgeladen, der Eſel ganz in die Stellung des Wildes gelegt, und raſch ging die Fahrt wieder bergabwärts. In der Mühle wieder angelangt, verſteckten ſie den Bock, und nahmen ſich nun erſt Zeit, die von Bonſack im Haſenlöffel aufgefangenen Brieflein zu leſen. Das des Poſtſekretärs lautete, wie folgt:

„Theuerſte! Der Herr Gemahl hat ſchon einen Spitz und wird ſich beim Schmauſe wahrſcheinlich ſo benudeln, daß er das Heimgehen dieſe Nacht vergißt. Ich will ihm ſchon auf's Leder trinken. Sogleich nach dem Schmauſe breche ich auf und mache mich von dem alten Eſel, meinem künftigen Schwiegervater los, um in Ihre beglückende Arme zu eilen, und eine ſelige Nacht darin zu verbringen. Oeffnen Sie mir das hintere Zimmer, daß ich unbemerkt zu Ihnen kann. Ihr liebeglühender Anbeter.“

„Das iſt ja ein köſtliches Dokument!“ rief der Schreiner vergnügt. „Warte, das ſoll dir auch köſtliche Dienſte leiſten, armer Friedrich. Ueberhaupt fange ich an, Hoffnungen für dich zu ſchöpfen. Dieſes Billet nimmſt du nachher dem guten Lieschen mit, die es morgenden Tages ihrem Vater übergeben muß. Es müßte doch vom Henker zugehen, wenn „der alte Eſel“ nicht ziehen ſollte! Dann will ich dafür ſorgen, daß es der hörnertragende Poſtdirektor auch in die Hände bekommt.“

Sömmerling umarmte den helfenden Freund, und beide ſchritten dann fröhlich der überfüllten Schenke zu. Eben kam auch ein Mann den Weg von Grünhagen her mit einem Schiebekarren gefahren, und hielt bei der äußerſten Scheuerecke ſtill.

„Das rumpelt ja gerade, wie eine große Kiſte, ein Schrank, oder ſo etwas,“ ſagte Bonifaci. In dem Augenblick ging ein Mann an ihnen vorüber in das helle Haus.

„Das iſt ja der Schreiner Kriems aus Grünhagen,“ flüſterte Bonifaci ſeinem Begleiter zu. „Was hat der ſo ſpät nach der Stadt zuzufahren? Und daß er ſich nicht mit an's Haus wagt, kommt mir bedenklich vor. Ich muß unterſuchen, was er auf ſeinem Schiebekarren hat. Gewiß einen Schrank oder etwas Aehnliches, das er bei Nacht einbringen will.“ Er ging und kehrte bald darauf mit dem Beſcheide zurück: „Es iſt richtig ein eingepackter Kleider- oder Vorrathsſchrank. Den Kerl fange ich in der Stadt ab. Es geht mir heute Alles zu Glück, wie ich ſchon bemerkt habe.“

Arm in Arm ſtiegen ſie die Treppe hinauf, um nach dem Saale zu gehen, wo der Schmaus gehalten wurde. Auf dem Gange angelangt, ſtieß Bonifaci Sömmerling an und deutete mit den Augen in eine Ecke, wo der Senator Kullmann und der Schreiner Kriems miteinander heimlich verkehrten. „Was mögen die miteinander haben?“ ſagte Bonifaci, im Saal angelangt.

„Ich wette, der Schrank ſoll zu Lieschens Ausſteuer kommen. Aber dieſen Abend hier und die Verhandlung? Das iſt mir noch ein Räthſel, das ich aber noch löſen muß.“

Kullmann trat wieder gravitätiſch herein, und ſetzte ſich an ſeinen Platz zwiſchen Willing und Melzahn und dem Poſtdirektor gegenüber. Dem Letztern tranken die beiden jungen Herren wacker zu, aber auch der Senator ließ es nicht am Bürſten fehlen; denn der reiche Melzahn bezahlte ja Alles.

„Sobald abgegeſſen iſt, friſch an die Ausführung unſeres Plans!“ erinnerte Bonſack. „Sollte ſich der Senator etwa entfernen, ſo ſchleichſt du ihm nach und läßt ihn nicht aus den Augen. Mit dem Poſtſekretär will ich ſchon fertig werden.“ Hierauf ließen ſie ſich vom Wirthe mehre Flaſchen Wein geben, in deren zwei ſie eine Quantität Rum füllten und ſie beſonders bezeichneten. Der Dorfſchreiner wurde ebenfalls zuweilen beobachtet; er ſaß in der untern Stube bei Schnaps und Bier, und ließ ſich's wohl ſein.

So wurde denn endlich die Tafel aufgehoben; der Poſtdirektor konnte auf keinem Beine mehr ſtehen, doch auch der Poſtſekretär war nicht mehr nüchtern, und Melzahn ſchien es d'rauf abgeſehen zu haben, auch ihn betrunken zu machen; er ließ eine Flaſche nach der andern kommen. Der Senator ſtand auf und ging hinaus, Sömmerling ſpionirte ihm ſogleich nach. Bonſack ſetzte ſich dem Poſtſekretär gegenüber, und dieſer erſchrack beim Anblick des von ihm beleidigten Mannes. Des guten Raths des Advokaten Purzel eingedenk, redete er den Schreiner ſogleich an, worauf dieſer gerechnet hatte: „Herr Bonſack, ich habe heute ein unbeſonnenes Wort zu Ihnen geſprochen; ich war gereizt und ärgerlich. Machen wir kein Aufhebens davon. Ich nehme mein unüberlegtes Geſchwätz zurück, und wir trinken eine Flaſche Wein zuſammen.“

„Wenn Sie ſo reden, Herr Poſtſekretär, ſollen Sie ſehen, daß ich ein ſehr verſöhnliches Herz habe. Es ſoll Alles vergeben und vergeſſen ſein.“

„Wirth, eine Flaſche zweiundzwanziger Nierenſteiner!“ ſchrie der Poſtſekretär, froh, ſo wohlfeilen Kaufs davonzukommen. Es wurde eingeſchenkt.

„Auf Ihre Geſundheit!“ rief Bonſack, und Willing ſtürzte ſein Glas hinab.

„Auf die Geſundheit Ihrer Braut!“ fuhr der liſtige Schreiner fort, und ſein Gegenüber leerte abermals ſein Glas, und that dieß ſo oft, als jener Toaſte ausbrachte, ohne zu bemerken, daß Bonſack ſehr wenig trank. Melzahn ſchien mit dieſem im Einverſtändniß zu handeln, indem er ſich ausbat, auch eine Flaſche zum Beſten geben zu dürfen, und auch dieſe war bald, meiſt vom Poſtſekretär, getrunken.

„Jetzt werden Sie mir erlauben, daß ich auch einige Flaſchen hole,“ bat der Schreiner und trug ſeinen geſtärkten Wein auf. Willing fand ihn vortrefflich. Das Trinken wurde allgemein, und bald zeigten ſich bei Willing die Folgen. Er ſprach nur noch mit ſchwerer Zunge. Jetzt kam auch der alte Senator wieder herein, fröhlichen Geſichts, geſellte ſich zu den Trinkern, und ſchien das Verſäumte nachholen zu wollen. Es dauerte keine fünf Minuten mehr, ſo mußte der Poſtſekretär abgeführt werden. Der Wirth gab ein Bett her. Bei dem Aufſtand, den es darüber gab, ſuchte Bonſack den jungen Sattler auf, der auf ihn wartete.

„Denke dir, was der alte Kullmann gethan hat, der alte Schurke!“ flüſterte Sömmerling. Hat er nicht aus dem eingelegten Fach an der Scheuer, welche Oeffnung er wahrſcheinlich ſelbſt erſt gemacht hat, eine ganze Laſt Haſen geſtohlen und mit dem Dorfſchreiner in den leeren Schrank gepackt. Kullmann ſchob den Schreiner fort, aber dieſer fuhr nicht weiter, als bis an's vordere Thor. Dort ließ er den Schiebekarren ſtehen, und ſitzt wieder unten hinter erheiternden Flüſſigkeiten.“

„Das iſt ja einzig!“ verſetzte Bonſack. „Du erhältſt das Lieschen noch zur Frau. Das war alſo der Grund, weßhalb der Schreiner dieſen Abend mit dem Schranke ſich hier einfand und der Gegenſtand des Zwiegeſprächs. Nun, wir wollen auch das zu unſerem Vortheil anwenden. Jetzt benutze aber Zeit und Gelegenheit. Geh' hinab in die Gaſtſtube, dort hab' ich ein Paar Bauernlümmel ſitzen geſehen Gib einem davon einen halben Gulden und nimm ihn mit in die Stadt. Dort ſchick' ihn in Kullmann's Haus und laß ihn einen ſchönen guten Abend vom Herrn Senator an die Jungfer Grete ausrichten, und ſie möchte ſich doch gleich auf die Haſenheideſchenke herausbemühen, dieweil der Herr Senator plötzlich erkrankt ſei, und ihres Beiſtandes bedürfe. Der Bauernbengel muß die alte Aufpaſſerin gleich mitnehmen. Daß er Wahrheit ſagt, dafür will ich ſchon ſorgen; denn der alte Geizhals iſt ſchon betrunken und wird bald da ſein, wo der Poſtdirektor und der Poſtſekretär bereits ſind. Iſt das Feld frei, dann thue, was noth iſt, um dir das Mädchen zu ſichern. Adieu! Mach's klug und ſei glücklich!"

Der Sattler drückte dem Freunde ſtumm die Hand und ging. Auch Melzahn hatte ſich entfernt. Bonſack ſah ihn im dünnen Licht des Mondes mit einem Schiebekärner von dannen gehen, und lachte ſich in die Fauſt. Er kehrte zu den Zechbrüdern zurück.

Nach einer Viertelſtunde erfüllte ſich ſeine Prophezeihung. Der Hofſattler und Tapezier Kullmann mußte ebenfalls abgeführt und zu Bette gebracht werden. Andere wankten denſelben Weg, und hochlöblicher Stadtrath ſtand nicht lange darauf auf keinem Bein mehr.

Bonſack hatte nun ſeinen Zweck erreicht und brach auf, um den Rehbock mitzunehmen. Da ſah er beim Weggehen den Dorfſchreiner noch ſelig beim Glaſe Doppelbier ſitzen, und dem verſchlagenen Manne kam plötzlich der lebhafteſte Gedanke, den er je gehabt hatte. Aber er eilte, ihn ſogleich auszuführen. Der Schiebekarren mit dem Schrank war bald aufgefunden, die nur dürftig darumgeſchlagenen Tücher und Stricke ſchnell gelöst, der Schlüſſel ſteckte im Schloſſe. Bonſack öffnete und nahm ſämmtliche Haſen heraus. Dann ſtahl er ſich auf einer in den Hof führenden Hintertreppe hinauf auf den Gang, der zu dem Zimmer führte, in welchem der Poſtſekretär lag. Alles war ſtill und ruhig; der Schreiner gelangte glücklich in das Zimmer, nahm den ſchnarchenden Willing aus dem Bette, dem man Stiefeln und Rock ausgezogen, und trug ihn unbemerkt in den Hof hinab, legte ihn in den Vorrathsſchrank, ſchloß ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich, emballirte und befeſtigte den Schrank wieder an den Schiebekarren, ſuchte ſich ein Strohſeil, band die

Haſen an den Hinterläufen zuſammen, hing ſie über die Schultern und ging damit der Mönchsmühle zu, wo er ſie mit auf den Rehbock packte, und trat alſo wohlbeladen den Heimweg an, wozu ihm das Mondsviertel freundlich leuchtete.

Der Schreiner Kriems hielt noch gerade auch für gut, ſich auf den Weg zu machen, damit er vielleicht nicht gar noch vom Senator erwiſcht werde. Obgleich etwas ſchief gehend, ſpannte er ſich doch vor ſeinen Schiebekarren und fuhr von dannen. Unterwegs ſchlug er ſich mit mancherlei Gedanken herum. „Der Senator,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „hat dir zwar ein Paar Haſen verſprochen; aber er iſt ein alter Filz. Wer weiß, ob ich ein Haſenbein von ihm bekomme. Und wenn er mir einen gibt, ſo bekomm' ich doch den ſchlechteſten. Jetzt hab' ich das Ausleſen. Er wird ſie nicht gezählt haben. Ich will mir die beſten nehmen; hat er ſie doch auch nicht auf die rechtſchaffenſte Weiſe.“ Mit ſeinem Vorſatz im Reinen ſetzte er den Karren nieder, band den Schrank los und wickelte ihn auf. Kaum aber hatte er wahrgenommen, daß der Schrank verſchloſſen und der Schlüſſel abgezogen ſei, als er im heftigſten Aerger mit Schimpfreden gegen den Senator losbrach. „O, der alte Gauner, mit ſeinem Argwohn! Da ſieht man recht die Wahrheit des Spruchs: Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu. Zieht mir den Schlüſſel ab, weil er glaubt, ich würde ihm einen Haſen ſtehlen, und er hat ſie doch ſelbſt geſtohlen. Ich ſollte doch gleich den Schrank nehmen und ihn in das Waſſer hinabſchmeißen, damit die Leute ſeine Schande morgen fänden. — Aber nein, das wäre ſehr unklug; denn er würde mir den Schrank nicht bezahlen und mir in's Geſicht behaupten, ich habe die Haſen gemaust und aus Beſoffenheit liegen gelaſſen. Da käme die Schande auf mich. Nein, ich will mich empfindlicher rächen; ich will ihm den Appetit an den Haſen verderben.“ Und da er eben einen Naturtrieb verſpürte, that er, wie das Bäuerlein heute im Erlenbuſch gethan, den der Botenmeiſter Speckmann auf den Kopf gebrannt haben würde, wenn ihn der Conrector Simius nicht zur rechten Zeit davon abgehalten hätte. In dem obern Quadrat der Schrank-Thüre befand ſich nämlich ein ſpannegroßes zirkelrundes Loch mit einem kleinlöcherigen Blechſchieber zum Behuf des den im Schranke aufzubewahrenden Speiſen nöthigen Luftzuges. Kriems ſchob das Blech zurück und legte den Schatz in den Schrank, welchen Till Eulenſpiegel, der berühmte deutſche Volksheld, ſeinem Brodherrn bei ſeinem Abgange gewöhnlich an einem ſaubern Ort, wie auf dem Tiſche, im Bette u. ſ. w. zurückließ. Nach vollbrachtem Werke band der ſchadenfrohe Mann den Schrank wieder feſt, fuhr ruſtig d'rauf los, und langte bald vor Kullmanns Hauſe an. Eben war

Jungfer Grete im Begriff, mit dem Bauernburſchen abzugehen; ſie fragte bei Kriems nach dem Herrn Senator und der Schreiner beſtätigte aus Rachſucht des Burſchen Ausſage und verſchlimmerte die vorgegebene Krankheit des Herrn Kullmann. Der Schrank wurde an den beſtimmten Ort in der hintern Stube geſetzt, Grete lief heulend und ſchreiend fort. Der Landſchreiner ſagte boshaft zu Lieschen, als beim Hineintragen und Aufſtellen des Schrankes ein polterndes Geräuſch darin entſtand: „Der Herr Vater hat Haſen hineingepackt und den Schlüſſel zu ſich genommen; ich wünſche guten Appetit dazu." Damit karrte er ab, und drei Minuten darauf war Sömmerling, der ſchon lange an der Hinterthüre gelauert hatte, in Lieschens Armen. Sie zog ihn in das Hinterſtübchen. „Hier ſind wir am ſicherſten," ſagte die Liebreiche. „Wenn Jemand vorn an die Hausthüre pocht, ſo kannſt du gleich ohne Geräuſch zum Fenſter hinaus in den Hof ſpringen."

Das beſcheidene Oellämpchen ſtellte ſie auf den Tiſch vor das Sopha, auf welches ſie ſich ſetzten, und überließ ſich dann den immer zärtlicher werdenden Liebkoſungen des glühenden Jünglings. Was war das für ein herzinniges Umarmen, für ein Schwelgen in Kuß und Gefühl! Sie vergaßen den Vater, den Poſtſekretär, die Welt, ſich ſelbſt.

Plötzlich regte ſich's in dem Schrank; die Liebenden erwachten aus ihrem Sinnentaumel und horchten. „Ich glaube gar, die Haſen in dem Schranke werden wieder lebendig," ſagte Lieschen. „Weißt du auch, daß Haſen drinnen ſind?"

„Der Schreiner ſagte es — auch kommt es mir vor, als hätten ſie ſich ungebührlich aufgeführt; denn es verbreitet ſich ein übler Geruch von dem Schranke aus."

„Ich hab' es auch ſchon bemerkt, doch laſſ' uns das nicht kümmern. Unſere Minuten gehören der Liebe." Er ſprach ihr darauf ſeine Hoffnung aus, den Alten doch noch gewinnen zu können, und zeigte ihr des Poſtſekretärs Billet an die Frau Poſtdirektorin. Lieschen war darüber ſehr erfreut und es fehlte nicht an kräftigen Ausdrücken über denſelben. Beide ſangen des guten Willings Lob in den höchſten Tönen. Dann kam es wieder zu Liebkoſungen und Zärtlichkeiten, und die beiden jungen Leute benutzten ihre Zeit auf's Beſte.

Da ſchreckte auf einmal eine dumpfe, ſchrecklich tönende Stimme aus dem Schranke die Liebenden von einander. Lieschen that erbleichend einen fürchterlichen Schrei, auch Sömmerling war nicht wohl zu Muthe, als es in dem Schranke rumorte und eine menſchliche Stimme unverſtändliche Worte ausſtieß. Beide nahmen ſo eilig als möglich den Reißaus und Eines fiel bei der übereilten Flucht über das

Andere hin. Lieschen war nicht zu halten, ſie lief aus dem Hauſe, verſchloß es und verfügte ſich zu einer ihrer verheiratheten Schweſtern. Sömmerling mußte nach Hauſe; ihre ſüße Stunde war, wie Lieschen meinte, durch ein mitternächtiges Geſpenſt geſtört worden. Ihr Geliebter zerbrach ſich faſt den Kopf, was in dem Schranke ſtecken müſſe.

Mittlerweile war auch der von Melzahn beſtellte Kärner, mit ſeinem vermeintlichen Wildpret beladen, vor der Poſt angelangt, wo Willing wohnte, und wohin er geſchickt war. Der Kerl ſchellte und ein Paar handfeſte Poſtillone kamen heraus.

„Was bringſt du da?“ fragte der Eine.

„Einen Rehbock, den der Herr Poſtſekretär Willing geſchoſſen und mich mit hergeſchickt. Helft mir ihn an einen ſchicklichen Ort ſchaffen.“

Der andere Poſtillon holte eine Laterne herbei, das Thier wurde losgebunden.

„Was Donnerwetter!“ rief der mit der Laterne, „werden denn jetzt die Rehböcke im Walde auch vom Hufſchmied beſchlagen?“ Er hatte ein Eiſen auf einem Fuß des Thiers bemerkt, und beleuchtete das Corpus jetzt genauer.

„Mich ſoll der Satan tröſten, wenn das nicht ein Eſel iſt!“ rief der Erſte.

„Wahrlich! bei Gott! Es iſt ein Eſel!“ beſtätigte der Leuchtende. Dem Kärner blieb das Maul weit aufſtehen vor Erſtaunen.

„I, ſo ſoll dich ja gleich eine gut und dick gekochte Prügelſuppe erwärmen!“ rief der Erſte und packte den Kärner. „Du willſt unſern Herrn Poſtſekretär äffen und uns dazu? Das ſoll dir ſchlecht bekommen!“

Und trotz aller Proteſtationen und Unſchuldsbetheuerungen des Kärners, ſchlugen die Poſtillone mit Knitteln auf den armen Kerl los, der ſeinerſeits ſich natürlich ſeiner Haut wehrte. Der Lärm und das Geſchrei lockten Menſchen herbei, der abgebundene und auf die Straße geſchleuderte Eſel wurde angeſtaunt, und der erbitterte Kärner fuhr endlich unter wilden Drohungen ab.

Oben aus einem Fenſter lugte in der Dunkelheit ein Geſicht heraus, es war das des Herrn Melzahn, dem Willing in halber Betrunkenheit ſein Rendezvous vertraut hatte, und der ſich nun an deſſen Statt bei der Frau Poſtdirektorin befand. Er ſchüttelte den Kopf und konnte nicht begreifen, was das ſchreiende Volk mit dem Eſel meinte, der ein Rehbock hätte ſein ſollen.

Der Kärner rannte in voller Bosheit nach der Haſenheideſchenke zurück, drang in den Saal, in welchem fröhlicher Tanz wogte, und befragte ſich nach dem Poſtſekretär. Der Wirth verſicherte, daß derſelbe ſchlafe. Aber der Mann ließ ſich durchaus nicht abbringen; er war über die erlittene Behandlung allzuſehr aufgebracht, und da er ein Gevattersmann und guter Freund des Wirthes war, ſo begleitete ihn dieſer nach der Stube, in welcher die Herren lagen, die des Guten zu viel gethan. Dort fanden ſie die alte Grete ſchon am Bette ihres Herrn ſitzend und in Thränen zerfließend, ſein graues Haupt auf ihrem Schooſe, und dann und wann, wenn die überflüſſigen Flüſſigkeiten ruckweiſe den Ausgang ſuchten, wo ſie den Eingang in den ehrenfeſten Senator gefunden hatten, ihm die ſchweißtriefende Stirn trocknend.

Der Wirth ging auf das Bett los, in welches der Poſtſekretär gelegt worden war, und fand es zu ſeinem Erſtaunen leer. Ihn an einem heimlichen Orte glaubend, ging er dort hin, ihn zu ſuchen. Auch hier war er nicht. Beſtürzt fragte der Wirth die Grete; ſie hatte nichts bemerkt. Die Gemächer des Hauſes wurden durchſucht, zuletzt bis unter das Dach und bis zum Keller hinab, die Ställe, Schopfen, Scheuern, alle Menſchen wurden gefragt, der Poſtſekretär war nicht zu finden, Niemand konnte die mindeſte Auskunft über ihn geben. Und doch waren ſein eleganter Rock, ſeine rothledernen Stiefeln, ſeine

Vatermörder, ſeine Kravatte, ſeine neue Pariſer Klappmütze, ſeine Doppelflinte und ſeine Jagdtaſche vorhanden. Die Sache wurde von Minute zu Minute bedenklicher, der Lärm um den, auf unerklärliche Weiſe verſchwundenen Poſtſekretär immer größer. Darüber ermunterte ſich der Senator Kullmann und kam zur vollen Beſinnung; der Schrecken, daß ſein hoffnungsvoller Schwiegerſohn wie von den Wolken aufgezogen ſei, machte ihn munter, aber nun wendete der alte Mann auch das ganze Haus um. Der Tanz hörte auf, alles, was Beine hatte, zog im Felde umher, ſtörte mit Stangen in den Brunnen, ob er ſich etwa ertränkt, betrachtete alle Bäume, ob er ſich etwa erhängt hätte. Aber es half natürlich Alles nichts; der Mann war und blieb fort.

Grete, die ihren lieben Herrn wieder ſo munter umherlaufen ſah, begriff, daß ſie den unglücklichen Poſtſekretär nicht wieder herbeiſchaffen könne, und machte ſich als überflüſſige Perſon wehklagend mit einigen andern Weibern wieder auf den Heimweg. Unterwegs kam ihr die ſeltſame Idee, der Herr Poſtſekretär könne ſich wohl in einem Anfall von hitzigem Liebesfieber auf die Socken gemacht haben, um ſeiner Braut in der Nacht einen Beſuch zu machen, und nun beflügelte ſie ihre Schritte. Aber das Haus war verſchloſſen und ihrem Pochen, ſo ungeſtüm es auch wurde, antwortete nur das dumpfe

Echo. Sie glaubte, die ſchlafenden Liebesleute vom Hofe aus beſſer errufen zu können, und kletterte mit Lebensgefahr über die Umzäunung des Gärtchens, welches an den Hof grenzte. Zu ihrem freudigen Erſtaunen fand ſie die Hinterthüre des Hauſes offen, die Lieschen in der Beſtürzung wieder zu ſchließen vergeſſen hatte, trat hinein, ging nach der Küche, ſchlug ein Licht an, und verfügte ſich nach Lieschens Schlafgemach. Das Bett war unberührt, Lieschen eben ſo wenig in ihrem väterlichen Hauſe zu finden, wie der Poſtſekretär in der Haſenheideſchenke. Zitternd und bebend betrat die Magd einen Raum des Hauſes nach dem andern und ließ Lieschens Namen ſo laut als möglich erſchallen. Endlich trat ſie auch in die hintere Stube; und auch dieſe war leer. „Lieschen!“ kreiſchte ſie verzweifelt; da erhob ſich in dem Schranke ein fürchterlicher Lärm, wildes Poltern und die rauhen Töne einer Baßſtimme vermiſchten ſich miteinander, ſie hörte ſich beim Namen, wie von einem böſen Geiſte rufen, und ſtürzte ſogleich ohnmächtig vor Schrecken und Entſetzen an der Schwelle nieder, das Licht entſank ihrer Hand und verlöſchte.

Der eingeſperrte Willing raſete vergeblich in ſeinem Käfig, die Magd kam nicht wieder zur Beſinnung, während die ſeinige immer gräßlicher wurde. Doch vergebens waren alle ſeine geiſtigen Anſtrengungen, ſich zu erklären, wo und wie er in dieſen engen Raum gekommen ſei. Daneben beläſtigten ihn noch andere Uebelſtände, die theils von ihm ſelbſt, theils von der Beſcheerung des Dorfſchreiners herrührten.

Der Senator Kullmann verließ endlich gegen Morgen die Haſenheideſchenke, tief betrübt über das räthſelhafte Verſchwinden ſeines lieben Schwiegerſohnes. Geſelle und Lehrling begleiteten ihn und trugen ſeine ſieben Sachen. Eine Schaar der im Tanze geſtörten Menſchen war ihm vorausgeeilt. Kullmann wollte nach der Poſt, um in Willings Logis neue Nachſuchungen anzuſtellen. Dort fand er ſchon einen Menſchenhaufen um den daliegenden Eſel ſtehend, und der Senator erinnerte ſich bei der Geſchichte, die ein Poſtillon den Gaffern erzählte, daß ihm Willing und Melzahn von einem geſchoſſenen Rehbock erzählt. Das Ereigniß verwickelte ſich immer dunkler. Kopfſchüttelnd trat er in das Haus, Willings Stube war verſchloſſen, ein Schloſſer wurde geholt und geöffnet; es war leer. Pfiffig ſagte ein Poſtillon, er ſtecke vielleicht doch im Hauſe. Ohne den Sinn dieſer Rede zu verſtehen, ließ Kullmann alle Winkel ausſuchen und fragte überall nach. Alles vergebens. Mit unbeſchreiblichen Sorgen ging er nach Hauſe. Die Thüre iſt verſchloſſen, von Magd und Tochter nichts zu ſehen und zu hören.

Der Schloſſer wird nach vergeblichem Pochen zum zweitenmale geholt und muß das Haus öffnen. Kullmann tritt mit banger Erwartung hinein; überall Todtenſtille, die Betten leer und unberührt. Der Senator greift ſich an den Kopf, um ſich zu beſinnen, ob er noch betrunken ſei oder noch ſchlafe und träume. Da meldet ihm der Lehrling mit verſtörtem Geſicht, daß die Grete todt auf dem Boden in der hintern Stube liege. Jäher Schreck durchzuckt den alten Mann; er läuft hinab, umfaßt die ihm werthe Grete und trägt ſie ſelbſt hinauf.

Der Poſtſekretär iſt von langer Anſtrengung, ſich zu befreien, und vom Weingeiſt ermattet, wieder eingeſchlafen.

Oben entdeckt der Senator, daß noch Leben in Greten iſt, und Geſell und Lehrburſch arbeiten mit dem Meiſter um die Wette, das alte Stück Schöpfung zu frottiren. Man füllt ihr Liquor ein und reibt ihr Naſenlöcher und Schläfe mit kölniſchem Waſſer. Endlich athmet ſie ſchwer und ſchlägt die Augen auf. Aber ſogleich ſpricht ſie auch von Geſpenſtern, von fürchterlichen Stimmen, die ſie gerufen und ihr den Tod verkündigt, und neue Schauder malen ſich in ihrem bleichen Geſicht. Ueber Lieschen befragt, berichtet ſie dem entſetzten Vater, daß auch ſie ſpurlos verſchwunden ſei. Nun rennt der Alte wie toll auf das Polizeibureau — es iſt unterdeſſen ganz Tag geworden — und macht Anzeige von dem entſetzlichen Verſchwinden des Poſtſekretärs und ſeiner Tochter, und gibt die nähern Umſtände dieſer aufgehäuften Räthſel an. Das ganze Polizeiperſonal kommt in Alarm, die Polizeidiener zerſtreuen ſich in der Stadt, und wie ein Lauffeuer fliegt die Kunde der unerklärlichen Ereigniſſe dieſer Nacht von Haus zu Haus.

Der Senator geht händeringend nach ſeiner Wohnung zurück. An der Thüre derſelben empfängt ihn Lieschen. Er beſtürmt ſie mit Fragen. Auch ſie erzählt von ſpukenden Geſpenſtern, die ſie in dieſer Nacht aus dem Hauſe getrieben, und auf die Frage, ob ſie nicht wiſſe, wo der Poſtſekretär ſei, antwortet ſie ganz naiv: „Bei der Frau Poſtdirektorin!“ und hält ihrem Vater Willings billet doux mit den Worten hin: „Dieſes Zettelchen hat der Herr Poſtſekretär geſtern an die Frau Poſtdirektorin geſchrieben, und in Folge deſſen iſt er bei ihr zu ſuchen.“

Kullmann wird kirſchbraun, als er das Billet lieſt, er erkennt Willings Hand und verſteht nun die verblümte Rede des Poſtillons von vorhin. Ohne Lieschen zu fragen, woher ſie den Zettel hat, läuft er in der erſten Wuth wieder auf das Polizeibureau, überreicht das Billet und bittet, ſich des Poſtſekretärs wegen weiter keine Mühe zu geben, aus dieſem Belege ſei zu erſehen, wo er ſich befinde. Nun verbreitet ſich eben ſo ſchnell das Gerücht, der elegante Willing, erſt auf eine ſo ſonderbare Weiſe verloren gegangen, ſei nun im Schlafkabinet der Frau Poſtdirektorin glücklich wieder aufgefunden worden.

Mit verbiſſenem Aerger an dem „alten Eſel“ ſchluckend und ſich ſchämend, ſchleicht Kullmann heim.

Neuer Schrecken iſt im Hauſe verbreitet. Jetzt behaupten auch der Geſelle und der Lehrling, es ſpuke — und zwar am hellen Tage — in der hintern Stube und, wie es ſcheine, in dem neuen Schranke.

„Ei was, in dem Schranke kann's nicht ſpuken,“ verſetzt Kullmann, und will nicht mit der Sprache heraus, fürchtend, ſeine Induſtrie entdeckt zu ſehen.

„Aber es iſt etwas in dem Schranke,“ ſagt der Geſelle, „es regt ſich darin.“

„Es regt ſich nicht nur, es ſpricht auch,“ fügt Grete hinzu, und Lieschen beſtätigt es.

„Ei, ſo ſchweigt!“ ſagt der Senator; immer verlegener werdend, „ich weiß, was in dem Schranke iſt. Das kann ſich weder regen, noch ſprechen.

„Nun, ſo ſchließen Sie doch auf, Vater. Der Schreiner Kriems ſagte, es wären Haſen d'rin, und Sie hätten den Schlüſſel.“

„Der dumme Menſch! Ich habe keinen Schlüſſel; den hat er zurückbehalten.“ Er ſpricht noch, als ſich's im Schranke regt und poltert. Erſchreckt weichen Alle zurück; ein tiefer Seufzer erſchallt aus dem Schranke und Lieschen und Grete laufen ſchreiend davon. Die Männer bleiben beherzter, und der Lehrjunge muß den Schloſſer zum drittenmal holen. Meiſter Dietrich kommt und öffnet den Schrank. Mit Herzklopfen, aber unfähig, der Neugierde zu widerſtehen, drängen ſich Lieschen und Grete hinzu. Die Thüre geht auf, alle Augen hängen mit ſtarrer Erwartung daran, kein Athemzug wird gehört — und der Poſtſekretär erhebt ſich gähnend das Geſicht mit des Dorfſchreiners Racheſtoff beſchmiert, und fällt den Zuſchauern entgegen. Ein Schrei der Ueberraſchung ertönt aus Aller Munde, aber indem ſie den Mund öffnen, müſſen ſie die Naſe zuhalten. Willing reibt ſich die Augen und ſieht ſich verwundert um. Der Senator ſteht ſtarr vor Erſtaunen.

„Aber, mein Gott und Vater! ſagen Sie mir, Mann, wie kommen Sie denn in den Schrank?“ fragte er endlich. „Als der Schreiner Kriems ſchon damit fortgefahren war, ſaßen Sie ja noch lange an meiner Seite! Und wo ſind denn die Haſen?“

„Das Alles weiß ich nicht,“ verſetzte Willing verdrießlich, „und nur das weiß ich, daß Ihre ſpröde Tochter eine ſehr zärtliche und freigebige Liebhaberin iſt, wenn ſie mich und Sie fern weiß, und ſchon vor der Verlobung und Hochzeit bemüht iſt, mir das

Haupt zu ſchmücken. Durch dieſes Loch im Schranke habe ich in dieſer Nacht zugeſehen. Ich danke vor der Partie; ich mag Ihr gütiges Lieschen nicht."

Dieſe war wie mit Blut übergoſſen und heftete die Augen zu Boden.

„Was ſoll das heißen?" rief Kullmann aufgebracht. „Lieschen hat gar nicht im Hauſe geſchlafen, und Sie unterſtehen ſich, mein Kind ſchlecht zu machen. Sie elender Wicht! Weiberverführer. Ich will Ihm den alten Eſel anſtreichen! Er infamer Burſche! Ich will's dem Poſtdirektor ſtecken, was Er für ein Subjekt iſt, und ihm das ſchändliche Briefchen ausliefern, das Er geſtern an die Poſtdirektorin geſchrieben. Und ich will durchaus wiſſen, wie Er in den Schrank gekommen iſt!"

Das maulaufſperrende Erſtaunen war nun an Willing. Er ſuchte aber ſeine Verlegenheit hinter Unverſchämtheit zu verſtecken, und vergalt des Senators Schimpfreden mit gleicher Münze. So geſchah es denn, daß Meiſter, Geſellen und Lehrling Hand anlegten und den unſaubern Wiedehopf ohne lange Umſtände aus dem Hauſe warfen. Das Halloh eines zuſammengelaufenen Volkshaufens empfing ihn. Jetzt wurde ihm ſeine böſe Lage erſt recht klar. In Strümpfen, in bloßen Hemdärmeln, blosköpfig und übel angemalt, mußte er nach der Poſt laufen; das Geſchrei des Pöbels begleitete ihn. Dort empfing ihn ein noch größerer Haufe Geſindel, das ſich um den Eſel verſammelt hatte. Wüthendes Geſchrei, Hohngelächter und Geziſch drang ihm bis in ſein Zimmer nach, und eh' eine Stunde verging, war die Hälfte des gemeinen Volks der Stadt vor dem Poſthauſe, betrachtete den Eſel, und erzählte ſich, daß der Poſtſekretär Willing geſtern am Tage einen ausgeſtopften Haſen für einen fleiſchernen, und Abends einen Eſel für einen Rehbock geſchoſſen, daß er ohne Rock und Stiefeln von der Haſenheideſchenke herein zur Poſtdirektorin gelaufen und endlich in einem höchſt bedenklichen Zuſtande bei Kullmanns in einem Schranke geſteckt, Niemand und er ſelbſt wiſſe, wie er hineinkommen. Allgemein legte man ihm den Namen des Eſeljägers bei.

Noch an demſelben Tage kehrte Willing mit Extrapoſt in die große Stadt zurück, wo er früher gelebt habe. Vorher ſoll der Poſtdirektor eine ernſtliche Unterredung mit ſeiner Frau und ihm gehabt haben. Niemals hat ſich der gute Mann wieder in Plundersweiler ſehen laſſen, in ſo gutem Andenken er auch dort ſteht bis auf den heutigen Tag; denn die Bürgerjagd wird kein Jahr abgehalten, es wird ſeiner allgemein gedacht.

An jenem Tage noch trat der junge Sattlermeiſter Sömmerling in Kullmanns Haus und bat um eine Unterredung unter vier Augen mit ſeinem ebemaligen Lehrmeiſter. Er ſoll ihm da Einiges von gewiſſen Haſen in's Ohr geflüſtert haben. Ihr ausführliches Geſpräch iſt inzwiſchen nie bekannt worden, man weiß nur, daß es eben nicht lange dauerte, und daß der Senator ſein, von großer Bangigkeit gequältes Töchterlein in die Stube rief, und fünf Minuten ſpäter den erſtaunten Hausgenoſſen und der Nachbarſchaft eröffnet wurde, Meiſter Sömmerling und Jungfer Lieschen ſeien ein Paar.

„Ich liebte ſie ja ſchon, als ich noch Lehrling dieſes Hauſes war,“ jubelte Friedrich, ſein blühendes Bräutchen im Arm. „Nun hab' ich ſie nach einem böſen Sturm mir doch glücklich errungen. Dank dem Manne, der mir zu ihr verhalf! Morgen ſollt ihr ihn kennen lernen.“

Den andern Tag war feierliche Verlobung, wie es ſchon lange voraus beſtimmt war, obgleich die Hauptſache, zur größten Zufriedenheit der Braut, ſich in etwas abgeändert hatte. Viele von den Schützen der Bürgerjagd waren dazu gebeten, und auf des Bräutigams ausdrückliches Verlangen, auch Meiſter Bonſack, obgleich der Senator ein ſaures Geſicht dazu machte. Der Schreiner bat ſich die Ehre aus, einige Wildpretsbraten dazu liefern zu dürfen. Und er ließ die Tafel mit einer Menge Haſen und mit einem köſtlichen Rehbraten beſetzen. Den Mönchsmüller hatte er auch mitgebracht. Es

ging luſtig zu. Und als Alle recht ſelig ware
führte Sömmerling Lieschen zu Bonſack und ſag
heimlich: „Stoße mit ihm an und danke ihm.
iſt der Begründer unſeres Glücks.“

Drei Wochen d'rauf wurde Hochzeit gefeiert. De
Senators einziger Wunſch war bis jetzt geweſen,
erfahren, wie Willing in den Schrank gekommen ſe
Am Hochzeitabend hat er's erfahren, aber ſich wo
gehütet, es weiter zu erzählen.

n,
te
Er

es
u
i.
ol

Nepenthes.

Neueſte Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch

Dritter Band.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1841

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Dame aus England 1

Die Wunder der Zöpfe 105

Die Dämonen der Geiſter 135

Die Dame aus England.

Novelle.

Herbſtſtürme fegten das Laub von den Eichen und Buchen des Thüringerwaldes, und der düſtere Tannenhain ſah, müde ſeines Nadelſchmucks, den ihm kein mitleidiger Sturm abnahm, auf ein hochgelegenes Dorf. Es war Oberweißbach, über das die Straße von Coburg nach Saalfeld führt. Der Abend dunkelte früh und mächtig über die finſteren Berghäupter herein, matt ſchimmernde Lichter entzündeten ſich in den Häuſern; es war öde und nüchtern, naß und froſtig auf der Straße; nur einzelne Geſtalten wankten in Mäntel gehüllt durch die Dämmerung. Vor der Kirche ſtand ein ſteinerner Betſtock, mit einem Mariabild; der ſeit einem halben Menſchenalter erſt hier eingewanderte, neue Glaube, „Luthers Lehr' und Wort“ hatte ſich nicht an dem alten ehrwürdigen Steinbilde vergriffen, heilige Scheu hielt jeden ab, die Mutter Gottes aus ihrem Häuslein zu entfernen, worin ſie manch Jahrhundert gewohnt; die fromme Liebe zu ihr, der Himmelskönigin, war noch nicht aus dem Herzen der Bewohner gewichen, wenn ſie auch den Papſt als den Antichriſt verabſcheueten, und gern hätte ihr manch ſtilles Gemüth die Lampe wieder entzündet, wenn es nicht befürchtet hätte, deßhalb für römiſch geſinnt gehalten zu werden; die Lampe brannte nicht im Häuschen; dafür brannte eine mächtige Flamme in einem Herzen, das ſich an den Heiligenſtock gelehnt hatte, die Flamme der Sehnſucht. Dies Herz gehörte einem ſtattlichen jungen Geſellen, der das Piret tief auf die blonden Locken gedrückt, die Arme in die kurze weite Schaube geſchlagen, ſtarr nach einem großen ſchönen Hauſe blickte, das ſchief über ſeinem mächtigen Firſt am dunkelwolkigen Himmel abkantete. Im breiten Vorderhauſe waren von den vielen Fenſtern nur einige, und dieſe ſchwach erleuchtet, während die runden Scheiben des niedrigern, einſtöckigen Seitengebäudes wie von Feuerflammen erhellt, glüheten, Geſtalten inwendig geſchäftig vorüberſchwebten und aus einem Schlote darüber dicke Rauchwolken aufqualmten. Aus dieſem Rauche entwickelten ſich Düfte, wie ſie ſelten aus dem Schornſtein eines Dörflers aufſteigen, wie ſie ſelbſt in den Städten ſelten ſind. Es waren die narkotiſchen Gerüche des Abſudes heilſamer Pflanzen, der, eben zu verſchiedenen Arzneien gekocht und bereitet, einen Theil der in ihm gebundenen Geiſter, durch Feuersgewalt gelöst, in heißen Dämpfen ausſtrömte. Ein Laboratorium, fürwahr eine wunderbare Erſcheinung im einſamen Gebirgsdorfe!

Aber es iſt bekannt, daß die Kunſt der Heilmittelbereitung ſich früh in dieſen hohen und rauhen Gegenden angeſiedelt, auf deren ſteilen Bergen, in deren grünen Thälern ſie die verſchiedenſten wunderbergenden Kräuter fand und von deren Höhen aus ſie ihre Dekokte, Pillen und Pulver nach Süden und Norden weit in die Kreiſe des heiligen römiſchen Reichs ſandte.

Der junge Späher hatte noch nicht lange nach dem hohen Hauſe hinüber geſtarrt, während deſſen die Nacht finſter geworden war, als drüben die Thüre ſich ein klein wenig öffnete und ein ſchlankes weibliches Weſen herausſchlüpfte, das in ein Paar leichten Sätzen bei dem Lauſcher am Heiligenbild war.

„Martin!“ flüſterte die weiche liebliche Stimme, und ein Engelsköpfchen ſchmiegte ſich an die Bruſt des Jünglings. „Du haſt geweint, Käthchen?“ fragte der Jüngling treuherzig mit unſicherer Stimme, „ich höre es am zitternden Ton deiner Rede, und meine Lippen werden naß, indem ich dir Wangen und Augen küſſe.“ „Ach, Martin, ich habe heute mit meinem Vater geſprochen und ihm Alles geſagt. Er iſt unerbittlich, hart und ſtreng. Daß er ſo bitterbös und aufgebracht auf dich ſei, habe ich nicht geglaubt. Sein größter Zorn iſt der, daß du, als ſein ehemaliger Lehrling, ihm das Geheimniß des von ihm erfundenen wunderthätigen Goldwaſſers abgelauſcht und das Arkanum nachgemacht hat. Das vergibt er dir niemals.“

„Heiliger Gott!“ rief Martin ärgerlich, „wenn ich ihn doch nur überzeugen könnte, daß ich ihm ſein Recept nicht geſtohlen, ſondern mir ein neues Goldwaſſer erfunden habe, das freilich beſſer und wirkſamer und von wunderthätigeren Eigenſchaften iſt, als das ſeinige. Er brauchte nur das meinige einer chemiſchen Prüfung zu unterwerfen, und er würde den Unterſchied gleich finden; aber es deuchtet ihm beſſer, eigenſinnig und trotzig zu behaupten, ich ſei zum Diebe an ihm geworden und meine Ehre zu beſudeln. Das wird ihm, dem reichen Manne, gegen mich armen Schelmen freilich nicht ſchwer, aber Zeiten und Verhältniſſe können ſich ändern. Ihn ärgert es, daß mein Goldwaſſer am herzoglichen Hofe zu Weimar Glück gemacht hat; ich weiß es wohl. Hätte ich deinetwegen nicht geſchwiegen, Käthchen, ich hätte mir das wahrlich nicht gefallen laſſen, und weil ich immer und immer ſchweige, ſo hat die Welt Fug und Recht zu glauben, daß dein Vater die Wahrheit ſage und ich ein arger Schelm ſei. Die Hoffnung allein, ihn endlich doch noch unſern ſüßeſten Wünſchen geneigt zu machen, hat mich Spott und Hohn und die üble Meinung der Leute ertragen laſſen. Ich dachte ſtets: biſt du ſein Schwiegerſohn, ſo fällt die böſe Beſchuldigung von ſelbſt weg.“

„Ach, Martin, dann rette deine Ehre,“ verſetzte

Käthchen wehmüthig, und auf Martins Hand tropfelte es naß, „denn ich werde wohl niemals dein Eheweib werden. Der Vater ſagte hohnlachend, er würde keinen Andern als einen tüchtigen und gelehrten Doktor zum Schwiegerſohn annehmen. Verſpürteſt du Luſt zu mir, ſo möchteſt du die mediciniſche Kunſt auf einer hohen Schule ſtudiren und den Doktorhut von dort mitbringen, hernach wolle er zuſehen.“

„Wie er meiner Armuth ſpottet, der reiche Mann!“ lachte Martin bitter.

„Bis dahin verbiete er mir aber jeglichen Umgang mit dir, bei Einſperrung und Waſſer und Brod; dir aber wolle er Arme und Beine entzwei ſchlagen laſſen, wenn du einen Verſuch machteſt, mich zu ſehen. Und damit wir ſeine Abweſenheit nicht benutzen möchten, will er mich mit auf die Reiſe nehmen; wenn er gen Mitternacht zieht, ſoll ich in Gotha bei ſeinem Gaſtfreund, dem Doktor Kühn, geht er nach Mittag, ſo will er mich bis Bamberg führen, wo mich das Haus des ihm befreundeten Doktors Barthold einſtweilen aufnehmen ſoll. Dieß iſt ſein unabänderlicher Beſchluß; du kennſt ſeine grauſame Strenge, und weißt ſo gut wie ich, daß er dir niemals vergeben wird. Drum habe ich meines Lebens keinen andern Rath, als daß ich dir, lieber, armer Martin, dein Liebes- und Treue-Gelöbniß zurückſtelle, und dich frei gebe von jeglichem mir ertheilten Verſprechen, damit dein Lebensglück nicht durch ſolches Band gehindert und du nicht anderweitige gute Ausſichten aufgeben mögeſt.“

„Ei ſeht doch!“ grollte Martin, „wie leicht und fröhlich mich die Dirne aufgibt und mir mein ihr ehrlich und treulich geſchenktes Herz vor die Füße wirft! Geh doch, Martin, und ſcheere dich deiner Wege; mein Vater will dich nicht, und ſo will ich dich auch nicht. Du biſt ein armer Burſch, ſuche dir ein armes Mädchen zur Frau; ich werde nach meines Vaters Willen einen reichen Doktor heirathen.“

„Wie du mir weh thuſt, Martin!“ weinte Käthchen tief ergriffen. „So hatte ich es nicht gemeint; zu deinem Beſten gab ich dich frei; nicht meinetwegen; denn ich werde doch nimmermehr mit einem andern Manne glücklich leben. Haſt du mir nicht ſelbſt oft vom ſchönen Lenchen im goldnen Lamm zu Waltershauſen erzählt, und verſichert, wenn ich nicht dein Schätzchen wäre und nicht dein ehrliches Beſtreben ſei, mich zu deiner Hausehre zu haben, ſo würdeſt du dir auf der Welt kein anderes Weib wünſchen als Lenchen? Und hat nicht mein Vater deine Anſichten und Ausſprüche über ſothanes Jüngferlein beſtätigt? Erzählt und ſpricht er doch faſt alle Tage von dieſem trefflichen Kinde, lobt ſeine Eigenſchaften, ſeinen Fleiß, ſeine Schönheit, Munterkeit, und läßt ihm in allen Stücken Gerechtigkeit widerfahren, was doch, wie du weißt, ſelten bei ihm der Fall iſt? Nun hab' ich mir gedacht, du hätteſt das ſchöne

Lenchen doch auch ein Bischen lieb, und da du nun zu deinem Geſchäfte bald eine Hausfrau haben mußt und einer ordnungliebenden, haushälteriſchen Hälfte, wegen deiner Reiſen, nicht wohl entbehren kannſt, da ferner gar keine Hoffnung vorhanden iſt, daß wir jemals ein Paar werden, ſo meinte ich, es wäre für dich wohlgethan, wenn du deine Jugend nicht um mich vertrauerteſt und, weil ich nicht die deine werden könnte, auf keinen grünen Zweig kämſt, ſondern das Lenchen von Waltershauſen heimführteſt. Ich würde mich zwar grämen und weinen, aber wenn ich ſähe, daß du glücklich wärſt, Martin —"

„So würdeſt du dich zu tröſten wiſſen, und einen reichen Doktor freien," fiel ihr Martin noch bitterer in's Wort. „Genug, mein liebes Käthchen, ich habe dich verſtanden. Du ſchickſt mich höflich mit einem Körblein fort und ich will es auch geduldig nach Hauſe tragen. Unſer Herzensbund iſt durch deine Untreue zerriſſen! heirathe den reichen Doktor und ſei glücklich, wenn du kannſt; den armen Martin wird Gott auch nicht verlaſſen." Hier verſagte ihm die Stimme, er ſtürzte heulend fort, der Schmerz drohte ihm die Bruſt zu zerreißen. Käthchen rief ihm verzweiflungsvoll weinend nach: „Martin! Martin! ſo höre doch! du thuſt mir ſchlimmes Unrecht!" Er war fort, und troſtlos umarmte das unglückliche Kind den kalten Heiligenſtock, und ihr trüber Blick hing an der Maria, die eben ſo verlaſſen war, wie ſie.

Auf der ſogenannten Weinſtraße, einem aus Franken nach Thüringen über das Thüringerwaldgebirge, dicht am Inſelsberge vorüberführenden, ſonſt ſehr gangbaren Weg — der Frankenwein, der auf ihm nach Thüringen wanderte, hatte ihm den Namen gegeben — zog ein junger, ſtattlicher Geſell fürbaß. Auf ſeinem blondlockigen Kopfe ſaß ein ſpitzer Hut, mit einer grünen Hahnenfeder geſchmückt, und unten über der Krempe, ſtatt des Bandes von dem ausgeſtopften Balge einer bunten Schlange umringelt. Um ſeinen freien Hals hing, wie eine Perlenkette, eine lange Schnur Menſchenzähne, der Stab in ſeiner Hand war ein Stück Rückgrat eines Wallfiſches, ſeine Hüften umſpannte ein Gürtel von Elennshaut, fein mit myſteriöſen Charakteren und vorn mit dem Namen Martin Weißdorn ausgeſteppt. Seine übrige Kleidung hatte etwas Fremdartiges, Ritterliches; über der Schaube trug er noch ein langes einfaches Lederkoller, unter welchem auf der linken Seite ein langer ſpitzer Degen hervorragte. Das Koller war des Reffes wegen überzogen, das den Rücken des jungen Mannes drückte, und auf welchem vier nette Schreine übereinander geſtapelt waren; ein blaues leinenes Tüchlein, in Falten gezogen, bedeckte die mit Stricken an das Reff geſchnürten Schreine.

In dieſer Geſtalt verkannte man ſonſt in ganz Thüringen den reiſenden und ſeine Medikamente feilbietenden Laboranten vom Gebirge nicht; aber dieſer Name war beim Volke nicht bekannt, es nannte die erfahrnen Arzneiköche Balſamsträger. Sie hatten ihren Wohnſitz in den ſüdöſtlichen Theilen des Thüringerwaldes in einigen der höchſt gelegenen Ortſchaften, und die bergige Umgegend bot ihnen eine reichliche Pflanzenernte für ihre Dekokte. Von dieſen rauhen Höhen aus durchſtreiften ſie die Länder weit und breit, und unternahmen in Dörfern und kleinen Städten die ärztliche und wundärztliche Hülfeleiſtung.

Als der rüſtige Wanderer das hohe kahle Greiſenhaupt des Inſelbergs zu ſeiner Linken freundlich begrüßt hatte, bog er von der Straße ab und ſtieg einen von den fallenden vergilbten Buchenblättern verſtreueten, durch den dichten Wald ſich verſteckt windenden Fußpfad, dem ſtürzenden Waldbach nach, den ſteilen Thielberg hinab, und bald that ſich die Ferne auf vor ſeinem hellen Blick und gewährte ihm die Ausſicht auf die herbſtlich überſchleierte Landſchaft eines beträchtlichen Theils des Thüringer Landes, deren Hintergrund die ſanft aufſteigende Höhe des Ettersbergs bei Weimar, deren Vordergrund die kleinen Vorberge und Hügel des Thüringerwaldes bildeten, und deren Mitte das hochgethürmte, uralte und unregelmäßig bebaute Schloß Grimmenſtein bei Gotha einnahm. Auch aus dem Vordergrund, gleichſam zu des Wanderers Füßen erhob ſich das

Dach und ein kleiner Theil der weißen Mauer eines Bergſchloſſes, das Uebrige war von vorgeſchobenen Höhen verdeckt, und dorthin richteten ſich Martins Blicke mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Es war das Schloß Tenneberg, auf ſteilem Berge lagernd, an deſſen Fuß ſich das freundliche Bergſtädtlein Waltershauſen vertraulich anſchmiegt, das lang erſehnte Ziel ſeiner heutigen Wanderung. Seine Gedanken eilten ſeinen Füßen weit voraus und ſtrichen nach dem Städtchen hinab, ſchnelle Tauben, beflügelte Liebesboten, um dort in dem alterthümlichen düſtern Gaſthauſe zum goldnen Lamm einzukehren und ein dort geſchäftig waltendes, holdſeliges Mägdlein zu umflattern. Zuweilen lächelte er, doch ſein Blick verdüſterte ſich auch wieder, und ohne es zu wollen, entſchlüpften ſeinem Munde die Worte: „Nun will ich der Käthe zum Trotz das ſchöne Lenchen freien! Warum hat ſie mir auch einen Korb gegeben. Sie wird ſich ärgern, ſie wird ſich grämen, ich weiß es; aber ihr ſchon recht! warum iſt ſie mir nicht treu geblieben.“

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, war er in die tiefe Thalſchlucht gelangt, die ſich vom Inſelsberg herabzieht, und in deren Erweiterung ſich das einſame Dorf Winterſtein verſteckt hat, als er plötzlich an der Mündung eines andern Waldgrundes einen Knaben in ausländiſcher Tracht vor ſich ſtehen ſah, der zwei ſchöne Pferde am Zaume hielt. Verwundert blickte Martin bald den Knaben an, der einem fürſtlichen Pagen aus weiter Ferne glich, bald die edeln Pferde, die ungeduldig den Boden ſtampften. Neugierig, welcher vornehme Herr in dieſem unwegſamen Theile des Gebirgs abgeſtiegen ſei und bei dieſer rauhen Jahreszeit ſich in den blätterloſen Wald verlaufen habe, redete der junge Balſamsträger den reich gekleideten Knaben an und fragte höflich: „Wer iſt der Herr, junger Geſell, deſſen Rückkehr Ihr hier erwartet?“ „No parla tetesco“ war die Antwort.

Martins Verwunderung ſtieg. „Alſo nicht einmal aus deutſchen Landen?“ ſagte er nachdenklich vor ſich hin. „Was muß das zu bedeuten haben?“

Da raſchelte es im dürren Laub, Martin wandte ſich, und ſah aus dem Walde einen hohen, ſchönen Mann hervortreten. Ein ſammtenes, zierlich geſticktes Piret mit einer ſchwankenden Straußenfeder wiegte ſich auf der Fülle glänzendſchwarzer Locken, die auf einen kurzen Mantel von derſelben Farbe herabquollen; die Geſichtsbildung war äußerſt edel, ein dunkles großes Auge flammte prüfend umher, die Farbe der Haut war braun, aber friſch, die Bewegung leicht und edel, die Formen des Körpers elaſtiſch voll, die ganze Geſtalt jugendlich. Seine Kleidung war vornehm, wie ſie Martin an den Höfen zu Weimar, Bamberg und Würzburg ſchon geſehen; ein einfacher, aber ſchöner Degen zierte die

Hüfte des Fremden. In ſeiner Hand trug er einen großen ledernen Beutel, der gefüllt war, und den er in die Satteltaſche des einen Pferdes ſteckte, Martins Gruß, den dieſer mit unwillkührlich abgezogenem Hut ſagte, vornehm leicht erwiedernd.

„Willſt du etwas von mir?“ fragte der ſchöne Fremde in gebrochenem deutſch den Balſamsträger.

„Wollt Ihr mir etwas abkaufen, Herr?“ entgegnete Martin demüthig. „Ich bin ein Laborant aus dem Gebirge und führe Giftſteine, die ihren Träger vor jeder Vergiftung ſchützen, Elennsklaue von derſelben Eigenſchaft, Einhorn, höher geſchätzt als Gold und jegliche Krankheit abwehrend. Auch kann ich mit grauem Ambra aufwarten, und Euch beſonders ein von mir erfundenes koſtbares Goldwaſſer anempfehlen, das keine Krankheit aufkommen läßt, und von welchem ich an die durchlauchtigſte junge Herzogin zu Weimar und ihre Hofdamen abſetze.“

„Goldwaſſer?“ fragte der Fremde plötzlich, den blos dies einzige Wort berührt zu haben ſchien. „Nimmſt du reines Gold dazu?“

„Das reinſte, Herr; denn ich löſe dazu Dukaten auf, von den Generalſtaaten geprägt, das feinſte Gold, welches je ausgemünzt wird.“

„Narr, du könnteſt es näher, billiger und beſſer haben!“ lachte der Fremde und ſchwang ſich auf ſein Pferd. „Komm in das Lamm in Waltershauſen, da wollen wir einen Handel zuſammen machen!“ rief er davon reitend dem jungen Laboranten zu, und das Wort ging dieſem kalt durch das Herz. Mit einem Gemiſch wunderlicher, aber nicht angenehmer Empfindungen blickte er den beiden Reitern nach, bis ſie vorſpringende Berge ſeinen Blicken entzogen. Unwillkührlich mußte er das ſchöne Lenchen mit dem ſchönen Fremdling in Verbindung bringen, und ſo ſchlug er ſich mit quälenden Gedanken herum, bis er die letzte Höhe erſtiegen hatte und das Städtchen, das ſchöne Schloß wie eine Krone über ſich haltend, vor ſeinen Füßen in die ſtark einbrechende Dämmerung gehüllt, ſich ausbreitete. Der Dampf der Schlöte, die aufblitzenden Lichter, das verworrene Getöſe von allerlei Stimmen und Lauten und die immer freundlicher herantretende Nähe der geſelligen Menſchenwelt legte ſich ſchmeichelnd und beruhigend an ſein Herz und erfüllte ſeinen Kopf mit andern Gedanken. Er ſtieg mit ſchnellern Schritten hinab und wanderte durch das Thor dem Gaſthauſe zu, deſſen hell erleuchtete Scheibenfenſter ihm bald entgegenlächelten. Freundlich grüßend trat er in die warme Stube. Mancherlei Gäſte ſaßen darin, ſich an Wein und Bier labend, auch einige Jagdgeſellen, bei denen ſich ein herzoglicher Leibjäger befand, von Weimar geſchickt, um den Jagden beizuwohnen; der Wirth, Meiſter Käſtner, eine kleine, wohlgenährte Figur, fragte den jungen Leibjäger über die junge

Herzogin aus, die Herzog Johann Friedrich erſt in dieſem Jahre aus der Pfalz heimgeführt, und die Pflegetochter des Hauſes, das ſchöne Lenchen, bediente die Gäſte. Wer ſie noch nicht gekannt hatte, mußte ihr nach dem erſten Blicke das ihr allgemein beigelegte Eigenſchaftswort zugeſtehen. Schlank und zart gebaut, hatte ihr jugendlicher Körper eine faſt ſüdliche Gewandtheit, während jede, ſelbſt die raſcheſte, lebendigſte Bewegung edeln Anſtand und unvergleichliche Anmuth entwickelte. Aber wie Purpurmantel und Scepter nur die der Krone untergeordneten Inſignien des Königs ſind, und ſie, der ſtrahlende Goldreif, der das Herrſcherhaupt umſpannt, auch das Hauptſtück iſt, und jene nur zu ihr gehören, ſo mußten auch alle andern Körperreize Lenchens ihrem blühenden, wunderſchönen Geſicht nachſtehen; dieß kleine Feld war der Garten knoſpender Reize, es war die leuchtende Krone. Und wie in der Königskrone blitzende Edelſteine von hohem Werth eingefaßt ſind, ſo ſtrahlten in Lenchens Geſicht zwei Brillanten vom reinſten Waſſer, vom ſeltenſten Werthe, ihre ausdrucksvollen, ſchelmiſch lachenden, glänzenden braunen Augen. Lenchen war ein ächtes Bergkind, eine Blume der Wälder, eine wilde Lilie des Thals, eine duftende Roſe des Felſenkammes, und friſch und kräftig wie die Quelle, deren kühler Strahl aus dem Berge ſchießt.

Der herzogliche Leibjäger, ein junger, ſonnverbrannter Waidmann, ſcherzte eben mit Lenchen, und verſicherte ihr in einem Tone, der wie Ernſt klang, er ſei nicht abgeneigt, ſie, wenn ſie nur einwillige, nächſtens zur Frau Förſterin zu machen, aber die Wirthstochter ſagte leicht und luſtig ebenſo: „Ei, Herr Klinning, ich zweifle ſehr, daß Ihr Euer Herz mit nach Waltershauſen genommen; das habt Ihr in Weimar bei den ſchönen Kammerfrauen der jungen Herzogin gelaſſen, die Ihr eben ſo ausnehmend gelobt habt. Auch ſteht mein Sinn gar nicht ſo hoch; ich bin ein armes Kind, und muß mich mit geringem Loos beſcheiden.“

Dieſe Worte gaben dem Balſamsträger den Muth wieder, den ihm der gleich nach ſeinem Eintritt vernommene Antrag des ſchmucken Jägersmanns ſogleich geraubt hatte. Er trat kecklich vor und wurde freundlich bewillkommt. Viele kannten ihn ſchon und der Wirth erkundigte ſich nach ſeinem Befinden. Auch Lenchen trat hinzu, empfing die dargebotene Hand des ſchmucken Balſamsträgers und erwiederte ſeinen Gruß ſo freundlich, wie er ihr geboten worden. Martin ſah ihr in das netzſpinnende Auge und war vollends gefangen. Käthchen war vergeſſen, aber auch der fremde Herr, der ihm vorhin noch ſo viel Sorge gemacht. Frohen Muthes ſetzte er ſein Reff ab, ſchnürte die Schreine los und öffnete eines derſelben. Wohlgerüche verbreiteten ſich in der Stube aus und die Gäſte traten alle heran und ſchauten nach den Gläschen, Büchschen und Schächtelchen, die in ſchöner Ordnung aneinander gereiht waren. Martin zog ein Fläſchchen hervor und überreichte es Lenchen mit den Worten: „Jungfer, da das heilige Chriſtfeſt allmälig herannahet, ſo habe ich zu Hauſe daran gedacht, Euch ein abſonderliches Geſchenk zu präpariren und überreiche es Euch, theils weil ich zu Weihnacht ſchwerlich hier ſein werde, theils damit Ihr zum Feſte auch ſchon Gebrauch davon machen und Nutzen daraus ziehen könnt.“

„Und was iſt das für eine Koſtbarkeit, großmüthiger und erfahrener Martin Weißdorn?“ fragte Lenchen ſchäkernd.

„In dem Fläſchlein,“ entgegnete der junge Balſamsträger der ſchönen Wirthstochter, „verehr' ich Euch, ehrſames Lenchen, mein wunderthätiges Goldwaſſer, welches ich ſelbſt nach langem Studium erfunden. Es iſt nicht daſſelbe, welches mein Lehrmeiſter Landolf Greiner verkauft, ſondern eine ganz neue und treffliche Zuſammenſetzung, die edle Kraft des Goldes ganz bewährend. Ich kann Euch zuſchwören, dieſe Miſchung iſt beſſer und wohlthätiger, als die des alten Greiner; ſie hilft für Kopf- und Magenſchmerz, Schwindel, Herzdrücken, für die allzugroße Hitze des Bluts, das ſie beſänftigt und verdünnt; ſie befördert die Verdauung und hilft von den Beſchwerden der Verſtopfung. Dem Frauenzimmer iſt ſie in allen Zufällen, die ihre Natur mit ſich bringt, beſonders dienlich, und die junge Frau Herzogin zu Weimar hat ſie beſonders zuträglich befunden.“

„Das kann ich bezeugen,“ ſagte der herzogliche Leibjäger. „Ich habe oft davon gehört, und kenne auch Martin Weißdorn. Alle Hofdamen in Weimar warten auf ſeine Ankunft, um ihm von ſeinem Goldwaſſer abzukaufen, deſſen treffliche Eigenſchaften ſie gar nicht genug rühmen und preiſen können.“

In der Freude ſeines Herzens über dieſe Aeußerung des braunen Waidgeſellen, griff Martin, gleichſam, um ſich dafür dankbar zu zeigen, nach einer kleinen Kapſel in dem Schrein und ſagte mit einem bedeutungsvollen Blick auf Lenchen: „Da die verehrten verſammelten Gäſte mir einige gütige Aufmerkſamkeit ſchenken, ſo will ich denſelben meinen koſtbarſten mediciniſchen Schatz zeigen; der mir jedoch nicht feil iſt, und würde mir noch mehr dafür geboten, den man eigentlich auch gar nicht verkaufen ſoll, weil er ſonſt an Kraft und Stärke ſeiner Wunderwirkung verliert. Wer ihn veräußern will, ſoll ihn verſchenken, ſo geht die alte Sage, und ſo will ich ihn auch einmal derjenigen ſchenken, die mich zu ihrem Herzliebſten erwählt“ — hier traf ſein Auge leis anfragend abermals Lenchens Blick, der aber keine Antwort gab — „und ihr ſoll all der Segen zukommen, der dem Wunderwürzlein entſpringt.“

Mit dieſen Worten hatte er die Kapſel geöffnet, und die ſich neugierig hinzudrängenden Gäſte erblickten eine ungefähr handlange Wurzel in der überraſchend ähnlichen Geſtalt eines behaarten Menſchenkörpers; Arme, Beine, Leib und Kopf, Alles im richtigen Verhältniß. Entſetzt fuhren einige bei dieſem Anblick zurück, Andre betrachteten die Wurzel mit ſtaunendem Wohlgefallen.

„Hilf, heiliger Jeſus,“ rief ein ſchon bejahrter Mann in gemeiner Tracht und ſeine Augen glüheten auf die Wurzel, „das iſt ja ein Galgenmännlein!“ „Kennt Ihr das Ding, Meiſter Hülſemann?“ fragte der Lammwirth den Staunenden.

„O ich habe einmal ein ſolches geſehen, früher ſchon, eh' ich mein Amt auf dem Tanneberg antrat. Ich wollte viel drum geben, wenn ich eine ſolche Wurzel beſäße; ſie würde mir meinen Dienſt ſehr erleichtern; denn ſie bewacht die Gefangenen und bannt ſie, ſo daß keiner fort kann, und ſtänden alle Kerkerthüren offen.“ „Das wäre ein bequemes Leben für Euch, alter Schließer!“ lachte der Leibjäger, dann brauchtet Ihr gar nicht aus dem Lamm heimzugehen und den für Euer Alter beſchwerlichen Berg auf das Schloß zu ſteigen, Eure Völker wären doch gut bewacht.“ „Ja, meine verehrte Herrſchaften,“ begann Martin zu peroriren, „Meiſter Hülſemann vom Tanneberg hat recht, was ihr hier ſeht, iſt ein Alräunchen, ein ächtes Erdmännlein, die wunderthätige Mandragora, mit dem rechten Zauberſegen in der Nacht des Eintritts des Neumondes in der zwölften Stunde unter dem Galgen gegraben, an welchem, gerade über der Wurzel, ein Vatermörder hing. Thau und Regen, die von ſeinem faulenden Gebein abträufelten, haben ſie getränkt, und als die Knochen gebleicht waren, wie friſch gefallener Schnee, war auch die Mandragora reif. Wer ſie beſitzt, dem kann kein böſer Zauber ſchaden; keine Hinterliſt, die gegen ihn im Schwunge iſt, gelingt; ſeine Feinde können ihm Nichts anhaben, ſie mögen's beginnen, wie ſie wollen; alle ſeine Unternehmungen werden ihm glücken, und zu ſeinem Vortheil ausſchlagen; ſeine Ernten werden geſegnet, ſein Haus gut beſtellt ſein. Kinder, denen man das Galgenmännlein mittels einer Schnur um den Hals hängt, ſind ſicher vor dem böſen Weſen, der fallenden Sucht und den ſchlimmen Dingern, zahnen leicht und ſchnell, und lernen bald und deutlich reden. Legt man die Wurzel in die Geldtruhe, ſo iſt der Segen dabei. Drückt ſie ein Weib in ihrer Angſtſtunde an ſich, ſo wird daſſelbige leicht und glücklich entbunden werden. Außerdem iſt die Mandragora zu allen guten Dingen förderlich und behülflich; wer aber einen ſchlimmen Gebrauch davon macht, und ſie zu argem Zauber anwendet, der verſtrickt ſeine Seele in Satans Netze und hat's einſt zu verantworten."

„O wer die Wurzel hätte!" ſtöhnte der alte

Schließer vom Tanneberg. „Seht, Meiſter Käſtner,“ wandte er ſich zum Wirth, „ich wollte meinen Dienſt drum verlieren; denn mir ſind noch ganz andre Kräfte des Galgenmännleins bekannt, von denen der junge Balſamsträger nichts zu wiſſen ſcheint, ſonſt ſchleppte er wahrlich ſein Reff nicht durch's Land. In meinen Händen erhielt ſie erſt ihren rechten Werth, da würde ſie ein wahrer Zauberſchlüſſel.“

Lenchen hatte die Rede des alten Schließers mit angehört, und ſann derſelben nach.

Das Vergnügen des Laboranten, das er über das Staunen der Zuſchauer empfand, wurde durch einen kleinen Schrecken geſtört, als er plötzlich in das flammende Auge des fremden Herrn blickte, den er ganz vergeſſen hatte, der aber jetzt dicht hinter Lenchen ſtand und über ihre Achſel herein ſah. Das Mädchen bedankte ſich für das werthvolle Geſchenk, wandte ſich zu dem Fremden, und ſagte: „Seht, Herr Lorenz, wie früh das Chriſtlein bei mir eingekehrt iſt.“

Der Angeredete trat mit einem verächtlichen Blick an das Schrein des Laboranten. „Nun ſo zeige deine beſten Koſtbarkeiten her, den Ambra, das Einhorn, die Elennsklaue, das Goldwaſſer und was du ſonſt noch Nennenswerthes haſt.“

Martin packte aus. Herr Lorenz ſchenkte den Herrlichkeiten nur einen flüchtigen Blick, und fragte blos: „Was koſtet das Alles, was du da ausgekramt haſt?“

„Wollt Ihr Alles kaufen, Herr?“ verſetzte Martin verwundert. „Glaubſt du, daß ich mit dir ſcherze? Bilde dir nichts ein. Was koſtet der Kram?“

Der Laborant rechnete. „Dreihundert Gulden.“

Der Fremde griff in die Taſche, brachte eine Handvoll franzöſiſcher Goldſtücke heraus und zahlte die verlangte Summe auf den Tiſch. Dann nahm er die Phiole mit dem Goldwaſſer, und fragte: „Wie viel Gold iſt darin?“

„Gewiß zwei Grän, Herr.“

„Das iſt nicht viel. Hier haſt du ſechs Loth reinſtes Gold, löſe es auf und mache mir eine ſolche Flaſche deines Goldwaſſers, liefere ſie mir noch vor Weihnachten hierher und erwarte gute Bezahlung.“ Damit überreichte er dem ſtaunenden Martin ein feines Stänglein Gold, das er aus ſeinem Wams hervorzog. „Du aber, Lenchen,“ redete der Fremde dieſe an, „nimm auch von mir dieſen Ambra, dieß koſtbare Einhorn und was du hier ſiehſt, zum Geſchenk. Ich werde dir in Gotha ein güldenes Kettlein fertigen und die Stücklein Einhorn und Elennsklaue faſſen laſſen, die du ferner am Halſe tragen ſollſt.“

Die Gäſte machten große Augen, Martin fiel aus ſeinem Himmel. Sittig erröthend nahm Lenchen die koſtbaren Geſchenke und dankte mit kaum vernehmbaren Worten. Der reiche Lorenz weidete ſeine Augen an ihrer verſchämten Befangenheit und lächelte ihr freundlich zu. Als ſie ſich ihm näherte, um ihm die Hand zu reichen, küßte er ſie auf die hohe Stirne. Martin wünſchte ſich über die Berge fort, hier war ſeine Schüchternheit weit überflügelt, und er war ſo gerecht, ſich zu geſtehen, daß der Fremde nicht nur an Reichthum, ſondern an Geſtalt und Manieren ihm gar ſehr vorzuziehen ſei. Aber ob er ſie auch heirathen wird? Er iſt ein vornehmer Herr, und wird die arme Unſchuld verführen und dann dem Elend preisgeben, wie's ſeines Gleichen ſtets macht. Seine Geſchenke ſind nur die Lockvögel.

Aus dieſen trübſeligen Gedanken ſchreckte ihn die Anrede des Herrn Lorenz auf: „Du biſt wohl auf dem rechten Wege, Laborant, das reine Gold deinen Waſſern zuzuſetzen und als kräftiges Heilmittel zu verwenden. Iſt dir aber noch nicht der Gedanke eingekommen, daß das Gold, als das edelſte der Metalle, gleich wie es der Hauptſchlüſſel der äußern Welt iſt, auch der der innern ſein müſſe, und die höchſte Kraft der Erde in ihm concentrirt und verborgen ſein könne?“

„In Wahrheit, Herr, das ſind dieſelben Gedanken, die mich auf die Erfindung meines Goldwaſſers geführt haben. Ich habe abſonderliche Studia darauf verwendet, doch bin ich nicht zur Klarheit gekommen und habe noch kein Reſultat erſtrebt. Die Wiſſenſchaft iſt groß und ich bin noch jung. Die Erforſchung und Anwendung der Pflanzenkräfte hat mich noch wenig an die Erden und Metalle denken laſſen, und um koſtſpielige Verſuche mit dem Golde zu machen, dazu bin ich zu arm."

„Das wäre das Wenigſte," meinte Herr Lorenz. „Ihr hier zu Lande ſeid blind mit ſehenden Augen, ſtolpert mit den Füßen darüber hin, fallt mit der Naſe darauf und ſehet doch nicht. Ein Laborant ſollte ſtets auch ein geſchickter Adept ſein, ſonſt bleibt ihm das Beſte verborgen."

„Ihr ſcheint mir in den geheimen Wiſſenſchaften ein wohlerfahrener Mann zu ſein. Wo hätt' ich's lernen ſollen; mein Lehrmeiſter kann weniger als ich; ich habe mir ſpäter ſelbſt weiter geholfen."

„Das iſt brav und zeugt von Ernſt und Eifer. Vielleicht ſprechen wir mehr darüber, wenn du mir das Goldwaſſer geliefert. Ich habe meine eigenen Anſichten über ein Univerſale, das aus dem Beſten der vier Naturreiche zuſammengeſetzt werden müßte und zwar mit Hülfe der Palingeneſis. Haſt du je davon gehört?"

„Der Name und ſeine Bedeutung iſt mir wohl bekannt, nicht aber die Sache."

„Was kann es mir helfen," fuhr jener fort. „Ich mache doch niemals Gebrauch davon und habe beſſere Dinge zu thun. Es könnte wohl Rath werden, daß ich dir das Eine und das Andre von dieſen geheimen Dingen offenbarte. Doch ſoll mir die Zeit erſt beweiſen, ob du deſſen auch würdig biſt.“

Damit ſtand er auf und verließ die Stube. Die Gäſte, die zeither ſtumm und ſtaunend zugehorcht hatten, ſteckten jezt wieder die Köpfe zuſammen und flüſterten; der herzogliche Leibjäger, der auf Lenchen ernſtliche Abſichten haben mochte, begnügte ſich als Herrndiener nicht leiſe zu reden, er nahm keck und trotzig das laute Wort, den Wirth mit einem Tone fragend, aus welchem der ſtille Aerger durchleuchtete: „Sagt mir nur, Meiſter Käſtner, was es eigentlich mit dieſem Großſprahler für eine Beſchaffenheit hat? Ich möchte wohl wiſſen, ob hinter den aufgeblaſenen Redensarten etwas Solides ſteckte oder die Stärke derſelben nur vom Wind herrühren, welches Letztere mir ſehr wahrſcheinlich dünkt.“

„Glaubt das bei unſerm Heil nicht, Herr Klinning,“ rief der Lammwirth mit einer wichtigthuenden Geberde. „Dieſer Italiener iſt ſicherlich im Beſitz des Steins der Weiſen.“

„Des Steins der Weiſen!“ ſchrie der Jäger, wie erſchrocken auf. „Was hätte er aber alsdann in Waltershauſen zu thun? Könnte er nicht nach Rom gehen oder nach Paris, um wie ein Fürſt zu leben.“

„Wer weiß, was bald geſchieht. Ich glaube nur, er hat ihn in unſern Bergen gefunden und bereitet ihn nun zu. Er reitet einen Tag um den andern in das Gebirge hinaus, bald über Schwarzhauſen und Schmeerbach nach dem Wartberg, bald über Kaparz und Winterſtein, bald über Tabarz, bald über Reinhardsbrunn und Friedrichroda. Bei Baltin Schellborn hat er ſich eingemiethet, und außer Stube, Kammer und Pferdeſtall auch noch eine wohlverwahrte Küche mit ausbedungen, darin ſteckt er die Tage, die er zu Hauſe bleibt, und ſchmelzt und braut, und hat viel heimlichen und abenteuerlichen Verkehr. Daß es nicht bloſe Worte ſind, beweist ja das Gold, das er eben nicht ſonderlich achtet, wie Ihr geſehen habt.“

Der Jäger verſank in ein ſtilles Brüten, der Balſamträger war ihm darin ſchon lange voran gegangen. Nachher erkundigten ſich beide näher nach dem merkwürdigen Italiener, und erfuhren, daß er in der Mitte des October im Städtlein angelangt und ſeine Ritte in's Gebirg und geheimnißvolle Beſchäftigung in der Küche bald angefangen habe. Die Gäſte plauderten fort und fort über die erſtaunlichen Wunderdinge, die ſie geſehen und gehört hatten. Lenchen war ſeit einiger Zeit nicht mehr ſichtbar. Mißmuthig und beklommen packte Martin ſein Galgenmännlein ein und brach auf, um ſein Schlafkämmerlein zu ſuchen; er belud ſeinen Rücken mit dem Reſſ, trank ſeinen Wein aus und wünſchte gute Nacht. Als er durch die Hausflur der Steige zu ſchritt, erkannte er mit ſeinen ſcharfen Augen, wie ſich Lenchen aus des Italieners Armen wand, da hätte er weinen mögen vor bitterm Verdruß. Er war die Stufen hinaufgekommen, er wußte nicht wie, die kalte Nachtluft, die über den Saal des Hauſes ſtrich, kühlte ſein heißes Geſicht wohlthätig. Das weiche Bett wurde ihm glühender Laurentiusroſt; aber diesmal war es ſelbſt ein Lorenz, der die Kohlen ſchürte. Ein bitterer Groll auf den Italiener, Lenchen, ſich ſelbſt wälzte ſich fort und fort in ſeiner Seele.

Statt am andern Morgen ſeine Waaren in der Stadt auszubieten, wo er ſich doch einen guten Abſatz verſprechen konnte, ging er, ohne an Lenchen ein Wort oder einen Blick zu richten, ſchnurſtracks zum Thore hinaus nach Gotha zu, und mußte während des Wegs oft und viel an Käthchen denken. Sein Trotz gegen ſie war gebrochen; ihre Handlungsweiſe, in Betreff ihrer Liebe, kam ihm bei weitem nicht mehr ſo grauſam vor. Seufzend ſchritt er weiter.

* * *

Mehrere Tage ſpäter ſaß Martin Weißdorn beim Abendeſſen im Gaſthof zum ſchwarzen Roß in Eckardtsbergen, dem hochgelegenen, zwiſchen Berge geklemmten Städtchen an der Straße von Weimar nach Naumburg. Schon bei völliger Dunkelheit war er eingezogen; denn wenn er auch früh von Weimar aufgebrochen war, ſo hatte er doch unterwegs in den Dörfern manchen Handel gemacht. Um deſto beſſer mundete ihm nun das anſehnliche Stück Gänſebraten, womit die Wirthin ihn bedient, um nachher dafür auch etwas Extrafeines von Magentropfen von ihm zu acquiriren. Er hatte aber noch nicht ganz aufgeſpeist, indem er ſich ſeinen Gedanken an Käthchen und die gute Einnahme überließ, die er in Weimar vorzüglich bei Hof gemacht — das Waltershäuſer Leuchen hatte er verſchmerzt — als die Wirthin mit einer wichtigen Miene wieder hereintrat, und den in Träumen Schwelgenden mit dieſen Worten ermunterte: „Meiſter Doktor, ich bin es nicht allein im Hauſe, die Euerer Arzneien bedarf; oben in der braunen Stube wohnt ſeit zwei Tagen ein gar vornehmes Weibsbild, ſtattlich und reich, mit zwei Kammerfrauen und einem Laufbuben, ſo daß ſie was Rechtes ſein muß. So viel habe ich durch fleißiges Nachforſchen herausgebracht, daß ſie mehr iſt als andere Leute; wer und was ſie aber iſt, hat mir von den Kammerfrauen zu erkunden noch nicht gelingen wollen. Sie iſt ſchon unwohl in dem ſchlechten Wetter auf einem Wägelein von Leipzig — wie ſie ſagen — hierher gekommen; jetzt eben habe ich aber gehört, daß ſie ſeit einer Stunde ernſtlich erkrankt iſt. Ich habe Gott geprieſen, der Euch gerade zur rechten Zeit hergeſchickt und Euch beſtens als einen geſchickten Mann empfohlen. So läßt Euch denn die Dame bitten, zu ihr hinauf zu kommen und ihren Krankheitszuſtand zu prüfen."

Kaum hatte ſie ausgeredet, ſo kam auch ſchon ein ſtattliches Mädchen, vornehm angethan, und bat den Laboranten mit höfiſchen Sitten und Geberden, ſich mit zu ihrer Herrin zu verfügen. Martin zögerte denn auch nicht länger, ſondern legte Meſſer und Gabel hin, und folgte der ſtattlichen Kammerfrau. In das braune Zimmer getreten, erblickte er beim Schein einer Kerze auf dem Ruhebett eine Dame ausgeſtreckt, die einen etwas fleiſchigen Kopf mit kleinen Augen von angenehmem Ausdruck emporrichtete. Ihr Körper, gedrungen und von mittler Größe, zeigte einige Wohlbeleibtheit; ſie war gerade nicht ſchön, aber es lag doch etwas Gewinnendes in ihren eben nicht feinen Zügen. Ihr Alter ſchien noch nicht über die dreißiger Jahre hinausgegangen zu ſein. Als ſie nachher ſprach, belebten und vergeiſtigten ſich ihre Zuge, ihr Auge leuchtete mehr, ihr Weſen entwickelte Anmuth und eine an das Herz ſprechende Freundlichkeit.

Martin verneigte ſich etwas täppiſch und fragte nach dem Krankheitszuſtand der Dame.

„Großer Kummer und eine lange ſehr beſchwerliche und gefahrvolle Reiſe in Regen und Schnee haben mich endlich darnieder geworfen," ſagte ſie mit einer weichen, wohltönenden Stimme. Martin fühlte ihr nach dem Pulſe, ihre Hand glühete. „Hohe Dame," ſagte er, „Ihr habt ein Erkältungsfieber. Dafür kann ich Euch kein beſſeres Mittel empfehlen, als das von mir erfundene treffliche Goldwaſſer. Es wird das Fieber in Bälde vertreiben und die verlorenen Kräfte wieder herſtellen. Ich kann Euch verſichern, daß dieſes Goldwaſſer ſchon wahre Wunderkuren verrichtet hat. Am Hofe zu Weimar gebraucht man's jetzt allgemein und der jungen durchlauchtigſten Herzogin thut's bei jedem Uebelbefinden in ihren jetzigen geſegneten Umſtänden ganz beſonders gut. Sie hat mich deshalb ſogar an den Herzog empfohlen, und als er vor einigen Tagen verreiste, hat er eine hübſche Portion des Goldwaſſers mitgenommen. Drauf haben alle Hofherrn, wie früher alle Hofdamen von mir gekauft, und es wird ihnen ſtets gut bekommen."

Die Kammerfrauen wechſelten, während Martins Ruhmredigkeit, bedeutungsvolle Blicke mit ihrer Herrin, und dieſe ſagte halblaut vor ſich: „Alſo doch verreist!"

Drauf flüſterte eine der Dienerinnen der Dame zwei Worte zu, dieſe nickte, und jene ſagte zum Laboranten: „Nun ſo holt Euer wunderthätiges Goldwaſſer herbei." Martin eilte, dieſen Befehl zu erfüllen; als er mit einer Phiole wieder in die braune

Stube trat, ſaß die kranke Dame aufrecht, und war, wie er vor der Thüre ſchon vernommen, im eifrigen aber leiſe geführten Geſpräch mit ihren Gürtelmägden, welches jedoch bei ſeinem Erſcheinen raſch abgebrochen wurde. Die Dame nahm die ihr in einem Löffel dargebotene Eſſenz, und die ältere Kammerfrau wandte ſich mit der Frage an den jungen Pharmaceuten: „Ihr ſeid alſo am herzoglichen Hofe zu Weimar bekannt und liefert Euere Arzneien ſogar an die hochfürſtlichen Perſonen daſelbſt?“

„Wie ich Euch geſagt habe, ſo iſt es die Wahrheit,“ verſetzte Martin treuherzig. „Die Frau Herzogin zieht mein Goldwaſſer allen andern Medikamenten vor. Ich verdanke dieß einem glücklichen Zufall oder meinem guten Stern; denn jeder Menſch hat am Himmel einen golden glänzenden Beſchützer, einen Lenker und Leiter ſeiner Tage. Ich hatte nämlich von meinem Goldwaſſer an die alte Betterin auf dem weimariſchen Schloſſe verkauft, die ich durch meinen Meiſter von früher kannte. Nun hielt Herzog Johann Friedrich heuer am dritten Trinitatisſonntage Beilager mit ſeiner jetzigen zweiten Gemahlin, der Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, und es ſind dazu viel hohe Herrſchaften in Weimar verſammelt geweſen. Tags darauf, Montags, begab ſich's, daß ein ſo fürchterliches Donnerwetter losbrach, daß ſich der älteſte Mann in Weimar nichts Gleiches erinnern kann. Die junge Frau Herzogin wurde davon ſo ergriffen, daß ihre Frauen ſie für todt in den Armen hielten. Da wurde denn Verſchiedenes angewendet, aber nichts ſchlug an, bis die alte Bettmeiſterin in der größten Angſt mein Goldwaſſer ergriff und der hohen ohnmächtigen Frau davon einen guten Löffel voll eingab. Und ſiehe, es half zur Stelle und ſo gut, daß der Schrecken und die Ohnmacht nicht die kleinſte Spur hinterließ, und die gnädigſte Fürſtin Abends noch einem Banket beiwohnen konnte. Als ich einige Wochen darauf nach Weimar kam, hatte ſich mein Arkanum noch mehrmals, ſowohl an der hohen Fürſtin, als ihren Frauen heilkräftig bewährt; der Herzog, ſelbſt ein großer Liebhaber der geheimen Wiſſenſchaften und im Laboratorium nicht unbewandert, unterhielt ſich lange mit mir über die geheimen Kräfte der Natur, und als ich nun vorige Woche in Weimar anlangte, hat mir das hochfürſtliche Ehepaar nicht nur abgekauft, ſondern der Herzog mich noch beſonders beſchenkt, und mir aufgetragen, ihm einige Species das nächſtemal mitzubringen, dieweil er unter meiner Leitung das Arkanum ſelbſt präpariren will."

„So könnt Ihr alſo ungehindert zu der Perſon des Herzogs gelangen, und mit ihm reden, was Ihr wollt?" fragte die Kranke.

„Niemand verwehrt mir ſolches, hohe Frau."

„O junger Mann, dann ſpreche ich Euch um einen ſehr großen Dienſt an, den ich Euch fürſtlich belohnen will. Ich habe mit dem Herzog Dinge von der höchſten Wichtigkeit zu verhandeln, die ihn in gleichem Grade angehen, wie mich. Es handelt ſich um ein großes fürſtliches Geheimniß. Ich muß dieſerhalb ſelbſt mit dem Herzog reden. Allein ich bin zu krank, als daß ich nach Weimar reiſen könnte, auch fürchte ich dort, wo der Fürſt ſtets von ſeinen Hofleuten umgeben iſt, meine Abſicht nicht zu erreichen. Ich kenne das leider nur zu gut und weiß, wie es an den Höfen zugeht, aus eigener trübſeliger Erfahrung. Nun habe ich zwar heute früh ſchon einen Boten nach Weimar mit einem Briefe an den Herzog geſchickt; ich fürchte aber faſt, das Schreiben kommt nicht in ſeine Hände, indem der Bote mit der Nachricht zurückkehrte, der Herzog ſei verreiſt. Wenn ich nun Euern Händen, die mir die ehrlichſten von der Welt zu ſein ſcheinen, einen zweiten Brief an den Herzog anvertraute, würdet Ihr denſelben wohl für eine ſehr gute Belohnung in des Herzogs Hände liefern und mir die Antwort zurückbringen?"

Martins Reſpekt war bei Anhörung dieſer Rede um ein Bedeutendes geſtiegen. „Gnädigſte Frau," ſagte er, ſich tief und linkiſch verbeugend, „ich bin bereit Euch jeden Dienſt zu erweiſen, den Ihr von mir verlangt; denn ich weiß nur zu gut, daß Leute unſeres Schlages nur dazu da ſind, den hohen Herrſchaften, zu welchen Ihr unſtreitig gehört, dienſtfertig und gefällig zu ſein."

„Euere Geſinnung gefällt mir wohl," verſetzte die Kranke, „und es dürfte bald die Zeit kommen, wo ich Euch für ſolch rechtlichen Dienſteifer königlich belohnen kann. Ihr ſollt Euere Hilfe keiner Undankbaren geleiſtet haben."

„So Ihr befehlet, gnädige Frau, will ich mich morgen mit dem Früheſten aufmachen, ſo daß ich bei guter Zeit in Weimar bin; ſo viel ich dort gehört habe, ſollte der Herzog dieſen Abend zurückkehren. Er kann ja jetzt nicht lange vom Hauſe abweſend ſein, weil ſein Herr Bruder und Mitregent, der Herzog Johann Wilhelm, nach Paris gegangen iſt, wo er in Kriegsdienſten ſteht."

„Ich werde den Brief ſogleich ſchreiben und Euch übergeben laſſen, ehe Ihr Euch niederlegt, guter Mann. Ich habe das heiligſte Zutrauen zu Euch gefaßt, daß Ihr denſelben in des Herzogs eigene Hände liefern und mir die beſte Antwort zurückbringen werdet. Und was Euern Lohn betrifft, ſo ſeid ohne Sorgen; ſind wir auch jetzt nicht bei Macht und Anſehen, ſo kann uns ein Tag das Alles wieder bringen. Wolken können wohl einen Stern verhüllen und für eine kleine Zeit unſichtbar machen, aber auszulöſchen vermögen ſie ihn nicht."

Der Laborant empfahl ſich demüthigſt, hielt noch einen kleinen Sermon mit der Wirthin über den vornehmen geheimnißvollen Gaſt, empfing dann den an den Herzog Johann Friedrich von Sachſen überſchriebenen und mit einem augenſcheinlich fürſtlichen Wappen verpitſchirten Brief, und begab ſich dann zu Bette. Die buntſchillernde Gauklerin Hoffnung brachte die Bilder Käthchens und der fremden Dame mit einander in Verbindung; ſeine aufgeregte Phantaſie that kühne Sprünge, er ſah ſich königlich belohnt, der gut beſoldete Diener einer Fürſtin, ſah ſich als reichen Doktor ſtattlich heraus ſtaffirt in des alten Greiners Haus treten, der ihm ſtolz erſtaunt und geſchmeichelt ſein ſchönes Kind in die Arme legte und ein hundertfarbiges Feuerwerk des Entzückens, das Hoffnung, Liebe, Phantaſie und Traum zuſammen abbrannten, wiegte ihn endlich ein in den feſten Schlaf.

Der Herzog trat aus den Gemächern ſeiner jungen Gemahlin in die ſeinigen, tiefen faſt finſtern Ernſt auf der zuſammengedrückten Stirn, der ihn faſt nie verließ und ſeinen Jahren weit vorausgeeilt war.

„Was war denn das für ein Brief, den du mir geſtern Abend nach meiner Ankunft übergabſt, Philipp,“ redete er den ſeiner Befehle harrenden Kammerdiener an. „Ich war ſehr ermüdet und viel zu ſehr mit Gedanken an meine theure Gemahlin beſchäftigt, als daß ich der unleſerlichen Schreiberei hätte meine ganze Aufmerkſamkeit ſchenken können, und ſo habe ich über Nacht wieder vergeſſen, wer eigentlich die Dame iſt, die an mich geſchrieben, und was ſie von mir will."

„Hier iſt der Brief, durchlauchtigſter Herr," verſetzte der Kammerdiener, dem Herzoge ein auf dem Tiſche liegendes Schreiben darreichend. Johann Friedrich warf ſich in einen gepolſterten Lehnſeſſel; ſein Geſicht verdüſterte ſich noch mehr, während er die unleſerliche Frauenhand zu entziffern ſuchte.

„Seltſam!" ſagte der Herzog, „höchſt ſeltſam!" — der Brief iſt von Eckardtsberge. Eine Dame, die dort in der Herberge liegt, ſchreibt mir, ſie ſei deßhalb in die hieſige Gegend gekommen, um mir ſehr wichtige und erſtaunliche Geheimniſſe, die meine Muhme, die Königin Anna von England beträfen, zu eröffnen, Dinge, die ſich nicht dem Papier anvertrauen ließen. — Was mag das wieder ſein? Eine Bettelei! Ein Geldſchneiderei! weiter nichts! Was ſoll's mit der Königin von England? Meine arme Muhme iſt todt. Ich habe nichts mit Todten zu ſchaffen. Wie lang iſt's, Philipp, daß wir die Trauerbotſchaft aus Cleve erhielten? Ich habe ein ſchlechtes Gedächtniß."

„Es iſt verwichenen Sommer ein Jahr geweſen, Durchlaucht," verſetzte der Kammerdiener.

„Anderthalb Jahre todt, und Geheimniſſe? Jetzt noch Geheimniſſe? Kann mich das Geheimniß einer Verſtorbenen zum Kurfürſten machen? Ja, wenn ſie mir lebend ihre Schätze gegeben. Sie ſoll reich geweſen ſein — dann ſäße der Kurhut meines Vaters, den mir Vetter Moritz geſtohlen, vielleicht auf meinen Schläfen. Aber ſo: was kann mir die Todte helfen? Es iſt ſchauerlich! Ich mag mit der Fremden nichts zu ſchaffen haben" Er verſank in ein augenblickliches tiefes Brüten, das ihn oft mitten in Freudenfeſten überraſchte und dem er ſich gern hingab. Nach einigen Minuten ſtand er auf, ſchritt heftig durch das Zimmer, ſtrich mit der flachen Hand über das Geſicht, und fragte: „Was hat's ſonſt Neues während meiner Abweſenheit gegeben, Philipp?"

Nichts ſonderliches, durchlauchtigſter Herr. Das Wichtigſte davon iſt, daß mir Ew. Durchlaucht Leibjäger Klinning von Waltershauſen aus einen merkwürdigen Brief geſchrieben hat, deſſen Inhalt ich auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch mittheilen ſoll und der meines gnädigſten Herrn Theilnahme, wie ich vorausſetzen darf, im höchſten Grade erregen wird."

„Noch ein merkwürdiger Brief?" verſetzte der Herzog. „Laß hören, was iſt deſſen Inhalt?"

„Klinning ſchreibt, er habe in Waltershauſen einen ſehr gelehrten und in den geheimſten Künſten wohl erfahrenen Adepten können gelernt, einen Italiener, der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den dortigen Gebirgen des Thüringerwaldes den Stein der Weiſen geſucht und auch gefunden habe."

„Den Stein der Weiſen!" rief der Herzog mit leuchtenden Augen und emporgerichteter Geſtalt. Alle Züge ſeines Geſichts waren in höchſter Spannung, und ſeine Jugend, die unter dem Druck finſterer Grübeleien verdüſterte, ſtrahlte, wie vom duftenden Hauche einer Fee aufgefriſcht, aus ſeinem plötzlich aufgeregten Weſen. Johann Friedrich war zu jener Zeit neunundzwanzig Jahre alt, aber ſein blaſſes kränkliches Anſehen, mehr von der eigenthümlichen Richtung ſeines Geiſtes und dem ſtillen aber raſtloſen Ringen nach dem durch ſeinen unglücklichen Vater verloren gegangenen Kurhut und dem mühevollen Forſchen auf lichtarmen Gebieten, als von körperlicher Schwäche herrührend, ließen ihn weit älter erſcheinen, und nur wenn ein Dämmerſchein in ſeine Seele fiel, ſeine Hoffnung auf Macht oder Licht ſich zu verwirklichen verſprach, dann gehorchte der Körper dem jugendlich aufjubelnden Geiſte. „Der Stein der Weiſen!'' rief er noch einmal und mit größerem Nachdruck. „Weißt du auch, was du geſprochen haſt? Den Inbegriff all' meiner höchſten Wünſche haſt du genannt, das Ziel aller meiner mühevollen Beſtrebungen, den Gegenſtand meiner heißen Sehnſucht, das ſchimmernde Bild, das meinem Forſchen, meinem Eifer, meinen Nachtwachen, meinen Tagesträumen farbenprächtig vorſchwebte! Das Alles haſt du mit einem Worte genannt. O gäb' es denn für mich auf Erden noch einen Wunſch, wenn ich in den Beſitz des großen Naturgeheimniſſes käme, wonach ich ſo ſehnſuchtsvoll ſchmachte. Nein, dieß ſtürmiſch ſchlagende Herz wäre befriedigt, die ungeheuern Wünſche, die, wie Feuerbrände in meinem Schädel glühen, hätten ihr Ziel erreicht. Ich wollte binnen kurzem den Kurfürſtenmantel um meine Schultern ſchlagen, den Fuß auf den Nacken meiner Feinde ſetzen und fortan mich nur dem großen Geheimniß weihen, das ausgebreitet, entfaltet, von Licht überfluthet vor mir da läge. — — O und ein Mann, ſagſt du, ein Italiener, habe den heiligen Schlüſſel des Geheimniſſes gefunden in meinem eigenen Lande? Ihm wäre der mächtige Erdgeiſt dienſtbar geweſen, während er mich, den Herrn dieſer Berge, verdürſten laſſe? Sag' ſchnell, was weißt du Näheres von dieſem Italiener?"

„Seit mehren Wochen hält er ſich in jenem Bergſtädtchen auf und reitet faſt täglich in's Gebirge; zu Hauſe laborirt er in einer verſchloſſenen Küche und hat erſtaunlich viel Gold. Klinning hörte einer Unterredung zwiſchen ihm und dem jungen Balſamsträger Martin Weißdorn aus Oberweißbach zu, aus der klar hervorging, daß der Italiener die größten Geheimniſſe kenne. Klinning ſchreibt, Ew. Durchlaucht möchte den Balſamsträger, den Ihr ja auch kennt, darüber befragen, da derſelbe nach Weimar reiſe."

„Er war hier; ich habe ihm abgekauft; aber nun wird er ſicherlich weiter gereiſt ſein."

„Dem iſt leider ſo; ich habe mich bereits nach dem Burſchen befragt. Er iſt fort. Hier iſt Klinnings umſtändlicher Brief. Ueberzeugt Euch ſelbſt, durchlauchtigſter Herr.“

Der Herzog griff begierig darnach und las. Ein Geräuſch im Vorzimmer rief den Kammerdiener hinaus. In demſelben Augenblick hörte der Herzog ihn Worte der Verwunderung ausrufen, und im nächſten ſah er ihn an Martins Hand in das Gemach hereintreten.

„Der kommt wie gerufen!“ ſagte der Kammerdiener, und ſelbſt der Herzog ſtand überraſcht auf, in dem Erſcheinen des Laboranten in dieſem Augenblick ein bedeutungsvolles Zeichen höherer Art erkennend. Ehe Martin zum Worte kommen und ſein Anliegen vorbringen konnte, hatte ihn der Herzog ſchon mit Fragen hinſichtlich des ſeltſamen Italieners in Waltershauſen beſtürmt und der Laborant ſah ſich genöthigt, erſt ein weitläufiges und genaues Examen über ſein Zuſammentreffen und die Unterredung mit dem fraglichen Manne zu beſtehen. Er erzählte ſchlicht und einfach bis zum Kleinſten, was er in Waltershauſen von dem Italiener und über ihn gehört und geſehen hatte, und da dieß Alles mit dem Bericht des Leibjägers zuſammentraf, ſo wurde der Herzog immer aufgeregter und unruhiger.

„Du mußt an Klinning ſchreiben, Philipp, heute dieſe Stunde noch. Wir ſchicken einen Jäger mit dem Briefe ſogleich fort. Sag' ihm, er ſoll Alles anwenden, den Italiener auszuforſchen, oder vielmehr ihn zu bereden, daß er hierher komme an unſern Hof. Reiche Geſchenke warten hier ſeiner —"

„O der hat ſelbſt Gold genug!" bemerkte Martin ſehr naiv.

„Du haſt recht!" fuhr der Herzog fort. „Wenn er wirklich den magiſchen Schlüſſel des Urgrundes aller Dinge beſitzt, wie mir ſelbſt ſcheinen will, was wird ihn mein armſeliges Gold locken? Alſo ich würde ihn mit Ehren und Würden überhäufen; er ſolle der Nächſte nach mir, mein Freund, mein Rathgeber werden."

„Ich hörte, er würde an den Hof des deutſchen Kaiſers, oder des Papſtes, oder des Königs von Frankreich gehen," warf Martin wiederum ein.

„Nein! nein! nach Weimar muß er. Hörſt du, Philipp. Aber warte, ich will ſelbſt an Klinning ſchreiben und ihm die Sache auf die Seele binden." Er wollte ſich ſogleich niederſetzen, um dieſen Vorſatz auszuführen."

„Erſt habt die Gnade, durchlauchtigſter Herr, mir dieſen Brief von einer vornehmen Dame, die in der Herberge zu Eckardtsberge krank liegt, abzunehmen und Beſcheid darauf zu geben."

„Von der Dame in Eckardtsberge? Ich habe geſtern Abend ſpät, als ich heim kam, ſchon einen Brief von dieſer Dame erhalten."

„Ganz recht. Sie glaubte aber, der erſte Brief ſei nicht an Euch gelangt. Die hohe Frau ſcheint in großer Bedrängniß zu ſein.“

Der Herzog las mit ſteigender Aufmerkſamkeit, und äußerte mehrmals durch Bewegungen und Laute ſeine Theilnahme und Verwunderung.

„Fürwahr, das ſind mir abſonderlich ſeltſame Dinge,“ ſagte er mehr vor ſich als zu den Andern. „Denke dir, Philipp, dieſe Dame iſt eine geborne Herzogin von Neibelen und des Herzog Heinrichs zu Cypern in Irland Wittwe. Wir werden ſofort ein gnädiges Handſchreiben an die hochgeborene Fürſtin erlaſſen, und ihr melden, daß wir, ſelbſt durch dringende Geſchäfte abgehalten, nach Eckardtsberge zu kommen, ihr einen unſerer Getreuen ſchicken wollen, dem ſie ihr Geheimniß anvertrauen könne.“

Der Brief wurde ſofort geſchrieben, und der Laborant mit den beſten Grüßen an die kranke Fürſtin entlaſſen.

An demſelben Tage noch ließ der Herzog einen zweiten Brief an ſeinen Leibjäger Klinning in Waltershauſen befördern, und der geheimnißvolle Italiener, wie die eben ſo geheimnißvolle Dame beſchäftigten ſeine leicht erregbare Phantaſie den ganzen Tag. Deßhalb ſchrieb er der Herzogin von Cypern ſchon am folgenden Tage wieder, er wünſche ſie ſelbſt zu ſprechen, und ſie möge deßhalb in ſein Land kommen; er ſchlage ihr Buttſtädt zum Zuſammenkunſtvoll vor. Mit dieſem Briefe mußte Philipp der Kammerdiener nach Eckardtsberge, um die Dame erſt in Augenſchein zu nehmen, und wo möglich auszuhorchen. Auf den Bericht deſſelben, der nicht ſehr günſtig für die Fremde ausfiel, verging dem Herzog die Luſt, ſie zu ſehen. Sie hatte ſich kalt und ſtolz benommen, war noch krank geweſen und aus ihrer Umgebung hatte ſich viel Dürftigkeit kund gegeben, ſo daß der auf perſönliche Würde und fürſtliches Anſehen viel haltende Sachſenherzog, von ſeinem vorſichtigen Kammerdiener gewarnt, ſich, wenn er ſelbſt mit ihr ſpräche, etwas zu vergeben fürchtete. Er ſchickte deßhalb am folgenden Tage ſeinen Stallmeiſter Kaspar von Poſeck, einen ſchlauen und verſchlagenen Mann, mit einem Credenzbrief an die fremde Herzogin ab, worin er ihr ſchrieb, ſie könne ſich dieſem Manne, der ſein ganzes Vertrauen beſitze, ohne Rückhalt entdecken und demſelben alles mittheilen, was ſie von ſeiner Muhme, der Königin von England, löblichen Gedächtniſſes zu ſagen habe.

Doch die räthſelhafte Dame ſchien dem Stallmeiſter das gewünſchte Vertrauen nicht ſchenken zu wollen; ſie behandelte ihn nicht viel beſſer als den Kammerdiener und eröffnete ihm blos, daß ſie den Herzog ſelbſt zu ſprechen wünſche; auch gab ſie ihm einen Brief an ſeinen Herrn mit, worin dieſelbe Bitte ausgeſprochen war. Der Bericht des Stallmeiſters war nicht geeignet, den bereits durch den

Kammerdiener mißtrauiſch gemachten Herzog zu dem Entſchluß einer perſönlichen Zuſammenkunft mit der Herzogin von Cypern zu bringen. Zwar verſprach er dies in einem Briefe und erſuchte ſie zugleich nach Roßla zu gehen, einem weimariſchen Städtchen zwiſchen Eckardtsberge und Weimar; dort könne ſie auf ſeine Unkoſten leben, wozu er die nöthigen Befehle ertheilen und Anſtalten zu ihrem Empfang treffen werde; dort wolle er ſie beſuchen; aber er hatte nicht Luſt dies Verſprechen eher zu halten, bevor er nicht etwas Gewiſſes über ſie gehört habe.

Martin Weißdorn, den die fremde Herzogin vermocht hatte, bis zu ihrer Geneſung bei ihr zu bleiben, und ſo lange die Stelle ihres Leibarztes zu bekleiden, erklärte dem Kammerdiener, der dieſen Brief des Herzogs überbrachte, ſeine gnädigſte Gebieterin ſei bei ihrem ſehr bedenklichen Geſundheitszuſtande in dieſem winterlichen Wetter nicht vermögend nach Roßla zu reiſen, und dieſer führte ſie deßhalb auf einem Wagen nach Trebra, einem weimariſchen Dorfe, nicht viel weiter, als eine Stunde Wegs von Eckardtsberge gelegen. Dort ſtand ein kleines fürſtliches Jagdhaus, in welchem die Herzogin mit ihrem geringen Hofſtaat Platz fand. Nachdem ſie einigermaßen eingerichtet war, kehrte der Kammerdiener nach Weimar zurück, um dem Herzog ausführlichen Bericht abzuſtatten, und dieſer ſchickte am zweiten Tage darauf ſeinen Geheim-Secretär Hans Rudolf, einen gewandten und viel erfahrenen Mann, mit einem Credenzbriefe an ſie ab, und ſchrieb ihr darin, dieſem Manne könne ſie nun ihr ganzes Zutrauen ſchenken, welches ſie ſeinem Stallmeiſter entzogen. Der Secretär habe den Befehl, ihre Ausſagen zu Papier zu bringen und ihm, dem Herzog, dann vorzulegen.

Die Herzogin von Cypern faßte wirklich zu dem freundlichen, liebreichen Rudolf Vertrauen, und obgleich ſie ſchwach war und das Reden ſie angriff, ſo ließ ſie ſich doch folgendermaßen gegen den Secretär vernehmen: „Zuvörderſt muß ich Euch das wichtige Geheimniß entdecken, daß die Königin Anna von England nicht geſtorben iſt, ſondern lebt und ſich der Verfolgung ihrer Feinde wegen wohl verſteckt hält. Und dies iſt der Hauptgrund, weßhalb ich den Herzog von Weimar zu ſprechen begehre, um ihm über all' die teufliſche Bosheit, womit die Königin behandelt worden iſt, gehörigen Aufſchluß zu geben, in der feſten Ueberzeugung, daß er, als ein Schweſterſohn derſelben und hochgeſtellter mächtiger Fürſt, ſich der Armen und Gedrangſalten auf's nachdrücklichſte annehmen und ihr wieder zu Anerkennung und Würden verhelfen werde. Ich, eine geborne Herzogin von Aeibelen und Wittwe des Herzogs von Cypern in Irland, bin die innigſte und ergebenſte Dienerin und Freundin der unglücklichen Königin Anna; mir hat ſie Alles anvertraut und mich beauftragt, ihretwegen mit ihrem geliebten Neffen, dem Herzoge Johann Friedrich von Sachſen zu ſprechen. Die Geſchichte der Leiden und grauſamen Verfolgungen der Königin und ihrer wunderbaren Rettung muß ich dem Herzog ſelbſt erzählen, und deßhalb bitt' ich Euch, ehrenwerther Herr, Euern gnädigſten Gebieter in meinem Namen um eine baldige Unterredung mit ihm zu erſuchen. Was mich betrifft, ſo will ich Euch noch dieſes mittheilen. Ich ſaß, von der Königin Maria, der ſchwärmeriſchen Katholikin, als eifrige Proteſtantin und Freundin der ihr verhaßten Königin Anna, hart verfolgt, im Tower in London im Gefängniß. Aber ich hatte Freunde; an einem Seile mich herablaſſend, ward ich glücklich von ihnen zu Schiffe gebracht und gelangte nach Danzig. Dorthin kam auch die Königin Anna, die die Anhänger der Maria in ſtrenger Haft gehalten und ſie für geſtorben ausgegeben, ihrem Kerker entflohen, es war vierzehn Tage vor Faſtnacht dieſes Jahrs und wird in ſechs Wochen jährige Zeit. Wir wollten nach Wien, um uns dort dem deutſchen Kaiſer zu entdecken, und denſelben um Hülfe anzurufen. In Warſchau erhielt ich einen Geleitsbrief vom König von Polen: denn die Königin fürchtete ſich ſehr, ſich zu erkennen zu geben; weil überall ihr vorgeblicher Tod bekannt war und wir von England aus verfolgt wurden. Nichts deſto weniger wurden wir zwiſchen Warſchau und Krakau in einem offenen Flecken, das Neuſtädtlein genannt, in welches ein gewiſſer Toſzky und Georg von Leſſinsky Nachts einen Einfall thaten, überfallen und alles Guts, das wir bei uns hatten, beraubt. Dieſen Verluſt ſchätze ich auf acht Tonnen Goldes; denn die Königin führte einen Theil ihrer Schätze, die ſie aus England geflüchtet, bei ſich. Ich mußte im Hemde zum Fenſter hinausſpringen und brachte nichts davon als eine goldene Kette an meinem Halſe und dieſen Wetzſcher, den Ihr an meiner Hüfte ſeht. Meine Kammerfrau, Katharina von der Reck, eine Schweſter des Hofmeiſters des Herzogs von Jülich, ſchrie und machte Lärm; deshalb warfen ſie die Räuber in unſerer Herberge die Treppe hinab, wo ſie für todt liegen blieb. Mein Kavalier und Begleiter von England aus, Johann von Hettersheim, ein Deutſcher, wurde ebenfalls von den Räubern erſchlagen und meinem andern, mir und der Königin treuergebenen irländiſchen Edelmann, Wilhelm von Zieritz, die Hand bei unſerer Vertheidigung abgehauen. So ſcharf ging es bei dieſem Ueberfall zu. Der Hofmeiſter der Königin und fünf ihrer Kammerfrauen wurden von den räuberiſchen Soldaten gefangen fortgeführt, und ſollen an einen Ort, Namens Kußmarkt, bei Poſen gebracht worden ſein. Dieſe haben noch Juwelen bei ſich, wenn man ſie ihnen nicht abgenommen hat. — Ich flüchtete mich nach dieſem Unfalle, faſt aller Mittel blos, ſchwach und krank, nach Liegnitz, wo mich der Herzog Friedrich freundlich aufnahm, und zwölf Wochen bei ſich behielt und gut verpflegte. Was mir geſchehen, habe ich dem Woiwoden von Krakau gemeldet; nachher habe ich aber erfahren, daß der Parteigänger Leſſinsky, als naher Verwandter deſſelben, nicht zur Verantwortung gezogen worden iſt. Indeſſen war es Zeit, mich auf's Ernſtlichſte um meine arme beraubte Königin zu bekümmern, die ſich an einem ſichern Orte verſteckt hielt und mir Nachricht gab. Es wurde ihr von England aus ſehr nachgeſtellt, und waren demjenigen, der ſie dorthin zurückliefern würde, fünf Tonnen Goldes verſprochen worden. Die Königin beauftragte mich nach Weimar zu ihrem durchlauchtigen Neffen zu reiſen, und demſelben ihre große Noth vorzuſtellen. Auf der Herreiſe erkrankte ich abermals in Wittenberg und gerieth dadurch in große Geldverlegenheit; ich ſah mich deshalb genöthigt, das Wenige, was ich an Koſtbarkeiten und Kleidern beſaß, zu verſetzen, um meinen und meiner Leute Unterhalt und fernere Reiſekoſten zu beſtreiten, ſo daß ich nicht im Stande bin nach Weimar zu gehen, und dort ſtandesmäßig bei Hofe aufzutreten. Dieß iſt meine eigene Lage, die zugleich eng mit der der Königin verbunden iſt. Dieſe ſelbſt hat einem engliſchen Kaufmann, dem ſie einſt das Leben gerettet, und der ihr dankbarlich zur Flucht verholfen, alle ihre übrigen Schätze anvertraut, um dieſelben nach Augsburg zu einem gewiſſen Kaufmann Jobſt Neſſhauſen, der für Rechnung der Fugger viel nach England handelt, zu bringen. Dieſe Schätze beſtehen, wie mir genau bekannt iſt, aus fünf und zwanzig Tonnen Goldes, in Kronen, ſieben Perlen- und drei Goldſtoff-Röcken, vierzehn goldenen Ketten, welche fünftauſend Kronen wiegen, vier und zwanzig Armbändern von zweitauſend Kronen Gewicht, vierzehn Gürtel und Leibketten, wiegen ſiebentauſend Kronen, zwölf Perlenhauben, vierzehn Barette und ein Halsband, dreitauſend Kronen werth; endlich ein anderes Halsband von Edelſteinen mit einem Karfunkel. Ferner befinden ſich auch bei dieſen Schätzen der Scepter der löblichen Krone England, der Kronapfel und die engliſchen Privilegien, welche von der Königin Maria bei der Königin Anna verſetzt worden ſind. Die fünf und zwanzig Tonnen Goldes hat die Königin ihren Neffen, dem Herzog und ſeinen Brüdern, zugedacht; ſie ſollen ihnen geſchenkt ſein; dann wird die Königin an den König von Frankreich ſchreiben, denſelben von ihrem Leben in Kenntniß ſetzen und ihn vermögen, ſeine Tochter dem Herzoge Johann Wilhelm *) zur Gemahlin zu geben, dem ſie dann die engliſchen Kronſchätze und Privilegien ausliefern wird. Ich aber bin beauftragt, mit dem Kavalier der Königin, Wilhelm von Zieritz,

---

*) Jüngerer Bruder und Mitregent des Herzogs Johann Friedrich.

die Schätze in Augsburg abzuholen; ich muß demnach Zierlitz's Ankunft abwarten, und wünſche indeſſen ſehr des Herzogs perſönliche Bekanntſchaft zu machen, um ihm noch manches zu entdecken, was ich nur ihm anvertrauen kann. Auch will ich ihn bitten, uns einen Vertrauten mit nach Augsburg zu geben. Die Königin muß natürlich mit der größten Vorſicht handeln, und ſich vor ihren Feinden verbergen; ſobald aber alles nach ihrem Wunſche geht, wird ſie ſelbſt kommen. Doch darüber möchte ich mit dem Herzog ſelbſt reden.“

Hierauf zeigte ſie dem Sekretär mehrere Empfangſcheine, worin ſich die Ausſteller bekannten, von der Königin die angegebenen Schätze zur Weiterbeförderung erhalten zu haben, endlich auch ihr Handſiegel, bemerkend, daß daſſelbe ganz von Gold ſei, und bat zuletzt, die Reiſe nach Augsburg zu betreiben, ehe der Reichstag eröffnet werde, damit die Neugier dem Herzog nichts entzöge.

Der devote Sekretär brachte alle dieſe Ausſagen zu Papier und empfahl ſich dann.

Die Herzogin fühlte ſich durch Martins Fürſorge und Heilmittel nach einigen Tagen ſo weit hergeſtellt, daß ſie die kleine Reiſe nach Roßla antreten konnte. Auch war das Wetter unterdeſſen hart geworden. Der junge Laborant begleitete ſie an ihren neuen und bequemern Aufenthaltsort. Ihre herablaſſende Freundlichkeit, ihr liebreiches Weſen und ihre

Verſprechungen, ihn, ſobald ſie wieder zu Macht und Reichthum gelangt ſei, zu einem angeſehenen Mann zu machen, hielten ihn bei ihr zurück, und ketteten ihn immer feſter an ihre Perſon.

Durch des Herzogs Fürſorge wurde die Herzogin mit ihren Leuten wohl gehalten; er ließ ihr anſtändige Kleider überreichen, und ſchrieb ihr, daß er ihr für die gethanen Ausſagen danke, auch habe er ſich durch ſeinen Rath und Kanzler, Dr. Bruck, nach Wittenberg wenden laſſen, um ihren dort verſetzten Schmuck und Kleider einzulöſen, desgleichen werde er ihr ihren Diener Zieritz, ſobald ſich derſelbe in Weimar ſehen laſſe, unverzüglich zuſenden; der Kaiſer werde übrigens Dienstags nach dem Neujahr ſchon nach Augsburg kommen.

Es war zwiſchen Weihnachten und Neujahr an einem ſtürmiſchen Tage, als zwei Reiter in gewöhnlicher Jägertracht vor dem Schloſſe in Roßla abſtiegen. Martin Weißbern hatte ſie ſchon von weitem geſehen und erkannt und der Herzogin berichtet, wer die Gäſte ſeien. Sie redete alſo den in ihr Zimmer tretenden Mann, der ſich ihr als ein Bote des Herzogs hatte anmelden laſſen, ſogleich als den Herzog ſelbſt an. Verwundert fragte Johann Friedrich: „Woher kennt Ihr wiſſen, liebe Muhme, daß ich's bin, da Ihr mich doch niemals geſehen?“

„O dann müßten Euere Liebden nicht ſo deutliche und erkenntliche Züge von Dero Frau Mutter, der in Gott ſeligen Frau Kurfürſtin Sibylla, haben! Der Zug der Blutsverwandtſchaft täuſcht niemals und die Stimme des Herzens, die mit ihm verbunden iſt, ſchweigt auch nicht. Nein, ſie redet laut und vernehmlich, und wer ihr nicht Gehör geben oder ſie gar unterdrücken wollte, der wäre ein Barbar, ein Ungeheuer! O ſie ſpricht mächtig, dieſe Stimme!“ Die der Herzogin zitterte bei dieſen Worten, und über ihre Wangen floß ein Strom von Thränen.

„Ihr ſeid ſehr ergriffen,“ ſagte der Herzog gutmüthig und ergriff ihre Hand. „Faßt Euch, werthe Muhme.“

„Und haben ſich mir Euere werthen Züge nicht tief in die Seele geprägt von dem Contrefei, welches Euere ſelige Frau Mutter nach England ſchickte an ihre Schweſter, die Königin! O, daß die Kurfürſtin noch lebte! Wehe mir, daß meine Augen ſie nicht mehr finden im Vaterlande, die mein Herz über Alles liebte!“

„Ihr ſcheint unſerer hochſeligen Frau Mutter ſehr in Liebe zugethan geweſen zu ſein. Ich bin Euch ſehr verbunden für ſolche Affection.“

„Und wie ſollte ich nicht! War ſie mir doch die Liebſte von Allen und auch ihr Herz hing an mir mit Zärtlichkeit. Harmlos verſtrich unſere Jugend.

O hätten wir ahnen können, welch' ſchweres Schickſal uns betreffen würde! Sie genöthigt von der Höhe der fürſtlichen Herrlichkeit, vom Kurfürſtenſtuhl herabzuſteigen, in Gefangenſchaft, Verbannung, aber doch vermögend, ihr dunkles Loos an das eines geliebten Gatten zu knüpfen, mit ihm zu dulden, zu leiden; aber ich — — doch ſtille, mein, Herz! — Hat Ew. Liebden niemals eine Schilderei in den Händen Dero Frau Mutter geſehen, die Königin Anna von England darſtellend, als ſie noch Prinzeſſin von Jülich und Cleve war, nebſt ihrer jüngern Schweſter Amalia?"

„Wohl kenn' ich dieß Bildlein!" rief der Herzog freudig überraſcht. „Unſere Frau Mutter Durchlaucht hat es vor Dero Heimgange meinem Bruder Wilhelm, der jetzt in Paris iſt, geſchenkt. Fürwahr, wenn ich Euere Worte recht erwäge, und betrachte Euere Züge dazu, ſo will mich faſt bedünken, Ihr habet mir die Wahrheit hinſichtlich Euerer Perſon noch nicht wiſſen laſſen. Ihr habt eine unverkennbare Aehnlichkeit mit meiner Mutter, ja ſogar der Ton Euerer Stimme erinnert mich an die Selige. Jenes Bildlein, das Ihr erwähnt, ſieht Euch gleich. Sagt mir, wie ſoll ich das Alles erklären? — Euere Rührung — Ihr ſeid befangen — fürchtet nichts von mir — verhehlt mir nichts! Ihr ſeid in guten Händen. Herzog Johann Friedrich von Sachſen iſt noch mächtig genug, Euch zu ſchützen, ſitzt er auch nicht auf dem kurfürſtlichen Thron, wie ihm von Gottes und Rechts wegen gebührte. Entdeckt Euch mir, edle Frau.“

„Ja, ja ich bin's! bin Euere unglückliche Tante Anna von Cleve, die verſtoßene Königin von England, die man für todt ſagt, und aus dem Gedächtniß der Menſchen vertilgen will. Ja ich bin krank, elend und arm, mit einem Herzen voll ſchweren Kummer zu Euch gekommen, Herzog, geliebter Sohn meiner geliebten Schweſter, um bei Euch Schutz zu ſuchen gegen die Wuth und Verfolgung meiner Feinde. Nehmt mich auf, verſtoßt mich nicht! Thut es aus Pietät gegen Euere Mutter! O wenn Sibylle wüßte, daß ich als eine todtgeſagte, aus der Liſte der Lebenden ausgeſtrichene Flüchtige, als eine Bettlerin zu Euch käme!“ Thränen erſtickten ihre Stimme.

Der Herzog war verlegen einen Schritt zurückgetreten; er hatte keinen Gedanken daran gehabt, daß die Herzogin von Cypern die Königin Anna ſelbſt ſein könne. Die Entdeckung hatte ihn überraſcht. Doch ſich ſammelnd, verſetzte er herzlich: „Ihr ſollt Euch nicht in mir getäuſcht haben, werthe Frau Tante. Verſchafft mir nur Gelegenheit, der Welt zu beweiſen, daß Ihr die Königin ſeid, die man von England aus für todt und begraben ausgibt.“

„Dieſe Beweiſe ſollen Euch in die Hand gegeben werden, geliebter Neffe. Zuvörderſt liegt mir Alles daran, Euch zu überzeugen, daß ich die Königin von

England, Euere Tante, bin. Beliebt Euch, Herzog, mich über Familienangelegenheiten des Hauſes Jülich und Cleve auszufragen, ſo werd' ich Euch Beſcheid über Dinge ſagen, die nur eine Prinzeſſin dieſes Fürſtenſtammes wiſſen kann und die Euch Euere Mutter, meine in Gott ruhende Schweſter, mitgetheilt hat; oder aber ſind Euch vielleicht durch die Selige einige körperliche Abzeichen, die ich an mir trage, bekannt geworden? Es gibt einen Leibesfehler, mit welchem der hochſelige Herzog von Cleve, unſer durchlauchtigſter Herr Vater, behaftet war, und gleichſam als Geſchlechtszeichen allen ſeinen Kindern aufgeerbt hat, und den Euere Frau Mutter ſo gut an ſich hatte, wie ich. Solltet Ihr Euch deſſen erinnern?"

„O ich weiß ſehr wohl, was Ihr meint!" rief der Herzog haſtig. „Meiner Mutter waren an beiden Füßen die großen Zehen faſt lahm und taub, und ſteckten klein und verwelkt unter den andern. Sie hat uns Kindern oft erzählt, daß ihr Vater und ihre Geſchwiſter daſſelbe Uebel hätten und leicht daran zu erkennen wären."

„Nun ſo erkennt daran Euere unglückliche Tante," verſetzte die Dame, indem ſie ihre kleinen weißen Füße aus den Pantoffeln zog und entblößte. Beide große Zehen waren unnatürlich klein, welk und waren faſt unter den übrigen verſteckt.

„Ich zweifle nicht, Ihr ſeid meiner Mutter

Schweſter!“ rief der Herzog. „Auch hat unſere Frau Mutter ſeligen Gedächtniſſes uns oft erzählt, wie ſie einſt zu Hauſe ſich mit Ew. Liebden entzweit und in übermäßigem Zorne ſich ganz vergeſſend, eine große Schneiderſcheere nach Euch geworfen und Euch mit der Spitze derſelben in die Stirn getroffen und verwundet, welches nachmals eine ſichtbare Narbe in Geſtalt einer lateiniſchen Fünfe gegeben, und ſo eben bemerke ich auch dieſes Zeichen an Euch, ſo daß, wenn irgend ein Zweifel noch in meiner Seele obgewaltet, er dadurch geboben und verſcheucht wäre.“

„Wohlan denn!“ ſagte die Königin, „Ihr ſollt Euch damit noch nicht begnügen. Ich werde Euch Familiengeheimniſſe entdecken, die ich allein nur wiſſen kann.“

„So erlaubt mir, gnädigſte Königin und Tante, daß ich Euch zur Begrüßung und Bewillkommung in meinem Lande ehrfurchtsvoll die Hand küſſe, und zeigt Euch meinen Wünſchen geneigt, die darauf zielen, Euere wunderbaren und außerordentlichen Erlebniſſe, die Euch in dieſen trübſeligen Zuſtand gebracht haben ausführlich zu erfahren.“

„Mit Freuden bin ich Euch zu Willen, vielgeliebter Neffe und Vetter. Beliebt's Euch, neben mir auf dem Lotterbette Platz zu nehmen und meine Erzählung anzuhören!“

Der Herzog ſetzte ſich zu ihr, und ſie fuhr alſo fort: „Bekannt iſt Euch, daß der nun ſchon faſt zwölf Jahre in der Weſtminſter-Abtei ſchlafende König von England, Heinrich der Achte, mich, die er, nach dem plötzlichen Tode ſeiner dritten Gemahlin, zur Königin Englands erhoben hatte, ſchon zwei Monate nach der Vermählung wieder verſtieß, um die reizende Katharina Howard, die Nichte des Herzogs von Norfolk, zu ehelichen. Bekannt aber iſt Euch nicht, daß ich mit dem Könige in faſt gar keiner ehelichen Gemeinſchaft gelebt. Ich war ihm nicht ſchön, nicht klug, nicht gebildet genug. Die vornehmen engliſchen Damen ſind faſt alle gelehrt, mein Vater hatte mich zu nichts weiter als zu einer deutſchen Hausfrau erziehen laſſen.

Heinrich hatte aus Veranlaſſung der vom Papſt verlangten und verweigerten Scheidung von ſeiner erſten Frau, Katharina von Aragon, die er als Wittwe ſeines ältern Bruders Arthur und auf Veranlaſſung ſeines Vaters, um das reiche Erbe derſelben zu ſichern, geheirathet, und mit der er bereits eine Reihe von Jahren in der Ehe gelebt hatte, ſich von der römiſchen Hierarchie losgeſagt, und ſein Günſtling Thomas Cromwell ihm den guten Rath gegeben, ſich mit den deutſchen proteſtantiſchen Fürſten zu verbrüdern, und dadurch ſeine Macht zu ſtärken. Dieſer Cromwell war es auch, der mich dem Könige zur Gemahlin vorſchlug. Mein Vater ging mit Freuden auf die deßhalb gemachten Vorſchläge ein, und mein

Bild, von Hans Holbein gemalt, wurde nach England geſandt. Der König ließ nun durch einen eigenen Geſandten um mich werben, der Herzog, mein Vater, gab das Jawort, die Heirath ward geſchloſſen und ich mit einem anſehnlichen Comitat nach England geſchickt. Euer in Gott ſeliger Vater, der edle Kurfürſt von Sachſen, war ſehr gegen dieſe Verbindung und widerſprach als Haupt des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen jegliche Gemeinſchaft mit dem engliſchen Könige, der nur aus Privatintereſſen den Papſt nicht anerkennen wollte, übrigens den ganzen katholiſchen Glauben beibehalten hatte; allein er wurde nicht gehört, eben ſo wenig die Stimme meines ahnenden, vor Angſt zitternden Herzens und nicht die Bitten meiner Schweſter Sibylla, die ich um Verwendung bei meinem Vater erſucht; der Glanz der Königskrone hatte den alten Herrn verblendet. Mit centnerſchwerem Herzen betrat ich die Küſte Englands. Meine böſen Ahnungen ſollten nur zu ſchnell in Erfüllung gehen. Der König war mir bis Rocheſter entgegen gereist. Wie kalt war ſein Empfang! Wie ich nachher erfahren, hat ſich ſein Herz beim erſten Anblick meiner von mir gewendet, und er hat ſich blos mit mir vermählt, um die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands nicht gegen ſich aufzubringen. Wie ein zur Schlachtbank geführtes Lamm ging ich zum Altare. Seine Abneigung wurde in Haß verwandelt, doch ſuchte er mir ſein Mißvergnügen zu verbergen, und behandelte mich kalt höflich. Mein Herz zuckte verblutend. Bald wurden mir Vorſchläge zur Scheidung gemacht, und voll Angſt und Grauen vor einer blutigen Trennung willigte ich, die tief Gedemüthigte in Alles, und nahm die Vergleichsbedingungen an. Anna Boleyns, Heinrichs zweiter Gattin, Schickſal ſchwebte mir vor, jenes fürchterliche Schickſal, das ſich zwei Jahre nach meiner Scheidung an Katharina Howard wiederholte. Ich hatte unter den engliſchen Großen nur einen Freund, dies war jener Euch ſchon genannte Günſtling des Königs, Thomas Cromwell, der mich aus meinem Vaterlande abgeholt und nach England gebracht hatte. Dieſer Cromwell wurde, ſobald der Herzog von Norfolk, das Haupt der katholiſchen Partei, in die Verbindung ſeiner Nichte mit dem König gewilligt hatte, der Ketzerei und Verrätherei beſchuldigt, zum Tode verurtheilt und enthauptet. Ich, die Tochter eines proteſtantiſchen Fürſten, und ſelbſt Luthers Lehre eifrig anhangend, ſah darin ein ſchlimmes Vorzeichen, daß es mir nicht anders ergehen würde, wenn ich mich der Scheidung widerſetzte; ich war allein, ſchutzlos in einem fremden Lande. Der König erbot ſich, mich für ſeine Wahlſchweſter anzunehmen, mir den Rang nächſt der Königin und ſeiner Tochter Eliſabeth einzuräumen — Maria, ſeine erſte Tochter von Katharina von Aragon, war als unehelich erklärt worden — und die Gruft ſteigen, ich ſah ſeinen ſechszehnjährigen Sohn, den ſchwächlichen Eduard den Sechsten, ihm ſchnell folgen und die verſtoßene, gemißhandelte, eingekerkerte Maria, Heinrichs ältere Tochter, den Thron Englands gewinnen. Dieſe Maria, dem katholiſchen Glauben mit blinder grauſamer Schwärmerei ergeben und eine wuthende Feindin der Proteſtanten, haßte und verfolgte mich aus zwei Gründen, öffentlich und im Geheimen. Ihre ſinnloſe Genußſucht und Verſchwendung ſtürzte ſie in die dringendſten Geldverlegenheiten, und doch mußte ſie mir jährlich dreitauſend Pfund auszahlen laſſen, und zwar auf die Verordnung ihres Vaters, deſſen Andenken ſie haßte, wie den böſen Feind, ihres Vaters, der der Urheber all ihres ſchrecklichen Leids geweſen, und der nun todt und unſchädlich war. Sie verſetzte in der äußerſten Noth ſogar die Kronkleinodien bei mir, ſie wußte, daß ich Schätze geſammelt hatte, und ſie hatte ihr gieriges Auge ſchon lange darauf geworfen. Sie haßte ferner in mir die gewiſſenhafte Anhängerin an Luthers Lehre, und die katholiſche Königin im Beſitz der Macht hielt gegen die proteſtantiſche Königin ohne Macht Alles für erlaubt. Ich erhielt einen Wink, meine Schätze zu retten, und ich vertrauete ſie ſo geheim als möglich den Händen eines Kaufmanns an, dem ich am Tage meiner Vermählung durch eine Fürbitte bei dem König das Leben gerettet hatte, und der mir deßhalb ſehr ergeben war. Wie gut dieſe Vorſicht geweſen, zeigte ſich bald.

In einer Sommernacht des vorigen Jahrs wurde ich plötzlich aus meinem Bette geriſſen und von einigen Bewaffneten mit Gewalt fortgeführt. Niemand von meinen Leuten begleitete mich. Ich wurde in ein Nonnenkloſter geſperrt. Aber die verbrecheriſche Maria mußte mich dort nicht ſicher genug wiſſen, ſie ließ mich in den Tower nach London bringen. Doch mein dankbarer Hankings — ſo hieß der mir verpflichtete Kaufmann — war trotz der ausgeſprengten Lügen von meinem Tode und der angeſtellten Begräbnißfeierlichkeiten hinter die Wahrheit und auf meine Spur gekommen, und ihm verdanke ich meine glückliche Befreiung aus dem Gefängniſſe. Erſt auf der Flucht erfuhr ich, daß man mich allgemein für todt hielt. Meine betrübenden Erlebniſſe auf der Herreiſe zu Euch, mein Neffe, habe ich bereits Eurem Secretär mitgetheilt.

Ihr ſeid der erſte, welcher das Geheimniß, daß ich die für todt ausgeſchrieene Anna bin, von meinen Lippen erfährt, denn die rachſüchtige Maria hat mir mächtige Späher nachgeſendet, die mich um jeden Preis, todt oder lebendig nach England zurückbringen ſollen, die mich wüthend verfolgen, und vor denen ich nirgends ſicher bin."

„Iſt es das, was Euch ängſtigt, hohe Frau," entgegnete der Herzog, „ſo tröſtet Euch, denn ich kann Euch die mir vor einigen Tagen zugekommene wichtige Nachricht mittheilen, daß Euere Feindin, die Königin Maria von England, am 17. des verwichenen Monats Todes verblichen iſt.“

„Wie?“ rief Anna ſich verfärbend aus, „die Königin von England iſt todt?“ und ihre Stimme zitterte bei der Frage.

„So iſt's, Frau Tante, und Eliſabeth, König Heinrichs zweite Tochter, hat nach dem Teſtament ihres Vaters den Thron beſtiegen. Da dieſe junge Königin dem katholiſchen Glauben abhold iſt, ſo hören die Verfolgungen der Proteſtanten in England gewiß nun auf, und auch Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Im Gegentheil dürfte die neue Königin eher Euere Freundin ſeyn.“

„Wer weiß!“ ſagte Anna bedenklich. „Sollte Eliſabeth ſo viel Großmuth beſitzen, mich wieder anzuerkennen und in meine Rechte einzuſetzen, und auf dieſe Weiſe ihrer neuen Regierung eine Laſt aufzubürden, auf die weder ſie noch das Parlament gerechnet?“

„Man muß es verſuchen, und ich will deßhalb die nöthigen Schritte mit Vorſicht thun. Ueberhaupt dürfen wir nichts übereilen, um nicht Alles zu verderben. Ich ſehe das Schwierige Eurer Lage wohl ein.“

„Ihr habt recht, Neffe. Faſt fürchte ich, Eliſabeth verdoppelt die Nachſtellungen ihrer Vorgängerin, um meiner habhaft zu werden; die Kronkleinodien und Familiengeheimniſſe, die mir bekannt ſind, dürften die erſte Veranlaſſung dazu ſein; ach! es gibt noch andere Gründe, die mich Eliſabeth faſt noch mehr fürchten laſſen, als Maria. Ich bin nicht ſicher in Euerem Lande, in dieſem Hauſe."

„Eure Unruhe geht mir ſehr zu Herzen. So laßt mich vor allen Dingen für Eure Sicherheit ſorgen. Ihr werdet ſelbſt nicht wünſchen, in Weimar bei Hof öffentlich aufzutreten; denn Euer Geheimniß könnt und dürft Ihr vor der Hand nicht preisgeben, und unter welchem Namen, in welcher Geſtalt wolltet Ihr Euch dort einführen? In welcher auch, Ihr würdet, fürcht' ich, erkannt und verrathen werden. Und ſo lange wir noch nicht über die Geſinnungen der jungen Königin Eliſabeth im Klaren ſind, müſſen wir nichts mehr vermeiden, als dieſes. Vielmehr muß Euch daran liegen, an einem ſichern und feſten Orte verborgen zu ſein, wo Euch etwaige Verfolgungen nicht erreichen können, und wo Ihr ſtill und ungeſtört lebt. — Zum Glück beſitze ich einen ſolchen Platz in meinem Lande, ich meine das feſte Schloß Grimmenſtein zu Gotha. Auf dieſer Burg ſeid Ihr ſicher vor jeder Nachſtellung, mein Schloßhauptmann von Mila wird ſich mit ſeiner Familie angelegen ſein laſſen, Euch das Leben zu erheitern, und Ihr wohnt zugleich in einer freundlichen Stadt. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Ihr in dieſen Tagen ſicher und bequem dorthin reiſt.“

Die Königin dankte der gütigen Fürſorge ihres Neffen, und beide verkehrten noch mehrere Stunden im freundlichen Geſpräch, bis der Herzog, von dem holdſeligen Weſen der unglücklichen Königin eingenommen, und ihr im Herzen und mit dem Worte jeglichen Beiſtand gelobend, ſpät nach Weimar zurückritt.

Die Königin war mit ihrer geringen Dienerſchaft in zwei herzoglichen Wagen auf das Schloß Grimmenſtein gebracht worden; auch Martin Weißdorn, den ſie, wegen ihrer ſteten Schwächlichkeit nicht von ſich laſſen mochte, befand ſich in ihrer Begleitung. Der Herzog hatte ſie dem Schloßhauptmann von Mila dringend empfohlen, und auch den Doktor Kuhn, den renommirteſten Arzt in Gotha, erſuchen laſſen, fleißig nach der Dame auf Grimmenſtein zu ſehen, ſich mit ihrem Leibarzte über ihre körperliche Beſchaffenheit zu berathen, und ihr bei Unfällen mit Hülfe zur Hand zu ſein. Uebrigens war, außer dem Schloßhauptmann, dem ſich der Herzog anvertraute, Niemandem ihr Name und Stand genannt worden. Man wußte auf Grimmenſtein nur, daß ſie aus England gekommen ſei, und nannte ſie desbald allgemein nur die **Dame aus England.** Der Doktor Kühn, ein ſchon bejahrter Mann, hatte der Königin bald nach ihrer Ankunft ſeine Aufwartung gemacht, und Martin ſchickte ſich, auf Befehl der Königin, einige Tage darauf an, dem Arzte den Gegenbeſuch zu machen. Die Königin hatte Martin ausdrücklich verboten, weder dem Doktor, noch ſonſt Jemanden zu ſagen, wer und was er früher geweſen, auch hatte ihn der Herzog auf ihre Bitte in ein vornehmes Kleid ſtecken laſſen. Alſo ausgerüſtet betrat der umgewandelte Laborant des Doktors Haus. Nach einer kurzen gelehrten Unterredung, in welcher ſich Martin keine Blöſe gab, führte ihn der Arzt in ſeine Familie. Der Jüngling erblickte beim Eintritt in das Zimmer drei Frauen, eine ältere und zwei jüngere; aber wie ward ihm, als er in einer der letztern Käthchen Greiner, ſein geliebtes Käthchen, erkannte! Auch ſie verwandelte ſich bei ſeinem Anblick; zum Glück bemerkte es von den Uebrigen Niemand, und er wußte ihr geſchickt ein Zeichen zu geben, daß ſie ſchweigen möchte. Faſt aber vergingen dem armen Martin die Sinne, als der Doktor, nachdem er die Eine ſeine Ehefrau und die Andere ſeine Tochter genannt, Käthchen als die Braut ſeines auf der neuen Univerſität zu Jena ſtudirenden Sohnes bezeichnete. Des Mädchens Wangen brannten, doch verrieth ſie weder ſich, noch Martin mit einem Blick. Der Letztere kürzte ſeinen Beſuch ſo viel als möglich ab, und eilte, mit namenloſen Qualen im Herzen, auf das Schloß. Jetzt erſt erinnerte er ſich, daß ihm Käthchen geſagt, ihr Vater werde ſie, wenn er auf Reiſen gehe, zu dieſem Doktor Kühn bringen. Die drohende Gefahr, ſie zu verlieren, zeigte ihm ihren hohen Werth erſt im glänzendſten Licht; jetzt fühlte er, wie unausſprechlich heiß und gewaltig er ſie liebe, und wie er ohne ſie unglücklich und elend ſein werde. Vergeſſen war aller Trotz, ſein Sinnen und Denken ging allein dahin, zu erfahren, ob ſie ihn noch liebe, und ob es ihr eigener Wille ſei, den jungen Doktor zu heirathen. Er wußte nichts beſſeres zu thun, als der Königin, die ſein volles Vertrauen beſaß, da ſie ihm das ihrige ganz geſchenkt hatte, ſein Herz zu eröffnen, und die Geſchichte ſeiner Liebe zu erzählen. Sie ſagte ihm ihren Beiſtand zu und wiederholte das feierliche Verſprechen, ihn, ſobald ſie in den Beſitz ihrer Schätze gekommen ſei, förmlich zu ihrem Leibarzt zu beſtellen, und ſo zu unterſtützen, daß er bei Käthchens Vater um deren Hand anhalten könne. Jetzt galt es nur zuerſt, ſich über Käthchens Geſinnung zu unterrichten — da er aber in ihrem Auge die alte Liebesflamme auflodern geſehen hatte, ſo blieb ihm darüber kaum ein Zweifel — und dann die beabſichtigte Verbindung zu hintertreiben. Die Königin ſchien dieſe Herzensangelegenheit ihres Getreuen mit großer Liebe zu betreiben; ſie entwarf ſchnell einen geſchickten

Plan, und zeigte in Anlegung einer Intrigue ſo viel Gewandtheit, daß dieß ihr eigentliches Element zu ſein ſchien, denn ſie hatte von Stund an faſt nichts anderes zu thun, als Martin zu ſeinem Zwecke zu verhelfen. Die beiden Töchter des Schloßhauptmanns von Mila mußten dazu dienen. Bereits in einem freundlichen Verhältniſſe mit der Tochter des Arztes ſtehend, mußten ſie auch Käthchen mit in ihren Kreis ziehen. Die Königin erſchien dort ebenfalls, fand viel Wohlgefallen an Käthchen, ließ ſich von ihr erzählen, und führte ſie in ihre Gemächer. Dort harrte Martin mit hochklopfendem Herzen der Geliebten, und von zärtlichen Gefühlen überwältigt, ſanken ſie einander in die Arme. Käthchen liebte ihren Martin wie immer, und nur, da ſie ſeit acht Wochen nichts wieder von ihm gehört, hatte ſie ſich in das Schickſal ergeben, das ihr Vater und der Doktor Kühn ihr zuſammen bereitet. Die Liebenden hatten ſich einander ſo viel zu erzählen, und, von neuen Hoffnungen erfüllt, entwarfen ſie die ſchönſten Plane für die Zukunft, in denen alle die Dame aus England als Schutzgöttin ihrer Liebe oder als helfende Fee glänzend waltete.

Der Doktor Kühn wußte die Ehre zu ſchätzen, welche die vornehme Dame der Braut ſeines Sohnes anthat, und Käthchen durfte oft auf das Schloß gehen. Dort flogen den Liebenden glückliche Stunden gleich Augenblicken dahin.

Eines Tages ließ die Königin Martin zu ſich rufen, und ſagte zu ihm: „Die Zeit iſt gekommen, wo du mir durch die That beweiſen kannſt, ob du mir wirklich ſo treu ergeben biſt, wie du mir oft geſagt. Du ſelbſt ſollſt das Ziel nahe rücken, nach dem du ſtrebſt, Käthchens Beſitz. Du kannſt durch einen Dienſt, den ich von dir begehre, mein Glück beſchleunigen, ich werde dann dir daſſelbe thun.“

„Nennt mir getroſt, was Ihr von mir begehrt, hohe Frau, und ſeid verſichert, daß ich's ausrichten werde, wenn es anders in meinen Kräften ſteht.“

„Dieß iſt der Fall. Ich habe dir ſchon von meinem Kavalier Wilhelm von Zieritz erzählt. Jedenfalls hat er meine letzten Briefe nicht erhalten und kennt meinen jetzigen Aufenthalt nicht. Aber ich bedarf ſeiner, um zu meinen Schätzen zu gelangen. Seine Perſon iſt dazu nothwendig. Ich muß ihm alſo einen Boten ſenden, der ihn aufſuche und ihm Nachrichten von mir gebe. Dazu hab' ich dich ausersehen. Niemand eignet ſich beſſer dazu, als du. Kehrſt du zurück und haſt deinen Auftrag gut ausgerichtet, ſo iſt dein Glück gemacht. Ich habe dir meinen wahren Namen und Stand anvertraut; bin ich erſt im Beſitz meiner Schätze, ſo trete ich als Königin auf, und beſolde dich als meinen Leibarzt. Käthchen wird dein Weib, Reichthum, Glück und Ehre erwarten dich bei deiner Rückkehr. Ich laſſe dir, wenn du dieß wichtige Geſchäft treu und gut beſorgt, bei deiner Rückkehr tauſend Kronen auszahlen."

„Ich bin Euch ewigen Dank ſchuldig, hohe Frau!" rief Martin. „Befehlt mir, wo ich Euern Kavalier ſuchen ſoll, und ich werde ſogleich fortwandern, und Alles, was Ihr mir aufgebt, nach beſten Kräften beſorgen."

„Wohl, das erwarte ich von dir! Ich kenne ja deine Treue und Ergebenheit, und du biſt des ſchönſten Lohns gewiß. Ach leider bin ich jetzt ſo arm, daß ich dir nicht einmal Reiſegeld bieten kann, und im Vertrauen zu dir, der Herzog behandelt mich nicht ſo, wie ich als Schweſter ſeiner Mutter, als ehemalige Königin von England erwarten durfte. Er läßt mich oft am Nothwendigſten Mangel leiden, obgleich ich ihm, auf ſein Begehr, erſt kürzlich meine fünf und zwanzig Tonnen Goldes zum Geſchenk verſchrieben habe, mit welchem Gelde er gegen ſeinen Vetter, den Kurfürſt Auguſt von Sachſen, Krieg beginnen und ſich die kurfürſtliche Krone erkämpfen will. Doch laß dir davon nichts merken. Wandere alſo wieder, wie erſt, mit deinen Medicamenten durch die Welt, ihr Verkauf wird dir deinen Unterhalt ſichern. Gehe zuerſt an den Hof des Biſchofs von Würzburg. Dorthin verſprach mir Zieritz bei unſerer Trennung ſich zu wenden, um durch einen Verwandten dort Dienſte zu ſuchen. Findeſt du ihn nicht dort, ſo wandere den Rheinſtrom hinab an die Höfe aller weltlichen und geiſtlichen Fürſten, die du dort findeſt. An einem derſelben triffſt du ihn gewiß an; denn er iſt ein guter Hofmann, und hat zweifelsohne in Ermanglung der Nachrichten von mir Dienſte an einem jener Höfe genommen. Auch iſt die Rheingegend ſein Vaterland und nicht Irland; wie der Herzog weiß. Doch darfſt du ſolches nicht verrathen. Sobald du ihn aufgefunden haſt, übergibſt du ihm dieſen Brief und geleiteſt ihn dann ſicher hieher nach Gotha. Verwahre das Schreiben aber ſorgfältig, daß es nicht in andere Hände kommt.“

Mit dieſen Worten übergab ſie ihm ein zuſammengebrochenes und wohl verſiegeltes Handſchreiben, jedoch ohne Aufſchrift, das er in ſeinem Buſen verbarg.

Am andern Morgen ſprach er noch Käthchen und küßte mit ihr dankbar die Hände der Königin. Das liebe Mädchen brachte die frohe Nachricht, daß ihr Vater, der, um ſie wieder abzuholen, angekommen ſei, mit dem Doktor Kühn die Hochzeit auf Weihnachten dieſes Jahres feſtgeſetzt, weil der junge Kühn erſt zu Michaelis ſeine Studien völlig abſolvirt habe. Bis dahin — ſo hoffen die Liebenden und verſprach die Königin — wären alle Hinderniſſe ihrer Vereinigung beſeitigt, und dem Leibarzte der Königin von England (denn daß dieß die fremde Dame war, hatte Martin ſeinem Käthchen nicht verſchweigen können) konnte der alte ehrſüchtige Greiner die Hand ſeines Töchterleins nicht verſagen.

Am Nachmittage wanderte Martin wieder mit ſeinem Reff beladen aus den Thoren des Grimmenſtein und richtete ſeine Schritte dem nahen Bergſtädtchen Waltershauſen zu, wo er noch einige Außenſtände einzukaſſiren und von da am folgenden Tag über das Gebirge zu ſteigen gedachte.

Es dunkelte ſchon, als der junge Balſamsträger in die Herberge zum Lamm eintrat; er war recht neugierig, wie ſich das Loos des ſchönen Lenchens in Bezug auf den geheimnißvollen Italiener geſtaltet haben möchte, und das Herz ſchlug ihm faſt hörbar, als er die ſteinernen Stufen hinaufſtieg. Aber da ward ihm kein freundlicher Empfang wie ſonſt. Meiſter Käſtner ſaß verdroſſen in einer Ecke, dankte kaum Martins höflichem Gruß und zog ein ſchiefes Maul auf deſſen Frage nach dem Befinden. Lenchen hatte gar verweinte Augen und ſah ſo jammervoll trübſelig aus, daß des treuherzigen Martins Mitleid erwachte und er mit liebevoller theilnehmender Stimme nach der Urſache dieſer Umwandlung und des Kummers fragte, der ſich ſo auffallend in ihrem Geſichte ausdrückte.

„Und das könnt Ihr fragen?“ verſetzte Lenchen mit einem bitterböſen Blick auf den Laboranten, der dieſem wie ein glühender Pfeil durch die Seele drang, „Ihr, der mein Unglück mit verſchuldet hat?“

„Ich?!“ rief Martin erſtaunt; „ich Euer Unglück verſchuldet, Lenchen? Ich begreife Euere Worte nicht, aber ſie ſind mir wie Centnergewichte auf's Herz gefallen. Erklärt Euch näher und ſagt, was Ihr meint.“

In dem Augenblicke hielt draußen ein Reiter, ſprang vom Pferde, eilte raſch die Stufen herauf und trat in die Stube. Lenchen fuhr bei ſeinem Anblick zuſammen, und ſagte dann zu Martin, auf den Eintretenden deutend: „Seht doch, da kommt Euer Helfershelfer. Laßt Euch die Antwort von ihm ſelber ſagen. Kein Menſch kann's beſſer als er.“

Martin erkannte in dem Neuangekommenen den herzoglichen Leibjäger Kliening, und begrüßte ihn.

Trotzig forderte dieſer ein Maas Wein und Lenchen ſetzte ihm das Verlangte ſchweigend hin.

„Nun Jungfer Demuth, die ſo gar nicht hoch hinaus, ſich mit geringem Looſe beſcheiden wollte, hat ſich der ſtarre Sinn gebogen?“ fragte der Leibjäger das Mädchen höhnend. „Ich denke, du läßt jetzt eher ein Wörtlein mit dir reden, als erſt, als dir der ſtolze Italiener den Kopf verrückt hatte?“ Lenchen ſchwieg.

„Ich glaube gar, du haſt dir von dem aufgeblaſenen Geſellen vorſchwatzen laſſen, er würde dich zu ſeinem Weibe machen und haſt deshalb dein Glück von dir geſtoßen! Nun wird es ſich bald ergeben müſſen, was hinter dieſem Herrn Lorenz und ſeinen

Ruhmreden ſteckt. Des Herzogs, meines gnädigen Herrn, Langmuth hat ein Ende; wenn ſich dein ſüßer Freund, mein Kind, nicht ſchleunig zum Ziel legt, ſo wird der Herzog nicht länger anſtehen, von ſeiner Gewalt gegen ihn Gebrauch zu machen, und ich habe den Befehl an den Amtmann bereits in der Taſche.“ Damit klopfte er, ein rohes Gelächter anſtimmend, an eine große Ledertaſche, die ihm an einem Riemen über die Achſel hing.

„Erklärt mir nur, wenn es Euch anders beliebt, werther Herr Kliening,“ nahm der Balſamsträger jetzt das Wort, „was alle dieſe Reden zu bedeuten haben; denn ich verſtehe davon ganz und gar nichts. Was iſt denn aus dem Herrn Lorenz geworden?“

„Darauf will ich dir dienen, Martin. Auf meinen unterthänigſten und pflichtſchuldigſten Bericht über Alles, was ich hier über den Italiener vernommen, worin ich mich zur Beſtätigung der Wahrheit auf dich bezog, trug mir unſer gnädigſter Herr auf, mich mit dem Herrn Lorenz des Beſten zu verſehen, und ihm jegliche Gnade unſeres Fürſten anzubieten; aber der ſtolze Wicht lachte mir kalt und höhniſch in's Geſicht, küßte Lenchen in meinem Beiſein, um mich zu ärgern, und rüſtete ſich zur Abreiſe. Ich eilte ſelbſt nach Weimar, um den Erfolg meiner Verhandlung zu melden, da machte der Herzog Gebrauch von der ihm zuſtehenden Macht und gab dem Amtmann auf Tenneberg Befehl, den Italiener ſofort feſtzunehmen, gefänglich niederzuſetzen und dann weiter zu befragen. Der Herzog hat ihm die Wahl gelaſſen zwiſchen Würden und Gnaden, ſo viel er begehrt, und der peinlichen Frage und ewigem Gefängniß. Was glaubſt du wohl, daß er gethan? — Er hat jeden Antrag unſeres gnädigen Herrn verworfen, und ſich trotzig und ſtörriſch gezeigt. So überbringe ich denn dem Amtmann den Befehl, den nichtswürdigen Buben auf die Folterbank zu legen."

„Auf die Folterbank!" ſchrie Lenchen, unterdrückte aber ſogleich ihren Schrecken und zog ſich in eine Ecke zurück, wo ſie dem fernern Geſpräch der beiden lauſchte.

„Da ſeid Ihr der Ueberbringer einer böſen Botſchaft," ſagte Martin gutmüthig. „Ich trage auch einen Brief bei mir, aber Gottlob! nicht von ſo ſchlimmem Inhalt. Im Gegentheil wird derſelbe nur gute Folgen haben."

Im Verlauf des Geſprächs verlangte der Laborant noch einen Trunk Wein; als Lenchen ihm den Becher kredenzte, bemerkte er, daß ſie todtenbleich war und wankte.

„Euch iſt unwohl, Lenchen!" rief Martin erſchrocken; „die arge Kunde hat Euch erſchüttert. Setzt Euch, ich will Euch ſchnell ein probates Medicament eingeben." Und dienſtfertig ſprang er, ſein Reff herbeizuholen, zog den unterſten Schrein hervor, öffnete denſelben, nahm ein Fläſchchen heraus und gab dem einer Ohnmacht nahen Mädchen mehrere Tropfen davon ein, die ihr die gewichenen Kräfte ſogleich wieder anfriſchten. In dieſem Schrein lag auch der Brief der Königin, und Lenchen ſah, wie Martin ihn zurückſchob, um das Fläſchchen herauszuheben.

Nach und nach füllte ſich die Stube mit mehr Gäſten, unter welchen ſich auch Hülſemann, der Schließer von Tenneberg, befand. Er brachte dem armen verzweiflungsvollen Lenchen Grüße von Lorenz, hatte dann von der kalten Schweigſamkeit des Italieners viel zu erzählen, und kam endlich auf die Alraunwurzel, deren Beſitz er wieder lebhaft wünſchte.

Nach einiger Zeit rief Lenchen den Balſamsträger bei Seite und klagte ihm heimlich, daß ſie ſeit langer Zeit ſchon faſt alles Schlafes entbehre, und dadurch von Kräften komme; ihr einziger Wunſch, ihre größte Sehnſucht ſei, einmal recht zu ſchlafen, und ſie bat ihn dringend, ihr einen Schlaftrunk zu geben. Der gutmüthige Martin händigte ihr ohne Zögern ein Fläſchchen ein, und bemerkte: „Nehmt Ihr davon drei oder vier Tropfen, ſo werdet Ihr ganz artig ſchlummern, bis die Sonne mit Euch die Augen aufthut; verſchluckt Ihr aber zehn bis zwölf Tropfen, ſo iſt kein Kanonendonner vermögend, Euch aufzuwecken.“

Freudig verbarg Lenchen die Phiole im Buſen, und Martin kehrte zur Geſellſchaft zurück.

Unter mancherlei Geſpräch verging der Abend.

Der Leibjäger that dem Laboranten den Vorſchlag, zuſammen in einer Kammer zu ſchlafen, den dieſer mit Freuden annahm. Lenchen kredenzte ihnen noch den Nachttrunk, einen Becher gewürzten Wein; ihre Hand zitterte. Der Hausknecht brachte dann die beiden Fremden zu ihrer Lagerſtätte, und die übrigen Gäſte empfahlen ſich allmälig. Der Wirth und ſeine Familie hatten ſich früher ſchon zu Bett begeben; Lenchen war allein noch munter. Ihre Wangen glühten im höchſten Purpur, ihre Augen glänzten mit einem ſeltſamen Ausdruck, ihr Buſen ſtieg und ſank heftig bewegt von der ſtürmiſchen Welle des Bluts, ein leiſes Zittern glitt über ihre Glieder und ihr ſchneller Schritt durch das Zimmer war unſicher. Bald ſtand ſie ſtill und horchte in die Nacht hinaus, bald lief ſie ſchnell, als könne ſie zu keinem rechten Entſchluß kommen. So ſchlich die Mitternachtsſtunde mit bleiernen Füßen vorüber; da, von dem dumpfen Ton der Glocke des Marktthurms aus ihrem ſtillen Brüten geweckt, entledigte ſich Lenchen ihrer Schuhe und ſchlüpfte in den weichen Strümpfen hinaus, und huſchte leiſer als ein Lüftchen die Treppe hinauf an die Schlafkammer der beiden Gäſte. Die hölzerne Haspel, womit die Thüre verſchloſſen war, wich dem Druck ihrer Hand, und durch einen Spalt ſo dünn und ſchmal, daß er nur der Paß eines Geiſtes ſchien, trat ſie hinein. Obgleich noch zitternd, drückte ihr Schritt doch feſte Entſchloſſenheit aus. Zuerſt horchte ſie nach den Betten hin, und als ſie ſich überzeugt, daß der den Beiden im Nachtbecher gereichte Schlaftrunk ſeine Wirkung thue, griff ſie raſch und kühn nach der auf dem Tiſche liegenden Brieftaſche des Leibjägers. Dieſe ſprang auf, und der verhängnißvolle Brief, der Befehl, der dem Geliebten, dem von ihr heiß angebeteten Manne blutige Qualen bereiten ſollte, lag in ihrer Hand. Doch damit war ihr wagiges Geſchäft noch nicht abgethan. Was nützte ihr der Brief, wenn Kliening den Mangel deſſelben morgen entdeckte und das Entwenden deſſelben ihr ſogleich ſchuld gab? Nicht vergebens hatte ſie in Martins unterſtem Schrein einen dieſem ganz ähnlichen Brief bemerkt. Mit nicht mehr Geräuſch, als das leiſe Nagen eines Mäuschens im Bettſtroh, löste ſie die Stricke, öffnete den Schrein und vertauſchte die beiden Briefe mit einander. Fieberglühend, mit bebender Hand ſchloß ſie Brieftaſche und Schrein wieder, band das letztere auf das Reff und ſchlich dann hinaus, wie ſie hereingekommen war. In der Wirthsſtube ſank ſie in die Knie und betete leiſe und inbrünſtig zu Gott, daß ihr Werk gelingen möge; dann legte ſie ſich nieder, aber kein Schlaf kam über ihre Augen, und die brennende Angſt wich nicht eher aus ihrer Seele, bis ſie am andern Morgen den Balſamsträger wohlgemuth von dannen ziehen und bald darauf den

Leibjäger mit ſeinem Briefe den ſteilen Weg des Tenneberg erklimmen ſah.

Der Amtmann erbrach das ihm überreichte Schreiben und las. „Was iſt das?“ rief er ſtaunend. „Das ſoll ein herzoglicher Befehl ſein? Seid Ihr toll geworden, Mann, mir ein ſolches Geſchreibſel zu übergeben?

Kliening verwunderte ſich ſeinerſeits nicht wenig über dieſe Reden. Der Amtmann legte dem Leibjäger die Schrift vor, und beide entzifferten mit großer Mühe folgendes: „Mein lieber Zieritz, ich grüß' dich mit Gott von Gotha zum Grimmenſtein. Nachdem ich auf der Reiſe viel Trübſal erfahren und in Liegnitz lange krank gelegen, bin ich endlich mit dem Herzog von Weimar zuſammengetroffen und habe ihn geſprochen in einem ſeiner Landſchlöſſer; hernach hat er mich mit großer Vorſicht, um mich vor den Nachſtellungen meiner vermeinten Feinde zu ſchützen, auf das Schloß Grimmenſtein bringen laſſen, wo ich ein gutes Leben führe. Der Herzog iſt ein leichtgläubiger Herr, mit wunderlichen Träumen und Gedanken behaftet; all' ſein Sinnen und Streben geht darauf, wie er das Kurfürſtenthum, das ſein Vater verloren, wieder gewinnen möge, und er pflegt ſich deßhalb einen gebornen Kurfürſten zu nennen. Er hat mir mein ganzes Mährlein geglaubt und will mit den Schätzen, die ich ihm zu liefern verſprochen, ſeinen Zweck erreichen. Nun hab' ich dich von Tag zu Tag erwartet, um mit deiner Hülfe den Schatz der Königin, der ja doch nach Deutſchland gekommen iſt, ausfindig zu machen. Vom Herzog unterſtützt, preſſen wir die Gelder heraus; das Uebrige wird ſich finden. Ohne dich kann ich aber das Spiel nicht lange forttreiben, zumal die Königin Maria von England auch todt iſt, und durch die Eliſabeth unſer Betrug leicht aufgedeckt werden könnte. Haben wir das Geld, ſo kann uns dieß gleich ſein; wir gehen wieder nach England. Ich bitte dich alſo ſehr, dich nach Empfang dieſes Briefs mit dem Ueberbringer deſſelben, einem mir treu ergebenen Menſchen, nach Gotha zu kommen. Du wirſt von des Herzogs Schloßhauptmann, der mich auch für die Königin, und dich für meinen Kavalier hält, ſehr ehrenvoll empfangen werden.

Anna."

„Hier iſt der Teufel im Spiel!" rief der Leibjäger. „Ich werde mit dieſem Briefe eiligſt nach Weimar zurückkehren und ihn dem Herzog vorlegen." Und ohne Verzug eilte er in die Stadt hinab, beſtieg ſein Pferd und ritt haſtig von dannen. Leuchen ſah ihm mit leuchtenden Blicken nach. Sie hatte doch für den Augenblick die Gefahr von des Geliebten Haupte entfernt, und ſie faßte die Hoffnung, der

Himmel werde ihr auch noch ferner beiſtehen und zu ſeiner Befreiung verhelfen.

Dem Leibjäger fiel erſt auf dem Wege ein, daß der Balſamsträger auch von einem Briefe geſprochen und es dämmerte die Ahnung in ſeiner Seele, daß dieß der dem Amtmann überreichte ſein könne; wie er aber in ſeine Taſche gekommen und wohin der ſeinige gerathen, konnte er unmöglich begreifen, und glaubte ſteif und feſt an des Teufels Mitwirkung in dieſer Sache.

Noch ſchlimmer war der Eindruck, den der Brief auf den Herzog machte, der die Schriftzüge ſogleich erkannte. Aus Kleinings Erzählung entnahm er, daß der Balſamsträger jenem den Brief in die Taſche geſteckt, um die Betrügerin auf eine geſchickte und verhüllte Weiſe zu entlarven. Der Herzog wüthete und gab ſchleunige und ſtrenge Befehle zur Verhaftung der falſchen Königin; an den Italiener Lorenz wurde gar nicht mehr gedacht; der Herzog war ganz allein mit dem ihm geſpielten Betrug beſchäftigt und um ſo mehr darüber entrüſtet, da er mehre ihm zugekommene Warnungsſtimmen unbeachtet gelaſſen hatte.

Und gleichſam, als ſollte dem betrogenen Fürſten von allen Seiten die Binde von den Augen geriſſen werden, erſchien Tags darauf ein Abgeordneter des Herzogs von Jülich am Hofe zu Weimar mit einem Credenzbriefe ſeines Herrn, und verlangte im Namen deſſelben die Verhaftung der vorgeblichen Anna. So wenig nun der Herzog auf ſolches Anſinnen eingegangen ſein würde, hätte er nicht ſelbſt den Beweis ihrer Schuld in Händen gehabt, ſo ſehr drang er nun auf ſofortiges Erfüllen dieſes Begehrens. Die Dame von England wurde ſchon am folgenden Tag in Haft gebracht und vor eine eigends vom Herzog beordnete Kommiſſion zum Verhör geſtellt. Hier blieb ſie auf ihrer frühern Ausſage, und ein zweites Verhör brachte ſie eben ſo wenig zum Geſtändniß. Nun erſt, nachdem der Herzog von einer größern Reiſe, die er meiſt aus Verdruß über dieſe Sache unternommen, zurückgekehrt war, wurde ſie auf das Schloß Tenneberg gebracht und dort eingekerkert. Ihr eigener Brief an Zieritz und die Verſicherung der fürſtlichen Räthe, daß der Herzog von allen ihren Praktiken unterrichtet ſei, warf ihre erkünſtelte Faſſung über den Haufen. Sie fiel auf die Knie und bat wehmüthig und um Gotteswillen den Herzog um Gnade. Doch waren ihre Bekenntniſſe ſo verworren, ſo unwahrſcheinlich und in ſpätern Verhören ſich ſo widerſprechend, daß ihre Lügenhaftigkeit einleuchtete; auch wurde von Seiten des Herzogs von Cleve dieſen Ausſagen widerſprochen. Aus den ſpätern Verhören ging endlich hervor, daß ſie eine natürliche Tochter des verſtorbenen Herzogs von Cleve ſei, merkwürdiger Weiſe mit demſelben Naturfehler, wie ihr Vater und deſſen übrige Kinder, ſo ſowie mit einer wunderbaren Aehnlichkeit mit der verſtorbenen Königin Anna von England begabt, mit welcher ſie übrigens noch Namen und auch faſt das Alter gleich gehabt habe. Sie ſei von ihrem Vater ſehr geliebt und in verſchiedenen Klöſtern erzogen worden. Später habe ſie ſich, vom Herzog gut ausgeſtattet, verheirathet; einige Jahre ſpäter habe ſie Wilhelm von Zieritz kennen gelernt, und ſei mit dieſem nach England geflohen, und dort, wenige Monate nach der Vermählung der Prinzeſſin Anna von Cleve mit dem König Heinrich, angelangt. In London habe ſie ſich an die Königin gewandt und ſei, von dieſer erkannt, in Dienſte genommen worden. Ebenſo Zieritz, der von der geſchiedenen Königin zu allen Geſchäften gebraucht worden ſei, und deren ganzes Vertrauen beſeſſen habe. Durch ihn habe die Königin vor ihrem Tode ihre Schätze nach Deutſchland bringen laſſen, um dieſelben ihren Neffen zuzuwenden, und Zieritz wiſſe allein, wohin dieſe Schätze gekommen ſeien. Nach Anna's Tode habe ſie Zieritz beredet, nach Deutſchland zu gehen, ſich für die verſtorbene Königin auszugeben und auf dieſe Weiſe die Schätze an ſich zu bringen. Zu dieſem Behuf habe er ihr geſchickt eine Wunde in der Stirn beigebracht, die eine der der Königin ganz ähnliche Narbe hinterlaſſen. In Polen habe ſie Zieritz verlaſſen, um ſich nach den Schätzen umzuſehen, mit dem Verſprechen, ſie in Weimar wieder aufzuſuchen.

Dieſe Ausſagen bekräftigte ſie mit hohen Eidſchwüren.

Der Italiener Lorenz hörte den alten geſprächigen Schließer Hülſemann oft von der Dame erzählen, von der ihn blos eine Mauer trennte, und die eine Königin von England ſein ſollte. Der wunderliche Greis, ganz erfüllt vom Glauben an Hexen, Zaubereien und andere übernatürliche Dinge, war ſehr geneigt, die eingekerkerte Dame aus England eher für die wirkliche Königin zu halten, als nicht und er unterließ nicht, dem Italiener dieſen Glauben ebenfalls beizubringen. In vertraulichen Mittheilungen verdammte Hülſemann den Herzog wegen ſeiner Strenge gegen die unglückliche Dame, und Lorenz, der ganz unſchuldig, dieſelbe grauſame Strenge an ſich ſelbſt erfahren hatte, ſtimmte dem Schließer bei, und war leicht überzeugt, die arme, ihm ſo reizend und ſo unglücklich geſchilderte Königin leide ſo ſchuldlos, wie er ſelbſt. Der Gedanke, ſich mit ſeiner hohen Leidensgefährtin zu befreunden, lag nahe, der zweite, mit ihr einen Racheplan gegen den Herzog zu verabreden, war der glühenden Leidenſchaftlichkeit des beleidigten Südländers angemeſſen. Er gab ſeinen Wunſch dem Schließer zu erkennen, und dieſer war bald gewonnen, ihn in der Nacht zu der

Königin zu führen. Um ſich übrigens ſo viel als möglich vor übeln Folgen zu ſichern, unterrichtete er die Dame nicht von dem ihr bevorſtehenden Beſuch, ſondern ließ in der Mitternachtsſtunde den Italiener in ihr Gefängniß.

Der Strahl des ſich ſeiner Fülle nähernden Mondes zitterte durch das hohe Gitterfenſter und goß einen bleichen Schein auf Lorenzos hohe düſtere Geſtalt. Anna ſchlief auf ihrem Lager; Lorenzo berührte ihren Arm; ſie erwachte und ſchrie laut auf bei ſeinem Anblick.

„Beruhigt Euch,“ ſagte der Italiener. „Ihr habt von mir nicht Uebles zu fürchten, vielmehr bin ich gekommen, mich mit Euch über die Vergeltung des Uebels zu beſprechen, das Euch angethan wird.“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte Anna ängſtlich und an allen Gliedern zitternd, „und wie ſeid Ihr in mein Gefängniß gekommen?“

„Wer ich bin und wie ich zu Euch gelangt, hat vor der Hand nichts damit gemein, was ich mit Euch zu ſprechen habe. Ihr werdet ſpäter ſolches immer noch zeitig genug erfahren. Ich verſichere Euch vorläufig, daß ich mächtig und reich genug bin, um Euch zu helfen, ſo ihr wirklich eine Königin von England ſeid. Sagt es aufrichtig und ohne Rückenthalt, ſeid Ihr eine Königin und werdet von dem ſchändlichen Herzog unſchuldig eingeſperrt? Wahrlich dann ſoll bald Gold genug zu Euerer Verfügung ſein; ich werde Euch aus dieſem Gefängniß führen, und Euch alle Mittel verſchaffen, den Herzog zu vernichten. Wenn Ihr aber die nicht ſeid, für die Ihr Euch ausgegeben, ſo hofft nicht, mich zu hintergehen; ich würde gar bald die Wahrheit erforſchen und Euch den mir geſpielten Trug ſchlimm vergelten; ja wahrlich, ich könnte Euch erwürgen. Sagt mir demnach die Wahrheit."

Die ſchwer geängſtigte Frau erhob aber ſtatt der Antwort ein furchtbares Geſchrei; aus ihren Augen leuchtete Entſetzen; ſie ſtreckte die Arme abwehrend vorwärts und geberdete ſich wie unſinnig.

„Was habt Ihr denn vor?" rief Lorenz ärgerlich. „So ſchweigt doch!" Und unwillkührlich faßte er ſie bei der Hand, um ſie zu beruhigen. Sie verſtummte zwar in demſelben Augenblick, that aber auch keinen Athemzug mehr und bewegte kein Glied. Jetzt überkam das grauſige Entſetzen den Italiener. „All' ihr Heiligen ſteht mir bei! Sie iſt todt!" rief er verzweiflungsvoll. Und ohne lange Betrachtungen anzuſtellen, floh er mit geſträubtem Haar aus dem Kerker. Hülſemann erwartete ihn draußen und wollte viel erzählt haben; Lorenz ſpeiſte ihn aber mit den Worten ab: „Sie iſt eine verſtockte Sünderin."

Aber nicht der Tod, ſondern eine Ohnmacht war es geweſen; und als der Schließer am andern Morgen in Anna's Kerker trat, ſtarrte ihm ein bleiches entſtelltes Geſicht, ein in unheimlichem Wahnſinn glühendes Auge entgegen. Aus ihren verwirrten Reden ging hervor, daß ſie den Italiener für den Fürſten der Finſterniß ſelbſt gehalten hatte. Dieſer Täuſchung froh, holte der Diener, auf ihr dringendes Geſuch, den Amtmann herbei. In einem wildaufgeregten Zuſtande erzählte ſie, daß der Teufel in der verwichenen Nacht bei ihr geweſen, ihr viel Geld und ſeinen Beiſtand angeboten, ſie hart angegriffen und zu erwürgen gedroht habe, wenn ſie nicht die Wahrheit ſage. Sie wolle alſo Alles geſtehen, was ſie bis jetzt verheimlicht, um vor dem böſen Feinde Ruhe zu haben. Man ſolle ſie deshalb wieder verhören. Auch ſchwur ſie, wenn man nicht Wächter bei ihr laſſe und ihr des Nachts kein Licht gebe, ſo würde ſie ſich um's Leben bringen, um den Nachſtellungen des Satans zu entgehen.

Der Amtmann berichtete dieſe Ausſagen nach Weimar; ſie machten die Sache nur noch ernſter. Der Scharfrichter von Jena erhielt Befehl nach Tenneberg zu gehen, um, wenn es nöthig, die Gefangene peinlich anzugreifen. Bei dieſer Gelegenheit kam dem Herzog auch der verſtockte Adept wieder in den Sinn; er ſchickte einen ſeiner vertrauten Räthe nach Tenneberg, um ihn zu verhören, mit der Verwarnung, der nächſtens erſcheinende Scharfrichter werde ihn peinlich fragen, wenn er ſein Geheimniß nicht entdecke. Lorenz beharrte bei ſeinem Schweigen und höhnte des Herzogs Abgeordneten in's Geſicht. Dieſer verließ das Gefängniß des Italieners mit der Drohung, daß der Scharfrichter bei ihm alle Grade der Tortur anwenden ſolle, und Hülſemann brachte dem trauernden Lenchen dieſe ſchreckliche Nachricht.

Zu den trübſeligen Geſichtern im goldenen Lamm geſellte ſich am folgenden Tage noch ein ſolches; es war das Martin Weißdorn, der von ſeiner langen und beſchwerlichen Wanderung zurückkehrte. Schon auf dem Wege hatte er von der Einkerkerung der von ihm ſo hochverehrten Dame aus England gehört; denn in ganz Thüringen und den benachbarten Ländern ſprach man allgemein von dieſer ſeltſamen Begebenheit. Die Kümmerniß, daß er die Länder durchpilgert war, und die ihm von der Königin genannten Höfe beſucht hatte, ohne den Kavalier Wilhelm von Zieritz aufgefunden zu haben, daß er, Alles auf dieſe Nummer ſetzend, ſein kleines Hab und Gut für die Reiſekoſten hingegeben, war durch die Nachricht vom Unglück der Königin noch um ein Bedeutendes erhöht worden; all' ſeine Hoffnungen waren vernichtet und die Erfüllung ſeiner ſchönſten Wünſche, die ihm ſo nah gelächelt, war ihm ganz aus dem ſchmerzumflorten thränenfeuchten Auge gerückt. In dieſer Stimmung trat er mit ſeinen

Schreinen, die ſo leer waren, wie ſein Herz freudearm, in die wohlbekannte Herberge. Da ſaß Meiſter Hülſemann hinter dem Bierkruge, um die Hitze, die die Auguſtſonne in ihm erzeugt, abzukühlen. Lenchen war blaß und leidend, die Blüthe ihrer Schönheit vom Wurm des Grams zerfreſſen. Sie erſchrak beim Anblick des Balſamsträgers, doch beruhigte ſie ſich, als dieſer nichts gegen ſie erwähnte.

Martin erkundigte ſich gleich nach der engliſchen Dame, und befragte den Schließer um den Grund einer ſo harten Behandlung, von Seiten des Herzogs.

„J Martin," verſetzte der Alte, „wie Ihr doch ſo fragen könnt, um uns was weis zu machen und Euern Undank an Euerer Wohlthäterin vor den Augen der Welt zu verbergen, da mir doch recht gut bekannt iſt, wie Ihr es ſeid, der die Dame verrathen, und in ſolche Noth gebracht hat."

„Bin ich denn behext?" rief Martin unwirſch auffahrend. „Als ich das letztemal hier war, und kaum den Fuß in die Stube geſetzt hatte, gab mir Lenchen dort auf den Kopf ſchuld, ich habe den Herrn Lorenz verrathen und in's Gefängniß gebracht, und jetzt hab' ich mich ebenfalls kaum verſchnauft, ſo beſchuldigt Ihr mich gar, daß ich die gute engliſche Königin in's Unglück gebracht! ich, der ich ihretwegen die Länder durchzogen bin, mein Geld zugeſetzt, mir meine neue und gute Kundſchaft verſchlagen habe, ich ſoll ſie treulos verrathen haben! Ich möchte närriſch werden über dieſe Beſchuldigung."

„Nun ſo tobt nur nicht alſo, Martin! Was weiß ich! Mir hat der Leibjäger Kliening geſagt, Ihr hättet ihm einen Brief der Königin ausgeliefert, worauf ſie ſogleich gefänglich niedergeſetzt worden ſei."

„Der Teufel vergelt ihm die Lüge! den Brief der Königin hab' ich noch in meinem Schrein und gedenke ſolchen in keine andern Hände als in ihre eigenen zurückzuliefern, aus welchen ich ihn empfangen habe."

„Zürnt mir darob nicht! Ich ſagt' es, wie ich's gehört. — Habt Ihr auch das Galgenmännlein noch?"

„Das werd' ich nimmer von mir thun."

„Ihr glücklicher Mann!"

Der Schließer brach auf, und Lenchen rückte zu dem betrübten Balſamsträger. Er hörte es aus ihrem Munde beſtätigt, daß er allgemein für den Verräther der engliſchen Dame gelte, aber die Verſicherung, daß ihn die Gefangene ſelbſt dafür halte, wie Lenchen aus dem Munde derſelben gehört haben wollte, brachte ihn zur Verzweiflung; er weinte laut, wie ein Kind.

„Ihr könnt die Dame leicht vom Gegentheil Euerer Geſinnung überzeugen, und ihr Euere Treue und Ergebenheit auf's neue bethätigen," flüſterte Lenchen dem Troſtloſen zu.

„Ja, wenn ich ihr ihren Brief wieder einhändige," verſetzte Martin.

„Das wird Euch ſchwerlich gelingen; denn man wird Euch auf keinen Fall zu ihr laſſen. Auch wäre das eben keine allzuſtarke Probe Euerer Ergebenheit."

„Nun was meint Ihr denn, Lenchen? Ich bin bereit Alles zu thun. Die gute Dame war ja meine einzige Hoffnung auf der Welt, und ſie hat ſich mir gnädig erwieſen, und würde mich zu einem großen Manne gemacht haben, wenn ihr das Unglück nicht begegnet wäre."

„Ihr könnt Alles wieder gut machen, Martin. Ich habe mit der Dame geſprochen; Hülſemann hat mich zu ihr geführt, und ich habe ſie auch ſehr lieb gewonnen; auch mir hat ſie ſich ſehr gnädig gezeigt, ſo daß ich keinen Wunſch weiter habe, als ſie glücklich zu ſehen. Und dieſen Wunſch könnt Ihr ganz allein erfüllen."

„Aber ſo ſagt doch — ich bitt' Euch um Gotteswillen! — was ſoll ich thun?"

„Ihr ſollt ſie aus dem Kerker befreien und von dannen führen, wohin ſie Euch befiehlt, und wo ihr dann Hülfe und Beiſtand, Macht und Anſehen wird."

„Ich ſie befreien!" rief der Laborant erſtaunt.

„Wie ſoll ich armer und ſchwacher Menſch ſolches ausführen?“

„Das will ich Euch wohl ſagen. Schenkt dem alten Schließer Hülſemann Euer Erdmännlein und er öffnet der Dame dafür heimlich den Kerker.“

„Wie? das thäte er!“ rief Martin überraſcht und ein Hoffnungsſtrahl blitzte über ſein düſteres Geſicht.

„Ich habe ſchon mit ihm geredet. Der Handel muß aber durch mich gemacht werden. Vertraut mir die Wurzel an; ich werde Alles ausführlich mit ihm beſprechen und Euch dann berichten. Wollt Ihr Euerer gütigen Herrin das Opfer bringen?“

„Mit Freuden!“ rief der Balſamsträger, und holte die Kapſel herbei, drückte ſie dem Mädchen verſtohlen in die Hand und lächelte ſelig vor ſich hin, während ſich Lenchen eilig entfernte.

Am Abend gab ſie ihm einen Wink. Er folgte ihr. —

„Der Schließer iſt den Handel wohl zufrieden. Ihr ſollt nur für ein Wägelein und ein Pferd ſorgen, womit Ihr in einer beſtimmten Nacht am Fuße des Schloßberges wartet. Ich werde Euch die Dame dann zuführen und mit ihr fliehen; denn weder ich, noch Ihr dürfen uns je mehr in Waltershauſen ſehen laſſen.“

„Was liegt daran!“ meinte Martin; „aber woher ſoll ich ein Wägelein und ein Pferd nehmen?

Der Doktor Kühn hat ein ſolches Geſchirr, worin er zuweilen über Land fährt, aber er wird es mir nun nicht geben."

„Vielleicht wenn Ihr ihn einen Brief brächtet vom alten Greiner oder von Käthchen, die ja der junge Doktor beirathen ſoll."

„Das iſt wahr; aber der Doktor kennt mich ja und hält mich auch für den Verräther der Königin."

„Ihr müßt Euch verkleiden oder einen Andern hinſchicken."

„Ja das geht!" rief Martin froh. „Lenchen, Ihr ſeid doch mein guter Engel."

In derſelben Nacht noch brach er auf und zog in ſtarken Eilmärſchen ſeiner Heimath zu.

Am folgenden Tag in Oberweißbach angekommen, wußte er ſich durch eine alte Baſe ſogleich eine heimliche Unterredung mit Käthchen zu verſchaffen. Das arme gequälte Kind hatte auch ſchon von der Einkerkerung der Königin gehört und alle Hoffnung aufgegeben, ihren geliebten Martin je zu beſitzen. Da trat er plötzlich vor ſie und ließ die Frühlingsſproſſen ſeiner Hoffnungen von neuem grünen und blühen und bauete aus den üppigen Zweigen und Blättern derſelben ein duftendes Luſtſchloß vor ihre ſich erheiternden Blicke.

„Ich rette die Königin," rief er leuchtenden Augs, „bringe ſie an den Hof des deutſchen Kaiſers, der ihr beiſteht gegen den Herzog von Weimar und mich gut belohnt; ich werde ihr Leibarzt und führe dich als mein Weibchen heim. Und das Alles ſchnell zu verwirklichen, hängt von dir ab.“ Er entwickelte der horchenden Jungfrau mit feuriger Beredſamkeit ſeinen Plan. Käthchen ſolle ihm einen Brief an den Doktor Kühn in Gotha ſchreiben, worin ſie ihn erſuchte, ihr ſein Wägelein zu ſchicken, weil ſie geſonnen ſei, bei dem ſchönen Sommerwetter eine Reiſe nach Gotha zu machen, und dort gleich bis zu Michaelis zu verharren, wo ihr Verlobter von der Univerſität heimkehrte. Käthchen ſträubte ſich erſt gegen den Vorſchlag, aber endlich gab ſie Martins dringenden Bitten nach, einſehend, daß dieß der einzige Rettungsweg für die Königin und ſie ſelbſt ſei. Noch denſelben Abend ſchrieb ſie den Brief, die ihres ſchreibeunkundigen Vaters ganze Korreſpondenz beſorgte, und am andern Morgen trabte Martin wohlgemuth Gotha zu.

Die Strapazen ſeiner großen Reiſe, Kummer und Angſt hatten ſchon viel an ihm verändert, dazu kam ſeine alte Balſamsträgerskleidung und endlich die Mühe, die er ſich gegeben, ſich ſo viel als möglich zu entſtellen, machten ihn dem Doktor unkenntlich. Das Wägelein wurde gern zugeſagt und hergerichtet, und am andern Morgen fuhr Martin damit zum Thore hinaus nach Waltershauſen zu.

„Es iſt gut, daß ihr kommt, ſagte Lenchen, „morgen ſoll die arme Dame auf die Marterbank gelegt werden; der Scharfrichter von Jena iſt ſchon auf dem Tenneberg angelangt. Dieſe Nacht führen wir die hohe Frau davon.“

Lenchen hatte noch vielerlei zu beſorgen, und erſt als es ſchon dunkel geworden, raunte ſie ihm zu: „Punkt zwölf Uhr am Schloßberge auf dem Wege nach Tabarz!“

Martin ſchirrte das Pferd an und brach auf, als müſſe er weiter und fuhr zum Waldthore hinaus. In einem Gebüſch auf der Höhe hielt er das Fuhrwerk verſteckt, und zählte mit hochklopfendem Herzen die von dem Marktthurme der Stadt heraufhallenden Stunden. Die zwölf Schläge der Mitternacht erreichten ihn an der beſtimmten Stelle. Sehnſüchtig blickte er nach dem durch die Dunkelheit nur matt durchſchimmernden Schloſſe hinauf, ein leiſes Fröſteln flog über ſeine Glieder. Aber noch hatte er keine halbe Stunde geharrt, als zwei Geſtalten vor ihm auftauchten.

„Jetzt ſchnell, Martin, über das Gebirge nach Würzburg zu!“ flüſterte Lenchens Stimme dringend; einen Augenblick ſpäter ſaßen die beiden Damen im Wägelein und Martin trieb das Roß an. Raſch ging's durch die Nacht von dannen, kein Wort wurde gewechſelt. Oft war's dem Laboranten ganz unheimlich zu Sinne. Der Tag traf ſie ſchon jenſeit des Gebirgs im Werrathal auf der Straße nach Franken. Martin wagte einen Blick zurück in den

Wagen — die Zügel entfielen ſeiner Hand und Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht; ſtatt in die freundlichen Züge der Königin ſtarrte er in das ſtolze Geſicht des Herrn Lorenz, das von einem ungeheuern ſchwarzen Barte überſchattet war.

„Heiliger Gott!" ſtöhnte der betrogene Laborant, ſobald ihm der ungeheuere Schrecken nur einen Laut hervorzubringen verſtattete.

„Martin," nahm der Italiener jetzt das Wort, „du ſiehſt, daß du nicht die vorgebliche Königin von England, ſondern mich aus dem Gefängniß gerettet haſt. Es wird ſich zeigen, wer dich beſſer für dieſen Dienſt belohnen kann und wird. Gib jene Frau auf, guter Burſche, an welche du dein Schickſal etwas leichtſinnig geknüpft, und die dich hintergangen und betrogen hat, wie den Herzog. Schließe dich dafür an mich an; ich bin überzeugt, daß dir meine Sterne mehr Glück bringen. Laß Alles fahren, was hinter dir liegt; zurückkehren darfſt du doch nicht mehr in dein Vaterland — und wende dich vertrauensvoll der Zukunft zu. Jene betrügeriſche Frau konnte dir nichts helfen — ich kann es."

Was blieb dem armen niedergeſchmetterten Laboranten übrig? Seufzend entließ er die letzte Hoffnung aus ſeiner Bruſt, dachte noch einmal ſchmerzlich an Käthchen und trieb dann das Pferd wieder an.

An der Grenze des Bisthums Würzburg erwartete ſie des Italieners Diener; das Wägelein wurde durch einen Boten nach Gotha zurückgeſchickt. Lenchen, die bis jetzt zitternd geſchwiegen, wurde munter und geſprächig, wie ſonſt. Ihr Auge hing zärtlich an Lorenzo's Geſicht, der den Arm um ſie geſchlungen, verliebte Dinge mit ihr plauderte, und nur der arme getäuſchte Martin war ſtumm und zeigte eine düſter umwölkte Stirn.

Ein Jahr war wieder vergangen. Der Herbſt gilbte die Blätter des Thüringerwaldes und die Tage begannen unfreundlich zu werden, da ritten eines Abends zwei ſtattlich aber ausländiſch gekleidete Männer den Berg hinab nach Oberweißbach zu. Im Dorfe hielten ſie vor Landolf Greiners hohem Hauſe. Der erſte ſprang von ſeinem edeln Thier und gab die Zügel deſſelben dem Andern, und verfügte ſich raſchen Schritts in das Innere. Ein blaſſes Mädchen ſaß am Fenſter und ſchauete neugierig nach der ſich öffnenden Stubenthüre. Der alte Landolf erhob ſich ehrerbietig aus dem Sorgſtuhl am Ofen und nahm das bunte Pelzkäppchen ab.

„Käthchen!“ flüſterte der ſchlanke blühende Reiter.

„Martin!“ rief das Mädchen aufſpringend. „Iſt's möglich! Biſt du's?“

„Ich bin's,“ verſetzte jener, und zu dem alten

Laboranten gewandt, deſſen Geſichtszüge ſich bedeutend in die Länge gezogen hatten fuhr er fort. „Aber nicht der arme Balſamsträger Martin Weißdorn ſteht vor Euch, Meiſter, ſondern der reiche Doktor Spinalba, der in Bologna die Arzneikunde ſtudirt und ſich dort den Doktorhut mit Ehren erworben hat, wie noch wenig deutſche Aerzte. Und als ſolcher bin ich gekommen, um Euere Tochter anzuhalten, wie Ihr einſt begehrt habt.“

Staunend horchte der Alte.

„Biſt du denn nicht der Mann des ſchönen Lenchens von Waltershauſen, mit welcher du geflohen, Niemand wußte wohin?“ fragte Käthchen tief auffahrend.

„So haſt du denn an meiner Treue gezweifelt,“ fragte Martin.

„Mußte ich denn nicht, als ich ſo bittere Schmach erfuhr, mich von dir hintergangen zu ſehen!“

„O Käthchen, ich habe dich nicht betrogen, nicht hintergangen; ich war dir treu, und die Liebe zu dir hat mich aus Italien zurückgetrieben, doch erſt laß mich mit deinem Vater fertig werden, hernach will ich dir Alles erzählen und erklären.“ Und wieder zum Alten gewandt fuhr er fort: „Zur Beglaubigung meiner Ausſage,“ fuhr der Doktor fort, „ſeht hier meine Zeugniſſe und Diplome und was mehr als Alles Andere, ſeht dieſes.“ Mit den Papieren zog er einige ſchwere Stücke Metall hervor, die der alte Greiner mit ſeltſamen Gefühlen beim Schein des Lichts für pures Gold erkannte.

„Es iſt nur ein kleiner Theil meiner großen Schätze,“ ſagte Martin lächelnd. Das Erſtaunen des alten Starrkopfes ſtieg immer höher. „Werdet Ihr mir Eure Tochter zum Weibe geben?“ fragte Martin. „Ich weiß, daß ſie noch frei und ledig iſt.“

„Ich finde es billig von Euch,“ entgegnete Greiner, „daß Ihr dem Mädchen einen andern Doktor zum Manne verſchafft, da Ihr ſie um den erſten durch die ſchlechte Geſchichte mit dem Wagen des Doktor Kühn gebracht habt.“

„Wie? das iſt der Grund, weshalb ſich die Heirath zerſchlagen?“ rief Martin froh.

„Ei freilich! das war ein ſchlimmer Handel, den ich Euch kaum vergeben kann, und um deswillen der Doktor Kühn allen Umgang mit uns abgebrochen hat.“

„Dann ſei Lenchens Einfall noch jetzt geſegnet!“

„Aber wie biſt du denn nun ſo ſteinreich geworden, Martin, und ein vornehmer italieniſcher Doktor dazu?“

„Das will ich Euch erklären. Von dem hochmüthigen Italiener, der in Waltershauſen lag, und nachher auf Schloß Tenneberg im Gefängniß ſaß, hab' ich dir ſonſt ſchon erzählt.“

„Ja. Er war plötzlich verſchwunden, Lenchen und du. Da hieß es, du ſeiſt mit dem Lenchen auf und davon gegangen. Der Italiener aber ſei der leibhaftige Teufel geweſen. Wie hab' ich mich gegrämt, und wie viel hab' ich ertragen müſſen, wegen des Briefes, den du mir abſchwatzteſt!"

„Die Zeit des Trübſals iſt vorüber!" rief Martin, ſie umarmend. Und nun begann er ausführlich zu erzählen, wie ihn Lenchen hintergangen, und wie ihm dann kein Ausweg weiter geblieben ſei, als mit dem glücklichen Paare nach Italien zu gehen.

„Herr Lorenzo Lulli — dieß war der eigentliche Name des Mannes, der hier für den Teufel gilt" — fuhr er dann fort, „war ein Bürger Venedigs, und nach jener Weltſtadt ging unſere Reiſe. Ein Pallaſt nahm uns auf; er gehörte dem Signore Lulli. Bald wurde mir das Geheimniß klar. Dieſer Venetianer war ein ſehr reicher Goldſchmied und Adept, und hatte ſeine unermeßlichen Schätze aus unſern Thüringer Bergen geholt. Ja, er war einer jener geſchickten Männer, die aus einem gewiſſen Sande, der in einigen Thälern des Inſelberges gefunden wird, das reinſte Gold ſchmelzen, und von denen ſich die Gebirgsbewohner viel Wunderbares erzählen. Vergeblich hatte ihm der Herzog von Weimar ſein Geheimniß abzwingen wollen und ihn in's Gefängniß legen laſſen, vergebens ihm mit der Folter gedroht.

Lulli hatte Lenchen geliebt und er heirathete ſie, der er ſeine Rettung verdankte. Mich, das Werkzeug in des ſchlauen Lenchens Hand, ließ er in Bologna ſtudiren und wendete vieles Geld an mich. Die ſtille Hoffnung, dich, mein theueres Käthchen, doch noch zu beſitzen, ſpornte mich zum angeſtrengteſten Fleiß, und dadurch und meine früheren Kenntniſſe gelang es mir, vor einigen Wochen den Doktorhut zu erwerben. Hierauf lehrte mich, um ſeiner Dankbarkeit die Krone aufzuſetzen, Lulli das Geheimniß, das Gold aus dem merkwürdigen Sande zu ſchmelzen, und gab mir alle Kennzeichen deſſelben an. Ich flog nach Deutſchland und gönnte mir eher keine Raſt, bis in den Thälern des Inſelbergs, wo ich bald den Sand fand und ſchmolz. Die Früchte meiner Mühe liegen vor Euch."

„Beim Aesculap!" ſchmunzelte der alte Greiner, „was können wir da für Goldwaſſer präpariren! Wir fertigen es nun zuſammen und du gibſt deins nicht mehr für eigene Erfindung aus. Nicht wahr? das iſt die einzige Bedingung, die ich mache."

„In Gottes Namen!" ſagte Martin, und Käthchen ſank überſelig in ſeine geöffneten Arme.

„Was iſt denn aber aus der armen Königin von England geworden?" fragte der Glückliche mit Theilnahme.

„Sie ſitzt immer noch in einem feſten, eigens für ſie gemauerten und gewölbten Gefängniſſe auf dem

Schloſſe Tenneberg, wie ich in den Thälern des Inſelberges gehört habe. Sie ſoll doch eine arge Betrügerin und Sünderin ſein. Nun Gott vergeb' ihr die Schuld und ſei ihr gnädig!"

„Amen!" ſagten die Andern mit gefalteten Händen. —

Das Wunder von den Zöpfen.

Novellette.

Es iſt ebenſo unausſtehlich, als unbegreiflich, unter den Eiferern gegen den Papſt, Görres und die Jeſuiten auch Dichter zu erblicken, die doch, wenn ſie ihren wahren Vortheil und den der Sache, der ſie dienen, recht verſtänden, auf Seiten der römiſch-romantiſchen Helden, dieſer mittelalterigen Kämpen und Recken ſtehen müßten. Wer hätte es denn nicht mit Schmerzen bemerkt, daß der ſociale Zuſtand unſeres Lebens von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr verſandet und vertrocknet, weil ihm alle romantiſchen Bäche abgegraben, alle poetiſchen Quellen verſtopft ſind? Das dornige Geſtrüpp der Kritik wächſt allein noch auf den Steppen, wo ſonſt der grüne Raſen der Poeſie glänzte, wo die blauen Blumen der Legenden und Sagen, ſo wie der Baum der Wunder und der Begeiſterung ihren narkotiſchen Duft ſtreueten. Der Verſtand will ſich als Tyrann über Deutſchland aufwerfen und die ſüße Schwärmerei der Gefühlsherrſchaft verdrängen; es ſoll überall heller, proſaiſcher Tag werden, und doch ſind

Dämmerung und Nacht allein wahrhaft poetiſch. Dieſe modernen Aufklärer, wie David Strauß und Conſorten, haben aller Romantik, ja aller Poeſie überhaupt den Tod geſchworen. Zwar zeigen ſie in der Perſpective eine neue Poeſie. Aber lieber Himmel, was kann uns denn aus den Keſſeln für eine Poeſie ſteigen, in welchen der Dampf für die Locomotive, der Runkelrübenzucker, das Siderallicht und die Hegel'ſche Schule präparirt werden? Ich lobe mir den Keſſel der Zauberküche in Göthe's Fauſt, und der Papſt und Görres ſind meiner Meinung. Dem Verfall der mittelalterigen Romantik vorzubeugen, haben ſie ſich ritterlich verbunden und zuſammengethan; es ſchmerzt die begeiſterten Männer, daß das Zeitalter ſeufzend ſpricht:

„Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben, und kalt und farblos liegt es vor mir da." Sie ſäen deßhalb fleißig wieder die Wunderblume an, pfropfen neue Reiſer auf den alten Baum, wollen das Leben wieder roth färben, und uns wieder warm machen. Sie ſind Paladine der Poeſie, und deßhalb werden ſie von einem hochgeſtellten Poeten pouſſirt, und Görres iſt von ſeinem poetiſchen Herrn zum Ritter geſchlagen worden. Alle Poeten Deutſchlands ſollten zu ihrer Fahne ſchwören, damit das alte Reich der Poeſie wieder neu begründet werde.

Am liebſten ſind mir die Legenden und Wundergeſchichten. Sie entſprechen der vorherrſchenden

Neigung des Deutſchen zum lyriſchen Roman. Und ich will hoffen, daß nun die Zeit nicht mehr fern ſei, wo wieder Wunder auf Wunder geſchehen, und unſere nüchtern gewordenen Seelen wieder mit jenem ſüßen Rauſche und Schauern der Begeiſterung erfüllt werden, wie ſie nur ein gut ausgeführtes Wunder, das einem ſtarken ſpaniſchen oder ſiciliſchen Weine gleicht, hervorrufen kann. Mir iſt eine Wundergeſchichte von ein Paar Frauenzöpfen bekannt, die mir ein alter Tyroler Teppichhändler, der meine Paſſion kannte, erzählt und die mich ſehr gerührt und erbaut hat. Dieſer fromme und vom Geiſte der Volkspoeſie erfüllte Mann, erzählte mir die Geſchichte Abends bei einer Flaſche Wein. Sein zwanzigjähriger Sohn, der ihn auf ſeinen weiten Reiſen begleitet, ſaß dabei, und machte ein ungläubiges impertinent-lächelndes Geſicht zu den Worten ſeines Vaters, erlaubte ſich aber nicht eine Sylbe drein zu ſprechen. Am folgenden Tage mußte ich zu meinem großen Leidweſen erfahren, wie ſehr dieſer junge Menſch von der Aufklärungsſucht der norddeutſchen Städte, in denen er ſich aufgehalten, verdorben worden war. Doch ich will nicht vorgreifen, ſondern nach der Zeitfolge wiedergeben, was ich ſowohl aus dem Munde des Vaters, als auch aus dem des Sohnes gehört habe. Der gläubige und poetiſche Leſer wird dann von ſelbſt wiſſen, auf weſſen Seite er ſich mit mir zu wenden hat.

Der Alte erzählte: In einem baieriſchen Grenzdorfe oben im Gebirge war ein frommer tüchtiger Mann Dorfrichter. Sein Name Valentin Stöckel. Er hatte eine reiches Anweſen und war auch ſonſt wohl begütert. Seine beiden Söhne hatte er groß gezogen. Der älteſte diente als Landdragoner in München; der andere war im geiſtlichen Lyceum zu Innſpruk, um zu ſtudieren; denn, wie ſchon geſagt, der alte Herr war fromm, und wollte Gott zum Ruhme und ſeinem Hauſe zu Ehren einen ſeiner Söhne zum Prieſter weihen laſſen. Da ging ſein chriſtliches Eheweib zu den himmliſchen Freuden ein, und der ehrenfeſte Herr Valentin gedachte ein einſamer Wittmann zu bleiben bis an ſein eigenes ſeliges Ende. Inzwiſchen ereignete es ſich, daß er einige Jahre ſpäter eine kleine Reiſe zu ſeinem Sohne nach München machte, und auf der Heimfahrt in einem Dorfe bei Freunden einkehrte. Und hier wurde ſein Herz vom ſittſamen frommen Weſen einer ehrbaren Jungfrau alſo gerührt, daß er ſie von ihren Brüdern — denn Eltern hatte ſie nicht mehr — zum Weibe begehrte. Dieſe wußten die Ehre zu ſchätzen, und ſo brachte mit dem nächſten Oſtern Herr Valentin die fromme Babet als Frau in ſein Haus, und beide führten einen erbaulichen Lebenswandel. Wie nun aber der Böſe immerdar bemüht iſt, Unkraut in den Waizen zu ſehen, ſo war er auch hier bei der Hand, als er dieſen Acker ſo gut beſtellen ſah. Aber es half ihm nichts, dem alten Erbfeind; er mußte mit Schimpf und Schande wieder abziehen. Welcher liſtigen Mittel er ſich bediente, Herrn Valentin zuzuflüſtern, ſeine junge Frau ſei eine treuloſe Ehebrecherin, weiß ich nicht, er findet ja überall böſe Geſellen, die ihm dienen. Genug, es wurde dem guten Manne hinterbracht, ſeine Frau habe einen Buhlen, mit welchem ſie, wenn der alte Eheherr des ſüßen Schlafes genieße, gottloſen Handel pflege. Herr Valentin hatte von Stund an weder Ruh noch Raſt; alles kam ihm verdächtig vor, und doch konnte er ſeiner Frau keine Sünde zeihen. Eine nicht mehr junge, ihm treu ergebene Magd wurde zur Hüterin der jungen Frau beſtellt, aber auch dieſe konnte bei dem beſten Willen keinen Tadel an derſelben finden. Dennoch ſah das geſchärfte Auge des alten Herrn zuweilen Abends einen verhüllten Mann um das Haus ſchleichen; ſein wachſames Ohr vernahm Zitherklänge und ein ſchmachtendes Lied aus der Ferne, und er glaubte in den Geſichtszügen ſeiner Babet eine Bewegung, eine flüchtige Röthe, ein leiſes Lächeln wahrzunehmen. Der arme Mann lag auf dem Roſt des heiligen Laurentius, und hätte viel darum gegeben, wenn er nur Gewißheit gehabt. Da rieth ihm der falſche Freund, der ihm den erſten Funken in das argloſe Herz geworfen, ſich anzuſtellen, als verreiſe er, bei Abendzeit aber heimlich in ſein Haus zurückzukehren und das verbrecheriſche Paar zu überraſchen. Nun werden Sie wiſſen, mein werther Herr, daß in unſerm Lande die beiden den Rücken hinabhängenden Zöpfe der edelſte und ſchönſte Schmuck der Frauen ſind. Jede hält auf ihre Zöpfe ſo ängſtlich, wie auf ihre Augen, und ein Weib ohne Zöpfe iſt gewiſſermaſſen verachtet, weil man immer zu argwöhnen geneigt iſt, ſie möchte ſie nicht auf ehrenvolle Art eingebüßt haben. Frau Babet hatte nun aber ein Paar ſo prächtige Zöpfe, die ihres Gleichen im Dorfe ſuchten, und ſie war mit Recht ſtolz darauf. Daſſelbe Dorf hat nun das himmliſche Glück, ein wunderthätiges Marienbild zu beſitzen, welches vor Zeiten weit und breit im Lande in hohem Anſehen ſtand, und zu deſſen Verehrung fromme Wallfahrter aus nahen und fernen Dörfern und Städten kamen. Es waren aber viele Jahre verſtrichen, und die heilige Maria hatte kein Wunder verrichtet. Deſto größer war dasjenige, welches ſie nun zu Gunſten einer frommen verläumdeten Frau that, von welcher ſie in der höchſten Noth angerufen wurde. Das Muttergottesbild war gekleidet, wie eine reiche vornehme Tyrolerin, und hatte als ſolche auch ein Paar ſchöne lange Zöpfe, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden. Fromme Frauen pflegten wohl der wunderthätigen Maria für irgend einen himmliſchen Dienſt ihre Zöpfe in einem gottſeligen Gelübde zu verſprechen, und, wenn ihre Wünſche in Erfüllung gingen, das gnadenreiche Bild damit zu ſchmücken; und dieſe Frauen waren die einzigen, die mit Ehren eine Zeit lang kurze Haare trugen. In der Regel ließ aber die himmliſche Jungfrau aus Dankbarkeit ihnen die Zöpfe in erſtaunlich kleiner Friſt wieder wachſen. — Herr Valentin Stöckel ging nun hin zum Mariabild, verrichtete ſeine andächtige Verehrung dort, und flehte die heilige Mutter um Beiſtand an in ſeiner Noth. Ja er ſchwur ihr hoch und theuer, wenn er ſeine Frau ſchuldig befinde, wolle er ihr die ſchönen Zöpfe abſchneiden und dem Bilde verehren. Die Zöpfe deſſelben waren nämlich ſchon ſehr alt und dadurch unſcheinbar geworden. Es war lange kein frommes Gelübde gemacht worden. Aber bedenken Sie, beſter Herr, daß in dem Verſprechen des Herrn Valentin eine Gottloſigkeit lag! Der befangene Mann hatte nicht überlegt, daß er der reinen Magd die Zöpfe einer Ehebrecherin anheften wollte. Er hätte beſſer gethan, die Zöpfe zu geloben, wenn er die Frau unſchuldig befände. Dafür wurde er dann auch beſtraft. Nachdem er ſich in ſeinem Hauſe hatte vernehmen laſſen, daß er nothwendig eine Reiſe nach München machen müſſe, und nachdem er die Vorkehrungen dazu getroffen hatte, brach er eines Morgens auf, herzte und küßte ſein Weib, befahl ihr das Haus, und reiſete ab. Als es Nacht geworden war, ſtand er aber ſchon wieder an der Hinterthüre, und zwar in Frauenkleidern, die er ſich auf einem nahen Dorfe zu verſchaffen gewußt hatte, und in Vorſorge mit einer tüchtigen Schneiderſcheere verſehen, zitternd und bebend von Erwartung. Nun ſcheint ihm der Teufel einen Spuck vor die Sinne gezaubert und ihn alſo bethört zu haben. Denn er behauptet, es ſei ein Mann herangeſchlichen und habe ihn gefragt: Biſt du's, liebes Bäbele? Er habe mit zarter Stimme geantwortet: Ja. Darauf Jener: Nun ſo komm und laß mich eilig in dein Kämmerlein. Ich habe dein Briefchen erhalten, daß der alte Narr fort iſt, ſo wollen wir denn der Liebe pflegen und glücklich ſein, wie du mir verſprochen haſt. — Der Teufel ſoll dir das Licht halten! kreiſcht der Alte außer ſich vor Wuth, und will über den Verführer her, der aber in dieſem Augenblick verſchwunden iſt. Herr Valentin ſtürzte in ſein Haus, in welchem Alles ruhig und dunkel iſt, rennt auf ſein Schlafgemach, tappt nach dem Bette ſeiner Frau, findet ſie darin, läßt ſich aber durch dieſen Umſtand nicht belehren, ſondern weckt in ſeiner blinden Wuth die arme ſchlafende Babet mit Fauſtſchlägen auf, und überſchüttet ſie mit Schimpfnamen und Vorwürfen, ſo daß ſie ohnmächtig wird. Dieſen Umſtand benutzt er, ſchneidet ihr beide Zöpfe hart am Kopfe ab, verſchließt die Frau in dem Schlafgemach, deſſen einzigen Schlüſſel er zu ſich ſteckt, läuft mit den Zöpfen in die Kapelle der Muttergottes und heftet ihr dieſelben an. Weinend vor Aerger geht er nun wieder nach Hauſe, um die, ſeiner thörichten Meinung nach ſchuldig befundene Frau abermals zu mißhandeln und aus ſeinem Hauſe zu weiſen. Er langt an, ſchließt die Kammer auf, aus welcher ihm das verzweiflungsvolle Geſtöhn der Frau ſchon entgegenſchallt, und beginnt abermals ſeine Strafpredigt. Da erhebt die Frau ihre weinende Stimme und ruft laut: „Heilige Mutter Gottes, Schirmerin und Schützerin der leidenden Unſchuld, du allein weißt, wie ungegründet und falſch mich mein vom böſen Feind verblendeter Mann beſchuldigt. Du allein kannſt auch meine Unſchuld an den Tag bringen. Hilf mir! Steh' mir bei! Laß mich nicht zu Schanden werden, denn ich bau' auf dich. Thue ein Wunder, unbefleckte Jungfrau, Mutter des Herrn, und gib mir meine Zöpfe wieder, die mir mein gottloſer Mann abgeſchnitten und dir zum Geſchenk gemacht hat; denn ſolches Opfer von ſeiner Hand muß dir ein Gräuel ſein. Laß, wenn ich rein vor dir gewandelt, die Zöpfe wieder mit ihren Haaren ſich verbinden, als wären ſie nie abgeſchnitten, und ich will mein lebelang keuſch und fromm vor dir wandeln und gute Werke verrichten.“ — Herr Valentin war über das Gebet ſeiner Frau nicht wenig betroffen, und konnte ſich nicht erklären, woher ſie wiſſe, was er mit den Zöpfen begonnen; doch wußte er nicht, was er denken und ſagen ſollte, als die Frau einige Augenblicke darauf mit erhobener Stimme fortfuhr: „Dank! Dank, gebenedeite Jungfrau! du haſt mein Gebet erhört, haſt ein Wunder verrichtet an deiner armen Magd, damit ihre Unſchuld hell leuchte, wie die Sonne. Du haſt mir meine Zöpfe wieder gegeben. Ich bin gerechtfertigt! hochgelobt ſei deine Wundermacht!“ — Herr Valentin glaubte endlich wirklich, ſeine Frau ſei vor Alteration verrückt geworden, und rief zitternd und bebend nach Licht. Es wurde gebracht. Frau Babet ſtand auf und zeigte ihrem Manne ihre Zöpfe, welche wieder an den Kopf gewachſen waren. Zwiſchen Staunen und Unglauben ſchwankend, fuhr der erſchrockene Mann mit den Händen zu, wühlte das Geflecht der Zöpfe von einander, aber da war auch keine Spur von einem Schnitte mehr, keine Stopfel, kein einziges loſes Haar. Alles war wieder feſt verbunden. Da ſtürzte der zerknirſchte Mann nieder zu den Füßen ſeiner Frau, heulte und ſchrie, bat ihr das angethane Unrecht ab, betete das göttliche Wunder an, und zerfloß in Thränen der Reue und des Schmerzes. „Meines herrliches Weib,“ rief er, „mich hat die Hölle verblendet, aber du biſt ein Engel und haſt obgeſiegt, über ihre Liſt. Von nun an wird kein böſer Gedanke über dich mehr in meine Seele kommen; ich bin geheilt. Gebiete über mich, als deinen Knecht; du biſt von Stund' an unumſchränkte Herrin dieſes Hauſes, und kannſt thun und laſſen was du willſt; denn der Herr hat großes Wunder an dieſem Hauſe gethan durch dich; er hat mir einen Engel zur Begleiterin gegeben. Du biſt ein Liebling der Mutter Gottes und ich werde dich in Ehren halten.“

Er ſtand auch nicht eher auf, bis Frau Babet ihn aufhob; dann küßte er ihre Hände und Füße, und begab ſich wieder nach dem Pfarrhaus, ließ ſich die Kirche und Kapelle abermals aufſchließen, und ſah mit frommer Demuth, daß die Zöpfe, welche er vor kaum einer Stunde dem Muttergottesbild angeheftet hatte, verſchwunden waren und an ihrer Statt wieder die alten hingen. Der bekehrte Mann betete lange vor dem Bilde, und war von nun an verwandelt. Das Wunder wurde am folgenden Tage bekannt, und eine große Menſchenmerkge ſtrömte hinzu, ſowohl das wunderthätige Bild, als auch die Frau und die Zöpfe zu ſehen, an welchen das Wunder offenbar worden war. Frau Babet wurde wie eine Heilige betrachtet und verehrt, ein kleines Büſchlein ihrer Haare galt als ein großer Schatz, und bald wurde man gewahr, daß es ein Talisman für allerlei böſe Dinge war, und vorzüglich gegen die fallende Sucht half. Die fromme Frau genaß manches Leibeserben, und ſo oft der gute Valentin Stöckel taufen ließ, machte er dem wunderthätigen Mariabilde ein reiches Geſchenk, ja, als er endlich mit Tod abging, ſtiftete er ein Vermächtniß, daß die Himmelskönigin alljährig in der Nacht, in welcher ſie das Wunder verrichtet, mit neuen Zöpfen bekleidet und mit Kränzen geſchmückt wird. Frau Babet war und blieb Gebieterin des Hauſes, wie ihr Valentin gelobt, und er ſah ſich nicht anders als ihren Knecht an. Sie hat aber niemals einen Mißbrauch von dieſer Macht gemacht. Nach Valentins Tode that ſie ſich wieder ehelich mit einem frommen Junggeſellen zuſammen, und beide lebten geſund und glücklich bis dieſe Stunde, zumal der Himmel ſichtbar ſie, ihre Kinder und ihren ganzen Hausſtand ſegnet.

Der fromme Teppichhändler war mit ſeiner Erzählung zu Ende, an der ich mich, wie billig, ſehr erbaut hatte. Des Sohnes lächelndes Geſicht ärgerte mich nicht mehr; ich war begeiſtert von der Poeſie des Wunders und nahm mir vor, es in ſchöne Reimlein zu bringen, und dieſe in einem gottſeligen Journale abdrucken zu laſſen.

Am andern Morgen rauchte ich behaglich noch an meiner Kaffeepfeiſe und dachte, mit dem Wunder beſchäftigt, eben daran, welches Versmaaß ich zu den Reimlein wählen wollte, als es an mein ſtilles Stübchen klopfte und auf meine Einladung der junge Tyroler hereintrat. Ich wollte ſogleich mit Vorwürfen über ſein Benehmen am geſtrigen Abend beginnen und ihm das Kapitel leſen, als er mir zuvor kam, und mit leichtfertigem Tone ſagte: „Mein guter treuherziger Vater hat Ihnen das Wunder von den Zöpfen erzählt. Er glaubt das Alles Wort für Wort, wie die meiſten Leute bei uns. Und die Geſchichte iſt gewiſſermaßen auch ſo wahr. Ich halte Sie aber für einen aufgeklärten Mann, und da mir Ihr Wein trefflich geſchmeckt hat, ſo fühle ich mich verpflichtet, Ihnen das Wunder auch zu erzählen. Wie mein Vater die Geſchichte gab, ſo hat ſie auf der Bühne des Dorfes dort geſpielt, ich füge nur hinzu, was auch hinter den Couliſſen geſchehen iſt. Wollen Sie mich anhören?“

Ich nickte bejahend, aber innerlich ergrimmt über den Burſchen, wollte aber doch erſt hören, was er vorbringen würde, eh' ich losbräche. Und er erzählte: „Herr Valentin Stöckel hatte trotz ſeiner ausgezeichneten Frömmigkeit ſich nach dem Tode ſeiner erſten Frau mit ſeiner Magd Eliſabeth auf einen ſehr vertrauten Fuß geſetzt, und dieſer zuweilen merken laſſen, er ſei nicht abgeneigt, ſie ganz und gar in ſein eheliches Bette aufzunehmen. Die Magd getröſtete ſich deſſen, und gab dem lieben Herrn, als er einmal nach München zu ſeinem älteſten Sohne reiſete, mancherlei Aufträge an ihr Verwandten und Freunde in ihrem zehn Stunden entfernten Geburtsort mit, wohin zu gelangen, er einen kleinen Umweg machen mußte. Herr Valentin ſcheuete dieſen nicht, wurde dort mit großer Ehre aufgenommen, und von den reichſten Bauern des Dorfes zu Gaſt gebeten. So kam er auch in die Häuſer zweier ſtolzer Brüder, die anſehnliche Anweſen beſaßen. Der eine hatte die ledige Schweſter bei ſich, und das war eben die Jungfer Babet. Sie war das ſchönſte und kräftigſte Mädchen im Dorfe, ein delikates Stück. Sie hatte aber eine geheime Liebſchaft mit Jakob Stier, einem ganz armen Schlucker, der als Knecht dienen mußte. Dieſen Jakob hatten die Brüder ſchon deßhalb aus dem Dorfe vertrieben. Die Babet zeigte ſich widerſpenſtig und wollte durchaus keinen Andern heirathen; ſie theilte verſchiedene Körbe aus, und den beiden Brüdern war das eben auch recht. Sie dachten: mit dem Jakob leiden wir's doch nicht; ſo mag ſie ledig ſterben und wir beerben ſie. Da kam denn der Herr Dorfrichter Valentin Stöckel, der reiche ſtattliche Mann, ſah die Babet, ſchmunzelte, kniff ſie in die rothen Backen, war vernarrt in ſie, und hielt den andern Tag um ſie an, uneingedenk des ſeiner Magd Eliſabeth gegebenen Verſprechens. Die Brüder fühlten ſich durch den Antrag des angeſehenen Mannes hochgeehrt, meinten, der bejahrte Herr werde mit ihrer Schweſter keine Leibeserben mehr erzielen, und wußten ſie durch Schläge, böſe und gute Worte, und andere Mittel dahin zu bringen, daß ſie Ja ſagte. Der Dorfrichter kam ſeelenvergnügt nach Hauſe, ließ ſich aber vor der Hand bei Eliſabeth nichts merken von ſeinem Glücke, ſondern wartete, bis Alles in

Richtigkeit war, und er das Aufgebot beſorgen konnte. Nun nahm er die Magd bei Seite, drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, verſicherte ſie ſeines fernern gnädigen Wohlwollens, wenn ſie ihm fortan eben ſo treu und ergeben dienen wolle, wie ſie zeither gethan, und machte ſie mit ſeiner baldigen Veränderung bekannt. Die Magd ſtellte ſich freudig überraſcht, lobte Herrn Valentin um ſeinen Entſchluß, wünſchte Glück und Segen, und war freundlich wie ein Ohrwürmchen. Der Dorfrichter dankte Gott im Herzen, daß Alles wider Erwarten ſo gut abging, und beſchloß bei ſich, die anſpruchloſe Magd auf andere Weiſe zu entſchädigen. Aber die Jungfer Eliſabeth glich einem feuerſpeienden Berge, außen grün und blumig, innen Feuer und Flammen. Sie war auch ſchon vorher von einer andern Seite von dem Schritte ihres Herrn unterrichtet worden, und ſie ärgerte ſich über die Maßen, daß ſie ſelbſt ihn in jenes Dorf geſchickt hatte, wo er ihr untreu geworden war. Jener Jakob Stier nämlich, Babets Geliebter, war Eliſabeths Schweſterſohn, und dieſe trug zu dem hübſchen Burſchen eine mütterliche Zuneigung. Sie hatte ſich gefreut, als ſie vernommen, daß er die Liebe der reichen ſchönen Babet gewonnen, und ſie hatte nun einen zweiten Grund zum Groll gegen Herrn Valentin, daß er nämlich ihrem Liebling die Geliebte geraubt. Dieſer Umſtand gab ihr aber auch ſogleich Gelegenheit, einen Racheplan zu entwerfen, und als Herr Valentin endlich für gut fand, ſie mit ſeiner Verheirathung bekannt zu machen, war bereits Alles eingefädelt und eingeleitet, ja, was das Köſtlichſte von der ganzen Sache war, der gute Dorfrichter mußte ſelbſt mit Hand an's Werk legen, und der Maſchine, die Eliſabeth gebaut, den erſten Stoß geben, um ſich das Haupt mit dem ſtattlichſten Geweih verzieren zu laſſen.

Im Dorfe war der alte Pfarrer geſtorben, und der junge Geiſtliche bereits bezeichnet, welcher die Stelle erhalten ſollte. Dieſer prieſterliche Herr brauchte für ſeine neue Wohnung Dienſtleute, und beſonders that ihm ein guter Knecht noth. Eliſabeth ſagte ihrem Herrn, daß ſie für ihren Neffen auf dieſen Dienſt ſpeculire, und Herr Valentin derwegen erſuche, ihr mit behülflich zu ſein. Der Dorfrichter that mit Freuden Alles, um die Magd, vor der er ſich fürchtete, beim Guten zu erhalten, und ſchrieb nicht nur dem Jakob, den er gar nicht kannte, das beſte Zeugniß, ſondern wandte ſich auch an den künftigen Pfarrer mit der Bitte, dieſen Burſchen als Knecht zu nehmen. Der junge Prieſter wollte ſich ſeinerſeits dem Dorfrichter und — reichſten Manne in der Gemeinde gern gefällig erzeigen, und nahm auf deſſen Empfehlung den Jakob in Dienſt.

Herr Valentin führte ſeine junge ſchöne Braut als Frau in's Haus, und der junge Pfarrer trat ſein Amt an. Babet wußte ſchon lange, daß Eliſabeth Jakobs Baſe war, und daß er beim Pfarrer diente, war ihr auch keine unbekannte Sache mehr. Am Tage nach der Hochzeit hatten Babet und Eliſabeth eine kurze und heimliche Unterredung zuſammen. Nach dieſem Zwiegeſpräch ſtellten ſie ſich ſehr fremd. Frau Babet wurde der Magd eine gar ſtrenge Gebieterin, und dieſe der jungen Frau etwas aufgeſeſſen, ſo daß ſie ſich gar zuweilen beim Herrn beſchweren zu müſſen glaubte. Herrn Valentin war dieſes Verhältniß gar nicht unrecht; denn wenn er ſeinen abgelebten Leib anſah und Babets ſtrotzende Schönheit, ſo konnte er ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie wohl ähnliche Betrachtungen anſtellen und ſich wohl gar ein junges männliches Blut zu ihr finden und mit einſtimmen dürfte. Herr Valentin verſpürte, ſeit die junge Frau im Hauſe war, ſtarke Anlagen zur Eiferſucht. So war ihm denn recht lieb, daß Herrin und Magd ſich nicht leiden konnten, damit er die Letztere nöthigenfalls zur Aufpaſſerin und Tugendwächterin der Erſtern beſtellen könnte. Er erſuchte alſo die Eliſabeth, die Launen der Gebieterin zu ertragen und ſich dafür, wie früher, an ihn zu halten, er wolle ſie ſchon für erfahrene Unbilden reichlich entſchädigen. Er beſchenkte ſie dabei gut, und die Magd war's zufrieden. Herr Valentin freute ſich herzinnig, daß in ſeinem Hauſe Alles ſo wohl beſtellt war.

Wenn er aber Nachts auf dem Ohre lag und ſchnarchte, ſo ſchlich ſich die verliebte Babet aus ihrem Bette, welches der Thüre zunächſt ſtand, und im andern Augenblick legte ſich Eliſabeth dafür hinein. Dieß geſchah aus zwei Gründen, der erſte war, weil Frau Babet in die Kammer der Magd ging und das Bett derſelben einnahm, wo ſie bereits den geliebten Jakob fand und Eliſabeth doch unmöglich dabei ſein konnte, aber doch auch die Nacht über in einem Bette liegen wollte; der zweite, wenn irgend einmal Herrn Valentin etwas zugeſtoßen oder er nach ſeiner Frau begehren ſollte, Eliſabeth einige Minuten lang die Rolle derſelben übernehme, bis ſie unter dem Vorwande, ein Licht zu holen, Frau Babet herbeigerufen. So ſchlau und geſchickt war das Gewebe angelegt. Herr Valentin war glücklich, die Liebenden waren glücklich, und die Magd war es auch im befriedigten Rachegefühl; dazu bekam ſie vom Herrn und der Frau die ſchönſten Geſchenke. Eliſabeth ließ in jeder Woche zwei- bis dreimal ihren Jakob in's Haus, und die ganze Sache würde in dieſer ſchönen Ordnung ruhig verlaufen haben, ohne zu einem ſo großen Wunder zu gedeihen, wenn der junge Pfarrer, der noch keine paſſende Haushälterin hatte, ſein begehrliches Auge nicht auch auf Frau Babets Schönheit geworfen hätte, ohne übrigens im mindeſten vom Glücke ſeines Knechtes etwas zu ahnen. Seiner guten Menſchenkenntniß nach bedurfte die junge Frau eines vertrauten Freundes, und ſein liebevolles Herz trieb ihn an, dieſe vermeintlich noch leere Stelle einzunehmen. Er näherte ſich Frau Babet mit allerlei Galanterien, die in ähnlichen Fällen von der glücklichſten Wirkung geweſen waren, jetzt aber zu ſeiner Verwunderung kalt zurückgewieſen wurden. In der Meinung, es läge an den Verſtandsbegriffen der Frau, wurde er deutlicher und zudringlicher, wurde aber zu ſeinem Aerger beſtimmt zurückgewieſen. Frau Babet hatte ihrem Jakob Treue geſchworen, und ſie liebte ihn zu ſehr, um nur an einen Eidbruch zu denken. Es gab in der Welt nur zwei Männer für ſie, den einen dem Namen, den andern der That nach. Dieſe waren ihr genug; ſie begehrte nicht nur nicht, ſie verabſcheuete jeden Dritten. Darum ſpielte ſie ſo trefflich die tugendhafte Ehefrau; ihr Spiel war Natur.

Der Pfarrer hielt indeſſen das ſeinige noch nicht für verloren und gab es keineswegs auf. Im Gegentheil beſchloß er jetzt feinere, aber auch wirkſamere Mittel anzuwenden, um ſein Ziel doch noch zu erreichen. Er wußte, daß die Tugend einer Ehefrau zum Falle am geneigteſten iſt, wenn ſie von ihrem Manne beargwöhnt wird, und daß derjenige die Treue ſeiner Frau verſcherzt, der ihr mißtraut. Da er nun Frau Babet für eine treue Ehefrau hielt, ſo baute er ſeinen Plan auf Herrn Valentins ihm bekannte Anlage zur Eiferſucht. Sieht ſie ſich unſchuldig gekränkt, räſonnirte er, ihre Tugend bezweiſelnd, ſo iſt ſie auch bald verführt. Dieſen Plan theilte er einem Univerſitätsfreunde mit, der eben ſein Gaſt war und der denn auch ſofort die Scheinrolle eines Liebhabers der Frau Babet übernahm. Er ſchlich Abends verhüllt um's Haus, ſpielte auf der Zither und ſang verliebte Lieder. Der Pfarrer dagegen erheuchelte für den Dorfrichter die innigſte Freundſchaft und erklärte, er halte es für Pflicht, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß er ſeine häusliche Ehre wahren möchte. Das war ein Funke in ein Zunderfaß; Herr Valentin brannte lichterloh und drang ungeſtüm in den Pfarrer, ſich näher zu erklären. Dieſer ließ ſich endlich abnöthigen, man habe ihm, als geiſtlichem Hirten der Gemeinde, anvertraut, ein junger Mann gehe der Frau Babet zu Gefallen, und werde auch nicht ungern von ihr geſehen, einige böſe Zungen behaupteten ſogar, er ſei bereits erhört. Dem Dorfrichter wurde die Zunge im Munde kalt, und der Pfarrer hatte ſtark an ihm zu halten und zuzureden, daß er nicht ſogleich heim lief und ſeine Frau mißhandelte. Endlich ſiegten des Pfarrers Vernunftgründe, daß er ſich doch erſt überzeugen möge. Es wurde alſo verabredet, Herr Valentin ſolle ſich anſtellen, als müſſe er verreiſen, mit Anbruch der Nacht aber wiederkehren. Dann werde man ja ſehen, ob an dem Gerede etwas Wahres ſei. In dieſem Falle würde die treuloſe Frau ſicher die Gelegenheit, ihren Liebhaber bei ſich zu ſehen, nicht vorüber ſtreichen laſſen, und dann könne er auch beide zuſammen erwiſchen. Dieſe Unterredung fand eines Nachmittags im Pfarrhauſe ſtatt, und Jakob mußte Bier und Kaffee zutragen, und erlauſchte dabei einiges von den Aeußerungen des heftig redenden Dorfrichters. Er legte ſich nun auf's Horchen an der Thüre und vernahm deutlich, als Herr Valentin ſchwur, er werde, wenn er ſeine Frau ſchuldig befinde, ihr die Zöpfe abſchneiden und ſie dem Mariabild ſchenken. Seltſam kam es dem erſchrockenen Burſchen vor, daß er ſich nicht erwähnen hörte, daß der Richter ihm keinen böſen Blick zuwarf, und daß man ihn durchaus gar nicht beachtete. Noch am Abend deſſelben theilte er ſeine Wahrnehmungen der gütigen Tante mit, aber dieſe errieth mit ihrem natürlichen Scharfſinn des Pfarrers Abſicht und Plan ſogleich. Denn erſtens hatte ihr Babet des Pfarrers Zumuthungen mitgetheilt, dann hatte ſie den verhüllten Menſchen das Haus umſchleichen ſehen und Zither ſpielen und Lieder ſingen hören; ſie war ihm nachgeſchlichen und hatte des Pfarrers Beſuch erkannt; endlich hatte ſie Herr Valentin heute gleich nach ſeiner Rückkehr aus dem Pfarrhauſe vorgenommen, und ihr auf die Seele gebunden, ſeine Frau nie aus den Augen zu laſſen, und ihm Alles, was ſie Ungewöhnliches und Verdächtiges bemerke, getreulich zu referiren. Sie hatte ſofort auch von dem Vermummten und ſeinem Spiel und Geſang berichtet, aber wohl verſchwiegen, wer derſelbe ſei. Abends wurde dieſer wieder geſehen und vernommen; Babet, Jakob und Eliſabeth lachten aber heimlich ſowohl den Dorfrichter, als den Pfarrer aus. Endlich kam denn auch Herr Valentin mit ſeiner nothwendigen Reiſe angeſtiegen; die Vorkehrungen dazu wurden gemacht, und er ſegelte ab, nachdem er der Magd vorher das Gewiſſen noch einmal geſchärft hatte. Eliſabeth vermuthete wohl, daß er in der Nacht wiederkehren werde; daß er es ihr aber verſchwiegen, ärgerte ſie, und ſie beſchloß den Fuchs zu fangen und tüchtig durchprügeln zu laſſen. Dieß chriſtliche Werk ſollte Jakob ebenfalls übernehmen. Er bedingte ſich aber erſt ein Stündchen bei Frau Babet aus, und dieſe Bedingung wurde gern angenommen. Nachher ſollte Jakob Wache halten und den ſich hereinſchleichenden Valentin als Dieb traktiren. Die Sache kam aber anders. Die eiferſüchtige Ungeduld trieb den Dorfrichter und noch dazu in Frauenkleidern früher zurück, als man erwartet hatte. Inzwiſchen hatte ſich bereits Frau Babet in Eliſabeths Kammer und Bett begeben und erwartete mit Sehnſucht ihren Jakob. Eliſabeth hatte ſich dagegen auch ſchon in das Bett der Herrin gelegt; denn Jakob kannte den Griff, wie die Hinterthüre zu öffnen war. Als nun dieſer vorſichtig vom Berggarten her durch den Hof ſchlich, bemerkte er im ungewiſſen Schein der Nacht eine Figur. Es ſchien ihm eine weibliche, doch konnte er's nicht beſtimmen. Eliſabeth konnte es ſchwerlich ſein; denn das hatte ſie nie gethan. Vorſichtig blieb er ſtehen. Gleich darauf erſchien eine zweite Figur; es war die ihm bekannte verhüllte Geſtalt, des Pfarrers Univerſitätsfreund. Es entſtand ein Flüſtern, dann lauter Zank zwiſchen beiden; Jakob erkannte Valentins Stimme. Der Verhüllte ſprang über den Zaun, und der Dorfrichter wüthete in's Haus. Jakob verfügte ſich lächelnd heim und ſuchte ſein Bett. Er hatte ſich aber kaum niedergelegt, als ihm ein ſtarkes Pochen aufzuſtehen andeutete. Es war der Pfarrer, der ihm befahl, eine Laterne anzuzünden, und dem Herrn Dorfrichter die Kirche und die Kapelle der Muttergottes aufzuſchließen. Jakob gehorchte und war nicht wenig erſtaunt, eine Frau auf der Straße zu finden, die ſich ihm als den Dorfrichter zu erkennen gab. Mit wunderlichen Gedanken und Schlüſſen, was der alte Mann in dieſem Aufzuge doch in der Nacht in der Kirche wolle, ſchloß er auf. Sie kamen an das Mariabild. Herr Valentin zog ein Paar ſtattliche Frauenzöpfe hervor und begann, weinend vor Wuth, das Bild damit zu ſchmücken, dem er die alten Zöpfe vorher erſt abgenommen hatte. Als der Dorfrichter nun die neuen Zöpfe an den Kopf des Heiligenbildes befeſtigen wollte, fehlte es an Faden, und Jakob mußte auf Jenes Verlangen hinüber in das Pfarrhaus laufen, um dieſes nöthige Bindungsmittel herbei zu holen. In dem Augenblicke, als er aus der Kirchthüre ſchritt, fühlte er ſich am Arme feſtgehalten. Es war ſeine Tante. Lieber, flüſterte ſie, es ſind nicht Babets Zöpfe, ſondern die meinigen. Sieh ja zu, daß du dem Bilde die alten wieder an den Kopf bringſt und mir mein Eigenthum zurückſtellſt; ich will hinter der Kirchthüre auf dich warten. Alles andere morgen.

Jakob brachte die Faden, aber der Dorfrichter zitterte ſo heftig und lamentirte ſo kläglich über die Untreue ſeiner Frau, daß er das Geſchäft des Zopfumbindens Jakob überlaſſen mußte und dieſen dafür mit Lobſprüchen überhäufte und einem guten Trinkgeld erfreute. Es wurde dem braven Burſchen alſo gar nicht ſchwer, im Dämmerſchein der öligen Laterne dem Mariabild die alten Zöpfe wieder umzubinden und die neuen in ſeiner Jacke zu verbergen. Als ſie hinausgingen, trat er vor die Thüre, und hielt die Zöpfe hinter ſich; Eliſabeth ergriff ſie und machte ſich damit aus dem Staube, als jene beiden nach dem Pfarrhaus hinübergingen, denn Herr Valentin hatte in ſeinem kläglichen Zuſtand dem Pfarrer noch einen Nachtbeſuch zugedacht, um ſich Troſt und Rath zu holen.

Sie werden fragen, wie die Magd aus dem verſchloſſenen Schlafgemach kam. Frau Babet hatte ſich für ihre Nachtwanderungen noch einen zweiten Schlüſſel machen laſſen; denn es war nichts

Ungewöhnliches, daß ihr argwöhniſcher Ehemann die Thüre verſchloß und den Schlüſſel mit ſich nahm. Bei Herrn Valentins Heimkunft war bereits Alles in Ordnung, und das Wunder geſchehen. Was ſich nun ereignete, hat Ihnen mein Vater geſtern erzählt. Auch daß Herr Valentin eine Stunde ſpäter abermals in der Kapelle war, um als ein reuiger Sünder vor dem Gnadenbilde anzubeten. Jakob trug abermals die Laterne, aber dießmal war auch der Pfarrer dabei. Dieſem wurmte die Geſchichte nicht wenig. Doch trotz alles Fragens und Forſchens, um Licht zu erhalten, ſchwur der Dorfrichter Stein und Bein, daß er die neuen Zöpfe ſeiner Frau dem Bilde eigenhändig umgebunden, und Jakob verfehlte nicht, dieſe Ausſage zu bekräftigen. Es blieb dabei, die neuen Zöpfe waren verſchwunden und wieder mit dem Zopfe der unſchuldigen Frau verbunden; die alten Zöpfe hingen aber wieder an ihrer Stelle am Kopfe des wunderthätigen Bildes. Der Pfarrer wollte wohl oder übel, er mußte das Wunder anerkennen und bekannt machen, ſeine Pläne auf Frau Babet aber aufgeben. Inzwiſchen brachte ihm das ungeheuere Zuſtrömen zum wunderthätigen Bilde ein hübſches Geld ein, und im Betreff des Uebrigen wußte er ſich anderweitig zu entſchädigen. Erſt als nach einigen Jahren Jakob Knecht im Hauſe des Dorfrichters, und ein Jahr nach deſſen Hintritt Frau Babels Ehemann wurde, dämmerte dem Pfarrer eine Ahnung auf; denn nach der Trauung flüſterte er dem glücklichen Bräutigam zu: Bei dir braucht ſich das Wunder von den Zöpfen deiner Frau nicht zu wiederholen. Du weißt, woran du biſt und ich auch. Du haſt deine Sache brav gemacht; ich muß dich loben, und das Wunder hat uns allen viel Gutes eingebracht. Jakob lächelte und ſchwieg. Eliſabeth, die ihre abgeſchnittenen Zöpfe ſo lange geſchickt eingebunden hatte, bis ihr neue angewachſen waren, ſtand beim erſten Kinde, das Babet als Jakobs Frau zur Welt gebracht, Pathe, und lebte glücklich und geliebt vom ganzen Hauſe, wie die Mutter deſſelben. Die Stiftung des ſeligen Herrn erfüllen die frommen Leute ſehr gewiſſenhaft, aber Frau Babet erröthet jedesmal, wenn ſie dem Gnadenbilde die neuen Zöpfe umbinden muß, und der Pfarrer lächelt boshaft. Auch betet die gute Frau eine Stunde ſpäter jedesmal allein vor dem Bilde um Vergebung der Sünden, und man ſieht weder an ihr, noch an einem andern Gliede ihrer Familie, oder an ihrem Hausweſen, daß ihr die Muttergottes zürne. Alles ſteht in ſchönſter Blüthe. Doch das hat Ihnen ja mein Vater ſchon geſagt. Dieſe Geſchichte, wie ſie iſt, habe ich von Jakob ſelbſt; denn ich bin ſein Freund. In katholiſchen Ländern pflege ich ſie aber nicht zu erzählen.“

Der kecke Burſche ſchwieg. „Böſewicht!“ rief ich im höchſten Grade entrüſtet. „Mir aus den Augen, Lügner! Gottesläſterer! Das iſt Alles von dir erfunden, und ich glaube kein Wort von deiner Geſchichte.“ Und ſomit warf ich ihn aus der Thüre, und bin überzeugt, daß alle meine Leſer daſſelbe gethan haben würden.

Die Dämonen der Veſper.

Novelle.

Aurora zieht die Schleier der Nacht von ihrem Heimathlande; das tyrrheniſche Meer erglüht von ihren jungen Küſſen. Wie Schwäne im Morgenglanz wiegen ſich drei ſtolze Schiffe auf der goldenen Fluth, deren Maſten die ehrfurchtgebietende, meerbeherrſchende Flagge Großbritanniens dem friſchen Frühwinde preisgeben. Noch fliegen die letzten Schatten über die Gewäſſer hin, und ſchon regt ſich's und wird lebendig auf den Schiffen. Ein Kopf nach dem andern taucht empor und zeigt ſich auf den Verdecken, begrüßt den neuen hesperiſchen Tag mit deutſcher Zunge, und richtet das Auge ſchaugierig in die Ferne. Und feierlich ſteigt dort, wohin die Blicke ſtürmen, eine dunkle Maſſe hervor; ein gezackter Bergrieſe dehnt ſich am Horizont, hinter deſſen dunkler Wand es wunderbar blitzt und glüht, aus deſſen Gipfel Rauchwolken aufqualmen. Flammen ſchießen am Himmel empor, purpurne Tinten rollen über azurblauen Grund hin, Lichtwölkchen ſteigen wie Feenſchifflein aus der feierherrlichen Tiefe auf, und ſegeln von dannen im weiten Ocean der Luft; andere Wolkengebilde lagern ſich im großen Halbkreis, die Geburt einer neuen Welt zu begrüßen, wie Engelsköpfchen, die holdſelig lächelnd in das reiner und klarer werdende Flammenmeer ſchauen, angeſtrahlt von ſeiner himmliſchen Glorie, bis die Sonne liebeleuchtend hervortritt und die Anbetung der Natur ſie mit heiligem Schweigen empfängt. Das Meer blitzt ſeinen Jubel in Millionen Lichtern, und das blaue Land in der Ferne wird vor Himmelswonne heller und deutlicher. Es iſt der mächtige Mongibello, hinter welchem die Sonne aufglänzt, es iſt Sicilien, die klaſſiſche, mythenreiche Inſel, die wie ein ungeheuerer Smaragd in brillanter Faſſung immer farbenſchimmernder und köſtlicher aus den bewegten Wellen auftaucht. Ein günſtiger Morgenwind legt ſich in die obern Segel, und die gewaltigen Bauten hüpfen wie tanzluſtige Mädchen über die lichtglitzernde, gekräuſelte Fläche; aber den auf dem Verdecke weilenden Soldaten iſt es nicht anders, als ob die Schiffe ſtille ſtänden, feſtgezaubert oder von den Meergöttern gehalten und in kryſtallene Feſſeln geſchlagen, während die Inſel als ein ſchwimmendes Paradies oder als der Zaubergarten eines Feenreichs geheimnißvoll auf ſie zuſchwebe, um den ſtaunenden Blicken der Fremden einen ihrer hohen Reize nach dem andern zu enthüllen. Hoch über das Ganze ragt der Monte Gibello, der von ſeiner Wolkenhöhe ſtolz, wie Zeus auf die kleineren Götter, über die Maſſe der niederen Berge und das weite Meer hinausblickt. Wartthürme rings auf allen Gipfeln, alte mauriſche Kaſtelle, moderne Forts, Ruinen und Klöſter, ſchlanke Palmen, tief eingeſchnittene ſchwarze Schluchten, grüne liebliche Thäler, Haine und Villen, Dörfer und Städte, locken und feſſeln das trunkene Auge abwechſelnd, das ſich vergebens bemüht, Alles in einem Blick zu vereinen und zu faſſen.

Endlich werden auch die unteren Segel eingezogen. Da liegt plötzlich Palermo, die königliche Stadt, von Myrten und goldene Früchte tragenden Orangen- und Citronenbäumen, Dattelpalmen, Feigen- und Lorbeerbäumen, Aloe und Granaten umkränzt, frei vor den Blicken der ankommenden Fremdlinge, und die prächtigen Häuſerreihen am Fuße des Monte Pelegrino, auf deſſen Scheitel die weltberühmte heilige Roſalia im ſilbernen Sarge ruht, fangen die Aufmerkſamkeit Aller auf den Schiffen dergeſtalt, daß ſie das Auswerfen des Ankers nicht eher gewahren, bis eine Schwingung des Kabels die wanderden Meerſchlöſſer dicht an die prachtvollen Kays anlegt, die, von mächtigen Lavaſtücken aufgeführt, die Stadt gegen den oft wilden und ſtürmiſchen Andrang der Fluthen ſchützen. —

Die Transportſchiffe hatten ein Regiment ſchwarzer Huſaren an Bord, welches aus Spanien, wo es gegen die Franzoſen gefochten hatte, nach Sicilien beordert war, um die in Palermo garniſonirenden engliſchen Truppen zu verſtärken. Die Landung fiel in die mittleren Maitage des Jahres 1812; der ſchwache König, Ferdinand I., hatte nach der im Winter vorher ſtattgefundenen Flucht ſeiner Gemahlin, die früher an ſeinen Kronprinzen, den Prinzen von Calabrien, abgetretenen Staatszügel wieder ergriffen, aber er führte ſie nur zum Schein; die Engländer regierten, und an der Spitze des Gouvernements ſtand der Generaliſſimus des Königreichs, Lord William Bentinks, ein ſchlauer, umſichtiger und auf den Nutzen ſeines Vaterlandes wohlbedachter Britte. —

Da das Ausſchiffen ſämmtlicher Truppen erſt Nachmittags ſtattfinden ſollte, ſo benutzten die deutſchen Huſaren die Zeit des ſüßen Nichtsthuns, um ſich vorläufig, ſo viel ſich aus der Ferne mittels der Augen bewirken ließ, mit dem Treiben der Palermer bekannt zu machen, und es gewährte nicht geringes Vergnügen, das luſtige Gewimmel der bärtigen Krieger in den Maſten, auf den Raaen und dem Verdeck mit anzuſehen, deren Geſichter, zwar von Spaniens Sonne gebräunt, doch noch die ehrlichen deutſchen-Züge zeigten, eine ſeltſame Miſchung.

Die Körperſchönheit, das ruhige, beſonnene, etwas ſchmachtende blaue Auge, Gang und Haltung hoben einen jungen Offizier, merklich aus der Mannſchaft des Schiffes „der Prinzregent,“ hervor; der Geſammteindruck ſeines Weſens würde auf den erſten Blick ſeine deutſche Abkunft verrathen haben, wenn er auch nicht in Germaniens lieben Lauten zu den Andern geſprochen hätte. Er hatte ſich aber den Morgen über faſt ganz von den Kameraden abgeſondert, und nur mit ſeinem Diener, einem Engländer, den er in Spanien angenommen, verkehrt, an der Bruſtwehr des Oberdecks, ziemlich fern von den Uebrigen ſtehend und wenig von ihnen beachtet, da jeder mit ſich zu thun hatte, um die aufgethanen Wunder des reizenden Landes zu beſchauen. Der Diener ſchien mit den Oertlichkeiten der Inſel, und beſonders mit denen Palermo's bekannt, ja vertraut zu ſein; denn während ſein Auge mit kundigen Blicken von einem Gegenſtand zum andern überglitt, und der deutende Finger ſeiner erhobenen Hand dem Auge folgte oder dahin ſprang, wohin die Frage des Gebieters ihn rief, nannte ſein Mund mit geläufiger Zunge die Namen der Berge, Haine, Dörfer, Städte, Palläſte, und miſchte erklärende Anmerkungen ein. Der Offizier war ſein ſehr aufmerkſamer und wißbegieriger Zuhörer. Als ſie nun vor Anker lagen, deutete der Diener auf ein hohes, ſchönes, pallaſtartiges Haus in der Entfernung, und bezeichnete es ſo genau, daß ſein Herr nicht fehlen konnte, mit den geflüſterten Worten: „Das iſt das Haus des Grafen Vialla Fiorita, des oberſten

Richters der Stadt; das zweite Fenſter der Belletage von unſerer Seite verbirgt das unſchätzbare Kleinod.“ Der Offizier nickte lächelnd und bedeutete den Diener zur Vorſicht; denn am Geſtade verſammelte ſich von Minute zu Minute mehr Volk, das ſcharf ausgeprägte Blicke des Staunens und der Neugierde nach den Schiffen herüberſchickte, ſchnatternd hin- und herrannte, wieder herüber ſah, auf einander losſchrie und jedes Wort mit den wunderlichſten Grimaſſen begleitete. Faſt ſchien es, als ſei irgend etwas Ungewohntes, für die Zuſchauer Unbegreifliches an dieſem heftig ausgeſprochenen Erſtaunen, an dieſer wilden, die Ankömmlinge befremdenden Bewegung des Volkes ſchuld, das immer mehr ſich anhäufend, immer lauter und aufgeregter lärmend, ſich in dichten Gruppen, der Flotte gegenüber, auf den Plattformen des Molo lagerte. Die Blicke, die, nach den Schiffen fliegend, jenes grauſige Staunen verriethen, ſprüheten ein düſteres, drohendes Feuer, und ihre Verſender erinnerten unwillkührlich an die unheimlichen Geſtalten in Salvator Roſa's Bildern, zu denen ſich der unſterbliche Meiſter die Originale in den wildeſten Schluchten der Apenninen oder in den Höhlen der Abruzzen aufſuchte; es waren Banditenblicke, und manches deutſche Gemüth wurde durch ſie von dem Zauber ernüchtert, den die ſüdliche Pracht des Eilandes in ihm hervorgerufen hatte;

denn wahrlich, dieſe Inſulaner verriethen keine gaſtfreundlichen Geſinnungen.

Auch der junge Offizier war davon einigermaßen eingeſchüchtert ſeinem Diener in den unteren Schiffsraum nachgefolgt und fragte: „Sage mir, John, was will das Volk?“

„Ich begreiſe es ſelbſt nicht,“ verſetzte dieſer. „Ein ſolch' toller Tumult iſt mir hier bei Ankunft engliſcher Schiffe noch nicht vorgekommen. Das neugierige Lumpenpack läuft zwar jedesmal gaffend zuſammen, wenn ſich irgend etwas Neues zeigt, aber heute gleichen ja dieſe Signori einem übereinanderpurzelnden Haufen, von der Kette losgelaſſener, toller Hunde. Es muß ihnen auf unſeren Schiffen etwas Außerordentliches auffallen, das ſie ſo verrückt gemacht hat, und ich vermuthe, es iſt die ſchwarze Huſarenuniform. Was ſie aber eigentlich damit haben, mag Gott wiſſen!“

„Ei, was kümmern uns ihre mürriſchen Eiſenfreſſergeſichter!“ ſagte der Offizier. „In Spanien ſahen ſie uns gern als ihre Retter, hier mögen ſie uns als ihre Unterdrücker ungern ſehen. Die Abwechſelung ergötzt uns auch. Liegt doch ſchon manches Bataillon unſerer brittiſchen und deutſchen Kameraden in der Stadt.“

„Und von den Forts, wie vom Hafenhauſe weht die engliſche Standarte,“ ſetzte der Diener ſtolz hinzu, „fürwahr, zu dieſer wunderlichen Zeit in den

Gewäſſern des mittelländiſchen Meeres ein mächtiger Talismann. Dies elende, demoraliſirte Volk, vornehm und gering, muß unſern Befehlen gehorchen und ſich unſern Anordnungen fügen."

Der Major, der ſich auf demſelben Schiffe befand, trat hinzu und ſagte: „Rittmeiſter Bärmig, es will mich bedünken, daß die zuſammengelaufene Menge etwas Böſes gegen uns im Schilde führt. Um einen unangenehmen Auftritt zu erſparen, will ich die Ausſchiffung des Regiments bis morgen früh verſchieben, dann ſorgen Sie dafür, daß Ihre Leute zwar keine Gewaltthätigkeiten begehen — falls, wie ich nicht hoffe, in der Frühe ein gleicher Auflauf ſtattfinden ſollte — ſich aber doch, wenn auch als unwillkommene Gäſte, Achtung verſchaffen, und dieſem grotteſk-komiſchen Geſindel imponiren. Heute wollen wir dieſe weißbemützten Lazaroni gaffen laſſen und unſererſeits uns an ihren karikirten Stellungen und Bewegungen ergötzen, die wahrlich eher Policinells oder Irrhäusler, als Bewohner eines civiliſirten Landes verrathen."

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Major wieder; John aber brach, zu Bärmig gewandt, in die verdrießlichen Worte aus: „Das iſt mir äußerſt unangenehm, daß wir dieſen Abend nicht in der Stadt ſind. Ich hatte gewiß darauf gerechnet, und mein Schiffer iſt in der Vorausſetzung, daß wir den Brief Euſebia bald in die Hände ſpielen, auf nächſten

Samſtag Abend beſtellt. Ich muß mich allein hineinwagen und mein Glück verſuchen. Zugleich will ich auskundſchaften, was unſern ſchnatternden Gegenübern im Gehirn ſpukt."

Die Glocke des Schiffskochs läutete zum Mittagseſſen, und beide gingen, dem Rufe Folge zu leiſten.

Der warme Frühlingstag ſtieg wie eine feurige, der Erfriſchung bedürftige Schöne in das Meer, um ſich abzukühlen; der Abend deckte ſeine verhüllenden Schleier darüber, in deren Bauſchungen er die koſtbarſten Blumendüfte mit ſich führte, um Land und Meer damit zu tränken, zu überfluthen.

Bärmig ſtand in Anſchauung verſunken, an einen Maſt gelehnt, auf dem Verdeck, und ſog mit allen Sinnen die Wolluſt des Daſeins ein. Bald ſtreiften ſeine trunkenen Blicke über die Palläſte der zeitweiligen Reſidenz des aus ſeinem paradieſiſchen Neapel und ſeinem Lieblingsaufenthalte Caſerta vertriebenen alters- und geiſtesſchwachen Königs, bald ſchwelgten ſie in dem friſchen Dunkelgrün der Orangenhaine, von welchen die ſtattlichen Landſitze und leuchtenden Klöſter umarmt waren, bald verfolgten ſie die Schneckenwindungen des zur Kapelle der heiligen Roſalia bergauf führenden Wegs, und die auf den Knieen hinauf- und hinabklimmenden Büßer aus der Klaſſe jener Verworfenen, welche die Schiffe noch immer vom Geſtade aus beobachteten, und deren täglich hunderte und mehr barfuß rutſchend und kriechend die beſchwerliche Reiſe zur Sühne vollbrachter und noch zu vollbringender Sünden aufwärts und zurück machten. Dann ſuchte das unwillige Auge des gefühlvollen Deutſchen wohl die fernen, vom blauen Abenddufte umflogenen Gipfel der laubumgürteten Berge, von denen der laue Landwind Schätze um Schätze herabtrug. Kehrten Seele und Auge von der gemeinſchaftlichen Luſtreiſe zurück, ſo ſchauderten ſie, den wüſten Volkshaufen beſtreifend, über die Entartung des Menſchengeſchlechts in dieſem Paradies, und das Herz zuckte im Schaamgefühl über Scenen der niedrigſten Verworfenheit, deren Scheußlichkeit jede Beſchreibung, ja jede Andeutung verbietet.

Die meiſten der Kameraden hatten, von den Flammen des Tagsgeſtirns über ihrem Haupte, und von denen des edlen Syracuſerweins, goldgelb und ſtrahlend, wie das Sonnenlicht, in demſelben niedergedrückt, bereits das Lager geſucht, und wiegten ſich in den Hängematten, nur wenige ſaßen noch ſcherzend und plaudernd bei den letzten Flaſchen, als Bärmig einen freundſchaftlichen Schlag auf die Schulter erhielt, und ſich umwendend, John, in jeder Hand eine Flaſche, neben ſich erblickte.

„Vom beſten!" ſagte der Diener lakoniſch. „Ganz Italien bringt nichts Köſtlicheres hervor."

„Ich wollte nur einen einzigen Namen nennen," verſetzte der Offizier lächelnd, „und du würdeſt dich ſelbſt Lügen ſtrafen."

„Euſebia! Ei nun, ich meinte die Weine. Aber Goddam! was dieſer ſüße, liebliche, ſtarke, feurige Syracuſer unter Italiens Weinen iſt, das iſt Euſebia, für die auch alle dem Weine beigelegten Epitheta gelten, unter Italiens Töchtern."

„Du warſt in der Stadt?"

„Anfangs furchtſam ſpäter dreiſter, hab' ich mich an verſchiedenen Orten herumgetrieben, aber leider noch keine Gelegenheit erſpäht, mich über die derzeitigen Verhältniſſe in Vialla Fiorita's Hauſe zu unterrichten. Ich habe viele Bekannte, ja ſogar Freunde geſehen, Niemand hat mich erkannt; aber anzureden wagte ich keinen, aus Furcht, daß mich die Stimme verriethe. Weder Thereſita, noch ihre Schweſter Anna, noch ihr Vater Batiſta waren zu Hauſe; auch traue ich ihnen nicht recht. Wenn's gilt, einen Engländer zu betrügen, ſo iſt hier jeder Menſch falſch und ſchlecht. Doch ohne allen Erfolg bin ich nicht aus Battiſta's Weinſchenke zurückgekehrt," fügte er, auf die Flaſchen deutend, hinzu, indem er den duftenden Wein ſeiner Feſſel entledigte, und dem Offizier den gefüllten Becher hinhielt. Beide leerten vertraulich koſend und flüſternd die Flaſchen.

Während dieſes angenehmen Geſchäfts fragte der Rittmeiſter: „Haſt du auch auf deinem Spionirwege herausgebracht, was das müßige Gaffervolk für einn Zahn auf uns hat?“

„Freilich!“ erwiederte der Andere lachend.„ Daran könnte einer ſtündlich rathen, und wenn er Methuſalems Alter erreichte, er würde es nicht herausbringen. In der That, man iſt zweifelhaft, ob man des Volkes gräulichen Aberglauben mehr belachen oder ſeine Dummheit mehr bedauern ſoll.“

„Du machſt mich ſehr neugierig; erzähle!“

„Die ganze Stadt ſchwatzt davon. Nach der ſicilianiſchen Veſper, in welcher bekanntlich alle Franzoſen auf der Inſel erſchlagen wurden, hat ſich die Sage unter'm Volke gebildet, vielleicht von fanatiſchen Prieſtern erzeugt und genährt, einſt würden die Ermordeten wieder lebendig werden, und auf fremden Schiffen nach Sicilien kommen, um als Dämonen an den Nachkommen der Mörder furchtbare Rache zu nehmen. Die Tradition berichtet, unter den Opfern einer ſchrankenloſen Volkswuth habe ſich eine Reiterſchaar befunden, die am Helm als Abzeichen einen Todtenkopf getragen. Dieſe Todesmänner würden vorzüglich ein großes Blutbad unter den Sicilianern anrichten. Nun hat man heute kaum unſere, in den Waffen ergrauten Huſaren mit ihren langen Bärten, in ihren ſchwarzen Uniformen, mit den metallenen Todtenköpfen über der Stirn, erblickt, ſo iſt Angſt und Schrecken durch die Stadt gegangen und das beſtürzte Volk hat ſich hier zuſammengerottet, um ſich zu überzeugen, daß die geiſterhaften Rächer, die Dämonen der Veſper, endlich angekommen ſeien. Es iſt ein lächerliches Geſchrei, ein verwirrter Tumult in der Stadt. Aber zu ſehr mit Euſebia beſchäftigt, nur an ſie denkend und meine Plane, hatte ich das Narrengeſchwätz doch wieder vergeſſen, und die Poſſe, die der verrückte Hauſe für ein fürchterliches Trauerſpiel mit allem Ernſt hält, faſt nicht erzählt."

Unterdeſſen war es völlig Nacht und das Verdeck leer geworden bis auf die beiden Zecher, denen ein Blick auf die Ufer die Ueberzeugung gab, daß die läſtigen Zuſchauer ſich zerſtreut hatten. Nur hie und da lagen noch einige von dieſen zur großen Familie der Lazaroni, zur mächtigen Zunft der Obdachloſen gehörigen, leichtſinnigen und ſorgenfreien Schooßkinder des ſüdlichen Himmels unter einem auf Pfählen ruhenden Boote, oder zwiſchen Tonnen und anderem Hafengeräth ruhig und ſchlummernd umher, während andere im dunkeln Schlagſchatten der benachbarten Gebäude und Mauern lautlos umherſchlichen, vielleicht in Angſt, daß die geſpenſtige Reiterſchaar die Stadt zur Mitternachtſtunde überfallen werde. Ueber den Grat des Gebirges war die Mondſichel herabgeſchifft, und beleuchtete den Geſichtskreis der allein auf dem „Prinzregent" noch muntern vier Augen mit magiſchem

Schein; eine feierliche Frühlingsnacht ging ernſt und geheimnißvoll, halb erhellt, halb verhüllt, halb errathen, halb geahnet, über das Meer und das Land, eine üppige Gattin des Lenzes, eine duftende Mutter ſeiner Kinder, eine ſtillwaltende Königin der Welt.

„Mir thut es in der Seele weh, an das Schiff gebunden zu ſein, bemerkte Bärmig; „der edle Wein hat mich mächtig aufgeregt und meine Pulſe beflügelt, ſchlafen kann ich nicht, und doch bin ich ſo matt, ſo ſehnſüchtig verlangend, mir iſt ſo ſeltſam zu Muthe, als möcht' ich irgend ein zärtliches Abenteuer beſtehen. Ich wollte, wir könnten in einem Boote am Ufer hinrudern und uns die lauſchigen Plätzchen, die Pracht der Gegend im magiſchen Licht des Mondes betrachten."

„Wenn du das willſt," verſetzte John vertraulich, „ſo will ich bald Rath ſchaffen. Das kleine Boot, in welchem ich überſetzte und zurückkehrte, liegt unter uns angebunden. Wir dürfen nur hinabſteigen."

„Aber wenn es der Major erführe —"

„Die liegen alle und ſchlafen feſt. Und wenn er's erfährt, nun, ſo hätten wir gebadet."

„Baden! Wahrlich, lieber Hightlitton, du bringſt mich auf einen guten Einfall. Wir wollen wirklich baden in dieſem herrlichen Gewäſſer, in dieſer herrlichen Frühlingsnacht! Mich verlangt's mächtig, meine heißen, durſtigen Glieder in die kühle Welle zu tauchen. Schnell, ſchnell hinab!"

„Schon gut," ſprach der Andere, „nur vergiß ſo wenig, wie ich, Säbel und geladene Piſtolen mitzunehmen. In ſolchem Spitzbubenlande muß man jeden Augenblick zur Vertheidigung bereit ſein;" und nachdem ſie ſich gerüſtet, fuhr er fort:

„Ich führe dich dort rechts um die Ecke, wir haben nicht weit bis zur Wohnung des Fiſchers Matteo, dem kleinen reizenden Tempel meiner Liebe. Du ſollſt in dieſer lauen Mondsnacht noch das niedliche Häuschen ſehen, gleichſam eine an's Land geſetzte und von Myrten-, Lorbeer- und Orangengebüſchen feſtgehaltene Barke, in der ich mit Euſebia gar oft das ſtille, heimliche Werden des Abends belauſchte, berauſcht von Düften und Küſſen; aus deſſen Fenſterlein, von blühenden Zweigen überragt, wir Arm in Arm, Bruſt an Bruſt auf das vom Abendroth vergoldete Meer hinausblickten, das die Ferne verſchleierte, und den geſchäftigen Barken zuſahen, die, wie Seevögel, die Fluth durchkreuzten. Das Auge voll Wonnethränen, das Herz voll Seligkeit, vergaßen wir in der Fiſcherhütte den königlichen Palaſt, den wir kurz vorher verlaſſen, und der uns ein Bild gefallener Erdengröße, des Mißmuths, des Haſſes, der gemeinen Leidenſchaft gegeben hatte."

Alſo fortſchwelgend in Erinnerungen half der Engländer dem Deutſchen in das losgebundene Boot herab, ergriff eine Ruderſtange und führte das leichte Fahrzeug durch die mondüberglänzte Waſſerebene.

Bald nickten Blüthenzweige ſtatt des ſteinernen Molo vom Ufer her, mächtige Bäume warfen ihre Schatten in das Meer und einzelne Hütten lugten wie verträumte Kinder aus den Büſchen hervor.

„Dort winkt das kleine Giebeldach!“ rief Sir Hightlitton. „O! Seligkeit aller hier verlebten Stunden kommen in dieſer holden Nacht wieder über mich, nachdem ich Siciliens Boden nach ſo langen Entbehrungen heute zum erſtenmale wieder betreten habe.“

„Die eine kleinere Hälfte unſeres Plans iſt gelungen,“ redete der Rittmeiſter mit freundſchaftlicher Herzlichkeit, „du biſt glücklich als mein Diener an Siciliens Küſte gelandet; keiner meiner Kameraden hat eine Ahnung, wer du biſt und was du hier willſt. Möge die zweite Hälfte nicht minder glücklich ausgeführt werden und du den Boden deiner heimathlichen Inſel ſo zufrieden und glücklich betreten, wie du jetzt auf dieſes Eiland ſteigſt!“

„Ich werde dir, mein theurer Freund, einen großen Theil meines Glückes zu verdanken haben,“ verſetzte der Engländer mit Wärme, und den Rittmeiſter umarmend.

Im Schatten eines mächtigen Baumes, der ſein vielarmiges Gezweig über die kleine dunkle Bucht, die er begränzte, hing, als habe er mit der Najade derſelben ein heimliches Liebeswörtchen zu reden, banden ſie das Boot an, entkleideten ſich und ſtiegen in die laue Meerfluth hinab, die kühlend und labend um ihre Glieder ſpielte; leuchtende Meerwürmchen flogen wie Sternchen durch das Waſſer, Mondſtrahlen und Sterngeflimmer ſtahlen ſich hie und da durch das Laubdach und hüpften auf den Wellchen; im dichteſten Gebüſche ſang eine Nachtigall ihr träumeriſches Locken und Girren, Jubeln und Klagen, und das Herz der Jünglinge wallte über von ſeliger Empfindung.

Da hörten ſie plötzlich das Fiſcherhaus öffnen und mehre Stimmen ſich nahen.

„Still!“ flüſterte Hightlitton dem Freunde zu. „Ich unterſcheide deutlich Matteo's und Battiſta's Stimmen, beide ſind Freunde. Was mögen die in der Nacht noch vorhaben? Battiſta pflegt doch ſonſt ſeinen Weinſchank um dieſe Zeit nicht mehr zu verlaſſen, wo er entweder Gäſte zu bedienen hat, oder auf dem Ohre liegt. — — Auch eine Weiberſtimme? Wahrhaftig, das iſt Thereſita, Euſebia's Dienerin, die unſere Zuſammenkünfte in dieſer Fiſcherhütte ſonſt bewachte. Das hat etwas zu bedeuten. Sie binden ein Boot los. — Wir wollen uns ſo nah als möglich hinzuſchleichen und ſie behorchen. Der Schatten der Bäume verbirgt uns.“

Und leiſe, wie die Nacht ſelbſt näherten ſie ſich dem Ufer; das Waſſer regte ſich kaum bei ihren Bewegungen.

Drei Männer in Seemannstracht, mit Netzen und Fiſchergeräth beladen, und ein üppiges Weib, eine jener junoniſchen Geſtalten, deren Vaterland nur Sicilien iſt, wurden am Ufer ſichtbar; die Badenden hörten und ſahen, wie das Boot gelöst wurde. Einer der Männer wandte ſich jetzt zu dem Mädchen und ſagte, ihr einen Korb, den ſie trug, abnehmend: „Dank, Thereſita, für deine Mühe. Wir ſind fertig, ſäume du nun nicht, ſondern eile nach Hauſe, damit deine Schweſter die Sorge der ganzen Wirthſchaft nicht noch länger allein zu tragen hat. Du ſelbſt ſagteſt ja, daß viele Gäſte bei uns eingekehrt wären."

„Lauf!" rief der Andere mit einer Jünglingsſtimme, „damit nicht etwa Annetta von einem betrunkenen Engländer, der in die Taverna eingedrungen iſt und gemerkt hat, daß mein Bräutchen ſich allein im Hauſe befindet, Uebels zu erfahren hat. Auch ſtreifen um dieſe Zeit unfertige engliſche Schufte in Banden am Marino umher; wie leicht, daß ein Haufen ſolcher rohen Geſellen Einlaß in euere Schenke begehrte. In welche Angſt würde die arme Annetta gerathen, wenn du ihr nicht zur Seite wärſt!"

„Nun das laſſ' ich mir gefallen, Maſo," lachte Thereſe ſich muthwillig auf dem Abſatze drehend, „zur Schutzwache deiner Braut bin ich dir gut genug. Bin ich nicht auch ein ſchwaches Mädchen, wie ſie? Und iſt es nicht ihre, der älteren Schweſter, Pflicht, vielmehr mich zu bewachen? — Aber ſeid doch unbeſorgt," fuhr ſie munter ſcherzend fort, „es ſind ja faſt immer nur Deutſche, die unſer Haus beſuchen, und ihm den Vorzug vor den ſtolzen Oſterien und Trattorien geben, weil, wie ſie ſagen, bei uns Alles ſo nett und reinlich iſt und der Wein unverfälſcht, wie ihn Vater von Katana und Lipari herüberholt."

„Paß," ſagte Battiſta, „der Teufel hole alle die Fremden, die uns beherrſchen und unſere Weiber und Töchter. Ich für mein Theil will nur von meiner geliebten Königin beherrſcht ſein, und eher wird's nicht beſſer bei uns, bis ſie zurückkehrt. Der franzöſiſche Kaiſer hat nun auch eine Oeſtreicherin zur Frau, eine Nichte unſerer Königin, und iſt auf dieſe Weiſe ihr Neffe geworden. Er wird ſie uns ſchon zurückſchicken und die Engländer verjagen. Freilich an Neapel darf ſie nicht mehr denken, die gute Matrona, dort ſitzt König Giovachino, der des Kaiſers Schwager und rechte Hand iſt, feſt für Lebenszeit; aber was braucht unſer Königshaus Neapel? Iſt nicht unſere Inſel groß und reich genug, zehn Könige prächtig zu erhalten? Ich ſage nochmals: die Engländer dem Teufel! Es wird — im Vertrauen zu dir, Matteo — nicht lange mehr währen."

„Weißt du etwas?" fragte der Fiſcher neugierig. „Haſt du vielleicht ein Vöglein pfeifen hören?"

„Still doch!" raunte Tomaſo dem Alten zu.

„Es iſt wahr. Ich ſage dir nur ſo viel, Matteo, denn du biſt mein braver Freund und Vetter: wir thuen jetzt eine wichtige Fahrt. Glaubſt du, daß wir Fiſche fangen und Wein holen wollten? Ja, ja, Fiſche fangen wir, aber nicht, um ſie auf dem Markt zu verkaufen, und der Wein, den wir bringen, ſoll den Engländern ſo zu Kopfe ſteigen, daß ſie ganz drum kommen werden. Uns ſenden gar mächtige Herren, um — die Königin wieder zu holen und die Engländer zu verjagen.“ Die letzteren Worte flüſterte er kaum vernehmlich.

„So eilt Euch doch!“ trieb Tomaſo den alten Schwätzer, und ergriff die Ruderſtange. „Leb' wohl, Thereſita!“ rief er ungeduldig dem Mädchen zu. „Grüße mir Annetta, und ſage ihr nochmals, daß ich dieſe Nachtfahrt allein unternehme, um ſie bald recht glücklich zu machen: denn dieſe Reiſe würde mir viel Geld einbringen!“

„Madonna ſegne euer Werk!“ verſetzte Thereſita, und ging dann mit Matteo plaudernd zurück.

Battiſta ſchüttelte ſich und ſagte jetzt ſelbſt treibend und doch wieder der Schwatzluſt nachgebend, zu ſeinem Gefährten: „Fort nun, in aller Heiligen Namen! Madonna ſchütze die ſchöne Stadt! Die Ankunft der bärtigen Fremden in der ſchwarzen Montur auf jenen engliſchen Schiffen hat eine Unruhe und Gährung im Volke erregt, die nichts Gutes bedeutet.“

„Der Graf ſagte, dieſe Gährung könne unſerm

Zwecke trefflich zu ſtatten kommen," verſetzte der Jüngling, der unterdeſſen ſeine Cigarre in glimmenden Stand gebracht hatte, „und er wird während unſerer Abweſenheit Alles thun, dieſelbe zu unterhalten und zu benutzen. An dem wunderlichen Geſchwätz von Prophezeihungen und altem Kram mit den Dämonen ſei nichts als Albernheit, lachte der Graf, aber es ſei immerhin gut, wenn die Leute ſo was glaubten. Ja ſeid verſichert, der Graf iſt ſchlau und überlegt alles; er iſt die Seele des ganzen jetzigen Unternehmens, hat ſie erſt alle unter einen Hut gebracht und das Feuer angeblaſen. Wenn einer verdiente, unſer König zu werden, ſo iſt er's."

„Es wäre immer beſſer, wir hätten einen einheimiſchen Herrn," ſtimmte Battiſta bei. „Was geht uns eigentlich das fremde Geſchlecht an, das uns regiert? Wenn ich die edle Königin nicht ſo ſehr liebte — denn ſie hat mir und meinem Hauſe wohl gethan, du weißt's ja — ſo wäre mir's auch recht; aus dieſer Schlafmütze, die ſich unſer König nennt, hab' ich mir nie viel machen können."

Die letzten Worte verſchlang ſchon die Ferne. Die Barke glitt mit Hülfe der kräftig gehandhabten Ruder durch die Menge der im Hafen liegenden Schiffe, leiſe wie ein Dieb. Am Vordertheil des kleinen Fahrzeugs hatten die Vorſichtigen nicht vergeſſen in dem dort befeſtigten eiſernen Korbe das zum Anlocken des Thunfiſches nöthige Leuchtfeuer zu entzünden, welches luſtig emporloderte und den beiden Badenden nun als verrätheriſcher Stern diente.

„Jetzt ſchnell in die Kleider!“ rief Hightlitton ſeinem Gefährten zu.“ Dieſe Schufte haben einen Verrath vor, und wenn mich nicht Alles trügt, ſind ſie von den unzufriedenen Edelleuten an die Franzoſen abgeſchickt. Wir eilen jetzt nach, ſchlagen an einem der Wachtſchiffe Lärm, das wir zur Verfolgung der Barke auffordern, und fangen die Spitzbuben ganzbeinig.“

„Wozu alle dieſe Umſtände?“ verſetzte der Rittmeiſter. „Wir ſind beide bewaffnet, und wahrlich nicht vergebens ſollſt du mich daran erinnert haben, meine Piſtolen nicht zu vergeſſen. Laß uns den Burſchen nachſetzen und allein mit ihnen fertig werden.“

„Allen Reſpekt vor deiner perſönlichen Tapferkeit! Aber ſchon haben ſie einen Vorſprung und eine Fangmütze für den Wind, die uns fehlt. Ich habe das ſpitzzulaufende lateiniſche Segel auf ihrer Nußſchaale geſehen. Sind ſie um die Felſenzunge dort herum, ſo bläſt ihnen der friſche Landwind hinein, der ſich jetzt erhebt, und in wenigen Minuten ſind ſie uns aus den Augen. Den Jagdſchiffen, die auf der Wache liegen, kann die Barke nicht entgehen.“

„Nun ſo laß uns verſuchen, ob wir ſie erreichen, ehe ſie an die Landſpitze kommen. Wir wollen aus Leibeskräften rudern. Ich fürchte ſehr, wenn das Jagdſchiff ſie einholt, ſo merken ſie Unrath und werfen, was ſie an Papieren, die ſie verrathen könnten, bei ſich haben, in's Meer, geben ſich für unſchuldige Fiſcher aus, und die ganze Expedition iſt vergebens; denn wir können ihnen nichts beweiſen und müſſen's hinnehmen, wenn die Kerle ein freches Geſchrei gegen uns erheben. Viel beſſer, wir ſetzen ihnen ohne allen Lärm nach, und fangen ſie mit einer Kriegsliſt ſammt allen ihren Effekten."

„Und welche Liſt meinſt du?"

„Du wirſt es ſehen; folge meinem Rath."

Mit kräftigen Stößen trieben ſie ihr leichtes Fahrzeug an, und es ziſchte dahin, und wand ſich raſch durch die ruhig liegenden Schiffe, wie eine Schlange, die ihrer Beute nacheilt. Schon glänzte das Leuchtfeuer der ſiciliſchen Barke vor ihnen, gleich einem eben am Horizonte untergehenden Sterne, aber der Anſtrengung der beiden Soldaten gelang es, ihr bald nahe zu kommen.

„Jetzt lege dich auf den Boden," ſagte der Deutſche, „und ich werde, Matteo's Stimme nachahmend, ihre Namen rufen; ſie werden wähnen, irgend etwas vergeſſen zu haben und ſtill halten. Sind wir dicht bei ihnen, ſo ſpringen wir in ihr Boot und überwältigen ſie. Der Mond iſt hinter eine Wolke getreten;

ſie können nicht erkennen, daß ich nicht Matteo bin.“

„Wohlan!“ verſetzte der Engländer, „du ſollſt ſehen, daß ich nicht weniger Muth habe, als du. Es gilt die Ehre und das Leben meiner Landsleute.“ Mit dieſen Worten legte er ſich platt an den Boden des Fahrzeugs. Bärmig aber rief mit lauter Stimme: „Battiſta! Maſo!“ und wiederholte dieſen Ruf mehrmals. Die Liſt gelang. Arglos hielten die Beiden an, und nach wenigen Ruderſchlägen ſtieß der Rittmeiſter an das Boot der Sicilier, legte mit einer geſchickten Wendung an eine Seite deſſelben an, ſprang hinüber und packte den jungen kräftigen Tomaſo, der ſich nichts weniger als einen Angriff verſah, an der Kehle, ihm die Piſtole mit der Drohung vor die Bruſt haltend, daß er beim geringſten Widerſtande losdrücken werde. Battiſta erhub ein unnützes Geſchrei und verlor dadurch Zeit; denn wenige Augenblicke darauf lag er, von Nightlitton's ſtarker Fauſt niedergeworfen, am Boden, und ließ ſich, zum Tod erſchrocken, ohne Widerrede die Hände binden. Mit Tomaſo wurde nicht gelinder verfahren. Bärmig bemerkte, daß ſich der Letztere ſeiner Schuhe entledigt hatte, und bemüht war, einen davon in's Waſſer zu werfen. Dieß koſtete ihm aber wegen der gefeſſelten Hände große Anſtrengung. Ein argwöhniſcher Gedanke fuhr durch Bärmig's Kopf. Er nahm ihm die Schuhe ab und trug ſie in ihr Fahrzeug, während Highflitton das der Gefangenen nach dem Hafen zurücktrieb. Battiſta jammerte unterwegs unaufhörlich: „Wir ſind arme Fiſcher, die, wie immer, zur Nachtzeit auf den Thunfiſchfang ausgelaufen ſind; wir haben gar nichts Uebles vorgehabt.“ Aber das Ohr der Soldaten blieb taub für ſein Jammern. Tomaſo that klüger, in einem trotzigen Schweigen zu verharren. Am nächſten Wachtſchiff machte Bärmig bei dem Wache haltenden Offiziere die Anzeige ihres Fanges, und nannte mit wenigen Worten einige Gründe für ſeine That, das Uebrige auf ein mündliches Verhör aufſchiebend. Ohne Geräuſch wurden die beiden Gefeſſelten ſammt allen in ihrer Barke befindlichen Effekten in das Schiff gebracht, und bis auf Weiteres in den untern Schiffsraum eingeſperrt. Die beiden Freunde begaben ſich, mit ihrem Glücke zufrieden, in ihrem Boote nach dem „Prinz-Regent“ zurück. Als ſie ausſtiegen, bemerkte Bärmig, daß er vergeſſen, Tomaſo's Schuhe mit abzuliefern. Er nahm ſie an ſich, um dieß den folgenden Tag zu thun, und ſteckte ſie in einen Fourageſack, der neben ſeiner Hängematte lag.

Als in der Frühe des andern Morgens das Geräuſch, das bei den zur Ausſchiffung nöthigen Anſtalten gemacht wurde, die Schläfer geweckt hatte, trat Sir Hightlitton in ſeinem Dienerrocke ſchon dem Rittmeiſter entgegen, und bediente denſelben vor den Augen der übrigen Soldaten wieder mit dem frühern Eifer, indem er ihm ein Glas Waſſer ſervirte, vom Huſaren des Offiziers ſo eben aus dem Aquaduct geſchöpft, der es friſch und hell, wie Kryſtall, dicht neben dem Landungsplatze vorüber aus dem kühlen Schooſe des Monte Pellegrino zur Stadt hinabführt. Seine erfriſchende Kraft dämpfte die von den Ereigniſſen der Nacht noch zurückgebliebene Aufregung, und verlieh den Lebensgeiſtern die zur Ausübung des Dienſtes nöthige Spannkraft. Der Pſeudo-Diener flüſterte dem Scheinherrn zu: „Ich habe dieſen Morgen einen Brief an die Gräfin geſchrieben, und ſie darin gebeten, dir ganz zu vertrauen, indem du ihr zur Flucht behülflich ſein würdeſt. Dieſen Brief mußt du gleich nach der Ausſchiffung in Battiſta's Taverne tragen und Thereſe zu gewinnen ſuchen. Es wird dir nicht ſchwer werden, da du als Deutſcher ſchon einen Stein bei ihr im Brette haſt. Es iſt mir in dieſer Nacht ein guter Plan eingefallen, wie wir Alles leicht und ſchnell vollführen. Ein kluger Feldherr benutzt jeden Zufall zu ſeinem Zweck. So müſſen wir die Feſtnehmung ihres Vaters und künftigen Schwagers zu unſerem Vortheil anwenden. Du erzählſt dem Mädchen, daß in der verwichenen Nacht ein Paar Fiſcher gefangen genommen worden ſeien, verhehlſt Thereſen nicht, wer ſie ſind, und läßt ihr merken, daß du viel für die Verhafteten thun könnteſt, wenn ſie den Brief an ihre ehemalige Gebieterin beſorgte, und dir Gelegenheit verſchaffte, die Gräfin allein zu ſprechen. Thereſe wird nicht nur das thun, ſondern Euſebia auch zur Flucht auf alle ihr mögliche Weiſe behülflich ſein, blos um ihren Vater zu befreien.“

„Gut, gut!“ verſetzte der Rittmeiſter, „ich werde alle Künſte aufbieten, um das Mädchen zu [illegible]winnen.“

„Du wirſt ihr ſchon gefallen,“ lächelte der Engländer mit einem beifälligen, über Bärmig's ſchöne, kräftige Geſtalt ſtreifenden Blicke, „nimm dich nur in Acht, daß du dich nicht in ſie vergaffſt; denn ſie iſt hübſch, wunderhübſch.“

„Das hab' ich ſo ziemlich ſchon in der verwichenen Nacht bemerkt.“ Dabei glitt des Jünglings ſchwärmeriſches Auge mit dem ungewiſſen verſchwommenen Ausdrucke einer ſüßen Sehnſucht über die am Ufer ſich ſchon wieder verſammelnde Menge, die ſich von Augenblick zu Augenblick häufte, ſo ſehr auch der Major mit der Ausſchiffung eilte. —

Eine Stunde ſpäter brach ſich der Rittmeiſter Bärmig in voller Uniform, den Säbel an der Seite, auf der Plattform des Kays Bahn, durch die Haufen des ſchnatternden und geſtikulirenden, aus Pfaffen, alten und jungen Weibern, Limonadenverkäufern, Fiſchern, Laſtträgern und Müſſiggängern zuſammengemiſchten Volks; alle fünf Sinne des jungen Deutſchen wurden unangenehm afficirt, der phantaſtiſche Duft, der aus der Ferne betrachtet, über dieſen Menſchen lag, war hinweggewiſcht, der Zauber, der den deutſchen Schwärmer bethört, gelöst, und die nackte Wirklichkeit grinste ihn höhniſch an. Mit aller Förmlichkeit überreichte er ſeinen Rapport, und erwartete dann ruhig hinter der Schwadron, was ſich weiter begeben ſolle.

Hatten Tags zuvor die martialiſchen Geſtalten der Huſaren in ihren einfachen Stalljacken ſchon ſo großes Aufſehen unter dem palermiſchen Volke gemacht, ſo verbreitete heute das aufmarſchirte Regiment, das, in der vollen ſchwarzen Uniform, das Symbol des Todes am Tſchakot, über dem der wallende Roßſchweif flatterte, einer Geiſterſchaar nicht unähnlich ſah, ſtarres Entſetzen unter der Menſchenmaſſe, die ſich ſo ungewöhnlich früh auf die Beine gemacht, und im Hafen verſammelt hatte. — Jetzt raſſelten die Säbel blitzend aus der Scheide, die Glieder wurden geſchloſſen, des Parademarſches feierlich getragene Töne erfüllten die Luft, und in ſtolzer Haltung rückte das Regiment auf der ſchönen Strada nuova in die Königsſtadt ein, umringt und gefolgt von den dichten Haufen aus dem niedern Volke, die finſtere argwöhniſche Blicke auf die fremden ſeltſam gekleideten Ankömmlinge warfen, und ſich drohende Worte zuflüſterten.

Viel huldreicher ſah dagegen manch' reizendes Kind, manche edelgebildete Dame im verführeriſchen Morgengewande vom blumengeſchmückten Balkon herab — die Neugierde hatte ſogar die Frauen alle von der Matratze getrieben — und das milde in ihren Augen ſtrahlende Feuer zeigte ein ganz verſchiedenes Gefühl von dem verrathend, welches ihre Landsleute aus den untern Ständen zu beſeelen ſchien, daß die Stimmung gegen die ſchwarzen Huſaren in Palermo keine allgemeine feindſelige war.

Bärmig hatte ſich das ihm von Hightlitton bezeichnete große, prächtige Haus wohl gemerkt, und ſein Auge haftete feſt und forſchend auf dem ihm angegebenen Fenſter, das, geöffnet, ein weibliches Weſen ausſtellte. Eine Geſtalt voll Grazie und hoher Schönheit, und von dem vollen üppigen Oberkörper, der ſich, mit blühendem Liebreiz geſchmückt, aus dem Fenſter bog, zu ſchließen, ein hohes, kräftiges, imponirendes Frauenbild. Bärmig hielt ſein Pferd faſt unbewußt an, und ſtaunte ihr einige Minuten in das von Liebesgöttern umgaukelte Geſicht, in die tiefe Wunderherrlichkeit ihres Auges; ſie ſchien ſeine Aufmerkſamkeit wahrzunehmen, und ſenkte den Blick mit ſchaamhaftem Erröthen. „Das iſt Euſebia und keine Andere," murmelte er entzückt vor ſich hin, der Beſchreibung des Freundes eingedenk. Die Pflicht rief gebieteriſch, und der Rappe flog vorüber.

Auf der Piazza Vilena, wo ſich die Strada Nuova und die Strada Lassiro kreuzen, und die Stadt, faſt im Mittelpunkte derſelben, in vier gleiche Theile zerlegen, wurde Halt gemacht, und von hier aus zogen die Kompagnien einzeln in die ihnen angewieſenen Quartiere. Dieſe beſtanden, wie gewöhnlich in den ſüdlichern Ländern Europa's, in alten, theilweiſe zerfallenen und nur noch nothdürftig zu Kaſernen eingerichteten Klöſtern, während die Pferde meiſt in den benachbarten Locanden untergebracht wurden.

Bärmig's Schickſal führte ihn in ein großes düſteres Gebäude, welches früher dem Franziskaner-Orden gehört hatte, und eben noch nicht lange von den heiligen Brüdern verlaſſen worden war. Trotz dem befand ſich das weitläufige, winkeleckige Kloſter in einem ſehr deſolaten Zuſtande. Profane und heilige Gegenſtände, alles relativen und poſitiven Werthes entkleidet, lagen in chaotiſcher Unordnung auf dem Hofe, in den Kreuzgängen, Corridors und Zellen umher, es war wenig zum Empfang der Soldaten geſchehen, und dieſes Wenige beſchränkte ſich faſt nur auf Anſchaffung eines armſeligen Nachtlagers. So kam's, daß die Soldaten in den dunkeln Gängen über Steine und Hölzer ſtürzten, und nicht in der beſten Laune in ihren Wohnungen anlangten. Während die Gemeinen in der Kirche, im Refektorium und in andern größeren Localitäten des Hauſes Platz fanden, nahmen die Offiziere die beſſeren der Zellen ein.

Bärmig bezog mit ſeinem John eine ſolche im Seitengebäude, das an den nahen Berg anlehnte; ſie ſchien die erſte auf dieſer Reihe zu ſein; zwar war ſie nicht ſehr geräumig, aber hoch und luftig, und das einzige gothiſche Fenſter gewährte eine freundliche Ausſicht auf die benachbarten Gebirge. Im Hintergrunde ſtand ein Betaltar, und aus den tiefen Niſchen der Wände blickten verſtümmelte Heiligenbilder ſeltſam ſchauerlich heraus. Die erſte Arbeit war, das Gemach etwas zu ſäubern, und Bärmig, Hightlitton und des Rittmeiſters Huſar, der durch einen engliſchen goldenen Schlüſſel in das Geheimniß der beiden erſtern eingeweiht war, theilten ſich in dieſe Arbeit. Das Feldbett wurde aufgeſchlagen und diente zum Sopha, der Altar zum Tiſch, die Niſchen zu Kleider-, Armatur- und Vorrathsſchränken, und bald waren die Köpfe, Arme und Beine der Bilder mit Wehr und Waffen behängt. Der treue Leibhuſar entfernte ſich dann eilig, um die nothwendigſten Bedürfniſſe herbeizuſchaffen; denn Mittag war unterdeſſen herangekommen, und bald kehrte er ſchwitzend zurück, und trug am Riemen über die Schulter zwei tüchtige Feldflaſchen, von denen jede zwei gute Maaß hielt, gefüllt bis an den Rand mit dem trefflichen Vino di Marsalla, in der einen Hand den ſchon vielgereisten Becher, an der andern die dampfende Feldmenage, aus welcher der wohlbereitete Carry und die iriſchen Pickles dufteten. Auf dem heiligen Tiſche wurde ſervirt und Herr und Knecht, die innerhalb dieſer Wände die Maske nicht feſtzuhalten brauchten, ſchmausten fröhlich zuſammen. Nach der Tafel wurde das Feldbett durch eine ſüße Sieſta eingeweiht, und dann gingen die Freunde aus, um die erſten Schritte zur Ausführung ihres verſteckten Planes zu thun. Der Wege kundig, führte der Engländer den für ſeinen Gebieter geltenden Rittmeiſter über mehrere Plätze, durch große und kleine Straßen, bis ſie in eine gelangten, welche auf den Marino mündete. Ueber der Thüre eines nicht großen und ziemlich unanſehnlichen Hauſes winkte ein Schild, den Vorübergehenden zur Verſicherung, daß ſie mit durſtigen Kehlen und gefüllten Beuteln hier willkommene Leute ſein würden. „Hier hinein! rechter Hand die Stubenthüre,“ ſagte Hightlitton, und ging ſchnell von dannen.

Bärmig trat in das von Zeit und Rauch geſchwärzte Zimmer; die blühende, glühende, liebreizprangende Hebegeſtalt, die er Abends vorher in der magiſchen Mondbeleuchtung aus ſeinem feuchten Verſteck hervor geſehen hatte, trat ihm jetzt freundlich, herzenerobernd, lächelnd im klaren Tageslicht entgegen;

ſie verlor nichts in dieſer des Zaubers der Mondſtrahlen entkleideten Beleuchtung, ſie gewann vielmehr noch; denn es wurden jetzt Reize ſichtbar, die ſich die kühnſte Phantaſie, vom nur halb enthüllenden Mondlichte zum Rathen verlockt, nicht ſchöner, nicht üppiger hätte bilden können. Auch war ſie recht eigentlich eine Geſtalt des ſonnigen Tages, üppig, kräftig, blutheiß und leidenſchaftlich. Bärmig's Herz hatte ſie mit dem erſten ihrer ſchelmiſchen Blicke gefangen, eh' ſie noch ein Wort geſprochen. Des Offiziers Eintritt in das düſtere Gaſtzimmer veranlaßte unter den wenigen Anweſenden, die, ihrer Kleidung nach, Seeleute waren, eine Bewegung, und Thereſe, dieß bemerkend, öffnete eine Thüre, den neuen Gaſt mit warmen, höflichen Worten einladend, in dieſes Zimmer zu treten. Es war hell und freundlich, geſchmackvoll ausmöblirt und recht für deutſchen Beſuch eingerichtet.

Noch hatte ſich keiner der hierherein gehörigen Gäſte eingefunden, und das war dem Rittmeiſter eben recht. Unverwandt hingen ſeine Blicke an dem ſchönen Mädchen, das ſich ſo leicht und grazienhaft bewegte, als gehöre ſie einem weit höheren Stande an. Sie fragte ſo liebenswürdig nach den Befehlen der Excellenza, und bald duftete der ſüße, würzige Syracuſer, von ihrer Hand kredenzt, im Glaſe. Ein Teller mit Oliven und Mandeln ſtand daneben, um den Genuß des Weins zu erhöhen.

Bärwig war nicht in Verlegenheit, die Unterhaltung zu eröffnen. „Schmucke Wirthin,“ ſagte er, ſie auf den fleiſchigen Nacken klopfend, „dein Anblick hat mich höchlichſt in dieſem Hauſe überraſcht. Die erſte Taverna, in welche ich in Sicilien trete, faßt ein ſolches Kleinod! Wenn alle Kellnerinnen hier zu Lande ſo feinen Anſtand, ſo höfliches, liebreiches Weſen haben, fürwahr, dann möchte ich auf dieſer Inſel nur in Wirthshäuſern leben, und ſie nicht wieder verlaſſen. Aber ich glaube ſicherlich, der erſte Wurf war der beſte, und deines Gleichen gibt's wohl ſchwerlich noch in einem Wirthshauſe auf dieſem heißen Boden.“

„Ihr ſeid ſehr gütig,“ verſetzte Thereſe geſchmeichelt, „aber Ihr habt viel zu viel geſagt. Wenn ich auch keine der Häßlichſten bin, ſo bin ich doch auch keine der Schönſten, wie Euere Galanterie mich gern glauben machen möchte. Wenn Ihr erſt in den großen Trattorien und Gaſthöfen unſerer Stadt geweſen ſeid und Euch die ſtattlichen Kellnerinnen und Töchter betrachtet habt, dann werdet Ihr anders urtheilen.“

„Schwerlich,“ verſetzte der Offizier, ſich an Thereſens munterem Weſen höchlichſt ergötzend. „Und wenn ich auch Mädchen fände, die ſo hübſch wären, wie du, in Anſtand und Zierlichkeit müſſen ſie doch hinter dir zurückſtehen. Wärſt du in Deutſchland, meinem Vaterlande, man würde dich für eine Dame der erſten Stände, für eine Adelige halten, und auch hier — obgleich ich eures Landes Sitte nicht kenne — kann ich mich nicht überreden, daß du in dieſem Hauſe aufgewachſen ſeiſt; es ſcheint mir im Gegentheil mehr als wahrſcheinlich, daß du eine feine Erziehung in einem vornehmen Hauſe genoſſen."

„Ihr habt es errathen, Signore Tedesco," ſagte ſie erröthend. „Ich war ſechs Jahre im Hauſe des Grafen Bialla Fiorita, deſſen Koch mein Vater früher geweſen iſt, eh' er den Beſitz dieſer Taverna erlangte. Ich wuchs mit der jungen Gräfin Euſebia auf und genoß, zwar ihre Dienerin, doch viel von den Vortheilen ihrer Erziehung, an welche der Herr Graf, ihr Vater, große Summen verwandte."

„Dacht' ich doch gleich ſo etwas. Wahrlich, Mädchen, du haſt dieſer Erziehung viel zu verdanken; dein Geliebter oder Verlobter wird, von dieſen dir erworbenen Eigenſchaften, die deine natürliche Reize erhöhen, und ihnen den wahren dauernden Werth verleihen, entzückt, dem Herrn Grafen Bialla Fiorita dafür ſtets ſehr verbunden ſein."

Da ſchüttelte Thereſe den ſchönen Kopf, daß die dunkeln Locken auf dem Alabaſter des Nackens tanzten, und wie ein leiſer Anflug von Wehmuth zuckte es durch ihr Lächeln, indem ſie ſprach: „Ich habe weder einen Verlobten, noch einen Geliebten. Leuten meines Standes bin ich, wie ſie ſagen, zu vornehm, obgleich ich doch nichts weiter bin, als die dienſtbare Magd der Gäſte, die in dies Haus einkehren; vornehmen Leuten bin ich im Ernſt zu gering, und zum Scherz mag ich keines Mannes Geliebte ſein."

„Das iſt eine ſehr edle Geſinnung, die dir jedes verſtändigen Mannes Achtung erwerben muß," ſagte der Rittmeiſter, und wagte ſchon nicht mehr, des Mädchens Nacken zu berühren. „Wie iſt mir denn," fuhr er, leicht hinwerfend fort. „Der Name des Grafen Vialla Fiorita klingt mir nicht neu. Iſt das dieſelbe Gräfin Euſebia, die — ich habe in Spanien eine Geſchichte gehört, die mit der Flucht der Königin zuſammenhing?"

„Ganz recht!" fiel Thereſe ein. „Das iſt dieſelbe Dame. Ich weiß ſchon, was Ihr meint. Der Herr Engländer, der die Conteſſe liebte, und leider auch von ihr ſehr zärtlich geliebt wurde, war ja auch Soldat, und iſt, wie ich erfahren, nach Spanien verſetzt worden. Alſo könnt Ihr wohl die Geſchichte dort ausführlich — vielleicht aus des Herrn Engländers Munde ſelbſt — erfahren haben."

„Obgleich ich den Herrn Engländer, den du meinſt, in Spanien perſönlich kennen gelernt habe, ſo hat er ſich doch wohl gehütet, mir die Ereigniſſe mitzutheilen, in deren Folge er Sicilien verlaſſen mußte. Was ich weiß, habe ich von Andern gehört, die der Sache auch nicht gewiß waren, und ſo iſt es mir doppelt angenehm, in dieſes Haus gekommen zu ſein, einmal, weil ich deine Bekanntſchaft gemacht, holde Jungfrau, dann weil ich doch endlich Aufſchluß über die dem Sir Edmund Hightlitton hier zugeſtoßenen außerordentlichen Begebenheiten erhalte, was ich längſt gewünſcht, wenn anders deine Güte mir darüber Mittheilungen zu machen geſonnen iſt.

„Ich ſollte billig nicht davon ſprechen,“ erwiederte Thereſa ſchelmiſch, „denn Donna Euſebia iſt noch immer meine gnädige Gönnerin, wenn ich auch nicht mehr in ihrem Dienſt ſtehe; weil Ihr aber ſo gute Worte gebt und ein Deutſcher ſeid, ſo ſollt Ihr's erfahren. — Die alte Gräfin, Euſebia's Mutter, war eine Freundin unſerer Königin, und täglich um die hohe Frau. Als ſie vor ungefähr zehn Jahren ſehr erkrankte und merkte, daß es mit ihr zu Ende gehe, nahm ſie der Königin das Verſprechen ab, nach ihrem Hintritt an Donna Euſebia Mutterſtelle zu vertreten. Nach dem Tode der edlen Frau kam Donna Carolina, unſere gnädigſte Herrin, der gelobten Pflicht nach, und die junge Gräfin wurde unter die Zahl ihrer Hofdamen aufgenommen. Bald beſaß ſie die ungetheilte Liebe der Königin, und verdiente ſie. Euſebia war ausgezeichnet durch Schönheit und Verſtand, der Stolz ihres Vaters, der Gegenſtand männlicher Bewunderung und Huldigung. Nun befand ſich unter den engländiſchen Herren vom Militär, die zur nächſten Umgebung des Lord Bentinks gehörten und bei Hofe Zutritt hatten, ein einnehmender junger Mann, Sir Edmund Hightlitton, der die Aufmerkſamkeit der Donna Euſebia auf ſich zu lenken und feſſeln wußte. Nun, wie Ihr ſelbſt ſagt, kennt Ihr ja den Herrn. Ich habe darüber meine eigenen Gedanken, und glaube immer, die Königin ſelbſt veranlaßte die nähere Bekanntſchaft dieſer beiden Leutchen, aus welcher nachher Liebe entſtanden iſt. Ich habe aus mancherlei Zeichen und Andeutungen ſolches gemerkt. Ihr werdet wiſſen, in welcher Feindſchaft die Königin mit dem Lord Bentinks lebte, obgleich ſie ſich einander ſehr ſchön in's Geſicht thaten, wie eben vornehme Leute zu thun pflegen, die ſich im Herzen haſſen. Nun lag der Königin natürlich daran, immer hübſch zu wiſſen, was die Herren Engländer und vorzüglich der Lord Generaliſſimus gegen ſie im Schilde führten, deßhalb beauftragte ſie ihre Favoritin, ſobald ſie wahrnahm, daß Sir Hightlitton derſelben den Hof machte, dieſen Herrn für ihre Partei zu gewinnen und auszuhorchen. Die junge Gräfin, welche die Königin wie eine Mutter liebte und verehrte, ſtand nicht an, dieſen Wunſch, der ihr als Befehl galt, zu erfüllen, und was wäre ihrer Schönheit nicht gelungen? Sie zog den Engländer in das Intereſſe der Königin. Ich weiß, daß er oft heimliche Audienz bei der gnädigſten Herrin hatte, und zu vielen Geſchäften gebraucht wurde, welche die hohe Frau keinem Eingebornen anvertraut hätte. Er mochte ſich wohl als ein tüchtiger, brauchbarer Mann bewährt haben. Donna

Euſebia zeigte ſich dankbar gegen den ſchönen jungen Mann, der ſo ſehr nach ihrer Gunſt ſtrebte. Ich mußte natürlich die Vertraute ihrer Liebe werden; denn — außer im königlichen Palaſt und unter den Augen der Königin ſelbſt — konnten ſie ſich nur ſehr heimlich ſehen, und ihre Zuſammenkünfte waren nicht ohne Gefahr. Der alte Graf nämlich, Euſebia's Vater, Präſident des königlichen Tribunals und als ſolcher von Lord Bentinks und den Engländern abhängig, haßt dieſe doch in's Geheim, wie die meiſten unſerer vornehmſten Nobili, aber er iſt viel zu klug, um dieſen Haß durch offenbare Handlungen zu bethätigen, oder durch thörichte Aeußerungen ſich abmerken zu laſſen. Viel unbeſonnener und unvorſichtiger war des Grafen älteſter Sohn, Don Falco, ein Feuerkopf, der, dem Vater über die Hörner gewachſen, ſich niemals an die Ermahnungen des Alten kehrte, ſondern ſeinen glühenden Haß, ſeine heftige unverſöhnliche Feindſchaft gegen die Engländer zu jeder Zeit durch Wort und That kund gab. Kaum hatte Don Falco erfahren, daß ſeine Schweſter die Huldigung eines Engländers annehme, als er ſich nicht entblödete, ſie zu mißhandeln, und Herr Hightlitton galt ihm von dieſem Augenblick an für ſeinen größten Feind. Es konnte bei ſolchen Geſinnungen nicht fehlen, daß ſich beide in die Haare geriethen; es kam zu einem Zweikampf, zu welchem der Engländer gezwungen, und in welchem mein Landsmann verwundet wurde. Seit jener Zeit war Sir Hightlitton seines Lebens nicht mehr ſicher. Zum Glück für ihn hatte ſich Don Falco in eine Verſchwörung gegen die Engländer eingelaſſen, die — entdeckt — den König veranlaßte, die Theilnehmer derſelben, lauter vornehme Edelleute, verhaften und feſtſetzen zu laſſen. Dieß war ſchon nach der Abreiſe der Königin, nachdem der König die Regierung wieder aus den Händen des Prinzen von Calabrien genommen hatte. Wenn nun aber auch Herr Hightlitton von dieſer Seite ſicher war, ſo drohte ihm von einer andern Gefahr, die ihn endlich ſogar aus dem Lande vertrieb. Die Königin mochte ſich, da ſie ihr früheres Anſehen ſo vernichtet, ja verſpottet, und durch einen engliſchen Befehlshaber ſich aller Macht beraubt ſah, ſchon lange mit dem Plane getragen haben, die Inſel und ihre Familie ganz zu verlaſſen. Durch Herrn Hightlittons ſehr thätige Hülfe gelang es ihr endlich, dieſen Plan auszuführen. Er beſorgte im Geheimen das Schiff und traf die nöthigen Vorkehrungen; gern hätte die Königin ihn und Donna Euſebia, zur Belohnung ihrer Treue, mitgenommen, aber der alte Graf hatte ſeine Tochter ſtreng zurückverlangt und in ſeinem Hauſe bewacht, ſobald man ihm geſteckt, die Königin begünſtige ihren vertrauten Umgang mit dem Engländer. Hinter all' dieſen Handlungen des Grafen ſteckte wohl Don Falco, der des Vaters

Liebling war und deſſen Haß gegen die Engländer, wenn auch mit dem Munde getadelt, aber gewiß im Herzen gebilligt und belobt wurde. Dieſer mochte durch ſeine Spione, deren er viele in allen Klaſſen des palermiſchen Volkes unterhielt, des Herrn Hightlitton Mitwirkung und Hülfe bei der Flucht der Königin ausgeſpürt und ſeinem Vater mitgetheilt haben. Der Alte verrieth ſolche wieder an den Lord Bentinks, und ſo kam es, daß Herr Hightlitton, gleich darauf, als Don Falco gefänglich eingezogen war, vom Generaliſſimus ebenfalls Arreſt bekam und ſehr hart angeſehen wurde. Der Graf Vialla Fiorita trieb es ſo weit, daß der junge Engländer nach Spanien verſetzt wurde, mit der ſtrengen Weiſung, ſich bei ſchwerer Strafe niemals wieder in Palermo oder auch nur auf der Inſel betreten zu laſſen. Donna Euſebia aber, der hohen Beſchützerin entbehrend, wurde eingeſperrt und von ihrem rauhen Vater nicht zum beſten behandelt. Don Falco iſt vor einiger Zeit aus dem Gefängniſſe entwichen, Donna Euſebia muß aber meiſt noch das Haus hüten, und darf nur in Begleitung ihrer Aja ausgehen, die die Conteſſa wie ein Drache bewacht."

„So iſt es wohl gar nicht möglich, die junge Gräfin zu ſprechen," ſagte der Offizier etwas unvorſichtig; denn Thereſa's, während der Erzählung entfaltete Anmuth, hatte ihn vollends verwirrt gemacht. Auch hatte er ſich die Geſchichte, die er theilweiſe beſſer wußte als die Erzählerin, nur von ihr vortragen laſſen, um ſie ſprechen zu hören und zu ſehen, indem ſie redend zwiefach ſchön war.

„Was könntet Ihr auch mit der Donna Euſebia zu reden haben?“ fragte das Mädchen verwundert, und fixirte ihn ſcharf mit den Augen.

„Ich nicht! ich nicht!“ antwortete er verlegen. „Ich meine nur, wenn Sir Edmund Hightlitton, der doch ſchwerlich ſeine Liebe vergeſſen hat, der Gräfin Nachricht von ſich geben wollte, und vielleicht einen Freund abſchickte, um mit ihr zu reden, ihr Grüße zu bringen, einen Brief zuzuſtecken, oder etwas ähnliches. Ich meine nur ſo.“

Thereſa warf noch einen forſchenden Blick auf ihn, dann ſagte ſie: „Das würde ſchwerlich angehen; doch,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „man ſagt ja, wahrer Liebe ſei nichts unmöglich.“

„Kennſt du den Satz noch nicht aus Erfahrung?“ fragte der Rittmeiſter.

„Ei, was fragt Ihr darnach?“ lachte ſie und drehte ſich munter zur Thüre hinaus. —

Als ſie nach einer Viertelſtunde wieder herein kam, erkundigte ſie ſich, ſcheinbar gleichgültig, und gleichſam, um nur etwas zu reden, wann er angekommen, wohin er einquartirt ſei, wie er heiße und dergleichen mehr, und der Rittmeiſter war verliebt genug, ihr auf alle dieſe Fragen die ſtrengſte Rechenſchaft zu geben. Inzwiſchen hielt ihn doch ein inneres Gefühl ab, ihr über ſeine Miſſion mehr zu ſagen, noch weniger vermochte er es über's Herz zu bringen, ſie mit der Nachricht von der Haft ihres Vaters zu betrüben; er nahm ſich vor, erſt morgen, wenn er ſchon vertrauter mit ihr ſei, damit herauszurücken, und vorher wolle er ſie über ihre Geſinnungen gegen Hightlitton ausforſchen, die ihm doch gerade nicht die freundlichſten zu ſein ſchienen, um ihr gleich von vorn herein unbedingt zu vertrauen. Vergnügt und verliebt verließ er die Taverne, von Thereſa freundlich eingeladen, ja recht bald wieder zu kommen.

Die Freunde ſaßen eben beim Abendeſſen, das Hemming, der Huſar des Rittmeiſters, wieder auf den Altar ſervirt hatte, und Bärmig erzählte den dürftigen Erfolg ſeiner Sendung, wovon der Engländer eben nicht erbaut war, als die Thüre aufging, und ein luſtiger Tabuletkrämer hereinhüpfte. Ohne ſich an die Verſicherung des Rittmeiſters zu kehren, daß er nichts kaufen werde, kramte der maulfertige Burſche doch ſeine Waaren aus, pries ſie an, und drehte ſich mit Geräuſch und Geſchwätz im ganzen Zimmer herum, erbot ſich gegen alte Kleider oder ſonſtige Effekten der Soldaten zu tauſchen, und nahm ohne Umſtände alles in die Hand, was ihm in die Augen fiel. Alles Verweiſen und Abwehren half nichts, um den Menſchen los zu ſein, mußte man ihm abkaufen. Dann ging er ſingend von dannen.

Es fing an zu dämmern, eine liebliche Kühle ſenkte ſich von den Bergen herab, Hemming ſetzte die dreiarmige meſſingene Lampe, die er in Spanien aus einer Kapelle mitgenommen hatte, auf den Altar, und die nun die verſtümmelten Heiligenbilder in den Niſchen abenteuerlich beleuchtete. Hightlitton wurde von heißer Sehnſucht nach der Geliebten wieder in's Freie hinausgezogen; er hoffte, wenigſtens ihre Geſtalt am Fenſter vorüberſchweben zu ſehen. Bärmig nahm aus der Hand ſeines treuen Leibknappen, einer ehrlichen Seele, aus dem ſächſiſchen Erzgebirge, die brennende Cigarre und öffnete das Fenſter. Die Häupter der Berge glänzten im ruhigen Silberlicht des Mondes ſo geheimnißvoll traulich, es gemahnte dem Fremdling in dieſem Lande, als grüßten ſie ihn, wie alte Bekannte, ſie heimelten ihn an, wie die vaterländiſchen Berge; er war in einem Tage hier eingebürgert, als ſei er ein Kind des Eilandes; aber in dieſem einen Tage hatte er auch Thereſen kennen gelernt, und Thereſens liebliches Bild, ſo wie er es Abends zuvor vom Monde beleuchtet geſehen, lächelte ihm auch jetzt in der inneren Seele zu, als winkte es von den Bergen hernieder. Er fühlte, ſie war es, die die geiſtige

Vermittlung zwiſchen ihm und jenen duftumflogenen Höhen übernommen, die die unſichtbare ſtarke Kette zwiſchen ſeinem Herzen und dieſem Lande geſchlungen habe.

Ein erfriſchender Abendwind kühlte dem ſehnſüchtigen Jünglinge wohlthätig die gelüftete, von raſchen, lauten Herzſchlägen hochgehobene Bruſt, und die vom Genuſſe der fremden ſtarken Weine und von der Schwärmerei der mit Thereſens üppigem Bilde ſtets beſchäftigten Phantaſie im ungewöhnlichen Feuer erglühenden Wangen, während die würzigen Arome der Orangendüfte aus dem Kloſtergarten, der ſich mit ſeinen dunkeln Laubgängen neben dem Friedhofe unter dem Fenſter hinzog, ſüß berauſchend zu dem glücklichen Träumer aufſtiegen.

Die Glocke auf dem, der Zelle ſchief über in den Dämmerwegen der mit dem Mondſtrahl vermählten Nachtluft einſam aufragenden, Kloſterthurme hatte die Mitternachtsſtunde angeſagt, Hemming war ſchon lange zur gemeinſamen Schlafſtätte der Kompagnie abgegangen und Hightlitton noch nicht wieder zurückgekehrt. Bange Sorge um ihn erfüllte Bärmig's Herz, aber die Müdigkeit überwand endlich auch dieſe; er löſchte die Lampe und ſuchte in einem ſüßbebenden Zuſtande matter Auflöſung die Lagerſtätte. Sein Schlaf war ein unruhiges Schweben zwiſchen Bewußtſein und Traum; wunderliche Bilder umdrängten ihn bei halbgeſchloſſenen Augen im ungewiſſen bläulichen Lichte, das der Mond durch die kleinen Fenſterſcheiben in das Gemach hereingaukelte, und bald ſchien es dem heißerregten Schläfer nicht anders, als träten die hölzernen und ſteinernen Märtyrer rings aus der Wand hervor, und blickten zürnend auf den ketzeriſchen Bewohner des heiligen Ortes nieder. Vor allen aber gemahnte ihn die koloſſale Figur, die mit aufgehobenem Arm, an welchem der Rittmeiſter ſeinen Säbel aufgehängt hatte, gleichſam drohend am Fuße des Bettes ſtand, wie der Erzengel, im Begriffe, ihn, das ſündige Menſchenkind, aus dieſem Paradieſe zu vertreiben. Die Bilder des Traumes, der den jungen Mann mit immer feſteren Banden des Schlafes umſtrickte, vermiſchten ſich auf eine ſeltſame bizarre Weiſe mit denen der Wirklichkeit; Augenblicke lang war er munter, aber dann ſchweiften ſeine Blicke in befangener, ſchlaftrunkener Haſt über die Gegenſtände hin, und betrachteten mit ſtaunender Scheu im Nu bald den Einen, bald den Andern in der heiligen Verſammlung, und je größer in dieſen kurzen Zwiſchenräumen, halben Wachens, die Aufregung ſeiner Phantaſie war, um deſto mehr nahmen die düſteren Geſtalten an Leben und Regſamkeit zu; umfing ihn der Arm des Schlafes wieder, ſo führte der wirre Traum die heiligen Männer in wirbelnden Bewegungen durch das Zimmer. Dabei ließ ſich ein wunderliches Geräuſch vernehmen; bald knackte oder krachte, bald ſchlurfte und rauſchte es, bald war's, als fiele etwas zu Boden, und der Offizier ſchrack einigemale, von dieſen Tönen geweckt, empor. Endlich ſah der wüſte Träumer den drohenden Erzengel aus der Niſche herabſteigen, und hörte das Kniſtern ſeiner Tritte, bald folgte die übrige ehrbare Geſellſchaft. Bärmig's Haar ſträubte ſich; er fuhr empor und ſtarrte umher. Die Herren ſtanden alle wieder auf ihren Poſtamenten, bis auf einen, den großen Erzengel, der eben — der Rittmeiſter ſah und hörte es deutlich — in ſeine Niſche hinaufſtieg.

„Biſt du es, Nightlitton?“ fragte der aufgeſcheuchte Schläfer laut, indem es ihm eiskalt über den Rücken lief; nur die hohen Wände gaben ihm den dumpfen Schall ſeiner Worte zurück. Doch in demſelben Augenblicke war Bärmig auf den Beinen, und griff nach dem Arme des Erzengels, um ſich ſeines Säbels zu verſichern; aber der ganze Arm blieb in ſeiner Hand, die Waffe fiel raſſelnd zu Boden, und der Körper des Heiligenbildes ſtürzte mit Gepolter zur Seite.

„Nun, das nenn' ich lebhaft in Palermo träumen!“ murmelte der Offizier vor ſich hin, indem er den Stumpf des alterſchwachen Armes im Mondlichte betrachtete. Dann warf er die Augen lächelnd auf die Andern umher, die ruhig, wie erſt, in ihrer traurigen Haltung auf den alten Plätzen ſtanden, ſchleuderte die Trophäen des nächtlichen Kampfes in einen Winkel, ließ den kühlenden Nachtwind durch das geöffnete Fenſter herein, und ſchlüpfte unter die Decke zurück, um den verſäumten Schlaf, wo möglich, nachzuholen; und wirklich entſchlummerte er bald unter roſenrothen Gedanken an Thereſe.

Als Hemming ihn weckte, war es nicht früh mehr; die Sonne ſchien in's Zimmer und die Trompete rief zur Parade. Der Rittmeiſter mußte ſich Hals über Kopf rüſten, denn es gab viele Geſchäfte. Im Eifer vergaß er das nächtliche Abenteuer, und fragte nur mehrmals nach ſeinem John, den aber Niemand ſeit geſtern Abend geſehen haben wollte. Mit banger Beſorgniß um das Schickſal des Freundes ging er an die unaufſchiebbare Arbeit des Tages. Dieſer brachte den Soldaten eine Unzahl Paraden, von denen die letzte eine große Inſpektion aller engliſchen Truppen in Palermo war, die der Prinz von Calabrien, in Begleitung des brittiſchen Obergenerals, Lord Bentinks, hielt. Die Sonne, deren Strahlen glühend auf die Söhne des Nordens niedergeſchoſſen waren, tauchte, gleichſam um ſich ſelbſt abzukühlen, wie ein großer Feuerball in den Ocean unter, und wohlthuend ſchickte der Abend ſeine Vorboten, die erfriſchenden Seewinde. Bärmig hatte den Freund keinen Augenblick aus den Gedanken verloren, aber durch die Nacht des Kummers, über das Verſchwinden deſſelben, blitzte wie ein fernes Wetterleuchten, die Sehnſucht nach Thereſen. Jetzt eilte er im Sturmſchritt nach der Kaſerne; doch alle Erkundigungen nach ſeinem Diener waren vergebens, und im höchſten Grade beunruhigt, warf er ſich auf ſein Feldbett, um eine halbe Stunde von den Anſtrengungen des Dienſtes auszuraſten und dann einigen Freunden in's Bad zu folgen, die verſprochen hatten, ihn abzurufen. Er hatte ſich kaum niedergelegt, als eine Ordonnanz des Militärgerichtes hereintrat und ihn nebſt ſeinem Diener auf morgen vorbeſchied, damit ſie ausſagten, was ſie in jener Nacht vom hochverrätheriſchen Geſpräche der beiden gefangenen Palermer vernommen hätten. Die Ordonnanz erzählte noch geſprächsweiſe, daß ſich in den Effekten und Kleidern der Kerle nichts Verdächtiges vorgefunden; und daß ſie hartnäckig leugneten, eine andere Abſicht, als Thunfiſchfang gehabt zu haben.

Als der Soldat fort war, fielen Bärmig's Augen zufällig auf einen Schuh, der unten auf ſeinem Bette lag, und er erkannte in ihm einen der Schuhe, die er dem jungen Tomaſo abgenommen. Hemming hatte dieſe Schuhe, deren Eigenthümer und Beſtimmung er nicht kannte, beim Auspacken des Futterſacks zwiſchen die Beine des drohenden Erzengels in die Niſche hineingeſchoben, durch den nächtlichen Fall des hölzernen Bildes waren die Schuhe herabgeſchleudert worden, und einer auf das Bett gefallen. Den geſtürzten Engel hatte Hemming früh wieder aufgerichtet, der Schuh lag aber noch an der

Stelle, wohin ihn die Hand des Schickſals gelegt. Bärmig griff mechaniſch darnach und betrachtete ihn. Dabei fiel ihm ein, daß Tomaſo ſie hatte in's Meer werfen wollen. Jetzt gewahrte er, daß die Sohle ringsum friſch angenäht war. Nun ſuchte er den andern Schuh, fand ihn im Winkel und bemerkte, daß dieſem die friſche Naht fehle. Schnell zog er ſein ſcharfes Taſchenmeſſer hervor und trennte mit einigen kräftigen Schnitten ein Stück der Sohle los. Und ſchon bewährte ſich ſeine Ahnung als Wahrheit: ein weißes Papier leuchtete darunter vor; noch ein Schnitt, und die begierige Hand des Rittmeiſters zog einige fein zuſammengefaltete Briefe heraus. Raſch riß er ſie von einander und durchflog ihre Zeilen. Es war ein Brief an den König Joachim von Neapel, einer an den franzöſiſchen Obergeneral dort, ein dritter an einen neapolitaniſchen Großen, und alle drei trugen als Unterſchrift den Namen Don Falco Conte di Vialla Fiorita.

Der Inhalt war, daß eine mit dem Nobili bereits früher verabredete Verſchwörung zu Gunſten der geflohenen Königin jetzt reif, und durch die Pfaffen eine große Menge des Volkes gewonnen ſei. Die Verſchwornen erbäten ſich nur beſtimmte Nachricht, wann eine franzöſiſche Expedition im Hafen von Palermo einlaufen ſollte; an dieſem Tage werde die Verſchwörung losbrechen, die Engländer erſchlagen und ihre Schiffe angezündet werden; Alles ſei dazu in Bereitſchaft, man erwarte nur den Wink von Neapel her. Der Schenkwirth Battiſta und der Fiſcher Tomaſo ſeien ganz die geeigneten Leute zur Ueberbringung der Papiere. Bedingung ſei, unbeſchränkte Herrſchaft der Königin Carolina bis an ihr Ende, Ausſchließung des Königs von der Regierung.

Bärmig war noch nicht recht mit Leſen fertig, als ſeine Freunde hereinſtürmten; er wollte die Papiere ſchnell in ſeine Brieftaſche ſtecken, griff darnach, und fand ſie nicht. Er wußte gewiß, er hatte ſie Abends ſpät, als Hemming ſchon fort geweſen, aus dem Rocke gezogen und auf den Tiſch gelegt, allein ſie war nirgends aufzufinden. Dieß war ihm um ſo unangenehmer, da ſich Hightlitton's Brief an die Gräfin Euſebia darin befand, den er heute um jeden Preis an ſeine Adreſſe bringen wollte, in Hoffnung, dadurch etwas über das räthſelhafte Verſchwinden ſeines Freundes, das ihm unſäglichen Kummer machte, zu erfahren. Da er die Brieftaſche nicht fand, und die Freunde ihn drängten, ſo ſchlug er die wichtigen Papiere ſorgfältig ein und verbarg ſie in der Rocktaſche, von einer Ahnung geleitet, daß ſie ihm vielleicht zu Hightlittons Auffindung dienlich ſein könnten. Von düſterer Schwermuth umnachtet, ging er an der Seite der geſprächigen Freunde zum nahen Meerufer hinab. Die Kryſtallfluth kühlte und friſchte nicht allein die erſchlafften Muskeln und verjüngte die geſchwundenen Kräfte, ſie gab auch ſeiner Geiſtesſtimmung wieder eine leichtere Farbe, und ſo forderte er die andern Offiziere auf, mit ihm bei einem Rifresco in irgend einer Trattoria des Tages Laſt und Hitze zu vergeſſen. Mit Vergnügen willigten jene ein, und er führte ſie in Battiſta's Taverne. Ohne Waffen, nur die Reitpeitſche, das Abzeichen des Roſſebändigers in der Hand, wie ſie aus der Kaſerne ausgegangen waren, traten ſie in das Weinhaus und fanden dort ſchon manchen Kameraden. Als die Freunde durch das vordere Zimmer ſchritten, bemerkte Bärmig, deſſen Augen fleißig umher ſpäheten, Thereſe im eifrigen Geſpräch mit zwei Männern, Fiſchern ihrem Aeußern nach; ſie war gegen geſtern blaß und ſchien ſehr bewegt; als ſie Bärmig erblickte, kam es dieſem vor, als erſchrecke ſie. Mit einer Freundlichkeit, die ſich, mit der geſtrigen verglichen, als eine ſehr gezwungene und gemachte herausſtellte, fragte ſie die Herren, die unterdeſſen im beſſern Gaſtzimmer Platz genommen hatten, nach ihren Befehlen, und eilte, aus den breiten Zubern, worin die Weinflaſchen, von kaltem Waſſer und Eisſtücken umgeben, aufgepflanzt waren, die verlangte Anzahl herbeizuholen. Flink trocknete ſie die Flaſchen, ſchwenkte die Becher aus, und kredenzte den öligen Saft. Bärmig forſchte eifrig in ihren Zügen; es lag eine große, ihn an ihr befremdende Befangenheit, gepaart mit Niedergeſchlagenheit, Traurigkeit darin; auch däuchte ihm, als ruhe ihr Auge einen Moment verſtohlen, mit wehmüthigem, bedauerndem Ausdruck auf ihm. Er war noch mit ſeinen Beobachtungen beſchäftigt, als ein anderes Mädchen, faſt ſchöner noch als Thereſe und durch die Aehnlichkeit der Geſichtszüge ſich als ihre Schweſter kund gebend, auf dieſe zutrat, ſie zur Seite zog und ihr etwas mit Heftigkeit und Haſt in's Ohr flüſterte, wobei ſie ſich die verweinten Augen mehrmals trocknete, laut aufſchluchzte und dann zur Thüre hinauslief. Bärmig vermuthete ſogleich, daß die Schweſtern Battiſta's und Tomaſo's Gefangennehmung erfahren haben möchten, und zwar durch die Fiſcher, mit denen er vorhin Thereſe ſprechend gefunden, und die noch einige Zeit in der Thüre geſtanden, die Offiziere beobachtet, vieldeutige Blicke unter ſich gewechſelt und dann in Anneta's Geſellſchaft mit mehr als gewöhnlicher Eile ſich aus dem Hauſe entfernt hatten.

Die Kameraden hatten ein Abendeſſen beſtellt, und Thereſe zur Bereitung deſſelben ſich in die Küche verfügt. Dorthin folgte ihr Bärmig. Ihre Befangenheit ſtieg, als ſie ihn allein ſich gegenüber ſah.

„Geſtern ſo fröhlich und heute ſo traurig?“ fragte er theilnehmend. „Darf ein Mann wiſſen, der dir ſehr gewogen iſt, der ſich ohne Uebertreibung deinen Freund nennt, was dieſe Veränderung hervorgebracht hat? Bei uns in Deutſchland gibt's ein ſchönes Sprichwort, das ſo viel ſagt, daß jede

Freude dauernder ſei, und jedes Leid kürzer, wenn man das eine und das andere mit dem Freunde theile.“

„Mein Leid muß Euch gleichgültig ſein, auch könnt Ihr ihm nicht abhelfen.“

„Wer wüßte! kenn' ich doch ſchon den Grund deſſelben, ohne daß du mir ihn entdeckt haſt.“

„Ihr? Den könnt Ihr nicht kennen.“

„Und doch! Dein Vater —“

„Wie? Ihr wüßtet?“

„Und der Verlobte deiner Schweſter, der Fiſcher Tomaſo —“

„Woher habt Ihr dieſe Namen? Ich bin erſtaunt.“

„Sie ſitzen gefangen.“

„Heilige Roſalia! Es iſt wahr!“

„O ich weiß noch viel mehr,“ ſetzte er mit einem bedeutenden Blicke auf die mitſchaffende Magd hinzu.

Da faßte Thereſe zitternd ſeine Hand und zog ihn ſtumm mit ſich fort in ein einſames Kämmerlein. Hier ſagte ſie mit bebender Stimme und einem Ausdruck wahrer Verzweiflung: „ich beſchwör' Euch bei allen Heiligen, Monſignore, ſagt, was wißt Ihr von den beiden Gefangenen?“

„Was kein Engländer, kein Deutſcher auf der ganzen Inſel weiter weiß, ſondern ich ganz allein, daß nämlich Tomaſo und dein Vater vom jungen Grafen Vialla Fiorita nach Neapel an die Franzoſen geſchickt worden ſind, um dieſe einzuladen. Die Verſchwörung, an deren Spitze der Graf Falco ſteht, iſt reif, die Engländer ſollen ermordet, ihre Schiffe verbrannt, die Königin zurückgebracht, der König abgeſetzt werden, Alles mit Hülfe der Franzoſen. Ja die Verſchwornen wollen den Aberglauben des Volkes benutzen, der uns, die ſchwarzen Huſaren, für Dämonen hält, für die Geiſter der in der blutigen Veſper erſchlagenen Franzoſen, die nun in engliſchen Dienſt getreten wären. Ich weiß, daß Tomaſo in ſeinem linken Schuh drei Briefe verborgen hatte, und ich kenne den Inhalt dieſer Briefe Zeile für Zeile, Wort für Wort.“

„Heilige Roſalia! Seid Ihr allwiſſend? ein Zauberer? oder wirklich ein Geiſt?“ rief Thereſe mit ſcheuem Blicke.

„Ein Menſch mit warmem Blute, wie du, der um einen Kuß von deinem Munde Alles für deinen Vater und deinen künftigen Schwager zu thun bereit iſt. Denn wiſſe, ich allein kann die beiden Gefangenen vom Tode und aus dem Kerker retten, ich kann das Geheimniß ihrer Schuld auf ewig in meiner Bruſt begraben, ihr Leben, ihre Wohlfahrt ruht in meiner Hand.“ —

„Herr, Ihr kommt mir immer wunderbarer, außerordentlicher vor. Eine innere Stimme gebietet mir, Alles, was Ihr ſagt, für reine Wahrheit zu nehmen, aber Ihr werdet mir dadurch nur unbegreiflicher. Löſet mir dieſe Räthſel!“

„Auch das ſoll geſchehen; aber ich bin menſchlich ſchwach und liefere damit den deutlichſten Beweis, daß du kein außerordentliches Weſen vor dir haſt. Ich bin nicht uneigennützig. Ich will dir deines Vaters Leben nur gegen ein Paar Küſſe zurückgeben.“ –

„Wie könnt Ihr mit meiner Angſt ſcherzen? O, wenn Ihr wüßtet, was von jeder vergeblich verſtrichenen Minute abhinge!“

„Ich ſcherze nicht, Thereſita. Warum ſoll ich dir's verhehlen, nie hat ein weibliches Weſen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht, ſolche Gefühle in mir hervorgerufen wie du. Könnteſt du ſie erwiedern?“

„Weh mir! So verlangt Ihr von der unbeſcholtenen Jungfrau, daß ſie des Vaters Leben mit ihrer Schande erkaufe?“

„Du verkennſt mich, Thereſita. Ich liebe dich, und kann je ein Mann, der ein Mädchen liebt, ihre Schande begehren? Bei uns in Deutſchland wird des Weibes Tugend heilig gehalten, die Unſchuld der Jungfrau weckt in jedes unverdorbenen Jünglings Bruſt eine ehrfurchtsvolle Scheu, die nur das Laſter vertilgen kann. Nein, Thereſita, ich bin nicht laſterhaft. O Gott, es ſchmerzt mich tief, daß du glauben konnteſt, ich wolle dich überreden, eine gute That durch eine ſchlechte zu belohnen; ich müßte mich ja ewig verachten, wollte ich dich verderben, deinen Vater zu retten. Nein, nein, Thereſita! Doch ich bin ſchuld an deinem böſen Wahne, ein Kuß von dir war mein höchſter Wunſch, den wollte ich einhandeln, aber du hätteſt mir ihn auch ohne Bedingung gegeben. Im Grunde hatte ich auch eine ganz andere Bedingung, aber damit du ſiehſt, wie ich keinen Zweifel in dich ſetze, ſo übergebe ich dir hiemit die wichtigen Dokumente, von denen das Leben und die Freiheit der beiden dir ſo nahe ſtehenden Gefangenen abhängt. Dieß ſind die drei Briefe, die Graf Falco Tomaſo und deinem Vater übergab, kein anderes Auge von der engliſchen Partei, als das meinige, hat ſie geſehen, Niemand ahnet etwas davon, und Battiſta und Tomaſo müſſen morgen freigegeben werden.“

Thereſe ergriff die dargebotenen Papiere mit einem Schrei, von dem unentſchieden blieb, ob er ſchmerzlicher oder freudiger Natur war, und verbarg ſie ſchnell im Buſen.

„Jetzt habe ich nur eine dringende Bitte an dich, geliebtes Mädchen,“ fuhr Bärmig fort, „verſchaffe mir dieſen Abend noch eine kurze Unterredung mit der Conteſſa Vialla Fiorita, oder, wenn dieſes durchaus unmöglich ſein ſollte, ſo überbring' ihr heimlich ein Billet, welches ich hier bei dir ſchreiben will, und ſtelle mir ihre Antwort ſchriftlich oder mündlich zu.“

Thereſe brach plötzlich in heftige Thränen aus und ihr Schluchzen ließ ſie kein Wort hervorbringen; ſie ſchien ganz untröſtlich. Verwundert über dieß ſeltſame Beginnen, fragte der Rittmeiſter theilnehmend: „Was fehlt dir, Thereſita? Wie kannſt du jetzt ſo ſchmerzlich weinen, da ja die Deinen ſo gut, wie gerettet ſind!"

„O heilige Roſalia!" ſtöhnte ſie angſtbeklemmen, „Ihr ſeid ſo edel, ſo gut, Ihr liebt mich wahrhaft und als ein Biedermann, und ich — ach! ich! — —" Sie konnte vor Schmerz und Thränen nicht weiter reden.

„Und, was iſt's mit dir?"

„Ich bin dieſer Liebe, dieſes Edelmuthes nicht werth. O, wenn Ihr wüßtet! — Ihr wollt meines Vaters Leben retten, und ich könnte Euern Tod verſchulden! O, Himmel, ſteh' mir bei! Noch iſt Alles wieder gut zu machen. Schnell muß ich handeln! Ich will Eure Großmuth, Eure Liebe belohnen! Ja, edler Mann, ich liebe Euch. Noch nie iſt mir ein Menſch ſo theuer geweſen, wie Ihr. Empfangt den erſten Beweis dieſer Verſicherung aus meiner Hand. Hier nehmt dieſes Papier mit dem Schwure bei der heiligen Roſalia, der Schutzpatronin dieſer Stadt und unſeres Hauſes, daß keine Rückſicht mich abhalten ſoll, die unbegrenzteſte Aufrichtigkeit gegen Euch zu üben."

Mit dieſen Worten zog ſie ein anderes Schreiben aus dem Buſen und reichte es dem Rittmeiſter hin, worin dieſer ſogleich Hightlitton's Brief an Euſebia erkannte, den er ſeit heute vermißte. Nun kam die Reihe des Erſtaunens an ihn. Er ſtarrte den geöffneten Brief an und rief: „Um aller Heiligen willen! Thereſita, wie kömmſt du zu dieſem Briefe?“

„Ihr ſollt Alles erfahren. Nur erſpart mir jetzt einen Bericht. Ihr ahnet nicht, wie furchtbar koſtbar jede Minute iſt. Ich muß fort, um Euern Freund Sir Hightlitton ſchnell zu retten. Sein Leben hängt vom Augenblicke ab.“

„Wie! ſo weißt du, wo er iſt?“

„Ich weiß Alles. Vertraut mir. Ich bin nun ganz die Eure. O, ich habe viel wieder gut zu machen. Denn ich — ach! — ich habe Euch — verrathen!“ Und wieder laut weinend eilte ſie fort. In der Thüre wandte ſie ſich noch einmal und rief: „Ich eile auch zu Euſebia! Ich bin Euch ergeben bis in den Tod!“ — Dann von einer fieberhaften Angſt getrieben, ſtürzte ſie aus dem Hauſe. Bärmig wußte nicht, wie ihm geſchehen war; er hielt den Brief in der Hand und lebte wie im Traume. Alles war ihm unerklärlich. Doch mit leichter Bruſt, da er von Thereſe die Verſicherung erhalten hatte, ſie wolle Hightlitton retten, kehrte er in das Gaſtzimmer zurück, wo die weinfröhlichen Kameraden lärmten. Die Köchin beſetzte die Tafel mit ſchmackhaften Gerichten, denen man fleißig zuſprach.

Nur Einer war unter all' den Gäſten, dem ſelbſt der köſtlichſte Biſſen nicht recht munden wollte, und der mehr der Flaſche zuſprach, er wußte ſelbſt nicht warum: — Bärmig. Er ſtimmte nicht ein in den Jubel der Andern, es lag ihm centnerſchwer, wie eine böſe Ahnung, auf der Bruſt, und mit immer ängſtlicherer Spannung flogen ſeine Augen nach der Thüre. Auch die andern Gäſte hatten Thereſens Abweſenheit bemerkt, und fragten nach ihr; endlich trat ſie haſtig herein, erhitzt, glühend, wie eine Purpurroſe, aber das Glück innerer Zufriedenheit aus den ſchönen Zügen ausſtrahlend, wie Sonnenglanz. Leicht ſtreifte ſie an Bärmig vorüber und flüſterte ihm zu: „Er iſt frei, und Euſebia bereits unterrichtet.“

Der Rittmeiſter ſtand auf und folgte ihr. „Soll ich weiter nichts erfahren?“ fragte er geſpannt, als ſie von den Andern weit genug entfernt waren, um nicht gehört zu werden.

„Seid nur ruhig, mein theuerer Freund,“ verſetzte ſie mit einem zärtlichen Blicke, „wenn die Uebrigen nachher fort ſind, will ich Euch die ganze Geſchichte erzählen. Jetzt muß ich die Gäſte bedienen.“

Bärmig mußte ſich zufrieden geben, doch wurde er heiterer, und ſtimmte in den Dank ein, womit die ſatten Krieger Thereſen für die Aufmerkſamkeit überhäuften, die ſie ihnen durch das köſtliche Mahl bewieſen; und um dieſen Dank zu bethätigen, baten ſie noch um einige Fläſchen des feuerigen Gewächſes, das die Lavafelder von Catana erzeugen und zeitigen.

Thereſe drohte ſchalkhaft mit dem Finger, Bärwitz ſah ihr lächelnd in das große Flammenauge und nahm ihr die erſte Flaſche ab, die ſie faſt ungern zu geben ſchien; er drohte ihr wieder, und ſie wandte den verführeriſchen Blick erröthend ab, zum Beweis, daß ſie den innerſten Gedanken ſeiner Seele verſtanden, als plötzlich ein dreimal ſchnell wiederholtes, gellendes Pfeifen in einiger Entfernung vom Hauſe gehört wurde.

Thereſe erblaßte und ließ zitternd die andere Flaſche in das eisgefüllte Kühlgefäß zurückfallen, aus dem ſie ſie eben genommen, indem ſie ſtöhnte: „Maria santissima! die Unmenſchen! So haben meine Bitten doch nichts gefruchtet!“

Betroffen blickten ſich die Soldaten erſt untereinander, dann wieder Thereſen an, die jetzt mitten im Zimmer, die eine Hand erhoben, den ſchönen Kopf etwas geſenkt und vorwärtsgeſtreckt, zum Zeichen des Horchens, mit der andern Hand den Gäſten Stillſchweigen gebietend, ſtarr, wie ein Marmorbild, daſtand. Statt der Roſen, welche einen Augenblick vorher noch auf den Wangen der Lieblichen geblüht, hatten ſich bleiche Lilien darauf gepflanzt, ſtatt des holden Lächelns der Liebe, das ſich ſo eben noch in ihren Zügen geſchaukelt, ſaß jetzt ſtummes Entſetzen, ſtarre Angſt darin. Das unruhige Rollen des wunderſchönen Auges, das ungeſtüme Wogen des leicht verhüllten Buſens waren die einzigen Lebenszeichen des holden Mädchens, deſſen mimiſche Stellung keine Hamilton der Welt, trotz dem tiefſten Studium, mit ſolchem naturwahren Ausdrucke wiederzugeben vermöchten. Keiner der Anweſenden wagte ſie darin zu ſtören. Das Picken einer kleinen Taſchenuhr und der Schlag des erwartungsvollen Herzens wurden zum lauten Geräuſch in der ſekundenlangen Pauſe, die mit Grabesſtille auf jene ſchreckenerregenden Laute folgte.

Doch dumpf, wie Meeresrauſchen, bei Annäherung der Fluth, rollte jetzt von fern her, lang nachhallend, das ſchreckliche Getöſe einer ungeheuern, in Gährung begriffenen Volksmaſſe über die Plätze und Straßen. Nur Empörung und Mordluſt, die grauſige Entfeſſelung aller finſtern Leidenſchaften in der Menſchenbruſt, verkünden in ſolchen Tönen ihre ſchreckliche Natur; es iſt der Schrei des Panthers, wenn er nach Blut lechzt, es iſt das Geheul der Hyäne, wenn ſie die Beute wittert.

„O santa Maria, madre benedetta! O santa Rosalia, santa protett rive! ſeid ihr den Fremdlingen gnädig, verleihet ihr ihnen Schutz und Schirm in euerer Stadt!“ rief jetzt Thereſe, wie aus einem Traum erwachend, mit jammervollem Ausdruck, und ließ eine Minute lang den Blick rein, ſchuldlos und voll tiefer Theilnahme an der Lage ihrer Gäſte, die ſo plötzlich aufgehört hatte, behaglich zu ſein, auf ihnen verweilen, als beſinne ſie ſich, was nun zu thun ſei; dann verließ ſie haſtig das Zimmer, und gleich darauf hörten die Gäſte Schloß und Riegel an der Hausthüre zuraſſeln.

Wilder tobte der Lärm durch die Gaſſen, ſchon fielen Schüſſe in verſchiedenen Theilen der Stadt, das Geſchrei erſchallte tauſendfach: „Die Dämonen! Die Geſpenſter! Die auferſtandenen Todten der Veſper! Nieder mit ihnen! In's Grab mit ihnen, wohin ſie gehören!“ Dieſe Ausrufungen ließen den verſammelten Huſaren keinen Zweifel übrig, daß der Aufſtand zunächſt gegen ihr Regiment gerichtet ſei, und zeigten ihnen den Umfang der Gefahr, in der ſie ſich in einem öffentlichen Hauſe befanden, ohne Waffen, abgeſchnitten von den Ihrigen, und in der Nähe der wüthenden Volkshaufen.

Schon waren die Huſaren willens, da ſie nach kurzer Berathung nicht für zweckmäßig hielten, das Haus zu verlaſſen, ſich im Zimmer ſelbſt, ſo gut als möglich, zu verſchanzen und jedes ſich nur einigermaßen zur Waffe eignende Geräth bei einem Angriffe zur Vertheidigung zu benutzen, als auf ein leiſes Klopfen zuerſt am Fenſterladen, dann an der Hausthüre, und, nach einigen ängſtlich und dringend hervorgeſtoßenen Worten, die letztere von innen ſchnell geöffnet, und eben ſo raſch wieder durch Schloß und Riegel verwahrt wurde. Bärmig war hinausgeſchlüpft, er erkannte die beiden Schweſtern Thereſe und Anna, die Letztere faſt athemlos mit aufgelöstem Haar und entblöstem Buſen, deſſen Hülle ihr wahrſcheinlich einer der Unmenſchen entriſſen, das Mädchen zurückhaltend, damit ſie den Gäſten ihres väterlichen Hauſes die Kunde der drohenden Gefahr nicht zu früh überbrachte.

„Um Gotteswillen! was iſt geſchehen?“ fragte Thereſe mit den bebenden Lauten einer tödlichen Angſt, die ihr faſt die Stimme erſtickte.

„Fort! fort mit den Gäſten!“ ſtöhnte die Andere außer ſich. „Beim Blut des Erlöſers, ſie dürfen nicht eine Minute länger in unſerem Hauſe verweilen, ſonſt ſind ſie und wir verloren.“

„Aber was gibt es denn? Ich hatte doch alle beruhigt, und als ich heim ging, glaubte ich den drohenden Sturm beſchwichtigt! Ich gab ihnen doch die feſteſte Verſicherung, daß Tomaſo und unſer Vater morgen frei gegeben würden? Was hat ſie nun dennoch veranlaßt, noch loszubrechen?“

„Ach, du kamſt ſchon zu ſpät,“ verſetzte Anna, „die Leidenſchaften der wilden Männer waren ſchon zu aufgeregt, und, wie ich wohl merkte, die Verſchworenen ſteckten darunter, die befürchteten, bei längerem Zögern abermals verrathen und verhaftet zu werden. Don Falco war der Sturm, der das Meer zum Toben peitſchte. Sie ſpotteten deiner, nannten dich die Metze der Fremden, und ſtürmten auf Falco's und der Pfaffen Rath das Gefängniß Maſo's, und befreiten ihn!"

„Ich trug dir doch auf, weil ich ſelbſt Don Falco nicht finden konnte, ihm zu ſagen, daß ich durch eine wunderbare Fügung des Himmels in Beſitz der Briefe gekommen ſei, die er Maſo mit nach Neapel gegeben. Haſt du meinen Auftrag nicht ausgerichtet, Unglückliche?"

„Er verlachte mich und ſagte: das ſei unmöglich; du habeſt die Lüge erſonnen, um deine Buhlen zu retten, die du eben bei dir habeſt, und ſtimmte in die gemeinen Schimpfworte ein, womit dich die Andern belegten."

„Der Elende! Das iſt der Lohn für die wichtigen Dienſte, die ich ihm geleiſtet, Er ſäße noch im Gefängniſſe, hätt' ich ihn nicht befreit."

„Tomaſo's Befreiung goß Oel in die Flammen; denn er erzählte mit zornwilder Stimme, daß einer der auferſtandenen Dämonen der Veſper, ein ſolches grauſiges Teufelsgeſpenſt, in der Nacht auf dem Meere plötzlich hinter ihm geweſen, und, Matteo's Stimme nachahmend, ſeinen Namen gerufen, ihn mit Geiſterkraft gefeſſelt, und wie allwiſſend ſich ſeiner Schuhe bemächtigt habe, worin die Briefe verborgen geweſen ſeien. Nun ſchnaubte er Rache gegen die Geſpenſter, die die Engländer zur völligen Unterdrückung Siciliens aus der Hölle beſchworen und in Dienſt genommen haben; da traten die Fiſcher, Nicolo und Luca, die uns vorhin die Nachricht von unſeres Vaters und Tomaſo's Gefangenſchaft brachten, hinzu, und berichteten, unſere Stube ſei voll ſolcher ſchwarzen, mit dem ſchrecklichen Todtenkopfe gezierten Teufel, und nun beſchloſſen die Wüthenden, unſer Haus zur Schlachtbank der unheimlichen Gäſte zu machen, ich aber floh, wie ein gehetztes Wild, um ſie zu retten. Nun eile und ſchaffe ſie zur Hinterpforte hinaus!"

Kaum hatte ſie ausgeredet, als die Volkswuth wie eine Meerbrandung an das Haus andonnerte.

„Macht auf!" erſchallte es hundertſtimmig, „damit wir ſehen, ob Lebendige mit Geſpenſtern fertig werden können, ob Menſchenkräfte nicht den Höllenmächten trotzen!"

„Nein, gebt ſie heraus, die Höllenbrut," ſchrieen Andere, unter denen Tomaſo's Stimme zu erkennen war.

Die Schweſtern ſtürzten in die Gaſtſtube, Bilder des Entſetzens.

„Hinweg!" rief Thereſe. „Fort mit euch, um Gotteswillen fort, ſo lange es noch Zeit iſt.

„Durch die Hinterthür, hörſt du, Thereſita!" ſtürmte Annetta, „dort ſcheint es noch ruhig. Eilt am Ausgange links dem Hafen zu. Das erſte beſte Boot führt euch an eins der engliſchen Schiffe."

„Nur hier, hier dürft ihr nicht länger weilen, carissimi signori," fügte Thereſe wieder zu, und ergriff Bärmig's Arm. „Der nächſte Augenblick bringt euch den Tod.“

Zwei regelmäßige Gewehrſalven tönten in dieſem Augenblick aus der Gegend der engliſchen Quartiere herüber. Das Rachegebrüll des Volkes hallte eine ſchauerige Antwort durch die Nacht. — Die Huſaren wollten erſt ihre Zeche bezahlen, ehe ſie gingen.

„O nur jetzt nicht, euere Rettung verzögert!“ drängte Thereſe, „ein andermal, wenn euch die Jungfrau beſchützt hat.“ Und ſo folgten die Krieger ihrer reizenden Führerin ſo geräuſchlos wie möglich über die dunkle Flur durch einen engen Hof zu einer Hinterpforte, die von dem ängſtlich beſorgten Mädchen leiſe geöffnet wurde. Lange horchte ſie hinaus, es ſchien Alles ruhig umher.

„Nun geht mit Gott!“ ſagte ſie mit einem Seufzer. „Die heilige Roſalia möge ihren Schleier über euch decken! Und ſeid verſichert, daß ich nie, weder euch, noch irgend einem euerer deutſchen Landsleute, die vor euch hier ankamen, Uebels gewünſcht habe.“

Bärmig hatte ihre Hand gefaßt, ſie hielt die ſeinige noch feſt, als die Anderen bereits hinaus waren. Eine dunkle Ahnung ließ ſie für ſein Leben zittern, ein unbeſtimmtes Gefühl mochte ihr ſagen, daß der ihr liebgewordene Mann unter ihrem Schutze am ſicherſten ſei.

„Thereſita!“ ſagte Bärmig, von ſeinem Gefühl hingeriſſen, „ſage mir in dieſem ernſtbangen Augenblicke ohne Hehl, ohne Scheu, handelſt du jezt allein aus Menſchlichkeit und Dankbarkeit gegen mich, oder leitet dich noch ein anderes Gefühl?“

Sie ſchwieg; er konnte die brennende Röthe ihres Geſichts nicht ſehen, ihre Hand zuckte leiſe in der ſeinigen.

„Thereſita, was ſagt dir dein Herz? Der Augenblick drängt. Gib mir Wahrheit!“

Da fühlte er ſich plötzlich von ihrem weichen vollen Arm umſchlungen, ihr heißer Mund warf zwei brennende Küſſe auf den ſeinigen.

„Rette dich!“ flüſterte ſie haſtig, „und komme morgen wieder zu deiner glücklichen Thereſe.“ Damit ſchob ſie ihn hinaus, und hinter ihm ſchloß ſich die Pforte. Taumelnd vor Glück und Wonne eilte Bärmig den Kameraden nach, die, gleich Dieben, mit beklommenen Herzen durch die finſtere Nacht dahinſchlichen, um den Ausgang nach dem Hafen zu ſuchen. Endlich erblickten ſie beim ungewiſſen Lichte der Sterne und der aufgehenden Mondsſichel am Horizonte die ſchwarzen Maſten, und mit jedem Schritte wurde ihnen die Rettung aus ihrer verzweifelten Lage wahrſcheinlicher, als ſich plötzlich vor ihnen ein Geſchrei in der Ferne erhob, ſchnell näher kam, und zwei Geſtalten, in der Nacht auftauchend, pfeilſchnell daher flogen, verfolgt von wild brüllenden Lazaroni. Es war nicht möglich, die Fliehenden zu erkennen, doch waren die Huſaren ſehr geneigt, ſie für Leute der Ihrigen zu halten, nur Bärmig, der hinten nachfolgte, bemerkte ein fliegendes Frauenbild. Die Huſaren machten a tempo Kehrt, und ſchwangen mechaniſch zu gleicher Zeit die dicke engliſche hunting whip, am untern Ende gefaßt, über den Kopf, als Parade gegen den Angriff von hinten, und im vollen Trabe ging's ſammt dem unbekannten Paare auf die entgegengeſetzte Seite los. Jetzt jedoch erhellten Fackeln die Straße, ein Hagel von Steinen ſauſte hinter den Fliehenden her, ſobald die Verfolger ſie deutlich gewahrt hatten, und wenn auch keiner traf, ſo waren den Unglücklichen dafür die Lazaroni auf den Ferſen. Bärmig, der durch Zufall in die Nähe des fremden Paares gekommen war, heftete, von einem ungewiſſen Gefühle geleitet, ſeine Augen auf den Begleiter der verſchleierten und verhüllten Dame, und erkannte nicht ohne neuen Schrecken Nightlitton in demſelben. Doch in dieſem lebensgefährlichen Augenblicke war keine Zeit, ſich gegenſeitig auszuſprechen; der Rittmeiſter faßte alſo nur, während der haſtigen Flucht, des Freundes Hand, und raunte ihm den Namen zu.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief der Engländer, „du biſt's, mein Bärmig? Weh' dir, daß du zum Gefährten meines böſen Geſchickes geworden, aber wohl mir, daß mir im fürchterlichſten

Augenblicke meines Lebens der Freund zugeführt wird!“

Während dieſer wenige Worte hatte Bärmig die Kameraden außer Acht gelaſſen, und dieſe waren mittler Weile in einem kleinen, links abbiegenden, Nebengäßchen verſchwunden; den Wink, den ſie ihm hinſichtlich ihrer neuen Richtung gegeben, hatte er nicht beachtet.

„Folge mir!“ drängte Highlitton, und Bärmig blieb keine Wahl übrig; der Weg, den er kaum gekommen, wurde wieder eingeſchlagen, und die beiden Männer ergriffen die Dame, die umzuſinken drohte, und in welcher der Rittmeiſter mit Recht Donna Euſebia vermuthete, und riſſen ſie im Sturmſchritt mit fort. Aber kaum waren ſie eine kleine Strecke vorgedrungen, verfolgt von der mordbrüllenden Bande, als ſie zu ihrem tödtlichſten Schrecken eine neue blutdürſtige Rotte ſich entgegenſtürzen und die blitzenden Meſſer zum Angriff ſchwingen ſahen. Zwar hatten die drei Flüchtlinge die Hinterpforte zu Battiſta’s Bogetta erreicht, aber ſie war von innen verſchloſſen und verriegelt, und den augenblicklichen Anſtrengungen der beiden Freunde gelang es nicht gleich, ſie zu ſprengen. Die Angſt ſtieg auf den furchtbarſten Punkt, von beiden Seiten gähnte ſie der Tod an. Es war ein entſetzlicher Augenblick. Der Muth der Verzweiflung verleiht dem Menſchen übermenſchliche Kräfte; in dem Augenblicke, wo die Mörder heranſtürzten, flog die Breterthüre, der gewaltigſten Anſtrengung des Deutſchen weichend, aus Angeln, Kloben und Fugen, und Hightlitton's kräftiger Arm riß die halb ohnmächtige Geliebte in das dunkle Haus, während Bärmig vor dem geöffneten Eingange ſtehen blieb, eines der von der Thüre losgebrochenen Breterfragmente ergreifend, um die Banditenſchaar ſo lang als möglich aufzuhalten. Der Gedanke, daß ſich der Freund mit ſeiner Geliebten unterdeſſen auf irgend eine Weiſe retten und er als Opfer ihrer Liebe fallen möchte, ſchwebte ihm dunkel vor, und gab ſeinem gewiſſen Tode, der ihm vor wenigen Augenblicken noch ſo furchtbar erſchienen war, in ſeiner Seele einen freundlichen Heiligenſchein. Die Maſſe der blutlechzenden Tiger, in Menſchengeſtalt, drang auf ihn ein, Meſſer zuckten, Mordluſt ſchnaubte, was half ihm das Stück Holz in ſeiner Hand, mit dem er verzweifelt um ſich ſchlug? Schon ziſchten die blanken Eiſen nach ſeiner Bruſt, da hörte er einen Schrei hinter ſich — er erkannte Thereſita's liebe Stimme — aber in demſelben Augenblicke traf ihn ein Steinwurf an die rechte Schläfe, daß er rücklings zu Boden ſtürzte und — ein Glück für ihn — dadurch den Stößen der Mörder entrückt wurde.

Den Platz, wo er geſtanden, nahm ſogleich Thereſe ein, die mit weitausgebreiteten Armen die Thüre verſperrte, rufend: „Zurück vom Hauſe Battiſta

Bocciuolo's des Schenkwirths! — Ha, du biſt's, Tomaſo! Zurück, ſag' ich dir mit deinen Geſellen! Und verſuche nicht das Haus deines Schwiegervaters zu einer Mördergrube zu machen! Du kommſt nicht eher herein, als über meine und deiner Braut Leichen; denn wir beiden Schweſtern ſind feſt entſchloſſen, nicht eher zu weichen, bis ihr euere Meſſer in unſerm Blute getränkt habt."

Die Mörder ſtanden feſtgebannt; nur Tomaſo trat vor, in der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern einen langen Dolch.

„Was beginnſt du, Thörin?" ſagte er hohnlachend. „Weißt du auch, wen du beſchützeſt? Die Verräther deines Vaters und meiner ſelbſt. Ja, wenn mich mein Auge nicht trügt, ſo habe ich ſo eben den Unhold erkannt, den, Dämon, der mit Teufelskünſten mich in der Mitternacht, in der furchtbaren Stunde, in welcher ſolche geiſterhaften Geſchöpfe Macht über uns ſchwache Menſchenkinder haben, auf dem Meere in Banden legte und mich ſo behexte, daß ich alle Kraft verlor. Laß mich einmal dem Burſchen in's Geſicht leuchten, der jetzt eben in deine Thüre rücklings hineingepurzelt iſt." Und ehe es Thereſe verwehren konnte, hatte er ſie bei Seite geſchoben und ſenkte die Fackel nach Bärmig's Geſicht. „Er iſt's! bei San Pietro!" ſchrie der junge Fiſcher in teufliſcher Freude. „Er iſt's, ſo wahr mir die heilige Jungfrau helfe! Dieſe

Züge haben ſich mir zu tief eingeprägt, als daß ich ſie je vergeſſen und unter tauſend Geſichtern nicht wieder erkennen ſollte. Kameraden, dieſer Dämon war's, der in der Mitternachtsſtunde plötzlich in einem Boote mit noch einem Andern aus dem Meere auftauchte, mich und den alten Battiſta, die er doch nicht kannte und nicht kennen konnte, — denn am ſelbigen Tage waren doch die Dämonen erſt auf ihren Schiffen angekommen, — beim Namen rief, Matteo's, des Fiſchers, Stimme täuſchend nachahmend, dann uns mit furchtbarer Kraft und Stärke niederwarf und uns band, ehe wir uns beſinnen konnten, ja er wußte vermittelſt ſeiner hölliſchen Natur, wo mein Geheimniß verborgen war, indem er ſogleich hingriff und mir den Schuh nahm, worin die Briefſchaften ſteckten, und den ich in's Waſſer werfen wollte. Laßt uns eilen, ihn und ſeine Geſellen abzuthun, eh' die Mitternachtsſtunde kommt; denn dann haben wir keine Macht mehr über ſie, ſondern ſind in ihre Hand gegeben. Heraus mit ihm! Wir wollen ihm das Höllenblut abzapfen und den ſchon einmal verweſeten Leib tranchiren!"

Schon hatte er Bärmig, der wieder zur Beſinnung gekommen war und in Todesangſt die Worte des Fiſchers vernommen hatte, an dem Arme ergriffen, als Hightlitton mit einem Knittel, den er im Hofe ſchnell aufgerafft hatte, bewaffnet, aus dem

Dunkel hervorſprang, Tomaſo auf die Hand ſchlug, und, da auch er deſſen Worte gehört, ihm zudonnerte: „Zurück! es iſt Mitternacht!“ Tomaſo that einen fürchterlichen Schrei und einen ungeheueren Satz in den maulaufſperrenden Kreis ſeiner Mordgefährten zurück, rufend: „Das war auch der andere Dämon!“

Hightlitton's und Tomaſo's Ausruf verbreitete einen paniſchen Schrecken unter dem abergläubiſchen Geſindel, und faſt hätten die Böſewichte Reißaus genommen, wenn nicht ein junger, gutgekleideter Mann vorgetreten und ſie alſo angeredet hätte: „Männer von Palermo, ſeid ihr Memmen geworden? Kann euch ein einziges Wort entmuthigen? Es iſt eine Lüge, noch iſt nicht Mitternacht, und wenn dieſe ſchwarzen Fremdlinge wirklich Dämonen ſind, ſo haben ſie noch keine Gewalt über uns. Bedenkt, was ihr mir gelobt habt! Was iſt alles noch zu vollbringen und wie wenig iſt bis jetzt vollbracht! Nicht den ſchwarzen Männern allein ſoll ja der Aufſtand gelten, nein, allen Fremdlingen auf der Inſel, die uns beherrſchen. Habt ihr mir nicht gelobt, alle Engländer niederzumachen, wie einſt unſere ruhmgekrönten Vorfahren in der ſicilianiſchen Veſper alle Franzoſen erſchlugen? Und nun zerſplittert ihr eure Kräfte, haltet euch bei einem einzigen Wichte auf? Ein Meſſer in ſeine Bruſt und dann weiter, die Kaſerne erſtürmt, das Arſenal, den Hafen. Nieder mit den Engländern!“

„Ihr habt Recht, Don Falco,“ ſagte Thereſe vortretend. „Wenn die Tapferkeit dieſer Männer das fremde Joch in dieſer Nacht abſchütteln ſoll, ſo dürfen ſie nicht bei dieſem Einzelnen verweilen, der ja ohnedieß ſchon ohnmächtig zu Boden geſtreckt iſt. Dieſer Verräther an meinem guten Vater und dem Verlobten meiner Schweſter iſt meiner Rache anheimgefallen und ich bitte mir von Euch, Don Falco, die Gnade aus, dieſe Rache an ihm befriedigen zu dürfen. Haltet mich für keine ſchlechte Patriotin, für keine undankbare Tochter; dieſer ſchwarze Böſewicht hat meinen armen Vater in's Gefängniß gebracht, er hat ihn an den Galgen bringen wollen, was ihm — Dank der Heiligen vom Berge! — nicht geglückt iſt. Nun ſagt ſelbſt, wem ziemt es, Rache an ihm zu nehmen, mir oder euch? Ihr ſollt es mit euern eigenen Augen ſehen, wie ich dieſen Unhold verderbe. Aber nicht das Haus meines Vaters ſoll mit dem Blute dieſes Elenden befleckt werden, der Ort, wo ihr oft ſo fröhlich zu ſein pflegt, ſoll euch nicht ſchauerliche Erinnerungen an den Mord eines ſolchen Dämons einflößen. Battiſta's Schenke ſoll nicht von Gäſten geflohen und brodlos werden, weil wir in wüthender Rache hier den ſchwarzen Teufel geſchlachtet, der wohl gar als Geſpenſt umgeht, und alle Lebenden mit Grauſen erfüllt? Nein, an den Galgen ſoll er, wohin er meinen armen Vater hat bringen wollen.“

„Bravo, donzella! An den Galgen mit ihm!“ riefen wiehernd unzählige Stimmen.

„Und der capitano justiziero ſoll ihn hängen laſſen vom Scharfrichter,“ fuhr Thereſe fort, und das Volk jubelte über ihre köſtlichen Einfälle, die ihm eine lockende Ausſicht auf eine Proceſſion und ein Schauſpiel eröffneten.

Don Falco wollte widerſprechen, aber ſie ergriff ſeine Hand und flüſterte ihm zu: „Euch, Herr Graf, habe ich noch insbeſondere etwas ſehr wichtiges zu entdecken.“ Und ihn in den Eingang ziehend, wo Bärmig, ein unfreiwilliger Zuhörer dieſer ſeltſamen Verhandlungen, noch immer lag, fuhr ſie heimlich fort: „Ihr habt nicht wohlgethan, in dieſer Nacht den Aufſtand zu erregen und dieſem Volke allein zu vertrauen. Warum glaubtet Ihr meiner Schweſter nicht, durch die ich Euch verſichern ließ, ich ſei im Beſitz Euerer Briefe, und kein Engländer habe ſie zu Geſichte bekommen. Hier ſind ſie, und Ihr hättet dieſerhalb ruhig bleiben können.“ Sie hatte die Papiere aus dem Buſen gezogen und ihm gereicht, ſtaunend verweilten ſeine Blicke darauf. „Nun habt Ihr, weil Ihr meinem Rathe, meiner Bitte nicht gefolgt, alles verdorben. Die anderen Häupter der Verſchwörung haben ſich ſehr klug gar nicht ſehen laſſen, die Engländer ſchießen auf das Volk, das im Rückzug iſt, Euere Freunde verlaſſen Euch; folgt jetzt wenigſtens meinem Rathe.

Laßt die Tollköpfe thun, was ſie wollen. Bleibt hier im Hauſe, ich will Euch verbergen und Euch Nachricht geben, wie die Sachen gehen. Fangen Euch die Engländer, ſo werdet Ihr morgen erſchoſſen. Seid nicht wahnſinnig, Euch auf das Geſindel zu verlaſſen; ohne Hülfe von Neapel, die Ihr doch nicht in dieſer Nacht zu erwarten habt, ſeid Ihr verloren. Ich beſchwör' Euch, bedenkt Euer Beſtes!"

Dieſe mit dem ganzen Feuer der Jungfrau vorgetragenen Worte verfehlten ihren Zweck nicht auf den jungen Grafen. Ihn mochte die Verzweiflung, ſeine Briefe in den Händen des engliſchen Generaliſſimus zu wiſſen, zu dem letzten unbeſonnenen Schritte, Revolution auf eigene Fauſt mit den Lazzaroni, Fiſchern und anderem Pöbel anzufangen, getrieben haben; jetzt, wo er ſeine Briefe wieder in Händen hatte und ſich nicht compromittirt ſah, dachte er kühler. Thereſens Ueberredungskunſt wurde durch eine neue Gewehrſalve auf dem großen Platze, durch einzelne hineingemiſchte Kanonenſchüſſe, die vom Hafen her ſchauerlich tönten, durch ein lautes, Erfolg verkündendes Hurrah engliſcher und deutſcher Stimmen und durch das Geheul der Verwundeten unter dem Volke unterſtützt, die ſich durch die Straßen ſchleppten.

Don Falco verlor, im Charakter ſeiner Landsleute, ſo ganz allen Muth, daß er das Mädchen mit ängſtlicher Stimme bat, ihn zu verbergen; ſchon getraute er ſich nicht mehr auf die Straße hinaus. Thereſens Zweck, der Aufrührerbande das Haupt, den Anführer zu nehmen, war erreicht; ſie wies den eingeſchüchterten Grafen ein Verſteck hinter leeren Weinfäſſern an, und rieth ihm ernſtlich, ſich nicht eher hervorzuwagen, bis ſie ihn ſelbſt holen werde. Dann trat ſie wieder unter den Haufen, der durch die vernommenen Schüſſe und Jammertöne ebenfalls viel von ſeiner Entſchloſſenheit verloren hatte, und ſprach: „Wohlan, der Graf Falco gibt euch die Erlaubniß mir zu folgen; wir wollen den Verbrecher zum Tode führen. Du, Antonio Petralti,“ redete ſie einen der Fiſcher an, „haſt ſchon lange um meine Hand geworben; ich gebe dir die beſten Hoffnungen, wenn du dich mit mir vereinſt, meinen Vater an dieſem ſchwarzen Schurken, der hier liegt, zu rächen. Faſſe ihn an, führe ihn gut und ſicher, und laß ihn nicht los; du mußt für ihn haften.“

Der ſtämmige Kerl blickte ſtolz auf dieſe Auszeichnung umher und ergriff Bärmig, dem dabei nicht wohl zu Muthe war, am Arme, riß ihn empor und zerrte ihn mit fort. Thereſe ging voraus und rief: „Folgt mir, ihr Männer von Palermo und ſeid Zeugen meiner Handlung!“

Jubelnd ſtrömte der Haufen nach, die patriotiſch und kindlich geſinnte Thereſe lobpreiſend, die man bis jetzt ſo ſehr verkannt hatte. Neue Haufen ſchloſſen ſich an, aller Pöbel in der Nähe und Weite ſtrömte hinzu und nahm dieſelbe Richtung, und blitzſchnell verbreitete ſich die Nachricht, daß der Oberſte der Dämonen, der Hauptzauberer und Hexenmeiſter, in dieſer Nacht noch gehenkt werden ſolle. Faſt wurde das Morden und Verfolgen der Uebrigen vergeſſen. Bärmig wußte nicht, was er von Thereſens Benehmen denken ſollte; ſie war ihm ein Räthſel, doch verließ ihn der heilige Glaube an die Liebe keinen Augenblick. Ihm ſchwindelte und tobte es im Kopfe, den er kaum aufrecht zu erhalten vermochte, und fortgeriſſen durch ein labyrinthiſches Gewirr von Winkelgaſſen, von der lärmenden Maſſe gefolgt, die von Minute zu Minute wachſend, wie ein Lavaſtrom ſich hinter ihm herwälzte, konnte er zu keiner deutlichen Voiſtellung ſeiner Lage kommen.

Je heftiger der Aufruhr auf den großen Plätzen wüthete, von denen der Donner des Geſchützes dumpf herüberhallte, deſto mehr beflügelte Thereſe ihre Schritte, und es ſchien dem Rittmeiſter, als könne ſie nicht ſchnell genug den wegen ſeiner Perſon gefaßten Entſchluß zur Ausführung bringen.

Endlich hielt die tumultuariſche Proceſſion vor dem hohen Portale eines palaſtähnlichen hellerleuchteten Gebäudes an. Ein vor demſelben aufgeſtelltes Piket ſicilianiſcher Truppen machte Miene, den Eingang zu verwehren, Thereſe zeigte indeſſen drohend auf ihr gräßliches Gefolge, und die Soldaten der guardia reale wagten nicht, die Waffen zu rühren. Nach drei heftigen Schlägen an das Thor öffneten ſich knarrend die mächtigen Flügel. Thereſe, die ſchon viel Gewalt über das Volk erlangt hatte, rief jetzt zu dieſem gewandt: „Es ziemt ſich nicht, daß ihr alle mit hinaufgeht, Antonio Petcalti iſt mein Begleiter. Sollte ich euerer Hülfe bedürfen, ſo werde ich ſie durch ein Fenſter anrufen.“ Ein donnerndes „Viva Theresa!“ war die Antwort. Die drei traten allein in die erleuchtete Vorhalle. Als aber auf ein Paar Worte, die Thereſe einem der geſchäftig hin- und herlaufenden Diener zuraunte, die Thorflügel raſſelnd zurück in's Schloß fielen, erhob das Volk draußen ein lautes Murren des Unwillens. Thereſe ergriff, ohne ſich darum zu bekümmern, in fieberiſcher Aufregung Bärmig's Arm, und zog den Unglücklichen mit Antonio's Hülfe eine breite Marmortreppe hinauf, einen Corridor entlang, an deſſen Ende ſie in einer Art Antichambre auf einen andern Diener ſtießen, dem ſie mit ernſter Miene gebot, Sr. Excellenz die jüngere Tochter des Tabernajo Battiſta Boccinolo, Thereſe, zu melden.

Der Diener war kaum hinein, als die Thür heftig aufgeriſſen wurde und ein ältlicher, hoher, ſchwarz gekleideter Mann haſtig heraustrat, Thereſen an der Hand ergriff, und in großer Bewegung rief: „Bringſt du mir Nachricht von Ihr? O, ſprich, und erlöſe mich aus dieſer peinigenden Angſt!“

„Die Gräfin Euſebia?" fragte Thereſe. Und ſchnell ſich faſſend fuhr ſie fort:

„So wiſſen Sie ſchon, Excellenza?"

„Ich weiß nichts, als daß ſie aus dem Hauſe entflohen iſt, entflohen in dieſer fürchterlichen Nacht des Aufruhrs, des Mordes, in der ich an den Gerichtsſaal gebunden bin, in der mein tollkühner Sohn, der, wie man mir ſagt, dieſe Schreckensſcenen hervorgerufen, ſich den Strang um den Hals wirft, oder im beſten Falle von einer engliſchen Kugel getödtet wird. O, ich werde in dieſer entſetzlichen Nacht beide Kinder verlieren und ſelbſt wahnſinnig werden!"

„Beruhigen Sie ſich, Herr Graf," tröſtete Thereſe den alten, verzweifelten Mann. „Zum Glück kann ich Ihnen über ihre beiden Kinder gute Nachrichten geben. Don Falco hat nichts mehr mit dieſer Pöbelraſerei gemein, er befindet ſich ſammt ſeiner Schweſter, der Donna Euſebia, in einem ſicheren Aſyl, das nur mir allein bekannt iſt."

„Wie? Biſt du ein Engel?" rief der Graf, und umarmte das Mädchen. „Mein Falco iſt ſicher? Meine Euſebia nicht verloren? Was trieb mein Kind aus meinem Hauſe zu fliehen?"

„Ihre unbeſiegbare Liebe zu Sir Hightlitton. Dieſer Herr iſt Ihrer Tochter an Adel der Geburt und Geſinnungen gleich, er iſt reich, ſehr reich, wie Sie ſelbſt wiſſen, jung und liebenswürdig. Donna

Euſebia iſt feſt entſchloſſen, ihr Vaterland auf ewig zu verlaſſen, und dem Geliebten zu folgen, wenn Sie Ihren väterlichen Segen verweigern, und nur, wenn Sie den edeln Engländer zum Schwiegerſohne annehmen, darf ich Donna Euſebia wieder in Ihre Arme führen."

Der alte Graf beſann ſich einige Augenblicke, das alte Vorurtheil kämpfte mit ſeinem beſſeren Selbſt, mit der Vaterliebe, doch die letztere ſiegte, und faſt thränenweich ſagte er: „Gut denn, ich will den ſtolzen Fremdling als Sohn in meinem Hauſe aufnehmen, damit ich nur die Tochter behalte. Die Marter dieſer Stunde hat mich bekehrt. Doch er darf ja Sicilien nicht betreten."

„So wenig, wie Don Falco, nach dem, was in dieſer Nacht vorgefallen iſt, ſich in ſeinem Vaterlande ſehen laſſen darf. Ich werde ſie deßhalb beide in dieſer Nacht noch nach Alicudi überſetzen laſſen. Auf dieſem Inſelchen liegen keine Engländer, und Sir Hightlitton darf ſich dort zeigen. Keiner von beiden iſt dort in Gefahr, und die Liebenden werden auf dem kleinen, ſchönen Eilande ſehr glücklich ſein."

„Aber du ſprichſt Räthſel, Mädchen. Iſt denn Hightlitton in Palermo?"

„Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr entdecken?"

„Und Falco ſollte mit Sir Hightlitton, den er mehr haßt als den Tod, zuſammen ſein?"

„Die Räthſel werden ſich Ihnen löſen. Vertrauen

Sie mir! Ich kann nicht mehr reden,“ ſetzte ſie mit einem bedeutenden Blicke auf Antonio, der ein trotziges Anſehen angenommen hatte, hinzu. „Jetzt bitte ich mir zum Lohne der Ihnen überbrachten Nachrichten eine Gnade aus.“

„Und was verlangſt du?“

„Daß Sie dieſen ſchwarzen Unhold hängen laſſen, dieſe Nacht noch, oder am beſten morgen früh, damit alles Volk der Exekution beiwohnen kann.“

„Und was hat der Offizier verbrochen, daß er des Todes ſchuldig iſt?“

„Es iſt ein Dämon der Veſper, ein Vampyr, ein Zauberer und Hexenmeiſter, der meinen Vater in's Gefängniß gebracht und an den Galgen hat bringen wollen, ein ſchwarzer ſcheußlicher Böſewicht; dafür muß er hängen.“

Sie hatte ſich während dieſer Worte ſo geſtellt, daß ihr Antonio nicht in's Geſicht ſehen konnte und Blicke und Winke gaben dem Grafen einiges Licht, wie er mit dieſer Anklage daran ſei.

„Wohlan!“ ſagte er, „tritt mit deinem Gefangenen in den Gerichtsſaal vor die Schranken und klage ihn an, und finden wir Richter, daß deine Klage gegründet iſt, woran ich nicht zweifle, ſo ſoll der Verbrecher morgen gehängt werden. Du bleibſt zurück!“ wandte er ſich barſch zu Antonio, als dieſer Miene machte, mit in den Saal zu treten; „denn du haſt nichts mit der Anklage zu ſchaffen.“

Verdutzt blieb der Fiſcher ſtehen, Bärmig trat ſchaudernd in den hohen, mit dunkeler Tapiſſerie behängten Saal, in welchem noch drei ſchwarzgekleidete Männer an einem, mit Akten und Büchern belegten großen Tiſche ſaßen. — Kaum hatte ſich die Thüre wieder geſchloſſen, als Thereſe zu des Grafen Füßen ſtürzte und knieend mit emporgehobenen Händen ſagte: „O, Excellenza, bei den Schmerzen der heiligen Jungfrau, retten Sie das Leben dieſes unſchuldigen, edeln Deutſchen. Bis hierher hab' ich ihn durch ein gräßliches Spiel der Volkswuth glücklich entriſſen, jetzt befehl' ich ihn Ihrem Schutze."

Bärmig erwachte wie aus einem langen, böſen Traume, und blickte tiefgerührt auf das treffliche, geliebte Mädchen. Der Graf nickte beifällig, hob ſie auf, ihr die feſteſten Verſicherungen, hinſichtlich ihrer Bitte, gebend, und wandte ſich dann an den Rittmeiſter, ihn nach Namen, Stand und der Veranlaſſung zur Erbitterung des Volkes zu fragen, die ihn in dieſen widerwärtigen Zuſtand verſetzt hatte.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Stein durch eines der hohen Spiegelfenſter flog und es klirrend zerſchmetterte, ein Paar andere folgten nach, ſo daß der Zugwind ſchneidend durch den Saal fuhr und die Flammen der Kerzen hin- und herwarf. Wie ein ſtürmiſches Meer brüllte die furchtbar angehäufte Volksmaſſe auf, und forderte mit wüthendem Geſchrei, daß an ihrem vermeintlichen Schlachtopfer ſchnellere Juſtiz vollzogen würde, indem ſie den Grafen von Vialla Fiorita, den oberſten Richter der Stadt, ſo gut, wie Thereſen und den Fiſcher Petralti mit den Namen verfluchter Verräther beehrten.

„Laßt zwei aus dem Volke durch die kleine Pforte unten in die Halle treten,“ gebot der beſonnene Graf einem der Schreiber, „jedoch nicht mehr, als zwei, wohlverſtanden, Signore Bandinello, damit ſie Zeugen ſeien, wie ich in der Sache verfüge.“

Hierauf flüſterte er dem anderen Beiſitzer einige Worte in's Ohr, der ſich ſogleich erhob und zum Rittmeiſter ſagte: „Folgt mir ohne Furcht, Signore, was Ihr auch hören und ſehen möget.“ Thereſe machte ein bittendes Zeichen, des Mannes Willen zu thun. Statt Entwirrung aller ihn umgebenden Räthſel und Befreiung aus einer ſchmachvollen Lage zu finden, wie Bärmig noch vor wenigen Minuten gehofft hatte, ſah er ſein Schickſal plötzlich in ein neues, undurchdringliches Dunkel gehüllt, und in völliger Apathie folgte er ſeinem ſchweigenden Führer die breiten Stufen hinab in die Halle.

Hier ſtanden lauernd, mit mordluſtig grinſenden Geſichtern, die eingelaſſenen Lazaroni, nicht allein jede Bewegung des Rittmeiſters, ſondern auch Petralti's, der ſich zu ihnen geſellt, und des Gerichtsherrn, zu dem am Fuße der Treppe noch eine koloſſale, breitſchulterige Mannsgeſtalt, mit einer brennenden Fackel in der Hand, getreten war, ſcharf beobachtend. Der zuletzt erſchienene Unbekannte ſchritt leuchtend voran und öffnete eine eiſenbeſchlagene Pforte, die in einen, ringsum mit hohen Mauern eingeſchloſſenen, Hof führte.

Ueber den düſtern, Erquickung wehenden Mantel der Nacht flimmerten freundlich die Sterne; dem deutſchen Rittmeiſter däuchte aber plötzlich jeder Hoffnungsſtern entſchwunden, als er, mit ſcheuem Blick umherſehend, eine Menge niedriger, mit Schlöſſern und eiſernen Stangen wohlverwahrter Thüren erblickte, durch deren, mit ſtarkem Gitterwerk verſehene Oeffnungen hier und da der Strahl eines matt brennenden Lichtes hervorſchimmerte, und im Vereine mit dem Glanze der hochlodernden Fackel dieſen Hof als den Vorplatz der Criminalgefängniſſe in ſchrecklicher Deutlichkeit beleuchtete, als er ſeinen ſchwarzgekleideten Begleiter zu den mordgierigen Volksmännern ſagen hörte: „Ihr ſeht, dieſer Verbrecher wird in einen der Kerker geworfen, die vorhin erſt die Gefangenen aus dem Hafengefängniſſe aufgenommen, das ihr zum Theil zerſtört habt; morgen ſoll er gehängt werden.“

Unwillkührlich wurzelte Bärmig's Fuß am Boden, ſprachlos ſtarrte er den Begleiter an, doch dieſer warf ihm einen halb bittenden, halb zürnenden Blick zu, in welchem zugleich eine ſo feſte Aufforderung zum unbedingten Vertrauen lag, daß der Rittmeiſter muthig durch die geräuſchvoll geöffnete Thüre des Kerkers hindurch ſchritt. Die Thüre fiel hinter ihm zu.

„Recht ſo!“ riefen die beiden von den Empörern abgeordneten Männer, „recht ſo!“ wiederholte gleich darauf draußen ein gräßlicher Chor. Der Rittmeiſter wankte, von den verſchiedenen Eindrücken des Tages und den erhaltenen Wunden, die noch immer bluteten, auf's Aeußerſte erſchöpft, an das Ende des ſcheußlichen Gemaches, und ſank hier auf das, in einem Winkel befindliche, Strohbündel. Eine, alle Beſinnung raubende, Ohnmacht nahm ihn mitleidig in ihre ſtarre Umarmung.

Thereſe entkam durch eine Seitenthüre dem Gerichtshauſe und langte unangefochten von den herumſtreifenden Banden wieder in ihrem väterlichen Hauſe an. Die Stube war voll zechender Gäſte, und Annetta hatte vollauf zu thun.

Ohne zu zaudern, ſuchte ſie den Grafen in ſeinem armſeligen Verſtecke auf. „Danket Gott,“ ſagte ſie ernſt, „daß Ihr dießmal meinem Rathe gefolgt ſeid, und Euch hier verborgen habt; denn die Sache Euerer Partei iſt ſo gänzlich verloren, daß ſie ſich niemals wieder von der erlittenen Niederlage wird erholen können. Die Engländer ſind überall Sieger; alle

Schiffe im Hafen haben ſcharf geladen und liegen in Fronte vor dem Kai, alle engliſchen Truppen ſind unter Waffen und geben auf die Volkshaufen Feuer; viele Euerer treueſten Anhänger ſind gefallen, andere gefangen in die Kaſerne geführt, der König reitet, in Geſellſchaft des Prinzen von Calabrien und Lord Bentinks, ſelbſt umher, und gibt die ſtrengſten Befehle; vor jeder Straße werden Kanonen aufgepflanzt; noch nie waren die Engländer ſo ſehr Herren der Stadt und des Königreichs, wie ſie es in dieſer Nacht geworden ſind. Ueberall nennt man Eueren Namen; man hat von Gefangenen Eueren früheren Aufenthaltsort erforſcht, und das Kreuzkloſter iſt bereits beſetzt und durchſucht. Ihr ſeid keinen Augenblick ſicher in der Stadt, und wenn ſie Euch finden, ſo müßt Ihr ſicherlich für alle Anderen büßen."

„Aber wohin ſoll ich?" rief der, durch dieſe Beſchreibung auf's Furchtbarſte geängſtigte Graf, „wenn du mich nicht retteſt, ſo bin ich verloren."

„Im Hauſe könnt Ihr nicht länger bleiben; jeden Augenblick können Soldaten kommen und jeden Winkel hier durchſuchen. Ich weiß nur einen ſicheren Weg zu Euerer Rettung, den Ihr freilich verwerfen werdet."

„Ich verwerfe keinen," entgegnete Don Falco verſichernd.

„Wohlan, ſo mögt Ihr wiſſen, daß es Sir

Edmund Hightlitton gelungen iſt, der Haft der Mönche, in die Ihr ihn gelegt, zu entrinnen, und Euerer Schweſter Nachricht von ſeinem Hierſein zu geben. Sie hat ſich, während Euer Vater im Gerichtshauſe verweilen mußte, mit ihrem Geliebten vereinigt. Dieſer hat ein Boot zur Ueberfahrt nach Alicudi gemiethet, und wird in wenigen Minuten mit Donna Euſebia abfahren. Könntet Ihr Euch nun entſchließen, Euch mit Hightlitton auszuſöhnen, den ohnedieß Euer Herr Vater zum Schwiegerſohn annehmen wird, wie ich ſo eben aus ſeinem eigenen Munde gehört, ſo würde derſelbe Euch mit hinüber nehmen. Um ganz ſicher zu ſein, würdet Ihr nur mit Euerer Schweſter die Kleider wechſeln, und ſie als Herr, Ihr als Dame die kurze Waſſerreiſe machen. Seid Ihr erſt durch die engliſche Flotte hindurch — und dazu hat Hightlitton gute Päſſe — ſo kann Euch nichts mehr anfechten. Ich kann Euch verſichern, daß der Herr ſich ſehnt, ſich mit Euch zu vereinigen, und bereit iſt, mit eigener Gefahr Euch dieſer ſchlimmen Lage zu entreißen, um Euch ſeine Liebe zu beweiſen. Donna Euſebia läßt Euch flehentlich bitten, dieſen Rettungsweg nicht zu verſäumen, ja Euer Herr Vater wurde ſchon unterrichtet, daß Ihr ihn einſchlagen werdet, und iſt hocherfreut, Euch auf dieſe Weiſe in Sicherheit zu wiſſen."

Der Graf ſchien ſich noch beſinnen zu wollen, da krachten Schüſſe draußen, Verwundete heulten, die engliſchen Soldaten jubelten; der erſchrockene Jüngling glaubte ſeinen Namen, mit Flüchen begleitet, zu vernehmen; ſein Haar ſträubte ſich, er gab Thereſen zitternd die Hand und ſagte leiſe: „Führe mich zu Hightlitton und Euſebia, ich bin zur Ausſöhnung bereit. Aber wie kömmſt du denn mit dem Engländer in Verbindung? Woher weißt du denn um die Flucht meiner Schweſter?“

„Dazu iſt wahrlich jetzt keine Zeit,“ verſetzte Thereſe ſchlau ausweichend. „Das ſollt Ihr morgen Alles in Alicudi erfahren. Jetzt denkt an nichts, als Euere Flucht. Folgt mir in meine Kammer; dorthin werde ich Euch Donna Euſebia's Kleider bringen. Kleidet Euch um, und gebt mir die Euerigen. Dann ſoll es ſogleich fortgehen.“

Der Graf ging willenlos, wohin ihn das ſchlaue Mädchen führte. Die Metamorphoſe in ihrem jungfräulichen Heiligthume war bald vollbracht, und nun leitete ſie ihn in das Zimmer, worin ſich Hightlitton mit ſeiner ſchönen Geliebten befand. Beſchämt ſtand ihnen Falco gegenüber, doch der Engländer kam ihm entgegen und bot ihm die Hand, Euſebia umarmte den Bruder und legte ihn ſelbſt an des Geliebten Herz. Das zärtliche Paar war bereits durch die treffliche Vermittlerin dieſer Verſöhnung von der Zuſtimmung des alten Grafen zu ihrer Verbindung unterrichtet, und fröhlich verließen ſie ihren Verſteck. Da krönte zuletzt noch ein Zufall Thereſens Werk.

Eine Abtheilung ſchwarzer Huſaren, die mit ſchlagfertigen Waffen die Straßen durchzogen, waren in die Weinſchenke gedrungen, um ihres Rittmeiſters lebend oder todt habhaft zu werden. Hemming befand ſich darunter. Nightlitton eilte ſogleich herbei, um die Leute über Bärmig's Leben zu beruhigen, und ihnen die Verſicherung zu geben, daß er morgen bei Zeiten wieder in ihrer Mitte ſein werde. Zum Dank für die gute Nachricht begleiteten die Huſaren die Flüchtlinge bis an das Boot. Falco erhielt erſt ſeine Faſſung wieder, als er die engliſchen Schiffe aus dem Auge verloren hatte. Die Ruhe der Nacht verſchlang das Geräuſch der Stadt mehr und mehr, der friſche Morgenwind blies in das einzige Segel des Bootes; die Liebenden ſaßen ſtumm zuſammen und träumten von der Zukunft reizender Hesperidengärten, in denen ſie zu luſtwandeln und goldene Früchte zu pflücken hofften.

Die erſte Dämmerung des Morgens glitt an den Wänden des Gefängniſſes hin, und webte hellere Stellen in die dort gelagerten Schatten, da erwachte Bärmig aus der Erſtarrung; ſeine Wunde am Kopfe brannte, ſein Blut jagte fieberiſch pulſirend durch die Adern, die dumpfe Kellerluft drückte ihn beängſtigend, er wurde von einem verzehrenden Durſte gepeinigt. Mit einem Seufzer richtete er ſich auf, um nachzuſehen, ob nicht etwa ein Krug mit Waſſer, der Trank, den das Mitleid ja keinem Gefangenen verſagt, irgendwo zu finden ſei. Da erhob ſich in einem Winkel eine Männergeſtalt vom moderigen Lager empor, und fragte: „Seid Ihr auch ein Gefangener aus dem Hafengefängniſſe, Signore? Ihr wurdet einige Stunden ſpäter, als wir, hierher gebracht?“

Bärmig glaubte eine ihm bekannte Stimme zu vernehmen, doch konnte er ſich nicht beſinnen, wem ſie angehöre. Um den Frager auszuforſchen, bejahete er alſo die Frage.

„Wie viele mögen ihrer wohl vom Volke befreit worden ſein?“ fuhr der Andere fort.

„Das kann ich nicht berichten.“

„Mein junger Gefährte und künftiger Schwiegerſohn, der mit mir gefangen geſetzt wurde, iſt, wie ich im Vorübergehen erlauſcht, befreit, ja, ich vermuthe, daß der Sturm auf das Hafengefängniß unſertwegen geſchah; als es an mich kommen ſollte, waren die Herren Engländer ſchon alle in Waffen, und ich werde nun ſicherlich gehängt werden. O Dio santo! wer hätte das geglaubt. Aber dieſen Morgen noch, ſobald es vollkommen Tag geworden iſt, will ich mich bei der Excellenza, dem Coſte di Bialla Fiorita, dem Herrn Oberrichter der Stadt, melden laſſen und ihm meine ganze Schuld geſtehen, damit es weißer oder ſchwärzer mit mir werde; ich würde toll werden, wenn ich lang in dieſem Loche ſitzen ſollte. Alſo lieber gehängt! Der Behörde unſerer Stadt will ich Alles geſtehen, dem engländiſchen Generaliſſimus hätte ich im Hafen gar nichts geſtanden. Ich bin einmal Mundkoch beim Graf geweſen, und er hat mich immer ſehr gnädig angeſehen; vielleicht kann er etwas für mich thun."

„Battiſta Bocciuto," entgegnete Bärmig — denn er wußte nun gar wohl, wer der kleinlaute Mann war — „ich will Euch den beſten Rath von der Welt geben: laßt Euch nicht beim Oberrichter melden und geſteht gar nichts, Ihr würdet ſonſt Euere Sache, die ſehr gut ſteht, ſo verſchlimmern, daß man Euch am Ende doch henken müßte, da Ihr im Gegentheil, ich will jede Wette mit Euch eingehen, in der allernächſten Zeit, vielleicht heute ſchon, auf freien Fuß geſetzt werdet."

„Das iſt unmöglich," ſagte der Schenkwirth, „ja, wenn ſie uns nicht ſo ganz erwiſcht hätten mit allen Papieren; das Läugnen hätte auf die Dauer auch nichts mehr geholfen; denn ſie konnten uns überführen."

„Laßt Euch das nicht irren, und glaubt einem Manne, der es ſehr gut mit Euch meint. Ihr werdet frei, wenn Ihr Euch nicht ſelbſt verrathet."

„Aber ſagt mir, woher Ihr das wißt, woher

Ihr mich kennt? Ich kenne Euch doch nicht, und Euere Ausſprache klingt ausländiſch.“

„Ich kenne Euch und Euer Schickſal deſto beſſer. Ihr waret mit Euerem künftigen Schwiegerſohne, dem Fiſcher Tomaſo, von Don Falco Conte di Vialla Fiorita, dem Sohne des Capitano justiziero, nach Neapel abgeſchickt, und Tomaſo hatte über der Sohle ſeines linken Schuhes drei Briefe, die die Franzoſen herüberrufen ſollten, um die Verſchworenen bei Ermordung und Vertreibung der Engländer zu unterſtützen. Aus dem Häuschen des Fiſchers Matteo, Eueres alten Freundes, lieft Ihr aus, Euere Tochter Thereſe trug Euch den Korb, Annetta wartete zu Hauſe der Gäſte. Ihr ſchimpftet ſehr auf die Engländer und rühmtet Euch Euerer großen Liebe zur entflohenen Königin. Dann, als Ihr über die Wachtſchiffe hinaus waret, dem Anſcheine nach auf den Thunfiſchfang zu fahren, kam ein Boot hinter Euch her, Euere Namen wurden gerufen, Ihr glaubtet Matteo's Stimme zu hören, hieltet an und wurdet von zwei fremden Männern ſchnell überwältigt, und gebunden zurückgeführt.“

„Herr!“ rief der Schenkwirth entſetzt, „ſeid Ihr allwiſſend.“

„Ich bin Euer guter Engel, Battiſta; deßhalb glaubt und vertraut mir. Ich weiß auch, daß die Briefe aus Tomaſo's Schuh nur in die beſten Hände gekommen ſind, nämlich in die Euerer Tochter

Thereſe; kein Engländer hat ſie geſehen, Niemand kann Euch Euere Schuld beweiſen und Ihr werdet heute noch vom Oberrichter frei gelaſſen werden. Jetzt aber gebt mir zu trinken.“

Der Weinſchenk reichte ihm den Waſſerkrug mit einer feierlichen Ehrfurcht. Geſtärkt ſtreckte ſich Bärmig wieder auf's Lager und entſchlief. Battiſta betrachtete ihn mit ſcheuen Blicken. Da gewahrte er endlich den ſchwarzen Dollmann, der in Fetzen um den Rittmeiſter hing, an die erlittene Mißhandlung erinnernd; er ſtarrte in des Schläfers bleiches Geſicht und ſtürzte auf die Kniee, ein Ave nach dem andern betend, denn er hatte nun die Gewißheit, daß er mit einem der Dämonen der Veſper zuſammen ſei. Doch beruhigte ihn endlich der Gedanke, daß der ſchwarze Dämon ſich ſelbſt für ſeinen Schutzengel erklärt und ihm nur zum Beſten gerathen habe.

Die Kuppel der gegenüber liegenden Kirche St. Annunziada glühete ſchon im reinſten Strahlengold der Morgenſonne, als das Oeffnen der Kerkerthüre den Schläfer weckte. Die Schmerzen waren verſchwunden, ruhige, hoffnungsvolle Gefühle wogten wieder durch die Bruſt des jungen Deutſchen. Der Mann, der vor dem Schließer hereintrat, war modiſch gekleidet und blieb einen Augenblick betroffen über den traurigen Zuſtand Bärmig's ſtehen. Dann fragte er freundlich nach des Rittmeiſters Befinden, ob derſelbe etwa eines Wundarztes bedürfe; oderwomit ſonſt er ihm einen Dienſt leiſten könne. „Gebieten Sie ganz über meine Perſon," ſetzte er verbindlich hinzu; „es iſt der Wille Sr. Excellenz, Sie ſo bequem zu ſituiren, als es die Umſtände geſtatten. Ich bin der Majorduomo des Grafen, und es wird mir zur Freude gereichen, ſeine Befehle in dieſer Hinſicht zu erfüllen."

„Ich bitte um nichts, als eine Privataudienz bei Sr. Excellenz," verſetzte der Rittmeiſter, „und doch ſehe ich mich genöthigt eine andere vorläufige Bitte auszuſprechen. In dieſem Aufzuge kann ich unmöglich vor dem Grafen erſcheinen, dem ich doch Wichtiges zu ſagen habe. Verſchaffen Sie mir alſo gefälligſt Schreibmaterialien, damit ich meinem Regimentschef Nachricht von mir geben, und mir die nöthigen Kleidungsſtücke bringen laſſen kann."

Dieſem Wunſche wurde ſchnell Folge geleiſtet. Der Majorduomo entfernte ſich mit dem offenen Briefe, kehrte aber nach kurzer Zeit zurück, mit der Meldung, daß der Brief ſchon beſorgt ſei, und daß es dem Grafen Vergnügen machen würde, wenn der Herr Rittmeiſter ſogleich ein Zimmer im Juſtizpalaſte beziehen werde. Bärmig nahm das Anerbieten mit Dank an. Der freundliche Kämmerling trat dann zum Schenkwirth und ſagte! „Auch an dich wird es heute noch kommen, Battiſta Die Engländer wünſchen ſelbſt, daß du frei gegeben werdeſt, um das Volk nicht von neuem und noch mehr zu erbittern, auch fehlen alle Beweiſe gegen dich, und der Offizier, der gegen dich auftreten wollte, ſoll in der verwichenen Nacht erſchlagen worden ſein. Du biſt alſo ſchon ſo gut, wie frei. Deine Sache wird eben im Sitzungsſaale verhandelt." Becciulo holte tief Athem und warf einen dankbaren Blick auf den ſchwarzen Dämon, der mit dem Majordomo davon ging. Der Letztere führte den Rittmeiſter dieſelben Stufen hinauf, die dieſer in der vergangenen Nacht ſchon paſſirt war, aber ſtatt des ſchwarzen Gerichtszimmers wurde ihm heute am Ende eines langen Corridors die Thüre eines freundlichen, elegant möblirten Gemaches geöffnet, in deſſen Mitte eine für zwei Perſonen gedeckte Tafel einen doppelt erfreulichen Anblick gewährte. „Setzen wir uns jetzt," ſagte der freundliche Cameriere, „und nach dem Frühſtücke — er deutete dabei auf einen halb hinter ſeinen Draperien verſteckten Divan — erholen Sie ſich dort vollends von den ausgeſtandenen Leiden. Unterdeſſen kommen Wäſche und Kleider für Sie an, und der Graf, der jetzt in Familienangelegenheiten, die die böſe verwichene Nacht mit ſich geführt, in ſeinem Palaſte beſchäftigt iſt, kehrt zurück, um Ihnen Audienz zu geben."

Das Frühſtück war kaum beendigt, als die Kleider anlangten. Der Majordomo verließ den Rittmeiſter, der ſich ſorgfältig ankleidete. Gegen Mittag erſchien der liebreiche Mann wieder, um ſeinen Schutzbefohlenen in die Zimmer des Grafen zu führen, der eben angelangt war. Der ältliche Oberrichter trat mit Bezeigungen ſeines Bedauerns auf den Rittmeiſter los, nöthigte ihn zum Sitzen und bat ihn, Alles auf ſein erlebtes Schickſal Bezügliche offen und vertrauungsvoll zu erzählen. Dieß war ohnedieß Bärmigs Vorſatz geweſen, die heiteren Geſichtszüge des Grafen beſtätigten ihn nur darin. Er erzählte demnach umſtändlich, wie er in Spanien die Bekanntſchaft des Sir Henry Higthlitton gemacht, wie gemeinſchaftliche Kriegsgefahren und übereinſtimmende Denkungsweiſe ſie bald in inniger Freundſchaft verbunden; dabei unterließ er nicht, Hightlittons edeln großherzigen Charakter in ein glänzendes Licht zu ſetzen. Zu ſeiner Freude nickte der Graf beifällig lächelnd. Dadurch ermuthigt, fuhr der Rittmeiſter fort zu berichten, daß Hightlitton ihn zum Vertrauten ſeiner heißen Liebe zu Donna Euſebia, Conteſſa di Vialla Fiorita, gemacht und ihm ſein Liebesglück und Leid ausführlich mitgetheilt habe. Nun habe es der Zufall gefügt, daß ſein Regiment nach Palermo beordert worden ſei, und dieſer Umſtand habe dem Engländer den Plan eingegeben, mit ſeiner Hülfe Donna Euſebia zu entführen. Da Hightlitton den gemeſſenen Befehl gehabt, nicht wieder nach Sicilien zu kommen, ſo habe er ſich als des Rittmeiſters Diener unerkannt hereingeſchmuggelt. Die Erlebniſſe der erſten Nacht an Siciliens Küſte, das ſchnelle Aufflammen leidenſchaftlicher Liebe zu Thereſen in Bärmigs Bruſt, die Entführungsplane, Hightlittons räthſelhaftes Verſchwinden, ſein eben ſo räthſelhaftes Wiedererſcheinen an Euſebia's Seite in der höchſten Noth, die Thereſen überlieferten Geheimniſſe des Schuhes und ihr Benehmen darauf, der verwundende Steinwurf und der Transport nach dem Juſtizpalaſte wurden treulich berichtet.

Der Graf hatte mit den Aeußerungen wechſelnder Empfindung zugehört. Jetzt fragte er haſtig: „Und die Briefe, welche Sie im Schuhe fanden, die mein Sohn geſchrieben, es hat ſie Niemand weiter geſehen, als Sie?“

„Auf mein Ehrenwort nicht!“

„Junger Mann,“ ſagte der alte Graf tief bewegt, „Sie ſind der Retter meines Sohnes. Denn ich hoffe ihm nach einiger Zeit die volle Verzeihung des Königs auszuwirken; wären die Papiere in Lord Bentinks Hände gefallen, ſo ſtände Falco's Kopf auf dem Spiele. Ihnen und Thereſen haben wir Alles zu verdanken. Sie lieben das Mädchen; ich kann Ihnen verſichern, daß Thereſe der Liebe eines ſo trefflichen Jünglings, wie ich in Ihnen erkannt habe, würdig iſt. Ich kenne ſie lange ſchon. Thereſe ſoll die Ihrige werden; ich will es heute noch ermitteln. Meinen Dank Ihnen zu beweiſen, behalte ich mir noch beſonders vor. Einſtweilen mögen Sie

Mein unbeſonnener Sohn faßte in der Verzweiflung nun den tollen Entſchluß, die wilde Aufregung des Volkes zu benutzen und die Gefangenen zu befreien, damit ſie nicht gegen ihn zeugen könnten. Es war nicht ſchwer, mit ſolch wüthendem Volke das Haus zu ſtürmen, die Hafenwache war auf keinen Ueberfall vorbereitet. Tomaſo ward mit einigen anderen befreit und beſtätigte ſeinen Kameraden, daß ihn einer der ſchwarzen Dämonen auf dem Meere mit übernatürlichen Kräften gefeſſelt. Die Wuth kehrte ſich nun um ſo fürchterlicher gegen die ſchwarzen Huſaren. Die engliſchen Soldaten im Hafen verhinderten mit Flintenſchüſſen die Befreiung der übrigen Gefangenen, die unter ſtarker Bedeckung aus dem erbrochenen und theilweiſe zerſtörten Hauſe in die Criminalgefängniſſe der Stadt gebracht wurden. Der Zufall fügte, daß, als ich in großer Verlegenheit, dem wüthenden Volke ſcheinbar nachgebend, Sie in's Gefängniß führen ließ, Sie zu Battiſta kamen. Es gab wirklich kein anderes Mittel, Sie gegen die Raſenden zu ſchützen; Sie werden daher ſelbſt wohl die harte Nothwendigkeit entſchuldigt haben. Der gute Battiſta, der vor einer Stunde freigelaſſen worden iſt, ſchwört Stein und Bein, daß Sie wirklich ein Dämon ſeien, aber ein guter, kein böſer. — Die Sache hätte für Ihr ſchönes Regiment ſchlimm ablaufen können, wenn die raſenden Menſchen gleich zur Erſtürmung der Kaſerne geeilt wären, ſo aber überfielen ſie die einzelnen, außerhalb der Kaſerne befindlichen Huſaren, mißhandelten und mordeten ſie. Nun brachen ganze Abtheilungen Ihrer Leute aus der Kaſerne hervor, um die verwundeten Kameraden zu retten und zu rächen. Vom Hafen her wurde Lärm geſchlagen, es floß Blut von beiden Seiten; durch alle Straßen wurde Mord gerufen, der Kampf entwickelte ſich allgemeiner, und auf allen Seiten des ſchlecht bewaffneten Volkes ſind viele getödtet und verwundet, da die Herren Huſaren nicht für gut fanden, ſich mit den Meſſern nahe kommen zu laſſen. Die Wuth des Pöbels verſchonte endlich keine Militärperſon mehr, ohne Anſehung des Ranges. Es galt der engliſchen Bevormundung überhaupt; es war Plan, eine zweite Veſper zu feiern. Vergebens redete der Prinz von Calabrien zum Volke. Man hörte ihn nicht; er wurde verhöhnt und beſchimpft, und mußte den Platz verlaſſen. Erſt dann, als die engliſchen Dreidecker eine drohende Stellung im Hafen einnahmen, die Dragoner vom Regiment Val di Noto — gute Kameraden von Ihnen aus Spanien her — unter die Raſenden ſprengten und ſchonungslos niederhieben, was nicht weichen wollte, als Kanonen die ſchwarzen Schlünde in die Straßen ſteckten, gelang es, die Ruhe wieder herzuſtellen. Indeſſen gleicht die Stadt noch einem Feldlager. Die ganze engliſche und ſiciliſche Beſatzung iſt unter den Waffen, und Reiterabtheilungen halten auf allen Plätzen. Ihr Regiment iſt auf die Kaſerne beſchränkt, wo das Volk ſich lange am tollſten geberdete. Nur die allerſtrengſten, ja ſogar grauſamen Maßregeln, die ich als oberſte Polizeibehörde der Stadt, ſowie der britiſche Oberbefehlshaber zu treffen uns genöthigt ſahen, waren im Stande, die Wüthenden heute von neuen Ausſchweifungen abzuhalten. Denken Sie ſich meinen Schmerz, wenn mein Sohn gefallen oder gefangen und ich genöthigt worden wäre, ihn ſelbſt zu richten! Thereſe hat ihn gerettet; ich weiß Alles; ich habe vorhin mit ihr geſprochen."

„Der Bannfluch, mit dem heute Sr. Eminenz, der Erzbiſchof, gedroht hat, wird beſſer, als alle anderen Gewaltmittel, das heiße Blut der Lazzaroni, der Marinari, der Beccaji, der Barbieri, welche letztere nirgends fehlen und allenthalben voran ſind, und was weiß ich, was ſonſt noch für Geſindel am Platze war, gehörigermaßen abkühlen und die Leute zur Beſinnung bringen. Iſt alles wieder ruhig, ſo werde ich Sie zu einer kleinen Seereiſe einladen. Uebrigens bin ich Ihrer Verſchwiegenheit gewiß, von der — wie Sie einſehen — meine hieſige Stellung abhängt; Sie haben ein ſo offenes, ehrliches deutſches Geſicht, und endlich hat uns ein wunderliches Schickſal zu natürlichen Verbündeten gemacht. Sie haben eben auch nicht nach dem Willen der geſtrengen

Herren Engländer gehandelt.“ — Lächelnd reichte der Graf dem Rittmeiſter die Hand zum Abſchiede.

Kaum war ſein letzter Schritt in der Gallerie verhallt, als Bärmig ſein, von Wein und Gedanken ſchwellendes Haupt in die ſchwellenden Polſter der Ottomane verſenkte. Thereſens reizendes Bild umgaukelte ihn lächelnd und wiegte ihn in einen ſo feſten Schlaf, daß er weder den Eintritt der Dunkelheit, noch des Dieners, der die Lichter angezündet, gewahrt hatte. Erſt die Stimme des Haushofmeiſters, der vor ihm ſtand und auf ein, auf einem kleinen Tiſchchen neben dem Lager aufgetragenes, Rifresco deutete, vermochte ihn aus den Banden des ſo lang entbehrten, ruhigen, ſüßen Schlummers zu erwecken.

„Jetzt iſt alles zu Ihrer Entfernung bereit, Monſignore,“ ſagte der Majorduomo. „Sie haben das Mittagseſſen verſchlafen, genießen Sie deßhalb jetzt erſt noch etwas, und trinken Sie einige Gläſer von Ihrem Lieblingsweine. Dann werde ich Sie begleiten; der Wagen des Grafen hält ſchon im Hofe. Der Pöbel, der immer noch herumlungert und Sie noch in ſtrenger Haft glaubt, wird denken, Se. Excellenz ſitze ſelbſt im Wagen, während wir inkognito aus dem Portale des Palaſtes hinausfahren. Ein anderes ſicheres Mittel, Sie heute noch in Ihre Kaſerne zu bringen, gibt es nicht, ſo wenig wie es geſtern Abend für den Grafen einen andern Ausweg gab, Sie vor der tollen Wuth des Volkes zu ſchützen, als Sie in ein Criminalgefängniß bringen zu laſſen.“

Bärmig war ſchnell bereit, Arm in Arm ſtiegen ſie die Marmorſtufen hinab, die in die Halle führten. Dort zerſtampfte ein ſtolzes Viergeſpann ungeduldig das Steinpflaſter. Der Schlag war bereits geöffnet; ein Diener warf dem Rittmeiſter einen Mantel um, und der deutſche Jüngling nahm den Platz des mächtigen Präſidenten ein. Schnell folgte der Begleiter nach; ein dienſtthuender Kammerherr rief mit lauter Stimme: „Fort!“ raſſelnd öffneten ſich die Thorflügel, die Schildwachen präſentirten, und — einen Jokei auf dem vorderen Sattelpferde und zwei reich gallonirte Diener mit brennenden Fackeln hinten auf — rollte der Wagen, deſſen Fenſter zugezogen waren, mit fürſtlichem Glanze durch die hellen Straßen der Hauptſtadt und die dichten Volkshaufen, die ehrerbietig zur Seite wichen, und höflicher als geſtern, dem Grafen ein jubelndes Viva brachten.

„Jetzt ſind wir am Ziele,“ ſagte der Majorduomo, als der Wagen vor dem Thore der Kaſerne hielt, das bei dem durch die Ankunft des Wagens verurſachten Geräuſche ſchnell von dem ſchon früher benachrichtigten Poſten von innen geöffnet worden war — „ſchlüpfen Sie nur raſch hinein, ehe das Volk merkt, daß es betrogen iſt.“

Bärmig wollte umſtändlich danken, doch der Kämmerling trieb nochmals zur Eile.

Während der Wagen im ſchnellſten Laufe die entgegengeſetzte Straße hinabflog, ſtand der Rittmeiſter mitten unter ſeinen treuen, deutſchen Kriegsgefährten, die hocherfreut über ſeine Ankunft herbeigeeilt waren, und ihn mit Fragen über ſeine wunderbare Rettung beſtürmten.

In der kryſtallreinen, dunkelblauen Nachtluft hing der Mond voll und hell, wie ein ungeheuerer, eben erſt geſchmiedeter Metallſchild, und die Sterne blitzten am Himmel wie Funken, die beim Hämmern und Treiben des glühenden Metalls abgeſprungen und ſich verſtreut. Durch die Natur zitterte der warme Hauch eines glühenden Ofens. Ueber die Meeresſtrecke, welche zwiſchen Sicilien und der liparischen Inſelgruppe ſich ausdehnt, glitt in dieſer würzhaften Mondsnacht eine ſtolze Barke, in welcher der alte Graf Vialla Fiorita an der Seite des Rittmeiſters Bärmig ſaß. Nach mehrſtündiger Fahrt langten ſie an der kleinen Inſel Alicudi an, ſtiegen an's Land und verfügten ſich in ein einzelnes Landhaus, welches mitten in einem großen, mit den koſtbarſten Blumen beſetzten Garten lag. Dort traten ihnen Sir Hightlitton, an Donna Euſebia's Hand, Don Falco, der in den Paar Tagen des Engländers innigſter Freund geworden war, und Thereſe, die mit ihrem Vater ſchon am Tage vorausgeeilt war, entgegen. Euſebia ſank weinend zu ihres Vaters Füßen, er hob ſie gütig auf, indem er ſprach: „Wohl ſollte ich euch allen dreien zürnen, doch ich bin gekommen, zu verzeihen, zu vereinigen. Alles Geſchehene ſoll vergeſſen ſein.“ Er umarmte ſeine Kinder und Hightlitton. „Es liegt mir ob,“ fuhr er dann fort, „hier noch ein anderes Pärchen zuſammen zu bringen, deſſen einzelne Theile ich auf den heutigen Abend vertröſtet habe. Dort lauſcht ſchon die niedliche Thereſe hervor, der wir unſere jetzige glückliche Zufriedenheit allein zu verdanken haben.“

„Ihr zum Lohne hab' ich einen ſchmucken Reitersmann aus dem Regiment der ſchwarzen Dämonen mitgebracht, der ſich ebenfalls um uns ſehr verdient gemacht hat. Er wird ihr ein guter Dämon ſein, wie er uns bereits ein ſolcher geweſen iſt, und damit er mit Recht ein Dämon der Veſper genannt werde, finde ihn jede Veſperſtunde in ihren liebenden Armen. Herr Rittmeiſter, ich überreiche Ihnen hiermit den von Lord Bentinks für Sie ausgeſtellten Trauſchein, und nun — laßt uns Hochzeit halten!“

An jedem Arme des edeln Grafen hing dankend ein glückliches Paar.

Ein mit in das Geheimniß gezogener Prieſter vereinigte beide Paare noch in derſelben Stunde.

Battiſta ſtand in der weißen Kochlivree ſchmunzelnd daneben.

„Da ich, wie Sie wiſſen, im ſtrengſten Incognito hier bin,“ ſagte der Graf zu Bärmig, „ſo durfte keiner meiner Diener hier ſchaffen, und Battiſta hat den alten Dienſt übernommen. Er wird ſeiner Kunſt Ehre machen.“

Der gute Schenkwirth konnte ſich gar nicht genug verwundern, daß er den Dämon, vor dem er ſo heiligen Reſpect gehabt, zum Schwiegerſohne bekommen habe.

Bärmig zog wonnetrunken ſein blühendes Weib in eine duftende Laube des Gartens; der Mond ſah neidiſch durch die Blätter, als der ſelige Jüngling ſein Haupt an die Bruſt der Reizenden legte; er hätte wohl gern ſein eigenes Vollmondsgeſicht dort angedrückt.

„Du biſt nun, wie durch einen Zauber, meine Gattin geworden,“ ſagte Bärmig, „und noch bin ich über Manches nicht klar, was ſich zwiſchen uns zugetragen hat. Erzähle mir jetzt, löſe mir die Räthſel!“

„Ich brauche nun nicht mehr zu fürchten, daß du mir zürneſt,“ verſetzte ſie, ihm einen feurigen Kuß auf die Lippen drückend, „wenn ich dir Alles offen bekenne. Don Falco hatte nicht allein meinen Vater, ſondern auch mich und meine Schweſter, ſo wie deren Bräutigam für ſeine Intereſſen zu gewinnen gewußt. Dieß war ihm durch unſeren Beichtvater gelungen, der alle Engländer als Ketzer tödtlich haßte, und mit am Werke der Revolution ſchmiedete. Vorzüglich ging auf Don Falco's Betrieb unſer Augenmerk dahin, daß Donna Euſebia nie die geringſte Nachricht von Hightlitton erhielte, den wir haßten, weil ihn Don Falco haßte. Der junge Graf ſchmeichelte unſeren Nationaleitelkeiten, und verſprach uns die Königin wieder zuzuführen; dafür konnte er über uns gebieten. Meiner Liſt gelang es, ihn aus dem Staatsgefängniſſe zu befreien, ich kannte ſeinen Verſteck im Kreuzkloſter, ich wußte um ſeine Pläne, die Franzoſen von Neapel herüber zu rufen. Als du nun zuerſt in unſerer Bottega warſt, hatte ich dich bald als einen Abgeſchickten Hightlitton's erkannt; du ſprachſt von einem Brief an ſie und verrietheſt dich ſelbſt. Zwar war ich dir ſchon gewogen, aber meine vermeinte Verpflichtung gegen Don Falco ging doch weiter. Kaum warſt du fort, als ich einen Vertrauten in das Kreuzkloſter ſchickte, und dem Grafen meine Vermuthungen anſagen ließ. Nicht vergebens hatte ich deinen Namen, Stand, Quartier von dir erforſcht. Ein Tabuletkrämer, ein verſchmitzter Kerl, der im Solde der Verſchworenen ſtand, wurde ſogleich von Don Falco abgeſchickt, deine Wohnung und deren Gelegenheit auszukunden. Er brachte genaue Nachrichten. Nun befanden ſich im Kreuzkloſter Mönche, welche früher das Kloſter, das jetzt euere Kaſerne war, inne gehabt und jeden heimlichen Gang deſſelben kannten. Der Bruder, welcher die Zelle bewohnt, die du jetzt inne hatteſt, übernahm es, den Brief, von dem du geſprochen, aus deiner Zelle zu holen. Eine der Niſchen verbarg eine heimliche Thür, die enge Treppe, auf die man durch dieſelbe gelangt, mündet in einen dunkeln Gang im Berge, an welchen das Kloſter anlehnt, und von dieſem kann man in's Freie kommen. Die beſtellten Leute lauerten am Kloſter, der Tabuletkrämer ſah deinen vermeintlichen Diener herauskommen; er wurde heimlich verfolgt, und als man ihn lange vor dem Palaſte des Grafen Vialla Fiorita hin- und herſchleichen ſah, vermuthete man, daß er den Brief bei ſich habe, um ihn in Donna Euſebia's Hände zu ſpielen. Man bemächtigte ſich daher ſeiner und brachte ihn an einen ſichern Ort, wo er durchſucht wurde. Als man nichts bei ihm fand, wollte man ihn nur ſo lange feſthalten, bis der Mönch in deiner Zelle glücklicher geweſen ſei. Dieß war der Fall; er brachte deine Brieftaſche mit dem Briefe, aber auch die noch weit wichtigere

Nachricht, daß der gefangene Diener Hightlitton ſei. Du ſelbſt hatteſt dieſen Namen rufend genannt und den Freund verrathen. Am andern Abend erhielt ich den erbrochenen Brief mit Don Falco's Auftrag, ihn zum alten Grafen zu tragen und die Meldung zu machen, daß Hightlitton gefangen ſei. Ich wurde mit dieſem Geſchäfte beauftragt, weil ich in des Grafen Hauſe gedient und von ihm wohl gelitten war, weil Don Falco meine Ergebenheit an ſeine Sache kannte, und endlich, weil ich als Weib, hinſichtlich Don Falco's Aufenthalt, nicht ſo zur Verantwortung gezogen werden konnte, wie ein Mann. Denn es war für den Sohn immer ein böſer Umſtand, daß der Vater die Würde der oberſten Polizeibehörde der Stadt bekleidete. Als ich nun eben im Begriff war, mich auf den Weg zu machen und den Brief abzuliefern, erſchienen einige zu unſerer Partei gehörige Fiſcher und brachten uns die ſchreckliche Nachricht, daß unſer Vater und der Verlobte meiner Schweſter im Hafen gefangen ſäßen. Tomaſo hatte aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes einem bekannten Fiſcher Mittheilungen gemacht. Es wurde von Don Falco beſchloſſen, ſie zu befreien. Annetta eilte mit den Fiſchern fort, du warſt indeſſen mit deinen Kameraden gekommen. Die Liebe, die du mir zeigteſt, das Vertrauen, womit du mir die wichtigen Papiere übergabſt, änderten ſchnell mein Inneres. Ich empfand die heftigſte Reue über den an dir begangenen Verrath, dein Edelſinn rührte mich zu Thränen; ich fühlte plötzlich, wie heftig ich dich liebte. Von dieſem Augenblick an war ich dir auf Tod und Leben treu ergeben. Ich eilte in die Verſammlung unſerer Freunde, ich beſchwor ſie, von ihrem Vorhaben abzuſtehen, ich entdeckte Annetta, was vorgefallen war, und bat ſie, Don Falco, der noch nicht zugegen war, von der Erſtürmung der Hafengefängniſſe abzurathen, indem Battiſta und Tomaſo, da ſie durch nichts überwieſen werden könnten, freigelaſſen werden müßten. Nun ſtürmte ich fort und befreiete mit wenigen Worten Herrn Hightlitton, denn mein Wort galt bei den Leuten unſerer Partei faſt ſo viel als das Don Falco's. Meine Dankbarkeit gegen dich ging noch weiter, ich benachrichtigte Donna Euſebia, zu der mir freier Zutritt geſtattet war, von der Anweſenheit ihres Geliebten und ſeinem heißen Wunſche, ſie dieſen Abend noch zu ſprechen. Sie wollte das Aeußerſte wagen und aus dem Palaſte entfliehen, an deſſen Thüre ſie Hightlitton zu erwarten verſprochen hatte. In Matteo's Hütte machte ich ihnen ſichern Aufenthalt für eine Stunde aus. Aber Don Falco hatte meiner Schweſter nicht geglaubt, die vom Wein und Leidenſchaft heftig aufgeregten Männer mich verlacht. Die Gefängniſſe wurden erſtürmt und Tomaſo befreit. Da rief den alten Grafen ſeine Amtspflicht in den Juſtizpalaſt; Euſebia benutzte die Beſtürzung im Hauſe zur Flucht.

Hightlittons Arme empfingen ſie. Er überredete ſie, ſogleich mit ihm auf eine der lipariſchen Inſeln zu fliehen; als ſie aber an den Kai kamen, ſtürmten ihnen die Aufrührer entgegen, Don Falco, den ſie erkannten, an der Spitze. Sie wollten zu mir fliehen, Hightlitton hoffte durch die faſt immer offene Hinterthür in unſer Haus zukommen; ich ſelbſt hatte ſie an dieſem ſchrecklichen Abend verriegelt, ſobald du hinausgetreten warſt. Unterwegs trafen ſie dich. Das Uebrige, caro mio, iſt dir bekannt. Ich habe mein gegebenes Wort gelöst."

Küſſe dankten der holden Braut. Nachtigallen ſchlugen über dem zärtlichen Paare, die Luft wallte und wogte von Düften. Da wurde endlich zum Hochzeitmahle gerufen. Andere aber nicht minder liebliche Düfte empfingen ſie im Hauſe. Die Tafel war mit Blumen, Speiſen und Weinflaſchen herrlich aufgeſchmückt; ſtrahlende Kerzen goßen ihr helles Licht über das Zimmer. Battiſta war recht wie der Fiſch im klaren friſchen Waſſer, daß er den ehemaligen Herrn wieder einmal bedient hatte, und es hielt ſchwer, ihn zu vermögen, daß er ſich mit an den Tiſch ſetzte. Bacchus und Amor feierten auf klaſſiſchem Boden, wo ſie heimiſch waren, ein ſtilles aber herrliches Feſt.

Am andern Morgen reiſeten Hightlitton mit ſeinem Weibchen und Schwager nach England ab, bis der Vater für beide Verzeihung erlangt haben würde. Der alte Graf war vor Anbruch des Tages ſchon wieder nach Palermo zurückgekehrt, um jegliches Aufſehen zu vermeiden; Bärmig und Thereſe verträumten aber noch einige göttliche Tage in des Grafen ſchöner Villa.

* * *

Nepenthes.

Neueſte Novellen und Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Vierter Band.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1841

Inhalt.

Seite
Der Sohn der Amme …… 1
Laura, die Geliebte des göttlichen Petrarka …… 135
Die heilige Ida …… 171
Guido …… 187
Karl Maria von Weber …… 251

Der Sohn der Amme.

Novelle.

Die freundliche Herbſtſonne, welche die waldigen Gipfel des Jura mit hellerem Grün überkleidete, lichtete auch die Avenues, die durch den dunkeln Fichtenwald des großen Parks zu dem, auf einem der niedern Vorſprünge dieſes Gebirges gelegenen, Schloſſe Joinville führten. An dem breiteſten der Gänge ſtand ein Diener und hielt ein ſchönes, geſatteltes Pferd am Zaume, deſſen milchweißes Fell im Wiederſchein der Sonne ſilbern ſpielte, während das ſtolze Thier muthig das funkelnde Gebiß überſchäumte und den weichen Kies des Bodens mit dem ſcharfen Hufe aufwühlte. An der Terraſſe, die im vordern Theil des Parks, in dem mit glatt geſchornen Taxuswänden eingefaßten ſogenannten Blumengarten unmittelbar an die hintere und freundlichere Seite des Schloſſes anſtieß, beſchäftigte ſich eine junge Frau in der Tracht der Gebirgerinnen mit ein Paar unter der Terraſſe in dem breiten Sandweg ſpielenden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, von ungefähr ſechs und fünf Jahren. Die

Frau war ein friſches, von Leben und Geſundheit ſtrotzendes Weſen mit ein Paar lebhaften Augen, Roſen auf den Wangen, Schlauheit in Blick und Zügen.

Der Knabe hatte ſein beſonderes Wohlgefallen an dem glänzend weißen Pferde, umſchwärmte es in wilden Sprüngen und lag dem ängſtlichen Reitknecht wiederholt an, ihn darauf zu ſetzen; dann ließ er ſich von den zarten Händchen ſeiner Geſpielin und dem Zuruf der Frau wieder zurück ziehen.

Es dauerte nicht lange, ſo traten aus dem hintern Portale des Schloſſes ein Herr und eine Dame ſich gegenſeitig mit viel formellen Beweiſen von Höflichkeit behandelnd, er ein kräftiger, junger Mann, mit brauner Wange und braunem Haar, das, der ſteifen Mode der Zeit Ludwigs XVI. zum Trotz, in freien wilden Locken um ſeinen Nacken flog, in einem etwas veralteten, aber ihn wohlkleidenden Sammtrock, mit breitem Reiterhut, Sporen und Reitgerte; ſie eine einfach aber doch vornehm gekleidete junge Dame, ſchlank und bleich, mit leidenden Zügen, aber bezaubernd ſchön; denn dies Leiden ſchien der Schmerz eines Engels über die Unvollkommenheiten der Erde, und ein ſeelenvolles, feuchtes, ſo ſeltſam gedämpft ſelig lächelndes Auge, in welchem der Himmel mit ſeinen ſtill wehmüthigen Triumphen ſchwamm, beleuchtet von einem an überirdiſchen Feuern entzündeten Lichte, beſtätigte dies.

Wirklich ging von dieſem großen Auge, indem es auf dem Manne ihr gegenüber ruhete, eine ſchöne Verklärung über das ganze Weſen der Dame aus, und nur dann und wann, wann er ſprach, ſchoß es wie ein unheimlicher verſengender Blitz darin auf und — verſchwand.

„Gewiß,“ ſprach ſie, und ihr Thon klang wie das Echo eines weinenden Herzens, ſo thränenklar, „gewiß, Vetter Colin, mein Gemahl wird mir zürnen, daß ich einen ſo ſeltenen und ſo lieben Gaſt, wie Sie ſind, habe fortziehen laſſen, ohne daß derſelbe ſeine Ankunft erwartet. Sie hätten ſchon aus Artigkeit gegen mich bleiben müſſen, bis er heimkehrt, um mir ſeine Vorwürfe zu erſparen. Ihre Mutter legt ſo viel Werth darauf, aus einem berühmten ſpaniſchen Geſchlechte zu ſtammen; Sie, Colin, bewähren dies Mal das ſpaniſche Blut nicht.“

„Und doch könnte ich Ihnen beweiſen, theure Baſe, daß der edelſte Caſtilianer an meiner Stelle nicht anders handeln würde und dürfte, als ich,“ verſetzte der intereſſante Reiter etwas ängſtlich, „weil anders handeln ſich nicht mit den zarteſten Geſetzen ritterlicher Ehre verträgt. Mein Vetter Vincent jagt in ſeinen Wäldern; Sie ſagen ſelbſt, er bleibt oft lange auf ſeinen Jagdzügen, und ich kenne ihn —“

„Ach, leider! oft Wochen lang zieht er es vor, in der Hütte des Köhlers, des Holzhackers, im

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 0367/013

Chalet *) des Senn zu übernachten und am Tage durch Wälder und Berge zu ſtreifen, als auf ſeinem Schloſſe bei ſeinem Weibe und ſeinem Kinde zuzubringen,“ unterbrach ihn die Dame ſeufzend.

„Frauen wiſſen ſelten die Leidenſchaften der Männer aus dem rechten Geſichtspunkt zu beurtheilen,“ verſetzte er lächelnd. „Genug, es ziemte mir nicht, länger, als ein Höflichkeitsbeſuch Zeit in Anſpruch nimmt, bei meiner einſamen Baſe zu verweilen, und das Herz muß den Befehlen der Pflicht gehorchen.“

Die Dame erröthete und ſchlug das Auge zu Boden. Als ſie es wieder erhob, flog ein brennender Blick über den jungen Mann; dann ſagte ſie: „So dürfen wir doch hoffen, Sie, ſobald mein Gemahl anweſend ſein wird, längere Zeit bei uns zu ſehen?“

„Wenn mich Vincent benachrichtigt, daß er ein Mal ein Paar Tage zu Hauſe zu bleiben gedenkt, und ich nicht fürchten darf, ehelichen Mittheilungen ſtörend in den Weg zu treten, werde ich zu erſcheinen nicht ermangeln. Jetzt aber erlauben Sie mir, mich zu beurlauben,“ damit beugte er ſich auf ihre Hand herab und küßte dieſelbe leiſe und ehrerbietig. Mit raſchen Schritten eilte er über die Terraſſe durch den breiten Weg ſeinem Pferde zu.

---

*) Dortiger Name für die Sennhütte.

„Colin, Herr Colin!“ rief ihm der blondlockige Knabe jauchzend entgegen, „bitte, bitte, laß mich auf deinen Schimmel ſitzen und ein Stück reiten.“

„Er iſt nicht ganz ſanft, mein Junge,“ verſetzte Colin, dem Knaben mit Wohlgefallen die blühenden Wangen ſtreichelnd, „er könnte dich herunter werfen, kleiner Brauſekopf!“

„Nun, ſo ſteig' ich wieder drauf!“ rief der Knabe pathetiſch; „aber ich will ihn ſchon zuſammennehmen, daß er mir nichts anhaben ſoll.“

Colin lachte über die Prahlerei, befahl dem Diener, das Kind in den Sattel zu heben, und das Pferd bis zum Ausgang des Parks zu führen.

„René, nicht zu wild!“ rief die Frau dem Knaben zu, an welche ſich jetzt Colin wandte, aber René faßte ausgelaſſen jubelnd Poſto.

„Ein allerliebſter Junge!“ ſagte der Reiter, „fürwahr, Babichon, er muß dir große Freude machen. Ich ſehe ihn jedes Mal mit mehr Vergnügen.“

„Ich wollte, Sie könnten dies Vergnügen auch auf den Anblick unſerer gnädigen Gebieterin ausdehnen,“ erwiederte die Frau mit Bedeutung, und ihr Auge war plötzlich zum dunkeln Thränenſee geworden. „Ach die gute Frau Marquiſe wird mit jedem Tage bläſſer. Ich fürchte nur zu ſehr, ein unheilbares Bruſtübel hat die Wurzel ihres Lebens angegriffen, unheilbar aus zwei großen Urſachen.“

Colin wandte ſich ab, und ſchwieg.

„Und Sie erwiedern mir nichts darauf?“ fragte Babichon mit Nachdruck. „Sind Sie denn ſo ganz gefühllos für die Leiden einer ſo liebenswürdigen und vortrefflichen Dame, wie Frau von Rioz? Haben Sie für meinen eignen Kummer über dieſe Leiden nicht ein einziges Wort des Mitgefühls?“

„Um Gotteswillen, Babichon!“ rief Colin, mit ſchmerzbewegter Stimme, „martere du mich nicht auch noch; ich habe der Qualen ſchon genug zu erdulden.“

„Qualen? Ahnete ich vielleicht, welche? Und müſſen Sie deshalb meine edle Frau quälen? Wie glücklich würde ſie ſein, wenn Sie ſich's noch einige Tage auf Joinville gefallen ließen, ſo glücklich, wie ſie geſtern und heute war. Das war ein Sonnenblick in unſer Leben; nun wird es wieder Nacht und öde, und ich ſehe nur Thränen und höre nur Seufzer.“

„Frau, Frau!“ rief Colin heftig, „ich beſchwöre dich, ſchweig! Du bringſt mich zur Verzweiflung! Mein Herz hat tauſend Ohren, die Sirenentöne deiner Rede in ſich einzuſaugen. Ich will und kann dich nicht hören, ich will und kann nicht bleiben; ich muß fort und darf nicht wieder kommen.“

„Herr Baron; ich beſitze ſeit ſechs Jahren Ihr Vertrauen in einer Hinſicht; Sie haben mich mit Ihrer Freundſchaft beehrt und ich fordere Sie auf, mir zu ſagen, wo ich mir eine Untreue gegen Sie zu Schulden kommen ließ. Ich habe Pflichten gegen Sie; doch auch gegen die Marquiſe. Beide drängen mich, offen mit Ihnen zu reden; doch Ihr eigenes verzweiflungsvolles Schweigen ſchließt mir den Mund. — Ahnen Sie nicht, was im Herzen meiner Herrin vorgeht?“

„Rede nicht weiter! Pflicht und Gewiſſen verbieten mir, dich anzuhören. Aurelie iſt die Gattin Vincent Rioz's von Joinville, meines Vetters; und wäre er mir blutfremd, ich verehre die Heiligkeit der Ehe mit frommer Scheu.“

„Sie ſind grauſam! Ach, auch das Herz der Marquiſe iſt mir verſchloſſen! ich leſe aber in ihren Zügen, ihre ſtillen Seufzer verrathen mir Alles. Mein eigenes Herz trieb mich an, die Vermittlerin zu werden zwiſchen ihr und Ihnen. Kann Heiliges dem Heiligen feindlich ſein? Und iſt die Liebe nicht eben ſo heilig, wie die Ehe?“

„Genug! genug! Hört ich dich weiter, ich wäre verloren!“ rief der Baron, und eilte, Babichon verlaſſend, ſeinem Pferde nach, hob den Knaben herab, drückte ihn an's Herz, und ſchwang ſich ſelbſt in den Sattel.

„Schenk' mir deine ſchöne Reitgerte!“ rief ihm das Kind zu.

Er warf ihm das Verlangte herab und ſprengte davon. In wenigen Augenblicken war er hinter dem düſter vorſpringenden Walde verſchwunden. Der Knabe aber tobte mit der Peitſche auf Babichon los: „Mutter! Mutter!“ ſchrie er, „nun bin ich auch ein Reiter; ich ſaß auf dem Schimmel und habe eine Reitpeitſche.“

„Sei nur fromm und gut!“ verſetzte ſie, nahm ihn bei der Hand und kehrte zur Terraſſe zurück.

Dort hatte ſich die Marquiſe niedergeſetzt, und küßte ihr Töchterlein auf die Stirn. Thränen ſchimmerten in ihren Augen. Sie hatte dem Baron und Babichon vorhin lange nachgeblickt, und ihr Auge hatte ſich dabei immer mehr verdüſtert.

Babichon trat mit ihrem Sohne heran und ſetzte ſich zur Marquiſe. Die Kinder ſpielten wieder zuſammen, und René hatte große Luſt, Guillemette zu ſeinem Pferde abzurichten.

Das ſanfte Mädchen, das eine überraſchende Aehnlichkeit mit der Mutter hatte, fügte ſich ſtets in das ſtürmiſche Verlangen des wilden Knaben, und ſuchte durch Blick, Wort und That ſich in der Gunſt deſſelben zu erhalten. Ihr Geſpiele ſchien das zuweilen auch anzuerkennen, indem er ihr Zeichen ſeiner Zufriedenheit gab, die ſie ſehr erfreueten, aber dann tobte und raſete er wieder fort, ohne ſich darum zu bekümmern, daß er dadurch dem kleinen Mädchen wehe that.

Die Marquiſe hatte lange und nachdenkend auf die ſpielenden Kinder hinabgeſchaut, dann wandte ſie ſich plötzlich zu der Andern mit den Worten: „René wird jetzt groß und ſtark; wahrlich ein ſchöner Junge! Aber er entwickelt auch täglich mehr wilde, unbändige Natur. War denn dein Mann ſolch ein Brauſekopf, Babichon? Denn dir gleicht doch an dem Jungen kein Haar, kein Zug? — Nun ja, dein Mann muß wohl auch ein recht wilder Patron geweſen ſein, ſonſt wäre er dir nicht auf und davon gegangen, und hätte dich ſitzen laſſen. René ſieht wohl deinem Manne recht ähnlich, ſo wie etwa Guillemette mir?“

Die Angeredete wurde blutroth und verſetzte, von dieſer Frage augenſcheinlich betroffen, mit ſchlecht verhehlter Verlegenheit: „So eigentlich nicht! — Nein, gnädige Frau, René ſieht meinem Manne wenig oder gar nicht ähnlich.“

„Du biſt ja ganz betreten, Amme?“ fragte die Erſtere wieder.

„Fürwahr, Ihre Frage, Frau Marquiſe, kam mir unerwartet, und mir will es ſcheinen, als hätten Sie mir eine Falle legen und mich auf einer Lüge ertappen wollen; und deshalb ſag' ich nochmals: René ſieht meinem Manne ſo wenig ähnlich, wie mir; denn Jedermann unten im Dorfe weiß, welch ein häßlicher Struppkopf Colas Placcard, der Schachtelmacher, war, deſſen Namen ich führe, und wenn Ew. Gnaden ſich nicht bereits ſeit fünf Jahren nach dieſem Schelmen erkundigt haben, der mich, ſein eheliches Weib, böswillig verließ, ſo könnten Sie es alle Tage, und jeder Mund würde ſich beeilen, Ihnen zu ſagen, daß mein ſchönes Kind keinen Zug von ſeinem ſchlechten Vater trägt; alſo thue ich beſſer, es Ihnen gleich ſelbſt zu ſagen.“

„Ei, ſieh doch, wie trotzig!“ erhob die Marquiſe lächelnd die weiche Stimme, und der Amme ihrer Tochter mit dem Finger leicht drohend, fuhr ſie ſcherzend fort: „Dein Trotz könnte mir verdächtig vorkommen; und wahrlich deine Rede klingt faſt wie ein unwilliges Geſtändniß.“

„Geſtändniß!“ rief die Amme erſchrocken, und wandelte die Farbe. „Ich wüßte nicht, gnädige Frau, was ich hinſichtlich des Knaben zu verhehlen oder zu geſtehen hätte.“

„Stille doch! Es war ja nur Scherz,“ beſänftigte die Marquiſe ihre Geſellſchafterin. „Durch Zufall erfuhr ich vor kurzem im Dorfe, dein Mann habe dich in einer Anwandlung von Eiferſucht verlaſſen, und die Leute ſind, wie es mir ſchien, nicht ſehr geneigt, dich von aller Schuld frei zu ſprechen.“

„Colas war mein Plaggeiſt, und ich bin froh ſeiner los zu ſein. Hab' ich manches gethan, um ihn für viel erfahrenes Herzeleid wieder zu ärgern und zu kränken, ſo hat er's erſt an mich gebracht, der Böſewicht! Aber worauf Sie hindeuten, Frau Marquiſe, das iſt Verläumdung der auf mein jetziges Glück neidiſchen Dörferinnen; denn als Rengeboren wurde, kannte ich Herrn Colin du Ganderon noch gar nicht. Das Kind war wohl ein halbes Jahr alt, als Ihr Herr Vetter zum erſten Mal in unſer Haus trat. Freilich iſt er nachher öfter gekommen, und ich will nicht läugnen, daß er mir nicht gleichgültig blieb und ich ſeine gütigen Aufmerkſamkeiten ganz unerwiedert ließ, vorzüglich als mein Mann anfing, mir unwirſch zu befehlen, daß ich mich kalt und abſtoßend gegen den jungen Baron von Ganderon benehmen ſollte.“

„Man ſagt aber, Colin habe ſeine Liebe zu dem Knaben allzu offen an den Tag gelegt, und dadurch deines Mannes Verdacht beſtätigt, der dich dann, als du zum zweiten Mal Mutterhoffnungen hatteſt, wüthend verließ, dich eines Verbrechens zeihend, das er dir nicht beweiſen konnte.“

„Der Abſcheuliche! ja er that es. Er hat mich deshalb verlaſſen, aber nicht Gott. Wenn ich mich irgend verſündigte, ſo hat mich der gnadenreiche Gott dadurch geſtraft, daß er mir mein zweites Kind wieder nahm.“

„Es iſt wahr,“ fuhr die Marquiſe, das Auge unverwandt auf die hochglühende Wange der Amme geheftet fort, „Colin zeigt, wenn er zu uns kommt, dem Knaben ſtets große Aufmerkſamkeit und Liebe, die mir, ich geſtehe es, auffällig ſind, und auch dir iſt der wilde Vetter von Ganderon immer noch gewogen. War er es doch, der dich ſo dringend zu

Guillemettes Amme empfahl und zu uns brachte; ſein Mund war immer deines Lobes voll. Aber auch du liebſt den jungen Baron, Babichon, oder mich müßte Alles trügen.“

„Gnädige Frau!“ ſtammelte die Amme, und ihre Wangen brannten, ihre Augen irrten verwirrt auf dem Boden.

„Schelt ich dich darum, Frau? Ach, es iſt ſo ſüß, zu lieben! es iſt noch ſüßer, geliebt zu werden!“ Ein tiefer Seufzer ſtieg bei dieſen Worten aus der Bruſt der Edelfrau, und ihr Auge nahm mit dem feuchten Glanze, in dem es plötzlich wieder ſchwamm, den Ausdruck eines tiefen Schmerzens an. Dann fuhr ſie mit gereizter Heftigkeit und faſt zitternder Stimme fort: „Nicht wahr, dein Mann liebte dich auch nicht, nein! nein! er liebte dich eben ſo wenig wie mein — — — o Gott! und auch du liebteſt Colas Placcard nicht! Und was iſt doch eine Ehe ohne Liebe ſo traurig, ſo höchſt traurig! Mit dir hat's der Himmel gnädig gemacht; Colas iſt fortgegangen, und du darfſt nun Colin lieben; aber ich — ich — — o mein Gott!“ Ein heftiger Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme.

„Gnädige Frau! Dieſe Aufregung! Ich beſchwöre Sie, faſſen Sie ſich!“ rief die Amme erſchrocken, und ſchloß die bebende Marquiſe in die Arme.

„Ach, auch mit mir wird's der Himmel gnädig machen!" ſtöhnte dieſe. „An meinem Leben nagt ein Wurm; der hat ſich in mein Herz tief eingefreſſen. Er ſaugt mein Blut und ſpritzt mir dafür Gift in die Adern. Babichon, geſtehe mir aufrichtig, du haſt ſeit dem Frühling des vorigen Jahres eine Veränderung an mir bemerkt; es iſt dir nicht entgangen, wie meine Geſundheit ſchwindet, und der Tod leiſe doch ſicher den Schatten ſeiner düſtern Fittiche über mich ausbreitet."

„Gnädige Frau, welche Gedanken!" ſchluchzte Babichon.

„Keine Ausflüchte! Geſtehe mir ohne Umſchweife, was du von meinem Zuſtande hältſt!"

„Es iſt wahr, die Roſen Ihrer Wangen ſind verblichen," ſagte die Amme ſchüchtern. „Sie haben etwas von der Friſche Ihrer Geſundheit verloren; aber deshalb iſt es ja der Tod nicht, der Sie bedroht! Verſcheuchen Sie dieſe ſchwarzen Gedanken. Ein ſtiller Kummer ſcheint Sie zu drücken. Das Leben wird ihn heilen, und Sie geneſen wieder."

„Nein, nein!" düſterte die Marquiſe. „Ich weiß, daß ich bald ſterben muß. Mir iſt auch nicht anders zu helfen. Und du weißt es auch; das höre ich aus deinen unſichern Reden heraus. Ja, ein ſchmerzlicher Kummer, eine ſchwarze Verzweiflung tödten mich. Hier, hier auf der Bruſt ſitzt mir der Tod. Jeder Athemzug ſagt mir das auf eine ſchmerzhafte Weiſe. Du kennſt auch meinen Gram, mußt ihn kennen, du haſt ihn entſtehen und wachſen geſehen, bis er zum lebenverſchlingenden Ungeheuer geworden iſt. Und nur weil ich noch nicht mit dir darüber geſprochen, haſt du beſcheiden geſchwiegen. Du wollteſt dich nicht in mein Geheimniß eindrängen, obgleich du's in immer deutlicher gewordenen Schriftzügen in meinem Geſicht geleſen, in den Zügen, die die leiſe und verhüllte Hand des Todes langſam hineinſchreibt. Er wird ſein Schriftſtelleramt bald niederlegen und das letzte Ausrufungszeichen, den Stab, der auf eine andere beſſere Welt deutet, hinzugefügt haben. — Ich ehre dein beſcheidenes Schweigen, treue Seele; aber mein von Schmerz überwallendes Herz kann es ſich nicht länger verſagen, dir mit klaren Worten zu verkünden, was du nur aus ſtummen Andeutungen errathen. Ich hätte es früher gethan, hätte dir mein Herz ausgeſchüttet, aber ein Umſtand hielt mich davon ab.“

„Und welcher betrübende Umſtand konnte es ſein, der mir das Vertrauen meiner theuern Herrin entzogen?“ fragte Babichon wehmüthig.

„Daß du Colin du Ganderon liebſt und von ihm geliebt wirſt. Ja, es hat mir ſchwere Kämpfe gekoſtet, bis ich den Gedanken ertragen lernte, daß du ſeine Geliebte ſeiſt. Ich bin jetzt Siegerin, und blicke ruhig lächelnd auf euch. Kein heißer Wunſch ſteigt mehr in meiner Seele auf, die Leidenſchaft ſchlägt mir ihre betäubenden Flügel nicht mehr um meine fiebriſch brennende Stirne; die Ruhe einer Verklärten iſt in mein Herz gezogen.“

„O Himmel, meine Ahnung!“ rief die Amme und wandte das Geſicht ab.

„Ja, Babichon, ich habe Colin unausſprechlich geliebt, und dieſe ſtille Glut hat, eng in ihr von andern Leiden zerrüttetes Gefäß verſchloſſen, es deſto wüthender verzehrt.“

„O barmherziger Gott!“ ſchrie Babichon.

„Nun ſei aufrichtig, ich bitte, ich beſchwöre dich darum, und geſtehe mir das Eine: biſt du von Colin Mutter? Ich muß es wiſſen, und will dich ſegnen für die Wahrheit.“

Da hob die Amme feierlich die Rechte gen Himmel und ſchwur mit ernſten Worten: „So wahr mir Gott helfe zeitlich und ewiglich, ich bin es nicht! Nie lebte ich mit dem Baron in ſo innigen Verhältniſſen. Ich habe die Wahrheit geſprochen, das weiß Gott!“

„Gut, Babichon! Ich glaube dir. — Zürne mir nicht, daß ich dich um Colins Liebe beneidet habe; es iſt vorbei. Ich wünſche dir aus reinem Herzen, ſein Stand möchte ihm erlauben, dich zu der Seinigen zu machen. Armes Weſen! Seine Eltern ſind die ſtolzeſten Menſchen, die ich je gekannt, und ſeine Mutter erinnert ſich jeden Augenblick ſelbſt daran, daß ihr Ahnherr ein ſpaniſcher Grande und der Liebling der Königin Anna von Auſtria war.“

„O gnädige Frau! Niemals iſt in meiner Seele ein Gedanke an dergleichen aufgeſtiegen. Sie beurtheilen die ſtille Verehrung, die ich dem Baron Colin zolle, aus einem unrechten Geſichtspunkt.“

„Ja, ja du haſt recht! So thöricht biſt du nicht. Mein armer Kopf iſt verwirrt von vielen Leiden. Ich weiß nicht, was ich alles gedacht habe; es brannte mir oft, wie Fieber im Gehirn. — Sieh, ich wußte von keiner Liebe zum Mann, ich kannte die Leidenſchaft nicht. Da kam der Marquis in das Haus meiner Eltern und eine Stunde darauf warb er um meine Hand; von meinem Herzen hat er nichts geſprochen. Wie konnte er auch, er hatte mich ja kaum geſehen. Es war der Wunſch meiner armen, aber ſtolzen Eltern, die überhaupt mehr an ihren Söhnen hingen, als an mir, daß ich die Frau des Marquis würde, um den Glanz ihres eigenen Hauſes dadurch zu vermehren. Ich erfüllte ihren Wunſch; denn ich war gewohnt, eine gehorſame Tochter zu ſein. Vincent führte mich aus meinem warmen blühenden Vaterlande in dies rauhe unfruchtbare Gebirg, aus dem bunten belebten Kreiſe meiner Geſchwiſter und Geſpielen in die unfreundliche Einſamkeit dieſes Schloſſes. Das war der erſte Winterfroſt, der über den Frühling meines Lebens kam. Die Liebe allein hätte neuen, grünen Lebenszauber mit purpurnen Blüthen um mich hervorzurufen vermocht; ich kannte ihre allmächtigen Kräfte noch nicht, die ſchaffend und verheerend die Welt ſtets umgeſtalten. Weh mir, daß ich ſie endlich in ihrer furchtbaren Wirkung habe kennen lernen müſſen! Mein Gemahl liebte mich nicht; aber ich konnte es noch nicht recht beurtheilen. Es ſchmerzte mich wohl, daß er mich ganze Tage, ja endlich Wochen lang verließ, um Berg und Wald dem Waidwerk nach zu durchſtreifen, aber ich empfand doch nicht jene grimmen Schmerzen, wie ſpäter, als mir recht klar wurde, daß ich nicht geliebt ſei. Einſam und eintönig vergingen meine Tage; ich ſah den Marquis ſelten, und wenn ich ihn ſah, war er finſter, mißlaunig, einſilbig. Ich ſehnte mich nach der Provence zurück; die langen traurigen Winter des Jura hatten für mich viel Drückendes. Guillemettens-Geburt ſetzte meiner unbeſtimmten Sehnſucht doch ein gewiſſes Ziel, wenn es auch das rechte nicht war. Das liebe Kind ging mir als ein tröſtlicher Stern am dunkeln Himmel meines Lebens auf. Gleich nach meiner Ankunft hier hatte ich Colin du Ganderon auf Schloß Ganderon kennen gelernt. Die Art, wie er die demüthigende Herrſchaft ſeiner Eltern und die ſtolze Bevormundung ſeiner von Seiten ſeiner Mutter ertrug, machte ihn mir ſchon werth, aber noch liebte ich ihn nicht. Er kam auch ſehr ſelten nach Joinville herüber. Erſt als du, Babichon, durch ſeine warme Empfehlung als Guillemettens Amme unſere Hausgenoſſin geworden warſt, erſt dann kam er oft und öfter, und erſt dann lernte ich ihn lieben. Nun wurde mein Auge täglich klarer; ich ſah immer mehr ein, wie gleichgültig ich meinem Gatten war; dazu kam mir die Kunde, er habe Colins Schweſter Genevion geliebt und liebe ſie noch, und er habe mir ſeine Hand nur in einem Anfall von Verzweiflung gereicht, als jene Genevion ihn kalt zurückgewieſen, und einen Andern ihm vorgezogen habe. So war ich Aermſte das Schlachtopfer für eine mir fremde Sache geworden. Ich bemerkte auf Schloß Ganderon bald, daß man es vermied, in Beiſein meines Mannes von Genevion zu reden, und ich ſah, welch' eine dunkle Glut in Vincents Antlitz emporſtieg, wenn ihr Name dennoch zufällig ſein Ohr berührte. Sobald die Liebe in meinem eigenen Herzen Wurzel geſchlagen, durchſchauete ich den Marquis; ich ſah, wie glühend er jene Genevion noch liebe, und wie unglücklich er war, ſie nicht zu beſitzen. Ach, ich war ihm ſo gleichgültig, daß er mir kaum jene Rückſichten ſchenkte, die ſelten ein Mann gegen irgend eine Dame aus den Augen läßt. Da begann Gram an meinem Leben zu nagen; dazu kam der Kampf meines Gewiſſens gegen eine verbrecheriſche Liebe, die furchtbar mächtig in mir aufwuchs, und mein edleres Selbſt zu verderben drohete, und endlich, als ich dieſer gewaltigen Flamme nicht mehr zu widerſtehen vermochte, geſellte ſich die Verzweiflung zu mir.

mich auch von Colin nicht geliebt zu wiſſen, ſondern dich. O laß mich ſchweigen von all' den Martern, die ich erduldet! Sie haben meine Blüthe geknickt und mir ein frühzeitiges Grab gehöhlt. Gottlob, es iſt ſo weit, daß ich ruhig bin; es iſt die Ruhe, die um die Gräber fächelt, und ſie hat mir geſtattet, dir mein leidenſchaftbefreites Herz zu eröffnen. Du weißt nun Alles.“

„Arme unglückliche Herrin!“ rief die Amme weinend. „O Himmel, warum läßt du dies edle unſchuldige Herz für Genevions Schuld büßen!“

„Genevions Schuld?“ fragte die Marquiſe. „Was hat jene, die du nennſt, dabei verſchuldet? Wer iſt da weiter anzuklagen, als ein tückiſches Schickſal, das es auf meine Vernichtung abgeſehen? nicht jene Unglückliche, die, weil ſie Vincent nicht liebte, aus dem elterlichen Hauſe entfloh? Oder wüßteſt du vielleicht mehr von dieſer Genevion, von der man ſtets mit mir zu reden vermeidet? Wäre dir eine Schuld, die ſie begangen, bekannt, die auf mein Leben ihren dunkeln Schatten würfe? Weißt du mehr von Genevion als ich? Kennſt du ſie? Biſt du von den Einzelnheiten ihres Schickſals unterrichtet? O ſo erzähle mir! erzähle!“

Das Auge der Amme wich mit einiger Verwirrung dem Blicke der Herrin aus, und mit einem Anflug von Beängſtigung ſagte ſie: „Ich habe das Fräulein nie geſehen, ich kenne ſie nicht. Was ich von ihr weiß, iſt wenig mehr, als was Sie eben geſagt. Auch habe ich Ihnen das Alles ſchon früher mitgetheilt; wir ſprachen ſchon mehrmals von Herrn Colins Schweſter.“

„Es kann ſein. Ach meine Erinnerungen entfliehen mir, wie ungetreue Diener. Die Flammen der Leidenſchaften, ſtets angefacht vom Sturm der Gefühle, haben mir Kopf und Herz ausgebrannt. Ich bitte dich, erzähle mir, was weißt du von Genevion, und wenn du es mir ſchon zehnmal erzählt hätteſt; ich werde denſelben Antheil daran nehmen, als wäre es das erſte Mal. Und in der That, ich weiß auch kaum ein Wort davon.“

„Ich kann Ihnen auch dies Mal nichts weiter berichten, als was ich von meiner Muhme, der Frau Sarotte Dulac, der Hammerſchmiedin in la petite Chiotte, erfahren habe. Sie kennen ja die alte freundliche Frau, die mich alljährig einmal beſucht.“

„Weiß ſie vielleicht Näheres von Colins Schweſter?“

„Wenigſtens hat ſie ſie perſönlich gekannt. Ich ſelbſt bin nie auf Schloß Ganderon gekommen; es liegt für uns zu fern, und was hätte ich dort zu ſchaffen gehabt? Sarotte aber erzählte mir, der Herr Marquis von Joinville und Fräulein Genevieve du Ganderon ſeien zuſammen aufgewachſen, und als Sproſſen zwei ſo nah verwandter Häuſer von früh für einander beſtimmt geweſen. Es ſei ſtets der heißeſte Wunſch der Frau Baronin du Ganderon geweſen, die beiden Enkel des ruhmgekrönten Marquis Rioz, der das Geſchlecht aus Spanien nach Frankreich verpflanzt, wieder in einem Hauſe zu vereinen, und Herr Vincent Rioz habe ſein Bäschen ſchon als Kind ſehr zärtlich geliebt. Dieſe Kinderliebe, vielleicht von Geneviewe erwiedert, vielleicht nicht, wurde zur Jünglingsleidenſchaft, und wer wüßte, ob das Fräulein ſich nicht gern den Wünſchen aller ihrer Verwandten gefügt hätte, wäre nicht durch Colin ein Bekannter, wohl gar ein Freund deſſelben, ein Schweizer, Namens Sigefroi de Gardedieu, nach Schloß Ganderon gekommen.“

„Ja ja, von ihm habe ich gehört; er war ein Calviniſt von Genf oder aus der Umgegend,“ ſagte die Marquiſe mit Antheil.

In dieſem Augenblick wurde das Geſpräch der beiden Frauen durch das wilde Geſchrei des heranſtürmenden René unterbrochen. In haſtigen Sätzen rannte er heran, und Guillemette hatte große Mühe, ihm von fern zu folgen. Seine goldblonden Locken flatterten, ſein Auge ſtrahlte und um ſeinen Mund zuckte ausgelaſſene Freude.

„Mutter! Mutter!“ ſchrie er faſt athemlos. „Ein Vogel, der ſprechen kann! dort, dort! Er hat geſprochen, der ſchöne bunte Vogel, gerade wie du hat er zu mir geſagt: Wildfang! Schelm! loſer Bube! Mutter, wie bin ich erſchrocken, als der Vogel zu mir ſprach! Und wie ſchön er iſt! Wie bunt, wie farbig! roth und grün und gelb und blau, und auf dem Kopfe hat er einen ſtattlichen Federbuſch. Das iſt ſchön, wunderſchön! Ich habe noch nie ſo einen Vogel geſehen. Bitte, bitte, kauf mir den Vogel! Nein du haſt kein Geld, aber du, gnädige Frau, kaufe den Vogel für mich und Guillemette. Dort kommt er. Der Mann da trägt ihn auf der Schulter und hat ihn gewiß zu verkaufen."

Die Aufmerkſamkeit der Frauen wurde von der lebhaften Mittheilung des Knaben ab und auf einen Mann gezogen, der in einem etwas phantaſtiſchen Kleide, das ſeinen ſchon in's Graue ſpielenden Haaren nicht ſonderlich anſtand, einen großen Papagei auf der linken Achſel tragend, den breiten Weg durch den Garten nach der Terraſſe herauf ſchritt.

Der Knabe lärmte ihm wieder entgegen, faßte die ihn begleitende Guillemette beim Händchen, und beide Kinder umhüpften den ſeltſamen Fremdling mit jauchzender Freude.

„Verzeihen Sie, edle Frau," redete der Ankömmling die Herrin des Schloſſes mit einer tiefen Verbeugung an, „daß ich mich unterſtehe, Ihnen läſtig zu fallen. Doch die Kunſt muß nach Brot gehen; das wird mich entſchuldigen. Dieſer prächtige Vogel, den ich Ihnen vorzuzeigen die Ehre habe, iſt einer der größten Chiromanten. Er gibt aus den Zügen der Hand jedem Menſchen mit kurzen aber deutlichen Worten vergangene und zukünftige Lebensſchickſale auf das Genaueſte an, und noch niemals iſt eine Begebenheit ausgeblieben, die er vorausgeſagt hat."

„Der Vogel?" riefen die Frauen verwundert.

„Seid gegrüßt!" ſagte der Papagei und ſchlug mit den flatternden Flügeln drei Mal im Kreiſe umher.

Verwundert blickten die Mütter und ihre Kinder bald auf den Vogel, bald auf ſeinen Träger.

„Ich bin gekommen Sie zu bitten, daß Sie die Kunſt meines kleinen gefiederten Propheten in Nahrung ſetzen möchten," fuhr der Mann fort. „Iſt es Ihnen gefällig, ſo fangen wir an. Zeigen Sie ihm Ihre linke Hand hin, gnädige Frau; denn in der Linken ſtehen die Geſchicke am wahrſten und richtigſten verzeichnet, weil ſie mit dem Herzen in der nächſten Verbindung iſt."

Die Marquiſe ſtreckte die bezeichnete Hand aus, zog ſie aber, wie von einer böſen Ahnung ergriffen, ſogleich wieder zurück, und ſagte ängſtlich zur Amme: „Laß dir erſt wahrſagen, Babichon; ich will dies Mal nachſtehen."

Dieſe hielt die Hand hin; der fremde Mann ergriff ſie und drückte und bog ſie ſo, daß die Lineamente und Einſchnitte ſich deutlicher zeigten, und der Papegai ſchaute mit unheimlich klugen Augen hinein. Plötzlich that er den Schnabel auf und ſprach vernehmlich: „Unglück in der Ehe.“ Dann nach einer Pauſe: „Langes Leben! Glück und Anſehen im Alter!“ Und mit den Flügeln ſchlagend, flog er auf die Achſel ſeines Trägers zurück, wo ihm René zu liebkoſen bemüht war.

„Erlaubt mir ſchöne Frau,“ nahm nun der Mann das Wort, „daß ich die Ausſprüche des Vogels vervollſtändige und näher erkläre; er ſelbſt pflegt ſich allzukurz auszudrücken. Eure Lebenslinie iſt lang und roth und die Glückslinie wohl ausgebildet. Die Tiſchlinie iſt mancherlei Weiſe durchbrochen, ein Beweis, daß Ihr Euern Tiſch wechſeln müßt. Am Venusberge ſind mancherlei Zeichen. Ihr habt einen Mann, aber ihr ſeid nicht in ehelicher Gemeinſchaft mit ihm. Er lebt noch und Ihr werdet ihn wiederſehen.“

„Ich trage kein ſonderlich Verlangen darnach,“ ſagte die Amme ſcherzend.

„Obgleich es Euch wohl geht und Ihr gute Freunde habt, ſo kann dies doch nicht verhindern, daß noch böſe Tage über Euch kommen. Doch Euer Alter verklärt ſich zu einem heitern Abend. Mit Eurer Nachkommenſchaft habt Ihr kein Glück.“ — Hier nahm er ſie ſcharf in's Auge und ſprach die folgenden Worte mit mehr Betonung. — „Eure Kinder ſind Euch beide geſtorben, und Ihr werdet auch keine mehr haben.“

Die Amme erblaßte, zog ſchnell die Hand zurück, und ſprach mit unſicherer Stimme: „Eure Kunſt lügt, Mann! Hier dieſer blondlockige Knabe iſt mein Kind.“

„So, ſo!“ verſetzte der Fremde und verwandte keinen Blick von ihr. „Daß mir das begegnet! Sonſt pflegt die Kunſt ſtets wahr zu ſein, wie Gott ſelbſt, der die geheimnißvolle Schrift in die Hand geſchrieben.“

Babichon machte ſich mit dem Knaben etwas zu ſchaffen.

„Nun, gnädige Frau?“ wandte ſich der Wahrſager an die Marquiſe. Zögernd reichte ſie die Hand hin. Der Vogel ſtarrte, gleich ſeinem Herrn einige Augenblicke hinein, dann flog er mit widrigem Geſchrei und geräuſchvollem Flügelſchlag auf die Achſel ſeines Trägers zurück, während dieſer die Hand der Marquiſe los ließ, beide ohne ein Wort zu ſagen.

„Wie? Ihr wollt mir nichts ſagen?“ fragte dieſe mit ſchmerzlicher Verwunderung.

„Meine Kunſt lügt wenigſtens nicht mit Abſicht,“ ſagte der Mann ernſt. „Oder vielmehr ſie iſt zu heilig, als daß ich es wagen könnte, ihr Lügen unterzuſchieben.“

„So ſcheut Ihr Euch, mir etwas Unangenehmes zu ſagen, was Ihr in den Zügen meiner Hand leſt. Es iſt wahr, das Geſchrei Eures Vogels hat mich erſchreckt. Doch kehrt Euch daran nicht. Ich erwarte nichts Angenehmes von Euch. Ihr könnt meine

Leiden nicht deutlicher aus meiner Hand leſen, als ſie in meinem Herzen mit blutigen Zügen geſchrieben ſtehen. Sagt mir nichts von meiner Vergangenheit; ſagt mir allein von meiner Zukunft.“

Stumm ſchüttelte der Wahrſager den Kopf.

„Nichts? Ihr glaubt, ich fürchte mich vor dem nahen Tode, der Euch aus dieſer Hand entgegen grinst,“ ſagte die Marquiſe ſchmerzlich lächelnd. „Nicht doch; ich bin darauf gefaßt; ſein drohendes Geſpenſt ſchreckt mich nicht. Ihr hört, daß ich Alles weiß, was in meiner Hand ſteht.“

„Wie? Sie wüßten, gnädige Frau? Nun ja — es könnte ſein — und doch iſt es nicht ganz gewiß. Hüten Sie ſich vor der Wildheit dieſes Knaben; er ſteht feindlich gegen Ihr Leben, und ein großes Unglück droht Ihnen durch ihn. Mehr kann ich nicht ſagen; denn ich weiß ſelbſt nicht mehr.“

Nachdenkend ſtanden die Frauen über die wunderlichen Worte, die keine erwartet hatte.

„Genug!“ ſagte endlich die Marquiſe, ſich zuerſt ermannend; „ſeht nun auch noch in die Hände der beiden Kinder.“

Der Fremdling faßte die beiden Händchen des Knaben und des Mädchens zugleich; der Vogel flatterte auf ſeinen Arm herab und ſchrie ſogleich: „Liebe! Liebesleid! Liebesfreude!“ Und augenblicklich war er auf der Achſel zurück.

„Die Linien dieſer beiden Kinder haben viel

Gleiches,“ nahm der Mann wieder das Wort; „ſie ſtehen einander nahe und werden ſich einſt noch näher ſtehen, ſo daß vielleicht gar ihr Geſchick vereint werden dürfte.“

„Ich will nicht hoffen,“ erhob die Marquiſe etwas beleidigt die Stimme, „der Sohn der Amme und die Tochter des Marquis Rioz von Joinville? Ihr ſprecht Wahnſinn, Mann.“

„Seinem Geſchick kann Keiner entgehen,“ verſetzte dieſer eintönig.

„Genug von Eurer Kunſt!“ ſagte Frau von Rioz, ſich ſchaudernd; „ich will Euch bezahlen; dann ſucht Euch andere Zuhörer für Eure Prophezeihungen.“

Sichtbar ergriffen ging ſie in das Schloß, um ihre Börſe zu holen. Kaum hatte ſie ſich entfernt, ſo wandte ſich der Wahrſager zur Amme mit den leis und haſtig geflüſterten Worten: „Eure Muhme, die Hammerſchmiedin läßt Euch ſagen, Ihr möchtet Morgen in der Frühe mit Eurem Söhnlein aufbrechen, und zu ihr nach la petite Chiotte hinüberkommen, ſie habe Euch etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen. Hört Ihr, Frau, aber das Kind ſollt und müßt Ihr mitbringen; es wartet dort Jemand auf den Knaben, den er näher angeht, als Euch.“

Die Amme war erblaßt und zitterte heftig; ſie vermochte kein Wort zu erwiedern, und ihre Bewegung kaum der rückkehrenden Marquiſe zu verbergen. Der Wahrſager empfing ſein Geld und ging, René ſchrie, daß er den ſchönen Vogel nicht haben ſollte, Guillemette weinte ihm zu Gefallen mit, die Marquiſe wandelte ſehr verſtimmt durch den Garten und rief ihr Töchterlein zu ſich, und die Amme ſchloß weinend ihren ſchönen Knaben an die Bruſt, und ſchluchzte laut: „Nein, ich kann dich nicht laſſen, mein ſüßes Kind! Du biſt mir in's Herz gewachſen. Ich müßte verzweifeln, ſollte ich dich entbehren. Wir gehen nicht zur Muhme Sarotte, zur böſen Muhme, die uns gewiß verrathen hat. Mag doch bei ihr ſein, wer da will: wir gehen nicht, und ich will doch den ſehen, der dich mir rauben könnte. Aber ein wachſameres Auge will ich auf dich haben, wildes Kind. Du ſollſt mir nicht mehr ſo viel im Walde umherſtreifen. Hörſt du, René! Immer hübſch bei der Mutter bleiben.“

„Soll ich dann den bunten Vogel haben, der ſprechen kann?“

„Gewiß, wenn du eine Zeit lang nicht von meiner Seite weichſt.“

„Gib mir den Vogel erſt, dann will ich's thun.“

„Du biſt ein thörichtes Kind! Ach, der unheimliche Mann ſagte ja, es könne Keiner ſeinem Schickſal entgehen. Du wirſt es auch nicht, armes Kind. Aber ſchützen will ich dich, ſo lang ich vermag.“

Und mit dem Knaben in den Armen ſchickte ſie ſich an, in das Schloß zu gehen, als ſie ſich von der Marquiſe beim Namen gerufen hörte. Sie wandte ſich und eilte auf die Herrin zu, die hinter einer Taxuswand hervortrat, Guillemette am Herzen und mit thränenden Augen die Amme alſo anredete: „Babichon, was ich ſchon lange wußte, daß ich bald ſterben muß, hat mir der ſchauerliche Mann mit dem Vogel nur beſtätigt. Das einzige Band, das mich an die Welt feſſelt, iſt mein Kind. Nur mit ſchwerem Herzen werde ich es verlaſſen. Die arme Kleine wird von ihrem Vater ſo wenig geliebt, wie ich. Ich habe nur eine Hoffnung für ſie, und die biſt du, Babichon. Du biſt die Amme meiner Tochter, ſei auch ihre Mutter, wenn ich es nicht mehr ſein kann. Dir übertrage ich alle meine Pflichten, wache über mein Kind, ſei ſein ſchützender Genius. Komm, Babichon, ſchwöre mir bei Gott und allen Heiligen, ſchwöre mir bei deiner zu hoffenden Seligkeit, daß du Muttertreue an Guillemette üben und Mutterpflicht an ihr erfüllen willſt. Schwöre mir!“

„Ich ſchwöre!“ ſagte Babichon heftig weinend und ſtreckte die Hand gen Himmel.

„Damit noch nicht genug! Du mußt mir noch einen Eid ſchwören. Meine Tochter ſtammt aus reinem, edeln Blute. Meine Vorfahren waren ſchon zur Zeit Karls des Kühnen tapfere Grafen; Rioz iſt der Sproſſe eines edeln ſpaniſchen Geſchlechts. Der Wahrſager hat mir eine bange Ahnung zugeflüſtert; Mutterliebe, Eitelkeit könnten dich verblenden. Schwöre mir, meine Tochter niemals mit unedelm

Blut verbinden zu laſſen, ſo lange du es verhindern kannſt.“

„Ich ſchwöre!“ ſagte die Amme.

„Gut; ich werde ruhiger ſterben können, nun ich deine Schwüre mit in jenes unbekannte Reich des Lebens hinüber nehmen kann. Aber nun will ich auch dir heilig zuſchwören, Amme, daß ich im Grabe keine Ruhe haben, und als dir fürchterliches Geſpenſt wieder kehren werde, um dich zu martern, wenn du einen deiner Eide brechen ſollteſt.“

Damit ging ſie in das Schloß und ließ die Amme in Nachdenken verſunken ſtehen.

Schon war der zweite Tag nach dieſem Vorfall von einer nebeligen Dämmerung verdrängt worden, die ſich unvermerkt zur Nacht verdichtete, als die Amme mit ängſtlichen Geberden die zahlreichen Gänge des Parks haſtig durcheilte und den Namen ihres Knaben mit lauter Stimme an den Laubwänden hin und durch die Avenues des Waldes erſchallen ließ, ohne jedoch eine andere Antwort als die des Echos der gegenüberliegenden Berge zu erhalten. Ihr Lauf wurde immer ungeſtümer, ihre Stimme immer kreiſchender und zitternder, je dichter ſich Park und Wald in ſchweigendes ſchauerliches Dunkel hüllten. Endlich rannte ſie athemlos nach dem

Schloſſe zurück. „Um Gottes Barmherzigkeit!“ ſchrie ſie den Dienern zu, „habt Ihr mein Kind nicht geſehen, wo iſt mein lieber Junge, mein kleiner René? Weh mir! er iſt geraubt! iſt mir geſtohlen! Der gräßliche Wahrſager mit dem bezauberten Papagai hat mir mein Söhnchen entführt! Helft mir das Kind ſuchen, ich beſchwör' Euch! Mein Leben hängt daran.“

Die Marquiſe, durch Babichons Jammergeſchrei herbeigezogen, befahl der ganzen Dienerſchaft, mit Fackeln und Laternen auszuziehen und den Knaben in der Nähe und Ferne zu ſuchen, im Walde jeden Buſch umzuwenden, und den Bach im Thale zu durchforſchen. Guillemette, die Nachmittags mit René im Park, wie gewöhnlich geſpielt, wußte nichts weiter anzugeben, als daß er mit einem Steckenpferde, das er ſeinen Schimmel zu nennen pflegte, und mit der vom Vetter Colin erhaltenen Reitpeitſche wild, wie immer, in den Wald hinein galoppirt ſei. Sie ſei ihm eine Zeit lang nachgelaufen, habe ihn aber nicht mehr erreichen können. Weinend habe ſie ſich niedergeſetzt, um ihn zu erwarten, da ſei ein fremder Mann gekommen und habe ſie gefragt: Wo iſt René? Und als ſie ihm die Gegend bezeichnet, wo er hinter Büſchen und Bäumen verſchwunden, ſei der Mann dorthin gegangen. Bald darauf habe ſie einen Schuß von dorther gehört, und ſich ſehr gefürchtet; da ſei ſie zurückgelaufen.

„So iſt er von dem Fremden geraubt!“ kreiſchte Babichon. Doch ergab ſich aus der Beſchreibung des Mannes, die Guillemette abgefragt wurde, daß es der Wahrſager nicht geweſen war. Die Amme rannte mit fliegenden Haaren den Dienern nach, und es begann nun ein ängſtliches Suchen im Parke, die Lichter zerſtreueten ſich und bald hörte man von da, bald von dort den lautgerufenen Namen des Kindes die Stille der Nacht unterbrechen. Nur wenige waren bereits in den Wald eingedrungen, als plötzlich der Ruf erſchallte, daß der Knabe gefunden ſei. Der Leibjäger des Marquis, der eben mit einem Auftrag ſeines Herrn aus dem hohen Gebirge gekommen wäre, und ſich den Suchenden beigeſellt hätte, ſei ſo glücklich geweſen, den Knaben am Waldesrande auf einem Raſenrain anſcheinend ſchlafend zu finden. Eins rief es dem Andern zu, und Babichon, die von aller Hoffnung verlaſſen, ihn jemals wieder zu beſitzen, ſich bereits der wüthendſten Verzweiflung hingegeben hatte, ſtürzte nun mit gleich heftiger Freude herbei, den geliebten Gegenſtand ihres Kummers und ihrer Zärtlichkeit in die Arme zu ſchließen. Aber mit Blicken des Mitleids ſahen die Umſtehenden auf ſie, und kaum hatte ſie den Knaben an's Herz gedrückt, als ſie, wie von einer Natter gebiſſen, mit einem herzzerreißenden

Schrei zurück fuhr und rief: „O Gott! er iſt ja todt! Mein René iſt todt! Ihr Leute, mein Kind, mein liebes Kind iſt nicht mehr am Leben! todt! todt! Weh mir!“ Und von ungeheuerm Schmerz überwältigt, ſank ſie mit dem Haupte auf die Bruſt des regungsloſen Knaben herab und vergrub ihr thränennaſſes Geſicht in ſeinem Buſen. Und augenblicklich fuhr ſie wieder empor: „Er lebt noch! Sein Herz ſchlägt, ſeine Bruſt iſt warm. Er lebt, Ihr guten Leute! Helft! helft, daß das ſchwache Flämmchen nicht erſt noch erlöſche.“

Mit dieſen Worten preßte ſie das Kind an ſich und trug es alſo in den Armen, in größter Haſt nach dem Schloſſe zurück laufend. Dort brachte ſie den Kleinen zu Bette und wandte alle erdenklichen Mittel an, ſeine Ohnmacht zu verſcheuchen, was ihren unausgeſetzten Anſtrengungen auch bald gelang. René ſchlug die Augen auf, aber er lächelte nicht; ſein Auge blickte mit einem ſeltſam wirren Ausdruck in das Geſicht ſeiner in wahnſinniger Freude umhertaumelnden Mutter. Er war bleich und ſein Mund blieb verſchloſſen.

„Aber ſag' mir doch, was iſt dir begegnet, mein Goldkind?“ rief ihm Babichon zu, indem ſie ihm Stirn und Wangen mit Küſſen bedeckte.

„Ich habe geſchlafen,“ verſetzte er kurz und ſeine Stimme klang ſchier ſchauerlich ernſt.

„Gut, gut, mein Kind! Schon recht, du haſt geſchlafen; was iſt dir aber widerfahren? Du ſcheinſt mir krank zu ſein."

„Ich habe geträumt," verſetzte er ebenſo, „es war ein böſer Traum. Noch niemals habe ich ſo geträumt."

„Und was war's denn, was dir im Traume vorkam?" fragte Babichon beſorgt.

René ſchauderte ſich. „Das darf ich nicht ſagen."

Dabei blieb er, ſeine Mutter mochte fragen, wie ſie wollte; in der Nacht hatte er Fieber, das ihn auch am folgenden Tage nicht verließ. Wenn er eingeſchlummert war, fuhr er meiſt mit einem Zeterſchrei empor, und antwortete auf Babichons ängſtliche Fragen nach der Urſache ſtets nur: „Der böſe Traum quält mich wieder." Dieſen Traum ſelbſt mitzutheilen, vermochten ihn aber weder Bitten noch Drohungen ſowohl von Seiten ſeiner Mutter noch der Marquiſe; er verweigerte jede nähere Mittheilung hartnäckig. Ueberhaupt wurde ſein Betragen Allen, die ihn kannten, ein immer größeres Räthſel. Denn obgleich er ſchon Tags darauf wieder vom Fieber befreit war, und von ſeiner Mutter in den warmen Sonnenſchein hinausgeführt wurde, ſo war er doch ganz umgewandelt. Von ſeiner frühern Wildheit war nicht nur keine Spur mehr an ihm zu entdecken, ſondern er war ſogar ein düſterer Kopfhänger geworden, der ſich tief in's Gebüſch oder in eine Laube verkroch, und Stunden, ja Tage lang in's Blaue oder Grüne ſtarrte, ohne ein Wort zu reden, der ſich nie weit verlief, und dem nur Guillemettes ſanfte Spiele, zu denen ihre eindringlichen Bitten ihn zuweilen bewegen konnten, einen Schatten früherer Heiterkeit auf die jugendliche Stirn zurückrief. Die blühende Farbe ſeines Geſichts hatte einer kränkelnden Bläſſe Platz gemacht, und ſein ſonſt funkelndes Auge blickte matt und glanzlos umher. Den Thränen ſeiner Mutter ſetzte er nichts als ein bitteres Lächeln und Schweigen entgegen. Die Dienerſchaft auf dem Schloſſe und die Leute im Dorfe ſagten, dem Jungen ſei etwas Arges angethan, ein böſes Auge habe ihn angeblickt, oder es habe ihm Jemand die Daumen gehalten und einen Zauberſegen über ihn geſprochen, mit einem Worte, er ſei behext, und das könne Niemand weiter gethan haben, als der abſcheuliche Wahrſager mit dem ſprechenden Vogel, der auch weiter nichts als ein hölliſcher Spuk geweſen ſei. Babichon war ſehr geneigt, dieſen Behauptungen Glauben beizumeſſen, wenn ſie an des Wahrſagers ihr heimlich zugeflüſterte Worte dachte, und um klarer in der Sache zu ſehen, beſchloß ſie, einen Weg zu ihrer Muhme, der Hammerſchmiedin, nach la petite Chiotte zu machen, und derſelben ihren Kummer zu klagen.

Eine Woche ſpäter kehrte der Marquis Vincent Rioz de Joinville von ſeinem Jagdzuge, der dies Mal ungewöhnlich lange gedauert hatte, heim, aber er brachte keine frohe Laune aus den Wäldern mit; vielmehr kam er düſterer und verſchloſſener als er gegangen war.

Die kalte, vornehm hochmüthige Abgeſchloſſenheit, die ſeinen Vorfahren durch Abſtammung und Schickſale eigen geworden, war auch auf den Marquis Vincent überkommen, doch ſchien ſie bei ihm jetzt bis zur düſtern Melancholie geſteigert zu ſein. Jung und mit allen Mitteln verſehen, die die Anſprüche an Lebensgenuß unterſtützen, mied er doch ſo viel er konnte, ohne den Anſtand zu verletzen, die Geſellſchaft, kam ſelten in die benachbarten Städte St. Claude, Lons le Sauniers, Dole, noch ſeltener nach Beſançon und Lyon, und faſt nie nach Paris. Die Jagd, zu deren Ausübung ſeine Beſitzungen ein ſehr reiches Feld boten, war ſein einziges Vergnügen, und er lag ihm mit der größten Leidenſchaftlichkeit ob. Von ſeinen Nachbarn beſuchte er nur diejenigen, die gleich ihm Jäger waren, und davon machten nur wenige Ausnahme; und mit ihnen pflegte er ſich zuweilen zu großen Jagden zu vereinigen, und bei dieſen Gelegenheiten wurden reihum geräuſchvolle Feten gegeben.

Die Marquiſe berichtete ihrem Gemahl den ihm zugedachten Beſuch ſeines Vetters Colin, ſo wie noch einiger anderer Edelleute, und deutete, da ſie ihn ſo ſehr verſtimmt ſah, darauf hin, daß es ſchicklich ſein dürfte, die Herren, die den Weg nach Joinville nun ſchon einige Male vergeblich gemacht, förmlich einzuladen.

„Du haſt recht,“ verſetzte er kurz; „ich hatte überdies vor, eine große Jagd zu halten, ſo können wir das zuſammen abmachen.“

In ihrem gutmüthigen Eifer, den Marquis zu zerſtreuen, erzählte ſie ferner, da ihr Leben während ſeiner Abweſenheit an andern Ereigniſſen ſo arm geweſen war, von dem ſeltſamen Wahrſager und ſeinem Vogel und endlich von dem Unfall, den der Sohn der Amme erlitten, und deſſen unerklärlichen Folgen. Aber mit Schrecken bemerkte ſie, wie ſich Vincents Stirne immer mehr verdüſterte, ſein Auge unruhigen Zorn blickte, und er barſch und unwillig ſie anfuhr: „Schweig mit den albernen Geſchichten! Bin ich heimgekommen, um Ammenmährchen mit anzuhören?“

Tief verletzt von dieſer Rauhheit ging ſie hinaus und weinte. Nach einiger Zeit ſah ſie ihren Gemahl über den Hof gehen, um ſeinen Leibjäger aufzuſuchen. René ſtand wie gewöhnlich ſtill vor ſich hinbrütend in einem Winkel, als er aber den Marquis erblickte, ſchrie er auf und floh zitternd und mit allen Zeichen von Furcht und Schrecken, die er ſonſt nie vor dem Herrn des Schloſſes geäußert, nach der Thüre; aber der Marquis vertrat ihm den Weg. Die Marquiſe bog ſich aus dem Fenſter und vernahm dicht unter ſich die Worte, die ihr Gemahl dem beſtürzten bebenden Knaben zuherrſchte: „Verſchweige ferner deinen Traum, Junge, und es ſoll dir gut gehen; wo nicht, ſo weißt du, was mit dir geſchieht.“ Der Knabe ſank zuſammen und lag ohnmächtig an der Wand. Die Marquiſe rief die Amme und befahl ihr, das Kind hereinzutragen, ohne ihr jedoch von der eben vernommenen ihr unerklärlichen Aeußerung ihres Gatten etwas zu ſagen. René erholte ſich bald wieder, war aber nur noch ſcheuer und verſchloſſener als vorher.

Die nächſten Tage wurden von den Vorbereitungen zu dem kleinen Jagdfeſte in Anſpruch genommen, und die Marquiſe fand wenig Gelegenheit, über das zeither Erlebte nachzudenken; doch hatte ſich eine ſtille Schwermuth wie ein zarter Trauerflor über ihr Gemüth gelegt, und ihr Geſicht glänzte zuweilen wie von einer überirdiſchen Bläſſe. Inzwiſchen gewährten ihr die Anordnungen viel Zerſtreuung, und von den früheſten Morgenſtunden an ſah man ſie Schloß und Park durcheilen, und dabei überflog es ihr Geſicht zuweilen, wie ein verklärtes Lächeln, wie die ſelige Gewißheit einer baldigen ſchönen Erfüllung.

So war denn der Feſttag herangekommen, und die geladenen Gäſte ſtellten ſich allmälig ein. Auf der Terraſſe am Schloß waren Tiſche und Seſſel geordnet; denn hier ſollte das Frühſtück eingenommen werden, und das heiterſte Wetter begünſtigte den Aufenthalt im Freien. Die Sonne hatte ſich ſelbſt wie zu einer Luſtbarkeit geſchmückt und alle Wolkengewänder entfernt, die etwas von ihrem Strahlenkleide hätten verbergen können.

Die Marquiſe hatte ſich einfach aber ſehr gewählt gekleidet; ihre glänzende Schönheit machte auf alle Anweſenden einen ſtarken Eindruck, doch war es etwas Ueberirdiſches, was aus dieſen Zügen ſprach, aus dieſen Augen leuchtete, was die empfänglichen Gemüther mit ſcheuer Ehrfurcht erfüllte. Sie ſelbſt, die Wirthin, ſaß, wie ein fremder Gaſt aus einer andern Welt, mitten unter ihren Gäſten. Alle bewunderten ſie, keiner fühlte ſich zu ihr hingezogen. Am wenigſten oder vielmehr gar nicht wurde ihr Gemahl von dieſen leis ſchauerlichen Gefühlen erregt; er hatte keinen Sinn für die aus Herzensleiden zu ſo hoher Verklärung hervorgegangene ungemeine Schönheit ſeines Weibes; er verſtand, er ahnete nicht die aus dieſen wundervollen Augen auftauchenden Himmelsboten, er wußte nicht, wie nah ein gebrochenes Frauenherz dem Himmel verwandt iſt. Er unterhielt ſich nur mit Jägern über Jagd, und ſank augenblicklich, ſobald er ſchwieg, in das erſt ſeit Kurzem in dieſem Grade an ihm bemerkte finſtere Brüten, das ihm nicht zu geſtatten ſchien, an ſeiner

Umgebung und deren Geſprächen aufmerkſamen Antheil zu nehmen. Seine Zerſtreuung fiel nicht minder auf, als die ſtille Schwermuth ſeiner Gemahlin.

Da die Geſchichte von der ſeltſamen Verwandlung des Knaben René in der Umgegend ziemlich verbreitet und mit den abenteuerlichſten Zuſätzen und Erfindungen erzählt worden war, und da man vorzüglich ſtark von einer Behexung des Kindes durch einen Mann mit einem redenden Vogel ſprach, den man auch weiter in der ganzen Umgegend geſehen haben wollte, ſo wurde das Geſpräch gleich von vornherein von den eben angekommenen Frauen auf den Knaben gebracht, und die Marquiſe von mehreren Seiten beſtürmt zu erzählen, was an der Sache ſei. Sie that es, obgleich mit Mißbilligung ihres Gemahls, der ſogar aufſtand und die Geſellſchaft verließ. Mit der Erzählung allein waren aber die Damen nicht zufrieden; ſie wollten auch das Kind ſehen und ſprechen, mit dem ſich ſo Außerordentliches begeben, und viele ergötzten ſich mit wahrer Seelenwolluſt an den Schauern, die ſie jetzt ſchon empfanden, und im Geſpräch mit dem Kinde noch in erhöhterem Grade zu genießen hofften.

René wurde herbeigeholt, und ſah ſich ſcheu in dem glänzenden Kreiſe um. Von einer der Damen, die ſich zuerſt ein Herz gefaßt, befragt, was ihm begegnet ſei, antwortete er, wie immer, kurz und in ſich hinein: „Ich habe geträumt!“

„Aber was haſt du denn geträumt, mein Söhnchen? Trink dies Glas Wein, und dann ſag' es uns.“

Der Knabe griff mit zitternder Gier nach dem Glaſe und leerte es haſtig auf einen Zug.

„Nun?“ fragte die vor Neugierde brennende Dame, und alle Blicke hingen in geſpannteſter Erwartung an den bleichen Lippen des Kindes. Da trat der Marquis wieder heran und fixirte den Knaben mit einem Blick. Sogleich begann dieſer zu zittern und ſeine Lippen bewegten ſich, ohne daß man einen Laut vernommen hätte.

„Willſt du noch mehr Wein trinken?“

„Ja!“ verſetzte er, wie erſchrocken.

Jede der Damen beeilte ſich, ihm ihr Glas zu reichen, in Hoffnung, die Geiſter des Weins würden ſeine Zunge löſen. Der Marquis ging unruhig auf und ab, und ſah mit mißfälligen Blicken auf den Knaben hinüber. René blickte eben ſo oft nach dem Schloßherrn hin, und wenn ſich beider Blicke begegneten, ſchrack das Kind jedes Mal zuſammen.

„Wirſt du uns nun deinen Traum erzählen?“ fragten drei bis vier Damen auf einmal, nachdem René das Glas einer jeden derſelben geleert.

„Nein! Nein! Ich kann, ich darf nicht!“ ſchrie der Junge in Todesangſt und verkroch ſich an allen Gliedern zitternd in den Zaun.

„Höchſt ſeltſam! Ganz außerordentlich! Unbegreiflich!" ließen ſich Stimmen vernehmen. „Was er nur haben mag? Er iſt ſicherlich verhext und verzaubert!" fügten Andere hinzu.

„Vielleicht bricht er ſein Schweigen," nahm die Marquiſe das Wort, „wenn die Zeit ihm die Erfüllung ſeines böſen Traumes gebracht hat. Ich ſelbſt würde es nicht über mich vermögen, einen höchſt ſchauerlichen Traum, den ich in der verwichenen Nacht gehabt, zu erzählen, wenn nicht deſſen nichtsſagende Erfüllung dieſen Morgen in aller Frühe erfolgt wäre."

„Wie? Sie haben auch geträumt? Und höchſt ſchauerlich! O das iſt ſchön! Laſſen ſie hören! Erzählen Sie! Ich höre ſchauerliche Träume und Geſpenſtergeſchichten gar zu gern. — Ich gebe viel auf Träume." So ließen ſich die Frauen ringsum hören, und auch die Männer rückten bei, oder ſtellten ſich um den Kreis, und nichts regte ſich, als die Marquiſe, ſo viel Bitten nachgebend, begann. Selbſt ihr Gemahl war herangekommen, und auch René aus dem Buſch herbeigekrochen, um zuzuhören.

„Mir träumte, ich ging hier im Park ſpazieren, doch war ich ein mir ſelbſt unſichtbares Weſen, und ich hatte von meinem Daſein keine Beweiſe weiter, als daß ich ſah und hörte und mir deſſen bewußt war. Der ganze Himmel hatte eine brennend blutige Farbe, ſo wie etwa grelles Abendroth; es war nicht Tag, es war mehr Nacht, doch drückte eine furchtbare Hitze alle Pflanzen und Bäume, daß ſie die Blätter welk hängen ließen. Dabei herrſchte eine ängſtliche Stille, als ob die Welt ausgeſtorben wäre. Ich hatte ein drückendes, beängſtigendes Gefühl. Da hörte ich plötzlich meinen Namen rufen, dumpf und ſchauerlich. Ich bebte. Der Ton drang, ich hörte es deutlich, dort aus dem Walde.“

„Aus dem Walde?“ unterbrach der Marquis ſeine Frau und entfärbte ſich.

„Ja dort aus dem Walde links, an deſſen Rande man René ohnmächtig fand; was fällt Ihnen daran auf, mein Gemahl?“

„Nichts, gar nichts!“ ſtammelte er verlegen und wandte ſich ab.

„Ich zitterte, dem Rufe zu folgen, aber ein zweiter noch ſchauerlicherer ſeelendurchjammernder nöthigte mich dazu. Ich war im Walde und ſchwebte auf dem ſchmalen Pfade, der in das Dickicht führt, erſt an der mir wohlbekannten dicken hohlen Eiche, dann an dem breiten Steine, unter welchem die Quelle hervorſprudelt, vorüber; da drang der Ruf auf ſo gräßliche Weiſe zum dritten Mal zu mir, daß mir noch jetzt das Blut im Herzen zu gefrieren droht, wenn ich den lang gezogenen Ton in die Erinnerung zurückzurufen verſuche. Er kam aus einer kleinen Thalung, die das Bächlein der Quelle, mitten durch das dichteſte und verworrenſte Geſtrüpp dringend, bewäſſert. Ich bog die verſchlungenen Zweige auseinander, und es wurde mir nicht ſchwer; denn kurz vor mir ſchienen Menſchen ſchon einen Weg in dieſe Wildniß gebahnt zu haben, da rauſchte es plötzlich und —“

Ein lauter und fürchterlicher Schrei unterbrach die Marquiſe; alle Frauen ſchrien, von dieſem Schrei in dieſem Augenblick auf's Gewaltigſte erſchreckt und fuhren bleich empor, der Schrei war von René ausgegangen, der mit verzerrtem Geſicht davon floh. Von ihm wurde die Aufmerkſamkeit auf den Marquis gezogen, der fahl und mattaugig da ſaß, und heftig zitterte.

Die Neugierde der Frauen überwand aber alle Schrecken. „Und was ſahen Sie? was gewahrten Sie?“ wurde gefragt.

„Ein ſchönes milchweißes Pferd, das mir bekannt vorkam,“ fuhr die Gedrängte, ſelbſt tiefbewegt, fort, „ſauste pfeilſchnell aus dem Gebüſch und zog einen Sarg hinter ſich her, an den es geſpannt war, und mit welchem es durch die Gänge des Parks dahin ſtürmte.“

Mehrere der Damen verhüllten, von unbändigem Grauſen ergriffen, ihr Geſicht, andere ſtießen leiſe Schreckenslaute aus.

„Auf dem Schimmel aber ſaß der Knabe René, bleich und geiſterhaft mit wild fliegenden Locken und rollenden Augen, und trieb das Roß mit einer Reitgerte, die er kürzlich von unſerm Vetter Colin du

Ganderon zum Geſchenk erhalten hat, zu immer raſenderem Laufe. Lautlos glitt der Sarg über den Boden hin, und ich wußte, ich weiß nicht woher, daß ich darin liege. Als aber das unheimliche Fuhrwerk nach kurzer Zeit zu der Stelle im Walde, wo ich noch immer ſtand, zurückkehrte und der Deckel des Sargs ſich öffnete, ſah ich — “

„Einen Mann?“ fragte der Marquis mit erſterbender Stimme.

„Nein, eine mir fremde Dame, lebendig, ſchön und bräutlich geſchmückt, die aufſtand und ſich im Dickicht verlor; ich wußte, daß es unſere Muhme Genevieve du Ganderon war, die ich freilich nicht perſönlich kenne.“

„Dummer Schnack!“ ſagte der Marquis, und wollte ſcherzen, aber es klang wunderlich, und kein Menſch ſtimmte ihm bei.

„Und welchen weitern Verlauf nahm der Traum?“ fragte die fröſtelnde Nachbarin.

„Er iſt aus. Ich erwachte.“

„Und dieſer ſeltſame Traum iſt ſchon in Erfüllung gegangen, ſagten Sie? Wie iſt das möglich? Sie ſpannen unſere Neugierde auf die Folter.“

„Verſtimmt, wie ich war, und unfähig, wieder Schlaf zu finden, der mich floh, erhob ich mich früh vom Lager und machte einen Gang durch den Park, um die Morgenfriſche einzuathmen und meinen Gedanken nachzuhängen. Ohne es zu merken, war ich in die Nähe des Waldes gekommen, als ich vor einer der Avenues ſtehend plötzlich zu meinem nicht geringen Schrecken am Ende desſelben, am blauen Himmel abgekantet, und gerade in den Rahmen der beiden Endbäume eingefaßt einen Schimmel und hinter ihm einen Sarg erblicke. Meine Füße wollten in den Boden wurzeln, ich glaubte noch zu träumen, doch endlich faßte ich Muth und ſchritt auf die Erſcheinung, die Stand hielt, wenn auch bebend los. Ich erreichte das Ende der Avenue, und vor mir ſtand ein Schimmel an den letzten Baum angebunden, und an eine Schleife geſpannt, auf welcher ein neuer Sarg lag. Immer gefaßter betrachtete ich mir dieſe Gegenſtände näher, trat hinzu und fand den Deckel gelüftet. — Ich ſchob ihn fort und fuhr zurück, ein Menſch lag darin. Der Deckel fiel mit Geräuſch zur Erde und der junge Mann im Sarge ſchlug die Augen auf, denn er hatte nur geſchlafen, erhob ſich verlegen und zupfte ſich die Hobelſpäne aus den Haaren. Auf mein Befragen erfuhr ich von ihm, daß er der Geſelle des Schreiners im Dorfe ſei, die Nacht ohne ſeines Meiſters Wiſſen ſchlaflos außer dem Hauſe zugebracht habe und dieſen Morgen mit dem erſten Lichtſtrahl habe aufbrechen müſſen, um einen fertig gewordenen Sarg hinüber in die Glashütte zu fahren, wo eine Frau geſtorben ſei. Hier auf dem Wege habe ihn die Müdigkeit überraſcht, und er ſich, von der Einſamkeit des

Waldes und der Stille der Frühe angelockt, kurz entſchloſſen, ein Stündchen zu ſchlafen; er habe ſein Pferd an den bequemen Baum angebunden, ſich in den mit Hobelſpänen halb gefüllten Sarg gelegt und den Deckel deſſelben zum Theil wieder über ſich hergezogen; ſo habe er ſanft und ſüß geſchlafen. Ich lächelte über den naiven Burſchen und wunderte mich, wie meine Seele um einer ſo geringfügigen Sache in der Vorſchau derſelben, ich meine im Traume, ſo viele Umſtände habe machen können.“

„Es iſt wahr!“ rief eine Dame aufathmend, „ich hatte mir etwas ganz Anderes verſprochen.“

„Viel Lärmen um Nichts!“ ſagte eine Andere ärgerlich.

„Das iſt der kreiſende Berg, der eine lächerliche Maus gebiert,“ bemerkte ein Mann mit weisheitsvoller Miene; manche lachten, manche ſchwatzten ein Langes und Breites über Träume und ihre Bedeutungsloſigkeit, und Alle aßen und tranken, und ließen ſich's wohl ſchmecken.

Das Auge der Marquiſe hatte den breiten Weg ſchon oft erwartungsvoll beſtreift, und war ſtets wieder mit einem Anflug leiſen Schmerzes umgekehrt. Jetzt, als die Gäſte ſich theilweiſe erhoben und in Schloß und Park zerſtreuten, wandelte ſie ſinnend einen wenig betretenen Gang. Bald darauf hörte ſie Tritte hinter ſich; es war die Amme, die ſie einholte und bat, ihr an den Waldesſaum zu folgen, wo ſie Jemand zu ſprechen wünſche. Mit ahnungsvollem Herzen ging ſie mit an das abgelegene Plätzchen, und eh' ſie ſich's verſah, ſtand Colin vor ihr, deſſen Pferd am Zaune angebunden war, Babichon aber war verſchwunden.

„Aurelie,“ ſagte er, und ſeine Stimme war ſo ſchmerzlich bewegt, daß er inne halten mußte, und während dieſer Pauſe blickte er ihr ſo wehmüthig fragend in das Auge und lächelte dabei doch wieder ſo ſelig. „Aurelie,“ hob er dann feſter wieder an, „Sie ſind hinſichtlich meines Verhältniſſes zur Amme Ihrer Tochter in einem ſchweren Irrthume befangen, und ſeit ich davon unterrichtet bin, wäre es mir unerträglich, Sie nicht davon zu befreien. O mein Gott! Sie, Sie gerade haben geglaubt, ich liebe Babichon Placcard, Sie haben gewähnt, ich ſei der Vater ihres Kindes? Das iſt mir unendlich ſchmerzlich. Nein, nein, theure Muhme, meine Verbindung mit der Amme iſt von ganz andrer Art; ich ſchwöre es Ihnen zu bei allem, was mir heilig iſt! Es iſt möglich, ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß Mitleid mit ihr, nachdem ihr Mann die Unſchuldige, ſchweren Verdacht auf ihre eheliche Treue werfend, böswillig verlaſſen, daß jugendlicher Leichtſinn von meiner und eine rührende Ergebenheit an mich von ihrer Seite uns in ein näheres und innigeres Verhältniß geführt hätten, wäre in meinem Herzen nicht der Funke einer heiligen und reinen Liebe entglommen und zur mächtigen Flamme gewachſen, zu einer ſo gewaltigen Glut, die jedes Unreine in meinem Herzen verbrannte, und keinen böſen Gedanken darin aufkommen ließ, die aber auch verzehrend an meinem Leben fraß. Ja all' mein früheres Denken und Thun, mein ſonſtiges Leben und Sein iſt ſo ganz in dieſer Liebe aufgegangen, daß ich als ein verwandelter Mann vor Ihnen ſtehe, und ich kann ſagen, als ein beſſerer. Ich habe gegen dieſe Liebe, die ich für ein Verbrechen hielt, angekämpft, wie ein Mann, aber ſeit ich von Babichon weiß, daß ich eben ſo glühend wieder geliebt werde, iſt jeder Widerſtand verſchwunden. Ja, geliebte Aurelie, ich weiß Alles. Die Amme hat am Ausgange des Waldes auf mich gewartet und mir entdeckt, was ſie erfahren. Willig und ſelig übergebe ich mich meinem ſüßen Schickſal als Sklave, und verehre in dir, angebetetes Weib, meine Herrin. Meine Liebe zu dir hat mich veredelt, deine Liebe macht mich zum Gott."

„Iſt es denn wahr, oder bin ich wieder in einen Traum verſunken?" rief die Marquiſe ſelig entzückt. „Ich bin die von Ihnen Geliebte? Mich liebt Colin und keine Andre?"

„Dich, dich allein! Meine Gewiſſenhaftigkeit machte mich dir gegenüber ſtumm, göttliches Weib! Jetzt denk' und fühl' ich nichts als Liebe. Mag die Welt um mich verſinken, ich halte dich im Arm und opfre mit dir furchtlos an ihrem heiligen Altare."

„O Gott, nun will ich ja gern leben; nun werde ich wieder geſund werden!" rief die Marquiſe; „ich war ja nur liebekrank. Für dich will ich leben, mein Colin, um dich zu beglücken und ſelbſt glücklich zu ſein. Doch jetzt laß mich zur Geſellſchaft zurückkehren, damit meine allzulange Abweſenheit nicht auffällt. Reite du nun durch den Park, als kämſt du jetzt erſt. Ein duftiger Schleier umhülle das Geheimniß unſerer Liebe; die Amme ſei unſere Vertraute. Durch ſie ſollſt du erfahren, wann wir uns ungeſtört ſprechen können."

„Ich harre mit glühender Sehnſucht der Götterſtunde, die mein unausſprechliches Glück krönen wird. Dann ſollſt du auch erfahren, was mich an Babichon bindet. — Jetzt nur einen Kuß! Er wird ein Kapital ſein, von dem ich zehre."

Hinter der dichten Laubwand reichte ſie ihm die leisgeröthete, ſchwellende Lippe, und ſagte: „Dieſer Tag iſt der erſte glückliche meines Lebens. Dein Kuß wird auf meinen Lippen eine ſüße Glut bewahren, ein heiliges Veſtafeuer, deſſen keuſche prieſterliche Wärterin das Entzücken meiner Seele ſein wird, das, ſo oft ich dich anblicken werde, mir zujubeln wird: du biſt geliebt!" —

Sie trennten ſich, und die Marquiſe trat an der Seite der Amme, die ſich wieder zu ihr gefunden hatte, in den Kreis der Gäſte; aber ſie war eine Andere geworden. Jener Heiligenſchein ſchwermüthiger Sehnſucht war von ihrer Stirn verſchwunden, und hatte einer ſelig lächelnden Befriedigung Platz gemacht; das gefundene Glück hatte nicht allein in ihrem Herzen den neuen Thron aufgeſchlagen, ihre Augen, ihre Lippen, ihre Züge waren die würdig geſchmückten Vorhallen ſeines prächtigen Pallaſtes.

Aurelie entwickelte von dem Augenblick an, wo ſie wieder in die Geſellſchaft trat, eine an ihr ſo ungewohnte Heiterkeit, eine ſo ſtrahlende Anmuth, daß ſie ihre Umgebung entzückte. Und doch feierte ſie ihr unausſprechliches Glück ſtill im Herzen, als Colin nach einiger Zeit auf ſeinem glänzenden Schimmel heranſprengte, obgleich es ihr war, als müſſe ſie aller Welt zurufen: er liebt mich.

Colin begrüßte die Geſellſchaft ungezwungen, küßte der Frau vom Hauſe ehrerbietig, wie immer, die Hand und entſchuldigte ſich wegen ſeines langen Ausbleibens. Dann wandte er ſich zu den andern Damen, und Luſt und Freude wurden jetzt eben ſo allgemein, wie es früher eine ſichtliche Verſtimmung geweſen war.

Colin hatte ſein Pferd einem Diener übergeben und befohlen, es einige Male auf und ab zu führen, bevor es in den Stall gebracht würde. Da trat der

Knabe René, von Wein erhitzt und keck gemacht vor den jungen Edelmann und ſagte trotzig: „Colin, laß mich wieder auf deinem Pferde reiten!“

„Fürwahr,“ ſagte die Marquiſe lachend, „wenn man das ſchöne ſtolze Thier ſo majeſtätiſch auf und ab ſchreiten ſieht, bekömmt man ſelbſt Luſt, ſich auf dem Rücken deſſelben ſchaukeln zu laſſen. Sonſt galt ich wohl für eine nicht ungeſchickte Reiterin; aber ſeit einigen Jahren war mir ſo ganz alle Luſt dazu vergangen, daß mein Gemahl meinen netten Goldfuchs auf meinen dringenden Wunſch verkaufen mußte. Doch ſeltſamer Weiſe erwacht gerade heute die Luſt wieder in ſolcher Stärke in mir, daß ich ihr kaum zu widerſtehen vermag.“ Ein verſtohlener zärtlicher Blick auf Colin begleitete dieſe Worte.

„O ſo machen Sie doch auf meinem Haſſan eine kleine Tour durch den Park!“ bat Colin; „ich würde mich glücklich ſchätzen, Sie einem aufgegebenen Vergnügen dadurch wieder gewonnen zu haben.“

Die umſitzenden Damen unterließen nicht, ihre Bitten mit der des Barons zu vereinigen, und ſelbſt die Männer ſtimmten bei. Man ſprach es allgemein aus, wie ſehr man ſich darauf freue, die reizende Frau auf dem prächtigen Pferde zu ſehen, und es in zierlichen Curbetten durch die breiten ebenen Sandwege des Parks tanzen zu laſſen. Nicht vermögend, ſo vielem, mit ihrem eigenen Verlangen zuſammenfallenden Drängen zu widerſtehen, entfernte ſich die Marquiſe mit ihrem Kammermädchen in das Schloß, und kehrte bald darauf in einem eben ſo geſchmackvollen, als kleidſamen Reitkleide zurück. Das acclamirende Erſtaunen der Männer empfing die Erröthende; Colins glühende Blicke verſchlangen die reizende Geſtalt, aus deren Augen wieder Lebensluſt und Freude auftauchten, auf deren Wangen die Roſen des Glücks wieder entknoſpeten, wie welkende Blumen nach einem warmen Regen die reichgetränkten Häupter wieder erheben. Colin eilte hinzu, bot ihr die Hand, hielt ihr den Bügel, als ſie leicht, wie eine Silphide ſich in den Sattel ſchwang, und gab ihr die Zügel.

Stolz und gleichſam ſich bewußt, welche ſüße Laſt es trage, ſetzte ſich der koſtbare Zelter in Gang, und bald flog er mit ihr wie ein Adler durch die Avenues. Sicher und feſt ſchaute die Marquiſe, wie eine der Huldigung gewiſſe Königin, mit lachenden ſelig vergnügten Augen von ihrem Sitze herab; man ſah es, welche neue glühende Lebensfülle in ihr aufgeblüht war. Das ſchmeichelhafte Beifalljauchzen der Gäſte erhöhete noch ihr Vergnügen. Alle blickten mit Bewunderung, Colin mit leidenſchaftlicher Begeiſterung, der Marquis ſelbſt mit ſtolzer Zufriedenheit auf ſie.

Während ſo alle der ſchönen Reiterin nachſahen, hatte ſich René unbemerkt an den nächſten Tiſch geſchlichen, und dort die Weingläſer mit gierigen Zügen geleert, dann ſich wieder ein Steckenpferd zulegend, auf das er mit ſeiner Reitgerte wie toll losſchlug, galoppirte er in einer Art bacchantiſchen Wuth durch die Seitengänge. Es war als ſei ſtatt des düſtern Geiſtes, der ihn zeither beherrſcht, ein raſender in ihn gefahren, ſo wild und ausgelaſſen geberdete ſich das Kind.

Mittlerweile lenkte die Marquiſe wieder nach der Terraſſe ein; der ungewohnte Ritt hatte ſie erhitzt; ſie glühete wie eine Purpurroſe. Auf ihren Wink flog Colin wieder hinzu, um ſie vom Pferde zu heben; ſie ließ, liebetrunken, die Zügel los, und er, ſelig in ihrem Anblick verſunken, bemerkte es nicht. Sie ſchwank ſich herab, und ſchon hatte ihr rechter Fuß die Erde berührt, während ihr linker noch im Bügel verweilte, und ſie lag ſo einen Gedanken lang an ſeiner Bruſt, als in demſelben Augenblick, in dieſem Augenblick voll überreicher Seligkeit für beide, René, wie ein gehetztes Wild aus einem Seitengang mit dem lauten tobenden Geſchrei: „Nun laß mich reiten, Colin! Laß mich aufſitzen!“ auf das Pferd losſtürmte. Dieſes ſcheuete ſich, die Marquiſe glitt mit dem Fuße durch den Bügel, und die Spitze ihres Schuhes ſtieß hart an des Schimmels Bauch, er that einen gewaltigen Satz und riß die Reiterin, die mit herzzerſchneidendem Wehgeſchrei ſogleich zu Boden ſtürzte, aus Colins Armen mit ſich fort. Eh' der Baron, wie vom Blitze gerührt, ſo viel Faſſung gewann, um nachzuſetzen, war das ledige ſcheue Roß, von der Spitze des Fußes und dem kreiſchenden Hülfs- und Jammerrufen der Marquiſe zu immer neuer Wuth geſtachelt, wie ein von der Senne des Bogens geſchnellter Pfeil dahin geſaust, und raſete nun, die Mähnen ſchüttelnd, die Nüſtern gewaltig aufblaſend und weitausgreifend durch den Gang dahin, die Unglückliche am Fuße hinter ſich drein ſchleudernd.

Das furchtbare Geſchrei der anfangs erſtarrten Zuſchauer machte das Pferd nur noch wüthender. Die Männer ſprangen auf und rannten nach, was ihre Kräfte vermochten, einige riſſen ihre Pferde aus dem Stall und ſprengten hinten drein, die Frauen fielen zum Theil in Ohnmacht, andere ſchrien verzweiflungsvoll, Alles war in Zeit einer Minute in wilder gräßlicher Bewegung. Das toll gewordene Pferd mußte förmlich eingekreist werden; nach langer grauenvoller Jagd rannte es ſich im Walde in dem dichten Gebüſch feſt, von welchem die Marquiſe geträumt hatte. Colin war der Erſte, der athemlos dazu kam. Der Anblick war über alle Begriffe ſchauderhaft; der edel geformte Kopf der Marquiſe war zerſchlagen und gänzlich verunſtaltet, der herrliche Leib von den Bäumen und Sträuchen am Wege zerriſſen, die ſich auch mit dem ihr ausgerauften nußbraunen Haare geſchmückt, während der Sand gierig das warme köſtliche Blut der Armen geſchlürſt hatte. Colin ſank ohnmächtig auf die entſtellte Leiche und mußte fortgetragen werden. Der Eindruck, den ihr Anblick auf die herbeieilenden Männer machte, war fürchterlich. Der Marquis ſtand bleich wie ein Schatten, und war keines Wortes, keiner Thräne fähig.

René, der ſich an ihn herangedrängt, ſagte, auf das Gebüſch deutend: „der da drinnen hat's mir im Traume erſt geſagt!“

„Fort! fort von dieſer Stelle!“ rief Rioz, plötzlich ſich ermannend, und ſchleuderte den Knaben am Arm eine Strecke weit hinweg. „Die Leiche in's Schloß!“ befahl er den vor Schrecken ſtummen Dienern, und ſtürzte ſelbſt, wie von Verzweiflung ergriffen, davon.

Die Gäſte beeilten ſich, den Ort des Entſetzens zu verlaſſen; eine Stunde ſpäter war das Trauerhaus leer; ſelbſt der Marquis war mit ſeinem Leibjäger in das Gebirge geflohen, und Babichon ſtand mit Guillemette und René weinend an dem Todtenlager der edeln Frau. Endlich fiel ihr in ihrem gräßlichen Schmerze ein, nach dem ohnmächtigen Colin zu ſehen. Aber das Zimmer, wohin man ihn gebracht, war leer; das Kammermädchen der Todten hatte ihn kurz vorher geiſterbleich und wankenden Schritts hinausſchleichen ſehen. Stunden vergingen und der Tag verging; er kam nicht wieder; ſein unſeliges Roß ſtand im Stalle, von allen Knechten mit ſcheuem Entſetzen betrachtet. — Tage und Wochen ſchwanden, die Marquiſe ruhete ſchon in der Gruft auf dem Kirchhofe des Dorfes, Colin kam nicht. Auch auf das Schloß ſeines Vaters war er nicht wiedergekehrt. Endlich nach langen beſorglichen und vergeblichen Nachforſchungen ſeiner Eltern erfuhr man, daß er in Lyonnais in einem einſam und ſchauerlich zwiſchen kahlen Bergen und Felſen gelegenen Trappiſtenkloſter von der ſtrengſten Regel als Bruder aufgenommen worden war. Der Unglückliche hatte ſich lebendig begraben.

Der Frühling hatte ſeine verſpätete Herrlichkeit endlich auch in die Thäler des Jura getragen und den letzten Schnee mit grünen Zweigen und Maiſonnenſtrahlen hinausgetrieben, und ſiegestrunken, wie eitle Mädchen, ſpiegelten ſich Blumen und Blüthen, Laub und Gras, farbengeſchmückt in den klaren, hüpfenden, geſchwätzigen Bächlein des Gebirgs. Ein Paar Kinder thaten ein Gleiches, auch Blüthen, auch Frühlingsſproſſen, aufgeblüht am Lebensbaum und von den Lüften an ſeinen Aeſten geſchaukelt: René und Guillemette. Aber warf der Baum am Bache nicht Blüthen auf die zitternde Welle deſſelben, Blüthen, an denen ein Wurm genagt, auf die ein giftiger Mehlthau gefallen war?

Auch der Knabe René war eine vergiftete Blüthe, und der Bach wiegte das Bild des bleichen düſtern Geſichts des Knaben, wie jene kranken abgefallenen Blüthenſterne. Daneben aber ſaß eine friſchblühende Kindesblume, oder vielmehr erſt eine üppig hervorgekeimte Knoſpe, die einſt eine koſtbare Blume zu werden verſprach. Es war gar ein lauſchiges, ſtilles, friedliches Plätzchen, das die Kinder zu ihrem Spiel ſich ausgeſucht hatten, mit allen Zaubern des Frühlings umſchmückt und ziemlich verſteckt. Ueber ihnen ragte ein Felſenvorſprung des Berges, auf welchem Schloß Joinville thronte, auf der andern Seite ein ſanft aufſteigender Roſenhügel, um welchen der mit dichtbelaubten Bäumen beſetzte Bach einen Bogen beſchrieb, um dann nach dem dahinter verſteckten Dorfe hinabzueilen. Ueppiges mit Blumen reich durchſticktes Gras glänzte im Wiederſchein der Sonne ſaftig grün auf der kleinen Wieſenfläche des Thales. Mit dem Geplauder des Bachs vereinten ſich die Stimmen der Vögel, die rings im Gebüſch ſaßen und ſich der ſpielenden Kinder zu erfreuen ſchienen. René hatte ſein kleines Haupt ſchwermüthig, wie immer, an einen Baumſtamm gelehnt, Guillemette kauerte daneben und flocht einen Kranz.

„Wenn du nur einmal wieder lachen wollteſt, wie ſonſt," ſagte das holde Mädchen, „ſo würde ich dir ſagen, für wen der Kranz beſtimmt iſt."

„Ach, Guillemette!“ verſetzte der Knabe, „ſeit deine Mutter todt iſt, kann ich nicht mehr lachen.“

„Mußt du mich denn auch gerade heute an meiner erſten Mutter Tod erinnern! Heute wollte ich nichts weiter hören, als was dich anginge; ich wollte mit dir fröhlich ſein, und mit dir ſpielen, wie ehemals. Darum hab' ich dich hierher beſchieden, damit wir ganz ungeſtört ſeien. Zum Glück iſt die Mutter heute nach Schloß Ganderon zu ihren Eltern geritten.“

„Ach Gott!“ ſeufzte der Knabe, „ich wüßte auch für dich keine Urſache fröhlich zu ſein, ſeit du eine andere Mutter bekommen haſt. Glaubſt du denn, ich wüßte es nicht, wie übel dich deine Mutter behandelt und dich oft unſchuldig ſchlägt; ich möchte laut aufſchreien vor großem Schmerz, wenn ich ſo etwas ſehe.“

„Du ſprichſt von mir, René,“ verſetzte Guillemette ernſt, „und doch biſt du es, den ſie am meiſten mißhandelt! Ach, als ſie vorgeſtern durch den Park ritt, und dich gegen ihr Verbot am Wäldchen fand, ſprang ſie nicht wie wüthend vom Pferde und ſchlug unbarmherzig mit der Reitgerte auf dich los, und behauptete ſie nicht, du wollteſt ſie auch ermorden, wie du meine erſte Mutter um's Leben gebracht? Ich ſtand nicht weit davon und ſah und hörte Alles, und das Herz drohete mir zu zerſpringen. Freilich haben wir's nicht mehr ſo gut, wie bei meiner erſten Mutter, die zweite ſcheint uns nicht zu lieben; dafür liebt uns deine Mutter deſto mehr, und ſie hat geſagt, wir, vorzüglich ich, müßten meine Mutter auch recht lieb haben. Ich möchte wohl, aber es geht nicht recht, wie ich mich auch anſtelle."

„Wenn ſie mich erblickt, ſieht ſie mich ſtets mit ſo böſen Augen an, daß ich erbebe," ſagte René. „Ach, ſie hat mich nicht lieb, wie ihr Bruder Colin! Sie will auch durchaus nicht haben, daß du mit mir ſpieleſt, ſie verbietet es dir täglich; die Mutter hat mir's mit weinenden Augen geſagt. Und weil du ihr in dieſem Stück nicht gehorchſt, ſo ſchlägt ſie dich und zürnt mit dir, nimmt dir deine Puppen und verweigert dir das Honigbrot."

Guillemette lehnte ihr Lockenköpfchen weinend an René's Schulter.

„Du hörſt, ich weiß Alles," fuhr der Knabe fort. „Die Mutter hat es mir geſagt, und mir auch geboten, dich zu meiden, weil ich dir ſonſt Kummer und Schmerzen bereiten würde. Und darum habe ich deiner Einladung heute noch ein Mal Folge geleiſtet, um dir zu ſagen, daß ich fernerhin nicht mehr mit dir ſpielen darf. Die Marquiſe, deine rechte Mutter, die ich ſo ſehr liebte, iſt geſtorben, wie ſie ſagen, durch meine Schuld, und ich habe ſie für ewig verloren; Herr Colin, den ich ſo ſehr liebte, iſt weit fort in's Kloſter gegangen, auch durch meine

Schuld, und kommt nie wieder zu mir; nun muß ich dich auch noch für ewig verlieren, auch durch meine Schuld."

„Ach ſprich nicht ſo!" ſchluchzte das Mädchen, „ſonſt muß ich auch ſterben oder in ein Kloſter gehen. Ich will und muß mit dir ſpielen, wenn es auch Mutter und Vater und der Pater aus dem Dorfe nicht leiden wollen."

„Nein, nein! Du mußt deinen Eltern gehorchen. Der Pater eben hat mir geſagt, ich ſei nur der Sohn der Amme, ein gemeiner und ſchlechter Bube, du aber ſeiſt die vornehme Tochter des Marquis; es gezieme ſich ferner nicht, daß du mit mir ſpieleſt; denn ich ſei dein geborener Knecht. Wenn ich deſſen ungeachtet dennoch mit dir ſpielte, ſo würden wir beide nicht in den Himmel kommen. Ich wollte, ich wäre ſchon geſtorben!"

Guillemette weinte heftig, und zerpflückte dazu den eben erſt geflochtenen Kranz, deſſen Blätter und Blüthen ſie mit ihren Thränen dem raſch dahin tanzenden Bächlein übergab, über welches ſie ihr jugendlich ſchmerzliches Geſicht gebeugt hatte.

„Ach, iſt das die Freude, die ich mir von heute verſprach?" brach ſie endlich in laute Klagen aus. „Ich ſehe wohl, wir können nicht mehr ſo fröhlich ſein, wie ſonſt, da ich noch dein Pferd ſpielte. Ich will es dir nur ſagen, weshalb ich mich auf heute ſo ſehr gefreut. Es iſt ja dein Geburtstag, guter

Junge. Die Amme hat es mir verrathen; heute wirſt du ſieben Jahre alt. Ei, und der Kranz war für dich. Aber nun iſt die Freude zu Waſſer geworden und der Kranz auch. Ich weiß nun gar nicht, was ich thun ſoll. Ich will dich recht lieb haben, vielleicht erheitert dich das.“

Und ihre kleinen Arme um den Nacken des bitter lächelnden Knaben ſchlingend, bedeckte ſie ſeinen bleichen Mund, ſeine abgehärmte Wange mit kindlich zärtlichen Küſſen. —

Von den Kindern unbemerkt hatte ſchon vorhin ein verſchmitztes Zofengeſicht durch die leiſe zurückgebogenen Zweige auf ſie herabgelauſcht und war dann ſchnell wieder verſchwunden. Jetzt als René ſich den Liebkoſungen ſeiner Geſpielin überließ, rauſchten plötzlich die Zweige von einander, und eine hohe ſchöne Frau mit ſtolzen herriſchen Mienen trat heraus. Ein Reitrock umſchloß ihre faſt männlichen Glieder und eine Feder tanzte kühn von ihrem runden Hut in den Nacken hinab. Die Kinder flogen mit einem Schreckensſchrei von einander, und Guillemette warf ſich zu den Füßen der Dame, händeringend und ſchreiend: „Mutter! Gnädige Mutter, nicht böſe ſein! es iſt ja heute René's Geburtstag!“

Aber wuthſchäumend ſchlug die Marquiſe mit der Reitpeitſche über Kopf und Rücken des Mädchens, und rief: „Befolgſt du ſo meine Befehle, Nichtswürdige? Willſt du durchaus nicht von

Geſindel laſſen, ſo muß ich andere Mittel gegen dich gebrauchen. Fürwahr, deine Mutter hat dir eine pöbelhafte Geſinnung aufgeerbt; denn von wem könnteſt du ſie anders haben, oder du biſt ein Baſtard und fühlſt dich deshalb zu dieſem Baſtard gezogen.“

René war aufgeſprungen und fiel jetzt die Marquiſe, wie ein wüthendes Thier, an. „Nicht ſchlagen, Guillemette!“ heulte er, und hatte ihr die Peitſche entriſſen.

„Ei ſieh doch die freche Brut!“ ſagte die Dame, faßte den Knaben bei den Schultern, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Er gab keinen Laut von ſich, aber Guillemette, die bei ihrer eigenen Züchtigung vorhin ſtumm geweſen war, kreiſchte nun laut auf, und ſtürzte ſich auf René, um mit ihrem Körper den ſeinigen zu decken, und wirklich trafen ſie nun die harten Fußſtöße ihrer erbitterten Stiefmutter. Dieſe wandte ſich dann an die ihr folgende Zofe mit dem Befehl: „Führe die Kinder mir nach auf das Schloß. Ich muß mit meinem Gemahl über ihre Beſtrafung reden. Dem Jungen binde die Hände.“

Aber der Knabe war ſchon durch die Büſche entſprungen.

„Du befolgſt meine Befehle ſchlecht, Amme!“ herrſchte die Marquiſe bei ihrer Ankunft auf dem Schloſſe der erſchrockenen Babichon zu. „Sollſt du nicht ſtets ein wachſames Auge auf Guillemette haben, daß ſie in meiner Abweſenheit nicht mit deinem Bankert ſpielt? Ich dulde es nicht länger. Wahrlich, ich glaube gar, du begünſtigſt den tadelnswerthen Umgang der Kinder. Ich ſage dir, daß ich den Jungen mit ſeinem böſen Geſicht nicht länger auf Joinville leide. Auch meinem Gemahl iſt er verhaßt. Er muß fort, mir aus den Augen! Seine ſtarren, unheimlichen Blicke erſchrecken mich. Ich kann ihn nicht anſehen. Und Guillemette muß eine harte Züchtigung haben. An den von mir empfangenen Schlägen hat ſie nicht genug; ſie muß eingeſperrt werden. Und willſt du deinen böſen Buben nicht von dir thun, ſo mußt du mit ihm fort. Dabei bleibt's.“

„Gnädige Frau Marquiſe,“ verſetzte die Amme bebend, „Ihr Jähzorn iſt fürchterlich; und wie es auch kommen mag, ich ſehe mich dadurch genöthigt, offen und frei mit Ihnen zu reden. Es iſt wahr, Sie haben mir befohlen, ich ſoll die beiden Kinder auseinander halten, und ich habe zu dieſem Befehl geſchwiegen, obgleich ich ihn für unausführbar hielt. Die Kinder ſind bis jetzt zuſammen aufgewachſen; ſie waren bis zum Tod der ſeligen Frau Marquiſe unzertrennlich, und die edle Dame zeigte meinem

Kinde große Liebe, das freilich damals noch wie eine Roſe blühete und ein wilder fröhlicher Junge war. Nun befehlen ſie plötzlich, die Kinder ſollen getrennt werden; keins hat hier auf dem einſamen Schloſſe eine Geſellſchaft weiter als das andere; ſie ſind an einander gewöhnt, ihre Spiele haben eben dadurch Reiz für ſie, weil ſie ſie zuſammen geſpielt. Ihre reinen kindlichen Seelen können nicht einſehen, nicht begreifen, warum ſie ſich trennen ſollen, und es wird Kindern noch weit ſchwerer als erwachſenen Leuten, einem harten und ſtrengen Befehle zu gehorchen, für den ſie weder in ihrem Verſtande noch in ihrem Gefühle einen Grund aufzufinden vermögen. Ich bitte Sie, gnädige Frau, was haben Ihnen dieſe unſchuldigen Kinder gethan, daß Sie die Armen ſo grauſam verfolgen? Kann Unſchuld jemals beleidigen? Ich glaube nur Schuld kann ſich von ihr beleidigt wähnen. Sie ſagen, es zieme ſich nicht, daß die Tochter des Marquis mit dem Sohne der Amme umgehe. Was wiſſen dieſe Kinderſeelen von den kalten Satzungen des conventionellen Lebens? Früh genug wird der Froſt derſelben ſchon über ihre Blüthenwelt hereinbrechen und dieſelbe verwüſten. Dann werden ſie ſich von ſelbſt ſchon fremd werden. Bis dahin aber muß ich die Kinder gegen Ihre harte Behandlung ſchützen, und vorzüglich darf ich nicht dulden, daß dem mir von einer zu früh dahin Geſchiedenen anvertrauten koſtbaren

Gute, ich meine die ſüße Taube Guillemette, irgend ein unbilliges Leid von Ihnen geſchehe. Denn Sie müſſen wiſſen, daß die ſelige Frau Marquiſe, kurz vor ihrem unglücklichen Ende, in einer ſie anwandelnden Todesahnung, mir das feierliche Gelöbniß abgenommen hat, ihrem Töchterlein nach ihrem Hingange ſtets ſchützend zur Seite zu ſtehen. Wiſſen Sie auch, daß die Selige mir drohete, im Falle meines Eidbruches, wenn es ihr möglich, mich durch ihr geiſterhaftes Wirken zu beſtrafen, und für ihr ſo zärtlich geliebtes Kind gegen deſſen Dränger und Beleidiger in die Schranken zu treten; ja ich ſtehe nicht an, die Hülfe des Geiſtes der verſtorbenen Mutter gegen Sie anzuflehen, gnädige Frau, wenn Sie fortfahren ſollten, Guillemette — unſchuldig oder ſchuldig, gleichviel — zu mißhandeln.“

Die Marquiſe erbleichte bei dieſer fürchterlichen Drohung, und ihr herriſches Weſen verließ ſie dem wider ſie aufgerufenen Geiſterreich gegenüber ſo ganz, daß ſie ſchuldbewußt und zitternd das Auge zu Boden ſchlug.

Die Amme trat ihr näher und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Wie? oder hätten Sie nicht auch davon gehört, was die Dienerſchaft dieſes Schloſſes ſich ſchaudernd zuflüſtert, was man unten im Dorfe ſich bekreuzend ziemlich laut ſich erzählt, in Bezug auf die ſelige Frau? Ihre Pariſer Kammermädchen beeilen ſich doch ſonſt, Ihnen Alles und

Jedes brühwarm zu hinterbringen. Wiſſen Sie noch gar nichts?“

Die Marquiſe ſchüttelte den Kopf mit einem angſtvollen wirren Blick auf die Amme.

„So will ich es Ihnen ſagen,“ raunte ihr dieſe zu. „Schon hat man den Geiſt der Marquiſe auf einem geſpenſtigen Schimmel im hellen Vollmondſchein zur Mitternachtſtunde durch den Park reiten ſehen, ſchneller als der Wind, oder wie ein Lichtſtrahl, der durch die Nacht blitzt. Dieſe Reiterin könnte Ihnen gefährlich werden, gnädige Frau! Mein Junge hat ſie geſehen, ja er behauptet ſogar mit ihr geſprochen zu haben — und der Junge lügt nicht! — — Seit er behext worden, iſt er mondſüchtig, und iſt ſchon oft bei Vollmondſchein ſchlafend aber mit offenen Augen durch den Park gewandelt. Da haben ſie einander begegnet, und René iſt bei der Todten noch eben ſo gut angeſchrieben, wie er's bei der Lebenden war. Wenn der Knabe Ihr Ankläger bei dem Geiſte würde, Frau Marquiſe!“

„Um Gottes Willen!“ ſtöhnte dieſe aus angſtbeklemmter Bruſt. „Ich will dem fürchterlichen Knaben nichts wieder zu Leid thun; ich will es dulden, wenn er mit Guillemette ſpielt; ich will ſie nicht wieder ſchlagen. Amme, Amme, eine furchtbare Angſt krallt ſich in mein Herz. Ich habe Guillemette eben arg geſchlagen, ich habe deinen Sohn mißhandelt — — es iſt Vollmond heute — —“

Und von einer zermalmenden Ahnung ergriffen, wankte die kurz vorher ſo ſtolze, ſo jähzornige, ſo gebieteriſch befehlende Frau nach einem Stuhle, und Babichon mußte ihr beiſpringen, ſonſt wäre die Schuldbewußte zuſammengebrochen.

„O Gott!“ ſeufzte ſie, und Angſtſchweiß perlte von ihrer bleichen Stirne. „Wäre ich doch in meinem heitern lebendigen Paris geblieben! Stiller heiliger Friede umwaltete mich in den Mauern meines Kloſters, und wenn ich nach der Welt verlangte, trat ich ungehindert hinaus in die buntbewegte Menge. Hier ein finſterer Gatte, der mir zuſchwor, mein Beſitz werde ſein Leben erheitern, und der nun mich fliehend in der Nacht ſeiner Wälder über irgend einem gräßlichen Geheimniß, das ſeine Seele überſchattet, brütet; dein mondſüchtiger, bezauberter Knabe, der mit dem ſeltſamen unheimlichen Blick ſeines Auges mir ein unbeſchreibliches Grauen in der Seele erweckt, der Mörder meiner Vorgängerin und, wie mir dünkt und ahnet, beſtimmt, auch meinem Leben ein Ende zu machen, ein grauſiges Geſpenſt, ſeltſamer Traumſpuk und dies todte, winklige, einſame Schloß, dieſer wenig betretene Park mit ſeinen düſtern Tannenwäldern, mit ſeinen verwilderten Gängen, die das Blut der Marquiſe getrunken haben — — o ihr Heiligen! ich werde wahnſinnig hier. — — Amme! Babichon! zürne mir nicht! dein Kind ſoll Ruhe vor mir haben! Rufe den Geiſt der Marquiſe nicht gegen mich an. Um des Himmels Barmherzigkeit willen nicht! Auch dein geiſterhafter Knabe nicht, den der Geiſt liebt, wie du ſelbſt ſagſt — hu, ich ſchaudere! — auch er ſoll's nicht thun. Bitte ihn darum! Ich will ihn ſelbſt bitten, will ihn anflehen noch vor Nacht — vor dieſer Nacht, vor der mir's plötzlich ſo ſehr bangt und grauſt. Wo iſt er? Such' ihn! Bring' ihn zu mir.“

„Er wird ſchon kommen. Beruhigen Sie ſich nur, Frau Marquiſe. In dieſem aufgeregten Zuſtande darf ich Sie nicht verlaſſen.“

„Du haſt Recht, bleibe bei mir; denn es dunkelt ſchon, und dort guckt ſchon der fürchterliche Vollmond, wie ein mich mahnender Geiſt über dem Tannenwalde herab. — Du darfſt mich nicht verlaſſen. Sieh ich will es dir nur geſtehen, ich wollte den Knaben blos forthaben, weil ich mich vor ihm fürchte, ſehr fürchte. — — Du biſt ſeine Mutter und liebſt ihn — — aber mir — mir iſt er in den Tod zuwider. Auch mein Gemahl fürchtet ſich vor ihm, auch dem Marquis iſt er verhaßt; er hat es mir geſtanden. Gott, Gott! was iſt das mit dieſem Kinde? Welch' gräßliches Schickſal droht mir aus ſeinen Augen? Iſt er ein Dämon, dieſer Knabe? Wandelt in dieſem kleinen Körper der Geiſt eines

Verſtorbenen? Iſt er ein Vampyr, der mir das Blut ausſaugen will? Ach, ſein Blick erinnert mich mit einer ausdrucksvollen Wahrheit, die mir die Kehle zuzuſchnüren droht, an einen Verſtorbenen, der mir nahe ſtand, der mir theuer war!“

„Ich hätte, ſeit ich dies bemerkt, meinen René auf eine Zeit von mir gethan,“ beruhigte die Amme, „aber der einzige Menſch, dem ich ihn anvertrauen konnte, meine gute Muhme, die Hammerſchmiedin zu la petite Chiotte, iſt dieſen Winter auch geſtorben. Sie allein liebte mein armes unglückliches Kind, kein Menſch weiter; vielmehr fürchten ſich Alle vor dem behexten Buben und fliehen ihn wie die Peſt. Wohin ſollte ich alſo mit ihm?“

„Er ſoll da bleiben. Aber du ſprachſt ſo eben von einer Muhme zu la petite Chiotte, einer Hammerſchmiedin? War das vielleicht Frau Sarotte Dulac?“

„Ei freilich, dieſelbe? — Sie haben ja meine alte Muhme auch gekannt, und ſie hat mir vieles von Ihnen erzählt, lange vorher, ehe wir daran dachten, daß Sie unſere gnädige Frau werden würden; denn damals lebte ja die Frau Marquiſe noch, der ich dann das Alles wieder erzählen mußte. Wie oft hat ſie mich wohl nach Ihnen gefragt, die gute ſelige gnädige Frau; nun ich hatte ja nicht die Ehre Sie zu kennen, und konnte ihr weiter nichts berichten, als was ich von meiner Muhme Dulac wußte.“

Die Lippen der Marquiſe waren wieder weiß geworden, und zitterten, indem ſie mit einem Tone, als bange ihr vor der Antwort, fragte: „Und was wußteſt du denn durch deine Muhme von mir? Was hat ſie dir von mir erzählt?“

„Nun von Ihrem älterlichen Hauſe, von Ihrer Erziehung, von Ihrem Herrn Bruder Colin — und was man ſonſt ſo erzählt,“ verſetzte die Amme ausweichend.

„Und weiter nichts? Von weiter keinem Menſchen?“ fragte die Marquiſe ſcharf betont, und fixirte die verlegene Amme mit den Augen. „Du weißt mehr von mir? Nur heraus und nicht gezaudert! Ich will es wiſſen! Von wem ſprach deine Muhme noch?“

„Ich will's geſtehen. Auch von dem Schweizer, dem Herrn Sigefroi de Gardedieu, hat ſie mir geſagt.“

„O Himmel! Du weißt Alles, Amme!“ kreiſchte die Marquiſe. „Und du haſt es meiner Vorgängerin erzählt? Weiß es mein Gemahl? Ja, ja, jetzt wird es Licht in mir. Auch er weiß Alles, und darum iſt er ſo düſter, ſo kalt gegen mich. Er hat es erſt erfahren, ſeit ich ſein Weib bin, und nur von dir, Schreckliche, kann er es erfahren haben.“

„Sie ängſtigen mich, gnädige Frau! nichts weiß der Herr Marquis von mir. Er hat mich niemals gefragt, und wenn er es gethan, ich würde ihm doch keine Mittheilungen über Sie gemacht haben. Sie verkennen mich ganz. Aber was wär' es auch, wenn er nun wüßte, daß Sie früher die Gemahlin eines andern Mannes waren. Sie müſſen doch Wittwe geweſen ſein, ſo gut, wie der Herr Marquis Wittwer war, ſonſt hätten Sie ihn doch nicht heirathen können. — — Oder — — o mein barmherziger Heiland und alle Nothhelfer! welch' ein gräßlicher Gedanke fährt mir durch die Seele wie ein zweiſchneidiges Schwert — — fürchten Sie deshalb Alles, ſind Sie deshalb in Verzweiflung, daß Ihr Geheimniß verrathen ſei, weil Herr Sigefroi de Gardedieu noch lebt, und Sie — o ſchrecklich! — die Gemahlin zweier Männer zugleich ſind?“

Die Amme zitterte am ganzen Leibe und ſtand mit gefalteten Händen vor der gedemüthigten Frau, ſtarr auf die Lippen derſelben blickend, als wollte ſie ihr die Antwort auf die ſchwere Frage dort ableſen, noch ehe ſie geſprochen.

„Nein,“ verſetzte die Marquiſe ruhiger, „Sigefroi iſt todt. Er hat ſeines Lebens Schuld bezahlt. Hältſt du mich für ſo verrucht, daß ich Vincent Rioz's Gemahlin wäre, wenn ich nicht die überzeugendſte Gewißheit von Sigefroi's Tod hätte? Er ſtarb in Amerika in einer Schlacht gegen die Engländer, wie mir ſein getreuer Diener, der mir ſeine letzten Grüße und ſeine Schreibtafel mit meinen Briefen überbrachte, berichtet hat. Aber mein Stolz hat es allen verborgen, daß Sigefrei mein angetrauter Gatte war; er empört ſich, daß ſie es nun erfahren könnten. Morgen, morgen ſollſt du Alles wiſſen, Babichen. Mein Herz drängt mich, dich zu meiner Vertrauten zu machen; denn wenn es nicht in dieſer unheimlichen Einöde, in dieſen trüben Verhältniſſen ſich verzehren ſoll, wenn ich nicht wahnſinnig werden ſoll, ſo muß es ein anderes Herz haben, dem es ſeinen Kummer ausſchüttet. Du biſt Aureliens Vertraute geweſen, ſei auch die meine. Weiſe mich nicht grauſam zurück, weil mein Stolz und meine Kälte dich erſt beleidigten. Sieh', ſie ſind gebrochen, ich zittere dir gegenüber. Du haſt mich in der Hand. Vergilt mir nicht Gleiches mit Gleichem. Sei mir gut; du ſollſt morgen Alles erfahren. Jetzt geleite mich in's Schloß; ich muß mich niederlegen. Mir grauſt's dahier!"

„Aber mein Junge, wo iſt er! Schon iſt's Nacht geworden, und er noch nicht hier. Hat ihn wieder ein entſetzlicher Traum gefaßt?" ſo rief die Amme angſtvoll.

„Weh mir! Er verklagt mich bei der geſpenſtigen Reiterin!" kreiſchte die Marquiſe, und ſtürzte wie eine Wahnſinnige in's Schloß.

Es war ſchon ſpät. Die Fenſter mehrerer Zimmer im Schloſſe waren ungewöhnlich hell erleuchtet, und Geſtalten glitten innen ſchnell daran vorüber. Der Vollmond warf ſeinen Glaſt durch zerriſſene Wolken, die wild und haſtig an ihm vorüber jagten, eben ſo ihre geſpenſterhaften Schatten unten im Park über die Sandwege und die düſtern Wälder. Mit den Schatten um die Wette jagte ein Reiter nach dem Schloſſe zu; aber es war ein Menſch, ein Mann, kein Geiſt. Es war der Marquis Rioz de Joinville. Sobald er das ſchnell verlaſſene Pferd einem herbeigerufenen Diener übergeben hatte, ſtürmte er in die Zimmer ſeiner Gemahlin. Mühſam richtete ſie ſich vom Lager empor, um ihn zu begrüßen; Fieberſcharlach überglühete ihr Geſicht. Er aber kam ihr, nachdem er einen raſchen Blick auf die umſtehenden Dienerinnen geworfen, mit der Frage zuvor: „Wo iſt die Amme?“

Niemand antwortete.

„Was iſt geſchehen?“ fuhr der Marquis düſter und heftig fort. „Wo iſt die Amme? Wo iſt ihr Sohn? Warum ſeht ihr mich ſo ſeltſam an? Redet!“

„Ich bin krank, Vincent,“ ſtammelte ſeine Gemahlin.

„Krank? nun ja! Aber ich will von dir wiſſen, wo Babichon und ihr Junge ſind? So antworte mir doch, Genevien!“

Erſchreckt über dieſe Frage, die man noch nie vom Marquis vernommen, und über das unbegreifliche Drängen, das wie Angſt oder noch etwas Schlimmeres klang, verhüllte ſich die Dame das Geſicht und ſchluchzte: „Die Amme ſucht ihren Jungen.“

„Sie ſucht ihn?“ fuhr Vincent auf. „Was iſt das? Iſt der Junge nicht im Hauſe? Liegt er nicht in ſeinem Bette und ſchläft? Was iſt geſchehen? frag' ich; ich will's wiſſen. Weshalb ſeid ihr noch munter? Was bedeutet dieſe Aufregung?“

„O mein Gott, was willſt du denn von der Amme und ihrem Jungen?“

„Was geht das dich an? Ich muß ihn haben! Ich bedarf ihrer höchſt nöthig. Wo iſt alſo der Knabe?“

„Herr mein Schöpfer! ich weiß es nicht. Er iſt davon gelaufen, weil ich ihn geſchlagen, und Babichon iſt ſchon ſeit einigen Stunden fort, ihn zu ſuchen. Sie befürchtet, der böſe Junge habe ſich ein Leid angethan, und in ihrer Verzweiflung hat ſie geſchworen, wenn dem ſo ſei, ſelbſt nicht lebendig wieder auf das Schloß zu kehren.“

„Das wolle Gott nicht! Unglückſelige, was haſt du gethan!“ ſchrie der Marquis verzweifelt, und hocherſtaunt ſahen die Kammermädchen auf den heftig aufgeregten Mann. „O wenn du ahnen könnteſt, welche Wichtigkeit dieſer Knabe für mich hat! Er, er muß mein Retter werden. Auf! auf! alles was Beine hat im Schloſſe, ihn zu ſuchen! Man ſoll das Dorf dazu aufbieten. Ich muß ihn lebend haben und ſeine Mutter, oder ich bin ſelbſt des Todes.“ Und hinaus raſete er, alle Diener wach zu machen.

„Himmliſche Barmherzigkeit!“ ſtöhnte die Marquiſe, von heftigerer Fieberglut überloht, und ſank in ihr Kiſſen zurück. „Was ſind das für ſchauerliche, unſelige Räthſel?“

Der Marquis brach aber mit ſeinem Leibjäger ſelber auf, um das Kind mit einer Fackel zu ſuchen. Und beide ſchritten in gerader Richtung nach dem düſtern Walde zu, und kamen zu dem Dickicht, in deſſen Nähe man der Leiche Aureliens habhaft geworden war. Dort blieb der Marquis plötzlich ſchaudernd ſtehen, und ſagte zum Leibjäger: „Geh' du allein hinein. Ich will hier auf dich warten.“ Der Jäger drang in das Dickicht, und rief gleich darauf: „Er iſt da!“ —

„Lebendig oder todt?“ fragte der Marquis.

„Er lebt und ſchläft.“ Und auf ſeinen Armen brachte er das ſchlafende Kind. Der Leibjäger hatte den Knaben zum zweiten Male gefunden.

René wurde auf das Schloß in des Marquis Zimmer gebracht, eben dahin nach einiger Zeit ſeine Mutter, die durch ausgeſchickte Boten aufgeſucht worden war; und der Schloßherr, der ſeit lange mit beiden kein Wort gewechſelt, pflog bis nach Mitternacht eine lange Unterredung mit Babichon und ihrem zur Beſinnung gebrachten Kinde, und entließ endlich beide ſehr gnädig.

Eine gleiche auszeichnende Behandlung widerfuhr ihnen am andern Morgen, als der Marquis ſie in ſeinen Wagen nahm und mit ihnen von dannen fuhr. Ein zweiter geringerer Wagen war für mehrere von der ältern Dienerſchaft angeſpannt, und beide eilten der Stadt Lons le Saunier zu. Unterwegs fand der Marquis ein Mal Gelegenheit, dem Knaben, unbemerkt von deſſen Mutter, zuzuflüſtern: „Vergiß nur um Alles nicht, von deinem böſen Traume gar nichts zu erzählen. Kein Wort davon und du ſollſt es ferner gut haben, und meine Frau dir kein Leid wieder zufügen.“

Gleiche gnädige Verſicherungen erhielt auch Babichon vom Marquis, wenn ſie ſich ſo benehmen werde, wie er ihr vorgeſchrieben.

In der Stadt angelangt, führte der Marquis — nach eingenommenem guten Mahle — die Amme und ihren Sohn nebſt der übrigen Dienerſchaft vor die Schranken des königlichen Gerichtshofes. Der Saal war ſchon mit Leuten aus dem Dorfe und der Umgegend von Joinville und aus andern Theilen des Gebirges angefüllt. Erwartungsvoll ſtand die Menge. Da erſchien der Richter mit ſeinen Beiſitzern und Schreibern, und ſchellte. Gleich darauf öffnete ſich die Thüre, René zuckte zuſammen; aller Augen wandten ſich dorthin; das Geflüſter verſtummte. Ein Mann mit einem langen wirren Bart- und Haupthaar trat gefeſſelt und von bewaffneten Wächtern geführt herein. René und Babichon würden in ihm ſogleich den geheimnißvollen Chiromanten erkannt haben, wenn auch nicht der wunderbare Vogel auf ſeiner Schulter geſeſſen hätte, der ſogleich ſein heiſeres: „Seid gegrüßt!“ kreiſchte. Die Meiſten der Anweſenden bekreuzten und ſegneten ſich, um ſich vor den Einwirkungen des Böſen zu ſchützen. Der Mann mit dem Vogel trat hart an die Schranken.

„Alter vom Berge, wie du dich nennſt,“ redete ihn der Richter an, „hier ſtehen deine Ankläger, um dir die Richtigkeit ihrer Anklage zu beweiſen. Am meiſten fällt dir zur Laſt, einen Knaben auf Schloß Joinville ſo bezaubert zu haben, daß er, der ſonſt munter und fröhlich, geſund und blühend war, nun blödſinnig, verſtockt, krank und trauernd iſt, ganz ſein früheres Gegentheil. Ja man beſchuldigt dich, daß du dadurch den Tod der Frau Marquiſe von Rioz bewirkt, den du durch deine Zauberkünſte ſogar vorher geſagt. Ebenſo wollen dir Andere beweiſen, daß du das Vieh behext und den Leuten allerlei Böſes angethan habeſt. Der ſtärkſte Beweis deiner übernatürlichen Künſte iſt dein ſprechender Vogel, der überall der Menſchen Geſchick voraus verkündet hat, wie alle dieſe Zeugen ausſagen und beeidigen wollen.“

„Wie ich Euch ſchon oft geſagt, Herr Richter," entgegnete der Gefeſſelte ruhig, „ich bin nichts weiter als ein einfacher Chiromant, der ſeine unſichere Kunſt von Andern nach Regeln erlernt hat. Den ſprechenden Vogel aber habe ich abgerichtet, auf gewiſſe Zeichen von mir gewiſſe Worte zu ſagen, wie ich Euch vormachen will. Dies that ich blos, um etwas mehr Geld zu verdienen. Das iſt meine ganze Hexerei." —

„Genug!" ſagte der Richter. „Die Zeugen ſollen jetzt vernommen werden. Man bringe den armen Knaben!"

Der zitternde René wurde von ſeiner Mutter empor gehoben.

„Wie? Frau, iſt das dein Sohn?" rief der Chiromant heftig bewegt.

„Ja das iſt von ihm übrig durch Eure Teufelskunſt, Ihr Böſewicht!" rief Babichon weinend. „Was hatte Euch mein armes unſchuldiges Kind gethan, daß Ihr es alſo zugerichtet!"

„Armer Knabe!" ſeufzte der Chiromant, und ein Paar Thränen perlten in ſeinen grauen Bart herab.

Die Verhöre begannen und dauerten einige Tage. Die Zeugen ſagten aus, daß René Placcard erſt ein ſchönes, blühendes, wildes Kind geweſen, nach der Anweſenheit des Wahrſagers auf Schloß Joinville aber vom Fleiſche gefallen, düſter, ſcheu, ſtill und verſchloſſen geworden und oft unzweideutige

Beweiſe ſeines Blödſinns gebe, in welchem er auch den Tod der Marquiſe Aurelie verſchuldet. Der Knabe benahm ſich ſelbſt ſehr albern, und kaum war ein Wort aus ihm heraus zu bringen, ſo daß er die Ausſagen durch das Argumentum an ſich ſelbſt beſtätigte. Babichon gab genau die Umſtände an, wie der Wahrſager auf Joinville erſchienen ſei, wie er den baldigen Tod der Marquiſe vorausgeſagt, und wie er ſich vorzüglich mit ihrem Knaben beſchäftigt habe, wie derſelbe dann zwei Tage darauf ganz abhanden gekommen, für todt im Walde gefunden und als ein ganz Veränderter, offenbar Behexter und Verzauberter wieder zu ſich gekommen ſei. „Nachher hat man nichts weiter aus ihm herausbringen können, als daß er einen böſen Traum geträumt —“

„Dieſer Traum iſt gewiß weiter nichts als die Zauberei des Chiromanten,“ fiel ihr der Marquis haſtig in's Wort. „Ich habe verſucht, dem Kinde den Traum abzufragen, aber es iſt durchaus nichts aus ihm heraus zu bringen. Der Hexenmeiſter ſcheint ihm darüber den Mund ganz geſchloſſen zu haben. Es kommt auch darauf nichts an.“

„Und doch wäre es dienlich, etwas Näheres über dieſen Traum zu wiſſen,“ bemerkte der Richter. Und zu René gewendet: „Mein Söhnlein, wenn du noch etwas von dieſem Traume weißt, ſo ſage es mir.“

Da fiel der Knabe, der ſich ſchon ein Mal geſchaudert hatte, mit einem ſterbenden Blick auf den Marquis zurück, und bekam die heftigſten Krämpfe.

Andere Zeugen ſagten aus, wie ſich der Wahrſager in der Gegend umhergetrieben, den Kühen die Milch verhext, anderes Vieh krank, die Pferde lahm gemacht, giftigen Thau auf die Felder gezaubert und dergleichen mehr.

Der ſogenannte Alte vom Berge konnte ſich auf alle dieſe Beſchuldigungen nicht vertheidigen und nichts für ſeine Unſchuld anführen.

So ſprach man denn allgemein davon, daß ſein Urtheil eben nicht das günſtigſte für ihn ſein werde, und er gewiß, wenn er auch mit dem Leben davon komme, für ſeine Lebenszeit eingekerkert werden würde, um ihn unſchädlich zu machen.

Die öfteren Verhöre hatten es nöthig gemacht, daß Babichon und René einige Tage in Lons le Saunier verweilten, und der Knabe war wie ein Träumer in der ihm neuen Stadt umher geſchlichen. Oft hatte er Stunden lang gefehlt und Babichon wußte nicht, wo er blieb. Auch gab er deshalb auf ihre Fragen niemals genügende Antwort. Auf der Heimreiſe war er ſo ganz in ſich gekehrt, daß er auch nicht ein einziges Wort ſprach. Und ſo blieb er auch mehrere Tage zu Hauſe.

Eines Mittags fehlte er bei Tiſche; der Abend kam, er war noch nicht da. Es ergab ſich, daß er vom früheſten Morgen gefehlt hatte. Die Nacht brach herein, Babichon ſuchte ihn, wie früher, Jäger und Diener ſuchten ihn, aber dies Mal war er nirgends zu finden. Merkwürdig genug zeigte ſich der Marquis ſehr gleichgültig und äußerte ſogar, es habe nichts zu ſagen, wenn er auch erſoffen ſei oder den Hals gebrochen habe. Von ſeiner Seite wurden auch keine Anſtalten gemacht, das Kind aufzutreiben. Babichon war dagegen unermüdlich. Aber ſelbſt die eifrigſten Nachforſchungen des folgenden Tages führten zu keinem Reſultat, und unter kummervollen, ſchmerzlichen Thränen verfloß der Amme und Guillemette auch die andere Nacht. Auf die kranke Marquiſe machte der Vorfall einen ſehr übeln Eindruck. Die Fieber kehrten heftiger zurück, ſie ſprach irr, und der herbeigeholte Arzt äußerte große Beſorgniß für ihr Leben. Der Marquis wich nicht von ihrem Bette und legte die rührendſte Zärtlichkeit für ſie an den Tag. Da zeigte ſich unverkennbar, wie ſtark ſeine Liebe zu ſeiner Gemahlin war; wie eine, zeither von Wolken verhüllte Sonne, trat ſie glänzend und herrlich hervor.

Am dritten Tage trat René plötzlich zu der im Garten um ihn weinenden Guillemette. Das Mädchen ſchrie laut auf, fiel ihm um den Hals, küßte ihn, rief Andere herbei, die Dienerſchaft lief herzu, ſeine Mutter kam, man ſtürmte mit Fragen in ihn, wo er geweſen, er antwortete aber kurz und kalt, daß er wieder im Walde geſchlafen, aber noch immer recht ſchläferig ſei, und ohne weitere Auskunft zu geben, ſuchte er ſein Lager und ſchlief den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht.

Seit dieſem Tage war er um ein weniges heiterer, aber nicht geſprächiger; Tage lang ſchlich er vor ſich im Park und durch den Wald, und kümmerte ſich wenig um Guillemette, die ſich ſeiner Gleichgültigkeit halber grämte. So oft es Nacht wurde und er war nicht da, pflegte ihn Babichon zu ſuchen. Doch befolgte er ihre ſtrengen Befehle und ſtellte ſich jedes Mal zur rechten Zeit ein.

So waren mehrere Wochen vergangen und der Mond wieder in ſeiner Fülle. Babichon bemerkte, daß René ſehr unruhig ſchlief und in der Nacht im Zimmer umher wandele. Sie nahm ſich vor, am nächſten Abend das Zimmer zu verſchließen, aber im Drang der Geſchäfte — denn die Marquiſe war noch immer krank — hatte ſie es vergeſſen. In der Nacht fuhr ſie plötzlich empor, als habe ſie Jemand geweckt; ſie wirft einen Blick nach des Knaben Bett, es iſt leer; ſie ſpringt auf und ſucht im Zimmer; er iſt nicht mehr da. Sie kleidet ſich eilig an und läuft in den Park, die Angſt beflügelt ihre Schritte. Oft huſchte es ſchattenhaft ſeltſam, lautlos grauſig an ihr vorüber, aber ſie ruft nur René's Namen, den die Wälder höhnend nachäffen. Wiederum und ſchon zum dritten Male ſpäht ihr Auge verzweiflungsvoll umher, ob er nicht liege und ſchlafe im verderblichen Mondſtrahl, der betäubt und blödſinnig macht, und geſpannt horcht ihr Ohr auf jedes Geräuſch. Plötzlich — ſchon außerhalb dem Bezirk des Parkes — wo Wälder und Berge, Wieſen, Felſen und Pfade wild ſchauerlich in einander griffen, aufſteigend zu den ſteilern Höhen des Gebirgs, plötzlich ſpringt ihr der Knabe aus dem Buſch mitten in den Weg, wie ein Geſpenſt, ſo daß ſie erſchreckend zuſammenfährt und aufſchreit.

„Mutter, biſt du allein gekommen?“ fragte René geheimnißvoll.

„Ich bin's. Du böſes Kind, warum biſt du mir wieder fortgelaufen?“

„Ich mußte, Mutter! der Geiſt befahl es mir im Schlaf. Aber Mutter, wenn du allein biſt“ — er warf die Augen ängſtlich ſuchend nach allen Seiten hin — „ſo ſieh' doch, wer bei mir iſt! Freue dich mit mir! Komm heraus, Freund, die Mutter iſt allein. Er hat zu dir gewollt, Mütterchen, aber er hat ſich vor dem Marquis gefürchtet. Ich wußte wohl, daß er in dieſer Nacht kam, und ich fand ihn auch gleich in ſeinem Verſteck. Da hatten wir uns nun zuſammen verſteckt, und wollten warten bis morgen, wenn du allein oder mit Guillemette in den

Park kämſt, dann wollte er mit dir reden. Aber ſo iſt's noch beſſer.“

Mit fröſtelndem Erwarten blickte Babichon auf eine dunkle Männergeſtalt, die aus der Nacht des Waldes langſam heraustrat, und ſuchte zitternd die Züge deſſelben zu entziffern. Ein ſeltſamer Ton, der von ihm ausging, lenkte ihre Augen auf den Vogel, der auf ſeinen Schultern war, und in demſelben Augenblick wußte ſie, daß ſie den geheimnißvollen Chiromanten vor ſich hatte, gegen den ſie als Anklägerin wegen Bezauberung ihres Kindes aufgetreten war. Jähes Entſetzen zuckte durch ihre Gebeine bei dieſer Entdeckung, vorzüglich da ſie die ſchier wahnſinnige Freude gewahrte, mit der René ſich geberdete und rief: „Mutter! Mutter! Nach ihm habe ich mich geſehnt. Er will mich mit ſich nehmen und der Vogel ſoll mein ſein.“

Der Fremde bot mit hohler Stimme einen „guten Abend,“ und der Vogel mit heller ſein „ſei gegrüßt!“ Sie dankte zagend.

„Babichon!“ hob der Wahrſager, dicht an ſie herantretend, dumpf flüſternd, wie ein Sterbender an, „wo iſt Sigefroi de Gardedieu?“

Die Amme erſchrak heftig bei Nennung dieſes Namens, wüſte Gedankenbilder dunkelten durch ihren Kopf, als ſei ein Geſpenſt vor ihr, oder ein Wahnſinniger, oder irgend ein übernatürliches Weſen. Sie vergaß zu antworten; die Zunge klebte ihr trocken am Schlund.

„Wo iſt Sigefroi de Gardedieu?“ wiederholte der geheimnißvolle Mann drohender.

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Babichon endlich in Todesangſt. „Ich kenne den Mann nicht, den Ihr nennt.“ „So biſt du damals nicht zu deiner Muhme gekommen? So haſt du Herrn von Gardedieu nicht geſprochen?“

„Nein, nein! rief die Amme und zog den Knaben, der unterdeſſen mit dem Papagei ſpielte, näher an ſich, gleichſam ängſtlich beſorgt, als könne er ihr geraubt werden. „Ich weiß von nichts, was wollt Ihr von mir in dieſer grauſigen Nacht? Der Mann, deſſen Namen Ihr ausgeſprochen habt, iſt in einer Schlacht in Amerika gegen die Engländer gefallen, und ſeine ſichere Todesbotſchaft nach Frankreich gekommen.“

„Wer ſagte dir das?“ fragte der Fremde haſtig.

„Die Marquiſe, meine Herrin.“

„Und woher weiß ſie es?“ drängte der Wahrſager, und ſeine Augen glüheten wie feurige Kohlen auf das zitternde Weib.

„Mann,“ ſtammelte ſie, ſich abwendend — denn der Blick war ihr zu dieſer Stunde im fahlen Mondſchein unerträglich — „Mann, welch’ ein Recht habt Ihr, mich ſo auszuforſchen? Ich bin nicht geneigt, Euch die Geheimniſſe meiner **Herrſchaft** zu verrathen."

„Das heiligſte Recht von der Welt, ich ſchwöre es dir zu beim großen Gott! Und um Gottes und aller Heiligen willen beſchwöre und bitte ich dich, mir auf meine Fragen wahr und aufrichtig zu antworten, gutwillig zu antworten, oder — ich werde dich zu zwingen wiſſen."

Die Drohung und mehr noch der Ton, mit welchem ſie geſprochen wurde, ſchwillte der Amme Mark und Bein.

„Woher weiß die Marquiſe, daß Sigefroi de Gardedieu in Amerika gefallen iſt?" fragte er fürchterlich.

„Gardedieu's Diener hat ihr dieſe Nachricht in Paris gebracht, und ihr ſeines Herrn Brieftaſche mit deſſen letzten Grüßen übergeben."

„Der Marquiſe, deiner Herrin? Wie kam ſie dazu? In welchen Verhältniſſen ſtand ſie mit ihm?"

„Das werde und kann ich Euch nicht ſagen, und wenn Ihr mich gleich auf der Stelle ermordetet," erwiederte die Amme entſchloſſen.

„Unerklärlich!" rief der Alte. „Was iſt Lüge, was iſt Wahrheit? Ich glaube, Weib, du haſt ſchon viel gelogen, und das Meiſte in Beziehung auf dieſen Knaben."

„Was wollt Ihr von mir?" bebte Babichon wieder: „der Knabe iſt mein Kind."

„Du ſagſt es, aber ich zweifle daran, und eben weil du es ſo ſagſt, glaub' ich es nicht.“

„Laßt mich mit meinem Kinde! Was geht Euch der Knabe an?“

„Vielleicht mehr, als dir lieb iſt. — Kann ich die Marquiſe nicht durch dich heimlich ſprechen? Vielleicht morgen früh hier oder im Park?“

„Nimmermehr! wenn Euch an Eurem Leben gelegen iſt, ſo flieht von dieſem Schloſſe, aus dieſer Gegend. Ihr ſeid dem Kerker entſprungen und wagt es, hier zu erſcheinen? Eilt, eilt fort über die Grenze in die Schweiz! Ihr habt nur wenige Stunden. Zum zweiten Male ergriffen und gefangen, dürftet Ihr ſchwerlich mit dem Leben davon kommen.“

„Du haſt recht! Genug hab' ich Kerkerluft eingeſogen. Ich danke dir für die Warnung! Ich gehe. Aber das Eine will ich dir noch ſagen: mögen nun die Verbindungen deiner Marquiſe und des Schweizers Gardedieu geweſen ſein, welche ſie wollen — mir ſind ſie unbekannt, und das iſt ſeltſam, ja unerklärlich — entweder iſt ſie belogen oder ſie lügt mit Willen und Wiſſen; denn Sigefroi de Gardedieu iſt nicht in Amerika gefallen, ſondern wohl behalten nach der Schweiz zurückgekehrt im verwichenen Herbſt. Das kann Niemand beſſer wiſſen als ich; denn ich bin ſein alter Diener, der um ihn geweſen von ſeinen Knabenjahren an bis mich vor neun Monaten in dieſer Gegend hier ein tückiſches

Geſchick von ihm riß, als wir noch nicht lange zuſammen aus Amerika zurückgekehrt waren.“

„O heilige Maria, meine Ahnung!“ rief Babichon betroffen.

„So lebt Sigefroi doch noch!“

„Wahrſcheinlich und vielleicht in einem Kerker, wie ich ſeit jener Zeit. — Weib, Weib, wenn du mehr von ihm wüßteſt und mir verheimlichteſt! du begingſt eine Todſünde; denn Sigefroi de Gardedieu iſt einer der trefflichſten Menſchen, edel, fromm, tapfer, ein Muſter eines ritterlichen Herren.“

„Ich weiß bey Gott und meiner Seligkeit nichts weiter von ihm! — aber erzählt mir doch, wie kam denn Herr von Gardedieu in dieſe Gegend?“

„Er beſuchte deine Muhme in la petite Chiotte, die er von früher kannte.“

„Es iſt wahr; ſie kannte ihn gut.“

„Nebenbei wünſchte er dich zu ſprechen, und ſchickte mich auf Joinville, dich zu deiner Muhme einzuladen.“

„Ihr ſagtet doch damals, meine Muhme ſchicke Euch. Wußte ſie wirklich davon, daß Ihr hierher gegangen wart?“

„In Wahrheit: nein! Sie wußte nichts davon.

Als ich mit meinem Vogel weiter zog und wahrſagte — ich war dazu genöthigt, um mir und meinem Herrn Unterhalt zu verſchaffen; denn wir hatten beide nichts weiter von Amerika mitgebracht, als dieſen

Papagei. — Ich wurde in Saint-Amour ergriffen, in's Gefängniß gelegt — mein Wärter vertrauete mir: auf Veranlaſſung eines Herrnjägers — und der böſen Zauberei, ſo wie des Bundes mit dem Teufel angeklagt und nach Lons le Saunier gebracht. Dort lag ich im Kerker. Du ſelbſt warſt meine Anklägerin, aber dieſer Knabe war mein Retter. Und um ſeinetwillen verzeihe ich dir."

„René Euer Retter! Wie iſt das möglich?"

„Das unſchuldige Kind wußte, daß ich unſchuldig war. Eines Abends erſchien er vor dem Fenſter meines Kerkers; er hatte Säge und Feilen und ein langes Seil um ſeinen Leib. Heimlich war er von hier nach Lons le Saunier gelaufen, über Dächer, durch Dachrinnen, an Mauern hinauf war er geklettert wie eine Katze, mit der größten Lebensgefahr. Seine Hülfe brachte mir Freiheit noch in dieſer Nacht. Ich zerſchnitt die Eiſenſtäbe mit ſeinen Werkzeugen und ließ mich an ſeinem Seile hinab."

„Das haſt du gethan, René!" rief Babichon im höchſten Erſtaunen.

„Ich that's, weil's mir der Geiſt befahl und mir das Gelingen der anbefohlenen That im Voraus verſprach," verſetzte René kurz, und ſeine Mutter blickte mit einer unwillkührlichen ehrfurchtsvollen Scheu auf ihn.

„Ich eilte, meinen geliebten Herrn aufzuſuchen," fuhr der Wahrſager fort, „von dem mir in meinen

Gefängniſſen natürlicher Weiſe keine Kunde zugekommen war. In la petite Chiotte angelangt, hörte ich mit Beſtürzung, daß Frau Sarotte Dulac während dieſes Winters mit Tod abgegangen ſei. Ihr Sohn, erſt nach dieſer Zeit aus der Fremde heimgekehrt und Herr der Hammerſchmiede geworden, wußte weder etwas von meinem Herrn, noch von mir, und die alten Arbeiter in der Schmiede konnten mir gar nichts Näheres berichten. Ich zog über die Berge in die Schweiz hinüber, aber nicht in ſeiner Heimath, nicht bei Freunden und Verwandten, nirgend fand ich eine Spur von Sigefroi. Vergebens waren alle Nachforſchungen. Da glaubte ich, du würdeſt, du müßteſt es wiſſen, wohin er ſich gewendet, oder ob ihn ein Unfall getroffen, und ich ſchlich wieder hierher — und ſehe auch hier mich getäuſcht. So will ich nun nach Paris wandern. Dort lebt ſein theures Weib in der Zurückgezogenheit eines Kloſters. Vielleicht find' ich ihn in ihrer Nähe.“

Die Amme erbebte; ſie war im Begriff den Mund zu öffnen, um den Mann aufzuklären, aber ſie ſah in demſelben Augenblick ihren Feind, den Verderber ihres Kindes in ihm, und ihr Glaube wurde durch ſeine Rettung aus dem Gefängniß mit Hülfe des ſchwachen Kindes nur beſtätigt. Sie ſchauderte vor dem Manne, der, ein abenteuernder Fremdling, ſo viel Macht über ihr Kind erlangt hatte, daß er aus der Ferne auf daſſelbe wirken und es zu ſo außerordentlichen, die Kräfte deſſelben weit überſteigenden Dingen vermögen könne. Sie ſchwieg und ließ den Mann in ſeinem Irrthum. Kalt und froſtig wünſchte ſie ihm eine glückliche Reiſe und zog ihr weinendes Kind, das ſich nicht von dem unheimlichen Alten trennen wollte, mit Gewalt und Haſt mit ſich fort. Als ſie am Zimmer der kranken Marquiſe vorüber glitt, ſeufzte ſie: „Ach Gott, ihr wäre beſſer, ſie ſtürbe; denn ſie iſt ja doch die Gemahlin zweier Männer, und wie bald wird ihr erſter Gatte erſcheinen und ſeine Rechte fordern. Ueber dies Haus iſt großer Jammer gekommen, aber noch größerer ſteht ihm bevor. Herr, welche Schuld hat all' dies ſchwere Unglück herbeigerufen?!“

„Ich war ein wildes und heftiges Mädchen,“ erzählte die geneſende Marquiſe der Amme mit ſchwacher Stimme, „und mochte meinen ſanften Bruder Colin nie recht leiden. Oft drängte ſich mir der Gedanke auf, die Natur habe ſich hinſichtlich unſer vergriffen, und Colin mit dem weichen weibiſchen Gemüth hätte die Tochter, ich dagegen mit meinen männlichen Anlagen der Sohn des Hauſes werden müſſen, und ich konnte mich über dieſe ungerechte Verwechslung oft recht erzürnen. Dazu kam, daß unſere Mutter in ihm wenig Neigung zum Stolz entdeckte, weshalb ſie ihn für eine gemeine Seele, für das treue Abbild unſeres Vaters, erklärte; an mir dagegen fanden ihre glorreichen Familienerinnerungen ein geneigtes Ohr, ihre Saat einen fruchtbaren Boden, und deshalb war ich ihr Lieblings-, ihr Schooskind, der würdige Sproß des alten berühmten Geſchlechts der Rioz. Ich weiß nicht, wie oft mir meine Mutter vordocirt hat, daß dies Geſchlecht in Frankreich ſeinen Urſprung von einem vornehmen ſpaniſchen Hauſe ableite, das noch jetzt dort blüht. Einer unſerer Vorfahren war vor anderthalb Jahrhunderten mit Anna von Auſtria, der Gemahlin Ludwigs XIII. als Hofmeiſter der Königin nach Frankreich gekommen, und hatte ihr bis an ſein Ende treu gedient. Ein Enkel deſſelben, von Ludwigs XIV. Gemahlin, einer Spanierin, wie deſſen Mutter, ebenſo begünſtigt, wie ſein Großvater von der mächtigen Anna, aber weniger glücklicher als dieſer, war vom Könige gleich nach dem Tode der Königin in dieſe rauhen Gebirge verwieſen worden, weil er der Tochter Philipps IV., wie ſein Ahn der Philipps III., allzuergeben, die galanten Liebhabereien des großen Ludwig in einige Verlegenheiten gebracht hatte. Sein jüngerer Bruder, bei der Marine angeſtellt, wurde der Stifter einer zweiten Linie dieſes Hauſes. Der ältere Bruder iſt Vincents, meines Gemahls, Stammvater, der jüngere der meinige. Die Marquis Rioz von Joinville, wie ſie ſich von dem ihrem Ahn zugewieſenen

Schloſſe benannten, blieben ruhig, das bittere Gefuhl des beleidigten Stolzes vom Vater auf den Sohn vererbend, und dieſen unbehülflichen Stolz dadurch ſtets in ſeiner moquanten Friſche erhaltend, hier im öden Jura, auf dieſem einſamen abgelegenen Schloſſe hauſen, den Hof und den begünſtigten Adel haſſend und ſich fern haltend von aller Gemeinſchaft mit dieſem und jenem. Du merkſt aus dieſem, daß Vincent nicht aus der Art geſchlagen iſt. Er thut ſich auf ſeinen kalten Stolz, auf ſeine vornehme Zurückgezogenheit Alles zu gut, und würde beide nicht um die vornehmſten Ehrenſtellen miſſen. Meine Mutter war theilweiſe auf Joinville erzogen worden, und hat alle hier herrſchenden Geſinnungen von fruh auf eingeſogen und ſich angeeignet; ihr höchſter Stolz iſt unſer ſpaniſches Blut. Sie lernte hier den Baron Aubin du Ganderon kennen, der als Nachbar zuweilen hier zuſprach, und obgleich ſie ſich in ihren jungern Jahren gelobt hatte, nur einem vornehmen Spanier ihre Hand zu reichen, ſo fügte ſie ſich doch, als jene Jahre voruber waren und weder einen vornehmen Spanier zu ihr gebracht noch ſie zu einem ſolchen, den Wünſchen des ihrem Stolze ſtets ſchmeichelnden Barons und ward deſſen Frau. Colin und ich waren die Sproſſen dieſer Ehe, welche die Liebe nicht geſchloſſen hatte. Die Mutter hat den Vater ſtets einen gemeinen Menſchen genannt, Colin, wie ſchon erwähnt, desgleichen. Mich, die nach ihren

Wünſchen ausſchlug, beſtimmte ſie früh für Vincent, das edle Blut der Rioz ſollte wieder vereinigt werden. So waren wir als Kinder ſchon ein Paar, und ich brauchte mich nicht erſt an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich einſt Vincents Gemahlin würde, ich hatte ja nie einen andern gehabt, und die Sache verſtand ſich alſo von ſelbſt. Auch ſah ich keinen andern Edelmann, der im Stand geweſen wäre, Vincent in Schatten zu ſtellen. Mein Verlobter liebte mich, und gab mir davon die glänzendſten Beweiſe; denn er fügte ſich allen meinen Launen, und ich hatte deren viele. Unſere Vermählung war auf meinen achtzehnten Geburtstag feſtgeſetzt, wir hatten nur noch einige Wochen bis zu demſelben zu zählen, und die Mutter traf alle Anſtalten zu unſerer Hochzeit. Da brachte eines Tags Colin einen ſeiner Jagdfreunde mit in's Haus. Es war Sigefroi de Gardedien, nur wenige Meilen über der uns ſo nahen Grenze zu Hauſe. Colin hatte ihn nicht lange vorher erſt kennen, aber auch lieben gelernt; und in der That war Sigefroi ein höchſt liebenswürdiger Jüngling. Gewandt, freundlich, unterhaltend, beſcheiden, machte er gleich bei ſeinem erſten Auftreten in unſerm Hauſe einen ſehr günſtigen Eindruck auf mich. Aber nimmermehr wäre aus dieſem Wohlgefallen, das er mir für ſich abgewann, Liebe geworden, und welche Liebe! wenn ich von früh daran gewöhnt worden wäre, Widerſpruch zu ertragen, und mich dem Willen Anderer zu fügen. Ich unterhielt mich gern mit Sigefroi; ſeine Aufmerkſamkeit ſchmeichelte mir, ſeine ſchöne Geſtalt beſtach mein Auge. Da trat einſt Colin mit ſeinem gutmüthig ſcheinenden, aber eigentlich boshaften Lächeln, das er jedesmal, wenn er mich tückte, annahm, zu mir und flüſterte mir zu: Mein Schweſterchen, vergiß dein von der Mutter geerbtes ſpaniſches Blut nicht; mein Schweſterchen, vergiß nicht, daß Sigefroi de Gardedieu ein Schweizer iſt, d. h. ein Patrizier, einer vom pöbelhaften Bürgeradel, ferner, daß er ein ganz armer Schlucker, und endlich, daß er ein Calviniſt iſt; mein Schweſterchen, vergiß nicht, daß du die Braut Vincents Rioz von Joinville biſt und eh' der Mond wieder voll wird, ſeine Gemahlin ſein ſollſt! — Dieſe Worte waren feurige Brände in mein von Zündſtoff angefülltes Herz. Ich begünſtigte Sigefroi nun meinem guten Bruder zum Trotz und that mir keine Gewalt an, meine Neigung zu verbergen, und wirklich wurde die von Tag zu Tag größer. Meine Mutter ließ ihm das Haus verbieten; dies goß Oel in die Flammen. Wir ſprachen uns heimlich im Gebirg, im Wald, und unſere Herzen tauſchten die Schwüre ewiger Liebe aus, unſere Lippen beſiegelten ſie. Vincent mußte bald hinter die Sache kommen; ich behandelte ihn gleichgültig und kalt. Mein Geburts- und Hochzeitstag nahete heran, und ich erklärte Vincent und meiner Mutter, daß ich mich mit Sigefroi verlobt habe und alſo Vincents Gemahlin nicht werden könne. Ich ſchweige von den Schmerzensausbrüchen meiner Mutter, mich, ihren Stolz, ihren Liebling auf ſolchem Abwege zu ſehen. Einen Patrizier ohne Namen! Einen Calviniſten! Einen armen Glücksritter! — Sie unterlag faſt ihrer Verzweiflung. Aber alle die Mißhandlungen, die ich von ihr erdulden mußte, machten mich nur noch hartnäckiger. Ich hätte eher das Leben gelaſſen, als Sigefroi mein Wort nicht gehalten. Colin durfte ſich nicht wieder ſehen laſſen, wenn er nicht mit Vorwürfen und Verwünſchungen, daß er den Friedenſtörer, den feindlichen Dämon in's Haus gebracht, überhäuft ſein wollte; er nahm alles geduldig hin. Mein Vater ſchalt auf mich, weil die Mutter ſchalt, und ihm ein Gleiches zu thun anmuthete. Man drohete mir, mich zu verſtoßen, ich kam der Ausführung zuvor; die Umſtände erlaubten mir ohnedies nicht, länger im elterlichen Hauſe zu verweilen. Ich floh in einer Nacht mit Colins Hülfe, der mein und Sigefroi's Vertrauter hat werden müſſen, zu Sarotte Dulac nach la petite Chiotte und lebte bei ihr eine Zeit lang verborgen unter fremdem Namen. Sarotte war nämlich Colins Freundin und oft brachte er mit ſeinen Jagdgeſellen heitere Stunden in ihrem Hauſe zu, die ihm im elterlichen zu genießen nicht erlaubt waren. Vincents Seelenzuſtand dauerte mich; er war nicht mehr nach Ganderon gekommen, aber ich erfuhr, daß er ſich verzehre und täglich bleicher werde; daß ſein Stolz ſo tief beleidigt worden, war das Fürchterlichſte für ihn. Dem Zertrümmerer ſeines Glücks hatte er gräßliche Rache geſchworen. Eine Herausforderung gelangte an Sigefroi, aber der gewandte Schweizer entwaffnete Vincent, und dieſer glich einem Raſenden. Bald darauf verband der Prieſter zu la petite Chiotte mich mit Sigefroi heimlich im Hauſe deiner Muhme. Colin, Sarotte und einige nahe Verwandte derſelben waren Zeugen. Alle gelobten mir Verſchwiegenheit; Sarotte hat ihr Verſprechen gebrochen, ſonſt wüßteſt du nichts von meiner Verheirathung. Von dort aus wandte ich mich an eine Schweſter meines Vaters, die Priorin der weißen Frauen in Paris war. Die gütige Matrone gelobte mir, mich bei ſich aufzunehmen. Ich mußte mich von Sigefroi trennen, der ſich erſt eine Exiſtenz ſuchen wollte. In der Schweiz und Frankreich ſchlugen alle ſeine Pläne fehl und er beſchloß nach Amerika zu gehen, wo ihm der Freiheitskampf gegen die Engländer Ausſichten zu bieten ſchien. Den freien Schweizer lockte die junge Freiheit. Ich habe ihn nicht wieder geſehen. Er iſt ein Raub des Todes geworden, wie das Pfand unſerer Liebe; ſein Diener brachte mir ſeine mit ſeinem Blute gefärbte Brieftaſche mit meinen eigenen Briefen und ſchilderte mir ſein Ende. Ich trauerte für ihn, wie es ſeinem Weibe zukam, doch kann ich nicht läugnen, daß mein Schickſal mich meinen Trotz bereuen ließ. Ich war Gattin ohne Gatten, Mutter ohne Kind, und da der Tod beide genommen, erwachte der alte Stolz in mir; ich wollte, daß meine übereilte und geheime Verbindung nun auch für immer ein Geheimniß bliebe. Noch bevor ich Siegefroi's letzte Schickſale erfuhr, drang die Kunde von dem ſchauerlichen Tode der mir unbekannten Gemahlin Vincents und der dadurch herbeigeführte unwiderrufliche Schritt meines Bruders in's Kloſter zu mir. Bald darauf erſchienen meine Eltern, von Alter und ſchwerem Kummer gebeugt, in Paris, um ſich wieder mit mir auszuſöhnen, und mich zur Rückkehr in's Vaterhaus zu bewegen, damit ſie am Abend ihres Lebens nicht ganz kinderlos und allein ſtänden. Mein Herz war ſehr geneigt, das ihnen angethane Unrecht möglichſt wieder gut zu machen und gern erfüllte ich ihren Wunſch, da ja Sigefroi auf ewig für mich verloren war. Meine Eltern wußten nichts von meiner ehelichen Verbindung. Kaum auf Ganderon angekommen, eilte ich nach la petite Chiotte, ich fand Sarotte todt. Colin hatte mein Geheimniß mit in's Kloſter, Sarotte mit in's Grab genommen — ſo wähnte ich — und ich ward ruhig. — Du weißt ſelbſt, daß ich einige Monate ſpäter Vincents Frau wurde; ich hatte ja vieles gut zu machen und die alte Neigung erwachte wieder. Ich hätte meine alte Mutter nicht ſo betrüben können, ihr den liebſten Wunſch ihres Lebens zum zweiten Male zu verſagen. Auch ſchwur mir Vincent, daß er nur durch meinen Beſitz die verlorene Ruhe wieder erlangen und glücklich ſein könne; denn nur mich liebe er, nur mich habe er geliebt. Auch er äußerte ſich nie über meine Verbindung mit Sigefroi; er nannte den Namen nicht, er deutete nie auf jenes Verhältniß auch nur von fern hin. Ich ſetzte alſo voraus, daß er von meiner Ehe auch nichts wiſſe, und dies Geheimniß mit immer dichterm Schleier zu umhüllen, war nun die wichtigſte Aufgabe meines Stolzes. — Bald aber nahm ich zu meinem Befremden wahr, daß Vincent in meinem Beſitz nicht die gewünſchte Ruhe, das geträumte Glück gefunden hatte. Düſtere Schatten lagern auf ſeiner Stirne, er flieht mich, wie er ſeine erſte Gattin geflohen, wie ein unſeliges Leiden laſtet es auf ſeiner Seele, und wenn ich ihn theilnehmend darum frage, wendet er ſich ſchmerzlich ab und eilt in ſeine Wälder, oder er antwortet mir hart und rauh. Nur zuweilen bricht die Sonne ſeiner Liebe durch das düſtere Gewölk; dann ſeh' ich ſeine Augen zärtlich leuchten, und meine Krankheit überzeugte mich, wie theuer ich ihm bin. Vielleicht gewinn' ich ihn der Freude und dem Lebensgenuß ganz wieder, wenn die Mutterhoffnungen, die ich ſeit Kurzem hege, in ſchöne Erfüllung gehen. Der Himmel wende Alles zum Beſten!"

„Amen!" ſagte die Amme mit gefalteten Händen aus tiefer Bruſt mit einem ſtillen frommen Gebet.

Seit dieſen Vorfällen verſtrich Jahr um Jahr, ohne daß auf dem Schloſſe Joinville ſich mehr als Gewöhnliches ereignet hätte. Zwar waren die ängſtlichen Befürchtungen der Amme, Sigefroi de Garbedieu werde kommen und die Marquiſe als Gattin reclamiren, nicht eingetroffen, aber eben ſo wenig die Hoffnungen der letztern, ein milder verſöhnender, lebensfreudiger Geiſt möchte in dem Schloſſe einkehren. Das Knäblein, das ſie ihrem Gatten geboren, war ein ſchwaches nicht zum Aufblühen beſtimmtes Pflänzlein, langſam hingewelkt und nach vier Jahren wieder geſtorben, und der Marquis hatte nie ſonderliche Freude daran gehabt. Seine Gemüthsſtimmung war düſterer, ſein Charakter verſchloſſener geworden. Selten blieb er länger als einen Tag auf dem Schloſſe, dann zog er mit ſeinen Jägern im Gebirg umher, wie ſonſt. Die Marquiſe hatte ſich zwar an dieſe Lebenszeit gewöhnt, aber die zweite große bittere Täuſchung ihres Lebens gab einer ihr angeborenen und nur zeither in ihr ſchlummernden Charakteranlage eine ſcharfe Ausprägung. Ihr um alle edeln Genüſſe betrogenes Herz zog ſich in ſich ſelbſt zurück, und erkaltete, der Tod ihres

Kindes und ihrer Eltern verhärtete es mehr und mehr, ſie wurde ſtolz, herriſch, und Guillemette, die aus den Kinderjahren in die der Jungfrau trat, hatte viel von ihr auszuſtehen. Aber noch unerträglicher erging es mit der Zeit ihrer Amme. Sie, die Vertraute der Marquiſin, hatte alle die ſeltſamen Launen derſelben zu ertragen, und wurde auf vielfache Weiſe gepeinigt. Doch die heftigſten Ausbrüche der Marquiſe gegen Babichon veranlaßte der Sohn der letztern, René. Auch dieſer, obgleich ſchlank emporgewachſen und ſchier zu groß für ſein Alter, war ein finſterer Träumer geblieben; ſein Geſicht war ſo blendend weiß, wie das eines Todten, dunkelbraune glänzende Locken (ſo ſehr hatte ſich ſein blondes Haar gefärbt) umzingelten es und gaben ihm in Verbindung mit dem tiefliegenden, dunkeln, düſter blickenden Auge einen unheimlichen Ausdruck. Und namentlich lag in ſeinem Blicke etwas Stechendes, Abſtoßendes, das Jedermann vor ihm zurückſcheuchte. Er ſprach höchſt ſelten und dann waren es nur kurze, abgeriſſene Worte, nur das Allernöthigſte. Man ſah ihn ſtundenlang — vorzüglich Abends — in Wind und Wetter, im Winter im Schnee und ſtrengſter Kälte im Park am Waldesrand ſtehen und unbeweglich vor ſich hin ſtarren, gleichſam als beſinne er ſich auf etwas, und die Landleute begegneten ihm nicht gern. Die Marquiſe aber floh ihn und ſein unerwarteter Anblick flößte ihr jedesmal

Schrecken ein, ja ihr Haß gegen René erhielt durch den in ihr entſtandenen und ſich feſtſetzenden Wahn, René trage am Hinwelken und Sterben ihres Söhnleins Schuld, neue Nahrung. Sie hielt den Behexten ſelbſt für einen Zauberer oder brachte den Tod ihres Kindes auf andere Weiſe mit ihm in Verbindung, ohne in ihren Ideen darüber klar zu werden. Anfangs hatte der Knabe auf ihre Vermittlung ſeinen Aufenhalt beim Schulmeiſter im Dorfe mit der ſtrengen Weiſung erhalten, das Schloß nicht zu betreten, aber man ſah ihn Abends doch im Park. Die Marquiſe that ihrem Haſſe keinen Zwang an, ſie ließ ihn von Dienern fortjagen, aber Keiner wollte ihn prügeln; ſie vergriff ſich ſogar einmal ſelbſt wieder an ihm; er lächelte bitter und ertrug's, aber er kam doch wieder. Sein Stern auf Joinville war nämlich Guillemette. Wenn er auch nur einen Blick von ihr erhaſchen, nur das Vorüberfliegen ihres Kleides gewahren konnte, ſo verklärte ſich ſein Geſicht. Aber die Tochter des Marquis trug auch für den unglücklichen Sohn ihrer Amme eine rührende Zuneigung, eine kindlich zärtliche Anhänglichkeit, die ihren Eltern zum großen Aergerniß war. Als er vom Schloſſe verbannt war, beſuchte ſie ihn faſt täglich heimlich im Dorfe, geduldig ertrug ſie die Schmähungen ihrer Stiefmutter, ſtumm hörte ſie die Ermahnungen Babichons, von René zu laſſen: es war ihr unmöglich; ihr Herz war mit dem ſeinigen verwachſen, und ſie war überzeugt, daß René ſogleich ſterben würde, wenn ſie ihm keine Beweiſe ihrer Zuneigung mehr gäbe. Sie war ja, außer ſeiner Mutter, das einzige menſchliche Weſen, das es mit dem armen Knaben gut meinte. Die Marquiſe ließ endlich, um dieſem Unfuge zu ſteuern, eine Gouvernante aus Paris kommen, die die ſtrengſte Aufſicht über Guillemette führen und ſie nie aus den Augen laſſen durfte. René aber wurde nach la petite Chiotte zu ſeinem Vetter Dulac in die Hammerſchmiede gebracht, um daſelbſt ein Schmiedeknecht zu werden. Auch jetzt ſah ihn die Dienerſchaft auf Joinville meiſt Sonntags oder an Feſttagen Abends im Park ſtumm und ſtill, und Guillemette ſuchte es oft möglich zu machen, daß ſie ihm ein freundliches Wort ſagte. Sein Lehrherr bemerkte ſogar, daß er manche Nacht nicht in der Schmiede zubrachte, weil er aber am früheſten Morgen ſich zum Geſchäft einfand und den ganzen Tag über unverdroſſen arbeitete, ſo machte man kein Aufhebens davon. In ſolchen Nächten lief er, ein eiliger Wanderer, über Berg und Thal, ohne eines gebahnten Wegs zu achten, in gerader Richtung nach Joinville. Nicht der düſtre lautloſe Wald, nicht ein Sprung vom Felſen, nicht das Waten durch Waldſtröme ſchreckte ihn. Vom Park aus kletterte er über das Dach eines Seitengebäudes und an einem Mauervorſprung bis zu einem Fenſter, welches Guillemette für ihn geöffnet.

Dieſes führte in das Vorzimmer der Gemächer, welche die Tochter des Hauſes mit ihrer Erzieherin und Amme bewohnte. Hier brachte ſie eine Stunde im traulichen Gekoſe an René's Seite zu, dann heiter und glücklich, ſo wie er es ſein konnte, ſeinen gefährlichen und langen Rückweg antrat.

In der Engelsreinheit ihrer Unſchuld dachten ſie nicht daran, wie wohl ihre Zukunft ſich geſtalten würde, ſie hatten ja weiter keinen Wunſch und kein Bedürfniß, als die ſüße Gewohnheit ihres Umgangs nicht entbehren zu dürfen. Es war immer noch der ſtarke Nachhall aus dem Engelschor der Kinderjahre, der ſie umrauſchte, und ſie wähnten in ihrer holden Einfalt, es müſſe dies der Ton für das ganze Leben bleiben. Aber das ſpätere Leben weiß nichts mehr von dieſem Ton; er iſt aus manchen Seelen ſammt ſeiner Erinnerung verſchwunden und in andere klingt er zuweilen noch wie das halbverwehte Läuten einer fernen Abendglocke im Gebirge, die klug und verſtändig gewordenen Leute kennen dafür einen andern Ton, den man, wie in ſchmerzlicher oder hämiſcher Ironie den „guten Ton“ nennt; ach! er hat nichts mehr gemein mit den ſilberhellen Einnerungen der Kindheit.

Woran die glückſeligen Halbkinder nicht dachten, dafür ſorgte das Schickſal. Die Gouvernante bemerkte in einer ſchlafloſen Nacht, wie Guillemette ſich entfernte, und doch hörte ſie die Thüre des Vorzimmers nicht gehen. Sie ſtand auf und es gelang ihr, leiſe und von dem in traulicher Unterhaltung begriffenen Pärchen unbemerkt, die in's Vorzimmer führende Thüre zu öffnen und beim ſchwachen Scheine des letzten Mondsviertels ſah ſie Guillemette vor René knieen, ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlungen, und hörte ſie ihm Worte der innigſten Zärtlichkeit zuflüſtern. Endlich hörte ſie beide von einander Abſchied nehmen und flüchtete ſich, um ſich nicht zu verrathen, wieder in ihr Bett. Gleich darauf kehrte Guillemette in's Schlafzimmer zurück und die Thüre des Vorzimmers war abermals verſchloſſen geblieben. Am folgenden Morgen theilte die Gouvernante ihre Bemerkungen der Marquiſe mit, und beide beſchloſſen, dem nächtlichen Beſuch aufpaſſen zu laſſen. Die Kammermädchen und ein der Marquiſe ergebener Diener wachten Nacht für Nacht, bis endlich der Letztere ſeiner Herrin die Nachricht überbrachte, René ſei mit der erſtaunlichſten Kühnheit und Gewandtheit in's Fenſter geſtiegen. Sogleich verfügte ſich die Marquiſe leiſe an die Thüre des Vorzimmers, die ſie nach einer früher getroffenen Vorrichtung leiſe öffnete. Die Tochter des Marquis kauerte wieder vor dem Sohn der Amme, hielt ihn in ihren Armen und küßte ſeinen ſchmerzlich verzogenen Mund, ſeine bleiche Wange, ſeine düſtre Stirn.

Die unſelige Gabe einer, wenn auch nicht hellen, aber doch ſchattenhaft in ihm aufdämmernden Vorſchau unglücklicher Ereigniſſe, die ihm ſeit jenem ſchrecklichen unenthüllten Jugendtraum eigen war, hatte den Jüngling dieſe Nacht mit banger Beſorgniß erfüllt, und es gelang dem liebenden Mädchen nicht, die Falten von ſeiner Stirn zu küſſen. Zum erſten Mal zuckte der Gedanke an die Zukunft ſchmerzlich durch ſeine Seele.

„Meine Mutter hat mir geſagt, daß du nun bald nach Paris gehen, und dort wohnen, und eine große Dame werden wirſt,“ flüſterte er weicher als je. „Dann werden dich die vornehmen Männer ſehen und lieben, die an des Königs Hof ſind, und du wirſt eine reiche und vielvermögende Frau werden und nicht viel mehr an mich denken.“

„Eine Frau werden!“ ſagte Guillemette plötzlich betroffen. „Muß ich denn das?“

„Du mußt doch einen Grafen oder Marquis oder Baron heirathen, wie deine Mutter und deine Großmutter und alle die Edeldamen in der Umgegend.“

„Es iſt wahr!“ ſeufzte ſie. „Weißt du wohl, daß ich wollte, deine Mutter wäre auch die meinige. Dann braucht' ich keinen Edelmann zu heirathen. Dann wär' ich deine Schweſter und könnte immer bei dir bleiben, und könnte dich liebhaben, armer Junge, und Niemand dürfte mir's wehren, Niemand mir zürnen deshalb; du brauchteſt nicht mit Lebensgefahr über das Dach zu laufen und zum Fenſter hereinzuklettern — ach! du weißt ja, wie ich jedesmal zittre und bebe, du könnteſt ein Unglück nehmen, und heute iſt mir's wieder einmal recht bang um's Herz."

„Ich wollte lieber, ich wäre der König," meinte René ſchmerzlich, „dann heirathete ich dich und machte dich zu meiner Königin, und alles Volk ſollte vor dir niederfallen und dich anbeten."

„Ja wenn du mich heirathen könnteſt, dann wäre Alles gut. Du brauchteſt auch gar nicht der König zu ſein. Wir wollen recht beten, vielleicht erhört uns Gott und macht es möglich, daß du mich heirathen kannſt. Und wenn ich deine Frau bin, dann ſollſt du mir wieder froh werden, ſo wie du als kleiner Knabe warſt."

„Aber wenn du unterdeſſen in Paris einen Andern heiratheſt!"

„Nein, René, das thu' ich nimmermehr. Hier haſt du meine Hand darauf. Du weißt, ich habe dir nie mein Wort gebrochen, und ich ſchwöre dir zu, dir treu zu ſein."

„Ach, Guillemette, das Herz zerſpringt mir vor Luſt und Schmerz; noch niemals war mir ſo wohl und ſo bang; ich wollte, ich ſtürbe jetzt; ja ich glaube, ich ſterbe — —" Er lehnte das Haupt zurück.

„René!" rief das Mädchen beſtürzt. „Was ficht dich an? Ich will ja dein Weib werden und keines Andern, ſo wahr mir Gott helfe!" — — —

„Genug der Schande!" donnerte jetzt eine fürchterliche Stimme. Es war die des hereinſtürmenden Marquis, dem ſeine Gemahlin auf dem Fuße folgte. Guillemette's Schreckensſchrei hielt ihren Vater nicht ab, ſie mit der Hundepeitſche, die er wüthend ſchwang, zu ſchlagen. Aber in demſelben Augenblick war er zu Boden geworfen und die Peitſche ihm entriſſen. Wie ein zürnender Engel, funkelnden Augs ſtand der ſtarke Jüngling über ihm; die Marquiſe ſchrie fürchterlich, Guillemette ſank ohnmächtig in die Arme ihrer herbeigeeilten Amme. Der Marquis tobte, die Diener ſtürzten über René her, das ganze Haus wurde munter. Der ſtarke Schmiedjunge wehrte ſich verzweifelt, aber endlich wurde er überwältigt. Vergebens war das Jammergeſchrei ſeiner Mutter, vergebens flehte ſie die Marquiſe und den Marquis um Gnade für den Frevler; es regnete unbarmherzige Schläge auf ihn, und die Marquiſe ſelbſt war es, die die Knechte zu größerer Wuth reizte. Ja ſie vergaß ſich ſelbſt ſo weit, daß ſie auf den Jungen losſchlug und ſeine wimmernde Mutter mit Füßen von ſich ſtieß.

René war ſtumm, wie ein Fiſch, und ertrug die gräulichſten Mißhandlungen, als wäre er gefühllos. Blutend und zerſchlagen wurde er endlich auf des Marquis Befehl aus dem Schloſſe geworfen und die losgelaſſenen Jagdhunde auf ihn gehetzt. Da drehete er ſich um und ſagte zu dem ihn mit gemeinen Scheltworten belegenden Marquis: „Glaubt nicht, daß ich meinen Traum vergeſſen habe. Ihr ſollt an mich denken.“ Der Marquis taumelte erblaſſend zurück. Die Hunde fielen über ihr Opfer her, das mit einigen Sätzen im Parke verſchwunden war. Am andern Morgen fuhr die Marquiſe mit Guillemette und deren Gouvernante nach Paris; aber auch René war aus der Hammerſchmiede verſchwunden und Niemand wußte, wohin er gerathen war.

Der zum Wahnſinn gewordene Freiheitstaumel des franzöſiſchen Volks begann ſeine königsmörderiſche Hand in neuen Blutwellen zu baden. Entſetzt floh von Vornehmen aus Paris, wem Rettung möglich war. Alle adeligen Inſtitute lösten ſich auf und ihre Zöglinge zerſtreueten ſich nach allen Gegenden; denn die geſellſchaftliche Ordnung drohete ganz aus ihren Fugen zu treten. Guillemette Riez de Joinville langte auf dem Schloß ihrer Väter an, das ſie ſeit fünf Jahren nicht geſehen hatte. Die Marquiſe erkannte ſie kaum, aber Babichon ſtieß einen Schrei des höchſten Erſtaunens aus, und auch der Marquis blickte mit ungewöhnlicher Ueberraſchung auf ſeine Tochter. Beiden fiel zu gleicher Zeit die täuſchende Aehnlichkeit auf, welche die ſchlank und reizend gewordene Jungfrau mit ihrer verſtorbenen

Mutter hatte; ja die Aehnlichkeit war ſchauerlich groß, ſo daß die Amme den Geiſt der unglücklichen Marquiſe vor ſich zu ſehen wähnte. Aber es war nicht nur die äußerliche Hülle Aureliens, es war auch der edle, ſanfte Sinn, die ſtille, ſelige Schwärmerei, es waren auch die geiſtigen Reize der zu früh Dahingegangenen, welche ihr Kind auszeichneten.

Wenn auch Guillemettens Empfang im Hauſe ihrer Väter nicht herzlich war, ſo war er doch auch nicht kalt: die wichtigen Tagesbegebenheiten beſchäftigten alle Köpfe und drängten Angelegenheiten des Herzens in den Hintergrund. Alle Augen waren auf das Zünglein der großen politiſchen Wagſchale gerichtet, jede Bruſt ſchlug erwartungsvoll, wohin es ſich neigen werde.

Guillemette gab ſich ihrer Amme ganz wieder mit der alten kindlichen Liebe hin, aber es fiel Babichon auf, daß ihr reizendes Milchkind niemals den Namen René ausſprach, nie auch nur von fern ſeiner erwähnte, nach ihm fragte oder ein Verhältniß mit ihm berührte. Sie ſelbſt war darüber herzlich froh, und hütete ſich wohl, ihren armen verſchwundenen und verſchollenen Sohn in Guillemette's Gedächtniß zurückzurufen.

Unterdeſſen liefen immer betrübendere Nachrichten auf Schloß Joinville ein. Jener Wahnſinnsſchrei, der Frankreichs Thron umgeſtürzt, warf nun auch, wie einſt Joſua's Poſaunen die Mauern Jericho's, die der Schlöſſer des Adels und die der Klöſter ein und zerſtreute die Steine derſelben im Thale. Doch in den Bergen des Jura war ſein ſinnverwirrender Ton noch nicht gedrungen, und im äußerſten Falle verſprach die nahe Schweizergrenze Zuflucht und Sicherheit.

Um dieſe Zeit erhielt Joinville einen unerwarteten Bewohner mehr. Eines Abends trat ein Fremder in einen Mantel gehüllt in das Schloß, und begehrte die Herrſchaft zu ſprechen. Man führte ihn in das Zimmer; er legte den Mantel ab und ein düſteres härnes Mönchsgewand zeigte ſich darunter. Dichter ſchwarzer Bart verhüllte ſchier das ganze eingefallene, übrigens todtbleiche Geſicht und fiel in Locken auf die Bruſt, wie das lange Haupthaar auf Nacken und Schultern. Ein düſteres Auge, das nicht mehr der Welt anzugehören ſchien, leuchtete matt aus tiefen, von buſchigen Brauen überſchatteten Höhlen; es war eine in ſich zuſammengebrochene unheimliche Geſtalt.

Niemand kannte ihn. Da trat er auf den Marquis und deſſen Gemahlin, die verwundert auf ihn blickten, zu, ergriff beider Hand und ſprach mit weicher faſt klangloſer Stimme: „Vincent! Genevion!“

„Colin!“ riefen beide zugleich; denn beide hatten den düſtern Mönch in einem Augenblick erkannt.

„Ich bin's!“ verſetzte er mit einem wehmüthigen Lächeln, „obgleich dieſer Name mir nicht mehr gehört und ſeit vierzehn Jahren nicht in meinem Ohre wiedererklungen iſt, und ich hätte nicht geglaubt, daß er daſſelbe noch einmal in dieſem Leben treffen würde. Aber das Unmögliche wird wahr in dieſer Zeit, und das Ungeheuere wird gewöhnlich. Der Trappiſt, der vierzehn Jahre nur den Mund öffnete, um ſein markerſchütterndes memento mori zu ſprechen, tritt unter Euch, um Euch mit den Tönen der faſt verlernten Sprache zu grüßen: das Herz, das ſich der Welt mit allen ihren Hoffnungen und Täuſchungen für immer verſchloſſen und den Schlüſſel in den Schooß des Grabes verſenkt hatte, ſieht ſich von der gewaltſamen Hand der Zeit aufgeſprengt, und menſchliche Dinge ziehen wieder in ſeine geöffneten Thore. Die rebelliſchen Bauern haben unſer Kloſter geſtürmt, beraubt und meiſt zerſtört, die Mönche aber in alle Welt geſchickt. Und ſo bin ich zu Euch gekommen, mit der Bitte, mir ein Plätzchen zu gönnen an Eurem Tiſch und in Eurem Hauſe, bis ſich die Zeiten beſſern.“

„Sei uns willkommen!“ rief Vincent und ſchloß den bleichen Mann in die Arme, und Genevion drückte ihn ſchweſterlich an's Herz. Guillemette aber küßte ehrerbietig des frommen Paters Hand, und Babichon berührte in heiliger Scheu den Saum ſeines Gewandes mit ihren Lippen.

Von nun an lebte der Pater ſtill und ſo wenig als möglich mit Andern verkehrend im Hauſe.

Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft fand er Babichon allein im Park! er war eben durch die Gänge gewandert, durch welche einſt ſein Pferd die unglückliche von ihm ſo heiß geliebte Frau geſchleift, und hatte inbrünſtig auf der Stelle für das Heil ihrer Seele gebetet, von der er ihren Leichnam emporgehoben.

„Babichon,“ ſagte er langſam, „wo iſt René, der unglückſelige Knabe, den deine Muhme und ich dir anvertraut?“

Weinend berichtete die Amme das trübe Schickſal des Genannten, und ſeufzend hörte ihr der Mönch zu. Auch aus ſeinen Augen perlten ein Paar große Thränen auf ſein klöſterliches Gewand herab. Dann ging er ſchweigend weiter und fragte nicht wieder.

Eine klare ruhige Mondnacht lag ſchweigend über Gebirg und Schloß, deſſen Bewohner von den Banden des Schlafes gefeſſelt, nicht ahneten, was die nächſte Stunde über ſie bringen würde. Der Park ſchien ein halb erfülltes Geheimniß; da traten aus dem Walde plötzlich mehre dunkle Geſtalten, und mehr und mehr quollen nach und es flüſterte noch im Dickicht und rauſchte noch im Laub und Gezweig. Wilde Blicke leuchteten aus wilden Geſichtern und kühne ſennige Arme ſtreckten ſich nach dem Schloſſe aus. Waren dieſe Männer plötzlich von der Erde geboren? Niemand hatte ihr Kommen verkündet; der Schrecken war ihnen nicht voran gegangen, wie an andern Orten, man wähnte ſie viele Meilen weit und doch waren ſie plötzlich da mitten im Gebirge, die ſchrecklichen Revolutionsmänner. Dieſer verwegene Haufe hatte zwei gute Führer gehabt, die zugleich die Anführer deſſelben waren, und über unwirthbare Höhen, durch unwegſame Gebirge waren ſie gezogen, gerade auf Joinville los, um dieſes Schloß ganz unvorbereitet zu überfallen. Dieſe Führer mußten mit den Gelegenheiten des Gebirgs wohl vertraut ſein. Sie ſchritten voran dieſe Führer durch den Park, lautlos, wie Geſpenſter, und wie Geſpenſter folgten die Andern. Am Schloß angekommen, ſtieg der eine mit kühner Gewandtheit auf ein Seitengebäude, kletterte über das Dach, ging über den Firſt und verſchwand auf der andern Seite. Bald wurde das Thor geöffnet, und der Haufe drang ſchweigend in den Hof. So vorſichtig als möglich ſchnitt der Führer ein Fenſter im Erdgeſchoß mit einem Diamant entzwei, öffnete den Wirbel deſſelben, ſtieg hinein, und gleich darauf war auch die Hausthüre offen. Mit wenigen Worten vertheilte er die Poſten, alle Ausgänge wurden beſetzt und die Waffen in Bereitſchaft gehalten. Drei traten mit ſcharf geladenen Gewehren in das

Gebäude, ſechſe folgten. Inwendig ſchlugen ſie Feuer, und zündeten Fackeln an.

„Colas,“ ſagte der Vorderſte zu ſeinem Hintermann, „noch einmal bitte ich mir aus, daß du nichts Gewaltthätiges gegen den Marquis unternimmſt, ſondern ihn mir überläßt.“

„Schon gut,“ grinste der Angeredete, „und du, edle Seele, wirſt gewiß nicht vergeſſen, daß er der Vater deiner geliebten Guillemette iſt.“ —

In demſelben Augenblick erhob ſich ein Geſchrei im Hauſe, das ſich eben vervielfältigte und vergrößerte, als es ſchnell wiederholt wurde. Ein Diener hatte von dem befremdeten Geräuſch ermuntert, die andern geweckt, und der Schreckensruf hallte bald in allen Gemächern wieder, beantwortet aus hundert rauhen Kehlen mord- und raubluſtigen Geſellen, die ihr kampfluſtiges, ſchadenfrohes Halloh im Hofe, im Hauſe, in der Vorhalle, auf der Treppe und in den Gemächern anſtimmten. Die Frauen ſtürzten kreiſchend aus den Betten, das Entſetzen verwirrte ihre Gedanken. Noch war keine Gewaltthat geſchehen, als der Marquis, im Nachtkleid mit einem bloſen Degen in der Fauſt auf dem Vorſaal erſchien, den die Fackeln der Schreckensmänner erleuchtet hatten. Von der andern Seite waren eben die Marquiſe, Guillemette und Babichon ſchier beſinnungslos aus ihren Zimmern gekommen, um ſich in das des Marquis zu flüchten, und waren ſo den furchtbaren Männern in die Hände gelaufen. Als die vorderſten derſelben wurden René, Colas Placcard und der alte Wahrſager erkannt. Der erſtere war eine hohe, kräftige Geſtalt, ein dunkler Bart umſchattete ſein Geſicht, und ſeine Haltung und Bewegungen hatten etwas höchſt Edles und Imponirendes. Die drei Frauen riefen zu gleicher Zeit erſchreckt ſeinen Namen und Guillemette warf ſich ihm zu Füßen und flehete an ihm empor: „Gnade! Gnade meinen Eltern, René! Kein Leid meinem Vater!“

Dieſer aber ſtieß in demſelben Augenblick den gezückten Degen nach René und würde ihn ſicherlich durchbohrt haben, aber das Pulver blitzte auf Colas Pfanne, ein Schuß krachte und der Marquis ſtürzte fluchend zu Boden.

Die Kugel war ihm durch den Leib gegangen, aber noch lebte er, und bedeutete die ſich jammernd über ihn herwerfenden Frauen zu ſchweigen. So wie der ſchwindende Pulverdampf wieder frei zu ſehen erlaubte, erblickten alle die ehrwürdige Mönchsgeſtalt Colins mitten unter ſich und wichen ſcheu zurück: Niemand wagte mehr einen Laut hören zu laſſen; es war als wenn das allmächtige Schickſal ſelbſt verkörpert erſchienen wäre, und der Schmerz beugte ſich ſtumm vor ihm, wie die Verwegenheit.

„Ich ſterbe nicht unſchuldig,“ begann jetzt der Marquis mit ſchwacher Stimme. „Ich habe den

Tod längſt verdient und mir hat ſtets geahnt, daß er mir von dieſem — er deutete auf René — kommen würde. Ich bin ein Mörder, bin der Mörder Sigefroi's de Gardedieu."

Die Marquiſe, Babichon, Guillemette, der alte Wahrſager und René brachen in einen Entſetzenslaut aus.

„Ha mein Traum!" rief der Letztere. „Dieſer gottverfluchte Mord hat mir mein Leben verdorben. Denn ich war dabei, als er vollbracht wurde."

„Du warſt dabei!" rief Colin mit hohler tiefbewegter Stimme. „Armer Junge, du ſah'ſt deinen Vater ermorden."

„So hab' ich doch recht!" meinte der alte Wahrſager. „Wie konnt' ich mich auch irren? Er trägt ja meines geliebten Herrn ganze Geſtalt."

Die Marquiſe ſchrie laut auf: „Sigefroi's Sohn?"

„Und der deinige!" fügte Colin hinzu. „René umarme ſie! Sie iſt deine Mutter."

„Sie, die mir ſtets Feindliche?" grollte der Jüngling.

„Laß allen Haß fahren! Den wahrhaft Schuldigen hat das Schickſal ereilt; wir Andere büßen jeder ſein Theil Schuld. Der Tod verſöhnt alle Schuld. Sie hat dich geboren, René, und du biſt kein Baſtard, nein du biſt der eheliche und rechtmäßige Sohn Sigefroi's de Gardedieu und Genévièves du Garderon. Ich kann's beweiſen. Den Mörder deines Gatten, Genevion, und deines Vaters, René, treffe kein Fluch. Hier hat Gott gerichtet, vor deſſen Angeſicht der unglückliche Verbrecher ſo eben treten wird. Legt eure Hände auf ihn, daß er ruhiger ſterbe und eure Verzeihung mit hinüber nehme.“

Und der fromme Mönch führte die betheiligten zu dem Sterbenden, auf deſſen Bruſt ſie ihre Hände legten. René und Guillemette ſtanden zufällig zuſammen. Der Marquis erfaßte mit der letzten Kraftanſtrengung beider Hände, fügte ſie in einander und lispelte ein Segenswort; denn ſprechen konnte er nicht mehr.

„Dank dir, mein unglücklicher Vincent!“ rief Cotin erſchüttert. „Du haſt Sigefroi's Schatten verſöhnt. Der Herr vergebe dir, wie wir dir vergeben, und er iſt ja unendlich reicher an Liebe, als wir. Der Herr vergebe auch uns, die wir alle Sünder ſind! Fahre wohl! Der Herr laſſe erleuchten ſein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Amen!“ Und mit prieſterlicher Hand reichte er dem Sterbenden die letzte Oelung. Einige Minuten ſpäter war der Marquis verſchieden, und die Marquiſe ſank laut weinend an die Bruſt ihrer vereinten Kinder.

„Nie war ich ſicher,“ erzählte René, „ob ich jenes gräßliche Erlebniß meiner frühen Jugend für Traum oder Wirklichkeit halten ſollte, und ſtets hab' ich mich abgemüht, darüber in's Klare zu kommen. Aber mit den lebendigſten Farben ſteht das Geſicht mir noch vor der Seele, und wird es bleiben ſo lang ich lebe; war es doch der Giftthau, der ſich in den Kelch meiner jungen Blüthe ſenkte und ſie verdarb. Ich war wild und unbändig, wie meine Art damals war, auf meinem Steckenpferde und mit der mir von Ihnen, hochwürdiger Pater, geſchenkten Reitgerte durch alle Gänge des Parkes geſauſt und hatte mich endlich im Walde verloren. Ermüdet ſtreckte ich mich unter einen Baum, um etwas auszuruhen, ſchlief aber ein. Plötzlich wurde ich durch einen Kuß auf die Stirn geweckt. Ich ſchlug die Augen auf und ſah einen großen, freundlichen Mann mit einem dichten Bart vor mir ſtehen, der mich mit den liebevollſten Blicken betrachtete, und mich nach meinem Namen und dem meiner Mutter fragte. Als ich ihm herzhaft geantwortet, ſchloß er mich zärtlich in die Arme und erſtickte mich faſt mit Küſſen. Drauf bat er mich, ihn zu meiner Mutter zu führen und nahm mich bei der Hand. Wir waren aber kaum einige Schritte ſelbander gegangen, als ich von ungefähr den Marquis Vincent hinter einem Baum ſtehen ſah, das Jagdgewehr auf uns gerichtet. Sein Blick war über allen Ausdruck entſetzlich und ich erbebte davor im Innerſten meiner Seele. Ich wollte ſchreien, aber Schrecken und Angſt ſchnürten mir die Kehle zu. In demſelben Augenblick fiel der Schuß und der freundliche Mann an meiner Seite ſank mit einem Wehruf zuſammen. Blut entſtrömte ſeiner Bruſt; ich ſtand wie verſteinert daneben.

Schieß den Jungen nieder! rief der Marquis ſeinem Leibjäger zu, der gleich darauf von der andern Seite aus dem Gebüſche trat.

Nicht das unſchuldige Blut! verſetzte dieſer. „Er hat geſchlafen und geträumt.“

Sei du mein Rächer, mein Sohn! ſagte der Sterbende und verſchied. Dies waren die letzten Worte, die ich vernahm; denn es dunkelte mir vor den Augen; ich verlor das Bewußtſein. —

„Ich war mit meinem geliebten Herrn von Amerika in's Vaterland zurückgekehrt,“ nahm jetzt der alte Wahrſager das Wort, „zwar arm an Glücksgütern, aber reich an Erfahrungen und neuem Muth. Mein Herr wollte verſuchen, ob er nicht in Frankreich ſein Glück machen könne, und ſich bei der Schweizergarde des Königs anwerben laſſen, um ſeine Gemahlin und ſein Kind endlich an ſeinen eigenen Heerd führen zu können. Die glühendſte Sehnſucht nach beiden bewegte ſein treues redliches Herz. Ueber beide hoffte er ſichere Nachricht im Hauſe der Frau Sarotte Dulac zu la petite Chiotte zu erlangen, die ſein Geheimniß kannte, und dort wollte er Herrn Colin du Garderon ſprechen. Wir langten dort an. Die Kunſt der Chiromantin, die ich von einem alten Zigeuner erlernt und mit der ich mich viel und gern beſchäftigt hatte, mußte uns vor der Hand ernähren, und ich hatte, um das Wunderbare und Außerordentliche derſelben zu erhöhen, einen Papagei, den ich von Amerika mitgebracht, ſprechen gelehrt und ſo abgerichtet, daß er bei gewiſſen ſchier unmerklichen und ihm allein verſtändlichen Zeichen gewiſſe Worte ſagte. Dieſe Mühe war mir auf unſerer Reiſe ſchon reichlich belohnt worden.

Frau Sarotte Dulac benahm ſich bei unſerem Erſcheinen in ihrem Hauſe auffallend ängſtlich und verſicherte uns, daß der Knabe, den die Gemahlin meines Herrn zur Welt gebracht, wieder geſtorben ſei, ſie ſelbſt aber noch in Paris bei ihrer Tante im Kloſter lebe. Auf Herrn Sigefroi's Nachfrage nach dem Namen der Amme des Knaben, bei der er geſtorben ſein ſollte, nannte ſie uns, nach langem Zögern und vielfach genöthigt, ihre Muhme Babichon Placcard, die Amme auf dem Schloſſe Joinville beim Marquis Vincent Rioz ſei. Die Art und Weiſe, wie ſie dies Alles vorbrachte, erweckte in meinem Herrn und mir ſogleich den Verdacht, daß das Kind nicht todt und überhaupt etwas, das Herrn Sigefroi verborgen bleiben ſolle, vorgegangen ſei. Um Licht zu erlangen, verfügte ich mich mit meinem

Papagei hierher auf Joinville; ich hatte kaum René geſehen, als auch die Ueberzeugung in mir feſtſtand, daß er der Sohn meines Herrn ſei. Ich beſtellte Babichon mit dem Knaben zu ihrer Muhme Dulac, und hinterbrachte dann Herrn Sigefroi meine Wahrnehmungen. Dann zog ich weiter in's Land, um Geld zu verdienen; denn zu unſerer Reiſe nach Paris bedurften wir deſſelben, und wir waren eben ſehr davon entblößt. Ich habe meinen armen Herrn nicht wieder geſehen. Da Babichon meiner Einladung nicht gefolgt, und nicht nach la petite Chiotte gegangen iſt, ſo hat ſich mein Herr, von mächtiger Sehnſucht getrieben, aufgemacht, um die Amme aufzuſuchen und ſich Gewißheit zu verſchaffen. Er wußte ja von mir, daß der Marquis nicht zu Hauſe war. Um aber ſich Niemanden zu verrathen, hat er wahrſcheinlich ſeinen Weg durch den Wald genommen, und gerade dort ſeinen Tod gefunden. Es iſt nun auch erklärlich, weshalb ich einige Tage darauf feſtgeſetzt und von dem Marquis angeklagt wurde. Er fürchtete in mir einen Aufſpürer ſeiner That."

„So iſt es auch," ließ ſich der alte Leibjäger des Marquis vernehmen. „Eure Gefangennehmung geſchah auf meinen Betrieb, und ich handelte in Auftrag meines unglücklichen Herrn, dem ich ein treuer Diener war, wenn ich auch ſeine übereilte That nicht billigen konnte. Er hat ſein Lebenlang dafür büßen müſſen, und zuletzt doch denſelben Tod gefunden, den er Herrn Sigefroi de Gardedieu gegeben. Mein armer Herr Marquis liebte Sie, gnädige Frau, in ſeiner Jugend mit einer Innigkeit und Leidenſchaftlichkeit, die keinen Vergleich aushält. In Ihnen allein ſah er ſeines Lebens Glück und Seligkeit, und er fühlte deſto inniger und ſtärker für Sie, je weniger er davon Worte machen konnte. Er war überhaupt von ſtiller Natur, aber deſto heißer kochten die Gefühle in ſeiner verſchloſſenen Bruſt. Niemand kannte ſein Herz und deſſen Leiden beſſer, als ich, der ich ſtets ſein Vertrauter war. Als Sie, gnädige Frau Marquiſe, den Herrn Sigefroi de Gardedieu ihm vorzogen, kurz vor der Hochzeit, die ihn zum glücklichſten Manne machen ſollte da grenzte ſein Zuſtand an Wahnſinn, aber er war viel zu ſtolz, um Ihnen etwas davon merken zu laſſen. Die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeines furchtbar tobenden Gemüths kehrte ſich gegen den ihm in Tod verhaßten Schweizer, den Räuber ſeines Erdenglücks. Ein Duell zwiſchen beiden lief ſo unglücklich für den Marquis ab, daß er ſich ferner auch für ehrlos hielt. Es gibt keinen Ausdruck für die Größe des Haſſes, den er von nun an gegen Gardedieu hegte, und er ſpürte damals demſelben ſchon nach, um ihn zu ermorden, obgleich er mir dies nicht mit Worten eingeſtand. Der Schweizer war aber aus Frankreich verſchwunden, und es kam uns dunkle Kunde, daß Sie mit ihm vermählt ſeien.

Ich habe nie mehr Stolz in eines Menſchen Bruſt gekannt, als in der meines Herrn, und deshalb gab es nichts Furchtbareres als dieſen beleidigten Stolz; dieſer machte den Mann zu allem fähig. Der beleidigte Stolz war es auch, der ihn auf einer Reiſe in's ſüdliche Frankreich, die er nach ſchwerer Krankheit unternommen, um ſich zu zerſtreuen, ſchnell die Tochter eines armen, aber edeln Hauſes zur Gattin wählte. Er lebte nicht glücklich mit der Frau Marquiſe Aurelia, denn er liebte ſie nicht, und wurde nicht von ihr geliebt. All' die ſtürmiſchen gewaltigen Triebe ſeines Herzens waren ſeiner erſten und einzigen Liebe zugekehrt, er wollte ſich zwingen, Sie zu haſſen, gnädige Frau, aber er liebte Sie nur noch ſtärker. Er haßte nur Ihren Gemahl.

Eines Tags kehrten wir aus den Gebirgen von der Jagd zurück und waren ſchon unten im Walde hinter dem Park. Der Tag neigte ſich. Ich war nachläßig vorausgegangen, der Marquis zurückgeblieben. „Da fand ich den Sohn der Amme unter einem Baum ſchlafend. Ich verdoppelte meine Schritte, um es ſeiner Mutter anzuſagen, daß ſie den Wildfang heimtrage; ich hatte ihn ſchon mehrmals ſo gefunden. Plötzlich hör' ich einen Schuß in der Nähe. Befremdet eil' ich zurück und ſehe mit Entſetzen den Schweizer, den ich ſogleich erkenne, in ſeinem Blute liegen, den Knaben bleich und verſtört neben ihm ſtehen. Der Herr Marquis befiehlt mir, den Knaben ebenfalls niederzuſchießen; ich gehorchte nicht, ſondern weil ich ihn vorhin ſchlafend gefunden, beſchloß ich ſogleich, ihn ſo lange bei mir zu behalten, bis er wieder einſchliefe und ihm das Ganze dann als einen Traum einzureden. Dadurch, daß er ohnmächtig umfiel, wurde ich in meinem Plane nur noch beſtärkt. Der Herr Marquis ging auf der Stelle in's Gebirge zurück, nachdem er mir befohlen, die Leiche im Dickicht des Waldes zu begraben. Am Abend brachte ich der angſtvollen Amme ihr Kind, und in der Mitternacht begrub ich den erſchoſſenen Mann. Seine Brieftaſche überbrachte ich am andern Tage dem Herrn Marquis. Es war mir ſehr wahrſcheinlich, daß Gardedieu nicht allein geweſen ſei, ſondern ſeinen Diener bei ſich gehabt habe, und als ich von einem Chiromanten hörte, der während unſerer Abweſenheit auf Joinville geweſen, wußte ich gewiß, daß es Roderich, der Diener Gardedieu's geweſen; denn ich kannte von Ganderon aus die Liebhaberei deſſelben, den Leuten aus der Hand wahrzuſagen. Ich brach auf, ihn aufzuſpüren, und es gelang mir. Auf meine Veranlaſſung wurdet Ihr als böſer Zauberer feſtgeſetzt und der Marquis trat dann ſelbſt gegen Euch als Ankläger auf, um Euch unſchädlich zu machen, den Volkswahn, als hättet Ihr den Knaben René behext, geſchickt benutzend. Glaube inzwiſchen Niemand, das Gardedieu's Mord meinem unglücklichen Herrn gleichgültig geweſen ſei.

Als wir einige Tage ſpäter die verſtümmelte Leiche der Frau Marquiſe Aurelia von derſelben Stelle aufhoben, wo Gardedieu erſchlagen worden war, da war es, als treffe meinen Herrn des Himmels Strafgericht. Er durchſtreifte das Gebirge wie ein Wahnſinniger. Später glaubte er in Ihrem Beſitz, gnädige Frau, allein wieder Ruhe und Lebensglück finden zu können. Ich mußte nach Paris, um Ihnen Gardedieu's Brieftaſche mit Ihren Briefen, woraus wir Ihre Vermählung erſahen, mit einem Mährchen von ſeinem Tode in die Hände zu ſpielen; dann ſelbſt durfte ich ja nicht die Rolle des Dieners Ihres Gemahls übernehmen, da Ihnen meine Perſon nur zu gut bekannt war. Der Zufall führte mich auf dieſer Reiſe mit einem alten Bekannten zuſammen, der für ein Stück Geld die Rolle von Gardedieu's Diener übernahm. Dies war der hier gegenwärtige Colas Placcard, der Schachtelmacher aus Ebivol, der ſich als Handelsmann herumtrieb."

„Für dieſe ſchändliche Rolle, zu der du mich beredet," ſagte Colas, „hat der Marquis büßen müſſen. Als ich ſpäter von Roderich erfuhr, daß ich gelogen und daß ich die edle Dame dort zu einer Doppelehe verführt oder Gardedieu's Mord vertuſcht, da ſchwur ich dem Marquis den Tod und ich hab' meinen Schwur gehalten. Wie wär's, Babichon, wir ſöhnten uns aus, und vertrügen uns wieder mit einander. Ich weiß ja nun, wie die Geſchichte mit dem Knaben zuſammenhängt, und bin nicht mehr eiferſüchtig. Auch ſieht mir der Herr Colin gar nicht mehr aus wie ein verliebter Herr.“

„Fort, Abſcheulicher!“ rief die Amme. „Deine Hände rauchen von Blut. Hebe dich weg von mir; ich habe nichts mit dir zu ſchaffen.“

„Auch gut! ſo ziehe ich mit meinen Leuten draußen in dieſer Nacht noch weiter. Es gibt noch genug Arbeit in Frankreich, eh' alles iſt, wie's ſein ſoll, und ich gedenke noch ein großer Mann zu werden.“ Hohnlachend ging er davon.

„Aber noch weiß ich nicht, was dich veranlaſſen konnte, mein Kind für todt auszugeben?“ fragte die Marquiſe Babichon.

„Darüber will ich dir Auskunft geben, meine Schweſter,“ verſetzte der Mönch. „Ich war, wie du weißt, gegen deine Verbindung mit Sigefroi; ich kannte deinen Stolz, das Erbtheil unſerer Mutter; und nur darin hatte ich mich verrechnet, daß dein Widerſpruchsgeiſt und Trotz noch größer waren. Dann, als ich einſah, daß die Sache ſich nicht ändern ließ, wurde ich der Vertraute und Beſchützer deiner Liebe; ich war ja des edlen Gardedieu wärmſter Freund. Nun fürchtete ich, deinen Charakter erwägend, nicht mit Unrecht, deine Liebe zu Sigefroi werde endlich erkalten, vielleicht eben ſo ſchnell erkalten, als ſie ausgeglüht war; ich fürchtete, Sigefroi werde in Amerika den Tod finden und der Knabe deinem wieder in ſeiner ganzen Stärke erwachten Stolze ein fürchterlicher Dorn im Auge ſein; ich beſorgte, dem armen, unſchuldigen Kinde werde dann kein gutes Loos fallen. Da beſchloß ich, ihm Vater zu ſein, und ihm und dir eine große Liebe zu erzeigen, indem ich dich durch die Nachricht von ſeinem Tode augenblicklich betrübte. Sarotte hatte das Kind zur Babichon Placcard gebracht, die auch mit einem Söhnlein niedergekommen war; Colas Placcard, der Mann derſelben, war eben auf einer Handelsreiſe begriffen. Du reisteſt nach Paris. Da ſtarb Babichons Kind und dieſen Umſtand benutzend, wurde das todte für das fremde ausgegeben. Babichon wußte nicht, wer René's Eltern waren; ich gab mich für des Knaben Vater aus. Wäre Sigefroi ſo glücklich geweſen, ſich eine Exiſtenz zu begründen, und dich in ſein Haus zu führen, dann hätt' ich Euch den Knaben zurückgegeben."

„Mir aber war das Kind eben ſo lieb und theuer, als wär' es mein eigenes," bemerkte Babichon. „Und deshalb zitterte ich ſtets vor dem Gedanken, daß ich den Knaben verlieren könnte. Deshalb ging ich auch nicht nach la petite Chiotte, als mich der Wahrſager zu meiner Muhme einlud."

„Meine Freunde," redete Colin feierlich. „Jeder von uns hat gebüßt nach ſeinem Verſchulden, und aus Leichtſinn und Leidenſchaft iſt hier viel Uebeles entſtanden. Der Böſe hat geſchäftig ſein Unkraut unter den Waizen geſäet. Aber der Herr, welcher der Liebe Urborn iſt, hat es ausgejätet und den Saamen ſeiner Liebe von Neuem geſtreut. In dieſem liebenden Paare löst ſich das ſchauerliche Räthſel dieſes Hauſes, die ſchreienden Mißtöne erklingen in einen ſanften Accord, und ſelig Verklärte lächeln Segen auf Euch herab, wie wir Euch ſegnen.“

Er legte die Hand auf René's und Guillemette's Häupter und betete. Die Umſtehenden falteten die Hände.

„Wirſt du nun heiter und freundlich ſein?“ flüſterte Guillemette dem Geliebten zu.

„Der finſtere Schatten, der über meinem Leben lag, iſt nun geſchwunden und von der lieben Sonne verdrängt worden, die mir ferner frei und unbewölkt ſtrahlen wird. Ihrem Lichte zog ich nach und es hat mich zum Heil geführt. Dich mir zu erringen, bin ich gekommen, und was hab' ich mit dir Alles errungen! Seit du von Paris fort warſt, wurde mir jeder Tag dort unerträglicher, denn nur wo du biſt, da iſt mein Leben.“

Die erſtaunte Marquiſe und Babichon erfuhren nun auf ferneres Nachfragen, daß René erſt eine Zeit ſehr fleißig in Schmiedewerkſtätten gearbeitet und mit dem errungenen Gelde nach Paris gegangen war, um Guillemette zu ſehen. Unterwegs hatte er den alten Roderich, den Wahrſager, gefunden, und dieſer ihn wie ſeinen Sohn gehalten. Die Kunſt deſſelben hatte ihm die Thüren der Penſionsanſtalt geöffnet, in welcher Guillemette ſich befand; ja ſpäter war es ihm durch Roderich ſogar gelungen, Diener bei der Unternehmerin jener Anſtalt zu werden, und er war nun ſo glücklich geweſen, die Geliebte täglich zu ſehen.

Durch Roderich war René ſchon nach dem Ausbruch der Revolution mit Calas Placcard, als ſeinem vermeintlichen Vater, bekannt worden; denn Colas war ein berüchtigter Volksmann. Colas hatte auch ſeinen Beiſtand zur Erſtürmung von Joinville verſprochen, und ſo war René durch ihn unter die Volkshelden gekommen. Mit einem Theil derſelben war er ausgezogen und unterwegs hatte ſich anderes Geſindel angeſchloſſen. Man befriedigte dieſen Haufen mit Wein und Geld, und Babichon erlangte als letzte Gunſt von ihrem Manne, daß das Schloß verſchont wurde. Der Mönch hatte Allen Schen eingeflößt. Und ſo zogen ſie weiter und ließen die wehmüthig Glücklichen zurück.

◆

Laura.

Die Geliebte des göttlichen Petrarka.

Eine Federzeichnung.

Die Hochpunkte des Lebens liegen in der Mitte oder in der erſten Hälfte deſſelben, weil die junge, aus dem Traum erwachte Kraft des menſchlichen Geſammtorganismus, noch vor ihrer völligſten und höchſten Ausbildung, das ſchönſte und ſüßeſte irdiſche Glück am ſtärkſten und vollkommenſten zu genießen allein im Stande iſt. Dieſes höchſte irdiſche Glück iſt die Liebe und die Jugend allein ſeine reine, wahre Spenderin. Ungezwungen, unaufgefordert gibt die Natur im Frühling ihre tauſend Blumen; in der Jugend die blühenden Gefühle der Sehnſucht und Liebe. Raſch erklimmen wir dieſen Hochpunkt mit dem lachenden Tempel, auf deſſen Altar wir das Süßeſte legen, was des Menſchen Herz erfreut; dann ſteigen wir langſam wieder abwärts und ſuchen das ſpätere höchſte Glück in der Weisheit. Wohl ihm, der ihren Pfad betrat; was er auf ihm vernimmt, iſt zwar nur ein Nachklang jener himmliſchen Töne der Liebe, aber er iſt der ſchönſte, und ſie ſelbſt vermag er ja doch nie wieder zu erreichen.

Jedes jugendliche Herz iſt der Gefühle reiner Liebe fähig und ſelbſt dem Verwildertſten ſchlägt die Stunde, wo er ſie empfindet. Und dieß iſt die Weiheſtunde ſeines Lebens. Da iſt er rein, tugendhaft und geſchickt, Schönes zu vollbringen. Mit ſüßen Schauern tritt er in den Tempel und bringt ſeine Opfergabe und betet ſtill an, ein Seliger, vor dem allwaltenden Geiſte, der die höchſte Liebe ſelber iſt. In glühender Seele faßt er dann ſchwärmeriſch die holden Worte, die hochbegabte Sänger den Gefühlen zu leihen vermochten, von welchen ſie am tiefſten, am reinſten und heiligſten durchdrungen waren, und findet in allen den holden Liedern die Ergüſſe ſeiner Leidenſchaft, ſeiner Schwermuth, Wonne, ſeines ſüßen Schmerzes, ſeiner irdiſchen Seligkeit. Welch' glückliches Loos fiel dem Sänger ſüßer Liebesqual, Petrarka! In des Lebens Wonnemonden, in den glücklichſten Tagen, die das Herz aufküſſen, wie die Roſenknoſpe, wird er viel tauſend Glücklichen und Unglücklichen die Gefühle in Worte übertragen, die aus dem Herzen aufſteigen, wie der Duft aus der Roſe. Und wie müſſen wir jene Laura erſt ſelig preiſen, die all' dieſen unausſprechlichen Zauber in der Seele des Dichters hervorrief und ihn zu jenen unſterblichen Liedern begeiſterte! Ihr Andenken iſt eins der ſchönſten vor allen Frauen des Erdbodens, und ihr Name ſchon hat ſolch' ſüße Kraft erlangt, daß er das Herz des Hörers wie mit einer leiſen zarten Wärme, einem Frühlingslüftchen gleich, durchhaucht. So lange Liebe beglücken wird, werden Petrarka und Laura im Munde und im Herzen aller gebildeten Völker leben.

Die Blüthen fallen und die Sängerin des Frühlings verſtummt; auch jene ſeligen Empfindungen weichen andern, die der Ernſt des Lebens uns aufdringt, aber die Erinnerung zittert durch alle, ein zarter inniger, dem äußeren Ohre unvernehmbarer Ton, ein Nachklang jener prachtvollen Muſik, die nur allzuflüchtig in den Lüften verſchwebte. Dieſem allgemeinen Schickſale konnte auch Petrarka's Liebe nicht entgehen. Aber er haſchte mit kühner Hand die fliehenden Töne, er bannte ſie in Worte, ſo zart und weich und klangvoll, daß ſie ein Vorbild für alle Zeiten bleiben, und ſetzte ſo ſeiner Liebe, ſeiner Laura und allen liebenden Herzen ein bleibendes Denkmal. So iſt Laura das Ideal aller Liebesſehnſucht und Schmerzen geworden, und von vielen glühenden ſchwärmeriſchen Herzen wurde das Sonett ſchon verſchlungen, worin er ſie ſelbſt vergöttert:

In welchem Himmelsraum, welchen Ideen,
Fand die Natur das Muſter, zu bereiten
So ſchön Geſicht, worin ſie wollt andeuten
Hier unten, was ſie könne in den Höhen?
Hat Nymphen wer im Bach, im Wald geſehen,
Göttinnen, Haar ſo lautern Goldes breiten?
Wann hat ein Herz ſo viel der Trefflichkeiten?
Gibt auch das Ganze mir des Todes Weben.

Nach Himmelsſchönheit blickt umſonſt im Kreiſe,
Wem nimmermehr ihr Auge noch getaget,
Wie ſie es kreiſen läßt ſo holder Weiſe.
Nicht weiß, wie Amor heilt und wie er tödtet,
Wer es nicht weiß, wie ſüß ſie ſeufzt und klaget,
Wie ſüß ſie lächelt und wie ſüß ſie redet.

Laura hat die ſchönſte Unſterblichkeit auf Erden erlangt, die nur einer Frau erblühen kann; ſie iſt die Hochgefeierte des herzlichſten Liebedichters.

Ihr Leben ſelbſt hat keine ungewöhnlichen Umſtände aufzuweiſen, es war kurz und trug manche Dorne. Während ſie ſchon lange die gefeierte Madonna aller zärtlichen Herzen war, wußte man nur ſehr Weniges und Unzuverläſſiges, auch Falſches über ihr Leben und ihre Familie. Auch nachdem der Abt von Sade aus dem Archive ſeines Hauſes ein Licht über ihre Herkunft und Lebensumſtände verbreitete (in einer eigenen Schrift: Mémoires pour la vie de Franc. Petrarque; Amst. 1761—67: 3 Vol., überſetzt. Lemgo, 1774 sq.), ſind dennoch manche Partieen dunkel geblieben, um ſo mehr, da den Angaben des Abts nicht ſtets zu trauen iſt.

Laura von Sades war die Tochter eines reichen Syndikus in Avignon, Namens Audibert von Noves, aus einem alten edlen und vornehmen provenzaliſchen Geſchlechte entſprungen; ihre Mutter wird Ermeſſenda genannt. Ueber Laura's alten angeſehenen Adel ſpricht ſich Petrarka an mehreren Stellen ſeiner

Werke aus, und er ſcheint vorzüglichen Werth darauf zu legen, daß der Gegenſtand ſeiner beiſpielloſen Zärtlichkeit nicht unedlem Blute entſprungen war, eine Anſicht, die von dem Jahrhundert zeugt, wo die Geburt Alles galt und die nothwendig gewordene Beſtimmung ihrer Rechte die goldene Bulle hervorrief. In einem lateiniſchen Gedichte an ſeinen Freund und Gönner, Jakob Colonna, Biſchof von Combes, gerichtet, ſagt Petrarka:

Ja; mir erfüllet das Bild des vortrefflichen Weibes die Seele,
Weit durch Tugend bekannt und des alten Geſchlechtes Berühmtheit.

Auch in mehreren anderen Stellen ſeiner herrlichen Gedichte, ſpricht er vom edlen Blut, welches in ihren Adern rolle, und worauf ſie doch niemals ſtolz ſei. Ihre Geburtsſtadt iſt Avignon; vielleicht wohnten ihre Eltern in einer Vorſtadt; ſo will man nämlich das piccio borgo (kleine Burg, Flecken) im dritten Sonett des erſten Buches erklären:

Nicht Rom hat er (Chriſtus) mit ſeiner Wieg' entzücket:
Judäa war's; ſo hat vor jedem Stande
Die Niedrigkeit zur Höh' er ſtets erkoren,
Auch meine Sonn' ein kleiner Flecken ſandte;
Drob fühlen ſich Natur und Ort beglücket,
Wo ſolche Schönheit ward zu Welt geboren.

Borgo heißt auch eine Vorſtadt; doch kann man wohl den Namen auf die ganze Stadt Avignon beziehen, welche zur Zeit von Laura's Geburt noch nicht Eigenthum der Päpſte und nur ſeit einigen Jahren erſt von Clemens V. bewohnt (1307), und ein kleiner, unanſehnlicher, ſchlecht gebauter Ort war. Erſt Clemens VI. kaufte 1348 Avignon von der Königin Johanna von Neapel, welcher es gehörte, und nun erhob es ſich zu einem des Kirchenfürſten würdigen Wohnſitz. Nach älteren Annahmen wurde Laura zu Cabrières, einem Dörfchen in der Grafſchaft Venaiſſin und in der Diöceſe von Cavaillon, unweit Vaucluſe, den 4. Juni 1314 geboren; de Sade's Unterſuchungen haben aber dieſe früheren Verworrenheiten berichtet, und nach ihm iſt Avignon Laura's Geburtsort, ihr Geburtsjahr aber wahrſcheinlich das Jahr 1309.

Seit 1305 war der päpſtliche Stuhl durch Philipps des Schönen, Königs von Frankreich, unerhörte Kühnheit, mit der er ſogar den ihm feindſelig geſinnten Bonifacius VIII. in ſeine Gefangenſchaft brachte, nach Avignon in das ſüdliche Frankreich verlegt und von der franzöſiſchen Krone abhängig gemacht worden. Dieß päpſtliche Exil dauerte bis 1376, wo Gregor XI. wieder nach Rom ging; aber noch gab es bis 1417 Päpſte in Avignon, trotz denen in Rom.

Laura's Leben fällt in die Zeit einer heilloſen Zerrüttung der kirchlichen Gewalt und des erſten

Stoßes, welchen das Anſehen der Päpſte erlitt. Drei eben nicht durch Tugenden ausgezeichnete Pontifices herrſchten während Laura's Leben: Johann XII. 1316—1334, Benedict XII. 1334—1342 und Clemens VI. 1342—1352. Ueber Johann XII. ſpricht ſich Petrarka in ſeinen lateiniſchen Briefen oft mit großem Unmuth aus. Eben ſo über den üppigen Clemens VI., und oft nennt er in ſeinen Gedichten Avignon Babel. In der elften Canzone macht er ſeinem gerechten Unwillen gegen den päpſtlichen Hof, den er verlaſſen hat, Luft.

Eine Tugend- und Sittenſchule war in Avignon ſo wenig, wie früher und ſpäter in Rom; die Sittenverderbniß war allgemein und der Erziehung des weiblichen Herzens vorzüglich gefährlich. Laura aber muß vor allen ſtörenden Eindrücken ſorgſam bewahrt und wie eine zarte Blume aufgewachſen ſein, die ein dichtes Blätterdach vor dem unbeſcheidenen Weſtwind ſchützt, der in den Kelch anderer dringt, ihre Reize genießt, ihre Düfte davonführt und ſie zu früh entblättert. Die Lieder ihres Dichters nennen ſie ſtets die ſittſamſte, keuſcheſte, züchtigſte und tugendſamſte der Frauen, ja oft bricht er in bittere Klagen über die allzugroße Strenge ihrer Weiblichkeit aus. —

Im Jahre 1325 wurde Laura an einen provenzaliſchen Edelmann, Namens Hugo de Sades, verheirathet. Von ihm ſchweigt die Geſchichte. Zwei

Jahre ſpäter, in ihrem zwanzigſten Lebensjahre und in der höchſten Bluthe ihrer faſt ätheriſchen Schönheit erblickte und liebte ſie Petrarka, beides war bei ihm das Ergebniß ein und deſſelben Augenblicks.

Francesco Petrarka ſtammte aus einer florentiniſchen Familie; ſeine Eltern waren aber aus Florenz verbannt, und er wurde den 20. Juli 1304 zu Arezzo in Toscana geboren. Die Eltern trennten ſich und Francesco zog, ſieben Monat alt, mit ſeiner Mutter nach Anciſa im Arnothale, wo er bis zu ſeinem ſiebenten Jahre aufwuchs. In dieſem Lebensalter kam er nach Piſa, wo ſein Vater ſich aufhielt, und verweilte ſieben Monate bei ihm. Die Eltern vereinigten ſich hierauf und wählten Avignon, 1313, zu ihrem Aufenthaltsorte. Vier Jahre, von 1315 bis 1319, befand ſich Francesco in der Schule des Convennale zu Carpentras und bezog hierauf die Univerſität zu Montpellier, 1319—1323, und ſodann zu Bologna, 1323—1326, um nach ſeines Vaters eifrigſtem Wunſch, nicht aus eigener Luſt und Liebe, die Rechtswiſſenſchaften zu ſtudiren. Sein Geiſt zog ihn vielmehr zum Studium der altrömiſchen klaſſiſchen Dichter und in ihnen fand er Nahrung, ſich ſelbſt zu ihrer Höhe hinaufzuſchwingen. Im Jahre 1326 begab er ſich nach Avignon zurück, weil ſein Vater geſtorben war; im ſelben Jahre raubte ihm auch der Tod ſeine Mutter, und alles Zwanges wegen ſeines künftigen Berufs ledig, folgte er ſeiner lang gehegten Neigung und trat in den geiſtlichen Stand, um ſich ſeinen Lieblingswiſſenſchaften mit voller Kraft und ohne alle Störung widmen zu können. Nun ſtudirte er mit angeſtrengtem Fleiße die Meiſterwerke der alten Welt, und lernte zu dieſem Behufe noch griechiſch, welches ihm früher unbekannt geblieben war. Mit einer ſchwärmeriſchen Phantaſie und tiefen Gefühlen begabt, die die Lektüre der römiſchen Dichter und der provenzaliſchen Troubadours zu zwei verſchiedenen Seiten ausbildete, war er für die Liebe empfänglich, wie wenig Sterbliche.

Daß er ſchon vor der Madonna geliebt, ſagt er ſelbſt in ſeiner erſten Canzone:

Seit jenem Tag, als mich zuerſt die Liebe
Bekrieget, waren viel der Jahr' entflogen,

und von ſolchem Jüngling in ſolcher Zeit, unter dem heitern Himmelsſtriche des Südens aufgewachſen, und von den Geſängen der Dichter genährt, war eine ſehr frühzeitige Liebe nur zu erwarten; aber all' ſein früheres Leben und Lieben verſank in dem einen großen, von ihm ſo herrlich und viel gefeierten Augenblick, wo er als drei und zwanzigjähriger Jüngling die reizende Laura zuerſt erblickte.

Schon war der Jugend Blüthenzeit vergangen;
Ein ſtarrer Froſt war mir an's Herz gezogen;
Den Eingang ſperrend jedem wilden Triebe
Hielt er's mit einer Demantrind, umfangen,

ſingt der Dichter von jenen Tagen, ehe er Laura geſehen. Es war der 6. April 1327, als er früh in der Kirche des Nonnenkloſters zur heiligen Clara ſein Morgengebet verrichtete, und hier erblickte er das ſchöne jugendliche Weib zum erſtenmal. Ihr goldenes Haar quoll unter der Haube hervor, ihr ſchwarzes Auge ſchwamm in frommer Begeiſterung: ſie trug ein grünes Kleid mit Veilchen. Daß ſeine Liebe an jenem Tage begann, ſagt er im 175ſten Sonett ſelbſt:

> Reiz, Tugend, ſüße Red', holdſelig Weben
> Haben an ſchöne Zweige mich gebunden
> Und feſt hängt in Geduld mein Herz darinnen.
> Tauſend dreihundert ſieben und zwanzig eben,
> Am ſechsten Tag Aprils in erſten Stunden,
> Trat ich in's Labyrinth, wo kein Entrinnen.

Im zweiten Sonett aber ſagt er:

> Am Tag', als rings die Strahlen ſich der Sonnen,
> Dem Schöpfer trauernd, trübten in den Höhen,
> Ward ich umgarnt, und eh' ich mich's verſehen,
> Hielt Euer Auge, Donna, mich umſponnen.

Hieraus hat man geſchloſſen, daß jener 6. April der Charfreitag war; mehrere Stellen in anderen Gedichten beſtätigen dieß, vorzüglich im 47ſten Sonett. Nach chriſtlicher Zeitrechnung aber war der 6. April ein Montag, wie man aſtronomiſch beſtimmt hat. Deßhalb muß man annehmen, was auch durch andere

Stellen wahrſcheinlich gemacht wird, daß Petrarka ſich der jüdiſchen Zeitrechnung bediente, nach welcher der Kreuzigungstag des Erlöſers wirklich auf den 6. April oder den Montag vor Oſtern 1327 fiel. Dieſes Tages gedenkt er ſo oft mit den verſchiedenſten Empfindungen, bald wonnigen, bald ſchmerzlichen, und feiert ihn ſpäter durch manches Gedicht in den Erinnerungen ſchwelgend. Der Frühling hatte jenen ſüdlichen Boden der Provenze ſchon geſchmückt, aber Laura war die ſchönſte Blume. Ihr Anzug, mit des Frühlings Farbe und mit ſeinen erſten Kindern, den Veilchen geziert, wurde in ſeinen Liedern ſelbſt eine Sproſſe des holden Lenzes. Laura war zu jener Zeit ungefähr achtzehn Jahre alt. Daß ſie ſchon vermählt war, konnte ihn nach dem Geiſte der damaligen Zeit nicht verhindern, ſie zur Dame ſeines Herzens zu machen, und noch einmal flammte in ihm der herrliche ritterliche Geiſt der provenzaliſchen Sänger mit all' ſeiner poetiſchen Kraft auf, und trieb die letzten, aber auch die ſchönſten Blüthen.

Er hatte früher ſchon gedichtet, aber in lateiniſcher Sprache, und ohne ſeine Liebe würde man ſchwerlich ein italieniſches Gedicht von ihm beſitzen. Jetzt aber war er ihr Verherrlicher, er dichtete nur für ſie, und mußte ſich dazu der Mutterſprache bedienen. Laura allein hat Italien, hat die Welt jene unſterblichen Lieder zu verdanken. Anfangs traute er ſeinen italiſchen Gedichten nicht viel Glück zu, ſpäter ahnete er aber in einem heiligen Vorgefühl ihre Unſterblichkeit, wie die der Augen Laura's.

Dieſes mein Glühn, das euch ſo wenig theuer,
Und euer Ruhm, durch meine Verſ' ergoſſen,
Könnten noch Tauſende vielleicht entzünden;
Im Geiſte ſeh' ich ſchon, mein ſüßes Feuer.
Wie eine kalte Zung' und feſt verſchloſſen,
Ein Augenpaar nach uns viel Glut entbinden.

Wahrer iſt wohl keine Prophezeihung geworden, als dieſe, welche er im 169ſten Sonett ausſpricht.

Der liebeglühende Petrarka machte bald die Bekanntſchaft der Madonna Laura, und nun begann er alle Schmerzen einer hoffnungsloſen Liebe zu dulden und in Liedern auszuhauchen. Wie bitter klagte er oft ſein Schickſal an, das ihm ſo ſelten vergönne, den Stern ſeines Lebens zu ſchauen; wie ſchmerzt ihn ihre Strenge, wenn ſie, die tugendhafte Gattin, ſich ſeinem Umgang entzieht, und wie jubelt er wieder auf, wenn ein einziger holder Blick ihrer Augen ihn wieder aufrichtet, in den Himmel erhebt! Aus ſeinen Canzonen, Sonetten, ſeinen übrigen Gedichten, italieniſchen und lateiniſchen, ſo wie aus ſeinen Briefen an Freunde, erfahren wir alle wechſelnde Zuſtände ſeines Herzens und werden mit den kleinen Begebenheiten bekannt, die ſie veranlaßten.

So erzählt er in der erſten Canzone, ſehr reizend, wie er die Geliebte, gleich wie Aktäon die Diana im

Bade belauſchte, und ſie ihm, zornig wie jene, eine Handvoll Waſſer in's Geſicht ſpritzte, um den gierigen Augen den Anblick ihrer Reize zu vereiteln. An jene Quelle iſt auch die herrliche 19te Canzone gerichtet, welche von Vielen für das zarteſte und ſchönſte ſeiner Gedichte gehalten wird. Dieſe Quelle war nicht die der Sorgue in Vaucluſe, wie man glaubte, ſondern wahrſcheinlich der Triade bei Avignon, in welcher die vornehmen Frauen jener Zeit zu baden pflegten.

Ein andermal ſah er ſie mit zwölf Frauen, ihren Freundinnen und Geſellſchafterinnen, in einer Barke auf der Rhone, zur ergötzlichen Spazierfahrt, hinabſchwimmen. Weil man auf dieſem reißenden Fluſſe nur ſehr langſam ſtromaufwärts gezogen wird, ſo kehrten die Frauen auf einem Karren, dem allein üblichen Fuhrwerk jener Zeit, nach der Stadt zurück. Die blühende Phantaſie des Dichters ſieht in den Frauen Sterne, in Laura die alle überſtrahlende Sonne, das Schifflein iſt ihm herrlicher als die Argo, auf welcher Jaſon das goldene Vließ heimbrachte, herrlicher als das Schiff, auf welchem Paris die Helena aus Griechenland nach Troja entführte; der Karren aber iſt ihm der koſtbarſte Siegeswagen, Laura ſang mit heller Stimme den Freundinnen ſüße Lieder vor. Von ihrer klangvollen Stimme ſpricht der liebende Dichter ſonſt noch oft mit Entzücken; daß ſie aber, nach der Meinung einiger ältern Ausleger, auch eine Dichterin war, widerlegt Petrarka ſelbſt. Laura wurde, nach der Sitte der Zeit, höchſt einfach erzogen, gewiß ſehr ſorgfältig in Nähen und Spinnen unterwieſen, übrigens lernte ſie höchſtens leſen und ſchreiben. Ein Mädchen, das in jenen Zeiten ſich zur Fertigkeit des Leſens hinaufgearbeitet hatte, wurde ſchon durch den Titel einer Demoiselle lettrée geehrt.

Mit dieſem Herzen voll heiliger Liebe fühlte ſich Petrarka von dem Leben und Treiben am päpſtlichen Hofe widrig abgeſtoßen; die Einſamkeit wurde ihm zum Bedürfniß. In ihr wollte er ſeiner Liebe und den Wiſſenſchaften ungeſtört leben, in ihr ſeine Bruſt erleichtern, von Allem, was ſie drückte, und nur die Natur zu ſeiner Vertrauten machen. Er fand ein Thal, einige Meilen von Avignon entfernt, welches allen ſeinen Lieblingswünſchen vollkommen entſprach, für welches er und das für ihn geſchaffen zu ſein ſchien, das Thal Vaucluſe. Es iſt rings von Anhöhen und Felſen eingeſchloſſen (daher auch ſein Name: Vallis clausa, provenzaliſch Vauclus, d. i. verſchloſſenes Thal), innen geräumig und grün und durch die „Königin aller Quellen," nach Petrarka's eigenem Ausdruck, mit unbeſchreiblichen Reizen geſchmückt. Denn hier entſpringt aus einer ſchauerlich-ſchönen, geräumigen Grotte die Sorgue. In dieſer durch Petrarka weltberühmten Höhle bildet die Quelle einen kleinen See in einem ovalen Felſenbecken;

aus dieſem Waſſerbehälter dringt der junge Fluß durch unterirdiſche Gänge in ſein tiefes Bette, wo er ſogleich Kähne trägt. Am Eingang der Höhle ſteht ein Steinwall, über welchen man in ſie hinabſteigt; in den waſſerreichen Monaten vermögen die unterirdiſchen Kanäle nicht die ganze Spende der freigebigen Urdine zu faſſen; die Fluth des See's erhebt ſich über den Steinwall, ſtürzt von da in fürchterlichem Brauſen herab und macht den Zugang zur Höhle unmöglich. Bei niedrigem Waſſerſtand gewährt ſie aber einen höchſt angenehmen Aufenthalt. Gegen Oſten umragen ſtarre Felſen, deren Scheitel die Wolken küſſen, in einem Halbzirkel die majeſtätiſche Quelle, und vollenden eine der herrlichſten Naturſcenen. Hierher zog ſich, mit dem Bilde ſeiner Madonna in der Seele, der edelſte Schwärmer zurück, und ſchlug alle Aemter und Würden aus, womit die Welt ihn feſſeln wollte, hier baute er ſich ein kleines Haus (wahrſcheinlich auf der Stelle, wo jetzt die Papiermühle ſteht), umzäunte ſich einen Garten nahe an der Quelle, an einem Abhange, der von ſteilen Felſen begrenzt wurde. Dieſen Berggarten, welchen er mit eigener Hand bebaute, nannte er ſeinen transalpiniſchen Parnaß, ſeine Hütte aber verglich er in einem ſeiner Briefe mit den Wohnungen des Cato und Fabricius. In dieſem Elyſium widmete er einen großen Theil ſeines Lebens den Muſen und der Einſamkeit; hier dichtete er, durchbebt von den Schauern namenloſen Entzückens, durchweht von den Gluten der Sehnſucht, ein mächtiger Streiter gegen jedes Niedere und Gemeine der Liebe, die ſchönſten Canzonen und Sonette. Eine braune unſchöne Dienerin war das einzige menſchliche Weſen, welches ihn umgab, das Blöcken der Heerden, der Geſang der Vögel, das Rauſchen des Waſſers, das Brauſen des Sturmes waren die Töne, welche er vernahm, ſchwarzes Brod und Früchte faſt die einzige Koſt, welche er genoß, das einfache Kleid der Hirten und Fiſcher, ſeiner Nachbarn, auch ſeine einzige Bedeckung. Aber ſeine Bücher, der ewige Gedanke an Laura, die reizende Natur rings um ihn, und ſein treuer Hund waren ihm reicher Erſatz für alle ihm leicht werdenden Entbehrungen. Am Morgen begrüßte ihn der erſte Sonnenſtrahl auf den nahen Hügeln und Felſen, die von dem Namen „Laura“ wiedertönten, und am Abend ſog er auf den blumigen Wieſen noch den letzten ein und rief dem ſinkenden Tagesſtirn noch den Namen Laura mit ſchwermüthigen Seufzern nach. In ſeinen Liedern aus jener Zeit kehren ſtets die ſinnigſten auf dieſe ſeine Gewohnheiten bezüglichen Wortſpiele wieder, die die deutſche Zunge nicht nachzuahmen vermag. Lauro, der Lorbeer, gibt dem Sänger Gelegenheit, ſeine ſittſame Schöne mit der Nymphe Daphne zu vergleichen, welche Apoll verfolgte, eine mitleidige Gottheit aber, eh' ſie der Heſtige umarmte, in einen Lorbeerbaum verwandeln ließ; ſie iſt ihm der dem Muſageten geheiligte Lorbeerbaum ſelbſt, und der Beziehungen darauf ſind in ſeinen Gedichten eine große Menge. Unter Lorbeerbäumen aber ruhte er täglich. Lauro, das Gold, gibt nicht minder zu den ſchönſten Wortſpielen mit dem Namen der Geliebten Veranlaſſung. Das Gold der Morgen- und Abendröthe, das Gold ihrer Locken ſind Gegenſtände, die ihn entzücken. Endlich Laura, die Luft, die, ſelbſt dieſen Namen führend, ſtets von ihm wiederhallt.

Laura celeste iſt die blaue Himmelsluft, aber geſprochen auch: die himmliſche Laura. Und ſo kehrt ſie in allen dieſen poetiſchen Bildern wieder und ihr Name durchtönt in mancherlei ſchöner Bedeutung ſeine Geſänge.

In den heiligſten und feierlichſten Stimmungen ſeiner Seele ſtieg er, die Schreibtafel, den Virgil, den Dante, oder einen Troubadour in der Hand, in die furchtbar ſchöne Höhle der Quellnymphe und verweilte, von ſüßen, geheimen Schauern durchdrungen, halbe Tage am dunkeln Waſſerſpiegel und horchte dem dumpfen geheimnißvollen Plaudern der Quelle und dem Brauſen der unterirdiſchen Gewäſſer. Oft beſuchte er die Grotte im Mondſchein um Mitternacht und glaubte in den Tönen des Waſſers den Namen der Geliebten zu vernehmen, den er ſelbſt den Felſenwänden zurief, während ſeine Thränen ſich mit der

Quelle vermiſchten. Auf den Bergen, im Thal, auf den Wieſen, im Feld, im Wald, am Ufer der Sorgue, in der Höhle ihrer Quelle las und ſchrieb und ſeufzte und träumte er, wie in ſeiner Hütte. Doch wie hold auch ſein ländliches Leben war, Laura's Andenken gab Allem erſt Reiz. Laura ſelbſt kam niemals nach Vaucluſe; Petrarka ſah ſie nur in Avignon, wenn er dorthin kam und bei einem Freunde einkehrte. Er durfte ſie ſogar beſuchen. Sie litt an einem Augenübel (194ſten Sonett); er beſuchte ſie mehremal während ihrer Krankheit, und als er eines Tages in ihr Zimmer trat, fand er ſie geneſen, aber durch ein Wunder der Sympathie war das Uebel aus Laura's rechtem Auge in ſein rechtes Auge übergegangen. Er ſah in dieſer Mittheilung die höchſte Gunſt, die ihm die Liebe je erwieſen, und jubelt darüber im 196ſten Sonette:

> Aus rechtem Aug', nein rechter Sonne, fliegen
> Der Herrin mir in rechten Auges Spiegel
> Die Wehe, die, ſtatt zu ſchmerzen, mich vergnügen:
> Kamen, als hätten ſie Verſtand und Flügel,
> Den Sternen gleich, die durch den Himmel fliegen.
> Natur und Mitleid lenketen die Zügel.

Oft kämpfte der Dichter gewaltig gegen ſeine Liebe an; und einſt mied er Laura's Anblick und Umgang eine Zeit lang, aber von der heftigſten Sehnſucht gemartert, kehrte er reuig bald wieder zu ihr zurück. S. 30ſtes Sonett.

Die heitere Luft (Laura serena), die einen Weg gefunden,
Rauſchend durch grünes Laub zu meinen Wangen,
Erinnert mich der Zeit, da ich empfangen
Durch Amor erſte ſüße, tiefe Wunden,
Und läßt das ſchöne Antlitz mich erkunden,
Das Zorn verbirgt und Eiferſucht verbangen,
Sammt Haar, in Stein und Perlen jezt befangen,
Blonder als Gold vor dem und los gebunden.

Nicht fortdauernd blieb der Liebesſänger in ſeinem romantiſchen Thale, er machte bedeutende Reiſen allein und in Geſellſchaft angeſehener Freunde. So ging er 1330 mit Jakob Colonna nach deſſen Bisthum Combes in Gascogne; 1332 über Paris durch Flandern, Brabant, die Rheingegenden und kehrte über Lyon nach Avignon zurück, 1335 reiſete er über Marſeille und Civita vecchia nach Rom und ſchiffte von Italien aus an die Küſten von England. Ueberall aber, wo er auch weilet, tönen ſeine Klagen über die Entfernung von ſeiner Geliebten und mit den reizendſten Farben malt er die Stunde des Wiederſehens. Das Ungewöhnliche ſeiner Liebe, der ſolch' holde Lieder entſproſſen, wie ſie noch kein italieniſches Ohr vernommen und die alte Herzen bezauberten, machte ſie bald zum Geſpräch von ganz Italien und dem ſüdlichen Frankreich. Laura's Name und die Lieder zu ihrem Preis tönten bald faſt von allen Lippen, die dieſe Sprache redeten; Italien und Frankreich waren entzückt und 1340 erhielt Petrarka von Rom und

Paris Einladungen, ſich zum Dichter krönen zu laſſen. Doch gab ein großes lateiniſches Heldengedicht Afrika, worin er den P. Scipio Africanus verherrlichte, hierzu die meiſte Veranlaſſung. Petrarka nahm nur die Einladung von Rom an, reiste im folgenden Jahre nach Neapel zum König Robert und wurde von dieſem im Beiſein des ganzen Hofes geprüft. Von da ging er nach Rom und empfing am 8. April 1341 auf dem Kapitol den ſängerkrönenden Lorbeer, das edle Sinnbild ſeiner Geliebten, aus den Händen Orſo's, Grafen von Anguillara. Von nun an hatte er keine bleibende Stätte mehr in Vaucluſe und verweilte nur von Zeit zu Zeit, doch nie lange, in Avignon, ſondern war oft auf Reiſen, meiſt in wichtigen ihn ehrenden Geſchäften bedeutender Perſonen, und hielt ſich in Parma, Rom, Neapel, wohin er vom Papſt geſandt wurde, Bologna und andern italieniſchen Städten auf; er erhielt 1342 das Priorat von Migliarino, und 1346 das Canonicat von Parma. Nicht im Gewühl der Welt auf ſeinen Reiſen, nicht in der zurückgezogendſten Einſamkeit im Thale Vaucluſe, nicht im angeſtrengteſten Studium wurde die Flamme ſeiner Liebe geringer. Jede ſchöne Frau erinnerte ihn an die ſchönſte, der ſein Herz gehörte. Wohin er auch eilte, nie verließ ihn der Geliebten Bild. Meiſterhaft poetiſch beſchreibt er dieſen Zuſtand in der 17ten Canzone. In der Einſamkeit wurde ſeine Glut noch größer, und ohne Widerſtand ſich ihr ganz überlaſſend, ſtrömte er ſie in Thränen und Seufzern aus. Alle Qualen dieſer Liebe beſchreibt er in ſeinen lateiniſchen Briefen; ſie tönen aus allen ſeinen Geſängen wieder. Nach ſeiner Krönung hieß er im Munde des Volkes nur der göttliche Petrarka.

Der Liebe verdankt er dieſen Namen, ihr die Zartheit und Reinheit ſeines Gemüths, ihr die Veredlung ſeines ganzen Weſens, ihr die irdiſche Unſterblichkeit. Denn wenn er auch in der Geſchichte der Literatur ſtets einen der ehrenvollſten Plätze als ein Wiedererwecker der Wiſſenſchaften eingenommen hätte, wenn auch die Gelehrten von ſeinen reichhaltigen lateiniſchen Schriften, ja ſelbſt von ſeinem lateiniſchen Heldengedicht: Afrika gewußt, nimmer hätte doch ein lebendes Geſchlecht dem andern ſeinen Namen zugejauchzt, hätte Laura ihn nicht beſiegt, zum Liede begeiſtert und zart und ſinnig ihn in den Schranken der reinſten geiſtigen Liebe erhalten. Sie vergab ſich nie etwas gegen den Sänger, und wohl niemals blühte dem Armen ein Kuß von ihren Lippen. Die Schönheit ihres Körpers, ſo oft und herrlich von ihm beſungen, welkte frühzeitig dahin, aber die hohe Anmuth ihres Geiſtes blieb unvergänglich. Dieſe beiden Reize mochten auch wohl ſolcher Verherrlichung würdig ſein. Ihr goldblondes Haar fiel in Locken herab, ihr Geſicht war länglich und ſchmächtig, die Naſe edel und fein, etwas ſpitz, der

Mund klein, voll Perlen und Roſen, die Wangen lilienweiß und ſanft geröthet; ihre Augen ſchwarz und ſtrahlend, lange Wimpern bedeckten ſie, ihr Wuchs ſchlank, über ihr ganzes Weſen war eine Fülle von Anmuth, Milde und Sittſamkeit ausgegoſſen. Nie ſind wohl ein Paar weibliche Augenſterne höher gefeiert worden, als Laura's durch die bekannten drei Schweſter-Canzonen, die 8te, 9te und 10te. Sie ſind vielleicht das Herrlichſte in dieſer Gattung, was je aus eines Dichters Feder gefloſſen. Die Italiener nennen ſie die drei Göttlichen, die drei Grazien, in denen Petrarka ſich ſelbſt übertroffen, ja Einige wollen in ihnen das Vollendetſte finden, was italieniſche Poeſie jemals erzeugte. Doch nicht allein ſie ſind voll des Lobes von Madonna's engelſchönen Augen, der Preis derſelben kehrt in ſehr vielen ſeiner übrigen Gedichte wieder.

Körperliche und geiſtige Leiden, und viele häusliche Unannehmlichkeiten hatten die Blüthe ihres Körperreizes, ja ihrer zarten Geſundheit ſelbſt zerſtört, und der Dichter zittert im 150ſten Sonett für ihr Leben. Nun galt ſeine Liebe ihrem edlen reinen Herzen, ihrem großen Verſtande, ihrer unübertrefflichen geiſtigen Liebenswürdigkeit. Sie war ihm nach wie vor ein überirdiſches Weſen, er empfand Göttliches in ihrer Nähe, und wie ſie ihm erſt das Ideal der Schönheit geweſen, ſo war ſie ihm nun das Ideal der Tugend. Seine Liebe wurde heiliger und geläuterter; denn alle ſinnliche Beimiſchung verſchwand; mehr als ſonſt beglückte ſie ihn mit einem ſüßen Worte, mit einem holden Blicke, und die Hoffnung erwärmte ſein Herz, daß ſie, zu reiferen Jahren gekommen, nun öfter, ohne Argwohn zu erregen, beiſammen ſein könnten. (273ſtes Sonett.) Der edle bedauernswerthe Dichter wurde auch in dieſer letzten und verzeihlichſten Hoffnung betrogen. Streng verſagte ihm ein feindliches Schickſal jeden dauernden Genuß, ſelbſt den reinſten. Ewiges Entſagen war ſein bitteres Loos. Der Aufruhr des Tribun Cola di Rienzi in Rom rief Petrarka, 1347, wieder nach Italien. Mit bangen Ahnungen ſchied er von der Geliebten. In dem ſtillen Ernſte, mit welchem ſie ihn beim Abſchied entließ, gleichſam wie ein Vorgefühl der ewigen Trennung auf Erden, ſo wie in ihrem ganzen Weſen und ihrer Umgebung ſah er Vorzeichen des Schrecklichſten, was ihm auf Erden begegnen konnte. Oft hatte ſie ſeine Träume mit ihrem holden Bilde beglückt, auch jetzt, als er fern von ihr, erſchien ſie ihm im Traume, aber nur um ihm ihren Tod anzukünden. Dies iſt der Inhalt des 210ten und 211ten Sonetts.

Wie wird mir bang, tritt vor die innern Sinnen
Der Tag, da ich, ſchwermüth'gem Ernſt ergeben,
Die Herrin ließ, bei ihr mein Herz! Im Leben
Mag keinem Ding' ſo gern und oft ich ſinnen.
Ich ſeh' ſie dann demüthig mitten drinnen

Bei ſchönen Frau'n ſich wie die Roſ' erheben
Aus Blümlein klein, nicht froh, nicht traurig eben;
Wie wer ein nahes Unglück fürchtet innen.
Sie hatt' all ſonſt'gen Schmuck von ſich geleget,
Gewand der Freude, Perlen, Kränze, Spangen,
Lachen, Geſang und Rede ſüß gewichtig.
So ließ mein Leben ich, von Fahr umheget,
Ahnungen, Träum' und Nachtgebild umfangen
Mich nun, und gebe Gott, daß Alles nichtig.
Sonſt pflegt' im Traum mir fernher Troſt zu reichen
Die Herrin durch ihr eng'liſches Erſcheinen;
Jetzt ſendet ſie mir Schrecken nur und Weinen,
Nicht kann ich mehr der Qual, der Furcht entweichen
Oft ſeh' auf ihrem Antlitz ich die Zeichen
Des Mitleids ich mit bitter'm Schmerz vereinen,
Und höre Dinge, die Beweis mir ſcheinen,
Daß ihre Segel Freud' und Hoffnung ſtreichen.
„Gedenkſt du noch der letzten Abendſtunde,“
Spricht ſie, „als ich dein Auge ließ in Zähren,
Und, von der Zeit gedrängt, von dir geſchieden?
Da konnt' ich nicht, noch mocht' ich dich belehren,
Jetzt ſag' ich dir als wahr' und ſich're Kunde:
Nicht hoffe, je zu ſehen mich mehr hienieden!“

Ob nun gleich in des Dichters zarter weich geſtimmter Seele die trübe ihn ſtets beängſtigende Ahnung von Laura's nahem Hinübergehen faſt zur fürchterlichen Gewißheit geworden war, ſo warf ihn doch die Nachricht von ihrem wirklichen Scheiden wie ein gewaltiger Donnerſchlag zu Boden. Er war ein Mann von vier und vierzig Jahren, aber ſein

Herz hatte ſie bis zuletzt mit der lebendigen Kraft und der begeiſterten Glut eines Jünglings geliebt; die mächtige Hand der Zeit hatte ſie ein und zwanzig Jahre lang, die er ihr gehuldigt, nichts über die Friſche und Stärke ſeiner Empfindung vermocht; aber der Schmerz über ihren Verluſt war nun an Heftigkeit auch ſeiner beſtändigen Liebe angemeſſen. Petrarka war lange faſſungslos, noch länger troſtlos. Eine ſchreckliche in ganz Italien, Frankreich und einen großen Theil des übrigen Europa wüthende Peſt hatte die Liebliche dahingerafft; ſie war am Jahrstage ihres erſten Zuſammentreffens mit dem Dichter, den 6. April 1348, in einem Alter von ungefähr 38 Jahren, geſtorben; erſt einen Monat darauf erhielt Petrarka die Trauerpoſt in Parma, wo er ſich eben aufhielt. Zur Zeit ihres Todes war er in Verona geweſen. Wir beſitzen darüber eine Nachricht von ihm ſelbſt, die er auf den Einband ſeines Virgil ſchrieb, welcher noch in der Ambroſianiſchen Bibliothek in Mailand aufbewahrt wird. „Laura," heißt es dort in lateiniſcher Sprache, „durch Tugend glänzend und durch meine Lieder lang gefeiert, erſchien meinen Augen zum erſtenmal im Jahr des Herrn 1327 am 6. des Monats April in der Kirche zur heiligen Clara zu Avignon in der erſten Stunde des Tages. Ich war damals in meiner frühen Jugend. In derſelben Stadt, demſelben Monate April, an demſelben 6ten Tage, in derſelben erſten Stunde, aber im Jahre 1348, ward jene Sonne dieſer Sonne geraubt. Ich war damals eben zu Verona, ach! und wußte nichts von meinem Unglück. Erſt zu Parma erreichte mich der Brief meines Ludwigs mit der unglückſeligen Botſchaft, in demſelben Jahre, im Monat Mai, am 19. des Morgens. Dieſer keuſche und ſchöne Leib ward noch am Sterbetage zur Veſperzeit in der Kirche der Minoriten beigeſetzt. Ich lebe der frohen Ueberzeugung, daß, wie Seneca vom Africanus ſagt, ihre Seele zum Himmel, von wannen ſie gekommen, zurückgekehrt iſt. Zum herben Angedenken, mit einer Art von herben Luſt, habe ich dieſes hier niederlegen wollen, an einer Stelle, die mir oft vor Augen iſt, damit es nichts gäbe, was mir lieber wäre im Leben, und damit, nachdem die größere Schlinge geriſſen, der öftere Anblick dieſer Zeilen und das Nachdenken über die Flucht der Jahre mich erinnern, wie es nun Zeit ſei, aus dieſem Babylon zu fliehen, welches auch unter dem Beiſtand der göttlichen Gnade mir leicht werden wird, ſo fern ich der vergangenen Zeit überflüſſige Sorgen, eitle Hoffnungen und unerwartete Ausgänge ernſt und männlich betrachte."

Wie er als Jüngling ihr Leben beſang in den ſüßeſten Tönen, und alle die kleinen auf ſie und ſeine Liebe bezüglichen Verhältniſſe mit poetiſcher Begeiſterung auffaßte und im Liede wieder gab, ſo beklagte er als Mann ihren Tod in den rührendſten

Lauten, die der Schmerz nur einzugeben vermag und die er, mit der trauernden Grazie des Geſanges bekleidet, aushauchte. Seine zarten Klagelieder gleichen nun dem melancholiſchen Flöten der Nachtigall, ſeine zwei hellen Sterne ſind untergegangen, und einſam ſteuert er nun, ein ſchmerzvoller Pilot, auf des Lebens Fluthen. Hieher gehören vorzüglich die 22ſte und 26ſte Canzone. In der letztern ſingt er:

Durch ſie allein gefiel mir dieſes Leben,
(Zum Zeugen hab' ich Amor mir erkoren)
Die als ein Stern uns beiden aufgegangen.
Doch nun der Geiſt, der Daſein mir gegeben,
Geſtorben hier und droben neu geboren,
Sterb' ich ihm nach mit ſehnendem Verlangen.
Wohl mag ich klagen, daß ich ſo befangen
In Blindheit nicht geſehen mein Verderben,
So Amor warnend unter lichten Brauen
Der Herrlichen ließ ſchauen.
Nun muß ich troſtlos bittern Tod erwerben,
Dem ſelig kurz zuvor erſchien das Sterben.

Vom 227ſten Sonette an, dem erſten nach ihrem Tode, ſind die folgenden faſt alle voll der ſchwermüthigſten, rührendſten Klagen.

Petrarka lebte noch bis zum Jahre 1374, und erreichte alſo ein Alter von 70 Jahren. Viel Kränze des Ruhms blühten ihm auf ſeinen ſpätern Lebenspfaden. Er hatte vielen Verkehr mit den Mächtigſten ſeiner Zeit, correſpondirte mit den Päpſten, mit Kaiſer Karl IV., war bald der Geſandte der Päpſte, bald der Visconti's und kam als ſolcher nach Frankreich an den Hof und nach Prag zum Kaiſer. Florenz rief ihn zurück und ſetzte ihn in das Erbe ſeiner Väter ein; Arezzo war ſtolz auf ſeine Geburt. Sein Aufenthalt war abwechſelnd, bald in Mailand, Padua, wo er Canonicus, Parma, wo er Archidiaconus wurde, zu Venedig, wo er der Republik ſeine Bibliothek ſchenkte, und dadurch den Grund zu der reichen Bibliothek von St. Marcus legte, und endlich zu Arqua, einem Dorfe bei Padua, wo er zuletzt wohnte, und in der Nacht des 18. Juli 1374 ruhig entſchlummerte.

Sein ſpäteres Leben war ganz der Weisheit gewidmet, er ſtudirte die Alten ſtets mit großem Fleiß und verbreitete durch ſeine gelehrten Schriften, die dem Sprachforſcher noch immer von Werth ſind, neues Licht in dem langen Dunkel der Barbarei, und wurde ſo einer der geſegneten Wiederherſteller der Wiſſenſchaften. Unſtreitig war er der gelehrteſte Mann ſeines Jahrhunderts und überhaupt einer der merkwürdigſten Menſchen, die je auf Erden gewandelt. So ſehr er an Geiſt hervorſtrahlt, ſo verehrungswürdig iſt ſein Herz. Er war auch einer der edelſten Menſchen; für wahre Freundſchaft glühend und vom frömmſten Sinn erfüllt. Wer liest nicht ſeine Canzone an die heilige Jungfrau, ohne ſelbſt anzubeten? — So iſt es begreiflich, wie er von allen damals lebenden Großen Italiens die ausgezeichnetſte Achtung und Freundſchaft genoß. Ein wehmüthiges Gefühl erregt es aber, zu vernehmen, wie der vortreffliche Mann in ſeinem Alter die Liebe zu Laura als eine phyſiſche Schwäche, eine Verirrung und Thorheit ſeiner Jugend anſah.

Davon zeugt das Sonett, welches er als Vorwort ſeiner Gedichte gab, da ihn ſeine Freunde im Alter drängten, die zerſtreuten Lieder ſelbſt zu ſammeln:

> Die ihr, wie ſie durch meine Reimen weben,
> Den Seufzern lauſcht, womit mein Herz ich nährte,
> Als mich der Jugend erſter Wahn bethörte,
> Als anders war, denn jetzt, zum Theil mein Leben;
> Wechſelndem Styl, dem weinend ich ergeben,
> Sein eitles Hoffen mich und Weh verzehrte,
> Wird, wo Erfahrung Liebe kennen lehrte,
> Mitleid, hoff' ich, zu Theil, nicht blos vergeben.
> Wohl ſeh' ich nun, wie ich in aller Munde
> Das Mährlein lange war, und ſolch' Geſtändniß
> Macht, daß beſchämt ich drob in mir erglühe;
> Und meiner Thorheit einz'ge Frucht zur Stunde
> Iſt Scham und Reu' und deutliche Erkenntniß,
> Daß Weltluſt wie ein kurzer Traum entfliehe.

Von ſeinen Gedichten wünſcht er, ſie entweder gar nicht, oder doch beſſer gemacht zu haben. Es war alſo die Kunſt allein, die noch Reiz für ihn hatte. So entging denn auch dieß Herz nicht dem allgemeinen Looſe der irdiſchen Wandelbarkeit und eine Thräne, die uns in's Auge tritt, iſt der gebrechlichen Menſchheit Ankläger.

Von ſeinem Heldengedichte Afrika, worin er die Begebenheiten des zweiten puniſchen Krieges beſingt, hoffte er die Unſterblichkeit, ſo wie er durch daſſelbe den poetiſchen Lorbeer erhalten hatte. Von ſeinen Liebesliedern hoffte er nichts; jenes iſt vergeſſen, denn es iſt langweilig und proſaiſch, und ermangelt ſogar eines harmoniſchen Versbaues und reinen Styls; die holden Kinder ſeiner Schmerzen aber rufen ſeinen und Laura's Namen allen Jahrhunderten zu; und ſo ſteht das holde Paar, alles Irdiſchen entkleidet und nur durch jene unendlich zarte Sängerliebe duftig verkörpert in der Erinnerung der Völker und am meiſten in der der Jugend ihres Geſchlechts, leuchtend als ein freundliches Zwiegeſtirn reinſter platoniſcher Liebe. Ihre Geſchichte iſt zum Mythus des Volkes geworden, und wenn der Chriſtenglaube ſie nicht unter die Sterne verſetzte, wie das Alterthum mit ſeinen mythiſchen Weſen that, ſo hat er ſie doch in ſeine weite liebende Bruſt aufgenommen und ihnen fürwahr dort einen noch ſchönern Platz bereitet. Fromme liebende Herzen wallfahrten aber ſchon fünf Jahrhunderte lang nach dem romantiſchen Thale Vaucluſe und ſteigen mit ſüßen Erinnerungen in die Grotte der Quellnymphe und beſuchen in Avignon in der Franciscanerkirche Laura's Grab.

Im Thale Vaucluſe erhält ſich Petrarka's Name im Munde des Volkes fort und fort durch eine Burgruine auf einem ſchroffen Felſen unweit der Sorguequelle, welche Petrarka's Schloß genannt wird. Die Mythe gab ihm das Schloß, eh' es zerfallen, zu ſeiner Wohnung; ein unterirdiſcher Gang führte zu der gegenüber liegenden Villa Laura's. Die hiſtoriſche Richtigkeit dieſer Sage iſt längſt dargethan, aber noch iſt dieſe Volkspoeſie rührend. Auch Laura's Bildniß hat ſich erhalten und es iſt uns dadurch vergönnt, nach einem halben Jahrtauſend mit dem Dichter die engelreinen Züge zu bewundern. Der Maler Simon Memmi von Siena malte es für Petrarka im Jahr 1339, alſo im 28ſten Jahre der Holden. Es gibt viele Copien davon.

Laura's goldenes Haar iſt mit einem runden knappen Käppchen bedeckt, auf welchem in kleinen Zwiſchenräumen Perlen und Edelſteine gefaßt ſind. So beſchreibt ſie auch der Dichter in der angeführten Stelle des 162ſten Sonetts. Das Kleid iſt hellgrün mit Veilchen, der Nacken blos; das Geſicht, wie oben beſchrieben.

Schon bei Laura's Lebzeiten richtete Petrarka's ausgezeichnete und merkwürdige Liebe zu ihr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſie, und ein damals in Avignon am päpſtlichen Hofe ſich aufhaltender Fürſt, ſei es nun Karl von Luxemburg, Prinz von

Böhmen, nachheriger Kaiſer Karl IV., ſei es Karl, Herzog von Anjou und Graf von Provence, ſei es Robert, König von Neapel — die Ausleger ſind darüber nicht einig —, dem zu Ehren ein Ball veranſtaltet wurde, zu welchem die ſchönſten Edelfrauen der Stadt und Umgegend eingeladen waren, forſchte gleich nach ſeinem Eintritt in den Saal nach der ſchönen Laurette de Sades, der gefeierten Sängergeliebten, bahnte ſich durch die anweſenden Damen einen Weg zu ihr und brachte ihr ſeine größte Huldigung dar, indem er ihr nach der Sitte damaliger Zeit Augen und Stirne küßte.

Petrarka feiert dieſes Ereigniß im 200ſten Sonette:

Andern, die über ihr an Zeit und Glücke,
Befahl er mit der Hand, zurück zu weichen,
Und grüßete die Eine, Hold im Blicke,
Und drückt ihr einen Kuß, der Liebe Zeichen,
Auf Aug' und Stirn zu aller andern Freude:
Ich ſah das ſüß' und fremde Thun mit Neide.

Noch höher ehrte ſie ein von ritterlicher Galanterie durchdrungener edler Fürſt faſt zweihundert Jahre nach ihrem Tode, Franz I., König von Frankreich. Im höchſten Grad eingenommen von Petrarka's Liedern, konnte er ſich den Wunſch nicht verſagen, als er auf einer Reiſe nach Marſeille durch Avignon kam, nicht nur das Grabmal, ſondern auch die letzten Ueberreſte des Weibes zu ſehen, die zu ſolchen Liedern begeiſtern konnte. Er ließ den einfachen ſchmuckloſen Stein heben und den Sarg öffnen, aber bis auf ein Weniges von den Gebeinen war alles zu Staub zerfallen. Wehmüthig blickte der König auf die letzten Ueberreſte der gefeierten irdiſchen Schönheit. In der Gegend der Bruſt lag eine bleierne Kapſel, durch einen Deckel verſchloſſen, als man dieſen abnahm, fand man eine ebenfalls bleierne Medaille und ein beſchriebenes Pergamentblatt. Auf der einen Seite der Medaille unterſchied man die Figur eines jungen Weibes, auf der andern ſtanden die Buchſtaben M. L. M. J., was wahrſcheinlich zu leſen iſt: Madonna Laura mortua jacet (die verſtorbene Madonna Laura ruht hier). Auf dem Pergamentblatte aber war ein italieniſches Sonett zu leſen, welches man lange ohne allen Grund Petrarka zugeſchrieben hat. Es iſt aber ſeines Gehaltes und ſeiner Form nach des Dichters gänzlich unwürdig und wahrſcheinlich von einem damaligen Gelegenheitsdichter geſchmiedet worden.

Franz I. befahl, ihr ein ſchöneres Grabmal zu errichten und zur Inſchrift deſſelben dichtete er ſelbſt folgende Verſe:

Im kleinen Raume iſt es, wo ſie liegt.
Doch ſeht, wie viel von Ruhm er faſſet hier,
Denn Griffel, Mühe, Wiſſen, Sprach' beſiegt
Wurden ſie von Liebenden, von ihm und ihr.

O edle Seele, du ſo hoch geehrt,
Wer könnte loben dich, als nur im Schweigen?
Denn immer war dem Sinn das Wort verwehrt,
Sobald die Reize ihn an Fülle überſteigen.

Alſo ehrte König Franz die Liebe und ſeinen Lieblingsdichter zugleich; denn er las Petrarka's Lieder ſtets wie Alexander der Große Homers Geſänge. Doch nicht allein dieſer königliche Herr beſang Laura und ihre Liebe; eine Menge Dichter aus allen Ländern Europa's haben ſie zu allen Zeiten im Liede gefeiert und theils Grabſchriften, theils andere Verſe auf ſie verfertigt. Wir nennen unter den früheren nur Gabriel Simeoni von Florenz, Ludwig Alamanni ebendaher, Ludwig Aleaume von Orleans nnd unter den neuern vor allen den Freiherrn von Zedlitz, welcher in ſeinen „Todtenkränzen,“ Petrarka's Liebe das herrlichſte und würdigſte Denkmal geſetzt hat.

Die heilige Ida.

Weſtphäliſche Sage.

Zwei große unkultivirte Völker können nicht friedich neben einander wohnen. Nur Kultur iſt die Grundbedingung des Staats und der Heiligkeit ſeiner Verträge. Wo des Schwertes Stärke allein gilt, a ruht es nicht eher in der Scheide, bis ein Volk em andern unterlegen. Dieß war einſt der Fall mit den zwei großen deutſchen Völkerſchaften, den Sachſen und Franken, deren blutige Kämpfe, obgleich ie nah mit einander verwandt waren, mehrere Jahrhunderte lang dauerten, bis es dem berühmten Frankenkönig, Karl dem Großen, mit ungeheueren Anſtrengungen gelang, das wilde freiheitliebende Sachſenvolk unter ſeinen Zepter zu beugen. Zwei hohe Aufgaben hatte ſich Karls kühner Geiſt geſetzt, als er ſein ſieggewohntes Schwert gegen die benachbarten Erbfeinde ſeines Stammvolkes zog: die Sachſen ſollten nicht allein Unterthanen ſeines Reichs, ſondern auch Chriſten werden; denn, wie verhaßt ihnen auch das Joch der fränkiſchen Oberherrſchaft war, das Chriſtenthum war ihnen weit verhaßter, nicht ſeines innern Gehaltes wegen — dieſen konnte ein ſolch' rohes Volk nicht erforſchen — ſondern der äußern abſchreckenden Form und des Gebots wegen, die Religion ihrer Väter zu verfluchen und zu verabſcheuen, dieſe ſelbſt für böſe Zauberer und Teufelskinder zu halten. Nicht unter ein Joch allein ſollte der kriegeriſche Sachſe den freien Nacken beugen; doppelte Knechtſchaft wartete ſeiner, und der Pfaffen Joch war ärger als das des Königs. Gut und Blut ſetzte der hochherzige Sachſe daran, um nur kein Chriſt zu werden. — Karls Krieg gegen die Sachſen, bis zu ihrer völligen Unterwerfung, zerfällt in viele Kämpfe; ſeine großen Züge nach Spanien und Italien, und ſonſt noch manche andere Kriegsthat und Eroberung liegen dazwiſchen; die Zeit, in welcher ſie begrenzt ſind, iſt ungefähr die Jahre 774 und 804. Sobald ſie Karl bezwungen wähnte und ſich entfernte, um ſeine andern Kriege zu führen, zerbrachen die Sachſen jedesmal die ihnen angelegten Ketten und machten ſich wieder frei. Er eilte jedesmal ſchnell herbei und beſiegte ſie wieder. Zu Paderborn ſchworen 777, die Vornehmſten des Volks, in Gegenwart des Königs, die ſie nur allein zu bändigen vermochte, den Eid der Treue und viele bequemten ſich zur Taufe, und Sachſen wurde eine fränkiſche Provinz. Nur Einer fehlte unter dieſen Heerführern, der hochherzigſte, der freiheitliebendſte, der kühnſte. Die Geſchichte nennt ihn Wittekind den Großen und ſtellt ihn alſo dem Frankenkönig Karl an die Seite. Er war einer der Vornehmſten des Volks, vielleicht ein Fürſt der Weſtphalen. Trauernd über den Fall ſeines freien Vaterlandes, und tiefen Groll im Herzen gegen die Unterdrücker deſſelben, war er nach Dänemark geflüchtet, und verweilte, als ſeine Brüder den nothgedrungenen Eid ſchwuren, bei dem Dänenkönig Siegfried, ſeinem Schwager. Kaum aber hatte Karl ſeinen abenteuerlichen Heerzug nach Spanien begonnen, ſo war Wittekind unter ſeinen geliebten Sachſen, und vermochte ſie leicht zu neuer Empörung (778). Verwüſtend drangen ſie in die Länder der Franken ein. Von dem unglücklichen Rückzug über die Pyrenäen eilte Karl nach Sachſen. Harte Kämpfe, vieles Blut koſtete ihre abermalige Unterwerfung. Nach ihrer großen Niederlage bei Becholt (779), demüthigten ſie ſich von neuem zu Orheim (780), wo ſich abermals die meiſten taufen ließen; denn das war Hauptbedingung des Friedens.

Ein anderes Volk, die Sorben, warf ſich um dieſe Zeit von ſeinen vor zweihundert Jahren eingenommenen Sitzen im Meißner Lande oft auf die benachbarten Thüringer und Sachſen. Auch dieſes rohe freiheitliebende Volk beſchloß König Karl unter ſeinen Zepter zu bringen; doch rechnete er dabei auf die Hülfe der Sachſen und — betrog ſich. Wittekind, dem Arme Karls ſtets glücklich entronnen, hatte unermüdet ſchon lange eine neue Empörung vorbereitet. Die Unfälle ſeiner Landsleute hatten ihn vorſichtiger gemacht. Die Bewegungen der Sorben und Karls Aufforderung an die Sachſen, ihm gegen dieſelben beizuſtehen, gaben dem Fürſten die erwünſchte Gelegenheit zum Ausbruch. An der Weſer, beim Berge Suntel, wurden die fränkiſchen Heere gänzlich geſchlagen (782), und Karls großer Geiſt, umgarnt von menſchlicher Leidenſchaft, befleckte ſich zu Verden mit dem Mord eines gefangenen wehrloſen Sachſenhaufens, über 4000 Menſchen ſtark. Ein Theil dieſer entſetzlichen That fällt billig auf die Rohheit der Zeit. Nun ſtand das ganze Volk in höchſter Erbitterung, unter Wittekind und Albion, gegen den König auf, und er mußte Alle ſeine Macht aufbieten, um es von neuem zu beſiegen. Zwei Jahre dauerte der fürchterliche Kampf ununterbrochen fort; oft wurden die Sachſen geſchlagen, nie ganz beſiegt.

Was Karls Waffen nicht gelungen war, gelang ſeinen Unterhandlungen; denn ihnen verdankte er die Unterwerfung der beiden großen Anführer, Wittekind und Albion. Zu Attigni in Champagne ließen ſie ſich taufen (785). Aber ſelbſt jetzt konnte das tapfere Volk die Knechtſchaft noch nicht ertragen; der einzelnen Empörungen war kein Ende, nur fehlte ihnen der das Ganze beſeelende und zuſammenfaſſende Anführer. Doch dauerten die vielfachen, oft ſehr blutigen

Unruhen noch zehn Jahre (793—803) anhaltend fort; bald ſchlugen die Sachſen ihre fränkiſchen Ritter todt; bald fielen ſie über die Bundesgenoſſen der Franken, die Frieſen und Obotriten her, bald rotteten ſie ſich zuſammen, um verwüſtend in das fränkiſche Gebiet einzufallen. Solche Schwierigkeiten hatte für Karl den Großen die Unterjochung eines freien Volks. Kein Mittel, es zu bändigen, ließ er unverſucht; der dritte Mann von ihm wurde ausgehoben und in's Frankenreich verſetzt, ganze Stämme in's Ausland geführt, ihr Land verwüſtet, ſie durch wechſelſeitige Heirathen mit den Franken vermiſcht, aber nichts brachte ſie zur Ruhe, als die allgemeine Annahme des Chriſtenthums und damit zugleich die endliche Vereinigung mit den Franken zu einem Volke. Die Politik legte es alſo Karln als die erſte Sorge auf, überall den Chriſtenglauben predigen zu laſſen, jedes fromme Werk mit Auszeichnung zu unterſtützen und durch die milden Lehren der göttlichen Religion den ſtarren Sinn der Menſchen zu zwingen, deren phyſiſche Stärke er erſt durch ſein Schwert gezwungen hatte. Die vornehmen Sachſen, vorzüglich die Familie des Wittekind, behandelte er mit großer Auszeichnung, und ſuchte ſie durch Freundſchaft und Verwandtſchaft an ſeinen Thron zu feſſeln. So ernannte er einen Neffen Wittekinds, einen gewiſſen Grafen Egbert, zum Herzog über die Sachſen, welche zwiſchen dem Rhein und der Weſer wohnten, und überhäufte ihn mit großer Freundſchaft, was um ſo mehr zu bewundern iſt, da Karl damals ſchon ein Greis in den mittleren ſechziger Jahren, Egbert aber noch ein junger Mann war. Egbert war mit einer Edlen aus einem ſächſiſchen Fürſtenſtamme glücklich verehelicht, aber ein tiefer Schmerz, daß dieſe Ehe ohne Frucht blieb, und er keiner Nachkommenſchaft ſich zu erfreuen hatte, trübte lange ſein Leben; den ſtillen Kummer verdrängte ein harter Schlag des Schickſals; es raubte ihm unbarmherzig die geliebte Gattin durch den Tod. Troſtlos und einſam wohnte der Sachſenfürſt nun auf ſeiner Felſenburg in der Nähe des Kloſters Liesborn, und überſah mit traurigem Herzen ſeine reichen Beſitzungen im Lande umher, und es zerſchnitt ihm das Herz, daß er die ſüße Hoffnung nicht hegen konnte, ſeine Reichthümer einſt einem geliebten Sohne hinterlaſſen zu können. Da vernahm der alte Kaiſer Karl, welcher ſich gerade im Sachſenlande befand, von dem ſchweren Kummer ſeines ihm lieben Grafen Egbert, und mit der Abſicht, das Seelenleiden des jüngeren Freundes und Vaſallen zu heilen, zugleich einen politiſchen Plan verbindend, nämlich den Sachſenhäuptling mit einer fränkiſchen Fürſtentochter zuſammen zu führen, und dadurch das noch immer lockere Band zwiſchen beiden Völkern um ein gutes Theil enger zuſammen zu ziehen, lud er den herzenskranken Herzog Egbert ein, mit ihm eine frohe Fahrt in das benachbarte

Frankenland zu thun. Das Anerbieten des Kaiſers war dem Grafen Egbert ſehr willkommen, weil er ſich durch die Reiſe zu zerſtreuen vermeinte. Aber ſein Körper war von dem allzugroßen Schmerz zu ſehr angegriffen, daß er, kaum mit dem Kaiſer angelangt, in eine ſchwere Krankheit fiel. Das Haus eines edlen fränkiſchen Grafen wurde durch die Fürſorge des Kaiſers die Herberge des Herzogs, welcher, in den Willen Gottes ergeben, ſehnſuchtsvoll der Vereinigung mit ſeiner vorangegangenen Gattin entgegenſah. Doch anders war es im Rathe des Ewigen beſchloſſen. Der Kaiſer bot Alles auf, um den Herzog zu erhalten, und da Karl mit dem Hauſe, in welchem Egbert darnieder lag, ſehr nahe verwandt war, ſo wurde natürlich nichts geſpart, was dem Wiederaufleben des Herzogs frommen konnte. Die Tochter des Hauſes ſelbſt, ein frommes, ſanftes Weſen, Namens Ida, trat an ſein Siechbette, reichte dem Schwachen die Arznei, rückte ihm das Ruhekiſſen, ſprach Worte des Troſtes, voll Milde, Liebe und Sanftmuth zu ihm, und wartete dem Fremdling mit eigener Hand und einer bewundernswürdigen Ausdauer, gleich als ob der Kranke ihr eigener Bruder wäre.

Sie wich nicht von ihm, ſie betete ſtill vor ſeinem Bette knieend um ſeine Erhaltung, ſie war ſein rettender Engel in der ſchönſten edelſten Menſchengeſtalt. Egbert genas allmälig; er konnte nicht anders als ſeine Pflegerin innig verehren, und wenn er ihr in das blühende über ihn gebeugte Geſicht, in die thränenſchwimmenden Augen ſah, ging ihm das Herz in ungekannter Wonne auf. Es waren die Dankbarkeit und die Liebe zugleich, welche, in ein Gefühl verſchmolzen, in ſeiner Bruſt erwachten. Dieſe ſanft aufglühende Neigung zu ſeiner Pflegerin nahm mit jedem Tage zu, und konnte der reizenden Ida nicht länger verborgen bleiben. Züchtig wollte ſie ſich zurückziehen; doch von des Geneſenden Lippen floß das Geſtändniß ſeiner Liebe und die Bitte um Erwiederung derſelben. Doch dieſe hatte er ja ſchon lange; ihr jungfräuliches Herz hatte ſich ſchon in ſittſamer Neigung zu ihm gewandt, ohne daß ſie ſelbſt es ſich geſtehen wollte. Jetzt träuften wie Honigthau Worte liebender Ergebung vom Munde der frommen Jungfrau. Mit froher Einwilligung beſtätigte Kaiſer Karl den Bund ihrer Herzen, den er mit der Reiſe eigentlich bezweckt hatte; der Himmel hatte ja ſeine Abſicht ſo ſehr begünſtigt, ja ſie ohne weiteres menſchliches Zuthun allein erfüllt. Segnend legte er ihre Hände zuſammen, und vereinigte Egbert nicht nur mit ſeinem kaiſerlichen Hauſe, ſondern das ganze Sachſenvolk mit dem Frankenvolke. Sobald der Herzog völlig hergeſtellt war, richtete Kaiſer Karl die Hochzeit mit großem Pomp aus, und Ida folgte ihrem Gemahl dann nach Sachſen.

Als ſie nun mit ihrem großen Gefolge nach Egberts Burg zogen und ſchon nicht weit mehr davon enfernt waren, überraſchte ſie der Abend in einer einfachen aber ſchönen Gegend, ohnweit des Fluſſes Lippe. Es gefiel der jungen Herzogin auf den grünen blühenden Wieſen, zwiſchen den freundlichen Waldungen ausgedehnt, ſo ausnehmend wohl, daß der zärtliche Herzog, jeden ihrer Wünſche, den er nur errathen konnte, mit Freuden erfüllend, das Lager in der freien Natur aufzuſchlagen befahl. Als nun ringsum alles Leben in tiefe feierliche Ruhe verſank, als der Schlaf die Augen aller Begleiter gefangen hielt, und die Stille der Nacht durch keinen Laut unterbrochen wurde, hob Ida ihre Augen empor in die freundliche Blaue des ſternbeſäten Himmels, und ſiehe: da gewahrte ſie einen Engel, von himmliſcher Klarheit umfloſſen, vor ſich ſtehen, welcher, wie ſüße Muſik, folgende Worte zu ihr ſprach: „Auf dieſer Stelle ſollſt du, Ida, dem Herrn einen Tempel erbauen, in welchem du ihm dienen und mit deinem Gemahle ruhen wirſt, bis du von den Todten auferſtehſt.“ Alſo berichtet die Sage, ſelbſt ein leuchtendes Engelskind, von deſſen freundlichen Augen Strahlen ausgehen, den Glauben des Chriſtenthums zu erwärmen, von deſſen Munde holde kindliche Mährchen fließen, aber all’ von tiefem Sinn und zarter Bedeutung, von deſſen Fittichen es niederträuft wie Balſam und Myrrhen; aber die Tropfen werden zu Blumen auf der Erde, an deren Schönheit und Duft das fromme Chriſtenherz ſich labt und mit ihnen ſpielt, wie Kinder einfältigen treuen Gemüthes zu ſpielen pflegen. In der chriſtlichen Sage liegen die heiligſten Wunder höchſter Poeſie verborgen; wie traurig, daß ſo Wenige ſie verſtehen und ahnen, daß noch Wenigere ſie dem Auge ſichtbar zu machen vermögen!

Sobald der Tag die erſtickten Schläfer vom duftigen Lager aufhob, um ſie auf die Weiterreiſe zu ſchicken, erzählte Ida ihrem Gemahl von der hehren nächtlichen Erſcheinung und der fromme Herzog, freudig dem Winke des Himmels und dem Willen ſeiner Ida ſich fügend, beſchloß mit ihr, das himmliſche Gebot unverzüglich auszuführen und dem Beherrſcher des Himmels und der Erde ein Tempelhaus zum Dienſte der Gläubigen zu erbauen. Die geſchäftige Axt lichtete bald die Waldfinſterniß und das gottſelige Werk begann. Der Herzog und ſeine Gemahlin legten ſelbſt Hand an, um den Grund des Gotteshauſes zu legen.

Und die Himmelsblüthenduft athmende Sage ſingt kindlich weiter den zartſinnigen ſüßen Geſang: Ein ſanfter Hirſch geſellte ſich zur frommen Ida und begleitete fortan treu ihre Schritte; zahm und verſtändig weihete er ihr ſeine Dienſte und die Herzogin gebrauchte das ihr ſo innig ergebene Thier, um auf ſeinem Rücken und an ſeinem Geweihe die Steine zum Kirchenbau aus dem Herzogthum Weſtphalen herüber zu führen. Das treue Thier folgte der Herzogin ſogar durch die Lippe, ohne einen Stein jemals zu verlieren.

Ohne Raſt zog die fromme Frau den Weg hin und her, bis der Steine genug und der Bau vollendet war. Noch heutiges Tages erkennt ein frommes Auge tief im Bette der Lippe bei Speckmanns Erbe ohnweit Herzfeld den grünen Weg, welchen die heilige Ida mit ihrem Hirſche wandelte. Um den vollendeten Kirchenbau bildete ſich allmählig eine Stadt, von der die Herzogin ſelbſt einen großen Theil aufbauete. Der treue Hirſch gab ihr den Namen; denn von ihm wurde ſie Hirzfeld genannt (noch jetzt heißt in vielen Gegenden Niederſachſens Hirz der Hirſch), woraus ſpäter Herzfeld geworden iſt. Den Urſprung dieſes Namens deutet ein noch vorhandenes Gemälde in einer alten Kapelle zu Herzfeld an der Lippe an; man erblickt die Herzogin Ida darauf abgebildet, wie ſie unter einem Baume ruht, und ihr treuer Gefährte, der Hirſch, ſie fromm anſchauend, mit dem Kopfe auf ihrem Schooße, neben ihr liegt. — Es iſt eine der ſinnigſten religiöſen Volkspoeſien, daß die unſchuldige fromme Thierwelt treu mit der reinſten Menſchheit — der hohen, edlen, unbefleckten Weiblichkeit — vereint, das gottſeligſte Werk eines Kirchenbaues, das herrlichſte, was man in jener kindlichen Zeit des Glaubens ausrichten konnte, vollenden muß. — Als nun das Tempelhaus ſtand und dem Herrn die erſte Dankhymne darin geſungen war, zog Ida mit ihrem Gemahl nach Eckelborn (Egbertsburg) an der Lippe, führte mit ihm in inniger Liebe ein glückliches, gottergebenes Leben und wurde reich geſegnet von dem Herrn. Denn ſie beglückte ihren Gemahl, wornach er ſich erſt ſo lange vergebens geſehnt hatte, mit einer blühenden Nachkommenſchaft von fünf Kindern; ja der Segen Gottes war ſo wunderbar mit ihr und ihrem Geſchlechte, daß ſie die Stammmutter faſt aller Beherrſcher der deutſchen Erde geworden iſt. Ihr Leben theilte ſie ferner zwiſchen Liebe, Freundſchaft und gottgefälligen Werken. Ihr zwei innigen ſtets mit ihr verbundenen Freundinnen werden Begga und Gertrude genannt. Mit ihnen und dem Gatten vereint that ſie viele fromme Thaten. Der Himmel verfügte es, daß der treue Gemahl ihr durch den Tod in ein höheres Leben voranging; ſtandhaft ertrug ſie den harten Schluß. Seinen Leichnam begrub ſie in einer von ihr erbauten Kapelle, in welche ſie ſich kurze Zeit darauf mit ihren zwei Freundinnen zurückzog, um in der Einſamkeit und in frommen Betrachtungen hier auch ihre Tage zu beſchließen. Nur durch Wohlthun, durch fromme Gaben ſtand ſie noch mit der übrigen Welt in Verbindung, und ihren eigenen ſteinernen Sarg, welchen ſie ſich lange vor ihrem Tode ſchon verfertigen ließ, füllte ſie täglich mit Lebensmitteln und andern Almoſen für die ſie in ihrer Einſiedelei aufſuchenden Armen. So erreichte die fromme Frau ein hohes Alter und ging im Jahre 828 in ein Leben ein, welches ihr gewiß reichen Lohn ihrer guten Thaten reichte. Sie wurde in dem Sarge, aus welchem ſie den Armen ſo reichlich geſpendet hatte, neben ihrem Gemahl in die Kapelle beigeſetzt.

Am 1. December des Jahres 980 wurden ihre Gebeine von dem münſteriſchen Biſchof Dodo erhoben und ſie heilig geſprochen, worauf ein Theil der herzfeldiſchen Kirche mit ihrem heiligen Namen belegt und eingeweiht wurde. Die Legende weiß von vielen Wundern, welche ſich an ihrem Grabe ereignet haben ſollen, aber das größte iſt von der Welt unbeachtet geblieben. Der Segen ihrer Nachkommenſchaft verbreitete ſich durch ein Jahrtauſend bis auf die neueſten Zeiten. Von ihr leiten die edelſten und mächtigſten Fürſtenhäuſer Deutſchlands, auf welche ſie, wie eine gute Mutter, ihre Tugenden reichlich vererbte, ihren Urſprung her. Das preußiſche Königshaus iſt das mächtigſte von denen, welche ihre Glieder Kinder der heiligen Ida nennen können; es iſt auch der Erbe ihres Reichs.

Guido.

Capriccio.

Der abgelegene Theil eines Luſthaines. Der Tag beginnt ſich zu neigen. Guido und Felix, zwei Jugendfreunde, wandeln mit raſchen Schritten durch den Wald.

Felix.

O laß dies tolle Weſen! Komm, ich bitte dich, zur Geſellſchaft zurück. Wie kann ein Zufall dich ſo beunruhigen?

Guido.

Mich beunruhigt gar nichts — — als irgend mein Leben. Da jedoch unſer Leben nichts iſt, ſo beunruhigt mich wirklich nichts; folglich — —

Felix.

Laß dies harmvolle Spiel! Wozu dieſe Bitterkeit, dieſer ſchmerzliche Hohn, deſſen Pfeil die Bruſt des eigenen Schützen zerfleiſcht? So zu toben um eine Kleinigkeit! —

Guido.

Freilich eine Kleinigkeit, ſchnell vorüber, wie Alles; aber Freund, das iſt's ja eben, was mich ängſtet und treibt.

Felix.

Erheitere dich! Sieh in die milde abendliche Gegend hinaus. Schau wie die Streiflichter des Abendroths ſich mit grünen Tinten der Wieſe vermiſchen.

Guido.

Nun, was werde ich erblicken? In jenem Abendroth das Leichengepränge des Tages, des letzten Tages vieler edlen Herzen. Auf jenen Wieſen die trügeriſche Decke von Moder und Erde, die mir zuruft, was ich vielleicht in wenig Tagen bin. Hinter all' den grünen Büſchen den Tod, der grinſend ſeine kalten, gefühlloſen Geſchoße aus dieſem prächtigen Hinterhalt hervorſchleudert. Ueberall wird es mir entgegenſchreien: Alles, auch das Edelſte geht vorüber. — O, es iſt doch abſcheulich, von den Wangen der Schönheit das Fleiſch, und von den Bäumen das Laub herabgeriſſen zu ſehen, ſo daß ſie daſtehen in ihrer ekelhaften Nacktheit und natürlichen Erbärmlichkeit.

Felix.

Mein Lieber, beſinne dich! Du frevelſt. — —

Guido.

Wohin bringt uns doch alle Sorg' und Mühe, Angſt, Kampf und Redlichkeit, als dahin, am Ende die Erde dingen zu helfen, oder von einem Profeſſor der Aeſthetik als ein Muſter correcter Verſe gerühmt zu werden. — Iſt das nicht vortrefflich?

Felix.

Wie oft lachteſt du nicht ſelber über deine trübſinnigen Gedanken, und ſcherzteſt über deine wunderlichen Seelenbedrängniſſe, und nun ſeh' ich dich doch wieder —

Guido.

Lachen! — Lache ich nicht eben wieder darüber? Nur auf eine andere Art; denn es gibt ſo viele Sorten des Lachens als Menſchen, und ich bin alle Tage ein Anderer.

Felix.

Du betrübſt mich herzlich.

Guido.

Das thut mir leid! bei Gott! ſehr leid! denn ich weiß, du liebſt mich, und dieſes Wiſſens halber allein ſchon könnt' ich dich lieben.

Felix.

Nun ſo lerne an wahre Liebe und Freundſchaft wieder glauben. Wir ſind nicht die einzigen Menſchen auf Gottes Welt, die ſich lieben; es lieben ſich Andere und fürwahr — noch inniger!

Guido.

Nein, nein! wahrhaftig nicht! Da lügt deine Gutmüthigkeit dir und mir etwas vor. Mit eigenen Augen hab' ich geſehen, wie eine Meerkatze einen Engel liebte.

Felix.

So iſt es ja nicht; ſie iſt vielleicht —

Guido.

Freilich iſt es nicht ſo; denn es iſt keine natürliche, ſondern eine metaphoriſche Meerkatze; aber das thut nichts, denn es war auch nur ein metaphoriſcher Engel.

Felix.

Deine eiferſüchtigen Grillen ſehen Dinge, die nicht waren.

Guido.

Es gibt vielmehr viele Dinge, die ich nicht ſehe, mein Beſter. Mit einer Marionettenpuppe ſchön zu thun, blos weil gelbe Knöpfe auf ihrem Rocke ſitzen und ein Säbel an ihrer Seite hängt, ein Federhut der Stirne ein martialiſches Anſehen gibt und ein Schnauzbart dem Munde. —

Felix.

Aber iſt es nicht thörigt von dir, ſo zu toben! Du weißt von deiner Geliebten nichts, als daß ſie Maria heißt, das Verhältniß des Offiziers zu ihr iſt dir ſo fremd, wie ſeine Perſon, und dennoch geberdeſt du dich, als hätteſt du deine verlobte Braut auf einer Untreue ertappt.

Guido.

Ja eben, weil ich ſie nicht kenne, träumte ich von ihr Alles, was ich noch Schönes, Großes, Edles, Liebevolles aus dem Schiffbruch meines Lebens gerettet hatte, und nun — die Maske fällt, und ein ganz gewöhnliches, gemeines Weſen ſieht mich ſpöttiſch an! O Lieber, verlaß mich; ich bitte dich.

Felix.

Wunderlicher Menſch, der mich erſt einladet, mit ihm zu gehen, mich aus dem Kreis der Geſellſchaft reißt, und nun mich wieder von ſich ſtößt.

Guido.

Hier will ich mich niederwerfen in's vergängliche Gras, der untergehenden Sonne nachblicken, bis ich vor Sehen nichts mehr ſehe! — und das wird eben ſo gut ſein; denn was ich ſehe, iſt auch nichts.

Felix.

Nein, Lieber, ich bleibe bei dir.

Guido.

Auch gut! Nur Schade, daß ich leider nicht bei dir bleiben kann. Doch geh! — verlaß mich! — Nur eine Stunde, eine halbe! — Wird es dir ſo ſchwer, mir eine Liebe zu thun? Ich bitte dich herzlich! — Ich muß allein ausempfinden. — Geh'. — Leb' wohl!

Felix.

Nun ſo kehre heiterer zurück, als ich dich verlaſſen. Die Illumination wird bald beginnen; unter den leuchtenden Bäumen hoff' ich dich wieder zu finden.

Guido

(allein).

O Welt, du wildes, übertünchtes Grab,
Von außen lockend, innen Staub und Moder:
Du ſchöne Blume, doch gefährlich duftend,
Voll heuchleriſchen Lebensſcheins; du Leiche,
Harpye, die mit ekelhafter Luſt
Der Seelen ſüßes Labſal frech beſudelt,
Dich ſchelt' ich, tauſendköpf'ge, tolle Hyder! —
Und Weib, dich, deſſen trügeriſches Auge,
Voll eitler Bosheit, Lieb' und Milde heuchelt! — —
O du, ſo ganz der Heiligen unähnlich,
Die dir den Namen lieh, du falſcher Engel,
Der mir mein Leben aus dem Buſen ſtahl
Mit doppelzüngigem Blick, dir ſag' ich ab;
Und, ob ich auch den kalten Tod umarme,
Mit einem Nichts das andre gern vertauſchend,
Zerreiß ich alle ſüßen Liebesketten,
Und was zu deinem Preis ich auch geſungen,
Die kleinen Lieder, flattern mögen ſie
Weithin, willkommne Beute jedem Finder. —
War deine Süße dazu nur geſchaffen,
Zu locken erſt, und grauſam dann zu tödten?
Die holden Augen, deren milder Schein,
Dem reinen Himmel gleich, herniederlächeln,
Die Wangen, deren leiſe ſchimmernd Roth
Ein Purpurkuß der Liebesſonne ſchien,
Der Lippen Roſenbeete, leicht umſpielt

Vom duftigen Hauch des Odems, waren ſie
Denn niedre Lügner nur? Falſchmünzer,
Erheuchelnd echtes Gold? — Maria, du! — —
Es iſt vorüber! — Alles flieht und ſinkt
In Staub und Trümmer! Auch die Sonne ging,
Und dunkle Nacht verſchlingt den ſüßen Tag!
So ſcheidet Alles, und ſo ſcheiden wir. — —
O könnt' ich Abendröthe ſprechen doch,
Aushauchen Blüthenduft, in weichen Tönen
Der dunklen Nachtigall, in Thränen ſingen
Der ſchönen Sonne wehmuthsvollen Abſchied,
Voll Liebe klagend! — So nur kann ich weinen,
Kann Thränen nur der todten Erde opfern.

(Er ſetzt ſich auf eine Raſenbank und lehnt den Kopf an einen Baum. Dämmerung umhüllt ihn. Leiſe feierliche Muſik aus der Ferne. Die Gegend verwandelt ſich in einen herrlichen Garten.)

Geiſtergeſang.

Komm mit mir, reich' mir die Hand,
Komm, ich führ' dich in ein Land,
Schön, wie Keiner noch es fand!
Dort wohnt ſüße Melodie
Mit der hohen Poeſie;
Biſt du dort, verläßt du's nie.
Wozu hier dich Sehnen trieb,
Was dir ohn' Erfüllung blieb,
Was dir mehr als Leben lieb,
All' die Wunder zeig' ich dir;
Darum komm, o komm mit mir!
Dort empfängſt du ſie, nicht hier.

Guido

(ſchlägt die Augen auf, verwundert)

In welchem wunderbaren Lande bin ich?
Muſik entquillt ſüßtönend ſtiller Luft
Und Alles athmet ringsum Heiterkeit! —
In mildern Abendlichtern ruhn die Fluren,
Thauſchwere Blumen weinen nach der Sonne,
Die dunkeln Bäume flüſtern Abſchiedsworte;
Die Vöglein weilen ſchon in grünen Betten,
Und doch ſteigt die Verkünderin der Nacht,
Die tiefe Dämmerung noch nicht hernieder! —
In ew'gem Purpur blühn des Himmels Wangen,
Aufathmend von des hellen Tags Ermüdung,
Und nie hinſinkend in die öde Nacht. —
Wie? tönen Laute nicht aus jenen Zweigen?
Erklingt der Waldgeſang dort nicht verſtändlich?
Und duften dieſe Blumen rings nicht Töne?
Und all' die Wunder dieſer Welt umwogt,
Der Luft gleich, die des Thales Schooß umgürtet,
Muſik bald klagend, triumphirend bald,
In Wehmuth lächelnd und im Lächeln traurig! —
Welch' heilig Tönen! in die matte Seele
Mir Balſam träufelnd — himmliſche Muſik!

(Muſik und Geſang, die bisher wie aus weiter Ferne ſchwebten, werden deutlicher gehört.)

Die Bäume.

In unſern Zweigen,
Wie wir ſie neigen,

Wiegt Wehmuth ſich und leiſer Schmerz;
Und im Dunkel,
Bei Sterngefunkel,
Schlüpfen Träume
Durch heimlich grüne Räume
Leicht in's frohe, volle Herz.
Komm, komm!
Folg' uns in heilige Einſamkeit
Weit, weit!
Wir wollen dich mit ſüßer Stille beglücken,
Nach Angſt und Schmerzen dich Armen erquicken
Komm, komm!
Bei uns weilt Sehnſucht und ewige Luſt.
Komm!
Wir kühlen mit grüner Hand dir die Bruſt.
Komm!
Wir füllen dir den Sinn mit Muth.
Komm!
Wir läutern deine Liebesgluth.
Komm, folge dem Wiſpern, Flüſtern und Klingen!
Komm, ſchau das ſtille Glück, das wir bringen!

Die Vögel.

Weit und breit
Lacht Frühlingszeit
Und des blauen Himmels Heiterkeit.
Komm hin zum Wald
Bald, bald,
Und ſchau' die Freude mannigfalt!

Hör' unſer Wirbeln und Singen,
Der Waldbächlein Klingen!
Wie rings erfreut
Die Heiterkeit
Der lieben luſtigen Maienzeit.

Die Blumen.

Die junge Erd' erröthet, ſüß getroffen
Vom goldnen Liebespfeil der hohen Sonne,
Erbebend dann vor ſchmerzensvoller Wonne,
In hoffnungsreicher Angſt, angſtreichem Hoffen,
Rief jeder Seufzer eine kleine Blume,
Farbig zur Sonne liebevoll zu ſchauen;
Entſchwindet ſie, ihr Thränen nachzuthauen,
In duftend ſingend zu der Ew'gen Ruhme.
So ſind die Sänger wir der Frühlingsluſt,
Propheten, kündend holden Liebesſchmerz,
Die ſehnſuchtsvollen Augen einer Braut,
Die farb'gen Liebesſeufzer einer Bruſt,
Duftvolle Lieder, die erſonnen Schmerz
Und ſie in Farben ſchrieb und uns vertraut.

Der Felſen.

Mit kühner Fauſt
Umklammer' ich die Erde.
Die verweg'ne Hand
Reck' ich dem blauen Himmel entgegen.
Und ob mich Sturm umraſt,
Gewitter umdonnern,
Der Regen mich näßt,

Die Blitz' umflammen,
Das Eis umpanzert,
Oder die Sonn' anlächelt,
Und der ſchmeichelnde Frühling
Mit grüner Hand
Sanft das rauhe Geſicht mir ſtreichelt:
Ich bin mir gleich —
Ein Held.
In meiner Schlünde dunkelm Buſen wohnt
Noch manch' ungeſchautes Geheimniß.
Wer hinabſteigt in mein mächtiges Schloß,
Unerſchrocken den kühnen Fuß
Senkt in die Finſterniß,
Den will ich beſchützen,
Und dem offenbar' ich mich,
Den Grauſen nicht faßt,
Wenn er mich ſelbſt ſieht,
Und ihm ein goldnes Aug'
Und ein ſilbernes
Furchtbar entgegen glüht
Aus dem ſchrecklichen Felſenhaupte
In geheimnißreicher Nacht.

Die Quelle.

Der Erd' entſproſſen,
Tanz' ich leuchtend
Durch grüne Waldnacht,
Und in mir ſpiegelt
Nahes und Fernes.

Hohes und Niedres
Edel ſeine Geſtalt,
Rauſchend verkünd' ich
Dem ſinnenden Hörer
Im kühnen Geſange
Bald ſüß tönend,
Gewaltig bald donnernd,
Manch' leiſes Geheimniß
Unendlicher Sehnſucht.
Aus meinem Kryſtalle
Blickt liebend der Himmel dich an;
Es winken die Bäume
Hinab dich zu ſenken
In mein flüſſiges Silber.
Und wenn meine Wellen
Mit kühlen Lippen
Deine Glieder küſſen,
Möchteſt du ewig
Bei mir verharren
In grüner Tiefe.
O folge dem Locken
Dunkler Waldluſt,
Die in Blättern flüſtert,
Und Wiederhall den Klagen
Liebender Vögel ſingt;
Und lege die Glieder
In üppiges Frühlingsgrün
Schwellenden Raſens.

Und ſchau' andächtig
In meinen lebendigen
Zauberſpiegel.

Die Abendröthe.

Die bräutlichen Wangen
Sehnſüchtiger Nacht
Bepurpur' ich mit Flammenroſen,
Wenn, mit ihr zu koſen
Im ſüßen Verlangen
Hinabgeſunken
Des goldgelockten Tages Pracht,
Und wonnetrunken
Wolluſtiges Bangen
Schmachtend aus jedem Auge lacht.
In meiner Wolken roſigen Funken
Spielen Liebesgötter ſingend
Sich wonnig umſchlingend
Und preiſen die duftige Stunde,
Wo der flammende Gott im Strahlenkuſſe
Zum ſüßen Bunde,
Zum heiligen Liebesgenuſſe
Die bebende Braut
Auf's Blüthen. athmende Lager führt.
Darum in meinem Roſenabgrunde
Vergiß all' dein Sehnen,
Vergiß all' deine Thränen!
Horch mit ſchweigendem Munde

Den Melodeien
Der Elfen und Feien!
Betracht' ihr harmloſes Gaukeln
Und die dunklen Sorgen entfliehn,
Wenn ſich auf Blättern die Mondſtrahlen ſchaukeln,
Und in den erheiterten Buſen ziehn
Mit leuchtenden Schwingen*.
Die hoffnungsreichen Liebesboten und bringen
Der Freundin holdſelige Geſtalt
Bald, bald
Daß Freudenthränen deinem Aug' entquellen.

Chor.

Horch! Wir verkünden's: Abendroth, Vögel, Blumen,
Fels, Bäume, Wellen.

Guido.

O tiefer Fried' erwacht in meiner Bruſt,
Entſchlafen iſt die wilde Tyrannei
Des angſtbeklommenen Tages in dieſer Welt,
Den Wunſch und ſorgenvolle Müh' durchtobten.
Erinnerung leuchtet mir mit mildem Strahl,
Wie ſanfter Mondenſchein, in's dunkle Herz.
Die Hoffnung weht mich an mit duft'gen Flügeln,
Mein Herz, vor Gram erglühend, ſüß zu kühlen;
Und meine Augen, wie zwei Blumenkelche,
Sä'n Perlen Thau's in Wonne auf den Raſen.

(Lautere Muſik. Titania erſcheint mit Gefolge in der Luft.)

Geſang der Elfen.

Komm, o holde Königin,
Komm, erheitre deinen Sinn,
Komm, mit uns zum Garten hin,
Wo mit hellen Melodien
Wir im Graſe Kreiſe ziehn,
Daß erſchreckt die Menſchen fliehn!
Nicht in Trauer ſei dein Herz
So verſenket, nicht in Schmerz!
Komm, belächle unſern Scherz.
Sieh', wie ſich der Reigen ſchwingt,
Daß der Wald melodiſch klingt
Wenn die Luft uns Tänze ſingt.

Guido.

Durchrauſcht ein ſüßer Traum wohl meine Seele?
Wie, oder iſt es holde Wirklichkeit,
Was mein begeiſtert Aug' erblickt? Geſtalten,
Aus Roſenduft geformt, Silbergewänder,
Gewebt aus ſtillem Mondenſtrahl, ſeh' ich ſtaunend —
Sie ſchweben näher her in luft'gem Reigen,
Dem Blick wird deutlicher das liebe Wunder.
O ſeht ein Wagen, leicht aus Roſenblättern
Gezimmert, fortgezogen durch die blaue Luft
Von zwei hellleuchtenden Johanniswürmchen,
Umſchwärmt von leicht geflügeltem Gefolge,
Trägt ein bekröntes Weib voll Lieblichkeit.
So winzig, doch ſo ſchön, ſo zart, voll milder Hoheit,
Wie wenig Erdenfrau'n, iſt dieſe Königin,
Daß mein verwundert Auge ſtaunend fragt,

Ob es nicht irrt, ob wilde Phantaſie nicht
Den leeren Raum bevölkert, meinen Blicken
Nur Trug vorgaukelnd; aber ſei's auch Trug,
Er iſt ſo lieblich, daß ich gern ihm diene —
Mit heiliger Muſik wird ſie begrüßt
Von der Natur, und lauſchend will ich ſchweigen.

Die Bäume.

Komm zu uns wieder,
Hör' unſre Lieder!
Wie wir flüſtern von ſüßen Liebesſchmerzen,
Mit ſehnſuchtsvollen, erhobenen Herzen.
Komm, Königin;
Sei uns gegrüßt mit ehrfurchtsvollem Sinn!
Komm, komm,
Daß wir hinweg von dir die Trauer ſcherzen.

Die Blumen.

Wir grüßen dich, Geliebte, ſüß in Düften!
Komm, ſchaukle dich in unſern Blüthenkronen;
Komm, unter uns, den Kindern dein, zu thronen,
Sittſam gewiegt von leiſen Sommerlüften;
Dann wird der Gram dem Herzen ſchnell entweichen,
Die holden Züge werden wieder lächeln,
Der Freude Fittich wird dich ſanft umfächeln,
Zum Tanze wirſt du dann die Hand uns reichen.
Sieh' nur, ein ſchöner Thron iſt dir bereitet,
Von Diamanten Thau's umfunkelt ſein,
Und Düfte laden dich zum Träumen ein,
Zu denen Nachtigallgeſang geleitet.

O komm zu uns! Wir lieben dich als Kinder;
O blick' uns an, ſo ſchmerzt dein Gram dich minder!

Die Quelle.

Auch meine ſilbergeſchmückten Wellen
Begrüßen dich, Holde!
Sie rufen dich zu ſich,
Sie winken dir plätſchernd,
Des Buſens Gluth
In ihrem kryſtall'nen Schooße zu kühlen.
Vernimm ihr Murmeln,
Behorch ihr Klingen,
Das mit zarter Schmeichelei
In's aufmerkſame Ohr quillt,
Und wähle, Gebieterin,
Zu deinem Palaſte
Die kühlenden Grotten
Der ſanftwogenden Wellen.

Titania.

Schwebet, ihr Genoſſen, nieder,
Senkt euch leuchtend, wohlbedacht,
In der Zweige grüne Nacht,
Bei dem Klange zarter Lieder!

(Titania und die Elfen ſchweben herab.)

Geſang der Elfen.

Hoch aus den Reihen blauer Luft
Laßt ſinken uns in Blüthenduft
Und in der Blätter grüne Gruft!

Da ſchäkern wir und ſpielen ſchlau,
Und trinken ſüßen Blumenthau,
Gelagert in der grünen Au'.
Wenn dann der Wind im Graſe klingt
Und luſtig Melodien ſingt,
Drehn wir im Tanz uns, leicht beſchwingt.
So treibt die Zeit mit Scherzen hin,
Zu tröſten den betrübten Sinn
Der gramerfüllten Königin!
Fühlt müd' ihr dann der Glieder Laſt,
Eilt in des Blumenkelchs Palaſt,
Und ruhet dort in ſüßer Raſt!

(Einige Elfen tanzen, andere laufen in die Wette oder haſchen ſich, noch andere halten, auf Schmetterlingen reitend, Turniere.)

Guido.

O holde Zauberwelt voll Seligkeit!
Wie drehn ſich dort in lichtbeſchwingtem Tanze
Die Paare ſchnell des ſchön verſchlungnen Reigens!
Und dort in Blüthenduft auf weichem Boden
Verſuchen andre kühn're Luſt des Wettlaufs,
Indeß hier Ritter kämpfen und, gleich Roſſen,
Die glänzenden Johanniswürmchen oder
Die buntgemalten Schmetterlinge lenken.
Von ſcharfem Riedgras ſind die kleinen Schwerter,
Die Panzer Schilf, ein Lilienblatt der Schild,
Die Lanzen Roſenſtengel, und der Helm
Der gifterfüllte Eiſenhut. — O Wunder —
So ſpiegelt alſo ſich der Menſchen Thun

In dieſem kleinen luſt'gen Geiſtern ab!
Und doch iſt alles wohl nur eitel Luſt,
Ein leeres Spiel, ein Scherz, ein Flatterſchein.
Doch wie der Elfen Schaar in Dunſt zerrinnt,
Zerweht das All auch dieſer Schattenwelt,
Und einzig bleibt der Rückerinnerung Wehmuth.

Titania.

Tönt nicht mehr in Liedern fort;
Denn mein gramgebeugtes Herz
Fühlt nur Weh in dieſem Scherz.
Drum entflieht ſchnell dieſem Ort!

Die Elfen.

Schon verronnen iſt der Scherz
Weh erfüllt und banger Schmerz
Unſer Aller ſchuldlos Herz.

(Sie verſchwinden flagrant.)

Guido.

So wandelt Freud' in Leid, in Unluſt Luſt;
Wir wiſſen, es iſt nichts, ein Gaukelſpiel,
Und doch ſchlägt uns dies Nichts in ſeine Feſſeln,
Alſo, daß Schmerz uns faßt, wenn es zerrinnt.

Titania.

Und ihr Blumen rankt empor,
Werdet mir zum ſüßen Grabe!
Daß mich goldner Schlummer labe,
Duftet Tröſtung mir in's Ohr!

(Sie legt ſich auf die Blumenkelche, während der folgenden Geſänge wölbt ſich eine Laube von Blumen über ſie.)

Nachtigal.

Er iſt verſchwunden
Verſchwunden des glänzenden Tags
Heiliger Sonnengott
Und ich, erwachend
Aus ſüßer Anſchauung ſeligen Träumen.
Töne voll ſüßer Liebe,
Klagende ſchmerzliche Lieder
Hinaus in die ſternaugige Nacht. —
Dort brennt noch im goldnen Roth,
Von ſeinem glühenden Liebeskuſſe,
Des blauen Himmels zarte Wolkenlippe.
Doch ſchon erblaßt ſie,
Ungewiß zitternd,
Weil die brünſtige Nacht,
Die üppige Mohrenfürſtin,
Den ſonneliebenden Himmel umfaßt.
Aber erbleiche nicht!
Dir kommt er morgen ja wieder,
Voll neuer Liebe dich gluthvoll küſſend,
Du biſt geliebt vom ſtolzen Herrſcher,
Dich umarmt ja ſein goldner Strahl,
Dich ſchmückt er prächtig,
Daß ſüß lächelnd
Zur blumigen Erde,
Du, Samenbraut, niederſchauſt.
Aber mich Arme,
Schönheitsverlaſſene,

Mich ſieht ſein kühner heiliger Blick
Ja nimmer;
Denn ich berge mich,
Voll ſchüchterner Liebe,
In die dunkelſten Schatten
Grüner Waldnacht,
Und ſpähe in Sehnſucht
Durch den dichten Vorhang
Goldgrüner Blätter
Hin nach dem Göttlichen,
Und ſchau ihn ungeſchaut.
Und nur, wenn von dir,
O beglückter Himmel,
Er hinſinkt
In des heiligen Meeres Schooß,
Sing' ich ihm Hymnen,
Liebenden Lobes voll
Und zärtlicher Klagen. —
O kehre bald wieder,
Strahlenhäuptiger Liebling,
Daß meiner Sehnſucht ſchwache Klänge
In Liebesanſchaun untertauchen!
O kehre, kehre wieder
Im heiligen Morgen!

Guido.

O Schmerz und Sehnſucht nach der ew'gen Sonne,
Wie glühſt du doch ſo tief in allen Weſen! —
Titania ruht im leichten Blumengrabe,

Voll ſüßen Schlummers, ihrer Trauer Sieger.
Wie? können Geiſter ſich denn auch betrüben?
Wohnt Freud' und Schmerz denn auch in ihrem
Buſen?
Welch' Leiden kann ſo zarte Weſen drücken,
Daß, unter ſeiner Laſt gebeugt, ſie ſeufzen?

(Flora und Puk treten auf.)

Puk.

Nun, was läufſt du ſo abſcheulich?
Und machſt ſolch' ein bös Geſicht?
Ich bin Puk! kennſt du mich nicht?
Flora, bin ich denn ſo gräulich?

Flora.

Ja du biſt mir jetzt zur Laſt,
Wenn ich dich auch ſonſt ſchon liebe
Weil ich gern allein jetzt bliebe.
Haſt du, Puk, es nun gefaßt?

Puk.

Das, zum Guckguck! iſt kurios;
Und darf ich in Demuth wiſſen,
Was den Liebesbund zerriſſen,
Und warum der Teufel los?

Flora.

Weil die Königin voll Schmerzen.

Puk.

Wahrlich, *der* Grund iſt charmant!

Flora.

Ihre Noth geht mir zu Herzen.

Puk.

Fühl' ich doch nicht ſo galant.

Flora.

Du heißt auch ein loſer Wicht.

Puk.

Flora, nein, ſo heiß' ich nicht.

Flora.

O laß deinen Narrenſcherz!
Jetzt iſt nicht zum Lachen Zeit,
Nur zu Gram und Traurigkeit.
Und das quält mein armes Herz.

(Sie will fort.)

Puk.

Halt! Ein wenig noch verweile!
Sag' den Grund des Trauergrundes
Daß ich, Sklave deines Mundes,
Deine Trauer mit dir theile.

Flora.

Schalk, der ſtets umhergeſchwärmt,
Immer ohne Noth und Sorgen,
Hör' denn, was ſeit geſtern Morgen,
Schon die Königin gehärmt!

Puk.

Bitte, mach' es nur geſchwind.

Flora.

Nur Geduld, neugierig Kind!
Jener Thürme hoher Kranz
Hegt ein Mädchen zart und hold,

Denn ihr Haar iſt flüſſig Gold,
Strahlend in der Schönheit Glanz;
Purpurn glühn der Wangen Roſen,
Morgenroth entblüht dem Munde,
Und der Augen blau gibt Kunde:
Himmel ſei's, mit ihr zu koſen.

Puk.

Statt in pomphafter Belehrung
Deinen Witz hier auszukramen,
Nenne lieber mir den Namen;
Das iſt größere Verehrung.

Flora.

Nach der hoch gebenedeiten
Jungfrau, der ſich jedes Knie
Beugt im Himmel und auch hie
Seit des Himmels erſten Zeiten
Iſt Maria ſie genannt.

Puk.

O die iſt mir wohl bekannt!
Hätteſt du das gleich geſagt,
Brauchteſt du dich nicht zu quälen
Ihre Schönheit aufzuzählen,
Haſt dich doch umſonſt geplagt;
Denn ein Schattenbild nur bleiben
Hier der Worte höchſte Töne,
Weil kein Wort nennt ihre Schöne!
Jedes ſcheint nur Spott zu treiben.

Flora.

Nun dies ſeltne Wunderkind
Brennpunkt jeder holden Gabe
Daß daran die Welt ſich labe,
Liebt Titania, mild geſinnt.
Auch des Königs edler Blick
Fällt voll Gnade auf ſie nieder;
Doch dieß ward nur Same wieder
Zu der Zwietracht Mißgeſchick.

Puk.

Wie? tobt eiferſücht'ge Qual
In der Bruſt der Königin,
Weil des Königs hoher Sinn
Fiel auf ihrer Liebe Wahl?

Flora.

Nein, den plauderſücht'gen Mund
Stopf', und hör' den wahren Grund!
Nach Maria's holder Gunſt
Streben nun, voll Eifer werbend
Und in Liebe faſt erſterbend,
Voller Gluth und mancher Kunſt
Hier zwei Männer kühnen Muthes.

Puk.

O nun merk' ich Alles ſchon:
Einen ſchützet Oberon
Daraus wird gewiß nichts Gutes.

Flora.

Wohl ſo iſt es; der in Liedern
Unbekannt Maria feiert
Der ſtets in Sonnetten leiert,
Die Erhab'ne zu erniedern,
Dieſen ſchützt des Königs Macht.
Doch der Zweit', ein edler Krieger,
Mancher Schlacht gekrönter Sieger,
Iſt's, um den Titania wacht.
Ihren Helden nun vermählen
Will Titania; und zum Lohn
Muß dem Dichter Oberon
Auch Maria juſt erwählen.
Weil nun Haß aus Lieb' entbrannt,
Iſt die Königin voll Harm,
Und verſcheucht den frohen Schwarm,
Dem ſie gern ſich ſonſt verband. —
Und nun flieh' ich eilend fort;
Denn du kennſt ja meine Noth
Und eh' dieſer Zwiſt nicht todt
Nah' dich nur mit keinem Wort.

(Ab.)

Puk.

Daß ſolch' lumpig Dichterlein
Meine Liebe mir verkümmert,
Das in Verſen ewig wimmert,
Iſt doch eine arge Pein!
Könnt' ich ihn dafür nur zwicken,

Wollt' ich bald nicht müßig gehn,
Und ihm, eh' er ſich verſehn,
Auf den Hals manch' Unheil ſchicken.
Aber das darf ich nicht wagen,
Solche Luſt iſt mir verrannt,
Und ich kann, von Lieb' entbrannt,
Weiter nichts, als menſchlich klagen,
Hol' der Guckguk doch die Dichter
Mit ſammt ihrer Unglücksliebe.
Daß ich ungeſchoren bliebe
Von dem ſauberen Gelichter!

(Ab.)

Guido.

O wunderſame Kette der Natur,
Die Geiſter ſelbſt an unſer Schickſal bannte!

Nachtviole.

Dem hellen Tage ſend' ich keine Düfte,
Erfreu' mich nicht der lichten Sonnenſtrahlen,
Noch ſüßen Kuſſes warmer Tageslüfte;
Denn Sonn' und Tag erſchaffen mir nur Qualen.
Aus meinem tiefſten liebergluhten Leben
Die Räuber mir des Glückes Schätze ſtahlen.
Drum hab' ich düſtrer Schwermuth mich ergeben,
Und opf're ſüßen Duft einſamen Nächten,
In ſtolzem Lied mein Lieben zu erheben.
Geweiht bin ich den ſchwarzen Schreckensnächten,
Weil Lieb-entbrannt zu heißen Haſſes Gluthen,
Die gern den eignen Tod am Sieger rächten.

Denn da du Nachtigall in Liederfluthen
Die Sonne rufſt mit ſüßen Wehmuthsthränen,
Daß Lieder, Wundern gleich, in Tönen bluten,
Da nach der Sonn' allein dein einzig Sehnen,
Und du verſchmähſt all' meine Huldigungen,
Verſenkt in eitler Liebe ſtolzem Wähnen,
Mich aber Liebesgluth für dich durchdrungen,
Daß ich mein Leben gern allein dir weihte,
Daß all' mein Seufzen nur um dich gerungen.
So dien' dem Zorn ich und der Lieb' als Beute,
Da Lieb' und Haß ich kämpfend in mir trage,
Von Schmerz zerſtört, in wildem Widerſtreite.
Blickſt du zur Sonne hoch beglücktem Tage,
Iſt, dunklen Haſſes voll, mein Aug' geſchloſſen,
Und ſtolz ſtöhn' ich in Düften keine Klage;
Doch iſt der lichte Tag dahin gefloſſen,
Und opferſt du dem Schmerz die ſüßen Klänge,
Gleich Mondesſtrahlen, durch die Nacht gegoſſen,
Dann tönt mein Mund auch duftige Geſänge,
Voll Lieb und Schmerz, voll Hoffnung und Entſagen,
Geſchmückt mit Thränen Thau's in reicher Menge.
Geſchüttelt ſo von doppelt grimmen Plagen,
In Lieb erröthend, und in Zorn erblaſſend,
Kann nimmer ich die ſüße Ruh' erjagen,
Denn liebend ſtirbt mein Haß, mein Lieben haſſend

(Oberon tritt auf.)

Oberon.

Weit kann nicht Titania weilen.
Wie mir Puk es hat gemeldet;
Deßhalb meine Unterthanen,
Felſen, Bäume, Blumen Alle,
Kündet mir die holde Wohnung
Eurer Königin gehorſam.

Die Blumen.

Wir bergen ſie in unſerm duft'gen Grabe,
Daß Schlummer ſie und ſüßer Traum erlabe.
Erwache, Königin! der König ruft;
Verlaß den Traum, entſteig der Blumengruft!

(Titania und die Elfen erſcheinen.)

Titania.

Was führt dich zu mir, Gemahl?
Wähnt' ich doch, daß ew'gen Haß
Du geſchworen meinem Anblick.
Und doch ſieht mein Auge dich
Rückgekehrt mit ſchnellen Schritten?

Oberon.

Ich erſchein' o Königin,
Weil ich zu erfahren hoffe,
Daß zurück du haſt genommen
Deines ſtolzen Sinnes Wort.
Denn du kämpfeſt doch umſonſt,
Weil dem Schützling meines Auges
Jene wunderholde Jungfrau,
Die du einem Andern weihteſt,

Trotz jedweden Kampfs und Streites,
Angehört ohn' alle Hinderung.

Titania.

Nun, ſo wahr ich Königin!
Da Maria meinem Schutze
Angehört, knüpf' ihren Bund
Ich nach meiner Neigung Wahl,
Und nicht nach Gebot von Andern.

Oberon.

Doch dein Held empfängt ſie nicht,
Weil darein mein Mund nicht willigt.

Titania.

Noch Maria je den Mann,
Welchem du ſie zugeſagt.

Oberon.

Doch ihr Herz iſt liebentbrannt
Für den Schützling meiner Macht.

Titania.

Wandeln will ich ihren Sinn,
Daß ſie günſtig meinem Liebling.

Oberon.

Du beharrſt in deinem Trotze?
Und dies iſt dein letztes Wort?

Titania.

Muß ich nicht bei ſolchem Stolze,
Der Erniedrigung begehrt?

Oberon.

Nun da des Zornes Stärke mich beſiegt,
Entfleuch denn, Milde, die im Staube kriecht!
Ich will die Stimme nur des Zornes hören,
Mag ſeine Gluth drum jedes Band zerſtören.

Titania.

Mit unbeugſamen, hoch erhobenem Muthe
Seh' ich den Sturm in Oberons wildem Blute,
Mein edler königlicher Sinn erhebt
Mein ſtolzes Haupt, wenn ſein's in Zorn erbebt.

Oberon.

Vernimm denn, Königin, was ich jetzt ſchwöre,
Daß Hoffnung nicht dein ſtolzes Herz bethöre!

Titania.

Den feſten Willen und der Hoffnung Schimmer
Entwindet auch dein höchſter Schwur mir nimmer.

Oberon.

Nun beim lichten Sternenſchein,
Bei dem Odem duft'ger Nacht,
Bei des Mondes blaſſer Pracht,
Ich bewähr' die Macht, ſo mein!
Jene Huldin werde ſein,
Wenn er mit dem Flammenbronnen,
Der in ſeinem Buſen quillt,
Nicht den Durſt gemeiner ſtillt,
Und, vom Niedrigen umſponnen,
Nicht den heil'gen Griffel nimmt,
Daß dem Staub damit er fröhne,

Er, der edelſte der Söhne
Für das Herrliche beſtimmt.
Doch eh' wird der Fluß ſich wenden,
Und bergauf die Bahn vollenden,
Wandeln eh' der Sonne Pracht
Nacht in Tag und Tag in Nacht,
Als der Sänger hoher Lieder
Steigt zum ſchnöden Staube nieder.

(Zornig ab.)

Elfen.

Weh' o weh'! Der König ſcheidet
Zornerfüllten Angeſichts,
Unſre Freuden ſind verleitet,
Unſre Wonne wird zu nichts.

(Sie verſchwinden klagend.)

Titania.

Ha! mir winkt ein Strahl des Lichts,
Und der Sieg iſt mir bereitet! —
Auf! daß mir das Werk gelinge,
Daß ich's heute noch vollbringe.
Dann erfahrt, daß meiner Liſt
Alles unterthänig iſt!

(Sie verſchwindet frohlockend; der Garten verwandelt ſich
in die erſte Waldgegend; finſtere Nacht, nur durch einige Lichtl
en aus der Ferne beſtreift, Guido erhebt ſich.)

Guido.

So ſchwand dann Alles, war nur ſüßer Traum,
Geſandt, des Buſen Flammen anzufachen,

In holder Trunkenheit des Hirns geboren,
Aus luft'gem Stoff erzeugt, in Luft entſchwunden,
Mit Flammenfingern mir die Seele rührend,
Daß heiße Thränen heißem Aug' entſtürzen.
Und Alles ſchwand! — Wohl Alles, armer Mann! —
Geſtürzter Reicher, deſſen Armuth jetzt
Sich kümmerlich ernährt von der Erinnerung.
Ach! magere Koſt und hingeworf'ne Gabe!
O ſchnöder Wandel, erſt in Wonne ſchwelgend,
Ein armer Bettler dann nach Gaben haſchend,
Die, kaum empfangen, in der Hand zerrinnen.
Geſättigt erſt in goldnem Ueberfluſſe,
Dann ſtete Gier und Luſt zur magern Koſt
Der Traum entfloh, der um mein Lieben ſpielte,
Der Frühling floh ja auch, der es gebracht.
Nun ſtürmt's in mir und will mich faſt verzehren.
Der Gluthſtrom mag von meinen Lippen quillen,
Vielleicht wird dann ſich die Empörung ſtillen.

O Lebensjugend, Frühling kehr' zurück,
Wo goldne Träume ſich in Zweigen wiegen,
Wo ſüße Küß' in allen Blumen liegen,
Wo jeder Quell verkündet neues Glück!
Wo biſt du, liebe Zeit, denn hingeſchwunden?
Wo ſeid ihr, eng verſchlungne, kühle Lauben,
Und Nachtigallgeſang, Gegirr der Tauben?
Wo rother Lippen friſche Todeswunden? —
Hinweg iſt Alles! — Kehrt ihr nimmer wieder?

Kann euch der Sehnſucht weiter Wolkenarm,
Der hingeſtorbnen Jugend blaſſer Harm,
Die leiſen Seufzer dieſer armen Lieder
Zurück nicht bringen? — Euer Herz iſt kalt,
Wie falſcher Mädchen, ſchlechter Freunde Sinn;
Schmerzhafter Lebenstraum, ſo fahr' denn hin!
Fort iſt die Jugend und das Herz wird alt.

O, ging ich jemals in den grünen Wald,
Und die herrliche Geſtalt
Der Heißgeliebten käme mir entgegen,
Aus Lilien ihr Gewand geſtickt,
Von duft'gen Roſen ſanft umnickt,
Der Bäume grüne Hände führten
Die Liebliche mir zu, die Blätter rührten
Die grünen Zungen, ſich an ſie zu legen,
Wie ſänke dann der liebevolle Sinn
An ihren Buſen liebend hin!
Und von dem Thau des Glückes überfüllt,
Wär' Aug' und Herz in Thränen eingehüllt.
Die Quellen dann von Küſſen, Thränen ſingen,
Der Blumen Seufzer duftig uns umdringen,
Als Schmetterlinge Englein uns umfliegen,
Im Sonnenſchein die goldnen Flügel wiegen,
Dann würden wir auf Graſes Sammt uns legen
Zu küſſen nur den ſtummen Mund bewegen,
Sanft über uns gebeugt Hollunderbüſche,
Zu Füßen eines Waſſers Friſche;

Wir eingewiegt von Flüſtern
Und Wispern
Der goldnen Blätter, welche lüſtern
Herabſchaun auf das ſelige Paar. —
Im aufgelöſten Lockenhaar
Würd' ich mit gierigem Finger wühlen,
Und ſo in reinen heiligen Gefühlen
Wir ſüß ermatten
Und, eingewiegt von Liebeslallen,
In dunkler Bäume Schatten
In duftigen Schlummer fallen,
Bis erwacht
Die traute Nacht
Uns anſchaut mit tauſend Liebesblicken
Und Nachtigallgeſang
Silberner Quellen ſeufzender Gang
Träumende Blumen und Waldrauſchen uns erquicken.
Des Mondes ſchwimmendes Auge lechzt
Nach Liebe; ſchwärmeriſch klingend ächzt
Der Wind nach Liebe, und ruft durch die Bäume
Sehnſüchtige Träume. — —
O Liebe, werd' ich niemals ſo dich finden? —
Sehnſucht, Duft, Traum, Gedicht und Leben
ſchwinden! — —

(Er ſtürzt ermattet auf den Roſenſitz zurück, die Scene verwandelt ſich in eine ſtarre Felſengegend ohne die geringſte Vegetation.)

Hu! welch' ein kalter Nordwind bläst mich an.
Ha! Das iſt die gemeine Wirklichkeit,
Die mich umfängt, das Leben mir zu tödten.

(Ein Zwerg tritt auf.)

Zwerg.

Ei, guten Abend, beſter Freund; es iſt mir ſehr lieb, dich hier zu finden. Wie geht dir's? Nun, ſieh' mich nur nicht ſo fremd an, als kennteſt du mich nicht; es iſt doch erſt ſehr kurze Zeit, daß ich von dir ging.

Guido.

Was für ein ſeltſam Ungeheuer biſt du,
Zwerghaft geſtaltet, lächerlich und grauenvoll? —
Wie ſonderbar geputzt! Was ſoll der Hut,
Behangen rings mit Glöckchen, und geformt
Faſt wie das Dach des heitern Sommerhauſes?
Schau' mich nicht an! Lach' nicht, mir graut vor dir!

Zwerg.

O Lieber, wir waren ja ſtets die vertrauteſten Freunde und Genoſſen! Ei, ei! und mir dies ſo in's Geſicht abzuleugnen! Schämeſt du dich meiner? Das iſt nicht recht von dir. Was ſoll ich von dir denken?

Guido.

Ich kenn' dich nicht, du ekelhaftes Mannweib!
Wer biſt du? — Rede! —

Zwerg.

Ei, ich muß mich ſehr verändert haben, oder du ſehr ſtolz geworden ſein, ſeit meinem letzten Beſuche.

Guido.

Laß dein Geſichterſchneiden, albern Reden,
Und ſag', was ſoll der bunte Narrenſchmuck!
Nenn' deinen Namen!

Zwerg.

Nun, wenn du ihn nicht mehr weißt, ſo höre, daß ich die Noth bin. Meine Eltern ſind Hunger und Kummer; ich aber bin die Freundin und Schützerin aller freien Künſte und Wiſſenſchaften, bin ein Genoſſe der Schüler derſelben und verhelfe ihnen gern zur Bekanntſchaft mit meinen lieben Eltern. Erinnerſt du dich nun, wie oft wir zu Dritt in dem Dachſtübchen mit der Morgenſonne eingekehrt und es mit der Abendſonne erſt verlaſſen?

Guido.

O weh, ich fühle deine Gegenwart.

Zwerg.

Merkſt du's? — Nun, das iſt mir lieb! Aber du willſt wiſſen, weshalb ich ſo außergewöhnlich gekleidet bin, und einen mit Glocken behangenen Hut trage, der allerdings mit dem Dache eines chineſiſchen Sommerhauſes Aehnlichkeit hat? Nun die Kleidung iſt auch chineſiſch.

Guido.

Die Noth auch ſchwatzhaft? — Nun erzähle mir!

Zwerg.

Meine Kleidung trag' ich der Klügſten aller Erdennationen zu Ehren, weil ſich kein Menſch derſelben unnütz über den Kreis des gewöhnlichen Lebens erhebt, wie du, mein Freund. Die Glocken aber an meinem Hut zeigen mir durch ihren Klang ſogleich an, wenn einem armen Künſtler das Unglück widerfährt, ſich glücklich zu fühlen, damit ich ihm gleich beiſpringen, von der fixen Idee befreien und zur Raiſon bringen kann. Denn ich bin die natürliche Feindin alles ſo ſchädlichen Idealismus.

Guido.

O weh mir Armen! Mein zertrümmert Glück!

Zwerg.

Als Mediciner — welches eigentlich mein Stand iſt — zähl' ich mich zur Partei der Homöopathen. Wenn ich einen ſolchen Traumglücklichen durch Hungerkur, Gläubigerbeſuche und was der Rezepte gegen die krankhafte Exaltation des Gefühls, die Ihr Begeiſterung nennt, mehr ſind, glücklich wieder hergeſtellt habe, ſo empfind' ich ordentlich eine chriſtliche Freude! —

Guido.

Verwünſchter Kobold; wilder Satan, laß mich!

Zwerg.

Dergleichen Ausfälle auf meine Redlichkeit rühren mich nicht, ich bin ſie gewohnt und weiß, daß ſie Krankheitsſymptome ſind. — Nur gelaſſen, bald wird's beſſer; dann wirſt du ſchon wieder zu Verſtand kommen, und reiche Nützlichkeit höher ſchätzen, als arme Poeſie! Da haſt du eine Pille; ſie wird ſchon was Weniges helfen: Morgen haſt du kein Mittagsbrod!

Guido.

O Jammerzuſtand! Fluch belad'ne Welt!
O Gold, gewiſſer Tod mit Gier geſucht,
Du Lebenswürger, Schützer grober Dummheit,
Sinnloſer Weltbeherrſcher, Aftergott,
Du Seelenverkäufer, der in's Sklavenjoch
Die Menſchheit ſchmiedet, mit metallenen
Füßen ſie niedertritt! Sichtbarer Fluch der Gottheit!

Zwerg.

Schon zeigt ſich die gehoffte Wirkung. Doch muß zuerſt das verfluchte Verſprechen fort. Die Krankheit, Lieber, iſt im Weichen; die Raſerei wird bald nachlaſſen. Nur muthig! Ich bitte dich, bedenke, daß alles Schimpfen nichts hilft. Geld brauchſt du! Hunger thut weh. Arbeite! — Von Träumen lebt ſich's kurze Zeit ſchlecht, und bald hört's gar auf.

Guido.

O goldne Träume, duftumhülltes Land,
Wo ſüße Poeſie und Liebe wohnen!
Wahrhaftes Eden, blühend Paradies,
Wo Engel ſchweben und dem Menſchen dienen,
Du Labſal in Verbannung in der Wüſte,
Erquickung du, o himmliſch ſüßes Manna,
Nektar, Ambroſia, du Götternahrung,
Mit ew'ger Jugend kräftige mein Leben!

Zwerg.

Der Paroxysmus dauert mir zu lange, das iſt bedenklich. Das Verſereden will noch nicht aufhören. — Ja was hilft das? Arbeiten mußt du doch; denn du haſt kein Geld!

Guido.

Dies ſtürzt vom Himmel mich zur Hölle nieder;
Dies ſcheucht mich auf zu Qualen der Verdammniß.
Doch wohl, da wir gezwungne Sklaven ſind
Des ſchnöden Mammon, ſoll es doch mir dienen!
Und ſingen wird ein kühnes Lied mein Mund
Von Siegfrieds Lieb und Tod, mich hoch erhebend
Auf Fittichen der Poeſie zur Sonne.

Zwerg.

Ja, wenn's die Leute nur hören und die Buchhändler alſo nur kaufen wollten. Der gehörnte Siegfried iſt eine alte abgedroſch'ne Geſchichte.

Guido.

So ſollen Deutſchlands hohe Kaiſerhäupter
An meinem Geiſte ſchnell vorüberſchreiten,
Und Jedem, der erblickt, was ich geſungen,
Die heiße Sehnſucht nach der alten Zeit,
Den hingeſchwund'nen Jugendtagen Deutſchlands,
Im tiefen Buſen aufglühn; wieder wandeln
Soll durch die Welt der Kunſt mit neuer Kraft,
Durch meines Geiſtes Dichterkraft gebildet,
Was einſt die Erde ſtaunend hat geſehn;
Und ſo bin ich des alten Lebens neuer Schöpfer.

Zwerg.

Recht ſchön; aber das Mittelalter und Altdeutſche werden auf der Bühne ſo wenig gern geſehn, wie im Leben. Nur im hiſtoriſchen Roman, wo Alles durcheinander, drunter und drüber geht, ein Ereigniß das andere treibt, und jedes losknallt, wie eine Donnerbüchſe, ſo daß das Ganze einem raſſelnden Lauffeuer gleicht. Aber Schau- und Trauerſpiele aus jener Zeit nimmt keine Theaterdirektion an und honorirt kein Buchhändler, ſie müßten denn nach hiſtoriſchen Romanen bearbeitet ſein.

Guido.

So will ich mich in Liebesklag' ergießen,
In Düften ſingen und in Farben ſprechen,
In Lächeln Thränen Menſchenaug' entlocken,
Und wie der Himmel dieſe Erd' umſpannt,
Wie Luft die Länder und die Waſſer küßt,
Die Vögel unſern ganzen Ball umkreiſen,
Der nie gehemmte Wind das All umathmet:
So ſoll mein Liebeslied die Welt durchglühn,
Daß Jeder horch' und die Geliebte preiſe!

Zwerg.

Charmant, aber das Alles hat man ja ſchon viel beſſer. Du wirſt den Petrarka nicht übertreffen, und Gedichte druckt kein Buchhändler umſonſt, ſie wollen von den Dichtern noch Geld dazu haben. Das wäre alſo vergebliche Mühe, Theuerſter. Drum was Anders!

Guido.

So ſoll mein Lied von hohen Dingen tönen,
Des Glaubens Macht den Sterblichen verkünden,
Wie Eines nur im All ſich offenbart,
Wie Alles nur des Einen Sinnbild iſt,
Wie rings umher verhüllte Wunder ſtehn,
Wie die Verhüllung ſelber Wunder iſt,
Wie dieſe Welt der Memnons Säule gleich,
Mit hellem Ruf der Sonn' entgegen jauchzte,
Als ſegensvoll ſie öſtlich uns emporſtieg,
Wie da mit wunderſamen Klange kam
Herab die goldne Sphärenharmonie
Als Offenbarung, daß im All nur Eins
Dreifach in jeder Form ſinnvoll erſchienen.

Zwerg.

Gut, gut! hör' nur auf! — Das iſt ein ungewöhnlich langer Paroxismus! — Was? Du willſt dich alſo denen zugeſellen, die verſchrieen ſind als Myſtiker, Supernaturaliſten, Schwebler und Nebler, ein Spott der vernünftigen Leute und der erleuchteten Nachwelt? Auch iſt das gar nichts Neues, Unterhaltendes; damit lockſt du heut zu Tage keinen Hund aus dem Ofen. Was Anderes, Freund, was Beſſeres!

Guido.

O mir! — Ich wende mich an's Alterthum
Zu jener goldnen Zeit unſchuld'ger Menſchen,
Begrüße Griechenland im Freiheitskampfe,
Entſtieg zum Orient, dem edlen Indien.

Mich tauchend in geheimnißvolle Dichtung.
Das ſtille Wechſelband der Stern' und Menſchen
Betrachten will ich in tief reiner Nacht,
Beſingen, wie dem Waſſer einſt das Weltall
Entſtieg mit allen heiligen Wunderpflanzen,
Erleuchten wunderſamer Sagen Dunkel,
Vergrabend mich in grauer Zeiten Tiefe;
Und ſo verknüpf' ich fernes Band und nahes,
Bin Herold ſchon verblühter Macht und Hoheit,
Ein Spiegel edler, herrlicher Geſtalten,
Ein Echo wunderbarer Heldenſtimmen,
Prophet und Prieſter einer ew'gen Gottheit.

Zwerg.

Hm! Die Anſpielung auf den Freiheitskampf der Griechen wäre zeitgemäß und nicht übel, aber alles Uebrige iſt Bapperei. Wenn du nichts Beſſeres weißt, da halt' lieber das Maul, aber öffne es auch nicht, um eſſen zu wollen. Dergleichen hohe geiſtſpannende Dinge will ja kein Menſch hören und leſen und kein Buchhändler kaufen; das hab' ich dir ſchon oft wiederholt.

Guido.

Du Teufel, Ungeheuer, ſchnöder Zwerg! —
Ich kann nicht anders, und ſo ſoll ich ſterben
In Mangel und Entbehrung?! Weh mein Herz!
Verzweiflung, Trauer, ſtille Wuth und Thränen
Zerfleiſchen es. — O ſage, Freund, ich bitte,
Was ſoll ich denn beginnen? — ich erlahme!

Mir Armen ſchwindet alle Kraft! Was Beſſ'res
Verkünde mir, und ich belohne dich,
So gut ich es vermag. O hilf mir, Freund! —
Ihr Thränen ſtürzt gleich wilden Wolkenbrüchen
Aus meiner Augen gramumwölkten Himmel!
Hilf! hilf! der Angſt erlieg' ich —
Mein Auge dunkelt —
Die Kraft verläßt mich — —
O hilf!

(Er ſtürzt mit dem Haupte ohnmächtig an den Felſen.)

Zwerg.

So! — — Jetzt hab' ich gewonnen. Das war die letzte Exploſion. Nun muß ich ihm einige Tropfen reichen, um ihn wieder in's Leben zurückzurufen.

(Ruft ihm in's Ohr.)

Morgen wird man dich in den Schuldthurm werfen!

Guido.

Barmherzigkeit! Zerſtückt mein Herz und nimmt es!

Zwerg.

Mein lieber armer Freund, vor allen Dingen laß das abgeſchmackte Verſeſprechen.

Guido.

Nun gut, auch dazu ſiehſt du mich bereit; ich werd' es unterlaſſen, Proſa denken und ſprechen, Alles thun, was du nur willſt; doch ſag' mir, wie entrinn' ich dieſer ſchrecklichen Bedrängniß!

Zwerg.

So iſt's recht! Das freut mich! Nun wirſt du gleich ſehen, wie Alles gut werden wird. Zwar haben deine Worte noch immer einen fatalen Beigeſchmack vom Versmaße; aber kommt Zeit, kommt Rath. Es heißt: Eile mit Weile; kein Baum fällt auf den erſten Hieb; Rom iſt nicht an einem Tag erbaut.

Guido.

Ich werde mich bemühen; nur ſage mir deinen Rath.

Zwerg.

Du mußt Romane und Kritiken ſchreiben! Sieh jenes Heer gutmüthlicher Novelliſten, deren Vater der berühmte Clauren iſt, wie wohl ſie ſich's ſein laſſen! Denen iſt nie die Krankheit Poeſie an den Leib gekommen, die haben nie von dem ſchlimmen Fieber der Begeiſterung einen Anflug, nie von jenen tollen Träumen, die dich armen Sohn unabläßig plagen, eine Ahnung; das ſind kerngeſunde, ächt deutſche Naturen, allerliebſte, verſtändige, liebenswürdige, wohlbegabte, geiſtreiche Leute. Denke an jenen Sir Walter Scott! Wie viel tauſend Pfund hatte der ſich erſchrieben! Ein capitaler Mann! Ein vernünftiges Genie. Er gibt das Leben wie es iſt, manchmal noch ein wenig ſchlimmer, um es romantiſcher zu machen. Was ſich nie und nirgend hat begeben, iſt der ſchlechteſte Stoff zu einem Kunſtwerke. Oder ſchließe dich den Zerriſſenen an, zerreiße dich und Andere mit den Zähnen, und ſtimme dann ein wüthendes Klagegeſchrei über den Weltſchmerz an, d. i. das literariſch juvenile Bauchgrimmen; geberde dich dabei wie toll, das erregt Aufſehen und lockt Käufer, verlange mit ſchönen Kraftphraſen und geiſtreichen Redensarten die Emancipation des Fleiſches, das wird dir ſelber Fleiſch einbringen. Schade, daß du ſchon einen Bart haſt! Du biſt ſchon zu alt, um ein großer gutbezahlter Dichter zu werden; doch verſuche durch Raſirmeſſer, Schminke und Kamm dich zu verjungen und wähle dir einen jener anſtändig zerriſſenen Jünglinge zum Muſter. Ahme ihn nach! Mache die Mode mit! Schwimme nicht gegen den Strom, du erſäufſt ſonſt! Als Kritiker hau' Alles in die Pfanne, laß keinen guten Faden an dem Kunſtgewebe, greife Namen und Perſonen an, beſuche Autoritäten und überhäufe ſie dann in Reiſeberichten mit Schmach. Du wirſt reuſiren. Willſt du aber partout Trauer=, Schau= und Luſtſpiele ſchreiben, ſo halte dich an die Meiſterwerke der göttlichen Birch-Pfeiffer. Laß die altfränkiſchen unmodiſchen Geſchichten fahren. Es iſt mit der Poeſie, wie mit dem Putz. Die Putzmacherin muß ſtets die neueſten Moden fertigen, ſonſt behält ſie ihre Waare und verarmt. Alſo morgen friſch an's Werk!

Guido.

O, daß ich das hören und erdulden muß!

Zwerg.

Willſt du hungern? Willſt in den Schuldthurm? Für den Roman erhältſt du lachendes Geld. Sieh, es iſt auch gar nicht mühſam. - Du nimmſt eine Zahl edler und eine Zahl ſchlechter Charaktere, und miſcheſt ſie durcheinander, beſchreibſt jeden einzelnen vom Hauptwirbel bis zur Fußzehe, d. h. was er für Kleider trägt, gibſt dem einen Geld, nimmſt es dem andern, bringſt ein Paar edelmüthige, rührende Worte bei, führſt den Fürſten in die Bauernhütte und die Dorfdirne in den fürſtlichen Pallaſt; ſoll es hiſtoriſch werden, nennſt du einige Namen und Begebenheiten aus der Geſchichte und machſt aus ihnen, was dir gut dünkt. — Doch, potz Fledermaus! Da klang eben die vierte Glocke an meinem Hut. Ah, da fühlt ſich dein guter Freund, der Maler Herrmann einmal glücklich. Die Skizze zu einer heiligen Familie iſt ihm vortrefflich gelungen. Na wart, dem will ich gleich auf dem Nacken ſitzen! Ueber ſolche papiſtiſche Ideen! Der Kerl ſoll Pfeifenköpfe, Kaffeetaſſen, Tabacksdoſen oder Portraits eitler Geſichter malen, ſonſt geht es mit ihm auch nun und nimmer gut. Dem ſpucken auch immer Kunſtideen durch den Kopf, während der Brodſchrank leer iſt. Nun, Gott befohlen! Merke dir meine Lehren und handle darnach! —

(Ab.)

Guido.

O weh mir! Alles iſt ſchlimmer, als es war! O, verflucht die goldenen Träume hoher Poeſie! ſie ſind Verräther! Wie doch die gemeine Sorge ſich frech in das Edelſte eindrängt! Aber was nützen Klagen und ſchmerzliche Scheltworte. Dem drückendſten Mangel ſeh' ich entgegen, und ich muß wohl ſchreiben, was man mir bezahlt! Doch halt, mir fällt bei, daß ich ſchon vor längerer Zeit dem Profeſſor Avianus das Manuſcript meines Trauerſpiels mittheilte. Er iſt ein guter Mann, ſteht mit dem Theaterdirektor und mit dem reichen Buchhändler Kauz in genauer Verbindung. Er verſprach es mir zu verkaufen. O, er wird es gethan haben, und ich bin gerettet! Es war mit Liebe gearbeitet; das wird der würdige Mann, deſſen Beruf das Schöne iſt, ſchnell erkannt und mir Wort gehalten haben.

(Die Felſengegend verwandelt ſich in die erſte dunkle Waldparthie; helle Lichter dringen durch das Gebüſch. Guido ſpringt begeiſtert auf).

O duftbeſchwingte Nacht, ſei mir willkommen!
Du holde Sorgentödterin willkommen!
Der müde Himmel nimmt dich willig auf,
Den heißen Fluren ſpendeſt du Erquickung,
Die leiſen Trittes ſchweigend du durchwandelſt,
Den Menſchenkindern ſendeſt du den Sohn,
Den viel geſtalt'gen, mohnbekränzten Traumgott.
Doch auch das wache Aug' entzückſt du, wenn
Es ſchweift in deines ſternerhellten Reiches

Duftvollen Grenzen, und du würdigſt es,
Dich anzuſchau'n, fruchtbare Lebensmutter,
Zu ſehn, wie mit geheimnißvollem Odem
Du alles Sein erquickſt.

(Er wendet ſich und erblickt die Illumination.)

Ha, Zauberwelt
Des Traums, umfängſt du mich auf's Neue? Nein!
Jetzt iſt es Wirklichkeit! Durch die ſmaragdenen
Bewegten Blätterkränze dringt der Lichtſtrahl
Tauſendfach ſpielend in des Waldes Nacht,
Und gierig lecken ihn die grünen Zungen.
O Herz, wie wirſt du weit bei ſolchem Anblick!
Fort! daß ich in das Feenſchloß mich ſtürze,
Es hat die tauſend Thore ſchon geöffnet,
Und mir aus jedem winkt ein Genius.

(Eilt ab.)

— —

(Illuminirter Wald mit einer Reſtauration. Alle Tiſche ſind beſetzt. An einem derſelben haben der Profeſſor Avianus, der Schauſpieldirector Quarch, der Buchhändler Kauz und Felix Platz genommen. An einem andern Tiſche daneben ſitzt Maria mit ihren Eltern und dem Hauptmann von Brave.)

Felix.

Können Sie mir ſagen, meine Herren, wer das reizende weibliche Weſen iſt, welches am Nebentiſche ſo ſittſam neben dem Sohn des Mars ſitzt?

Kauz.

Da kann ich dienen, Herr Secretair. Sie iſt die einzige Tochter des Finanzraths Apel. Ein kapitales Mädchen, d. h. ſie hat einachtzig tauſend Thälerchen Kapitalien. Das weiß der Herr von Bravo auch ſehr gut.

Avianus.

Sie ſcheinen ſich für die Dame zu intereſſiren.

Felix.

Ich geſtehe, ſie iſt mir nicht gleichgültig, doch nicht aus perſönlichem Intereſſe. Einer meiner Freunde —

Avianus.

O ich weiß. Der unglückſelige Herr Guido iſt bis zum Tollwerden in Fräulein Apel verliebt. Der pauvre homme hat ſo wenig Gewalt über ſich, daß er ſich jeden Augenblick verräth.

Felix.

Und warum nennen Sie ihn unglückſelig?

Avianus.

Ach Gott! aus tauſend Gründen, die ihnen gewiß eben ſo einleuchtend ſind, als mir. Erſtlich weil er ſo arm iſt, wie eine Kirchmaus. Zweitens weil er ſich in kein Lebensverhältniß finden kann, ſelbſt in das einfachſte nicht, daß man ſich in einer Geſellſchaft anſtändig betragen muß, und deßhalb überall die gröbſten Verſtöße begeht. Drittens weil er einen Querkopf hat und nicht Lehre noch Rath anſtimmt. Viertens durchaus ein Poet ſein will, und noch nicht die erſten Prinzipien der Aeſthetik und ars poeseos begriffen hat, auch nicht begreifen wird. Fünftens weil überhaupt in ſeinem Kopfe Alles verwirrt iſt; da iſt auch keine Spur von Logik zu finden. Sechſtens beſitzt er einen unausſtehligen Trotz und Eigenſinn. Und ſo könnte ich fortfahren. Was haben Sie mir darauf zu erwiedern?

(Felix zuckt mit den Achſeln.)

Quarch.

Ah, ſie ſprechen vom Hrn. Dr. Guido, wie ich höre?

Avianus.

Erlauben Sie gütigſt, Herr Direktor, er iſt nicht Doktor.

Quarch.

Pour l'amour de moi! Man nennt die Leute Alle ſo, welche kein Amt haben, und von der Feder leben müſſen. Was ſchadet's? Man bringt ſie Alle unter einen Hut, den Doktorhut. Was den in Frage ſtehenden Herrn betrifft, ſo muß ich Ihnen einen Spaß erzählen. Ich hatte kaum mein Amt angetreten, als mich beſagter Poet überlief und mir ein Trauerſpiel zur Aufführung brachte. —

Avianus.

Ha! Iſt mir bekannt: „Heinrich von Luxemburg.“ Hieß es nicht ſo?

Quarch.

Ma foi, ich glaube, Sie haben Recht, lieber Profeſſor! Ich ſah auf den erſten Blick, das Ding war gar nicht in Scene zu ſetzen. Es wimmelte von Unſinn, wie Shakſpeare je welchen geſchrieben. Man hätte es erſt überarbeiten müſſen, um es erträglich zu machen. Inzwiſchen war ich damals wegen eines Vorſpiels zum Wiegenfeſte unſeres gnädigſten Herrn in einiger Verlegenheit. Ich hatte das Glück noch nicht gehabt, Ihre mir unſchätzbare Bekanntſchaft zu machen; ich ſelbſt war von den überhäuften Geſchäften zu diſtract, um meine Muſe hervorzuſuchen; auch wollte ich dem ärmlich gekleideten Menſchen gern Etwas zu verdienen geben. Ich theile ihm einen Plan mit; er rennt davon. Nachts wird das ganze Haus aufgeſtört, man glaubt, es brennt, ſo heftig wird die Glocke gezogen. Mägde und Bediente ſpringen aus den Betten, öffnen eiligſt die Thüre, ein Menſch raſ't herein, ſchimpft auf das Verſchließen der Thüre, fragt haſtig nach mir, und da ihm mein Diener antwortet, ich ſei zu Bette und nicht zu ſprechen, traktirt er den Burſchen mit Ohrfeigen, und ſtürmt die Treppe herauf in mein Zimmer. Man bringt mir die ſchreckliche Nachricht, ein Verrückter ſei in mein Arbeitszimmer gedrungen; unterdeſſen ſchreit er nach Licht. Ich werfe mich zitternd und bebend in meinen Schlafrock, bewaffne mich mit einem Theaterdegen, der zufällig in einer

Ecke meines Schlafzimmers ſtand, und gehe ſo, in der andern Hand das Licht, wie der Gouverneur im „Don Juan“ muthig vorwärts. Als ich die Thüre meines Zimmers öffne, ſitzt Herr Guido bereits an einem Tiſche, vor ſich eine brennende Kerze, die er ſich ſelbſt verſchafft hat, und ein Manuſcript in Folio. „Hören Sie,“ ruft er mir zu, „und freuen Sie ſich mit mir.“ Und ſogleich beginnt er mit erhobener Stimme die Vorleſung. Ich höre etwas von Nymphen, Elfen, Zwergen, Geiſtern und was dergleichen Schnickſchnack mehr iſt, keine Idee von meinem Plane iſt darin, Alles iſt baarer Unſinn. Als er fertig war, bat ich ihn nun dringend, ſich nach Hauſe zu verfügen und zu Bette zu legen. Mit Mühe brachte ich es dahin, daß er ging. Am andern Morgen ſchrieb ich ihm ein Billet, dankte für ſeine Dichtung und legte einige Louis bei; der Diener brachte mir aber das Geld zurück.

Felix.

Daran erkenn' ich ihn. Und doch, meine Herren, ſcheue ich mich nicht, die Behauptung auszuſprechen, daß Guido ein großes poetiſches Genie beſitzt. Er iſt ein ungeſchliffener Diamant.

Kanz.

Ich habe daſſelbe Urtheil ſchon mehrmals über den jungen Mann ausſprechen hören. Auch kam mir durch Zufall einmal ein unvollendetes Manuſcript in die Hände, welches mich ſehr anſprach.

Felix.

Es iſt ſein Unglück, daß er nichts vollenden kann. Jenes Trauerſpiel iſt die einzige ſeiner vollendeten Arbeiten.

Kauz.

Ob Herr Guido wohl Talent zum hiſtoriſchen Roman hat?

Felix.

Unbezweifelt zu allen poetiſchen Ereigniſſen.

Avianus.

Es iſt wahr, er hat Talent, und zum Roman bedarf man deſſen nicht viel. Ich glaube, Sie würden nichts an ſeinen Arbeiten verlieren.

Kauz.

Nun eine Probe ließe ſich ſchon machen.

Quarch.

Wenn er mir ein Vaudeville im Angeliſchen Geſchmack ſchriebe, würde ich auch gern etwas zu ſeinem Unterhalte beitragen.

(Finanzräthin Apel zu Maria am andern Tiſch.)

Weißt du auch mein Kind, von wem hier in unſerer Nachbarſchaft die Rede iſt?

Maria.

(Die ſeither ſtill und in ſich verſunken geſeſſen, trocknet ſich ſchnell die Thränen aus den Augen.)

Ich bitte Sie, liebe Mutter!

Finanzräthin.

Von dem frechen Burſchen, der ſich unterſtand, dich im Bade anzureden.

Maria.

Ach, der Zufall führte ja jene wenigen Worte herbei, und ſie waren ſo herzlich.

Finanzrath.

Marqueur, eine Flaſche Affenthaler! Ich befragte mich damals nach dem jungen Menſchen, weil mir ſein abgeſchabter Rock auffiel, und erſtaunte zu erfahren, daß er weiter nichts als ein Dichter, und ſein Vater in der Gerbervorſtadt ein Schuſter war, der mir vor Zeiten manches Paar Stiefeln angemeſſen hat. Nun, Freude hat der gute Mann an ſeinem Sohne auch nicht erlebt.

Finanzräthin.

Fi donc, ein Schuhmacher!

Hauptmann von Bravo.

Ein zudringlicher Bengel iſt dieſer Guido. Auf Ehre! Ich kenn' ihn von der Univerſität her. Er war ſtets die Zielſcheibe unſeres Witzes. Gelernt hat er gar nichts. Auf Ehre!

Maria (vor ſich)

O Gott!

(Sie zieht ein Papier aus dem Buſen und küßt es verſtohlen.)

Hauptmann.

Was haben Sie da, meine gnädige? Darf ich mir erlauben?

Maria.

Herr Hauptmann, Sie beliebten eben, Herrn Guido zudringlich zu nennen.

Hauptmann.

Gott ſtraf' — — das war — —

Finanzräthin.

Was iſt's, ich will es wiſſen?

Maria.

Ein Zettel, liebe Mutter, deſſen Inhalt Sie gewiß nicht intereſſiren wird.

Finanzrath.

Was? Es iſt doch keine meiner Berechnungen?

Maria.

Fürchten Sie nicht, theurer Vater!

Finanzräthin.

Gib her! Nur ſchnell!

Maria.

Schonen Sie meiner, geliebte Mutter!

Finanzräthin.

Ich will! Und du ſollſt gehorchen.

(Maria gibt das Blatt mit einem Seufzer.)

Finanzräthin.

Leſen Sie uns gefälligſt den Inhalt vor, Herr Hauptmann. Ich habe meine Brille vergeſſen.

Maria.

O Himmel!

Hauptmann (lieſt)

Mild thut ſich auf des Tages Strahlenauge
Und lächelt allen Weſen Liebe, Leben,
Da ſieht man einen Tropfen zitternd ſchweben
Vom Morgenthau an einem Roſenſtrauche.
Ihn küßt ein Sonnenſtrahl im Roſenhauche,
Der Roſen Bilder golden in ihm beben.
Er ſehnt ſich, Sonne möge Tod ihm geben,
Und wünſcht, daß noch ein Strahl ganz auf ihn ſauge.
Wirſt du den Wunſch verſagen, heilig Weſen?
Ich fühle, wie mein Leben ſich beflügelt,
Du küſſeſt mich und ich bin nie geweſen,
Es haben Roſen ſich in mir geſpiegelt,
Zur höchſten Seligkeit war ich erleſen,
Und keinen kümmert's, wenn ein Grab ſich hügelt.

(Guido tritt an den andern Tiſch.)

Avianus und Quarch.

Ei, guten Abend, Herr Guido!

Guido.

Es iſt mir ſehr lieb, Sie zu finden, meine Herren. Iſt es Ihnen möglich geweſen, Herr Profeſſor, für mein Trauerſpiel etwas zu thun?

Quarch.

Herr Buchhändler Kauz freut ſich, Ihre Bekanntſchaft zu machen.

Guido.

Mir höchſt angenehm. Doch in Betreff des Trauerſpiels? Würde Herr Kauz den Verlag deſſelben wohl übernehmen?

Kauz.

Von dramatiſchen Arbeiten iſt gar kein Debit zu erwarten. Man wirft ſein Geld hinterher. Würden Sie mir nicht lieber einen hiſtoriſchen Roman ſchreiben?

Guido (erblickt Maria.)

O all' ihr Götter! Halte, Herz, zerſpring' mir nicht!

Kauz.

Ich würde Ihnen ein annehmliches Honorar zahlen.

Felix (heimlich zu Guido).

Du biſt jetzt in großer Geldverlegenheit.

Guido.

Ich werde mit Freuden Ihrem Wunſche willfahren. O armes Herz!

Kauz.

Marqueur, eine Bowle Punſch! Herr Guido, Sie ſind mein Gaſt.

Quarch.

Wenn Sie mir ein Vaudeville dichten, würde ich Ihnen gern ſechs Louis zahlen.

Felix (heimlich).

Bedenke dich nicht lange. Baares Geld lacht. Er ſchießt dir fünf Louis vor, und du biſt morgen gerettet.

Guido.

Ich werde Sie zu befriedigen ſuchen, Herr Director. (vor ſich.) O nur einen Strahl ihres himmliſchen Auges! Dann will ich ja alles thun, was die Menſchen von mir verlangen.

Quarch.

Marqueur, drei Flaſchen Champagner! Meine Herren, Sie trinken auch mit mir.

Avianus.

Ihrem Trauerſpiel fehlt es ohnedieß an den nöthigſten Erforderniſſen. Sie haben keinen Helden darin. In Ihrem Stück ſpielt ja Alles, und man kann ſich unmöglich für irgend eine Perſon beſonders intereſſiren.

Guido (trinkt viel).

Sie haben Recht. Ich ſchreibe ein Vaudeville; das wird mir beſſer gelingen. (vor ſich.) Ich Unglücklicher, auch nicht einen Blick.

(Trinkt.)

Avianus.

Es fehlt die Einheit des Orts, der Handlung, der Charaktere.

Guido.

Ich weiß, es iſt eine Stumpenarbeit. Der Roman ſoll beſſer werden. Lebt wohl, ihr Göttergeſtalten!

(Er bricht in heftige Thränen aus, vermag ſich nicht zu faſſen, und wankt vom Tiſche. Felix eilt ihm beſtürzt nach.)

Quarch.

Was fällt dem wunderlichen Menſchen ein?

Avianus.

Er muß verrückt ſein.

Kauz.

Nun, ein Bißchen Verrücktheit würzt den Roman, und das Pikante lieben die Leute.

Maria (am andern Tiſch).

Mir wird nicht wohl, liebe Mutter.

Finanzrath.

Die Abendluft ſchadet dir. Geht nach Hauſe. Ich will meinen Affenthaler erſt austrinken, und mit dem Miniſter noch über die neue Finanzſpekulation ſprechen.

Hauptmann.

Erlauben Sie mir Ihren Arm, Frau Finanzräthin! Auch Sie, mein Fräulein. Es wird kühl. Auf Ehre!

Maria.

Ich bin bereit (vor ſich) zum Tode.

Guido's Dachſtübchen. Er ſitzt am Tiſch. Das Vaudeville und einige Bogen vom Roman ſind fertig.

Guido (hält im Schreiben inne, lacht höhniſch).

Pegaſus als Ackergaul! Doch ich kann nicht mehr.
Ich bin vom Nachtarbeiten zu erſchöpft.

(Er ſchläft ein. Die Stube verwandelt ſich in den Feengarten)

Titania (kommt auf ihrem Wagen durch die Lüfte.)

Eilt, ihr Sylphen, eilt ihr Elfen
Schlingt den leicht bewegten Tanz;
Denn ihr ſollt des Feſtes Glanz
Heute mir verſchönen helfen.

(Die Sylphen und Elfen kommen aus den Blumen hervor und tanzen.)

Geſang.

Laß uns wiſſen, Königin,
Was dir Schönes iſt gerathen,
Daß du uns mit heiterm Sinn
Heute haſt zum Feſt geladen.

Titania.

Wißt, daß Oberon beſiegt,
Von Titania überwunden,
Reuig ſchon in wenig Stunden
Hier zu meinen Füßen liegt.
Ja, die Luſt, die ich geſponnen,
Iſt gelungen und geglückt
Und das Dichterlein berückt.
Eure Königin hat gewonnen!

(Der Garten verſchwindet plötzlich, die Thüre des Dachſtübchens wird heftig und mit Geräuſch aufgeriſſen, Guido fährt aus dem Schlafe auf. Felix tritt herein und hält dem Erſchrockenen eine Karte entgegen.)

Guido (lieſt mit zitternder Stimme):

Hauptmann von Bravo. Maria Apel als Verlobte.

Karl Maria von Weber.

Biographie.

Mit dem Philiſter ſtirbt auch ſein Ruhm. Du himmliſche Muſe,
Trägſt, die dich lieben, die du liebſt, in Mnemoſyne's Schooß.

Schiller

Nur jene der Muſe würdige Motivtafel, die die Begeiſterung aus ihrem innerſten Leben heraus, und, als das Aetheriſche deſſelben, in Zeichen gebannt, hinhauchte und der Göttin weihete, hängt ſie ſelbſt, nach dem materiellen Verſchwinden ihres Erzeugers von der Erde, im Tempel der Unſterblichkeit auf, und alle Völker, die dahin wallen, um die ſchöpferiſchen Geiſter kennen zu lernen, werden angeweht von dem Hauche, den jene ausgeſtrömt, und ergriffen von der Bedeutung der inhaltſchweren Zeichen, in die ſie ihr Selbſt niederlegt.

Dichter und Tonſetzer ſind es vorzüglich, die die ganze Fülle ihres Geiſtes darlegen und ſich ſelbſt allen kommenden Zeiten und Völkern überliefern, ſo daß die Zukunft ſie verſtehen und ihr oft mehr noch, als der Gegenwart die Herrlichkeit eines geiſtigen Lebens, das einſt über die Erde ſchwebend ſich in ſein Schaffen goß, aufgehen wird. Von allen Künſten aber, die die Erde, welche ohne ſie eine Oede wäre, zum Paradieſe wandeln, iſt die Tonkunſt die mächtigſte, weil ſie auf alle Gemüther, ſelbſt auf das roheſte ihren heiligen Zauber ausübt, weil ſie die Seele zur Seele, das Gefühl zum Gefühl ſprechen läßt und ihre Töne allen Nationen verſtändlich ſind. Um für die Herrlichkeit eines Apoll von Belvedere; einer Raphael'ſchen Madonna, eines Hamlet von Shakſpeare empfänglich zu ſein, muß man ſchon einen hohen Grad geiſtiger Bildung erreicht haben, und doch möchte das wahre Geſtändniß dieſer unerreichbaren Kunſtwerke der Bildhauerei, Malerei und Dichtkunſt bei ſehr vielen von vermeintlicher hoher Bildung doch nur Einbildung ſein. Eine ſchöne Melodie, mag ſie nun ſtille Freude oder Wehmuth, den Jubel oder den Schmerz der Seele in Töne ausſtrömen, verfehlt auf kein Gemüth ihre Wirkung, und es liegt jener altgriechiſchen Mythe eine tiefſinnige Bedeutung unter, daß nicht nur die Thiere des Waldes, ſondern ſogar Bäume und Felſen den Geſängen des Orpheus mit Entzücken gehorcht und ihm gefolgt ſeien. Keine Rede vermag ſo auf den Menſchen zu wirken, als die Sprache der Töne; denn ſie ſagt uns das Höchſte und Herrlichſte, was kein Wort auszudrücken vermag; es ſind der Seele heiligſte Gefühle, welche die Muſik aufregt und ſich ſelbſt verſtändlich macht; es ſind die Ahnungen und die unbeſtimmte Sehnſucht in der menſchlichen Bruſt, die ſie hervorlockt und ausbildet, und ihnen eine ihrem Weſen angemeſſene Sprache leiht. Das ſchmerzlich-ſüßeſte wunderbarſte Gefühl meines Lebens hat mir ein blinder Flötenſpieler erzeugt, der in die einfachen Laute ſeiner Flöte eine Welt, ja einen Himmel voll ſeliger Empfindung hauchte, und ſich ſelbſt ſeine Seele ausſtrömte in einer Sprache, von der er nichts in Worte zu reden vermochte. Wer ahnete nicht beim Anhören dieſer Töne, was im Innern des blinden Mannes vorging?

Wie es eine Gefühls- und Verſtandes-Poeſie gibt, ſo wird man unter den muſikaliſchen Erzeugniſſen großer und kleiner Tonſetzer auch Muſik des Verſtandes und des Gefühls finden; denn die Elemente ſind nicht ſo ſtreng geſchieden, als daß in der Dichtkunſt, wo der Verſtand vorherrſcht, nicht das Gefühl lebhaft hervorſpringe, und ſo umgekehrt im Reiche des Gefühls der Muſik nicht hin und wieder der Verſtand ſich geltend mache. Hier verſtehe ich nicht die Regeln der Tonkunſt, die ganz allein auf Verſtandesberechnung baſirt ſind. Die höchſte und herrlichſte Muſik iſt die des Gefühls, und wer alle Gefühle des Menſchenherzens in muſikaliſcher Verklärung darzuſtellen vermag, iſt ein großer Tonkünſtler. Ein ſolcher war Karl Maria von Weber; denn in ſeinen Kunſtwerken hat er alle Höhen und Tiefen der Gefühlswelt durchgewandert und die Fülle ſeiner Seele herausgebildet; von den Todesſchauern des gräßlichſten Entſetzens führt er uns auf der Scale der Empfindung bis zur höchſten Seligkeit irdiſchen

Genuſſes, ja er wirft die Ahnung himmliſcher Wonne in unſer Herz, und läßt uns, wie in einem begeiſterten Geſicht, das Thor der ewigen Harmonien klingend ſich öffnen und die Chöre unſterblicher Sänger vernehmen. Es iſt eine der herrlichſten Dichtungen, von frommer, ja heiliger Entzückung geboren, daß die Welten in ihrem Kreislauf die höchſte Muſik tönen, und dieſer Sphärengeſang nur von auserwählten Sterblichen in wunderbaren Ahnungen und Gefühlen vernommen werde. Wie nun das weibliche Gemüth überhaupt mehr ein inneres metaphyſiſches Leben entfaltet und die Sprache der Töne in ihren feinſten und weitſten Beziehungen in ſich aufnimmt, ſo hatte die fromme Sage auch die heilige Cäcilie, als von jenen ewigen Harmonien umrauſcht und begeiſtert, geſchildert, und ihr Leben ſelbſt als eine ſüße Engelsmuſik dargeſtellt. Darin iſt ſchon angedeutet, daß der Reichthum innerer Töne auch einen reinen frommen Sinn erfordern. Soll doch ſchon jedes fromme edle Gemüth eine ſchöne Muſik in ſich tragen und der große Welt- und Menſchenkenner Shakspeare warnt in jener berühmten und ſchon oft auf die Herrlichkeit und Göttlichkeit der Muſik angewendeten Stelle vor Jedem, der dieſer Muſik ermangele.

Der Mann, der nicht Muſik hat in ihm ſelbſt,
Den nicht die Eintracht ſüßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken;

Die Regung ſeines Seins iſt dumpf wie Nacht
Sein Trachten düſter wie der Erebus.
Trau' keinem ſolchen!

Wie viel mehr muß nun der, welcher aus ſich ſelbſt dieſe Fülle der Harmonie ausgießt, reines Herzens und Wandels ſein! Und ſo finden wir jenen Mann, dem dieſe Zeilen gewidmet ſind, als einen der edelſten und vortrefflichſten ſeines Geſchlechtes in Wort und That; all' ſein Leben war reine Harmonie, ſeine Seele die unverſtimmte Harfe, die nie einen Mißton von ſich geben konnte.

Muſik und Geſang waren ſonſt ſtets vereinigt, und die Sänger des Alterthums waren zugleich die Dichter der Muſik wie ihrer Lieder. In ihren Grundbedingungen ſind beide Künſte ewig Eins und ihre Quelle iſt jene glühende Welt der Empfindung, die die Gottheit als höchſtes Geſchenk ihren Auserwählten in die Bruſt ſenkte, und in der ſie ſich nun, von Begeiſterung geleitet, ergeben und in den Genüſſen ſchwelgen, die der gewöhnliche Menſchenſinn auch nicht einmal mit einer Ahnung berühren würde, weckten nicht die Stimmen jener ſchaffenden und nur im Schaffen glücklichen Geiſter verwandte Klänge in jeder Bruſt.

Spätere Zeiten haben durch verſchiedene gelehrte Ausbildung die beiden Schweſtern getrennt, aber ihre enge Blutsverwandtſchaft beurkundet jeder Geiſt, dem ſich die eine oder andere vermählt hat. Ein ſchönes Beiſpiel davon finden wir wieder in dem allverehrten Weber, deſſen poetiſche Erzeugniſſe ihm einen hohen Rang unter den Dichtern anweiſen, und der, hätte ſeine ſchaffende Kraft ihn mehr zum Liede getrieben, gewiß einer der erſten Dichter Deutſchlands geworden ſein würde.

Wen die Kunſt einmal in ihre innerſten Myſterien einweihte, den beſchenkt ſie im Allerheiligſten, von dem alle Wurzeln höhern geiſtigen Lebens auslaufen, mit ihren reichſten und ſchönſten Gaben; wer einmal die Schöpferkraft in ſich empfangen, der ſendet ſie gleich Strahlen der Sonne nach allen Seiten aus; denn aller Künſte Vereinigungspunkt iſt ja jene unerſchöpfliche Welt der Begeiſterung, der ich vorhin gedachte. Wenn wir nun K. M. v. Weber als Tonſetzer anſtaunen, als Dichter verehren müſſen, ſo können wir ihm auch als plaſtiſchen Künſtler unſere Achtung nicht verſagen. Denn gleich dem Dichterheros Goethe führte Weber in ſeiner Jugend die Radirnadel mit Kunſt und Liebe, und machte ſich um die Verbeſſerung der Lithographie verdient.

Gehen wir nun nach dieſen vorläufigen Betrachtungen zu den bekannten einzelnen Lebensumſtänden des Meiſters über, der auf die Geſchmacksbildung und den edlern Geiſt ſeiner und künftiger Zeit ſo mächtig wirkte, und das Feld, auf dem er ſo thätig arbeitete, für alle gebildeten Völker und Zeiten herrlich befruchtete und mit unvergänglichen Reizen ausſchmückte!

Karl Maria von Webers Geburtsort iſt Eutin, der Vaterſtadt mehrer ausgezeichneter Männer. Doch führte ſein Vater, ein ausgezeichneter Violinſpieler, ein herumziehendes Leben, und des jungen Webers Aufenthalt war von Jugend auf an verſchiedenen Orten, was unſtreitig auf die vielſeitige Ausbildung ſeines Geiſtes großen Einfluß hatte. Dazu kam, daß ſeine Familie ſehr eingezogen lebte und mit ängſtlicher Sorge über des Knaben Erziehung wachte, ſo daß ihm, um irgend eine Verwilderung zu verhüten, jegliche Kindergeſellſchaft verwehrt wurde. Mit ſeiner Mittheilung bedürftigen Seele war er ſtets an erwachſene Perſonen gewieſen, und mehr als an die wandte er ſich bald an das in ihm erwachende lebendige Treiben ſeiner Phantaſie. Unter ſolchen Umſtänden mußte ſich bei einem ſo ausgezeichneten Kopfe die Ausbildung ſehr frühzeitig entwickeln, ja faſt treibhausartig reifen. Seine Beſchäftigungen waren nicht die ſeinem Alter angemeſſenen, ſondern die ſeiner Umgebung und die Kinder jener bunten in ihm ewig regen Phantaſienwelt. Wenn auf dieſe Weiſe ſein Geiſt einer frühen Reife entgegen eilte, ſo wurde ſicher ſchon damals in ſeinen Körper der Keim einer gewiſſen Kränklichkeit gelegt, die ihn durch ſein Leben hin begleitet, die gewiß mit dazu beigetragen, daß er ſo unübertreffliche, ſeelenvolle, duftige Tonſchöpfungen aus ſich ausſtrömte, die aber auch die Blüthe ſeines Lebens, als ein nagender Wurm, ſo frühzeitig zerſtörte. Denn das iſt ja die wunderbare Hieroglyphe des Lebens, daß die Blüthe, wenn ſie in höchſter Pracht mit dem würzigſten Dufte prangt, vom Tode geküßt wird, ja, daß vielmehr der an ihr ſaugende Tod die höchſte Herrlichkeit ihres Daſeins erſt hervorruft. Es iſt eine Bemerkung, die ſich gar oft im Leben beſtätigt, daß eine gewiſſe, den Menſchen nie verlaſſende Kränklichkeit den Geiſt zu einer reichern und ſchönern Produktivität ſpornt, und ich möchte von allen nur den ſinnigen Novalis und unſern großen Schiller nennen, an denen ſich die Wahrheit ſolcher Bemerkung darthun ließe. Wenn wir den Knaben Weber alſo in Oel, Miniatur und Paſtell malen, die Radirnadel mit Glück verſuchen, dichten und componiren ſehen, ſo war dieſes frühe Empor- und Auseinanderſtreben ſeines Geiſtes gewiß aus jener holden, wahrhaft beneidenswerthen Kränklichkeit entſprungen und entfeſſelter als bei andern Menſchen übte dieſer Geiſt auf Koſten des Körpers ſeine ihm bewußt gewordenen Kräfte. Freilich rächte ſich die Materie früh genug an dieſem Aufſtreben des Geiſtes, aber ſie befreite ihn dadurch nur noch mehr ſeiner drückenden Feſſel, und welches Gemüth, das ein Verſtändniß des Lebens in ſich trägt, wollte ihn auch darum nicht beneiden? Er hat kurz und ſchön aber für alle Zeiten gelebt.

Als ein zehnjähriger Knabe kam er nach Hildburghauſen und legte hier bei Hauſchkel den beſten und wahren Grund zum charaktervollen Klavierſpiel, und der fertigen Ausbildung beider Hände, und der einjährige Unterricht dieſes von Weber ſo hochgeſchätzten Lehrers bildete ihn gewiß zu dem allgemein bewunderten Virtuoſen auf dieſem Inſtrument. Die immer ſtärker erwachende Liebe zu der Muſik verdrängte allmälig, und ohne daß es Weber ſelbſt bemerkte, die zu den übrigen Künſten, und die Beſchäftigung mit ihnen wich endlich ganz, ſo daß der Vater, bei dem nun entſchieden ſich zeigenden Talente, nicht länger zauderte, ſondern das ihm theure Kind ſogleich die Straße führte, auf welche ſeine Lieblingsbeſchäftigung hindeuteten. Ohne eine Aufopferung zu ſcheuen, ja wohl auch wohl von etwas Eitelkeit auf das talentvolle Kind getrieben, brachte ihn der Vater nach Salzburg zu Michael Haydn, und ließ hier 1798 ſechs Fughetten ſeines Sohnes drucken, dem Vorgeben nach um ihn dadurch zu ermuntern, gewiß aber auch, um mit dem Geiſte des zwölfjährigen Knaben zu glänzen. Wie gefährlich für Weber dies hätte werden können, liegt klar vor Augen; der Druck dieſes kleinen Werks konnte zu einer ſelbſtſüchtigen Ueberſchätzung ſeiner Kräfte und Verachtung anderer Meiſter führen, und wenn Webers

Geiſt in keiner Hinſicht an dieſer Klippe geſcheitert iſt, ſo trägt ſein Vater gewiß deſſen kein Verdienſt. Michael Haydns Unterricht nützte dieſem Knaben nicht viel; der regelſtrenge ernſte Meiſter konnte ſich nicht an Webers Kindlichkeit anſchmiegen, dieſer aber ſich noch viel weniger zu jenem erheben, und ſo lernte der Schüler bei aller Anſtrengung nur wenig. Noch im Jahre 1798 brachte Webers Vater ſeinen hoffnungsvollen Sohn nach München, um ſeine Ausbildung vielſeitiger und zweckmäßiger zu betreiben. Der Hoforganiſt Kalcher wußte ſich dem lernbegierigen Knaben beſſer mitzutheilen verſtehen; denn Weber wurde durch ihn zum gründlichen Verſtändniß des reinen vierſtimmigen Satzes geführt und mit Gewandtheit in allen Regeln und Mitteln der Tonkunſt und der ſichern Herrſchaft über dieſelbe vertraut, ſo daß Weber von dieſem Manne zuerſt eigentlich den Schlüſſel zu jenem Tempel erhielt, in deſſen klangvollen Hallen er einſt Großes zu ſchaffen beſtimmt war. Zu dem klaren, ſtufenweiſe fortſchreitenden und ſorgfältigen Unterricht des Lehrers ſtand der unermüdete Fleiß des Schülers und ſein ernſtes Studium in einem ſchönen Verhältniß, wodurch für den letztern etwas ſehr Erfreuliches erſprieſte. Zugleich erhielt Weber vom Sänger Valleſi Unterricht im Geſange. Mit den Grundprinzipien und den ſchweren Regeln in der Kunſt vertraut, und vom Hauche ihres Weſens beſeelt, neigte ſich Weber ſchon mehr und mehr zur dramatiſchen Compoſition und begann mehres in dieſem Fache mit Glück und dem Beifall ſeines Lehrers auszuarbeiten. Der frühgereiſte Knabe ſchrieb in ſeinem dreizehnten Jahre unter Kalchers Anleitung mehre Klavierſonaten, Variationenlieder, Violintrios und andere muſikaliſche Werke. Die bedeutendſten darunter waren, eine Oper: die Macht der Liebe und des Weins, und eine große Meſſe. Alles in dieſem Jahre Geſchaffene wurde ſpäter ein Raub der Flammen, und die Welt hat die Entwickelungserzeugniſſe, in denen nothwendig die ſpäter bewunderte Originalität noch ungekünſtelter ſich zeigte, zum großen Bedauern aller Kenner und Liebhaber der Muſik eingebüßt. Mit jugendlichem Feuer, unbekümmert wie nah oder fern die Ausführung ſeiner ſchnell entworfenen Plane liegen könne, vielleicht aber auch von andern unbekannten Gründen geleitet, ergriff er den eben damals von Sennefelder in München erfundenen und überall großes Aufſehen erregenden Steindruck, um ihn durch neue kühne Geſtaltung zu verbeſſern und zu veredeln. Um dies Vorhaben deſto leichter in's Werk ſetzen zu können, wählte er mit ſeinem Vater Freiberg im Erzgebirge zum Aufenthaltsort, und gedachte hier, mit allen erforderlichen Materialien verſehen, die Sache in's Große zu treiben. Es war dies wohl ein der jugendlichen Haſt, durch Ungewöhnliches und Außerordentliches glänzen und ſich ſchnell einen

Namen machen zu wollen, zuzuſchreibender Mißgriff, den er auch bald genug einſehen lernte und von ihm zurückkam. Einem Geiſte wie Webers, mußten jene mechaniſchen Beſchäftigungen bald drückend und endlich verhaßt werden, und er war ja doch kaum in das Jünglingsalter getreten, um den lebendigen Schwung des Genius mit männlichem Willen und ausdauernder Feſtigkeit zurückzuhalten, und andere Rückſichten verfolgend an ein ihm ermüdendes und geiſttödtendes Geſchäft bannen zu können. Zur Muſik, ſeinem wahren Felde, zurückkehrend, ſchrieb er im vierzehnten Jahre die vom Ritter von Steinſels gedichtete Oper „das Waldmädchen," die im November 1800 in Freiberg gegeben wurde, und ſich raſch verbreitete. Weber nennt in einer Selbſtbiographie dieſe Oper „ein höchſt unreifes, nur vielleicht hin und wieder nicht ganz von Erfindung leeres Produkt, deſſen zweiten Akt er in zehn Tagen geſchrieben habe." Daß ſeine große Beſcheidenheit hier die Ausdrücke verſtärkte, iſt leicht anzunehmen. Dieſes erſte dem Publikum bekannte Werk des großen Tonkünſtlers wurde in Wien vierzehnmal gegeben, der Text ſogar in's Böhmiſche überſetzt und in Petersburg mit Beifall geſehen. Wann hat ſich wohl die Arbeit eines vierzehnjährigen Jünglings noch ſolch' eines Beifalls erfreut? Mit dieſes Werkes Bekanntwerdung wird ſeine Biographie eigentlich nur ein Kapitel aus der Geſchichte der Muſik, da ſein häusliches und bürgerliches Leben arm an denkwürdigen Begebenheiten war. Sein Jugendleben, über das ein Schleier zu liegen ſcheint, den er ſelbſt nicht gern lüftete, tritt in den Hintergrund, und es iſt höchſt intereſſant, ihn darüber in einem Briefe an einen Freund in ſeiner unvollendeten muſikaliſchen Novelle: „Tonkünſtlers Leben“ (wovon ich unten ſprechen werde), zu vernehmen. Die ganze Schilderung trägt den Stempel der Wahrheit ſo unverkennbar, daß, nach meiner Meinung, die Dichtung hier nichts hinzugethan hat.

„Erzogen mit allem Aufwande eines wohlhabenden Vaters,“ ſchreibt Weber, „prägte man in früher Jugend die Liebe zu allen Künſten in meine empfängliche Seele; meine wenigen Talente entwickelten ſich und waren auf dem Punkte, noch zu verderben; denn mein Vater kannte nur die Seligkeit mit mir zu glänzen, fand Alles vortrefflich, was ich ſchuf, erhob mich in Gegenwart fremder Menſchen an die Seite unſerer erſten Künſtler, und hätte ſo ſchonungslos das in jedem Gemüth liegende Beſcheidenheitsgefühl unterdrückt, wenn mir der Himmel nicht in meiner Mutter einen Engel beigeſellte, der mich von meiner Nichtigkeit zwar überzeugte, aber doch den ſtrebenden Funken, dem einſt ein ſchönes Ziel nach hohen Anſtrengungen verheißen ſei, nicht unterdrückte, ſondern nur auf ſeine rechte Bahn leitete. Ich las Romane und überſpannte meine Begriffe. Ich reiſte früh in einer gefährlichen Ideenwelt, ſog aber doch den großen Nutzen daraus, aus dieſer zahlloſen Menge Helden ein Ideal von Männlichkeit mir zu verſchaffen. Mein Vater reiste mit mir; ich ſah einen großen Theil Europa's, aber nur wie im Spiegel, wie im Traume; denn ich ſah durch fremde Augen. Ich bereicherte mein Wiſſen, und gerieth, vorher ein bloßer Empiriker, — auf theoretiſche Werke. Eine neue Welt öffnete ſich mir, hier glaubte ich den Schatz alles Wiſſens erſchöpfen zu können. Ich verſchlang alle Syſteme, vertraute blindlings der Autorität der großen Namen, unter deren Beglaubigung ſie in der Welt ſtanden, und — wußte nichts. Nun ſtarb meine gute Mutter; ohne einen Erziehungsplan gemacht zu haben, hatte ihr zartſinniges Rechtsgefühl ſie den Weg gelehrt, mir Grundſätze einzuprägen, die ewig die Stütze meines Seins ausmachen werden.“

Im Jahr 1801 ſchrieb Weber in Salzburg, wohin er mit ſeinem Vater in Familiengeſchäften gereist war, eine andere Oper: „Peter Schmoll und ſeine Nachbarn,“ und wendete darin auf eine von der gewöhnlichen ganz abweichende Weiſe ältere, vergeſſene Inſtrumente an, die er dadurch wieder in Gebrauch zu bringen ſuchte, eine Idee, die ein Artikel in der muſikaliſchen Zeitung in ihm erweckt hatte. Sein alter Lehrer Michael Haydn, wurde durch einzelne Parthien dieſer muſikaliſchen Schöpfung ſo ſehr befriedigt und erfreut, daß er ein ſehr günſtiges Zeugniß darüber gab, welches in Gerber's Tonkünſtlerlexikon abgedruckt iſt. Die Oper wurde in Augsburg ohne beſondern Eindruck aufgeführt, eine Folge von Weber's Mißgriff, der, wie jedes Genie, erſt verſchiedene Bahnen mit Genialität betrat, eh' er die rechte fand. Im folgenden Jahre machte Weber in ſeines Vaters Begleitung eine muſikaliſche Reiſe nach Leipzig, Hamburg, Holſtein. Ueberall ſammelte der junge bewunderte Künſtler theoretiſche Werke und ſtudirte ſie fleißig. Auf dieſe Zeit bezieht ſich wohl jene Stelle aus dem angeführten Briefe, worin es auch — ein neuer Beweis für die Wahrheit jener Mittheilungen im Roman — eine auf ſein Studium ſehr einflußreiche Begebenheit erzählt, der er auch in der Selbſtbiographie erwähnt.

„Da hat mich denn kürzlich ein verdammter, kluger Doctor medic. ſchiefrig gemacht,“ ſagt er ſpäter in jenem Briefe, „dem ich Unterricht im Generalbaſſe gebe, wodurch er ſich zu ſeiner Laute hin und wieder eine Melodie ordnen lernen will. Der bringt der Warums ſo viele, hat ſo wenig Reſpekt vor irgend eines Namens Autorität, will immer die Sache ſo in ſich ſelbſt beurſacht wiſſen, daß ich manchmal mit all' meiner Vielwiſſerei ſehr in's Gedränge komme. Ich fühle es täglich mehr, daß wir nur verbieten und gebieten, ohne zu ſagen, warum und ohne anzuleiten zum Wie.“ Und gleich darauf: „Ich

Vogler, die dem wißbegierigen genialen Jüngling mit Liebe entgegen kamen und ihm die Schätze ihres Geiſtes aufſchloſſen. Vogler's unerſchöpflicher Reichthum an Kenntniſſen, ſein Enthuſiasmus für alles als wahrhaft gut und ſchön Erkannte, und ſeine Auszeichnung Webers zogen den Letztern beſonders ſtark an, und er hat dem, wegen ſeiner ſeltſamen Eigenheiten vielfach verkannten Mann in der Autobiographie ein würdiges Denkmal der Liebe und Dankbarkeit geſetzt.

Auf Vogler's Rath gab Weber nicht ohne ſchwere Entſagung die Dichtung größerer Tonwerke auf, und baute beinahe zwei volle Jahre durch das emſigſte Studium der verſchiedenartigſten Werke großer Meiſter, auf den ſchon früher gelegten Grund weiter.

Sein gelehrter älterer Freund zergliederte mit ihm gemeinſchaftlich die Schönheit der Anlage, Ausführung und Hilfsmittel, und ſuchte dem Schüler Alles klar zu machen. In dieſer ganzen Zeit erſchien von Weber nichts als einige Variationen und der Klavierauszug der vogler'ſchen Oper Samori.

Von Wien führte Webern im Jahre 1805 ein ehrenvoller Ruf zur Muſikdirektorſtelle nach Breslau, wo er mit rüſtiger Kraft und unermüdetem Eifer das weite Wirkungsfeld überſchritt, Neues ſchuf, Veraltetes umgeſtaltete. Denn ein neues Orcheſter und Chor wurde von ihm gebildet, viele ſeiner frühern Arbeiten verbeſſert, und die vom Prof. Rhode gedichtete Oper „Rübezahl“ größtentheils in Muſik geſetzt. Obgleich ihn die vielen Dienſtgeſchäfte an eigenen Arbeiten hinderten, ſo hatte dieſe Periode ſeines Lebens doch den Nutzen für ihn, daß er die vielfachen Kunſtprinzipien, früher mit allzugroßer Begierde eingeſogen, nun in ſich verarbeiten, abgähren und in Blut und Saft übergehen laſſen konnte.

Im folgenden Jahre (1806) folgte er der freundſchaftlichen Einladung des kunſtliebenden Prinzen Eugen von Würtemberg, und nahm ſeinen Aufenthalt an deſſen Hof in Carlsruhe in Schleſien. Eine gut beſetzte Kapelle, ein hübſches Theater und viel Muſe, waren für Webers ſchaffenden Geiſt die erwünſchteſten Dinge, und ungeſtört gab er ſich nun ſeinen Kunſtneigungen hin. Zwei Symphonien, mehre Konzerte und Harmonienſtücke und große Plane zu künftigen Arbeiten, von denen Einzelnes ausgeführt wurde, waren die friſchen, köſtlichen Kinder dieſer günſtigen Conſtellation. Aber wie alles Herrliche war dieſe ſchöne günſtige Zeit von kurzer Dauer; der Krieg zerſtörte Alles, und Weber enteilte den eingetretenen drückenden Verhältniſſen durch eine Kunſtreiſe. Bis zum Jahr 1810 verweilte er, ohne ein unmittelbarer Diener der Kunſt zu ſein, im Hauſe des Herzogs Louis von Würtemberg in Stuttgart. Von der freundlichen Theilnahme des trefflichen Danzi unterſtützt und aufgemuntert, ſchrieb Weber in dieſer Zeit die Oper: „Silvana,“

nach dem Sujet der früher componirten Oper: „das Waldmädchen," von Hiemer neu bearbeitet; ferner „den erſten Ton" (von F. Rochlitz), Ouvertüre, umgearbeitete Singchöre; Klavierſachen u. ſ. w.

Von 1810 an weihte ſich Weber ſeiner Kunſt wieder mit aller ihm eigenthümlichen Kraft, und durchſtreifte Deutſchland als Kunſtwaller in den verſchiedenſten Richtungen. Die Liebe, womit das Publikum der größeren Städte Webers Leiſtungen als Virtuos und Componiſt aufnahm, und das Streben des Künſtlers, ſeine Kräfte immer herrlicher zu entwickeln, ſtanden in einer ſchönen Wechſelwirkung. Es fehlte keineswegs an heftigem Widerſpruch, gelindem und hartem Tadel, ja an hämiſchen Anfällen, aber Webers Opern wurden in Frankfurt, München, Berlin, Wien u. ſ. w. wiederholt gegeben, ſeine Conzerte zahlreich beſucht und allen ſeinen Erzeugniſſen ein großer Ernſt gewidmet, der, wenn er auch nicht unbedingter Beifall iſt, doch für den Werth der Weber'ſchen Compoſitionen ſpricht. Mit dem von ihm ſo hoch verehrten Abt Vogler lebte er kurz vor deſſen Tode noch glückliche Tage in Darmſtadt zuſammen und lernte Meyerbeer und Gensbacher kennen, die beiden hochbegabten Schüler Vogler's, denen ſich der Meiſter damals noch mit der ganzen Fülle ſeines tiefen Geiſtes hingab. Weber trat dem Bunde bei und genoß, ſelbſt gereifter und zu jeglichem Verſtändniß fähiger, die Lehren und Erfahrungen des greiſen Kunſtjüngers. Eine Frucht derſelben war Weber's komiſche Oper: „Abu — Haſſan“ (Darmſtadt 1810). Kurze Zeit darauf ſah Weber den Abt noch Einmal in Wien, im freudigſten Antheil am Streben ſeines Schülers.

Von 1813 bis 1816 war Weber in Prag Direktor der Oper, die er ganz neu organiſirt hatte, und in dieſen drei Jahren ſchrieb er, obgleich ſeine Thätigkeit auf die vielfachſte Weiſe in Anſpruch genommen wurde, die große Cantate: „Kampf und Sieg“ und die Körner'ſchen Lieder: „Leier und Schwert“ für's Klavier, welche mit dem größten Beifall überall aufgenommen wurden. Als Weber in Prag ſeinen Zweck erreicht hatte, die Oper ſo gut zu geſtalten, als ob es bei den beſchränkenden Verhältniſſen einer Privatdirektion möglich war, legte er ſein Amt nieder; denn zum Erhalten ſeines Bau's bedurfte es eines weniger großen Künſtlers, nur eines für die gute Sache eingenommenen Wärters. Er ſelbſt zog mit der ſchönen Ueberzeugung, nur zur Beförderung und Pflege ſeiner Kunſt geſchaffen und ganz in ihr zu leben beſtimmt zu ſein, wieder in die Welt, und erwartete ruhig den Wirkungskreis, den ihm das Schickſal beſtimmen würde. Im Winter des Jahres 1816 lebte er in Berlin im Hauſe eines kunſtliebenden Freundes und widmete ſeine Muſe neuen Schöpfungen, worunter die drei Klavierſonaten in Cdur, Asdur und Dmoll durch Fülle von Kraft und Schönheit ſich beſonders auszeichnen. Im Saale des neuerbauten königlichen Schauſpielhauſes führte Weber ſeine Cantate: Kampf und Sieg und Th. Körners vierſtimmige Männerlieder mit dem größten Beifall auf. Viel ſchöne ehrenvolle Anträge kamen den Winter über an ihn, aber der ſchmeichelhafte Ruf zur Gründung einer deutſchen Oper in Dresden vermochte ihn allein auf's Neue zu feſſeln. Mit dem Neuenjahre 1817 trat er dort ſeine Stelle an. Bald war ihm des Königs und aller edlen Bewohner Dresdens ausgezeichnetes Wohlwollen zu Theil, und er knüpfte mit den geiſtreichen Männern, welche Sachſens Reſidenz ſchmückten, mehr als ein Band der Freundſchaft. Aber zugleich mußte er in den Kampf mit Vorurtheilen treten; viel mittelmäßige, für ihre Exiſtenz beſorgte Subjekte, die vor dem gewaltig kühnen Schaffen und Reformiren erſchraken, legten ihm Hinderniſſe in den Weg, die bekämpft werden mußten, eine ausgebreitete Correſpondenz, die Organiſation eines neuen Chors von Grund aus für eine Oper, von der es darauf ankam, trotz der beſchränkten vorhandenen Mittel, dem Hof und dem Publikum eine günſtige Meinung beizubringen, was nur durch raſtloſe Thätigkeit geſchehen konnte, kurz Mühen aller Art raubten ihm die Zeit zum Schaffen eigner Werke. In Prag führte er auf dringende Aufforderung ſeine Oper Silvana (März 1817) mit dem lebhafteſten Beifall, in Leipzig ſeine Cantate:

Kampf und Sieg, mit nicht weniger Ruhm auf. Sein Herz hatte in Prag einen ſchönen Bund mit der geachteten Schauſpielerin Caroline Brand geſchloſſen, er hoffte im Auguſt ſich mit ihr für das Leben verbinden zu können. Da erhielt er den Auftrag, eine italieniſche Cantate zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzeſſin Maria Anna von Sachſen zu componiren. Dieſe Feierlichkeiten verſchoben ſich. Webers häusliche Einrichtung bedurfte zum Empfang der Frau von Grund aus einer neuen Geſtaltung, er arbeitete Tag und Nacht und hielt dieſen Zeitabſchnitt ſpäter ſelbſt für den unruhigſten und ſorgenvollſten ſeines Lebens.

Endlich konnte er am 30. October von Dresden abreiſen und am 4. November knüpfte er ſeine Verbindung in Prag. Er ſchreibt darüber an einen Freund: „Der 4. November war der wichtige Tag, der uns beide zu einer neuen Lebensbahn weihte. Unſere Trauung ging auf eine höchſt einfache und rührende Weiſe vor ſich. Ich hatte alle Muſik verbeten, deſto überraſchender ergriff es mich, als in dem Augenblicke, wo der Brave ſeine treffliche Rede ſchloß, ein feierlicher Männerchor von der Orgel herabſchallte und den Eindruck des Augenblicks ungemein erhöhte. Meine ehemaligen Chorſchüler hatten ſich dieſe Freude nicht nehmen laſſen, und der Beweis ſo fortdauernder Anhänglichkeit erfreute mich ſehr.“

Den folgenden Tag ſchon reiſte Weber mit ſeiner Gattin in Familienangelegenheiten nach Mannheim und kehrte erſt Ende December nach Dresden zurück. Eine, faſt ſeine Kräfte überſteigende Laſt aufgehäufter Arbeiten wartete auf ihn. Sein Kollege, der Kapellmeiſter Morlachi, war ſeit Ende Auguſt auf Urlaub nach Italien gegangen, und alle Geſchäfte lagen deshalb auf Weber allein. Zahlloſe Gaſtrollen drängten ſich, viele Dienſt-Compoſitionen raubten Zeit ohne Ausbeute für die Welt zu geben. Dabei ſah es Weber als heilige Pflicht an, ſeinem Könige zum Namenstage eine große Meſſe zu liefern, die auch bis zum 8. März 1818 vollendet wurde, und eine Frucht der Nächte in einer Kriſis war, wo der würdige Künſtler mehrere Male auf dem Punkte ſtand, ſeinen Abſchied zu nehmen. Schon vor einem Jahre hatte die Generalintendantur in Berlin eine Oper bei Weber beſtellt. Im Mai 1818 erhielt er wegen ſeiner Kränklichkeit Urlaub und arbeitete, auf dem Lande zurückgezogen, gleichzeitig an der von Kind gedichteten „Jägerbraut“ und dem Wolf'ſchen Schauſpiel „Precioſa.“ Das Sujet zur erſten war aus einer Erzählung von Apel, der Freiſchütz genannt, entlehnt, und dieſen Namen erhielt auch ſpäter die geniale Oper, und iſt unter ihm in der ganzen cultivirten Welt berühmt worden.

Bald darauf vergrößerte die Krankheit eines Amtsgenoſſen Webers Dienſtgeſchäfte von neuem;

ſeine Gemahlin lag ebenfalls lange krank darnieder, ſo daß viel Leiden den Aufflug des Künſtlergeiſtes niederdrückten. Im Frühling 1820 erſchien die „Precioſa“ auf der Berliner Bühne, und ein Jahr darauf, den 18. Juni 1821, wurde das neuerbaute königliche Opernhaus in Berlin mit der erſten Aufführung des „Freiſchütz“ eingeweiht. Dieſe Oper hat ihren Schöpfer auf den höchſten Gipfel ſeines Ruhmes geführt; und es iſt zweifelhaft, ob er durch den Oberon ihn noch geſteigert hat. Im Januar führte ſie Weber in Dresden und einen Monat darauf in Wien auf, hier und dort krönte ihn der unerhörteſte Beifall. Zugleich kamen ihm mehrere Aufträge, eine neue Oper zu componiren. Obgleich anhaltende Kränklichkeit ihn jetzt ſchon in ſeinem Schaffen ſtörte, ſo widmete er doch ſeine von den drückenden Dienſtgeſchäften freien Stunden der Ausarbeitung einer komiſchen Oper: „die drei Pinto's,“ Text von Th. Hell (die jedoch nicht vollendet worden iſt), und nahm nun noch von Wien den Antrag zur Dichtung einer romantiſchen Oper an. Den Text ſollte ihm L. Rellſtab dichten, ein Zufall aber nöthigte den Künſtler, von Frau von Chezy's poetiſchem Talent Gebrauch zu machen. Sie lieferte die „Euryanthe“ in einer faſt unbrauchbaren Form, und L. Rellſtab ſchlug die durchaus nothwendigen Veränderungen vor, welche die Dichterin ſpäter auf Webers Verlangen, obgleich ungern, vornahm. Der Componiſt hatte einen ſchweren Stand mit der Dichterin; das Beſte in dieſem verworrenen Gedichte rührte am Ende vom Künſtler her. Noch im Jahr 1822 wurde er von London aus aufgefordert, eine neue Oper zu ſchreiben; denn der Freiſchütz hatte dort aller Herzen in Flammen geſetzt.

Die erſte Aufführung der „Euryanthe“ leitete er in Wien am 10. October 1823 ſelbſt. Das entzückte Publikum rief den Componiſten mehremal. Von da folgte er einer Einladung nach Prag, dort die fünfzigſte Vorſtellung ſeines Freiſchütz zu dirigiren. Seine ganze Reiſe glich einem Triumphzuge; dann als er nach Dresden zurückkehrte, wurde er auf der Bühne feierlich empfangen.

Mit neuer höherer Thätigkeit verrichtete er wieder ſeine Dienſtarbeiten, obgleich ſeine Kränklichkeit zunahm und ihn im Sommer 1824 in's Bad zu reiſen nöthigte. Im December erhielt er aus London den erſten Akt des Oberon, von Planché gedichtet, an deſſen Ausarbeitung er ohne Zögern ging. Um alles gehörig zu verſtehen, hatte er ſich mit dem angeſtrengteſten Fleiße der Erlernung der engliſchen Sprache befliſſen. Doch die Ueberſpannung ſeiner nur noch ſchwachen phyſiſchen Kräfte machte im Sommer 1825 abermals einen Beſuch heilender Quellen nöthig. Im December war Weber in Berlin, um ſeine Euryanthe ſelbſt einzuſtudiren und aufzuführen. Der Beifall war, wie natürlich, ſehr groß; der edle Tondichter genoß die ausgezeichnetſten Ehrenbezeigungen. Nach zweimaliger Aufführung ging er nach Dresden zurück, um an dem Oberon fortzuarbeiten.

Am 16. Februar 1826 verließ er ſeine Gattin, Kinder und zahlreichen Freunde, um ſie nie wieder zu ſehen. Nicht eitle Ruhmſucht trieb ihn nach London; denn er hatte ja der Kränze bei weitem mehr ſchon erhalten, als ſeine Beſcheidenheit zu ertragen vermochte. Durch die eigene Leitung der Aufführung ſeiner für das Conventgardentheater componirten großen romantiſchen Oper: „Oberon,“ ſo wie durch einige Concerte in London hoffte er ſich eine nicht unbedeutende Summe zu erwerben, die der liebende beſorgte Gatte und Vater zum Beſten ſeiner Familie anlegen wollte. Denn in ſeiner ahnenden Seele hatte der Glaube, daß er nur noch kurze Zeit unter den Lebenden wandeln würde, tiefe Wurzel geſchlagen, und ſo wollte er nicht hinübergehen, ohne für die, welche er am meiſten geliebt, einen ihren Bedürfniſſen entſprechenden Fond erworben zu haben. Sein Plan war, von London über Paris zurückzukehren und mit der dortigen Bühne über eine ſchon lange bei ihm beſtellte Oper das Nähere zu verhandeln. Auf dieſer verhängnißvollen Reiſe begleitete ihn der Dresdner Kammermuſikus Fürſtenau, als Virtuos auf der Flöte bekannt, der Webers Gattin und ihm ſelbſt verſprach, den phyſiſchſchwachen Mann wohl zu wahren und ihm in jedem

Unfall beizuſtehen. Die Reiſe durch Deutſchland und Frankreich ging herrlich von ſtatten; Weber fühlte ſich frei und wohl. Ueberall wurde er mit Auszeichnung begrüßt und auf engliſchem Boden ſo wie in London ſelbſt auf eine ſo ehrenvolle Art aufgenommen, daß er ſich nicht anders als glücklich fühlen mußte. Aber viel, ſehr viel lag zu ſchaffen und umzuformen vor, ehe es zur Aufführung des großen Tondrama's kommen konnte. Denn es galt, ſämmtliche Sänger des Conventgardentheaters mit einem ganz andern muſikaliſchen Geiſte, als ihnen eigen — mit einem deutſchen — zu beſeelen; ſie mußten aus dem gewöhnlichen Schlendrian herausgeriſſen, und für das tiefere in Webers Compoſition empfänglich gemacht werden. Da gab es manchen Kampf mit dem Vorurtheil, der Eitelkeit und Bequemlichkeit. Ferner überarbeitete und vollendete Weber den letzten Akt der Oper und änderte vieles daran; die ganze Ouvertüre ſchrieb er erſt in London. Einzelne Sangparthien mußten auf das eigenſinnige Verlangen der Sänger mehre Mal umgeändert werden. Dieſe Anſtrengungen und dazu Londons Nebelluft mußten auf das ſchwache Nervenſyſtem des großen Tonſchöpfers einen ſehr nachtheiligen Eindruck machen.

Als er aber die Aufführung ſeines Werkes zwölfmal hinter einander in der heftigen Zugluft des großen Hauſes dirigirt und wie ein Held mit der immer wiederkehrenden Schwäche gerungen hatte, übermannte ſie ihn dennoch und er verlangte nach einem deutſchen Arzte. Getäuſchte Hoffnungen wirkten um ſo ſchlimmer auf Geiſt und Körper, je gerechter und billiger ſie waren. Die Einwohner Londons, launiſch und eigenſinnig auf verkehrten Meinungen beharrend, ſelbſt wenn ſie von der Verkehrtheit derſelben recht gut überzeugt ſind, waren gegen die unübertrefflichen Schönheiten des unſterblichen Tondramas kühl und man ging abſichtlich darauf aus, Webern die ihm gebührenden Vortheile zu verkümmern; andere genoſſen ſie und Webers Conzert blieb leer. Das iſt die gerühmte engliſche Liberalität, mit der jene Inſelbewohner die größten Geiſter eines jeden Volks anerkennen. Egoiſten ſind ſie, auf äußere Umſtände ihr Urtheil ſtützend und unfähig, deutſche Größe, am wenigſten Weber gehörig zu würdigen. Daß Oberon ſieben und zwanzigmal hinter einander gegeben wurde und im Anfange großen Beifall erhielt, beweist nur, daß man ſich mit Eigenſinn ſträubte, das erkannte Herrliche auch laut anzuerkennen.

Nach dem Schmerze, den ihm der leere Conzertſaal am 26. Mai bereitet hatte, nahm Webers Krankheit einen ſehr bedenklichen Charakter an. Sein Arzt, Dr. Kind (Neffe des Hofraths Fr. Kind in Dresden), der Kaufmann Göſchen (Sohn des Buchhändlers in Leipzig), ſo wie Webers Freund und Hauswirth Sir George Smart waren beſtändig um ihn, und vermochten ihn, in den folgenden Tagen, wo die Krankheit mehr überhand nahm, noch einen andern Arzt zu consuliren, wozu Weber ungern einwilligte. Trotz der großen Beſorgniſſe erregenden Symptome ſollte der Freiſchütz neu einſtudirt und zu Webers Benefiz den 7. Juni gegeben werden; aber am 1. Juni befand er ſich ſo unwohl, daß er den Freiſchütz aufgeben und nach Deutſchland abreiſen wollte. Er ordnete deßhalb alle ſeine Geldangelegenheiten, beſtimmte das Honorar des Arztes, die Geſchenke für die Dienerſchaft in Smart's Hauſe, wo er während ſeines Aufenthaltes gewohnt, und machte ſich zur Abreiſe fertig. Aber von dieſem Tage an wurde die Krankheit heftiger; doch ließ die Hoffnung nicht von ihm und er ſprach beſtändig von ſeiner Abreiſe. Seinen beſorgten Freunden erlaubte er nicht Nachts bei ihm zu verweilen. Sie verließen ihn am 6. Juni Abends ſpät, beſorgt und voll banger Ahnungen, denn obgleich Weber ſich traulich mit ihnen unterhalten, hatten ſie Anzeichen einer baldigen Auflöſung bemerkt.

Am andern Morgen, 7. Juni, 7 Uhr ließ Sir Smart den deutſchen Freunden Webers melden, das Zimmer deſſelben ſei noch uneröffnet; ſie eilten beſtürzt herbei, ſchloſſen die Thüre auf und fanden nur noch die Hülle des Edeln, wie im Schlummer hingeſtreckt, den Kopf in die Hand geſtützt. Der Geiſt mußte ihn ſanft und ohne Schmerzen verlaſſen haben.

Bei der Oeffnung ſeiner Leiche fand man die edelſten Eingeweide in einem höchſt krankhaften Zuſtande, der ſeinen frühen Tod unter jeden Umſtänden als unvermeidlich angab. Sein Leichenbegängniß war ſehr feierlich. Der Zug war ſo zahlreich, daß er bis zur katholiſchen Kirche, die ſchwarz ausgeſchlagen und voller ſchwarz gekleideter Männer war, zwei Stunden dauerte. Das Todtenamt, welches den ganzen Tag ausfüllte, beſchloß Mozarts Requiem.

Es iſt hier nicht der Platz K. M. von Webers Tonſchöpfungen kritiſch zu würdigen; die Welt kennt ihren Werth, ſie werden unſterblich ſein, wie ſein Name. Aber einige Worte mögen uns dennoch über ihn und ſeine Werke noch vergönnt ſein, ehe wir uns von ihm wenden.

Der Grundzug ſeines Geiſtes war rein poetiſch — muſikaliſch, aber dieſe Poeſie war eben ihres muſikaliſchen Weſens zufolge, fern von aller ſchiefen Sentimentalität und ſelbſtgefälliger Ziererei, und ſeine Muſik eben deßhalb, weil ſie ächt poetiſch, frei von aller nüchternen Trockenheit, ängſtlicher Berechnung und läſtiger Steifheit. Mit den Regeln der Kunſt auf's Innigſte vertraut, gebar ſein Geiſt leicht die herrlichſten Werke; denn er dachte, fühlte, ſah und hörte Alles muſikaliſch-poetiſch, ſo daß er nicht nöthig hatte, ſeine Gefühle erſt in die verwandten Töne zu überſetzen. Sein unvollendeter muſikaliſcher Roman: Tonkünſtlers Leben, in welchem er ſeine Meiſterſchaft als Dichter und Schriftſteller genügend dargethan hat, iſt durchweg ein Beleg für dieſe Behauptung, aber eine Stelle verdient hier vorzüglich herausgehoben zu werden.

„Das Anſchauen einer Gegend,“ ſagt er, „iſt mir die Aufführung eines Muſikſtückes. Ich erfühle das Ganze, ohne mich bei den es hervorbringenden Einzelheiten aufzuhalten, mit einem Worte, die Gegend bewegt ſich mir ſeltſam genug in der Zeit. Sie iſt mir ein ſucceſſiver Genuß. Das hat aber ſeine großen Freuden und ſeinen großen Jammer. Freude, weil ich nie genau weiß, wo der Berg, der Baum, das Haus ſteht, oder etwa gar, wie das Ding heißt, und daher bei jedesmaligem Anſchauen eine neue Aufführung erlebe. Aber großen Jammer, wenn ich fahre. Da fängt eine gute Confuſion an in meiner Seele, dann gaukelt und wirbelt alles durch einander. Wie jagen, durchkreuzen und rädern ſich alle Begriffe und Vorſtellungen in mir. Sehe ich ſtillſtehend ſo recht feſten Blicks in die Ferne, ſo beſchwört dies Bild faſt immer ein ihm ähnliches Tonbild aus der verwandten Geiſterwelt meiner Phantaſie herauf, was ich dann vielleicht liebgewinne, feſthalte und ausbilde. Aber, gerechter Himmel! mit welchen Purzelbäumen ſtürzen die Trauermärſche, Rondo's Furioſo's und Paſtorale's durch einander, wenn die Natur ſo meinen Augen vorbeigerollt wird.“

Was ihn vor den Tonſchöpfern aller Zeiten ganz beſonders auszeichnet, iſt die jeden Ton durchdringende und über das Ganze wie ein duftiger Schleier ausgegoſſene Deutſchheit, und zwar iſt dieſe nicht etwa die des Mittelalters oder der neuen Zeit, ſondern die von allen Zeiten, die ihrem Grundweſen nach ſtets dieſelben bleiben muß. Sie wird jedem, der deutſche Art kennt und verſteht, aus allen Weber'ſchen Werken entgegenwehen, vorzüglich aber aus dem Freiſchütz, der aus der tiefſten Wurzel unſerer Nationalität entſprungen, mit deutſchem Leben verwachſen, mit dem deutſchen Volke verſchlungen und ganz und gar Eigenthum der Nation geworden iſt. Darzuſtellen, wie er in dieſer Hinſicht von andern deutſchen Meiſtern verſchieden war, iſt eine der ſchwierigſten Aufgaben, die nur ein Geiſt wahrhaft befriedigend löſen könnte, welcher über allen ſtände. So viele treffliche Compoſitionen für Inſtrumente wir auch von Weber beſitzen, die ihm einen Namen ſchon für ſich bereitet haben würden, ſo war er doch ein dramatiſcher Tondichter, und in welcher Größe er dies war, wird ſein noch nicht genug gewürdigtes größtes und letztes Werk: Oberon, dem künftigen Geſchlecht noch mehr enthüllen. Unſerer Anſicht nach gebührt ihm ein Platz neben Mozarts Don Giovanni, anerkannt das größte Tondrama, welches die Welt beſitzt. Als Menſch war Weber einer der edelſten. Mit der größten Hochachtung und dem freudigſten Anerkennen eines jeden Verdienſtes ſprach er von andern Meiſtern, mit der zarteſten Schonung von ihren Fehlern, ſeine eigenen Arbeiten legte er ſtets zurück und ließ die Werke anderer Componiſten aufführen, um fremdes Verdienſt recht zu heben. Alle, die ihn kannten, ſind voll ſeines Lobes. Welch' einen vortrefflichen Mann unſer Vaterland, ja die Welt in ihm verloren hat, beweiſen ſeine hinterlaſſenen Schriften, welche meiſt aus Recenſionen beſtehen und von ſeinem Freunde, Th. Hell, in drei Theilen herausgegeben ſind. — Eine ſolch' edle Blume, deren Düfte als zauberiſche Töne über die Erde zogen, war des Himmels lange würdig, und wurde nur dahin bald zurückgepflanzt, wo ſie eigentlich entſprungen war.

Neueſte Novellen

von

Ludwig Storch.

Stuttgart.
Hofmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Der Knabe mit der Bibel. Novelle 1

Schickſale einer deutſchen Oper. Novellette. 95

Jochs Brade. Stillleben 117

Der Knabe mit der Bibel.

Novelle.

Vor einigen Jahren beſuchte ich das idylliſch ſchöne Alexisbad. Die Saiſon neigte ſich ſchon dem Ende zu, und der herbſtliche Ton, der leiſe und immer mehr anſchwellend durch die Natur zitterte, und der mich jedes Jahr mit einer unbeſchreiblichen poetiſchen Schwermuth erfüllt, die ich gern bis zum letzten Tropfen auskoſte, entführte mich auch diesmal der Geſellſchaft, von welcher ich ohnedies nicht ſonderlich angeſprochen wurde, und lockte meinen Fuß in die düſtern, mit meiner Stimmung mehr harmonirenden Föhrenwälder des nahen Unterharzes. Soll ich mich in ſolchen Perioden nicht unausſprechlich unglücklich fühlen, ſo muß ich allein ſein mit meinen ſüßen Schmerzen; wenn ich dann durch einſame Wälder und kleine abgeſchloſſene Thäler wandle, den mich leiſe überſchleichenden Gefühlen mich ganz und gar überlaſſend, ſo kommt bald in Schmerz und Sehnſucht ein gewiſſes wohlthuendes Befriedigtſein, ein beſcheidnes aber ſeliges Glück von rein geiſtiger Natur, eine durch Thränen lächelnde Wonne über mich, die mir höher ſteht, als alles materielle Entzücken, alle andern Freuden der Erde. Dieſelbe reizende Schwermuth überfällt mich bei Anhörung eines ſchönen Grabliedes, einer würdigen Trauermuſik. Der Schmerz preßt mir Thränen aus und doch iſt dieſer Schmerz zugleich meine höchſte Wonne. Die Pſyche regt aufwärts ſtrebend die Fittiche, und da erſt fühlt ſie den auf ihnen laſtenden Erdenſtaub, den ſie abzuſchütteln ringt. Dieſer ſüße poetiſche Schmerz iſt ein Januskopf, auf der einen Seite, nach Weſten gewandt, wo die Sonne untergegangen, ein erbleichendes Jünglingsgeſicht, mit zur Erde geſenktem thränendem Auge, auf der andern Seite, gen Oſten, wo die Morgenröthe die nahende Sonne verkündet, ein Engelsgeſicht mit gen Himmel emporgeſchlagenem Auge, deſſen Thränen vom Morgenrothe vergoldet werden. Jenes weint Schmerzensthränen über die Unvollkommenheit und Hinfälligkeit alles Irdiſchen, dieſes Freudenthränen über den Triumph des Göttlichen, das als Unvergängliches, Ewiges über das Irdiſche ſiegt. Aber es ſind dieſelben Thränen, es iſt daſſelbe Auge, das ſie weint, es iſt daſſelbe Geſicht, nur zwiefach manifeſtirt, wie der Abendſtern und der Morgenſtern auch nur ein Stern iſt, obgleich zu einer Zeit Abends im Weſten und zur andern Morgens im Oſten ſtehend, immer derſelbe Stern der Liebe.

Eines Tags verfolgte ich einen wenig betretenen Fußpfad durch einen prächtigen Tannenwald. Die dunkle Farbe ſeiner Nadelnbüſchel, das eintönige

Rauſchen ſeiner Wipfel, der ſcharfe Harzgeruch, der ſcheinbare Mangel alles Lebens ſtimmten mich immer wehmüthiger; und plötzlich — ich wußte nicht wie — umkreiſelten, wie dunkles Geflügel, mich Gedanken an meine lieben Todten, und verſenkten meine Seele in tiefe Trauer. Vor allem berührte mich der Tod eines mir unvergeßlich theuren Kindes, das im Frühling in meinen Armen dahin gewelkt war, höchſt ſchmerzlich; der zu früh meiner Liebe entflohene ſeiner Heimath rückgekehrte Engel ſtand vor meiner Phantaſie, ſeine tiefblauen herrlichen Augen, in die ich immer mit ſchauerlich ſüßen Ahnungen geſehen, ſchienen mich wie zwei Wandelſterne auf dem Wege zu begleiten. Die meinigen hatten ſich mit Thränen gefüllt. So in meinen Schmerz verſunken, hatte ich nicht bemerkt, wie der Wald ſich geöffnet, als ich die Augen aufſchlug, und ein kleines grünes, von einem Bächlein durchhüpftes Waldthal vor mir ſah, deſſen einfache, abgeſchloſſene, edle Schönheit mich mächtig ergriff. Ich konnte mir nicht klar machen, worin der Zauber dieſes Waldwinkelchens beſtand, genug, ich fühlte ſeine Wirkung auf mein Herz. Als ich meine Augen mit ſtiller Befriedigung umhergleiten ließ, um mich mit all' den kleinen holden Einzelnheiten dieſes mir ſo ſehr zuſagenden Plätzchens bekannt zu machen, fielen ſie an der untern Ecke auf einen weißen Stein, der, hoch umfriedigt, unter einer mächtigen, ihre Arme weit ausbreitenden

Eiche aufgerichtet war. Dieſe Erſcheinung befremdete mich und reizte meine Neugierde. Raſche Schritte brachten mich in die Nähe des Denkſteins, der, ringsum von den köſtlichſten Herbſtwaldblumen umblüht, ſich ſelbſt wie eine ungeheure, eſotariſche Blume in dieſer deutſchen Waldnatur ausnahm. Der Gegenſtand war jedenfalls hier außerordentlich. Dicht hinter ihm, am Stamme der Eiche, war eine zierliche Bank befeſtigt. Immergrün ſchlängelte ſich am Baume und an dem Steine empor, die Eiche neigte ihre Zweige herab, als wolle ſie das einfache Denkmal liebend berühren, ein herrliches, wenn auch ſeltſames Waldbild! Dies Alles hatten meine Augen wahrgenommen, eh' ich am Steine ſelbſt angelangt war. Wie aber ſoll ich meine Ueberraſchung ſchildern, als ich dicht herantretend die Worte las: „Meinem zum Engel gewordenen Reinhold.“ Reinhold hieß mein geſtorbener, geliebter, unvergeßlicher Knabe, deſſen Engelsbild mich durch den Wald geleitet hatte. Ich war durch und durch erſchüttert, und glaubte die unmittelbare Nähe meines verklärten Kindes zu empfinden. Ich ſchauerte zuſammen vor himmliſcher Ahnungswonne und rief zu wiederholten Malen: Mein Reinhold! Mein theurer Reinhold! Alle Gefühle, die erſt dämmerleiſe durch mein Herz gezogen waren, ſtürmten jetzt wild und ſich überſtürzend hindurch, die Aeolsharfe der Seele gab brauſende ſtarke Töne von ſich, ich ſank am Steine nieder, umklammerte die Befriedigung und weinte heftig. Dazwiſchen betete ich inbrünſtig. Mein krankes Herz hatte eines ſolchen Sturmes bedurft, um zu geneſen. Nachdem ich mich ausgeweint und aus tiefſter Seele gebetet hatte, fühlte ich mich leichter. Mir war, als ſäuſele mir der lallende Engelsmund meines hinübergegangenen Kindes himmliſchen Troſt in die Seele. Ich erhob mich wunderbar geſtärkt; der Schmerz der Menſchheit lag tief unter mir in Nacht und Dämmerung; ich ſtand im Glanz des himmliſchen Morgens, ein triumphirender Sieger. Das iſt der wunderbare Segen der Thränen und des Gebets.

Als ich das Auge emporſchlug, war ich nicht wenig verwundert, auf der Bank, am Baume, eine junge einfach gekleidete Dame ſitzen zu ſehen, deren Blick voll milder Rührung auf mir haftete. Sie ſtand auf und trat mir entgegen. Ich grüßte etwas verlegen, und ſie dankte mit liebevoller Zuvorkommenheit.

„Mein Herr,“ ſagte ſie mit einer ſanften herzengewinnenden Stimme, „der Schmerz, den Sie am Grabe meines Reinholds äußern, macht Sie mir werth, und ohne Sie perſönlich zu kennen, fühle ich mich Ihnen verpflichtet und verwandt.“

„Ihres Reinhold?“ rief ich beſtürzt. Ohne mir zum Bewußtſein zu werden, hatte ſich der Wahn meines trauernden Herzens bemächtigt, der Denkſtein gelte meinem Reinhold. Es kam zu Erklärungen. Die Dame war die junge Frau des Förſters, der nur hundert Schritte von hier am Saume des Waldes ſeine freundliche Wohnung hatte, die ich vorhin, nur für den Stein Augen habend, nicht bemerkte. Das erſt zwei Jahre verheirathete Ehepaar hatte ihr Kind, einen holden Knaben, Reinhold verloren, und die in Schmerz faſt aufgelöſte Mutter hatte es durchzuſetzen gewußt, daß man ihr erlaubt, ihr Kind hier an ihrem Lieblingsplätzchen begraben zu dürfen. Außerdem hätte es auf dem Kirchhofe des eine halbe Stunde entfernten Dörfchens, wohin das Forſthaus eingepfarrt war, ſeine frühe Ruheſtätte gefunden. Nachdem ich ihr nun erzählt, daß auch mir ein theures Kind deſſelben Namens geſtorben ſei, faßte das holde Weib meine Hand und ſah mir in's Auge, während ihr eigenes von Thränen überlief. Wie milder, ahnungsvoller, beruhigender Mondſchein legte ſich eine wehmüthig ſüße Troſtesempfindung über mein Herz: ich hatte ein in gleichem Schmerze blutendes Herz gefunden. Die liebe Frau führte mich in das Forſthaus, und bald lag ihre reine jungfräuliche fromme Seele offen vor mir. O welche Schätze hatte der Tod ihres Kindes in ihr zu Tag gefördert! Sie erzählte mir die Krankheit, den Todeskampf deſſelben, ſein Begräbniß, wie ſie das Grab geſchmückt, wie ſie es täglich mehrmal beſuche, Alles recht ausführlich; ich lauſchte begierig ihren Worten:

ſie klangen mir wie himmliſche Muſik. Dann erzählte ich ihr wieder von meinem todten Kinde, und ſie horchte mir andächtig zu, faltete die Hände, und ließ zuweilen eine Thräne darauf fallen. Ich hatte mich lange nicht ſo wohl gefühlt. Mir war, als ſprößten Cypreſſen und Todtenblumen und Immortellen aus unſeren Worten, die wir zu Kränzen wanden, die Gräber unſerer Kinder damit zu ſchmücken, und als müſſe in dieſen Kränzen, benetzt mit dem Thränenthau unſerer Herzen, das Purpurlicht höherer Welten gefangen werden und widerſtrahlen und uns ſelbſt verklären. Das gemeinſame Bad edler Seelenſchmerzen vereint die Menſchen am ſchnellſten; es löst leiſe doch ſicher die ſpröden irdiſchen Maſſen ab, die ſonſt die Annäherung und Vereinigung verwehren und läßt nur den reinen Geiſt zurück, der in allen verwandt, ſich angezogen fühlt und vereint. — Die holde Frau hatte mich gebeten, die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten, der in den Forſt gegangen war; ehe dieſe erfolgte, hatte ich mit ihrem herrlichen gefühlvollen Gemüth einen reinen Seelenbund geſchloſſen, den auf Erden nichts mehr trennen wird.

Der Förſter war ein lieber freundlicher Mann, der geiſtig nicht ſo hoch ſtand, wie ſeine Frau, dafür ihre Gefühle aber ehrte, ihren Beſitz zu würdigen wußte und ſich ſehr glücklich in derſelben fühlte. Er reichte mir treuherzig und bieder die Hand, wie einem alten Freunde. Wir waren bald vertraut. Ich mußte den guten Leuten von meiner Frau und meinen übrigen Familienverhältniſſen erzählen, bald kannte ich die ihrigen genau. Unvermerkt war es Abend geworden; ich wollte aufbrechen. Sie litten es nicht, und ich blieb gern. Ich war ja lange nicht ſo glücklich geweſen. Die herzlichſte Unterhaltung würzte unſer frugales Mahl. Nach Tiſche langte die junge Frau ein Buch herbei. — Es war ein dicker Quartband. Der Förſter bat mich, ſeiner Frau zu erlauben, daß ſie einige Kapitel aus der Bibel vorleſe; ſie ſei das von Jugend auf gewohnt. Ich war ſehr gerührt von der fromm-patriarchaliſchen Sitte, die in unſerer dürren Zeit gewiß wenig ihres Gleichen findet; denn die Leute waren keine Frömmler, ſondern reine, unverdorbene Kinder der Natur. Frau Lieschen — ſo hieß ſie und ſo mußte ich ſie ebenfalls nennen — las mit unnachahmbarem Ausdruck. Es war der ächte und rechte Ton eines edeln gottergebenen Herzens. Meine Hochachtung vor ihr ſtieg mit jeder Minute. Mir kam es vor, als hätte ich mich in's Paradies verirrt und wäre zum erſten unſchuldigen Menſchenpaare gekommen.

Frau Lieschen hatte die Vorleſung beendigt, und ich ſaß ihr ſchweigend gegenüber; denn wenn man ſo voll hoher reiner Gefühle iſt, und einer Dame gegenüber ſitzt, die man ſo hoch achtet, ſchweigt man immer. Schweigen iſt die würdigſte Feier großer

Empfindungen. Ich nahm endlich die Bibel, die mir alt ſchien, ſie näher zu betrachten. Es war wirklich ſehr alter Druck und zwiſchen den Text gute Holzſchnitte zur Illuſtration eingeſtreut. Als ich weiter blätterte, bemerkte ich am Rande Brandſpuren. Die Decke, von gepreßtem Pergament, war mit zierlich gearbeiteten goldnen Ecken und einem reichen Schloſſe von Gold geſchmückt. Indem ich ſie umſchlug, nahm ich beſchriebene Blätter wahr, welche dem Drucke vorgeheftet waren. Ich las mit ſteigender Aufmerkſamkeit. Dieſes der Bibel einverleibte Manuſcript war eine ausführliche Familienchronik des Hauſes, in welchem ich mich befand.

Eliſa's Augen ruhten mit dem Ausdrucke der wohlwollendſten Güte auf mir, und als ich, das Buch zuſchlagend, eine Entſchuldigung vorbrachte, daß ich ohne ihre Erlaubniß einen Blick in dieſes Familienheiligthum gethan, erwiederte ſie: „Sie haben den rechten Ausdruck gebraucht, dieſe Bibel iſt wirklich ein unſchätzbares Familienheiligthum. Ja ſie iſt noch mehr; ſie iſt der Talisman, der ſichtbare gute Geiſt, welcher das Glück in unſer Haus bannt, d. h. jenes reine und erhabene Glück des Herzens, ohne welches das Leben eine troſtloſe Oede iſt. Es hat eine Zeit gegeben, wo dieſe Bibel in dieſem Hauſe fehlte, da waren Jammer und Elend in allen Räumen deſſelben; mit ihr kehrte Gottes Friede zurück. Seit zweihundert Jahren iſt in dieſem abgelegenen Forſthauſe nichts von einiger Bedeutung geſchehen, was nicht in irgend einer Beziehung zu dieſer Bibel ſtände, und nicht da vorn verzeichnet wäre. Nicht nur alle Geburts- und Sterbefälle, Hochzeiten und ſonſtige Familienfeſte, Krankheiten und betrübte Ereigniſſe ſind hier aufgeſchrieben, auch die innere Geſchichte der Herzen hat hier ihren Platz gefunden. Was nicht ausdrücklich erzählt iſt, hat ſich als Familientradition, deren Anhaltepunkte die Bibelchronik bietet, von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt, und beweiſt klar, daß der Schutzgeiſt des Hauſes ſeine Wohnung in dieſem Pergamentbande genommen hat. Wenn mir Gott Kinder ſchenkt und meinen großen Verluſt gnädig erſetzt — ſie erröthete bei dieſen Worten, und ich hatte ſchon früher wahrzunehmen geglaubt, daß dazu die ſchönſten Hoffnungen vorhanden waren — ſo kann ich ihnen keinen größeren Schatz hinterlaſſen, als dieſe Bibel, und ich könnte mir faſt kein größeres Unglück denken, als wenn wir ſie verlören. Wie durch ein göttliches Wunder iſt ſie in das Forſthaus gekommen, und ſie hat darin mehr als ein Wunder verrichtet. Ich ſehe Ihr Auge voll Ehrfurcht an dieſen alten Blättern hängen. Sie verdient dieſe Ehrfurcht. Sehen Sie dieſe Brandflecken! Sie rühren von dem entſetzlichen Brande Magdeburgs her, deſſen Urheber der grauſame Tilly war, und aus welchem ſie durch die Hand eines unſchuldigen Kindes gerettet wurde."

„Sie ſpannen meine Begierde, Näheres von dieſem heiligen Buche zu hören, auf's Höchſte,“ rief ich aus, die Hand der lieben ſchönen Frau ergreifend.

„Da Sie unſern Bitten nachgegeben und heute bei uns zugebracht haben, will ich Ihnen die wunderbare Geſchichte dieſer Bibel erzählen,“ fuhr die junge Frau fort.

Wir rückten in behaglicher Stimmung auf dem Sopha am warmen Ofen zuſammen, der gefällige Förſter ſtopfte die Pfeifen, ein Jägerburſche brachte ein Bowle dampfenden Punſch, die Gläſer wurden gefüllt und die liebliche Erzählerin begann.

Was mir nun Frau Eliſa an jenem Abend und in der Folge — denn ich war ſpäter noch gar oft im Forſthauſe — mitgetheilt hat, iſt von mir in einer Reihe von Erzählungen wieder gegeben worden, deren erſte ich den geneigten Leſern vorlege.

Joſeph Reinwart war lange Zeit als Waidgeſelle und Forſtläufer um die Perſon des Fürſten von Anhalt-Bernburg geweſen, und hatte von dieſem jagdliebenden Herrn manchen Beweis hoher Zufriedenheit erfahren. Zuletzt erhielt er eine gute Förſterſtelle im Unterharz, doch mit der Bedingung, ein Mädchen zu heirathen, deren verſtorbener Vater ſich um den Fürſten mancherlei Verdienſte erworben hatte.

Dieſer nun wollte ſich den ihm beſchwerlichen Unterhalt der Wittwe und einiger noch unverſorgter Kinder entfremden und ſeinem getreuen Joſeph aufbürden, indem er demſelben die einträgliche Stelle gab. Aber Joſeph, der kein Jüngling mehr war, hatte ſich vor Jahren ſchon mit einer geliebten Jungfrau verlobt, und dieſe war ihm, eingedenk ſeines Verſprechens, treu geblieben, manche gute Partie von der Hand weiſend. Der biedere Reinwart wollte lieber die Stelle und alle Anſprüche aufgeben, als ſein Wort nicht halten, wenn er die Geliebte nicht als Hausfrau an den neuen Herd führen ſollte. Aber dem gebietenden Herrn gegenüber hatte der tüchtige Waidmann nicht den Muth, die Gründe ſeiner Weigerung anzugeben; denn der Fürſt hatte ſtreng verboten, daß irgend einer der um ſeine Perſon befindlichen Diener ſich in ein Verlöbniß ohne ſeine Zuſtimmung einlaſſe. Joſeph fürchtete den Zorn des ſtrengen Fürſten, kämpfte lange mit ſich ſelbſt und konnte zu keinem Entſchluß kommen. Dazu kamen endlich die Bitten einer alten Mutter, die ihre Tage bei ihm beſchließen wollte. Wäre ſie nicht geweſen, Joſeph würde heimlich die Dienſte des Fürſten verlaſſen und ſich in das wilde Kampfgetümmel des Kriegs geſtürzt haben, der Deutſchland verheerte. Jener furchtbare Glaubenskrieg des ſiebenzehnten Jahrhunderts war damals noch nicht zur Hälfte gekämpft, die proteſtantiſchen Heere waren faſt überall geſchlagen, und der Dänenkönig durch Tilly's Tapferkeit kampfunfähig gemacht worden. Es war eine der trübſeligſten Zeiten, die das nördliche Deutſchland erlebt hat. Der Muth ſank in allen proteſtantiſchen Herzen, die Hoffnung wagte kaum noch ſchwach aufzuathmen, der ganze Horizont war ſchwarz verhängt und nirgend leuchtete ein Stern des Troſtes durch die finſtern Wetterwolken. So war denn natürlich auch die Lage der Proteſtanten nicht geeignet, Begeiſterung zu erwecken und einen tüchtigen Mann für die ſchier verlorene Sache zu gewinnen. Auf dieſe Weiſe war es das bedeutſame Zuſammentreffen mehrfacher Umſtände, das die Ausführung des Entſchluſſes in der mißmuthigen Bruſt des jungen Förſters unterdrückte. Obgleich widerſtrebend, gab er nach, fügte ſich, halb aus Furcht, halb aus Schwäche, dem Befehle des Fürſten und führte die ihm von demſelben beſtimmte Braut zum Altare.

Friederike, ſo hieß dieſe, ein beſcheidenes, anſpruchsloſes, eben nicht reizendes Kind, ahnete nicht entfernt den Kampf in der Bruſt des Mannes, den ſie nach der Mutter und des Fürſten Willen heirathete, ſonſt würde ſie nimmer dies Bündniß eingegangen ſein; denn ſie war reinen, frommen Herzens, ohne Schuld und Falſch. Um ein Bedeutendes jünger als Joſeph, betrachtete ſie den ſtarken, finſtern Mann mit Gefühlen ſcheuer Ehrfurcht, und ihr Verhältniß zu ihm ſtellte ſich mehr als ein kindliches heraus. Alle ihre Wünſche gingen in dem einen auf, ihrem künftigen Gebieter und Herrn zu gefallen. Es verſteht ſich, daß es unter dieſen Umſtänden zu keinen Herzensergießungen zwiſchen den beiden Verlobten kam, und ſie ſtellten ſich eben ſo wenig ein, als Joſeph Friederiken als Frau in das Forſthaus einführte. Ein finſterer Geiſt war mit dem jungen Ehepaar in dieſe einſamen Räume eingezogen und weder die eigene Mutter, noch die Schwiegermutter des Förſters, die er mitgebracht, vermochten denſelben zu bannen. Die erſtere nahm ſich den Gram ihres Sohnes ſo zu Herzen, daß ſie bald darauf ſtarb. Nun hatte Joſeph gar nichts mehr, was ihn an das Haus feſſelte. Die junge Frau war in ſeiner Gegenwart immer ſchüchtern und ſtumm. Sie antwortete ſo kurz als möglich auf ſeine Fragen, und dies geſchah mit Zittern; denn beim kleinſten Verſehen pflegte ſein Zorn furchtbar loszubrechen. Er ſchalt ſie ein einfältiges Kind, ein liebloſes, ſtummes Weſen, und, wenn ſie darüber in Thränen ausbrach, eine windelweiche Greinerin. Er ſchien Liebkoſungen und Gefälligkeiten von ihr zu erwarten, ohne ſie zu fordern — denn dazu war er zu ſtolz — und erwies ihr doch nicht die mindeſte Liebe. In ſeinen finſtern Stunden, und dieſe löſten einander ab, ſchob er alle Schuld ſeines Unglücks auf ſie, die Unſchuldige, und wenn Friederikens Mutter ſich der ſchwerbedrängten

Tochter anzunehmen und ſie gegen die barſche Liebloſigkeit des Förſters zu ſchützen ſich unterfing, ſo wurde er ganz ungeberdig, und ſtieß die roheſten und fürchterlichſten Drohungen gegen die eingeſchüchterten Frauen aus. Das Gemüth des Förſters, dem ohnedies eine Neigung zum Ernſt und zu getrübter Lebensanſchauung eigenthümlich war, verfinſterte ſich auf dieſe Weiſe von Tag zu Tag mehr, und die einſamen Wälder ſeines Forſtes, in welchen er den größten Theil ſeiner Tage und oft ſogar die Nächte zubrachte, waren eben nicht geeignet, demſelben eine mildere und freundlichere Färbung zu geben. Ein Umſtand oder vielmehr ein Ereigniß hätte dies vielleicht allein bewirken können, und dieſer trat zum Unglück der kleinen Familie nicht ein: die junge Frau wurde nicht Mutter. Jahre vergingen und der böſe Geiſt, der ſich hier feſtgeſetzt, wich nicht. Er hielt die Menſchen, die in dieſer Abgeſchloſſenheit von der Welt ſich nur um ſo inniger hätten aneinander ſchließen und die träge ſchleichenden Stunden durch Liebe und Herzlichkeit beflügeln ſollen, feindſelig auseinander. Statt ſich zu nähern, entfremdeten ſich die Herzen mehr und mehr, und das Jagdhaus hallte oft von den Klagen der armen unglücklichen Friederike wider, die ohne Verſchulden einem ſo trüben Geſchicke verfallen war; nur wenn der menſchenfeindliche Förſter im Hauſe weilte, ſchwieg ſie, aber dann dröhnten die Wände von ſeinen Scheltworten und Flüchen. Das abgelegene Waldhaus bot ein treues Bild der Zeit, war es doch, als ſeien alle edeln Gefühle der Humanität, der Liebe und des Selbſtvertrauens aus der Welt verſchwunden, und Herzen, in welchen dieſe großen Tugenden ſcheu und zitternd weilten, ſchrumpften zuſammen unter dem glühenden Fußtritt der Kriegsfurie und aller Laſter in ihrer Begleitung.

Da geſchah es, daß die Kunde von der Ankunft des jungen tapfern Schwedenkönigs mit einem frommen gottbegeiſterten Heere auf deutſcher Erde zur Hülfe und zum Beiſtand der ſchwer darnieder liegenden Proteſtanten all' die genannten Herzen wie ein glückverheißender Blitzſtrahl durchzuckte. Die Flamme der Hoffnung ward dadurch wieder angefacht, das darniederliegende Vertrauen erhob ſich mit freudezitternder Erwartung. Bis in die entlegenſte Hütte drang das aufreizende Wort: der Retter iſt da! Alle Augen kehrten ſich mit verlangender Begeiſterung nach Norden, von wannen er kommen ſollte, alle Herzen, die um ihren Glauben bekümmert geweſen, klopften ihm ſehnſüchtig entgegen. Man pries ihn als den Morgenſtern, der dem Aufgang der Sonne voranwandelt; und wer nur noch Luſt am Leben hatte, hoffte nun gläubig auf den Tag des Siegs und der Erlöſung. Es kam doch wieder eine frohe Bewegung in die Bruſt, und bewahrte ſie vor gänzlicher Erſtarrung. Ach, wohin nur ein Lichtſtrahl der Hoffnung fällt, da kann ja die Nacht der Verzweiflung ihren verſteinernden Zauber nicht mehr vollbringen.

Der Sommer, in deſſen Mitte der Schwedenkönig an der pommerſchen Küſte landete, war im einſamen Forſthauſe wieder ein recht trüber geweſen. Reinwart hatte ſich dem Laſter des Trunks ergeben und war für keine ſanfte, beruhigende Stimme mehr zugänglich. Es kam zu Auftritten, wie ſie noch nie dageweſen waren. Die unglücklichen Frauen litten unſäglich viel. Der Grund war, weil der Förſter den Tod ſeiner Geliebten kurz vorher erfahren hatte. Nun ſuchte er die heftigſten Gewiſſensbiſſe durch Trunk und wilde Ausbrüche ſeines Grolls zu betäuben. Die Nachrichten von den Siegen Guſtav Adolfs weckten in dem Herzen des über alle Beſchreibung elenden Mannes den früher gefaßten, nun ſchon Jahre lang ſchlummernden Gedanken, Soldat zu werden, wieder auf, und er hatte von nun an weder Tag noch Nacht Ruhe vor ihm. Seine empörte Seele konnte die ihm aufgezwungenen Feſſeln nicht länger ertragen; er haßte ſein Weib und deren Mutter, den Fürſten, ſich ſelbſt. Für die Sache ſeines Glaubens wollte er ſein Leben hingeben, das ihm zur Laſt war; das war ſein einziger, glühender Wunſch. Aengſtlich, als gelte es das Heil ſeiner Seele, forſchte er nach den Fortſchritten der Schweden. Zuweilen, wenn keine Kunde in ſeine abgelegenen Berge drang, ſandte er Holzhauer oder Waldbauern nach dem Lande jenſeits des

Harzes und in die Städte, um ſich zu befragen. So waren in unruhiger Spannung Herbſt und Winter vergangen, und der Frühling trieb wieder Knoſpen. Reinwart hatte Alles zu ſeiner Abreiſe gerüſtet. Er wollte nur erſt noch Gewißheit einziehen, wo die Schweden ſtänden, und dann heimlich aufbrechen, um unter die Fahnen des proteſtantiſchen Königs zu treten. Sein Vorhaben hatte er als tiefes Geheimniß bewahrt; in größter Stille hatte er neun Monate über ſeinen Plänen gebrütet, ſie waren zur Ausführung reif. Da erſchreckte ihn plötzlich die Nachricht, daß Tilly's Heer aus Meklenburg, wo er den Schweden nichts hatte anhaben können, gegen Magdeburg heranziehe, das ſich für Guſtav Adolf erklärt. Reinwart ſandte faſt täglich Boten während der fünfwöchentlichen Belagerung der Stadt aus, immer hoffend, der Schwedenkönig werde zu ihrem Erſatz herbeikommen, zu deſſen Heere er dann gleich ſtoßen wollte. Raſtlos trieb er ſich in ſeinen Wäldern herum, von Angſt und Furcht gefoltert. Seiner armen, mißkannten Frau konnte ſein Gemüthszuſtand nicht auffallen, hatte die Bedauernswerthe ihn doch ſelten anders erblickt.

Ein ſchöner Frühlingstag brachte endlich die grauſige Kunde in die Thäler des Harzes, daß die unglückliche Stadt genommen und geplündert worden ſei. Die Gerüchte überboten ſich in der Darſtellung unerhörter, ſchier unglaublicher Grauſamkeiten, die

Tilly's Soldaten verübt. Man mußte die Zeiten Attila's und ſeiner Hunnen zurückgekehrt wähnen. Jeder Tag brachte die Kunde neuer Greuel. —

Reinwart hatte abermals Boten ausgeſchickt, und deren Ankunft mit fiebernder Angſt erwartend, ſtrich er gleich nach Tagesanbruch am Saume des Bergwaldes, den ſpähenden Blick weit in's Land hinab ſendend. Grauſige Flammenröthe hatte in der vorvorigen Nacht den ganzen nördlichen Himmel bedeckt, alle Waldbewohner waren erbebt über das blutrothe Glutmeer, das ſich über die dunkle Fläche ausgegoſſen, und ſchon ſprach man an dieſem Morgen davon, das eroberte und geplünderte Magdeburg ſei niedergebrannt.

In düſtere Gedanken verloren, ſchlug der Förſter langſam dahinſchleichend, einen in die Berge führenden Weg ein, um das Haus eines Waldknechts aufzuſuchen, den er ausgeſchickt, um anzufragen, ob der Mann nicht in der verwichenen Nacht heimgekehrt ſei. Da — er war kaum um die Waldecke gebogen — ſah er dicht vor ſich auf einem Raſenrain einen ſchlummernden Knaben liegen. Der maleriſche Anblick des ihm fremden Kindes machte auf den menſchenfeindlichen Förſter einen ſeltſamen, ungewohnten Eindruck. Und wirklich war das ſchöne Kind, das etwa acht Jahre alt ſein mochte, wie eine überirdiſche Erſcheinung, wie ein Bote des Himmels anzuſchauen. Dieſe dunkle Vorſtellung, die ſich unwillkührlich in die Seele des Förſters gedrängt, wurde durch einen in der That außerordentlichen Umſtand zu größerer Klarheit gebracht. Reinwart bemerkte nämlich, daß zur Seite des bildſchönen Knaben ein ſtarkes Buch lag, durch deſſen Pergamentrücken ein Band gezogen war und dem Schläfer um Bruſt und Schulter lief. Offenbar hatte er das Buch an dem Bande getragen. Nachdem der Förſter ſich mehrere Augenblicke an dem Anſchauen des blondlockigen Schläfers, der das Köpfchen auf die eine Hand geſtützt ruhete, ergötzt hatte, ſchlich er herbei und ſchlug den Deckel des Buches zurück. In demſelben Augenblicke ſchauerte er mächtig zuſammen, gleichſam als hätte ihn die Hand Gottes berührt. Das Buch war die Bibel. Plötzlich ſtand dem weichen und edlen Gefühlen entfremdeten Manne wie mit einem Zauberſchlage ſeine eigene Kindheit vor der Seele, wo er, im Hauſe ſeines Vaters, der ihm allzufrüh geſtorben war, täglich in der Bibel hatte leſen müſſen. Der Friede jener Tage legte ſich in heiliger Erinnerung kühlend an ſein Herz, eine ſeine Seele durch und durch wärmende Sehnſucht nach ſeiner Jugend und ihrer Seligkeit lockte ihm, er wußte nicht wie, Thränen in die Augen, Thränen, die er als Mann nicht mehr geweint. Wie doch ſeine Seele, die ſo lange geſchlummert, plötzlich erwacht, die Flügel ſchwang und in die lachenden Gefilde der Kindheit enteilte, alle Gegenſtände mit dem bunten Farbenſchmelz der Phantaſie überkleidend, der glühender und prächtiger als der der Wirklichkeit das rückgenießende Herz erſt zum wehmüthig freudigen Bewußtſein des Genuſſes bringt! Ach wie viele Jahre waren doch verſtrichen und Reinwart hatte kaum an ſeine Jugend gedacht! Sie war ihm bei flüchtiger Erinnerung eben ſo aſchgrau und ſchaal vorgekommen, wie ſein jetziges Leben. Und nun plötzlich dieſe Friſche, dieſer Glanz, dieſes ſüße Weh in ſeiner Bruſt, dieſes ſchmerzliche Entzücken! Er hätte ſich todt weinen können über ſein entſchwundenes, verlorenes Lebensglück. Der alſo mächtig bewegte Mann wußte nicht, wie ihm geſchehen war; aber es fiel ihm auch nicht ein, darüber nachzudenken; willenlos überließ er ſich dem in ſeiner Bruſt entquollenen Strom der Gefühle, badete ſelig in ſeinen Wellen, horchte entzückt dem Rauſchen und Flüſtern derſelben, und gab ſich, ohne darüber zu grübeln, dem ſchönen Geheimniß gefangen.

So hatte er lange regungslos vor dem ſchlafenden Knaben mit der Bibel geſtanden, den er, wenn auch nicht mit vollkommen klarem Bewußtſein, für einen Engel zu halten ſehr geneigt war. Das Kind war fein und anſtändig gekleidet, doch zeigte ſich viel Unordnung in ſeinem Anzuge; in ſeinen bleichen edeln Zügen lag der Schatten eines wehmüthig bittern Schmerzes, eine Thränenwolke hatte ſich vor den Stern des reinen Jugendglücks geſtellt, und er ſchimmerte nur matt hindurch. Aber der Knabe war dadurch noch reizender geworden, eine himmliſche Schönheit lag auf ſeinem Antlitz, denn nur ſo ſchmerzlich können ja die Engel lächeln, wenn ſie über die Erde ſchreiten und das Unglück ſchauen, das der Menſch im freveln Uebermuthe ſich ſelbſt bereitet. Auch die Blume wird noch ſchöner und gleichſam verklärt, wenn in ihrem Kelche eine Thauthräne zittert.

Der Knabe regte ſich und ſchlug ein Paar holde Veilchenaugen auf, die er halb ſchlaftrunken, halb verwundert freundlich auf den ſtillen Jägersmann vor ihm richtete. Darauf verſuchte er aufzuſtehen, aber es ging nicht; kaum auf die Füße getreten, ſank er mit einem Schmerzlaut wieder zu Boden und fing bitterlich zu weinen an. Der Förſter dadurch aus ſeinen Träumen zur Wirklichkeit zurückgeführt, ſprang ihm tröſtend bei; faßte ihn bei der Hand und richtete ihn auf; aber das arme Kind konnte nicht auf den Füßen ſtehen und ſchrie laut vor Schmerz.

„Was fehlt dir denn, mein Sohn?“ fragte der ſonſt rauhe Mann weich und faſt ſchüchtern.

„Ach meine Füße brennen mich, als wären glühende Kohlen daran,“ weinte der Kleine.

„Wie kommſt du denn aber hierher?“

„Ich erinnere mich, daß ich vor Müdigkeit und Hunger hier umgefallen bin, es war ſchon finſtere Nacht. Ich wußte nicht wohin und weinte ſehr.

Da muß ich wohl eingeſchlafen ſein und bis jetzt geſchlafen haben. Auch jetzt hungert mich wieder ſehr. Gib mir zu eſſen, lieber Mann.“

Der Förſter zog ſchnell aus ſeiner Jagdtaſche ein Stück trockenes Brot, ſein gewöhnliches Frühſtück, das er heute aus Beklommenheit zum Glück nicht verzehrt hatte, und reichte es dem hungrigen Kleinen, der begierig hinein biß. Reinwart ſah ihm mit ſtillem Wohlgefallen zu, und ſtörte ihn jetzt nicht mit Fragen. Erſt als der Knabe die frugale Koſt zu ſich genommen hatte, fuhr jener fort: „Aber ſage mir nur, mein Kind, woher kommſt du? Du ſcheinſt mir nicht aus hieſiger Gegend zu ſein.“

„Von Magdeburg komm' ich; da haben die hohen ſchönen Häuſer alle gebrannt und wilde Männer mit großen Bärten und langen Schwertern haben die armen Leute todt geſtochen und gehauen und in das Feuer geworfen. Auch lieb Mütterchen iſt verbrannt und mein Bruder Volkmar; vielleicht auch mein Vater. Ich habe ihn nicht mehr geſehen. Ich hatte mich aus Furcht vor den böſen Männern unter das Bett verkrochen; da ſah ich, wie ſie hereinkamen und die Schränke und Schreine aufſchlugen und Alles herausnahmen. Dort ſteckte ich mehrere Tage und Mütterchen gab mir heimlich zu eſſen und ſagte mir, daß viele viele Kinder gemordet worden ſeien und weinte ſehr dazu. Endlich ſah ich, wie das Haus brannte und kroch hervor und ſah Mütterchen im Feuer liegen und auch den Volkmar. Ich ſchrie, aber das Feuer kam auf mich zu, da lief ich durch die Flammen hindurch und war auf der Straße und ſchrie wieder jämmerlich. Da trat einer der wilden Männer zu mir, ſchlug mich und drohete mich in's Feuer zu werfen, wenn ich nicht ſtille ſei. Nun war ich ſtill aus großer Furcht und lief zitternd und bebend aus der Stadt, wo alle Leute todt geſchlagen werden."

„Und wohin gedachteſt du?"

„In den Harz zu meinem Ohm."

„Wer iſt der?"

„Er iſt meiner Mutter Bruder."

„Aber wie heißt er?"

„Herr Ohm."

„Weißt du weiter keinen Namen?"

„Nein."

„Wo wohnt er denn?"

„Im Harz."

Der Förſter lächelte über die unwiſſende Unſchuld. „Der Harz iſt groß mein Kind und viel Städte und Dörfer liegen darin. Weißt du den Ort nicht zu nennen, wo dein Oheim wohnt."

Der Knabe beſann ſich. „Ich kann es nicht ſagen," verſetzte er dann, „aber den Weg wußte ich noch. Ehe ich in die Schule ging, war ich mit meinem Mütterchen in einem Korbwagen zum Ohm gefahren.

Nun habe ich mich geſtern Abend doch verirrt und weiß den Weg nicht weiter.“

„Wie heißt du denn?“

„Gotthilf!“

Der Name ging dem Förſter wunderbar zu Herzen. Haſt du weiter keinen Namen, einen, wie man auch deinen Vater nannte?“

„Ja; ich heiße Gotthilf Liebmann.“

„Was trieb denn dein Vater für ein Geſchäft oder was war er?“

„Ein Kauf- und Handelsherr, der Schiffe auf der Elbe belud. Das waren gar ſchöne Schiffe und ich bin oft mit meinem Bruder darauf gefahren.“

„Wie kommſt du denn zu der Bibel, die du an dem Bande trägſt?“

„Das iſt meine Bibel, die mir Mütterchen geſchenkt, als ſie mich zur Schule geführt, und Marzipan und Zuckerbrot. Die wilden Männer hatten auch meinen Schrein aufgeſchlagen, die Bibel aber in das Feuer geworfen. Als ich vorbeiging, ſah ich ſie neben meinem todten Mütterlein liegen und die Flammen leckten an ihr. Da hob ich ſie aus dem Feuer auf und nahm ſie mit; ſie iſt ja mein und ich habe alle Abende, eh' ich zu Bett ging, der Mutter daraus vorgeleſen. An einem Bande, das ich im zerſtörten Hauſe fand, hing ich ſie über die Schulter und will ſie mit zu meinem Ohm nehmen. Trage mich doch hin zu ihm, denn ich kann nicht mehr gehen.“

„Es wird ſeine Schwierigkeiten haben, ihn aufzufinden,“ entgegnete der Förſter, von der Erzählung des Kindes bis zu Thränen gerührt. „Einſtweilen will ich dich aber in mein eignes Haus tragen und dich pflegen, bis du die wund gelaufenen Füße wieder gebrauchen kannſt.“ Und mit einer Seelenfreudigkeit, wie ſie Reinwart ſeit Jahren nicht mehr empfunden, lud er den ſchönen Gotthilf ſammt der Bibel auf ſeine Schultern, und ſchritt mit der ſegensreichen Laſt rüſtig dem Forſthauſe zu.

Frau Friederike war nicht wenig erſtaunt, ſowohl über das liebe Kind, als auch über die veränderten Züge ihres Mannes und über den ſanften Ton ſeiner Stimme, womit er zu ihr ſprach: „Warte und pflege dieſes armen Kindes, das ſeine Eltern durch ein entſetzliches Unglück verloren hat, als wärſt Du ſeine Mutter.“

Der auf das Ruhebett niedergelegte Knabe haſchte nach der Hand der jungen Frau und küßte ſie, indem er Thränen darauf fallen ließ.

„Wie heißt du, lieber Kleiner?“ fragte Friederike mild und wehmüthig freundlich.

„Gotthilf.“

„Gotthilf!“ rief die Frau erſchüttert und faltete weinend die Hände. „Helfe Gott dir und uns!“

Der Förſter nahm die Hand ſeiner Frau und ſah ihr in's feuchte Auge. Das hatte er noch nie gethan. Es war, als ſchwebe ein Friedensgenius auf

Taubenflügeln durch das Haus und ſende dem vielgequälten Herzen der armen Frau ſtärkende Kühlung zu. Sie küßte den Knaben und weinte heftig. Ging doch in ihrer Seele jetzt die ſtille heilige Ahnung auf, daß dieſer Gotthilf mit ſeiner Bibel eben der verſöhnende Schutzgeiſt ſei, der dem Hauſe bis jetzt gefehlt. Der Knabe ſtreichelte der heftig Erregten die bleiche Wange; auch des Förſters Wimper wurde wieder feucht. Friederike ſah es; er wollte ſich abwenden, aber ſie fiel ihm an's Herz und ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken. Es war das erſtemal, daß ſie ihn umarmte; alle Furcht und Scheu vor ihm war von ihr gewichen, wie abgeſtreift, ſeit ſie ſeine Züge ſo mild und ſein Auge naß geſehen. Und ſiehe, er wehrte ihr nicht. Das Haus war plötzlich verwandelt; es war ein Engel in ihm eingekehrt. Wenn nur die Knospe des Herzens nicht gar erfriert in den Froſtſchauern der Erdkälte, zurückgehalten mag ihre Entfaltung zur Blüthe immerhin lange, lange werden; es bricht doch endlich ein Sonnenſtrahl durch die Wolken, wenn man's am wenigſten meint, und küßt ſie auf. O, und die Blüthe nach ſolchem ſchmerzlichen Harren, wie viel ſüßer duftet ſie, der überraſcht willkommen geheißene Spätling, als jene Blumen, die zur rechten Zeit ſich erſchloſſen. Geprüfte Frauenherzen lieben um Eins ſo innig und ſtark. Es liegt ein unausſprechlich wohlthätiger Zauber im Leid, das das weiche Gemüth einer edeln

Frau heimſucht, nur muß er zur rechten Stunde gelöst werden, eh' Verſteinerung eintritt. Dem Mann macht großes Seelenleid anfänglich hart und trotzig, und ruft ſeinen Widerſtand wach; auf die Dauer erweicht es ihn und macht ihn mild. Bei der Frau ſtellen ſich dieſe Wirkungen in entgegengeſetzter Folge ein. Sie iſt erſt mild, weich, hingebend, anſchmiegend, thränenwehmüthig; aber vertrocknen dieſe Thränen, ſieht ſie ſich ſtets ungeliebt, verkannt, verfolgt, ſo verſteinert ſie und iſt dann nimmer mehr zu erweichen. Es iſt der kalte Meduſenblick des Mannes, der ſie ſo verwandelte. Unzählige Frauenherzen, durch gemeines, böſes Geſchick an rohe Männer gefeſſelt, erliegen mit der Zeit dieſer grauſamen Metamorphoſe, die ſie ihrer eigenthümlichen Natur ganz entfremdet.

Frau Friederike erfuhr die Löſung des Zaubers zu ihrem und ihres Mannes Heil noch zur rechten Zeit. Siehe da, ein fremder Knabe hatte das entfeſſelnde Wort ausgeſprochen. Nun es einmal ertönt war, löſete ſich leiſe und allmälig ein Kettenglied nach dem andern ab. Nicht in einem Tage darf die Eisdecke der Ströme ſpringen und der Schnee der Berge ſchmelzen, ſoll nicht namenloſes Unglück über das Land kommen; wahrer und dauernder Segen zeitigt nur langſam am Strahl der Sonne. Auch an ſein höchſtes Glück will ſich das Herz allmälig gewöhnen; erſt widerſtrebt es, dann gibt es nach und empfängt willig die neuen Eindrücke, endlich wird es ſelbſthandelnd und beglückend, und ſtürmt zuletzt auf Adlersfittichen ſeiner Sonne entgegen. So iſt nirgend ein Sprung oder ſchroffer Uebergang, weder in der phyſiſchen noch in der pſychiſchen Welt.

Der Förſter konnte die auf ihn eindringenden neuen Gefühle nicht ertragen; er wollte ſich ihrer erwehren und floh wieder in den Wald hinaus. Aber ſeltſam genug dachte er nicht mehr daran, ſein Weib zu verlaſſen und unter die Fahnen des Schwedenkönigs zu treten, und als ihm plötzlich ſein früherer Entſchluß einfiel, ſchämte er ſich deſſelben und wurde uneins mit ſich ſelbſt. Er wollte wieder grollen, aber es ging ihm gar nicht mehr ſo wild und trotzig vom Herzen, wie ſonſt; er war eben verwandelt, konnte ſich's aber nicht eingeſtehen und auch nicht in's Klare kommen mit ſich. Als es dunkelte, lenkte er die Schritte unwillkührlich nach dem Forſthauſe zurück, und ſtand an der Pforte deſſelben, eh' er es wußte.

Unterdeſſen hatte Frau Friederike die wunden Füßchen des kleinen Gotthilf mütterlich gewaſchen und gepflegt, hatte das holde, liebe Kind mit dem Beſten geſpeiſt, was das Haus beſaß, hatte ihm tauſend Liebesdienſte erwieſen, und Frauen ſind erfinderiſch darin, und zumal leidende Frauen, und zumal an ſolchen Tagen, wo ihnen ſo großes Heil widerfahren iſt. Da fluthet das Meer der Liebe über in ihrer Bruſt. Heil ihnen, wenn ſie dann einen Gegenſtand haben, über den es ſeine Segensfülle ausgießt, und Heil, dreimal Heil dieſem glücklichen Gegenſtande! Bei Friederiken nun noch ereignete ſich der Umſtand, daß dieſer Gegenſtand zugleich der Bringer ihres neuen Glückes war, an das ſie, wenn auch noch zagend, doch glauben mußte. Da brachen denn alle Dämme des ſo lange widernatürlich zurückgehaltenen Stroms; ſie hätte den theuern Knaben, der wie die ſchöne glückverheißende Morgenröthe eines lang erſehnten Tags ſo plötzlich in ihre Nacht getreten war, faſt in Liebe ertränkt. Und der arme, durch ein furchtbares Geſchick verwaiſete und verirrte Knabe ſank hier, nach dem Sturme, der ſeine junge Blüthe faſt geknickt, ſogleich wieder in den warmen, weichen, beſeligenden Schoos der Mutterliebe, aus den ihn die Brandfackel eines mörderiſchen entmenſchten Soldatenhaufens dort geſcheucht. War er nicht auch ein Glücklicher zu nennen? Kindlich zuthuig, mit offener Stirn und offenem Herzen, ſchmiegte er ſich an die neue Mutter, erzählte ihr weinend die gräßliche Kataſtrophe ſeines jungen Lebens, und die gefühlvolle Frau miſchte ihre Thränen mit den ſeinigen; dann plauderte er, nach Kindesweiſe, den Schmerz ſchnell überwindend und vergeſſend, von dem buntgefärbten Glücke ſeiner Kindheit, ſeit er ſich ſeiner ſelbſt bewußt geworden, von Eltern, Geſchwiſtern, Verwandten und Freunden ſeines Hauſes, von den Schiffen, auf denen er gefahren, von ſeinem Spielzeug, von ſeinen Büchern und vorzüglich von ſeiner Bibel, die ihm über Alles werth zu ſein ſchien. Frau Friederike und ihre alte Mutter hörten dem Kinde mit frommer Andacht zu; die Erſtere drückte den ſo ſchnell heimiſch gewordenen Gotthilf je zuweilen, wenn ihr Gefühl überwallte, an's Herz; und als er ſie kindlich vertraulich fragte: „Willſt Du nun mein Mütterlein ſein, da nun mein Mütterlein doch todt und verbrannt iſt?“ da erſchrak ſie und bebte vor ſeliger Wonne; denn nach der Mutternamen hatte ſich ja dunkel ihr Herz geſehnt, wie ſich jedes Frauenherz danach ſehnt, der dem Weibe erſt ſeine ſchönſte Vollendung gibt. „Ja, ja, mein ſüßes Kind!“ rief ſie ſchluchzend, „ich will deine Mutter ſein; Joſeph wird ja auch dein Vater ſein wollen. Ich hoffe es zu Gott, zu deinem und meinem und auch zu ſeinem Heil. Du ſollſt das Band der Liebe werden zwiſchen uns. Meine es gut mit dem Manne, der dich gebracht; er iſt mein Gatte, aber wir haben keine Kinder. Bitte ihn, daß er dich als Kind annehme und dein Vater ſei. Gott wird ja ſeinen Segen geben.“

Plaudernd und geſchmeichelt vom Koſen und Küſſen der liebeſeligen Frau entſchlummerte Gotthilf wieder in ihren Armen und erwachte nicht eher, als bis der Förſter, ſich nach dem Befinden des Knaben befragend, in die Stube trat. „Mich hat geträumt,“

ſagte dieſer, „Vater und Mutter waren hier im Forſthauſe und übergaben mich Dir und baten Dich, Du möchteſt doch ferner mein Vater ſein.“ — Der Förſter reichte ihm ſchweigend die Hand, und ließ ſich wieder von ihm erzählen. Man ſah es offenbar, der Knabe war ein Gegenſtand ſeiner Sorge und ſeiner Liebe geworden; er hatte nun etwas, das ſein Herz beſchäftigte; in die Leere deſſelben war ein Kind getreten, das ihn um Beiſtand und Schutz anflehete.

Nach dem Abendeſſen verlangte Gotthilf ſeine Bibel, und bat ſo rührend um Erlaubniß, nach ſeiner Gewohnheit daraus vorleſen zu dürfen. Wie hätte ihm der Förſter dieſe Bitte abſchlagen können? Gotthilf blätterte in dem Buche, und als ſei ſeine Hand von der allmächtigen Liebe, die über uns wacht, ſelbſt geleitet, begann er mit reiner Silberſtimme, im erhobenen Tone alſo zu leſen: „Ihr Lieben, laſſet uns unter einander lieb haben; denn die Liebe iſt von Gott; und wer lieb hat, der iſt von Gott geboren und kennet Gott. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott iſt die Liebe.“

Es begegnet uns je zuweilen, daß uns bekannte Worte oder Sätze, die wir oft ſelbſt geleſen oder geſprochen, oder die Wahrheiten enthalten, die wir ſchon ſelbſt gedacht und anerkannt haben, im Munde eines Andern zur rechten Zeit eine dämoniſche Wirkung auf uns ausüben. Die geheimſten Tiefen des Herzens werden plötzlich bloß gelegt und grell beleuchtet, wie von einem gewaltigen Blitzſtrahl; wir ſind ergriffen und erſchüttert, als hätten wir plötzlich Neues, Unerhörtes vernommen. Dieſe aufregende Eigenſchaft haben Bibelſtellen und Sentenzen in einem noch weit höhern Grade. Es iſt der ihnen innwohnende Geiſt Gottes, der gleichſam unmittelbar zu uns ſpricht. Die Worte verſchwinden ſammt dem Sprecher und die göttliche Wahrheit der Liebe jener urewigen Gottesliebe, die uns trägt, dringt oder ſtürzt vielmehr allbeſiegend, allüberzeugend in unſer Herz. Selbſt frivole, leichtfertige Gemüther können ſich dieſem Einfluß nicht entziehen. Sie ſtehen plötzlich wie geblendet und der Spott erſtirbt auf ihrer Zunge. Man kann ſolche Verſe hundertmal gleichgültig geleſen haben, und man hört ſie wieder einmal, wo das Herz eben die rechte Empfänglichkeit beſitzt; und es wird plötzlich von Flammen Gottes durchleuchtet. So überzeugend, ſo warm, ſo beſeligend wirkt kein logiſcher Schluß; hier iſt menſchliche Wahrheit, dort göttliche. Schon mancher vornehme Verächter der Bibel hat dies erfahren müſſen.

Auch Frau Friederike kannte die ſchönen Stellen der Bibel, die von der Liebe Gottes und der Menſchen handeln, alle, aber aus dem Munde des Knaben wurden ſie ihr jetzt leuchtende Prophetenſtimmen; dem Förſter dagegen, der lange nichts von der Bibel geſehen oder gehört hatte, klangen ſie wie mahnende, ſtrafende Worte eines Seraph, der da liebend züchtigt. Der Knabe las weiter, und wie Perlen fielen ihm jene ewigen Gebote der Liebe vom Munde: „Niemand hat Gott jemals geſehen. So wir uns unter einander lieben, ſo bleibet Gott in uns, und ſeine Liebe iſt völlig in uns. — — Gott iſt die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. — — Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe.“ Die Förſterin konnte ihrer Bewegung nicht länger Meiſterin bleiben; gewaltſam brach ein lautes Schluchzen aus ihrer Bruſt, ein Thränenſtrom aus ihren Augen. Sie flüchtete ſich an ein Fenſter, öffnete daſſelbe und weinte in die ſtille, ſternengeſchmückte Nacht hinaus. Gotthilf las weiter: „So jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet?“

Reinwart ſtand auf, und trat an das andere Fenſter. Nach einigen Minuten innern Kampfes nahm er die Hand ſeiner Frau und ſagte leiſe, faſt thränenweich: „Riekchen, ich glaube, den Knaben hat uns Gott geſandt.“ Dann ging er hinaus, und kam dieſen Abend nicht wieder in die Wohnſtube. So hatte er das arme Weib noch nie genannt, ſo noch nie zu ihr geſprochen. Sie ſank laut weinend auf die Knie und dankte Gott; dann lief ſie zum Knaben und herzte und küßte ihn, aber mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Scheu. Der Reſt des Abends verging in einer feierlichen Stimmung.

Von dieſem Tage an näherten ſich die Herzen der beiden Gatten mehr und mehr, bis ſie in Eins verſchmolzen, und Gotthilf förderte dieſe liebende Vereinigung mit unverdroſſenem, unabweisbaren Eifer, der ihn beiden unentbehrlich machte. Wandelte den Förſter einmal eine trübe Laune an, ſo ſchmeichelte ihm der Knabe, und wenn die Wolke von der Stirn Reinwarts nicht eher wich, ſo geſchah es doch Abends, wenn Gotthilf aus ſeiner Bibel vorlas. Denn der fromme Knabe ließ keinen Tag vorüberſtreichen, an dem er nicht, ſeiner alten, ihm von der Mutter eingeprägten Gewohnheit gemäß, den verſammelten Hausbewohnern ein Kapitel aus der Bibel mit lauter Stimme vorgeleſen hätte.

Als Gotthilfs Füße ganz geheilt waren, dachte der Förſter, wie ſeine Frau, mit Beſorgniß daran, das Kind werde nun zu ſeinem Oheim gebracht zu werden verlangen; und es wäre am Ende nicht ſehr ſchwierig geweſen, durch den Geſchlechtsnamen des Knaben die Verwandten deſſelben ausfindig zu machen; aber er äußerte keinen Wunſch, das Haus, in welchem er heimiſch geworden war, zu verlaſſen; vielmehr erzählte er zuweilen, daß er von ſeinen todten Eltern träume, wie ſie ihn ermahnten, die neuen Eltern recht zu lieben.

Die Vorleſungen aus der Bibel und die liebevollen Bemühungen ſeiner Frau verwandelten das Herz des Förſters endlich ſo, daß er ein ſanfter; guter Mann wurde. Mit Beſchämung ſah er täglich mehr ein, welch einen koſtbaren Schatz er an ſeiner Frau beſaß, in deren Seele er nun Tugenden erkannte, von welchen er keine Ahnung gehabt, und um früher an ihr begangenes Unrecht wieder gut zu machen, wurde er nun um ſo liebevoller und zärtlicher. In ſeinem Herzen war der lang unterdrückte Funke der Liebe zur Flamme angefacht und loderte nun um ſo brünſtiger.

Friederikens häusliches Glück ſollte die höchſte Stufe erklimmen; der Himmel überſchüttete ſie, die ſo lange in Entbehrung gejammert, mit der ganzen Fülle ſeines Segens: ſie fühlte ſich Mutter! Reinwart weinte Thränen unausſprechlichen Glücks, als ſie ihn mit dieſer Nachricht überraſchte. Von dieſer Stunde an war der feindliche Dämon, der finſtere Bewohner dieſes Hauſes ſiegreich aus dem Felde geſchlagen, aus allen Räumen verbannt, und ſtatt ſeiner waren tauſend Genien des Glücks, der Liebe, der Ruhe, des Friedens, der Zufriedenheit eingezogen und feierten ihre geräuſchloſen Feſte.

Die Entfernung des Knaben, des Bringers all' des überſchwenglichen Glücks, ſtand, ohne daß man ſich weiter darüber ausſprach, als Unmöglichkeit in den Herzen des Ehepaars feſt. Der Förſter ſchickte ihn zum Pfarrer des nahen Dorfes in die Schule und ließ bei Gelegenheit vom Amte ein Dokument abfaſſen, worin er Gotthilf an Sohnesſtatt annahm und ihm ſeinen Namen gab. Von nun an hieß der Knabe Gotthilf Reinwart; ſein eigentlicher Name wurde nicht mehr gehört und war bald vergeſſen.

Aber das Erlangen aller Wünſche, die gänzliche Befriedigung des Herzens hat immer einen beängſtigenden Hintergrund; nicht ungeſtraft ſoll der Menſch die Seligkeit der Himmliſchen genießen, und wenn das Glück den Gibel eines Hauſes bis an den Himmel hebt und ausdehnt, dann langen unſichtbare Hände zu und entführen einen der Sterblichen aus den ihnen ſo nahe gebrachten Räumen, und ſchnell ſinken dieſe dann wieder zuſammen zu ihrer irdiſchen Kleinheit. Sind die Götter eiferſüchtig auf ihre ewigen Vorrechte? ſind ſie mißgünſtig auf das erſt überſchwenglich geſchenkte Glück? Oder wollen ſie dem, der einmal von ihrem Nektar gekoſtet, ſchnell die ganze volle Schale reichen? Wer ahnet die Löſung der Räthſel, die als verhüllte Lebenswächter uns begleiten und an den Pforten des Eingangs und Ausgangs ſtehen, jeden Forſcherblick abwehrend? Zum nächſten Frühling beſchenkte Friederike ihren Gatten mit einem Töchterlein. Ach, wie hing ihr

Auge ſelig an ſeinen wonneverklärten Zügen, als er das ſchöne Kind in ſeinen Armen hielt! Das war des Glückes höchſtes, überſchwengliches Maß. Friederike hatte keinen Wunſch mehr, und acht Tage ſpäter lag ſie auf der Bahre.

Der Schmerz über dieſen Verluſt wüthete um ſo furchtbarer in des Förſters Gemüth, je heißer und gewaltiger er zuletzt die Gattin geliebt; er lag zerknirſcht an ihrer Leiche und machte ſich die bitterſten Vorwürfe über ſein früheres Benehmen gegen ſie. Dieſer Umſtand ſteigerte ſeine Troſtloſigkeit faſt bis zur Verzweiflung. Nur ein Jahr hatte er das Glück der Liebe genoſſen, und nun, da er eine ſonnenheitre Zukunft vor ſich geſehen, war es ihm auf ewig verſchloſſen. Seine, dem Trübſinne geneigte Seele, füllte ſich ganz mit den düſterſten Schatten und brütete den Schmerz zu jener verzweiflungsvollen Dumpfheit aus, die ihre eigene dunkle Farbe allen Gegenſtänden leicht und für die ganze Welt abſtumpft und gleichgültig macht. Reinwart war von nun an wenig mehr im Forſthauſe zu finden; er durchſtreifte wieder, wie vordem, tage- und wochenlang ſeine Wälder; und wenn er ja einmal zu Hauſe war, ſo wandte er das trübe Auge niemals ſeinem Töchterlein zu. Es ſtellte ſich nur zu klar heraus, was er ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollte, daß er eine Abneigung gegen das Kind in der Seele trug, in welchem er unbegreiflicher Weiſe die Urſache ſeines unerſetzlichen Verluſtes ſah. Er war wieder dem düſtern Gotte verfallen, dem von Anfang mehr Macht über ihn gegeben war, als dem lichten Engel, und das Lächeln eines Kindes hatte nicht Kraft genug, ihn jenen unheimlichen Einflüſſen zu entziehen. Nicht der Haß fraß mehr an ſeinem Herzen und bewegte es wild; ein weit größeres Uebel überzog es mit einer Steinkruſte, die Gleichgültigkeit.

Der arme Gotthilf war am ſchlimmſten dran. Auch die zweite Mutter, die ihn mit faſt noch mehr Liebe überſchüttet hatte, als die erſte, war ihm durch den grauſamen Tod entriſſen, und der Förſter kümmerte ſich von Stund an faſt nicht mehr um ihn. Der Schmerz warf den gefühlvollen Knaben nieder und gab ſeiner Jugend einen unauslöſchlichen dunkeln Anſtrich. Ein hitziges Fieber hielt ihn auf einem ſechswöchentlichen Krankenlager, während deſſen ſeine tobende Phantaſie all' die von ihm erlebten Schauerſcenen der Zerſtörung ſeiner Vaterſtadt in grellfarbigen, empörenden Bildern wieder vorführte. Als er erſtand, war er bei weitem ſtiller geworden als erſt. Seine Pflege lag der Mutter der verſtorbenen Förſterin, ſelbſt eine ſchwache, bis in den Tod betrübte Greiſin, und einer alten Dienſtmagd ob, die aber auch die kleine Friederike — ſo hieß die junge Mutterwaiſe — zu beſorgen hatten und überdies dem Hausweſen vorſtehen mußten. Gotthilf war ſo jung noch, auf ſich ſelbſt gewieſen. Niemand erwies ihm mehr Liebe. Aber Liebe iſt die Sonne, die die Blüthe des jungen Menſchenherzens zeitigt; ohne ihre Strahlen kein Entfalten! Gotthilf's geiſtige Sproſſen waren durch frühzeitige allzu heiße Sonne mächtig getrieben; nun tödtete ein Spätfroſt die zarten. Der kümmerliche Nachwuchs trieb nach innen; von der Außenwelt durch düſtre Wälder und noch düſterere Liebloſigkeit abgeſchloſſen, geſtaltete ſich ſo früh ſchon ſeine innere Welt nach geheimnißvollen Conſtructionen, und es entſtand dort eine ſo wunderbare außerordentliche Welt, von myſtiſchen Bildern und düſtern, faſt überirdiſchen Träumen, von deren Daſeyn kein Menſch etwas ahnete und deren keuſche Hallen deshalb von keinem unberufenen Eindringling entweiht wurden. Die Grundlagen derſelben bildete ſeine Bibel mit ihren orientaliſchen und heiligen Geſchichten, die der Knabe alle auswendig wußte und die ihn, ſo oft ſie vor ſeiner Seele phantaſtiſch ausgeſchmückt vorüber zogen, mit Schauern der Begeiſterung und des Entzückens erfüllten, dann die Schreckensbilder des Magdeburger Brandes, der Tod der Förſterin, die dunkeln Tannenwälder mit ihren Sagen und Wundergeſchichten, die er von Jägern, Kreiſern, Holzhauern und Köhlern vernahm und gierig einzog, die Einſamkeit des Forſthauſes mit der Eintönigkeit des ſich träge abſpinnenden Lebens und die Grämlichkeit ſeiner Umgebung. Auf dieſe bunt durch einander gemiſchten und zu einem Ganzen gewordenen Stoffe baute er nun noch den ihnen nach ihrer Eigenthümlichkeit, als abgeſonderte und dann wieder als verbundene, ſo heterogene Elemente, entſprungenen Geſetzen phantaſtiſch ſeltſam weiter, alle die unbekannten Tiefen und Höhen ſeiner Seele weiter und weiter und immer großartiger und wunderbarer aus. Wer aber hat denn jene Tiefen und Höhen gemeſſen? Wer hat eine Anſchauung von ihrer Ausdehnung? Sie ſind ſicher ſo groß, wie die des Weltalls ſelbſt. — Oft verkroch ſich der bleiche träumeriſche Knabe mit ſeiner Bibel auf den Heuboden der Nebengebäude und las und beſchaute mit klugem, leuchtendem Auge die Holzſchnitte des Buchs, und ſchaffte mit raſtloſer Phantaſie eigene Gebilde. Dann entſchlummerte er wohl auf dem duftigen Heu, und ein Traum reichte dem andern die Hand, ſeine Verſtorbenen lebten und webten um ihn, und mit ihnen zuſammen oder abwechſelnd kamen die Geſtalten aus der Bibel, die Patriarchen und Hirten, die heiligen Apoſtel und Märtyrer. Oder der bläuliche Mondſtrahl bleichte ſein Geſicht noch mehr und vermählte ſich mit dem unheimlichen Glanze ſeines dann verglaſten, unheimlich ſtarren Auges, dann ſah er die Geiſter der Sagen und Mährchen den Wald bevölkern, auf den Lichtſtrahlen reiten, an der Quelle ſich tummeln. Das war im Wachen und Schlafen ſeine

Geſellſchaft. Die Geiſter hatten's ihm angethan; er war ihnen verfallen.

Aber es gab auch Stunden, wo die Natur unabweisbar ihr Recht von ſeinem von der Welle des Bluts durchpulsten Herzen forderte. Da ſehnte es ſich mit allen mächtigen Trieben nach Liebe zu einem Lebenden, nach Augen, in die er zärtlich blicken, nach Wangen, die Leben roth gefärbt, und die er noch röther küſſen könnte. Und da nun im ganzen Hauſe kein würdigerer Gegenſtand dieſes menſchlichen, kindlichen Verlangens war, ſo wandte er alle Glut ſeiner zurückgedrängten Empfindung dem kleinen ſchuldloſen Weſen, der verwaisten Friederike, zu. Das Kind wuchs und gedieh, und wurde der Obhut des Knaben anvertraut, der mit Freuden ſeinen Wärter abgab. Bald wollte die Kleine von Niemand weiter getragen, in Schlummer gelullt, gefüttert ſein, als von Gotthilf Man that ihm ein Kindermäntelchen um, und in dem einen Arme das lachende Mädchen, im andern ſeine Bibel, zog er im Walde umher, ſprach bei Hirten und Köhlern zu, aß von ihrem Brote und trank aus der Quelle, und reichte von allem ſeiner kleinen geliebten Freundin, oder er genoß vielmehr nicht eher etwas, bis ſie geſättigt, die dargebotene Nahrung von ſich wies. Auf dieſe Weiſe lebte Gotthilf je nach ſeiner Beſchäftigung ein äußeres und ein inneres Leben. Am Tage, wenn er zur Schule ging, oder ſein Riekchen abwartete und trug, lebte er ihr und all' ſeine Gedanken bezogen ſich auf ſie; aber Abends, wenn ſie in ſeinen Armen entſchlummert war und er ſie in ihr weiches Bettchen getragen hatte, lief er hinaus und gab ſeine blonden Locken dem Nachtwinde. Dann ſchuf ihm das Mondlicht zauberhaft eine andere Welt, ſtrickte magiſche Netze um ſeine Stirn; die Sterne flüſterten ihm Lichtgedanken zu, aus den Wipfeln der Bäume neigte ſich ihm manch geiſterhaftes befreundetes Geſicht, der Wald wurde lebendig und aus der Quelle ſtieg die Nixe, um mit ihm zu ſpielen. Bebend vor Entzücken horchte er dem tollen Brauſen des Sturmes, der durch die Bäume fuhr und ihre Stämme beugte; er vernahm befreundete Stimmen und hoch ergötzliche Geſchichten; der Donner des Nachtgewitters rief ſeinen Namen und die Blitze entzündeten lodernde Freudenbrände in ſeiner Bruſt. Dann ſtürmte er oft wie wahnſinnig, ſelbſt wie ein Kind oder Bote des Sturmes, durch den Wald, wild aufſchreiend und jauchzend vor Luſt, die ihm die kleine Bruſt zu zerſprengen drohete; ein unheimlicher Nachtwandler. Die Hütte des Köhlers, das Häuschen des Hirten, bot dem Athemloſen zuletzt eine Lagerſtatt, oft aber auch entſchlief er unter dem ſchützenden Dache eines Baums, im Frühling eingeſungen von allmälig verſtummenden, ſchlaftrunkenen Vögeln, im Sommer vom Flüſtern der Bäume und dem fern verklingenden Jägerhorn, im Herbſte vom wildbrauſenden Liede des Sturms.

Auf dieſe Weiſe vergingen Jahre um Jahre; die äußere Einfachheit wurde durch den Tod von Riekchens Großmutter nicht geſtört; es ging Alles nach wie vor ſeinen einförmigen Gang, und der eigenthümlichen innern Entwickelung des Knaben trat noch viel weniger etwas hemmend in den Weg. Riekchen war von ihm unzertrennlich; aus ihrem Wärter wurde er ihr Erzieher, ihr Lehrer, ihr Leiter, ihr Geſpiele, ihr Geſellſchafter, ihre ganze Welt. Des Vaters theilnahmloſer Trübſinn, der ihm verblieben war, konnte das offene Gemüth des Kindes nicht anziehen, auch war er meiſt auf der Jagd oder ſonſt im Forſte beſchäftigt, oder er weilte in Ballenſtedt beim Fürſten; die Großmutter war todt, die alte Magd grämlich, und ſo mußte Gotthilf dem Kinde Eltern, Geſchwiſter, Verwandte und Freunde erſetzen. Aber er war weich genug, dies und noch mehr zu vermögen. Zum ſchönen, ſchlanken Jüngling geworden, ſtieg er auf der einen Seite zu Friederikens Kindheit wieder herab und ſpielte ihre harmloſen Spiele mit ihr, wurde wieder ein Kind, wie ſie; auf der andern riß er ſie zu ſich empor, warf in ihre Seele Funken der heimlichen Schöpferflammen, jener poetiſchen Farbengluten, die ihn durchloderten, erzählte ihr ſeine innere Geſchichte und ſtellte die wunderbaren Bilder, die in ihm geboren waren, zu ihrer Anſchauung vor ſie hin, und ſie wurde frühzeitig und noch im Kindesalter durch ihn zur Jungfrau, wie er durch ſie wieder zum Knaben geworden war. So wunderbar lebten ſich dieſe beiden von der Welt ganz abgeſchiedenen Gemüther in eins zuſammen, und während die Zeit draußen in wilden Zuckungen lag, wehte ein heiliger Gottesfrieden in dieſen abgelegenen Wäldern um zwei in eine Flamme aufſchlagende, in einem Gefühle ſelige Kinderherzen. Erſt hatte er ihr die bibliſchen Geſchichten auf ſeine Weiſe erzählt, dann hatte er ihr die Holzſchnitte gezeigt und wohl ſelbſt die Geſtalten unvollkommen mit Feder und Stift gezeichnet, die ſeiner heißen Phantaſie vorſchwebten, dann hatte er ſie beten und leſen gelehrt, und nun laſen ſie zuſammen in ſeiner Bibel, und malten zuſammen, und beteten zuſammen und unterhielten ſich von Gott, dem Heiland, den Apoſteln und Weiſen des alten und neuen Teſtaments, von den Engeln und ſeligen Geiſtern, wo ſie ihre Mütter wußten, die ihnen zuweilen in glänzender Geſtalt erſchienen. O das waren Kinderträume voll Glauben, Liebe, Poeſie, ſo heilig, rein und prächtig, wie ſie ſelten ein glückliches Menſchenherz träumt, und das Glücklichſte nur einmal und nicht wieder!

Es war dieſen beiden Glücklichen vergönnt, ſie lange zu träumen, ſchöner und länger, als Andern; um ſo ſchrecklicher war aber auch ihr Erwachen, als die rauhe und grauſame Hand des Schickſals ſie aufrüttelte. Die Wonnen und Schmerzen, die dem Menſchen beſtimmt ſind, wiegen einander immer auf und gleichen ſich wunderbar gegenſeitig aus. Es iſt als ob ein unſichtbarer Münzwardein genau Wage und Buch über unſer zu Empfangendes führte. Wem in der myſtiſchen Münzſtätte viel goldne Wonnen ausgeprägt werden, der muß zu andrer Zeit eben ſo viel eiſerne Schmerzen dahin nehmen; kein Entzücken wird ihm geſchenkt, er muß ſein Leid dafür tragen. Wer der heiligen Freuden des Lebens wenig erhält, dem werden auch eben nicht mehr innere Geiſtesſchmerzen gereicht. Viele, ſehr viele Menſchen gehen an beiden leer aus, ja es iſt die Mehrzahl. Das ſind die Gewöhnlichen, Alltäglichen, der gemeine Haufe. Nur für die Auserwählten wuchſen zwei Bäume, der eine voll ſüßer, der andere voll bitterer Blüthen und Früchte. So viel der eine, trägt auch der andere. Gotthilfs und Friederikens Freudenbaum war nun über und über mit herrlich duftenden Blüthen überſchüttet geweſen. Der Schmerzenbaum warf nun eben ſolche Fülle bitterer Früchte in ihren Schoos.

An Friederikens vierzehntem Geburtstage überraſchte ſie ihr Vater mit der Nachricht, daß er ſie nächſtens mit einer Mutter beſchenken werde. Das Mädchen wußte nicht, ob ſie ſich darüber freuen oder grämen ſollte. Ihre ahnungsvolle Seele wurde von

Wehmuth überſchleiert, obgleich Gotthilfs Beſchreibungen des Glückes, eine Mutter zu beſitzen, das mährchenhaft bunt aus ſeiner Jugend herüberragte, reicher noch von ſeiner Phantaſie, als von der Wirklichkeit ausgeſtattet, in ihrem reinen Gemüthe eine große Sehnſucht nach einer Mutter hervorgerufen hatte. Sie kam ſich deshalb jetzt, wo die Erfüllung dieſer Sehnſucht ſo nahe lag, ſelbſt wie ein Räthſel vor. Auch Gotthilf konnte ſich nicht freuen. Der ſtattliche Jüngling, der ein Jäger geworden war, wie ſein Vater, fühlte wohl, daß die Zeit ſeiner Kindheit vorüber ſei, und die nun kommenden Tage ihm kein neues Mutterglück mehr bringen können würden. Er kannte auch die Dame, welche beſtimmt war, ferner hier als Hausfrau zu walten; er hatte ſie oft in Ballenſtedt geſehen, wenn er beordert geweſen war, als Waidgeſelle beim fürſtlichen Hofe Dienſte zu thun, oder ſonſt ein Geſchäft in des Vaters Namen und Auftrag dort zu verrichten gehabt hatte. Es war nämlich eine nicht mehr jugendliche Kammerfrau der Fürſtin, die, nachdem es ihr oft mißglückt war, einen Mann nach ihren Wünſchen an ſich zu feſſeln, ihr ſich immer tiefer ſenkendes verlangendes Auge endlich auf den alternden und mürriſchen Förſter Reinwart geworfen hatte, an welchem es denn auch, in Ermangelung eines andern Gegenſtandes, haften geblieben war. Ihre Wünſche waren durch die Fürſtin bald zu den Ohren und zum

Herzen des Fürſten gelangt, und der gehorſame Förſter ſah ſich zu einer zweiten Vermählung veranlaßt, dießmal nicht widerſtrebend, ſondern ſich gleichgültig fügend in die Wünſche des gebietenden Herrn.

Die Fürſtin richtete zu Anfang des Sommers die Hochzeit aus, die zu Ballenſtedt gefeiert wurde, die prächtig herausgeputzte Braut ſprach ſehr gnädig mit dem ſcheuen, höchſt einfach gekleideten Riekchen, und verſprach ihr auch ſo ſchöne Kleider und Geſchmeide. Das beſcheidene Kind verſetzte: ſie danke ſchönſtens; ihr Herz verlange und begehre dergleichen nicht, auch würde ſich das gar nicht für ſie ſchicken. Die vornehme Braut ſchüttelte über dieſe Aeußerung mißbilligend den Kopf und verſetzte: „Du biſt die Tochter des Förſters und mußt deinem Stande in jeder Hinſicht Ehre machen; deshalb kannſt du nicht Kleider tragen wie die Dirnen der Waldbauern. Genug, das wird ſich ſchon finden. Man ſieht dir an, daß dich keine Mutter erzogen hat, armes Ding. Doch du biſt noch jung genug, um vieles nachzuholen.“ Friederike küßte der gnädigen Frau Mama die ſchwer beringte Hand, nicht ahnend, welch' eine Fülle von Qual und Marter ihr in den letzten Worten derſelben angedroht wurde.

Die Erziehungsnachholungsverſuche begannen gleich in den erſten Tagen der neuen Ehe, aber Frau Sabine ließ es nicht dabei bewenden, ſie allein an der armen Friederike zu machen, auch auf Gotthilf, ja ſogar auf den Förſter ſelbſt erſtreckten ſich ihre philantropiſchen Bemühungen. Die Einfachheit des Hauſes ſtand ihr gar nicht an, noch weniger die der Menſchen darin. Sie hatte am Bernburger Hof ſpaniſche Grandezza gelernt; denn zu jener Zeit gefiel man ſich an den Höfen Europa's, und vorzüglich an denen der kleinen deutſchen Fürſten, ſpaniſche Sitten und Trachten nachzuahmen, eine Gewohnheit, die ſchon mit Karl dem Fünften aus der pyrenäiſchen Halbinſel eingewandert war. Frau Sabinen ſchwebte bei der Umgeſtaltung des Forſthauſes, zu der ſie ſehr ernſtliche Anſtalten traf, das Bild des Bernburger Miniaturhofes vor, von dem ſie wiederum eine Miniaturkopie zu liefern gedachte, ein Höfchen in nuce, deſſen ſtrenge Gebieterin und Herrſcherin ſie ſelbſt präſentirte. Den Förſter hatte ſie zu ihrem erſten Diener, Hofmarſchal und Zeremonienmeiſter beſtimmt, Friederiken war das Ehrenamt ihrer Hofdame zugedacht, Gotthilf mußte ſich mit der Kammerdienerſtelle begnügen, ein Paar hochnaſige Mägde hatte ſie ſelbſt mitgebracht, die ihr das Unterſte zu Oberſt kehren halfen und dafür in der Rangliſte zu Kammerfrauen graduirt wurden. Die alte Hausmagd, die in den Kram nicht paßte und ſtörriſche Widerſetzlichkeit zeigte, ſollte abgeſchafft, dafür ein Paar junge gelehrige Mädchen angeworben und überhaupt die ganzen Familien der Kreiſer, Waidgeſellen, Holzhacker und Köhler als untere dienſtbare

Geiſter zum Hofſtaat verwandelt werden. Da gab es natürlich viel Zank und Aerger. Die ſpröden Elemente wollten ſich dem feinen Bau nicht fügen; keiner der wider Willen angeſtellten Schauſpieler begriff ſeine Rolle, oder hatte Luſt dazu. Aller Herzen bemächtigte ſich ein ſtiller Unmuth; der Förſter hing ſeine Büchſe um, lockte die Hunde an und ging pfeifend in den Wald, von wannen er, trotz dem Wunſche der Frau Förſterin, der wie Befehl klang, nicht wiederkehrte; unbekümmert ließ er die vornehme Frau ſchalten und walten. Gotthilf hielt nicht viel länger Stand. Nicht ſo unmuthig, wie der Vater, ſondern ſtill und wehmüthig drückte er den grünen Hut in die Stirn, hing draußen Gewehr und Jagdtaſche um und ging, von ſeinen Hunden freudig umſprungen, in den Wald. Aber oben an der dicken Eiche wartete er, und nicht lange, ſo kam Riekchen gehüpft, und vom umfangreichen Stamme des Baumes gedeckt, klagte ſie ihm ſchüchtern ihr Leid; und der gute Junge ermahnte ſie, auszuharren und ſich nicht widerſpenſtig zu zeigen, und verſchwieg ihr ſein eigenes Leid, ſeine eigenen ſchmerzlichen Erfahrungen. Eben ſo verfuhr er gegen die andern Leute, die zur Förſterei gehörten und die ſeit Jahren gewöhnt, ſich in allen Bedrängniſſen und häuslichen Angelegenheiten an ihn zu wenden und ſtets mit Rath, Troſt und Hülfe entlaſſen zu werden, ihn ſchier abgöttiſch liebten und verehrten. Ohne daß es Frau Sabine ahnete, hatte ſie es ihm allein zu verdanken, daß ihre hochfahrenden Plane theilweiſe in's Leben traten. Die Abdankung der alten Hausmagd rief aber doch endlich den Widerſtand wach. Friederike bat weinend, ja, als ſie das ſtolze Herz der neuen Mutter nicht durch Thränen erweichen konnte, fußfällig um Beibehaltung der alten Urſula. Es half nichts, da trat Gotthilf hinzu und erklärte ruhig, er werde die alte Urſula ernähren und als ſeine Magd beibehalten. Dieſe in der beſten Abſicht gethane Aeußerung, die Gotthilfs Meinung nach, Frau Sabine ihm gar nicht übel nehmen konnte, machte dieſe zu ſeiner bitterſten und ewigen Feindin. Es fand ſich im Laufe der Zeit Gelegenheit genug, ihren Haß gegen „den vorlauten Burſchen,“ zu nähren und zu einer abſonderlichen Größe auszubilden. Mit ſtets wiederholtem Aerger mußte ſie faſt täglich erfahren, daß des Jünglings geäußerte Anſichten und Ausſprüche bei Friederiken ſowohl, als auch bei den untern Forſtdienern, Arbeitern und armen Waldbewohnern für eine Art Orakel galt, das alle reſpektirten und auf das ſie ſich als auf etwas Untrügliches, gleichſam Göttliches, beriefen. Wie es auch die ſtolze Frau anfangen mochte, immer mußte ſie ſich zu ihrem größten Verdruſſe überzeugen, daß Gotthilf bei allen, die nicht ihre Kreaturen waren, in weit höherem Anſehen ſtand, als ſie. Wollte ſie ein vermeintliches Vorurtheil bekämpfen, der Tochter eine ſogenannte

Unart abgewöhnen, den Leuten ihr einfaches natürliches Weſen verweiſen, ſo tönte ihr aus Friederikens und der Andern Mund ſtets die Phraſe entgegen: Gotthilf hat es geſagt. Sie wünſchte dieſen Gotthilf zu allen Teufeln und hätte ihn lieber gleich aus dem Hauſe gejagt; aber ſie war doch auch klug genug, einzuſehen, daß das nicht ſogleich anging. Der Jüngling führte ein exemplariſches Leben, las den gemeinen Leuten noch immer aus ſeiner ihr ſehr widerwärtigen Bibel vor, war der beſte Schütze weit und breit und beſorgte alle möglichen Geſchäfte des Förſters auf das Genaueſte, ſo daß er dieſem ganz unentbehrlich geworden war. So gleichgültig und nachgiebig nun auch Reinwart in allen andern Dingen, ſelbſt in Bezug auf die Leiden ſeines eigenen Kindes, war, ſo widerſpenſtig zeigte er ſich, ſobald Frau Sabine gegen Gotthilf zu intriguiren begann. Sie begriff, daß auf dieſe Weiſe gegen „den naſeweiſen, fremden Jungen, der nicht in's Haus gehörte,“ nichts auszurichten war. Deshalb begann ſie ſowohl ihm, als Friederiken, die gleichſam gemüthlich mit ihm verwachſen war, mit allen möglichen Plackereien und Hinterliſten zuzuſetzen, an denen ein böſes Frauenherz in der Regel unerſchöpflich erfinderiſch iſt. Sie fand es unanſtändig, daß Riekchen ſo frei und ungebunden mit dem „großen Tölpel“ umgehe; ſie ſeie nun kein Kind mehr und doch ganz und gar nicht ſeine Schweſter; ſolches ſtete Zuſammenſein könne zu nichts Gutem führen u. ſ. f. Weder Friederike noch Gotthilf verſtanden, was das müßige Gerede heißen ſollte; denn eine reine Kindesſeele iſt über die Sünde ganz im Unklaren. Sie iſt Licht und wandelt in Licht. Die Sünde aber iſt ein Kind der Nacht und ſtets von Nacht umgeben. Wer ſtets im reinen Lichtglanz wandelt, weiß nichts von Nacht und ahnet nichts von ihr; nur wer ſelbſt in Nacht wandelt, erkennt die Sünde und kennt ſie. Die beiden verbundenen Seelen erfüllte namenloſer Schmerz, daß ſie getrennt nebeneinander leben ſollten. Die Natur ihres Verhältniſſes lehrte von vorn herein, daß dieß nicht anging. Aber Frau Sabine kannte nur die Natur des Adels, nicht den Adel der Natur, und noch viel weniger einer ſo hohen und heiligen. Sie hatte ihre Spione mit in's Haus gebracht, die nun angeſtellt wurden, am Erziehungsnachholungswerk mitzuarbeiten. Die ungnädige Frau Mutter überraſchte das vertraulich plaudernde Pärchen hinter dem Stamme der großen Eiche, es ſetzte Scheltworte; ſie ertappte ſie im Walde, der Sturm wurde heftiger; ſie überrumpelte ſie im Häuschen eines Holzhackers und nun wurde Friederike von der wüthenden Frau mit Schlägen traktirt, die von unzüchtigen, liederlichen Dirnen ſprach und mit ihrem eigenen Schmutz den reinen Spiegel des holden, unſchuldigen Kindes bewarf. Gotthilf erhielt die Drohung, ſie werde die Sache dem Fürſten anzeigen, der

Friederikens Taufpathe war, und nicht raſten, bis er aus dem Hauſe gejagt ſei. Da ihr Mann ſich doch als Memme und Schlafmütze zeige und die Ehre ſeines Kindes nicht zu wahren wiſſe, ſo ſei es ihre Pflicht, auf Zucht und Ehrbarkeit im Hauſe zu halten, ſonſt würde beim durchlauchtigen Hofe ſolcher Unfug ihr zur Laſt gelegt werden. Alſo ausgeſcholten und tief verletzt, erhielt der arme Gotthilf auch noch einen ernſten Verweis vom Förſter, und den ſtrengen Befehl unter Androhung ſchwerer Strafe, ſich den Anordnungen der Frau Förſterin zu fügen. Friederike aber wurde von nun an von den Mägden der Frau Sabine und dieſer ſelbſt ſo bewacht, daß ſie auch nicht einen Augenblick allein oder unbeobachtet blieb. Die beiden jungen Leute trafen ſich nur noch bei Tiſche und hier durften ſie ſich nicht anſehen, wenn nicht alſobald ein Ungewitter über ſie hereinbrechen ſollte. Der Schmerz über dieſen grauſamen Zwang fraß an ihrem Leben. Friederike welkte ſichtbar hin; Gotthilf ging immer wie ein Träumender durch den Wald und ſeine Kugel traf nie mehr das Ziel. Gerade der Zwang hatte in beider Herzen die ſtille Wärme geſchwiſterlicher Liebe zur Glut der Leidenſchaft angefacht. Früher hatten ſie nie daran gedacht, daß ſie nicht durch die Bande des Bluts Geſchwiſter ſeien; jetzt wußten ſie es, und wie durch höhere Eingebung wurden ſie auch über die neue Art ihrer Liebe klar. Nun aber ſind Liebe und Noth gleich erfinderiſch, und wenn die Noth ſich mit der Liebe vereint, vermögen Zwang und Gewalt nichts gegen ſie auszurichten. Unſchuldige, liebende und leidende Herzen finden leicht mitleidige Seelen, die ihnen helfen. Es geht ein mildes Erbarmen mit der gedrückten Unſchuld durch die Menſchheit. Selbſt unter Frau Sabinen's Mägden fand ſich ein weiches Herz, das, gerührt von Riekchens Thränen, die Vermittlerin wurde zwiſchen dieſer und Gotthilf. Dann und wann ſprachen ſie ſich nun wieder in einſamen Nächten; aber wie ſehr waren die Gefühle, die ſie ſich jetzt mitzutheilen hatten, von denen früherer Zeit verſchieden! Nun blühete Friederike auf wie eine von Regen und Thau übergoſſene Blume, die erſt im Sonnenbrande geſchmachtet, und als ſie ihr ſechszehntes Jahr zurückgelegt hatte, galt ſie für das ſchönſte Mädchen in allen Thälern des Unterharzes. Sie war vollkommen erblüht, üppig, ſchlank, ausgebildet, ein von der Liebe gezeitigtes Meiſterſtück des Schöpfers. Das wußten die Herren am Hofe zu Ballenſtedt nur zu wohl, und der durchlauchtigſte Herr Pathe ließ ſie oft hinab kommen, damit die Augen der Kenner ſich an der befangenen, ſchüchternen, in holder Schaam erglühenden Schönheit ergötzen möchten. Dann begleitete Frau Sabine ſtolz ihre Tochter und brüſtete ſich gleichſam, als ſei das ihr Werk, was doch Gottes, Gotthilfs und der Liebe Werk war, und nahm die Lobeserhebungen, Huldigungen und Schmeicheleien gnädig entgegen, von denen Friederike nichts zu hören ſchien, die ſie wenigſtens alle unbeachtet ließ. Es gab zwar darüber manchen Verweis von der glückſeligen Frau Mutter; ſie ſteckte ihn geduldig ein und machte es nach wie vor. Ihr Herz war und blieb mitten unter den entzückten Hofſchranzen bei dem braunen Jägersmann, dem ſie Alles verdankte, in ihres Vaters Hauſe. Es gab nur einen Mann für ſie, ja, eigentlich nur einen Menſchen, den ſie verehrte, liebte, dem ſie vertraute, der das Ziel all' ihrer Wünſche, der Gegenſtand all' ihrer Hoffnungen, ja ihre ganze Welt war. Sie konnte nicht an Gott denken, ohne daß Gotthilfs Bild ſich nicht vor die Augen ihres Geiſtes ſchob; denn durch ihn hatte ſie Gott kennen gelernt und durch Gotthilfs Bibel die Offenbarung deſſelben. Deshalb war ſie auch feſt gegen die Stimme der Verführung, und es lag wahrlich weder an der geſchmeichelten eiteln Mutter, noch an dem gleichgültigen Vater, daß ihre Tugend rein und groß blieb. Dieſe reine, fromme Seele, deren weißes Panier den ſchönen Knaben mit der Bibel führte, konnte nicht einmal verſucht werden; alle Pfeile lüſterner Begehrlichkeit glitten von ihr, wie von einem Granitfelſen ab, und bald galt ſie für eben ſo kalt und unempfindlich, wie für vollkommen ſchön.

Frau Sabine hatte inzwiſchen ihr Plänchen gemacht, und ſchritt, ſobald ſie damit in's Reine gekommen war, ungeſäumt zur Ausführung deſſelben.

Nach jahrelangen unnützen Verhandlungen war endlich der Friede zu Münſter und Osnabrück zu Stande gekommen, der dem unglückſeligen dreißigjährigen Kriege ein Ende machte. Die Tapferkeit der Schweden hatte den Friedensſchluß herbeigeführt. Mit demſelben entließ der ſchwediſche General Wrangel die meiſten deutſchen Soldaten, die in ſeinem Heere gedient hatten.

An einem hellen Wintertage erregte ein ſtattlicher kriegeriſcher Reiter in den ſchwediſchen Farben die Neugierde der Bewohner des kleinen Forſthauſes, vor deſſen Thüre er angeſprengt kam und ſich vom Pferde warf. Frau Sabine eilte mit Freudengeſchrei auf ihn zu, drückte den bärtigen, trotzig umherblickenden Geſellen an ihre welke Bruſt, und ſtellte ihn mit ſtolzen Mienen den Hausgenoſſen und ſonſtigem zugelaufenen Volke als ihren Neffen, den Sohn ihrer ältern Schweſter, vor, der mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege heimkehrte. Wie einen Triumphator führte ſie ihn in's Haus, es mußte ſich alles tief vor dem anmaßenden Burſchen bücken; die Mägde flogen; auf dem Hühnerhof und in den Ställen ereignete ſich eine neue Schlacht; denn das Volk derſelben war nicht mit in den weſtphäliſchen Frieden eingeſchloſſen; Feuer loderte in der Küche, der Keller that ſeinen Mund auf, und Boten liefen nach allen

Seiten des Waldes nach dem Förſter aus, der nicht das Glück gehabt hatte, den ruhmbedeckten Schweſterſohn ſeiner Ehehälfte in ſeinen vier Pfählen zu empfangen. Der ſchwediſche Exſoldat nahm alle dieſe Huldigungen mit einem unverſchämten Lächeln an; doch wandte er die Aufmerkſamkeit, welche ſeine glückſelige Baſe ganz in Anſpruch zu nehmen geneigt war, zum großen Theil Friederikens jugendlicher Schönheit zu, auf deren Blüthe ſein Auge begehrlich lüſtern ruhete. Als das Mädchen, unvermögend, die frechen Blicke und Reden des rohen Burſchen länger zu ertragen, die Stube verließ, ſchloß Frau Sabine den Neffen wieder zärtlich in die Arme und flüſterte ihm zu: „Sieh, mein Balthaſar, das iſt nun die koſtbare Perle dieſes Hauſes, die ich dir beſtimmt habe, und die deshalb ſchon ſo gut als dein iſt. Nicht wahr, das iſt ein delikates Fiſchchen, mein Junge, und ich habe mütterlich für dich geſorgt? Wie du ſchmunzelſt! Dein Lächeln hält mir eine Lobrede. Ich habe deinen Geſchmack getroffen. — — Laß dir ſchnell, da wir eben allein ſind, ſagen, was ich außerdem für dich gewirkt. Durch die durchlauchtigſte Fürſtin iſt es mir gelungen, dich in die Dienſte des Fürſten zu bringen. Du wirſt Leibjäger und Büchſenſpanner Sr. Durchlaucht. Führe dich gut auf und mache dich fein beliebt bei den hohen Herrſchaften. Gefällſt du dem gnädigſten Herrn, und, was noch mehr bedeutet, der gnädigſten

Frau, ſo iſt dir die Anwartſchaft auf die Förſterei meines Mannes, wenn dieſer einmal mit Tod abgehet, gewiß, und du ſiehſt dich hier in deinem künftigen Hauſe. Aber ich denke dich noch eher anzubringen. Mein Alterchen iſt ein Fünfziger und wird merklich ſtumpf. Du heirathest in einem halben oder höchſtens einem Jährchen die Rieke und wirſt dem Förſter als Unterförſter beigeſetzt. Dadurch werde ich das Laffengeſicht, den Gotthilf, los, je eher, deſto lieber; der Burſche iſt mir mehr zuwider als Rattenpulver. Nun mache dich nur gleich an die Rieke, damit ſie bald erfährt, wie ſie mit dir dran iſt. Es wird wahrſcheinlich einige Kappen ſetzen, aber laß mich nur machen!“

Balthaſar verſprach in dieſem Punkte vollkommenſten Gehorſam und war ſeines Siegs im voraus gewiß; denn er fand ſich unwiderſtehlich. Er zweifelte deshalb auch ſehr, daß die ſchöne Friederike zaudern würde, ihr Glück von ſeiner Hand zu empfangen.

Als der Förſter heimkam, ging die Freude von Neuem an; das ganze Haus nahm ein Feſttagsgeſicht an. Nur Gotthilfs Züge paßten nicht zu der Phiſiognomie des Hauſes. Für ihn war kein Platz an der Feſttafel; er war das erſtemal, ſeit er als achtjähriger Knabe in dies Haus gekommen war, vom Tiſche deſſelben verbannt, und der alte Förſter war ſchwach genug, heute ſeiner Frau nachzugeben, da der ruhmgekrönte Neffe derſelben ihm die Ehre ſeines Beſuchs gönnte. Es that ihm herzlich leid, daß Gotthilf nicht miteſſen durfte; aber was wollte er heute machen? heute ließ ſich der glückſtrahlenden Frau doch auf keinen Fall widerſprechen. Gotthilf ließ die ihm in der Geſindeſtube angerichteten Speiſen unberührt ſtehen, hing ſeine Büchſe um, und ging, ein Paar Thränen in den Augen, in den Wald. Vetter Balthaſar, der auf dem Ehrenplatz neben Friederiken ſaß, log ſeinen Zuhörern lächerlich fürchterliche Geſchichten von ſeiner Tapferkeit vor und empfahl ſich dem Förſter, der mit Wehmuth an die Zeit dachte, wo er einſt auch unter die Schweden hatte gehen wollen, dadurch auf's Beſte. Schon der Umſtand allein, daß Balthaſar im ſchwediſchen Heere gedient, hatte ihm Reinwarts volle Gunſt erworben; denn der Förſter war immer gut ſchwediſch geſinnt geweſen; nun kamen noch die Heldenthaten des Neffen hinzu, um ſeine Empfindungen für denſelben bis zur Bewunderung und Liebe zu ſteigern. Balthaſar, durch Reinwarts beifällige Aeußerungen kühn gemacht, lief Sturm auf Friederikens Herz, und Frau Sabine machte ihren nach Jahren zum erſtenmale vergnügten Mann zu wiederholten Malen darauf aufmerkſam, welch ein ſtattliches Pärchen Balthaſar und Riekchen ſeien. Dieſe, obgleich heute noch von der Mutter flattirt und mit den zärtlichſten Namen belegt, wie noch nie, wurde von einer namenloſen Angſt gefoltert, ſo daß ihr jeder Biſſen im Munde quoll und ſie da ſaß, wie eine ſteinerne Bildſäule. Als die Männer bei der Flaſche ſitzen blieben und ſich in ein Geſpräch über die letzten Kriegsereigniſſe und den Friedensſchluß vertieften, redete Frau Sabine ihrer Stieftochter auf's Freundlichſte zu, und malte ihr mit lichten Farben das Glück aus, des ſchmucken Balthaſars Ehefrau zu ſein. Dadurch wurden dem unglücklichen Mädchen nun vollends die Augen geöffnet, ſie ſah klar, zu welchem Jammerlooſe ſie beſtimmt war, und wie ſie an ihrem Vater keinen Beiſtand haben werde. Sie ging hinaus, um ſich todtzuweinen; nicht anders war ihr zu Muthe.

Der fetirte Vetter blieb einige Tage, eine qualvolle Ewigkeit für Friederike und Gotthilf, für den Förſter, der, kraft ſeiner eigenen rohen Natur, großen Gefallen an dem Soldaten fand, die kurzweiligſte Friſt ſeines ganzen Mannesalters. Als der vom Glück ſo ſehr begünſtigte Balthaſar ſchied, um ſeinen neuen Dienſt anzutreten, war zwiſchen ihm und Friederikens Eltern ſo gut als abgemacht, daß er der Sohn des Hauſes werden würde.

Dem Fürſten gefiel Balthaſar nicht minder, als dem Förſter; der ſchlaue Menſch hatte im wildbewegten Kriegsleben gelernt, den Schwächen und Leidenſchaften der Hohen zu ſchmeicheln, und ſolche Subjekte haben zu allen Zeiten ihr ſogenanntes

Glück gemacht. Ueberdieß wurden alle Soldaten, welche im ſchwediſchen Heere gedient hatten, in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands mit großer Ehrerbietung behandelt, und erhielten ſtillſchweigend das Recht eingeräumt, ſich mehr zu erlauben, als Andern geſtattet war. Der Fürſt kannte bald Balthaſars und Frau Sabinens Wünſche in Bezug auf Riekchen und die Förſterſtelle, und als Pathe des Mädchens gab er ſeine Einwilligung und verſprach ſie auszuſtatten. Der neue ſchmucke Leibjäger machte ſeinen Beſuch oft im Forſthauſe, und wenn er kam, ging Gotthilf. Endlich erklärte Reinwart ſeiner Tochter, daß zum nahen Pfingſtfeſt ihre Verlobung mit dem Leibjäger ſtattfinden werde. Das geängſtigte Mädchen warf ſich ihrem Vater zu Füßen und lieh ihrem ſonſt ſo ſchüchternen Munde kühne Worte, mit welchen ſie den erſtaunten Mann beſchwor, ſie nicht alſo hinzuopfern. Anfangs wußte er nicht, was ſie wollte; er konnte ſie nicht begreifen. Endlich nannte ſie den Namen Gotthilf, und nun erſt gingen ihm die Augen auf. Sie verſicherte ihm unter heißen Thränen, daß ſie ohne Gotthilf nicht würde leben können.

„Daraus hätte ohnedieß nichts werden können," verſetzte Reinwart ruhig und kalt. „Wie du jetzt denkſt, ſo dachte ich einſt auch. Es iſt die Angewöhnung der Jugend, ſo zu denken. Auch ich hatte eine Geliebte, die ich nicht heirathen durfte. Ich mußte auf Befehl des Fürſten deine Mutter heimführen, und bildete mir ſteif und feſt ein, ich würde nie ein anderes Weib lieben können, als meine wider Willen verlaſſene Geliebte. Hernach lernte ich deine Mutter recht von Herzen lieben. So wirſt du auch den Balthaſar bald lieben lernen, wenn er erſt dein Mann iſt; das findet ſich bei den Frauen noch viel eher, als bei den Männern. Der Gotthilf iſt ein guter brauchbarer Menſch, aber er iſt ſo arm, wie eine Kirchmaus und wer weiß, wann und ob er überhaupt einmal einen nährenden Dienſt erhält. Der Balthaſar dagegen iſt ſchnell der Liebling des Fürſten geworden, und es iſt des gnädigſten Herrn ausdrücklicher Wunſch, d. h. Befehl, daß du ſeines Leibjägers Frau werdeſt. Deiner Mutter will ich von deiner Weigerung gar nichts ſagen; denn das würde ſie nur gegen dich in Harniſch bringen, und du weißt, wie ſie den Balthaſar verehrt, und das mit allem Recht. Auch mir iſt er unter allen Menſchen, die ich kenne, der liebſte. Füge dich deshalb ruhig, denn es kann nicht anders ſein, und ſei verſichert, daß Alles gut gehen wird.“

So ließ der kalte Mann die verzweiflungsvolle Tochter liegen, die vergebens nach Ruhe rang. In der Nacht ſprach ſie ihren Gotthilf. Ach, wie hing doch ihr Herz mit tauſend Banden an ihm! wie war es doch ganz und gar in das ſeinige verwachſen! Und dieſe Herzen ſollten getrennt werden! Das war ein wahrhaftiges und großes Herzeleid. Troſtlos lag Friederike in des Jünglings Armen und rang die Hände. Er aber ſprach ihr ſelbſt mit gebrochenem Herzen Troſt zu, und ermahnte ſie, Gott zu vertrauen und ihren Eltern zu gehorchen. „Denke an das Gebot: Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe. Gehorſam iſt des Kindes erſte Pflicht. Bringe der Pflicht dein Herz zum Opfer, und der Herr wird dich nicht verlaſſen in deiner Noth. Bete mit David: Mein Vater und meine Mutter verlaſſen mich, aber der Herr nimmt mich auf. Er liebt ja die guten gehorſamen Kinder vor allen. Sieh, auch ich leide, wie du, und wer weiß, ob mir nicht noch weit Schlimmeres zu ertragen bevorſteht. Wir wollen uns nicht durch Klagen die Herzen ſchwer machen, ſondern muthig und feſt dem unvermeidlichen Schickſal entgegengehen. Ich will übrigens morgen mit deinem Vater noch einmal reden. Vielleicht iſt ſein Herz doch noch zu erweichen.“ Friederike ſchüttelte ungläubig ihr ſchönes thränenſchweres Haupt, aber ſie war doch geſtärkt und getröſtet, als Gotthilf von ihr ging.

Am folgenden Morgen trat Gotthilf in ſeinem beſten Jägerrocke feierlich in Reinwarts Stube. „Mein Vater,“ ſagte er, „erlaubt mir, eine Bitte an Euch zu richten, von deren Gewährung oder

Verſagung das Wohl und Wehe meines Lebens und noch eines andern viel werthern abhängt.“

„Laß hören, mein Sohn,“ verſetzte der Förſter ruhig. „Ich merke ſchon, wo du hinauswillſt. Es iſt recht, daß du zu mir kommſt; wir wollen vernünftig miteinander reden.“

„Ihr habt mich aus einem armen verwaiſten Knaben zu Euerm Sohne gemacht und väterlich redlich für meine Wohlfahrt geſorgt bis dieſe Stunde. Daraus entnehme ich, daß Ihr nicht abgeneigt ſeid, mir auch ferner ein ſtilles, zufriedenes Leben zu gönnen, und gern das Eurige dazu beitragt, mir ein ſolches zu verſchaffen.“

„Dein Schluß iſt richtig, Gotthilf. Ich wünſche dir alles Gute, und was an mir liegt, will ich mit Freuden zur Erfüllung dieſes Wunſches beitragen.“

„Gut, ſo will ich Euch aus meinen ſtillen Hoffnungen, die meinen kleinen Lebensplan zuſammengebaut, kein Geheimniß machen. Ihr habt keinen Sohn, den Ihr hättet zu einem tüchtigen Waidmann ausbilden können, um ihn Euch in Euerm Alter durch die Gnade des Fürſten im Amte beiſetzen zu laſſen und ihm daſſelbe einſt nach Euerm gottſeligen Hingange zu hinterlaſſen. Nun habt Ihr mir in meiner frühen Jugend die Gunſt erwieſen, mir die Rechte eines Sohnes zu verleihen. Ihr habt mich zu einem Waidmanne gebildet, der ohne Stolz und Ruhmredigkeit von ſich ſagen kann, daß er das

Seinige gelernt hat. Ihr habt mir Euer Beſtes gegeben, Eure Liebe, Euer Vertrauen. Dieß und Gottes Segen haben mir Kraft und Geſchick verliehen, Euer Töchterlein zu unterrichten und zu einer ſittſamen, frommen Jungfrau zu erziehen. Ihr wißt ſelbſt, daß ſie niemals einen andern Lehrer gehabt hat, als mich. Sie iſt Gott und den Menſchen zur Freude groß und ſchön geworden. Jedes unverdorbene Herz, das ſie ſieht, iſt ihr in Sitten und Züchten zugethan. Ihr Herz hängt aber in großer Liebe an mir, wie das meinige an ihr. Keins wird ohne das andre jemals glücklich ſein können. Nun bin ich in die männlichen Jahre gekommen — ich bin ſechsundzwanzig Jahre alt geweſen — und dachte mir das gar ſchön, daß Friederike meine Ehefrau und ich Euch im Amte beigeſetzt würde, und wir Euch ein recht heiteres Alter bereiteten. Zerſtört nicht ſo viel ſchöne Hoffnungen, ſo viel reines, wahres Glück. Gebt mir Friederiken und nicht jenem hochfahrenden Menſchen da, der ſich in dies Haus gedrängt hat, für das er nicht paßt, und mit welchem Euer einfaches Kind nimmer glücklich ſein kann.“

Der Förſter hatte den Sohn ausreden laſſen; es waren dem alternden Manne Thränen in die Augen getreten; er hatte mehrmals wehmüthig mit dem Kopfe geſchüttelt. Als er nun den Mund aufthun und dem lieben Bittſteller Beſcheid ſagen wollte, wurde die Thüre aufgethan, und mit heftigen Schritten und Geberden trat Frau Sabine herein. „Wie?“ rief ſie wüthend ihrem Manne zu, „du duldeſt es, daß dieſer verlaufene Bube deinen ehrenwerthen Vetter und Leibjäger Sr. hochfürſtlichen Gnaden dir in's Geſicht ſchmäht? Schäme dich, Joſeph!“ Und zu dem erſchrockenen Gotthilf gewendet: „Mein Balthaſar iſt freilich kein Lump und nicht als ein betrügeriſcher Bettelbub in dies Haus gekommen, deſſen Herrſchaft er ein Lugenmährchen aufgebunden, damit ſie ihn um Gotteswillen behalten und vom Hungertode gerettet haben. Mein Balthaſar iſt als ein Offizier Ihrer ſchwediſchen Majeſtät in dies Haus gekommen und kommt jetzt als Leibjäger Sr. Durchlaucht des Herrn Fürſten von Anhalt herein, und wirbt ehrlich und redlich um die Hand der Tochter deſſelben, und verſtrickt das argloſe Kind nicht hinter dem Rücken ihrer Eltern mit gottverworfenen Künſten und Praktiken. Darum paßt er auch beſſer in dies Haus, als böſe, widerſpenſtige Buben, die nur Unheil anſtiften, als unnütze verlaufene Burſche, die nicht haben, womit ſie ihre Blöſe bedecken, und die Wohlthaten, die ſie genießen, mit dem ſchändlichſten Undank vergelten, indem ſie die Tochter ihres Wohlthäters zu verführen trachten, und die alle Stunden gehen können, woher ſie gekommen ſind.“

Dieſem wildhervorgebrochenen Redeſtrom ſetzte der Förſter endlich einen Damm, indem er mitleidig des erbleichenden Gotthilfs Hand ergriff und ſagte: „Aus der Erfüllung deiner Wünſche kann nun einmal nichts werden. Schlage dir das aus dem Sinne, Gotthilf! Du biſt zu arm und zu unbedeutend, um mit dem hochfürſtlichen Leibjäger in die Schranken treten zu können. Der Fürſt hat befohlen und wir müſſen gehorchen.“

Mit bebenden Lippen verſetzte der Jäger: „Ich ſehe ein, daß Alles aus iſt. Zur rechten Zeit hat mich Frau Sabine daran erinnert, daß ich in dieſem Hauſe nichts bedeute und nichts zu ſuchen habe. Daß ich hier auch für einen Betrüger gelte, habe ich zu meinem Schrecken jetzt zuerſt erfahren. Zum zweitenmale will ich mich nicht gehen heißen laſſen. Erlaubt, Herr Förſter, daß ich Euch hiermit den mir freundlich verliehenen Namen und die Rechte eines Sohnes zurückgebe; ich will nicht mehr aus dieſem Hauſe mit fortnehmen, als ich hineingebracht. Ihr habt ſeit achtzehn Jahren mir Nahrung, Kleid und Unterricht gegeben. Vergelt's Euch Gott; Ihr wißt, daß ich außer Stande bin, es zu thun. Vielleicht hilft er mir, daß ich mich einſt an Euch oder Euerm Kinde dankbar beweiſen kann; denn nichts ſchmerzt mich mehr, als der mir gemachte Vorwurf der Undankbarkeit. Könnte ich Euch mit meinem Leben dienen, ich würde es mit Freuden geben.“

„Nein, nein! ſo war es ja nicht gemeint!“ rief der Förſter betreten. „Gehen ſollſt du nicht, Gotthilf. Du biſt und bleibſt mein Sohn und ich dein Vater. Dies Haus iſt dein Vaterhaus.“

Gotthilf ſchüttelte wehmüthig das Haupt.

Die Förſterin, fürchtend, der ihr Verhaßte möchte ſich wieder zureden laſſen, wollte den günſtigen Augenblick, ihn aus dem Hauſe zu verdrängen, nicht ungenützt vorübergehen laſſen und rief deshalb: „So laß ihn doch laufen den trotzigen Buben! Ich glaube gar, du erniedrigſt dich, Joſeph, und gibſt ihm gute Worte, daß er bleiben ſoll. Er iſt ganz unnütz und übrig hier, und würde ſich mit Balthaſar ſchlecht vertragen.“

„Ihr habt nicht nöthig, mich hinauszuwerfen, Frau Sabine,“ ſagte Gotthilf, indem ihm die Bruſt vor ungeheuerm Schmerz zu zerſpringen drohte, „ich gehe ſchon von ſelbſt. In wenigen Minuten ſoll Euch dieſes verhaßte Geſicht nicht mehr im Wege ſein. Gewährt mir nur die einzige Liebe, Herr Förſter, daß ich von Friederike Abſchied nehmen darf, verſteht ſich in Euerm Beiſein. Ich habe ihr nichts Heimliches zu ſagen.“

„Ach, ſo ſollte es ja nicht kommen!“ ſeufzte der Förſter; er war aber nicht vermögend, ſich den Einflüſſen des böſen Geiſtes, der Macht über ihn gewonnen, zu entziehen. Als Gotthilf hinausgegangen war, wollte er ſeiner Frau einige ſanfte Vorwürfe machen, aber ſie erſtickte ſie in der Geburt durch einen neuen Wortſtrom, den ſie über ihn goß, und wußte ihn durch tauſend triftige Gründe zu überzeugen, wie heilſam für das Haus Gotthilfs Entfernung ſei.

Friederike, die von dem ſtattgehabten Auftritte nichts wußte, wurde hereingerufen, gleich darauf trat auch Gotthilf wieder in die Thüre. Er hatte den Jägerrock ausgezogen und eine ſchlichte Jacke an, wie die gemeinen Wäldner. In der einen Hand hielt er den Wanderſtab, in der andern ſeine Bibel.

„Friederike,“ erhob er die zitternde Stimme, „ich muß nach Gottes Fügung aus dieſem Hauſe ſcheiden und will von deinen Eltern und dir jetzt Abſchied nehmen, vielleicht für dieſes Leben; denn ich weiß noch nicht, wohin mich der Herr führen wird. Die Zeit iſt jetzt ſchlimm und die Noth groß in allen Ländern. Gott wird mich ſchützen.“

Friederike hatte ſich mit einem leiſen Schreckensſchrei das Geſicht verhüllt und weinte heftig.

„Arm, wie ich gekommen bin,“ fuhr Gotthilf fort, „gehe ich wieder. Mein einziges Beſitzthum iſt dieſe Bibel. Friederike, nimm ſie von mir als Angedenken! nimm ſie als dein Hochzeitgeſchenk von mir! Ich kann dir weiter nichts geben, denn ich habe weiter nichts; aber es iſt doch keine geringe Gabe, es iſt im Gegentheil ein großer Reichthum. Meine ſelige Mutter ſchenkte ſie mir als ich fünf Jahre alt war, und ſie iſt bis jetzt meine unzertrennliche Freundin geweſen, und hat mir immer Troſt und Ruhe gegeben, und ihre Lehren ſtärken mich auch jetzt in dieſer ſchweren Stunde. Sie hat auch in dieſem Hauſe viel Gutes geſtiftet; ich habe Gott oft für den Segen gedankt, den ſie hervorrief. Du haſt in ihr leſen, aus ihr Gottes Gebote kennen gelernt, Friederike. Ihr Segen ſei ferner bei dir und dieſem Hauſe! Ich könnte dir nichts beſſeres geben und wenn ich Salomons Schätze hätte. Leb' wohl, Riekchen! Vergiß nie die Lehren, die ich dir gab, und halte feſt an Gott und dieſer Bibel. Gehorche deinen Eltern, die dir Gott gegeben hat, und ertrage die Leiden, die der Herr über dich verhängt, mit Ergebenheit und Geduld. — Auch euch, Herr Förſter und Frau Förſterin, möge fort und fort der Segen meiner Bibel zu gut kommen. Sie bleibe in euerm Hauſe wie ein Schutzgeiſt. Für all' empfangene Wohlthat dank' ich euch viel tauſendmal. Glaubt mir, ich bin nicht undankbar. Vielleicht hilft mir Gott, daß ich euch das noch beweiſen kann.“

Bei dieſen Worten brach ihm die Stimme in ein lautes Schluchzen. Er ergriff des Förſters Hand, drückte einen Kuß darauf, ließ eine Thräne darauf fallen und war einen Augenblick darauf verſchwunden. Friederike knickte zuſammen, der Vater ſchloß ſie in die Arme und Frau Sabine nahm ſcheltend die Thür in die Hand, um das Gefühl der Beſchämung zu bemänteln, das ſie beſchlich.

Friederike befand ſich in einem troſtloſen und höchſt beſorglichen Zuſtande; dem Vater bangte tagelang für ihr Leben. Plötzlich aber erholte ſie ſich, wurde wieder munterer und veranlaßte ihre Eltern zu der Hoffnung, ſie werde Gotthilf in kurzer Zeit vergeſſen haben. Sie erwähnte ſeiner nicht, und empfing den fürſtlichen Leibjäger, der einige Tage ſpäter ſeinen Beſuch machte, wenn auch nicht warm, aber doch auch nicht abſtoßend. Frau Sabine warf ihrem Neffen einen triumphirenden Blick zu. Den folgenden Tag ritt der Förſter mit dem Leibjäger nach Ballenſtedt. Riekchen nahm heiter von ihnen Abſchied. Die Förſterin ließ ein Wörtchen von der nahen Verlobung fallen; Friederike erröthete blos. Es ging Alles nach Frau Sabinens Herzenswunſch. Inzwiſchen kam ihr während des Tags Riekchens ausnehmend munteres Weſen etwas verdächtig vor. Sie ließ ſie deshalb nicht aus den Augen. Und doch war ihr das Mädchen, als es Nacht geworden war, ſie wußte nicht wie, entwiſcht. Schnell wurden Mägde ausgeſchickt, Frau Sabine warf ſelbſt einen Mantel um, die Vermißte zu ſuchen. Aber kaum hatte die Förſterin den Namen der Tochter laut gerufen, ſo war dieſe ſchon da, und behauptete, nur den Duft der friſch ausgeſchlagenen Bäume in der Nähe des Hauſes eingeſogen zu haben. Die geſtrenge

Mutter ſchüttelte ungläubig den Kopf, fixirte die Verlegene ſcharf mit den Augen, und zwang ſie, ſich augenblicklich mit ihr in die Schlafkammer zu verfügen, ſich auszukleiden und zu Bette zu legen.

Aus den Armen des Schlafes, in die beide bald verſunken, wurden ſie — es mochte gegen Mitternacht ſein — durch ein furchtbares Geſchrei emporgeſchreckt, aber der Schrecken wurde zum rieſengroßen Entſetzen, das alle ihre Kräfte lähmte und ſie faſt zu Bildſäulen verwandelte, als ſie das Schlafzimmer in lichten Flammen ſtehen ſahen. Schon ergriffen die gierigen Feuerkinder die Vorhänge der Betten, die Thür brannte bereits, wo war hier an Rettung zu denken? Die Stimme verſagte den Dienſt und die dürftigen Laute, welche ſich aus der gepreßten Bruſt herausarbeiteten, verhallten ungehört in dem Lärm draußen, der ſich mit jedem Augenblick vermehrte. Frau Sabine rang verzweiflungsvoll die Hände und ſtürzte, ſo wie ſie nur wieder Herrin ihrer Glieder war, nach der Thüre. Aber ſie ſelbſt hatte dieſe verſchloſſen, um Friederiken bei ſich einzuſperren, und konnte nun, halb beſinnungslos und verwirrt, den Schlüſſel nicht finden. Aus dem Dachſtuhl über der Thüre ſchlugen ſchon die Flammen herein. Ein Gleiches war mit den beiden Fenſtern der Fall, welche die Kammer enthielt. Das Verderben ſtarrte ſie in nächſter Nähe mit glühenden Augen an. Die Förſterin rang kreiſchend die Hände, Friederike war auf die Knie gefallen und betete inbrünſtig. In dieſem Augenblick wurde ein Fenſter eingeſchlagen, und eine männliche Geſtalt ſchwang ſich raſch herein.

„Friederike, wo biſt du?“

„Gotthilf, Retter!“ Beide Frauen klammerten ſich an ihn.

„Schnell!“ rief er, „eine Minute Verzug bringt den Tod. Das ganze Haus ſteht in Flammen. Ich kann nur eine tragen. Schnell, Friederike.“

„Nimm die Mutter und laß mich ſterben.

„Nimm mich! Nimm mich!“ kreiſchte Sabine, „du hörſt ja, daß ſie ſterben will.“

„Dank dir, mein Engel!“ rief der Jüngling, und küßte die Jungfrau auf die Stirn, ergriff die Frau und verſchwand mit ihr durch das Fenſter. Zwei Minuten darauf war er mit ſeiner Laſt am Boden, aber ſchon brannte die Leiter. Er ließ ſich nicht abhalten. Ein Kreiſer warf ihm einen triefend naſſen Lappen zu. Schon wogte das Flammenmeer um Friederike, jetzt wurden ihre Kleider ergriffen, ſie konnte vor Hitze kaum mehr athmen. Raſch ſchlug Gotthilf den Lappen um ſie, durch die Flammen hinaus, die Leiter brach, er ſtürzte mit ihr hinab, Friederike ſchrie auf; ſie hatte einen Arm gebrochen.

„Friederike! Friederike, um Gottes willen! Wo iſt die Bibel?“ rief Gotthilf, als er ſich ſchnell überzeugt, daß ſie kein größeres Unglück genommen.

„In meinem Schrein, in meiner Kammer,“ hauchte ſie, und wurde in den Armen der Umſtehenden ohnmächtig. Gotthilf ſtürzte wie ein Raſender durch die eingeſchlagene Thür in das Haus. Schon brachen die Balken krachend ein, ſprühende Glut verbreitend, ſchon glich das Haus einem flammenden Krater. Gotthilf kehrte noch nicht wieder. Endlich erſchien er wankend in der Thüre, die Kleider brennend, aber die Bibel emporhaltend, dann ſank er zuſammen. Herbeigeeilte Kreiſer und Kohlenbrenner empfingen ihn jubelnd, löſchten ihn und trugen ihn fort. Die Bibel wurde ihm unter das Haupt gelegt. Er hatte das Gottesbuch zum zweiten Male aus dem Feuer gerettet. Im Häuschen eines ihm befreundeten Holzhackers kam er wieder zum Bewußtſein. Seine erſte Frage war nach Friederiken. Er erfuhr, daß der Förſter, der gleich früh gekommen, ſie und ihre Mutter nach Ballenſtedt in einem Wagen geführt, und daß beide ſehr leidend ſeien. Sogleich ſchickte er einen Boten an ſie ab, der ihr die Bibel zu ihrem Troſte überbringen mußte. Er ſelbſt dankte Gott für ihre Rettung. An mehrern Wunden und großer Schwäche leidend, mußte er das Lager dieſen und den folgenden Tag hüten. Die guten einfachen Waldleute hätten ihn gern auf den Händen getragen.

Am andern Tage wurde Gotthilf durch ein lautes Gerede vor der Thüre der Hütte aus einem fieberhaften Schlummer geweckt. Der Holzhauer zankte ſich mit mehreren Männern und verwehrte ihnen den Eingang. Der Kranke merkte aus einzelnen Worten, daß er der Gegenſtand des Streites war. Der Lärm wurde größer, die Hausfrau ſchrie dazwiſchen und beſchwor ihren Mann, nachzugeben, und gleich darauf traten drei Hatſchiere des Ballenſtedter Gerichts in das Stübchen und kündigten dem Jäger mit rauhen Worten an, daß er ihr Gefangener ſei. Damit nicht genug, banden ſie ihm die Hände auf den Rücken, legten ihm eine Kette daran, und nöthigten ihn unter ſchweren Drohungen aufzuſtehen und mit ihnen zu gehen. Trotz ſeiner körperlichen Schmerzen gehorchte er. Krank in Ballenſtedt angekommen, wurde er in ein tiefes feuchtes Loch geworfen und mußte hier mehrere Wochen liegen, ohne das Tageslicht zu ſehen, eh' man ihm die Urſache ſeiner Verhaftung bekannt machte. Der vielgeprüfte Jüngling ertrug ſein neues ſchweres Leiden mit Geduld. Endlich öffnete ſich ſeine Kerkerthüre; mit neuen ſchweren Ketten belaſtet, von bewaffneten Gerichtsdienern umgeben, wurde er vor die Schranken des Gerichts geführt. Bis jetzt hatte er ſtandhaft ſeine Faſſung behauptet, nun aber, als er hörte, welches Verbrechens er angeklagt war, brach ſie zuſammen. Er war beſchuldigt, als Mordbrenner das Forſthaus angeſteckt zu haben, um

Frau Sabinen den Tod zu geben, und ſich ſo für vermeintlich erfahrene Unbill zu rächen. Schon waren eine große Anzahl Zeugen verhört, die meiſten Gotthilfs ihm treu ergebene Freunde, und doch hatte jede neue Ausſage nur den Verdacht, der auf ihm laſtete, noch erhöht. Seine eigenen Ausſagen verwickelten ihn noch tiefer. Es ergab ſich nämlich, daß er, nach ſeiner Entfernung aus dem Forſthauſe in dem kaum eine Viertelſtunde entfernten, einzeln gelegenen Häuschen eines Kreiſers, deſſen Kind er aus der Taufe gehoben, ſich heimlich aufgehalten, am Tage verſteckt, in der Nacht meiſt abweſend. Auf die Frage des Richters nach dem Grund ſeines Aufenthaltes und ſeiner Entfernung in der Nacht konnte er durchaus keine genügende Antwort geben. Er wurde ſichtbar verlegen, und widerſprach ſich in nachfolgenden Verhören. Ferner hatte man dicht an der Brandſtätte des Stalles, wo das Feuer zuerſt ausgekommen war, nicht nur eine Laterne, die als dem Kreiſer, wo Gotthilf ſich verborgen gehalten, gehörig erkannt worden war, ſondern auch Gotthilfs Schreibtafel oder vielmehr Jagdbeſchreibung gefunden, aus welcher mehrere Blätter geriſſen waren. Endlich ſagten einige Zeugen, Dienſtleute aus dem Forſthauſe, aus, daß ſie ihn mit Anbruch der Nacht in der Nähe geſehen hatten, ja, einige behaupteten ſogar, die brennende Laterne wahrgenommen zu haben. Die Kreiſersfrau war eingeſtändig, daß die gefundene Laterne die ihrige ſei und daß Gotthilf ihr dieſelbe zwei Abende vorher abgeborgt und ſich bei einbrechender Nacht mit derſelben entfernt habe. Gotthilf ſtellte dieß eben ſo wenig in Abrede, als daß er ungefähr zwei Stunden vor Mitternacht, alſo kurz vor Ausbruch des Feuers, in der Nähe des Forſthauſes geweſen ſei. Allein auf die Frage, was er dort zu ſchaffen gehabt, antwortete er zagend, er habe gehofft, Friederiken noch einmal ſehen zu können. Das Buch müſſe er verloren haben und die Laterne habe er gebraucht, um ſich Nachts im Walde auf dem Heimwege nicht zu verirren. Die Unhaltbarkeit dieſer Angaben leuchtete ein; da Jedermann wußte, daß er in der tiefſten Nacht jeden Fußbreit Boden des Waldes kennen mußte und davon früher unzählige Beweiſe geliefert hatte. Da er nun fortwährend beharrlich leugnete, den Stall angeſteckt zu haben, ſo wurde er befragt, warum er die Laterne nicht in jener Nacht mit ſich nach dem Kreiſershauſe genommen, zu welchem Behuf er ſie doch, ſeiner Angabe nach, von der Frau entlehnt, und wohin das Lämpchen aus derſelben gekommen ſei, welches wirklich fehlte. Hierauf gab er ſo gut, wie gar keine Auskunft. Denn ſeine Ausrede, daß er aus Furcht, ertappt zu werden, bei einem Geräuſch ſchnell entflohen ſei und dabei die Laterne verloren habe, war abgeſchmackt. Ueberhaupt zeigte er in den Verhören eine ſo auffallende Angſt und Niedergedrücktheit, daß allen Beiſitzern des Gerichts bald kein Zweifel mehr übrig blieb, daß er wirklich der Verurſacher ſei. Die Veranlaſſung ſeiner Entfernung aus dem Forſthauſe enthielt übrigens Motive genug zu einer ſolchen That der Rache, und ſo bildete ſich in allen Herzen der Verdacht zur Gewißheit aus, und Gotthilf galt als der ſchändliche Mordbrenner, von allen, die ihn gekannt und geliebt, ein Heuchler geſcholten und verabſcheut. Zum Eingeſtändniß der That war er inzwiſchen noch immer nicht zu bringen geweſen und die Tortur ſollte mit nächſtem angewandt werden. Da geſchah es, daß der Gefangenwärter, der ſich manchmal bei ihm verweilte und ein Geſpräch mit ihm anknüpfte, ihm eines Tags erzählte, es würden große Anſtalten zur Hochzeit des Leibjägers mit der Jungfer Friederike gemacht, die der Fürſt ſelbſt ausrichten wolle.

„Anſtalten mögen ſie immer machen," ſagte der Gefangene, „die Friederike wird ſich doch nicht zwingen laſſen, den Leibjäger zu heirathen."

„Glaub' das nicht!" verſetzte Jener. „Sie iſt ſehr verliebt in ihn und verabſcheut dich. Sie iſt mit ihrem Verlobten Arm in Arm beim Fürſten geweſen und reich beſchenkt worden. Sie ſelbſt iſt's, die auf ſo ſchnelle Vollziehung der Hochzeit dringt, denn ſie ſagt, nur dadurch könne ſie begangenes Unrecht wieder gut machen."

Jedes dieſer Worte war ein Marterwerkzeug, Gotthilf auf die geiſtige Folter zu ſpannen.

„Mann, du lügſt!“ kreiſchte er. „Vor dem Brande hätte ich dir die Hauptſache geglaubt; heute nicht! heute nicht!“

„Was könnte ich doch davon haben, närriſcher Kauz, dich zu belügen? Ich mag den hochmüthigen Leibjäger ſelbſt nicht leiden, und beneide ihn mit vielen Andern um ſein großes Glück, und gönnte dir das Mädchen lieber. Auch iſt mir ziemlich gleichgültig, ob du mir glaubſt oder nicht; ich ſchwöre dir aber zu, daß ich die Wahrheit geſprochen habe. — Armer Burſche, du dauerſt mich, daß du auf ein Weiberherz bauſt. Du kennſt ſie nicht, die falſchen, die heute dich zu lieben ſchwören, und morgen in den Armen eines Andern liegen. Du biſt betrogen.“

„So geh' und bitte den Richter, daß er mich holen läßt; ich will Geſtändniſſe machen.“

Pfiffig lächelnd ging der Wärter, und eine halbe Stunde ſpäter geſtand Gotthilf vor den Schranken ein, daß er aus Rache den Stall in Brand geſteckt habe. Er beſchrieb ſeine That genau nach allen einzelnen Umſtänden und wurde dann wieder in's Gefängniß gebracht, wo er ohnmächtig auf ſein Bündel Stroh niederſtürzte.

Das Urtheil erfolgte ſchnell auf das Eingeſtändniß und wurde eben ſo ſchnell vom Fürſten unterſchrieben. Es lautete: Tod durch's Feuer. Als es dem Delinquenten verkündet wurde, blieb er ruhig. Zwei Tage darauf ſollte es an ihm vollzogen werden. Dieſer Tag war der nächſte Freitag. Nach gewohnter Art fragte der Richter den Verurtheilten, ob er noch irgend einen Wunſch habe, den man ihm befriedigen könne.

„Nichts weiter,“ verſetzte Gotthilf, „als meine Bibel wünſche ich heute noch zu beſitzen und mich mit ihr zu berathen bis zur Todesſtunde, dann möchte ich ſie mit mir auf den Holzſtoß nehmen, damit ſie mit mir verbrenne. Ich habe ſie zweimal aus dem Feuer gerettet; es ſcheint mir ihre Beſtimmung zu ſein, zu verbrennen. Wir ſind immer ſelbander geweſen, wir wollen auch zuſammen untergehen. Nun habe ich ſie zwar der Jungfer Friederike Reinwart, der Tochter des Herrn Förſters, geſchenkt, aber ſie wird einem zum Tode gehenden armen Sünder die letzte Bitte nicht abſchlagen, und ſie mir zurückgeben, da ſie ſich ohnedieß nichts aus dieſem meinem armſeligen Geſchenke machen wird.“

„Deine Bitte ſoll erfüllt werden,“ entgegnete der Richter gerührt. „Ich ſelbſt will dafür ſorgen, daß du deine Bibel wieder bekommſt und als ein reuiger Sünder ſterbeſt.“ —

Der Richter ließ den Förſter Reinwart wiederholt um die Bibel erſuchen, und als ſie ihm dennoch nicht überſchickt wurde, verfügte er ſich am folgenden Morgen ſelbſt in die Behauſung deſſelben. Der

Förſter war verreiſt; er hatte die Unmöglichkeit gefühlt, bei Gotthilfs Hinrichtung gegenwärtig zu ſein. Frau Sabine und Jungfer Friederike lagen aber beide noch krank. Die Mägde hatten den ſtrengſten Befehl, Niemand weiter als den Leibjäger zu Friederiken zu laſſen. Der Richter kehrte ſich nicht an dieſen Befehl, er ſelbſt befahl kraft ſeines Amtes, im Namen des Geſetzes, und drohete, ſich den Eintritt zu Friederiken durch ſeine Hatſchiere zu erzwingen. Da wichen die erſchrockenen Mägde zurück. Als er nach kurzer Friſt wieder aus dem Zimmer trat, ſchien er ſehr bewegt, hatte aber die Bibel auch nicht.

Eine Stunde ſpäter ſtarrte die ganze Stadt vor Erſtaunen; dann aber kam eine um deſto größere Beweglichkeit in die Beine und Lippen derſelben. Es hatte ſich nämlich ſturmſchnell das Gerücht verbreitet, Friederike Reinwart, die Tochter des Förſters und Braut des Leibjägers, ſei von den Hatſchieren des Gerichts aufgehoben und in das Gefängniß gebracht worden. Die Thatſache war unbeſtreitbar, mehr als hundert Augen hatten ſie geſehen; Frau Sabine hatte vom Schrecken faſt den Tod gehabt. Nun jagte ein Gerücht das andere. Man erzählte, der Richter habe vorher eine geheime Audienz beim Fürſten gehabt, und dieſer befohlen, daß die Hinrichtung des Mordbrenners noch heute ſtattfinden ſolle. Was an dieſem Gerede wahr ſei, was nicht, ließ ſich nicht wohl ermitteln, da zwar mit großer Betriebſamkeit mancherlei Anſtalten getroffen wurden, die auf die ſchnelle Execution hindeuteten, dem aber widerſprach, daß kein Scheiterhaufen errichtet wurde. Alle Diener des Gerichts thaten geſchäftig und geheimnißvoll; es war durchaus nichts Näheres von ihnen zu erfahren, weil ſie ſelbſt nichts wußten. Die Spannung des Volks ſteigerte ſich mit jeder Stunde. Endlich erfuhr man, um zwölf Uhr Mittags werde letztes Gericht über den Verbrecher gehalten und er dann zum Tode geführt werden. Die ganze Bevölkerung, von ungeheurer Aufregung ergriffen, war auf den Beinen. Man wurde immer zweifelhafter, was eigentlich vorgehen ſollte, als mit dem zwölften Glockenſchlag der Fürſt nebſt ſeinem ganzen Hofſtaate, ja ſelbſt die Fürſtin mit dem übrigen, die erſten Beamten und ſonſtige Honoratioren der Stadt auf Befehl des Fürſten ſich in den Gerichtsſaal begaben. Dergleichen war noch nie geſchehen. Der große Saal war nach wenigen Minuten bis zum Erdrücken gefüllt; wer nur konnte, drängte ſich hinein. In der Nähe des Richters bemerkte man eine mit einem Vorhang verhängte Thür. Der Delinquent wurde hineingeführt. Schweigen feſſelte die ganze Verſammlung. Der Richter las dem bleichen Jüngling noch einmal das Verbrechen mit allen von ihm ſelbſt angegebenen einzelnen Umſtänden vor und befragte ihn, ob er ſich noch dazu bekenne. Mit lauter Stimme antwortete Gotthilf: Ja! — In dieſem Augenblicke wurde der Vorhang von der Thüre weggezogen, und ſchneeweiß gekleidet, das ſchöne Geſicht aber ſchier noch bleicher als das Kleid, ſchwankte Friederike, auf zwei Frauen geſtützt, herein. An ihre Bruſt gedrückt, hielt ſie Gotthilfs Bibel.

Mit zitternder, aber feierlicher und lauter Stimme ſprach ſie: „Es iſt nicht alſo, wie Gotthilf Reinwart ausgeredet hat. Nicht er hat das Forſthaus in Flammen geſteckt, ſondern ich. Ja, ihr Herren des Gerichts, durch meine Schuld iſt der Brand ausgekommen, nicht durch ſeine. Gotthilf, ſage die Wahrheit, wie ich! Beſtätige meine Worte.“

Dieſer hatte ſich bei des Mädchens unerwartetem Anblick nur mit Mühe auf den Beinen erhalten, nun etwas gefaßter, entgegnete er: „Ich habe den Stall angezündet!“ Aber der Ton, mit dem er es ſprach, hatte allen Halt verloren.

„Barmherziger Gott!“ ſchrie Friederike. „Was hab' ich dir gethan, Gotthilf, daß du ſo grauſam an mir handeltſt?“ Er ſchwieg. — „Wohlan,“ fuhr ſie fort, „ſchwöre hier auf deine Bibel, das heilige Geſchenk deiner ſeligen Mutter, die jetzt auf dich ſchaut, auf dieſe Bibel, die den Segen in meines Vaters Haus gebracht hat, die jetzt mein höchſter Schatz iſt, und die du mit einer mir unerklärlichen und von mir unverdienten Grauſamkeit von mir zurückgefordert haſt, ſchwöre auf ſie beim allmächtigen Gott und beim Andenken unſerer Mütter, daß du die Wahrheit geſprochen und der Mordbrenner biſt, für den du dich ausgibſt. Dann ſollſt du die Bibel wieder haben.“

„Wie kannſt du ſolchen Schwur verlangen, die du den gleichen gebrochen?“

„Ha, ich ahnete es! Gotthilf, du biſt belogen und hintergangen. Ich habe den Schwur nicht gebrochen, den ich freiwillig auf dieſe Bibel geleiſtet.“

„Du willſt den Leibjäger nicht heirathen? Biſt nicht mit ihm beim Fürſten geweſen und reich beſchenkt worden?“ fragte der Gefangene mit zitternder Haſt.

„Ich lag krank darnieder bis dieſen Morgen und wußte nicht, daß du, der Mordbrennerei angeklagt, im Gefängniß ſaßeſt. Ein hitziges Fieber hielt mich fort und fort an das Lager gefeſſelt; ich war oft dem Tode nahe, und meine Eltern haben mir, gewiß nur, um mich zu ſchonen und mir tödtlichen Schrecken zu erſparen, dein durch mich veranlaßtes Unglück verſchwiegen. Erſt durch den Richter habe ich heute das erſte Wort davon erfahren, als er kam, deine Bibel zurückzuverlangen, und ihm habe ich ſogleich meine Schuld bekannt. Du biſt belogen, Gotthilf, und nun ſprich die Wahrheit! Ich flehe dich auf den Knieen darum.“

Sie ſtürzte vor ihm nieder, die Hände bittend emporgeſtreckt, und ſeiner nicht mehr mächtig, rief der Jüngling: „Nein ich bin kein Mordbrenner, kein Verbrecher. Ich habe den Stall nicht angezündet.“

„Dank dir, mein Bruder, mein Geliebter!“ weinte Friederike, ſeine Kniee mit beiden Armen umſchlingend. „Und Gott Preis und Dank, der dich durch deine Bibel gerettet! Er hat ſich wieder durch ſein heiliges Wort, das du ſtets in ſo hohen Ehren gehalten, an dir geoffenbart; denn durch die Bibel biſt du mir erhalten. Hätteſt du ſie nicht von mir zurückverlangt, du würdeſt morgen unſchuldig geſtorben ſein und ich hätte nichts davon erfahren. Und ſo hätteſt du auch mich unſchuldig in den Tod gejagt. Denn ich würde nicht ſo bald von deinem unſeligen Schickſal gehört haben, als ich gewiß und wahrhaftig dir nachgeeilt wäre. Wie hätte ich das Bewußtſein, deinen Tod verſchuldet zu haben, nur eine Stunde lang ertragen können? O Gotthilf, der du ſo fromm und gottesfürchtig biſt, und mich die Tugend lieben und die Sünde zu haſſen gelehrt haſt, wie konnteſt du ſo vorſätzlich eine ſo große Sünde begehen und dich durch eine Unwahrheit um's Leben bringen wollen?“

Gotthilf verhüllte ſich das Geſicht und ſchluchzte: „Weil ich dich wortbrüchig und treulos glaubte, wie man mich verſichert hatte. Ich habe großes Unrecht gethan und deine Achtung verſcherzt. Ich will Gott anflehen, daß er mir vergebe.“

„Auch ich vergebe dir, du warſt menſchlich ſchwach. Sie haben es ſchlimm mit uns vorgehabt; doch der Herr hat es zum Beſten gewendet. Jetzt will ich erzählen, wie das Haus durch mich in Brand gerieth. Gotthilf, den ich nächſt Gott am meiſten auf der Welt liebe und von dem getrennt zu leben mir ganz unmöglich iſt, war durch meine Stiefmutter aus unſerem Hauſe vertrieben worden, in welches er ſo viel Glück und Segen gebracht hatte. Er hatte mich noch ermahnt, meinen Eltern zu gehorchen und den Leibjäger zu heirathen; aber ich wußte wohl, daß ſich ſein Herz verbluten würde, wie das meine. Als er fort war, verging ich faſt vor Leid und Schmerz; meine Gedanken verwirrten ſich, ich fürchtete wahnſinnig zu werden. Da ſchlug ich die Bibel auf, die er mir zum Geſchenk zurückgelaſſen hatte, und fand einigen Troſt, wenigſtens Ruhe. Am anderen Tage begegnete mir die Frau des Kreiſers Knoll, als ich weinend und händeringend im Walde ging. Sie geſellte ſich zu mir, ſprach mir Troſt zu und meinte unter andern: ſie halte es für eine viel größere Sünde, meinen Eltern nicht zu gehorchen und den Leibjäger nicht zu heirathen, als im entgegengeſetzten Falle. Denn Gottes Wille ſei offenbar nicht beim Willen meiner Eltern. Wenn ich die Frau des Leibjägers würde, ſo würde ich, Gotthilf, der Leibjäger und ſelbſt meine Eltern ſehr unglücklich werden und zuletzt großer Jammer und Elend ſein, wenn ich aber nicht gehorchte, würde kein Menſch ſchlimm dabei fahren. Dieſe verſtändige Rede leuchtete mir wie ein Blitz durch meine nachterfüllte Seele. Ach, rief ich aus, wenn nur Gotthilf noch da wäre, daß ich ihn von dieſer Wahrheit ſo überzeugen könnte, wie du mich jetzt überzeugt haſt! — Nun vertraute mir die Frau an, daß er ſich noch in ihrem Häuschen befinde und erſt in einigen Tagen abreiſen wolle. Sogleich wollte ich zu ihm; ſie hielt mich aber ab, weil er ihr ſtreng verboten, Niemanden zu entdecken, daß er noch da ſei. Ich beſchwor die Frau, daß ſie Gotthilf in meinem Namen bäte, in der Nacht an den Stall zu kommen. Sie hatte Wort gehalten und er ließ mich nicht warten. Die Bibel in der Hand, zitterte ich ihm entgegen. Als ich ihm nun mein volles Herz ausgeſchüttet, und er mit ſich ſelbſt kämpfend, mir immer noch rieth, meiner Eltern Willen zu thun, da legte ich meine rechte Hand auf die Bibel und drückte dieſe an mein Herz, und ſchwur beim allmächtigen Gott, der ſeine Sterne über uns leuchten ließ, daß ich nun und nimmer des Leibjägers Weib werden wolle, und nur ſo Gottes Willen zu erfüllen mich überzeugt halte. Noch hatte ich nicht ausgeredet, als Gotthilf mich heftig umarmte und mir mit Freudenthränen ebenfalls auf die Bibel zuſchwur, nimmer von mir zu laſſen. Die Freude, die nun in unſerem Herzen aufging, verhinderte uns über unſere Lage nachzudenken und Pläne für die Zukunft zu machen. Wir gelobten uns, jedes ſolle für ſich überlegen, was wir zu thun hätten. Der Vorſicht wegen wollten wir Niemand, ſelbſt dem Kreiſer und deſſen Frau nicht, etwas von unſern Entſchlüſſen ſagen und unſere Zuſammenkünfte ganz geheim halten. Nur im dringenden Falle wollten wir uns ſprechen, außerdem uns unſere Gedanken ſchreiben. Die Briefe wollten wir im Stall, der eine offene Halle hatte, unter ein Stück Holz legen. Jedes ſollte dort den des Andern wegnehmen und den ſeinigen hinlegen. Gotthilf wollte jede Nacht zweimal an der Stelle ſein, erſt ſeinen Brief hinlegen und dann den meinigen holen. Es war nöthig, daß ich Gotthilfs Brief ſogleich las, theils weil mich mein Herz dazu trieb, theils weil er auf eine Frage von Wichtigkeit die Antwort eine Stunde ſpäter holen wollte. Im Hauſe durfte ich mich keines Lichtes bedienen, wenn ich nicht die Aufmerkſamkeit meiner argwöhniſchen Stiefmutter rege machen wollte. Gotthilf brachte mir alſo die Laterne der Frau Knoll. Dieſe verſteckte ich in einem dunkeln Winkel des Stalles nebſt einem Feuerzeug. Hier las und ſchrieb ich ungeſtört einige Augenblicke lang und verfügte mich dann zu Bett. An jenem Abend hatte ich nun kaum das Licht angezündet, als ich die Stimme meiner Mutter, mich rufend, ganz in der Nähe hörte. Erſchrocken und voll Furcht, ſie möchte den Lichtſchimmer ſehen, warf ich das brennende Lämpchen von mir, überzeugt, es ſei verlöſcht, und lief nach dem Wohnhauſe, wo ich von der Mutter ſogleich in Empfang genommen und nach der Schlafkammer gebracht wurde, die ſie ſelbſt verſchloß. Obgleich voll Beſorgniß wegen des Lichts, ſchlief ich doch endlich ein; die Flammen weckten mich wieder, und Gotthilf war mein und der Mutter Retter.“

Kein Auge war im Saale trocken geblieben und alle Herzen prieſen Gottes ſichtbare Waltung. Der Fürſt befahl, den Gefangenen ſogleich frei zu laſſen; die Fürſtin ließ ſich die verhängnißvolle Bibel reichen und küßte ſie voll Andacht. Darauf wollte alles Volk die Bibel ſehen, deren ganze Geſchichte nun von Mund zu Mund lief. Sie wurde alſo im Gerichtsſale ausgelegt und Jedermann durfte ſie betrachten. Mit frommer Scheu hingen die Augen der Herbeiſtrömenden an den Schriftzügen der Mutter Gotthilfs, womit ſie einen heiligen Spruch und ihren Namen in das Buch gezeichnet, eh' ſie es ihrem Söhnlein zum Geſchenk übergeben.

Unter dieſen Leuten war auch ein ſchon bejahrter Mann aus einer benachbarten Stadt hinzugetreten. Dieſer hatte kaum die Schrift in der Bibel erblickt, als er verwundert ausrief: „Wie? Margaretha Liebmann hieß die Mutter des jungen Mannes dort? Heißt er denn nicht Reinwart?“

„Dieſen Namen hat ihm der Förſter, ſein Pflegevater, gegeben,“ war die Antwort. Der alte brach ſich Bahn durch die Menge zu den beiden Liebenden, die, die Welt um ſich vergeſſend, einander in den Armen lagen und ſich rührende Liebkoſungen ſagten.

„Gotthilf Reinwart,“ rief ihm der alte fremde Mann zu, „war dein Vater, in Magdeburg, der Kaufmann Liebmann?

„So iſt's.“

„Hatte deine Mutter nicht einen Bruder in Blankenburg, der dort Bergmeiſter war?“

„Mein Ohm! Ja ich glaube in Blankenburg. Ich war dort mit ihr, als ich fünf Jahr alt war.“

„Gotthilf heißt du! Es trifft. Ich bin dein Ohm. Seit ſiebenzehn Jahren beklagen wir dich als todt und heute muß ich dich hier durch die Bibel finden, die dir eben das Leben gerettet.“

Der zitternde Greis zog den Jüngling an's Herz. Ein allgemeiner Freudenruf ging durch den Saal. Der Fürſt ließ den alten Bergmeiſter zu ſich kommen, und hier erfuhr man, daß Gotthilf der einzige Erbe eines großen Reichthums an liegenden Gründen in Magdeburg war, da er von ſeiner Familie der Einzige aus dem Brand und Mord Entkommene war.

Als der Förſter Reinwart heimkehrte, bekannte er mit Thränen vor dem Fürſten, daß er undankbar gegen Gotthilf geweſen, verleitet von ſeiner gebieteriſchen Frau. Nun aber werde ihn nichts vermögen, diejenigen zu trennen, die Gott ſo wunderbar zuſammengeführt.

„Da ſei Gott vor!“ ſagte der Fürſt. „Der Gotthilf bekommt deine Förſterei und deine Tochter. Mein Leibjäger iſt ohnedies ein roher Menſch, den ich abſchaffe. Ich richte die Hochzeit deiner Kinder aus.“

Dieſe Nachrichten brachten Frau Sabinen einen ſolchen Aerger zuwege, daß ſie daran ſtarb. Der Leibjäger verſchwand, und nichts hemmte mehr das Glück der ſich ſo zärtlich Liebenden.

Ihrem Brautzuge trug der alte Ohm die mit Kränzen geſchmückte Bibel vor.

Schickſale einer deutſchen Oper.

Novellette.

Ich bin erſt ein Jahr alt und doch ſchon vergeſſen. Mein Wirkungskreis iſt geſchloſſen, und im Grunde habe ich gar keinen gehabt, denn es war mir nie vergönnt, die große Welt der Bretter zu ſehen und zu betreten. Ich habe nur ein einziges Mal auf der kleinen Bühne eines unbedeutenden deutſchen Hofes geglänzt, und wurde darauf wider alles Erwarten aus dem heiteren Reich der Lampen in die dunkle Nacht einer ſtaubigen Schrankecke, wie es ſcheint für immer verbannt. Hier lebe ich mit der alten, ewig jungen Zauberflöte, mit dem ſchwermuthigen Fidelio und dem luſtigen Schuſter, mit dem finſtern Fauſt und dem heitern Donauweibchen, mit dem gottloſen Freiſchütz und mit andern ältern und jüngern berühmten und unberühmten Freunden in brüderlicher Eintracht zuſammen. Wenn uns die Langeweile plagt, deren wir täglich volle vierundzwanzig Stunden haben, erzählen wir uns die Geſchichte unſeres Lebens und reden von ſchönen vergangenen Zeiten oder träumen von noch ſchöneren zukünftigen. Und es iſt eine Luſt, ſolche alte abgegriffene Partituren von den Tagen ihres Glanzes, von den Orden auf ihrer Bruſt und den goldenen Doſen in ihrer Taſche erzählen zu hören! Sie ſchwelgen noch immer in ihren ſüßen Erinnerungen und wiſſen freilich nicht, welch' eine traurige Stunde es gegenwärtig für die deutſche Oper an der großen Uhr der Zeit geſchlagen hat. Und wenn wir Jüngere ihnen ſodann die herrſchenden Ideen der Gegenwart auseinander ſetzen, ſchütteln ſie bedenklich ihre bemooſten Häupter zu unſern Klagen, moraliſiren mit ihren Erfahrungen auf uns herum, und nennen es wohl gar Vorwitz, wenn wir im gerechten Unwillen die Geſchmackloſigkeit der Höfe, den Unverſtand und die Perfidie der Intendanten und Direktoren beklagen und verwünſchen. . . . . . So iſt nach und nach die Reihe zu erzählen auch an mich gekommen, und ich will der Welt die Geſchichte meines jungen aber vielbewegten Lebens nicht länger vorenthalten.

Es war ein herrlicher, freundlicher Sonntagsmorgen, als ich meinen Eintritt in die Welt feierte. Ich lag fix und fertig auf dem Arbeitstiſche meines Vaters, der ſchön geputzt zu einem Vortritt bei dem Intendanten in der Stube auf- und abging und ungeduldig nach der Uhr ſah. Endlich ſchlug die Stunde der Audienz und die Freude ſeines Herzens leuchtete von ſeinem Angeſicht. Er näherte ſich dem

Tiſch, worauf ich lag, und ich verſtand deutlich die leis geflüſterten Worte, die er an mich richtete.

„Du biſt mein jüngſtes und liebſtes Kind,“ ſagte er, indem er ſeine Hand wie zum Segen auf mich legte. „Ich habe dich lange in meinem Herzen gepflegt und dich mit Liebe erzeugt und erzogen. So gehe denn hinaus in die große Welt, deinem Schickſal entgegen. Du wirſt auf ihr viele Freunde finden, die dich lieben, und eben ſo viele Feinde, die dich haſſen und verfolgen werden; aber du wirſt ſie alle in den Staub treten und man wird noch nach vielen Jahren von dir reden, wenn all' der franzöſiſche und italiäniſche Plunder, der jetzt an der Tagesordnung iſt, längſt in die Kramläden gewandert und vergeſſen ſein wird. Du wirſt unſterblich werden und auch mich unſterblich machen, denn in dir lebt ein tiefer, gewaltiger, ein deutſcher Geiſt, vor dem ſich alle anderen beugen müſſen.“

Mit dieſen begeiſterten und im hohen Selbſtgefühl geſprochenen Worten nahm er mich unter den Arm und ging. Faſt alle zehn Schritte wurde er von Freunden und Bekannten aufgehalten, die ihm und mir aus vollem Herzen Glück wünſchten, und es entkeimte für mich eine Saat von Hoffnungen, die für die Zukunft die ſchönſten Früchte verſprach.

Das Vorzimmer des Intendanten war angefüllt von Bittſtellern, Supplikanten und Schauſpielern, die irgend ein Geſuch anbringen oder ſich nur nach ſeinem hohen Wohlſein erkundigen und ſonſt ein Zeichen ſeiner Gnade, einen Blick ſeiner Gunſt erbetteln wollten. Mein Vater miſchte ſich nicht unter ſie, er legte mich fern von ihnen auf ein Sopha und trat in eine Fenſtervertiefung. Einer nach dem Andern wurde vor- und ſogleich wieder entlaſſen, denn die Audienzen waren nur ſehr kurz, da der Intendant mit der erſten Sängerin in einem tiefen Kunſtgeſpräch über ihren Anzug zu der nächſten neuen Oper begriffen war, der alle ſeine Gedanken in Anſpruch nahm. Lange zauderte mein Vater; endlich ließ er ſich melden. Sein Herz klopfte und ſeine Kniee zitterten, als er über die Schwelle ſchritt.

Der Intendant war eine dürre, lang aufgeſchoſſene Geſtalt in einem buntgeblümten ſeidenen Schlafrock und mit einem beſtändig ſonnenfreundlichen Lächeln auf dem blaſſen Geſicht, das jedoch einen urſprünglich tückiſchen Zug in demſelben nicht ganz verdecken konnte. Nach großer Herren Art ließ er meinen Vater lange unbeachtet an der Thüre ſtehen, dann rief er freundlich: „Was bringen Sie, mein Lieber?“

„Meine neueſte Oper, von der Excellenz ſchon wiſſen,“ ſtammelte mein Vater halblaut und verlegen.

„Schön, vortrefflich! Sie haben etwas lange damit auf ſich warten laſſen, wohl nicht fertig werden können, nicht wahr?“ verſetzte der Intendant mit einem Anflug von Ironie, ſtellte ſeine Pfeife in die Ecke und griff mit ſeinen langen dürren Händen nach mir, um mich etwas näher zu betrachten. Dann ſprach er leiſe Worte zu der Primadonna, die ſich auf dem Sopha ausgebreitet hatte, während mein Vater noch immer in tiefer Unterthänigkeit an der Thüre verharrte.

„Es iſt gut, mein Beſter,“ wendete er ſich endlich zu ihm. „Laſſen Sie mir Ihr Werk hier, ich werde es noch heute dem Muſikdirektor zur Durchſicht übergeben und ſodann das Weitere zu ſeiner baldigen Aufführung anbefehlen.“

Mit dieſen Worten legte er mich auf die Klappe ſeines Secretairs, mein Vater verbeugte ſich und ging, und der Intendant ſetzte ſich zur Primadonna.

„Sehen Sie nun, meine Schönſte, wie es uns armen geplagten Intendanten geht? Habe ich den ganzen Morgen nur noch eine Minute Zeit gehabt, um ein vernünftiges Wort mit Ihnen reden zu können? Und nun kommt mir gar noch der junge Componiſt mit ſeiner Oper auf den Hals und hätte wohl gerne eine Stunde lang mit mir von ihrer Vortrefflichkeit geſprochen. Was wird ſie weiter enthalten als einen ſchwerfälligen Text, ſteife Arien, breite Duetten, bogenlange Finales und andere Langeweile die Fülle? Aber was kann ich machen, er iſt ein Kind hieſiger Stadt und ich kann ihn nicht abweiſen, denn wir Intendanten ſind nun einmal verdammt, die Hebel der Kunſt ſein zu müſſen. Mag man ihm ſeinen Willen thun und ſein Werk aufführen! Der Hof wird der Vorſtellung nicht beiwohnen, dafür ſorge ich, denn es iſt meine Pflicht, die hohen Herrſchaften durchaus nicht langweilen zu laſſen. Sie ſelbſt kennen ja den feinen Geſchmack derſelben, Sie wiſſen, wie ſie nur die Crème der franzöſiſchen und italiäniſchen Muſik goutiren, nur ſchöne Cavalletten und Cantilenen lieben, die ſich leicht am Piano wiederholen laſſen und ſich nicht um die plumpe Grandezza einer deutſchen Oper bekümmern, die ſie höchſtens einmal beſuchen, wenn ſie an Schlafloſigkeit leiden. Mögen dergleichen den ſogenannten Kunſtrichtern gefallen, der Hof liebt ſie nicht, und das iſt für mich Beſtimmung. Mögen die Gründlinge des Parterres noch ſo viel nach ihnen ſchreien, wir ſind ein Hoftheater, wir haben die Richtung des Geſchmackes anzugeben und es iſt nur ein Akt der Gnade, die wir dem Publikum erzeigen, wenn wir ihm alle halbe Jahre eine deutſche Oper vorführen. Ich will ihm dieſe hier zum Beſten geben, obgleich nicht einmal Ballet darin enthalten iſt, an dem der Hof, wenn er ja aus Neugierde der Vorſtellung beiwohnen ſollte, wenigſtens die Poeſie der prallen Lenden und runden Arme unſerer Tänzerinnen bewundern könnte.“

Die Primadonna hatte mit Ungeduld und ziemlich ungläubigem Geſicht den langen Kunſtſermon des

Intendanten angehört, der mir das Herz im Leibe erſtarrte und mich recht deutlich ſeinen Unverſtand und ſeine Gewiſſenloſigkeit erkennen ließ.

„Nun von etwas Anderem, Verehrteſter, als von der Kunſt und den deutſchen Opern,“ ſagte ſie ſchelmiſch; „wir wollen von der nüchternſten Proſa des Lebens reden. Ich werde vom nächſten Sonntag an nicht wieder auftreten, da ich ſonſt, wie Sie ſelbſt wiſſen und einſehen werden, Gefahr laufe, den guten Ruf meines bisherigen Wandels zu verlieren. Was iſt da zu machen?“

„Was da zu machen ſein wird?“ verſetzte er lachend. „Was anders als eine Badereiſe, zu der ich Ihnen 1000 Gulden Vorſchuß bewillige. Sind Sie damit zufrieden?“

„Herrlich, herrlich!“ jubelte ſie aus vollem Halſe. „Ich wußte ſchon, daß es ſo kommen würde, denn: ich kenne meine Pappenheimer!“

* * *

Acht Tage lang lag ich beim Intendanten, aber ich war ihm, wie ein altes, ausrangirtes Möbel, überall im Wege, und er warf mich von einem Stuhl, von einem Tiſch, aus einer Ecke in die andre. Hundert alberne Hände tappten auf mir herum, hundert dumme Geſichter ſteckten ihre Naſen in meine Geheimniſſe und ſchwatzten darüber in ungewaſchener Rede. Zuweilen ſogar ſchlug mich der

Intendant ſelbſt auf, blätterte mit wichtiger Kennermiene in mir herum, und machte ein Geſicht, als wenn er ſchon im Voraus den Verrath bereuete, den er an mir erſt noch begehen wollte. Ich hätte ihm gerne bei der Gelegenheit die Geſinnungen meines Herzens erſchloſſen, wenn mit ſolchen Herren frei und offen zu reden wäre. Aber ſie ſind die abgeſagteſten Feinde jedes vernünftigen Widerſpruchs, ſie dulden keine Anſicht neben der ihrigen und verachten jegliche Kritik, die ſie nicht beſtechen und ſich dienſtbar machen können. Ich fragte daher nicht einmal, was aus mir werden ſolle, denn ich ſah, daß er keine Zeit für mich übrig hatte. Bald mußte er die Wuth des erſten Liebhabers und Helden beſchwichtigen, der den Tod des Recenſenden verlangte, der ihn getadelt hatte, bald das Lamento der zweiten Liebhaberin anhören, die um Gehaltszulage einkam, bald einem ungeſtümen Dränger die Thüre zeigen, bald den ſtürmiſchen Bitten einer liebenswürdigen Drängerin nachgeben, bald kleine Vergehen beſtrafen, bald größere ungeſtraft laſſen, wenn er ſich nicht ſelbſt dabei compromittiren wollte. Früh mußte er einen jungen Schriftſteller anhören, der die Erſtlinge ſeiner dramatiſchen Muſe ihm überreichte und um ſeine Protektion bat, Mittags einen fremden Gaſt, der gerne auftreten wollte, mit allerhand Höflichkeiten und nichtigen Zuſicherungen zur Thüre hinausſpediren und Abends auf der Bühne ſich mit den Theaterleuten herumzanken, die ſich ſeinen unſinnigen Anordnungen zu widerſetzen wagten. Hier mußte er der Primadonna das Kleid zuneſteln, dort der Solotänzerin die Tricots anziehen helfen. Bald einer liebenswürdigen Choriſtin die erhitzte Wange ſtreicheln, bald einem gefallenen Stück Kunſtwildpret wieder auf die Beine helfen und überall Rath und Ordnung ſchaffen. Das waren die Beſchäftigungen des Mannes, deſſen Händen man die Kunſt anvertraut hatte, der dazu weder Kenntniß und Befähigung, ja nicht einmal Kraft und feſten Willen beſaß, ſondern ein willenloſes Spielzeug in den Händen der Schauſpieler war, die ſeine Blößen nur zu gut kannten und ſie zu ihrem Vortheil zu benutzen wußten. — So kam der achte Tag heran, als ſich mein Vater wieder bei ihm melden ließ. Der Kummer und die Bläſſe ſchlafloſer Nächte lagen auf ſeinem Angeſicht. Scheu und ängſtlich ſpähete er nach mir im Zimmer umher und ein heller Freudenſtrahl verklärte ſeine Züge, als er mich wohlbehalten in einer Ecke erblickte.

„Ich habe leider noch nichts für Ihre Oper thun können, mein Beſter,“ redete ihn der Intendant lächelnd, wie immer, an; „die neue Oper, das große Ballet, die Coſtüme, die Theaterſchneider, die Maler — Gott, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht — haben meine ohnedies beſchränkte Zeit zu ſehr in Anſpruch genommen. Sie werden mich daher ſehr verbinden, wenn Sie ſelbſt zum Muſikdirektor gehen und ſich ihm mit Ihrem Werke empfehlen. Ich habe ein wenig darin herumgeſtöbert, es enthält ſehr viel Muſik und recht gediegene, nette Sachen, die ſich gut machen werden. Indeſſen muß ich Ihnen doch einen guten Rath geben. Ihr jungen Componiſten extravagirt zu ſehr in euern muſikaliſchen Schöpfungen und könnt nie das rechte Ende finden. Ihr ſtudirt immer nur eure alten langweiligen deutſchen Meiſter, und darin liegt der Fehler. Nehmt doch den **Domino noir**, das **Elisir d'amore**, die **l'Ambassadrice** und andere neuere Kunſtwerke zur Hand und geht ſie durch, da werdet ihr lernen, wie man Opern ſchreiben muß, die gefallen; da iſt alles leicht und flüchtig, wie Champagnerſchaum. Ihr jungen Leute aber nehmt die Sache viel zu ernſt, emancipirt euch von dem albernen Wahn durch die Muſik Charaktere ausdrücken zu wollen, erfindet gefällige Motive und Melodien, und glaubt mir auf mein Wort, daß es ganz einerlei iſt, ob ſie zu den Worten paſſen oder nicht, wenn ſie nur gefallen. Sie haben, wie ich aus der Partitur geſehen habe, ein ſchönes Talent und viel muſikaliſchen Fonds, und ich habe recht bedauert, daß Sie ſich damit nicht dem Ballet zuwenden wollen, denn das iſt das einzige Feld, wo ein deutſcher Componiſt noch Lorbeeren und Geld verdienen und ſich die Aufmerkſamkeit und Gunſt höchſten Orts erwerben kann.

Indeſſen iſt das nur ſo meine unmaßgebliche Meinung und Sie können auf jede fernere Unterſtützung Ihres Talents von meiner Seite rechnen.“

Mein Vater dankte für dieſen wohlgemeinten Rath, empfahl ſich und mich ſeinem ferneren Wohlwollen und begab ſich nach der Wohnung des Muſikdirektors. Ich will nicht erzählen, wie unhöflich und grob wir von dieſem Mann empfangen wurden, der ſelbſt Opern ſchrieb und jedes junge Talent im Keim zu erſticken ſuchte. Nach einer Reihe von bittern ſatiriſchen Bemerkungen, die er meinem Vater über ſein Streben, Opern ſchreiben zu wollen, anzuhören gab, und die er ſchweigend hinnahm, verwies er uns an den Regiſſeur, um mit ihm zuvörderſt die Mise en scene zu beſprechen. Als wir zu ihm eintraten, hatte er die Orgien der verfloſſenen Nacht noch nicht ausgeſchlafen; er dehnte ſich behaglich im Bette und ſuchte dem Anbringen meines Vaters auf alle mögliche Weiſe auszuweichen. Von ihm wurden wir zu dem Maler, von dieſem zum Garderobemeiſter, von ihm zum Maſchiniſten, von da zum Theaterdiener und zuletzt wieder auf uns ſelbſt verwieſen; ein Jeder verſprach uns ſeine Hülfe, aber es waren nur leere Worte, mit denen ſie ihre Trägheit beſchönigten. Des Umherlaufens müde und triefend von Schweiß langte mein Vater Abends acht Uhr in ſeiner Behauſung wieder an. Zornesflammen ſprühte ſein ſonſt ſo friedliches Auge und die Galle der Erbitterung wühlte in ſeinem ruhigen Herzen. Wüthend, als trüge ich die Schuld ſeines Mißgeſchicks, warf er mich in die Ecke des Sophas; doch bald beſänftigte ſich ſeine Wuth, und er ſetzte ſich kummer- und thränenvoll an meine Seite.

„Alles Große in der Welt," ſagte er tröſtend, „hat mit dem Unverſtand derſelben erſt ſeinen Kampf beſtehen müſſen, ehe es ſiegreich und zu allgemeiner Anerkennung durchgedrungen iſt. Es hat ſich mit der Chikane herumgeſchlagen und iſt endlich doch an's Ziel gekommen. Alſo Muth, mein Kind! Wir wollen uns fernerhin nicht auf die Verſprechungen der Großen verlaſſen, denn ſie ſind leer und nichtig und gleichen dem ſchwachen Bret, zu dem der Schiffbrüchige in der Todesangſt greift und doch damit untergeht. Wir wollen auf die in uns wohnende Kraft vertrauen, und unſer Wahlſpruch ſei: Durch Nacht zum Licht, durch Unverſtand zur Vernunft, durch Intriguen vor die Lampen!"

Ein neuer Geiſt war plötzlich in meinem Vater erwacht. Unverdroſſen und mit erhöhetem Fleiß nahm er mich noch einmal vor, kürzte und ſtrich an mir herum und konnte ſich oft der Thränen nicht enthalten, wenn er ſeine ſchönſten muſikaliſchen Ideen aufgeben mußte. So verſchnitten und geſtutzt wanderte ich leichter am Körper und am Geiſt noch einmal zum Intendanten und von da wieder in die Hände der obenbezeichneten Perſonen, bis endlich nach gerade einem halben Jahr, die Stunde zur erſten Probe angeſetzt wurde. Ich hatte während dieſer Zeit Gelegenheit, den Kunſtjammer eines Hoftheaters in ſeiner ganzen Größe und alle die kleinlichen, erbärmlichen Intriguen der Mitglieder kennen zu lernen, die ſich in dem einen Augenblick voll heuchleriſcher Freundſchaft die Hände drücken und in andern die Freude ihres Herzens nicht verbergen können, wenn es ihnen gelungen iſt, einen zu ſtürzen und ſich auf ſeine Koſten zu erheben — Doch dieſes Miſère iſt zu bekannt, ich will es nicht weiter aufdecken, ſondern raſch zur Entwicklung meines Schickſals ſchreiten, dem ich nicht mehr entrinnen konnte.

Während den ausländiſchen Opern die Proben zu Tagen der Freude und Erhebung wurden, wurden ſie mir zu Tagen der Erniedrigung und des Jammers. Es war ein für allemal kein Trieb in den Sängern, von denen Jeder that, was er für gut befand. Sie betrachteten mich als eine ihnen auferlegte Pönitenz, und behandelten mich ſchonungslos und verächtlich. Bald waren meine Noten dem hektiſchen Tenoriſten zu hoch, bald der Stimmlage des ewig heiſern Baſſiſten zu tief, und jeder ſtrich und kürzte an mir herum nach Belieben und Bequemlichkeit, ſo daß am Ende von meiner urſprünglichen Geſtalt faſt nichts mehr zu ſehen war. Mein

Vater rang in ſtiller Verzweiflung die Hände und verſchwendete ſeine Worte vergeblich. Seine Anordnungen wurden als die eines Laien in der Kunſt verſpottet und er war einem Jeden im Wege. Wäre der Intendant zugegen geweſen, vielleicht hätte er doch Hülfe geſchafft, aber er fuhr gerade mit der Primadonna, die ihre Partie zurückgeſchickt hatte, ſeinen neuen Zug Engländer ein, die er vom Fürſten wegen ſeiner großen Verdienſte um die Kunſt erhalten, und hatte ſeine Funktionen dem Regiſſeur übertragen, der nachläſſig, wie immer, ſein Amt dem Inſpicienten übertrug und, ſich krank melden laſſend, zu einem leckern Auſternfrühſtück eilte. Letzterer hätte wohl gerne etwas für mich gethan, wenn er die Sache verſtanden hätte, aber Schwachheit war ſein Loos. Er wollte befehlen und fand keinen Gehorſam, er wollte arrangiren, ſtiftete Verwirrung und wurde ausgelacht, wenn Alles kunderbunt durch einander ging. Zuweilen, am Ende der Proben, kam der Intendant auf die Bühne geſchlichen, ſprach mit dem und jenem ein gnädiges Wort, lobte die Anordnungen und entfernte ſich ſchnell wieder, ohne daß es meinem Vater möglich war, ihm ſein Mißgeſchick zu klagen und ihn um Abhülfe zu bitten. Er ertrug es mit Geduld und Ergebung. Ihn tröſtete die Anerkennung, die er bei den Mitgliedern des Orcheſters, den einzigen, die ſeine Muſik zu würdigen verſtanden, fand, und zuweilen ſogar erheiterte ſich ſein Blick, wenn er im Dunkel des Parterres die Leute erblickte, die der Ruf ſeiner Compoſition herbeigelockt hatte.

So ging auch endlich die Generalprobe, unordentlich und nachläſſig, wie die frühere, zu Ende, und die Stunde kam heran, wo ich vor die Augen des richtenden Publikums treten ſollte. Ich geſtehe, daß mir davor bangte, denn die Intrigue war geſchäftig geweſen, mich zu verläumden und in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen. Er kam heran. Die Loge des Hofes war, wie vorauszuſehen, finſter, und der erſte Rang, der größtentheils vom Adel eingenommen wurde, der in allen Stücken der Affe des Hofes war, war leer, während das Parterre und die übrigen Logenreihen zum Erdrücken voll waren. Alle Muſikverſtändigen und Kunſtfreunde aus der Stadt und der Umgegend waren zugegen und warteten ſehnſüchtig auf den Anfang. Die Ouverture begann und wurde lebhaft applaudirt, der Ehrgeiz der Sänger erwachte dadurch, ſie thaten noch mehr als ihre Schuldigkeit, und jede Nummer war für ſie und mich ein wahrer Triumph. So ging die Vorſtellung tadellos zu Ende und mein Vater wurde mit dem ganzen Perſonal gerufen. Ein donnerndes Bravo, ein lang anhaltender Beifallsſturm begrüßte ihn und der Vorhang fiel. Ich habe meinen Vater nie ſo vergnügt und glücklich geſehen, als an jenem Abend. Die Freude über den glücklichen Erfolg hatte ihn zum Kinde gemacht. Er fiel den Sängern um den Hals und vergaß allen Unbill, die ihre Arroganz ihm noch vor wenig Tagen zugefügt hatte, er nannte alle ſeine lieben Freunde und Brüder und beging im Taumel ſeiner Freude tauſend Thorheiten und Inconſequenzen. Stürmiſch drückte er mich an ſein Herz und ſchwärmte von Unſterblichkeit, zu deren erſtere Stufe ich ihm verholfen. Ich ließ ihn gewähren und ſchwärmen. Er hatte zu viel Licht in dem Gemälde ſeines Glücks angebracht, die Schatten ſollten ihm bald von einer andern Seite hineingemalt werden.

Den Morgen darauf war Stückprobe und der Intendant zugegen. Ich lag vor ihm auf dem Tiſche und er trippelte gedankenlos auf mir herum. Aus jedem Zug ſeines blaſſen Geſichts ſprachen Mißmuth und Verdruß und er kniff die Unterlippe zuſammen. Die Schauſpieler wußten, was das zu bedeuten hatte, ſie kümmerten ſich nicht um ihn und probirten ruhig weiter. Endlich während einer Pauſe trat der Regiſſeur auf ihn zu.

„Waren Ew. Excellenz bei der geſtrigen Vorſtellung zugegen?“ redete er ihn an.

„Nein!“ antwortete er, wie aus einem Traum erwachend. „Die Oper ſoll, wie ich gehört, nicht angeſprochen haben.“

„Ich ſollte es doch meinen,“ entgegnete der Regiſſeur zaudernd.

„Nun, wem hat ſie denn gefallen,“ bemerkte der Intendant ironiſch, „der Gallerie und dem Parterre; nicht wahr? Aber dieſe ſind kein Publikum, denn ihnen gefällt Alles, weil ſie keinen Geſchmack haben. Mein urtheilsfähiges Publikum, der erſte Rang, war aus gegründeter Befürchtung einer Langenweile nicht zugegen, und auf das Urtheil der Menge gebe ich, wie bekannt, gar nichts.“

„So wollen Ew. Excellenz auch nicht das heutige Tageblatt leſen,“ fuhr der Regiſſeur fort, indem er ihm daſſelbe hinreichte.

„Ich leſe die abgeſchmackten Urtheile ſogenannter Kunſtrichter niemals,“ verwies ihn der Intendant kurz, „und Sie thäten wohl daran, ſie auch nicht zu leſen. Ich habe ſchon meinen Recenſenten gehört, den Caſſirer, denn eine volle Caſſe, die er mir am andern Morgen nach einer Vorſtellung überbringt, iſt für mich die beſte Recenſion des Stücks. Die geſtrige Vorſtellung hat wenig eingebracht — ergo — ſuppliren Sie das Uebrige.“

Mit dieſen Worten ſtand er vom Stuhl auf; mein Vater kam eben durch die Couliſſen.

„A propos!“ rief er ihm mit ſeinem ſtereotypen Lächeln zu, „es iſt gut, daß ich Sie hier treffe. Ich habe höchſten Orts Auftrag erhalten, Ihnen die nicht unbedeutende Summe von hundert Gulden für Ihre Oper zu überreichen. Ich entledige mich hiermit meines Auftrags und denke, daß Sie Ihr Werk um dieſen Preis uns wohl werden überlaſſen können. Es hat mir recht leid gethan, daß es ſo wenig Anklang im Publikum gefunden hat. Ihre Muſik iſt recht gediegen und gut gearbeitet, aber wie ich Ihnen vor längerer Zeit ſchon einmal geſagt habe, zu ernſt: es iſt zu viel für den Verſtand, zu wenig für das Ohr darin. Ich will Ihnen von ganzem Herzen wünſchen, daß Ihre nächſte Oper beſſer ausfallen möge.“

Mit dieſen Worten drückte er ihm eine Rolle Geld in die Hand und ging.

Mein Vater ſtand wie vom Donner gerührt, und war mit einem Male aus ſeinen geträumten Himmeln gefallen. So eine unwürdige Begegnung hatte er nicht erwartet. Die Rolle zitterte in ſeiner Hand und die tiefſte Verachtung lag auf ſeinem Geſicht. Er ſchien zu überlegen, ob er das Spottgeld behalten oder dem Intendanten vor die Füße werfen ſolle; der Kampf darüber in ſeinem Innern war fürchterlich. Er mußte ſich entſchließen, das Erſtere zu thun, denn er war arm und hatte meinetwegen Schulden gemacht, die ihn drängten. Lange Zeit blickte er ſtarr vor ſich hin, dann kam er langſam auf mich zu und ſagte:

„Alle meine ſchönen Träume ſind mit einem Male dahin, aber du, mein Kind, biſt nicht Schuld daran, und das iſt der einzige Troſt, den ich mit hinwegnehme. Der Unverſtand eines Einzigen trägt ſie allein und mit dieſem kämpfen ſelbſt die Götter vergebens. Er betrachtet die Kunſt als einen Induſtriezweig, als eine Unternehmung auf Spekulation und hält ſie für eine Kuh, die ihn mit Milch und Butter verſorgt. Möge ihn der Herr erleuchten, wir werden leider dieſem Obſcuranten kein Licht aufſtecken können!“

Nach dieſen leis geflüſterten, von Thränen begleiteten Worten, verließ er mich; — ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Zwei Stunden darauf wurde ich vom Theaterdiener an den Ort meiner jetzigen Beſtimmung gebracht.

Dies mein, wenn auch nicht tragiſches, doch gewiß trauriges Schickſal. Aber bei allem Unglück, das mich betroffen, bin ich doch ſtolz darauf, daß man mich den beſten Geiſtern unſrer Nation zugeſellt hat, und ſo will ich es tragen mit Geduld und in Hoffnung auf beſſere Zeiten.

Tycho Brahe.

Stillleben.

I.

Franz Tegnagel an Paſchalius Muläus in Prag.

1591.

Ich bin in Hveen! Ich bin ein glückſeliger Bewohner der Uranienburg, des Wunderwerks der neuen Zeit! Ich bin ein Schüler des außerordentlichen Mannes, des berühmteſten Weltweiſen unſerer Tage, der mit kühnem Blick die Bahnen der Sterne mißt, und mit noch kühnerm Geiſte die Geheimniſſe der Zukunft enträthſelt; ich darf ihn umwandeln, wie ein Mond ſeine Sonne und mein Licht von ihm empfangen. Ja, theurer Freund, ich habe mein heiß erſehntes Ziel erreicht. Aber obgleich ich nun ſchon faſt zwei Monate hier bin, ſo lebe ich doch noch wie in einem ſchönen Traum, aus dem man zu erwachen fürchtet. Die Welt um mich iſt eine ſo ganz andere, als in Prag, das Leben, die Menſchen, die Gegenſtände ſind hier überhaupt ſo ganz verſchieden von denen anderwärts, daß man gar leicht zu dem Glauben geneigt ſein dürfte, man befinde ſich auf einer Zauberinſel, wie das Eiland der Circe. Denn wahrlich der Pallaſt dieſer mächtigen Zauberin, von Edelſteinen erbaut und auf einer freien Anhöhe gelegen, wie ihn Homerus beſchreibt, kann kaum ſchöner und wunderbarer geweſen ſein, als die herrliche eben ſo gelegene Uranienburg. Und wie das Haus der Circe von Wölfen und Löwen bewacht war, ſo ſind hier große und ausgezeichnete engliſche Doggen zur Bewachung des Schloſſes beſtellt. Du ſiehſt, ich gefalle mir darin, Vergleiche aufzuſuchen. Und ob wohl, wenn man die dichteriſche Ausſchmückung abzieht, die Wunder, welche auf der Inſel der Circe geſchahen, größer waren, als die, welche ſich hier ereignen? Ich kann es nicht glauben. Denn hier waltet ſtatt eines launiſchen Weibes, die noch dazu eine tückiſche Fee war, ein wohlthätiger Weiſer, ein ernſter, beſonnener, für ſeine hohe Wiſſenſchaft glühender Mann, der die hier einkehrenden Fremdlinge zwar auch verwandelt, aber nicht in Schweine, wie Circe, ſondern in heitere, glückliche Weſen. Ja, wie viel Lernbegierige ſtrömen nicht nach Hveen, um aus dem Borne der Weisheit zu ſchöpfen, der hier in ſo reichem, göttlichen Maaße quillt, und alle gehen belehrt hinweg und preiſen ſich glücklich! Selbſt die Weiſeſten haben noch gelernt. Hunderte von Siechen und Kranken betreten jährlich voll Hoffnung dies Eiland und verlaſſen es geſund und froh wieder, geheilt von Tychos wunderbaren Medikamenten. Könige, Fürſten und Herren wallfahrten auf dieſe kleine Inſel, um den Tempel zu ſehen, der dem Gottesdienſt der heiligſten und höchſten Wiſſenſchaft hier auferbaut worden iſt, und den Hohenprieſter anzuſtaunen, der ihn aufgerichtet, und nun darin waltet zur Ehre Gottes und des Menſchengeiſtes. Das nenn' ich einen Zauber! Wahrlich es iſt Alles Wunder hier, was man ſieht und hört! Und das Wunbarſte und Höchſte, die geheime Wiſſenſchaft dieſes außerordentlichen Mannes bleibt ja doch aller Welt verborgen. Dieſe Uranienburg, dieſe Sternenburg, dieſe Gewerke, dieſe Anlagen, dieſe kleine Inſel ſelbſt, ganz zu einer Sternwarte und zum abgeſchiedenen Aufenthalt eines raſtlos forſchenden Weiſen geſchaffen! Und nun die Menſchen, die dieſe Räume bewohnen, alle ungewöhnlich, voll gewaltigen Geiſtes, ſchöpferiſcher Kraft und liebender Ausdauer! Jeder in ſeiner Art ein großes Meiſterwerk Gottes. Hier, mein Freund, lernt man wahre Religion, denn ſtets durchdringen einen heilige Schauer über Gottes nirgend mehr als hier geoffenbarte Allweisheit. — O Paſchalius, wenn ich mit dir in einer ſchönen hellen Sommernacht auf der Terraſſe des Hradſchin ſtand, und unſer feuchtes wonnetrunkenes Auge die glänzenden Sternbilder zuſammenſetzte, während unſere jungen Seelen mit ſchwärmeriſcher Wolluſt ahnungsvoll durch alle Räume des Himmels flogen, wenn uns mächtige, aber unklare Gefühle beſtürmten, eine unbändige Sehnſucht nach Erkenntniß und Wiſſen, wie die Reize des Morgens oft in Nebeln verſchwimmen, und vergebens ringen, das Auge des Menſchen in unverhüllter Schönheit zu entzücken; in jenen genuß- und drangvollen Stunden ahnete ich nicht, daß mir die Erfüllung meiner heißeſten Wünſche ſo nahe liege, daß die Gewährung meine glühendſte Jugendſehnſucht ſtillen und ſchon mein Jünglingsalter mit glänzenden Schätzen überſchütten würde. Und nun ſoll mir Alles geboten werden, wonach ich mit dir geſchmachtet! Alles ſoll erfüllt werden, wonach ich mich geſehnt und der Anfang iſt ſchon gemacht, die ſüße Befriedigung hat ſchon begonnen; ſchon ſchäumt der Becher der Gewährung an den Lippen des wiſſendurſtigen Jünglings. Aber nicht in vollen Zügen darf ich trinken; das würde mir Tod und Verderben bringen. Berauſchen mich doch die Tropfen, die mir der hohe Meiſter mit weiſer Vorſicht einzeln reicht, um meine Seele erſt an den Nektar zu gewöhnen, ſchon bis zur höchſten Begeiſterung und ich taumele wie ein Seliger durch dieſe Räume. Aber ich werde einſt in vollen Zügen trinken dürfen. Da wird ſich meine Seele laben, unausſprechlich ergötzen. Nur du fehlſt mir, mein theurer Freund, daß wir zuſammen die Nächte am Teleſcop zubrächten, die lichten Bahnen der Sterne zu verfolgen, und uns, wenn Einer von uns wieder etwas uns Neues am Himmel entdeckt, zujauchzen und an die Bruſt ſinken könnten, während die uns umwogende Nachtluft unſere heißen Wangen kühlte. Es wohnen viel Schüler des großen Meiſters auf der Uranienburg, die einſt mit der Stola Pöcile, wo Zeno lehrte, und mit dem berühmten Schattengange des Lyceums in Athen, der der Philoſophie des Ariſtoteles den Namen gegeben hat, gleichen Ruhm bei der Nachwelt theilen wird.

Doch ſchon habe ich in meiner Glückstrunkenheit Seiten vollgeſchrieben, ohne dazu gekommen zu ſein, dir meine Reiſe, meine Ankunft auf Hveen, und meinen Aufenthalt bis jetzt zu beſchreiben, was doch der Zweck dieſes Briefes iſt. Darum raſch zur Sache!

Den Schmerz der Trennung von den lieben Meinigen, beſonders von der heißgeliebten Schweſter Maria und von dir, mein Freund, konnte nur der ſtete Wechſel der Gegenſtände allmählig vermindern und verlöſchen. Die Natur in ihrer großartigſten, allumfaſſenden Bedeutung hat neben ihrer materiellen Reproduktionskraft auch ein untrügliches ideales Heilvermögen, und der Kranke geſundet bald, der ſich ihr mit ganzer Seele hingibt. Ich that's. Als ich auf meinem Rößlein die herrlichen Thäler durchzogen war, welche ſich von Böhmen herab nach Sachſen ziehen, war ich wieder froh und guter Dinge und mein Herz recht empfänglich für all' das Merkwürdige und Schöne, welches ich in Dresden und Wittenberg ſah. In letzterer Stadt hielt ich mich eine Woche auf, um die Univerſität etwas kennen zu lernen. Aus gleicher Abſicht brachte ich ſpäter eben ſo lange in Roſtock zu. Ich übergehe ſchnell dieſe Reiſe, ohne dir darüber Einzelnes zu melden, um nur bald auf die Hauptſache zu kommen; genug, daß beide Univerſitätsſtädte voll waren von Tycho Brahe's hohem Ruhme, und daß die ausgezeichnetſten Lehrer dieſer Hochſchulen von ihm mit jener neidloſen Ehrfurcht ſprachen, wie man ſie auch des Plato und Ariſtoteles erwähnen hört. Man pries mich glücklich, daß es mir durch die Protektion des Herrn Kanzlers Curtius von Senftenau gelungen ſei, unter Tycho's Schüler aufgenommen zu werden. Der Zudrang der gelehrten und vornehmen Fremden nach Hveen iſt ſo groß, daß im Hafen von Roſtock ſtets ein Schiff bereit liegt, die ehrenwerthen Gäſte nach dem kleinen Eilande hinüber zu tragen; aber zuweilen iſt das Fahrzeug noch unterwegs, ſich ſchon wieder Andere anmelden, zu deren Beförderung ein zweites Schiff in See gehen muß. Und wie viele reiſen nicht erſt über Kopenhagen! Es bereiſt aber auch keine fürſtliche oder andere angeſehene Perſon dieſe nördlichen Länder, ohne nicht auf Hveen zuzuſprechen. Es gilt als Ehrenſache, den weltberühmten Aſtronomen geſehen und geſprochen zu haben. Mein Herz pochte in ſtürmiſcher Erwartung, als mir der Schiffer ſagte, daß wir in den Oereſund eingelaufen ſeien, und mein

Auge, ſeinem Finger folgend, die Küſten von Schonen und Seeland erkannten. Bald rückten uns die Länder näher, die Sundinſeln tauchten nacheinander aus dem Schooße des dunkelblauen Meers empor, deſſen ruhigen, klaren Spiegel wir mit rauſchendem Kiele durchſchnitten. Meine Blicke forſchten abwechſelnd in der mir unbekannten, mir neue Wunder bergenden Ferne, als wolle er die Weite des Raums im Nu bewältigen, und an den Lippen des Fiſchers das ſehnlich erwartete Wort zu erhaſchen. Endlich ertönte es: „dort erhebt ſich Hveen!“ Ich zuckte zuſammen, das Blut ſchoß mir nach dem Herzen, es wurde mir trübe vor den Augen gerade in dieſem Augenblick, wo ich die Sehkraft lieber zehnfach geſchärft hätte; als es mir gelungen war, das ungetreue Auge wieder zu ſeinem Dienſte zu zwingen, ſah ich die kleine Inſel ſchon wie ein hohes, weites und gewaltiges Felſenſchloß aus der Fluth emporragen. Ich erſchrak vor Ueberraſchung und Freude. So ſchön, ſo herrlich, hatte ich mir den Anblick von Hveen nicht gedacht. Kühn ſteigen die ſchroffen, öden Felswände hoch empor, recht wie eine Burg der Wiſſenſchaft, rings umfluthet und behütet vom wogenden Meere, dem ewigen Spiegel der Geſtirne und abgeſchloſſen durch dieſen Rieſenwächter von der übrigen Welt. Eine ſeltſame, eigenthümliche Geſtaltung, dieſe Inſel! Oben auf den Felſenhäuptern glänzte die grüne Vegetation friſch und kräftig, der Boden erhob ſich in Form eines ſtumpfen Kegels, angebaut, lachend, freundlich, und von der äußerſten Höhe winkten die abenteuerlich geſtalteten Thürme und Mauern der Uranienburg und Sternenburg, für mich ein beglückender Anblick. Das Herz hüpfte mir hoch im Leibe; ich jauchzte auf vor Entzücken. Wie ein buntes herrliches Traumbild lag das Alles vor mir; aber ich war auch wie im Traume. Als ich endlich den Boden der Inſel betrat, beugte ich mich nieder und küßte das heilige Land der Wiſſenſchaft, nicht wie Hannibal den Sand der apuliſchen Küſte, denn ich fiel nicht und lag nicht, ſondern ich kniete nieder und — betete. Ich flehete Gott an, daß es mir gelingen möchte, hier mein irdiſches und ewiges Glück zu begründen, und ich glaube, ich habe niemals inbrünſtiger und frommer gebetet. Deshalb bin ich der Gewährung faſt gewiß und ſchon läßt ſich Alles herrlich dazu an. Nun wandelte ich mit ſcheuer Ehrfurcht und erwartender Beklommenheit durch grüne, üppige Saatfelder, an ſchmucken Bauerhöfen aufwärts der Uranienburg zu, das Empfehlungsſchreiben des kaiſerlichen Kanzlers in der zitternden Hand. Als ich in die Ringmauer der Burg trat, konnte ich nicht ſogleich weiter; meine Blicke ſchweiſten mit unerſättlichem Staunen von den prangenden Blumengärten, die das Hauptgebäude wie ein voller Kranz umſchlungen halten, auf die Thürme und Zinnen deſſelben und von dieſen auf die übrigen Häuſer, die in ſymmetriſcher Ordnung innerhalb der Mauer vertheilt ſind. Aus allem ſprach mich der gewaltige, ordnende Geiſt des Meiſters, der es hervorgerufen, wohlthuend an. Solch ein Anblick erhebt und beſſert das Herz und begeiſtert es zu den edelſten Vorſätzen. Geſtärkt und geheiligt trat ich auf den Eingang zu. Auf der Seite an einer andern Thüre zeigten ſich ein Paar engliſche Doggen von ungemeiner Größe und Schönheit, und ſchlugen an, doch näherten ſie ſich mir nicht. Auf ihr ernſt und tief tönendes, gebieteriſches Gebell erſchien ein Diener und fragte nach meinem Begehr. Ich gab ihm das Schreiben des Kanzlers mit der Bitte, es Herrn Ritter Brahe ſogleich zu überreichen. Drauf führte er mich in einen Saal zu zu ebener Erde, worin eine ſchön übermalte Himmelskugel und an den Wänden hin einige Statuen ſtanden, unter welchen ſinnige lateiniſche Verſe mit ſchwarzer und goldener Schrift zierlich gemalt zu leſen waren. Ich ſuchte meine Bänglichkeit durch das Leſen dieſer Verſe und durch Betrachten des Globus zu beſchwichtigen. Leicht errieth ich, daß dieſe epigrammatiſchen Dichtungen Tycho's Geiſt entſprungen ſeien. Denn es wird dir nicht unbekannt ſein, daß der große Weiſe auch ein vorzüglicher Dichter iſt. Ich hatte noch nicht lange dabei zugebracht, als mich der Diener wieder abrief und eine Treppe höher in ein großes freundliches Gemach führte, deſſen Wände wiederum mit allerlei Bildwerk und Sentenzen verziert waren. Gleich darauf trat aus der gegenüber liegenden Thüre ein Mann von mehr kleiner als mittlerer Größe und merkwürdigem Ausſehen — doch ich will dir ſeine Perſönlichkeit hernach näher beſchreiben; es war Tycho Brahe. Ich verneigte mich tief, er aber redete mich ſo freundlich, als er eben vermag, in lateiniſcher Sprache mit fließender Leichtigkeit an: „Du biſt der junge Edelmann aus Prag, den mir der kaiſerliche Kanzler Herr Curtius von Senftenau ſo nachdrücklich empfohlen hat.“

Mein Name iſt Franz Tegnagel, verſetzte ich, und mein einziger Wunſch, dein Schüler zu werden, hochgelahrter und hochverehrter Mann.

„Sei mir willkommen! Der Kanzler ſchreibt mir viel Gutes von dir. Das Beſte: daß du die nöthigen Vorkenntniſſe und den rechten Eifer mitbringſt. Der Herr Kanzler von Senftenau iſt ein gelehrter und verſtändiger Mann, der die Wiſſenſchaft ſchätzt und ſchützt. Ich lernte ihn vor fünfzehn Jahren in Regensburg bei der Krönung des Kaiſers kennen, und wir ſind ſeit der Zeit in ſteter brieflicher Verbindung geblieben. Alles was, mir von ihm kommt, iſt mir angenehm. Wie befindet ſich kaiſerliche Majeſtät?“

Du wirſt noch beſſer wiſſen als ich, Herr Ritter, daß des Kaiſers Perſon ſchwer zugänglich iſt, auch zeigt er ſich ſelten öffentlich und mag nicht gern

Menſchen um ſich ſehen. Er bringt ſeine Tage im Laboratorium zu und wendet ſeinen Geiſt ganz auf die Geheimniſſe der Alchymie und Spagirik.

„Was kann ein hohes Haupt Würdigeres beginnen, als ſich ſo hohen Wiſſenſchaften ergeben? Ich verehre den Kaiſer Rudolf mit tiefſter Ergebenheit und habe bei Gelegenheit ſeiner Krönung, als ich die Ehre hatte, ihm durch Herrn von Senftenau vorgeſtellt zu werden, einen hohen Begriff von ſeinen chemiſchen Kenntniſſen erhalten. Schon damals war er in manchen Geheimniſſen weit vorgedrungen. Du wirſt wiſſen, daß Chemie und Spagirik ebenfalls Lieblingswiſſenſchaften von mir ſind.“

Ich bejahte dies, und er fuhr fort: „Komm, ich will dich zu meiner Familie führen. Ich pflege meine Schüler als Glieder derſelben zu betrachten. Du mußt auch däniſch lernen; denn Frau und Kinder dieſes Hauſes wiſſen ſich in keiner andern Sprache verſtändlich zu machen. Die Hausfrau ſoll dir deine Wohnung anweiſen, denn du wirſt von der Reiſe ermüdet ſein.“

Somit nahm er mich bei der Hand und führte mich wieder die Treppe hinab in das Familienzimmer.

Drei Frauen, deren jede einen eigenthümlichen mehr oder minder ſtarken Eindruck auf mich machte, und zwei Jungfrauen und einige Kinder befanden ſich darin. Der Meiſter nannte meinen Namen und alle Geſichter erheiterten ſich. Die holden Frauen hießen mich herzlich willkommen. Die eine ſtellte mir Tycho als ſeine Ehefrau, die zweite als ſeine Schweſter Sophia, die dritte als ſeine Freundin Liuwa vor. Die Jungfrauen und Kinder waren Tycho's Töchter. Später lernte ich die beiden Söhne des Hauſes, ſo wie die Schüler, Studenten genannt, kennen. Ich fühlte mich ſogleich heimiſch in dieſer liebenswürdigen Familie, obgleich wir uns nur mühſam verſtändigten. Sophie und Liuwa verſtehen ſich inzwiſchen ziemlich geläufig lateiniſch auszudrücken, und an ſie war ich ſonach am meiſten gewieſen. Ihre ſchmuckloſe, ungeheuchelte Herzlichkeit öffnete raſch alle Thüren meines eigenen Herzens, aller Zwang war unter uns verbannt. Tycho duldet in ſeinem Hauſe keine Vornehmthuerei, keine ſteife Höſelei; Jedermann muß der Natur huldigen und der Einfalt des Herzens folgen.

Ehe ich dir nun die wenigen Ereigniſſe mittheile, die ich bis jetzt hier erlebt, will ich dich vorerſt etwas näher mit dem Orte, wo, und mit den Perſonen, mit welchen ich zuſammenlebe und verkehre, bekannt machen. Ich beginne mit Beſchreibung der Inſel und ihrer wunderbaren Gelegenheit.

Hveen faßt nur zwei Meilen im Umkreiſe und hat alſo die Größe eines hübſchen Landgutes, womit es durch ſeine fruchtbaren Felder und ſein einziges, nur aus zweiunddreißig Bauernhöfen beſtehendes

Kirchſpiel noch mehr Aehnlichkeit erhält. Es erhebt ſich auf ſeinen ſteilen prächtigen Felſen höher aus dem Meere, als die größern Inſeln des Oereſundes und ſcheint von der Natur recht eigentlich zur Betrachtung des Himmels geſchaffen zu ſein. Da ihr Geſichtskreis außerordentlich groß iſt, ſo genießt man die weiteſte und entzückendſte Ausſicht auf die nahen Küſten von Schweden und Dänemark, und erblickt eine Menge Dörfer und Städte, Höfe, Weiler, Buchten, Felſen, Inſeln. Das Auge kehrt immer wieder mit neuer Wolluſt zu dieſen Genüſſen zurück. Man ſchwelgt hier nicht nur im Anblick des Himmels, der einem näher zu ſein ſcheint, als an andern bewohnten Orten der Erde, ſondern auch in dem der nahen und weiten Umgegend und des Meeres. Ueberraſchend ſchöne Bilder drängen ſich durch das Auge in die Seele, und die Wellen des Meers rauſchen und murmeln an den Felſen ſo geheimnißvoll und wunderbar, daß einem ganz wehmüthig und ſelig zu Muth wird. In der Nähe wird das Auge, von der weiten Luſtfahrt heimkehrend und geſättigt von ſo vielen koſtbaren Genüſſen, gleichſam zum Deſert noch vom grünen Schmelz der Wieſen auf Hveen erquickt, die im vollen Sonnenſcheine gleichſam einem ſammtartigen Glanz oder Wiederſchein zurückſtrahlen; die Saatfelder gewähren einen wohlthuenden, beruhigenden Anblick und die weitverſtreuten Häuſer des Dörfchens mit ſeinem friedlichen Kirchlein vollenden das ganze idylliſche Bild. Friſche Quellen ſprudeln überall aus der mütterlichen Bruſt der Erde und durchſchlängeln Wieſen und Felder, mehre entſpringen in der Nähe der Uranienburg, die zum häuslichen Gebrauch gefaßt ſind, und darunter eine, welche im härteſten Winter nicht zufriert. Auch ein ſchöner, ſchattiger Hain fehlt nicht und erhöht die Reize des Ganzen. Es befindet ſich darin eine große Menge von Haſelſtauden, welche zur Herbſtzeit eine reiche Nußernte liefern. Die Haſen- und Hühnerjagd iſt ergiebig; für Fiſcherei hat die Natur ſehr reichlich geſorgt. Du ſiehſt, dies Hveen iſt eine Welt im Kleinen; es vereinigt alle Reize und Vortheile der Natur in ſich; aber den höchſten ſollte ihm der menſchliche Geiſt verleihen, wodurch dies unbedeutende Eiland große Länder und Städte weit überſtrahlt. Ich komme zur Uranien- und zur Sternenburg oder überhaupt zu all' den neuen Gebäuden, welche dem Ritter Tycho ihre Entſtehung zu verdanken haben. Faſt in der Mitte der Inſel erhebt ſich eine nicht unanſehnliche Anhöhe, zu der von allen Seiten ſchier von den Ufern an das Land allmählig emporſteigt; ſie beherrſcht mithin die ganze Fläche der Inſel und ladet das Auge auf die natürlichſte Art ein, die Pracht und Herrlichkeit der göttlichen Werke im unbegrenzten Luftraume zu bewundern. Auf dieſer Anhöhe prangt die Uranienburg, das bewundernswürdigſte Schloß der ganzen Welt.

Eine ziemlich hohe und ſtarke Mauer läuft im Viereck um das Ganze; jede Seite derſelben iſt 300 Fuß lang; die ganze Länge der Mauer beträgt alſo 1200 Fuß. Die Ecken derſelben liegen genau nach den vier Himmelsgegenden. Dieſe Ecken bilden aber keine rechten Winkel, ſondern einen Halbkreis, in welchem ein kleines Luſt- oder Gartenhaus liegt. An der öſtlichen und weſtlichen Ecke ſind zwei doppelte Pforten, an welchen die ſchon erwähnten engliſchen Doggen die Ankunft der Fremden melden. Ohnfern der nördlichen und der ſüdlichen Ecke ſtehen zwei einfache aber ſchöne Häuſer, jedes zwei Stockwerk hoch, ganz überein gebaut und von ziemlichem Umfange. Im nördlichen befindet ſich Tycho's prächtige Buchdruckerei, im ſüdlichen wohnen Studenten und die Dienerſchaft. Von jeder Ecke führt ein breiter, zu beiden Seiten mit Gitterwerk eingefaßter Weg aufwärts nach dem Schloſſe. Innerhalb dieſes Gitters lachen dir die anmuthigſten Blumen- und Roſengärten entgegen. Zunächſt aber dem Schloſſe ſind ringsum Luſtgärten, welche, wie jene, vom edeln Geſchmack ihres Beſitzers zeugen. Flora wohnt hier vom erſten Frühlings- bis zum letzten Herbſttage, und bringt dem hohen Meiſter, der alles dies hervorrief, dankbar ihre bunten Gaben dar. Die zuletzt erwähnten Anlagen umſchließen die Baumgärten, welche über dreihundert Arten von Bäumen enthalten, und unter deren ſchattigem Laubdache ſich's angenehm wandelt, zumal wenn die Juliſonne, wie jetzt, ihre Pfeile nach dem Gipfel der kleinen Inſel ſchießt. Kunftig, wenn dieſe Bäume ausgewachſen ſind, werden ſie einen gar köſtlichen Wald bilden; jetzt ſtehen ſie erſt zwölf Jahre. Aus dem Baumgarten tritt man endlich auf den cirkelrunden, gepflaſterten Schloßplatz, welcher noch immer genug Raum bietet, das prächtige Schloß ſelbſt auf allen Seiten zu bewundern. Wir ſtehen nun ſtaunend vor dem einzigen Gebäude, dem eigenthümlichen Werke eines ſo großen und außerordentlichen Geiſtes. Wahrlich dies Schloß gibt das wahrſte und beſte Zeugniß von ihm. Es iſt 60 Fuß lang und eben ſo breit, folglich eben ſo gut ein vollkommenes Viereck, wie die äußerſte Mauer. Der Eingang befindet ſich in einem eckigen Thurme in der Mitte der Fronte, und hat ein Portal von joniſcher und doriſcher Ordnung. Das Hauptgebäude iſt zwei Etagen hoch und hat acht Hauptzimmer; an den vier Ecken deſſelben ſind vier hohe, ſchöne Pyramiden zur Zierde angebracht, welche dem Ganzen ſchon ein fremdartiges, geheimnißvolles Anſehen geben. Man wird dadurch an das alte Aegypten und ſeine Weisheit erinnert und begreift, daß hier nichts Gewöhnliches zu ſuchen ſei. In einem ſanften Bogen erhebt ſich dann das Gebäude bis zur Kuppel, über welcher ein vergoldeter Pegaſus als Windfahne glänzt und im oberſten Saale des Hauſes an der Decke durch einen Weiſer den jedesmaligen Wind auf einer Scheibe anzeigt. Dieſer Saal, unmittelbar unter der Kuppel iſt achteckig, außen mit einer Gallerie verſehen, und gewährt die freieſte und erhabenſte Ausſicht nach allen Seiten. Ueber der Kuppel ragt noch ein Thürmchen empor, unter deſſen Dache ein ſehr künſtliches Uhrwerk aufgeſtellt iſt. Daneben befinden ſich vier kleinere Kuppeln, welche die Seitengebäude decken, und auf denſelben ſtehen die Sinnbilder der vier Jahreszeiten mit ihren Emblemen, ſchöne Statuen, welche das Gebäude zierlich krönen. Gegen Süden und Norden ſind vier Obſervatorien auf Thürmen mit derſelben Kühnheit erbaut, mit welcher Tycho ſein Auge forſchend gen Himmel hebt. Die Seitengebäude enthalten die Studierſtube des Meiſters und eine anſehnliche Bibliothek, dann mehrere Reihen von Zimmern, zu Wohnungen für die Studenten beſtimmt — und in einem derſelben findeſt du die kleine und beſcheidene Einrichtung deines Freundes Franz Tegnagel — und andere zum Hausweſen nöthige Gemächer und Anlagen. Das Souterrain beſteht aus mehrern großen Gewölben, deren eins das weite chemiſche Laboratorium mit ſechszehn Oefen und allen übrigen Erforderniſſen, ein anderes eine Glasbrennerei enthält, worin viel künſtliche Arten von farbigem Glaſe, theils zur Zierde der eigenen Häuſer, theils zum Geſchenk für Tycho's Gönner und Freunde gefertigt werden; die übrigen ſind Keller und Vorrathsgemächer. In den Wohn- und andern Zimmern ſieht man vorzügliche Gemälde und Bilder berühmter Männer und Frauen aufgehängt; beſonders liebt Tycho's tiefdenkender und erfindungsreicher Geiſt Allegorien mit ſinnigen Ueberſchriften, die er meiſtens ſelbſt erfindet. Und ſo hat man im Raume eines jeden Zimmers ſelbſt Stoff genug zu geiſtiger Unterhaltung. Aber auch für das körperliche Bedürfniß iſt im reichen Maße geſorgt, überall zeigt ſich die glänzende Spur des kunſtbegabten, ordnenden Geiſtes. So ſind von dem im Hofe befindlichen, vierzig Ellen tiefen Brunnen, der, ſelbſt eine höchſt künſtliche Anlage, in mehren Fontainen aus Thierbildern ſpringt, Röhren durch's ganze Schloß geleitet, die jedem Zimmer friſches Waſſer zuführen und bei Feuersgefahr das ſchnellſte Rettungsmittel abgeben. Ebenſo hat Tycho vierzehn Schornſteine beim Bau des Schloſſes ſo geſchickt verbunden und zuſammen geführt, daß ſie auf dem Dache nur in zwei münden, wodurch ein ſymmetriſches Verhältniß hervorgebracht wird. Ein Gleiches könnte ich von der ſinnreichen Einrichtung ſagen, mittels welcher er Nachts im Bette liegend den Lauf der Sterne beobachten kann. Es iſt ein großes hohes Rad, das bis vor die Mauern hinausreicht und von dem ruhenden Meiſter leicht umgedreht werden kann, durch deſſen Oeffnungen ihm dann die Sterne ſichtbar werden. Auch kann er durch künſtlich angebrachte

Signale jeden ſeiner Diener ſogleich beordern, wohin derſelbe kommen ſoll. Laß mich noch einige Worte vom zweiten Hauptgebäude auf Hveen, von der Sternenburg hinzufügen! Faſt iſt dieſes Haus noch wunderbarer und ſeltſamer als die Uranienburg ſelbſt, wenigſtens enthält es mehr Geheimnißvolles. Ein in's Gevierte angelegtes Plankenwerk, deſſen jede Seite ein halbes Rondell und ſiebenzig Fuß Länge hat, umgibt das ganze Gebäude, welches ohnfern der Uranienburg auf einer andern etwas kleinern Anhöhe liegt. Iſt man in dieſes Rondell eingetreten, ſo führt eine Pforte zu den fünf unterirdiſchen Zimmern, welche aus dem Grund gemauert und gewölbt ſind und zu denen man auf einer beträchtlichen Anzahl Stufen hinabſteigt. Sie ſind mit fünf ſeltſam geſtalteten Kuppeln bedeckt. Dieſe Souterrains dienen dazu, auch bei Tage den geſtirnten Himmel betrachten zu können. Wenn man in ihr ſchauerliches, von ewiger Stille durchdrungenes Dunkel tritt, und den Blick, einer von der Kuppel herabfallenden Hellung folgend, emporſchlägt, erblickt man bei heiterem Himmel, im vollem Glanze des Tageslichtes, die Sterne am Himmelszelt. Hier ſind auch des Meiſters vornehmſte und größte Inſtrumente aufgeſtellt und ſo den ſchädlichen Einflüſſen der Witterung entzogen. Hier ſitzen auch die vorzüglichſten Studenten, von einander abgeſondert, und obſerviren. Theils ſollen ſie einander nicht im Wege ſein, theils auch ihre Beobachtungen nicht mit einander vergleichen können, bevor es Tycho erlaubt. Dieſe fünf runden Kammern ſchließen ein viereckiges, unterirdiſches Gemach ein, von deſſen geheimnißvoller Beſtimmung ich dir nichts zu ſagen weiß, aus dem Grunde, weil ich ſie ſo wenig kenne, wie ein anderer der Studenten. Hier treibt der Meiſter ſein geheimſtes Weſen und hält ſich oft halbe Tage und Nächte darin verſchloſſen. Zuweilen, jedoch nur ſelten, bringt auch Tycho's Schweſter, Sophia, und die Dame Liuwa, von denen ich dir nachher reden will, einige Stunden mit ihm oder allein darin zu. Im oberſten Erker der größten Kuppel ſtellt Ritter.Tycho ſelbſt Bemerkungen an. Auf der mittelſten Kuppel ſtand bis zum vorigen Jahre als Zierde eine ſehr künſtliche große Statue des Merkur, welche Tycho dem Herzog von Braunſchweig, bei deſſen hohem Beſuche auf Hveen, verehrt hat. Jetzt iſt die Stelle leer. Am Eingange ruhen drei aus Stein gehauene, große, gekrönte Löwen auf mächtigen viereckigen Steinkoloſſen, die an der Vorderſeite mit paſſenden Inſchriften verſehen ſind. Solche Inſchriften, die, wie ich ſchon bemerkt, Tycho ſehr liebt, finden ſich auch in den Gemächern der Sternenburg angebracht. Gegen Oſten und Weſten ſind zwei hohe ſteinerne Pfeiler aufgerichtet, um Inſtrumente darauf ſtellen zu können, und an den vier Ecken des Plankenwerks ſtehen vier große Himmelskugeln, welche bei aſtronomiſchen Arbeiten auf die daneben errichteten kleinen Pfeiler geſetzt werden. Hier ſieht man auch noch viele andere Vorrichtungen zu Aufſtellung der Quadranten, Sehröhre und anderer großen Werkzeuge. Von hier aus hat Tycho den Plan, einen unterirdiſchen Gang nach der Uranienburg graben zu laſſen, um im Winter bequemer durch denſelben hin und her gehen zu können, doch iſt dazu noch keine Anſtalt getroffen.

Nicht weit von der Sternenburg ſteht das vor einigen Jahren erſt aufgeführte große Wirthſchaftsgebäude, worin alles zur Oekonomie Gehörige befindlich, und zweihundert Schritte von der Uranienburg erhebt ſich ein anderes ſtattliches Haus, worin ſich die Werkſtätte zur Verfertigung der mannigfachen aſtronomiſchen, optiſchen, chemiſchen u. a. Inſtrumente vorfindet und wo die erfahrenſten und geſchickteſten Meiſter, aus den verſchiedenſten Ländern zuſammengeholt, arbeiten. Hier werden nach Tycho's Angabe erſtaunliche Kunſtwerke in's Leben gerufen, und nicht ſelten legt der große Mann ſelbſt Hand an's Werk und führt ſeine Idee ſo geſchickt aus, als wenn er ein gelernter Mechanikus wäre. Endlich liegt nicht weit vom Meere eine ganz neu aufgerichtete Waſſermühle von neuem kunſtreichen und vortheilhaften Mechanismus, ganz allein nach Tycho's Erfindung. Hier hat er auf einem nicht großen Raume eine Mahl-, Oel-, Papier-, Schleif- und Poliermühle, und eine Vorrichtung zu Lederarbeiten ſo vereinigt, daß das Ganze durch ein einziges Triebrad von wenig Waſſer, das er durch die Dämme von ſechszig Fiſchteichen zuſammengebracht hat, in Bewegung geſetzt wird. So zeugt alles und jedes, wohin ſich nur das entzückte Auge wendet, von dem hochbegabten Geiſte, der Ordnungs- und Prachtliebe dieſes außerordentlichen Mannes.

Doch genug nun von den todten Gegenſtänden und Räumen! Laß mich lieber von ihm ſelbſt, dem hohen Meiſter und Herrn, der alles dieſes mit ſchöpferiſchem Geiſte raſtlos hervorgezaubert und von den andern ihm naheſtehenden Perſonen reden, welche dieſe Räume bevölkern und beleben!

Tycho Brahe iſt eher kleiner als mittler Statur, ſein Körperbau ſehr gedrungen und feſt und augenſcheinlich von der Natur zur Ausdauer in ſchwierigen Unternehmungen und zum Ertragen von Mühſeligkeiten und Arbeiten beſtimmt. Er beſitzt viel phyſiſche Kraft und dem Drucke ſeiner derben Hand widerſteht nicht leicht etwas. Seine Geſichtsbildung iſt für den erſten Augenblick, wo man ihn ſieht, nicht gewinnend und herzliches Vertrauen einflößend; ſein Blick ruhig, kalt und ſtolz; bei gewöhnlicher unintereſſanter Unterhaltung oder bei leeren, ihm läſtigen Höflichkeitsbezeigungen kann man dies kleine Auge ausdruckslos und todt, dieſe wenig markirten Züge ſtarr und nichtsſagend nennen. Sobald aber Tycho von ſeiner Wiſſenſchaft, von den geheimen

Künſten der Aſtrologie und Spagirik oder von der Poeſie redet, belebt ſich das Auge allmälig, leuchtet heller, wird ausdrucksvoller, ſchießt Blitze und glüht endlich prächtig, wie ein Stern erſter Größe, vom Feuer der Begeiſterung und der Weihſagung; durch ſeine Züge zuckt und bebt es, das erſt unſchöne Geſicht nimmt einen eigenthümlichen Reiz an, ſeine kleine, etwas plumpe Geſtalt ſcheint höher und edler zu werden. Am meiſten verletzt das Schönheitsgefühl deſſen, der ihn zum erſtenmal ſieht, ſeine weltberüchtigte Metallnaſe. Als ich, ein fünfjähriger Knabe, auf der erſten Schulbank ſaß, wurde mir ſchon von dieſer merkwürdigen Naſe, wie von einem achten Wunderwerke der Welt, viel Seltſames erzählt, und ich hätte mir damals nicht träumen laſſen, daß ich mit dieſer Naſe, auf die ich ſo neugierig war, in ſo nahe Berührung kommen würde. Es iſt wahr, ſie iſt ein großer Uebelſtand in Brahe's ohnedies nicht ſchönem Geſicht und entſtellt daſſelbe noch mehr. Inzwiſchen ſind davon viel abgeſchmackte Fabeln im Umſchwung. Das Wahre an der Sache iſt: die Naſe iſt von einer Metallcompoſition, die Tycho ſelbſt zubereitet hat, und Tags heftet er ſie mehrmals mit einem ebenfalls von ihm bereiteten Leime an, denn man ſieht ihn nie ohne dieſelbe. Sie iſt fleiſchfarben angeſtrichen, paßt aber, meines Bedünkens, nicht recht zum Geſichte. An der Naſe führen, könnte man ihn freilich nicht; aber dazu iſt der ganze Mann nicht eingerichtet. Die Oberlippe wird ganz von einem dicken Knebelbarte bedeckt, der ſtark gedreht zu beiden Seiten gerad ausläuft, ein gut Stück über das gleichfalls bärtige Kinn hinaus. Dieſer Bart iſt dunkelroth; ſein Haupthaar ſehr dünn, fein und röthlich, und hängt ihm ſchicht in den Nacken hinab. Gekleidet iſt der hohe Meiſter immer ſehr einfach, aber anſtändig und würdig, doch zeichnet er ſich ſogleich durch die Inſignien des Elephantenordens aus, den er von König Friedrich dem Zweiten von Dänemark, ſeinem beſondern Gönner und Freunde, erhalten. Die Ordenskette hängt ſtets um ſeinen Hals. Wenn es aber darauf ankommt, ſich ſeinem Stande gemäß zu kleiden, ſo erſcheint Tycho in wohlgewählter, ritterlicher Pracht und glänzt dann auch äußerlich mehr, als irgend einer ſeiner Standesgenoſſen, wie dies innerlich bei ihm ſtets der Fall iſt. Tycho's Bewegungen, Manieren und Reden ſind nicht die eines Hofmannes; man merkt es ihm auf der Stelle an, daß er nicht im fürſtlichen Vorzimmer und auf dem Ballſaale, ſondern im Studierzimmer und auf dem Obſervatorium groß und alt geworden iſt. Alle gezierte Form im Umgange iſt ihm verhaßt. Er bückt ſich nicht, ſcherwenzt nicht, ſpricht wenig, aber klar und verſtändlich, und ohne alle Umſchweife. Wort und That ſtimmen bei ihm ganz überein. Sie ſind natürlich, von ächtem Gepräge, ohne Schmuck, gehaltvoll. Sein Charakter iſt ſcharf und feſt; nichts kann ihn in der einmal gewonnenen Anſicht irre machen. Hier geht er, wie mir's vorkommt, zuweilen zu weit. Die Feſtigkeit ſcheint mir manchmal zu ſtörriſchem Trotz auszuarten. Doch ich erdreiſte mich nicht weiter, eine Schwäche meines trefflichen Meiſters zu tadeln. Seiner Wiſſenſchaft opfert er Alles, Blut und Gut. Dieſe Pietät iſt rührend, ehrwürdig, heilig. Nichts auf Erden geht ihm über den Hochgenuß, auf dem Obſervatorium oder im Laboratorium zu arbeiten. Dann drängt ſich ihm eine Fülle von urſprünglichem Leben in das Auge, in jeden Zug, in alle Glieder; es iſt als ob der unmittelbare Hauch Gottes ihn durchglühte. Doch es gibt noch etwas, das ſeine Seele in Entzücken zu verſetzen vermag. Es iſt die göttliche Poeſie. Wenn er dichtet, ſcheint er der verklärte Bürger einer höhern Welt zu ſein. Dies ſind unſtreitig ſeine glücklichſten Stunden. Gegen ſeine Familie und Schüler iſt er im Umgange freundlich, gegen ſeine Untergebenen ſtreng, begangene Fehler rügt und ſtraft er ſcharf, Widerſpruch ſetzt ihn leicht in Feuer und Flammen und dann pflegt ſein Zorn nicht zu ſchonen. Ruhe und Vergnügen im gewöhnlichen Sinne des Worts gönnt er ſich faſt nie. Vom früheſten Morgen bis lange nach Mitternacht iſt er thätig und beſchäftigt bald im Laboratorium, bald in den verſchiedenen Obſervatorien, bald im Lehrſaale, bald in der Werkſtatt der

Mechaniker, bald in ſeinem geheimnißvollen Gemach der Sternenburg, bald in der Glasfabrik, bald in der Buchdruckerei, bald in der Mühle. Alles belebt und bewegt ſein großer Geiſt. Eine Eigenthümlichkeit ſeines Charakters iſt noch, daß er den Menſchen als ſolchen nicht achtet. Nur der wiſſenſchaftlich gebildete Menſch gilt ihm etwas. Die Hofleute und Adeligen, die nichts gelernt haben, verachtet er aber gar, und verabſäumt keine Gelegenheit, ihnen dieſe Verachtung an den Tag zu legen. Er hat freilich viel Schlimmes von ihnen zu erdulden gehabt und iſt ſchwer von ihnen gekränkt worden. Der Ritter iſt jetzt fünf und vierzig Jahre alt. Dies iſt ein möglichſt getreues Bild von Tycho Brahe; mit den übrigen Bewohnern der Uranienburg kann ich mich kürzer faſſen.

Die Hausfrau, Tycho's Gemahlin, Namens Chriſtine, iſt ein ſanftes, frommes, ſchlichtes Weib, achtungswerth in jeder Beziehung. Sie iſt gewiß vor zwanzig Jahren eine jener idylliſch ſanften Schönheiten geweſen, die wir vorzüglich Deutſche nennen und deren Heimath eigentlich der Norden iſt. Sie hat nichts Hervorſtechendes, Ausgezeichnetes, und doch iſt ſie noch eine ſehr ſchöne Frau. Sie iſt auch ungefähr erſt ſechs und dreißig Jahre alt. Wenn ich ſie ſo ſtill, ſo anſpruchslos, ſo würdig und doch ſo ſeelenvoll freundlich im Hauſe walten ſehe, gemahnt ſie mich, wie der gute Engel des Weiſen, der ihn auf jedem Schritte umſchwebt, und ſein Haupt und ſeinen Fuß vor jeder drohenden Gefahr ſchützt und behütet. Ihr keuſcher, leis gerötheter Mund hat für Jeden ein liebevolles Wort, ihr blaues, züchtiges, anmuthiges Auge für Jeden einen freundlichen Blick. Die Elemente ihres Lebens ſind Güte, Heiterkeit, Seelenruhe, und ohne viel Worte übt ſie einen unwiderſtehligen ſittlichen Einfluß auf ihre Umgebung aus, den ſtillen Zauber einer frommen, edlen Weiblichkeit. Sie iſt groß und ſchlank, ſpricht langſam und leiſe. Ihre ſtete Sorge iſt dem großen Hausweſen und der Erziehung der Kinder gewidmet, und dieſe, wie die ganze Dienerſchaft, ſind glücklich, ihre Befehle auszuführen. Ein Wink von ihr genügt. Schwerlich kann eine Herrin mehr geliebt werden. Aber nie habe ich auch noch in einem ſo großen Haushalte eine beſſere, muſterhaftere Ordnung geſehen. Sie ſieht überall ſelbſt nach, Alles geht durch ihre Hände, und iſt die Arbeit dringend, hilft ſie ſelbſt thätig mit, gleich der gemeinſten Magd. Sie iſt dergleichen von Jugend auf gewöhnt; denn bekanntlich iſt ſie die Tochter eines armen Pfarrers zu Kundſtrup in Schonen, dem von ſeinem Vater ererbten Rittergute Tycho Brahe's. Er hat ſie von Kindesbeinen an gekannt und geliebt; ihr ſtiller Fleiß, ihr beſcheidnes, einfaches Weſen, ihre duldende Hingebung vermochten Tycho, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Durch dieſe Verbindung hat er ſich freilich den ganzen hohen Adel Dänemarks auf den

Hals gebeut; aber was kümmert ſich der weiſe Forſcher um den unverſtändigen Haß derer, die ihm nur an Stand, nicht an Geiſt und Kenntniſſen gleich ſind? Er weiß, welchen Schatz er an ſeiner Chriſtine beſitzt und liebt ſie mit unwandelbarer Herzlichkeit, mögen die Herren am Hofe zu Kopenhagen ſie immerhin ſeine Concubine nennen, obgleich ſie ſein ihm ehelich angetrautes Weib iſt. Inzwiſchen haben die hämiſchen Verfolgungen, die ſie und Tycho ihretwillen haben erfahren müſſen, ihrer Seele einen trübenden Anhauch von Schwermuth ertheilt, der ſich auch in einem ſchmerzlichen Zuge ihres bleichen Geſichtes kund gibt. Es gehört viel Rohheit dazu, dieſen Engel zu beleidigen und zu verfolgen. Aber weſſen iſt ein auf Standesvorzüge eingebildeter Menſch nicht fähig?

Ich bin jetzt der einzige Edelmann unter den Studenten. Früher ſind auch däniſche Edelleute hier geweſen und Frau Chriſtine mag vielleicht von dieſen manche feine Kränkung haben erdulden müſſen, die ſich mehr fühlen als beſchreiben läßt. Sie iſt auch viel zu edel, um ihrem Gemahl oder ſonſt Jemanden dergleichen zu klagen; ſie hat es ſtill gelitten. Aber dieſe trüben Erfahrungen mochten der Grund ihres zurückhaltenden Benehmens gegen mich ſein, daß ſich übrigens, ſobald ſie die Aufrichtigkeit meiner ihr gezollten Hochachtung geprüft hatte, in freundliche Herzlichkeit verwandelte. Und ſo kann ich dich verſichern, daß ich das Glück habe, von

Frau Chriſtine eben ſo wohl gelitten, ja bevorzugt zu ſein, wie von Herrn Tycho, und daß dieſe unverkennbare Zuneigung der beiden Gatten mir eine Quelle großer Freude iſt. Es iſt ein herzerhebender Anblick, dieſe Mutter unter ihren Töchtern, jede derſelben nach ihrem Alter und Begriffsvermögen belehrend. Es ſind der holden Weſen vier, alle mehr oder minder ſchöne Ebenbilder der Mutter. Magdalene, die älteſte, jetzt ſiebenzehn Jahre, ſteht eben in der aufbrechenden Blüthe ihrer Schönheit. Die Natur hat ihr den reizenden Körper ihrer Mutter und den charakterfeſten Geiſt ihres Vaters gegeben, der ſich nicht ſelten in weiblichem Trotz ausſpricht. Schon oft habe ich ſie, wenn ihr etwas nicht zu Sinne war, oder ihr widerſprochen wurde, in Zornesflammen auflodern geſehen; und wenn ich nicht irre, ſetzt ſie das allerliebſte Trotzköpfchen am meiſten gegen Gellius Saſcerides, einen Studenten ihres Vaters, auf, der ſehr gelehrt, ein geborner Däne aus einer achtbaren Familie und halb und halb mit ihr verlobt iſt. Die beiderſeitigen Verwandten ſind damit einverſtanden, und Tycho ſcheint ſeinen künftigen Schwiegerſohn ſehr zu lieben. Doch ſoll die öffentliche Verlobung erſt in zwei Jahren ſein. Bis dahin hofft Saſcerides, der eigentlich Mediciner iſt, ein Amt oder eine Praxis in Kopenhagen zu haben. Dir im Vertrauen geſtehe ich, der junge Mann gefällt mir nicht. Er hat ſo viel Unſicheres, Nachgiebiges, Weiches; er iſt ſo glatt, ſo höflich, ſo gewandt, daß er einem wie ein Aal entſchlüpft; er gibt allen Leuten recht, will allen zu Gefallen ſein, lobt Alles, ein ſtetes, halb verlegenes, halb gezwungenes Lächeln ſchwebt über ſeinen Zügen, daß ich ihn in der That nicht leiden mag. Doch hüte ich mich wohl, dies irgend wie merken zu laſſen, da ſeltſamer Weiſe gerade diejenigen ſeiner Eigenſchaften, die ihn mir zuwider machen, ihm die Gunſt der Andern zuwege gebracht haben. Es verſteht ſich nach dieſer Schilderung von ſelbſt, daß Gellius alle Launen ſeiner Magdalene mit lächelnder Geduld erträgt, und ihr den keck geſchwungenen Pantoffel küßt. Ich bin feſt überzeugt, ſetzte dieſer Lächelnde dem trotzigen Kinde einmal finſtern Ernſt und männlichen Charakter entgegen, ſie würde ſich ſehr bald einigermaßen zu ihrem Vortheil ändern. So aber mag die ſanfte, einſichtsvolle Mutter ſie ermahnen und tadeln, ſo viel ſie will, es hilft nichts; Magdalene wird von ihrem geliebten Gellius verdorben. Ich glaube wohl, daß ſie ihn liebt, ſonſt könnte ſie nicht ſo grauſam gegen ihn ſein; aber ich bezweifle, daß ſie von ihm geliebt wird, ja, daß dieſer Menſch überhaupt mit ganzer Herzensfülle lieben kann. Dünkt es mir doch zuweilen, als habe er gar kein Herz. Mir ſcheint er ein Schleicher zu ſein, der durch dieſe Verbindung hinter Tycho's tiefſte und verborgenſte Geheimniſſe zu kommen gedenkt, die der Meiſter freilich keinem ſeiner Schüler und überhaupt keinem Menſchen mittheilt, und die allerdings einem Arzte von der größten Wichtigkeit ſein müßten. Die Zukunft wird lehren, ob ich mich täuſche, was ich von Herzen wünſche.

Tycho's und Chriſtinens zweite Tochter heißt Eliſabeth, iſt fünfzehn Jahre alt und alſo noch halb Kind. Obgleich erſt Knospe, deren Entfalten man abwarten muß, wird ſie doch nie ſo ſchön werden, wie ihre ältere Schweſter; man ſieht es den Formen ſchon an, die mehr an die des Vaters, als an die der Mutter erinnern, aber ſie beſitzt neben Tycho's ſcharfem durchdringenden Verſtand die gefühlvolle Seele Chriſtinens und die Doppelblüthe ihres Geiſtes und Herzens entfaltet ſich von Tag zu Tag prächtiger. Mag die des Körpers nun auch weniger ſchön und die Augen beſtechend ausfallen, ſo wird Eliſabeth ihrer ältern Schweſter einſt als Jungfrau und Weib dennoch den Rang ablaufen, und den Mann ihrer Wahl im edelſten Sinne beglücken. Eliſabeth vergießt bei der guten That eines Andern, ja bei der Erzählung oder bei einer rührenden Schilderung Thränen des Mitgefühls, koſtbare Perlen vom reinſten Waſſer; Magdalene lächelt blos beifällig dazu. Gott erhalte dem lieben Mädchen das weiche kindliche Gemüth! ihre Mutter bewacht als ſchützender Engel den koſtbaren Hort. Von den beiden übrigen Töchtern läßt ſich noch wenig ſagen. Sie ſind holde, liebeswürdige Kinder; Sophie ſteht im eilften Jahre, Cecilie, das jüngſte Kind, iſt vor einigen Tagen drei Jahre alt geweſen, ein kleiner, runder poſſierlicher Engel, der den Vortheil des kaum erlernten Plauderns mit entzückender Naivetät benutzt. Sie iſt, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, der Liebling der Mutter, der ſie tauſend Freuden bereitet, für die uns Männern der feine empfängliche Sinn faſt ganz abgeht. Eliſabeth aber iſt die liebevolle Wärterin der kleinen Schweſter, und dies ſelbſt erwählte Amt kleidet der beginnenden herzigen Jungfrau gar gut.

Von Tycho's beiden Söhnen iſt eben nicht ſonderlich viel zu berichten; weder der dreizehnjährige Tycho, noch der fünfjährige Georg ſcheinen mir des Vaters Geiſt zu beſitzen, ſo weit ſich dies bei wilden Knaben errathen läßt, wenigſtens macht ſich der mit dem Namen ſeines Vaters belegte Aeltere wenig aus den Büchern und kann nur durch Strenge zum Lernen angehalten werden. Mit dem Namen iſt ihm nicht das Talent des Vaters geworden.

Außer den genannten nächſten Gliedern der Familie des Ritters Brahe gehören nun noch zwei Frauen dazu, Tycho's Schweſter Sophie und die Dame Linwa, die ich beide ſchon früher erwähnte, und die unſtreitig, den Meiſter ſelbſt ausgenommen, die merkwürdigſten Perſonen des Hauſes ſind. Sophie, in den höhern dreißiger Jahren ſtehend, iſt doch ſchon ſeit zehn Jahren Wittwe des verſtorbenen Reichsraths Otto Tott, eines ſehr angeſehenen Mannes von altem Adel. Mutter iſt ſie nicht geweſen. Seit ihres Mannes Abſcheiden wohnt ſie bei ihrem Bruder Tycho, zu dem ſie von früheſter Jugend eine beſondere Vorliebe und Zuneigung gezeigt und zu deſſen erhabener Wiſſenſchaft ſie ſich ſchon als Jungfrau ſeltſamer Weiſe mächtig hingezogen gefühlt hat. Nun hat ſie ſich, gleich nach ihrer innigeren Verbindung mit der Familie ihres Bruders, der heiligen Sternenkunde ſowohl in den wiſſenſchaftlichen, als myſteriöſen Verzweigungen derſelben mit einem an's Unglaubliche grenzenden Eifer ergeben und hat es, da ſie viel Geiſt beſitzt, zu außerordentlichen und hohen Reſultaten gebracht. Man kann kühn behaupten, ſie iſt Tycho's gelehrteſter Schüler. Es gewährt einen eigenthümlichen und überraſchenden Anblick, ein hübſches Weib, um deſſen Wangen und Schläfe die ſpätere Jugend immer noch blühende Kränze flicht, auf dem Obſervatorium hinter den großen Fernröhren ſitzen oder mit dem Quadranten geſchickt umgehen und in kurzer Zeit mit raſcher Berechnung die Scheitelhöhe eines Sternes beſtimmen zu ſehen. Ihre Beobachtungen ſind ſcharf, ihre Berechnungen ſicher. Man hat mir geſagt, und ich bin ſehr geneigt, es zu glauben, daß ſie oft die erſte Idee zu ihres Bruders neuen Entdeckungen und Inſtrumenten ihm angegeben hat und, daß er und die

Wiſſenſchaft ihr überhaupt viel verdanken. Sie hat auf einem Thurme der Uranienburg ein ihr eigen gehörendes und nach ihrem Namen benanntes Obſervatorium, wo man die genaueſten Inſtrumente, Himmelskugeln und Sternenkarten findet und das die Liebe ihres Bruders mit beſonderer Sorgfalt ausgeſchmückt hat. Hier trifft man Frau Sophien zu jeder Stunde der Nacht, ihr großes ſchönes Auge voll kühnen Forſchertriebs und heiliger Begeiſterung zu den ewigen Sternen des Himmels emporgerichtet, und die flammenden Lichtblüthen, goldne Blumen auf blauer Flur, der Beſchauerin geiſtig verwandt, ſcheinen ſich ihr freundlich zuzuneigen, und ihr die ihren Sträußen, Kränzen und Gewinden eingeſchlungenen Schickſale der Welt und der Menſchen ſchweſterlich vertraulich zu verrathen. Obgleich ſie geheim damit hält, habe ich ihr abgemerkt, daß ihre Kenntniſſe der Aſtrologie und der Myſterien der Sternenwelt ungemein tief und groß, und die von ihr geſtellten Horoskope untrüglich ſind. Tycho traut ſeinen eigenen Berechnungen weniger, als denen ſeiner gelehrten Schweſter, und, obwohl er den Schülern nichts von dergleichen merken laſſen will, habe ich doch wahrgenommen, daß er bei Stellung eines Horoskops Frau Sophien jedesmal zu Rath zieht und ſeine Arbeiten ihrer Prüfung unterwirft.

Dieſe außerordentliche Frau hat in ihren Geſichtszügen große Aehnlichkeit mit ihrem berühmten Bruder, aber ſie ſind weit edler und ſchöner. Auch ihre Geſtalt iſt nicht groß und zeigt dabei etwas fleiſchige Fülle. Sie wird bei dieſer Anlage in ſpätern Jahren ſehr corpulent werden. Ihr Weſen iſt ernſt und gebieteriſch. Obgleich keine paſſionirte Männerfreundin, iſt ihr doch die Liebe nicht fremd. Zwar mag ſie ihren alten würdigen Eheherrn nicht aus Liebe, ſondern ſeines vornehmen Standes und ſeines großen Vermögens wegen geheirathet haben, und ſie hat ſich deßhalb auch nicht ſonderlich gegrämt, als er den Weg alles Fleiſches gegangen. Aber vor ſieben Jahren hat ſie ſich in einen gelehrten Chemiker, Namens Erich Lange, aus Jütland verliebt, der ihrem Bruder einen Ehrenbeſuch auf Hveen machte und von dieſem mit großer Auszeichnung behandelt wurde, und ſie hat demſelben ihre zärtlichen Empfindungen in einem ſchönen lateiniſchen Gedichte geſtanden, das ſie im zugeeignet. Sie theilt nämlich mit ihrem Bruder auch die Liebe zur Poeſie, iſt der lateiniſchen Sprache vollkommen Meiſterin und macht einen zierlichen regelrechten Vers. Ob Erich Lange dieſe Gefühle erwiedert, habe ich nicht erfahren können, es ſcheint mir aber nicht. Er hat Hveen nach einigen Wochen verlaſſen und ſein Herz iſt wahrſcheinlich nicht hier geblieben. Vielleicht hat dieſer grauſame Umſtand Sophiens Charakter eine deutlich bemerkbare bittere Beimiſchung von Ernſt gegeben und nicht dazu beigetragen, dem männlichen Geſchlechte eine ſo reizende Gunſt zu erhalten; wenigſtens verlautet nicht, daß ſie mit irgend einem Individuum deſſelben ſpäter wieder in eine nähere Verbindung gekommen; vielmehr hat ſie ihre Liebe ganz jener göttlichen, ſonſt nur von Männern betriebenen Wiſſenſchaft zugewendet. Ihrer geiſtigen Eigenthümlichkeit zufolge fühlt ſie ſich unter allen hier lebenden Perſonen am meiſten zu ihrer Nichte Magdalene hingezogen und beide ſind ſich noch näher als blutsverwandt. Ob ſie aber Magdalenens Liebe zu Gellius Sascerides theilt, möchte ich faſt bezweifeln. Frau Sophie iſt überhaupt kein leicht verſtändlicher und auszuforſchender Charakter; es liegt alles tief bei ihr vergraben, ſie gleicht einem Bergſchacht oder Labyrinth, zu deſſen Durchforſchung man des leitenden Fadens bedarf, wenn man ſich nicht darin verirren ſoll. Uebrigens bekümmert ſie ſich um das Hausweſen gar nicht, überläßt ihrem Bruder ihre nicht unbeträchtlichen Einkünfte und lebt mit Allen in Ruh und Frieden, ganz allein ihrer Wiſſenſchaft zugewandt. Auch den Studenten widmet ſie wenig Aufmerkſamkeit, doch belehrt ſie gern den Bittenden, ohne dabei nur im mindeſten mit ihren großen Kenntniſſen zu prunken. Wenn ich mich mehr als Andere ihrer Gunſt erfreue, ſo habe ich dies dem Eifer, mit welchem ich Aſtronomie ſtudire und einigen Gefälligkeiten zu verdanken, die ich ihr unaufgefordert erwieſen. Ich glaube, ſie kann ſich äußerſt liebenswürdig geben, doch müſſen die Leute ihr gegenüber danach ſein; denn ſie theilt leider mit ihrem großen Bruder die Schwäche, alle Menſchen, welche keine gelehrte Bildung beſitzen, gering zu ſchätzen oder gar zu verachten, und gewiß und wahrhaftig würde ſie ſich nicht in Lange verliebt haben, wenn er nicht ein ſo gelehrter Mann geweſen wäre. Bei allem dem iſt ſie nichts weniger als unnatürlich; es iſt als ob ſich das von ſelbſt verſtände; ein Beweis, daß in der Natur des Weibes Widerſprüche zur freundlichſten Harmonie werden können.

Ich wende mich nun zur eigenthümlichſten Geſtalt im Vordergrunde des Familienlebens auf Hveen; es iſt Liuwa. Doch wo nehme ich Worte, Gedanken, Farben her, dir ein einigermaßen richtiges Bild dieſes wunderbaren Weibes zu liefern? Meine Sprache iſt zu arm, meine Kräfte ſind zu ſchwach, ſie ganz ſo zu ſchildern, wie ſie iſt. Wäre ich ein Dichter, ich würde meinen Kiel in die Tinten des Morgen- und Abendrothes tauchen, in den Glanz des Tags und in die Schatten der Nacht, um dir das treue Gemälde — eines Weibes zu geben, eines Weibes, das mich eben ſo mächtig anzieht, wie abſtößt, deren Geſchlecht jedenfalls kein ihr gleiches Exemplar aufzuweiſen hat. Alles an ihr iſt wunderbar, geheimnißvoll, außerordentlich. So ruht gleich ein, wie es mir ſcheint, undurchdringlicher Schleier auf ihrer Geburt und ihrem Herkommen.

Niemand will mir deßhalb Rede ſtehen, Jederm
den ich darum frage, ſchützt Unwiſſenſchaft vor
zuckt die Achſeln, wie man wohl bei einem wich
Geheimniß zu thun pflegt, das man weiß, aber
keinen Preis zu verrathen wagt. Sie ſoll einem
vornehmen däniſchen Geſchlecht entſprungen,
von ihrer Familie — Gott weiß weshalb —
ſtoßen worden ſein. Ihre Strenge, man kö
ſagen grauſame Männerfeindſchaft, der düſtre E
der ſtets wie der dichte Nebel dieſer nordiſchen
der über ihrem Weſen lagert, die unfreund
Schweigſamkeit, die ihr zur Natur geworden
ſcheinen auf ſchlimme und wilde Schickſale zu
ten, die auf das edle Haupt herabgewettert h
mögen. — Liuwa iſt jedenfalls ein angenomm
Name; ihren Geſchlechtsnamen will Niemand ken
und den Meiſter darf man natürlich nicht da
fragen. Daß ſie von vornehmer Geburt iſt,
durch ihre Körper-, wie durch ihre Geiſtesbild
über allen Zweifel erhoben. Ihre Geſtalt iſt g
majeſtätiſch, faſt über das Maß der Weiblich
hinaus, ihr Gliederbau ſtark, ſchier männlich,
nicht der Anmuth entbehrend, der Blick ihres gr
dunkelbraunen Auges gebieteriſch, Ehrfurcht
Scheu einflößend. Ganz gegen die nordiſche No
die das menſchliche Haupt mit einem Kranze blo
Locken ſchmückt, fallen von ihrem hohen Sch
dichte dunkelbraune, faſt ſchwarze Flechten, und

gleicht deshalb mehr dem idealen Bilde einer Ariadne, als dem einer Norne. Ihre Stimme klingt melodiſch, aber etwas tief. Ich habe ſie einmal belauſcht, als ſie einſam auf ihrem abgelegenen und verſchloſſenen Zimmer ſang. Es war ein volltöniger, herrlicher Alt. Das Lied war der Ausdruck eines gewaltigen, aber ſtillen Seelenſchmerzes, einer tiefen poetiſchen Schwermuth; es zitterte an mir vorüber, wie der unausſprechlich ſchmerzliche Klagehauch eines gefallenen Engels, der ſich vergebens mit allen Trieben und Kräften der Seele nach dem Himmel, ſeiner Heimath, zurückſehnt, und doch mit Stolz im Gefühle der Unſchuld und des erlittenen Unrechts gegen dieſe Sehnſucht ankämpft. Ich hatte nie etwas Aehnliches gehört, und weinte, ohne daß ich es wußte. Was mag dies ſtolze Herz erlitten haben, um in ſolche unwillige Klagetöne auszubrechen, die es vor aller Welt verbirgt? — Dieſe Heroine muß von bezaubender Schönheit geweſen ſein; und iſt ſie es nicht etwa noch? Sie wird noch jetzt das Herz eines Mannes, aber eines ächten, wahren, männlichen Mannes zur kräftigſten Liebe entzünden; ein weibiſcher Schwächling, ſo ein ſüßer Weiberfreund, wie Gellius Sascerides, wird ſich vor ihr fürchten, und wirklich geht ihr dieſes ſtets lächelnde Männlein überall aus dem Wege. Ich glaube aber, ſie würde ihn auch nicht beachten, ſelbſt, wenn er ſtehen bliebe oder ſich ihr in den Weg ſtellte. Gewiß iſt ſie ge-

ſchickt, einem Manne, wie ich oben meinte, da
höchſte Erdenglück zu bereiten; denn ſie iſt höchſten
drei- bis vierunddreißig Jahre alt. Aber ſie haßt
außer Tycho Brahe, alle Männer, und dieſen lieb
ſie gewiß nur, weil er ein geſchickter Chemiker un
Spagiriker iſt. Ihr Geſicht zeigt ſchöne regelmäßig
Formen, doch iſt es mit einer glänzenden Bläſ
überzogen, die mit der Farbe des karariſchen Ma
mors wetteifert, und auch dadurch wird ſie ein
Bewohnerin des Südens ähnlicher. Nur ihre groß
hohe Geſtalt ſteht mit dieſer Aehnlichkeit im Wide
ſtreit; denn die Frauen des Südens erreichen in d
Regel nicht ſolche Körpergrößen. Dieſes Maß d
Leibes iſt ein Geſchenk des Nordens. Ich habe n
eine edlere Naſe geſehen, als die der Liuwa's; ſolc
Naſen ſollten nur Königinnen haben. Ihr ſcha
geſchnittener Mund liegt etwas knapp an den elfe
beinweißen, herrlich geformten Zähnen; in den fe
nen Zügen, die um ſeine Winkel liegen, ſpricht ſi
der ſchon erwähnte bittere Schmerz am deutlichſte
aus. Das Wunderbarſte in ihrem Geſichte iſt ab
unſtreitig ihr Auge. Himmel! wer noch nicht
dieſes Auge ſah, dem bleibt die Mythe von dem ve
ſteinernden Blicke der göttlich ſchönen Meduſe e
Kindermährchen. Es liegt ein Zauber von engliſche
Liebreiz und dämoniſcher Gewalt darin, der ſi
nicht mit Worten wieder geben läßt; es iſt a
hätten ſich die Mächte der Höhe und der Tiefe ve

bündet, dieſes Auge zu ſchaffen und jede hätte ihr Köſtlichſtes hineingelegt, ſo liegen Himmel und Hölle darin in einander verſchmolzen. Deshalb zieht es ſo unwiderſtehlich an und ſtößt ſo entſetzlich ab; der Blick berauſcht und betäubt, er verſteinert durch Entzücken und Entſetzen. Ich möchte wohl Liuwa's Geliebter, nicht aber ihr Gatte ſein. — Doch ich ſehe dich ſtaunen, daß ich vor lauter exaltirter — und doch ſo unvollkommener! — Beſchreibung nicht dazu kommen kann, dir zu ſagen, welchen Zweck Liuwa's Aufenthalt auf Hveen hat. Sie iſt hier, um ihre Kenntniſſe in der Chemie, Spagirik und Arzneilehre zu vervollkommnen. Sie ſtudirt unter Tycho's Leitung alle mediciniſchen Wiſſenſchaften mit Eifer und Gründlichkeit, und übt die erworbene Kunſt an den hierher kommenden Kranken mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit und großem Glücke praktiſch aus. Viele verdanken ihr ſchon Heilung und Leben.

Wenn ich Sophien die Urania nennen ſollte, die ſternenbekränzte Muſe, ſo wird Liuwa mit gleichem Rechte den Namen der Hyginia verdienen, der Geſundheit ſpendenden Göttin; beide repräſentiren die zwei heiligen Künſte, welche hier geübt werden, beide erſcheinen als die hehren Schutzgötter, die wohlwollenden Genien dieſes Hauſes, jene des Obſervatoriums, dieſe des Laboratoriums; beide ſind in ihrer Art einzig, wie dies Haus ſelbſt; denn ſo wie es nirgend mehr eine Uranienburg gibt, ſo hat

die ganze Welt kein gleiches Frauenpaar mehr au
zuweiſen. — Begreifſt du nun die Wahrheit me
nes Ausſpruchs, daß ich hier von lauter Wunder
umgeben, ein Glück genieße, das nur wenig Sterl
lichen zu Theil wird? So ſtill und geräuſchlos au
die Tage auf dieſer kleinen Inſel verfließen, jed
gießt ein Füllhorn geiſtiger Schätze auf mich herä
Ich mache unter dieſen außerordentlichen Menſche
große Fortſchritte in meiner Wiſſenſchaft; es iſt al
ob es mir anflöge, als ob die Luft, die ich einathm
mit Geiſt geſchwängert ſei. —

Ueber die hier lebenden Studenten will ich mi
kurz faſſen; ich nenne dir nur die Fähigſten, d
geiſtig Bedeutendſten. Dieſe ſind Friedrich La
genberger (Longomontanus), ein Däne und Lie
ling Tycho's, ein ſehr kenntnißreicher und liebens
würdiger junger Mann, den ich mit Freuden meine
Freund nenne. Ich habe den Freundſchaftsbund m
ihm, wie einſt mit dir, mein Paſchalius, für Ze
und Ewigkeit geſchloſſen, und ihm verdanke ich au
die meiſten dir mitgetheilten Nachrichten. O wäre
du in unſerem Bunde der Dritte! Jakobſe
Flamloes, ebenfalls ein Däne, iſt ſchon ein g
lehrter Aſtronom, lebt nur allein ſeiner Wiſſenſchaf
und iſt für die übrige Welt ganz verloren. Endli
Iſaac Brückner (Pontanus), ein Deutſcher, de
noch nicht lange hier, aber ein ſehr talentvolle
fleißiger und gutmüthiger Jüngling iſt. Ueber Sa

cerides habe ich ſchon geſprochen. Die Anderen ſind meiſt Dänen.

Ich kann den Brief nicht ſchließen, ohne dir auch das einzige wichtige Ereigniß während meines erſt kurzen Aufenthaltes auf Hveen mitzutheilen. Es iſt dies der Beſuch des jungen Königs von Dänemark, welcher dieſen Sommer hier ſtattfand. Du kannſt dir wohl denken, daß dadurch die ganze Inſel in Alarm geſetzt wurde. Tycho, obgleich durch dieſe Ehre geſchmeichelt, zeigte ſich doch eben nicht ſehr erfreut, als ihm dieſer Beſuch angeſagt wurde. Die meiſten Hofherren vom hohen Adel um des Königs Perſon ſind nicht Tycho's Freunde. Sie haſſen ihn, weil er, ihrer Angabe nach, ſeinen alten vornehmen Adel zwiefach befleckt und entwürdigt hat, einmal, daß er, alles Ritterthum vergeſſend, ſich ausſchließlich mit ſo gemeinen Dingen, wie die Künſte und Wiſſenſchaften, beſchäftigt, die nur Leuten von bürgerlicher Geburt zukommen; es iſt ihnen ein Dorn im Auge, daß der Sproß eines ſo berühmten Geſchlechts, deſſen Ahnen ſtets dem Throne zunächſt ſtanden, ein Aſtronom geworden iſt. Sodann, daß er gar eine Bürgerliche zur Frau genommen. Tycho kennt alle dieſe liebloſen Urtheile und verachtet zur Wiedervergeltung dieſe altadeligen, aufgeblaſenen Hohlköpfe mit einer zu weit getriebenen Bitterkeit, die er nie verhehlt. Natürlich konnte es ihm keine Freude machen, ein Rudel dieſer Menſchen in ſeiner Behauſung beher-

bergen zu müſſen. Doch hat er auch in des Köni
nächſter Umgebung Gönner und Freunde, die ih
verehren und lieben. Der erſte und vorzüglichſ
derſelben iſt der berühmte Reichskanzler Niel
Kaas, der erſte der vier Reichsverweſer, die d
Regierung während der Minderjährigkeit des Köni
führen. Tycho hat unzählige Beweiſe von Kaa
Wohlwollen aufzuzeigen und verdankt ihm und de
zweiten Reichsverweſer, dem Reichsrath Roſe
kranz, mit dem er verwandt iſt, ſeine jetzige ſorge
freie Exiſtenz nach dem Tode König Friedrichs de
zweiten. Niels Kaas begleitete auch jetzt den junge
König nach Hveen. Tycho erwartete im höchſte
Glanz ſeines Standes mit uns Studenten am Mor
gen des feſtgeſetzten Tages die Ankunft des Köni
im kleinen Hafen der Inſel. Als wir der königli
chen Barke von Seeland her anſichtig wurden, lie
der Ritter zwei kleine Geſchütze, die hier aufgeſtell
ſind, zur Begrüßung löſen. Als das Fahrzeug i
die Nähe der Inſel kam, geſchah dies zum zweiten
und als der König das Ufer betrat, zum dritte
Mal. Der König iſt jetzt vierzehn Jahre alt, ziem
lich groß und ausgebildet für ſeine Jugend, un
beſitzt eine ungemeine Lebhaftigkeit des Tempera
ments. Sein Auge zeugt von Scharfſinn; auch ſol
er ſehr gut unterrichtet ſein, und ſeine Fragen un
Bemerkungen gaben davon hinlänglichen Beweis.
Gegen unſern Meiſter bezeigte er ſich ſehr gnädi

und reichte ihm gleich beim Empfang die Hand zum Kuß. Niels Kaas, der Reichskanzler, iſt eine ſehr würdige Figur, aus ſeinem großen klaren Auge leuchten Verſtand und Seelengüte. Er iſt einer von den trefflichen und glücklichen Sterblichen, jenen Lieblingen der Gottheit, denen man es auf den erſten Blick anſieht, daß ſie das Gute erkennen, wollen und vollbringen. Erkenntniß und Energie ſind im hohen Grade in ihm vereinigt. Der König hätte keinen beſſern Führer, das Reich keinen beſſern Regenten erhalten können, als Niels Kaas. Dieſer Mann mit ſeinem milden Ernſt und ſeiner ernſten Milde hat mir eine Ehrfurcht eingeflößt, wie noch nie ein Menſch. Sein Kopf gleicht dem des Jupiter, der in Prag auf dem Hradſchin ſteht.

Wir Studenten empfingen den König und ſeinen Hofſtaat mit einem lauten Vivat. Die junge Majeſtät grüßte uns gnädig mit der Hand, der Kanzler reichte uns die ſeinige herzlich. Tycho ſtellte uns einzeln vor und Kaas ſprach väterliche Worte der Ermahnung zu uns. Seine Rede kam von Herzen und ging zu Herzen. Hierauf ſchloßen wir uns dem Hofſtaat an. An der Pforte der Uranienburg ſtand Tycho's Familie, den König zu begrüßen. Frau Chriſtine war bleich und zitterte vor Furcht, wie der junge königliche Herr ſie aufnehmen werde. Der Kanzler ſtellte ſie ihm vor; der König nickte kaum mit dem Kopfe und ging an ihr und den blühenden

Töchtern vorüber, ohne ſie eines Blickes zu würdigen. Mir ging es wie Schwerter durch die Seele. Der Hofſtaat folgte des Königs Beiſpiel, und der Reichsſchatzmeiſter Walkendorf, einer der ſtolzeſten Edelleute und Feind Tycho's, ſoll, an der lieben, guten Frau vorübergehend, ſich ſogar geräuſpert und ausgeſpuckt haben. Ich habe es nicht geſehen, doch verſichert es Langenberger. In des Meiſters Augen ſchoßen Flammen des Zorns, er bebte und biß ſich in die Lippe. Als dem Könige Frau Sophiens Name genannt wurde, blieb er ſtehen und richtete gnädige Worte an ſie, der Kanzler aber trat zu Frau Chriſtinen zurück, die noch bleicher geworden war und in deren Augen Thränen glänzten, reichte ihr die Hand, lobte ſie wegen ihrer Häuslichkeit, rühmte das geſunde, kräftige Ausſehen ihrer Kinder, ſtreichelte dieſen die blühenden Wangen und erwähnte, wie viel Tycho und die erhabene Wiſſenſchaft, deren vorzüglichſte Stütze er jetzt auf Erden ſei, ihr, die ſie ihn ſo wohl gehalten, ſchuldig ſeien. Ich hätte dem vortrefflichen Manne um dieſes einzigen Charakterzuges willen die Füße küſſen können.

Liuwa war merkwürdiger Weiſe nicht dabei; ſie hatte ſich früh auf die Mühle zurückgezogen, wo ein einſames Dachſtübchen für ſie eingerichtet iſt, in welchem ſie zuweilen einige Stunden zubringt. Sie blieb den ganzen Tag über unſichtbar.

Nachdem der König mit ſeinem zahlreichen Gefolge in verſchiedenen Zimmern einen Imbiß genommen, ließ er ſich alle Anlagen und Inſtrumente Tycho's zeigen und von demſelben über viele Gegenſtände der Aſtronomie, Chemie und Mechanik belehren. In das viereckige unterirdiſche Gemach der Sternenburg führte ihn aber der Meiſter nicht, und weil der junge Monarch faſt zu viel ſchon geſehen hatte, ſo fiel es ihm natürlich nicht ein, darauf zu dringen, und auch die Andern hatten keine Acht darauf. Langenberger und ich waren aber beſonders aufmerkſam auf dieſen Umſtand. Der König betrachtete beſonders einen meſſingenen, vergoldeten Globus, der ſich mittels eines innern Triebwerks ſtets bewegte, und den Lauf der Sonne und des Mondes, ſo wie die Stunden anzeigte, mit großer Verwunderung, und der Meiſter bat den jungen Fürſten, den Globus zum Beweis ſeiner ehrfurchtsvollen Dankbarkeit huldreichſt anzunehmen. Der König war ſehr erfreut über dieſes koſtbare Geſchenk und hing dem Ritter dafür eine künſtlich gearbeitete goldene Kette mit ſeinem Bildniſſe um, welche Tycho ſeit der Zeit zugleich mit dem ihm von des Königs Vater verehrten Elephantenorden beſtändig am Halſe trägt. — Obgleich dieſe Huld den Anſchein hatte, des Meiſters verletztes Gemüth wieder auszuſöhnen, ſo ereignete ſich doch noch an demſelben Tage ein Vorfall, der ſeine Gereiztheit wieder aufrief und zu einem heftigen Ausbruch brachte. Vielleicht war Tycho dabei nicht vorſichtig genug, einen mächtigen Feind zu ſchonen. Doch ich habe dir von vorn herein die maßloſe Heftigkeit ſeines Charakters geſchildert; hier hatten wir eine traurige Gelegenheit, die wilde, rückſichtsloſe Flamme ſeines Zorns emporfahren zu ſehen. Ich habe dir ſchon den Reichsſchatzmeiſter von Walkendorf als Tycho's Feind und denjenigen genannt, der ſo ungezogen geweſen ſein ſoll, vor Frau Chriſtine auszuſpucken. Eine ſolche Handlung iſt eines Edelmanns und Cavaliers ſo unwürdig, daß ich ſie kaum glauben kann, doch beſitzt Walkendorf einen empörenden Stolz und ein brusques hochfahriges Weſen, daß ihn jedem vernünftigen Menſchen zuwider machen muß. Schon ſein Geſicht trägt den unverkennbaren Stempel aufgeblaſenen Hochmuths und vornehmer Ueberſchätzung ſeines Werthes. Uebrigens darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß dieſer hochgeſtellte Mann große perſönliche Verdienſte um Vaterland und König hat. Durch ſtrenges Feſthalten an die Vorrechte des Adels und durch ritterliches Thun und Treiben hat er ſich als Hofjunker ſchon die Liebe Chriſtians des Dritten erworben, und er hat lange als Paladin des neueren Dänemarks gegolten. Ich kann nicht läugnen, es liegt für mich etwas Ehrwürdiges und Poetiſches in dieſer Neigung zu den ehrenwerthen tapfern und galanten Sitten der ritterlichen Vorfahren, doch verkenne ich eben ſo wenig, daß ſie mit der Umwandlung des Lebens und der Spannung der Gemüther, die durch die kirchlichen und politiſchen Umwälzungen dieſes Jahrhunderts hervorgerufen worden ſind, in ſchneidendem Widerſpruche ſtehen. Aber gerade dieſer Widerſpruch iſt es, der den ſtolzen Trotz ſolcher altadeligen Herrn, wie der Reichsſchatzmeiſter — er iſt nämlich gleich Tycho Brahe einer der älteſten und angeſehenſten Ritterfamilien Dänemarks entſprungen — hervorruft und auf die Spitze treibt, und in ihren Herzen gerade gegen diejenigen eine unverſöhnliche Feindſchaft erzeugt, die im Beſitz derſelben koſtbaren Rechte, wie ſie ſelbſt, ſich derſelben muthwillig begaben und, ſie gleichſam verachtend, verrätheriſche Ueberläufer zur andern Partei werden. Man muß wiſſen, wieviel altritterlicher Sinn und Weſen ſich noch im wohlgeſchloſſenen, ſtreng abgeſchiedenen Adel dieſer nordiſchen Länder erhalten hat, um den Haß dieſes däniſchen Hofadels gegen den abtrünnigen Tycho Brahe aus dem richtigſten Geſichtspunkt anzuſehen. Ich, ſelbſt Edelmann und ſelbſt Aſtronom, vermag beide Parteien am richtigſten zu ſchätzen. So fragte mich dieſer Reichsſchatzmeiſter, als er gehört, ich ſei von Adel, wie es möglich ſei, daß ich mich mit einer Wiſſenſchaft beſchäftigen könne, die jener Edelmann aus Schuldigkeit gegen ſeinen Stand verachten und in die Kreiſe der Bürgerlichen verweiſen müſſe? und als ich ihm beſtimmt darauf antwortete, meiner

Meinung nach ſei die Wiſſenſchaft der Adel des Geiſtes und ziere den Edelmann eben ſo wie den Bürgerlichen, wandte er mir mit einer unwilligen Bewegung den Rücken. Walkendorf hat um die Wiederherſtellung der Ruhe und des Anſehens der Geſetze in Bergen, wohin er jung als Lehnsherr, ebenſo um Liefland, wo er dann Statthalter war, und endlich um Gothland, wo er ebenfalls die beſten Einrichtungen zur Abſtellung der eingeriſſenen Unordnung traf, die größten Verdienſte. Dieſe wurden dann auch nach ſeiner Rückkehr nach Kopenhagen von Friedrich II. mit der hohen Würde eines Reichsſchatzmeiſters belohnt; eben ſo wurde er gleich in den Reichsrath aufgenommen. Man brauchte ihn zu den wichtigſten Staatsverhandlungen, und er entſprach den Erwartungen, die man von ſeiner Klugheit hatte. Auch ſoll er wirklich viel Genie beſitzen, das aber nie durch zweckmäßigen Unterricht zur gehörigen Reife und Ausbildung gekommen iſt. Daher iſt er ſo einſeitig und ſo eingebildet auf ſeinen Werth und ſeine Verdienſte. Nach dem frühzeitigen Tode des vorhin genannten Königs wurde Walkendorf einer der vier Reichsverweſer während der Minderjährigkeit Chriſtians IV.; doch wird er als ſolcher vom Reichskanzler Nils Kaas ziemlich im Schach gehalten. Du erſiehſt daraus, welch' ein vornehmer und angeſehener Mann dieſer Walkendorf iſt; er iſt einer der Regenten, einer von den Erſten des Reichs, deren Zahl klein iſt. Mit Tycho Brahe wird er ziemlich in einem Alter ſein.

Nach dieſer nöthigen Abſchweifung komme ich zur Erzählung des unangenehmen Vorfalls ſelbſt. Ich habe ſchon oben von den engliſchen Doggen geſprochen, die die Uranienburg bewachen. Sie ſind ein Geſchenk des Königs Jakob von Schottland, der, ein großer Freund der Aſtronomie und Aſtrologie, im September des vorigen Jahrs mehrere Tage auf Hveen als Beſuch verweilte, bei Gelegenheit, als er ſich in Kopenhagen mit der däniſchen Prinzeſſin Anna, der Schweſter des jetzigen Königs vermählt hatte. Dieſe Doggen ſind von Tycho ſehr gut abgerichtet, und laſſen durchaus Niemanden weiter in ſein Studirzimmer, als ihn ſelbſt, wenn er nicht darinnen iſt. Nun mochte vielleicht der Reichsſchatzmeiſter von Walkendorf eben nicht die beſte Abſicht gehabt haben, daß er ſich von der Begleitung des Königs losmachte, den Tycho führte, und allein durchaus in des Meiſters Zimmer dringen wollte. Einer der Hunde verfolgt den vorlauten Eindringling, den hohen Adel und die Reichswürden deſſelben keineswegs reſpectirend, und hält ihn beim Rocke feſt. Walkendorf in ſeinem ſtolzen Uebermuth über ſolch' unziemliches, gemeines Benehmen des Hundes erzürnt, zieht raſch ſeinen Degen, ſchlägt nach dem Hunde und verwundet ihn. Die Dogge erhebt ein klägliches Geſchrei, wodurch der Meiſter herbeigezogen wird. Ich war ſchon hinzugeſprungen, das Thier zu beſänftigen, hatte aber nicht bemerkt, daß es heftig blutete. In dieſem Augenblick kam Tycho raſchen Schrittes den Gang daher; der Hund lief ihm entgegen, ſprang wedelnd und ihm gleichſam ſein Leid klagend, an ihm empor und hinterließ eine ſtarke Blutſpur. Ganz bebend vor Zorn rief Tycho: „Welcher Nichtswürdige hat ſich unterſtehen dürfen, meine treue Berenice an meiner eigenen Thüre zu verletzen?“ Ich konnte darauf keine beſtimmte Antwort geben, weil ich den Reichſchatzmeiſter nicht geſehen hatte, der in dieſem Augenblick raſch und ſtolz hinter einem Pfeiler hervortrat, der ihn bis jetzt unſern Augen verborgen hatte. „Nehmt Euer übereiltes Wort zurück, Brahe,“ ſchrie er, wie ein geſpreizter boshafter Hahn, „ich bin's, der mich gegen den mörderiſchen Anfall dieſer Beſtie gewehrt hat, da man ja wahrlich nicht einmal, und käme man im Gefolge des Königs, in den Corridoren des Hauſes ohne Gefahr für Leib und Leben gehen kann.“

„Mit Nichten werde ich mein Wort zurücknehmen,“ kreiſchte Tycho, ſich ganz vergeſſend, „denn dieſer Hund, der treuer und ehrlicher iſt, als mancher Hofcavalier, pflegt nur Menſchen anzufallen, die gewaltſam hier auf verbotenem Wege und mit übler Abſicht vordringen. Ihr habt allein nichts in dieſem Zimmer zu ſchaffen, Herr; daran hat die Berenice Euer adeliges Ehrgefühl erinnern wollen;

Ihr aber habt Euch zum Lohn dafür betragen, wie ein Straßenbube.“

„Zieht Euern Degen, Tycho!“ brüllte der Reichsſchatzmeiſter taumelnd vor Wuth. „Dieſen Schimpf kann nur Euer Blut abwaſchen.“

„Ich würde nie ſo vergeſſen ſein, in dem Hauſe, wo mein König weilt, meinen Degen zu ziehen,“ erwiederte der Meiſter, „aber ich würde meine Waffe auch niemals mit einer andern kreuzen, die eben vom Blute eines ſeiner Pflicht getreuen Hundes roth geworden iſt, und ein Ritter, der ſich nicht geſcheut, ſeinen Degen gegen ein ſolches Thier zu ziehen, iſt der Ehre nicht werth, einem andern Ritter im Zweikampfe gegenüber zu ſtehen.“

„Thut Ihr doch als ob es Euch wunder wie große Ueberwindung gekoſtet hätte,“ höhnte nun Walkendorf, „Euer adeliges Blut mit anderm zu vermiſchen, das wahrlich kaum beſſer iſt, als das dieſes Hundes. Es ſcheint aber, daß Ihr ſeit dem Zweikampfe mit einem däniſchen Edelmann, der Euch die Naſe koſtete, allen ritterlichen Sinn verloren habt, denn gleich darauf habt Ihr ja die Bauerndirne euch zugelegt, die Ihr Eure Ehefrau nennt; und ſomit war wohl Eure Naſe das einzige adelige Glied an Eurem Leibe, und ich kann mich nach jenem Verluſte freilich nicht mit Euch ſchlagen.“

„O in Eurem ganzen adeligen Leibe,“ replicirte Tycho ganz glühend vor Leidenſchaft, „wohnt die niederträchtigſte Seele, und die des Hundes iſt adeliger als die Eurige. Wäre dem anders, Ihr würdet Euch nicht ſo gemein im fremden Hauſe aufführen, und dem jungen Könige, deſſen Führer und Leiter Ihr ſein ſollt, Schande machen. Ich kenn euern Neid und Stolz, ihr edlen Ritter, die ihr eure Bauern nur an Unwiſſenheit übertrefft. Aber ich will euch noch lächerlich machen vor der ganzen Welt, ihr entarteten Abkömmlinge der alten Geſchlechter Dänemarks. Ihr ſollt mir alle an die Feder, die ich in das Blut dieſes Hundes tauchen will, um euch getreu zu ſchildern, und Ihr, Herr Reichsſchatzmeiſter, ſollt die Ehre haben, der Erſte zu ſein."

Der Zank würde in dieſer heftigen Weiſe noch länger gedauert haben, wäre der König, von dem ſehr lauten Wortwechſel gelockt, nicht mit ſeinem Gefolge herbeigekommen, um ſich über den Grund deſſelben unterrichten zu laſſen. Walkendorf erfuhr nun die noch kränkendere Demüthigung, ſich von dem jugendlichen Monarchen, ſobald derſelbe den Thatbeſtand erfahren hatte, mit kurzen, aber bittern Worten tadeln laſſen zu müſſen. Selbſt Kaas ſprach vor dem ganzen Hofſtaat in ſehr verweiſendem Tone zu ſeinem Collegen; ich ſah, wie dieſer die Zähne zuſammenbiß. Dieſer Vorfall mochte den König veranlaſſen, die Inſel ſchon Nachmittags wieder zu verlaſſen, da er doch erſt bis zu Abend hatte bleiben wollen. Tycho war einige Tage krank; doch wollte ich Gott danken, wenn die Sache, wie ich faſt befürchte, nicht noch ſchlimmere Folgen hätte. Walkendorf iſt reich, mächtig, rachſüchtig, und er wird ſchwerlich ſich dabei beruhigen.

Doch nun genug des Schreibens! Meine Schweſter wird dir dieſen Brief zuſtellen und vielleicht noch manches ergänzen; denn ihr, der Geliebten, habe ich mein ausführliches Tagebuch geſchickt. Leb' wohl, Paſchalius, und mache es möglich, daß ich dich bald hier an mein Herz ſchließe.

2.

Franz Tegnagel an ſeine Schweſter Maria Tegnagel.

1592.

Du treue, holde Schweſterſeele haſt es tief und wahr empfunden und in dir aufgenommen, wie glücklich ich im Hauſe des großen Meiſters Tycho Brahe bin. Wie ein ſeliger Gottesfriede ruht der Segen der Wiſſenſchaft auf dieſem Hauſe und ſeine Glieder gedeihen wunderbar davon. Die Studenten führen ein ſtilles, fleißiges Leben, in welchem ihnen der Meiſter mit raſtloſem Eifer als Muſter vorangeht; jeder Menſch thut hier ſeine Pflicht, und aller Augen ſind auf den weiſen Hausvater gerichtet, der wie der Leitſtern uns voranwandelt. Ein Fauler und Schlechter wird hier nicht geduldet; es beſteht auch nicht die kleinſte Gelegenheit, die ſchnurgerade, einfache Lebensbahn zu verlaſſen; wem dieſe harmloſe, der Wiſſenſchaft ſo zuträgliche Einſamkeit zu langweilig vorkommt, kann Hween jeden Augenblick wieder verlaſſen; es wird keiner zurückgehalten. Mir aber gefällt dies ruhige Leben, das wie ein klarer ſtiller Bach langſam zwiſchen den grünen und blumigen Ufern der Ordnung, Zucht und Sitte dahin fließt und in welchem ſich Gottes ewige Sterne ſpiegeln, über die Maße wohl, indem es die wahre und rechte Muße zum unabläßigen und tiefen Forſchen gewährt, und ich wünſche nichts ſehnlicher, als meine Tage hier vollbringen zu können, getheilt in die Betrachtung der Geſtirne und der Auffindung der Geſetze ihres Wandels, und in die reinen Freuden der Familienliebe, wie ich ſie hier ſtets vor Augen habe. Ein ſolches Leben ziemt einem Weiſen; der Tempel der wahren Wiſſenſchaft, deren Prieſter er iſt, darf nicht auf dem lauten Markt des Lebens ſtehen, wo ſich das gemeine Volk ſchreiend und lärmend umtreibt. Heilige Stille, wie ſie in allen Tempeln als unſichtbarer Gottesgeiſt fluthet und das Rohe zurückſchreckt, iſt das Lebenselement ſo hoher Wiſſenſchaften, wie hier erforſcht werden; das Laboratorium und das Obſervatorium ſind Tempelräume, die kein profaner Fuß entweihen darf; hier liegen in der Tiefe ruhiger Selbſtbeſchauung die höchſten Geheimniſſe, die kein andres Auge, als das des Prieſters zu ſchauen geeignet iſt. Nur wenn die ſtille ernſte Nacht die Stirne des Forſchers küßt, werden ihm die Tiefen der Welt erſchloſſen, aus denen die goldnen Himmelsblumen flammend heraufquellen und ſich ſeinem geſchärften Blicke neigen; und nur in der lautloſen Weiheſtunde wird aus der rothen Gluth der güldne Leu geboren. Dies Bedürfniß der Stille, Ruhe und Abgeſchloſſenheit vom übrigen Menſchenleben hat dieſe einſame Sundinſel zur großen Sternenwarte erhoben, und die Uranienburg geſchaffen. Doch du haſt mich erſucht, mein theures Schweſterherz, dir mitzutheilen, wie das Alles entſtanden und wie Tycho Brahe, der Abkömmling eines der erſten Adelsgeſchlechter Dänemarks, ein ſo gelehrter und berühmter Mann geworden iſt, ſo daß durch ſeinen erworbenen Ruhm der angeborne ganz verdunkelt wird. Gern willfahre ich deinem Wunſch und erzähle dir einiges aus dem Leben des großen Meiſters ausführlicher.

Tycho Brahe, der Aelteſte von zehn Geſchwiſtern, Sohn Otto Brahe's, Reichsraths von Dänemark und Herrns zu Kundſtrup, und Beata's, Tochter Klaus Bille's auf Loensgaard, Reichshofmeiſters von Dänemark und Lebensmanns auf Bahus, wurde am 14. Decbr. 1546 auf dem einſamen Landſchloſſe ſeines väterlichen Erbgutes in Schonen geboren.

Die Brahe und die Bille, von welchen er väterlicher und mütterlicher Seits entſprungen, waren die beiden älteſten, angeſehenſten und berühmteſten Adelsgeſchlechter Dänemarks, deren Urſprung ſich mit der fabelhaften Götterwelt des Nordens vermiſcht. Seine Ahnen von beiden Seiten waren entweder Ritter, Feldherrn oder Reichsräthe geweſen und hatten im Krieg und Frieden die höchſten Hof- und Staatsſtellen bekleidet.

Tycho wurde nicht bei ſeinen Eltern erzogen. Früh warf ihn ein übereiltes Verſprechen ſeines Vaters auf die Bahn des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen, die er nicht wieder verlaſſen hat, und für die er alſo beſtimmt ſein muß. Er wurde nämlich ſeinen Eltern als zweijähriger Knabe geraubt. Dies merkwürdige Geſchick verhielt ſich ſo. Der Bruder ſeines Vaters, Georg Brahe, hatte, in einer kinderloſen Ehe lebend, von jenem das Verſprechen erhalten, ihm einen Sohn, wenn er einen ſolchen zeugen werde, zu überlaſſen. Da nach Tycho's Geburt das von Georg in Erinnerung gebrachte Verſprechen nicht gehalten wurde, ſo wartete dieſer die Geburt eines zweiten Brudersſohns ab, um den erſten, auf des Vaters Zuſage pochend, heimlich zu entführen. Das Alles ging in herzlicher Liebe ab; denn Georg war der edelſte, gutmüthigſte aber auch barokſte Charakter. Tycho wurde bei ſeinem Oheim erzogen und verzogen. Gewiß iſt in dem Umſtande, daß er das einzige Kind im Hauſe, der Liebling des guten Ritters Georg und das Hätſchelkind ſeiner Tante war, der Grund ſeiner aufbrauſenden Heftigkeit und ſeiner ſtarren Unbeugſamkeit zu ſuchen. Man ſchlug ihm nie etwas ab und dies brachte ihm gewiß frühzeitig die unbewußte Meinung bei, ſeinen Willen für eine Nothwendigkeit zu halten. Wäre er mit neun andern jüngern Kindern erzogen worden, ſo wäre dies anders und beſſer. Früh zeigte ſich des Knaben durch guten Unterricht gebildetes Genie. Ueber ſeine Lebensbeſtimmung kamen die beiden Brüder in Streit; der Vater wollte einen Krieger, der Pflegevater einen Staatsmann aus ihm gemacht wiſſen; der Oheim ſiegte. Das Schickſal, mächtiger und klüger als Menſchenwille und Einſicht, hat beider Pläne Hohn geſprochen. Im dreizehnten Jahre wurde der talentvolle Knabe, beſtens vorbereitet, auf die hohe Schule nach Kopenhagen geſchickt, um Redekunſt, Philoſophie und die Rechte zu ſtudiren. Aber ſchon im folgenden Jahre beſtimmte eine eintretende Sonnenfinſterniß Tycho's künftige große Laufbahn; ſie war der Stoß, der ſein junges Auge gen Himmel und deſſen Wunder richtete und ſeinen wißbegierigen Geiſt auf die lichte Spur der Sterne führte. Die Prophetien der Aſtrologie, die er oft vor ſeinen Augen in Erfüllung gehen ſah, erregten des genialen Jünglings ehrfurchtsvolles Staunen, und zogen ihn mit Gewalt zum Studium der Anfangsgründe der hochherrlichen Wiſſenſchaft. Es war der Zug des Schickſals. Mit brennendem Eifer las er aſtronomiſche und aſtrologiſche Bücher.

Der Wille ſeines Pflegevaters führte ihn zwei Jahre ſpäter nach Leipzig, damit er ſich dort ganz allein dem Studium der Rechtsgelahrtheit widme. Ein ihm beigegebener Hofmeiſter drang ſtreng darauf, daß dieſe Vorſchrift erfüllt werde, und duldete nicht, daß der Jüngling ein anderes Buch läſe, in welchem nicht irgend etwas von den Rechten verhandelt war. Dieſe Schwierigkeiten und Hinderniſſe feuerten Tycho's Muth und Eifer noch gewaltiger an. All' ſein Sinnen und Denken bezog ſich nur auf den Himmel und deſſen Welten, wodurch ihm natürlich die Rechtswiſſenſchaft verleidet wurde. Das wenige Geld, welches er zur Beſtreitung ſeiner Vergnügungen erhielt, verſchaffte ihm eine kleine, nur wenige Zoll im Durchmeſſer haltende Himmelskugel und neue aſtronomiſche Bücher. In wolkenloſen Nächten verließ er heimlich das Lager und brachte ſie mit Betrachtung des geſtirnten Himmels, an welchem er bald bewandert war, und mit dem Studium der gekauften Bücher zu. So trieb ihn der mächtige Geiſt und er wurde ſein eigener Lehrer. Die zurückgedrängte Flamme des in ihm glühenden Genius brach ſich ſelber Bahn; Urania entriß der Themis dieſen Jüngling und weihete ihn in einſamen Nächten mit ihrem hellſten Sternenkuſſe zu ihrem künftigen Hohenprieſter. Das bald gefühlte Bedürfniß nach gründlichen mathematiſchen Kenntniſſen führte ihn mit einem ſehr gelehrten Schüler des kurz vorher verſtorbenen berühmten Mathematikers Hommel, Namens Bartholomäus Scultatus, zuſammen, der ſein Lehrer wurde, und mit ihm mehre mathematiſche Inſtrumente verfertigte, die ihm zum raſchen Fortſchreiten in ſeiner Lieblingswiſſenſchaft gute Dienſte leiſteten. Denn ſchon jetzt zeigte ſich auch Tycho's Geſchicklichkeit zu mechaniſchen Arbeiten. Was ſein Geiſt erfand, führte ſeine Hand aus. Als ſiebenzehnjähriger Jüngling beobachtete er im Jahr 1563 die merkwürdige Zuſammenkunft des Jupiters und des Saturns und begann ſeine Obſervationen ſchriftlich abzufaſſen. Mit wollüſtigen Schauern verſteckte er ſich in die Tiefen der Aſtrologie und ſtellte die Nativität ſchon mit gleich großem Glück als Scharfſinn.

Nach dreijährigem Aufenthalte in Leipzig wurde er von ſeinem Oheim zurückberufen, um zu einer großen Reiſe in die vorzüglichſten Länder Europa's ausgerüſtet zu werden. Aber er fand ſeinen gütigen Pflegevater nicht mehr am Leben. Georg Brahe war kurz vor Tycho's Ankunft in der Eigenſchaft eines Viceadmirals der däniſchen Flotte als Lebensretter ſeines Königs geblieben. Dies war der erſte große Schmerz, der in die offene Seele des Jünglings einzog. Aber er ſollte bald noch einen bitterern Kelch trinken, er ſollte ſehr jung ſchon der Märtyrer der hohen göttlichen Wiſſenſchaft werden, der er ſich mit ſo gewaltigem Muthe geweiht hatte. Nicht nur von ſeinen Eltern und übrigen Verwandten hart getadelt, daß er ſich einem ſo unritterlichen, unrühmlichen, ſeinen Adel ſchändenden Studium ergeben, ſah er ſich von Standesgenoſſen deshalb verhöhnt und verſpottet, von Jugendfreunden gemieden. Oft weinte er heimliche Thränen des Schmerzes, des Unmuths und Grolls über ſo ungerechte, unverdiente, ſchmähliche Behandlung, aber wenn ſich in der ſtillen Mitternacht ſein niedergedrückter Geiſt zu den leuchtenden Bahnen der Sterne erhob, wurde er von Urania's göttlichen Genüſſen, für die ſeine Kränker freilich keinen Sinn hatten, für die erlittene Unbill reichlich entſchädigt. Aber leider wurde durch dieſe trüben Erfahrungen in ſeine junge, für ſtarke Eindrücke ſo empfängliche Seele damals ſchon der Keim jenes unverſöhnlichen Haſſes gegen den mächtigen, ſtarr an ſeinen uralten Vorurtheilen hängenden Adel ſeines Vaterlandes und eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen das letztere gelegt, der nachher ſo üppig emporgewachſen iſt, und ſein Herz über und über erfüllt. Namentlich ſchreibt ſich aus jener Zeit ſchon ſeine Feindſchaft mit dem jetzigen Reichsſchatzmeiſter Walkendorf, der, kalt, egoiſtiſch und witzig, den etwas unbeholfenen, in den Hofmanieren ſchlecht erfahrenen Tycho unaufhörlich wegen deſſen Sternenliebhaberei mit Sticheleien verfolgte, bis es zwiſchen beiden zu einem heftigen Auftritt kam. Der einzige vernünftige Mann ſeiner Verwandtſchaft, der Tycho's erhabene Leidenſchaft billigte und ihm rieth, ſeine Neigung unbekümmert um ſo unbegründeten Tadel zu verfolgen, war Steen Bille, ſeiner Mutter Bruder. Dieſer und Georg Brahe's Wittwe unterſtützten ihn ſo reichlich, daß er ohne Sorgen fort ſtudiren konnte. Durch die widrigen Verhältniſſe mit ſeinem Vaterlande zerfallen, verließ er es, zwanzig Jahr alt, und ging nach Wittenberg, um hier mit dem größten Eifer ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe zu vermehren. Die hier überhand nehmende Peſt trieb ihn jedoch bald darauf nach Roſtock, wo er kurz nach ſeiner Ankunft eine große Mondsfinſterniß vorausberechnete und daraus zugleich den Tod des türkiſchen Großſultan Soliman in einem großen lateiniſchen, öffentlich angeſchlagenen Gedichte prophezeite, der nach wenigen Wochen auch wirklich erfolgte. Dadurch ſtieg, wie leicht begreiflich, ſein Ruhm außerordentlich, und wohl noch nie iſt ſolche Jugend von Gelehrten und Ungelehrten alſo gefeiert und hochgeſchätzt worden. Zu Ende dieſes Jahrs betrifft unſern jungen Aſtronomen ein Unfall, deſſen Folgen ſeinem ganzen Leben, ſo ruhig und ſchön es auch dahinfließt, einen bittern Beigeſchmack gegeben hat. Bei einem Verlobungsfeſte, wozu er eingeladen war, traf er einen andern jungen Dänen von Adel, Manderup Parsberg, der, gleichſam um Tycho zu necken und zu erbittern, die unſinnigſten Behauptungen über aſtronomiſche Gegenſtände machte, und mit beleidigendem Trotze alles beſſer zu wiſſen behauptete, als jener. Zu dem Intereſſe an der Sache kam bei Tycho der Groll gegen alles, was däniſcher Edelmann hieß, genug, der Streit wurde hitzig, beleidigend und beide ſchieden als bittere Feinde. Bald nachher erneuerte ſich die Scene nur noch heftiger zwiſchen den beiden jungen Männern bei einem Weihnachtsſpiel, und da ſie einige Tage ſpäter in finſterer Nacht auf der Straße wieder zuſammentrafen, ſo griffen ſie, die gleiches Vaterland, Stand und Jugend hätte zu Freunden und Genoſſen machen ſollen, zu den Degen, und in dieſem Zweikampf war es, daß Tycho einen Theil ſeiner Naſe verlor. Merkwürdiger Weiſe hatte Tycho einige Zeit vorher aus den Sternen gefunden, daß er ſich an dieſem Tage vor einem Feinde zu hüten habe. Auch plagte ihn vom frühen Morgen an eine bange Ahnung, deshalb hielt er ſich den ganzen Tag in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen. Abends aber ging er in der Meinung, der ominöſe Tag ſei nun vorüber, zum Superintendenten Dr. Backmeiſter zu Tiſche, wo er gewöhnlich ſpeiſete, und nur einige Schritte vom Hauſe deſſelben, auf dem Kirchhofe, ereilte ihn in ſeinem Feinde das Unglück. Nach ſeiner Heilung ließ er ſich nach eigener Angabe eine Naſe von componirten edeln

Metallen verfertigen. Dieſer Unfall zog ihn noch mehr von den Zerſtreuungen der Jugend ab und zu ſeinen Lieblingsſtudien hin, in welchen er immer Außerordentlicheres leiſtete. Sein Ruhm drang nach Dänemark, und wenn er ſelbſt dorthin kam, ſeine Eltern zu beſuchen, wurde er ſchon von Gelehrten und andern hochgeſtellten vernünftigen Männern mit Auszeichnung behandelt; dagegen erwachte der Neid und Haß des adeligen Unverſtandes um ſo gewaltiger, als er demſelben Stolz und Verachtung in Rede und Handlung entgegenſetzte. Dieſes Mißverhältniß gab zu vielfachen Reibungen Veranlaſſung; die metallene Naſe erinnerte aber Jeden, daß Tycho's Klinge nicht eingeroſtet ſei, aber er fühlte ſich dabei unbehaglich, und ſelbſt die Gunſt des Königs Friedrich II., die ſich ihm um dieſe Zeit entſchieden zuwandte, konnte ihn nicht in Dänemark zurückhalten. Ihm war nur wohl, wenn ſich der Frieden der Sterne mit ihren goldenen Blicken in ſein nächtlich ſtilles Studirzimmer zu Roſtock ſenkte. Die Freuden ſeiner Jugend blüheten am geſtirnten Himmel. Der König gab dem ſtrebſamen Jünglinge einen Beweis ſeines gnädigen Wohlwollens und ſeiner Anerkennung, daß er ihm zur Belohnung und Aufmunterung die Anwartſchaft auf ein Kanonikat zu Roſchild durch ein Dekret zuſicherte.

In Tycho's Seele dehnte die Sehnſucht nach fernen Ländern die Flügel immer mächtiger. Endlich erlaubten es ſeine heimiſchen Verhältniſſe im Frühjahre 1569, die längſt beſchloſſene Reiſe anzutreten. Mit welcher Innigkeit umfaßte er die ihm neue Welt! Die Blüthe und Schönheit der reichen Stadt Augsburg, ſo wie mehre daſelbſt lebende Kenner und Verehrer der Sternenkunde feſſelten ihn hier eine geraume Zeit. Das Haus der begüterten Brüder von Hainzelen, Mitglieder des Raths, betrachtete ihn als eins ſeiner Glieder. Hier erfand er den Quadranten und ließ dieſes Inſtrument öffentlich aufrichten. Durch dieſe wichtige Erfindung allein hat er der Aſtronomie einen unſchätzbaren Vorſchub geleiſtet. Auch ließ er zu ſeiner großen, nachher ſo berühmt gewordenen Himmelskugel die erſte Anlage machen, die aus vielen Ringen und Querſtücken von Zimmerholz zuſammengeſetzt wurde, bis ſie zur kugelförmigen Rundung gedieh. Vollendet wurde dieſes merkwürdige Werk erſt nach fünf Jahren. Auch begann er hier das Studium der Chemie und Pyronomie, das mit der Aſtronomie geiſtig ſo nahe verwandt iſt, und machte darin die erſtaunlichſten Fortſchritte, ſo daß er es bald auch in dieſen Künſten zur höchſten Meiſterſchaft brachte. Alles dieſes vermehrte ſeinen Ruhm auf eine Weiſe, die ihn gleichſam zu einem Weſen höherer Art erhob und ſeine Ausſprüche zu Orakeln ſtempelte. Augsburg war ſtolz auf ihn, alle dort wohnenden Gelehrten verehrten ihn, und kein gebildeter Fremder reiſte durch, der nicht, begierig, den jungen berühmten Brahe zu ſprechen, und von deſſen Arbeiten nähere Kenntniß zu nehmen, ihm die Aufwartung machte. Der ausgezeichnetſte darunter war der franzöſiſche Philoſoph und Profeſſor Petrus Ramus, welcher damals Deutſchland bereiſete und unſerm Tycho gerechte Bewunderung nicht verſagte, ja ihn zur Fortſetzung ſeines Strebens auf die ſchmeichelhafteſte Art ermunterte. — Von ſeiner Weiterreiſe oder einem noch längern Aufenthalte in Augsburg hielt ihn eine bedenkliche Krankheit ſeines Vaters ab, die ihn ſchleunigſt in's Vaterland zurückrief. Der alte Otto Brahe, zuletzt Reichsrath und Statthalter zu Helſingborg, ſtarb bald darauf, und hinterließ unſerm Tycho, als dem älteſten Sohne, den Beſitz des Erbgutes Kundſtrup in Schonen, wo ſich dieſer nun meiſt aufhielt. In der Nähe hatte ſein Oheim, Steen Bille, mit welchem er jetzt in ein noch innigeres Verhältniß trat, ein königliches Leben, das ehemalige Kloſter Heridsvad. Steen übergab dem geliebten Neffen die meiſten Räumlichkeiten des in einer reizenden Gegend gelegenen alten Kloſtergebäudes zur Ausübung ſeiner Studien. Tycho richtete ſich hier ein Obſervatorium und ein Laboratorium ein, ſein Gut war nahe, und ſo lebte er hier in einer den Wiſſenſchaften ſo zuträglichen und förderlichen Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt. Hier war es auch, wo die Liebe ſich ſeines Herzens bemächtigte und es mit ſüßen Banden an ein holdes Kind der Natur feſſelte. Tycho's Pfarrer zu Kundſtrup, ein einfacher, frommer Mann, erzog ſeine Kinder in ſeinen ſchlichten Grundſätzen, und ſeine Tochter Chriſtine war die ſchönſte prunkloſe Blume des kleinen Hauſes. Beſcheiden, anſpruchslos, dachte ſie nie an ſich; ſtille Thätigkeit zum Wohle Anderer war ihr Lebenszweck. Tycho hatte oft Gelegenheit, ſie in ihrem ſelbſtgenügſamen, geräuſchloſen, liebevollen Wirken zu bewundern. Der züchtige, gütige Blick ihres blauen Auges lächelte ihm bis in's Herz hinein. Sie entſprach ſo ganz den Anſprüchen, die er an die Weiblichkeit zu machen gewohnt war. Er unterhielt ſich gern mit ihr, ſie war ſo verſtändig, einfach, fromm, der Friede Gottes ſprach aus ihren Zügen; ihren jüngern Geſchwiſtern war ſie eine zweite Mutter. Tycho liebte ſie ſchon Jahr und Tag und wußte es ſelbſt noch nicht; aber immer zog es ſeine Schritte zu der einſam gelegenen Pfarrwohnung. Vielleicht würde Chriſtine doch nicht ſeine Gattin geworden ſein, wenn nicht einige neu eintretende Lebensumſtände dazu zuſammengewirkt hätten. Das ſtille Glück ſeines jetzigen Lebens wurde nämlich durch die von der Etiquette gebotene Nothwendigkeit, oft bei Hofe erſcheinen und dem Könige aufwarten zu müſſen, getrübt. Sein offener, ſtiller, gerader Charakter, ſeine in glänzenden Zirkeln auffallende Unbeholfenheit eignete ſich ſchlecht in die Geſellſchaft ihm verhaßter, ſpöttelnder Höflinge, von welchen er ſich wieder gehaßt ſah und deren luſtiger Unwiſſenheit er ſein ſtolzes Selbſtgefühl ſchroff entgegenſetzte. Er bekam abermals Händel und Verdrießlichkeiten. Sodann ſtörten ihn mit der Zeit in ſeinem Kloſter allzuhäufige Beſuche bloßer Neugierde, denen er ſich doch des Wohlſtandes wegen nicht entziehen konnte. Vielfach erfahrene Geringſchätzung und tauſenderlei Verdrießlichkeiten, die ſein reizbares Gemüth doppelt ſchwer empfand, überredeten ihn immer mehr, daß Dänemark nicht der Ort ſeines Wirkens ſei und brachten ihn zu dem Entſchluß, ſein Vaterland auf immer zu verlaſſen. Ein neuer von ihm entdeckter Stern, wodurch ſein Ruhm noch ſehr vermehrt wurde, und eine Krankheit, die ihn Monate lang an's Lager feſſelte, hielten ihn zurück. Chriſtine wurde die Pflegerin des verlaſſenen Jünglings, und entfaltete in dieſer Eigenſchaft die ihm noch verborgen geweſenen reizendſten Blüthen ihres Gemüths. — Er gewann die ihm wohlthuende Ueberzeugung, daß er von dieſem Naturkinde innig und heiß geliebt werde, und rief den Entſchluß in ihm wach, ſie zu ſeiner Gattin zu erheben. Vielleicht beſchleunigte ihn der Wunſch, den aufgeblaſenen Adel und ſeine Verwandten, mit welchen er nicht im beſten Vernehmen ſtand, damit zu ärgern. Genug, kaum war er wieder geſund und kräftig, ſo war auch Chriſtine ſeine Frau. Der ganze Adel Dänemarks ſchrie Zeter und Weh über dieſen Schritt, ſeine Verwandten lärmten und thaten ſo lächerliche Schritte, als ob Tycho den Verſtand verloren hätte, es kam zu ſo heftigen und bittern Exceſſen von beiden Seiten — denn Tycho blieb ihnen nichts ſchuldig — daß der König durch einen eigenhändigen Befehl ſich in's Mittel legen und Ruhe gebieten mußte. Der üppige Adel hielt ſich ungeſcheut Beiſchläferinnen, und dies galt für guten Ton, die Ausſchweifungen dieſer Art waren ſo arg, daß königliche Verordnungen ihnen ſteuern mußten, aber eine rechtmäßige Verbindung mit einem Weibe aus bürgerlichem Stande galt für Verbrechen. Deshalb wollten ſie Tycho's Ehe durchaus auch nur als Concubinat gelten laſſen, obgleich die kirchliche Einweihung nachgewieſen, Tycho ſie für geſetzliche und rechtmäßige Ehe erklärte und der König ſie anerkannt hatte. Nichtsdeſtoweniger haben dieſe Unverbeſſerlichen Tycho's Kinder bis jetzt Baſtarde genannt.

Unter allen Verwandten war es allein ſeine Schweſter Sophie, die ihm bei dieſer Gelegenheit treu blieb und ſich deshalb mit den übrigen ſo verfeindete, daß ſie nach dem Tode ihres Mannes ganz zu ihm zog und hier den früher an aſtronomiſchen Beſchäftigungen gefundenen Geſchmack ausbildete, bis ſie allmälig ganz eingeweiht wurde und ihren Bruder bei deſſen Arbeiten unterſtützte.

Trotz aller Anfeindungen des Adels feuerte Tycho's glänzendes Beiſpiel die jungen Söhne vornehmer Geſchlechter an, mathematiſche Wiſſenſchaften zu treiben, und bald war es Ehrenſache. Tycho wurde von verſchiedenen Seiten angegangen, öffentlichen Unterricht zu geben. Er hielt dies unter ſeiner Würde und war viel zu ſehr an das ſtille Forſchen gewöhnt. Doch dem ausdrücklichen Wunſche des Königs, Andern ſeine Kenntniſſe mitzutheilen, mußte er ſich fügen, und hielt in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre die erſten Vorleſungen in Kopenhagen.

Aber immer von neuem und immer ſtärker erwachte der Wunſch in ihm, die Welt zu ſehen, an deſſen Befriedigung er nun ſchon ſo oft verhindert worden war. Er konnte ſich nicht mit den heimiſchen Verhältniſſen befreunden lernen. Es trieb ihn fort, er wollte ſich ein anderes minder vorurtheilvolles Vaterland ſuchen. So riß er ſich denn los und kam nach Heſſen, deſſen ſternkundiger Landgraf Wilhelm ihm ſchon lange befreundet war. Er wurde in Caſſel mit Auszeichnung empfangen und behandelt, und obſervirte fleißig mit ſeinem fürſtlichen Freunde, deſſen perſönliche Liebe er nun auch zu gewinnen wußte. Von da ging Tycho nach Frankfurt, beſah ſich die Herrlichkeiten der Meſſe und reiſete dann weiter nach der Schweiz. Unter den vielen ſchönen und merkwürdigen Orten, die er in dieſem Lande beſuchte, hatte Baſel den meiſten Reiz für ihn, ſo daß er ſich entſchloß, hier künftig ſeinen dauernden Aufenthaltsort zu nehmen, wozu die daſige Akademie ihn beſonders aufmunterte. Vorher aber wollte er noch mehre Länder kennen lernen. So ging er denn nach Italien, hielt ſich eine Zeitlang in Venedig auf, und kehrte dann nach Deutſchland zurück, wo er wieder in den Mauern ſeines lieben Augsburgs raſtete, jubelnd empfangen von ſeinen alten und neuen Freunden. Jetzt vollendete er die große Himmelskugel. Am erſten November wohnte er der Krönung des Kaiſers Rudolf zu Regensburg bei. Der hohe Monarch ließ ſich den berühmten jungen Aſtronomen vorſtellen und machte ihm, um ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen, vortheilhafte Anerbietungen. Doch das Hofleben war nun einmal Tycho's Sache nicht; er wollte frei ſein von jeder läſtigen Feſſel, und entſchuldigte ſich deshalb, ſo gut er konnte. Doch lernte er bei dieſer Gelegenheit den Herrn Kanzler von Senftenau kennen, mit welchem er hernach einen freundſchaftlichen Briefwechſel ſpann, und durch deſſen Güte ich endlich das Glück erlangt habe, Tycho's Schüler zu ſein.

Zu Ende des Jahrs langte unſer Reiſender wieder zu Hauſe an, und machte ſeine, ihn liebend empfangende Chriſtine mit dem Vorſatze bekannt, mit dem künftigen Frühjahr nach der Schweiz zu ziehen. — Unterdeſſen hatte aber der Landgraf Wilhelm von Heſſen den ihm ſo theuer gewordenen Aſtronomen durch ſeinen Geſandten am däniſchen Hofe dem Könige Friedrich nachdrücklich empfohlen und zu wiſſen thun laſſen, daß Tycho den ernſtlichen Gedanken habe, ſich ein anderes Vaterland zu ſuchen, was Dänemark doch nicht zur Ehre gereichen könne. Da nun dieſe Angabe durch Tycho's Vorbereitungen zur Abreiſe beſtätigt wurden, ſo ließ ihn der König, der ihn ſchätzte, rufen, empfing ihn auf's gnädigſte und machte ihm die großmüthigſten Anerbietungen, um ihn an Dänemark zu feſſeln. Er ſollte ſogleich eine jährliche Beſoldung von 500 Thaler aus der königlichen Rentkammer beziehen und die ganze Inſel Hveen zu Lehen haben, um ſie zeitlebens mit Allem, was dazu gehörte, zum Behuf ſeiner Wiſſenſchaft zu benutzen. Ferner erklärte ſich der König bereit, ſämmtliche Koſten aller zum Zweck der Aſtronomie und Chemie nothwendig zu erbauenden Gebäude und anzuſchaffenden Inſtrumente und Geräthſchaften zu tragen, und überhaupt dem jungen Meiſter in allen billigen, ſeine Wiſſenſchaften fordernden Dingen zu Hülfe und zu Willen zu ſein.

Dieſe überſchwengliche Gnade des königlichen Herrn beſtimmte Tycho's gerührtes Herz zu bleiben. Waren doch plötzlich all' ſeine Wünſche erfüllt, ſeine kühnſten Hoffnungen übertroffen. Was konnte ihn im vollen Sonnenſcheine der königlichen Gnade der kleinliche Neid und die ſpöttiſche Verfolgung des Adels noch kümmern?

Im folgenden Frühjahr nahm er, ſtatt auszuwandern, von Hveen Beſitz und entwarf mit kühnem Geiſte den großartigen Plan zur Uranienburg und traf alle Vorarbeiten zum Bau, ſo daß am achten Auguſt der Grundſtein von Tycho's Freunde, dem gelehrten Greiſe Danpäus, im Beiſein des Königs und der angeſehenſten Perſonen gelegt werden konnte. Der Bau ging ſo raſch vorwärts, daß der glückliche Tycho ſchon an ſeinem Geburtstage, den 14. December, die erſten Obſervationen nach vorangegangener Feierlichkeit veranſtalten konnte. In den fünfzehn Jahren, die ſeitdem verſtrichen ſind, iſt faſt kein Tag vergangen, den er nicht hier auf ſeinem geliebten Patmos mit gelehrten Forſchungen zugebracht; und wie der hochbegeiſterte Johannes auf der kleinen griechiſchen Inſel ſeine poetiſch-gewaltigen Geſichte niederſchrieb, ſo hat der nicht minder begeiſterte Tycho auf der kleinen däniſchen Inſel ſeine wiſſenſchaftlich gewaltigen Werke verfaßt.

Zwei Jahre ſpäter war die Uranienburg vollendet, und wieder nach zwei Jahren erbaute er die Sternenburg. Als er vollſtändig eingerichtet war, nahm er viele lernbegierige Jünglinge des In- und Auslandes zu ſich, die ihm bald bei ſeinen Arbeiten an die Hand gingen. Seine Schweſter Sophie zog nach mehren Jahren ebenfalls nach Hveen und auch die räthſelhafte Liuwa wählte hier ihren Aufenthalt und wurde Tycho's Schülerin.

Die königliche Freigebigkeit zeigte ſich im Laufe der Zeit immer glänzender gegen den Meiſter. Er erhielt nicht nur zweitauſend Thaler jährliche Einkünſte aus dem öreſund'ſchen Zolle, ſondern auch das Lehen Nordfiord in Norwegen und endlich das ihm ſchon früher verſprochene Kanonikat bei der Kapelle der heiligen drei Könige in Roſchild. In dem über das letztere ihm ausgeſtellten Dekrete hieß es: Er ſolle die reichen Einkünfte dieſes Kanonikats unter den Bedingungen haben, daß er zwei arme Schulknaben zum täglichen Abſingen einiger Pſalmen halten und dieſe mit allem Nothwendigen verſorgen, zwei arme Studenten auf der Univerſität Kopenhagen unterhalten, die Kapelle der heiligen drei Könige an der Roſchilder Domkirche mit den königlichen Begräbniſſen in gutem Stand halten und die zu dieſer Präbende gehörigen Lehnleute nach der Gerechtigkeit behandeln, keinem Unrecht zufügen, noch mit neuen Auflagen beſchweren ſolle. Endlich wurde ihm auferlegt, die Wittwe ſeines Vorgängers in dieſem Kanonikat das volle Gnadenjahr genießen zu laſſen.

Hier muß ich dir nun mit brüderlicher Offenheit bekennen, geliebte Schweſter, daß auch dieſe Sonne nicht ohne Flecken iſt, und daß ich, ſo ſehr ich eingenommen bin für Tycho's erhabene Tugenden, doch auch für ſeine Fehler nicht blind bin. Trotz der königlichen Freigebigkeit — und man hat berechnet, daß ihm König Friedrich allmälig hundert tauſend Thaler zur Beförderung der Aſtronomie und Chemie (in zehn Jahren!) ausgezahlt hat — hat Tycho zur Ausführung ſeiner kühnen Pläne faſt ſein ganzes

Privatvermögen geopfert. So wie er nun für die Wiſſenſchaft freudig alles hingibt, ſo verlangt er auch von Andern rückſichtslos Opfer für dieſelbe. Alle andern menſchlichen Intereſſen ſollen dem einen großen nachſtehen. Aber ſeine Begeiſterung reißt ihn zu Ungerechtigkeiten hin. Er hatte der Wittwe ſeines Vorgängers vieles entzogen, und wurde deshalb beim König angeklagt, er drückt ſeine Bauern hart, und iſt jetzt mit einem derſelben, der hier auf Hveen wohnt, in einen unangenehmen Prozeß verwickelt, er hat ſich nicht um die königliche Gruft zu Roſchild bekümmert und dieſelbe ziemlich baufällig werden laſſen. Stände er nicht auch beim jetzigen Könige und dem Reichskanzler Kaas ſo gut, dieſe Dinge könnten ihm ſchaden.

Wie weltberühmt Tycho Brahe durch ſein aufgeſtelltes Syſtem, das von dem des Kopernikus ganz abweicht geworden iſt dir bekannt. Gelehrte Männer aus allen Ständen ſind jährlich hierhergeſtrömt, ſelbſt der König und die Königin von Dänemark kamen nach Hveen und wurden zu Tycho's großer Freude durch einen Sturm drei Tage auf der Inſel zurückgehalten. Die Königin, eine große Freundin der Chemie, hielt Tycho in hohen Gnaden. Der König, hocherfreut über Tycho's großartige Schöpfungen, hing ihm bei dieſem Beſuche den Elephantenorden um. Die Königin aber war über die geſehenen Experimente, Anlagen und Herrlichkeiten ſo entzückt daß ſie ihren hohen Beſuch in Begleitung ihrer durchlauchtigſten Eltern, des Herzogs Ulrich von Mecklenburg, und deſſen Gemahlin Eliſabeth nebſt andern fürſtlichen und adeligen Perſonen, noch in demſelben Jahre wiederholte und den verehrten Meiſter mit Gnadenbezeigungen überhäufte. So ſtieg das Glück dieſes ſeltenen Mannes auf eine ſeltene Weiſe; es iſt als hätte der geheimnißmächtige Aſtrolog die Sterne gezwungen, ihm dienſtbar zu ſein. Fürſtengunſt und Gnade; Glanz und Pracht; Reichthum und Ueberfluß; Ruhm und Ehre in allen Landen, wo Bildung wohnt; dies blühende Eiland mit ſeinen herrlichen Bauten und Einrichtungen, umrauſcht von vaterländiſchen Meereswogen; ein edles, geſittetes, ſchönes, beſcheidenes Weib; blühende, freudebringende Kinder, Söhne und Töchter; eine ihm nacheifernde, ſeine höchſten Freuden theilende Schweſter; eine hochherzige Freundin, die mit ihm wieder in andere Gebiete des Wiſſens ſteigt; Geſundheit des Leibes und der Seele, die über das ganze Haus, wie ein warmer Sonnenſchein, gelagert iſt; zwei Wiſſenſchaften, die die Welt umfaſſen, ihre Licht- und ihre Nachtſeite, die eine, die ſeinen begeiſterten Blick gen Himmel zieht und ihn einweiht in des Lebens tiefſte Geheimniſſe, die andere, die dieſen Blick wieder auf die Erde und ihre Beſtandtheile lenkt und ihm ihre geheimſten Kräfte dienſtbar macht; fleißige Schüler, die ihn verſtehen und hochverehren; Gedeihen allſeiner verſchiedenen Werke und Unternehmungen; die unausſprechliche Befriedigung, jährlich hunderte von armen Kranken, die Hülfe ſuchend zu ihm kommen, geſund zu entlaſſen; und über dies Alles die heitere geiſtige Hülle der Poeſie, die ſeiner Seele entquillt, wie ein verklärendes Abendroth, duftig gegoſſen! O meine Schweſter, gibt es einen glücklichern Sterblichen als Tycho Brahe?

Zwar traf ihn in der überſchwenglichen Fülle dieſes Glücks ein heftiger Schlag, der es zertrümmern zu wollen ſchien. Sein gnädiger, großmüthiger König ſtarb plötzlich in der vollſten Blüthe der Mannskraft, erſt 54 Jahre alt. Aber ſiehe, ſo ſchmerzlich dieſer Verluſt Tycho's Herz berührte, ſeinen äußern Glücksumſtänden ſchadete er nicht nur nicht, er hob ſie ſogar noch mehr. Die Reichsverweſer verſicherten Tycho in einem offenen Briefe unter des Königs Siegel, daß ſie in den Anordnungen und Gnadenerweiſungen des verſtorbenen Königs keine Aenderung machen wollten, ſie legten ihm vielmehr noch ein neues Gut in Schonen zu. Ja, da Tycho angab, er habe, um einige vom Könige Friedrich II. ſelbſt angegebenen Pläne auszuführen, ſechs tauſend Thaler Schulden machen müſſen, ſo wurden auch dieſe aus der Staatskaſſe bezahlt. Ein anderer königlicher, von ſämmtlichen Reichsräthen unterſchriebener Gnadenbrief gab ihm die Gewährſchaft, alle ſeine für die Wiſſenſchaften errichteten Inſtitute ſollten auf königliche Koſten in gutem Stand erhalten werden, und man werde bei erfolgter Volljährigkeit des Königs ſuchen, gewiſſe bleibende Einkünfte zur Fortſetzung der aſtronomiſchen Arbeiten feſtzuſetzen, welche nach Tycho's Tode einem ſeiner Söhne oder Verwandten zufallen ſollten, wenn einer derſelben geſchickt wäre, dieſem Werke vorzuſtehen; im Entſtehungsfalle aber ſollten dieſe Einkünfte einige aus dem däniſchen Adel oder andere Landeskinder genießen, welche die erforderliche Geſchicklichkeit beſäßen. — Dies Alles ſchien ſeinen Wohlthätern noch nicht genug; ſie beeiferten ſich, die Gnade des verſtorbenen Königs noch zu übertreffen. Sie waren im Namen von ganz Dänemark ſtolz auf den gelehrteſten und berühmteſten ihrer Landsleute, und wollten ihm dieſen patriotiſchen Stolz auf jegliche Weiſe durch äußere Zeichen zu erkennen geben. Darum wurde ihm auch in Kopenhagen ſelbſt ein geräumiger Platz mit Baulichkeiten, der Färberhof, zu ſeinen Forſchungen als erbliches Eigenthum übergeben, damit hier einer ſeiner Schüler Beobachtungen anſtellen könne, ja, man baute ihm den hohen und geräumigen Thurm mit einem Obſervatorium, welcher ſeinen Namen trägt. Ganz Dänemark richtete mit Freude die Augen auf ihn, gleichſam den ſchönſten Stern am vaterländiſchen Himmel; er genoß und genießt noch einer ſchier abgöttiſchen Verehrung. Von allen Orten erbittet man ſich in wichtigen wiſſenſchaftlichen

Dingen ſeine Meinung und Entſcheidung. Sein Ruhm ſteht auf dem höchſten Gipfel. Er iſt im Briefwechſel mit den berühmteſten Perſonen Europa's und ſie kommen, ihn auf ſeiner Inſel, in ſeiner Uranienburg zu ſehen. Gekrönte Häupter verſchmähen nicht, ihn hier aufzuſuchen und ſeine Anlagen zu bewundern. So waren im vorigen Jahre der König von Schottland, Jakob, und der Herzog von Braunſchweig, Heinrich Julius, zu verſchiedenen Zeiten hier. Beide vermählten ſich mit däniſchen Prinzeſſinnen. Von dem erſtern wurde Tycho reich beſchenkt, unter andern mit den beiden herrlichen engliſchen Doggen, welche dem Meiſter ſehr lieb ſind, und ihn faſt immer begleiten, wenn er die Uranienburg verläßt. Die, welche der Reichsſchatzmeiſter verwundet hatte, als der junge König Chriſtian Hveen beſuchte, iſt zu Tycho's großer Freude wieder hergeſtellt.

So hat denn der Tod des Königs ſein Glück noch vermehrt. Unter allen Sterblichen, die jetzt leben, iſt keiner, der an innerm und äußerm Glück und in der harmoniſchen Verbindung beider, ihm gleich käme. Er iſt ein Liebling der Götter, und lebten wir noch in den Zeiten der Mythe, man würde ihn einen Halbgott nennen, und ihn ſelbſt einſt unter die Sterne verſetzen.

Dies iſt in leichten Umriſſen das Schickſal des großen Mannes, der mir ſeine Liebe ſchenkt; das iſt der Wandel des Sternes von Dänemark mit ſeinen leichten Nebelflecken, dies iſt Tycho Brahe's Leben bis zum heutigen Tage.

3.

Zu der Zeit, als der letztere der beiden voranſtehenden Briefe geſchrieben wurden, hatte Tycho Brahe einen ihm ärgerlichen Prozeß mit einem ſeiner Hveen'ſchen Bauern zu führen, wie auch er obgleich ſehr ſchonend und leicht überhin erwähnt iſt. Die Veranlaſſung dazu war des berühmten Aſtronomen Bedrückung ſeiner Unterthanen, die er nur als Mittel anſah, ſeine großen Zwecke zu erreichen und mit Pracht auszuführen. Ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen, legte er ihnen faſt unerſchwingliche Laſten auf und wies ihre Bitten mit grauſamem Zorne ab. Einer derſelben, Namens Erasmus Peterſen, eine kräftige Natur, widerſetzte ſich im natürlichen Gefühle ſeines Rechts und verweigerte ſtandhaft, die drückenden Anmuthungen zu erfüllen, und Tycho verging ſich in aufbrauſender Hitze ſo weit, ſich thätlich an dem Bauer zu vergreifen und ihn zu züchtigen. Dieſes Ereigniß machte auf der kleinen Inſel natürlich großes Aufſehen.

Nun war es ſeit dem leidenſchaftlichen Ausbruch zwiſchen Brahe und dem Reichsſchatzmeiſter Walkendorf über die Verwundung der engliſchen Dogge, dem Letztern nach mehren vergeblichen Verſuchen gelungen, einen ſchlauen und geſchickten Menſchen, Claus Hanſen, eine ſeiner Kreaturen, in Tycho's Dienſte zu bringen, der ſich durch Geſchmeidigkeit bald beim Aſtronomen einzuſchmeicheln wußte. Es traf ſich nämlich, daß die Diener unzufrieden mit Tycho's Behandlung, die Frau Chriſtinens Güte oft mit dem beſten Willen und Bemühungen nicht wieder auszugleichen vermochte, die Inſel verließen. Claus Hanſen, ein junger gewandter Menſch, ſchien dagegen ganz für Tycho gemacht zu ſein; er that und ertrug Alles ohne Murren. Aber von nun an wußte Walkendorf Woche für Woche, was täglich auf Hveen vorgefallen war. Es blieb ihm alſo auch nicht verborgen, daß Peterſen von Tycho mit Schlägen traktirt worden war.

Einige Tage nach dem erwähnten Vorfalle erſchien ein Menſch wie durch Zufall in des mißhandelten Bauers Hauſe, leitete das Geſpräch darauf, gab guten und ſchlauen Rath, hetzte Peterſen's empörtes Gemüth noch mehr auf und verſprach, die zu einem Prozeß nöthigen Geldvorſchüſſe zu machen. Der Bauer, der, trotz der erfahrenen ſchimpflichen Behandlung, nicht daran gedacht hätte, ſeinen Herrn zu verklagen, wurde nach Kopenhagen beſtellt; dort fand ſich, daß ſein neuer Freund ein Rechtsanwalt war; Peterſen erhielt die glänzendſten Verſicherungen und wurde ſogar einer Unterredung mit dem Reichsſchatzmeiſter gewürdigt, der ihn gütig beſchenkte und ihm den Ausgang des Prozeſſes garantirte. Dieſer begann dann zu Tycho's unwilligem Staunen; vergebens waren ſeine Verſuche, den Bauer einzuſchüchtern, vergebens ſeine Geldgebote, Peterſen war trotzig geworden. Tycho ſah ſich in eine ihm höchſt unangenehme Unterſuchung verwickelt und verlor den Prozeß, was vorauszuſehen war, weil der Bauer nicht nur das klarſte Recht auf ſeiner Seite hatte, ſondern auch vom geſchickteſten Anwalt der Hauptſtadt bedient wurde. Des Ritters Unmuth war groß, als er ſich verurtheilt ſah, dem Bauer einen glänzenden Schadenerſatz zu leiſten, und überſtieg alle Grenzen, als er auf eine Appellation an den König keinen günſtigern Ausſpruch erhielt; er klagte laut über erlittenes Unrecht und ſein Stolz wollte durchaus nicht einſehen, daß er es ſei, der das Unrecht begangen. Kaum aber war das Urtheil bekannt geworden, als ſich Tycho ſchon in einen andern Prozeß verwickelt ſah, und alle ſtreng behandelten Bauern das Haupt kühn erhoben und ihre wohlbegründeten Klagen nach Kopenhagen trugen. Hätte nicht Nils Kaas an der Spitze des Reichsraths geſtanden, Tycho würde noch weit kränkendere Erfahrungen gemacht haben. Aber ſelbſt die ſchon gemachten hatten ſein reizbares Gemüth tief verletzt, denn er verlor auch den zweiten Prozeß, und die Präſidenten der Gerichte, als adelige Herren ſeine Feinde, gingen, da ſie eine gegründete Urſache gegen ihn hatten, nicht ſchonend mit ihm um. Sein bitterer Verdruß darüber machte ſich in beißenden lateiniſchen Gedichten Luft, die er drucken und vertheilen ließ, wodurch er aber nur die Mißbilligung jedes Unparteiiſchen hervorrief. Der alte Haß gegen ſein Vaterland ob der vielfach hier erfahrenen Unbilden erwachte wieder in ſeiner Bruſt, und der vom Stolz auf ſeine Kenntniſſe und ſeinen Ruhm hervorgerufene Gedanke, ſeinen alten Plan doch noch auszuführen und ſich in Deutſchland oder der Schweiz anzuſiedeln, fuhr ihm wieder durch den Kopf. So heißes, ſtolzes Blut, ſo harten, rückſichtsloſen Sinn hatte dieſer Mann, daß er einen Augenblick entſchloſſen war, ſeine glänzendſten Einrichtungen, ſeine ſichere, bequeme Lage zu verlaſſen, um einem ungewiſſen Looſe entgegen zu gehen, weil man ſein Unrecht nicht gut geheißen und ſeinem Ruhm zu Liebe gemißhandelte Bauern nicht zur Ruhe verwieſen hatte. Nils Kaas mußte alle Ueberredungskunſt aufbieten, um den erbitterten Aſtronomen von einem übereilten Entſchluß abzubringen. Durch die Bemühungen des ihm ſo väterlich geſinnten Reichskanzlers wurde er bald durch neue königliche Schenkungen und Gnadenbeweiſe erfreut und verſöhnt. Nichts deſto weniger ließen dieſe ihn demüthigende Ereigniſſe einen Stachel in ſeinem Herzen zurück, der durch andere Begebenheiten bald noch tiefer und ſchmerzlicher hineingedrückt werden ſollte.

Tycho hatte nämlich durch ſeine Verwendung dem Studenten Gellius Sascerides zur Stelle eines Hoſpitalarztes in Kopenhagen verholfen, die ihm, wenn auch kein glänzendes, doch ein hinreichendes Auskommen ſicherte. Bald darauf fand die Verlobung des jungen Mannes mit Tycho's älteſter Tochter Magdalene ſtatt. Es war ein ſtilles heiteres Familienfeſt. Von Kopenhagen waren des Sascerides Verwandte herübergekommen, die Studenten waren alle als Zeugen gebeten, nur Liuwa fehlte. Sie wollte dieſen Tag wieder in ihrem einſamen Zimmer auf der Mühle zubringen, denn ſie floh und ſcheute alles, was mit der Geſchlechtsliebe zuſammenhing. Ernſt und ſchweigend ging ſie, man durfte nicht nach ihr fragen. Um deſto freundlicher und glücklicher waren Frau Chriſtine und Frau Sophie; das Glück der Tochter ſpiegelte ſich in den Augen der Mutter und Tante wieder. Magdalene ſah aus, wie ein ſehnſüchtig blitzender Stern, ihre Mutter, wie der ruhig verklärte Mond. Sascerides höfelte bei allen umher, und gab ſich unverkennbare Mühe, ſich ſo liebenswürdig als möglich zu machen. — Der Akt der Verlobung wurde mit allen umſtändlichen Feierlichkeiten begangen; der Pfarrer der Inſel ſprach ein Gebet über das Paar, Tycho hielt eine kurze, herzliche Rede an daſſelbe. Alle waren gerührt; man vermißte Liuwa nicht, vielmehr fühlte jedes Herz ſtill, daß ihre Entfernung eine Wohlthat ſei, indem ihre finſtere, freudloſe Gegenwart nur ſtörend und niederdrückend auf die Uebrigen eingewirkt haben würde.

Der heitere Herbſttag vergönnte der vergnügten Geſellſchaft, ſich in den freundlichen Umgebungen des Schloſſes zu zerſtreuen. Die beiden Verlobten ſchlenderten allein durch die Gartenanlagen, endlich durch die Pforte der Mauer den ſchönen grünen Weg nach der Mühle zu. Wer von den Studenten nicht zu ſchüchtern war, näherte ſich der einen oder der andern der jungen Damen, die mit von Kopenhagen gekommen waren; die aber in ihrem wiſſenſchaftlichen Ernſt ſchon ſo weit gediehen waren, daß ſie das galante Gekoſe und das Tändeln mit ſolch' einer reizenden Blume verachteten oder nicht den Muth dazu hatten, hielten ſich an den Meiſter und einige andere gelehrte Männer, die ebenfalls als Gäſte zugegen waren, und laſen die Perlen und Goldkörner auf, die von den Lippen derſelben fielen. — Franz Tegnagel, der Verfaſſer der beiden zu Anfang mitgetheilten Briefe, der ſich in den anderthalben Jahren ſeines Hierſeins durch ein ſittliches, gefälliges, liebreiches und beſcheidenes Weſen gewiſſermaßen zum Liebling der ganzen Familie erhoben hatte, ging an Frau Sophien's Seite, die ihm den Ernſt der Wiſſenſchaft mit liebreicher Frauenrede verſüßte, bis ſich Eliſabeth, die zweite Tochter des Hauſes, zu ihnen geſellte. Sie war jetzt eine aufknospende Frühlingsroſe, durch deren kaum geöffneten und noch ſchüchtern verhüllten Kelch der Sonnenſtrahl des Lebens den erſten Blick geworfen hatte. Sie war davon überraſcht, zuſammengebebt, im innerſten Herzen freudig erſchrocken, und wußte nicht, wie ihr ſo wohl und ſo wehe geſchehen war. Verwundert ſchaute ſie ſich nach dem Sonnenſtrahle um, indem ſie die rechte Hand geblendet vor die heller leuchtenden, an ſeinem Blitze erſt recht entzündeten auflodernden Augen hielt, und mit der linken an das Herzchen griff, als habe ſie da einen Stich empfangen — ſie fühlte einen ſüßen Schmerz da — und da ſtand der Sonnenſtrahl verkörpert vor ihr in Tegnagels blühender ſchöner Geſtalt, als ſtrahlender Sonnengott, oder vielmehr überhaupt als prächtiger Sternengott; denn die Sterne waren es ja, die ihm dienten. Sie hätte gleich ſelbſt ein Stern ſein mögen, um ihn anzubeten, und ſie war ein ſolcher und betete ihn wirklich an. Und auch für ihn war ſie ein ſolcher, ein neuentdeckter, koſtbarer, der mit ſüßem Licht am dunkeln Nachthimmel ſeines Lebens aufſtieg, und nach welchem er ſeine Blicke ſehnſüchtig wandte. So gingen ſie neben einander und liebten ſich und verehrten ſich, und waren ſich einander genug in der weiten Welt, aber ſie ſagten ſich einander nichts, wenigſtens nicht mit dem Munde, ſondern mit dem Herzen und in der Sprache, in welcher die Sterne mit einander reden. Frau Sophie aber verſtand ſich auf die Sprache der Sterne und der Herzen und wandelte wie ein hehrer freundlicher Genius neben den beiden Liebenden; ſegnend und wohlgefällig ruhete ihr milder Blick auf ihnen; denn ſie liebte ſie beide, obgleich ſie eigentlich Magdalenen noch mehr liebte, als Eliſabeth, aber ſie liebte dagegen Tegnagel auch noch mehr, als Sasceride s. Es rauſchten ſo viele Ewigkeiten voll Wonnen an dem jungen Paare vorüber, und Frau Sophie wurde berührt, ergriffen, fortgeriſſen von dieſem Wonneſtrom, und verſunken in das Anſchauen der beiden Glücklichen, ſelbſt wieder jung und glücklich. Denn das iſt die ſchöne Regenerationskraft des ſchönen Geſchlechts, daß die Herzen der Mütter und Tanten bei der Liebe der Töchter auch mit in's Spiel kommen, und ſich verjüngend wieder mit lieben, und nun gar zwiefach, überſchwenglich, den Geliebten ſowohl, als auch die Liebende.

Die beiden heute Verlobten führten unterdeſſen ein anderes und von dieſem ſehr verſchiedenes Zwiegeſpräch. Gellius ſagte nämlich mit der allerfreundlichſten Miene von der Welt: „Meine vielwerthe und vielgeliebte Magdalene, da du nun meine Braut biſt, und ich den Fuß bereits erhoben habe, in ſehr enge Verwandtſchaft mit deinem guten, lieben und verehrten Vater zu treten, ſo wirſt du es gleich mir ſchon unſeres gemeinſamen Vortheils willen — denn unſere beiderſeitigen Intereſſen gehen ferner eng verbunden Hand in Hand — billig und zweckmäßig finden, daß mich dein Vater in diejenigen Geheimniſſe ſeiner Wiſſenſchaften, vorzüglich der Chemie, einweiht, die er ſonſt ſeinen gewöhnlichen Schülern ſtreng verborgen zu halten pflegt."

„Ich bin überzeugt, lieber Gellius," entgegnete Magdalene, ſtutzig geworden, „wenn es dir zuträglich und förderlich iſt, ſo wird er dir ſeine Geheimniſſe entdecken, wenn er anders deren hat."

„Ich dagegen wage einige beſcheidene Zweifel in deine Ueberzeugung zu ſetzen, liebwertheſte Braut. Dein Vater dürfte ſich vielleicht von ſeiner Freundin Liuwa, die mir allerdings nicht ſehr gewogen ſcheint, beſtimmen laſſen, mir ſeine chemiſchen Geheimniſſe vorzuenthalten, zumal er ſie ihr alle entdeckt. Dieſe Dame legt ſich ſo eifrig auf das Studium der Medicin und deren Hülfswiſſenſchaften, und ſie übt alle, ſelbſt die Chirurgie an den hierher kommenden Kranken ſtets praktiſch aus, daß es ſcheint, ſie wolle über kurz oder lang, öffentlich als Arzt auftreten. Schon ihr Geſchlecht wird dabei Aufſehen erregen und ihr Zulauf verſchaffen, noch mehr der Umſtand, wenn ſie ſagen kann: ich beſitze Tycho Brahe's Geheimniſſe allein. Sie wird alſo das Beſte für ſich behalten und mir nichts davon zukommen laſſen."

„Sprichſt du doch von meinem Vater," ſagte Magdalena pikirt, indem ihre Wangen ſich röther färbten, „als ob er Liuwa's Knecht oder ihr dermaßen verpflichtet ſei, daß er Andern nichts von ſeinen Entdeckungen mittheilen dürfe.“

„Wenn er ſich nicht von ihr hätte abhalten laſſen, ſo würde er mir ſchon längſt manches entdeckt haben; denn er hat doch ſchon vor Jahren gewußt, daß ich ſein Schwiegerſohn zu werden wünſchte, und er ſetzte der Erfüllung dieſes Wunſches nichts entgegen, ſondern war vielmehr damit einverſtanden. Warum hat er mich nun nicht mit dem erfreut, wonach mein Herz ſo ſehnlichſt ſtrebte?“

„Will es mich doch faſt bedünken,“ rief Magdalene ärgerlich, „als wären die chemiſchen Geheimniſſe meines Vaters bei deinem Werben um mich die Hauptſache, ich aber nur die Nebenſache geweſen.“ Ihr Auge füllte ſich mit Thränen des Unmuths und ihre Glieder zitterten, ſo daß ſie einer dunkeln mit Thautropfen überſchwenglich angefüllten und unter der Laſt derſelben ſchwankenden Purpurroſe glich.

„Nun da du meine erklärte und verlobte Braut biſt,“ fuhr der junge Arzt fort, ohne die ſpitzige Bemerkung und gereizte Stimmung derſelben ſonderlich zu würdigen, „ſo wirſt du deinen Vater gewiß vermögen, mir das Verlangte mitzutheilen.“

„Gellius!“ brauste das ſchöne Bräutchen auf — die Roſe wurde plötzlich von einem Sturme geſchüttelt, daß die Thautropfen wild umherſprüheten. „Gellius!“ rief ſie noch einmal und ſtampfte mit dem Füßchen. „Zu ſolchen Dingen laß ich mich nicht gebrauchen. Ich will von meinem Vater nichts erſchleichen, was er nicht freiwillig geben will. Bitte du ihn doch ſelbſt; du ſtehſt ihm ja in dieſer Beziehung näher als ich.“ — Aber Gellius wollte davon nichts wiſſen und wurde nur noch dringender, und ſo zankten ſich die beiden Brautleute was weniges. Magdalene, deren Herz dabei glühete, während das ſeinige kalt blieb, beſchloß endlich, die Sache der Tante Sophie vorzulegen und ſie zur Schiedsrichterin aufzurufen. Gellius war das zufrieden, in der Hoffnung, Frau Sophie werde ihren Bruder ſeinen Wünſchen geneigt ſtimmen. Und ſo traten denn die Braut mit den verweinten Augen und der Bräutigam mit dem lächelnden Geſicht vor die drei, die ſich im ſtillen von Morgenröthen geſchmückten Vorhof des Himmels ſelig ergangen hatten.

Sophie hörte ſie an und verſprach, mit ihrem Bruder darüber zu reden, obgleich mit veränderten Geſichtszügen.

Das Reſultat aber war, daß Tycho kalt und ſtolz erklärte, er ließe ſich dergleichen nicht abbitten, ſobald es ihm beliebe und er Gellius dazu tauglich finde, werde er ihm Eröffnungen machen. Jedermann wußte, daß dieſer Spruch unwiderruflich war, und Magdalene weinte ſehr darüber.

Es vergingen wohl mehrere Monate und man merkte Saſcerides kaum auf Augenblicke eine kleine

Verſtimmung an. Da geſchah es, daß ſich in einer finſtern Nacht ein großer Lärm in der Sternenburg erhob, der ſich endlich auch der Uranienburg mittheilte. Hundegebell und Menſchenſtimmen vermiſchten ſich miteinander. Tegnagel fuhr aus dem Schlafe empor an's Fenſter. Da ſah er den Meiſter im ungewiſſen Schein der Nacht haſtig daherſchreiten und den Hunden Ruhe gebieten. Liuwa folgte; beide ſprachen leiſe aber heftig mit einander. Hinterdrein kam noch Jemand, den Tegnagel für Claus Hanſen hielt, der etwas, wie einen menſchlichen Körper, trug. Alle drei gingen in das Schloß und nun war Alles wieder todtenſtill. Am andern Morgen war Sascerides krank und Magdalene weinte heftig an ſeinem Bette. Daß ſie ihn ſehr liebte, ergab ſich jetzt recht aus ihrem bekümmerten Weſen. Auf der ganzen Familie ruhete eine auffallende Verſtimmung; der Meiſter und Frau Sophie verließen tagelang ihre Zimmer nicht; Liuwa wartete nach wie vor die Kranken ab, welche in den großen Gebäuden außerhalb der Mauer placirt waren, aber die Studenten, die ſich einander ſeltſame Vermuthungen zuflüſterten, wollten behaupten, ſie ſehe noch ernſter und düſterer aus als ſonſt. Nachdem Gellius wieder mehrere Tage ausgegangen war und ſeine Geſchäfte lächelnd beſorgte, kam eines Abends, als er von der Sternenburg allein nach der Uranienburg ging, ein Bauernjunge zu ihm und drückte ihm ein

Brieſchen in die Hand. Der junge Arzt las: „Ihr ſeid verrathen und verkauft. Wenn Ihr aber guten Rath und Hülfe eines mächtigen Freundes, der mit Euerem letzten Unglücksfalle genau vertraut iſt, und Euch herzlich bedauert, annehmen wollt, ſo kommt Sonnabend um neun Uhr Abends in das Haus des Bauers Erasmus Peterſen.“

Gellius zitterte und bebte. Er konnte vor Erwartung die Nächte nicht ſchlafen, bis die bezeichnete Stunde kam. Sie fand ihn in des Bauers Stube und er dort den Anwalt deſſelben, der alſo zu ihm ſprach: „Herr Doktor, ich bin von höherer Hand beauftragt, Euch zu fragen, ob Ihr geſonnen ſeid, die Beleidigungen, die Ihr vom Ritter Tycho Brahe auf deſſen Zimmer unter vier Augen habt erfahren müſſen, und die er zu Eurer Schande Andern mitgetheilt hat, ruhig ertragen wollt?“

„Er hat Andern mitgetheilt, daß —“ rief Gellius erbleichend.

„Wie anders könnte man ſonſt in Kopenhagen davon unterrichtet ſein?“ verſetzte der Advokat kalt. „Antwortet mir nur beſtimmt auf meine Frage; denn weiter habe ich nichts mit Euch abzumachen!“

„Nein! nein! Bei allen Teufeln! ich will es nicht ertragen, daß mich ein Mann ſo behandelt,“ kreiſchte der Andere, „aber ich habe keine Macht, keine Mittel, keine Gönner, um mit Nachdruck Rache zu nehmen gegen den erfahrenen Schimpf.“

„Alles dieſes ſoll Euch werden. Kommt je eher, deſto lieber, nach Kopenhagen in mein Haus, dort wollen wir das Nähere verhandeln. Einſtweilen will ich Euch, wenn Ihr es verlangt, ſchriftlich eine bedeutende Geldunterſtützung, eine weit einträglichere und ehrendere öffentliche Anſtellung als die eines Hoſpitalarztes und endlich einen glänzenden Sieg über Tycho Brahe zuſichern, doch müßt Ihr dann ſogleich Hveen verlaſſen und das Verlöbniß mit Brahe's Tochter brechen.“

Gellius willigte in Alles. Jetzt glühete auch ſein Herz, aber vor Rachbegierde. Eine Urſache zur Reiſe nach Kopenhagen war bald aufgefunden, und der Anwalt führte ihn dort zu — Walkendorf, der mächtige und angeſehene Reichsſchatzmeiſter empfing den jungen verlegenen Mann äußerſt herablaſſend, ließ ihn zu ſich niederſetzen und redete mit dem herzlichen Tone väterlicher Theilnahme: „Ich bin genau unterrichtet, wie hart Euch Tycho Brahe angelaſſen, daß Ihr es verſucht habt, hinter ſeine geheimen Schliche und finſtern Künſte zu kommen. Ihr dauert mich ſehr und ich bin bereit, mich Eurer unterdrückten und gemißhandelten Unſchuld anzunehmen. Dieſer durch ſein fabelhaftes Glück übermüthig gewordene Mann ſoll wenigſtens nicht ungeſtraft Menſchen, ſelbſt ſolche, die entſchloſſen waren, ſeine Baſtarde ehrlich zu machen, ärger als Vieh behandeln. Zählt auf meinen Beiſtand. Aber berichtet mir offen, wie kam es, daß Ihr Euch auf Euerem ſchlauen nächtlichen Gange ertappen ließet.“

Sascerides, durch die Freundlichkeit des Hochgeſtellten ermuthigt, erzählte: „Tycho hatte mir verſprochen, wenn ich ſeine älteſte Tochter heirathete, mich mit mehren chemiſchen, von ihm entdeckten und für die mediciniſche Praxis ſehr wichtigen Geheimniſſen bekannt zu machen und zwar in ſeinem geheimen Laboratorium in der Sternenburg, wo er ſie gefunden und hinter Thür und Riegel zu Buch gebracht und aufbewahrt hat. Ich ließ mich aus dieſem Grunde zu der Verbindung mit ſeiner Magdalene beſtimmen; als ich ihn aber am Tage der Verlobung an ſein gegebenes Verſprechen erinnerte, machte er allerlei nichtige Ausflüchte und vertröſtete mich auf künftige Zeiten. Darüber erbittert, beſchloß ich, mir durch Liſt zu verſchaffen, was ich als mein wohlerworbenes Eigenthum betrachtete. Ich gewann einen geſchickten Geſellen in der mechaniſchen Werkſtatt, der mir nach gemachten Abdrücken gute Schlüſſel verfertigte, und mit dieſen und einer Laterne verſehen blieb ich in jener Nacht aus der Uranienburg und trat gegen Mitternacht in die Sternenburg, durch den Augenſchein überzeugt, daß ſowohl Tycho, als auch Liuwa, die allein nur das geheime Laboratorium betraten, in der Uranienburg geblieben waren. Die Schlüſſel paßten trefflich, die ſchwere eiſerne Thür wich, ich trete mit neugierigem Auge in das unterirdiſche Gemach. Doch in demſelben Augenblicke ſchlagen mächtige Flammen von allen Seiten, wie aus den Wänden züngelnd, auf mich los, und Liuwa ſteht als eine teufliſche Furie vor mir. Ich ſchreie auf und ſtürze, aller Sinne baar, zuſammen. Als ich erwachte, befand ich mich in Tycho's Zimmer auf der Uranienburg und mußte die ſchimpflichen Ausbrüche ſeines Zorns erdulden."

„Seltſam!" rief Walkendorf ſich ſchaudernd, „und Ihr wißt nichts Näheres von dieſer Liuwa, die ich noch nie ſah, ſo oft ich auch auf Hveen war."

„Ich habe bemerkt, gnädiger Herr, daß ſie ſich jedesmal in der Mühle verſteckte, wenn Ihr auf der Inſel waret. Uebrigens iſt ſie und ihr ganzes Thun und Treiben Allen ein unerklärliches Räthſel. Ich habe nun die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß ſie mit dem Böſen im Bunde, wenn nicht gar nah mit ihm verwandt iſt, und daß Tycho durch ihre Hülfe allein ſo Außerordentliches leiſtet. Daß es nicht mit natürlichen Dingen zugeht, habe ich in jener Nacht ſelbſt erfahren. Uebrigens ſagte mir einmal ein Schiffer, ſie ſei aus Liefland; er habe ſie früher dort geſehen."

Walkendorf zuckte zuſammen. „Aus Liefland?" rief er mit veränderter Stimme. „Und ſie verbirgt ſich vor mir? — Beſchreibt mir doch ihre Geſtalt ausführlich."

Sasceriides gehorchte und des Reichsſchatzmeiſters Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich mit jedem Augenblick. Als der Arzt fertig war, düſterte der Andere eine Minute lang in ſich hinein, und band das Geſpräch wieder mit Sascerides Angelegenheiten an.

Nach dieſer Unterredung kehrte der Letztere gar nicht wieder auf die Inſel zurück; in einem trotzigen Briefe an Tycho verlangte er ſeine Effekten und erklärte mit wenigen kahlen Worten, daß aus einer Heirath zwiſchen ihm und Magdalene nichts werden könne.

Dieſe kalte und herzloſe Mittheilung verſetzte das arme Mädchen in Verzweiflung, Tycho in Wuth, die ganze Familie in große Betrübniß. Es galt nämlich für eine Jungfrau als eine große Schande, nach der Verlobung von ihrem Bräutigam verlaſſen zu werden. Tycho ſchwur hoch und theuer, den ehr- und wortvergeſſenen undankbaren Buben zu ſeiner Pflicht zu zwingen, und that ſogleich Schritte zu dieſer Maßregel. Aber dadurch wurde natürlich nichts gebeſſert; Sascerides erklärte, es ſei gegen ſeine Ehre, ſich mit einer außer der Ehe erzeugten Perſon zu vermählen. Das waren Stiche mit vergifteten Dolchen in die Herzen der armen Frauen; Magdalene war troſtlos. In den geöffneten Blumenkelch ihres Herzens war ein Giftthau gefallen. Die zwar dornenſcharfe, aber üppig ſchöne Roſe war einem trüben Geſchicke geweiht: ſie ſollte einſam trauernd, langſam dahin welken. Tycho ließ ſich durch die Bitten der Seinigen und die Vorſtellungen aller Vernünftigen nicht abhalten, Gellius Sascerides, der bei der Univerſität eine nicht unbedeutende Stellung eingenommen hatte, zu verklagen. Der Prozeß dauerte über Jahr und Tag und wurde erſt vor dem Lundiſchen Domkapitel, dann vor dem Conſiſtorium zu Kopenhagen geführt; die Oberſtelle der letztern Behörde wurde unterdeſſen mit Walkendorfs Bruder beſetzt, die ärgerlichſten Unterſuchungen eingeleitet, und Tycho mußte, um die Beſchuldigung, er treibe unheilige Künſte, von ſich abzulehnen, beweiſen, daß das, was Gellius bei ſeinem Eintritt in das geheime Laboratorium für Flammen gehalten, nichts als die aus Hohlſpiegeln reflectirenden Lichtſtrahlen ſeiner eigenen Laterne, ſo wie die Figur, die er für Liuwa erkannt, ein Automat geweſen ſei, welches jedesmal bei Oeffnung der Thüre dem Hereinkommenden entgegentrete, aus dem Zwecke, um den unberufenen Eindringling zu erſchrecken. Dies Alles milderte weder Behandlung noch Urtheil. Hart und ſchonungslos angelaſſen, verlor der Ritter den Prozeß und mußte deſſen große Koſten tragen. Im Reichsrath ſaß aber ſein mächtiger Freund Nils Kaas nicht mehr, als dies Urtheil Tycho publicirt wurde; der redliche Beſchützer war kurz vorher geſtorben, und ſo traf Tycho's ſtolzes Haupt ſchnell ein böſer Schlag nach dem andern; aber ſtatt ihn nieder zu beugen, riefen ſie vielmehr ſeinen Trotz in die Schranken, und er empörte ſich gegen ſein Schickſal. Mit Nils Kaas war aber ſein guter Genius in Dänemark gewichen, ſein guter Stern untergegangen.

Da der Verlauf und Ausgang des delikaten Prozeſſes mit Saſcerides hier im Zuſammenhang erzählt werden ſollte, ſo iſt es nun nöthig, noch Einiges nachzuholen, was ſich während der langwierigen Führung deſſelben, die ſeiner Familie ſo großen Kummer bereitete, — was war die gerichtliche Unterſuchung, der ſich Magdalene unterwerfen mußte, nicht ihre Weiblichkeit ſo tief verletzend! — zutrug und Tycho's Erbitterung immer höher ſteigerte.

4.

Es war kaum eine Woche nach der mitgetheilten Unterredung zwiſchen dem Reichsſchatzmeiſter von Walkendorf und Gellius Saſcerides, als Liuwa aufgefordert wurde, einem Kranken in einem Bauernhauſe Hülfe zu leiſten. Sie verfügte ſich dorthin. Kaum war ſie jedoch in die Stube getreten, als der Reichsſchatzmeiſter vor ihr ſtand und die erſchrocken Zurückbebende alſo anredete: „Ha ſo muß ich dich endlich wiederſehen, holder Stern meines Lebens, den mir ein böſes, neidiſches Schickſal, Nacht und Wolken entzogen haben!“

„Schweigt!“ rief Liuwa entrüſtet, indem das heftige, ſchier convulſiviſche Zittern ihrer Glieder, das unheimliche Leuchten ihrer Augen und das Zucken ihrer Züge von gewaltigem Aufruhr ihrer Seele zeugten. „Erhöht den an mir begangenen Frevel nicht noch durch ſolche Worte, Elender, den ich nimmer wieder zu ſehen gewünſcht und gehofft habe. Was drängt Ihr Euch denn wieder in meinen Weg, den Ihr doch einſt ſo heimtückiſch geflohen? was ſucht Ihr mich, die ich für Euch todt bin?“

„Glaubſt du die Bande zerriſſen oder erſchlafft, Katerine, die vor zwanzig Jahren in Liefland mich ſo innig mit dir vereinten?“ fragte Walkendorf mit einem ſeinem Alter wenig anſtehenden Tone von Zärtlichkeit, während ſeine Augen mit einem ungewohnten Ausdruck leuchteten. „Katerine, ich habe keinen Augenblick aufgehört, dich zu lieben, die Sehnſucht nach dir hat mich als Schweſterflamme meines Lebens bis hierher begleitet, aber oft, wüthend emporlodernd und nach dir ſuchend im Raume, mir Blut und Mark ausgedorrt. Sie hat mein Ehebett zu einer Folterkammer gemacht. Dich entbehren zu müſſen, hat mir mein Leben vergiftet.“

„Aber was ſoll das Alles?“ fragte Liuwa ſchneidend kalt. „Was wollt Ihr jetzt von mir?“

„Hören ſollſt du mich! denn es verſchafft meinem gequälten Herzen Erleichterung, wenn es gehört wird. Ich habe dich Jahre lang geſucht und ſuchen laſſen. Du warſt nach dem Tode deiner Eltern verſchwunden. Deine Güter verkauft. Niemand konnte mir berichten, wohin du gegangen. Wo warſt du denn?“

Im Vaterlande meiner Mutter, in Italien. Doch eilt! Was ſoll ich von Euch hören?“

Von ſo viel Kälte zurückgeſchreckt, ſtammelte Walkendorf verlegen: „Mich entſchuldigen will ich bei Euch, erzählen will ich Euch, wie Alles gekommen iſt, damit Ihr mich nicht ferner verdammt; ausſöhnen will ich mich mit Euch.“

Linwa ſchlug eine bittere Lache auf. „Und wollt mich wohl gar in Euer Haus führen als Eure Freundin, Euer Liebchen neben Eurer Frau, wie es der däniſche Adel zu halten pflegt?“

„Ein Wort von dir, Katerine, und ich trenne mich von der mir aufgezwungenen Frau, und du nimmſt die dir gebührende Stelle ein. Der König, der mich tyranniſch von dir und meinem Glücke riß, iſt todt. —“

„Elender! Was verkauft Ihr mit dem König?“

„Höre mich! Du weißt, daß meine erſte Frau in Bergen nach einer Entbindung ſtarb. Die Convenienz hatte mich an ſie gebunden, und was ich Liebe nannte, war nichts als eine gegenſeitige Uebereinkunft altadeliger Geburt und allgemeiner ſinnlicher Neigung. Genug, das lockere Band war durch den Tod gelöſt. Der König ernannte mich zum Statthalter in Liefland. So jung noch ſah ich mich ſchon auf einem ſo bedeutenden Poſten. Ich ging nach Kopenhagen, um, wie es meine Pflicht mit ſich brachte, dem König perſönlich zu danken, und meine Inſtruktionen zu empfangen. Der glänzende Hof führte mir all' ſeine Schönen vor. Die älteſten Häuſer bemühten ſich, mich zu feſſeln. Da lenkte der König meine Aufmerkſamkeit auf das Fräulein von Helmolt, die aber mit einem Seeoffizier verlobt war. Dieſe Dame war Hoffräulein und Liebling der Königin, die ihr ein glänzenderes Loos zu bereiten wünſchte, und ich wurde dazu auserſehen. Ich konnte dem ausdrücklichen Willen des Königs nichts entgegen ſetzen; ich gab ihm, der Königin und dem Hoffräulein mein Wort. Doch mußte noch Alles geheim gehalten werden, bis meine Braut ihrer früheren Verbindlichkeiten enthoben ſein würde. Ich kam in das zerrüttete Liefland, an welches Schweden, Rußland und Polen Anſprüche machten. Tauſendfältige Sorge umgarnte, der Krieg überbrauſte mich. Aber mitten in dieſen Wirren ging mir der Stern der Liebe in dir auf. Ich verdankte dem Hauſe deines Vaters, des wackern weitgereiſten Dänenhelden viel, das Schönſte dich, das wunderbare Kind des Nordens und Südens. Ich liebte dich, ich dachte nicht mehr daran, daß ich verlobt war, bis ich durch einen Brief des Königs aus meinem Taumel aufgeſchreckt wurde. Das Fräulein von Helmolt war frei, ich ſollte kommen und mich mit ihr ehelich verbinden. Ein Donnerſchlag für mich! Ich hatte ſchon alle Himmel der Liebe in deinen Armen durchflogen, aber ich hatte nicht den Muth, dem Könige zu ſchreiben, was mit mir vorgegangen war, noch dich mit meinen Verhältniſſen bekannt zu machen. Ich ſchützte die wichtigſten Geſchäfte vor und wirklich erdrückten ſie mich faſt. Ich lebte zwiſchen Fürchten und Hoffen, zwiſchen Angſt und Seligkeit, zwiſchen Arbeit und Liebe; ich handelte mit Geiz der Minute den größten und kleinſten Schatz ab. O wie glücklich war ich! Da drang dein Vater in mich, ich konnte meine Seligkeit nicht laſſen, ich wurde zu heiß von dir geliebt: ich verlobte mich mit dir. Die Wirren des Landes trieben mich nach Kopenhagen und hier —" Er ſchwieg.

„Hier opferteſt du mich und mein glühendes Herz dem gnädigen Lächeln eines Königs!" ſpottete Linwa. „Schändlicher Undankbarer! Deine feige Selbſtſucht gab mich der Schande preis und der Verzweiflung, um dir des Königs Gnade zu erhalten. Ihr habt meine Eltern gemordet, Ritter Walkendorf, und die Jugendblüthen meines Lebens frevelndlich geknickt. Ihr habt die ſcharfen Dornen, mit denen ich ſie umgeben, erſt weggeſchmeichelt und mir dann grauſam in's Herz gedrückt. Meine einſamen troſtloſen Tage ſind Euer Werk. Es gab eine Zeit, wo ich Euch ermorden wollte, denn ich haßte Euch wie den Böſen. Das iſt vorüber; ich verachte Euch."

„Nicht das! Nicht das!“ rief Walkendorf verzweifelt. „Tycho Brahe ſpricht aus dir. Wenn ich ſchwach war, bin ich deshalb nicht verachtungswürdig. Ich wollte meinen Fehler wieder gut machen und mich von meiner Frau trennen, denn auch ſie liebte den erſten Mann ihrer Wahl fort, von dem ſie die ſtolzen Pläne der Königin geriſſen. Ich wollte dich als Gattin an mein liebendes Herz legen, aber du verbargſt dich vor mir, ich konnte dich nicht finden.“

„Meintet Ihr eine gemeine Dirne in mir zu haben, die Euch die Hand küßt, ob ſie ſchlägt oder liebkoſt? In meinen Adern ſchäumt das älteſte und edelſte Blut Dänemarks und Toskana's. Was Ihr mir angethan, war nimmer gut zu machen, und ein edles zerſetztes und zerriſſenes Frauenherz wird nie wieder wie es geweſen, wenn die mörderiſchen Wunden auch nothdürftig heilen. Ihr denkt ſeltſam von den Frauen, ihr kalten, egoiſtiſchen Männer. Geht, geht, wir verſtehen uns nicht, und es iſt auch keine Möglichkeit vorhanden, daß wir uns je verſtehen lernen. Es war eine bittere Täuſchung, als ich meine wildeſten Jugendträume an den in ſich ſelbſt verliebten und nur um Königsgunſt buhlenden däniſchen Paladin hing, an den glattgeleckten, mit äußerer Ehre prunkenden, innerer Ehre entbehrenden Frauenhelden! Mein heißer flatterhafter Leichtſinn, der Euch auf halbem Wege entgegen gekommen war, wurde mit Recht von Euerm Egoismus beſtraft. Aber Ihr ſollt nicht glauben, daß ein ſtolzes Frauenherz ein wächſernes Spielzeug in Männerhand ſei. Geht mir aus dem Wege! ich kenne Euch nicht und habe nichts mit Euch zu ſchaffen. Ich habe mich der Wiſſenſchaft vermählt und ihr werde ich treu bleiben, bis an mein Ende."

„Nein, den mir verhaßten Tycho Brahe liebſt du, der dich durch hölliſche Künſte gewonnen! Dem Teufel biſt du vermählt oder einem ſeiner Geſellen!" rief Walkendorf in leidenſchaftlicher Aufregung. „Wahr ſpricht der Volksmund, daß du Tycho's Geliebte ſeieſt und Nächte durch mit ihm in geheimen Kammern orgiſche Liebesfeſte feierſt, oder der Hölle mit Zaubereien dienſt. Er, der Uebermüthige, der des Landes beſte Kräfte genoſſen, der des Landes höchſte Ehre genoſſen, der des Königs höchſte Achtung genoſſen, er genießt auch Dänemarks höchſte Liebe, die Deinige. Welch ein Triumph für ihn, daß er dich gewonnen! Ich haſſ' ihn nun tauſendfach mehr, da er dich mir geſtohlen."

Verſteinert ſtand Linwa.

„Abſcheulicher!" ſtammelte ſie endlich. „Jetzt zeigſt du dich in wahrer Geſtalt. Fort, mir aus den Augen oder ich erinnere mich, daß ich von meiner Mutter einen Dolch geerbt, den mir meine zweifach verletzte, gräßlich mißhandelte Frauenehre in die Hand drückt." Und wie von Wahnſinn ergriffen, ſchrie ſie auf, ihre Augen leuchteten wie Kometen. Der Paladin Dänemarks floh entſetzt vor ihrem Anblick.

5.

Im folgenden Frühjahr wußte es der Reichsſchatzmeiſter zu veranſtalten, daß der nun ſechzehnjährige König mit ſeinem Hofe einen Ritt nach Roſchild machte. Chriſtian der Vierte entwickelte jetzt mit Erſtaunen erregender Schnelligkeit jene Energie, jenen genialen Ueberblick, jene Einſicht in das Weſen der Dinge, die ihn zum größten König Dänemarks gemacht haben. Mit ſchwärmiſcher Begeiſterung hing der königliche Jüngling an ſeinem ſich ſelbſt geſchaffenen Ideal eines Monarchen, und er hatte den feſten Willen, ſeine Idee an ſich ſelbſt in's Leben zu rufen. Er wollte ein großer König werden, und er ward's. Die Geſchichte hatte nicht nur ſeinen edeln Geiſt geſtärkt und gehoben, ſie hatte auch eine romantiſche Liebe zu Ritterthum und Adel in ſeine Seele geworfen, und Walkendorf hatte dieſe Liebe genährt und zur Begeiſterung angefacht. Dem Könige erſchien der Reichsſchatzmeiſter als der letzte Ritter Dänemarks; deshalb liebte er ihn. Aber in dem mittelalterigen Spitzbogengewölbe des Feudalweſens iſt der König der im Zenith ruhende

Schlußſtein, der das Ganze von oben zuſammenhält, und die tiefſte Ehrfurcht vor dem Herrſcher, die gänzliche Hingebung in ſeinen Willen die erſte und letzte Pflicht jedes Unterthan, des vornehmſten, wie des Geringſten. Keiner iſt davon entbunden. Der ſechszehnjährige Chriſtian verlangte ſie mit gebieteriſcher Strenge, und Walkendorf war's wiederum, der ihn in dieſer Anſicht beſtärkte, indem er ſelbſt, der gereifte Mann, dem kaum aus dem Knabenalter getretenen Jünglinge dieſe Ehrfurcht oft auf auffallende Weiſe bezeigte.

Der Reichsſchatzmeiſter forderte den König auf, das Begräbniß ſeiner Ahnen zu beſuchen und den Manen derſelben ein ſtilles Gebetopfer darzubringen. Er ſelbſt führte ihn dahin. Die Kapelle der heiligen drei Könige wurde geöffnet, mit jugendlich ſtarkem, heiligem Gefühl betrat Chriſtian den Boden, unter welchem die Könige Dänemarks, ſeine Vorfahren, ſchlummerten. Aber welch' ein Anblick bot ſich ihm dar! Ein Theil des Gewölbes war eingeſtürzt und die Steine lagen zerſtreut umher; der übrige Theil drohete dem Einſturz; die zerſchlagenen Fenſter geſtatteten Wind und Wetter Eingang und da dieſe ungeſtümen Gäſte ſolche Erlaubniß ſchon geraume Zeit benutzt haben mochten, ſo ſah man nur allzudeutlich die Spuren ihrer in der Kapelle und Gruft getriebenen unſaubern Wirthſchaft. Die Denkmäler der Könige waren beſchädigt oder umgefallen, Schutt, Staub und Spinneweben überzogen und bedeckten alle Gegenſtände. Ratten und Mäuſe hatten im letzten Hauſe der Könige ihre Wohnung aufgeſchlagen und arbeiteten hier als fleißige „Diener des Zahnes der Zeit.“

Der junge König ſtand einen Augenblick beſtürzt bei dieſem unerwarteten Anblick; aus Walkendorfs Zügen lachte Schadenfreude.

„Liegen hier Dänemarks Könige begraben?“ rief Chriſtian unmuthig. „Wer tritt die Würde der Todten und des Königreichs, das ſie zu ehren hat, alſo mit Füßen, daß er den Elementen erlaubt, den Schmuck von dieſen heiligen Gräbern zu reißen und die Kapelle, ihr Mauſoleum, über ihrer königlichen Aſche zuſammen zu werfen?“

„Der Ritter Tycho Brahe, der Glanzſtern Dänemarks,“ verſetzte der Reichsſchatzmeiſter, „als Beweis ſeiner Dankbarkeit gegen Ew. Majeſtät höchſtſeligen Vater und gegen dies Dänemark.“

„Tycho Brahe?“ fragte der Jüngling unangenehm erſtaunt.

„Er iſt ſeit vielen Jahren im Beſitz des reichen Lehns dieſer Kapelle, womit die Großmuth des Königs ihn beſchenkte, jedoch mit der in der Belehnungsurkunde ausdrücklich geſtellten Bedingung, die Königsgruft im baulichen Stande zu erhalten. Wie er ſeine Pflicht erfüllt hat, ſeht Ihr ſelbſt, gnädigſter Herr.“

„Es iſt gut, daß Ihr mich hierhergeführt habt, Walkendorf; denn ich hätte einem Berichte das nicht geglaubt. Aber ich will Tycho's Anklage nicht aus Eurem Munde hören, Ihr ſeid ſein Feind. Und er iſt wahrhaftig der Glanzſtern Dänemarks. Mein Vater hat ihn hoch geehrt und ich werde ihn hochehren: denn er ſchmückt unſern Thron. Daß er ſeine Pflicht erfülle, dafür werde ich ſorgen.“

So weiſe ſprach der junge König, und der Reichsſchatzmeiſter ſchwieg beſchämt.

Am folgenden Tage ließ ſich Chriſtian die Belehnungsurkunde, in welcher Tycho Brahe das Kanonikat der Kapelle der heiligen drei Könige übergeben war, vorlegen, und trug bei den Reichsverweſern darauf an, daß dem Ritter Brahe ein milder Befehl zugefertigt wurde, die Begräbnißkapelle in Roſchild herſtellen zu laſſen.

Tycho, eben in dem verdrießlichen Prozeß mit Saſcerides und noch einigen andern verwickelt, gekränkt und gereizt, mit der ihm eigenen ungeſtümen unbeſonnenen Heftigkeit gegen ſeine wirklichen und vermeintlichen Feinde losziehend, und ſo das Kind mit dem Bade verſchüttend, achtete aus Trotz dieſen Befehl nicht. Sein unmäßiger Stolz fühlte ſich dadurch beleidigt; er hatte in Erfahrung gebracht, daß das Ganze eine Intrigue Walkendorfs ſei. — Einen zweiten und einen dritten ſtrengern Befehl, die noch im Laufe dieſes Jahres an ihn gelangten, achtete er eben ſo wenig; das ſeinen gelehrten Verdienſten entſprungene Selbſtgefühl artete zur widerſpenſtigen Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt aus. Wohl wiſſend, wie ſehr ihn der junge König als eine dem däniſchen Throne Glanz verleihende Sonne betrachtete und zu erhalten wünſche, ſprach er im finſtern Unmuth öffentlich davon, daß wenn man ihn ferner plage und ſeinen nichtswürdigen Feinden zu plagen erlaube, er Dänemark verlaſſen werde; jedes Land, wohin er ſich auch wenden möchte, würde ihn mit Freuden aufnehmen und ihn vor ſo niedrigen Unbilden ſchützen, denen er in ſeinem undankbaren Vaterlande ausgeſetzt ſei. Hätte der alte Nils Kaas, dem der König unbedingte Ehrfurcht zollte, nicht ſeine Hand ſchützend über Tycho gehalten, obgleich deſſen Benehmen ſelbſt höchſt mißbilligend, die Feinde des Aſtronomen würden wahrſcheinlich den vollkommenſten Sieg über ihn davon getragen haben; denn er arbeitete ihnen recht in die Hände und ſein gekränkter Stolz machte ihn blind für die Folgen ſeiner Widerſetzlichkeit.

Selbſt die Drohung des Königs, Kapelle und Gruft auf Tycho's Koſten herſtellen zu laſſen, fruchtete nichts; der eigenſinnige Aſtronom wollte behaupten, der Staat ſei ihm, laut der eingegangenen Verpflichtung des Königs Friedrich, ſein Privatvermögen, das er an die Einrichtungen auf Hveen gewendet, wieder zu erſetzen ſchuldig. Gewohnt, ſeine

Meinung, ſeine Ueberzeugung für untrüglich und allein wahr und richtig zu halten, ließ ſich Tycho durch kein Zureden, keine noch ſo triftigen Gründe bedeuten. Je mehr ſeine Freunde ihn umzulenken ſuchten, deſto halsſtarriger wurde er. Er vertraute allzu ſehr auf die Sterne, die ihm in Dänemark nur Glück verſprochen hatten, und daß ſie ihm bis jetzt Wort gehalten, hatte ihn ſicher gemacht.

Da ſtarb Nils Kaas, und Tycho's Feinde, denen er recht nach Gefallen gehandelt hatte, erhoben triumphirend ihr Haupt. Ein in den härteſten Ausdrücken abgefaßter Befehl gebot dem, wenn auch nicht für ſeine Perſon, aber doch für ſeine Wiſſenſchaft eigennützigen Aſtronomen die Reparatur der Königsgruft binnen kurzer Friſt, nach welcher, im abermaligen Widerſetzungsfalle, das Lehen eingezogen und anderweitig vergeben werden würde, verbürgt durch das königliche Wort der Regentſchaft und Inſiegel. Zu gleicher Zeit verlor Tycho den Prozeß mit Saſcerides, der König ließ ihm ſeinen perſönlichen Unwillen zu erkennen geben, und nun erſt brach der ſtolze Eigenſinn dieſes Mannes, und er bequemte ſich zu ſeiner Pflicht, indem er ernſtliche Anſtalten zur Herſtellung der Roſchilder Kapelle machen ließ. Und doch war der junge König, der mit ehrfurchtsvoller Pietät an Tycho hing, noch ſo gnädig, ihm den maſſiven Aufbau der Kapelle zu erlaſſen. Statt der ſteinernen Wölbung der Decke brauchte er nur Balken einziehen und einen Boden legen zu laſſen.

6.

Es waren nun düſtere und kummervolle Tage über Hveen gekommen, und das vielgeprieſene ſtille Glück ſchien von den Bewohnern der Uranienburg gewichen; ſtille Zuſtände walteten zwar immer noch hier, aber es war jetzt der ſtille Schmerz und die am Herzen ſtill freſſenden Gefühle des gekränkten Ehrgeizes, der zurückgeſtoßenen Liebe, der Unzufriedenheit mit den Verhältniſſen, des Unmuths, des Zorns, der Rache. Waren denn die Sterne, denen dies Haus zum Tempel erbaut war und auf das ſie lange ſo gnädig herabgeleuchtet hatten, demſelben untreu geworden? Ach nein! Ihr Prieſter hätte den zu ihnen gewandten Blick nicht zur Erde ſenken ſollen; er hätte ſein Herz allein ihrer ewigen Herrlichkeit, ihren unwandelbaren Frieden offen und der menſchlichen Leidenſchaft verſchloſſen halten ſollen. Sollte man nicht meinen, ein Herz, das ſeine höchſte Begeiſterung an den ewig flammenden Geſtirnen des Himmels entzündete und nun voll iſt des heiligen Weltenfeuers, müſſe fort und fort als Gottes herrlichſter Altar lodern, und daraus alles Gemeine, niedrig Irdiſche auf immer verbannt ſein? Der hehre Tempel, in welchen tauſende von Welten in jeder Minute und ſo fort und fort aus den Räumen der Unendlichkeit durch die aufwärtsgerichteten Röhre, erhabene Jakobsleitern herabſteigen und als Götterbilder umherſtehen und ſich verſammeln, unausſprechlich hellen Gottesglanz um ſich verbreitend, in dieſen geweihten Räumen könnte und dürfte kein Nebel- und Nachtgebild der Tiefe ſein ſchattenhaftes Weſen treiben? Darf denn die Erde ihre widrigen Mißgeburten, wie Haß, Rache, Stolz, Leidenſchaft, auch dahin ſchicken, wo der Himmel wohnt und ſeine göttlichen Kinder pflegt? Es war bei den Alten ein ſchöner Gebrauch, die Stelle, auf welche die Feuer des Himmels, die heiligen Blitze, gefallen waren, nicht mehr zu betreten und nicht zu dulden, daß ſie zu einem gemeinen irdiſchen Zweck verwendet werde. War denn Tycho Brahe's Geiſt nicht eine ſolche Stelle? — Aber der Menſch iſt und bleibt der Sohn der Erde, und der Himmel iſt nur ſein Taufpathe, wenn er die Noth- und Thränentaufe erhält; ſeine Mutter aber tritt dem Pathen ihr angeſtammtes Recht auf ihn nicht ab, und wenn er ſich mit den Sternen verbrüderte. In die hellſte Seele wirft ſie ihre finſtern Schatten, und zuweilen die finſterſten; und die Sterne ſeines Glücks, die er allein ſtill in ſeiner Bruſt trägt, verhüllt ſie ihm gern mit böſen Dünſten und Nebeln, die ihre neidiſchen, heimtückiſchen, ſchadenfrohen Geiſter brauen. Denn ſie iſt eiferſüchtig auf die warme helle Liebe des Pathen zu ihrem Kinde, deſſen Augen hoffend und ſehnend jenem mehr zugekehrt ſind als ihr. Weihe der trüben Wahrheit eine Thräne, daß die Erde nur Unvollkommenes erzeugt und neben das Edelſte ſich oft das Gemeinſte ſtellt, daß beide — ach! oft in einer Bruſt beiſammenwohnen.

Der Meiſter war meiſt finſter und in ſich gekehrt, ſprach er, ſo waren ſeine Aeußerungen heftig, bitter, unfreundlich; mehr als je arbeitete er auf den dunkeln und unſichern Feldern der hermetiſchen, ſpagiriſchen und aſtrologiſchen Wiſſenſchaften. Sein ſtolzes verwöhntes Herz wurde von ſchwerem Kummer über erfahrene Unbilden, Kränkungen, Vernachläßigungen und Demüthigungen zernagt, und er ſuchte ſich durch jene unſichern Künſte Licht über ſeine Zukunft und Ruhe für dieſelbe zu verſchaffen. Liuwa war, wie ſein finſterer Geiſt, ihm ſtets zur Seite. Sie war es, die ihn in ſeinem trotzigen Starrſinn beſtätigte und ihm rieth, in keinerlei Weiſe nachzugeben. Mit Gattin und Schweſter ſtand er auf weniger friedlichem Fuß. Wenn Frau Chriſtine ihn auch nicht wegen ſeines Benehmens hart getadelt hatte, wie Frau Sophie, ſo vergoß ſie doch viel ſtille Thränen, und das eine war Tycho ſo unausſtehlich wie das andere. — Magdalene konnte ihr Herzleid kaum ertragen, der Gram fraß an ihrer Blüthe, ſie welkte ſichtbar dahin. Dieſer Umſtand brachte den Meiſter oft außer ſich, und zuweilen fielen im einſamen Obſervatorium, wo es Niemand ſah, bittere Thränen auf ſeine Berechnungen und ſein zum Himmel gewendetes Auge umflorte der Schmerz der Erde. Das war aber doch ein edler, würdiger Schmerz, der die Herzen reinigt und beſſert.

Aber wo der böſe Geiſt ſeine finſtern dräuenden Wetter zuſammenführt, da hat auch ſchon der gute ſeine Sonne oder ſeine Sterne dahinter und darüber geſtellt, höher und mächtiger, und dieſen iſt zuletzt doch der Sieg beſchieden. Unter der Schneedecke ſproßen die Keime des Frühlings, und durch das wildeſte Brauſen der Winterſtürme läutet das freundliche Schneeglöckchen die Hoffnungen des nahenden Lenzes in die Welt hinaus.

Ein ſolch' beſcheidenes, Hoffnung gewährendes Blümchen war denn auch in der böſen Wirrniß und dem allgemeinen Trübſal in der Uranienburg aufgegangen; es war die ſtille ſchöne Liebe Tegnagels und Eliſabeths. Dieſe beiden jugendlich in einander glühenden Herzen verſprachen dem Hauſe einen neuen Frühling; dieſe keuſche heilige Liebe mit ihren milden Flammen war die Sonne, die ſchon hinter dem finſtern Gewölk ſtand und das Ungewitter vertreiben ſollte. Herzen, die ſtill duldeten, und im Dulden, Ertragen, Hoffen und Glauben ſich immer inniger vereinten, thaten dem Hauſe Noth, wo finſtere Mächte eingezogen waren; denn ſie brachten als eine vereinte

Flamme, als ein heiliges St. Elmsfeuer, das ſich im Sturm an die Maſtſpitzen der Schiffe und Lebensſchiffe ſetzt, neues Licht, Troſt, Beruhigung, Verſöhnung herein, ſie beſchworen den Sturm und kämpften gegen die Finſterniß. Franz Tegnagel bewährte ſich in der ſchönſten Bedeutung als Freund des Hauſes. Er ſprach Troſt zu, half, beſorgte Nöthiges, nahm ſich Aller gleich liebend an, war Allen gleich unentbehrlich, und an Eliſabeths frommem Engelsherzen wuchſen beim Anblick ſeines freundlichen Schaffens, beim gewiſſenhaften, eifrigen Verwalten des Tempeldienſtes der Freundſchaft und Liebe, auch die Engelsſchwingen wurden ſtärker und größer, ſpielten bald in allen Morgen- und Abendroth- und in den Regenbogenfarben und troffen vom Thau der Hoffnung, des Glaubens, der Liebe; und nicht lange mehr und ſie waren ausgewachſen und trugen das reine edle Jungfrauenherz in alle Sonnenfernen der Zukunft, um ſich als emſige Welt-Biene aus den dort blühenden Wunderblumen den labenden und heilenden Balſam für die Schmerzen der Gegenwart zu holen.

Tegnagels Freund, Paſchalius Muläus, war aus Prag gekommen und unter Tycho's Schüler aufgenommen worden, und dieſe beiden bildeten mit dem edlen Langenberger ein Triumvirat, ein dreiaſtiger ſtarker Baum, an dem Eliſabeths Liebe wie eine blaue Liane ſich emporrangte, um den einen Aſt zu umſchlingen, ihre Blüthe mit der ſeinigen zu vereinigen.

Tegnagel hatte ſeinem hohen Gönner, dem kaiſerlichen Kanzler von Senſtenau in Prag, Tycho's Lage wahrhaft und treu geſchrieben; auch Tycho ſelbſt hatte an dieſen ſeinen Freund ein Schreiben erlaſſen, worin er unverholen den Wunſch ausgeſprochen, durch eine ſichere Stellung im Auslande gedeckt, Dänemark verlaſſen zu können. Sein finſterer Unmuth befragte das Herz nicht um dieſen Schritt und ſtellte ſich ihn leichter vor, als dieſes zugegeben haben würde.

Da fiel denn recht wie ein voller ſchöner Sonnenblick in einen trüben Tag die Ankunft des Kanzlers von Senſtenau auf Hveen erheiternd in die Herzen der Uranienburg. Tycho freuete ſich ſeit lange zum erſtenmal wieder und zwar mit ungetheilter Seele, und Alles wurde darüber munter und lebendig.

Curtius von Senſtenau hatte ein Staatsgeſchäft zum Vorwand ſeiner Reiſe nach Dänemark gebraucht, nur um ſchnell nach Hveen zu dem mit ſeinen Verhältniſſen ſo bitter zerfallenen Aſtronomen zu kommen. Tycho's Lage wurde reiflich überlegt, manches Troſtwort gegeben und angenommen und der wohlwollende Kanzler gab die freundſchaftliche Verſicherung, er wolle, falls es wirklich noch zu einem vollkommenen Bruche Tycho's und des Königs kommen ſolle, woran er jedoch zweifle, dem gekränkten Auswanderer eine ſichere Zuflucht beim Kaiſer Rudolf auswirken; zugleich bot der großmüthige Mann dem gelehrten Freunde, wenn er nach Böhmen ziehen wolle, ſein eigenes großes Haus in Prag zur Wohnung an. Auch außer dieſen erhielt Tycho die ſchätzbarſten Beweiſe der aufrichtigen und redlichen Freundſchaft des kaiſerlichen Kanzlers, ſo daß mit demſelben wieder Seelenruhe und Herzensfriede in der Uranienburg eingekehrt waren. Aber gleichſam als gönne das Schickſal dem den Sternen ſo blindlings vertrauenden Manne dieſen Sonnenblick in ſeinen ſich immer ſchwärzer und dräuender umhüllenden Lebenstag nicht, ſtarb der Kanzler von Senftenau gleich nach ſeiner Heimkunft in Prag an einer ſich auf der Reiſe zugezogenen Krankheit. Ein neuer und gewichtiger Donnerſchlag für Tycho Brahe! Er mußte nicht nur den einheimiſchen Freund und Beſchützer, Nils Kaas, ſondern auch den auswärtigen, auf deſſen Hülfe er ſo große Hoffnungen gebaut hatte, in einem und demſelben Jahre verlieren.

Auch für Tegnagel war Senftenau's Tod von wichtiger Bedeutung; er verlor in dem Kanzler einen gütigen Beförderer und die Hoffnung im Vaterlande bald anſtändig placirt zu werden; und das Glück, die geliebte Eliſabeth an den Altar führen zu können, wich dadurch in eine ungewiſſe Perſpective zurück. Neue Wolken und Wetter nach dem freundlichen Sonnenblick, doch der Liebesſtern ſtand am

Nachthimmel. Und ſo concentrirten ſich dann die Strahlen des ſtill leuchtenden Geſtirns, ſiegreich durch Nacht und Nebel brechend, dicht und dichter im Raume der Uranienburg und gaben den Herzen, die am Eiſe der Welt zu erkalten oder gar zu erfrieren droheten, wieder milde Wärme. Tegnagel und Eliſabeth waren die Engel des Hauſes in der Noth.

7.

Der neunzehnjährige König war zu Kopenhagen feierlich gekrönt worden. Die mächtige Ariſtokratie des Landes hatte ihm die **Kapitulation** ſeines Vaters vorgelegt, wodurch dem Adel Rechte, Macht und Freiheiten zugeſtanden wurden, die die königliche Gewalt in Schatten ſtellten, und auch Chriſtian IV. hatte ſie unterſchrieben. Man hoffte, ſeine ritterliche Schwärmerei benutzend, ihn ganz nach Gefallen lenken zu können, und er ſchien keinen Widerſtand leiſten zu wollen. Kühn hob der Adel ſein Haupt empor; denn auf die beiden Männer, die dem Könige zunächſt ſtanden, konnte man ſich als die eigentlichen Repräſentanten der ganzen Ariſtokratie verlaſſen. Es war der Paladin Dänemarks, Chriſtoph von Walkendorf, der zur Stelle eines Reichshofmeiſters, der Höchſten am Hofe, emporgeſtiegen, und Chriſtian Friis, der Reichskanzler geworden war. Wie der

Erſtere ein derber, heftiger und anmaßender Charakter, ſo war der Letztere ein feiner, gewandter, ſchleichender Hoffmann.

Auf Walkendorfs Veranlaſſung waren die Nativitätsſtellung und Prophezeihungen Tycho Brahe's, die er auf Veranlaſſung des Königs Friedrich II. bei der Geburt Chriſtian IV. gemacht, hervorgeſucht worden, und bei einem Gaſtmahle, wo der höchſte Adel um den jungen König verſammelt war, legte ſie der Reichshofmeiſter zur ſcherzhaften Unterhaltung, wie er ſagte, demſelben vor. Chriſtian hatte vom Vorhandenſein dieſer Papiere noch nichts gewußt, und griff mit haſtiger Neugierde darnach. Sie waren von Tycho's eigener, allbekannter Handſchrift geſchrieben und hatten zeither im Verſchluß der hinterlaſſenen Papiere Friedrichs II. gelegen; es war alſo an ihrer Aechtheit nicht zu zweifeln. Aber es war, als hätte ein böſer Geiſt dem ſeiner trügeriſchen Kunſt ſo ſehr vertrauenden Aſtrologen von Allem, was im Laufe der Zeit mit Chriſtian IV. ſich ereignet hatte, das Gegentheil eingegeben. Die Prophezeihung lautete unter Anderm: Chriſtian werde von Körper und Geiſt ſchwach werden, beſchränkt und unfähig große Gedanken zu faſſen, Dänemark werde unter ihm in Verfall kommen, zum Glück werde er ſpät zur Regierung gelangen und dieſelbe nicht lange führen. Eben ſo lagen noch andere aus den Sternen gezogene Prophezeihungen Tycho's in

Bezug auf Friedrich II., dem er ein langes Leben zuſagte, und auf das Unglück Dänemarks, in welches es durch ſeinen herrſchſüchtigen Adel geſtürzt werden würde, vor.

Chriſtian, die ſprühende, gewaltige Kraft in ſich fühlend, mit der er ſpäter die Anmaßungen des Adels ſo kräftig niederhielt, von den erhebenden von Jugendgluth und Thatendrang aufgeſchnellten ſchöpferiſchen Gefühlen eines irdiſchen Gottes, der ſeine Welt beglücken will und wird, durchbraust. Chriſtian ſchlug beim lauten Vorleſen der Schriften im jugendlichen Uebermuth ein helles Gelächter auf, und der hohe Adel ſtimmte gern in daſſelbe ein. Tycho Brahe wurde an ſeines Königs Tafel zum öffentlichen Geſpött. „Mit Gott iſt vieles anders geworden!“ rief der König, „und mit Gott ſoll das Uebrige auch noch anders werden, meine Herren.“ Manche ahnten den geheimen Sinn dieſer Worte und ſahen einander bedenklich fragend an.

„Und für ſolche Albernheiten hat das Reich unglaubliche Summen hingegeben,“ ſprach Walkendorf.

„Während nützliche und nöthige Inſtitute darunter leiden mußten,“ nahm der Reichskanzler Friis das Wort.

„Und dafür durfte uns dieſer Tycho Brahe ungeſtraft höhnen,“ ein dritter Hofherr.

„Dafür nannte man ihn den Stern, die Sonne Dänemarks; dafür häufte man allen Ruhm auf ſein Haupt, gleichſam als verdanke ihm und nur ihm allein Dänemark das höchſte Glück, während er uns und dem Reiche Schaden gebracht," ein Vierter.

„Nicht nur Schaden, auch Schande hat er Dänemark gebracht, indem er eine Bäuerin, die doch nur ſeine Concubine war, ſeine Gemahlin nannte und den mit ihr erzeugten Baſtarden den Adel beilegte, gegen das ausdrückliche Reichsgeſetz, wonach Kinder eines Adeligen mit einer Bürgerlichen, ſelbſt in der Ehe erzeugt, niemals auf den Adel ihres Vaters Anſpruch machen können," ein Fünfter.

„Und welche Ehrfurcht er vor der königlichen Würde hat, welche Dankbarkeit gegen ſeinen königlichen Wohlthäter, hat er an der Königsgruft in Roſchild bewieſen," ein Sechster.

„Er ‚Dankbarkeit! Schmäht er doch bei jeder Gelegenheit ſein Vaterland und droht, es verlaſſen zu wollen, gleichſam als wäre er unentbehrlich, als müſſe Dänemark zu Grunde gehen, wenn es den Lügenpropheten nicht mehr hätte."

„Der Teufel, ſein Schutzpatron, hat ihm einen ſchlimmen Streich mit dieſen Prophezeihungen geſpielt, wie der Vater der Lüge meiſt einmal ſeinen Anhängern und Anbetern thut. Denn daß er den Teufel anbetet, iſt außer allem Zweifel; er hat ſich zur Verehrung deſſelben einen unterirdiſchen Tempel auf der Sternenburg gebaut, worin er mit ſeiner Freundin Linwa, die man auf den erſten Blick als eine Teufelstochter erkennt, unzüchtigen Teufelsdienſt verrichtet. Hat ſich doch deshalb der Profeſſor Sascerides von ihm und ſeiner Tochter getrennt. Auch hat er bei der Taufe ſeiner Kinder ſeinem Pfarrer auf Hveen niemals den Exorcismus anwenden laſſen, damit der Teufel bei ihnen bleibe, wie ihm derſelbe jedenfalls geboten. Auch hat er ſeit länger als zehn Jahren, den Tiſch des Herrn nicht mehr beſucht und den Pfarrer fortgejagt, der ihm deshalb ernſtliche Vorſtellungen machte,“ ein ſogenannter Frommer.

So ergoß ſich von allen Seiten der Strom des Haſſes, deſſen Schleußen durch des Königs Gelächter gezogen worden waren, über Tycho Brahe.

„Wenn nur die Bäuerin nicht ſeine Frau wäre!“ war des ritterlichen Königs Bemerkung darauf. Niemand wagte an dieſer Tafel, Tycho zu vertheidigen; er hatte leider viel Anlaß zu Klagen und Tadel gegeben, was Wunder, wenn ſich ſeine ſchwer von ihm gekränkten Feinde deſſelben jetzt bemächtigten?

Ebenſo trat kurze Zeit darauf der Leibarzt des Königs, Dr. Severin, als Bevollmächtigter aller Aerzte der Reſidenz, mit einer heftigen Beſchwerdeſchrift gegen Tycho Brahe wegen deſſen unerlaubter, geſetzwidriger Kuren auf Hveen hervor. Es wurde darin nachgewieſen, daß Tycho eine Menge Kranker zu ſich locke und ſie durch teufliſche Künſte herſtelle, keine Bezahlung von denſelben annehme und dadurch den rechtmäßigen Aerzten den größten Schaden bringe. So that denn auch dieſer dem Könige ſo nahe ſtehender Mann das Seinige nach Kräften, Tycho in der Meinung des Königs herabzuſetzen. Und ſo wirkten Haß, Neid, gekränkte Ehrſucht, beſchränkter Eigennutz mit Eifer zum Unglück des berühmten Weltweiſen zuſammen, an deſſen Größe ihr armſeliger Geiſtesblick nicht hinaufreichte.

Sobald der junge volljährige König in den Reichsrath trat, um die oberſte Leitung der Regierung ſelbſt zu übernehmen, verlangte er mit Recht und Klugheit eine genaue Darlegung der inneren und äußeren Verhältniſſe des Reichs. Hier ergab ſich zuerſt ein ſehr mißlicher Zuſtand der Schatzkammer, eine ſo ſchlechte Bewirthſchaftung der Finanzen, daß wahrhaft troſtloſe Reſultate vorlagen und die Reichsräthe ſich dadurch bewogen fühlten, den König um alle nur möglichen Einſchränkungen zu bitten. Dieſe Bitte kam ſeinen eignen Wünſchen entgegen; denn ſein Geiſt ging mit großen Plänen zur Hebung des Handels, des Volksgeiſtes, der wahren und ächten Bildung ſeiner Dänen ſchwanger, deren ſichrer Grund aber allein Volkswohlſtand iſt. Hier ſprangen denn gleich zuerſt als der unnöthigſte Aufwand die großen Summen in die Augen, welche Tycho Brahe für ſeine dem Reiche zu nichts als einem precären Ruhm nützenden Arbeiten bezog. Es lag im aufſtrebenden und das Ganze umfaſſenden Geiſte des Königs, einer einzigen und, wie die Reſultate bewieſen, ſo unſichern, keinen Vortheil gewährenden Wiſſenſchaft — man verwechſelte nach den Begriffen der Zeit Aſtronomie und Aſtrologie, oder identificirte vielmehr beide — zum Schaden aller andern nicht ſo unverhältnißmäßig große Unterſtützung zufließen zu laſſen. Der König erſtaunte unwillig, als ihm der Ueberſchlag der ungeheuern Summen, die Tycho Brahe aus der Schatzkammer gezogen hatte, vorgelegt wurde, und die gewiſſenloſe Vernachläſſigung der königlichen Gruft zu Roſchild fiel ihm nun erſt recht in die Augen und erbitterte ihn gegen den undankbaren Aſtronomen, der ſich ſtets noch über Undankbarkeit des Vaterlandes beklagte und daſſelbe zu verlaſſen drohete. „Sei's!“ ſprach Chriſtian, „mag dieſer ſtolze, ſich ſelbſt überſchätzende Gelehrte, der uns ſeine unſichere Sternenkunde, wie das Heil der Welt anrechnet, gehen, wohin ihm beliebt; wir brauchen unſer Geld zu beſſern Dingen, als uns alberne Prophezeihungen für unſere Kinder aufſchreiben zu laſſen.“ —

Mit dieſen Worten war Tycho's Urtheil geſprochen. Zuerſt wurde ihm das Nordfiorder, dann das Roſchilder Lehn abgenommen und ſo raſch hintereinander eine Einnahme um die andere entzogen, daß er nach drei Monaten, am Ende des Jahrs 1596 nichts mehr übrig hatte, als Hveen und zwölf Bauerhöfe auf Kullen in Schonen, was ihm zuſammen aber nicht mehr als zweihundert Thaler Einkünfte brachte. Vom eigenen Vermögen beſaß er nur noch wenig.

Dieſe grimmen Schläge des Schickſals ließen Tycho's ganzen Stolz zuſammenraffen, ihn dem ſiegreichen Hohne ſeiner Feinde entgegen zu ſetzen. Im hohen Tone machte er nicht nur ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruhm, ſondern auch die Rechte ſeiner Geburt geltend; er ſprach in den gemeſſenſten Ausdrücken davon, was das Geſchlecht der Brahe ſtets für Dänemark und deſſen König, und was er insbeſondere für dieſelben geweſen, und um dem jungen Könige die ihm, dem bejahrten und berühmten Gelehrten, dem Sproß des älteſten Adelsgeſchlechts, bewieſene Unehrerbietigkeit indirect vor die Augen zu führen und zu zeigen, wie wenig Chriſtian im Geiſte ſeines Vaters handle, ließ er in dieſem Jahre ſeine Briefe drucken, worin er auf eine allzufreimüthige, von ſeiner großen Erbitterung eingegebenen Art die Verhältniſſe beſprach, in denen er mit König Friedrich II. geſtanden hatte. Es kamen darin Dinge zur Erörterung, die nicht für die Mitwiſſenſchaft des Publicums beſtimmt waren. Darüber zeigte ſich der König im höchſten Grad unzufrieden, und die Publication dieſer Briefe bewirkte das Gegentheil deſſen, was ſie bezwecken ſollte. Tycho Brahe fiel ganz in Ungnade, und ſeine ſtolzen Aeußerungen waren Oel in die ihm verderbliche Flamme.

8.

Der Kummer war in der Uranienburg eingezogen und hatte ſich feſt geſetzt, ein böſer zudringlicher Gaſt. Die Thränen der unglücklichen Familienglieder und der finſtre Ernſt Tycho Brahe's waren ſeine Nahrung und Luſt. Es fraß an Tycho's Leben, daß man ihn, den man einſt ſo hoch geehrt und erhoben, nun ſo verächtlich behandelte. Schon ſeit Jahr und Tag war kein fremder mehr nach Hveen gekommen, ihn zu beſuchen, man hatte zur Huldigung des Königs ſeiner nicht begehrt, man hatte nichts verſäumt, ihn auf hämiſche Weiſe fühlbar zu machen, daß er entbehrlich ſei. Aber ſein Stolz wuchs bei jeder neu erlittenen Demüthigung und ſeine Standhaftigkeit artete in Starrſinn aus. Oft ſprach er: „Ich, zu dem Könige gekommen, dem Fürſten und Herrn geſchmeichelt haben, kann nicht zu den Füßen dieſes jungen Königs kriechen und darum betteln, daß er ſeine eigne Ehre wahre und das Andenken ſeines Vaters in meinen Schöpfungen heilig halte. Sei's, er hat die Schande davon und Dänemark den Schaden. Ich ſtehe rein vor der Mit- und Nachwelt, und dieſen ſchönſten Ruhm will ich mir um jeden Preis erhalten. Ich habe mein Leben von Jugend an, mein Gut, der Wiſſenſchaft geopfert, ich habe ruhig die ſtolze Verachtung meiner Standesgenoſſen ertragen, und nun ſollte ich mich im Staube winden, Nimmermehr!

Frau Chriſtine, die fromme gottergebene Dulderin, vermochte ihrem Gattin weder Vorwürfe, noch Vorſtellungen zu machen; aber Sophia gerieth mit ihrem Bruder in heftigen Streit, indem ſie ihm zu beweiſen ſuchte, daß die Frucht der Weisheit darin beſtehe, ſich in die Umſtände zu fügen, und nicht ſich ihnen trotzig entgegen zu ſtellen. Sie verlangte von ihm, daß er dem Könige perſönlich aufwarten und um fernere gnädige Unterſtützung bitten ſollte: aber das einzige, wozu ſie ihn brachte, war, daß er eine Bittſchrift an den Kanzler Friis ſchickte, worin er denſelben bat, den König zur Aufrechthaltung der Aſtronomie dadurch zu vermögen, daß er ihm das nordiſche Lehn noch eine Zeit lang ließe. Aber dazu war es zu ſpät, daß eine ſo kühle Vorſtellung an den Kanzler noch etwas gefruchtet hätte. Die Antwort lautete! „daß es des Königs Gelegenheit nicht ſei, etwas mehr zur Beförderung der Aſtronomie aus ſeiner Schatzkammer aufzuwenden. Es thue ihm — dem Kanzler — alſo leid, ihm (Tycho) in dieſem Stücke nicht nützlich ſein zu können, in allen andern Dingen biete er bereitwillig ſeine Dienſte an und wünſche ihm lang und wohl zu leben.“

In Folge deſſen überwarfen ſich die beiden Geſchwiſter, ſo ähnliche Charaktere! ſo, daß Sophia mit Groll von ihrem Bruder ſchied, die Inſel ganz verließ und in Kopenhagen ihr eignes Haus bezog, wo ſie ihre aſtronomiſchen Beſchäftigungen fortſetzte. — Tycho, außer Stand geſetzt, ſeine Anſtalten fortzuführen, entließ mit ungebeugter Standhaftigkeit allmälig ſeine Arbeiter und Bedienung, die meiſten der Studenten gingen, und die Uranienburg wurde täglich leerer, die belebten, vom Geräuſch der Gewerke durchtönten Räume immer öder und ſtiller. Es fehlte nicht an herzzerreißenden Scenen, doch Tycho war nicht abzumerken, ob ſie ihm nahe gingen.

Eines Morgens, nach einer auf ſeinem Obſervatorium durchwachten Winternacht, ließ er ſeine Familie und die wenigen ihm treu gebliebenen Studenten zuſammenrufen. Feſten Schrittes trat er in ihre Mitte. „Meine Sterne haben ſich mir feindlich abgewendet,“ ſprach er finſter. „Es droht mir noch größeres Unglück; ich habe es in dieſer Nacht gefunden. Wir müſſen Hveen verlaſſen. Denn über ein Kleines wird es meinen mächtigen Feinden gelingen, mir mein Patmos zu entreißen. Die Anſtalten ſind ſchon dazu gemacht. Aber dieſe Freude ſollen ſie nicht erleben; ich habe mich deshalb entſchloſſen, den ſtillen und mir theuer gewordenen Schauplatz meiner jahrelangen Thätigkeit freiwillig zu verlaſſen. Es iſt für einen Weiſen ein kleineres Uebel, eine vortheilhafte Lage freiwillig aufzugeben, als von ſeinen Feinden mit bitterem Hohne daraus verdrängt zu werden, und den Schmerz über den Verluſt verſüßt doch einigermaßen das Vergnügen, ihre Schadenfreude vereitelt zu haben. Bereitet euch deshalb vor, die Inſel in wenigen Wochen zu räumen und einſtweilen mein Haus in Kopenhagen zu beziehen, bis der Herr mir den Weg zeigt, den ich ferner zu wandeln habe. Niemand ſoll ſagen, daß Tycho Brahe ſich vor boshaften, gemein denkenden Menſchen erniedrigt habe. Und wenn die Welt zuſammenbräche, unter ihren Trümmenn werd' ich aufrecht ſtehen."

Beſtürzt hörte die Familie den Entſchluß, aber jedermann wußte, daß er unwiederruflich ſei. Mit vielen Thränen ſchickten ſich die Frauen dazu an; nur Liuwa blieb ungerührt, gleich Tycho ſelbſt. Trübe, traurige Wintertage umhüllten mit ihrem Nebel und ihrer Kälte die Inſel und die Herzen dumpf und ſchwer. Es war als ſollte dieſe Armen kein Sonnenſtrahl mehr erquicken. Da ſtand aber Tegnagel mitten unter ihnen, der ewigen Heiligkeit und Herrlichkeit ſeiner Liebe und ſeiner Eliſabeth vertrauend, und ſprach: „Dieſe Nebel werden aufſteigen oder niederfallen. Steigen ſie empor, ſo werden ſie uns die Sterne ein Paar Stunden verdecken, aber dann werden ſie ſich in leichte, glänzende, von der Sonne angeſtrahlte Wölkchen verwandeln oder in herrliche Abendröthen; fallen ſie nieder, ſo werden ſie als Morgenthau auf den Auen ſchimmern, in denen ſich der Sonnenſtrahl bricht, und ſie werden unſern Weg erfriſchen, den ſie uns jetzt verhüllen. Laßt nur nicht von der Liebe und dem Vertrauen. Beide ſind zwei Strahlen der einen Sonne, die die Nebel beſiegt, und verklärt am Himmel oder auf der Erde.“

Da ſchloß Tycho den Jüngling in die Arme und drückte ihn an's Herz, wie er noch nie gethan hatte, und ſprach weich: „Wahrlich, Franz, du haſt das Rechte gefunden. Dein Vertrauen muß die Liebe belohnen. Eliſabeth ſei dein Weib, ſobald uns der Herr geholfen und wir einen neuen Wirkungskreis gefunden haben. Dieſe Wirren eignen ſich ohnedies nicht für den Ehebund zweier ſo edler und werther Herzen. Gib ihm deine Hand, Eliſabeth! Ich verlobe euch hier, im Angeſicht Gottes, den ich verläugnen und ſchmähen ſoll, wie meine Feinde behaupten, und den ich anbete, dem ich vertraue, wie keiner von ihnen. Er ſei mit euch und mit mir! Amen.“

Weinend umarmte ſich die Familie und brachte dem Paare ihre wehmüthig frohen Glückwünſche dar. Eine ſtille, durch das Prisma der Thränen in freundliche Farben getheilte Freude glühte in den Herzen auf, und dieſe Farben riefen die Ahnung eines Glückes in ihren Herzen wach, welches über den Zufälligkeiten und Wechſelfällen des Lebens ſteht und allein das Herz mit dauerndem Frieden zu erfüllen vermag. —

Tycho ſchloß ſeine aſtronomiſchen Beobachtungen auf Hveen am 15. März 1597. Die folgenden Wochen waren dem Verpacken und Ueberſchiffen ſeiner Effecten gewidmet. Der 29. April wurde endlich zum Tag der Abreiſe beſtimmt. Der Meiſter hatte befohlen, daß am Morgen dieſes Tages all ſeine Angehörigen ſich an Bord des Schiffes, das ſie nach Kopenhagen zu bringen beſtimmt war, verfügen und dort auf ihn warten ſollten. Sein Stolz wollte ſich in den Augen Anderer nicht blos geben; er wollte allein Abſchied nehmen von ſeinen Schöpfungen.

Frau Chriſtine hatte ſich zeither, wenn der gewaltige Schmerz ſie zu überwältigen drohete, durch Gebet geſtärkt, und auch ihre Kinder fleißig dazu angehalten. Auch an dieſem Morgen — ſie hatte die ganze Nacht hindurch gebetet — verſammelte ſie ihre Kinder um ſich, und redete ihnen mit frommen, gottergebenen Worten zu. Aber die mächtigen Gefühle, die bis lang durch überhäufte Geſchäfte in den Hintergrund des Herzens zurückgedrängt worden waren, brachen jetzt mit verſtärkter Gewalt hervor und das Gebet vermochte ihren reißenden Strom nicht mehr zu dammen. Die Stunde des Abſchieds hatte geſchlagen und die Natur verlangte unabweislich ihr Recht. Die unglückliche Frau ſank laut weinend und jammernd zuſammen. Ihre Töchter ſtimmten ein — eine herzergreifende Scene. Dann gingen ſie mit dem tödtlichen Jammer in den Herzen und auf den Lippen und beſuchten alle die theuern Räume, die Spielplätze ihrer Kindheit, die Häuſer und Anlagen noch einmal, an die ſich alle ihre Erinnerungen und Gefühle ketteten, um auf ewig von ihnen Abſchied zu nehmen. Sie warfen ſich nieder, ſie umarmten die Thürpfoſten, ſie küßten den Boden. Und alle die herrlichen Bilder ihres Glücks traten friſch und glänzend vor ihre Seelen; ihre Augen waren rückwärts gewandt, durch Thränen geſchärft. Thränen ſtärken das Auge für die Vergangenheit. Magdalena war faſt aufgelöst in Schmerz; ſie hatte das Schickſal am härteſten betroffen: ihr liebendes Herz war verſchmäht, verſtoßen worden. Sie mußte ohnmächtig nach dem Schiffe gebracht werden. Tegnagel und Eliſabeth lagen einander in den Armen und ſchwuren ſich ewige Liebe und Treue, ſich und den Ihrigen. „Schwöre mir, meinen Vater und meine Mutter und meine Geſchwiſter nicht zu verlaſſen in Noth und Tod!“ rief die liebende ſchmerzenreiche Jungfrau.

Ich ſchwöre es dir bei Gott und meiner Seligkeit, der ſeine Sonne und Sterne überall leuchten läßt!“ rief der Jüngling. „Euch gehört mein Leben; der Herr wird mir beiſtehen in Erfüllung meiner Pflicht.“ — Endlich gingen ſie; manche Thräne fiel noch auf Hveens, vom jungen Frühling wieder grün geſchmückten Boden. Ernſt und würdig wandelte Frau

Chriſtine nach der Küſte hinab, ſie hatte ſich wiede gefaßt, wünſchte Heil und Glück auf die Inſel un ihre künftigen Bewohner herab, küßte den Uferfelſe und beſtieg das Schiff. Als ſie dort mitten unte ihren Kindern ſaß, rief ſie getröſtet: „Hab' ich doc euch noch, ihr Lieben, und habe noch wackere Freund und habe vor Allem meinen Gott noch, der mir bei ſteht, und dafür wollen wir ihm danken und nich mehr traurig ſein," und wie mit einem Mund ſtimmten ſie alle das Lied an: „Nun danket all Gott mit Herzen, Mund und Händen." Und Frieden floß in ihre wehmüthigen Seelen.

Tycho hatte ſich im unterirdiſchen Laboratorium der Sternenburg eingeſchloſſen. Getöſe wie von einſtürzenden Wänden wurde dort gehört, Dampf und Rauch ſtieg aus den Schlöten. Er hatte die geheimſten ſeiner Einrichtungen zerſtört und vernichtet. Nun trat er heraus und durchwandelte langſamen Schrittes die Anlagen und Häuſer, die ſein ſchöpferiſcher Geiſt hervorgezaubert hatte. Hie und da verweilten Fuß und Auge. Sein männlicher Muth kämpfte furchtbar mit ſeinem Schmerze. Aber der Muth brach endlich unter der Gewalt des Schmerzes. Tycho hatte es geahnt, daß ſeine Standhaftigkeit nicht werde ausdauern können. Der Muth eines Mannes iſt nur ein menſchlicher Rieſe, aber der Schmerz iſt ein Gott; welche irdiſche Kraft vermöchte ihm zu widerſtehen? Es war in ſeinem Lieblingsobſervatorium auf einem der Thürme der Uranienburg, von wo aus er all ſeine Bauwerke und die ganze Inſel überſehen konnte, wo ihn der dunkle Gott übermannte, und er laut heulend in die Kniee ſank. „O mein geliebtes Haus, mein Pathmos, an das mein Herz angewachſen iſt!“ ſchluchzte er. „Stätte meiner Freuden, meiner Ehren, meines unausſprechlichen Glücks! Das habe ich nicht geahnt, daß ich dich verlaſſen müßte; davon ſchwiegen meine Sterne, oder meine Berechnungen betrogen mich, daß ich davon gehen müßte als ein Fremdling aus meinem Sternenſchloß, ein von übermüthigen, ungroßmüthigen Feinden Vertriebener. Nun da ſich meine Jahre dem Alter nahen und ich der Früchte meines Fleißes und Schaffens täglich bedürftiger werde, wo mir die mir bereitete Ruheſtätte mit ihren Einrichtungen und Anlagen recht Noth thäte, wo man mich pflegen ſollte in meinem mir erbauten Hauſe, muß ich fort und Alles, was ich aufgebaut mit Hoffnungen für die Zukunft, mit dem Rücken anſehen. Nichts iſt mein, ich bin fremd in dieſem Hauſe; es gehört dem König, der ſchon Anſtalten getroffen, mich hinaus zu jagen, wenn ich nicht ſelber gehe. Ich gehe freiwillig. O König Friedrich, der du mich einſt in Dänemark zurückhielteſt und mir bis an mein Ende Haus und Brot zuſagteſt, ſo hält dein Sohn ſein Verſprechen, ſo wird der Stern Dänemarks von ſeinem jungen König behandelt!

Leb' wohl, mein Haus, Schöpfung meiner Liebe! Aber du müſſeſt ferner nicht zu unheiligen Zwecken dienen! Du biſt ein Tempel der Sterne geweſen, und nun, da man deinen Prieſter vertrieben, müſſeſt du deine Pforte ſchließen und zuſammenfallen, und lange als Ruine ein Denkmal bleiben der Schande und Undankbarkeit Dänemarks. Dies ſei mein Segen oder mein Fluch. Lebt wohl, ihr Werke meines Geiſtes; ich muß euch zurücklaſſen; das Herz droht mir zu brechen und zu verbluten. Dient keinem profanen Zweck! — O mein Gott, mein Gott, mußte ich dieſen Kelch trinken? Konnteſt du ihn nicht von mir nehmen? Warum darf ich nicht ſchlafen unter dem grünen Raſen meiner Inſel?"

Und wieder laut weinend ſank er zuſammen. Da faßte ihn eine Hand. Erſchrocken fuhr er empor. Liuwa ſtand neben ihm, die er ſchon am geſtrigen Tage abgereiſt wähnte.

„Ich bin deinetwegen hier geblieben, Tycho," ſagte ſie ernſt, „dieſer Stunde wegen. Es iſt ſo gekommen, wie ich ahnete. Ermanne dich, Tycho! Soll dich ein Weib beſchämen? Du haſt mich vergeſſen und meine Liebe. Iſt das mein Dank? Tycho, ich habe dich geliebt, wie kein Weib einen Mann liebt, heilig, ſtark, groß, mit reiner Geiſtesliebe, verachtend und verſtoßend, was mich an die Sinnenwelt erinnerte. Ich liebte dich, ohne je dein Weib zu ſein, ich liebte dich als ſtrebender Geiſt ſelbſt ein ſolcher. Ich wollte dein Genius ſein, und ich war's. Ich behütete dich, daß du dich nicht vor Sklavenſeelen erniedrigteſt, und nun erniedrigſt du dich vor dir ſelbſt?! Dein Muth, deine Standhaftigkeit dauerten alſo nur ſo lange, als du mich um dich ſahſt. Kaum wähnſt du mich fort, ſo brechen ſie zuſammen. Schäme dich Tycho und beweiſe dich meiner Liebe würdiger! Mit dieſem Kuſſe gebe ich dir deinen Muth zurück. Auf! Sei ein Mann! Trotze dem Schickſal. Die Welt verehrt deinen Geiſt und zollt deinen Werken gerechte Bewunderung. Geh hinaus, du wirſt ein anderes Vaterland finden. Hülle dich in deinen edeln Stolz und imponire damit deinen Feinden. Aber halte den Mantel feſt; ich werde ferner nicht um dich ſein, ihn dir zu flicken; nur mein Segen, meine Liebe werden dich begleiten."

„Du haſt mich wieder groß vor mir ſelbſt gemacht, größtes der Weiber, Heldin!" rief Tycho ſich erhebend und ſchloß die Außerordentliche an's Herz. Gefaßt ging er nach dem Schiffe hinab, das gleich darauf vom Lande ſtieß. Liuwa verließ die Inſel erſt in der Nacht.

9.

Kaum hatte Tycho Hveen verlaſſen, als alle Bauern der Inſel, von Erasmus Petarſen aufgehetzt und durch deſſen Erfolge ermuthigt, auch wohl von höhern Perſonen angetrieben, ſich mit gerichtlichen Klagen gegen ihren ehemaligen Herrn erhoben, vor dem ſie ſich nun nicht mehr zu fürchten brauchten. In der Reſidenz kam man ihnen bereitwillig entgegen, und ſo wurde bald darauf eine Commiſſion einiger Reichsräthe auf die Inſel geſchickt, die Kläger dort zu verhören. Der Bericht dieſer Herrn ſteigerte die auf Tycho bereits gefallene königliche Ungnade auf's Aeußerſte. Alle erdenklichen Beſchuldigungen wurden auf das Haupt des unglücklichen Aſtronomen gehäuft, und es fehlte nicht viel, daß man ihn zum Verbrecher geſtempelt hätte. Die Gemeinheit ſeiner Verfolger begnügte ſich auch damit nicht. Er hatte ihnen durch ſeinen freiwilligen Abzug von Hveen eine Freude verdorben, und dafür mußten ſie ſich rächen. Aber die Rachgierde iſt eine blinde Wuth und ſieht deshalb nicht, wie ihre giftigen Pfeile die Finger des Schützen aufritzen und ihm mehr ſchaden, als dem meiſt verfehlten Ziele.

Der König war nach Deutſchland gereiſt, um ſich mit der Prinzeſſin Anna Katharina von Brandenburg, der Tochter des nachherigen Kurfürſten Joachim Friedrich zu verloben. Der Reichshofmeiſter Walkendorf war als Regent in Kopenhagen geblieben. Tycho war alſo ohne allen Schutz gegen ſeinen unedlen, unverſöhnlichen, größten Feind. Walkendorf ſchickte den Profeſſor der Mathematik bei der Akademie zu Kopenhagen, Dr. Finken, nebſt einigen andern Männern deſſelben Fachs nach der Uranienburg, um über die daſigen aſtronomiſchen und chemiſchen Anſtalten und die zurück gebliebenen Inſtrumente, welche Tycho auf königliche Koſten angeſchafft hatte, Bericht zu erſtatten. Nach des Reichshofmeiſters Wunſch erklärten dieſe Herren alles Vorgefundene für unnütze Geräthe, die Uranienburg für ein dem Reiche ſchädliches Curioſum.

Tycho lebte ſehr zurückgezogen in Kopenhagen; ſein Umgang beſchränkte ſich auf einige gelehrte Freunde und nahe Verwandte. Seine Arbeiten ſetzte er auf dem ihm ſchon vor Jahren überlaſſenen runden Thurm fort. Aber Walkendorf glaubte nichts gethan zu haben, ſo lange noch etwas zu Tycho's Verdruß zu thun übrig war. Er ließ ihm alſo im Namen des abweſenden Königs verbieten, ferner in ſeinem Hauſe aſtronomiſche Beobachtungen oder chemiſche Arbeiten vorzunehmen, weil durch erſtere die Nachbarn im Schlafe geſtört würden und letztere die Stadt einer Feuersgefahr ausſetzten. Der Aſtronom mußte gehorchen. Kurze Zeit darauf wurde er in der Nacht, als er von einem Freunde heimkehrte, von mehreren ſtarken, mit Prügeln bewaffneten und vermummten Männern auf der Straße überfallen und wäre ſicherlich arg zugerichtet worden, wenn ſein Nothgeſchrei nicht ſchnell Hülfe herbeigezogen hätte. So wurde ſein Prediger auf Hveen in Kopenhagen in einem

Wirthshauſe thätlich gemißhandelt, und da ſich Tych deshalb beklagte, dem Stadtvogt verboten, in dieſe Sache ein Urtheil zu fällen.

Dieſe Schändlichkeiten änderten Tycho's Plan ſo lange in Kopenhagen zu verweilen, bis er ſich im Auslande eine ſichere Stelle ausgemittelt haben würde. Er und ſeine Familie fürchteten, daß der Zorn über die auf ihn losſtürmenden Gemeinheiten ihn aufreiben würde; denn die Heſtigkeit ſeines Temperaments wurde täglich zu Ausbrüchen gereizt. Seine ſonſt dauerhafte Geſundheit begann unter ſe gewaltigen, oft wiederholten Schlägen zu wanken. Er hatte von nun an keinen Gedanken weiter, als Dänemark ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen. Die Verpackung ſeiner Effecten wurde mit der größten Eile betrieben; er miethete ein Schiff zum Transport ſeiner vornehmſten Mobilien, ſeiner Druckerei, Schriften, Inſtrumente, und beſtieg es mit ſeiner Familie, mehrern ſeiner Studenten und einigen ihm treugebliebenen Dienern. Ohne das kleinſte Zeichen öffentlicher Achtung — ſeine Freunde fürchteten ſich vor Walkendorf's Macht — entließ Dänemark den berühmteſten ſeiner Männer, ja er wurde ſogar noch öffentlich geſchmäht, wie ein verwieſener Verbrecher. Als das Schiff die Anker lichtete, ſank Tycho in die Knie, das Haupt nach Hveen zugewandt, und ſo lag er mehre Stunden, bis ſein geliebtes Patmos, und endlich auch Seeland im Meere verſank. Niemand wagte, ihn zu ſtören. Die Uebrigen brachten dem Vaterlande, das ſie ausgeſtoßen, ein wehmüthiges Thränen-Abſchiedsopfer. Tycho konnte nicht weinen. Seine Seele lag krampfhaft zitternd unter den Fäuſten des Schmerzes. Er hatte ſich den Abſchied vom Vaterlande leichter gedacht, aber Glück und Gewohnheit hatten ſein Herz mit tauſend Banden daran gebunden, und Hveen war ihm ein irdiſches Paradies geweſen, ihm um ſo theurer, da er ſich die höchſten Reize deſſelben ſelbſt geſchaffen. Nun losgeriſſen, alternd, arm geworden, einem ungewiſſen Schickſal entgegen gehend, und ohne die heldenmüthige Liuwa, die den von Schmerz und Leid bezwungenen Mann immer wieder emporgerichtet hatte, beugte er ſich dem Sturme und gab ſein Herz dem wilden Drange der Gefühle hin. Sein Stolz war gebrochen. O Vaterland, Mutterland, Du legſt dem Neugeborenen einen ſüßen Zauber in die Wiege, die aus dem Holze deiner Wälder gezimmert wurde! Es iſt die ſchwermüthige Sehnſucht, die verlockend und feſſelnd aus dem Rauſchen ihrer laubigen Kronen ſpricht, und darum möchte der Menſch auch ſeine zweite Wiege aus jenem Holze bereitet haben, in welche du die Löſung des Zaubers legſt, die Wiege der Ewigkeit, den — Sarg. O Heimath, decke deinen Muttermantel ſchützend über deine Kinder und laß ſie an deinen Brüſten entſchlafen.

Unausſprechliche Sehnſucht nach Hveen ergriff Tycho's Herz, als er in Roſtock an's Land trat. Das ſtolz Herz wurde erweicht von den Qualen des Heimwehs, wozu er ſich nie verſtanden hatte; jetzt ſchrieb er an den König, beſcheiden, ehrfurchtsvoll, bittend, demüthig. Er legte die Gründe ſeiner Entfernung dar, und bat um des Königs Gnade und fernere Unterſtützung. Er wünſchte nichts, als in Hveen zu leben, zu arbeiten, zu ſterben. Er wollte ſich mit Wenigem, mit dem Nothdürftigen begnügen. — Nun hoffte ſein Herz wieder. Aber des Königs Antwort war ſehr ungnädig, voller Vorwürfe und ein unedles Aufzählen aller Fehler des Aſtronomen. Seiner fernern Unterſtützung wurden Bedingungen geſtellt, die ſein Ehrgefühl unmöglich eingehen konnte.

„Mag es ſein!“ ſagte der unglückliche Meiſter zu Tegnagel gefaßter, als ihn dieſer erwartet hatte. „Die Ehre iſt der Sporn und Leitfaden meines Lebens geweſen; wo Andere der Gewinn- und Genußſucht huldigten, habe ich der Ehre meines Namens, der hohen Wiſſenſchaft, der ich diente und dem Ruhme meines Vaterlandes Gut und Mühe, Nachtwachen und Beſchwerden freudig geopfert. Es wäre mein einziger Wunſch, auf meiner Uranienburg zu leben und zu ſterben, aber ohne Ehre vermag ich es nicht. Ich gehe arm und gemißhandelt, aber mit dem ganzen Schatz meiner Ehre aus Dänemark. Iſt auch Alles verloren, iſt doch die Ehre gerettet. —

Ich bin nun geheilt, Franz, und ganz dein! Wir wollen uns auf Erden nicht mehr trennen. Säßen wir nur erſt ruhig wieder in einem uns gehörigen Obſervatorium zuſammen, es ſollte ein Tempel werden, worin ich dir Eliſabeth als Weib an's Herz legte!"

Gleichſam als wenn das Schickſal nicht müde werden könnte, den unglücklichen Mann zu verfolgen, brach in Roſtock, wo er viel gelehrte Freunde hatte und auf eine ausgezeichnete und ſehr ehrenvolle Art empfangen worden war, die Peſt aus, und wüthete ſo, daß er ſich genöthigt ſah, ſich mit ſeiner Familie nach Holſtein zu flüchten. Der Statthalter dieſer Provinz, Heinrich Ranzov, Tycho's Gönner und Freund, hatte ihm eines ſeiner Schlöſſer zur Wohnung angeboten. Tycho wählte Wandsbeck wegen ſeiner bequemen und nahen Lage an Hamburg. Hier wurde dem flüchtigen Aſtronomen zuerſt wieder Ruhe gegönnt.

Er ſtellte ſeine Inſtrumente auf, begann rüſtig ſeine aſtronomiſchen Arbeiten und vollendete ſein in Roſtock begonnenes lateiniſches Abſchiedsgedicht an ſein Vaterland, das reich an erhabenen und rührenden Stellen iſt. Ebenſo brachte er ſeine Buchdruckerei in Gang und ließ eine Beſchreibung aller ſeiner aſtronomiſchen Anlagen, ſeiner Gebäude und Inſtrumente, die er erfunden hatte, drucken. Dieſes Werk wurde im Frühling des folgenden Jahres vollendet (1598); Tycho dedicirte es dem Kaiſer Rudolf und ſchickte ſeinem Tegnagel mit dem Dedicationsexemplar nach Prag. Hier gab der neue Kanzler, Corraducius, der ſich gleich ſeinem Vorgänger Senftenau, ſehr für Tycho intereſſirte, dem jungen Landsmanne die tröſtlichſten Verſicherungen, den Meiſter dem Kaiſer nachdrücklich zu empfehlen. Tegnagel ſuchte durch verwandtſchaftliche und andere Verbindungen dahin zu wirken, daß dies auch noch von mehren Seiten nachdrücklich geſchah. Dann kehrte er mit den beſten Hoffnungen zu der geliebten Familie zurück.

Aber nicht nach einer Seite allein wollten ſich Tycho und Tegnagel bemühen, nein, ſie wollten nichts unverſucht laſſen, ſich eine nöthige Unterſtützung und feſte Exiſtenz zu gewinnen. Deshalb reiſete Tegnagel mit einem zweiten Prachtexemplar des neuen Werkes nach Holland, um es dem Prinzen Moritz von Naſſau zu überreichen. Dieſer Fürſt, der heldenmüthige Befreier Hollands, nahm den jungen Mann ſehr gnädig auf und verſprach die Herren Staaten von Holland zu vermögen, daß ſie Tycho Brahe nach Holland beriefen und bei ſeinen aſtronomiſchen Arbeiten unterſtützten. Dieſelbe Verſicherung gab der damals vielvermögende, ſpäter ſo unglückliche Oldenbarneveldt, und der gelehrte Joſeph Scaliger ſtimmte damit überein.

Tycho Brahe's Angelegenheit wurde den Staaten zur Berathung vorgelegt, aber dieſer hatte nicht nöthig, das Reſultat derſelben abzuwarten. Denn

Tegnagel war noch nicht nach Wandsbeck zurück, als dort die Aufforderung des Kanzlers Corraducius im Namen des Kaiſers anlangte, ſich ſobald als möglich nach Böhmen aufzumachen, indem der Kaiſer befohlen, ihn wohl aufzunehmen und Alles, was ihm zum Unterhalt und zur Beförderung der Wiſſenſchaften noth thue, zu verabreichen.

Dieſe Nachricht verbreitete große Freude in der Familie; die Armen gaben ſich wieder neuen Lebenshoffnungen hin; ihr Gottvertrauen hatte ſie nicht getäuſcht.

Im Herbſt reiſete Tycho ab; vor der Hand allein, um ſich erſt einzurichten. Tegnagel blieb als Beſchützer der Familie in Wandsbeck zurück. Aber die in Prag graſſirende Peſt, hemmte die Reiſe des Meiſters in Wittenberg. Der Kanzler gab ihm brieflich ſelbſt den Rath, ſich jetzt von Prag noch fern zu halten, da auch der Kaiſer der Peſt wegen ſich nach Pilſen begeben hätte. Tycho brachte den Winter mit gelehrten Beſchäftigungen und im Umgang mit ihn ehrenden Freunden zu; die Familie war ihm nachgefolgt.

Unterdeſſen hatte die Peſt in der Reſidenz nachgelaſſen, der Kaiſer war mit dem Frühjahre dahin zurückgekehrt, und Tycho machte ſich wieder auf den Weg. Die Familie begleitete ihn bis nach Dresden, wo ſie zurückblieb.

Tycho fand in Prag die ehrenvollſte Aufnahme. Der Staatsſecretair Barwik führte ihn auf Befehl des Kaiſers in das Haus des verſtorbenen Kanzlers von Senſtenau, welches für ihn eingerichtet worden war, und ſpäter vom Kaiſer für Tycho von der Wittwe angekauft wurde. Die Sorgfalt des Monarchen ging ſo weit, daß er ihm verbot, eher nach Hofe zu kommen, bis er ſich vollkommen von den Beſchwerden der Reiſe erholt haben würde. Nach einigen Tagen empfing ihn der Monarch mit hoher Auszeichnung in ſeinen Gemächern unter vier Augen. Die Unterhaltung wurde lateiniſch geführt und betraf mehr des Kaiſers Lieblingswiſſenſchaft, die Chemie, als die Aſtronomie. Rudolf zeigte ſeinem gelehrten Schützling all ſeine chemiſchen Apparate und Eſſen, und Tycho hatte das Glück, ſeinem hohen Gönner ſo zu gefallen, daß er von Stund an mit den großmüthigſten Geſchenken deſſelben gleichſam überſchüttet wurde. Zuerſt ließ Rudolf ihm zweitauſend Gulden als Ehrengeſchenk auszahlen, dann beſtimmte er ihm einen fixen Jahrhalt von dreitauſend Gulden und noch andere zufällige Einkünfte, welche ſich jährlich wiederum auf einige tauſend Gulden belaufen mochten; ferner erhielt der Aſtronom das für zwanzigtauſend Thaler erkaufte Senſtenau'ſche Haus mit eingerichteten Obſervatorien und Laboratorien, ebenſo das Verſprechen eines adeligen Gutes für ſeine Perſon und Erben, und endlich ließ man ihm mit ſeltener Großmuth unter drei kaiſerlichen Schlöſſern in der Nähe von Prag die Wahl, welches er zu ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen bewohnen wolle. Tycho wählte Benach als das bequemſte zu ſeinen Arbeiten. Fünf Meilen von Prag, in einer herrlichen Gegend, erhebt ſich das Schloß hoch und frei, eine natürliche Sternwarte. Dort ließ ihm der Kaiſer Obſervatorium und Laboratorium bauen und den kleinſten ſeiner Wünſche befriedigen. So viel mechaniſche Künſtler Tycho verlangte, wurden ihm auf des Kaiſers Koſten zur Verfügung geſtellt; der Monarch that Alles dem von ihm ſo hoch geſchätzten Manne den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und oft ließ er ihm ſagen, wenn das, was er ihm beſtimmt, nicht hinreiche, ſo ſei ja weder ſein Mund verſchloſſen, noch des Kaiſers Hand verkürzt. Die erſten und berühmteſten Männer der Kaiſerſtadt beeilten ſich, dem vom Kaiſer ſo außerordentlich ausgezeichneten Manne mit der größten Ehrerbietung zu begegnen.

Als Tycho's Familie von Dresden ankam, fand ſie ihn wieder dem Glück im Schooſe; ſie umarmten wieder einander und weinten wieder Thränen, aber es war eine Luſtumarmung, es waren Freudenthränen. Die Tage des Schmerzes waren vorüber, der Nebel war gefallen und blitzte nun als tauſend Freudenſonnen von ihrem Pfade empor, wie Tegnagel prophezeit hatte. Wenn auch die Sterne des Menſchen Schickſal nicht voraus beſtimmen können, ein reines, edles, gottergebnes vertrauendes Herz kann es; denn es weiß, daß es überall Gott findet, erſt den prüfenden, dann den belohnenden, überall den liebenden.

Die Liebe fand ihren ſeligen Lohn am Herzen des Geliebten, das der einzige und wahre irdiſche Himmel iſt, ſo wie der himmliſche Himmel das Herz des allgeliebten, allliebenden Vaters iſt. Tegnagel wurde kaiſerlicher Rath und Eliſabeths Gatte. Ihre Hochzeit war das Feſt der Wiedergeburt des alten Glücks und der Geburt eines neuen. Wie ein Phönix ſtieg es aus ſeiner eigenen Aſche empor. Nun that ſich dem kummerentwölkten Auge des Aſtronomen wieder der Sternenglanz des Himmels auf; alle die göttlichen Geſtalten kehrten wieder bei ihm ein und ſchenkten wieder ihre hohe Gunſt ſeinen einſamen Mitternächten. Mit dem Kaiſer aber arbeitete er im Laboratorium, und beide befreundeten ſich mehr und mehr. Rudolf konnte bald des Aſtronomen nicht mehr entbehren, der ihm ſchier täglich das Horoskop ſtellen mußte, und ſo ließ er ihm eine bequeme Wohnung mit Obſervatorium im Schloßgarten zu Prag einrichten, um ihn ſtets in der Nähe zu haben. Alte und neue Schüler verſammelten ſich wieder um den hohen Meiſter, und unter ihnen war der berühmte Keppler, der größer werden ſollte als der Meiſter, aber auch unglücklicher. Auf Tycho ſtrömten Glück und Ehre, und reich erſetzte ihm das Ausland, was ihm das Vaterland genommen. Er vorzüglich aber durch ein von ihr erfundenes, heilſames Pflaſter ſehr berühmt wurde, zur Ehre ihrer Kenntniſſe ein Alter von hundert und vierundzwanzig Jahren erreichte, zuletzt gleich einer Heiligen verehrt und gefürchtet. Das ganze Land machte Wallfahrten zu ihr, in der eine der heilſpendenden Göttinnen des alten Nordens wieder auferſtanden zu ſein ſchien. Ihr ernſtes Weſen, ihre Eheloſigkeit, ihre hohe edle Geſtalt unterſtützten den Wahn des Volks. Tauſende verdankten ihr Geſundheit und Glück.

Sie erlebte noch, daß Tycho's Fluch in Erfüllung ging; ſie ſah die prächtige Uranienburg, zu welcher ſie jährlich eine Wallfahrt machte, verfallen. Auf einer dieſer frommen Fahrten ſtarb ſie endlich in dem verödeten Hauſe, und der freundliche Todesengel zauberte ihrem brechenden Auge Bilder der Vergangenheit vor. Mit dem Namen Tycho auf den Lippen, verließ der ſtarke Geiſt die ſchwache Hülle der Greiſin. Ihre Dienerinnen begruben ſie auf der Inſel.

Jetzt zeigen nur noch dürftige Ruinen die Stelle, wo einſt die ſtolze Uranienburg prangte, aber Tycho Brahe's Name geht glänzend von Jahrhundert über; die ſeiner Feinde ſind vergeſſen, oder werden vom ſeinigen nur im Schlepptau geführt.

Thüringen in [illegible]

[illegible] Thüringer sollte es [illegible] schönes Vaterland genau kennen. [illegible] dies besser ausführen, als [illegible] billiger Preise, bei [illegible] die [illegible]

Der

Thüringer Säng[illegible]bund

und sein

letztes Liederfest [illegible]dorf

[illegible]

Ludwig [illegible]

Gedichts im vergangenen [illegible]

Die [illegible]artige und [illegible] Liedertafeln [illegible] Sängerfeste ist in diesem [illegible] das erste Liederfest des [illegible] die Vorsteher der Vereine [illegible]

Gedichte

in

Hennebergiſcher Mundart

von

CASPAR NEUMANN.

Mit einer Einleitung

von

Ludwig Storch.

g

Gotha.
Druck und Verlag des Verlags-Comptoir.
1844.

Einleitung.

Es iſt ſehr zu beklagen, daß die Mundarten der vier großen deutſchen Volksſtämme, welche ſich in den Stürmen der Zeit bis auf unſre Tage, wenn auch theilweiſe nur in kleinen Überreſten, in Deutſchland erhalten haben, nämlich der Schwaben (Alemannen), der Franken, der Thüringer und der Sachſen, nicht gleichmäßig zu Schriftſprachen ausgebildet worden ſind, wie dies mit den altgriechiſchen Dialekten der Fall war. Dadurch iſt dem deutſchen Sprachſchatze ein unberechenbarer Schade erwachſen. Die Behauptung iſt nicht zu gewagt, daß die deutſche Sprache noch einmal ſo reich und die erſte Sprache der Welt wäre, wenn die künſtleriſche Ausbildung ihrer vier Mundarten nicht verſäumt werden wäre. Es iſt hier nicht der Ort die Urſachen dieſer unglücklichen Verſäumniß aufzuſuchen, die nicht wieder gut gemacht werden kann, ſondern vielmehr darauf hinzudeuten, daß wir die Reſte der Mundarten ſo ſorgfältig als möglich ſammeln und in Schrift bannen möchten, damit die Nachkommen wenigſtens eine Anſchauung jener Spracheigenthümlichkeiten haben möchten, wenn Ton und Klang für ſie verloren gegangen ſein werden. Denn das ſteht unbezweifelt feſt, daß die Dialekte und Idiome im Volke im ſchnellen Abſterben begriffen ſind. Sie haben daſſelbe traurige Schickſal, wie die Volksſagen, mit denen ſie ſo nah verwandt ſind: das Volk ſchämt ſich ihrer. Wer ſich nur irgend fühlt und was beſſres ſein will, ſpricht „hochdeutſch.“ Schule und Kirche lehren das Hochdeutſche und ſchleifen die Eigenthümlichkeiten des Dialekts mehr und mehr ab; die Berührung mit Fremden in der Fremde und Heimath ſetzt die Lehre fort, und bald werden Dampfwagen und eine neue Zeit, die umgeſtaltend und Altes beſeitigend ſchon im Vorhofe ſteht, die letzten Spuren der Volksmundarten verwiſchen. Wie tauſend andre Zeichen, ſo deutet auch dieſes darauf hin, daß das zwanzigſte Jahrhundert eine verwandelte Welt ſehen wird.

Die niedergeſchriebenen und aufbewahrten Reſte der Volksmundarten werden den Nachkommen eine ſehr ſchätzbare Gabe und Gegenſtand ihrer Studien ſein, wie die Gedichte der Minneſänger aus den Zeiten der Hohenſtaufen, und all dieſe Dokumente werden Materialien zu einer umfaſſenden Geſchichte der deutſchen Sprache abgeben.

Eine Schwierigkeit iſt beim Niederſchreiben der Mundarten aber nicht zu überwinden: unſre Buchſtaben reichen nicht aus, die verſchiedenen Tonmodulationen derſelben zu bezeichnen. Für manche Laute müßten wir beſondre Zeichen haben. Der Laut müßte aber jetzt von Lebenden, welche die Mundart noch reden, an das Zeichen gebunden werden und ſich von Mund zu Mund auf die Nachkommen fortpflanzen; ohne dies könnten ſie das Zeichen doch nicht recht ausſprechen. So hat z. B. das a in den meiſten Volksdialekten viererlei Modulationen.

Mit dieſer Schwierigkeit hat auch der Verfaſſer der nachfolgenden Gedichte in hennebergiſcher Mundart gerungen. Aber dieſe war es nicht allein. Die eigenthümliche Ausdrucksweiſe, die Volkslogik, die in jedem Dialekt ihre beſondre Formen und Redensarten hat, der Reim, der oft verleitet undialektiſch zu werden, das Alles ſind beim Dichten in einer Volksmundart Schwierigkeiten, die nur der richtig zu würdigen weiß, der ſelbſt einen ſolchen Dialekt ſpricht.

In meinem Geburtsorte Ruhla bei Eiſenach, im nordweſtlichen Thüringerwalde, hat ſich ein höchſt eigenthümlicher Dialekt erhalten, der nur noch in den nahen Gebirgsorten Steinbach bei Liebenſtein und Broterode (verſteht ſich mit Variationen und Schattirungen) geſprochen wird und jedenfalls die thüringiſche Urmundart (wenn auch nicht mehr in ihrer urſprünglichen Reinheit) iſt. Ich ſprach dieſen Dialekt bis in mein dreizehntes Jahr fertig; es macht mir jetzt noch wenig Mühe ihn zu ſprechen, und dennoch habe ich ſchon mehrmals vergeblich verſucht darin zu dichten. Der Geiſt des Dialekts wird mir jedesmal untreu, ſobald ich reimen will. Es gehört ein ganz beſondres Talent dazu. Dies haben Hebel und Grübel bewieſen, der erſtere in ſeinen Gedichten in alemanniſcher (ſchwäbiſcher), der andre in ſeinen Gedichten in Nürnberger (fränkiſcher) Mundart.

Dies Talent beſitzt im reichen Maße auch Herr Caspar Neumann; er hat die Schwierigkeiten überwunden und bewegt ſich leicht in ſeinem hennebergiſchen Dialekt. Dieſer iſt unverkennbar ein Kind der fränkiſchen Mundart und hat mit der thüringiſchen wenig gemein. Auch gehörte ja ſonſt das ganze Werrathal zu Franken, und Meiningen war eine biſchöflich würzburgiſche Stadt. Die Grenzſcheide zwiſchen Thüringen und Franken bildete der Rennſteig auf dem Kamm des Thüringerwaldes. Dieſer hennebergiſche Dialekt wird im Thale der Werra von Meiningen bis Kreuzburg, ja bis Allendorf in Heſſen geſprochen und hat ſich auch in Seitenthälern angeſiedelt, wie in dem der Schmalkalde und der Felda ꝛc.

In den Neumannſchen Gedichten herrſcht eine unbewußte höchſt liebenswürdige Naivetät vor, die zum Theil dem Gemüthe des ſchlichten anſpruchsloſen Mannes, zum Theil dem Dialekt entſprungen iſt; denn alle Volkspoeſie iſt naiv, und nie kann die hochdeutſche Sprache jenen unbeſchreiblichen Zauber in der Darſtellung des Naiven erreichen, den die Volksdialekte von vorn herein beſitzen.

Möchte ſich Herr C. Neumann recht viel Freunde durch ſeine allerliebſten Poeſien erwerben! Daß er ſie nicht nur als Dichter, ſondern auch als Menſch verdient, beweiſ't ſein von ihm ſelbſt verfaßter Lebenslauf, das rührend idylliſche Bild eines in kleiner Beſchränkung hart bedrängten, aber durch Gottesfurcht, Selbſtvertrauen und Fleiß ſtets geſtählten, wahrhaft kindlichen Gemüths.

Gotha, im September 1843.

Ludwig Storch.

Mein Lebenslauf.

Komm, Jüngling, der du auch willſt klagen
Und deinen Schmerz den Brüdern ſagen,
Komm, höre du erſt meinen Schmerz
Und ſieh' noch heut mein blutend Herz! —
In allen meinen Lebensſtunden
Hab' ich nur bittres Weh empfunden,
Und ſchweres Leid war ſtets mein Loos;
Mich zog das Unglück ſelber groß.
Wenn Andre helle Freuden pflückten
Und jugendfroh ſich Beifall nickten,
Saß ich daheim in Müh' und Thränen
Und hörte meines Vaters Stöhnen.
Ich kannte nur das Machtgebot
Der eiſernen, der bittern Noth.

Mein Vater, **Conrad Neumann**, wurde zu Hildburghauſen in der Wieſenmühle geboren, welche ſeiner Eltern Eigenthum war. Sie ſtarben, ehe er fünf Jahre alt geworden. Die Mühle mit Zubehör wurde durch einen Vormund um und für 600 fl. frk. verkauft. Wozu dieſes Geld verwendet worden iſt, weiß ich nicht; doch habe ich meinen Vater oft ſagen hören, er habe in ſeinem ſiebenzehnten Lebensjahre von dem damaligen Herrn Stadtſyndikus auf ſeine Forderung etwas baares Geld erhalten; auf dieſe Forderung habe ihn aber erſt eine alte Magd, die lange in der Eltern Hauſe gedient, aufmerkſam gemacht. — Der verwaiſte Knabe wurde zu Hildburghauſen im Waiſenhauſe erzogen und erlernte nach Entlaſſung aus dieſer Anſtalt die Schuhmacher-Profeſſion bei einem daſigen Schuhmachermeiſter, Namens Philipp Kaiſer. Nach ſeinen Lehrjahren begab er ſich auf die Wanderſchaft und erwarb ſich ſpäter das Bürger- und Meiſterrecht in Waſungen, wo er ſich auch verheirathete. Ich war die erſte Frucht dieſer Ehe (im Jahre 1800 geboren) ſpäter folgte noch ein Bruder nach. Bald erhielt mein Vater als geſchickter Meiſter den erſten Ruf in der Stadt mit und wurde wegen ſeines braven und guten Benehmens von der Bürgerſchaft geliebt. — Angeſpornt von ſeinen Verdienſten, brachte er es ſo weit, daß er ſich ein Häuschen und einen Garten erwarb, wozu er aber noch ein Kapital aufnehmen mußte. Er litt ſehr an Hämorrhoiden, welches Uebel durch ſein unermüdetes Sitzen und Arbeiten noch ſehr verſtärkt wurde; oft gönnte er ſich die ganze Woche durch keine zwei Nächte Schlaf; er mußte aber auch ſchon im 44. Lebensjahre als Opfer der Krankheit unterliegen. Die bisher aufgelaufenen Koſten für Arzt und Apotheke waren ſo ziemlich gedeckt; aber nun ſcheide Gott die Noth. — Der gute Vater lag ſieben volle Jahre auf dem Siechbette, bedurfte, wenn gleich wenig, doch beſondre Speiſen und ſehnte ſich ſehr nach Hülfe; wir mußten, wo wir nur konnten, ärztliche Hülfe für ihn ſuchen.

Credit hatten wir überall; es dauerte aber mit dem ſchweren niederdrückenden Schickſal zu lange; wir wurden dadurch ſehr viel ſchuldig, und unſer Beſitz hätte, wenn wir augenblicklich unſere Schulden hätten bezahlen müſſen, nicht hingereicht, nur die Hälfte zu bezahlen. Zum größten Unglück war auch noch theuere Zeit; öfter hatten wir kein Geld, kein Brod, keine Ausſichten zu Verdienſt, — woher nun nehmen? Wohlthätige gegen uns gab es ja auch, aber ſoviel wir nöthig hatten, konnten ſie uns doch nicht geben. — So mußte ich mich ſchier noch als Kind dazu verſtehen, Schuhe zu flicken, was ich freilich ſehr ungern that. Mein einziges Streben war, Muſik zu erlernen, um damit einſtens mein Brod zu verdienen; auch fand ich ſchon damals an

Poeſie großes Vergnügen; über jeden Gegenſtand, der mir paſſend ſchien, machte ich mit Leichtigkeit einen Vers. Mehreremale iſt meinem Vater vom Herrn Diakonus S.... und vom Herrn Cammercommiſſär F..... der Antrag geſtellt worden, er ſolle mich auf die Schule gehen laſſen, ſie würden ſich für mich verwenden; allein die Muſik hatte bei mir den Vorzug, und mein Vater konnte mich nicht dazu bewegen, mich den Studien zuzuwenden, worüber ich einigemal von ihm geſtraft worden bin. Auch habe ich derzeit zuweilen für Advokaten geſchrieben und auch damit Geld verdient.

Von meinem vierzehnten Jahre an mußte ich nun fort und fort Schuhe flicken, um dadurch den Haushalt zu ernähren; denn meine Mutter hatte mit der Pflege meines kranken Vaters zu thun, und mein Bruder war noch zu jung, als daß er etwas hätte verdienen können und mußte ja auch in die Schule gehen. So war ich früh gezwungen, das ſchwere Kreuz auf mich zu nehmen und mich mit einem Geſchäft zu paaren, das ich im Leben nicht geliebt habe, denn ich fühlte Höheres in meiner Bruſt. Und ſo blieb ich denn auch in allem Herzleid der Muſik getreu.

Im Jahr 1820 ſtarb mein guter Vater in ſeinem 52. Lebensjahr. Ich war zwanzig Jahre alt und noch kein

Schuhmacher; denn ich hatte noch von Niemanden Lehre erhalten, und nur das, was ich als Knabe, wie mein Vater noch arbeiten konnte, abgeſehen und was ich von Schuhen, die ich oft zertrennte, um zu ſehen und zu lernen, wie ſie zuſammengearbeitet waren, profitirt hatte, machte in meinem Geſchäft mein ganzes Wiſſen aus. Deshalb vertraute mir auch Niemand einen neuen Schuh zu machen an. —

Ich beſchloß nun aufs Neue, mich durchaus blos der Muſik zu widmen und ging ohne der Mutter Wiſſen nach Meiningen zum Hofmuſikus F......, den ich um Unterricht auf der Clarinette erſuchte. Wir wurden einig, wieviel ich vierteljährig dafür zu zahlen habe. Aber ich hatte ein Rieſenwerk unternommen. — Meine Mutter wurde und mußte mein Unternehmen inne werden, und ſie wollte es durchaus nicht billigen; denn erſtlich hatte ich keine Clarinette, zweitens woher das Lehrgeld nehmen, drittens woher die erforderliche Zeit, um nach Meiningen in die Unterrichtsſtunden zu gehen? Und doch führte ich es durch. — Ich war bekannt als lernbegieriger Jüngling, deshalb nahmen ſich die Vornehmen in meiner Vaterſtadt meiner an und kauften mir ein ächtes Inſtrument mit elf Klappen, vom Inſtrumentenmacher **Grenzer** in Dresden verfertigt. — Welche Freude für mich! — Nun ließ ich mich freilich nicht mehr abhalten und beſuchte wöchentlich zwei Unterrichtsſtunden in Meiningen. Unterricht auf der Flöte hatte mir ſchon der damalige, noch heut von mir verehrte Mann, Herr Cantor Z..... unentgeltlich gegeben, desgleichen auf der Geige Herr Stadtmuſikus B......

Das Lehrgeld für den Unterricht auf der Clarinette habe ich mir auf folgende Weiſe erworben: jeden alten Stiefel, Schuh oder Pantoffel, den ich im Freien oder in eines Andern Hauſe fand, wenn dergleichen nur irgend noch zuſammen zu arbeiten war, flickte ich nach der Arbeit, die ich erſt zur Erhaltung unſerer durchaus thun mußte, zuſammen, verkaufte ihn und ſammelte den Erlös. Freilich vor Abends 10 oder 11 Uhr durfte ich nicht an meine Pfuſcherei denken; und wann nun auch dieſe gemacht war, dann wurde erſt muſikaliſche Uebung gehalten; und oft in der Nacht bis zwei Uhr ertönten noch die unvollkommnen Klänge meiner Inſtrumente.

Aber, lieber Gott! wenn die Unterrichtstage kamen, wurde mir oft bange. Ich mußte vor gewöhnlicher Zeit aufſtehen, wenn ſich auch mein ſchwacher Körper noch nicht erholt hatte, und erſt einige Stunden arbeiten, damit nichts verſäumt wurde: dann nach Meiningen, dort Unterrichtsſtunden abgehalten, oft mit leerem Magen, wieder nach Hauſe, nun bis 12 auch 1 Uhr in der Mitternacht für die Mutter gearbeitet und endlich erſt noch eine Stunde muſikaliſche Uebung gepflogen, dann erſt kam mein müder Körper zur Ruhe. Vielmal mußte ich auch wegen Umſtänden über Nacht in Meiningen bleiben und den kommenden Morgen meine Unterrichtsſtunde nehmen; dieſes wußte ich aber keinmal zuvor, weil es von meinem Herrn Lehrmeiſter abhing, und dadurch ging es mir oft erbärmlich; denn ich hatte nie mehr als auf einen Gang Brod bei mir. Gar vielmal ſtand mir ein gewiſſer Seminariſt L… bei, indem er ſein Abendbrod mit mir theilte und mir Nachtlager gab. Einmal aber war dieſer gute Freund nicht zu Hauſe; ich konnte zwar in ſeinem Bette ſchlafen, aber ich mußte hungrig ſchlafen gehen. Am kommenden Morgen hatte ich eben ſo wenig zu eſſen und mußte doch meine Unterrichtsſtunde abhalten, und dann nach Waſungen zurückkehren. Und mir fehlte der Muth, Jemanden um etwas anzureden. Ich ging mit ſtillem Gottvertrauen der Marktgaſſe auf und ab. — O Gott! Plötzlich fand ich ein Zweigroſchenſtück. — Welches Glück! welche Hülfe! — Ich konnte mich ſatt eſſen.

Mit meiner Clarinette wurde ich durch den guten Unterricht meines Lehrmeiſters und durch meinen eigenen Fleiß ſo vertraut, daß ich ſchon, wie ich ein Jahr Unterricht genoſſen, es wagen durfte, mich im Caſino, einer vornehmen Geſellſchaft, zu Waſungen auf meinem Inſtrument hören zu laſſen, wo ich Beifall und Geſchenke erntete. Auch nahm mich das Muſikchor in Waſungen nunmehr auf, gab mir vollen Theil und nahm mich zu jeder Aufwartung mit. Durch dieſe Einnahme wurde unſere drückende Lage etwas leichter. Doch mußte ich der Mutter all meinen Verdienſt abgeben, und erhielt von ihr jedesmal nur eine Kleinigkeit, welche ich mir ſparte. Jetzt war ich auch ſchon im Stande, einen Schuh oder Stiefel zuſchneiden zu können.

Dieſes ſind nur einige Züge aus meiner muſikaliſchen Lehrzeit. Ich habe aber bei alledem ſpäterhin wenig Materielles von der mir ſo mühſam angeeigneten Kunſt geerntet, wohl aber Verdrießlichkeiten in Menge.

Ein Gerbermeiſter, bei dem mein Vater viel Credit genoſſen hatte, ein menſchenfreundlicher wohlthätiger Mann, ſagte mir auf meine an ihn gewagte Bitte ebenfalls Credit

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 0367/014

zu, freilich nur in einem geringen Maßſtab, wie man eigentlich junge angehende Geſchäftsleute behandeln muß. — Von dem mir creditirten Leder mußte ich dreierlei erſchwingen, nämlich unſern Unterhalt, die Tilgung alter Schulden und die Hauptſache, die Bezahlung des Gerbers. — Es fügte ſich aber einſt, daß Diejenigen, welche an uns zu fodern hatten, allzuviel auf einmal kamen und Arbeit verlangten; dankbar wurde ihr Wohlwollen gegen uns anerkannt; aber der Gerber! — Wir kamen dadurch ſoweit, daß wir dieſen braven Mann nicht mehr bezahlen konnten und hatten dabei weder Brod noch Geld, was uns leider gar oft widerfahren iſt. Zum größten Glück hatte ich noch zu einem Paar Vorſchuhen Leder, welches ich, wenn ſo ein Stuck ausfiel, aufgehoben hatte; aber außer dieſem war keins mehr vorhanden. Eines Morgens weinte meine Mutter ſehr. Ich fragte ſie nach der Urſache. — Wir haben, ſagte ſie, kein Brod, und ich weiß auch keins zu ſchaffen. — Seid nur getroſt Mutter, erwiederte ich, unſer Vater im Himmel, der uns ſchon durch ſo viel Trubſal geholfen hat, wird uns auch heute nicht verlaſſen; ich habe noch zu einem Paar Vorſchuhen Leder vorräthig; wer weiß wie es Gott fügt! — Indem ich noch ſo rede, öffnet ein junger Menſch, der noch nie bei uns etwas hatte machen laſſen, die Stubenthür, begrüßt uns freundlich und verlangt bis zum Abend ein Paar Stiefeln vorgeſchuht, welche ſogleich bezahlt werden ſollten. Ach! da war es, als wenn ein Engel vom Himmel Hülfe brächte. — Noch ehe es Abends ſechs Uhr geſchlagen hatte, waren von meiner Hand die Stiefeln fertig, und für das Geld ſchon zwei Maas Korn gekauft, und ehe die Glocke denſelben Abend Neun ſchlug, war auch ſchon ein Pfannkuchen gebacken; und den kommenden Tag waren wir reich. — Leider! war aber der Gerber noch nicht bezahlt. — Ich faßte mir Muth, ging zu dem Mann und bat ihn, mit dem Guthaben noch einen Monat Geduld zu haben und mir noch einmal Leder zu creditiren, mit der Verſicherung, ich würde mir es gewiß nicht zu Schulden kommen laſſen, nicht zu bezahlen. — Auch diesmal gab mir der wackre Mann Credit. — Wiederum war geholfen, aber nicht lange. — Sobald unſere Darleiher wahrnahmen, daß wir unſer Auskommen hatten, gebrauchten ſie auch weniger Nachſicht. Die meiſten Gläubiger gaben uns früher für unſere Waare halb baares Geld, und halb rechneten ſie uns Schulden ab; aber anders wurde es nun: man nahm uns die Waaren ganz für Schulden ab. So ging das Leder hin, und wir bekamen kein Geld. — Mit dem redlichſten Willen war dem Gerber das Verſprechen nicht zu halten. Ihn konnte ich unmöglich nochmals um Credit anſprechen. Wo iſt nun Rath? Meine Mutter weinte und grämte ſich ſehr. — Bei keinem andern Gerber war ich noch bekannt, und wenn ich auch bekannt geweſen wäre, ſo wußte doch Jeder, oder konnte ſich vorſtellen, daß ich dem Erſten noch ſchuldete. — Ich hatte mir die Kreuzer, die mir meine Mutter von dem Geld gegeben, welches ich als Muſikant verdient, geſpart; ſie betrugen 2 fl. 15 Xr. rhein. Dieſe Baarſchaft ſteckte ich in die Taſche und ging in Gottes Namen und mit inbrünſtigem Gebet nach Meiningen zu, wo ich aber keinen Gerber perſönlich kannte. — In der Reſidenz angekommen, ging ich durch alle Straßen und konnte anfangs keinen Gerber auffinden; endlich erblickte ich eine Firma mit „G.... W........ Rothgerbermeiſter“ bezeichnet. Mit Muth und Zuverſicht ging ich in das Haus. Zu meinem Bedauern fand ich den Gerber nicht, ſondern deſſen Frau, welche mich fragte, was ich wolle? Ich antwortete: Einige Stücke Leder. Die Frau ging in die Lederkammer und brachte von allen Sorten eine ziemliche Quantität. Ich lächelte wehmuthig bei dem Gedanken: wenn die Frau wüßte, was ich kaufen will und kann, hätte ſie wahrlich nicht ſo viel gebracht. — Nun ſucht euch aus, ſagte ſie. — Da zeichnete ich mir von einer Sohlhaut ein Stückchen ab, verlangte hiezu ein halbes Kalbfell und ein halbes Schaffell. — Weshalb ſo wenig? — Ich habe nicht mehr Geld. — Ein junger Mann mit ſo einem ehrlichen Geſichte kann bei uns auf Credit rechnen; wir verkaufen überall hin und geben auch Credit; nur freilich nicht Jedem; Ihr aber ſcheint mir brav zu ſein. — Liebe Frau, ſagte ich mit Thränen im Auge, Sie können mir nicht borgen, weil ich zu arm und im Gedränge bin, ſo daß ich mir nicht zu rathen weiß und Sie auch wahrſcheinlich nicht würde bezahlen können, wenn Sie mir creditirten. — Hierauf erzählte ich der guten Frau mein ganzes Schickſal. Sie hörte mir mit ſichtbarer Rührung zu und rief ihren Mann herbei, dem ſie das eben Gehörte genau wiedererzählte. Der brave Mann ſuchte mir ſogleich 6 Kalbfelle, 6 Schaffelle und eine halbe Sohlenhaut heraus, ſtellte den Preis billig, legte das Leder auf die Wage, und übergab mir es dann mit den Worten: Nehmt hin, ſeid fleißig und bezahlt mich brav. — Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte vor Ueberraſchung und Rührung, und auf dem Heimwege floßen mir viel Freudenthränen. Aber nun meine Mutter! Als dieſe das viele Leder erblickte, erſchrak ſie, weinte vor Freuden und rief bekümmert: wie wird dieſes bezahlt werden? — Statt der Antwort griff ich muthig zur Arbeit, und die Sache ging gut.

Ich war bereits 21 Jahre alt geweſen, hatte aber, außer den muſikaliſchen Aufwartungen, faſt noch nie ein Bierhaus beſuchen können; auch hatte ich außer meinem Confirmationsrock bis hieher noch keine vom Schneider mir angemeſſene Kleider getragen. Jetzt ſtiegen allmälig Wünſche in mir auf, mir nun auch dieſe Genüſſe zu verſchaffen. Da bat ich am Sylveſterabend, nachdem ich am Tage ſehr fleißig geweſen war, meine Mutter, ſie möchte mir auch ein Neujahrsgeld geben; und ſie gab mir — ein Sechskreuzerſtück. Dieſe Summe erlaubte mir nicht, mit meinen Kameraden die Neujahrsnacht zu feiern, und ſtatt mich wie ſie des neuen Jahres zu freuen, legte ich mich ſtill weinend zu Bette. Die Mutter war eine gute Haushälterin und eine ſparſame Frau; ich ſah, daß durch ihre Einrichtung unſere Sache immer beſſer ging, und deshalb fügte ich mich geduldig in mein Schickſal, wenn mir die Entbehrung auch ſauer ankam. Wie ich nun ſah, daß unſere durch den kranken Vater herangewachſene Schulden ſo ziemlich gedeckt waren, ſtieg abermals der Wunſch, mich blos der Muſik zu widmen, und nur noch lebhafter, in mir auf. Ich bat alſo einen mir dem Namen nach bekannten, von Waſungen gebürtigen Schuhmachermeiſter in Erfurt brieflich, er möchte mich doch bei dem dortigen Muſikmeiſter als Clarinettiſt anmelden. Der gefällige Landsmann antwortete mir, daß er meinen Auftrag beſorgt habe, ich möge mich den 10. October beim 32. Regiment einſtellen; und bemerkte mir zugleich, daß ich dort willkommen ſei, und wie viel ich einſtweilen Löhnung erhalten ſollte. — Das war eine große Freude für mich. — Ein übler Umſtand aber war, daß es meine Mutter durchaus nicht zugeben wollte, denn ich hatte auch dieſes ohne ihr Wiſſen unternommen. Aber ich war feſt entſchloſſen, meinen Zweck zu verfolgen, wenn auch gleich Sturm auf Sturm auf mich losbrechen würde; unerſchütterlich war mein Vorſatz. Und ſo machte ich mich zur Abreiſe fertig und erklärte der Mutter noch einmal, daß ich den nächſten Montag abreiſen würde. — Darüber weinte ſie bitterlich und klagte: Ich habe mich mit deinem kranken Vater ſieben Jahre geplagt und meine ſchönſten Lebensjahre unter Ach und Wehe zubringen müſſen; und nun, da ich endlich die Zeit der bittern Noth hinter mir glaube, willſt du fort und mich neuem Elend überlaſſen? dein Bruder kann noch keine Profeſſion;

wer ſoll ihn unterrichten? wer für ihn Lehrgeld bezahlen? und wer bürgt mir, daß auch er mich dann verläßt, und ich ſoll hernach wohl ganz allein ſein, die ich, um euch groß zu ziehen, keine Stunde der Nacht geſcheut habe, die ich durch die Krankheit eures Vaters mit euch, daß ihr mich oft gedauert habt, leiden müſſen? Ich habe dich brav erzogen, und du biſt mir ſauer geworden zu erziehen; du kannſt und darfſt mich nicht verlaſſen! — Und ſiehe, ich weinte mit ihr gemeinſchaftlich. Ihre rührenden Klagen machten mich endlich unſchlüſſig; das Loos ſollte entſcheiden; und ach! ich looſte die Schuhmacherprofeſſion. — Welcher Verdruß! — welcher Unwille! welch ein verkehrtes Leben für mich! — Doch es war nun einmal ſo, und ich fügte mich mit Gottvertrauen. Nur das war mir das Schwierigſte, daß ich mich dem ewigen Einerlei hingeben mußte. Mein Geiſt war damit ſehr unzufrieden; wenn ich mir gleich mit Muſik und Poeſie öfter ein Vergnügen machte, ſo gab es doch keine Befriedigung für mich. — Mit Thränen im Auge, doch rüſtig ergriff ich mein Geſchäft, gab mir große Mühe und nahm mir vor, es ſo weit zu bringen, daß auch ich einen ſchönen Stiefel und Schuh herſtellen könnte. Gerade zu jener Zeit hatte ein geſchickter Schuhmachermeiſter, der in Paris und andern großen Städten lange Jahre gearbeitet hatte, in Waſungen den erſten Ruf. Wenn ich von dieſem Meiſter einen alten Stiefel oder Schuh erhaſchen konnte, ſo zertrennte ich ihn, ſah ihn genau durch und arbeitete darnach. Auch ſtellte ſich ſchon Geſchmack in Schnitt und Form bei mir ein: und erſt ſchon als Muſikant bei den Vornehmen in Waſungen bekannt, arbeitete ich bald für deren Kinder, und ehe drei Jahre vergingen, theilte ich durch meinen ausdauernden Fleiß zu meiner Freude den Ruf jenes geſchickten Meiſters. Nun wurden ſchon Gehülfen nöthig. Ich brachte es bis zu zwei, zuweilen auch drei Gehülfen; Gott ſegnete meiner Hände Werk, und meine Sachen gingen gut. Nicht mehr zufrieden mit dem Einkauf im Kleinen, wandte ich mich an eine Lederhandlung zu Frankfurt am Main, und beſtellte Wildſohlenleder von der erſten Sorte. Auch dieſes bekam ich, aber leider mit Nachnahme des Betrags. Der Fuhrmann überbrachte mir das Leder, was mich freute; aber die augenblickliche Auszahlung ſetzte mich in Verlegenheit. — Ich machte einen Verſuch, ging zu meinen Kunden, ſtellte die Sache vor, und ehe eine halbe Stunde verging, konnte ich bezahlen. — Welche Freude! — Bei der zweiten Beſtellung bekam ich ſchon Credit von dem frankfurter Handlungshauſe.

Unter dieſem Streben hatte ich das 25. Lebensjahr erreicht. — Da die Mutter ſah, daß die durch des Vaters Krankheit verurſachten Schulden beſeitigt waren, ſo trieb ſie mich an, das Meiſterrecht zu erwerben und zu heirathen; denn ſie wünſchte nun viel lieber in Ruhe zu kommen, als für vier Schuhmacher die Aufwärterin zu machen. Ich erfüllte alſo ihren Wunſch und heirathete eine Bürgerstochter von braven Eltern. — Zur Hochzeit konnte mir meine Mutter nichts geben; und weil von Seiten meiner Braut eine große Feſtlichkeit gewünſcht wurde, mußte ich auf meiner Seite alles ſelber leiſten, was ein Bräutigam zu leiſten ſchuldig iſt. Dieſes nahm ich auf Credit und bürdete mir dadurch eine nicht geringe Schuld auf.

Mit Gottvertrauen trat ich in den Eheſtand und ahnete nicht, daß mich ſo ſchwere Leiden heimſuchen würden. — Meine liebe Frau hat mich mit zehn Kindern beſchenkt, wovon aber leider nur noch drei am Leben ſind. Mit der erſten Freude paarte ſich ſogleich Leid, denn dem Sprößling war nicht vergönnt zu leben, und die Mutter mußte ſechs Wochen lang krank darnieder liegen.

Ein Sohn, der noch lebt, iſt von ſeinem erſten bis zum ſechſten Lebensjahre von Aerzten behandelt worden, und im ſiebenten Jahr war er erſt im Stande das Gehen zu lernen.

Ein Anderer, der lange ſchon in der Erde ruht, hatte daſſelbe Leiden und konnte wegen ſonſtigen fieberhaften Anfällen nicht geimpft werden. Er wurde von den Menſchenblattern befallen und ſtarb nach langen Leiden daran.

Ein liebes Töchterchen, welches zu meiner Freude drei Jahre friſch und geſund gelebt, hatte an einem Weihnachtsheiligenabend ein neues Kleidchen und Schürzchen zum heiligen Chriſt bekommen und bat, dies neue Gewand ſogleich anziehen zu dürfen; doch ſollte ſie ſich erſt am folgenden Feſttage darin ſehen laſſen; leider war ſie aber in 36 Stunden eine Leiche. Von der Halsbräune befallen, konnte ſie nicht gerettet werden. Schmerzliche Weihnachten!

Eine noch lebende Tochter hat ſchon viel Leiden ausgeſtanden, hauptſächlich hat ſie an Keuchhuſten, Maſern und Hirnentzündung gelitten. Es war an einem freundlichen Oſterheiligabend, als ich meine beſtellten Arbeiten fertig hatte und mich innig freute, daß ich doch diesmal kein Krankes in meinem Hauſe hatte, denn es waren noch wenig Feiertage vergangen, die mir nicht durch kranke Kinder, oder ſonſtige traurige Fälle getrübt worden waren; ehe aber der

Abend kam, klagte ſich die Tochter. Ich ließ ſogleich einen Arzt herbei rufen, der die entſtehende Hirnentzündung erkannte, und, weil ſie von Natur ſchwach, mir nicht den beſten Troſt gab. Anſtatt mich die Feiertage zu freuen, mußte ich Tag und Nacht alle Viertelſtunden eine mit friſchem Waſſer gefüllte Blaſe abwechſelnd auf den Kopf des Kindes legen; und am zweiten Oſterfeiertage früh ſchien es, als wollte das Kind die Seele aushauchen. Ich that in meinem Schmerz ein inbrünſtiges Gebet zu Gott, daß er mir doch das liebe Kind ſchenken ſollte. — Und ſiehe, es ſchien mein Gebet erhört zu ſein. Meine Tochter wurde geſund und lebt zu meiner Freude.

Ein ander mal nahte die Kirchweihe zu Schwallungen, und ich hatte dem Waſunger Muſikchor verſprochen, mit zu ſpielen. Am Morgen des Tages vor der Kirchweihe vernahm ich, daß meine jüngere Tochter huſtete, und es kam mir vor, als ob der Huſten viel Aehnliches mit dem Bräune-Huſten hätte; ich ließ ſogleich einen Arzt herbei rufen, und es wurden, weil die Krankheit noch im Entſtehen war, alle Mittel angewendet, um ſie nicht zu ihrer völligen Ausbildung kommen zu laſſen. Der Arzt beſuchte dieſen Tag die Patientin mehre male und gab ſich große Mühe, das Kind herzuſtellen. Gegen 2 Uhr Nachmittag mußte ich mit dem Muſikchor fort, um dort, wie gewöhnlich, Abends vorher die Kirchweihe anzuſpielen. Eh' ich ging, reichte ich meinen Kindern erſt die Hand; die Patientin war die freundlichſte, welche von mir Abſchied nahm; dem ungeachtet wurden die vom Arzt verordneten Mittel fort angewendet. Am andern Morgen, als am erſten Kirchweihtage, als wir den ſogenannten Morgenſegen abblieſen, rief mich einer meiner Arbeiter, eiligſt nach Hauſe zu kommen. Welcher Schauer fuhr durch mein Gebein! Dem kranken Töchterchen hatte ich beim Weggehen Kuchen mit zu bringen verſprechen müſſen; ich hatte Wort gehalten. Als ich nach Hauſe kam, lebte das Kind zwar noch, aber an ſeine Wiedergeneſung war nicht zu denken. Ihre erſten Worte waren: Vater! Kuchen! — Ich nahm ſie in meine Arme und gab ihr ein Stückchen Kuchen in die Hand; ſie nahm mir es ab und wollte davon eſſen, allein ſie hauchte ihre Seele ſo eben aus. — Mit ſo betrübtem Sinn Kirchweih zu ſpielen, war für mich zu ſchwer; mit blutendem Herzen Andere vergnügt zu machen, war mir unmöglich. Ich ging wieder nach Schwallungen und bat meine Kameraden, mich abtreten zu laſſen; allein da unſer Chor nicht ſtark genug beſetzt war, konnten es die Leute nicht zugeben; ich mußte alſo bleiben und muſiciren. — Jede Nacht, wann Feierabend war, ging ich nach Hauſe, um mein todtes Kind zu ſehen. —

Kaum ein halbes Jahr nach dem Tode dieſes Töchterchens ſtarb meine liebe Mutter. —

Auch ich hatte in demſelben Jahre eine Krankheit zu beſtehen, indem ſich zwei Geſchwüre im Halſe ausbildeten, ſo daß ich neun Tage keinen Tropfen Waſſer, geſchweige einen Biſſen genießen konnte, und vor Hunger und Durſt ſelber ſterben zu müſſen glaubte. So ſtarben mir noch drei liebe Kinder, zwei Knaben, wovon der älteſte ein halbes Jahr, der jüngſte ein Vierteljahr, und ein Mädchen von einem halben Jahre. —

So hat immer ein ſchweres Schickſal dem andern die Hand gereicht; und das Sonderbarſte dabei war, daß wann ein Feſt oder ſonſt ein Tag kam, wo ich mir auch, wie Andere, Vergnügen und Erholung erlauben durfte, meiſt Schmerz und Trauer bei mir einkehrten.

Alle traurigen Vorfälle zu erzählen, welche ich erlebt habe, wäre ermüdend und gäbe ein all zu düſtres Bild; ich ſelbſt erinnere mich nicht gern daran; denn das Herz blutet mir jedes mal. Oft, um mein niedergebeugtes Gemüth zu erheben, nahm ich Zuflucht zur Muſik. — Aber weil ich nicht meine eigene Harmonie ſein und meine Klage in die Accorde legen konnte, fand ich nicht völlige Erhebung. Nur die Auflöſung der Accorde träufelte heilenden Balſam in meine Seele. Ich wandte mich zu meiner zweiten Jugendfreundin, zur Poeſie. Und hier fand ich das rechte Mittel, mein Herz zu erheben und aufzuſchwingen in die Gefilde der Glückſeligkeit.

Treu und fleißig wartete ich meines Berufsgeſchäftes und legte Gefühle der Freude und Trauer in ein Lied nieder. Welch ein Himmel in meiner Bruſt, gleich als hätte ſich die Pforte des inneren Friedens in mir aufgeſchloſſen, und ich dürfte in den Werken des unendlichen Gottes ſchwelgen!

Wenn ich gleich aller grammatiſchen Bildung entbehrte, ſo ſchrieb ich doch meine Gedichte in hochdeutſcher Sprache nieder. Mein erſtes Gedicht war über das „Gebet des Herrn", und es folgten ihrer noch viele nach.

Im Jahre 1839 ſandte ich mehrere meiner Gedichte, nicht in der Abſicht, ſie zu veröffentlichen, ſondern nur zu erfahren, wo ich gefehlt, um es künftig beſſer zu machen, an Herrn Dr. Ludwig Storch zu Gotha mit der Bitte, mich doch gefälligſt auf die Fehler aufmerkſam zu machen. Herr Dr. Ludwig Storch erfüllte nicht nur meinen Wunſch, ſondern ließ auch ſogar zwei meiner Gedichte in der „Thuringia" abdrucken. Zugleich empfahl mir Herr Dr. Ludwig Storch Herrn Hofrath Ludwig Bechſtein zu Meiningen mit dem Bemerken, daß dieſer in meiner Nähe wäre und mir gewiß gerne beiſtehen würde. — Freudig benutzte ich die mir ſehr werthe Gelegenheit und fand eine gute Aufnahme. Herr Hofrath Bechſtein gab mir Aufſchluß und Aufmunterung auf alle meine Fragen.

Späterhin verſuchte ich in meiner (der Hennebergiſch-Waſunger) Mundart zu ſchreiben; es wollte mir aber anfangs nicht recht gefallen; die Stoffe wollten ſich nicht gut anwenden laſſen, die Worte kamen mir hart, das Feld der Poeſie zu beſchränkt vor, und die Reimſilben waren gar zu ſchwer zu finden. Mit einigen war es inzwiſchen doch geglückt. Von dieſen mochte Herr Diakonus Meſſert zu Waſungen gehört haben und verlangte ſie von mir. Durch die Güte dieſes Herrn kamen ſie in die Hände des Herrn Profeſſor Brückner zu Meiningen, welcher eins dieſer Gedichte „Mein letzter Wille" in das Meiningiſche Volksblatt abdrucken ließ und mich öffentlich in der Art zu dichten aufmunterte. Und ſo habe ich dem Herrn Professor Brückner alle meine Gedichte nach und nach übergeben.

Ebenſo ſandte ich nun auch Herrn Dr. Ludwig Storch mehrere Gedichte in der hennebergiſchen Mundart, welcher einige davon in den Thüringer Boten abdrucken ließ und mich ebenfalls nicht minder aufmunterte. — Gleiche Freude erfuhr ich vom Herrn Hofrath Ludwig Bechſtein, welcher ebenfalls Wohlgefallen daran gefunden. Er und Herr Profeſſor Brückner haben die zum Druck beſtimmten Gedicht aus meiner Sammlung gewählt.

Ohne die freundliche Aufmunterung dieſer Herren würd ich es nie gewagt haben, öffentlich aufzutreten, und noch heut geſchieht es mit verzagter Scheu.

Deshalb bitte ich herzlich, mir die Herausgabe dieſe Bändchens Gedichte nicht als Eitelkeit auszulegen. Die mi perſönlich kennen, wiſſen ſchon, daß in meiner Seele kei Spur von Eitelkeit iſt. Ich bin ein Schuhmacher, und wer wohl meine Lebenstage ein Schuhmacher bleiben müſſen, o gleich ich es, wie oben ſchon erwähnt, nie gern war. I bin nur ein Naturdichter und kann wenig beurtheilen, meine Gedichte gut oder ſchlecht ſind. Ich ſchreibe ſie ni der, wie ſie mir der Geiſt eingibt. Deshalb ſind alle e durch eine ſtrenge Kritik der genannten Herren gegangen und weit über die Hälfte verworfen worden. Ein Mann, der ſich des Maaßes ſeiner Fähigkeit ſo bewußt iſt, wie ich, und den Kummer und Leiden aller Art ſo ſchwer heimgeſucht haben, wie mich, kann nicht eitel ſein. Meine Herren Gönner glauben, daß durch meine Gedichte manches Herz erfreut werden und mir aus der Herausgabe ein kleiner materieller Vortheil erwachſen dürfte.

Als Anhang habe ich auch einige Gedichte in hochdeutſcher Sprache beigegeben.

Und ſo mögen die Kinder meiner glücklichſten Stunden in die Welt hinausgehen und ſich Freunde erwerben, wenn ſie können! Sie ſind nun nicht mehr mein Eigenthum allein.

Waſungen, im September 1843.

Caspar Neumann.

Gedichte

in

Hennebergiſcher Mundart.

Mein letzter Wille.

An meinen Bruder.

Wie' haet's off Erde wohlgefall'n;
Reiſ' zond uffhi zun Himmelshall'n
Onn ſää zond ſeierlich im Stell'n,
Di', Brueder, noq min letzte Well'n;
Vollführ men bann iq fort wer ſenn
Onn mi Gebei im Gra wörd lenn.

Bann jedes Knösple ſchwelt o lücht,
Onn jedes Leible neu ruis frucht
Om jeden Zweiq im Fell o Wall,
Im Gärte onn off Berz o Thal,
So ſprich: ich ließ ſü herzlich gröeß;
Das ſää ün aber zockerſoeß!

Onn bann ä jedes Mäsle blüet,
Si wonnerſchüe neu Kleid ozie't,
Onn überal, in jeder Flur,
Is neu gepotzt di ganz Natur:
So ſää ün a: ich ließ ſü gröeß.
Sprich's aber ä ſo zockerſöeß!

Onn bann di Schoer der Vögel kömmt,
Uhr wonnerſchöenne Lieder ſtömmt,
So geäſt du hi onn hörſt ün zue
Onn gieſt ün a von mie den Lue;
Sprechſt: iq wär fort, du brächſt ün Daank
Für örn goer wonnerſchöenne Saang.

So groeßt du me di klenſte Thier;
Sü ſenn ju all des Schöpfers Zier!
Vergeß me keins! — ſenn all goer guet;
Der lieb Gott hoet ſü all in Huet.
Der hoet goer gern bas Hä gemacht
Onn hält di Haand drü Taak onn Nacht.

Zur Schniedärn huen ig's gern geſſleä,
Vann ſo vergnügt den Morge frühe
Ä Jedes uisbi lief onn ſprang,
Onn hüſch ſi Morgenliedle ſang.
Den dankſt du a. Die' ſonn ſich frää!
Den Engeln will ig's drobe ſää.

Di Sonn hoet mig a ſehr erqueckt,
Goer ville ſöeße Stonn geſcheckt.
Di is goer treu onn meint's goer guet,
Hoet jeden Morge neue Muet.
Der ſääſt du neäſt. — Ig komm bei ſüe,
Vann ig von doe in Himmel zieä.

Die Abendſonne.

Di Sonn will nu zur Rue a.
Su mueß ju a ühr Rue ha.
Den ganze Taak ſo überal
Mueß ſü beſchi all Berg onn Thal,
Mueß a jed Gräsle uſſerzieä
Onn a jed Blümmle uſſ laeß blüe,
Mueß a jed Beerle zittig mach,
Jed Äpfele onn all die Sach.

Nu will ſü ſich a güetlich thue,
Sich pfleg onn a nu hüſch uisrue.
Doch eh ſü will zur Rue geä,
Läßt ſü uhr Herrlichkeeit erſt ſeä,

Hoet ogezöö uhr Abedkleeid,
Das glinzt von Pracht onn Herrlichkeeit,
Onn glänzt o flammt, bi Gaold onn Fuür;
Di Flamme träbe den Schleier ühr.
Von Wolke wörd's Kleids Saam getröö,
Onn Engel kommen nag gezöö,
Begleite ſüe, bis ſü zur Rue,
Onn möſſe örn Befehl kund thue,
Off den ſchu wart all Weſe frue:
Ob wohl in örner Herrlichkeeit
Sü widder käm im Morgekleeid.
Durch Zeiche, di voll groeßer Pracht,
Wörd's durch di Engel bekaant gemacht.
Ä Schleier, der in Bluet gefärret,
Wörd obe on dem Himmelsrand
Von liebe Engeln uisgeſpant.
Onn ban das Zeiche wörd geſteä,
Do fräät ſich Alles ſchu off ſue,
Onn heißt: Sü kömmt! ſü kömmt morn frue!
Wörd aber ä Trauerflur gehange,
So heißt's: Sü kömmt morn net gegange!

Die Mitternacht.

Kei Bläättle ruiſcht, kei Se'l is wach,
Kei Luftle geat net ſtark noch ſchwach,
Als wöll Gott erſt di Schöpfing mach;
So lehr onn ſtell es überal,
Leit Finſterniß off Berg onn Thal,
Als wär vurhande noch kei Ziet,
Wöll ſich all Element erſt ſchied;
Kei Creatur a noch net laat;
Nar te'i Naicht off der Erde ſchwaat.

Nun fing Gott oh onn ſchüf onn mächt;
Uzealig Werke Hä vür brächt.
Hätt erſt en Himmel di Sternle g'macht,
Daß jed Geſchöpfle ſäg den Pracht,

Bans nis den lange Schlaf erwacht.
Nu hüert me endlich ſtuffewies
Schu hie onn do ä Stömmle lies.
Wür ummer eins öms anner wach,
Wöll ſich uff in der Schöpfung mach,
Onn ſäg ſich öm ſo neu onn treu,
Hätt' vür der groeße Pracht noch Scheu. —
Nu endlich Alles geſchaffe wär,
Hätt' ſich groeß Licht verbreit ömher,
Wärn alle Werke fertig worn,
Onn wär ſchu a der Menſch geborn.

Nu wür ä Jauchze onn ä Frääd,
Ä Jubeln, das di Erd kaum trääät,
Daß Gott der Herre nis Lieb onn Gnoed,
All Werke ſo erſchaffe hoet,
Onn hoet nis Finſterniß gemacht
Ä Welt voll Herrlichkeeit onn Pracht.

Genügſamkeit.

Wi ſehr a armer Mo ſich fräät,
Vans ün moel a guet Träunkle trääät,
Wär's när a Gläsle Apfelwi,
Onn kam a besle Jocker ni!

Der arm Veit laat d'mit oft ſi Herz.
Der arm Mo kaant när Sorg onn Schmerz.
Woll manchmoel a guet Stönnle ha,
Graueck ſi ſchwache Glieder a.

Bei Veite ging's goer ſpärlich zue;
Der arm Mo hatt' goer karge Lue.
Si Lebtag ging's bei ün net flott,
Si Richthum woer ei Rook ei Gott.

Onn bei ſinn Keinnern war's kaum ſo;
Hatt' keins kei eige Näckle oh.
Soll Gretle Veit ä Gängle thue,
Vorgt Liesle Gretle erſt di Schue.

Di Michſt woer Veit ſi Anneſuiß,
Hatt' Kleeider noz vom Vatershuiß.
Zü ſäät: Ă Fra, di lerchearm,
Do mög ſich Gott der Herr erbarm!

Vann trat ä hehrer Feſttaak i,
Kauft Veit ä Besle Apfelwi;
Si Huishaalt ſoll ſich a moel frää,
Soll's Jedem nür ä Träunkle trää.

Moel off di liebe Pfeingſte früe
Warn a gerozt ſi Keinner ſchüe,
Hatt' Jedes oh ä Näckle neu
Onn warn all büſch geſoind derbei.

Dem arme Veit woer allewohl,
Onn Anneſuiß woer fräädevool,
Daß Veit met Ärbet Taak onn Nacht,
Doch a ämoel ſo wiet gebracht.

Nu hoolt ä Tråpſle Apfelwi,
Ü Keinnerle! gät Beeide hi!
Säät Veit, der arm Mo, voller Frääd,
Onn Suiß für Fräädde a ſo ſäät.

Das Liesle nahm das Glas onn ſang,
Das Gretle hopſt onn ſang o ſprang;
Ä Jedes guckt ſi Näckle oh
Onn woll's om allerbeſte loo.

Sü ſprange hi bei Zockerlies,
Di hatt' im ganze Dorf den Pries:
Hatt' nog kei einzig Kerch verſüümt,
Vürn Nachbern all wuer ſü gerühmt.

Der arm Veit haſt oſſs Träunkle ſchue:
Ä Jedes ſoll zu guet ſich thue.
Doch Lie'sle, di das Wiglas träät,
Fält hi, zebrecht das Glaas für Frääd.

Veit will's erſt ſinner Suiß zuproßt,
Doch Gretle kömmt, brengt anner Poſt.
Das jommert Veit onn ſprecht, ja! ja!
Nu wonn me ſich met Waſſer laa.

Die Blume.

Ä Blumme blüet ſtet Ewigkeeit,
Von Manchem net geaicht,
In groeßer, groeßer Herrlichkeeit;
Über glicht kei Königspracht;
Di feinſte, feinſte Edelſtei
Über biete kei Geſicht.
So is di Blumme engelrei,
So rei bi Sonnelicht.

Onn bann ig Taal onn Naicht fort ſäng,
Onn nähm mi Saang kei Enn,
Könt's bis zur höchſte Stuſſe breng,
Daß mes könnt ſchier erkenn,
So hätt' ig doch noch neäſt geſäät;
Ühr Lob is überuis.
Di Engel honn on ühr ä Frääd
Onn biete ühr örn Gruiß.

Vann ſüe á Mo im Bueſe träät,
Met ühr ſich hoet vereint,
Do macht's vür Gott onn Menſche Frääd,
Wörd met ün wohl gemeint.
Onn klüg me ün vürm Richter oh
Argliſtig, bi's oft geät,
Fend im Gericht doch Reecht der Mo,
Wil ſüe zur Sitte ſteät.

Onn bann ä Mo würd heigeſucht,
All Huißkrüz off ün ſchleät,
Si Ärbet onn ſi Fließ net frucht,
Zu Unglöck alles geät,
Onn träät die Blumme in ſinn Herz,
Hoet, bas ſü woll, gethue,
Macht ün ſi Huißkrüz doch kenn Schmerz,
Is doch des Labes frue.

Onn bann ä Mo ä Greeis is worn,
Sonn ün ſi Enkel nähr,
Onn is all Lieb zu ün verlorn,
All Pflichte falle ſchwer,
Ging aber dere Blumme nag
All Ziet onn alle Stonn,
Werd ün ſi Schickſal doch kei Plag;
Ha hoet wiet überwonn.

Onn wür a Fra ſo heigeſucht,
Daß ſüe ä Wittwe wür,
Onn für ühr Keinner Noering brucht,
Fiel ühr doch goer zu ſchwer;
So fend ſü bei der Blumme Roet,
Helſt ühr uis aller Nuet;
Fend a vür Gott onn Menſche Gnoed,
Onn all ühr Sach geät guet.

Onn han än Mo ſi Stönnle ſchlug,
Söll nu von hinne ſcheeid,
Vill Joer än kraanke Körper trug,
Kräänt neäſt bi pure Leeid,
So daß hä wär dem Hiob gliech,
Dörſt offe met ün klää,
Onn möt von allen Frääde ſchwieg:
Di Blumme hölf's doch trää.

So heilſem di guet Blumme is;
Sis aller Blumme Blumm.
Ver ühr nag geät, der ſend gewieß
Des Herre Heiligthum.
Von Engeln wörd ſü gern genaant,
Geloot, gebenedeit,
Di Tugend uis dem Himmelslaand.
Sü is vom Herrn geweiht.

Der Herbſt.

Di Ziet vergeät’a när ă ſo!
Kaum war's, als ging der Früeling oh,
So nimt all Frääd ſchu widder ab;
Das Laaub fält ſchu von Beime ra.

Kei Blümmle blüet off Wieſe mie'e;
Mi ſieät droff rö̈mm den Herte zieă;
Onn all di Pracht off Flur o Beet
Is fort, onn überal wörd's öd.

Bu jue noz ſo ă Blümmle blüet,
So ſteät's, als bau's wär matt onn müed
Onn wöll nu fort, wöll a zuer Rue,
Hätt an dem Staat ſinn Theil gethue.

Der Sturch, der Aalt onn Jaung erfräät,
Hoet a ſchu ſi Adje geſäät.
Di Waichtel ſäät: Behüet dig Gott!
Gehaat euch wohl! — Behüet ons Gott!

Bu när ä Summervögele woer,
Das nahm Adje bis übers Joer.
All Fräade ſenn dehi geſchwonn,
Onn all di ſchöenne, ſchöenne Stonn.

Es werd nu doch a widder ſchüe;
Di guet Sonn kömmt nu nimme's früe;
Nu koon me ſich hüſch uisgerne
Onn guetlich a derzu gethue.

Es ſenn all Köch' onn Keeler vool;
Word än ëms Herz ſo allewohl.
Di Öie ſenn gevozt onn rich;
All Kieſt onn Kaaſte ſolle ſich.

Kleng klang, kleng klang geät's nue in Schörn;
Das is goer ſehr hüſch ozuhörn.
Onn goer tacktmäßig Schlaak für Schlaak,
Di Öhlmölln ärbet Naicht onn Taak.

Onn überal, off Trift onn Thal,
Is Laub geſträät ſo quiete gaal;
Di Buche, di ball blues ſall ſteä,
Läßt erſt im ruete Kleeid ſich ſeä.

Onn überal kommt her nog Frääd.
Von Kermes wörd raindröm geſäät;
Es fräät ä Jedes ſich ju druff:
Mi hüert di liebe Keinner ruff:

Sallſt due dann a ä ſo bi ig
Di Kermes ä neu Kleeidle krieg?
Das anner ſprecht: So guet bi due!
Mins is ju ogemeſſe ſchue!

Chreskeinle kömmt, will a beſcheer,
Will laeß kei einzig Beimle leer,
Hängt Lichterle dro, ſo bi di Stern,
Onn zockere Woer o Mannelkern.

Chreskeinle git nog Allerhand,
On bas när git is alls ſchörmant.
Neujoer will a den Keinnern ga,
Daß ſue ä mächtig Frääd ſonn ha.

Der Frühling

Wi es ſo goer büſch off der Welt
Bann ſich di Sonn zu än geſellt!
Di meint's met jedem Deingle guet,
Wärmt jedes Säſtle, jedes Bluet,
Brengt Jedem ei neu Kleeidle mit,
Onn bann ſü a kei Deink dröm bit;
Keins dörf a bi das anner ſeä;
Jed Deingle mueß gepozt do ſteä,
In allerhand goer ſchöenne Farre;
Mi ſtaint, mi wörd ſo ball ä Narre.

Ä jedes Wörmle fräät ſich nue,
Onn a jed Käſerle wörd frue:
Sü gröeße ſich goer büſch änand

On weſſe Neues allerhand.
Di Vögele ſenge druff onn dri,
Daß me net koon dehem gebli.
Das will di guet Sonn abe ha,
Mi ſall a ſeä, bas ſü gega.
Ä jedes Thierle föettert ſüe
Onn richt ün oh all' Morge früe;
Onn wärn der Thierle noq ſo vill,
Eßt doch ä Jedes bas när will;
Onn dörfe beigeä bann ſü wonn;
Sü kenne ſchu di guete Sonn.
Vann ſü ühr Tääwerk nu gethue,
Naq ſall ä Jedes a uisrue;
Do läſcht di Sonn ühr Lichter uis;
Gleich ielt ä Jedes in ſi Huiß.
Onn leet ſich hüſch ſchlaff ohne Sorge.
Verſchläfft ſich Keins; es weckt om Morge
Di guet Sonn jedes Thierle uff;
Do dörf a keins dem annern ruff.
Sü brönnt ün a Naichtlichterle oh;
Do haett ſü a ühr Frääd nu dro.
Ä Groeßes onn goer ville Klenne;

Di Zahl is beinoe net zu nenne.
Das Groeß kömmt zu gewiſſe Ziete,
Onn lücht än oh, bi pure Friede.
Di Klenne komme ugewieß,
Sparn aber doch dobei kenn Fließ.
Sü käme gern all Naicht im Joer;
När mannichmoel honn ſü Gefoer;
Vann obe Die om Himmel ſpiele
Met Füür onn a met Duinerkiele,
Do honn di Lichterle fort zuiele.
Do obe ſenn goer ſtrenge Männer,
Senn zornig ſehr bi je när Enner;
Di ſenn goer oft net zu begüete
Vann ſüe ömber on Himmel wüete.
Do lob ig di Naichtlichterle drömm,
Daß ſue fortgeän. Di ſenn goer ſchlömm!
Do wür von Allen net eins geſchuent;
Nag hätt' di guet Sonn ju gefruent.

Lob des braven Mannes

Wohlo! Wohlo! du braver Mo!
Es rühmt onn prießt dig ber när ko.
Du haeſt ä goer ä guet Gemüet;
Mi fräät ſich bann me dig när ſteät.

Wohlo! wohlo! du braver Mo!
Es wünſcht die ber gewünſch när ko,
Daß di der liebe Gott mög ga,
Off Erde ä lang Laabe a.

Wohlo, wohlo! du braver Mo!
Geſundheit! — komm, ſtoeß mettes oh!
Geſundheit! — komm, du Menſchefreund!
Der's guet met alle Menſche meint.

Du haeſt ſchu Guetes vill gethue;
Verdient ſchu ville Gotteslue.
Erhabe is di Ogeſicht,
Bi das lieberze Sonnelicht.

Bann önner Brüeder Zwietracht kam,
Uhr Bruederlieb än Enn woll nahm,
Onn ſich woll Herz von Herze ſchied;
Do macht'ſt du braver Mo än Fried.

Bann woer verleumd't ä gueter Mo,
Daß me ün ſag für'n Büeſe ob,
Leeſt due ſi Uſchuild hell o kloer
On Taak, daß met ün Friede woer.

Bann Waiſe warn in groeßer Nuet,
Bedrängt a Wittwe bis offs Bluet,
Onn ville Arme müed geweint,
Do gaaſt du Trueſt, du Menſchefreund!

Onn bann me hatt å ſchwerre Ziet,
Groeß Thüering on dobei Ufried,
So tröeſt du a jed arm, ſchwach Herz,
Daß a ertrug ſi Nuet onn Schmerz.

Den Sönnern haeſt du oft gewoert,
Daß ſüe ſich a zum Herrn bekoert,
Daß net ühr arme Se'l verlorn,
Onn ſüe dereinſt ſenn uiderkorn.

Ver zweifelt, daß me ewig laat
Onn naz ſinn Tued vür Gott mößt traat,
To kamſt du met dinn ſtarke Glaau
Onn ſäſt: daß me den Herrn mößt ſchaau.

Geſundheit! braver, gueter Mo!
Geſundheit! — komm, ſtoeß met ons oh!
Komm her! du herze guet Gemüet!
Mi fräät ſich bann me dig när ſieät.

Mähderlied.

Zond hoet di lie Glack Eins geſchlöö.
Nu ſenn di Mähder ogezöö,
Gegört onn fertig uisgerüſt;
Di Senſe ſcharf, di blinkt onn gliſt.

Gleich überal do pöchert's lies
On Fenſtern; das ühr Ruſſe is.
Sü wonn kei Fra net mainter mach,
Tröm pöchern ſü on Fenſtern ſchwach.

Onn bann a is nog Metternaicht,
Wörd ſig doch frieſch ons Werk gemacht.
Di guete Männer kenne ſchue,
Vi me gewieß den Hieb mueß thue.

Onn woll me die ganz Aau uisgeä,
So ſäg me doch kenn Mähder ſteä;
När ſaaſt Geruiſch ömher im Gras;
Mi hüert ſo dro ſinn wahre Spaaß.

Hüert net ä moel ä Trettle thue
Di Männer, geän doch ummer zue,
Onn ſörn dobei a kei Geſchwäz;
Mi hüert ſü när di Senſe wetz.

Kommt aber erſt der Morg iher,
Wörd all's ei Luiſt onn Frääd ömher;
Do ſeän ſü ſich onn ruſſe ſich
Onn meines goer zu brüederlich.

Onn bann di Sonn di Berg obliemt;
Honn ſüe üihr Früeſtöck ſchu verdient;
Schmeckts Stöckle Kääs onn Buitterbrued
Onn d's Gläsle Bier bi Zocker guet.

Übr Frauwe ſchwenzeln öm ſü röm
Onn lächeln, reche Mahde öm,
Leſ't Jede fliſſig Küümel uis
Onn träät än hei offs Brued ins Huiß.

Di Männer hüert me goer hüſch bitt:
Ü Frauwe, kommt! trenkt a moel mit!
Onn bann ſü's wonn uis Schaam net thue,
So ſonn ſü doch Beſcheid när thue.

Onn bann gelackt di Sonn den Thaau,
Wonn nue di Senſe nimme haau;
Do ſetzt ſich jeder Mo hüſch hi
Onn dengelt goer zu ſein erſt ſi.

Gottstauſend! nu gät's nog es guet;
Ömſuiſt kei Mo kei Heäble thuet;
Mäht ſich goer kahl onn goer zu gliech,
Daß me ſäg droff à Wörmle krüch.

Onn will di Mettääsſonn ſü brönn,
Do mache ſü der Moed än Enn.
Geät Jeder hei nu in ſi Huiß,
Onn ruet ſich erſt ſi Stönnle uis.

Ruet när, ü guete Männer, zue!
Laßt euch bekomm när wohl di Rue!
Dann, bann di guet Sonn fort will geä,
Do mößt ü ju ſchu widder meä.

Die Blumenfreundin und ihr Nelkenbeet.

Heiter! heiter!
Über heiter
Is mi Herz onn ganz Gemüet,
Wil mi Neelgebeetle blüet,
Schillert, flimmt onn flammt o glüet!
Prächtig! prächtig! über prächtig
Is mi Neelgebeetle mächtig.
Flamme onn Straelle,
Di ſich maelle
Ächt bi Bluet,
Carmeſt onn rueſeruet,
Flammig bi di Apfelblüet

Onn als bann Carfaunkel glüet.
Onn a goer zu köſtlich, mächtig,
Rücht's ſo ſoeß onn goer zu prächtig,
Bi Gewörz onn Annanas.
Will met Wohlgeruch noch praß
Truff onn dri,
Onn ſall a nog überbli;
Ver nar kommt, onn ber will ba,
Dem will's rüch goer freundlich ga;
Jedem Mo
Nar ä ſo:
Sall all Herze laa ſich dro.
Fraad off Fräad! über Fräad,
Di all Richthum net weck wäät.
Mich ins blüewies Bettle träät.
Macht mich goer zu mächtig frue;
Brengt mig büſch zur ſöeße Rue.
Wiegt mig a nog i derzue.
Onn bann ig vom Schlaf erwach,
Moelt vür mie mi Beet ſich nag;
Sien di Pracht vür Aauge ſteä,
Sien jed Neelge wieg onn weä,

Sien ſü uff onn nieder geä,
Goer zu licht onn goer zu ſchüe
In dem ſchöenne Morgegrüe. —
Gleich gieäe ig voll Frääde hi,
Gröeß mi Beetle druff onn dri,
Möcht ä ſo derbei gebli.
Onn die freundlich Morgeſonn
Macht mi gröeßer nog di Wonn,
Lücht onn lacht mi Beetle oh
Onn rücht a moel herzlich dro;
Pozt dofür mi Beetle ſo,
Daß jed Flämmle lücht onn blend,
Daß mes kaum für Staat nog kennt.
Aber a den Sontigfrüe
Soll mi Schleierbueſe glüe,
Met än Strüßle wonnerſchüe,
Das ſich ſprengelt ächt bi Bluet,
Carmeſt= onn rueſeruet,
Flammig bi di Apfelblüet
Onn als bann Carfaunkel glüet,
Daß bann mi Herzlibſter kömmt
Onn den Liebesgruiß oſtömmt.

Sall ha eneglich ſich frää,
Will iz ün goer herzlich ſää:
Komm, mi Libſter, komm met mie!
Mach di a ä Strüßle ſchüe.

Gruß an den Frühling.

Willkomm, du liber, ſchöenner Gaaſt!
Du biſt goer lang net do gewaaſt;
Du haeſt ån jedem Herz gefahlt,
Mi hoet all Tää onn Stonn gezahlt.

Ei! ei! nu biſt du, Libſter, komme,
Haeſt Alles freundlich igenomme;
Frääſt jeglich Herz ſo überal,
Jed Fläänzle off all Berg o Thal.

Was biſt du für a ſchöenner Mo!
Haeſt goer zu prächtig Kleeider oh;
Hängſt voller Orde, voller Stern;
Mi ſteät dig ſo von Herze gern.

Ach! es höpft Alles öm dig her
Onn will dig Alles pries onn ehr,
Es fräät ſich Alles eneglich,
Daß du's ſo vozt goer köneglich.

Du moeßt der Allerbeſt doch ſei,
Der Allerrichſt a noch derbei.
Du kömſt onn brengſt ons alle Joer,
Goer vill onn köſtlich, prächtig Woer.

Met die es aber übernis!
Wu haeſt du dann di Hof o Huiß?
Laeß mig doch a moel met di geä,
Laeß mig di Richthum a moel seä.

Du haeſt ſchu goer zu vill gega,
Goer vill! goer vill! brengſt ümmer ra,
So aalt di Welt is bis off hüüt.
Im Himmel ſenn goer guete Lüüt.

Ach, bann me dig von fern ſchu ſleät
Wörd neu onn än das ganz Gemüet,
Ach, bli nu aber, Schöenner, doe!
Wonn die à regt hüſch Zelt uffſchloe.

Es ſagt's ein Greis.

Bis das gewünſcht Ziel is erronn,
Haſt ſteäts der Menſch off Ziet onn Stonn;
Weiß net, daß goer zu ſchnell hergeän
Di Ziete, di nog vür ün ſteän.

Met Schmerze, bi ig Jüngling woer,
Haſt ig off ferne Ziet' onn Joer;
Ig woll gern ſei den Männern gliech,
Wil doch ä Jüngling ſteäts mueß ſchwieg.

Onn bi's zu dem Ziel woer gekomme,
Daß ig von Männern uffgenomme,
Hatt' ig im Herze nog kei Rue,
Onn wünſcht offs Neu nog ümmer zue.

Onn ſo verginge all mi Tää.
Ja, ig mögt's überluit beklää.
Mi Haabe wöll ig all dröm ga,
Vann ig könnt nog ämoel gelaa.

Mie es, als ſtün ig offer Hüe
Onn ſäg di Blumme all verblüe,
Vu ig verbei; kei agebrache,
Onn a net eimoel dro gerache.

Vei kenner Frääd ſig net verwielt;
Schnell ümmer när verbei geielt.
Onn ſo is nu mi Laabesreiſ',
Ä Werk voll pure Müh' o Schweiß.

Ig will, als Greis, nog das uisſää:
Der Menſch moeß ſig des Laabes frää,
Onn dörf net morre, zörn onn klää;
Nag koon hä licht ſi Laſt geträä.

Onn du me iin zu Fräädc weinkt,
Onn du me ſpielt, onn du me ſeingt,
Do mueß dä erſt ä beßle wiel,
Onn ſig ergetz om Saang o Spiel.

Das Trömmelchen.

Di Wittwe Lies ga allemoel
Örn Hänsle zum Neujoer
Zwä Sechſer Geeld onn ſäät dobei:
Due moeſt die's aber ſpoer.

So hatt ſig Hänsle nag onn nag
Å Sümmle ſchu geſpoert,
Onn in ä lederre Büütele
Goer guet ſig uffbewoert.

Es woer ä Mart im nächſte Ort.
Do lief frue Hänsle hi.
Si Moitter erſt zwä Tää devür
Ins Grab me trug nishi.

Nu konnt lie Hänsle bi hä woll.
O, Sümmle, guete Naicht!
Lie Hänsle is nu vogelfrei;
Für ün kei Moitter wacht.

Häns ſpeculiert den ganze Mart
All' Buide fliſſig uis
Onn ſucht, bas ün an Herze hing,
Ä Trömmele ſich ruis.

Kaum trug's ün ä Schook Pfeffernöß,
Onn kaum ä Poer Ruißi.
Das Trömmele woer zu thüer gekauft;
Si Sechſer warn dehi.

Nu trommelt Hänsle druff onn dri
Goer mächtig, Schlää off Schlää;
Onn eh lie Hänsle ſich's verſag,
Woer d's Felliche äzwää.

Ach, Trömmele, du warſt zu thüer!
Hätt' ig mi Sechſer nog!
Rief Hänsle; ann ſi Ellböö guckt
Im Ärmel durch ä Looch.

Nu reut's lie Hänsle mächtig ſehr,
Hä woll ſig kaum laeß ſeä.
Hä woeßt nu guet, daß hä bi erſt
Oms Stöckle Brued moeßt geä.

Im ganze Dorf ging das Gerücht
Vom Huiß zu Huiß gleich röm,
Daß Hänsle ſo än Streeich geſpielt;
Es wuer fürs Hänsle ſchlömm.

Kei Menſch Häns Hömm onn Jäckle ga
Onn a kei Stöckle Brued;
Fleät a lie Hänsle nog es ſehr;
Kei Nachber woer ün guet.

Es wuer öms Händsle bodelues,
Hä woeßt kenns Liebes Raet,
Daß hä hatt ömm ſi Trömmele
Verlorn all Nachbers Gnoed.

Vu Händsle arme Lüüt otraf,
Getauft od'r ungetauft,
So ſääte: Ach, ü hatt wohl a
A Trommel zu thüer gekauft!

Frühlingsfreuden der Kinder.

1.

Ach! bi lücht freundlich ri
Lieblicher Sonneſchi,
Löckert ſed Zweigle ruis,
Frääd es doch überuis.

Nu kömmt ons frölich Ziet,
Daß Keins dehem mi bliet.
Jughe! nu ſengt onn ſprengt!
Jughe! nu ſprengt onn ſengt!

Überal lücht's onn frücht's,
Überal blüet's onn rücht's;
Gärte onn Feeld o Waald,
Alles hoet neu Geſtaalt.

Uiebi offs blummig Grüe
Wonn me met Frääde zieä
In di groeß Wonn onn Pracht,
Di ons der Frueling macht.

Hoppſaſa! ſengt onn ſprengt,
Daß in di Lufte klengt!
Fraad is ons uſſgethue;
Keinner, mi ſpiele nue!

2.

Heiſa! von Frue bis Naicht,
Word ſich vergnügt gemacht;
Wie wonn ons täglich gröeß
Herzlich ſo zockerſöeß.

Duiße off freie Laand
Reiche mi Haand in Haand,
Taanze goer frue derbei,
Ringele ringelreih. —

Vögele allerhand
Kame uis ferne Laand,
Senn über's Meer geflöö
Onn her zu ons gezöö.

Überal, überal
Tönt ſchu ühr Saang o Schaal;
Jedem ſi Herzle lacht,
Daß ſich's ſo köſtlich macht.

Möcke im Lüfte ſchwömmt;
Worm onn jed Thierle kömmt.
Aigeln all' in di Pracht,
Di der guet Früeling macht.

Bienerle überal
Spiele in groeßer Zahl;
Bu när ä Blümmle lücht,
Dreff römm ä Thierle krücht.

Uberal, uberal
Es all's ei Saang o Schaal;
Überal lücht's onn krücht's,
Überal blüet's onn rucht's.

An den Mond.

Kömmiſt amoel, du Himmelslicht,
Das do obe ömher ſchlicht;
Welſt du die moel Kunde hol,
Welſt die ſöll all Täſche vool,
Hei nag in di Hüißle trää
Onn dinn ganze Huißhaalt ſää?

Vann du kömmiſt do biſt du klei,
Onn geäſt vool onn feiſt doch hei;
Dörftig kömmiſt du widder ſo,
Geäſt hei als å richer Mo;
Haeſt ſchwer, moßt off Berge rue.
Haeſt dem Guete zu vill gethue?

Ummer ſchlichſt du obe hi,
Seäſt das honne di Lüüt wonn tri:
Alles haeſt du in der Aicht;
Speculierſt di ganze Naicht.
Doch du ſäſt nog neäſt dervo,
Biſt fürwahr å verſchwegner Mo!

Breng ämoel di Nachber mit,
Bannſer in din Durf dort git.
Kömmſt når ümmer å moitterlei,
Onn geäſt ſo a widder hei.
D' hältſt's wohl heimlich, machſt's Kem wies,
Daß di Frääd allei di is;
Bann du hei kömmſt, is Begehr;
Galt! nag trate fü ömm dig her
Onn wonn ball å Narre wer,
Bann du Neuigkeeit än ſääſt,
Di du von der Erd hi trääſt. —

Oder welſt du deshalb komm,
Welſt di Äirtle wiet nuis ſchlomm,
Machſt di Sach ä besle ſchlau,
Welſt die ä neu Erde bau;
Obſelvierſt all Thoen onn Mache,
All di Werke, all di Sache,
Daß du wörſt der Herre dort
In din neugemachte Ort? —

Oder biſt du goer geſandt,
Sallſt off Erde Allerhand
Uisträä onn zu Poſte breng,
Von der Erd all Sach o Deing,
Daß bann ons Lüüt komme hi,
Üe ſü könnt vüruis beſchri?

Ach ne! do biſt du zu guet,
Biſt fürwahr ä ehrlich Bluet!
Kömmſt när her onn welſt än lücht,
Wann me geät onn Manches ſücht.
Welſt än a zum Friede wies,
Was di Element när is.

Galt, ig huen aweck di Sach?
Ig weiß, das due mich welſt mach.
Due ſtelſt dig als Veld ons her,
Mi ſall im Guete ſtärker wer;
Deshalb kömmſt du all'moel klei
Onn geäſt grueß onn rig nach hei.

Das Chriſtfeſt.

Groeß Feier is onn Herrlichkeeit
In alle Lanne wiet onn breeit.
Di Pauke töne hooch onn hehr
Dem Himmelskindelein zu Ehr.

Di Erde feiert ſelbeer mit
On pozt ſich, Himmelspracht ſü bit,
Ä Kleeid von Duſt ſo ſchleierwies,
Das überköſtlich feſtlich is.

Onn bu när ſteät ä Gotteshuiß,
Wu d's Kindleins Nom, hallt übernis
Voll Ondacht hehrer Lobgeſaang,
Als hüert me Engelslieder Klaang.

Vu när des Kindleins Nome wohnt,
Onn bu ſi göttlich Lehr när thront,
Do is jed Herz als bi worn neu
Onn bi von allem Erthum frei.

Wil's hoet off Erde Fried gemacht
Onn Heil der Erde hoet gebracht,
Hoet des Erzfeindes Reich zerſtuert
Onn d's Himmelreich do igefuert.

Es jauchzt onn jubelt allerwärts,
Vu d's Kindleins Nom, jed Menſcheherz.
Das Kindlein hoet Geſcheenk gega,
Vom Himmelsgarte bracht mit ra.

Hoet kei Perſone ogeſteä,
Ga Jedem gern uis Herzes Lie;
Söll's Lieble in der Wiege ſei,
So hätt's doch a ſinn Theil derbei.

Aufruhr der Wochentage.

Der Muentig ging di Wache oh
Onn ſäät: Nu halt euch tapfer dro!
Der Sontig will ä Täänzle hall,
Mi möſſe ſpoer, das merkt büſch all!

Do ſäät der Deinſtig vom Fenſter ra
Der will när ümmer ä Täänzle ha!
Onn due! — das is ſo a di Sach!
Do koenſt du a ä Schläſle g'mach!

Mi möſſe ſchu di ville Joer
När ümmer ärbet, immer ſpoer;
Onn will me a moel äbbes ha,
Do wißt me ons goer ſpärlich ab.

Der Metwach trat goer vür di Thüer
Onn ließ ſi Wuert vür Allen hüer,
Säät: Nachber! nammt nu mig erſt oh!
Mig kriegt me erſt regt ſchlau nog dro.

Hoet Sontig geſchwelgt, onn Muentig ſchlief,
Der Deinſtig a gaſſate lief,
Nag heißt's: Allo! Metwoche nue!
Du moeßt hüüt ä groeß Ärbet thue!

Will ig ämoel ins Bierhuiß geä,
Heitß's gleich: der Mo koon net beſteä!
Onn mueß mig überal laeß nenn;
Mi ſchaamt ſig, mög ſich kaum laeß kenn.

Der Duinnerſtig nog's ärger macht,
Woer ungeheuer uffgebracht,
Zankt, morret onn woer bües goer ſehr,
Onn ſäät: Bei mie is Alles leer!

Der Sontig will gaſſate geä,
Will a nog ſtaalz onn nett uisſeä!
Dem is goer oft ſi Kleeid net regt,
Mie träät's ä liene Räckle ſchlegt.

Der Muentig will a ömher ſchwänz,
Hoet neäſt im Senn als när fuillenz.
Vann Sontig ä Bräckle überläeßt,
Do git bä's dem, dem ſchmeckt's öffs beſt.

Ig koon a ſo zu neäſt gekomm!
Mögt all mi Ärbet bi geſchlomm!
Ig ärbet Taak onn Naicht onn Taak
När ümmer on dem Beetelſaak.

Der Frittig ließ den Duinnerſtig ruff
Onn ſäät: Ach! Nachber hüer doch uff!
Hüer när ä moel bi ig's mueß mach,
Ig huen fürwahr di ſchwerreſt Sach!

Mueß alle Morge für Tää uſſteä,
Mueß pünktlich in di Früekerch geä,
Onn koon dobei — mig ärgert's ſehr —
Mig kaum der Ärbet nog erwehr.

Vall Sontig will ä Räckle ha,
Vall Hoſe, Hömm onn Schmiedle a.
Ig huen kei Rue on jedem Ort,
Mi plagt, torbiert mig ümmerfort.

Onn dann ig will di Rechning ſchri,
Sprecht hä: Ig könnt debem gebli!
Hä brucht hüüt witters a ſi Geeld,
Möeßt doe onn dort hi über Feeld.

So geät's di liebe lange Joer;
Wërd aalt onn koon ſig neäſt geſpoer;
Onn will me ä hüſch Kleeid moel ha,
Heißt's gleich: Due! due! behelf dig a.

Sonnabe zum Nachber Frittig ging,
Säät: Wößt ig när bas ig ofing!
Ig bien der Deinge lang ſchu ſaat,
Ig wer fürwahr zum Narrn gehaat.

Mueß ei Mo dro ſei, mueß ig dro,
Huen net ämoel „Ha Daank“ dervo.
Summarie, ſo all di Sach
Mueß Jedem ich erſt fertig mach.

Onn dobei wer ig agericht,
Mueß Glacke lüüt, mueß in di Bicht;
Onn eh di lie Sonn will uffgeä,
Mueß ig ſchu an der Ärbet ſteä.

Onn bann ig deenk, ig hätt' mi Sach
Ball fertig, bas ig huen ſöll mach,
Do kömmt ball Der onn Denner her
Onn will offs Neu mig a nog ſcheer.

Es naicht, onn huen mig agehärmt,
Do word oñ mig gezankt, geſtörmt,
Do ſall ig ſcheuer, wäſch onn mach,
In Ordning breng nog all di Sach.

Kenn Heller Geeld mie's oftmoels trääät;
Das is fürwahr kei Lüg geſäät.
Mueß goer a nog dem Sontig dieñ,
Mueß offbli bis den Morge früe.

U Nachber, hüert! has macht me doe?
Mi wölle ſig zuſomme ſchloe,
Söll Jeder a ken Fenger rühr,
Nag köönt der Sontig Staat geführ.

Noch fern vom Ziel.

Ig forſcht ſo gern von Juged uff,
Sag gern zum gliſſinge Sternerle nuff;
Daicht vill nag über Gott dem Herrn
Onn ſag ſi goer ſchüe Welt ſo gern.

Moel off än Berg der Vollmaen ruet,
Onn luckt ſo ſtell onn meint's ſo guet,
A öm ün röm lei Sternle kläät;
Do hatt ig drü ä mächtig Frääd.

Ig hatt den Maen ſchu vill geſſeä,
Nür aber klei onn in der Hüe.
Ig daicht, hä wär nu in der Neä,
Onn woll do alles regt nieſeä.

Kenn Augenblick wuer ſich gewielt,
Uffbi zum ſchöenne Maen geielt;
Met Hänne woll ig ün ofaß
Onn eh'r net widder önnerlaeß
Bis ig das Räätſel haet geloeßt,
Buvo me off der Erde koeßt. —
Onn eh ig kaum den Beerk nuff kam,
Moeßt ig mich vür me ſelber ſchaam,
Daß ig woll uisdreiſch off der Welt,
Was Gott der Herre für ſig behält.

Der goer ſchüe Vollmaen woer ſo wiet,
Bu kei Gedaank mich is onn Ziet,
Bu nie ä Menſche-Huuch wörd weän,
Onn wörd kei Uffferſtehing ſenn.
Ig ga me ſelber den Beſcheid:
So es met der Vollkommeheeit.

Der Feierabend.

Wi hüſch das Abendgläckle lütt,
Das für di Müede Rue bedütt.
Nu trüeſt di Herz, du müeder Mo!
Di Rueſtönnle fängt nu ob.

Du haeſt di Ärbet nu gethue,
Onn ſallſt nu reichlich a uisrue,
Erqueck di muede Glieder a
Onn a dinn Herze Labing ga.

Nu lacht dig a di Fräile oh
Onn ſprecht: komm iß, du lieber Mo!
G'ſegn' der Herr di Abedbrued
Onn laeß die's ſchmeck von Herze quet!

Onn d's Jäüngle pfüſſt, das Mägle ſengt,
Onn d's Jäüngle höpft, das Mägle ſprengt,
Onn uis der Wiege aigelt hi
Un Engele noz obedri.

Di Moitter lächelt a derzue,
Onn werd im ganze Huishaalt frue.
Es fräät ſich Jedes, das när laat
Onn in dem ſoeße Friede ſchwaat.

Gelt, müeder Mo, nu biſt du rich
Onn frääſt dig ſo herzeneglich?
Ja, der ſi Ärbet hoet gethue,
Der darf nu a met Frääde rue.

Ein Geſicht.

Iz huen dru Taat onn Naicht geſonn,
Wi ſo vergänglich jede Stonn,
Wi nichtiz is all Menſche Labe,
Wi Mühe onn Plag än ſteäts ömſchwabe,
Wi's oft dem Guete übel geät,
Der Bües oft grueß im Wohlſtann ſteät;
Glöckſeeliz ſall der Menſch doch ſei,
Onn würd kaum Muh onn Sorge frei.
So huen iz's tauſendmoel durchdaicht
Vom Morge ob bis in di Naicht,
Huen doch zuletzt neäſt ruisgebracht.

To fiel mie freilich a der Muet;
Taicht nimme nag, bi's ging, war's guet. —
Moel Naichts hieß mig von Schlaaf uffſteä
Än Engel, ig ſöll met ün geä,
Bunag ig hätt ſchu lang geſonn,
Wöll hä mie zeig in änner Stonn.
Do buen ig mig net lang bedaicht,
Gleich met dem Engel fort gemacht.
Hä meint's met mie goer herzlich guet;
Das macht mie mächtig ſtarke Muet.
Hä ſuert mig off den Wolke hi
Onn ſäät: ig ſoll hüſch ruhig bli.
Off eimoel tronn der Wolkehimmel.
To huert me Lärme onn Gewimmel.
Zur Erde hieß hä mig nu ſchaau;
To ſchaaut ig na; di glänzt von Thaau.
To woer ä Triebe, Thoen onn Geän;
Woer wonnerlich mit ozuſeän.
Mi ſager Gott än Opfer breng
Onn huerter Morgelieder ſeng,
A Fromme lage off örn Knieje
Onn bette; ach! das ſag ſo ſchüe.

All Schickſal, Sach onn all Gewaalt,
Warn mie do regt vürs Aaug geſtaalt.
Dort woer ä Luiſtberkeeit onn Labe;
Do wuer än einzger Suh begrabe,
Do ſeufzt onn weint me betterlich;
Onn nabet dro, do fräät me ſich.
Morn ſoll ä Brüütpoer wer getraut;
Hüüt wuer des Brütgems Sarg gebaut.
Vu erſt ä König hatt gewohnt,
Der grueß als bi ä Gott gethront,
Do machte off der Vurgrui
Di arme Lüüt ühr Äckerle hi.
Voll Frääd ſollt ſig ä Wolluſtzecher
Met Gift, zum balle Tued, den Becher.
Dort ga ä Heuchler melle Gabe
Onn ſchlang dobei ſins Nachbers Haabe.
Do huert me Eid onn Treue brech
Onn weiſe Männer ernſt drü ſprech.
Dort lag ä Staadt im Äſchehauſe:
Do hiel me Noet öm ei zu taufe.
Dort ging's met Kuitſche onn Careäte;
Do kame Arme, di oſleäte

Öms Stöckle Brued, für Gotteslue;
Warn kraank onn konnte neäſt gethue.
Dort freg ä Greis durch Gaß onn Straeſſe
Onn jommert, ſeufzt, woer ganz verlaeße,
All Hoffning woer von ün geflöö,
Si Keinner längſt zu Gra getröö.
Do lage Waiſe off än Gra
Onn rieſe zu örn Vater na,
Der ruet in ſinner küele Gruft,
Word ſtell ömſchwaat von Juededuft.
Mi ſager a im Kerker ſchmaicht,
Di warn von aller Welt veraicht,
Onn truge Uſchuild doch im Herze;
Den brache ball ühr Herz für Schmerze.
Do wuer ä groeßer Proceß geſchlicht,
Onn dort än armer Sönner gericht.
Goer Ville ſag me ogeſpannt
Im Krüzkarn bis zum Grabesrand.
Der hatt ſinn Abgott on dem Gell,
An Annerer on ville Fell.
Dort wuer än Haab onn Guet genomme
Onn woer on Betelſtaab gekomme;

Än Annrer, der ä Beetler woer,
Schwang ſig als richer Mo empor.
Mi fuert vill Völker a zur Schlaicht;
Di kämpfte ſig met großer Maicht,
Onn ga von Menſchebluet ä Meer,
Vill Lichnam, di verſtömpelt ſehr,
Groeß Helde hatte örn Lued gefonne
Öms Vaterlaand in Kampfesſtonne.
Das huert onn ſag ig alles mit oh;
Ig zweifelt, ob's gerecht woer, dro.
Do huen ig bei mie ſelber gedaicht,
Bröm, Engel, wörd när das gemacht?
Due rüffil mig a nog uff derzue,
Daß ig ſall ſeä, bas wuerd gethue:
Di Erd ä Jommerthal när is,
Onn ſall doch ſei ä Paradies.
Das markt der Engel nue on mie,
Onn ſäät. nu wonn mi witters zieä.
Es ging fort, mächtig hooch uffbi;
Schier hätt' ich mögt zuröck gebli;
Dann ig hatt' kenn Begrieſ dervo,
Onn kam mig a än Ehrfurcht oh.

Ach, Engel! ſenn mi ball on Ziel?
Froigt ig, der Week wörd mie zu ſtiel.
Ig ſag kei Erd onn Wölkle mieh,
Onn ümmer moßt ig ün naggieä.
Hä ſäät: mi wonn vürn Gott der Ziet,
Der thront von doe nu nimme wiet.

Ach Gott! den Pracht! ig ſag ä Licht
Vom Wieten. Bleeich wuer mi Geſicht.
Der Engel ſag mig freundlich oh;
Do wuer ig widder ſtark dervo.
Ig ſtinn onn ſtaint. Ach Gott! den Pracht!
Es wuer ä Harmonie gemacht,
Desgliche ig nog net gehüert;
Off Erd wörd ſo kei uffgefüert.
Ig wuer ganz Erdeſorge frei,
Onn woer doch nog net noh derbei.
Nu warn me vür dem Gott der Ziet.
Öm den war's heilig, pure Fried.
Do woer kei Spur von Plag onn Qual,
Kei Mißgeſchiek onn hart Schickſal;
Der Engel nant's den Himmelsſaal.

Off gölle Saite, hehr onn prächtig,
Der Gott ſpielt, goer zu köſtlich, mächtig.
Ig ſtinn onn ſtaint, vernahm's ödächtig;
Fiel off mi Knieſe vürm Gott der Ziet;
Mi Herz woer voller ſöeße Fried.

Der Engel ſang: Merk, Staubgeborner!
Ig bien des Gottes Uiserkorner,
Onn ſall die zeig di Wee des Herrn,
Bunag du haeſt geforſcht ſo gern.
Nu kom! vernim di Harmoni
Onn kom ins Heiligthum mit i.
Bi ſpielt der Gott ſo hehr onn feſtlich!
Bi loeßt Hä die Accord ſo köſtlich!
Bi engelrei warn die Accord!
So ſpielt Hä ohn Ermüede fort.
Off ſinn Befehl der Engel ſang:
Hüer, Endlicher, den Sang o Klang!
All Schickſal on äm jeden Ort
Off Erde, das ſenn die Accord;
Di möſſe ewig ſig uiſflüeß;
Das ſenn di Schickſal quet onn bües.

All Schickſal off dem Erdelaand,
Di ſenn dem Gott der Ziet bekaant.
Dröm leeßt Hä weislich di Accord;
Dun ſo ſpielt Hä unendlich fort.

Die drei Himmelsblumen.

Der liebe Gott hoet ons gega
Drei Blumme uis dem Himmel ra;
Di lüchte goer zu prächtig ſchüe
Den Menſche all ſo ſpeät onn früe.

Di Erſt, das is der Glau on Herrn,
Das Allerheiligſt, der Wonnerſtern,
Der Jedem, bann hä Rue ſücht,
Off allen Trett onn Schrette lücht.

Di Zweit, di macht der Menſche Herz
Goer göttlich onn führt himmelwärts,
Macht, daß di Herze liebe ſich,
Onn macht ſu über Alles rich.

Di Drett' träät all der Müede Laſt
Onn ſchaft ün ümmer Rue onn Raſt;
Süſt wär der Menſch dem Laſtthier gliech,
Ließ Hoffning net di Seufzer ſchwieg.

Wann die drei Schöenne von dem Herrn
Off Erde net zu ſenne wärn,
So wär kei Fried onn Einigkeeit,
Kei Glaube a on d' Ewigkeeit.

Des Landmanns Gaben.

Nu, lie Feeld, Gott geſegne dich!
Geſegne onn behuet a mich!
All Deinge wonn übr Rue ha,
Onn endlich fand ſü Jedes a.

Vill Träpfle Schweeiß ſenn nu geronn,
Onn ville ſchwerre, ſchwerre Stonn
Senn nue, Gottlob! zuröck gebracht,
Onn d's lie Feeld is zuregt gemacht.

Der Herr doſür a Sege ga,
Vill Sege! von ſinn Himmel ra,
Daß ſich der Landmann a ſall fräa
Onn net när ümmer Sorge träa.

Das Vieh is wohl onn guet genährt,
Met Sege ſenn di Schörn beſchwert,
Daß kann an Armes a will ha,
Un koon ä Gabe a gega.

Goer ville Gabe mueß me ga.
Der Herr will a ſi Gabe ha,
Daß hä ſi Räth dervo erhält,
Onn a neg Geeld für ſig behält.

Der lie Herr Pfarre will a ſinn Theil;
Hä mueß ju a für onſer Heil
Groeß Sorg trää, onn hä thoet's a gern,
Belehrt ons üb'r di Werk des Herrn.

Dem Herrn Schollmeiſter git me a.
Der Mo mueß a zu labe ha:
So alle Taak, Joer uis, Joer i,
Mueß hä Lehr met den Keinnern tri.

Will Gabe a ſo Allerlei
Der Scholz will ha in di Gemei.
Der guet Mo hoet ſi Plag a ſehr
Für ſi klei besle Scholze-Ehr.

Di Haamberslüüt ſummarie all
Di mueß der kle Fluuk a erhall;
Für Keinner, Vorſch, Geſenn o Fra,
Für all di wonn ſü Noering ha.

Das Hünnervieh will a ſinn Theil;
Gäns träbe a ühr Schnäbel feil;
Das Spietzle ſteät a oſſ der Wach;
Das Kätzle kömmt, will a ſi Sach.

Di Tüberle ſenn a emſig dro
Onn träbe a örn Theil dervo.
Di Vögele a; goer Villerlei.
Ä Jedes träät ä Theilche hei.

Onn fält vom Teſch ä Krämpele ra,
So will's ä Stubevögele ha;
Mi ſieät oft Zwä goer emſig ſpreng,
Daß eins das anner dröm will breng.

Vill Gabe mueß der Landman ga,
Eh hä ſinn Theil koon übergeha;
Mueß a goer ville Trettle thue,
Vann Annere nog lenn in Rue.

So ſieät hä's doch von Herze gern,
Daß ſich ſo vill von ün ernärn;
Gönt Jeglichem goer gern ſinn Theil,
Onn dobei hoet hä doch nog feil.

Zo es bu Gottes Sege is,
Do is genung off jede Wies;
Onn überal im ganze Huiß
Is alles voller Überfluiß.

Der Morgen.

Es is goer ſehr hüſch ozuſeän
Bann di Sternle om Himmel uisgeän;
Do kömmt ſo hehr onn kloer á Schi
Vom Morge gege Abed hi,
Als wöll's di Auferſtehing wer,
Onn das Gericht käm heinner her,
Hätt ſich verhüllt in pure Bluet
Onn trüg den Nome Morgeruet;
Wöll di Entſchlafene all ruff,
Onn rief: Å Luede, kommt, ſtiekt uff!
Es noht á neuer Taak des Herrn,
Di Naicht is fort zur ewge Fern:

Schu kommt in groeßer Herrlichkeeit
Di Konigin. Macht euch bereeit!
Im glinzer Pracht kömmt ſü gezöö,
Onn Flamme komme vür geflöö,
Als käme ſü met Engelsflügel;
Ühr Pracht lücht ſchue off allen Hügeln.
Bi heilig ſchwaat's off aller Flur,
Jö ſchu gerozt di ganz Natur.
Onn Alles, das in Gräbern lag,
Word wach onn ſieät des Herre Tag.
Onn pure Pracht, groeß Wonn o Frääd,
Jed Creätur zum Zeiche träät.

Schu glinzt o glänzt on ſtraelt di Sonn,
Di Königin der Pracht onn Wonn.
Ehrfürchtig Jedes ſteät erwacht,
Onn fraat ſich Alles, Alles lacht.
Der guete Sonn will Jedes daank,
Onn Jedes übr breng Lobgeſaang.

Onn überal tönt Gruiß off Gruiß:
All Weſe feiert überuis.
Vom Ääſtle, Zweig, vom Räsle grüe,
Tönt uff voll Herrlichkeeit goer ſchüe
Der Vögel Schoor ühr ſöeße Lieder;
Frue ſenn jed Creätur Gemüeter;
Jed Blümmle lücht ſo hüſch onn guet;
In jedem Herzle glüet das Bluet;
Hoet Alles oh ſi prächtigſt Kleeid;
Es is å woere Herrlichkeeit.
Onn überal es ei Geſaang
Onn ei Getös onn Jubelklaang.
Onn überal, onn überal
Senn Herrlichkeeite ohne Zahl.
Jed Blummekelchle thuet ſich uff
Onn will a in den Jubel ruff.
Jed Wörmle uis der Erde kömmt;
Jed Feſchle uff im Waſſer ſchwömmt,
Das über ün ſo ſölberhell
Sich ſpiegelt Welleche in Well.
Di Glacke lüte durch di Flur,
Als bann wöll bet di ganz Natur.

Der Menſch ſengt a ſi Morgelied,
Daß ün der Herr doch ſall behüet
Für all Geſoer onn allem Leeid
Von nun an bis in Ewigkeeit.

Der blaue Montag.

Der Muentig hoet zum Sontig geſäät:
Du haeſt dig net ball ſchlaff geleet,
Haeſt regt gezecht, dig nog geſchlöö,
Haeſt drü a min Theil Geeld vertröö;
Nu mueß ig doch in aller Früe,
Å Hälmle durch mi Muil hizieä,
Mueß hertrat, mueß di Kleeider börſt,
Frägſt aber net, ob mig a dörſt.
Ig dörf a on kei Träünkle deenk,
Mueß ſchier mi Muil on Hacke heenk.
Sall a nog für den Deinſtig ſpoer,
Om Enn nog für di Wache goer.

Dozue gromt mich's a nog im Lie,
Daß ig beinoe net koon geblie.
Es thuet me Koopf onn Alles weă,
Ig koon ball off kenn Bei geſteă;
So geăt me's ei onn allemoel.
Der Gukuk ſall di Deinge hol!
Ăm Jeden ſall ig vüro geă,
Dobei a nog regt nett ujöſeă;
Di Schüe hüſch ſchwoerz, das Hömm gewăſche,
Dobei kenn Gräſche in der Täſche.
Onn dann när käm ă Beetelfra,
Wöll när ăn Flügelpfenning ha,
Wöll vür örn Tued ſig mit erqueck,
Ig mößt ſü werlich leer fortſcheck.
Das is gewieß kei Kleinigkeeit;
Es ſuißt onn bruißt me oft mi Hait.
Onn ümmer heißt's, ig wăr der Bloe,
Ig wöll neăſt thue, als bi năr ſchloe.
Hall, Sontig, due di Käpſle rei,
Nag komm ig a net ins Geſchrei.
Sis aber ſo in jeder Sach,
Ă Jedes will ſig năr ruis mach.

Wart năr! — es ſall ſchu annerſt geä,
Ŭ ſollt euch ſchu nag mie omſeä!
Ig wer mie regt hüſch ohne geän,
Pann, Sontigle, du wörſt uffſteän.

Der Wunderſtein bei Kloſter Sinnershauſen.

Eine Sage.

Net wiet vom Kloeſter Sinnershuiſ
Do is ä Wonnerſtei,
Hart bi Granit onn mächtig grueß;
Von dem geät das Geſchrei:

Wann in dem nächſte Dorfle ſchleät
Di Kerchenuhr glack Zwelf,
Der Stei ſich allemoel römm dreät
Von ſelber, ohne Hölf.

Doch kann hä net di Glacke hüert,
So dreät hä ſig a net;
Dunn dreat ha ſig, fährt uff ä Thüer,
Ä ſchöenner Zwerg ruis trett.

Der weinkt, is freundlich, herzlich guet;
Kei Menſch geät aber hi.
Es heißt: ün dorſt nag Menſchebluet,
Wer zu ün ging, wär hi.

Dnn eb's off Eins ä Vertel ſchleät,
Is d's Zwergle nimme doe;
Druff off dem Stei im Prange ſteät
Ä Blümmle veigelbloe.

Das bluet ſo lang ä Sternle lücht,
Bis a das Letzt uisgeät;
Druff ſchnell ſich's in den Stei verkrücht:
Kei Spur mieh dovo ſteät.

Das Vöglein im Walde.

Im zaunge Tannewall lief röm
A Vogele enn ſucht:
Es guckelt uberal ſo hi,
Als hann's zur Nodurſt brucht.

Dunn hann's a ſo ä Körnle faand,
Do kent's ſo hüſch gethue,
Als hann's ä ſo wöll ſelber eß;
Trug's doch ſinn Jaunge zue.

Ja hau ſo dro mi einzig Frääd,
Mi Herz im Lie das lacht,
Wil's Vogele ſo ſroerſem woer,
Zum Neeſtle alles bracht.

Onn eh's ſi eige Kräpfle follt,
  Si eige Zäungle laat,
Do macht's ſu doch erſt goer zu ſchne
  Si Zaunge all erſt ſaat.

Nag follt's ſi eige Krapfle a
  Onn käut ſo büſch onn nett
Bann's ſo ä Körnle ſonne hatt,
  's hann's Marcebo dren hatt.

Das Schnäbele wuer agewazt
  Bis vorn off's Spezle rei,
Daß a kei Duttle dro dorſt bli,
  Kei Staible nog es Hei.

Nag ſtömmt's ä prächtig Liedle ob,
  Als wöll's für's Eße daank:
Onn dackt ſi liebe Klenne zue,
  Trug Sorg, ſu würn ſuſt kraank.

Die Todenmühle.

Kind.

Das Tuedemöllche geät!
Galt, Moitter, es bedütt,
Daß me an Zäungle a
Zu Gra den Sontig lütt?

Mutter.

Ach ne, mi Keind! ach ne!
Den Weize off den Fell
Will ju das Möllche hüet.
Verſcheich di Vögel ſchnell.

Kind.

Das Tuedemöllche geät!
Galt, Moitter, zond leiſt's ab.
Di Tuede wenn ju nue
Zu mahle widder ha?

Mutter.

Du Engelskeind, ſprechſt ſo,
Das Herz mögt's än gerühr.
Ach ne! ich will dich jue
Zur Schuel den Muentig füer.

Kind.

Das Tuedemöllche geät
Vom Gottesacker ra'
Der Tuedegräber ſall
Nu mach des Jäungles Gra.

Mutter.

Di Vögele will's ſcheich
Von Weizfell in der Flur.
Du machſt mi Herz ſo ſchwer,
Betrübt mi ganz Natur.

Das Tuedegläckle lütt!
Säß Männer träbe ſchue
Das Jäungle off der Bohr
Den Muentig in di Rue.

Das Tuedeglöckle lütt!
Der Moitter brecht das Knieſe.
Das Zäungle ſcharrt me i
Den Muentig in der Früh.

Die vier holliſchen Geſandten auf Erden.

1. Der Eigennutz.

Bu der hoet uſſgeſchloo ſinn Ihro,
Es nie mei Glaan enn Relgio.
Bu der is zu an Mo gekomme ——
On hoet n Herz erſt igenomme,
Do ſenn bueſ' Geiſter igekohrt
In groeſſer Zahl, von jeder Oert,
Nu wea dem Nachber von dem Mo!
Ha griſt en alle Oert un ob;

Si Frääd onn Rue is nu dobi;
Verdruiß onn Schmaach lebt bei ün i.
Summarie: ä Jedermo
Kömmt ſelle ugeropft derro.
Ver met ün Ömgaanz hoet gemacht,
Der kömmt zu korz bei aller Wacht.
Söll's när dem Büeſe än Pfenning trää,
Brengt hä ſinn Nachber drü öm Zwää;
Onn ſprengt ä groeßer Vortel ruis,
Brengt hä ſinn Nachber goer ömms Huiß.
Der beſt Sach, di, goer lobeswerth,
Wür von der ganz Gemei bezehrt,
Wil's uhr ä wahrer Nutze is,
Leet hä in Week groeß Hennerniß;
Wil's ün vürais ken Vortel trääät,
Onn mueß bezahl das Punkt beſaat.
Dobei macht hä ä brav Geſicht,
Führt heimlich doch ä licht Gewicht
Onn brüſt ſich met der Erberkeit
Onn loot o prieſt di Frömmigkeit.
Ä Mo, bann der än Fehler macht,
Den me verzeiht onn net grueß aicht,

Wörd's von üin raindröm uispoſaint
Met Wortern, bu eins wäät ä Pſaind;
Sprecht nog derbei: ſo ſenn di Lüüt;
So huen ig nog kei Seel betrüüt.

2. u. 3. Geiz und Habſucht

Bann onner den'n ä Garte wär
Vom beſte Lann, onn läg nog leer,
Kei Graſle onn kei Blümmle doe;
Der Früeling käm, ließ Alles uisſchloe,
Onn brächt goer fruchtber warme Rää,
Daß jed Somkornle plazt äzwää,
Als mächt's zum Labe uff ä Thüer,
Onn käm ä jaung, zoert Kiemle vür,
Wär Alles kräftig, jaung o grüe,
Säg's onner allen Hecke blüe,
Im Fell o Wall, om jeden Rai;
Der arm Gart ble doch ſtüpperei.

Di ließe a kei Quietle na,
Käm gleich vom Himmel häufig ra
Di Fruchtberkeeit in Höll o Föll;
Das bues Poer Alles ſelber wöll.
Bann gleich der arm Gart ſchmaitch onn lechzt.
Onn flobt o bäät, onn ſeufzt o aichzt.
Daß ſiz ſo mözt ä Stei erbarm,
Onn wär all Feeld dru grueß im Harm,
Dööt a off ſüe ä jeder Baam,
Di Beeide hätte doch keun Schaam.

4. Der Neid.

Vy dem ſi Oedem hiſahrt,
Do es all's bi von Bliz verſehrt.
Der geät ömher onn will när tued,
Strääät Gift in jeglich guet Gemüet.
Onn bann, es bi geſchrebe ſteät,
Ä Mo blues guete Werke theät,

Bür Jedermo könnt mit beſteä
Onn durch di ganz Welt mit gegeä,
Wur's doch noch ville Grube gabe,
Di ün der Giftig hätt gegrabe;
Si Werke met Gift überzöä,
Zu Poſt in alle Lann getroä;
Onn hätt des Mans ſi goer guet Thoet
In luitter Büeſes römgedroet.
Nu ſtatt, daß me den Mo mößt loo,
Sag un di ganz Welt übel oh.

Die dankende Lerche.

Lerche, jubelſt ju goer ſehr
Obe in der Luſt omher.
Galt! ig huen di Klenne jue
Zugedackt oun bracht in Rue?
Do drüü frääſt du, frääſt du dich,
Dankſt oun jubelſt enneglich.

'Sallſt ſeä, daß ä Menſch ig bien,
Onn die a zu Deuſte ſtien.
Haſt di Neeſtle, wohlvertraut,
Off di Wieſeflur gebaut;
Aber Mähder hiebe ah
Vas dinn Klenne Obdach ga.

Ach! du klagſt, du ſeufzſt onn ächzſt.
Onn di Liebling bonn gelechzſt,
Wil der Sonneſtrahl ri brach
Onn oſſ übr blues Näckle ſtaach:
Theate dorſtig übr Schnäble uff.
Welle dia zur Hölf oruff.

Aber du warſt un vom fern.
Du befahlſt fü Gott dem Herrn.
Wil di Wieſeſtur net leer,
Wuer durchwannert ümmer ſehr:
Theät me ju mi Herz drü weä.
Moßt dinn Liebling ju beiſteä.

Der heet dig ju a gemacht,
Der ins Labe mig gebracht:
Liebling, di Ha mie gega,
Lieb ig ju von Herze a.
Ach! ig weiß, es thuet goer weä,
Mueß me von ün flüchtig geä.

Daank, du Lerche! jubel zue!
Senn di Liebling doch in Rue.
Doch ühr Kräpfle is ju leer;
Komm! ſü hunngert goer zu ſehr.
Geh när ra onn fretter ſue;
Lerche, fert dig net fur mie!

Roſenſtöcklein im Garten.

Pracht en Pracht, uber Pracht,
Daß das Herz im Lie an lacht,
An a Rueſeſtadle macht.
Uberrich
Beige ſeiſt di Zweigle ſich.
Jedes traat a Rueöle ſchüe,
Blaatle buſch, ſo maiegrue,
Knoeple, das juſt uff will blüe.
Jedes rich oun Jedes prächtig,
Jedes lacht oun zucht goer mächtig.
Jedes, Rueöle, Knöeple, Zweig,
Will den hochſte Staat erreich.
In di Welt
Pozt ſich Jedes fein oun nett.

Eins pozt ſich bi Melch onn Bluet
In ä Kleeidle rueſeruet;
D's anner pozt ſiz maiegrüe,
'Sbann's kei Kleeidle o wöll zieä
Als von gröenner Siede ſchüe.
Eins buſch aigelt;
Eins goer ſchmeichelt;
Eins ſpielt ümmer, will net rue,
Weät onn flattert ümmer zue.
Eins macht ſi grue Kleeidle uſſ,
Gleich, als mächt's än Aigle uſſ,
Wöll zuer Schaau hibei än ruſſ.
Onn ſöll ſeï
Bläätle weä,
Knösple lucht onn Rüesle blüe,
Hange on än Stielche grüe,
Das ſich fräät
Onn das Wonnerrüesle träät.

Gott auf Sinai.

Der Sonn vergeät ühr Licht:
Der Himmel wogt, wörd ſchwer;
Ehrfurchtig werd's ember,
Als käm ä groeß Gericht.

Di Erde feiert Rue:
Wil Gottes Herrlichkeeit
Vom Thron kommt, is bereeit —
Will Menſche kund ſich thue.

A kei Geſchöpfle wagt
Ä Lüitle när zu thoen.
Es würd di heiligſt Stonn,
Di ſe di Ziet gebracht.

Off Sinai thuet tunk
Ä Raauch di Nah des Herrn.
Der Herr is nimme fern.
Es noht der Gnadenbund.

Onn Gott der Herre zieat oh.
Groeß Blitze vun Ihn her.
Voll groeßer Kraft onn ſchwer
Erſchallt Poſainetoo.

Der Sinai ſchüttert, beat,
Onn Alles wiet onn breit,
Bi Gottes Herrlichkeit
Den Sinai uberweat.

Do nis der Wolle Naicht
Trat Moſe vür den Herrn.
Onn Israel von fern
Kniet vur Jehova's Maicht.

Das Erwachen.

Moel is ä groeß Gewitter komme,
Hoet vill Herrn-Länner igenomme,
Gewöet goer mächtig, mächtig ſehr:
Onn ümmer näichter wur's omher,
Daß endlich wuer bi Metternaicht;
Dobei gekracht met voller Maicht.
Om Himmel ſtog omher das Fuür,
Onn all's ei Knattern huert me nür.
Der Blitz lucht ſe den Fenſtern ni, ——
Als bi der liebe Sonneſchi.
All Menſche fiele off di Knieje
Onn bette, daß ſoll witters zieä.
Sis aber net von danne gange,
När ümmer off der Stell gehange;

Geblitzt, gekracht onn ſo gewittert,
Daß a der Ärboot hoet gezittert;
Es kann der jüngſt Daak wöll entſteä,
Onn wöll di Welt nu onnergeä.
Do weiß ä Fra kenns Liebes Roet,
Wil ühr G'bet net gehalfe hoet;
Rüfft: Keinnerle, ſie ſellt nu bet!
Onn hoet ühr Hänn zuſomme geleet.
Di bete bi öms täglich Brued,
Das bas ſü in der Schuel gehuert,
Süſt weſſe ſü kei ſtommes Wuert:

Ärr-a-ra, ärr-e-re, ärr-o-ro, ärr-u-ru!
Be-a-ba, be-e-be, be-o-bo, be-u-bu!

Der Vater hoet im Bett geſtackt,
Hoet ün kei Krach onn Blitz gewackt,
Ganz feeſt geſchlaſſe ohne Kommer,
So ſaaſt, als bi im ſoeßte Schlommer.
Do ſeufzt di Fra: du lieber Ach!
Geät hi onn will un mainter mach,
Rüfft ängſtlich: Herze-Mo, ſtiek uff!

Hä läßt ſig aber villmoel ruff,
Thuet endlich doch di Aauge uff
Onn riet ſü nü, rü, uff onn ab
Onn ſprecht: bas wellſt du dann när, Fra?
Do ſprecht ſüe: Golle Herze-Mo,
Der jüngſt Taak fängt ju zonder oh!
All Zeiche hoet me ſchu geſiehe,
All Menſche falle off di Knieje! —
Hä riet di Aauge ümmer ab
Onn ſprecht: Ach, golle Herze-Fra!
Haet's dann ſchu gepoſaunt?

Der Mai.

Off Erde woer jed Zweigle tued,
Jed Somekörnle ſchlief.
Kei Käferle onn Worm hatt Muet,
Kei Meckle ember lief.

Do kam der Mai in greeßer Pracht
Onn Herrlichkeeit iber.
Jed Thierle guckt engä onn lacht;
Jed Weſe fräät ſich ſehr.

Bi hä zur Erde nieder woer,
Wäet goer zu ſaaft ſi Huuch,
Onn kam, bi von än Opferaltoer,
Goer ſeeßer Wohlgeruuch.

Jed Käferle kam frölich vür;
Jed Wörmle krog gleich frue;
Jed Vogle lies ä Liedle büer
Onn woll's zu Ehre thue.

Jed Raſeſtäckle zog ſich oh
Onn pozt met Blumme ſich.
Jed Heckle, Zweigle macht's ä ſo,
Onn überal wur's rich.

Kam Alles, loot den guete Mai;
Willkomm! ä Jedes rief.
Jed Menſcheherz wuer frue onn frei,
Jed Träpfle Bluet neu lief.

Jed Eckle woer aver büſch zuregt
Onn machtig uffgepozt.
Vas laat onn ſchwaat ſich nue büſch pflegt;
Eins met dem Annern ſtozt.

Gruß an die Sterne.

Herzlich Gruiß, ü guete Stern
Obe in der hehre Fern!
Ruſſ ig hochenzuckt zu euch
Uis der Staubgebornen Reich.

Vann ü on dem Himmelsböö
Seid voll glinzer Pracht gezöö
In dem ſchöenne Himmelstracht;
Ach! mi° Herz für Frääd do lacht.

Sien euch dann ſo ſtam o glühe,
In dem Himmelsgarte blüe,
Sien euch, Schöenne, ſtrahl onn prang,
Mögt ig nuſſ zu euch verlang.

Menſchebaand dorf net orühr
Euch, ü ſeid dem Himmel nür;
Lucht när ra onn meint's ſo guet,
Daß ſig fräät jed Menſchebluet.

Blumme ſeid üe, ſchöenne Stern,
Blumme in dem Garte des Herrn,
Bu ons Liebling, bu ons Freund
Hi ſenn, den'n mi nag geweint.

Zu euch ſchwengt mi Geeiſt ſig uff,
Will euch, Prächt'ge, hehr uisruff:
Schöenne! bi ſeid üe voll Pracht!
A der ſchuf euch, der ons macht.

Seing met Maicht a fei'rlich Lied
Zu euch Stern! mi Bluet erglüet;
Engel ſtömme met me i.
Ach, bi hallt's ſo ſoeß debi!

Wann mi Pilgerreiſ' gemacht
Unn off Erde duen vollbracht,
Weiß ig, komm ig nuff zu euch
Wann ig zieh in's Himmelreich.

Der Grenzſteinträger.

Eine Sage.

'Swoer goer a ſchoenner Sontig frue,
Di Flur woer machtig ſtaalz onn ſchüe.
Jed Deink hatt gelle Rackle oh;
Mi ſag ſi einzig Kraad ſo dro.

Do ging ig a onn woll betracht
Bi alles woer zuregt gemacht;
Met frue Herze ging ig fort,
Betracht den Staat on allen Ort.

Onn indem kam ä Grau mich ob;
Do daicht ig on den Grenzſteimo.
Ig bet onn macht das heilig Kruz
Bür mig onn woll domit mich ſchüt.

Kei Krüz holf mich onn kei Gebet.
Hä kam, der röm den Grenzſtei träät.
Hä moßt zur Bueß den Sontigfrüe,
Vu hä di Grenz verrockt, römzieä.

Es wuer me Angſt, mi Herz wuer kaalt
Für des Manns haßlicher Geſtaalt.
Hä trug den Markſtei off ſinn Rock;
Ich daicht: ha mößt ün niederdröck.

Onn froigt mich obedri derzue:
Vu ſall ich dann den Stei hithue? .
Sprich's, daß ig a zur Rue komm!
Mi Sönn von min Geweſſe ſchlomm!

Do obe vur dem groeße Richter,
Wiet über alle Himmelslichter,
Wörd Jedem, der kommt, agewäät,
Vas hä von do in Himmel träät.

Onn bi ig vür den Richter kam,
Do moßt ig mig goer mächtig ſchaam:
Ich hatt ons arme Nachber Häns
Sinn Äckerle verrockt di Grenz.

Trug a nog Hans den Grenzſtei fort
Den Sontigfrüe, onn zum Tort
Verklug ich Häns a nog derbei
Onn macht mig a nog koſtefrei.

Das hatt Häns dobe ogekläät,
Onn wuer me alles vürgeſaat.
Im Himmel ſag mig Alles oh;
Ig hatt ä mächtig Schann dervo.

Mi ſäät: Mach di Geweſſe rei;
Setz on ſinn Uert du erſt den Stei!
Wu ſall ig nue den Stei hithue?
Sprich's, daß ig doch a komm zur Rue!

Do ſaat ig ün: Thu hi den Stei,
Wu du ün nahmſt, an ſelle Rai!
Do hub hä hommelan di Haand:
Ig been d'erlüüſt! ſaat's — onn verſchwaand.

Vergeltung zweier Kartenſpieler.

Der Weinter kam von ungefahr,
Ließ net den Herbeſt fertig wer,
Onn ſaßt ſich gleich ſo ball beim Tieſch,
Gref nag den Karte küh onn frieſch.
Do ſäät der Herbeſt: Ha ſöll doch wart!
Ha wöll när erſt das Spiel nuis kart.

Wi aber ſo der Weinter is,
Ä beesle groob onn naſewies;
Hä tree den Herbeſt ra vom Stoell,
Onn bann der a durchuis net woll.
Weeß ohn Barmherzigkeit ün nuis,
Onn loert ſoball den Teeler uis.

Do macht der Herbeſt ä bües Geſicht,
Wuer gleich, als bann ün der Tued oſicht;
Wuer kraank onn moeßt das Bett lang hüet,
Erfruer dobei ball ſi Geblüet,
Onn lag beinah drei Vertel Joer,
Eh hä konnt widder uisgefoer.

Der Weinter fart nu druff onn dri,
Stackt all das Geeld im Teeler i.
Di Kürter all wurn mächtig beät,
Onn ſääte: Bi's än doch do geät!
Sü hätte Haab onn Guet verſpielt,
Wärn ſüe net von dem Teich geielt.

Nu ging der Weinter in di Rue,
Woll ſig regt pfleg onn güetlich thue;
Trank Geerſteſaft onn Rebebluet
Onn aaß bas ſchmackt ſinn Gaume guet;
Hatt aber ä Träünkle zu vill gemacht,
Schlief i onn ſchlief fort Taak onn Naicht.

Der Herbeſt hatt indeß geklääat
Onn hatt's ſinn Vetter Früeling geſäät.
Der ſchlooß gleich uff des Weinters Thüer,
Macht in ſinn Oſe a mächtig Füür;
Leet ümmer ob onn ümmer ob,
Onn ging ken Augenblick dervo.

Do konnt der Weinter kenn Oedem krieg
Onn rief: Herr Jea, das bremſt ü mig!
Das Waſſer lief ün dem Röcke na,
Vom Kapf zu Foeß kam's ſtrömwieß ra;
Bis endlich hä goer dren geſchwomme
Onn ün der Strom a mit genomme.

Der Müller und ſein Mühlchen.

Das Waſſer rennt, das Waſſer ruiſcht,
Onnd's Möllrad ielt, das Möllrad huiſcht,
Js fliſſig, ſieät ken Menſche ob,
Js ümmer goer zu emſig dro,
Will när erhall des Herrn ſi Sach
Onn helf a noz ä Captälche mach.

Das Metzle ärbet druff on dri
Onn träät goer fliſſig, fliſſig i,
Js treu dem Möller, dem brave Mo,
Schafft ün ſi Theilche doppel dro.
Zum Sparn das Metzle goer emſig is
Onn heimlich, macht's ken Menſche wieſ.

Das Kleingele a goer emſig lütt;
Fürs Mollersbuiß guet Sach betütt;
Rüſt: Moller, komm' du moſt uffſchüüt,
Es warte ſchu goer ville Lüüt.
Komm, Moller! mach nu erſt di Sach,
Iz will ſo lang im Stüble wach.

Der Büerſtebees laßt ſig a ſeä,
Helft goer zu treu ſinn Herrn beiſteä;
Bu in der Molln ä Körnle leit
Onn ſig ä Staible uffgebreit,
Do geät onn kehrt ha, is voller Thoet,
Is heimlich a, git guete Noet.

Der Möller ſetzt onn ſeingt o pfüſſt,
Onn lacht, bann fliſſig das Kleingele rüſſt,
Sprecht: Kleingele, när druff onn dri!
Iz ſchüüt goer gern dem Möllche i.
Das is goer guet onn pfoſſig ſehr,
Onn will me ümmer Vortele lehr.

Ja, Möller, das kon die gefall,
Bann Jedes helft di Sach erhall.
Das Waſſer ruiſcht, das Möllrad rennt,
Das Beesle nimmt mit bas nar ſeud,
Das Metzle is goer fliſſig dro,
Dun mache diz zum riche Mo.

Die Feier in der Reſidenzſtadt Meiningen
bei der Taufe der Durchlauchtigſten Prinzeſſin Auguſte
am 17. September 1843

Di lie Sonn will zur Rue geä
Onn nimme on dem Himmel ſteä;
Sü hoet ühr Sach zu a gethue,
Sü dörf nu a ä beole rue;
Hoet lang das förſtlich Keind belucht
Onn alle Morge freundlich beſucht.

So rue, du guet Sonn, rue du när!
Komm aber morn früe widder her;
Du ſallſt dig ennig, herzlich frää
Onn pure Wonn im Bueſe trää.

Wi nue di lie Sonn lag onn ſchlief,
All Menſche heimlich ging o lief,
Onn fange all Hänn oh, werke onn mache
Onn ſchaffe goer koſtber, koſtber Sache;
Es wimmelt vol farbige Fahne omher,
Die ſpiele onn flattern in Kräz onn in Quer.
Jed Huiß onn Hüßle is emſig dro
Onn zieät ſich goer prächtig onn wonnerſchüe oh,
Met blummige Kante,
Kränz onn Gärlande,
Sternle onn Blumme: goer mächtige Pracht,
Hoet Jedes ſig on ſi Kleeid gemacht.
Der urall Kirchthorm ſelber ſtozt,
Hoet ſig a wonnerſchüe gepozt,
Betracht ſig, hoet ſi Fräád ſo dro,
Onn will der All ſig a nog laeß loo.

Du ſchläfſt ju nog, du goer guet Sonn!
Stiek uff! es kömmt goer ä feierlich Stonn.

Guet Morge, guet Sonn! galt, es is ſchüe?
Betracht's ämoel den Morge früe,

Du haeſt noch Schönners net geſieä!
Galt! nu frägſt du: bas ſall wer?
Onn göckelſt überal ember.
Es word zur heilige Chriſteheit
Di Liebling, das forſtlich Keind, geweiht,
Das due all Morge haeſt beſucht
Onn goer zu freundlich ogelucht;
Du ſallſt a mit zur Kerche gea
Onn a ſi heilig Taufe ſea;
Du ſallſt dig a regt fräa moel buut.
Es fräabe ſig ju all di Lüüt.

Das verlaſſene Blümlein im Wald.

Du, Blümle, biſt ju ganz allei,
Biſt doch ſo jaung, ſo nett onn rei,
Haeſt zu ä prächtig Kleidle oh,
Onn ſiät dig doch kei einzger Mo.
Kei einzig Beimle öm dig ſteät,
Kei einzig Blättle öm dig weät,
Kei Gräsle ſteät net öm dig her,
Als ſoll's erſt nog geſchaffe wer;
Was is dann, Blümle, di Begehr?

Due haeſt wohl nett den Ruf vernomme,
Onn biſt nu wohl zu ſpeät gekomme;
Haeſt net gehuert, bi der lieb' Gott rief,
Bi Alles nog von ewig ſchlief,
Bi Jedes mainter wur onn kam
Onn a ſi Theilche Welt inahm,
Sich's obaut onn zuregt ſich's pflanzt,
Onn fliſſig wuer onn emſig ſchanzt?,
Du, Blümle, haeſt dig wohl verſchlaffe
Onn net vom Morge mit geſchaffe;
Das ſteät men on dien Gewändle dro;
Haeſt nog das Moitterräckle ob;
Es is nog neäſt gewäſche dro.

Jä, Blümle, mi mueß vüro geä,
Net nog ä beöle wiel onn ſteä,
Net nog ä weing im Schlommer bli,
Onn ſig di Aigerle erſt ri,
Onn Ziet zum liebe Morge nahm.
Bi der groeß Gott do ebe kam
Onn theät Befehl, ſteg ig a uff,
Onn lies me a net zwämoel ruff.

Nu biſt du doch ä moitterlei
Onn zweifelſt, obſt du widder hei;
Biſt met keen Nachber net bekaant,
Kennſt kei Geſetz im ganze Laand.
Es hoet ſchu Jedes goer vill gethue;
Zü feiern ſchu onn dörfe rue,
Honn ſig goer büſch zuſomme geſellt,
Onn frääbe ſig off dere Welt;
Macht eins dem annern das Labe guet
Onn mache ſig voll frue Muet.

Thue d's Räckle nis onn ärbet ah;
Zu ſchaffe is die vill gega.
Helf a mit on der Schöpfing bau;
Der lieb' Gott will all Werke ſchau,
Wann's Tääwerk nuis. Sei, Blümle, dro
Onn fang di Werk voll Frääde ob.

Ballade.

Feierglacke lüte hell,
Lüte durch all Flur im Fell,
Lüte allen Fenſtern ni,
Geän in alle Herze i.

Rüesle prangt im Feierkleeid;
Bänner ſchmücke Bueſ o Hait,
Onn ühr Backe lüchte ſo,
Als blüete ittel Rueſe dro.

Onn di freundlich Morgeſonn
Hoet an Rüesle ſelber Wonn,
Macht ſü bi än Engel kloer,
Lücht ühr ob ühr Lackeboer.

Wilhelm kommt onn führt ſü hi
In der Kermesreihe i.
Onn ſien Huet ſchmückt fein ä Struis
Von Cypreſſe uberuis.

Goer zu hüſch onn goer zu frue
Schwange ſü ſig ümmer zue;
Liebe ſig herzenneglich,
Kééße ſchaamruet ümmer ſich.

Feierglacke lüte hell,
Lüte durch all Fluer im Fell,
Lüte allen Fenſtern ni,
Geän in alle Herze i.

Ruesle ſteät im Brüütgewand,
Is geſchmückt on Bueſ' o Haand,
Is geſchmückt met keuſche Ruet;
När für Wilhelm ſchleät ühr Bluet.

Onn zum heilge Traualtoer
Ziet hi das verlobte Poer,
Schwöre ſig Treu in heilger Stonn,
Weihe ſig dem Ehebonn.

Trauerglacke lute ſchwer,
Lüte in all Flur ömher,
Lüte allen Fenſtern ni,
Geän in alle Herze i.

Rüeſle prangt im Tuedtekleid.
Wilhelms Herz wörd's ſchwer onn leid.
Wilhelm, Wilhelm, Wilhelm — ach!
Ziät dem Sarg met Thräne nach.

Die Mühle im Zilbacher Thale.

So ruhig onn ſo friedlich leit
  Das Möllche dort ſö ſchüe;
Ich buen ſchu oſt mi einzig Früüd
  Von Herze dro geſiehe.

Es is zwoer klei, gereing on arm,
  On Schünheeit aber rich;
Es ſpiegelt öm's ſo ſölberhell
  Än gemuethsvoller Tich.

A Bernbaam ſteht ſo treu dervür,
  Als bann es woll beſchütz
Für all Gefohr onn allem Leid,
  Für aller Nuet onn Krüz.

Vill Blümmerle di lache's ob,
Onn richer Krüterduft
Omweht's ſo lieblich onn ſo ſchüe
Bi zärtlich Abedluft.

Es lache ün zwä Buchebai,
Die überrich onn feiſt,
Vu vill Geſchöpfle grueß onn klei,
Ä Jedes ſich ruis ſpeißt.

Dem Möllche tönt voll Herrlichkeit,
So lang's die Sonn begehrt,
Uis den geſchmückte Buchebai
Alltäglich ä Concert.

Desgliche ſchöenner nimme git
In je än Königsſaal;
Die Lieder ſenn voll Herrlichkeit
Onn ohne Grenz onn Zahl.

Wann Nebel tief das Thal verſteckt,
Kei Möllche mieh ruis lücht,
So lockt's di goer guet Morgeſonn,
Bis endlich doch ruis krücht.

Dun hoet das Möllche ſich enthüllt,
Sich uis dem Grab gemacht,
So lacht's ä jedes Gräsle oh
In groeßer Perlepracht.

St. Michael.

Siet Mechel kam, is Jedermo
Goer nimme wohl zu muethe ſo.
Siet Mechel kam vom Himmel ra,
So nahme alle Frääde ab.

Im Himmel is kei Sach net thüer,
Sü gabe, nahme neäſt derfür.
Onn Mechel fängt ä Spoerniß oh;
Läßt a net widder ab davo.

Di guet Sonn theät nog gern uhr Sach,
Dörf's aber net für Mechel mach.
Sü wöll nog gern den Abed bli,
Onn d'n Lüüte in di Stube ſchi.

Im Himmel, bu word ogeleet
Do hoet ba a ſchu ogeſäät:
Di Halzer wärn goer thüer onn roer,
Sü ſolle jue das Halz hüſch ſpoer.

Hä hoet all Wieſe a laeß mäh
Onn Herbeſtblümmerle druff laeß ſä.
Nahm all di Pracht; theät Flitter her.
Onn vozt di Wieſe wohlfeil när.

Onn bu ä Gräsle gruent noz frue,
Sprecht hä: 's hätt' ſi Sach gethue.
Schickt gleich zu ün ä Frööſtle hi,
Daß mueß das Gräsle zur Erde ni.

All Blääterle von Baime ra,
Di zopſt hä all onn wörſt ſü na.
Bu dro batt jeglich Herz ſi Frääd,
Das hoet hä off all Wee geſträät.

Bu ſig ä Blümle nog erqueckt,
Nog gern ä besle öm ſig bleckt,
Do ſcheckt hä gleich ſi Diener hi,
Läßt das guet Blümle a vertri.

Kei Vögele därf nimme ſeing
Onn luſtig röm off Zweigerle ſpreing;
Kei Käferle ſall ſpazier mi geä;
Kei Wörmle ſig vergnügt ömſeä.

'S wörd überal ſo fräädeleer,
Wörd traurig überal ömher;
Di herrlich, wonnerſchüe Natur
Mueß ſterre, bi jeglich Creätur.

Onn will ſi Sach net vorwärts geä,
Rüfft hä von Himmel ra den Schneje.
Zeigt ſig gewaltig, zeigt än ob,
Bas hä is für ä ſtarker Mo.

Si Vetter Martin ſtömmt mit dri
Onn macht Beſuuch zu Mecheln hi;
Onn Nicloes, der ä Tücker is,
Kommt a onn wend oh allen Fließ.

Onn bann di Lüüt nu tüchtig friert,
Sig Jedes müed on Öſe ſchmiert,
Wenn ſüe a nog di Lüüt nislach,
Sig a neg druis ä Körzwiel mach.

Bann moſſe di Lüüt vür Tää uffſtiek
Onn ummer när den Büütel züük
Für Salz, für Licht, für Villerlei;
Do lache ſü der hellſte Schrei.

Gehannes woer ä gueter Mo;
Fing net ä ſo Spoerniß oh;
Der ließ all Flur onn Gärte blüe,
Macht all di Tää goer warm onn ſchüe.

Anhang.

Gedichte
in
Hochdeutſcher Mundart.

Der Sonntagmorgen.

Von der Woche Laſt und Schwere
Ruhn die müden Hände aus.
Daß nichts ſeine Ruhe ſtöre
Ziehet Feier in das Haus.
Läßt im Prachtgewand ſich ſehn.
Morgen, o wie biſt du ſchön!

Ueberall herrſcht tiefes Schweigen;
Ruhe hat ſich eingeſtellt.
Nur der Vögel ſüße Reigen
Tönen über Wald und Feld,
Laden uns, die Pracht zu ſehn;
Morgen, o wie biſt du ſchön!

Feſtlich pranget, was man ſiehet,
Saaten, Blumen, Baum und Halm;
Feſtlicher die Sonne glühet;
Wald und Flur wird nun zum Pſalm.
Aus den Thälern, von den Höhn
Tönt's: Wie biſt du, Morgen, ſchön!

Helle Glockentöne hallen
Feierlich in jedes Herz.
Zu dem Hauſe Gottes wallen
Fromme, ſenden himmelwärts ‑
Preis und Dank und heißes Flehn.
Morgen, o wie biſt du ſchön!

Nirgends ſtört der Fleiß die Stille,
Und vom Ambos ſchallt kein Schlag.
Es gebeut des Herren Wille:
Heilig ſei der Ruhetag!
Sabbath Gottes, o wie ſchön
Biſt du hier ſchon anzuſehn!

Das Lob Gottes.

Der Herr thront groß in ſeinem Zelt
Mit Herrlichkeit umgeben;
Sein Odem weht durch alle Welt
Und füllet ſie mit Leben.
D'rum jauchzen alle Sonnen Ihm,
Ihn preiſ't die Schaar der Seraphim,
Vor Seinem Thron anbetend.

Die Schöpfung ruft: Wo noch ein Gott,
Von dem die Himmel zeugen,
Ein erſter, unerſchaff'ner Gott,
Vor dem ſich Geiſter beugen,

Von dem der Donner hallend ſpricht:
Der Herr hält einſtens ſein Gericht
An jenem großen Tage.

Auf ſeinen Blitzen fährt Er hin,
Die durch das Weltall leuchten.
Ihm beugt der Halm ſich, grüßet Ihn,
Den Seine Regen feuchten.
Wenn Er von Seinen Himmeln winkt,
Voll Ehrfurcht Alles niederſinkt:
Denn Ihm gebührt die Ehre!

Der Menſch im Staube freut ſich Sein,
Preiſ't ſtaunend ſeine Werke,
Daß Er geadelt ihn allein
Mit Geiſteslicht und Stärke.
Sein Lob erſchallt aus jedem Mund,
Sein Ruhm iſt allen Landen kund,
Sein Name allen Meeren.

Wo iſt Ruhe?

Die Sonne ſinkt!
Ihr fluthet nach ein goldnes Meer.
Der Abend tritt ſo mild und ſanft einher,
Begrüßet alle Müden,
Beut ihnen Frieden
Und ſüße Ruh.

In mir erwacht
Ein heilig ſchauerndes Gefühl.
Und immer ſtummer wird des Tags Gewühl.
Den Herrn am Himmel oben
Die Sternlein loben
In goldner Schrift.

Mir iſt zu Sinn,
Als ob ein Heiligthum ſich ſenke,
Zum Frieden alles Schickſal lenke,
Und alle Klagen ſchwänden;
An allen Enden
Wär' wahre Ruh'.

Und tief in Nacht
Hüllt ſich die ſchlummernde Natur,
Hochheil'ge Stille herrſcht in Wald und Flur.
Kaum leiſ' ein Zephyr rauſchet
Und kaum vertauſchet
Das Blatt den Raum.

Ich lauſchte lang!
Da ſtieg es auf zu Gottes Ohr,
Wie Freudenlied und Dankgebet empor,
Wie Weinen — Seufzen — Klagen.
Da hört ich fragen:
Wo Ruhe wär?

Der Feierabend.

Wann die Sonne glühend
In das Nachtland ſteigt,
Und der Tag verblühend
Stiller wird und ſchweigt;

Wann in Flur und Haine
Jeder Laut verſtummt,
Nicht am Raſenraine
Mehr der Käfer ſummt;

Wann der duft'ge Abend
Neigt der Nacht ſich zu:
O dann küßt mich labend
Wonnevolle Ruh'!

O dann darf ich ſchwelgen!
Der Begeiſtrung Wein
Strömt aus Sternenkelchen
In mein Herz hinein.

Sieh, und es geſundet
Und wird froh zumal.
Wie Ambroſia mundet
Mir mein ſchlichtes Mahl.

Glück iſt mir beſchieden,
Seliges Gefühl.
Und ich ſchlaf' in Frieden
Süß auf hartem Pfühl.

Erklärendes Wortverzeichniß.

a, ein; a jed, ein jedes
a, auch
aalt, alt
abe, eben
Abed, Abend
ä, ein, eine
äbbes, etwas
änend, einander
Ärbet, Arbeit
ärbet, arbeitet
Ärboot, Erdboden
äzwää, entzwei
agebrache, angebrochen
agehärmt, abgehärmt
agericht, abgerichtet
agewazt, abgewetzt
ageweät, abgewägt
ah, ab
Aicht, Acht
aicht, achtet
aichzt, ächzte
aigelt, äugelt
Aigle, Aeuglein
Aigerle, Aeuglein
Airtle, Aertchen
allei, allein
allewohl, ſehr wohl
anner, andrer, andre
annerer, andrer, andern
annerſt, anders
Anneſuiß, Anna Suſanne
Apfelwi, Apfelwein
aweck, weg: ig hnen aweck, ich hab's weg.
Baam, Baum
bäät, bäte
Bänner, Bänder
ball, bald
ban, bann, wenn
bans, banns, wenn es
bannjer, wenn es ihrer
bas, was
beät, bebt
bedütt, bedeutet
been, bin
Beerk, Berg

Beerle, Beerchen
Beetelfra, Bettelfrau
Beetelſaak, Bettelſack
Begrief, Begriff
beguete, begütigen
Bei, Bein
bei, zu: bei ſüe, zu ihr
Beime, Bäumen
Beimle, Bäumchen
bekaant, bekannt
beklää, beklagen
bekeert, bekehrt
Beld, Bild
ber, wer
Bernbaam, Birnbaum
beſchi, beſcheinen
beſchri, beſchreien
Beele, Biechen
beſteä, beſtehen
betrunt, betrubt
bette, beten
bi, wie
Bicht, Beichte
bien, bin
Bienerle, Bienchen
bit, bitten
Blaatle, Blättchen
blend, blendet
bli, bliſt, blit, bleibe(n) bleibſt, bleibt
Blee, Blaue
blues, bles, bleſer, bleſe, bleſes
Bluet, Blut
blue, bluhen, blüet, blüht
Bluet, Blüthe
blüewies, blüthenweiß
Blümmle, Blümchen
Blumme, Blume
bodeloes, bodenlos
börſt, bürſten
Bohr, Bahre
Borſch, Burſche
brächſt, brächteſt
Bräckle, Bröckchen
breng, brengſt, brengt, bringe(n), bringſt, bringt
brönnt, brennt
bröm, warum
brucht, braucht
Brued, Brod
Brueder, Bruder
brüſt, brüſtet
Brüütpoer, Brautpaar
Brütgen, Bräutigam
bruißt, brauſ't
bu, wo
Bueſe, Buſen
büees, bös
Bürſtebees, Borſtbeſen
Büütele, Beutelchen
Buide, Bude
bunag, wonach
Burgrui, Burgruine.
Captälche, kleines Kapital
Carfaunkel, Karfunkel
carmeſi, carmoiſin
Chreskeinle, Chriſtkindchen.
Daank, Dank
dackt, deckt
daicht, dachte
dehem, daheim
dehi, dahin
Deing, Deink, Ding, Weſen

Deingle, kleines Ding
Deinſtig, Dienſtag
den, denen
Denſte, Dienſte
derbei, dabei
dere, dieſer
d'erluſt, erlöſ't
dervo, davon
derzu, dazu
di, die
die, dir
dieä, dienen
dig, dich
din, deinen, deinem
dinn, deinem
d'mit, damit
do, doe, da
deöt, deutete
dörf, darf, dürfe, dürfen
dörſt, dürſtet
dreät, dreht
dren, darin
drett, dritte
dri, darein
dro, daran
drehe, drehen
dröck, drücken
dröm, darum
dreff, darauf
drü(n), drüber
druff, darauf
due, du
Duinnerkiel, Donnerkeil
Duinnerſtig, Donnerſtag
duiſſe, drauſen.
Edelſtei, Edelſtein
ei, ein
Ellböe, Ellnbogen
eneglich, enneglich, inniglich
engä, entgegen
engelrei, engelrein
Enn, Ende
Enner, Einer
Erberkeeit, **Ehrbarkeit**
erfruer, erfror
ergetz. ergetzen
erhall, erhalten
erqueck, erquicken
erreun, errungen
Erthum, Irrthum
es, iſt, iſt's
es, ſo: nog es klei, noch ſo klein
Farre, Farben
fält, fällt
Feeld, Feld
feeſt, feſt
Fell, Feld
Felliche, Fellchen
fend, fände
Fenger, Finger
fenne, finden
Feſchle, Fiſchchen
Flääuzle, Pflänzchen
fleät, flehet
Fließ, Fleiß
fliiſig, fleißig
fleht, flehete
Flunk, Pflug
Feeß, Fuß
foettert, futtert
foll, fullen
fört, furchtet

fellt, füllte
fetter, füttern
fenne, gefunden
Fra, Frau
fräă, freuen
fräăde, ſich freuen
Fräăd, Freude
fräădevoll, freudenvoll
fräăt, freut
Fraile, Frauchen
Frauwe, Frauen
frieſch, friſch
Frittig, Freitag
freigt, fragte
frue, froh
frue, früh
Fruekerch, Frühkirche
fuillenz, faulenzen
Fuur, Feuer.
ga, gab, geben
gaal, gelb
Gaaſt, Gaſt
Gängle, kleiner Gang
Gärte, Garten
gall, gelt, nicht wahr
Gaeld, Geld
geăe, geben: geăſt, gät,
geät, gehſt, geht
geaicht geachtet
Gebei, Gebein
gebli, bleiben
geborn, geboren
Geeld, Geld
gefarret, gefärbt
gefahlt, gefehlt
geflee, geflogen
Gefeer, Gefahr

gefruent, gefrohnt
gega, geben, gegeben
gegört, gegürtet
gehaat, gehabt
geielt, geeilt
gelaa, leben
gelackt, geleckt
geleet, gelegt
Gell, Geld
geloot, gelobt
Gemei, Gemeinde
Gemüet, Gemüth
genaant, genannt
gepoſuint, poſaunt
gepetzt, geputzt
gerache, gerochen
Geruiſch, Geräuſch
gereing, gering
geſcheckt, geſchickt
geſchlöö, geſchlagen
geſchrebe, geſchrieben
geſchuent, geſchont
geſchwonn, geſchwunden
Geſenn, Geſinde
geſieă, geſehen
geſeind, geſund
Geſtaalt, Geſtalt
geſtackt, geſteckt
geſträăt, geſtreut
gethue, thun, gethan
Getöö, Getön
geträă } getragen, tragen
getröö }
gewaaſt, geweſen
gewackt, geweckt
gewäſche, gewaſchen
Geweſſe, Gewiſſen

gewielt, geweilt
gewoert, gewarnt
gezöö, gezogen
gieäe, (ich) gehe
gieſt, gibſt
git, gibt
Glaas, Glas
Glaau, Glaube
Glack(e), Glocke
Gläsle, Gläschen
Glau, Glaube
glicht, gleicht
gliech, gleich
glinzer, glänzender
glinzt, glänzt
gliſſinge, gleiſende
gliſt, gleiſ't
glue, gluhen
Gnoed, Gnade
goer, gar
gölle, gelden
Gra, Grab
Gräſche, Groſchen
Gräsle, Gräschen
Grau, Grauen
Greeis, Greis
gref, griff
Grenzſteime, Grenzſteinmann
Gretle, Gretchen
groenner, gruner
groeß, grußen
groeßer, großer
groeßt, grußeſt, grüßt
gremt, grimmt
grue, grun
Gruiß, Gruß
guet, gut
guckelt, guckt
guetlich, gütlich.
ha, haben
Haand, Hand
Haamberslüüt, Handwerksleute
haet, hat
hä, er
Hänn(e), Hände(n)
haſt, heſſt(e)
Hait, Haupt, Kopf
hall, halte(n)
Halz, Holz
Heäble, Hiebchen
heenk, henken
hei, heim
heigeſucht, heimgeſucht
heinner, hinter
Herbeſt, Herbſt
Hennerniß, Hinderniß
hergeän, hergehen
Herte, Hirten
hi, hin
hie, hier
Himmelsbēē, Himmelsbogen
hizieä, hinziehen
hoet, hat
holf, hulfe
Holf, Hulfe
Holl, Hulle
Homm, Hemd
hol, holen
honn, (ſie) haben
honne, hier unten
hoolt, holt
horſt, hurſte
huen, (ich) habe

Huet, Hut
Hüe, Höhe
hüert, hört
hüet, hüten
Hünner, Hühner
hüsch, hübsch
hüungert, hungert
hüüt, heute
Huiß, Haus
Huißhaalt, Haushalt
Huuch, Hauch
i, ein
jaung, jung
Jäungle, Jünglein, Knäbchen
Jeä, Herr Jeä, Herr Jeſus
jed, jedes: a jed, ein jedes
ielt, eilt
ig, ich
igekahrt, eingekehrt
igenemme, eingenommen
iher, einher
Jeer, Jahr
Jockle, Jäckchen
jemmert, jammert
is, iſt
ittel, eitel
ju(e), ja
Juged, Jugend
kaant, kannte
käant, kennte
Kääſte, Kaſten
Käpfle, Köpfchen
Kapf, Kopf
Keeler, Keller
kei, kein, keine
Keind, Kind
Keinner, Kinder
Keinnerle, Kinderchen
ken, kenn, kem, keinen, keinem
Kerch, Kirche
kerchearm, kirchenarm, ganz arm
Kermes, Kirmeß, Kirchweihfeſt
Kiemle, Keimchen
klää, klagen
Kieſt, Kiſte
Kleeidle, Kleidchen
klei, klein(e)
Kleingle, Klingelchen
Klenn, Kleine
klenſte, kleinſte
klug, klagte
Knieje, Knie
Knöſple, Knöſpchen
Köch, Küche
Körzwiel, Kurzweil
Kommer, Kummer
koon, kann
kraank, krank
Krämpele, Krümchen
Kräpfle, Kröpfchen
krüch, kriechen; krücht, kriecht
Krüterduft, Kräuterduft
küh, kühn
Kurter, Kärter
Küümel, Kümmel
laa, leben; laat, lebt
laa, laben; laat, labt
Laabe, Leben
Laand, Land
Labes, Lebens
Lackehoer, Lockenhaar

laeß, laſſen
Länner, Länder
Lann, Land(e)
Lanne, Landen
läſcht, löſcht
lederre, ledernen
leeſt, legſt
leet, legt
Leible, Läubchen, kleines Laub
leift, läuft
leit, liegt
lenn, liegen
Lichnam, Leichnam
licht, leicht
Lie, Leib
Lie, Liebe
lie, lieb
Liebes, Leibes
Lieble, Liebchen
lieherze, liebherz, herzlieb
liene, leinenes
lies, leiſe
Liesle, Lieschen
löckert, lockt
loert, leerte
loo, loben: loot, lobt
Looch, Loch
Lue, Lohn
lücht, leuchtet
Lüftle, Lüftchen
Luiſt, Luſt
Luiſtberkeeit, Luſtbarkeit
Luitle, Lautchen, kleiner Laut
luitter, lauter
lütt, leutet
lüüt, leuten
Lüüt, Leute

mach, machen
maelle, malen
Maen, Mond
Mägle, Mädchen
mainter, munter
Mannelkern, Mandelkerne
Marcebo, Marciban
Mart, Markt
me, man
me, mir, wir
me, ſich, wir uns
meä, mähen
meines, meinen es
Melch, Milch
melle, milde
men, mir, ihn
mes, man es; me's, mir es
met, mit
Metwach, Mittwoche
Mettääsſonn, Mittagsſonne
Metternaicht, Mitternacht
mettes, mit uns
Metzle, Metzchen, kleine Metze
mi, man, wir
mi, min, mein
mie, mir, wir
mi, mieh, mie'n, mehr
mig, mich
Mo, Mann
Moed, Mahd
moel, mal, einmal
Möcke, Mücken
möelt, malt
möeß, muß
Mölle, Mühle
Möller, Müller
Möllrad, Mühlrad

meſſe, müſſen
meßt, mußte
Meitter, Mutter
meitterlei, mutterallein
Merge, Morgen
mern, morgen
merre, murren: merrt, murrt
Muentig, Montag
mueß, muß
Muet, Muth
Muil, Maul
na, hinan
nabet, neben: nabet dre, neben dran, daneben
nâr, nur
nag, nach
Naicht, Nacht
naicht, es naicht, es nachtet
nammt, nehmt
ne, nein
Neä, Nähe
neäſt, nichts
Neelgebeetle, Nelkenbeetchen
net, nicht
Neujeer, Neujahr
ni, hinein
nimme, nicht mehr
Nedurſt, Nothdurft
Neerung, Nahrung
neg, noch
neht, naht
Nem(e), Name
nu(e), nun
nu, hinüber
nur, nur
Nuet, Noth
nuff, hinauf
nuis, hinaus
Nuitze, Nutzen
o, und
ebe, eben
ebedri, ebendrein, überdies
obliemt, anblümt, anmalt (vom erſten Sonnenſtrahl)
obſelvierſt, obſervirſt
Odacht, Andacht
Oedem, Athem
öffs, auf das
Öhlmölle, Oelmühle
ëm, um
Ömgang, Umgang
ëmher, umher
ëms, um das
ëmſeä, umſehen
ëmſchwaat, umſchwebt
ëmſchwabe, umſchweben
ëmſuiſt, umſonſt
ënner, unter
örn, ihren, ihrem; 'örner, ihrer
Oert, Art
off, auf
offbli, aufbleiben
offer, auf einer
ogezoö, angezogen
oh, an
ohnegeän, fortgehen
em, um
en, enn, an
en, um
enn, und
ens, uns, unſere: ens Lüût, unſere Leute
eruff, anrufen
eñemmt, añimmt

ezehörn, anzuhören
eziet, anziehet
Pfaind, Pfund
Pfeffernöß, Pfeffernüſſe
Pfeingſte, Pfingſten
pfleg, pflegen
pfüfft, pfeiſt
pöchert, pocht
Poir, Paar
Poſainetoo, Poſaunenton
Pracht, wird oft männlich gebraucht
Pries, Preis
prießt, preißt
ra, herab
Rää, Regen
Räckle, Röckchen
Räsle, Röschen
Rai, Rain
raindröm, rundherum
Raſeſtöckle, Roſenſtöckchen
Reecht, Recht
regt, recht
rei, rein
Relgio, Religion
ri, herein
ri, reiben
rich, reich
Richſt, Reichſte
richt, richtet
Richthum, Reichthum
rig, reich
Röck, Rücken
römm, herum
römgedroet, herumgedreht
römgezieä, herumziehen
Roet Rath
Rook, Rock
Rue, Ruhe
rü, herüber
rücht's, riecht's, duftet's
Rüesle, Röschen
rüfft, ruft
rueſeruet, roſenroth
ruete, rothen
ruff, rufen
ruis, heraus
ruiſcht, rauſcht
Ruiſi, Roſinen
ſaaft, ſanft
Saam, Saum
Saang, Geſang
ſaat, ſatt
Sach, Sache(n)
ſää, ſagen, (ich) ſage
ſääſt, ſagſt
ſäät, ſagt; ſääte, ſagte er
ſäg, ſähe
ſäß, ſechs
ſag, ſah
ſager, mi ſager, man ſah ihrer
ſall, ſoll
ſallſt, ſollſt
ſatzt, ſetzte
's dann's, als wenn es
Schaal, Schall
ſchaamt, ſchämt
ſchaan, ſchauen
ſcheeid, ſcheiden
ſcheich, ſcheuchen
Schi, Schein
ſchied, ſcheiden
Schlaak, Schlag

Schlää, Schläge
ſchlaff, ſchlafen
ſchleät, ſchlägt
ſchlegt, ſchlecht
Schleierbute, Buſenſchleier
ſchlichſt, ſchleichſt
ſchlee, ſchlagen
ſchlomm, ſchlimm
ſchlemm, werfen
Schlemmer, Schlummer
ſchmaicht, ſchmachtet
Schneje, Schnee
Schniedärn, Schneideernte, Ernte der Halmfrüchte
ſchérmant, ſcharmant
Schern, Scheuern
Schépfing, Schepfung
Scheer, Schaar
Schellmeiſter, Schulmeiſter
Scheek, Scheck
Scheer, Schaar
ſchri, ſchreiben
ſchu, ſchue, ſcheu
Schue, Schue, Schuhe
ſchüe, ſchön
ſchwaat, ſchwebt
ſchwelt, ſchwillt
ſchwerre, ſchwere
ſchwieg, ſchweigen
ſchwemmt, ſchwimmt
ſchweerz, ſchwarz
ſea(e), ſehen
ſeing, ſingen; ſeingt, (er) ſingt
Sel, Seele
ſelle, ſelten
ſelle, ſelbiger
ſenge, (ſie) ſingen
ſengt, ſingt (Imper.)
ſenn, ſein, ſind
Senn, Sinn
ſi, ſein, ſeine
ſieät, ſieht
Siede, Seide
ſien, (ich) ſehe
ſiet, ſeit
ſinn, ſeinem
ſinner, ſeiner
Sitte, Seite
ſöeße, ſüße
ſelber, ſilbern
Sönn, Sünde
Sönner(n), Sünder(n)
Somkörnle, Samenkörnchen
Sonn, Sonne
ſonn, ſollen
Sonnabe, Sonnabend
Sonneſchi, Sonnenſchein
Sonntig, Sonntag
Sonntigle, Sonntag (Diminutiv.)
Sontigfrüe, Sonntagsfrühe
Spaaß, Spas
Spetzle, Spitzchen
ſpoer, ſparen
ſprechſt, ſprichſt; ſprecht, ſpricht
ſpreing, ſpringen
ſprengt, ſpringt (Imper.)
ſtaalz, ſtolz
Staible, Stäubchen
ſtaint, ſtaunt(e)
ſteä, ſtehen (Infin.)

ſteän, (ſie) ſtehen
ſteäts, ſtets
Stell'n, (im) Stillen
ſtelſt, ſtellſt
Stei, Stein
ſterre, ſterben
ſtiek, ſteig; ſtiekt, ſteigt
ſtiel, ſteil
ſtien, (ich) ſtehe
ſtinn, ſtand
Stockle, Stuckchen
Stuell, Stuhl
Stemmle, Stimmchen
ſtemmt, ſtimmt, anſtimmt
Stennle, Stundlein
Stenn, Stunden
ſtezt, ſtutzt
ſträät, ſtreut
Straelle, Strahlen
Strüßle, Sträuschen
ſtun, ſtände
ſtupperei, ſtaubrein, ganz rein
Stuffe, Stufe
ſtuffewies, ſtufenweiſe
Sturch, Storch
ſu, ſue, ſie
ſucht, ſucht
Suh, Sohn
Suiß, Suſanne
ſuißt, ſauſt
Summarie, in Summa
Summer, Sommer
's weer, es war
Taak, Tag
taanze, tanzen
Tää, Tage
Täänzle, Tänzchen
Tääwerk, Tagewerk
Täſche, Taſche(n)
Teeler, Teller
tef, tief
Teiſch, Tiſch
theen, thuen
Theen, Thun
Thre, Thren
thue, thuen
thüer, theuer
Thüering, Theuerung
Tieſch, Tiſch
trat, treten
trääſt, traat, trägſt, trägt
träbe, (ſie) tragen
Träpfle, Tröpfchen
trate, (ſie) treten
Trännkle, Trunkchen
Trauerflur, Trauerflor
tree, trieb
trenkt, trinkt
trett, tritt
Trettle, Trittchen
tri, treiben
tronn, erdröhnte
Truest, Troſt
Tüberle, Täubchen
Tued, Tod
Tuedemellche, Todtenmühlchen
tüed, todten
ü, üe, ihr
überal, überall
übergeha, übrig haben
überluit, überlaut
überuis, überaus

überwenn, überwunden
ühr, ihr
ümmer, immer
ün, ihn, ihm, ihnen
Uert, Ort
uff, auf
uffbeweert, aufbewahrt
Ufferſtëhing, Auferſtehung
ufferziëä, auferziehen, aufziehen
uffgethue, aufgethan
uffhi, aufhin, hinauf
ufflueß, aufleſen
uffſchlee, aufſchlagen
uffſchüüt, aufſchütten
uffſteän, aufſtehen
uffſtiel, aufſteigen, aufſtehen
Unfried, Unfriede
ungewieß, ungewiß
Unglëck, Unglück
usdreiſch, ausdreiſchen, ausplaudern
usgeſpant, ausgeſpannt
ushi, aushin, hinaus
usperſaint, ausperſannt
usrue, ausruhen
usſchlee, ausſchlagen
unzeälig, unzählig
Uſchuild, Unſchuld
veigelblee, veilchenblau
verbei, vorbei
Verdruiß, Verdruß
vergeß, vergiß
verkrücht, verkriecht
verliere, verlieren
verreckt, verrückt
verſaag, verſah
verſcheich, verſcheuchen
verſtëmpelt, verſtümmelt
verſuumt, verſäumt
vertreë, vertragen
verwielt, verweilt
vill, viel: ville, viele
voel, voll
Vortel, Vortheil
vür, vor
vürhande, vorhanden
vürm, vor dem
vürn, vor den
vüruis, voraus
Waald, Wald
Wache, Woche
wäät, wägt
Waichtel, Wachtel
Wall, Wald
wannert, wandert
warn, waren
wart, warten
weä, weh
weä(e), wehen
weck, weg
Wee, Wege
Week, Weg
weeß, wieß
weing, wenig
weinkt, winkt
Weinter, Winter
Weize, Waizen
Weizfell, Waizenfeld
Well'n, Willen
weiſt, willſt
wer, werde(n)
weiſe, wiſſen
widder, wieder

wiel, weilen
wies, weis
wies, weiſen
Wies, Weiſe
wiet, weit
Wiglas, Weinglas
wil, weil
wißt, weiſ't
witters, weiter
wëll, wollte
Woer, Waare
weer, war
wërd, wird
Wërmle, Würmchen
wörſt, wirſt
weeßt, wußte
wohle, wohlan
Wohlſtann, Wohlſtand
well, wellte
wenn, (ſie) wellen
wennerſchönne, wunderſchöne
wennerſchüe, wunderſchön
Wennerſtei, Wunderſtein
Werm, Wurm
wern, geworden
wuer, wurde
wür, würde
Wuert, Wort
Zäungle, Züngchen
zerbrecht, zerbricht
zieä, ziehe(n)
Ziet, Zeit
zittig, zeitig
zuckerſieeß, zuckerſüß
zörn, zürnen
zond, äzend, jetzund, jetzt
zue, zu
zuer, zur
züüf, ziehen
zun, zu den, in die
zupreſt, zuproſten (preſt
frebenzen
zuſemme, zuſammen
zwä(ä), zwei.

Bemerkungen.

Der Verfaſſer hat ſeinen heimiſchen Dialekt noch nicht geſchrieben geſehen, er mußte ſich alſo die Orthographie deſſelben ſelbſt bilden: darum ſind aber einige Inconſequenzen in der Schreibart der einen und derſelben Worte entſtanden. Der Druck war ſchon bedeutend vorgeſchritten, als ich dieſen Uebelſtand inne wurde: in den letzten Bogen habe ich ihm abgeholfen. Bei einer, wie ich hoffe, baldigen zweiten Auflage ſoll ihm von vorn herein ſo begegnet werden, daß ſich eine feſtſtehende Orthographie geſtaltet.

Eine auch noch ſo kurze Grammatik des hennebergiſchen Dialekts zu geben, würde hier zu weitläufig ſein: nur einige kurze Bemerkungen müſſen genügen.

Der Infinitiv beſteht entweder nur aus der Wurzel des Wortes und die Endſilbe en fällt gänzlich weg (bau ſtatt bauen, lauf ſtatt laufen), oder wenn der Infinitiv vom Zeitwort können abhängt, wird er mit der Vorſchlagſilbe ge gebildet, und ſieht aus wie das Particip der Vergangenheit, unterſcheidet ſich aber in der Regel von dieſem, z. B. lauf, laufen, hâ koen gelauf, er kann laufen, dagegen Partic. gelaufen: lach, lachen, ſu koon gelach, ſie kann lachen; dagegen Particip gelacht.

Das n fällt vom Pluralis der Subſtantive, eben ſo vom Pluralis der Zeitwörter weg, z. B. Flamme ſtatt Flammen, mi (wir) lache, ſie lache, mi (wir) lachte, ſie lachte, ſtatt wir, ſie lachen, lachten; ebenſo wird es von dem Plural der Adjectiven weggeworfen.

An viele einſilbige, mit einem Vokal endigende Worte wird ein e angehängt, doe, da, due, du, zue, zu, thue, thun, nue, nun.

Die Endung ung wird in ing verwandelt; Neering, Nahrung, Heiling, Heilung.

Die kurzen Worte werden faſt alle gedehnt, Geeld, Geld, Feeld, Feld, Daank, Dank, Geſaang, Geſang, aalt, alt, Kleeid, Kleid, ſaat, ſatt, deenk, denken, ſchaau, ſchauen, Thaau, Thau, Aang, Auge, Koopf, Kopf.

Viele dieſer gedehnten Worte haben aber im Dativ eine ganz kurze Form, z. B. Laand, Dativ Lann; Feeld, Dativ Fell; Geeld, Dativ Gell; Waald, Dativ Wall.

Die Endſilbe keit, iſt immer gedehnt, keeit.

Die Silbe ein, in der Zuſammenſetzung mit Zeitwörtern wird ſtets in i verwandelt: eingehen, igeä; eingeben, iga.

Die Silbe an, in der Zuſammenſetzung mit Zeitwörtern und Hauptwörtern wird ſtets in o verwandelt: obau, anbauen, oricht, anrichten; Odacht, Andacht.

Die Anhängeſilbe le iſt aus lein entſtanden, und iſt das ſüddeutſche Diminutivzeichen, entſprechend dem norddeutſchen chen. Der hennebergiſche Dialekt iſt beſonders reich an Diminutiven, ein Beweis ſeiner Naivetät. Er hat Diminutive, denen man in der hochdeutſchen Mundart kein entſprechendes nachbilden kann, z. B. Sonntigle, Diminutiv von Sonntag.

Gotha, den 1. November 1843.

Ludwig Storch.

Friedenſtein.

Gedenkbuch.

Herausgegeben

von

Ludwig Storch.

Auf das feinſte Velinpapier in Prachtdruck ausgeführt, broſchirt in elegantem Umſchlag 20 Sgr.

Mit Beiträgen von Ludwig Bechſtein, Adolf Bube, Karl Georg Frommann, Friedrich Hofmann, Kawaczyn'ſki, Millenet und dem Herausgeber.

In dieſem Gedenkbuche werden das weltberühmte Reſidenzſchloß **Friedenſtein zu Gotha** und ſein unſterblicher großer Gründer, Herzog **Ernſt der Fromme,** würdig gefeiert. Es iſt ein Dankes-Denkmal des Segens, welcher vom **Friedenſtein** über die Welt ausgegangen iſt. Wir machen vorzüglich auf die **trefflichen Gedichte** im Buche aufmerkſam.

Max von Eigl.

Roman

von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von Mayer und Wigand.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch.

In einem hellen, freundlichen, grünumbuſchten Dörfchen des Preußiſchen Antheils des fürſtlich Liechtenſteiniſchen Fürſtenthums Troppau-Jägerndorf in Schleſien, in jener fruchtbaren Ebene, welche die Oder begrenzt, wenn ſie aus dem Oeſterreichiſchen Gebiete in das Preußiſche tritt, nicht viel weiter als eine Stunde von der Oeſterreichiſchen Grenze, die bekanntlich mitten durch das Fürſtenthum läuft, und in der Richtung von Troppau nach Ratibor gelegen, war vor vierzig Jahren ein ſehr comfortables Wirthshaus mit einer Gartenwirthſchaft, weit beſſer, als man ſie damals auf dem Lande in Schleſien erwarten konnte. Der freundliche Garten war von einem Bache durchſtrömt, der ſich bald darauf in die Oppa ergoß; man fand Lauben darin mit Tiſchen und Bänken, eine Kegelbahn, ſchattige Gänge und manches von Baum und Buſch umhegte, trauliche Plätzchen; im Hauſe geräumige, helle Zimmer und einen ſchönen Tanzſaal. Küche und Keller des Wirths waren trefflich beſtellt, die Bedienung ſchnell und beſcheiden, Alles reinlich und einladend. Dieſes ſchöne Etabliſſement war das Werk des Gutsherrn, dem das Dorf zu Lehn ging, und der am Ausgange deſſelben ein ſehr geſchmackvolles, von ihm ſelbſt erbautes Schlößchen bewohnte, das, zu Anfang eines großen, aus einer Waldwüſtenei geſchaffenen Parks gelegen, jeden Fremden von Stand und Bildung einzuladen ſchien. Und in der That war der Major Luder Schenk von Birkendorf ein Mann, der mit der edelſten Gaſtfreundſchaft, die ihm ſein großes Vermögen erlaubte, die feinſte Bildung und die liebenswürdigſten, geſelligen Talente verband. Eine ſchöne, hohe, kräftige Geſtalt, in der Mitte der vierziger Jahre ſtehend, war er ſchon zehn Jahre Wittwer, und vergebens hatten ſich die Fräuleins der Umgegend ſeit dieſer Zeit Hoffnung gemacht, daß er eine von ihnen als Gebieterin in ſein reizendes Schloß führen, und ſeiner einzigen Tochter als Mutter ſchenken werde: der Major war gegen Alle artig, zuvorkommend, mild und freundlich geweſen, ohne jemals ein beſonderes Verlangen nach einer derſelben an den Tag zu legen. Nun hatten die jungen Damen faſt Hoffnung und Spekulation aufgegeben, die dagegen das junge adlige Männergeſchlecht aufgegriffen; denn des Majors holdes Kind war achtzehn Jahre alt geworden, und ſtand in der höchſten Blüthe einer ausgezeichneten Schönheit. Luiſe von Birkendorf blickte mit einem herrlichen Auge voll ſeelenvollem Zauber in das reiche Leben, welches vor ihr lag, und ſchien es fromm und unſchuldig zu fragen: was wirſt du mir geben? welch ein Loos hab' ich von dir zu erwarten? kannſt du meinem Herzen voll hoher, reiner Gefühle weh thun? — Männer, die ſich auf ſchöne Augen verſtanden, behaupteten, Luiſens hellbraune Sterne glichen Spiegeln vom reinſten Waſſer, in welchen ſich die Welt mit ihrer ganzen Schönheit verklärt abbilde, in denen aber, wenn plötzlich die Sonne hinein ſchiene, eine blendende Glut erwache. Unter dem Bilde der Sonne verſtanden ſie, wie begreiflich, die Liebe.

Der Major hatte ſich der Erziehung ſeines Kindes mit ungemeiner Liebe und Sorgfalt hingegeben. Erſt von einem talentvollen Hauslehrer und einer franzöſiſchen Bonne, die er ſelbſt gewählt und geprüft, unterrichtet, war ſie dann vier Jahre in Berlin und Breslau in adligen Stiften geweſen, und erſt ſeit einem halben Jahre wieder im Vaterhauſe, als deſſen Glanz und Zierde ſie nun in der ganzen Umgegend galt.

Das Wirthshaus mit ſeinem Garten diente den Bewohnern der benachbarten Ortſchaften zum Vergnügungsort, und vorzüglich ſtark wurde es von den Honoratioren der nahen Stadt Troppau beſucht. Die Offiziere der Garniſon von Troppau waren tägliche Gäſte, und benutzten dieſe Gelegenheit, um ſich dem Gutsherrn, und ſeiner ſchönen Tochter zu empfehlen. Der Major ſtand mit Allen auf freundſchaftlichem Fuße, und lud ſie zu ſeinen Jagden und Familienfeſten ein, übrigens war ſeine Thüre und Tafel jedem adligen Kriegskameraden offen, und die jungen öſterreichiſchen Helden machten gern von dieſer Erlaubniß Gebrauch; ſeit Luiſe im Schlößchen waltete, deſto öfter und lieber.

Die Zeit, in welcher dieſe Beſuche ſtatt fanden, war das denkwürdige Jahr, in welchem jener geniale korſiſche Soldat, der die Welt und die Zukunft mit dem Glanze ſeines Namens erfüllt hat, den kühnen Akt vollzog, ſich eine Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen. Am 20. Mai 1804 hatte ſich der Conſul Bonaparte in Paris zum Kaiſer der Franzoſen ausrufen laſſen, und die Welt vernahm ſtaunend dieſe Kunde wie ein Wundermährchen. — Die Nachkommen werden ſich nie eine richtige Vorſtellung von der ungeheuern Aufregung machen, welche die Thaten und Schritte des Korſen in den Zeitgenoſſen wachrief; am größten war ſie aber unſtreitig in dem Jahre, als er, der Sohn der Republik, ſeine Mutter ſtürzte und, mit größerem Glücke als Julius Cäſar, ſich mit dem Namen der römiſchen Imperatoren ſchmückte. Mit welcher Begierde wurden damals die Zeitungen aus Paris erwartet und verſchlungen! Wie empört waren alle republikaniſch geſinnte Herzen, die von Bonaparte den Sieg ihres Princips erwartet! Wie jauchzten alle Bewunderer kühner Thaten und die, welche in der Monarchie die Rückkehr zur Ordnung und zur Geſetzlichkeit ſahen! Am meiſten war natürlich der Kriegerſtand von ihm eingenommen; die deutſchen Offiziere ſchwärmten für den „kleinen Korporal," und derer, die da ahneten, daß ihnen in dem gewaltigen Helden ein verderbliches Geſtirn aufgegangen ſei, gab es damals nur wenige. Uebrigens war die Welt wie betäubt von dem unerwarteten und ungeheuern Ereigniß. —

Ein ſchöner Julitag führte wiederum eine Anzahl Offiziere zu Roß und Wagen von Troppau nach dem Dorfe des Majors von Birkendorf; Beamte, Kaufleute, Gutsbeſitzer, Geiſtliche fanden ſich ein; das ſchöne Geſchlecht beſetzte die Lauben im Garten. Der große Gegenſtand der Zeit war auch der der Unterhaltung. Die glanzvollen monarchiſchen Einrichtungen des neuen Kaiſers, die Errichtung der Ehrenlegion, die Einführung eines ſtrengen Hofceremoniels, wie man es kaum mehr an alten Höfen gewohnt war, wurden lebhaft beſprochen. Plötzlich trat ein Offizier in den Kreis ſeiner Kameraden, und unterbrach das Geſpräch mit den Worten: „Meine Herren, eine funkelnagelneue Neuigkeit! Keine politiſche aus Frankreich, ſondern eine geſellſchaftliche aus unſrer nächſten Nähe, aus dem Schlößchen: unſer wackerer Kamerad, Hauptmann von Brandenfels, hat heute um Herz und Hand des Fräuleins von Birkendorf angehalten und von Vater und Tochter das Jawort erhalten. Ich komme ſo eben aus dem Schlößchen, und habe es aus dem Munde des glücklichen Brautpaars ſelbſt.“

„Der Beneidenswerthe! der Glückliche!“ ſeufzten ein Paar verliebte Lieutenants.

„Ich habe mir das längſt gedacht,“ meinte der Oberſt. „Oeſterreich kann ſich Glück wünſchen, dieſe Perle dem Preußiſchen Staate zu entführen: — Meine Herren, es iſt unſre Schuldigkeit, ſogleich unſern Glückwunſch abzuſtatten.“

„Ihre Gnaden haben mir ohnedies verſprochen, mich dem Herrn Major von Birkendorf vorzuſtellen,“ ſagte ein ſchlanker Offizier mit einer majeſtätiſchen Adlernaſe, einem vollen, blonden Schnurrbart und einem äußerſt lebhaften, ſchönen Auge, — ein junges Blut mit wahrer Queckſilberbeweglichkeit, das eben erſt in die Mündigkeit getreten ſchien, zu dem ihm zunächſtſitzenden Oberſt. „Machen wir das zugleich ab.“

„Das wollen wir, mein Herr Lieutenant von Zinkberg!“ verſetzte der Oberſt, ſich gnädig gegen den jungen, ſchönen Kriegsmann verbeugend. „Sie müſſen ja doch ihren Hauptmann beglückwünſchen, und werden ſich zugleich über deſſen ſchöne Braut freuen. Aber verlieben Sie ſich nicht etwa in ſie, wie es ſchon mehreren Ihrer Herren Kameraden ergangen iſt!“ —

Die ganze Kameradſchaft brach auf; es waren zehn uniformirte Männer, die größere Hälfte von jugendlichem Alter; der ſchönſte und ſtattlichſte — — der Neuling Zinkberg. Dieſer muſterte Alles mit jener lebhaften Neugierde, die leicht erregbare Herzen bei der erſten Betrachtung von Gegenſtänden an den Tag legen, von denen ihnen vorher viel Redens gemacht worden iſt. So nahm er den Theil des Parks, durch welchen die Geſellſchaft ſchritt, ſo das Schlößchen in Augenſchein; aber ſeine Spannung ſteigerte ſich, als die Thüren ſich öffneten, und der Major das gefeierte Fräulein und deren Verlobter den glückwünſchenden Gäſten entgegentraten. Er hatte Muße Vater und Tochter, vorzüglich die Letztere, genau zu beobachten; denn während ſeine hier bekannten Kameraden ihre Glückwünſche abſtatteten, war er bei Seite getreten, um abzuwarten, bis ihn der Oberſt vorſtellen würde; aber hatte ſich, ohne es zu bemerken, ſo tief in Luiſens Schönheit verſenkt, daß er wie aus einem Traume auffuhr, als ihn ſein Chef bei der Hand nahm, und die Blicke des Majors fragend auf ihm hafteten.

„Auch erlaube ich mir, den gnädigen Herrſchaften Herrn Lieutenant Karl von Zinkberg, neues Mitglied meines Regiments, vorzuſtellen, erſt in voriger Woche von Wien bei uns angekommen und mir von ſeiner Durchlaucht dem Fürſten von Liechtenſtein ſehr empfohlen. Ich empfehle denſelben hinwiederum Ihrer Freundlichkeit.“

„Sein Sie uns willkommen!“ ſagte der Major mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit, und bot dem jungen Manne die Hand. Dieſer verneigte ſich dankend, und während ſein Auge noch einmal Luiſens Geſtalt überflog, färbte ſich ſeine Wange höher, und ſeine Rede verwirrte ſich. Es lag ſo viel Träumeriſches, Ahnungsvolles in den Zügen des Mädchens; ſie glich der nur ganz leicht geöffneten Knoſpe einer prächtigen Centifolie, in die noch kein Tagesſtrahl gefallen, in der noch der urſprüngliche Thau zittert, und von der unentſchieden bleiben muß, ob ſie jetzt ſchöner iſt in ihrer keuſchen, unbewußten Heiligkeit, oder nachher, wenn ſie den Kelch entfaltet hat zum vollſten Glanze ihrer Erſcheinung.

Der Hauptmann von Brandenfels war ein Mann von edlen Geſichtszügen und impoſanter militäriſcher Haltung, doch war ein auffallender Ernſt über ſein Weſen ausgegoſſen, der mit der Bedeutung des Tages ſeltſam contraſtirte. Es ſchien faſt, als ſei er, am Gipfel ſeines Glücks angelangt, von einer Wolke ſüßer Wehmuth überſchattet werden, wie es tiefen Gemüthern oft zu geſchehen pflegt, die vom grellen Sonnenſchein des Glücks ermatten, vom Thau der Wehmuth aber erfriſcht, ſich erſt wahrhaft innerlich, wenn auch geräuſchlos, freuen.

Die Herren hatten Platz genommen; bald perlte ein edler Ungarwein in hellen Bechern vor ihnen, und im Nu war die Unterhaltung auf dem neuen Kaiſer der Franzoſen.

„Sie haben uns in der Abhandlung deſſelben Themas unterbrochen,“ nahm der Major das Wort. „Sie kennen meine alte Neigung für die Schauſpielkunſt, die mich jeden Winter nach Breslau, Berlin oder Dresden führt. Um ſo intereſſanter iſt mir eine Nachricht, die ich in voriger Woche in Breslau von einem meiner Jugendfreunde, der ſo eben von Paris kam, erfuhr, nämlich daß Bonaparte im eigentlichſten Sinne dramatiſche Kunſt ſtudirt, und ſich zum heroiſchen Schauſpieler bildet. Ich wiederhole noch einmal: nicht etwa figürlich geſprochen, ſondern im eigentlichſten Sinne des Wortes.“

Die Gäſte ſahen den Sprecher ſtaunend an. „Sie ſind doch wohl myſtificirt worden, Herr Kamerad;“ entgegnete der Oberſt. „Der kühne, gewaltige Soldat, der ſich einen Kaiſerthron baute, wird doch wahrlich nicht, wie der weichliche Nero, auf der Bühne auftreten wollen? Was braucht er Helden zu ſpielen, er iſt ein ſolcher, und das Drama, welches er bis jetzt auf der Lebensbühne aufgeführt hat, iſt ſo überwältigend großartig, daß es keine dichteriſche Nachſchöpfung jemals erreichen wird.“

„Ich habe auch nicht geſagt, daß er den von ihm begeiſterten Franzoſen auf dem Theater etwas vorſpielen will, nichts deſto weniger will er ihnen etwas mit theatraliſchen Effecten vorſpielen, und der Schlaue kennt die Schwächen ſeiner Leute,“ ſagte der Major lächelnd. „Die Sache verhält ſich nämlich ſo: Napoleon Bonaparte, der jetzige Kaiſer Napoleon I., iſt, wie bekannt, von kleiner unanſehnlicher Geſtalt, und hat gar keine Repräſentation, ein großer Uebelſtand für ſeine kaiſerliche Würde. Er ſoll ſich raſch, haſtig, unbeholfen und ungeſchickt benehmen, und kann den rohen Sohn der Revolution nicht loswerden. Von allen am jungen kaiſerlichen Hofe iſt er der, welcher das von ihm eingeführte, peinliche Hofceremoniel am unbehülflichſten befolgt; er ſieht ſich, wenn er öffentlich auftritt, jeden Augenblick in Gefahr, ſich lächerlich zu machen, und nirgend iſt das gefährlicher, als in Paris, nirgend ſchädlicher, als auf dem Throne, zumal wenn man dieſen ſich erſt ſelbſt hat bauen müſſen. Mein Freund erzählte mir in dieſer Beziehung köſtliche Anekdoten. Die monarchiſche Würde, das kaiſerliche Anſehen ſollen durch allen nur erdenklichen Pomp und Glanz erzwungen werden, und doch muß der neugebackene Kaiſer fürchten, daß er ſelbſt durch ſein perſönliches groteskes Erſcheinen alle dieſe großen Anſtalten vernichtet, und durch eine einzige Betiſe die mühſamſten und koſtſpieligſten Vorkehrungen paralyſirt. Er hat ſich alſo nach einem tüchtigen Lehrmeiſter umgeſehen, und dieſen im Schauſpieler Talma gefunden, der ihm die Kaiſerrolle zur bevorſtehenden Krönung einſtudirt.“

Die meiſten lachten; Zinkberg aber ſagte: „Fürwahr — einen beſſern Lehrer hätte er ſich nicht erwerben können! Kein Sterblicher wird den Kaiſer beſſer ſpielen als Talma, dieſer moderne Roscius; aber ich fürchte, Bonaparte wird wenig von ihm profitiren.“

„Kennen Sie beide?“ fragte Luiſe theilnehmend.

„Ich ſah ſie Beide in Paris, — Talma in ſeinen beſten Rollen, Bonaparte auf dem Wege zum Throne; ich brachte den vorigen Winter in der Hauptſtadt Frankreichs zu, und erlebte im Februar dieſes Jahres die Entdeckung der Verſchwörung Pichegru's und Georges Cadoudal's; aber ich kann nicht leugnen, daß mich Talma mehr angezogen und befriedigt hat, als Bonaparte, — und das Théatre français mehr nach meinem Geſchmacke war, als das weltgeſchichtliche Drama, deſſen Hauptrolle jetzt Bonaparte ſpielt."

„O Sie müſſen mir von Talma, von der Georges und den übrigen Pariſer theatraliſchen Notabilitäten erzählen!" rief Luiſe mit leuchtenden Augen. „Denn wie der Vater, ſo intereſſire auch ich mich lebhaft für die Schauſpielkunſt."

„Ich muß geſtehen," ſagte Zinkberg, „daß die Liebe zu den theatraliſchen Künſten bei mir zur Leidenſchaft geworden iſt, und daß ich mit Schmerzen in Troppau jeden Genuß dieſer Art entbehren werde! — Mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen aber die in Paris von der Bühne herab empfangenen Eindrücke, ſo viel mir möglich iſt, wieder zu geben ſuchen, und erwarte nur Ihre gütigen Befehle, wenn ich damit beginnen ſoll. Von Vortheil wird Ihnen dabei eine Sammlung von Portraits und Coſtümebildern der erſten und ausgezeichnetſten theatraliſchen Künſtler und Künſtlerinnen unſrer Zeit, nicht nur Frankreichs, ſondern auch Deutſchlands, Italiens und Englands ſein, die ich theils in Kupferſtichen geſammelt, theils ſelbſt gezeichnet oder gemalt habe. Talma und die Georges habe ich faſt in allen ihren berühmten Rollen wieder zu geben verſucht.“

„Ach, das iſt ja ein herrlicher Gedanke von Ihnen geweſen!“ rief Luiſe hocherfreut. „Aber wie haben Sie denn in Wien die Erlaubniß zur Reiſe nach Paris erhalten? Man verweigert ſie namentlich Soldaten in der Regel.“

„Ich ſtand noch nicht im öſterreichiſchen Dienſt, und war überhaupt noch nicht Soldat. Ich bin nämlich ein Alpenſohn, ſo ein Zwiſchending zwiſchen Schweizer und Tyroler, nämlich ein Kind des kleinen Landes Vaduz, das in den jungen, grünen Rhein herabſchaut, und deſſen Herr, wie Sie wiſſen, auch der Fürſt dieſes Landes iſt. Fürſt Lichtenſtein hatte die Gnade mich dieſe Reiſen machen zu laſſen; er iſt mein erlauchter Wohlthäter.“

„Ach das iſt ein Andres! — Wie beneide ich Sie um Ihre Erfahrungen! Aber was Sie mir großmüthig von Ihren Schätzen mittheilen, wird für mich von ungemeinem Intereſſe ſein.“

Der Hauptmann von Brandenfels verließ jetzt die Unterhaltung der Uebrigen und trat zu den beiden in ſo lebhaftem Zwiegeſpräch Begriffenen, nicht ohne einen Zug von Unmuth im ernſten Geſicht. Mit unbefangener Freude theilte ihm ſeine Verlobte mit, was ſie von Zinkberg erfahren hatte, und ſie ſchien es nicht zu bemerken, daß dieſe Mittheilungen ihn augenſcheinlich nicht ſonderlich erbauten.

Es wurde ein Spaziergang in den Park beliebt, um den herannahenden Abend im Freien zu genießen. Während die andern Männer ſich in lebhaften politiſchen Discuſſionen ergingen, fand ſich Luiſe unvermerkt und ganz unabſichtlich wieder zu Zinkberg, und ſogleich war der Anknüpfungspunkt der Unterhaltung gefunden: Schiller, den ſie vergötterte, und deſſen Dramen ſie in Berlin und Breslau geſehen hatte. Dieſes Thema war für Beide ein unerſchöpfliches; denn auch Zinkberg hatte die Schönheiten des großen Deutſchen Dichters in ſich aufgenommen, und verſtand ſie zu beurtheilen, wenn auch nicht mit der Tiefe und Schwärmerei wie Luiſe. „Schiller,“ ſagte ſie mit der tiefen, ſittlichen Wärme eines heiligen Gefühls, das ein reiches Herz lange in ſich verſchloſſen, bis ihm plötzlich die ſchöne Gelegenheit wird, es auszuſprechen, „Schiller iſt für die Gegenwart und für alle Zukunſt hin der Repräſentant oder der Typus des idealen Deutſchthums, ſo lange nämlich Deutſchland das Land des Gemüths, des naiven Selbſtbewußtſeins und der wahren, ächten Sentimentalität iſt, ſo lange Sittlichkeit und Schönheit, die im Grunde nur eins, zwei Namen für einen Begriff ſind, das leitende Geſetz des Denkens und Handelns im Deutſchen Volke abgeben; dieſer erhabene Dichter iſt das höchſte Product Deutſcher Geſinnung und Deutſchen Weſens überhaupt; alle Deutſche Tugend, alle Deutſche Größe iſt in vollendeter Reinheit in ihm zur Erſcheinung gekommen; er iſt der Deutſche an und für ſich. Ja, ich bin überzeugt, daß ein ſcharfſinniger Kritiker in ihm und ſeinen Werken auch die Andeutung unſrer vorzugsweiſe Deutſchen Schwächen und Fehler entdecken würde. Ich ſehe in ihm nur das größte, ſchönſte und edelſte Herz, das jemals auf Erden geſchlagen. Wie ich mir die Sonne als das Herz unſeres Weltenſyſtems denke, aus welchem alle ſie umwandelnden Planeten Licht, Wärme, Leben und Luſt trinken und auf jedem dieſer Sterne viele Millionen, ja unzählige Geſchöpfe und Weſen aller Art, ſo gilt mir Schiller als das Herz Deutſchlands, aus dem wir alle, Groß und Klein, Alt und Jung bis in die fernſten Zeiten hinab ſittliche Größe und Stärke, Tugend und Empfänglichkeit für das Schöne, Wahre und Gute, Begeiſtrung für Leben, Liebe, Freiheit ſchöpfen können und ſollen. Für mich iſt er der Heiland und Gründer des wahren Cultus, der Anbetung und göttlichen Verehrung, des Schönen. Und nur das Schöne allein iſt der Anbetung würdig.“

„Mein Fräulein, Sie ſetzen mich in Erſtaunen über die Tiefe und Wahrheit Ihrer Ideen und Bilder!“ rief der Lieutenant mit Feuer. „Sie haben ausgeſprochen, was ich längſt als dunkles Gefühl in mir trug. So ſehr ich auch Schiller verehrte, von dieſer Stunde an wird er mir, gleich Ihnen, als das Höchſte gelten, was die ſittlich poetiſche Welt hervorbringen konnte, Blüthe und Frucht der äſthetiſchen Weltanſchauung. Es überraſcht mich, die Wahrheit beſtätigt zu finden, daß jede Nation einen Dichter hervorgebracht hat, in welchem alle Radien der Volkseigenthümlichkeiten wie in einen Brennpunkt zuſammenlaufen. So iſt Voltaire der Repräſentant der Franzoſen, Taſſo der Italiener, Cervantes der Spanier, Milton der Engländer, und es iſt nicht nöthig, daß ein ſolcher zugleich der größte Dichter des Volks iſt; ja jedes der genannten Völker hat größere Dichter als die angeführten, und auch in Deutſchland gilt ja Goethe für einen größern Dichter als Schiller."

„Ich beſitze zu wenig kritiſchen Scharfſinn," entgegnete Luiſe, „um mich auf den oft geführten Streit einzulaſſen, wer von dieſen beiden Dichtern größer ſei; ich kann nur auf mein Gefühl gehen, und dieſes ſpricht für den unſtreitig ſittlich größern Schiller. Er hat mir das Theater zu einem Tempel der Moral gemacht; wenn eine ſeiner genialen Schöpfungen an mir vorübergegangen iſt, fühle ich mich beſſer, edler, gehobener, zu jeder guten und ſchönen That fähiger. Mein Herz fühlt ſich dann dem ſeinigen verwandt; ich möchte an das Herz der Menſchheit in anbetender Liebe, in jubelnder Begeiſterung ſinken; ich möchte ſeine göttlichen Worte rufen: Dieſen Kuß der ganzen Welt!"

„Das iſt die unwiderſtehliche, göttliche Macht des Ideals!" rief Zinkberg, von des ſchönen Mädchens Begeiſterung angeſteckt und hingeriſſen.

„Und — ſagen Sie mir —" fuhr Luiſe fort, „iſt denn Gott etwas Anderes, als das Ideal aller menſchlichen Vollkommenheiten? Hat das Wort „göttlich" etwa eine andre Bedeutung als idealiſch? Darum iſt Schiller der größte Sterbliche, ein göttlicher Menſch! Was geht mich Bonaparte an? Ich verehre nur einen Menſchen, und der iſt Schiller.“

„Mein höchſter Wunſch iſt ſtets geweſen,“ ſagte Zinkberg, „den Karl Moor in den Räubern, den Ferdinand in Kabale und Liebe und den Max Piccolomini im Wallenſtein ſelbſt darzuſtellen, und nie habe ich dazu kommen können.“

„Ach!“ ſeufzte Luiſe, „Sie geben dem geheimſten Wünſche meiner Seele Worte, die ich noch gegen Niemand auszuſprechen gewagt habe; ich möchte die Amalia, meine Namensſchweſter Luiſe und die Thekla ſpielen. Es könnte mich überglücklich machen. Alles was ich fühle, wenn ich dieſe herrlichen Schöpfungen auf der Bühne ſehe oder leſe, kann ich nie ausſprechen, aber durch die Darſtellung möchte ich mich dieſer Gefühle entäußern.“ Begeiſtert hing ihr feuchtes Auge an Zinkbergs Zügen.

Mißmuthig nahete ihnen Brandenfels, denn ſie waren hinter der Geſellſchaft zurückgeblieben.

„Verrathen Sie nichts von unſern geheimen Wünſchen!“ flüſterte das Fräulein und reichte dann ihrem Verlobten den Arm, plauderte aber dann von Schiller fort und recitirte Stellen aus der

Braut von Meſſina, deren Schönheit der Hauptmann belobte; ob aus Ueberzeugung oder aus Galanterie gegen ſeine Braut, blieb unentſchieden.

Bald darauf verabſchiedeten ſich die Gäſte, um vor Einbruch der Nacht ihre Garniſon zu erreichen.

„Vergeſſen Sie das nächſte mal die verſprochenen Bilder nicht!“ ſagte Luiſe zu Zinkberg, als er ſich von ihr verabſchiedete, und er leiſtete noch einmal feierlich das Verſprechen. Der Major, der jetzt davon hörte, äußerte gleiche Freude über den bevorſtehenden Genuß, und lud den Lieutenant ein, ſeiner Tochter und ihm denſelben in den nächſten Tagen zu gewähren. — Brandenfels ſchien allein zu ahnen, daß ein verwirrendes Schickſal in der Perſon Zinkbergs in das Haus getreten war. Fröhlich ſcherzte Luiſe über ſeinen Ernſt und meinte, der Lieutenant von Zinkberg ſei ein wenig ein gefallſüchtiger Geck, aber ſeine Unterhaltung über das Theater habe ihr viel Vergnügen gemacht, und noch mehr verſpreche ſie ſich aus den von ihm zugeſagten Mittheilungen. —

Zinkbergs brennender Stirne that die kühler werdende Nachtluft gut. Gegen ſeine Gewohnheit ritt er ſtumm hinter den Andern her, und die beflügelten Schläge ſeines Herzens brachten ihn zu dem ſtillen Geſtändniß, daß er, trotz der ſcherzhaften Warnung des Oberſten, in Luiſe von Birkendorf, die Braut ſeines eignen Hauptmanns, verliebt ſei.

Die Entdeckung, welche **Karl von Zinkberg** hinſichtlich ſeiner Gefühle gemacht hatte, brachte ihn keineswegs in Verlegenheit oder machte ihm ſonderliche Sorge; er fühlte ſich weder unglücklich, die verlobte Braut eines Andern zu lieben, noch fiel es ihm ein, ſeine Leidenſchaft zu unterdrücken und der Sache gleich vom Anfang durch eine großmüthige Reſignation ein Ende zu machen. Er hielt nichts vom Reſigniren, nichts vom Aufopfern, nichts von weinerlicher Sentimentalität. Er war gewohnt, ſich jedem ſchönen Gefühle mit ganzer Seele hinzugeben, und ſich durch Hinderniſſe nicht ſtören zu laſſen, wenn er Genüſſe erſtrebte, die ihm ſeine lebhafte Phantaſie als beſonders reizende vormalte. Das iſt Lebensgebrauch aller Glückskinder, ſich nichts zu verſagen. Es iſt der raffinirte Egoismus unſerer Zeit. Denen ein gütiges Geſchick den Lebenspfad mit Roſen beſtreut, die wollen ſie auch alle pflücken, nicht nur die im eignen Garten, ſondern auch die im Garten des Nachbars, und es kommt ihnen gar niemals ein Zweifel an ihrem vollkommenſten Recht dazu in den Sinn. In den rohen Zeiten des Schwerts gab es ein Recht des Stärkern, in den feinen Zeiten der Intrigue gibt es ein Recht des Glücklichen; denn der Glückliche iſt immer ſchlau und ſeinen Vortheil d. h. ſeinen Genuß erſpähend. Daher iſt denn auch der Schlaue immer glücklich. Aber es iſt doch nur die roheſte und gemeinſte Art von Glück, der grelle Sonnenſchein des Lebens, den dieſe praktiſchen, egoiſtiſchen Menſchen kennen, lieben, ſuchen und gewinnen; von jener ſtillen Seligkeit ſanft umwölkter Tage, von jenen tiefen, ſchmerzlich ſüßen Gefühlen, welche durch den zarten Schleier der Wehmuth hindurch leuchten, wie die milden Sterne und der ſchwermüthige Mond durch die ſtille, heilige Nacht; von jenem höchſten und reinſten Glücke, das im Schmerz lächelt und in der Freude weint, das ſeine Hände ſehnſüchtig nach den Abendröthen ausſtreckt, um ſich ſeinen dunkeln Weg damit zu ſchmücken, und doch weiß, daß vom Himmel nichts weiter als Thau — Thränen — auf dieſen einſamen Pfad fallen wird, und ſich auch darüber freut, obgleich es vor Schmerz ſterben möchte: von dieſem Glücke ahnen die vorzugsweiſe ſogenannten Glücklichen nichts. Ja es giebt ein Glück der Oberfläche und ein Glück der Tiefe, ein Glück des Tages und ein Glück der Nacht, ein Glück der Sinne und ein Glück der Seele, ein Glück des Egoismus und ein Glück der Reſignation. Der große Hauſe kennt nur das Erſtere, und lächelt mitleidig über das Andere, und gönnt es gern den Wenigen, die Geſchmack daran finden; darum nennt die Welt auch nur jenes Glück, während ſie für dieſes keinen beſondern, bezeichnenden Namen hat.

Karl von Zinkberg war ein Glücklicher in der allgemeinen Bedeutung. Talentvoll, phantaſiereich, erregbar, lebhaft, ja haſtig in Empfindungen und Aeußerungen, daher ſchnell für etwas begeiſtert, glühend in Leidenſchaft, raſch, ſchier ohne Ueberlegung auf ſein Ziel losſtürmend, dann, wenn er es erreicht, eben ſo ſchnell dafür erkaltend und bei der erſten Gelegenheit ſich mit demſelben Feuereifer einem andern zuwendend — ein fein raffinirter Egoiſt. Jung, ſchön, vielfach unterrichtet, durch Reiſen und Umgang mit der vornehmen Welt fein gebildet, der Günſtling eines reichen Fürſten, der ihn ſtets mit materiellen Mitteln im Ueberfluß verſehen, hatte er ein leichtes Leben gelebt und eine ſchöne Jugend. Er hatte ſchon geliebt — kühn, feurig, aber nie lange. Eine ſo ſchöne Schwärmerin, wie Luiſe, hatte noch nicht an ſeinem Wege geſtanden, darum liebte er ſie feuriger und leidenſchaftlicher, als ſeine frühern Geliebten, darum war er feſt überzeugt, erſt jetzt lerne er die Liebe kennen, darum ſchwärmte er für die Schwärmerin.

Uebrigens hielt ihn die verborgene Glut ſeiner Leidenſchaft, der er ſo bald als möglich Luft zu machen bei ſich beſchloß — denn er quälte ſich nicht gerne lang mit unbefriedigten Wünſchen — nicht ab, ſeiner Schmetterlingsnatur Genüge zu leiſten, und in Troppau alle ſchönen Blumen aufzuſuchen, um tändelnd, ſcherzend, genießend von einer zur andern zu flattern. Bald war er die Seele aller Geſellſchaften, das Idol aller jungen Damen, und da er ſelbſt nicht verſäumte auch ältern Damen, die bereits über die erſten Stadien der Liebe hinaus waren, mit einem wahrhaft liebenswürdigen Eifer den Hof zu machen, ſo wurden dieſe ſeine beredten Lobrednerinnen. Er hatte nicht vergebens gelebt; er hatte ſich Menſchenkenntniß geſammelt. Wer in der Geſellſchaft reuſiren will, muß mit den heirathsfähigen Mädchen tanzen, mit den Frauen von vierzig Jahren ſich unterhalten und den noch ältern Artigkeiten erweiſen; er muß mit den erſtern zärtlich umgehen, mit den letztern höflich, mit den mittlern feurig. Nie iſt das Frauenherz empfänglicher für die Liebe, als in den höhern dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre, und die Huldigungen eines intereſſanten Mannes werden in dieſer Periode mit der zärtlichſten und innigſten Hingebung unbegrenzter Dankbarkeit entgegengenommen. Jede Pruderie, jede ſtolze und erheuchelte Kälte, jeder launiſche Trotz, die der eben aufblühenden Schönheit ſo oft eigen zu ſein pflegen, verſchwinden vor dem wahren und ſüßen Verlangen des Weibes, deſſen Blüthe vorüber iſt, die neu und ſtark erwachte Sehnſucht des Herzens befriedigt zu ſehen. Wer die ganze glühende Stärke der Liebe eines Frauenherzens kennen lernen will, wende ſeine Gunſt einer Frau von vierzig Jahren zu. Das Mädchen von zwanzig Jahren liebt ihren Gegenſtand, die Frau von vierzig Jahren vergöttert ihn.

Zinkberg hatte bald genug ein zärtliches Verhältniß mit der Frau eines fürſtlichen Raths. Die Frau Räthin Schaller war erſt fünf und dreißig Jahre alt, und hatte noch die vollſten Anſprüche an den Namen einer ſchönen Frau; ihr Mann war im Aktenſtaub ergraut und vertrocknet. Der leidige Wunſch verſorgt zu ſein und nicht übrig zu bleiben, hatte ihr heißes Herz an dieſe kalte Bruſt gelegt, die keine Antwort hatte auf ſeine Fragen, und ſo war das hohe, ſchlanke Weib mit dem ſchmachtenden Auge ſtumm und unverſtanden neben der traurigen Geſtalt gewandelt, die der Vater ihrer Kinder geworden war. Zinkberg zeichnete ſie auf Bällen aus; er fand Geſchmack an ihrer Unterhaltung, das ſchlummernde Feuer in ihrem dunkelbraunen Auge hatte für ihn magnetiſche Kraft; er ſah immer häufigere Blitze hervorbrechen, wenn er ihr gegenüber ſtand und das Wort an ſie richtete; er fühlte aus Lauten und Worten, ja am zitternden Ton ihrer Stimme die erwachende Leidenſchaft für ihn heraus, und, geſchmeichelt von dem ſchönen Siege, gab ſich ſeine Eitelkeit dem ſüßen Gefühle rückhaltslos hin, von einer ſo intereſſanten Frau geliebt zu werden, obgleich er für ſie nichts weiter empfand als die Sinnentrunkenheit eines begehrlichen Männerherzens. Seine Liebe, ſo ſtark und ſo heiß er zu fühlen vermochte, gehörte Luiſe von Birkendorf.

Seit Zinkberg in Troppaus Mauern weilte, trieb ein lebendiger Geiſt der Geſelligkeit unter den höhern Ständen ſchnelle Blüthen; wie mit einem Zauberſtabe weckte der junge Offizier Kräfte, von deren Daſein man nichts geahnet hatte; er war unerſchöpflich in Erfindungen und neuen Ideen zur Unterhaltung und Erheiterung der Geſellſchaft. Bald arrangirte er eine Luſtfahrt in das nahe Gebirge, und — wenn die fröhlichen Wallfahrter an Ort und Stelle anlangten, fanden ſie zu ihrer Ueberraſchung ein Zelt aufgeſchlagen, von deſſen Spitze ihnen eine Fahne grüßend entgegenflatterte; das Zelt war mit jedem wünſchenswerthen Comfort ausgeſtattet, und hinter dem nahen Gebüſch hervor ſchmetterte eine vollzählige Muſik ihre luſtigen Fanfaren. Und nun Ballſchlagen, Wettläufe, Kämmerchenvermiethen, Blindekuh, Schenken und Logiren, Räthſelſpiele und die unzähligen, heitern Geſellſchaftsſpiele, welche Zinkberg alle kannte und mit liebenswürdigem Humor einrichtete und variirte, denen er neue hinzuzufügen wußte, eben ſo gefährlich für unverwahrte und argloſe Herzen, als reizend und pikant für bereits verwundete. Dann hatte er wieder ein Vogelſchießen mit Armbrüſten eingerichtet, an welchem die Damen theilnahmen, oder ein Scheibenſchießen mit dem bleiernen Vogel beſonders für die Damen. Wieder einmal hatte er eine große Lotterie veranſtaltet, zu welcher die Damen die Gewinne mit eigener Hand angefertigt; dann hielt er einen Jahrmarkt mit Würfelſpiel, wobei er auf verſteckte Weiſe die zarteſten und ſchmeichelhafteſten Aufmerkſamkeiten erweiſen konnte, und immer wußte er der Räthin Schaller die Ueberzeugung zu geben, daß ſie die Königin ſeines Herzens ſei. So ſpann er um dieſe liebebedürftige Frau einen immer dichtern und immer leuchtendern Zauberkeis aus keinem andern Zweck, als ſeinem Herzen eine angenehme Unterhaltung zu verſchaffen und nöthigenfalls ſeine Leidenſchaft für Luiſen von Birkendorf, welche meiſt mit ihrem Verlobten und ihrem Vater an dieſen Vergnügungen theilnahm, zu cachiren. Er ſtand deshalb auch nicht an, die verliebte Räthin zuweilen öffentlich ſo auszuzeichnen, daß ſie bald als die Dame ſeines Herzens galt, ohne jedoch bei ihr ſelbſt Schritte zu einem nähern und innigern Verhältniß zu thun; und auf dieſe Weiſe gelang es ihm, den Verdacht ſeines Hauptmanns in Bezug auf Luiſen gänzlich niederzuhalten, was er vorzüglich bezweckte. Während auf dieſe Weiſe Lob in Aller Mund und vorzüglich im Munde der Schönen war, während die Räthin Schaller ſtolz war, ſich den Gegenſtand ſo allgemeiner Verehrung ergebener zu wiſſen als jeder Andern, und doch im Stillen nach heimlichern Beweiſen ſeiner Liebe ſeufzte, machte ſich Zinkberg daran ſeinen fein angelegten Plan der Ausführung näher und näher zu bringen. Wöchentlich einmal, und nie mehr, trug ihn ſein flinkes Roß in die idylliſche Behauſung des Majors Schenk von Birkendorf. Erſt brachte er ſeine Bilder der theatraliſchen Berühmtheiten mit, und plauderte ſo angenehm, ſo unterhaltend über die Originale, von denen er Lebensgeſchichte und Anekdoten wußte, dann kamen die neueſten Schauſpiele dran, Ueberſetzungen Shakſpeares, Holbergs, Goldoni's, Gozzi's, Calderons, die er, von einem vollen, wohltönenden Organ begünſtigt, mit Wärme und Begeiſterung vortrug. So war er für Vater und Tochter ein ſtets willkommner Gaſt, aber ſeine Beſuche ſchienen weit mehr dem Erſtern zu gelten, als der Letztern, und er hatte Herrſchaft genug über ſich, ſich von ſeiner Leidenſchaft für das Fräulein anfangs nichts merken zu laſſen. So heftig dieſe war, ſo wenig fühlte Luiſe für ihn. Er war ihr ein angenehmer Geſellſchafter; ihr Verlobter war aber ein ſchönerer Mann, und der ſchwermüthige Ernſt des Hauptmanns von Brandenfels hatte für ſie etwas ungemein Anziehendes. Aber der Hauptmann vermochte ſelten ſeinem Gefühl das rechte Wort zu geben. Er war einer von den ſchweigſamen Menſchen, in deren Seele das vorübergehende Leben nur Bilder aufſtellt und nicht Worte aufruft; ein Händedruck, eine Bewegung, ein Blick, eine Thräne im Auge ſind die Verkünder einer ſtarken Empfindung, aber Liebe und Schmerz ſchlagen tiefere Wurzeln in ihre Herzen, deren keuſches Geheimniß von keinem profanen Worte entheiligt wird. Brandenfels liebte Luiſen tief und wahr, ihr Beſitz galt ihm als höchſtes Lebensglück, er war ein edler, reiner Charakter, aber kein Schwärmer; er war mit ganzer Seele Soldat, aber kein Dichter; er verkannte die Schönheiten der dramatiſchen Dichtkunſt nicht, ja er fühlte ſich von ihnen angeregt und erwärmt, aber nicht begeiſtert, und wie er überhaupt keiner Exaltation fähig war, ſo hatte ſein ſchlichter, gerader Sinn es nimmer über ſich vermocht, eine höhere Seelenſtimmung zu erheucheln, deren er nicht fähig war. So ſehr nun ſeine edle Männlichkeit Luiſens zart weiblichem Gemüthe imponirte, ſo lange er ihr allein zur Seite ſtand, ſo konnte ſein einfaches, treuherziges Weſen ihre Seele doch nicht genugſam ausfüllen, daß ſich nicht ein farbigeres Bild allmälig in dieſelbe einſchmeichelte, ſobald dieſes mit den feinen Gefühlsfäden derſelben in ſo innige Berührung kam, wie Zinkberg, zumal dieſer es ſo gewandt und geſchickt darauf anlegte, ihr Herz für ſich zu entflammen. Sobald der Letztere mit ihr allein war, klagte er ihr, daß einem tieffühlenden Herzen meiſt das wehmüthige Loos beſchieden ſei, einſam und unverſtanden durch das Leben zu wandeln, und daß er ſich namenlos unglücklich fühle, dieſem unabwendbaren Schickſale ebenfalls rettungslos verfallen zu ſein.

„Aber mein Gott,“ erwiederte Luiſe, „nichts befremdet mich mehr, als dieſe Klage gerade aus Ihrem Munde zu hören! Sie, der Komos der Geſellſchaft, Merlin mit dem Zauberſtabe des Vergnügens, der Ihnen alle von ihm berührte Herzen unterthan macht, Sie klagen über unverſtandene Gefühle und über eine wehmuthsvolle Einſamkeit, von der auch ich gar wohl weiß, und viel zu erzählen vermöchte!“

„O mein Fräulein!“ rief Zinkberg, „ich preiſe Sie glücklich, daß Sie den Schmerz in ſeiner fürchterlichſten Qual nicht kennen, die ſich in wildfröhlichen, tollen Liedern, in burlesken Sprüngen und

Tänzen äußert. Es gibt ein Jauchzen, das aus einer blutigen, zerriſſenen Bruſt hervorbricht, es gibt ein anſcheinend freudiges Gebahren, das den wildeſten Schmerz betäuben möchte, es gibt eine Luſt, die nur die bunte Hülle der ſchwärzeſten Trauer iſt. Das iſt die Ironie des Lebens. Ich habe einen Schauſpieler gekannt, einen der ausgezeichnetſten Komiker, in deſſen Seele die Widerſprüche des Lebens eine grauſame Verheerung angerichtet hatten, und der nie beſſer ſpielte, und das ganze Haus zu einem unaufhörlichen Gelächter hinriß, als wenn die Wunden ſeines tiefen Gemüths am ſtärkſten bluteten. Nicht alle Leichentücher ſind ſchwarz, mein Fräulein, und der düſterſten bedient ſich gar oft nur der erheuchelte Schmerz. Ahnen Sie nicht, daß der bunte Lappen, den ich um mich hänge, das Leichentuch eines in Todesqualen zuckenden Herzens iſt?"

Zinkberg hatte in dieſer ſchwülſtigen Rede ſo meiſterlich gelogen, ja faſt mit dem Glauben gelegen, als ſpreche er Wahrheit, daß Luiſe, vom heiligſten Mitgefühl ergriffen, das der Liebe ſchon nahe verwandt war, ihm die Hand reichte, und ihre Worte: „Ja, Zinkberg, jetzt verſtehe ich Sie ganz; denn auch ich bin einſam und unverſtanden."

waren der Commentar zweier Thränen, die als koſtbarſtes Perlenpaar an ihren langen, dunkeln Wimpern zitterten.

„Und welch ein unausſprechliches Glück beginnt als Morgenröthe in die Nacht meines Lebens zu leuchten, das Glück, von Ihnen verſtanden zu werden!“

Luiſe zuckte zuſammen. „Still!“ ſagte ſie. „Sie ſollen Ihrem Schmerze nicht erliegen. Ich begreife, daß Sie ein gefährliches Spiel ſpielen. Die Gewalt Ihrer Gefühle, im grellen Widerſpruch mit ihrer Entäußerung, müßte Sie bald zu Grunde richten. Laſſen Sie uns austauſchen, was wir über Leben, Poeſie und Schönheit denken, fühlen, empfinden. Wir werden das rechte Wort finden, und, wenn nicht, die Andeutung verſtehen und als Ueberzeugung in uns aufnehmen.“

Zinkberg beugte ſich auf ihre Hand nieder und küßte ſie; aber die Glut ſeiner Lippen ſchlug, wie ein elektriſcher Funke, in ihr Herz. Von dieſer Stunde an war er ihr mehr, als ein angenehmer, unterhaltender Geſellſchafter.

Gegen Ende des Monats Auguſt, als die länger gewordenen Abende manchem geſelligen Vergnügen wieder größern Spielraum gönnten, unterhielt Zinkberg die Troppauer ſchöne Welt mit chineſiſchem Schattenſpiel und einem chineſiſchen Feuerwerk, welches, wie Alles, was von dem liebenswürdigen Lieutenant ausging, ſich großen Beifalls erfreuete. Als dieſe Unterhaltung erſchöpft war — und dies mußte ſie, ihrer Natur nach, ſehr bald ſein — that Zinkberg einen Schritt weiter zu ſeinem Ziel, und er ging langſam, um ſicher zu gehen, mit großer Vorſicht, um es nicht zu verfehlen. Er ſchlug der Geſellſchaft vor, lebende Bilder darzuſtellen. Der Vorſchlag ward mit jubelnder Zuſtimmung aufgenommen. Zur Ausführung bedurfte man aber eines Theaters. Ein ſolches befand ſich im Hinterhauſe eines Gaſthofes, und herumziehende Schauſpielergeſellſchaften pflegten abwechſelnd darauf zu ſpielen. Zinkberg mußte ſich zu ſeinem Zwecke dieſer Bühne bemächtigen, bevor eine ſolche Geſellſchaft ſie miethete. Der Enthuſiasmus ſeiner Freunde für die lebenden Bilder arbeitete ihm in die Hand, und Zinkberg ſchmiedete das Eiſen in der erſten und beſten Hitze. Eine Subſcription zur Deckung der Koſten bedeckte ſich mit Namen und großentheils mit hohen Beiträgen. Das Theater wurde gemiethet, und junge und ältere Kunſtfreunde ſtellten ſich dem Lieutenant als Figuranten in den Bildern zur Verfügung. Damen gewann er ſelbſt mit einem höflichen Beſuch, mit ein Paar Schmeichelworten. Keine ſchlug ihm ab, in den Bildern als Schönheit zu glänzen. Die Räthin Schaller warf ſich entzückt an ſeine Bruſt; ihre glutathmenden Küſſe ſagten ihm deutlich genug, daß ſie von ſeinen an ſie geſtellten Wünſchen nicht dieſen allein zu erfüllen freudig bereit ſei. Der Herr Rath dürfte nichts dagegen einwenden, daß ſeine hübſche Frau eine Figur in Bildern von berühmten Meiſtern darſtelle. Die Sache hatte nicht das mindeſte verdächtige Anſehen. Lebende Bilder waren etwas ganz neues; man hatte erſt in Wien dergleichen geſehen, und Jedermann war davon höchſt befriedigt worden. Zinſberg erklärte mit feurigen Worten, beleuchtete die äſthetiſche und moraliſche Seite des neuen Gegenſtandes und gewann auf dieſe Weiſe Herren und Damen aus den höchſten Regionen der Geſellſchaft. Nun durfte er es wagen, beim Major von Birkendorf hinſichtlich Luiſens anzufragen. Er beabſichtigte Raphaels Sixtiniſche Madonna zuerſt zur Anſchauung zu bringen; wer in Troppau und der ganzen Umgegend war durch Schönheit und Liebreiz befähigter die jungfräuliche Mutter, die Königin des Himmels und Erde darzuſtellen, als Luiſe? Dies beſchwuren alle Offiziere hoch und theuer als unbezweifelbare Wahrheit, und es ſchien gar nicht, als ob der erſte Gedanke, Luiſen von Birkendorf als Figurantin zu gewinnen, von Zinkberg ausgegangen ſei, ſo ſchlau hatte er die Karten zu miſchen verſtanden. Die übrigen Offiziere waren es, die ihm den Vorſchlag machten und ſich dann mit ihm vereinigten, um Luiſen zu gewinnen; denn Zinkberg behauptete, er ſei noch zu neu, um allein die Bitte zu wagen, auch ſei nicht allein das Fräulein und ihr Vater für die Sache zu überreden, ſondern auch des Hauptmanns von Brandenfels Zuſtimmung und Erlaubniß einzuholen, was wahrſcheinlich die ſchwierigſte Partie in dieſer Angelegenheit ſein dürfte. Da erklärte ſich der Oberſt ſogleich, er werde den Hauptmann zu beſtimmen ſuchen, den Wünſchen der ganzen Stadt nicht entgegen zu ſein, und er zweifle nicht an dem beſten Erfolge ſeiner Bemühungen. So ging denn Alles, wie es Zinkberg gewünſcht; die feine Intrigue wurde ganz nach ſeiner Anlage geſpielt, und die Akteurs ahneten nicht, daß ſie nur die Drahtpuppen ihres neueſten Kameraden waren. Eine Cavalcade auf das Schlößchen des Majors hatte denn auch den erwünſchten Erfolg: der Major, freundlich, leutſelig wie immer, ſagte unter der Bedingung zu, daß Brandenfels nichts dagegen habe; Luiſe warf Zinkberg einen dankbaren, ſeligen Blick zu, und drückte ihm gleich darauf verſtohlen die Hand, auf die hinwiederum ſein Kuß brannte. Brandenfels war denſelben Tag unter einem Vorwande vom Oberſten zurückgehalten worden, und hatte dieſem, eh er ſich's recht verſah, ſeine Einwilligung gegeben, obgleich er ein ſaures Geſicht dazu machte. Und doch war der ernſte Mann nicht ganz ohne Eitelkeit; ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, ſchmeichelte es ihm, daß ſeine ſchöne Braut die Repräſentantin der idealen Weiblichkeit, die angebetete Mutter Gottes, darſtellen werde.

Die höhern Kreiſe der Stadt geriethen nun allzumal in eine angenehme Aufregung, ein für empfängliche Gemüther ſo höchſt willkommener Zuſtand; alle männlichen und weiblichen Scheeren und Nadeln kamen in flinkere und anhaltendere Bewegung; Maler, Tapezierer, Maſchiniſten und noch viele andre Leute waren meiſt athemlos vor Beſchäftigung, und das Theater wurde unter Zinkberg's Leitung weit vollendeter hergeſtellt, als zur Darſtellung lebender Bilder nöthig geweſen wäre. Doch darüber wurde Niemand recht klar, außer dem leitenden Schöpfer.

Die Vorſtellungen begannen endlich. Das Haus war gedrückt voll; der Beifall war der anhaltende Jubelruf eines geiſtigen Rauſches. Niemand von den Zuſchauern hatte je etwas ſo Herrliches geſehen, aber ſelbſt ſchwer zu befriedigende Kenner hätten auch geſtehen müſſen, daß Alles vortrefflich arrangirt war. Und wer hätte wohl Luiſen in ihrer züchtigen Schönheit, in ihrem demüthigen Reiz, das ſchwärmeriſch entzückte, tiefblaue, ſeelenvolle Auge auf das Kind in ihrem Arme gerichtet, ſehen können, ohne, je nach ſeiner Individualität, in ſtürmiſchen Jubel auszubrechen, oder in ſtille verzückte Anbetung zu verſinken? Zinkberg hatte ſich mit dem erſten Bilde die höchſte Krone der Dankbarkeit und Gunſt ſeines Publikums errungen; es fehlte nicht viel, man hätte ihn auf den Händen getragen, um ihm einen improviſirten ſichtbaren Beweis der allgemeinen Verehrung zu geben. Im zweiten Bilde, nach Annibale Carracci, ſah man eine Räuberfamilie auf Raub lauernd. Die Räthin Schaller ſtellte das ſinnlich ſchöne Räuberweib dar, Zinkberg ſelbſt den Räuber. Der Contraſt mit dem erſten Bilde frappirte. Dort hatte man die ideale himmliſche Schönheit geſehen: hier ſah man die natürliche irdiſche, und im Stillen gab manche irdiſchgeſinnte Natur der letztern den Vorzug. Der Anblick der Räthin war in der That verführeriſch reizend. Zinkberg glühte von Verlangen nach dem berauſchenden Liebesgenuß dieſes Weibes, während der ſüße und reine Zug ſeines Herzens ihm Luiſens Beſitz als das höchſte Glück pries. Frauen, wie die Räthin, hatte er ſchon manche gekannt und geliebt; ſie waren es geweſen, die ihn in die Myſterien der irdiſchen Liebe eingeweiht hatten; er wußte, welche Befriedigung ſie zu bieten im Stande waren; ein Weſen wie Luiſe war ihm neu. War es nun ſeine edle Natur überhaupt, die bis jetzt unter Vergnügungen und Genüſſen verſchüttet geweſen war, oder war es der dem Menſchen eigene Trieb, das Neue zu erſtreben, das Ungewöhnliche, Außerordentliche ſein zu nennen: genug, das mächtige Verlangen ſeiner Seele war nur Luiſen zugewendet, während das Verlangen ſeines Blutes der Räthin galt. Dieſes

Doppelweſens wurde er ſich an dieſem Abende zuerſt recht klar bewußt, und er bemerkte, wie ſein Gefühl, ohne ſich vorher Rechenſchaft davon gegeben zu haben, den beiden von ihm geliebten weiblichen Weſen in den Bildern diejenigen Stellen angewieſen hatte, welche ſie, nach erlangter Einſicht, in ſeinem Herzen wirklich einnahmen. Bei Luiſen wagte er kaum einen leiſen Händedruck, während ſein Auge mit ſtillem Entzücken an ihren Zügen hing; die Räthin ſchürte wie abſichtlich den lodernden Brand ſeiner Empfindungen für ſie, und lag einen unbeobachteten Augenblick ſeufzend und liebefordernd an ſeiner Bruſt.

Das Kind, welches der Madonna zur Vollendung des Bildes gedient hatte, war der jüngſte Knabe der Räthin; dadurch kam Luiſe mit der Mutter in nähere Berührung. Die feurige Frau floß über vom ungemeßnen Lobe des von ihr vergötterten Zinkberg, und jedes Wort derſelben fiel als gutes Saatkorn auf einen empfänglichen aufgelockerten Boden oder als Funke in ein Herz voll Zunder, in Luiſens Herz, die in ihrer jungfräulichen Unſchuld nicht ahnete, daß eine verheirathete Frau und Mutter mehrerer Kinder einen andern, einen jüngern Mann mit Leidenſchaft lieben könne.

Ueberhaupt kannte Luiſe die Bedeutung des Wortes Leidenſchaft noch nicht; doch hatten Zinkberg und Frau Schaller — jener bewußt, dieſe unbewußt — die geeignetſten Wege eingeſchlagen, um ihr dieſe mangelnde Kenntniß bald im tiefſten Sinne zu verſchaffen. Schon begann ſie in einſamen Stunden, ſtill vor ſich hinbrütend, Vergleiche zwiſchen ihrem Verlobten und Zinkberg anzuſtellen, das allergefährlichſte Spiel für die Phantaſie eines jungen Mädchens, in welchem der Verlobte immer verlieren muß; ja er hat ſchon verloren, ehe nur das Spiel beginnt — die Spielerin weiß es nur noch nicht — und es würde nicht beginnen, wenn er nicht bereits verloren hätte. Luiſe erröthete, und das Herz ſchlug ihr ängſtlich ſchneller, wenn ſie ſich auf dieſem dämoniſchen Gedankenſpiele, wie auf einem Verbrechen ertappte, und ſie nahm ſich ernſtlich vor, nicht mehr an Zinkberg zu denken, und ſich ganz allein mit ihrem edeln, braven, ſchönen Brandenfels zu beſchäftigen, ihn von ganzer Seele zu lieben, ihm treu zu ſein bis in den Tod, und was dergleichen ſentimentale Vorſätze eines reinigen Mädchenherzens mehr ſind. Aber was haben ſie einer erwachenden Leidenſchaft gegenüber je geholfen? Was halfen ſie auch Luiſen? Armſelige, hölzerne Kinderwaffen, welche Angſt und Pflichtgefühl gegen einen Rieſen gebraucht, der ſie lächelnd zerdrückt, und die kämpfende Vernunft unter ſeine Füße wirft. Wenn Herz und Vernunft in Zwieſpalt gerathen, bleibt das erſtere immer Sieger; denn es hat eine unbezwingliche Bundesgenoſſin, — die Phantaſie. Ehe ſich's die arme Luiſe verſah, ſtellte ihr dieſe mächtige Zauberin den Lieutenant Zinkberg, mit den prächtigſten Farben ausgeſtattet, in den Vordergrund ihrer Seele und drängte den Hauptmann Brandenfels — grau und unſcheinbar — in den Hintergrund derſelben. So kämpfte ſie Tag für Tag, und Zinkberg wurde ihr immer theuerer. Ja, wenn er unbeſcheiden oder zudringlich geweſen wäre, wenn ſie ihm irgend etwas hätte zur Laſt legen können, ſie würde vor ihm geflohen ſein; aber er verſtand das weibliche Herz. Er war ſo beſcheiden, ſo ſanft, ſo leidend; nur ein Blick, ein Seufzer, ein Händedruck verriethen ihr, was in ihm vorging. Sie ſah ihn leiden — und ſie litt mit ihm.

In der dritten Vorſtellung der lebenden Bilder that Zinkberg wiederum einen wohlberechneten, vorſichtigen Schritt auf der von ihm eingeſchlagenen Bahn zur Eroberung Luiſens; er ließ Wallenſteins

Lager von Schiller, als eine neue, höchſt originelle Dichtung allgemein begrüßt, als Bild darſtellen, und erntete dafür friſchen, enthuſiaſtiſchen Beifall. Nach der Vorſtellung war jedesmal ein kleiner The dansant. Auf dieſem wurde plötzlich der nah liegende Gedanke laut: es müßte noch weit unterhaltender ſein, wenn zwiſchen den lebenden Bildern kleine Luſtſpiele gegeben würden. Niemand wußte wer ihn zuerſt ausgeſprochen, aber er fand allgemeinen Anklang, und verbreitete ſich im Nu im ganzen Saale. Die leitenden Häupter der Geſellſchaft kreiſten Zinkberg ein, um ſich mit ihm über die neue köſtliche Idee zu benehmen. Er wurde förmlich beſtürmt, ſie auszuführen, Rath zu ſchaffen, möglich zu machen. Zinkberg zuckte die Achſeln bedenklich, und zeigte mit verſtändiger Auseinanderſetzung die Schwierigkeiten, welche nicht leicht zu beſiegen ſein würden. Die größte war die: wer ſoll ſpielen? Von denen, welche die Bilder darſtellen, werden ſich Manche gern herbeilaſſen, auch kleine Rollen zu ſpielen, Andre werden dagegen am Komödieſpielen großen Anſtoß nehmen und ſich ausſchließen. Die Liebhabertheater ſind verrufen. Sobald ſich aber Jemand ausſchließt, wird aus dem Ganzen nichts. Nur wenn alle, welche in den Bildern figurirt haben, auch als Akteure und Aktricen wirken wollten, erklärte ſich der Lieutenant bereit, die Sache mit Kraft und Eifer anzugreifen, und ſich der Leitung des kleinen Liebhabertheaters zu unterziehen: Niemand ahnete, auf wen dieſe Bedingung ging; im Stillen zagend, forſchte aber Zinkberg mit ſcharfem Blick in Brandenfels ernſten Zügen, die ſich augenſcheinlich verdüſterten, als er das Reſultat dieſer Beſprechung vernahm. Des Lieutenants Auge folgte ihm, als der Hauptmann den Major aufſuchte und lange mit ihm verhandelte. Die Unternehmer des neuen Plans, von denen ſich Zinkberg abſichtlich fern hielt, ließen es ſich nun angelegen ſein, die Figuranten zu gewinnen, was ohne Schwierigkeiten ging, Alle ſagten mit wahrer Begeiſterung zu, bis auf den Major, der in Bezug auf ſeine Tochter mit einer gewiſſen ängſtlichen Befangenheit erklärte, er müſſe ſich darüber Bedenkzeit ausbitten. Der Hauptmann ſtand finſter ſchweigend dabei. Jedermann nahm die Erklärung des Majors für eine feine abſchlägliche Antwort, und das war ſie auch, und da allgemein bekannt war, welch' ein enthuſiaſtiſcher Verehrer der dramatiſchen Kunſt Schenk von Birkendorf war, ſo zweifelte Niemand, daß Brandenfels dieſe Antwort veranlaßt habe. Zinkberg zuckte ſchmerzlich zuſammen; jetzt im entſcheidenden Moment zertrümmerte ſein Plan; als die Frucht ſeiner ſchlauen Beſtrebungen zu reifen begann, wurde er durch die Hartnäckigkeit ſeines natürlichen Gegners darum betrogen. Er ahnete nicht, daß dieſe Hartnäckigkeit ihr eine ſchnellere Reife bereiten und ſie ihm in den Schoos werfen werde.

Eine bittre Stimmung gegen den Hauptmann bemächtigte ſich der Geſellſchaft; die Offiziere redeten mit ihm, er wurde in die Enge getrieben, und ſchob Alles auf den Major. Man verlangte Gründe von dieſem, weshalb er allein ſich ausſchließe, was offenbar beleidigend für die Andern ſei, und er verſprach ſie endlich auf ſeinem Schloſſe zu geben, wohin er die Herren einlud. Die ſtürmenden Enthuſiaſten mußten ſich damit zufrieden ſtellen. Zinkberg verlor nicht ein einziges Wort, weder an den Hauptmann, noch an den Major, aber er forderte Luiſen zum Tanze auf. Als ſie angetreten waren, ſah er ihr in die Augen; es glänzten Thränen darin, und über die Züge ihres Geſichts war eine bittre Wehmuth ausgegoſſen.

„Wenn ich Sie auf der Bühne miſſen ſoll, mein Fräulein," flüſterte er, „ſo iſt die ganze

Sache für mich keine Freude, kein Genuß mehr!"

„O mein Gott — unſer ſchöner Wunſch!" ſagte Luiſe faſt weinend.

„Ahnen Sie, von wem Alles ausgeht, und weshalb die Bilder arrangirt wurden?"

„Ich ahnete es; jetzt weiß ich es. Ihr Plan war vortrefflich. Sie wollten unſern gemeinſamen Wunſch realiſiren. Ich möchte mich todtweinen, daß nun doch Alles mißglückt iſt."

„Sein Sie verſichert, daß ich Ihren Schmerz theile. O Luiſe, wären Sie nicht die Braut eines Andern, es gäbe ein gränzenlos unglückliches Herz auf Erden weniger!"

Dieſe Worte ſchlugen wie ein Blitzſtrahl in ihre Seele. Noch nie hatte ſie Zinkberg bei ihrem Taufnamen angeredet, noch nie ein Wort von ſeiner Liebe zu ihr geſprochen. Und dieſe Worte waren ſo von Schmerz geſättigt, ſo reſignirt, daß aus ihnen dem Sprecher keine Schuld erwuchs. Ach, er war ja unglücklich — unglücklich ihretwegen! Ihre Hand zitterte ſtark in der ſeinigen, es dunkelte ihr vor den Augen, ihr Buſen wallte von gewaltigen Schlägen ihres Herzens. Es war ihr, als wäre plötzlich ein Schleier vor dem Auge ihrer Seele zerriſſen, und ſie ſah ſich und ihre Verhältniſſe jetzt klar. Sie wußte, daß ſie Zinkberg liebe — und von ihm geliebt werde; ſie wußte, daß ſie Brandenfels nicht liebe — und auch nicht von ihm geliebt werde, und daß er das Hinderniß ihres Glückes ſei. Zinkberg hatte ſich grenzenlos unglücklich genannt; ſie fühlte, daß ſie es von dieſer Stunde an ebenfalls ſei, und daß ein gemeinſames, thränenreiches Schickſal ſie mit dem Geliebten zuſammenſtelle.

Den ganzen Abend über ſprach ſie kein Wort mehr, aber ſie mußte ſich oft verſtohlen die überquellenden Augen trocknen. Als ſie mit ihrem Vater im Wagen ſaß, ſtellte ſie ſich ſchlafend, und vergoß ſtille Thränen, in der Nacht aber überließ ſie ſich den heftigſten Ausbrüchen ihres Schmerzes. Zu irgend einem Entſchluſſe vermochte ſie nicht zu kommen; dulden, leiden, ſich in Liebe und Schmerz verzehren, ſterben am gebrochnen Herzen, das waren ihre Gedanken, ihre Gefühle, ihre Vorſätze. Der Major ſchob die verweinten Augen ſeiner Tochter und ihr ſchmerzvolles Weſen, das ſie ihm in den nächſten Tagen nicht verbergen konnte, auf die Verſagung, daß ſie nicht mit Komödie ſpielen ſolle, und hoffte von der nächſten Zeit ſchon Linderung und Vergeſſenheit. Er hielt Luiſens Gemüthsbewegung für verletzte Eitelkeit, für den mädchenhaften Schmerz ein viel verſprechendes Vergnügen entbehren zu müſſen, und er wollte ihr in beſchränkter Gutmüthigkeit ſchnell einen ſchönern Erſatz gewähren, und betrieb deshalb ihre Verbindung mit Brandenfels eifriger, als er früher gewillt geweſen war, jedoch heimlich vor ihr; denn er wollte ſie freudig überraſchen. Brandenfels war mit dieſer Verfügung einverſtanden. Mit wie ganz andern Augen ſah ihn Luiſe kommen, als das letzte Mal! Sein Ernſt, der ihr ſonſt ſo ſehr gefallen, erſchien ihr jetzt als empörende Kälte und Gleichgültigkeit, ſeine Schweigſamkeit war ihr faſt unerträglich; ſein ſtiller, vorwurfsvoller Blick peinigte ſie. Sie war herzlich froh, als er ſein Pferd wieder beſtieg und nach Hauſe ritt. Die Liebhabertheaterangelegenheit war mit keinem Worte erwähnt worden, und das that ihr wenigſtens wohl. Zwei Tage ſpäter waren die Offiziere eingeladen. Zinkberg kam mit Brandenfels früher als die Uebrigen. Wie jubelte da ihr Herz! Ihre Pulſe flogen, ihr Auge thränte vor Wonne, als ſie den geliebten, den allgemein gefeierten Jüngling erblickte! Er erſchien ihr reizend, wie ein Liebesgott, und ſie begriff nicht, wie ſie ihren Verlobten jemals habe ſchöner finden können. Und wie gewandt, wie geiſtreich, wie unterrichtet, wie unterhaltend war Zinkberg gegen Brandenfels gehalten; es wollte ihr jetzt bedünken, als ſei der Letztere gerade zu geiſtesarm und beſchränkt. Sie empfand auch keinen Schauder, keinen Schmerz mehr im Vergleich ihres Verlobten und ihres — Geliebten (ſie ſprach das Wort zum erſten mal ſtill vor ſich hin lispelnd aus, während hohe Purpurglut ihre Wangen färbte und ihr Buſen leidenſchaftlich zitterte). Die gewaltigſte Leidenſchaft war plötzlich, wie eine mächtige, alles verzehrende Flamme, in ihr aufgelodert, und füllte ihr ganzes Sein und Weſen aus. Frauen von ſo tiefem, ſchwärmeriſchen Gemüth, wie Luiſe, verlieben ſich nicht leichtſinnig ſchnell, aber wenn die Liebe in ihrer Seele einmal erwachte, lieben ſie mit einer Kraft, mit einer Ausdauer, die jedes Opfers fähig iſt. Luiſe kannte ihre eigne Gemüthsſtärke noch nicht; der erſte thränenweiche Schmerz hatte ſie ſentimental und reſignirend geſtimmt; in dem Wunſche, an ihrer Liebe zu ſterben, dokumentirte ſie nur ihre ächte, edle Weiblichkeit. Aber bald genug ſollte für die ſtille Schwärmerin die Stunde des Handelns ſchlagen, in der es ihr vergönnt ſein ſollte, ihrer tiefen und ſtarken Liebe große Opfer zu bringen.

Die reizende Verklärung in Luiſens Weſen ſchrieb weder ihr Vater, noch ihr Verlobter auf Zinkbergs Rechnung; ſie ſchien ſo ganz die Frühere wieder, daß ihr Vater ſeelenvergnügt war, den kleinen Schmerz ſo ſchnell von ihr beſiegt zu ſehen; aber Zinkberg allein fühlte aus ihrem Wort und Blick heraus, daß ſie inniger, gehobener, ſeliger ſei, als je, und ſeine trunkenen Blicke ſagten ihr, daß er ſie verſtanden.

Der Major leitete nun ſelbſt das Geſpräch auf die Angelegenheit, welche er heute den ſämmtlichen Offizieren gegenüber verhandeln ſollte, und er wandte ſich an Zinkberg mit den Worten: „Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Bitte, die ich Ihnen durch Brandenfels zukommen ließ, ein Paar Stunden vor den Andern heute mit ihm zu mir herauszureiten, ſo freundlich erfüllt haben. Ich möchte mich mit Ihnen erſt ausſprechen; Ihnen allein gegenüber geht mir das Herz leichter auf, und iſt es einmal offen, ſo wird es ſich auch Angeſichts der Andern nicht wieder verſchließen.“

„Sie machen mich durch ihr ehrenvolles Vertrauen ſehr glücklich,“ verſetzte Zinkberg, „und ich werde mich deſſen würdig zu zeigen wiſſen. Doch kann meine Aufrichtigkeit Ihnen nicht verhehlen, daß ich mich nicht unter denen befand, welche Ihnen Gründe für Ihre Weigerung abforderten. Ich würde mir dies als unſtatthafte Anmaßung anrechnen. Niemand in der Welt hat ein Recht Ihnen Gründe abzuverlangen für Ihre Handlungsweiſe."

„Gerade weil Sie allein nicht auf mich losſtürmten, fühle ich mich angetrieben, Ihnen dasjenige ausführlicher auseinander zu ſetzen, was ich den andern Herren nur im Allgemeinen erklären werde. Sie allein ſind vom wahren Geiſte der Kunſt erfüllt, Sie allein lieben das Theater mit hellſehendem Enthuſiasmus, Ihnen mußte es daher am weheſten thun, daß ich meine Tochter nicht zuſagte, und Sie allein ſchwiegen mir gegenüber; dies hat Ihnen meine vollſte Achtung und eine ſchier väterliche Neigung erworben. Dies iſt der Grund, weshalb ich Sie erſuchen ließ, früher zu kommen. In der That — ich wünſche, daß Sie die Schwelle meines Hauſes öfter überſchritten; Sie machen ſich zu ſelten bei mir. Wenn unſer wackrer Hauptmann mir mein liebes Kind entführt haben wird, wird das jetzt ſchon große Bedürfniß Sie bei mir zu ſehen, ſich noch um ein bedeutendes ſteigern. Weiſen Sie daſſelbe nicht zurück!"

„Sie beſchämen mich, Herr Major, mit dieſer Bitte. An mir iſt es, Sie zu bitten, daß Sie mir Ihren belehrenden Umgang vergönnen, und die im voraus ſo gütig von Ihnen ausgeſprochne Gewährung dieſer Bitte verpflichtet mich Ihnen zu der lebhafteſten Dankbarkeit. Ich werde von Ihrer herzlichen Einladung ſo oft Gebrauch machen, als es meine Zeit erlaubt."

„Ja, — und um ſo mehr, als ich den geſelligen Vergnügungen in Troppau in der nächſten Zeit nicht beiwohnen werde, um mich nicht den feindlichen Blicken und der kalten Behandlung derer auszuſetzen, die mich als einen Freudenſtörer betrachten werden. Denn wir — Brandenfels und ich — ſind feſt entſchloſſen, Luiſen die Bühne nicht wieder betreten zu laſſen, auch nicht als Figurantin in einem Bilde. Ich habe meine Tochter, nach dem Tode ihrer Mutter ſtreng vor den verderblichen Einflüſſen unſrer frivolen ſchönen Welt zu bewahren geſucht und mich deshalb mit ihr in dieſe Einſamkeit zurückgezogen. Ich lege ſie an Leib und Seele rein und unſchuldig in die Arme ihres Gatten, und Brandenfels iſt nicht der Mann, der eine vornehme Frau in der leichtfertigen Bedeutung dieſes Wortes aus ihr machen möchte. Nein, ſie ſoll auch als Gattin keuſch und rein bleiben, nicht angehaucht vom moraliſchen Peſtduft unſerer Zeit! — Nirgend aber iſt für ein junges Mädchen, nirgend für die Verlobte eines braven Mannes größere Gefahr, als auf einem Liebhabertheater. Unvermerkt ſtiehlt ſich das ſüße Gift dort in die Seele und frißt die edelſte Grundlage der Tugend und das Reſultat einer ſorgfältigen Erziehung an, ſo daß ein einziger Abend nachher hinreicht das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen. Luiſe hat früher mehrere Bewerber gehabt, mit denen ſie auf der Bühne und hinter den Couliſſen in vertrauliche Berührung zu kommen nicht vermeiden konnte und würde.“

„Ich billige Ihre Anſicht,“ verſetzte Zinkberg, „doch iſt die meinige von der wahren Tugend eines Mädchens höher. Ihr, der reinen, kann die Bühne nicht gefährlich werden. Kein unanſtändiges Wort, kein frevelhafter Wunſch darf vor ihr laut werden, und wäre er ſelbſt dazu frech genug, ſie wird ihn nicht verſtehen, und von ihm unberührt bleiben. Die ſchwache und gebrechliche Tugend wird aber auch außer der Bühne leicht fallen. Und eine Verlobte iſt vom ſtarken Schilde der Liebe gegen jeden Angriff gedeckt; es muß aber auch wahre, ſtarke Liebe ſein. Nur wahre Liebe macht die Tugend ſicher und das Herz glücklich."

Luiſe, welche im Nebenzimmer das Geſpräch mit anhörte, ſenkte den Blick betroffen zu Boden; ſie verſtand Zinkbergs Andeutung. Ihr Herz zollte dem Geliebten Beifall, und ihre Leidenſchaft für ihn wurde durch die liebevolle Auszeichnung, mit welcher ſie ihn von ihrem eignen Vater behandelt ſah, nur noch erhöht. Es war gut, daß ſie Brandenfels nicht gegenüber ſaß, als dieſer ſagte: „Obgleich ich überzeugt bin, daß Luiſe mich wahrhaft liebt, ſo möchte ich ſie doch der Verſuchung nicht ausgeſetzt ſehen. Das tugendhafteſte Frauenherz iſt ſchwach."

„Mein junger Freund," redete der Major zu Zinkberg, „Sie ſchwärmen noch für Ideale: ich habe das Leben kennen gelernt. Vernehmen Sie zu Ihrer Widerlegung eine Geſchichte aus meiner eignen Jugend! — Ich war, wie Sie, ein glühender Enthuſiaſt für die dramatiſche Kunſt, und begreife eigentlich ſelbſt nicht, daß ich nicht Schauſpieler geworden bin. Rückſichten auf meine Familie, namentlich auf meine Mutter, die alle Leute auf dem Theater noch für unehrlich erklärte, hielten mich davon ab. Aber auf einem Liebhabertheater ſpielte ich ſchon mit, als ich noch Kadet war. Acht Jahre ſpäter kam ich zur Garniſon einer Stadt, wo die Offiziere, der bürgerliche Adel und die Honoratioren bereits ein Liebhabertheater im vollen Gange hatten. Es war die Zeit, als die dramatiſche Kunſt in Deutſchland zuerſt die jungen Schwingen kräftig regte, und das Manheimer Theater in der höchſten Blüthe ſtand. An der Spitze des Liebhabertheater, deſſen Mitglied ich natürlich ſogleich wurde, ſtand ein junger Offizier, kaum einige Jahre älter als ich, ein eigenthümlicher, ſeltſamer Charakter. Er war ein geborner Ungar, und ſeine Familie zählte ſich den angeſehenſten und reichſten Magnatenhäuſern bei, ja man erzählte ſich Fabelhaftes von dem ungeheuern Reichthum derſelben. Graf Hermann — ich will ihn nur mit ſeinem Taufnamen bezeichnen; denn ſein bekannter Geſchlechtsname thut zur Sache nichts — Graf Hermann trug in Geſtalt und Zügen den kräftigen Magyarentypus, aber nach unſern deutſchen Begriffen war er gerade kein ſchöner Mann. Sein Geiſt ſchien in der That nur Empfänglichkeit für die künſtleriſche Darſtellung des Lebens auf der Bühne zu haben, um die gemeine Wirklichkeit der Dinge kümmerte er ſich nur in ſo fern, als ſie mit der Bühne zuſammenhing, und in dieſer Beziehung hatte er ein bewundernswerthes techniſches Geſchick zu allen möglichen Dingen. Während er der nachläßigſte Soldat des ganzen Regiments war, war er der exacteſte Schauſpieler, der attenteſte Theaterdirigent. Er konnte nicht nur den Inſpicienten, Garderobier, Maſchiniſten und Lampenputzer erſetzen, ſondern auch den Theaterſchneider und Theaterfriſeur. Er griff überall an, und was er vollbrachte, hatte Bedeutung und Werth. Die Trachten und Coſtüme aller Zeiten hatte er im Kopfe, und warf ſie mit Feder und Pinſel, trotz dem beſten Maler, ſchnell auf das Papier. Eben ſo gut malte er die ſchönſten Dekorationen, und dieſe bildlichen Schöpfungen ſeiner Hand hatten ſtets etwas Geniales, Ueberraſchendes. Aber er zimmerte auch mit derſelben Geſchicklichkeit ein nöthiges Gerüſt zuſammen, daß der gewiſſenhafteſte Zimmermann nichts daran auszuſetzen hatte; er erfand Maſchinen zu Verwandlungen, die Jedermann in Erſtaunen ſetzten. Unermüdlich kroch er in den Souffleurkaſten, und zog den Vorhang auf, ſtudirte Andern die Rollen ein und war auf dieſe Weiſe die Seele des ganzen Theaters. Ja er war eine eigentliche Theaterſeele, und niemals iſt mir auf Erden wieder ein Menſch vorgekommen, der ſo ganz und gar für die Bühne geboren ſchien, wie Graf Hermann. Merkwürdiger Weiſe erhob ſich ſein Spiel niemals über die Mittelmäßigkeit. Er verſtand den Dichter, wie Keiner; er wußte mit philoſophiſcher Schärfe einen Charakter zu entwickeln, er ſah, wenn ein Darſteller einen ſolchen falſch aufgriff, und wieß bis ins kleinſte Detail den Fehler nach; er ſchwamm in einem Meere von Seligkeit, wenn er eine gute Darſtellung auf der Bühne ſah, aber ihm ſelbſt ging die höchſte Weihe der Kunſt ab; er konnte die individuelle Färbung der Charaktere, die ihm ſo lebendig in der Seele ſtand, nicht zur materiellen Erſcheinung bringen. Er verdarb nichts, er ſpielte im Gegentheil alles gut, aber nichts mit Auszeichnung, nichts mit poetiſcher Wahrheit. Uebrigens zeigte ſich ſein Genie noch auf eine andre Seite hin wunderbar und außerordentlich; ſeine Seele lebte und webte nämlich in Muſik. Zu jener Zeit ſchuf Mozart, den Graf Hermann perſönlich kannte, ſeine unſterblichen Meiſterwerke; der Graf begrüßte jedes derſelben mit einer dithyrambiſchen Verzückung. Er konnte ſie alle auswendig. Auch in den ältern Meiſtern fand er große Genüſſe. Es klingt unglaublich, und doch iſt es wahr, er ſpielte alle Inſtrumente, und verſicherte mir oft, daß er keins förmlich erlernt habe, wie andre Muſikanten. Zur Aufführung von großen Opern reiſten wir ſtets zuſammen nach Wien, und da hätten Sie den Grafen ſehen ſollen! Zuweilen kam er mir dämoniſch vor, und ich fühlte ein leiſes Fröſteln mich durchſchauern. — Dieſer ſeltſame junge Mann nun, der vom ſchönen Geſchlecht nur in ſo fern Notiz nahm, als es auf der Bühne ſpielte, hatte ſich im Stillen, und ohne daß einer ſeiner Kameraden und Spielgefährten etwas davon ahnete, mit einer jungen adligen Dame verlobt, die freilich in ſo fern das größte Intereſſe für ihn haben mußte, als ſie auf unſrer Privatbühne alle naiven und komiſchen weiblichen Rollen mit unbeſchreiblichem Zauber poetiſcher Wahrheit gab. Aber ſie ſpielte ſich ſelbſt. Amalia von Werthenheim war das keckſte, ſchelmiſchſte, fröhlichſte, ja ausgelaſſenſte aller Menſchenkinder, die in Unterröcken ſtacken, und ihre ewig friſche Laune ſprudelte in den tollſten und wunderlichſten Einfällen über. Ihr ſcharfer, mit der ſchnellſten Capacität begabter Verſtand hatte von der Natur eine unbeſiegbare Waffe erhalten, treffenden Witz, und ſie tummelte denſelben wie ein eingefangenes, wildes Pferd mit geſchickter Hand in der ſie umgebenden Männerwelt. Es war nicht ohne Gefahr, ihr allzu nah zu kommen; denn leicht warf ein von ihrer Zunge geſchleuderter Blitz den kühnen Ikarus, eh er ſich deſſen recht verſah, aus der Bahn. So hübſch, ſo reizend ſie war, ſo ſehr ihr Aeußeres und ihre Munterkeit die jungen Männer ihres Standes anzogen, ſo wurde doch Jeder von der Furcht, ſich von Amalien lächerlich gemacht zu ſehen, zurückgehalten ihr näher zu treten. Sie war ein wahres Röschen im Dorn, und ſo großes Verlangen auch Mancher nach der hübſchen Roſe hegen mochte: der ſie umgebenden ſcharfen Dornen waren gar zu viele, und Niemand kam ohne ſchmerzliche Wunden von ihr. Es erging mir nicht beſſer, oder vielmehr es erging mir noch ſchlimmer als den Andern. Ich hatte das Rollenfach der jugendlichen Liebhaber, Sie das der naiven Liebhaberinnen; wir kamen deshalb in vielfache und wahrlich herzensgefährliche Berührungen, und — eh ich's ſelbſt recht wußte, war ich in das kecke Mädchen ſterblich verliebt. Kaum war ich ſo unvorſichtig geweſen, ihr dies merken zu laſſen, als ſie ein wahres, vernichtendes Kreuzfeuer von Witzen, Sticheleien, Schraubereien und luſtigen Einfällen gegen mich los ließ. Ich ſuchte mich Hals über Kopf in eine ſtoiſche Gleichgültigkeit zu retten, ich affectirte eine Kälte und Nachläſſigkeit gegen ſie, die ich nicht beſaß, nur um mich ihren Angriffen zu entziehen; vergebens! Je kälter und gleichgültiger ich gegen ſie zu ſein ſchien, je mehr und mit deſto ſchärfern Waffen verfolgte ſie mich. Sie ließ alle andern Männer in Ruhe, ja ganz unbeachtet, um mich allein zum gemarterten Gegenſtande ihrer Verfolgung zu machen. Mein Herz blutete unter ihren unbarmherzigen Streichen, alle meine kleinen Schwächen, die die Schlaue mir abgemerkt, zog ſie ans Licht, um ſie durchzuhecheln, und ich war in Wahrheit zuweilen in Verzweiflung, die ſtete Zielſcheibe für die unzähligen und ſicher treffenden Geſchoſſe eines Mädchens zu ſein, dem ſich mein Herz zugeneigt, und dem ich nicht mit gleichen Waffen antworten mochte und konnte. Wenn ich mich meiner Haut zu wehren anfing, machte ich das Uebel nur noch ſchlimmer. Endlich bildete ich mir ein, ich ſei von Amalien in einer Weiſe gehaßt, die eines gebildeten Frauenzimmers, das von mir nie mit einem Worte beleidigt worden, im höchſten Grade unwürdig ſei. Dieſe ſich mir aufdrängende Ueberzeugung erkältete und erbitterte mich immer mehr gegen ſie; ſie verleidete mir das ganze Theater, ja die ganze Garniſon, und ich ſtand ſchon im Begriff höhern Orts dringend um Verſetzung einzukommen, als ein Ereigniß ein unerwartet grelles Licht auf Amaliens wahres Verhältniß zu mir warf.

Bittrer geſtimmt als je ging ich in die Probe eines Stücks, in welchem ich wieder Amaliens Liebhaber — Sie können ſich vorſtellen, mit welcher Luſt! — zu ſpielen hatte. In der That ſagte ich meine Rolle, die ich nicht mehr, wie früher, gut memorirt hätte, verdroſſen und eintönig her, und Graf Hermann machte mir neue, zeither öfter gehörte, Vorwürfe über meine ihm unbegreifliche Nachläſſigkeit; gleich ließ auch Amalie einen Strom ſprudelnder Lauge über mich los, der mir an dieſem Tage ſo recht ätzend und ſchmerzend ins Herz drang. Thränen des Unmuths traten mir in die Augen, meine Galle lief über. Bleich und zitternd trat ich nach Vollendung eines Akts zu ihr, und ſagte mit leiſer, unſicherer Stimme: Mein Fräulein, ſchenken Sie mir ein Paar Augenblicke Gehör; ich habe Ihnen — jedoch nur unter vier Augen — einige dringend nothwendige Worte zu ſagen. — Sie ſah mich an, ich möchte behaupten, freudig verwundert, und winkte mir, gegen ihre Gewohnheit ſtumm (ich hatte einen ſtachlichen Witz erwartet) nach einem Zimmer, das ſie hinter uns verſchloß. Ich trat hart an ſie heran, und nahm ſie ſcharf ins Auge; das ihrige ruhete wohlwollend fragend auf mir; jede Spur von Spott war aus ihren Zügen verſchwunden.

Mein Fräulein, begann ich feſt und gemeſſen, ich bin es endlich müde, ihre Düpe zu ſein und der alberne Stahl, an welchem Sie Ihr ſteinernes Herz fort und fort anſchlagen, um ihm glänzende Witzfunken zu entlocken. Danken Sie es meiner Galanterie, die ich ſtets Ihrem Geſchlechte bewahren werde, daß ich Ihnen nicht ſchon längſt in Gegenwart aller unſrer Bekannten geſagt habe, wie unweiblich, wie undelikat, wie ungezogen Sie ſich gegen mich aufführen. Ja, Sie verläugnen mir gegenüber jedes weibliche Gefühl, und Ihr unverdienter Haß gegen mich macht ſich in Ausbrüchen Luft, die Sie der einer Klaſſe beigeſellt, die weder etwas vom Adel der Seele, noch dem der Geburt weiß. — Amalie ſtand wie niedergedonnert, und Thränen ſtürzten aus ihren Augen, ohne daß ſie Miene machte mich zu unterbrechen. Dies hatte ich nicht erwartet; der Muth wuchs mir dadurch ungemein, und ſo kam ich denn in den beſten Zug, ihr die bitterſten Wahrheiten zu ſagen. Kaum war mir aber das letzte derbe Wort entwiſcht, als ich auch in demſelben Augenblicke eine reſpektable Ohrfeige von der niedlichſten Hand auf meiner Wange brennen fühlte, und auch dies wurde von ihr ganz ſtillſchweigend abgemacht. Der Zorn über dieſe infame Behandlung riß mich ſo weit hin, daß ich ſie mit der Hand heftig zurückſtieß. Sie fiel erblaſſend auf das Sopha, und brach in einen ſchrecklichen Weinkrampf aus. Ich befand mich in einer peinlichen Lage, und wußte im Augenblick nichts beſſeres zu thun, als das Zimmer zu verlaſſen und eine Aufwärterin zu Amaliens Beiſtand abzuſchicken. Als die Probe weiter abgehalten werden ſollte, erklärte uns Graf Hermann, Fräulein von Werthheim ſei plötzlich ſo unwohl geworden, daß ſie ſich in einer Sänfte habe nach Hauſe bringen laſſen müſſen. Es wurde auch nichts aus der Vorſtellung und aus keiner wieder, und das Liebhabertheater hatte mit dieſer meiner energiſchen Erklärung ein Ende, wie Amaliens Spottſucht. Einige Tage darauf hörte ich zu meiner Beſtürzung, daß ſie heftig erkrankt ſei, dann von ihrer Wärterin, bei der ich mich erkundigte, daß ſie im Fieber delirire und fortwährend meinen Namen rufe, und ſich mit mir unterhalte oder von mir ſpreche. Ich geſtehe, mir ward nicht wohl bei der Sache; ſchon kämpfte ich mit mir, ob ich zu ihr gehen und ſie um Verzeihung bitten ſollte, aber die Vorſtellung, daß ich ja der Beleidigte ſei, daß ich nichts Unwürdiges gethan, noch geſagt, und daß ich durch einen ſolchen Schritt mich ihren grauſamſten Geißelhieben ausſetze, hielten mich zurück. Sie genas und reiſete ab in ihre Heimath. Hier muß ich einſchalten, daß Amalie von Werthheim aus dem weſtlichen Deutſchland ſtammte, und blos in unſrer Garniſon bei Verwandten zum Beſuch war. Vierzehn Tage nach ihrer Abreiſe erhielt Graf Hermann das Hauptmannspatent nebſt ſeiner Verſetzung nach Preßburg, und veröffentlichte Tags darauf ſeine Verlobung mit Fräulein Amalie von Werthheim. Wir fielen Alle gleichſam aus den Wolken vor Erſtaunen, und ich war insbeſondere ſehr begierig, wie er ſich nun gegen mich ſtellen würde. Aber er war ſo freundſchaftlich unbefangen gegen mich, wie früher, und wie gegen jeden Andern. Er erklärte uns, er ſei ſchon über ein halbes Jahr mit Amalien verlobt, weil ſie aber Proteſtantin ſei, ſo habe er nicht ohne

Grund von ſeiner Familie Schwierigkeiten befürchtet. Dieſe ſeien nun glücklich alle beſeitigt, und er werde vor ſeiner Abreiſe nach Preßburg Amalien in ihrer Heimath erſt zum Altare führen. Wir wünſchten Glück und ließen ihn abreiſen, und ich glaubte natürlich nichts Gewiſſeres, als daß dieſe Geſchichte mit dem Liebhabertheater für mich abgethan ſei. Ich hatte gehört, daß Graf Hermann glücklich verheirathet ſei, und hatte wahrlich ihn ſammt ſeiner Dornenroſe faſt vergeſſen, als ich nach einem halben Jahre einen Brief aus Amaliens Heimath erhalte, in welchem mir ein Herr Adolf von Werthheim, der ſich als Amaliens Bruder decouvrirt, in ziemlich hochfahrendem Tone ſchreibt, für die ſeiner Schweſter von mir angethane Beſchimpfung, die ihr faſt den Tod gebracht, ſei ich ihm Genugthuung ſchuldig; er fordert mich auf den Säbel, gibt ganz genau eine Stelle in einem meiner Garniſonſtadt nahegelegenem Hölzchen an, wo er an dem und dem Tage früh 7 Uhr mich erwarten werde. Ausdrücklich verbittet er ſich Secundanten und ſonſtige Zeugen; wir wollten die Sache ganz allein unter uns abmachen. Ich ſchreibe meine Antwort, ſage zu, und willige auch in die Bedingung, allein zu kommen, obgleich ſie mir befremdend vorkam. In der That, ich hoffte mich mit dem jungen Manne zu verſtändigen. Am beſtimmten Tage reite ich mit meiner Waffe nach dem Walde, und finde an der bezeichneten Stelle richtig meinen Mann, ein junges Blut mit einem kecken Schnurrbärtchen, ſehr elegant gekleidet, und gewandt. Seine Geſichtsähnlichkeit mit Amalien war überraſchend, nur daß er einen dunkeln, männlichen Teint und ſtatt ihrer blonden Haare dunkelbraune hatte. Meine begonnene Erklärung, die zum Frieden führen ſollte, bevor noch das Schwert gezogen war, ſchnitt er mir mit ein Paar dürren Worten vom Munde ab: ich habe als Offizier und Edelmann mich ihm gegenüber zu ſtellen, und den Kampf zu beginnen. Mich über dieſen Trotz ärgernd, that ich ſchweigend das Unvermeidliche. Die Säbel klirrten aneinander; ich ſchonte den Jüngling auf jede Art, der mich nicht lange in Zweifel ließ, daß er kein ſonderlicher Fechter war. Aber meine Großmuth erbitterte und erhitzte ihn, und was ihm an Geſchicklichkeit abging, erſetzte er durch Muth, ja Tollkühnheit. Wie ein Raſender drang er plötzlich auf mich ein, und eh' ich mich's verſah, ſaß mir ein Hieb in der Bruſt. Fort war meine Schonung, ich hieb denſelben Hieb nach, er verſtand nicht, ſich zu decken, und meine Klinge zückte ihm in die Bruſt, faſt ganz auf derſelben Stelle, wo er mich verwundet hatte. So bluteten wir in demſelben Augenblicke Beide aus der Bruſt. Mein Gegner wurde blaß, ließ den Säbel fallen, und lag ohnmächtig in meinen Armen. Ich ließ ihn ſanft zu Boden gleiten, riß, meine Wunde vergeſſend, ihm Rock, Weſte und Hemd auf, die bereits von Blut getränkt waren, und — o Himmel! ich ſtarre faſt verſteinert auf eine üppige Frauenbruſt, in der die Wunde klafft, aus der mir das Blut entgegenſtrömt. Meine bebende Hand ſtreift im Nu den falſchen Bart, die braune Perrücke ab, und Amalie liegt — in bleicher Schönheit — reizender vor mir, als ich ſie je geſehen. Verzweiflungsvoll trinke ich das Blut ihrer Bruſt, ich ſauge meine Lippen feſt an der Wunde; darüber kommt ſie zu ſich, ſie ſieht mein Blut, ihre Hände entfernen jetzt meine Kleider von der verwundeten Stelle, und — eh' ich es verhindern kann, ſchlürfen ihre friſchen, reizenden Lippen die Tropfen, die mir entquellen. Sie preßt mich an ſich, und trinkt und flüſtert dazwiſchen: Mein heißgeliebter, mein einzig geliebter Lüder, Abgott meiner Seele! Nun iſt mir endlich wohl. O, öffne meine Wunde, die mir deine geliebte Hand ſchlug, und laß mit meinem Blute mein Leben hinſtrömen! Laß mich ſterben in deinen Armen, das iſt die höchſte irdiſche Seligkeit für mich! — So ſprach ſie, und ich glaubte zu träumen, aber ohne etwas Anderes zu denken, als an das überſchwengliche Glück des Augenblicks, gab ich mich ganz dem ſüßen Traume hin. Es war mir jetzt klar, wie ſtark ich Amalien ſtets geliebt, ich begriff nicht, daß ich nicht eingeſehen, daß ich auch von ihr ſtets geliebt worden ſei, und ich dachte nicht daran, daß ich das Weib eines Andern in meinen Armen hielt, ſie mit heißen Küſſen überſtrömte, und noch heißere von ihr empfing. Doch ſie wurde abermals ohnmächtig, und ich beeilte mich nun ihre Wunde und dann die meinige zu verbinden, ſo gut ich vermochte. Dann küßte ich ſie wieder in's Leben, und erfuhr von ihr, daß ſie in einem nahen Wirthshauſe, einem Vergnügungsort der Städter, übernachtet, und von dort am früheſten Morgen hierher gewandert ſei. Mein Plan war ſchnell gemacht; ich ſtattete ſie wieder mit Bart und Perrücke aus, hob ſie auf mein Pferd, und führte ſie langſam nach jenem Hauſe. In ihrem Zimmer brachte ich ſie zu Bette, verſchloß es, und ſprengte nach der Stadt, ſuchte unſern

Regimentsarzt, einen vertrauten Freund von mir, auf, warf mich mit ihm in einen Wagen, und entdeckte ihm unterwegs das ſeltſame Abenteuer. Er unterſuchte die Wunde, erklärte ſie für nicht gefährlich, und dehnte dann ſeine ärztliche Sorgfalt auch auf mich aus, der ich mich in dieſem Drange der ungewöhnlichſten Umſtände ganz vergeſſen hatte. Abends, als es dunkel geworden war, fuhren wir in die Stadt. Amalie war nirgends vor einer Entdeckung ſicherer, als in meiner eignen Wohnung, auch beſtach mich der Wunſch, die Geliebte ſo lange und ſo nah als möglich bei mir zu haben, ſie dorthin zu bringen. Sie wurde in eine freundliche Hinterſtube einquartirt; mein Bedienter erhielt den ſtrengſten Befehl, gegen Niemand eine Silbe zu verrathen, daß ein Fremder bei mir krank ſei; ich ſelbſt wurde vom Regimentsarzt als krank gemeldet, zugleich verbat er alle Beſuche bei mir, bis ich auf dem Wege der Beſſerung ſein werde. Laſſen Sie mich ſchweigen von dieſen Tagen überſchwänglichen Glücks; ſie ſind der Silberblick meines Lebens geweſen. Amalie machte mir allmälig das entzückende Geſtändniß: Ich hatte mich heimlich mit Hermann verlobt; denn ich glaubte ihn zu lieben; als Du aber kamſt, als ich mit dir auf der Bühne ſpielte, verlor ich ſchnell mein Herz an dich, und um ſo unwiederbringlicher, als du mir mit deinem offenen, treuherzigen Weſen Liebe verriethſt. Da trieb mich der böſe Geiſt, von dem ich beſeſſen war, meine erwachende Leidenſchaft für dich mit den Waffen des Witzes und Spottes zu bekämpfen; es gewährte mir ein grauſames Vergnügen, eine Wolluſt, die mich vor Schmerz faſt aufſchreien ließ, dich zu verfolgen, zu ſtacheln, zu ärgern; aber je witziger ich gegen dich war, deſto raſender liebte ich dich. Ich wehrte mich gegen mein Unglück mit Spott, Ironie, mit Hohnlachen und verzweifelten Pointen, — es half mir nichts, ich liebte dich und mußte dich quälen. Ich wurde von einem unwiderſtehlichen Gelüſte getrieben, dich todt zu martern, um mir auf deinem Sterbebette einen Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und — mit dir ſterbend — dir zuzuhauchen: ich habe dich überſchwänglich, unausſprechlich geliebt! Mein Zuſtand war troſtlos. Du machteſt ihm durch deine geharniſchte Erklärung ein Ende. Ich erſchrak vor mir ſelbſt, während du mir die bittre Wahrheit in's Geſicht ſagteſt, ich war im Begriff, dir reuevoll zu Füßen zu ſinken, dir meine Gefühle zu geſtehen, und dich um Gegenliebe anzuſtehen. Da nannteſt du mich ein Weſen ohne Adel der Seele und der Geburt, und dieſe Herabſetzung rief im Nu meinen ganzen weiblichen Stolz wach; ich ſchlug dich, du ſtießeſt mich zornig zurück, und eine Welt voll Jammer ſtürzte in dieſem Augenblick über mich. Ich glaubte mich todtweinen zu müſſen; als dies nicht anging, ſetzte ich meinem Schickſal Trotz und Hohn entgegen. Das Haupthinderniß meiner Verbindung mit Hermann war mein Proteſtantismus; es war mir, ſeit ich dich kannte und liebte, nicht unangenehm geweſen, ein ſolches Hinderniß zwiſchen ihm und mir zu ſehen; denn eine dunkle Hoffnung regte ſich in mir, dies möchte mich mit dir zuſammenführen. Jetzt machte ich, das Herz voll Groll, der Sache ſchnell ein Ende. Sobald ich von der Krankheit erſtand, die mir den heiß erwünſchten Tod nicht gebracht hatte, reiſete ich ab, und trat in Wien zur katholiſchen Kirche über. Gleich darauf wurde ich Hermanns Frau. Ich hatte gehofft, dadurch Ruhe zu erlangen, und hatte mich getäuſcht. In meiner Bruſt kochten Wuth, Leidenſchaft, Liebe, Zorn, Sehnſucht, Bitterkeit, und der heiß geliebte und verabſcheute Gegenſtand all' dieſer heftigen Gefühle warſt du. Ich wünſchte dich zu ermorden, und dann mit ſterbender Lippe dir, dem Sterbenden, zuzurufen: „Sieh, ſo hab' ich dich geliebt!“ Ich liebte meinen Gatten nicht, ich weinte die Nächte durch; ich verzehrte mich in Rachedurſt und Sehnſucht zu dir. So entſtand endlich der Plan, deſſen Ausführung du kennſt. Ich entdeckte mich einer Freundin, die mich jeden Tag zur beſtimmten Stunde in ihrem Wagen abholte; wir fuhren zu einem Fechtmeiſter, deſſen Verſchwiegenheit erkauft war; bei ihm nahm ich drei Monate lang Unterricht; dann ließ ich dir den Brief eines erdichteten Bruders mit der Ausforderung zukommen, und erhielt auf demſelben Wege deine Antwort. Mein guter Mann mußte ſich zur feſtgeſetzten Zeit mit einer vorgeſchützten, höchſt nothwendig dargeſtellten Reiſe in die Heimath zu meiner Mutter zufriedenſtellen. Durch meine Freundin hatte ich alles Nöthige zu meiner Metamorphoſe mir verſchafft. Ich trat als mein Bruder mit der Waffe dir gegenüber, nur von einem Wunſche beſeelt, von deiner Hand zu ſterben, in deinem Arm, erkannt von dir, zu ſterben, das bitterſüße Geſtändniß meiner unſeligen Leidenſchaft mit dem Leben aushauchend. Aber als mein Blut floß, und von dir aufgeſogen wurde, als das deinige meine lechzenden Lippen feuchtete, da war aller Groll gegen dich in meinem Herzen verſchwunden, und ich war nur das ſelig liebende, ſelig geliebte Weib, hinſterbend in namenloſer Gefühlswonne. —

So ohngefähr ſprach Amalie in einſamen, überglücklichen Stunden zu mir. Die Wochen flogen; ſie hielt ihren Mann durch Briefe hin, die alle durch die Hände ihrer Mutter gingen, der ſie ſich kindlich offen vertraut hatte, aber wir mußten uns endlich doch trennen. Sie konnte ja nach den Satzungen unſrer Kirche mein Weib doch nicht werden, ſo lange Graf Hermann lebte. Auch hätten es meine Verhältniſſe nicht gelitten; ich hatte ſo wenig Vermögen, wie Amalie. — Ich habe ſie nie wieder geſehen, wir haben uns nie geſchrieben, wir trennten uns für das Leben! — So ward es von Beiden für nothwendig erachtet, und es war dies gewiß der einzige Weg zu unſerm Ziel. Ich heirathete ein Jahr ſpäter ein reiches, gutes, liebes Mädchen; Amalie aber iſt meinem Herzen theuer geblieben, und das Andenken an ſie hat mein ſpäteres Leben mit dem Abendrothe der Wehmuth überhaucht. Jetzt, wo ſich alle Leidenſchaft in mir abgekühlt hat, fühle ich, daß ich weit glücklicher geworden wäre, wenn ich ſie nicht kennen gelernt hätte. Und ſie iſt gewiß auch nicht glücklich geworden; ſie paßte nicht zu ihrem Manne. Aber ſie würde ſich leichter in ſeine Wunderlichkeiten gefunden haben, wenn ich ihr nicht nahe getreten wäre. Viele Menſchen ſind ihr Lebelang glückliche Schläfer und Träumer; ſie ſehen und fühlen die Dornenhecken nicht, über die ſie ſchreiten, ſie gewahren den Abgrund nicht, an deſſen Rande ſie hinwandeln. Wehe, wenn ſie geweckt werden! Da ſtürzt das Bewußtſein ihres troſtloſen Unglücks in ihre Seele. So iſt es mir und Amalien ergangen. Sie iſt unermeßlich reich geworden, und unermeßlich unglücklich. — Hier, mein junger Freund, haben Sie die für zwei Herzen ſo höchſt traurigen Folgen eines Liebhabertheaters. Ich gab mir damals im Stillen das Wort, nie eines meiner Kinder, wenn mir Gott ſolche ſchenken würde, auf einem Liebhabertheater ſpielen zu laſſen. Jetzt iſt die Zeit gekommen, mir dieſes Wort zu halten.“

Er ſchwieg, und ahnete nicht, daß all' ſeine Vorſicht zu ſpät war. Bald darauf ritten die andern Offiziere in den Hof, und Luiſe eilte mit glühendem Antlitz in den Park, um mit ſich allein zu ſein.

Nachmittags wurde eine Jagdpartie auf Waſſerhühner auf mehreren, dem Major gehörigen Teichen beliebt. Brandenfels und der Major waren leidenſchaftliche Jäger, Zinkberg nicht. Der Letztere wußte recht wohl, daß, wenn Jene das Gewehr in der Hand hielten, ſie ſich wenig um Luiſen kümmern würden. Er wußte ihr alſo geſchickt zuzuflüſtern, ſie möchte die Partie mitmachen, und auf einem Teiche angeln; er wolle ſie auf dem Kahn fahren. Ihr Auge blitzte auf; ſie ſuchte ihr lange nicht gebrauchtes Angelgeräth, befahl die Troſchke, und bat ihren Verlobten, ſie zu fahren. Die Geſellſchaft brach auf; Luiſe war zur großen Freude ihres Vaters und ihres Bräutigams ungewöhnlich munter; aber es war eine fieberhafte, gereizte Heiterkeit; ſie hätte mitten im Lachen noch viel heftiger weinen mögen. Aber ſie ſcherzte und lachte, wie man es noch nie von ihr gehört. Sie verſtand jetzt den lachenden Schmerz, die ſcherzende Verzweiflung, von denen ihr Zinkberg geſprochen, beſſer, als er ſelber; ſie wütheten in ihrem Herzen.

An Ort und Stelle angelangt, ſagte Zinkberg, im Beiſein Aller, laut zu ihr: „Mein Fräulein, geſtatten Sie mir die Gunſt, Ihr Ruderer zu ſein, und dann auf offner See eine Angel mit Ihnen auswerfen zu dürfen. Ich bin ohnſtreitig der ſchlechteſte Schütz von Allen, und würde den Herren Kameraden mehr ſchaden, als nützen; deshalb bleibt Ihnen faſt nichts weiter übrig, als mich zu Ihrem Dienſt zu verwenden. Ein Schütze würde nur ungern ſich dieſer Verpflichtung unterziehen, wenn er auch ſo galant wäre, dies nicht einzugeſtehen; ich dagegen bin zu gar nichts weiter zu brauchen.“

Luiſe erwählte ihn ſofort zu ihrem Ruderknecht, und beſtieg mit ihm den Kahn auf dem entfernteſten der Teiche, um den Jägern die wilden Enten nicht zu verſcheuchen. Weder der Vater, noch der Verlobte, noch ſonſt einer der Jäger dachte ſich etwas Arges davon; ſeit Zinkberg, der, wie Jedermann wußte, in ihn leidenſchaftlich verliebten Räthin Schaller ſo eifrig, und mit ſo glücklichem Erfolge den Hof machte, ſeit er ſo wenig Intereſſe gezeigt, Luiſen mit beim Liebhabertheater zu haben, hatte der Hauptmann jede Befürchtung hinſichtlich ſeiner Braut aufgegeben; der Major hatte niemals eine gehegt.

Zinkberg ruderte auf die Mitte des Teiches, dann warfen ſie die Angeln aus. Sie waren allein, wenn ſie auch jeden Augenblick von fern beobachtet werden konnten. Er ließ ſeinen Blick fragend auf ihr haften, ſie ſenkte den ihrigen auf das Waſſer, und ſeufzte tief beklommen. Es war vorbei mit der falſchen Fröhlichkeit; plötzlich gingen ihr die Augen über, und Thränenbäche rieſelten über ihre Wangen, um ſich mit dem ihnen verwandten Elemente zu vereinigen.

„Luiſe,“ begann er, „dieſe Thränen fordern von uns, daß wir uns endlich gegen einander erklären. Ja, es wird unſern Schmerz erleichtern, wenn wir uns mit klaren Worten ſagen, was wir ſchon längſt wiſſen; wenn wir die Gefühle ausſprechen, die unſre Herzen mit einer martervollen Seligkeit erfüllen. Im Worte liegt eine löſende und beruhigende Kraft. Ja, Luiſe, ich liebe Dich, ich weiß mich von Dir geliebt! Ich weiß, ich bin ein Wahnſinniger, daß ich Dich liebe, aber ich liebe Dich auch bis zum Wahnſinn!“

Die unwahren und prahleriſchen Worte erſchütterten das arme Mädchen auf's Tiefſte. „Großer

Gott," ſagte ſie, „was ſoll daraus werden! Glaube mir, Karl, ich liebe Dich nicht minder, aber ich habe kein bezeichnendes Wort für die Stärke meines Gefühls. Ich befinde mich ſtets in einem ſüßen Rauſche, und ich weiß nicht, was ich thue, ſo daß ich ſtets in Gefahr bin, mich und meinen Zuſtand zu verrathen. Mein Kammermädchen ſchüttelt den Kopf bedenklich über mich, und ich fürchte ernſtlich, ſie weiß, woran ſie mit mir iſt. Denn wie mir ſtets iſt, als lebe ich in einem halb entzückenden, halb beängſtigenden Traum, der mir Dein Bild in tauſend wechſelnden, ſtets reizenden Geſtalten vorführt, ſo träume ich die Nächte durch immer von Dir, und nenne Dich wahrſcheinlich laut beim Namen. Ein Paar verblümte Worte des ſchlauen Mädchens, die ſie geſtern zu meinem Schrecken fallen ließ, deuteten darauf hin, daß ſie meine Liebe ahnet. Sie ſagte, der Hauptmann dauere ſie, und ich wagte nicht, ſie nach dem Warum zu fragen, um nicht noch mehr zu hören; ohnedies fühlte ich meine Wangen von ſchier unerträglicher Glut brennen, als ihr Blick forſchend an mir hing. — O Karl, ich bin unausſprechlich unglücklich, und mein Leiden kann nur der Tod enden!"

„Noch verzage nicht, ſüßes, geliebtes Weſen! Noch biſt Du ja nicht Brandenfels Frau. Laß uns überlegen, ob es keinen Weg zu unſrer Vereinigung geben ſollte?“

„Ich weiß keinen; auch wenn es welche gäbe, ich würde ſie nicht auffinden können; denn mein armer Kopf kann nichts denken, als Liebe zu Dir, wie mein armes Herz nichts fühlen kann, als Liebe zu Dir. Ich bin ein gedankenloſes, willenloſes Geſchöpf geworden, das durch und durch nichts iſt, als Liebe zu Dir. Andre Gedanken und Vorſtellungen ziehen wie ferne Nebelbilder durch meine Seele, ſie gewinnen keine Geſtalt, ich kann ſie nicht feſthalten. Nur daß ich ſterben werde, wenn ich des Hauptmanns Frau werden muß, und daß mich vor ihm ſchaudert, das wird mir noch klar, ſonſt nichts, gar nichts.“

Zinkberg erſchrak faſt vor der Tiefe und Gewalt dieſer Liebe, und doch ſchmeichelte ſie ihm ungemein.

„So laß mich für Dich denken und handeln,“ verſetzte er. „Wenn ich irgend begütert wäre, würde ich heute noch mit Deinem Vater reden, aber ich will mich an den Fürſten von Liechtenſtein, meinen gnädigen Gönner wenden, damit er mir raſch eine Stellung verſchafft, die es mir möglich macht, Dich als Gattin heimzuführen. Glaubſt Du, daß Dein Vater Schwierigkeiten machen würde?"

„Gewiß. Es würde einen harten Kampf koſten, und ich zweifle am guten Erfolg. Unter allen Menſchen liebt er den Hauptmann am meiſten, und es war ſein innigſter Wunſch, daß ich Brandenfels Gattin werden möchte. Ach, und Brandenfels iſt ein ſo edler Mann! Und Du kennſt die Heftigkeit meines Vaters nicht; er iſt ſo wohlwollend, ſo gutmüthig! Aber wenn er in Zorn geräth, kennt man ihn nicht mehr. Wahrlich, dann gleicht er einem gereizten Löwen, der Alles zerreißt. Er iſt fürchterlich in dieſem Zuſtande, und meine Mutter ſoll das unglückliche Opfer deſſelben geworden ſein. Ich glaube, wir wären Beide unſeres Lebens nicht ſicher, wenn er unſer Verhältniß entdeckte."

Das waren freilich keine angenehmen Ausſichten für den jungen Frevler, deſſen Liebe zu Luiſen keineswegs aus jener unerſchütterlichen, unbezwinglichen moraliſchen Kraft, aus jener Heiligkeit und Göttlichkeit des Herzens entſprang, die da Berge verſetzt, und das Leben leicht und willig an den

Als Zinkberg Abends nach Hauſe kam, war er ſehr vergnügt und zufrieden mit ſich, daß er ſeinen Hauptmann bei der ſchönen Luiſe ausgeſtochen, und er hielt ſich eine Lobrede, daß er ſeine Liebeserklärung ſo trefflich angebracht. Im Begriff ſich auszukleiden, empfing er aus der Hand ſeines Bedienten ein roſafarbnes, ſüß duftendes Billet, und erbrach es mit jenem Siegerlächeln, womit der Liebesgott ſeine größten Helden ausſtattet, und welches ſie den Frauen unwiderſtehlich machen ſoll. Er las: „Mein Mann iſt in Regierungsgeſchäften verreiſt, und ich bringe dieſe Nacht wieder allein — nein nicht allein? — in unſerm Gartenhauſe zu. Hedwig.“

Er ſchickte den Bedienten zu Bette, und trat eine Stunde ſpäter, in ſeinen Mantel gehüllt, auf die einſame Straße.

Durch die Bemühungen der Offiziere kam das Liebhabertheater doch zu Stande, und es fanden ſich ſo viel weibliche Theilnehmerinnen, daß Luiſe von Birkendorf nicht vermißt wurde. Zinkberg war dabei thätig, und die Räthin Schaller ſpielte mit großem Beifall. Es wurde wöchentlich zwei

Mal geſpielt, lebende Bilder dazu gegeben, und nach dem Theater Ball. Der Major kam auf beſondere ehrenvolle Einladung des Geſellſchaftsvorſtandes jedes Mal mit ſeiner Tochter; Zinkberg war wöchentlich einige Mal auf dem Schlößchen, und hatte ſomit oft Gelegenheit, der angſtvollen Luiſe einige nutzloſe Liebesſchwüre zuzuflüſtern. An ein gewagtes Unternehmen, die Unglückliche von der Verbindung mit dem ihr verhaßt gewordenen Brandenfels zu befreien, dachte er kaum. Auf dieſe Weiſe war der Oktober faſt verſtrichen. Da ſagte eines Abends, als geſpielt wurde, im Zwiſchenakt, die Räthin zu Zinkberg: „Ich will Ihnen eine Neuigkeit ſagen, die zwar jetzt noch ein Geheimniß ſein ſoll, es aber in wenigen Tagen nicht mehr ſein wird: Nächſten Sonntag läßt der Major von Birkendorf ſeine Tochter mit dem Hauptmann von Brandenfels in ſeiner Dorfkirche draußen trauen."

Zinkberg erſchrak, und wechſelte die Farbe unter der Schminke.

„Ei, wie beſtürzt Du biſt!" flüſterte ihm die Frau boshaft zu. „Das beſtätigt mir, was ich ſchon lange geahnt: Du liebſt Luiſen."

„Hedwig!"

„Das Auge der Eiferſucht ſieht ſcharf, und ich bin eiferſüchtig auf Dich bis zur Raſerei. Luiſens ſeltſame Gemüthsbewegung, der der blinde Major durch die ſchnelle Verheirathung ein Ende machen will, iſt mir nicht entgangen, ſo wenig, wie Deine Zerſtreutheit, und wenn Du Blicke mit Luiſen wechſelteſt, glaubſt Du, ich hätte ſie nicht bemerkt und mir Alles zuſammengereimt?"

„Hedwig, Du thuſt mir unrecht!"

„Still! Du wirſt eine harte Probe zu beſtehen haben. Der Major wird eine kleine Feſtlichkeit mit einer mimiſch-deklamatoriſchen Darſtellung veranſtalten, wie er mir heute anvertraut hat, weil ich die Einkäufe dazu beſorgen ſoll. Sie aber, mein Herr Lieutenant, wird er erſuchen, das Arrangement und die Hauptrolle zu übernehmen. Er wird Ihnen das Wort abnehmen, Luiſen nichts zu verrathen; denn ſie ſoll überraſcht werden. Beſtehen Sie dieſe Probe glücklich, ſo will ich glauben, daß ich mich getäuſcht habe." Damit ging ſie höhniſch lachend.

Zinkberg mußte alle geiſtige Kraft aufbieten, um auf der Bühne nicht ſtecken zu bleiben. Nach dem Theater ſchrieb er ſchnell einige Worte mit Bleifeder auf ein Blatt ſeines Portefeuilles, begrüßte Luiſen höflich, und gab ihr ein zwiſchen ihnen verabredetes Zeichen. Sie ließ einen Handſchuh fallen, er hob ihn auf und drückte ihn mit dem Zettel in ihre Hand. Nachher vermied er, mit ihr zu ſprechen oder zu tanzen; denn er ſah Hedwigs Augen lauernd auf ſich ruhen. Am andern Tage erſchien der Major wirklich in Zinkberg's Wohnung, und bat ihn, die Einrichtung der Feſtlichkeiten im Schlößchen und Park zu übernehmen, wozu ſich der Lieutenant, auf den Antrag vorbereitet, mit der größten Unbefangenheit bereitwillig erklärte, und mit auf das Gut hinausritt, um die erſten Vorkehrungen zu treffen. Das Verſprechen, Luiſen nichts zu verrathen, wurde gefordert und gegeben. Zinkberg fand Luiſen in einer Spannung, die ihm bange machte. Sie ſteckte ihm einen Brief zu, und verſchwand dann; er fand keine Gelegenheit, den Brief zu leſen, und auf dem Heimwege war es ſchon dunkel. In ſein Zimmer tretend, rief er nach Licht; der Bediente brachte mit dem Lichte einen Brief, in deſſen Aufſchrift Zinkberg Hedwigs Hand erkannte. Dies Mal flog das Siegslächeln nicht um ſeine Lippen. Eine Ahnung durchzuckte ihn, daß dieſe beiden Briefe verhängnißvoll für ihn ſein, dem gefährlichen Spiel, das er mit Frauenherzen getrieben, ein Ende machen, und ihn zu einer Entſcheidung drängen dürften, vor der ihm grauſ'te. Er las, nicht ohne leiſes Zittern, Luiſens Brief, als den zuerſt empfangenen, zuerſt. Sie ſchrieb: „Es iſt fürchterliche Wahrheit; meine Dienſtboten haben es mir geſtanden. Nächſter Sonntag ſoll mein Hochzeittag ſein, aber er iſt es nicht, ſo wahr ich heute noch lebe! Denn entweder bin ich an dieſem Tage todt, oder den mir verhaßten Mann los. Ja, Brandenfels iſt mir unbeſchreiblich verhaßt, kein Menſch mehr. Ich laſſe allen ſeinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren, aber ich haſſe ihn doch, und eher gebe ich mir den Tod, eh' ich ſein Weib werde. Der Gedanke iſt mir ſo unerträglich, daß er mich wahnſinnig machen könnte. Meinem Vater kann ich mich nicht entdecken; ich fürchte ſeinen barbariſchen Zorn. Kannſt Du mich alſo nicht aus dieſer verzweifelten Lage retten, ſo ende ich in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in demſelben Teiche, auf welchem ich die berauſchenden Schwüre deiner Liebe vernommen habe. Dieſer Entſchluß ſteht ſo feſt in meiner Seele, daß ich mich ſchon auf den Tod vorbereite. Meine Liebe, erhaben und ſtark, wie ein junger Gedanke Gottes, werde ich mit meiner Seele hinüberflügeln in jenen Zuſtand, der ſelbſt unſrer Ahnung verſchloſſen iſt, der aber doch iſt, denn ſie iſt mit ihr verſchmolzen, ſie iſt ſie ſelber. Als Dein Genius werde ich Dich umſchweben, und wenn Dich ein Blüthenduft anweht, oder die laue Abendluft auf die Stirn küßt, wenn dir ein Stern heller in das Auge blitzt, und der Gedanke an mich Dich dabei plötzlich überraſcht, Du weißt nicht, wie und woher, — dann iſt Dir mein Geiſt nahe. Ich ſterbe gern; denn ich habe geliebt; der Traum war kurz, aber ſchön, und der irdiſche Schmerz, der dunkel in ihn hereinzuckte, machte ihn ſelbſt nur noch ſeliger, wie Schatten das Licht hebt. Ich würde Dich nicht ſo aufjauchzend, tief, heiß und beſeligt ſtark geliebt haben, wenn ich nicht Brandenfels Verlobte geweſen wäre. So iſt der Schmerz der Vater aller wahren irdiſchen Seligkeit, ſo wie ja auch nur aus dem ſchmerzvollen Erdenleben die Seligkeit des Himmels geboren werden kann. Kannſt Du, ſo ſei glücklich ohne mich; ich könnte es auf Erden nicht ohne Dich ſein! Deshalb will ich dahin gehen, wo die Schwere des Stoffs nicht die Schwingen des Geiſtes belaſtet. — Ewig Deine

Luiſe."

Der liebenswürdige, allerweltsgeliebte Lieutenant rieb ſich die Stirn; ihm war nicht wohl bei der Sache, und mit einigem Fröſteln ſah er jetzt ein, was er mit ſeiner Eitelkeit angeſtiftet hatte. Der fürchterliche Ernſt des Lebens trat mahnend an den Frevler. Troſtlos ſtarrte er vor ſich hin, und ſeine Hand löſte mechaniſch das Siegel vom zweiten Briefe, auf deſſen entfaltetes Blatt er nun den ängſtlichen Blick fallen ließ.

„Mein heiß geliebter Karl, ich habe Dir wehe gethan mit meiner Eiferſucht; ach, ich Aermſte bin neidiſch auf jeden Blick, den eine Andre von Dir erhält. Könnte ich doch ſagen: ich Reichſte! Dann würde ich Dich ganz allein, ungeſtört vor aller Welt beſitzen, und ganz Dein ſein, nicht heimlich und verſtohlen, nur ſtundenweis, im verſchwiegenen Dunkel der Nacht. Aber ich werde bald ſagen: ich Reichſte! oder — gar nichts mehr ſagen; ich will Alles haben, oder Nichts. Die mir nur tropfenweiſe zugemeſſne Seligkeit reizt nur meinen Durſt zum fieberheißen Lechzen; ich will Ströme von Wonne trinken, mich in einem Meer von Seligkeit baden, oder ganz verſchmachten. Es drängt zur Entſcheidung, Karl! Unſre nächtlichen Zuſammenkünfte im Gartenhauſe ſind, Gott weiß wie? meinem guten Herrn und Gemahl verrathen worden, und der ſchlaffe, geiſteskraftloſe Menſch will ſtrenge Maßregeln gegen mich ergreifen. Er hat nicht ſo viel moraliſchen Muth in ſeiner dürren Seele gefunden, daß er ſich von mir trennen wollte; er müßte ja mein beträchtliches Vermögen, das mir vor zwei Jahren durch den Tod einer Tante zugefallen, herausgeben; der Elende! Er will mich einſperren! Ich bin dieſer Erbärmlichkeit in der erlogenen Geſtalt eines Mannes müde und ſatt. Er ekelt mich an. Seit meine Seele in glühender Umarmung ſich der Deinigen verbunden, betrachte ich meinen Leib als Dein Heiligthum, als den Tempel Deiner Liebe, der, bei Gott und Tod! nicht entweiht werden ſoll durch die ſchmuzige Berührung eines Menſchen, der leider die erſten Blüthen meiner Jugend pflücken durfte. Es iſt beſchloſſen, und ſteht unerſchütterlich feſt: Ich habe meine Beſtimmung früher verkannt, wie es tauſend und tauſend Menſchen ergeht; aber ich bin jung genug, um ihr noch zu folgen. Ich bin für das Theater geboren; Du ſelbſt haſt mein bedeutendes Talent erkannt. Und auch Dich hat die ſchaffende Natur zum dramatiſchen Künſtler beſtimmt, und Du wirſt auf dem kleinen Raum der idealen Welt die Lorbeeren pflücken, die Dir das Schlachtfeld verſagen wird. Wir fliehen zuſammen nach dem nördlichen Deutſchland, und laſſen uns unter anderm Namen an einer Bühne engagiren. Und bald müſſen wir fort, ſehr bald; das Leben iſt mir unerträglich in dieſem peinlichen Verhältniß, und — unſre Zärtlichkeit hat natürliche Folgen gehabt, die ich meinem Manne, der doch nicht mehr mein Mann iſt, nicht lange würde verbergen können. Der günſtigſte Zeitpunkt zu unſrer Flucht iſt Luiſens Hochzeit. Die Hauptfeierlichkeiten finden, wie Du weißt, Sonnabends ſtatt. Zum Sonntag bleiben nur wenig beſonders geladene Gäſte. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag verlaſſen die zahlreich Eingeladenen aus der Stadt und der Umgegend das Schlößchen wieder. Da werden eine Menge Wagen abfahren. Ich fahre in einem Wagen allein hinaus, ſchicke dieſen Wagen in der Nacht mit den übrigen zurück, und laſſe meinem Manne ſagen, ich bliebe zur Hochzeit auch Sonntags, und käme erſt zum Montag mit Freunden heim. Du aber beſtellſt für dieſe Nacht Extrapoſt. Unbemerkt fahren wir mit den Andern ab, aber nicht nach Troppau, ſondern nach Ratibor und weiter nach Breslau. Während man nun im Schleſiſchen glaubt, wir ſind nach Troppau zurück, wird man hier glauben, wir ſind noch auf dem Schleſiſchen, und der Irrthum kann ſich unmöglich vor Montag Abends aufklären. Dann haben wir zwei Nächte und zwei Tage Vorſprung, ſind über Breslau hinaus und vor jeder Verfolgung ſicher, die ich meinem lieben Manne wohl zutraue; denn er wird mich nicht gern einbüßen, und die Erbſchaft der Tante durch meine Flucht gefährdet ſehen. Für die Mittel zur Flucht habe ich reichlich geſorgt; ich ſtelle Dir eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung und nehme meinen reichen Schmuck mit. Mein Mann beſorgt das hieſige Paßweſen, und es liegen eine Anzahl Paßſchemata mit ſeiner Unterſchrift auf ſeinem Bureau, damit der Sekretär in ſeiner Abweſenheit Päſſe ausſtellen kann; ich habe zwei davon entwendet, und ſchicke ſie Dir zum Ausfüllen. Wir wollen uns Herr und Madam Adam, Schauſpieler, nennen; denn ich gedenke als ein neuer Menſch in der Welt aufzutreten. Iſt es nicht luſtig, daß meines Mannes eigne Unterſchrift uns zur ſichrern Flucht verhelfen muß?

„Ich erwarte morgen Deine Antwort, und bin bald frei von Feſſeln, um mich mit den Blumen-

ketten der Liebe auf ewig feſt an Dich zu binden,
Deine Hedwig.“

Nachdenkend hielt Zinkberg einige Zeit das Blatt in der Hand, während ſeine Züge ſich mehr und mehr verklärten, bis er plötzlich freudig „heureka!“ ausrief, und durch das Zimmer tanzend ein Schnippchen ſchlug. Dann legte er den Finger an die Naſe, und dachte wieder nach. „Es geht, und muß gehen! Punkt für Punkt! Jetzt muß ich Dich loben, Karl; Du biſt ein Genie! Wer hätte glauben ſollen, daß ich mich aus dieſem Embarras herauswickle? Und wie köſtlich wickle ich mich heraus, ſo daß ich alle Parteien zufrieden ſtelle, und die meinige — was die Hauptſache iſt — am zufriedenſten. Aber dieſer göttlichen Hedwig verdanke ich den Stoß, der mich aus dem Labyrinthe führt. Ohne dieſen Brief — und der Gedanke lag doch ſo nahe; aber ich war verblüfft und verblendet. Nun iſt geholfen, und der Sieg mein. Victoria!“ So luſtig war er lange nicht geweſen. Er rief ſeinen Bedienten. „Johann,“ ſagte er, „ich ertheile Dir jetzt den wichtigſten Auftrag Deines Lebens. Paß auf! es hängt viel davon ab, daß Du ihn pünktlich ausführſt. Ich kenne Deine Treue und Schlauheit. Bringſt Du's gut zu Ende, ſo erhält Du zehn Karolin als Geſchenk von mir.“

„Wenn's auszuführen iſt, gnädiger Herr, ſo wird's kein Menſch beſſer machen, als ich.“

„Gut. Morgen reiteſt Du mit mir auf das Schloß des Majors von Birkendorf, wo ich Deine Hülfe angeblich brauche, um einige Einrichtungen im Park zur Hochzeit des Fräuleins zu machen. Der eigentliche Zweck aber iſt, ich zeige Dir eine gute Viertelſtunde vom Schlößchen ohnweit einer Mühle einen Grenzpfahl; den merk' Dir genau. Tags darauf ſchicke ich Dich mit einem Briefe an den Fürſten Liechtenſtein nach Wien, und Du kannſt morgen allen Freunden und Bekannten von Deiner Reiſe ſagen; verſtehſt Du, daß recht Viele davon erfahren.“

„Ich merke ſchon, und verſtehe. Die ganze Stadt ſoll's erfahren.“

„Ich meines Theils,“ fuhr der Lieutenant fort, „habe zum Glück einen wichtigen Auftrag an den Fürſten, und habe bereits meinen Kameraden davon geſprochen, und ſpreche morgen noch mehr von der Dringlichkeit deſſelben. Dies kommt mir ſehr gelegen. — Du reiteſt ab, und ſiehſt irgend wo zu, daß Du einen kleinen, verſchloßnen Wagen

— er kann ſchlecht ausſehen, wenn nur Achſen und Räder halten — zu kaufen bekommſt, am liebſten wäre mir in einem Landſtädtchen, von der Straße abgelegen. Du giebſt vor, das Reiten nicht vertragen zu können. Mit dieſem Wagen, an welchen Du Dein Pferd ſpannſt, näherſt Du Dich vorſichtig, und auf Umwegen, Sonnabends Abend, oder vielmehr erſt in der Nacht, dem bezeichneten Grenzpfahle an der Mühle. Punkt zwölf Uhr in der Nacht mußt Du an Ort und Stelle ſein, nicht früher, nicht ſpäter. Dazu erhältſt Du meine Repetiruhr mit. Bald darauf wird ein Herr mit einem Bündelchen unter dem Arme, zu Dir kommen, und Dich um die Parole fragen. Du antworteſt: Alles gut. Drauf ſpricht der Herr: Weiter noch, Beſter! und ſteigt in den Wagen. Du fährſt wacker drauf los, daß Du mit Tages Anbruch in Teſchen biſt, futterſt aber nicht in der Stadt, ſondern auf einem Dorfe, und ſorgſt für Deinen Paſſagier, daß er ſich den Leuten nicht viel zu zeigen braucht. Nun ſo raſch Du kannſt weiter das Olſathal aufwärts nach Jablunkau, da magſt Du übernachten. Am andern Morgen paſſirſt Du den Jablunka-Paß über das Karpathengebirge nach Cſacza in Ungarn, dann über

Ober-Neuſtadel in das Thal der Waag hinab. Nun ſetzeſt Du die Reiſe bis Trentſchin fort, und dies iſt ihr Ziel. Der Herr bleibt in Trentſchin. Du magſt Dein Wäglein dort verkaufen, oder in Wien. Genug, in Wien, wohin Du über Preßburg gehſt, giebſt Du meinen Brief an den Fürſten Liechtenſtein ab, behaupteſt aber, wenn Du gefragt wirſt, direkt von Troppau zu Pferd gekommen zu ſein, und kehrſt, ſo eilig Du kannſt, heim. Laß Dich's nicht anfechten, wenn Du mich in Arreſt finden ſollteſt; ich will ſchon für Dich ſorgen. Reiſegeld vollauf, und einen guten Reiſepaß für Deinen Paſſagier, wirſt Du haben. Uebrigens benimm Dich klug."

„Müßte vom Teufel ſein, Gnaden, wenn ich's nicht ausführte. Iſt ja kein Hexenwerk, und mein Rappe läuft zwölf Meilen Tags, wenn's ſein muß."

„Wohlan, bring' Deine Sachen in Ordnung."

Mit der heiterſten Lebendigkeit ging der plänevolle Lieutenant, ohne eine Spur von Müdigkeit an die Beantwortung der beiden Briefe. Der an Luiſen wurde ſehr lang. Erſt gegen Morgen ſuchte er das Lager, aber ſchon nach einigen Stunden war er mit Johann auf dem Wege nach dem

Schlößchen. Der Brief an die Räthin war bereits an ſeine Adreſſe gelangt; die bleiche, abgehärmte Luiſe empfing bald darauf den ihrigen, und ſchloß ſich damit in das Parkhäuschen, welches am hintern Ende des Parks einſam lag. Nach einer Stunde kam ſie heiter und vergnügt, ja ſtrahlend vor Wonne, hüpfend, wie ein Kind, und der Major rief ihr jubelnd entgegen: „Endlich ſiehſt Du doch aus, wie eine Braut. So muß ich Dich loben, Lulu! Nun werden wir auch eine fröhliche Hochzeit feiern; denn Du haſt mein Geheimniß doch ausgekundſchaftet.“ — Ein einziger Blick ihres ſchönen Augs ſagte Zinkberg, daß ſie mit ihm einverſtanden; ihre Freude hatte es ihm früher ſchon verrathen. Uebrigens hielt ſie ſich den ganzen Tag fern von ihm, und erſchien nicht einmal bei Tiſche. Abends, eh’ er wegritt, fand er in der Höhlung eines Baumes beim Parkhäuschen, den er ihr bezeichnet, einen zweiten Brief, und zeigte auf dem Heimwege, mit einem Abſtecher zur Linken, ſeinem Bedienten den Grenzpfahl, ihm noch beſondere Inſtruktionen ertheilend. Am anderen Morgen, Donnerstags, reiſte Johann nach Wien ab, und Zinkberg ordnete Vieles, zog Gelder ein, packte einen Koffer, und machte ſich zur Flucht fertig. — Den Freitag brachte er ganz auf dem Schlößchen zu, um Nachmittags die Probe des Feſtſpiels abzuhalten, welches im Park gegeben werden ſollte. Hier ſah er die freudetrunkne Hedwig, die ihm ſagte, daß Alles in Ordnung ſei. Am Sonnabend früh beſtellte Zinkberg mit einigem Geräuſch Extrapoſt für zwei Perſonen in Troppau nach Ratibor, die um zehn Uhr Abends im Dorfe des Majors ſein ſolle, um ihn abzuholen; dann fuhr er mit der Geſellſchaft hinaus zum Feſte.

Ein ſchöner, freier Raſenplatz, mit waldigem Hintergrunde, war zur Bühne eingerichtet; der Major hatte das Feſtſpiel ſelbſt gedichtet, und that ſich viel darauf zu gut. Er war über die Maßen beſchäftigt, und rannte wie unſinnig hin und her, ohne etwas Erkleckliches zu verrichten. Brandenfels und Zinkberg mußten das Beſte thun. Der Letztere, gewandt und erfahren in ſolchen Angelegenheiten, ordnete mit Umſicht und Schnelligkeit an. Ein großes, glänzendes Frühſtück wurde im Park eingenommen, dann eine Coſtümprobe gehalten. Inzwiſchen ſtrömten die Gäſte in Maſſe zu, und weit über hundert Wagen kamen zuſammen. Triumphirend deutete Hedwig, zu Zinkberg gewandt, auf die Wagenburg. Bald wogte es im Park von Menſchenmaſſen. Zwei Muſikchöre waren aufgeſtellt, und auf Raſenplätzen wurde getanzt. Das Landvolk beluſtigte ſich auf Koſten des Herrn im Gaſthofe. Als es zu dämmern begann, wurde der Theaterplatz mit Ampeln und Lampen beleuchtet; bis in die höchſten Spitzen der herbſtlich gefärbten Bäume glänzten Lichter. Das Ganze gewährte einen feenhaften Anblick. Im Park und Schloß waren eine Anzahl reichlichſt ausgeſtatteter Buffets errichtet, in denen ſich Jedermann nach Belieben bedienen laſſen konnte. Die Menge aß und trank, und wurde ausgelaſſen fröhlich. Man jauchzte dem Brautpaare zu, welches, von Freunden und Verwandten umgeben, in einem offenen, ebenfalls illuminirten Pavillon Platz genommen hatte; man ſang Lieder zu ſeinem Preiſe, und die Muſik ſpielte jauchzende Fanfaren. Luiſe ſtrahlte von Liebreiz und Freundlichkeit; Jedermann geſtand nie eine ſchönere Braut geſehen zu haben. Und doch ſchnürte ihr Angſt das Herz zuſammen, und leimte ihr die Zunge an den Gaumen.

Um ſieben Uhr verkündeten Trompetenſtöße den Anfang des Schauſpiels, und Alles drängte nach dem Platze. Ein buntes Gemiſch von Zügen und

Tänzen, Genien, Zauberern und Feen ging an den Augen der Zuſchauer vorüber, und wenn dem Brautpaar etwas Schönes gewünſcht wurde, jubelte die ganze Verſammlung. Es war da viel von Frühling, Kränzen, Blumen, Luſt und Scherz die Rede, die Bäume ſtreuten aber, wie verhöhnend, ihre bunten, abgeſtorbenen Blätter auf die Schauſpieler. Es ging übrigens Alles zur glückſeligſten Zufriedenheit des Majors zu Ende. — Sobald ſich Zinkberg ſeines Coſtüms entledigt hatte, — er war nämlich ein von einer Fee mit Liebe beglückter, von einem tückiſchen Zauberer gehaßter Prinz geweſen, und von Letzterem in allerlei haarſträubende Fatalitäten verwickelt worden, aus welchen ihn die Geliebte immer wieder befreit, bis ihrer Vereinigung endlich keine Teufelei mehr im Wege geſtanden, — nahm er aus ſeinem Koffer ein Päckchen, ſchob es unter ſeinen Mantel, und huſchte unvermerkt durch die Baumgänge dem Parkhäuschen zu. In der Baumhöhlung fand er den Schlüſſel, öffnete, legte das Päckchen unter eine Bank, verſchloß die Thüre, und barg den Schlüſſel wieder im Baum. Dann miſchte er ſich wieder unter das tanzende und wogende Gewimmel. Nach zehn Uhr ging er nach dem Wirthshauſe, um ſich nach dem Poſtwagen zu erkundigen; er that dies offen beim Wirthe und mit Abſichtlichkeit. Der Wagen war da, und Zinkberg nahm den Poſtillon mit in den Park, um zwei Koffer zu empfangen. Hier benachrichtigte er die Räthin, daß der Wagen da ſei, und ſie übergab ihm heimlich ihren Koffer und eine Kaſſette, die er mit ſeinem Koffer dem Poſtillon auslieferte. Dann begleitete er dieſen zum Wagen, damit Alles gut verwahrt werde.

Nach elf Uhr begannen die Gäſte abzufahren, und Luiſe verfügte ſich auf ihr Zimmer, von wo ſie ihrem Bräutigam und Vater durch ihr Kammermädchen ſagen ließ, daß große Müdigkeit und Rückſichtnahme auf den morgenden Tag ſie zu Bette getrieben. Das Mädchen mußte ſie erſt entkleiden. Als dieſe fort war, verſchloß ſie die Thüre, drückte das Bett ein, als hätte ſie darin gelegen, warf dann ſchnell einen andern Anzug über, und ſchrieb mit zitternder Hand auf ein Blatt: „Mein Vater, ich lebe, aber denke ich ſei geſtorben. Ich konnte Brandenfels Frau nicht werden. Fluche nicht Deinem unglücklichen Kinde!“ Sie konnte nicht mehr ſchreiben, ihr Buſen flog, und mit brennendem Auge verfolgte ſie den Zeiger ihrer Uhr, der ihr zu langſam vorwärts rückte. Und doch war die Zeit des Aufbruchs da, ſie wußte nicht wie. Raſch warf ſie den Mantel ihres Kammermädchens über, und ſetzte den Hut derſelben tief ins Geſicht. Huſch war ſie draußen, verſchloß das Zimmer und flog die Treppe hinab an einzelnen Menſchen vorüber. Noch war viel Volks im Park, aber alles um die Buffets und Tanzplätze und auf dem Pavillon gedrängt. Die Gänge waren leer, und herbſtlicher Hauch ſtrich durch die Bäume. Luiſe wählte den einſamſten Weg, warf ihren Zimmerſchlüſſel weit ins Gebüſch, und ſtand athemlos vor dem hohlen Baume. Die Beine verſagten ihr faſt den Dienſt. Im Parkhäuschen fand ſie im Päckchen, welches Zinkberg hingelegt, einen vollſtändigen Männeranzug nebſt Mütze und Mantel. Die Angſt beflügelte ihre Hände. Im Nu lagen ihre Frauenkleider am Boden, und, ſo gut es in der Dunkelheit ging, fuhr ſie in die Männerkleider. Sie brachte es glücklich zu Stande. Dann raffte ſie in Eile die Frauenkleider in den Pack, nahm ihn an die Hand, drückte die Schildmütze tief ins Geſicht, warf den Mantel um und eilte nach einigen Minuten auf einem Fußpfade durch das Feld der Mühle zu. Sie lief ſo, daß, als ſie an der

Stelle anlangte und den Wagen fand, ſie kein Wort ſprechen konnte. Endlich preßte ſie das Wort: „Parole?“ heraus.

„Alles gut!“ verſetzte Johann.

„Weiter, Beſter!“ — „Raſch' herein!“

Dort flog das Wäglein hin, wie die andern vom Feſt Heimkehrenden.

Nach zwölf Uhr war allgemeiner Aufbruch, ein Wagen nach dem andern fuhr vor. Viele ſtiegen am Gaſthofe ein. Dort erwartete Zinkberg die ſchöne Hedwig am Wagen. Der Poſtillon ſaß ſchon auf dem Bocke. Sie kam tief verſchleiert und in den Mantel gehüllt. Schweigend hob ſie Zinkberg in den Wagen, der ſogleich die Straße nach Ratibor einſchlug — — —

Der Park verſank allmälig in Nacht und Schweigen. Der Major und der Hauptmann ſuchten das Lager, die Dienerſchaft folgte, die letzten Gäſte zogen ab. — Der ſpäte Morgen verſammelte die Wenigen, welche geblieben waren, beim Frühſtück; man gönnte der Braut den langen Schlaf. Aber eine Stunde verſtrich, das Kammermädchen meldete ängſtlich, es rege ſich nichts im verſchloſſenen Zimmer des gnädigen Fräuleins, es würde ihr doch nichts zugeſtoßen ſein. Der Major ging, an der

Thüre zu klopfen; keine Antwort; er rief ſeiner Tochter Namen laut durch das Schlüſſelloch; keine Antwort. Jetzt gab es bedenkliche Geſichter. Der Hauptmann rief verzweiflungsvoll: „Gnädiger Gott, ſie iſt todt! Wir müſſen die Thüre erbrechen.“ Alle Anweſenden erbebten von dem fürchterlichen Worte. Schnell wie der Gedanke war Brandenfels mit einer Axt da, und ſchlug mit Rieſenkraft an das Schloß; es ſprang auf. Alle drängten dem Hauptmann nach in das Zimmer — und fanden es leer. Schrecken feſſelte alle Zungen; der Major ſchlug die flachen Hände vor das Geſicht und ſank auf einen Stuhl; der entſetzte Bräutigam durchſuchte vergebens das Zimmer, wie nach einer abhanden gekommenen Nadel. „Sie iſt entflohen!“ rief er endlich wie wahnſinnig. „Sie iſt mit dem ſchändlichen Zinkberg fort, und meine düſtere Ahnung erfüllt ſich. Der Bube hat ſie verführt.“ — Der Major ſtöhnte laut auf und brach endlich in ein Jammergeſchrei aus.

„Aber wohin er auch ſei,“ fuhr Brandenfels fort, „ich finde ihn, und eine Kugel ſei des Böſewichts Lohn für dieſe Schandthat.“

„Erſt überzeugen wir uns,“ ſagte der Major in ſeinem Jammer. „Verdammen Sie nicht früher.“

Das Kammermädchen mußte jetzt ihre letzte Unterredung mit Luiſen berichten; man forſchte bei der übrigen Dienerſchaft, und die Kunde von Luiſens Flucht flog durch das ganze Dorf. Nach einer Viertelſtunde, in der man ſich vom erſten, betäubenden Schrecken etwas erholt hatte, ſtürzte ein Diener herein und berichtete, der Gaſtwirth habe erzählt, der Lieutenant Zinkberg habe eine Poſt von Troppau nach Ratibor beſtellt und zwei Koffer aus dem Schloſſe in den Wagen tragen laſſen; auch habe er von zwei Perſonen, die da reiſen würden, geſprochen. Der Wirth wurde herbeigeholt, und berichtete mit devoter Umſtändlichkeit alles, was er wußte. Zehn Minuten darauf flog Brandenfels auf ſeinem Schimmel nach Troppau. In der Poſt examinirte er den zurückgekehrten Poſtillon und erfuhr, was er erwartet hatte, eine tief verſchleierte Dame ſei mit dem Lieutenant Zinkberg nach Ratibor gefahren; dort habe der Lieutenant friſche Pferde und Wagen nach Koſel genommen, und aus der zärtlichen Unterhaltung der beiden Liebesleute habe er, der Poſtillon, abgemerkt, daß ſie nach Breslau und weiter wollten.

Brandenfels beſtellte Kourierpoſt, und eilte ſich beim Oberſten einen Verhaftbefehl gegen Zinkberg zu verſchaffen. Damit ausgeſtattet beſtieg er den Wagen, äußerlich wieder ganz ruhig. Im Schlöſschen berichtete er die Beſtätigung ſeiner vorgefaßten Meinung und nöthigte den Major, ihn zu begleiten. Das Gold, das aus ihrer Hand in die der Poſtillone glitt, beflügelte die Pferde; auf allen Poſtſtationen fanden ſie die Spur der Flüchtigen; alle Poſtmeiſter und Poſtillone ſagten auf einen Herrn und eine verſchleierte Dame aus. Die Verfolger rückten den Fliehenden immer näher, obgleich dieſe einen Vorſprung von zwölf Stunden voraus hatten. Als jene in der erſten Frühe des Montag — Morgens nach Brieg kamen, erfuhren ſie, daß Zinkberg drei Stunden vorher fort war; in Ohlau waren dieſe bis auf eine Stunde zuſammengeſchmolzen. Jetzt mußten die Flüchtigen noch vor Breslau eingeholt werden. Und ſie wurden es kurz vor der Stadt. Der Hauptmann ſchrie dem Poſtillon Zinkberg's ein donnerndes Halt zu, und der Lieutenant ſteckte den Kopf lächelnd aus dem Wagen, während Hedwig verzweifelt aufſchrie. Brandenfels war aus ſeinem Wagen geſprungen und den Pferden des Andern in die Zügel gefallen.

„Aber mein Gott, Herr Hauptmann, was fällt gerade Ihnen ein, mich zu verfolgen?“ fragte Zinkberg. „Iſt das Dienſteifer? Ei, Sie hätten mir mein Glück gönnen ſollen!"

„Ha, ſchändlicher Bube, Du fragſt auch noch? Du wärſt werth, daß ich dich auf der Stelle niederſchöſſe, aber Du ſollſt mir noch vor den Piſtolenlauf. — Und du, Luiſe, unwürdiges, verblendetes Weſen, wie tief haſt Du mich und Deinen Vater gekränkt!"

„O Luiſe, mein Kind, warum haſt du mir das gethan?" meinte der Major.

„Luiſe?!" entgegnete Zinkberg verwundert. „Sie ſcheinen in einem merkwürdigen, mir ganz unerklärlichen Irrthum befangen, meine Herren. Dieſe Dame iſt allerdings meine Geliebte, ich habe ſie auch von Ihrem Feſte entführt; aber wie in aller Welt kommen Sie doch dazu, ſie für Ihre Braut und reſpective Tochter zu halten?"

„Wie, es wäre nicht Luiſe?"

„Entſchleire Dich, Hedwig; es hilft nichts! — Sehen Sie hier die Frau Räthin Schaller, mit der ich ſchon längſt ein zartes Verhältniß hatte, wie Ihnen auf keinem Fall unbekannt geblieben iſt, meine Herren. Unſre Liebe hat uns flüchtig werden laſſen, um dadurch Hedwigs Scheidung von ihrem Manne und unſre eheliche Verbindung raſcher zu betreiben. Ich begreiſe aber platterdings nicht, wie Sie glauben können, ich hätte Ihre Braut entführt, Herr Hauptmann? Iſt denn dieſe auch abhanden gekommen?“

Der Hauptmann und der Major ſtarrten mit ſprachloſem Erſtaunen in das Geſicht der weinenden Frau.

„Begreiſe es, wer kann!“ rief endlich der Hauptmann und ſchlug ſich vor die Stirn. „Ich glaubte das Räthſel gelöſ't, und nun iſt es weit dunkler, als zuvor.“

„Mein Kind, mein Kind, wo biſt Du?“ jammerte der Major; aber Zinkberg hütete ſich wohl, auf dieſe Anfrage eine Antwort zu geben.

Rathlos ſtand der Hauptmann; endlich wandte er ſich wieder zu Zinkberg: „Herr Lieutenant, Sie ſind zwar nicht der Entführer meiner Braut, wofür ich Sie hielt, aber nichts deſtoweniger haben Sie ſich dieſem Verhaftsbefehl zu fügen; denn Sie ſind Deſerteur.“

„Ich füge mich, weil ich muß,“ verſetzte Zinkberg. „Laſſen Sie uns das in der Stadt abmachen.“

„Aber mich können Sie doch nicht verhaften laſſen?“ fragte Frau Schaller.

„Nein, Madame, dazu habe ich von Ihrem Manne keinen Auftrag.“

„So reiſe ich allein weiter.“

„Reiſen Sie mit Gott.“

Und wenn mein Karl ſeine Strafe erlitten hat, wird er mir folgen.“

„Man wird ihn nicht daran hindern. Vielleicht begnadigt ihn der Kaiſer.“

„O Karl, ſo ſind wir gewiß bald vereint.“

„Ich zweifle nicht daran, mein ſüßes Leben!“ rief Zinkberg mit Wärme und küßte der ſchönen Frau die Hand.

Nachdem die Geſellſchaft in Breslau zuſammen geſpeiſ't, und Zinkberg mit Hedwig noch eine Unterredung unter vier Augen gehabt, fuhr dieſe allein dem Norden zu, während ihr Geliebter als Arreſtant mit ſeinem Hauptmann und dem Major von Birkendorf, nach dem Süden zurückkehrte. —

Nach drei Wochen war Zinkberg aus dem Gefängniß entflohen; mit ihm war ſein Johann, der ihm einen Brief vom Fürſten Liechtenſtein gebracht, aus der Stadt verſchwunden. Es wurde keine Unterſuchung darüber angeſtellt, wie der Lieutenant entkommen ſei, und Jedermann in Troppau behauptete, es ſei auf Veranſtaltung des Fürſten geſchehen, als deſſen natürlicher Sohn Zinkberg von Solchen bezeichnet wurde, die darüber genau unterrichtet ſein wollten. Man ſagte allgemein: er iſt zur Schaller, deren Scheidung im Gange war. Niemand zweifelte daran. Aber er war nicht zur Schaller. Er hatte alle betrogen, und die Schaller auch.

Ueber Louiſens Verſchwinden lag ein undurchdringlicher Schleier. Trotz der raſtloſen Bemühungen des Majors und des Hauptmanns, war auch nicht die leiſeſte Spur entdeckt worden, wohin ſie ihren Weg genommen haben konnte. Sie war gerade wie von einer Wolke aufgezogen. Wie ein ſchöner Klang war ſie hinweggegangen, Niemand wußte wohin; wie eine vom Sturm entführte, in der üppigſten Blüthe ſtehende Blume war ſie verloren gegangen, Niemand wußte zu ſagen — wie?

Ihr Vater weihete ihr ein wehmüthiges Andenken, und bewahrte das von ihr beſchriebene, an ihn gerichtete Blatt, welches erſt mehrere Tage nach ihrer Abreiſe gefunden worden war, als ein letztes, theures Liebespfand heilig. Einige Male rief er ſie verblümt in öffentlichen Blättern, und bat ſie mit rührenden Worten, zu ihm zurückzukehren, und ſeiner alternden Tage liebende Pflegerin zu werden; es ſolle ihr Alles vergeben und vergeſſen ſein und Jegliches allein nach ihrem Wunſche eingerichtet werden. Aber weder ſie ſelbſt, noch eine Antwort kam, und ſo verzichtete er endlich mit ſtillem Schmerz darauf, ſein einziges, geliebtes Kind in dieſem Leben jemals wieder zu ſehen. Und er wurde immer ernſter und ſtiller.

Zweites Buch.

Ein ſchönes, ſaftiges, über eine Viertelſtunde breites Thal iſt ausgefüllt von einem großen, im altfranzöſiſchen Geſchmack erbauten Schloſſe, mit mächtigen Flügeln und Anbauten aus neuerer Zeit und über einem Dutzend andrer Häuſer, groß und klein und von der verſchiedenſten Beſtimmung; rechts, durch den vordern Park und einen großen Blumengarten abgeſondert vom Schloſſe und den dazu gehörigen Baulichkeiten, liegen die Oekonomiegebäude des Gutes, links zieht ſich der ungeheure Park an den waldigen Bergen hinauf, in deſſen Vordergrund die Reitbahn, das Theater, ferner das ſogenannte Komödiantenhaus, das Badehaus, einige Pavillons, Pferdeſtälle und Wagenremiſen, theils in Gruppen, theils zerſtreut zu ſehen ſind. Dieſes Thal führt der Waag eines jener klaren, raſchen und reizenden Bergflüßchen aus den hohen Karpathen zu, die ſo zahlreich aus dieſem ſchönen

Gebirge nach Ungarn herabſtürzen, und kaum eine Viertelſtunde vom Schloſſe mündet der ſtarke Bach in die Waag. Hier liegen in geringer Entfernung von einander mehrere Dörfer, welche zu dem Gute gehören. Dieſe reiche und reizende Beſitzung iſt nur einige Meilen von Trentſchin entfernt. Die Natur hat die Fülle ihrer Schönheit mit verſchwenderiſcher Hand über dieſes Thal geſtreut, und die kunſtſinnige Hand des Menſchen hat ihre Gaben trefflich zu verwenden verſtanden. Wenn man von der Waag her in das Thal hineintritt, gewährt das Schloß mit den übrigen, theils offen, theils im Gebüſch des Parks halb verſteckt liegenden Gebäuden, alle von ungeheuern Pappeln, Ulmen, Fichten und Eichen überragt, einen überraſchend ſchönen und befriedigenden Anblick. An ſolchen alten, prächtigen Bäumen, Königen ihres Geſchlechts, war der Park reich, und die von ihnen erzeugte ſchattige Kühle deſſelben, wurde durch den ſich hindurchſchlängelnden, ſilberklaren Bach und durch mehrere von ihm geſpeiſte Teiche noch erhöht. Der Park war wohl urſprünglich im franzöſiſchem Geſchmack angelegt geweſen, das konnte man noch an Statuen, Zieraden, Irrgängen und Teichen ſehen, aber eine in dieſem Falle glückliche Sorgloſigkeit des

Beſitzers, der viele Jahre abweſend geweſen war, und jede Ausgabe für das Gut ſelbſt als unnütz vermieden hatte, hatte Scheere und Axt fern gehalten, und ſo war Alles luſtig emporgewachſen, bis der Herr gekommen war, um hier zu wohnen. Da war denn Alles zu einem großartigen Engliſchen Park vorbereitet, der Engliſche Geſchmack der Gartenkunſt verbreitete ſich eben in Europa, und es bedurfte hier wenig, um viel Schönes herzuſtellen.

Der Herr dieſer Beſitzung mit Dörfern, großen Fluren und reichen Wäldern, war Graf Eigl von Oszlan, der vor zehn Jahren von ſeinen zwölf Rittergütern dieſes als das ſchönſte und Wien zunächſt gelegene zu ſeinem Wohnſitz auserwählt und ein kleines aber ſchönes und gut eingerichtetes Theater, nebſt einem großen Wohnhaus für Schauſpieler, erbaut hatte, um ſich auf eigne Koſten Kunſtgenüſſe nach ſeinen Ideen zu verſchaffen, oder vielmehr dieſe Ideen auszuführen, wozu er nirgend weiter Gelegenheit finden konnte.

Es war in der That eine überraſchend ſeltſame Erſcheinung, hier am Fuße der Karpathen das heiſere Geklingel einer Theaterglocke zu vernehmen, den Schminktopf eine armſelige Jugend auf ein

Paar Stunden hervorzaubern, und die Kunſt mit dem Laſter verkuppelt zu ſehen, während die kräftigſte Jugend in dieſen Thälern in unverdorbener Natur ihre kunſtloſen Spiele trieb, und nur ein ſo eigenthümlich organiſirtes Genie, wie Graf Eigl, konnte hier, ziemlich fern von der civiliſirten Welt, eine ſo wunderlich geniale Wirthſchaft treiben. Auf Oszlan beſtand gewiſſermaßen eine Pflanz- oder Muſterſchule des deutſchen Theaters, deren Schul- und Lehrmeiſter der Graf ſelbſt war. Ein junges Talent nach ſeinen Ideen für das Theater zu bilden, war des Grafen höchſte Freude; er hielt dies für ſeinen Beruf, und gab ſich demſelben mit ungetheiltem Eifer und einer ſtarken Leidenſchaft hin, während er zugleich keine Koſten ſcheute, einem ſolchen Talente bald die nöthige Ausbildung zu verſchaffen. Alle an ſeiner Bühne angeſtellten Individuen hatte er ſelbſt gebildet; Viele waren, trefflich ausgerüſtet, ſchon in alle Welt hinausgezogen, und der Graf hatte immer wieder aus der Jugend deutſcher Junge rekrutirt, und einzig zu dieſem Zwecke faſt jährlich eine Reiſe gemacht. Auf dieſelbe Weiſe war auch ſeine Kapelle entſtanden, die eine Anzahl tüchtiger Virtuoſen aufweiſen konnte, obgleich ſämmtliche Mitglieder junge Männer waren, die, als der Graf ſie gewann, erſt die Elemente ihrer Kunſt, und oft dieſe kaum beſiegt hatten. Alle junge Leute waren ihm willkommen, die ſich der Schauſpielkunſt, dem Geſange auf der Bühne, oder einem Inſtrumente im Orcheſter widmen wollten; er prüfte ſie zwei bis drei Monate, engagirte ſie dann, wenn er Talent in ihnen entdeckte, oder entließ ſie im entgegengeſetzten Falle mit einem nicht unanſehnlichen Geſchenke. In jedem Falle war alſo etwas beim Grafen zu gewinnen, und es war daher kein Wunder, wenn nicht nur aus der benachbartem Kaiſerſtadt, ſondern auch aus andern Gegenden des Reichs angehende Genies beiderlei Geſchlechts oft genug durch das Waagthal dem Schloſſe zueilten, in welchem ſie Kunſt und Glück zu verſuchen gedachten.

So ritt denn auch an einem düſtern Novembertage des Jahres 1804 ein junger Mann, gleichſam mit dem erſten Winterſturme, in das Thal, und langte mit der früh einbrechenden Nacht auf dem freien Platze vor dem Park an, zu deſſen Seiten ſich das Theater und die andern dazu gehörigen Häuſer erhoben. Aus der unfreundlichen Leere eines neblichen, ſtürmiſchen Spätherbſtabends drauſſen im Freien, wo ſein Blick kaum hundert Schritte getragen und da nichts entdeckt hatte, was ihn hätte unterhalten und erfreuen können, ſah er ſich hier plötzlich in ein lebendiges Treiben verſetzt; zahlreiche Menſchen gingen in allen Richtungen nach den verſchiedenen Häuſern über den Platz, auf welchem eben hellleuchtende Laternen angezündet wurden; Einige ſangen laut ihm bekannte Lieder oder Paſſagen aus Opern, Andre riefen ſich Scherz- und Witzworte zu, ſprachen laut mit einander oder ſchlugen Rapiere klirrend zuſammen, und dazwiſchen ſtahlen ſich, wenn irgend eine Thüre geöffnet wurde, ein Paar Takte einer Muſik oder eines einzelnen Inſtruments. Reiter ſprengten vorbei, phantaſtiſch gekleidete Geſtalten huſchten vorüber, hier machte ſich ein frecher Geſelle unanſtändig breit, dort brüllte ein Andrer ungebührlich laut, doch ſprang aus Allen mehr oder minder keck der Geiſt fröhlichen Muths, das Kind des heiterſten Kunſt, hervor und ſprach den Ankömmling ſo heimiſch und freundlich an, daß er raſch vom Pferde ſtieg und den Erſten, der ihm begegnete, faſt umarmt hätte.

„Sagen Sie mir gefälligſt, Verehrter, wo iſt ein Gaſthof, wo man ſich und ſein Pferd nach einem langen und beſchwerlichen Ritte unterbringt?“

„Gaſthof?!“ lachte der Angeredete.

„Da hätten Sie in einem der Dörfer bleiben müſſen, Cariſſime. Hier auf dem Gute des Grafen Eigl gibt's keinen Gaſthof. Sind Sie hier irgend bekannt, oder dem Grafen oder einem ſeiner Freunde empfohlen, ſo übergeben Sie Ihr Pferd getroſt einem Stallknecht, und folgen Sie mir, damit ich Sie dem Herrn dieſer Beſitzung vorſtelle."

„Das würde ſchnell gemacht ſein, wenn Sie mir zuerſt einen Stallknecht nachweiſen wollten."

„Stephan!" ſchrie der Angeredete nach den Ställen hinüber. — „Kommen Sie, das Volk iſt dicköhrig. — Stephan! Jan! Thaddei! Hundsfotter! hier iſt ein fremder Herr, der euch ſein Pferd übergibt. — Sollen ſie den Mantel und Mantelſack ins Schloß tragen, Cariſſime?"

„Darauf kann ich nicht beſtimmt antworten. Doch vielleicht, wenn Sie mir ſagen können, wo Demoiſelle Zink wohnt?"

„Der Tauſend, Cariſſime! Sie ſind am Ende gar der ſehnlichſt erwartete Bräutigam der jungen charmanten Dame. Was?"

„Die Genannte iſt allerdings meine Braut."

„Gaudeamus in dulci jubilo!" rief der Andre vergnügt. „Das wird eine Wonne geben. Ach, wie viel Seufzer ſind Ihnen aus dem Herzchen Ihrer Schönen zugeflattert, Cariſſime! Nun — je größer Verlangen, deſto ſüßer Empfangen! Und der Graf hat auch öfter nach Ihnen gefragt. Der wird auch ſehr erfreut ſein. — Jetzt kommen Sie vor allen Dingen, Cariſſime, daß ich Sie zu Ihrer Sponſa führe, die von allem, was generis Masculini hier iſt, vergöttert wird. Ja, ſie iſt ein Engel, und wenn ſie nicht vorher ſchon verſorgt geweſen wäre, ehe ſie, wie eine Fee, unter uns trat, es hätten ſich ſchon Etliche die Hälſe um ſie gebrochen.“ Und den Angekommenen mit ſich fort ziehend, plauderte der Sprecher im vertraulichern Tone weiter: „Es wird euch bei uns gefallen, Cariſſime. S’iſt ein luſtiges Leben. Der Graf ein charmanter Mann, Auguſt und Mäcen in einer Perſon. In ſeine Kunſtanſichten und Ideen muß man ſich fügen, verſteht ſich ab ipso. Es geht bunt bei uns zu, wie in einem Kloſter, nur daß man nicht ſcheinheilig zu thun braucht. Jeder kann ſich geben, wie er iſt, es wird ihm nicht verübelt, wenn er nur ſeinen Platz ausfüllt. Aber — ad vocem Kloſter! Ich habe mich euch noch nicht vorgeſtellt, Cariſſime. Ich heiße Lommler, und habe die Ehre erſter Tenoriſt am Hoftheater Sr. Excellenz des

Grafen Eigl von Dözlan zu ſein. Nebenbei bin ich ein paſſionirter Taubenzüchter, und habe mir hier ein ſchönes Taubenhaus mit koſtbarem und ſeltnem Vieh eingerichtet. — Euer Name iſt Schenk, nicht wahr?"

„Karl Schenk."

„Schon gut, brauche nichts weiter zu wiſſen. Wir werden uns ſchon näher kennen lernen. Was hinter uns liegt, wenn wir auf die bunt gemalte Breterwelt treten, iſt auf ewig in den Strom der Vergeſſenheit verſunken. Wir wiſſen nichts mehr davon, und beginnen ein neues Leben. Wir werden eben neu geboren. Die Couliſſe, hinter der wir bis zu unſerm Stichwort etwas ängſtlich warten, iſt unſre zweite Mutter; das erſte Bret, auf dem wir ſchreiten, unſre Wiege, das zweite unſer Brautbett, das dritte unſer Sarg. Wir haben mit der philiſterhaften Welt der Wirklichkeit abgeſchloſſen, und leben in einer poetiſchen, in welcher alle Dinge idealiſirt oder vielmehr potenzirt ſind; das Gute iſt beſſer, das Schöne ſchöner, das Schlechte ſchlechter, das Böſe häßlicher, als in der armen Welt zu unſern Füßen. Bei uns treiben die Leidenſchaften gewaltiger, die Intereſſen ſchneiden und reiben ſich kräftiger; die Räder der

Maſchine ſauſen und raſſeln ſchneller und lauter; ſie nutzen ſich freilich auch ſchneller ab, aber was thut's? Es geht bunt und wild durch einander, und iſt ein tüchtig Stück wahres Leben, während das ſogenannte Leben der Andern eigentlich doch nur ein Stück Schlaf iſt. — Aber da ſind wir. Tretet ein, Cariſſime!“

Sie ſtanden vor dem Schloſſe, und gingen durch die gaſtlich geöffnete Pforte deſſelben. Helle Ampeln erleuchteten Vorplatz, Treppen und Corridore, und zeigten überall Pracht und Eleganz; reich gekleidete Diener liefen geſchäftig hin und her, Damen kamen und gingen, theils allein, theils von modiſchen Herren begleitet. Auch hier wieder das wohlthuende Drängen und Treiben eines raſch bewegten Lebens.

Der Tenoriſt klopfte im dritten Stock des Schloſſes an eine Thüre, und ſteckte dann den Kopf hinein. „Rathen Sie, Cariſſima, wen ich Ihnen bringe? denn ich würde mich nicht unterſtehen, allein zu kommen. Na? Der reizenden, einſam trauernden Göttin Calypſo bring' ich den erſehnten Ulyſſes. Pah, ich merke ſchon, Ihr braucht die ars amandi des Ovid nicht erſt zu ſtudiren!“

„Karl! Karl!“ rief eine ſüße Stimme, und „Luiſe, meine theuere Luiſe!“ ſtammelte der junge Mann wonneberauſcht an ihrer Bruſt.

„Da bin ich gänzlich überflüſſig,“ ſagte der Tenoriſt; „ich will mir den Anblick erſparen, und lieber nach meinen lieben Täubchen ſehen. Der Milchbart iſt ein beneidenswerther Junge.“ Damit zog er die Thüre zu, und ließ die Liebenden allein.

„Endlich!“ ſagte Luiſe unter ſeinen glühenden Küſſen, die ſie mit holder Verſchämtheit erwiderte, — denn es waren ja die erſten, die ſie von ihm empfing, und ihm gab —. „Ach, was hab’ ich mich geſehnt nach Dir! was hab’ ich von Tag zu Tag auf Dich gehofft und gewartet!“

„Haſt Du an mir gezweifelt, mein ſüßes Leben?“ fragte Karl, der hier unter dem Namen Schenk auftritt.

„Nie, Karl! Eher an Gott, als an Dir, mein Geliebter! Nie iſt ein Gedanke in meine Seele gekommen, daß Du falſch oder untreu ſein könnteſt. Ich wußte, daß Du kommen mußteſt; nur verging ich faſt vor Sehnſucht. Ach, fünf Wochen ſind eine Ewigkeit für ein liebendes Herz! Und doch hat es mir nicht an Zerſtreuungen der angenehmſten Art gefehlt. Aber können ſie wohl einem liebenden Mädchenherzen den Geliebten erſetzen? — Doch, nun hab' ich Dich ja, mein zweites Herz! Nun wird mir wohl ſein, nun werd' ich ganz glücklich werden! — Weißt Du auch, daß mich neben der Sehnſucht nach Dir auch das Heimweh plagte? Ja, ja; es hat mir manche Thräne erpreßt. Erzähle mir aus der Heimath, Karl! Wie geht es meinem armen Vater, und wie dem ſchwergekränkten Brandenfels?"

„Liebes Kind, ſie haben ſich einander zu tröſten gewußt. Dein Vater wird in die Stadt ziehen, wie ich gehört habe."

„Hat er mir geflucht, Karl?"

„Wie? Sollteſt Du Deinen Vater ſo wenig kennen, um ſo etwas zu fürchten? Nein, der Major Schenk, deſſen Namen ich, gleichſam aus Hochachtung vor ihm, angenommen habe, flucht keinem Menſchen, am wenigſten ſeinem eignen — geliebten Kinde."

„Ach, ich habe mich doch ſchwer an ihm verſündigt!"

„Das hat Dir der Gott der Liebe verziehen. Konnteſt Du auch anders handeln? Wollteſt Du unglücklich für Dein ganzes Leben werden, blos um Deinem Vater gehorſam zu ſein? Es giebt höhere Pflichten, als die des kindlichen Gehorſams, zumal wenn man den Kinderſchuhen gänzlich entwachſen iſt. Du haſt das Vaterhaus verlaſſen, und biſt dem Wunderſterne der Liebe nachgefolgt, oder vielmehr, er zog Dein Herz unwiderſtehlich nach, und ſieh! — der Stern ſtand über dieſem Hauſe ſtill, und Du haſt hier das wahre Heil des Lebens, die Kunſt, gefunden, nach der Deine Seele ſchmachtete. Vom Arm der Liebe umſchlungen, wirſt Du in ihrem hehren Tempel als Prieſterin dienen. Das iſt für Dich höchſter Lebenszweck, und vor ihm müſſen kleinliche Rückſichten verſchwinden."

„O, wie Du recht haſt, und wie jedes Deiner ſchönen Worte überzeugend und beruhigend in meine Seele dringt! Ich konnte allein in umwölkten Stunden ſchwach ſein; mit Dir vereint, im Sonnenſtrahl der Kunſt, im Sternenlicht der Liebe, bin ich Dein ſtarkes Mädchen. Es gehe meinem Vater wohl! — Auch der Hauptmann ſei glücklich an der Seite einer edeln Frau, die ſich für ihn paßt. Mein Weg iſt nicht in dieſen engen Kreiſen. Ein idylliſches Glück kann mein Herz nicht befriedigen; der Adler hat eine andere Lebensaufgabe, als die Taube. Ich fühle etwas von der Natur des Adlers in mir.“

„Alſo der Sonne entgegen durch Wolken- und Nebelſchichten, und keinen Blick mehr zurück auf den trüben Dunſtkreis der Erde!“ —

„Erzähle, Karl, wie ſich ſeit dem verhängnißvollen Abend, dem Wendepunkte meines Schickſals, Alles geſtaltet hat!“

„Mein Plan iſt vollſtändig gelungen. Niemand hat auch nur noch den geringſten Verdacht auf ein Einverſtändniß zwiſchen uns. Durch die Farce mit der Schaller warf ich einen undurchdringlichen Schleier auf unſer Verhältniß.“ — Er erzählte den Verlauf ſeiner Flucht, ſeine Gefangennehmung und ſeine Befreiung.

„An der Schaller haſt Du nicht gut gehandelt, Karl. Du haſt ihr Liebe vorgelogen, um ſie zu unſerm Zwecke zu benutzen.“

„Drang ſich mir die Närrin nicht dazu auf? Ich mußte die Aufmerkſamkeit unſrer Umgebung von uns ablenken, ſollte nicht unſer Lebensſchiff ſcheitern. Was konnte ich dafür, wenn ſie Alles that, um die Blicke auf ſich und mich zu ziehen; es konnte mir nur gelegen ſein. Der iſt nicht tadelnswerth, der ein Mittel, das ſich ihm aufbringt, zur Erreichung ſeiner Zwecke benutzt. — Doch genug von ihr und von Allem, was wir in jenen Lebenskreiſen, aus denen wir für immer geſchieden ſind, zurückgelaſſen haben! Laß uns die Blicke den neuen Kreiſen zuwenden, in die wir voll Hoffnung und Zuverſicht getreten ſind! Noch hab' ich kein Wort von Deinen ſüßen Lippen über Deine hieſigen Verhältniſſe vernommen, und doch ſagt mir mein guter Genius, daß ſie glückliche ſind."

„Sie ſind es, Gottlob! — Nie hätte ich mir ein reizenderes Glück träumen laſſen, als mir hier erblühen wird, ſobald mir vergönnt ſein wird, als Deine Gattin ausübende Künſtlerin zu ſein. Den Grafen kennſt Du perſönlich." —

„Doch muß ich Dir bemerken, daß ich nur einige Stunden in ſeiner Geſellſchaft im fürſtlich Liechtenſteiniſchen Hauſe in Wien war, wo mir ſein barockes Weſen in Kleidung und Benehmen auffiel; er galt für einen wunderlichen Sonderling, voll närriſcher Anomalien und Bizarrerien. Ich ſprach mit ihm viel über Theater, und ergötzte mich an ſeinen oft ſeltſamen Anſichten und Meinungen. Er ſchien mir ſeine Gewogenheit zu ſchenken, und rieth mir halb ſcherzweiſe, mich der

Kunſt zu widmen. Daran erinnerte ich ihn in dem Briefe, welchen ich Dir mitgab.“

„Der Empfang, deſſen ich mich erfreuete, konnte nicht herzlicher und wohlwollender ſein. Neben ſeinen Wunderlichkeiten hat der Graf das edelſte, trefflichſte Herz. Ueber tauſend Vorurtheile der Geſellſchaft erhaben, möchte er gern Alle, die ſich ſeinem Kreiſe nahen, glücklich machen. Dies iſt, mein' ich, der Grundton ſeines Weſens, ſeine gemüthliche Seite. Im Uebrigen lebt er wirklich nur für das Theater, und hat für andre — irdiſche und himmliſche — Dinge ſo gut wie gar kein Intereſſe. Alle Welt ſpricht vom Kaiſer der Franzoſen; der Graf erwähnt ihn nicht; man ſtreitet in ſeinem Beiſein über religiöſe Dinge, der Graf hört zu, aber an ſeinem zerſtreuten Blick ſieht man zur Genüge, daß er kein Wort verſteht, ſondern an irgend eine Theaterangelegenheit denkt; man ſpricht von einem ausgezeichneten Menſchen, Staatsmann, Krieger, Kaufmann, Prieſter, und der Graf fragt plötzlich: in welchem Rollenfache er excellire, oder auf welchem Inſtrumente er Virtuos ſei? — und bildet ſich ſteif und feſt ein, es ſei von einem ausgezeichneten Schauſpieler, Sänger oder Muſikus die Rede. Von früh bis ſpät ſteckt er im Theater, muſicirt, probirt, prüft, ordnet an, macht aber meiſt Alles ſelbſt. Außerdem hat er noch eine eigenthümliche Leidenſchaft, gleichſam einen Nebenzweig ſeiner allgemeinen Richtung, er baut nämlich neue Violinen, und flickt alte aus; doch da er weit und breit alle alten und ſchadhaften Geigen zuſammenkauft, und ſie ausbeſſert, ſo kommt er wenig daran, neue zu bauen. Er ſoll einen ungeheuern Vorrath von Violinen aller Art beſitzen, und alle ſeine Kapelliſten ſind von ihm reichlich damit verſehen. Oft nach Mitternacht, wenn Sehnſucht und Trauer mich nicht ſchlafen ließen, drangen die einſamen Klagelaute von der Geige des Grafen in mein Ohr, wie leiſe, wehmüthige Heimathſtimmen. Dann probirt er, wie mir die Gräfin ſagte, die Geigen durch, ob er wohl die rechte finde, die er ſeit vielen Jahren ſucht. Er findet ſie aber immer nicht, und behauptet zuweilen mit einem Ausdruck tiefſter Schwermuth: er müſſe ſein Meiſterſtück noch machen. Dann will es mich ſtets bedünken, als leide er an einem ſtillen Wahnſinn, der arme Mann!"

„Bei Gott, ſeltſam!" rief Karl. „Mir fährt ein Gedanke durch den Kopf. Ich möchte darauf ſchwören, Eigl iſt derſelbe Ungariſche Graf, von dem mir Dein Vater erzählte, und der einſt der Jugendfreund deſſelben war.“

„Dieſe Vermuthung habe ich ſchon längſt gehegt; die Beſchreibung der Perſönlichkeit, die mein Vater gab, paßt ganz auf ihn, und ich möchte bezweifeln, ſo groß auch Ungarn iſt, und ſo viele Grafen es zählen mag, daß zwei in dieſer Lebens- und Kunſtrichtung gleiche leben. — Da mich die gräfliche Familie mit der äußerſten Discretion behandelt, und auch nie die leiſeſte Andeutung auf meine frühern Lebensverhältniſſe vorgekommen iſt, die vielleicht den Wunſch im Hintergrunde verſchleiert hegte, als möchte man wiſſen, wer und woher ich ſei, ſo habe ich ſelbſt noch nie gewagt, den Namen meines Vaters, ſelbſt als den einer mir fremden Perſon, nur zu erwähnen. Doch läugne ich nicht, ich möchte über dieſen Punkt Gewißheit haben. Vorzüglich möchte ich wiſſen, ob die Gräfin die ſo leidenſchaftliche Geliebte meines Vaters geweſen iſt. Denn gerade ihre Charaktereigenthümlichkeit macht mich in meiner Vermuthung wieder irre; die Gräfin hat, ſo viel ich bis jetzt bemerkt habe — und ich bin viel in ihrer Geſellſchaft geweſen — auch nicht den leiſeſten Zug zu Spott und Witz; im Gegentheil liegt ein

Schleier düſtrer Schwermuth über ihre Seele ausgebreitet."

„Wir können und werden uns darüber Licht verſchaffen," bemerkte Karl nachdenklich.

„Die Gräfin iſt mild und gut; ſie muß ſehr ſchön geweſen ſein; denn noch hat die mörderiſche Zeit nicht alle Spuren von Schönheit aus ihren edeln Zügen, aus ihrer hohen Geſtalt vertilgt. Aber irgend ein tiefer und gewaltiger Lebensſchmerz hat dieſe Züge durchwühlt, und dieſer Geſtalt ein fremdartiges und trauriges Gepräge aufgedrückt, das wohl vom Glanze des Reichthums und der Vornehmheit überdeckt iſt, aber doch immer durch dieſe purpurnen Hüllen düſter durchſchimmert. Es laſtet ein Geheimniß auf dieſer ſchönen Seele, das die üppigſten Sproſſen derſelben geknickt, und die Blüthendolden verſchrumpft hat. Sie vermeidet durchaus von ihrer Jugend zu reden, und als ich ſie einmal nach ihrem Geburtsort befragte, um der Befriedigung meines Wunſches näher zu kommen, brach ſie kurz ab, und meinte, ſie wolle mir ein ander Mal von ihrer Herkunft erzählen. Ich merke, ich darf nicht nach ihrer Vergangenheit fragen, und ſie fragt nicht nach der meinigen. Auch wiſſen ihre beiden Töchter, zu meiner Verwunderung, gar nichts vom Leben ihrer Mutter; denn ich kann unmöglich annehmen, daß ihre Offenherzigkeit gegen mich in dieſem Punkte eine Ausnahme machen und ſich verſtellen ſollte. Uebrigens iſt die Gräfin eine liebende Mutter für mich, und mit einer ſchier ängſtlichen Sorgfalt für alle meine, ſelbſt die kleinſten Bedürfniſſe bedacht; ja ſie hat mich ſogar mit einem wahren Ueberfluß umgeben, und ihre Töchter hätten die gerechteſte Urſache, auf mich neidiſch und eiferſüchtig zu ſein; denn ſie zieht mich ihnen offenbar vor. So ängſtlich mich dies auf der einen Seite macht, ſo wohl, ſo unausſprechlich wohl, thut mir auf der andern dieſe herzliche Mutterliebe, die ich ſo lange Jahre gänzlich entbehrt, und für die mein Herz jetzt um ſo empfänglicher war, als ich die gewohnte Vaterliebe entbehren mußte."

„Doch, Du ſprichſt nur von Töchtern. Hat das Haus keine Söhne?"

„Es lebt auch ein Sohn dieſer Ehe; er iſt das jüngſte und letztgeborne Kind der Gräfin, und ſteht jetzt im zehnten Jahre. Zwei ältere Brüder ſind geſtorben, auch einige Töchter. Das älteſte der Kinder war ein Sohn, welcher nur zwölf Jahre alt wurde; der andre ſtarb ſchon im dritten

Jahre. Ich fürchte, daß der noch lebende ſein Alter nicht viel höher bringen wird. Er iſt ein armes, ſchwaches Kind, körperlich und geiſtig eine taube Blüthe, die bald abfallen und zu Staub werden wird. Max — ſo heißt er — iſt geiſtesſchwach oder blödſinnig, ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll; genug, ſeine Begriffe und Verſtandeskräfte ſind die eines Kindes von drei oder vier Jahren; auch ſein Aeußeres iſt das eines kranken fünfjährigen Knaben, bleich, abgemagert, mit tiefliegenden, erloſchenen Augen. Gelernt hat er gar nichts; er kennt keinen Buchſtaben, keine Ziffer, ja er kann nicht drei zuſammenzählen. Der Graf hat es mehrere Male verſucht, ihm einen Lehrer zu halten, aber das Kind iſt jedes Mal nach der erſten, unbedeutenden Lection ſo gefährlich krank geworden, daß die Eltern es ganz aufgegeben haben, ihm etwas beizubringen, und es nun der Natur zu überlaſſen ſcheinen, was dieſe aus ihm bildet. Ein großer Theil des Kummers, der auf dem Gemüthe der Gräfin laſtet, mag wohl von dem traurigen Zuſtande des Knaben herrühren. Ich fühle eine Zuneigung zu dem armen Kinde, wie ich ſie noch nie zu einem ſolchen gehabt, und die jedenfalls ihren Grund in dem tiefen Mitleid hat, welches mein Herz für den von der Natur ſo ſtiefmütterlich behandelten Max hegt; auch ſcheint er dies zu fühlen — denn zum Erkennen iſt ſein Verſtand zu ſchwach — er attachirt ſich gern an mich, und verweilt am liebſten in meiner Nähe. Seine Mutter und Schweſtern behaupten ſogar, er ſei während meines Hierſeins auffallend lebhafter geworden, was ich nicht beurtheilen kann. Er muß aber dann früher kaum gelebt haben, und in der That hat mir Thereſa, die jüngſte Gräfin, erſt geſtern erzählt, Max habe ſonſt drei bis vier Stunden, ja wohl länger auf einer Stelle geſeſſen oder geſtanden, und regungslos vor ſich hingeſtarrt, ohne ein Bedürfniß zu erkennen zu geben, oder einen Wunſch zu äußern; man habe ihn zu vielen Wochen lang füttern müſſen, ſonſt habe er nichts genoſſen, nichts verlangt, und ſei gewiß verhungert. Sprechen hat er erſt im ſechsten Jahre gelernt, aber ſein Ideenkreis iſt ſo beſchränkt, und deshalb ſein Wortreichthum ſo klein, daß ſeine Unterhaltung auch bis jetzt aus wenig mehr, als aus einzelnen Worten beſteht. Jene Regungsloſigkeit hat ſich verloren, er verlangt Speiſe und Trank, und ißt am liebſten mit mir. Die Gräfin Mutter zeigt ſich darüber zuweilen erfreut; das

Kind ſcheint ihr ſehr am Herzen zu liegen. Der Graf bekümmert ſich dagegen gar nicht um den Knaben; er redet, er ſieht ihn nicht an, er ſchenkt ihm auch nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit, was mir oft wehe thut. Dieſe auffallende Gleichgültigkeit hat mancherlei Gedanken und Vermuthungen in mir aufgerufen.“ —

„Und welche? — Du ſchweigſt! Kannſt Du mir einen Gedanken Deiner Seele verbergen, Luiſe?“

„Ich fürchte, die Gräfin Mutter mit dem laut ausgeſprochenen Worte zu beleidigen, und ſchon vor dem bloßen Gedanken bin ich erröthet, wie vor einer an ihr begangenen Schuld,“ verſetzte Luiſe, den jungfräulichen Blick züchtig zu Boden gewendet.

„Ha, ich verſtehe! Du fürchteſt, der Graf möchte nicht der Vater des armen Knaben ſein, und wenn die Gräfin, wie ich, trotz Deiner Zweifel, doch glaube, die Geliebte Deines Vaters war, ſo wäre ein ſolcher Verdacht durch ſeine vertraulichen Mittheilungen gewiß gerechtfertigt. Glaubſt Du denn, daß die Gräfin ihren Gemahl liebt, oder jemals geliebt hat?“

„Ich zweifle daran, auch hat der Graf, außer ſeiner Gutmüthigkeit, nichts Liebenswürdiges, und ich fürchte, er hat ſelbſt in ſeinen jüngern Jahren nicht mehr gehabt. Die Schwermuth der Gräfin Mutter — ſo flüſtert mir eine Ahnung zu — hängt aber gewiß mit der Blödſinnigkeit des Kindes und der Gleichgültigkeit des Grafen für daſſelbe auf's Innigſte zuſammen."

„Ja, wir treten in neue Lebenskreiſe und ſtoßen auf vielfache Verwirrungen und Räthſel. So iſt das Leben. Es hat den Samen von Millionen Arten von Gewächſen durch einander gemiſcht, und ſtreut ihn mit blinder Hand aus auf Berg und Thal, Fels, Wieſe, Garten und Feld, Stadt und Land. Niemand weiß, was da aufgehen wird. Es keimt, ſchießt empor, wirrt und wächſt durch einander, eine Palme unter Kraut, eine Ceder unter Kohl. Das paßt hier nicht und dort nicht, und daraus entſtehen die ſeltſamſten Schickſale. — Was iſt denn zu den beiden jungen Gräfinnen?"

„Sie ſind ſehr ſchön, und ſehen der Mutter ähnlich; man erkennt ſie auf den erſten Blick für Schweſtern, ja man iſt geneigt, ſie für Zwillingsſchweſtern zu halten, da die jüngſte, Thereſia, jetzt ſechzehn Jahre alt, größer und üppiger gebaut iſt, als die zwei Jahre ältere Anaſtaſia. Im Charakter ſind ſie dagegen ziemlich verſchieden. Thereſias ſtolze Schönheit hält, was ſie verſpricht; ſie iſt herriſch, gebieteriſch, und ſtellt nicht nur die ältere Schweſter, ſondern ſogar Vater und Mutter in Schach. Faſt, ſcheint es mir, iſt ſie deshalb der Liebling des Vaters, weil ſie ihm zu imponiren und ihren Willen gegen den ſeinigen durchzuſetzen weiß. Sie liegen ſtets im Streit mit einander, der jedes Mal damit endigt, daß er ſie hätſcht und liebkoſt, und thut, was ſie will. Und dieſes ſtolze Mädchen hat, — ſollte man's denken! — eine heimliche Liebſchaft mit dem Heldenſpieler, einem allerdings intereſſanten jungen Manne, Namens Ligaſchnek, einem Böhmen. Ihre Schweſter, der ſie den Handel nicht hat verbergen können, hat mir es anvertraut. Außerdem wiſſen es die Kammermädchen, und zweifelsohne die ganze Dienerſchaft, und viele, wenn nicht Alle, vom Theaterperſonal. Mich will es bedünken, als ſei Thereſia nur ſo, was man ſagt, verliebt in den ſchönen Böhmen, und unterhalte das vertrauliche Verhältniß mit ihm, weil ihr Herz beſchäftigt ſein will. Eines tiefern ſeeliſchen Gefühls, wie es meine ganze Seele für Dich, mein Karl, ausfüllt, halte ich Thereſien nicht für fähig. Sie hatte und hat noch ebenbürtige Anbeter, wie ihre Schweſter, und die Eltern erwarten, daß die beiden Töchter den Einen und den Andern von ihren Hofmachern auszeichnen, aber keiner derſelben wußte ſich Thereſien in ſo vortheilhaftem Lichte zu zeigen, wie Ligatſchnek. Er war jedenfalls kühn, und das gefiel ihr. Kühnheit ſpricht ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Und nun ſeine glänzenden Rollen, die ein Mädchenherz ſo leicht beſtechen! — Mehr, als Thereſia, hat ſich mir Anaſtaſia genähert, die munter, lebhaft, zuweilen witzig, und dabei äußerſt gemüthlich iſt. Von ihrem Vater hat ſie den Sinn für Muſik geerbt, und die Natur hat ihr dazu eine ſchöne Altſtimme verliehen, mit der ſie den Zuhörer bis zu Thränen rühren kann. Sie liebt ihren armen Bruder, während Thereſia ihn aus dem Wege ſtößt, und rauh und unzart behandelt, was mir von ihrem Herzen nicht den beſten Begriff giebt. Anaſtaſia unterſtützt Arme, beſucht Kranke, beſchenkt die Kinder der Bauern, und tritt nie ohne eine kleine Gabe und ein freundliches Geſicht in die Hütten der Unterthanen ihres Vaters — und ſie macht oft die Runde, auf der ich ſie zuletzt begleitet habe; Thereſia giebt wohl auch, aber nur wenn ſie um eine Gabe angeſprochen wird, und dann kalt und ſtolz. Um ſo mehr iſt zu verwundern, daß ſie einem Schauſpieler Liebe ſchenkt, während Grafen und Freiherrn ſich um ſie bewerben.“

„Vielleicht lockt ſie nur der poetiſche Reiz eines heimlichen Verhältniſſes, und gerade der Contraſt gibt demſelben ein für ſolchen Charakter pikantes Etwas,“ bemerkte Karl. „Ich erkläre mir eine ſolche Neigung leicht; in der Regel iſt ſie nicht von Dauer. Sobald der Reiz der Neuheit und der Heimlichkeit verſchwunden, mit einem Worte, der poetiſche Duft verwiſcht iſt, hört auch das Intereſſe und die Liebe auf, und hat ſich meiſt ſchon einem andern Gegenſtande zugewendet.“

„O Karl! vor ſolch einer Liebe grauſt mir.“

„Fürchteſt Du, daß ich Dich ſo liebte?“

„Nein, nein? Ich vertraue Dir ja ſo feſt, davon haſt Du die vollgültigſten Beweiſe. Aber wenn es wäre, es führte auch raſch meinen Untergang, mein Verderben herbei. Ich bin, wie von meinem Daſein, überzeugt, daß ich ohne Deine Liebe nicht leben könnte.“

„Und hat denn Anaſtaſia ihr Herz frei bewahrt?“ fragte Karl, um der Unterhaltung raſch über dieſen Anhaltepunkt hinüber zu helfen.

„Mich will es bedünken, als ſei ihr der junge Muſikdirector oder Kapellmeiſter, wie er genannt wird, der oft mit ihr vierhändig ſpielt oder ſie mit der Flöte, mit der Geige, mit der Klarinette begleitet, ihr Lieder und Tanzſtücke componirt, nicht ganz gleichgültig. Er iſt ein Norddeutſcher und heißt Streulaub, iſt ihr vom Charakter ziemlich ähnlich, nur noch etwas ſentimental und träumeriſch. Oft habe ich ſein ſchönes ſeelenvolles Auge belauſcht, wenn es ſchwärmeriſch an ihren Zügen hing; auch ſind mir die ſtillen Seufzer, dieſe Flügelſchläge einer tiefbewegten Seele, nicht entgangen, die unwillkührlich beiden entſchlüpften; aber zu einer Erklärung wird es ſchwerlich zwiſchen ihnen kommen; dazu hat Streulaub nicht Muth genug, und Anaſtaſia kommt ihm nicht aufmunternd entgegen. Es wird eben eine ſtille Liebe bleiben, deren keuſches Flämmchen ſich von Sehnſucht und Thränen, Seufzern und Mondſchein nährt, und die der Zauber der Muſik rührend verklärt. Eine andre Liebe würde dem bleichen, kränklichen Kapellmeiſter auch gar nicht zuſagen."

„Das wäre die gräfliche Familie und ihre nächſten Beziehungen. Was ſind unter dem übrigen

Volke, namentlich unter dem Künſtlervolke, für bemerkenswerthe Individuen?“

„Vor Allen iſt ein Mann zu nennen, der gewiſſermaſſen noch zur Familie gehört, obgleich er kein Glied derſelben iſt. Dies iſt der Geſchäftsführer oder vielmehr das Factotum des Grafen in ökonomiſcher und finanzieller Beziehung, der Verwalter der gräflichen Güter, Kaſſirer und Rechnungsführer, Namens Garçon, der den Titel eines Directors führt. Der Graf hat nämlich eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Reingeſchäftliche, ja man kann ſagen, er hat vor Geldberechnungen, und was damit zuſammenhängt, einen ſolchen Abſcheu, daß er ſich nicht einmal um die Gagen bekümmert. Die Beſorgung des ganzen Etats, ſo wie aller und jeder Einnahmen und Ausgaben, ſelbſt für den Haushalt, iſt Herrn Director Garçon überlaſſen, und ich glaube dieſer beſitzt eine Generalvollmacht vom Grafen, ſonſt könnte er nicht ſo eigenmächtig und gebieteriſch auftreten. Du ſiehſt, daß Herr Garçon eigentlich die wichtigſte Perſon hier iſt. Und in der That ſpielt der Herr Director mit einer erſtaunenswerthen Wahrheit den Grafen, während der Herr Graf mit gleicher Vollendung den Schauſpieldirector ſpielt.

Daher muß jeder Fremde wechſelſeitig den Einen für den Andern halten. Herr Garçon iſt ein kleiner, äußerſt gewandter und lebendiger Mann, in den erſten funfziger Jahren ſtehend, mit ſtechend ſchwarzen Augen, die er der Falſchheit ſelbſt abgeborgt zu haben ſcheint, und einer feinen, ſpitzen Naſe, die ſeinen ſtark ausgeprägten Spionirſinn richtig andeutet; denn in der That ſteckt er dieſe Naſe in Alles, weiß alles, befiehlt alles und behandelt alle Menſchen, den Grafen nicht ausgenommen, mit Willkühr, — wenn auch mit einer feinen, diplomatiſchen. Aus Königsberg in Oſtpreußen gebürtig, und ein Sohn der dortigen franzöſiſchen Kolonie, iſt er halb Franzoſe, halb Deutſcher, und das Künſtlerperſonal, das ihn durchgehens haßt, obgleich ihm die Meiſten ſchmeicheln, hat ihm deshalb den poſſirlichen Namen „Mauleſelchen“ gegeben, und behauptet, er habe alle Laſter und Fehler der Franzoſen und der Deutſchen und keine ihrer Tugenden. Wie weit ſie recht haben, vermag ich nicht zu beurtheilen, nur das weiß ich, daß ich unter allen Menſchen dieſem am wenigſten vertrauen würde, der doch das unbeſchränkte Vertrauen des Grafen genießt. Er iſt ebenfalls als Schauſpieler hierhergekommen, aber ohne alles

Talent und ſchon über die Jahre hinaus, in denen noch ein Anſtrich von Jugend von der Bühne herabbeſticht, hat er ſein Rollenfach, das der Intriguants, von der Bühne auf das Leben übergetragen, und hier mit dem größten Glück geſpielt, was ihm dort mit dem kleinſten nicht hat gelingen wollen. Wie er das Vertrauen des Grafen erworben, hat mir Anaſtaſia nicht ſagen können, und einen andern Menſchen habe ich nicht darüber fragen mögen. Die junge Comteſſe beklagte ſich übrigens bitter über die Gewalt dieſes Mannes und die ſchlaue Conſequenz, mit der er ſie ausübt, ſo wie über die Abhängigkeit, in welcher alle Glieder der Familie von ihm ſtehen; aber ſie beſchwor mich, ſie nicht zu verrathen, ein Beweis, wie ſehr ſich Alle vor dieſem Mauleſelchen fürchten. Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſes Verhältniß nicht eine Haupturſache des Kummers und Grams der Gräfin Mutter wäre. Sie ſchweigt und erträgt geduldig, vielleicht aus Gründen. Die Schauſpieler rächen ſich hinter Garçon's Rücken durch Bonmot's und giftige Witze an ihm. Er iſt aber zu klug, um ſich merken zu laſſen, daß er es weiß, und wartet geduldig die Gelegenheit ab, um ſie dafür empfindlich zu ſtrafen."

„Man wird demnach wohl thun, ſich mit Herrn Garçon auf guten Fuß zu ſetzen.“

„Ja, aber immer nur auf einen diplomatiſchen; denn Du würdeſt alle zu Feinden haben, wenn Du auf wirklich gutem Fuße mit ihm ſtändeſt. Er hat natürlich auch ſeine ergebenen Kreaturen unter dem geringern Perſonal, und unter den Hauptrollenfächern bezeichnet man einen liederlichen Baſſiſten, Namens Euler, hier „das Poſthorn“ genannt, weil er den Ton und die Weiſe eines Poſthorns mit dem Munde täuſchend nachahmen kann, und eine Madame Uhlig, tragiſche Liebhaberin, die ſeine Geliebte iſt, als ſolche. Ich möchte aber um keinen Preis, daß wir zu dieſen gezählt würden. Es fehlt endlich auch nicht an Menſchen, die auf beiden Achſeln tragen, die dem Director auf jede Weiſe ſchmeicheln, und dann wieder bei den Uebrigen auf ihn ſchimpfen und ſich über ihn luſtig machen. Der Matador derſelben iſt der Komiker Jeſſen, im Leben einer der gefährlichſten Intriguanten, vor dem ich ganz beſonders gewarnt worden bin. Er führt den Spitznamen „Zelleriezopf,“ weil er den Zellerieliqueur vorzüglich liebt, und ſich nicht ſelten darin berauſcht, — nach dem Kunſtausdrucke der Leute hier: ſich einen Zopf anſchafft.

Auch von der Primadonna, Demoiſelle Anna Bognar, einer Ungarin, einem ſchönen, ſtolzen Mädchen mit prächtiger Stimme, des Grafen ausgezeichnetſter Schülerin, in die er ganz vernarrt iſt, behauptet Anaſtaſia daſſelbe. Sie ſoll ſich den Director ſo dreſſirt haben, daß dieſer ganz nach ihrer Pfeife tanzt; dafür führt ſie einen ununterbrochenen kleinen Krieg mit Madame Uhlig. Um die Letztere hat ſich der größere Theil des weiblichen Perſonals gruppirt, weil ſie die Karte, wie man ſagt, vortrefflich ſchlägt; um die Bognar das männliche. Durch das Karteſchlagen und Prophezeihen hat ſich die Uhlich ſelbſt die Gräfinnen gewonnen; denn abergläubiſch ſind ſie Alle. Von drei Herren läßt die Bognar ſich vorzüglich den Hof machen, ohne einen beſonders zu begünſtigen; dieſe ſind der erſte Tenoriſt, der Dich hierherbrachte, Lommler, ein ehemaliger, aus einem öſterreichiſchen Kloſter entſprungener Mönch, der aus ſeinem frühern geiſtlichen Leben die Gewohnheit beibehalten hat, ſich lateiniſcher Wörter und Floskeln zu bedienen, und weil er jeden Mann Cariſſime und jede Frau Cariſſima nennt, ſo hat er ſich allgemein den Ehrennamen Cariſſime erworben, ſo daß ihn die Bauernjungen auf den Dörfern ſo nennen, mit denen er ſich nicht ſelten gemein zu machen pflegt, vorzüglich deshalb, weil er eine ganz ſeltſame Leidenſchaft für Tauben hat, und ſolcher lieben Vögel eine Menge groß zieht. Der zweite Anbeter der Bognar iſt der jugendliche Liebhaber, Willmann, „Puppenkopf" genannt, ein ſehr bezeichnender Name, da er allerdings das weiß und roth angeſtrichene, regelmäßige, aber nichts ſagende Geſicht eines Puppenkopfes hat, und ſein Kopf eben ſo leer zu ſein ſcheint, wie der einer Puppe. Als ich dieſen Menſchen zuerſt ſah, kam er mir äußerſt bekannt vor, aber vergebens beſann ich mich lange, wo ich ihn früher wohl geſehen. Endlich fiel mir bei, daß er das Original zu allen männlichen Modebildern in der Wiener Modezeitung iſt, und ich ihn alſo viel hundertmal abgebildet geſehen habe. Der dritte der „Bognarren," wie ſie Jeſſen, der Komiker, nennt, iſt der Chordirector Soltau, ein nicht mehr jugendlicher Knabe, aber der galanteſte aller Männer, die auf den Brettern etwas bedeuten. Ich glaube, er raſirt ſich alle Stunden bei Tag und Nacht, wickelt ſich Nachts die Locken, und brennt ſie früh zum Ueberfluß, und mit den feinſten, weißeſten Glaceehandſchuhen und nie ſchmutzig werdenden Manſchetten iſt er zur Welt gekommen. Man könnte glauben, er ſchwitze die Odeurs und Parfums, ſo ſehr duftet er ſtets danach. Gott weiß, was er für Lehrmeiſter gehabt hat; denn ſeine Manieren ſind die zierlichen und feingeputzten eines franzöſiſchen Abbé aus der Zeit der Regentſchaft, oder es gibt Leute, die zu ſpät geboren werden, wie es ſolche gibt, die um ein Jahrhundert zu früh zur Welt kommen. Mir iſt immer, als ſpielte er einen Marquis in einem franzöſiſchen Luſtſpiel. Ich glaube die geiſtreiche Bognar hält ihn als Hofnarrn oder Affen, ſo wie ſie ſich Cariſſime als Schwätzer, und den Puppenkopf eben als Puppenkopf oder Haubenſtock hält. —

Dies ſind die Gruppen und Parteien der hieſigen Menſchen; die andern weniger Bedeutenden nenne ich Dir nicht; Du wirſt ſie allmälig alle ſelber kennen lernen. Ich wollte Dir nur einen Ueberblick gewähren. Das intriguirt und hetzt, verleumdet und vergöttert ſich unter einander, ſchlägt Karten und prophezeit, und iſt in ſteter Bewegung, als wenn ſie eine magnetiſche Strömung zu und gegeneinander triebe. Obgleich ich mich dieſer Fluth und Gegenfluth ziemlich fern gehalten, ſo war ich ihr doch nahe genug, und wurde nicht ſo ſelten von ihr berührt, als daß ſie meine Begeiſterung für die Kunſt und deren Ausübung nicht merklich abgekühlt hätte.“

„Laß Dich das nicht irren, mein liebes Herz,“ ſagte Karl aufſtehend. „Keine Roſe ohne Dornen! Wir werden manche bittere und manche komiſche Erfahrung in der neuen Welt machen, die wir uns gewählt. Laß uns, wie Bienen, aus jeder Blume, ſelbſt aus der Giftblume, Honig heimtragen in unſre ſtille Zelle, in die heilige Wohnung unſrer Liebe, in unſre Herzen, die wir vor jeder Entweihung durch intriguantes Komödiantenvolk zu bewahren wiſſen werden. — Doch jetzt führe mich zum Grafen!“

„Sogleich! Die Probe wird aus ſein, und Du findeſt bei Tiſch zugleich den Director Garçon.“ — Sie gingen.

In einem großen, hohen Zimmer, in welches Karl mit ſeiner Geliebten unangemeldet trat, wurde von der matten Beleuchtung einer Lampe ein wunderliches Chaos von Dingen zum Theil aus der Finſterniß in eine unheimliche Dämmerung gezogen, ſo daß man ihre Form und Beſtimmung mehr errathen mußte, als wirklich ſah. An den zahlreichen Haken der Wände hingen die heterogenſten Garderobeſtücke, bunte Lappen und Fetzen, neben einer großen Menge Geigen, Baßgeigen und andern muſikaliſchen Inſtrumenten. Auf Tiſchen und Stühlen und zum Theil auf dem Fußboden lagen Stöße von Notenheften, Büchern, allerlei Hausrath, der an jeden andern Ort hingehörte, nur nicht in das Zimmer des Grafen, Werkzeug der verſchiedenſten Handwerker und Gegenſtände des feinſten Luxus und der Mode ſeltſam gruppirt und durcheinander. An den Fenſtern der einen Seite hatten eine Hobelbank, eine Drehbank, eine Bank mit Schraubſtöcken, Zangen, Feilen, Kloben u. dgl. Platz, ſo daß man abwechſelnd in einer Drechsler-, Tiſchler- oder Schloſſerwerkſtatt zu ſein hätte glauben können, wenn nicht Schminktöpfe, Pomadenbüchſen, Perrücken und Haargeflechte, goldne Ringe, Uhren und Etuis, die zwiſchen allerlei Holz-, Horn-, Perlenmutter- und Elfenbeinſtücken, Eiſenſtäben, Platten und Streifen von verſchiedenem Metall, wie geſtreut lagen, jeden Glauben an ein hier getriebenes Handwerk von vorn herein zerſtört hätten. Von einem Schreibtiſche an der andern Seite des Zimmers, auf welchem es nicht ordentlicher ausſah, als auf den andern Tiſchen, erhob ſich ein langer, dürrer Mann mit vorwärts gebeugtem Kopfe und eingedrückter Bruſt, von hektiſchem Ausſehen, in einem ſchlumpigen, ſchmierigen Kittel, der wahrſcheinlich einſt ein Rock geweſen war, nun aber von Oel und Schmutz aller Art gleichſam ſtarrend, hie und da zerfetzt und knopflos, wenig Erinnerungen an vergangene beſſere Zeiten bewahrt hatte. Ein ſchwarzſeidenes, wie ein Strick zuſammengerolltes Halstuch, war läſſig um den dürren Hals geſchlungen. Dagegen ein blüthenweißes Hemd vom feinſten Battiſt und eine ſtattliche Weſte, unten weißſeidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, die blitzenden Edelſteinen zur Einfaſſung dienten. Ein ſtark markirtes, edel geformtes Geſicht, vorzüglich eine äußerſt edle, ſchön gebogene Naſe, hohe Stirn und tiefliegende kleine Augen. Unter einer alten, ſcheußlichen Kappe hingen graue Haare in einzelnen wirren Locken und Büſcheln über die Stirn, Ohren und Nacken herab. Dieſer Mann, der wie ein Sechziger ausſah, und doch die Halbſcheid der vierziger Jahre kaum zurückgelegt hatte, war Graf Eigl. Haſtig ging er auf die Eintretenden los, reichte Karl die Hand, und ſagte äußerſt ſchnell, mit wohlklingender Stimme: „Willkommen! Willkommen! Gut, daß Sie endlich da ſind! Habe ſchon lang verteufelt auf Sie gewartet. Mir die Zeit lang gemacht. Cariſſime hat mir ſchon geſagt. Nun freilich zur geliebten Schäferin zuerſt, dann zu mir. So iſt's recht und in der Ordnung. Werden uns ſchon näher kennen lernen; habe viel Hoffnung auf Sie gebaut. Ein Mann, wie Sie, hat mir längſt gefehlt. Na, werden ſchon ſehen. Ihr Bräutchen, charmant, ein wahrer Schatz, ja, wahrlich, ein Engel, brauchen nicht zu erröthen; s'iſt pure Wahrheit! Wie nennen Sie ſich, Beſter?

„Schenk."

„Alſo Herr Schenk. Kannte in meiner Jugend auch einen Schenk, ein netter Kerl, ein Teufelskerl. — Aber Sie haben doch keins Ihrer Geburtsrechte aufgegeben? Bei Leibe nicht! Darüber wollen wir in meinen Gerichten ein beſonderes Dokument aufſetzen laſſen, von Zeugen unterſchrieben, verſteht ſich. Auch für Ihr Bräutchen iſt das gut, und für die kleine Nachkommenſchaft. Nicht roth werden, Fräulein! Es iſt Natur."

„Ich möchte mich Ihrer Familie vorſtellen laſſen, Herr Graf," unterbrach Schenk den gewaltigen Redefluß.

„Kommen Sie! Die Tafel wird ſervirt ſein.

Bis Sie Ihr eignes Hausweſen eingerichtet haben, ſind Sie mein Gaſt. Dieſen Abend bin ich zu Ihrer Dispoſition. Morgen haben wir Figaro. — Spielen Sie die Violine?"

„Ein wenig."

„Das iſt köſtlich! Ich werde Ihnen ein gutes Inſtrument zuſtellen, auf dem Sie ſchnelle Fortſchritte machen müſſen. Ich gebe Ihnen Unterricht. Ich baue ſelbſt Geigen, aber mein Meiſterſtück hab' ich noch nicht gemacht. Doch ich mach' es noch; ich finde noch den rechten Ton. Das iſt die Hoffnung meines Lebens. — Wofür haben Sie ſich auf der Bühne entſchieden? Haben Sie Stimme? Was ſingen Sie?"

„Am beſten, mein' ich, wird ſich meine Individualität für Bonvivants eignen: Ich ſinge zwar Baryton, aber — "

„Baryton?! Himmel, ich habe keinen Baryton! Sie müſſen ein herrlicher Don Juan ſein. Die Oper iſt ihr Fach."

Die weitern Expectorationen des Grafen und Bedenklichkeiten Schenk's, der ſich nur für das Schauſpiel beſtimmt hatte, wurden durch einen Diener unterbrochen, der zum Souper rief. Der Graf bot Luiſen mit der feinſten Courtoiſie, die merkwürdig von ſeiner Hauptbedeckung und ſeinem Rocke abſtach, den Arm und führte ſeine Gäſte, unter einem Schwall heftig herausgeſchütteter Reden über Oper und Schauſpiel, in den Speiſeſaal. Die Familie war dort verſammelt, nebſt dem Director Garçon und Demoiſelle Bognar, die der Graf dem neuen Mitglied der Künſtlergeſellſchaft und dieſes jenen vorſtellte. Als ſie eintraten, bemerkte Schenk, wie ein bleicher, abgezehrter Knabe mit einer wunderbar ſchönen Geſichtsbildung ſich von einem kleinen Stuhle langſam erhob, und mit einem eigenthümlich unſichern, ſchläfrigen Gange, wie der eines Nachtwandlers, auf Luiſen losſchritt, ſeine Arme über ihren Hüften zuſammenſchlang, und das Geſicht ſchweigend zu dem ihrigen erhob. Sie beugte ſich und hauchte ihm einen Kuß auf die hochgewölbte, elfenbeinweiße Stirn. In dieſem Augenblick war es Schenk, als ſehe er einen Lichtfunken in den Augen des Knaben zucken, und es that ihm weh, das Geſicht des Kleinen nicht länger beobachten zu können, da er vortreten mußte, um den Damen die ſchuldige Ehrerbietung zu beweiſen. Die Gräfin Mutter war eine würdige, beruhigende Erſcheinung. Die Flammen der Jugend waren zu einer ſtillen Glut zuſammengeſunlen, welche mild und klar die ganze Geſtalt überleuchtete, und ihr eine reife Schönheit ſicherte, deren Feinheit und Durchſichtigkeit den Mangel der Friſche keineswegs bedauern ließen. Sie war eine reizende Frau von vierzig Jahren, und als Schenk, der tiefe Kenner und gerechte Würdiger weiblicher Schönheit, ihr und ihren beiden Töchtern gegenüber ſtand, und die drei Geſtalten mit einem prüfenden, vergleichenden Blick überflog, war es ihm, als müſſe er der Mutter den Preis zuerkennen. Ein ſchmerzlicher Zug um ihren Mund, die Verkörperung einer trüben, nie weichenden Erinnerung oder eines quälenden Gedankens ihrer Seele, gab dieſem edeln Antlitz noch eine höhere Weihe. Denſelben Zug trug auch Anaſtaſia, die ältere Tochter; doch ſchien er dieſer angeboren, und paßte ganz zu dem milden, träumeriſchen Geſicht, aus dem ein Paar Augen voll Güte und Sanftmuth ſtrahlte. Sie war etwas kleiner und von zierlichern Formen, als ihre jüngere Schweſter, die dieſelben Züge, aber kühner, ſchärfer und ausgeprägter hatte. Ein feurig blitzendes Auge voll Uebermuth und Stolz, ein ſchöner, ſcharf geſchnittener Mund voll Hohn, ja Verachtung, eine ſtarke, weiblich tiefe Stimme voll Wohlklangs und leidenſchaftlicher Nuancirung waren Vorzüge an Thereſia, die Schenk bald genug herausgefunden hatte. — Den kleinen Herrn Garçon, der ihm mit der geſchmeidigſten, ſich in grinſender Freundlichkeit überbietenden Höflichkeit entgegen kam, erkannte Schenk allſogleich für einen ausgefeimten Spitzbuben, und bemerkte, daß die kleinen Augen lauernde Blicke auf ihn ſchoſſen, wenn ſie ſich unbeobachtet glaubten. Der kleine, rührige Menſch war äußerſt fein gekleidet, und beobachtete gegen die gräfliche Familie einen unterwürfigen Ton. Nichtsdeſtoweniger ſah Schenk im Geſicht der Gräfin Mutter einen unverkennbaren, wenn auch nur leiſe darüber hingehauchten Widerwillen ſich abſpiegeln, wenn Garçon ſprach, während zu derſelben Zeit um Thereſias Mund verachtende Züge ſpielten. Wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte Schenk anfangs der Sängerin, die durch dunkeln Teint, große, ſchwarze Augen, ein reiches Rabenhaar und einen nervigen, etwas unterſetzten Körperbau die magyariſche Abkunft dokumentirte; ſo bald ſie aber an der Unterhaltung Theil nahm, was ſie von vorn herein mit Abſicht vermieden zu haben ſchien, um nachher deſto glänzendere Effecte hervorzurufen, gewahrte der Menſchenkenner einen reichen, gewandten Geiſt, der blitzende Gedanken, wie Leuchtkugeln, aufſteigen ließ, und die auch oft, wie dieſe, in einen Sprühregen von Witzfunken zerplatzten. Unwillkürlich fühlte ſich Schenk von ihr angezogen, und es war dem eiteln, jungen Manne nicht unangenehm, ſie auf Blicken zu überraſchen, die ein unverkennbares Wohlgefallen an ihm verriethen. Dieſe Wahrnehmung gab ſeiner Unterhaltung noch mehr Elaſticität, während das Bewußtſein, daß Jedermann am Tiſche wiſſe, daß er der Familie ebenbürtig ſei, ihm von vorn herein jene Sicherheit und Leichtigkeit verlieh, die die zierlichſten und feſteſten Enterhaken des geſellſchaftlichen Lebens ſind. Seine perſönliche Bekanntſchaft mit den ausgezeichnetſten Bühnengrößen der Gegenwart, die pikanten Anekdoten aus dem Künſtler- und Privatleben derſelben würzten ſeine leicht gegebenen Mittheilungen mit einem Reiz, der ihm hier die ungetheilteſte Theilnahme gewann, wie er ihm ſchon früher, und zuletzt in Troppau und auf dem Schlößchen des Majors von Birkendorf, die Herzen gewonnen hatte. Der ſchlaue Weltmann war auch hier ſeines Sieges gewiß, und ſah mit innerm Vergnügen die Erfolge voraus, welche ſein Auftreten in dieſem, ihm neuen Kreiſe haben mußte.

Die Gräfin Mutter hatte geſagt, daß viel Begeiſterung für die dramatiſche Kunſt dazu gehöre, um Vortheile des Standes und der Geburt aufzugeben, die nicht nur zu reichen und glänzenden Lebensverhältniſſen berechtigten, ſondern ſie ſogar gewährt hätten; und Thereſia warf die Frage auf: „Worin mag der Zauber der Schauſpielkunſt liegen, daß ſie verlockender iſt, als alle andern Künſte?“

Schenk verſetzte: „Die gewöhnliche und ſchnell fertige Antwort auf dieſe Frage iſt: der Glanz der Lampen, der Schimmer und Flitter auf der Breterwelt, die Sucht zu gefallen, und das Vergnügen, ſich einem großen Publikum in der vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen. Allein dies ſind lauter äußere Gründe, die, genauer beſehen, nicht Stich halten, und nichts erklären. Ich habe Schauſpieler gekannt, denen der Glanz der Bühne mehr als gleichgültig war, die das gewöhnliche Schauſpielerleben verachteten, die ſelten oder nie Beifall fanden, und tauſend böſe Erfahrungen vor und hinter den Couliſſen gemacht hatten, und dennoch lieber geſtorben wären, als daß ſie die Breter der Kunſt mit dem Boden einer andern Wirkſamkeit vertauſcht hätten. Was verlockte denn dieſe, und hielt ſie ſo feſt da oben gebannt? Und dann, wenn es die Sucht zu gefallen und das Vergnügen, ſich in der vortheilhafteſten Geſtalt zu zeigen, allein wären, ſo würde wahrlich Keiner als Böſewicht und Intriguant etwas Ausgezeichnetes leiſten; denn die Repräſentanten dieſes Rollenfachs können ſich nicht angenehm machen, und gefallen der großen Maſſe des Publikums ſehr ſchlecht; vom Kunſtkenner und Kritiker müſſen aber gerade ſie ſich am ſchärfſten beurtheilen, am ſchonungsloſeſten tadeln laſſen. Und doch ſind namentlich dieſe Schauſpieler mit den ſtärkſten Liebesbanden an das Theater gebunden.“

„Sie haben Recht!“ rief der Graf. „Es iſt eben ein für die Bühne angeborner Inſtinkt, dem Keiner widerſtehen kann, der ihn hat, und wenn's ihm noch ſchlechter erginge. Zu den Künſten müſſen Menſchen geboren werden, und weil zur Ausübung keiner Kunſt weiter mehr Leute erforderlich ſind, als zur Schauſpielkunſt, ſo hat die ſchaffende Natur wohlweislich dafür geſorgt. Das iſt's!“

„Nicht ſo ganz!“ meinte Schenk. „Ihre Erklärung könnte nur auf das hervorſtechende Talent Anwendung finden, in welchem die Natur einem Individuum eine Beglaubigung innerer Nothwendigkeit ausſtellte, daß es durchaus auf die Bühne müſſe. Aber die wenigſten Schauſpieler haben ein hervorſtechendes Talent und eine innere Befähigung für die Bühne, und doch ſind faſt alle, ſelbſt die Talentloſeſten und Unfähigſten, dieſer Kunſt mit gleicher Leidenſchaft ergeben."

„Auch dies iſt wahr, und durch die Erfahrung genugſam beſtätigt," ſagte der Graf. „Bürgerliche Ehre und Reichthümer ſind auf der Bühne auch nicht zu erwerben," fuhr Schenk fort; „denn noch bis zu dieſer Stunde ſteht im Gehirn der meiſten Menſchen der Schauſpieler mit dem Seiltänzer und Freiknecht auf einer Stufe der Achtung, und die alten Schauſpieler wohnen meiſt nur in Wirths- und Armenhäuſern; ja wenn ſie endlich des Lebens Mühſal und Elend überwunden haben, verweigert ihnen wohl gar noch der Fanatismus ein ehrliches Begräbniß in geweihter Erde. Fürwahr, dies Alles ſind eben keine Lockungen für den angehenden Kunſtjünger. Was nun feſſelt ſie an die Bühne?"

„Die Lüderlichkeit, die Intrigue, die Medisance," lachte die Sängerin. „Dies von Klatſchereien, Hetzereien, Ränken und Liebſchaften bunt bewegte Leben hat einen unwiderſtehlichen Reiz, der jede leichtſinnige Seele mit Polypenarmen feſthält. Wäre die erſte und unerläßliche Bedingung zum Schauſpielerſtande ſtrenge, catoniſche und platoniſche Tugend nach jeder Richtung hin, unſre Bühnen würden bald genug entvölkert ſein."

Während die Andern lachten, ſagte Garçon zur Bognar: „Sie aber würden der Kunſt treu bleiben."

„Sie haben, mein' ich, mit Ihrem Scherze beinahe das Rechte getroffen," erwiederte Schenk. „Es iſt wahr, was Sie ſagen, aber das Räthſel wird dadurch nur zur Hälfte erklärt. Das dem Menſchen eigenthümliche Bedürfniß nach geiſtiger Aufregung kann in keinem Stande mehr und ungenirter befriedigt werden, als auf der Bühne; aber es wird hier auch durch dieſe ungehemmte Befriedigung eine Art Heißhunger erzeugt, der einen edeln Trieb des Menſchen in das Gemeine herabzieht. Die zweite Hälfte des Räthſels möchte wohl in dem jedem Menſchen innewohnenden Drange, ſich als etwas Anderes zu zeigen, als er iſt, zu ſuchen ſein. Nur im Naturzuſtande giebt ſich der Menſch ganz ungezwungen; aber ſchon die Kinder ſtellen gern etwas Anderes vor. Mit dieſem Triebe hängt der Nachahmungstrieb zuſammen, und iſt gleichſam ſein Kind. Ebenſo das erwähnte Bedürfniß nach Aufregung. Und das ſind die drei Ketten, welche den Schauſpieler an die Bühne feſſeln.“

Der Director Garçon meinte: es gäbe noch eine vierte, und die ſei ſeiner Meinung nach die ſtärkſte, nämlich das Geld. Geniale Menſchen, die meiſt in einem andern Stande verdorben, auf's faule Pferd gekommen und lüderlich geworden ſeien, könnten mit nichts in der Welt ſchneller und leichter Geld verdienen, deſſen ihr Hang zu Ausſchweifungen ſtets benöthigt ſei, als mit der Wirkſamkeit auf der Bühne; auch werde ihnen in keinem Stande weiter mehr durch die Finger geſehen, wenn ſie Schulden machten und nicht bezahlten.

„Ja,“ fügte die Bognar hinzu, „und weil man ſich in keinem Stande weiter ohne den Prieſter verheirathen und ſich ſcheiden und wieder verheirathen kann, ohne die Pfaffheit zu incommodiren. — Wie viel Frauen haben Sie ſchon gehabt, Herr Director?“

„Ich war nie verheirathet, auch nicht in der von Ihnen angedeuteten Weiſe,“ verſetzte der Angeredete, während der Graf ſich vor Lachen ausſchütten wollte.

„Nein, den Herrn Director hat nur der leichte

Gelderwerb an die Bühne gefeſſelt, da er der ausübenden Kunſt ſelbſt Valet geſagt," warf die Gräfin bedeutungsvoll hin.

„Auch Sie belieben zu ſcherzen, gnädige Gräfin," verſetzte Garçon mit gezwungenem Lächeln. „Mich hielt nur die Liebe zur Sache."

„Zu den Sachen, wollten Sie ſagen!" rief die Sängerin, „und darunter wird Alles verſtanden, was im neunten und zehnten Gebot als nicht zu begehren aufgeführt iſt."

Die Primadonna fuhr fort, den Director zu ſchrauben, der ſich indeß fein genug dabei benahm. Die Gräfin und deren jüngere Tochter ſtanden ihr bei, und führten manchen verblümten Hieb auf den Geſchäftsführer, den er mit ausgeſuchter Höflichkeit zu pariren ſuchte. Der Graf ſtellte ſich auf ſeine Seite, und vertheidigte ihn, bis der Streit einem harmloſen Geplauder Platz machte.

Nach aufgehobener Tafel wurden Schenk einige luxuriös ausgeſtattete Zimmer angewieſen, und der Graf bemerkte ihm, daß er ſie für immer als ſeine Wohnung betrachten möge. —

Am andern Morgen holte ihn der Graf ſelbſt ab, um ihn in die Probe zu führen, und dem Theaterperſonal vorzuſtellen.

„Freund,“ ſagte er unterwegs vertraulich zu Schenk, „ich habe längſt gewünſcht, einen einſichtsvollen Mann von adliger Abkunft und unbeſcholtener Ehre an der Seite zu haben. Mit der Ehre iſt es bei dieſem Comödiantenvolke nicht weit her, und der Garçon iſt ſo recht ein Comödiant. Aber wir müſſen äußerſt vorſichtig mit ihm umgehen; verſtehen Sie mich? Er darf nichts merken, und der Kerl iſt ſchlau und pfiffig, wie ein Thorſchreiber. Darum ganz leiſe, Schritt vor Schritt, und das Terrain wohl erforſcht, bis wir ihn einkreiſen können. Er iſt übrigens ein tüchtiger, brauchbarer Mann, und ich bin ihm ſehr gewogen. Nur Controle!“

Schenk vermochte in der That nicht zu verſtehen, was der Graf von ihm wollte, und nur aus einzelnen Worten deſſelben ahnete er, daß ihn Eigl zu etwas ganz Anderem zu verwenden die Abſicht hegen dürfte, als um was er ſelbſt hierher gekommen war. Er ſollte übrigens nicht lange darüber im Unklaren bleiben. Als ihm nämlich die ſämmtlichen Theatermitglieder vom Grafen vorgeſtellt worden waren (wobei derſelbe recht auffallend hatte merken laſſen, daß Schenk ihm ebenbürtig ſei, und von vorn herein über den

Andern ſtehe) und die Probe begonnen hatte, trat derjenige Schauſpieler, welcher ihm als der Komiker Jeſſen bezeichnet worden war, ein langer, magerer Mann, mit einem ſpitzigen Geſicht, zu Schenk, der ſich zwiſchen ein Paar Couliſſen geſtellt hatte, und knüpfte mit auffallender Devotion ein Geſpräch an, in welchem er Schenk einige Mal „gnädiger Herr“ und „Herr Baron“ titulirte.

„Wie kommen Sie dazu, mich ſo zu nennen? Selbſt wenn ich von Adel wäre, will ich doch, wie Sie gehört haben, hier nicht dafür gelten.“

„Ich bitte um Erlaubniß, bemerken zu dürfen,“ entgegnete der Komiker mit grinſendem Lächeln, „daß es für Ihre Stellung unter uns weit vortheilhafter und zweckdienlicher ſein würde, wenn Sie mit Ihrem wahren Namen und Stand gleich hervorträten. Es macht gleich mehr Reſpect, und giebt Ihren Befehlen die nöthige Folie.“

„Sie ſprechen von meiner Stellung, von Reſpect und Befehlen,“ ſagte Schenk ärgerlich, „und ich weiß nicht, was Sie damit wollen. Meine Stellung hier wird ganz der Ihrigen gleich ſein. Ich bin Schauſpieler; nichts weiter, habe alſo keine Befehle zu geben, und keinen Reſpect zu verlangen.

„Es beliebt Ihnen nicht, mir Ihr Vertrauen zu ſchenken," redete Jeſſen weiter, „und ich habe ja auch keine Anſprüche darauf. Doch dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich mich Ihrer Gunſt zu empfehlen und würdig zu machen ſuche. Sie werden in mir, in und außer dem Dienſte, eine treu ergebene Seele kennen lernen, die nur auf den Vortheil unſres gnädigſten Grafen bedacht iſt, und ſich aufrichtig freut, daß dem betrügeriſchen Schufte das einträgliche Handwerk gelegt wird."

„Jetzt muß ich Sie wirklich um eine deutliche Erklärung bitten."

„Nun denn," flüſterte der Schauſpieler mit lauerndem Auge auf Schenk, „es iſt meinem Scharfſinne nicht entgangen, daß Sie, Herr Baron, zum Intendanten unſres Theaters beſtimmt ſind, und unſer wohlgenährtes Mauleſelchen den Laufpaß erhalten wird. Ich hoffe aber, Sie werden ihm erſt das überflüſſige Gepäck abnehmen, damit er nicht allzuſchwer zu tragen hat."

„Ich gebe Ihnen die Verſicherung, Herr Jeſſen, daß Sie in einem großen Irrthume begriffen ſind. Die Zeit wird Sie darüber aufklären." Damit ließ er den Zudringlichen ſtehen, und wandte ſich zu Ligatſchneck, der, in Gedanken vertieft, an einer Couliſſe lehnte. Schenk hatte ſich überzeugt, daß der Heldenſpieler der ſchönſte Mann unter der ganzen Geſellſchaft war, und fühlte ſich geneigt, wenn derſelbe geiſtig ein eben ſo würdiger Repräſentant ſeines Rollenfachs ſei, wie körperlich, der ſtolzen Gräfin Thereſia die Leidenſchaft für ihn zu verzeihen. Schon bei der Vorſtellung glaubte Schenk bemerkt zu haben, daß Ligatſchek ihm eher auszuweichen, als entgegenkommen werde; um ſo mehr trieb es ihn jetzt, den ſchönen Jüngling aufzuſuchen, und mit ſeiner Schmelzkunſt flüſſig zu machen.

„Haben Sie Ihre theatraliſche Laufbahn hier begonnen?“ fragte er den Gegenſtand ſeiner Neugierde mit geſchmeidiger Freundlichkeit.

„In Prag betrat ich die Bühne zuerſt vor dre Jahren,“ verſetzte der Böhme ziemlich rauh. „Ic ſtudirte dort die Rechte, aber ich ſah bald ein daß das Rechtsſtudium nicht mein rechtes Studium war.“

„Und Sie fanden das Rechte auf dieſen Bre tern?“

„Ich glaube es wenigſtens gefunden zu haben Ob mein Glaube nicht Wahn? — darüber habe i kein Urtheil.“

„Dies iſt eine Beſcheidenheit, die man wenig in unſerm Stande findet. Man hat mir geſagt, Sie hätten ſchon einige Male ein ſehr vortheilhaftes Engagement an bedeutenden Bühnen zurückgewieſen. So ſehr ich mich auch im Intereſſe des Grafen über dieſe treue Anhänglichkeit freuen kann, ſo weh thut ſie mir in Ihrem und der Welt Intereſſe. Dem wahren Talent gibt nur ein großes, gebildetes Publikum die letzte und höchſte Weihe der Kunſt. Es iſt dem künſtleriſchen Bewußtſein durchaus nicht gleichgültig, wie man wohl hat behaupten wollen, ob es in den eignen vier Wänden ſeine Ideen zur Geſtaltung bringt, oder vor Tauſenden von Zuſchauern. Der Künſtler will verſtanden und begriffen ſein, und nicht nur von zehn und zwanzig Menſchen, ſondern von Tauſenden!"

„Ich weiß es wohl!" ſagte der Schauſpieler mit Heftigkeit, und Schenk wurde von einem düſtern, unheimlichen Feuer in den Augen deſſelben unangenehm überraſcht. Und mit einem halb unterdrückten Seufzer ſetzte er hinzu: „Aber ich kann nicht anders. Ich bin für die Kunſt verloren!"

„Das iſt ein verzweifelter Gedanke, der nur in einem ſchwer gedrückten Gemüth entſtehen kann, und jedenfalls unwahr iſt. — Verzweifeln Sie nicht, weder an Ihrem Talente, noch am Leben überhaupt! Flüchten Sie ſich ganz in die Arme der Kunſt! Ich denke mir, wenn man ſie nur recht inbrünſtig umarmt und nicht von ihr läßt, bis ſie Blut und Leben gewinnt und unſre glühenden Küſſe erwiedert, ſo entſchädigt ſie für alle Verluſte und Entbehrungen.“

„Mein werther Herr“, nahm der Heldenſpieler mit entſchiedener Bitterkeit das Wort, „es kann Keiner vom Andern und für den Andern reden, weil eben Keiner in des Andern Haut ſteckt, und auch nicht hineinfahren kann. Und ſchöne Gemeinplätze, die Jeder billig kaufen kann, paſſen wohl in Bauſch und Bogen, aber nicht auf den concreten Fall. Darum „Jeder weiß am Beſten, wo der Schuh ihn drückt.““

Von dieſer Unfreundlichkeit unangenehm berührt, war Schenk froh, als Lommler zu ihm trat, und ihn in ſeiner krähenden Weiſe anredete: „Cariſſime, unſre trefflichſte Primadonna iſt im hohen Grade pikirt, daß Sie noch nicht gekommen ſind, ihr die Hand zu küſſen. Kommen Sie ſchnell, ihren unverzeihlichen Fehler wieder gut zu machen!“ Und als ſie den dunkeln Platz hinter den Proſpecten durchſchritten, flüſterte der Tenoriſt: „Laſſen ſie den unglücklichen Helden ſeine dunkle Straße wandeln; den haben ein Paar Küſſe eines Mundes, der doch gewiſſermaßen nicht für ihn ſo ſchön geſchaffen iſt, verrückt gemacht, und ich fürchte ſehr, es wird ihm nicht zu helfen ſein. Die Krankheit wird mit der Zeit ſchlimmer werden, und die Geſchichte, mein' ich, nimmt kein gutes Ende. Wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb iſt, miſchen Sie ſich nicht in die bedenklichen Angelegenheiten dieſes Menſchen!"

„Es ſcheint, ſein Verhältniß mit der jungen Gräfin iſt ziemlich bekannt", bemerkte Schenk etwas betroffen."

„Das wiſſen die Bauernjungen, nur der Graf nicht. Ob die Gräfin Mutter unterrichtet iſt, weiß ich nicht, möchte es aber faſt glauben. Aber ſie hat wohl ihre Gründe zu ſchweigen. 'S iſt überhaupt eine wunderliche Wirthſchaft hier, Cariſſime. Ich ſehe mirs mit an, und miſche nicht mehr hinein, als mir eben dienlich ſcheint. Solch eine Liebſchaft iſt ja ein wahrer Laurentiusfroſt. Auf der einen Seite brennen dieſe Menſchen, auf der andern ſind ſie erfroren. Da lob' ich mir mein Harem, in welchem ich meine glücklichſten Stunden zubringe. Sechszehn holde Schönen, jugendlich, ſchlank, zierlich, eitel, glutaugig, kurz — koſtbare Dinger, bewerben ſich um meine Gunſt, und ich bin ſo in alle verliebt, daß ich kaum Einer einen Vorzug zu geben wage. Da iſt kein Aerger, keine Eiferſucht, keine Klatſcherei! Sie beißen ſich zwar manchmal unter einander, aber das macht mir nur Vergnügen, und als Herr und Gebieter kann ich ſehr ſchnell Ruhe herſtellen."

Schenk machte große Augen. „Wie iſt denn das? Sie haben ein Harem —?"

„Ja, von wunderſchönen — Tauben, Cariſſime. Das iſt meine Liebhaberei, und der Graf hat die Gnade gehabt, mir einen ſchönen, geräumigen Taubenſchlag herſtellen zu laſſen, in welchem ich meine Muſeſtunden zubringe. Wollen Sie mich darin beehren, ſo werden Sie mir ſehr willkommen ſein. Ich habe zwei Paar prächtige Lachtauben. O! — von dieſen können Sie lernen, wie man die ganze Welt verlachen muß. Ringeltauben von der ſchönſten Muſterung und — und" — hier hielt er Schenk beim Arme feſt; denn ſie ſtanden vor der Thüre des Garderobenzimmers, und flüſterte mit geheimnißvoll wichtiger Miene: „Ich habe einen großen Plan; aber ich muß Ihrer Verſchwiegenheit gewiß ſein, Cariſſime! Niemand weiter kann und will ich mich anvertrauen, als Ihnen. Sie können mir zur Ausführung vielfach behülflich ſein. Aber Ihre Hand auf Verſchwiegenheit!"

Schenk reichte die Hand, und ſah den exaltirten Tenoriſten mit Spannung an. Dieſer fuhr fort: „Sehen Sie, Cariſſime, ich habe mir mit ſchwerem Gelde ein Paar ächte Brieftauben aus Konſtantinopel verſchafft. Die junge Brut davon richt' ich im nächſten Frühjahre gleich zum Poſtdienſt ab, nur weiß ich noch nicht wohin, und dann werde ich ſie dem Kaiſer der Franzoſen überlaſſen, der mich gewiß kaiſerlich für ein ſo wichtiges Inſtitut belohnen wird."

„Ohne Zweifel!" verſetzte Schenk leiſe lächelnd; „Sie können ein zweiter Fürſt Thurn und Taxis werden, Generalerbpoſthalter der Taubenpoſt des franzöſiſchen Reichs. Aber was ſoll ich Ihnen dabei nützen? Ich verſtehe mich nicht auf die Tauben und ihre Abrichtung."

„Sie können mir einen Ort ausmachen, von wo ich meine Poſttauben fliegen laſſe, bis ſie Uebung haben."

„Nun dazu kann ja Rath werden."

Sie traten in das nette Garderobezimmer der Sängerin, welche in ungenirter Stellung auf dem

Sopha lag. „Ah, mio caro“! rief Sie, „gut, daß Sie kommen! Ich habe mich nach Ihnen geſehnt, denn ich muß mit Ihnen plaudern, und zwar unter vier Augen. Deshalb, cariſſime Lommler, geb’ ich Ihnen Erlaubniß, ſich zu entfernen.“

„Sie ſind boshaft heute, Cariſſima! Warum ſoll ich nicht an der Unterhaltung Theil nehmen?“

„Ich bitte Sie, Freund, füttern Sie jetzt Ihre Tauben; dieſen ſind Sie nöthiger, als mir. Und horchen Sie mir nicht etwa an der Thüre! Ich werfe ſie Ihnen ſonſt auf die Naſe. Adio!“

Der Tenoriſt ging mit einem gutmüthigen Lächeln und einigen, nicht ſchlimm gemeinten, Flüchen auf den Lippen, und die Sängerin verriegelte hinter ihm die Thüre.

„Sonſt iſt in zwei Minuten ein andrer Narr hier“, wandte ſie ſich mit gräziöſem Lächeln zu Schenk, der von der ſtarken Glut ihrer Augen nicht unberührt blieb. Sie nahm wieder neben ihm auf dem Sopha Platz, und fuhr im leichteſten Tone fort: „Bah, ich bin froh, daß endlich ein Mal ein vernünftiger Menſch, ein Mann von Geiſt und Welt, hierher gekommen iſt, und ich will mir durch dieſen Verrückten den Genuß nicht verbittern laſſen, oft und viel mit Ihnen zu plaudern. Ich war ſchon in Gefahr, ſelbſt überzuſchnappen; denn wenn man täglich und ſtündlich unter Narren lebt, und nur mit Narren verkehrt, wird man ſelbſt ein ſolcher, wie die Erfahrung lehrt."

„Sie ſind ein Schelm, ein Spottvogel!" rief Schenk, von der guten Laune der Sängerin angeſteckt. „Ich glaube, Sie ſind es, Sie ſelbſt, die die Männer erſt zu Narren macht und ſie dann verhöhnt. Und Sie werden mir ſo gut, wie den Andern, die Schellenkappe überwerfen, um dann recht vernehmlich damit zu läuten."

„Nein, nein! Sie thun mir Unrecht, und ich will's Ihnen beweiſen. Der eben hinausging, iſt ein Taubennarr. Kann ich ihn dazu gemacht haben? — Er erzählt mir, wenn ich ihm nur zuhören will, ſtundenlang, von der geſprenkelten Lieſe und der ſilberblauen Käthe, und macht mich mit allen Charaktereigenthümlichkeiten und dem Haushalte ſeines Viehs aufs umſtändlichſte bekannt, ſo daß er mir den unwiderleglichen Beweis ſeiner Verrücktheit liefert. Wenn ich die Thüre nicht verriegelt hätte, würde wahrſcheinlich Herr Soltau ſchon wieder hier ſein; denn ich habe ihn vorhin ſchon fortgeſchickt, oder Herr Willmann, der wegen der Probe noch nicht hier war. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß dieſe drei meine liebſten Spielpuppen ſind, wahre Mignons von mir, Kapitalſtücke, und daß ſie deshalb mit vollem Rechte die Bognarren genannt werden. Ich glaube, ich ſelbſt habe ihnen dieſen paſſenden Namen zuerſt beigelegt. So heißen ſie aber nur in Bezug auf mich, und weil ſie ſich von mir zum Narren haben laſſen. Außerdem ſind ſie ungeheuere Narren Jeder für ſich, und Jeder auf ſeine beſondere Weiſe. Den Lommler haben wir ſchon durchgegangen. Der Soltau iſt ein Modenarr. Dieſes alte, dumme Thier läßt ſich jede Woche ein neues Modejournal von Paris kommen, und bezahlt unſerm Theaterſchneider einen Geſellen, den er ebenfalls von Paris verſchrieben hat. Hüte, Schuhe, Stiefeln, Handſchuhe u. dgl. läßt er von Wien kommen, und der Friſeur hat täglich Stunden lang mit ihm zu thun. Er reiſt alle Monate nach Wien, um ſich die Zähne von einem Zahnarzte putzen zu laſſen. Ich glaube aber, es ſind lauter falſche Zähne, die der Zahnarzt in Ordnung zu erhalten hat. Dieſer Menſch — — Menſch? Pfui! Ich nannte ihn vorhin Thier, und das war bezeichnender; denn ich ſehe nicht ein, was er menſchlich charakteriſtiſches an ſich hätte. Alſo dieſes Thier lebt wie folgt. Es ſchläft früh bis 9 Uhr, frühſtückt, aſirt, wäſcht ſich und legt das Morgennegligée an, n welchem er ſich in die Probe verfügt, und mir ie Aufwartung macht. Nachher rupft es ſich die rauen Haare aus und färbt die andern, legt ein riſches Haartourchen auf den kahlen Scheitel, badet ich, macht Nachmittagstoilette und beſchaut ſich ann eine Stunde lang in drei Spiegeln, die er ſo egen einander geſtellt hat, daß er ſich zu gleicher Zeit von vorn und hinten und von beiden Seiten etrachten kann. Dann geht er zu Tiſche, hält eine Stunde Sieſta, raſirt ſich, macht Toilette, beſchaut ich wieder eine Stunde im Spiegel, kommt dann u mir, um mir die Zeit zu vertreiben, oder macht, wenn ich ihn nicht will, einen Spaziergang. Heimekehrt pomadiſirt und übergießt er ſich zum dritten Male mit huiles und odeurs, mit eaux und Eſſenzen, zieht neue Handſchuhe an und geht ins Theaer. Nach demſelben ſpeiſt er, ſpielt eine Partie l'Hombre, trinkt ſeinen Wein und übergibt ſein ſorgloſes, duftendes Haupt den Liebkoſungen des Schlummergottes. — Ich ſehe die Frage auf ihren Lippen knospen: „was ich denn mit dieſem verrückten Kerl zu ſchaffen habe?“ Ei nun, ich beluſtige mich mit ſeiner Narrheit, ich führe ſeine Eitelkeit am Narrenſeile herum, und dann iſt er ſehr muſikaliſch, und mir deshalb beim Einſtudiren der neuen Partien von großem Nutzen.

Der Dritte, Willmann, iſt nur ein Närrchen. Er iſt in ſein Puppengeſicht verliebt, und glaubt im Ernſt, ſein jugendlich blonder Backenbart ſei von bewundernswerther Schönheit und gewiſſermaßen das Ideal aller Bärte. Ich habe daher nichts zu thun, als ſeinen Bart zu loben, um ihn zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Sein Bedienter hat mir verrathen, daß dieſer ausgezeichnete Bartzüchter Nachts im Bette ſteif auf dem Rücken liegt, und den Kopf weder nach Rechts noch nach Links zu drehen wagt, um dem Backenbarte nicht zu ſchaden, und ſich dadurch anderweitigen merklichen Schaden zufügt. Dieſer gute Junge iſt ein Wiener, und ich halte mir ihn deshalb, damit er mir nicht allein alle hieſigen, ſondern auch alle Wiener Neuigkeiten, die er ſich wöchentlich ſchreiben laſſen muß, zuträgt. Gott, wie oft wäre ich ſchon an Langeweile geſtorben, wenn ich ihn nicht gehabt hätte! — Wollen Sie, daß ich Ihnen die andern Narren ſchildere? Kurz, nicht wahr! Sie ſind nicht werth, daß man ſich lange mit ihnen aufhält. Der größte Narr von allen iſt, wie billig, der Herr Graf ſelbſt. Jeder Zoll ein Narr, und jeder Zoll ein andrer Narr! Unter dieſen Paar Dutzend Narren, die der Herr Graf in höchſt eigner Perſon vereinigt, ſind der Theaternarr und der Geigennarr die vorzüglichſten. Wer ein ungeheueres Vermögen daran ſetzt, um ſich Jahr aus Jahr ein mit einer Handvoll Komödianten herumzuärgern, die ihm davon laufen, wenn ſie etwas von ihm gelernt haben, iſt für das Tollhaus reif. Der Ligatſchnek iſt ein Narr aus Liebe zur Gräfin Thereſia, und er hat ganz recht, wenn er ſie in Verdacht hat, daß ſie ihn nur liebt pour passer les temps: aber daß er deshalb verrückt wird darin hat er Unrecht. Geben Sie Acht, der Menſch ſchießt ſich eine Kugel durch den Kopf und die leichtſinnige Gräfin hat ihn auf dem Gewiſſen. Der Garçon iſt ein Hundenarr und ein Spitzbube zugleich. Er hat zwei Hunde, die ſind ihm lieber als die übrige Welt, das Geld ausgenommen. Aber es iſt nur zu verwundern, daß der Menſch außer dem Gelde noch etwas liebt. Die gute Ulich bildet ſich zwar ein, ſie ſei ſeine Geliebte, wenn ich aber nur dies ſchöne, edle Wort nicht ſo abſcheulich mißbrauchen hören müßte. Dieſer und eine Geliebte! Pfui! Die Hunde gehen ihm hundert Mal über die Uhlich. Die liebe und gute Frau, unſre hieſige Pythia, müſſen Sie wiſſen, Verehrteſter, ſchlägt allen Leuten die Karte, vom Grafen an bis zum Küchenjungen herab, orakelt und prophezeit, daß es eine Luſt iſt, und weiß doch nicht, wie ihr Herzallerliebſter eigentlich gegen ſie geſinnt iſt. Da ich auf dieſe intereſſante Frau zu ſprechen komme, ſo muß ich Ihnen ſagen, obgleich ſie nichtsweniger als meine Freundin iſt, daß ſie durch ihre Hexengabe das einzige poetiſche Princip hier repräſentirt. In der That, ſie müſſen ſich bald die Karte von ihr legen laſſen; das iſt gar zu intereſſant. Sie iſt eine wahre Meiſterin albernes Zeug zu ſchwatzen. — Doch weiter! — Der Kapellmeiſter iſt ein ſentimentaler Narr. Er greint den Mond an, und ſchaut, wie der Ritter Toggenburg, halbe und ganze Nächte nach dem Fenſter des Schlafgemachs der Gräfin Anaſtaſia, und ich glaube, man wird ihn nächſtens auch ſo todt finden, wie jenen trefflichen Ritter. — Doch ich langweile Sie; ich ſehe es an ihren Kinnbacken, die einem gewiſſen Krampfe nicht mehr zu widerſtehen vermögen. Gähnen Sie nur, mein Freund, und dann wollen wir von einem ſehr geſcheidten und intereſſanten Gegenſtande reden, nämlich von Ihnen."

„Von mir?" rief Schenk geſchmeichelt.

„Nun ja. Man hat lang genug auf ſie gehofft, und Jedermann weiß, daß ſie Theaterintendant hier werden; die Uhlich hat's ſogar aus der Karte gewahrſagt. Deshalb hat der Garçon ſo gräuliche Manſchetten vor Ihnen. Wir wiſſen eben ſo gut, daß ſie ein adliger Herr ſind, tüchtige praktiſche Kenntniſſe im Theaterweſen mitbringen u. ſ. w. Ich hoffe, Sie werden Ihre Huld und Gnade mir nicht verſagen."

„Gewiß nicht; denn ich bettle um die Ihrige, und wenn ich auch nicht Intendant werde. Denn in Wahrheit, ich weiß kein Wort davon."

Sie ſchmollte, daß er ihr nicht vertrauen wollte, und er küßte ihr betheuernd die Hand, bis ſie überzeugt ſagte: „Nun es kann doch werden, und wenn nicht, ſo weiß ich doch nun einen vernünftigen und geiſtreichen Mann hier, zu dem ich mich flüchten darf, wenn mich die Narren zur Verzweiflung zu bringen drohen."

Schenk ging, und der Graf führte ihn in den Park, aus welchem der Sturmwind der letzten Nacht die erſte leichte Schneehülle wieder weggefegt hatte.

„Ihre Braut hat mir verrathen, daß Sie ein höchſt glückliches Talent in Arrangements beſitzen, und daſſelbe ſchon praktiſch trefflich bethätigt haben", ſagte Graf Sigl einleitend. „Wie wär's, wenn

Sie vor der Hand die Regie über mein Theater übernähmen? — Ich kann allein nicht durchkommen, und der Garçon hat kein Geſchick dazu. Den müſſen wir freilich für die neue Einrichtung gewinnen; ich möchte mich doch nicht ohne Noth mit ihm verfeinden. Er iſt ein tüchtiger Praktiker, und hat mir viel genützt. Was ſagen Sie dazu?"

„Weder Nein, noch Ja. Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich als theatraliſcher Künſtler, unter Ihrer einſichtsvollen Leitung, auszubilden, und doch möchte ich Ihnen auch gern gefällig ſein, Herr Graf. Laſſen Sie mich alſo vor der Hand meinen erſten und Hauptzweck verfolgen; der andre, den mir Ihr gütiges Vertrauen ſtellt, ergibt ſich dann wohl allmälig von ſelbſt. Vor Allem will ich das Terrain kennen lernen und die Perſonalitäten ſtudiren. Bin ich erſt mit allen Einzelheiten vertraut, ſo hoffe ich Ihnen nützlich werden zu können."

„Ja, ja, Sie haben recht!" rief der Graf mit noch größerer, als der gewöhnlichen Haſt, und gleichſam froh, dieſe Angelegenheit los zu ſein oder verſchoben zu ſehen. „Wohnen Sie ſich erſt ein, ſpielen Sie ſich ein. Es iſt beſſer ſo. Schon des Garçons wegen. Setzen Sie ſich auf einen freundlichen Fuß mit ihm. Ihrem Stande vergeben ſie natürlich nichts. Sie dürfen ihn nie vergeſſen laſſen, daß Sie Edelmann ſind. Aber er iſt ein geſcheidter Kerl, und wir müſſen ihn beim Guten erhalten; denn ich kann ihn nicht entbehren. Nun kommen Sie, ich will Ihnen eine Geige ſchenken; eine der beſten von meiner Arbeit. Sie werden Ihre Freude daran haben.“ —

Mit der Geige im Arm trat Schenk bald darauf bei Luiſen ein. Sie ſaß auf dem Sopha, und Max, der kranke Knabe, kniete vor ihr und hatte ſeinen Kopf auf ihren Schooß gelegt. Er ſchien zu ſchlafen, oder wenigſtens zu träumen. Als aber Schenk herantrat, um die reizende Braut zu küſſen, fuhr das Kind plötzlich wild empor, hob die geballte Fauſt gegen Jenen, und rief mit widrig verzerrtem Geſicht: „Geh weg, Unhold! Sie iſt meine Braut, nicht Deine. Die Geige magſt Du behalten.“

„Alſo ein Nebenbuhler!“ lachte Schenk, aber gezwungen; denn des Knaben Weſen berührte ihn unheimlich. Er konnte ſich nicht hinein finden, und eine dunkle Ahnung bebte leiſe in ihm, daß die Welt dieſes ſeltſamen Kindes und ſeine eigne ſo ſehr verſchieden und einander entgegengeſetzt ſein möchten, wie Nacht und Tag. Doch zwang er ſich, ſcherzend fortzufahren: „Und ein ſo eiferſüchtiger Nebenbuhler, der mir den Krieg rund heraus erklärt! — Was willſt Du denn aber mit Deiner Braut beginnen, Max, wenn Du Deine Anſprüche auf ſie beſſer begründen könnteſt, als ich die meinigen?"

„Ich heirathe ſie: ſie wird die Gräfin Eigl, und Du kannſt die Geige ſpielen."

„Er gönnt mir doch wenigſtens ein Vergnügen," meinte Schenk. „Wir werden ſchon noch übereinkommen und Frieden und Freundſchaft mit einander ſchließen."

„Kein Friede, keine Freundſchaft mit Dir!" grollte Max, und Schenk verließ Luiſens Zimmer nicht in der angenehmſten Stimmung und mit einem Anflug von feindſeliger Geſinnung gegen das geiſteskranke Kind.

Drei Wochen nach dieſem erſten Auftreten Schenks in dem neuen Wirkungskreiſe ertönten eines Morgens die Glocken der nahen Dörfer und luden zu einer kirchlichen Feierlichkeit. Es war ein ſtürmiſcher, unfreundlicher Tag, und Schnee und Regen fuhren durcheinander, von dem eiskalten, aus den Gebirgsſchluchten hervorbrechenden Winde gepeitſcht. Auf dem Gute war nichts deſto weniger viel Bewegung, und namentlich ging's im Schloſſe ſehr lebhaft zu. In den Zimmern der Gräfin Mutter wurde eine ſchöne, holde Jungfrau bräutlich geſchmückt — Luiſe. Sie war ſehr ernſt geſtimmt, und nicht ohne Wehmuth gedachte ſie des Tages, an welchem der Myrtenkranz ſchon einmal in ihr Haar hatte geflochten werden ſollen. Die Gräfinnen, die erſten weiblichen Mitglieder des Schauſpiels und der Oper, Kammerfrauen und Zofen waren um ſie beſchäftigt, theils um den Putz der Braut, theils um den eignen beſorgt. Alles war in Aufregung. Dazwiſchen lief Max mit einer Beweglichkeit umher, die ſeine Mutter in freudiges Erſtaunen ſetzte. Die Andern hatten kein Auge für ihn. Nur Luiſe ſtreichelte ihm die blaſſe Wange und lobte ihn für ſeinen Eifer, und ſein Auge ſtrahlte von einem innern Glanze, dem Widerſcheine einer Glut, die erſt vor Kurzem in ihm entzündet worden war, und ihn mit ganz neuen, wunderbaren Gefühlen erfüllte. In dieſen wenigen Wochen war eine auffallende und merkwürdige Veränderung mit dem Knaben vorgegangen. Nicht nur, daß er augenſcheinlich ſehr gewachſen war; man ſah auch, daß ſein Körper bereits angefangen hatte, jene elaſtiſche Schwung- und Spannkraft der Jugend in ſich aufzunehmen, die

die Baſis der ſpätern Manneskraft wird; er trug ſich aufrecht, und ſchwankte nicht mehr beim Gehen: er ſchritt ſchneller aus, und in den Linien ſeines Körpers, vorzüglich des Kopfes, konnte man einen kühnen Schwung bemerken. Und wie hier in der Form, ſo that ſich dieſer Schwung in der Rede auch geiſtig kund. Er ſprach nicht mehr ſchläfrig in ſich hinein, ſondern heraus, wenn auch zuweilen noch ſchüchtern und befangen, und der Ton der Stimme hatte Wohlklang gewonnen. Es war offenbar: eine gewaltige Geiſtesbewegung hatte ſo vortheilhaft auf den jungen Grafen gewirkt. Die Mutter ahnete wohl, welche es ſein möchte, und ſegnete dafür im Stillen Luiſen. Deshalb hatte ſie auch befohlen, daß der Knabe in ihre Appartements zugelaſſen werden ſollte; denn er hatte ſich wie unſinnig geſtellt, als ihn Thereſia zurückgewieſen. Tags vorher hatte er heftig geweint, aber ganz im Verborgenen in ſeinem Zimmer, und die Mutter hatte es ihm nur an den verweinten Augen abgemerkt. Er hatte an dieſem und einigen frühern Tagen einen merkwürdigen Kampf gekämpft. Die lang geſchloßne und gleichſam vertrocknete oder verknöcherte Knospe ſeiner Jugend war von einem übermächtigen Triebe und zuſtrömenden Lebensſafte gewaltſam geſprengt worden. Von einer unausſprechlichen Wonne und einem ungeheuern Weh zugleich aufgeküßt, entfaltete ſich die Blüthe ſeines Geiſtes mit einer Haſt, die eben ſo naturwidrig war, wie ſeine frühere Dumpfheit. Indem die plötzlich durch einen Zauber entfeſſelte Pſyche die Schwingen von einander ſchlug und den zeither gehemmten Flug begann, übereilte ſie ſich in der Haſt des jungen und ſtarken Triebs, und flog oder ſtürmte vielmehr über den Punkt in der zu durchlaufenden Bahn hinaus, der ihr, der Zeit nach, in der natürlichen Entwicklung ihrer Kräfte und Anlagen für dieſen Tag und dieſe Stunde beſtimmt geweſen wäre. Es geſtaltete ſich in des Kindes Seele, die an Pygmäen-Dimenſionen gekränkelt hatte, plötzlich Alles gigantiſch, und, unbekannt mit all' dieſen Gefühlen, überließ er ſich willenlos ihrem trunkenen, allgewaltigen Zauber. So ſtürzte er, einem düſtern, trüben, niederdrückenden, geheimnißvollen Zuſtande eben entronnen, ſogleich in ein neues Geheimniß, zwar ein ſonnenhelles, blendendes, ihn aufſchnellendes, zum Himmel emporjubelndes, aber dennoch eben ein Geheimniß. Der auf der Erde kümmerlich kriechende Wurm war im Laufe weniger Tage zum prächtigſten Tagfalter geworden, der ſich bald von den blauen, würzigen Lüften tragen ließ, bald auf einer ſtrahlenden Sonnenblume wiegte. Dieſer ſchnelle Wechſel betäubte den Knaben. Und die Zauberin, die himmliſche Fee, die das Alles bewirkt, ſollte das Weib und Eigenthum eines Menſchen werden, der Max in der tiefſten Seele zuwider war. Mit der raſchen Entwicklung ſeiner geiſtigen Kräfte waren auch der Haß und die Abneigung gegen Schenk geſtiegen. Er hatte an Luiſens Hals verzweiflungsvoll geweint, und ſie hatte die wilden und barocken Ausbrüche ſeines fürchterlichen Schmerzes nicht anders als mit dem Troſte zu beſchwichtigen gewußt: „Ich liebe dich doch, Max! Ich liebe Dich mehr als Schenk. Ich werde zwar ſein Weib, aber ich bleibe ſtets Deine Geliebte.“ Es lag in dieſen Worten vielleicht mehr Wahrheit, als ſie ſelbſt ahnete, und ſie hatte zu einem blödſinnigen Kinde zu ſprechen gemeint, das man mit kindiſchem Troſte beruhigt, aber ſie hatte zu einem an der tropiſchen Schmerzensſonne der Liebe wunderbar raſch gereiften Jünglinge geſprochen, zu einem Jünglinge, der doch in allen andern Dingen und Lebensbeziehungen ein höchſt unerfahrenes Kind war. Ihre Worte erfüllten ihn mit Sonnenglanz und Jubel. Er weinte nicht mehr, er widerſetzte ſich nicht, daß Luiſe Schenks Frau werde, aber man durfte ihn auch nicht von ihr trennen. Und ſo half er ſie denn auch als Braut ſchmücken.

Als ſie fertig war, und die Andern, bis auf die Gräfin Mutter, ſich entfernt hatten, um ihren eignen Putz zu vollenden, zog Luiſe aus einem kleinen Etui einen Ring hervor und ſteckte ihn, als Vollendung ihres Schmuckes an die rechte Hand. Die Gräfin betrachtete den Ring einen Augenblick aufmerkſam, erblaßte und fragte mit leiſer, unſichrer Stimme: „Mein Gott, woher haben Sie dieſen Ring? O vergönnen Sie einen Augenblick die innre Seite ſeines Reifes zu betrachten.“

„Gern“, verſetzte Luiſe, zog den Ring wieder ab, und überreichte denſelben der zitternden Gräfin mit den Worten: „Es ſtehen drei Buchſtaben darin, E. v. W.“

„Himmel, er iſts! Es iſt der Brautring meiner Mutter. Kind, wie iſt dieſer Ring in Ihre Hand gekommen?“

„Er iſt ein Geſchenk meines Vaters, der ihn von einer ihm ewig theuern Jugendgeliebten erhielt, von der ihm ein neidiſches Schickſal trennte.“

„Mein Gott! ſo biſt Du die Tochter Lüder Schenk von Birkendorfs!“

„Und Sie, theuere Gräfin, die Geliebte meines

Vaters, um die er ſtets getrauert, die er bis dieſe Stunde treu im Herzen trägt."

„Ja, ich bin's!" weinte die Gräfin, „bin die unglücklichſte Frau durch Liebe und Schuld. Denn auch ich liebe Deinen Vater noch, und weder Zeit noch Trennung haben die Glut der unſeligen Leidenſchaft ſonderlich dämpfen können, die ein Paar Tage meines Lebens mit Roſenlicht erfüllte, um das übrige Leben in Nacht zu hüllen. Dich hat eine höhere Hand mir zugeführt, und nun — nun wird mir der ſtarke Zug meines Herzens zu Dir klar; es waren die diamantenen Fäden der Sympathie der Liebe, die mein Herz an das Deinige ketten; es war der myſtiſche Hauch ſeeliſcher Verwandtſchaft, der die Flammen reiner Liebe in meiner Bruſt zu Dir anfachte; denn den höhern und wahren Geſetzen der Natur zu Folge müßte ich ja Deine Mutter ſein. Darum haſt Du auch eine ſo merkwürdige, ans Wunderbare grenzende Macht geiſtiger Einwirkung auf meinen armen Max, und offenbar biſt Du berufen, dieſes Kindes Geiſt aus den ſchweren Feſſeln dumpfer Nacht zu erlöſen und in die Sonnenklarheit heiliger Liebe aufzuflügeln. O mein Gott!" rief ſie, wie von einer grellen Erinnerung plötzlich geblendet; denn ſie bedeckte die Augen mit der Hand. „Es waltet hier noch ein unergründlich tiefes Geheimniß, daß ich dir jetzt noch nicht mittheilen kann, das Du aber als Gattin erfahren ſollſt. Es weben und wirken die heiligſten und wunderbarſten Kräfte der ſchaffenden Gottheit um uns, die ſie dem ſterblichen Auge mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, und verbinden uns zu einer Familie. Ja, Max iſt Dein Bruder, Du biſt meine Tochter; die Feuerkraft des heiligen Geiſtes der Liebe hat unſre Geiſter ſo ſchöpferiſch vereinigt. Und es iſt gewiß bedeutungsvoll, daß ich gerade an Deinem Hochzeittage die Entdeckung Deiner Abkunft machen muß! Nun glaub ich noch an ein Paar ſpäte Sonnentage in meinem dem Herbſte zueilenden Leben. Ja, meine Tochter, wie Du berufen biſt, meinen Max zum wahren Leben zu wecken, alſo auch zu ſtützen mich im Sturme großer Leiden, der ſchon ſeit vielen Jahren mich umbrauſ't, aber mit vernichtender Wuth über mich noch herein zu brechen droht. Doch nichts Trübes heute! Geſegnet ſei mir, mein liebes Töchterlein! Zwiefach geſegnet! Der Herr gebe Dir mehr Freude in Deiner Ehe, als mir!"

Ein Zeichen mit der Trompete wurde über den Hof herüber gegeben, mahnend an den Aufbruch des Brautzugs. Die Wagen fuhren auf dieſes erſte Signal aus den Remiſen, und ſtellten ſich vor dem Schloſſe und dem Komödiantenbau auf. Nach zehn Minuten erfolgte das zweite Signal, auf welches das unverheirathete weibliche Theaterperſonal, als Brautjungfern eintraten. Die Bognar überreichte der Braut die Myrthenkrone. Gleich darauf führten der Graf und der Director Garçon den Bräutigam herein. Der erſtere trug ſeine prächtige Majorsuniform. Das männliche Theaterperſonal hatte ſich auf dem Corridor aufgeſtellt, und in dem Augenblick, als der Graf den Bräutigam der Braut glückwünſchend zuführte, ertönte ein kurzer, aber ergreifender Geſang, vom Kapellmeiſter eigens zu dieſem Zwecke componirt. Luiſe konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Den theuern, von ihr ſchwer gekränkten Vater in dieſem Kreiſe vermiſſen zu müſſen, laſtete drückend auf ihrem Gemüth: der ſchöne Geſang lös'te ihre Beklemmung. Max ſtand neben ihr und hielt die Augen feſt auf ihre Züge geheftet. Er ſchien ſtumm in ihrer Seele zu leſen. Als Schenk zu ihr trat, wurde der Knabe wie von einem electriſchen Schlage durchzuckt, und Luiſens rinnende Thränen ergriffen ihn ſo mächtig, daß er in lautes troſtloſes Schluchzen ausbrach. Dieſe Scene machte auf alle Anweſenden einen unangenehmen, ſchier peinlichen Eindruck, und bildete namentlich den Widerwillen gegen Max raſch bis zur reifen und wuchtigen Frucht aus, welcher bereits in Schenks Seele gekeimt hatte. Schon ſchwebte ihm ein bittres Wort auf den Lippen, ſchon hatte er den Arm gehoben, um den „unartigen Greiner“ unſanft bei Seite zu ſchieben, als ein halb ſtrenger, halb bittender Blick der Gräfin Mutter, die beſchwichtigend zu dem heftig erregten Kinde getreten war, ihn noch zur rechten Zeit erinnerte, daß er ſowohl ihr, als ſeiner Braut das Verſprechen gegeben hatte, dem „armen Max“ heute nichts zu wehren und ihn, in ſeinem kindiſchen Thun und Treiben gewähren zu laſſen. Ein unausgeſprochner Fluch ſtieg aus ſeiner Seele, die mit nichts weniger als großen und heiligen Empfindungen erfüllt war. Ein ſpöttiſcher Blick, welchen er der Bognar zuwarf, wurde von dieſer mit einem boshaften Lächeln erwiedert, Beweis genug, daß ſich beide beſſer verſtanden, als für die Bedeutung des heutigen Tages glückverſprechend war.

Der Graf, welcher freilich weder ſeiner Frau, noch der ſchönen Braut, irgend ein Verſprechen hinſichtlich des Knaben gegeben hatte, ereiferte ſich nach ſeiner gewohnten Weiſe dermaßen über die Störung, welche der „dumme Junge“ hier verurſachte, daß er polternd und ſcheltend auf ihn losfuhr, und ihm eine Ohrfeige gab. Mit einem gellen Schrei ſtürzte Max zu Boden, und gerieth in ſo heftige convulſiviſche Zuckungen, daß der weibliche Theil der Geſellſchaft vor Entſetzen aufſchrie, und auch die Männer nicht von angenehmen Empfindungen erfüllt wurden. Jammernd warf ſich die Gräfin Mutter auf das unglückliche Kind; die Sänger kamen beſtürzt in das Zimmer; die Kunde von einem großen Unglück, das ſich ereignet, drang hinaus unter die Dienerſchaft und das übrige Volk, Alles ſchrie und drängte durch einander nach den Zimmern der Gräfin, wo man heulte und ſchrie, fluchte und tobte. Luiſe hatte ſich zu dem Knaben auf das Sopha geſetzt, wohin ihn die Gräfin getragen, und küßte ihn auf die Stirn, erfaßte ſeine Hände und umfächelte ihn mit dem Athem ihres Mundes. Und augenblicklich ließ die Wuth der Krankheit nach.

„Streichen Sie ihn mit Ihren Händen!“ rief einer von den Schauſpielern, und ſie ließ den zarten Sammt derſelben ſanft über Geſicht, Bruſt und Arme des Kindes gleiten. Und ſieh, die ſchmerzlichen Mienen verwandelten ſich in lächelnde, die Zuckungen verloren ſich, er holte tief Athem, ſchlug bald darauf die Augen auf, zog Luiſens Hand an die Lippen, und küßte ſie inbrünſtig.

„Laſſen Sie ihn zu Bette bringen, Mutter!“ herrſchte Thereſia, „und ſchicken wir nach dem Arzt.“

„Nein!“ rief Max. „Nicht zu Bett! Nicht Arzt!“ und ſprang auf und flüchtete ſich in Luiſens Arme, die kleinen Hände flehend zu ihr erhoben: „Bitte, bitte, nimm mich mit Dir! — Ich bin geſund und ſtark.“

Und wirklich war der fürchterliche Anfall, dem Anſcheine nach ohne alle Folgen für ihn, vorüber gegangen.

„Ja, Max, Du begleiteſt mich,“ verſprach die Braut, ihn beſchwichtigend. „Du fährſt mit mir im Wagen und ſitzeſt an meiner Seite.“

Der Knabe ſprang jubelnd an ihr empor, ſchlang ſeine zarten Arme um ihren Nacken, und küßte die holde Braut mit einer leidenſchaftlichen Inbrunſt, als wäre er der Bräutigam.

Schenk behielt zu dieſer Scene daſſelbe verdrießliche Geſicht bei, welches er bei der vorhergehenden gemacht hatte, nur die Schadenfreude, welche es einen Augenblick durchblitzt und ihm einen hämiſchen Ausdruck verliehen hatte, als der

Graf den Knaben gezüchtigt, war daraus verſchwunden, und hatte der Miene des verbiſſenen Zorns Platz gemacht. Natürlich wagte weder er, noch der Graf, ſich Luiſens dem Knaben gegebenen Verſprechen zu widerſetzen. Das dritte Signal zum Aufbruch war ſchon längſt gegeben, und man ordnete ſich dann mit ſo viel Laune, als nach dieſer unangenehmen Störung ſich noch vorfinden wollte. Als Schenk an der Bognar vorüberſtrich, flüſterte dieſe, ohne aufzublicken: „Sind Sie abergläubiſch?“ Er zuckte mit den Achſeln. „Ich bin's!“ fuhr ſie fort, „und es kann keine ſchlimmeren Vorbedeutungen für Ihre Ehe geben. Sie haben einen gefährlichen Nebenbuhler.“ Und dabei ſpielte wieder das bezaubernde, boshafte Sirenenlächeln um ihren verführeriſchen Mund, das dem leichtſinnigen Schenk ſchon einige Male gefährlich geworden war.

Die Geſellſchaft mußte mit Regenſchirmen zu den Wagen geführt werden, ſo ſtark fielen Schnee und Regen durch einander. Max ſtieg mit in den Wagen des jungen Brautpaars, nahm an der Seite der Braut Platz, ſchmiegte ſich an ſie, hielt ihre Hand feſt in der ſeinigen, und ſein Auge liebend zärtlich auf das ihrige geheftet, und nur dann und wann dem verdrießlichen Bräutigam einen froſtigen Blick zuwerfend. Ein ängſtliches Gefühl bemächtigte ſich Luiſens, während ſie in den verdüſterten Zügen des geliebten Mannes las. Er hatte ſich ſtumm in die Ecke gedrückt, und beobachtete das Zunehmen des Sturms. Für ſeine reizende Braut ſchien er keinen Blick zu haben.

„Zürnſt Du mir?“ fragte endlich Luiſe mit wehmuthgebrochner Stimme; er zuckte zuſammen; ſeine Gedanken waren unwillkührlich bei der Sängerin geweſen.

„Nicht doch!“ verſetzte er haſtig, die dargebotene Hand ergreifend. „Ich bin nur, wie natürlich, nicht zum Angenehmſten von den Vorfällen berührt, die leicht hätten vermieden werden können, und die ein ängſtliches Gemüth für ſchlimme Vorzeichen halten könnte.“

„Ich und dies arme Kind ſind unſchuldig. Fein organiſirte Herzen vermögen ſolche harte und ungeſchickte Behandlung nicht zu ertragen. Ich habe mehr gelitten, als Ihr Alle, aber ich habe mich zu faſſen geſucht, und könnte Dir unmöglich durch unfreundliches Schweigen wehe thun, und wenn ich noch ärger gekränkt worden wäre. Uebrigens tragen wir die Zukunft unſrer Liebe in unſern

Herzen, und, was auch für Vorzeichen ſtatt gefunden hätten, der allmächtigen Kraft der Liebe kann kein böſes Geſchick etwas anhaben."

Schenk erbebte von dieſen Worten innerlich, wie ein auf der That ertappter Verbrecher. Und das erwachte Gewiſſen zu beſchwichtigen, und die geſchminkte Lüge, mit der er ſich und ſeine Braut betrog, ſich und ihr als Wahrheit aufzwingend, überbot er ſich jezt in ausnehmender Freundlichkeit, überhäufte ſie mit Lobſprüchen und Liebkoſungen, und war plötzlich der verwandelte Mann. Luiſe war nicht Menſchenkennerin genug, um dieſe unnatürliche Umwandlung zu beargwohnen; die liebenswürdige Schwärmerin fühlte ſich glücklich durch die neuen Liebesbeweiſe des geliebten Mannes; aber aus Marens Auge fiel ein ſtrafender Blick auf Schenk, der dieſen erſchreckte. Es ſchien, daß eine geheimnißvolle Ahnung oder eine höhere Offenbarung der jungen, feſſelfreien, auf Erden noch ſo fremden Seele des Knaben fühlbar gemacht hätte, was er mit dem Verſtande noch nicht faſſen, aus Erfahrungen noch nicht ſchließen konnte.

Man langte an, und ſtieg an der Kirche des Dorfes aus. Sie war feſtlich geſchmückt und faſt überfüllt, theils von Landleuten, theils von den geladenen Hochzeitgäſten aus der Stadt und von benachbarten Ritterſitzen, theils von der Kapelle des Grafen und dem Chorperſonal. So wie der Hochzeitzug auf den ihm bereiteten Stühlen Platz genommen hatte, begannen Kapelle und Sänger eine vom Kapellmeiſter für dieſen Tag auf des Grafen Wunſch componirte Motette mit bewunderswürdiger Kraft und Präciſion aufzuführen. Die herrlichen Töne trugen Luiſen jetzt in einen ſchönen Himmel ſeliger Verzückung. Auch die Gräfin Mutter und Anaſtaſia waren tief ergriffen. Die Erſtere flüſterte der Braut zu, ihr die Hand zärtlich drückend: „Mein holdes Kind, wie lieb' ich Dich!“ Und die Letztere vergoß, mit den ſchönen Augen auf den bleichen, von den Schwingen der Begeiſterung getragenen Kapellmeiſter blickend, Thränen der Rührung und Freude. Sie verſtand den ſehnſüchtigen Tonkünſtler am vollkommenſten, jeder Ton drang in ihr Herz, und rührte dort an ein zartes, ſüßes Geheimniß; und ſie war ſich auch klar bewußt, daß alle dieſe Töne zunächſt für ſie geſchaffen und als klingende Boten an ihr Herz abgeſchickt waren. Thereſia dagegen muſterte die zahlreiche Verſammlung, und warf dem Heldenſpieler, deſſen Augen den ihrigen oft begegneten, einen Blick des Einverſtändniſſes zu. Die Bognar, welche neben ihr ſaß, ließ manchen ſpöttiſchen Blick über den Bräutigam gleiten, der, wenn er ſein Auge traf, ihn aufregte und beängſtigte. Der Prieſter trat vor den Hochaltar. Der Graf und der Director führten den Bräutigam zur Braut. Er nahm ihren Arm. Aber Max, der bis jetzt ganz ſtill neben ihr geſeſſen hatte, nur in ihren Anblick vertieft, und ihre Hand haltend, ließ nicht von ihr los, ſondern ging keck, als verſtände ſich das von ſelbſt, neben ihr zum Altar. Nach dem Vorfall, der ſich kaum vor einer Stunde ereignet hatte, wagte Niemand, dem Knaben zu wehren, aus Furcht, die ſtörende und erſchütternde Scene möchte ſich — vielleicht noch heftiger und ſchlimmer — wiederholen; und ſo that er ungehindert, wie das Brautpaar, er kniete auf der Stufe des Altars vor dem Prieſter nieder, und hielt die Hand der Geliebten feſt. Auf dieſe Weiſe ging die Trauung vor ſich. Max ſetzte ſich, nach vollendeter Feierlichkeit, wieder neben die Neuvermählte, und Niemand ſprach ein Wort über den Vorfall. Selbſt im Wagen auf der Heimfahrt unterdrückte Schenk, ſchuldbewußt, ſeine bittern Gefühle über das abgeſchmackte Benehmen des jungen Grafen, oder er ließ ſie vielmehr wenigſtens nicht zu Worten werden. Der Graf und die Gräfin erwarteten das Brautpaar bereits an der Thüre des Schloſſes, und führten es glückwünſchend in ein Zimmer, wo die Hochzeitgeſchenke aufgeſtellt waren, unter denen ſich manche ſinnige und werthvolle Gabe befand. Die Gräfin hatte ihr ein reiches Perlenhalsband verehrt, der Graf einen koſtbaren Zobelpelz, Anaſtaſia einen Wiener Flügel, Thereſia ein Receſſaire. Max's Gabe überraſchte Luiſen. Er brachte ihr ein ſchneeweißes Lamm mit einem rothen Halsband. Es war ihr, als hätte er ſich unbewußt ſelbſt darunter verſtanden. Er hatte das Geſchenk durchaus ſelbſt gewählt, und ſich das Lämmchen in der Schäferei ausgeleſen. — Rührend war Luiſen auch das Geſchenk des Tenoriſten Lommler, ein ausgezeichnet ſchönes Taubenpaar in einem Glaskaſten. Jede Taube hatte an einem rothen Bande ein goldnes Herz auf der Bruſt hängen, und einen zierlichen Schlüſſel an einem blauen Bande. Der Schlüſſel des Männchens ſchloß das Herz des Weibchens, und umgekehrt, der Schlüſſel des Weibchens das Herz des Männchens. Luiſe öffnete den Kaſten, um die herrlichen Tauben zu liebkoſen; ſie nahm den Schlüſſel von des Taubers

Hals, und öffnete das Herz der Täubin, und ſieh, ein Ring von Rubinen mit dem Worte „Liebe“ kam daraus zum Vorſchein. Darüber hatte man des Taubers nicht Acht, der, ängſtlich gemacht durch die Menſchenmenge, plötzlich die Flügel entfaltete und mit ſolcher Heftigkeit an die nächſte Fenſterſcheibe anprallte, daß dieſe klirrend in Stücke zerſprang, und der Tauber durch die Oeffnung einen Weg in's Freie fand. So große Mühe ſich auch Lommler in den nächſten Tagen gab, der Flüchtling konnte nicht wieder beigebracht werden, und ſein Erzieher vermuthete, man möchte ihm des goldnen Herzes und des darin befindlichen Turkiſen-Rings (mit dem Worte „Treue“) wegen, den Garaus gemacht haben.

Bei Beſichtigung der Geſchenke durch die Gäſte wollte die Bognar der Braut das Perlenhalsband umlegen, aber indem ſie es befeſtigen wollte, zerriß es unter ihrer ungeſchickten Hand, und die Perlen rollten, ſich ablöſend, im ganzen Zimmer umher, ſo daß ein allgemeines Suchen darnach entſtand.

„O weh!“ ſagte die Gräfin Mutter zu der Sängerin. „Das bedeutet Thränen, viele Thränen für meine gute Luiſe.“

„Sie thut mir leid," entgegnete die Sängerin leichtſinnig, „aber der Menſch kann ſeinem Schickſal nicht entgehen, ſonſt hätte ich das Halsband nicht zerriſſen! Ich weiß ſelbſt nicht, wie es entzwei gegangen iſt."

Die lockenden Töne der Kapelle zogen die Geſellſchaft in den großen Salon und in die daran ſtoßenden, langen Zimmerreihen. Dort ſtand ein Dejeûner dinatoir; bald perlten die koſtbarſten Weine in den kryſtallnen Kelchgläſern, ein Wagen um den andern langte an, und immer mehr Gäſte ſtrömten zu. Als die Geſellſchaft ſich's nach Kräften ſchmecken ließ, öffnete ſich die Hauptthüre, und ein glänzender Maskenzug trat herein von Melpomene, Thalia, Euterpe und Terpſichore, an ihren Anzügen und Attributen kenntlich, angeführt. Es waren die Hauptperſonen der vorzüglichſten Dramen und Opern der Zeit, die nach einem Umzug durch den Saal, auf die Aufforderung der vier Muſen ein glückwünſchendes und huldigendes Drama aufführten, welches der Graf ſelbſt gefertigt. Zuletzt wurden dem Brautpaare noch die tragiſche und komiſche Maske, die Flöte und der Thyrſus überreicht, und ſie damit gleichſam der dramatiſchen Kunſt geweiht, und in den Bund der Künſtler aufgenommen.

Am ſpäten Nachmittag, als ſchon helles Kerzenlicht durch alle Räume des Schloſſes wogte, begann das glänzende diner, an welches ſich um Mitternacht ein bal paré anſchloß.

Unter den Gäſten zeichneten ſich einige junge Edelleute, Söhne benachbarter Gutsbeſitzer, durch Jugend, männliche Schönheit und Bildung aus. Sie waren es, die den jungen Gräfinnen vorzüglich den Hof machten, auch wohl mit den gewandten Actricen gern ein flüchtiges, ſüßes Verhältniß eingingen, wie es Zeit und Gelegenheit, reizender Muthwille und empfängliche Herzen wohl mit ſich brachten. Einer dieſer jungen Herren war heute zum erſten Male Gaſt der Familie Eigl. Er war ein Graf Oßnack, und hatte zu Michaelis ſeine Rechtsſtudien zu Pavia beendigt. Jetzt lebte er zurückgezogen auf einem, zwei Meilen von Oszlau entfernten Gute ſeines Vaters, um ſich den Winter über in ländlicher Zurückgezogenheit, und vor aller Störung geſichert, auf das Staatsexamen vorzubereiten. Von ſehr angenehmer Körperbildung, wußte er dieſen Vorzug durch geiſtige Gewandtheit und eine gerade nicht gewöhnliche

Bildung um ein Bedeutendes zu erhöhen. Schon am Tage hatte er die in ſtolzer Schönheit prangende und alle Männeraugen auf ſich ziehende Thereſia ausgezeichnet; bei Tafel war er, auf ſeine Veranſtaltung, ihr Nachbar geworden, und auf dem Balle konnte es ſelbſt dem oberflächlichen Beobachter nicht entgehen, daß das Herz des jungen Grafen für die hochreizende, junge Gräfin Feuer gefangen habe. Obgleich geſchmeichelt von ſeinen Huldigungen, nahm ſie dieſelben doch mit jenem ſtolzen, anſcheinend kalten Indifferentismus auf, der jungen Mädchen ihres Charakters und Standes nicht ſelten eigen zu ſein pflegt. In einer Ecke des Saals ſaß Ligatſchnek, und warf glühende Blicke auf ſie und den jungen Grafen, während leiſe Flüche über ſeine bebenden Lippen glitten. Er nahm ſich endlich zuſammen, und forderte Thereſien zu einem Tanze auf, verfolgt von allen zum Theater gehörigen Augen, am ſchärfſten aber von denen des weiblichen Theils.

„Willſt Du mich und Dich in den Tod ſtürzen?“ knirſchte er ihr zu.

„Schweig!“ flüſterte ſie, ſtreng befehlend. „Hundert Augen ſind auf uns gerichtet. Ich erwarte Dich nach dem Balle.“

Das Geſicht des Schauſpielers nahm einen weniger finſtern Ausdruck an, und der Tanz ging ohne Störung zu Ende, wie der Ball. Graf Oßnack beurlaubte ſich mit viel ritterlicher Galanterie vom reizenden Gegenſtande ſeiner Wünſche, und verſprach bald wieder zu kommen. Das Brautpaar hatte ſich bereits zurückgezogen, und der an Luiſens Bruſt entſchlafene Max wurde von einigen Dienern zu Bette getragen. Die fremden Gäſte fuhren ab; die meiſten männlichen Mitglieder des Theaters hatten der Flaſche ſo wacker zugeſprochen, daß ſie freiwillig und gezwungen das Lager geſucht hatten. Die Muſik verſtummte, und die Kerzen verlöſchten. —

Eine Stunde ſpäter huſchte eine verhüllte Geſtalt vom Park in den hintern Schloßhof, an dem rechten Flügel des Schloſſes hin, in eine kleine Thür zur ebnen Erde, und trat mit leiſem aber ſicherm Schritt, der ihre Bekanntſchaft mit der Localität bekundete, in eine geräumige warme Stube. Es war die Küchenſtube, in welcher Köche und Köchinnen Tags über gewirthſchaftet hatten, aber die Finſterniß verhinderte, die noch hier herrſchende Unordnung wahr zu nehmen. Der Eingetretene ſagte halb laut: „Hochzeit!“ denn dies war die

Parole der beiden Liebenden für dieſe Nacht, und augenblicklich fühlte er ſich von ein Paar weichen Armen umſtrickt, und ein ihm wohlbekannter, heißer, üppiger Mund ſuchte den ſeinigen. Darauf ſetzten ſich Beide ſtumm auf ein Ruhebett. Hier ſaßen ſie denn auch eine Zeitlang ſtumm; ſie hatte ſeine Hand losgelaſſen; jedes ſchien die Anrede vom Andern zu erwarten.

„Was willſt Du von mir?“ fragte der Schauſpieler endlich rauh und hart.

„Weiter nichts, als daß Du gleich wieder gehſt,“ verſetzte die junge Gräfin gereizt.

„Ich werde gehen und nie wieder kehren. Aber was auch geſchieht, die Verantwortung iſt Dein, und die Reue über Deine Schändlichkeit wird zu ſpät kommen.“

„Ei ſeht doch, Herr Währwolf! Schändlichkeit, Reue, Verantwortung! — Sagen Sie mir gefälligſt, Herr Joſeph Ligatſchnek, was hab' ich denn ſo Entſetzliches verbrochen?“

„Laß Deine Scherze! Sie machen mich nur wüthender. Ich bin wahrlich nicht zum Scherzen aufgelegt.“

„Nun ſo antworte in Ernſt, in Wuth, in Tollheit, wie's beliebt. Was hab' ich Dir gethan, daß Du glaubſt mir drohen zu müſſen?"

„Haſt Du mich nicht ſo eben fortgeſchickt, wie einen Buben — ?"

„Ja, wie einen unartigen Buben. Weil Du's nicht beſſer verdient haſt. Wie haſt Du Dich ſchon den vergangenen Tag und vorzüglich während des ganzen Balles benommen, daß all der Komödiantenplebs die Köpfe ziſchelnd zuſammengeſteckt hat!"

„Es war mir unerträglich zu ſehen, wie der gräfliche Laffe Dich ganz in Beſchlag nahm. Wilde Gefühle und Gedanken peitſchten mein Blut zu einem Aufruhr, den ich nicht mit Worten ſchildern kann. Auch von jenen Gefühlen kann ich Dir kein Bild geben; es müſſen die Furien ſein. Genug, daß ſie mir fort und fort den Gedanken aufnöthigten, ich müſſe den Grafen Oßneck ermorden. Und wenn mir in jenen Augenblicken eine Waffe zur Hand geweſen, wer weiß was geſchehen wäre."

„Du biſt ein entſetzlicher Menſch, Joſeph. Aber wozu dieſer Lärm um nichts! Daß ich Dich liebe und nur von Dir geliebt zu ſein wünſche, davon hab' ich Dir leider! mehr als zu viel Beweiſe gegeben. Und hätteſt Du mich mit ruhigem Auge beobachtet, ſo müßteſt Du bemerkt haben, wie ich mich gegen Oßneck benahm. Ich kann und werde nicht unhöflich, unartig gegen einen Mann meines Standes ſein, der mir mit beſcheidenen Huldigungen naht.“

„Ha, dieſer Stand! Das iſt's, was mich noch toll macht. Jeder adlige Dummkopf kann öffentlich, wo es auch ſei, zu Dir heran treten, kann ſich um Deine Gunſt bewerben, Dich auszeichnen, Dir den Hof machen, während ich knirſchend, von Höllenqualen durchraſ't, von fern ſtehen muß, wie ein Ausgeſtoßener, ein Geächteter, ein Gebrandmarkter. Und wenn ich das größte Künſtlergenie wäre, ich bleibe der verachtete Komödiant, deſſen armer Leiche man nicht einmal ein ehrliches Begräbniß zugeſteht.“

„Ja und der in der heimlichen Nacht zur ſchönen Gräfin ſchleicht, um ihr die Lippen wund zu küſſen. Geh', Du biſt gemüthskrank, ſonſt wärſt Du nicht ſo erfinderiſch in dieſer Selbſtqual. Was iſt denn ſchöner und poetiſcher, das Herz aufregender und befriedigender, vor allem miſerabeln Volke ſich einander zu umſchwänzen und zu belecken, und zu Hauſe kalt und gleichgültig neben einander ſitzen, und das nicht einmal, oder in ſtiller, verſchwiegener Mitternacht die klopfenden Herzen aneinanderlegen, Seele in Seele tauchen und die friſche Flamme des Gefühls, wie ſie aus der Bruſt herauflodert, mit gierigem Kuſſe von der Lippe des geliebten Gegenſtandes wegſchlürfen. Aber geh', Du verſtehſt mich nicht; Du haſt kein Herz für meine Liebe, kein Gefühl für die Opfer derſelben, die ich Dir frei und froh gebracht. Ich habe mich an Dich weggeworfen; ich wähnte den liebenden Jüngling zu umarmen, und der von widrigem Stolze aufgeblähte Schauſpieler ſteht vor mir. Ich vergaß die Gräfin, und Du willſt nie den Schauſpieler vergeſſen. Herr Joſeph Ligatſchnek, wir haben uns geirrt; wir paſſen nicht für einander. Ich muß mein liebendes Herz gegen die abgeſchmackten Quälereien eines raffinirten Egoiſten verſchließen. Leben Sie wohl!"

„Thereſia!" rief der Heldenſpieler erſchüttert, „wie entſetzlich verkennſt Du mich! Aber nein! Deine gereizte Weiblichkeit ſpricht nur ſo. Du kennſt mich beſſer. Du willſt Dich an mir rächen, und ſprichſt deshalb gegen Deine Ueberzeugung. Großer Gott, ich ſoll Dich nicht lieben! Nie hat es einen ungerechtern Vorwurf gegeben. Jeder Gedanke meiner Seele biſt Du, jedes Gefühl meiner Bruſt hat Dich zum Gegenſtande; wann hätte ich einen Wunſch, der ſich nicht auf Dich bezöge? Wo ich gehe und ſtehe: Dein ſüßes Bild ſchwebt vor den Augen meines Geiſtes, Du biſt die Fee, die alle meine Träume durchgaukelt. Sprich! — und ich gehe für Dich in den Tod; aber Dich von einem Manne Deines Standes geliebt zu ſehen, während ich ſcheu von fern ſtehen muß; das macht mich wahnſinnig."

„Du biſt wahrhaft unausſtehlich, Joſeph, aber gerade deshalb lieb' ich Dich ſo ſehr. Wärſt Du anders, ein gefügiger, geduldiger, ſentimentaler Mondanbeter, ich würde mir gewiß gar nichts aus Dir machen. Aber weil ich Dich oft vor Aerger und Verdruß über Deinen Starrkopf verwünſchen möchte, gerade deshalb biſt Du mir ſo theuer, und ich möchte Dich mit keinem Andern vertauſchen, und wenn er mich noch zärtlicher liebte, und ein Fürſt dazu wäre."

„Ach, Thereſia, Inbegriff all meiner Seligkeit, habe Mitleid mit mir! Sieh, Du kannſt mich zum ſanfteſten Kinde machen, das ſich willig zu Deinen Füßen ſchmiegt, und ſich von Dir treten läßt, wie ein Hund. Aber Du kannſt mich auch in ein mordgieriges Ungeheuer verwandeln, in einen Löwen, der Blut geleckt hat. O, laß mich ſtets ein Kind ſein! Es iſt ſo ſüß ein Kind zu ſein in Deinen Armen.“

„Mein liebes, verhätſchtes Kind!“ Und flammende Küſſe erſtickten die Worte auf dem Doppelpaar roſig geſchwellter Lippen.

Das junge Ehepar hatte zu ſeinem Debüt „Wallenſtein's Tod“ gewählt, Schenk die Rolle des Max Piccolomini, ſeine Gemahlin die der Thekla. Obgleich Schenk in einer tragiſchen Liebhaberrolle zuerſt hier auftrat, ſo hatte er ſich doch bereits auf Anrathen des Grafen, des Directors und Kapellmeiſters entſchieden, ſeine Theaterlaufbahn als Baritoniſt zu machen. Auch die Bognar trug nicht wenig zu dieſem Entſchluſſe bei. „Es iſt ja tauſendmal geſcheidter für uns, Sie ſingen, als Sie ſpielen blos Komödie. Es iſt doch eine rechte und wahre Aufregung. Die Seele kann ſich viel kräftiger und beſſer im Ton ausſprechen, als in der Rede. Was kann denn der Schauſpieler weiter geben als Gedanken, und die ſind alle ſo abgedroſchen, ſo ordinär und abgegriffen, wie eine Hausthürklinke. Ich höre da nichts Neues und Erhebendes mehr. Und all' das Zeug denkt er nicht ſelbſt, nein, er läßt ſich's erſt vom Dichter vordenken. Er iſt ärger daran, als ein wiederkäuendes Thier, denn dieſes käut doch das erſte Mal ſelbſt; der Schauſpieler aber nicht. Der käut nur wieder, was ihm der Dichter vorgekäut hat. Wir aber geben tiefe, lebendige, brillante, bunte, dunkle Gefühle; die hat uns weder der Dichter, noch der Componiſt vorgefühlt; die Worte und Töne ſind nur Zauberſtäbe, womit jene ewig jungen, ſtets neuen, nie verbrauchten oder abgenutzten Gefühle aus unſrer Bruſt hervorgelockt werden. Der Verſtand iſt ein alter langweiliger Pedant, das Gefühl ein wildes, reizendes Kind. Werden Sie Sänger. Sie haben eine herrliche Stimme, und mir ſchon einigemal damit an die tiefſte Seelenfaſer gerührt, ſo daß mir Thränen in die Augen ſtiegen. Sie würden als Schauſpieler bald ſchaal werden."

„Sie trauen mir wenig erhaltendes und auffriſchendes Salz zu."

„Ach nein, ſo ſtark und kräftig ſind Sie nicht, wie Sie gern ſcheinen möchten. Dieſen Schein von geſalzter Schärfe Ihres Geiſtes, mein Herr, haben Sie bereits durch die That vernichtet."

„Durch welche That?"

„Durch Ihre Verheirathung. Welcher Mann, der ſich pikant und begehrt erhalten, ſeine Gefühle in ſprudelnder Thätigkeit bewahren will, wird ſich von einem Prieſter mit einem Weibe zuſammen ſchmieden laſſen! Verheirathete Männer werden zehnmal ſchneller ſchaal, als ledige. Werden Sie Sänger, Schenk, ſonſt ſind Sie in einigen Wochen ſchon gänzlich ungenießbar.“

„Sie gehen grauſam mit mir um, Anna!“

„Ach nein! Es iſt ja nur Scherz. Denn Ihre Hochzeit war doch eine grüne Oaſe in dieſer dürren Lebenswüſte. Ich habe mich doch an dem Tage unterhalten und manche Freude gehabt. Es iſt ſo hübſch einmal eine außergewöhnliche Narrheit zu genießen. Lieber Schöpfer, nun geht die alte Leier wieder fort, Soltau raſirt und pomadiſirt ſich, Lomler füttert ſeine Tauben, Mauleſel ſeine Hunde, der Graf ſpielt Geige, und man ſtirbt vor Langeweile. Zum Ueberfluß wird der junge Graf auch noch ein geſcheidter Bube; als Dummkopf war er doch intereſſant. Das hat Ihre liebe Frau Gemahlin auf dem Gewiſſen, die ſich ihn an die linke Hand hat trauen laſſen.“

„Wenn Sie mich nicht ernſtlich böſe machen wollen, Anna, ſo ſpielen Sie dies mir äußerſt widerwärtige Thema nicht weiter."

„Ein wenig Aerger regt auf, guter Freund! Manchmal möchte ich mich gern ärgern, und weiß nicht worüber. Und von dieſer troſtloſen Langeweile in dem verwünſchten Neſte red' ich ja eben. Ich wollte Sie machten alle Monat einmal Hochzeit, oder Jemand anders. Aus lauter Bedürfniß nach Unterhaltung könnte ich mich am Ende gar ſelber entſchließen, Hochzeit zu machen. Ja, ja, ich glaube, ich heirathe den Soltau, wenn er mich will."

„Anna, Sie legen es darauf an, mich zu kränken."

„Keineswegs. Ich möchte nur, daß etwas geſchieht. Seit vier Wochen lauere ich nur darauf, daß der Ligatſchnek etwas für mich Paſſendes thun ſoll, aber vergebens. Der Menſch hat mich getäuſcht; er iſt ſo proſaiſch und nüchtern, wie die Andern. Wenn er ſich doch nur erſchießen, oder die Gräfin entführen, oder ſonſt irgend einen ſogenannten dummen Streich machen wollte, er würde ſich meine Liebe und Achtung erwerben. So begnügt er ſich, Geſichter zu ſchneiden, als ob er Bauchgrimmen hätte, und das Pulver verpufft, ohne zu einer Exploſion zu werden. Ich hoffte ſchon, der Graf Oßneck werde ihn in die rechte Bahn bringen, auf der er uns bald etwas erleben ließe. Alles nichts. Selbſt die Orakelſprüche der Madame Uhlig fangen an ledern zu werden; es ſind immer dieſelben dummen Gerichte, die ſie wieder aufwärmt. Wenn nicht das Bischen Klatſcherei wäre, man ſtürbe vor Ennui. Jetzt hetz' ich den Jeſſen und den Euler zuſammen, die ſich über die Uhlig entzweit haben. Es gibt doch wenigſtens eine vierzehntägige Todtfeindſchaft, und man hört kräftige Schimpfworte. Vielleicht machen ſie mir ſogar die große Freude ſich zu ſchlagen. Ach, nach einer Prügelei lechzt meine Seele! Vielleicht gerathen Ligatſchnek und der Graf Oßneck aneinander, wenn Letzterer zum Wallenſtein herkommt. Ein Duell wäre auch ſo übel nicht; aber unſer Held iſt nur auf der Bühne von Adel. Was meinen Sie? Haben Sie gar keine Hoffnung auf einen Skandal?"

„Wer weiß," verſetzte Schenk nachdenklich, „ob es nicht bald Skandal genug geben wird." Und er ging mit gemiſchten Gefühlen. Er fühlte ſich zu der Sängerin hingezogen und von ihr abgeſtoßen, und das daraus entſtehende Mißbehagen wich nur, wenn er in das reine, ſchöne Auge ſeines

Weibes ſah, das ſie beim Einſtudiren ihrer Rolle mit edler Begeiſterung oft gen Himmel ſchlug. Dann ſchämte er ſich der in ihm entkeimenden Neigung zu der frivolen Sängerin, und nahm ſich vor, ſie ſo viel als möglich zu meiden, nicht als Sänger aufzutreten, und ſeiner geliebten Luiſe die heiligſte Treue zu bewahren. Aber ach, was waren doch die Vorſätze dieſes ſchwachen, ſchwankenden Charakters!

Die Aufführung des Wallenſtein war eine großartige und gelungene, und Luiſe legte Zeugniß von ſich ab, daß ſie zur tragiſchen Künſtlerin berufen ſei. Wenn ſie natürlich in manchen Beziehungen die Anfängerin noch nicht verläugnen konnte, ſo war doch die fromme, begeiſterte Liebesglut, das ſchwärmeriſche Aufſtreben ihrer Seelenſchwingen nach ſehnſüchtig geahneten, höhern Lebenskreiſen und überirdiſchen Zuſtänden weit über alle Anfängerſchaft erhaben. Man erkannte den Adler, der ſehnſüchtig von ſeinem Horſte zur Sonne ſchaute, wenn er auch den Flug dorthin noch nicht wagen konnte. Der Graf umarmte die angehende Künſtlerin in den Zwiſchenacten, und als ſie fertig war, zog Anaſtaſia ſie in die Loge zur Mutter, von der ſie mit den rührendſten Beweiſen mütterlicher Zärtlichkeit überhäuft wurde.

Schenk ſpielte den Max, wie er Alles ſpielte, routinirt, gewandt, mit Verſtand, ohne die Weihe des Kunſtgenius; er war eben ein Schauſpieler wie Tauſende, die nichts verderben, und die ſcharfſichtige, boshafte Primadonna hatte ganz recht, wenn ſie ihm prophezeite, daß er als Schauſpieler bald ſchaal werden würde. Dagegen war Ligatſchneck, als Wallenſtein, ganz der düſter grübelnde, gewaltige Feldherr, der dem Schickſal unterliegt, dem er trotzt. Er war vielleicht nie trefflicher in einer Rolle geweſen; denn noch nie hatten die eignen Leidenſchaften ſo in ſeiner Bruſt geſtürmt, zuſammenbrauſend mit den darzuſtellenden, als an dieſem Abend. Er ſah den Grafen Oßneck die Geliebte fort und fort umſchmeicheln. Daß es aber nicht zu einem Eclat kam, wie die Sängerin wünſchte, das verhütete Thereſia's Klugheit.

Die nächſte Vorſtellung war Don Giovanni von Mozart, worin Schenk in der Titelrolle auftrat. Sein Geſang, verbunden mit ſeinem Spiel, beſtätigten die Meinung, daß die Oper ſein theatraliſches Wirkungsfeld ſei. Anna Bognar brillirte als Donna Anna neben ihm.

Am andern Morgen ſchloß der Director Garçon den Engagements-Contract des jungen Ehepaars ab, und Schenk mußte auf den wiederholt und dringend ausgeſprochenen Wunſch des Grafen wenigſtens die Regie der Oper übernehmen.

Noch an demſelben Tage ließ die Gräfin Mutter den neuen Regiſſeur zu einer Unterredung auf ihr Zimmer einladen, und Schenk ſtellte ſich zur beſtimmten Stunde ein. Die edle Dame empfing den jungen Mann mit viel Herzlichkeit, obgleich unverkennbar eine Wolke des Trübſinns ihre hohe Stirn überſchleierte.

„Herr von Zinkberg," begann die Gräfin mit einem wohlwollenden Lächeln, indem eine anmuthige Handbewegung ihn einlud, neben ihr auf dem Divan Platz zu nehmen, „erlauben Sie mir, daß ich Sie unter vier Augen und zwiſchen dieſen vier Wänden mit Ihrem Namen benenne, der Sie mir gleich ſtellt. Es thut meinem Herzen wohl, Sie ſo zu nennen, und Sie werden dadurch demſelben um ein Bedeutendes näher gerückt. Auch gilt das, was ich mit Ihnen jetzt zu reden habe, nicht ſowohl dem Schauſpieler, als dem Edelmann. Ja, dem untadelhaften Edelmanne will die Gräfin ſich anvertrauen, will ihm ihr Herz ausſchütten, ihr ganzes Vertrauen ſchenken und mit ihm überlegen, wie ihrer Noth abzuhelfen iſt.“

„Sie ſpannen meine Erwartung aufs Höchſte, gnädige Gräfin, während ich nicht ohne Unruhe die Frage an mich ſtellen muß, ob ich eines ſolchen Vertrauens auch ganz würdig bin.“

„Nein, ſprechen Sie nicht ſo von ſich, Herr von Zinkberg! Ihre Frau wird Ihnen geſagt haben, in welcher geiſtigen Beziehung ich zu ihr ſtehe. Sie iſt meine Tochter; laſſen Sie mich alſo Sie als meinen Sohn betrachten. Lebte mein älteſter Sohn noch, er würde faſt in Ihrem Alter ſein, und ich hätte an ihm einen natürlichen Freund, Berather und Beſchützer. Erſetzen Sie mir den Sohn — und ſagen Sie nicht aus Beſcheidenheit, die hier nicht an ihrem Platz wäre, daß Sie deſſen nicht würdig ſeien. Doch zur Sache! Sie ſind nun lange genug hier, um wenigſtens die äußern Verhältniſſe dieſes wunderlichen Etabliſſements kennen gelernt zu haben, und es müßte mich Alles täuſchen, wenn Ihr Scharfblick nicht auch die innern theilweiſe erforſcht haben ſollte.“

„Manches weiß ich, manches vermuthe ich nur. Es kommt mir nicht zu, mich in Dinge zu miſchen, die mich nichts angehen. Ich bin hierher gekommen, um mich der Bühne zu widmen. Verhältniſſe, die über meinen Zweck hinaus liegen, würden nur ſtörend auf mein Streben einwirken.“

„Es ſcheint mir,“ verſetzte die Gräfin faſt traurig, „daß in dieſen Worten eine vorſchauende Abwehr gegen die Bitte enthalten iſt, die meine Bedrängniß an Sie zu ſtellen im Begriff iſt. Und doch ſind Sie mir hier wie ein rettender Engel erſchienen, ſind der einzige Mann hier, der mein Vertrauen verdient, und zu dem ich mich in meiner Noth flüchten kann. Großer Gott! Und nun wollen Sie mich zurückweiſen!“

„Gnädige Gräfin!“ rief Schenk beſtürzt. „Sie haben ſich an den Edelmann in mir gewandt, und trauen ihm ſo wenig Ritterlichkeit zu, wie ſelbſt der Schauſpieler Schenk nie verläugnen würde, einer Dame mit Gut und Blut zu dienen. Befehlen Sie über mich und mein Leben; alle meine Kräfte ſtehen Ihnen zu Dienſte. Möchte es Ihnen nur endlich genehm ſein, mir zu ſagen, worin dieſe Dienſte beſtehen ſollen, damit ich raſch zur Ausführung derſelben ſchreiten kann.“

„Erſt überlegen und dann handeln,“ ſagte die Gräfin wieder ruhiger. „Ich wußte es, ich kann mich nicht in Ihnen getäuſcht haben; aber ich bin aufgeregt und leidenſchaftlich. Meine Lage bringt es mit ſich. Darum verzeihen Sie mir. — Hören Sie mein Unglück! — Die Liebhaberei oder vielmehr Leidenſchaft meines Mannes für die Kunſt der Bühne, die ihn von Jugend auf beherrſcht hat, die ich mit ihm theilte, und die uns zuſammengeführt hat, muß uns in kurzer Zeit in den Abgrund des Verderbens ſtürzen. Statt daß ſie mit ſeinem vorrückenden Alter abnehmen ſollte, nimmt ſie im Gegentheil zu meinem Schrecken noch zu. Sie hat ihm jede Sorge um die Verwaltung unſres Vermögens zuwider gemacht, und ſeine Abneigung gegen das proſaiſche Rechnen und die Ausgabe mit der Einnahme in ein richtiges Verhältniß zu bringen, iſt bis zu einem Grade geſtiegen, der dem wahnſinnigſten Leichtſinn geldverſchwendender Jugend gleich kommt. Würde die Sachlage in ihrer ganzen abſcheulichen Wahrheit der Regierung bekannt, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß ſie meinen Mann ſofort öffentlich für untauglich erklären würde, ſein Vermögen zu verwalten, und ihm, zu ſeiner Schande, aber zum Beſten ſeiner Kinder, einen Vormund beſtellte. Wie könnte ich es aber zu dieſem Aeußerſten kommen laſſen, da mir noch andre Mittel und Wege aufſtehen. Den beſten hoffe ich mit und durch Ihre Güte einzuſchlagen. Leihen Sie mir Ihren Kopf und Ihre Hand, um mich und meine Kinder vor dem Verderben zu bewahren!"

„Ich bin bereit!" ſagte Schenk mit erkünſtelter Dienſtfertigkeit, aber ſein Herz war nicht in ſeinen Worten, und ihm ſchauderte innerlich vor der Ausſicht, die ihm die Gräfin eröffnete; denn Rechnen und Wirthſchaften war eben auch nie ſeine ſtarke Seite geweſen, und wenn ſeine Kaſſe leer war, konnte er eben ſo wenig begreifen, wohin ihr Inhalt gerathen war, als es der Graf im Stande zu ſein ſchien.

„Dieſe unverzeihliche Nachläſſigkeit," fuhr die bekümmerte Frau fort, „hat uns ganz in die Hände dieſes Garçon gegeben, der, ohne allen Zweifel, ein ausgefeimter Schurke iſt. Wir beſitzen ſechs große Rittergüter, die jährlich ein ſo bedeutendes Kapital abwerfen, daß der Graf ſeiner Theaterleidenſchaft nachhängen konnte, ohne daß wir dadurch jemals in eine mißliche Lage verſetzt werden dürften. Aber die Fahrläſſigkeit meines Mannes, der die ganze Verwaltung der Güter, des Theaters und ſelbſt unſres Hausweſens dieſem gewiſſenloſen Menſchen in die Hände gegeben, hat uns dem Ruine zugeführt. Sie werden an der Möglichkeit zweifeln, und doch iſt es ſchreckliche Wahrheit: ſo lange dieſer verſchmitzte Halbfranzoſe Verwalter unſres Vermögens iſt, hat ihm der Graf noch nie einen Rechnungsabſchluß oder irgend eine Rechenſchaft abverlangt. Garçon erhebt die Gelder von den Pächtern und Verwaltern der verſchiedenen Nutzungen, und zahlt an uns und an das Theaterperſonal, ohne daß der Graf je nach dem Wieviel fragt. Anfänglich hat er die Sache, da ſie ihm ſtets unbequem und zuwider war, fort und fort hinausgeſchoben. Wenn Garçon mit den Rechnungsbüchern kam, hieß es: „Ich habe jetzt keine Zeit; ich muß dies und das verrichten. Kommen Sie ein anderes Mal!“ Als er ſich auf dieſe Weiſe mehre Male abgewieſen ſah oder bemerkte, daß der Graf ſeinen Vorträgen zerſtreut zuhörte und nachher gar nicht wußte, wovon eigentlich die Rede geweſen war, kam er natürlich nicht wieder. Der Graf beſtätigte ihn auch darin, indem er ihn nicht aufforderte, im Gegentheil ſtets zu ihm ſagte: Ich vertraue Ihnen ganz; Sie beſitzen mein unbeſchränktes Vertrauen u. ſ. w. Dieſer Menſch iſt als ein ganz erbärmlicher, zerlumpter Schauſpieler hierher gekommen, und ich fürchte, er iſt jetzt im Beſitz eines ungeheuern Vermögens, während wir arm geworden ſind. Jetzt nun mag der Graf wohl einſehen, wie die Dinge beſchaffen ſind, und ich habe dies aus mehreren ſeiner Aeußerungen entnommen; aber jetzt fürchtet er ſich vor ihm. Eigl war — das weiß ich aus ſeinem Munde — entſchloſſen, ſich Ihnen anzuvertrauen, eh' Sie noch hier waren, und wir nur aus den Mittheilungen Ihrer Braut entnahmen, wie trefflich Sie ſich zu einem Regiſſeur und Theaterdirector eignen würden; aber bis jetzt iſt immer noch nichts von Seiten meines unverbeſſerlichen Mannes geſchehen, und ich merke nur zu deutlich, daß er aus Furcht vor Garçon ſchweigt."

„Sie haben gewiß Recht, gnädige Gräfin; auch ich habe die Ueberzeugung, daß der Graf große Scheu hegt, dieſen alten und, wie es mir ſcheinen will, ſchlimm gewordenen Krebsſchaden zu berühren. Doch eröffnen Sie mir Ihre Anſicht, was zu thun iſt, und namentlich auf welche Weiſe Sie meine geringen Kräfte dabei zu betheiligen gedenken?"

„Ach Gott, ich habe keine Anſicht. Meine ſchwarzen Ahnungen flüſtern mir zu, daß wir am Rande des Verderbens ſtehen, welches Garçons ſchlaue Hand mit ſchwachen Stützen überkleidet hat. Wenn wir erſt auf dieſen wandeln, und ſie unter unſern Füßen zuſammenbrechen, dann iſt's zu ſpät. Mein thörichter Mann verſchließt aber die Augen mit Gewalt, um nicht zu ſehen, wohin ihn und uns ſeine leichtſinnige Sorgloſigkeit, die ſeiner grauen Haare ſpottet, geführt hat. Alſo rathen Sie mir, liebſter Zinkberg, was iſt zu thun, was iſt zu beginnen, um unſerm Untergange vorzubeugen?“

„Zuerſt wäre natürlich Garçon zur Ablegung einer genauen Rechenſchaft zu vermögen“, ſagte Schenk mit gedrückter Stimme, während große Schweißtropfen auf ſeiner Stirn perlten, die ihm die behagliche Wärme des Zimmers nicht allein ausgepreßt hatte, „dann dieſe Rechnung von einem Sachverſtändigen, einem Manne von Fach, prüfen zu laſſen. Ich erlaube mir aber zu bemerken, daß ich das durchaus nicht bin. Endlich wäre Garçon zu removiren, und ſeine Stelle einem ehrlichen, thätigen Manne anzuvertrauen, der in Gemeinſchaft mit Ihnen die Güter verwaltete, da der Graf, ſo weit ich ihn kenne, ſich nie herbei laſſen wird, Rechnungen durchzuſehen und Geldgeſchäfte zu machen.“

„Und würden Sie nicht mir zu Liebe die Leitung einer ſolchen Geſchäftsführung über unſer Vermögen mit dem Poſten eines Theaterintendanten zu übernehmen geneigt ſein?“

„Ach, gnädige Frau, zu nichts in der Welt paſſe ich weniger, als zum Rechnen! Mein Leib und Leben für Sie, aber rechnen kann ich nicht. Wie nur ſollte ich es anfangen?"

„Nun da ſind wir ja auch noch nicht!" tröſtete die Gräfin lächelnd den erſchrockenen, jungen Mann. „Erſt müſſen wir uns des Garçons entledigen."

„Aber wer darf ſich anmaßen, in dieſer Sache ohne des Grafen ausdrücklichen Befehl und ohne vollkommenſte Willensübereinſtimmung mit ihm zu handeln? Ich fürchte, der Graf wird ſeine Zuſtimmung nicht geben, ja, und wenn ich blos von Ihnen, gnädige Frau, autoriſirt, gegen Garçon auftrete, hätte ich nicht nur zu erwarten, daß der Graf mich gänzlich im Stiche ließe, ſondern ſogar, daß er Partei gegen mich nähme? Wir müſſen uns alſo vor allen Dingen des Grafen zu verſichern und eine ſchriftliche Vollmacht für mich von ihm zu erwirken ſuchen, ach, und dann kann er uns noch vor Anbeginn der Schlacht oder mitten im Treffen deſertiren."

„Ja, ja, leider haben Sie Recht! An ſeiner Charakterloſigkeit wird Alles ſcheitern."

„Wenn ich wirklich zu Ihrer Familie zu gehören die Ehre hätte, wenn meine Frau in der That ihre Tochter wäre, gnädige Gräfin, dann hätte ich Fug und Recht, nicht nur gegen den Director Garcon, ſondern auch gegen den Herrn Grafen ſelbſt, entſchieden und energiſch aufzutreten. Aber unter welcher Firma ſoll ich es jetzt thun? „Wie“, fuhr er, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mit lebhafterer Stimme fort, „wenn Graf Oßneck —“

„Das iſt ein herrlicher Einfall!“ rief die Gräfin erfreut. „Ja, wenn der junge Oßneck Thereſien heimführt, dann iſt uns geholfen. Oßneck ſoll ein tüchtiger Juriſt ſein; die Güter und das Vermögensweſen ſeines Vaters ſind in der trefflichſten Ordnung, die Beamten dort einſichtsvolle Leute. Sobald alſo Thereſe Gräfin Oßneck wäre, hätte ihr Mann die vollkommenſte Berechtigung, die Angelegenheiten ſeines Schwiegervaters ebenfalls in Ordnung zu bringen. Ich würde mich mit dem Schwiegerſohne verbinden. Sie würden uns gewiß nach Kräften beiſtehen; Oßneck würde einigen ſeiner ſachverſtändigen Beamten das ſchwierige Rechnungsweſen, die Reviſion und Prüfung der Angelegenheit übertragen, und ſo würden wir binnen wenigen Monaten klar ſehen in dieſer verwirrten Sache. Dieſen Gedanken hat Ihnen Gott eingegeben.“

Schenk war noch froher als die Gräfin, einen möglichen Ausweg aus der fatalen Lage gefunden zu haben, in welche ihn das Vertrauen der Gräfin zu verſetzen im Begriff geweſen war, und er beſtätigte ſie haſtig in ihrer Meinung: „Gewiß, Oßneckſche Beamtete müſſen das Geſchäft beſorgen; denn die Ihrigen ſpielen — fürcht' ich — mit Garçon unter einer Decke, und welche Mittel hätt' ich gegen eine ſolche Macht mit Erfolg aufzutreten?“

Die Gräfin ſah wohl auch ein, daß Schenk nicht der Mann war, der im Chaos des Verwaltungs- und Finanzdepartements ihres Hauſes Ordnung herſtellen und Hülfe leiſten könne, und klammerte ſich deshalb um ſo feſter an den Gedanken: dieſe Hülfe werde und müſſe ihr von Graf Oßneck kommen. „Aber er hat noch nicht um meiner Tochter Hand geworben!“ warf ſie ſich ſelbſt ein. „Glauben Sie, daß er ernſtliche Abſichten auf Thereſien hat?“

„Ohne Zweifel! Sein Benehmen iſt von der Art, daß man auf eine ſtarke Liebe ſchließen muß, die er für ſie gefaßt hat.“

„Und dürfte dieſe Liebe von Thereſien erwiedert werden?“

Schenk hütete ſich wohl, der mütterlichen Freundin etwas von Thereſiens Verhältniß mit Ligatſchek zu verrathen; — ſo unbefangen als möglich antwortete er alſo: „Erforſchen Sie das Herz Ihrer

Tochter, gnädige Gräfin! Das kann Niemand beſſer gelingen, als Ihnen. Und ſollten Sie vielleicht die Entdeckung machen, daß dies junge, ſtolze Herz noch nicht in Liebe zum Grafen Oßneck entbrannt ſei, ſo werden Sie mit mütterlicher Beredtſamkeit Ihrer Tochter die großen und wichtigen Vortheile zu ſchildern wiſſen, welche aus dieſer Verbindung für Ihr Haus entſpringen müſſen. — — Und Graf Oßneck iſt ja ein ſchöner, geiſt- und kenntnißreicher Jüngling, eine Zierde des Ungariſchen Adels. Es wird gewiß auf Thereſens Benehmen gegen den Grafen ankommen, die Werbung deſſelben zu beſchleunigen."

„Sie wird und muß ihn heirathen! Und Sie, Herr von Zinkberg, übernehmen dann die Intendanz des Theaters. Sie ſehen, ich kann Ihre Hülfe nicht entbehren, wenn ich Sie auch vom Rechnen dispenſire, ſo wenig, — wie die Hülfe Ihrer Frau, die die geiſtige Mutter, die Lehrerin und Erzieherin des künftigen Beſitzers dieſer Güter geworden iſt. — Nicht wahr, Sie übernehmen die Leitung des Theaters?"

„Wenn ich Sie dadurch erfreue, gnädige Frau", verſetzte Schenk, durch die Erinnerung an die Stellung ſeiner Frau zu Max unangenehm berührt,

„aber erſt muß der Garçon fort ſein. Mit dieſem Manne mag ich in keinen Conflict gerathen.“

„So ſei's!“ rief die Gräfin erleichtert. „Ich ſpreche heute noch mit Thereſien.“

Schenk küßte ihr die Hand, und ging ebenfalls leicht von dannen, wie Einer, der durch Glück und Schlauheit einer großen Gefahr entronnen iſt. Er begriff nun, weshalb man in ihm allgemein den neuen Theaterintendanten geſehen, und weshalb Garçon ſich ſo diplomatiſch vorſichtig gegen ihn benommen hatte. Der leichtſinnige, junge Mann ſah die beabſichtigte Verwandtſchaft der gräflichen Häuſer Eigl und Oßneck noch ziemlich weit im Felde liegen, und dahinter noch ſeine verſprochene Theilnahme an der Regulirung der Vermögensverhältniſſe und die Theaterintendanz, vor welchen Dingen allen ihm graute. Er hoffte alſo noch lange Zeit zum ſorgenloſeſten Leben zu haben, und fing gleich damit an, ſeiner Freundin Bognar einen Beſuch zu machen.

Das Jahr 1805 hatte begonnen; in Oszlan waren die Dinge ſcheinbar ſo geblieben, im Innern hatte die Zeit mit leiſer Hand Vieles geändert und umgeſtaltet. Eines Abends ſaßen die drei unermüdlichen Hofmacher der Primadonna um das Sopha derſelben, auf welchem die Schöne nachläſſig ausgeſtreckt war. Der Ofen in der Nähe hauchte behagliche Wärme, während der Winter an den Fenſtern ſtürmte. Ein Paar Wachskerzen verbannten die poetiſche Dämmerung nicht aus dem Zimmer, in welcher ſich's am Bequemſten plaudern läßt. Willmann hatte den heute empfangenen Wiener Brief noch in der Hand, aus welchem er der Freundin die friſcheſten Neuigkeiten aus der Hauptſtadt mitgetheilt hatte. Lommler fütterte das Taubenpaar, welches er Annen zum Weihnachtsgeſchenk verehrt und dem ſie mit der Hand jetzt liebkoſ'te, und Soltau beäugelte ſich im großen Trummeau, dem er ſich, wie immer, gegenüber geſetzt hatte.

„Hat Keiner von Ihnen Näheres über den ſeltſamen Eclat auf dem Weihnachtsballe in Presburg gehört?“ fragte Anna gähnend.

„Wer könnte die Geſchichte genauer wiſſen, als Sie, Verehrteſte!“ lispelte der Chordirector mit ſpitzen Lippen. „Herr von Schenk wird Ihnen gewiß alle Details mitgetheilt haben.“

„Ja, wenn er ſie ſelbſt wüßte!“ lachte die Sängerin. „Seine Frau Gemahlin findet aber nicht für gut, ſie ihm mitzutheilen.“

„Das gönn' ich ihm!“ rief der Puppenkopf ſchadenfroh. „Er hätte ſeine junge, ſchöne Frau nicht mit den Gräfinnen und dem verrückten Buben allein nach Presburg fahren laſſen ſollen. Aber ich weiß ſchon, weshalb er ſie gern fahren ließ und noch lieber allein hier blieb", und damit deutete er mit dem Zeigefinger lachend auf die Sängerin.

„Sie Unverſchämter!" Und eine Taube, die ſie nach ihm ſchleuderte, ſchlug flatternd ihr Flügelpaar um ſeinen Kopf. „Meinetwegen hätte er als zärtlicher Gatte die Fahrt mitmachen können. Aber da der Graf unwohl war und nicht mitfahren konnte, ſchickte es ſich nicht für Schenk, die Damen allein zu begleiten. Uebrigens iſt die Einladung des Grafen Oßneck ſo geſtellt geweſen, daß man ſie nicht wohl anders, als auf die Damen beziehen konnte, und ich glaube, aus dieſem Grunde iſt der Graf krank geworden.

„Kann ſein", meinte Willmann. „Aber wie hat Ihnen denn Schenk das auffallende Ereigniß aus dem Munde ſeiner Frau mitgetheilt?"

„Sie erzählt: ein Knabe habe ſie im Saale, als ſie eben einen Tanz beendigt, aufgeſucht und ihr die Nachricht überbracht, ihr Gatte ſei angekommen, könne aber wegen ſeiner Reiſekleidung nicht im Saale erſcheinen, ſondern erwarte ſie in einem Nebenzimmer, um ſie zu begrüßen. Arglos ſei ſie dem Knaben gefolgt, der ſie in ein weit abgelegenes Zimmer geführt, wo einer der Tänzer auf ſie zugeeilt ſei, um ſie zu umarmen und eine Fluth von Entſchuldigungen vorzubringen. Sie habe nicht ſogleich das Schreckliche ihrer Lage begriffen, als auch ſchon die Thüre haſtig geöffnet worden ſei, und Max, hereinſtürzend, ſich auf den zärtlichen Herrn geworfen und denſelben mit Nägeln und Zähnen ſo übel tractirt habe, daß er nicht wieder auf dem Balle habe erſcheinen können. Madam Schenk habe aber dadurch Zeit gewonnen, ſich zu retten. Der betrogene Liebhaber ſei ſo ungroßmüthig geweſen, ſich durch Schläge an Max zu rächen, und nachdem die angefochtene Schöne die Gräfin Mutter und den Grafen Oßneck von dem Vorfall benachrichtigt, und dieſe den ritterlichen Max geſucht, habe man ihn übel zugerichtet und halb todt in dem Zimmer gefunden. Wer der Abſcheuliche geweſen, der Luiſens ehelicher Treue ſo hart zugeſetzt, wäre nicht mehr zu ermitteln geweſen. — So hat ſich die Sache gewiß nicht ereignet; denn dieſe Geſchichte iſt eine Zuſammenſetzung von lauter Unwahrſcheinlichkeiten. „Mich dünkt," fügte ſie mit dem ihr eigenthümlichen, boshaften Lächeln hinzu, „der alberne Max iſt ihr zu ſehr ungelegener Zeit zu Hülfe gekommen.“

„In Trentſchin vertraute mir Jemand, den ich nicht nennen darf,“ bemerkte Soltau, „der Graf Oßneck ſei ſelbſt der Liebhaber der Frau von Schenk geweſen.“

„Alberne Erfindung!“ lachte die Sängerin. „Inzwiſchen iſt etwas Geheimnißvolles in dem Ereigniß, das die Betheiligten mit allem Fleiß verhüllen und verſchleiern. Sollte der galante Herr, dem der dreiſte Bube einen ſo ſchlimmen Streich geſpielt, ein früherer Liebhaber der Schenk geweſen ſein?“

„Sehr möglich, ja ſogar ſehr wahrſcheinlich, Cariſſima!“ ließ ſich der Tenoriſt vernehmen. Die zimpferliche Sprödigkeit und die ausnehmende Vornehmthuerei dieſer Dame ſind mir ſchon lange verdächtig vorgekommen. Sie geht mit Niemand weiter um, als mit den Gräfinnen, und doch hat man nicht erfahren können, wer ſie iſt. Man hat behauptet, ſie ſei mit der gräflichen Familie verwandt; aber nirgend iſt dies ausgeſprochen. Alles iſt in Geheimniß gehüllt, und ſicherlich hängt der Vorfall in Preßburg damit zuſammen.“

„Sie werden ſchon wiſſen, wer Madame Schenk iſt, und welche Bewandtniß es mit ihr hat!“ ſpottete der auf die Gunſt, in welcher Schenk bei der Sängerin ſtand, eiferſüchtige Willmann. „Sollte Herr Schenk Ihnen nicht Beichte geſeſſen haben?“

„Ja ich weiß es; ich weiß noch viel mehr über dieſes Ehepaar und ſeine Beziehungen zur gräflichen und zu andern vornehmen, ja fürſtlichen Häuſern, aber ich werde es Ihnen nicht verrathen,“ ſagte Anna ärgerlich, da ſie in der That nichts wußte, und nahm ſich im Stillen vor, bei Schenk alle Mittel anzuwenden, um ihm das Geheimniß zu entlocken.

„Das ſteht ganz bei Ihnen, Cariſſima. Meinetwegen mag die Donna Luiſa ſein wer ſie will. Mir iſt nur etwas auffallend bei der ganzen Sache, nämlich, daß der Junge, der Max, der doch eigentlich nur ein kleines Vieh war, oder eigentlich noch dümmer als ein Vieh, durch dieſe Dame ein Menſch geworden iſt, oder eigentlich noch geſcheidter als ein Menſch, und dies in noch nicht vollen drei Monaten. Hier iſt ein Wunder geſchehen, wie es wenige gibt, und wie ich noch keins erlebt habe. Vor ſechs Wochen kannte der junge Graf noch keinen Buchſtaben, heute lieſ't er nicht nur ſehr geläufig, nein, mit Gefühl, mit Ausdruck, mit Accent! Er ſchreibt auch eine ſchöne Hand, und bringt ſeltſame Gedanken zu Papier. Und — der in Jahren von keinem Lehrer ein Wort lernte, hat dies Alles ſpielend in dieſen Paar Wochen von Madame Schenk gelernt. Jetzt treibt ſie ſchon franzöſiſch mit ihm, und wird, auf meinen Vorſchlag, nächſtens Fenelons Telemaque mit ihm leſen."

„Es iſt wahrhaft erſtaunlich!" bemerkte Soltau, aber auch körperlich hat ſich der junge Herr Graf ſehr zu ſeinem Vortheil geändert. Im Herbſte noch ein armes ſchwächliches Kind, das kaum gehen konnte, iſt er heute, zwar ein zarter, aber doch ſchlanker, ſtattlicher Jüngling, der ſich zu halten und zu tragen weiß; ein ſanftes Roth ſchimmert durch ſeine Wangen, ſeine Locken fallen in gefälligen Ringeln, und ſein großes Auge, ſonſt ſo matt und ausdruckslos, ſtrahlt von Luſt und Freude, Geiſt und Leben."

„Er weicht ja aber auch der ſchönen Frau nicht von der Seite," ſtachelte der Puppenkopf, „und nimmt dem guten Schenk jede Gelegenheit, ſeiner Gemahlin die herkömmlichen Zärtlichkeiten zu erweiſen, weshalb ſich dieſer wohl oder übel nach einem andern Gegenſtande umſehen muß, bei dem ſeinen Careſſen keine ſo kindiſchen Störungen entgegen ſtehen."

„Abſcheulicher Menſch!" rief Anna, und die zweite Taube flog an den Puppenkopf.

„Erlauben Sie mir, Cariſſima, Sie machen den ſeltſamſten Gebrauch vom Vogel der Venus. Flattert die Taube deshalb als Geſpann am Muſchelwagen der Liebesgöttin, daß Sie ſie Ihren Anbetern an den Kopf ſchleudern ſollen?"

„Immer als Liebesbotin, Cariſſime," verſetzte die Sängerin, „aber der modernen Liebe. Die Sache iſt zwar geblieben — ich meine die Liebe — ſeit der Zeit, als Venus aus dem Meere ſtieg, aber die Anſichten darüber haben ſich ſehr geändert, und die girrende Taube, die ſonſt den verliebten Damon in den Hain zur verliebten Phyllis lockte, fliegt jetzt, von Frauenhand geſchleudert, dem ſtichelnden Anbeter an den Kopf. Es iſt alles Liebe."

„Es iſt wahr, Cariſſima. Aus Liebe ſchenkte ich ſie Ihnen; dafür bombardiren Sie einen Andern aus Liebe damit, und ſchicken einem dritten ihre Liebesbriefe durch dieſe Tauben, und ſetzen ſie einem vierten ſoliden Liebhaber, der Sie beirathet, als gebratene, mit Fülle geſtopfte Tauben vor.“

„Pfui, ich heirathe nicht. Wir ſehen es ja wieder an der Schenk'ſchen Ehe, was dabei herauskommt. Ich fürchte ſehr, der gute Schenk muß ſeinen Platz im Ehebette dem blondgelockten Knaben abtreten, über den jetzt alles Wunder und Zeter ſchreit. Der Max iſt in die Schenk verliebt, damit iſt das ganze Räthſel gelöſt. Was will Herr Karl Schenk machen? Jetzt ſchläft der Junge im Zimmer neben der Frau, bald wird er in demſelben Zimmer ſchlafen und ſo weiter, Schenk darf der Gräfin Mutter und ſeiner Gemahlin nichts abſchlagen. O, wir werden noch Köſtliches erleben. Lieber Himmel! der Junge hat ja ein Recht dazu; er iſt ihr ja an die Linke getraut worden. Die Geſchichte war vom erſten Anfang auf den Skandal angelegt. — Doch, Adieu, meine Herren! Ich muß Skala ſingen.“

Das Anbeter-Kleeblatt trollte ſich, und Anna wickelte ſich dichter in ihren Shawl. Dann nahm ſie die Kerzen und ging nach ihrem etwas abgelegenen Boudoir. Dort fand ſie Schenk an der Lampe leſend. Sie hatte ihn erwartet. Nur er hatte Zutritt zu dieſem Gemach.

„Die Partitur der Königin von Golkonde iſt angekommen,“ redete Schenk mit Affect nach der Begrüßung. „In dieſem Boyeldieu iſt der Bühne ein neuer Stern aufgegangen. Die Königin iſt eine herrliche Partie für Sie, Anna. Ich werde die Oper mit Ihnen einſtudiren; auch für mich iſt eine ſehr dankbare Partie darin. Sie iſt in Wien mit großem Beifall gegeben worden. — Aber Sie freuen ſich nicht darüber?! Sie ſind verſtimmt?“ —

„Ja ich bin's. — Ich freue mich auch nicht mehr. Was helfen mir die ſchönſten Partien, was helfen mir meine glänzendſten Leiſtungen vor dieſen paar Ungariſchen Ochſen und einigem andern adligen und bürgerlichen Vieh! Meine Exiſtenz hier ekelt mich an. Ich will fort, eheſtens fort, — und bin feſt entſchloſſen dem Grafen am nächſten Gagentage zu kündigen.“

„Anna, das könnten Sie mir thun?“ rief Schenk ſchmerzlich.

„Ich Ihnen?! Nun warum denn nicht? Weshalb ſoll ich es Ihretwegen nicht thun, mein Herr?! Weshalb ſoll ich mich Ihretwegen zu Tod langweilen, ärgern und grämen, mein Herr? — Hat mich die Natur deshalb mit einer brillanten Stimme bedacht, daß ich hier verſauern und verfaulen ſoll, ungekannt, unberühmt, ein Spielzeug dieſes verrückten Grafen und Klatſchfutter für verfluchtes Komödiantenpack? Und das alles Ihretwegen, Herr von Schenk, — oder wie Sie ſonſt heißen? Sind Sie mein Gatte? Nein! — Sind Sie mein Geliebter oder Liebhaber? Nein! — Sind Sie mein Freund? Nein! — Nicht einmal meinen Anbeter darf ich Sie nennen, wie die Herren Lommler, Soltau und Willmann."

„Anna, das können Sie mir ſagen? — Das iſt ſchmerzlich! — Ich nicht Ihr Freund! — Wer iſt dann noch eines Menſchen Freund, wenn ich nicht der Ihrige bin? — Aber freilich, Sie haben mir einen weit untergeordnetern Platz zugedacht; Sie haben mich zu Ihrem Sklaven gemacht."

„Ach, welche triviale Sentimentalität! Das iſt in der That von Ihnen abgeſchmackt, und für mich langweilig. Von einem Sklaven verlange ich unbedingt Gehorſam, und Sie erfüllen mir nicht die kleinſte Bitte. Von einem Freunde verlange ich — und mit vollem Rechte — Vertrauen, unbegrenztes Vertrauen, und Sie machen mir aus allen Dingen, die Sie angehen, ein Geheimniß. Jedermann weiß mehr von Ihnen und Ihren Verhältniſſen, als ich, und ich muß mich oft verhöhnen laſſen, daß ich über Verhältniſſe, die Sie betreffen, in dicker Finſterniß bin, die die Sperlinge auf den Dächern ausplaudern. Nein, Herr von Schenk, ich bin Ihnen nichts, und Sie ſind mir nichts! Wir ſind uns ganz blutfremde und einander gleichgültige Perſonen.“ Der wankende Ton ihrer Stimme ging zuletzt in ein lautes Schluchzen, und dieſes in ein erſticktes Weinen über. Das Geſicht in ihr Battiſttuch gedrückt, eilte ſie nach der Thüre, um ſich zu entfernen; aber Schenk vertrat ihr den Weg, und fing das üppige Weib in den Armen auf.

„Ich ſehe mein Unrecht an Ihnen ein, ich bekenne es reumüthig, und will es gut machen, und wenn Sie Alles wiſſen, werden Sie mich entſchuldigen,“ ſagte der charakterſchwache Mann, und küßte die nur ſanft Widerſtrebende leidenſchaftlich auf den ſchönen, ſchmollenden Mund. „Anna, ich will Ihnen den glänzendſten Beweis liefern, daß ich mehr als Ihr Freund, daß ich Ihr Verehrer, Ihr Anbeter — aber nicht in der ſchalen, erbärmlichen Bedeutung dieſer Worte, ſondern in der edelſten, erhabenſten, heiligſten — bin. Laſſen Sie ſich dieſe Thränen des gerechteſten Unmuthes aus Ihren ſchönen Augen küſſen!“

„O, iſt es denn ein Mann werth,“ ſagte die Sängerin immer noch mit weicher Stimme, „daß das Herz eines armen, ſchwachen Weibes ſich ihm hingiebt! Verſteht es denn Einer zu würdigen, daß ein ſolches weich geſchaffenes Herz alle Schranken der bürgerlichen Convenienz überſpringt, und ſich gegen die Dolchſtiche der Gemeinheit panzert, die nichts deſtoweniger durch die Fugen hindurch dringen, und ihm ſein edelſtes Blut unter unſäglichen Schmerzen abfordern, alles, alles, um mit durſtiger Seele aus dem reichen Geiſte eines Mannes zu trinken, der, wenn er das blutende und doch jubelnde Herz mit Seligkeit berauſcht, und ihm den Flammenkuß der Sinnlichkeit aufgedrückt hat, wie ein Kainszeichen, dieſes Herz mit Füßen tritt, oder noch ſchlimmer — gleichgültig verläßt?! Mag es verſteinern, mag es elend und ſchlecht werden, mag es ſchreckliche Rache nehmen an der ganzen Männerbrut, mag es in Todesqualen verzucken, was kümmert das den Mann? Es iſt ja nicht das Herz ſeiner ihm vom Prieſter mit dem Kirchenſegen angetrauten Ehefrau. — Gehen Sie, Herr von Schenk! Sie ſind ein Mann, wie andre. Sie haben eine junge, ſchöne, geiſtreiche Ehefrau. Bringen Sie ihr die gebührenden Huldigungen

Ihrer ehelichen Treue dar, die Sie verrätheriſch einer Perſon zuzuwenden im Begriff ſtehen, die ſo ſchwach war, Ihnen einiges Wohlgefallen zu verrathen, und Ihnen merken zu laſſen, daß Sie ihr werther wären, als das andre Männergeſindel, und ſo ſtark, ſich über die erbärmlichen, hohlen und albernen Vorurtheile der Welt zu erheben. Gehen Sie! Jagen Sie das Knäblein von der Seite Ihrer Luiſe, das im Begriff ſteht, Ihnen ihr Herz zu entwenden. Wir ſind wett; ich will Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen.“

Aber er zog ſie auf das Sopha; ſie widerſtrebte ſeinen Küſſen nicht, ſie erwiederte ſie bald, und flüſterte ihm, glühend und in Thränen „geliebter Mann!“ zu. So war ihm denn die Zunge gelöſt, und ſie erfuhr Alles, was ſie wiſſen wollte, ja noch mehr. Er geſtand ihr, daß er mit gutem Grunde vermuthe, zu dem Fürſt-Liechtenſteinſchen Hauſe in den engſten Beziehungen zu ſtehen, er plauderte von ſeinen Reiſen, von ſeinem Aufenthalte in Troppau, von der Liebſchaft mit der Räthin Schaller, von Luiſens Vater und Bräutigam, er erzählte die Entführung, er nannte alle Namen. Aber auch die Verbindung und Verirrung der Gräfin Eigl mit Schenk von Birkendorf gab er Preis, und ſprach es aus, was bis jetzt noch nicht ausgeſprochen worden war, daß nämlich der verſtorbene älteſte Sohn der Gräfin eine Frucht ihrer leidenſchaftlichen Verbindung mit ſeinem Schwiegervater geweſen, ja ſelbſt in Bezug auf Max und ſein Entſtehen walte ein ſonderbares, mit dem Major von Birkendorf in Verbindung ſtehendes Geheimniß ob. Die Gräfin habe nämlich nie aufgehört, den Major zu lieben, ſo wie ſie eigentlich ihren Gemahl nie geliebt habe. Daher ihre mehr als mütterliche Liebe zu ſeiner Frau. Dieſer nun habe ſie vertraut, daß eines Nachts ihr ſehr lebhaft geträumt, Birkendorf komme zu ihr in ihr Schlafkabinet, küſſe und umarme ſie inbrünſtig, und ſie erwiederte ſeine Liebesbezeigungen mit der ganzen Glut jugendlicher Gefühle. Obgleich ſie nun zwar mehrere Beſuche ihres Gemahls empfangen, ſo habe ſie ſich doch ſeit jener Nacht mit einer eigenthümlichen Empfindung Mutter gefühlt, und ſie habe den Knaben geboren, deſſen phyſiſche und geiſtige Kräfte gebunden geweſen bis jetzt, wo ſie, durch Luiſen gelöſt und geweckt, ſich einer ſo bewunderswürdig raſchen Ausbildung fähig zeigten.

„Die Geſchichte klingt romanhaft wunderlich und unglaublich," lächelte die Bognar auf ihre pikant ſchlaue Weiſe; „ſie wird ſich wohl etwas natürlicher verhalten."

„Aber der Major und die Gräfin haben ſich ſeit jenem Duellabenteuer nicht wieder geſehen."

„Ei, lieber Schenk, ich glaube, Sie ſind von den Schwärmereien Ihrer Frau angeſteckt worden, und glauben ein wenig an Wunder und Zeichen. Aber die Wunder des Neuen Teſtaments ereignen ſich nicht mehr in unſern proſaiſchen Zeiten. Seit dem unbefleckten Empfängniß der heiligen Maria iſt ſo etwas nicht wieder vorgekommen. Um ſich dieſe Geſchichte von der Frau Gräfin erzählen zu laſſen, dazu gehört in der That nur Ihre liebe, gute Frau. Aber ich hätte nicht geglaubt, daß Sie auch ein klein wenig ſympathiſiren, das habe ich nicht vermuthet."

„Nun, wie wollen Sie die Sache erklären?"

„Ei, wodurch anders, als durch ein zärtliches Rendezvous, welches der Major und die Frau Gräfin ſich nicht im Traum, ſondern in der Wirklichkeit, nicht als Schatten, ſondern als Menſchen mit Fleiſch und Bein, gegeben haben. Mein Gott, zwiſchen hier und Troppau iſt doch der Weg nicht ſo lang, als daß man nicht in der Mitte deſſelben auf eine ſchickliche Weiſe zuſammen kommen könnte!

— Glauben Sie doch keine Mährchen! Ueberlaſſen Sie dies der Naivetät Ihrer Frau, die das Brüderchen wie ein gottgeſchenktes, ihr geheimnißvoll verwandtes Wunderkind anſtaunt, die Stelle einer Wärterin und Kindermagd, eines Präceptors, einer Bonne, einer Freundin, wahrſcheinlich bald einer Geliebten, und, beliebt's Gott, noch eine ſüße Stelle weiter bei ihm einnimmt."

„Wie bitter Sie wieder ſpotten!"

„Im Ernſt, guter Schenk, vergönnen Sie Ihrer wahren Freundin ein gut gemeintes, aufrichtiges Wort in dieſer Sache! Sie ſpielen eine unbegreifliche Dupe, und ſind, zu meinem großen Aerger und Schmerz, die Zielſcheibe des Spottes und der Perſiflage des ganzen Theaterperſonals geworden. Wenn Sie alle die impertinenten Geſchichten gehört hätten, die man von Ihnen, Ihrer Frau und dem jungen Grafen zu erzählen weiß, Sie hätten dem Skandal nicht ſo gleichgültig zugeſehen. Und ein Skandal iſt's in der That und Wahrheit, wie Ihre junge Gattin mit dem Buben umgeht, und der Skandal wird zur widerwärtigſten Abſcheulichkeit, wenn man vollends erſt weiß, daß er ihr leiblicher Bruder iſt."

„Ja, bei Gott! das muß anders werden!" fuhr Schenk auf. „Ich dulde es nicht länger! Ich werde ſehr ernſtlich mit Luiſen reden: der Knabe muß von ihr entfernt werden, oder ich ergreife Maßregeln, die ihr unerwartet kommen dürften. Das Ereigniß auf dem Ball in Preßburg hat mich ſchon ſehr aufgebracht, und ich bin es meiner Ehre ſchuldig, daß meine Frau nicht mehr die Bonne und Wärterin eines blödſinnigen Buben iſt."

„Etwas Charakter wird Ihnen und ihr förderlich ſein. Sie ſind zu gut, Schenk. Aber Sie ſind Edelmann und Künſtler. Halten Sie ſtreng auf die Würde Ihres Standes und Ihrer Kunſt!"

„Ich will es! Ich verſpreche es Ihnen, dem erſten Weibe von Charakter, das ich bewundre."—

Spät in der Nacht verließ er die ihm ſo gefährliche Sirene, und warf ſich ſtundenlang unruhig auf ſeinem Lager umher.

„Mir hat geträumt," erzählte Max Luiſen, die im züchtigen Morgenneglige ihm das Frühſtück bereitete, „Du ſaßeſt auf einem goldnen Throne, der auf roth angeſtrahlten Wolken ſtand, und hatteſt ein dunkelblaues, mit Sternen geſticktes Kleid an; es waren aber wirkliche Himmelsſterne, und der Stoff des Kleides ein Stück Himmelsteppich. Ich ſah auch am Himmel über mir die Stelle, wo das Stück zu Deinem Kleide aus dem Sternenmantel herausgeſchnitten war. Dieſe Stelle war lauter Goldglanz, wie neulich, als Du mir den Sonnenuntergang zeigteſt, und auch ſo purpurroth und prachtvoll, wie jener Sonnenuntergang; ich ſah die Englein drüber hinfliegen, denn gehen konnten ſie ja nicht an der Stelle, wo ein Stück zu Deinem Kleide herausgeſchnitten war; ſie wären ja durch das Loch herabgefallen. Da war's denn gut, daß ſie Flügel hatten, da konnten ſie doch drüber hin, die kleinen, rothwangigen Burſche. Du aber hatteſt eine blitzende Krone von großen Sternen auf, Planeten nennſt Du ſie und ſagſt, ſie werden wie unſre Erde, die auch ein Planet iſt, von der Sonne erleuchtet. Alſo von Planeten war Deine Krone. Dein Scepter war ein grüner Lilienſtengel mit drei Lilienkelchen. Ich lag zu Deinen Füßen auf dem Wolkenbette, und war ſo ſelig, wie ich immer bin, wenn ich Dir zu Füßen liegen darf. Da neigteſt Du das Scepter, und die Lilien berührten meine Stirn, und duftender

Blumenbalſam floß aus ihren Kelchen über mich her. Der Saft der einen Blume floß mir in die Augen, da ſah ich in den tiefen Bauch der Erde hinab, wie kleine geſchäftige Geiſter das Waſſer bereiten, das aus der Erde quillt, und das Feuer ſchüren, das dort brennt, und die Metalle erzeugen, die dort wachſen; die andre Blume leerte ihren vollen Kelch in meine Ohren, da verſtand ich die Stimmen der Vögel wieder, wie einſt —“

„Haſt Du ſie ſchon einmal verſtanden?“ fragte Luiſe, ſeine Plaudereien von ſeinem jüngſten Traumgeſicht unterbrechend; denn er tiſchte ihr faſt jeden Morgen den umſtändlichen Bericht von einem Traume auf, in welchem ſie und er immer in einer wunderbaren Weiſe die Hauptperſonen waren, und ſie hätte ihn gern von dieſen Träumen abgezogen, um ſeine ungetheilte Seele der Wirklichkeit zuzuwenden.

„Als Du noch nicht hier warſt, konnte ich mit allen Thieren reden, wenn ich allein mit ihnen war. Es war aber eine andre Sprache, als die, welche ich mit den Menſchen rede, und ich habe ſie ganz verlernt. Aber ich fühlte ſtets Schmerzen im Kopfe und Schwere in den Gliedern, wenn ich dem Geſchwätz der Sperlinge zugehört oder die Katze mir etwas geſagt hatte. Seit ich bei Dir bin, und mich ſo wohl fühle, habe ich all das Zeug vergeſſen. Es ſchwebt mir nur ganz dunkel vor."

„Es iſt auch nichts dran, lieber Max. Du warſt krank an Leib und Seele, und Deine ſtarke, aber gedrückte Phantaſie führte Dir jene Dinge nur in dunkeln Bildern vor. Es waren Schattenſpiele; nichts weiter."

„Wie ſie der Jeſſen mit der magiſchen Laterne macht?"

„Gewiß. Deine Seele war faſt nichts weiter als ſo eine Laterne."

„Was iſt ſie denn jetzt? Was iſt denn eigentlich die Seele des Menſchen, von der Du ſo oft ſprichſt?"

„Der Hauch Gottes, der uns zum Daſein gerufen hat, der Funke ſeines Feuers, der in uns glüht und uns Leben gibt und friſtet, vielleicht ein Theil Gottes ſelbſt. Weißt Du das Mährchen noch vom Gevatter Tod, das ich Dir vor einiger Zeit erzählt habe?"

„Der in der Höhle die vielen Lichter hat, die die Menſchenleben ſind?"

„Gewiß. Dieſe Lichtlein ſind alle an der urewigen, durch ſich ſelbſt, durch ihre eigne, uns ſchwachen Geſchöpfen unerklärliche Kraft, fortbeſtehenden

Flamme, Gott genannt, angezündet, und täglich und ſtündlich und minutlich ſtrömen ſolche Lichter aus dieſer Flamme aus; denn alles Leben, von der kleinſten Made bis zum Menſchen, vom Halm am Boden bis zur hohen Eiche, geht von Gott, dem Urquell des Lebens, aus. Wie nun eine irdiſche und gewöhnliche Flamme nicht an Umfang und Kraft abnimmt, und wenn Millionen Lichter und Flammen an ihr entzündet werden, ſondern immer dieſelbe bleibt, obgleich alle an ihr Entzündeten ein Theil von ihr ſind, ſo iſt alles Leben in Menſch und Thier, in Baum und Pflanze, in Stein und Erde ein Theil von Gott; aber ſo viele Theile er auch ſchaffend ewig von ſich gibt, er bleibt doch ſich gleich der ewig Große, Unbegreifliche, in welchem die Welt ruht mit ihrer Unendlichkeit. Der menſchliche Gedanke reicht nicht an ſeine Größe; wir können nur fühlen, daß er iſt, und uns erfüllt wie Alles, was iſt; wir können nur ſchauernd vor Ehrfurcht und Dankbarkeit empfinden, daß er die ewige, unerſchöpfliche Liebe iſt, ein Segensborn, den er über die Welt ausgießt, und von dem ein kühler Tropfen mehr auf das arme Menſchenherz fällt, als auf Baum und Thier, ein Tropfen, von dem es in unausſprechlicher Luſt und unſäglichem Schmerz zuſammenzuckt und ſchauert.“

„O ich ſchauere, o ich bebe vor Lebensſeligkeit
nd Liebe!" rief Max, und helle Thränen rollten
us ſeinen großen ſtrahlenden Augen über ſein ver-
lärtes, von Begeiſtrung angehauchtes Geſicht. „O
uch mir war vergönnt, Dich zu fühlen, ewige Le-
ensflamme, die Du die Flamme Leben in mir ent-
ündet haſt! Ich fühle ſie glühen und rauſchen in
nir, ich fühle, wie ſie ſich ausdehnt in meiner Bruſt,
nd durch ſie fühle ich Dich, Gott! durch den Theil
as Ganze. O Luiſe, lehre mich ein Gebet, in dem
ch das Gefühl ausſprechen kann, damit es mir nicht
ie Bruſt zerſprengt!"

„Ob es Worte können?! Doch komm, mein
Kind, und trage Dein reines Herz auf den Altar
er Liebe, daß es als Dankesopfer auflodere. Nimm
uch das meinige mit auf Deinem Fluge nach den
Morgenröthen; ach, ſeine Flügel ſind ſchon vom
Staube der Erde beſchwert, während auf den Deinigen noch die Thauperlen des Schöpfungsmorgens
glänzen!" Und ſie zog den Knaben in ihrem Schoos
uf die Kniee, und faltete ihre Hände über ſeinen
gefalteten Händen, und durchglüht von hehrer Gottbegeiſtrung ſprach ſie, und während ſie ſprach, ver-
edelte ſich ihre Geſtalt, ihr Auge leuchtete, und

um ihre reine Stirn flog es wie unſichtbare Engelſchwingen.

„Urewiger Liebesquell, den kein Name nennt, den kein Gedanke denkt, den nur das Menſchenherz, Dein größtes und heiligſtes Werk, in entzückenſeligen Schauern fühlt, laß unſre Herzen Deiner Liebe würdig ſein. Du haſt einen Strahl Deines Lichts mit irdiſchem Stoff, dem ſichtbaren Werke Deiner Gnade, überhaucht, und ſo bin ich geworden. Laß Deinen Strahl hell aufleuchten, nicht matter werden, nicht dunkler! Erhalte die Flamme rein, nicht genährt von Stoffen, die einem Dir feindlichen Elemente entſtammen; denn Du haſt dem düſtern Geiſte der Erde erlaubt, uns zu verſuchen, und ihm Macht gegeben über uns, wenn wir ſeiner Verſuchung erliegen. Denn Kampf muß ſein auf Erden, ſonſt wäre kein Sieg! Von Dir geht die Liebe aus, vom Erdgeiſt der Haß, von Dir die Tugend, von jenem das Laſter, von Dir der Segen, von jenem der Fluch. Du bereiteſt der Liebe und Tugend nicht weiche Pfade; ſie müſſen ihren Lohn in ſich ſelbſt finden; aber der Erdgeiſt legt ihnen Dornen und ſcharfe Steine unter die Füße, und martert ſie mit Hunger und Froſt, während er die, welche ihm dienen, mit allen irdiſchen Schätzen und Freuden überhauſt. Darum mache mich ſtark zum Kampfe, damit ich nicht der Lockung erliege, und laß einſt an Deinen Brüſten mich den ungetrübten Strom ewiger Liebe trinken! Amen!“

Der Knabe hatte die Worte nachgelispelt; nun ließ er das Haupt an Luiſens Bruſt ſinken und flüſterte: „Mir iſt unausſprechlich wohl!“ Er ſchien zu ſchlummern, denn er hatte die Augen geſchloſſen. Plötzlich wandte er ſich, ſah ſie an und fragte: „Luiſe, was iſt Tugend?“

„Die Ueberſetzung des Gebets in die That. In Handlungen und Werken beten, iſt tugendhaft ſein. Das Edle, das Große, das Schöne thun aus Liebe zu ihnen und zu Gott, dem Inbegriff alles Edlen, Großen und Schönen, ohne alle Rückſicht auf irdiſche oder himmliſche Vortheile, das iſt Tugend. Sei wahr, und wenn Du Gut und Leben durch die Wahrheit verlierſt! Denke auch nicht etwa, daß Gott Dich dafür in einer beſſern Welt reich belohnen werde, — denn das iſt eine erbärmliche Tugend, die auf den Himmel ſpeculirt und Wechſelbriefe auf Gottes Gnade in jenem Leben ausſtellt, — nein, ſei wahr um der Wahrheit und um Gottes willen, und Du biſt tugendhaft! Beſchütze die Unſchuld gegen Verrath und Laſter mit Deinem eignen Leben.

Vergib Dir angethane Unbillen; liebe Deine Feinde, thu' wohl denen, die Dich haſſen, bitte für die, die Dich verfolgen! Brich dem Hungrigen Dein Brod, decke die Blöſe des Armen, und führe den Obdachloſen in Dein Haus! Sieh im Menſchen ſtets Gottes Meiſterwerk; ſieh Gottes Kind und Deinen Bruder in ihm! Wähle nicht lange, wenn es gilt, zwiſchen Deinem und Deines Bruders Vortheil zu entſcheiden; beweiſ' ihm durch die That, daß Du ihn liebſt, ſelbſt wenn Du Dich von ihm gehaßt glauben mußt! Aber nicht allein des Menſchen, auch des Thiers erbarme Dich! Dein Herz fließe über von Liebe zu allen Werken Gottes! Zertritt aus Liebe die Blume nicht am Wege, denn ſie will blühen zu Gottes Preis! Laß Deine Liebe überall zur That werden ohne Hoffnung auf Lohn, und Du biſt tugendhaft! In der Ausübung der Tugend liegt ihr eigner, unſäglich herrlicher Lohn. Das Bewußtſein tugendhaft gehandelt zu haben, wird Dich mit ſtillem Lächeln allen Jammer und alle Schmach der Erde ertragen laſſen; ja, die Leiden, die Du um der Tugend willen duldeſt, werden, wie ein heiliges Oel, die Flamme derſelben in Deiner Bruſt nähren, und der Funke der Gottheit in Dir wird ſprühen und leuchten, wie ein Stern in dunkler

Nacht, und Dich eine Seligkeit koſten laſſen, die die reichſten Güter der Erde nicht aufwiegen!“

„O Luiſe, meine Luiſe, ich will tugendhaft ſein! Ich will durch Thaten beten! Ich verlange keinen Lohn dafür, weder von den Menſchen noch von Gott. O, ich fühle ſchon jetzt einen Vorgeſchmack der Seligkeit des Tugendhaften! Weihe mich zum Kämpfer der Tugend durch Deinen Kuß!“

Und ſie beugte ſich und küßte ihn auf die hohe, reine Stirn, um welche göttliche Gedanken wie Sternenflimmer leuchteten.

„Ich weihe Dich mit dieſem Kuſſe zum Helden der Tugend, mein Knabe! Denke an dieſe heilige Stunde, wenn Dich die Stürme des Lebens umbrauſen, Dir Haar und Kleid zerzauſen, Dich zu Boden werfen! Denke daran, wenn, fern von mir, Dein nackter Fuß blutig geritzt über ſcharfe Steine klimmt, und Dir kein Ausweg aus Noth und Elend ſich aufthun will! Denke daran, wenn Du verzweifelt weinend gen Himmel blickſt, der Dir Alles genommen, was Deinem Herzen lieb und theuer war, und bleibe ſtark — und bleibe ein Held der Tugend bis zum Tode!“

„Amen! So ſei's!“ rief Max, ſprang auf,

umarmte ſie und ſagte: „Ich danke Dir! Du machſt mich groß.“

„Jetzt wollen wir anfangen, Fenelons Telemach zu leſen, dieſe liebliche Schöpfung der Poeſie, dieſes edle Werk eines in jeder Beziehung tugendhaften und liebenswürdigen Dichters.“

„Ich freue mich darauf. Aber ſage mir erſt, was iſt Poeſie? Wer iſt ein Dichter?“

„Poeſie iſt die Verklärung der Wirklichkeit, mein Max. Gedenke noch einmal des ſchönen Sonnenuntergangs! Die Sonne ging hinter den Bergzug jenſeits der Waag hinab; eine ſchwarze Wolke, die auf den Berggipfeln zu ruhen ſchien, hatte ſich vor das ſinkende Geſtirn gelegt, ſo daß nichts mehr von ihm zu ſehen war. Hinter der Wolke glühte und leuchtete es, wie Feuer und Purpur, und übergoldete ihre Ränder. Die Strahlen der unſichtbaren Sonne vergoldeten aber das graue und weiße Gewölk ſtufenweiß, am hohen Himmel nur die vordern Theile, nach Oſten zu immer mehr, bis im Oſten alle Wolken vom herrlichſten Goldglanz übermalt waren. Dieſer Glanz wiederſtrahlte auf das blaudunkle Karpathengebirge, ſo viel wir davon ſehen konnten, und gab dieſen Bergen eine ganz eigenthümliche zauberhafte Färbung; das Blau derſelben wurde Grau, und darüber hin war eine matte Goldfarbe, wie ein ganz zarter, durchſichtiger Schleier, gehaucht. Plötzlich glühte der Gipfel eines Berges, vom Strahl der ſcheidenden Sonne entzündet, und dicht darüber war ein Stück azurblauer Himmel. In demſelben Augenblicke baute ſich ein Regenbogen mit ſeinem Widerſchein, ſeinem ſchwächern Zwillingsbruder, auf dem Goldgewölk auf, und glänzte mit ſeinen Farben wunderbar herrlich erſt auf der dunkeln Erde, ſchöner auf den goldig angehauchten Bergen, überraſchend herrlich erſt auf der Purpurglut des Berggipfels, durch welche er mitten durch zog, prächtig auf dem Goldgrund der Wolken, ſanft reizend auf der Bläue des Himmels. Es war ein erhabener und erhebender Augenblick. Schnell ging er vorüber, aber der Nachhall der empfundenen Wonne blieb in unſern Herzen. Die Sonne ging hinab, die Pracht im Oſten verlöſchte, dafür glühte der weſtliche Himmel in allen Feuerfarben der Abendröthe und in unbeſchreiblicher Schönheit. Und auch ſie verloſchen. Es wurde Nacht, und am dunkeln Himmel gingen die Sterne auf. Es war eine kalte Winternacht. Sieh, da fing es am nördlichen Himmel an zu glühen und zu ſprühen. Ein prächtiger, vielfarbiger Lichtbogen ſpannte ſich dort auf, aus dem ſeltſame Zacken und Strahlen ſchoſſen. Das war eine Farbenfriſche und Glut, eine Strahlenbrechung und Lichtwirkung, wie wir ſie ſo bunt und prächtig noch nicht geſehen, und die um ſo mächtigern Eindruck auf uns machten, je geheimnißvoller ſie waren; wir ſtaunten eines jener wundervollen Nordlichter an, deren Bedingungen noch nicht erforſcht worden ſind. Sieh, mein Kind, das war Poeſie der Natur! Die Wolke in der Wirklichkeit iſt traurig grau und feucht, der Berg in der Wirklichkeit iſt kahl, öde und ſteinig, der Himmel in der Wirklichkeit iſt — Luft. Dies alles übermalten und verklärten Sonne und Nordlicht ſo unſäglich ſchön, ſo daß wir uns ſtaunend und ſchwelgend im Genuß vom Oſten zum Weſten, vom Weſten zum Norden wandten. So übergoldet die Poeſie das oft arme, graue und feuchte Leben auf einige Minuten mit Glanz und Herrlichkeit, das Leben, das ohne ſie oft nichts wäre, als leere Luft oder ein öder, ſteiniger Berg, über den der arme Menſch hinfeucht ſeinem Ziele zu — dem Tode. Aber ſie haucht Abend- und Morgenröthen in die Luft, ſie ſchmückt ſie mit tiefem Blau; ſie übergoldet den Berg und überglüht ſeinen kahlen Gipfel mit Roſenſchein; ſie läßt Pracht glimmen im Weſten, wenn im Oſten Deine ſchönen Träume abgeblüht ſind, und wenn es auch im Weſten dunkel geworden, zieht ſie Dein Herz zur geheimnißvollen, nordiſchen Aurora dorthin, wo ſonſt nur ewige Nacht ſtarrt, — und dort gerade entzündet ſie das prachtvollſte, farbenreichſte Bild, Dir zur Deutung, daß hinter der Nacht des Todes der höchſte Glanz wohnt. — Sie brennt dem Menſchen Sterne an in ſeiner Nacht, und, dauert ihre Herrlichkeit auch nur Minuten, wie alles Schöne auf Erden, ſo bleibt doch der Nachgeſchmack der Wonne, die ſie in Dein Herz gegoſſen. Sieh, ſo iſt die Poeſie die Verklärerin des Menſchenlebens. Die Herzen aber, die wie Sonnen und Nordlichter geheimnißvoll über die Erde wandern, und Glanz und Pracht ausſtrahlen über ſie, dieſe ſind Dichterherzen. Sie können den kahlen Berg nicht fruchtbar machen, die der Erdgeiſt in ſeinen Schlingen hält, aber ihr Leben ſchmücken. Die Eignen des Erdgeiſts aber wiſſen es ihnen keinen Dank, ſie höhnen ein Dichterherz und treten es mit Füßen; ſie ſpeien nach ihm und geißeln es mit Dornen blutig. Aber — ſo wie die Sonne ſtrahlt, auch wenn neidiſche Wolken ſie uns verhüllen, ſo dichtet und fühlt groß ein

Dichterherz, ſelbſt wenn Gleichgültigkeit und Bosheit es unterdrücken. Es giebt auf Erden nichts Herrlicheres und nichts Elenderes, als ein Dichterherz, und wenn die Tugend, wie oft geſchieht, in ihm ihren Thron aufgeſchlagen hat, ſo iſt es die reichſte Perle der Schöpfung, voll Sonnenglut und Thränen, voll Wonne und Verzweiflung, voll Seligkeit und wüthender Schmerzen, voll Stolz und Schmach, ein Sohn Gottes, geſendet als Bote des Herrn an die Menſchheit, ein Heiland der Welt, und gegeißelt und verhöhnt von rohen Kriegsknechten, gemartert und ans Kreuz geſchlagen vom gemeinen Volke. Das, mein Max, iſt Poeſie, das iſt ein Dichter.“ —

„Ich habe heute gelernt,“ ſagte Max nach einer Pauſe, in welcher Luiſe ihn an die wallende Bruſt gezogen hatte, daß die Blumen, die Bäume, die Steine, die Erde und das Waſſer auch Seelen haben, wie die Thiere und der Menſch; aber nur dem Menſchen ward der glänzende Vorzug, daß er Vernunft hat und Poeſie, und deshalb tugendhaft und ſelig ſein kann. Vernunft und Tugend machen ihn zum Herrn der Erde, die Poeſie giebt ihm Seligkeit des Himmels. Als Tugendhafter thut er das Gute und Wahre; als Dichter ſchafft er das Wahre und Schöne. Der vollendetſte Menſch iſt alſo ein tugendhafter Dichter. O Luiſe, ich möchte ein Dichter, ein tugendhafter Dichter ſein, wenn auch geſchlagen und verhöhnt von aller Welt! Weihe mich durch Deinen Kuß zum Dichter!“

„Die Natur und die ewige Muſe, die hehre Venus Urania, haben Dich ſchon dazu geweiht. Sie haben Dir ihren Kuß auf die Stirn gedrückt; Du wirſt ein Dichter werden. Werde ein tugendhafter Dichter!“ Und ſie küßte ihn zum andern Mal auf die Stirn.

Er aber rief: „Nein, Du haſt mich dazu geweiht! Du biſt meine Muſe, meine Urania!“

„Du wirſt durch die eiſigen Schneefelder und die glühenden Sandwüſten des Lebens ziehen müſſen; die Menſchen werden Dich hungern und ſchmachten laſſen, ſie werden Dein Herz zerfleiſchen mit hölliſchen Geißeln; Niemand wird Deine Thränen trocknen, kalt werden Alle an Dir vorübergehen, wenn Du ſterbend am Wege liegſt; denn Du biſt ein Dichter. Doch vielleicht ſendet Dir der Himmel ein Herz, das treu an Dir hängt in Noth und Tod. Das ſei Dein irdiſcher Segen! Ueber Dir werden aber die Sterne heller leuchten, und als ein ſtolzes und großes Herz, voll unauslöſchlicher, unerſchöpflicher Liebe zu den Menſchen, die Dich peinigen und ſchmähen, wirſt Du durch Sturm und Nacht, mit nackten Füßen und zerriſſenen Kleidern, über die Erde ſchreiten. Das iſt Dein irdiſch Theil!"

„Dank! Dank! Und nun umrauſcht mich auf Adlerflügeln, ihr göttlichen Gedanken und Gefühle!"

Und überwältigt von der Macht und Größe des Augenblicks, ſank er ohnmächtig in ihre Arme.

Während die ſchöne Schwärmerin bemüht war, den geliebten Knaben auf das Sopha zu betten, trat ihr Gemahl, aus der Probe zurückkehrend, herein. Am frühen Morgen hatte Schenk aus Feigheit nicht gewagt, Luiſen in Bezug auf Max Etwas zu ſagen, jetzt hatte er ſich in der Weinflaſche Muth geholt; aber er hatte im Eifer des Guten zu viel gethan, und ſprach deshalb mit etwas ſchwerer Zunge, als ſie ihm freundlich und liebreich, wie immer, den roſigen Mund zum Kuſſe entgegen bot: „Luiſe, ich muß Dir ſagen, daß das anders werden muß, durchaus anders!"

„Was?" — fragte ſie erſchrocken und erbleichend, denn der Ton ſeiner Stimme verrieth ihr mehr, als die Worte ſelbſt.

„Mit dem Jungen da. Ich leide es nicht länger.“

„Ach, Karl! Er iſt ein ſo herrliches Kind. Wenn Du Dir die Mühe geben wollteſt, in ſein friſches, tiefes, reizendes Gemüth hinabzublicken und zu erlauſchen, wie eine Wunderblume der Liebe, des Glaubens, der Poeſie, der Sehnſucht, nach der andern ihre thränenſchweren Augen aufthut, wie Erde und Himmel mit allen ihren reichſten Herrlichkeiten ſich im reinen Spiegel ſeiner Seele abbilden, Du würdeſt ihn lieben, wie ich ihn liebe.“

„Ja, ja, das iſt's ja eben! Du biſt verliebt in den Buben. Wer weiß, was daraus entſtehen würde! Der Teufel kann den Weibern trauen und ihrer Sinnlichkeit. Ich kenne das aus der Erfahrung. Ihr Geſchmack in dieſer Beziehung iſt oft ein ſo pikanter, verdorbener und krankhafter, daß ſie die ſeltſamſten, unglaublichſten Befriedigungsmittel anwenden. Wir wollen vorbeugen, mein Schatz; der junge Herr Graf muß fort von Dir, heute, in dieſer Stunde, jetzt gleich — oder — —“

Die Drohung oder den Fluch wagte er doch nicht auszuſprechen. Luiſe ſtand, wie zu einer Bildſäule erſtarrt, vor der gräßlichen Rohheit und Gemeinheit ihres Mannes. Sie wankte endlich, und mußte ſich ſetzen. Es ſchwindelte ihr vor den Augen und brauſte ihr vor den Ohren, ſie wurde aber nicht ohnmächtig. Nach einigen Minuten war es ihr, als habe ſie ihren Mann gar nicht recht verſtanden, oder ſie wußte vielmehr nicht mehr die Pointe ſeiner Aeußerung; ſie wußte nur, daß er Max entfernt wiſſen wollte; der gemeine, erbärmliche Verdacht in ſeinen Worten, der Schmutz, den er nach ihr geſchleudert, war nicht an ihrer reinen Seele haften geblieben.

„Lieber Karl!“ ſagte ſie mit rührend weicher Stimme, „Du kennſt ja meine Liebe zu Dir; Worte vermögen ſie nicht auszuſprechen. Du biſt der Abgott meiner Seele. Aber was brauche ich Dir das zu ſagen? Ich habe es Dir durch die That bewieſen. Habe ich Dir nicht Alles geopfert, was ſonſt meinem Herzen theuer war? Warum willſt Du mir dies arme, ſchwache Kind rauben, an dem mein Herz mit reinſter Schweſterliebe hängt, mit einer Liebe, die die Liebe der Gattin zu Dir nicht im Entfernteſten beeinträchtigt? Sieh, hat der Himmel mich nicht offenbar auserſehen, die geiſtige Mutter dieſes ſeltſamen Knaben zu ſein, der vor meiner Ankunft als ein Blödſinniger galt, und jetzt die reichſte, tiefſte, edelſte Seele entfaltet, wie eine morgenländiſche Blume, die, erſt eine unſcheinbare Knospe, in einer Nacht mit lautem Geräuſch ſich öffnet, und nun in einen tiefen Kelch voll herrlicher Farben, voll Duft und Glanz hinab ſehen läßt. Und nun willſt Du mir ihn entreißen, da er mitten in der Entwicklung begriffen iſt? Er wird es nicht ertragen. Was hat er Dir gethan, — was ich, daß Du uns ſo grauſam trennen willſt?“ — Ihr Schmerz machte ſich in einer Thränenfluth Luft.

Schenk, deſſen Rauſch ſich durch ſein Reden und durch Luiſens Einwendungen, die ihn um ſo mehr ärgerten, je richtiger und wahrer ſie waren, mehr und mehr geſteigert hatte, glaubte jetzt durch Heftigkeit und einen Knalleffect die Sache zu Ende bringen zu müſſen.

„Der Junge muß fort, ſo wahr ich lebe!“ ſchrie er, „oder wir Beide reiſen heute noch ab! Ich will mich nicht länger von den Komödianten verlachen laſſen, als ließe ich mich von einem Knaben zum Hahnrei machen. Fort mit ihm, oder es giebt ein Unglück!“ Dabei hatte er ſich in Wuth geſchraubt, er brüllte, wie ein Wahnſinniger, ſein Geſicht war rothbraun, ſeine Augen glühten, und ſein Mund ſchäumte.

Angſt und Schrecken warfen das arme, weiche Weſen vor ihm auf die Kniee. Hülf- und troſtlos, und immer noch voll ſchwärmeriſcher Liebe zu ihm, ihrem leichtſinnigen und gewiſſenloſen Verführer, jammerte ſie: „Ach, Karl, Karl, nimm es fort, das arme Kind; nur zürne mir nicht! Das ertrag' ich nicht! Nein, Deine Liebe will ich ja nicht dadurch verſcherzen. Deine Worte ſind fürchterlich, und bohren mir wie Dolche durch's Herz. Ich will Dir auch dieſes Opfer bringen. Nimm ihn hin, nur laß mir Deine Liebe!“

„Wenn Du mich ſo liebſt, wie Du vorgiebſt, ſo ſchaff' ihn ſelber fort.“

Luiſe erhob ſich, aber auch Max ſtand vom Sopha auf, und ſagte mit bleichen, verzerrten Todtenzügen: „Laß nur! Ich habe Alles gehört, und weiß, um was es ſich hier handelt. Ich gehe ſchon ſelber; ich will Dir ſeine Liebe nicht rauben. Komm' und begleite mich zur Mutter! Sie ſoll mich heute noch aus dem Hauſe ſchicken, nach Preßburg oder nach Wien, oder wohin ſie will;

mir iſt's gleich, wenn ich nur dieſem Manne hier Platz mache."

Schenk ſtand beſchämt vor der einfachen Hoheit des Kindes; er glotzte mit gläſernen Augen vor ſich hin, und hielt ſich an einer Stuhllehne, denn er wankte. Luiſe entfernte ſich mit Max; Schenk ſetzte ſich auf das Sopha, und ließ ſich von den Weindünſten in einen ſanften Schlummer wiegen. Es war unentſchieden, wie lang er geſchlafen hatte, als er, durch ein eigenthümliches Gefühl ermuntert, die Augen aufſchlug, und mit ſchlaftrunkener Verwunderung die Gräfin Mutter vor ſich ſtehen ſah.

„Herr von Schenk," redete ſie ihn mit Würde an, „Sie haben meinen Sohn von Ihrer Frau auf die abſcheulichſten Gründe hin verbannt, und, während Luiſe faſt hinſtirbt in Schmerz und Thränen, warten Sie hier einen ſanften Schlaf ab. Nach dem Vertrauen, das ich Ihnen in ſo unbeſchränktem Maaße gezeigt, habe ich von Ihnen ein andres Benehmen gegen mich und die Meinigen erwartet. Doch — ich bin nicht gekommen, darüber mit Ihnen zu rechten; Sie mögen das mit Ihrem ritterlichen Sinne abmachen. Nur das muß ich Ihnen ſagen: Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß Sie hier Wege wandeln, die mit dem der Liebe und Treue zu Ihrer edeln, trefflichen Gattin nicht zuſammenfallen. Ich bin nicht Ihre Richterin; ich will mich nicht einmal zu Ihrer Warnerin aufwerfen. Wenn Ihnen aber beikommen ſollte, auf irgend welchen — ſchlechten Antrieb Luiſen roh und gemein zu behandeln, ſo mögen Sie wiſſen, daß ich mich als ihre Mutter und natürliche Beſchützerin betrachte, und eben ſo zweckmäßige, als energiſche Schritte gegen Sie thun werde.“

Nach dieſen Worten kehrte ſie ihm den Rücken, und ging mit Hoheit aus dem Zimmer. Nüchtern geworden durch dieſe Demonſtration, wie er von einer Frau noch keine erfahren, fing er an, ſich zu ſchämen, dann erbitterte er ſich gegen die Gräfin, und dachte daran, ſich irgend wie an ihr zu rächen — ein Gedankengang, wie er allen gemeinen Naturen eigen zu ſein pflegt — endlich fürchtete er ſich vor ihr und ihrer Drohung, indem er überlegte, daß ſie ihn mit Hülfe des Fürſten von Liechtenſtein, des Majors Schenk von Birkendorff und des Hauptmanns von Brandenfels gänzlich verderben könne. Dann fiel ihm bei, wie ſehr er doch eigentlich ſeine Frau liebe und wie würdig ſie einer ſolchen Liebe ſei; wie ſehr er ſie gekränkt habe, und die Bognar doch eigentlich nur ein ſchönes intrigantes Weib, in die er ſinnlich entbrannt, ſei u. ſ. w. Still vor ſich hin fluchend und im Zwieſpalt mit ſich, ging er lange im Zimmer auf und ab. Endlich keimte der Vorſatz in ihm auf, die Bognar zu meiden und ſeine Frau zu lieben: der Verdacht, daß ſie dem Knaben ihre eheliche Treue opfern werde, kam ihm jetzt ſo abgeſchmackt vor, daß er ſich ſehr ärgerte, ihn gefaßt, geſchweige ausgeſprochen zu haben. Als daher Luiſe ſanft und ſtill mit verweinten Augen bei Tiſche erſchien, küßte er ſie auf die Stirn. Sie wechſelten wenige gleichgültige Worte zuſammen, und Luiſe verließ von nun an das Zimmer nicht wieder. Es ſchien, als wollte ſie ſich ſtreng an ihres Mannes Befehl halten und Max ganz und gar meiden. Auch Schenk hielt ſich weit häuslicher als erſt, und beſchränkte ſein Ausgehen nur auf ſeine Berufswege. Max wurde von Beiden nicht erwähnt, aber Luiſe wurde von Tag zu Tag bläſſer; der Schlaf floh ihr Lager, ſie verlor allen Appetit und magerte in wenigen Tagen ſichtlich ab. Schenk bemerkte es, nicht ohne ſich ſtille, aber ſchmerzliche Vorwürfe zu machen. Nur ihre Zofe brachte Luiſen Nachrichten über Max's Befinden, und dann war ſie jedesmal noch niedergeſchlagener. Denn

Max hatte darauf beſtanden, ſogleich aus dem Hauſe entfernt zu werden; ſeine zarte Organiſation hatte aber dem wüthenden Sturme, der über ihn hereingebrochen, nicht widerſtehen können. Er war denſelben Tag noch heftig erkrankt, und der herbeigerufene Arzt fürchtete ſehr für ſein Leben. Dies hatte Schenk in der Probe erfahren, wo man allgemein davon ſprach, ohne daß Jemand von der Veranlaſſung dieſer Krankheit unterrichtet ſchien. In der vierten Nacht wurde Schenk durch einen hellen, herzzerreißenden Jammerſchrei ſeiner Frau ermuntert; er fuhr empor und erblickte beim Scheine des Nachtlichtes und des Mondes vor Luiſens Bett eine duftige körperloſe Geſtalt, die er ſogleich für Max erkannte. Durch die Geſtalt hindurch ſah er das Flämmchen des Nachtlichtes. Die glanzloſen Augen der Erſcheinung waren ſtarr auf Luiſen geheftet, die Hände bittend zu ihr erhoben. So ſtand die Geſtalt einige Augenblicke unbeweglich, bis ſie plötzlich wie Nebel zerrann. Luiſe raffte ſich empor und wimmerte in ſchmerzlichſter Verzweiflung: „Ach, er iſt geſtorben! Er iſt geſtorben, der arme, unglückliche Max! Weh mir, daß ich ſeinen Tod mit verſchuldet habe!“ Und ein Mäntelchen überwerfend, ergriff ſie eine Kerze, zündete ſie am

Nachtlicht an, und verließ laut weinend und klagend das Zimmer. Schenk wurde von den bitterſten Gefühlen zermartert und klagte ſich des Mordes an dem Knaben an. Luiſe wankte, ſelbſt wie ein Geiſt, durch die Gänge des Schloſſes den Zimmern der Gräfin Mutter zu, wo das Kind krank lag.

„Iſt er todt?!“ jammerte ſie der ihr öffnenden, erſchrockenen Kammerfrau zu. „So laßt mich neben ihm ſterben. Wo, wo iſt er? wo iſt ſeine Leiche? Sie wurde zu Max's Bett geführt, der eben die Augen aufſchlug und ihr mit matter Stimme zuflüſterte: „Luiſe, kommſt Du endlich? Ach, nun iſt's gut! Ich mußte Dich ſelber rufen, da kamſt Du ſchon.“

„Du mich gerufen, mein Max?“ fragte die ſchöne Frau und umſchlang den Nacken des Kranken, um ſeine Wangen mit Küſſen zu überdecken.

„Nun ja; ich war ja eben bei Dir!“ verſetzte er. „Ich weckte Dich aus dem Schlafe, und bat Dich, ſtumm mit aufgehobenen Händen, doch zu mir zu kommen.“

„Ja, ja, Du warſt bei mir!“ jubelte Luiſe. „Und auf Deine Bitte bin ich gekommen. Gelobt ſei Gott und alle Heiligen, daß Du lebſt, Max!

Nun ſoll mich nichts von Dir trennen.“ Nun weinte ſie vor Freude, und war ſo erſchüttert und angegriffen, daß ſie, eben als die Gräfin Mutter zu ihr trat, um ſie um die Urſache dieſes mitternächtlichen Auftritts zu befragen, in Ohnmacht ſank. Sie wurde ſchnell in ein Bett gebracht, und fing ſchon nach einer Stunde zu glühen und zu phantaſiren an, ſo daß der Arzt am Morgen ſie von einem hitzigen Fieber befallen erklärte. Sie kannte Niemand von den ſie umgebenden Perſonen, außer Max, aber dieſen verflocht ſie in die abenteuerlichſten Phantaſiegebilde. Bald war ſie in der Höhle des Todes mit den unzähligen Menſchenlichtern, aus dem Mährchen „Gevatter Tod“, und beſchützte Maxens Licht, bald war ſie ſelbſt eine Fee und verwandelte ihn aus einem am Boden kriechenden Wurme in einen leuchtenden Engel mit goldenen Flügeln, der ſich leicht über die Erde erhob, bald weihte ſie ihn als Urania mit einem heiligen Kuſſe zum tugendhaften Dichter und nahm ſich den Sternenkranz vom Haupte, um das ſeinige damit zu ſchmücken, bald flog ſie mit ihm vereint, zwei Genien, durch den gold- und purpurſtrahlenden Himmel, und jedes von ihnen trug einen Regenbogen auf den Schultern, bald ſpielten ſie als geſchwi zierliche Kinder auf einer ſchönen, blumigen Wieſe, und ſie wandt einen reichen Kranz für ihn. Dann ſchrie ſie wieder auf, daß er ihr entriſſen werden ſolle, und jammerte und flehte, ihn ihr wieder zu geben. Nie zeigte ſich ihre Liebe zu Max aber anders, als rein ſchweſterliche oder mütterliche, als die edelſte und erhabenſte geiſtige Neigung, welche der Schöpfer, der Urborn der Liebe, ſeinen menſchlichen Geſchöpfen in die Seele gegoſſen und ſie dadurch gewürdigt hat, einen Vorſchmack ſeiner Seligkeit auf Erden zu genießen.

Als Schenk mit angſt- und kummervoller Miene an die zuſammenſtehenden Betten der Kranken trat, flüſterte ihm die Gräfin mit wenig verhaltenem Unwillen zu: „Sehen Sie Ihr Werk!“ Zerknirſcht wollte er ihre Hand erfaſſen, aber ſie entzog ſie ihm. — — So heftig aber auch Luiſens Krankheit begonnen hatte, ſo ſchnell ging ſie vorüber. Schon am ſiebenten Tage war ſie außer aller Gefahr, und lächelte ihrem Liebling an ihrer Seite mild und freundlich zu. Und am folgenden Tage war ſie im Stande, ihm, auf ſeine Bitten, ein kleines Mährchen zu erzählen. Nun wollte er täglich wenigſtens ein neues Mährchen von ihr hören. Am zehnten Tage ſaß ſie ſchon an ſeinem Bette; denn mit ſeiner Krankheit ging es deſto langſamer und trauriger, und der Arzt gab den betrübten Frauen keine Hoffnung. Seine gewaltſame und rohe Verbannung von Luiſen war als ein böſer Giftthau in ſeinen vollſten und üppigſten Blüthenfrühling gefallen, und hatte entnervend und furchtbar niederdrückend auf ſeinen ſich eben wunderbar raſch emporſchwingenden Geiſt gewirkt; der Unglückliche war von Schenks gemeiner Fauſt wieder in ſeine frühere Geiſtesdumpfheit zurückgeſchleudert worden, und lag nun tagelang ſtill vor ſich hinbrütend und auf die lichten, reizenden Geſtalten ſinnend, die ihm in ſeiner glücklichen Zeit vorübergeſchwebt und mit ihm verkehrt, die ihm nun nur noch wie nebelhafte Traumbilder erſchienen, welche er nicht wieder zu faſſen vermochte. Von Luiſen wollte er jetzt nichts weiter mehr hören, als Mährchen und Sagen; das Wunderbare, Uebernatürliche, poetiſche Barocke hatte allein noch Reiz für ihn; für die feine geiſtige Bildung, der er an Luiſens Hand mit ſo kühnen Schritten zugeſtrebt, hatte er Sinn und Luſt verloren.

Luiſe wich nur ſo lange von ſeinem Bette, als ſie ſelbſt der Ruhe bedurfte; alle Vorſtellungen der Gräfin Mutter, des Grafen, Schenks und der jungen Gräfinnen ſich zu ſchonen und ihre Geneſung abzuwarten, fruchteten nichts; ſie behauptete, nur als Max's Pflegerin ſchnell und gut geneſen zu können, und ſie litt keine andere Wärterin an ſeinem Bette.

Eines Nachts konnte er nicht einſchlafen und bat ſie um ein Mährchen, das ihm Schlaf brächte; da dichtete und erzählte ſie folgendes.

„Königin Morphina.

Es war einmal ein armes, ganz armes Kind, ein Mägdlein, kaum fünf Jahre alt, das wohnte in einem alten, verfallenden Häuschen am Walde ganz allein mit ſeiner Mutter, die war eine ſchwache Wittfrau. Im Sommer ſammelte die Frau Kräuter und Blumen und Beeren im Walde und verkaufte ſie in der Stadt, und kaufte für das gelöſte Geld Brod, und im Winter las ſie dürres Holz im Walde und verkaufte es auch. Und das Kind, ihr Töchterlein, half ihr Kräuter, Beeren und Holz leſen. Das Kind war auch einige Male mit der Mutter in der Stadt geweſen und hatte dort andre Kinder geſehen, die mit ſchön geputzten Puppen ſpielten. Da hatte das arme Kind gedacht: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! Aber es erhielt kein Püppchen; denn das gelöſte Geld reichte nicht hin zu Brod und anderen nothwendigen Bedürfniſſen. Und das Kind mußte, wenn es hungerte, in das nahe Dorf betteln gehen und ſich ein Stückchen Brod vor den Thüren der Bauern heiſchen. Seit jener Zeit dachte das Kind oft: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! aber es erhielt immer keins. Als es nun wieder Frühling geworden war, und die Blumen im Garten, im Felde und auf den Wieſen blüheten, da wurde das Kind von ſeiner Mutter wieder ins Dorf geſchickt, um Brod zu betteln. Und da ſah es Bauernkinder, die auch keine Püppchen hatten, die zupften Mohnblümchen vom Felde ab und drückten die Blätter derſelben abwärts, und da wurde der Mohnkopf zum Puppenkopf und die Staubfäden rings um den Kopf zur Fraiſe oder zum Spitzenkragen, und die Blätter wurden zum ſchönen, farbigen Mantel, und da waren die Püppchen fertig und ſehr ſchön angezogen. Da wollte das arme Kind ſich auch eine Mohnblume abzupfen, um ſich ein Püppchen daraus zu machen; die Bauernkinder ſchrieen aber: fort, Du Bettelbalg! Du darfſt keine Blumen nehmen, oder wir werfen Dich mit Steinen. Und ſie hoben Steine auf und warfen ſie nach dem armen Kinde, das erſchrocken nach Hauſe lief.

Bald darauf ſtöhnte und klagte die arme Frau eines Nachts, daß das Kind davon erwachte. Aber es konnte der kranken Mutter nichts helfen, und ſchlief wieder ein; die Mutter aber konnte nicht ſchlafen und auch nicht aufſtehen am folgenden Tage: denn ſie war ſehr krank, und aß nichts und trank viel friſches, kühles Waſſer, weil ſie große Fieberhitze hatte. In der Nacht ſchlief ſie wiederum nicht, und wimmerte vor Schmerz, daß das Kind auch nicht ſchlafen konnte. Als es nun wieder Morgen geworden war, hatte das Kind nur noch ein einziges Stückchen Brod, damit lief es in den Wald, und dachte leichtſinnig, wie die Jugend iſt: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! Siehe, da erblickte es am Waldrande, eine große, prächtige Mohnblume, die war viel größer und ſchöner, als die auf dem Bauernfelde und hatte purpurrothe Blätter. Staunend blieb das Kind vor der Blume ſtehen, und ſagte dann halb laut und ſehr erfreut: „da habe ich endlich ein Püppchen!“ Die Blume neigte ſich, gleichſam als wollte ſie ſagen: „ja, da haſt Du eins!“ Das Kind brach den Stengel der Blume ab, wandte die Blätter um und drückte ſie am Stengel abwärts, und da kam ein großer, ſchöner, grüner Kopf zum Vorſchein, dem eine zierliche Krone oben drauf gewachſen war. Um den Hals herum ſtand der prächtigſte Spitzenkragen, gelb und braun und weiß und hellroth und grün. Der Mantel war vom koſtbarſten Purpur, und hatte dunkelbraune und violette Flammen. Das Kind jauchzte vor Freuden und vergaß die kranke Mutter darüber. „Das iſt die ſchönſte Puppe, die es gibt, ſagte es, mit der will ich viel ſpielen und mich recht bethun. Komm, Du liebe Puppe!“ — Und das Mägdlein ſetzte ſich mit dem Mohnpüppchen an den Raſenrain bei dem wilden Roſenſtrauch, und herzte es und küßte es und hatte es ſehr lieb. Davon wurde dem Kinde ganz ſchwer und ſchläfrig im Kopf und wunderlich zu Sinn. Es ſchlief nicht und wachte doch auch nicht, es träumte nicht und doch war Alles, was es ſah und hörte, wie ein Traum. Das Mägdlein betrachtete nämlich den Kopf des Püppchens von allen Seiten und ſeufzte dann: „ja, eine ſchöne Krone haſt Du wohl auf dem Kopfe, auch einen ſchönen Spitzenkragen um den Hals und einen prächtigen Mantel um; wenn Du doch nun auch ein Paar Aeuglein, eine Naſe, ein Mäulchen, ein

Paar Ohren und Haarzöpfe hätteſt, wie die Püppchen der reichen Kinder in der Stadt!" — Da bog ſich der wilde Roſenſtock herab, und ſtach mit einem Dorne Löcher in den Mohnkopf, oben zwei an der Stelle der Augen, zu beiden Seiten eins an der Stelle der Ohren, zwei in der Mitte vorn an der Stelle der Naſe und ſechs darunter dicht nebeneinander, ſo daß es einen Ritz gab, an der Stelle des Mundes. Darauf fütterte der Roſenſtock den Ritz mit einem Roſenblättchen aus, da ward's ein ſchönes Roſenmündchen; er ſchminkte die Bäcklein mit Roſenſtaub, ſetzte einen Dorn als Näschen und zwei Hagebuttenkerne als Aeuglein ein, machte ein Paar Ohren aus Roſenblättern und Haarzöpfe aus Roſenmoos, und da war der Kopf fix und fertig und wohl gerathen. Da jauchzte das arme Kind noch weit mehr und ſagte: „ich danke ſchön, guter Roſenſtock! Ich will dich dafür aus der Quelle vor unſerm Häuschen tränken, wenn's einmal lange nicht regnet. — Nun hab' ich die ſchönſte Puppe in der ganzen Welt. — Ach, Püppchen! ach, Püppchen, wie hab' ich Dich ſo lieb! Wenn ich doch aber auch nun wüßte, wie ich Dich heißen ſoll! Alles haſt Du jetzt, aber noch keinen Namen." —

„O ja! ſagte die Puppe mit einem feinen Stimmchen, ich habe auch einen Namen: ich heiße Morphina, und bin Königin von Duſelland. Morpheus der Schlafkönig, iſt mein Vater, und Prinz Traum, der Geck, mein Bruder; Prinzeſſin Fliederblüthe iſt meine jüngere Schweſter. Wer biſt Du denn aber?" — „Ich bin Lieschen, das Bettelkind." — „Ach, Du biſt's, armes Kind! Das iſt ſchön; denn gerade für Dich bin ich hier am Waldrande, nicht weit von der Hütte Deiner Mutter, aus der Erde gewachſen. Mein Vetter, der Wind, hat mir von Dir erzählt, daß Du oft, wenn er vor Dir vorüber geflogen, geſeufzt hätteſt: ach, wenn ich doch auch ein Püppchen hätte! Und da bin ich denn in die rechten Hände gekommen." — „Wenn Du eine Königin biſt, ſo biſt Du wohl auch ſehr reich?" fragte das Bettelkind die Mohnpuppe. „Denn die Mutter hat mir erzählt von der Königin Eſther und von den Frauen des Königs David und des Königs Salomon, die waren alle ſehr reich." — „Ich bin noch reicher, als dieſe waren, und als alle Königinnen der Erde, antwortete Morphina. Ich kann ihre Schätze entbehren, aber ſie die meinigen nicht. Wenn ich ihnen nicht aus meinem Füllhorn täglich ſpendete, ſo wären ſie mit all' ihren Schätzen die elendeſten Geſchöpfe der ganzen Welt." — „Da haſt Du wohl recht viel Geld!" — rief Lieschen erſtaunt — „ganze Kaſten voll Kupferpfennige und vielleicht gar Guldenſtücke? Meine Mutter hat einmal einen blanken Gulden gehabt, und ſagte mir, als ſie mir ihn zeigte, er ſei von Silber. Du haſt wohl viel Silber, Frau Königin?" — „Das wäre ein gemeiner und erbärmlicher Schatz, wie ihn die Menſchenköniginnen wohl beſitzen, nicht ich. Meine Reichthümer ſind weit koſtbarer und herrlicher als Silber und Gold!" —

„So ſag' mir doch, was haſt Du denn für Schätze?" — „Ich habe den Schlaf, der iſt allein mehr werth, als alles Gold der Erde; ich habe die Traumbilder — die Schätze gehören meiner Familie gemeinſchaftlich — einen großen Kaſten voll der glänzendſten und herrlichſten Bilder von aller nur erdenklichen und nicht erdenklichen Art. Von dem ungeheuern Reichthum der Träume kannſt Du Dir gar keine rechte Vorſtellung machen. Alles, was die Welt Schönes und Herrliches beſitzt, iſt nichts gegen die Pracht und Schönheit der Traumbilder. — Ich habe die Ruhe und die Erquickung, zwei unvergleichliche Güter, für die der Menſch gern alles hingeben möchte, wenn ich ſie ihm nicht gewähre. Aber ich habe auch Milch und Brod, deren Genuß die Menſchen in einen Zuſtand unausſprechlichen Glücks und ungeahnter Seligkeit verſetzt. All' dieſe Herrlichkeiten, die ich den Menſchen hier gewähre, ſind aber nichts gegen die, welche ich ihnen bereite und darbiete, ſobald ich ſie in mein eignes Land geführt habe. In meinem unermeßlichen Reiche ſind ſie erſt ganz frei von jeglicher Beſchwerde, und können mit meinen Schätzen, die ich nicht hierher bringe, ſchalten und walten, wie ſie wollen. Von den Schätzen, die ich dort beſitze, kann und darf ich Dir aber jetzt noch nichts erzählen. Ja, wenn ich es auch wollte, Du würdeſt mich doch nicht verſtehen." — „Höre, Frau Königin," ſagte das Kind nach einigem Nachdenken, „Du könnteſt mir einiges von Deinen Schätzen ſchenken, etwas für mich, etwas für meine Mutter." — „Recht gern, mein Kind!" verſetzte die kleine Morphina. „Sag' mir nur, was Du willſt?" — „Nun für mich Milch und Brod, denn ich habe Hunger, und gehe nicht gern betteln, weil die Bauernkinder ſchlimm und garſtig gegen mich ſind; dann ein Bischen Schlaf und einige recht ſchöne von Deinen Bildern. Bilder ſeh' ich gar zu gern, und habe doch weiter keine, als die in unſrer Bibel, und die hab' ich ſchon hundertmal geſehen. Auch ſind ſie alle ſchwarz; die Stadtkinder haben aber bunte Bilder. Drum gieb mir auch recht bunte! Für die Mutter aber gieb mir viel Schlaf und Erquickung! Auch wird etwas Milch und Brod nichts ſchaden; denn ſie hat lange nichts gegeſſen. Mir fällt auch ein, Du könnteſt mir ein Paar Geſpielen geben, wenn Du die haſt; ich möchte gar zu gern ſpielen, aber die Bauernkinder ſchlagen mich und ſchelten mich „Bettelbalg" und jagen mich fort; da muß ich immer allein ſpielen, und weine, daß ich ſo ganz allein bin. — Eine Hand voll Kupferpfennige könnteſt Du mir wohl auch ſchenken und ein Paar Schuhe, daß ich Sonntags nicht barfuß zu laufen brauche." — „Nun ſei nur ſtill!" flüſterte das ſchöne Püppchen. „Du ſollſt Alles haben, bis auf die Pfennige und die Schuhe. Die kann ich Dir nicht geben, weil ich ſie ſelbſt nicht habe. Dafür will ich Dir viel köſtlichere Dinge geben." — „Nun ſo mach' nur hin; denn ich warte darauf! „Trage mich erſt zu Deiner Mutter! In eurem Häuschen will gewähren, was ich kann."

Lieschen nahm das Mohnpüppchen in die Hand, und lief damit der Hütte zu. Unterwegs hüpften die Vögel von den Zweigen und flatterten um ſie, und das arme Kind verſtand, daß ſie der Königin Morphina ihre Ehrfurcht bezeigten; Käfer und Waldbienen ſchwirrten heran und ſangen ein Huldigungslied; Mückenſchwärme führten ihr zu Ehren ein Ballet in der Luft auf. Im Moos und Graſe raſchelten Eidechſen und Salamander heran, und ſtellten ſich am Wege auf, um der Königin die Aufwartung zu machen; ein Fröſchlein quakte ächt bäueriſch: „guten Tag, Frau Königin!“ und ein Maulwurf fuhr aus der Erde empor und ſchrie: „Salve, Regina!“

Als Liesbchen zur Mutter eintrat, erhob dieſe das ſchwache, fiebergeröthete Haupt vom Lager und ſagte: „Es wird mir plötzlich wohler!“ — „Ja,“ ſagte das Kind triumphirend, „ich bringe Dir auch die Königin Morphina, die ſehr reich iſt, und uns viele Schätze ſchenken will.“ Und damit hielt ſie der Mutter die Mohnpuppe hin. — „Ach, Kind!“ weinte die Frau, „Du haſt wohl den Verſtand verloren vor Hunger und Elend, oder es hat Dich wohl gar ein Sonnenſtich getroffen! Was ſoll ich denn mit der Mohnblume?“

„Frau!“ wisperte die kleine Königin, „Du ſollſt gleich erfahren, daß Deine Tochter ein Glückskind iſt. Ich bringe Dir ihretwegen Schlaf, Ruhe und

Erquickung, ſeliges Glück und eine Fülle der herrlichſten Traumbilder. Auch Milch und Brod aus meiner Vorrathskammer ſollſt Du haben; die werden Dir die Schmerzen ſtillen.“

Die Wittfrau machte große Augen und meinte endlich, als ſie ſich vom erſten Erſtaunen erholt, ſie wolle ſich dergleichen wohl gefallen laſſen. Nun erhob ſich die Königin und, indem ſie ihren Purpurmantel als Flügel gebrauchte, flog ſie, wie ein großer Schmetterling, ans Fenſter und rief hinaus: „Vetter Wind! Vetter Wind!“ — Siehe, da kam ein ſchöner, wilder Knabe mit fliegenden, ſchwarzen Locken herangeſprengt, und hielt ſtille vor dem Fenſter. Lieschen, die neugierig hinausſchaute, dachte erſt, der Knabe ſitze auf einem Pferde; da ſie aber keinen Pferdekopf entdecken konnte, ſo ſah ſie genauer hin, und gewahrte nun zu ihrer Verwunderung, daß der Knabe nur, ſo weit ſein Oberkörper reichte, ein Menſch war, weiter hinab war er ein Pferd, das hatte am Rücken mächtige Flügel, und ſah deshalb von oben her aus wie ein großer Vogel, ſo daß die ganze Geſtalt aus Menſch, Vogel und Pferd zuſammengeſetzt war. Er verneigte ſich ehrerbietigſt mit den Worten: „Was geruhen Ew. Majeſtät zu befehlen?“ — „Prinz Wind, bringe mir ſchnell Brod und Milch aus meinen Vorrathshäuſern für dieſe zwei Menſchenkinder herbei!" — „Zu Befehl!" rief der flüchtige Prinz, und ſaus'te im wildeſten Galapp davon. Er blieb auch gar nicht lange aus; denn Lieschen däuchte es in der Freude über die neuen Dinge und Begebenheiten kaum ein Vater Unſer lang, als er ſchon wieder durch die Lüfte geflogen kam, an das Fenſter klopfte, und dem armen Kinde einen Korb mit kleinen Broden und einen Becher mit Milch herein reichte. — „Haben Ew. Majeſtät ſonſt noch etwas zu befehlen?" fragte er dann reſpectvoll. — „Nein, mein Prinz!" entgegnete die Königin. „Du kannſt nun wieder Deinem Vergnügen nachgehen und beliebigen Schabernack treiben; denn das iſt doch Dein größtes Vergnügen, loſer Burſche."

Sie hatte aber noch nicht ausgeredet, als er ſchon wieder meilenweit fort war.

Lieschen reichte der Mutter von den Brödchen, die wunderlieblich ſchmeckten, wie der beſte Mohnkuchen; denn ſie waren aus Mohnſamen und Honig geknetet. Die Milch aber war aus jungen Mohnköpfen gepreßt. Und Mutter und Tochter aßen und tranken, und mit jedem Biſſen und jedem Tropfen ward ihnen wohler und wohler. Im

Eifer des Eſſens und Trinkens hatten ſie gar nicht auf die kleine Königin Acht gehabt, und ſie waren deshalb nicht wenig freudig erſtaunt, als ſie die Augen aufſchlugen und ſich in einem hohen, mächtigen Zimmer befanden. Purpurne Seidentapeten mit goldgewirkten Blumen hingen in Falten an den Wänden herab; koſtbare Vorhänge bauſchten ſich an den Fenſtern; Tiſche, Stühle, Schränke, Kommoden waren vom feinſten Mahagoniholz im reinſten Rococoſtil gearbeitet, und das Bett, auf welchem die Wittwe lag, war von weißer Seide, und die Decke von grüner. Lieschens Kleider waren eben ſo ſchön, wie alles Andre; ſie ſah aus, wie eine Prinzeſſin, und ſchlug fort und fort die kleinen Hände vor Freude zuſammen. Das Hemd der Mutter war vom feinſten, weißeſten Battiſt, und auch ſie freute ſich ſehr über die Gaben der guten Königin Morphina. Dieſe ſaß neben dem Bette auf einem goldnen Thronſtuhl, und war eine ſchlanke, große, wunderſchöne Jungfrau geworden, mit einer goldnen, edelſteinverzierten Krone auf dem lockigen Haupte. Ihr Geſicht ſtrahlte von Milde und Güte, und aus ihren ſanften, blauen Augen ging ein beruhigender Glanz aus. Sie richtete ſo liebevoll zärtliche Worte an die kranke

Frau, daß dieſe all' ihre Noth und ihren Kummer vergaß, und eben ſo ſelig vor ſich hinlächelte, wie Lieschen, ihr hochbeglücktes Kind. Die Königin erzählte von ihren Schätzen und von den Glückſeligkeiten, welche ſie den Sterblichen damit bereite; und auch von ihrem und ihres Vaters Reich ſprach ſie, in welchem das höchſte Glück auf die Menſchen warte, wenn ihres Vaters Bruder, ein ſtrenger und doch gütiger Herrſcher, ſie bleich geküßt habe. Den Namen des gewaltigen Ohms nannte ſie aber nicht. — Und wie die Königin ſo lieblich plauderte, ward es den beiden Zuhörerinnen immer wohler und ſeliger zu Sinn, ſo daß ſie endlich in einem ſüß duftenden und melodiſch klingenden Meere von Seligkeit zu ſchwimmen glaubten. Sie meinten das Plätſchern eines Waldbächleins, oder das Rauſchen hoher Bäume zu hören. Und ſiehe, die Wand wich zurück, und ein Zaubergarten mit Blumenbeeten und herrlichen Bäumen, mit breiten Wegen, mit Felſen und Grotten, Teichen und Waſſerfällen dehnte ſich vor ihnen aus; und ſie wandelten darin, mit weißen und blauen und purpurnen Engelskleidern angethan. Die Blumen waren von wunderbar ſchöner Geſtalt, ſo ſchön, wie keine auf Erden blühen; an den Bäumen hingen

Früchte, die glänzten wie Gold und Edelgeſtein; die Wege waren mit flimmerndem Goldſtaub beſtreut; die Felſen waren von grünem, blauem und rothem, durchſichtigem Glas, und die Seen und Waſſerfälle von Roſen- und Lavendelwaſſer, auf dem ſich ſilberne Schwäne wiegten. Nun tönte aus allen Büſchen eine unbeſchreiblich ſüße Muſik hervor, und Knaben und Mädchen in blitzenden Kleidern ſprangen aus den Büſchen, und führten nach dem Takte der Muſik reizende Tänze auf, und warfen dazu goldene Kugeln in die Luft, die ſie wieder kunſtreich auffingen, bis die Kugeln in der Luft hängen blieben, eine nach der andern, und prächtige Sterne wurden. Dann brachten die Kinder allerlei ſchönes Spielzeug, und ſetzten es vor Lieschen hin, und ſpielten mit ihr, bis ſie ſchläfrig wurde. Da trugen ſie einen großen Blumenkelch herbei, und legten Lieschen hinein und wiegten ſie, wie ein Kind in der Wiege.

Ueber dem See kam ein Kahn, von einem leuchtenden Knaben gerudert, auf die Witfrau zu, und der Mann, der aus dem Kahne ans Ufer ſtieg war ihr geliebter, verſtorbener Gatte, Lieschens Vater. Aber er war viel ſchöner geworden, als er erſt geweſen war, und hatte gar nicht mehr das gedrückte, bekümmerte Anſehen der nothleidenden Armen. Seine Kleider waren reich und prächtig, wie die eines Königs. Er umarmte ſeine Frau, und führte ſie in den Kahn, und der glänzende Knabe ſtieß wieder ab vom Ufer. Und es ward Nacht, — eine laue, liebliche, ſüße Nacht; die Sterne ſchimmerten vom Himmel herab und noch einmal aus der See herauf, der Kahn glitt immer ruhiger, immer ſtiller dahin. Kein Lüftchen regte ſich — kein Laut wurde gehört. — — Alles ſtill — ſtill — ſtill — — —

Zur ſelbigen Zeit ging ein Mann aus dem nahen Dorfe, der im Walde ſich durſtig gearbeitet hatte, nach der Hütte am Waldrande, um ſich einen Topf von der armen Wittfrau zu borgen, mit dem er aus der Quelle vor der Hütte ſich einen kühlen Trunk ſchöpfe. Da fand er Mutter und Tochter auf dem Lager neben einander liegen und feſt ſchlafen. Ihr Antlitz glänzte von ſeligem Lächeln. Ueber ihren Häuptern lag eine welke Mohnblume. Der Mann ging hinaus und ſtörte die Schläferinnen nicht.“

Max war ſanft eingeſchlummert, vom Kuß der Königin Morphina Luiſe berührt; aber auch über Luiſens Haupt war der Purpurmantel der kleinen Königin hingerauſcht, und das ſchöne Haupt ſenkte ſich. Sie ſchlief ruhig an des Knaben Seite.

Ende des erſten Bandes.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Max von Eigl.

Roman

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Mayer und Wigand.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der galante Puppenkopf küßte der Madame Uhlich die Hand, die noch die Karte hielt, aus welcher ſie ihm ſüßeſte Erfüllung aller ſeiner Wünſche geweiſſagt hatte, und beurlaubte ſich mit einem zärtlichen Blick auf ihre überreiſe Schönheit; ſie warf ihm noch ein kokettes Kußhändchen nach, und trällerte dann ein franzöſiſches Couplet. Nach zehn Minuten ſchlüpfte Garçon durch die Thüre.

„Nun, ma chère? — Wie weit haben Sie den Papagei?“

„Er iſt der Unſere, oder vielmehr der Meine.“

Der Director lächelte ironiſch zu dem letzten Worte.

„Das Verſprechen eines feſten Engagements an einem Hoftheater hat gewirkt,“ fuhr die Dame fort, „und das Fiſchlein hat an den Köder angebiſſen. Der Plan iſt trefflich angelegt, und in der beſten Ausführung begriffen. Puppenköpfchen, ſehr piquirt, daß die ſchwarzen Augen unſrer

Sängerin, in die er ſo verliebt geweſen, dem blonden Haare des Herrn von Schenk den Vorzug vor ſeinen kaffeebraunen Locken gegeben haben, hat bereits auf die geſchickteſte Weiſe, die man ihm kaum hätte zutrauen ſollen, Mademoiſelle Bognar gegen ihren neuen Liebhaber aufgeſtachelt. Ihr Ehrgeiz iſt jetzt in angeſpannter Thätigkeit, und ſie hat bereits mit aufgereiztem Trotz Willmann in's Geſicht behauptet: ſie kenne alle Geheimniſſe Schenk's. Aber die Art und Weiſe, mit welcher ſie dieſe Behauptung gemacht, läßt Willmann und mich auf der einen Seite vermuthen, daß ſie gelogen, und noch nichts wiſſe auf der andern, daß ſie bald Alles wiſſen werde; denn Schenk liegt, trotz ſeiner ſchönen, jungen Frau, in Annas Netzen. Sie wird ſich ſo feſt an ihn klammern und an ihm locken, bis er ihr nichts mehr zu verſchweigen hat. Die Ohrgehänge haben bei dem Kammermädchen der Gräfin ſchon gute Wirkung gethan; das gute Kind hört ſeit der Zeit viel leiſer, und ſo hab' ich heute von ihr erfahren, daß wegen des Max harte Scenen zwiſchen Schenk und ſeiner Frau vorgefallen ſind, welche Max's Krankheit veranlaßt haben. Die Gräfin iſt kälter gegen Schenk geworden, der nun den reuigen Sünder ſpielt, dafür deſto wärmer noch gegen Luiſen, die nicht aus Max's Zimmer weicht. Schenk hat die Bognar während acht ganzer Tage gemieden, aber in der letzten Opernprobe hat ſie ihn wieder ſo verliebt gemacht, daß er geſtern abermals bis zur Mitternacht bei ihr zugebracht. Jedenfalls hat er Beichte ſitzen müſſen. Daß die Gräfin einen Plan gegen Sie hat, mon cher, ſteht feſt, eben ſo, daß Schenk auf irgend eine Weiſe dabei betheiligt iſt, wenn auch nicht ſo, wie wir früher glaubten. Aber die Gräfin hat ihm ihr ganzes Vertrauen geſchenkt; dies hat ſie im erſten Zorn, als er ſeine Frau wegen Max hart angelaſſen, und dieſe Zuflucht bei ihr geſucht, im Beiſein des Kammermädchens bedauerlich ausgeſprochen. Jetzt kommt es darauf an, daß wir die Bognar, auf welche Art es auch ſei, in unſer Intereſſe ziehen, und ihr die Schenk'ſchen Geheimniſſe abkaufen."

„Sie hat noch wenig Schmuck?"

„Längſt hat ſie ſich ein Colier von Rubinen gewünſcht, wie die Gräfin Thereſia eins beſitzt; aber keiner ihrer Verehrer hat ihr eins ſchenken wollen. Ein ſolches würde ohne allen Zweifel die gewünſchte Wirkung thun."

„Es iſt ein hoher Preis," ſagte der Director, bedenklich auf die goldne Tabaksdoſe klopfend. „In der That, ich habe nicht Luſt, ſo viel daran zu verſchwenden.“

„Aber bedenken Sie, welche Gefahr Ihnen von der Gräfin droht, die nur auf dieſe Weiſe abgewendet werden kann! Meine Karte prophezeit Ihnen ſtets ein Unglück. Der Treffle-Bube liegt immer mit einem Pique-Blatt, gewöhnlich dem As, zuſammen. Wir wiſſen alſo, es iſt etwas gegen Sie im Werke, aber wir wiſſen nicht was, und können deshalb dem Streich nicht vorbeugen.“

„Ich will Ihnen im Vertrauen ſagen, Liebe, daß ich nicht beabſichtige, noch lange hier zu bleiben. Die Geſchichte kann nicht ein Jahr mehr zuſammenhalten. Das Schuldenweſen des Grafen iſt fürchterlich. Beim rechten Licht betrachtet, iſt der Ziegel auf dem Dache nicht mehr ſein. Was iſt da groß noch zu fangen?“

„In einem Jahre, dächt' ich, ließe ſich noch manches Schäfchen ſcheeren. Und gerade in der zunehmenden Verwirrung können wir noch am meiſten gewinnen. Sie kennen doch die Wahrheit des Sprichworts, daß im Trüben am beſten fiſchen iſt.“

„Recht gut. Aber Sie müſſen wiſſen, daß der

General Eigl in Petersburg, unſres Grafen jüngerer Bruder, einigen Antheil an den Gütern hat, und daß ihm dieſe Revenuen ſchon zwei Jahre vorenthalten ſind. Nun iſt der General zwar ein ſehr reicher, aber auch ein ſehr ordentlicher und pünktlicher Geſchäftsmann, das reine Gegentheil unſres Grafen. Wer bürgt mir dafür, daß der General nicht plötzlich hier auftritt, und mir Rechenſchaft abfordert, und ich nicht Zeit mehr gewinnen kann, über die Grenze zu kommen?“

„Mein Gott, und Sie wollen das Geld für ein Halsband ſcheuen? Die Gräfin kann ſich gerade durch Schenk mit ihrem Schwager in Petersburg in Verbindung geſetzt haben, und Sie ſtehen in Gefahr, jede Stunde gefänglich eingezogen zu werden. Die Karte hat mir ſchon lange ſo etwas verkündet, und die Blätter fallen immer bedeutſamer. Wir müſſen um jeden Preis wiſſen, was vorgeht. Sie müſſen ſogleich das Halsband von Wien verſchreiben.“

„Sie haben Recht!“ ſagte Garçon geängſtigt. „Und wenn wir uns nur den Rückzug damit decken, iſt ſchon viel gewonnen.“

„Sagen Sie: Alles; denn wenn der General, auf Einladung der Gräfin, kommt, und Sie hier erwiſcht, ſo iſt Alles verloren. Und nur durch die Bognar können wir erfahren, wie weit der Plan gegen uns gediehen iſt. Iſt der General, wie mir ahnt, ſchon unterwegs, ſo müſſen wir unſre Flucht ſo eilig als möglich betreiben, und in ein Paar Tagen in Preußiſch Schleſien ſein. Wie geſagt, mir ahnt nichts Gutes, und die Karte ſagt nichts Gutes, und Sie kennen mein ſtarkes Ahnungsvermögen, und die Untrüglichkeit meiner Karten. Sie haben noch nie getäuſcht. Sagte ich Ihnen nicht gleich aus der Karte und aus der Ahnung, daß in dieſem Schenk unſer Feind kommen würde? Auch hat mich ein Traum in voriger Nacht gewarnt. Und Sie wiſſen, meine Träume haben immer etwas zu bedeuten."

Der Director, eben ſo abergläubiſch, wie furchtſam, war jetzt in der Stimmung, in welche ſie ihn zu verſetzen gewünſcht hatte; er gab Alles zu. Jetzt rückte ſie mit der ſcheinbar unſchuldigen Frage heraus: „Sie haben doch keine Kapitalien mehr bei einem Wiener Banquierhauſe ſtehen? Sie wären unerrettbar verloren."

„Es ſteht Alles in Breslau und Hamburg," verſetzte er.

„Und Ihr Letzterſpartes?"

„Das habe ich freilich noch im Hauſe.“

„Wie thöricht! Schon lange habe ich erwartet, daß Sie mir das Geld ausliefern. Bei Ihnen darf durchaus nichts gefunden werden, wenn das Schickſal plötzlich hereinbrechen ſollte. Und meine böſe Ahnung, mein ſchlimmer Traum!“

Garçon ſchrack zuſammen und zitterte. „Wir wollen die Caſſette dieſe Nacht wieder im Park unter der Bank vergraben.“

„Bringen Sie ſie mir her, oder ich will ſie dieſen Abend holen.“

„Wozu? Wir tragen ſie von mir aus gleich in den Park. Beſorgen Sie mir Hacke und Schaufel. Die Erde iſt von dem aufgethauten Schnee jetzt locker. Erwarten Sie mich um ein Uhr an der Bank, und ſehen Sie ſich fleißig um, daß wir nicht etwa belauſcht werden.“

Madame Uhlich drang nicht weiter in ihren Geliebten, ihr erſt das Geld anzuvertrauen, und er glaubte Urſache zu haben, ihr ein ſolches Vertrauen nicht zu ſchenken. In der That war ſein Argwohn gegen ſie ſehr begründet, denn die ſchlaue Frau hatte ihn, den Dieb, um große Summen auf alle erdenkliche Weiſe beſtohlen, und für eigne Rechnung bei Seite gebracht. Wohin? — hatte er nicht erforſchen können. Er konnte ſich aber, ſo lange er in Dozlan war, nicht von ihr losmachen, weil ſie nicht nur die Mitwiſſerin ſeiner Geheimniſſe, ſondern auch ſeine helfende Hand war. So wie ſie inzwiſchen ihre eignen Pläne hatte, ſo auch er die ſeinigen, und er war keineswegs gewillt, ſich die Flucht durch das Anhängſel einer Frau zu erſchweren, für die er kein Intereſſe mehr hatte. Und wenn ihr ihr vielgerühmtes Ahnungsvermögen ſagte, daß er ſie gerade in derſelben Ausdehnung belöge und hinterginge, wie ſie ihn, ſo trog es wenigſtens in dieſer Beziehung nicht.

Die Caſſette wurde an der beſtimmten Stelle vergraben, und Madame Uhlich gedachte ſich ihren Antheil ſchon bei gelegener Zeit zu holen. Das Rubinenhalsband kam eine Woche ſpäter von Wien an, und Madame Uhlich machte der Sängerin, die Kapſel mit dem Schmuck im Strickbeutel, einen Beſuch.

„Sie haben „die Königin von Golkonde“ zum letzten Male brillant geſungen,“ ſagte die ſchlaue Vermittlerin. „Der Director war ganz entzückt darüber. Nun, er hat Ihnen ja auch ſeinen vollen Beifall ſogleich zu erkennen gegeben. Ihre Stimme hat ſich ſeit einiger Zeit prachtvoll entwickelt und iſt des größten Hoftheaters würdig. Ganz Wien würde Sie bewundern!"

„Ah! Sie ſind ſehr gütig!" verſetzte die Sängerin mit ihrem boshaften Accent, begierig zu erfahren, woher dieſer Wind komme, und doch vorſichtig, die Katzengeſchmeidigkeit ihrer Beſucherin und — wie ſie richtig vermuthete — Verſucherin nicht zurückzuſchrecken. „Ja, wer ſolch ein Engagement hätte!" ſeufzte ſie. „Aber wer hört einen denn hier? Ein Dutzend alberner Edelleute, die das ſchlechteſte Getriller eben ſo laut und anhaltend beklatſchen würden, wie den kunſtreichſten Geſang, ein Schock adeliger Gänſe und Gänschen, die bei meinen beſten Leiſtungen die Naſe rümpfen und ſich das Anſehen geben, als könnten ſie das zehnmal beſſer, weil ich das Unglück habe, ihre Landsmännin zu ſein. Ich möchte wohl fort, aber wohin? Niemand könnte mir beſſer helfen, als der Herr Director; er hat die ausgebreitetſte Bekanntſchaft, und ihm wäre es ein Leichtes, mir ein gutes Engagement zu verſchaffen. Aber er will nicht; er will mich hier feſthalten, weil der Graf mich feſthalten will."

„Glauben Sie das nicht, Liebſte! Wenn Ihre Meinung auch auf frühere Verhältniſſe gepaßt hat, ſo doch nicht mehr auf die jetzigen. Gerade weil der Director Ihre brillanten Mittel ſo ſehr bewundert, deshalb möchte er Ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnen. Wenn Sie ſeine freundliche Annäherung und Dienſtwilligkeit nur nicht mißdeuten wollen!"

„I bewahre, beſte Frau! So etwas mißdeutet man keineswegs. Ich würde im Gegentheil mich auf jede ſchickliche Weiſe erkenntlich zeigen."

„Würden Sie das?! Es dürfte ſich dazu Gelegenheit bieten. — Eine Hand wäſcht die andre. Der Director verſchafft Ihnen bis zum Herbſt ein erwünſchtes Engagement, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, und Sie verſchaffen ihm erwünſchtes Licht und Auskunft über dunkle Verhältniſſe hier."

„Ja, wenn ich das nur könnte!"

„O ſchweigen Sie damit! Ihre Liebenswürdigkeit hat eine entſchiedene Macht über Herrn von Schenk. Sein Schönheitsſinn und ſeiner Verſtand hat in Ihnen bald genug die Perle unſres Theaters herausgefunden. Sie vermögen Alles über ihn, und er vermag Alles über ſeine Frau. Dieſe aber beſitzt das vollſte Vertrauen der Gräfin. Er ſelbſt iſt von der Gräfin in gewiſſe Plane eingeweiht, die wohl nicht die freundlichſten Beziehungen zum

Director haben dürften. Es muß uns natürlich daran liegen, dieſe Pläne zu kennen, um unſre Maßregeln danach zu nehmen. Verſtehen Sie?"

„Vollkommen und in jeder Hinſicht."

„Der Director war von Ihrer letzten Partie ſo hingeriſſen, daß er ſich nicht verſagen konnte, Ihnen eine äußere Anerkennung zu verehren. Ich bin ſo glücklich, von ihm zur Ueberbringerin dieſer ſchönen Kleinigkeit erwählt worden zu ſein." Sie zog die Kapſel hervor, und reichte die geöffnete der lächelnden Sängerin.

„Das iſt ja ausgezeichnet ſchön!" ſagte dieſe. „Nun, ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich allerdings manches, ja vieles weiß, was unſerm generöſen Director von großem Nutzen ſein würde. Auch hab' ich die beſte Gelegenheit, Alles, was ſich auf ihn bezieht, ſehr ſchnell zu erfahren. — — Wiſſen Sie was, beſte Frau! Schicken Sie mir ihn her; ich will ſelbſt mit ihm verhandeln."

Kaum konnte Madame Uhlich ihren Unwillen über dieſe Erklärung verbergen, und doch gebot ihr die Klugheit, zu ihrem Vortheil die Freundliche fort zu ſpielen. Die Sängerin ironiſirte dieſe Katzenfreundlichkeit mit jenem Humor, der ſie ſo unwiderſtehlich reizend machte, und ſagte: „Ach, Liebſte!

Sie haben ja wohl Ihr Kärtchen mit? O geſtehen Sie's nur, und langen Sie das ſibylliniſche Buch hervor! Ich weiß ja, Sie gehen nicht aus ohne dieſes Talisman. Bitte, bitte, beſteigen Sie den Dreifuß, und legen Sie die verhängnißvollen Blätter für mich. Es iſt lange her, daß ich nicht ſo glücklich war, aus Ihrem weiſſagenden Munde etwas über mein Schickſal zu hören. Thun Sie mir die Liebe."

Die geärgerte Prophetin zog endlich das Kartenbüchlein aus ihrem Strickbeutel hervor, um den Wünſchen der Sängerin zu entſprechen, mit der ſie für ihren jetzigen Zweck ſich auf gutem Fuß zu erhalten ſuchen mußte. Sie miſchte mit ernſtem Geſicht und ließ drei Blätter ziehen und wieder einſtecken, dann entrollte ſie die bunten Bilder der Schickſalsblätter, und ſchaute unverwandten Aug's hinein.

„Sie gehen auf einem grünen Wege, liebe Bognar, und machen bei den Männern viel Glück. Einer liegt Ihnen beſonders nahe, das iſt jedenfalls Herr von Schenk, aber Ihr Ehegatte wird er doch nicht."

„Nun, er kann ja doch auch wahrhaftig nicht zwei Weiber nehmen, wie ein Türke!“ rief Anna lachend.

„Ueberhaupt werden Sie ſich nie verheirathen. Es liegt Ihnen kein Mann zu.“

„Deſto beſſer. Es ſtimmt ganz mit meinen Wünſchen überein.“

„Ihr grüner Weg verläuft ſich in einen himmelblauen, und hier liegt ein Kloſter, neben welchem Sie als Nonne liegen. Sie werden eine fromme Nonne werden.“

„Ah, Sie ſind köſtlich boshaft!“ rief die Sängerin lachend. „Ich eine Nonne! eine fromme Nonne! Es iſt zum Todtlachen. Ich zolle Ihrem Talente glänzende Bewunderung. Ich möchte Sie küſſen für dieſe Erfindung.“

„Es iſt nicht meine Erfindung,“ verſetzte die Schauſpielerin ernſt und gemeſſen. „Es liegt in der Karte.“

„Ich glaub' es ja. Es liegt Alles in der Karte, was Sie wollen. Ich danke Ihnen für dieſen Genuß!“ und damit bekomplimentirte ſie die verdrießliche Freundin des Directors mit Dankſagungen und Lobeserhebungen zur Thüre hinaus.

Wie ſie erwartet hatte, ſo geſchah es. Eh' eine

Stunde verging, klopfte ein ihr am Tone wohlbekannter Finger an ihre Thüre.

„Ha, mein edler Mauleſel!“ flüſterte ſie. „Wart’, ich will Dir einen Theil Deiner guten Ladung abnehmen.“

Auf ihr „Herein!“ ſchob ſich das runde Bäuchlein der kleinen Geſtalt durch die Thüre, welch dem Halbfranzoſen angehörte, und trippelte mi grinſender Geſchmeidigkeit und einer Fluth höfiſche Komplimente und Worte auf die Bognar zu, welch ihn ruhig auf ihrem Sopha erwartete.

„Nehmen Sie neben mir Platz,“ ſagte die Primadonna in einem ſehr entſchiedenen Tone, der dem lauernden Garçon etwas auffällig war. Aber e küßte ihr unter Entſchuldigungen und Schmeicheleie die Hand, und ſetzte ſich. — „Ich will Ihnen all unnöthigen Umſchweife und Präliminarien erſparen,“ fuhr Anna in dem angeſchlagenen Tone fort. „Wi wollen gleich mit der Hauptſache beginnen. Ihr liebe Freundin hat mich bereits unterrichtet, wa Sie von mir wünſchen. Recht ſchön. Ich bin ga nicht abgeneigt, Ihnen zu dienen. Und ich weiß ich kann Ihnen von großem, unberechenbaren Vortheile ſein, von größerem, als Sie vielleicht ſelbſ vermuthen.“

„Ich bin von Ihrer Güte überzeugt, ma chère jolie,“ ſüßelte Garçon etwas ängſtlich.

„Nichts von Güte, mein Beſter! Ich verlange keine Güte von Ihnen, verlangen Sie keine von mir. Es handelt ſich um Vortheile von Ihrer Seite; warum ſoll es ſich nicht auch um Vortheile von der meinigen handeln? Warum ſollten Sie nicht das, was ich Ihnen einbringe, auch mit mir theilen? Alſo rund heraus, Director! Der Rubinſchmuck iſt ſchön, aber er genügt mir nicht.“

„Er genügt nicht?“ rief Garçon ſehr erſchrocken, „mon Dieu! was wollen Sie denn noch?“

„Das ſollen Sie gleich hören. Ich gebe Ihnen die genaueſten Details über Alles, was in der gräflichen Familie hinter verſchloſſenen Thüren vorgeht, von heute an bis zu Michaelis. Dafür verſchaffen Sie mir zu Michaelis ein gutes Engagement in einer großen Stadt, und zahlen mir pränumerando tauſend Gulden Convention.“

Die kleine Figur fuhr wie electriſirt vom Sopha empor, und ſagte dann mit erſterbender Stimme: „Tauſend Gulden für ein halbes Jahr! — Woher ſoll ich ſie nehmen, mon enfant?“

„Schäfer!“ lachte die Sängerin und drohete ihm mit dem Finger. „Woher anders, als wo Sie die vielen Tauſende genommen, die Sie ſchon bei Seite gebracht?"

Ah, Mademoiſelle! Was denken Sie? Ihr Verdacht" — —

„Still, mein Lieber! Und werfen Sie mir nicht etwa den moraliſchen Mantel um! Ich weiß doch, wer und was darunter ſteckt. Nein, Freund, Maskerade laß ich nicht mit mir ſpielen. Thun Sie getroſt die Maske hier ab; ich kenne Ihre wahren Züge. Und bin ich Ihnen etwa geſchminkt entgegen getreten? Ich gebe mich Ihnen ganz offen, und will ehrlich mit Ihnen unterhandeln. Mit Recht verlange ich gleiche Münze von Ihnen. Glauben Sie wohl, ich wüßte nicht, daß tauſend Gulden ſehr wenig für das iſt, was Sie von mir erfahren ſollen, in Betracht des Gewinnes, den Sie ſchon gemacht und noch durch mich machen können? Wenn Sie die geforderte Summe mir nicht zahlen, nicht heute, nicht ſogleich zahlen, ſo erfahren Sie kein Sterbenswörtchen von mir, und das Halsband behalte ich doch."

„Das Collier koſtet ja allein — —"

„Ich will nicht wiſſen, was es koſtet. Es handelt ſich hier allein um die ſtipulirten tauſend Gulden Bezahlung für meine Dienſte; das Collier iſt ein Geſchenk.“

„Unmöglich!“ rief der Kleine aufſpringend. „Ich bitte, ich beſchwöre Sie — —“

„So ſind wir fertig!“ ſagte die Sängerin kalt und ſtolz, ebenfalls aufſtehend. „Und nun kein Wort mehr von der Lumperei! Was über Sie kommt, vielleicht bald und ſchneller, als Sie vermuthen, haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben. Leben Sie wohl!“

„Ma chère amie! So hören Sie doch! Sie bringen mich in Verzweiflung. Wenn ich Ihnen fünfhundert Gulden zahlte! Ich kann auf Ehre nicht mehr geben und muß meine Kaſſe ſtürzen.“

„Dummheiten!“ rief Anna ärgerlich und ſtampfte mit dem Fuße den Boden. — „So wiſſen Sie denn: ich habe Sie in meiner Gewalt! Ich kann Ihren Sturz hier ſo beſchleunigen, daß es Ihnen unmöglich werden wird, Ihrem Verderben zu entrinnen. Verblendeter! um fünfhundert Gulden zu ſparen, wollen Sie ſich um Alles bringen! Wenn Sie wüßten, was ich weiß, Sie würden ſich mit der größten Haſt beeilen, meine Wünſche zu erfüllen. Sie werden dieſe übel angebrachte Knickerei verfluchen.“

„Diable!“ murmelte der Director, indem große Schweißtropfen von ſeiner Stirn ſielen. Sie ſollen die geforderte Summe haben.“

„Aber ſogleich. Holen Sie ſie.“

„Das brauch' ich nicht“, knirſchte der betrogene Betrüger, zog ſein Portefeuille hervor und nahm eine Banknote von tauſend Gulden heraus, die er der lächelnden Sängerin mit einem halb unterdrückten Seufzer hinhielt. Sie nahm das Papier mit einer zierlichen Handbewegung, überflog es prüfend mit den Augen und verſchloß es in ihrer Toilette.

„Nun?“ fragte Garçon gedehnt, als ſich die Sängerin eben nicht beeilte, die verſprochene Mittheilung zu eröffnen.

„Ei, ei! Sie fürchten wohl, nun doch nichts zu erfahren? Nein, Mann, ich bin ehrlicher als Sie. Das Wichtigſte für Sie alſo iſt, daß Graf Oßneck in Wien eine ſehr vortheilhafte Anſtellung gefunden und ſich bereits in voriger Woche mit der Gräfin Thereſia ſehr heimlich verlobt hat. Am Oſterfeſte wird ihre Trauung Statt finden, und Ligatſchnek wird nächſten Gagentag gekündigt. Thereſia verreiſ't Tags vorher und kommt vor der Hochzeit nicht wieder. Der Graf übernimmt mit ſeinem Gerichtsperſonal ſogleich die Regulirung der hieſigen Angelegenheiten, und wenn man Ihnen Rechenſchaft abfordert, iſt bereits Vorſorge getragen, daß Sie ſich derſelben nicht mehr entziehen können. Ja, man würde jetzt ſchon, falls Sie etwa verreiſen wollten, geeignete Maßregeln nehmen, Sie zurückzuhalten."

Garçon war blaß geworden vor Schrecken und ſtammelte: „Was hilft mir da Ihre Mittheilung?"

„O Männerklugheit!" höhnte die Sängerin. „Muß ein Weib dich belehren! — Sehen Sie denn nicht ein, daß Sie die Heirath des Grafen mit Thereſia hintertreiben müſſen durch unſern würdigen Heldenſpieler? — Aber als ehrliche Verkäuferin geb' ich Ihnen noch mehr Mittel an die Hand, die zu Ihrer Rettung dienen müſſen. Die Gräfin Mutter, Ihre Feindin, iſt eine arge Ehebrecherin, und ihre Sünde liegt ihr ſtark auf dem Gewiſſen. Sowohl ihr erſtes Kind, der älteſte verſtorbene Sohn, als auch der Max, ſind Früchte einer verbrecheriſchen Liebe, und ihr Vater, ein Major Schenk von Birkendorf, der auch Luiſens, der Frau von Schenk, Vater iſt. Daher die große Zuneigung der Gräfin zu dieſer überſpannten Dame. Schenk aber iſt ein Herr von Zinkberg, natürlicher Sohn des Fürſten von Liechtenſtein; und Luiſe war mit einem Hauptmann von Brandenfels verlobt, dem ſie am Abend vor der Hochzeit mit Zinkbergs Hülfe entflohen iſt. — Es wäre nicht gut, wenn Sie aus dieſen Fäden ſich nicht ein ſtarkes Rettungstau drehen könnten. Jetzt laſſen Sie den brüllenden Heldenſpieler gegen Thereſia und Oßneck, und den Grafen gegen die Gräfin los, und Ihr Spiel iſt gewonnen."

Garçon athmete tief auf; ſeine Augen funkelten wieder. Er dankte mit gerührten Worten und verſprach ſogar, ſich noch beſonders erkenntlich zu zeigen.

Als er fort war, lachte die Sängerin: „Der Narr! Ich hätte ihm Alles auch für fünfhundert Gulden geſagt, ja für gar nichts, nur um endlich einmal einen Höllenſpectakel hier anzurichten, und mich für die tödtliche Langeweile zu entſchädigen, die ich ausgeſtanden habe. Nun muß es in dieſem verdammten Neſte doch bald zu etwas kommen. Ich glaube, wenn ich nicht nachgeholfen hätte, das naß gewordene Pulver wäre nimmermehr los gegangen."

Der Frühling hatte die Wieſen und Thalwände wieder grün überkleidet und ſtieg nun täglich höher an den Bergen hinauf, um auch dem Walde ein friſches Kleid zu weben. Im Parke brachen alle Knospen auf. Das Oſterfeſt war vor der Thüre. Der Graf war mit ſeiner Tochter Thereſia verreiſ't, Niemand wußte recht wohin. Das Theater war in der Charwoche geſchloſſen, und auch das Feſt über ſollten noch keine Vorſtellungen Statt finden. — Am Gründonnerſtage feierte Madame Uhlich ihren Geburtstag und hatte faſt das ganze Künſtlerperſonal von der Bühne und aus dem Orcheſter, männlichen und weiblichen Geſchlechts, auf Nachmittag und Abend eingeladen. Ein züchtiges, ſchwarzſeidenes Kleid verhüllte ihre ſchönen Formen bis unter das Kinn; auf dem Buſen wiegte ſich ein kleines, goldenes Crucifix, an ihrem Gürtel hing noch der Roſenkranz, deſſen ſie ſich in der Kirche bedient hatte; ihr Auge war ſittig ernſt zu Boden geſenkt, ihre Stimme flüſterte weich und wehmüthig. So empfing ſie die Gäſte.

Ein Paar junge Damen, die zuerſt gekommen waren, hatten nichts Eiligeres zu thun, als die letzte Kunſtleiſtung der Madame Schenk nach ihrer Art kritiſch durchzunehmen. Luiſe war nämlich zum erſtenmal in einer naiven Partie aufgetreten und zwar als Gurli in Kotzebue's Indianern in England. Die Leiſtung war aus mehrfachen Gründen ſchwach geweſen. Sie hatte weit weniger Talent für das Naive, wie für das Tragiſche; es war ihre erſte Rolle in dieſem Fach, und ihre und Max's Krankheit hatten ihre phyſiſchen Kräfte ſehr erſchöpft. Die beiden Recenſentinnen hatten alſo nicht unrecht, nur war ihr Tadel giftig.

„Nicht ſo, meine Lieben!" redete die Feſtgeberin mit Salbung. „Unſre treffliche Schenk hat ein ſchönes, ein reiches Talent. Es wird ſich bald genug zur Höhe der Kunſt erheben. Und welch' ein großes, ſchönes Herz beſitzt dieſe junge Frau. Man muß ſie ihrer edlen Eigenſchaften wegen lieben und verehren."

„Um ſo mehr iſt ſie zu bedauern," ſagte die Jüngſte ſchnippiſch, „daß ihr Mann ihr ſchier in den Flitterwochen ſchon untreu geworden iſt."

„Bſt, Kind! Wer wird ſo gottlos reden! Herr von Schenk mag vielleicht einiges Wohlgefallen an der Unterhaltung einer geiſtreichen Dame nehmen; wer wird aber gleich das Schlimmſte denken?"

„Ah!" lachte die Andre, „iſt denn das das

Schlimme? Schenk bringt ja oft bis nach Mitternacht bei der Bognar zu.“

„Und wenn auch. Sie iſt ſeine Freundin. Kann denn ein geiſtreiches Mädchen nicht die Freundin eines geiſtreichen Mannes ſein? Kinder, ihr müßt beſſer von den Menſchen denken lernen! Bedenkt, welch' eine Bedeutung die heilige Mutter Kirche dem heutigen und dem morgenden Tage gegeben! Ihr ſeid nicht religiös genug, und kennt deshalb das ſchöne, erhebende Gefühl nicht, mit Gott und der Welt verſöhnt zu ſein.“

Andre Gäſte kamen; die kleinen Recenſentinnen ſahen ſich kopfſchüttelnd und kichernd an. — Auch die gräfliche Familie war eingeladen; doch kam nur die Gräfin Anaſtaſia und Max an Luiſens Hand. Die Gräfin Mutter ließ ſich wegen Unwohlſein entſchuldigen. Max war niedergeſchlagen und bleich. Er nahm in einem Winkel Platz. Schenk kam ſpäter mit dem bleichen Kapellmeiſter. Einige Kapelliſten brachten Violinen, Viola und Violoncell mit. Man ſah, es war auf ein Quartett und überhaupt auf muſikaliſche Unterhaltung abgeſehen. Mademoiſelle Bognar machte bei dieſer Ausſicht ein verdrießliches Geſicht; ſie ſchien nicht Luſt zu haben, etwas zur Erheiterung der Geſellſchaft beizutragen.

Ihre Augen verfolgten nur immer mit einem mokanten Erſtaunen Madame Uhlich's fromme Geſtalt. Dieſe richtete an ihre Gäſte die Worte: „Ich pflege meinen Geburtstag immer in einer feierlichen Erhebung zu begehen und mich an dieſem Tage mehr, als an jedem andern im Jahre, mit meinem Gott und Schöpfer zu berathen; wenn er aber — was freilich ſelten geſchieht — auf einen der heiligen Feſttage fällt, dann habe ich jedesmal in der Mitte meiner Freunde Herz und Sinn durch religiöſe Geſänge und Muſik erhoben; und dies iſt denn auch der Zweck unſres heutigen Beiſammenſeins. Herr Kapellmeiſter Streulaub wird einige ſeiner religiöſen Compoſitionen vortragen und vortragen laſſen, und Gräfin Anaſtaſia wird die Gnade haben, uns ein Kirchenlied von unſerm Componiſten zu ſingen." Die Bognar nahm das Schnupftuch vor das Geſicht, um die Verzerrung ihrer Lachmuskeln nicht Preis zu geben, und flüſterte gleich darauf dem neben ihr vorübergehenden Schenk zu: „Verſtehen Sie dieſe Faſtnachtspoſſe? Die ganze Geſchichte iſt erlogen. Es iſt gar nicht ihr Geburtstag. Haben Sie eine Ahnung, was ſie bezweckt?"

„Nein," verſetzte Schenk. „Ich habe an nichts gedacht."

„Als mein ſeliger Mann noch lebte,“ fuhr die Feſtgeberin mit thränender Rührung fort, „componirte er mir jedesmal zu dieſem Tage einen ein- oder mehrſtimmigen frommen Geſang, und wir begingen das Feſt in ſtiller Heiterkeit und erhebendem Kunſtgenuß, einfach, nach der frommen Väter Weiſe. Er war ſehr muſikaliſch, mein lieber Seliger, und überraſchte mich gern mit ſeinen gefühlvollen Compoſitionen. Gerade dieſer Tag friſcht die Erinnerung an ihn jedesmal ſo lebhaft in mir auf, daß ich mich vor Wehmuth über ſeinen frühen Verluſt kaum zu faſſen weiß.“

„Haben Sie denn den lieben Mann ſchon lange verloren?“ fragte die Bognar mit ihrer ironiſch boshaften Betonung.

„Es werden zu Johannis ſieben Jahre. Wir hatten einige Monate vorher meinen fünfundzwanzigſten Geburtstag gefeiert. Großer Gott, ſchon ſieben Jahre!“ Und ſie trocknete ſich die Augen mit dem Battiſttuche.

„Sie hätten ſich durchaus wieder verheirathen ſollen, Beſte,“ fuhr die Sängerin fort. „So viel ſchöne leibliche und geiſtige Gaben hätten auch einen zweiten Mann glücklich gemacht, und Ihren Schmerz hätte eine neue Verbindung gemildert. An Partien hat es Ihnen gewiß nicht gefehlt."

„Nein, ich hatte deren mehr als zu viel; aber welcher Mann hätte mir den Seligen erſetzen können? Nur einem Manne, und nur einem Manne, wie dieſem, konnte ich meine volle ungetheilte Liebe ſchenken. Jetzt kann ich wohl noch Freundſchaft für einen Mann fühlen, nicht Liebe."

Der Director lächelte pfiffig.

„Und nur eine reine, geiſtige, fromme Liebe kann die ganze Summe der Lebensſeligkeit gewähren," fuhr die ſchmerzvolle Wittwe fort und drehte die Augen nach der Zimmerdecke, „eine Liebe, die auf den heiligen Schwingen der Töne ahnungsvoll ſich in die Unendlichkeit der Empfindung emporflügelt."

„Vortrefflich! Sie ſind eine charmante Frau!" ſagte Anna und griff nach der Theetaſſe. „Sie könnten aber heute ihren Gäſten ſammt und ſonders die Freude machen, uns Reih' um die Karte zu legen. Das wär' ein Vergnügen. Thun Sie's doch!" Die Ulrich wurde roth vor Zorn und mußte ſich ſehr zuſammen nehmen, die fromme Miene beizubehalten. Mit Entrüſtung ſchlug ſie die boshafte Bitte ab, in die auch Andere einſtimmten, und Anna lächelte

Schenk befriedigt zu. Man plauderte allerlei; das Quartett wurde arrangirt. Schenk ſtand wieder einige Augenblicke bei der Vognar. „Ich hab's heraus!“ flüſterte ſie. „Das Stück ſpielt für die Gräfin Anaſtaſia und den Kapellmeiſter. Eine fromme augenverdrehende Kuppelei. Das Weib oder vielmehr ihr trefflicher Schatz „Mauleſel“ ſpeculirt auf den religiöſen Sinn der Gräfin und ihre ſtille Liebe zu Streuland. Ein neuer Enterhaken für das gräfliche Schiff. Die Karte wird wohl prophezeit haben, daß hier etwas zu machen iſt. Ich möchte der Dame Uhlich zurufen: Gut gebrüllt, Löwe!“

„Alſo eine Contremine gegen die Gräfin Mutter?“

„Voilà tout! Verlaſſen Sie ſich darauf.“

Das Auge des bleichen Kapellmeiſters begann zu leuchten und zu ſprühen, als ſeine Töne von den Saiten rauſchten, und auch das Auge des bleichen Knaben, der aus ſeinem Winkel hervorgekommen war, belebte ſich und ſprach von Begeiſterung. Auf ſeine und des Componiſten Wangen ſtieg im Verlauf der Muſik eine leichte Röthe; bei Max war ſie die ſchöne Morgenröthe, die einen düſtern Tag verſpricht, bei Streuland eine frühe Abendröthe, die eine baldige ſtille Nacht prophezeit.

Noch aufgeregter wurde der Kapellmeiſter, als er ſich an den Flügel ſetzte, um Anaſtaſia's einfach ſchönen, geiſt- und herzerhebenden Geſang zu begleiten. Dieſe reinen Töne drangen aus einer reinen, gottbegeiſterten Seele hervor, und ergriffen unwillkührlich alle Hörer. Wer verſtand in ihnen nicht das unſchuldige Geſtändniß einer hohen, heiligen Liebe, die ſich ihrer himmliſchen Heimath bewußt iſt, und auf jeden irdiſchen Beſitz verzichtet? Das war ein ſo rührendes Klagen über die Schwere des irdiſchen Stoffes, und doch ein ſo ſchönes Verklären deſſelben, daß Max plötzlich die vergoldeten Wolken und die Regenbogen des Sonnenuntergangs wieder ſah, und als das Lied beendigt war, zu Streulaub ging, und ihm in's Ohr flüſterte; „Du biſt ein tugendhafter Dichter!“ ein Ausſpruch, den dieſer natürlich nicht ganz begriff.

Luiſe vergoß viele Thränen; Niemandem in der Geſellſchaft war die Sprache der beiden Liebenden ſo tief in's Herz gedrungen, als ihr; in keiner Bruſt waren ſo verwandte Saiten erklungen, als in der ihrigen. Aber ſelbſt in Anna's ſchwarzem Auge zitterte eine Thräne der Rührung.

Wenn der Himmel die Erde küßt, erhält jede Blume ihre Thauperlen. — —

Die Stimmung wurde in den meiſten Gemüthern bald wieder weltlicher, am ſchnellſten in dem der Primadonna, und ſie fragte, nicht ohne Abſicht: „Hat denn Niemand etwas von unſerm Ligatſchnek vernommen? Er iſt ja ohne Sang und Klang von hier gegangen, und hat z. B. mir nicht einmal ein Abſchiedswort gegönnt.“

„Er iſt in Wien,“ verſetzte Willmann. „Aber er ſucht kein Engagement. Gott weiß, was er ſucht.“

„Er ſoll eine Zeit lang bei einem ältern Bruder, welcher Förſter in der Gegend von Prag iſt, gelebt haben,“ berichtete der Director. „Aber vor einigen Tagen iſt er in Preßburg geweſen.“

„Und mir ſagte ein Holzhauer geſtern Abend,“ ſetzte Jeſſen hinzu, „er ſei ihm mit noch einem andern verdächtig ausſehenden Menſchen einige Stunden vorher auf dem Petersberge oben im Walde begegnet; der Ligatſchnek habe ſehr blaß und verſtört ausgeſehen, der Andre aber roth und braun und blau und ſchrecklich wüſt, wie ein ächter Räuber und Mörder.“

„Sonderbarer Ort, und noch ſonderbarere Geſellſchaft!“ ſagte Anna.

In dieſem Augenblick trat die Zofe der Madame Uhlich raſch und heftig herein, und riß die Thüre hinter ſich zu, aus Kräften bemüht, ſie im Schloſſe zu erhalten, und rief mit lauter, weinerlicher Stimme: „Gnädige Frau! Gnädige Frau!“ — Alles ſchwieg.

„Was giebt's denn da?“ fragte die Feſtgeberin verdrießlich.

„Da iſt ein wüſter, betrunkener Menſch, der mit Gewalt in das Zimmer und zu Ihnen dringen will. Ich ſagt' ihm, Sie haben Geſellſchaft, und feierten Ihren Geburtstag, aber er ließ ſich nicht zurückweiſen, ſondern meinte: er wolle Ihnen gratuliren, und er gehöre auch zur Geſellſchaft; denn er ſei Ihr Mann.“

„Mein Mann!“ rief die fromme Wittwe, und ward bleich, wie eine getünchte Wand.

„Ja, Babette! meine zärtlich geliebte Babette, Dein leibhaftiger Mann mit Haut und Haar!“ ſagte eine widrige Baßſtimme, wie ſie nur den Säufern eigen zu ſein pflegt, und alle Augen richteten ſich mit einer ſeltſamen Beſtürzung nach dem Manne, von dem ſie ausging, und der in der Thüre ſtand und ein Paar zerlumpte Arme nach der Frau ausbreitete, die ohnmächtig in einen Fauteuil geſunken war. Der fremde Menſch, der in einem ſo nahen Verhältniß zu der Feſtgeberin zu ſtehen behauptete, hatte in der That ein verwegenes Anſehen. Sein kupfriges Antlitz, und vorzüglich ſeine ſchier ſchwarzbraune Naſe beſtätigten, was die Stimme bereits angedeutet hatte; auch ging zum Ueberfluß ein Duft von ihm aus, der die zunächſt ſitzenden Damen zu ihren Taſchentüchern greifen ließ. Schmutzig ſchwarze, mit Grau ſtark vermiſchte Haare hingen ihm in langen Locken auf Schläfe und Schultern; ein großes, mattes, ertrunkenes Auge blickte mit lüſterner Frechheit im Kreiſe umher, und der herausfordernd aufgeworfene Mund, in Uebereinſtimmung mit dem groben, aufgedunſenen Geſicht, deſſen ſtruppigen, grauen Bart lange kein Scheermeſſer zur Ordnung verwieſen hatte, thaten zur Genüge kund, daß der Beſitzer ſchon längſt vor nichts in der Welt mehr Schaam oder Scheu habe. Die ſchmutzige und zerriſſene Kleidung vollendeten das ekelhafte, grauſenerregende Bild eines unverbeſſerlichen Vagabunden und alten Bruder Lüderlich.

„Entſchuldigen Sie gütigſt, meine hochverehrte

Geſellſchaft," redete er die ſtaunende Verſammlung mit einem grinſenden Pathos an, „entſchuldigen Sie, daß ich Ihre Unterhaltung auf ein Paar Augenblicke ſtöre! Aber ich konnte unmöglich dem Drange meines liebenden Herzens widerſtehen, und ich mußte ſogleich nach meiner Ankunft hier zu meiner theuern Ehehälfte eilen, von der mich widerwärtige Verhältniſſe leider! eine Reihe von Jahren getrennt gehalten haben. — Aber ich bemerke mit Bedauern, daß mein plötzliches und unerwartetes Erſcheinen meiner geliebten Gattin eine allzugroße Ueberraſchung bereitet hat. Ich hoffe, es wird ſchnell vorübergehen. Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Mitte Platz nehme, und, ſo viel als mir möglich, zu Ihrer Unterhaltung beitrage."

Alles ſchwieg, nur die Primadonna, welche den verwegenen Menſchen mit ſchadenfrohen, beutegierigen Katzenaugen ſcharf fixirt hatte, fragte ihn: „Sind Sie denn wirklich der Herr Uhlich, der verſtorbene Ehemann unſrer Freundin?"

„Ei freilich iſt mein Name Uhlich, aber nicht der verſtorbene, ſondern der lebende Gatte und Gemahl dieſer etwas ohnmächtigen Dame habe ich die Ehre zu ſein. Was veranlaßt Sie dazu, wenn ich fragen darf, meine ſchöne Dame, mich für einen Verſtorbenen zu halten?“

„Weil unſre Freundin ſeit ſieben Jahren Wittwe iſt, und ihren dahingeſchiedenen Uhlich auf's zärtlichſte betrauert. Um ſo größer wird ihre Freude über Ihre Auferſtehung ſein.“

Die Ohnmächtige war unter den Händen ihrer Zofe und einiger Freundinnen aus der Geſellſchaft wieder zu ſich gekommen, und rief jetzt mit kläglicher Stimme: „Emil! Emil!“

Auf dieſes erhob ſich der kleine Director Garçon, der ſich zeither ſchier noch kleiner gemacht hatte, und faſt unter dem Tiſche verſchwunden war, mit dem Ausdruck größter Verlegenheit und Angſt, und huſchte ſchnell zu der Freundin.

„Befreien Sie mich ſo ſchnell als möglich von dieſem abſcheulichen Menſchen!“ befahl Madame Uhlich mehr, als ſie bat. Aber Garçon zuckte mit den Achſeln, und kaute an den Nägeln. Seine umherirrenden Augen ſuchten offenbar nach ſeinem Hute, als ihm plötzlich einzufallen ſchien, daß es noch beſſer ſei, ſich ohne denſelben ſtill zu entfernen. An der Ausführung dieſes löblichen Vorſatzes wurde er aber von zwei Seiten verhindert, denn an der rechten Hand ergriff ihn Madame Uhlich, an der linken Herr Uhlich.

„Oho, mein Püppchen, hier reden wir nicht von abſcheulich," ſagte der Letztere zur Erſtern. „Einem ſo liebevollen Manne begegnet man nicht auf dieſe Weiſe. Doch davon nachher! Erſt muß ich meinem lieben alten Freunde und Kameraden Garçon meine Freude bezeigen, ihn wiederzuſehen, und, wie der Anſchein lehrt, in den beſten Umſtänden von der Welt. Es iſt Dir alſo gut gegangen, alter, halbfranzöſiſcher Knabe? Mir dagegen ſchlecht, Brüderchen! Denkſt Du noch unſrer letzten Suiten in Olmütz? Das war ein Leben!"

Das Geſchrei der Dame Uhlich überhob den gepeinigten Director der Antwort, auf die ſich ſeine Verlegenheit vergebens beſann. Unter Krämpfen ſtöhnte die Frau: „Werft das Scheuſal hinaus! O, Garçon, Sie verlaſſen mich in dieſer Noth! Sie laſſen mich ungeſtraft durch dieſen Niederträchtigen blos ſtellen! Er lügt, der infame Menſch! Ich war nie ſeine Frau!"

„Da haſt Du allerdings recht," verſetzte der Trunkenbold mit widerwärtigem Hohnlachen. „Unſern Liebesbund hat freilich nie ein Prieſter eingeſegnet; deshalb biſt Du aber doch die Mutter meiner Kinder geworden."

„Jeſſen, Euler, Willmann, meine Freunde!" kreiſchte Madame Uhlich mit verzerrtem Munde, „befreit mich von dieſem Ungeheuer, da Garçon mich im Stich läßt!"

„Der Garçon thut mir nichts; der weiß wohl warum. Nicht wahr, Brüderchen? Und die jüngern Herren werden gewiß nicht ſo unedel ſein, ſich mir nichts, dir nichts, auf die tolle Anforderung eines ſchlechten, boshaften Weibes, an einem alten, heruntergekommenen Collegen zu vergreifen. — Und Du, giftige Beſtie, ſei ſtill, ſonſt erzähl' ich der ganzen Geſellſchaft Deine Schandthaten! He, ſoll ich etwa ſagen, wie Du Dich Deiner Kinder entledigt haſt, Rabenmutter? Zu Deinem Heile ſei ſtill, und laß mir eine Flaſche Tokaier Ausbruch holen; ich will ſie auf Deine Geſundheit leeren."

Die Krämpfe der Madame Uhlich wurden ſchlimmer; die Zofe ſchickte nach dem Arzte; die Geſellſchaft zerſtreute ſich ſchnell. Garçon hatte ſich am erſten aus dem Staube gemacht. Die Gräfin Anaſtaſia, Luiſe, Max und der Kapellmeiſter waren in großer Bewegung gefolgt. Anna blieb bis zuletzt; ſie ſchlürfte mit freudetrunkenen Blicken den Skandal bis zur Hefe, und hatte noch Luſt, ein Zwiegeſpräch mit Herrn Uhlich anzuknüpfen, aber dieſer ſetzte ſich in das geräumte Sopha, und ließ bald ein regelmäßiges Schnarchen vernehmen. Sie mußte alſo gehen, da die unglückliche Feſtgeberin ſchon zu Bett gebracht war. Unten ſagte ſie zu Schenk: „Das war doch ein Seelengaudium. Die Geſchichte heute war auf ein heuchleriſches Rührſtück angelegt, und ſiehe da, es wurde plötzlich die tollſte Poſſe daraus. Ganz nach meinem Geſchmack. Gehen Sie, Freund, und tröſten Sie Ihre unglückliche Frau; ich bedarf heute Ihres Troſtes nicht. Gute Nacht!“ —

Luiſe hatte ihren Arm um Schenk's Nacken geſchlungen und ſein Ohr zu ihrem Munde herabgezogen, und heiter ſchäkernd flüſterte ſie ihm abwechſelnd ein ſüßes Wort zu, und küßte ihn auf die Wange, auf das Ohr, auf die Schläfe, ein zärtlich liebendes und in ihrer hingebenden Liebe glückliches Weib. Unſchuld und Herzensreinheit leuchteten von ihrer Stirn, die hohe, edle Seele aus ihren großen, ſchönen Augen. Es war ein liebliches Bild ſtiller, in ſich abgeſchloſſener ehelicher Glückſeligkeit, beide im Morgennegligée auf dem Sopha, vor ihnen auf dem Tiſche das Frühſtück, er mit der dampfenden Pfeife, die ihre blauen Wölkchen um ihr Haupt kräuſelte, wie um eine olympiſche Göttin, und draußen waltete die ſonnige Feſtlichkeit des Oſtermorgens. Wer aber die geheimſte Schrift in den Zügen dieſes leichtſinnigen jungen Mannes hätte leſen können, der würde die Verlegenheit des Schuldbewußtſeins und die Qual der Reue dort gefunden haben. Wie aber nichts tief war in Schenk, ſo auch dieſe Qual nicht. Er mußte ſich wohl eingeſtehen, daß dieſes liebende, ſüße Weib eines beſſern Looſes würdig ſei, als von ihm, dem ſie ihr Schickſal mit ſo ſchrankenloſem Vertrauen anheimgeſtellt, betrogen zu werden; aber Menſchen dieſer Art haben für ihre Fehltritte und Sünden ſtets ein ſeichtes Räſonnement, eine ſpitzbübiſche Dialectik bei der Hand, mit welcher ſie ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen ſuchen, und natürlich zuletzt recht behalten. Schenk philoſophirte: ſeine Natur bedürfe der Aufregung, des ſcharfen Salzes, um nicht nüchtern und abgeſtanden zu werden. Es ſei ihm ein nicht abzuweiſendes Bedürfniß, mit einem ſo pikanten Weſen, wie Anna

Bogner, ein vertrautes Verhältniß zu unterhalten; dadurch werde ſein Geiſt geweckt, aufgefriſcht und in nöthiger Spannkraft erhalten; auch ſchade ja daſſelbe durchaus der Liebe zu ſeiner Frau nichts, wie Figura beweiſe. Würde er ſich aber mit dem ſtets reinen und ſüßen Honigſeim von Luiſens Liebe begnügen wollen, ſo müſſe ihm dieſe zuletzt zuwider werden. Toujours perdrix! Das gehe doch unmöglich. Gerade die derbe und ſcharfe Koſt, welche ihm Anna reiche, mache ihn für den Wohlgeſchmack des Honigs wieder empfänglich. Und ſo ſei ſeine Liebſchaft mit der Sängerin recht geeignet, die Liebe zu ſeiner Frau ſtets friſch und im Schwunge zu erhalten.

Luiſe ahnete nichts von dieſer perfiden Sophiſtik. „Mein Leben," koſete ſie, „wie glücklich haſt Du mich gemacht! Der unangenehme Vorfall bei der Uhlich hat mich den hohen, ſittlichen Werth einer glücklichen Ehe erſt wahrhaft ſchätzen gelehrt. Welch' ein verworfener Mann! Und doch ſprach die arme unglückliche Frau erſt gut von ihm. Welche Leiden mag dieſer Abſcheuliche der bedauernswürdigen Frau ſchon bereitet haben!"

„Liebes Kind, Deine Unſchuld ſieht hier das rechte Verhältniß nicht. Der Himmel allein kann wiſſen, auf welcher Seite die größere Schuld liegt!“

„Du magſt recht haben, und ich fühle gegen die Uhlig eine unüberwindliche Abneigung, die mich ſchwerlich trügt. Aber der Mann hat mich im höchſten Grade angewidert, und ich pries mich auf dem Heimwege glücklich, daß ich einen geiſtig und körperlich ſo wohl gebildeten, lieben, treuen, herzigen Mann habe. Sieh, wenn ich mir andre Männer anſehe, das heißt weit beſſere als Uhlich, dann gefällſt Du mir immer erſt recht; denn Keiner, Keiner in der ganzen Welt iſt ſo hübſch, ſo lieb, ſo gut, wie Du, Keiner hat ſo viel Verſtand und Gefühl. Du biſt mein Engel, mein Abgott!“ Neue Umarmung, neue Küſſe nahmen ihm die Antwort von den Lippen hinweg.

Schelmiſch lächelnd fuhr das holde Weib fort: „Denke nur — aber nein, ich mag Dir's gar nicht ſagen.“

„Was, liebe Lulu? Kannſt Du mir etwas verſchweigen?“

„Ach nein! Aber es iſt kindiſch und albern. Du könnteſt ja denken, ich glaubte an die Schwätzereien. Die Gräfin Thereſia hat mich eiferſüchtig machen wollen. Sie ſagte mir, Du machteſt der

Bognar die Cour, und weit mehr, als ſich für die bloſe Converſation und euer künſtleriſches Verhältniß ſchicke. Die Sache ſei im Ernſt gefährlich, und dergleichen. Ich lachte aber und glaubte ihr nicht; denn ich bin ja Deiner Liebe und Treue gewiß. Ich habe mein Lebenshaus auf Deines Herzens Grund gebaut, und — ich weiß — es ſteht unerſchütterlich feſt.“

„Halte aus bei dieſem Vertrauen!“ ſagte der Heuchler, über deſſen Antlitz ſich die Purpurröthe der Schuld ergoſſen hatte.

„Ach, ich wäre ja das elendeſte aller weiblichen Weſen, wie ich jetzt das glücklichſte bin.“

„Du mußt aber doch geſtehen,“ warf Schenk ein, dem dieſe Unterhaltung peinlich zu werden anfing, „daß Max auch viel zu Deinem Glück beiträgt, daß ich's alſo nicht allein bin, der Dich ſo ganz glücklich macht.“

„Soll das wieder einmal ein Vorwurf ſein, Karl?“ fragte Luiſe plötzlich ernſt, und eine Thräne überfeuchtete den klaren Spiegel ihres Auges. „Kannſt Du mir wehthun um des Knaben willen? Er iſt mein Bruder, mein Sohn, ein mit dem meinigen verwachſenes Weſen; aber das Glück, das mir Deine Liebe bereitet, wäre auch ohne ihn ſo groß. Die Liebe zu Max heiligt gewiſſermaßen meine eheliche Liebe, und durch beide fühl' ich mich wahrhaft groß und erhaben, ein nicht ganz unwürdiges Glied in der Kette der Weſen. Nach zwei Seiten hin mit Kraft und Liebe zu feſſeln und gefeſſelt zu werden, das iſt ja die wahre und rechte Beſtimmung des Kettengliedes."

„Ich habe Dich nicht kränken wollen."

„Und Du haſt recht, Max macht mein Glück vollkommen. Sieh nur, wie mit Beginn des Frühlings der arme Knabe wieder friſch aufblüht. Mir war recht bange um ihn; denn er war durch ſeine Krankheit wieder in den frühern Stumpfſinn zurückgeſtürzt. Aber gottlob! er erhebt ſich wieder aus dem geiſtigen Abgrunde. Es geht zwar langſam, aber ich ſehe mit Entzücken ihn Tag für Tag wieder zunehmen. Er lieſ't ſchon wieder mit Verſtand, und die Perioden, in welchen ſich ſein Auge plötzlich verglaſ't, und er unheimlich brütend in ſich verſinkt, werden immer ſeltener. — Aber denke Dir nur, welch eine höchſt merkwürdige und unbegreifliche Gabe er während dieſer Krankheit empfangen hat! Die ſchaffende Natur wird nicht müde, dies außerordentliche Kind ſeltſam auszuſtatten."

„Nun?" fragte Schenk.

„Er ſcheint einen ganz eigenthümlichen Seherblick für verlorene oder verborgene Dinge gewonnen zu haben. Erſt ſeit einigen Tagen habe ich es mit Ueberraſchung bemerkt.“

„Wie iſt denn das?“

„Er war bei mir, und ich ſuchte meinen kleinen Schlüſſelbund, um meinen Toilettentiſch zu öffnen, überall vergebens, und war ſchon in Angſt, daß ich ihn verloren haben möchte, da ſagte Max plötzlich nach kurzem In-ſich-verſunken-ſein: die Schlüſſel liegen dort zwiſchen der Tapete und der Lambrie hinter der Kommode. Sie müſſen von der Kommode dort hinabgefallen ſein. Ich ging hin, ſchob die Kommode weg, und wirklich lagen ſie hinter dem Brete in einer Falte der Tapete. Ich hätte ſie nie dort geſucht und gefunden. Verwundert fragte ich das Kind, „woher wußteſt Du denn, daß ſie dort lagen?“ — „Ich ſah ſie einen Augenblick lang,“ verſetzte er. — „Durch das Bret und die Tapete, durch die vorſtehende Kommode?“ — „Freilich! Als Du ſuchteſt, ſah ich ſie plötzlich dort liegen.“ Nachmittags gingen wir am Bach ſpazieren, plötzlich blieb er ſtehen, ſtarrte auf das Waſſer, ſtieg dann raſch hinab, fuhr mit der Hand an einem ausgewaſchenen Steine hinab, wie wenn er nach einer Forelle haſchen wollte, und zog aus der Vertiefung etwas hervor, das er mir hinhielt. Es war ein werthvoller, goldner Ring, mit Edelſteinen beſetzt. Ich brachte ihn der Gräfin, und ſie erkannte ihn ſogleich als das Eigenthum ihres Gatten, der ihn vor Jahren an einem ländlichen Feſte im Tanze mit einer Bäuerin hier verloren hatte. Der Graf hatte damals einen hohen Preis auf die Wiedererlangung des Ringes geſetzt. — Und geſtern Abend erzählte mir die Gräfin, daß ſie längſt ein wichtiges Dokument, eine Urkunde von ihrem Schwager, dem General in Petersburg, vermißt und ihren Mann in Verdacht gehabt, daſſelbe beſeitigt zu haben, obgleich er es hartnäckig geläugnet; dieſes Papier habe ihr Max, auf ihr Befragen, in einem alten Schranke nachgewieſen, wo ſie es nimmer vermuthet.

„Das iſt ja wahrhaft unheimlich!“ ſagte Schenk. In dem Jungen ſteckt etwas Dämoniſches, was mich unangenehm berührt.“

„Aber er hat das beſte Herz, und iſt ſo fromm, wie Lommlers Tauben, zu denen er übrigens eine beſondere Neigung haben muß. Geſtern früh hatte er ſein Bett ſchon verlaſſen, und die Diener ſuchten ihn, Niemand wußte wohin er gegangen war. Als

Lommler in das Taubenhaus tritt, um ſeinen Lieblingen ihr Morgenfutter zu reichen, wen findet er mitten unter den Täubchen? Unſern Max, der, den Kopf auf den Arm gelegt, im Nachtkleid maleriſch daliegt und ſanft ſchläft, umflattert und umgurrt von den Tauben, wie von guten Genien, die ſich ſeiner zu freuen ſcheinen! — Niemand begreift, wie er in das Taubenhaus gekommen.“

„Das will ich Dir erklären, mein Kind, und Dir etwas entdecken, was ich Dir, um Dich nicht zu beunruhigen, verſchwiegen habe. Schon zweimal habe ich Max früh vor unſerm Schlafzimmer auf der Erde ſchlafend gefunden, und ihn durch Johann in ſein Bett hinabtragen laſſen; ich konnte nicht begreifen, wie er dahin gekommen, da die Thüren verſchloſſen waren. Vor einigen Tagen kehrte ich im hellen Mondſchein Abends ſpät heim, meine Augen fielen unwillkührlich auf die Fenſter unſrer Zimmer, da bemerkte ich zu meiner Beſtürzung eine weiße Geſtalt in der Dachrinne ſitzen, die ſich behend auf das ſteinerne Fenſterſims unter ihr herabließ und dann durch das Fenſter ſtieg, welches auf den kleinen Corridor vor unſerm Schlafzimmer führt. Ich eilte herauf und fand Max auf der Schwelle deſſelben ſchlafend liegen. Johann trug ihn fort und wir brachten ſo viel heraus, daß er als Schlafwandler oder Mondſüchtiger in die Rumpelkammer unter dem Dache geht, in welcher das Theatergeräthe liegt, und von da durch ein Fenſter auf das Dach hinaus ſteigt, in der Regenrinne hinwandelt, bis zu dem Corridorfenſter, und in dieſes, welches meiſt offen iſt, hinabſteigt."

„O mein Gott!" rief Luiſe tief bewegt; „Ich entdecke immer mehr Außerordentliches und Unbegreifliches an dieſem Kinde. In der Rumpelkammer oben verkehrt er ſeit einiger Zeit faſt den ganzen Tag, und ich habe ihn ſchon einige male dort belauſcht. Hinter den Kuliſſen, den Leinwandballen, den Stricken und Bretern hat er ſich ſeltſam eingerichtet, und gleichſam eine mährchenhafte Stadt angelegt, für ihn der geheimnißvolle und doch heimiſche Schauplatz aller Mährchen und Geſchichten, die ich ihm erzählt und die er ſich ſelbſt mit ſchöpferiſcher Phantaſie erſonnen. Er verkehrt da mit einer Menge Geſtalten und Perſonen, mit denen er dieſe Räume belebt, und unterhält ſich auf das Seltſamſte mit ihnen. Die alten Stühle und Tiſche, ja jedes Gerümpel hat Leben für ihn und Sprache, und er führt die originellſten Dramen mit ihnen auf. Denn das iſt charakteriſtiſch in ſeinen Geſichten und

Dichtungen, daß ſich Alles dramatiſch bei ihm geſtaltet, und die Rumpelkammer das eigenthümlichſte Theater von der Welt für ihn iſt, wo nicht nur Feen und Geiſter, Menſchen und Thiere, ſondern auch Tiſche und Stühle, Hammer und Zange, Topf und Kübel lebendig mitſpielen und ihr Wort drein geben, — eine tolle, phantaſtiſche Wirthſchaft! —“

Die Unterhaltung wurde durch den Diener unterbrochen, welcher Herrn Uhlich meldete, der ſeine Aufwartung zu machen wünſche. Luiſe erſchrak und wollte ſich entfernen, Schenk hielt ſie aber lachend zurück, und der Angemeldete trat herein. Aber welch' eine mächtige Umwandlung war mit ihm vorgegangen! In einem Tage hatten, auf Garçons ſtrengen Befehl, der Theaterſchneider und Schuhmacher, der Friſeur und Barbier mit ihren Geſellen und Gehülfen, daran gearbeitet, aus Herrn Uhlich einen neuen Adam zu machen. Mit verſchnittenem, gekämmtem und pomadiſirtem Haare, glatt raſirt und ſorgfältig gewaſchen, mit der feinſten, blüthenweißen Wäſche und Kleidern nach der neueſten Mode angethan, mit weißen Handſchuhen bekleidet, mit denen ſeine Hände erſt ganz neue Bekanntſchaft hatten ſchließen müſſen, ja ſogar mit Uhr, Kette und Petſchaften von Gold, goldnen

Ringen und Buſennadel verſehen, führte Herr Uhlich in ſeiner Perſon den anſtändigſten Mann von der Welt herein, der ſich mit weltmänniſcher Gewandtheit benahm, und in dem unmöglich der wüſte und freche Trunkenbold vom Gründonnerstage wieder erkannt hätte werden können, wenn Seife, Schwamm und Raſirmeſſer dem kupferfarbnen Geſicht und der dunkelblauen Naſe wieder eine natürliche Farbe hätten geben können. In der jetzigen Umgebung konnten inzwiſchen dieſe allerdings noch auffallenden Erſcheinungen, als die Aggregate eines vornehmen, wohlhäbigen Lebens, eines beneidenswerthen Epikurismus gelten. Dafür ſchien ſie ihr Beſitzer in ſeiner meiſterlich durchgeführten Unbefangenheit auch geben zu wollen, trotz ſeinem erſten Auftreten in dem hieſigen Kreiſe. Eh' es Luiſe recht bemerkte, hatte er ſie in eine lebhafte Unterhaltung über theatraliſche Kunſt und Künſtler gezogen, und er würzte ſeine Reden mit treffenden Bemerkungen und pikanten Anekdoten, ſo daß der Eindruck, den er auf ſie gemacht, wenn auch nicht ganz verwiſcht, aber doch ſtark abgebleicht wurde. Er meinte, er ſei durch widerwärtige Schickſale allerdings in deſolate Umſtände gekommen, was beim Theater gerade nichts Seltenes ſei, er hoffe aber hier Engagement zu finden, da ſein Fach, alte Roues und Poltrons, nur ſehr dürftig beſetzt ſei, und Garçon, ein alter Freund von ihm, habe ihm bereits ſichre Hoffnungen gemacht. Uebrigens habe er nur ſeine Frau etwas erſchrecken wollen, was ſie wohl um ihn verdient; doch ſeien ſie bereits aufs herzlichſte ausgeſöhnt; ſie würden zuſammen nun ein neues Leben beginnen, und es ſei zwiſchen ihnen ausgemacht und feſtgeſtellt, daß der vergangnen Zeiten gar nicht mehr gedacht werden ſollte.

Auf dieſe Weiſe machte Herr Uhlich an den Feſttagen die Runde bei dem ganzen Perſonal und ſpielte den Unbefangenen, Soliden, ſo trefflich, daß ſich bald genug Stimmen zu ſeinem Lobe erhoben. In einem Punkte ſtimmten alle überein, daß man einen unterhaltenden Geſellſchafter gewonnen habe, wie noch keiner da ſei. Dieſe Eigenſchaft des neuen Mitglieds — wofür man Herrn Uhlich anſehen durfte — ſchien für Anna Bognar einen beſondern Reiz zu haben. Sie behandelte ihn mit einer wahren Zärtlichkeit, und gab ihm eine Flaſche Ruſter Ausbruch zum Beſten, ein trefflicher Ungarwein, wie ihn der gräfliche Keller nur beherbergte. Natürlich legte ſie es darauf an, ihn auszuhorchen, und ſie wußte ihn ſchlau genug in ein Netz von

Liebenswürdigkeit und Fragen zu verſtricken, daß ihm die Beichte gerade nicht ſchwer war, und er, von ihr entzückt, ſie verließ, in der Ueberzeugung, er ſei ihr Freund, ſie ſeine Freundin geworden. Abends ſagte Anna zu Schenk: „Dieſer von den Todten auferweckte Spitzbube hat uns hier noch gefehlt, um endlich meine lang gehegten Wünſche in Erfüllung zu bringen. Wir waren ſo in Langweiligkeit verſunken, daß das Wunder der Auferſtehung aus dem Grabe, in das Frau Uhlich ihren lieben Geſpons ſo ſicher gebettet zu haben vermeinte, ſtatt finden mußte, um uns aufzurütteln. Na, ich ahne, daß dieſer Auferſtandene nicht als ein kraft- und machtloſes Geſpenſt hier umgehen wird. Wir werden die Früchte ſeiner Thätigkeit bald genug zu ſchmecken bekommen."

Daß ihr Ahnungsvermögen ſie nicht irre geleitet, und Herr Uhlich für die von ihr erwarteten Früchte fleißig Saamen ausſtreuete, das erwies ſich einige Tage ſpäter. Es fing bereits an zu dunkeln, als dieſer Mann, in einen Mantel aus der Garderobe gehüllt, ſcheu und haſtig einen wenig betretenen Bergpfad an der rechten Thalwand hinter dem Parke emporſtieg, und bald den einſamen, erſt mit ſpärlichem Grün geſchmückten Wald erreichte. Nach einer Stunde ſcharfen Marſches, während deſſen er durch die Dämmerung nach Reiſern und Holzſtäben, offenbar abſichtlich für ihn in Zwiſchenräumen zu beiden Seiten des Wegs gelegt, ſpähete, erreichte er eine tief im Walde verſteckte Köhlerhütte, gegen welche er ein hüſtelndes Zeichen gab. Sogleich trat ein hoher Mann aus der Hütte, an welchem die ſchlanke Geſtalt und der dämoniſche Blick des verabſchiedeten Heldenſpielers nicht zu verkennen waren.

„Parole?" ſagte Ligatſchnek leiſe; denn es war im Walde ſo dunkel, daß die Vorſicht gebot, ſich von der Identität der Perſon durch das Wort zu überzeugen.

„Rache!" verſetzte Uhlich.

„Du haſt mich verteufelt lange warten laſſen, alter Kauz! Es iſt Dir gewiß wider Vermuthen wohl gegangen."

„Ich konnte nicht eher kommen, weil ich alle nöthigen Nachrichten erſt beiſammen haben mußte," verſetzte der Andre, von der Wahrheit der Bemerkung etwas betroffen.

„Nun, wie ſtehen die Dinge unten?" fragte der Heldenſpieler mit verdrüßlichem Ungeſtüm.

„So gut, wie ſie für Dich unter den obwaltenden Umſtänden nur immer ſtehen können, Brüderchen. Aber vor allen Dingen, Du haſt doch noch einen Schluck Wein? Der verdammt lange und ſteile Weg hat mich bis zum Verſchmachten durſtig gemacht."

Ligatſchnek holte eine volle Flaſche aus der Hütte, die der Alte in einigen Zügen leerte, ohne ſich dazwiſchen zu irgend einem Bericht zu bequemen.

„So!" ſagte er endlich befriedigt, und gab die Flaſche zurück. „Jetzt iſt mir die Zunge gelöſ't. Nun laß es uns bequem machen, und lange immerhin noch eine Flaſche herbei; denn Du haſt jedenfalls für meine liebenswürdige Schwäche oder Stärke — wie man's anſieht — einen kleinen Vorrath angeſchafft."

„Nun ja doch, alter, ewig trockner Schwamm! Erzähle! Bevor ich nicht über die Hauptſachen im Klaren bin, erhältſt Du keinen Tropfen mehr."

Sie ſetzten ſich auf die Bank vor der Hütte.

„Zuerſt," begann Uhlich mit Wichtigkeit, „mit der Hochzeit Deines ungetreuen Schätzchens iſt's vor der Hand nichts."

„Was? Sie wird nicht Oſneck's Frau?"

„Nicht zu haſtig! Ich ſagte: vor der Hand. Der ſteinreiche Herr Graf Gigl hat nämlich kein Geld, um ſie ſtandesgemäß auszurichten, wie es

Pflicht und Gebrauch iſt. Er hat dem kleinen franzöſiſchen Laubfroſch, den ihr ſo bezeichnend „Mauleſel“ getauft habt, alle möglichen Schröpfköpfe applicirt, aber dieſer gibt keinen Tropfen her, und hat auf dieſe Weiſe das beſte Mittel in der Hand, ſich den unbequemen Dßneck vom Leibe zu halten. Vergebens iſt Graf Eigl bei allen Pächtern umher, aber allen hat Bruder Mauleſel ſchon das Gras von der Wieſe gefreſſen; ſie haben ſchon große Summen voraus gezahlt, und erſt zu Johannis wächſt wieder friſches Futter. Der Graf iſt mit dem Töchterlein nach Peſth, aber auch dort hat er nichts aufgetrieben, wie die junge Gräfin, die doch wohl nur Dir aus dem Wege gegangen, ihrer Mutter geſchrieben hat. In einigen Tagen werden ſie zurückkommen, und wenn man Deine Spur verloren hat, ſo wird ſich auch die Furcht vor Dir verlieren. Freund Garçon, der liebe, halbfranzöſiſche Knabe, hat beſtens dafür Sorge getragen, daß ganz Ungarn weiß, wie ſchlecht es um die Finanzen des Herrn Grafen ſteht. Dank ſeinen Bemühungen ſtellen ſich die Leute, welche Geld zu verleihen haben, die Sache jedenfalls noch ſchlimmer vor, als ſie wirklich iſt. Ja, wenn das Glück gut geht, kann Garçon dadurch den angedrohten Regulator und Du den ſiegreichen Nebenbuhler los werden. Unſer guter Freund hofft den hitzigen Grafen Oßneck durch eine geſchickt überbrachte Kunde, aus zwei wichtigen Punkten beſtehend, abzuſchrecken, wie man einen ſchwitzenden Menſchen abſchreckt, wenn man ihm einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf gießt. Wie geſagt, hier ſind's zwei Eimer. Der erſte, daß der Graf de facto bankrot ſei, wenn auch noch nicht de jure, was aber nicht lange mehr ausbleiben könne. Der zweite, daß die ſchöne Braut mit Dir, ſchöner Junge, allerlei Evaſünden getrieben, die einem Bräutigam, und zumal einem ſo vornehmen, durchaus nicht gleichgültig ſeyn können, wenn er ſie einmal weiß. So ſoll aus den Kernen des Apfels der Erkenntniß, den die reizende Thereſia mit Dir verſpeiſt, ein hübſcher Zankapfel emporwachſen. Deshalb läßt Dich Garçon fragen: ob Du denn gar nichts Schriftliches von Thereſia in Händen hätteſt, etwa eine Beſtellung oder einen feurigen Erguß nach genoſſenem Glücke?“

„Teufel!“ fluchte Ligatſchek, „ich hatte einige ſolcher Blätter, aber ich habe ſie verbrannt, um jeder möglichen Entdeckung vorzubeugen.“

„Dann biſt Du ein Eſel geweſen, mein Bruder! Ja, ja, mein Bruder!“ lachte Uhlich über die zufällige Zuſammenſtellung; „denn ich bin in ſolchen

Dingen leider auch oft ein Eſel geweſen. Man ſoll **nie** eine Zeile verbrennen, **außer** die, durch welche man ſelbſt compromittirt **werden** könnte. — Damit iſt's alſo nichts. Nun, **wir müſſen** uns ſchon auf etwas anderes Traſtiſches **beſinnen**; denn Mauleſelchen hat mich zum Feuerlöſcher auserſehn, zum Abſchrecker des hitzigen, jungen Grafen, den Ihr beide ſo ſtark auf dem Zuge habt. — So viel ſteht vor der Hand feſt: **vor Johannis** iſt die Hochzeit auf **keinen Fall**, wenn ſie **überhaupt** noch iſt. — Jetzt **gib mir zu trinken.**"

„Nein! Weiter! **Was weißt** Du mehr, alter Eisklotz?" rief der Heldenſpieler mit wilder Leidenſchaftlichkeit.

„Mein Himmel! Sohn, bedenke, daß wir nicht auf der Bühne ſitzen, und einem vollen Hauſe etwas vorſpielen! Dieſe Bäume beklatſchen uns nicht, und wenn wir uns im Leibe zerreißen."

„Laß Deine Späße und erzähle! Ich will erſt Alles wiſſen."

„Was hab' ich groß noch zu berichten? Garçon ſchickt Dir hier einen Brief, ein Empfehlungsſchreiben an einen Freund in Brünn. Dort ſollſt Du Dich bis zur Kataſtrophe aufhalten. Hier haſt Du ja nichts zu thun!"

„Ha, was denkt Ihr kalten, erbärmlichen Seelen! Ich ſoll fort aus ihrer Nähe! Ich war ja bei meinem Bruder, dem Förſter, in Böhmen; ich wollte ſelbſt ein Jäger werden, aber ich hielt's nicht aus. Wie wenn mich der Teufel am Strick hätte, zog mich's hierher zurück. Und wenn ſie mich verrathen und betrogen, ich liebe ſie doch mit der ganzen, fürchterlichen Glut des Haſſes und der Rache, die mit unbändiger Wolluſt auf ihr Verderben ſinnt. Was wißt Ihr von jener raſenden Liebe, die frohlockend ihren Gegenſtand mit den ausgeſuchteſten Qualen zu Tode martert! Und ich weiß, ſie liebt mich eben ſo, das heißgeliebte, glühend gehaßte Weib, und wenn meine Mordwaffe die Quelle ihres Herzblutes abgeſchnitten hat, werde ich von ihren ſterbenden Lippen die Beſtätigung ihrer Liebe vernehmen. Nur in ihrer Nähe erhalten die Flammen der Leidenſchaft, Eiferſucht, Rache und des Haſſes Nahrung, mit ihnen mein Leben, das nur noch aus ihnen beſteht; fern von hier würden dieſe Flammen verlöſchen, und ich zuſammenbrechen, wie ein ausgebranntes Haus. Ich muß ſie ſehen, ich muß von ihrem Anblick leben, und ich muß mit ihr ſterben. Ich kann nicht wieder fort von hier.“

„Nun, Du kannſt ja auch in dieſer Hütte wohnen bleiben," ſagte Uhlich, der wenig auf die Deklamation des Heldenſpielers gehorcht hatte. „Fülle nur immer in Deinem Flaſchenkeller die entſtandenen Lücken ſchnell wieder aus; denn es wird ein heißes, durſtiges Frühjahr geben, und der Weg zu Dir herauf iſt weit. Weiß ich aber einen ſchmackhaften Tropfen bei Dir zu finden, ſo laß ich mir die Mühe doch nicht verdrießen und beſuche Dich öfter. — Jetzt laß mich nicht länger warten, Freundchen! Die Nacht wird kalt."

Ligatſchnek führte ſeinen durſtigen Spion in die Köhlerhütte. Auf ſeinen Ruf kam der Köhlerbube von einem entfernteren Meiler herbei, zündete an dem zunächſt gelegenen Meiler eine Lampe an, und brachte ſie mit geröſteten Brodſchnitten, die der einſiedleriſche Schauſpieler ſeinem Gaſtfreunde und Kunſtgenoſſen mit einer neuen Flaſche Wein in der wohlverwahrten und behaglichen Hütte auftiſchte. Kaum hatte Ligatſchnek den Andern bei Licht beſehn, als er in Verwunderung über die Metamorphoſe deſſelben ausbrach.

„Ja, mein Junge," ſagte dieſer mit Selbſtgefühl, „Du haſt mir Glück gebracht, und ich ſegne die Stunde, in der wir uns vor drei Wochen in Prag im Wirthshäuſel trafen, und ich an Deiner verſtörten Miene wahrnahm, daß Du eines geſcheidten Freundes benöthigt ſeiſt, obgleich ich Dich Deinem Rocke und Gewehre nach für einen Waidmann hielt, der Du ja auch eigentlich warſt. Um ſo größer war mein Entzücken nachher, als Du Dich mir als College enthüllteſt. Eine gute That belohnt ſich immer ſelbſt. Dadurch, daß ich Dir diente, iſt mir ſelbſt geholfen worden. Im Ernſt, es war für mich von den beſten Folgen, wie ich gleich vermuthete, daß ich durch Dich meine liebe Frau entdeckte, die mir ſeit Jahren abhanden gekommen, und die ich lange vergeblich geſucht hatte. — Nun, Brüderchen, Du ſollſt leben!“

„Alter, Du biſt mir unausſtehlich mit Deinem Geſchwätz!“

„Vorhin kann ich ihm nicht genug reden; jetzt ſchwatz' ich ihm ſchon zu viel. Verliebten, und namentlich ſo deſperat Verliebten, kann man's doch nie recht machen. Aber ich hatte vergeſſen, daß Du mit Mordgedanken umgehſt. Du willſt alſo Dein ungetreues Schätzchen wirklich um's Leben bringen!“

„Sie muß von meiner Hand ſterben, und ich ſterbe mit ihr. Unſre mit dem hinſtrömenden Blute entfliehenden Seelen werden ſich in jubelnder Liebe vereinen.“

„Schön geſagt! Wann willſt Du dies Werk ausführen?“

„Darüber bin ich noch nicht einig mit mir. Du mußt mir einen guten, ſcharfen Dolch und ein Paar Piſtolen verſchaffen. Den Dolch für ihre Bruſt, die Kugel für die meinige.“

„An Deiner Stelle würde ich dieſe glänzende That am Hochzeitstage ausführen. Weißt Du, da macht ſo etwas den meiſten Eclat. Sonſt ſieht es kaum nach etwas aus. Was iſt der ſchönſte Edelſtein, wenn er nicht gut gefaßt iſt? Was iſt die prächtigſte Mordthat, wenn ſie nicht zur rechten Zeit und Stunde, und mit der gehörigen Umgebung geſchieht? Thu' es in der Kirche, wenn die ſchöne Gräfin eben den treubrüchigen Schwur ablegt! Aber nein! Da würdeſt Du daran verhindert werden. Thu' es auf dem glänzenden Hochzeitsfeſte — denn glänzend wird es, ſehr glänzend; der Graf will den Leuten Sand in die Augen ſtreuen, und ſich als reichen Mann zeigen — auf dem Ball Abends mitten unter Hunderten von Gäſten, da, mitten unter dem lichtſprühenden Kronleuchter, ſtoß' der ſchönen Braut den Dolch in's treuloſe Herz, und laß Deine Piſtole gegen Deine eigne Bruſt knallen. Das iſt Effect, wahrer Knalleffect, und eines ſo tüchtigen Heldenſpielers und Nimrods, wie Du biſt, wahrhaft würdig. Ich trinke Deine Geſundheit, Bruder!“

„Ja, ſo ſei's! Du haſt mir trefflich gerathen, Alter! Ich erkenne, daß Du mein wahrer Freund biſt. Auf dem rauſchenden Hochzeitfeſte ſoll ſie fallen, ein ſchuldiges Opferthier, geſchlachtet von meinem Stahle. Und mit Staunen und Grauſen ſollen's die Gäſte ſehen und hören, und nach Jahrhunderten wird man davon reden. — Schaffe mir Waffen, Alter! Denn mit meiner Jagdbüchſe kann ich's nicht wohl ausrichten.“

„O damit haben wir ja noch Zeit. Die kann man für gutes Geld alle Tage in Trentſchin haben. Du weißt ja aber, was ich Dir von den Hinderniſſen geſagt habe, die dieſer Hochzeit noch im Wege ſtehen. — Brüderchen, ich werde jetzt dieſes etwas harte und natürliche Lager einnehmen; in der That hab' ich ſchon auf ſchlechtern gut geſchlafen.“ — Und ohne weitere Umſtände ſtreckte ſich der alte Schauſpieler auf die mit Moos gepolſterte Bank oder Bett des Köhlers aus, und ſchnarchte ſchon nach wenigen Augenblicken, während ſein jüngerer Kunſtgenoſſe mordſchnaubend im dunkeln Walde vagirte und allerlei Stellungen einübte, in welchen er der ſchönen Thereſia und ſich das Lebenslicht ausblaſen wollte, Stellungen, die ſeine kühne und aufgeregte Phantaſie mit dem wunderlichſten Bildwerk ausſchmückte. Der angenehme Waldduft, verbunden mit dem pikanten Duft der Weiler, das Keimen des Frühlings in dunkler Stille und die ſpärlichen Strahlen, welche das Mondviertel durch die Zweige, Aeſte und Stämme herabſchickte, gaben der Nacht einen unvergleichlichen Reiz, der wie das ruhige Lächeln über die hier verkehrende Menſchenthorheit ausſah.

Wie die Jahreszeit täglich an Wärme zunahm, die oft als drückende und beängſtigende Schwüle im Thale laſtete und dann meiſt mit einem wilden und tobenden Gewitter endete, ſo lag auch auf den Gemüthern der Menſchen in Oszlan eine bange Schwüle, die täglich beängſtigender wurde. Trotzdem, daß man zu einer ſehr erwünſchten Hochzeit großartige Anſtalten machte, ging es ſtill zu; die Meiſten ahnten und fürchteten, daß eine bedenkliche Kataſtrophe, ähnlich dem phyſiſchen Gewitterſturme, hereinbrechen möchte, und Manche meinten wohl, daß gerade die Hochzeit dieſe Kataſtrophe ſelbſt werden dürfte. Was man eigentlich fürchtete, war ungewiß, allein gerade dieſe Ungewißheit machte das Bangen nur noch peinlicher. In jeder Bruſt arbeiteten und gährten Gefühle und Leidenſchaften, faſt in jedem Kopfe wurden Pläne und Entwürfe geſchmiedet. In der ſtillen Nacht hörte man gewöhnlich die einſamen, klagenden Geigentöne des Grafen, die aus ſeinen erhellten und geöffneten Fenſtern oft bis zum Morgen über den ſtillen Schloßplatz zogen, und Gemüthern, die ſie verſtanden und an deren keuſches Lager ſie gelangten, tief in der ſchlafloſen Nacht das Geheimniß eines unſäglichen Schmerzes erſchloſſen, der fort und fort, verdeckt vor den Augen der Welt, in der Bruſt dieſes ungewöhnlichen Mannes blutete. Keins dieſer Gemüther verſtand ſie beſſer und klarer, als der junge kranke Kapellmeiſter, der quer über im Komödiantenhauſe wohnte, und ſelten mehr den Schlaf auf ſeinem heißen Lager fand, das er nun ſchon ſeit dem Oſterfeſte nicht mehr verlaſſen hatte. Jener Gründonnerstag, an welchem ihm im Zimmer der Madame Uhlich noch einmal vergönnt geweſen war, die Seele der Geliebten mit ſeinen Tonküſſen zu durchglühen, ihr in Harmonien die unergründliche Tiefe ſeiner Liebe zu ſagen, und auf den Schwingen des Geſangs mit ihr einer Welt entgegen zu ſtreden, die ſein unſterbliches Theil bald aufnehmen ſollte, jener ſelige Tag war der prachtvolle Sonnenuntergang ſeines Lebens geweſen. Noch glänzte ihm eine ſtille ſchöne Abendröthe, aber die Schatten der Nacht dunkelten immer ſtärker hinein. Wenn nun in ſeinen einſamen Nächten, in denen ſeine ſchöne Seele an Anaſtaſias holdem Bilde hing, die Töne aus des Grafen Zimmer in das ſeinige herüberzitterten, flog ein wehmüthiges Lächeln über ſeine bleichen abgezehrten Wangen und verklärte ſeine edeln, immer geiſtreicher werdenden Züge. Er nickte dann wohl ſchmerzensſelig in ſich hinein, wie Einer, dem plötzlich die langgeſuchte Löſung eines ſchweren aber lieblichen Räthſels aufgegangen iſt, und flüſterte wohl auch vor ſich: „Ich verſtehe deine bittre ſchmerzliche Sehnſucht, deinen ſüßen ſehnſüchtigen Schmerz, wunderlicher Geiger! Alle deine ſanft tönenden, weinenden Fragen an den Himmel, der dir die Antwort ſchuldig bleibt, ſind aus meiner eignen Bruſt genommen; aber ich ſtehe der Antwort näher als du, und ſchon haucht ſie mich leiſe, wie ein tiefer, unendlich ſchöner, aus der Ferne herzitternder Klang, an. Du kannſt die Geige mit dem rechten Tone nicht finden, und bauſt fort und fort, armer Mann! Weißt du denn nicht, daß auf Erden der rechte

Ton nicht wohnt, deſſen Ahnung nur in unſrer Seele ſchlummert? Kein ſterbliches Ohr vernimmt ihn, aber es iſt mir zuweilen, als bebe er ſchon leiſe, leiſe über mir in den Lüften. Du wirſt mir mit deiner unbefriedigten Sehnſucht folgen müſſen; denn du wirſt die Geige mit dem rechten Ton nicht finden, wie du doch ſo zuverſichtlich hoffſt. Dieſe Hoffnung muß dich aufrecht erhalten; denn ſonſt wärſt du ja unausſprechlich elend. Ach, das Weib mit dem du dein Loos vereinteſt, liebte dich nicht; unverſtanden, ungeliebt gingſt du deinen Weg; aber Heil dir! Hoffnung und Sehnſucht ſind dir treugeblieben. Mögen ſie bei dir ausharren. Mich begleitet auch die dritte Schweſter bis zur Stunde der Umwandlung; auch die Liebe hat meinen grünen Pfad mit verſteckten, ſüß duftenden Veilchen geſchmückt!“ —

Am Tage war der Graf zerſtreuter, unſtäter als je; er verkehrte viel mit Thereſia, der er ſeine ganze Liebe zugewendet zu haben ſchien, und berieth ſich mit Garçon über Theaterangelegenheiten; aber von hundert Dingen, die er aufs Tapet brachte, kam nicht ein einziges zur Ausführung. Er klagte oft über Kopfſchmerzen, vergaß meiſt das Eſſen und magerte ſichtbar ab.

Die Gräfin Mutter entwickelte dagegen eine große

Thätigkeit. Graf Dſineck kam oft und brachte meiſt längere Zeit bei ihr, als bei ſeiner Braut, zu. Schenk wurde nicht zu dieſen Berathungen gezogen, wie die Gräfin erſt beabſichtigt hatte; er ſchien allen Credit bei ihr verloren zu haben. Selbſt wenn ſie verreiſte, was ebenfalls mehrmals geſchah, konnte er nicht von ſeiner Frau erfahren, wohin ſie ſei; denn die Gräfin, Luiſens Schwäche kennend, die ſie nicht tadeln mochte, hütete ſich wohl, ihr etwas davon zu ſagen. Und ſo konnte der leichtſinnige Mann die neugierigen Fragen ſeiner Freundin nicht beantworten, oder er ſah ſich genöthigt, um ſie nicht unwillig zu machen, ihr vorzulügen, was er nicht wußte und doch wiſſen ſollte.

Anaſtaſia war nur mit ihrem geliebten Tondichter beſchäftigt, und ſie, Luiſe und Max traten täglich an das Lager des ſelig lächelnden Kranken. Sie ſagte nie zu ihm: ich liebe dich, oder: ich habe dich geliebt, und auch er ſagte es nicht zu ihr. Sie wußten es ja beide ſelig im Herzen, und die zu einander in Tönen von ihrer heiligen Liebe geſprochen, fürchteten ſich vor dem Worte, als werde es als rauher und mißtönender Laut in die harmoniſche Welt ihrer Liebe eindringen. Anaſtaſia wußte durch den Arzt, daß Streulaub ſeiner Auflöſung mit raſchen Schritten entgegen gehe; ſie würde es ohne den Arzt gewußt haben, aber der Schmerz wurde in ihr zur Wehmuth, und ſie ſah ſeiner letzten Stunde mit jener hohen, faſt nur Frauen eigenen, ſtarken Reſignation entgegen, die da weiß, daß dem Himmel ein Engel zurückgegeben wird. War ſie doch von dem ſanften Flügelſchlag dieſes Engels berührt worden; hatte doch der von ihm ausgehende himmliſche Glanz, wie eine prächtige Abendröthe, in ihr Herz geleuchtet; ſie wußte, daß ſie von der Erinnerung ein Leben lang zehren würde, ſollte dies Leben auch in Nacht gehüllt ſein. Und ſo war die edle, ſanfte Gräfin von einem, freilich nur geweihten Herzen erkennbarem, Heiligenſchein umgeben, der Ausſtrahlung ſchmerzgeſättigter, leidverklärter, gottſeliger Ruhe, und dieſer Nimbus umgab ſie wie ein ſchützender Mantel ſittlicher Sicherheit und erhabener weiblicher Würde. Am tiefſten und wahrſten fühlte das alles Luiſe, die Anaſtaſien am ſeelenverwandteſten war, und ſich deshalb auch immer feſter und liebender zu ihr gezogen fühlte. Was die Gräfin dem Kapellmeiſter nie mit Worten geſtanden, das hatte ſie — weinend und mägdiglich erröthend — unter ſchweſterlich vertrauensvoller Umarmung in Luiſens theilnehmenden Buſen gehaucht. Seit jener Stunde ſüßer Herzenseröffnung waren Beide die innigſten Freundinnen, und hatten kein Geheimniß mehr vor einander. Und doch waren ſie in ihrem Weſen ſo ſehr verſchieden. Die religiöſe, dabei liebenswürdig heitere, oft witzige Anaſtaſia glich der ſanften, ſchäkernden Taube, dem Symbole der reinſten Gottesliebe; die ſchwärmeriſche Luiſe dem Adler, der, mit kühner Begeiſterung die Wolken durchſchneidend, dem Lichte zuſtrebt.

Ganz anders als mit Anaſtaſia ſtand es mit Thereſia, der anſcheinend glücklichen Braut. Die quälende Unruhe des Schuldbewußtſeins und der Furcht verließ ſie ſelten, und vergebens hüllte ſie ſich in das prahlende Gewand ihres hohen Stolzes; darunter ſchlug fort und fort das ſchwer geängſtigte, mit ſich ſelbſt uneinige Herz in fieberhafter Aufregung. Sie hatte den ſchönen Schauſpieler geliebt, wie ein Weib ohne ſittliche Tieſe eben einen ſchönen Schauſpieler zu lieben pflegt. Seine vom Glanz der Lampen und des Koſtüms, wie von ſeinen Rollen idealiſirte Geſtalt hatte ihre Sinne beſtochen, und ſeine feurige Werbung ihren zunderhaften Leichtſinn entflammt; aber ihr gräflicher Stolz hatte ſich ſtets dagegen geſträubt, dem Schauſpieler mehr Rechte einzuräumen, als die eines heimlichen Geliebten. Eben dieſem Stolze ſchmeichelte es, daß ein ſo ausgezeichneter ihr ebenbürtiger Mann, wie Graf Oßneck, um ſie warb, daß er ihr mit ſo viel Leidenſchaft huldigte, und ſie war, als ihre Mutter ſie mit den großen Vortheilen dieſer Verbindung bekannt gemacht hatte, auch nicht einen Augenblick unſchlüſſig geblieben, dem jungen Grafen die erbetene Hand zu reichen. Aber das Herz? — Thereſia hatte kein Herz. Sie liebte den Grafen ſo wenig, wie ſie den Schauſpieler geliebt hatte, und die zweite Verbindung war ſo leichtſinnig, wie die erſte. Während ihr Stolz ihr einredete, ſie bringe ihrer Familie ein Opfer, zitterte ihre Furcht vor der Rache des Schauſpielers, und es beruhigte ſie keineswegs, daß er ſich geräuſchlos entfernt hatte; ein untrüglicher Inſtinct verkündete ihr ſeine Nähe. Sie wagte deshalb kaum auszugehen. Uebrigens fiel ihr nicht ein, daß ſie den Grafen Oßneck noch mehr betrüge, als den Schauſpieler Ligatſchek, und wie großes Unrecht ſie daran thue. Hätte ſie den Letztern todt oder jenſeits des Meeres feſtgehalten gewußt, ſie wäre die heiterſte und glücklichſte Braut geweſen.

Max's geiſtige und körperliche Entwicklung war durch Luiſens neue Bemühung wieder im raſchen Fortſchreiten begriffen. Der Frühling hatte ihm endlich die letzten Folgen der ſchweren Krankheit glücklich überwinden helfen; er ſpielte weniger mehr in der Rumpelkammer, und ſeine Neigung zu nächtlichen Wanderungen über das Dach zu Luiſens Thürſchwelle ſchien ſich auch verloren zu haben. Er arbeitete fleißig, und durchſtreifte an ſchönen, ſonnenhellen Tagen, theils an der Hand ſeiner Freundin, theils allein, das Thal und die Berghöhen nach jeder Richtung hin. Da jedes der Seinigen zu viel mit ſich ſelbſt oder mit den Angelegenheiten des Hauſes beſchäftigt war, ſo achtete man ſeiner, zu ſeinem Glücke, wenig, und ließ ihn ruhig gewähren. Schenk, ſein früherer Gegner, jetzt ganz und gar in den Netzen der reizenden Primadonna liegend, wehrte ſeiner unſchuldigen, ahnungsloſen Frau nicht mehr den Knaben mit Liebe zu pflegen, und ſo gedieh die zarte, wunderbare Pflanze ſchnell, und erſtarkte ſichtlich.

Luiſe lebte in ſtill heitrer Sorgloſigkeit ihm, ihrem geliebten Gatten und ihrer Kunſt. Ihre eigne treue Liebe glaubte unerſchütterlich an die ihres Karl, und ſie ließ ſich durch nichts irre machen. Sein Umgang mit der Bognar galt, ihrer Ueberzeugung nach, nur der Künſtlerin. In ihrer eignen Kunſt machte Luiſe raſche und glänzende

Fortſchritte, und ſie war bereits ſo weit, daß ſie auf den erſten Bühnen Deutſchlands mit großem Erfolg hätte auftreten können.

Schenk trieb es nach wie vor, trotz ſeiner guten Vorſätze, die der Schwächling ſo oft brach, als er ſie faßte. Er übergab ſich auf Gnade und Ungnade den Launen der ſchlauen Sängerin, die mit ihm ſpielte, wie die Katze mit der Maus. Es wurde ihm immer bänger zu Sinn, aber er konnte nicht mehr entrinnen. Seine leidenſchaftliche Glut für Anna übertäubte die Stimme ſeines Gewiſſens, und vor der Zukunft ſchloß er die Augen.

Madame Uhlich hatte ſeit der Auferſtehung ihres Gatten die fromme Rolle wieder aufgegeben, aber ſie hielt ſich häuslicher, als je, und verkehrte eigentlich nur noch mit dem Director. Den beißenden Spott ihrer Collegen und Colleginnen hatte ſie ruhig über ſich ergehen laſſen. Es war ihr weiter nichts übrig geblieben. Aber auch ihr geſäuberter Eheherr ſpielte die Rolle eines Vertrauten bei Garçon, die wohl aus früheren, zweideutigen Verhältniſſen Beider zu einander hervorgehen mochte. Obgleich er dem Grafen zu verſchiedenen Malen ſeine Aufwartung gemacht hatte, ſo hatte er doch um kein Engagement gebeten, wie er erſt beabſichtigt. Er führte ſich vielmehr als Privatſecretär des Directors auf, und gab vor, die Rechnungen und Papiere deſſelben mit ihm in die größte Ordnung zu bringen, damit derſelbe zu jeder Stunde, wenn ſie ihm abverlangt würden, Rechenſchaft ablegen könne. Dieſe abſichtlich verbreitete Erklärung ſtreute Vielen Sand in die Augen, namentlich dem Grafen, der ſich ſehr darüber freute, und den wackern Uhlich nicht nur mit den größten Lobſprüchen überhäufte, ſondern auch mit einer goldnen Doſe, einem Ringe und einer Geige beſchenkte. Die Einzige, welche jener Erklärung durchaus nicht traute, war die Gräfin Mutter, und ihre heimlichen Anſtalten, den Director nicht verreiſen zu laſſen, beſtanden fort in voller Kraft. Sie erhielt bald genug aufklärende Nachrichten, die ſie in ihrer Anſicht beſtätigten. Sie hatte, trotz aller vorſichtigen Gegenwirkung Garçon's, durch Oſneck's Hülfe, ſich eine bedeutende Summe Geld zu verſchaffen gewußt, und betrieb nun die Anſtalten zur Hochzeit mit dem größten Eifer, dem Kinde einer ſie nie mehr verlaſſenden Herzensangſt oder ſchlimmen Ahnung. Der Tag der Hochzeit wurde feſtgeſetzt, die Einladungen wurden weit und breit ausgeſchickt. Garçon erſchrack. Sein Scharfſinn hatte herausgebracht, daß er ein Gefangener war. Aber er gab ſein Spiel nicht verloren. Noch ſtanden ihm Mittel genug zu Gebote.

Unruhig trat er eines Abends, mit einem offnen Briefe in der Hand, in Uhlich's Zimmer. „Sage mir, wo ſteckt der Ligatſchnek? Er iſt nicht in Brünn, wie mir mein Freund, auf meine Anfrage, ſo eben ſchreibt.“

„Aber er verſprach dahin abzugeben,“ verſetzte Uhlich mit gleichgültiger Miene.

„Ich fürchte, der Menſch iſt ein Poltron, eine feige Memme, die nicht wagt, dem Grafen Oßneck Alles zu entdecken, oder ſonſt der ſtolzen Thereſia entgegen zu treten, und läßt mich auf abſcheuliche Weiſe im Stich.“

„Das hab' ich ſchon längſt gefürchtet,“ ſagte Uhlich trocken.

„Jetzt müſſen wir an den verblendeten jungen Grafen. Wir müſſen unſern Plan ausführen. Es leidet keinen Tag länger Aufſchub; denn auf Ligatſchnek iſt nicht mehr zu rechnen.“

„Ich ſtelle mich zur Verfügung, und reiſe morgen zum Grafen, ſo bald Du es willſt.“

„Gut. Du mußt morgen in der Früh fort. Deiner Gewandtheit brauche ich keine beſondre Inſtruction zu geben. Du biſt Freimaurer, und Graf Oßneck hat ſich vor Kurzem in Wien in den Orden aufnehmen laſſen, wie mir die Brüder gemeldet haben. Alſo führſt Du Dich in der Rolle des Bruders bei ihm ein, deſſen Pflicht iſt, ihn zu warnen. Du entdeckſt ihm Eigl's finanzielle Lage, und Thereſias Buhlerei mit Ligatſchnek. Springt er darauf nicht ab, ſo müſſen wir wirkſamere Mittel gegen ihn ſelbſt ergreifen."

„Ich verſtehe," ſagte der alte Schelm, und machte eine bezeichnende Bewegung mit der Hand. „So ein nächtliches Hinderniß auf offner Straße? Nichtwahr?"

„Ich überlaſſe Dir Das. In dieſen Dingen biſt Du von jeher gewandter und geſchickter geweſen, als ich. — Hier ein Vorſchuß. Hältſt Du die Hochzeit nur noch drei Monate auf, ſo erhältſt Du das Doppelte." Eine volle Börſe fiel in Uhlich's geöffnete Hand. Am Morgen reiſte er nach Wien, wo Graf Oßneck ſich eben aufhielt.

Der Graf empfing ihn mit gewöhnlicher Freundlichkeit, die zur Herzlichkeit wurde, als ſich ihm der alte Schauſpieler als Bruder Maurer zu erkennen gegeben hatte.

„Herr Graf, Bruder- und Menſchenpflicht treibt mich zu Ihnen, um Ihnen eine wichtige Entdeckung zu machen, und Ihnen eine höchſt nöthige Warnung zukommen zu laſſen. Sie werden gewiß meine Abſicht nicht verkennen.“

„Gewiß nicht, Herr Uhlich. Reden Sie!“

„Der Director Garçon, deſſen Privatgeſchäfte ich eine Zeit lang beſorgt habe, iſt ein fürchterlicher Schurke —“

„O, ich weiß das!“ — fiel der Graf lächelnd ein.

„Aber Sie wiſſen nicht, daß er Ihnen nach dem Leben ſtrebt.“

„Mir nach dem Leben?“ fragte der junge Mann erbleichend. „Aber weshalb? Ich that ihm nie etwas zu Leid.“

„Hören Sie Alles. Er hat ſeit Jahren den Grafen Gigl um große Summen betrogen, und fürchtet jetzt, aus manchen Andeutungen, daß er von Ihnen und der Gräfin Mutter zur Rechenſchaft gezogen werden möchte. Er bietet alſo Alles auf, um Ihre Verbindung mit der Gräfin Thereſia zu hintertreiben, wenigſtens hinauszuſchieben, damit er unter ſchicklicher Gelegenheit entfliehen kann.“

„Der Mann iſt ſehr ſchlau!“

„Um dieſes Ziel zu erreichen, hat er ſich nicht geſcheut, die hohe Tugend und den reinen Wandel Ihrer hochverehrten Braut mit einem ſchändlichen, ſchmutzigen Lügengewebe zu überſpinnen. Er hat den Schauſpieler Ligatſchnek, eine ſeiner Kreaturen, durch Beſtechung vermocht, zu behaupten, er habe mit der Gräfin Thereſia in einem ſtrafbaren Verhältniß geſtanden, ja er hat Briefe geſchmiedet, und mit ſpitzbübiſch kunſtfertiger Hand die Schriftzüge der Gräfin nachgeahmt, in welchen dieſe angeblich dem Schauſpieler die ſchaamloſeſten Dinge ſchreibt, und er hat mich zu beſtechen geſucht, damit ich Ihnen, als Bruder Maçon, dieſe Briefe überreiche, und Sie vor einer Verbindung mit einer Verworfenen warne. Unter dem Deckmantel maureriſcher Freundſchaft ſoll ich Ihnen verrathen, daß die Vermögensumſtände des Grafen Eigl ſo gänzlich zerrüttet ſeien, daß mit Nächſtem die Güter alle verkauft werden müßten, und die Familie in troſtloſe Armuth ſtürzen würde. Er iſt noch weiter gegangen, und hat die Frechheit gehabt, mir anzudeuten: er werde die Nachricht, daß Sie nicht mehr unter den Lebenden ſeien, mit ſchwerem Golde bezahlen.“

„Genug!“ rief der Graf entrüſtet. „Werden Sie mir dieſe Dinge vor Gericht, dem Schurken gegenüber, geſtändig ſein?“

„Sonſt wäre ich nicht zu Ihnen gekommen. Doch gönnen Sie mir nur noch einige Zeit, damit ich Beweiſe für all' meine Behauptungen von ihm erlange. Dann kann er uns nicht entſchlüpfen.“

„Herr Uhlich, ich danke Ihnen für Ihre warme und thätige Theilnahme, und ſehen Sie den kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit nicht als eine Bezahlung für geleiſtete Dienſte an.“

Eine ſchwere Börſe glitt in die Hand des alten Schauſpielers, der ſich vergnügt verabſchiedete. Er kaufte ein Paar Piſtolen, Kugeln und Pulver, und einen Dolch, und trat die Rückreiſe an.

„Der junge Graf weiß Alles,“ ſagte er zu dem ihn ängſtlich erwartenden Garçon; „aber ich bin mit meinen brüderlichen Mittheilungen übel angekommen. Entweder er iſt ſo dumm, wirklich nicht an die Liebſchaft ſeiner Braut mit Ligatſchnek zu glauben, oder ſo klug zu ſcheinen, als glaube er nicht daran. An die große Finanznoth glaubt er eben ſo wenig, und antwortete mir, er werde

Pulver und Blei genug, um ein Dutzend verliebte Herzen zum Schweigen zu bringen."

„Ha, Dank! Dank!" jubelte der Heldenſpieler, und griff mit wahnſinniger Haſt nach den Mordgewehren.

„Ich habe ſie Dir in Wien gekauft, Brüderchen. Zu gleicher Zeit bringe ich Dir eine Quittung, die ich in Garçon's Namen und mit ſeiner Handſchrift geſchrieben, über empfangene Bezahlung für Dolch und Piſtolen. Dieſe mußt Du mir den Gefallen thun, am Hochzeitstage zu Dir zu ſtecken, damit kein Verdacht auf mich fällt; denn ich will noch ein Paar Jährchen länger leben, als Du. Dem Spitzbuben Garçon kann's nichts ſchaden, der hat ohnedies genug auf dem Kerbholz, kann dies Kerbchen auch noch hinnehmen."

Gut! Es ſoll geſchehen! Wann iſt die Hochzeit?"

„Morgen über vierzehn Tage. Du haſt noch Zeit, Dich auf den Dolch einzuſtoßen und auf die Piſtolen einzuſchießen."

Vierzehn Tage! — Ich brauche nur noch ſehr wenig in dieſer Zeit. Hier haſt Du all' mein Geld; es iſt eine hübſche Summe. Du biſt mein

Erbe, der einzige Menſch, der bei mir ausgehalten hat."

„Das iſt ein ſehr vernünftiger Gedanke von Dir. Wenn ich zeither wegen Deiner Liebesraſerei an Deinem Verſtande gezweifelt hätte, ſo würde dieſe Handlung mich bekehrt haben."

„Du brauchſt auch nun nicht wieder zu kommen, ſchon Deiner Sicherheit wegen. — Ich habe meinen ganzen Ballſtaat beiſammen, und will bis zum entſcheidenden Tage ganz allein in dieſem Walde leben. Der Köhlerbube ſorgt für meine Bedürfniſſe. — Und wenn es geſchehen iſt, was geſchehen muß, ſo ſchreib' es meinem Bruder, dem Förſter. Hier haſt Du die Adreſſe."

„Ich werde Deinen Willen beſtens reſpectiren, und wünſche Dir eine gute Nacht!" Er ſteckte das Geld ein und trällerte luſtig durch den dunkeln Wald.

„Mich hat ein Glücksſtern hierher geführt," ſchmunzelte er unterwegs. — „In dieſem Sumpfe wächſt ſo viel fettes Rohr, daß mein Genie ſich noch manche Pfeife daraus ſchneiden wird. Ich werde mein ſcharfes Meſſer nicht aus der Hand legen. — Daß ich den liſtigen Garçon überliſte, das iſt der Triumph meiner Kunſt. Auf der

Bühne kann jeder Narr den Intriguant ſpielen, dafür iſt es dort ein undankbares Rollenfach. Aber im Leben! Da können es nur Meiſter, und hier iſt das Fach dankbar, ſehr dankbar.“ Und er klopfte auf die klingende Taſche.

„Liebe Amalie,“ ſagte eines Tags bei Tiſche der Graf Eigl zu ſeiner Gemahlin, „mir iſt heute beigefallen, daß wir die baldige Vermählung unſrer Thereſia meinem Bruder nach Petersburg melden müſſen. Es hätte eigentlich gleich nach der Verlobung geſchehen ſollen, ich habe aber nicht daran gedacht.“

„Beruhige Dich, Lieber,“ verſetzte ſie mit ihrer gewöhnlichen Kälte, „ich habe nicht nur daran gedacht, ſondern Thereſia und Oßneck haben, von mir aufgefordert, an den Onkel geſchrieben, und ihm das Nöthige mitgetheilt. Von Dir hat er ſicherlich keinen Brief erwartet; denn ſo viel ich mich erinnern kann, haſt Du ihm noch nie einen geſchrieben.“

„Wahrhaftig, Du magſt vollkommen recht haben, denn ich erinnere mich auch nicht. Ich wüßte auch nicht, was ich ihm je zu ſchreiben gehabt hätte. — Sie können kaum glauben, lieber Schenk,“ wandte er ſich zu dieſem, „was dieſer, mein einziger Bruder, für ein wunderlicher Kauz iſt! Es kann auf der Welt keine zwei Menſchen von größerer Verſchiedenheit geben, geſchweige gar Brüder, als wir beide. Ein kalter, herzloſer Menſch, ein eiſern ſtrenger Soldat, ein wahrer Menſchenfreſſer, vom früheſten Morgen bis in die ſpäte Nacht geſtiefelt und geſport, ein bis zur Verzweiflung adelſtolzer Narr, ein Feind aller Künſte, aber vorzüglich des Theaters, ein Idiot in allen Dingen bis auf die Kriegswiſſenſchaften und was damit zuſammenhängt, die hinwiederum kein Sterblicher beſſer verſtehen mag, als er, iſt dieſer Bruder das auffallendſte Gegentheil von mir. Und da er auch die Frauen haßt, und ſich nicht verheirathet hat, weil die Eltern ſeiner Geliebten dieſe gezwungen haben, einem andern Manne ihre Hand zu geben, ſo haben ſich alle ſeine Untugenden potenzirt, und er iſt im wahrhaftigſten Sinne ein alter, unausſtehlicher Garçon. Nun ſagen Sie mir, was könnte ich jemals dieſem Menſchen zu ſchreiben gehabt haben?“

„Freilich tadelt er Dich nicht minder, als Du ihn,“ bemerkte die Gräfin ſpitzig, „und glaubt dazu nicht weniger gerechte Urſachen zu haben. Inzwiſchen wirſt Du ihm in einem Stücke vollkommenſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen müſſen, daß er nämlich auf eine ſehr nachahmungswürdige Weiſe auf die Ehre unſeres Hauſes hält, und, ſo bald es dieſe gilt, gewiß weder Gut noch Blut ſcheut.“

„Ich will ihm ſeine Tugenden nicht abſprechen, und er iſt in der von Dir hervorgehobenen Beziehung ein ſo vollkommener Edelmann, daß ich wünſche, er wäre es auch in allen andern.“

„Und ich wünſche, daß unſer Max ſich ein Vorbild an dieſer ritterlichen Tugend ſeines Oheims nähme und von ihm lernte, wie ein Edelmann auf die Würde ſeines Standes zu halten hat.“

„Ei, wenn Dir daran liegt, mein Schätzchen, ſo können wir ihm den Max in einigen Jahren ſchicken. Wahrhaftig er wird Deinem Liebling die beſte Dreſſur von der Welt geben.“

„Damit das Geſpräch nicht noch bittrer werde, erhob ſich der Graf, um ſeinen gewohnten Spaziergang zu machen, auf welchem ihm ſtets viel arme Leute aus den nahen Dörfern, und aus weiter entlegenen, zu begegnen pflegten. Er beſchenkte dann Jedes mit einem Stück Geld, und plauderte herzlich und freundlich mit ihnen, ließ ſich ihre Angelegenheiten erzählen und gab guten Rath. Da floß das Herz des edeln Mannes — der freilich den Edelmann hier vergaß — von reinſter und reichſter Menſchenliebe und Wohlwollenheit über, und ſeine kindliche Seele bewegte ſich glückſelig in ihrem eigenthümlichen Element. Auch heute hatte er unter den Bettlern bald den ariſtokratiſchen Aerger bis auf die letzte Erinnerung vergeſſen.

Die übrigen Tiſchgenoſſen hatten ſich kaum erhoben, als Anaſtaſia's Kammermädchen raſch in das Zimmer trat und mit verſtörten Mienen der Herrin etwas zuflüſterte. Dieſe erbleichte, winkte Luiſen und hing ſich an deren Arm, Max aber hatte ſchon Luiſens andre Hand ergriffen, und ſo verließen ſie raſch das Zimmer und das Schloß, und ſchritten über den Platz nach dem Komödiantenbau hinüber. Mit möglichſter Faſſung traten ſie in das Krankenzimmer des Kapellmeiſters. Die Schatten von den Fittichen des Todesengels miſchten ſich ſchon mit einem überirdiſchen Strahle auf ſeinen Zügen. Er lag im Sterben. Der letzte Kampf, der die Bande des Stoffes von denen des belebenden Princips trennt, war ihm kein ſchwerer. Und was noch ſchmerzlich daran war, wurde durch

Anaſtaſia's Eintritt hinweggenommen. Ueber ſein faſt durchſichtig bleiches Geſicht flog ein Verklärungslächeln, welches ſchon keine ſchmerzliche Beimiſchung mehr hatte, an deſſen leuchtende Schwingen ſich nicht mehr die wehmüthige Reſignation irdiſcher Gefühle hing. Seine Stimme war zu einem kaum noch hörbaren Flüſtern herabgeſunken, aber zum erſten und letzten Male ſagte er zu der Geliebten: „liebe Anaſtaſia!“ Und er reichte ihr die abgezehrte Hand entgegen und fügte hinzu: „Es geht zu Ende!“

Sie drückte ihm die Hand und ſagte mit würdiger Ruhe: „Fahr' wohl, mein Eduard! Für Dich giebt es nun keine Zeit und keinen Raum, alſo auch keine Trennung mehr von mir. Wir werden vereint — nicht getrennt ſein, und noch um ein Paar kurze Erdenſtunden, und meine Seele küßt die Deinige in Gottes Schooß. — Fahr' wohl!“

Und ſie küßte ihn auf die marmorweiße, hohe Stirn.

„Ich danke Dir!“ lispelte er und faltete die Hände. Sein ſchönes Auge brach. Luiſe und Max waren am Bette niedergekniet; ſie weinte ſtill und hatte die Hände zum Gebet gefaltet. Max weinte nicht und betete nicht. Mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit und einem unbeſchreiblich lebhaften Ausdruck hing ſein Auge an den Zügen des Sterbenden. Er regte ſich nicht. Anaſtaſia betete mit halb lauter, ſchwankender Stimme: „Vater, in Deine Hände befehle ich ſeine Seele!"

Im Geſicht des Kapellmeiſters trat plötzlich eine große Veränderung hervor; die Naſe wurde ſpitz, der Mund zuckte, die Flamme Leben loderte auf, riß ſich vom Stoffe los und verloſch. Er hatte geendet — und Anaſtaſia drückte ihm ſanft die Augen zu. Nun floſſen die Thränen der Freundinnen gemeinſam. Max aber blieb unbeweglich ſitzen und ſtarrte den Todten an, er blieb ſitzen, ſelbſt als jene ſich entfernten; er ſaß bis in die tiefe Nacht bei der Leiche und hielt eine ſtumme Todtenwache. Gott weiß, was in der Seele des Kindes während dieſer Stunden vorging, aber viel mußte es ſein, ſo daß er es kaum ertragen konnte. Denn als ihn ſeine Mutter abgeholt, entlief er ihr noch in der Nacht und durchſtreifte raſtlos den Park, bis ihn um Mitternacht von der Angſt der Gräfin ausgeſendete Diener und Luiſe einfingen. Aber nur Luiſens Bitte konnte ihn vermögen, mit ihr ins Schloß zurückzukehren.

Am folgenden Tage mußte man ihn wieder zu der Leiche laſſen; er ſaß dort ſtumm und ſtill, und wieß jede Nahrung zurück, ſo daß Luiſe und die Gräfin für ſeine Geſundheit fürchteten; denn auch in dieſer Nacht ſchlief er keinen Augenblick. Erſt als Anaſtaſia der irdiſchen Hülle ihres Freundes, die im weißen Todtenkleide im Sarge lag, einen grünen Lorbeerkranz auf das Haupt ſetzte, und die im Nebenzimmer befindliche Kapelle die ſanften und herrlichen Töne einer ſeiner ſchönſten Symphonien als Todtenopfer darbrachte, bezeigte Max eine Art Freude, und als der Sarg dem Schooß der Erde übergeben war, und das ſämmtliche Theaterperſonal einen feierlichen Geſang, von den Inſtrumenten der Kapelle begleitet, anſtimmte, als dann alle die Häupter betend entblöſ'ten und jeder eine Hand voll Erde auf den Sarg warf, da weinte Max zuerſt, gab weinend dem Todten ſeine Erdenſpende und weinte noch ſtundenlang. — Obgleich die folgenden Tage ſeine Aufregung fortdauerte, ſo ſchlief er doch während der Nacht einige Stunden, begann aber wieder zu nachtwandeln, und konnte nur vom wachehaltenden Diener zurückgehalten werden, ſeine ſomnambulen Gelüſte in der Rumpelkammer und auf dem Dache zu befriedigen. Er nahm auch etwas Nahrung zu ſich. Seine einſamen Spaziergänge ſetzte er aber fort, ohne, ganz gegen ſeine Gewohnheit, Luiſen zur Begleitung aufzufordern. Am meiſten hielt er ſich im Park auf. Er verſäumte den ihm ſo lieben Unterricht, doch Luiſe, die einen herrlichen Inſtinct für ſeine Behandlung hatte, gab nicht zu, daß er geſtört wurde. Sie wußte, daß er aus dieſer moraliſchen Gährung als ein reiner und trefflicher Wein hervorgehen mußte.

Am vierten Tage nach des Kapellmeiſters Beerdigung gegen Abend trat Max haſtig und verſtört in Luiſens Zimmer, und ſagte, obgleich ſie allein war, heimlich zu ihr: „Im Park unter einer Bank und hinten im Buſch unter einer Akazie ſind zwei Kaſten mit Goldſtücken und Silbergeld vergraben; im letztern liegen auch Papiere. Laß Dir vom Gärtner eine Hacke und eine Schaufel geben, daß wir den Schatz heben.“

Luiſe traute ihren Ohren kaum, ſo überraſchend ſeltſam war des Knaben Bericht. Da ſie ſeither ſich aber zu wiederholten malen von ſeiner neuen, wunderbaren Gabe überzeugt hatte, ſo war kaum daran zu zweifeln. Sie überlegte, was ſie thun ſolle, da aber der Knabe heftiger in ſie drang, ihm bei Ausgrabung der Käſtchen behülflich zu ſein, ſo entſchloß ſie ſich, ſich erſt zu überzeugen. Unter dem Vorwande, einen Blumenſtock auszugraben, ließ ſie ſich von der Gärtnersfrau die nöthigen Werkzeuge geben, und trat mit ihrem Liebling die abenteuerliche Wanderung durch die ſchauerlich einſamen Gänge des Parkes an, in die der Vollmond durch hohe Baumgipfel ſeine ſchwermüthigen Lichtwellen goß. Die Bank ſtand in einem der dunkelſten und entlegenſten Gänge und war leicht entfernt. Max ſchlug mit der Hacke rüſtig ein, Luiſe half mit der Schaufel nach. So hatten ſie keine zehn Minuten gegraben, als ſie, zu Luiſens Erſtaunen, auf das Käſtchen ſtießen, welches dann ohne ſonderliche Mühe herausgebracht wurde. Es war ziemlich ſchwer und verſchloſſen. Als die Grube wieder ausgefüllt, der Boden geebnet und die Bank an ihre vorige Stelle geſetzt war, zogen die beiden Schatzgräber mit dem erſten Funde weiter bis zu einem buſchigen Winkel, wo der Berg ſich zu erheben begann. Dieſe Stelle betrat ſelten ein menſchlicher Fuß. Max kroch durch das Gebüſch bis zu einer hohen Akazie, wo er ſogleich ſeine Hacke wieder in Bewegung ſetzte und Luiſe ihm abermals nach Kräften zur Hand war. Diesmal dauerte die Arbeit länger, aber der Lohn ſchien auch reicher zu ſein;

denn ſie hoben ein weit ſchwereres Kiſtchen, das ihre vereinte Anſtrengung kaum von der Stelle zu bringen vermochte. Sie zerrten die beiden merkwürdigen Gegenſtände ins Gebüſch, Max ſetzte ſich, ſie bewachend, darauf, und Luiſe eilte von dannen, um die Gräfin Mutter von dem außerordentlichen Funde zu benachrichtigen. Verwundrungsvoll hörte dieſe ihre Erzählung, warf dann eine Enveloppe über und folgte ihr zu der unheimlichen Stelle. Ihre Vermuthungen, wer dieſe Kiſten eingegraben, und wie lange ſie in der Erde gelegen, führten zu keinem Licht, und die Gräfin ſagte: „Wir dürfen den Inhalt dieſer Schreine noch nicht als unſer Eigenthum betrachten, obgleich ſie auf unſerm Grund und Boden gefunden worden ſind. Wir wollen ſie aufheben und abwarten, ob ſich der Eingraber nicht als Eigenthümer meldet; denn ſehr lange haben ſie nicht gelegen, ſonſt wären ſie verwittert. Mag es ſich aber damit verhalten, wie es will, die Art der Entdeckung iſt ſo übernatürlich, daß mich ein heiliger Schauer vor der Sehergabe meines Kindes ergreift.“

Die drei Nachtwandrer hatten Mühe, ihren Fund vor Mitternacht in Sicherheit zu bringen, und da ſie ſich das tiefſte Schweigen gegen Jedermann gelobten, und ohne fremde Hülfe die Kiſten nicht zu öffnen waren, ſo wurden ſie, wie ſie waren, in ein kellerartiges Souterrain, eines als Badehaus dienenden nahen Parkgebäudes, geſtellt, in welchem die Gräfin noch andere werthvolle Gegenſtände aufbewahrte, und wozu nur ſie den Schlüſſel hatte.

Am folgenden Tage erhielt die Gräfin einen Brief von Oßneck, in deſſen Folge ſie auf geheimem Wege Herrn Uhlich zu ſich bitten ließ. Der alte Schauſpieler ſchien eine ſolche Einladung erwartet zu haben; er trat ſchon nach wenigen Minuten, aufs Feinſte und Sorgfältigſte gekleidet, mit einer leichten, gewandten und doch ehrfurchtsvollen Verbeugung bei ihr ein.

„Ich habe Ihnen ein im Stillen an Ihnen begangenes Unrecht abzubitten, Herr Uhlich“, begann die Gräfin, als er, auf ihre Einladung, neben ihr Platz genommen hatte, „ein Unrecht, das Sie freilich ſelbſt verſchuldeten; aber es ſteht auch nun bei Ihnen, jede Spur von Mißtrauen gegen Sie aus meiner Seele zu entfernen, und Ihnen im Gegentheil mein ganzes Vertrauen zuzuwenden.“

„Es gereicht mir zur großen Genugthuung, gnädige Gräfin“, verſetzte der Schauſpieler verbindlichſt, „daß ich nicht nur vermuthe, was Sie meinen, ſondern daß ich auch, gerade als Sie die Gnade hatten, mich rufen zu laſſen, im Begriff war, Ihnen meine gehorſamſte Aufwartung zu machen, um mich einer Pflicht zu entledigen; denn der Tugend, der Wahrheit und dem Rechte gegen Bosheit, Betrug, Heimtücke und Verbrechen zu dienen, iſt die erſte und heiligſte Pflicht meines Lebens, und ſie hat mir ein, die edelſten Zwecke verfolgender Männerbund auferlegt, dem anzugehören ich das Glück habe.“

„Um ſo willkommener ſind Sie mir. Ich hielt Sie für den Verbündeten und Bannerträger eines Mannes, gegen den ich den dringendſten Verdacht hegen muß, daß er der ſchlimmſte Feind unſres Hauſes ſei, obgleich er Jahre lang im Schooße deſſelben mit Liebe, Achtung und Vertrauen gepflegt worden iſt. Daß ich Sie dafür halten mußte, dazu haben Sie mir ſelbſt, wie ſchon bemerkt, Veranlaſſung gegeben. Ein Brief des Grafen Oſneck überraſcht mich angenehm mit dem Bericht über den Beſuch, welchen Sie demſelben gemacht haben. — In der That, Herr Uhlich, werden Sie mich dadurch aufs Vollkommenſte überzeugen, wenn Sie mir Beweiſe von Garçons Betrügereien in die

Hände liefern, ſo daß ich ihn damit gerichtlich überführen kann, — und ich bin faſt überzeugt, daß Sie es können, — dann können Sie auf die unbeſchränkte Dankbarkeit meiner Perſon, meines Hauſes und des Grafen Oßneck rechnen."

„Gnädige Frau, ich kann zu Ihrem Heile noch mehr erfüllen, als Sie von mir verlangen. Und nicht eigennützige Abſichten treiben mich dazu, Ihnen nützlich zu ſein; es iſt das ſtrenge Gebot der Pflicht, das mit unauslöſchlichen Zügen in meiner Bruſt geſchrieben ſteht. Will dann ihre Gnade einem alternden Manne, dem das Glück niemals gelächelt, irgend ein beſcheidenes Attachement an Ihrem hochverehrten Hauſe gönnen, ſo werde ich es mit dem tiefſten Dankgefühle annehmen, und Zeit meines Lebens darauf bedacht ſein, mich dieſer Gnade würdig zu zeigen. Hab' ich Ihr Mißtrauen verſchuldet, gnädige Gräfin, ſo bedenken Sie, daß ich, vom widrigſten Schickſale verfolgt, faſt im Elend verſunken war; aber Gottlob! ich habe Mittel, mir Ihr gnädiges Vertrauen zu erwerben."

„Gut. Was haben Sie mir zu ſagen, Herr Uhlich."

„Ich habe Ihnen den Plan eines beabſichtigten entſetzlichen Verbrechens zu entdecken. Garçon iſt zum Aeußerſten entſchloſſen, und er hat den Ligatſchnek zur Vollführung einer That gewonnen, die meine Lippen nur mit Schauder ausſprechen können. Dieſer Menſch, der den mir über ihn zugekommenen Berichten zu Folge — denn ich kenne ihn nicht perſönlich — ein überſpannter, halb verrückter Narr ſein muß, ſoll die Frechheit gehabt haben, ſich vertrauter Gunſtbezeugungen der Gräfin Thereſia zu rühmen, die gewiß nur in einigen wohlwollenden, von dem albernen Komödianten kühn gedeuteten Worten beſtanden haben —"

„Ich weiß davon!" ſeufzte die Gräfin. „Es war eine unverzeihliche Verirrung von meiner Tochter. Doch fahren Sie fort!"

„Garçon hat die thörichte Leidenſchaft des jungen Menſchen zu ſeinen Zwecken zu benutzen gewußt und zur raſenden Wuth entflammt. Genug, Ligatſchnek beabſichtigt am Hochzeittage, und zwar auf dem Balle, welchen ſie zu veranſtalten geſonnen ſind, die ſchöne Braut zu — ermorden."

„Barmherziger Gott!" ſchrie die Gräfin erbleichend auf. „Mein Kind ermorden! — — Wo iſt dies Ungeheuer, daß wir uns ſeiner ſogleich bemächtigen?"

„Er treibt ſich bei Bekannten und Freunden Garçons im Gebirge und in Mähren herum. Vor vier Wochen war er in Brünn, dann in Olmütz, zuletzt in Hradiſch. Garçon hat ihm ſogar die Waffen zu ſeinem ſchauderhaften Vorhaben geliefert. — Wollen mir aber Ew. Gnaden zu bemerken erlauben, daß es nicht wohlgethan ſein dürfte, jetzt auf den Ligatſchnek zu fahnden. Erſtlich können wir ihm jetzt noch nichts beweiſen, ſelbſt wenn wir ihn fangen, ſodann wird er, durch dieſe Anſtalten die ihm ſchwerlich verborgen bleiben, gewarnt, ſich uns entziehen, und Garçon wird unſre Beſchuldigung ſpottend zurückweiſen."

„Das iſt ſehr wahr. Was meinen Sie aber, daß wir thun ſollen?"

„Wenn Sie meinem unmaßgeblichen Rathe ein geneigtes Gehör ſchenken wollen, ſo ſage ich, wir ſparen die Kataſtrophe bis zum Hochzeitabend auf. Ich beobachte Garçon unterdeſſen ſcharf, und melde es Ihnen ſogleich, falls er ſich aus dem Staube machen ſollte, was er ohne mein Wiſſen, ja, ohne meine Hülfe jetzt gar nicht mehr kann. Dann laſſen Sie ihn ſogleich verhaften. Wir ſuchen ihn ſo treuherzig als möglich zu machen. Beſchäftigen Sie ihn ſtark bei den theatraliſchen Vorkehrungen zu

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03678/015

Ihrem häuslichen Feſte, ſo daß er keine Zeit hat, ſich zu beſinnen. Am Tage und vorzüglich am Abend des Feſtes laſſen Sie durch Ihre Diener ſcharf auf Ligatſchnek vigiliren, und Abends die Eingänge des Schloſſes beſetzen, doch müſſen dieſe Anſtalten nur den Anſchein einer friedlichen Controle haben. Dann geht er in die Schlinge, und ſobald wir dieſen gefährlichen Vogel gefangen haben, bemächtigen wir uns ſchnell und ebenfalls mit möglichſter Stille Garçons. Für dieſen Letztern ſteh' ich ein; ich würde es auch für den Erſtern, wenn ich ihn von Angeſicht kennte. Wenn es vermieden werden kann, darf weder das Brautpaar, noch irgend ein Hochzeitgaſt, etwas von der ganzen Procedur merken, und das Feſt muß ſeinen ungeſtörten Fortgang haben.“

„Dies iſt ein vortrefflicher Plan!“ rief die Gräfin. „Ich werde Ihnen die Leitung deſſelben übergeben. Und der kleine Beweis meiner Erkenntlichkeit, den ich Ihnen hiermit zu überreichen mir erlaube, ſoll Ihnen nur zeigen, wie dankbar ich künftig ſein werde, wenn Alles gut ausgeführt wird, und ſoll Sie anfeuern, Ihr Genie zu unſerm Beſten anzuwenden.“

Sie nahm eine Börſe aus ihrem Sekretair und drückte ſie dem ſcheinbar Widerſtrebenden in die Hand.

„Gnädige Frau, dieſe Gnade! — Sie iſt noch nicht verdient.“

„Es ſoll auch keine Belohnung für Verdienſte ſein; nur das thatſächliche Bekenntniß, daß ich in Ihnen den gewünſchten rechten Mann gefunden habe. — Haben Sie nun ja ein ſcharfes Auge auf den Director; ich aber werde mir einen Verhaftbefehl gegen ihn von meinem Manne verſchaffen. Denn dieſer muß ihn unterſchreiben, ſonſt führt ihn unſre Juſtiz nicht aus. Ich will hoffen, daß er ſich nicht dagegen ſpreizt.“ —

Uhlich beurlaubte ſich. Sein Genie hatte wieder eine Ernte gehalten, und noch viele waren ihm in Ausſicht geſtellt. Er ſuchte die Schenke des nahen Dorfes auf, wo er gewiß war, muntere Geſellſchaft von Kunſtgenoſſen zu finden.

Am Abende war Probe von Dittersdorf's beliebter Oper: „der Doktor und Apotheker,“ welche ſich Graf Oßneck ausdrücklich zum Hochzeitfeſte ausgebeten hatte. Im Vorbeigehen ſagte Graf Eigl zum Director Garçon: „Bleiben Sie bis zuletzt im Hauſe; ich habe Ihnen etwas Nothwendiges unter vier Augen zu ſagen.“

Als das Perſonal fort war, führte der Graf den ängſtlichen Garçon in das Reſtaurationszimmer, verſchloß die Thüre und ſagte dann im gutherzigſten Tone: „Garçon, Sie mögen an mir gethan haben, was Sie wollen: ich will Ihr Verderben nicht. Ich trage einen großen Theil Ihrer Schuld; ich hätte mich um die Geſchäfte bekümmern ſollen. Morgen Vormittag kann ich Sie noch retten; Nachmittag nicht mehr, denn dann habe ich ſchon den Verhaftbefehl gegen Sie unterſchreiben müſſen. Und ich will und muß Sie retten.“

„Gnädigſter Herr, welche unverdiente Huld!“ rief der Halbfranzoſe erſchüttert, und wollte ſich dem edeln Grafen zu Füßen werfen.

„Keine Scene! Laſſen Sie das! Morgen früh um ſechs Uhr will ich einen Spazierritt machen. Begegnen Sie mir vor dem Stalle. Ich fordere Sie im Beiſein der Stallknechte auf, mich zu begleiten. Ich laſſe Ihnen den Mentor ſatteln; er hat von meinen Pferden die meiſte Ausdauer. Sie können nichts weiter mitnehmen, als Geld, ſo viel Sie zu ſich ſtecken können. Ich will hoffen, daß Sie ſich mit Banknoten verſehen haben,“ ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu.

„Ich werde Ihrem Befehl genau nachkommen.“

Dieſen Abend fertige ich Ihnen noch eine Reiſelegitimation nach Polen aus. Morgen ſchlagen Sie ſich nach der Arva hinauf; ſuchen Sie Gebirgswege in den Karpathen, und eilen Sie durch Galizien, um Krakau ſchnell zu erreichen. Ihren Namen müſſen Sie ändern; geben Sie ſich einen deutſchen. Wie ſoll ich Sie im Reiſepaß nennen?" — „Knabe oder Kind oder wie es Ihnen beliebt."

„Wohin Sie von Polen aus gehen wollen, bleibt Ihnen überlaſſen. Nur daß Sie mir ſchnell aus den öſterreichiſchen Staaten fortkommen. — Und erregen Sie nicht etwa dieſen Abend, dieſe Nacht oder morgen früh durch Unruhe oder ungewöhnliche Handlungen bei Ihrer Umgebung Verdacht! Trauen Sie Niemand! Legen Sie ſich zu Bett. Stecken Sie morgen das Nöthige zu ſich — und Adieu! Jetzt gute Nacht! Zum letzten Mal. Ich habe Sie lieb gehabt, Garçon. Sie hätten mir das nicht thun ſollen!" — Damit war er zur Thüre hinaus.

Garçon ſtand einige Augenblicke in Gedanken, dann ergriff er das Licht, ſchlüpfte durch das Souterrain des Theaters, nahm aus dem Zimmer der Werkleute eine Hacke, zündete eine kleine Blendlaterne an, und warf in der Garderobe einen Mantel über, unter den er beides verbarg. Dann löſchte er das Licht aus, ging, und verſchloß das Haus. Vorſichtig ſchlich er in den dunkeln Park nach der entlegenen Bank. Die Stelle kam ihm verdächtig vor, doch er grub haſtig. Wenige Minuten überzeugten ihn, daß ſeine Arbeit vergeblich war. Er brach in ein boshaft höhniſches Lachen aus: „Meine Freundin iſt mir zuvorgekommen, und hat den Vogel zu ihrem eignen Beſten aus dem Neſte genommen.“ — Hacke und Laterne flogen in den Buſch; zehn Minuten ſpäter lag der Director zu Bette.

Ein ſchöner Sommermorgen begünſtigte die verabredete Flucht, und Alles ging dem Grafen und ſeinem Schützling nach Wunſch. Wer hatte ein Arg daraus, daß der Director mit dem Grafen ritt, was oft geſchehen war? Die beiden Jagdhunde Garçon's ſprangen luſtig neben her.

Gegen Mittag ſprengte der Graf auf ſchaumbedecktem Pferde vor das Schloß und machte Lärm, der Director ſei ihm entflohen, und in wilder Flucht auf der Straße nach Trentſchin dahin geſprengt, und vergebens habe er ihn verfolgt. Alles lief zuſammen. Die Gräfin Mutter weinte vor Verdruß, und vergaß ſich ſo weit, ihren Gemahl in

Gegenwart aller Leute mit Vorwürfen zu überhäufen, die er ernſt und gemeſſen zurück wies. Unverzüglich ordnete ſie die Verfolgung des Flüchtigen nach Preßburg und Wien an, und ließ ſeinen Nachlaß in Beſchlag nehmen. Eine peinigende Verſtimmung ging durch das ganze Haus, und obgleich ein großes und prächtiges Familienfeſt vor der Thüre war, ſo ſchlich doch das Theaterperſonal und die Dienerſchaft, wie verſcheuchte Hühner, umher. Der Graf verließ ſein Zimmer nicht. —

Madame Uhlich hatte kaum die Flucht ihres Freundes vernommen, als ſie, von banger Ahnung getrieben, zur Bank im Park eilte. Sie war verſchoben, die Grube offen und im Buſch daneben entdeckte ſie die Hacke und Garçon's ihr wohlbekannte Laterne. Ihr ſchöner Mund verzerrte ſich zu einem abſcheulichen Fluche, aber plötzlich raſete ſie dem entlegenen Winkel zu, wo die Akazie ſtand. Keuchend erreichte ſie die Stelle; die Grube war offen, das Bett leer und der Schläfer auferweckt. Ein Wahnſinnsſchrei entfuhr ihrem Munde; ſie ballte die Fäuſte krampfhaft, aber es dunkelte ihr vor den Augen, und ohnmächtig ſank ſie am Fuße des Baumes nieder.

Als ſie nach einer Stunde wieder zum Bewußtſein kam, war ihr Lebensmuth gebrochen. Ihre Wuth machte ſich in einem Thränenſtrome Luſt, und ſie wünſchte dazwiſchen, dem noch vor kurzem ſo zärtlich geliebten Freund alles Böſe an. Sie gelobte ſich, ihn aufzuſuchen, wohin er auch ſei und furchtbare Rache an ihm zu nehmen. Und doch hätte der kleine Garçon, wenn er wirklich der Schatzgräber geweſen wäre, nur das geſtohlen, was ſie ihm erſt geſtohlen, und was er zuvor dem Grafen geſtohlen. Obgleich ihr unerklärlich blieb, wie er zur Entdeckung ihres eignen Schatzes gekommen ſei, ſo hielt ſie ihn doch, ohne den mindeſten Zweifel, für den Räuber. —

Kaum minder trübſinnig als ſie, gingen die Hauptperſonen der Handlung dem bevorſtehenden Hochzeitstage entgegen, und nur Herr Uhlich, der ſich gar nicht um ſeine liebe Ehehälfte kümmerte, war der allzeit Fröhliche. Wären nicht alle Hände vollauf beſchäftigt geweſen, das Mißbehagen der Gemüther würde noch auffallender hervorgetreten ſein.

Unter dieſen keineswegs heitern Umſtänden rückte das Feſt heran; denn die Tage kommen und gehen unaufhaltſam, wie düſter oder heiter ſie auch immer dem Menſchen erſcheinen mögen.

Aus einer weiten Strecke des großen Ungarreichs, vorzüglich aber aus Trentſchin, Preßburg und benachbarten Comitaten ſtrömten am Tage vorher ſchon eine große Menge vornehmer Perſonen zuſammen, die in Dözlan und den nahen Dörfern untergebracht wurden. Selbſt aus Wien kamen zahlreiche Gäſte. Für die Dienerſchaft und die Pferde hatte der Graf große Breterbaraken bauen laſſen. Am Morgen zog das Landvolk heran, und es waren am Hochzeittage ſelbſt über zweitauſend Köpfe auf dem kleinen Raume verſammelt. Das Feſtprogramm ſtellte die Trauung Nachmittags im großen Saale des Schloſſes feſt, welcher zu dieſem Behufe prächtig dekorirt war. Zur Ausübung des Sakraments traf der Biſchof von Preßburg ein. Dann große Tafel auf einem für ſolche Zwecke beſtimmten Platz im Park. Abends Ball im Schloſſe, im Theater und im Park, wo ein Breterboden gelegt war. Am andern Tage Vormittag Muſik im Park, Nachmittag große Tafel, Wettrennen, Abends Oper. Am dritten Tage Waldpartie, Abends Illumination des Parks, Feuerwerk und Schiller's Räuber im Park auf einer großen Naturbühne.

Die Gräfin hatte die gemeſſenſten Befehle ertheilt, auf Ligatſchnek zu vigiliren und große Belohnungen verſprochen, wer ihn gefangen nähme oder zu ſeiner Habhaftwerdung beitrüge. Herr Uhlich war plötzlich ein Mann von Bedeutung geworden; er war mit Aufträgen der Gräfin überladen und hatte ſie alle zu ihrer größten Zufriedenheit ausgeführt; er wußte ſich in Reſpect zu ſetzen und betrank ſich, trotz aller Lockung, nie eher als Abends ſpät. Die Dienerſchaft flüſterte ſich ſchon zu, daß er zum Haushofmeiſter beſtimmt ſei, und ließ ihm deshalb bereits die einem ſolchen gewidmete Ehrenbezeigung zukommen. Auch ſeine Frau, die ſich zu ihrem ſtillen Aerger ganz von ihm vernachläſſigt ſah, mußte ihm wohl oder übel den Hof machen; aber ſie hatte kaum die erſten ſaueren Schritte dazu gethan, als er auch ſchon den kleinen Haustyrannen gegen ſie zu ſpielen begann. So ſchnell hatte ſich mit dieſem Ehepaar das Blatt gewendet.

Schenk war mit dem Arrangement des Feſtes beauftragt, und zeigte in der Ausführung deſſelben ſein Talent in glänzender Glorie.

Graf Oſſneck war einige Tage zuvor angekommen; er zeigte ſich heiter und glücklich; denn Alles ging nach Wunſch. Schenk und Uhlich erfreuten ſich ſeiner beſondern Gunſt.

Die Trauung ging in der vorgeſchriebenen Feierlichkeit und Pracht vor ſich. Die ſchöne Braut ſtrahlte in koſtbaren Stoffen und Juwelenſchmuck, aber ſie war bleich, und ihr Auge, das zuweilen ſcheu über die Geſichter der Menge glitt, als ſuche ſie eins, das ſie nicht zu finden wünſche, verrieth Furcht. Doch das Feſt nahm ungeſtört ſeinen Verlauf. Der Abend kam, und die rauſchende Tanzmuſik lockte die Gäſte aus dem Schloſſe in's Theater, welches durch einen Breterboden mit der Bühne gleich gemacht, und zu einem großen Tanzſaal umgeſchaffen war, und aus dem Theater in den prachtvollen Schloßſaal. Die Dienerſchaft und die Landleute tanzten im Park. Das Brautpaar nahm erſt an der Luſt im Schloſſe Theil, dann verfügte es ſich in's Theater. Vorher hatte die Gräfin ſorgfältige Muſterung anſtellen laſſen; ſie ſelbſt war überall, und prüfte mit ſcharfem Auge jedes Geſicht. Nirgends zeigte ſich etwas Verdächtiges. — In einer Pauſe ſtand die Braut ſinnend bei einigen Freundinnen in der Nähe eines Büfets. Die Andern plauderten und genoſſen Eis und Limonade; denn die Luſt war drückend ſchwül. Ihr ſelbſt lag es wie ein Stein auf der Bruſt; ſie konnte weder ſprechen, noch etwas genießen. Plötzlich ſtand ein ſchlanker Mann vor ihr, und eh' ſie noch die geſenkten Augen auf ſein Geſicht richten konnte, vernahm ſie die von einer ihr nur zu wohl bekannten Stimme geſprochnen Worte: „Gnädigſte Braut, ich bin ſo kühn, Sie um den nächſten Tanz zu bitten.“ Aber er ſprach es nicht aus. Ein fürchterlicher Schrei durchſchnitt die Luft, dann zehn und mehr weibliche Schreie, und ein Schuß im Nu auf einander. — Einen Augenblick Todtenſtille, dann ein Rufen, Schreien, Toben, Rennen, zuſammen ein Getöſe, wie Meeresbrandung, und ein entſetzliches Drängen. Man hört aus der Mitte Hülferuf; es wird „Mord!“ geſchrien; Viele verlieren die Beſinnung, und wiſſen nicht, wohin ſie laufen und was ſie beginnen. Der Nothruf wird furchtbarer, und endlich donnern Männerſtimmen: „Platz! Platz! Hinaus! Alle hinaus!“

Nun ſtürzt Alles nach den Thüren, denn Viele meinen in thörichter Furcht, es werde eine allgemeine Metzelei ſtattfinden, und Jedes will ſein Leben retten. Das Gedränge und die Verwirrung werden abermals entſetzlich. Nun hört man rufen:

„Die Braut iſt ermordet!" Andre ſchreien: „Es ſind noch mehr ermordet und verwundet!" — „Es ſind noch mehr Mörder im Saale!"

An den Thüren tritt ein neues Uebel ein. Schnell, wie ein Gedanke, hat ſich die Nachricht von einem im Theater ſtattgefundenen ſchrecklichen Unglück in's Schloß und in den Park verbreitet, und von dort und da ſtürmen Vornehme und Niedrige nach dem Theater, und wollen herein. Angſt, Noth und Verzweiflung der eingeſperrten Menge ſteigen von Minute zu Minute. Das Geſchrei wird ſo gräßlich, daß Niemand ſein eignes Wort mehr verſteht. Viele Damen werden ohnmächtig, andre liegen in Krämpfen auf den Sitzen oder am Boden; aus den Geberden und den ausgeſtoßenen Tönen Mancher muß man ſchließen, daß ſie wahnſinnig geworden ſind.

Endlich begreift die Menge außen, was Noth thut, und weicht zurück, und der Theaterſaal kann ſich allmählig ſeines beſtürzten Inhalts entledigen. Der Verbrecher wird herausgeführt; es iſt Ligatſchnek, der in der ihn umtobenden Menge ruhig vor ſich hin lächelt. Man erfährt nun, was geſchehen iſt. Wie Ligatſchnek in's Theater gekommen, weiß Niemand; es ſcheint, daß er ſich ſchon einige Tage darin verſteckt aufgehalten, und in einer Loge den Moment abgelauert. Er hat die Braut zum Tanz aufgefordert; ſie iſt ſchreiend vor ihm zurückgewichen, denn ſie hat einen blinkenden Dolch in ſeiner Hand geſehen: er will ſich auf ſie ſtürzen, aber der Dolch entfällt ſeiner Hand, oder wird ihm entriſſen, und er greift raſch in die Bruſt, reißt eine Piſtole hervor, und feuert ſie auf die Braut ab. Dieſe ſinkt aber ohnmächtig zu Boden, und die Kugel fährt über ſie hinweg, und verwundet Max und Luiſen, die hinter der Braut am Büfet ſtehen, und ſich auf den Schrei derſelben umgewandt haben. Max hat ſich aus Furcht ſchnell an ſeine Beſchützerin gedrängt, und ſie den Arm um ſeinen Hals geſchlungen, gleichſam aus Inſtinkt, um ihn zu ſchützen. Die Kugel reißt eine Furche in Max's rechte Wange, und ſchlägt in Luiſens rechten Oberarm, der an der Seite ſeines Kopfes lehnt; hier bleibt ſie ſitzen. Der Mörder hatte eine zweite Piſtole hervorgezogen, war aber ſogleich von den ihm zunächſt ſtehenden Männern überwältigt worden. Dies war das Ereigniß, welches Furcht und Entſetzen der Menge in wenigen Augenblicken grauſenhaft entſtellt hatten.

Der Mörder wurde ſogleich zum Verhör gebracht, dem Graf Gigl ſelbſt präſidirte, aber er geſtand weiter nichts, als daß er erſt die Braut, in deren Beſitz einen Andern zu ſehen, ihm unerträglich geweſen, und dann ſich ſelbſt habe ermorden wollen. Und da vor der Hand nichts geſchehen konnte, ſo brachte man ihn in's Gefängniß.

Die Verwirrung dauerte übrigens die ganze Nacht durch. Alle Gäſte aus der nächſten Umgegend, ſelbſt viele entfernter wohnende, brachen auf; krankgewordenen Frauen konnte nicht Hülfe und bequeme Pflege werden, und Alles ging wild durch einander. Mit dem Morgen fuhren die Meiſten ab, und eh' der Mittag kam, war Oszlan öder, als je; denn auch das junge Ehepaar war mit der Gräfin Mutter nach Oßneck's Gütern abgereiſt; die Schauſpieler und die Kapelle hatten Ferien bekommen, und waren ſämmtlich ausgeflogen. Die trauernde Anaſtaſia war bei Luiſen und Max, die abermals in einem Krankenzimmer lagen, und Schenk ging ſtill und traurig ein und aus, ohne das Schloß zu verlaſſen. Graf Gigl war in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, und leimte ſehr eifrig Geigen. Und ſo war Herr Uhlich gleichſam Herr von ganz Oszlan. Er machte jeden

Tag einen Spazierritt, und wartete mit einigem Zagen auf Ligatſchnek's nächſtes Verhör, um, wenn dieſer etwa Wahrheit berichten ſollte, ſo ſchnell als möglich ſeines Freundes Garçon Beiſpiel zu folgen. Der heroiſche Heldenſpieler war aber großmüthiger und ſchweigſamer in Bezug auf Uhlich, den er für ſeinen wahren Freund hielt, als dieſer ihm zugetraut hatte, und ſo ſpielte der ſchlaue Intriguant ſeine Rolle ungeſtört weiter.

Nach vierzehn Tagen kehrte Graf Oßneck mit ſeiner Schwiegermutter und einigen ſeiner Beamteten nach Dozlan zurück, und das ſchwierige Geſchäft, die Finanzen des Grafen Eigl zu ordnen, begann. Schon nach einigen Tagen ſah man mit Schrecken, welch' eine lange Zeit dies in Anſpruch nehmen würde. Mit Ende des Monats Auguſt kehrten auch die Schauſpieler zurück. Anna Bognar war in Wien geweſen, und hatte mit Beifall geſungen. Sie ſagte zu Schenk, der ihr unter vier Augen geſtand, wie ſchmerzlich er ſich nach ihr geſehnt: „Ich will dies Mal nicht über Sie ſpotten; denn ich habe an derſelben Krankheit gelitten, zu der ich mir früher nicht die mindeſte Anlage zugetraut habe. Aber ich ſchwöre Ihnen zu, liebſter Freund, wären Sie nicht hier in dem unglücklichen Neſte, ich wäre nicht wieder gekommen. Was hab' ich außer Ihnen nun noch hier? Alles, wonach ich verlangt, hab' ich erlebt; es iſt mir nach Herzenswunſch bunt übereck hier zugegangen. Nun aber der große Spectakel vorbei iſt, wird die Langweiligkeit nur noch fürchterlicher. Mauleſel war ein Erzſchelm, aber der Auferſtandene, der ſeine Stelle einnehmen zu wollen ſcheint, iſt ein tauſend Mal größerer und ungenießbarerer Spitzbube, und ich mag mit dem Kerle nichts mehr zu ſchaffen haben. Er giebt ſich zum Spion der Gräfin her, und das iſt das Allerſchlechteſte. So lieb Sie mir inzwiſchen ſind, Schenk; ich halt' es doch nicht lange mehr hier aus, und im Spätherbſt ſag' ich meinem Vaterlande Valet."

„Noch begreife ich nicht, wie ich die Trennung von Ihnen ertragen ſoll."

„Wenn Sie keine Frau hätten, würde ich ſagen: gehen Sie mit. So aber ſage ich: bleiben Sie hier!" —

Die von der genußſüchtigen Freundin Schenk's ſo ſehr gefürchtete Zeit der Ruhe war für ſeine

Frau und ihren zarten Schützling eine Quelle hoher, geiſtiger Genüſſe, und eines außerordentlichen Aufſchwungs der Ideen, die durch ihre körperlichen Schmerzen noch erhöht und verſchönt wurden. Sie durften mehrere Wochen lang ungeſtört wieder zuſammen in einem Zimmer verweilen, und ſeit ihr Blut ſich vermiſcht, und der Tod mit einem leiſen Hauche ſie Beide zugleich geſtreift hatte, ſchien ihr geiſtiges Ineinanderleben noch inniger und tiefer geworden zu ſein, als früher. Die erhabenſten Ideen und Ahnungen über Leben und Liebe, Poeſie und Kunſt, Gott und das Weltall, Tod und Unſterblichkeit, die nur einzelnen bevorzugten Geiſtern in der irdiſchen Hülle vergönnt ſind, wurden von ihnen beſprochen, und mit hingebender Liebe erfaßt und durchempfunden. Wenn der Funke der Begeiſterung aus der einen Bruſt zuckte, ſetzte er ſogleich die befreundete in helle Flammen; wenn in der einen Seele ein Ton erklang, weckte er in der andern ſogleich eine volle Harmonie, und da ſie weiblich zart und leidend, er männlich ſtark und kräftigend die erhabenen Gegenſtände abhandelten, ſo kamen ſie ſtets zu ganzen und befriedigenden Reſultaten, ſo weit dem Menſchen überhaupt eine Befriedigung gegönnt iſt, oder ihre Seelen loderten in einer großen Sehnſucht zuſammen als eine Flamme auf. Darum war dies die Zeit der geiſtigen Reife für Beide. Und da ſeinem Gemüth, bei aller Stärke männlicher Empfindung, eine gewiſſe weibliche Weichheit und Flüſſigkeit eigen war, und ihre Seele, ſo weiblich zart und geſchmeidig, doch in männlicher Begeiſterung für Tugend und Schönheit glühete, ſo waren hier gleichſam die Einſchnitte, womit ſie ſich in einander fügten und in einander übergriffen, ſo daß ſie nur ein Ganzes zu bilden ſchienen.

Als Luiſe wiederhergeſtellt war, umfing ſie ihren Gatten mit jener ſanftſeligen Liebesentzückung, deren nur ein reines, keuſches Eheweib fähig iſt; ihr Herz ſchmolz in hingebender Zärtlichkeit; ſie konnte ſich nicht genug thun im Beſtreben, ihn zu beglücken; denn — ach, der unausſprechlichen Wonne für ſie! — ſie hatte ihm ein ſüßes Geheimniß zu verrathen, das ſüßeſte, welches die glückliche Gattin dem Gatten anzuvertrauen hat; ſie wollte ihm das Stammeln des Gott geweihten Dankes, daß die gefährliche Kugel in ihr noch ein zweites keimendes Leben geſchont hatte, von den freudebebenden Lippen küſſen, und ſie hatte die dämmernde Stille dieſes Abends dafür beſtimmt. Keuſch und reizend ſtieg ſie aus einem ſtärkenden Bade, das lieblichſte, das ſchönſte Weib, und ſchmückte ſich einfach, aber mit überraſchungsſehnſüchtiger, ſchelmiſch lächelnder Sorgfalt für ihn, für ihn, deſſen Glück ſie heute die Krone aufſetzen wollte. Sie ſchmückte das Wohn-, ſie ſchmückte das Schlafzimmer, ſie breitete über das Lager friſche, ſüß duftende Wäſche; ſie malte ſich mit träumeriſcher, ſchwelgender Phantaſie den Augenblick, wann ſie, das kleine Haupt an ſeine Bruſt gelehnt, mit dem geneſenen Arme ſein Haupt zu ſich herabziehen und erröthend, mit verſchämten Worten, ihm zuflüſtern wollte, was ihr Herz ſo mächtig bewegte. Sie erröthete jetzt ſchon ein Mal über das andre, ſie verſuchte dem Geheimniß Worte zu geben, und fand ſie nicht, und weinte dann wieder vor Hoffnung und Freude. So vertändelte ſie in angenehmſter Beſchäftigung die Zeit. Für Max hatte ſie heute nicht den rechten liebethätigen Sinn; ſie war ganz Gattin, und ſie beſchloß, dem nun doppelt geliebten Manne einige Tage ausſchließlich zu widmen.

Gegen Abend rollte ein Wagen auf den Hof, und hielt vor dem Schloſſe; Luiſe ſah mit flüchtigem Blicke eine Dame ausſteigen und in das Schloß gehen. Bald darauf fühlte ſie ſich plötzlich von einer beengenden Angſt befallen, die mit ihren früheren Empfindungen im ſchneidenden Contraſte ſtand. Es wurde ihr von Minute zu Minute beklommener, ihre Pulſe flogen, das Blut ſtieg ihr zu Kopfe, und es kamen ihr, ſie wußte ſelbſt nicht wie, die lebhafteſten Gedanken und Vorſtellungen an ihren Vater und den Hauptmann Brandenfels, ſo daß ſie heftig weinen mußte. Es waren während ihrer Krankheit vielfache Nachrichten über die Zeitereigniſſe nach Oszlan gekommen und hatten ihr Ohr erreicht. Oeſterreich und England hatten ſich gegen den neuen, mit höhnendem Uebermuthe um ſich greifenden Kaiſer von Frankreich verbunden, ein großes öſterreichiſches Heer war nach Baiern gezogen und hatte München eingenommen. Man hatte von einem ungeheuern franzöſiſchen Heere, welches Napoleon ſelbſt befehligte, vernommen, welches über den Rhein gezogen war. So weit lauteten die ſich jagenden Nachrichten bis zur Mitte des October, wo Luiſens Geneſung vollendet war. Dieſe Dinge, von denen alle Welt ſprach, hatten ſie bis jetzt wenig berührt. Ihre Seele war von ganz andern Bildern erfüllt geweſen. Jetzt, in dieſem Augenblick, fielen ſie ihr ſchwer auf's Herz. Sie reimte ihre Angſt und die unwillkührliche, ungewöhnlich ſtarke Erinnerung an ihren Vater und an ihren frühern Verlobten zuſammen, und ſie rief in banger Ahnung aus: „Es hat eine Schlacht ſtattgefunden, und ſie ſind beide gefallen! Sie kämpfen jetzt, in dieſem Augenblick, mit dem Tode, liegen verlaſſen, ſterbend auf dem Schlachtfelde, und denken noch einmal an mich. O, mein theuerer Vater! vergib Deinem Kinde, eh' Du vom Leben ſcheideſt!" — Das Zimmer wurde ihr unerträglich; ſie eilte in den herbſtlich gefärbten Park, durch deſſen bunten Blätterſchmuck der Abendſchein ſeine blitzenden Lichter warf. Die Angſt trieb ſie von einer Stelle zur andern; ihr Geiſt verlor ſich in ſinnendes Träumen. Als ſie aus demſelben erwachte, fand ſie ſich am Ufer eines der ſchwermüthig umbuſchten Teiche ſtehen, vor dem ſie immer ein ſtilles, unerklärliches Grauſen genährt. Er war ihr ſtets vorgekommen, wie das thränende, düſter verſchleierte Auge des tiefſten Schmerzes, für den die Erde keine Heilung mehr hat. Jetzt ſtarrte ſie in ſeine dunkeln Gewäſſer, auf denen die vom Herbſt den hohen Bäumen umher abgeſtreiften Blätter, wie kleine Leichen, ſchwammen, und aus deren unheimlicher Tiefe es ſich wie formloſe Schattenbilder heraufrang. — Luiſe ſchauderte in der Seele; es war ihr mit einem

Male, als müſſe ein böſer Nix den Arm aus dem finſtern Waſſer nach ihr herausſtrecken, ſie erfaſſen und in die kalte Tiefe hinabreißen, oder der Tod müſſe plötzlich in dem neben ihr angebundenen Kahn ſitzen, und ſie einzuſteigen nöthigen, um ſie überzuführen. Von ſolchen ſchauerlichen Bildern gemartert, floh ſie mit beflügelten Schritten nach Hauſe, wo ſie ihren Gatten nun vermuthete, um an ſeiner Bruſt die Schreckniſſe ihrer aufgeregten Phantaſie zu vergeſſen. Die Herbſtnacht war ſchon kühl hereingebrochen; einzelne Sterne leuchteten matt durch den zerriſſenen, dunkeln Wolkenmantel. Aber Luiſe fand den erſehnten Mann nicht; mißlaunig warf ſie ſich in einen Fauteuil, und verſuchte zu leſen; unwillkührlich verſank ſie in tiefes Sinnen, aus dem ſie, dann und wann durch abenteuerliche Phantaſiebilder erſchreckt, auffuhr. Endlich bemächtigte ſich ihrer eine unerklärlich ſchmerzhafte Empfindung, ſie wurde ohnmächtig. — Als ſie wieder zu ſich kam, war die Kerze weit herabgebrannt, und die Tiſchuhr ſchlug Mitternacht. Nun endlich mußte Karl kommen, länger als bis zu dieſer Stunde war er ſelten ausgeblieben. Sie fühlte ſich von Fieberfroſt geſchüttelt, und wollte ſich zu Bett legen. Sie trat in das Schlafzimmer, und ſtellte das Licht auf die Toilette; ein daliegender Brief fiel ihr in's Auge. Haſtig griff ſie danach; er war von Karl's Hand an ſie überſchrieben. Ein furchtbar heftiges Zittern raubte ihr die Gewalt über ihre Glieder, als ſie ihn aufriß. — — — —

Zu dieſer Zeit lag Max ſchlafend in ſeinem Bette; ein Diener ſchlief in ſeinem Vorzimmer. Plötzlich empfand der Knabe eine Berührung; halb ſchlaftrunken, halb ſomnambul ſchaute er auf, und ſah Luiſen im weißen Nachtkleide vor ſich ſtehen, und ihm, ohne ein Wort zu ſprechen, mit der Hand winken. Ihr Weſen kommt ihm ſonderbar und fremd vor; der ſomnambule Schläfer ſteht raſch auf, und folgt ihr, ohne an etwas anders zu denken. Er will ſie, gewohnter Weiſe, an der Hand faſſen, aber ſie iſt immer ſchnell, wie ein Schatten, fünf bis ſechs Schritte voraus, und hört nicht auf die beſtürzten Bitten des zitternden Knaben, der ſich nun ganz ermuntert hat und zur Beſinnung gekommen iſt, und nicht weiß, was er von dieſem außerordentlichen Auftritt denken ſoll. Auf dieſe unheimliche Weiſe gelangten Beide aus dem Schloſſe, über den Hof, in den Park bis zum nächſten Teiche, demſelben, an welchem Luiſe vor einigen Stunden ſchon geſtanden. Hier deutet ſie auf den angebundenen Kahn, und Max, jetzt nicht mehr Schlafwandler, bückt ſich, bebend vor Furcht und Angſt, um das Seil zu löſen. Als er wieder aufſchaut, iſt Luiſe verſchwunden, und das Entſetzen ſchlägt ihm die Zähne aneinander. Wie er ſo das gelöſ'te Seil noch in der Hand hält, hört er ein Geräuſch ſich raſch nähern, und unterſcheidet bald heftige Schritte. Im fahlen Schein der Nacht erblickt er eine weibliche Geſtalt, die ſich an derſelben Stelle, wo die Erſcheinung verſchwunden war, in den Teich ſtürzt. Wie von einem Sturme aufgeſchnellt, ſpringt der Knabe in den Kahn, ergreift die Ruderſtange, und ſtößt, auf das Waſſer getrieben, mit derſelben die Verzweifelte, welche die Kleider noch nicht gänzlich hatten unterſinken laſſen, mit wunderbarer Manneskraft gegen das Ufer zurück. Wie er aus dem Kahne in den Teich gekommen, weiß er nicht; genug, er ſteht bis an die Bruſt im Waſſer, und reißt die Unglückliche zu ſich her. Dazu gibt er ihr jammernd die ſüßeſten Namen, und beſchwört ſie mit dem kindlichſten, rührendſten Flehen, ſich ihm zu erhalten; denn ohne daß er ſie erkannt hat, weiß er doch, daß es Luiſe iſt. Der natürliche Erhaltungstrieb, der jeden noch lebenden Selbſtmörder im Augenblick nach vollbrachter That unwiderſtehlich beherrſcht, kommt ihm bei ſeiner armen Freundin zu Hülfe; ſie hört auf ſein verzweifeltes Flehen, und ſteigt mit ihm an's Ufer; ſie erwiedert ſeine Liebkoſungen, und geht mit ihm endlich ſtill und ſtumm zum Schloſſe zurück. Sobald ſie in ihrem Zimmer iſt, eilt er auf das ſeiner Mutter, welche er zu ſeiner Verwunderung bleich und verſtört umherwandelnd findet. Sie ſieht ihren Sohn mit nicht geringerem Erſtaunen zu dieſer Stunde triefend bei ſich eintreten. Er enthüllt ihr mit wenigen Worten, was geſchehen iſt, und entſetzt eilt ſie zu Luiſen, während Max geht, ſich umzukleiden. Die Gräfin umarmt die Unglückliche mit den Worten: „O meine Tochter, was iſt Dir geſchehen? Hat Dich ein noch größeres Leid betroffen, als mich? Oder hat uns das Schickſal mit einem Schlage beide vernichten wollen?“

Luiſe verſteht dieſe Worte nicht und reicht ihr ſtumm Karl's Brief. Aber die Gräfin entledigt die vor Froſt Zitternde erſt der naſſen Kleider, wirft ihr trockene Wäſche über, und bringt ſie zu Bett; dann erſt nimmt ſie den Brief und lieſ't:

„Luiſe, ich kann dein reines, edles, großes Herz nicht länger betrüben; dieſer qualvolle Zuſtand iſt mir unerträglich. Die glühendſte Leidenſchaft für

Anna Bognar beherrſcht mich und raubt mir Ruhe und Vernunft. Anna erwidert ſie, und ich kann ihr nicht widerſtehen. Ich habe lange und furchtbar gekämpft. Dieſen Abend hat die Ankunft einer Frau hier meinen Entſchluß beſtimmt. Ich bin Hedwig Schaller begegnet, die mir wie eine rächende Nemeſis erſchien, und ich fliehe mit Anna, die auf dieſen Abend eine Poſt ins nächſte Dorf beſtellt hatte, um mich und Oszlan zu verlaſſen. Schon hatte ich mich von ihr getrennt, um dir, heiliges Weſen, wieder ganz anzugehören, als die Ankunft der Schaller alle meine Pläne und Vorſätze über den Haufen warf. Statt von Anna zu ſcheiden und mich in deine Arme zu werfen, fliehe ich mit Anna und ſcheide von dir. Gott ſei mir gnädig! dir iſt er es; denn du biſt ein Engel. Bedauere deinen Karl."

„Es iſt ſchrecklich!" ſagte die Gräfin, den Brief weglegend, „die Frau, welche dieſen Abend hier angekommen iſt, um an unſerm Theater Engagement zu ſuchen, von Herrn Garçon dem Grafen zugeſchickt, iſt als dein und mein böſes Schickſal hier aufgetreten; denn auch mir hat ſie das halbe Loos gebracht, wie dir: Trennung von meinem Gatten."

„Auch Ihnen, meine Mutter!"

„Sie hat dem Grafen einen Brief Garçons überbracht, worin ihm dieſer ſchreibt, er wolle ihm aus Dankbarkeit ein wichtiges Geheimniß entdecken: die beiden Söhne, welche ich geboren, ſeien nicht ſeine, ſondern Kinder des Barons Schenk von Birkendorf, deines Vaters. Der Graf ließ mich auf ſein Zimmer rufen, und reichte mir bebend den Brief. Ich wurde faſt ohnmächtig, als ich ihn las. Er beſchwor mich, die Wahrheit zu geſtehen, und ich konnte keine Lüge ſagen. Ich geſtand ihm das Vergehen meiner Jugend, das mich, je älter ich wurde, deſto ſchwerer drückte; ich erzählte ihm, wie ich zu Schenk von Birkendorf gekommen, und daß ich nur dieſen herrlichen Mann geliebt. Aber ich läugnete, daß Max die Frucht einer zweiten Verirrung ſei, obgleich ein unerklärliches Geheimniß über ſeiner Entſtehung walte. Ich ſchwur mit reinem Gewiſſen, daß ich deinen Vater körperlich nicht wieder geſehen habe. Der Graf ſcheint mir nicht zu glauben; denn er hat Max nie geliebt. Genug er weiß nun das Geheimniß meiner Liebe und meines Fehltritts, das mir mein Leben verdüſtert und mich aus dem heiterſten Mädchen zur unglücklichſten Frau umgewandelt hat. Er hat das Wort Trennung ausgeſprochen, und ich ſoll in den nächſten Tagen ſchon in meine Heimath zurück."

Luiſe verhüllte das Geſicht; dann ſtreckte ſie der Gräfin die Arme entgegen, und dieſe ſank an ihre Bruſt. Beider Schmerz fiel als Thränenthau nieder; ſie weinten lange und inbrünſtig. Siehe da ſchlangen ſich noch ein Paar Arme um Beide. Es war Max, der unbemerkt hereingetreten war. Er hatte ſeine Bibel mitgebracht, und las den beiden unglücklichen Frauen troſtreiche Stellen vor. Auch erfuhr nun Luiſe, daß ihr eigener Geiſt, oder ihr Schutzengel in ihrer Geſtalt ihm erſchienen und ihm ihre Rettung anbefohlen habe. Dies machte den erſchütterndſten Eindruck auf ſie, und die Thränen der drei Verbundenen floſſen jetzt um ſo milder. Ihre Herzen wurden von der Hoffnung wieder gehoben, daß Gottes Vaterhand ſchützend über ihnen ſchwebe.

Der Stern des Kaiſers ſtieg in unglaublicher Schnelle wachſend, und glänzend an Deutſchlands Himmel empor; ſeine ſiegreichen Adler flogen vom Rhein durch Schwaben; die öſterreichiſchen Heere wurden in mehreren Schlachten geſchlagen, und kapitulirten. Der Schrecken ſtürmte durch die öſterreichiſchen Staaten bis zur fernſten türkiſchen Grenze, und alles gerieth in Verwirrung.

In Ošlan kamen die häßlichen Wirren dazu. Graf Oſneck, nach Wien zu wichtigen Geſchäften berufen, erklärte ſeinem Schwiegervater, daß von den überſchuldeten Gütern nichts zu retten und Alles verloren ſei. Es gab einige bittere Auftritte, und das ganze Künſtlerperſonal wurde entlaſſen, deſſen männlicher Theil meiſt zu den ſchnell organiſirten Heeren ging. Die Gräfin Thereſia kam nach Ošlan, um mit ihrem Gatten nach Wien zu gehen. Weder ſie, noch Anaſtaſia erfuhren etwas von dem Zwieſpalt ihrer Eltern. Das Unglück hing ohnedies dräuend, wie eine furchtbar ſchwarze und ſchwere Gewitterwolke, über dem Hauſe.

Herr Uhlich erntete noch, wo er konnte. Er hatte beſchloſſen, bis zum letzten Mann hier auszuhalten, um zuzuſehen, was wohl zuletzt noch für ihn übrig bleiben möchte. Eines Tags, als er in ſeiner Eigenſchaft als Haushofmeiſter, im Schloſſe zu thun hatte, begegnete ihm Gräfin Thereſia, und gab ihm einen bedeutungsvollen Wink. Er folgte ihr von fern, und in einem Winkel drückte ſie ihm einen Zettel und eine Börſe in die Hand und entfernte ſich, ohne ein Wort zu reden, wieder ſchnell. Er lächelte ſelig, als er das Gold blinken ſah, und las auf dem Papier die ſehr unleſerlich geſchriebenen Worte: „Befreien

Sie in dieſer Nacht Ligatſchnek aus dem Kerker. Sie finden die Schlüſſel, ſo wie es dunkel geworden iſt, am Schloſſe der kleinen Parkthüre hängen. — Geben Sie ihm die Hälfte der beifolgenden Summe."

„Das werde ich gern und beſtens beſorgen," murmelte Uhlich ſeelenvergnügt. „Ich gönne dem armen Jungen die Freiheit und mir das unerwartete Geld." — Das letztere trug er ſogleich heim, um es zu zählen und zum bereits geſammelten Schatze zu legen.

Abends fand er die Schlüſſel am bezeichneten Orte und nahm ſie zu ſich, ohne zu grübeln, wie ſie dorthin gekommen ſeien. Mit der Mitternacht ſtand er vor der Thüre des abgelegenen Gerichtshauſes, deſſen hinterer Theil, ein altes ſteinernes Gebäude, zum Gefängniß diente. Er ging ungehindert über den Hof, die Schlöſſer öffneten ſich ſeinem eiſernen Zauber, und bald ſtand er im Zimmer des verbrecheriſchen Collegen. Ligatſchnek fuhr vom Lager empor.

„Brüderchen, ich bin's, der Uhlich; erſchrick mir nicht! Ich komme als dein rettender Engel. Ich habe den Gerichtsdiener betrunken gemacht und ihm die Schlüſſel zu deinem Gefängniß geſtohlen. Die Thüren ſind auf. Folge mir ſchnell!"

Der Heldenſpieler ſprang auf. In wenigen Augenblicken waren ſie im Freien.

„Hier haſt du auch einen Karolin. Mehr hab' ich nicht. Ich gebe dir meinen ganzen Reichthum. Schlage dich damit durch. Geh zu deinem Bruder als Jäger oder laß dich als Soldat werben. Ein Kerl wie du macht jetzt ſein Glück. Die Franzoſen kommen ins Land. Du kannſt's bald zum General bringen."

„Wo iſt Thereſia?"

„Hier im Schloſſe."

Ligatſchnek ging; plötzlich wandte er ſich und ſagte: „Uhlich, ich bin dir Dank ſchuldig. Deshalb ſage ich dir, mach' daß du morgen fort kommſt aus Dozlan. Gute Nacht!"

Der alte Schauſpieler erſchrack, und da Graf Oſineck am andern Morgen abreiſen wollte, beſchloß er, ſich unter irgend einem Vorwande mitnehmen zu laſſen. Am andern Morgen gab er vor, er wolle ſich ein Unterkommen bei einem Theater in Wien ausmachen, und ſeiner Bitte, das gräfliche Ehepaar dahin begleiten zu dürfen, wurde die Gewährung zugeſagt. Er verſprach ſeiner Frau, bald wieder zu kommen, nahm ſeine anſehnliche Baarſchaft zu ſich, und hatte das Feld ſeiner kurzen aber einträglichen Wirkſamkeit bald im Rücken.

Thereſia's Abſchied von ihren Eltern war kalt und herzlos geweſen.

Ligatſchnek's Flucht wurde gar nicht entdeckt; denn die Nachricht, daß die franzöſiſchen Heere bereits die Grenzen Oeſterreichs überſchritten hätten, die an dieſem Tage anlangte, brachte Alles in ſolche Verwirrung, daß Niemand das Abhandenſein des Gerichtsdieners, welcher den Kerkermeiſter machte, bemerkte. Die Gräfin Mutter, Anaſtaſia und Max brachten ihre Zeit bei Luiſen zu; ein wehmüthiges und doch inniges Zuſammenleben. Der Graf arbeitete auf ſeinem Zimmer. Uebrigens war ganz Oszlan wie ausgeſtorben. Da wo kurz zuvor das regſte und fröhlichſte Leben gewaltet, herrſchte das Schweigen des Todes, und ein düſtrer, neblicher Octobertag, mit ſchauerlichem Sturmgebrauſe, vermehrte das Traurige und Schwermüthige des Anblicks. Die Natur ſchien die Stimmung der Menſchen zu theilen.

Als die ſchweigende Nacht ſich über das Thal und die Häuſer mit einem dichten Nebelmantel gelagert hatte, ſchritt ein hoher Mann in einem grünen Jägerkleide von den Bergen herab, dem Thale zu. Es war Ligatſchnek, der ſich Feuer von den Köhlerweibern geholt hatte, das er unter ſeinem Gewande verbarg. Der Wind zauſ'te ihm die Locken und pfiff in den Tannen über ihm, deren hohe Stämme er gewaltig bog. Ligatſchnek lachte zum gräßlichen Sturmliede. Der entſetzliche Menſch blickte wild und mordgierig nach den ſtattlichen Gebäuden hinab und ſchlich, unten angekommen, vorſichtig um die Ställe. Das Wehen des Sturms ging in ein Raſen über und klang wie Wuthgeheul an den Fenſtern der Gebäude.

„Schon recht!“ ſagte der Schauſpieler. „Der Sturm iſt mein freiwillig Verbündeter. Er hilft mir mein Rachewerk ausführen.“ —

Nach einer Stunde ſchlug eine mächtige Flamme aus dem Theatergebäude empor, die, vom Sturm angefacht, in wenigen Augenblicken das ganze Haus mit Rieſenarmen umſchlang. Entſetzt fuhren die Schläfer empor. Der Graf ſprang, wie ein Wahnſinniger ſchreiend, aus dem Schloſſe. Die Dienerſchaft lief zuſammen; aber da war an kein Retten zu denken. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Schrei. Man ſchaute ſich um. Aus den Fenſtern des Schloſſes ſchlugen Flammen heraus, und in demſelben Augenblick ſah man auch ſchon den Komödiantenbau, die Ställe und die Seitengebäude in Brand. Es war ein entſetzlich prachtvoller Anblick. Die Gräfin Mutter, Anaſtaſia und Max ſprangen nur halb bekleidet aus dem Schloſſe. Die Diener eilten zu retten, was möglich war; aber die Wuth des Sturmes ſachte die Flammen ſo grauenvoll an, daß in wenigen Minuten nicht mehr möglich war, in das Schloß zu dringen.

„Luiſe! Luiſe!“ ſchrie Max. Sie war nicht da, und wie ein Schmetterling in die Lichtflamme, ſo ſtürzte ſich der Knabe in die Flammen des Hauſes.

„Barmherziger Gott! Hülfe! Hülfe!“ ſchrien die Gräfin und Anaſtaſia. Wer aber ſollte helfen? Die Dienerſchaft lief nach Leitern.

Der Knabe kam glücklich durch die Vorhalle und über die Treppe, welche noch nicht brannte. Er erreichte den Corridor, durch deſſen Fenſter er als Nachtwandler geſtiegen war, und auf welchem Luiſens Zimmer lag, aber der Rauch erſtickte ihn faſt. Hier begegnete ihm Luiſens Kammermädchen, verzweifelt ſchreiend und die Hände ringend. Luiſe lag betend auf den Knien und erwartete den Tod. „Komm!“ rief Max dem Mädchen zu, und rannte die Treppe hinauf, nach ſeiner ihm ſo theuern Rumpelkammer. Er erreichte ſie. Die Thüre war verſchloſſen. Unverzagt ſprang er in ein nahes Zimmer, warf mit einem Stoße den Ofen ein, ergriff eine eiſerne Platte deſſelben und zertrümmerte mit dieſer die Thüre der Kammer. Es war ſo hell, wie am Tage darin von den Flammen der gegenüber brennenden Gebäude. Er packte dem Mädchen Stricke und Leinwand auf, und nahm ſelbſt ſo viel als er tragen konnte. Und er hatte plötzlich die Kräfte eines Mannes, nein die eines Rieſen. Sie erreichten Luiſens Zimmer, und Max verſchloß es, damit kein Rauch herein dringe. Jetzt befeſtigte er mit wunderbarer Entſchloſſenheit das eine Ende eines langen Strickes an dem Thürſchloſſe, mit dem andern band er einen Fauteuil an Lehne und Beinen feſt, ſetzte Luiſen hinein, ſchlang erſt einen Leinwandballen und dann das Seil um ſie und den Stuhl, ſchlug mit einem andern Stuhl das Fenſter ſammt den Rahmen hinaus, hob mit dem Kammermädchen den Stuhl empor, und ſagte: „Betet!" Dann brauchte er die Lehne des zertrümmerten Stuhls als Rolle, über die er das Seil gleiten ließ. Der Fauteuil ſchwebte mit der ſchönen Laſt an der Wand hinab, raſch und ſicher; die Flammen leckten nur an der Leinwand. In wenigen Minuten flog der Stuhl wieder empor, Luiſe war gerettet. „Setze Dich hinein", rief Max dem mit Leinwand umhüllten Mädchen zu, und ſie gehorchte. Unterdeſſen war eine Feuerſpritze herbeigekommen und ſendete jetzt ihren Waſſerſtrahl auf dieſe Stelle. Man legte Leitern an, die aber bei weitem nicht zum Fenſter empor reichten. Doch nahm man von ihnen aus das Mädchen in Empfang. Kaum war dieſes geſchehen, ſo kletterte Max an dem Strange hinab. Die Feuerſpritze hielt die Flamme von ihm ab, und gerettet fiel er Mutter, Schweſter und Luiſen in die Arme. Welche Küſſe! Welches Umarmen und ans Herz Drücken! Welche Thränen! Welche Wonnenlaute! Er hatte Luiſen zum zweiten Male das Leben gerettet.

Eh' der Tag trüb und traurig anbrach, lagen ſämmtliche Gebäude in Aſche, und vom Schloſſe ſtarrten nur die ſteinernen Wände empor. Es hatte faſt nichts gerettet werden können. Nur die Pferde und Wagen waren von den Stallbedienten ins Freie gebracht worden. Man forſchte nach den Menſchen; es fehlte nur ein einziges Haupt, Madame Uhlich, und es ergab ſich leider bald genug, daß ſie im Komödiantenbau den gräßlichen Flammentod gefunden hatte. Sie, die ſo viel aus der Karte gewahrſagt, ſchien ihren eignen Tod nicht geahnt zu haben. Inzwiſchen hatte ſie doch ſchon einige Zeit großes Unglück für das Haus prophezeit. Sie hatte nun durch ihr Ende ein ſchuldvolles Leben gebüßt.

Da nur die Oekonomiegebäude erhalten waren, ſo mußte die gräfliche Familie dort Quartier nehmen.

Der Graf ging bleich und ſchweigend umher. Zu Mittag langte eine Staffette an, die ihm den Befehl überbrachte, daß er unverzüglich ſeinen militäriſchen Poſten anzutreten habe. Er warf ſich in einen Wagen und fuhr von dannen, ohne einem der Seinigen Lebewohl geſagt zu haben. Die Gräfin fürchtete aus ſeinem Schweigen, er möchte wahnſinnig geworden ſein.

Die vier übrig gebliebenen Menſchen richteten ſich am folgenden Tage im Badehauſe im Parke ein, welches mehr Platz und freundliche Räume hatte, als ihre Noth bedurfte. Hier lebten ſie ſtill beiſammen. Die von Schmerz und Trauer erfüllten drei Frauenherzen unterſtützten ſich gegenſeitig durch Liebe, und Max waltete zwiſchen ihnen wie ein guter Genius. Sie waren ganz wie eine verwittwete Mutter mit ihren drei Kindern; denn keins von ihnen dachte mehr daran, daß Luiſe keine Tochter des Hauſes war; ihr Herz hatte ihr vollkommene Kindesrechte erworben. So ſaßen ſie denn meiſt zuſammen und entwarfen Pläne für die Zukunft. Aber dieſe ſollten furchtbar zerſtört werden.

Am 2. December entſchied das Waffenglück Napoleons kaum zwölf Meilen von hier, bei dem Städtchen Auſterlitz in Mähren, gegen die vereinten öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heere, und der franzöſiſche Kaiſer wurde durch dieſen wichtigen Sieg der Vernichter des deutſchen Reichs. Die Ruſſen mußten ſich in Folge des Waffenſtillſtandes, welchen der Kaiſer von Oeſterreich mit dem Kaiſer der Franzoſen am 6. December zu Auſterlitz ſchloß, aus den öſterreichiſchen Staaten zurückziehen. Das Elend in dieſen war um ſo größer, da der Winter ungewöhnlich ſtreng und kalt war, und Napoleon eine furchtbar hohe Contribution eintreiben ließ. Der Blick der Gräfin war oft umflort; ihre Subſiſtenzmittel gingen zu Ende, die gemeinſte Lebensnoth um das tägliche Brod rückte ihr mit jedem Tage näher, und ſie ſah ſich mit Schaudern bald auf die Mildthätigkeit des Pächters angewieſen, der ihr ja nichts ſchuldig war. Vom Grafen kam ihr keine Nachricht, ſie wußte nicht, ob er noch lebe; eben ſo wenig vernahm ſie vom Grafen Oßneck und Thereſia. Eines Tags ſtürmte die Sorge heftig auf ſie ein; Max errieth, was ſie ſo ſehr bedrückte. „Mutter“, ſagte er ſchüchtern, „Du haſt ja die beiden Käſtchen noch nicht geöffnet, die wir im Park ausgegraben haben.“

Wie ein Blitz durchfuhr es die Gräfin. Der fürchterliche Drang der Ereigniſſe, das ſich gleichſam überſtürzende Unglück, welches über das Vaterland und ihr Haus hereingebrochen war, hatte den Frauen die Erinnerung an den gehobenen Schatz aus der Seele verdrängt; überdies waren eine Menge aus dem Schloſſe und den andern Gebäuden gerettete Gegenſtände in das Souterrain gebracht und über die beiden Truhen gelegt worden. Jetzt eilten alle vier hinab in den Raum, und entfernten die Effecten; die Schreine wurden gleichſam im Triumphe in das Wohnzimmer getragen; Max bewaffnete ſich mit einer Art, welche die Schlüſſel erſetzen mußte, und bald lag der Inhalt der zerſchmetterten Kaſten vor ihren ſtaunenden Augen. Es war zuſammen eine Summe von faſt zehntauſend Gulden in Gold, Silber und Papier, und daneben lag eine Art Tagebuch der Madame Uhlich, worin ſie mit großer Pünktlichkeit die Summen angab, die ſie dem Director Garçon entwendet hatte. Die Gräfin durfte alſo mit gutem Gewiſſen dieſes Geld als ihr und ihrer Kinder Eigenthum betrachten, und ſah ſich dadurch jeder beängſtigenden Sorge enthoben. In ihrem ſtillen, abgeſchloſſenen, von Trauer überſchleierten

Leben, war dieſes Ereigniß von großer Wichtigkeit und hauchte einen bunten Schimmer von Freude auf die aſchgraue Alltäglichkeit. Doch ſchnell genug ſollte ihnen dieſe Freude vergällt werden.

Nur einige Tage ſpäter hielt ein auf einen Schlitten geſtellter, von vier bewaffneten Reitern umgebener, großer Reiſewagen auf der Brandſtätte. Dieſe Nachricht erfüllte die einſamen Bewohner des Parkhauſes mit unruhiger Erwartung. Zwei in Pelze gehüllte Diener ließen ſich bei der Gräfin melden und überreichten ihr einen Brief. Sie erkannte in der Ueberſchrift die Hand ihres Gemahls und öffnete das Siegel zitternd. Der Graf befahl ihr kurz und ſtreng, den Ueberbringern Anaſtaſia und Max auszuliefern; im Fall einer thörichten Widerſetzlichkeit ſeien die Leute angewieſen, die Ausführung ſeines Befehls mit Gewalt zu bewirken.

Bleich vor Schrecken und weinend übergab ſie den Brief den Andern. Es entſtand ein allgemeines Klagegeſchrei, und troſtlos lagen ſie einander in den Armen. Die Unglücklichen ſahen ein, daß jede Widerſetzlichkeit vergebens, und der letzte Schimmer von Glück für ſie verſchwunden ſei. — Nur mit Mühe und durch ein reiches Geldgeſchenk gelang es der Gräfin, einen der ihr gänzlich unbekannten Diener zum Geſtändniß zu bringen, wohin ihre Kinder gebracht werden ſollten, und ſo erfuhr ſie denn, daß der Graf mit ſeinem Bruder, dem ruſſiſchen General, vor der Austerlitzer Schlacht im Heere zuſammengetroffen ſei, und mehre lange Unterredungen mit demſelben gehabt habe. Gleich nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes hätten ſie, ſämmtlich Diener des Generals, Befehl erhalten, dieſen Brief hierher zu bringen, und den jungen Grafen nebſt der Gräfin Anaſtaſia unverzüglich nach Petersburg in das Hôtel ihres Gebieters zu geleiten.

Max ermannte ſich zuerſt; er wand ſich aus Luiſens Umarmung los und ſagte: „Sei ſtandhaft! — Du haſt mich ſelbſt gelehrt, daß der Schmerz den Menſchen erhebt und heiligt. Gott wird es gut mit uns machen; er wird wiſſen, daß der größte, der fürchterlichſte Schmerz zu unſerer Stärkung nöthig iſt. Vor wenigen Monaten noch hätte ich die Trennung von Dir und der Mutter nicht ertragen können; ich wäre dem Schmerze erlegen. Seit ich aber einen edeln Menſchen habe ſterben ſehen, ſeit der Tod ſelbſt hart an mir vorübergeſchritten iſt, vermag ich nicht nur zu leben, ich hege ſogar die Ueberzeugung, daß dieſe Trennung uns in ein höheres Lebensſtadium verſetzt. Schmerz und Tod müſſen den geiſtig begabten Menſchen die ſchwere Kunſt des Lebens lehren. Ich muß hinaus in die Welt zu Kampf und That, wie Du mir ſo oft geſagt haſt, meine theuere Schweſter; meine Lehrzeit iſt vorüber. Es kommt mir nicht ganz unerwartet, und ich füge mich ohne Murren der Hand des Schickſals. Und dieſes iſt nicht grauſam. Es läßt Dir die Mutter und der Mutter Dich; ihr werdet heitre und ſchöne Tage zuſammen leben. Es läßt mir Anaſtaſien und mich ihr. Unſere geſchwiſterliche Unterhaltung wird euch oft ſegnen."

„Ja ſo iſt's!" rief die Mutter. Gott ſegne Dich, mein Kind! Gott ſegne uns Alle!"

„Amen!" ſagten die Andern und falteten weinend die Hände zum wortloſen Gebete. Dann ſchritt Luiſe, groß, wie ein Engel, durch ſie hin und ordnete Alles zur Abreiſe. In wehmüthig heitern Geſprächen blieben ſie faſt die ganze Nacht beiſammen. Nach wenigen Stunden Schlafs erfolgte die Abreiſe. Noch eine Umarmung, und eine verhängnißvolle Zukunft warf ſich mit düſterer

Stirn zwiſchen die Herzen, die ſich inniger angehörten, als je Herzen auf Erden.

Als der Wagen pfeilſchnell auf der Schneefläche ihren Augen entſchwunden war, umarmte Luiſe die Gräfin und ſagte ſchluchzend: „Jetzt biſt Du allein meine Mutter, ich allein dein Kind. Du biſt mein einziger Beiſtand in der ſchweren Stunde, die mir naht. Wir wollen uns nicht mehr trennen in dieſem Leben. Sollte mich der Tod von Dir reißen, und das Kind meines Leibes leben, o, ſo ſei ihm Mutter!“

„Ja, ja, meine Tochter! Das Leben hat uns hart geſchlagen. Wir waren beide nicht ohne Schuld. Beugen wir uns drum der züchtigenden Hand in Demuth und Dank. — Komme es drum, wie es wolle, nur der Tod ſoll uns trennen!“

Ein inniger Kuß beſiegelte den ſchönen Bund.

Drittes Buch.

Der Wagen hielt vor einem großen und prächtigen Hôtel. Einer der Diener öffnete den Schlag, ein anderer hob die ſchüchternen, frierenden und von der langen Winterreiſe ſehr angegriffenen Geſchwiſter heraus, und führte ſie in das Haus und auf einer breiten hellen Treppe in die Belletage, wo ihnen ein langer, bleicher Mann, ganz in einen dunkeln Ueberrock geknöpft, mit vorwärts gebeugter Haltung mehr entgegen ſchlich, als trat; denn in der That erinnerten Gang, Bewegung, das Tragen des Kopfes und der Blick der grauen, lauernden Augen unwillkürlich an eine Katze.

„Hier, Herr Michailow“, ſagte der Diener zu dem Dunkelgrauen, „bring' ich zwei Perſonen, die Se. Excellenz mir befohlen hat, Ihnen zu überliefern.“

„Ich weiß ſchon, Iwan“, liſpelte der Lange mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern, und kniff den ſchmalen, knappen Mund noch mehr zuſammen, daß er wie ein blaßrother Streif ausſah. „Es iſt gut, Du kannſt gehen, Iwan. — Gnädige Comteſſe, hier ſind Ihre Zimmer, und die daran ſtoßenden ſind die Ihrigen, junger Herr Graf. Ihre Dienerſchaft wird Ihnen gleich aufwarten; ich bin der Haushofmeiſter Sr. Excellenz des Herrn Generals, und bis zur Rückkehr deſſelben haben Sie die Gnade, ſich in allen Ihnen wichtigen Angelegenheiten an mich zu wenden. Se. Excellenz hat mir aufgegeben, Ihre Befehle und Wünſche nach Möglichkeit zu erfüllen." Damit machte der griesgrämliche Alte eine ſteife Verbeugung und empfahl ſich. Max ſah ſich ſcheu in den hohen, nicht beſonders hellen Zimmern um, ſchlang dann beide Arme um Anaſtaſia und begann bitterlich zu weinen.

„Ach, faſſe Dich doch, lieber Bruder", bat die junge Gräfin, ſelbſt ſehr beklommen.

„Es iſt fürchterlich hier", ſchluchzte der Knabe, „und dieſer Haushofmeiſter iſt ein gräßlicher Menſch. Seine Blicke haben mir im Herzen weh gethan. Er hat nichts Gutes mit uns vor. Und was er nur für glatte, ſteife Haare hat!"

„Ich glaube, es iſt eine Perrücke. Beruhige

Dich! Wir werden uns an ihn gewöhnen. Und der Onkel hat ja gut für uns geſorgt."

„Ich fürchte nur, der ſieht noch ſchlimmer aus." — Sie wurden durch die eintretende Dienerſchaft unterbrochen. Iwan meldete ſich als Max's Diener. Eine Zofe ſtellte ſich Anaſtaſien zur Verfügung; dann kam eine gezierte Franzöſin und decouvrirte ſich als Geſellſchafterin der Gräfin, und ein windbeuteliger junger Franzoſe kratzfüßelte vor Max und nannte ſich den Lehrer deſſelben. Die Tagesordnung wurde beſprochen, und der Haushofmeiſter, welcher ſeine Stimme dabei geltend machte, bemerkte, daß die Geſchwiſter täglich eine Stunde über eine Equipage des Generals zu verfügen hätten.

Die Geſchwiſter richteten ſich ein, und die Einförmigkeit des Lebens begann. Sie ſpeiſeten mit Madame Goulon, der Geſellſchafterin, und mit Monſieur d'Ivot, dem Lehrer, ſie fuhren mit denſelben aus, ſie waren den ganzen Tag von dieſen beiden geſchwätzigen Franzoſen umgeben und ſelten eine Stunde allein. Und dieſe brachten ſie in Thränen und Klagen zu. Ihre Umgebung war ihnen ſehr zuwider, und Anaſtaſia fühlte ſich von Madame Goulon eben ſo abgeſtoßen, wie Max von

Monſieur d'Ivot, und beide gleich ſtark vom Haushofmeiſter Michailow. Sie hatten an die Mutter und Luiſen geſchrieben, aber keine Antwort erhalten, und da ſie über das Schickſal der beiden geliebten Frauen in großer Ungewißheit ſchwebten, ſo wurde dadurch ihre Traurigkeit nur erhöht. Anaſtaſia ſchrieb endlich an ihre Schweſter, aber der Winter ging vorüber, und ſie hatte auch von dieſer keine Antwort. Max wurde von Tag zu Tag bleicher, und Anaſtaſias Befürchtungen für ſeine Geſundheit größer; das Lernen griff ihn ſo ſtark an, und er machte nichtsdeſtoweniger ſo ſchlechte Fortſchritte, daß Anaſtaſia ſeinen Lehrer dringend bat, den Unterricht ganz auszuſetzen, wovon aber Monſier d'Ivot, ſich auf die Befehle des Generals berufend, nichts wiſſen wollte.

So waren die Geſchwiſter in der traurigſten Stimmung, als der General mit dem Frühling aus dem Feldzuge zurückkehrte. Max erwartete ihn mit der größten Spannung und ahnungsvoller Unruhe, die in dem Augenblick, als der General in das Haus trat, zur fieberhaften Aufregung wurde. Anaſtaſia war kaum minder bewegt; denn der Haushofmeiſter hatte, auf Befehl ſeines Herrn, den Geſchwiſtern ausdrücklich verboten, ihrem Oheim entgegen zu gehen, da er ſie, wenn es ihm genehm, rufen laſſen werde. In dieſer kalten und ſtrengen Anordnung fühlte ſich das Herz der gemüthlichen Gräfin bitter verletzt; es war eine Demüthigung für ſie, wie ſie noch keine erfahren, und in der ſie die ſchlimmſte Vorbedeutung für ihres Bruders und ihre Zukunft erblickte. In peinlicher Bangigkeit brachten die Geſchwiſter mehrere Stunden zu, und Max ſtarrte endlich mit jenem nichts ſagenden, blödſinnigen Ausdruck des Blicks vor ſich hin, den Anaſtaſia von ſonſt an ihm kannte, und der ſie im innern Herzen noch mehr erbeben machte. Dieſem Zuſtande wurde endlich durch Iwan's Eintritt ein Ende gemacht, welcher des Herrn Generals Excellenz in beſter Form anmeldete. Durch dieſe unerwartete Verfügung noch mehr beſtürzt, ſtand Anaſtaſia mitten im Zimmer, und Max hinter ihr, ſich an ihrem Kleide feſthaltend, ſich gleichſam hinter ihr verbergend, allerdings keine empfehlende und gewinnende Stellung. Der General trat in voller Staatsuniform herein, eine hohe, impoſante Geſtalt mit militäriſchem Anſtand, ja mit Würde. Ueber ſein Geſicht, welches unverkennbare und vermittelnde Aehnlichkeit mit den Zügen ihres Vaters hatte, lag der ſtarre Ernſt eines alternden Kriegers, der die zarten und ſänftigenden Gefühle des Familienlebens nie gekannt, oder doch längſt vergeſſen, und ſein Leben und ſeine Thatkraft der Aſiatiſch deſpotiſchen Gewalt des Europäiſchen Oſtens gewidmet hat; es war das Geſicht eines Befehlshabers, der keinen Widerſpruch kennt, weder für die Befehle, die er giebt, noch für die, die er empfängt.

Anaſtaſia verbeugte ſich tief, Max ſtand linkiſch und dumm, ohne Bewegung und Gruß. Des Generals Auge überflog prüfend die beiden Geſchwiſter, und wenn es auf Anaſtaſia's milden Zügen verweilend mit dem Ausdruck eines flüchtigen Wohlwollens lächelte, ſo verfinſterte es ſich zum Ausdruck des Unmuths, als es Max's Bild in ſich aufnahm.

Er gab Anaſtaſien die Hand und ſagte: „Meine liebe Nichte, ich heiße Dich in meinem Hauſe willkommen! Ich hoffe, daß Du Dich während meiner Abweſenheit eingewohnt und Dich über nichts zu beklagen gehabt haſt?"

„Keineswegs, Excellenz," verſetzte Anaſtaſia mit zitternder Stimme. „Mein Bruder und ich ſind Ihnen zum größten und lebhafteſten Dank verpflichtet, daß Sie uns aufgenommen haben."

„Nun, Ihr ſeid jetzt meine Kinder. Euer Vater hat mir alle ſeine Rechte auf Euch abgetreten, und ich werde die Pflichten, die ich mit dieſen väterlichen Rechten übernommen habe, auf das Gewiſſenhafteſte erfüllen. — Aber wie ſteht denn der Junge da! Er hat den Mund noch nicht aufgethan, und mir noch nicht einmal die Hand gereicht. Das iſt ja der Anſtand eines Bauernlümmels!"

Max ſtand wie verſteinert.

„Gnädigſte Excellenz," flehete Anaſtaſia in tödtlicher Angſt, „er iſt von früheſter Kindheit auf krank und elend geweſen, und hat erſt vor einigen Jahren ſprechen gelernt. Das ſchüchterne, ſcheue Weſen vermag er noch nicht abzulegen. Es iſt Angſt und Befangenheit. Sein Herz iſt gut, und Sie werden gewiß ſpäter mit ihm zufrieden ſein. — Max, gieb doch Sr. Excellenz die Hand! Haſt Du nicht gehört, daß der gütige Onkel unſer Vater ſein wird?"

Max ſtreckte täppiſch die Hand aus, und that einen Schritt vorwärts, fiel aber über ſeine eignen Beine, und konnte nur mit Hülfe ſeiner beſtürzten Schweſter wieder aufſtehen.

„Der Junge hat ja nicht die mindeſte Erziehung erhalten,“ ſagte der General ärgerlich. „Ja, ja, daran erkenn' ich meinen Bruder wieder. Das iſt eine polniſche Wirthſchaft geweſen!“

Anaſtaſia weinte, es that ihr bitterlich weh, ihren Vater aus dem Munde ſeines Bruders tadeln zu hören, und um ſo weher, als ſie im Herzen dem Onkel Recht geben mußte.

„Nimm Dich zuſammen, Burſche!“ donnerte jetzt der General den Knaben an, daß beide Geſchwiſter erſchrocken zuſammenfuhren. „Es ſcheint mir viel Trotz und Verſtocktheit in Dir zu ſtecken; aber die verſteh' ich meiſterlich aus der menſchlichen Seele herauszubringen; ich müßte nicht ruſſiſcher General ſein. Der Haushofmeiſter klagt über Dich, und, wie ich mich überzeuge, mit Recht. Du biſt ein verſtockter Burſche, der nichts lernen mag und will. Damit kommſt Du bei mir nicht durch. Wenn Du etwa glaubſt, das Schlaraffenleben, wie Du's in Deinem elterlichen Hauſe zu führen gewohnt warſt, ginge bei mir fort, ſo irrſt Du ſehr. In dieſem meinem Hauſe herrſchen Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorſam, ſtrenge Zucht. Schreibe Dir das hinter ein Ohr, mein Söhnchen, und richte Dich bei Zeiten darnach, ſonſt werden wir gar nicht lange Freunde bleiben. Und ich habe ſchon Mittel, Dich zu zwingen und Deinen Trotz zu brechen. Das glaube mir nur. Ich habe Dich zum Soldaten beſtimmt, und werde Dir noch heute einen tüchtigen Unteroffizier beſtellen, der Dich zuerſt ſtehen und gehen lehren wird; denn ich ſehe, bei Dir muß man ganz von vorn anfangen. — Du weißt nun meinen Willen, alſo richte Dich darnach. — Adieu, meine Tochter! Wir ſpeiſen zuſammen, und wenn der Junge dort artiger iſt, werd' ich ihn auch an meinem Tiſch zulaſſen."

„O mein Vater!" rief Anaſtaſia zerknirſcht und warf ſich, die gefalteten Hände zum General empor hebend, ihm zu Füßen, ſein Sie nicht ſo ſtreng gegen den armen, unglücklichen Max! Er verdient nicht Ihren Zorn! Er iſt ein gutes, bedauernswerthes Kind."

„Laß das, meine Tochter!" ſagte der General, und der ſtrenge Ton ſeiner Stimme hatte eine ſehr verdrießliche Färbung. „Steh' auf, mein Kind! Solche Scenen liebe ich gar nicht. Im Gegentheil, ſie ſind mir ſehr zuwider. Du magſt ſie den Komödianten auf Deines Vaters Bühne abgeſehen und nachgemacht haben, aber ſie paſſen ſchlecht in das Haus eines Soldaten."

Der General entfernte ſich in auffallender Verſtimmung, und Anaſtaſia ſchloß heftig weinend den armen Bruder an die Bruſt. Aber Max konnte nicht weinen. Er ſaß ſtill und regungslos, und ſtarrte vor ſich hin. Anaſtaſia's Herz wand ſich in Zuckungen der Verzweiflung.

Am folgenden Morgen erſchien ein ſchnurrbärtiger, bärbeißiger Soldat auf Max's Zimmer und eröffnete dem zitternden Knaben, daß er vom General befehligt ſei, ihm das Exercitium der Infanterie zu lehren. Max fügte ſich ſchweigend, und überlieferte ſich dem rauhen Exerciermeiſter, wie ein Lamm dem Schlächter folgt. Der Soldat richtete ihm den Kopf, ſtellte ihm die Füße, drückte ihm die Schultern zurück, und Max ließ ſich alles gefallen. Sobald er aber etwas allein machen ſollte, mißlang das Manoeuvre jedesmal, und er machte, trotz aller Strenge, ſelbſt in dieſen Leibesübungen nur ſehr geringe Fortſchritte. Noch übler ſtand es mit den geiſtigen; denn ſeit ihn der Soldat hundemäßig dreſſirte, ging er, zum Aerger des Franzoſen, offenbar zurück, und es ließ ſich unter dieſen Umſtänden vorausſehen, daß er bald gar nichts mehr können werde. Er ſchien in kurzer Zeit ein ſo ganz Andrer geworden zu ſein, daß Anaſtaſia ihn zuweilen mit wahrem Entſetzen betrachtete. Er weinte nicht, er klagte nicht, er legte ſeine Arme nicht mehr zitternd und Theilnahme ſuchend um ihren Hals, ſein Mund ſuchte nicht mehr den ihrigen; er ſprach faſt gar nicht mehr, aber er nahm auch ſo wenig Nahrung zu ſich, und ſah ſo durchſichtig aus, daß ſie nicht daran zweifelte, er gehe ſeiner Auflöſung mit raſchen Schritten entgegen.

Dies war das traurige Loos des wunderbaren, mit den ſeltenſten und außerordentlichſten Gaben ausgeſtatteten Kindes, die, ein zarter, weicher Kern, erſt lange in feſter, unſcheinbarer Schaale ſchlummern und erſtarken mußten, ehe ſie, von einem befreundeten und durch ein geheimnißvolles Band verwandten Geiſt gepflegt, ihren Keim entwickelten und nun mit ſchwindelnder Haſt Ranken und prächtige Blüthenkronen in die Unendlichkeit hinaustrieben. An dieſe üppigen Blüthenſprößlinge rührte eine gemeine Hand, ein Eishauch wehete ſie an, und welkend und ſterbend ſanken ſie raſch zu Boden. Heilige Liebe pflegte die Kräfte des Knaben aufs neue, und wieder trieben ſie in der tropiſchen Wärme des ſie umhüllenden edeln und großen Frauenherzens Schößlinge und Blüthenknospen, ach! und ein zweiter tödtlicher

Nachtfroſt kam über ſie, und ſie waren abermals vernichtet.

Das ungeheuere Mißverhältniß, in welchem die Ueberſchwenglichkeit der Mittel in der Natur wie im Menſchenleben zu der Armſeligkeit der wirklich erreichten Zwecke ſteht, gehört zu den größten Unbegreiflichkeiten und Räthſeln. Eine Anzahl Menſchen iſt mit den herrlichſten Anlagen begabt, Geiſt und Herz ſtreben in ihnen im ſchönſten Einklang den erhabenſten Zielen zu, und gerade ſie ſind es, die meiſt in Elend und Schmach verkümmern und untergehen. Von den üppigen Blüthen, die ſie getrieben, gedeiht auch nicht eine zur Frucht. Schmerzgrollend hat ſchon Mancher an die verhüllten Schickſalsmächte die Frage geſtellt: warum denn keimen und blühen, wenn die Früchte verſagt ſind? Warum die Kraft und der Trieb, wenn ihr höhnend das Vollbringen weigert? Aber ſie haben keine Antwort auf dieſe Fragen der Verzweiflung, und treiben ſtumm und fürchterlich ihr unbegreifliches Vernichtungswerk weiter.

Als Max von den Seinigen ſchied, hatte er ſich mehr männliche Ausdauer, mehr conſiſtenten Widerſtand gegen ein tückiſches Schickſal zugetraut, welches nur eine Schöpfung ſeiner poetiſchen Träume war; aber der arme Knabe vermochte nicht einmal dem erſten ſtürmiſchen Andrange der rauhen Wirklichkeit, nicht einmal dem erſten Windſtoß männliche Kraft entgegen zu ſetzen. Der weiche Frauenzögling hatte wohl einen begeiſterten Trotz gegen die grauſamen Möglichkeiten ſeiner Phantaſie, aber nicht die zähe, knorrige Ausdauer gegen die harte, ſcharfkantige Gewalt der Alltäglichkeit. Die ſüdliche Natur dieſer Wunderblume bedurfte des heißen Sonnenſcheins und des Thränenthaus der Liebe, und zwar jener tiefſinnigen, wahlverwandten, in vordaſeinlichen, verhüllten Verhältniſſen bedingten Liebe, wie ſie eben nur Luiſens reines Herz ihm gewähren konnte und mußte; in das kalte, ſpröde Erdreich eines nordiſchen Bodens verpflanzt, mußte ſie erſtarren. Keine Männerhand war für die Pflege dieſer Blume geeignet, am wenigſten die eines rauhen, deſpotiſchen Soldaten, wie der General von Sigl. Die Exercirübungen, bei denen der gewiſſenhafte Unteroffizier ſtets von der Fuchtel ſprach, wenn er ſie auch noch nicht anzuwenden wagte, waren ganz geeignet, den letzten geiſtigen Funken in Max zu erſticken. Anaſtaſia ſuchte durch heimliche Geſchenke den Lehrmeiſter milder zu ſtimmen, aber der ſklaviſche Ruſſe zeigte dem General jedesmal an, was geſchehen war, und that dies um ſo lieber, da er die erhaltenen Geſchenke behalten durfte. Als Anaſtaſia endlich merkte, daß ſie auf dieſe Weiſe ihrem Max kein beſſeres Schickſal bereitete, wußten ihre Liebe und Angſt kein anderes Mittel, als noch einen Sturm auf das Herz ihres Oheims zu verſuchen. Sie faßte Muth und ging eines Morgens auf ſein Zimmer. Mit einer Sprache, wie ſie nur die Verzweiflung ſchweſterlicher Liebe eingeben kann, ſchilderte ſie Max's Zuſtand; ſie verſicherte, daß der ſchwache Knabe ſterben würde, wenn er zu exerciren fortfahren müſſe; ſie bat flehend und mit Thränen, ihn ihr zu übergeben, ſie wolle ihn ganz allein unterrichten, und ſie ſprach die Hoffnung aus, daß ſie in kurzer Zeit ein weit beſſeres Reſultat erzielen werde, als alle Sprach- und Exercirmeiſter in der Welt.

„Ja, wieder unter ein Frauenſammtpfötchen allein möchte der trotzige Bube!“ brauſ'te der General auf. „Die Weiber haben ihn eben verdorben. Glaubſt Du, ich wüßte es nicht? Wer iſt denn dieſe Luiſe, bei der er ſo ungeheuere Fortſchritte gemacht hat? Ein Zaubermittel hat ſie auch nicht gehabt, und was ſie vermocht hat, vermag auch ein Lehrer. Sie hat nur den Beweis geliefert, daß der Junge nicht dumm und vernagelt iſt; denn ſonſt würde ich ihn ungeſchoren laſſen. Nein, ich weiß, daß er Talente und Fähigkeiten beſitzt, und etwas Tüchtiges lernen kann, wenn er nur will. Aber er will nicht, der Weiberheld; er möchte wieder von Frauenhänden cajolirt ſein, da würde er auch etwas lernen. Aber der Teufel ſoll ihm das Licht halten! Ich will einen Soldaten aus ihm ziehen und keinen Damenſchneider. Und er ſoll von Männern lernen, wie er als Mann zu leben, und wie er mit Männern umzugehen hat. Er muß ſich frühzeitig daran gewöhnen, daß ihm ein rauher Wind unter die Naſe bläſ't. Ich kann alſo Deine Bitte nicht erfüllen, mein Kind! Der Max muß nach wie vor exerciren und Grammatik lernen, und wenn er nicht bald Fortſchritte macht, ſo werde ich mit der Knute hinter ihn kommen.“

Anaſtaſia's Beklemmung machte ſich in einem Thränenſtrome Luft. „Höre!“ rief der General wild, „das Greinen iſt mir in den Tod verhaßt, das muß anders werden! Ich ſehe, Du bedarfſt ſelbſt der Erziehung noch, und trittſt ſtörend der Deines Bruders in den Weg. So kann das Ding nicht bleiben. Ich werde Dich in das adelige Frauenſtift zu Moskau thun; dort wirſt Du lernen, was ſich für eine Gräfin Eigl ſchickt; denn in Deiner Eltern Hauſe haſt Du das nicht lernen können. Dein Vater kümmerte ſich mehr um Komödiantenkinder, als um ſeine eignen, und Deine Frau Mutter hatte andre Dinge im Kopfe, als adelige, ſtandesgemäße Erziehung derſelben. Nun ſoll ich gut machen, was dort verdorben worden iſt. Beim Max kann ich das wohl, aber nicht bei Dir. Du mußt noch in die Zucht adeliger Frauen, wie ſie im Moskauer Stift ſind.“

„Um Gott!“ ſeufzte Anaſtaſia tief auf. „Ich ſoll fort von Max? Das iſt ja entſetzlich.“

„Nicht ſo entſetzlich, als Du glaubſt. Es iſt zu Deinem und zu ſeinem Beſten. So lang Ihr beiſammen ſeid, wird aus keinem etwas. Morgen früh wirſt Du abreiſen. Richte Dich ein!“

„O, mein Onkel, mein Vater, nur das nicht!“ jammerte Anaſtaſia, und der Schmerz warf ſie abermals händeringend zu des Generals Füßen.

„Du biſt eine Gans, und wirſt in einer Stunde ſchon abreiſen!“ rief der General zornig, und verließ das Zimmer, in welches bald darauf Madame Geulon trat, um der jungen Gräfin anzuſagen, daß ſeine Excellenz Alles zur Abreiſe angeordnet hätten, und daß ſie und der Haushofmeiſter die Gräfin begleiten würden. Der General ſei ausgeritten und habe ſtrengen Befehl hinterlaſſen, bei ſeiner Rückkehr ſie nicht mehr im Hauſe zu finden.

Von dieſer Rohheit auf's Schmerzlichſte empört, eilte Anaſtaſia zu ihrem Bruder, umſchlang ihn mit krampfhaftem Schluchzen, drückte ihm heftig Küſſe auf Stirne und Mund, und raffte dann ihre Habſeligkeiten zuſammen. Aus des Generals Aeußerungen war ihr klar geworden, daß derſelbe Briefe von Luiſen aufgefangen und alle Verbindung zwiſchen der Mutter und den Kindern zerbrochen habe. Dies brachte ſie, während ſie ihren Koffer packte, faſt zur Verzweiflung.

„Was ſoll denn das?" fragte Max, nach langer Zeit an etwas Theilnahme äußernd.

„Ich verreiſe, aber ich komme bald wieder."

„Und ſo lange muß ich allein bleiben?"

„Es wird nicht lange dauern."

„Gehſt Du zu Luiſen und zur Mutter?"

„Dann würde ich nicht ohne Dich gehen."

„Nun, wohin gehſt Du denn, und warum nimmſt Du mich nicht mit?"

„Der Onkel will es nicht. Du ſollſt unterdeſſen lernen. Sei alſo fleißig und mache den Onkel nicht bös.“

„Ach Gott, ich muß exerciren!“

Dieſer Seufzer zerſchnitt Anaſtaſia's Seele. Der Unteroffizier trat ein, dem ſchmerzvollen Mädchen jetzt willkommen. Der Abſchied wurde ihr durch den begonnenen Unterricht erleichtert. Eh' die Lection vollendet war, ſaß ſie ſchon mit der Geſellſchafterin im Wagen und der Haushofmeiſter neben dem Kutſcher auf dem Bock, und ſie flogen mit ruſſiſcher Eile auf der Straße dahin.

Max hoffte und wartete von Tag zu Tag auf ihre Wiederkehr, und gab ſich alle erdenkliche Mühe, um ihr Lob zu verdienen. Der General kümmerte ſich wenig um ihn; deſto boshafter behandelte ihn der tückiſche Haushofmeiſter. Dieſer Menſch fand ein grauſames Vergnügen darin, das unglückliche Kind zu martern und zu quälen. Unter dem Vorwande, ihn für Unfleiß und Unaufmerkſamkeit zu beſtrafen, entzog er dem Knaben nicht ſelten die wenige Nahrung, welche dieſer zu ſich zu nehmen pflegte, oder ſperrte ihn ſtundenlang in eine dunkle Kammer, wo ſich Max am wohlſten befand; er kniff und ſtieß ihn, und drohete ſtets, ihn zu ſchlagen. Es ſchien, als ob der böſe

Menſch einen glühenden Haß gegen Max gefaßt hätte.

Im Sommer beſuchte der General ein Bad und dann ſeine in Groß- und Klein-Rußland gelegenen Güter. Ehe er abreiſte, ließ er Max rufen, und ſagte ihm mit trocknen Worten: „Burſche, nimm Dich zuſammen! Von Deiner Aufführung und Deinem Fleiße hängt Dein künftiges Schickſal ab. Lernſt Du nichts, ſo mußt Du ein Bauer werden, und ſollſt mir hinter dem Pfluge herlaufen, einen Knecht mit der Knute hinter Dir. Erſt aber will ich die Knute an Dir verſuchen, und Dir ruſſiſche Disciplin beibringen. Alſo merk's, und ſei verſichert, daß ich Dir Wort halte, damit Du nicht wähnſt, ich ſpaße mit Dir!"

Max ſtand in ſich verſunken und von einem geiſtigen Starrkrampf befallen, aus dem ihn die gellende Stimme des Haushofmeiſters und die Püffe ſeiner plumpen Fauſt kaum zu rütteln vermochten. Von dieſem Tage an ſteigerte ſich die Qual des bedauernswürdigen Kindes. Der Haushofmeiſter, der Unteroffizier und der Franzoſe verſchworen ſich gegen ihn, um ihm den Trotz auszutreiben, und ſeinen Stolz zu demüthigen. Es regnete Schläge auf ſeinen ſchwächlichen Rücken; man ließ ihn hungern und dürſten, und wies ihn in die Geſellſchaft der gemeinſten Knechte. Er ertrug Alles mit einer träumeriſchen Abſpannung und Gefühlloſigkeit, die in Nichts mehr von ſeinem frühern Zuſtande unterſchieden war. Er that, was man ihm befahl, er ließ ſich ſchlagen und quälen, aber er lernte nichts, und verlor ſogar endlich die Willenskraft. So war er noch nicht lange über ein halbes Jahr in Petersburg, als er ſchon wieder bis zur geiſtigen Unbedeutendheit herabgebracht war. Unter Luiſens Obhut ein Jüngling voll buntſchillernder Genialität, vom kühnſten und lebendigſten Dichten und Trachten beſeelt, jetzt ein bleiches, abgezehrtes Kind, ohne Kraft, ohne Willen, ohne Zukunft, ja faſt ohne Vergangenheit. Denn auch dieſe lag nur noch wie ein ſchmaler Streifen Land hinter ihm, über dem ein Stern hing, nur noch durch eine düſtre Wolke matt ſchimmernd, und allmählig in's trübe, todte Meer der Gegenwart verſinkend. Und auf dieſem kalten, einſamen Meere trieb ſein armes Lebensſchiff dahin, und Land und Stern ſchienen ihm auf ewig untergehen zu wollen. Das einzige Herz, welches den frierenden Knaben noch erwärmt hatte, war von ihm geriſſen! Er mußte erſtarren, wenn ihn eine helfende Hand nicht bald aus dieſem Elend riß.

Mit dem Herbſt kehrte der General zurück, unfreundlicher, als er gegangen war. Am folgenden Morgen ließ er Max rufen. Der Knabe ging mit Zittern und Zagen, und begrüßte den finſter ausſehenden Oheim ſchüchtern und einſilbig.

„Wie ſteht's mit den Studien, Kamerad?“ fragte dieſer mit einer barſchen und groben Komik, die wohl ſeinen Soldaten Vergnügen machen mochte, aber ganz außer dem Bereiche des Verſtändniſſes des Knaben lag. Er ſah und hörte kaum vor Furcht, und vermochte nicht ein Wort hervorzubringen. „Du ſcheinſt mir keine guten Briefe zu haben, und noch trotziger und verſtockter geworden zu ſein. Du weißt, was ich Dir vor meiner Abreiſe verſprochen habe. Ich werde Deine Lehrer befragen, und haſt Du wieder nicht gelernt, ſo weißt Du, was Du zu erwarten haſt. Was Du bei jener Luiſe gelernt, das ſollſt Du hier ebenfalls lernen, oder ich laß' Dich täglich von zwei Unteroffizieren fuchteln. — Aber, wie ſtehſt Du vor mir, Junge! Nicht anders, als wie ein Affe. Iſt das die Frucht eines Exercitiums von vier Monaten? Kopf empor! Schultern zurück! Bruſt heraus! Kniee hinein! Füße auswärts! Wirſt Du hören, Bube? Donnerwetter!“

Max regte ſich nicht. Des Generals lange, dürre Geſtalt fuhr kerzengerade vom Stuhle empor und ſtellte ſich vor dem Knaben in militäriſche Poſitur, und da auch dies nichts fruchtete, griff der Geſtrenge fluchend und wetternd dem betäubten Kinde mit der Hand unter das Kinn, und drückte ihm den Kopf in den Nacken, dann die Schultern in den Rücken, und ſetzte ihm Beine und Füße zurecht. „Nun zucke mit einem Gliede, wenn Du augenblicklich die Knute haben willſt! Jetzt will ich ſelbſt verſuchen, ob ich aus Dir Bauernlümmel einen Grafen Eigl herausbilde.“

Max wagte kaum zu athmen. Der General las Zeitungen, rauchte Tabak, trank Wein, ſah Rechnungen durch, gab eintretenden Ordonnanzen Befehle, empfing Botſchaften, ſchalt ſeine Diener aus, und vertrieb ſich die Zeit, wie er gewohnt war. Eine Stunde verging um die andre, Max rührte ſich nicht. Der Haushofmeiſter kam endlich, und betrachtete den gemarterten Max mit höhniſchen Blicken. Der General ging zu Tiſche; Max blieb unter Aufſicht des tückiſchen Mannes ſtehen. Der General hielt Sieſta, und ritt dann aus.

Schon dämmerte es, das gemißhandelte Kind hatte noch keinen Biſſen gegeſſen; die Zunge klebte ihm am Gaumen, aber es wagte nicht um einen Trunk Waſſer zu bitten; denn ſein Peiniger ſaß ihm gegenüber, in einem Buche leſend, und dann und wann ihn mit Blicken durchbohrend. Ein leiſes Zittern flog ihm über die Beine, das ſich von Minute zu Minute verſtärkte. Vergebens bot er den letzten Reſt ſeiner Kraft auf, um ſeine Glieder zur Ruhe zu zwingen. Es lag nicht mehr in ſeiner Macht; die Beine ſchlotterten ihm, wie von einem Sturme hin und hergeworfen; plötzlich vergingen ihm die Sinne. Er fühlte nur noch, daß er zuſammenſtürzte. Unter den Fauſtſchlägen des Haushofmeiſters kam er wieder zu ſich. In dieſem Augenblick trat der General herein; der Exercir- und der Sprachmeiſter folgten ihm auf dem Fuße. Der Haushofmeiſter berichtete: „Der Bube hat ſich aus Bosheit auf den Boden geworfen.“

„Wir wollen ihm die Bosheit vertreiben,“ verſetzte der General kalt. „Andrei!“ wandte er ſich an den Unteroffizier, „dieſer Junge macht Dir Schande. Du haſt ihm in vier Monaten nicht ſtehen gelehrt.“

„Halten zu Gnaden, Excellenz; aus dem macht der Teufel keinen Soldaten. Dergleichen verſtocktes

Blut iſt mir noch nicht vorgekommen. Ich habe mich faſt todt geärgert.“

„Und was ſagen Sie zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Fortſchritten, Monſieur d'Ivot?“

„Ich bitte um meine Entlaſſung, Excellenz; denn ich will nicht länger Zeit und Geduld an ein ſolches Subject wegwerfen.“

„Sie ſollen wenigſtens noch Zeuge einer Execution ſein, die ich dem nichtswürdigen Schlingel zugedacht habe,“ ſagte der General mit der frühern Kälte. „Wenn er geiſtesbeſchränkt wäre, ſo würde es eine Grauſamkeit ſein, ihn zu etwas zwingen zu wollen, wozu ihm die Natur die Fähigkeit verſagt hätte. Aber ich weiß aus der beſten Quelle, daß er nicht nur Talente, ſondern ganz ungewöhnliche und glänzende Talente beſitzt, und daß er ſich mit der größten Leichtigkeit Alles aneignet, ſelbſt Dinge, die noch gar nicht für ſein Alter ſind. Er will mich offenbar durch dieſen Trotz und dieſe Verſtocktheit zwingen, ihn ſeiner Mutter und einer andern Frau, die ſeine Lehrerin geweſen iſt, zurückzugeben; denn nach der Schürzenhätſchelei ſteht ſein ganzer Sinn. Aber er irrt ſich, ich laſſe mich nicht zwingen, vielmehr zwinge ich ihn.“ Er gab dem Unteroffizier und dem Haushofmeiſter einen Wink, die den Knaben ergriffen und über einen Stuhl legten. Der General hatte die Knute ſchon in der Hand, und hieb damit unbarmherzig auf den zuckenden Körper des erbarmungswürdigen Knaben los. Bei den erſten Schlägen ſchrie er wild auf vor Schmerz, dann ſchwieg er; plötzlich aber fuhr er raſch empor, riß ſich von den rohen Henkersknechten los, die ſich deſſen nicht verſehen hatten, und ſprang nach der Thüre, die Andern hinter ihm her. Nur der leichtblütige Franzoſe holte ihn am Ausgange des Hauſes ein, aber ſo wie er Hand an ihn legte, fühlte er einen heftigen Biß in dieſer Hand, und zog ſie eilig zurück. Max war wie ein wildes, wüthendes Thier, und zeigte eine Kraft und eine Entſchloſſenheit, die hier noch Niemand an ihm wahrgenommen hatte. Die Knutenſchläge ſeines Oheims hatten ihn aus der Lethargie, in die er verſunken war, gewaltſam emporgerüttelt, und jetzt war er wieder jener Max, welcher Luiſen aus dem Teiche gezogen und aus dem brennenden Schloſſe gerettet hatte.

Die Peiniger gaben bald die Verfolgung ſeiner auf; denn ſchon war er, wie unſinnig davon rennend, in der Dämmerung der Straße verſchwunden, und der General lachte: „Laßt ihn nur laufen! Er wird ſchon wieder kommen, und wenn nicht, ſo iſt's kein Verluſt. Mein Bruder würde es gar nicht ungern hören, daß der Bube verloren gegangen wäre, und ich werde mich wahrlich nicht drum grämen.“

Max floh leichtfüßig, wie ein Wild, durch die Gaſſen, und lange noch, als er nichts mehr zu befürchten haben durfte. Er fühlte die Dumpfheit des Geiſtes von ſich abgeſtreift, und, trotz der Qual und dem Hunger des ganzen Tags, auch ſeine Körperkräfte mit jedem Schritte wachſen. Er hatte die unwürdige Sklavenkette zerbrochen und fühlte ſich frei, und dies Gefühl gab ihm wunderbare Schwungkraft, ſeinem Geiſte und ſeinem Körper. — An das wonnevolle Gefühl der Freiheit reihete ſich unmittelbar der Gedanke, ohne Verzug zu Luiſen und ſeiner Mutter zu eilen; es war ihm, als ſchwebe Luiſens Geſtalt vor ihm, als vernehme er von ihrer ſüßen Stimme den Ruf ſeines Namens. — Dieſe fieberhafte Aufregung konnte aber nicht lange anhalten. Die Herbſtnacht hatte ihn finſter und feucht umhüllt, eh' er es bemerkt, und das Gefühl des Hungers wurde plötzlich mächtig in ihm. Er fuhr mit der Hand an ſeinen brennenden Kopf, und wurde inne, daß er ohne Kopfbedeckung war, und ein dichter Nebel ſein Haar näßte. In dieſem Augenblick empfand er auch einen ſtechenden Schmerz an den geſchlagenen Körpertheilen, und überzeugte ſich im Lichte einer die Straßen erhellenden Reverberen, daß er blute. In ſeiner Beſtürzung über dieſe Wahrnehmungen kam eben ſo ſchnell der Gedanke an die ungeheure Entfernung zwiſchen Luiſen und ihm, und daß er nicht einmal wußte, wo ſie und ſeine Mutter lebten. Er dachte an Anaſtaſia, aber der arme Knabe wußte ja eben ſo wenig, wo ſie war. Das Verzweifelte ſeiner Lage ſtand ihm jetzt klar vor der Seele. Es war Nacht, und der Nebel ging in einen feinen Regen über, der ihn bis auf die Haut durchnäßte, und er wußte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte; der wüthendſte Hunger quälte ihn, und er wußte nicht, womit er ihn ſtillen ſollte. Da ging der einzige männliche Sproß eines einſt ſo reichen adeligen Hauſes arm und elend, mit Schmerzen und Hunger, in den Straßen der ungeheuern Czarenſtadt, aber der Gedanke zu ſeinem Oheim zurückzukehren, kam nicht in ſeine Seele. Gottes unſichtbare Hand leitetete ihn allein. Der Unglückliche fühlte, daß er nicht weiter gehen könne, und ſetzte ſich auf die unterſte Stufe einer kurzen, zu einer Thüre führenden Treppe. Seine Augen wurden naß von Thränen, die Schmerz, Hunger und Kummer ihm entlockten. Der Regen fiel ſtärker; es dunkelte Max vor den Augen, er glaubte zu ſterben, und lehnte das ſinkende Haupt, mit dem Gedanken an Luiſen und ihre Prophezeihung, die ſo bald in ſchreckliche Erfüllung gegangen war, auf die Treppe.

Die Thüre öffnete ſich, und ein Mann in einem langen, ſchwarzſeidnen Kaftan, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, deſſen unterer Theil mit einem großen, ihm faſt auf den Gürtel herabreichenden Barte verſehen war, trat heraus und trug einen kleinen, nur zum Theil beſchwerten, leinenen Sack auf der Schulter. Es war ein polniſcher Handelsjude, wie ſie zu Tauſenden die nordiſche Kapitale durchirren, und tauſenderlei Geſchäfte machen. Der Jude wäre faſt über Max gefallen, und beugte ſich beſorgt zu ihm herab, um ſich zu überzeugen, ob der Knabe noch unter die Lebenden zu zählen ſei. Er rüttelte ihn an der Schulter, und Max ſchlug die Augen auf. Der Jude richtete raſch einige Fragen in ruſſiſcher Sprache an ihn, die er nicht verſtand; er liſpelte endlich kaum hörbar: „Gib mir einen Biſſen Brod!“ So viel Deutſch verſtand der Jude; er nahm ſchnell den Sack von der Schulter, und zog ein Stück ſchwarzes Brod heraus, brach davon ab, und reichte es dem hungrigen Kinde, welches die grobe und harte Nahrung gierig verſchlang. Sogleich erwachten die Lebensgeiſter wieder in ihm.

„Wer biſt Du?“ fragte der Jude.

„Ein deutſcher Knabe, den ſein Herr heute geſchlagen und entlaſſen hat. Ich ſuche einen andern Herrn.“

„Ach, Du wirſt wohl gepeppert haben!“ und er machte mit der Hand die bedeutungsvolle Pantomime des Stehlens. Max verſtand ihn nicht, und ſein Schweigen nahm der Jude für Eingeſtändniß. „Thut nichts!“ fuhr er fort. „Du biſt ſchon zu gebrauchen. Ich will Dir einen Dienſt verſchaffen. Folge mir!“

Max verſuchte zu gehen; es war unmöglich. Der Schmerz ſeiner Wunden, der Blutverluſt, die Näſſe, die Kälte, die Abſpannung nach der großen Anſpannung, und Hunger und Durſt hatten ihn ſteif und kraftlos gemacht; er ſank wieder auf die feuchten Stufen zurück und jammerte: „Ach, ich vermag nicht aufrecht zu ſtehen, geſchweige zu gehen; ich bin verwundet von den Schlägen!“

Der Jude beſann ſich nicht lange; er hob den leichten Knaben auf die Schultern, faßte deſſen Beine auf der Bruſt, ſchob ſeinen Sack zwiſchen ſeinen Nacken und Max's Unterleib, und gebot dem Knaben, ſich mit beiden Armen an ſeinem Kopfe feſtzuhalten. Drauf ſetzte ſich der barmherzige Bekenner des Alten Teſtaments in kurzen Trab, und nach einer Stunde trat er in eins der lang geſtreckten niedrigen hölzernen Häuſer, aus denen ſonſt faſt ganz Petersburg beſtand, die aber zu dieſer Zeit nur noch in den entlegenern und von gemeinem Volke bewohnten Stadtvierteln zu finden waren. Eine zahlreiche Familie empfing den Vater, und beſtürmte ihn mit Fragen, die der Jude, ſo gut er konnte, beantwortete. Max aber konnte auf keine Frage Antwort geben; er glühte im heftigſten Fieberanfalle, und ſeine Glieder zitterten. Die Judenfrau entledigte ihn ſchnell der naſſen Kleider, und ſteckte ihn in ein Bett. Kaum fühlte er ſich geborgen, als ihm die Beſinnung ſchwand. Sein letzter Gedanke war Luiſe, ſeine Mutter und Anaſtaſia.

Volle drei Wochen lag er im Zuſtande der Bewußtloſigkeit, zwiſchen Tod und Leben ſchwebend, treu gepflegt von der Hausfrau und von einem jüdiſchen Arzte behandelt, und ſeine Fieber-Phantaſien führten ihn freundlich zur geliebten Freundin, zur theuern Mutter. Höchlichſt verwundert ſah er eines

Tags ſich in einem Bette in einer niedrigen, ſchlecht ausmeublirten und ſchmutzigen Stube liegen, und vier Kinder vor ſich ſpielen und zanken. Wie er ſich auch anſtrengte, ſich aus ſeiner jüngſten Vergangenheit zu erklären, wie er hierher gekommen ſei, ſein Erinnerungsvermögen reichte durchaus nicht weiter, als daß ihn der Haushofmeiſter und der Unteroffizier auf einem Stuhle feſtgehalten und ſein grauſamer Onkel ihn mit der Knute heftig geſchlagen habe. Was weiter mit ihm vorgegangen, davon war jede Spur aus ſeinem Gedächtniß verwiſcht. Die bald darauf eintretende Judenfrau war ſehr erfreut, ihn bei Beſinnung zu finden, aber als er ſie fragen wollte, wie er hierher gekommen ſei, fühlte er ſich ſo ſchwach, daß er kaum zu lispeln vermochte. Die Frau bedeutete ihn zu ſchweigen, bis er wieder Kräfte gewonnen habe, und kaum hatte er begriffen, was ſie ſagte, als er einſchlief. Dieſe Schwäche dauerte mehrere Wochen. Er ſah, wenn er wachte, die Geſtalten des Mannes, der Frau und der Kinder, wie Phantasmagorien, an ſich vorüber ſchweben, ihre Worte erreichten wohl ſein Ohr, aber er verſtand ihre polniſche Sprache nicht, und ſelten regte ſich in ihm das Verlangen zu wiſſen, in welcher Beziehung dieſe Umgebung zu ihm ſtehe. Er befand ſich in jenem Zuſtande gleichgültiger Zufriedenheit, der meiſt nur aus phyſiſcher Schwäche hervorgeht. Allmählig war er mit den Menſchen, die ihn liebten und pflegten, vertraut und befreundet, eh' er wußte, wer ſie waren und wie er zu ihnen gekommen ſei. Die Kinder brachten ihm ihr Spielzeug, die gutherzige Frau allerlei Leckerbiſſen, die ihn ſtärken ſollten; aber keins von ihnen verſtand ein deutſches Wort, und ſo blieb die Unterhaltung auf eine dürftige Zeichenſprache beſchränkt. Auch der Mann konnte nicht mehr deutſch, als zu ſeinem Kleinhandel unumgänglich erforderlich war; aber als Max anfing zu Kräften zu kommen, brachte der Hausvater eines Tags einen andern ältern Juden mit, der den Geneſenden mit geläufiger deutſcher Zunge anredete. Von ihm erfuhr Max, was mit ihm vorgegangen war, und daß ſein Retter Schlomo ben Moſche ihm, nach ſeinem Wunſche, einen Dienſt ausgemacht habe. „Ich heiße Israel Kaliſch, und habe dich in Dienſt genommen. Du findeſt noch mehr ſolcher Burſche bei mir, wie du ſelbſt biſt. Der Dienſt iſt leicht, und du wirſt's gut bei mir haben. Nur an mir ſelbſt darfſt du deine Kunſtſtücke nicht probiren wollen, wie an deinem vorigen Herrn, ſonſt würdeſt du von mir noch mehr Prügel bekommen, als von ihm. Ich denke, du wirſt gewitzigt ſein. Je mehr du dagegen deine Kunſt an Anderen practicirſt, deſto beſſer wirſt du's bei mir haben."

Max verſtand von dieſen mit grinſendem Lächeln vorgebrachten Reden nichts; er dachte jetzt auch nicht darüber nach. Israel kam nun öfter, und Max ſah eines Tags, daß Israel dem Schlom Geld gab. Der Gedanke bemächtigte ſich ſeiner, dies möchte für ihn ſein, und ein Schauder überlief ihn. Israel's hämiſches Lächeln, womit ihn derſelbe muſterte, that ihm weh. Mit der wiederkehrenden Kraft ſtellte ſich das Gefühl ſeines Unglücks ein. Aber die Dumpfheit ſeines Geiſtes kam nicht wieder; im Gegentheil ſchärfte ſich ſein geiſtiger Blick von Tag zu Tag mehr, und er glaubte wahrzunehmen, daß er ſeinem Retter zur Laſt ſei. Mit einer Art freudigen Ueberraſchung ſah er zuweilen, daß Roſchane, die Frau, wenn ihr Mann abweſend war, eine Karte hervorzog, ihn einige Blätter ziehen ließ, und dann das ganze Buch auf dem Tiſche ausbreitete, um mit klugem Auge darin zu forſchen. Dann nickte ſie ihm bedeutungsvoll freundlich und mit froh erſtaunten Blicken zu, woraus er abnahm, daß ſie ein glänzendes Geſchick für ihn darin las, und in ſeine Erinnerung trat Madame Uhlich, die ihm auch aus der Karte eine ſehr glückliche Zukunft geweiſſagt hatte. Roſchane blickte dann auch in ſeine Hand, und beſtätigte durch Mienen ihre Kartenprophezeihung. Auch küßte ſie ihn und gab ihm zärtliche Namen. Aber zuweilen weinte ſie auch, wenn ſie ihn anſah, und bat ihren Mann; dieſer aber ſchlug die Bitte rauh und mürriſch ab, und zankte ſie wohl aus. Und obgleich Max kein Wort des heftigen Zwiegeſprächs verſtand, ſo kam ihm doch, er wußte nicht woher, die Ueberzeugung: er ſei der Gegenſtand der Bitte und deren Verſagung. Es ſchien ihm, als wünſche Roſchane ihn zu behalten, und der Mann verweigere dies hartnäckig. Eines Morgens küßte ihn die Frau mehrmals inbrünſtig, drückte ihn ſeufzend an die Bruſt, gab ihm zärtliche Namen, und vergoß viele Thränen. Drauf holte ſie einen alten Schafpelz herbei, den ſie für ihn eingerichtet hatte, und zog ihm denſelben an, ſtülpte ihm eine Pelzmütze auf den Kopf und gab ihm zu eſſen. Bald darauf trat Iſrael herein. Das ſpitzbübiſche Geſicht des kleinen Juden lächelte Beifall, als er ſeinen Diener ſo ausſtaffirt ſah; er belobte Frau Roſchane und ſagte dem Knaben, er möchte von ſeiner Wohlthäterin Abſchied nehmen, da er heute einen Dienſt antreten werde. Max reichte der weinenden Frau die Hand; ſie umarmte und küßte ihn. Drauf ging er an der Seite ſeines Brodherrn von dannen. Dieſer führte ihn in ein ähnliches hölzernes Haus, das noch vom erſten Anbau der Stadt ſtammte, und in einer der ödeſten und abgelegenſten Straßen ſtand. Im untern Raum des Hauſes ſtellte der Jude den kleinen Diener ſeiner Familie vor. Es war eine junge Frau, die, in Betracht des alternden Mannes und der erwachſenen Kinder, die zweite oder dritte ſein mußte. Die ganze Stube war voll Kinder, von mannbaren Töchtern bis zum Säugling herab, und der Schmutz fürchterlich. Max ſchauderte; er nahm ſich im Stillen vor, ſobald er nur einige Thaler verdient habe, ſich auf die Reiſe zu ſeiner Mutter zu machen. Aber ſein Grauen ſollte zum Entſetzen werden. — Israel ſagte: „Du erhältſt dein Logis nicht hier, ſondern oben bei deinen Kameraden.“ Dies war Max lieb zu hören, und mit leichterem Herzen ſtieg er hinter dem Juden die ſteile Leiter hinauf, welche zu den Gemächern unter dem Dach führte. In einer dunkeln, ſchwarz geräucherten Kammer — der Rauch des Schornſteins zog hindurch und diente ihr als Erwärmungsmittel — lagen vier Knaben, deren älteſter ſechszehn, und deren jüngſter dreizehn Jahre zählen mochte, in ekelhafte Lumpen gehüllt, auf Stroh und Lumpen. Ihr Tiſch war ein alter, zerbrochener Kiſtendeckel, auf einige Holzklötze gelegt. Darauf ſtanden und lagen zwei Schnapsflaſchen, ein Stück ſchwarzes, grobes Brod, einige Zwiebeln und ein altes Meſſer, Die Burſche ſelbſt ſpielten mit einer ſchmierigen Karte. „Hier bring' ich euch einen neuen Kameraden," ſagte der Jude. „Vertragt euch gut mit ihm. Er iſt ein Deutſcher."

„Willkommen, Landsmann!" ſagte ein wüſtes häßliches Geſicht mit ſtruppigem Haare, und reichte dem Ankömmling eine der Schnapsflaſchen, nachdem er ihm zuvor zugetrunken hatte. Max hatte noch nie Branntwein getrunken; ſchon der Duft derſelben wehete ihn ſo widerwärtig an, daß er ſie ſchaudernd mit den Worten zurückgab: „Ich kann nicht trinken; ich bin krank geweſen."

„So mußt du dich ſtärken. Trink nur!"

„Es geht nicht."

„Du wirſt uns doch nicht verachten wollen? Trink gleich, Lümmel, oder ich werfe dir die Flaſche an den Kopf!"

„Laß ihn, Berliner!" beſchwichtigte Israel den betrunkenen Buben. „Er iſt noch zu neu und heut' erſt vom Krankenbett erſtanden. Die Roſchane ſagt aber, er ſei ein Glückskind und werde es zu großem Reichthum bringen. Und ſie hat immer recht. Deshalb müſſen wir das Bürſchlein gut halten. Er wird ſich ſchon zum Ziele legen."

Der Berliner wandte ſich fluchend ab, legte ſich und ſchnarchte gleich darauf. Der Jude machte dem neuen Diener ein Strohlager und einen Sitz zurecht, und brachte ihm dann Brod und einige Zwiebeln zum Frühſtück. Max konnte nichts davon genießen und wandte ſich, als der Jude fort war, an den älteſten Knaben, der ihn gutmüthig anſah, mit der Frage, von welcher Art denn eigentlich die zu leiſtenden Dienſte ſeien und wie viel man Lohn empfange? — denn über beide Punkte habe er noch kein Wort vernommen.

„Die Dienſte beſtehen darin," verſetzte der Angeredete im ſchlechteſten Deutſch, „daß Du dem Herrn ſo viel Waare heimbringſt, als Du aufbringen kannſt, und je mehr Du bringſt, deſto größer iſt Dein Lohn. Bringſt Du nichts, ſo erhältſt Du nichts."

„Was denn für Waare?"

„Alles was Du geſchickt und ohne Nachtheil für Dich fortbringen kannſt. Am willkommenſten ſind natürlich goldne Uhren, Taſchenbücher mit Banknoten und dergleichen."

„Und woher ſoll ich dieſe Sachen beibringen?"

„Woher ſonſt als aus andrer Leute Taſchen oder Häuſern!" lachte der Bube. „Du biſt entweder ſchrecklich dumm oder ſtellſt Dich nur ſo."

„Ich ſoll ſtehlen?" rief Max verzweiflungsvoll.

„Wir nennen das arbeiten. Je fleißiger Du biſt, je mehr wirſt Du verdienen."

„Ich kann nicht ſtehlen!" ſagte Max entſchloſſen.

„So wirſt Du Hunger leiden und Prügel bekommen. Du haſt wohl Furcht, weil Dich Dein voriger Herr erwiſcht und Dir das Fell gegerbt hat? O, ſchau mich nur groß an! Herr Israel hat's wohl erzählt, eh' er Dich vom Schlom gekauft hat, daß Du lange Finger gemacht haſt. Gerade deshalb hat er zwölf Rubel und die Kurkoſten für Dich bezahlt. Hätteſt Du nicht ſchon in unſerm Geſchäft gearbeitet, er hätte nicht die Hälfte ſo viel für Dich angewendet."

„Alſo gekauft hat er mich?!" rief der Knabe erſchrocken, „und nun bin ich wohl ſein Leibeigner?"

„Das verſteht ſich. Und mein Lehrjunge biſt Du. Dieſen Abend werde ich Dich ans ſteinerne

Theater ſtellen; dort beginnt Deine Lehrzeit, den Kutſchern die Pferde zu halten, Retourbillets und Cigarren zu verkaufen u. dgl. Dabei lernſt Du die Gelegenheit zur eigentlichen Arbeit kennen. — Jetzt aber wollen wir ſchlafen. Ich habe in voriger Nacht viel gearbeitet.“ Er nahm noch einen Schluck Branntwein, und legte ſich zu den Uebrigen, welche bereits ſchliefen. Max überſchaute ſein großes Unglück; er fühlte den Jammer: als ein geborner Graf, als Luiſens Zögling, der Leibeigene eines polniſchen Juden ſein und ſtehlen zu müſſen; aber ſeit ihn die Knute ſeines Oheims aus der geiſtigen Verſunkenheit emporgeſchreckt, vermochte ihn nichts mehr niederzuſchmettern. Er gedachte Luiſens und der von ihr empfangenen Weihe, und ein ſtilles Gebet rang ſich aus ſeiner bedrängten Bruſt los. Er gelobte ſich, der Freundin und der Tugend, treu zu bleiben. Mit dieſen Gedanken und Vorſätzen entſchlief auch er. Da lag der ſchöne, bleiche Knabe auf dem Strohbündel, das Herz voll reiner, erhabener Gefühle, die Seele voll lieblicher Träume, die ſich in ſeinen lächelnden Zügen abſpiegelten, bei vier jugendlichen Verbrechern, die ihn zu ihres Gleichen zählten. Die Tugend war in die Höhle des Laſters geſchleift;

Luiſens prophetiſche Worte waren — ach! — ſo bald ſchon an ihm in Erfüllung gegangen.

Als er erwachte, dunkelte es bereits. Die anderen Knaben waren bis auf den Aelteſten fort; dieſer wartete auf ihn. Ein Napf mit einer übelriechenden Speiſe ſtand für ihn auf dem improviſirten Tiſche, und nur der quälendſte Hunger vermochte den Knaben, etwas davon zu ſich zu nehmen. Hierauf hing ihm der andre Knabe, der ſich Soltik nannte, ein Käſtchen mit Cigarren an einem Tragbande um den Hals, und gab ihm Inſtructionen. Dieſe ſchloß er mit den Worten: „Und wenn Du etwa glaubſt zu entwiſchen, ſo ſollſt Du vorher wiſſen, daß ich Dich einholen und nöthigenfalls mit dieſem Meſſer zwiſchen den Rippen kitzeln würde. Und ſelbſt wenn Du mir entgingeſt, würden Dich die Juden bald genug aufgeſpürt und zu Israel zurückgebracht haben, und Du würdeſt dann nur fürchterliche Schläge erhalten.“

Dies war kein tröſtlicher Beſcheid; doch Max war in einigen Stunden eben ſo viele Jahre an Verſtand und Muth älter geworden, und folgte ſeinem Aufſeher und Lehrmeiſter ohne Verzweiflung, wenn auch nicht ohne Angſt, auf die nachterfüllte

Straße.“ Sie gingen lange durch große und ſehr breite Straßen, bis ſie an einem prächtigen Gebäude anlangten, welches Max als das ſogenannte ſteinerne Theater erkannte, an welchem er mit ſeiner Schweſter oft vorüber gefahren war.

Soltik ſtellte ihn an den Eingang. „Hier bieteſt Du den Herren Cigarren und Feuer an; in kurzer Zeit bringe ich Dir Retourbillets, welche Du zu verkaufen ſuchſt. Die Kutſcher erſuchſt Du, die Pferde halten zu dürfen, wenn ſie ſich etwa entfernen wollen. Dabei wirſt Du Dich in den Caroſſen umſehen, ob Du Herrn Israel nicht mit irgend einer guten Waare erfreuen kannſt. Ein ſeidnes Taſchentuch würde für den Anfang ſchon genügen.“

Nachdem er ihm die letztere Weiſung zugeflüſtert hatte, verließ er den Neuling, um ſich auf einen andern Poſten in der Nähe zu begeben.

Die prachtvollen Wagen der Reſidenz raſſelten heran, wie ſie vor ſeines Vaters Theater gefahren waren, vornehme Herren und Damen ſtiegen aus und rauſchten an ihm vorüber. Niemand achtete des Knaben. Wer hätte auch in dem armſeligen Cigarrenhändler den ungariſchen Grafen ahnen ſollen?

Einer der prächtigſten Wagen, mit vier Falben beſpannt, fuhr vor; ein in Gold ſtarrender Jäger und ein phantaſtiſch gekleideter Heiduck ſprangen hinten ab und riſſen den Schlag auf; ein ſchöner Jüngling mit einem Stern auf der Bruſt ſprang lachend heraus, und bot dann einer Dame die Hand zum Ausſteigen. Das volle Licht der Laternen vor dem Hauſe fiel in ihr Geſicht, und Max erkannte mit freudigem Schrecken Anna Bognar, ſeine Landsmännin. Eh' er ſich vom Erſtaunen erholte, war ſie mit ihrem vornehmen Begleiter längſt im Hauſe, und der Wagen wieder auf und davon. Doch an dieſe unverhoffte Erſcheinung hing Max die ſchnell gewundenen Blumenketten ſeiner Freiheitspläne. Die Bognar ſollte ihm ſo viel Geld borgen, daß er zu ſeiner Mutter und Luiſen zurückkehren könne, und er zweifelte keinen Augenblick daran, daß ſie ſeinen Wünſchen willfahren werde. Mit ſteigender Unruhe erwartete er das Ende des Schauſpiels. Es war empfindlich kalt, aber er fühlte nicht, daß ihm Hände und Füße faſt erſtarrt waren; eben ſo wenig dachte er daran, Jemand ſeine Waare anzubieten. Mit ſcharfen Blicken muſterte er die endlich wieder ankommenden Wagen, und das Herz zuckte ihm, als er den ſehnlichſt erwarteten heranrollen ſah, und den Jäger und Heiducken wieder erkannte. Kaum waren die beiden Diener abgeſtiegen, als Max bei ihnen war und ſeine Cigarren anbot.

„Willſt wohl ſtehlen?“ ſagte der Jäger mit kräftigem Deutſch. „Ich kenne euch Burſche!“

„Ich bin kein Dieb, — wie die andern Buben hier herum,“ verſetzte Max.

„Biſt Du ein geborner Deutſcher?“

„Ein Ungar. Aber ſagen Sie mir, wie heißt Ihr Herr? Ich möchte wohl auch in den Dienſt eines ſo reichen und vornehmen Mannes.“

„Das glaub' ich ungeſchworen!“ lachte der Jäger. Jeder Bettelbub möchte ſolch einen Rock anziehen, wie ich trage.“

„Sagt mir doch eures Herrn Namen?“

„Wenn Du weiter nichts willſt; es iſt der junge Fürſt Feodor Raſumowski.“

„Und wer war die Dame, die er führte?“

„Ei was geht das Dich an, Junge? Frage nicht ſo albern.“

In dieſem Augenblick war das Theater aus, und bald rief der Heiduck dem Kutſcher. Der Wagen fuhr vor. Die Sängerin hüpfte an der Hand des Fürſten leicht heran, um in den Wagen zu ſteigen. Max drängte ſich haſtig heran. „Zurück, Bube!“ rief ihm der Jäger zu, und ſtieß ihn mit dem Fuße fort, wie einen Hund. „Anna Bognar! Anna Bognar!“ ſchrie der Knabe verzweiflungsvoll. Rette mich! Nimm mich auf!“

„Wer ruft mich? Dieſe Stimme iſt mir bekannt!“ ſagte die Sängerin, den aufgehobenen Fuß vom Wagentritte zurückziehend.

„Dieſer freche Bube,“ antwortete der Jäger. „Er giebt ſich für einen Ungar aus.“

„Ich bin Max Eigl von Oszlan.“

„Max?!“ rief die Sängerin erſtaunt und faßte den Knaben an der Hand, um ihn genau zu betrachten. „Wahrlich, Max, Du biſt's. Mein Gott, wie kommſt Du hierher und in welchem Zuſtande?“

„Retten Sie mich!“ flehte der Knabe.

„Er iſt der einzige Sohn des Grafen Eigl von Oszlan,“ ſagte ſie zum Fürſten.

„Schnell in den Wagen, mein Junge!“ ſagte dieſer und wollte ihn hineinheben.

„Halt!“ rief Soltik, und erfaßte Max beim Schafpelz. „So haben wir nicht gewettet.“

„Zurück mit dem Buben!“

„Er iſt der Leibeigne des Israel Kaliſch!“ rief der vom Jäger bei Seite geworfene Soltik, „und wir werden ihn zu finden wiſſen.“

„Iſt's möglich, Max?“ fragte die Sängerin. Doch im Nu waren ſie im Wagen, der raſch dahin rollte.

Max ſaß in neuer, ſeinem Stande angemeſſener Kleidung neben der Sängerin auf dem Divan, und ein Diener reichte ihm Erfriſchungen. Er hatte ihr ſeine traurige Geſchichte erzählt, und ihr thränengefülltes Auge ruhte voll Theilnahme auf ihm. Er erfuhr nun von ihr, daß ſie hier in Petersburg bei der Oper engagirt ſei.

„Ich will Dich nicht fragen, was Du zu thun geſonnen biſt, kleiner Unglücksvogel,“ ſagte ſie, „ſondern ich will Dich gleich bitten: bleibe bei mir. Du ſollſt es gut bei mir haben. Ich gebe Dich für meinen Bruder aus.“

„Ach, Anna, Sie ſind gut,“ verſetzte Max. „Aber mein grauſamer Onkel würde mich bald bei Ihnen entdeckt haben, und Sie würden gezwungen werden, mich ihm auszuliefern.“

„Oh! Ich rufe die Hülfe des Fürſten Raſumowski an; wir läugnen, daß Du ſein Neffe biſt.“

„Es würde uns nichts helfen. Er iſt ein mächtiger General, und würde bald Beweiſe genug beigebracht haben, daß ich ſein Neffe bin. Ich bitte Sie um nichts, als um die Mittel, je eher, je lieber zu meiner armen Mutter und zu Luiſen zurückkehren zu können.“

„Das wird ſo ſchnell nicht gehen. Deine Mutter und Luiſe leben ſchwerlich mehr in Oslan, aber wo mögen ſie jetzt aufzufinden ſein? Ganz Deutſchland hallt von Kriegsgetümmel wieder. Der Kaiſer der Franzoſen hat ſiegreiche Schlachten geſchlagen, und ſitzt jetzt in Berlin. In wenigen Tagen bricht ein ruſſiſches Heer nach Deutſchland auf, um den Preußen zu Hülfe zu eilen, und es ſtehen dort noch größere Ereigniſſe bevor. Unmöglich kann ich Dich alſo in dieſes unglückliche und verworrene Land allein reiſen laſſen; ich könnte es nicht vor Gott und meinem Gewiſſen verantworten. Nein, Kind, bis wir ſichere Nachrichten über den Aufenthalt Deiner Mutter eingezogen haben, mußt Du bei mir bleiben. Schreibe an Deine Schweſter Thereſia und an den Pächter in Oslan; dieſe müſſen doch von Deiner Mutter wiſſen. Sie werden ſie vermögen, Dir ſelbſt zu ſchreiben. Unterdeß kommt der Frühling herbei; denn im Winter könnteſt Du doch nicht reiſen. Vor Deinem böſen Onkel biſt Du aber hier ſicher. Er muß ja mit der Armee nach Deutſchland gehen. Vielleicht ſchießen ihn die Franzoſen todt; dann biſt Du ihn los, und beerbſt ihn obendrein."

„Und wo ſoll ich Luiſen ſuchen?"

„Dieſe Luiſe muß Dir einen Zaubertrank gegeben haben, daß Du immer nur an ſie denkſt, nur zu ihr willſt. Kannſt Du mich denn nicht eben ſo lieben, wie ſie? Sieh', ich bin eiferſüchtig auf dieſe Luiſe. Du ſollſt Alles haben, was Dein Herz verlangt und begehrt; nur liebe mich auch ſo."

Der Knabe lächelte wehmüthig.

„Und nenne mich „du," wie Du Luiſen nannteſt."

„Das will ich wohl," verſetzte er, „ich ſehe ja wie gut Du gegen mich biſt."

„Und wenn Schenk kommt, mich zu beſuchen, dann thue nur recht zärtlich mit mir. Das ärgert ihn, und das will ich eben Er iſt ein dummer Menſch."

„Iſt denn Schenk auch hier?" fragte Max betroffen.

„Ei freilich! Das hab' ich Dir noch nicht geſagt. Er iſt ebenfalls bei der kaiſerlichen Oper engagirt. Und der Narr bildet ſich ein, meinen Herrn und Gebieter hier ſpielen zu wollen, als hätte er irgend ein Recht auf mich. Er war ſchon eiferſüchtig auf Luiſens Liebe zu Dir; wie wird er erſt rappelköpfiſch werden, wenn er wahrnimmt, daß ich Dich noch weit mehr liebe.

Der junge Fürſt, Anna's Begleiter, trat oder ſprang vielmehr muthwillig in das Zimmer. Er war ſchlank gewachſen, um ſein ſchönes, etwas bleiches und ſchmächtiges Geſicht hingen dunkle Locken, und ein zarter Flaum wehte auf ſeiner Oberlippe. Er war höchſtens achtzehn Jahre alt, und hatte in ſeinem Benehmen und Aeußerungen noch viel Kindiſches und Läppiſches.

„Annuſchka, ich bleibe hier!“ rief er jubelnd. „Ich gehe nicht mit dem Heere nach Deutſchland. Der Kaiſer ſagte, ich ſei noch zu jung. Ich glaube, ich wäre durchgegangen und zu Dir gelaufen; denn ſeit Du mich bezaubert haſt, kann ich keinen Tag mehr leben, ohne Dich geſehen zu haben.“

„Laſſen Sie Ihren Scherz, Feodor! Sie ſind ein Kind, und deshalb läßt Sie der Kaiſer nicht ziehen; er hat es Ihnen ja mit deutlichen Worten geſagt. Kinder dürfen Frauen aber auch noch nicht ſolche Dinge ſagen.“

„Kinder und Narren ſagen die Wahrheit, liebenswürdige Annuſchka, und ich bin noch mehr Narr, als Kind; das muß ich am beſten wiſſen."

„Und Niemand wird widerſtreiten."

„Boshaft! Gerade dies Witzfeuer feſſelt mich an Dich."

„Gebrannte Kinder fürchten ſonſt das Feuer."

„Gerade im Mangel an Furcht wäre der Beweis meiner Männlichkeit zu finden. Nein, Annuſchka, ſeit ich Dich kenne, bin ich kein Kind mehr. Du haſt mich zum Manne gemacht."

„Unverſchämter! — Da nimm Dir ein Beiſpiel an meinem frommen Gräfchen. Er liebt mich und ich ihn, und Keinem fällt ein, ſolche Kindereien zu reden. Und er iſt doch noch einige Jahre jünger, als Du."

„Wie abſcheulich! Einige Jahre! Er iſt ein Kind, und ich habe dieſen Morgen zwei Juden, die mir die Ohren volllamentirten, hundert Rubel für ihn bezahlt. Sonach iſt er eigentlich mein Eigenthum; ich will ihn als Sohn annehmen und erziehen, um Dir eine Freude zu machen."

„Nimm ihn lieber als Vater an, und laß Dich von ihm erziehen, Feodor. Dann wären die Rollen richtig ausgetheilt. Aber ich will weder das Eine, noch das Andere. Hier nehmen Sie Ihre ausgelegten hundert Rubel zurück, Hoheit! Max bleibt bei mir. Ich werde ihm heute noch Lehrer beſorgen, und ſeinen Hofſtaat einrichten."

„O, überlaſſen Sie mir Ihren Liebling, Anna, damit ich wenigſtens Etwas habe, was Ihnen werth und theuer iſt! Ich will ihn wie meinen Bruder halten."

„Wir zanken uns wohl um ihn, und haben ihn ſelbſt noch nicht gefragt. Und es kommt doch wohl auf ihn an. Max, willſt Du zum Fürſten Raſumowski ziehen oder bei mir bleiben?"

„Ich will zu Luiſen und meiner Mutter."

„Ich hätte mir's denken können. Du biſt ein gefühlloſer Junge! — Erſt vorhin hab' ich ihm die zärtlichſte Liebeserklärung gemacht, und nun ſagt er mir in Ihrem Beiſein ohne Umſchweife in's Geſicht, daß er nicht bei mir bleiben will. — Aber ich werde Dich zwingen, mich zu lieben. Ich capricire mich nun einmal darauf, Luiſens Stelle in Deinem Herzen einzunehmen und Deine Geliebte zu ſein."

„Ach, wer doch an ſeiner Stelle wäre!" ſeufzte der Fürſt mit komiſchem Pathos.

„Spötter!" ſchalt ihn die Sängerin. „Es wäre mir und Dir beſſer, wir hätten eine ſolche Liebe weniger langweilig gefunden.“ —

Die Parteien vereinigten ſich endlich dahin, daß Max im Palais des Fürſten wohnen, aber täglich mehrere Stunden bei der Sängerin zubringen ſollte. Max hatte nichts dagegen. Er ſchrieb lange Briefe an Luiſen, an die Mutter, an Thereſia, an Oßneck und andere Bekannte, und gab ſich der ſchönen Hoffnung hin, daß er mit dem Frühling in die Arme derer eilen würde, zu denen ihn ſein Herz mit tauſend Banden zog. Dieſe Hoffnung belebte ihn, und regte ihn ſo mächtig an, daß er ſich mit Begeiſterung den Wiſſenſchaften hingab, und den guten Unterricht, für welchen Anna mit glänzender Großmuth ſorgte, auf's Beſte benutzte. Der Gedanke, Luiſen würdiger entgegen zu treten, ſpornte ihn an, und er machte ſich die ihm dargebotenen Gegenſtände bald wieder mit der alten Leichtigkeit zu eigen. In einem Zimmer, welches unmittelbar an Anna's gewöhnliches Wohnzimmer ſtieß, ließ ſie ihm den Unterricht ertheilen, und hier arbeitete er auch. Ein Wagen des Fürſten brachte ihn und holte ihn ab; er ſpeiſte abwechſelnd bald hier, bald dort. So war er ſchnell zum Mignon einer Primadonna und ihres Anbeters, eines jungen unabhängigen, reichen Fürſten avancirt, doch waren die Stützen und Träger ſeines Glücks keineswegs von edler Natur; es waren nicht wahre Liebe und ein tiefes Erbarmen; es waren Eitelkeit und Gefallſucht, die ihn zum Gegenſtand ihrer Gunſt erwählt hatten.

Es war am fünften Tage ſeiner neuen Laufbahn, als Max, der in ſeinem Zimmer bei Anna arbeitete, eine ihm wohlbekannte Stimme vernahm. Die Thüre ſtand offen, und er mußte Zeuge eines Zwiegeſprächs ſein, welches nicht für ſeine Ohren beſtimmt war.

„Guten Morgen, Anna! Ei, ſchon ausgeſchlafen? Ich glaubte Dich noch im Bette zu finden.“ Es war Karl von Zinkberg oder der Sänger Schenk, welcher mit dieſen Worten hereintrat.

„Ei, was für ein ſeltner Vogel! Ein weißer Rabe!“ verſetzte Anna. „Welch' außerordentlicher Zufall oder welche wichtige Veranlaſſung verſchafft mir denn die Ehre? Gewiß, mein Freund, haben Sie von der ſchönen Vermehrung meines Hausſtandes gehört, und ſind gekommen, meinem geliebten Pflegekinde einen Beſuch zu machen?“

„Wer iſt dieſes Pflegekind, von dem Sie das ganze Theaterperſonal reden machen?“

„Sie wiſſen es nicht? — O, dann werde ich es

Ihnen gewiß nicht ſogleich ſagen. Denn ich müßte fürchten, daß Sie mich zur Stelle wieder verließen, ſobald ich Ihre Neugierde, die Sie ganz allein hierher geführt, befriedigt hätte. Und ich möchte Sie gern recht lange feſſeln; ich bin ſo erfreut, Sie einmal bei mir zu ſehen. Sie ſind ja gegen mich ſo geizig mit Ihrer werthen Perſon, und verſagen mir grauſam den Genuß, den mir Ihre Geſellſchaft ſtets gewährt hat.“

„Wie häßlich ſteht dir der Spott mir gegenüber in dieſer Beziehung!“ verſetzte der Sänger mit Empfindung. „Du biſt eben ſo herzlos und grauſam, wie du ſchön und anziehend biſt.“

„Ei dieſe ceremoniöſen Komplimente! Das ſind ja wahrhaft oratoriſche Blumen und Wendungen. Aber der Spaß von der Sache iſt, daß ich gar nicht ſpotte, ſondern mich im Ernſt freue, Sie einmal bei mir zu ſehen, da Sie ſich ſo ſelten machen.“

„Wer ſonſt hat mich denn aus deiner Nähe vertrieben, als du ſelbſt?“ ſagte Schenk bitter. „Es iſt mir ärgerlich, auch nur ein Wort über dieſes Thema zu verlieren. Ich fühle mich zu verletzt, um mit Mäßigung ſprechen zu können.“

„Das ſind wunderliche Reden, mein Herr!“ ſagte die Primadonna ſpitzig. „Es iſt mir nicht eingefallen, Sie aus meiner Nähe zu vertreiben. Im Gegentheil iſt mir Ihre Geſellſchaft ſtets angenehm geweſen, wovon ich Ihnen, ſeit wir uns kennen, hinlängliche Beweiſe gegeben zu haben meine.“

„Es iſt um toll zu werden!“ rief Schenk. „Am Ende hab' ich noch großes Unrecht mich zu beklagen.“

„Worüber haben Sie Urſache ſich zu beklagen?“

„Daß du mich getäuſcht haſt. Ich habe dir ein liebenswürdiges, edles Weib geopfert, ich bin dir hierher gefolgt, ſtatt mich meinem fürſtlichen Wohlthäter zu Füßen zu werfen, ſeine Verzeihung zu erflehen, und als Offizier für mein Vaterland zu fechten. Du haſt mich meinem Weibe, meiner Berufspflicht, meinem Vaterlande und mir ſelbſt untreu gemacht, und welchen Erſatz haſt du mir für dies Alles gegeben? Du haſt mich betrogen und mich gleichgültig dem erſten fürſtlichen Laffen geopfert, der kam, dir den Hof zu machen.“

„Ich erſtaune über das Heer meiner Sünden, das ich bis jetzt noch nicht gekannt habe!“ rief die Sängerin lachend. „Aber nun zweifle ich auch nicht länger, daß ich ganz allein den Verluſt der Schlachten Oeſterreichs und Preußens gegen die Franzoſen verſchuldet habe. Denn hätten Sie, mein Werther, mit in den Reihen der Deutſchen gefochten, ſo hätte

Napoleon keine Eroberungen in Deutſchland machen können. — Aber Scherz bei Seite! — Ich muß Ihre abgeſchmackten Beſchuldigungen mit Nachdruck zurückweiſen. Iſt es nicht unerträglich, die Behauptung aus Ihrem Munde zu hören: „ich habe Sie Ihrer Militärpflicht und Ihrem Vaterlande untreu gemacht!“ Als ich Sie kennen lernte, waren Sie angehender Opernſänger, und als ſolcher ſind Sie mir ganz freiwillig nach Petersburg gefolgt. Was für Macht hätte ich auch über Sie gehabt?“

„Eine fürchterliche! Die Macht einer Zauberin, der man nicht zu widerſtehen vermag.“

„Sie können Ihre Galanterien nicht laſſen, und ſagen mir ſelbſt im Streite unverdiente Schmeicheleien. Aber Sie übertreiben, wie alle Schmeichler. Sie verließen Ihre Frau, weil ſie Ihnen nicht mehr gefiel, und eine frühere anſpruchsvolle Geliebte, Ihnen plötzlich in den Weg trat. Sie gingen mit mir, weil Sie Wohlgefallen an mir fanden, was mir angenehm war. Dies hab' ich nie verhehlt. Aber was nun weiter? Hab' ich etwa Verpflichtungen gegen Sie übernommen? Hab' ich Ihnen meine Freiheit verſchrieben? Habe ich Ihnen ſonſt Rechte auf mich eingeräumt? Hab' ich Ihnen ewige Liebe und Treue geſchworen? Hab' ich Sie als Herr und Gebieter, oder nur als Geliebten anerkannt? Ich weiß wahrlich von all' dieſen Dingen nichts. Ich bin mit Ihnen umgegangen, weil Ihre Unterhaltung mir zuſagte, und ich hätte dieſen Umgang hier eben ſo gerne fortgeſetzt. Aber ich werde mir doch wahrlich deshalb nicht Zwang anthun, und einen andern Mann aus meiner Nähe verbannen ſollen, deſſen Unterhaltung mir ebenfalls gefällt? Sobald Sie an Ihren Umgang eine ſolche thörichte Bedingung knüpfen, und den kleinen Tyrannen ſpielen wollen, verzicht' ich auf Ihre Geſellſchaft. Wie könnte mir einfallen, Ihnen zu wehren, wenn Sie Wohlgefallen an irgend einer Dame finden, derſelben den Hof zu machen? Bleiben Sie mir doch mit ſolchen kindiſchen, altmodiſchen Geſchichten fern! Muthen Sie mir doch nicht zu, ein ſentimentales Bürgergänschen zu ſein. Meine Neigung muß frei und ungefeſſelt ſein; dafür bin ich Künſtlerin; und ich werde mich deshalb ſchwerlich je verheirathen, wenn es nicht einem Manne gelingen ſollte, meine Grundſätze umzuſtoßen, was ich ſehr bezweifle."

„Es iſt zum Lachen!" rief Schenk. „Denn von Deinem Standpunkte aus haſt Du recht, und ich kann Dich nicht widerlegen. Ich war ein Narr, zu glauben, Du würdeſt auf die Dauer meine Geliebte, mein Weib ſein, weil ich verliebt in Dich war, und darauf hin Pläne für die Zukunft zu machen."

„Dein Weib!" lachte Anna mit unbändiger Ausgelaſſenheit. „Beim Himmel, Karl, ich muß glauben, Du haſt den Verſtand verloren, ſonſt könnteſt Du doch unmöglich vergeſſen haben, daß Du beweibt biſt, und daß Dein Weib bis dieſe Stunde noch lebt, Du alſo keine Andere heirathen kannſt."

„Ich meine auch nicht meine angetraute Gattin. Du haſt ja oft genug ſelbſt geſagt, Du hielteſt den Prieſter zur Ehe nicht für nöthig. Der Bund der Herzen ſei genug."

„Ganz recht, mein Beſter! Aber mein Herz weiß nichts von einem Bunde mit Ihrem ſchon ſo oft verbunden geweſenen Herzen. Uebrigens bin und bleibe ich Ihnen gewogen, wie immer, und unveränderlich die Alte. Nein, nein, mein Lieber; es iſt nichts weiter als die unverwüſtliche männliche Eitelkeit, die, gekränkt und verletzt, aus Dir ſpricht. Es ärgert Dich, daß ich Dich nicht allein ſchön und liebenswürdig finde, und deshalb fliehſt Du mich. Allein Du wußteſt ja von vorn herein, daß ich zur ſentimentalen Liebhaberin ein für allemal verdorben bin; Du hätteſt alſo als ein kluger Mann, Deine

Maßregeln in Bezug auf mich beſſer nehmen ſollen. Einen Adler treibt man nicht wie eine Gans auf die Weide, obgleich ſie beide Vögel ſind.“

„Ja doch, ich wiederhole es, daß Du Recht haſt, aber ich möchte toll darüber werden.“

„Auch das wirſt Du nicht. Lege nur erſt alle Eitelkeit ab, dann wirſt Du unſer Verhältniß auch ſchon mit den rechten Augen betrachten, und mir Deinen Beſuch nicht ſo eigenſinnig entziehen. Alſo Friede für immer zwiſchen uns, und Jedes ſichert ſich in dieſem Friedensvertrage vollkommenſte und ungebundenſte Freiheit zu. Schlag' ein mein Freund!“ Sie hielt ihm die Hand ſchelmiſch lächelnd hin, und er ſchlug ein, obgleich ſein Grimm keineswegs beſchwichtigt war.

„Nun ſollſt Du auch meinen kleinen Geliebten ſehen und begrüßen, der in der That mein Herz in kurzer Zeit erobert hat, und in den ich ſterblich verliebt bin. Du wirſt Dich wundern, einen alten Bekannten in ihm zu finden, der in Herzensangelegenheiten ſchon einmal den Sieg über Dich davon trug.“

Sie nahm ſchäkernd Schenk's Arm, und führte ihn in Max's Zimmer. Wirklich war der Erſtere icht wenig betroffen, als er den Letztern erkannte, und vermochte kaum einige gleichgültige Fragen an den, ſeinerſeits nicht weniger betretenen Knaben zu richten. Die Sängerin aber umarmte ihren Schützling mit einer meiſterhaft dargeſtellten Glut, und drückte ihm eine Menge Küſſe auf Mund, Stirn und Wangen, und dieſe Ergüſſe ſahen ſo genau wie Leidenſchaft aus, daß ſich Schenk's Eiferſucht wirklich täuſchen ließ, und das Spiel für Wahrheit nahm. Er hielt ſie für verliebt und ſinnlich entbrannt in den Knaben, und ſie ſah es ihm an, daß ſie ihren Zweck erreicht hatte. Schenk beurlaubte ſich raſch. An der Thüre lud ſie ihn ein, recht oft zu kommen und Zeuge ihres Glücks zu ſein; denn ſie habe Max ſchon in Oszlan geliebt, und ſei deshalb eiferſüchtig auf Luiſen geweſen, die ihn ganz allein beſeſſen, und ſie habe wohl deshalb manchmal ein Wort zu viel wider ſeine Frau geſagt. Es ſei aber Eiferſucht, pure Eiferſucht, des Knaben wegen, geweſen."

„Alſo nicht meinetwegen?" fragte der gefoppte Sänger mit den Zähnen knirſchend.

„Nein, wahrlich nicht Ihretwegen, mein Freund!" verſetzte ſie treuherzig, und er ſtürzte fluchend hinaus.

„Geh', eitler Narr!" lachte Anna in ſich hinein,

„und laß es Dir ferner einfallen, meinen Tyrannen machen zu wollen."

Schenk eilte mit haſtigen Schritten durch die Straßen, und trat endlich in ein zum Theater gehöriges hohes Haus, wo er ſich durch den Diener beim Oberregiſſeur melden ließ. Eine Flügelthüre wurde geöffnet, und — Garçon trat ihm ſchmunzelnd im prachtvollen Hausanzuge entgegen.

„Wiſſen Sie, wer der Junge iſt, den die Bognar bei ſich hat?" rief Schenk unwillig.

„Wahrhaftig, ich habe kein Intereſſe daran, es zu wiſſen," verſetzte der Halbfranzoſe gleichgültig.

„Es iſt der junge Graf Eigl, der Max. Das iſt nun ſchon das zweite Mal, daß ein von mir geliebtes Weib dieſen verdammten, blaſſen Köder mir vorzieht. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß dieſe Anna auch ſo verrückt wäre, wie meine Frau; aber wahrlich, ſie liebt den unreifen Burſchen noch mehr als dieſe. Der Teufel werde aus den Weibern und ihrem Geſchmacke klug!"

Garçon lachte, daß ihm das dicke Bäuchlein ſchütterte.

„Ich haſſe dieſes Milchgeſicht, daß ich ihm ein Pülverchen in die Suppe thun könnte. Und ich muß der Anna und dem Buben zugleich einen Streich ſpielen. Ich weiß nur noch nicht welchen, und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, damit Sie mir mit Rath und That an die Hand gehen. Ich muß ihr den Jungen rauben, aber wohin ſoll ich mit ihm? Er wird mir dann zur größten Laſt ſein. Ich habe ſchon daran gedacht, ihn in der Newa zu erſäufen."

„Sie ſind ja ein gottloſer Menſch!" ſagte Garçon mit leichtſinniger Heiterkeit. „Wer wird denn ſolch' jungem Blute gleich an's Leben wollen! Da gibt's ja noch andre Wege, dem gräflichen Bürſchlein Mores zu lehren, damit er Jeſum Chriſtum erkennen lerne. Aber wie iſt mir denn? Ja, ja, ich irre nicht. Vor einiger Zeit iſt ein entwichener Knabe in den hieſigen Blättern geſucht und auf ſeine Herbeiſchaffung eine beträchtliche Belohnung geſetzt worden. Es iſt leicht möglich, ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß Max Eigl dieſes geſuchte Subject iſt. Dabei ließe ſich noch etwas verdienen, mein Freund. Ob der Junge nach ſeines Vaters Ruin hierher zu ſeinem Onkel, dem General, gebracht worden, und dieſem durchgegangen und zur Bognar gelaufen iſt? Wir wollen doch die Blätter nachſchlagen."

Garçon ließ ſofort die Zeitungen kommen, und man fand die bezeichnete Bekanntmachung; er ſchickte auf das Expeditionsbüreau nach der Adreſſe, und erhielt den Namen des Generals von Eigl. Eine Stunde darauf war Schenk im Hôtel des Generals, und erfuhr, daß derſelbe, vor Abzug des Heeres nach Deutſchland, ſeinem Haushofmeiſter nicht den Auftrag gegeben hätte, eine Summe für die Auslieferung Max Eigl's auszuzahlen. Nun würde Schenk zwar auch ohne baare Belohnung Max ſeinen jetzigen Verhältniſſen entriſſen, und in die Sklaverei des Haushofmeiſters Michailow zurückgeführt haben, wenn ihn Garçon nicht abgehalten hätte, der auch ein Sümmchen dabei verdienen wollte; denn er hatte ſich die Hälfte der Belohnung ausbedungen. Auch ſchien es nicht leicht, ſich des Knaben zu bemächtigen, der im Schutze des jungen Fürſten Raſumowski und der ſchönen Sängerin ſtand. So machten denn die beiden Freunde mit einander aus, das Geſchäftchen bis zur Rückkehr des Generals aus dem Feldzuge zu verſchieben, und dann, außer der Belohnung, noch ein tüchtiges Koſtgeld in Anſpruch zu nehmen.

Schenk ſetzte ſeine Beſuche bei der Sängerin fort, und ſpielte ſo ganz den Unbefangenen, fügte ſich ſo willig in ihre Launen, ertrug die Gegenwart des

Fürſten Raſumowski und des kleinen Grafen Eigl mit ſo heiterer Gleichgültigkeit, daß Anna ſich wiederum von ihm täuſchen ließ, ſo wie er ſich erſt von ihr hatte täuſchen laſſen. Während er an nichts dachte, als eine empfindliche Rache an ihr zu nehmen, ſpielte er den liebenswürdigen Schwätzer und den angenehmen Freund, wie ſie ſich ihn gewünſcht hatte. Auf dieſe Weiſe wurde es ihm nicht ſchwer, zu erfahren, daß Briefe von ſeiner Frau und der Gräfin Eigl, Maxens Mutter, an dieſen gekommen waren, und Anna nur den Ausgang des Kriegs in Deutſchland abwarten wollte, um ihren Liebling zu deſſen Mutter zu ſchicken. Von jenem Tage an erklärte Schenk, er fühle die quälendſten Gewiſſensbiſſe, ſeine geliebte Frau verlaſſen zu haben; er werde zu ihr zurückkehren, vom Fürſten Liechtenſtein Verzeihung erflehen, und wieder in ſeine Militaircarrière eintreten. Anna belobte ihn darum, und machte ihm den Vorſchlag, mit Max zuſammen zu reiſen, und deſſen Beſchützer zu ſein, da er eines ſolchen doch noch gar ſehr bedürfe. Es verſteht ſich, daß Schenk gern darauf einging, doch durfte er ſich durch allzugroße Freude nicht verrathen; denn das war es ja, was er erſtrebt hatte. Die ſchlaue und vorſichtige Anna ging in ſeine Falle.

Das entſchiedene Unglück der ruſſiſchen Waffen gegen die franzöſiſchen auf preußiſchem Boden, erhielt die Czarenſtadt in dauernder Spannung, und ſchon war man darauf gefaßt, die Heere Napoleon's im ruſſiſchen Reiche zu ſehen, als ſich die ängſtliche Stimmung durch die Nachricht von der perſönlichen Zuſammenkunft der beiden Kaiſer auf dem Niemen, und von dem Friedensſchluſſe zu Tilſit in die entgegengeſetzte verwandelte. Nun trieb Max mit dem glühenden Eifer ſeiner Sehnſucht nach den Geliebten zur Abreiſe, die jedoch Schenk mit großer Geſchicklichkeit von einem Tage zum andern zu verzögern wußte, um die Rückkehr des Generals Eigl abzuwarten. Bald gab er vor, ſeine contractlichen Verhältniſſe ſeien noch nicht ganz gelöſ't, bald hielt er die Straßen wegen der großen Truppenmärſche für nicht ſicher genug, bald hatte er noch Briefe aus Deutſchland zu erwarten, ſo daß Max mit thränenden Augen und edelm Unwillen ausrief: „Ich begreife Sie nicht, Schenk! Alle Bande ſollten Sie mit einem Streiche durchſchneiden, um an das Herz des trefflichſten, von Ihnen ſo ſehr gekränkten Weibes zu eilen, um dort Verzeihung zu erbitten, die Ihnen der Engel nicht verſagen wird. Wie hab' ich mich ſeit Monaten gefreut, den Vermittler und

Verſöhner zwiſchen Ihnen und Ihrer Gemahlin zu machen, Sie der theuern Luiſe zuzuführen, und meine Bitten mit den Ihrigen zu vereinigen, um Beiden ein neues, ſchönes Glück zu bereiten; und nun ſehe ich Sie kalt und beſonnen eine Menge Dinge berückſichtigen, die den ſeligen Tag der Vereinigung immer weiter hinausſchieben." — Schenk verſprach zu eilen, und in der That war der General angelangt, wie Garçon's aufgeſtellte Spione Schenk hinterbracht hatten. Für die rührende Unſchuld in Maxens Worten hatte der verſtockte und eitle Schenk, nur über elenden Rachplänen brütend, kein Gefühl.

Garçon, welcher gekündigt war, und mit ſeinen erworbenen Reichthümern ſich vom Theater zurückzuziehen und in Deutſchland jetzt als Franzoſe eine andere Carrière zu machen gedachte, bot ſeinen Wagen zur gemeinſchaftlichen Reiſe an. Reich beſchenkt von Anna und dem Fürſten Raſumowski, beſtieg der glückſelige Max den Wagen. Ahnungslos jauchzte er auf, als die Pferde ſich in Trab ſetzten, und ſchon malte ihm ſeine Phantaſie die Scene des Wiederſehens. In ſeiner Verzückung, das lange erſehnte Ziel nun zu erreichen, bemerkte er nicht, daß bald darauf zwei Reiter den Wagen begleiteten, und erſt als dieſer vor ſeines Oheims

Palais hielt, und die ihm wohlbekannten Diener den Schlag öffneten, ſtürzte er mit jähem Schreck aus ſeinen bunten Zukunftsträumen. In demſelben Augenblick hatte er den nichtswürdigen Verrath durchſchaut; aber das Entſetzen raubte ihm Sprache und Bewegung; im nächſten Augenblick war er ſchon von den Fäuſten der Diener gepackt und aus dem Wagen in das Haus, die Treppen hinauf in das Zimmer des Generals geſchleppt, der ihn mit einem rohen Gelächter empfing.

„Haben wir den loſen Vogel wieder gefangen? Jetzt wollen wir ihm die Flügel ſo beſchneiden, daß er nicht wieder fort kann. Wart', mein Bürſchchen, erſt will ich den Preis zahlen, den ich auf Deinen Kopf geſetzt. Dann wollen wir noch ein Wörtchen zuſammen reden." Er ging in das Nebenzimmer, wo Schenk und Garçon bereits auf den Kaufſchilling warteten. Max hörte, wie dieſen beiden Menſchen das Geld für ihren Verrath an ihm ausgezahlt wurde, und ein blutiger Seufzer rang ſich aus ſeiner Seele, eine bittre Anklage vor Gott. Es war im kurzen Zeitraume von acht Monaten, daß er zweimal verkauft worden war; aber ſein erſter Verkäufer war doch nur ein gemeiner Jude geweſen, der jetzige war ein Edelmann, ein Künſtler, Luiſens Gemahl, den er mit der betrogenen Gattin auszuſöhnen den Vorſatz gehabt hatte. Es ward finſter in ſeiner kindlichen Seele. Die rohen Empfangsworte ſeines Oheims und die Betrachtungen über Schenk's tiefe Erbärmlichkeit, gaben ihm jedoch in der ihm vergönnten Pauſe nicht nur ſeine Faſſung wieder, ſondern eine Seelenhoheit und geiſtige Kraft, wie er ſie kaum früher beſeſſen. Er war nicht mehr der verzweifelte, niedergedrückte Knabe, der in dieſem reichen Hauſe die traurigſten Tage ſeines Lebens hingeſchmachtet hatte, ſein freies glückliches Leben im Hauſe des Fürſten und der Sängerin hatte ihm Selbſtvertrauen und Feſtigkeit eingeflöſ't. Das Schickſal hatte ihm eine Reife gegeben, die der männlichen faſt gleich kam, und der Schrecken über ſeine treuloſe Auslieferung an den ihm ſo verhaßten General konnte ihn nur auf Augenblicke zu Boden werfen. Die in ihm gewachſene Kraft ſchnellte ihn eben ſo raſch wieder empor, und als die beiden Seelenverkäufer abgeſoldet waren und ſich empfohlen hatten, erwartete Max kühn und entſchloſſen den Oheim.

„Mein Junge, redete dieſer ironiſch, „zu der andern Hälfte Schläge, die Du noch gut haſt,

haſt Du Dir eine neue Tracht verdient, und da ich einmal am Lohnauszahlen bin, ſo ſollſt Du den Deinigen auch gleich empfangen.“

„Ich proteſtire als ein geborner Graf von Eigl gegen jene meine Menſchenwürde und meinen Adel ſchmähende und beſchmutzende Gewaltthat,“ ſagte Max ruhig und gemeſſen, „und wie geiſtig, ſo werde ich mich körperlich ihr nach allen Kräften widerſetzen. Muß aber mein ſchwacher Körper der Gewalt unterliegen, und werde ich von meinem eignen Oheim geſchändet, von dem Manne, der da behauptete, Vaterſtelle an mir verſehen zu wollen, wird mein Adel von roher Hand beſchmutzt, ſo ſoll doch meine Seele ſich über eine ſolche Schandthat erheben. Ich ſchwöre Ihnen bei Gott, Herr General von Eigl, ich ſchwör' es Ihnen bei unſern gemeinſchaftlichen Ahnen, deren Andenken Sie in mir zu beflecken im Begriff ſtehen, daß ich die von Ihnen empfangene Schmach ſo bald als möglich mit meinem Leben abſtreifen werde. Ich werde mir von Stund' an, wo ich die Schläge empfangen, auf jede nur mögliche Art den Tod zu geben ſuchen, aber ich wälze dieſe Blutſchuld hiermit auf Ihr Gewiſſen, Herr General, und ich lade Sie ob Schmach und Mord an mir vor Gottes Thron.

Gott hört die Unſchuld, und ich werde Dich vor ihm verklagen, grauſamer Mann!“

Der General hatte ſtaunend zugehört. „Ei, das parlirt ja, wie ein Buch!“ ſagte er dann mit dem unverkennbaren Streben, ſeine Verlegenheit zu bemänteln. „Man hört's Dir an, daß Du in der Schule einer Schauſpielerin geweſen biſt. Biſt und bleibſt doch ein Weiberheld. Theaterredensarten! Großſprechereien! — Wie paſſen nicht zuſammen, Burſch'! Und ein Soldat wird nimmermehr aus Dir. Wart' ich will Dir einen Platz anweiſen, wohin Du gehörſt. Da wirſt Du wohl gut thun müſſen, und kannſt nicht den Ausreißer machen, wie hier. — Geh' auf Dein Zimmer und erwarte meine Befehle.“ — Max gehorchte. Von Schlägen war nicht mehr die Rede. Der General ſchritt einen Marſch pfeifend auf und ab. Der Knabe hatte ihm imponirt, und obgleich er ſich dies nicht eingeſtand, ſo fühlte er doch ein ihm widerwärtiges Mißbehagen, daſſelbe, das ihn geplagt hatte, wenn ſeine Ruſſen von den Franzoſen geſchlagen worden waren, und das ſeit der Schlacht bei Friedland nicht über ihn gekommen war. — Endlich ſchellte er und ließ den Haushofmeiſter zu ſich entbieten.

„Michailow," ſagte er zu dem Eintretenden, „Ich kann dieſen Buben nicht im Hauſe behalten. Das iſt ein Rattenkopf! Ich kein Lehrer für ihn, er kein Schüler für mich! Wird kein Soldat! Soll ein Bauer werden."

„Wie Ew. Excellenz befehlen!" grinſte der Dürre unter der glatten Perrücke.

„Ich habe mich entſchloſſen. Er ſoll nach Obrazinskoi unter Waſſili Jurkow's Fuchtel. Das iſt ein Mann für das Bürſchlein, wird es zu tractiren wiſſen. Will ihm heute ſchreiben. Morgen reiſt Du ab mit dem Strick. Richte Dich! — Geh'!" — „Hab' ich doch vor dem Schnappermaul geſtanden," brummte er, als er wieder allein war, „als ob er der befehlende General Eigl und ich ſein ungezogener Neffe Max wäre! Hab' all' mein Lebtag noch nichts Aehnliches gehört. Wie ihm das Mundwerk ging! Wie ein Mühlwerk! Und wie er mich zu faſſen wußte, daß ich ordentlich erſchrack. Der Junge wüchſe mir ja über die Hörner. Wart' nur, Du ſollſt die Deinigen in den Steppen ablaufen. Wir wollen Dich dort kuriren laſſen, wie die wilden Pferde." —

In der erſten Frühe des andern Morgens wurde ein kleiner, ruſſiſcher Korbwagen mit ein Paar ſchwarzen Schnellläufern beſpannt, und ein Paar Bund Stroh und zwei Mantelſäcke hineingeworfen. Michailow weckte den Knaben: „Kleide Dich an und folge mir!“ — Max gehorchte, und nach zehn Minuten ſaß er in dem hölzernen Wagen neben dem Haushofmeiſter, und die Pferde rannten, wie toll, davon. Max wußte nicht, wie ihm geſchah, nicht, was man mit ihm vorhatte, nicht, wohin er gebracht werden würde. Er hatte das ſtrenge Antlitz ſeines Oheims nicht wieder geſehen; aber er trug das ſtolze Gefühl in der Bruſt, einen Sieg über den harten Mann davon getragen zu haben. Und dieſes Gefühl ließ ihn keine einzige Frage an den geſchmeidigen Knecht ſeines Tyrannen thun. Es war ein edler, ſeinem Schickſale gebotener Trotz, der ihm den Vorſatz eingab, jede Unbill ſchweigend und mit Würde zu ertragen, und Luiſens Brief, den er gleichſam als Talisman auf der Bruſt verborgen hielt, trug nicht wenig dazu bei. Anfangs ſchmeichelte er ſich, er werde nach Deutſchland zu ſeiner Mutter gebracht werden. Aber ſchon nach einigen Stunden verflog dieſer Wahn; denn er wurde bald inne, daß er auf der Straße nach Moskau reiſete. Dieſe Entdeckung hatte nichts Niederdrückendes mehr für ihn.

Er ſah ſich der Knute ſeines Oheims entrückt, und blickte voll Zuverſicht und Vertrauen in die Ferne, ſowohl des Landes, als ſeines Lebens. In ſeine ſtille Träumereien verſunken, bemerkte er kaum, wie ſchnell die Reiſe vorwärts ging, und wie die Tage vergingen. In Moskau ruheten ſie einen Tag, und Michailow beſorgte Aufträge ſeines Herrn. Er hatte ſogar einen ſolchen an die Gräfin Anaſtaſia auszurichten, und dieſer Menſch war grauſam genug, den grauſamen Befehl des Generals pünktlich zu erfüllen, und der Gräfin, die mit liebender Sehnſucht nach dem Bruder fragte, nichts von deſſen Anweſenheit zu ſagen und ihr den Knaben zuzuführen. Max mußte am folgenden Tage weiter reiſen und ahnete nicht, wie nah er der geliebten Schweſter geweſen war. Und noch weiter ging die Reiſe, als ſie bisher gegangen war, bis ſie in die Nähe des noch jugendlichen Don kamen, des Grenzfluſſes von Europa und Aſien. Sie verfolgten den ſtärker werdenden Strom durch fruchtbare Gegenden bis an die Grenze derſelben, da wo die angebaute Landſchaft ſich allmälig in die Steppe verliert, jenen ungeheuern, von Koſaken und Kalmuken nomadiſch durchſtreiften, grasreichen Erdſtrichen, bis an das Aſow'ſche und das Schwarze Meer und die Gebirgskette des Kaukaſus. In der dritten Woche ihrer mühſeligen Reiſe erreichten ſie endlich in der Glut der Aſiatiſchen Sonne das Ziel derſelben, eine große Ländereibeſitzung des Generals an den Ufern des Don, in der Gegend der Stadt Pawlowsk, im Gouvernement Woronesk. Die zu dem Gute Obrazinskoi gehörigen Beſitzungen nahmen den Umkreis mehrerer Tagreiſen ein, und hingen ſüdweſtlich mit der Steppe zuſammen, welche hier ihren Anfang nahm. Als die weitläufigen Gebäude des Guts ſich zeigten, brach Michailow endlich ſein Schweigen, jedoch nur, um dem Knaben mit kurzen Worten zu ſagen, daß er hier ferner wohnen werde. „Auf dieſem Gute des Herrn Generals Excellenz wirſt Du Dich unter Anleitung eines tüchtigen Mannes, des Waſſili Jurkow, zu dem ausbilden, wozu Dich die Excellenz beſtimmt hat. Du wirſt alſo wohl thun, dem Waſſili in allen Stücken gehorſam zu ſein; denn er wird Macht haben, Dich zu zwingen, und Du wirſt nicht davon laufen können, wie in Petersburg. Waſſili iſt ein ſtudirter Mann, der die Rechte gelernt hat und noch viel Anderes, und den der Herr General zum Richter über ſeine Leibeignen hier beſtellt und ihm die Oberaufſicht über das ganze Gut anvertraut hat. Du merkſt, daß er hier die wichtigſte und mächtigſte Perſon iſt. Darum ſei geſcheid und erſieh Deinen Vortheil.“

Bald darauf fuhren ſie auf den im großen Viereck mit Ställen, Scheuern und Wohnhäuſern umbauten Hof, und hielten vor einem uralten, ſteinernen und verwitterten Hauſe mit einem Erker, auf welchem ein ſchiefergedeckter Thurm ſich erhob. Der Thurm zeigte das glänzende Zifferblatt einer Uhr, ein Beweis von beſonderm Reichthum. Vor dem Hauſe ſtanden vier ungeheuere Kaſtanienbäume in aſiatiſcher Ueppigkeit, und gaben dem Ganzen ein patriarchaliſches Anſehen. Max fühlte ſich davon angeheimelt. Wenn auch Obrazinskoi nicht ſo ſchön war, wie Oszlan, ſo hauchte doch hier friſche Landluft, und gab den Menſchen freie, natürliche Bewegung. Dem verhaßten Zwange der Hauptſtadt entnommen, hoffte Max hier ſtille und glückliche Tage zu verleben. Wenn auch an die Grenze von Aſien geſchleudert, verließ ihn doch die heitere Zuverſicht auf eine ſchöne Zukunft nicht. Das iſt ja das herrliche Erbtheil der Jugend, daß ſie auch dann noch hofft, und ſich die kommenden Tage mit glänzenden Farben in der Ferne ſchmückt, wenn das reife Alter muthlos der Schwere des Schickſals erliegt!

Michailow führte ſeinen Schützling eine winkliche Steintreppe hinauf in die weiten, kühlen Räume des Hauſes. Ein Diener meldete ſie an, und ſie traten in die hohen Zimmer. Max hatte nach der kurz vorhergegangenen Mittheilung Michailows auf einen bejahrten Mann geſchloſſen, dem er übergeben werden ſolle, um ſo überraſchter war er nun, als ihnen ein Jüngling entgegentrat, der das zwanzigſte Lebensjahr noch nicht weit hinter ſich haben konnte. Ein Paar kohlſchwarze Augen glühten unter einer hohen, mit ſtarken Augenbrauen umbuſchten Stirn hervor; ein ironiſches Lächeln zuckte um die von leichtem Bart umkräuſelten Lippen. Er war einer der ſchönſten Männer, aber dieſe Geſichtszüge trugen eine dämoniſche Schönheit, und machten auf Max einen beängſtigenden Eindruck.

Im Hintergrunde des großen und einfach ausmeublirten Zimmers ſaß eine Dame auf einer Ottomane, die, wenn auch nicht mehr ſehr jugendlich, aber doch noch ſehr ſchön war, und deren Geſichtsbildung eine nahe Blutverwandtſchaft mit Waſſili deutlich genug verrieth. Sie betrachtete den Knaben mit kalter Neugierde, welche wenig Theilnahme für ihn verrieth. — Während Waſſili den ihm von Michailow übergebenen Brief des Generals durchlas, machte der Haushofmeiſter der Dame ſeine Verbeugung, und ſtattete ihr einen kurzen Bericht ab, von welchem Max nicht mehr verſtand, als daß er der Gegenſtand deſſelben ſein möchte. Michailow nahm ihn dann an der Hand, und führte ihn mit den Worten der Dame zu: „Mache der Frau Tatjána Feodorowna, der Mutter Waſſili's, Deine Reverenz, denn ſie wird, nach dem Willen Sr. Excellenz, ferner für Deine Bedürfniſſe zu ſorgen haben.“

Es war für Max ſchon genug, ſich der Sorge eines weiblichen Herzens empfohlen zu wiſſen, um dieſem ſein eignes Herz offen und treuherzig entgegen zu tragen. Hatte er doch von den Frauen immer nur Liebe erfahren, von Luiſen bis zur Judenfrau in Petersburg herab, von den Männern dagegen faſt nur Haß und Verfolgung. Er ergriff deshalb Tatjána's Hand mit Innigkeit, küßte ſie und ſagte: „Man hat mich meiner Mutter entriſſen; ſein Sie meine zweite Mutter.“ Aber ſie verſtand kein Wort deutſch, und ſah ihn eben nicht mutterfreundlich an. Waſſili trat dazwiſchen, ſo daß Michailow keine Zeit mehr fand, ihr Max's Wunſch zu überſetzen, wenn er auch gewollt hätte.

„Graf Max,“ ſagte Waſſili zu dem Knaben

in ſeinem Franzöſiſch, „Du haſt Deinem Oheim vielfache Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben, und er hat Dich deshalb hierhergeſchickt, damit ich Dein Erzieher werde. Es wird von Deinem Fleiße und Deiner Folgſamkeit abhängen, wie ich mich gegen Dich zu benehmen habe.“

Max verſetzte mit Selbſtgefühl, er hoffe, man werde ihm nie etwas zumuthen, was nicht mit der Ehre eines Grafen Eigl verträglich ſei, und Waſſili warf über dieſe Bemerkung, die er ſeiner Mutter überſetzte, den Mund ſpöttiſch auf.

Max erhielt ein weitläufiges Zimmer angewieſen, wo er ſeinen Mantelſack fand; und er brachte den Reſt des Tages damit zu, ihn auszupacken, ſeine Kleider aufzuhängen, ſeine Wäſche in einen Kaſten zu legen und ſeine Bücher aufzuſtellen. — Michailow blieb einige Tage, während welcher ſich Niemand ſonderlich um Max kümmerte. Max ſchied von ihm ſonder Luſt und Leid, und ließ ihn ſeine Straße ziehen, neugierig, was der junge Richter wohl nun mit ihm ſelbſt beginnen würde.

Am folgenden Morgen hatte Waſſili eine Unterredung mit ſeiner Mutter.

„Was hältſt Du von dem Knaben, Feodorowna?"

„Er iſt ſchlau, wie eine Schlange."

„Und was denkſt Du von ſeiner Sendung?"

„Was hat Dir Michailow über ihn mitgetheilt?"

„Michailow iſt ein durch und durch gar gekochter Spitzbube. Man darf ihm nicht ein einziges Wort glauben. Auch drückt er ſich über den Knaben ſo unbeſtimmt aus, daß ich nicht weiß, was ich davon denken ſoll."

„Und was ſagt er?"

„Max ſei vom General zum Soldaten und zu ſeinem Erben beſtimmt geweſen, habe aber nichts gelernt, ſei der Aufſicht entſprungen, habe ſich in ſchlechter Geſellſchaft herumgetrieben, und ſei endlich eingefangen und hierher gebracht worden, damit der General nichts mehr von ihm ſehe und höre. Dabei gab mir Michailow an die Hand, ich brauche mir um den verwilderten Jungen nicht ſonderlichen Kummer zu machen. Der General werde wahrſcheinlich nicht wieder nach ihm fragen. Eben ſo unbeſtimmt ſchreibt der General, ich ſoll den Knaben unterrichten."

„Gieb acht, mein Sohn, der Junge iſt uns als Spion auf die Naſe geſetzt. Der General hat Wind erhalten von unſerm Viehhandel, und will ſich überzeugen. Der Junge ſieht ſo unſchuldig aus, aber ich hab's ihm gleich angeſehen; er hat den Schelmen im Nacken ſitzen. Der Plan iſt fein angelegt, aber wir durchſchauen ihn."

„Das iſt ſchon gut. Aber die Frage iſt nun: was fangen wir mit dem Bürſchlein an, um uns nicht in die Karte ſehen zu laſſen? Iſt er ſo ſchlau, wie er ausſieht, ſo wird er uns zu ſchaffen machen. Und wie ſchwierig iſt unſere Lage ihm gegenüber, da er unſer künftiger Herr iſt! Der General iſt zwar noch kein Greis, aber er kann deshalb doch jeden Tag ſterben. Er iſt Soldat, und der Franzoſenkaiſer erfüllt die Welt fort und fort mit Kriegsgetümmel. Wie viele ruſſiſche Generäle haben die letzten Kriege hinweggerafft! Wie man die Hand umwendet, iſt dieſer jetzt in meine Obhut und gewiſſermaßen in meine Hand gegebene Knabe Herr dieſes Guts, und wir Zwei ſind — ſeine Leibeigenen. Dies iſt wohl zu bedenken, und wir dürfen ihm auf keine Weiſe merken laſſen, daß er uns läſtig iſt. Im Gegentheil, wir müſſen ſein Wohlwollen zu erwerben ſuchen."

„Es wäre gut für uns, wenn er ſtürbe,“ ſagte Tatjána.

„Ich verſtehe Dich, Mutter. Aber wir dürfen das nicht wagen. Der General würde uns ſchrecklich zur Rechenſchaft ziehen; denn all' das, was er ſchreibt und Michailow ſprach, iſt nur Maske, wie Du ſelbſt ſagſt.“

„Mir kommt ein guter Gedanke,“ ſagte die ſchöne Frau. „Der General hat Dir ganz freien Willen hinſichtlich des Unterrichts gegeben; deshalb fang' damit an, ihn reiten lehren zu laſſen.“

„Reiten? Recht gut, aber was hilft es uns?“

„Ei, Du giebſt ihn dem Roßhirten Taras Schtſchokin in die Steppe hinaus. Er mag in deſſen Hütte wohnen, und die Heerde mit abwarten, wie die anderen Roßknechte. Die ungewohnte Strapaze wird dem ſchmächtigen Bürſchchen bald zum Ende verhelfen. Und hält er's aus, ſo iſt's auch gut; wir ſind dann doch den läſtigen Aufpaſſer los. Fragt aber der General nach ihm, ſo antworteſt Du: er lernt das Reiten und die Thierarzneikunde, und bildet ſich draußen in der Steppe zum tüchtigen Cavalleriſten aus. Es wird ſich auf dieſe Weiſe bald genug zeigen, ob unſer Verdacht gegründet iſt, oder nicht.“

„Der Plan iſt gut, wenn ſich der Knabe nur dazu verſteht.“

„Verſuch' es, und ſuche uns ſobald als möglich Gewißheit zu verſchaffen.“

Waſſili ließ Max rufen. „Mein Sohn,“ redete er ihn an, „haſt Du ſchon reiten gelernt?“

„Nein!“ ſagte Max mit einem verklärten Geſicht. „Aber ich möchte es gern lernen. Wollen Sie mich das Reiten lehren?“

„Ich ſelbſt kann das nicht. Aber ich will Dich einem tüchtigen Lehrmeiſter übergeben. Es ziemt Deiner Geburt und Deinem künftigen Stande, daß Du ein vollkommener Reiter werdeſt, d. h. daß Du das Pferd in allen ſeinen Beziehungen zur Natur und vorzüglich zum Menſchen auf's Genaueſte kennen lernſt. Du wirſt von Deinem Lehrmeiſter nicht allein zum vorzüglichen Reiter, Du wirſt auch zum Thierarzt von ihm gebildet werden. Haſt Du Luſt dazu?“

„Gewiß!“ rief Max. „Ich habe noch nie mehr Luſt zu etwas verſpürt. Wo iſt mein Lehrmeiſter, daß ich ſogleich mit ihm rede.“

„Aber er verſteht weder deutſch, noch franzöſiſch.“

„So werde ich ruſſiſch von ihm lernen.“

„Du wirſt aber draußen in der Steppe bei ihm wohnen in ſeiner Erdhütte, über hundert Werſte von hier; denn er iſt der Roßhirt, der den Tabun*) Deines Oheims hütet.“

„Ich werde mit Freuden dahin gehen, und Sie mögen meinem Oheim berichten, daß ich Ihnen gehorcht habe.“

„Zwiſchen dem edeln, hochherzigen Menſchen und dem Roſſe, dem edelſten Thiere, hat ſtets ein Verhältniß geiſtiger Zuneigung beſtanden. Ein an Leib und Seele geſunder, von ungewöhnlichen, großen Gedanken und Gefühlen gehobener Menſch liebt das Roß, gleichſam die Verkörperung ſeines Dranges, und fühlt ſich größer und glücklicher, wenn er auf dem Rücken deſſelben die Erdräume bezwingt, und das Thier trägt ſich ſtolzer, blickt muthiger umher, und ſcheint ſich des Vorzugs bewußt zu ſein, den Herrn der Erde ſchnell zu den Zielen ſeiner Wünſche zu tragen. So durchdringt Beide ein höheres Gefühl des Daſeins, Beide verſtehen ſich und werden gleichſam zu einem Weſen. Aber nur edle Menſchennaturen fühlen die Poeſie des Reitens ganz, und haben den höchſten poetiſchen Genuß davon; aber es giebt auch wenig edle Männernaturen, welche die Kunſt des Reitens nicht mit einer Wolluſt ausübten, welche Geiſt und Körper gleich erhöbe, befriedigte und ſtärkte.

---

*) Roßheerde.

Max hatte ſchon ſeit einiger Zeit die Blicke ſehnſüchtig jedem ſchönen Reiter nachgeſchickt, und der Wunſch war allmählig leiſe in ſeiner Seele erwacht, auch reiten zu dürfen, und er hatte ſchon daran gedacht, den Fürſten Raſumowski, der eine nicht unbeträchtliche Anzahl der herrlichſten Pferde beſaß, zu bitten, daß er ihm das Reiten lehren laſſen möchte, wenn nicht die Sehnſucht nach Luiſen und der Mutter noch größer geweſen wäre. Um ſo willkommener war ihm jetzt der Antrag des Richters, und er hatte nicht vergebens bei ſeiner Ankunft auf dem großen Hofe einen Trupp ſchöner, junger Pferde bemerkt. Der Geiſt eines Ungariſchen Grafen regte ſich in ihm, und ſeine Seele flog ihm voraus in die Steppen zu den Roſſen ſeines Oheims.

Als er ſich wieder entfernt hatte, ſahen ſich der Richter und ſeine Mutter bedenklich fragend an.

„Wie nun? Er geht bereitwilliger und freudiger, als wir vermutheten. Was hältſt Du davon, Mutter?“

„Daß wir ihn ſehr vorſichtig und ſehr aufmerkſam beobachten müſſen.“

„Ich werde ihn dem Roßhirten in ſeinem Beiſein auf das Nachdrücklichſte empfehlen. Du verſorgſt ihn mit allen möglichen Bequemlichkeiten; ich reite wöchentlich einmal in die Steppe hinaus, um nach ihm zu ſehen, und ſo halten wir uns den Rücken gedeckt, die Geſchichte mag nun verlaufen, wie ſie will. Leben wir ſo nach ſeinen Wünſchen, ſo kann mir das von größtem Vortheil ſein, wenn er unſer Herr wird.“

„Vielleicht ſchon früher, Waſſili. Man kann nicht wiſſen, wie ſich dieſes Räthſel wunderlich löſt!“

„Ich wollte, es entführte uns Beide dieſer Aſiatiſchen Einöde, die die ſchönſten Kräfte meiner Jugend ungenützt hinwegzehrt. Wahrlich, mir wäre beſſer, der General hätte mich nie die reizenden Genüſſe der Civiliſation koſten laſſen, wenn er mich hier verſchmachten laſſen will. Ich fühle mich wahrlich zu beſſern Dingen berufen, als dieſe Nomaden in Zucht zu halten, und Buch und Rechnung über den Weizen und die Gurken unſeres Herrn zu halten.“

„Hoffe und ſtrebe, mein Sohn! Du biſt noch jung, ich bin noch nicht alt; es kann uns noch Vieles gelingen. Wir haben ſchon ein hübſches Sümmchen erworben, von dem der General nichts weiß, und mit Gold und Klugheit erreicht man jedes Ziel. Laß uns Beide ſammeln, und Beide zur rechten Zeit das Geſammelte in Anwendung bringen; laß uns das Ziel feſt in's Auge faſſen, und langſamen aber ſichern Schritts drauf los gehen! Wir wollen uns durch nichts irre machen laſſen, im Gegentheil jeden zufälligen Umſtand, der in unſern Weg tritt, zu unſerm Vortheil zu benutzen ſuchen, wie jetzt dieſen Mar. Dann können wir des ſchönſten Erfolgs gewiß ſein."

„Wenn nur dem General nicht einmal einfällt, uns zu trennen, Mutter. Ohne Dich würde ich nicht halb ſo weit kommen."

„Gieb Dich nicht dieſer Beſorgniß hin, Waſſili. Der General trennt uns nicht. Glaube Deiner Mutter: Dir blüht eine ſchöne Zukunft. Und wenn die rechte Stunde kommt, ſollſt Du erfahren, welche mächtige Bundesgenoſſin Du an mir haſt. Ich habe auf Erden keinen Wunſch und kein Streben weiter, als Dich empor zu bringen; ich habe bedeutende Mittel, und werde ſie alle einſetzen, um dies Ziel zu erreichen."

Die ſchöne Kirkiſin — denn ſie war Aſiatiſcher Abkunft — umarmte ihren Sohn, und zog ſich in ihre Gemächer zurück, wo ihre Mägde ihr, nach der Sitte ihres Geburtslandes aufwarteten, während Waſſili einen Knecht in die Steppe ſchickte, um den Roßhirten herzubeſcheiden.

Am folgenden Tage ſprengte dieſer auf den Hof, ein ſtämmiger Tatar, ganz in Wolfs- und Pferdefelle gekleidet, warf ſich zu Mar's Freude, der ihm zuſah, leicht und behend vom Pferde, und ſtand nach wenigen Augenblicken vor dem Richter.

„Taras," ſagte Waſſili, und deutete auf Mar, der mit leuchtenden Augen dem Roßhirten in das Zimmer gefolgt war, „dieſer Knabe iſt der einzige Sohn des einzigen Bruders unſeres Herrn, und da Se. Excellenz nicht verheirathet iſt, ſo wird dieſer hier einſt unſer Herr werden. Da er nun zum Cavallerieoffizier beſtimmt, aber von etwas ſchwacher Körperbeſchaffenheit iſt, ſo hat Se. Excellenz beſchloſſen, ihn Deiner Obhut anzuvertrauen. Du ſollſt ihm nicht nur alle Deine Reiterkünſte, ſondern auch die Kenntniß der Krankheiten der Pferde und ihre Heilung lehren, ſo wie überhaupt Alles, was Du kannſt und weißt. Dabei ſollſt Du ihn gut halten, als wenn er Dein eigner

Sohn wäre. Er ſoll bei Dir in der Hütte wohnen, und mit Dir und Deinem Weibe eſſen und trinken, damit er ſtark und tüchtig werde zu ſeinem künftigen Beruf. Und dafür haſt Du eine gute Belohnung zu erwarten.“

Das ſonnengebräunte, bärtige Geſicht des Tatars verklärte ſich, er legte die Hand zum Schwur auf die Bruſt, und dann, zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit, unter Mar's Füße. Das offene Geſicht des noch jugendlichen Roßhirten gewann das vollſte Vertrauen des Knaben, und Beide ſuchten ſich bald durch einzelne Worte und Geberden verſtändlich zu machen, während Tatjána bemüht war, den jungen Grafen ſeinem Stande gemäß auszuſtatten.

Am folgenden Tage begleiteten zwei Knechte mit ſchwer bepackten Pferden den Roßhirten, welcher ſeinen neuen und liebgewonnenen Lehrling vor ſich auf dem Pferde hatte, und mit ihm, an den grünen Ufern des Don hin, der grasüppigen, blumenreichen Steppe zueilte. Mar jauchzte hoch auf, als er die erſten Roſſe über die Ebene fliegen ſah, und begrüßte die Erdhütte des Roßhirten mit freudigem Beben.

Der Frühling hatte unterdeſſen die Steppe zwei Mal mit dem friſchen Schmucke blumiger Gräſer überkleidet; zum dritten Mal ging die Sonne, ſchier unerträgliche Glut verbreitend, über dieſe ſüdliche Gegenden hin, ſeit der zarte Sproß eines Ungariſchen Grafenhauſes ſeine Wohnung in der einſamen Hütte des Roßhirten aufgeſchlagen hatte. Er ſchien vergeſſen von der Welt; Niemand außer dieſer menſchenöden Ebene, hatte ſich wieder um ihn bekümmert. Tatjäna hatte Anfangs einige Sendungen von leckern Lebensmitteln, Wäſche und andern entbehrlichen Dingen gemacht, der Richter hatte ihm zwei oder drei Mal einen Beſuch abgeſtattet; da aber Mutter und Sohn ihre Täuſchung hinſichtlich des Knaben bald inne wurden, und auch nicht die entfernteſte Anfrage ſeinetwegen von Petersburg nach Obrazinskoi gelangte, ſo unterließen ſie bald auch Zeichen der erheuchelten Sorge um ihn von ſich zu geben. Der Richter brauchte aber die Vorſicht, ſich von Max vor mehren Zeugen beſtätigen zu laſſen, daß er nur von ſeinem eigenen Willen in der Steppe feſtgehalten werde. Und es war wirklich der feſte Wille des jungen Grafen, ſo lange als möglich hier zu bleiben. War er doch hier wieder der Schützling eines Frauenherzens geworden, deſſen Sorgfalt für ihn um ſo wahrer und wirkſamer, je natürlicher ſie war. Marfa, die junge Frau des Roßhirten, bedurfte nicht des Befehls ihres Mannes, Max wie ihren Sohn zu halten; ſie hatte in ihrem Herzen ihm freiwillig bald die Rechte eines ſolchen, oder eines Bruders eingeräumt, und der verwöhnte Pflegling einer üppigen Opernſängerin war nun der eines reinen Naturweibes, einer ſchwarzäugigen Tatarin, geworden. Aber dieſe ſorgte mit derſelben Aufmerkſamkeit für die Bedürfniſſe des Knaben, wie jene. Die Hütte war, wie ein Keller, in einen Hügel hineingebaut, der ſich nur mäßig über die Ebene erhob, und auch das Dach dieſer menſchlichen Wohnung ſtieg nicht über die Höhe des Hügels hinaus. Es waren nur drei Gemächer in der Hütte, für Max war noch ein viertes gegraben worden. Hier hatte er ſeine Sommerwohnung. Im Winter wurden die Pferde in die großen Stallungen eines nur dreißig Werſte entfernten Dorfes am Don gebracht, und hier erhielt Max eines der kleinen Holzhäuſer ganz allein für ſich zur Wohnung. Zu ſeiner Bedienung waren ſämmtliche Roßknechte angewieſen, und er hatte ſich bald die aufopferndſte Liebe dieſer Naturmenſchen erworben.

Wenn er auf dem flüchtigſten Renner, einer ſchlanken Stute, ſeinem Lieblingsroſſe, über die duftenden Gräſer der Steppe dahinflog, gleich dem ſchnellſten Adler durch die Lüfte, fühlte ſich ſein ſtolzes Herz wunderbar gehoben und befriedigt; der dunkle Drang einer mächtigen Sehnſucht nach hohen, unbeſtimmten Zielen ſchwieg dann in ſeiner Bruſt: es war ihm, als müſſe er auf dieſem ſchnellen Pferde ein ſolches Ziel erreichen, aber wenn er dann Abends an dem hintern Abhange des Hügels lag, deſſen vordere Seite von der Hütte eingenommen wurde, und die Steppe unendlich ſich vor ihm ausdehnte, in graue Dämmerung gehüllt und rund um vom hochgewölbten blauen Himmel umarmt, und in dieſem Himmel die Sternenheere auftauchten und ſich ſchweigend in weiter Ferne auf die Steppe herabſenkten, wenn der Mond oben langſam wandelte, dann glühte jene Sehnſucht nur noch mächtiger in ihm auf und drohete ihm die ſtürmiſch-wogende Bruſt zu zerſprengen. Oft weinte er aus der Tiefe des Herzens herauf verzweiflungsvolle Thränen, aber niemals machte er einen Verſuch zu entfliehen, was ihm mit der Zeit eben nicht ſchwer geworden wäre. Auf einem kühnen Ritt durch die Ukraine, Podolien und Galizien hätte er Ungarn in zehn bis zwölf Tagen erreichen können, aber der Gedanke zur Flucht kam ihm nicht bei. Er war ja frei und ungebunden, und durchſtreifte Tagelang auf ſeiner Stute das Land, ohne daß ihm Jemand über ſein Thun und Treiben Rechenſchaft abverlangt hätte. Seine Sehnſucht hatte einen tieferen Grund, als noch größere perſönliche Freiheit. Es war der Flügelſchlag der Poeſie, der ſeine Seele zu durchrauſchen begann; es waren die Geburtswehen jenes wunderbaren Kindes der thränenreichſten Luſt und des ſüßeſten Schmerzes, das als „erſtes Lied" aus ſeiner Seele hervortrat. Da ritt er denn einſam ganze Tage, er wußte nicht wohin, und härmte ſich ganze Nächte im Angeſicht der Sterne, bis immer mehr Lieder aus ſeiner weichen Seele hervorquollen. Dann rief er wohl laut Luiſens Namen, und richtete ſeine Gedichte an ſie, aber es drängte nicht mehr das ſtürmiſche Verlangen in ihm, bei ihr zu ſein, und von ihren Worten und Küſſen gelobt zu werden; es war vielmehr eine ſtille Anbetung vor ihrem Bilde, das wie eine Heilige in ihm ſtand, über ihn gekommen, und eine ſelige Schwärmerei erfüllte ſeine Tage.

Faſt an keinem Orte auf der Erde hätte Max körperlich und geiſtig beſſer gedeihen können, als in der gras- und duftreichen Steppe dieſes ſüdlichen Himmelsſtrichs, unter den treuherzigen und natürlichen Menſchen, den einzelnen, klugen Bewohnern dieſer Einöde, die ihn alle mit der aufrichtigſten und hingebendſten Liebe liebten, und unter den edeln, ſtolzen Roſſen, die, in ihrer ſchönen und pittoresken Unbändigkeit ſich doch dem menſchlichen Willen unterordnend, ihn das erhabene Gefühl der Freiheit, die ſich dem Geſetze beugt, und nur dadurch die Heilbringerin der Welt wird, lehrten. Er war hier gleich weit entfernt von dem unverſtändigen Despotismus roher Gewalt, der ſeine Geiſtesblüthen erſtarren machte, als von der ihm kaum minder gefährlichen Ueppigkeit und Ueberſchwänglichkeit der geiſtigen Treibhauswärme, womit Luiſens ſchwärmeriſche Liebe ſeine Blüthen in wilder, ſchwindelnder Haſt hervorgetrieben; ruhig und allmälig konnte er ſich hier, nachdem die harte Hülle ſeiner erſten Keimknospe geſprengt war, entfalten und kräftigen. An Luiſens Statt war hier die große Natur ſelbſt ſeine Lehrerin geworden, die ſich in nichts übereilte, ſondern in erhabener und ſtill bewältigender Ruhe ihm ein Geheimniß um das andere erſchloß. In der großartigen und ſchönen Einſamkeit der Steppe, auf ſeinem geliebten Roſſe, angeſtrahlt von der

Sonne und den Sternen, gleichſam auf den Flügeln des Sturmwindes dahin ſauſend, oder mit ihnen kämpfend, oder im Spätherbſt von der Pracht eines Steppenbrandes, der das dürre Gras fraß, entzückt, oder über den Don ſchwimmend, im Kahn auf ſeinen Wellen ſich ſchaukelnd, und ſo mit Natur und Thierwelt auf das Innigſte vertraut, wurde er freier und freier von der Feſſel jener unheimlichen und dämoniſchen Nachtgewalt, die ſein junges Leben beherrſcht hatte, oder ſie verklärte ſich vielmehr in ihm zu einem großen, überſchwenglichen Gefühle, einem, ihn mit Staunen und Anbetung erfüllenden, Selbſtbewußtſein ſeiner außerordentlichen Kräfte, zum ſtillen und innigen Cult eines Hohenprieſterthums und immer tiefern Hineinlebens in die Natur. Was alſo erſt dunkler Inſtinct in ihm geweſen war, wurde in der Steppe allmälig helle Kraft. Er war kein Nachtwandler, kein düſtrer Träumer, kein brütender Kopfhänger mehr, aber mit einem allen Roßhirten unbegreiflichen Seherblick gab er genau die Stelle an, wo ein entlaufenes Pferd weidete, oder die Schickſale einzelner Menſchen ſtanden ihm zuweilen, wenn er in irgend eine gemüthliche Berührung mit ihnen kam, hell beleuchtet vor der Seele. Die Koſaken der Nachbarſchaft, die mit der Zeit immer mehr mit ihm in Berührung kamen, ja wegen ſeiner an Pferden und Menſchen ausgeübten Wunderkuren ihn immer häufiger aufſuchten, hielten ihn für einen Propheten und Heiligen. Aber die magnetiſche Kraft war auch ſo ſtark in ihm, daß er durch das Auflegen der Hand, durch das Beſtreichen mit den Fingern das krankſte Thier heilte, das wildeſte bändigte, und in kranken Menſchen ein Gefühl des Wohlbehagens aufweckte. Das Alles war der Segen der großartigen und poetiſchen Einſamkeit, der Amme und Erzieherin aller wahrhaft großen Menſchen.

Der Frühling des Jahres 1809 hatte das ſüdliche Rußland in einen blühenden Garten verwandelt, der, von zahlreichen Bächen, Flüſſen und Strömen bewäſſert, den Reichthum der Bevölkerung zur Schau trug. Ein ſchöner Reiſewagen, von einigen anderen leichten Wagen gefolgt, flog, von muthigen Pferden gezogen, durch die Ebene, und erreichte eines Abends den Hof von Obrazinskoi. Dieſe ſeltene Erſcheinung erregte auf dem Gute große Bewegung. Knechte und Mägde liefen neugierig zuſammen, die Diener und Dienerinnen des Richters und ſeiner Mutter rannten durch das Haus. Man merkte, es war ein Ereigniß. Eh' noch von den entgegengekommenen Dienern der Wagenſchlag geöffnet war, ſtand Waſſili Zurkow ſchon davor, die Mütze unter dem Arm, und bekomplimentirte die Herrſchaft. Im Wagen ließ ſich auch die rauhe Stimme des Generals vernehmen, welcher dem Gruße ſeines Richters dankte, und ihm dagegen „gute Zeit" wünſchte.

Waſſili war nicht wenig betroffen, eine junge, blendend ſchöne Dame im Wagen zu ſehen, die er natürlich für nichts anders hielt, als die neuvermählte Gattin des Generals, hierher geführt, um ihr die Beſitzungen zu zeigen, welche ſie als Herrin zu verehren hatten. Der junge Richter hob deshalb die Dame mit allen nur möglichen Reſpectsbezeugungen heraus, und machte dabei die ſtille Bemerkung, daß der alternde General zwar einen vortrefflichen Geſchmack beurkundet, nichtsdeſtoweniger in dieſer blühenden und reizenden Jugend eine demſelben gefährliche Wahl getroffen habe.

„Nun, Waſſili, wackrer Junge! Wohl auf?" krähete der General, aus dem Wagen herausſteigend. Biſt ein ſchöner Kerl und ein geſcheidter dazu! Ich muß dich loben. Ueber deine letzte Lieferung Pferde hat mir ſelbſt der Kaiſer Schmeichelhaftes geſagt. Sie waren die ſchönſten und tauglichſten von allen, welche zum Heere gebracht wurden. Auch deinem Rindvieh gibt man in Moskau und Woronesh den Vorzug. Du haſt überall ein gutes Lob, deine Felder haben ein ordentliches Anſehen, und du ſelbſt ſiehſt ganz ſchmuck und ſolid aus. Ich werde dich zu belohnen wiſſen."

Der geſchmeichelte Richter verneigte ſich dankend tief und fragte unterwürfig: „Iſt es erlaubt Ew. Excellenz hochgeborne Gemahlin unterthänigſt als Herrin hier zu begrüßen?"

„Meine Gemahlin?!" lachte der General. „Nun du trauſt mir doch noch etwas zu, mein Junge! Aber du haſt diesmal fehl geſchoſſen. Dieſe junge Dame iſt meine Nichte, die Gräfin Anaſtaſia Eigl, die ich in Moskau aus der Penſion mit genommen habe, weil ſie mich dringend bat, ihren Bruder, den Max, beſuchen zu dürfen. Was haſt du denn mit dem Wetterjungen angefangen, und wo ſteckt er? Du haſt mir ja niemals ein Wort über ihn berichtet."

„Ich wünſchte Ew. Excellenz mit ihm zu überraſchen; denn er iſt in ſeinem Fache ein ausgezeichneter junger Mann geworden. Und wenn Ew. Excellenz früher vielleicht Urſache haben mochten, mit ihm nicht ganz zufrieden zu ſein, ſo werden Sie jetzt um deſto größere Urſache finden, ihm Ihre ganze Gewogenheit wieder zuzuwenden."

„Soll mir lieb ſein," verſetzte der General trocken, und ſtützte ſich auf des Richters Arm, um die Treppe im Hauſe zu erſteigen. „Aber was hat denn der Burſche für ein Fach gewählt?"

„Er iſt nicht nur ein trefflicher Reiter, ſondern auch ein tüchtiger Roßarzt geworden, und hat ſeinen Aufenthalt in der Steppe bei Ihrem Tabun genommen, Excellenz. Und wenn Ihre Pferde ſich eines Vorzugs zu erfreuen gehabt haben, ſo darf ich Sie verſichern, daß ein großer Theil des Verdienſtes um die Verbeſſerung der Pferdezucht in Ihrem Tabun auf Rechnung Ihres Neffen kommt."

„Ei der Tauſend! da wäre ja der Weiberheld doch zu einer männlichen Arbeit gut geweſen. Nun das haben wir wiederum keinem Menſchen weiter zu verdanken als dir, Waſſili. Ich ſagte es gleich, wenn Einer noch etwas aus ihm machen kann, ſo iſt's Waſſili Jurkow, und deshalb ſchickte ich ihn dir hierher, und überließ dir ganz und gar nach deinem Belieben mit ihm zu verfahren."

Anaſtaſia hatte zwiſchen dieſe Worte ihres Oheims ſchmerzlich geſeufzt: „Großer Gott, ein Roßarzt!"

und der ſchlaue Richter hatte dieſen Ausbruch des ſchweſterlichen Schmerzes nicht überhört.

An der Zimmerthüre trat ihnen Tatjána mit orientaliſchem Gruſſe entgegen.

„Gott ins Haus!“ rief der General heiter. „Ich ſehe mit Vergnügen, Tatjána, daß du noch ein ſehr ſchönes Weib biſt, während ich ein alter Burſche geworden bin. Mich wunderts nur, daß du dich nicht verheirathet haſt; denn ich weiß recht gut, daß es dir nicht an Freiern gefehlt hat.“

„Die Sorge für meinen Sohn hat mich davon abgehalten, Excellenz. Die Liebe zu ihm ließ mich an keine Heirath denken.“

„Ich weiß, du haſt als brave Mutter an ihm gehandelt. Er wird dir's vergelten.“

„Er vergilt es mir ſchon lange, Excellenz; er iſt der beſte Sohn, und hält ſeine Mutter in hohen Ehren.“

„Es iſt mir lieb, Tatjána, auch aus deinem Munde ſein Lob zu vernehmen. In der That lobt ihn Jedermann, und am meiſten ſeine Werke. Ich werde danach zu handeln wiſſen, Tatjána, und du ſollſt mich nicht erſt daran erinnern, daß ich für ihn zu ſorgen habe.“

„Waſſili's brennende Blicke hingen unterdeſſen begehrlich an Anaſtaſia's ſanften Zügen; er war bald von ihrer Schönheit wie bezaubert. „Wann werde ich denn meinen armen Bruder ſehen?“ fragte ſie ihn traurig. „O Gott, ich hatte mich ſo ſehr auf ſeinen lang entbehrten Anblick gefreut, und nun finde ich ihn doch nicht hier!“

„Waſſili!“ rief der General barſch. „Morgen mit Tagesanbruch fährſt du mir dieſe larmoyante Perſon in die Steppe hinaus, ſonſt hätten wir eher keinen frohen Augenblick, bis ſie den Burſchen geſehen.“

„Ich ſchätze mich glücklich zu Ihrem Begleiter auserſehen zu ſein, gnädige Gräfin, und ich eile, die Fahrt vorzubereiten.“

Nach einer halben Stunde ſchon ſprengte ein treuer Knecht mit geheimen Aufträgen an den Roßhirten nach der Steppe. Dem ſchlauen Richter lag Alles daran, den günſtigen Schein nicht nur zu retten, ſondern ſelbſt zu erhöhen, in welchem er bei ſeinem Gebieter ſtand. Das heiße orientaliſche Blut in ſeinen Adern erzeugte bereits die kühnſten Wünſche in ſeinem Herzen, und ein Blick auf Anaſtaſia's zarte Geſtalt jagte die abenteuerlichſten Pläne durch ſeinen Kopf. Mit einer Schnelligkeit, die man Zauberei hätte nennen können, waren zwei

Zimmer für die junge Gräfin mit ſo viel Pracht eingerichtet, wie nur immer die Umſtände erlaubten, und ſechs Dienerinnen ſtanden in ſchneeweißen Gewändern, mit gekreuzten Armen, die Befehle der Herrin zu vollziehen.

Waſſili ſchloß die ganze Nacht kein Auge; ſeine wildbewegte Phantaſie war unabläſſig mit Anaſtaſia's reizender Geſtalt beſchäftigt, und ſein ungezähmter Ehrgeiz ſetzte mit ihr Gedanken, Wünſche und Abſichten in Verbindung, die bis jetzt heimlich in ſeinem Kopfe getrieben, aber noch nicht mit einem Laute an das Tageslicht getreten waren. Der unbändige Geiſt dieſes Menſchen, dem jedes Mittel heilig war, ſich empor zu bringen, der unter der Aegide ſeiner Mutter und mit deren Hülfe ſeinen Herrn beſtahl, während er ſich deſſen lobende Zufriedenheit zu erwerben wußte, bedurfte eines Anlaſſes, wie der Beſuch Anaſtaſia's in ſeiner Einöde, um emporzuſchnellen, und ſeine ehrgeizige Thätigkeit nach einem hohen Ziele zu lenken, das ihm Geburt und Verhältniſſe ſtreng zu verſagen ſchienen. Ihre Erſcheinung in ſeiner Wohnung war der Zauberſchlag, der plötzlich alle Triebwerke ſeines Geiſtes in Bewegung ſetzte. Und er war von der Natur reich damit ausgeſtattet. Er ahnete es in dieſer

Nacht, daß dieſes holde, weibliche Weſen beſtimmt ſei, ihn von der Grenze Aſiens in die raſtloſe Bewegung der höhern, europäiſchen Geſellſchaft zu rufen, und daß ſie ihm den Weg zu der Weltbühne anbahnen müſſe, auf welcher eine Rolle zu ſpielen, ihm in heißen Jünglingsträumen oft genug ſchon vorgeſchwebt hatte. — Liebte er denn Anaſtaſien, und hatten ihr ſchüchtern ſanfter Blick, ihr zartes Weſen, ihre ſchlanke Geſtalt, die wenigen freundlichen Worte, die ſie an ihn gerichtet, ſo ſchnell die Flammen des ſchönſten und ſüßeſten Gefühls in ſeiner Bruſt entzündet? Träumte er ſich an ihrer Bruſt als ein Glücklicher, ſie Beglückender? — Waſſili war ſeiner Natur nach zu ſehr Aſiate, um jene zärtlichen Empfindungen zu kennen; er war glühend in Anaſtaſia's Schönheit entbrannt, begehrte ihren Beſitz und gedachte, hätte er nur erſt dieſen erſtrebt, durch ſie in eine Laufbahn zu kommen, die er allein ſeiner Talente und ſeines Eifers für würdig hielt. Das war der Inhalt aller Pläne, die ſeinen heißen Kopf in dieſer Nacht fieberiſch durchzuckten; daneben dachte er ſich glänzende Feſte aus, welche er der ſchönen Gräfin geben wollte, um ſie für ſich zu gewinnen. — Der erwachende Tag ſah ihn ſchon in einem prächtigen, ſeine ſchöne Geſtalt vortheilhaft kleidenden Kaftan, beſchäftigt, Befehle zu geben und Anordnungen zu treffen, die ſich auf ſeine Wiederkehr mit der Gräfin aus der Steppe bezogen. Als er, vom Befehl des Generals in deſſen Zimmer gerufen, hier die ſanft erröthende Anaſtaſia mit der Gewandtheit eines fein gebildeten Europäers begrüßte, rief der General in froher Laune: „Wahrlich, Waſſili, du biſt der ſchönſte Mann, den ich jemals in Kleinrußland geſehen! Man ſieht und hört dir's an, daß du mit Vortheil in Petersburg ſtudirt haſt. Anaſtaſia müßte keine Augen haben, wenn ſie das nicht auch bemerken wollte."

Die Gräfin vermochte ihre Verwirrung über dieſe ſeltſame Rede ihres Oheims nicht zu verbergen; ſie rüſtete ſich zum Aufbruch. Waſſili jauchzte aber innerlich und glaubte in dieſen Worten eine Gewährſchaft zu haben, daß der General ſeinen Wünſchen nicht entgegen ſein werde. Er flüſterte ſeiner Mutter ſchnell ein Paar Worte zu, und hob dann den ſchönen Gegenſtand ſeines Verlangens in den Wagen, in welchem er an ihrer Seite gleichfalls Platz nahm. Vier Pferde führten ihn mit ruſſiſcher Schnelligkeit davon.

„Ich dachte einem Manne von Ihrer Bildung müßte das Leben hier unerträglich ſein, wo weder eine geiſtverwandte Geſellſchaft, noch ſonſt ein Inſtitut dem Bedürfniße entgegen kommt," bemerkte die Gräfin während der Fahrt.

„Sich in die Umſtände fügen, wenn, ſie zu ändern, außer unſrer Macht liegt, zeugt auch von Seelengröße," verſetzte Waſſili. „Glauben Sie mir, gnädigſte Gräfin, ich wäre auch lieber in einer der beiden Czarenſtädte thätig, ja, ich bin ſogar ſo unbeſcheiden zu glauben, daß nur dort das wahre Feld meiner Wirkſamkeit ſei."

„Aber warum vermögen Sie den General nicht, daß er Sie befördern läßt?"

„Er iſt mein Herr, und ich darf mich nicht erkühnen, ſtolze Wünſche gegen ihn laut werden zu laſſen. Das iſt nicht Sitte in Rußland."

„Freilich kann ich mich immer noch nicht in die Sitten und Gebräuche dieſes Landes finden. — Mein Oheim hält große Stücke auf Sie; Sie haben viel Steine bei ihm im Bret. Ich glaube, daß er zu Schritten, die Ihre Verſetzung in ein Staatsamt bezweckten, nicht ſchwer zu bewegen wäre."

„Und doch darf ich ihn nicht darum anſprechen; denn ich bin das, wozu er mich beſtimmt hat. Weiteres kann und darf ich nicht von ihm verlangen."

„Und wozu hat er Sie beſtimmt?"

„Zum Richter und Adminiſtrator von einem ſeiner Güter. Er entdeckte in mir, dem Knaben, nicht ganz gewöhnliche Talente; er ließ mich deshalb unterrichten, und erſt das Studium der Rechte in Petersburg und Moskau, dann das der Landwirthſchaft auf ſeinen Gütern erlernen. Er wendete das Geld an mich, um Vortheil von mir zu ziehen. Dieſen kann ich ihm aber nicht als Staatsdiener bringen. Sobald ich in den Staatsdienſt träte, müßte er mich freigeben."

„Sind Sie denn ſein Leibeigner?" rief die Gräfin mit dem Ausdruck eines geſpannten Mitleids, und heftete ihr ſanftes Auge mit einem Blicke unruhiger Beſtürzung auf ſeine ſchönen Züge.

„Ich bin als ſein Leibeigener geboren," entgegnete der Richter mit gedämpfter Stimme, und ein Schmerz zuckte dabei über ſein Geſicht, wie er ihn noch nie empfunden hatte, eine flammende Anklage der Verhöhnung der Allen zuſtehenden Menſchenrechte.

„O mein Gott!" rief Anaſtaſia erſchüttert, und verhüllte ihr Geſicht. Ihre ſchöne Seele blutete vor Schmerz. Dann erhob ſie das Haupt wieder in reiner Demuth und edler, weiblicher Würde, und ſagte mit freudiger Zuverſicht: „Mein Onkel wird und muß ſie freigeben. Er hat mir dieſen Morgen ſelbſt geſagt, daß er Sie liebt und daran denkt, Ihr Glück zu begründen. Ich werde mit ihm darüber ſprechen.“

„Sie wollen meine Fürſprecherin ſein, gnädigſte Gräfin!“ rief der Richter entzückt, und ergriff ihre Hand. „O, wenn ſich Diejenigen freilich meiner erbarmen, welche der Himmel der armen Erde als Boten und Zeugen ſeiner Gnade geſandt hat, dann verzweifelt mein bisher zerknirſchtes Herz nicht länger, daß ich ein meinen Kräften angemeſſenes Wirkungsfeld erſtreben werde. Und wie glückſelig werde ich ſein, Ihnen einſt Alles verdanken zu dürfen!“

„Sie haben mit den Sitten und der Umgangsſprache der Geſellſchaft auch ihre Schmeicheleien gelernt!“ ſagte die Gräfin anmuthig lächelnd.

„O, ein in Begeiſtrung und Dankbarkeit aufjauchzendes Herz, welches plötzlich in ſeiner tiefen Schmerzensnacht, die es ewig wähnte, die bunte Flamme der Hoffnung aufleuchten ſieht, redet die Sprache der Wahrheit. Möchte dieſe Flamme nur kein Irrlicht ſein, und ich zwiefach und unſäglich unglücklich in meine Nacht zurückſtürzen, um verzweifelnd darin umzukommen!“

„Nein, das darf nimmer geſchehen, und ſollte ich ſo lange auf den Knien vor meinem Oheim liegen, bis er mir Ihre Freiheit geſchenkt hat!“ rief die ſchöne Schwärmerin mit Thränen in den ſeelenvollen, blauen Augen. „Hat er mir doch die Rechte einer Tochter eingeräumt, und ſeinem Kinde darf er dieſe menſchliche Bitte nicht abſchlagen.“

„O, dürfte ich dann Ihr Sklave ſein!“ jubelte Waſſili, und überglühete ſie mit ſeinem feurigſten Blicke. Aber ſie konnte ihn in dieſem Augenblicke nicht verſtehen, und es war gut für ihn und ſeine Pläne, daß ſie ihn jetzt nicht verſtand. Ihr reines, jungfräuliches Herz wallte über von ſchwärmeriſchen Gefühlen, Gedanken und Vorſätzen zu einer ſchönen That. Die Gründerin des Glücks dieſes jungen, genialen Mannes zu ſein, ihm die Stufe zu legen, auf der er die Staffel der Ehren und Würden erklimmte, das begeiſterte ſie und füllte ihre ganze Seele aus.

„Wir wollen einen Vertrag mit einander abſchließen,“ fuhr ſie dann fort. „Es ſteht in Ihrer Macht, auch etwas, nein recht ſehr viel für mich zu thun. Und ſo wollen wir denn nach dem Sprichwort: Eine Hand wäſcht die andre, Eins für das Andre handeln und wirken.“

„Ich für Sie handeln! O, Sie ſteigern mein Glück ſchon heute auf eine Stufe, die es bis jetzt noch nicht gekannt. Nennen Sie mir ſchnell, was ich für Sie thun kann und ſoll, angebetete Gräfin; doch nehmen Sie ſchon vorher das heiligſte Verſprechen, daß ich, was menſchlichen Kräften zu erſtreben möglich iſt, für Sie erreichen werde.“

„Ach, ich will ja gar nicht hoch hinaus!“ lachte Anaſtaſia. „Es ſind lauter ſehr mögliche und gewöhnliche Dinge, die ich von Ihnen verlange. — Der General hat Ihnen meinen Bruder ganz übergeben; er hat in zwei Jahren, wie ich zu meinem Schmerze höre, nicht wieder nach ihm gefragt. Sie ſind alſo dem Max, mir und unſrer ganzen Familie einſt verantwortlich für dieſe wichtigſten Jahre der Jugendbildung, welche der Knabe unter Ihrer Obhut verlebt hat. Ich kenne meines Oheims unglücklichen Wahn in Beziehung auf Max, und ſeine Abneigung gegen denſelben. Um ſo wichtiger iſt aber die Pflicht, welche Sie übernommen haben. Nun kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß es mich äußerſt ſchmerzlich überraſcht hat, aus Ihrem Munde zu hören, daß Max ein Roßarzt geworden iſt. In der That, mein Herr, der einzige Sohn eines angeſehenen gräflichen Hauſes und — Roßarzt, das iſt eine Zuſammenſtellung, die mich ſchaudern macht. Bei uns ſind Zigeuner und Hufſchmiede Roßärzte. Und mir iſt doch nur gar zu wohl die hohe Bildungsfähigkeit meines Bruders bekannt; die glänzenden Anlagen ſeines Geiſtes ſind geſchickt die ſchönſten Reſultate zu erzielen. Wenn ich nun Ihre eigene Bildung, mein Herr, und die Bildungsfähigkeit des Knaben zuſammenſtelle, ſo kann ich mich vor Erſtaunen nicht faſſen, daß Sie ihn zu einer Beſchäftigung beſtimmen konnten, die ſeiner geiſtigen Kräfte, wie ſeiner Geburt, gleich unwürdig iſt."

„Es iſt ſeine eigene Wahl, gnädigſte Gräfin," ſtammelte Waſſili, vergebens bemüht, ſeine Verlegenheit zu verbergen. „Ich bin nur ſeinen Wünſchen gefolgt."

„Sagen Sie das nicht! Geſtehen Sie lieber, daß die Ihnen nicht unbekannt gebliebene Abneigung des Oheims Sie zur Gleichgültigkeit gegen den Knaben geſtimmt hat, und daß Sie denſelben ſeinem Schickſal überließen."

„Sie urtheilen zu hart. — Hätte ich freilich ahnen können, welch' eine Schweſter — — daß ich das Glück — —"

„Ich bin zur rechten Zeit gekommen, um dieſem traurigen Zuſtande ein Ende zu machen. Nun bin ich allein zu ſchwach, den Starrſinn und die Hartnäckigkeit meines Oheims zu beſiegen. Er iſt ein Feind unſeres Geſchlechts, und in ſeinen Augen war es ſchon ein Verbrechen Max's, ein Günſtling und Zögling von Frauen zu ſein. Um das unglückliche Loos meines armen Bruders zu verbeſſern, bedarf ich alſo männlicher Hülfe, und welche wirkſamere könnte ich finden, als die Ihrige? Sie ſind nur gleichgültig gegen meinen Bruder geweſen; Ihr eigner Vortheil wird Sie leicht in das Gegentheil umſtimmen. Verbinden wir uns alſo mit einander. Ich arbeite beim Onkel für Sie; Sie arbeiten beim Onkel für mich, d. h. für Max. Ich ſelbſt habe gar keine eigenen Intereſſen; ſie gehen alle in denen meines Bruders auf, und es hat mich zwei lange Jahre ſchweren Grams gekoſtet, gar nichts von ihm zu wiſſen. Meine Liebe zu Max hat keine Grenzen; um ſein Glück zu begründen, bin ich jedes Opfers fähig."

„Gebieten Sie über mich, Gräfin!" rief der Richter, deſſen Verſchlagenheit plötzlich einleuchtete, daß er das Mittel zur Erlangung ſeiner Wünſche in den Händen hatte, und bisher ſchmählich unbenutzt gelaſſen habe. „Max," fuhr er fort, „iſt mir von dieſem Augenblick an die wichtigſte Perſon auf der Welt, der alle meine Kräfte gewidmet ſind, alle meine Beſtrebungen gelten. Und ich möchte Sie faſt erſuchen, gnädigſte Gräfin, für mich bei Sr. Excellenz gar nichts zu thun, damit mir der Schmerz erſpart wird, glauben zu müſſen, Sie ſähen meine künftige Handlungsweiſe, wie Sie vorhin andeuteten, nur als Ergebniß des Egoismus an. Wahrlich, ich wünſche in dieſem Augenblick nichts weiter, als für Sie, für Ihr Heil, Ihr Glück, oder für Max ſterben zu können, um Sie von der Reinheit und Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen für Sie überzeugen zu können."

„Sie ſind ein edler, trefflicher Menſch, Waſſili," ſagte Anaſtaſia gerührt, und reichte ihm die Hand. Das Intereſſe an ihm, welches zuerſt das Mitleid erregt hatte, jenes zarte, ſchöne Mitgefühl in der weiblichen Bruſt, welches nicht allein Thränen für fremde Noth hat, wurde nun ſchon geſteigert durch ſeinen Edelſinn. Und endlich konnte ſie ſich wirklich nicht verhehlen, daß Waſſili Jurkow der ſchönſte Mann ſei, welchen ihr Auge noch erblickt. Aber, ein edler und ſchöner Jüngling in einer Lage, welche die Mitleidenſchaft und die

Thatkraft eines von ſanften und ſüßen Gefühlen bewegten Frauenherzens aufruft, iſt ſchon im Beſitz dieſes Herzens, bevor es beide Theile recht vermerken. Kein Gefühl iſt der Liebe günſtiger, als das Mitgefühl in ſanften, ſchwärmeriſchen Frauenſeelen; es iſt die Morgenröthe der unausbleiblichen Sonne Liebe. — Und wer war wohl ſchlauer und geſchickter, ſeinen Vortheil, den er mit ſcharfem Auge wahrnahm, Schritt vor Schritt, wie ein gewandter Feldherr, zu verfolgen, und ſo das unbewachte Herz der ſchönen Gräfin zu erobern, als Waſili? — Er erzählte ihr, daß ſein Vater vor ſeiner Geburt geſtorben, und er allein von ſeiner trefflichen Mutter erzogen worden ſei, die, die Tochter eines kirkiſiſchen Häuptlings, als zartes Kind auf einem kriegeriſchen Streifzuge in die Hände der Feinde ihres Stammes gefallen und von dieſen als Leibeigene verkauft worden ſei; er erzählte ihr ferner von ſeiner eignen trüben Jugend, von ſeinem freudenarmen Leben bis jetzt, von ſeiner Sehnſucht nach einem Herzen, das einen Tropfen Honig in den Wermuthsbecher ſeines Lebens gießen möchte, und er wußte ſeine Worte ſo gut zu wählen, die Farben ſo geſchickt zu miſchen und aufzutragen, daß Anaſtaſia, von

Hochachtung und Liebe zur Mutter und zum Sohne erfüllt, ſich wiederholt gelobte, der rettende Engel dieſer edeln Menſchen zu werden.

Waſſili ließ es nicht an den zarteſten Aufmerkſamkeiten fehlen; überall am Wege fanden ſie Männer und Frauen mit Erfriſchungen, und Waſſili leugnete nicht, daß dies ſein Werk ſei. Das heiterſte Wetter begünſtigte die Fahrt, und Anaſtaſia wurde ſo froh und heiter aufgeregt, wie ſie ſeit Jahren geweſen zu ſein ſich nicht erinnern konnte. Nachmittags machte Waſſili die Gräfin auf einen dunkeln Punkt in der weiteſten Ferne der Ebene aufmerkſam, der ſich mehr und mehr vergrößerte, und endlich mit zauberhafter Schnelle näher rückend, ſich zu einem Reiter geſtaltete, welcher, wie ein Adler, über den Boden hinzufliegen ſchien. Anaſtaſia konnte das Auge nicht von ihm abwenden; ſie hatte ſo noch nicht reiten geſehen; aber als ihre Aufmerkſamkeit ſich höher zu ſpannen begann, war der wilde Steppenreiter ſchon am Wagen, und hielt das Thier an, welches nur aus zarten Knochen, ſtarken Nerven und einem glänzenden Fell zu beſtehen ſchien. So ſchön aber auch das Roß war, der Reiter war doch weit ſchöner. Ein ſchlanker und doch kräftiger Jüng ling von einem herrlichen Ebenmaß der zierlichen Glieder und einer Geſchmeidigkeit und Biegſamkeit des Körpers, die an die Raubthiere der Wüſte erinnerte; ein edel geformter Kopf, von blonden Locken umwallt, die während des Rittes maleriſch geflogen waren, eine hohe, ſchön gewölbte Stirn, ein tiefliegendes, dunkelblaues Auge voll wilder Schwermuth, eine lange, edle Naſe, ein rother, kühner, ja trotzig aufgeworfener Mund, deſſen Oberlippe der erſte Flaum des natürlichen Männerſchmucks zierte, blühende, von der Aſiatiſchen Sonne gebräunte Wangen, die ganze Geſtalt in braunes Leder enggekleidet, welches jede Körperform wieder gab, und dieſe Geſtalt, dieſes Geſicht voll wild-edeln, ſchwermüthig-trotzigen Ausdrucks, kühn und muthig, überraſchend ſchön, der herrlichſte, liebenswürdigſte Sohn der Wildniß, der reizendſte, gewandteſte Reiter der Steppe, ſo hielt er am Wagen, und rief mit klangvoller Stimme, mächtig bewegt und gleichſam unter Thränen jubelnd: „Meine Anaſtaſia!"

Die Gräfin ſtarrte ihn an und erkannte ihn, obgleich es ihr ſchwer fiel, ſich zu überzeugen, daß ihr Bruder vor ihr ſtehe; er war im Nu vom Pferde und im Wagen, und unter ſeinen ſtürmiſchen Küſſen brachte ſie nur die Worte: „Max! Mein lieber Max!" hervor. — Dieſer hochaufgeſchoſſene, blühende Jüngling, deſſen tiefſinnige Seelenſchönheit ſich in ſeinen edeln Formen ausdrückte, deſſen reines Auge mächtiger zu ihr ſprach, als alle Worte, er war alſo der bleiche, trübſelige, kränkelnde Knabe, wie er in ihrer Erinnerung fortgelebt war. Sie war zuſammengezuckt vor freudigem Schreck, und noch immer ließ ſie das Entzücken nicht zu Worten kommen. Alle ihre Pulſe hüpften vor Wonne und ſchweſterlicher Liebe. Er aber hatte ſich mit den Armen an ihren Hals gehängt, und erſtickte ſie faſt mit Küſſen. In ſolchen Augenblicken küßt der Himmel die Erde, ein Engel greift mit ſonnenlichter Hand herab und preßt zwei Menſchenherzen aneinander, und ſie ſchauern in Thränen des Entzückens in einem heiligen, großen, ſüßen Schmerze, dem Gipfel aller irdiſchen Seligkeit, zuſammen, und wenn der Augenblick vorüber iſt, ſchauen ſie ſich verwundert an; der Himmel iſt wieder weit oben, und die Hand des Engels verſchwunden. O, warum iſt die in Staub gekleidete Seele nicht fähig, die Seligkeit, die ſie auf Augenblicke überglüht, dauernd zu feſſeln? Nein, ſie kann, ſie darf nicht, ſonſt hätte ſie ja das Paradies, nach dem ſie ringt und ſich ſehnt, und es wäre kein Kampf mehr und kein Sieg, und die Erde hätte ihre Bedeutung verloren. Wie Blitzesſchein ſoll dir die göttliche Luſt vom Himmel fallen, damit du weißt, daß deine Ahnung, deine Sehnſucht keinem leeren Wahnbilde nachjagt. Aber ſtrecke die Hand nicht danach aus, ſie zu feſſeln! Das Sterbliche und Vergängliche kann ſich nicht dauernd mit der göttlichen Luſt vermählen. Harre im Staube aus, glaube und hoffe, daß der, welcher dir den Tropfen Seligkeit auf die ſterbliche Zunge legte, um dein Weſen irdiſch zu verklären, deinen Durſt an der Quelle ſtillen wird, wenn die Hülle von dir gefallen iſt, wie ein Gewand, eh' man in's Bad ſteigt! Ja, in ein Meer von Entzücken und Wonne zu ſtürzen, zu baden, zu ſchlürfen — — hoffe es — glaube es!

Es kam zwiſchen Max und Anaſtaſia zu Fragen und Antworten; der Wagen ſetzte ſich wieder in Bewegung, und Max's Pferd lief nebenbei, wie ein treuer Hund. Er erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie in Moskau gelebt, ſie hörte mit Thränen ſeine Schickſale. Das lockige Haupt an ihre Bruſt gelehnt, klagte er ihr all' ſein bitteres Leid, theilte er ihr all' ſeine ſüße Luſt mit. Waſſtill ſaß in großer Unruhe daneben, eine gerechte Anklage befürchtend, aber zu ſeiner großen Beruhigung ſchien der gemißhandelte Jüngling nicht zu wiſſen, daß er auch von ihm Unrecht erfahren habe.

„Oft glaubte ich in der langen, tiefen Einſamkeit dieſer Steppe vor Sehnſucht nach Euch zu ſterben, dann iſt mir's — wenn ich Tage lang mich abgehärmt — geweſen, als umſchwebe mich Luiſe. Ja, lächle nur! Ich habe ſie wirklich geſehen; ſie iſt neben mir geweſen, wie mein eigner Schatten, und hat mir Worte des Troſtes und der Beruhigung zugeflüſtert. So hat ſie Stunden lang mit mir verkehrt. Dann ſchrieb ich Briefe und Gedichte an Euch. O, ich habe einen ganzen Pack Schriften, gereimt und ungereimt, die ich alle an Euch gerichtet habe. — Aber nun Du da biſt, iſt aller Harm vergeſſen, und der Onkel wird uns gewiß nicht wieder trennen. So grauſam kann kein Menſch ſein. Die Zeit der Prüfung iſt nun vorüber.“

„Willſt Du denn wieder mit mir in die Welt zurückkehren, Max?“

„Und Du fragſt noch, Anaſtaſia? — Nur wenn Du hier in der Steppe bliebſt, würde ich mich entſchließen, auch zu bleiben. Mein Herz verlangt ſtürmiſch mit allen Trieben unter Menſchen, in das bunte Getreibe des Lebens. Wenn Du gingeſt, ohne mich mit zu nehmen, ich glaube, ich würde mich todt grämen oder wahnſinnig werden."

„Du ſollſt mit mir. Hier Waſſili Jurkow iſt Bürge für mein Verſprechen. Die Steppe hat ihre Wunder an Dir verrichtet, ſie hat Dich körperlich und geiſtig gepflegt und geſtärkt; ſie hat Dich tüchtig gemacht für das Leben, welches Dir nun ſeine Pforten aufthun ſoll. Aber wofür haſt Du Dich entſchieden, Max? Willſt Du Soldat werden, wozu der Oheim Dich gleich anfangs beſtimmt hatte?"

„Ich habe noch nicht daran gedacht," verſetzte Max. „Vor dem Soldatenſtande habe ich immer noch Abſcheu, weil ich geprügelt wurde, um exerciren zu lernen. Wenn Du es aber wünſcheſt, ſo will ich dieſe Abneigung beſiegen."

„Nicht meinetwegen ſollſt Du einen Dir verhaßten Stand wählen. Ich liebe ihn ſelbſt nicht, und ſähe Dich nicht gern Soldat. Ich wollte Du ſtudirteſt die Rechte, um einſt ein geſchickter Staatsdiener zu werden. Zwei große Reiche, die beide

Dein Vaterland ſind, ſtehen Deiner einſtigen Wirkſamkeit offen.“ —

„Du wünſcheſt es, geliebte Schweſter, und ich will die Rechte erlernen, um ein Beamter zu werden.“

„Und Waſſili Jurkow wird Dir behülflich ſein.“

„Ich will ſein Lehrer werden, und ich hoffe ihn bald weit zu bringen,“ ſagte der Richter.

„Wir wollen unſern Plan näher beſprechen, und dann den Oheim dafür zu gewinnen ſuchen.“ —

Gegen Abend langten ſie bei dem Tabun an. Max ſprang aus dem Wagen wieder auf ſein Pferd, und verſchwand im Nu hinter einer Baumgruppe. Gleich darauf brach dort eine Schaar abenteuerlich geſchmückter Reiter hervor, von Max angeführt. Sie waren mit Kränzen behangen, und hielten Laubgewinde in den Händen. Auch trugen ſie Schilde und kurze Schwerter, und hatten tatariſche, ſpitze Blechhauben auf. Es war der Roßhirt mit ſeinen ſämmtlichen Knechten, welche mit großer Geſchicklichkeit einen tatariſchen Reitertanz als Empfangsfeierlichkeit der Gräfin ausführten. Bald ſchlangen ſie die Laubketten und Kränze in maleriſchen Windungen, bald ſchlugen ſie, einen Kampf darſtellend, mit ihren Schwertern an die Schilder bald jagten ſie wie der Sturmwind in wilder Flucht auseinander, und zerſtreuten ſich in der Ebene, bald kamen ſie eben ſo ſchnell wieder herbei, daß die Bäuche ihrer Roſſe die Erde ſtreiften, und drängten ſich in eine dichte Reihe zuſammen, und nun ließen ſie plötzlich Hörner und Flöten erſchallen, und ſchlugen praſſelnd dazu an die Schilde, auf dieſe Weiſe einen lärmenden Siegszug vorſtellend. Und als ſie nun dicht am Wagen vorüber ritten, warf jeder der ſchönen Gräfin ſeinen Kranz zu, ſo daß ſie bald ganz mit Kränzen bedeckt war. Anaſtaſia's ſinniges Auge ruhte dankbar überraſcht auf Waſſili; das ſeinige funkelte vor Freude. Er und Max führten die Gefeierte nun in die Hütte, wo Max's Zimmer für ſie ausgeſchmückt war. An der hintern Seite des Hügels unter einem Baume war eine Tafel bereitet, und die Frauen und Töchter der Roßhirten kamen in weißen Linnen, um die Gäſte zu bedienen; die Knechte führten eine etwas wilde Tafelmuſik auf.

Eh' Anaſtaſia auf ihrem duftenden Lager von Wolfsfellen und Linnenladen entſchlummerte, geſtand ſie, daß außer dem verſtorbenen Kapellmeiſter noch nie ein Mann ſie ſo intereſſirt habe, wie

Waſſili Jurkow, und ihr frommes Nachtgebet beſtand faſt nur aus Bitten für ſein Wohlergehen.

„Sie liebt mich, Mutter; ſie erwiedert meine Leidenſchaft,“ flüſterte Waſſili in der Nacht nach ſeiner Rückkehr der hocherfreuten Tatjāna zu. „Ich nahm all meinen Muth zuſammen, und ſagte ihr in einem Augenblick, wo wir allein waren, ſie ſei der Engel meines Lebens oder kein Weib auf Erden. Ein Blick, ein Händedruck, ein Wort verſicherten mich ihrer Gegenliebe. Sie ſagte mir nur unter einer Bedingung würde ſie meine Gemahlin werden, daß ich ihrem Bruder Retter, Freund, Lehrer, Bruder ſei. Wie gern verſprach ich Alles. Jetzt iſt es an Dir, Mutter, des Generals Einwilligung zu erbitten. Aber ich zweiſle, daß Du ſie erlangen wirſt, obgleich er ſich mir äußerſt gnädig zeigt, und dieſer Zweifel macht mich troſtlos.“

„Beruhige Dich doch, mein Kind, ſei getroſten Muthes, und ſchenke meiner Verſicherung Glauben, daß Du morgen die Einwilligung des Generals zu Deiner ehelichen Verbindung mit ſeiner Nichte haben wirſt, und übermorgen Deine Befreiung aus der Leibeigenſchaft, und in drei Monaten ein Staatsamt, und in einem halben Jahre den Adel vom Kaiſer, und wenn einſt der General den Weg alles Fleiſches gegangen iſt, einen Theil ſeines Erbes."

„Mutter, redeſt Du im Fieber? Du machſt mich erſtaunen! Das ſind mir unauflösliche Räthſel! Welche Macht haſt Du denn über unſern Herrn und Gebieter, um mir durch ihn und von ihm ſolche Vortheile zu verſchaffen, die nur Gegenſtände meiner kühnſten Träume waren?"

„Ich will Dir das Räthſel mit einem Worte löſen; denn in der That iſt es nur ein einziges. Die Zeit iſt endlich gekommen, wo Du erfahren mußt, daß der General von Eigl Dein Vater iſt."

„Wie? Ich ſein Sohn!"

„Du biſt's! Er hat Dich ſtets als ſolchen geliebt, darum ließ er Dich die Rechte ſtudiren, darum erhob er uns über den Troß ſeiner übrigen Leibeigenen; darum iſt er geneigt, Dir die Freiheit zu geben, Dich zu heben und zu befördern, wie er es Deinen Talenten ſchuldig iſt. Darum wird er Dir auch gern und willig ſeine Nichte zur Frau geben. Sieh dieſen Ring! Er iſt ein Geſchenk des Generals. Er gab ihn mir, als Du geboren warſt, und ſagte zu mir: dieſer Ring ſei Dir ein Unterpfand, daß ich einſt für unſern Sohn, wenn er das Leben behält, getreulich als Vater ſorgen werde, je wie er nach ſeiner geiſtigen Kraft Anſprüche an dieſe Vaterſorge zu machen hat. — Wenn Du mir dieſen Ring vorzeigſt, werde ich Dir in Bezug auf ihn keine Bitte, die ich gewähren kann, abſchlagen.“

„Himmel, welch ein leuchtendes, blühendes Feld eröffneſt Du mir!“ rief Waſſili berauſcht.

„Du wirſt es zu Deinem Vortheil zu bebauen verſtehen, und ich werde Dir getreulich dabei an die Hand gehen. Ich kenne des Generals Schwächen. Wenn wir ſie geſchickt benutzen, kann Dir eine glänzende Zukunft nicht entgehen.“

„Glaubſt Du wohl, daß der General mich geſetzlich als ſeinen Sohn anerkennen und mir mit ſeinem Namen alle Rechte ſeines Sohnes zugeſtehen wird?“

„Ich wage darauf nicht bejahend zu antworten. Du mußt Alles verſuchen. Wenn er dieſe Abneigung gegen Max behält, könnte es leicht ſein. Und ich glaube, er wird ſie behalten, wenn Max nicht Soldat wird. Wenn ich den General damals, als er Dein Vater wurde, ſo gekannt hätte, wie jetzt, oder überhaupt meine jetzigen Lebenserfahrungen gehabt hätte, ſo wär' ich ſeine Gattin, und Du ſein geſetzlicher Sohn. Ich war ja die Tochter eines Häuptlings und alſo ſo gut, wie er, von Adel. Aber ich war zu jung und zu unerfahren, und habe ſpäter nicht mehr Gelegenheit gehabt, das Verſäumte nachzuholen, eine Gunſt des Schickſals, die nur ſehr wenig Sterblichen verliehen iſt.“

„O, es iſt ſehr zu beklagen! Welch eine ganz andere Rolle wollte ich auf der Lebensbühne ſpielen, wenn ich ein Graf Eigl wäre! Ich würde mein Wappen bald genug mit einem Fürſtenhute ſchmücken. Die Kraft und den Muth habe ich dazu.“

„Laß uns durch Klugheit und rechtes Erfaſſen des Momentes meinen Fehler verbeſſern! Ich bilde mir ein, einen Weg zu kennen, auf welchem es Dir gelingen dürfte, die vollſtändigen Rechte eines legitimen Sohnes vom General zu erhalten.“

„Und der wäre?“

„Es iſt nur ein Gedanke von mir.“

„Der General hat als junger Offizier in Wien eine adelige Dame geliebt, die ſeine Neigung erwiederte. Es iſt dies keine gewöhnliche Leidenſchaft geweſen, die ſich leicht wieder beſänftigen läßt, wenn man nicht in den Beſitz des gewünſchten Gegenſtandes kommt; es war vielmehr ein tiefes, unauslöſchliches Gefühl, und wahrſcheinlich um ſo heftiger, je weniger es befriedigt werden konnte. Genug, die Eltern ſeiner Geliebten haben ſie ihm verweigert, und einem andern Manne verheirathet. Darüber iſt es zu Exceſſen gekommen, in deren Folge Graf Günther Eigl, Dein Vater, ſein Vaterland verlaſſen mußte. Aber das Andenken an ſeine Geliebte hielt ihn ab, ſich jemals zu verheirathen. Und daß er ſie bis dieſe Stunde noch liebt, davon habe ich mich vorgeſtern überzeugt. Wir ſprachen, als wir allein waren, von vergangenen Zeiten; da füllten plötzlich die Augen des bejahrten und rauhen Kriegers ſich mit Thränen; er ſprach von ſeiner Jugendliebe, und verſicherte mich, das Gefühl für die Geliebte ſei noch ſo ſtark und friſch in ſeiner Bruſt, wie vor dreißig Jahren. Ich fragte ihn darauf, nicht ohne Abſicht, ob ſeine Jugendfreundin noch lebe, und ob er lange keine Nachricht von ihr habe. — Nichts weiß ich von ihr, verſetzte er, nicht ob ſie noch lebt, nicht ob ſie todt iſt. Wahrlich, ich wollte es dem reichlich lohnen, der mir Nachricht von ihr brächte, nur ich ſelbſt kann mich nicht entſchließen, mich nach ihr zu erkundigen. Ich bin vor der Schlacht bei Auſterlitz ſelbſt wieder in Wien geweſen, nach dreißig langen Jahren; aber ich vermochte nicht, mich nach ihr zu befragen. So oft ich an ſie dachte, war mir das Herz zuſammengeſchnürt. Und doch hätte ich für mein Leben gern alles von ihr gewußt. — Daraus entnahm ich mit Recht, daß er ſie noch heiß liebt, und daß der, welchem es möglich wäre, eine Vermittlung zwiſchen ihm und dieſer geliebten Frau herbeizuführen, von ihm viel erlangen würde, zumal wenn Du, mein Sohn, dieſer Vermittler wärſt."

„Der Gedanke iſt gut", ſagte Waſſili, „und ich werde ihn nicht von der Hand weiſen, wie überhaupt nichts, was mir dienen und mich meinem Ziele näher bringen kann."

Am andern Morgen nach dem Frühſtück trat Tatjàna in ihrem reichſten und ſchönſten orientaliſchen Schmucke, mit des Generals Ringe am Finger, in das Vorzimmer deſſelben, und ließ ſich bei ihm anmelden. Er kam ihr mit einer Art ritterlicher Galanterie entgegen, und führte ſie in ſein Zimmer. Sie blieb lange. Endlich ſchickte der General nach ſeiner Nichte, die mit Max und Waſſili am nahen, baumreichen Flußufer ſich erging. — Sie folgte dem Befehl und trat bei ihrem Oheim ein. Mit freudeſtrahlendem Geſicht redete er ſie an: „Mein Kind, ſo eben hat der Richter Waſſili Jurkow bei mir um Deine Hand anhalten laſſen. Iſt er der Mann, dem Du auch Dein Herz ſchenken und ihm als treue Ehefrau in Luſt und Leid anhangen willſt?“

„Unter einer Bedingung, die er auch bereits kennt und zu erfüllen verſprochen hat, will ich ſein treues und liebendes Weib werden, entgegnete Anaſtaſia mit ſanftem Erröthen, indem ſie die Augen ſittig zu Boden ſchlug.

„Und darf ich dieſe Bedingung auch kennen?“

„Warum nicht? Sie iſt, daß mein Bruder, der Graf Maximilian Eigl, einziger Sproß dieſes Hauſes, den unwürdigen und ſchmählichen Verhältniſſen, in denen er jetzt zu leben gezwungen iſt, entnommen, und in ſolche verſetzt wird, die ſeiner Geburt und ſeinen Talenten angemeſſen ſind. Dieſe letzteren habe ich mit meinem Bruder ſelbſt beſprochen; ſie ſollen darin beſtehen, daß Max nicht eher wieder von mir getrennt wird, als bis es ſein eigener Wille iſt, daß ich mit ihm und meinem Gemahl in einer Stadt lebe, in welcher ſich eine hohe Schule befindet, auf welcher Max dem Studium der Rechte obliegen kann; denn dieſe hat er zu ſeinem Lebensberufe erwählt. Bei dieſem Studium ſoll ihm Waſſili mit Lehre, Rath und That behülflich ſein. Dies iſt meine Bedingung.“ Dieſe Worte waren mit ſo viel edler Würde und einem leiſen Anfluge von Bitterkeit, dem Reſultate eines tiefgekränkten Stolzes, geſprochen, daß der General, unvermögend der Kraft und Wahrheit derſelben zu widerſtehen, mit höher ſteigender Schamröthe auf den Wangen, vor ihr ſtand, und ſich vergebens abmühete, eine ſoldatiſche Bärbeißigkeit zu erzwingen. Die edle Natur ſiegte in ihm über das angekünſtelte Weſen, und, ſichtbar von Rührung und Reue ergriffen, reichte er ihr die Hand und ſagte mit weicher Stimme: „Ich bezeuge Dir meine Hochachtung, Anaſtaſia. Du biſt ein edles, treffliches Mädchen, und es ſoll alles geſchehen, wie Du es wünſcheſt. Der Max gefällt mir jetzt ſelber, und ich bin ihm ja Dank ſchuldig, da er ſo vortheilhaft auf die Pferdezucht hier gewirkt hat. — So ſei es denn in Gottes Namen! Ruft mir den Waſſili und den Max herbei!“

Sie kamen. Der General ergriff Waſſili's Hand. Die ſeinige zitterte, eben ſo ſeine Stimme, als er zu ſprechen begann, und in ſeinem grau umbuſchten Auge ſchimmerte es feucht. „Mein Sohn“, ſagte er, und führte ihn zu Anaſtaſia, „ich gebe Dir meine Tochter zum Weibe, wie Du begehrt haſt. Sei ihr ein wackrer Lebensgefährte, ein Freund in der Noth, ein Berather im Glück. Sie wird Dir ein gutes und treues Weib ſein. Ihr Herz iſt voll Sanftmuth und Milde. Halte ſie gut. Für euer irdiſches Glück werde ich ſorgen, ſo viel in meinen Kräften ſteht.“ Und er legte ihre Hände zuſammen. „Ich ſegne euch! Segne Sie auch, Tatjána!“ Und die Mutter trat mit feuchtem Blick hinzu, und legte ihre Hand ſegnend auf die der Kinder. In Waſſili's Bruſt wollte ſich wohl auch etwas wie Rührung regen, aber es ward überwuchert vom Gefühl des Triumphes, daß er nun feſten Boden unter ſich habe, und dem glühenden Verlangen, nun raſch bergan zu klimmen, dem Gipfel der Ehre, des Ruhms, des Reichthums und der Macht zu. Er umſchlang die ſchöne, ſanfte Anaſtaſia als ſein köſtliches Gut, den Talisman, der ihm zu all' dieſen höchſten Erdengütern verhelfen ſollte. Die weiche Seele der jungen Gräfin hatte keine Ahnung von dem verborgenen Feuer dieſes Vulkans, ſie würde ſonſt vor ihm zurückgeſchaudert ſein. Aber in der That liebte ſie ihn ſo wenig, wie er ſie. Er betrachtete ſie als Mittel zu ſeiner Größe; ſie gab ihm ihre Hand, um ihren Bruder glücklich zu machen. Max war der Einzige, der zu ahnen ſchien, daß hier nicht alles war, wie es ſein ſollte. Mit einem gemiſchten Gefühle gab er Waſſili und ſeiner Schweſter die Hand, um ſie zu beglückwünſchen.

„Gib mir auch Deine Hand, Max", ſagte der gerührte Onkel, „wir wollen Frieden ſchließen. Du biſt ein wackrer Kerl geworden; fahre ſo fort, und es ſoll Dein Schade nicht ſein. Wenn Du etwas Tüchtiges lernſt, ſo haſt Du fürwahr ſchon einen Mäcen gefunden, der Dir eine glänzende Bahn machen wird. Weißt Du wen?"

„Ich weiß es nicht", verſetzte Max trocken.

„Den Fürſten Feodor Raſumowsky, der oft nach Dir gefragt hat. Er wird ſich freuen, wenn Du die juriſtiſche und diplomatiſche Laufbahn einſchlägſt, und Dir einſt von großem Nutzen ſein. Er hat mich Deinetwegen einige Male beſucht, und wir ſind über Dich gewiſſermaßen Freunde geworden, ſo weit eben ein ſo junger Mann, wie er, und ein ſo alter, wie ich, noch Freunde werden können."

„Ich freue mich darauf, ihn wieder zu ſehen;

er war mein Wohlthäter!" ſagte Max, jetzt auch gerührt.

Zwiſchen dem Brautpaar war nicht die liebeſelige, herzinnige Freude, jene wehmuthgeſättigte Luſt zweier Herzen, die in einander aufgehen und kein Glück weiter kennen, als ſich beſitzen, keine Wonne, als ſich zu haben, und vor deren Blicken ſich die ganze übrige Welt als eine unbedeutende, ihnen zu nichts nützende Maſſe geſtaltet. Waſſili hielt ſeine Berechnungen, Anaſtaſia die ihrigen. Sie ſchauten ſich alſo nicht liebetrunken in die Augen, und von ihren Lippen rauſchte mit luſtglühenden Küſſen nicht das thörichte Geſchwätz der trunkenen Liebe, welches nur allein für die Liebenden tiefen Sinn und Bedeutung hat.

Das Alles mußte nun durch Aeußerlichkeiten erſetzt werden, und Waſſili ſorgte für Prunk und Glanz. Am andern Tag fand das Feſt ſtatt, welches er zu Ehren der Gräfin und des Generals ſchon vorbereitet hatte, und welches nun ſein Verlobungsfeſt werden ſollte. Die leibeignen Bauern aus den Dörfern ſtrömten zuſammen; eine benachbarte Kalmükencolonie zog heran, und alle führten ihre nationalen Tänze und Spiele auf. Der General ließ ſie im Ueberfluß bewirthen, und Anaſtaſia, die geſeierte Königin des Feſtes, gefiel ſich allein darin, unter den glücklichen Menſchen umher zu gehen, und Speiſen und Getränke unter ſie auszutheilen. Als der große Feſtzug, in deſſen Mitte das verlobte Paar ging, ins Schloß zurückkehrte, überreichte der General ſeinem Sohne den Freibrief. Wie froh und gerührt aber auch der wackre Soldat zu ſein ſchien, er ſprach nie ein Wort von ſeiner Vaterſchaft zu Waſſili, worauf dieſer ſo ſehnlichſt hoffte, und in dieſer Beziehung blieb ihr Verhältniß ganz, wie es geweſen war. Tatjána bat ihren Sohn, ſich jetzt mit dem großen, errungenen Vortheile zu begnügen, und nicht alles auf einmal zu verlangen; ſie tröſtete ihn mit der Hoffnung, es werde ſich einſt Gelegenheit bieten, auch dieſes Ziel zu erreichen.

Nach einer Woche verließen der General, Anaſtaſia und Max Obrazinskoi, und der Erſtere dachte mit Ernſt daran, die Verbindung ſeiner Kinder vorzubereiten und eine Anſtellung Waſſili's im Staatsdienſte zu erſtreben.

Viertes Buch.

Auf einem jener glänzenden und großartigen Hofbälle, welche das öſterreichiſche Kaiſerhaus, zur Zeit des großen Wiener Congreſſes, den zahlreich in Wien verſammelten gekrönten Häupten, ihren Geſandten und Miniſtern und ſonſtigen Diplomaten und Ariſtokraten aller Europäiſchen Nationen gab, welche der außerordentliche Glanz, die hohe Würde und die Bedeutung eines Fürſtencongreſſes, wie früher noch keiner in Europa ſtattgefunden, in die Hauptſtadt Oeſterreichs gezogen hatten, ließ der ruſſiſche Geſchäftsträger, Fürſt Raſumowski, einer der erſten Diplomaten ſeiner Zeit und einer der vorzüglichſten Lenker des Congreſſes, die Gräfin Oßneck, eine der wegen Schönheit und Geiſt gefeiertſten Frauen Wiens, durch ſeinen Kammerherrn um die Gnade erſuchen, ihr ſeinen Neffen, den Fürſten Feodor Raſamowski vorſtellen zu dürfen, der das äußerſte Verlangen trage, der liebenswürdigſten Frau der Kaiſerſtadt die Hand zu küſſen. Die ſchöne Gräfin ertheilte mit ſüßer Anmuth die Erlaubniß, und der Fürſt führte ihr den intereſſanten, jungen Mann zu.

„Mein Neffe iſt ſo glücklich, Aufträge aus dem ruſſiſchen Reiche für Sie, gnädigſte Gräfin, mitgebracht zu haben,“ ſagte der kaiſerliche Miniſter, „und ich bin eiferſüchtig auf ihn, der ich nichts weiter zu bieten habe, als meine Ergebenheit.“

„Sie machen mich ſtolz darauf, Durchlaucht,“ verſetzte die Gräfin. „Und ſo angenehm immerhin die Aufträge ſein mögen, mit welchen man Ihren durchlauchtigen Neffen beläſtigt hat, ſo ſehe ich nicht ein, wie ſie mir den Genuß dieſes Stolzes zu rauben vermögen ſollen.“

„Ei, ich fürchte, er wird Ihnen mehr überliefern, als er für Sie empfangen hat, und eben dies Mehr wird mich bei Ihnen in Schatten ſtellen.“

„Wie wäre es auch anders möglich, als daß ich mehr überlieferte,“ ſagte Fürſt Feodor verbindlich zu der reizenden Gräfin. „Das mir anvertraute Kapital hat natürlich bei mir Zinſen getragen, und ich bin doch nicht berechtigt, dieſe für mich zu behalten; ich muß ſie Ihnen ſammt dem Stocke übergeben.“

„In der That, Sie machen mich begierig auf all' den mir zugebrachten Reichthum.“

„Ich bin geſtern hier angelangt, und nur die Verſicherung meines Oheims, daß ein Hofball dieſen Abend mir die Ehre und das Glück Sie zu ſehen, gnädigſte Frau, verſchaffen würde, konnte mich abhalten, Ihnen nicht ſchon vor einigen Stunden einen lebendigen Gruß aus Petersburg zuzuführen, was nun beſſer, mit Ihrer Erlaubniß, morgen geſchehen kann.“

„Einen lebendigen Gruß?“

„Beſſer geſagt: einen lebenden, in der Geſtalt eines ſchönen und geiſtreichen jungen Mannes, den ich meinen Freund nennen darf.“

„Und wie nennen Sie ihn mir, gnädigſter Herr?“

„Ihren Schwager, den Gemahl Ihrer Schweſter Anaſtaſia, den Staatsrath von Jurkow aus Petersburg.“

Ueber das ſchöne und ſtolze Geſicht der Gräfin flog ein Schatten; die Mundwinkel zogen ſich etwas abwärts, wie zur Andeutung geringſchätzenden Hohnes. „Man hat mir geſagt,“ verſetzte ſie dann leicht, „der Mann meiner Schweſter ſei ein Leibeigener meines Oheims, des Generals Eigl, geweſen, und dieſer habe der armen Unglücklichen den Menſchen aufgezwungen."

„Dies klingt nicht wie eine Erlaubniß, Ihnen den Staatsrath zuführen zu dürfen," lachte der junge Fürſt. „Doch geſteh' ich Ihnen nur, daß ich darauf gefaßt war, ja den Verhältniſſen nach, darauf gefaßt ſein mußte. Inzwiſchen bin ich mit ſo guten Waffen verſehen, daß ich den Kampf mit Ihnen nicht zu ſcheuen brauche, des Siegs im Voraus gewiß."

„Glauben Sie, daß ich ſo leicht zu beſiegen ſei?"

„Ich glaube, das Glück des Sieges über Sie, gnädigſte Gräfin, iſt ſo über alle Maßen herrlich, daß die bloße Vorſtellung davon ſchon Muth und Kraft ſtählt, und das Aeußerſte verſuchen läßt."

„Freilich dem Aeußerſten kann Frauenſchwäche auf die Dauer nicht widerſtehen. Aber ich habe wenigſtens den beſten Willen, jedem Gegner den Kampf ſo ſchwer als möglich zu machen." Ihr ſüßer, ausdrucksvoller Blick lächelte dabei ſo bezaubernd auf die herrliche Geſtalt des Fürſten, daß dieſer, der eifrigſte Verehrer von Frauenſchönheit, ſogleich Feuer fing.

„Wahrlich!“ ſagte er, „noch nie hat ein ſchönerer Mund eine Herausforderung an mich erlaſſen, die meinen Muth mehr angefeuert hätte, und ich nehme die Partie an, obgleich ich nicht ohne Beſtürzung entdecke, daß Ihnen Zauberwaffen zu Gebote ſtehen, denen noch kein Mann auf Erden widerſtanden iſt. Möchte der Kampf ſo endigen, daß ich Ihr Sklave und Herr zugleich würde!“

„Welch' ein toller Widerſpruch! Wie kann ein Sklave zugleich Herr ſein?“

„Ihr Auge verräth' mir, daß Sie den höchſten Lebenszauber recht gut kennen, welcher dieſen Widerſpruch harmoniſch auflöſt.“

„Wer erlaubt Ihnen in meinem Auge zu leſen?“

„Das Recht des Kampfes, der ſchon begonnen hat.“

„Dem Angriff muß ich mich zur Wehre ſetzen.“

„Aber ſchon hat der Kampf ein anderes Anſehen. Indem ich mich zum Ritter Ihrer Schweſter, ihres Gemahls und Ihres Oheims aufwerfen will, fühle ich, daß mein eigenes Herz dabei in's Spiel gekommen iſt, worauf ich früher nicht gerechnet. Doch es ſei! — Ihre Großmuth wird den Kampfpreis nicht verſchmähen. — Es iſt alſo Ihre Meinung, daß Ihre Schweſter eine Mesalliance eingegangen ſei, die ihrer gräflichen Geburt Eintrag gethan habe?"

„Können Sie darüber nur einen Zweifel hegen? Aber ich will deshalb weniger meine Schweſter anklagen, die nur das Schlachtopfer war, als den gewiſſenloſen General, der die Ehre unſeres Hauſes ſo ſchlecht wahrte. Ich habe deshalb meinen Gemahl veranlaßt, auf die an uns gerichtete Anzeige von der Vermählung Anaſtaſia's dem General gar nicht zu antworten, und ſo jeglichen Verkehr mit ihm abzubrechen, in welchem wir mit ihm ſeit der Schlacht bei Auſterlitz ſtanden, zu welcher Zeit er uns beſuchte, und von uns mit gebührender Ehre empfangen wurde."

„Dies Alles iſt mir bekannt," antwortete der Fürſt, „denn ich darf mich rühmen, Hausfreund des Generals zu ſein, und zwar durch Ihren Bruder Max —"

„Und dieſen hat er zum Roßarzt, Roßhändler und Reitknecht machen wollen," fiel ihm die Gräfin, mit der Glut des Zorns auf den Wangen, in's Wort.

„Trotzdem iſt ein tüchtiger Student aus ihm geworden, der in einigen Jahren ſeine Studien abſolvirt haben und dann ſogleich in ein einträgliches und ehrenvolles Staatsamt eintreten wird; und dieſer Max hat im Kriege gegen die Franzoſen ſeine Reiterkünſte als Offizier der Doniſchen Koſaken vortrefflich bewährt, und Wunder der Tapferkeit verrichtet. — Die Schuld Ihres Oheims iſt bei weitem nicht ſo groß, wie man Ihnen geſagt hat, liebenswürdige Frau; aber gerade dieſe Uebertreibung iſt für mich von großem Werthe, denn ſie hat mir den Genuß verſchafft, die hohen Reize zu bewundern, welche ein edles und gerechtes Zürnen Ihnen verleiht. Wenn ich fähig geweſen wäre, ſolcher Fülle von Anmuth zu widerſtehen, dieſem Zorn der Schönheit hätte ich doch erliegen müſſen. — In der That und Wahrheit, nie hab' ich mich glücklicher geprieſen, als heute, das Amt eines Friedensſtifters und Verſöhners übernommen zu haben. Hören Sie alſo die Rechtfertigung Ihres Onkels in Bezug auf Anaſtaſia's Vermählung. Von Max ſprechen wir ein ander Mal. Der Staatsrath Baſil von Jurkow iſt nichts Geringeres, als der Sohn des Generals, Grafen von Eigl und einer Aſiatiſchen Fürſtentochter, und die Zeit wird bald genug kommen, wo ihn der General legitimiren wird. Ferner iſt dieſer Jurkow einer der talentvollſten Köpfe, einer der fleißigſten Arbeiter, welcher die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten in hohem Grade erregt hat, und welchem ich bereits die Blicke des Kaiſers zuzuwenden verſucht habe. Glauben Sie mir, dieſer junge Mann iſt berufen, eine der erſten und wichtigſten Stellen des Kaiſerreichs zu bekleiden, und mein Onkel hat ihn hierher kommen laſſen, um ſich ſeiner diplomatiſchen Gewandtheit beim Congreß zu bedienen. Der Kaiſer hat ihm bereits bei ſeiner Vermählung vor vier Jahren den Adel verliehen, und er ſteht in dieſer Hinſicht jedem andern Adeligen gleich. Er iſt mein Freund, ich wiederhole es Ihnen nochmals mit Nachdruck, und ich bekenne, ſtolz auf einen ſolchen Freund zu ſein. Was haben Sie mir nun zu erwiedern, gnädigſte Frau?"

„Daß ich mich in der That für beſiegt erklären muß. Sie haben mir freilich ganz neue Dinge geſagt. Ich ſtrecke die Waffen, und erkenne Sie als Sieger. Bringen Sie den Staatsrath in unſer Haus. Ich werde heute noch mit dem Grafen Oßneck über ihn reden."

„Und darf der Sieger als Sklave zu den Füßen der Siegerin ſinken, um ihr dieſe Engelfüße zu küſſen?"

„Es wäre wenigſtens hier nicht der Platz für eine ſo ſchnelle Huldigung, die mehr ein Ergebniß Ihrer ſcherzhaften Galanterie, als eines tiefern Gefühls ſein dürfte.“

„Ich werde Sie von der Tiefe dieſes Gefühls zu überzeugen ſuchen, indem ich von dieſer wichtigen Stunde an Ihre Farben trage.“

„Glück zu, mein Ritter!“ ſagte die Gräfin, und nahm des Fürſten Arm, um grazienhaft im Tanze mit ihm durch den Saal zu ſchweben. Und er blieb bis zum Schluſſe des Balls faſt ausſchließlich ihr Tänzer, und huldigte ihr auf jede feine und ſinnreiche Weiſe. Nicht gleichgültig für dieſe neue und glänzende Eroberung, ſtellte die Gräfin den Fürſten ihrem Gemahl vor, und dieſer beeilte ſich, den liebenswürdigen Ariſtokratenſohn des Czaarenreichs in ſein Haus einzuladen. —

Am folgenden Morgen ſaß Waſſili Jurkow neben dem Fürſten auf der Ottomane. „Es iſt Alles beſtens eingeleitet,“ ſagte Raſumowski heiter. „Ich führe Dich heute im Hauſe Deines Schwagers ein. Alle Berge ſind geebnet. Man muß mich nur mit einer ſchönen Frau verhandeln laſſen, und ich mache Alles möglich. Aber jetzt, Waſſili, ein Wort im Vertrauen! Ich habe mir bei dieſem Spiele mit einer Flamme für Dich die eignen Flügel verbrannt. Ja, ich bin ſterblich in Deine Schwägerin verliebt. Dieſe Thereſia iſt das üppigreizendſte Weib; ſie hat ſo etwas Mokant-pikantes, den eigentlichen haut goût des Ariſtokratismus, der ſie für ein wahrhaft fürſtliches Herz, wie das meinige, ganz unwiderſtehlich macht. Ich brenne lichterloh."

„Nun, dieſer Brand wird ja auch zu löſchen ſein," bemerkte der Staatsrath mit jenem kalten, berechnenden Lächeln, welches ſich bei ihm noch ſchärfer ausgebildet hatte. „Es iſt ja noch jede Flamme, die Ihnen warm machte, glücklich beſiegt worden, ſo daß Ihnen noch keine über den Kopf zu wachſen vermochte, und es waren ihrer doch ſchon eine hübſche Anzahl, ſo daß ſie zuſammen ein reſpectables Feuermeer ausmachen würden, groß genug, um einer gläubigen Seele einen deutlichen Begriff von der Hölle beizubringen."

„Spötter!" rief der Fürſt. „Aber ich denke im Ernſt ebenfalls nicht, daß es mir ſchwer werden ſoll, die ſchöne Gräfin zu gewinnen. Anna Bognar hat mir eine ſehr intereſſante Geſchichte von der Gräfin Thereſia und einem Heldenſpieler auf dem Privattheater ihres Vaters erzählt, die einen in dieſelbe Thereſia verliebten Fürſten nicht verzweifeln läßt, wenn er nur ſeine Liebhaber- und Heldenrolle eben ſo gut ſpielt. Und ich habe ja, Gott Lob, in dieſer Richtung hin von der Natur viel mimiſches und deklamatoriſches Talent erhalten.“

„So daß ſich Niemand beſſer zur Partie des Mozart'ſchen Don Juan eignet, als Sie, wenn Sie ihn nur zu ſingen verſtänden.“

„Narr! Auf den kleinen Bühnen, auf welchen ich, ohne Zuſchauer, zu meinem eignen und zum Vergnügen einer zärtlichen Freundin ſpiele, wäre Singen Albernheit. Da flüſtert man nur. Ueberhaupt unterſcheidet ſich dadurch Liebesglück von allem andern Glück. Das gemeine Glück ſchreit wie toll, das Liebesglück flüſtert leiſe, und die Seufzer ſeines Entzückens wehen kaum vernehmbar über die Lippen. — Doch auf die reizende Gräfin zurückzukommen. Wir wollen einen Contract machen, Waſſili!“

„Und der wäre?“

„Eine Hand wäſcht die andere. Ich verhelfe Dir zum Eintritt in ihr Haus, und Du verhilfſt mir dann zu ihrem Beſitz.“

„Wie ſoll ich das anfangen?“

„Geh, Schlaukopf, mit Deiner Frage! Dazu brauche ich Dir keine Anleitung zu geben. Du wirſt Dich bald genug in das Vertrauen der ſchönen Frau geſchlichen haben. Ich müßte Dich nicht kennen. Und ſoll ein Verhältniß zwiſchen mir und ihr bald zu Stande kommen, ſo brauchen wir eines ſo gewandten Vertrauten, wie Du biſt."

„Nun, wir werden ja ſehen," ſagte Waſſili wieder lächelnd. „Sie wiſſen, Durchlaucht, daß ich wenigſtens der Mann nicht bin, der irgend einen Vortheil von der Hand weiſt."

„Ja, ich glaube, Spitzbube! Du würdeſt mir Deine eigne Frau verhandeln, wenn ein tüchtiger Vortheil für Dich dabei herausſpränge." —

„Sie gehen zu weit. Alles hat ſeine Grenzen," verſetzte der Staatsrath mit einer Lauheit, die ihn Lügen ſtrafte und deutlich genug bewies, wie Recht der Fürſt auch in ſeiner letzten inſolenten Behauptung gehabt habe. —

Nach Mittag fuhren ſie in das Oßneck'ſche Hotel. Die Gräfin Thereſia hatte ſich in blendend weißes, duftendes Negligée geworfen, welches ihrer Schönheit eine ſanfte und idylliſche Beleuchtung gab, und den bereits geſchehenen Eintritt jener Periode köſtlich verdeckte, mit welcher das Verblühen dieſer

Schönheit begonnen hatte. Ihre Anmuth und Freundlichkeit waren bezaubernd, und es ſiel nicht ſchwer zu errathen, auf was oder vielmehr auf wen ſie es abgeſehen hatte. Nur Graf Oßneck ſchien dies nicht zu errathen, nicht zu ahnen. Er war und blieb der feine, höflich kalte Ariſtokrat, jede Form gegen den noch höher geſtellten Ariſtokraten auf das Genaueſte beobachtend.

Waſſili wurde ſo gut aufgenommen, wie er nur immer erwarten durfte, und übergab der Schwägerin den Brief ſeiner Frau. Seine und des Fürſten Gewandtheit verhinderten gleich von vorn herein jede ängſtliche Spannung. Leicht und mit ſicherer Hand ſteuerten ſie über dieſe Klippen hinweg, und zur Freude des Grafen Oßneck war die Unterhaltung ſchnell im vollen Gange. Waſſili erzählte von den pedantiſchen Eigenheiten des Generals, und warf zu Thereſia's großer Beluſtigung einzelne komiſche Streiflichter auf ihn.

Die kleine Geſellſchaft war noch keine Stunde zuſammen, als es Waſſili bereits vollkommen gelungen war, das gräfliche Ehepaar für ſich einzunehmen, und Thereſia wurde noch beſonders durch den Umſtand beſtimmt, daß der galante Fürſt ihn mit Auszeichnung behandelte.

„Ihre beiden Geſchwiſter, gnädigſte Gräfin,“ ſagte endlich der Staatsrath, „haben mir dringend angelegen, Sie um Nachrichten über die Eltern zu befragen, und mich ſelbſt, ſo viel mir nur möglich, nach Vater und Mutter zu erkundigen.“

„Darüber kann ich Ihnen gar keinen Aufſchluß geben,“ verſetzte Thereſia kalt und ſtolz, und ihr Geſicht nahm jenen ſtrengen Ausdruck an, den man vorzugsweiſe ariſtokratiſch zu nennen pflegt, weil er einen gänzlichen Mangel aller ſchönen und ſanften Gefühle verkündigt. „Mein Vater hat ſich durch die unſinnigſte Verſchwendung, und einen beiſpielloſen Leichtſinn in der Verwaltung ſeiner Güter die Liebe ſeiner Kinder ſo ganz und gar verſcherzt, daß er nie mehr gewagt hat, ſich mir oder meinem Manne zu nahen. Er ſoll, einer Sage nach, Dienſte im franzöſiſchen Heere genommen haben, und in Spanien gegen die Engländer geblieben ſein. Doch ſichere Nachrichten fehlen uns ganz darüber; denn er ſcheint ſich einen andern Namen beigelegt zu haben, woran er ſehr wohl und uns noch den beſten Dienſt gethan hat. Was die Mutter betrifft, ſo hat ſie es vorgezogen, mit einer fremden Schauſpielerin, die ſie mehr liebte, als ihre eignen Kinder, in die Welt hinein zu gehen. Niemand weiß — wohin? und mir hat ſie auch nicht die mindeſte Nachricht von ſich gegeben, ſo daß ich nicht weiß, ob ſie lebt oder todt iſt. Man hat mir freilich Dinge von ihr geſagt, die es erklärlich machen, daß ſie ihre Kinder ſcheut, und lieber das Brod jener Schauſpielerin ißt."

„Das iſt jene Luiſe, von welcher Max wie von einer Heiligen ſpricht," bemerkte der Fürſt.

„Und von der er in den Steppen am Don am hellen Tage mit offnen Augen ſo lebhaft träumte, daß er ſteif und feſt behauptete, ſie ſei ihm oft und viel erſchienen, und habe ſich mit ihm unterhalten," ſetzte Waſſili hinzu.

„So iſt er wohl noch immer nicht von der unſinnigen Leidenſchaft zu dieſer ſeltſamen Dame geheilt?" fragte die Gräfin.

„Man hört ihn jetzt ſie ſelten noch erwähnen; aber als Koſakenoffizier hat er ſie, auf ſeinem Durchmarſch durch Deutſchland, in allen Städten, die ein Theater haben, geſucht, aber auch nicht die entfernteſte Spur von ihr entdecken können."

„Gewiß zu ſeinem Glücke; denn nach Allem, was ich ſelbſt erlebt und mit meinen eignen Augen geſehen habe, halte ich ihn der Tollheit fähig, daß er dieſe zweideutige Perſon geheirathet habe, und die Mutter hätte zweifelsohne die Schwachheit gehabt, eine ſolche unnatürliche Verbindung zu befördern. Denn Mutter und Sohn waren gleich bezaubert von dieſer Actrice, und ich war immer in Verſuchung, an eine dämoniſche Kraft in dieſem Weibe zu glauben."

„Auf jeden Fall," bemerkte der Fürſt, „hat ſie großen Einfluß auf Max's geiſtige Ausbildung geübt; die Weichheit ſeiner Empfindung, das Ueberwallen ſeiner edeln Gefühle, das öftere, tiefe Verſunkenſein in ſich, die Heftigkeit, die ihn oft zu Unbeſonnenheiten verleitet, ſcheinen noch vom Umgange mit dieſer wunderbaren Luiſe herzurühren, und nach Allem, was mir Ihre Schweſter erzählt hat, iſt zu glauben, daß Max ohne ſie für das Leben und die Geſellſchaft verloren geblieben wäre. Es iſt dies immer wieder ein Beweis von der unbeſchränkten Macht weiblicher Schönheit, die ſelbſt auf Knabenherzen einen an Zauberei grenzenden Einfluß ausübt, geſchweige auf Männerherzen, die doch für die Seligkeit, mit welcher ſolcher Zauber verknüpft iſt, eine höhere Befähigung erhalten haben." Sein Blick ſuchte dabei die Augen Thereſia's und fand ſie, und er las in ihnen, daß ſie nicht abgeneigt ſei, ihn dieſes zauberhaften Glücks theilhaftig zu machen.

„Da ich eben daran bin zu fragen, und mich zu erkundigen,“ fuhr der Staatsrath fort, „ſo möchte ich wohl auch von Ihnen erfahren, wo ich nähere Nachrichten über eine Freifrau von Benkenrod einziehen kann, die mit einem höhern Forſtbeamten verheirathet iſt oder war, und der vor ohngefähr zwanzig Jahren eine Anſtellung in Salzburg hatte.“

„O, das iſt ohne Zweifel die ſteinreiche Oberforſtmeiſterin von Benkenrod!“ ſagte Graf Oßneck. „Sie iſt eine geborne Wienerin, aber ungariſcher Abkunft, und ihr Vater war ein Obriſt von Weſſeliny, einer der reichſten Magnaten.“

„Es iſt dieſelbe Dame, die ich ſuche.“

„Dann haben Sie nicht weit zu gehen, um ſie zu finden; denn ſie lebt, nach dem Tode ihres Mannes, ſeit ohngefähr zwei Jahren hier in Wien. Mein Kammerdiener wird Ihnen ihre Wohnung angeben.“

Eh' ſie ſich empfahlen, wurde dieſes Verſprechen erfüllt, und der Staatsrath ließ ſich ſogleich dorthin fahren. Auf die neugierige Frage des Fürſten, antwortete er: „Dies iſt ein Gang, den ich in meinem eignen Intereſſe thue, und der mir, hoff' ich, von großem Nutzen ſein wird. Der Umſtand, daß dieſe Dame Wittwe iſt, verſpricht mir ſchon Gutes. Es iſt nämlich die alte Flamme meines Vaters, die ſo lange ausgehalten hat, daß er ſich noch an ihr in ſeinen begonnenen Wintertagen wärmt."

„Wenn das geſchieht am grünen Holz, was ſoll's am dürren werden!" rief der Fürſt. „Das iſt allerdings ein dürres Holz geworden, wenn's nur nicht gar ein faules und verwittertes iſt, dem die Flamme gar nichts mehr anhaben kann. Du biſt ein ſchlauer Kunde, Dich nach ſolcher Feuerung für Deinen eigenen Ofen umzuſehen. Ich lobe Dich, Waſſili, und wünſche Dir Glück auf Deine Entdeckungsreiſe. Vergiß über Deinen Intereſſen nur die meinigen bei Deiner reizenden Schwägerin nicht, in deren Netze ich zapple, wie ein trockener Fiſch. Sorge, daß ſie mich bald unter Waſſer ſetzt!"

Waſſili fand eine Dame von majeſtätiſcher Haltung in den höhern vierziger Jahren, vielleicht auch eine angehende Funfzigerin, in deren ganzem Weſen ſich eine ſehr auffallende Friſche erhalten hatte. Um ihren anmuthigen Mund lagen feine Züge, die ein anhaltender Lebensſchmerz, ein bitteres Gefühl über getäuſchte Hoffnungen, hinein gegraben hatten, und von dunkeln Erfahrungen und nicht ausgeſchrieenen, vielmehr im Herzen erſtickten Qualen Zeugniß ablegten. Aber gerade der Schmerz iſt für kräftige Naturen das Salz, welches ſie friſch erhält, während die leicht ſchal werdenden Gaben des Glücks ſie erſchlaffen machen. Wie die Springfeder für den Druck gemacht iſt, und verroſtet, wenn ſie ihre Beſtimmung nicht erfüllen darf, ſo ein kräftiges für den Druck des Leids geſchaffenes Herz, das in der Erfüllung ſeines Berufs die Widerwärtigkeiten des Lebens zu tragen, ſich bis ins ſpäte Alter eine Friſche des Geiſtes und nicht ſelten auch des Körpers bewahrt, welche man zuweilen bei der Jugend vergebens ſucht. Frau von Benkenrod ſchien eine ſolche Kreuzträgerin zu ſein, deren Kräfte unter der Schwere der ihr auferlegten Laſt gewachſen waren. Sie empfing den Staatsrath mit einer milden Gemeſſenheit, die Frauen ihres Alters ſo wohl ſteht, und die richtige Mitte zwiſchen der aufdringlichen Schwatzhaftigkeit bejahrter Damen und der leichtfertigen Koketterie der Frauen von vierzig Jahren hält.

„Gnädige Frau," ſagte Waſſili mit ſeinem verbindlichſten Weſen, mit welchem er jedes Herz für ſich einzunehmen ſo trefflich verſtand, „es mag Sie immerhin befremden, wenn ein Ihnen gänzlich Unbekannter, aus weiter Ferne Hergekommener um die

Ehre gebeten hat, Ihnen ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Aber ich komme im Namen und Auftrag eines Mannes, der gewiß willig ein Jahr ſeines Lebens darum geben würde, könnte er an meiner Statt Ihnen gegenüber ſitzen, und einige Stunden mit Ihnen von vergangenen Zeiten verplaudern."

„Sie machen mich ſehr begierig, den Namen dieſes Mannes von Ihnen zu hören."

„Der Beſitzer dieſes Namens ſchmeichelt ſich, daß Ihnen der Klang deſſelben, ſelbſt nach einer Reihe von Jahren, während welcher dieſer Name nicht zu Ihren Ohren gedrungen ſein dürfte, noch nicht gleichgültig geworden ſei, ja er hat mich beauftragt, Ihnen bei Nennung deſſelben in das Auge zu ſehen, ob ich nicht dort die Spur einer angenehmen Ueberraſchung entdecken würde, die zu ſeinen Gunſten ſpräche, und ihn ſehr glücklich machen könnte."

„Mein Herr, Sie verſtehen es, mich auf eine geiſtige Folter zu ſpannen. Ich bitte: nennen Sie mir den Namen!"

„Sollten Sie ihn noch nicht errathen haben? Es iſt Graf Günther Eigl, der mich zu Ihnen ſchickt."

„Ach, Günther!" rief Frau von Benkenrod mit einer ungekünſtelten Ueberraſchung und wahrhaft jugendlichen Innigkeit aus.

„Ich bin hocherfreut, dieſen Namen die gewünſchte Wirkung auf Sie machen zu ſehen, gnädige Frau. Ueberlaſſen Sie ſich Ihrem ſchönen Gefühle. Ich bin der Schwiegerſohn des Generals Eigl, d. h. der Gemahl der Gräfin Anaſtaſia Eigl von Oszlan, welche ihr Oheim angekindet hat, und Sie ſehen ſich alſo einem Manne gegenüber, dem die Geſchichte Ihrer unglücklichen Jugend nicht fremd iſt.“

„In der That, es macht mir große Freude, daß Günther noch an mich denkt. O Gott! Es iſt eine lange Zeit, daß wir getrennt wurden. Es ſind ſchon dreißig Jahre. Ich glaubte mich von ihm vergeſſen.“

„O gnädige Frau, Sie müſſen wiſſen, wie dieſer arme Mann nur allein von den ſchönen Erinnerungen ſeiner Jugend zehrt; wie er jede Verbindung mit Ihrem Geſchlechte vermieden, ja ſelbſt die glänzendſten Anerbietungen in dieſer Beziehung von der Hand gewieſen hat, um niemals ſeiner Ihnen gelobten Liebe untreu zu werden.“

„Was ſagen Sie?! Er hat ſich nicht verheirathet?“ rief die Freifrau, und eine hohe Röthe flog über ihr Geſicht.

„Niemals. In ſeinen ſchönen Stunden unterhält er ſich mit dem Bilde ſeiner Jugendgeliebten, wie er es friſch und hell in und auf der Bruſt trägt; denn Ihr Miniaturbild, von der geſchickten Hand eines ihm befreundeten Malers geſchaffen, hat ſeit dreißig Jahren die Stelle auf ſeinem Herzen nicht verlaſſen, und ihn, wie er behauptet, als ein heiliger Talismann, in allen Schlachten geſchützt."

„Ueber die Wangen der Freifrau glitten langſam ein Paar große, helle Thränen, und ihre Stimme zitterte, als ſie ſprach: „O mein Herr, welch' einen Sturm der Gefühle erregen Sie in mir! Aber er thut mir wohl, unausſprechlich wohl! Er löſ't die Eisrinde, die ein kaltes, nüchternes Leben um mein Herz gelegt, er wälzt die Laſt eines Schmerzes von ihm, der mir oft den Athem zu rauben drohte, und die Wonne preßt mir Thränen aus. Er iſt wie ein Frühlingsſturm, der den Schnee ſchmilzt, das Eis bricht, die Blumen ruft, und die Waldſänger bringt. Mein Gott, ſoll es denn plötzlich wieder Frühling werden in mir?!"

„Ihr Herz iſt in der eiſigen Hülle warm und jung geblieben, gnädige Frau, und es bedurfte nur einer ſolchen Veranlaſſung, um Ihnen dieſe Wahrheit zum Selbſtbewußtſein zu bringen. Auch der Herbſt macht zuweilen die Bäume wieder blühen. Ueberlaſſen Sie ſich Ihren ſchönen Frühlingsgefühlen.“

„Ach, auch ich habe Günthers täglich, ja ſtündlich gedacht, und meine Seele wurde nicht müde, ihn mir in nächtlichen Träumen vorzuführen, wo ich meiſt ſelig in ſeinen Armen ruhete! So ſehr auch mein Pflichtgefühl als Gattin mir Vorwürfe machte, ich vermochte mich nicht den Einflüſſen dieſer meiner erſten und einzigen Liebe zu entziehen. Denn ach! ich liebte meinen Gatten nicht. Er war zwanzig Jahre älter als ich, ich war ſeine zweite Frau, und als er die Hand nach mir ausſtreckte, galt es mehr meinem reichen Erbe, das ich als einzige Tochter zu erwarten hatte, als mir ſelbſt. Ich war ſieben und zwanzig Jahre an dieſen — gewöhnlichen Mann geſchmiedet, dem ſogar alle und jede Fähigkeit abging, ein weibliches Herz nur zu verſtehen, geſchweige denn es zu beglücken. Dazu gab mir der Himmel viel Hauskreuz; ich hatte mir vorgenommen, den Kindern meines Mannes aus der erſten Ehe eine ſanfte, gute Mutter, ein Engel zu ſein. Dafür wurden ſie meine Teufel. Sein älteſter Sohn entbrannte in einer zügelloſen, entſetzlichen

Leidenſchaft für mich, und endete durch Selbſtmord, eine ſeiner Töchter wurde ein Scheuſal, das mich des Verbrechens beſchuldigte, welches mir ihr Bruder angemuthet hatte; meine eigenen Kinder raffte der Tod hinweg, einige ſchon erwachſen. Mein älteſter Sohn, ein blühender Jüngling von zwanzig Jahren, fiel für ſein Vaterland in der Schlacht bei Auſterlitz. Wahrlich unter dieſen Schickſalsſchlägen hielt mich allein die Erinnerung an eine ſelige Jugendliebe aufrecht."

„So ſind Sie kinderlos, gnädige Frau?"

„Meine jüngſte Tochter hat mir Gott gelaſſen. Sie iſt ein liebes gutes Kind, und macht all' mein Glück aus. Ich werde mir die Ehre geben, ſie Ihnen vorzuſtellen, Herr Staatsrath. Ich erwarte ſie jede Minute von einem Beſuche zurück, den ſie einer Freundin macht."

„Dann blüht Ihnen noch ein ſchönes Glück. Aber ſo viel treue Liebe, wie Sie meinem beſten Vater bewahrt haben, ſo viel Leid, wie Sie ertragen haben, verdienen auch ein ſchönes Glück auf Erden; ſie verdienen das ſchönſte, das erhabenſte, das heiligſte Glück, womit ein liebendes und leidendes Herz belohnt werden kann, endliche Vereinigung mit dem geliebten Herzen."

Der ſchlaue Kirkiſenſprößling ſprach mit ſo viel Wärme, mit ſo herzlicher Hingebung, er hatte zuletzt, im Feuer der Rede, die Hand der Frau von Benkenrod ergriffen, daß dieſe von dem verſteckten Vorſchlage, von der verblümten Freiwerbung weniger betroffen war, als ſie ſonſt wohl geweſen ſein würde.

„Vereinigung mit dem geliebten Herzen!“ wiederholte die Freifrau. „Nur der Lebensfrühling bringt vereinten Herzen Roſen. Günther's und mein Frühling iſt längſt abgeblüht.“

„Sagten Sie nicht ſelbſt, daß wieder Frühlingsgefühle Ihr Herz ſchwellten? O folgen Sie dieſem wahren und natürlichen Gefühle, und laſſen Sie es um Gottes willen nicht abermals von einer kalten Convenienz unterdrücken! Geben Sie meinem Vater Ihre Hand, gnädige Frau — Ihr Herz beſitzt er ja, und hat es ſtets beſeſſen — und wandeln Sie an ſeiner Seite im goldnen Wiederſcheine eines ſchönen Abendroths nach einem umwölkten und ſtürmiſchen Tage.“

„Ihre Werbung überraſcht mich ſo ſehr, daß ich Ihnen nicht ſogleich darauf antworten kann.“

„Nehmen Sie ſich Zeit, ſich mit der Neuheit derſelben zu befreunden. Aber bedenken Sie wohl, daß es Ihre heiligſte Pflicht iſt, demjenigen nun ganz anzugehören, nun da Sie frei ſind, den Sie Ihr lebenlang geliebt haben, und von dem Sie mit einer nie verkühlten Glut der Gefühle geliebt worden ſind.“

„Sie ſind ein beredter Anwalt meines Jugendgeliebten. — Mein Gott, was würde meine Aurora dazu ſagen, wenn ich ihr wieder einen Vater geben wollte?“

„Und ſie würde einen ſie zärtlich liebenden Vater erhalten, der ſeinen hohen Rang auf ſie übertragen würde, um ſie in den erſten Zirkeln der beiden Czaarenſtädte glänzen zu laſſen. Laſſen Sie mich über dieſen Punkt ſelbſt mit Ihrer Fräulein Tochter reden.“

„Nur heute noch nicht, Herr Staatsrath! Ich muß mich erſt faſſen, muß mich mit dem Gedanken vertraut machen. — Ich höre mein Kind kommen.“

Eine hohe, ſchlanke, ſchmächtige Frauengeſtalt trat herein; die Formen waren ſehr mager, einige ſogar eckig, und die dazu paſſenden Bewegungen legten eine Unbeholfenheit jugendlicher Unſchuld an den Tag, die nur das Leben, nicht der Tanzmeiſter abzurunden vermag; aber über das ganze Weſen dieſes achtzehnjährigen Mädchens war eine Zartheit und ſüße Seelenſchönheit ausgegoſſen, die jenen ſcheinbaren Mangel nicht nur vollkommen ausglich, ſondern ſogar von ihm unterſtützt wurde, wie es ja überhaupt für die weibliche Anmuth charakteriſtiſch iſt, daß kleine Formmängel ihr weit eher förderlich als hinderlich ſind. Die edeln Geſichtszüge trugen das unzweideutige Gepräge der reinſten jungfräulichſten Herzensunſchuld und des kindlichſten, beneidenswertheſten Seelenfriedens. Schwerlich kann es einen feinern Teint geben, als Aurora ihn beſaß. Ihr Geſicht zeigte die Farbe des friſchen Elfenbeins, über den Wangen von einer leichten Röthe angehaucht, wie ſie aus dem innerſten Kelche der weißen Roſe ſanft herauf leuchtet, ein verſchämtes Roth, das nicht zu erröthen wagt; ein großes, blaues Auge, mehr in's Dunkle ſpielend, von einem wunderbar ſtill träumeriſchen Ausdruck und einer ruhigen Tiefe, in welcher alle Mährchen der Poeſie, alle Zauber des Gefühls zu ſchlafen ſchienen; eine fein gewölbte Stirn, eine Wiege ſchöner Gedanken, über welcher ein Kranz hellblonder Locken ſich theilte, um zu beiden Seiten des lieblichen Köpfchens herabzuflattern. Die ganze Geſtalt war etwas vorgebeugt, vorzüglich der Kopf wie lauſchend vorgeſtreckt, als wolle dies mit der Welt noch unbekannte Kind, welches ohnlängſt aus der grünen Nacht der Wälder und aus der Einſamkeit der Berge, in der es geboren und aufgewachſen, hervorgekommen war in das Geräuſch der Kaiſerſtadt, mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit erhorchen, ob die Worte und Töne der Außenwelt im Einklang ſtänden mit dem Frieden und den Ahnungen in ihrer Bruſt. Den Schmuck der Frauen, die ausgewölbte, vorſtrebende Bruſt hatte ihr die Natur verſagt. Hände und Füße waren lang und ſchmal, und die erſtere wie von Alabaſter geformt und ſchier durchſichtig.

Die Freifrau ſtellte dem Staatsrath ihre Tochter vor, und nannte dieſer dann den Namen ihres Beſuchs. „Mein gnädiges Fräulein“, ſagte er, „ich bin hier, um Ihre Frau Mutter und Sie zu einer Luſtreiſe nach Petersburg und zu einem Beſuche bei einer dortigen, Ihnen ſehr befreundeten Familie, der des Generals, Grafen von Eigl, zu überreden. Ich bringe die herzlichſten Grüße und Einladungen von dieſer Familie, zu der zu gehören ich ſelber die Ehre habe. Ihre Frau Mutter hat ſich noch nicht feſt erklärt. Was ſagen Sie dazu, mein Fräulein?“

„O Gott, nach Petersburg!" rief Aurora überraſcht, und die Freude ſtrahlte aus ihrem Auge. „Das iſt ja ein herrlicher Gedanke! Wenn ich von der ſchnellen Erbauung, der Größe und Pracht Petersburgs geleſen habe, habe ich mir ſtets eine feenhafte Vorſtellung davon gemacht, etwa wie von den Städten und Palläſten aus Tauſend-und-Einer-Nacht."

„Die Wirklichkeit wird nicht weit hinter den Gebilden Ihrer Phantaſie zurückbleiben. Ich hoffe alſo, in Ihnen eine Fürſprecherin bei Ihrer Frau Mutter gefunden zu haben. Vereinigen Sie Ihre Bitten mit den meinigen. Ich verſpreche Ihnen dafür auch, die neu und prachtvoll erbaute zweite Czaarenſtadt zu zeigen, das, wie ein Phönix aus ſeiner eignen Aſche, jung und ſchön erſtandene Moskau. Und noch weiter, wenn es Ihnen genehm iſt, in die fruchtbaren Gefilde des ſüdlichen Rußlands, wo der General ſchöne und große Beſitzungen hat. Sie können da Kalmücken und Koſaken in ihren Wohnungen beſuchen."

„Ach Mutter, kannſt Du widerſtehen?"

„Sie werden die leicht erregbare Phantaſie meines Kindes mit kleinem Handgeld zur Bundesgenoſſin gegen mich!" drohte Frau von Benkenrod dem

Staatsrath. „Und ich werde nun meine Noth haben, mich nicht in die Enge treiben zu laſſen."

„Es wird Ihnen doch nichts helfen, gnädige Frau: denn alte und neue Sehnſucht, jene hierher verlangend, dieſe dorthin, ſtürmen auf Ihr Herz ein, es wird ſich ergeben müſſen."

„Ich werde Mütterchen unablässig bitten, bis ſie ja ſagt", rief Aurora.

„Nun dann kann ich ſchon mit der tröſtlichen Hoffnung des gewiſſen Siegs mich empfehlen; denn ich begreife nicht, wie überhaupt ein menſchliches Herz Ihren Bitten widerſtehen kann, mein Fräulein, geſchweige das Ihrer eigenen Mutter."

Als Waſſili wieder zum jungen Fürſten Raſumowsky kam, rief er luſtig: „Da habe ich eine köſtliche Entdeckung und einen noch weit köſtlichern Streich gemacht. — Dieſe Oberforſtmeiſterin iſt eine Gans mit goldnen Federn, die alle Tage ein goldnes Ei legt. Es iſt mein ernſtlicher Wille, dieſe Federn und dieſe Eier in unſer Neſt nach Petersburg zu tragen, und mit einer derſelben ſoll mir der General meine geſetzliche Anerkennung als Sohn und Erbe ſchreiben."

„Aber was iſt's für ein Streich, von dem Du ſprichſt?"

„Ich habe in meines Vaters Namen um die Hand der Frau von Benkenrod angehalten, ohne von dieſem im mindeſten dazu beauftragt zu ſein, ja er hat nicht einmal den Wunſch gegen mich ausgeſprochen, dieſe Dame nur aufzuſuchen, oder ſie überhaupt jemals gegen mich erwähnt. Was ich von ſeinem Verhältniſſe zu ihr weiß, habe ich nur aus dem Munde meiner Mutter, die es meiſt von ihm ſelbſt erfahren hat. Und nun halt' ich friſchweg um die Alte an. Es iſt nur gut, daß ſie nicht gleich Ja und Amen ſagte. Aber auf morgen habe ich ſchon eine Einladung zu ihr und muß nun ihrer Zuſage gewärtig ſein; ja ich muß, wohl oder übel, mich ſelbſt halb verliebt in ſie ſtellen; denn ich bin, wie ſchon geſagt, feſt entſchloſſen, dieſen köſtlichen Vogel einzugarnen."

„Aber wenn ſie der Alte nun nicht will?" lachte der Fürſt.

„Was wär's am Ende weiter? Ich reiſete ab, was ich ohnedies muß, und damit wär's abgethan. Aber er ſoll ſie ſchon wollen. Dafür laß ich meine Mutter ſorgen. An dieſe habe ich ſogleich geſchrieben. Die erzählt ihm, daß ich durch Zufall von Frau von Benkenrod gehört, daß ſie Wittwe ſei, in Wien lebe, oft von ihm mit Liebe und Achtung rede und dergleichen Schnick-Schnack mehr, Vogelbeerchen, die ſie ihm vor das Netz hängt. Nun gibt er mir ſchon den Auftrag, ſeine Jugendgeliebte zu beſuchen. Dann ſchreib' ich ihm einen herzbrechenden Brief von ihrer Schönheit, Sanftmuth, Liebenswürdigkeit, und wie ſie ſein Andenken ehre, wie in ihrer unglücklichen Ehe nur die Liebe zu ihm ſie aufrecht erhalten, und wie die rührenden Poſſen alle klingen, die ich ihm ſo ernſthaft vormache, daß er wie ein Bube flennt. Genug, ich mache ihn ſo verliebt in dieſe koſtbare Antiquität, daß er mich bitten muß, für ihn bei ihr zu freien. Sie ſollen ſehen, Durchlaucht, daß Alles buchſtäblich ſo kommt. Für die geſchickte Ausführung dieſes erſten Theils meines Plans laß ich meine Mutter ſorgen. Dazu iſt ſie ganz die talentvolle Frau, die den General kennt, als hätte ſie ihn ſelbſt geſchaffen."

„Du ſprichſt vom erſten Theil deines Plans, alſo haſt Du noch einen zweiten?"

„Freilich! Doch haben Sie ja den erſten noch nicht vollſtändig gehört. Sie wiſſen, daß ich vor Ihnen kein Geheimniß habe. Sie bedürfen meiner viel zu ſehr, und wir ſind einander ſo unentbehrliche Bundesgenoſſen, daß ich allen Beiſtand zur Ausführung, meiner mich ſelbſt betreffenden Pläne, von Ihnen zu erwarten habe, gerade wie Sie von mir im umgekehrten Falle. Es iſt Ihnen alſo auch bekannt, daß all' mein Streben dahin geht, vom General geſetzlich als Sohn anerkannt zu ſein, und in alle Rechte eines ehelich gebornen Sohnes eingeführt zu werden, ſo daß ich auch ſein alleiniger Erbe bin. Der Ausführung dieſes Plans ſteht jetzt vorzüglich Max im Wege. Verſchaff' ich nun jetzt dem Alten ſeine Jugendfreundin zur zärtlichen Gemahlin, ſo verpflichte ich ihn mir zur Dankbarkeit, ja ich will die Dame Benkenrod ſchon ſo einzunehmen wiſſen, daß ich mir in ihr eine treue Bundesgenoſſin und Helferin gegen den Alten erwerbe. Sie ſoll ihm ſo lange zuſetzen, mir den Kuppelpelz in der geſetzlichen Anerkennung meiner, auszuliefern, bis er nicht anders kann. Ich bring' ihn zwiſchen zwei Weiber, die er beide geliebt hat, und gegen die er ſchwach iſt. Kann ich am Siege zweifeln? Um ihn aber über Max ruhig zu ſtellen, und dieſen zu entſchädigen, muß dieſer die Tochter der Frau von Benkenrod heirathen; und dies iſt der zweite Theil meines Plans. Ich ſchlage zwei Fliegen mit einem Klaps. Ich werde Graf Eigl, und Erbe des Generals, Max wird Aurora's Gatte, und Erbe der

Frau von Benkenrod, oder vielmehr der Frau Generalin von Eigl, und ſo iſt uns beiden geholfen.“

„Du biſt ein genialer Menſch, Waſſili!“ rief der Fürſt. Ich erſtaune über Deine ſchnelle Combinationsgabe und kluge Benutzung aller Umſtände zu Deinen Zwecken. Du wirſt's weit bringen. Und was ich Dir helfen und nützen kann mit eigener Kraft, oder durch meine Verwandtſchaft oder Verbindungen, darauf kannſt Du rechnen. — Doch denke auch an mich. Wir ſind auf heute Abend zu einem thée dansant zu Deinem Schwager eingeladen. Ich wünſche, daß Du der ſchönen Schweſter Deiner Frau allerlei Vortheilhaftes von mir ſagſt, und ihr und mir bald Gelegenheit zu einem tête-à-tête machſt?“

„Verlaſſen Sie ſich auf mich. Denn ich gedenke die Gräfin Thereſia, die mir erſt ſo abgeneigt war, ebenfalls für meine Zwecke wirkſam zu machen. Sie muß die Benkenrod's einladen und die Alte mit bearbeiten.“

Waſſili's Gewandtheit hatte ihn nach einigen Wochen ſchon zum Liebling, ſowohl im Hauſe des Grafen Oßneck, als auch in dem der Frau von Benkenrod gemacht, und in eben ſo vieler Zeit war er den Frauen in beiden Häuſern unentbehrlich.

Denn Thereſia, ſtolz, eitel und ſinnlich, nahm nicht nur die Huldigungen des Fürſten Feodor an, ſondern zeigte ſich auch dafür in einer Weiſe dankbar, und den glühenden Wünſchen ihres neuen Verehrers geneigt, die die vornehme Welt zu allen Zeiten entſchuldigt, ja gewiſſermaßen als ein ihr zuſtehendes Privilegium anerkennt und beanſprucht hat. Die beiden Liebenden waren bald ſo weit, daß ſie ſich Stell-Dich-ein in einem hübſchen „Häuschen in der Vorſtadt“ gaben, und Waſſili ließ ſich zum Poſtillon d'amour, Gelegenheitsmacher, Beſorger und Beſteller brauchen, während er, ohne zu erröthen, vom betrogenen Grafen Dyneck Beweiſe von Achtung annahm. Aber es war bald nicht mehr der Graf allein, den er betrog, bald hatte der Fürſt daſſelbe Schickſal; denn der öftere Verkehr mit ſeiner ſchönen Schwägerin, die Auszeichnung, mit welcher er ſich von ihr behandelt ſah, entzündeten in ſeinem halb Aſiatiſchen Blute eine begehrliche Flamme für Thereſia, und er wußte ihr dieſe ſo geſchickt zu zeigen, während zu gleicher Zeit allen Uebrigen zu verbergen, er wußte ſie mit Bitten zu beſtürmen, die faſt wie Drohungen klangen, daß die vornehme Frau ihre Gunſtbezeugungen bald zwiſchen ihm und dem Fürſten theilte. Frau von

Benkenrod hatte dagegen eine wahrhaft mütterliche Zuneigung zu ihm gefaßt, und er ſuchte dieſelbe auf alle Weiſe zu nähren und zu ſteigern. Kaum hatte er bemerkt, daß die ſchwergeprüfte Frau ſehr religiös war, als er auch ſchon ſeine Reden bei ihr mit frommen Betrachtungen und ſalbungsvollen Tiraden ausſchmückte, und nicht ſelten mit gefalteten Händen und aufwärts geſchlagenen Augen vor ihr ſaß. Entzückt von ſeiner Unterhaltung, pries ſich die Freifrau glücklich, einen ſo edeln, trefflichen, geiſtreichen und gottesfürchtigen Freund in ihm erworben zu haben, und ſie dankte Gott inbrünſtig in ihrem Gebet, daß er ihr aus weiter Ferne einen ſolchen Mann geſchickt habe, der, wie ſie gerührt erkenne, von der höchſten Vaterhand beſtimmt ſei, ſie noch die Pfade des Glücks auf Erden zu führen.

Und wie er mit der Mutter in hochtönenden Phraſen von Gott, Glauben, Tugend und Unſterblichkeit der Seele ſprach, ſo plauderte er kindlich unbefangen über bunte Mährchen und Bilder mit der Tochter. Bald brachte er Auroren ein ſchönes Buch, bald ein Körbchen der ſchönſten Blumen, bald einen neuen Kupferſtich mit ſpielenden Kindern, und gewährte dadurch dem eintönigen Leben dieſes reinen Gemüths, das, ohne es zu wiſſen, an den erbaulichen Unterhaltungen der Mutter wenig Geſchmack gefunden hatte, einen ſüßen, unwiderſtehlichen Reiz. Wenn er ihr von Petersburg oder Moskau, oder von der Steppe oder dem Meer erzählte, glühte ihre zarte Wange höher, ihr Auge leuchtete, und ſie flüſterte dann wohl verſchämt: „O, führen Sie mich bald mit der Mutter dahin!“

Waſſili's geheime Thätigkeit war übrigens vom Glück unverkennbar begünſtigt; denn dem nächſten Brief des Generals an ihn, der ſehr bald kam, lag ein anderer an die Oberforſtmeiſterin bei, und der General ſchrieb ihm, er habe um die ihm unvergeßlich theuere Frau angehalten, und bitte ihn, ſeine Werbung auf alle Weiſe zu unterſtützen. Er werde ſich ihm für dieſen Liebesdienſt ausnehmend dankbar bezeigen. — Frau von Benkenrod trug nun, im Beiſein des Staatsraths, ihrer Tochter die eigentliche Sachlage des Verhältniſſes vor, denn ſie wollte, als eine gewiſſenhafte Frau, durchaus keinen entſcheidenden Schritt ohne Wiſſen derſelben thun. Allein Aurora war von Waſſili bereits ſo darauf vorbereitet, ihr Köpfchen war von tauſend ſchönen Lichtern illuminirt, die er dort angezündet, und ſie ſah ſich als Tochter des Generals mitten in die geträumte Feenwelt verſetzt, daß es bei ihr keiner Ueberlegung bedurfte; ſie bat die Mutter ſchier flehentlich, den ehrenvollen Antrag des Generals anzunehmen. Frau von Benkenrod wollte ſich nun noch ein Mal mit Gott darüber beſprechen, und Waſſili faltete die Hände und ſprach: „Mir iſt der Troſt von oben gekommen, daß dieſe Verbindung mit des Herrn Willen geſchehe, und in ſeinem allweiſen Rathe längſt beſchloſſen war. Er wird ſeinen beſten Segen dazu geben; nicht, weil ich ihn inbrünſtig darum angefleht, denn was vermöchte die ſchwache Bitte eines ſündhaften Menſchen, wie ich bin, und wenn ſie noch ſo innig und demüthig aus dem Herzen zu ſeinem höchſten Throne emporſtiege; aber wohl, weil er ein allweiſer und allgütiger Vater iſt, der die Herzen ſeiner Kinder, die die Heimſuchung ſeiner ſchweren Prüfung geduldig und demüthig beſtanden, zum Lohn für die Ausdauer im Glauben und für ihre Tugend ſchon auf Erden belohnen will, um ihnen, den Guten und Gerechten, einen Vorſchmack ſeiner himmliſchen Seligkeit zu geben.“

Die Freifrau vergoß einen Strom von Thränen, drückte ihm die Hand und ſagte: „Es ſcheint mir ſelbſt, daß Gottes unerforſchliche Liebe mich entſchädigen will. Er führt mich noch zu dem Geliebten meiner Jugend, an dem mein Herz ſo viele Jahre in ſtiller Liebe gehangen, und in Ihnen gibt er mir einen Sohn, ſo brav, ſo lieb, wie kaum die verlorenen waren.“ — Am folgenden Tage gab ſie zur unausſprechlichen Freude ihrer Tochter dem Staatsrathe ihr Jawort und ſchrieb es dem General.

Aurora's Drängen und Freude hatte noch einen geheimen Grund, den ſie Niemand wollte merken laſſen; obgleich ſie dadurch dem Staatsrathe nur Veranlaſſung gab, die Einfalt ihrer Unſchuld bei ſich zu belächeln; denn was ſie zu verbergen bemüht war, war ja ſein eigenes Werk. Er hatte ihr nämlich oft und viel — ſeinem Plane gemäß — von Max und deſſen Schickſalen erzählt, und die letztern abſichtlich mit recht wunderbaren und abenteuerlichen Farben geſchmückt. Er hatte ihr den Jüngling mit flammendem Auge und fliegenden Locken auf dem ſchnellſten Renner durch die Steppe dahin ſauſend gezeigt, dann den für Poeſie und Wiſſenſchaft begeiſterten Studenten, den ſchönen tapfern Koſakenoffizier, den dankbaren Sohn, den liebenden Bruder, den ausgezeichneten Menſchen, Alles reizend und phantaſtiſch ausgeſchmückt.

Aber daß er in dieſem Stück, von ſeinem Eifer verleitet, zu weit gegangen war, hatte den merkwürdigſten und von ihm nicht geahneten Einfluß auf Aurora's und Max's, ſo wie auf ſein eigenes Schickſal. Ja, dieſer Schritt zu weit, den er mit aller Abſicht that, um die noch reine Seele des Mädchens für Max zu entflammen, zertrümmerte alle ſeine künſtlich aufgebauten Pläne. Aurora's Seele gerieth in einen mächtigen Brand; ihre angeregte Phantaſie war Tag und Nacht mit dem wunderbaren Jüngling beſchäftigt, und ſchmückte ihn endlich zum Halbgott heraus. Sie träumte mit offenen Augen von ihm, und ſah ihn nicht anders, als einen zweiten Perſeus auf dem Flügelroß Bellerophon ausreitend, um Ungeheuer zu beſiegen, oder als einen andern Bayard, Ritter ohne Furcht und Tadel, für Recht und Unſchuld jeden Kampf annehmend, und ſtattete ihn mit den brennendſten Farben der Romantik aus. Nichts wünſchte ſie ſehnlicher, als Max zu ſehen, und nun gar ſeine Schweſter zu ſein, war für ſie der Inbegriff alles höchſten und ſüßeſten irdiſchen Glücks.

Der junge Fürſt Raſumowski hielt es für ſchicklich, als Freund des Generals Eigl, der Verlobten deſſelben ſeine Aufwartung zu machen, und ihr ſeine Glückwünſche abzuſtatten. Er fuhr deshalb eines Tags mit Waſſili nach der Wohnung der Freifrau von Benkenrod, und ließ ſich von ſeinem Freunde vorſtellen. Er unterhielt ſich viel mit Aurora, und ihre kindliche Offenheit, ihre phantaſtiſche Anſchauung der Dinge, ihr tiefes und reines Gemüth zogen ihn, der Dinge der entgegengeſetzten Art bei ſchönen Frauen zu finden gewohnt war, mächtig an, und als er mit Waſſili, nach einem ſehr langen Bleiben, heimfuhr, ſagte er: „Dieſe Aurora iſt ein wahrer Engel in Menſchengeſtalt. Nie hat ein Weib einen reinern und edlern Eindruck auf mich gemacht, als dieſes hochgewachſene Kind. Wenn irgend eine Sterbliche mich zu einem tugendhaften Manne bekehren könnte, ſo wäre es Aurora. Es war mir in ihrer Nähe oft, als umwehe mich der reinſte Gotteshauch, und es kam ein Gefühl über mich, wie ich es einige Mal in hohen Domen oder in großartig reizenden Gegenden empfunden habe. Wahrlich, ich habe heute einſehen und begreifen gelernt, daß die Tugend, die Unſchuld, die kindliche Reinheit eines Mädchens doch das Erhabenſte und Heiligſte ſind, was die Erde beſitzt. Ich hätte vor dieſer Aurora niederfallen und ſie anbeten können, und die Augen haben ſich mir mehrmals mit Thränen der Rührung über ihre kindlich naiven, herrlichen Aeußerungen gefüllt. Doch, was ſag' ich Dir das Alles, damit Du es fauniſch belächelſt. Ich bin ein Thor, bei Dir jemals mein Herz überfließen zu laſſen; denn ich gebe Dir nur Stoff zu ſpöttiſchem Kitzel."

„Ich habe ja nichts dagegen, wenn Sie ſich von dem blonden Kinde bekehren laſſen wollen," lachte der Staatsrath; „ich will es heute noch meiner Schwägerin notificiren, damit Ihnen der erſte, ſchwerſte Schritt zur Tugend erleichtert wird. Sie ſehen, ich will Ihnen behülflich ſein, den breiten Weg des Laſters zu verlaſſen, und den ſteilen, ſchmalen Pfad der Tugend zu erklimmen. Wenn Ihnen nur nicht beim Emporklettern ein kleines, boshaftes Teufelchen ein Bein unterſtellt, und Sie, ſammt der intereſſanten Aurora, auf die breite Straße hinabfallen. Ich will Ihnen deshalb zu bedenken geben, daß es in meinem Plane liegt, ſie zu Max's Frau zu machen, und daß Max ſchon lange Ihr Schützling iſt, dem Sie aus natürlich-freundſchaftlicher Zuneigung ſo ein ſchlankes, hübſches Stück Tugend, wie Aurora, herzlich gern gönnen werden.“

„Du biſt Mephiſto, in deſſen Fallſtricken ich liege. Und vor der Hand will ich noch mit der reizenden Thereſia den breiten Weg wandeln.“

„Das denk' ich auch!“ lachte Waſſili. — — —

Die Rückkehr des abgeſetzten Kaiſers der Franzoſen von der Inſel Elba auf den Thron Frankreichs zuckte wie ein elektriſcher Schlag durch das ſiegesfrohe Europa, und machte den prächtigen Feſten in Wien ein unverhofftes Ende. Der General Cigl ſchickte zum Oſterfeſt einen Courier mit prachtvollen Geſchenken für die Braut und deren Tochter, aber auch mit der dringenden Bitte an ſie: unverzüglich aufzubrechen und in ſeine Arme zu eilen, da ein neuer Krieg gegen Napoleon unvermeidlich ſei, und er vor Ausbruch deſſelben ſeine Hausangelegenheit in Ordnung haben, und den heißeſten Herzenswunſch ſeines Lebens erſt noch erfüllt ſehen wolle, eh' ihn die Pflicht abermals in's Feld rufe, und vielleicht der Tod auf dem Bette der Ehre dieſes Herz ſtarr mache. Gegen dieſe Gründe war nichts einzuwenden, und Frau von Benkenrod beſchloß ihre Abreiſe. Da erklärte plötzlich Fürſt Feodor, auch ihn rufe die Pflicht ſchleunigſt nach Petersburg, und er bat die Freifrau ſo höflich, die Reiſe mit ihm in ſeinem Wagen zu machen, daß dieſe nicht ausweichen konnte. Auch mußte es ihr angenehm ſein, einen ſo mächtigen Beſchützer und angenehmen Geſellſchafter in einer Perſon zu haben. Die Gräfin Oßneck ſchien den wahren Grund der unerwartet ſchnellen Abreiſe ihres fürſtlichen Verehrers zu ahnen, und ſie war viel zu ſchlau, um den geringſten Verdruß darüber zu äußern. Blieb ihr doch der als Mann noch ſchönere Waſſili, und ſie war gewiſſermaßen froh, ſich nach der Seite des Fürſten hin in Bezug 'auf ihren Schwager keinen Zwang mehr anthun zu müſſen. Da Frau von Benkenrod ihre Vermögensangelegenheiten in der kurzen Zeit unmöglich ordnen konnte, ſo bevollmächtigte ſie den Staatsrath dazu, der dadurch die beſte Gelegenheit erhielt, eine ſichere Einſicht in die glänzenden Verhältniſſe dieſer Frau zu erlangen.

Des Fürſten Abſchied von Thereſia war von beiden Seiten froſtig.

„Bah!“ ſagte er zu Waſſili, „ſtarke Weine muß man ſehr mäßig genießen, ſonſt werden ſie einem bald zuwider, oder man berauſcht ſich und hat nachher Katzenjammer davon.“

Eine Stunde ſpäter ſaß er Auroren gegenüber im Wagen, und vertiefte ſich in ihre Feenaugen, und koſ'te mit ihr von Shakſpeare's Sommernachtstraum, den er ihr einige Tage zuvor vorgeleſen hatte. Und wenn ſie ſo kindlich poetiſch, und zuweilen ſo recht kindiſch einfältig mit ihm plauderte und ihn anſah, oder ſeine Hand nahm, ihm auch wohl die Wangen ſtreichelte, als wiſſe ſie gar nicht, daß er ein Mann ſei, da war es ihm nicht anders, als ſei ſie ein Elfenkind aus dem reizenden Mährchen, und er träumte ſelbſt den ſchönſten Sommernachtstraum.

Ende des zweiten Bandes.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Max von Eigl.

Roman

von

Ludwig Storch.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Mayer und Wigand.
1845.

Der Kampf der Verzweiſlung, welchen Napoleons Feldherrntalent im Juni mit dem Aufgebot von ganz Frankreich gegen die durch Belgien heranziehenden, preußiſchen und engliſchen Heere eröffnete, ſiel am 16. bei Fleurus und Ligny nachtheilig für das erſtere aus. Vom wilden Ungeſtüm der Franzoſen geſchlagen, konnte es durch die Hülfe der in einzelnen Corps von Brüſſel heranziehenden Engländer nicht unterſtützt werden; denn dieſen hatte ſich Marſchall Ney mit einem Corps bei Quatre Bras entgegen geworfen. Die Preußen mußten in der Dunkelheit der Nacht den Rückzug über die Höhen in das Flußthal des Dyle und abwärts nach Wavre hin antreten. Dies nöthigte auch Wellington, das engliſche Heer wieder auf der Straße nach Brüſſel bis in den nur eine Meile von Brüſſel beginnenden großen Wald Soigne zurück zu führen.

Ein junger preußiſcher Offizier von der leichten Reiterei, der ſich durch ſeine ungemeine Reitkunſt auszeichnete, bemerkte in der Schlacht bei Ligny noch zuletzt, daß ein preußiſcher Oberſt ſo arg in das Gedränge der Franzoſen kam, daß er, wenn ihm nicht ſchnelle Hülfe wurde, verloren war. Der Offizier rief einigen gleich ihm kühnen Reitern ſeiner Schwadron zu, und im Nu ſauſ'ten ſie auf den Feind los, während das übrige Heer ſich bereits zum Rückzug anſchickte. „Auf Koſakiſch!“ rief der Offizier, und dem wüthenden Anprall mit den Lanzen wich der Feind. Der Oberſt wurde herausgehauen und mit ſeinen wenigen Leuten befreit. Aber er hatte ſein Pferd verloren. Kaum hatte dies der kühne und gewandte Offizier der Lanzenträger bemerkt, als er das ſeinige herum warf, wie ein Blitz einige ledige Franzoſenpferde verfolgte, und eins derſelben mit einer Alle, welche zuſahen, Freund und Feind, in Erſtaunen ſetzenden Gewandtheit einfing, dem Oberſten überbrachte, ihm hinauf half, und mit ihm davon jagte. Dies Alles geſchah in einer ſo unglaublich ſchnellen Zeit, daß ſelbſt keinem der ſiegstrunkenen Franzoſen einfiel, es zu hindern.

Als die beiden Flüchtlinge die Anhöhe erreicht hatten, welche die Flußſcheide bildet, ſagte der Oberſt: „Mein Herr, ich danke Ihnen mein Leben. Sie ſind der kühnſte und gewandteſte Reiter, der mir vorgekommen, und ich diene ſeit vierzig Jahren meinem Könige."

„Kein Wunder, Herr Oberſt!" lachte der Offizier, „ich bin bei und auf Pferden aufgewachſen. — Doch ich will jetzt meine Schwadron aufſuchen; Sie werden ebenſo nach Ihrem Regimente eilen. Gott behüte Sie!" Und wie ein Vogel flog er dahin, überholte bald die drängenden Maſſen des Heers und verſchwand in der Menge und der Nacht. Vergebens rief ihm der Oberſt nach: „Ihren Namen, mein Herr!" Und er begriff, daß dieſer kühne und tapfere Reiter nur dem Danke entgehen wollte. Er tröſtete ſich damit, daß derſelbe leicht auszuforſchen ſein müſſe. Schon am andern Tage begann er in Wavre, mitten im Kriegsgetümmel, das einer verlornen Schlacht zu folgen pflegt, nach dem ausgezeichneten Reiteroffizier zu forſchen, und ein Huſarenrittmeiſter antwortete ihm: „Ich wüßte nicht wer es anders ſein könnte, als der junge Graf Eigl."

„Graf Eigl!" rief der Oberſt faſt erſchrocken.

„Wiſſen ſie nicht, Herr Kamerad, was er für ein Landsmann iſt?“

„Das kann ich Ihnen zufällig ſagen, weil ich ihn im vorigen Feldzuge in Paris kennen lernte. Er iſt ein geborner Ruſſe, und zwar vom ſüdlichen Theil des Don oder der Wolga her, und iſt unter den Don'ſchen Koſaken aufgewachſen, deren Offizier er auch vor zwei Jahren war. Heuer hat er in Berlin Jura ſtudirt, und iſt gleich unter die leichten Reiter gegangen, als der neue Kriegsruf erſchallte.“

„Ich danke Ihnen. Der, den ich meine, iſt es nicht; der müßte ein Ungar ſein.“ —

Aber der geſchickte und tapfre Reiter war dennoch Max Eigl. Der Tag nach der Schlacht brachte ihm ſo überhäufte Beſchäftigung, daß er ſein kleines Abenteuer bald wieder vergeſſen hatte. General-Feldmarſchall Blücher arbeitete daran, die Kräfte des Heers, nach dem erhaltenen Schlage, ſo ſchnell als möglich wieder zuſammen zu faſſen und zu ordnen; denn er mußte nach dieſer erſten verwegenen Probe von Seiten des verzweifelten Kaiſers auf das Aeußerſte gefaßt ſein. Daß dieſes keine unnütze Vorſicht war, zeigte ſich ſchon am folgenden Tage, als die Nachricht anlangte, daß der Kaiſer das auf den Höhen von Waterloo, vor dem Soigner Walde, aufgeſtellte engliſche Heer mit ungeheurer Kühnheit angegriffen, und obgleich geworfen, dennoch immer wieder und ſtets mit höherer Wuth angegriffen habe, und die Schlacht im vollen Gange ſei. Sogleich befahl Blücher den Aufbruch nach dem gegen fünf Stunden entfernten Schlachtfelde, und glühend vor Verlangen, die erhaltene Scharte wieder auszuwetzen, brach das preußiſche Heer durch den Engpaß bei St. Lamp, und fiel den Franzoſen in die rechte Flanke und in den Rücken. Es war ſchon gegen Abend; aber der Sieg wurde dadurch entſchieden, und in dieſer mörderiſchen Schlacht, welche mit einer beiſpielloſen Niederlage und Auflöſung des franzöſiſchen Heers endigte, ging Napoleons Glücksſtern für immer unter. Aber der Verluſt der Engländer und Preußen an Todten und Verwundeten war ebenfalls ungemein groß.

Am folgenden Tage wurden Tauſende von Verwundeten, Franzoſen, Engländer und Preußen, nach Brüſſel geſchafft, um in ſchnell eingerichteten Hospitälern untergebracht zu werden, und alles, was nur einen Verband anlegen konnte, war beſchäftigt, Hülfe zu leiſten. Unter dieſen helfenden

Männern befand ſich auch Max Eigl. Obgleich ſeine mediciniſchen Kenntniſſe ſich nur auf das Pferd bezogen, ſo hatte er doch einen ſo kunſtgerechten Verband anzulegen, in der Steppe gelernt, daß ſein edles Herz es für eine Sünde gehalten hätte, in dieſer Zeit der Noth nicht Gebrauch von ſeiner Kunſtfertigkeit zu machen. Die feindlichen Kugeln hatten ihn verſchont, und ſo wendete er Kraft und Kunſt an, denen beizuſtehen, welche der Schlachtenmord in ihr Blut gebettet hatte, ohne ihr Leben zu vertilgen. Mit den Aerzten ſchritt er über das Schlachtfeld noch in der mondhellen Nacht, und verband die Verwundeten, Freund und Feind, und am folgenden Morgen fuhr er mit einer Abtheilung derſelben nach Brüſſel. Hier entwickelte ſich ſeine großartige Thätigkeit bei Anlegung und Abwartung der Lazarethe, und er wurde von allen Aerzten geſchätzt und belobt. Keine Mühe war ihm zu gering, keine Anſtrengung zu groß, wo es galt, Menſchenleben zu retten, und ſeine mediciniſchen Kenntniſſe kamen ihm dabei trefflich zu ſtatten.

Der Oberſt, den er gerettet, hatte die große Schlacht ebenfalls glücklich beſtanden, und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich am folgenden Tage, an welchem die Verfolgung des franzöſiſchen Heeres mit großem Eifer fortgeſetzt wurde, nach ſeinem Retter zu erkundigen. Er vernahm, daß der Lieutenant Eigl mit Verwundeten nach Brüſſel abgegangen ſei. Dieſe Nachricht machte ihn ſehr beſtürzt; er nahm Urlaub, und ritt ſogleich zurück nach der Hauptſtadt Belgiens, wo er am ſpäten Abend ankam. Da er aus der ihm zugegangenen Kunde nicht anders annehmen konnte, als daß Eigl ebenfalls verwundet ſei, ſo wollte er durchaus keine Zeit verlieren, um dem jungen Manne, dem er ſo viel ſchuldete, alle ihm zu Gebote ſtehende Hülfe angedeihen zu laſſen. Obgleich in hohem Grade erſchöpft, ließ er ſich doch ſogleich nach ſeiner Ankunft in die Lazarethe führen.

Es war ſchon ſpät. Zu beiden Seiten des Schiffs der Kirche, welche zum Lazareth eingerichtet war, zogen ſich vier Reihen Lagerſtätten, aus Matrazzen und Strohbündeln beſtehend, hin, zwiſchen welchen ſchmale Gänge gelaſſen waren. In der Mitte lief ein breiter Hauptgang von einem Ende der Kirche zum andern. Hie und da hingen an den Heiligenbildern oder ſtanden in den Niſchen an der Wand einige brennende Lichter, die nur einen kleinen Kreis um ſich, und dieſen ſchwach, erhellten. In dem übrigen weiten Raume herrſchte eine unheimliche Dämmerung, und gab den hier ungewöhnlichen und verworrenen Gegenſtänden ein grotteskes und verzerrtes Anſehen. Die langen Lager nahmen, dicht gedrängt, Verwundete ein, mit wollenen Decken oder blutigen Lacken überhüllt. Die Altäre waren zu Arzneitiſchen eingerichtet. Hinter dem Hochaltar lagen einige Matrazen für die Aerzte. Die tiefe Stille wurde allein durch das Stöhnen Einzelner und die ſchweren Athemzüge Anderer unterbrochen, und zu dieſer ſchauerlichen Muſik ſchlugen die einförmigen Pendulſchwingungen der Kirchenuhr einen unheimlichen Takt.

Max war, von der äußerſten Anſtrengung erſchöpft, völlig angekleidet auf ſein Lager geſunken und eingeſchlafen. Der Wache haltende Arzt ſaß am entgegengeſetzten Ende der Kirche an einem Tiſche und miſchte Arzneien. Plötzlich fühlte ſich Max von einer Hand an der Stirn berührt, und ſo leiſe auch dieſe Berührung war, ſo weckte ſie ihn doch, und er ſchlug die Augen auf, in der Erwartung den wachehaltenden Collegen zu ſehen, der ſeiner für die Hülfe eines Verwundeten bedürfe. Zu ſeiner Verwunderung ſah er aber ein ſehr ſchlicht gekleidetes Landmädchen vor ſich, deren Züge er zwar nicht deutlich erkennen konnte, die ihm aber zehn bis zwölf Jahre alt zu ſein ſchien. Sie winkte ihm, ſah ihn dazu bittend an, und kreuzte dann vorwärts ſchreitend die Arme auf der Bruſt. Noch ſchlafbefangen und keiner rechten Ueberlegung fähig, raffte ſich Max auf, ergriff eine kleine Oellampe, welche brennend auf dem Hochaltar ſtand, und folgte dem in einem Lazarethe ſo ungewöhnlichen Beſuche. Das Kind ſchritt den Hauptgang hinauf, und bog dann in einen Seitengang ein, welchen es bis an die Wand verfolgte. Hier blieb es ſtehen und deutete auf ein Lager, welches ſich gerade unter einem Muttergottesbilde befand. Dieſe Abtheilung der Verwundeten gehörte nicht zu Max's Reſort, und er hatte keinen derſelben noch behandelt. Dies war Sache eines andern Arztes, und da ſtreng auf Ordnung gehalten werden mußte, ſo würde Max zur mediciniſchen Hülfe jedenfalls erſt den hier fungirenden Arzt herbeigerufen haben. Inzwiſchen bückte er ſich doch zu dem Inhaber dieſes Bettes herab, um zu erforſchen, was ihm Noth thue, und vielleicht einen dringend nothwendigen Verband anzulegen. Ein ſchweres und convulſiviſches Stöhnen ſchallte ihm entgegen; er leuchtete dem Leidenden ins Geſicht und — fuhr erſchrocken zurück. Aus der Todtenbläſſe dieſes Antlitzes traten ihm wohlbekannte Züge entgegen. Es war Karl von Zinkberg, genannt Schenk, welcher im Todeskampfe vor ihm lag. Raſch kniete er neben dem Lager und fragte im ſanfteſten Tone: „Herr von Schenk, womit kann ich Ihnen dienen? Wünſchen Sie zu trinken?“

„Wer nennt mich bei dieſem Namen, den ich borgte, und ſchon lange nicht mehr geführt habe?“ fragte der Kranke, plötzlich aufs Lebhafteſte aufgeregt, richtete ſich mit Anſtrengung empor, ergriff haſtig die Hand des Jünglings, und ſtarrte ihm mit großen, ſtieren Augen ins Geſicht.

„Wer ſind Sie?“ fragte er dann, „wer ſind Sie, der Sie mich in dieſer Stunde mit dieſem Namen anreden, der mir nicht gehört? Wiſſen Sie: ich ſterbe jetzt, und es iſt mir eine Qual dieſen Namen gerade jetzt zu hören.“

„Das bedaure ich aufrichtig, aber ich kannte nie Ihren wahren Namen, oder habe ihn wieder vergeſſen. Ich war noch ein Knabe, als ich Sie kannte. Mein Name thut nichts zur Sache.“

„Ha!!“ rief Zinkberg plötzlich und ſchlug beide Hände vor das Geſicht. „Ich habe Deine Stimme, ich habe Dich erkannt, Graf Max Eigl! Was willſt Du von mir? Willſt Du mich zur Rechenſchaft ziehen in meiner Todesſtunde?"

„Helfen will ich Ihnen, beiſtehen, und Ihnen die aufrichtige Verſicherung geben, daß ich Ihnen im Herzen verziehen habe, wenn Sie mir je etwas gethan, was der Verzeihung bedürfte. Aber ich weiß von nichts. Gewährt es Ihnen indeß Troſt und Beruhigung, ſo nehmen Sie hier meine Hand mit dem Schwure, daß ich Alles vergeben und vergeſſen habe." Und ſein Auge glänzte feucht vom Thau der Liebe, ſanft verklärt von jenem höheren Glanze der Gottfreudigkeit, der vom Stern in der Bruſt ausgeht, von einem reinen, lieberfüllten Herzen. O Born der Liebe in der Menſchenbruſt, licht- und freudequellender, wie biſt du doch ſo unergründlich tief, wenn auch oft und viel überwuchert von ſchmuzigem Unkraut, überſchüttet vom Bauſchutt der Zeit und des Alltagslebens, dafür in Andrer Herzen deſto heller und freudiger, deſto voller und mächtiger ſpringend!

Zinkberg griff mit wilder Haſt nach der dargebotenen Hand und rief: „Iſt's möglich? Du vergibſt mir Alles? So biſt Du doch das edle, große Herz, als welches Dich meine Luiſe ſtets ſchilderte?

O ſei geſegnet dafür! — Ich habe Dich ſtets gehaßt, Max! Ich war Dein Judas Iſchariotb; ich habe Dich für Geld verrathen und verkauft. Und Du vergiebſt mir Alles, Alles!"

„Alles!" weinte Max „Aber wo iſt Luiſe? Wiſſen Sie es nicht?"

„Ich weiß es nicht! Seit ich ſie treulos verließ, hörte und ſah ich nichts wieder von ihr. Ach, es ſind zehn lange Jahre! Könnte ich doch ihre Verzeihung auch mit hinüber nehmen vor den verhüllten Richter, und mich dadurch loskaufen von dem wohlverdienten ſtrengen Spruch. Aber ſie war ein Engel in der Erdennacht; ſie iſt vielleicht ſchon ein ſolcher im Licht. Dann iſt ſie gewiß verſöhnt mit mir geſtorben, und tritt mir verklärt und liebend entgegen. Ja, ja, ſie hat mir vergeben! Sie hat mir vielleicht nie gezürnt, die Sanfte, Edle. — Doch wenn ſie noch lebt, und Sie finden ſie wieder auf Ihrer Lebensbahn, Herr Graf, o, ſo bringen Sie ihr meine letzten Grüße! Sagen Sie ihr, daß ich als ein reuiger, bußfertiger Sünder geſtorben bin, daß ich ihr liebes, theueres Angedenken tauſend und tauſendmal geſegnet habe. — Sollte ihr Vater noch leben, der treffliche Major Schenk von Birkendorf, ſo ſagen Sie auch ihm von meinem Tode, daß ich ſehnlichſt ſeine Vergebung gewünſcht, und die des edeln Hauptmann von Brandenfels —.“

Eine Stimme unterbrach ihn, welche dicht über ihm erſchallte: „Brandenfels iſt den Tod des Soldaten auf dem Bette des Ruhms geſtorben, mit allen Menſchen verſöhnt, und Schenk von Birkendorf vergibt Ihnen von Herzen. Er ſteht ebenfalls vor Ihnen, Herr von Zinkberg.“

„Barmherziger Gott!“ ſchrie der Verwundete auf. „Iſt's möglich! Darf ich's glauben? Iſt's kein Bild meiner Fieberphantaſien? Herr Major, Sie ſind's, und vergeben mir wirklich? O reichen Sie mir auch Ihre Hand! Ich verführte, ich ſtahl Ihnen mit teufliſcher Kunſt Ihr einziges Kind, Ihre treffliche Tochter! Ich betrog ſie, ich machte ſie unglücklich, ich verließ ſie treulos. Und doch wollen Sie mir vergeben?“

„Möge Dir der Herr verzeihen, wie ich Dir verzeihe!“ ſagte Schenk von Birkendorf, und gab dem verzweifelten Leichtſinnigen die Hand. „Glaubſt Du, daß ich mich von dieſem Jünglinge hier beſchämen ließe? Ich habe Euer Zwiegeſpräch mit angehört. Ich kam hierher, um den Grafen Eigl, meinen Lebensretter, unter den Verwundeten zu ſuchen und ihn zu pflegen, und ich finde ihn ſelbſt als

Krankenpfleger, ſinde ihn hier vor dem Lager eines reuigen Sünders, dem er milde alles Unrecht verzeiht. Das Herz im Leibe iſt mir geſchmolzen, und ich verzeihe aufrichtig meinem Todfeind." — O mein trefflicher Junge, den ich ſuchte und fand, was biſt Du doch für eine große und edle Seele! Und ich ahne wer Du biſt, wer Du ſein mußt! Iſt Dein Vater Hermann Eigl von Oszlan, und Deine Mutter Amalia von Werthenheim?"

„Sie ſind's!"

„Komm' an mein Herz, edler, geliebter, verehrter Sohn Amaliens, die mir unausſprechlich theuer war, deren Andenken ich ſegne! Lebt ſie noch, Deine treffliche Mutter?"

„Ich weiß es nicht, Herr Oberſt. Aber Sie ſind Luiſens Vater! O mein Gott, daß mir dieſe Wonne bereitet wird, Sie zu finden! Wie hab' ich Sie ſchon als Knabe verehrt, wenn mir Luiſe von Ihrer hohen, männlichen Tugend mit kindlicher hinreißender Begeiſtrung erzählte."

„Und nun ſollſt Du mir von ihr, von der verlornen ach! immer noch ſo heiß geliebten Tochter erzählen. Ein wunderbares Schickſal, nein die Hand der Vorſehung ſelbſt hat ſie zu Deiner Mutter, zu Dir geführt."

„Das verringert meine Schuld," ſeufzte Zinkberg. „Ich weiß ja aus Ihrem eignen Munde, wie theuer Ihnen Amalia war. Sie war eine edle Frau. — Ich ſterbe glücklich und zufrieden. Der Herr hat es gnädig mit mir gemacht. Der Tod naht, meine Schmerzen laſſen nach."

„Haben Sie noch irgend einen Auftrag?" fragte Max.

„Ja, geben Sie dieſe meine Brieftaſche mit dem darin enthaltenen Gelde dem Garçon. Sie finden dieſen ſchlechten Menſchen in Paris, wohin er mich verführte, als Napoleon's Glücksſtern dort wieder aufzugehen ſchien; es war ein trügeriſches Meteor. Dieſer ſchändliche Garçon verleitete mich, gegen mein Vaterland zu fechten. — Er iſt Armeelieferant; er borgte mir das Geld, geben Sie es ihm zurück."

„Ich werde es beſorgen. — Und das Kind, das mich zu Ihnen rief? geht es Sie an? Haben Sie keine Verfügung für daſſelbe?"

„Welches Kind? Ich weiß von keinem Kinde."

„Wo iſt das kleine Mägdlein, das mich vorhin weckte?" Vergebens ſah er ſich überall um. Es war kein Kind zu entdecken, und die Kranken, welche wach waren, wollten durchaus nichts von einem Mädchen geſehen haben. Ein ſeltſamer Ahnungsſchauer lief durch Max's Seele. Er faltete die Hände ſtill, und fragte nicht mehr nach dem Kinde. Nun wollte er nach Zinkberg's Verband ſehen, und entdeckte mit Schaudern, daß ihm beide Beine von einer Kanonenkugel zerſchmettert waren, und er überdies in den Unterleib verwundet war. Auch ſtellten ſich nach kurzer Friſt die Vorboten des Todes ein, und, eh' eine Stunde vergangen war, hatte der Unglückliche vollendet. Sterbend hielt er die Hände der Beiden umfaßt, die ihm den Tod erleichterten. Der Oberſt und Max beteten über ſeiner Leiche, dann umarmten ſich beide weinend.

„Wenn du nicht das Aergſte erfahren willſt,“ ſchrieb Waſſili an ſeinen Schwager Max in Berlin, „ſo packe unverzüglich ein, und eile zu den Füßen deines Oheims, um ihn wegen deiner Unfolgſamkeit um Verzeihung zu bitten. Seit vier Jahren biſt du abweſend, und wenn der General dich vor zwei Jahren nicht in Paris geſehen und geſprochen hätte, du wärſt ihm ganz entfremdet, der dir doch ein ſo zärtlicher Vater geworden iſt. Stets ſchützeſt du noch nicht vollendete Studien vor, und verzögerſt deinen Abgang von der Univerſität von einem Halbjahr zum andern. So gern ich nun glauben will, daß dir die Wiſſenſchaft ſehr am Herzen liegt, und du dich, die dort dir dargebotenen Mittel aufs Eifrigſte benutzend, nach Möglichkeit und Kräften vervollkommnen willſt, ſo kannſt du mir doch endlich nicht den Glauben verübeln, daß dich noch andre Bande als die rein ſcientifiſchen in Deutſchland zurückhalten. Hier wartet deiner eine reizende Braut, die du zwar noch nicht kennſt, und die kennen zu lernen, du dich eben auch nicht ſehr beeilſt, die aber nach dem Urtheile Aller, die ſie kennen, eins der ſchönſten und liebenswürdigſten weiblichen Weſen iſt; deine Schweſter ſehnt ſich nach dir; dein Onkel, der dich mehr liebt, als ein Vater ſeinen Sohn lieben kann, ſpricht jeden Tag von deiner Rückkehr. Seit ſich aber die Geſchichte von dem bedenklichen Studentenfeſte auf der Wartburg hier verbreitet, und durch die Berichte des Staatsraths von Kotzebue aus Deutſchland Nachrichten über den böſen, ſtaatsverbrecheriſchen Geiſt der Studenten auf den Deutſchen Univerſitäten hier eingelaufen ſind, beſteht dein Onkel auf deiner unverzüglichen Heimkehr. Er hat mir befohlen, dir dies zu ſchreiben. Wenn du nicht Folge leiſteſt, ſo haſt du ſeinen äußerſten Zorn und Schritte von ſeiner Seite zu befürchten, welche für dein ganzes Leben von den übelſten Folgen ſein würden. Ich bitte dich herzlich: zögre nicht länger, deinet-, meinet-, unſerer aller wegen.“

Mißmuthig warf Max den Brief bei Seite, befahl aber doch bald darauf ſeinem Diener, die Abreiſe zu rüſten, und kleidete ſich an, die deshalb nöthigen Gänge zu thun. Drei Tage darauf rollte ſein Wagen den Grenzen Deutſchlands zu. Verſtimmt war er von Berlin abgereiſt, verſtimmt langte er in Petersburg an, und als er die Treppe im Hôtel ſeines Oheims hinaufſtieg, überkam ihn, den an der Grenze des Mannesalters ſtehenden Jüngling, all' das bittre Gefühl wieder, das er als Knabe hier eingeſogen, und es drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf: er könne in dieſem Hauſe, wo er mit ſo empörender Härte behandelt worden, nimmer glücklich und froh ſein. Dieſe Gedanken und Empfindungen waren eben nicht geeignet, ihn zur frohen Begrüßung ſeiner Verwandten geſchickt zu machen.

Der General eilte ihm mit dem herzlichen Ausrufe: „Endlich!“ entgegen, und ſchloß ihn in die Arme. „Wie lange haſt Du mich auf Dich warten laſſen, mein Junge! Und auch anderen Leuten iſt die Zeit gewaltig lang geworden, eh' Du gekommen biſt." Und damit deutete er mit einer Art Schelmerei, die Max noch gar nicht an ihm kannte, mit dem Daumen rückwärts, auf ein Paar Damen.

„Die Studien, mein Vater, zu oft unterbrochen, um mir wahren Nutzen zu bringen — "

„Ich weiß, ich weiß, und es iſt gut. Ich will gar keine Entſchuldigung hören, denn es iſt Dir, da Du nun da biſt, Alles vergeben. — Komm, hier iſt Deine Mutter, mein liebes, braves Weib, und hier meine Tochter Aurora, Deine hoffentlich geliebte Braut."

Auf das Unangenehmſte von dieſer letztern Erklärung berührt, ja innerlich wahrhaft empört, daß der Mann, der ſtets ſeinen Tyrannen geſpielt, ihm nun auch noch eine Frau zulege, ohne ihn nur zu fragen, ob er ſie auch wolle, verneigte ſich Max höflich kalt vor Mutter und Tochter. Wie konnte er Liebe und Achtung vor Frauen haben, welche ſich zu ſolch' einem Gewaltſtreich hergaben, dem ärgſten von allen, die der despotiſche General gegen ihn geführt! Vorzüglich erbittert fühlte er ſich gegen das Mädchen, welches ſich ihm auf dieſe plumpe und ärgerliche Weiſe aufzwingen ließ. Dies ganze

Verfahren ſtand mit ſeiner Denk- und Handlungsweiſe, mit ſeinem Gemüthsleben, und ſeinen Lieblingsſtudien und Beſchäftigungen in ſo ſchneidendem Gegenſatz, daß er ſich, wie ihm geahnet, plötzlich unausſprechlich unglücklich in dieſem Hauſe fühlte.

Es wurden einige nichtsſagende Reden, bloße Höflichkeitsformeln, gegenſeitig ausgetauſcht, dann bat Max um Erlaubniß, ſich auf ſein Zimmer verfügen zu dürfen, um die aus der langen Reiſe herrührenden Folgen zu beſeitigen. Als er ſich dort allein ſah, ſank er wie kraftlos auf das Sopha, und — weinte. Ein tiefer und wehleidiger Verdruß hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt, er hätte ſich todt weinen mögen, obgleich ſein männlicher Stolz ſich auch wieder über dieſe Thränen erzürnte, die er weibiſch und erbärmlich ſchalt. In dieſem Augenblick tadelte er ſich, daß er dem Befehl gefolgt und in dieſe ruſſiſche Sklaverei zurückgekehrt ſei, im folgenden erkannte er an, daß es ſeine heiligſte Pflicht geweſen ſei, dieſem Befehle ſeines Oheims zu gehorchen, da dieſer ſein väterlicher Wohlthäter ſei, der ſein dauerndes Glück begründen wolle; bald fuhr ihm der Gedanke an Flucht durch den Kopf, bald verwarf er denſelben als ſchimpflich, und eines Mannes unwürdig, der zwei ſiegreiche Feldzüge mitgemacht, bald wollte er als offener, ehrlicher Mann, Auroren bittre Wahrheiten ſagen, und ihr erklären, daß er ſie nicht heirathen könne, weil er ſie nicht liebe, und daß es gemein und ſchändlich von ihr ſei, ihn zu einer Verbindung zwingen zu wollen, die ihn anwidere; und er ſtudirte ſich bereits die ſchlagendſten und ausgeſuchteſten Reden aus, die er an ſie halten wollte. So trieb und drängte es in ihm, und zuletzt war er zu keinem Entſchluß gekommen, das Ergebniß eines rein ſanguiniſchen Temperaments. — Aurora befand ſich in einer kaum beſſern Stimmung. Seit zwei Jahren immer unterhaltener Spannung und oft getäuſchten Wartens, ſah ſie endlich das Ideal ihrer ſchwunghaften Träume, ihrer künſtlich aufgereizten Phantaſie vor ſich, einen gewöhnlichen jungen Mann, in deſſen äußerer Erſcheinung ſie nicht einmal etwas Intereſſantes finden konnte, und der noch dazu kalt und einſilbig vor ſie hin trat, in der er doch ſeine Braut, ſeine künftige Lebensgefährtin zum erſten Male erblickte. Ohne daß es ihr klar wurde, war ihr weiblicher Stolz auf das Empfindlichſte beleidigt. Wie ganz anders hatte ſie ſich dieſes erſte Begegnen gedacht, wie überſchwänglich reizend, und mit den üppigſten Gefühlsfarben hatte ſie ſich den Gruß ausgemalt, den er ihr, ſchön wie ein Götterbote, darbieten würde! wie hatte ſie in poetiſchen, in romantiſch phantaſtiſchen Empfindungen geſchwelgt, wie er ſie umfangen würde, und wie hatte die Vorahnung des erſten Kuſſes ſie mit der ſüßeſten Glut jungfräulicher Befangenheit durchzittert! — Und nun welch ein fürchterlicher Contraſt! Aber ſelbſt der ſchönſte und freundlichſte Jüngling hätte weit hinter dem idealen Phantaſiebild dieſer ſchönen Gefühlsſchwärmerin zurückbleiben müſſen, und der Grund dieſer Steigerung und Ueberſchwänglichkeit ihrer Hoffnungen in Bezug auf Max lag nicht mehr allein in der perfiden Aufſtachelung und Erhitzung ihrer Phantaſie durch Waſſili, nein in dieſem jungfräulichen Buſen war durch den Fürſten Feodor das ſtärkſte Bedürfniß nach Liebe erweckt worden. Sie hatte ſich körperlich und ſeeliſch ganz entfaltet. In ihrer hohen, ſchlanken Geſtalt, in den Zügen ihres Alabaſtergeſichts lag der höchſte Zauber ſittlicher Anmuth, und ihr Auge goß darüber die heißen Wellen poetiſcher Entzückung. Der Fürſt hatte ſich nicht ungeſtraft in ihren Zauberkreis geſtellt; er liebte ſie, und er wußte, daß er ſie liebte und daß dieſe Liebe ſeine erſte war. Aber ſie war ihm heilig, als Eigenthum eines Jünglings, den er ebenfalls liebte, und er ließ ſich nie etwas von der Stärke ſeines Gefühls für Aurora merken. Er kämpfte mit ſich, wie ein Mann, und glaubte ſich zu beherrſchen, wie ein Mann. Eben deshalb mied er Auroren nicht; im Gegentheil glaubte er ſich den ſchönſten und höchſten Genuß nicht verſagen zu dürfen, ſie zu ſehen und zu ſprechen, im ſüßen Bann ihrer Nähe zu weilen, die Luft zu trinken, die ſie mit ihrem Athemzug würzte. Er fühlte ſich ja ſo ſicher! Aber er drückte ſich auf dieſe Weiſe den ſüßen Stachel der Liebe nur immer tiefer in's Herz, und ſchwelgte dann in dem wollüſtigen Schmerze, der ihm dadurch bereitet ward. Obgleich er Auroren nun niemals ein Wort von Liebe ſagte, ſo ging ihr doch aus ſeinem Auge, aus dem zitternden und tiefbewegten Tone ſeiner Stimme, ja aus ſeiner ganzen unwillkürlichen Gebung und Haltung, die Ahnung des ſüßeſten Lebensgeheimniſſes auf. Und aus der Ahnung der Liebe erwuchs die Sehnſucht der Liebe, aus der Sehnſucht das heilige Bedürfniß. Und weil ſie ſich Max ſo ſchön geſchildert hatte, weil ſie von ihrer Mutter wußte, daß er der ihr beſtimmte Verlobte ſei, ſo trug ſie alle Sehnſucht auf ihn über, und bildete ſich ein, ihn unausſprechlich ſtark zu lieben. Aber eigentlich liebte ſie den Fürſten, ſie wußte es nur nicht. Er hatte die Flamme in ihr entzündet, ohne daß er es gewollt, und nun mußte Max derſelben als Stoff und Nahrung dienen. Max war ihr nicht fremd geblieben. Auf den Wunſch des Generals hatte er ihr und ihrer Mutter mehrmals geſchrieben, und ſie als gewandter Weltmann beglückwünſcht. Sie hatte er in ſeinen Briefen zwar nie als Braut begrüßt, und dies Verhältniß nie erwähnt, aber gerade dieſes züchtige Schweigen rechnete ſie ſeinem Zartſinne hoch an, und ſah es gern, ſich durch einen Brief nicht um einen Theil ihrer ſchwärmeriſchen Hoffnungen auf das erſte Begegnen betrogen zu ſehen. Sie wollte mit ihm alle Seligkeiten der Liebe durchkoſten, Auge in Auge, Mund an Mund. Hernach, wenn das keuſche Siegel der Zurückhaltung von ihnen gelöſ't war, durch einen glühenden Kuß, hernach wollten ſie ſich alle Ueberſchwänglichkeiten ſchreiben, die ihnen in mündlicher Unterredung nicht beiſielen. Nur vorher nicht. In dieſem Sinne beantwortete ſie auch ſeine Briefe, zart, gemüthlich, gefühlüberſtrömend, aber immer den Indifferenzpunkt zwiſchen ihnen beiden umgehend. Sie ſchrieben ſich über deutſche Literatur, vorzüglich über deutſche Dichtkunſt, für die Max entflammt war, daneben ſtrömten ſeine Briefe über von dem Gefühle ſittlicher Erhebung, welche damals auf den deutſchen Univerſitäten ſtattfand, eine hehre Gottesflamme der Begeiſterung für Ehre, Vaterland, Recht und Freiheit, gegen die bald alle politiſchen Spritzen auffuhren. — Sie labte ihre Seele an ſeiner Wärme, und ſchrieb ihm dagegen ihr Urtheil über Dichtungen, namentlich Dramen, Muſik, beſonders Opern, u. ſ. w. Und da er es ja eigentlich nicht war, den ſie liebte (ſie täuſchte ſich ja ſogar über ihre Liebe zu ſeinem von ihr ſelbſtgeſchaffenen Scheinbilde), ſo vergaß ſie darüber ganz, daß er ihr beſtimmter einſtiger Gatte war. — Max hatte aber aus ganz anderen Gründen in ſeinen Briefen an ſie nie erwähnt, daß er wiſſe, was ſie ſich einander ſein ſollten. Er hatte nämlich keine Luſt an dieſer Verbindung, zu welcher er von der Eigenmächtigkeit ſeines Onkels genöthigt wurde. Dieſe Nöthigung hatte ihn empört, und er wollte abwarten, wie weit man dieſes von ihm verabſcheute Spiel mit ihm treiben würde. Er hoffte Alles von der Zeit, und gedachte ſo lang als möglich auf der Univerſität zu bleiben, wo ihn ganz andere und für ihn weit wichtigere Intereſſen beſchäftigten, als Liebe zu einem Mädchen, und noch dazu zu einem Mädchen, das er nicht kannte, und das man ihm nichts deſto weniger, ohne ihn weiter darüber zu befragen, zur Frau aufbürden wollte.

Der General und ſeine Gemahlin freuten ſich aber herzlich, daß die beiden Kinder einander ſo große Briefe ſchrieben.

In dieſes künſtlich zuſammengefügte Verhältniß brachte nun die perſönliche Bekanntſchaft einen Riß, den die plumpe Weiſe des Generals, mit welcher er Max auf Auroren, als „ſeine Braut,“ hinwies, ſehr bedenklich erweiterte. Max hatte gehofft, man werde ihm Zeit und Gelegenheit vergönnen, ſich mit Aurora zu befreunden, um ſich dann zu prüfen, ob ihre Herzen gegenſeitig ſich in Liebe umfaſſen könnten; ſtatt deſſen warf ſie ihm der General bei ſeinem Eintritt in's Haus gleich an den Hals. Erſt als am Abend ſich die herbſten und ſchmerzlichſten Stacheln ſeiner Empörung abgeſtumpft hatten, fiel ihm bei, daß er Auroren nicht einmal recht angeſehen hatte; denn er konnte ſich durchaus kein Bild von ihr machen, er wußte nicht, wie ſie ausſah. Jetzt mußte er über ſich ſelbſt lächeln, und er nahm ſich vor, ſich das Mädchen doch wenigſtens genau zu betrachten. Unwillkührlich fing er an, ſich ſorgfältig umzukleiden und eine Toilette zu machen, wie lange nicht. Er müſſe, meinte er, doch der Generalin und ihrer Tochter wenigſtens den gebildeten, fein höflichen Mann zeigen. Er wolle Auroren ſtudiren, und ſie durch ausgeſuchtes, kalt höfliches Benehmen fühlen laſſen, welch' eine unwürdige Rolle ſie ſpiele. Als der Diener ihn zum Abendeſſen einlud, war er ſchon bereit, und trat ziemlich verändert in den Salon. Der Kummer hatte Auroren ein ſchmachtendes Anſehen gegeben, ihr Auge blickte wie durch einen zarten Thränenſchleier fragend zu ihm empor, und dies verlieh ihr einen neuen, demüthigen Reiz. Auch durch die Züge der Generalin ſchimmerte eine ſtille Rührung, und als Max ſich wegen ſeiner Einſylbigkeit mit großer Abſpannung entſchuldigte, war's ihm, als bemerke er in den Augen der Mutter und der Tochter einen feuchten Glanz, und dies ſtimmte ihn noch milder. Dieſe Milde paarte ſich mit Bewunderung und einer im Laufe der Unterhaltung ſich ſteigernden Andacht, da er wahrnahm, wie ſchön Aurora und wie gemüthlich und beſcheiden ſie war. Sie waren bald in ihr Lieblingsthema über die Dichter gekommen, und plauderten zur Freude der Eltern unbefangen mit einander. Ja, dieſe gaben ſelbſt ihr Urtheil mit ab, oder ließen ſich von den Kindern belehren. Jetzt ging Max ein Sinn nach dem andern auf; er hörte den Onkel über Dinge ſprechen, die früher gar nicht im Geſichtskreiſe deſſelben gelegen hatten; ja, ſelbſt die veränderte, ruhiger gewordene Art des Ausdrucks, und der leiſere, geſchmeidigere Ton der Stimme fielen ihm auf. Endlich nahm er auch, nicht ohne freudige Ueberraſchung wahr, daß im ganzen Hauſe eine höchſt vortheilhafte Umwandlung ſtattgefunden hatte. Der ſtrenge militäriſche Anſtrich war überall verſchwunden, und hatte dem ſüßen Zauber Platz gemacht, den eine mit dem Scepter der Sitte ſanft waltende Frauenhand über die Dinge breitet, und der alte Soldat, in Formen erſtarrt, hatte dem um ſo mächtigern, je ſtillern Einfluß der Frauengewalt nicht widerſtehen können; geſänftigt und jugendlich erweicht, hatte er, ohne es recht zu ahnen, das Haupt dem ſüßen Joche gebeugt, deſſen Blumenketten am häuslichen Heerde geſchlungen werden, und uns alle Behaglichkeit deſſelben zum Bewußtſein bringen. Aus dem alten mürriſchen Junggeſellen war ein junger, heitrer Ehemann geworden, und wie ihn, hatte Circe's Zauberſtab ſeine ganze Umgebung berührt, nur daß hier Alles edler geworden war, im Gegenſatz zu der Umwandlung, welche Odyſſeus Gefährten erfahren mußten. Michailow, der intriguante Haushofmeiſter, war als Verwalter auf ein Gut verſetzt worden; die meiſten der frühern Diener waren entfernt.

Max fühlte eine dankbare Hochachtung vor den beiden weiblichen Genien, welche ſo ſchöpferiſch umgeſtaltend in dieſem Hauſe gewaltet hatten, und ſprach ſein Gefühl vor ihnen aus, ſobald er ſich ihnen allein gegenüber ſah. Doch wandte ſich ſeine Hochachtung vorzüglich der Mutter zu, die er als eigentliche Schöpferin dieſes häuslichen Comforts und Umbildnerin des Generals betrachten mußte, während für die Tochter zu gleicher Zeit kein innigeres Gefühl in ihm aufkommen wollte.

Seine Hochachtung ſteigerte ſich aber noch, nachdem er ſeine Schweſter und deren Gemahl begrüßt und geſprochen hatte. Anaſtaſia ſah leidend aus, ein ſtiller, aber tiefer Schmerz ſchien an ihrem Leben zu nagen. Hatte ſie Waſſili durchſchaut? — Max lag lange an ihrer Bruſt, und erzählte ihr mit Thränen, daß es weder ihm, noch dem Oberſten Schenk von Birkendorf geglückt ſei, auch nur eine Spur von Luiſen, der Gräfin Mutter und dem Grafen, ihrem Vater, aufzufinden. Auf Max's ängſtliche Fragen nach ihrem Befinden hatte ihr Mund keine Klage; dagegen ſtrömte er über in begeiſtertem Lobe der Generalin, vorzüglich aber Aurora's.

Waſſili ſagte: „Du hätteſt Jahre lang ſuchen können, Du würdeſt keine beſſere Frau für Dich gefunden haben, jung, ſchön, gefühlvoll, geiſtreich, gebildet, und welch' ein ungeheuerer Reichthum! Das haſt Du mir zu verdanken, mein Freund!"

In Max regten ſich wieder die unangenehmen Gefühle. „Ich weiß nicht, wie es kommt," verſetzte er verſtimmt, „daß ich mich aller dieſer Dinge nicht recht freuen kann. Ich ſehe, daß Du Recht haſt, daß Aurora ein Engel iſt, und doch würde nie der Wunſch in meiner Seele aufſteigen, ſie zur Frau zu beſitzen. Ich muß noch gar nicht zur Liebe und zum Heirathen geiſtig reif ſein, und in der That habe ich, trotz meinem Alter, noch nicht an dergleichen gedacht. Ich liebte als Knabe Luiſen zu ſtark, und dieſe eigenthümliche Liebe iſt ſo nachhaltig geweſen, daß mir der Gedanke an eine andere nicht wieder beigekommen iſt."

„Ich erſtaune über Dich!" rief Waſſili. „Was Andere als reizendſte Erfüllung ihrer heißeſten

Wünſche in höchſtes Entzücken verſetzen würde, dieſen Engel als Weib umarmen zu dürfen, davon ſprichſt Du mit einer Gleichgültigkeit, die zur Genüge beweiſt, wie wenig Du Auroren zu ſchätzen verſtehſt. Dies iſt abermals ein Beweis für die alte Wahrheit, daß nur diejenigen Güter wahren Werth für uns haben, deren Erlangung für uns mit Mühe und Anſtrengung verbunden iſt, während die reizendſten uns kalt laſſen, wenn ſie uns die Götter in den Schoos werfen.“

„Ich weiß nicht, ob dieſe Wahrheit auf mich Anwendung leidet; ich zweifle daran. Aurora gefällt mir, wie mir noch kein Mädchen gefallen hat, möglich, daß ich ſie auch noch lieben lerne, wie ich Luiſen liebte. Meine Stunde hat noch nicht geſchlagen. Laßt mich nur gewähren!“

„Sei verſichert, daß Hundert der edelſten Hände ſich nach dieſer Perle ausſtrecken würden, um ſich damit zu ſchmücken. Selbſt der Fürſt Feodor Raſumowski würde — ich zweifle nicht daran — ſie mit Freuden zu ſeiner Gemahlin erheben, wenn dies Kleinod nicht von Vater und Mutter Dir beſtimmt wäre. Dies ſollteſt Du bedenken! Es iſt der höchſte Wunſch Deines Oheims, und er weiß mit nichts, früher an Dir begangenes Unrecht zu ſühnen, mit nichts Dir ſeine große Liebe zu beweiſen, als mit dieſem ſüßen Weſen. Es wäre für ihn ein harter Schlag, wenn er erführe, wie wenig Du Dir aus dieſem Geſchenke machſt, und er würde an Deinem Verſtande zweifeln. Laß ihn um des Himmels willen nichts davon merken, und erſpare ihm dieſen Kummer."

„Wir verſtehen uns gar nicht, Waſſili!" ſagte Max bitter und heftig. „Du betrachteſt dieſes ſchöne und von mir geachtete Mädchen wie eine koſtbare Waare, die mir der Oheim aus purer väterlicher Liebe zugedacht, etwa wie eine ſehr theuere, herrlich gebaute und mit den trefflichſten Eigenſchaften ausgeſtattete arabiſche Stute. Dies geht aus Deinen Reden und Ausdrücken klar hervor. Du müßteſt Dich natürlich verwundern, wenn ich, ein ſo großer Pferdeliebhaber und guter Reiter, ſo wenig Luſt bezeigte, ein ſolches mir vom Oheim zum Geſchenk beſtimmtes Pferd zu beſitzen, und es iſt natürlich, daß andere Reiter entzückt wären, umſonſt in den Beſitz eines ſo edeln, tadelfreien Thiers zu kommen. In der That, dieſe Anſicht empört mich. — Aurora iſt zu meiner Gattin beſtimmt! Ihre Seele ſoll mit der meinigen zuſammenſchmelzen, wir ſollen uns im Sturm einander ſtützen, im Leid uns an einander erheben, wir ſollen im Rauſch der Liebe und des Glücks uns mit dem heimlichen Geflüſter wehmüthiger Erinnerungen umfangen, unſere Lebensblüthen ſollen an einem Zweige blühen und eine Frucht tragen, die bitterſüße, deren Kern den Keim jener Blüthen und Früchte birgt, die nicht mehr auf Erden blühen, nicht mehr hier reifen. — Sieh', das ſoll mir Aurora ſein, aber nicht die koſtbare Waare, an der ich mein lüſternes Auge labe."

„Du biſt der alte Schwärmer geblieben," lächelte Waſſili, mit einer Beimiſchung von Spott. „Aber wer wehrt Dir, daß ſie Dir das Alles ſei, was Du wünſcheſt? Denn ſie iſt eben ſo Schwärmerin, und denkt und fühlt wie Du. Es haben nie zwei Menſchen beſſer zu einander gepaßt, und ihr werdet und müßt das glücklichſte Ehepaar geben. Verſtändige Dich nur mit ihr, die wunderſchöne Liebe wird ſich dann ſchon einſtellen. Heirathe ſie, und in einigen Jahren ſehen die Dinge gerade ſo aus, wie ſie ſind. Die Proſa des Lebens iſt die wahre und ächte Farbe der Wirklichkeit. Die Illuſionen ſind immer poetiſch bunt. Wir verſtehen uns nicht, willſt Du wieder ſagen, wenigſtens ſagt es Dein Geſicht."

„Ja, und wir werden uns auch nie verſtehen. Ueber der Wirklichkeit liegt noch eine Wahrheit, die nichts mit Illuſionen zu ſchaffen hat, und ſie iſt nicht etwa poetiſch, ſondern ſie iſt die Poeſie ſelbſt, der Urzuſtand des Menſchen, ſeine kindliche Natur, ſein eigenſtes und ächtes Weſen, ſie, die den Menſchen als Hoffnung umgaukelt, die ſeine Genüſſe würzt, die ihn im Leid tröſtet, die das Gemach der Armuth mit einem Sonnenſtrahl ausſchmückt, und die Wand mit einer Weinranke, die den Himmel blau färbt und die Erde grün, die Morgen- und Abendröthen zaubert und den Regenbogen aufbaut, die in unſer armes Leben Sehnſucht und Verlangen, Hoffen und Fürchten, und die ſüßen Täuſchungen webt, und die Sage in die Geſchichte, die den faulenden Baumſtamm mit grünem Moos überwuchert und das verfallende Gemäuer mit Epheu. Sie iſt die ewige Wahrheit, ſie iſt die Poeſie, Gottes reizendſter Engel. Ich fürchte, Du kennſt ihr Antlitz nicht."

„An mich hat das Leben andere Forderungen geſtellt, als an Dich", entgegnete Waſſili trocken. „Doch das gehört nicht hierher. Deine Aurora bedarf wahrlich nicht des Schmuckes der Poeſie. Nichts deſto weniger kannſt Du ſie nach Belieben noch ſchmücken laſſen, wenn dies Deiner Liebe Bedürfniß iſt. Dann putzt ein Engel den andern. An Deiner Statt würd' ich Auroren als Poeſie ſelbſt verehren. Und in der That iſt ſie gewiß Gottes reizendſter Engel."

Max wandte ſich ab und antwortete nicht mehr. —

Der General führte ſeinen Sohn — er nannte Max nie anders — zum Kaiſer und den höchſten Autoritäten ein, er ſtellte ihn überall als Verlobten ſeiner Tochter dar. Der Fürſt Feodor Raſumowski warf ſich öffentlich als Max's Protector auf, und ſo war dieſer bald in allen glänzenden Zirkeln der Petersburger ariſtokratiſchen Welt eingeführt. Dazu kam, daß er ein ſehr gutes Staatsexamen machte, und einer ſehr vortheilhaften Stellung entgegen ſehen durfte. Der General war ſtolz auf ihn geworden, und überhäufte ihn unausgeſetzt mit Beweiſen ſeiner Liebe und Achtung, und ließ dabei immer merken, daß es nicht nur der einzige und ſchönſte Wunſch ſeines Lebens ſei, ſeine Kinder ehelich verbunden zu ſehen, ſondern daß er Auroren auch für die höchſte und herrlichſte Krone halte, mit welcher er, als höchſten Liebesbeweis, Max's Verdienſt belohnen zu können, ſo glücklich ſei. Die ſanfte

Seele der Generalin, noch ſpäte Blüthen reinen Glücks treibend, gezeitigt an der Sonne der Liebe, erquickte Max mit dem edelſten mütterlichen Wohlwollen, mit unverkennbar liebender Zuneigung, und auch ſie hatte es kein Hehl, daß ſie ſeine Verbindung mit ihrer Aurora als den Schluß- und Tragſtein ihres Glücks betrachte. Und ſie betrieb die Vermählung mit demſelben Eifer, wie ihr Gemahl. Vielleicht war es eine dunkle Ahnung, die ſie die Verheirathung Aurorens als letzten Wunſch hegen ließ.

Aurora ſelbſt dachte nicht im Entfernteſten an Widerſpruch; ſie fügte ſich ruhig und ſtill in die Wünſche und Anordnungen ihrer Eltern, aber leider! war es ihr nun, ſeit ſie Max perſönlich kannte, zum klaren Bewußtſein geworden, wen ſie liebe und von wem ſie geliebt werde. Woher ſie das wußte? Woher weiß die Taube, mit welchem Tauber ſie ſich paaren muß? Woher weiß die ſchlanke Hindin, daß ihr der Kampf gilt, den ſich die ſtolzen Edelhirſche liefern, und weshalb flieht ſie den Sieger, wenn es nicht der rechte iſt? — Das ſind die unentſchleierten Geheimniſſe der Natur, — über all' ihre Weſen verbreitet, und zur rechten Zeit jede athmende Bruſt mit einem ſüßen Wiſſen erfüllend, das plötzlich vorhanden iſt, wie ein vom Himmel gefallenes Glück. Aurora wußte es, aber ſie verſchloß dieſes Wiſſen in der innerſten Bruſt. Nur der Fürſt ahnete etwas davon, denn ſeine eigne Liebe ſchärfte ſein Auge; er ahnete es an ihrer Zurückhaltung, an ihrer plötzlichen Erröthung, wenn er kam, an ihren verweinten Augen. Aber er war ein unentſchloſſener, charakterſchwacher Menſch; er erſchien ſeltener in des Generals Hauſe, und ließ dort die Dinge gehen, wie ſie eben gingen. Das iſt das größte Unglück unzähliger Menſchen, daß ſie im rechten und wichtigſten Augenblick nicht zu einem raſchen und entſcheidenden Entſchluß kommen können, und die Gelegenheit vorüber rauſchen laſſen, die ſie mit aller Reue und allem Golde nicht wieder erkaufen können. Das meiſte Leid auf Erden entſpringt aus dieſer Schwäche; die meiſten Thränen fließen ihr als Opfer.

Aurora ſah ſich von dem verlaſſen, dem ihr Herz gehörte, den ihre Seele anbetete; ſie verſchloß ſich in ſich, und klagte allein Gott ihre Noth. — Sie liebte Max, wie einen Bruder, und doch mußte ſie zurückhaltender gegen ihn ſein. Wär' er nicht ihr Verlobter geweſen, ſie hätte ſich an ſeine Bruſt werfen und ihn zum Vertrauten ihres ſchönen Geheimniſſes machen müſſen, ſo ſehr liebte ſie ihn. Wär' er nicht ihr Verlobter geweſen, er wäre ihr innigſter Freund geworden. So wurden dieſe beiden Herzen, die einander geiſtig und gemüthlich ſo nah verwandt waren, gerade durch das, was ſie aufs Innigſte verbinden ſollte, getrennt und von einander gehalten. Sie gingen und fuhren zuſammen aus, ſie beſuchten Bälle, Theater und Concerte zuſammen, man ſah ſie ſtets an ſeinem Arme, ſie ſprachen viel mit einander und über tauſend Dinge, und freuten ſich über ihre übereinſtimmenden, oder von einander abweichenden Anſichten, aber ſie ſprachen nie von ihrer Liebe, nie von ihrem Glück. Sie ſchienen heiter; er war der ſtets höfliche, galante Bräutigam, ſie die ſittige, hingebende Braut. Das war Alles.

Zu Weihnachten lief eine höchſt ehrenvolle Vocation in ein hohes Collegium für Max ein; der General überreichte ſie ihm, ſtrahlend vor Glück, und fügte an ſeinen Glückwunſch den Ausruf: „Na, Kinder, nun wollen wir Hochzeit machen!“ Damit nahm er Beide bei den Köpfen und küßte ſie ab. Dann fuhr er vergnügt fort: „Sieh, Max, Du biſt ein kreuzbraver Kerl geworden; ich hatte Dir das nimmermehr zugetraut, und freue mich nun um ſo mehr, daß ich mich in Dir geirrt habe. Aber weil ich Dir einſt weh gethan — nun Du warſt wohl auch mit Schuld — dafür wirſt Du mein alleiniger Erbe, deine Schweſter Anaſtaſia finde ich ab, und die hochmüthige Thereſia bekömmt nichts von mir. Sie iſt ein ſchlechtes Weib; ich weiß es vom Fürſten Feodor. Die Güter wären ohnedies Dein. Und Deine Frau bringt Dir auch ein hübſches Gut zu; Du kannſt die Flecken vom Namen Eigl wieder hinwegtilgen, die Dein Vater drauf gebracht hat. Zum Hochzeittag erhältſt Du die Urkunde über meine Verfügung."

„Mein gütiger Vater", verſetzte Max gerührt, „wie dankbar bin ich Ihnen für all' dieſe Beweiſe Ihrer Liebe. Die Vergangenheit — ich habe ſie vergeſſen, aber die Zukunft — — Erlauben Sie mir, daß ich Ihrer überſchwenglichen Güte eine Erinnerung zurufe?"

„Sprich!"

„Waſſili — —"

„Ah, ich weiß, was Du ſagen willſt. Ich ſoll ihn auffinden, ſoll ihn zum Grafen Eigl erheben laſſen, zum Erben meiner Güter machen, nicht wahr? Daraus wird nichts. Der Schlaukopf! Du weißt nicht, was ich Alles für ihn gethan. Ich habe ihn ſehr reich beſchenkt, und welch' eine Carriere hab' ich ihm bereitet! Damit ſoll er ſich begnügen. Tauſend hätten das nicht an ihm gethan. — Aber er ſoll mich nicht ungeduldig, nicht bös machen. Er hat ſich auch hinter die Generalin geſteckt, und die hat weiß Gott! auch ſeinen verwegenen Plänen zu Deinem Schaden bei mir das Wort geredet. Auch ſeine Mutter hat mich ſchon gequält; nun fängſt Du gar noch ſelbſt an. Das wäre mir eine dumme Großmuth! Du biſt Graf Eigl und mein Erbe. Damit Baſta! Und um dem flauen Gerede ein Ende zu machen, laß ich Dir die Urkunde ausſtellen."

Dagegen durfte nichts mehr geſprochen werden.

Die Hochzeit kam heran; der Fürſt ſchenkte der Braut einen Diamantenſchmuck, wie ihn außer der Kaiſerin nur wenig Damen in Petersburg trugen, und Aurora weinte in der Nacht ihr Kopfkiſſen feucht. Max führte ſie zum Altar, aber das glückliche Paar waren die Eltern, welche ihnen folgten. Das Feſt war glänzend und des Hauſes würdig. Max erhielt die verſprochene Urkunde, und Waſſili wünſchte ihm lächelnd Glück. Die Braut war bleich und ſchön, und fiel in Ohnmacht, als Fürſt Feodor mit ihr tanzte. Sonſt ging Alles ſeinen vorgeſchriebenen und natürlichen Gang.

Max küßte Auroren auf die Stirn, und nannte ſie mit feierlicher Rührung ſein geliebtes Weib. Sie weinte heftig, und auch ſeine Augen wurden naß, aber er deutete ihre Thränen ganz anders. Hätte er ihren wahren Grund gekannt, er hätte zur Stunde heimlich die bräutliche Kammer verlaſſen. Ahnungsvoll ſagte er: „Wir wollen uns recht ſehr lieben, Aurora.“

„Ja, das wollen wir!“ ſeufzte ſie, und reichte ihm die Hand. „Du biſt ja ſo edel, ſo gut, ſo liebenswürdig. Ich werde Dir gewiß ein treues Weib ſein.“

Er küßte ihre ſchönen Lippen und wurde von ihren Thränen naß. —

Es iſt eine im Leben oft gemachte ſchauerliche Bemerkung, daß Menſchen, die ihren höchſten Wunſch erfüllt ſehen, das Ziel, nach dem ſie mit allen Seelenkräften geſtrebt, erreicht hatten, und nun Jahre des ungetrübten Vollgenuſſes im Schooße des Glücks zu ſchwelgen gedachten, plötzlich und ſchnell hinweggerafft wurden, unmittelbar nach der Erfüllung ihres Wunſches, ſo daß ſie ſich des gehofften und erſehnten Glückes kaum erfreuen konnten, und ihr Grabſtein neben dem Zielſtein ihres Strebens zu ſtehen kam. Hinter dem Glücklichen, der keinen Wunſch mehr hat, ſteht ſchon der Tod.

Die Generalin erkrankte während der Faſten, und zum Oſterfeſt ruhete ihr brechendes Auge ſegnend auf ihren Kindern. Aurora ſtand im fürchterlichſten Schmerze neben der Leiche ihrer Mutter. Ach, ſie dünkte ſich ganz verlaſſen und unausſprechlich elend. „Du weißt es nun!“ lispelte ſie der Todten zu. „Es wird mich Dir nachziehen, und dann wird Deinem armen verwaiſten Kinde wohl ſein. Nicht eher!“

Ein Jahr iſt wieder vorübergegangen. Aurora hat ihrem Manne ein todtes Kind geboren, und ſieht kränklich aus. Ihre hohe Geſtalt hat ſich noch mehr vorwärts gebeugt, als ob ſie auf der Bruſt litte; im Auge ſchmachtet noch die alte Sehnſucht.

Sie nahm Beſuche an, und mancher vornehme Wagen rollte in den Hof des Eigl’chen Hôtels. Gegen Abend, ſpäter als die andern, auch ein im Hôtel wohl bekannter fürſtlicher Wagen. Der

Wöchnerin wurde Se. Durchlaucht Fürſt Feodor Raſumowski gemeldet. Sie erröthete bis unter die Augen, welche ungewiſſe und bebende Blicke auf die Thüre warfen. Der Fürſt trat durch die geöffneten Flügel, eine edle, impoſante Geſtalt, aber gleichfalls bleich und leidend, wie eine wurmzernagte Blüthe männlicher Schönheit. Als er ihre Hand ergriff, um ſie an ſeine Lippen zu drücken, fühlte ſie ein leiſes Zittern der ſeinigen. Er nahm neben ihr auf dem Sopha Platz, und erkundigte ſich mit ungewöhnlich weicher, faſt bebender Stimme nach ihrem Befinden. Sie dankte einſilbig. Beide waren unverkennbar in großer Verlegenheit, aber Aurora erhielt dadurch einen Reiz mehr.

„Sie ſind ein ſeltner Gaſt in dieſem Hauſe geworden, Durchlaucht", ſagte ſie endlich.

„Ich kann nicht läugnen, daß ich mit Abſicht weniger komme, als ſonſt, als die liebenswürdige Huld Ihrer Mutter hier noch waltete", verſetzte er, wie Einer, der ſich ein Herz faßt mit der rechten Farbe herauszugehen. „Sowohl der General, als Max ſcheinen mit ihr das geſellige Talent begraben zu haben. Und Sie —"

„Es iſt leider wahr", fiel die Gräfin ſchnell ein, um eine Erklärung des Fürſten über ihre Perſon zu verhindern (denn ſie ahnete mit Herzklopfen, was er ſagen würde), „mein Vater hat ſich ſehr verändert, ſeit die Mutter todt iſt; mein Mann ſagt: er ſei wieder der Alte, wie ſonſt. Die Paar Jahre, während er mit der geliebten Heimgegangenen vermählt war, ſind wie einige ſonnenhelle Tage in einem ſtürmiſchen, wolkenreichen Jahre geweſen. Er iſt heftig, mürriſch, und hat es merkwürdiger Weiſe meiſt auf Max abgeſehen, den er doch ſo ſehr liebt. Dieſer traurige Umſtand hat Max's, von Natur ſtilles und verſchloſſenes Weſen noch menſchenſcheuer gemacht. Er macht oft tagelange, einſame Spazierritte, oder verläßt ſein Zimmer nicht. Der freundliche Genius, der die Schatten aus dieſem Hauſe zu bannen, und alle Elemente deſſelben mit einem Roſenbande zu umſchlingen berufen war, iſt geſchieden, und hat mir nicht die Kraft aufgeerbt, ihn zu erſetzen. Ich fühle täglich mehr, welch' ein unerſetzlicher Verluſt für uns Alle der Tod meiner guten Mutter war." Sie trocknete ſich die ihr heftig entſtrömenden Thränen.

Der Anblick dieſer zuſammengebeugten weinenden Frau raubte dem Fürſten die mühſam behauptete Kraft, mit ihr die ruhige Beſonnenheit.

Sie ſind nicht glücklich, Aurora!“ ſagte er äußerſt ſchmerzlich und faſt ſchluchzend.

„Mit meiner Mutter ſtarb mein Glück“, weinte ſie, abſichtlich den vertraulichen Ton des Fürſten, den er ihr zum erſten Mal hören ließ, unbeachtend.

„Nein! Sie wollen mich nicht verſtehen. Ich meine das nicht. Sie wären auch nicht glücklich, wenn ihre Mutter noch lebte, oder Sie beſäßen dann nur das wehmüthige Glück, eine theuere Seele zu beſitzen, an deren mitfühlender Bruſt Sie Ihren Schmerz ausweinen könnten. Das würde freilich ihr Unglück mildern und verklären. Jetzt ſtehen Sie ganz allein, und das vergrößert Ihr Unglück.“

Aurora brach in ein troſtloſes Weinen aus. Der krampfhafte Schmerz drohete ihr einige Mal die Bruſt zu zerſprengen.

„Weinen Sie ſich aus bei mir, aber faſſen Sie ſich!“ flehete der Fürſt. „Ich verſtehe Ihren Schmerz zu würdigen, und ich klage mich in Bezug auf Ihr großes Herzeleid ſchwerer Schuld an. Aber ich will ſie ſühnen; Sie ſollen nicht länger allein mit Ihrem kummerbeladenen Herzen ſtehen, ein unglückliches, verwaiſtes, in eine fremde Welt geſchleudertes, an ein kaltes, liebloſes Herz gekettetes

Kind. Sie haben in mir einen theilnehmenden, mitfühlenden, mitleidenden Freund. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen."

„O ſchonen Sie meiner!" flehte Aurora. „Meine Pflicht verbietet es mir. Schonen Sie meiner."

„Max iſt ein kalter Träumer, der Ihr edles Herz nicht beachtet."

„Es iſt beſſer ſo. Glauben Sie mir. Mein Unglück wäre noch fürchterlicher, wenn er mir Beweiſe von Liebe gäbe."

„Ha, ich verſtehe! Sie lieben auch ihn nicht."

„O mein Gott!" — Sie foltern mein Herz, gnädigſter Herr! Haben Sie Barmherzigkeit mit mir!" Sie hob die ſchönen, langfingerigen Alabaſter-Hände und das in Thränen ſchwimmende, holde Auge flehend zu ihm empor, und er küßte ſie leidenſchaftlich auf die hohe Stirne.

Nach einer Pauſe, während welcher ſie Beide die Blicke zu Boden geſenkt hatten, fragte er: „Was wiſſen Sie denn von Ihres Mannes wunderlichen Beſchäftigungen?"

Sie ſah ihn fragend an.

Sein Chef iſt ſehr unzufrieden mit ſeinen Arbeiten. Man hat ganz andere Dinge von ihm erwartet. Aber er hat Alle getäuſcht. Im hohen

Grade nachläſſig, liefert er die nöthigſten Arbeiten nie zur rechten Zeit, und dann ſind ſie ſchlecht und unbrauchbar. Dagegen ſagt mir Waſſili, daß Max Komödien ſchriebe. Wiſſen Sie etwas davon?“

„Ja. Er dichtet eine Tragödie, und hat mir einige Stellen daraus vorgeleſen. Aber ich habe geglaubt, er thäte das nur zur Erholung in den Muſeſtunden. Ich bin erſchrocken, von Ihnen das Gegentheil zu hören.“

„Ich werde ernſtlich mit ihm reden. Sein Leben nimmt eine verfehlte Richtung; wir müſſen ihn zurückbringen.“

„Ob es gelingen wird?! Die Liebe zur theatraliſchen und dramatiſchen Kunſt ſcheint ihm von ſeinen Eltern aufgeerbt. Auch war ſeine Jugendfreundin und Geliebte, von der er ſtets mit Begeiſterung ſpricht, eine Schauſpielerin. Für Alles andere iſt er kalt und theilnahmlos. Auch liegt in der That in ſeinem Weſen etwas Unheimliches. Zuweilen ſieht er mich mit ſeinen ſeltſamen Augen ſo geſpenſtiſch an, daß mir's in der Seele grauſt. Seine Schweſter hat mir von ſeiner ungeheuerlichen Jugend erzählt. Er iſt wie ein Kobold im Hauſe geweſen; jene Schauſpielerin hat ihn erſt zum Menſprach- und bewegungsloſe Furcht erwartet jeden Augenblick den Todesſtoß von ihm.“

„Entſetzlich!“ rief der Fürſt aufſpringend. „Und dieſem unheimlichen Nachtvogel überließ ich meine ſüße Taube. — O Aurora, was hab' ich gethan, daß ich Dich nicht als mein Eigenthum erwarb, denn ich liebte Dich vom erſten Augenblick, wo ich Dich ſah.“

Sie verhüllte ſchluchzend ihr Geſicht, und er ging in hoher Aufregung von dannen.

Eine Frau, die ſich bei einem in ſie verliebten Freunde über ihren Mann beklagt, iſt ſchon gefallen, und des Freundes Eigenthum. Aurora ſchien ſo etwas zu fühlen; denn ſie weinte lange bittere Thränen, die ihr die Reue erpreßte. Aber die Leidenſchaft für den Fürſten erſtickte dieſe Stimme der Reue, und Feodor that die geeigneten Schritte, ihren Fall zu vollenden. Er ſprach mit Waſſili.

„Ich liebe ſie mehr, als je, ſeit ich ſie ſo leidend geſehen habe. Sie iſt in ihrem Schmerze doppelt reizend, das liebenswürdigſte Weib der Erde.“

„Und er liebt ſie nicht!“ ſagte der Staatsrath kalt.

„Alle meine Vorſätze ſind über den Haufen geworfen. Ich kann ſie nicht länger fliehen. Ich liebe ſie zum Wahnſinnigwerden."

„Ich wußte es erſt", lachte Waſſili.

„Auch bin ich nicht geſonnen, mir länger Zwang anzuthun."

„Wozu auch und zu weſſen Nutzen? Darf ſich dieſer Narr beklagen, wenn ein Anderer den Edelſtein aufhebt, den er in den Koth tritt?"

„Ich muß Dich wieder als Vertrauten werben. Sie hat noch Scrupel über Pflicht u. ſ. w. Du wirſt das beſeitigen."

„Mit Vergnügen. Sie iſt werth mit Genuß zu lieben und geliebt zu werden. Dieſe holde Blume ſoll mir nicht verſchmachten."

„Du weißt, ich ſtehe mit dem Juden Schlome ſeit jener Zeit in Verbindung, als Max dem Israel entwiſchte und zur Bognar kam. Der Jude hat ſchon manches Stück Geld von mir verdient, und überläßt mir zu beliebigem Gebrauch ein Zimmer in ſeinem größer gebauten Hauſe. Geh' und ſprich mit ihm, daß ich des Zimmers wieder einmal bedarf."

„Es ſoll Alles beſtens beſorgt werden," ſagte der Staatsrath lächelnd.

„Jetzt reiſt mein Weizen!" flüſterte er ſich zu, als er den Fürſten verlaſſen hatte. Er ſuchte ſeine Mutter auf.

„Du haſt Deine Sache bis jetzt gut gemacht, Michailow!" lobte Waſſili den alten Haushofmeiſter, der nach dem Tode der Generalin ſeine alte Stelle wieder eingenommen hatte. „Dieſer Max, der Schurke, hatte den General gegen Dich eingenommen, ſonſt wärſt Du nimmer aus dem Hauſe entfernt worden. Du vergiltſt ihm alſo jetzt nur Gleiches mit Gleichem, wenn Du den General gegen ihn einnimmſt."

Und er legte eine volle Börſe in die gehöhlte Hand des alten Geizhalſes.

„Was ſoll ich ferner ſagen und thun?" grinſ'te dieſer.

„Erzähle dem Alten, daß Max Liebſchaften mit lüderlichen Komödiantinnen habe, und ſeine Frau ganz und gar vernachläſſige, ja, daß er ſie ſchlecht behandele. In einigen Wochen aber den Hauptſchlag. Ich gebe Dir einen Wink dazu. Dann ſagſt Du dem General, es ſei Dir zu Ohren gekommen, Max habe ſich auf der Univerſität in die ſtaatsgefährlichen Studentenverbindungen eingelaſſen, von denen jetzt ſo viel geſprochen wird.“

„Auf wen aber ſoll ich mich beziehen, wenn der Herr einen Gewährsmann verlangt?“

„Auf mich!“ ſagte Waſſili nach kurzem Nachdenken. —

Abends ſchlich er nach dem Hauſe des Juden Schlomo, den er jetzt nicht daheim zu finden hoffen durfte. Und es war alſo. Mit heuchleriſch betrübter Miene ſetzte er ſich zur Frau deſſelben.

„Roſchane,“ ſagte er, „weißt Du auch weſſen Ehefrau es iſt, welche mit dem Fürſten Raſumowsky in Euerm Hauſe verliebte Zuſammenkünfte hält?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte ſie. „Ich habe das Geſicht der Dame noch nicht geſehen; denn es iſt dunkel, und ſie hat ſich ſehr verhüllt, wenn ſie aus und in den Wagen des Fürſten ſteigt. Auch geht es mich nichts an. Was kümmern mich die vornehmen Leute und ihre Liebſchaften? Sie haben's zu verantworten, wenn ſie ſündigen, nicht ich.“

„Du würdeſt anders denken und reden, wenn Du wüßteſt, wer die gottvergeſſ'ne Frau iſt. Es würde Dir leid ſein, nicht ihret-, ſondern ihres armen betrogenen Mannes wegen, den Du von ſonſt noch liebſt, obgleich er Dich wohl ſchwerlich wieder beſucht hat, ſeit Du ihn warteteſt und pflegteſt in Deinem Bette.“

„Wie? ſie wäre Max Eigl's Frau?“

„Keine Andre.“

„Pfui über ſie! Denn er iſt der beſte Herr. — Sagt das nicht, Gospodin, daß er ſich nicht wieder um mich bekümmert habe! Er hat mich oft beſchenkt. Nur mein Mann weiß nichts davon. Max verbot es mir, Schlomo ein Wort von ihm und ſeinen Geſchenken zu ſagen; denn er iſt bös auf Schlom und mit Recht, weil er ihn an Israel verkauft hat. Mir aber hat er reichlich vergolten, was ich an ihm gethan. Als er im vorigen Jahre aus Deutſchland zurückkam, ſuchte er mich auf, und ſchenkte mir ein koſtbares Perlenhalsband.“

„Deſto beſſer, Roſchane. Dann wirſt Du ihm gewiß heimliche Nachricht geben von der Treuloſigkeit ſeiner Frau. Meiner aber ſollſt Du dabei nicht erwähnen. Verſtehſt Du? Ich liebe den Max auch; er iſt der beſte Herr, wie Du ſagſt. Aber ich darf ihm nicht ſelbſt hinterbringen, wie's um ſeine häusliche Ehre ſteht.“

„Er ſoll es erfahren: Verlaßt Euch drauf. Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet es mir.“ —

Waſſili hatte von dieſer Seite Alles geſchickt eingeleitet. Er ging, um nur noch Michailow ein Wort zuzuflüſtern. Der böſe neidiſche Diener, der Max haßte, ſpielte am andern Morgen, als er den General ankleidete, die Rolle, die ihm Waſſili eingelernt, vortrefflich. Eine Stunde ſpäter ſtand er mit grinſendem Geſicht vor Max und hüſtelte: „Die Excellenz laſſen den Herrn Grafen um eine kleine Unterredung erſuchen.“ Max runzelte die Stirn. Er wußte, was er ſeit einiger Zeit von den gewünſchten Unterredungen ſeines Onkels zu erwarten hatte, und überdies ſtand es deutlich genug in den tückiſch lächelnden Zügen des Haushofmeiſters geſchrieben. Doch zauderte er nicht, der Bitte, die nichts weiter als Befehl war, Folge zu leiſten.

Der General ſtand in aufrechter militäriſcher Stellung mit finſtern Wolken auf dem Geſicht.

„Ich muß ein nachdrücklich ernſtes Wort mit Dir reden,“ begann er mit erzwungener Ruhe, aber ſeine Stimme zitterte. „Dein Chef hat ſich abermals bitter über Dich bei mir beklagt. Welch ein Dämon iſt in Dich gefahren, daß Du Deine Amtspflicht verabſäumſt, und Dich mit lüderlichen Komödiantinnen herum treibſt, Dein treues Weib vernachläſſigſt um ſolcher Dirnen wegen!“ —

„Es iſt eine Lüge! Keine Schauſpielerin kann ſich meines Umgangs rühmen,“ rief Max entrüſtet.

„Still!“ donnerte der General. „Dieſe verfluchte Komödienſucht ſteckt Dir im Blute. Aurora grämt ſich todt über Dich, und das muß ich erſt von Anderen erfahren. Das liebe Weib klagt Dich mit keiner Silbe an.“

„Es wäre auch eine falſche Anklage, die ich ihr nicht zutraue. Auch iſt es in der That ein ſeltſames Todtgrämen, von dem ſie befallen iſt; denn ſeit ihrem Wochenbett iſt kein Ball, kein Thée dansant der haute volée, wo ſie nicht zu finden iſt, um keinen Tanz zu verſäumen. Sie eilt aus den Concerten in die Theater; ſie iſt keinen Tag mehr zu Hauſe, und Glück und Zufriedenheit ſtrahlen ihr aus jedem Zuge.“

„Warum begleiteſt Du ſie nicht, wie Dir zukommt?“

„Das war nie meine Sache und wird es nie ſein. Kann ſie den Weg zu ihrem Glücke allein finden, weshalb ſoll ich mich ihr aufdrängen. Es muß mir dann erlaubt ſein, meinem Glücke nachgehen zu dürfen.“

„Ja, Komödien zu ſchreiben,“ höhnte der General. „Pfui, Du machſt dem Namen Eigl Schande, wie Dein Vater ihm Schande gemacht hat!“

„Mein Onkel —!“

„Ja Schande! Man ſagt, Du habeſt Dich auf der Univerſität in hochverrätheriſche Verſchwörungen mit gemeinen Studenten eingelaſſen. Iſt das wahr?“

Max erblaßte und ſchwieg.

„Antworte!“ donnerte der General.

„Erlaſſen Sie mir jetzt die Antwort. Sie ſind viel zu heftig aufgeregt. Laſſen Sie ſich mit der Verſicherung genügen, daß ich Ihrem Namen noch nie Schande gemacht habe.“

„Redensarten! Ich weiß genug. Geh mir aus den Augen, Komödiant, oder ich laß Dich prügeln, wie einſt; denn Du biſt ein ſtörriſcher, widerſpenſtiger Bube, wie damals! Fort, Undankbarer!“

Max verließ das Zimmer. Es dunkelte ihm vor den Augen; ſeine Knie wankten. Aber er war mehr wehmüthig als bitter geſtimmt. Er hätte ſich todtweinen können. Plötzlich war wieder all' die alte thränenreiche, ſchwermuthheiße Sehnſucht nach Luiſen in ihm erwacht; die Bilder ſeiner Jugend lagen in den lebendigſten Farben vor ihm. „Ach, hätte ich bei dir bleiben dürfen!“ ſeufzte er, „wie wohl wäre mir! Wie warm hätteſt du mein armes Herz gehalten, das jetzt erfrieren muß. Aber du haſt es mir prophezeit. — Ich bin todtmüde.“

Aurora begegnete ihm auf dem Corridor, leicht, fröhlich, prachtvoll gekleidet. Sie war im Begriff auszufahren und Morgenbeſuche zu machen.

Er nahm ſie ſanft bei der Hand und küßte ſie auf die Stirn. „Du biſt recht ſchön,“ ſagte er, und die Augen ſtanden ihm dazu voll Thränen. „Findeſt Du das jetzt erſt?“ fragte ſie leichtſinnig. Die Frage that ihm weh'. „Geh'ſt Du zu Fürſt Demidoff heute Abend auf den Ball?“ fragte er theilnehmend.

„Ei freilich!“ verſetzte ſie verwundert über die ungewohnte Frage.

„Ich will Dich begleiten.“

Sie ſah ihn groß an; dann lachte ſie ausgelaſſen davon hüpfend. „Ich kann Dich nicht brauchen. Du würdeſt mir die Freude ſtören. Das Theater iſt Dir lieber.“

Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen und krampfte ſie zuſammen, wie wenn er einen innern Krampf damit beſchwichtigen wollte; dann zerdrückte er die Thränen im Auge und ging. —

Als er Abends aus dem Theater trat, erinnerte er ſich ſehr lebhaft des Abends, wo er den Fürſten Raſumowsky und Anna Bognar erwartet hatte, und die Letztere ſeine Retterin aus den Händen des ſchurkiſchen Juden geworden war.

„Wo mag ſie ſein?“ dachte er. „Sie hat mir viel Gutes erwieſen. Sie war eine ſtarke Seele, und wahrlich, ich bedürfte jetzt einer ſolchen; denn ich bin faſt ſo rath- und hülflos wie damals. Es liegt auf mir wie ein böſer Alp. Ich erſticke faſt und kann mir nicht helfen. Alle meine Geiſteskräfte ſind von dieſem ſchlimmen Zauber gebunden. Es iſt ein qualvoller Zuſtand. Wenn ich doch nur einen Entſchluß faſſen könnte! Ach, wenn doch irgend etwas geſchähe, was mich beſtimmte!“

Er fühlte ſich am Arm gefaßt, und ſah verwundert in Roſchane's Geſicht. „Herr Graf,“ flüſterte ſie, „ich muß Ihnen etwas höchſt Wichtiges entdecken.“

„Du biſt's, Roſchane?“

„Ja, ich bitte, folgen Sie mir. Sie müſſen ſich mit eignen Augen überzeugen von dem, was ich Ihnen ſagen muß. Sie müſſen es ſehen, in dieſer Stunde noch!“ Und er folgte ihr, gleichſam ahnend, daß die Entſcheidung ſeines Schickſals gekommen war. — —

Noch vor Mitternacht trat Max bleich, aber mit feſtem Schritt und entſchiedenem Weſen in Waſſili's Zimmer. Alles Verdroſſene, Unſtäte war von ihm gewichen.

„Meine Frau iſt die Buhlerin des Fürſten Feodor," ſagte er, „ich habe mich ſelbſt überzeugt. Ich habe ſie in ſeinen Armen geſehen. Für mich iſt nun kein Bleibens mehr in Petersburg; denn jetzt erſt fühle ich, daß ich ſie geliebt habe. Niemand darf etwas erfahren. Wir wollen dem alten Manne wenigſtens dieſen Schmerz erſparen. Ich gehe. Dieſe Nacht noch."

„Geh' mit Gott!" wünſchte der heuchleriſche Waſſili. „Ich habe längſt gemerkt, was Du jetzt weißt. Ich begreife, daß Du nicht bleiben kannſt. Wohin gedenkſt Du, und was willſt Du beginnen?"

„Das weiß ich noch nicht. Aber ich kehre nie wieder nach Rußland zurück. Gieb mir Geld!"

Waſſili legte mehrere Goldrollen auf den Tiſch. „Haſt Du einen Reiſepaß?"

„Nein!"

„Hier iſt ein ſolcher. Fülle ihn ſelbſt aus. Siegel und Unterſchrift hat er ſchon."

Max nahm ihn erfreut, und dachte nicht darüber nach, daß Waſſili förmlich auf ſeine Flucht vorbereitet war. „Gieb Auroren dieſen Brief! — Sage meinem Onkel, daß ich ihm nie Schande gemacht, noch machen werde. Und nun laß mich Anaſtaſien noch ein Mal küſſen!“ —

Eh' der Morgen dämmerte, lag die Czaarenſtadt hinter ihm, und er ſchüttelte ſich tief bewegt. Es war ihm, als ob er eben neu geboren ſei. „Große, heilige Welt!“ rief er, „nimm mich auf als deinen Bürger! Die Feſſel iſt zerſprengt. Ich bin ein freier Mann.“

Fünftes Buch.

Das Theater war aus. Das Haus hatte ſich dieſen Abend keines ſtarken Beſuches erfreut, denn Macbeth, die tiefmyſtiſche Schöpfung des großen Britten, war in der Schiller'ſchen Bearbeitung über die Bühne gegangen, kein pikanter Köder des großen Haufens; deſto ausgewählter war das Publikum, das nur langſam und kritiſirend aus der Thüre ſchritt. Alle Stimmen vereinigten ſich dahin, daß der Darſteller der Titelrolle, ein junger, erſt ſeit einem Jahre engagirter Schauſpieler Namens Eck, mit einer Wahrheit und Treue, die ſelbſt die kälteſten Naturen zum Enthuſiasmus erhitzt, geſpielt habe; Viele behaupteten, der Künſtler habe die Illuſion zu einem Grade zu ſteigern verſtanden, wie es den gefeiertſten Heroen der theatraliſchen Welt noch nie gelungen, und junge Feuerköpfe, die für Eck ſchwärmten, ſtellten dem

Gegenſtand ihrer Bewunderung das glänzendſte Prognoſtikon, und ſahen ihn bereits unter den Sternen erſter Größe am Himmel der dramatiſchen Kunſt glänzen. Dieſe lodernden Enthuſiaſten waren meiſt Studenten, Docenten und junge Profeſſoren, welche auch Eck nach dem Schluſſe des Stücks herausgerufen und mit ſtürmiſchem Beifall überſchüttet hatten.

Unter den Letzteren befand ſich auch ein feiner Jüngling von vornehmem Anſtand und einem geiſtreichen Geſicht, dem ein großes dunkles Auge einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh, und den ein von ihm ſcheidender, etwas älterer Mann Baron titulirte. Er ſtand einen Augenblick im Corridor unſchlüſſig und in Gedanken verſunken, dann trennte er ſich von der Menge, und eilte links nach der Bühne. Hier ſchritt er haſtig und ſchweigend, ohne ſich umzuſehen, durch die hin und herlaufenden Comparſen, Werkleute und Dienſtboten nach dem Seitengebäude, wo ſich die Garderoben befanden, und klopfte dort Anfangs leiſe, und als darauf keine Einladung folgte, ſtärker an eine verſchloſſene Thüre, die von außen ohne Schlüſſel gar nicht geöffnet werden konnte. Erſt auf wiederholtes, ſtarkes Klopfen ertönte drinnen: „Wer iſt da?“

„Turneiſen!“ verſetzte der Jüngling faſt ſchüchtern. Sogleich wurde die Thüre geöffnet, und der Einlaßbegehrende trat ein. In dem kleinen Garderobezimmer befand ſich nur ein Menſch, und dieſer war Niemand anders, als der Macbeth dieſes Abends, noch in ſeiner vollen kriegeriſchen Kleidung. Er hatte ſich wieder in den einzigen Lehnſeſſel geworfen, und die herabgebrannten, ſtarkſchnuppigen Lichter, der Umſtand, daß ſich der Schauſpieler noch nicht entkleidet, ſein ſtirrender Blick, die Bläſſe ſeines Geſichts, die unter der Schminke ſchier ſchreckhaft hervorleuchtete, Alles dieſes deutete darauf hin, daß er ſich entweder in einem ſehr aufgeregten oder abgeſpannten Zuſtande befinde, und ſchon lange im Stuhle hingeſtreckt gelegen haben mochte.

„Sind Sie krank, Eck?“ fragte der Eingetretene beſtürzt.

„Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie kommen, Baron,“ ſagte der Schauſpieler mit heftiger Betonung. „Es wäre mir wahrhaft grauenvoll allein zu ſein, ich konnte mich aber durchaus nicht entſchließen, eine der gemeinen Menſchennaturen, wie ſie da draußen herumlärmen, hereinzurufen, und ſelbſt mein Diener, der mich ſtets auskleidet, war mir unerträglich; ich habe ihn fortgeſchickt.“

„Aber, mein Gott! was iſt Ihnen begegnet? Iſt dieſe Aufregung allein Folge Ihres vortrefflichen, meiſterhaften Spiels, oder — —?“

„Im Gegentheil, wenn ich dieſen Abend beſſer ſpielte, als gewöhnlich, — und ich fühle und weiß es, daß dies der Fall war, — ſo war dies Folge meiner großen Aufregung. Sagen Sie mir, Baron — kein Menſch wäre mir gelegener gekommen, als Sie, mit dem ich mich ſchon manchmal auf dem dunkeln Felde der Metaphyſik erging — ſagen Sie mir, glauben Sie an Erſcheinungen?“

Befremdet gegenfragte Turneiſen: „Beziehen Sie dieſe Frage auf die Erſcheinung von Banquo's Geiſt, wo Ihr Spiel den Gipfel der höchſten Meiſterſchaft erreichte, oder auf die grauenvollen Hexen, die Sie trefflich einſtudirt hatten, ſo daß mich Schauer auf Schauer überliefen? Wer könnte an der poetiſchen Wahrheit dieſer Erſcheinungen zweifeln? Sie ſind den unergründlichen Tiefen der Poeſie entſtiegen, deren geheimnißvolle Mächte kein Sterblicher wirkſamer zu beſchwören vermochte, als William Shakſpeare.“

„Es fragt ſich: konnte Shakſpeare Geiſter in ſeinen Dramen erſcheinen laſſen, wenn er nicht von der Möglichkeit oder vielmehr Wirklichkeit ſolcher Erſcheinungen im Leben überzeugt war?“

„Der Dichter muß daran glauben, der Philoſoph daran zweifeln.“

„Ich könnte Ihnen darauf Hamlet's bekannte Antwort geben. Doch ich will die Sache von einer andern Seite nehmen. Der Dichter iſt der Nachſchöpfer Gottes; kann er denn irgend etwas nachſchaffen, was Gott nicht geſchaffen hätte? Selbſt den bunten, phantaſtiſchen Geſtalten des Mährchens liegen verkörperte Gedanken Gottes zu Grunde, die der Dichter nur ſeltſam und buntfarbig aufputzt und durch einander wirft. So bin ich feſt überzeugt, Shakſpeare hatte Geiſter geſehen, er hatte Geſchöpfe, wie dieſe Hexen, kennen gelernt, vor deren Blick der Schleier der Zukunft zerreißt. Und können Sie wohl annehmen, daß ich ſo geſpielt, wie Sie rühmen, wenn ich nicht dieſelbe Erfahrung gemacht, nicht die ſchauerliche Ueberzeugung mit dem Dichter getheilt hätte?“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, lieber Eck, indem ich Sie von andern Erſcheinungen reden höre, als welche mit Hülfe unſers Maſchinenmeiſters dieſen Abend ſo wirkſam operirt haben. Iſt Ihnen denn außer den Hexen und Banquo's blutigem Schatten noch ein andrer Geiſt ohne Fleiſch und Bein auf der Bühne erſchienen?"

„Nicht auf der Bühne, nicht dieſen Abend. Aber ich werde mich Ihrem Spotte ausſetzen, oder Ihr bedenkliches Geſicht wird es genugſam verrathen, daß Sie mich für krank oder gar wahnſinnig halten. Immerhin! Sie ſind mein einziger, wahrer Freund in dieſer großen Stadt, und Ihre mir vielfach bewieſene Zuneigung drängt mein Herz, Ihnen zu erzählen, was mir Außerordentliches begegnet iſt. Vorher muß ich erinnern, daß ich als zehnjähriger Knabe ſchon etwas Aehnliches erlebt habe, einen Vorfall, der unſtreitig meinem Weſen eine myſtiſche Färbung gegeben hat, und die wiederum auf mein Künſtlerleben von bedeutungsvoller Wirkſamkeit geworden iſt. Dann begegnete mir nach der Schlacht bei Belle-Alliance in einem Lazareth in Brüſſel, worin ich als Gehülfe der Aerzte fungirte, etwas, was ich ebenfalls geneigt bin für eine Geiſtererſcheinung zu halten."

„Ich bin begierig, Näheres über dieſe Vorfälle zu hören!" rief der Baron geſpannt.

„Den jüngſten zuerſt. Es iſt Ihnen nicht unbekannt, mit welchem Eifer ich meine Rollen ſtudire. Das größte Talent bedarf des größten Studiums wenn es ſich ſelbſt genügen will. Es iſt thöricht, zu glauben, der Augenblick werde auf der Bühne das Rechte eingeben. Dieſe Schauſpieler, wenn ſie wirklich Talent haben, thun dann entweder zu viel oder zu wenig, und treffen ſelten das Rechte. Begeiſterung iſt die ſchönſte Beigabe des Talents, aber ihr muß vorher Maaß und Schranke angewieſen ſein, worin ſie ſich bewege. Sehr ſchwierige Rollen, die alle meine Seelenkräfte in Anſpruch nehmen, pflege ich Abends vor der Darſtellung in der Regel im vollen Koſtüm auf meinem Zimmer, bei verſchloſſenen Thüren, zu ſpielen, da der Unverſtand unſerer Intendanz keine Koſtümproben halten läßt. So ſpielte ich geſtern Abend auch den Macbeth in meinen Räumen. Der gewaltige Geiſt Shakſpeare's erfüllte mich; ich glühete wie von berauſchendem Wein. Ich war ganz Macbeth geworden, und fühlte, dachte, handelte, wie er. Der Trug der Hölle umſpann mich, und meine Gebeine ſchauerten. Oft glaubte ich ihr Geziſch, ihr Hohngelächter zu hören, die Stimmen der Hexen zu vernehmen. Es mochte Mitternacht herbeigekommen ſein, eh' ich fertig war.

Jetzt ſetzte ich mich auf das Sopha, und fühlte, ohne jedoch ſchläfrig zu ſein — dazu war mein Blut in viel zu heftiger Wallung — eine große Abſpannung mich überkommen, und verſank in jenen paſſiven, träumeriſchen Zuſtand, wo wir nichts denken, nichts fühlen, und gleichſam nur halbes Bewußtſein haben. Wie lang ich ſo geſeſſen, weiß ich nicht. Plötzlich fühlte ich aber eine Berührung am Arme, ich ſchaue empor, und ſehe ein weibliches Weſen vor mir ſtehen im weißen, faltigen Nachtkleide, ein garnirtes Häubchen von gleicher Farbe auf dem kleinen Kopfe; ihre Züge konnte ich nicht deutlich erkennen, weil das Licht herabgebrannt und dem Verlöſchen nahe war. Sie ſchien mich aufmerkſam zu betrachten. Anfangs erſtaunte ich keineswegs, denn ich war noch halb und halb in dem angedeuteten Zuſtande befangen; da vernahm ich die Worte: „So eben iſt deine Frau geſtorben. Reiſe ſchnell nach Petersburg.“ Geſprochen wurden ſie nicht, und doch verſtand ich ſie, d. h. ich hörte mit meinem leiblichen Ohre keinen Laut, und doch wußte ich, daß das weibliche Weſen vor mir ſie geſprochen oder gedacht hatte, mit der Abſicht, ſie mir kund zu thun. Sie brachten mich raſch zum vollen Bewußtſein, ich fuhr empor, in demſelben Augenblick verloſch das Licht, und Dunkelheit umhüllte mich. Unſägliches Grauen durchrieſelte mich, die Kehle war mir wie zugeſchnürt. Endlich gewann ich es über mich aufzuſpringen und in das Nebenzimmer zu eilen, wo mein Diener ſchlief, den ich weckte. Wir machten auf der Stelle Licht und ſuchten alle Räume durch. Nirgends eine Spur von einem menſchlichen Weſen außer uns, alle Thüren von innen verriegelt. Mein Burſche klapperte vor Furcht mit den Zähnen; ich verſuchte mir einzureden, ich habe geträumt, aber dieſes Beſtreben brachte mich nur immermehr zur Ueberzeugung, daß ich gewacht und die Erſcheinung mit meinem leiblichen Auge geſehen habe. Ich verſuchte mir ihre Züge zurückzurufen; vergebens! und doch wich die Geſtalt die ganze Nacht hindurch nicht aus dem Spiegel meiner Phantaſie, ihre Worte tönten fort und fort in meiner Seele wieder, bis ich gegen Morgen, im hohen Grad ermattet, einſchlief.

In der Helle und dem Treiben des heutigen Tages erbleichten und verſchwammen die unbeſtimmten Formen der Erſcheinung, meine Rolle nahm meine ganze Geiſtesthätigkeit in Anſpruch; aber kaum war der Vorhang aufgezogen, und ich hatte hinter der Couliſſe hervor, wo ich mit Banquo auf das Stichwort wartete, meinen Blick auf die Hexen auf der Bühne gethan, als auch die Erſcheinung des geſtrigen Abends friſch und lebendig wieder vor meiner Seele ſtand. Fieberhitze und Froſt überſtürzen mich raſch abwechſelnd, ich trete hinaus, ein Schrei ertönt im Auditorium, der mir, ich weiß nicht warum, durch Mark und Bein geht; ich ſpiele in der ſchauerlichſten Aufregung, und fühle die Haare auf meinem Kopfe ſich ſträuben. Es war nicht mehr die fleißig einſtudirte Rolle, die ich ſpielte, es war nicht die künſtleriſche Begeiſterung, die mich durchglühte, nein, es war ein außerordentliches, ungeheueres Gefühl, wie ich es noch nie empfunden, eine entſetzliche, alle Nerven anſpannende und mich auf den Gipfel der Kunſt und Poeſie gewaltſam fortreißende Wahrheit, ein Zuſtand, wie ihn gewiß nur die Propheten erleben können, wenn der Geiſt der Weiſſagung und des Fernſchauens über ſie kommt; ich war Shakeſpeare und Macbeth zugleich, Subject und Object einer poetiſch-prophetiſchen Kraft, für die ich keinen Namen weiß, die aber unſtreitig nah an die Exaltation des Wahnſinns grenzt. Am ſchärfſten und deutlichſten prägte ſich dieſer Zuſtand in der Gaſtmahlſcene aus, wo

Banquo's Geiſt erſcheint. Wahrlich, ich war in dieſem Augenblicke zweifelhaft, ob ich nicht einen wirklichen Geiſt erblickte, und meine bis auf den höchſten Grad erhitzte Phantaſie vermengte ihn wunderbar mit der geſtern Abend gehabten Erſcheinung. Erklären Sie ſich daraus die Erfolge, die meine Darſtellung des Macbeth gehabt, die ich unmöglich auf Rechnung meiner Kunſt bringen darf. Jener dumpfe Schrei gleich bei meinem Auftreten, der, eine weibliche Stimme verrathend, von einer Parterreloge ausging, und dort eine Bewegung verurſachte, kam mir den ganzen Abend nicht aus dem Kopfe. So wirkten die verſchiedenartigſten Umſtände zuſammen, mir den Beifall des Publikums in einem ſo hohen Grade zu erwerben, und mich in einen Zuſtand der höchſten Aufregung zu verſetzen, in welchem Sie mich noch finden; denn — mögen Sie mich auslachen — ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Erſcheinung des geſtrigen Abends, die Aufführung des Macbeth und der weibliche Schrei in der Loge in einem genauen Zuſammenhange ſtehen, und auf eine geheimnißvolle Weiſe auseinander reſultiren."

Der Baron lächelte ungläubig. „Zufälliger Weiſe bin ich ſo glücklich, Sie verſichern zu können," ſagte er, „daß Sie ſich wenigſtens in Bezug auf den Schrei irren; denn ich kenne die Perſon, von der er ausging, ſehr genau."

„Und wer war's?"

„Die älteſte Tochter unſres eigenen Förſters auf Odeleben im Gebirge, ein einfaches Naturkind, das mit einem Freunde ihrer Eltern hierher gereiſt iſt, geſtern angekommen, zum erſten Male in der Stadt — denn Odeleben liegt zehn Meilen von hier — und zum erſten Male heute im Theater, und, da ſie etwas ſchwächlicher Conſtitution iſt, von der Anſtrengung der Reiſe ermattet, ohnmächtig wurde. Ich glaube ſogar, ſie iſt mit einer Art Starrkrampf behaftet, der ſich jedesmal durch einen ſolchen Schrei ankündigt. Mein Hofmeiſter, der halb und halb mit ihr verlobt iſt, und bei deſſen Mutter ſie hier wohnt, und ihr Begleiter, waren bei ihr in der Parterreloge, und ließen ſie in einer Sänfte nach Hauſe tragen. Dann kam der Erſtere, mir den Unfall zu berichten, und iſt ſo eben wieder von mir gegangen, um zu ihr zu eilen. Ich wüßte nicht, in welcher Beziehung Ihre Geiſterſeherei zu dieſem einfachen Mädchen ſtünde!"

„Immerhin! Ich verſichere Sie aber, daß es mir, nachdem ich jenen Schrei gehört, ſtets war, als ſei die Erſcheinung des geſtrigen Abends unſichtbar um mich auf der Bühne. Oft wollte es mich bedünken, als ſtreife ihr Hauch meine Wangen.“

„Sie ſind ein wunderlicher Träumer, verehrter Freund,“ ſagte der Student mit einem leichten Anhauch von Ironie, „aber es iſt poetiſche Wahrheit in Ihren Phantaſien; Sie dichten ſo plaſtiſch, daß Ihnen die ſüß ſchauerlichen, grauenvoll prächtigen, angenehm aufregenden Gefühle, die uns aus Macbeth erwachſen, gleich zu Bildern und Erſcheinungen werden. Das nenn’ ich mir eine dichteriſch ſchaffende Phantaſie! Sie haben mich ſelbſt entzückt mit Ihrer Beſchreibung.“

„Es fällt mir unmöglich, Ihrer Meinung in Bezug auf meine Erſcheinung zu ſein; wir wollen aber darüber nicht ſtreiten.“

„Das wollen wir nicht, aber ich gebe Ihnen das allein zu bedenken, daß die Erſcheinung vom Tode Ihrer Frau ſprach, und Sie doch, ſo viel mir bekannt iſt, noch keine Frau haben.“

„Und doch iſt dem ſo, Baron, ich bin verheirathet.“

„Wie? Ich kenne Sie ſchon ſeit faſt einem Jahre; wir ſind Freunde geworden, haben uns gegenſeitig unſer Innerſtes erſchloſſen, und noch nie hörte ich ein Wort davon, daß Sie — —"

„Sein Sie überzeugt, daß nur ſehr wichtige Gründe mich abhalten konnten, Ihnen über meine frühern Lebensverhältniſſe freundſchaftliche Aufſchlüſſe zu machen."

„Nun, dann war es ja wohl der Geiſt Ihrer Frau ſelbſt, der Ihnen erſchienen iſt," ſpottete Turneiſen wieder.

„Nein, nein!" rief Eck, den Spott des Freundes nicht verſtehend, „meine Frau war es nicht. Ihre Erſcheinung würde einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht haben. Es iſt ein unauflösliches Räthſel, und ich werde morgen Anſtalt treffen, zu erfahren, ob die Erſcheinung wahr geſprochen, was ich kaum bezweifeln möchte. Aber wenn ſich auch die Wahrheit dieſer Angabe beſtätigt, iſt dadurch für die Auflöſung des Räthſels etwas gewonnen? Iſt im Gegentheil hernach nicht Alles noch dunkler? — Kommen Sie, Freund, und begleiten Sie mich auf einem Spaziergang um die Stadt. Es drängt mich gewaltig, meine fieberheiße Stirn in den Wellen der Nachtluft zu kühlen. Der Mond ſcheint hell genug, unſern Pfad kenntlich zu machen. Wir verplaudern noch ein Stündchen."

„Wohlan, ich gehe mit Ihnen. Doch will ich vorher erſt meinen Hofmeiſter, und den Begleiter und Freund des Förſterskindes von unſerm Vorhaben unterrichten, damit die beiden Herren meinetwegen nicht in Unruhe ſind.“

„Vielleicht begleitet uns Ihr Hofmeiſter. Sie wiſſen, wie ſehr ich ihn ſchätze, und ſeine muntre, oft ſpaßhafte Unterhaltung liebe, wenn ich mich auch mit ſeinen rationaliſtiſchen Anſichten nicht befreunden kann. Aber gerade aus der Verſchiedenheit der Meinungen entſpringt ja die lebhafte Unterhaltung.“ Der Schauſpieler wechſelte nur die nothwendigſten Kleidungsſtücke, und warf dann den Mantel um. Sie gingen. Vor der Hausthüre der Wohnung des Barons ſtießen ſie auf zwei Männer, einen ältern und einen jüngern, die ebenfalls im Begriff ſtanden, einzutreten. Der Letztere war derſelbe, welcher im Theater von Turneiſen gegangen war, und jetzt von dem Schauſpieler als der Hofmeiſter Lehmann begrüßt wurde.

Den Aelteren nannte der Baron dem Schauſpieler als Herrn Lommler von Dreleben, den Begleiter und väterlichen Freund der Förſterstochter, welcher im Theater der beſprochene Unfall begegnet war. „Als was ſoll ich Sie vorſtellen, Cariſſime?" fragte ihn der Baron.

„Als Taubenvater, Cariſſime!" verſetzte Jener. „Ich ſchäme mich meines Standes und meiner Beſchäftigung nicht. Sie hat Geld genug eingebracht."

„Da haben Sie recht, Cariſſime," lachte Turneiſen, und wandte ſich wieder zu Eck: „Herr Lommler hat nämlich meinem Vater auf dem Gute Oedeleben eine merkwürdig große Taubenzucht eingerichtet, und in der Erzielung von Tauben in's Große ſehr vortheilhafte Entdeckungen gemacht. Er gewinnt jährlich zehn- bis zwölftauſend Stück Tauben mit ſehr geringen Koſten, und der Handel damit geht in alle benachbarten Städte."

„Eine ſehr nützliche Beſchäftigung," ſagte Eck, und forſchte, ſo viel es der Mond zuließ, in den Zügen des Taubenzüchters.

„Wir kommen von unſerm Waldkinde," ſagte Lehmann.

„Wie befindet ſie ſich?" fragte der Baron."

„Ihre Ohnmacht, oder vielmehr Starrkrampf, hat angehalten, bis ohngefähr zum Schluſſe des Theaters. Wenigſtens verſichert meine Mutter, acht bis zehn Minuten nach ihrem Erwachen die erſten aus dem Theater heimkehrenden Wagen raſſeln gehört zu haben. Ein ſeltſamer Umſtand iſt aber, daß ſie behauptet, bis zum Schluſſe der Vorſtellung beigewohnt zu haben, und dann allein nach Hauſe gegangen zu ſein. Es iſt uns nicht möglich geweſen, ſie vom Gegentheil zu überzeugen, und Lommler rieth mir von weiteren Verſuchen ab."

„Ich kenne ſie ja von Kindesbeinen an, Cariſſime," predigte der Taubenvater mit komiſchem Eifer. „Sie hat ſtets ihre wunderlichen Mucken gehabt. Oft liegt ſie drei, vier Stunden wie todt in dieſem Krampf, und — wenn ſie aufwacht, erzählt ſie die wunderlichſten Geſchichten, und behauptet ſteif und feſt, da und dort geweſen, dies und das geſehen und gehört zu haben. Und wenn man's ihr ausreden will, wird ſie bitterbös. Uebrigens ein Engel, ein wahrer Engel!"

„Sie führt aber Details an," fuhr der Theolog fort, „um die Wahrheit ihrer Ausſage zu beweiſen, die mich in das größte Erſtaunen geſetzt haben. So erzählt ſie, daß das gekrönte Kind in der Hexenſcene des vierten Aktes ſeine Worte kaum habe hervorbringen können, wegen des ſtickenden Dampfes der Spiritusflamme, die ihm zu nahe gekommen, ferner ſei einer der Tannenzweige aus dem Walde von Dunſinane, als ſie Malcolm's

Heer abgelegt, hinter der Couliſſe in eine Lampe gerathen, und habe Feuer gefangen, ſei aber ſogleich wieder gelöſcht worden. Das Publikum habe es gar nicht bemerkt, ſie aber habe es geſehen."

„Seltſam! Höchſt merkwürdig!" rief Eck. „Es iſt wirklich ſo."

„Ja, ja, ſo macht ſie's, Cariſſime!" meinte Lemmler. „Die genaueſten Daten gibt ſie, ſo daß ſie durchaus dabei geweſen ſein muß. Man könnte überſchnappen. Ein Paar Mal war ich nahe daran. O, da könnte ich Geſchichten erzählen!"

„Endlich," fuhr Lehmann fort, „ſei in der Kampfſcene, wegen der Ungeſchicklichkeit eines Statiſten, das ganze Haus in ein ſchallendes Gelächter ausgebrochen, was dem Macbeth großen Verdruß gemacht."

„Allmächtiger Gott!" rief Eck. „Auch das iſt wahr, obgleich ich mich gegen Niemand darüber geäußert. Hat dieſes Mädchen in meiner Bruſt geleſen, der ich auf der Bühne ſpielte, während ſie zu Hauſe auf ihrem Bette lag?"

„Das ſind ja unbegreifliche Dinge!" ſagte der Baron.

„Eben ſo wunderbar iſt, daß ſie ganze Stellen des Stücks wörtlich herſagt, und doch wurde ſie in der erſten Scene ſchon ohnmächtig, und hat das Stück nie geleſen. Wie ſollte ſie in ihrer waldigen Einſamkeit zur Lektüre eines Shakspeare'ſchen Drama's kommen?"

„Sie hat nicht nur kein Shakspeare'ſches, ſondern überhaupt nie etwas geſehen oder geleſen, was wie eine Komödie ausſieht," meinte der Taubenzüchter. „Mit größter Sorgfalt haben ihre Eltern und ich ſie davor bewahrt aus guten Gründen."

„Das Märchen leidet an einer höchſt eigenthümlichen Seelenkrankheit," bemerkte Turneiſen. „Ich habe geleſen, daß in außerordentlichen Krankheitszuſtänden dergleichen unerklärliche Fälle vorkommen. Was ſagen ſie dazu, Eck?"

Der Angeredete fuhr aus tiefem Sinnen empor, und ſagte mit einer geheimnißvollen Haſt: „Ihr werthen Herren und Freunde, ich bin ſo ungewöhnlich erregt und voll dunkler, drängender Gefühle, daß ich euch bitte, mich nach dem nahen Dorfe Füllborn zu begleiten. Wir wollen uns unterwegs über dies und jenes ausſprechen. Nur durch Mittheilung kann ich einigermaßen zur Klarheit kommen über mich ſelbſt; der Hauch des lebendigen Wortes vertreibt die Nebel von meiner Seele Mehr als je bedarf ich in dieſer Nacht der Freunde und des Austauſches der Gedanken und Gefühle. Geht mit mir, ich bitt' euch herzlich darum!"

„Was mich betrifft, Cariſſime", verſetzte Lommler, „ſo thut es mir aufrichtig leid, nicht mit von der Partie ſein zu können; denn ich hätte gern ein Paar Stunden in Geſellſchaft eines ſo geiſtreichen und ausgezeichneten Künſtlers zugebracht, wie Herr Eck. Ja, ja, Cariſſime, Ihr Spiel hat mich entzückt. Sie werden lachen, daß ein Taubenzüchter aus dem Gebirge auch etwas vom Komödieſpielen verſtehen will. Aber das hat ſo ſeine Gründe."

„Er iſt ſelbſt einmal über's Theater gelaufen, nicht wahr, als Tenoriſt, Cariſſime?"

„Und ich hatte eine prachtvolle Stimme."

„Nun, weiß er immer noch viel von ſeiner Theatercarrière zu erzählen."

„Es war auch eine ſchöne Zeit, die ich in Ungarn auf dem Schloſſe des Grafen Eigl als Opernſänger verlebte, es war die ſchönſte Zeit meines Lebens. Doch laſſen wir das! Ich will die Herren nicht aufhalten. Meine alte Knochen bedürfen der Ruhe; ſie ſind von der Reiſe noch angegriffen. Auch muß ich bei meinem Pflegekind bleiben, es könnte dem armen Dinge noch etwas zuſtoßen, und ſie iſt mein Augapfel. So ein alter Garçon, wie ich, hängt gern das Herz an ſolch' ein Kind. Sie verdient's." —

„Aber Sie gehen mit mir?" fragte Eck die beiden Andern.

„Wenn's Ihnen Freude macht," entgegnete der Theolog.

„Große Freude!"

Der Taubenvater empfahl ſich, und wünſchte viel Vergnügen.

„Aber was wollen Sie gerade in Füllborn," fragte der Candidat weiter.

„Ich will es Euch unverhohlen ſagen, und Ihr werdet nicht über mich lachen; denn Ihr kennt mich ſchon. Die dunkeln Nachtadlerflügel der Poeſie rauſchen um mein Haupt; ich will das Augurium befragen, und gleich, wie vorhin, als Macbeth im Spiel, ſo gehe ich jetzt in der Wirklichkeit, eine der dunkeln Zauberſchweſtern aufzuſuchen."

„Ich verſtehe Sie nicht!" rief der Baron erſtaunt.

„In Füllborn wohnt eine alte Wahrſagerin, ein geſchicktes Weib, bei meiner Treu! Sie legt die Karte, gießt Kaffeeſatz, ſieht in die Kryſtallkugel, und deutet die Linien der Hand."

„Ich habe ſchon in meiner Jugend von der Alten gehört," lachte Lehmann, „und wenn ich nicht irre, hält auch meine Mutter große Stücke auf ſie."

„Und von dieſem Weibe wollen Sie ſich wahrſagen laſſen?" fragte der Baron erſtaunt.

„Freilich. Dem kalten, nüchternen Verſtand geſtehe ich in dieſen Dingen kein Richteramt zu. Es gibt unzählige Dinge in der Welt, die er nicht begreifen kann, ja gleich zuerſt, ſich ſelbſt nicht. Was ſoll ſein dünnes Lichtlein auf der dunkeln, poetiſchen Nachtſeite der Natur? Es kann hier doch nichts erhellen, und verſengt nur kecken Nachtvögeln die Flügel. Ich weiß aus Erfahrung, daß die Ausſprüche ſolcher Prophetinnen aus dem gemeinen Volke eine überraſchende Erfüllung erlebt haben. Dieſe Leute ſtehen der Natur noch weit näher, als wir, die Produkte einer formellen Bildung, die mit den zuweilen ſich ſchmerzlich geltend machenden Bedürfniſſen unſeres Gemüthes in ſchreienden Widerſpruch geräth. Aber die meiſten von uns haben ſchon kein Gemüth mehr; es wird ihnen früh mit dem blank polirten Meſſer der Aufklärung aus der Seele heraus geſchnitten. Ich aber lebe noch im Gefühlsleben; ein Religionsmyſtiker bin ich, bei Gott! nicht, aber ein Naturmyſtiker, und der Naturdienſt iſt meine eigentliche Religion, ſo gottlos und unchriſtlich hier unſer Freund Lehmann das auch nennt. Ich bin einmal ſo. Die angeborene Neigung mag meine eigenthümliche Erziehung ausgebildet haben.“

„Sie erwähnten ja vorhin eines frühern Vorfalls ähnlicher Art, wie der vom geſtrigen Abend,“ erinnerte Turneiſen. „Erzählen Sie uns während des Wegs. Sie haben mich nun ſchon angeſteckt. Die Nacht hat ſo viel heimlich Wildes, herbſtlich Myſtiſches, der Mond lugt ſelbſt wie ein Zauberer oder Augur, das halbe Antlitz gleichſam mit flatternden Binden bedeckt, aus ſchwarzen Wolkengewändern hervor; der Wind puſtet und keucht, wie ein ſterbender Greis, an Bäumen und Häuſern; kurz, die Nacht paßt zu unſerer Stimmung. Erlauben Sie aber, daß ich zuvor meinem Freund und Lehrer mit kurzen Worten erzähle, was Ihnen geſtern Abend begegnet iſt, damit wir ihn au fait ſetzen.“

Sie ſchlugen ſofort den nächſten Weg nach dem genannten und eine halbe Stunde entfernten Dorfe ein, der an einem vielfach gekrümmten, mit Erlen und Weiden beſetzten Bache, zwiſchen waldbewachſenen Anhöhen hinlief, die endlich noch zuſammen traten, und ihre Waldung vereinigten. Sobald mäa hindurch war, breitete ſich die Ebene aus, deren Eingang ein großer Teich, wiederum mit Erlen und Geſträuch beſetzt, bildete. Hinter dem Teiche lag das Dorf Füllborn. Der Pfad dorthin ging knapp an dem öden unheimlichen Ufer hin. Die Octobernacht war ſchon ziemlich kalt, der Himmel hatte ein ſchauerliches Anſehen, und das Mondsviertel fuhr dann und wann aus der Wolkenumhüllung, wie ein blutiger Türkenſäbel aus der dunkeln Scheide. Die Wanderer erkannten die Gegenſtände nur in abenteuerlichen Formen. Die Erzählung des Baron, die der Schauſpieler ergänzte, regte noch mehr an, und ſelbſt der trockene Nationaliſt befand ſich endlich in einer leidlich poetiſchen Stimmung, wozu freilich der ſeltſame Vorfall mit ſeiner Braut im Theater den erſten Grund gelegt hatte. Eck dagegen glühete von den heißeſten Flammen der Poeſie; die lebhafte Unterhaltung, die Bewegung der Fußwanderung, die kühle Nachtluft, das fallende Laub, der düſter romantiſche Himmel, das Gemurmel des Bachs, die geſpenſterhaften Bäume, die düſter unheimlich ſtille Fläche des Teichs, und das Thema, das ſie verhandelten, verſetzte ihn in ein unbeſchreiblich banges Wohlbehagen; alle Siegel ſprangen von den theilweiſe verſtopften Quellen ſeines reichen Geiſtes, wie Brünnlein klar und ſtark hervor. Sie ſprachen von Shakſpeare's Neigung zur Schickſalstragödie im Macbeth, von dem in den Hexen meiſterhaft repräſentirten dämoniſchen Elemente, von Wahrſagerei und begeiſtertem Prophetismus, und von der unergründlich tiefen Poeſie der Nachtſeite des Lebens überhaupt, der, nach dem Vorgange des großen Briten, auch die größten deutſchen Dichter gehuldigt, und die nur vom oberflächlichen Esprit der Franzoſen verſpottet worden ſei. Dem Schauſpieler ſtrömte es wie Flammen vom Munde, aber er ſchien abſichtlich vermeiden zu wollen, daß ſeine Begleiter auf die verſprochene Erzählung der erſten Erſcheinung, die er gehabt, zurückkämen. Es glückte ihm auch durch ſeine Mittheilungen die beiden Andern ſo zu unterhalten, daß ihnen Zeit und Weg verſtrichen war, ſie wußten nicht wie, und ſie ſich ziemlich erſtaunt anſahen, als die Umriſſe der erſten Häuſer des Dorfes plötzlich deutlich am Nachthimmel hervortraten.

„Und nun ſind Sie doch nicht zu Ihrer Geſchichte gekommen, Eck", ſagte der Baron etwas verdrießlich, „und ich war ſo ſehr darauf geſpannt.

In der That, Sie müſſen ſie uns auf dem Heimwege erzählen."

„Vielleicht," entgegnete Eck ausweichend, „wenn ich noch dazu aufgelegt bin; denn eine ſolche vertraute Mittheilung hängt durchaus von Luſt und Laune ab. Außerdem ein ander Mal."

„Ueber ihre nichterzählte, wunderbare Geſchichte," nahm der Theolog mit jovialem Ton das Wort, „fällt mir eine andere, wunderſame Geſchichte ein, und zwar eine bibliſche, mit welcher unſre ſeltſame und abenteuerliche Nachtfahrt die allergrößte Aehnlichkeit hat, ſo daß ich ſelbſt darüber erſtaune."

„Mit einer bibliſchen Geſchichte?" fragte der Schauſpieler, „und mit welcher?"

„Mit der des Königs Saul, als er verkleidet in der Nacht zu der Wahrſagerin von Endor ging. Dort heißt die Stelle, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt: Und Saul wechſelte ſeine Kleider und zog andere an, und ging hin, und zween Andere mit ihm, und kamen bei der Nacht zum Weibe und Saul ſprach: Liebe, wahrſage mir durch den Wahrſagergeiſt u. ſ. w."

Dieſe Bemerkung gab der Stimmung der Nachtwanderer plötzlich eine humoriſtiſche Färbung.

„Wahrlich!" rief der Baron, „es kann nichts

Treffenderes geben! Iſt Eck nicht der König — und welch' ein König war er dieſen Abend! — der vorhin die Kleider wechſelte, und wir die Zween, die ihn zur Wahrſagerin begleiten, nach der er ſo heftiges Verlangen trägt?"

„Nun," meinte der Theolog, „wenn die Hexe nur auch ſo gaſtlich ein gemäſtetes Kalb ſchlachtet, falls unſer König von der Geiſtererſcheinung ſchwach wird, wie die zu Endor that, wodurch der hinfällige Saul ſo wunderbar geſtärkt ward; in der That, ich würde Ew. Majeſtät demüthigſt erſuchen, mich an dem Mahle Theil nehmen zu laſſen, denn ich ſpüre ſo eben ſehr merklich, daß ich noch nicht zu Nacht geſpeiſt habe."

Ein fröhliches Gelächter erſchallte, in welches ſogar Eck einſtimmte. Nach wenigen Augenblicken ſtanden ſie vor einer elenden, ſtrohbedeckten Hütte, aus deren Thüre und Ladenklinſen ihnen ſtarker Lichtſchimmer entgegen leuchtete.

„Dies muß der Beſchreibung meiner Aufwärterin nach die Höhle der Pythia ſein," ſagte der Schauſpieler, und drückte auf die hölzerne Klinke der Thüre, die ſogleich aufging. Ein höchſt maleriſcher Anblick bot ſich ihren Augen. Der Raum vor ihnen war Hausflur, Wohnſtube, Schlafzimmer und Küche zugleich. So ſpät es auch war, brannte doch auf dem Heerde unter einem ſtattlichen Keſſel ein anſehnliches Feuer, das die Züge mehrerer kräftigen, aber zerlumpten Geſtalten beiderlei Geſchlechts, die erſchrocken, über den unerwarteten Beſuch, vom Boden, ihrem Sitz und Lager, aufſprangen, grell beleuchtete. Der Baron entdeckte das friſch abgezogene Fell eines Haſen, und erklärte ſich daraus die ſpäte Mahlzeit und den Schrecken.

„Seid unbeſorgt,“ ſagte er freundlich, „wir ſind keine königlichen Forſt- oder Polizeibeamten, und gönnen Eurer Tafel das ſchmackhafte Wildpret. Wir wollen nur, daß die Alte, die dort im Keſſel rührt, uns wahrſage.“

Die Leute wurden dadurch beruhigt, und zogen ſich in den Hintergrund zurück; in dem Augenblicke ſprang ein großer Kater vom Balken herab, dem die Anweſenheit der Fremden nicht behagte, und Lehmann rief: „Sieh' da, Göthe's Hexenküche im Fauſt.“ Eck, ſchon aufgeregt genug, begann ſogleich in heiterſter Laune, den Fauſt zu ſpielen, und Turneiſen fiel als Mephiſto luſtig ein. Dieſer zweite Zufall erhöhte die fröhliche Stimmung der Freunde noch mehr, und von poetiſchen Genüſſen hoch befriedigt, warfen ſie endlich ein reiches Geldgeſchenk auf den Tiſch, und forderten die lachende Alte auf, nun an ihnen ihr Meiſterſtück der Wahrſagekunſt zu liefern. Sie ließ ſich das auch gar nicht zweimal ſagen, und begann ſogleich, indem ſie Eck's dargebotene Hand ergriff, mit klugen Augen zu forſchen. Schweigend zog ſie dann ihre alte ſchmutzige Karte zu Rath, und that endlich den Ausſpruch: „Es iſt Euch geſtern oder heute ein Euch naheſtehender und doch fern von Euch weilender Menſch geſtorben; es könnte Eure Frau ſein, aber dann habt Ihr wenig als Mann mit ihr gelebt. Auch ſeid Ihr bereits auf dem ſicherſten Wege von dieſem Todesfall unterrichtet worden. Die Botin, die Euch dieſe Nachricht überbracht, iſt Euch aber noch enger verbunden, als die Geſtorbene. Sie könnte Eure Schweſter ſein, oder Eure Mutter, wohl auch Eure Tochter; ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß in Gottes Buch Euer und ihr Name eng in einander und unzertrennlich verſchlungen ſind, und Ihr ſehr wohl thun würdet, ihren Rathſchlägen zu folgen." Sie ſchwieg und miſchte die Karten von neuem, während Staunen die Hörer ergriff. Als ſie die Blätter wieder ausgebreitet, fuhr ſie fort: „Ihr ſeid nicht wer Ihr ſcheint, und ſcheint doch oft, wer Ihr ſeid. Ich kann es nicht begreifen. Aber bald werden Schein und Sein in einander fließen, und dort ſieben große Häuſer, die Euch einige Sterbende ſchenken werden. Der Brief einer bereits Verſtorbenen wird Euch aber ſchon früher reich machen, und dann werdet Ihr ſein, was Ihr zu Beginn dieſes Abends geſchienen, nicht was zuletzt, denn freundliche Geiſter beſchirmen Euch. Ihr ſteht überhaupt in der Obhut guter Geiſter.“

Abermaliges Miſchen und Ausbreiten der Karten: „Ihr werdet ein holdes, Euch ebenbürtiges Mädchen heirathen, der Ihr das Leben zweimal gerettet habt, und dafür will ſie willig für Euch in den Tod gehen. Ihr ſeid ein ſehr glücklicher Mann, und ich habe Euch deshalb weiter nichts zu ſagen.“

Jetzt kam die Reihe an den Candidaten. „Ach, Ihr ſeid ein ganz gewöhnlicher Menſch, wie ſie unſer Herrgott ſchockweis aus purer Gnade und Barmherzigkeit unter ſeiner lieben Sonne herumlaufen läßt im großen Ameiſenhaufen; ein Thier, das ißt und trinkt und verdaut. Was kann ſolcher Art Sonderliches begegnen? Ihr gedenkt ein Mädchen zu heirathen, aber laßt Euch das vergehen, guter Freund; ſolch' eine koſtbare Ananas iſt nicht für Euern gemeinen Gaumen. Seht Euch nach Kartoffelkoſt um. Damit Baſta!“ Schallendes Gelächter folgte auf dieſe grobe Prophezeihung, und das Kleeblatt wurde ausgelaſſen luſtig.

Dem Baron ſagte die Wahrſagerin: „Ihr ſeid ein guter Rechenmeiſter, und es wird bald die Zeit kommen, wo Ihr gut ſpeculirt, und das zu benutzen gedenkt, was dieſen Abend auf Euerem Wege iſt; aber ich ſag' Euch Herr, Ihr werdet, wie man zu ſagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, und wenn Ihr die Probe macht, werdet Ihr den Fehler in Euerem ſchönen Multiplicationsexempel finden. Na, der Wirth wird Euch aus purer Gutmüthigkeit dafür freie Zeche geben. Ihr ſeid freilich kein Geiſterſeher, wie dieſer ſchlanke Herr. Es können nicht Alle des lieben Gottes Lieblingsſöhne ſein. — Ich bin fertig und dank' Euch ſchön. Wollt Ihr Herren meine Gäſte zu einem geſchmorten Haſen mit gekochten Kartoffeln ſein, ſo werdet Ihr mir eine Ehre erweiſen."

„Iſt's kein Kalb, ſo iſt's doch ein Haſe!" rief der Theolog lachend. „Der Himmel, der ſich oft in einer köſtlichen Komik gefällt, will die poſſirliche Parallele bis hinausſpielen." Alle drei waren ſogleich zum Eſſen bereit, und die Alte brachte ſchnell reinliche Porzellanteller, ein weißes Tiſchtuch und Meſſer und Gabeln aus einer Lade hervor, deckte den Tiſch und richtete an. Noch mehr; eh' ſich's die fröhlichen Gäſte verſahen, ſtand eine Flaſche Hochheimer, und drei blanke Kelchgläſer auf dem Tiſche. Sie wurden gefüllt und geleert, und die vergnügten Schmauſer ließen die Hexe leben, die ſo gut auf den Beſuch ſolcher Käuze vorbereitet ſei. Natürlich wurden die Prophezeihungen beſprochen und lächerlich gemacht.

„Ich kann euch nicht verhehlen,“ ſagte Eck, „daß ich etwas ganz Anderes hier zu finden hoffte, als ich gefunden habe. Aber ich bin mit der Täuſchung ſehr wohl zufrieden; der wirkliche Fund iſt mir lieber, als der gehoffte. Ich wollte ernſte pythiſche Orakelſprüche, Offenbarungen über die ſchauerlichen Geheimniſſe, die mich umweben, und eine glückliche Nacht iſt mir geworden, voll ungeſtümmen Lebensdranges, wie ich ſchier noch keine erlebt.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Turneiſen, „ſo freudeſtrahlend hab' ich Sie noch nicht geſehen. Sie haben ſich hier den Ruf eines finſtern Kopfhängers erworben, obgleich Sie das eigentlich doch nicht ſind.“

„Der trübgefärbte Ernſt, der mir eigen iſt, reſultirt aus meinen eigenthümlichen Jugendſchickſalen.“

„Und ſollen wir dieſe nicht erfahren?“

„Nein, ich bitt' euch, verſchont mich damit.

Meiner Freude wäre dadurch gleich ein Ende gemacht. Das Eine will ich Ihnen nicht verhehlen, Turneiſen, weil mir Wein und Luſt die Zunge gelöſ't, und die Alte dort mir viel Ueberraſchendes geſagt hat (denkt nur an die Botſchaft vom Tode meiner Frau!), daß ich nicht in den Verhältniſſen geboren bin, in welchen ich lebe, was ſie ganz vortrefflich angedeutet hat. Meine Geburt ſtellt mich Ihnen, Baron, in ſtaatsbürgerlicher Beziehung gleich. Ich bin der Sproß einer altadeligen und nicht unberühmten Familie, und eine meiner beiden Schweſtern iſt in einem benachbarten Staate an einen hochgeſtellten Beamten verheirathet. Daß ich euch meinen wahren Namen jetzt nicht nenne, geſchieht wahrlich nicht aus Mangel an Vertrauen zu euch, auch nicht etwa, weil ich dieſes Namens mich unwürdig gemacht hätte, oder aus ſonſt einem unedlen Grunde, ſondern einzig und allein deshalb, weil ich mir das heiligſte Wort darauf gegeben, Niemand — wer es auch ſei — dieſen Namen zu verrathen, ſo lang ich Schauſpieler bin. Da mich aber vorzüglich Liebe und Begeiſtrung zur theatraliſchen Kunſt getrieben haben, da ich in ihrer Ausübung die wahre Aufgabe meines Lebens erblicke, da ſie mich glücklich macht, und mich muthig und kräftig vorwärts ſchreiten läßt, ſo wird wohl mein Geheimniß mit mir begraben werden. Was thut auch ein Name zur Sache? Ich bin euch der Schauſpieler Eck, der Menſch, der ſtrebende Künſtler, und ihr ſeid ſo vernünftig, gar nicht mehr zu verlangen."

Turneiſen war von dieſem unerwarteten Geſtändniß höchlichſt überraſcht. „Sie haben aber doch keins der Rechte aufgegeben, die mit adeliger Geburt verknüpft ſind?" fragte er theilnehmend.

„Keineswegs; da man ein ſtillſchweigendes Aufgeben meines Namens nicht dafür nehmen kann. Denn das hat keine Rechtskraft. Wenn es darauf ankommen ſollte, mich als den geltend zu machen, der ich der Geburt nach bin, ſo ſoll und wird mir nichts im Wege ſtehen. Ich kenne das genau; denn ich bin Juriſt, wie Sie."

„Nun denn auf unſre Standesgenoſſenſchaft!" rief Turneiſen. „Aber dies aus einer friſchen Flaſche. Wein her, Frau Here!"

Sie ſtießen an, tranken und umarmten ſich.

Erſt gegen Morgen traten ſie den Rückweg an. Der Blüthenduft der glücklichſten Stimmung war bereits verflogen. Es war ihnen etwas übernächtig zu Sinne. Sie hüllten ſich deshalb in ihre Mäntel, und ſchritten ſchweigend und raſch aus der

Höhle der Pythia durch den kalten und dichten Herbſtmorgennebel der Stadt zu.

Es iſt eine nicht ſelten bemerkte Ironie des Schickſals, daß Freunde, die mit aufbrauſender Jugendluſt den Becher der Freude tranken, kurze Zeit darauf, als ſollten ſie büßen für das genoſſene Glück, von einander geriſſen und nach allen vier Winden weit fortgeführt werden, oder auch, daß das Band ihrer Freundſchaft auf eine widrige Weiſe zerriſſen wurde. So erging es auch den drei jungen Männern, welche in der Hütte der Wahrſagerin eine ſo heitere Nacht zuſammen verlebt hatten. Der Candidat Lehmann wurde von dem krankhaften Zuſtand des Waldkindes, der ſich ſeit jenem Abend durchaus nicht beſſerte, genöthigt, ſie, die er gern ſeine Braut nennen hörte, obgleich ſie es eigentlich noch nicht war, in ihre heimiſchen Berge und Wälder zurück zu bringen, wohin ſie im wachen natürlichen Zuſtande ungeſtüm verlangte, hoffend und vertrauend, ſie werde im Kreiſe der Ihrigen, und an der theuern Mutterbruſt ſchnell wieder geneſen, während ſie in jenem Starrkrampf, der ſie jeden

Abend befiel, und in welchem ſie endlich zu reden pflegte, ſich heftig gegen die Abreiſe ſträubte. Genug, Lehmann mußte mit ihr aufbrechen, weil Lommler ſeine Reiſe in Taubenangelegenheiten bereits weiter fortgeſetzt hatte. Kaum war er mit ihr fort, ſo erhielt Turneiſen die Trauerbotſchaft, daß ſein Vater, der in einer fernen Reſidenz einen diplomatiſchen Poſten bekleidete, plötzlich an einem Gehirnſchlag verſchieden ſei, und wurde von Mutter und Schweſter dringend aufgefordert, eiligſt dorthin zu kommen, um die verwickelten Angelegenheiten des Verſtorbenen zu ordnen; und ſo reiſ'te auch er ſchnell ab, und gönnte ſich kaum ſo viel Zeit, von Eck einen flüchtigen Abſchied zu nehmen. Dieſer aber hatte ſchon vorher das Anerbieten eines anderweitigen höchſt vortheilhaften Engagements an der Hofbühne eines Fürſten erhalten, welcher incognito der Vorſtellung des Macbeth beigewohnt, und den genialen Schauſpieler um jeden Preis zu gewinnen beſchloſſen hatte. Eck hatte ſogleich gekündigt, und verließ um Weihnachten den Kreis ſeiner bisherigen Wirkſamkeit, um in einem andern Theile Deutſchlands in einen neuen und für ſeine Kunſt bedeutenderen zu treten. Hier gab er ſich mit glühendem Eifer der Ausübung der Kunſt hin, und achtete wenig auf die Welt, die außerhalb dem Geſichtskreiſe derſelben lag. Das Hoftheater, deſſen Mitglied er jetzt war, wurde durch die Kunſtliebe des Fürſten ganz reorganiſirt, aber die Umwandlung hatte eben erſt begonnen, und es ging Alles ziemlich chaotiſch durcheinander. Die frühern ſchlechten und mittelmäßigen Mitglieder wurden entweder abgedankt oder penſionirt, oder zu Nebenrollen verwendet, die erſten Fächer aber neu beſetzt. Man griff bei dieſer Beſetzung zuweilen fehl, zumal der neu angeſtellte Hoftheaterintendant noch nicht angekommen war, und es ließ ſich bei der Eigenthümlichkeit des Fürſten, der ſich leicht exaltirte und dann übereilte, vorausſehen, daß, ſelbſt wenn der erwartete Intendant ein kunſtverſtändiger und energiſcher Mann ſei, wenigſtens ein Jahr verſtreichen würde, ehe das Ganze in Ordnung käme und zuſammenpaßte; denn der Fürſt wollte in Theaterangelegenheiten eben ſo gut Souverain ſein, wie in Staatsangelegenheiten; aus ſolchem fürſtlichen Theatergouvernement hat aber die in ihrem Grundweſen republikaniſche Kunſt ſelten noch dauernde Förderung erfahren. So wurden neue Mitglieder für einige Monate engagirt, und dann wieder abgedankt; Andre kamen und verſchwanden eben ſo. Eck, der die ihm vom Fürſten angetragene Regie, beſtimmt zurück gewieſen hatte, lebte ſein ſtilles Geiſtesleben, und nahm von den meiſten dieſer zu- und abgehenden Kunſtjünger wenig oder keine Notiz.

Gegen Ende des Februars langte endlich der neue Intendant in der Reſidenz an. Er war wegen Kränklichkeit abgehalten worden. Eck erwartete wenig von ihm für das Inſtitut, da er gehört hatte, Herr von Eichenhauſen ſei ein bereits bejahrter Mann, obgleich man allgemein behauptete, derſelbe habe ſchon an mehreren Theatern fungirt, und beſitze ſehr viel praktiſche Kenntniſſe. Von ſeinem Diener erfuhr Eck, gleichſam nur mit halbem Ohr, der neue Intendant ſei ein ſteinreicher Mann, unverheirathet, habe zeither in Paris gelebt, und erſt vor Kurzem im hieſigen Lande das große Rittergut Eichenhauſen gekauft, wovon ihm der Fürſt bei ſeiner Erhebung in den Adelſtand den neuen Namen gegeben.

Die Schauſpieler wurden für den folgenden Tag in das Converſationszimmer des Theatergebäudes berufen, wo ihnen der Intendant vom Hofmarſchall vorgeſtellt werden ſollte. Sie waren früh beiſammen, die Neugierde auf den neuen Vorgeſetzten machte ſich Luft, Witze ſprüheten, es wurde geſcherzt und gelacht. Eck ſah zum erſten Mal das ſämmtliche Perſonal vereint, und bemerkte darunter manche ihm noch ganz neue Geſichter. Still nach ſeiner Art in einem Winkel ſitzend, muſterte er die Anweſenden. Dabei fiel ihm ein alter Mann in dürftiger Kleidung auf, deſſen aufgedunſenes, erdfahles Geſicht mit kupferbrauner Naſe den leidenſchaftlichen Trinker verrieth. Er hatte ſich an den warmen Ofen gelehnt, und ſchien zu frieren. Der Menſch kam Eck bekannt vor, doch ſtrengte er vergebens ſein Gedächtniß an, um ſich zu erinnern, wo er denſelben ſchon geſehen habe; auf dieſer Bühne noch nicht, das wußte er gewiß, ſonſt würde er ihm früher ſchon aufgefallen ſein. Er fragte alſo einen neben ihm ſtehenden Schauſpieler, wer der Alte am Ofen ſei.

„Kennen Sie dies merkwürdige Subject noch nicht?“ gegenfragte der Angeredete. „Aber es iſt wahr, der Alte iſt lange krank geweſen. Wir glaubten ſchon, er werde das Zeitliche ſegnen. Das iſt früher ein Allerweltskerl geweſen, ein ächter Komödiant aus der Iffland'ſchen oder Schröder'ſchen Schule, lüderlich, verſchmitzt, bald reich, Gott weiß durch welche Mittel, bald arm zum Schwärzen; jetzt ſpielt ihm aber der Schnaps den

Garaus, und, wenn er ſich auch wieder aufgekrabbelt hat, ſo pfeift er doch auf dem letzten Loche."

„Und wie heißt er?"

„Uhlich."

Jetzt war Eck klar, woher er den Bezeichneten kannte.

„Es iſt übrigens ein eigenthümlicher Kauz. So wurde der ehemalige Souffleur fortgeſchickt, weil er in der That unbrauchbar war, auch ein wunderlicher Held, der wohl beſſere Tage geſehen hatte, wahrſcheinlich aber ſchon ſeit Jahren an einem ſtillen Wahnſinn litt. Dieſer alte Schwedenkönig, Namens Müller, war von frühern Zeiten ein guter Freund Uhlich's, und der Letztere behauptete, der Erſtere ſei ehemals ſein Director geweſen, und habe ihm Wohlthaten erzeigt. Deshalb nahm er den alten Müller zu ſich, und ernährte ihn von ſeiner geringen Gage; denn Uhlich ſpielt nichts weiter mehr, als alte Bedienten. Er iſt aber jetzt auch gekündigt, und nun können die beiden alten Burſche betteln gehen."

„Das ſollen ſie nicht," ſagte Eck.

„Rührend iſt's geweſen, wie Müller Uhlich während deſſen Krankheit gewartet und gepflegt hat," fuhr der Andere fort. „Um ihm eine Labung zu verſchaffen, hat er alte Geigen ausgebeſſert, ſchadhaftes Haus- und Küchengeräthe geflickt und gelöthet, und von dem Erwerb guten Wein gekauft für den Kranken.“

Er zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Die beiden Herren kommen jetzt!“ rief Einer zur halbgeöffneten Thüre herein, und das ſämmtliche Perſonal ſtellte ſich in Poſitur. In dieſem Augenblicke ſprangen zwei große Jagdhunde, mit einander ſpielend, in das Zimmer. Der Komiker verneigte ſich ſehr tief vor ihnen; einige Andere folgten zum Gelächter der Uebrigen ſeinem Beiſpiel, und als nun Einer laut fragte: „Nun, welcher von beiden Herren iſt denn der neue Intendant?“ brach ein allgemeines, lautes Lachen los, während deſſen der Hofmarſchall mit einem kleinen, wohlbeleibten, glatzköpfigen Herrn hereintrat, deſſen Geſicht vom Wohlleben glänzte, wie der Vollmond.

„Nun, das muß ich ſagen!“ krähete der Hofmarſchall, ſich auf die Fußſpitzen erhebend, was er jedesmal that, wenn er zornig war. „Welch’ ein deſpectirlicher Empfang für mich und den Herrn Hoftheater-Intendanten von Eichenhauſen! Was ſoll dieſes unanſtändige und beleidigende Lachen?“

„Verzeihen Ew. Excellenz und der Herr Hoftheater-Intendant," nahm der Komiker ſehr ernſthaft das Wort, „ich bin es, der ſich in der traurigen Verfaſſung befindet, von dieſen Damen und Herren ausgelacht zu werden."

„Und weshalb?"

„Weil ich meine Schuldigkeit that, und Ihren beiden Hunden meinen gehorſamſten Reſpect bezeigte."

„Den Hunden Reſpect?"

„Wundern ſich Ew. Excellenz darüber nicht. Devotion und Vorſicht gebieten mir, den Hunden und Speichelleckern meiner Herren Vorgeſetzten vom Hofe ſtets dieſelbe, oder, wo möglich, noch mehr Höflichkeit und Ehrerbietung zu bezeigen, als den Herren ſelbſt. Ich ſetze mich mit ſolchen Hunden immer gern von vorn herein auf einen guten Fuß. Deshalb verneigte ich mich vor dieſen beiden, und mache nun eben ſo Ihnen, hochgebietende Herren, mein reſpectvolles Kompliment."

„Spitzbube!" murmelte der Hofmarſchall, bemüht, das Lachen zu unterdrücken. „Hier ſtelle ich Ihnen den von Sr. Durchlaucht beſtellten, neuen Herrn Hoftheater-Intendanten, Herrn von Eichenhauſen vor, und — und — und verpflichte Sie, ſich demſelben willig und gehorſam zu zeigen. Uff!

Herr Rothhaar“ (dies war der Regiſſeur), „nennen Sie dem Herrn Hoftheater-Intendanten die einzelnen Mitglieder.“

Die Vorſtellung begann ſofort. Eck hatte aber in dem neuen Vorgeſetzten einen alten Bekannten erkannt, deſſen Wiederſehen unter den gegebenen Verhältniſſen ihm eben keine Freude machte. Der Intendant war Niemand anders, als der Halbfranzoſe Garçon. Eck's Augen richteten ſich mit Beobachtungsſchärfe, auf ihn und auf Uhlich abwechſelnd. Des Letztern Augen hingen forſchend auf Garçon's Zügen; plötzlich verbreitete ſich eine ſeltſame Miſchung von Ueberraſchung und hämiſcher Freude auf dem widerlichen Geſichte des alten Säufers. Eck war einer der Erſten, welcher vorgeſtellt wurde. Mit finſterem Stolz trat er dem Intendanten entgegen, ohne Furcht, von ihm erkannt zu werden.

„Ich empfehle Ihnen Herrn Eck als den intelligenteſten des Perſonals,“ ſagte der Hofmarſchall zu Eichenhauſen; Eck hielt es kaum der Mühe werth, ſich dankend gegen den Hofmann zu verneigen. Dann ſtellte er ſich wieder beobachtend in den Hintergrund. Endlich kam die Reihe an Uhlich. Mit kecker Unverſchämtheit trat er dem kleinen, neugebackenen Edelmann dicht unter die Augen, und als der Regiſſeur ſeinen Namen ausgeſprochen hatte, fügte er mit hämiſchem Hohne hinzu. „Ein alter Bekannter, Herr Hoftheater-Intendant von Eichenhauſen! Ein alter guter Bekannter von Ew. Hochwohlgeboren. Dero gehorſamſter Diener Uhlich.“

Im Geſicht des Intendanten zuckte es nur unmerklich; dann ſagte er ſehr beſtimmt und im vornehmſten Tone: „Das ich nicht wüßte, Herr — He — r — r — Wie heißt der Herr?“ fragte er den Regiſſeur nachläſſig.

„Herr Uhlich.“

„Sie irren ſich in meiner Perſon, Herr Uhlich. — Iſt noch Jemand da?“

Uhlich ſtand einen Augenblick ſprachlos vor unwilligem Erſtaunen.

„Wie?“ rief er endlich aufgebracht. „Du willſt mich nicht kennen, Garçon? Du verleugneſt mich! Weißt Du auch, daß ich Dich verderben kann, elender Menſch? Eintränken will ich Dir's, Du Schuft!“

„Der Menſch iſt betrunken oder wahnſinnig,“ ſagte der Intendant ruhig, aber laut. „Man ſieht ihm den Trunkenbold an; er hat den Säuferwahnſinn."

„Es gab Lärm. — Alle, die ſchon auf der Bühne waren, drängten ſich wieder in das Zimmer. Der Hofmarſchall, der ſich mit der zweiten Sängerin hinter einer Couliſſe ſehr angelegentlich unterhalten hatte, eilte mit den Worten: „Was giebt's hier?" herbei.

Der Regiſſeur berichtete über den unangenehmen Vorfall. Uhlich ſchrie wie ein Beſeſſener: „Oho," alter Kamerad! Mich verleugnen! Ich habe einen furchtbaren Zeugen gegen Dich, miſerabler Menſch! Alle Deine Schandthaten ſollen an den Tag kommen, Verführer meiner Frau! Jetzt, alter Graf Eigl, ſollſt Du gerächt werden."

Der Hofmarſchall ſchickte eiligſt nach der nahen Wache, und nach zehn Minuten, während welcher ſich Uhlich in eine ſolche Wuth hinein geraſ't hatte, daß er nicht mehr ſprechen konnte, erſchienen ſechs bewaffnete Soldaten, die ihn, trotz ſeinem Sträuben und Zetergeſchrei, faßten, und mehr fortſchleppten, als führten.

„Ich habe den Menſchen in meinem Leben nicht geſehen," ſagte Herr von Eichenhauſen mit der größten Ruhe.

„Abſcheulicher Schurke!" lispelte Eck, der die ganze Scene genau beobachtet hatte, durch die zuſammengebiſſenen Zähne. Im Innerſten empört, ging er nach Hauſe. Gegen Mittag meldete ihm ſein Diener, daß der alte Uhlich auf der Wache von einem Herzſchlage getroffen, ſchnell geſtorben ſei.

„Schauſpielerloos!" ſagte Eck ſinnend.

In dieſem Augenblick wurde ihm ein Billet gebracht. Er öffnete es und las: „Mein Herr! So eben verſicherte mich Se. Durchlaucht in einer allergnädigſten Audienz, daß ich nur von Ihnen ein richtiges Urtheil über die Kunſtfähigkeiten des Hofſchauſpielerperſonals und die ſonſtigen Theaterverhältniſſe erhalten würde, und Se. Durchlaucht wünſchen deshalb ſehr, daß Sie ſich mit mir über manche dahin zielende fragliche Punkte verſtändigen möchten. Ich erſuche Sie deshalb höflichſt, mir am Spätnachmittag Ihren Beſuch zu ſchenken.

von Eichenhauſen."

„Se. Durchlaucht und Herr Garçon irren ſich in mir," ſagte Eck, und warf das Billet unmuthig von ſich. Es war ihm in den Tod zuwider, mit dem Manne in nähere Berührung zu kommen, deſſen Andenken ihm ein höchſt peinliches Gefühl verurſachte, und er dachte ſchon daran zu kündigen, und dieſes Engagement ſobald als möglich wieder zu verlaſſen. Inzwiſchen nahm er ſich doch vor, der Einladung zu folgen, um nicht gegen ſich ſelbſt feige zu erſcheinen.

Der Theaterintendant nahm ihn mit grinſender Freundlichkeit auf, und überhäufte ihn mit einem Schwall ſchmeichleriſcher Redensarten und Freundſchaftsanerbietungen, welche Eck mit kalter Würde unbeantwortet ließ. Sie hatten kaum die Verhandlungen eröffnet, als der Kammerdiener Herrn Müller, geweſenen Souffleur, meldete, welcher in einer höchſt wichtigen Angelegenheit mit dem Herrn Hoftheaterintendanten zu ſprechen habe, und deshalb dringend bitte vorgelaſſen zu werden.

„Da geht die verdammte Komödiantenſchererei ſchon an!" ſagte Eichenhauſen ärgerlich. „Dieſe höchſt wichtigen Angelegenheiten kenn' ich ſchon von ſonſt. Was kann mir ein geweſener Souffleur Wichtiges zu ſagen haben? Weiſ' den zudringlichen Menſchen ab. Ich hätte Beſuch, und wäre mit demſelben in Geſchäftsangelegenheiten ſehr beſchäftigt."

„Laſſen Sie den Mann hereinkommen!" bat

Eck, der ſich erinnerte, daß dies der Freund des verſtorbenen Uhlich war.

„Kennen Sie ihn?“

„Nein. Doch glaube ich, er iſt ein Nothleidender, und ich hatte mir vorgenommen, mich heute näher nach ihm zu erkundigen. Ihre Einladung hielt mich davon ab.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, einen alten, verdorbenen Komödianten und Bettler hier zu ſehen: ich will gern gefällig ſein. — Laß das Subject hereintreten, Johann!“

Ein langer, hagerer, vorwärtsgebeugter Mann erſchien in der Thüre, um deſſen kahlen Scheitel, hohe Stirn und dürren Nacken einzelne weißgraue Haarbüſchel unordentlich hingen, und der mit armſeligen und ſchmierigen Kleidern, wie eine Vogelſcheuche, behangen war. Er trug eine Geige mit dem Bogen unter dem Arme, und verbeugte ſich mehrmals ſcheu und unbeholfen. Eck warf einen überraſchten und beſtürzten Blick auf den Mann, aber der Ausdruck ſeines Auges ging raſch in tiefe Bekümmerniß über, welcher eben ſo ſchnell ſtille und wehmüthige Freude folgte, während ſeine Wangen von Bläſſe überzogen waren, und ſeine Lippen faſt convulſiviſch zuckten und bebten. Von dem alten Souffleur richtete er das bewegte Auge auf den Intendanten, und bemerkte, nicht ohne eine innere Genugthuung, daß auch dieſer die Farbe gewechſelt hatte, und vergebens bemüht war, in ſeinem feiſten und verſchmitzten Geſichte eine Bewegung des Schreckens und der Verlegenheit zu verbergen.

„Gnädiger Herr,“ begann der Exſouffleur in einem haſtigen und dabei doch weinerlichen Tone, „ich höre mit Schrecken, daß mein Freund Uhlich auf der Wache geſtorben iſt. Er war mein treuer Freund, und ich bin ein ſehr armer Mann. — Kaufen Sie mir doch dieſe Geige ab; ſie iſt eine ächte Stradivari; ich habe ſie verbeſſert — nein, ich habe ſie ſelbſt gebaut; denn ich bin Amati. Mein ganzes Lebenlang hab' ich mich bemüht, eine Geige zu bauen, die den rechten Ton hat, und heute bin ich ſo glücklich geweſen. So wie ich hörte, daß Uhlich geſtorben ſei, griff ich zu meinen Geigen, und kaum fahr' ich mit dem Bogen über die erſte, ſo hör' ich auch gleich, daß ſie den rechten Ton hat. Heureka! ruf' ich jubelnd, und nehme die zweite; auch ſie hat den rechten Ton, eben ſo die dritte. Hören Sie! einen unvergleichlich herrlichen Ton! O, ich dachte mir es wohl, daß Uhlich's

Seele mir den Gefallen thun würde, in meine Geigen zu fahren, denn ohne Menſchenſeele iſt's nichts."

Und die Geige anſetzend ſpielte er mit großer Meiſterſchaft einige Paſſagen aus einer Mozart'ſchen Symphonie. Plötzlich hörte er auf, und ſagte: „Ich kann Ihnen in vieler Beziehung höchſt nützlich ſein, gnädiger Herr; denn ich kenne das Theater, wie kein Menſch; ich war ſelbſt Jahre lang Director. O, ich habe viel Geld dabei zugeſetzt und meine Kenntniſſe theuer erkauft. Aber ſie ſind auch vortrefflich. Stellen Sie mich an, gnädiger Herr! Ich nehme mit einer kleinen Gage vorlieb. Ich kann Inſpicient, Garderobier, Regiſſeur werden, ich ſpiele alle Inſtrumente, ich componire, dichte, was Sie verlangen. Aber ich muß höflichſt um einen kleinen Vorſchuß bitten. Und vor allen Dingen, ich möchte gern etwas ſpeiſen. In Wahrheit, ich war heute noch nicht bei Tafel. Die Gerichtsperſonen haben Alles zugeſchloſſen und verſiegelt, und meine Tochter, die gnädige Comteſſe, gibt mir nichts." Dabei ſchaute ſein düſteres Auge gierig umher, wie wenn es Speiſe ſuchte, und die dürren, langen Finger ſeiner abgezehrten Hand griffen unwillkührlich nach der Magengegend. Seine bleichen, eingefallenen Wangen deuteten übrigens auf ſchon längere große Entbehrung hin.

Während der Hoftheaterintendant nach ſeinem Mahagoni-Secretär ging, wahrſcheinlich um Geld herauszunehmen, ſtürzte Eck plötzlich zu des alten Souffleurs Füßen, umſchlang die Knie deſſelben mit beiden Armen, und wendete ſein bleiches Geſicht mit Zügen unausſprechlichen Schmerzes zu dem ihn verwundert anſehenden Alten hinauf, indem er, gleichſam heulend, rief: „Mein Vater! Mein Vater! Muß ich Sie ſo wiederfinden! O barmherziger Gott!“

„Dein Vater?“ fragte der Alte. „Wer ſind Sie denn, mein Herr?“

„O Jammer über Jammer! er iſt wahnſinnig! Ich bin Max, Ihr Max, Ihr einziger Sohn. Erinnern Sie ſich denn meiner nicht mehr?“ — Und aufſpringend trat er dicht vor den Alten, und ſchlang ſeine Arme um deſſen Hals.

„Max! Ei ja!“ lachte der Souffleur kindiſch. „Aber Garçon hat mir ja geſagt, Max ſei nicht mein Sohn; Lüder Schenk von Birkendorf ſei ſein Vater.“

„Ein Schurke hat es Ihnen geſagt, und dieſer Schurke ſteht Ihnen hier zur Seite. Ja, Herr

Garçon, oder Herr von Eichenhauſen, die beiden Grafen Eigl von Oszlan ſtehen vor Ihnen, Vater und Sohn. Jenen haben Sie erkannt, nicht mich. Ich weiß, welch' ein niederträchtiger Schuft Sie ſind. Was ich noch nicht wußte, hat mir der ſterbende Zinkberg enthüllt, deſſen Geld ich Ihnen in Paris ſandte, wo ich mich nicht überwinden konnte, einem ſolchen Betrüger und Seelenverkäufer zu nahe zu kommen. Es ſcheint aber, das Schickſal will und muß uns zuſammenführen, und ſo will ich Ihnen denn nicht verhehlen, daß ich Sie haſſe bis in den Tod. Hätte ich Beweiſe gegen Sie in Händen, ſo würde ich durch Thaten mit Ihnen reden."

Garçon war todtbleich geworden, und zitterte an allen Gliedern. Seine Feigheit, Verzagtheit und Schrecken geſtatteten ihm anfangs nicht auch nur ein einziges Wort zu reden.

Der alte Graf aber lief, ihn erkennend, auf ihn los, ſtreckte ihm die Hand freudig und herzlich lachend entgegen, und rief mit wahrem Jubel: „Ja, wahrlich, das iſt Freund Garçon! Hi, wie freu' ich mich, Sie wieder zu ſehen. Damals half ich Ihnen glücklich durch. Hahaha!"

„Nicht dieſem Nichtswürdigen die Hand, mein

Vater!" donnerte Max, daß die beiden Alten zuſammenfuhren. Jetzt gewann der Halbfranzoſe Worte: „Herr Graf," ſagte er devot zum Schauſpieler, „urtheilen Sie nicht zu ſtreng über mich. Ich will mich nicht weiß brennen vor Ihnen. Ich habe gethan, was die Meiſten in meiner Lage und Verhältniſſen gethan haben würden. Ich kenne die Menſchen. Wer fragt bei ſeinen Handlungen nach dem Richterſtuhle der Moral? Ich habe auch nicht danach gefragt. Gold und Macht ſind die Looſung der Welt; ſie waren auch die meinigen. Hätten Sie meine frühere Dürftigkeit gekannt, Sie würden milder über mich urtheilen. Ich habe gegen Ihren Herrn Vater und Sie gefehlt, aber es iſt mir ja jetzt köſtliche Gelegenheit geboten, Vieles wieder gut zu machen. Ich bin reich, Herr Graf; der Himmel hat mein Gut vielfältig gemacht; ich werde —"

„Doch mir und dieſem Greis nicht etwa einige tauſend Thaler anbieten?" unterbrach ihn Max. „Herr, bringen Sie mich nicht auf's Aeußerſte, machen Sie nicht, daß ich Ihnen mit einem Piſtolenſchuſſe antworte!"

Garçon verſtummte.

„Sei nicht ſo ſchlimm mit ihm, mein Sohn!"

flehete der alte Graf jetzt mit dem rührendſten Tone. „Ich war ihm immer gut. Vergieb ihm meinetwegen, wenn Du mich lieb haſt!“

Max brach in Thränen aus, und umhalſte den mitleidwürdigen Greis abermals. „Ja, mein Vater, um Ihretwillen ſei ihm vergeben. — Herr von Eichenhauſen,“ wandte er ſich dann kalt zu dem zitternden Intendanten, „Ihres eignen großen Vortheils wegen muß das, was jetzt in Ihrem Zimmer geſchehen iſt, ewig ein tiefes Geheimniß bleiben. Niemand darf hier jemals erfahren, wer ich eigentlich bin, und wer dieſer Greis iſt. Ich drohe Ihnen nicht; aber Sie können ahnen, was geſchehen würde, wenn Sie ſich gelüſten laſſen ſollten zu plaudern. Ich werde Sie, ſo lange ich in dieſem Engagement bin, als meinen Vorgeſetzten behandeln, und mir nicht das Mindeſte gegen Sie zu Schulden kommen laſſen. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß ich mir ſo bald als möglich ein anderes Engagement ſuche.“

„Aber mein Gott“, ſchmeichelte der Intendant, „warum wollen Sie denn fort, beſter Graf? Sie ſollen bald genug Gelegenheit haben, zu erfahren, wie ich gegen Sie geſinnt bin.“

„Genug!“ rief Max unwillig. „Von dieſem

Augenblicke an haben wir uns früher nicht gekannt, und damit gut. — Sie aber, mein geliebter Vater, werden bei mir wohnen. Ich werde Sie lieben und pflegen, als ein treuer, dankbarer Sohn. Ich werde mich zum erſten Mal, nach vielen Jahren, wieder wahrhaft glücklich fühlen, daß ich für Sie arbeiten kann. Ja, das iſt ein ſüßes Loos für mich, für Dich arbeiten, theuerer, verehrter Greis!" Und er ſchloß den weinenden Vater an die Bruſt. Auch Garçon wiſchte ſich Thränen aus den Augen.

„Kaum wage ich Ihnen die flehende Bitte zu ſtellen, mich an dieſem Werke der Liebe Theil nehmen zu laſſen."

„Erbittern Sie mich nicht auf's Neue!" rief Max gereizt. „Sie ſind unwürdig, ein Werk der Liebe zu thun. Aber ſelbſt, wenn Sie der Würdigſte wären, ich wäre toll eiferſüchtig auf die Gnade des Himmels, dieſem Unglücklichen allein den Abend ſeines ſturmbewegten Lebens ruhig und ſüß zu machen. Und müßte ich für ihn betteln, ich würde dies Loos mit keinem Zweiten theilen. Kommen Sie, mein Vater!"

Und er nahm ihn liebkoſend am Arm, und betrachtete die gealterten, und von Kummer und

Wahnſinn zerfreſſenen Züge mit einem Gemiſche von Wonne und Leid, während eine Thräne nach der andern ſich über ſeine Wange hinab ſtahl. — Der alte Graf war ungemein vergnügt, und zwar deshalb, wie er zu verſtehen gab, weil er nun alle drei Geigen, in welchen Uhlich's Seele ſtecke, behalten und eine nach der andern ſpielen könne. So verließen ſie in herzlichem Geſpräch Arm in Arm das Haus.

Zu Hauſe fand Max eine Karte, mit dem Namen „Julie Meier". Der Diener meldete, die Dame ſei zu Wagen dageweſen. Sein Gemüth war viel zu erregt, als daß er darüber nachgedacht hätte, wer ſie ſein könne. Er hatte jetzt für ſeinen Vater zu ſorgen, und er gab ſich dieſer Sorge mit einer wehmüthig wollüſtigen Begeiſterung hin. Seit ſeiner Flucht aus Petersburg hatte er nur die Intereſſen der Kunſt im Auge gehabt, und mit einer fanatiſchen Begeiſterung gepflegt, die das Menſchliche, ſelbſt wenn es auf ſeinem Wege gelegen hätte, ihn kaum hätte beachten laſſen. Aber es war auch nicht das Mindeſte vorhanden geweſen, welches ſein mächtiges Ringen und Streben nach Kunſtgeſtaltung hätte ſtören können, und ſelbſt die Erſcheinung, welche ihm den

Tod ſeiner Frau verkündet, hatte ſo wenig rein menſchliche Beziehungen, und war vielmehr der Kunſt in ihren höchſten und unerklärlichſten Beziehungen ſo verwandt, daß ſie ihn eher förderte, als ſtörte. Endlich behauptete aber doch das Menſchliche in ihm ſein Recht. Ohne daß er es ſelbſt gemerkt, war eine ſtille Sehnſucht des Herzens nach dem Herzen in ihm entglommen; es that ihm noth, daß er nicht allein mehr Künſtler war, es mußte ihn irgend ein Band der Liebe an einen Menſchen binden. Und zur rechten Zeit fand er ſo unverhofft ſeinen Vater, den er nun mit dem ganzen rührenden Fanatismus der Liebe umſchloß. Er war ſo eiferſüchtig auf dieſe Liebeserfüllung, daß er ſeinen Bedienten durchaus für kein Bedürfniß des geiſtesſchwachen Greiſes ſorgen ließ; er that Alles allein; er kaufte ein für ihn, er rückte ihm das Kiſſen, er kleidete ihn an, und dies Alles machte ihn unbeſchreiblich glücklich. Für die Leute auf dem Theater verlor er aber darüber das letzte Intereſſe; er ſpielte, und wußte kaum, mit wem er geſpielt hatte.

So kam er nach einigen Tagen ziemlich zerſtreut Vormittags auf die vom Tageslicht nur matt erhellte Bühne, zu einer Probe von „Kabale und Liebe", welches eine neu engagirte Liebhaberin zu ihrem Debut gewählt hatte. Dort führte ihm der Regiſſeur eine junge, ſchlanke Dame zu, deren Geſichtszüge nicht genau zu erkennen waren, und ſtellte ſie ihm als Fräulein Julie Meier, neuengagirtes Mitglied, vor. Auffallend war, daß eine ſchöne, bunte Taube auf ihrer rechten Achſel ſaß. Jetzt fiel Max die Karte ein, und er entſchuldigte ſich mit einiger Verlegenheit, daß er ihren Beſuch nicht erwiedert habe, und verſprach in Zukunft artiger zu ſein. Die junge Schauſpielerin ſtammelte einige Worte, die ſeltſam bezeugten, daß ihre Verlegenheit noch größer war, als die ſeinige. Aber als ſie ſprach, wurde er ſeltſam berührt; er überflog ihre Geſtalt, ihre Geſichtszüge mit einem ſcharfen Blick. In ſeiner Seele tauchte es wie dunkle Erinnerungen auf; ihm war's, als habe er die junge Dame ſchon irgendwo geſehen, als habe ſie ſchon einmal gerade ſo vor ihm geſtanden, wie jetzt. Doch war er ſich über dieſe Erinnerung ſo unklar, daß ſie ihm wie eine Reminiscenz aus einem frühern Leben dünkte. In demſelben Augenblick gelang es ihm, ſich die Geſtalt ſeiner Jugendfreundin Luiſe lebendig in die Phantaſie zurückzurufen, allein er fand, daß das vor ihm ſtehende Mädchen nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit jener habe, und daß ſein Gefühl entweder eine andere Quelle haben müſſe, oder ſich ganz und gar täuſche. Die junge Schauſpielerin gab inzwiſchen auf die wenigen Fragen, die er an ſie richtete, ſo einſilbige, ſchüchterne und befangene Antworten, ſie wich ihnen ſo ſichtbar aus, daß Max's augenblickliches Intereſſe an ihr ſchnell wieder verſchwand, und er ſich nach einer andern Stelle wandte. Die junge Schauſpielerin unterhielt ſich dagegen mit ihrer Taube, die ſie liebkoſete, und erzählte den ſie verwundert betrachtenden Colleginnen, daß ſie ſich nur ſehr ſchwer von dieſem, ihr über Alles theuern Thierchen, das ſie auferzogen, trennen könne; ſelbſt in der Vorſtellung müſſe ihre Zofe ſie nachtragen, damit ſie in den Zwiſchenacten mit ihr plaudere. Inzwiſchen hatte die Probe begonnen, und die neue Schauſpielerin trat bald darauf als Luiſe in die Scene, mit Vater und Mutter. Alles horchte aufmerkſam, wie es in den Proben jedes Mal zu geſchehen pflegt, wenn ein neues Subject die Bretter betritt, aber ſchon nach einigen Minuten erhob ſich hinter den Kuliſſen ein leiſes Kichern und Flüſtern, und man machte die giftigſten Anmerkungen. Wirklich war die junge Dame weniger als mittelmäßig, eine, wie es ſchien, talentloſe Anfängerin. Der Regiſſeur trat zu Eck und ſagte leiſe: „Die wird auch nicht warm werden bei uns. Ich hab' es ihr gleich angeſehen. Die iſt noch ſo unſchuldig und einfältig, wie ihre Taube.“

„Weshalb haben Sie ſie genommen. Das Mädchen hat ja keine Ahnung von Gefühlen.“

„Sie war an unſern gnädigſten Herrn empfohlen, ich glaube von einer Gräfin Oßneck in S.“

„Der Frau des öſterreichiſchen Geſandten?“ rief Max; denn die Genannte war ſeine Schweſter Thereſa.

„Ich glaube. Der Fürſt konnte nicht gut ausweichen. Aber hier müſſen alle Rückſichten wegfallen.“

In dieſem Augenblicke fiel das Stichwort für Max; er trat gleichgültig hinaus, um als Ferdinand die Scene mit der Künſtlerin zu ſpielen, die noch ſo wenig von der Kunſt begriffen hatte. Sie tritt raſch auf ihn zu, als er die erſten Worte geſprochen, und fällt ihm mit einem künſtleriſchen Feuer, mit einer Wahrheit um den Hals, ſie ſpricht mit einem Gefühle, einer Begeiſterung, einer Treue, wie es kaum von einer vollendeten

Künſtlerin zu erwarten iſt. Abermalige Stille. Niemand will ſeinen Ohren trauen; der Contraſt mit der vorigen Scene iſt ſo groß, daß man wetten möchte, es ſeien zwei ganz verſchiedene Perſonen, welche ſie geſpielt. Selbſt Max hält ſtaunend inne, und wirft einen durchdringenden Blick auf die Umgewandelte. Er ſieht ihr ſchönes Auge von der Glut der Begeiſterung ſtrahlen, ihre Wange geröthet, ſieht eine treffliche Haltung, hört ein bewundrungswürdiges Organ, und wird ergriffen von einem meiſterhaften Spiele, das nichts zu wünſchen übrig läßt. Er ſelbſt wird angeſteckt von dieſer geiſtigen Berührung, Begeiſterung ergreift auch ihn, er vergißt, hingeriſſen von den Flammen der Kunſt, ſeine Umgebung, und ſieht nur die junge Künſtlerin; ſie ſchmiegt ſich an ihn, haucht ihm aus der tiefſten Seele die innigſten Worte zu, lauter erſchloſſene Geheimniſſe, ſüße Klänge aus dem heiligſten Gefühlsleben, wie ſie nur ſelten über die Bretter ſchallen, die die Welt bedeuten, und Eck weiß nicht, wie ihm geſchieht; unwillkürlich ſteigert ſich hier ſein Spiel; erſt jetzt ſcheint ihm durch jenes Mädchen der Sinn des Dichters aufgegangen, aber die Worte leben auch alle, und ſpringen, wie geflügelte Genien, von Beider Lippen, einer immer den Bruder im andern Herzen aufrufend, erweckend, und dann mit ihm den gemeinſchaftlichen Flug beginnend. So ſpielen ſie die Scene hinaus, und als ſie geendet, tönt ihnen aus den Kuliſſen ein allgemeiner Applaus und Bravorufen entgegen, ein unerhörter Fall. Die Künſtlerin eilt auf ihre Dienerin zu, nimmt dieſer die Taube ab, welche freudig die Flügel ſchlägt, und küßt und ſtreichelt ſie. Dies Alles hat etwas Wunderbares und Geheimnißvolles, das ſämmtliche Anweſende ſeltſam ergreift. Der Regiſſeur ſtürzt auf Max los, und ruft: „Um Gottes Willen, was iſt das? Hat uns dieſe Dame myſtificiren wollen, oder iſt plötzlich der Geiſt der Kunſt in ſie gefahren? Iſt dieſe myſtiſche Taube der heilige Geiſt, der ſie erſt inſpiriren muß?“

„Ich weiß es nicht“, ſagte Max einſilbig, und machte ſich von dem Schwätzer los; denn er hatte von Neuem mit ſeltſamen, unklaren Erinnerungen und traumhaften Gefühlen zu kämpfen, und lehnte, in ſich verſinkend, an einem Pfeiler im Hintergrunde der Bühne. Er brachte unwillkürlich ſeine Ahnungen, die vergebens ſtrebten ſich zu klaren Anſchauungen aufzuarbeiten, mit ſeiner Schweſter und deren Empfehlung der jungen Schauſpielerin an den Fürſten, in Verbindung, aber auch dies gab ihm kein Licht in den dunkeln Irrgängen der Gefühle. Auch war es ihm durchaus unmöglich, dem Gegenſtand dieſer ungewiſſen Empfindungen und Bewegungen ſeines Gemüths zu nahen, und ihr über ihr Spiel etwas Aufmunterndes und Anerkennendes zu ſagen, was er bei jeder andern Schauſpielerin gethan haben würde. Er hätte ſie gar gern gefragt, wie ſie zur Empfehlung der Gräfin Oſneck gekommen, aber ein unerklärliches Etwas hielt ihn davon zurück. So fühlte er ſich auf eine wunderbare Weiſe zu gleicher Zeit von dieſem Mädchen angezogen und abgeſtoßen, und zerfiel mit ſich ſelbſt wegen dieſes innern Widerſtreits, dem er ſich durchaus nicht entſchlagen konnte. Sobald er aber mit ihr zuſammen in der Scene zu wirken hatte, verließ ihn die räthſelhafte Abneigung augenblicks, und er fühlte dagegen eine ſtarke Zuneigung, eine innige Seelenverwandtſchaft, und ihm war nicht anders, als ob er ſchon Jahre mit ihr im traulichen Freundſchaftsbündniß zuſammen gelebt, und auf der Bühne mit ihr vereint gewirkt habe. Ihr treffliches Zuſammenſpiel mußte dies übrigens jedem Fremden glauben machen. Die neue Schauſpielerin ſchien die Gefühle Eck's zu theilen; während des Spiels war ſie glühend und berauſchend, wie das heilige Feuergefühl der Liebe, und ſobald ſie von der Bühne abtrat, ging ſie gewiß den entgegengeſetzten Weg, den er genommen, war einſilbig, ſcheu, in ſich zurückgezogen, und verkehrte nur mit ihrer Taube. Als die Probe beendigt, war ſie verſchwunden, man wußte nicht wohin; ſie hatte ſich ſtill und früher, als die Andern, entfernt. Dies legten ihr einige der Schauſpieler als Stolz aus, indem ſie die Anerkennung und das Lob verſchmähe, Andre ſtritten dagegen, und nannten es Beſcheidenheit; man nahm ihr Spiel ſcharf durch, und war bitter böſe darüber, daß ſie in der erſten Scene Allen etwas aufgebunden. Manche wollten die Meiſterin auch da ſchon erkannt haben, Andere behaupteten, ſie ſpiele nur die Liebesſcenen ſo vortrefflich, die andern habe ſie wieder fallen laſſen; eine dritte Partei wollte ſie gar nicht ſo hochgeſtellt haben. Auch ihre Liebe zu der Taube wurde bekrittelt; Einige nannten es Unſchuld, Andere Kokettecie, daß ſie den Vogel mit in's Theater bringe, und Einer behauptete zur Beluſtigung der Andern, die Taube ſei ein **Spiritus familiaris**, mit dem die Demoiſelle Meier einen Pakt gemacht habe, und den ſie auf der Bühne nicht entbehren könne. Dieſer Streit dauerte den ganzen Tag fort, und machte dem Publikum bekannt, daß eine außerordentliche Erſcheinung die Bühne dieſen Abend betreten werde. Das Haus war deshalb beim Beginn des Stücks ungewöhnlich gefüllt. Max bemerkte zufällig, daß Fräulein Meier ihn kurz vor Beginn des Stücks, und während der erſten Scenen ſtarr anſah, ohne ſich ihm jedoch zu nähern, oder ein Wort an ihn zu richten; doch machte ihn dieſer ſcharfe, durchdringende Blick unruhig und verlegen, und war ihm faſt peinlich. Er verſuchte deshalb ihm auszuweichen, und nahm einen andern Platz ein, aber einen Augenblick darauf ſah er das Mädchen ſich wieder gegenüber ſtehen, und ihre Augen in ſeine Geſtalt verſenken. Ihr Stichwort fiel, und ſie trat auf die Bühne hinaus. Die erſten Worte wieder ſchüchtern, wie in der Probe, und ſchier im Geiſte der Rolle, noch ein Blick auf Eck, der zwiſchen den nächſten Kuliſſen ſtand, und ſogleich begann die hohe Meiſterſchaft ihres Spiels. Da war die liebetrunkene, hochſentimentale Bürgerstochter. Aber welche Liebesſeligkeit in Blick und Wort, in Bewegung und Stellung, als Max hinaustrat! — Ihre Stimme, welch' ein zauberiſcher Klang! Welche

Nuancen des Tons! Welch ein Spiel! Max fühlt ſich durchwärmt, durchglüht, es iſt ihm, als ſchlügen aus den Augen der Künſtlerin, der er ſich plötzlich ſo geiſtesverwandt fühlt, Geiſtesflammen zu ihm herüber, der Hauch ihres Mundes dünkt ihm ſchöpferiſches Wehen des tiefſten Gefühls. Er iſt ſich bewußt, noch nie mehr mit künſtleriſcher Befriedigung und größerem Glück geſpielt zu haben. Stürmiſcher Applaus folgt der Scene, und ſo geht es fort durch das ganze Stück. Nie hat man eine beſſere Luiſe geſehen; nie iſt Ferdinand ſo wahr dargeſtellt worden. In den Zwiſchenacten ſteht die Künſtlerin ſtumm und in ſich gekehrt in ihrer Garderobe, oder auf der Bühne, und während ſie ihre Taube liebkoſ't, haften ihre Augen auf Max. Dieſer zwingt ſein widerſtrebendes Gefühl, ihr etwas Anerkennendes zu ſagen, aber er bleibt in der Rede ſtecken über ihr bitteres Lächeln, und entfernt ſich wieder, unangenehm berührt. Der Fürſt ſchickt den Intendanten, und läßt Beiden ſeine höchſte Anerkennung in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zu erkennen geben. Beide haben kaum ein dürftiges Wort des Dankes. Das Weſen der jungen Künſtlerin, von welchem Max offenbar angeſteckt worden iſt, fällt allen Schauſpielern auf, nie haben ſie einen größern Contraſt zwiſchen dem Menſchen und dem Künſtler wahrgenommen, auf der Bühne Flamme, außerhalb derſelben Eis, und dieſe ſchroff neben einander, ohne irgend einen Uebergang.

„Wenn ich nie an einen Genius oder Dämon der Kunſt geglaubt,“ raunte der Regiſſeur Max zu, heute Abend lernte ich daran glauben; denn offenbar iſt dieſes Mädchen von einem ſolchen beſeſſen. Und mit der Taube — das laß ich mir nicht ausreden — hat es eine geheimnißvolle Bewandtniß, die mit ihrem Spiele in Beziehung ſteht.“

Max lächelte, wie geiſtesabweſend. „Wahrlich!“ ruft jener ſchier grauenvoll, „ich glaube, die dämoniſche Natur iſt epidemiſch,“ und läuft davon.

Der Beifall des Publikums ſteigerte ſich von Akt zu Akt, und endigte am Schluſſe des Stücks mit einem allgemeinen Herausrufen des Künſtlerpaares. Max faßte Fräulein Meier's Hand, um ſie auf die Bühne zu führen, und bemerkte ein ſtarkes Zittern aller ihrer Glieder. Das Bravorufen wollte kein Ende nehmen; von Seiten der alſo Belobten erfolgte nichts, als einige ſtumme Verbeugungen. Kaum war der Vorhang wieder gefallen, und Max ſchnell in ſeine Garderobe gegangen, um ſich umzukleiden und das Haus zu verlaſſen, als der Intendant einen mit Orden geſchmückten, ſchönen Greis heranführte, in deſſen Mienen eine ſchmerzliche Wehmuth ſich angeſiedelt hatte. Die hohe Geſtalt erſchien dadurch, daß der ſchöne, mit Silberlocken umkränzte Kopf ſich zur Bruſt neigte, etwas gebückt, und verlieh ihr dadurch den Ausdruck eines tiefen Seelenkummers.

„Fräulein Meier,“ redete Herr von Eichenhauſen zu der Schauſpielerin, „der Herr General Schenk von Birkendorf wünſcht Ihnen mündlich ſeinen Dank abzuſtatten für den hohen Kunſtgenuß, den Ihr treffliches Spiel ihm gewährt hat.“

Die Angeredete verbeugte ſich.

„Ja, für den wehmüthig heitern Genuß, mein Fräulein,“ nahm der General mit leis bewegter Stimme das Wort. „Ich konnte es mir unmöglich verſagen, Ihnen mündlich zu bekennen, daß Sie mich bis zu Thränen gerührt haben. Ja, ich alter Mann habe geweint. Sehen Sie, ich bin mein ganzes Leben lang ein großer Verehrer Ihrer Kunſt geweſen, mein Fräulein, und als Jüngling habe ich auf einem Liebhabertheater ſelbſt geſpielt. Ach, das waren ſchöne Zeiten! Hernach, wenn ich nicht im activen Dienſte war, habe ich mich immer gern in Städten aufgehalten, die ein gutes Theater hatten. Dies iſt auch der Grund, weshalb ich hierher gekommen bin. Die neue Einrichtung des Hoftheaters lockte mich. Und da ich keine Familie habe, ſo kann ich leben, wo ich will, und ziehe deshalb meinem Genuſſe, einem guten Theater nach. Erſt ſeit einigen Tagen hier anweſend, ließ ich mich geſtern bei Hofe vorſtellen, und machte die Bekanntſchaft des Herrn von Eichenhauſen, der mir von Ihnen erzählte. Sie haben die Erwartungen, die man höhern Orts von Ihnen gehegt, bei weitem übertroffen. Ich ſprach eben noch mit dem Fürſten, der entzückt von Ihnen iſt."

Julie verneigte ſich verlegen, und dankte mit kaum hörbaren, ſchüchternen Worten. Dann fragte ſie, um dem gütigen, vornehmen Mann doch auch etwas zu ſagen: „Sie haben alſo keine Familie, Herr General?"

„Ich hatte eine einzige Tochter. Dies liebe Kind theilte meine Liebe zur theatraliſchen Kunſt, aber ſie iſt dieſer Liebe zum Opfer gefallen." Er wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen, und fuhr ablenkend fort: „Mein Herz drängt mich, Sie zu fragen, ob ich etwas für Sie thun kann?"

„Ich danke Ihnen verbindlichſt, gnädiger Herr," liſpelte Julie erröthend. „Sollte ich väterlichen Rath und Hülfe bedürfen, ſo werde ich mich gewiß an Ihre Vertrauen erweckende Güte wenden; denn, ach! auch ich habe keinen Vater mehr.“

„Armes Kind!“ ſagte der General mit aufrichtiger Theilnahme. „Sie haben wohl ſchon auch manchen bittern Lebenskelch leeren müſſen? Man ſieht, hört und fühlt es Ihrem Spiel an, daß Sie, wie jung auch, doch ſchon in einer harten Schule der Erfahrungen waren. Mit ſolcher Wahrheit, ſolcher hochpoetiſchen Wahrheit, können nur Herzen auf dem Theater ſpielen, die in das tiefe und wehmüthige Geheimniß des Lebens eingeweiht ſind. — Mein Kind, denken Sie, Sie hätten in mir Ihren Vater wieder gefunden.“

Julie ergriff, von ihrem Gefühl übermannt, die Hand des Generals, und weinte Thränen darauf.

„Wie ich mir es gleich dachte, ſo iſt es,“ fuhr dieſer fort. „Sie ſind ein ſo gutes, edles Kind, wie Sie eine ausgezeichnete Künſtlerin ſind. Erlauben Sie mir, daß ich Sie in meinem Wagen nach Ihrer Wohnung bringe!“

Während Julie in die Garderobe eilte, wandte ſich der General wieder zum Intendanten: „Wo iſt denn der Herr Eck? Auch ihm möchte ich meinen Enthuſiaſtendank ausſprechen; er iſt ein tüchtiger Künſtler.

Der Intendant ſchickte nach Eck, aber dieſer hatte bereits das Haus verlaſſen.

„Ich muß ihn ſchon früher auf einem Theater geſehen haben,“ fuhr der General fort, [illegible] kommt mir ſehr bekannt vor, aber ich habe mich vergebens angeſtrengt, um mich ſeiner deutlich zu erinnern. Er kann damals noch nicht bedeutend geweſen ſein, ſonſt wäre mir der Name nicht ſo fremd. Empfehlen Sie mich ihm, wenn ich bitten darf.“

Er reichte der herangekommenen Julie, die ihr Täubchen trug, den Arm, und verſchwand mit ihr hinter den Couliſſen. Pfiffig lächelnd ſah ihnen Garçon nach, und ſagte: „Die finden ſich ja hier merkwürdig zuſammen.“

* * *

Julie war ſofort als erſte Liebhaberin engagirt worden, und ſah ſich von einer wahrhaft väterlichen Zuneigung des Generals beglückt, über welche die übrigen Schauſpieler boshafte Anmerkungen machten. Sie wirkte nun mit Eck, der das Fach jugendlicher Helden und Liebhaber inne hatte, faſt jeden Abend zuſammen. Obgleich ſie dadurch in vielfache, künſtleriſche Berührungen kamen, und die Schärfe der erſten Eindrücke ſich allmählig abſtumpfte, ſo hielt ein unerklärliches Gefühl doch fort und fort den Schauſpieler ab, mit ihr in [illegible]ere, geſellige Verhältniſſe zu treten. Auf der Bühne ſchienen ſie ein Herz und eine Seele; im Leben blieben ſie ſich fremd. Und doch war es dem Publikum und dem mitſpielenden Kunſtperſonale kein Geheimniß mehr, daß ein ſympathetiſcher Zug ſie in der Welt der Kunſt zuſammenführe, und ſie aus dieſem Grunde nur vereint ſo große Erfolge zu erſtreben vermöchten. Sobald Eins von ihnen ohne das Andere in einem Stücke beſchäftigt war, verlor das Spiel an poetiſcher Wahrheit, an künſtleriſcher Friſche, an individueller Färbung, und ſank oft zur bedeutungsloſen Mittelmäßigkeit herab. Sie allein wußten das nicht, ſchienen es nicht einmal zu ahnen. Man nannte ſie im Publikum bald die Inſeparabiles, und wer ihr gegenſeitiges Verhältniß nicht genauer kannte, nahm mit Gewißheit an, eine ſtarke Neigung führe dieſe beiden Kunſtnaturen zuſammen auf die Sonnenhöhen ihrer Kunſt, und drücke ihren Schöpfungen den Stempel der höchſten Wahrheit auf. Wer nachher erfuhr, daß ſie außerhalb der Bühne ſich kalt und fremd gegenüber ſtänden, wurde irre an allen Zeichen der Liebe, und konnte es nicht begreifen. Sie glichen einem Paar prächtiger Blumen an einem Strauche, die im Sonnenſcheine der Kunſt und Poeſie ihre Kelche [illegible]neten, ſich einander zukehrten, und die herrlichſten Düfte ausſtrömten, ſobald aber die trübe, kalte Nacht der Wirklichkeit ſich um ſie lagerte, ſich trauernd von einander abwendeten, und ihre Kelche ſchloſſen. Es geſchah zuweilen, wie z. B. in Romeo und Julia, daß ſie das Publikum durch das ſüßeſte Girren der Liebe, durch den duftigſten Zauber der Leidenſchaft, durch die möglichſte Sympathie der Seelen in ſtaunendes Entzücken verſetzten, und hinter den Couliſſen, ſo wie vor und nach dem Stücke kein einziges Wort mit einander wechſelten. Es war unverkennbar, daß ſie ſich beiderſeitig auswichen und einander mieden, ja, ſich flohen. Max war ein ſich ſelbſt unbegreiflicher Mann geworden. Er fühlte in der tiefſten Seele eine innige, aber geheimnißvolle Zuneigung zu Julien, und doch war ihm zugleich, als ſei dieſes Gefühl ein Kind der tiefſten Nacht des Seelenlebens, und dieſe wunderbare Blüthe tauge nicht für das gewöhnliche Tageslicht; ſie müſſe an demſelben ſchnell verwelken und untergehen; und nur in den Sonnengluten der Kunſt ſtrahlend hervorzubrechen, ſei ihre Beſtimmung. Und wenn er ſich auch dieſes Gedankens nicht klar bewußt wurde, ſo ſchlummerte derſelbe doch als Ahnung in ſeiner Seele, und ſeine Kraft ſchien, wie von magiſchen Banden gebunden, ſobald er ſich zwingen wollte, ſich dem ſeltſamen und von ihm tief verehrten Mädchen zu nähern. — Zuweilen wollte er ſich einreden, er miede ſie blos deshalb, um nicht mit dem General Schenk zuſammenzukommen, der, wie Jedermann wußte, oft in ihrer Geſellſchaft war, und den Max, freilich aus guten und klaren Gründen, ebenfalls mied. Zwar hatte er es nicht verhindern können, daß der General ſeine Bekanntſchaft geſucht und gemacht hatte, und der Intendant hatte Beide vorgeſtellt, nicht ohne ſich an des Schauſpielers Verlegenheit mit boshafter Schadenfreude zu letzen, und Max hatte zu neuer Erbitterung dieſe hämiſche Luſt in den Zügen des Halbfranzoſen geleſen, ſo ſehr ſich dieſer auch bemüht hatte, ein diplomatiſch gleichgültiges Geſicht zu machen. Dem General Schenk kam keine Ahnung, daß der Rittmeiſter Graf Eigl, der ihm in der Schlacht bei Waterloo Leben oder Freiheit gerettet, der Schauſpieler Eck ſei, und er behauptete nur feſt, er kenne Herrn Eck, und habe ihn früher ſpielen ſehen. Man ließ ihn bei dieſem Glauben, und nannte lieber eine Stadt, in welcher Schenk von Birkendorf früher gelebt, auf deren Theater er als Anfänger geſpielt habe, obgleich es nicht der Fall war, als daß er ſich einer ihm höchſt unangenehmen Entdeckung ausgeſetzt hätte. Obgleich ihm das Herz blutete, daß er Luiſens Vater, den er in Brüſſel und ſpäter in Paris ſo ſehr lieben und ſchätzen gelernt hatte, nicht an die Bruſt fallen konnte, ſo entzog er ſich doch der gutmüthigen Redeſeligkeit des Generals, um ſich nicht durch Rührung zu verrathen. Er hatte, ſeit er der Ernährer ſeines Vaters war, doppelte Gründe, ſeine vortheilhafte Stellung beim Theater zu behaupten, während er als Graf Eigl die Bühne, ſeiner Verwandten wegen, hätte meiden müſſen, um tauſend Unannehmlichkeiten und neuen Verwirrungen entgegen zu gehen, die ihn anwiderten, während die Kunſt ihn mit ihren heiligſten und ſüßeſten Banden gefeſſelt hielt. Und doch hatte er ſtets mit dem Vorſatze, ſich dem General zu entdecken, zu kämpfen. Hätte ihn dieſer gleich erkannt, es wäre ihm nicht unlieb geweſen. So aber war er in's Schwankende geſtellt, und überließ es dem Zufalle, wie dieſer ſein Verhältniß zu Birkendorf geſtalten wollte. Hätte er ſeinen Vater nicht bei ſich gehabt, er würde auf die Dauer nicht widerſtanden, ſondern in einem feierlichen Augenblick an die Bruſt des Greiſes mit den Worten geſunken ſein: „Ich bin der Sohn ihrer Amalia!“ wie er in Brüſſel ſchon ein Mal gethan hatte; aber ſo füllte ſein Vater ſein Herz jetzt noch aus, und er fürchtete überdies, das Zuſammentreffen der beiden Alten möchte weder dem Einen, noch dem Andern ſonderlich angenehm ſein. Die Verhältniſſe blieben alſo wie ſie waren. Julie gab ſich dem ſeligen Gefühl hin, ein edles väterliches Herz gefunden zu haben, und Max blieb Beiden fern und fremd.

Um dieſe Zeit ereignete ſich in ſeinem Seelenleben wiederum manches für ihn Wunderbare und Unbegreifliche.

Einige Tage nach jener unerklärlichen Erſcheinung, die ihm Aurorens Tod verkündet, und ihm gerathen hatte, ſogleich nach Petersburg zu reiſen, hatte er an Waſſili geſchrieben, da er ſich unmöglich entſchließen konnte, auf den Rath eines Phantoms, welches in ſeiner überſpannten Phantaſie ſeinen Urſprung haben konnte, ſeine ihm ſo theuer gewordenen, künſtleriſchen Verhältniſſe zu verlaſſen, und in jene traurigen zurückzukehren, die ihm auch dann noch höchſt zuwider waren, wenn Aurora wirklich nicht mehr unter den Lebenden weilen ſollte. Die Antwort blieb lange aus, und Max verzweifelte bereits, eine ſolche zu erhalten, was ihn inzwiſchen nicht ſonderlich bekümmerte. Endlich langte ein Brief an, der durch die ruſſiſche Geſandtſchaft in B. beſorgt worden, und wahrſcheinlich, weil man ſich wenig Mühe gegeben, ſeinen jetzigen Aufenthaltsort zu ermitteln, lange gelaufen, oder vielmehr liegen geblieben war. Max's Herz ſchlug hörbar, und ſeine Hand zitterte, als er das ihm wohlbekannte Siegel löſ'te, und es flirrte ihm vor den Augen, indem ſie Waſſili's Schriftzüge überflogen.

„Endlich ein Lebenszeichen von Dir!“ ſchrieb Waſſili. „Wie lange haſt Du mich warten laſſen! Und nun mit welchem Erſtaunen erfüllt mich Dein Brief! Du ſchreibſt von einer Ahnung, die Dir Aurorens Tod zugeflüſtert, und ſie iſt wirklich drei Tage vor dem Datum, welches Dein Brief trägt, in Anaſtaſia's Armen als eine reuige Sünderin geſtorben. Sie hatte wohl von Kindheit an den Keim der Auszehrung in ſich, gleich einigen ihrer früher verſtorbenen Schweſtern; dies bewies ihr reizender, durchſichtiger Teint, ihre ſchmächtig-ätheriſche Geſtalt, das zarte Roth ihrer Wangen, entglommen aus dem erſten Hauche des Todesengels, der ſich ſolche Bräute immer reizender ſchmückt, eh' er ſie zu ſeinem kalten Torus führt. Die Krankheit bildete ſich nach Deiner Entfernung, die ſie außerordentlich angriff, raſcher und ſichtbarer aus. Die Aerzte gaben Deinem Oheim bald offenen Aufſchluß; man hoffte nur noch von einer Reiſe nach Italien etwas. Du weißt, was man von ſolchen Hoffnungen zu halten hat. Der alte, kräftige Mann brach faſt zuſammen unter der Laſt der Troſtloſigkeit. Er entſchloß ſich, ſie zu begleiten. Noch ein anderer Mann machte die Reiſe mit, deſſen Namen ich Dir nicht nennen will. Sie waren über ein Jahr in Oberitalien, aber im Herbſt dieſes Jahres kehrten ſie zurück. Aurora wußte, daß ſie ſterben würde. Niemand konnte ſich erklären, weshalb ſie nicht in Italien geblieben war, und mit ſolcher ängſtlichen Haſt auf die Heimreiſe getrieben hatte. Ja, was ſie nie gethan, erfüllte jetzt alle mit Grauſen: ſie bekümmerte ſich bis ins kleinſte Detail um ihre glänzenden Vermögensumſtände; ich mußte ihr die genaueſten Rechnungen über die Verwaltung dieſes Vermögens vorlegen.

Dieſe Gelegenheit nahm ich wahr, bei ihr zu Deinem Vortheil zu ſprechen, und es gelang mir, ſie ſehr günſtig für Dich zu ſtimmen, ſo daß Du es mir allein zu verdanken haſt, daß ſie in ihrem gerichtlichen Teſtamente Dich als ihren Univerſalerben eingeſetzt hat. Du biſt mit einem Male ein ſehr reicher Mann geworden. — Sie fuhr noch einige Wochen in Anaſtaſia's Geſellſchaft aus. Ueberhaupt durfte ſie Deine Schweſter nicht mehr verlaſſen. Sie ſprach mit großer Seelenruhe von ihrem nahen Ende, und je näher ſie demſelben kam, deſto mehr ſprach ſie mit Anaſtaſia von Dir. Ihr Tod war ſanft und leicht. Sie war ja lebend faſt zum Schatten geworden. — Der alte, rauhe General weinte mehrere Tage wie ein Kind. Der Fürſt hat Petersburg wieder verlaſſen, und iſt nach dem Süden zurückgekehrt. Wenn mich nicht Alles trügt, hat er dieſelbe Krankheit. — Ich rathe Dir freundſchaftlich ab, hierher zu kommen, um Deine Erbſchaft perſönlich anzutreten, da ſich aus Deiner amtlichen Wirkſamkeit Verwicklungen ergeben haben, die die Erbitterung Deines Oheims geſteigert, und Dich leicht einer Dir ſehr gefährlichen Unterſuchung unterwerfen dürften. Man glaubt Dich ſogar einer Verſchwörung nicht fremd, die jetzt die höhern Kreiſe unſerer Geſellſchaft in lebhafte Bewegung ſetzt, und nimmt eine gefürchtete Entdeckung als Motiv Deiner heimlichen Flucht an. Du kennſt die Folgen, welche das Memoire des Staatsrath von Stourdza hinſichtlich der deutſchen Univerſitäten gehabt hat. Es iſt ſchlimm für Dich, daß Du auf den deutſchen Univerſitäten nicht rein von politiſchen Verbindungen geblieben biſt. Genug, Dein Name iſt ſehr compromittirt. Schicke mir alſo eine Vollmacht zur Erhebung der Erbſchaft. Es kommt Dir dann Alles eben ſo ſicher zu Händen, als wenn Du ſelbſt hier wäreſt. Du kennſt meine Treue gegen Dich."

Max nahm keinen Anſtand, dieſe Vollmacht auszuſtellen, und dadurch in Beſitz eines ſo ſehr beträchtlichen Vermögens zu treten, deſſen Erlangung er ebenfalls für ein Wunder anſehen mußte. Nur machte der eine Punkt ihm unangenehme Schwierigkeiten, daß er ſich nämlich an Gerichtsſtatt als den legitimiren mußte, der er wirklich war, und gerichtlich mußte die Vollmacht verificirt ſein, wenn ſie gültige Kraft haben ſollte. Darüber bekümmert, legte er ſich ſpät Abends nieder, und entſchlief endlich unter dieſen Gedanken. Plötzlich fühlt er ſich geweckt, und ſieht jene weibliche

Geſtalt, die ihm ſchon ein Mal erſchienen, vor ſeinem Bette ſtehen, und die ihm ganz auf dieſelbe Weiſe zuflüſtert: „Schicke die Vollmacht nicht, reiſe ſelbſt nach Petersburg!“ — Erſchrocken fährt er auf, und ermuntert ſich ganz. Alles iſt verſchwunden. Dieſe abermalige Erſcheinung ſetzt ihn in die größte Unruhe. Doch entſchließt er ſich in der Nacht noch, dem geheimnißvollen Rath zu folgen. Erſt gegen Morgen ſchlummert er wieder ein, und träumt, ein ihm unbekannter, vornehmer Mann komme auf ſein Zimmer, und ſetze ihm den bloßen Degen auf die Bruſt, um ihm die Vollmacht abzuzwingen. Im Hintergrunde ſteht Aurora, und deutet warnend auf den Fremden. Er wehrt ſich und erwacht darüber. Im hellen Tageslicht wurde er zweifelhaft, ob er nicht Alles, was er dieſe Nacht geſehen, für Traum halten ſolle, erzeugt von den Gedanken, die ihn vor dem Einſchlafen ſo lebhaft beſchäftigt hatten. Aber Traum oder Nichttraum: er hat eine warnende Stimme vernommen, und er glaubt halb und halb, auf eine übernatürliche Weiſe.

Er war nun ganz wieder in jenen träumeriſchen Zuſtand verfallen, der ſeine Thatkraft band, und ihn mit den Zaubern dunkeler, myſtiſcher Gefühle erfüllte, die ſchon ſeine frühe Jugend auf eine ſo auffallende Weiſe beherrſcht hatten. Aus dieſen unſichtbaren Schlingen des ihm eigenthümlichen Somnambulismus konnte ihn nur ſeine Kunſt auf die wenigen Stunden ihrer Wirkſamkeit vor dem Publikum reißen; für die übrige Welt lebte er nicht, und ſelbſt die Sorge für ſeinen Vater überließ er ſeiner Bedienung. Er wandelte einſame Wege, tief in ſich verſunken, und brutete wie über einem großen Räthſel, obgleich er eigentlich gar keine klaren Gedanken und beſtimmten Gefühle hatte. Die dunkeln Mächte, denen Gewalt über ihn gegeben war, hielten ihn feſt in ihrem geheimnißvollen Bann. An die Ausſtellung der Vollmacht für ſeinen Schwager, oder auch nur an die Beantwortung des Briefs deſſelben dachte er nicht, und als es ihm nach Wochen einmal einfiel, fühlte er einen heftigen Widerwillen gegen Alles, was auf dieſe Angelegenheit Bezug hatte, oder mit ihr zuſammenhing. Endlich ſetzte ſich der Gedanke in ihm feſt, es ſei ihm ja zu jeder Zeit vergönnt, ſein Erbe in Beſitz zu nehmen, vor der Hand bedürfe er deſſen nicht. Er wolle ſich jetzt durch dieſe Reichthümer, und durch die Anſtalten ſie zu erlangen, nicht in dem hohen, poetiſchen Genuß ſeiner Kunſt ſtören laſſen. Dieſer Genuß gehe ihm ja doch über Alles. So ſuchte der Träumer den Mangel an Thatkraft, oder vielmehr die Abneigung gegen ſelbſtſtändiges Handeln mit leerem Räſonnement bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen. Immer hatte ihn nur die äußerſte Nothwendigkeit zum Handeln zwingen können; eine ſolche war jetzt nicht vorhanden; er that alſo nichts in ſeiner Angelegenheit. In dieſer Zeit erhielt er auch ein gutes Engagement an einem andern bedeutenden Theater, um welches er ſich ſelbſt angelegentlichſt bemüht hatte, um aus Garçons Nähe zu kommen, aber er that jetzt nichts, um dieſes Engagement abzuſchließen; er ließ auch dieſen Brief unbeantwortet.

Als endlich mit dem beginnenden Frühling der drückende Nebelſchleier ſeiner ſomnambulen Befangenheit wieder von ihm wich, fühlte er eine Leere in ſeinem Herzen, die von Tag zu Tag wuchs, und bald die mächtigſte Sehnſucht nach einem fernen, ſchönen Glücke, das er bald Luiſe, bald ſeine Jugend, bald ſein Kunſtideal nannte, in ihm erzeugte. Seine Kunſtleiſtungen genügten ihm nicht mehr; er fand Alles ſchaal und dürftig, und er machte eines Abends, als Juliens warmer Athem im Zuſammenſpiel auf der Bühne mit ihr ihn umfächelte, die Entdeckung, die Kunſt könne auf die

Dauer nur wahrhaft befriedigen, wenn ſie von menſchlichen Gefühlen, die zwei Herzen mit einander austauſchen, geſtützt und getragen werde; ſie könne einem nur dann erſt wahrhaft göttliche Genüſſe gewähren, wenn man erſt das ſchönſte Loos des Menſchen errungen habe. Die ſüßen Erinnerungen zarter, unausgeſprochener Wünſche, das ſanfte Durchwärmtſein von edeln Leidenſchaften für ein gleichfühlendes Herz kamen ihm als unentbehrliche Grundlagen ſeiner Kunſt vor, und er ſtellte, faſt gegen ſeinen Willen, fort und fort Betrachtungen über dieſen Gegenſtand an. Genug, er fühlte das Bedürfniß zu lieben und geliebt zu werden, und nun ward er auch inne, daß er Anderen nie geliebt, und ſich hinſichtlich ihrer ſchwerer Schuld theilhaftig gemacht habe. Er glaubte zu bemerken, daß das Feuer der Begeiſterung, das ihm bis jetzt den Beifall der Menge und ſeine eigene Selbſtbefriedigung, ſein höchſtes Glück zu Wege gebracht, allmählig in ihm erlöſche, weil es demſelben an Nahrungsſtoff fehle, und daß nur die Liebe die Flamme deſſelben neu anzufachen vermöge. Aber die Liebe zu ſeinem Vater, die Sorge für deſſen Wohl waren es nun nicht mehr, die ihn ausſchließlich beſchäftigen und beglücken konnten. Zwar gab er ſich derſelben immer mit dem alten Eifer hin, aber es war jetzt das Gefühl der Pflicht, welches ihn antrieb, ſeine Seele ſuchte einen andern Gegenſtand, nicht die Kunſt, nicht ſeinen Vater, ſie ſuchte eine andere Seele, in die ſie ſich liebedurſtig ſtürzen, und ſich am Born ihrer Liebe ſatt trinken könne. Zuweilen war es ihm, als würde er unbedingt zu Auroren zurückkehren, wenn ſie noch lebte, als würde er ihr ihre Fehltritte verzeihen, oder vielmehr ihr zu Füßen ſinken, und ihr zurufen: „Verzeihe mir, denn ich bin an Allem Schuld! Ich liebte Dich nicht, und ſo liebteſt Du einen andern Mann, der Dich liebte. Nun aber liebe ich Dich, und wie! All' mein Leben denkt, fühlt, ſtrebt, glüht Dir entgegen. Sieh, ich liege weinend hier, und flehe Dich an: liebe Du auch mich! Sonſt ſterbe ich vor Liebesverlangen.“ So phantaſirte er, bis er ſchmerzlich aus dieſen Träumen empor fuhr. Aurora war ja todt. Heulend vor Schmerz drückte er die Hände vor das Geſicht, und ſah ſich allein ſtehen, ganz allein in dieſer kalten, ſchaalen Welt. Luiſe todt, ſeine Mutter todt, Aurora todt; alle Herzen vom Hauch des Todes erſtarrt, die ihm einen Tropfen Süßigkeit in den abgeſtandenen Lebensbecher hätten gießen können; dieſe öde, finſtere Einſamkeit, in welcher der wahnſinnige Greis, den er Vater nannte, verſchwand, war ihm furchtbar und unerträglich.

Gelang es ihm auch, wenn er auf der Bühne ſtand, und vorzüglich, wenn Julie neben ihm wirkte, die finſtern Dämonen zu verſcheuchen, die Kunſt, der er ſein Leben gewidmet hatte, dünkte ihm jezt doch nur eine kalte Marmorſtatue, die zwar auf Augenblicke unter ſeinen heißen Küſſen erwarme, doch dieſe Küſſe nicht zurückgebe. Aber er wollte nicht nur lieben, er wollte auch geliebt ſein. Mit Erröthen dachte er an Julie; das Ideal ſeiner Sehnſucht, ſeiner Kunſt, ſeines Lebens und Strebens, trug ihre Züge, aber er mußte ſich geſtehen, daß ihre Bruſt ſo kalt und marmorn ſei, wie die Kunſt ſelbſt. „Sie kann nicht lieben!“ rief er. „Sie flieht mich und jeden Mann, der ihr nahe tritt, außer den guten alten General, dem ſie Dankbarkeit verpflichtet. Sie iſt nur für die Kunſt geſchaffen, nicht für die Liebe. Ich muß ein einfaches Kind der Natur, das ſich frei und willig dem Zuge des Herzens überläßt, und nichts von Kunſt weiß, an meine Bruſt ſchließen. Dieſe Julie würde höchſtens mit mir ſpielen. — Nein, das würde ſie nicht. Sie würde mein ihr angebotenes Herz mit ſtolzem Lächeln zurückweiſen. Und ich würde ihr auch mein Herz nicht anbieten; denn in Wahrheit, ich liebe ſie auch nicht. Ich verehre ſie als Künſtlerin, und habe dieſe Verehrung in ſchwachen Augenblicken für ein wärmeres und menſchlicheres Gefühl genommen, aber es iſt nichts. — Ich will nicht mehr daran denken.“ — Und Thränen ſchoſſen ihm aus den Augen.

Eines Tages, als der alſo bekümmerte und bewegte Mann von einem einſamen Spaziergange durch die Umgegend der Stadt heimkehrte, nicht beruhigt und erheitert vom Lächeln des Frühlings, überreichte ihm ſein Diener eine Karte mit der Aufſchrift: „Baron Linsky, Attaché der Ruſſiſchen Geſandtſchaft zu B**.“ „Der Herr iſt ſchon zweimal hier geweſen, und will in einer Stunde wiederkommen, da er morgen weiter reiſt, und nothwendig mit Ihnen zu ſprechen hat,“ war des Dieners Bericht.

Die Charge des Fremden berührte den Schauſpieler unangenehm; ohnedies in einer verdrießlichen Stimmung, beſchloß er kurz, ſich vor ihm verleugnen zu laſſen. Mochte er dem Herrn Baron nur nach ſeinen jetzigen Verhältniſſen oder auch nach den frühern bekannt ſein, in keinem Falle hoffte er Erfreuliches von demſelben zu hören. Der Diener erhielt Befehle, ihn, ſo oft auch der Fremde komme, als noch nicht zurückgekehrt zu melden. Abends war Theater, und Max beſchäftigt. Als er in ſeine Garderobe trat, um ſich anzukleiden, fand er vor ſeinem Toilettenſpiegel ein zuſammengeſchlagenes Papier mit ſeiner Adreſſe. Ueberraſcht faltete er es auseinander, und las: „Hüten Sie ſich vor dem Polen, und gehen Sie nicht auf ſein Verlangen ein; es wäre Ihr Unglück.“

Welch’ eine ſeltſame Warnung! Wo kam ſie her? Es war eine weibliche Hand, und er glaubte ſchaudernd die Schriftzüge ſeiner verſtorbenen Frau zu erkennen. Neue Räthſel lagen, wie dunkle Knäuel in einander gewirrt, vor ſeinen flirrenden Blicken. Niemand wollte wiſſen, wie der Zettel in ſeine Garderobe gekommen war. Wie im Traume ſpielte er ſeine Rolle. Als das Stück aus war, trat der Intendant boshaft lächelnd mit einem Fremden auf ihn zu, den Max irgendwo ſchon geſehen zu haben glaubte, und ſtellte ihm denſelben als Baron Linsky vor. Ein zuſammengedrücktes, tückiſch lauerndes Geſicht, trefflich zu Garçon’s Verſchlagenheit paſſend. „Ich war heute viermal bei Ihnen,“ nahm der Pole das Wort.

„Ich bedaure.“

„Ein Brief iſt mir anvertraut, den ich durchaus ſelbſt in Ihre Hände legen ſoll. Doch habe ich ihn nicht bei mir. Ich werde ſogleich in das Gaſthaus eilen, um ihn zu holen, und bitte Sie um Erlaubniß, ihn dieſen Abend noch in Ihrer Wohnung zu überreichen. Meine Reiſe preſſirt.“

„Es wird mir eine Ehre ſein, Sie dort zu empfangen.“

Der Pole ſagte ihm nun viel Schmeichelhaftes über ſein Spiel, verſicherte ſchon auswärts glänzende Lobſprüche über ihn als Künſtler und Menſch gehört zu haben, und übertrieb ſo, daß Max die Abſicht erkannte, ihn gewinnen zu wollen. Aber das geheimnißvolle Billet machte ihn vorſichtig und mißtrauiſch. Vergebens beſchwor er ſein Gedächtniß, ihm anzugeben, wo er den Polen ſchon geſehen. Es erging ihm mit demſelben, wie es ihm mit Julie Meier ergangen war. Er fand ſich nicht zurecht. Mit dieſen gemiſchten Empfindungen empfing er zu Hauſe den ſpäten Beſuch.

„Herr Graf,“ redete der Pole hier den Schauſpieler mit großer Ehrerbietung an, „dieſer Brief iſt von Ihrem Schwager, dem Staatsrath von Jurkow in Petersburg. Er hat mich, als ſeinen Freund, mit dem Inhalt deſſelben bekannt gemacht, und Sie können ſo offen mit mir über den betreffenden Gegenſtand unterhandeln, als ob er ſelbſt vor Ihnen ſtände."

Max wurde durch dieſe zudringliche Anrede nur noch mehr verſtimmt, bat Platz zu nehmen, und öffnete den Brief. Er enthielt eine dringende Mahnung um die Vollmacht, und die Verſicherung, daß des Oheims Zorn auf ihn nicht zu beſänftigen ſei. Mißmuthig ſchlug Max den Brief zuſammen.

„Ich habe den Auftrag Ihres Herrn Schwagers, die Vollmacht aus Ihren Händen zu empfangen," bemerkte jetzt der Pole. „Die Erbſchaft kann ohne dieſelbe nicht angetreten werden, und die Sache iſt dringend, da die Verwandten Ihrer verſtorbenen Frau in den Oeſterreichiſchen Staaten auf öffentlichen Aufruf, und, wenn dieſer erfolglos iſt, auf Auslieferung der Hinterlaſſenſchaft beſtehen. Es dürfte ſich aber dabei Manches befinden, was weder Sie, Herr Graf, noch Ihre Familie in fremden Händen zu ſehen wünſchen können. Sie dürfen verſichert ſein — und ich weiß das ganz genau, daß Ihr Herr Schwager, aus Liebe zu Ihnen und Ihrer Familie, die verſtorbene Gräfin kurz vor ihrem Ende durch Bitten und Vorſtellungen dazu vermocht hat, Sie zum Erben einzuſetzen, und daß Sie ihm alſo dieſen nicht unbeträchtlichen Reichthum zu verdanken haben.“

„Ich kann dieſe Vollmacht nicht ausſtellen,“ verſetzte Max finſter, „weil ich dazu einer gerichtlichen Legitimation bedarf; ich habe mir aber hoch und theuer zugeſchworen, als Schauſpieler nie meinen wahren Namen zu nennen, und ich muß Sie deshalb bitten, mich mit einer Titulatur zu verſchonen, die ich nicht annehmen kann.“

„Es bedarf dieſer gerichtlichen Affirmation nicht,“ warf der Pole ein. „Es kann Ihnen nicht unbekannt ſein, daß ich als Attaché der Ruſſiſchen Geſandtſchaft das Recht habe, Ihre Unterſchrift zu verifiziren.“

„Und doch habe ich nicht Luſt, die Vollmacht zu geben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in einigen Wochen, wo unſre Ferien beginnen, ſelbſt nach Petersburg reiſen werde, um die Verlaſſenſchaft meiner Frau anzutreten.“

„Um Gotteswillen, verehrter Herr! Das würde Ihr Verderben ſein. Sie haben mächtige Feinde in Petersburg, und gelten als ein Verſchwörer. Nur den liebevollen Bemühungen Ihres Herrn Schwagers iſt es bis jetzt gelungen, Ihre Ehre zu retten. Sobald Sie perſönlich erſchienen, wären Sie verloren. Alle Gravirten haben auf Sie, den Abweſenden, ihre eigene Schuld gewälzt. Sie kennen die Intriguen nicht, die man gegen Sie geſponnen. Nein, nein, weder Ihr Schwager, der für Ihr Wohl zittert, noch ich, der ich Sie liebgewonnen, dürfen das zugeben. Wir kennen die Verhältniſſe, nicht Sie. Sie müſſen mir durchaus die Vollmacht geben.“

Der Pole war bei den letzten, etwas heftiger, als wohl ſeine Abſicht war, geſprochenen Worten aufgeſprungen, und dem Schauſpieler nahe getreten. Eine plötzliche Ahnung fuhr dieſem durch den Sinn, er ſchlug das Auge auf, und richtete einen ſcharfen Blick auf den Mann vor ihm, auf welchen die Lampe einen vollen Strahl warf; und ſiehe, er erkannte in demſelben in dieſem Augenblick die Geſtalt ſeines Traumes, die ihm den Degen auf die Bruſt geſetzt und ſo gebieteriſch die Vollmacht gefordert hatte. Entſetzt ſprang er auf, und rief: „Nimmermehr! Ich ſtelle Ihnen das Dokument nicht aus.“

„Aber aus welchen Gründen, Herr Graf!“ fragte der Pole wieder geſchmeidig.

„Ich fühle mich nicht verbunden, ſie Ihnen anzugeben. Genug ich will nicht."

Wiſſen Sie auch, daß Sie durch dieſe unbegreifliche und unüberlegte Weigerung den letzten Funken von Liebe und Zuneigung in der Bruſt Ihres Oheims auslöſchen, und ſich auch um deſſen Erbe betrügen."

„Immerhin! Ich habe meinen Oheim nie beleidigt. Meine Flucht war das Ergebniß der Nothwendigkeit, und ich habe ſie meinem Oheim in einem weitläufigen Briefe auseinander geſetzt, den ich aus Deutſchland ſchrieb."

„Damit nicht genug. Ihr Oheim wird Sie ſogar gerichtlich verfolgen."

„Das iſt lächerlich. Und wie könnte das Ausſtellen der begehrten Vollmacht den ungegründeten Zorn meines Oheims zerſtreuen?"

„Weil Sie dadurch ihm und Ihrem Schwager Vertrauen zeigen. Dann ließe ſich Alles ausgleichen."

„Genug, mein Herr Baron! Dies gerade beſtimmt mich um ſo eher, ſelbſt nach Petersburg zu reiſen. Ein ſolches Vertrauen läßt ſich perſönlich in weit höherem Grade darthun, als durch ein ausgeſtelltes Papier. Die Veranlaſſung meiner

Flucht iſt nicht mehr; meine Frau iſt todt. Vor einer Unterſuchung brauche ich mich nicht zu fürchten. Meine Unſchuld iſt mein Schild und meine Waffe. Uebrigens würde mein Fürſt, der ſich ſehr für mich intereſſirt, und mit dem Ruſſiſchen Hofe befreundet iſt, mich zu ſchützen wiſſen. Sagen Sie meinem Schwager, daß er mich binnen kurzer Friſt bei ſich ſehen wird."

„So kann ich nichts weiter thun, Sie von Ihrem Verderben abzuhalten," ſagte der Pole ärgerlich, und ſtand auf.

„Ich nehme es auf mein eignes Haupt," verſetzte der Schauſpieler beſtimmt, und klingelte dem Diener zu leuchten. Ein froſtiger Abſchied trennte Beide, und Max maß noch lange mit heftigen Schritten, in Nachdenken verſunken, das Zimmer. Ein ungewohntes Bangen lag centnerſchwer auf ſeiner Bruſt, und verließ ihn auch die folgenden Tage nicht. Es war ihm nicht anders, als ſtehe ihm ein Unglück bevor. — Am Abend des zweiten Tages hatte er wieder zu ſpielen. Die Angſt war in eine thränenſchwere Wehmuth übergegangen. Es kam ihm zuweilen vor, als ruhe Juliens ſinniges Auge an dieſem Abende mit einem ungewöhnlich innigen Ausdruck auf ihm. Nach dem Schluſſe ging er langſam, in ſeinen Mantel gehüllt, durch eine enge Gaſſe ſeiner Wohnung zu. Es war ſchon ſpät, die Straßenlaternen, dem Verlöſchen nahe, warfen nur ein düſtres Licht in ihre nächſte Umgebung, ein feiner Frühlingsregen fiel, und die Straßen waren menſchenleer. Plötzlich vertrat ihm ein Mann, der den breiten Hut tief in das Geſicht gezogen hatte, den Weg, und fragte mit rauher Stimme: „Sind Sie Herr Eck, der Schauſpieler?“

„Der bin ich, was ſoll's?“

„Hier iſt ein Brief an Sie.“

„Ein Brief? Hier auf der Straße?“

Der Mann wandte ſich und ließ das Papierpäckchen in ſeiner Hand, das Max beim Dämmerſchein mit Befremdung betrachtete. In demſelben Augenblick ſchlug ein weiblicher Schrei an ſein Ohr; er wandte ſich raſch; eine Frau rang mit dem Manne, und entriß ihm einen Degen, der klirrend auf das Pflaſter fiel; aber zugleich war dem Manne der Hut vom Kopfe gefallen, und Max erkannte an den Zügen und der Stimme, die einen Fluch ausſtieß, den Polen, der, Degen und Hut im Stich laſſend, mit wilder Haſt davon floh. Max durchzuckte ſogleich der Gedanke, daß der Pole ihn habe ermorden wollen, und ſein Traum ausgegangen ſei. Erſchrocken ſah er ſich nach ſeiner Retterin um, auch ſie war verſchwunden; ob ſie in ein Haus oder die Straße entlang geeilt, wußte er nicht. Vergebens forſchte er überall nach ihr. Dann hob er Hut und Degen auf, und ging nach Hauſe. In dem Briefe war nichts, als leeres Papier. Seine ſchauerlichen Ahnungen, einem Fingerzeige ſeines Traumes folgend, führten ihn zu der Annahme, daß Aurorens Geiſt ſelbſt ſeine Rettung bewirkt habe.

Seit jenem Abend war Max noch ernſter, in ſich verſunkener und verſchütteter, als vorher; er kam ſich vor wie ein in einem tiefen, dunkeln Schacht Wandelnder, der vom Gefühle der Nothwendigkeit fortgetrieben, in dichter, ſternenloſer Nacht dahin ſchreitet, und dem eine unſichtbare Hand über Klüfte und Zacken hilft. Die Leere in ihm wurde noch größer und ungeheuerer, denn er hatte keinen freien Willen mehr, und lachte oft bitter über den Ausſpruch der Wahrſagerin in Füllhorn, die ihn einen glücklichen Menſchen genannt und verſichert hatte, er ſtehe unter der Obhut guter Geiſter. Aber zum Glück gehört Selbſtſtändigkeit, Selbſtthätigkeit. Nur der iſt glücklich, der aus eigenem Willen, aus eigener Kraft der Schöpfer ſeines Glückes wird. Dieſer unbehagliche Zuſtand, das blinde Umhertappen an den kalten, feuchten Wänden ſeines Schickſals, das ſchauerliche Eingreifen verhüllter, übernatürlicher Kräfte in ſein einſames Leben, verleidete ihm ſogar ſeine Kunſt. Er fand in ihr keine Entſchädigung mehr für Alles, was er ſo ſchmerzlich entbehrte. Seine Wange entfärbte ſich, der Schlaf floh ſein Lager, wie er ſelbſt die menſchliche Geſellſchaft, das Komödieſpielen ekelte ihn an. Oft dünkte ihn, er ſei wieder ein von böſen Träumen emporgetriebener Schlafwandler, der die Gegenſtände nur durch das getrübte Auge der ſchlafbefangenen, gebundenen Pſyche erblicke, und nicht die Kraft habe, ſich zu ermuntern. Das Eine war ihm klar, daß dieſer Zuſtand bald ein Ende nehmen müſſe, ſollte er nicht dem gewaltigen Drucke der Laſt, der er doch keinen Namen geben konnte, dieſem mißgeſtalteten Alp, der ihn fort und fort marterte, erliegen. Und bald änderte ſich Alles, und Licht und Kraft kamen ihm von oben. —

Schon ſeit Monaten hatte der Fürſt den Wunſch geäußert, Julie Meier, als Käthchen von Heilbronn zu ſehen, und nur die Schauſpielerin hatte die Aufführung dieſes Dramas aus allerlei Urſachen, deren geſuchte Abſichtlichkeit nicht zu verkennen war, zu hintertreiben gewußt. Sie ſchien offenbar einen Widerwillen gegen dieſe Rolle zu haben. Doch der Fürſt befahl endlich; die Rollen des Kleiſt'ſchen Stücks wurden ausgetheilt, und der Tag der Aufführung feſtgeſetzt. Wie nun gerade dieſes berühmte Schauſpiel für Max ein Aufreizungsmittel wurde, ihn aus ſeiner Apathie, die ihn immer und immer wieder befiel, aufzurütteln, ſo war es für Julien ein Niederdrückungsmittel. Er kam nach langer Zeit zum erſten Mal wieder heiter und froh gelaunt in die Probe. Die Myſtik der Liebe, welche die eigenthümliche Grundlage dieſes Dramas bildet, hatte ihm beim Einſtudiren der Rolle des Wetter von Strahl die Tage ſeiner Jugend bunt und morgengolden in die Seele gerufen, und ſeine eigene, eben ſo myſtiſche und wunderbare, ſüße Knabenliebe zu Luiſe erfüllte plötzlich ſein leeres, liebedurſtiges Herz in der Erinnerung, wie ein berauſchender Duft. Der arme Mann griff gierig nach dem Gute, das ihm als Knabe die Götter gegeben. Darum kam er ſo frei und fröhlich auf die Bühne. — Julie dagegen war blaß und zerſtört. Sie ſpielte mit Anſtrengung, und ſagte zu Max: „Ich fürchte, ich werde krank. Ich hatte ſtets Furcht vor dem Käthchen, und werde gewiß ſehr ſchlecht ſpielen.“ —

Aber die Aufführung widerlegte ihre Vorausſagung glänzend. Man ſah ihr keine Anſtrengung an; ſie war das reine, demüthige, unſchuldige Kind, das unbewußt dem magiſchen Zauber der Seele folgt, der ſie dem geliebten Grafen nachzieht. Sie war ganz Käthchen. Max vergaß all' ſeinen Gram, alle Nachtgebilde die ſein Leben verdüſterten. Seine Seele glänzte, wie ein durchſichtiger Kryſtall, im reinſten Sonnenfeuer der Kunſt. Oft war es ihm nicht anders, als er habe Luiſe vor ſich, zu der er eben ſo wunderbar und unbegreiflich hingezogen worden war, wie Käthchen zum Grafen Strahl. Vergangenheit und Gegenwart floſſen in ihm zuſammen, und ſie tauſchten gleichſam die Rollen aus. Die Aufführung war vollendet groß; über Alles ergreifend aber die myſtiſch ſomnambule Scene unter dem bedeutungsvollen Fliederbuſche. Max ſchauerte ſelbſt einige Male freudig erſchrocken und doch auch befremdet zuſammen, vor der geiſterhaft gewaltigen Wahrheit im Tone der Künſtlerin. Ein rauſchender Beifall erfolgte, und als der Vorhang fiel, rief das ganze Publikum das Künſtlerpaar einſtimmig und ſtürmiſch hervor. Max ſah ſich überall nach Julien um; ſie war nicht mehr auf der Bühne; er eilte nach ihrem Garderobezimmer. Die Thür war nur angelehnt, das brennende Licht lag auf dem Boden, und die Schauſpielerin, ganz angekleidet im bräutlichen Schmuck, dem letzten Coſtüm Käthchens, auf dem Sopha in einer Stellung, der man es anſah, daß das Mädchen ohnmächtig darauf niedergeſtürzt war. Die Taube ſaß zuſammengekauert, wie ſchlafend, auf ihrer Bruſt. Indem er ſich nun zu ihr herabbeugte, flüſterte ſie plötzlich in demſelben Tone, in welchem ſie vorhin die Scene unter dem Hollunderbuſch geſpielt: „Biſt Du es, Max? ich erkenne Dich noch nicht.“ Betroffen fuhr der Schauſpieler zurück; woher wußte ſie, daß er Max hieß? Und das vertrauliche Du? Es klang ſo ſüß und ſchön aus dem Munde des ſonſt gegen ihn ſo ſcheuen Mädchens. Schnell begriff er jetzt, daß Julie wirklich in dem Zuſtande ſein müſſe, den ſie vorhin geſpielt, und eilte nach der Thüre, um dem Theaterdiener zu befehlen, daß dem unruhigen Publikum verkündigt werde: Er habe ſich genöthigt geſehen, mit dem plötzlich unwohl gewordenen Fräulein Meier nach Hauſe zu fahren. Dann verſchloß er die Thüre, und trat, von ſüßen Schauern überlaufen, wieder zum Sopha. Es war ihm zu Muthe, als ſtände er vor dem Isisbilde, und hebe die Hand, um den Schleier deſſelben zurückzuſchlagen, und die träumeriſch nickende Taube dünkte ihm ſelbſt der heilige Geiſt der Weiſſagung und des Prophetenthums, deſſen Symbol die Taube iſt.

„Jetzt erkenn' ich Dich," ſagte ſie leiſe. „Die Sonne iſt aufgegangen. Wie ſchön biſt Du in ihrem jungen Strahl! und der abſcheuliche Mann will Dich in Verderben und Tod ſtürzen."

„Welcher Mann?"

„Nun, der dort mit dem ſchwarzen Auge und Bart. Wie heißt er doch? Ich weiß es nicht. Der Deine Schweſter Anaſtaſia zum Weibe hat."

„Der will mich verderben? Aber weshalb denn? Ich that ihm doch nichts. Ich liebe ihn ſogar."

„Er iſt ein dunkler Geiſt, und will Dich um das betrügen, was Dein iſt, um Dein Erbe, um die Liebe der Deinigen. Dort liegt ein verſiegeltes Päckchen Papier, das will er haben um jeden Preis."

„Siehſt Du denn das Alles?"

„Ei freilich! Deinen um Dich bekümmerten Oheim, Deine weinende Schweſter, die aber ſo ſchwach iſt, und von ihrem böſen Mann betrogen und getäuſcht wird. Seine ſchlimmen Anſchläge auf Dich kennt ſie nicht, ſonſt würde ſie es nicht zugeben. Warum biſt Du meinem Rathe nicht gefolgt? Ich meinte es ſo gut mit Dir, und will nur Dein Beſtes.“

„Deinem Rathe? Haſt Du mir jemals einen Rath gegeben?“

„Du weißt es ja.“

„Ich weiß von nichts.“

„Kränke mich doch nicht! Rieth ich Dir nicht zwei Mal, nach Petersburg zu gehen? Das erſte Mal in der Nacht, als Deine Frau geſtorben war —“

„Barmherziger Gott, das warſt Du? Und Du warſt es, die mich vor dem Polen warnte, die mir das Billet ſchrieb?“ rief Eck erſchüttert.

„Wer ſonſt? Ich würde es von einer Andern nicht gelitten haben; denn es iſt mein heiliger Beruf.“

„So warſt Du es, die mich vom Degen des Polen rettete?“

„Ich wußte, daß Dein Schwager ihn ausgeſchickt, Dich zu verderben, oder zu tödten. Er iſt ja ſein Verbündeter.“

„Aber wer biſt Du denn, unbegreifliches Weſen?“

„Ich weiß es wohl, Du kennſt mich nicht!" ſeufzte die Hellſeherin traurig.

„So ſage mir, wer Du biſt, damit ich Dich erkenne."

„In Gottes Buch iſt Dein und mein Name unzertrennlich mit einander verſchlungen."

„Ha, das ſagte mir die Wahrſagerin in Füllborn ſchon! Ja! Sie deutete auf Dich. — Du könnteſt meine Schweſter, meine Mutter, meine Tochter ſein, ſagte ſie. Wer biſt Du denn nur?"

„Dein — — — Max! Meine Taube!" fuhr ſie plötzlich, ſich unterbrechend, in einem haſtigen, ängſtlichen Tone auf: „Max, um Gotteswillen, rette Dich! Dein Verderber iſt nahe. Dein Schwager, der Pole, ich ſeh' ſie plötzlich ſchwarz, wie die Nacht. Ich ſah ſie nicht früher, weil ich nur auf Dich blickte; jetzt ſtehen ſie ſchon hinter Dir und ſtrecken die Hand nach Dir aus. Der böſe Mauleſel führt ſie an; er hat ſich mit ihnen zu Deinem Verderben verbunden; er hat verrathen, daß wir noch hier ſind. — Rette Dich! Rette Dich!"

Die Taube war kreiſchend aufgeflogen, und flatterte ängſtlich um Max's Kopf; dieſer war erſchrocken aufgeſprungen. In dieſem Augenblicke klopfte es leiſe an die Thüre, und rief des Schauſpielers Namen. Max erkannte die Stimme ſeines Dieners und öffnete. Bleich und zitternd ſchlüpfte der Menſch herein und ſtammelte: „Es ſind Polizeiſoldaten erſt in der Wohnung des Fräuleins Meier geweſen, um Sie zu ſuchen, weil Sie dem Publikum haben ſagen laſſen, Sie wären mit derſelben nach Hauſe gefahren. Als Sie dort nicht gefunden worden ſind, kamen ſie zu uns, und nun ſollen Sie hier im Theater geſucht werden, weil verrathen worden iſt, daß Sie mit Fräulein Meier noch hier ſind. Ich bin ſchnell vorausgelaufen, aber ſie müſſen gleich hier ſein.“

In dieſem Augenblicke ſprang Julie auf, verlöſchte das Licht, ergriff Max's Hand, und zog ihn ſchweigend und haſtig fort zu einer kleinen, ſchmalen Treppe mit einer Fallthüre, die unter die Bühne führte. Die Taube flog ihnen voran. Kaum waren ſie unten, ſo hörten ſie ſchon die Tritte der ſuchenden Soldaten auf derſelben. Raſch wand ſich die räthſelhafte Schauſpielerin durch die Maſchinen und Verſenkungen, den ſchier willenloſen Mann hinter ſich her an der Hand ziehend, bis ſie an eine kleine in's Freie führende Pforte kamen, welche Max bis dahin ſelbſt noch nicht erkannt hatte. Leiſe entriegelt, ließ ſie die ſpäten Wanderer auf einen wüſten Platz, der an eine wenig frequente Straße ſtieß. Athemlos ſtürmten ſie hindurch, dann durch eine Hauptſtraße bis an ein hohes Haus. Das Mädchen zog die Schelle mit Heftigkeit. Ein Diener mit Licht öffnete.

„Iſt der Herr General ſchon zu Bette?“

„Er iſt eben im Begriff.“

„Schnell; ich habe Nöthiges mit ihm zu reden.“ Der alte General von Birkendorf kam im Schlafrock aus ſeinem Zimmer, und in ſeinen Zügen malten ſich Schrecken und Beſorgniß. „Mein gütiger Gönner!“ rief die Schauſpielerin, und ergriff ſeine Hand. „Sie haben mir ſchon oft geſagt, ich ſoll' etwas von Ihnen erbitten, was Sie mir gewähren könnten. Ich wußte nichts. Jetzt weiß ich etwas, und ich komme mit der dringendſten Bitte, deren Gewährung ich durchaus mit mir fortnehmen muß.“

„Und —“

„Retten Sie Herrn Eck aus den Händen ſeiner verſteckten, boshaften, mächtigen Feinde. Er ſoll dieſen Abend arretirt und der Ruſſiſchen Geſandtſchaft in B.** ausgeliefert werden. Er wäre verloren. Ich ſchwöre Ihnen bei Gott, er hat nichts verbrochen; er iſt rein und unſchuldig. Sie können ihn retten, und Sie thun es. Ja, Sie müſſen es thun, und üben dann nur die Pflicht der Dankbarkeit und Wiedervergeltung."

Der General hatte, überraſcht und betreten über den unerwarteten, ſpäten Beſuch, Juliens letzte Worte, wenn auch nicht überhört, aber doch über der Hauptſache wenig beachtet. Er zeigte ſich ſogleich bereitwillig, den Wunſch der ihm ſo lieben Schauſpielerin zu erfüllen, und zog Beide in ſein Zimmer. Hier rief er ſchalkhaft: „Ihr liebt Euch alſo doch, Kinderchen, wie ich immer behauptet habe? Ei, und ſich ſo zu verſtellen!"

„Nein, nein!" rief Julie verſchämt. „Davon iſt keine Rede, Herr General! Nur ſeine Retterin bin ich; ſeien Sie ſein Retter, wie er der Ihrige war. Verbergen Sie ihn ſchnell, damit die Verfolger ihn nicht hier aufſpüren; denn der Intendant iſt mit im Complott."

„Er iſt ſicher in meinem Hauſe," verſetzte Schenk von Birkendorf. „Deshalb beruhigen Sie ſich. Treten Sie in dieſes Kabinet, Herr Eck! Ehe der Tag anbricht, ſollen Sie in meinem verſchloſſenen Wagen nach meinem Gute Birkendorf abreiſen. Dort an der Grenze zwiſchen Oeſterreichiſch und Preußiſch Schleſien ſucht Sie kein Ruſſiſcher Spion.“

Julie ſchob ihren Schützling ängſtlich in die geöffnete Thüre, und fiel dann zu den Füßen des gütigen Greiſes, deſſen Hand mit heißen, dankſagenden Küſſen bedeckend. Dann ſprang ſie auf: „Nun fort nach Hauſe! damit man nicht auf die Spur kommt!“ Und leichtfüßig, wie ein Reh, eilte ſie, die Taube in den Falten ihres Mantels verbergend, wieder in die Nacht hinaus.

Der General fand nun erſt Muße, den heftigen Auftritt, der wie ein Sturmwind an ihm vorübergebrauſt war, zu überdenken, und ſich mit der Bedächtigkeit des Alters bequem zurecht zu legen. Da kamen ihm denn Juliens Worte wieder in den Sinn, daß der Schauſpieler ſein Retter ſei, und er, der General, nur eine Wiedervergeltung an demſelben übe, wenn er ihn rette. Betroffen legte er die hohe, kahle Stirn in die hohle Hand, und ſtand ſo einige Minuten in ſich ſelbſt verſunken; dann ergriff er raſch, wie von einem plötzlichen Gedanken durchleuchtet, eine Kerze, und trat in das Kabinet. Hier kam ihm der Schauſpieler dankend entgegen; der Greis leuchtete ihm in das Geſicht, und muſterte mit einem ſcharfen Blicke die Züge deſſelben; dann rief er: „Max Eigl, Du biſt's! In dieſem Augenblicke werden mir die Erinnerungen an Dich klar.“

„Ich bin's, mein gütiger Vater!“ Und ſie ſchloſſen einander in die Arme.

„Warum haſt Du mir das gethan, und Dich nicht ſogleich an mein Herz gelegt, als Du mich hier ſahſt?“

„Ich habe einen langen und ſchweren Kampf mit mir gekämpft; aber Sie werden meine Gründe billigen. — Jetzt, eh' ich etwas Andres unternehme, muß ich daran denken, meinen Vater wieder mit mir zu vereinigen.“

„Deinen Vater? Den Grafen Herrmann Eigl? Wo iſt er?“ fragte der General geſpannt.

„In meiner Wohnung. Ich bin ſein Pfleger und Ernährer. Ach, der Arme leidet an einem ſtillen Wahnſinne! Aber der Intendant weiß, wer wir ſind, und da er, mein alter Feind und Verfolger, nach einer Andeutung Juliens, ein Verbündeter meiner Verfolger iſt, ſo dürften ſie ſich leicht, von ihm geleitet, des alten Mannes bemächtigen, um mich dadurch zu zwingen, daß ich mich ſtelle.“

„Da iſt kein Augenblick zu verlieren,“ ſagte der General. „Ich werde ihn ſogleich ſelbſt abholen.“

Nach zehn Minuten ſetzte ſich der General in ſeinen Wagen, und ſtand bald vor dem Bette des alten Grafen, der ihm kindiſch entgegen lächelte. Birkendorf's Augen füllten ſich mit Thränen. „Hermann," ſagte er, „ich bin Lüder. Nach vierzig Jahren ſehen wir uns wieder."

„Lüder Schenk!" rief der Graf. „Ach Du haſt mich betrogen, haſt meine Frau zur Untreue verleitet. Das war nicht ſchön von Dir. Meine Geigen klangen alle häßlich ſeit jenem Tage, als ich das erfuhr."

„Komm, Hermann; folge mir! Wir wollen von unſrer Jugend plaudern. Ich will Dir Alles erzählen; ich will Dich um Verzeihung bitten, und Du wirſt ſie mir nicht verſagen, wenn Du erfährſt, wie arm, einſam und elend mein Leben war. Ja, Hermann, ich bin für den Leichtſinn der Leidenſchaft ſchwer beſtraft worden. Komm, wir wollen Frieden ſchließen und einander tröſten. Engel ſehen auf uns herab, rein gewaſchen von aller Schuld der Erde, und ſegnen unſre Verſöhnung. Wir haben um der Liebe willen gefehlt, und um der Liebe willen ſoll uns vergeben werden."

Der Graf war willig und ließ ſich ankleiden.

Halb freiwillig, halb gezogen, ging er an des Generals Arm. —

Eine Stunde ſpäter rief Birkendorf dem einſteigenden Max zu: „Sobald ich Deine Angelegenheit beim Fürſten zum Beſten gewendet, und Alles für Dich geordnet habe, folg' ich Euch nach. Adieu, Max! Adieu, Hermann! Gott befohlen, und glückliche Reiſe!“

Sechstes Buch.

Ein ſonniger Junitag warf ſeinen blitzenden Zauber auf die Haine, Büſche und freundlichen Häuſer eines berühmten und vielbeſuchten Badeortes im weſtlichen Deutſchland. Der Frühling hatte eben ſeine höchſte Pracht entfaltet, und der Sommer harrte ſchon auf den Höhen, um in das reizende Thal herabzuſteigen, und ihm Kuß und Krone der Vollendung aufzudrücken; aber die Berge ſtanden umher, wie grüne Pfeiler des azurblauen Himmels, als wären ſie da, Sonne und Sommer noch aufzuhalten, damit ſie nicht allzufrüh den ſüßen Zaubern des Frühlings im Thale ein heißes Ende machen möchten, und der Fluß glitt erfriſchend und beruhigend durch den ſaftig grünen Wieſenteppich, wie ein ſtiller, heilbringender Friedensbote.

Nichtsdeſtoweniger war der Mittag ſchon ſommerlich heiß, und das Gewühl der Gäſte hatte ſich hinter die grünen, luftigen Vorhänge ihrer eleganten Zimmer oder der Speiſe- und Geſellſchaftsſalons zurückgezogen. Nur einzelne Spaziergänger ſchlüpften hier und dort geräuſchlos über die reinlichen Sandwege. Die Landleute, welche ſich zeigten, waren ſonntäglich geſchmückt, und aus dem nahen Dorfe erſchallte jetzt das harmoniſche Geläute der Kirchenglocken. Das ganze Landſchaftsbild hatte den Ausdruck hoher ſonntäglicher Feierlichkeit und friedſeliger Ruhe.

Langſam, obgleich mit vier Poſtpferden beſpannt, zog ein ſchwerer, hochbepackter und äußerſt eleganter Reiſewagen durch das Thal am Fluſſe hin, dem Badeorte zu, ein Bild phyſiſcher Erſchlaffung. Der Poſtillon ſaß brütend und nickend auf dem Sattelpferde, zwei Diener auf dem hohen Bocke ſchliefen. Im Wagen ſelbſt hatten drei Männer Platz, zwei im Fond, einer auf dem Rückſitze. Von jenen war der Eine, ein rothwangiger, blondbackenbärtiger, feiner Herr, dem man die Liebe zur Weinflaſche bei dem erſten Blick anſah, leicht als Arzt des Andern, einer bleichen, zuſammengeſunkenen Geſtalt, zu erkennen; denn er fühlte ihm mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit an den Puls, that Fragen nach Befinden und Empfindung, und rückte das Kiſſen, wobei ihm der Rückwärtsſitzende, der Kammerdiener, behülflich war. Der Wagen führte ein fürſtliches Wappen. Endlich langte man an; ein Diener war am Eingange des Orts abgeſtiegen, und fragte im Badehauſe nach der beſtellten Wohnung des Fürſten Feodor Raſumowsky aus Petersburg. Die Badewärter beeilten ſich, ihn zu einem der größten Häuſer zu führen, und augenblicks ſetzte ſich die Muſikbande in Bewegung, den Fürſten mit einem prächtigen, rauſchenden Stück zu empfangen. Der Diener war wieder zurückgeeilt, und leitete den Wagen an das bezeichnete Haus. Eine Menge Leute wurden darinnen mobil, und die Muſiker ſpielten luſtig auf. Einen bittern Contraſt bildete dazu die Geſtalt des Fürſten, der jetzt mehr aus dem Wagen gehoben wurde, als er herausſtieg. Ein ironiſches Lächeln flog über ſein bleiches, abgezehrtes, aber doch noch überraſchend ſchönes Geſicht. Sein mattes Auge ſchien ſich etwas zu erheitern. Er wurde in ſeine prächtigen Zimmer geführt, und auf eine weiche Matrazze gebettet, wo er ſogleich einſchlummerte.

„Gottlob!“ ſagte der Arzt zum Kammerdiener, als ſie aus dem Zimmer traten, „daß wir nur da ſind. Ich kann Ihnen wohl jetzt geſtehen, daß ich geſtern und heute mehrmals fürchtete, wir würden ihn nicht lebend hierher bringen."

„Meine einzige Hoffnung iſt, daß wir den Grafen Eigl hier finden," verſetzte der Kammerdiener beſorgt. „Ihn zu ſehen, ihn zu ſprechen iſt meines armen gnädigen Herrn einziger Gedanke. Wie Sie ihn am Tage von weiter nichts reden hörten, ſo träumt er des Nachts nur von dem Grafen und der verſtorbenen Gräfin. Oft ruft er in ſeinem unruhigen Schlafe ihre Namen aus."

„O, dieſe Gräfin iſt ſein Untergang!" ſeufzte der Arzt; „ſie hat den Keim des Todes in ihn gelegt."

„So glauben Sie nicht, daß des Grafen mündliche Verzeihung das Leben des Fürſten erhalten wird?"

„Ich will Ihnen meine Gedanken nicht verbergen. Ich fürchte, dieſe Verzeihung wird ſeine Auflöſung nur beſchleunigen. Die Spannung, den Grafen hier zu ſehen, und von ihm das erſehnte Wort zu hören, hat die Lebenskraft bis jetzt erhalten."

Die Glocke tönte im Zimmer, und rief den Kammerdiener hinein. Der Fürſt ſaß ſchon wieder aufrecht, ein quälender Gedanke ſchien ihm den Schlummer verſcheucht zu haben.

„Geh' und befrage Dich," ſagte er matt, „ob der Baron von Turneiſen hier iſt, dann auch ob der Graf Gigl hier iſt. Und dem Baron bring' meine Karte, und bitte ihn, ſo ſchnell als möglich zu mir zu kommen." Der Kammerdiener entfernte ſich, und der Arzt trat zu dem Kranken.

„Ich habe Ew. Durchlaucht ein ſtärkendes Bad beſorgen laſſen," berichtete dieſer. „Es wird Sie von der Abſpannung der langen Reiſe befreien."

„Ich danke Ihnen, mein Freund, „verſetzte der Kranke. „Ich hoffe wenig davon; denn trotz der Sonnenhitze iſt mir kühl; meine Glieder ſind kalt und feucht."

„Hoffen wir das Beſte von der Heilkraft der hieſigen Quellen!" tröſtete der Arzt.

„Mein Freund, jetzt da wir hier ſind, kann ich Ihnen wohl ein Geſtändniß machen. Nicht die Hoffnung auf Leben und Geſundheit hat mich hierhergetrieben, wie ich Sie und meine Umgebung glauben ließ, nachdem Sie mir das hieſige Bad zu wiederholten Malen vorgeſchlagen. Ich bin nicht gekommen, die Waſſer zu brauchen, nein, eine heilige Sühne zu vollbringen, ehe ich dieſe Erde verlaſſe. Mich drückt eine Schuld, eine ſchwere Schuld, wegen der mich eine gerechte Nemeſis als Opfer in den Staub wirft. Aber ich kann nicht eher an ihrem verhüllten Altare fallen, bis mir ein von mir ſchwergekränkter Mann die Hand verzeihend gereicht hat, ein Mann, deſſen reines, edles Leben ich im frevelvollen Jugendleichtſinn vergiftete. O, Doktor, es iſt eine fürchterliche Schuld, in den Lebensbecher eines harmloſen Zechers ſo übermüthig, ſo ſtolz, ſo leichtſinnig kalt ein zehrendes Gift geworfen zu haben, das fort und fort an ſeinem Herzen nagt, und ihm jeden frohen Muth raubt! Sie wiſſen, daß ich den Grafen Eigl meine. Vergeben ſoll er mir nicht, was ich an ihm verbrochen, und kann es auch nicht; denn die Schuld trägt den Keim der Rache und Vergeltung in ſich ſelbſt, und der Beleidigte kann das Wachſen des Keimes zu einem großen, mächtigen Baume, Upas-Baume, der, der Sage nach, die Atmoſphäre weit ringsum vergiftet, mit allem ſogenannten Vergeben eben ſo wenig verhindern, wie der Beleidiger. Aber für den, dem aus der giftigen Saat der Schuld eine giftige Frucht der Vergeltung erwachſen iſt, die er im wahnſinnigen Heißhunger verzehren muß, für ihn iſt es ein Troſt, eine Beruhigung, in dem

Auge des Mannes, dem er den erſten Giftapfel gereicht, aus deſſen Kern der zweite erwachſen, nicht Zorn, ſondern Milde zu leſen, ſeinen Händedruck zu fühlen, als wär' es der eines Freundes, und ſich ſo aus dem Angeſichte des armen, gekränkten Mannes — Gottes Ebenbild — die ſelige Vorahnung der himmliſchen Milde Gottes herauszuleſen, ehe wir vor das alle Himmel durchleuchtende Antlitz treten. Das iſt das heilige Bedürfniß meiner Seele, das mich hierher getrieben hat. Ich will dem Grafen Grüße von zwei Sterbenden bringen, von ſeiner Frau und von mir, will mich verſöhnen mit ihm und — ſterben. Glauben Sie, daß der Graf ſich mir entziehen und nicht an mein Bett kommen wird?“ fragte er ängſtlich.

„Wie können Sie an ſeiner Verſöhnlichkeit zweifeln, durchlauchtiger Herr? Graf Eigl iſt bei Allen die ihn kannten, im Rufe eines Mannes von ſeltenem Edelmuth, Menſchenliebe und Biederkeit geblieben, und die Gerüchte, die nach ſeiner Entfernung umgingen, haben nirgend rechten Glauben faſſen wollen.“

„Sie ſind Lüge!“ rief der Fürſt heftig, „Lüge, von mir ausgehend und von meinem teufliſch ſchlauen Bundesgenoſſen, dem Staatsrathe Jurkow. Dieſer

Teufel hat mich verſtrickt. Aber das erhöht meine Schuld, daß Eigl ſo edel, ſo unſchuldig, ja daß er gewiſſermaßen mein Schützling war, von deſſen Haupte ich jeden Streich hätte abwehren ſollen. Statt deſſen habe ich ihm, als er ſchlief, Gift in das Ohr gegoſſen; er ahnete es nicht. O, ich bin ein Ungeheuer!"

„Gnädigſter Herr, dieſe Aufregung! Faſſen Sie ſich! Gott iſt gnädig und barmherzig, und läßt ſeine armen, ſchwachen Kinder nicht vergebens täglich beten: Vergieb uns unſere Schuld!"

„Ja, Gott allein kann vergeben und vergiebt," fuhr der Fürſt wieder ruhiger fort, „darum iſt auch die Schuld ein Heiliges. Sie tritt mit verhülltem Haupte an das Lager des verſtockteſten Menſchen, und bekehrt ihn zu Gott. Sie wirkt mehr, als Prieſter und Segen. Wär' ich ohne meine Schuld nicht immer noch jener gottvergeſſene, leichtſinnige, lascive Menſch, das verwöhnte Schooskind des ſogenannten Glücks? Lief ich ohne ſie nicht immer noch die dunkle Bahn des Sünders, der hohnlachend jede Ermahnung von ſich weiſt? Mich hat die Schuld gerettet, und ich ſterbe nun als ein Erkennender, Gebeſſerter, und kehre geſühnt in den Schoos der urewigen Mutter Natur zurück."

Der Kammerdiener führte den Baron von Turneiſen herein, und über das Geſicht des Fürſten zuckte ein Strahl der Freude. Er ſtreckte dem Baron die Hand entgegen, die dieſer mit ſichtbarer Wehmuth und Innigkeit nahm.

„Gott ſei Dank, mein Fürſt, daß Sie da ſind! Nun werden Sie geneſen.“

„Nichts von mir!“ rief der mit ſo viel Theilnahme Angeredete. „Vor allen Dingen ſagen Sie mir, iſt Max hier?“

„Er iſt's.“

„Und iſt er —“ das Wort erſtarb ihm auf den Lippen, aber der Baron hatte den Sinn deſſelben errathen.

„Er würde gewiß ſogleich mit mir bei Ihnen erſchienen ſein, wenn er mit meiner Schweſter und dem General von Birkendorf nicht gerade heute eine Tour machte.“

Der Fürſt legte die Hände wie zum Gebet zuſammen.

„Iſt er heiter?“ fragte er endlich leiſe.

„Unbeſchreiblich froh und glücklich!“ verſetzte der Baron; „denn Sie müſſen wiſſen, mein gnädigſter Fürſt, daß er ſich vor einigen Tagen mit meiner Schweſter verlobt hat.“

„Gott ſei geprieſen!" betete der Fürſt, und auch über ſein Geſicht verbreitete ſich der Wiederſchein einer glücklichen Seelenheiterkeit.

„Ja, die finſtern Geiſter ſind alle von meinem Freunde gewichen," fuhr der Baron fort. „Er hat der Kunſt entſagt, zu der ihn mehr Ueberſpannung und Verzweiflung, als wahrer Beruf getrieben, obgleich er Ausgezeichnetes leiſtete. Das große Vermögen ſeiner verſtorbenen Gemahlin hat ihn in den Stand geſetzt, unabhängig leben zu können, und in meiner Schweſter, die ich wohl auch als Bruder liebenswürdig nennen darf, hat er den Gegenſtand ſeiner langgehegten Sehnſucht gefunden. Seitdem ſind denn auch alle Schatten, die ſonſt wohl vor der Sonne ſeines Lebens unheimlich vorüberzogen und ſie verdüſterten, verſchwunden."

„O, wie erquicken Sie mich mit Ihrer Nachricht! Die Glücklichen kennen keinen Groll, und ein Herz, das voll iſt von Liebe, von heiligen, ſüßen Empfindungen, hat keinen Platz mehr für den Haß. Der Graf ſoll ganz glücklich ſein; es ſoll ihm an nichts mangeln. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort. Empfangen Sie meinen Glückwunſch!"

„Mein Fürſt, wie herzlich danke ich Ihnen!

Und iſt nun Alles, was meinen Freund betrifft, beſeitigt?"

„So iſt's. Die Wechſel und das übrige baare Vermögen aus der Verlaſſenſchaft der Gräfin, muß bereits in den Händen des Grafen ſein."

„Es iſt vor einigen Wochen ausgeantwortet worden."

„Die übrigen Dokumente und werthvollen Effecten habe ich mitgebracht," fuhr der Fürſt fort. „Der vom Staatsrath Jurkow ausgeſprengte Verdacht gegen Max hat ſich nach den von mir gemachten Erklärungen als grundlos erwieſen, und der alte General Eigl hat mit Schrecken eingeſehen, wie ſehr er von dem ſchlauen Waſſili, den er mit Wohlthaten überhäufte, hintergangen und betrogen worden iſt. Dieſer ſchlechte Menſch iſt nach Sibirien verbannt worden."

„Die Unſchuld iſt erkannt und gerettet!" ſagte der Baron.

„Und die Schuld büßt," ſetzte der Fürſt bedeutungsvoll hinzu.

„Max hat mir mehrmals erklärt, daß er ſchon deshalb ein unbegrenztes Vertrauen in ſeinen Schwager geſetzt haben würde, weil Ew. Durchlaucht ihn mit Ihrem Vertrauen beehrt hätten."

„Dieſer Vorwurf trifft mich gerecht. Doch hören Sie mich an, Herr Baron, die Worte eines Sterbenden, der all' ſeine Fehler offen bekennt, weil er ſie bereut hat, und deshalb gewiß nichts zu ſeiner Entſchuldigung vorbringt, was ihn nicht wirklich entſchuldigen könnte. — Frühzeitig der Eltern beraubt, mit einem lebhaften Temperament begabt, Beſitzer großer Reichthümer, folgte ich bald den ſchmeichleriſchen Lockungen zahlreicher Verführer zu den mannichfachſten Genüſſen. Aber ich war nie roh und gemein ſinnlich, wie die meiſten meiner Gefährten. Ich genoß mit Auswahl und mit Seele; ich ſuchte ſtets geiſtige und materielle Genüſſe zu verbinden. Nie liebte ich ein Weib, das nicht geiſtreich und gemüthlich war, und ſo huldigte ich dem feinſten Epikurismus. Die Künſte beſchäftigten mich am meiſten, denn ſie gewährten mir die höchſten Genüſſe. Meine hohe Geburt, meine Stellung in der Geſellſchaft, mein Reichthum, verbunden mit Jugend, etwas Talent und einer nicht häßlichen Geſtalt, bahnten mir alle Wege, öffneten mir alle Thüren, und auf allen rauſchenden Lebensſtrömen ſchiffte ich jubelnd in's duftende Meer der Luſt und des Glücks hinaus, deſſen Wellen mich warm und wollüſtig umſpielten. Wie ein prächtiger Tagfalter flatterte ich von einer reizenden Blume zur andern; keine konnte mich auf die Dauer feſſeln. Ich war noch ſehr jung, als ich den gewöhnlichen Schlag Frauen floh, um mich nur von einer pikanten, ungewöhnlichen Perſönlichkeit anziehen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe lernte ich die Sängerin Anna Bognar kennen, deren Umgang mich entzückte. In ihren allerliebſten Plaudereien erzählte ſie mir oft von der genialen Wirthſchaft auf dem Privattheater des Grafen Eigl in Ungarn, woher ſie gekommen war. Bald darauf lief uns Max zu, den ich wahrhaft lieb gewann. Ich behielt das Intereſſe für ihn warm, als er auf eine wahrhaft abſcheuliche Weiſe von ſeinem groben und gefühlloſen Onkel nach Großrußland gebracht und dort von Waſſili Jurkow unter die koſakiſchen Pferdeknechte geſteckt worden war. Dieſes Intereſſe brachte einige Jahre ſpäter Jurkow zu mir. Er führte ſich als Max's Schwager, Freund und Lehrer bei mir ein; ich protegirte Max, und Waſſili bat, daß ich mich auch ſeiner annehmen möchte. Nicht lange, und ich ſah ein, daß dieſer Menſch von einem unbegrenzten Ehrgeiz beſeſſen war. Dieſem Dämon brachte er ungeſcheut jedes Opfer dar. Seine Mutter ſtand ihm, wie eine böſe Hexe, zur Seite. Sie hatte ihrem Sohne anvertraut, er ſei des Generals Sohn, was ſogar wahrſcheinlich iſt; ſeit dieſer Zeit aber war Waſſili's einziger Gedanke, den General zu vermögen, daß er ihn legitimire und zum Erben einſetze. Aus dieſer Quelle entſpringen alle ſeine Handlungen gegen Max, der ihm, wie er meinte, im Wege war, und in deſſen Vertrauen er ſich geſchlichen, um ihn zu verderben. Mir war dieſer ſchlaue und gewandte Mann ein willkommener Diener. Ich konnte ihn zu Allem brauchen, und er ließ ſich zu Allem brauchen, um ſich zu pouſſiren. Er wußte, daß Aurora mir von dem Tage, an welchem ich ſie zuerſt ſah, nicht gleichgültig war, und zur rechten Zeit verſtand er meine Sinnlichkeit für ſie zu entflammen, als er es für ſeine Zwecke nöthig hielt, Max zu entfernen. — Dies iſt mein Verhältniß zu dieſem Menſchen. Aurora's Tod und meine Krankheit vereitelten alle ſeine Plane. In der Verzweiflung griff er zu gewaltſamen Mitteln, um zum Ziele zu gelangen, und gerade dieſe haben ihn in's Verderben geſtürzt."

„Mein Fürſt," ſagte Turneiſen, „es iſt Ihnen ergangen, wie allen Großen. Die ſich zu ihnen drängen und ihnen die Bahn zu jeder Wunſcheserfüllung ebnen, ſind ſtets niederträchtige Seelen, die ihre ſelbſtiſchen Zwecke verfolgen. Es giebt nur wenig Fürſten — und dieſe wenigen ſind große Geiſter — die nicht von Schurken umgeben ſind."

Der Arzt bemerkte, daß der Fürſt ſich durch das anhaltende Sprechen allzu ſehr angriff, und meldete, daß das Bad für ihn bereit ſei. Turneiſen empfahl ſich.

Der Fürſt fühlte ſich wunderbar geſtärkt, ſchlief vortrefflich, und war am andern Morgen ſehr munter. Er ſchickte voll Ungeduld die Diener nach Max aus, und es dauerte nicht lange, ſo trat dieſer mit dem General Schenk von Birkendorf, Baron von Turneiſen und deſſen Schweſter Mathilde herein. Der Fürſt lag eben wieder auf dem Sopha. Sein Geſicht wurde von einer fliegenden Röthe überhaucht, ſeine Hände zitterten. Er verſuchte ſich zu erheben, und den Eintretenden entgegen zu gehen, aber ſeine Schwäche ließ es nicht zu; er ſank in die Kiſſen zurück, und ſtreckte dem Grafen Max ſchweigend, aber mit einem ſprechenden, flehenden Blick nur beide Arme entgegen. Max eilte mit raſchen Schritten auf ihn zu, ergriff die Rechte des Kranken und führte ſie zu ſeinen Lippen, während ſein Auge mit dem Ausdruck der reinſten Güte und Menſchenliebe auf des Fürſten zerſtörten Zügen ruhete.

„O, wie dank' ich Ihnen für dieſen Edelmuth!“ weinte Raſumowski.

„Wir irren Alle, mein Fürſt,“ verſetzte der Graf, „und Irrthum iſt unſer menſchliches Theil; aber Gott gab uns auch ein göttliches, ein Theil von ſich ſelbſt, das göttliche Erbarmen, die göttliche Vergebung, und das Göttliche triumphirt über das Menſchliche in uns. Wie lebendig ſteht in dieſem Augenblick Ihre thätige Liebe vor mir, als ſie mich, das unglückliche Bettelkind, in Ihren Wagen hob, mich von den Juden loskaufte, und mich geiſtig und leiblich pflegte. An jene ſchöne Zeit ſoll ſich der heutige Tag reihen; was dazwiſchen liegt, iſt vergeſſen.“

„Mein edler, trefflicher Freund! Du großes, ſchönes Herz!“ ſagte der Fürſt ſchluchzend, und legte ſeinen Arm um des Grafen Nacken. „Aber nicht vergeſſen ſei dieſe Zwiſchenzeit voll Irrthum und Leid. Ich will meiner Verirrungen mir klar bewußt ſein. Verklärt im Abendſcheine liegen die ſchwülen Wetter des Tages hinter uns, und ein ſeliger Geiſt, der nun allen Irrthum abgelegt hat, blickt ſegnend auf Dich und auf mich herab.“

Die beiden Männer ruhten einige Augenblicke weinend Bruſt an Bruſt. Es war einer jener geweihten Momente, wo das Menſchenherz, von Gottes Hand berührt, ſich ſeiner Abkunft erinnernd, gereinigt und geheiligt, gen Himmel flammt.

Hierauf ſtellte der Baron von Turneiſen den General Schenk von Birkendorf und ſeine Schweſter Mathilde als Max's Braut vor. Dieſe Mathilde erſchien als eine jener ſtillen, gedämpften Mädchengeſtalten, die einſt als reine Weſen geglüht und gelodert, aber von der Erde dann halb überſchüttet, nur noch leiſe und wehmüthig fortbrennen. Das himmliſche Element war nicht ſtark genug, das irdiſche zu bewältigen, aber dieſes vermochte jenes auch nicht ganz zu bezwingen und zu unterdrücken, und ſo glimmt das Feuer wohl fort, aber ſeine Glut wärmt uns das Herz nicht, ſein Anblick erfreut uns nicht, erhebt uns nicht; er bereitet uns vielmehr jenen wehmüthigen Schmerz, den Erzeuger der Thräne, in welcher Himmel und Erde zittern, und ſich düſter färben. Es war dem Fürſten, als bebe jener Schmerz durch Mathildens Züge, als geſtalte ſich jene Thräne fort und fort an ihrer Wimper, und als ſei ihr Lächeln nur das verſchleierte Zucken eines kranken Herzens.

„Möchten Sie unſerm Freunde Alles erſetzen, um was ihn die Tücke des Geſchicks bis jetzt betrogen!“ ſagte der Kranke, ihre Hand ergreifend. „O, und wenn das Kapital Ihrer Liebe noch größer iſt, die Intereſſen deſſelben werden nicht auslangen, frühere Schulden zu bezahlen!“

Aber Mathilde lächelte bitter. Dem Fürſten ging es kalt an das Herz, und drinnen flüſterte eine Stimme: „Die liebt ihn weniger, als ihn Aurora geliebt hat! Der arme Mann!“

Auf einen Wink des Fürſten brachte der Kammerdiener ein verſiegeltes Päckchen herbei. Der Fürſt nahm es, und legte es mit den Worten in Max's Hände: „Hier, mein theuerer Freund, der letzte Gruß einer Sterbenden, die mit den edelſten und heiligſten Wünſchen für Ihr Wohl aus der Welt ging. Sie waren die letzten Tage ihres Lebens der ausſchließliche Gegenſtand ihrer Unterhaltung. Es wird, es muß ihm wohl ergehen, ſagte ſie oft; die Liebe wird ihn belohnen und entſchädigen.“ — Der Fürſt blickte dabei Mathilden forſchend an, aber ſie hielt den Blick nicht aus, ſondern ſchlug das Auge betroffen und bekümmert zu Boden.“

„Der Böſewicht, der ſie verderben wollte“, fuhr der Fürſt fort, „hat ſich ſelbſt in ſeinen Schlingen gefangen. Dieſe Papiere, die er der Gräfin übergeben, wieder zu erlangen, bot er vergebens alle Künſte auf.“

„Ha, das iſt das Päckchen, das mir Julie Meier als Hellſeherin bezeichnete!“ rief Max überraſcht. Es war wirklich von der Hand der Gräfin mit ſeiner Adreſſe überſchrieben. Er öffnete es raſch, und längſt vergeſſene Papiere, politiſche Jünglingsphantaſien, fielen ihm in die Hand, nebſt einem Blättchen, worauf die kaum leſerlichen Worte ſtanden: „Ich vergebe Dir, Max, daß Du mich nicht geliebt, wie Du geſollt. Vergib auch mir! Wenn Du dies lieſ't, habe ich meine Vergehungen durch den Tod geſühnt. Wir hätten uns gefunden, Max, wenn die ehrgeizigen Pläne eines böſen Menſchen nicht trennend zwiſchen uns getreten wären. Hier haſt Du die Beweiſe. Sterbend wieder Deine Aurora.“

Max's Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt. Alle ehrten ſeinen heiligen Schmerz. Er führte das Blatt zum Munde, und reichte es dann ſeiner Braut, die jedoch nicht ſonderlich davon ergriffen ſchien.

„Dieſe Papiere,“ ſagte der Fürſt, „die Sie, angeſteckt von den Bewegungen der Zeit und dem Feuergeiſte, der auf den deutſchen Univerſitäten aufgeflammt iſt, als Student niedergeſchrieben haben, wollte der nichtswürdige Jurkow zu Ihrem Verderben gebrauchen, um Sie um die Erbſchaft der Gräfin und Ihres Oheims zu bringen. Denn außer dem heißhungrigen Ehrgeiz, der ihn zu allem Schlechten trieb, hatte er noch einen zweiten Grund, ſich jener Hinterlaſſenſchaft zu bemächtigen. Er war nämlich ein leidenſchaftlicher Spieler geworden, und die Opfer, welche er auf den grünen Altar gelegt, überſtiegen ſeine Kräfte bei Weitem. Ich hatte ihm oft mit bedeutenden Summen ausgeholfen —"

„O auch ich!" warf Max ein.

„Aber er ſteckte unter einer entſetzlichen Schuldenlaſt, wie ſich nachher ergeben. Dieſer Menſch verbarg ſehr geſchickt unter dem ruhigſten Aeußern die tobendſten Leidenſchaften. Er war ein Vulkan, deſſen Oberfläche mit dem ſchönſten Grün bedeckt iſt."

„O, und wie gab ſich ihm mein argloſes Herz vertrauensvoll hin!" ſagte Max. „Im Anfang fühlte ich zwar lange einen geheimen Widerwillen gegen ihn; als es ihm aber gelungen war, dieſen in mir zu beſiegen, hatte er meine Seele in der Hand. Dieſe Papiere, die einen wunderlichen Plan enthalten, eine Frucht meiner ſtudentiſchen Exaltation, ein tüchtiges Stück burſchenſchaftlicher Weltanſchauung, übergab ich ihm einmal, nach meiner Rückkehr von der Univerſität, als wir von den Bewegungen der deutſchen, ſtudirenden Jugend ſprachen. Nachher hab' ich ſie vergeſſen."

„Und er übergab ſie ſpäter der Gräfin, um Sie zu verdächtigen. Sie ſollte die Papiere Ihrem Onkel ausliefern, aber Aurora war dazu zu edel. Sie behielt die Papiere. Dann, als Aurora von Italien zurückgekehrt war, wollte er durchaus dieſe Papiere wieder haben; denn ihr edler Geiſt wurde heller und umſichtiger, je näher er ſeiner Trennung von ſeiner Hülle kam. Sie gab ihm die Papiere durchaus nicht wieder, behauptend, ſie habe ſie vernichtet. Wären ſie nach ihrem Tode in ſeine Hände gefallen, er hätte, bei der argwöhniſchen Stimmung des Gouvernements gegen dieſe Beſtrebungen und Pläne, dadurch ſchlimme Folgen für Sie herbeigeführt. Sie wären nicht nur des Erbes Ihrer Gemahlin und Ihres Oheims, ſondern auch Ihrer Freiheit verluſtig geworden. Denn überall, wo Sie, auch in Deutſchland, geweſen, würde man Sie aufgeſucht und reclamirt haben, und er hätte ſein Ziel erreicht. So hatte er das wirkſamſte Mittel dazu ſelbſt aus der Hand gegeben, und ſein ſchändlicher Plan ſcheiterte an Aurora's edlem Herzen, das er freilich nicht berückſichtigt hatte. Wenn es ihm auch früher gelungen war, ſich in ihre Gunſt einzuſchmeicheln, und ihr manchen Gifttropfen gegen Max in die Seele zu träufeln, ihre edle Natur ſiegte zuletzt über all' ſeine Intriguen. Und ſo öffnete ſie auch noch dem General die Augen über Jurkow, und erfüllte auf dieſe Weiſe die heiligſten Pflichten der Liebe gegen Sie und ihren ſie ſo ſehr liebenden Vater. — O, gönnen Sie mir die ſchmerzliche Genugthuung, Sie von der Verſtorbenen zu unterhalten! Es thut mir wohl, ihrer laut zu gedenken. — Je ernſter und bedenklicher ihre Krankheit wurde, deſto ſchöner und freier entfaltete ſich ihr Gemüth. Alles Eitle und Gemachte, alles Blendende und Falſche fiel von ihr, wie Zunder, und der Kern ihrer Seele zeigte ſich als ein rein menſchlicher, oder vielmehr als ein himmliſcher. Denn in der That wurde ſie auf Erden ſchon ein Engel. Von Tag zu Tag wurde ſie liebenswürdiger, und erwarb ſich die höchſte Achtung und Liebe ihrer Umgebung. Auch ich liebte und verehrte ſie täglich mehr, ihr erhebender Umgang hielt mich von allen Thorheiten ab, und als ſie bettlägerig wurde, kam ich nicht mehr von ihrer Seite. Sie hatte zuletzt nur noch einen Wunſch, ihren Max von ihrer Liebe zu überzeugen. Aber erſt nach ihrem Tode ſollte er es erfahren. Obgleich Jurkow Alles aufbot, ſich zuletzt noch in ihrer Gunſt zu erhalten, ſo ließ ſie ihn doch nicht mehr zu ſich. Mit dem General, den ſie wieder für Sie, mein Freund, gewonnen hatte, vollkommen ausgeſöhnt, ſtarb ſie den ſanften Tod einer ſchönen Seele in ſeinen und meinen Armen. Jurkow hatte irgend wie — denn er war der beſte Spion — Nachricht von Aurora's Teſtament erhalten, als mir der Niederträchtige das Anſinnen ſtellte, ein falſches Teſtament unterzuſchieben, worin er als Univerſalerbe genannt ſei. Ich wieß ihn mit Verachtung zurück, und gelobte, alles dem Grafen Max angethane Unrecht möglichſt gut zu machen, ſo viel in ſchwachen, menſchlichen Kräften ſteht. Denn eigentlich und wahrhaftig gut machen können wir ſchuldbeladenen Menſchen doch nichts wieder. Das kann nur der allmächtige Gott. — Nach einiger Zeit zeigte mir Waſſili an, ſein Schwager Max habe ihm Vollmacht ertheilt, die

Erbſchaft anzutreten. Ich erſchrack, und ſuchte Ihren Aufenthalt zu erfahren. Aber er ſagte mir natürlich nichts. Wir ſtanden uns nun einander ſcharf beobachtend gegenüber. Die Vollmacht wurde endlich von der Behörde, bei welcher er ſich ebenfalls darüber erklärt hatte, verlangt, er konnte ſie nicht liefern, und griff endlich zu den entſetzlichſten Mitteln, ſein trügeriſches Spiel doch noch zu gewinnen. Hätte ich Ihren Aufenthalt gewußt, und Sie ſchnell nach Petersburg gerufen, alles Störende und Unangenehme für Sie, Ihren Oheim und mich wäre mit einem Male beſeitigt geweſen"

„Durch die geheimnißvolle, überſinnliche Erſcheinung einer Schauſpielerin wurde ich vom Tode meiner Frau unterrichtet und aufgefordert, nach Petersburg zu gehen."

„Wären Sie ihr gefolgt! Baron Turneiſen hat mir bereits in Petersburg von jener Erſcheinung erzählt. Aus ihren Worten geht hervor, daß ſich Ihnen dieſelbe näher offenbart hat."

„Ja und nein, wie Sie wollen. Ich weiß zwar jetzt, daß es eine junge Schauſpielerin, Namens Julie Meier, war, der ein ſo mächtiger und ungewöhnlicher Einfluß auf mich geſtattet wurde;

wer ſie aber eigentlich war, woher ſie gekommen, wohin ſie gegangen, das Alles weiß ich nicht. Wie ein ſchöner, heilbringender Traum iſt ſie in mein nachtumhülltes Leben getreten, und eben ſo daraus verſchwunden, ein liebender Schutzgeiſt, ein ſtilles, anbetungswürdiges Wunder, hat ſie mich die rechte Bahn geführt, und dann verlaſſen. Ja, meine Freunde, ich bin faſt zu dem myſtiſchen Glauben gekommen, daß dieſes ſtille, ſüße, reichbegabte Kind wirklich mein Schutzgeiſt war, der ſich nur ſo lange verkörperte, als es nöthig war, mein Lebensſchiff über die gefahrvollſte Klippenſtelle hinüber zu leiten; und als dies geſchehen war, iſt ſie wieder in das ihr eigenthümliche Element, in das reine Licht des Himmels zurückgekehrt, deſſen reinſter Geiſt ſie in Geſtalt einer Taube begleitete.“ —

Als die Andern ungläubig darein ſahen, oder den Kopf ſchüttelten, erzählte Max Alles, was ihm mit der Schauſpielerin begegnet war, und er ſchloß mit den Worten: „Auch bin ich es nicht allein, der von dieſem reizenden und unbegreiflichen Weſen mächtig angezogen wurde, und nun um ſie trauert; auch dieſer würdige Greis hier, den ich ſo gern meinen Vater nenne, vorzüglich ſeit mein Vater heimgegangen iſt, auch er iſt, wie durch einen

Zauber, an dieſes unbegreifliche Weſen gebunden geweſen."

„Sie haben Ihren Vater verloren?" fragte der Fürſt.

„Er ſtarb ſanft in Birkendorf, des Generals Gut. Seine letzten Tage in dem ſchönen Schlößchen waren ſehr glückliche. Vorzüglich freute er ſich des Jugendfreundes, des Generals, der ihm alle Liebe erzeigte. Auch wich in der letzten Zeit ſein harmloſer Wahnſinn von ihm, und er überſchaute ſein Leben klar. Friede ſeiner Aſche!"

„Und von der merkwürdigen Julie Meier haben Sie gar keine Spur wieder auffinden können?" fuhr der Fürſt mit der höchſten Theilnahme zu fragen fort. „Wenn ſie nicht mehr lebt, ſo muß man doch erfahren können, wo ſie ſtarb."

„Keine!" verſetzte der General, mit einer Thräne an der Wimper. „Ich liebte ſie, wie mein Kind, und war ſchon gewillt, ſie an Kindesſtatt anzunehmen, und ich hatte mich ſo ſehr an ihr liebes, ſtilles, beſcheidenes Weſen gewöhnt, daß mir etwas fehlte, wenn ich ſie eines Tages nicht ſah. Als ſie mir des Grafen Rettung anvertraut hatte, war ſie noch ein Paar Wochen in der Stadt; ſie trat noch zwei Mal auf, aber bei Weitem nicht mit dem frühern Glück. Dann wurde mir gemeldet, daß ſie erkrankt ſei, ich eilte zu ihr, und fand ſie in trüber Stimmung. Der Arzt ſagte mir, daß ſie an Starrkrämpfen litte. Einige Tage darauf verbreitete ſich plötzlich das Gerücht, die Meier ſei hinter Eck hergereiſt, ohne welchen ſie weder ſpielen, noch leben könne. Man erzählte ſich, er ſei bei ihr in der Garderobe geweſen, als ihn die Polizei geſucht, und ſie habe ihn mit Hülfe ihrer Taube — die ihr alle Geheimniſſe zugeflüſtert — gerettet, und dies mochte wohl durch ſeinen zurückgebliebenen Diener ausgekommen ſein. Ich wußte am Beſten, was daran Lüge und Wahrheit war. Ich eile in ihre Wohnung, und erfahre durchaus weiter nichts, als daß zwei Männer zu ihr gekommen, einen heftigen Wortwechſel mit ihr gehabt, daß ſie den Starrkrampf bekommen, und nach ihrem Erwachen ſchnell ihre Effekten eingepackt, und mit den beiden Männern, die ſie keinen Augenblick verlaſſen, gegen Abend fortgefahren ſei. Die Monatsgage hatte ſie nicht entnommen, kleine Schulden alle pünktlich bezahlt. Ihrer Zofe hatte ſie einen wehmüthigen Gruß und Dank an mich aufgetragen. Ich forſchte bei der Polizei, man wußte nichts von jenen Männern, weil ſie keine

Nacht in der Stadt geblieben waren; ich forſchte bei allen bekannten und genannten Deutſchen Theatern, eine ſo ausgezeichnete Künſtlerin mußte überall Aufſehen machen; es war Alles vergebens. Und ſo betrachtete ich denn den Grafen als ihr ſchönes Vermächtniß, der bald darauf in ſeinem wahren Stande auftrat."

„Theilen Sie uns auch die Veranlaſſung zu dieſer Entpuppung mit, meine Herren," bat der Fürſt; „ich ſelbſt bin nur theilweiſe damit bekannt, mein Arzt und Freund, Doktor Mehlbier, der dieſe Schickſale mit ſo großer Theilnahme vernimmt, iſt aber in all' dieſe intereſſanten Ereigniſſe noch gar nicht eingeweiht."

„Dann werde ich mir das Wort erbitten müſſen," ſagte der Baron Turneiſen. „Kurz nach jener erſten Erſcheinung des Grafen, rief mich der Tod meines Vaters von der Univerſität. Die Verwickelungen ſeiner Angelegenheiten als **ſcher Geſandter raubte mir viel Zeit, und nöthigte mich ſogar zu einer Reiſe nach Petersburg. Da gedachte ich meines Freundes Eck, der Erſcheinung und der Andeutungen auf ſeinen Stand und ſeine Schickſale, die er mir gemacht hatte. Ich glaubte, ihm vielleicht in Petersburg nützlich ſein zu können; auch war ich — ich geſtehe — ſehr begierig, zu erfahren, wer er eigentlich ſei. Vorzüglich viel lag mir aber daran, zu erkunden, ob die Erſcheinung wahr geweſen. Die Sage hatte einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht. Ein Brief, den ich deshalb an Eck ſchrieb, kam mit der von der Poſt gemachten Bemerkung zurück: ſo viel man wiſſe, ſei Herr Eck jetzt in A** engagirt. Mein Weg führte über A**. Dort war mein Erſtes, nach Eck zu fragen. Mit Beſtürzung hörte ich, daß er auf Requiſition der Ruſſiſchen Geſandtſchaft in B** habe arretirt werden ſollen, mit Hülfe einer Schauſpielerin aber entſprungen ſei. Jenes Mädchen ſei ihm bald darauf nachgereiſt, und jede Spur von ihnen verſchwunden. Selbſt von der geheimnißvollen Taube wurde mir viel erzählt, in welcher man jetzt allen Ernſts einen Spiritus familiaris vermuthete. Nun wurde mir dieſe Angelegenheit noch intereſſanter, und der Wirth des Gaſthauſes, mein heftiges Verlangen gewahrend, rieth mir, mich an den General von Birkendorf zu wenden, der die fragliche Schauſpielerin ſehr begünſtigt habe, und mir gewiß, wenn er nur wolle, einen Wink geben könne, wohin ſie ſich gewendet. Ich fuhr bei dem General vor, und wurde äußerſt freundlich empfangen. Ich erzählte von meiner Reiſe nach Petersburg, und von meiner Freundſchaft für Eck, und ſchloß mit der Bitte, mir ſeinen Aufenthalt zu nennen, wenn er denſelben wiſſe. Anfangs traute mir der General nicht.“

„Ei nun geſteh' ich's offen,“ lachte der Greis, „ich hielt Sie auch für einen ruſſiſchen Spion, der den mir anvertrauten Mann fangen wolle. Als Sie mir aber von Ihrer Freundſchaft mit Eck erzählten, mir Ihre Papiere vorlegten, und ich dazu in ihr offenes, ehrliches Geſicht ſah, ſchwand der Wahn. Ueberdies war mir der Name Ihres Hauſes als ein höchſt ehrenwerther bekannt.“

„Genug,“ fuhr der Baron fort, „wir lernten uns bald näher kennen, und der General verſprach mir, noch immer mit lobenswerther Vorſicht, mich ſelbſt zum Gegenſtande meiner Wünſche zu führen. Wir reiſten zuſammen nach des Generals Gute, wo ich den Freund als einen liebenden Sohn an der Seite ſeines alten Vaters fand. Sein Empfang meiner benahm dem General allen Zweifel. Kaum hatte ich nun Eck von meiner vorhabenden Reiſe unterrichtet, als er mich erſuchte, die Erbſchaft ſeiner Frau dort durch Vollmacht zu erheben, und mich nach der Urſache ſeiner Verfolgung von

Seiten der ruſſiſchen Regierung genau zu erkundigen. Er nannte mir natürlich nun ſeinen wahren Namen; wir ſchloſſen den innigen Freundſchaftsbund noch feſter, und wir vier Menſchen verlebten einige recht glückliche Tage zuſammen. Der einzige Kummer meiner Freunde war, daß ſie von Julie Meier nichts wußten. Bald darauf reiſte ich mit der von den Gerichten des Generals confirmirten, und von dieſem ſelbſt als Zeugen unterſchriebenen Vollmacht ab."

„Hier muß ich einſchalten," fiel der Fürſt dem Erzähler in die Rede, „wie es mit dem Befehl, den Schauſpieler Eck in A** feſtzunehmen und nach Petersburg auszuliefern, zugegangen war. Waſſili Jurkow, von Schuldnern gedrängt, und nur als geſchickter Seiltänzer auf einem dünnen Seile über dem Abgrunde, den er ſich ſelbſt bereitet, balancirend, war, wie ich ſchon angedeutet, zu Allem entſchloſſen, ſich in den Beſitz der Hinterlaſſenſchaft der Gräfin zu ſetzen. Wie wir wiſſen, war Max ahnungslos ſo unvorſichtig geweſen, ſich nach jener erſten Erſcheinung, die ihm Aurora's Tod verkündet, an Waſſili zu wenden, obgleich ihm dieſe Erſcheinung ſehr weiſe gerathen, ſelbſt nach Petersburg zu gehen. Als nun Waſſili auf ſeinen Brief an den Grafen die erbetene Vollmacht zur Hebung der Erbſchaft nicht erhielt, ſandte er den Polen Linsky, Attaché der ruſſiſchen Geſandtſchaft in B**, einen ihm ſehr vertrauten Schurken, nach A**, mit dem Auftrage, die Vollmacht zu erzwingen, oder, wenn dieſes nicht gelinge, den Grafen aus dem Wege zu ſchaffen. Dann wollten ſie eine von Linsky confirmirte, falſche Vollmacht ausſtellen. Dieſe beiden Männer hatten ſich früher auf ähnlichen Wegen als würdige Genoſſen erkannt, und ihre Freundſchaft am Pharotiſch beſchworen. Linsky, der eben ſo dringend Geld brauchte, wie Jurkow, erhielt von dieſem das Verſprechen des vierten Theils der Erbſchaft. Das Alles iſt aktenmäßig erwieſen. Als nun ſelbſt der Mordverſuch fehl ſchlug, trug Jurkow darauf an, die Erbſchaft gerichtlich in Beſchlag zu nehmen; er werde aus Papieren, in deren Beſitz die Gräfin geweſen, beweiſen, daß Graf Max Eigl ein Rebell und Majeſtätsverbrecher ſei, und daß ſein Vermögen ſeiner Schweſter, als ſeiner Erbin, zugeſprochen werden müſſe. Die Behörde erklärte, nicht eher darauf eingehen zu können, als bis Graf Max Eigl die Erbſchaft wirklich angetreten habe. Nun nannte Jurkow den angenommenen Namen, Stand und

Aufenthaltsort des Grafen, und drang auf ſeine Gefangennehmung. Dieſe wurde ſofort durch die Geſandtſchaft zu B** verfügt, und Linsky leitete die Sache. Wäre der Graf in dieſes Menſchen Hände gefallen, ſo wäre er verloren geweſen. Entweder hätte er ihn vergiftet, oder er wäre, durch dieſe Papiere überwieſen, auf Lebenszeit nach Sibirien gebracht worden. Hätte der Graf aber ſeinem Schwager die Vollmacht ausgeſtellt, ſo hätte dieſer das Erbe ebenfalls behalten, und ihn mit dieſen Papieren von jeder Klage zurückgeſchreckt. So war Alles zu unſres Max zeitlichem Verderben eingeleitet, und ich wußte nichts davon. Als nun der Anſchlag mißlang, veruneinigten ſich Jurkow und Linsky, indem Jener Dieſen beſchuldigte, das Gelingen des Plans durch Nachläſſigkeit vereitelt zu haben. Linsky, im höchſten Grade aufgebracht, forderte ſeine Belohnung, die von Jurkow mit dem giftigſten Hohn verweigert wurde. In der größten Wuth vergaß ſich Linsky ſo weit, daß er an den General Eigl einen Brief ſchrieb, einen Theil des Anſchlags auf deſſen Neffen verrieth, und Jurkow's Treiben mit den ſchwärzeſten Farben ſchilderte. Der General, durch mancherlei andere Umſtände, und vorzüglich durch die Worte der ſterbenden Aurora, auf Jurkow's Treuloſigkeit aufmerkſam gemacht, lieferte, um der Sache auf reinen Grund zu kommen, den Brief des Polen an die Behörde ab, und nun wurden Beide, Jurkow und Linsky, plötzlich arretirt, und ihre Papiere in Beſchlag genommen. Hier fand man eine ungeheuere Maſſe der tiefſten Nichtswürdigkeit, und ſogar den Anſchlag auf Max's Leben. Linsky wurde nach Petersburg gebracht, und die Verbrecher einander gegenüber geſtellt, die nun, um ſich gegenſeitig zu verderben, von Rache geſpornt, die ſchamloſeſten Geſtändniſſe machten. Jurkow's Gläubiger meldeten ſich, dem General gingen die Augen ganz auf über ſeinen Sohn; er zeigte jetzt die unbeugſame Feſtigkeit ſeines Charakters; ſtreng wieß er die Bitten von Waſſili's Mutter für ihren Sohn zurück; er nahm ſeine Nichte mit ihren Kindern zu ſich, und ließ die Ehe trennen. Jurkow ſtürzte in den Abgrund. Zu derſelben Zeit erſchien der Baron von Turneiſen, unſer Freund, mit Max's Vollmacht in Petersburg. Er war ſo gütig, mir ſeinen Beſuch zu machen, wir lernten uns kennen, ich ihn lieben. Er mußte mir Alles, was er von Max wußte, erzählen. Die Siegel der Erbſchaft wurden gelöſt, und ihm das Vermögen ausgeliefert. Eine kleine Summe reichte hin, das verhängnißvolle Päckchen mit den Papieren, nach welchen man allerdings höhern Orts gefragt hatte, und das ich ganz genau kannte, in meine Hände zu bringen. Bei der Nachſuchung wurde nichts gefunden. Man gab mir, als Turneiſens (der ſich nicht ſo lange in Petersburg aufhalten konnte, bis alle in Beſchlag genommenen Papiere der Gräfin unterſucht waren) Bevollmächtigten, alle Dokumente als unverdächtig nach einigen Monaten zurück, und ich habe Alles mitgebracht, um es in die Hände des rechtmäßigen Erben zu legen."

„Und aus Allem geht klar hervor," ſetzte der Graf Max hinzu, „daß ich mein Glück allein jenem wunderbaren Mädchen zu verdanken habe, deren Andenken in meiner dankbaren Erinnerung wie ein tiefes Räthſel ſteht, hell und durchſichtig, aber doch unergründlich wie das Meer."

„Ihr Andenken wird uns heilig ſein, auch mir gar unvergeßlich, denn auch meinem Leben hat ſie eine unerwartete Wendung gegeben," ſagte Mathilde mit einer ſchier ſchmerzlichen Betonung, und der Fürſt warf ahnungsvoll abermals einen forſchenden Blick auf ſie. —

Von jenem Tage an lebte ſich die kleine Geſellſchaft von Freunden immer mehr in einander. Der alte Birkendorf gewann in dieſem Kreiſe jene heitere, joviale Ruhe des Alters, die oft den Abend des ſpäteren Lebens wie ein leuchtendes Abendroth überglänzt. Sein einſames Leben von der Flucht ſeiner Tochter bis jetzt, wurde nun durch die freundlichſte Geſelligkeit aufgewogen, und wenn einmal die ſchmerzliche Erinnerung an ſein einziges Kind wie ein dunkler Schatten über die helle, abendrothe Herbſtlandſchaft ſeiner Tage lief, dann eilte er zu Mathilden, der er nach Juliens Verſchwinden, ſeine Liebe zugewandt hatte, und hätſchelte ſie, wie ein geliebtes Kind. Nur um ihre Lippen zuckte es fort und fort, wie verhaltene Wehmuth, und ihr Lächeln glich dem Blick der ſchwachen Winterſonne. Man nahm dieſe ſchwermüthige Stille für Ergebniß eines tiefen Gefühls, das Mathilde auf vielfache Weiſe bethätigte, und des Temperaments, in welcher Anſicht ihn Turneiſen beſtärkte. Freilich überraſchte er ſich zuweilen, wenn er an ihrer Seite ſaß, daß plötzlich Juliens reizgeſchmücktes, ſtrahlendes Bild im Spiegel ſeiner Seele auftauchte, er wußte nicht wie, und ihn dann eine unausſprechliche Sehnſucht erfaßte. Aber er redete ſich immer dann ein, ſie ſei ſein Schutzgeiſt geweſen, und keine irdiſche Geſtalt; ja, wenn ſie wirklich gelebt, müſſe ſie geſtorben ſein, nachdem ſie ihn gerettet, und er blickte dann dankbar an ihrem, in ſeiner Seele leuchtend ſtehenden Bilde, gleichſam anbetend, wie vor einer Schutzheiligen, empor, und flehete ſie an, ſeine Liebe und ſeinen Bund mit Mathilden zu ſegnen. —

Eines Tages, als die Geſellſchaft um den Fürſten verſammelt war, legte der Kammerdiener die neueſte, eben ausgegebene Badeliſte vor, welche Graf Max ſtill durchmuſterte. Plötzlich verrieth eine Bewegung in ſeinen Zügen, daß er einen unangenehmen Eindruck empfangen hatte.

„Fällt Dir ein Name auf?“ fragte ihn Mathilde theilnehmend.

„Freilich, meine Liebe! Der Name eines Mannes, an welchen ſich die trübſten Erinnerungen meines Lebens anketten. Der herzoglich **ſche Hoftheaterintendant und Oberkammerherr von Eichenhauſen iſt ebenfalls als Badegaſt hier eingetroffen. Ich muß geſtehen, dieſer iſt der einzige Menſch im ganzen deutſchen Lande, dem zu begegnen mir widrig iſt.“

„Du brauchſt ihn nicht zu meiden,“ meinte

Turneiſen, „er wird vielmehr Dir aus dem Wege gehen.“ —

Am andern Tage erfuhren die Freunde im Kurſaal unter den Tagesneuigkeiten eine, welche alle Gäſte ganz vorzüglich zu intereſſiren ſchien, und die von Mund zu Mund lief. Der Hoftheaterintendant von Eichenhauſen, hieß es nämlich, ſei ſehr krank, und in einer für ſeinen Stand merkwürdigen Begleitung, angekommen, nämlich in der einer Nonne, die ſich bereits in ihrem vollen klöſterlichen Ornate gezeigt habe. Dieſe auffallende Verbindung wurde dieſen und den folgenden Tag auf's Angelegentlichſte beſprochen, bis die Neugierigſten durch den Badearzt den Grund und den Zuſammenhang dieſer Begleitung erforſcht hatten, und nun ſo glücklich waren, ihn ausbreiten zu können. Eichenhauſen war bei ſeiner Durchreiſe durch eine Rheinſtadt im Gaſthofe von einem Schlagfluſſe betroffen worden und lebensgefährlich erkrankt. Der Arzt hatte ihm zur Wärterin eine Schweſter aus dem nahen Kloſter der barmherzigen Schweſtern empfohlen, und dieſe hatte ihre Pflicht zu ſo größter Zufriedenheit des Kranken erfüllt, daß er Alles in Bewegung geſetzt hatte, um die Erlaubniß für die hülfebringende Nonne auszuwirken, daß ſie ihn in's Bad begleiten durfte. Dies war ihm nach vielen Schwierigkeiten gelungen, und Schweſter Beata erkannte nur den Willen Gottes darin, und folgte ihm zur weitern Erfüllung ihrer Pflicht. Seine Krankheit habe ſich unter ihrer liebevollen Pflege ſehr gebeſſert. — Die Nonne wurde von frommen Badegäſten ſehr belobt; ſie gab einige Tage den Gegenſtand der Unterhaltung ab. Jedermann war neugierig auf ſie, aber ſie ärgerte endlich Alle, weil ſie nicht ausging. Nun erhoben ſich einige Stimmen, die behaupteten, der alte Hoftheaterintendant habe eine frühere Flamme in der Schweſter Beata wiedererkannt, und daher rühre das innige Attachement. Man witzelte nun noch ein Paar Mal über das Verhältniß; dann wurde es nicht mehr erwähnt. —

Im Kreiſe um den Fürſten Raſumowski wurde der Name des Herrn von Eichenhauſen gar nicht ausgeſprochen. Max war überhaupt mit einer andern Angelegenheit ſehr beſchäftigt, die ihn Briefe ſchreiben und Turneiſen mehrmals auf Reiſen ſchicken ließ. An Mathilde's Geburtstag, der in den Juli fiel, enthüllte ſich ſein Geheimniß. In das ſchöne Blumenangebinde, welches er früh der

Braut überreichte, hatte er ein Dokument verborgen. Sie öffnete es und las; ſein Blick hing trunken an ihren Zügen. Aber ſie erblaßte und wandte das Auge unruhig ab.

„Das Geſchenk Deines väterlichen Gutes ſcheint Dir keine Freude zu machen?“ fragte er beſorgt. „Und ich glaubte damit den Inbegriff Deiner ſchönſten Wünſche erlauſcht zu haben.“

„Es macht mir Freude,“ ſagte ſie, ſich faſſend, und küßte ihn auf die Stirn. „Du weißt, Max, daß ich nicht excentriſch bin. Ich danke Dir. Doch geſtehe ich Dir, daß ich lieber mit Dir auf Deinen Beſitzungen leben werde.“

„Aber unſere Hochzeit wird in Odeleben ausgerichtet,“ ſagte Max beſtimmt und verſtimmt. „Dazu habe ich Gründe. Nämlich, meine Schweſter, die Gräfin Oßneck, wünſcht es, und hat mir deshalb ausdrücklich geſchrieben. Sie hat ſich von mir erbeten, die Hochzeit dort ausrichten zu dürfen. Auch wird es eine Doppelhochzeit ſein; denn Deines Bruders ehemaliger Hofmeiſter, der Pfarrer Lehmann, den ich ſehr ſchätze, und der mir perſönlich bekannt iſt, wird mit der Tochter des verſtorbenen Förſters auf Odeleben mit uns zuſammen getraut, was die Heiterkeit des Feſtes gar ſehr erhöhen wird.“

Mathilde widerſprach nicht, aber eine bedenkliche Röthe flammte fiebernd auf ihren Wangen, und ein leichtes Zittern lief über ihre Glieder.

Obgleich Raſumowski auf die Verbindung des Paares drang, ſo konnte ſich Max doch durchaus nicht dazu verſtehen, weil der Fürſt viel zu ſchwach war, um die Reiſe mit zu machen. Die Aerzte verſicherten, daß ſeine Lebensflamme nur noch an der äußerſten Kohle des Dochtes zucke, und jeden Augenblick verlöſchen könne. Deshalb wollten ihn die Freunde nicht verlaſſen, aus Furcht, ihn bei der Rückkehr nicht mehr am Leben zu finden. Ja, die Aerzte gaben auch nicht zu, daß die Trauung des Paares im Bade vor ſich gehe, was der Fürſt wünſchte, weil er wahrſcheinlich an demſelben Tage ſterben werde, was doch gewiß Allen unangenehm ſein würde.

Anfangs hatte es geſchienen, als ob das Bad die beſte Wirkung auf ihn hervorbringe, und er ſelbſt ſchöpfte in manchen heitern Augenblicken wieder einige Lebenshoffnung; aber bald war Alles aus; er verkannte es ſelbſt nicht, daß er ſeiner Auflöſung nun mit um ſo raſchern Schritten entgegen gebe. Bei den Gerichten des Orts legte er ein Teſtament nieder, deſſen beglaubigte Abſchrift er nach Petersburg an ſeine Behörde ſandte. Zum Executor des Teſtaments ernannte er den Baron von Turneiſen. Still und ergeben ſah er nun dem nahenden Tode in's Auge, und fühlte ſich glücklich, von ſo vielen wahren Freunden umgeben, hinüber zu gehen zu der geliebten, heiß erſehnten Freundin.

Auf dieſen Kreis warf aber ſein langſames Dahinſcheiden eine wehmüthige Beleuchtung, die der gebrochenen Lebensſtrahlen, derjenigen gleichend, welche ein Regenbogen über die in Perlenſchmuck des Regens prangende Landſchaft wirſt. Die Freunde waren in Thränen und Schmerz ſo mild und glaubensſelig. Max wurde von des Fürſten Dahinſchwinden ſo ergriffen, daß er faſt nie mehr vom Bette deſſelben wich, und ſeine Braut beinahe darüber vergaß. Dieſe ſchien ſich aus der ſcheinbaren Vernachläſſigung nichts zu machen; Max fand ſie desohngeachtet oft in Thränen, die ſie dem Schmerz um den Fürſten zuſchrieb. Hätte Max ein unbefangeneres Auge gehabt, er würde entdeckt haben, daß ſie ihn täuſchte. Zuweilen war es ihm doch, als hebe eine ihm unerklärliche Angſt ihre Bruſt, und als ſchwebe ein Geheimniß auf ihren Lippen, das ſie auszuſprechen ringe; wenn er ſie aber fragte, ob ſie ihm etwas zu ſagen, lächelte ſie ihm Nein zu; ihre Stirn wurde wieder glatt und heiter, und er redete ſich ein, ſich getäuſcht zu haben. Er war viel zu ſehr mit dem Fürſten beſchäftigt, und die Blicke des Sterbenden hingen dafür ſtets ſo dankbar ſelig an ſeinen Augen, als daß er die eigenthümliche Spannung hätte wahrnehmen ſollen, welche zwiſchen ſeiner Braut und deren Bruder ſtattfand. Der Fürſt ſah aber heller, und eines Tags, als er ſchon ſo weit war, daß ſeine Umgebung ſein Ende erwartete, flüſterte er Max, den er allein bei ſich ſah, mit kaum noch vernehmbarer Stimme zu: „Prüfe Mathilden, eh' Du ſie zu Deinem Weibe machſt!“— Dieſe Worte veranlaßten Max zu tiefem Nachdenken, aber das eintretende, zwar nicht unerwartete, aber doch höchſt ſchmerzliche Ereigniß drängte ſie ihm wieder aus der Seele, und verhinderte ihn, die Braut zu beobachten. Denn zwei Tage darauf, am frühen Morgen, ſtellten ſich die düſtern Verboten eines nicht leichten Todes beim Fürſten ein. Der Kampf begann zwiſchen dem jungen Leben, dem friſchen Herzen und dem kalten, grauſamen Würger; es war ein herzzerreißender. Max hielt die erkaltende Hand, und trocknete ihm den Todesſchweiß von der Stirn. Bange, ſchwere Stunden zogen vorüber. Der Sterbende ſprach zuweilen noch ein Wort, es war das des tiefgefühlten Danks. Deutlicher ſprachen ſeine Blicke. Nachmittags wurde er ruhiger. Nur Max, der General Birkendorf und der Arzt waren bei ihm. Die Nachricht von ſeinem ſchweren Todeskampfe hatte ſich ſchnell unter allen Badegäſten verbreitet, und Alle ſprachen mit der größten Theilnahme davon. Es hatte ſich eine wehmüthige Stille über den ganzen Ort verbreitet.

Max hörte ein Flüſtern vor dem Zimmer; der Ton der weiblichen Stimme, welche mit dem Kammerdiener leiſe ſprach, ſchien ihm bekannt. Dieſer trat gleich darauf herein, und ſagte mit verhaltenen Thränen: „Die fromme Schweſter Beata läßt bitten, am Bette des Sterbenden für ſeine Seele beten zu dürfen, bis ſie eingegangen ſei in den ewigen Frieden.“

Befremdet ſah Max auf den Fürſten. Dieſer aber nickte bejahend und ſelig lächelnd. Der Diener ging. Eine weißgekleidete Nonne trat herein, grüßte mit leichter Kopfbeugung, trat ernſt und feierlich an das Bett, ſchlug den Schleier zurück, ergriff die Hand des Fürſten, und preßte in großer Bewegung ihre Lippen darauf. Dann ſank ſie ſchluchzend in die Knie, hob die gefalteten Hände empor, und betete ſtill und inbrünſtig. Aber der Fürſt und Max hatten ſie beide zugleich erkannt.

„Anna!“ ſtöhnte Jener auf, und ergriff die Hand der Beterin krampfhaft.

„Anna!“ rief dieſer, und ſchaute ihr verwundert in das bleiche, ernſte, ſchöne Geſicht.

„Das war einſt mein Name,“ verſetzte die ehemalige Sängerin; „ich habe ihn abgelegt mit allen Wünſchen und Thorheiten, die ſich auf das Gemiſch von Unſinn und Erbärmlichkeit beziehen, auf welches ein verklärender Strahl der göttlichen Liebe fällt, und welches wir Welt nennen. Ich bin es, die ihr meint, meine Freunde, und bin es doch auch nicht mehr; denn nicht nur den Namen habe ich geändert, auch den Menſchen.“

„Um Gott, wie ſind gerade Sie zur Nonne geworden?“ fragte das Erſtaunen Max's.

„Nenne mich Du, wie es der Schweſter zukommt,“ ſagte ſie verweiſend. „Und wenn es Dir ein Wunder dünkt, daß Du mich in dieſem ſchlichten und ſtrengen Kleide der Buße und Liebe ſiehſt, ſo bedenke, daß der Herr gerade an ſündigen Herzen die Wunder ſeiner Gnade am erſten und liebſten offenbart. Ich bete an im Staube, mit dankerfülltem und zerknirſchtem Herzen, daß dies heilige Wunder an mir geſchehen iſt, und habe dafür mein Leben, meine ſchwache Kraft, welche Gott jedoch ſtärkt, den Werken der Liebe und des Erbarmens gewidmet. So hat mich der Herr gewürdigt, die Sünderin, daß ich ein Theil ſeiner helfenden Hand wurde. Und ich bin auch hierher gekommen zu Dir, Feodor, dem ich einſt nahe ſtand im Leben als ein ſündiges Weib, um Dir die Botſchaft der göttlichen Liebe, Gnade und Barmherzigkeit zu bringen, ehe Du vor das leuchtende Antlitz des Allerbarmers trittſt.“

Der Fürſt nickte ihr freundlich gerührt zu, und drückte ihre Hand dankbar.

„Du haſt ein großes und ſchönes Loos erwählt, Schweſter Beata,“ ſagte Max feierlich; „aber Dein Herz war immer zum Erbarmen geneigt, das habe ich ja an mir ſelbſt erfahren. Darum freue ich mich ſo innig, Dich wiederzufinden, nach der ich mich längſt geſehnt, um Dir ſagen zu können, wie dankbar Dir mein Herz ſchlägt. — Aber nun ſage mir, durch welche Veranlaſſung biſt Du denn zur

übung dieſer frommen und ſchönen Pflicht ge-
nen?“
Das kann ich mit wenigen Worten. Ich —
vielmehr die, welche ich erſt war — hatte ſo
it Männerherzen geſpielt, bis ich ſelbſt plötz-
in lichten Flammen der tiefſten und heftigſten
zu einem jungen, ſchier unbedeutenden Manne
. Aber er nahm mich für das, was ich ge-
war, und verließ mich, nachdem er mir Liebe
chelt. Ich eilte ihm verzweiflungsvoll nach,
mſchlang ihn, wie eine Wahnſinnige, und wollte
nicht laſſen, aber er ſtieß mich kalt und zornig
f, belegte mich mit Schimpfnamen, die ich
verdient hatte, und ſtellte mir ein reines,
es, unſchuldiges Mädchen als ſeine Verlobte
Da erſtarrte ich; ich ſah, welch' eine Ver-
ne ich war, in welchem Abgrunde ich lag.
erfiel in eine ſchwere Krankheit; ſie ward das
rungsfeuer meiner Seele. Aus der Verzweif-
mich aufringend, erſtarkte ich durch Gebet
romme Gelübde. Ich betete und weinte Nächte
rch auf meinem einſamen, fieberheißen Lager;
ich erſtand endlich davon als eine Umgewan-
Mich ekelte das Treiben der Welt an, aber
ollte ihr nützlich ſein durch meine Kraft, und

vier Wochen ſpäter war ich die barmherzige Schweſter Beata."

„Heil Dir, Beata, Glückliche!" rief Max, und der Fürſt faltete die Hände. Die Nonne kniete wieder vor ihm, und ſprach ihre innigen, frommen Gebete. Die beiden Anweſenden beteten, tief ergriffen, mit ihr. So tönten in dem Zimmer nur die leiſen Worte des Gebets und die ſchweren Athemzüge des Sterbenden, welche gegen Abend in ein ſtärker werdendes Todesröcheln übergingen. Mit der ſcheidenden Sonne ſtarb er, den Blick auf Max und Beata gerichtet, ihre Hände in den ſeinigen haltend, unter ihrem Segensgeflüſter. — Die Nonne verweilte dann in ſtillem Gebet bei der Leiche bis um Mitternacht. —

Als die Freunde den früh Geſchiedenen ſeinem hohen Stande gemäß beerdigt hatten, wurde ſein Teſtament eröffnet. Graf Max Eigl war zum Univerſalerben ſeines großen Allods eingeſetzt. So hatte der edle Fürſt früher begangene Schuld zu ſühnen geſucht. Dankbar weinte Max über der Gruft des Freundes. — Die Vollziehung des Teſtaments machte es nöthig, daß Turneiſen ſogleich nach Petersburg reiſte. Max gab ihm Briefe an ſeinen Oheim und an ſeine unglückliche Schweſter

Anaſtaſia mit. Als Turneiſen fort war, erwartete Max nur noch die Ankunft ſeiner Schweſter Thereſia, welche, ſo lange der Fürſt noch lebte, aus begreiflichen Gründen nicht hatte kommen wollen. Max hatte ihr den Tod deſſelben ſogleich gemeldet und ſie eingeladen, ihn, wie es ihr ausdrücklicher Wunſch geweſen war, nach Odeleben zu begleiten. Dort wollten ſie die nöthigen Einrichtungen und Vorkehrungen zur Hochzeit machen, welche nun erſt Anfangs October ſtattfinden ſollte, wo Turneiſen zurück ſein und Alle ſich wieder zuſammenfinden wollten. Denn der General von Birkendorf nahm Mathilde — ſo war es verabredet — mit nach Birkendorf, wo er ſie, wie er ſich ausdrückte, dem Bräutigam präpariren wollte.

Die Gräfin Thereſia langte an. Auch ſie war ernſter geworden, und in ihre ſchönen, ſtolzen Züge hatte das Leben einige Furchen gezogen. Da hinein ſtreut die Zeit Saaten der Ewigkeit. Sie ließ ſich von Max zu des Fürſten Grab führen, und ſtand einige Minuten ſinnend darauf. Als ſie ging, war ihr Auge voll Thränen. Am andern Morgen wollten Alle abreiſen, Max und Thereſia nach Odeleben, der General und Mathilde nach Birkendorf. Der Graf hatte ſich von ſeinen neuen Unterthanen alle und jede Empfangsfeierlichkeit verbeten; er wollte ſich gewiſſermaßen nur incognito dort aufhalten. Seiner Stimmung war jede rauſchende Freude zuwider. So ſaßen ſie denn Abends noch beiſammen, Max wehmüthig geſtimmt, Thereſia in ſich verſunken, Mathilde unruhig, und nur der General dann und wann ein Paar herzliche Worte ſprechend, auf die aber Niemand zu hören ſchien. Alle Effecten waren bereits gepackt, die Diener noch einmal ausgegangen, und eine eigenthümliche Ruhe lag über der Scene, welche ein prächtiges Abendroth durch die Fenſter mit Purpurglanz übergoß. Plötzlich ſtand die Nonne Beata mitten unter ihnen, ihr ſchönes Antlitz ruhig zu Max wendend. „Der Herr hat einen argen Sünder durch mich bekehrt,“ ſagte ſie, „und der Tod, der an ſeinem Bette ſteht, hat mir mein Werk erleichtert. Er wird in dieſer Nacht noch ſterben; ich habe es ihm nicht verhehlt. Aber er kann nicht ſterben, bevor er nicht Deine Verzeihung aus Deinem Munde gehört hat. Er hat Dir und Deinem Hauſe viel Böſes gethan; gedenke aber deſſen, der am Kreuzesſtamme für die bat, die ihn daran geſchlagen hatten. Komm und folge mir!“ — Alle wußten, wen ſie meinte, obgleich ſie keinen Namen genannt hatte, und Max griff ſchnell nach dem Hute, und ſchritt hinter ihr her. Auf der Treppe des Hauſes, in das ſie gingen, begegneten ihnen Gerichtsperſonen. „Er hat vorhin ſein Teſtament gemacht," ſagte die Nonne zu Max. Sie traten in das Zimmer. Da lag der Mann, der ſein Leben der Lüge, dem Betruge, dem Scheine und dem Golde gewidmet hatte, ohne Kind, ohne Freund, die eine Thräne des Gefühls an ſeinem Lager geweint hätten, und ſah mit Grauſen dem Tode entgegen, der ihn von ſeinen großen Schmerzen erlöſen ſollte, und war noch froh, daß eine fromme Nonne um ihn waltete, um die er es eben ſo wenig verdient hatte, wie um jeden Andern. Sein Geſicht war von Todesangſt entſtellt; die Farbe deſſelben war dunkelbraun, ſchier ſchwarz, ſeine Hände zitterten in convulſiviſchen Bewegungen, ſeine Haare waren geſträubt; die ganze Geſtalt lieferte ein Bild des Entſetzens. „Ach, Sie kommen, Graf Eigl," ſtöhnte er. „Sie ſind ein edler Menſch; ich danke Ihnen. Nicht wahr, Ihr Vater iſt todt?"

„Ja."

„Iſt er mit Groll gegen mich geſtorben? Glauben Sie, daß er mich bei Gott verklagen wird? Ach, ich habe ſchwer an ihm geſündigt!"

„Er iſt, mit allen Menſchen verſöhnt, entſchlaſen; er hat Allen verziehen, die ihm Unrecht gethan, als ein wahrer Chriſt.“

Ein tiefer Seufzer ſtieg aus Garçons Bruſt, wie wenn ſie von einer ungeheuern Laſt erleichtert würde. „Und wollen Sie mir auch vergeben, was ich an Ihnen verbrochen, Herr Graf?“ heulte der Unglückliche. „Ich flehe Sie um Chriſti willen an, verzeihen Sie mir!“

„Es iſt Ihnen Alles mit aufrichtigem Herzen verziehen,“ ſagte Max weich, und legte ſeine Hand in die dargebotene des Kranken. „Möge mir der ewige Richter verzeihen, wie ich Ihnen verzeihe, möge er Ihnen eben ſo verzeihen! Möge Gott Sie tröſten, Herr Garçon!“

„Amen! Amen!“ betete die Nonne.

„Gott vergelt' es Ihnen. Sie haben mir die letzte Stunde erleichtert. Nun kann ich ruhig ſterben.“

„Möge Ihnen Gottes Friede werden, wie mir und uns Allen!“

„Amen! Amen!“ —

Max ging und brachte noch eine ernſte Stunde unter den Seinigen zu. Als ſie früh abreiſten, wurde ihm noch gemeldet, daß Herr von Eichenhauſen in der Nacht geſtorben ſei.

Im Dörfchen, das vor dem Walde gelegen war, harrte der vorausgeſandte Diener, der die Ankunft des neuen Herrn im Schloſſe zu Odeleben angeſagt hatte, und unterhielt ſich mit einem hohen ſtarken Jäger, der, in den mittlern vierziger Jahren, und obgleich finſter und blaß ausſehend, doch noch ein ſehr ſchöner Mann genannt zu werden verdiente. Der Diener war geſprächig, und lobte den Grafen und ſeine Braut, und konnte gar kein Ende finden, das Glück ſeines Herrn zu preiſen. Der Jäger verzog zuweilen das ſchöne, von einem dunkeln Backenbart überſchattete Geſicht höhniſch und grimmig. Dann und wann lugte durch die hintere Thüre, welche aus der Gaſtſtube des Wirthshauſes, wo die Beiden beim Glaſe ſaßen, in die Küche führte, ein bleiches Mädchengeſicht. Der Jäger leerte haſtig einen Schoppen nach dem andern. Der Herbſttag neigte ſich unterdeſſen allmälig ſeinem frühen Ende zu. Ein Reiſewagen fuhr an dem Hauſe an. „Der Herr Graf, mein gnädigſter Herr, und die Frau Gräfin von Oſneck, ſeine Schweſter," rief der Diener, und eilte hinaus; der Jäger ſchickte einen bitterböſen Blick durch die Fenſterſcheiben, warf die Kugelbüchſe über, und verſchwand durch die Hinterthüre.

„Wie weit noch nach Odeleben?" fragte der Graf.

„Eine gute Stunde, gnädigſter Herr; der Weg geht immer fort durch dichten, ſchönen Buchenwald."

„Wir werden mit der Nacht anlangen," ſagte Max zu ſeiner ſtillen Dame. — „Haſt Du Alles ausgerichtet, was ich Dir anbefohlen?" wandte er ſich wieder zum Diener.

„Eure Gnaden werden mit gar nichts beläſtigt werden. Der Pfarrer Lehmann wird Ihnen morgen die Aufwartung machen, und Ihre Befehle erwarten. Der Gerichtshalter wird ſich einfinden, ſobald Sie befehlen. Der Bruder des verſtorbenen Förſters, der einſtweilen den Dienſt bis zur neuen Beſetzung der Stelle verſieht, antwortete mir aber kurz und bärſch: er könne nicht kommen; er ſei ein freier Mann, und Niemand habe ihm zu befehlen. Auch verlange und begehre er die Förſterſtelle nicht; Sie möchten ſie geben, wem Sie wollten; er gedenke ſein Glück weiter zu ſuchen.

Er ſitzt hier in der Wirthsſtube, und ſpricht dem Weine wacker zu. — — Nein, er hat ſich fortgemacht, wie ich ſehe. Ein finſterer, mürriſcher Mann. Die Wittwe des verſtorbenen Förſters und deren Tochter weinten bitterlich über das rauhe, menſchenfeindliche Weſen des Schwagers."

„Wie ſeltſam doch die Menſchen ſind," ſagte Max zur Schweſter. „Womit habe ich nun dieſen, mir ganz fremden Mann beleidigt, daß er mir feindlich geſinnt iſt? Man thut keinen neuen Schritt in die Welt, um mit dem beſten Willen Gutes zu wirken, und ſcharf und eckig tritt einem der böſe Wille entgegen. Das iſt der ewige Kampf des Guten mit dem Böſen. Und ſo muß es wohl ſein; aber das weiche Herz blutet unter dem Fußtritt dieſer Nothwendigkeit. Dieſer Mann ſollte die Förſterſtelle haben; der Baron, der ihm gewogen ſcheint, hatte mich darum gebeten. Es mag drum ſein; ich werde ihm den Dienſt nicht aufzwingen."

„Ich weiß nicht, woher es kommt," verſetzte die Gräfin Thereſia, „aber dieſe unerwartete, feindſelige Demonſtration an der Grenze Deiner neuen Beſitzung beunruhigt auf eine ſeltſame Weiſe. Sie kommt mir wie ein böſes Omen vor."

„Erliegt Dein ſtarker Geiſt auch ſolchen Einflüſſen?“, fragte Max. „Ich glaubte, ich wäre der Einzige aus unſerm Hauſe, der an Ahnungen, Träume und Vorherſagungen glaubt.“

„Ich kann nicht ſagen, daß ich daran glaube; ich kann nur ſagen, daß mich eine unerklärliche Angſt martert. Sieh, ich wollte Dir in Odeleben eine recht große, und Dir gewiß ſehr angenehme Ueberraſchung bereiten, und das iſt eigentlich der Grund, weshalb ich Dich begleitet habe. Nun aber verwandelt ſich meine frohe Erwartung, je näher wir dem Orte kommen, in ein düſteres Bangen, und ich fürchte, es wird nicht Alles ſo, wie ich es mir ausgedacht habe.“

„Eine Ueberraſchung?“ fragte Max. „Geſteh' ich Dir's, auch mir iſt nicht zu Muthe, als ob ich freudig überraſcht werden würde. Auf dem ganzen Wege haben mir ein Paar Worte des Fürſten nicht aus dem Sinne gewollt, die er mir zwei Tage vor dem Tode heimlich zuflüſterte, und die ich vergeſſen hatte, bis ſie mir heute plötzlich wieder einfielen, und mich ſchon baß gemartert haben. Und meine Qual und Unruhe ſteigt ebenfalls, je näher wir dem Ziele unſerer Reiſe kommen. In der That, ich wollte, Johann hätte uns nichts von dem albernen Jäger geſagt. Wir ſind Beide dadurch auf's Höchſte verſtimmt worden.“

Während dieſes Zwiegeſprächs waren ſie in den ſchon düſtre Schatten webenden Wald gelangt. Der Herbſtabend wurde kühl und ſchauerlich. Hie und da glotzte ſchon die Nacht unheimlich aus den Büſchen und hinter den Baumgruppen hervor; zuweilen war's, als griff ſie mit langen, geſpenſtigen Armen nach dem Wagen. Dann und wann raſchelte ein abgeſtorbenes Blatt aus den Wipfeln herab auf die Pferde. Der Wind erhob ſich und machte die Bäume rauſchen; der Kutſcher brummte leiſe eine ſchwermüthige Weiſe. Die beiden Geſchwiſter wurden ſtill. Thereſia wollte Max fragen, was ihm der Fürſt zugeflüſtert, aber ſie that es nicht, und wußte doch auch nicht, weshalb ſie es nicht that. Die Bruſt war ihr gepreßt. In Max's Bruſt wurden herbſtliche Gefühle immer ſtärker. Sein Leben ging in nebelhaften Bildern an ihm vorüber; die Erinnerung an ſeine Braut erſchreckte ihn; dagegen blieb ſein innerer Blick an Aurora's verklärter Geſtalt hängen. Zuletzt ſtand das liebe Bild ſeines Schutzengels friſch und lebendig in ihm. Alles Andere hatte er vergeſſen. Auch in Thereſia's Erinnerung war plötzlich eine ihr einſt theuere Geſtalt aufgetaucht, ſie wußte nicht wie; ein Jüngling, den ſie einſt mehr geliebt, als ſie geſollt, ſtand in ſeiner vollen, friſchen Schönheit vor ihrer Seele. So lebendig hatte ſie ſeiner ſeit vielen Jahren nicht gedacht. „Wohin mag er gekommen, was mag aus ihm geworden ſein?" ſeufzte ſie unwillkürlich.

Es war ſo dunkel geworden, daß man nur die Gegenſtände noch unterſcheiden konnte. Die Pferde gingen einen ruhigen Schritt. Plötzlich ſtürzte eine weibliche Geſtalt, von einer Taube umflattert, aus dem Walde hervor, und fiel den Pferden in die Zügel, indem ſie dem erſchrockenen Kutſcher mit dem Tone der höchſten Angſt und Verzweiflung zurief: „Um Gottes Willen, wenden Sie um! Schnell! ſchnell! Zurück! Zurück!" Keinen Schritt weiter! Und die Taube ſtieß dazu laute und ängſtliche Töne aus.

Der Graf erwachte, wie aus einem tiefen Traume. Dieſe Stimme kannte er zu genau. Unter Millionen Stimmen hätte er ſie herauserkannt; hatte ihr Nachhall doch fort und fort in ſeiner Seele getönt; hatte er doch ſo eben noch mit dem Bilde der Beſitzerin dieſer Stimme ſich ſo ſüß beſchäftigt, war er doch ganz in Anſchauung und

Anbetung deſſelben verſunken geweſen. Und beſtätigte endlich nicht die Taube, wer jene war?

„Julie!“ rief er mit der holdeſten Ueberraſchung ſeines Herzens, obgleich er ihre Züge nicht erkennen konnte. „Julie, Du biſt's! Du mußt es ſein!“

„Ich bin's; aber zurück! Laſſen Sie die Pferde wenden, und fahren, was ſie vermögen!“ rief das Mädchen in geſteigerter Angſt.

„Meine theuere, meine geliebte Freundin, wie kommen Sie hierher in dieſen Wald, und in dieſer dunkeln Nacht? O ſteigen Sie ſchnell herein! Sie wiederzufinden iſt der Gipfel meines Glücks.“

„O barmherziger Gott!“ jammerte das arme Mädchen. „Ich beſchwöre Sie, Herr Graf, kehren Sie zum Dorfe zurück! Fort von dieſer Stelle! — Allgütiger Himmel, ich höre ſeine Tritte ſchon drüben im Laube raſcheln!“ flüſterte ſie dringend.

„Aber was iſt's denn? Warum ſollen wir denn umkehren?“ fragte der Graf beſorgt, und beugte ſich aus dem Wagen zu dem verzweifelten Mädchen hin. In dieſem Augenblicke fiel ganz nah ein Schuß. Julie und Thereſia ſtießen zugleich einen gräßlichen Schrei aus. Der Kutſcher fiel vom Bock, der hinten aufſitzende Diener ſprang wehklagend ab; die Pferde bäumten ſich. „Ich bin getroffen!“ ächzte der Graf.

„Ich auch!“ ſchrie die Gräfin.

„Ich kann nicht weiter!“ ſagte der Graf. „Helft mir aus dem Wagen!“

„O Max! Max, meine Ahnung!“ jammerte Thereſia. „Wir ſind von Mördern überfallen.“

Julie hielt mit ihrem ſchwachen Arm die Pferde; ſie ſchien die Kräfte einer Rieſin zu beſitzen. Kutſcher und Diener hoben den Grafen aus dem Wagen, und ſetzten ihn unter einen Baum. Thereſia fiel neben ihn auf die Knie und wehklagte. Julie rief dem Kutſcher zu: „Jetzt fahrt, daß die Stränge reißen, und holt Hülfe herbei.“ Er folgte ohne Weiteres dem Befehle. Der Diener blieb, um ſeinem Herrn beizuſtehen. Julie kam herbei, als aber der Graf ſagte: „Ich glaube nicht, daß ich noch eine Stunde zu leben habe,“ da fiel ſie in Ohnmacht dicht neben ihn, und ihre Taube umkreiſ'te ſie wehklagend.

„O mein Schutzengel!“ ſagte Max, „wo biſt Du? Biſt Du wieder zum Himmel zurückgekehrt?“ Und er zog die Ohnmächtige an ſeine Bruſt. Seine Lippen fanden die ihrigen, ſein rinnendes Blut beſiegelte den wunderbaren Bund, und die Bäume rauſchten über ihren Häuptern ein heiliges Brautlied. Der Vogel der Liebe aber ſaß zu ihren Häupten.

Das Entſetzen der Gräfin ſollte noch geſteigert werden. Hinter einer ſtarken Buche hervor trat der Jäger aus dem Wirthshauſe, und raunte ihr ins Ohr: „Thereſia!“ Sie erbebte. Denn ſie erkannte dieſe Stimme ſogleich wieder, obgleich ſie dieſelbe faſt fünf und zwanzig Jahre lang nicht vernommen hatte. Aber hatte ſie nicht vorhin den Beſitzer dieſer Stimme ſo deutlich vor ihrer Seele ſtehen ſehen? Sie wußte, der Mann hinter ihr war Ligatſchnek, der Gegenſtand ihrer erſten Liebe. Sie ſah ihn nicht an; ſie wußte ja doch, wer er war, aber ſie bebte bis in das innerſte Herz; denn ſie ahnete auch, was er von ihr wollte.

„Folge mir!“ befahl er ihr, und willenlos ließ ſie ſich von ihm in den Wald leiten.

„Wohin führſt Du mich? Was willſt Du von mir?“ unterbrach ſie endlich das Schweigen. Sie mußte ein Paar Worte ſprechen, ſollte ihr das Herz nicht vor Furcht zerſpringen.

„Du wirſt es gleich erfahren,“ verſetzte er kalt.

Gleich darauf kamen ſie zum hohen, abſchüſſigen Ufer eines in der Tiefe brauſenden Waldbachs.

Hier ſtand ein ſteinernes Kreuz, wo vor Zeiten ein Menſch hinabgeſtürzt und ertrunken war.

„Knie nieder und bete!“ ſagte der fürchterliche Jäger ernſt, „denn Du mußt ſterben.“ Er nahm die Büchſe von der Achſel, und lud ſie mit der größten Kaltblütigkeit. Sie fiel zitternd am Kreuze in die Kniee, ein Paar Sterne blickten aus dem offenen Himmelsraum herab, und beleuchteten die Scene ſpärlich. Das Rauſchen des Bachs und der Bäume, das Geraſſel des Ladeſtocks — es war Alles ungemein ſchauerlich. Die ſtolze Frau auf den Knieen konnte nicht beten. Sie ermannte ſich und ſagte mit feſter Stimme: „Tödte mich nicht; ich will gut und fromm werden. Ich bin noch ſo jung! Ich kann noch viel Gutes thun. Und was habe ich denn an Dir verbrochen, daß Du mich dafür ermorden willſt?“

„Du weißt es nicht?!“ rief der Jäger verwundert, ja ſchier entſetzt. „Dann kann ich Dich freilich nicht ſogleich ſtrafen. Erſt muß ich es Dir ſagen. Mit ſüßem Schmeichelwort, mit Blick und Kuß haſt Du mein junges, unverdorbenes Herz an das Deine geriſſen, und haſt ihm die heiligſte, heißeſte Liebe geheuchelt. Durch Deine Liebe zum Gott erhoben, war ich auf dem Wege zu allem

Großen. O, welch' ein herrliches Ziel würde ich erreicht haben, wenn Du nicht eine Lügnerin geweſen wärſt! Frech und hohnlachend haſt Du meine Jugend vergiftet, haſt mich herabgezerrt von meiner Höhe in den Koth, haſt mich vom Gott zum Teufel gemacht. Mörder, Mordbrenner, Frauenſchänder, das bin ich durch Dich geworden. Ich war's, der Deines Vaters Schloß in Brand ſteckte, weil ich Dich zu Aſche verbrennen wollte; ich war's, der Deinen Bruder erſchoſſen hat; denn Mathilde von Turneiſen war mein, wie Du einſt mein geweſen. Du haſt mich unausſprechlich elend gemacht, und Mathilde iſt es wieder durch mich geworden. Da führt Dich das Schickſal zur rechten Stunde mir zu. Wir wollen Abrechnung mit einander halten, falſches Weib! Schon ein Mal ſandte ich Dir eine Kugel zu, ich verfehlte Dich. Heute werd' ich beſſer treffen."

Thereſia rang die Hände in Todesangſt. „Joſeph," rief ſie, ich liebte Dich wahrhaftig; ich habe Dich ſtets geliebt! ich befreite Dich aus dem Kerker. Ich fiel meinem Stolze zum Opfer, und ich bin furchtbar beſtraft worden. Auch mein Leben war elend, ein hohles Geſpenſt eitler Größe ging ich durch ein leeres Leben; und um es nur auszufüllen, wurde ich eine Verworfene. Ich bin ſchon an Dir gerächt; darum tödte mich nicht.“

„Du biſt noch nicht genug an mir gerächt,“ verſetzte er kalt, „aber meine Rache wäre unvollſtändig, wenn ich Dich erſchöſſe, Du ſchlechtes Weib. Nein! Du ſollſt meine Mörderin ſein. Schieße mich nieder, Weib! Gieb mir den Tod, Du, die Du mein Leben vergiftet, meine Jugend gemordet haſt!“ Er ſpannte den Hahn, und reichte ihr die Büchſe hin, deren Mündung er auf ſeine Bruſt ſetzte.

Sie erblaßte von Neuem, und bebte, wie ein Zweig im Sturme. „Nimmermehr!“ ſtöhnte ſie.

„Du haſt zu wählen. Entweder tödteſt Du mich mit dieſer Kugel im Laufe, oder ich jage ſie Dir durch's Herz. Entſchließe Dich ſchnell!“

„Morde mich! Ich bin bereit.“

Er nahm die Büchſe wieder mit einem teufliſchen Lachen. Sie kniete am Kreuze nieder und hob die Hände gefaltet empor, das tödtliche Blei erwartend. Er war einen Schritt zurückgetreten. Sie hob die Augen zu den Sternen und betete: „Maria, heilige Mutter, nimm Dein reuiges Kind auf!“

Da fiel der Schuß. Thereſia ſchauderte zuſammen. Ein ſchwerer Körper fiel dröhnend die hohen Ufer hinab und ſtürzte in den Bach. Sie war unverletzt. Ligatſchnek hatte das Rohr gegen ſich ſelber gekehrt. Sie ſtarrte lange ſchaudernd vor ſich hin; ihre Gedanken waren verwirrt, ſie konnte ſich auf nichts beſinnen. Lange lag ſie da, dem Wahnſinn nahe, endlich verließ ſie das Bewußtſein; ſie fiel ohnmächtig am Kreuze nieder.

Anders geſtaltete ſich die Scene am Wege. Die Sterne blinkten ſo ſtillſelig durch die gelichteten Kronen der Bäume auf das hier liegende Paar herab; waldliche Herbſtblumen neigten träumeriſch die Köpfchen zu ihnen hin; die Taube gurrte ſo liebezärtlich; ein ſchlankes Reh kam, aufgeſcheucht, herbei und ſah ſie aus dem Buſch mit großen, verſtändigen, verwunderungsvollen Augen an; Goldkäfer krochen herzu und nippten von dem edeln Blute, das auf die Erde floß; Ameiſen liefen geſchäftig um das Paar, als hätten ſie ein Feſt zu bereiten; die Bäume flüſterten und ſangen fort und fort. Max und Julie aber lagen Arm in Arm, Bruſt an Bruſt, und er, dem unausſprechlich wohl war, trank mit Wolluſt die leiſe Welle des Athems aus ihrem Munde. Endlich liſpelte ſie mit dem ihm bekannten ſomnambulen Tone: „Max!“

„Julie!“ antwortete er.

„Du wirſt nicht ſterben,“ fuhr ſie fort. „Ich habe Dich doch glücklich gerettet. Da du Dich zu mir aus dem Wagen bogſt, hat die Kugel Dich nur geſtreift, und das Fleiſch Deiner rechten Schulter durchbohrt.“

„Wer iſt denn der Mörder?“

„Joſeph Ligatſchnek, der Dich ſchon einmal durch einen Schuß verwundet hat, als Du noch ein Knabe warſt; er iſt der Bruder des verunglückten Mannes meiner Mutter.“

„Der einſt Schauſpieler bei meinem Vater war?“

„Derſelbe; ein finſtrer, heftiger Menſch.“

„Aber weshalb wollte er mich erſchießen?“

„Weil Du das Fräulein Mathilde heirathen willſt, die ſich mit ihm verlobt hat, vor Gott auch ſchon ſein Weib geworden iſt. Er liebt ſie mit der ſtärkſten Gewalt ſeines wilden Gemüths, und iſt wie raſend geweſen, ſeit er von ihrer Verbindung mit Dir hörte.“

„Woher wußteſt Du denn, daß er mich ermorden wollte?“

„Ich las die ſchwarze That in ſeiner Seele; ich hatte fort und fort eine mich beängſtigende Ahnung, die mich auf keiner Stelle raſten ließ. Als ich nun hörte, daß Du dieſen Abend kommen würdeſt, ſchlich ich ihm nach durch den Wald bis zum Wirthshauſe in Rehſtedt. Von dort verfolgte ich ihn wieder in den Wald, wo er ſich endlich in den Hinterhalt legte. Ich ſprang zurück, um Dich zu warnen; aber er hatte meine Stimme erkannt, und kam ſchnell herbei, das Verbrechen zu vollbringen. Er hält Dich für den Urheber ſeines Unglücks, während es doch der junge Baron iſt, der ſeine Schweſter mit Drohungen und Bitten gezwungen hat, Dir ihr Jawort zu geben, nachdem er Dich ihr zugeführt und alle Mittel angewandt hat, Dich in ſie verliebt zu machen. Er hat auf Deine Reichthümer ſpeculirt, weil ſie ohne Dich ganz arm ſind. Mathilde hat wohl endlich nachgeben müſſen; ihr Herz beſitzeſt Du aber nicht, das gehört dem wilden Joſeph.“

„Weiß denn der Baron von der Verbindung ſeiner Schweſter mit Joſeph?“

„Etwas, aber nicht Alles. Und damit der Joſeph ruhig ſein ſollte, hat ihm der Baron die Förſterſtelle verſprochen und noch viel Geld dazu.

Das Fräulein aber hat ihm geſchrieben, er ſolle ſich in ſein Schickſal ergeben, wie ſie auch thun müſſe. Sie weine alle Nacht um ihn, aber es ginge nun einmal nicht anders. Sie werde ihn fort und fort lieben bis an ihren Tod."

„Doch, woher weißt Du denn dies Alles?"

„Ich weiß Alles, und habe ſtets Alles gewußt, was Dich angeht. Seit meiner frühen Kindheit war ich oft um Dich, wenn mich Deine Augen auch nicht ſahen. In der Steppe ſaß ich oft mit Dir zu Pferde; und ich beugte mich über Dich, wenn Du auf der Thierhaut eingeſchlafen warſt. Ich beſuchte Dich oft als Studenten und als Krieger. In den Schlachten war ich Dir zur Seite. Ich weckte Dich in Brüſſel im Lazareth, um Dich zum Sterbebette meines Vaters zu führen."

„Deines Vaters?" ſagte der Graf mit ſchwerer Zunge und umnebelten Sinnen. „Ich verſtehe das Alles nicht; ich kann es nicht begreifen. Was willſt Du von mir?"

„Du haſt mein Leben zwei Mal gerettet, als es noch ein zarter Keim war; da wurde ich Dein und an Dich gebunden durch die Geiſteskraft meiner Mutter."

„Deiner Mutter! Es — wird — Nacht — in mir. Deiner Mutter? Was — iſt — das?" Die Sinne vergingen ihm; er wurde ebenfalls ohnmächtig vom Blutverluſt. — —

Der Wagen raſſelte heran; Stimmen wurden laut, Laternen ſichtbar. Männer ſtiegen aus. Einer beugte ſich raſch zu dem Grafen herab. „Er lebt noch, Cariſſime!" ſagte er zu dem Andern. „Schnell die Kleider herab!"

Der Arzt fand die Wunde bald. Es war für Alle eine Freude, ſie nicht tödtlich zu wiſſen. Sie wurde verbunden. Unterdeſſen kamen Männer mit einer Sänfte heran, in welcher der Verwundete mit dem Arzte placirt wurde. Nun vermißte man die Gräfin. Das gab neue und große Verlegenheit. Man rief, man lief durch den Wald. Alles vergebens. Da wurden in der Nacht die Bewohner Odelebens aufgeboten, die Vermißte zu ſuchen, und einige Hundert Menſchen durchſtreiften den Wald mit Laternen und Hunden. Aber erſt in der Morgendämmerung wurde ſie am ſteinernen Kreuze gefunden, gleich darauf die Leiche des Jägers, tief unten im Bette des wilden Waldſtroms, dem er ſo ähnlich geweſen war.

Als Max wieder zur Beſinnung kam, lag er auf einem Bette in einem nur dämmerhellen Zimmer. Eine offene Thüre führte in ein anderes Zimmer, in welchem mehrere Stimmen gedämpft ſprachen. Es war dem Grafen, als kenne er die vier ſprechenden Stimmen, die er unterſchied, alle; es waren zwei männliche und zwei weibliche. Er horchte, und es wurde ihm ſo wunderbar heimiſch zu Sinne, als ſei er noch Knabe, und liege zu Hauſe im väterlichen Schloſſe zu Bette, und draußen im Zimmer verkehrten ſeine Lieben.

„Nein, meine Freunde,“ ſagte die eine weibliche Stimme, „nie darf der Graf erfahren, wer die mörderiſche Kugel nach ihm ſandte. Die Erde hat ſich über dem Unglücklichen geſchloſſen und das düſtere Geheimniß bedeckt. Er würde nach der Urſache des meuchleriſchen Schuſſes fragen, und dürfte dann Manches erfahren, was ſeinen Frieden ſtörte. Und der muß uns Allen heilig ſein.“

„Recht gut, Cariſſima,“ entgegnete eine männliche Stimme, „aber die Gräfin Oßneck wird es ihm ſagen.“

„Sie ſchweigt, wie das Grab, aus triftigen Gründen. Doch will ich mit ihr noch beſonders reden, ſobald es ihr bedenklicher Zuſtand erlaubt.

Wir müſſen durchaus den Dingen ihren Lauf laſſen, und dürfen nicht ſtörend eingreifen. Du haſt Dich doch mit nichts verrathen, Julie?"

„Mit keiner Silbe, Mutter. Ich wurde ja elbſt ohnmächtig. Aber was ſoll ich ihm ſagen, wenn er mich fragt?"

„Nichts; denn Du mußt morgen aus dem Hauſe. Der Pfarrer dringt darauf, und ich finde ein Begehren nach Deinem jüngſten, unzweideutigen Benehmen billig und gerecht."

„Sie wollen mich aus dem Hauſe vertreiben, Lehmann?" fragte Julie ſchmerzlich. „Ich gehe nicht; noch bin ich ja nicht Ihre Frau."

„Aber Sie ſollen es bald werden, Julie," prach der Pfarrer ärgerlich. „Glauben Sie denn, ch ſähe nach dieſem abermaligen Beweis nicht lar, weshalb Sie, gegen den Willen Ihrer Mutter, heimlich zum Theater gingen? Ich habe nun inen hellen Blick in Ihr Herz gethan, und kenne s beſſer, als Sie ſelbſt. Ihres eignen Friedens wegen müſſen Sie morgen fort. Die Mutter wird em Grafen in Bezug auf ſeine Rettung ſchon eine wahrſcheinliche Geſchichte erzählen."

„Das ſind wunderliche Dinge, Cariſſime," nahm der Taubenvater, ebenfalls ärgerlich, das

Wort. „Erſt habt Ihr die Doppelhochzeit mit dem Grafen verabredet, und nun wollt Ihr ihn mit Lug und Trug hintergehen, und das Mädchen aus dem Hauſe jagen. Pfui, das ſchickt ſich für keinen Menſchen, am wenigſten für den Paſtor loci. Nehmt mir's nicht übel, Cariſſime!“

„Schütze mich, Väterchen!“ flehte Julie. „Soll ich denn nicht einmal den Grafen warten und pflegen und ihm dienen? Sie gehen grauſam mit mir um, Lehmann!“

„Aber ich bitte Sie,“ eiferte der Pfarrer, „was ſoll denn daraus werden? Bedenken Sie doch, daß Sie meine Verlobte ſind, und daß der Graf der Verlobte des Fräuleins Mathilde iſt!“

„Ich weiß nicht, wie Ihr mir vorkommt, Cariſſime!“ zürnte jetzt Lommler ernſtlich. „Als wenn in der Seele dieſes Kindes noch jemals ein unreiner Gedanke aufgeſtiegen wäre! Um dieſes abſcheulichen Wortes wegen ſeid Ihr gar nicht werth, ſie zu beſitzen.“

„Ich will ja nichts weiter als ihn abwarten und an ſeinem Bette wachen,“ bat Julie wieder.

„Aber das ſchickt ſich nicht!“ rief der Pfarrer ganz außer ſich. „Sie müſſen mit fort, ich will es.

Und Sie, Lommler, haben hier nicht Partei gegen mich zu nehmen.“

„Quos ego!“ donnerte dieſer. „Ich denke, ich habe hier auch ein Wörtchen mit zu reden, und ich vill mir von Niemand das Maul verbieten laſſen. So lang das Kind nicht Ihre Frau iſt, Herr Paſtor, ieht ſie unter meinem Schutze; denn ich bin ihr Vormund. Verſtanden, Cariſſime?“

„Ich danke Ihnen, Väterchen!“ rief Julie. Ich gehe nicht aus dem Hauſe. „O mein Gott!“ eufzte der Pfarrer ſchmerzlich. „Sie iſt ſchon wie-er vom Dämon der Liebe zu dieſem vornehmen Manne beſeſſen. Ich glaubte ihn gebannt, und er ſt mächtiger als je.“

„Julie, ich befehle Dir!“ ſagte die Mutter auf-ebracht. „Und Sie, Lommler, halten Sie uns icht länger die Widerpart, damit die Verwirrung ier nicht noch größer werde, als ſie ohnedieß ſchon ſt.“

Ein lautes thränenſchweres Schluchzen Juliens ing ſich an dieſe Worte.

Graf Max hatte ſich aufgerichtet und fühlte, daß r in ſtarken Verbänden lag. Sinnend hatte er en Kopf in die Hand geſtützt; es zogen Jugendträume wirr und bunt hindurch, ein tolles Gedränge. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen ſeines Geiſtes, er hatte Juliens Mutter erkannt, er wußte wer ſie war. Aber in demſelben Augenblicke war er auch ſchon auf den Beinen und im folgenden im Nebenzimmer. Dieſes Erkennen hatte alle ſeine geiſtigen und körperlichen Kräfte wie mit einem Zauberſchlage emporgeſchnellt.

„Luiſe!“ rief er weinend und aufjauchzend zugleich, und fiel der erſchrockenen Frau in die Arme „Luiſe, meine Luiſe!“ ſagte er noch einmal und ſein Haupt ſank auf ihre Bruſt. Als hätte ein Blitzſtrahl ihre Häupter berührt, ſo ſtanden ſie, von dem großen hellen Augenblick geblendet, der über ſie gekommen war; ſie dünkten ſich der Erde enthoben, und die Seligkeit der Kindheit und die Seligkeit des Todes, die an den äußerſten einander entgegenſtehenden Spitzen der Lebenslinie liegen, ſprangen, ſie zum Ringe biegend, zuſammen und vereinigten ſich in ihren Herzen.

„Sie haben mich erkannt, Graf?“ weinte zuerſt die Förſterswittwe.

„O nicht dieſe kalte Sprache!“ flehte der Graf. „Sie dringt mir wie ein Schwert in die Bruſt.

Nenne mich Max, nenne mich Du, meine unausſprechlich geliebte, unvergeßliche Freundin! Und kannſt Du denn anders, Du milder, freundlicher Schutzengel meiner Jugend! Ward ich Dir denn nicht als Knabe angetraut vor dem Altare! Warſt Du es denn nicht, die mich einſt zur Tugend ermahnte, und der allein ich es danke, daß ich tugendhaft bin? — Laß mich wieder ein Kind ſein in Deinen Armen! Ja, ich bin es ſchon, bin Dein Max wieder, Du, meine Mutter, meine Schweſter meine Freundin, meine Geliebte, mein Alles! — Sei nun ganz meine Mutter! Gieb mir Deine Julie, die ich eben ſo heiß liebe, wie Dich, — Dich kindlich, ſie bräutlich. Gib mir Julien! Sie iſt ja mein, ewig mein geweſen. Das hat mir der hohe Geiſt der Natur aus ihrem Munde in geheimnißvoller Weihe enthüllt."

„O mein Max!" rief Luiſe ſchmerzlich. „Was verlangſt Du! Du biſt ja Mathildens Verlobter!"

„Dieſe Mathilde wird nie mein Weib. Ich weiß Alles, was ſie und Joſeph Ligatſchnek betrifft; ich weiß mehr als Du. Das hohe, heilige Wunder, das mich bis jetzt auf allen Lebenspfaden mit Engelsflügeln umkreiſ't und mein Haupt beſchützt hat, hat es mir offenbart und verkündet. Gieb mir den

Engel, der mein Schutzgeiſt war bis zu dieſer Stunde. Ihr Name ſteht im Buche Gottes mit dem meinigen auf das Innigſte verſchlungen. Julie, komm an mein Herz, und Du, Mutter, ſegne uns!“

Und Julie fiel an ſein Herz; der wonneſelige Graf umſchlang ſie mit einem Arm, mit dem andern Luiſen. Das war eine heilige Dreieinigkeit, und dieſe Drei waren Eins.

Der Pfarrer war ſtill weinend hinaus gegangen, und gedachte der Prophezeihung in Füllhorn. Lommler aber hatte die Hände gefaltet, und ſprach leiſe den Segen über die Verbundenen.

Vom Grafen war aller Schmerz, alle Schwachheit gewichen; er ſaß auf dem Sopha zwiſchen Mutter und Tochter, und hatte beider Hände gefaßt, und ſah ſie abwechſelnd an mit leuchtenden Blicken. Lommler brachte ihnen ſeinen Glückwunſch ſo herzlich und einfältig, wie ſein einfaches Taubenleben. Dann koſeten ſie zuſammen vom vergangenen Leid und vom gegenwärtigen Glück. Der Roſenſchimmer der Jugendtage brach über den wonnetrunkenen Max herein, und er zog Julien dann und wann als ſeine lebendig und blühend gewordene Jugend an ſein Herz. Sie hatte die Sehnſucht ſo ſüß geſtillt, die er achtzehn Jahre zu ihrer Mutter ſtill genährt.

Und Max und Luiſe tauſchten ihr Leben gegeneinander aus; ſie hatte die Hände gefaltet, als ſpreche ſie ein Gebet. Und war es nicht auch ein Gebet, was ſie ſprach? Und war ihr Herz nicht ſo ſelig dankbar zu Gott erhoben, wie im brünſtigſten Gebete?

„Des Herrn Wege ſind unergründlich und wunderbar,“ ſprach ſie. „Durch ein geheimnißvolles Seelenband, das ſchon in den Herzen unſrer Eltern geknüpft war, hat er Dich und mich, mein theurer Max, früh zuſammengebunden; denn ſchon mein Vater und Deine Mutter —“

„Wo iſt meine Mutter?“ rief Max dazwiſchen.

„Bei Gott. — Ihr irdiſches Theil ruht auf dem hieſigen Kirchhofe. Wenn Du geneſen biſt, wollen wir zuſammen ihr Grab beſuchen.“

Eine Thräne ſchlich über die Wange des Grafen. Er wurde daran erinnert, daß in jeden Wonnebecher des Menſchen ein Wermuthstropfen fallen muß, damit er ſich nicht den Seligen gleich achte.

„Sie ſchläft ſchon zehn Jahre,“ ſagte Julie ſanft. „Wir wollen Dir viel von ihr erzählen.“

„Frieden ihrem unſterblichen Geiſte!“ weinte Max. — „Fahre fort, Luiſe!“

„Unſere Seelen waren in einander gewachſen, und ich wurde Deine geiſtige Mutter, Deine Lehrerin, Erzieherin; Du wurdeſt mein Kind, mein Freund, mein guter Genius. Es läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken, wie ich Dich liebte; Du warſt mir unentbehrlich.“

„O, und wie Sie erſt an ihr hingen, Cariſſime!“ rief Lommler in komiſcher Begeiſterung. „Ueber die Dächer ſind Sie Nachts gelaufen, wie ein Ratz, um zu ihr zu kommen. Und liefen am Tage immer hinter ihr her, wie ein Hündchen. Es ſteht mir noch alles friſch und lebendig vor den Augen.“

„Ja ich lebte und webte ganz in dieſer Liebe,“ ſagte Max mit Thränen des Entzückens im Auge, „ſie war meine geiſtige Milch, meine unentbehrliche Nahrung; durch ſie nur wurde ich groß und verſtändig. In dieſer myſtiſchen Lebensmagie, die mich an Deine ſüße Herzensunſchuld kettete, fand ich ſelbſt die reinſte und höchſte Herzensbefriedigung. Aber es war alles Inſtinct oder Nothwendigkeit;

von Selbſtbewußtſein keine Spur; denſelben mächtigen Drang, den der Säugling zur Mutterbruſt hat, und der ihm das ſchwere Saugen lehrt, das wir ſpäter ſo ganz verlernen, denſelben Drang hatte mein Herz zu Deinem Herzen, und es ſaugte ſich groß und ſtark an ihm. Es war mit diamantnen Zauberfäden an das Deine gebunden. Und das Herz iſt ja doch der eigentliche Lebensſtern, der das ſonſt dunkle Leben beleuchtet; es iſt die ſchöne, ſtark duftende Lotosblume, deren Kelch auf dem dunkeln Waſſer des Lebens ſchwimmt. Wo dieſe Blume wurzelt, wie tief ihr Stengel hinabreicht in die dunkle Fluth, welche Geheimniſſe Wurzel und Stengel umlagern, wir können es nicht wiſſen; wir ſehen und genießen nur den purpurnen Blumenkelch. — Wer da weiß, mit welcher verzehrenden Stärke ein Knabenherz zu lieben vermag, wie es faſt unterliegt unter dem Gewichte und Glanze des hereingeſtürzten Gottes, der ahnt, welchen ſüßen Qualen ich damals Preis gegeben war. Nie mehr liebt das Herz ſo ſtürmiſch ſelbſtvergeſſen, ſo rein lodernd, ſo wild rückſichtslos, ſo ſchmachtend ſehnend, ſo engelſüß, ſo ganz aufgebend in einem großen, Alles bewältigenden Gefühle als im zehnten und eilften Jahre, wo jede auch die leiſeſte geſchlechtliche Beimiſchung noch fern iſt — und doch liegt das unausſprechbare, nur geahnete Geheimniß in der geſchlechtlichen Verſchiedenheit; es ſind die ungleichen Lebenspole die ſich anziehen; es iſt der eigentliche Lebensmagnetismus — wo die junge, eben erwachte Seele in eine ätheriſch reine, hohe, gewaltige Flamme aufſchlägt. Und doch iſt damit keineswegs das richtige Verhältniß meines damaligen Zuſtandes erklärt. Denn eine ſolche oft vorkommende, heftige Liebe eines Knaben zu einem ältern Mädchen oder einer Frau iſt, wiewohl ſtets göttlichen Urſprungs und ungeahnete Seligkeit erzeugend, doch immer in den Geſetzen der uns bekannten Natur begründet. Mit dieſer Liebe war aber auch ein dunkler und unerklärlicher Zauber verknüpft, der etwas Dämoniſches hatte. Es hatte ſich meiner kindlichen Seele eine Gewalt bemächtigt, die, den unergründlichen, nächtlichen Tiefen des Menſchenlebens entſtiegen, bald genug ihren grauſigen Einfluß auf mich ausübte. Wer darf überhaupt wagen zu behaupten, er kenne die Geſetze alle, nach welchen die beiden Geſchlechter ſich zur Vereinigung gezogen fühlen? Sie ſind ſo verſchieden, wie die menſchlichen Charaktere ſelbſt; vom gemeinen thieriſchen Triebe bis zur geheimnißvollen, dunkeln Sehnſucht wahlverwandter Seelen, die, einem vorweltlichen oder vielmehr vorlebenlichen Zauber unterworfen, ſich ſuchen und in einander zu ſtürzen ſtreben? Hier ſind wir an dem gähnenden, unerforſchlichen Abgrunde angelangt, in welchen ein einziger Blick geworfen, uns ſchaudern macht. Welche unzählige Abſtufungen zwiſchen dieſen beiden himmelweit von einander entfernten Grundſätzen, die wir doch beide mit dem Namen „Liebe" belegen! Da ſieht die Dürftigkeit der Sprache! — Nach welchem Geſetze ich nun auch an Dich gebunden war, meine theuere Luiſe, es war kein gewöhnliches, das mich in Deine Geiſtesſphäre riß, ſo daß ich als Nachtwandler zu Dir ging, todtkrank wurde, als Schenk mich von Dir verbannte, und Dich endlich als ſichtbarer Schatten umſchwebte."

„Und war ich nicht von derſelben Magie erfaßt und beherrſcht?" rief Luiſe, indem ihr glänzendes Auge vor Begeiſterung feucht wurde. „Zeigte ſich Dir in jener ſchrecklichen Nacht, wo ich mir in der Verzweiflung über die Treuloſigkeit meines Mannes den Tod faſt bewußtlos geben wollte, nicht mein Schatten, um Dich zu meinem Retter zu weihen? Aber auch Juliens Leben retteteſt Du damals, deſſen zarter Keim ſich unter meinem Hergen kaum zu entwickeln begonnen hatte. Du retteteſt mich und ſie zum zweiten Male aus dem brennenden Schloſſe, und ſo wurde ihre Seele durch die meinige gleichſam in die Deinige geimpft.“

„Ja, ſo ſprach ſie ſelbſt in ihrer höhern Natur zu mir im Walde, als ich blutend neben ihr lag!“ rief Max überraſcht. — „Und mir iſt einmal prophezeit worden, in derſelben Nacht, als ich den Macbeth ſpielte, wo ſie im Theater war und aufſchrie — ſie hatte mir Abends vorher als Erſcheinung den Tod meiner Frau verkündet — ja, in jener Nacht wurde mir im Beiſein Lehmanns und Turneiſens prophezeit, daß ich meiner künftigen Frau das Leben zweimal gerettet hätte. Wie ſchauerlich, und doch auch wie ſelig wunderbar! Wir ſind ganz von heiligen Wundern eingeſchloſſen und umgeben. Ihr ſtaunt, und wißt nicht, was ich mit einer Erſcheinung Juliens ſagen will. Weißt Du nichts davon, Julie?“

„Mir iſt's wie ſchwere, dunkle Träume,“ verſetzte ſie ſchüchtern.

„So wißt, daß mir Julie dreimal erſchienen iſt; das erſte Mal führte mich ihre Geſtalt an das Sterbelager ihres Vaters, das zweite Mal verkündete ſie mir den Tod meiner Frau, das dritte Mal warnte ſie mich vor meinem falſchen Schwager.“

Max erzählte ſeinen erſtaunten Zuhörern ausführlich die Umſtände, unter welchen ihm Julie erſchienen war, und berichtete, was ſie ihm im Somnambulismus früher und kürzlich im Walde mitgetheilt hatte.“

„O, nun fällt es mir wie ein Schleier vom Auge!“ rief Luiſe, von Schauern überlaufen. „Sie erzählte mir zuweilen, daß ſie oft von einem ſchönen Jüngling träume, den ſie in den verſchiedenſten Lebensſituationen ſah; als Kind träumte ſie, wie er durch eine ſchöne, große, weite Grasfläche, die mit unzähligen Blumen bedeckt war, und in der viele Pferde weideten, flüchtig dahin ritt, dann wie er in Büchern ſtudirte, wie er als Soldat in den Krieg zog u. ſ. w.“

„Ich hielt das Alles nur für Traum, und ich war doch wirklich bei Dir,“ ſagte Julie, ſich ſanft an den Geliebten ſchmiegend.

„Und wir waren ſo verblendet, ſie einem andern Manne geben zu wollen, ſie, die nur in Dir lebte, und in Deine Seele gewachſen war vom erſten Pulsſchlag ihres Herzens!“

„Cariſſime, ich verliere den Verſtand über dieſe unerhörten Geſchichten!“ rief Lommler dazwiſchen.

„Nun, erzählt mir weiter!“ bat Max.

„Einige Monate nach Deiner und Anaſtaſia's Abreiſe nach Rußland, verließen auch wir, Deine Mutter und ich, Ungarn, und gingen in ihre ſchöne Heimath an den Rhein, wo wir faſt ein Jahr ſtill und eingezogen lebten. Ich genas dort des Töchterleins, das Du jetzt in den Armen hältſt. Hernach fand ich ein gutes Engagement. Deine Mutter begleitete mich; wir waren bis an ihren Tod unzertrennlich. Ich verkannte die Sendung nicht, mit der mich der Himmel in Bezug auf die ſchwer leidende Frau begnadigt hatte, ich, die Einſame, Verlaſſene, ſollte der Einſamen, Verlaſſenen Tochter, Schweſter, Freundin, Geſellſchafterin, Dienerin, Tröſterin ſein; ich ſollte der Kranken Wärterin und Pflegerin, der Sterbenden treuer Beiſtand ſein. Und ich habe ſie nach Kräften erfüllt, dieſe Sendung. Ich habe die edle Frau Jahre lang treu und innig gehalten, Freude und Leid mit ihr getheilt, und mit Segnungen für mich und mein Kind auf den Lippen iſt ſie endlich in unſern Armen verſchieden.“

„Dank, heißen Dank, Ihr theuern Herzen!" rief Max.

„Auch dieſem danke!" ſagte Luiſe auf Lommler deutend. „Er hat ſie gehalten wie ein Sohn."

Max preßte des guten Taubenzüchters Hand: „Fromme, treue Taubenſeele, könnt' ich Dir vergelten!"

„Wir fanden nämlich ſpäter unſern Freund Lommler in Prag am Theater wieder, wo auch ich engagirt worden war. Er ſchloß ſich mit Herzlichkeit an uns an. Aber noch ein zweites männliches Individuum von unſrer Oszlaner Theaterbekanntſchaft war bei der Prager Bühne, der Heldenſpieler Ligatſchnek, ein geborner Böhme. Anfangs hielt er ſich ſcheu von uns fern. Als er aber erfuhr, daß Deine Mutter bei mir war, und ſie zufällig geſehen hatte, kam er, und zeigte bald ein wahrhaft rührendes Attachement an die Gräfin, die überall als meine Mutter galt, und auch meinen Namen führte. Ligatſchnek ehrte das Geheimniß, wie Lommler. Der finſtere, junge Mann that Alles, womit er ihr nur irgend eine Freude machen zu können ahnen durfte; er war ordentlich eiferſüchtig darauf, ſie zu erfreuen, und wurde nun unſer täglicher Gaſt. Ich ahnete wohl den Grund dieſer Anhänglichkeit: er hatte im Herzen Deiner Mutter wohl ſchwere Schuld abzubitten.“

„O, Ihr durftet alle um ſie ſein, durftet ſie lieben und ihr dienen; und ich war fernhin an die Grenze Aſiens gebannt! Und nicht einmal Briefe von Euch erfreuten mich.“

„Wir erhielten keine Nachricht von Dir, und auf unſre Briefe keine Antwort. Ein einziger Brief kam uns zu, als wir noch am Rhein lebten. Da wohnteſt Du bei der Bognar, und wollteſt kommen. Ich ſchrieb Antwort, und Du kamſt nicht. Auf einen zweiten Brief ſchrieb mir die Bognar die Schändlichkeit meines Mannes und Garçons. Wir hörten nie wieder etwas von Dir, und hielten Dich endlich für todt. Wir mußten glauben, daß Dein ſchwacher Körper den Strapazen und Entbehrungen, ſo fern von uns, erlegen ſei, und weihten Dir manche Thräne.“

„Gott verzeihe meinem Oheim die ſchwere Sünde, die er an uns begangen hat, indem er alle Briefe, die ich an Euch ſchrieb, oder von Euch empfing, unterſchlug! Er hatte in ſeiner ſoldatiſchen Bornirtheit die Meinung gefaßt, ich ſei durch Dich ganz verweibiſcht, und er müſſe alle Bande und Fäden zerreißen, die mich an Dich, die Mutter und Anaſtaſien knüpften, ſonſt würde kein Soldat aus mir, zu dem er mich durchaus machen wollte. Dieſer Mann hat mich in der beſten Abſicht furchtbar tyranniſirt; aber die Abſicht entſchuldigt ihn, und er hat ſpäter ſein treffliches Herz oft an mir bewährt.“

„Ligatſchnek führte uns einſt ſeinen ältern Bruder, einen Förſter, zu, der ihn zuweilen beſuchte. Der Förſter wurde um dieſe Zeit Wittwer, und wiederholte ſeine Beſuche öfter. Er war ein herzensguter und gebildeter Mann, und hatte eine ausgezeichnete Unterhaltungsgabe. Eben im Begriff Prag wieder zu verlaſſen, erfuhr ich durch Lommler, daß der Förſter mich liebe, und mich zur Frau wünſche. Ich überlegte mir Alles mit Deiner Mutter und Freund Lommler. Ich hatte die ſchrecklichen Schattenſeiten des Künſtlerlebens kennen gelernt, ich war in vieler Beziehung furchtbar enttäuſcht worden, namentlich hatte ich die ſchmerzliche Ueberzeugung gewonnen, daß ich keinen wahren Beruf zur Kunſt habe. Die Treuloſigkeit Schenk's hatte meinen Lebensfrühling als ein verderblicher Froſt gemordet. Von der Strenge meines Vaters hoffte ich keine Verzeihung; auch hielt mich der Stolz der Schaam ab, mich ihm zu nähern. Ich wußte nicht einmal, ob er noch lebte. Mein Herz gehörte ganz meinem Kinde und Deiner Mutter. Ihrem Wohl war ich ſchuldig, den Antrag des Förſters anzunehmen. Ich wurde ſeine Frau, und er nahm Julien an Kindesſtatt an. Niemals habe ich dieſen Schritt bereut; ich lernte meinen Mann ſpäter ſogar lieben. Freilich blieb dieſe Liebe eine matte Herbſtſonne; aber konnte ich mehr geben? — Nach einigen Jahren wurde mein Mann hierher nach Odeleben verſetzt; der Baron von Turneiſen hatte ihm größere Vortheile zugeſichert, die die hieſige ſehr bedeutende Förſterei abwarf. Wir kamen in dieſem abgeſchiedenen Winkel des Gebirges in eine glückliche Lage; ich wurde Mutter mehrerer Kinder, aber keins entwickelte ſo ſeltſame Eigenthümlichkeiten, wie Julie. Sie ſpielte ſtets für ſich allein, und ihre Spiele waren ganz beſonderer Art, wie ich ſie nie noch bei einem andern Kinde, außer bei Dir, wahrgenommen. Blume, Strauch, Baum, Stein, Bach, Wieſe hatten ein myſtiſches Leben für ſie, und ſie verkehrte mit den Geiſtern derſelben, gerade wie Du als Knabe gethan hatteſt. Am liebſten lebte ſie mit der Quelle, mit dem Bache. Das Waſſer ſchien eine eigenthümliche Anziehungskraft für ſie zu haben, und einſt wurde ſie für todt aus einem Waldweiher gezogen. Erſt nach einigen Stunden kam ſie wieder zu ſich, und erzählte mir, ſie habe mit einem ſchönen Knaben zuſammen auf einem Pferde geſeſſen, und ſei weit, weit über eine unüberſehbare, große Wieſe geritten. Er habe ihr ſehr gefallen, und ſie wünſche nichts ſehnlicher, als oft bei ihm zu ſein. — Seit jenem Tage war ſie, in Folge des Schreckens, mit dem Starrkrampfe behaftet, in den ſie bei jeder Gemüthsalteration, ja zuweilen ohne alle Veranlaſſung verfiel, und lag dann ſtundenlang, ohne ſich zu rühren, gleich einer Todten. O, wie viel Angſt und Jammer hat mein Mutterherz darüber ausgeſtanden! Sonderbar und mir immer auffallender war es, daß ſie jedesmal, wenn ſie den Krankheitsanfall gehabt hatte, mir von dem ſchönen Knaben erzählte, um den ſie, wie ich ſchon erwähnt, bei ſeinen verſchiedenſten Beſchäftigungen geweſen ſein wollte. Die Jahre vergingen, das Wunder blieb. Der Knabe war in ihren Geſichten zum Jüngling geworden; er wurde zum Manne; er war Juliens einziger Freund und Geſellſchafter. Mit andern Kindern, und ſpäter mit Jungfrauen ihres Alters, ſelbſt mit ihren eignen Geſchwiſtern, machte ſie ſich wenig oder nichts zu ſchaffen. Die ſtille Einſamkeit des Waldes, in welchem ſie ſich ſehr oft und ſehr gern aufhielt, das Rauſchen der Bäume, das Plaudern der Quelle, an der ſie ſtets allein und für ſich ſpielte, der Geſang der Vögel, die ſie alle kannte, der Duft der Waldblumen, der ganze hohe Zauber des Waldlebens beförderte ihre eigenthümliche Richtung und Ausbildung. Sie war ſelbſt eine ſtarkduftende, fremde Waldblume, ſie war ein weihſagender Vogel, die Dryas eines Baums, die Najade eines Quells. — In unſerm Lommler geſellte ſich ihr bald ein väterlicher Freund zu. Dieſer kam nämlich einſt mit Joſeph Ligatſchnek, um uns zu beſuchen. —"

„Ja, ja, ich ſehnte mich nach Euch," fiel ihr der gutmüthige Taubenvater in's Wort. „Ich hatte Euch von ſonſt lieb, und in Prag noch lieber gewonnen, aber vorzüglich die kleine träumeriſche Hexe hatte es mir dort angethan — denn eine Hexe iſt ſie," damit ſtrich er dem ſchelmiſch lächelnden Mädchen über die erröthende Wange. „Ich konnt' es endlich nicht mehr aushalten, und reiſte mit dem Joſeph her. Na, das war ein Gaudium, Cariſſime! Ich mochte gar nicht wieder fort, ſo gefiel es mir. Und wie es ſich treffen mußte, der alte Herr Baron kam auch gerade hierher, und ich ſaß mit ihm am Whiſttiſche und ritt mit ihm aus; da kamen wir denn auf dies und das zu reden, und auch auf die Tauben. Da ſetzte ich dem gnädigen Herrn meine Idee über eine große Taubenwirthſchaft auseinander; das gefiel ihm, wie natürlich. Er fragte mich, ob ich wohl eine Taubenhecke in Odeleben anlegen wollte, und ich antwortete mit Freuden — ja; denn mein Tenor hatte einen Knacks bekommen, und es war nicht viel mehr damit. Ich ging nach Prag zurück, hielt mein Engagement aus, und war nach drei Monaten Taubenvater in Odeleben. Das war ein Gaudium! Die Tauben und die kleine Hexe waren mein Vergnügen; nach dieſer und nach jenen lief ich in den Wald, mit dieſer und jenen ſpielte ich, und zog ſie auf. Na, die Mutter hab' ich auch redlich lieb gehabt, und hier meine Freundin, die Frau Förſterin, und den Förſter und alle Menſchen.“ Er wiſchte ſich mit dem Rücken der rechten Hand die Augen, die ihm übergegangen waren.

„Das weiß Gott, der es Ihnen vergelten wird, Cariſſime, daß Sie uns und alle Menſchen geliebt haben und noch lieben, Sie edles treues Herz!“ ſagte Luiſe und ergriff des Taubenvaters Hand, um ſie dankbar zu drücken. Dann wandte ſie ſich wieder zu Max: „Er war unſer Taubenherz, wurde der Pathe und Erzieher meiner Kinder, und als ich voriges Jahr das Unglück hatte, meinen Mann durch einen Sturz von einem Baume zu verlieren wurde Cariſſime unſer Vormund und Berather, unſer Freund und Helfer, ein wahrer Cariſſimus, wie der arme Pfarrer ſagt, der uns ſo traurig verlaſſen hat.“

„Er wird ſich als ein Mann zu faſſen wiſſen,“ meinte Lommler.

„Als Julie zur Jungfrau heran reifte,“ fuhr Luiſe fort, „machte ich die mir angenehme Bemerkung, daß ihre Starrkrämpfe nachließen und, ſelbſt wenn ſie noch davon befallen wurde, ihre Gefühle und ſogenannten Träume dunkler wurden. Wenn ſie erwachte, wußte ſie nichts mehr zu erzählen. Sie ſaß dann Stunden lang und ſann und ſann, wie über ein vergeſſenes, wichtiges Geheimniß, aber es breiteten ſich immer dichtere Schleier über ihr geiſtiges Auge. — So wie Dich, mein Max, ſo hatte ich auch ſie unterrichtet und herangebildet, und oft überraſchte mich an ihr ganz dieſelbe Art und die Schnelle der Auffaſſung, die ich bei Dir ſchon wahrgenommen hatte. Viele auffallende Einzelnheiten hattet ihr mit einander ganz überein. Und ſo kam ſie mir oft als Deine Hälfte, als die Kehrſeite Deines Weſens, wie Deine geiſtige Schweſter vor, Später theilte ſich Lommler mit mir in ihre Erziehung. Er unterrichtete ſie ſpielend draußen im Walde, an der Quelle, auf der Wieſe, unter dem Laubdach einer Buche. Sie pflegte dafür ſeine Tauben, die ihre Lieblinge wurden. Sie kam mir oft ſelbſt wie eine Taube vor. Aus der Tochter und Schülerin wurde endlich meine Freundin und Vertraute. Ich theilte ihr meine Schickſale mit, ohne ſie, um die ſüße Unſchuld ihrer Jugend nicht zu trüben, über meine Geburt und die ihres Vaters aufzuklären. Am lebhafteſten beſchäftigte ſie ſtets der Umſtand, daß ihre Eltern Schauſpieler geweſen waren. Der zündende Funke war in ihr Herz voll poetiſchen Zunders gefallen, und ich und Lommler vermochten die Glut nicht wieder zu löſchen, und wenn wir auch lange verhinderten, daß dieſe zu Flammen aufſchlug, endlich geſchah es doch. Ihr einziger Wunſch war, wieder einmal einer theatraliſchen Vorſtellung beizuwohnen, wovon ſie aus ihrer Kindheit nur dunkle, aber deshalb um ſo mehr phantaſtiſche Erinnerungen hatte. Es zog ſie ſo mächtig, was ich auch ſagen mochte, ihre Schwärmerei zu berichtigen, wie in eine Feenwelt hinein. Sie wurde endlich vor Sehnſucht krank, und Lommler rieth mir nun ſelbſt ihren Bitten nachzugeben. Er hatte eine Geſchäftsreiſe vor, und nahm ſie mit nach A.., damit ſie dort das Hoftheater beſuche. In einem höchſt aufgeregten Zuſtande verließ ſie mich, mit einem krankhaften Ausſehen, aber glühend und lechzend nach poetiſchen Genüſſen. Mein Mutterherz entließ ſie nicht ohne ſchmerzliche Beſorgniß. Der Hofmeiſter des jungen Baron, unſer jetziger Pfarrer, hatte ſich ſchon den Sommer vorher, als er mit dem Baron hier war, um Julien beworben; ſie war ihm nicht abgeneigt, wir Andern waren ſeinem muntern Weſen gewogen, und ſo galt er gewiſſermaßen als ihr Verlobter. Von A.. gebürtig, hatte er noch ſeine Mutter dort leben, bei welcher Julie wohnen ſollte. Lehmann freute ſich ſehr, das geliebte Mädchen mit der Hauptſtadt bekannt zu machen. Dieſe Reiſe wurde entſcheidend für Juliens Schickſal. — Jetzt, mein Kind, theile Du ſelbſt offen und frei, wie Dein liebendes Herz Dir vorſchreibt, dem Geliebten mit, was ſich ſeit Deiner Abreiſe von hier mit Dir begeben."

Max küßte die ſich wie eine Roſe öffnenden Lippen ſeiner ſüßen Braut, die nun zu erzählen begann: „Im höchſten Grade ermüdet und abgeſpannt, langte ich bei Lehmanns Mutter an. Es hatte mir den ganzen Tag wie Blei in den Gliedern gelegen, und das Fahren mich ſehr angegriffen. Ich wußte, daß dies die Vorboten des Krampfes waren, und legte mich deshalb bald zu Bette. Hier überfiel mich der Krankheitszuſtand, wie ein Rieſe. Es war mir, als würde mir die Seele gewaltſam aus dem Leibe gezogen, und ich empfand einen ſchier unerträglichen Schmerz. So hatte ich ihn gefühlt, als ich meinen Vater auf dem Sterbebett geſehen und Dich zu ihm geführt hatte. Etwas heller als gewöhnlich, aber doch ziemlich dunkel waren meine Erinnerungen am folgenden Morgen. Ich wußte nur, daß ich abermals an einem Sterbebette geſtanden hatte; diesmal hatte ich eine große, ſchöne Frau ſterben ſehen, die ich aus meinen Träumen ſchon kannte; dann war ich zu meinem ſchönen Jüngling geeilt, und hatte ihm den Tod der ſchönen Frau verkündigt. Uebrigens war mir Alles noch weit mehr verſchleiert als ein Traumbild. In mich verſunken, wie gewöhnlich nach einem Anfall meiner Krankheit, brachte ich den folgenden Tag zu, immer und gleichſam gezwungen mit meinem Geſichte beſchäftigt, das ich mir ganz klar zu machen, mich unabläſſig beſtreben mußte und es doch nicht vermochte. Nur die Geſtalt meines Jünglings in ſeiner auffallenden Kleidung trat mehr und mehr wie ein Lichtpunkt aus der Nacht des Traumes hervor. Abends war Macbeth. Ich glühete fiebriſch, in die heiß erſehnte Zauberwelt zu treten. Väterchen Lommler, der ſehr beſorgt um mich war, und Lehmann begleiteten mich ins Theater. Als ich in das erhellte Haus trat, war mir's, als hätte ich gar keinen Körper mehr, alle meine Seelenkräfte waren aufgeregt, während ich meinen Sitz in der Parterreloge einnahm, wohin mich meine Begleiter gebracht hatten; aber die Spannung ſtieg von Augenblick zu Augenblick, als das Stück begann. Meine Seele war nur noch Auge und Ohr. Da trats Du heraus. Ich erkannte Dich im Nu in derſelben Kleidung, in welcher ich Dich in der vorigen Nacht geſehen hatte; zum erſten Male erblickte ich das Bild meiner Geſichte als lebendes, körperliches Weſen vor mir; ein Schrei entfuhr mir, ich ſank ohnmächtig zurück.

Aber obgleich man meinen Körper heimtrug, meine Seele blieb bei Dir auf der Bühne; ich ſah und hörte Alles, was bei Dir vorging. Ich wurde gefährlich krank, und Lehmann mußte mich heimbringen. Seit jener Zeit verzehrte mich die ſeltſamſte Sehnſucht nach Dir; ich ſehnte mich nämlich bei Dir zu ſein und hatte doch auch einen Widerwillen vor Deiner Perſon. Deine Geſtalt wich nicht aus meiner Seele, und doch ſchauderte ich vor Dir; mein glühendſter Wunſch war, Schauſpielerin zu werden und mit Dir zu ſpielen, und doch grauſte mir vor der Ausführung dieſes Wunſches. So wurde ich von den geheimnißvollen Banden der Natur hin- und hergeriſſen, und erlag faſt dieſem räthſelvollen Streite in meiner Bruſt. Die Mutter bot Alles auf, mich abzuhalten, da aber ſie und Väterchen Lommler ſich überzeugten, daß ich ſterben würde, wenn ſie mir länger entgegen ſeien, ſo unterrichteten ſie mich im Geheimen in der Kunſt, der ſie ſelbſt gedient hatten, und ſandten mich dann ganz in der Stille an die Gräfin Oßneck, deine Schweſter, die in unſerer Nähe lebte. Lommler begleitete mich, und übergab der Gräfin einen Brief meiner Mutter. Mein Lieblingstäubchen Lolo nahm ich mit; ich konnte mich nicht von ihm trennen.

Die Gräfin nahm mich gütig auf, und behielt mich bei ſich. Es war mir gelungen, auszukundſchaften, daß Du jetzt in A** engagirt ſeiſt, und dorthin war natürlich mein ganzes Streben. Die Gräfin ließ mich noch einige Zeit unterrichten, und empfahl mich dann dem Herzoge von A**. Ich wurde engagirt, und war nun bei Dir. Das Uebrige weißt Du ja, wie befangen ich Dir gegenüber war, wenn wir nicht auf der Bühne zuſammen wirkten, wie ich Dich floh, und doch faſt verging vor unſäglicher Liebe. Denn jener unerklärliche Widerſtreit in meinem innerſten Weſen hatte ſich keineswegs geſchlichtet, ſeit ich in Deiner Nähe lebte. Aber meine Augen, mein Herz bewachten Dich ſtets, alle meine Gedanken und Gefühle waren bei Dir. Nur wenn ich neben Dir auf der Bühne wirkte, ſchwieg der ſeltſame Widerſpruch in mir; dann konnte ich mein innerſtes Gefühl ungehindert ausſtrömen, dann war mir unendlich wohl. Durch ein mir ſelbſt unerklärliches Wunder wurde ich Deine Retterin. Von Allem aber, was ich Dir während meines ſomnambulen Zuſtandes vertraut, wußte ich wachend nichts. Nicht einmal eine dunkle Erinnerung blieb mir. — Als Du fort warſt, wurde ich krank; die heftigſte Sehnſucht nach meiner Mutter quälte mich; ich fühlte, daß ich nicht mehr beim Theater bleiben konnte. Mit Dir war meine Seele fortgezogen. Ich ſchrieb meiner Mutter, und ſchilderte ihr meinen troſtloſen Zuſtand. Sie verrieth ſich in ihrer Herzensangſt an Lehmann, der nichts von meiner theatraliſchen Laufbahn wußte, und mich in einem weiblichen Inſtitute glaubte, wohin mich die Gräfin Oßneck gebracht. Jetzt kam er ſogleich mit Väterchen Lommler, der mein Geheimniß ſo wohl bewahrt hatte. Lehmann gab nicht zu, daß ich nur von Jemand Abſchied nehmen durfte. Er ahnete wohl, daß er in Gefahr ſei, mein Herz zu verlieren, aber den wahren Zuſammenhang erfuhr er nicht. Wußte ich ihn doch ſelbſt nicht. So kam ich denn wieder hierher und genaß. Aber ſtille Trauer überzog, wie eine Wolke meine Tage, und wenn ich der Mutter von Dir und dem alten würdigen General von Birkendorf, der mich ſo ſehr liebte, erzählte, weinte ſie die bitterſten Thränen. Das verſtimmte mich endlich ſo, daß ich ganz ſchwieg.“

„Ach, Kind!“ ſagte Luiſe, wiederum weinend, „ich wußte wohl, weshalb ich ſo bitter weinte, wenn Du von der Güte des Generals von Birkendorf ſprachſt, und heute kann ich Dir, da Du des Grafen Max Eigl Braut biſt, den Grund ſagen. Das heiligſte Myſterium der Natur führte Dich mit jenem lieben Greiſe zuſammen; denn wiſſe: er iſt mein Vater.“

„O mein Gott;“ rief Julie, die Hände vor Verwunderung zuſammen ſchlagend.

„Ja, mein Kind, ich bin eine geborne Freiin Schenk von Birkendorf, und Dein Vater war ein Herr von Zinkberg. Dein wahrer Name iſt Julie von Zinkberg. Du biſt Deinem Verlobten ebenbürtig.“

„Deſſen bedurfte es nicht,“ lächelte der Graf. „Unſere Namen ſtehen im Buche Gottes aufs Innigſte mit einander verſchlungen. Da bedarf es keines Adelsbriefes.“

„Die Geſchichte geht zu Ende!“ rief Julie muthwillig; „denn wir ſind plötzlich alle in den Adelſtand erhoben. Sind Sie nicht auch ein Edelmann, Väterchen.“

„Nein, aber ein Mönchlein war ich.“

Alle lachten herzlich.

„Zu Ende alſo! Erſt als ich von Lehmann — der es vom jungen Baron Turneiſen erfahren — vernahm, daß der Schauſpieler Eck mit dem Grafen Max Eigl, dem Verlobten des Fräuleins Mathilde und unſerm neuen Herrn, eine Perſon ſei, verkehrte ſich meine Trauer in heitere Wehmuth. Die erſte Nachricht erſchreckte mich, und ich weinte wohl eine Nacht, ich wußte ſelbſt nicht weshalb; nachher aber war ich gefaßt und froh, und betrieb nun ſelbſt meine Verbindung mit dem guten Lehmann."

„Aber es hat werden müſſen, wie es im Rathe der Vorſehung beſchloſſen war!" ſagte der Graf. „Und ſo iſt es gut. Du ſelbſt, Luiſe, prophezeiteſt mir einſt ein Herz, das alle Luſt und Noth des Lebens mit mir theilen würde — o, ich weiß noch jedes Deiner Worte! — und nun hat dies Herz unter Deinem eignen gekeimt. — Iſt auch der Widerſtreit noch in Dir, mein Herz? Liebſt und fliehſt Du mich noch zugleich."

„Der Streit hat ſich in die ſüßeſte Harmonie aufgelöſ't," verſetzte ſie, und fiel an ſeine Bruſt, und ihre Lippen ſuchten und fanden ſich, um ſich im langen Kuſſe zu vereinigen.

„Noch ſeid Ihr mir die Beantwortung einer Frage ſchuldig,“ nahm Max wieder das Wort, „der Mann, deſſen Kugel mich traf, war Joſeph Ligatſchnek?“

„Er war's,“ entgegnete Luiſe. „Und er hat ſich ſelbſt gerichtet. Mit einer zweiten Kugel hat er gleich darauf ſeinem Leben ein Ende gemacht. — Einſt bei einem Beſuche, den er uns machte, lernte er Fräulein Mathilde kennen, und ſeit der Zeit war er oft hier, wenn die Herrſchaft oder Mathilde allein hier wohnte. Endlich ging er ganz vom Theater ab, und ſtand meinem Manne als Forſtgehülfe bei. Wir ahneten wohl, wie er mit dem Fräulein ſtand, aber das Verhältniß durfte in ſeinem Beiſein nie erwähnt werden. Er war finſter, jähzornig und wild, und ich glaube, er hat die unglückliche Mathilde mehr mit ſeiner heftigen, dämoniſchen Natur bezaubert und beſtürmt, als daß ein ſchönes Herzensverhältniß zwiſchen ihnen ſtattgefunden hat. Sie iſt ohne ihn jedenfalls glücklicher; denn er war in blinder Leidenſchaft zu jedem Verbrechen geneigt. Tragen wir Beide doch die Spuren eines ſolchen, von ſeiner freveln Hand begangenen, an uns.“ Damit küßte ſie die leichte

Narbe auf Max's Wange, welche die von Ligatſchneks Piſtolenkugel geriſſene Wunde dort zurückgelaſſen hatte.

Das Wundfieber, welches allmälig ſtärker eintrat, nöthigte den Grafen, das Bett wieder zu ſuchen. Julie und ihre Mutter wachten daran, und erzählten ihm Thereſiens Unfall, die im Schloſſe krank lag. Cariſſime Lommler lief im Schloſſe haſtig auf und ab, als ob ihm der Kopf brenne, und machte in ſtürmiſchen Ausrufungen ſeiner bodenloſen Verwunderung über die gehörten und erlebten Geſchichten Luft. Plötzlich aber gedachte er des Pfarrers, und brach auf, um dieſen aufzuſuchen und zu tröſten.

Der Arzt erklärte das Fieber der Gräfin Thereſia für ſehr gefährlich. Sie lag oft in quälenden Phantaſien, in welchen ſie es ſtets mit den beiden Todten, Joſeph Ligatſchnek und dem Fürſten Feodor Raſumowski, zu thun hatte. In lichten Augenblicken verlangte ſie mit geſteigerter Sehnſucht und endlich mit den rührendſten Bitten und zornigſten

Befehlen nach der Nonne, der barmherzigen Schweſter Beata, und Max ſchrieb einen Brief an dieſe, und ſandte ſeinen Wagen fort, um ſie zu holen. Denſelben Tag reiſte der Reitknecht des Grafen mit noch einem zweiten Briefe des Herrn ab, der noch eine zweite Perſon nach Odeleben einlud, den General von Birkendorf. „Kommen Sie ſchnell ſogleich hierher, verehrteſter, väterlicher Freund!“ hatte Max geſchrieben, „doch ganz allein. Das heißt, laſſen Sie Fräulein Mathilde von Turneiſen in Birkendorf. Es haben ſich ſeltſame Dinge begeben, und Sie ſollen ein Vermittleramt zwiſchen mir und dieſer Dame übernehmen. Dafür ſollen Sie reichlich belohnt werden; womit? darf ich Ihnen noch nicht verrathen, aber erwarten Sie das Köſtlichſte, das Beſte, das Liebſte. Eine mörderiſche Kugel hat mich an der Grenze meiner neuen Beſitzung nieder geworfen, und macht mir das Schreiben ſchwer. Deshalb mündlich mehr.“

Eine Woche ſpäter hielt des Generals Wagen vor dem Forſthauſe. Julie eilte mit ihrer Mutter hinab. Der Graf ließ ſich von Lommler ans Fenſter führen. Als der General ausgeſtiegen war, blickte er ſtaunend Eine um die Andere an. „Julie!“ rief er dann und „Luiſe! Wie iſt mir! Sind es euere Geiſter? Biſt Du meine Tochter Luiſe?“

„Ihre reumüthige Tochter, mein Vater, und ſie iſt meine Tochter, Julie von Zinkberg, Ihre Sie heiß liebende Enkelin!“

„Luiſe, Julie! Sie iſt Deine Tochter, meine Enkelin! O ſeid geſegnet!“ Und er umhalſte und küßte ſie im Freudenrauſche immer abwechſelnd. Endlich ſagte er wieder mit einer Beimiſchung von einem ſchmerzlichen Gefühle: „Luiſe, Luiſe, Du lebſt, Du biſt die Mutter dieſes Engels, und haſt Dich Deinem Vater, der ſo tief um Dich trauerte, niemals wieder genaht.“

„Die Schaam hielt mich davon ab, der Stolz und die Furcht vor Ihrem gerechten Zorn. Ach, mein Vater, ich durfte ja keine Verzeihung hoffen; ich hatte Sie allzuſehr gekränkt!“

„Ach, Kind, kannteſt Du das Herz eines Vaters nicht beſſer?“

„Und Karl von Zinkberg, mein Gatte, hatte mich leichtſinnig und treulos verlaſſen.“

„Ich weiß, ich weiß, armes Kind.“

„Da verbot mir die Schaam, Ihnen wieder unter die Augen zu treten. Man hatte mir geſagt: Sie hätten geſchworen, mich niemals als Ihr Kind anzuerkennen.“

„Gott hört ſolche frevelhafte Schwüre nicht, und ſie rächen ſich an dem, der ſie in blinder Leidenſchaft ausſpricht. — Nun, es iſt vorüber. Wir haben uns wieder. Und ſtatt einer Tochter werden mir zwei wiedergeſchenkt. Julie, ich wollte Dich zu meinem Kinde machen, und nun biſt Du es wirklich. Doch führt mich zum Grafen, und dann erzählt mir, was vorgefallen iſt. Ich brenne vor Neugierde.“

Sie traten in das Krankenzimmer. Max umarmte den General an der Thüre. Dann nahm er Juliens Hand: „Mein Vater, ich bitte um Ihren Segen! Julie iſt meine Braut.“

„Julie Deine Braut!? träum' ich denn?“

„Es wird Ihnen Alles klar werden. Nur erſt Ihren Segen! Wir bitten kindlich.“

Julie hob die Hände flehend empor.

„So iſt's ja doch wahr, daß Ihr Euch geliebt, wie ich ſtets geſagt!“ rief der überraſchte Greis, und legte die Hand ſegnend auf ihre Häupter: „Julie, Du warſt ſein Schutzengel; ſei es ihm bis an's Ende!“ —

Am Abend deſſelben Tages langte auch Schweſter Beata an, und brachte eine neue, für Alle überraſchende Nachricht mit. Das Teſtament des Hoftheaterintendanten von Eichenhauſen war geöffnet worden, und Max Graf von Eigl darin, wie in dem des Fürſten Raſumowsky, als Univerſalerbe genannt. Die Erbſchaft war außerordentlich bedeutend. So hatte der unglückliche Garçon den am Vater verübten Betrug am Sohne wieder gut zu machen geſucht.

Die Nonne trat ſofort ihr Geſchäft als Wärterin der Gräfin Thereſia an. Man ſah ſie oft am Bette der Kranken knien und beten. Zuſehens beſſerte es ſich mit dieſer, aber nach einigen Tagen nahm ſie durchaus keine Beſuche mehr an. Sie ließ dem Brautpaare zu wiederholten Malen Glück wünſchen, ſprach aber den Wunſch aus, Niemand bei ſich zu ſehen. Bald löſte ſich dieſes Alle befremdende Räthſel. Die Gräfin gab die Erklärung ab, daß ſie nicht wieder zu ihrem Gemahl zurückkehren, ſondern als Schweſter in das Kloſter der barmherzigen Schweſtern eintreten werde. Alle ehrten ihren Entſchluß. Sobald ſie geneſen war, gedachte ſie mit Beata abzureiſen. Als der Wagen ſchon fertig ſtand, trat ſie plötzlich bleich und ernſt, eine majeſtätiſche Geſtalt, in das Zimmer ihres Bruders, nahm ihn und Julien bei der Hand, und führte ſie ſchweigend auf den Gottesacker; der alte General folgte ahnungsvoll von fern. Auf dem Grabe der Mutter kniete ſie nieder. „Verklärte Geiſter meiner Eltern,“ betete ſie, „vergebt mir! Ich habe gebüßt und bereut. Segnet mich in meiner neuen Laufbahn! Segnet mich, die Schuldige! Segnet dieſe Unſchuldigen!“ Dann betete ſie noch ſtill, ſtand auf, küßte das Brautpaar, und ſtieg in den Wagen, wo ſie Beata bereits erwartete.

Der alte General kniete aber dann auf dem Grabe, und betete auch: „Amalia, bald bin ich wieder mit Dir und auf ewig vereint!“ —

Nach einigen Wochen erfuhren die glücklichen Freunde in Odeleben, daß ſich zu den beiden Nonnen eine dritte befreundete Schweſter geſellt habe, Mathilde von Turneiſen. Auch ſie wurde mit Recht wegen dieſes Schrittes belobt.

Max hatte ſeinem Onkel eine Staffette nach Petersburg geſchickt, ihm den Wechſel ſeines Schickſals angezeigt, und ihn und Anaſtaſia zu ſeiner Hochzeit eingeladen. Man wartete auf die Antwort. Da fuhr des Ruſſiſchen Generals Reiſewagen, Max noch wohl bekannt, eines Tags auf den Schloßhof. Max eilte hinzu, und hob hoch erfreut den alten rüſtigen Soldaten, dann die ſanfte Anaſtaſia und drei hübſche Kinder derſelben aus dem Wagen. Luiſe und Anaſtaſia, die ſich ſo ſchweſterlich geliebt, herzten ſich, und prieſen ſich glücklich, ſich wiederzufinden. Ebenſo entzückt waren die beiden Generäle über einander.

„Kinder," ſagte der Ruſſiſche General, „ich und Anaſtaſia ſind gekommen, um ganz bei Euch zu bleiben. Die Güter in Rußland kannſt Du behalten, Max, oder verkaufen, wie Du willſt; ſie ſind Dein Eigenthum. Ich aber will hier bei Euch noch ein Paar Tage leben, und in Euern Armen dann ſterben."

„Gerade daſſelbe will ich auch, Herr Kamerad," ſagte der Preußiſche General, „und mit meinen

Gütern kann's Max ebenſo machen, wie mit den Ihrigen, denn er iſt natürlich auch mein Univerſalerbe." —

Die Hochzeit wurde ſtill als Familienfeſt begangen. Als das Brautpaar vom neuen Pfarrer eingeſegnet war — Lehmann hatte ſich um eine andre Stelle beworben und ſie erhalten — trat Lommler hinzu, und überreichte ihnen ein ſchneeweißes Taubenpaar. „Sie ſeien Euer Vorbild, Cariſſime," ſagte er gerührt. „Liebt Euch wie ſie! Die Taube iſt der Vogel der Venus. Verſtanden? — Deinen Eltern, Frau Gräfin, übergab ich ein ähnliches Taubenpaar an ihrem Hochzeitstage, aber der Tauber machte ſich allſogleich auf und davon. Dieſer da wird bleiben. Ich weiß es."

„Ja, er wird bleiben; ich weiß es auch!" fügte Max hinzu, und küßte ſein liebliches Bräutchen. —

Julie war ganz geheilt vom Starrkrampf, Somnambulismus und allen unbegreiflichen Dingen. Sie wurde eine liebe, natürliche Frau. Luiſe war glücklich, alle ihr theuern Häupter um ſich zu ſehen. Die beiden Generäle ſpielten Schach und Karte zuſammen, ſtritten ſich über Krieg und Frieden, zankten ſich, erzählten ſich und den Andern, verſöhnten ſich und waren ſtets die beſten Freunde. Lommler ſpielte und ſtritt mit, und war und blieb ein liebes Hausväterchen. Er vergrößerte ſeine Taubenzucht, und Max legte ein großes Geſtüte an. Glückliche Menſchen die!!!

Ende.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

Was euch beliebt.

Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzſche.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kynosura.

I.

Ein Brief von Dir, mein Karl! Nach zehn Jahren ein Lebenszeichen von Dir, und welches! Noch zittern meine Hände, das weithergewanderte Blatt haltend, das Du mir aus Deiner transatlantiſchen Welt herüberſchickſt. Es gemahnt mich, wie eine Stimme aus dem Lande der Seligen, wie ein Geiſterſpruch, der dem verzweifelten Erdenpilger Troſt ſpendet. Meine Seele zuckt in wehmüthigen Schauern, die Freude kann nicht zum Durchbruch kommen und verliert ſich auf meiner bleichen Lippe, in meinem ſchmerzlichen Lächeln. Dein Brief hat eine Wirkung in mir hervorgebracht, die Du weder bezweckt, noch geahnet haſt; er hat mich von der Grenze der Verzweiflung, an der ich mit meinem heißen Herzen angekommen war, in das Gewirre des Lebens zurückgeſchleudert, er hat mir, um den es dichte, finſtre Nacht geworden war, plötzlich einen Lichtſtrahl geſendet; mein zerknirſchtes Herz wagt ſeit dem Eintritt des Poſtboten in mein einſames Zimmer wieder leiſe zu hoffen. — Du ſtaunſt über dieſen Eingang; ich ſtaunte nicht minder über Deinen liebevollen Brief. Aber Du ſollſt Alles wiſſen, eh' ich zu Erklärungen ſchreite. Ja, Karl, ich hatte mit dem Leben abgeſchloſſen; die guten Engel waren von mir gewichen; ich ſtand mit ſtarrem Blick am Grabe all' meiner Hoffnungen und war im Begriff, mich ihnen nachzuſtürzen; ich wies den immer ſtärker wiederkehrenden Gedanken an — Selbſtmord nur noch ſchwach zurück, da kam Dein Brief, ein rechter deus ex machina, der mich am Haupte faßte und umwandte. Wenn auch nicht mit dem Leben ausgeſöhnt, weiß ich doch ein Herz in der weiten Welt ſchlagen, das mich liebt, — und das iſt vor der Hand genug. Ich ſehe wieder eine Brücke winken, die mich von der öden Felſeninſel, auf der ich lechzend irre, in grüne Länder zu führen verſpricht. Iſt auch ſie nur ein Nebelſtreif, nun ſo fall' ich in's Bodenloſe, wohin mich zu ſtürzen ich ja ohnedies im Begriff war. Es wäre aber um ſo ſchrecklicher, in meine Nacht erſt noch einen Regenbogen zu ſetzen, ein Kind des Himmelslichts und der Himmelsthränen, ehe ſie ewige Nacht würde. — Ach, verzeih, verzeih, Karl, daß ich mich Dir noch nicht mit ganzer Seele hingeben kann, daß ich ſtehe und zweifle noch: die Jahre des jugendlichen Vertrauens ſind vorüber, und das Leben hat mich zu oft, zu arg betrogen. Seit dem Tage, wo ich in Heidelberg ſcheidend Dich aus meinen Armen entließ, ſind ſechs Jahre vergangen, ein großer Theil des wahren Menſchenlebens! Und was iſt in dieſen ſechs Jahren Alles geſchehen, was den feurigſten Muth brechen, die ſtolzeſte, wärmſte Jugendhoffnung zum kälteſten Indifferentismus umzuwandeln vermöchte! Was habe ich nicht in dieſen ſechs Jahren dulden, ertragen, ſchweigend hinnehmen müſſen! Du da drüben wirſt und kannſt es nicht glauben. Wie man es auch in Büchern lieſt, noch ſo wahr geſchildert, noch ſo naturgetreu dargeſtellt, — geh', — es ſind Worte, geſchriebene, gedruckte Worte! Was haben Tinte und Feder, Blei und Buchdruckerſchwärze viel mit dem unterdrückten, blutigen Nothſchrei eines verzweifelten, an menſchlicher Niederträchtigkeit geſcheiterten Herzens gemein?! Erfahren muß man ſo etwas, ſelber erleben, und Jeder muß es, den des Himmels Zorn oder Liebe verdammt hat, auf der modernen Folterbank zu liegen; denn Keiner glaubt's dem Andern. O ihr Glücklichen, die ihr nichts erfahren von Heuchelei, Kriecherei, Egoismus, feiler, niederträchtiger Geſinnung, die alle die Maske der Tugend vornehmen! Die ihr in eurer patriarchaliſchen Ruhe nichts wißt von herzloſen, ſich bereichernden Staatsmännern, die ſtets das Wort „Volkswohl“ im Munde führen, von kriechenden Beamten, die ſich das Anſehen geben, als opferten ſie ſich dem allgemeinen Beſten, von ſchurkiſchen Advokaten, die von nichts als ihrem guten Namen, ihrer

Ehre reden, von heuchleriſchen Pfaffen, die den Mantel der chriſtlichen Liebe nach dem Winde hängen! — Nicht wahr, das ſind Alles abgedroſchene Geſchichten, — ich ſag' es ja, man muß ſie erleben, um ſie neu und pikant zu finden. Freilich iſt die Weltgeſchichte nichts als ein mit Menſchenblut auf Pergament von Menſchenhaut geſchriebenes Buch, in welchem Menſchenthränen die Schrift theilweiſe unleſerlich gemacht, theilweiſe gar verlöſcht haben. Was fühlen die, welche es in häuslicher Bequemlichkeit, in Schlafrock und Pantoffeln leſen, Großes dabei! Die Schüler lernen es auswendig, wie es ihnen der Profeſſor an den Fingern hergezählt, und wenn ſie's weit bringen, machen ſie einſt gelehrte Noten dazu. Aber die die Haut dazu hergeben müſſen, und das Blut und die Thränen, wer mißt ihren Jammer? Die die Thränen hinein weinen in die friſche Blutſchrift, die Thränen verhöhnter Liebe, zurückgeſtoßenen Vertrauens, frech niedergehaltener Thatkraft, der Angſt, der Seelennoth, des unausſprechlichſten Leids, der wüthendſten Verzweiflung; dieſe, dieſe ſind die Elendeſten, die Unglücklichſten. Das Herz derer, die ihr Blut gaben, hat ausgeſchlagen, ſie genießen die beneidenswerthe Ruhe der Todten; aber das der Thränenmenſchen zuckt fort und fort in wilden Krämpfen. — Karl, ich bin ein ſolcher Thränenmann! Einſt träumten wir ſchimmernde Träume von unſern Thaten, die dem Bau der künftigen Weltgeſchichte als edles Material dienen ſollten. O über die Träume junger Thoren, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hatten! dazu braucht man keine Männer, die für das Gute erglühen, die das Schlechte haſſen, bei denen Wille und That eins ſind. Und ſo hab' ich in gezwungener Thatloſigkeit meinen Tribut an die junge Weltgeſchichte mit Thränen gezahlt. Doch genug der Ausbrüche meines Schmerzes! Ich will Dir erzählen, erklären.

Du zogſt von Heidelberg in Deine Schweizerberge, ich in das flache Land meiner Heimath; aber unſer einer ſchleudert die Exuvien eines harmloſen poetiſchen Jugendglücks nicht beim Abgang von der Univerſität von ſich, wie die Schlange ihre bunte Haut; ein Herz, das in Liebesluſt und Schmerz erglüht iſt, das im Arme der wunderthätigſten, reizendſten aller Feen, der Poeſie, gelegen, keck mit ihrem Zauberſtabe geſpielt, aus ihrem berauſchenden Becher Wonne, Wehmuth, träumeriſche Schwermuth und manch andres bittres Stück getrunken, und ſich mit dem phantaſtiſchen Flitter, ihren Geſchenken, geſchmückt hat; ein ſolches Herz zieht nicht, in die Vaterſtadt heimgekehrt, den langen Philiſterrock an und mit ihm die philiſterhafte, lederne Geſinnung. Ich brachte die bunte Schlangenhaut mit heim; ich wähnte, ſie ſolle mein Kleid bleiben für das Leben, und als gefeites Panzerhemd mir allen Schmuz, alle Gemeinheit von der Bruſt abhalten. O Karl! ſie haben ſie mir hohnlachend ſtückweiſe vom Leibe geriſſen und mit jedem Fetzen einen Theil der Hülle meines Herzens; denn ſie war Eins geworden mit mir, wie das mit dem Blute des Neſſus beſtrichene Opfergewand der Dejanira Eins geworden war mit des Herkules göttlichem Leibe. Mir aber warf man nun erſt den mit dem Blute des giftigen Drachen getränkten Philiſterrock zu, meine Blöße zu bedecken; wüthender Schmerz durchtobte mich, das Gift drang mir durch Mark und Bein, mein Herz lag blos für Sturm und Wetter und jede plumpe gemeine Hand, die täppiſch daran faßte. Der Philiſterrock iſt eine ſchlechte Hülle für ſolch ein Herz. Es verblutete ſich faſt, es erfror faſt. Da wollte ich mir den Scheiterhaufen ſelbſt bauen, wie der erhabene Alcide, aber nicht mit unſterblichen Thaten, wie er, nein mit unendlichen Leiden — da kam Dein Brief, und mir iſt, als hätte die Poeſie mich noch einmal mitleidig auf die Stirn geküßt. Doch ich erzähle immer noch nicht.

Heimgekehrt mit meiner Bruſt voll poetiſcher, morgenrother Jugendträume, fand ich eine alte, gute, treue Mutter, die in Sorgen grau geworden war, in Sorgen um mich, deren einzige Hoffnung ich war, deren Altersſtütze ich ſein ſollte. Was durfte ich dieſen gerechten Anſprüchen weiter entgegenſetzen, als williges Gehorchen? Es wurde mir auch nicht ſchwer; denn ich kannte die Opfer nicht, die man von mir verlangte. Es galt bald eine Selbſtſtändigkeit, ein Amt und Brod zu erwerben, um den Lebensabend meiner guten Mutter von jeder trüben Wolke zu befreien. Ich ſtand in dem unſchuldigen Wahne, meiner redlichen Geſinnung, meinem Eifer, meinen nicht ungewöhnlichen Kenntniſſen, meiner glühenden Menſchenliebe müſſe es leicht werden, raſch einen tüchtigen Wirkungskreis zu erringen. Jedes Herz, glaubte ich, müſſe ſich mir aufthun, und ich mit Muth und Kraft das Leben im Fluge erobern. Ich war begierig, dieſe junge, ſprudelnde Kraft meinem Vaterlande zu weihen, Tüchtiges, Großes zu ſeinem Beſten zu ſchaffen, dem Recht und der Tugend zu dienen, und Glück und Segen um mich zu verbreiten. Nach des Tages Laſt und Mühe wollte ich an dem Altar der Poeſie, den ich mir neben den häuslichen Herd zu bauen gedachte, die keuſche Flamme nähren und reine Liederopfer bringen; mein Herz ſollte dann eine Wahl treffen unter den edeln, beſcheidenen Töchtern des Landes; ein weibliches, weiches, für alles Gute, Wahre und Schöne empfängliches Gemüth, dem ich mit einem gefühlvollen Liede eine Thräne in's klare, offene Auge locken könnte, wollte ich mir gewinnen und ſie an jene Altäre führen, ihr die Penaten derſelben empfehlend, und in ernſtem und heiterm Schaffen ſollte ſich mein ſtilles Leben abſpinnen. Waren das hochfliegende Pläne, unbeſcheidene Wünſche? Sie müſſen's doch geweſen ſein; denn die Erfüllung iſt ſchrecklich weit hinter ihnen zurückgeblieben. — Einſtweilen, bis ich eine Anſtellung finden würde, trat ich, um den Geſchäftsgang kennen zu lernen, und mir wenigſtens den Lebensunterhalt verdienen zu können, bei einem practicirenden Advokaten als ſogenannter Gehülfe ein. Dieſer Mann hatte, wenn auch gerade kein herzengewinnendes, doch auch kein abſtoßendes Weſen, er ſchien mir einer der unzähligen, gewöhnlichen Geſchäftsmänner, die Alles über einen Leiſten ſchlagen und ihr Leben nach den Actenfascikeln abmeſſen. Ich hütete mich wohl, ſeiner Kälte gegenüber mein warmes Herz bloß zu legen; inſtinctmäßig zog es ſich in ſeiner Nähe in die dunkelſte Kammer zurück, wie eine Muſchel in ihre Schale. Dies mochte den Mann zu dem Glauben veranlaſſen, ich ſei auch einer von der großen Schaar, zu der er gehörte; die Maske der Ehrlichkeit fing bald an, ihm läſtig zu werden, er nahm ſich nicht mehr ſo zuſammen und ließ mich ein klein wenig in die Karte ſehen. Ich erſtarrte. Da war Alles d'rauf abgeſehen, Geld und Ehre, d. h. Advokatenehre, zu verdienen. Aber die Advokatenehre iſt in den meiſten Fällen das Gegentheil von der Ehre des ſchlichten, tugendhaften Mannes. Ich ſah bald offenbare Rechtsverdrehungen, Liſt, Trug, Verfälſchung von Documenten, ich ſah, daß dieſer Mann kalt und taub blieb beim Jammer armer Leute, die er, nach meiner klaren Ueberzeugung, de jure um Hab' und Gut gebracht, ich ſah ihn kalt und vornehm lächeln bei den Leiden der Menſchheit, ich ſah ihn keine Miene verändern bei den Zuckungen der Verzweiflung, kurz ich wußte bald, daß ich im Solde eines gräßlichen Egoiſten, eines nichtswürdigen Schurken ſtand, der all ſein böſes Thun mit der geſchickteſten Sophiſtik unter die ſchützende Aegide der Rechte und Geſetze zu ſtellen wußte. Dieſer entſetzliche Menſch hatte auf der Welt für nichts Sinn, als für ſeine hübſche junge Frau, ſeine Kinder, für Doppelbier und — Kartenſpiel. Wenn ich natürliches Bedenken trug, auf ſeine ſpitzbübiſchen Ideen einzugehen, ſo hieß es: Das iſt lauter poetiſcher Firlefanz, der ſich nicht auf's Leben anwenden läßt. Wir kennen das! Bin auch einmal ſo ein Narr geweſen, und habe für Humanität, Tugend, allgemeines Beſte, Vervollkommnung der Menſchheit geſchwärmt. Schön klingende Worte, aber auch weiter nichts! Sie haben noch keine Erfahrung, junger Herr, und müſſen ſich erſtaunlich ändern, wenn noch etwas aus Ihnen werden ſoll. Ich habe nun meine zwanzig Jahre prakticirt, und kenne Welt und Menſchen haarklein. Richten Sie nur den Blick nach oben, ob da jene Tugenden, die in den Himmel und nicht auf die Erde gehören, geübt werden. Es ſcheint zuweilen ſo; wenn man aber ſchärfer hinſieht und vielleicht Gelegenheit hat, wie ich ſie oft gehabt, die Sache genauer zu unterſuchen, ſo findet man, daß es wirklich nur ſcheint. Jeder, ſelbſt der eigennützigſten und ſchmuzigſten Handlung wird ein ſchöner Anſtrich gegeben, die Scheinſeite nach unten gekehrt, daß ſie dem Pöbel die Augen blendet; die Zeitungsſchreiber rühmen ſie in ihren Blättern, und werden dafür bezahlt, die Pfaffen rühmen ſie auf ihren Kanzeln und werden dafür bezahlt. Wir Kleinen werden das nicht ändern, werden die Welt nicht verbeſſern; der Kluge ſucht ſein Theil vom großen Raube zu erwiſchen, ſo gut es ſich mit dem Schein oder dem Geſetz verträgt. Der Schiller läßt einmal ſeinen Wallenſtein ganz trefflich ſagen: „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen; wo eines Platz nimmt, muß das andere weichen. Wer nicht unterdrückt ſein will, muß Andere unterdrücken; denn auf Erden herrſcht der Streit, und nur die Stärke oder die Klugheit ſiegt.“ So ungefähr heißen die goldnen Worte. Und der Schiller war doch auch ein Dichter, der größte, den die Deutſchen gehabt haben. Merken Sie ſich das, mein junger Herr, und laſſen Sie den poetiſchen, philanthropiſchen Unſinn, ſonſt werden Sie nimmer ein brauchbarer Geſchäftsmann. Im wirklichen Leben iſt nicht die Rede davon, was Tugend iſt, ſondern was wie Tugend ausſieht; nicht was recht iſt, ſondern quid juris.

Dieſe praktiſchen Vorleſungen, deren er mir wöchentlich mehrere hielt, ſtürzten über mein heißes Herz wie ein eiſiger Waſſerſtrahl; es ſchrak zuſammen, es zuckte, grimme Schmerzen fuhren hindurch; ich hätte gern laut aufgeſchrieen, aber ich drückte den Klagelaut in die gemarterte Bruſt zurück. Hätte ich dieſem grauſamen, klugen Manne mein Herz offen dargelegt, mit all ſeinen bunten Flammen, all ſeinen grünen Frühlingsgedanken, all ſeinen wunderlichen Träumen, ich glaube, er hätte mir die Thüre gewieſen, verzweifelt an der Möglichkeit, daß überhaupt aus mir ein Menſch noch zu bilden ſei. — Meine Paſſionsgeſchichte hatte begonnen; ich rang mit meiner Pflicht, ich härmte mich und wollte der eiſernen Hand wehren, die mir zerſtörend in meine Blüthenwelt griff; in einſamen Nächten wurde ich wild und tobte und gelobte mir mit gewaltigen Schwüren, mich dieſer Gemeinheit nicht gefangen zu geben; wenn ich aber früh die grauen Haare meiner Mutter ſah, in ihr gutmüthiges blaues Auge blickte, das beſorgt auf meinen bleichen werdenden, abgeſpannten Zügen ruhte, dann ſchwieg ich, ſchloß mein Herz zu, ſo feſt ich vermochte, und ging zum klugen Advokaten an die Arbeit. Aber nach Mittheilung ſeufzte mein gepreßtes Herz; es ſchien mir unmöglich, dieſen Jammer allein zu ertragen; das Bedürfniß, einen Freund zu beſitzen, dem ich meine Noth klagen, an deſſen Hand ich in die blühenden Gärten der Poeſie (muthlos ſtand ich an der verſchloſſenen Pforte derſelben) wandeln könnte, wurde von Tag zu Tag mächtiger. Ich hatte auf der Univerſität im vollen Glanze des Jugendtraumes Dich gehabt; nun, da der Traum zerſtob, da Woche für Woche ein Bild deſſelben nach dem andern hinwegriß, ſollte ich allein ſtehen. Ich ſchaute umher nach Jugendbekannten, ich ſuchte und knüpfte Kinderfreundſchaften wieder an. O mein Gott, jetzt erfuhr ich erſt die unglückſelige Macht des Scheins. Mein Principal hatte Recht. Ich griff haſtig zu, gab mein Herz offen, ſchwärmte, war einen Augenblick wieder ſelig. Wie fürchterlich war die Enttäuſchung! Ich war gemißbraucht, verſpottet, verhöhnt, betrogen. Ich half meinen vermeintlichen Freunden, wie und wo ich konnte, ich rettete ſie aus Verlegenheiten, ich opferte ſauer erworbene Summen, und wurde dafür — verlacht. Bald ſah ich mich als einen gutmüthigen Gimpel verſchrieen. Man erzählte ſich Geſchichten von mir, man bewarf das glänzende Schild meiner Ehre mit Koth. Mein Herz blutete unter tauſend Dolchſtichen. Ein ſogenannter Freund, ein moraliſcher Schwächling, trug mir Alles zu, riß mir unbarmherzig die Binde von den Augen und gefiel ſich darin, in meinen Wunden zu wühlen. Ich küßte ihm dankbar die Hand dafür; denn er war doch der einzige Menſch, der es einigermaßen aufrichtig mit mir meinte. Nun begann ich mit Schaudern einzuſehen, in welcher moraliſchen Fäulniß meine Vaterſtadt lag. Liebenswürdige Galanterien, d. h. gemeiner Ehebruch, diplomatiſcher Geiſt, d. h. grober Egoismus, feines Benehmen, d. h. Lug und Betrug, ſtilles

Familienleben, d. h. nichtswürdiger Nepotiſmus, das waren die Tugenden, mit welchen man brillirte. Schöne Redensarten führte man im Munde, der That gab man den Schein. Das Blut der Geſellſchaft war vergiftet und hatte ſich zerſetzt. Egoiſmus hieß der Götze, dem Alles diente, Indifferentiſmus war das Ergebniß dieſer Idolatrie. Mein innerſtes Selbſt empörte ſich gegen eine ſolche Stadt; ich that meinen Mund auf und ſprach Worte des Grimmes. Man horchte hoch auf, zuckte die Achſeln und — mied mich. Ich fing an zu haſſen, wo ich geliebt hatte, und hatte nun des Haſſes kein Hehl, wie ich erſt die Liebe offen dargelegt. Ich war unklug, aber mein Herz quoll über; ich hatte lang genug ſtill gelitten, ich fuhr einher wie eine finſtre Wetterwolke. Man hatte mir mein Heiligſtes mit frecher Hand beſudelt, ich konnte nicht länger geduldig ſchweigen. Da ſteckten die vornehmen Philiſter die Köpfe zuſammen und flüſterten erſt leiſe und riefen dann laut: „Iſt er nicht eines Zimmermannes Sohn? Heißt nicht ſeine Mutter Maria? Und ſeine Brüder Jakob und Joſes und Simon und Judas? Und ſeine Schweſtern ſind ſie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das Alles? — Und ſie ärgerten ſich an mir. Ich aber begriff endlich mit Entſetzen des göttlichen Erlöſers große Worte: Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in ſeinem Vaterlande und in ſeinem Hauſe.“ Ich hatte vergeſſen, daß mein Vater nur ein ehrlicher Schreiner geweſen, daß meine Mutter nur eine ſchlichte Bürgerfrau war, daß meine Geſchwiſter nur dem Handwerksſtande angehörten und ich auch nicht einen einzigen vornehmen Verwandten hatte. Man ließ es meine Geſchwiſter empfinden, ja man betrübte ſogar den einfachen ſchlichten Sinn meiner Mutter, indem man ihr eine falſche Vorſtellung von mir beibrachte. Die Thränen der alten Frau fielen als glühende Metalltropfen auf mein Herz; ich verwünſchte mein unſeliges Geſchick, und hatte Stunden furchtbarer Qual. Selbſt der warme Liederquell in meiner Bruſt, der früher an trüben Tagen ſo luſtig geſprungen war, vertrocknete; kein Mann, der mir beigeſtanden, kein Freund, der ſich meiner angenommen hätte; ich war ſehr elend. Doch ſtand ich ja damals immer noch auf den untern Stufen meines Leids. Mein kluger Advokat, der „Ehrenmann,“ behandelte mich auf die ſtupideſte Weiſe, machte mir die heftigſten Vorwürfe über mein öffentliches unkluges Benehmen, und gab mir ſehr deutlich zu verſtehen, ich ſei in ſeinem Hauſe übrig, er ſelbſt könne ja durch mich in Mißcredit bei dem vornehmen Publikum der Stadt gerathen. Er gab mir keine Arbeit mehr und ich mußte gehen; aus den Augen ſeiner Frau leuchtete boshafte Schadenfreude, und ohne Mitleid ſagte ſie, als ich ſchied, mit Beziehung: „Sie haben Ihr Glück verſcherzt; nun kann Ihnen Niemand helfen.“ Ich ging zu mehreren andern Advokaten; keiner nahm mich. Ich war anrüchig. Meine Lage wurde bedrängt. Ich wohnte mit meiner Mutter zuſammen. Meine Geſchwiſter, die mir ohnedies nicht recht gewogen waren, weil ſie ſich durch meine Studien verkürzt wähnten, ängſtigten die arme alte Frau und nahmen ſie gegen mich ein. Es fehlte uns faſt an den nothwendigſten Subſiſtenzmitteln. Inzwiſchen war alle Hoffnung auf mein Examen geſetzt, das vor der Thüre war. Ich ſtrengte meinen Fleiß auf das Aeußerſte an; ich ſaß Tag und Nacht über dem Corpus Juris; denn mir ahnete nichts Gutes. Der Tag erſchien; ich trat mit Bangen vor meine Examinatoren, die lauter vornehme, durch meine überkühnen Aeußerungen beleidigte Herren waren; ich zeigte mich weit beſſer geſattelt, als ſie wohl vermuthet haben mochten; ſie boten all ihre gelehrte Kunſt, ihre gemeine Chikane auf — ich mußte durchfallen. Es iſt unmöglich, Dir die Gefühle zu beſchreiben, **Karl**, die auf mich einſtürmten, als mir der Beſcheid ertheilt wurde. Er klang mir wie mein Todesurtheil, und ich brach in ein ſardoniſches Gelächter aus. Viel lieber wäre ich in die weite Welt, oder auch in den Tod gegangen, als nach Hauſe; aber ich bedachte, daß ich meiner Mutter den möglichſt kleinſten Kummer bereiten dürfe, war doch dieſer ſchon groß genug. Das waren Tage unausſprechlicher Qual, aber ſie war doch mehr äußerer als innerer Natur. Meine Geſchwiſter traten mit ihrem höhnenden Haſſe offen gegen mich hervor; ſie hatten ja nun ein Recht dazu. Ich mußte raſch Alles aufbieten, um mir eine Exiſtenz zu ſchaffen; denn von ihrer Gnade zu leben, war mir das Schrecklichſte. Ich hörte, daß beim Kriegsgericht die Stelle eines Unterauditeurs vacant werde. Der Mann, der ſie zeither bekleidet hatte und zu einem höhern Poſten promovirt wurde, hatte nicht einmal ſtudirt. Es war eine Schreiberſtelle. Doch ich war zu allen rechtlichen Mitteln entſchloſſen, mir zu helfen, und ging zum Miniſter. Von dieſem Geſtrengen mußte ich mich erſt ausſchelten laſſen, wie einen Schulknaben. Endlich ſagte er mir mit dürren Worten, wenn ich mich beſtreben würde, meinen Querkopf in Ordnung zu bringen, meine ſatyriſche Ader zu unterbinden, mein ungewaſchenes Maul zu halten und — die Tochter ſeines Kammerdieners, d. h. ſeine eigene zu heirathen, ſo ſolle ich die Unterauditeurſtelle haben, im nächſten Jahre ein gutes Examen machen und dann weiter befördert werden. Die Propoſition gab mir einen Stich in's Herz; ich erbleichte; aber ich biß die Zähne aufeinander und ſagte zu. Ich gelobte ein zahmes, lammfrommes Blut zu werden; dafür erhielt ich Brod und — Frau. Zum Glück hatte ich noch nicht geliebt. Ich hatte, wie Du weißt, ſchöne Mädchen und Frauen wie ein Schmetterling umgaukelt, aber keine hat mir noch recht zugeſagt; der zündende Funke war noch nicht in mein Herz gefallen. Das Ideal einer Frau für mich, wie ich es Dir oben beſchrieben, war mir nicht aufgeſtoßen; ich hatte auch noch nicht daran denken können, es zu ſuchen. Im Ganzen war ich alſo weniger empfindlich gegen das Schickſal, das mir plötzlich ein mir ziemlich unbekanntes Mädchen als Frau aufzwang, als ſonſt wohl von meiner Natur zu erwarten geweſen wäre. In Wahrheit, ich war betäubt, die Jämmerlichkeit hatte mir mit Stößen und Schlägen ſchon ſo furchtbar zugeſetzt, daß mir die feinen Sinne bereits merklich abgeſtumpft waren. Die bittre Regung in meiner Seele brachte der Gedanke an meine Mutter zur Ruhe. Vom Miniſter ging ich zu ſeinem Kammerdiener, um meiner Braut die Aufwartung zu machen. Ein kleines, blaſſes, ſchüchternes Weſen empfing mich, ein gewöhnliches unbedeutendes Menſchenkind, ohne Anſprüche, aber auch ohne Berechtigung, ohne Laſter, aber auch ohne Tugend, ohne Befähigung und Anlagen zu etwas, das mich erfreuen könnte. Malchen nahm meine Erklärung, daß ich ſie heirathen würde — Du ſiehſt, ich machte keine Umſtände und faßte die Sache derb an — ziemlich albern auf. Vier Wochen darauf war ich im Amt, ſechs Wochen ſpäter im Eheſtand, und ſechs Monate darauf mit einer brillanten Cenſur durch's zweite Examen gekommen. Man ſprach davon, daß ich Miniſterialſecretär werden würde, und die Kleinen nahmen ſchon alle die Hüte vor mir ab. Meine Mutter war glücklich, und das genügte mir. Ich hatte meine Kindespflicht erfüllt. Die Anſtellung in der Canzlei des Miniſteriums erfolgte wirklich ein halbes Jahr darauf; meine Mutter empfand darüber einen ſolchen Vorſchmack von Seligkeit, daß ſie unmittelbar davon in dieſe ſelbſt übergeführt wurde. Sie ſtarb vor Freude, und ich ſtand mit meinem neuen Anſtellungsdekret in Schmerz und Nachdenken verſunken an ihrem Sarge. Da lag ſie nun, der ich die ſchwerſten Opfer gebracht und hatte nicht den ihr bezweckten Genuß der Früchte derſelben. Vergebens hatte ich einen moraliſchen Selbſtmord an mir begangen, vergebens mein beſſeres Selbſt an's Kreuz der Gemeinheit geſchlagen. Immerhin! Ich hatte die letzten Tage der geliebten guten Greiſin verſüßt und ſie hatte nicht geahnt, was es mich gekoſtet. Ich war ihr Lieblingsſohn geweſen, ſie hatte ein Uebermaß von Liebe an mir verſchwendet, und ich ihr nach Kräften, nein über meine Kräfte vergolten. Aber nun hatte ich den moraliſchen Haltpunkt meines zeitherigen Thuns und Treibens verloren, die Feder, die mich aufgeſchnellt hatte zur Reſignation, war zerbrochen, der mich in das Labyrinth des geiſtigen Trübſals leitende Faden war abgeriſſen; ich ſtand einſam und verlaſſen in der Nacht meiner Leiden, und brach in mich ſelbſt zuſammen. Meine Frau war mir weniger als gleichgültig, es regte ſich etwas wie

Haß gegen ſie in meiner Seele, und nur der Gedanke, daß ſie ja unſchuldig ſei, verhinderte die Ausbildung deſſelben. Was konnte mir dieſes ordinäre Geſchöpf auch bieten! Wenn ſie doch wenigſtens Leidenſchaften gehabt hätte! Sie reizen, ſtacheln auf, rufen Reibungen hervor und bewegen das Leben. Und wenn nur Fluß und Strömung hineinkommt, ſei es auch ſtürmiſcher, wilder, es iſt doch beſſer als ſtinkende Stagnanz. Aber dieſe dünne froſtige Ruhe, dieſe abgebleichte Gleichgültigkeit ſaugten als Vampyre an meinem Leben. Ich brach in mir ſelbſt zuſammen und kam mir oft vor wie ein in's Bodenloſe Verſinkender, dem die gräßlichſte Angſt Hülfgeſchrei aus dem Herzen ſtößt, dem aber die Glieder gelähmt, der Mund krampfhaft verſchloſſen iſt; laut- und bewegungslos ſtürzt er tiefer und tiefer. Meine Frau hatte nur für etwas in der Welt Sinn, nur für einen Gegenſtand Intereſſe, und gerade vor dieſer Neigung ſchauderte ich zurück: ſie liebte das Geld, und war über alle Begriffe geizig. Dabei beſaß ſie eine unvergleichliche Art, dem Miniſter eine Summe um die andre abzuſchwatzen. Sie ſorgte dafür, daß meine Beſoldung nach einigen Jahren erhöht wurde, aber ſie nahm ſie auch ein, und legte ſie auf Capitalien an. Mir kochte ſie kaum eine Suppe, ſie wendete nur das Nothdürftigſte an Kleider und Hausweſen. Ich, ſtets an Entbehrung gewöhnt und ganz für mich lebend, litt wenig darunter, und ließ ſie ungeſtört ſammeln. Was konnten die kleinen Annehmlichkeiten des Lebens für Reiz für mich haben, da ich mein höchſtes und ſchönſtes Glück in den Staub hatte treten müſſen? Meine neue Stellung förderte von zwei Seiten zugleich meine Menſchenverachtung. Ich ſah dem Miniſter in die Karte und durchſchaute ſeinen ganzen Mechanismus. Seine Grundſätze und Handlungsweiſe waren ganz dieſelben, wie meines braven Advokaten; er war ein Mann des Scheins, wie jener, und ſpöttelte mit dem Ausdruck eines impertinenten Mitleids über wahre Tugend. Wir waren bald entſchiedene Feinde; denn ich ließ mich nicht zu Schurkereien brauchen und ſtellte ihm ſcharfe Kanten entgegen. Es kam zu einigen heftigen Auftritten. Wozu ſollte ich ſchweigen? Ich hatte keine Mutter mehr und war meines Lebens müde und ſatt. Er aber mußte mich ſchonen; denn meine Frau war ſeine Tochter und von ihm ſehr geliebt; und dann hatte er mich unvorſichtig in einige Geheimniſſe eingeweiht. Fein und kalt zog er ſich von mir zurück, es wurden mir ferner keine Zumuthungen mehr gemacht. Von der andern Seite krochen die Menſchen vor mir, ſelbſt Männer von bedeutender Stellung — Schufte! — weil man mich allgemein für den Günſtling des Miniſters hielt. Da ſollte man nicht verachten. Ich gerieth in Apathie und arbeitete wie das Pferd in der Mange. Der Schmerz über mein verlornes Leben zog ſich in tiefſten Hintergrund meiner Seele gleichſam krampfhaft zuſammen, und lag dort ſchwer und dumpf, ein ungeheuerlicher Knäul; dadurch erſchien ich äußerlich ruhig. Wie ich mir ſelbſt fremd wurde, ſo überzogen ſich auch die Gegenſtände außer mir mit einem ſeltſamen Schleier, der mir verwehrte ihr eigentlichſtes Weſen zu erkennen. Ich war gemüthskrank. Du wirſt fragen, warum ich mich nicht aus dieſer gemeinen abſcheulichen Wirklichkeit in's heitre Reich der Poeſie geflüchtet, warum ich mir die Hefen dieſer irdiſchen Nothwendigkeit nicht mit der ſüßen Milch jener göttlichen Amalthea verſetzt, die Zeus als Knabe getrunken und nach ihm alle Götterſöhne? Das war mein ſchwerſter Kummer, der mir ſtille Thränen auspreßte: ich hatte unter ſchlimmen geiſtigen Kämpfen die Ueberzeugung erlangt, daß ich eben kein Götterſohn bin. Ja, Karl, ich bin kein Dichter! Ach, es hat mich viel gekoſtet, bis ich zu dieſer klaren Ueberzeugung kam, daß der Geiſt der Poeſie nicht urſchöpferiſch in mir wirke. Wie Frühlingsquellen, die mit den Knospen aufbrechen und mit Blüthen und Düften von den Bergen rinnen, aber auch nicht länger als dieſe, dann im Sonnenbrand allmälig vertrocknen, ſo daß man im Winter ihre Stätte nicht mehr kennt, ſo iſt es mit meinem poetiſchen Talente. Aber ſegenbringende Quellen ſtrömen fort und fort, im heißeſten Sommer kühl und labend, im kälteſten Winter warm und kräftig. Meine Quelle blieb aus, als das Leben heiß und betäubend auf mich herabbrannte; als Eiſeskälte und Froſt mir das Herz feſſelten. Und nur erſt, als wieder Frühling in mir wurde, ſprang ſie auch wieder auf. Ja, Karl, ich habe noch einen Frühling gefeiert, einen üppigen, prangenden, herrlichen Frühling; ich bin ganz glücklich geweſen, um nun ganz elend zu ſein.

Wie Einer wohl in der Befangenheit des Traums immer eine Art ahnenden Bewußtſeins hat, wie ein Wahnſinniger in der innerſten Seele den geſunden Gedanken, daß er wieder geneſen werde, feſthalt, ſo hegte ich in der tiefſten Seele die tröſtende Ueberzeugung, ich werde einſt noch durch Frauenliebe glücklich ſein. In der höchſten Noth glänzte ſie wie ein ferner heilverkündender Stern; in der Verzweiflung flüſterte mir mein Genius zu: Du findeſt noch das Weib, das du liebſt und das deiner Liebe würdig iſt. Dieſe Hoffnung wich nie von mir und ließ mich Alles ertragen. Und ich fand ein Weib, das ich liebte, ich koſtete alle Seligkeiten der Liebe durch, um deſto fürchterlicher getäuſcht zu werden. So hab' ich denn auch die letzten Hefen des Leidenbechers verſchlucken müſſen.

In meiner tiefſten Trübſal erwachte plötzlich meine alte Neigung zur Aſtronomie wieder in mir. Du weißt, mit welchem unausgeſetzten Fleiße ich ein Jahr lang und noch drüber in Heidelberg dem Dienſte der Urania oblag, und nur meine poetiſchen Verſuche führten mich nachher mehr ihren leichtfertigern Schweſtern Erato und Euterpe zu. Doch da nun die Liederquelle in meiner Bruſt vertrocknet war, richtete ſich mein thränengefülltes Auge von der nachtumhüllten Erde wieder zum Sternenhimmel empor, mir dort Ruhe und Troſt zu ſuchen. Wahrlich, es gibt für den Unglücklichen keine erhebendere Beſchäftigung, als die Aſtronomie. Nichts predigt die Größe und Allmacht Gottes auf eindringlichere Weiſe, als die Wunder des Himmels, und der Geiſt, deſſen raſtloſem Forſchen ſich eins nach dem andern enthüllt, kann nicht leicht bis zur tiefſten Verzweiflung ſinken. Ich rang nach Hülfe, und da mich die Menſchen verließen, ſuchte ich ſie bei den Sternen. Es war mir viel daran gelegen, eine Wohnung zu finden, wo ich bequem und ungeſtört meiner von Schwermuth genährten Neigung nachhängen konnte. In einer Vorſtadt befand ſich ein ſtattliches Haus mit einem hohen Altan auf dem Giebel. Ein ſchöner Garten mit Parkanlagen gehörte dazu. Es gelang mir, das obere Logis, das dem Altan zunächſt lag, zu erhalten. Ich bedingte mir im Miethcontract Altan und Gartenvergnügen aus. Das Haus lag einſam und fern von der Stadt, für mich ein ſehr erwünſchter Umſtand, das Logis war billig, was meiner Frau vorzüglich lieb war. In der Bel-Etage wohnte ein penſionirter Hauptmann, der den Titel als Major erhalten hatte. Er war wohlhabend, und hatte ſich vor einigen Jahren nach dem Tode ſeiner vornehmen Frau wieder mit einer bürgerlichen Dame, der Tochter eines Kaufmanns aus der Stadt, verheirathet. Darüber war er mit ſeiner altadligen Familie zerfallen, was ihn inzwiſchen nicht kümmerte. Die Frau ſtand nicht mehr in der erſten Jugendblüthe; ſie hatte das dreißigſte Jahr bereits zurückgelegt. Ich kannte ſie kaum von Anſehen und bemerkte während wir einzogen, bei einem flüchtigen Begegnen, daß ſie auch keine Anſprüche an Schönheit zu machen habe. Der Miniſterialbote, der mir ausziehen half, einer jener allwiſſenden Menſchen, die die Chronik jedes Haushaltes der Stadt im Kopfe haben, erzählte mir, die Frau Majorin habe eine unglückliche Liebſchaft mit einem jungen Kaufmann, Commis ihres Vaters, Namens Baurdach, gehabt. Die Eltern deſſelben hatten ihre Einwilligung durchaus verſagt, weil ihnen die junge Dame nicht reich genug geweſen (ſie habe noch eine Menge Geſchwiſter), darüber ſei der verzweifelte Liebhaber nach Braſilien gegangen, um dem Kaiſer Don Pedro als Soldat zu dienen, und habe nichts wieder von ſich hören laſſen. Der Major habe als Wittwer im Hauſe ihres Vaters gewohnt, ſie lieb gewonnen und ihr ſeine Hand angetragen, die ſie ohne Weiteres angenommen. „Ein gebrochenes Herz!“ dachte ich, und die Frau war mir nun ſchon intereſſant. — Nachdem wir eingerichtet waren, ließen wir uns beim Major der Höflichkeit gemäß anmelden. Ich ſaß der Majorin gegenüber und ſah ihr in's Auge. Ein wunderherrliches Auge, voll leuchtender, tiefer, wahrer Seelenfreundlichkeit, in den unregelmäßigen, aber ſehr ausgezeichneten Zügen ſo viel Milde, zarte Würde und ächte Weiblichkeit; um Mund und Auge zuckte jene unbewußte Schwermuth, ja bittre Glückſeligkeit, die mit der Wirklichkeit zerfallen iſt und dafür in Ahnungen und Gefühlen ſchwelgt. Aus ihrer Unterhaltung, obgleich ſie ſich um die gewöhnlichſten Dinge drehte, blitzten Geiſt und Seele; mir war's, als lägen da viel herrliche Kräfte in Schlummers Banden. Ich wurde auf die innere Geſchichte dieſer Frau ſehr begierig. Seit lange intereſſirte ich mich wieder für etwas.

Der Major war auf den erſten Blick als gutherziger Flachkopf zu erkennen, und ſeine Expectorationen beſtätigten dies vollkommen. Er war mit meiner Frau bald in ein wirthſchaftliches Geſpräch gerathen; ein Buch auf dem Tiſche, das ich aufſchlug, — es war ein beliebter Roman — brachte mich und die Majorin auf Lectüre. Ihr Mann liebe dergleichen nicht, ſagte ſie (daſſelbe war bei meiner Frau der Fall), ſie pflege aber viel zu leſen, da ſie keine Kinder und alſo wenig häusliche Geſchäfte zu verrichten habe. „Das Leſen iſt ein Element des modernen Lebens,“ ſagte ſie, „und zerſetzt, wie ein feines Gift, den uns angebornen Trieb zum Handeln. Dadurch, daß wir durch den Autor geiſtig in alle denkbaren, ja wohl gar undenkbaren äußern und innern Situationen geführt werden, daß wir ergriffen, gerührt, geſpannt, gemartert werden, und das Alles nur in einer, wenn das Wort nicht allzukühn klingt, paſſiven Thätigkeit, wird jener active Trieb allmälig geſchwächt und unterdrückt. Unſre Großmütter handelten viel mehr, hatten weit größern Einfluß auf das häusliche und öffentliche Leben, aber ſie laſen nicht; wir dagegen werden immer mehr von der Bühne entfernt, und bringen trotz der vielgeprieſenen Frauenemancipation unſer Leben im Boudoir zu, deſſen blaſſe Tage wir mit dem Roman färben. In dieſem Stücke ſind wir den Frauen des Orients ziemlich gleich, ja wir ſind darin ſchon um einen Schritt weiter gegangen. Die Frauen des Harem haben ihre mährchenerzählenden Sklavinnen, und das laute Wort tönt doch friſch und natürlich anregend auf dem rechten Wege durch das Ohr in die Seele. Bei uns geht Alles lautlos zu; wir ſitzen allein, und das Auge betrügt das Ohr um den Dienſt, den es doch nur ſehr unvollkommen verrichten kann. Die Seele wird mehr erſchlafft, als erfriſcht, und der ganze geiſtige Organismus geräth in einen abgeſpannten, krankhaften Zuſtand. Das größere Unglück aber iſt, daß auch ein nicht unbedeutender Theil der Männerwelt ganz allmälig von dieſem alle Thatkraft aufzehrenden Leſefieber ergriffen worden iſt. Gewiß ſollten die Romandichter und Novelliſten von den Fürſten belohnt und mehr ausgezeichnet werden, als bis jetzt geſchehen iſt; denn in der That und Wahrheit arbeitet Niemand mehr in ihrem Intereſſe, als dieſe Schriftſteller. Sie ziehen die jugendlichen Geiſter vom öffentlichen Leben ab, nehmen die wilde Kraft gefangen, abſorbiren den revolutionären Trieb, verweichlichen die Gemüther und impfen der ſchon ohnedies kränkelnden modernen Bildung das Gift des Indifferentiſmus ein."

„Sie gehen hart mit den armen Dichtern um," verſetzte ich, von ihrem Liebreiz, der ſich beim Sprechen gar herrlich plaſtiſch herausſtellte, wunderbar ergriffen. „Und doch kann ich ſie nicht entbehren!" rief ſie, unbeſchreiblich lieblich lächelnd. „Sie ſind mir, was das Opium den Türken iſt, ſie reizen mich auf, begeiſtern mich, machen mir einen ſeligen Rauſch, und ſo gut ich weiß, daß ſie mich erſchlaffen, kehre ich mit unwiderſtehlicher Leidenſchaft doch immer und immer wieder zu ihrem Genuſſe zurück."

„Vielleicht," ſagte ich ſcherzend, „könnte ich etwas dazu beitragen, dem ſüßen, Ihrem Leben ſo nothwendig gewordenen Gifte etwas von ſeiner erſchlaffenden Kraft zu rauben und ſeine begeiſternde ſogar noch zu vermehren. Ich leſe nicht ganz ſchlecht vor. Wenn Sie mir erlaubten, würde ich Ihnen mit großer Freude zuweilen einen guten Roman vorleſen. Man lebt ſich durch das laute Wort viel beſſer in den Dichter hinein und wird weit ſichrer in der Kritik deſſelben.“ — Mein Vorſchlag wurde mit ſichtbarem Vergnügen angenommen. Das gütige Auge der Majorin leuchtete engelfreundlich. Im Verlauf des Geſprächs that ſie die mich überraſchende Aeußerung, daß Goethe's Taſſo ihre Lieblingsdichtung ſei; denn Du weißt, daß mir dieſes Drama das Liebſte von Allem iſt, was jemals Poeſie erzeugt hat. Ich wurde wärmer und riß die holde Frau mit hin; wir vertieften uns in die Schönheiten des Gedichts, deſſen angezogene Stellen ich ihr wörtlich herſagte, und als ich ſpät ſchied, fühlte ich eine geiſtige Befriedigung, wie noch nie.

Die Vorleſungen nahmen ihren Anfang; der Major langweilte ſich dabei und ließ uns bald allein. Meine Frau, die ich anfangs dazu beredete, ſuchte ſich nach Verlauf einiger Wochen durch allerlei Vorwände davon loszumachen, und nun ſaß ich Helenen — ſo heißt die Majorin — allein gegenüber. Unvermerkt drängte ſich meine ganze Seele in meinen Vortrag; wenn ich dann, von einer ſchönen Stelle ergriffen, das Auge erhob, tauchte es ſogleich in ihren begeiſterten, ſtrahlenden Blick, ja oft badete meine Seele in den warmen, heiligen Heilquellen, die dort aufgeſprungen waren. Das waren göttliche Augenblicke ſtummen Entzückens, in denen unſer Leben aufging. Meine Ahnung war erfüllt: ich liebte! Bald war ich mir klar darüber. Je mehr ich gelitten, je tiefer ich in der Seele verwundet worden war, je einſamer und verlaſſener ich geſtanden, um ſo gewaltiger und all mein Sein in der tiefſten Wurzel erſchütternd drang nun das göttlichſte aller Gefühle in mein liebebedürftiges Herz. Es glich einem dürren, geſprungenen Erdreich, auf welchem kein Hälmchen emporgeſchoſſen war, und das nun, von warmem Sommerregen überſtrömt, das koſtbare Naß mit Begierde in ſich ſaugt und raſch Kräuter und Blüthen trägt. Es war mir, um meine Seligkeit zu vollenden, bald kein Geheimniß mehr, daß ich von Helenen eben ſo ſchwärmeriſch wieder geliebt wurde. Auch ſie hatte nur eine dunkle Ahnung von der Seligkeit gehabt, die jetzt die Götter über uns ausgoſſen; ſie hatte noch nie geliebt im wahren Sinne des Worts. Der Himmel that ſich vor unſern wonnethränenden Augen auf, und trunken von all' dem Glanz und dem Glück, ſtürzten wir einander in die Arme. Ich hatte nun eine Seele gefunden, der ich all' mein Leid über des Lebens Noth und Plage klagen, der ich die kleinſte Regung auf dem klaren Waſſerſpiegel meiner Seele enthüllen, der ich mein Fühlen und Denken mittheilen konnte. O Karl, wie glücklich war ich!

Helene hatte bis jetzt der in niedern Zuſtänden befangenen Pſyche geglichen, die harmlos, ohne große Freude und ohne ſonderliches Leid unter ihren von Geiſt und Seele gewöhnlichen Schweſtern lebte, kaum ahnend, daß ſie zu Höherem berufen ſei. Es hatte ſich kein Anlaß gezeigt, der ſie aus dieſem Schlummer aufgerüttelt, ſie hatte dies ſchaale Halbleben ohne Kummer hingelebt, kein Licht war ihr aufgeflammt, das ihre Seele erhellt und ihr die Schätze gezeigt hätte, die dort aufgeſpeichert waren, ſie wußte nicht, welchen Reichthum ſie mit ſich herum trug. Nun hatte ſie plötzlich der verhüllte Gott entführt und in ſeinem wunderbaren Zauberpalaſt empfing ſie ahnungsvoll ſeine glühende Umarmung. Aber auch die Schweſtern ſtellten ſich ein und begannen ihren frühern ordinären Diſcurs. Ich will das der Mythe, der Pſyche entlehnte Bild bei Seite ſchieben, um deutlicher zu reden. Helene war in bürgerlichen Verhältniſſen aufgewachſen. Brauche ich mehr zu ſagen, als daß ihr Vater ein Krämer war? Hat nicht gerade dieſer ehrenwerthe Stand in Deutſchland den Beruf, Prototyp der Philiſterei zu ſein? Und nun vollends in meiner lieben Vaterſtadt, wo die Philiſterei noch dick und ſtinkend übereinander heckt und lagert, hier, wo noch ägyptiſche Finſterniß die Köpfe umnachtet hält, wo man mit böotiſcher Stumpfheit alle edeln Anſprüche der Humanität kalt, höhniſch zurückweiſ't, hier iſt ein Krämer ein fürchterlicher Menſch. Es gibt für mich auf der Welt nichts Ungeheuerlicheres, als die Langweiligkeit eines ſolchen Zopfes — ja Zopfes; denn hier oder nirgends muß es erlaubt ſein pars pro toto zu ſetzen. Helenens Mutter war eine Pſyche mit gebundenem Fittich, allmälig im Philiſterpfuhl untergegangen, ſtill trauernd und mit einer wehmüthigen Sehnſucht im Herzen bis an's frühe Ende, und nie zum hellen Bewußtſein des ihr fehlenden Glücks gekommen, wohl von Ahnungsdämmerung leis umhaucht, aber nicht — zu ihrem Glück! — von einem vollen Lichtſtrahl angeglüht, der ihr ja ihr Elend nur enthüllt hätte. So iſt ſie geſtorben an Sehnſucht und Schmerz, deren Objecte ſie doch nicht kannte, wie tauſend Frauenherzen an unbekanntem Weh brachen, unvermerkt und allmälig vergiftet von der Philiſterei und ledernen Erbärmlichkeit derer, mit denen ſie ein kleines trübſeliges Geſchick zuſammengeſpannt, Pegaſus mit dem Ackerſtier in einem Joche! Jedenfalls hätte Helene ganz das Geſchick ihrer Mutter erfahren, wenn ſie mich nicht kennen gelernt hätte. Sie hatte bis dahin in demſelben ahnungsvollen Dämmerzuſtande gelebt wie ihre Mutter; ja es war allmälig ſtatt heller nur noch dunkler um ſie geworden, gerade wie bei jener. Eine ſogenannte Liebſchaft mit einem Ladendiener ihres Vaters hatte ſie eben nur beſchäftigt, ohne ihre Seele auszufüllen oder aufzurühren. Ich hatte mich in meiner früheren Annahme geirrt, als ſeien ihre innerſten Lebensblüthen vergiftet worden. Dieſe waren zu jener Zeit noch gar nicht entfaltet. Der herrlichſte, reichſte Schatz, dieſer prächtige Nibelungenhort lag tief verſenkt in den heiligſten Gründen ihres Gemüths, unbekannt und ungeahnt, von keiner profanen Hand betaſtet, von keinem lüſternen Blick entweiht. Das war noch ein hohes, jungfräuliches Heiligthum, in das ich ſtaunend eintrat, das waren paradieſiſche Gefilde, abgeſchloſſen von der Welt und in unbewußtes Selbſtanſchauen ihrer hohen Schönheit verſunken, in denen noch kein menſchlicher Fuß gewandelt war. Helene hatte den Major geheirathet, weil er ſie zur Ehe begehrt, weil es ſo Sitte iſt, daß ein Mädchen eine anſtändige Partie macht, weil ihr Vater nicht reich und ſie noch ein halbes Dutzend jüngere Geſchwiſter hatte, weil ſie ſich mit ihrer ſehr abgeſchmackten Stiefmutter nicht wohl vertragen konnte, und ſo ließen ſich wohl noch zehn andere recht verſtändige weil hinzufügen, die die Welt belobt, die aber nicht Stich halten vor dem Richterſtuhl der Vernunft. Wann aber würde auch in unſerm dürren bürgerlichen Leben jemals der Maßſtab der göttlichen Vernunft angelegt, wo man Alles mit der Krämerelle des menſchlichen Verſtandes mißt? Helenens Verhältniſſe hatten ſich, als ſie Frau von Teutleben geworden war, nicht erweitert; ſie war durch ihre Standeserhöhung doch auf keinen höheren Standpunkt weder in der Geſellſchaft, noch in der Idee gelangt. Die Schranken waren mit ihr gewandert. Ihr Gatte, einer von jenen — ſoll ich ſagen glücklichen oder unglücklichen — Erdenſöhnen, die den Ring des Gyges beſitzen, ohne ſeine Zauberkräfte alle zu kennen und alſo auch nicht befähigt, den rechten Gebrauch davon zu machen, lag ja ſelbſt in ſchmählichſten Banden der Philiſterei, und wußte es nicht. Können die Mollusken-Gedanken eines ſo „guten Mannes“ ſich zum Fluge eines Adlers erheben? Die hochnaſige Familie des Majors desavouirte ſeine Ehehälfte und vermied allen Umgang mit ihr; eben ſo abgeſondert hielt ſich der übrige höhere oder Hofadel von ihr. Es waren alſo die Frauen der Beamten, Frau Räthinnen und Frau Secretärinnen, die Weiber des graduirten ſchwarzen Fracks und des betitelten Tintenfaſſes, die ſie nach wie vor umgaben. Herr Gott, mir wird heiß, wenn ich an die Miſere ſolches beſoldeten und beſohlten Volks denke! Lauter „gute Menſchen“

„und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann.
Das ſind ſie alle ehrenwerthe Leute.“

Was hat aber das ehrenwerthe Gewürm für ein Recht an eine Dichterſeele? Durften die Schaalthiere und Fröſche an der äthiopiſchen Küſte die reizende Andromeda, die dem Meerungeheuer als Opfer an den Felſen gefeſſelt war, für ihres Gleichen halten und mit ihr umgehen, wie mit Auſter und Weißfiſch? Ach, dieſe wäſſerigen, verſchwommenen, breiweichen Mollusken-Menſchen waren Helenens Schweſtern und Brüder, Schwägerinnen und Schwäger, Vater und Mutter und Gatte, Jugendfreundinnen und Freunde, ein Heer anſtändiger, gebildeter Nullitäten. Sie allein, die einzige Göttergeſtalt, „unter Larven die einzige fühlende Bruſt,“ ſie, die angeſchmiedete Andromeda, beſtimmt dem Waſſerungeheuer „Philiſterthum“ als Opfer zu fallen. Aber ein Perſeus kam auf dem Pegaſus ſie zu befreien. In der Befangenheit ihres proſaiſchen Zuſtandes hatte Helene niemals daran gedacht, die Dichter, die ſie ſo ſehr liebte, in ihr Leben einzuführen; ſie ſah ſie nur als Feinde des rüſtigen, realen Lebens an, nicht begreifend, daß das durch ſie geſchaffene, ideale Leben weit über jenem ſtehe und viel herrlichere Genüſſe biete, ein Fehler, in welchen nicht nur die meiſten geiſtreichen Frauen, ſondern überhaupt die meiſten genialen Menſchen verfallen. Ich öffnete ihr das Verſtändniß und beim glänzenden Lichte, das ich in ihrer Seele entzündet, vereinte ſich Poeſie und Leben in ſchönſter Harmonie. Auch mein Leben verwob ſich in dieſen Einklang, und unſere Stunden gingen leicht geſchürzt, tönenden Trittes in harmoniſcher Bewegung an uns vorüber. Es war eine unergründliche Fülle von Seligkeit, die ſich uns öffnete; wir hatten Salomons Ring gefunden, und mit ihm die Brunnen der Tiefe erſchloſſen; die Nacht des Lebens war uns durch das ſtrahlenblitzende Säulenlicht der nordiſchen Aurora geſchmückt, und ich ſtand neben der ſtaunenden Geliebten und deutete ihr das Wunder. Ach, was wiſſen denn die Philiſter von Liebe? Wenn ihr Blut einmal aufwallt, wenn ihnen auf Bällen warm wird, wenn ſie, die ewig Redefertigen, einmal nicht wiſſen, was ſie einer rothgewordenen Unſchuld gegenüber ſagen ſollen, wenn ſie die Verlobungskarten ſchreiben oder zu Gevatter bitten, da haben ſie Gefühle ihrer Liebe. Was ſoll man auch dem Blinden lange vom Licht vorpredigen? Ixion, der frech genug war, ſein lüſternes Auge zur Juno zu erheben, und hernach die Wolke ſtatt ihrer umarmte, war ſchon ein Philiſter. Laſſen wir das! Ich werde jedesmal bitter, wenn ich auf die zweibeinige Proſa zu reden komme. — Genug, Helene ſchwang ſich mit mir von einem Himmel der Poeſie, der Liebe, des Glücks in den andern, immer höheren, herrlicheren. Es verſteht ſich, daß ſie über ſich, ihre zeitherige Umgebung und ihr Verhältniß zu derſelben vollkommen klar wurde; auf den Sonnenhöhen des Lebens verſchwindet die gemeine, häßliche Nacht. Die herrliche Frau zog ſich von den guten Leuten behutſam und allmälig zurück, doch im überwiegenden Gefühle ihres Glücks noch nicht vorſichtig genug, als daß die gemeine Brut, die oft Schlangenliſt beſitzt, nicht hätte aufmerken ſollen. Wenn ſie auch Helenens verklärtes, geiſtig gehobenes und durch Erkenntniß zur moraliſchen Sicherheit gebrachtes Weſen nicht verſtanden, ſo begriffen ſie doch, daß eine Veränderung mit ihr vorgefallen war. Die Urſache war bald gefunden; man wußte ja, daß ich ihr oft vorlas. Nun ging das Zungengedreſche los. Ach, was iſt da nicht Alles gegiftet, geſalbadert, geſchwatzt worden! Man müßte eine neue lulliſche Kunſt erfinden, um den verläumderiſchen, böſen Unſinn all zu merken. Es konnte nicht fehlen, daß manches davon zu Helenens Ohren drang. Ihr zartfühlendes Gemüth wurde tief verwundet. Sie bat mich zitternd, meine Vorleſungen einzuſtellen, „ihrer Ehre wegen.“ Es geſchah. Doch konnten Herzen, die in ſo reinen Flammen der Begeiſterung zuſammengelodert waren, durch ein ſo kaltes, gemeines Element, wie dieſe ſpießbürgerliche ſogenannte Ehre, getrennt werden? Es führte uns nur noch inniger zuſammen, und bereitete uns noch höhere und ſüßere Genüſſe; denn alles heimlich Genoſſene ſchmeckt ſüßer. Ich hatte der Majorin ſchon früher auf meinem Altan die Sternbilder erklärt und die Planeten gezeigt; jetzt wurde dieſer Altan zum Tempel der Liebe, über welchen der Himmel ſein Sternendach ausgebreitet hielt. Wir brachten die ſchönen Nächte hier unbelauſcht zu. Kein ſterbliches Auge vermochte uns zu entdecken. Meine Frau war daran gewöhnt, mich halbe Nächte mit aſtronomiſchen Beobachtungen beſchäftigt zu wiſſen; Helenen wurde nicht ſchwer, Nachts zu mir heraufzuſteigen, ohne von Jemandem bemerkt zu werden. Was ſoll ich Dir von all den Entzückungen ſagen, die uns zu Theil wurden?

Wenn ich ihrer ſtaunenden, ſtumm anbetenden Seele die Wunder des Weltalls erſchloß, immer eins größer und unbegreiflicher als das andere, wenn ich hinter dem Tubus die Bahnen der Sterne mit ihr durchwandelte, und ihr die wichtigen und faſt unglaublichen Reſultate der Forſchungen auf dieſem Felde der Wiſſenſchaft vorlegte, wenn ich ihr die hohen Ahnungen von den noch künftig zu machenden Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes ausſprach, dann zitterte ſie mir glühend von Gotttrunkenheit entgegen, ihr von der himmliſchen Reiſe heimgekehrtes, noch von Sternenlicht überquellendes Auge tauchte wonnenfeucht in das meinige, und der vereinte Schlag unſerer liebeberauſchten Herzen gemahnte mich oft wie der Pendelſchlag der Weltenuhr. Hier auf dieſer ätherumwogten Höhe hat mich der Himmel mit dem reichſten Sternenkranz der Liebe gekrönt. Große Gedanken wuchſen raſch in uns auf über Leben, Tod, Unſterblichkeit, Geiſterwelt; es war, als deckte uns Glücklichen die gütige Gottheit alle Höhen und Tiefen auf und geſtatte unſern liebethränenden Augen ihre geheimen Wunder zu ſchauen. Unſer entzückenſtammelnder Mund ſprach wie ſpielend Räthſellöſungen aus, die ſich der ſchärfſte Verſtand zu finden vergebens bemüht hätte. So iſt es! Die Glücklichen werden von allen Göttern mit himmliſchen Gaben überſchüttet; „wer da hat, dem wird gegeben werden.“

Helenens Skrupel in Bezug auf ihre ehelichen Pflichten und Verhältniſſe waren bald beſiegt; ſie hatte ſich ſchon gewöhnt, wozu ſie Geiſt und Gemüth befähigten, alle Dinge von der idealen, poetiſchen Seite zu betrachten. Die Ehe, redete ich in der erſten Nacht unſerer Zuſammenkünfte der ſtill Weinenden zu (ſie ergab ſich nämlich mit wehmüthig freudigem Schmerz, der immer Thränen in Frauenherzen gebiert, der ſie beſiegenden unwiderſtehlichen Gewalt ihrer Liebe): Die Ehe iſt und bleibt ein der Geſellſchaft heilſames Inſtitut; doch ſollte man nie vergeſſen, daß ſie eine menſchliche Form iſt für ein göttliches Weſen, die Form eines Geiſtes, aber nie der Geiſt ſelbſt ſein kann. Dies iſt der wichtige Punkt, über den wir uns verſtändigen müſſen. Als der urſchöpferiſche Geiſt, „nenn ihn Natur, Gott oder wie du willſt — der Name iſt Schall und Hauch, umnebelnd Himmelsglut" — den Menſchen zwiſchen ſeine reinen Geiſter und das Thier ſtellte, ihn zum erſten Weſen ſeiner ſichtbaren Schöpfung machte, miſchte er ihm zur thieriſchen Natur noch eine göttliche bei; er gab ihm von der Erde und vom Himmel, zwiſchen welchen dieſer wunderliche Sohn ſeiner Liebe ſteht, einen Theil, und begründete dadurch deſſen unausſprechliches Glück und deſſen ungeheures Leid. Zwei göttliche Geſchenke vorzüglich ſind es, die den Menſchen hoch über alles Irdiſche erheben, zwei, die das unwiderlegbare Zeugniß ſeiner göttlichen Natur abgeben, und die ihm die arme Erde in einen Himmel umzaubern können: die Religion und die Liebe. In ihrer Urquelle ſind Beide eins: das Geſetz der göttlichen Liebe, und nur in ſeiner Aeußerung ſpaltet es ſich, und zwei Engel werden daraus. Der eine kehrt ſein Antlitz dem Himmel, der andere der Erde zu. Aber die thieriſche Natur des Menſchen konnte das Göttliche nicht anders faſſen, als in irdiſchen menſchlichen Formen; er zwängte den göttlichen Geiſt in irdiſche Rahmen, die ſeinem ſchwachen Auge angemeſſen waren, um ihn überſehen zu können, und nun erſt wagte er es, ihn ſein zu nennen. Das moraliſche Geſetz in uns oder die Religion brachte er in Form der Kirche, wenn es erlaubt iſt, dieſen Ausdruck für die Religionsform aller Völker zu gebrauchen; er brachte das erotiſche Geſetz in uns oder die Liebe in die Form der Ehe. Wie es uns armen Menſchen aber oft zu geſchehen pflegt, daß der Geiſt, den wir in eine irdiſche Form zu bannen gewöhnt, längſt entflohen iſt, unſere Ohnmacht höhnend, während wir feſt an der Form halten, immer den Geiſt zu faſſen meinend, ſo iſt es uns im Laufe der Zeiten oft mit der Kirche und der Ehe ergangen. Die Form der Kirche war bei jedem Volke eine andere, bis ſie inne wurden, daß der Geiſt göttlicher Liebe daraus entwichen war; gleich ſuchte der Menſch eine andere Form und glaubte nun die rechte für die Religion gefunden zu haben. Der Arme wird ſie nimmer finden. Es werden immer und fort neue Kirchen aufgebaut werden, ſobald man eingeſehen hat, daß der Geiſt nicht mehr in den alten wohne, und die nur wird die beſte ſein, welche dem Geiſte die wenigſten Feſſeln anlegen will, ihm, der ſich nie feſſeln läßt. Daſſelbe Verhältniß iſt es mit Ehe. Der Menſch hat ſchon verſchiedene Formen für ſie gefunden, die ein Träger der Liebe ſein ſollten. Aber die Liebe kehrt ſich ihrer göttlichen Natur nach nicht an die menſchliche Form, ſie entweicht der Feſſel, die freihe Himmelstochter, und läßt ſich nicht beſchwören durch menſchliche Satzungen und Verträge. Für die, in welchen die thieriſche Natur vorwaltend iſt, gibt ſie einen guten Zaun oder Mauer ab, das Eigenthum, wie Hof und Garten, von dem des Nachbars abzuſcheiden; ſie hält Ordnung im Staat und im Hauſe. Sie iſt für den Bruder Philiſter ein treffliches Inſtitut. Für die Götterſöhne, die Oelkinder, wie ſie der Prophet Zacharja in der Bibel benennt, d. h. die mit dem Oel des Geiſtes zu Königen der Idee Geſalbten, für die von den Flammen der Poeſie durchglüheten und durchleuchteten Menſchen beſtehen weder die Formen der Kirche noch der Ehe; ſie gehorchen dem Geſetz der Liebe in ſeinem freien

Fluthen und Walten. Dieſe Bevorzugten fühlten ſchon lange das Unpaſſende in der jetzigen Form der Ehe, die den Geiſt der Liebe ſo wenig zu feſſeln vermag; ſie ſuchen nach einer neuen Form, die ſie noch nicht gefunden, die ſie aber gewiß finden werden, wenn es Zeit iſt, die alte Form zu zerbrechen. Einſtweilen müſſen wir uns mit der beſtehenden behelfen, ſo gut es geht, aber kein göttliches Geſetz zwingt uns, uns davon binden zu laſſen, und auch die menſchlichen haben in Ahnung der nahenden Kataſtrophe ihre Strenge verloren.

So ſprach ich zu ihr, und ſie verſtand mich und ward ruhig. Wir ließen die kleine Welt ſchwatzen und genoſſen ungeſtört unſer großes Glück; alle Philiſter aber waren und blieben von Helenen abgedankt, und ob es ſchon ihre eignen Schweſtern und Brüder waren. So verging ein ſchönes Jahr, das glücklichſte meines Lebens. Nun kam die menſchliche Erbärmlichkeit, um mich elender zu machen, als ich je geweſen war. Durch ein neues Kammermädchen der Majorin war unſer ſtilles Glück ihren Angehörigen verrathen worden. Ihre Stiefmutter ſchlug Lärm, Schweſtern und Baſen liefen zuſammen und beriethen ſich, die Männer wurden in das wichtige Geheimniß gezogen und mit ihnen großer Rath gehalten. Das war Waſſer auf die Mühle des Philiſters! Man nahm Helenen in's Gebet. Sie wurde als eine Kranke angeſchrien, als eine Verführte bemitleidet, man machte ihr ein Bad und beſtellte ihr einen Bader. Ein Stadtpfarrer, ein einfältiger wortreicher Menſch, ſuchte einige alte Univerſitätshefte hervor und hielt ihr Vorleſungen über Moral und Pflichtenlehre; man redete ſo in ſie hinein, daß ſie ſich endlich ſelbſt für krank, verirrt und verführt hielt. Sie wankte, fiel und wurde der Liebe untreu. Der Drache des Abgrunds ſiegte über den Engel des Lichts. Der Major wurde auszuziehen vermocht; Helene benahm ſich zurückhaltend gegen mich; das beleidigte meinen Stolz. Vielleicht ging ich zu weit, aber ich konnte nicht anders; ich war zu erregt. Ich ſtellte mich kalt gegen ſie, während Flammen der Liebe und Verzweiflung mich durchraſeten. Oft war ich außer mir, und mußte, um mich zu zerſtreuen, eine Reiſe machen. Als ich wiederkehrte, ſah ich Helenen nur noch einige Male, nie unter vier Augen. Sie war freundlich kalt, höflich fremd; mir war, als müßte ich vor ihr in den Boden ſinken. Es war Alles aus, und eine Leere nahm Platz in meinem Herzen, die mich wie ein ungeheures Grab angähnte und mir den geiſtigen Tod drohete. Die Welt verlor allen Reiz, alle Farbe für mich, die Sterne des Himmels erblichen mir, und ich gerieth in den Dir Eingangs geſchilderten Zuſtand, aus dem ich nur durch Selbſtmord Rettung ſah. Alles Hohe, von dem ich geträumt, hatte mich nun betrogen; auch die Liebe. Ich ſah ein, daß ich mich doch in Helenen getäuſcht, daß ſie eben eine gemeine Natur war, wie die Andern, nur auf Augenblicke von mir emporgeflügelt, nun wieder in den Sumpf der Gemeinheit durch ihre eigne Schwere hinabgezogen. Aber half mir das etwas? Ich war der furchtbar Getäuſchte, der Betrogene, der am Leben Geſcheiterte! Dazu kamen die widrigſten Dienſt- und Haus-Verhältniſſe. Der Miniſter ſtarb und hinterließ ſeinem Kammerdiener, der nun zu uns zog, ein bedeutendes Vermögen, welches einſt meiner Frau zufallen wird. Der neue Miniſter, einer jener adligen Hohlköpfe, die auf Geiſt neidiſch ſind, zeigte ſich bald als mein bitterſter Feind, weil ich mich nicht, gleich Andern, tief vor ihm gedemüthigt; ich wurde zum Opfer aller möglichen Plackereien und Scheerereien auserſehen. In meinem Hauſe führte der Kammerdiener nun die Herrſchaft, wie er ſie in dem des verſtorbenen Miniſters geführt hatte; meine Frau, zu deren Ohren manches von meinem Verhältniſſe mit der Majorin gedrungen war, und die nun die Eiferſüchtige ſpielte, hielt mit ihrem Titularvater zuſammen und wurde täglich geiziger und unausſtehlicher. Die ganze Stadt war mir aufgeſeſſen; ich hatte Alle, wie man ſagte, durch meinen Stolz beleidigt. Kein Freund ſtand mir nahe, die Geliebte war verloren, und ich hatte nicht poetiſche Kraft genug, mich über all' das Miſere zu erheben; Beſchäftigung ekelte mich an, der Altan ſtand öde und verlaſſen; ich konnte mein brennendes Auge nicht zu den kalten, theilnahmloſen Sternen erheben, und war daran, unterzugehen. Da kam Dein Brief. Nun kennſt Du meine Lage. Sende mir Troſt, ſende mir Hoffnung über den atlantiſchen Ocean herüber.

II.

Noch hat das Jahr ſeinen Kreislauf nicht ganz vollendet, ſeit ich Dich wie ein Verſinkender um Hülfe anſchrie, mein theurer Freund, und ſiehe, wie wunderbar! Alles um mich und in mir iſt verwandelt, wie wenn eine Fee ihren Stab auf mein Haupt geneigt hätte. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Oft faſſ' ich mich an die Stirn, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume oder mit fixen Ideen behaftet bin, die mir mitten in der heißen troſtloſen Einöde der Wüſte die glänzenden Bilder der Fata Morgana vorzaubern. Aber ich wache, mein Kopf iſt geſund; ich taumele nur vom anhaltenden Rauſche der Wonne und des Glücks. Ich ſtehe auf dem blüthengeſchmückten Grabe der Sirene Parthenope: ich bin in Neapel, im Paradieſe Europa's. Eine wonnevolle balſamiſche Nacht liegt zart und durchſichtig vor meinem Fenſter, das Meer rauſcht in der Nähe, der Veſuv blitzt leiſe und ſchonend wie der liebende Zeus, als er zur

Semele trat. Ich ſeh' ihn aus meinem Fenſter, den majeſtätiſchen Grabhügel des Cyklopen. Neben mir wohnt Semele, und ich wache die bang-ſüße Nacht ihrem Kuſſe entgegen. Dieſe Nacht ſoll Dir gewidmet ſein, Karl! — Kennſt Du das Sprichwort des Italieners: „Sieh Neapel und ſtirb?“ Ich habe Neapel geſehen und bin ſo ſelig, daß ich ſterben möchte. Nein! Ich lüge! Ich möchte jetzt nicht ſterben, heute nicht! denn die prächtige Morgenröthe meines Glücks leuchtet mir erſt; ich möchte auch den vollen Sonnenglanz deſſelben genießen, ja ich möchte erſt mit ſeiner Abendröthe vergehen, ruhig lächelnd, wie ein mit Engeln ſpielendes, ſterbendes Kind. Ich bin nicht nur in Neapel: ich liebe auch! Sprich mir nicht von jenem bleichen, weichen Gefühle für Helenen! Das war eine kränkliche, farbloſe Blume des Nordens, der friſchen Luft und des Sonnenſcheins entbehrend, ein armſeliges verkrüppeltes Weſen, ein recht einfaches bukoliſches Gedicht. Jetzt duftet und blüht mir in glühenden Farben eine ſüdliche Aloe; es glänzt und flimmert Alles um mich in wechſelnder Strahlenbrechung; meine Liebe iſt ein kühner, brauſender Dithyrambus. Wie meinem Auge ſüdliche Sterne aufgegangen ſind, die ich nur aus Beſchreibungen kannte, und heller und prächtiger, als die Sterne des Nordens, ſo auch meinem Herzen ein ſüdlicher Stern von einer Prachtfülle, wie ich ſie nur in den Dichtern und faſt nur in Byron's wolluſtathmenden Schildetungen gefunden hatte. Mein ganzes früheres Leben liegt hinter mir, wie ein trüber Nebeltag, in welchem mein Verhältniß zu Helenen nur ein blaues Stückchen Himmel bildete. Aber Sonne war dabei nicht. — So iſt denn, wie ich Dir ſchon ſagte, um mich, in mir Alles verwandelt; ich ſelbſt bin es, und wenn man von einem neuen Adam reden kann, ſo bin ich es, der ihn angezogen. Ich muß mein wild überſprudelndes Herz zwingen, ruhiger zu ſchlagen, um Dir erzählen zu können, wie das Alles geworden.

Todtmüde, wie ein gehetztes Wild, lebte ich nur noch Tage der Abſpannung und geiſtigen Ohnmacht. Kaum weiß ich einen Ausdruck zu finden für das bittre Gefühl des Haſſes gegen die ſchäbigen, erbärmlichen Philiſter meiner Vaterſtadt, aber die Gluth deſſelben war gedämpft durch die Gleichgültigkeit, die mein Herz wie eine Lavakruſte überzog und es allmälig zu tödten drohete. Wie oft habe ich wie ein Erſtickender nach Luft geſchnappt oder aus tiefer Bruſt mit unſäglicher Angſt aufgeſchrien: „Herr, mein Gott, laß mich nicht ſo ſchmählich untergehen! Hilf mir aus dieſer Noth!“ Und er hat mir geholfen. Es gibt nichts Gräßlicheres für ein edles Herz als in einem Orte leben zu müſſen, wo ihm jede Anſprache an Geiſt und Gemüth verſagt iſt, und ihm nur der kalte, bittre, höhniſche, dumme Geiſt der Philiſterei entgegengrinſt. Auf meiner Vaterſtadt ruht der merkwürdige Fluch — ich weiß nicht, womit ſie ihn verdient hat — zur Zeit keinen einzigen Mann zu beſitzen, in welchem ſich Geiſt und Herz zu jener gemütlichen Harmonie vereinten, die als fruchtbarer Boden den üppigen Baum der Humanität mit ſeinen ſegensreichen Blüthen und Früchten treibt. Wenn ich ſo in meiner dumpfen Verzweiflung mitten durch die Menge der ſogenannten gebildeten Welt ging, wollte es mich oft bedünken, als wandle ich unter lauter Leichen, und Modergeruch wehe mich an. Und waren ſie denn nicht Alle moraliſch todt. Der phyſiſche Tod iſt ja tauſendmal beſſer; er iſt ein naturgemäßer Zuſtand, aber dieſe moraliſche Fäulniß iſt eine Sünde wider den heiligen Geiſt. —

In meinem vorigen Briefe habe ich Dir geſagt, daß der verſtorbene Miniſter den größten Theil ſeines Vermögens auf ſeinen Kammerdiener, meinen Schwiegervater vererbt hatte, und dieſer bei uns wohnte. Bald erwies ſich, daß die Erbſchaft nicht allein in Geld und Gut beſtanden hatte, ſondern auch in der bösartigen, unheilbaren Krankheit, die den Miniſter hinweggerafft, der ſchnellen Atrophie. Er ſtarb ein Jahr ſpäter als der Miniſter, faſt um dieſelbe Jahreszeit, und meine Frau war die Erbin eines Vermögens, von deſſen Größe ich nichts erfuhr. Ihr kalter, geiziger Charakter erreichte nun den höchſten Punkt ſeiner Ausbildung. Sie aß ſich im

Trauer nur von ſehr allgemeiner Natur war. Als ich vom Begräbniß meines Weibes und Kindes in meine friedliche Wohnung zurückkehrte, begriff ich mit dankbarem Geiſte die Wege der Vorſehung, die mich durch das Fegefeuer in den Himmel geführt, und dieſer Gedanke wurde zum ſtillen Jubel, als ich nach einigen Tagen wußte, welch ein reicher Mann ich war. Die ewige Vergeltung hatte meine aufopfernde Kindesliebe belohnt; ich ſollte die goldnen Früchte meiner Thränenſaat ſchon hier, ſchon ſo bald, und noch in voller Jugendkraft genießen. Aller Trübſinn war von mir abgeſtrichen; ich hoffte jetzt mit vollen, luſtigen Flammen; meine Nervenkraft ſchnellte empor, und: Fort! fort aus dem Unkenteich! tönte es in meiner Seele. Am folgenden Tage bat ich das Gouvernement um Entlaſſung aus deſſen Dienſten und kündigte alle meine Capitalien. Dann übertrug ich meine Angelegenheiten einem rechtlichen Anwalt, der die ganze fahrende Habe verſteigern, die Capitalien erheben und in die Landesbank legen ſollte; ich aber riß mich, ſo ſchnell als es nur gehen wollte, los, griff haſtig nach dem Wanderſtabe, zitternd vor Begierde; denn der Boden brannte mir unter den Füßen. Es war mir immer, als werde mich noch ein großes Unglück betreffen, wenn ich irgend zögerte, und mich an meinem Glücke verhindern, als werde mir der an meinen Lippen ſchäumende Becher entriſſen werden, eh' ich ſein Süße genoſſen, deren Duft mich ſchon berauſcht hatte. Ach, wie ſoll ich Dir die Gefühle beſchreiben, als ich die Stadt meiner Leiden hinter mir hatte! Dem ſchmachvollen Gefängniß entronnen, in dem all' meine geiſtige Kraft an Ketten gelegen hatte, und nun emporgetragen vom bunten ſtarken Fittich der Freiheit, ſicher, von keinem Häſcher verfolgt zu werden, erlöſt aus der argen Gemeinſchaft der Philiſter und Schufte, überſtürmt von göttlichen Gedanken, ſchüttelte ich erſt den Staub von meinen Füßen, wandte mein verklärtes Antlitz gen Süden, ſank auf die Knie und betete ein heißes Dankgebet. Es waren keine Worte, es waren keine Gedanken, es war nur ein großes, ganzes, hochherrliches Gefühl, aber es war doch ein heißes Gebet. Und nun trugen mich raſche Roſſe dem Lande meiner Sehnſucht, Italien, zu. Den ſteifen Philiſterrock habe ich an Deutſchlands Grenze in den Rheinſtrom verſenkt; mir war's als flöge ein humoriſtiſches Lächeln über des Flußgottes ernſtes Antlitz. Ach, Vater Rhein, Du wirſt einſt vernünftigere Söhne haben! — Und als ich das Kleid, das mich ſo ſehr gedrückt, ausgezogen, ſiehe, da war wunderbar ſchnell die alte, bunte, gefeite Schlangenhaut wieder darunter gewachſen, die glitzerte und flimmerte im Sonnenlicht, als ob ſie aus tauſend Sternen zuſammengeſetzt ſei; Frühlingsgedanken ſproßten jugendlich übermüthig in meinem Kopfe und wurden ſchnell zum üppigſten Wald; an meinen

Schultern fühlte ich ein ſeltſames Drängen, als wollten Flügel dort herausbrechen, um mein glückliches Haupt rauſchten Blüthenbüſche wie jauchzend geſchwungene Siegesfahnen. Meine Reiſe über die Alpen war ein Römerzug; ich betrat die Stadt der Welt wie ein Triumphator, aber das Alles ſtill für mich; meine Begleiter waren meine ſtolzen fröhlichen Gedanken, meine jungen, ſüdlich geſchmückten Lieder, meine zu üppigen Geſtalten gewordenen Hoffnungen und Träume. Ich will Dir keine Reiſebeſchreibung liefern; genug, ich genoß alles, was das Wunderland einem empfänglichen, poetiſch geſtimmten Gemüthe Hohes und Herrliches bietet. Doch zitterte, mir ſelber unerklärlich, durch die rauſchenden Freudenklänge meiner Bruſt immer ein leiſer Ton der Wehmuth, und dieſer hieß — Helene. Je weiter ich von ihr in Raum und Zeit mich entfernte, um ſo lebhafter wurde ihr Bild in meiner Seele. Es war mir als richteten ſich ihre Augen mit ſchwermuthsvollem Verlangen auf mich; ſie war ſo bleich, ſo abgehärmt, als nage der Wurm unbefriedigter Sehnſucht in ihrer Seele. Oft ſah ich ſie ſogar Nachts im Traume in dieſer Geſtalt. Mein Herz trieb mich, ihr von Rom aus einen in meine überſchwellenden Gefühle getauchten Abſchiedsbrief zu ſchreiben, einen langen, recht langen Brief, in den ich faſt mein ganzes Leben mit all' ſeinen Schmerzen und Wonnen niederlegte. Ich ſprach mich offen über unſere Trennung und deren Urſachen aus; es war ja mein letztes Wort an ſie. Sollte ich Dir verbergen, daß ein Paar Thränen auf die Schrift fielen? Ich habe mich mit ihnen von meiner Liebe losgekauft. Der Brief iſt ſicher in ihre Hände gekommen.

Von Rom eilte ich nach Neapel; ich wollte erſt das Schönſte ſehen und genießen, was Italien beſitzt, dann erſt einzeln die Schätze des Alterthums und der Kunſt mit Muße durchkoſten. Die Natur geht mir über Alles; erſt wollte ich an ihrem reichen lebenden Buſen ſchwelgen, dann die Marmorbruſt der Kunſt anſtaunen. Das Alles iſt nun ungewiß geworden. Meine Pläne haben ein anderes Ziel gewonnen.

Es gewährte mir ein beſonderes Vergnügen, andere Sterne über meinem Haupte zu ſehen, als ſonſt und den Polarſtern gegen den Horizont geneigt. Die Mühe, die ich Anfangs hatte, mich in dieſem Himmel zu orientiren, wurde mir reichlich vergolten. Wenn ich am Tage mich auf dem Spiegel des Meerbuſens geſchaukelt, oder mein Auge von den Höhen des Veſuv oder des Pauſilipp mit immer neuem Genuß auf die reizende Welt unter mir geſendet hatte, ſo erſtieg ich mit einbrechender Nacht die königliche Sternwarte, um neue Freudenfeſte zu feiern. Von den in Duft und Dämmerung verſchwindenden reizenden Landſchaftsbildern ſtiegen meine berauſchten Blicke zu dem geſtirnten Himmel empor. Jede Stunde des Tags und der Nacht warf mir neue Blüthenkränze in den Schooß. Aber den vollſten und reichſten hatte mir der gütige Himmel noch aufgeſpart; ich wurde von Staffel zu Staffel des Entzückens geführt bis dahin, wo meiner die Krone wartete, die zu erringen nun all mein Streben iſt.

Auf der Sternwarte, wo man mir mit der urbanſten Freundlichkeit entgegenkam, machte ich eines Abends die Bekanntſchaft eines ſehr würdigen Mönchs, Conventuale des Kloſters Calmaldoli, das auf einem Berge am Agnano-See liegt. Pater Siſto, ein ernſter, verſchloſſener Mann, zeigte ſich mir als ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber der Aſtronomie, ausgerüſtet mit einem großen Schatze auf dieſe höchſte aller Wiſſenſchaften bezüglicher Kenntniſſe. Er war einer jener ruhigen Forſcher, die allein beſtimmt ſind, auf dem ſternbeſäeten Felde des Himmels große Reſultate zu erſtreben. Der Pater erzählte mir von der hohen, ſchönen Lage ſeines Kloſters, das ich noch nicht geſehen hatte, und das er, mit einer ihm kaum zugetrauten Schwärmerei eine natürliche Sternwarte inmitten eines Paradieſes nannte. Er habe, ſagte er, ſich ein kleines Obſervatorium eingerichtet, wo er ſein Leben im eigentlichſten Sinne dem Himmel weihe, wie die Ordensregel vorſchreibe. Mit wenigen aber herzlichen Worten lud er mich ein, ihn dort zu beſuchen und mit ihm zu obſerviren; „er freue ſich darauf, von mir zu lernen.“

Der Mann gefiel mir; ich ſagte zu. Am andern Tage konnte man mir von der wundervollen Lage des Kloſters nicht Rühmens genug machen, und ich benutzte einen der ſchönſten Frühlingsmorgen, meine Pilgerfahrt dorthin anzutreten. Meine hochgeſpannten Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Durch die berühmte Grotte des Pauſilipp führt Dich der romantiſche Weg, und bald gelangſt Du an den merkwürdigen, drei Meilen im Umfang haltenden See. Ein Kranz von Bergen umgiebt ihn, deren mehrere einſt Vulkane waren. Den höchſten deſſelben krönt das ſchöne reiche Kloſter. Mein neuer Bekannter empfing mich mit einer gemeſſenen, ich möchte ſagen feierlichen Freundlichkeit, und ſtellte mich den übrigen Kloſterherren mit dem Anſtande eines Diplomaten vor. Dann führte er mich auf ſein Obſervatorium. Als ich hinaustrat auf den freien Altan, hing ſein Auge an meinen Zügen. Ich hätte mich ſelbſt ſehen mögen in dieſem Augenblick. Meine Sprache iſt zu arm, die Erhabenheit des Anblicks würdig darzuſtellen; dazu gehört die in Gluth getauchte Feder eines Byron. Calmaldoli gewahret die entzückendſte Ausſicht der Welt. Weſtlich und ſüdlich breitet ſich das fruchtbare hügelige Campanien vor Deinen ſtaunenden Blicken aus, das geſegnetſte Stück Erde, das die Römer vorzugsweiſe die „glückliche Gegend“ nannten, die Ebenen, die einſt die Kornkammern Roms, noch jetzt tauſendfältige

Früchte tragen, die Hügel, an denen der vielbeſungene Falerner Wein wuchs, öſtlich der dampfende Veſuv, die Höhenzüge der Vorgebirge, die Inſeln, ein Theil des Meerbuſens und weit hinaus das blaue prächtige Meer. Was iſt das aber, was ich hier niedergeſchrieben habe! Nicht der Schatten des Schatten des unvergleichlichen Bildes. Ja, geh' nach Neapel und ſtirb! Aber ſtirb in Calmaldoli! möchte ich hinzuſetzen. Meer und Land ruheten in der goldduftigen Umarmung der Abendſonne. Mir wurde klar, was die Neapolitaner mit der Behauptung ſagen wollen: Campanien ſei ein Stück auf die Erde gefallener Himmel. Pater Siſto überließ mich meinem ſtummen Entzücken; erſt als meine übervolle Bruſt Worte ſuchte, ergriff er meine Hand und erklärte mir mit deutendem Finger die Gegend, jeden einzelnen Punkt derſelben mit kundiger Zunge nennend. Unterdeſſen gingen die Sterne auf. Ein paar Flaſchen Falerner bildeten den würdigen Uebergang von der Pracht des Tages zur Herrlichkeit der Nacht. Ich ſprach begeiſtert horaziſche Verſe und der Mönch drückte mir dankbar die Hand. Wir waren Freunde. Die Sterne begannen mit unbeſchreiblichem Glanz zu leuchten. Ich faltete die Hände ſtill, ein ſeliges Gefühl kam über mich, tiefe heilige Andacht. Der Mönch küßte mich auf die Stirn; ich ſah eine Thräne in ſeinem Auge ſchimmern. „O wären meine Brüder wie Sie,“

ſagte er, „dies Kloſter wäre wirklich ein Paradies auf Erden.“ — Wir blieben die ganze laue, duftige Nacht zuſammen, in unſere Forſchungen vertieft. Am Tage machte ich Ausflüge in die Umgegend, Abends erſtieg ich den Kloſterberg, die Nacht fand mich auf dem Obſervatorium an der Seite Siſto's, deſſen tiefes, edles Gemüth ich immer deutlicher erkannte. Dieſer ausgezeichnete Mann gab ſich nicht auf den erſten Blick; man mußte ihn allmälig gewinnen. Er gleicht einem mit düſterm, feſten Steinhauſe überbauten Goldſchacht. Wer ahnet unter den finſtern, mit Schlöſſern und Riegeln verſehenen Mauern die reichen, köſtlichen Erzgänge? Ja, wer ahnt ſie, ſelbſt wenn er ſchon in den Stollen gefahren iſt? Sie wollen mit Schlägel und Meißel gewonnen ſein und nur dem Fleiße ſpringt die Ader des Berges. So habe ich Siſto gewonnen. Ich war ſchon eine Woche der trefflich bewirthete Gaſt des Kloſters und handelte mit der Natur um jede Stunde Schlaf; denn ich geizte mit meiner Zeit für die Genüſſe. Dadurch war ich phyſiſch etwas abgeſpannt und gerieth in eine wehmüthig heitere, ſchier ſentimentale Stimmung. Mein Herz wurde wieder von den lauten Wellen der Sehnſucht überfluthet. Solch wunderbar ungenügſames Weſen iſt der Menſch; in der überſchwenglichen Fülle der Genüſſe ſehnt er ſich nach andern unbekannten. Nie iſt das Herz lange befriedigt; es muß ihm ein Wunſch bleiben, eine Sehnſucht, damit es nicht ſtill ſtehe. Denn nicht allein das Blut iſt es, das es in Bewegung erhält, auch Wünſche und Hoffnungen, Sehnſucht und Verlangen treiben und beflügeln ſeine Gefühle.

So ſaß ich eines Abends in mich verſunken auf dem Altan des Kloſters. Die in grünblaue Tinten gehüllte Bergreihe löſte ſich in großartigen Maſſen vom dunklern, aber abendroth-angeſtrahlten Meere und dem gelben Himmel ab; kein Element floß in das andere über, vielmehr war jedes ſcharf von dem andern geſchieden; die Somma des Veſuv war in einen bauſchigen Wolkenmantel gehüllt, den dann und wann ein rothglühender Blitz zerſchnitt; die Inſeln wiegten ſich in der farbigen Umarmung des Meeres, näher ſchmachteten die Zaubergärten der Parthenope nach den Thauküſſen der Nacht, und ein treibendes Verlangen, das warm und feucht fluthend überall, ſo weit das Auge reichte, ausgeſprochen war, zog duftige Schleier, die ſchönſte Vereinigung langſam verhüllend. Ich fühlte mit ſchweigender, wollüſtiger Paſſivität die Vorfeier der Nacht; aber der Flügelſchlag meiner Sehnſucht nach ihrer ganz verhüllten Schönheit war erlahmt; ich ſeufzte, meiner über den Trieb obſiegenden Unthätigkeit faſt erliegend, die Luſt wurde zum leiſen Schmerze, und dieſer ſchob die Bilder der Gegenwart, die mir jene vorgeſteckt, unbemerkt hinweg und andere dafür hin, Bilder der

Vergangenheit; denn die geſunde, friſche Luſt iſt die Verbündete der Gegenwart, die kränkelnde, ſehnſüchtige, ſchmerzliche Wonne, das koſtbare Eigenthum blutender Dichterherzen, wendet ihr thränen-lächelndes Antlitz der Erinnerung zu. Der Altan des Hauſes, worin ich mit Helenen zuſammengewohnt, und ſie ſanft in meine Arme geſchmiegt, ſtand vor meiner Seele. Die Bilder des Altans wechſelten; ich lebte raſch und in einem ſüßen Zuge mein ganzes Liebesleben noch einmal durch — da ſteht plötzlich eine ſchlanke Frauengeſtalt, ganz wie Helene, in Wirklichkeit vor mir; ich ſchreie auf, fliege auf ſie zu, nicht anders meinend, als mein Traum ſei in's Leben getreten. Schon hab' ich die Arme ausgebreitet ſie ſtürmiſch an mein Herz zu reißen, da erſt erkenn' ich meine Täuſchung. Ein hohes, reizendes Weib wehrt meinen Ungeſtüm mit der Hand ab. Die hellfarbigen Glanzlichter der Abendröthe mühten ſich vergebens, die Schönheit eines Gebildes zu heben und zu ſchmücken, die auf Erden keiner Steigerung mehr fähig war. Es war das Vollendetſte, was meine Augen je geſehen, aber ein äſthetiſches Gefühl ſagte mir, daß ihr Urtheilsſpruch ein Weltgericht ſei. Unter den Frauen Neapels findet man ſelten ſchöne Formen; meiſt ſind es kleine, gedrungene Geſtalten, deren Anblick nicht erfreut. Die männliche Schönheit ſteht hier bei weitem höher. Der Dürftigſte der Lazzaroni hat immer etwas Edles in der Erſcheinung, während die vornehmſte Dame einen Anflug von Gemeinheit nicht verläugnen kann. Um ſo überraſchender war mir der unerwartete Anblick dieſer junoniſchen Geſtalt, die von den Grazien in der Wiege mit allen Gaben der Anmuth und Liebenswürdigkeit beſchenkt worden zu ſein ſchien. Sie lächelte über meine Verlegenheit, ihre großen dunkeln Augen ſtrahlten von mildem Feuer, ihr üppig geſchwellter Mund gab einige wohlklingende Töne von ſich, ihre elaſtiſche Geſtalt bog ſich leiſe zu mir und löſte ſich von dem Goldgrunde des Himmels ab, wie die alten byzantiniſchen Bilder. Aber neben dem Weichen, Süßen, weiblich Verſchmolzenen ſo viel Keckes, Muthwilliges, ja Trotziges, daß ich jetzt erſt mir in der innerſten Seele bewußt wurde, weit von meinem blauäugigen Deutſchland zu ſein. Die königliche Erſcheinung machte einen tiefen und gewaltigen Eindruck auf mich; ich war davor erſchrocken, als wenn eine Göttin zu mir eingetreten wäre, und konnte kaum ein paar Worte zuſammen bringen. Sie ſagte mir lachenden Mundes, das Verlangen, die Sterne und den Mond auch einmal durch einen Teleſkop zu ſehen, habe ſie heraufgetrieben, und ihren kurzen, naiven Aeußerungen nach, ſchien ſie ſich davon eine wunderliche Vorſtellung zu machen. Sie ſprach das Italieniſche ſchlecht, der Accent würde ſie ſchon als Ausländerin verrathen haben. Ich rieth auf eine Spanierin, obgleich die pyrenäiſche Halbinſel ſelten ſo ſchlanke Heregebilde treibt. Sie lachte und antwortete, ſie ſei gekommen, um zu ſehen, nicht mir Rede zu ſtehen. Dabei plauderte ſie aber unbefangen weiter und enthüllte mir eine köſtliche Unwiſſenheit, die ihr allerliebſt ſtand. Mein Freund Siſto ließ mich im Stich; ich war allein mit dem ungelehrten Götterweib und konnte mir getroſt einbilden, ſie ſei mir vom Himmel gefallen, oder ſie ſei die Sirene Parthenope ſelbſt, die mich, den Fremdling, deſſen undankbare Phantaſie ihn eben ihrem Zauberland nach der dürren Heimath entführt, durch ihr beſeligendes Erſcheinen das letzte und höchſte Glück in ihrem Lande koſten laſſen wolle. Ich fügte mich, ohne zu murren, der ſüßen Strafe, und gab mich, ohne weiter zu fragen, dem goldenen Augenblick gefangen. Deſto mehr fragte ſie heiter, unbefangen, unwiſſend, wie ein Kind. Wer hätte das Alles ſo ſchnell genügend beantworten wollen? Ich mußte mich auf das Nothwendigſte beſchränken. Die Wunder, die ihr das Fernrohr erſchloß, beſchäftigten ſie nicht ſo lange, als ich erwartet hatte, und vom Himmel wieder zur Erde zurückgekehrt, der ſie auch weit inniger verwandt war, examinirte ſie nun mich, wie einen Schulknaben, über Vaterland, Reiſezweck und was daneben und dazwiſchen liegt. Ich antwortete weit gutherziger als ſie. Als ich ihr Deutſchland nannte, ſchauderte ſie. „Aus dieſen Eisgefilden ſtammen Sie, wo die Leute in der Armee des großen Kaiſers erfroren ſind? Mein Gott, mich friert's ſchon in Ihrer Nähe!“ Ich ſuchte ihr ſcherzend ihren Irrthum zu benehmen, aber ich konnte ſie nicht davon abbringen, Deutſchland zu den Ländern des Kaiſers von Rußland zu zählen, wo Eis und Schnee die Blüthen der Erde und der Herzen zurück halte. Ungläubig hörte ſie mir zu, als ich von unſern Sommern und Herbſten erzählte; ſie war ſchwer zugänglich für Belehrung. — Plötzlich griff ſie in meine blonden Locken und freuete ſich kindiſch der Weichheit des Haars. „Sie ſind der erſte Deutſche, den ich ſehe,“ plauderte ſie zutraulich, „und wahrlich, ich habe mir dieſe nordiſchen Leute anders vorgeſtellt, furchtbar, grauſenhaft. Aber lieben können Sie doch nicht.“

Ich erſchrak vor der naiven Behauptung, die ein in mir luſtig aufkeimendes Gefühl Lügen ſtrafte. Befangen, unbeholfen, knabenhaft ſtand ich neben der reizenden Geſtalt, die ſich über mich bog, um einmal wieder durch den Tubus zu ſchauen. Ihr Athem ſtreifte mein Geſicht, die italieniſche Nacht erlaubte mir die herrlichſten Zähne zu bewundern; ich erkannte alle Götter des Scherzes, der Laune, der Liebe, des Glücks, um dieſe Lippen gelagert; der Körper entbehrte aller fleiſchigen Fülle und hatte die graziöſe Biegſamkeit eines Tigers. Die ſchwarzen Locken flatterten in holder Unordnung um das ſchönſte Köpfchen, wie eben ſo viele Schlingen, Herzen zu fangen. Ich war durch und durch entzückt, kam mir aber dabei ſo albern vor, und war nahe daran, meinem Vaterlande Unrecht zu thun. Ich hatte ihr verſichert, wir Deutſche liebten ſtärker als andere Völker; ſie lachte ſchelmiſch und ungläubig. „Ja, die Sterne," ſagte ſie, „und die Bücher; denn ihr ſeid abſcheulich gelehrt. Mich dünkt, mit dem Herzen einer Dame wüßtet ihr wenig umzugehen. Haben Sie ſchon geliebt, mein Herr?"

„Ich liebte in meinem Vaterlande —"

„Und konnten es verlaſſen, und ſind nicht dort zum Dienſt Ihrer Dame? Pfui!"

„Ich liebe ſie nicht mehr!" ſagte ich beſchämt.

„Wurde ſie Ihnen untreu?"

„Wie man es nimmt: Ja!"

„Dann haben Sie nicht verſtanden, ihre Neigung zu feſſeln. Die Schuld liegt immer an Ihnen. Ein Frauenherz muß lieben, wenn es leben ſoll; aber die Männer, merk' ich, ſind unter allen Himmelsſtrichen Unwürdige, die unſere Schwäche mit feiger Schlauheit benutzen. Die Natur hat ſich an uns verſündigt, die Männer ſo kalt und unbeſtändig zu ſchaffen."

Ich begriff, daß meine reizende Fremde in der Liebe bewanderter war als in der Aſtronomie und Geographie; aber war dies herrliche Weſen nicht ganz zur Liebe ge-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCA,L. FN. 03679/016

ſchaffen? Mir war's als übe ſie einen magiſchen Einfluß auf mich aus; denn ſchon zappelte mein Herz wie ein gefangenes Vöglein in der Schlinge, an ihrem Zauberbande. Ich nahm mich zuſammen und ſuchte ihr näher zu kommen. Kaum merkte ſie meine Abſicht, als ſie mich mit dem Fächer auf die Stirn klopfte, ſagend: „Ich danke für den Unterricht, Herr Gelehrter! Leben Sie wohl!" — Und eh' ich's mich verſah, war ſie fort. Ich wollte ihr nach. „Bleiben Sie auf Ihrer Sternwarte und geben Sie den frommen Vätern dieſes Hauſes kein Aergerniß, ich befehle es Ihnen!" rief ſie, ſich noch einmal umkehrend. „Es iſt achtzehn Uhr, und länger dulden dieſe egoiſtiſchen Mönche keine Frau in ihren Mauern. Die Nacht aber, ſelbſt ein Weib, ſchützt ihr Geſchlecht gegen rohe Anmaßung und Verachtung. Die Nacht mit ihren Wonnen iſt uns; ihr müßt ſchlafen, oder höchſtens kalte, ferne Sterne anſchauen, die euch auslachen wie ich. Gott befohlen, Herr Deutſcher!" Ich ſtand, wie an den Boden gebannt; in meiner Bruſt entbrannte ein neues Gefühl, das nichts gemein hatte mit der weichen, ſentimentalen Erinnerung der vorigen Stunde. Mein Blut kochte und tobte, meine Wangen glüheten fiebriſch; ich wußte nicht, wie mir geſchehen war, aber mir ahnete, es ſei eine neue Lebensepoche für mich angebrochen. Dieſe Wundererſcheinung hatte meine Verwandlung vollendet.

Wer war ſie, die ſo unerwartet an mich herangetreten und eben ſo wieder wie ein Traumbild verſchwunden war? Wie kam ſie in dies Kloſter, die Fremde? Meine glühenden Sinne lechzten nach der Beantwortung dieſer Fragen. In wilder Aufregung ſtützte ich den Kopf in die Hand und ſtarrte in den Horizont, wo eben die nördlichen Sternbilder untergingen; ich wünſchte mir Adlersfittiche, dem holdſeligſten Frauenbilde nachzueilen und ihre Wohnung zu erſpähen. Ich hätte die Welt durchſtürmen mögen, ſie mir zu erringen. Meine heißen Phantaſien riſſen mich fort; der Mond tauchte blutroth aus den Gewäſſern des tyrrheniſchen Meers — er trug die Farbe meines Herzens — und unten ertönte der harmoniſche Geſang der Mönche. Die Bruſt drohete mir zu zerſpringen; das Bild dieſes Weibes, für die ich nicht einmal einen Namen hatte, erfüllte ſie und wurde göttergroß, wie die olympiſche Juno. „Sie und keine andere iſt der Leitſtern deines Lebens!“ rief ich. „Sie haben dir die Götter geſchickt, dich ſelbſt zum Gott zu erheben.“ Und als ich das Wort geſprochen, fiel mir der Leitſtern des kleinen Bär ein, den ich eben hatte verſchwinden ſehen wie ſie. Wie ein Blitz durchzuckte es mich; ich hatte einen Namen für ſie; ſie ſollte mir heißen wie der Leitſtern: Kynoſura. Ich gefiel mir in dieſem Gedanken und verfolgte begierig das gefällige Spiel deſſelben weiter. Eine Nymphe des waldigen Ida hatte dieſen Namen zuerſt geführt, eine jener göttlich wilden Frauen, die die alte Sage in gotttrunkener Begeiſterung die rauhen und waldigen Gebirge durchſtreichen läßt. Ihr und andern Nymphen wurde die Erziehung des vor ſeinem Vater geretteten Zeus anvertraut. Dafür verſetzte er ſie ſpäter unter die Sterne. Das mit allen wildſchönen Reizen einer ſüdlich üppigen Natur ausgeſtattete Weib, das ich geſehen hatte, glich ſie nicht ganz dem Bilde, das ſich meine Phantaſie von jenen Nymphengeſtalten der alten Sage entworfen? War irgend ein Weib würdig, die Erzieherin eines jungen Gottes zu ſein, ſo war ſie es. Die Schönheit iſt des Gottes Amme, und — des Dichters; denn der Dichter iſt auch ein Gott. Und ich fühlte am beſchwingten Aufſtreben meiner Seele, an der flammenden Kraft, die plötzlich wie ein Meteor in mir aufgeglüht war, daß meine Apotheoſe an dieſem Abende ſtattgefunden hatte. Ich war ein junger Gott geworden und Kynoſura ſollte meine Erzieherin werden. Dafür wollte ich ſie, nicht minder dankbar als Zeus, auch unter die Sterne verſetzen, am reichen prächtigen Himmel der Poeſie, und das nachfolgende Geſchlecht ſollte ſie dort leuchten ſehen und bewundern, wie wir die Sterne Beatrice, Laura, Heloiſe mit verlangenden Liebesblicken betrachten. —

Das waren die ſchwärmenden Gedanken meines Herzens, die mich in die Unendlichkeit fortriſſen. Ich weiß nicht, wie lange dieſe geiſterhafte Schifffahrt dauerte; aber ich langte aus andern ſchönern Welten an, als der Pater Siſto mich auf die Schulter klopfte. Sein Geſicht ſchien mir ernſter als je, ja finſter und drohend. Er entſchuldigte ſein Ausbleiben mit einem Beſuche, den er gehabt, und der ihn ſo eben erſt verlaſſen habe.

„Kynoſura, die ſchöne Fremde?“ rief ich. „O ſagen Sie mir, mein Vater, wer iſt dieſe ſchöne Dame?“

„Dame?“ gegenfragte der Mönch mit einer mich Wunder nehmenden Betretenheit. „War denn eine Dame hier?“

Ich erzählte ihm mein Abenteuer und erſchöpfte mich in Worten, die ihm Kynoſura's Schönheit klar machen ſollten. Er hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit u, und verſank in Nachdenken. Während deſſelben ſchien ne in ihm erwachte Unruhe mehr und mehr zu ſteigen.

„Ich kann Ihnen über dieſe Schöne nichts Beimmtes ſagen,“ erwiederte er endlich; „denn ich habe e nicht geſehen. Jedenfalls iſt ſie hier fremd und hat s Kloſter zum erſten Mal betreten. Erlauben Sie it aber, mein Freund, daß wir dieſe Nacht unſere meinſchaftlichen Arbeiten ausſetzen.“

Ich bat ihn, ſich meinetwegen keiner Pflicht zu enthen, und er eilte mit haſtigen Schritten von dannen. ffenbar ging in ſeiner Seele etwas Wichtiges vor, aber hatte kein Recht, danach zu forſchen.

Auch ich hatte keine Luſt, mich mit den Sternen des Himmels zu beſchäftigen; die Augen meines Geiſtes kehrten ſich immer wieder nach dem neuen Stern der Schönheit, der ſo raſch über meinen Lebenshimmel dahin gewandelt war. Mich abermals meinen Träumereien überlaſſend, bog ich mich über die Brüſtung des Obſervatoriums, und ließ meine Augen mit jener gleichgültig ſeligen Empfindung, die die Seele allmälig in einen magnetiſchen Schlaf wiegt, über die in den lauen Lichtwellen des Mondes badende Gegend hinſtreifen. Da ſah ich eine Geſtalt aus der Kloſterpforte treten und den Berg hinabwandeln; an Gang und Bewegung erkannte ich Siſte. Bald war er in Ferne und Nacht verſchwunden. Dieſes ungewöhnliche Entfernen des Paters beunruhigte mich, ich weiß nicht weshalb. Unwillkürlich brachte ich es mit Kynoſura's Erſcheinen zuſammen, und meine Phantaſie arbeitete ſich nun ab, die unſichtbaren bindenden Mittelglieder aufzufinden oder vielmehr zu erſetzen. Vergebens ſagte ich mir, daß mich, den Fremdling, weder das Eine noch das Andere etwas angehe; mein Herz ſtrafte mich Lügen und erklärte, daß ich bei dem Schickſale des ſchönen Mädchens ſehr betheiligt ſei. Ich ſchalt mich einen Schwärmer, der aus den unbedeutendſten Zufälligkeiten ſich die wunderlichſten Hirngeſpinnſte zuſammenwebe, aber ich konnte die ſich mir aufdrängenden Bilder nicht los werden. Meine Nacht war ſchlaflos und erzeugte den Vorſatz, Alles aufzubieten, um Kynoſura in Bälde wieder zu ſehen und mich ihr zu nähern. Am Morgen war es mein erſtes Werk, mich beim Bruder Pförtner und bei einigen andern Laienbrüdern, die ich durch Geſchenke zu meinen Freunden gemacht hatte, nach der Dame zu befragen, die am Abend vorher im Kloſter geweſen war. Den Luchsaugen dieſes Geſindels, das in der That kaum eine Stufe höher ſteht als die Lazzaroni und mit dieſen in ziemlicher Gemeinſchaft lebt, entgeht ſelten irgend eine hervorſtechende Erſcheinung, und gleich den Lazzaroni ſpeculiren ſie auf Alles, was auf oder an ihrem Wege liegt, um bei Gelegenheit ohne Mühe und Arbeit davon Nutzen zu ziehen.

Die Hoffnung, durch dieſe Leute meinem Ziele um einen Schritt näher zu rücken, täuſchte mich nicht. Ich hatte kaum den Gegenſtand meiner Wünſche näher bezeichnet, als der Pförtner rief: „Ah die ſchöne Donna, die mit dem alten häßlichen Juden kam und ging! — Wir wiſſen nicht, wer ſie iſt,“ hieß es weiter; „ſie iſt fremd in Neapel; wir haben ſie früher noch nie geſehen.“ Als ich unbefriedigt ging, kam wie zufällig ein verſchmitzter Kerl, Bruder Balde, der Kloſterſchneider, hinter mir her, nahm mich von den Andern ungeſehen bei Seite und fragte: „Monſignore, was gedenken Sie dran zu wenden, wenn ich die Wohnung der ſchönen Donna erkunde und Ihnen Gelegenheit verſchaffe, mit ihr zuſammen zu ſein?"

Ich that ein bedeutendes Gebot und zahlte unaufgefordert ein goldnes lockendes Draufgeld. Das encouragirte meinen Spion ungemein. Er gab mir die tröſtlichſten Verſicherungen und brach ſogleich nach der Stadt auf. Ich meines Theils unterließ nicht, die berühmteſten Punkte der hieſigen Gegend auf einem Maulthiere zu beſuchen, hoffend, ſie werde als Fremde auf irgend einem derſelben zu finden ſein. Als ich Nachmittags über den Molo ritt, um mich, erſchöpft und angegriffen wie ich war, in meinem Stadtquartier auszuruhen, ſah ich meinen kleinen Kloſterſchneider mit einem großen Haufen Lazzaroni eifrig verkehren. Als er meiner anſichtig wurde, drängte er ſich heran und rief mir zu: „Zweitauſend Spione ſind angeſtellt. Es iſt unmöglich, daß ſie uns entgehe. Sie iſt nebſt ihrem jüdiſchen Begleiter einigen dieſer braven Burſche bereits aufgefallen. Sie können ruhig ſein und brauchen ſich um nichts zu kümmern. Morgen ſollen Sie von mir hören."

Den folgenden Tag verließ ich mein Zimmer, das eine Ausſicht auf den Veſuv hat, nicht — in der ungeduldigſten Erwartung. Bruder Baldo hielt Wort. Um Mittag kam er. „Sie iſt gefunden!" rief er mir ſchon von der Schwelle zu. „Sie wohnt in einem Palaſte der Straße Chiaja und hat mehrere prächtig ausmöblirte

Zimmer inne, die ſie theuer bezahlt. Sie iſt alſo reich und vornehm. Ohne den Juden geht ſie nie aus, der ihren Beſchützer ſpielt. Was ſie in unſerm Kloſter gewollt, iſt mir noch nicht klar geworden; doch weiß ich, daß der Jude ein alter Bekannter des Pater Siſto, ihres Freundes iſt, und dieſem allein ſcheint auch ſein Beſuch gegolten zu haben. Sie haben lange unter vier Augen miteinander geſprochen, aber der Pater ſchien von dieſer Zwieſprache eben nicht erbaut worden zu ſein. — In dem Palaſt, wo die Donna wohnt, können Sie noch ein oder ein paar Zimmer haben, auch ſteht Ihnen dann der am Meere vor dem Hauſe gelegene Garten offen, wo die junge Schöne Morgens und Abends zu luſtwandeln pflegt. Sie iſt erſt ſeit acht Tagen hier und mit einem engliſchen Schiffe gekommen, das die Reiſe über das Weltmeer gemacht hat."

Ich hätte den Schneider faſt umarmt, und nur die verſchiedenen mich verwirrenden Angaben hielten mich davon ab. Ohne Weiteres vertraute ich mich ſeiner Führung an. Wir traten in eines jener hohen, ſtattlichen Häuſer, die dieſer Straße eigen ſind und eine unvergleichliche Ausſicht auf das Meer bieten. Der Miethcontract war ſchnell abgeſchloſſen; denn ich handelte nichts von der geforderten und von mir ſogleich gezahlten Summe ab. Der Kloſterſchneider nahm mit einer unerwarteten Ehrlichkeit nur eine kleine Abſchlagszahlung an;

erſt, wenn ich meine Dame geſprochen, bedingte er ſich die ganze übrige Summe aus.

Vom erſten Augenblick, wo ich meine neue Wohnung betrat, wich ich nicht vom Fenſter; aber die über alle Beſchreibung reizende Ausſicht galt mir nichts; ich hatte den Sinn für alles Andere verloren und Seele und Auge ſchmachteten nur nach dem Anblick der Einzigen. Wer darf bezweifeln, daß die Schönheit die Beherrſcherin der Welt iſt?

Der Abend ſchwebte endlich auf trägem, duftbeladenem Flügel über das Meer daher und begegnete meiner Sehnſucht, die ihm auf ſtürmiſchem Fittich ſchon tauſendmal entgegengeeilt war, und Beide vereinten ſich in liebender Umarmung; ſie brachte ihn, den verlangten Geliebten, ſie führte ihn mir zu, aber ich ſchickte ſie weiter fort, um auch mir die Geliebte zu erſpähen. Und ſie wurde gefunden! Mein unabläſſig ſcharfes Auge erblickte Kynoſura's ſchlanke Geſtalt aus der Thüre in den Garten treten. Sie war zwar dicht verſchleiert, aber ich hatte ſie dennoch auf den erſten Blick erkannt. Solchen Wuchs hat in der ungeheuern Hauptſtadt Italiens kein Weib weiter. Es durchzuckte mich fiebriſch heiß; das Herz drohete mir aus der Bruſt zu ſpringen. Nach einigen Augenblicken war auch ich im Garten. Kynoſura war in den Windungen der Pfade hinter den zahlreichen üppigen Boskets verſchwunden, zwiſchen denen hindurch das Meer zuweilen wie ein in ſüßem Liebestod hinſterbendes Auge blitzte. Ueber die Laub- und Blüthenhügel des Gartens ragte blau und dunkelnd der Veſuv, das von purpurnen Wolken wie mit einer Prieſterbinde umflochtene Haupt ſtolz gen Himmel hebend in die Region ſeliger Geiſter und von leichten Blitzen umzuckt. Ihm glich jetzt mein eignes ſeliges Haupt, aus dem die Blitze liebender Gedanken hervorbrachen. Auch ich ging, mir die Stirn mit der rothen Binde zu ſchmücken und Prieſterdienſte der Liebe zu verrichten. Mein Fuß hatte den Garten flüchtig durchmeſſen und ich ſtand plötzlich am Ufer des Meerbuſens; vor mir lag die weite Waſſerfläche, wie ein geſchliffener Stahlſpiegel, dunkel und doch glänzend, tief und doch erhaben. Kähne glitten darüber hin wie Bilder über die Seele. Der Abend webte ſchattigere Schleier; ich ſuchte meine Kynoſura — ſchon nannte ich ſie mein, und ich hatte ſie mir ja getauft, — aber ich fand ſie nicht. Schon war ich den Garten nach den verſchiedenſten Richtungen hin vergebens durchſtreift; da ſtand ich vor einem kleinen Säulentempel, deſſen Frontiſpice dem Meere zugekehrt war. Ich bildete mir ein, ſie müſſe darin ſein; aber die Thüre war verſchloſſen. Schon warf Verzweiflung Garne nach meinem Herzen aus, da riß mich das Rauſchen eines kleinen Boots, welches raſch auf den Garten zuſteuerte, aus meinem Brüten. Das Fahrzeug legte an; ich gewahrte einen jungen Mann darin, der leicht und gewandt an's Ufer ſprang; ich verbarg mich, ohne mir in dem Augenblick einen Grund anzugeben, im nächſten Buſch. Ein Jüngling von vornehmen, gefälligem Anſehen, mit den ſcharf ausgeprägten Formen eines Südländers, ging vorüber auf das Tempelhäuschen zu. Ein Schlüſſel in ſeiner Hand öffnete die Thüre, die er, hineingetreten, nicht wieder hinter ſich verſchloß. Mit gepreßtem Herzen ſchlich ich näher. Ein heftiger Laut der Verwunderung, oder ſchmerzlichen Erſtaunens ſchlug an mein Ohr; ich unterſchied die Laute einer weiblichen Stimme. O Gott! ich erkannte ſie wieder; es war Kynoſura's bezauberndes Organ. Ein Rendezvous mit einem Geliebten! Wie Harpyen ſtürzten die Qualen der Eiferſucht über das ſüß duftende Liebesmahl meines Herzens her, es mir zu rauben und zu beſudeln. All' dieſe ſchmerzlich tobenden Empfindungen waren mir neu, und ohne Kraft des Widerſtandes lag ich auf ihrer Folter. Willenlos war ich an die Thüre des Gartenhauſes getreten; ich hörte jedes Wort des heftigen, leidenſchaftlichen Zwiegeſprächs deutlich, aber ich verſtand nichts; denn die Unterhaltung wurde in einer mir fremden Sprache geführt, die ich für ſpaniſch hielt. Ich irrte mich damals in dieſer Annahme. Aus einzelnen Worten, deren Sinn mir aufging, ſo wie aus dem Tone, in welchem das Geſpräch geführt wurde, entnahm ich ſeltſam, daß es ſich hier um kein zärtliches Liebesabenteuer handele, und ich athmete wieder freier. Der Sturm meiner Gefühle legte ſich und gab dem Ohre ſeine Rechte zurück, die es mit möglichſter Steigerung ausübte. Schon begriff ich, daß hier von Vorwürfen die Rede war und die Wortſtröme, die Kynoſura's ſchöne Lippen bald ſanft klagend, bald ſchmollend, bald wild zürnend entſendeten, doch alle dieſelbe, nur mehr oder minder grelle Färbung trugen. Auch der junge Mann ließ es nicht daran fehlen, und ſo hörte ich wechſelsweiſe bald von der einen bald von der andern Partei Vorwürfe und Vertheidigungen, und nur der wörtliche Sinn derſelben blieb mir verhüllt. Statt ſich aber zu verſtändigen, erbitterten ſich die ſtreitenden Parteien immer mehr an einander, Kynoſura ſchluchzte und weinte, dann ſchrie ſie wieder wild auf; plötzlich wurde die Thüre aufgeriſſen, der Jüngling ſtürzte heraus und eilte mit raſchen Schritten der Uferſtelle zu, wo der Kahn ſeiner harrte; aber wie eine ſchöne Mänade raſete Kynoſura mit Verzweiflungsgeſchrei hinter ihm her, Beide hart an mir vorüber, ohne mich zu ſehen. Sie erreichte ihn, ſie ſchlang die Arme um den Fliehenden, Widerſtrebenden, aus ihrem Herzen quollen die rührendſten Bitten, die zärtlichſten Liebesnamen, der Ton ihrer Stimme hätte Felſen erweichen können. Sie warf ſich in ſeinen Weg auf die Kniee, ſie jammerte, flehete an ihm empor, troſtloſes Weinen erſtickte ihre Rede; ſie war aufgelöſt in unausſprechlichen Schmerz. Ich zitterte an allen Gliedern; ich hatte noch nie etwas Göttlicheres auf Erden gehört. Aber der entſetzliche Menſch blieb kalt wie Eis, riß ſich los und war mit zwei Sätzen am Ufer. Aber auch Kynoſura raffte ſich auf, ihre Haare, ihr Gewand flogen; jetzt war ſie eine furchtbar ſchöne Erinnys, eine fluchbringende Tochter der Nacht. Grauſige Verwünſchungen ziſchten wie Schlangen aus ihrem Munde, ein Dolch blitzte in ihrer erhobenen Rechten. Sie erreichte ihn, aber er ſtieß ſie zurück. Es war ein grauſamer Stoß auf die herrlichſte Bruſt; ich hätte die meinige willig ihrem Stahl geboten, und wäre ſelig von ſolcher Hand geſtorben. Sie taumelte, wild aufſchreiend, und er ſprang in das Boot, das ſogleich abſtieß. Aber kaum hatte der in meiner Bruſt ſtockende Athem ſich den Ausweg geſucht, als ich die Unglückliche ſich in das Meer werfen ſah. Die Wellen ſchlugen über ihr zuſammen. Ich ſtand einen Augenblick erſtarrt; mein Herz vergaß zu ſchlagen. Der Kahn flog pfeilſchnell von dannen; der gräßliche Menſch darin hatte kein Mitleid für die wahnſinnige Verzweiflung ſeiner Geliebten. Einen Augenblick darauf theilten meine Arme das Waſſer; ihr auf der Oberfläche ſchwimmender Schleier zeigte mir die Stelle, wo die reizende Verzweifelte verſunken war. Im Nu ergriff ich ihr langes Haar, mein Arm ſpannte ſich um ihre ſchlanke Taille, und ſo langte ich mit ihr wieder am Ufer an. Unmöglich beſchreibe ich das Wonnegefühl, das mich durchſtrömte, als ich meine köſtliche Laſt an's Land zog und die Ohnmächtige in meinen Armen in das Gartenhaus trug. Ihr kleines Haupt, von den Genien des Zornes und Schmerzes wunderbar herrlich geſchmückt, lag an meiner mächtig arbeitenden Bruſt, ihr triefendes Haar hing über meinen Arm, ihre zarten Glieder ſchmiegten ſich an die meinigen. Ich glaubte die Sirene Parthenope zu tragen. Soll ich es läugnen, daß die zitternde Begierde, leidenſchaftliche Küſſe auf ihren reizenden Leib zu drücken, mich mehr als der Wunſch, ihr die Näſſe unſchädlich zu machen, ſo raſch beſtimmte, ihrem Buſen die triefende Hülle zu entreißen? Die Nacht lag warm und üppig draußen und traf ſüß verlangend zu dem Götterbild in meinen Armen, die Sterne lugten durch die Thüre, bräutliche Fackeln mit verſchämtem Licht, mir Reize dämmernd zu beleuchten und wieder zu verſchleiern, die mein Blut in Lava verwandelten. Und wieder glich in dem Veſuv, der mir mit einem Blitz die ganze wollüſtige Herrlichkeit, das unausſprechlich Schönſte enthüllte. Dann wieder Nacht und Glück. Ich küßte ſie wilder und feuriger, und ſie erwachte. Ihr Mund ſtammelte die ſüßeſten Namen; ſie gab ſich der Seligkeit der Liebe hin — ſie hielt mich für ihren Geliebten. Faſt hätte ich taumelnd den berauſchenden Becher heiligſter Sinnenſeligkeit ausgeſchlürft, aber ſie wurde ihren Irrthum gewahr, und ſtieß mich von ſich. Vor ihr knieend ſtammelte ich Worte der Entſchuldigung und glühende Liebesſchwüre. Sie hörte mich an und ich erzählte ihr, daß ich der Deutſche von der Sternwarte des Kloſters Calmaldoli ſei, daß ich jenen Abend mein Herz an ſie verloren und nicht Ruh noch Raſt gehabt habe bis ich ſie aufgefunden, und wie mir dadurch das überſchwengliche Glück zu Theil geworden, der Retter ihres Lebens zu ſein.

Sie reichte mir die Hand mit den Worten: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ein deutſches Herz in ſolchen Flammen auflodern könnte. Sie haben die gültigſten Anſprüche an meine Dankbarkeit. Ich werde Sie morgen Vormittag gern bei mir ſehen. Jetzt gehen Sie, meine Sklavin und meinen alten Arzt zu rufen und richten Sie der erſtern meine Befehle aus, mir trockene Kleider zu bringen.“ Ich flog, ihre Wünſche zu erfüllen. Ein ſchwarzes Mädchen, ein krausköpfiges Kind Afrika's, trat mir in Kynoſura's Zimmer entgegen. Aus der Seitenthür lugte ein bejahrter Mann mit einem ſcharfgeſchnittenen Geſichte von jüdiſcher Ausprägung. Er hielt eine brennende Kerze in der Hand, mit welcher er mir in das Geſicht leuchtete und mich dabei mit funkelnden, ſtechenden Augen durchbohrte. Ein abgetragenes Mäntlein hing um ſeine Schultern dürftig wie ſein graues Haar. Unter der hohen Stirn ſchienen tiefe Gedanken zu wohnen. Eine auffallende Figur! Die Dringlichkeit der Umſtände erlaubte keine weitere Unterhaltung. Der Alte entfernte ſich ſofort mit der Sklavin, die Herrin zu bedienen; ich aber ging, Herz und Kopf voll wirrer ſeltſamer Bilder und Gedanken, nach meinem Zimmer. Der Schlaf flieht meine Augen; meine Sehnſucht drängt ungeſtüm dem Morgen entgegen. So ſitze ich denn und habe hier meinen Brief an Dich geſchrieben, mein theurer Karl. Er ſoll morgen fort, eh' ich Kynoſura geſprochen. Du ſollſt nicht mehr von ihr erfahren, als ich jetzt in dieſer treibenden, herzklopfenden, ſehnſüchtig ſchmachtenden Nacht ſelbſt weiß. Hier falle für Dich der Vorhang des erſten Akts meines neuen Lebensdrama's. Und er ſoll und darf Dir nicht eher wieder aufrauſchen, bis mein Schickſal entſchieden iſt. Das Eine weiß ich, daß Kynoſura Herrin meines Lebens und Todes iſt. Meine Seele glüht in magiſchem Brillantfeuer. Der letzte Reſt des alten Sauerteigs, des deutſchen Philiſterſtoffs iſt ausgemerzt: ich bin ganz Dichter! Mein Leben iſt Poeſie, friſche, geſunde, kräftige, und meine Gedichte werden Thaten ſein, feurige Liebesthaten. Kynoſura aber iſt meine Muſe, meine Urania, mein Leitſtern in die Himmel der Liebe, in die Wunder der Seligkeit.

III.

Der Verfaſſer der beiden vorſtehenden Briefe hat Wort gehalten und dem Freunde, dem er ſich mit ſo ganzer weicher Seele hingibt, eine geraume Zeit nicht wieder ſo ausführliche ſchriftliche Mittheilungen über ſeine Erlebniſſe gemacht. Dieſer Umſtand mochte weniger aus der deutſchen Ehrlichkeit, noch aus Läſſigkeit hervorgehen; er war vielleicht das Ergebniß ſeiner innern Zuſtände, die ihn lange nicht mehr zu einer Stunde Ruhe kommen ließen. Es kam ihm keine Nacht ſolch poetiſcher Erwartung, ſolch furchtbar anregender Spannung mehr, wie die, in welcher er den letzten Brief ſchrieb. Noch haben wir weder den Namen des intereſſanten Briefſtellers, noch den ſeines Freundes genannt, noch ihr gegenſeitiges Verhältniß genauer bezeichnet, obgleich dieſes zum Theil aus dem erſten Briefe hervorgeht. Der Erſtere, deſſen innere Geſchichte während einer Reihe von ſechs Jahren wir durch ihn ſelbſt erfahren haben, hieß

Anton Blumenthal und war das Kind einer mitteldeutſchen Reſidenzſtadt; der Andere Karl Stäbli, ein Schweizer, der mit einer Colonie ſeiner Landsleute als Prediger nach den Nordamerikaniſchen Freiſtaaten gegangen war. Der Freundſchaftsbund, den Beide als Studenten in Heidelberg geknüpft, war dadurch ſo innig geworden, daß Stäbli, ein äußerſt gemüthliches Herz, dem armen Blumenthal vieles von ſeinem Ueberfluß zukommen ließ, und Beide für Poeſie ſchwärmten. Nichts verbindet aber unverdorbene Gemüther inniger als geben und empfangen, und die begeiſterte Liebe für die erhabene Schmückerin des Lebens, die Poeſie. Solch Ineinanderleben iſt nur in jenen ſchönen Jugendjahren möglich, wo der Geiſt, reif und empfänglich für das Schöne und Gute, noch nicht herabgezogen worden iſt in den Staub alltäglicher Verhältniſſe, und, der Rieſenwerke zu vollbringen glüht, noch nicht erlahmt iſt an Kleinigkeiten, die er nicht beſeitigen kann.

Blumenthal iſt einer jener gemüthlichen Enthuſiaſten, deren Vaterland nur Deutſchland iſt und ſein kann; denn kein anderes Land erzeugt dieſe Charaktere. Deshalb ſind ſie mehr als jeder Andre von ächt deutſchem Schrot und Korn. Sie ſind die wahren Repräſentanten des blondköpfigen, blauäugigen Deutſchlands. Aus ihren treuen Augen lacht ihr treues Herz; aber man ſieht darin auch die blauen, duftumflogenen Berge ihrer Heimath, die ewigen Hervorrufer einer poetiſchen Sehnſucht, ihrer unermüdlichen Beglückerin. Eben ſo ruhen in ihrem Herzen die romantiſchen Eichenwälder, die hellgrünen Buchenhaine, die ſchwermüthigen Tannenforſte, die Berghöhen und moosbekleideten Felſen, die idylliſchen, von klaren Bächlein durchrieſelten Thäler, die entzückenden Fernſichten mit ſchönen Dörfern und Städten, reichen Fluren und köſtlichen Wieſen, eine einſame, klappernde Mühle im Thale, ein im Forſt noch einſamer verſtecktes Jägerhaus, dort am Fenſter die ſchöne Müllerin, hier vor der Thüre des Jägers ſchlankes Töchterlein, das Murmeln und Singen des Bachs, das Rauſchen der Bäume. Das Alles ſteckt im Herzen eines ſolchen Urdeutſchen, und daneben noch der ganze mittelaltrig-romantiſche Apparat von alten Mährchen und Sagen, die jeder Frühling neu gebiert und jeder Herbſt mit den goldnen Früchten von den Bäumen ſchüttelt; von Hexen auf dem Kreuzweg, von Nixen und Kobolden, von Bergſchlöſſern und Ruinen mit ſpukhaften Gemächern, hohen dämmerigen Domen mit gemalten Fenſtern, gothiſchen Thürmen mit Giebelfenſtern und Steinroſen, Klöſtern mit düſtern Kreuzgängen und Kreuzgewölben, und darin ſchöne bleiche Nönnlein, die vor Sehnſucht und Liebesſchmerz ſterben, und begehrlichen, wohl auch gelehrten Mönchen, prächtigen wunderthätigen Heiligenbildern und feierlichen Chorgeſängen, die die volltönende Orgel begleitet. Dann wieder weithallendes Glockengeläute und ein Leichenzug, und wieder Hochzeitreigen mit neckiſchem Fidelklang und Kindtaufſchmaus mit altem Rheinwein, Gelage junger froher Zecher und draußen am Raſenrain beim plätſchernden Brunnen in der Abenddämmerung ein glühendes ſich ſträubendes Mädchen im Arm, einen Kuß auf ihren friſchen würzigen Mund, ein Ständchen ſpäter unter dem Fenſter ihres Schlafkämmerchens und Morgens in aller Früh das Ränzel auf dem Rücken, einen grünen Zweig an der Mütze, fort in die lockende weite Welt, weiter an blitzenden Strömen und prächtigen Schlöſſern vorbei in die fernen Länder und Städte der Menſchen. Und immer noch mehr ſteckt in der Seele ſolch eines jungen deutſchen Geſellen: die ernſte Wiſſenſchaft, der heilige Drang, Licht und Wahrheit zu erforſchen, den Grund und das Weſen der Dinge aufzufinden, über die Geheimniſſe des Lebens und des Todes nachzudenken, das Wort weiſer Meiſter zu vernehmen und ſich zu eigen zu machen, alle Reiche der Natur auszubeuten und den Fund in ſich aufzuhäufen, die Bahnen der Sterne zu meſſen und Ahnungen über ihre Beſtimmung zu hegen, mit einem Worte: den möglichſt größten Wiſſensſchatz in ſich aufzuhäufen, gleichſam eine ganze Bibliothek im Kopfe zu haben. Und zwiſchen all' dieſen aufgeſtellten und aufgeſchichteten Bildern und Dingen grünen und blühen und ranken ſich luſtig und üppig alte und junge Lieder, Lieder des Schmerzes, der Luſt, der Freude, der Trauer, der Liebe, der Sehnſucht, des Glücks und der Schwermuth empor, gedichtete und geſungene, und noch ungeborene, unzählige, die noch keimen, Lieder anderer Meiſter und eigne, wie Moos und Epheu und Immergrün aus allen Ritzen und Fugen der Burgruinen herauswachſen und das Gemäuer überkleiden. Dieſe Charaktere ſind poetiſche Naturen; es fehlt ihnen ſehr wenig, um wahre, große Dichter zu ſein, aber dieſes Wenige iſt gerade die Hauptſache: die urſchöpferiſche Zeugungskraft. Darum iſt Deutſchland ſo reich an poetiſchen Köpfen und hat doch nur wenig Dichter. Die meiſten halten ſich in guten Stunden dafür, in böſen verzweifeln ſie ganz und gar an ſich. Ein untrügliches Abzeichen ſolcher Charaktere iſt, daß ſie ſich im kleinen Kreis der bürgerlichen Welt beengt, gedrückt und unglücklich fühlen. Der gute deutſche Philiſter mag ſie nicht, wie er Keinen mag, der nicht ein Philiſter iſt. Dieſer ebenfalls abſonderlich deutſche Menſchenſchlag hat ein Fachwerk im Kopfe; was nicht dahinein paßt, das kann er nicht leiden und übergießt es mit Galle, um es mürbe zu machen, hernach zu zerſchlagen oder zu beſchneiden und endlich doch noch in ſein Fach zu bringen. Der Philiſter gibt Keinen auf und läßt deshalb Keinen ungeſchoren. Dieſe infame Philiſterſorge verletzt die poetiſche Natur; ſie wird bitter und ſarkaſtiſch gegen den Philiſter, und dieſer wird dafür gemein; denn aus gemeinem Stoff iſt der Philiſter gemacht, und wenn man ſeine Seele mit den Stacheln des Witzes, der Satyre, der Ironie anbohrt, ſo ſpritzt einem ſtinkende Jauche entgegen. Nun redet ſich die tief verwundete poetiſche Natur ein, die Philiſter zu haſſen, das Vaterland zu haſſen ſie ſehnt ſich fort aus Kreiſen, wo ſie nicht verſtanden und beſchmuzt wird; ſie träumt von reichen poetiſchen Welten. Aber die poetiſche Jugend täuſcht ſich; ſie liebt Deutſchland und muß es ewig lieben; ſie liebt auch den Philiſter, denn er iſt ein deutſches Kapitalſtück, und ſie wird ſich in der Fremde bald nach ihm zurückſehnen. Es iſt eben ihr größter Fehler, daß ſie, viel zu excentriſch, nie die rechte Mitte trifft. Mit flammender Begeiſterung umklammert ſie jede blendende Erſcheinung und verſpritzt nicht ſelten ihr Herzblut an den ſcharfen Riffen und Steinkanten, die ſie überſehen, oder ſie wähnt ſich gehaßt, verfolgt, niedergetreten, und verzweiflungsvolle Nacht umhüllt ihre Seele. Aber gerade im Wahne, nach welcher Seite er ſich wende, beſteht ihr höchſtes Glück; in dieſen Täuſchungen und Schmerzen gedeiht die duftende Blume der Poeſie ihres Herzens, und wenn der gute Philiſter mit ſeiner Niederträchtigkeit nicht wäre, es gäbe in Deutſchland nicht halb ſo viel liederglückliche Herzen. Beide gehören zu einander, wie Licht und Schatten, und machen zuſammen erſt das Ganze des deutſchen Weſens aus.

Ein ſolcher poetiſcher Charakter iſt der treumüthige Anton **Blumenthal**, excentriſch, ſchwärmend, gemüthlich, nie prüfend, ſtets hingeriſſen von der Erſcheinung, kindlich, ja zuweilen kindiſch, wahnbefangen, liebeſehnſüchtig, ein edles, treffliches Herz, das immer den Sieg über den Kopf davon trägt.

IV.

Blätter aus Anton Blumenthal's Tagebuche.

Ich habe ſie geſehen, geſprochen, zu ihren Füßen gelegen, ſie geküßt! Gott, welch ein Weib! Nie wandelte ein vollkommeneres aus der Hand des Schöpfers hervor. Die Natur erſchöpfte ſich in Scharfſinnigkeit und poetiſchtrunkener Schaffensluſt, für jede Form, die ſie ihr geben wollte, das Reizendſte hervorzuſuchen. An ihr iſt Alles flammendes Gefühl, göttliche Sinnlichkeit, aufwallende Jugend, ſprudelnde Geſundheit des Leibes und der Seele. Wie armſelig und abgeſchmackt erſcheint neben ihr die weinerliche Gefühlskränklichkeit deutſcher Frauen! Und wir Narren können noch ſtolz auf ſolche blaſſe, geruchloſe Blüthe ſein. Kynoſura iſt eine purpurne Granatblüthe, deren Duft berauſcht, betäubt. Wie ſie mich ſo natürlich, faſt kindlich aufnahm, ohne Ziererei, ohne Zurückhaltung. Wie einfach herzlich ſie mir für ihre Lebensrettung dankte! Wie ihre ungekünſtelte Empfindung gleich frei und keck hervortrat. Sie war bezaubernd! Es war mir unmöglich, ihr meine Gefühle zu verbergen; ich mußte ihr noch einmal Alles wiederholen, was ich ihr geſtern Abend im erſten Ausbruch meiner Leidenſchaft geſtanden, und ſie hörte mich mild lächelnd an. Sie raubte mir die Hoffnung nicht, ſie zu beſitzen, wenn ich mich ihrer würdig gezeigt. Sie geſtand mir offen, daß mein Weſen ſie anſpreche, daß ſie Wohlgefallen an mir finde, und daß dieſes Liebe werden könne. Ich fühle, ſie wird mich lieben, ja wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo liebt ſie mich ſchon. Aber darf ſie mir das heute ſchon ſagen? — Ueber ihr Verhältniß zu dem Treuloſen, der ſie ſo grauſam behandelte, verlor ſie kein Wort. Ich erinnerte ſie nicht an die Scene, die uns zum zweiten Mal und näher zuſammengeführt hat. Sie ſchien das Andenken daran ſelbſt zu vermeiden. Erſt als ich, ſchwankend unter der Laſt ſüßer Hoffnungen, gehen wollte, zog ſie mich in ein Fenſter und fragte zutraulich: „Kennen Sie Don Luis da Miranda?“

Am leiſen Zucken der Unterlippe, am zitternden Tone der Stimme errieth ich leicht, wer der Genannte war. Ich erwiederte aufrichtig und wahr, daß mir kein Mann dieſes Namens bekannt ſei, und verſchonte ſie mit der mir auf der Zunge ſchwebenden Frage: wie ſie nur daran denken könne, mich mit dem genannten Herrn zuſammen zu ſtellen, was mir wirklich unbegreiflich war.

„Deſto beſſer!“ rief ſie lebhaft. „Ich will Ihnen ein Zeichen meines Vertrauens geben. Dieſen Abend noch verlaſſe ich dieſes Haus und beziehe eine nach Portici gelegene ärmliche Fiſcherhütte. Wenn Sie ſich meiner würdig zeigen, ſollen Sie den Grund ſpäter erfahren.“

Voll Beſorgniß, es möchte ihr an Mitteln fehlen, bat ich ſie ſchüchtern, über meine Kaſſe zu verfügen, wenn etwa Mangel oder das Ausbleiben von Wechſeln ſie zu dieſer Wohnungsveränderung nöthigen ſollte. Sie lächelte anmuthig und zog aus einem Schranke eine Caſſette hervor, öffnete dieſelbe und ließ mich Geld und Banknoten, einen reichen Schmuck und Juwelen ſehen, die einer Fürſtin Ehre gemacht haben würden. Und darin wühlend, zog ſie plötzlich einen koſtbaren Brillantring hervor und ſteckte mir ihn mit unnachahmlicher Grazie an die Hand mit den Worten: „Meinem Lebensretter als Andenken!“

Entzückt ergriff ich die mich ſo ſinnig beſchenkende Hand und überglühete ſie mit Küſſen. Sie fuhr fort: „Ihr großmüthiges Anerbieten, mein Freund, ſteigert meine Achtung. Obgleich ich nicht Luſt hatte, wieder einem Manne zu trauen, fange ich doch heute ſchon an, in meinem Vorſatze zu wanken. Man hat mir geſagt, die Deutſchen liebten vor Allen treu.“

„Man hat Sie nicht belogen, Signora!“ rief ich. „Stellen Sie mich auf die Probe!“

„Und wenn ich Sie beim Worte hielte?“

„Wohlan, es ſei!“

„Gut, mein Herr! Die erſte Probe ſoll ſein, daß Sie in das Kloſter Calmaldoli gehen und geſprächsweiſe äußern, Sie hätten bei zufälligem Vorübergehen hier dieſen Morgen eine Ertrunkene aus dem Waſſer des Meerbuſens ziehen ſehen, und in derſelben die Dame wieder erkannt, die Ihnen vor einigen Tagen einen Beſuch auf der Sternwarte des Paters Siſto gemacht. Ihre Ausſage werden der erkaufte Wirth dieſes Hauſes und einige Dutzend Lazzaroni beſtätigen. Ich will Ihnen ſogar geſtehen, daß mein alter Jozé in der verwichenen Nacht die beſten Anſtalten getroffen hat, dieſes Gerücht glaubhaft zu machen. Ein gewonnener Mann aus den Lazzaroni hat von einem Kirchhofe ein vorgeſtern begrabenes junges Weib geſtohlen und dieſe iſt am frühen Morgen in meinen Kleidern hier aus dem Waſſer gezogen und unter großem Zulaufe als ich begraben worden. Meine ſchwarze Paula hat ſich's viel Thränen koſten laſſen und mein Jozé viel Geld. Sie haben alſo nur zu bekräftigen, daß ich todt bin.“

Ich willigte ein.

„Sie ſelbſt ſollen mich dieſen Abend in meine neue Wohnung bringen.“

Mein Kuß brannte auf ihrer mir dargereichten Wange. Ich ſchlang meinen Arm um ihren reizenden Nacken, ſie ſträubte ſich nicht. Wie der Kelch einer üppigen, prächtigen Südblume voll Thau ſchwankt, und doch rein und unberührt iſt, ſo iſt dies göttliche Weib voll heißer, natürlicher Sinnlichkeit und dabei doch rein und keuſch und unentweiht. Gleicht ſie nicht ganz der Aphrodite, als ſie aus dem Meere neugeboren emporſtieg! Auch Kynoſura iſt mir aus dem Meere, eine zweite Liebesgöttin, in die Arme geſtiegen. Sie heißt Donna Mariana da Rocca, mir aber iſt und bleibt ſie Kynoſura. — Es iſt eine Stunde vor Mitternacht; ich gehe, ſie abzuholen. Welch neue Genüſſe werden mir erblühen. Mein Lebensſchiff ſchaukelt auf dem Meere des Glücks, wird es in den Hafen laufen?

Die Geſchichte wird intereſſanter. Ich führte geſtern Abend Kynoſura in das einſame Fiſcherhaus. Sie war in die Tracht der Fiſchermädchen gekleidet. Wie ihr das allerliebſt ſtand! Ich hielt ſie liebe- und glücktrunken in den Armen und küßte ſie; ſie wehrte mir nicht. Iſt ſie doch über allen Glauben unſchuldig und dabei voll Witz, Scherz, Neckerei, reich ausgeſtattet mit Geiſt und unvergleichlicher Unwiſſenheit. Jede deutſche Bürgerstochter könnte ſie jeden Augenblick beſchämen. Und ſo muß ich ſie immer und immer belehren. O wie das ſüß iſt! Ich blieb die ganze Nacht bei ihr, denn

Jozé und Paula waren zurückgeblieben und bleiben auch noch einige Tage in der alten Wohnung, um die Täuſchung vollkommen zu machen. Und ſo werde ich Kynoſura's Beſchützer ſein. Aber ich bin auch ihr Sklave. Welch eine Nacht voll träumeriſchen Liebesglücks! Nichts entfernt Aehnliches hat mein ganzes früheres Leben aufzuweiſen. Ich lebe erſt durch ſie. Die Wellen warfen ſich unruhig treibend an das felſige Ufer; ſie glichen meinem Herzen, wie ihr Rauſchen meinen Küſſen. Auf dem bewegten Waſſerſpiegel lag die verträumte, duftige Nacht, die Berge ragten wie Ahnungen dunkler Liebesſchmerzen daraus empor; es war Alles ſo voll unbewußter, üppiger, ſchöpferiſcher Empfindung, voll ſtiller, ſchleichender Glut, voll weicher, feuchter Frühlingsſehnſucht, als ſollte die Göttin der Liebe noch einmal geboren werden. Die aber ſchlummerte unbeſorgt wie ein Kind mit dem Haupte an meiner Bruſt, als hätte ſie nichts von dem dumpf gährenden Vulkan in derſelben zu fürchten. Dieſe naive Sorgloſigkeit, dies maßloſe Vertrauen in meine deutſche Ehrlichkeit, mit der ſie mich immer aufzieht, wird mich noch zur Verzweiflung bringen. Seh' ich denn ſo abſcheulich ehrlich aus, daß das reizende Mädchen ſich ungeſtraft in meine Arme legen kann um zu ſchlafen? Und doch hat ſie Recht. Ich habe nicht gewagt, ihren ruhigen Schlaf mit einem unkeuſchen Kuß zu entweihen.. Aber ſie ſoll mich nicht auf's Aeußerſte treiben. Selbſt die ehrlichſte Ehrlichkeit hat ihre Grenze, wo das Recht der Natur gebieteriſch eintritt. Von vielem Plaudern ermüdet war ſie eingeſchlummert, ihre Haarflechten tanzten vom Athemzug bewegt auf meiner Hand, ihr ſchlanker Körper war halb über mich hingegoſſen, ihre Hände ruhten, wie zum Gebet gefaltet, in ihrem Schooße; — mir war wunderbar zu Muthe. Unvermögend, die Spannung der Gefühle zu ertragen, war auch ich eingeſchlafen. — Eine zarte Hand ſtrich leiſe über mein Geſicht; ich erwachte. Die Sonne wurde aus dem glühenden, wallenden, dampfenden Meere gleichſam herausgekocht und ſtieg aus dem Keſſel, ein neues Feuerkind. Mir war's, als müſſe ſie die Nacht zugebracht haben wie ich. War mir doch auch heiß und nüchtern zu Muthe. Ich hätte mich in's Meer ſtürzen mögen, um mich abzukühlen. Kynoſura umtanzte mich ſchäkernd, ein tolles, ausgelaſſenes Kind voll liebenswürdiger Poſſen und burlesker Einfälle. Sie ermahnte mich ſofort, mein Wort zu halten, nach Calmaldoli zu reiten und dort geſchickt auszurichten, was ſie mir aufgetragen habe. Es wurde mir ſchwer, mich von ihr zu trennen, aber ſie bat ſo ſüß, ſo freundlich; wer hätte ihr widerſtehen können. Sie wollte bis zu meiner Rückkehr angeln und dann mit mir zuſammen eine Abendfahrt auf dem Meerbuſen machen, oder einen Ausflug auf die nahen Berge. Solche Genüſſe in der

Perſpective, riß ich mich los, eilte nach der Stadt, beſtieg meinen Mauleſel und trabte eilig durch die Höhle des Pauſilipp dem herrlichen Bergkloſter zu, deſſen ragende Sternwarte mir in den wenigen Tagen fremd geworden war, ſeit meine ſehnſüchtigen Blicke ſich nach einem auf Erden wandelnden Stern gerichtet hatten. Pater Siſto empfing mich herzlich und machte mir freundliche Vorwürfe über mein Ausbleiben. „Ich habe Sie mit Sehnſucht erwartet,“ ſagte er, als wir allein waren. „Ein junger, mir nah verwandter und ſehr theurer Mann, der vor Kurzem erſt aus Braſilien angekommen, im ungeheuern Neapel fremd, in der Sprache nur äußerſt nothdürftig bewandert iſt, hat die triftigſten Anſprüche auf meinen Beiſtand. Seine Jugend bedarf aber mehr als ich leiſten kann; ſie muß einen Freund haben, der ihn treu bewacht. Ich kann ihn nicht in das Treiben der Stadt begleiten und vor jeder Gefahr ſchützen. Ich empfehle den jungen Marquez Ihrer freundlichen Sorgfalt. Sie werden mich, wenn Sie ſich des jungen Mannes annehmen, auf eine Weiſe verbinden, die Ihnen meinen lebenslänglichen Dank ſichert. Ich habe das höchſte Intereſſe an dieſem Jünglinge aus der neuen Welt, und es iſt Grund für mich zu Beſorgniſſen vorhanden, daß er hier gefährlichen Verfolgungen ausgeſetzt ſein dürfte.“ — Ich ſagte mit etwas verlegner Miene zu, denn in der That konnte ich nicht anders, und der Pater entfernte ſich, um meinen Anbefohlenen herbeizuholen. — Als Beide nach einigen Minuten zuſammen hereintraten, drohete der Schrecken meine Füße mit dem Boden zuſammenzuſchmelzen und mein Blut zu Eis zu machen; denn der Jüngling war kein Anderer, als Don Luis da Miranda, Kynoſura's unwürdiger Geliebter. Mein Herz wandte ſich mit Abſcheu von dieſem jungen Böſewicht, aber die Klugheit gebot, Stand zu halten. Im rechten Augenblick gedachte ich des Kynoſura gegebenen Verſprechens, und nahm die Larve der Verſtellung vor. Pater Siſto nannte mir ſeinen Namen, der mir aus ſchönerm Munde ſchon bekannt war, und ſtellte mich ihm als Don Valle da Fiore (ſo habe ich mich umgenannt) vor. Don Luis iſt achtzehn bis neunzehn Jahre alt, ſeine Züge tragen unverkennbar den luſitaniſchen Typus; er iſt munter, freundlich, zuthunlich. Sein Auge hat einen ungemein ſchönen Ausdruck. Man ſollte nimmermehr eine ſo ſchwarze Seele in ihm vermuthen. Siſto bat mich noch einmal ſo rührend und herzlich, mich ſeiner anzunehmen und ihn als väterlicher Freund in das Gewühl der Hauptſtadt zu begleiten, meine Hand ſchützend über ihn zu halten, daß ich ſchier verſucht war, ihm das Verſprechen im vollen Ernſte zu wiederholen. Wäre ich nicht Zeuge der unmenſchlichen Grauſamkeit dieſes jungen Ungeheuers geweſen, ich hätte mich von ſeinem einſchmeichleriſchen Weſen einnehmen laſſen können. Eine ſchöne gleiſende Schlange, dieſer Luis! Der Pater erbot ſich, mir im Portugieſiſchen Unterricht zu geben, um das Verſtändniß zwiſchen mir und ſeinem Vetter raſch zu fördern, und ich nahm es an, weil ich nicht ausweichen konnte. Endlich fand ich Gelegenheit, mein Mährchen, um deswillen ich gekommen war, mit möglichſter Unbefangenheit anzubringen. Ich erſtaune über mich ſelbſt, wie weit ich es in dieſem Lande des Lugs und des Trugs bereits in der Kunſt der Verſtellung, in der ich ſonſt der größte Idiot war, in ſo kurzer Zeit gebracht habe. „Denken Sie ſich, ehrwürdiger Vater!“ rief ich, „welch ein trauriger Zufall mich ſehr ſchmerzlich berührt hat. Geſtern früh gehe ich in der Straße Chiaga, als am Ufer ein Menſchenauflauf entſteht. Schier mechaniſch trete ich hinzu; ein paar Fiſcher haben eben den triefenden Leichnam eines jungen, in reiche, ſchöne Kleider gehüllten Frauenzimmers an's Land gezogen. Das purpurrothe Kleid, die Armſpangen, der Schleier reizen mich, näher hinzuzutreten, und mit Staunen und Schrecken erkenne ich in ihr die ſchöne unbekannte Dame, die mir vor einigen Abenden einen Beſuch auf Ihrer Sternwarte machte, und nach der ich Sie vergebens fragte.“

Der Pater und Don Luis ſahen einander bedeutungsvoll an; in des Letztern Geſicht zuckte ein Strahl hoher Freude auf, und ich bebte vor heiligem Ingrimm über dieſe Gemüthsbewegung meines Empfohlenen.

„Alſo doch!“ ſagte der Pater. „Es iſt uns dieſelbe Nachricht ſchon von einigen Seiten zugekommen, aber wir zweifelten daran. Erſt aus Ihrem Munde, mein ehrlicher, wahrheitliebender, deutſcher Freund, glauben wir ſie.“

Mir wurde bei dieſen unverdienten Ehrennamen etwas ſlau; hätte mir Don Luis nicht gegenübergeſtanden, ich hätte das Auge beſchämt zu Boden geſchlagen. „Haben Sie die Dame ganz genau erkannt?“ fragte der Pater wie noch zweifelhaft.

„Gewiß!“ rief ich. „Hier kann kein Zweifel obwalten; ich erkannte ſogar die Kleider wieder, die ſie hier im Kloſter trug. Auch ſieht man ſolch eine Phyſiognomie nur einmal, um ſie für immer zu merken. Und fürwahr ſie mußte von vornehmem Stande ſein; denn eine ſchwarze Dienerin kam heulend und ſchreiend herbei, und gleich darauf erſchien auch ein uralter Diener, der Belebungsverſuche mit der Ertrunkenen machen wollte. Bald hatte er ſich aber überzeugt, daß hier an keine Lebensſpur mehr zu denken war, und man ſchritt deshalb ungeſäumt zu ihrer Beerdigung.“

„Es iſt kein Zweifel! Sie iſt todt!“ rief Don Luis, und ich verſtand ihn wohl.

„So kannſt Du ungehindert der Freude Dich wieder hingeben und brauchſt Dich nicht ängſtlich in den Mauern dieſes Kloſters zu verſtecken,“ ſprach der Pater zu ihm, und fuhr dann zu mir gewendet fort: „Don Valle, Sie können kaum glauben, welch eine wichtige, mein Gemüth beruhigende Nachricht Sie uns überbracht haben. Die Hauptbeſorgniß, um deretwillen ich Ihre Freundſchaft für Don Luis in Anſpruch nahm, iſt durch dieſes Ereigniß beſchwichtigt.“

Ich wünſchte mit boshaftem Herzen Glück, und fühlte, daß ich Beide recht innig haßte. Um mich von dieſem abſcheulichen Menſchen los zu machen, ſagte ich, es ſei mir dies um ſo lieber, da ich ohnedies nicht hätte hoffen dürfen lange Don Luis’ Mentor zu ſein, weil eingelaufene Briefe mich beſtimmt hätten, meinen Aufenthalt zu wechſeln und vor der Hand in Sicilien aufzuſchlagen. „O dann gehe ich mit Ihnen!“ rief der Jüngling freudig; „ich habe Sicilien noch nicht geſehen.“ Ich konnte nicht ausweichen; man nöthigte mich, den Tag und die Nacht im Kloſter zuzubringen; ich ſchützte, verſtimmt und verdrießlich, Geſchäfte vor, die von meiner Abreiſe bedingt ſeien, und verließ das Kloſter mit dem feſten Vorſatz, es nicht wieder zu betreten. Wie wäre das auch möglich? Jede Stunde meines Lebens wird fortan nur Kynoſura gewidmet ſein. Ohne ſie keine Sonne, keine Luft, kein Glück, kein Leben! mit ihr ſeligſte Seligkeit! — Ich eilte aus dem Kloſter in die Fiſcherhütte; im traulichſten Geplauder verſtrichen die Stunden. Ein einfaches Mahl, eingefaßt von den Goldfrüchten dieſer himmliſchen Erde und dieſes irdiſchen Himmels, erhöhete die Wonne des Tags. Es gibt faſt nichts Süßeres, als mit einem geliebten Weſen zuſammen auch die materiellen Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen und ihm alle die kleinen Dienſte zu leiſten, die die gebrechliche Natur des Menſchen zu ihrer körperlichen Befriedigung als unentbehrlich in Anſpruch nimmt. Wir werden jeden Augenblick daran erinnert, daß wir keine Götter ſind, und auf den höchſten Rauſch des Entzückens folgt unmittelbar die Nüchternheit des phyſiſchen Bedürfniſſes. Der Gott und das Thier ſind im Menſchen vereinigt; aber zwiſchen beiden iſt eine Kluft befeſtigt, die nur die Hand der Liebe mit Blumen täuſchend überdeckt, über die das Herz ſich als lebendige Brücke legt. Es liegt ein wunderbarer Reiz in dieſen Liebesdienſten ſowohl für die leiſtende, als auch für die empfangende Partei. Die Natur ſöhnt uns dadurch wieder mit ihrer eigenſinnigen Strenge aus, die jenen bittern, ironiſchen Zwieſpalt in uns geworfen, und wie reichlich und herrlich! Wenn ſie erſt den Gott in uns, ihr eignes, größtes Schöpferwerk, verhöhnt, indem ſie uns zu Sklaven einer erbärmlichen Nothwendigkeit macht, ſo hat ſie uns durch die Liebe wieder die Verklärung des Hohns zu ſeligem Humor, ja zum eigentlichſten menſchlichen

Glück gegeben. Die Sklavenketten werden durch ſie zu Blumenfeſſeln, die die Herzen auf's innigſte verbinden. So iſt die Liebe die Vermittlerin des Gottes mit dem Thiere in uns; ſie weiſt dem Gotte ſeine Beſchränkung an und erhebt das Thier zu ſelbſtbewußter Freiheit, und führt beide in der Idee, als dem Focus alles höhern Seins, zuſammen. Die Liebe iſt das Prisma, das den Sonnenſtrahl unſers Geiſtes auffängt und ihn ſpaltet, und mit ſeinen Farben die dunkle Wand der Materie überſchmückt. — Ich bin Kynoſura's Sklave geworden; denn ich verrichtete heute alle Geſchäfte ihrer Sklavin und ihres Dieners, die beide noch in der alten Wohnung waren; aber gerade dadurch bin ich freier geworden, als ich jemals war. Von den letzten Fäden jener bürgerlich deutſchen Bande, jener philiſterhaften Ungereimtheiten, die mich ſonſt beengten, losgeriſſen, ſtehe ich jetzt auf dem höchſten und freieſten Punkt des Daſeins. Das kleine Stück Boden unter mir iſt das einzige Band, das mich an der Erde feſthält, und es iſt eben die Sklavenfeſſel, die mir Kynoſura aufgelegt: es ſind die freiwilligen Bande einer freien Liebe. Man ſpreche immerhin von einer nationalen Entwickelung des Herzens und des Geiſtes, deren Blüthe bei jedem Volke andere Form, andere Farbe, andern Duft haben müſſe; dies iſt ja ſogar bei jedem Individuum ſchon der Fall. Aber es gibt auch eine Univerſalblüthe der menſchlichen Seele, die ihren

Sonnenkelch, losgeriſſen vom gemeinen Boden, in das Reich des reinſten Aethers flüchtet und in poetiſche Regionen duftend öffnet, wo von Nationalunterſchieden keine Rede mehr ſein kann: die eine Himmelsblüthe, ein Stern geworden iſt. Solch ein Stern iſt meine Liebe. Ueber alles Gewöhnliche iſt ſie ſo weit hinaus, wie die Sterne von unſrer Erde entfernt ſind. Deutſche Frauen würden mich nicht verſtehen und behaupten, ich ſei in Widerſprüchen verſtrickt. Ich würde eine deutſche Frau auch nicht ſo frei von allen Rückſichten lieben, ich würde ihr auch nicht die Dienſte einer Sklavin erweiſen können. Und doch iſt Alles ſelige Harmonie in mir. Ich verſtehe mich ſelbſt nicht; ich vermag die Metaphyſik meines Zuſtandes nicht mit kritiſchem Meſſer zu zerlegen oder mit logiſchem Scharfſinn bis in ihre Wurzel zu verfolgen. Verſteht ſich ein Berauſchter oder kann er ſich philoſophiſche Rechenſchaft von ſeinem Zuſtande geben? Ich bin glücklich, unausſprechlich glücklich, wie ich es nie in Helenens Armen war. Was bedarf es mehr? Helene ſchwärmte mit Bewußtſein; in der glücklichſten Stunde der Liebe wußte ſie geſchickt daran zu erinnern, daß ſie eine gefühlvolle, feingebildete Dame war. Sie wußte von ihrer Liebe, von ihrer Empfindung zu ſprechen wie ein Buch, und ſtatt ſelig trunken, ſüßhingebend den an ihre Bruſt ſtürzenden Gott in ihren Armen aufzunehmen und ſich von ſeinen Flammen verzehren zu laſſen, wie

Semele von Jupiter, ſprach ſie davon, wie dieſer oder jener Dichter die Leidenſchaft individualiſirt habe. Kynoſura weiß nichts von Dichtern, ſie kennt die ihres Vaterlandes nicht einmal; ſie hat es in ihren Studien höchſtens bis zur Kunſt des Leſens und Schreibens gebracht, aber ſie iſt ganz Weib, ihr Herz ein lockerer Zunder, ſtets des Blitzſtrahls aus dem Herzen des Mannes gewärtig, um in Flammen aufzulodern, ſtets bereit von der Erde weggeküßt zu werden, wie ein Thautropfen im Blumenkelch vom Sonnenſtrahl. Das iſt die Liebe, wie ich ſie vom Weibe verlange. Sie ſoll nicht wiſſen, was Liebe iſt; ſie ſoll ſie ſelbſt ſein. Solch ein Herz konnte der Knabe Luis nicht würdigen; er verſtand es nicht, begriff es nicht, beherrſchte es nicht, während er ihm ſcheinbar diente. Für mich iſt Kynoſura geſchaffen, und um ihren hohen Werth zu ſchätzen, um es durch und durch zu wiſſen und zu fühlen, um jeden Nerv zum Bewußtſein meines höchſten Glücks zu bringen, mußte ich die ſchwere Leidensſchule durchwandern, mußte der Gatte eines Weſens ſein, dem man den Namen Menſch hätte ſtreitig machen können, mußte ein empfindſames, jeder moraliſchen Kraft entbehrendes, deutſches Weib lieben, mußte durch dieſe Läuterungsfeuer hindurch gehen, um geſchickt zu werden für das höchſte und wahrſte Glück der Liebe. — —

Der Kahn trug uns ſchaukelnd über die vom Abendroth vergoldeten Wellen. Sie lag in meinen Armen. Harmloſes Geplauder küßte Eins dem Andern von den Lippen hinweg. Ich hatte ſie Kyneſura genannt, und ſie wollte wiſſen warum. Ich erklärte ihr die Deutung des Namens aus der Mythologie und dem Sternenhimmel. Der Name gefiel ihr; er ſchien ihr zu ſchmeicheln, und ſie belohnte mich mit Küſſen dafür.

Als wir in der Nacht heim kamen, waren Jozé und Paula angelangt. Der alte, unheimliche Mann flüſterte ihr zu, daß er ihr viel zu berichten habe, und ſie verabſchiedete mich. Es that mir wehe, daß ich gehen mußte; aber in der Beſchränkung wohnt das Glück. Ich will den Neid der Götter nicht wach rufen durch — Alles genießen. Noch beſitze ich ihr Vertrauen nicht; aber mir iſt auch, als würde ich das, was wir Deutſche unter dieſem Worte verſtehen, nie von ihr erhalten. Sie ſcheint dieſen Begriff nicht zu kennen. Sie liebt mich; was geht mich ihr früheres Verhältniß zu Don Luis an? Und ſie hat Recht. Ich habe mich aber eben ſo auch gehütet, ihr von meiner Bekanntſchaft mit Don Luis zu ſagen und von der mir vom Pater Siſto über dieſen aufgetragenen Mentorrolle. Ich könnte von dem Jüngling gewiß Alles erfahren, aber ich will nichts wiſſen. Es wäre gemeine Neugierde. Ich bin glücklich; was will ich mehr?

Hier ſchließen die Fragmente des Tagebuchs. Ein unerwartetes Ereigniß verhinderte Blumenthal, es weiter zu führen. Sie reichen inzwiſchen hin, einen tiefen Blick in ſein Herz zu thun. Trotz ſeinen Bemühungen, ſich zu überreden und ſich glauben zu machen, wie unausſprechlich glücklich er ſei, iſt es gerade nicht ſchwer, eine kleine, dunkle Stelle tief im Grunde ſeines Herzens zu erblicken, aus welcher leichte Nebelgewölke aufſteigen und zu ſchattenhaften Gebilden aus der Vergangenheit werden, die freilich nachher von den heißen Sonnenſtrahlen aus Kynoſura's Augen zerſtreut werden. Er will ſie wegläugnen, indem er auf ſie ſchilt; aber ſie ſind doch da. Und wie durch die wollüſtig ſchwelgende Seele eines Berauſchten durch Jugenderinnerungen, Bilder der heiligen, reinen Kindheit mit leiſer Wehmuth faſt farb- und geſtaltlos hindurch zittern, die er mit den feurigſten Weinen nicht zu verſcheuchen vermag, ſo lebt auch in Blumenthal's Seele ein geheimnißvolles Etwas, das noch mit frühern Tagen zuſammenhängt und ſeine Deklamationen Lügen ſtraft. Wie käme er ſonſt dazu, im höchſten Liebesrauſch an Helenen zu denken und Vergleiche anzuſtellen?

Die zunächſt folgenden Ereigniſſe, aus verſchiedenen ſpätern Berichten zuſammengeſtellt, ſind in der Form der Erzählung gegeben.

V.

Der nächſte Sonntag, der auf dieſe Tage folgte, war der erſte des Monats Mai, an welchem Neapel eins ſeiner größten und merkwürdigſten Feſte feiert, nämlich das ſeines Schutzpatrons, des heiligen Januarius. Schon am frühſten Morgen weckte der Donner des Geſchützes vom Caſtell St. Elmo die Bewohner der Hauptſtadt, und eine Stunde ſpäter durchſchritten ſchon die feſtlich geputzten Züge der Gilden, von den Lazzaroni umſchwärmt, lärmend die Straßen.

Blumenthal dehnte ſich noch auf dem Lager, denn er hatte einen großen Theil der Nacht bei Kynoſura zugebracht, als ſtürmiſche Schritte ſein Zimmer durcheilten und ihn ermunterten. Mit Verwunderung ſah er den jungen Luis Miranda nebſt einigen neapolitaniſchen Edelleuten ſeines Alters fröhlich und guter Dinge vor ſeinem Bette, um ihn abzuholen. Dieſe Herren, von denen er einige ſchon in den Salons oberflächlich kennen gelernt hatte, erboten ſich, ſeine Führer zu ſein und ihn zu den ächten Quellen der Freude und des Genuſſes zu bringen. Es war dem aus ſüßen Träumen aufgeſcheuchten Deutſchen gerade nicht unlieb, für den heutigen Tag Geſellſchaft und Zerſtreuung zu haben, da die Geliebte ihm jeden Beſuch ſtreng unterſagt hatte, vorgebend, daß dieſer Tag ihrer Andacht gewidmet ſein müſſe, in welcher ſie kein irdiſcher Gedanke, geſchweige der ſündhafte Kuß eines Mannes ſtören dürfe. Der in ſeinen poetiſchen Illuſionen ſeltſam befangene junge Mann, der ſich ſelbſt für den freieſten aller Menſchen in ſeinem Tagebuche erklärte, wagte gegen den Willen eines weiblichen Weſens, das er wenig mehr als von Angeſicht kannte, nicht das Mindeſte zu unternehmen. Er zitterte vor dem bloßen Gedanken, ihr zu mißfallen oder gar ihre Gunſt zu verlieren.

Noch immer wußte er nichts von den Verhältniſſen dieſer Dame, nicht weshalb ſie nach Neapel gekommen, ob ſie — bei ſolcher Jugend! — ganz allein von ſich abhängig war, wohin ſie ſich ferner zu wenden gedenke; ſie hatte ihm kaum ihren Namen genannt, und woher waren denn Beweiſe zu nehmen, daß ſie ſich keinen falſchen gegeben? Ueber ihre Herkunft, ihre Familienverbindungen, über all die Wurzeln, durch welche ſie mit dem Boden der Geſellſchaft verbunden war und über die ein Weib dem geliebten Manne unaufgefordert und gern in traulichen Stunden Mittheilungen macht, hatte ſie gegen ihn ein geheimnißvolles Schweigen beobachtet. Sie hatte wohl von den Wundern der ſüdamerikaniſchen Natur geſprochen, wohl von Braſiliens prächtiger Hauptſtadt und dem Hofe Don Pedro's erzählt, aber nicht angegeben, in welchen Beziehungen ſie dazu ſtehe. Dem in glühender Leidenſchaft befangenen Blumenthal war auch gar nicht beigekommen, ſie über ihre Verhältniſſe zu befragen. Der Schwärmer gefiel ſich in dem Gedanken, ſie als ein Göttergeſchenk zu betrachten, von dem er nicht wiſſe, woher es ihm gekommen, als ein rein poetiſches Geſchöpf der Natur, mit keinem Bande weiter, als durch ihn mit der realen Welt zuſammenhängend. Er würde ſie gern für eine objective Entäußerung ſeiner eignen Poeſie gehalten haben. Gewiß konnte zu ſolchen faſt unbegreiflichen Uebertreibungen nur ein junger, poeſiebefangener Kopf gelangen, der von der nüchternen Alltäglichkeit ſo arg gemißhandelt und ſelbſt von beſſern Geiſtern zurückgeſtoßen worden war. Unter allen Menſchen ſind diejenigen am meiſten geneigt, auf geiſtige Abwege in der Liebe und Freundſchaft zu gerathen, denen die Natur zu einem begabten ſtrebenden Geiſte, zu einer ſchaffenden Phantaſie auch noch ein edles, großes, feinfühlendes Herz gab. Die Phantaſie wird von der Form beſtochen, das liebebedürftige Herz greift nach dem ihm von der Phantaſie ſchmeichleriſch geprieſenen Gegenſtand und um faßt ihn mit trunkener Schwärmerei, und der Geiſt thut mit ſophiſtiſcher Dialektik dar, welch eine unvergleichlich herrliche Wahl er getroffen. Die gemeine Wirklichkeit verwundet ſie; der trübe, gallige Niederſchlag in der Menſchenwelt, der ſich über das einſam daſtehende Große und Edle ärgert und es aus ſchlechter Luſt verfolgt, mit Koth bewirft und in ſeine moraliſche Tiefe herabziehen möchte, um ſich ihm gleich zu ſtellen, dieſer nie ſterbende Feind aller geiſt- und herzreichen Menſchen drängt und ſtößt die Unglücklichen, bis ſie flüchtend vor ſeinen tiefverwundenden, gemeinen Waffen, denen ſie nicht gleiche entgegenhalten können, in ein paar Arme ſtürzen, die ſich ihnen öffnen. Und dieſen Ruhehafen ſind ſie bemüht, ſich auf's glänzendſte auszuſchmücken. Wehe den Armen, wenn unheimliche Tiefen das ſturmlecke Schifflein trügeriſch in's Verderben hinabziehn! —

Blumenthal ging mit den jungen fröhlichen, jugendübermüthigen Edelleuten; ſie ſtürzten ſich, ſelbſt eine luſtig ſpringende Welle, in die aufrauſchenden, ſchäumenden Volkswogen. Man begegnete neckenden Maskenzügen oder ſchloß ſich ihnen an; Alles trug das ſchimmernde Gewand der Freude und des Frühlings; denn nicht in dumpf hinbrütender, kopfhängeriſcher Andacht, vielmehr in heitern Klängen und Scherzen begeht das leichtblütige Volk des Südens die Feſte ſeiner Heiligen. Sage man immer: ihre Religion iſt ſinnlicher Natur;

ſo lange die Freude, das Vergnügen über ihren Altären die Kerzen anzündet, werden ſie nicht zu Mordfackeln des Fanatiſmus werden, und der allgemeine Gott der Welt, zu dem wir alle gläubig hoffend und vertrauend aufblicken, iſt der Gott der Liebe und Freude.

Sie waren ſchon manche Stunde durch die Straßen der Stadt gezogen, als Don Luis Blumenthal aufmerkſam machte, er ſehe ſchon ſeit einiger Zeit eine vornehm gekleidete weibliche Maske ſie unabläſſig verfolgen. „Wüßte ich nicht aus Ihrem Munde, daß die ſchöne braſilianiſche Dame todt iſt,“ ſetzte er faſt ängſtlich hinzu, „ich würde darauf ſterben, daß ſie es ſei.“ Erſchrocken wandte ſich der Angeredete nach der Bezeichneten hin und hatte die ſchöne ſchlanke Geſtalt kaum mit einem Blicke überflogen, als er auch ſchon die Ueberzeugung hegte, daß ſie Kynoſura ſei. Dieſe Entdeckung verſetzte ihn in eine höchſt unbehagliche Stimmung; vergebens ſann er darüber nach, welchen Grund das Mädchen zu dieſer ſeltſamen Verfolgung haben könne, und verfiel endlich auf den deprimirenden Gedanken, es geſchehe aus alter, nicht verlöſchter, vielmehr im Stillen fortglühender Leidenſchaft für Luis. Um ſich inzwiſchen von dieſem ſeine plötzlich ſo trübſelig gewordenen Gedanken nicht abmerken zu laſſen, ſtellte er ſich unbefangen und heiter. Aber er konnte nicht umhin, ſich öfter nach der Maske umzuſchauen, und ſo oft er es that, erblickte er ſie neben oder hinter ſich. Gern hätte er die Geliebte angeredet und beſchworen, von ihrem unbegreiflichen Thun abzulaſſen, da ſie bereits erkannt ſei, aber er fürchtete, Luis' Verdacht zu erregen. Von der andern Seite quälte ihn der Gedanke, vor Kynuſura als Lügner zu erſcheinen, da er ihr doch die Verſicherung gegeben, Don Luis nicht zu kennen, und wirklich bildete er ſich endlich ſteif und feſt ein, ihr jetziges Benehmen gelte ſeiner Lüge. All dieſe Beſorgniſſe beengten und bedrängten ihn um ſo heftiger, je mehr er bemüht war, ſie den Augen ſeiner Gefährten zu verbergen, und er gerieth dadurch in einen wahrhaft fieberhaften Zuſtand.

So war endlich die Zeit herangekommen, wo das flüſſig gewordene Blut des heiligen Januarius in den beiden berühmt gewordenen Fläſchchen dem Volke vorgezeigt wird, und Alles ſtrömte nach der Hauptkirche, Zeuge des Wunders zu ſein. Es entſtand ein großes Gedränge; Blumenthal ließ ſich mit Fleiß von ſeinen Gefährten trennen und benutzte dieſen Augenblick, um ſich zu der ihm hart auf dem Fuße folgenden Geliebten mit den Worten zu wenden: „Du machſt mich zum Lügner in Don Luis' Augen; er ahnet ſchon, daß Du es biſt, Marianna, und glaubt nicht mehr an Deinen Tod. Wozu auch das wunderliche Spiel. Ich beſchwöre Dich bei unſrer Liebe, theures Herz, laß ab von dieſer Verfolgung. Willſt Du einmal für Don Luis und die

Welt todt ſein und haſt Dich begraben laſſen, willſt Du nur mir auf Erden leben und mich dadurch ſelig beglücken, was verfolgſt Du nun unſre Schritte wie ein unheimlicher Schatten. Geh' heim, ich werde mich von meiner Geſellſchaft losmachen und in Deine Arme eilen, um mich zu rechtfertigen, wie ich heute zu Don Luis' Begleitung gekommen bin." — Die Maske hörte ihn ſtarr an; als er geendet, ſtieg ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt wie ein Geiſterlaut aus einem Grabe. Er erſchrak davor. „Was fehlt Dir, theure Kynoſura?" fragte er bebend. Statt aller Antwort ſteckte ihm die Maske einen Brief zu und verſchwand im Getümmel. In demſelben Augenblicke ergriff ihn Jemand beim Arme. Es war Don Luis, der zurückgekommen war, um ihn zu ſuchen. Auf's Aeußerſte betreten, fragte dieſer ihn: „Sie ſprachen mit der räthſelhaften Maske! Sie gab Ihnen ein Papier. Bei allen Heiligen, mein Herr, was iſt's? Ich muß es wiſſen! Es geht mich an. Ich ſah dieſes entſetzliche Weib im Meere ertrinken, Sie haben ſie todt aus dem Waſſer ziehen geſehen und hundert Andere haben mir Ihre Ausſage beſtätigt, und doch wandelt ſie wieder unter den Lebenden! Mir grauſt's vor ihr. Das iſt ein Vampyr, ein ſchauderhaftes Geſpenſt."

Die wildaufgeregte Phantaſie des Südländers riß die des Deutſchen mit fort, obgleich er über den Tod der von Luis Gefürchteten beſſer unterrichtet war; zitternd hielt er das Blatt in der Hand, das ihn wie Feuer brannte, und fürchtend, ſeine Liebe möchte dadurch dem jungen Braſilianer verrathen werden. Er verwünſchte die Rolle, zu der er ſich hatte brauchen laſſen, ohne ihren Zweck zu erfahren. Eh' er ſich's aber verſah und es verhindern konnte, hatte Don Luis ihm den Brief entriſſen, und war damit enteilt. Die weibliche Maske, die der Gegenſtand ihrer Unterhaltung geweſen war, und ungeſehen dieſe mit angehört hatte, vertrat dem fliehenden Luis den Weg; aber dieſer ſchrie wie ein Gemarterter auf, ſo daß ſie zurückbebte, und entkam mit ſeiner Beute. Sie ſchien ihn zu verfolgen, und Beide waren im Nu von der vorüber brauſenden Volksmenge Blumenthal's Augen entrückt. Dieſer ſtand wie ein aus ſtarkem Rauſche plötzlich nüchtern Gewordener und wußte nicht, was er von dem ganzen ſeltſamen Auftritte denken ſollte. Willenlos ließ er ſich von der Menge fortſchieben. In dieſem Augenblick bildete das Volk eine Gaſſe, durch welche die Mönche der verſchiedenen Klöſter in feierlicher Prozeſſion einherſchritten. Unter denſelben fanden ſich auch die Väter des Kloſters Calmaldoli. Indem Blumenthal ſeine Blicke über die ernſten Geſtalten hingleiten ließ, blieben ſie an der des Pater Siſto hängen, der ſeinerſeits auch ihn zu bemerken ſchien. Noch waren ſie aber einander nicht nahe genug, um ſich zu begrüßen, als ein ängſtliches Geſchrei in der Nähe entſtand, und Aller Augen ſich nach der Stelle kehrten, woher es erſchallte. Ein Mann in den mittlern Jahren, von blaſſem, kränklichen Anſehen, ſehr modiſch und fein gekleidet, den Jedermann ſogleich für einen reiſenden Engländer erkannte, ſtürzte mit allen Geberden der Verzweiflung aus dem Haufen hervor und auf den Pater Siſto los. In einem Andern, der den ſo Fliehenden zurückzuhalten ſuchte, erkannte Blumenthal den alten Jozé, Konoſura's jüdiſchen Diener. Aber die ſchwachen Kräfte des Greiſes waren nicht vermögend, den ſchreienden Mann zu halten. Zu Siſto's Füßen ſinkend und deſſen Kniee umklammernd ſchrie er mit dem Ausdrucke der quälendſten Angſt: „Don Manoel, Sie ſind's! Ich habe Sie auf den erſten Blick erkannt. Der Himmel hat mir in dieſem Augenblick die Augen licht gemacht, wo die Tücke des böſen Zauberers die gräßliche Hand nach mir ausſtreckt. Retten Sie mich von dem Ungeheuer, das mich ſchon ſo elend gemacht hat! O hätte ich Ihnen vor zwanzig Jahren geglaubt, Don Manoel de Sampayo, als Sie mich vor der Schlange warnten, die ſchon damals geſtorben und wieder lebendig geworden war. Ich lachte zu jener Zeit über Ihre Behauptung, aber ich weiß, daß ſie nachher geſtorben iſt, ich habe ihr Grab geſehen, und doch iſt ſie abermals lebendig. Ich ſah ſie in Rio de Janeiro. Das Alles iſt durch die ſchwarze Kunſt des Zauberers geſchehen, der mir vorhin in den Weg trat, um mich vollends zu verderben. Retten Sie mich aus ſeiner Hand, frommer Vater! Bitten Sie die andern Väter, daß ihr Gebet dieſen böſen Dämon verſcheucht!“

Niemand konnte aus den verwirrten Reden des heftig zitternden Mannes klug werden, aus deſſen Augen Wahnſinn ſprach. Pater Siſto richtete einige begütigende Worte an ihn, faßte ihn bei der Hand und zog ihn in die Kirche. Der alte Jozé hatte ſich unſichtbar gemacht. Einige Minuten ſpäter wälzte ſich das Volksgewühl wieder über die Stelle, und die Scene, der man nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, war vergeſſen. Nur auf Einen, dem kein Wort von des Engländers Reden entgangen war, hatte ſie einen tiefen Eindruck hervorgebracht: auf Blumenthal. Er ſtand und ging wie ein Träumer, immer die Worte des wahnſinnigen Engländers überlegend und dann wieder an den von Kynoſura empfangenen und von Don Luis entriſſenen Brief denkend. Das Mirakel der Flüſſigwerdung des heiligen Bluts ging ſpurlos an ihm vorüber; er dachte nicht daran, ſeine Freunde wieder aufzuſuchen; er war nicht vermögend ſich aus ſeiner träumeriſchen Vergangenheit nur einen Augenblick herauszuwinden, und ging in derſelben langſam, ohne daß er es ſelbſt wußte, aus der Stadt, dem Meerufer entlang der Fiſcherhütte zu, welche Kynoſura bewohnte. Er fand ſie verſchloſſen und ſetzte ſich vor der Thüre derſelben in den Sand, um ſeinen weitſchweifenden Gedanken nachzuhängen. Lange ſaß er da und ließ Sandkörner durch die gehöhlte Hand rinnen. Eben ſo rollten phantaſtiſche Lebensbilder, vergangene und zukünftige, und beide oft ſeltſam verſchmolzen und verzerrt durch ſeine Seele. Aus dem Grunde derſelben loderte die Flamme der Sehnſucht nach Kynoſura mächtig und immer mächtiger empor und verzehrte endlich alle Bilder und Träume.

VI.

Don **Luis** war mit ſeinem Raube aus dem Volksgedränge fern an einen einſamen Ort geflüchtet, und hatte dort mit zitternder Hand den Brief von einander geriſſen. Ein einfaches, an einer Haarkette befeſtigtes Goldringlein fiel heraus. Auf dem Blatte ſelbſt ſtanden nur wenige Worte, die er aber nicht leſen konnte. So fremd ihm auch Ring und Kette waren, ſo glühete er doch vor Verlangen, den Inhalt des Geſchrifts zu kennen. In Eile ſuchte er die Freunde auf, die ihm jedoch eben ſo wenig Aufſchluß geben konnten; durch ihre Vermittlung kam er zu einem gelehrten Mönch, der die kleine feine Schrift nach langem Betrachten und großem Nachdenken für Zaubercharaktere, Ring und Kette aber für ein wunderthätiges Amulet erklärte. Aber dieſe Erklärung war keineswegs geeignet, den abergläubiſchen Braſilianer zu beruhigen, vielmehr regte ſie ihn nur noch mehr auf, und erfüllte ſein Gemüth mit Angſt und

Schrecken. Um dieſe unheimlichen innern Feinde zu beſiegen, verfügte er ſich mit ſeinen Geſellen in eine Taverna, und der feurigſte Syrakuſaner ſollte der feurigen Phantaſie als Gegengift dienen. Aber der böſe Dämon in ihm wurde dadurch nur noch mächtiger. Je mehr er Wein trank, deſto fürchterlicher wurde ſeine Angſt; ſchwarze Ahnungen ſtürmten auf ihn ein, düſtere Bilder aus der jüngſten Vergangenheit umſchwirrten ihn, die Gefährten machten ſich über ſeine Verſtimmung luſtig, er vermochte es endlich nicht mehr in ihrer Geſellſchaft auszuhalten. Unvermerkt, wie er wähnte, ſchlich er von dannen. Aber er ſelbſt hatte nicht wahrgenommen, daß einige Lazzaroni, die auch in der Taverna an einem andern Tiſch geſeſſen hatten, ihm langſam nachgeſchlichen waren. Der Abend dämmerte, Don Luis ging in Gedanken verſunken an den Häuſern hin. Da ſah er ſeine Schritte plötzlich durch einen Menſchenhaufen aufgehalten, der gaffend vor einem Gaſſentheater ſtand, auf welchem eben Pulcinella, das Kind und der Stolz Neapels, ſeine bäuriſchen Späße zur Wonne aller Zuſchauer machte. Er blieb ſtehen und betrachtete einige Zeit das ihm neue Schauſpiel. Plötzlich war's ihm, als höre er ſeinen Namen, in demſelben Augenblick gewahrte er die weibliche Maske von dieſem Morgen auf ſich zu drängen. Er wollte, von neuem tödtlichen Schrecken ergriffen, fliehen; aber ſo wie er den Schritt wandte, um dem

Gedränge zu entkommen, fühlte er den kalten Stahl eines Dolches in ſeiner Bruſt. Verzweiflungsvoll ſchrie er auf, und verſuchte noch einige Schritte; die Dame, die nicht wußte, was ihm begegnet war, verfolgte ihn und rief: „Don Luis, geben Sie mir meinen Ring zurück!“ Jetzt ſtürzte der ſo ängſtlich Angeſchriene zu Boden, das Volk drängte heran; die Maske fiel über ihn her und ſchrie: „Meinen Ring! meinen Ring!“

„Ein Mord! Ein Mord!“ heulte das Volk. „Blut quillt aus ſeiner Bruſt. Wer hat Euch verwundet, Herr?“

Don Luis verſetzte: „Dies Ungeheuer!“ und deutete auf die Maske. Dieſe wurde ſofort ergriffen und nach einem Gefängniſſe geführt. Nur ihr Geſchlecht ſchützte ſie vor Mißhandlungen. Der ohnmächtige oder todte **Luis da Miranda** gelangte auf den Armen einiger mitleidigen Lazzaroni in ein nahes Kloſter. Niemand kannte ihn, und die Bemühungen, ihn in's Leben zurückzurufen, waren vergeblich.

VII.

Der Abend begann ſchon ſeine ernſtere und düſtere Umwandlung; das Geheimniß der Nacht ſenkte ſich ſchweigend und wolluſtathmend auf das Meer. Blumenthal ſaß noch immer vor der Thür der Hütte. Da naheten raſche Schritte. Er ſchlug die Augen auf; Kynoſura ſtand vor ihm, hochaufathmend, mit fliegenden Locken, das Bild einer durch die Gebirge ſtreifenden glühenden Bacchantin. Er erſchrak vor ihr, und als er ſich wie ein Geiſt erhob, ſie vor ihm. Sie traten miteinander in die Hütte, Beide einſylbig und verſtimmt. Des Mädchens Augen ſprüheten Blitze; ihre bräunliche Wange war von dunkelm Roth übergoſſen; ſie war augenſcheinlich in großer Bewegung. Bald darauf traten auch Jozé und die ſchwarze Paula ein, und warfen ſich verwundrungsvolle Blicke zu, den deutſchen Anbeter ihrer Herrin hier zu finden. Kynoſura's Befehl entfernte ſie. Jetzt begann Blumenthal ihr zärtliche

Vorwürfe über ihre Handlungsweiſe am heutigen Tage zu machen. Mit ſteigendem Erſtaunen hörte ſie ihn an, ohne ein Wort zu erwidern. „Und was wollteſt Du mit dem Briefe?“ fragte er. „Don Luis hat mir ihn entriſſen und ſich damit aus dem Staube gemacht. Ich habe ihn nicht wieder geſehen.“ „So warſt Du mit Don Luis zuſammen?“ rief das Mädchen. „Iſt das die Treue, die Du mir geſchworen? Mit meinem Todfeinde haſt Du Dich verbündet. Wiſſe, das iſt mein Geiſt geweſen, der Dich verfolgt hat, Treuloſer! Denn ich ſelbſt war es nicht. Unwürdiger, dem ich meine Liebe geſchenkt, Du biſt wie alle Männer voll Lug und Trug! Verlaß mich, daß ich meinen Schmerz über die neue Täuſchung ausweine!“

Aber Blumenthal war ihr ſchon zu Füßen gefallen und bat ſie kindiſch weinend um Verzeihung und Gehör, um ihr erzählen zu können wie er mit Don Luis zuſammengekommen. Aber ſie wollte ihn nicht hören. Die Leidenſchaften traten von beiden Seiten heftiger hervor, das Geſpräch wurde lauter, und Don Luis’ Name erſchallte abwechſelnd von Beider Lippen. Plötzlich wurde dieſe ſprühende Unterhaltung durch ein ſtarkes Klopfen an die Thür unterbrochen; Männerſtimmen wurden gehört. Kynoſura erbleichte und ſchrie ihrem Geliebten zu: „Rette mich, ſonſt bin ich verloren! Sie kommen mich zu holen. Rette mich und Alles ſei Dir verziehen, Alles Dir gewährt. Laß mich nur nicht in die Hände dieſer Männer fallen.“

In Blumenthal's Arme geflüchtet, bleich wie Marmor und zitternd, ſtarrte ſie nach dem Eingange des Zimmers. Er aber war glücklich, die ſüße Laſt wieder in ſeinen Armen zu halten, und wäre ſo jedem Feinde kühn entgegengetreten. Sie ſich zu retten, war er zu Allem entſchloſſen, und mit dem Muthe der Liebe blickte er nach der Thüre, ohne von Allem, was um ihn verging, auch nur das Mindeſte zu begreifen, ja ohne in dieſem Augenblicke nur irgend ein Verlangen darnach zu hegen. Jetzt traten die Männer, lodernde Fackeln tragend, herein. Blumenthal ſchritt ihnen entgegen und erkannte den Pater Siſto.

„Don Valle da Fiore,“ rief der Greis, „wo iſt mein Neffe? Ich komme, von namenloſer Angſt getrieben, ihn bei Ihnen zu ſuchen. Man hat mir geſagt, daß Sie Ihre Nächte, ſeit Sie unſerm Kloſter untreu geworden ſind, hier bei einer ſchönen fremden Fiſcherin zubringen. Verzeihen Sie alſo einem alten, von den düſterſten Ahnungen gequälten Manne, daß er Sie in angenehmer Unterhaltung ſtört; aber ich hegte die ſchwache Hoffnung meinen Luis, den ich Ihnen anvertraut, hier zu finden. Wo iſt er? Keiner ſeiner Freunde weiß es, und er hatte mir heilig verſprochen, vor Anbruch der Nacht bei mir zu ſein. Er iſt gewohnt, mit Wort zu halten; denn er weiß, wie ſehr ich ihn liebe und um ihn beſorgt bin. Wo iſt mein Kind?“

Blumenthal, von dieſer Anrede betroffen, wandte ſich mit einem fragenden Blicke zu Kynoſura, als müſſe der Beſcheid auf des Greiſes Worte aus ihrem Munde kommen. Die Beleuchtung fiel auf ihr Geſicht — der Greis ſchrie entſetzt auf, wankte zurück, drängte mit abwehrenden Händen gegen ſie hin, bedeckte ſeine Augen dabei, und ſtürzte zu Boden. Aus den Begleitern lachte jetzt der Engländer mit gellender Stimme hervor: „Da iſt ſie ja, die Hexe, der Vampyr! Hat es mir doch geahnt, daß ich ſie heute noch ſehen werde. Hab' ich es Ihnen doch geſagt, Don Manoel, daß ſie todt geweſen und wieder lebendig geworden iſt. Fort, fort! ſonſt ſind wir Alle verloren durch den Trug dieſer Teufelin.“

Mit geſträubtem Haare, den Ausdruck wirrſinnigen Entſetzens in allen Zügen, wollte er aus der Thüre fliehen, während die Laienbrüder des Kloſters Calmaldoli, welche Pater Siſto's Begleiter ausmachten, um dieſen beſchäftigt waren, um ſich zu überzeugen, ob er todt oder nur ohnmächtig ſei. Aber der alte Jozé vertrat ihm den Weg und ſprach beſänftigend: „Mylord, beruhigen Sie ſich doch. Ihre Sinne täuſchen Sie. Der Himmel ſelbſt hat Sie in dieſes Haus geführt. Sie dürfen nicht fort. Erkennen Sie doch in meiner jungen

Herrin Ihre eigene Tochter! Sie iſt kein Geſpenſt wie Sie wähnen!“

„Und doch iſt ſie ein ſolches!“ ſprach der wieder zu ſich gekommene Pater Siſto mit matter Stimme. „Sie iſt vor einigen Tagen ertrunken und begraben worden, und das iſt nicht das erſte Mal. Marianna, was treibt Dich immer und immer wieder aus dem Grabe in Deiner blühenden Geſtalt? Verfolgſt Du mich tückiſch bis zum letzten meiner Tage? Was haſt Du mit Luis begonnen? Wo iſt er?“

Die Angeredete war verſchwunden. Blumenthal hatte ſie hinaus gerettet; denn ſie hatte zitternd ihm zugeflüſtert: „Hinaus!“ Der wahnſinnige Lord riß ſich ſchreiend los. Siſto wankte am Arme der Laienbrüder fort, ſtill vor ſich hinjammernd, und nach einer halben Stunde war wieder Alles ſtill in und um die einſam gelegene Hütte. Ohnfern derſelben in einer verſteckten Bucht lag Kynoſura bleich und zitternd in Blumenthal's Armen. Ueber die vernommene Behauptung, daß ſie ein Geiſt, ein Geſpenſt ſei, war er vollkommen beruhigt, da er ſie aus dem durch ihn ſelbſt verbreiteten Gerücht, Kynoſura ſei ertrunken und begraben, herleitete. „Vollende Dein Werk nun ganz,“ flüſterte ſie ihm zu. „Entführe mich den Gefahren, die mich umdräuen. Folge mir in mein Vaterland, wenn Du nicht auch verrätheriſch gegen mich geſinnt biſt.

Dort bin ich ganz Dein.“ — Entzückt preßte ſie **Blumenthal** an’s Herz. Sie war ſeinem geheimſten Wunſche entgegen gekommen. Mit ſchmeichleriſchen Küſſen ſchmiegte ſie ſich an ihn; ſo zärtlich hingebend war ſie noch nie geweſen. Er wäre mit ihr ans Ende der Welt gegangen. — Vorſichtig kehrte er nach der Hütte zurück, um zu erſpähen, ob ſie geräumt ſei. Dann führte er die Geliebte dorthin zurück.

„Wir dürfen uns keine Stunde mehr hier aufhalten,“ ſagte ſie zu ihm. „**Jozé** ſoll zurückbleiben und unſre Angelegenheiten ordnen. Du ſollſt mein Begleiter ſein. Ehe der Tag anbricht, muß das Feſtland hinter uns liegen.“

Blumenthal gab den Rath, ein Fahrzeug bis nach Palermo zu miethen und dort ein engliſches Schiff, das nach Süd-Amerika ginge, abzuwarten. Er wurde mit Freuden angenommen. **Kynoſura** trieb mit fieberiſcher Haſt. Sie erlaubte dem Geliebten nicht einmal in ſein Logis zu gehen und ſeine Effecten mit zu nehmen. Er mußte ſeinem Diener einen Brief ſchreiben, mit dem Befehl Alles zu packen und nach Palermo zu kommen; Niemandem aber ein Wort zu ſagen. Dieſes Schreiben wurde **Jozé** zur Beſorgung übergeben.

Als der Oſten von den rothen Feuern des Morgens zu erglühen begann, ſaßen ſie Arm in Arm in einem Boot, das über die Wellen glitt, und von **Kynoſura’s** ſüßem Munde tönten die Worte: „Nun will ich Dir nicht länger ein Räthſel ſein, Geliebter. Du haſt Dich treu bewährt, und ſollſt Alles erfahren. Die Zeit der Prüfung iſt vorüber. Ich bin Dein mit Leib und Seele, und führe Dich als einen eroberten Schatz in mein Paradies.“

Ihr Auge blitzte ſchwärmeriſch trunken auf ihn; ihr üppig geſchwellter Mund berührte ſeine Wange. Es gab keinen glücklichern Menſchen, als Anton Blumenthal. —

VIII.

Der jammernde, ahnungsvolle Greis aus dem Kloſter Calmaldoli durchirrte vergebens die Straßen der ungeheuern Stadt. Die Männer', welche Blumenthal's Aufenthalt in dem abgelegenen Fiſcherhauſe ausgekundſchaftet und den angſtbeklommenen Pater dorthin geleitet hatten, waren in dieſer Nacht nicht vermögend zu erfahren, was aus Don Luis geworden. Obgleich ſie hier und da einen der unter Säulenvorſprüngen und Thorfahrten, auch wohl auf offener Straße haufenweiſe gelagerten Lazzaroni weckten und befragten, ſo war doch die Zeit ſeit Don Luis' Verſchwinden zu kurz, um ſicher Nachrichten haben zu können. Mancher, der wohl darum wußte, hielt es für gerathener zu ſchweigen, da, ſeiner Meinung nach, doch nichts mehr dabei zu verdienen war. Erſt am andern Morgen brachten die ausgeſchickten Laienbrüder Kunde von dem Vorfall zu Siſto's

Ohren. Wehklagend eilte der ſchmerzgetroffene Mönch nach dem Kloſter, wohin ſein ſchwerverwundeter Liebling gebracht worden war. Mit ſteigendem Bangen zitterte er dem Anblicke der Leiche deſſelben entgegen. Nur die äußerſte Spannung aller Kräfte erhielt ihn aufrecht. Als er nun in das Zimmer trat, ſiehe, da leuchteten ihm Luis' offene Augen, der eben aus einem kurzen Schlummer erwacht war, entgegen, und mit dem Ausdruck: „Du lebſt, mein Sohn! Gelobt ſei Gott und alle Heiligen!“ fiel er ohnmächtig am Bette nieder. — Lange Zeit verging, ehe es den hülfethätigen Kloſterbrüdern gelang, den Pater aus Calmaldoli wieder zum Bewußtſein zu bringen. Nun bedeckte er das Geſicht des Jünglings mit Küſſen, und konnte nur durch die Verſicherung beruhigt werden, daß die Wunde deſſelben nicht todbringend ſei. „Und weſſen iſt die grauſame Hand, die nach Deinem jungen Leben ſtrebte?“ fragte Siſto beſorgt. „Marianna, die Schreckliche, ſtieß mir ihren Dolch in die Bruſt, als ich vor ihr fliehen wollte.“

„So war Deine Furcht und meine Ahnung begründet! O mein Sohn, hier waltet ein dunkles, furchtbares Geheimniß, das wie ein ſchwarzer unheilſchwangerer Knäul vor mir liegt und meine Sinne durch den bloßen Anblick zu verwirren droht. Laß mich jetzt davon ſchweigen. Genug, ich habe die Entſetzliche in dieſer Nacht geſehen;

ich habe ſie wieder erkannt. Aber ich nicht allein, auch Dein Oheim, Lord Wilkeſon, der einſt ihr Gatte war, hat ſie trotz des Wahnſinns, der ihn heute beim Anblick des räthſelhaften Juden von neuem überfiel, wiedererkannt. Wenn Du geneſen biſt, mein Sohn, habe ich Dir über dieſes unerklärliche Weib Mittheilungen zu machen, die Dich in die Zeiten und Wundergeſchichten eines St. Germain zurück zu verſetzen ſcheinen werden.“

„So waren Sie im Gefängniß bei ihr?“ fragte Don Luis.

„Im Gefängniß? Nein, ich fand ſie in dieſer Nacht in den Armen des Deutſchen, dem ich ſo großes Vertrauen geſchenkt, deſſen er, wie es ſcheint, nicht würdig iſt, in einem Fiſcherhauſe, das mir die Laienbrüder verrathen, die dem Don Valle da Fiore dorthin nachgeſchlichen und ihn in Geſellſchaft einer Fiſcherin erblickt hatten. Dieſe war Niemand anders, als Marianna, die alle Geſtalten annehmen kann. Dich ſuchte ich, und ſie fand ich zu meinem tödtlichſten Schrecken, die ich ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen. Ach, ſie war noch eben ſo jung und reizend wie vor vierzig Jahren, wo ſie mich verfolgte, wie ſie Dich jetzt verfolgt.“

Der Jüngling wie die umherſtehenden Mönche blickten mit Schrecken und Beſorgniß in das Geſicht des Pater Siſto, deſſen Verſtand, ihrer ſtillen Meinung nach, durch die Ereigniſſe der verwichenen Nacht, gelitten zu haben ſchien.

„Aber man hat mir doch verſichert,“ bemerkte Don Luis, „ſie ſei ſogleich nach der That ergriffen und in Haft gebracht worden. Wie iſt es möglich, daß Sie ſie in Don Valle's Armen gefunden haben?“

„So hat ſie ſich frei gemacht durch ihre teufliſche Kunſt!“ rief der Pater erſchüttert. „Denn glaube mir, ſie iſt ein der Hölle entſtiegenes Weſen, das ſchon vor ſechzig Jahren auf Erden wandelte und immer mit böſen Dingen umging; das ſchon mehrmals geſtorben iſt und im Grabe gelegen hat, und immer wieder aufſteht und junge Männer verführt und in Elend und Tod ſtürzt. Iſt ſie nicht vor Deinen Augen ertrunken? Hat man ſie nicht todt aus dem Waſſer gezogen, und iſt ſie nicht begraben worden? Und doch hat ſie Dir den Dolch in die Bruſt geſtoßen und unſern erſt braven deutſchen Freund in ihr Netz verlockt! Glaubſt Du nicht, daß es dieſem grauſigen Weſen möglich ſei, ſich aus einem Kerker zu befreien? — Staune nur, mein Sohn! Dieſe Geſchichte hat dem Lord Wilkeſon den Verſtand gekoſtet, als er ſie in Rio de Janeiro erblickte. Du wirſt ſpäter noch mehr erſtaunen, wenn ich Dir meine Erlebniſſe mit dieſer Unbegreiflichen ausführlich erzählen werde, die wunderbar und unheimlich in mein eigenes Schickſal verflochten iſt.“

Die Mönche ſahen ſich zweifelhaft an, und einer der jüngern, dem die Reden des Pater Siſto allzu wunderlich und fabelhaft vorkamen, entfernte ſich mit eiligen Schritten, um ſich zu überzeugen, ob die ergriffene Mörderin wirklich in der verwichenen Nacht durch übernatürliche Kräfte oder andere Mittel aus ihrem Kerker entwichen ſei. Triumphirend kam er nach einer Stunde zurück und berichtete, Donna Marianna ſei nicht vermögend geweſen durch die Decke zu fliegen oder durch die Mauern zu gehen, vielmehr werde ſie ſo eben zum Verhör geführt. Pater Siſto war über dieſe Nachricht auf's neue betroffen. Die Gefangene im Kerker aufzuſuchen, hätte er ſich ſchwerlich entſchließen können, ſolch ein tiefes Grauen hatte er vor ihr, aber mit der Verſicherung, dem Verhöre beiwohnen zu wollen, machte er ſich auf den Weg. Nichts deſto weniger überlief ihn ein Fröſteln, als er in die Gerichtsſtube trat. Es war Marianna's Geſtalt, er bebte. Da wandte die Gefangene ihm das Haupt zu — ein fremdes, weinendes Weib mit einem zarten, milden Geſicht ſtand vor ihm.

„Dieſe,“ rief er erſtaunt, „dieſe iſt nicht die Mörderin Don Luis' da Miranda.“

„Ihr hört es, Ihr Richter!“ ſagte die Dame, die ſich nur mühſam in italieniſcher Zunge ausdrückte.

„Dieſer ehrwürdige Greis iſt ein Engel in menſchlicher Geſtalt, mir zur Hülfe und Rettung geſandt. O befreie mich aus dem unverſchuldeten Gefängniſſe, angebeteter Mann, wer Du auch ſein mögeſt: ich habe dieſem Don Luis kein Leid zugefügt.“

„Aber wer ſind Sie denn, ſchöne Donna, und wie kommen Sie in die Gewalt der Gerechtigkeit?“

„Ich will Ihnen Alles entdecken, edler Greis. Mein gepreßtes Herz hat plötzlich ein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen gefaßt.“

Auf des Paters Bitte entfernten ſich die Richter; er führte die Gefangene, deren Thränen jetzt ſtockten, zu einem Seſſel, nahm ihr gegenüber Platz, und erſuchte ſie mit väterlicher Milde, ihm nichts zu verſchweigen.

„Ich bin eine Deutſche,“ begann ſie etwas beruhigt, „und hatte Gründe, hier in Neapel einen mir befreundeten Landsmann aufzuſuchen. Doch lag mir ſehr viel daran, vor der Hand nicht von ihm erkannt zu ſein. Ich hatte durch geheime Kundſchafter ſeine Wohnung ausgemittelt und Manches über ſeine Lebensweiſe erfahren, was mich ſchmerzlich berührte. Da nahm ich die Gelegenheit des geſtrigen Feſtes wahr, und ſuchte mich ihm in einer Maske zu nahen. Es gelang mir. Aber er hielt mich für eine Andere. Da übergab ich ihm einen Ring, der einſt ſein Eigenthum geweſen war, und den er mir mit einem Verſprechen übergeben hatte, deſſen nähere Erörterung nicht hierher gehört. Genug, es hing, wie die Sachen ſtanden, die Ruhe und das Glück meines künftigen Lebens davon ab, daß er wieder in Beſitz ſeines Ringes kam. Ich übergab ihm denſelben in einem Briefe, in welchem ich mit wenigen Zeilen ihn an ſein mir gegebenes Verſprechen erinnerte. Kaum aber ſah ich dieſen Brief in ſeinen Händen, als ein junger Mann, den er kurz vorher Don Luis genannt hatte, ihm denſelben vor meinen Augen entriß und davon lief. Untröſtlich mein Ziel verfehlt zu haben, ſuchte ich Don Luis in der Volksmenge den ganzen Tag. Ich war der Verzweiflung nahe. An dem Ringe hingen all meine Hoffnungen. Ich mußte wiſſen, ob Don Luis ihn in die Hände ſeines Eigenthümers zurückgegeben; widrigenfalls wollte ich ihn zurückfordern. Endlich am Abend gelang es mir, den jungen Mann vor einem Straßentheater wieder zu erblicken. Ich gelangte zu ihm, rief ihn beim Namen und bat um den Ring. Er aber floh ſchreiend vor mir, zwei Männern, die ihm tückiſch entgegen traten, in die Arme. Gleich darauf ſtürzte er blutend zu Boden; meine Verzweiflung ließ auch jetzt nicht nach, den Ring von ihm zu begehren. Aber in demſelben

Augenblick hörte ich mich von ihm als Mörderin angeklagt, wurde ergriffen und fortgeſchleppt. Dies iſt meine Geſchichte. Wer ich bin, kann ich aus meinen Papieren beweiſen."

„Hier waltet ein ſeltſames Mißverſtändniß ob," verſetzte der Greis. „Beruhigen Sie ſich, meine Tochter; ich werde nicht nur dafür ſorgen, daß Sie ſogleich auf freien Fuß geſetzt werden, ſondern auch, daß der Ring in die Hand Ihres Freundes gelangt, der auch der meinige iſt. Vielleicht kommt er noch zu rechter Zeit, um ihn von einem Abgrunde zurück zu ſchrecken, in den er unvermeidlich ſtürzen muß, wenn er den jetzt betretenen Weg blind fortwandelt. Ich ahne, daß Sie als ſein guter Genius hier erſchienen ſind. Möge die Liebe, die Ihre Schritte hierher geleitet hat, Sie belohnen!"

Die Dame ſchlug das Auge erröthend zu Boden.

„Einſtweilen bis wir den Flüchtling gefunden und zurückgeführt haben," fuhr Pater Siſto fort, „erlauben Sie mir, Ihnen mit väterlichem Rathe und Beiſtand nahe zu ſein. Wir haben viel zu thun, um Ihnen die Leiden dieſer einen Nacht zu vergüten. Ich bin ein naher Verwandter des tollen Don Luis, der Ihnen im Irrthum dieſen Streich geſpielt hat; es liegt mir ob, ſeinen Fehler zu verbeſſern, da er ſelbſt es zu thun jetzt außer Stand geſetzt iſt. Vertrauen Sie ſich mir an. Ihres geliebten Freundes Wohl liegt auch mir am Herzen. Wir wollen zuſammen wirken, Ihnen denſelben wieder zu gewinnen."

Vertrauensvoll reichte ſie ihm die Hand, und eine Stunde ſpäter führte er ſie aus dem Gefängniß.

IX.

Helene von Teutleben — denn daß ſie die deutſche Dame in Neapel war, konnte leicht errathen werden — hatte in der Nähe des Kloſters Calmaldoli auf einem reizenden Landhauſe, das dem Weſen, wenn auch nicht der Form nach dem Pater Siſto gehörte (denn als Kloſterbruder durfte er kein eignes Vermögen beſitzen), eine Zuflucht gefunden. Dorthin war auch Don Luis gebracht worden, und ſie hatte bald, ohne dazu aufgefordert zu ſein, die Funktionen einer Wärterin bei ihm übernommen. Sie befolgte nur Geſetz und Vorſchrift ihres Herzens. Es iſt aber eins der erſten und wehmüthig ſchönen Herzensgeſetze vorzüglich deutſcher Frauen, zu helfen, zu lindern, thätig einzugreifen und die Spuren, die das überrollende Rad des Geſchicks hinterlaſſen hat, mit dem Oel der Barmherzigkeit, mit den Thränen des Mitgefühls, mit dem Wundbalſam der Liebe zu befeuchten und zu überſtreichen. Auge und Hand ſind bei deutſchen Frauen Diener und Boten des Herzens, und welches weichen, zartfühlenden, überſchwellenden Herzens! Den erſten hat es als Wächter ausgeſtellt, der führt ihm alle Kunde zu, wo Schmerz und Noth ihre düſtern Standarten ausgeſteckt haben, und es gibt dem flinken Boten Thränen des Mitleids mit, die fallen kühl und labend auf die brennenden Wunden; dann ſendet es ſchnell den zweiten Diener nach, beladen mit reichen Hülfsmitteln aller Art, mit Brot für die Hungrigen, mit Hüllen für die Bloßen, mit Binden für die Verwundeten, und ſo ſitzt es mit ſeinen zwei geſchäftigen Knechten wachſam an der Schwelle und am Bette des Hülfsbedürftigen. Das ſind die Thaten deutſcher Frauenherzen, und Helene war ein ſolches im edelſten Sinne. Die Italiener und auch der Kranke ſelbſt konnten nicht begreifen, aus welchem Grunde dieſe deutſche Frau ihre Nächte aufopferte, ihre Tage ihm widmete und gleich einer wohlthätigen Fee an ſeinem Lager waltete; und der ſinnliche Braſilianer dachte ſogar an eine Leidenſchaft für ſeine Jugend. Aber ſie ſprach doch immer von ihrem Blumenthal und blieb deshalb — die offene, reine, durchſichtige Seele — Allen ein Räthſel. Aber dies ſchöne Räthſel wurde von Allen geliebt, ja verehrt. Oft hielt Pater Siſto ihre Hand und ſah ihr in das freundliche, kindlich unſchuldige Auge und konnte ſich nicht ſatt ſehen; denn der Greis entdeckte hier eine wunderbare

Welt mit den reizendſten Fernſichten, über die der Friede Gottes, wie ein ſanftes, magiſches Mondlicht gebreitet war, eine Welt, von der er in ſeinem langen Leben, in zwei Welttheilen, im ſtürmiſchen Drang der Jugend, wie im ruhigern Alter noch nichts gefunden, ja nichts geahnt hatte. Zum erſten Male überkam ihn im Verkehr mit einem Menſchen daſſelbe Gefühl, das ihm auf einſamer Warte die Sterne in's Herz goſſen. Still lauſchte der tiefbewegte Greis ihren Worten, und wenn ſie von ihren deutſchen Fluren und Wäldern erzählte, dann war's ihm, als müſſe dies Land die Heimath weicher, edler Herzen ſein, und als ſehne ſich das ſeine, gleichſam neugeborne danach.

Daß Blumenthal mit dem ſchönen braſilianiſchen Mädchen Italien verlaſſen habe, wurde Allen bald zur Gewißheit. Der alte Joze hatte einen Verſuch gemacht, den Pater Siſto zu ſprechen, aber dieſer, von Grauen und Abſcheu durch und durch erſchüttert, auch vom Lord Wilkeſon, welcher ebenfalls das Landhaus mitbewohnte, beſtimmt, hatte den Juden zurückweiſen und androhen laſſen, ihn, wenn er ihn ferner beunruhige, den Gerichten als einen der Mörder Don Luis' übergeben zu laſſen. Darauf war der Diener Kynoſura's verſchwunden.

Helenens Thränen floſſen oft dem geliebten Manne nach; ſie ſprach viel von ihm, doch ſtets mit Liebe; niemals kam ein Wort des Unmuths über ihre Lippen. Ihre Geſchichte war ihrer Umgebung bald kein Geheimniß mehr. „Sie beichtete, wie ihr Herz ein Opfer des Streits der heiſſen Liebe und der kalten Pflicht geworden; wie die Pflicht als ordnendes, bindendes Element, als Dienerin des Staats und der Kirche den Sieg habe davon tragen müſſen, wenigſtens äußerlich wie alles Formelle. Ohne Form könne ja aber auf unſrer armen und doch reichen, häßlichen und doch unendlich ſchönen Erde kein Weſen beſtehen, und ſo habe ſie ihr Herz ſchweigend, duldend, blutend der Form dargebracht, und ſei durch dieſe Selbſtüberwindung erſt ihrer hohen Liebe zu Blumenthal recht würdig geworden. Erſt als ſie es über ſich vermocht, den Geliebten nicht mehr zu ſehen, habe ſie ihn wahrhaft geliebt. Ihrem Gatten habe ſie das an ihm begangene Unrecht, was für ihn kaum eins geweſen ſei, ſtill abgebeten und als ſeine unermüdliche Wärterin in einer langwierigen, bösartigen Krankheit geſühnt. Blumenthal habe in ſeiner excentriſchen Schwärmerei keinen Sinn gehabt für ihr ſchmerzliches Opfer, und das, was als höchſte, reinſte Blüthe der Liebe aus ihrer Bruſt hervorgetrieben: die von der Pflicht gebotene Entſagung für Kälte und Liebloſigkeit gehalten. Freilich ſei ſie auch nicht ohne Schuld; ſie habe ſich wieder beengenden Verhältniſſen hingegeben, aus welchen ſeine begeiſterte Liebe ſie erſt herausgeriſſen, aber ſie habe theils nicht anders gekonnt, theils müſſe ſie die weibliche Schwäche anklagen, der ſie ſich nicht habe entziehen können. Kaum aber habe der Himmel die ſie bindende Form gebrochen und ihren Gatten durch ſanften Tod von ſchweren Leiden erlöſt, ſo habe ſie ſich in jeder Beziehung frei gefühlt und über all ihre Umgebung erhaben; ihr Herz habe jetzt nur eine Pflicht anerkannt, die der Liebe, ſie habe nur einen Weg zu wandeln gehabt, dem geliebten, zürnenden Flüchtling nach. „Nicht, daß ich ihn mir gewinnen will; das wäre ja egoiſtiſch! Nein, verſöhnen will ich ihn mit mir und mit dem wahren Frauenthume, verſöhnen mit ſeinem Vaterlande, das er mit bittern Gefühlen verlaſſen hat, mein an ihm begangenes Unrecht ihm abbitten will ich, und ſein Glück ſegnen, wenn er ein ſolches erworben oder gefunden; aber auch nach Kräften ihn vor jedem Unglück behüten und bewahren will ich; nicht meinetwegen, ſondern ſeinetwegen. Nun gab er mir einſt in einer ſehr glücklichen Stunde, als Gottes Sterne über uns liebend leuchteten, den kleinen Ring mit dem Kettlein von ſeinem Haare und ſprach zu mir: „Trage dieſen Ring an der Kette an Deinem Herzen, Helene; denn an der Hand darfſt Du ihn nicht tragen: Du biſt eines Andern Weib. Ihm gehört Deine Hand vor der Welt; mir gehört Dein Herz vor Gott. Dieſer Ring und dieſe Kette ſollen ein Zeichen ſein des Bundes unſrer Herzen. Sollte einſt die kalte Welt ſich zwiſchen unſre warmen Herzen drängen, ſollte auf das meine einmal ein Schatten fallen, ſo gib mir dieſes Liebespfand zurück, und ich ſchwöre Dir bei meiner Seligkeit: was auch vorgefallen ſein mag, ich will Dir Rede ſtehen, und mich offen und klar gegen Dich erklären. Der Ring ſoll ein wirkliches und wahres Liebespfand ſein, das ich ſtets mit Liebe wieder einlöſen werde.“ Dieſes und noch viel Anderes mich Beſeligendes ſprach er. Ich nahm den Ring und trug ihn auf dem Herzen. Als mein Anton nun floh, ohne mir noch ein Wort zu gönnen, ſchmerzte es mich; aber ich gedachte der Bedeutung des Ringes. Nachher erhielt ich einen Brief von ihm aus Rom, worin er mir auf ewig Lebewohl ſagte, nebenbei viel Wahres über unſer Verhältniß, doch auch viel falſch Verſtandenes und excentriſch Angeſchautes. Ich hatte ja den Ring noch. Mein Gatte war damals krank; ich durfte nur an die Pflicht, ihn zu pflegen, denken. Als er aber todt war, griff ich an mein Herz und meinen Ring. Als Erbin meines Mannes war es mir leicht, die Reiſe nach Italien zu machen. Von Blumenthal's Geſchäftsträger erfuhr ich ſeinen Aufenthalt, ja ſeine Adreſſe in Neapel. Die Welt täuſchte ich, indem ich vorgab, nach Dresden zu Verwandten meiner Mutter zu reiſen. Dies that ich auch, aber von dort nahm ich Päſſe nach Italien. Ich langte hier an mit einer mir ſehr hülfreichen Freundin. Von Dresden hatte ich Empfehlungsbriefe an den ***ſchen Geſandten hier. Blumenthal's Logis war bald ausgemittelt; ich gefiel mir darin, ihm nahe zu ſein, ohne von ihm geahnt zu werden. Bald hatte ich Kunde von ſeiner Liebesverbindung; das griff mir kalt an's Herz. Jetzt wurde ich mir erſt klar bewußt, wie heiß ich ihn liebte. Ach, wie folgte ich allen ſeinen Schritten am Feſte des heiligen Januarius! Wie vergaß ich mich ſelbſt im Anſchauen des geliebten Mannes! Aus ſeinem eignen Munde hörte ich, daß er mich für ſeine neue Geliebte hielt. Da gab ich ihm den Ring und erwartete bebend die Wirkung dieſes Geſchenks. Mein Verhängniß hat gewollt, daß ſeine Hand nur einige Augenblicke, nicht aber ſein Auge, ſein Herz zum Beſitz deſſelben gelangte." — Eine Thräne aus ihrem treuen Auge bildete den Schlußpunkt ihrer Erzählung.

„Ich habe Ihnen verſprochen, meine Tochter," tröſtete Siſto, „daß Ihr Geliebter den Ring erhalten ſoll. Wenn Gott es nicht ſelbſt verhindert, ſo halte ich Ihnen mein Wort, und halte es bald. Laſſen Sie nur die Wunde dieſes Jünglings heilen. Ich habe meinen Plan. Mir liegt Alles daran, jenen Mann, den ich ſchätzen elernt, aus den Banden eines Weibes zu befreien, das urchaus mit übernatürlichen, aber ſchauderhaften Kräfn begabt ſein muß."

„Mein Vater," bat Don Luis, „Sie verſprachen mir Mittheilungen über Marianna zu machen, und die wenigen Worte, die Sie am Morgen nach meiner Verwundung fallen ließen, erfüllten mich mit ungemeſſenem Erſtaunen. Schieben Sie die Erfüllung Ihres Verſprechens nicht länger auf.“ — „Wird es auf Dich nicht einen allzu erſchütternden Eindruck machen?“

„In Gegenwart dieſes engliſchen Weibes nicht. Iſt mir doch, als wäre ich unter ihren Schutz geſtellt und könnte mir eine böſe Gewalt nichts anhaben. Sie kam hierher, den Geliebten zu beglücken, wenn auch nicht zu beſitzen; Marianna, mich an den ſtolzen Wagen ihrer Sinnlichkeit zurückzuzwingen oder mich zu ermorden. Wenn mich dieſe mit dem Frauenthume entzweit, ſo hat mich Helene wieder mit ihm ausgeſöhnt. Und dieſer Segen iſt dauernd. Kein böſer Dämon wird wieder in meinem Herzen Platz finden.“

Da lächelte Lord Willeſon beiſtimmend und ergriff Helenens Hand; dann ſetzte er hinzu: „Auch aus meinem Herzen haben Sie die böſen Dämonen verbannt. Ich bin Ihr ewiger Schuldner, hohe, edle Frau!“ Dann lächelte er wieder ſelig vor ſich hin.

„Ich habe mit Fleiß von dieſer Marianna bis jetzt geſchwiegen,“ nahm der greiſe Mönch das Wort; denn jede lebhafte Erinnerung erregt mir nicht minderes Grauen, als Dir, mein Sohn, und unſerm Freund, dem Lord. Aber Du willſt, mein Sohn, daß ich Dir von ihr erzähle, was ich weiß, und ich fühle ſelbſt, daß es Zeit iſt, Dir mein Verſprechen zu löſen. Der Lord wird theilweiſe meine Angaben beſtätigen oder berichtigen. — Dazu ſehe ich mich aber genöthigt, mein eignes Leben mitzutheilen und auch keinen meiner begangenen Fehler und menſchlichen Schwächen zu verſchweigen. Ihr werdet mich mild und menſchlich beurtheilen.“

Sie rückten näher zuſammen, und der Greis, ſein ernſtes Geſicht der ſcheidenden Sonne zugekehrt, die es mild überglänzte, begann: „Ich war ein kecker, lebensluſtiger Junge. Es fiel mir dabei weder ein, die Welt mit dem Schwerte erobern, noch mit Weisheit erleuchten zu wollen; vielmehr gefiel mir Alles recht gut ſo wie es war. Mein glühendſter Wunſch war, der Biene gleich, aus allen Lebensblumen das Süßeſte herauszunaſchen. Genießen was Gott Schönes geſchaffen, und dadurch glücklich ſein, ſtand mir als Lebensaufgabe vor der Seele. Aber auf meinem väterlichen Schloſſe in Tras os Montes, in einer kleinen, höchſt beſchränkten, altväteriſchen Welt, unter der Aufſicht ſtrenger, bigotter Eltern, ein jüngerer, ziemlich vernachläſſigter Sohn, fühlte ich mich beengt und gekränkt. Meinem Geiſte waren im Stillen Fittiche gewachſen, an denen aber die häuslichen Verhältniſſe meiner Familie als ſchwere Bleigewichte hingen, ſo daß ich ſie nicht entfalten konnte. Ich ſehnte mich mit unbegrenztem Triebe nach Liſſabon, dem Endziel aller meiner heißen Träume. Der Name meines Vaters, Marquez de Sampayo, hatte beim alten Adel des Landes, der durch Pompal's Verbeſſerungswuth ſchwer gekränkt und gereizt worden war, einen guten Klang. Von dieſem, den König Joſeph und das Land beherrſchenden Miniſter perſönlich beleidigt, hatte ſich mein adelſtolzer Vater, weil ihm die Genugthuung durch Befehl des Königs verweigert worden war, vom Hofe zurückgezogen und auf ſein fernes Stammſchloß begraben. Als Joſeph's Tochter, Maria Franziska, nach ihres Vaters Tod den portugieſiſchen Thron beſtieg und im Verein mit ihrem Gemahl und Oheim Don Pedro III. begangenes Unrecht wieder gut zu machen ſuchte, Pompal verabſchiedet und der niedergedrückte Adel wieder emporgehoben wurde, erging auch an meinen Vater eine Einladung der Königin, nach Liſſabon zurückzukehren. Er hatte aber ſeine ländliche Einſamkeit zu lieb gewonnen, als daß er ſich hätte entſchließen können, ſie wieder mit dem Trubel des Hofs zu vertauſchen; er war alt und bequem geworden und gönnte ſeinen Söhnen das Glück, eine Hofcarriere zu machen. Meine ältern Brüder kamen erſt nach Liſſabon; ich verging faſt vor Sehnſucht. Endlich, als ich ſechzehn Jahre alt war, kam die Reihe an mich. Lechzend nach dem lange erſehnten Genuß ſtürzte ich mich in das höfiſche Treiben. Ich war, ehe ich nur die Hauptſtadt betrat, feſt entſchloſſen, mich in alle ſchönen Prinzeſſinnen, Gräfinnen, Marquiſinnen und Hofdamen zu verlieben, und wo möglich alle in mich verliebt zu machen. Wußte ich doch nur zu gut, daß ich alle Eigenſchaften dazu beſaß; hatte mir doch die Natur mit ihnen zugleich die Kunſt verliehen, ſie ſchlau und geſchickt anzuwenden. Ich war über mich ſelbſt gar nicht im Unklaren, wie andere Jünglinge meines Alters. Wie mir mein Spiegel ſagte, daß ich der ſchönſte aller Pagen der Königin war, (denn zu einem ſolchen wurde ich ſogleich befördert), ſo ſagte mir mein Herz, daß ich auch der intriguanteſte, einſchmeichelndſte, liebenswürdigſte und — treuloſeſte war. Bei ſolchen Eigenſchaften und bei meinem Bewußtſein derſelben konnte es natürlich an einem Hofe, wie der portugieſiſche damals war, nicht fehlen, daß ich bald die erwünſchte Rolle ſpielte. Wo eine Frau Herrſcherin iſt, wird die Liebe immer eine feine, einflußreiche Taſchenſpielerin, eine ſinnlich glühende, fromm erſcheinende Heuchlerin ſein. An Maria Franziſka's Hof trug Alles Frömmigkeit zur Schau; ſie war der Deckmantel der ausſchweifendſten Sinnlichkeit. Der alte Adel und die Geiſtlichkeit ſtanden überall an der Spitze, die eigentliche Bewegerin der Dinge war die Liebe, der Alle huldigten. Es gab kein beſſeres Wirkungsfeld für meine Talente, und beide waren einander würdig. Bald war ich in zehn, zwanzig Liebesintriguen verwickelt, die ich Alle mit Meiſterhand nebeneinander fortſpann. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob mein Leichtſinn oder meine Unwiſſenheit größer waren; ich lebte ein buntes Schlaraffenleben, und alle Frauenherzen waren mein. Ich hatte keineswegs zu kühn geträumt, und als ich meine Pläne entworfen, hatte ich, wie ſich herausſtellte, meine Kräfte durchaus nicht überſchätzt. Es liegt in der Natur der Dinge, daß ich, überſättigt und verwöhnt, von einem leicht zu erringenden Siege bald nicht mehr gereizt wurde. Meine Begehrlichkeit ſtrebte nach den höchſten Früchten am Lebensbaume, die nur mit toddrohender Gefahr zu erlangen waren. Vor Allem war es die ſüße unbewußte Unſchuld des Frauenherzens, die mich unwiderſtehlich anzog. Die erſte Liebe eines reizenden Mädchens ſein; wie ein Schmetterling den Duftſtaub aus ihrer halbaufgegangenen Blüthe naſchen und — wie ein Schmetterling davon flattern, war mein höchſter Genuß. Dieſe Leidenſchaft wurde die Vergifterin meines Lebens, und die Sünde meiner Jugend hat ſich an mir gerächt bis zu dieſer Stunde. Mein lüſternes Auge fiel auf Donna Iſabella de Garcia, jüngſte Tochter eines Raths beim königlichen Hofgericht, eines ſtrengen, eigenſinnigen Mannes, der bei der Königin, ich weiß nicht weshalb, in hohen Gnaden ſtand. Iſabella war die ſüßeſte Unſchuld, ein holdes, unbewußt reizendes Kind, jener Nymphe gleich, die zuerſt im Spiegel der Quelle ihr Bild ſah, und vor der hohen Vollendung ihrer eignen Schönheit von holdem Schrecken erfaßt wurde. So auch ſchauerte Iſabella in ſich zuſammen, als die Ahnung ihrer unvergleichlichen Holdſeligkeit zuerſt durch ihre reine, jungfräuliche Seele zitterte. Sie ſehen und für ſie erglühen, wie ich noch für kein Weib geglüht hatte, ſchlug in einen Moment zuſammen. Ich hatte keinen Sinn mehr für eine Andere ihres Geſchlechts; ich vernachläſſigte all meine zärtlichen Verbindungen; mein einziges Beſtreben war, mich im Kelch dieſer Blüthe zu wiegen. Ich umflatterte ſie, aber des Vaters Ernſt wies mich ſtreng zurück. Der Widerſtand reizte mich; ich war ſogleich entſchloſſen, Alles um den Beſitz dieſer Blume zu wagen. Nun hatte ich früher mit einer ältern Schweſter Iſabella's eine kleine Liebesintrigue gehabt. Marianna — ich ſpreche zuerſt den Namen dieſes unbegreiflichen Weſens aus — war nicht minder ſchön, als Iſabella, ja ſie war in gewiſſer Beziehung noch ſchöner; denn ſie war die üppig aufgegangene Roſe, die wilde, flammende Schönheit eines gewitterſchwangern Frühſommertags, und Marianna war Hofdame der Königin. Doch was brauch' ich ſie Dir zu beſchreiben? Du kennſt ſie zur Genüge, wie Mylord Wilkeſon; ihr habt Beide in den Zaubernetzen dieſes Weibes gelegen. Es iſt immer noch dieſelbe Marianna, die ſich mit der Hölle verbündet hat, ſich Leben, Jugend und Schönheit zu erhalten, um fort und fort den Kelch berauſchender Sinnlichkeit leeren zu können. Durch Marianna hatte ich

Iſabella kennen gelernt; aber ſo wie ich die jüngere Schweſter geſehen, war mir die ältere gleichgültig. Aber Marianna läßt ſich nicht ſo leicht aufgeben, wie Du ſelbſt erfahren haſt, mein Sohn. Meine Flamme für Iſabella konnte ihr nicht verborgen bleiben; deſto mehr ſuchte ſie mich zu feſſeln. Als nun ihr Vater und durch ihn die Königin meinen heißen Wünſchen nach Iſabella's Beſitz immer größere Hinderniſſe in den Weg warfen, verſuchte ich mich zu verſtellen und Mariannen Liebe zu heucheln, um nur dadurch Iſabellen nahe zu kommen und günſtige Gelegenheit zu erſpähen. Dies glückte vollkommen; ich lebte mit Iſabellen bald in einem heimlichen Einverſtändniß, aber ſchon nach unſrer zweiten Zuſammenkunft wurde es durch Marianna's Späherblick entdeckt, und vier Wochen ſpäter war meine Geliebte die Frau eines Kammerherrn Don Pedro's, des Gemahls der Königin. Dieſer Menſch, durch frühe raffinirte Genüſſe entnervt, gemein, widrig, alt — er war Wittwer — wurde Beſitzer des koſtbarſten Schatzes, deſſen Werth er weder zu ſchätzen, noch zu genießen vermochte. Ich war wie raſend, aber ich mußte mich zuſammen nehmen, und ich that's; denn ich fing an zu begreifen, daß Iſabella auch mein ſein könne und müſſe als die Gattin eines mir verächtlichen und verhaßten Menſchen. Wie hätte mir einfallen können, Bande zu reſpectiren, welche damals unter viel edlern und würdigern Verhältniſſen nicht reſpectirt wurden? Es galt, mich hinter die Maske des Leichtſinns zu verſtecken und mit Schlauheit alle mich beobachtenden Augen zu täuſchen. Nur gegen die mir verhaßte Marianna fand ich nicht nöthig länger Verſtellung zu brauchen; aber je mehr ich ſie mit dem unverhehlten Ausdruck der Verachtung, ja des Abſcheus zurückſtieß, um ſo beharrlicher verfolgte mich die Feindin und Zerſtörerin meines Glücks mit ihrer wilden, ungezügelten Liebe. Es kam zu einer äußerſten Scene zwiſchen uns, die mich noch jetzt erröthen macht; denn ich vergaß mich ſo weit, daß ich ſie thätlich mißhandelte. Meine Beſtrebungen, Iſabellen heimlich zu ſehen, blieben lange ohne Erfolg. Ein Verſuch, ihre Duenna zu gewinnen, mißglückte. Aber mein Eifer wurde doch noch gekrönt. Der geſchwächte und ſtets kränkelnde Kammerherr bedurfte ſtets ärztlicher Hülfe. Da er von keinem Arzte ſeine verlorne Kraft wieder erhalten konnte, ſo wechſelte er oft mit ſeinen Helfern. So hatte man ihm auch die große Geſchicklichkeit eines jungen jüdiſchen Arztes gerühmt, und nun nahm er zu dieſem ſeine Zuflucht und war mit ihm zufriedener als mit allen frühern. Dieſer Jude, Namens Jozé, wurde nun Hausarzt im Hauſe des Grafen Don Miranda, des Gatten meiner Iſabella. Aber der Graf hatte auch das Laſter geizig zu ſein; ich erfuhr, daß der geldgierige Jude nicht mit der erhaltenen Bezahlung zufrieden war. Dieſen zufälligen Umſtand benutzte ich ſchnell zu meinen Plänen. Ich opferte dem Juden eine große Summe, und er war mein. Die Duenna bedurfte ſeiner Hülfe, und durch ihn wurde auch ſie gewonnen. Der Weg zu meinem Glücke war durch einen goldnen Schlüſſel geöffnet. Ich ſchrieb an Iſabellen, und erhielt eine Antwort, die nur Liebe und Verlangen nach mir athmete. Die Zeit unſrer Zuſammenkünfte wurde brieflich verabredet; durch Hülfe des Arztes Jozé wurde der Kammerherr krank gemacht und von ſeiner Gemahlin gebettet; durch Hülfe der Duenna gelangte ich zu Iſabellens Lager, das ich einige Male mit ihr theilte. Das war die Blüthenzeit meines irdiſchen Glücks; noch iſt es mir, als wolle mein Herz junge Sproſſen treiben, wenn der warme Hauch der Erinnerung darüber hinfächelt. Ach, ſie war nur von der Dauer einiger Wochen! Eines Morgens in der erſten Frühe trete ich verhüllt aus dem Hauſe. Noch lagerten die dichten Schatten der Nacht auf den Gegenſtänden. Da wirft ſich mir plötzlich ein Mann mit gezücktem Degen entgegen; ich habe kaum Zeit ihm auszuweichen und meine eigne Waffe zu ziehen. Ein kurzer Kampf entſpinnt ſich, den meine jugendliche Kraft zu meinem Vortheil entſcheidet. Mein Gegner fällt, ſchwer getroffen, und ich erkenne in ihm den Grafen Miranda. — —

Der Tag hatte noch keine Stunde geleuchtet, als ſich die Nachricht von des Grafen Tod verbreitete, mit dem Zuſatz, daß er mich ſterbend ſeinen Mörder genannt. Eben ging ich mit mir zu Rath, was ich beginnen ſollte, als ich verhaftet und vor die Königin geführt wurde. Der Ausbruch ihres Zorns war von der Art, daß er ſich nicht wohl mittheilen läßt. Das Reſultat deſſelben war meine ewige Verbannung nach Braſilien; ich mußte ſchriftlich mein Ehrenwort verpfänden, niemals Portugal wieder zu betreten, bei Verluſt meines Lebens und meiner Güter. Ehe die Sonne ſank, mußte ich Liſſabon verlaſſen und ſo lange auf einem engliſchen Schiffe zubringen, bis ein anderes nach Braſilien abging. In dieſen wenigen Tagen beſuchte mich der Jude Jozé, um mir noch eine Summe abzunehmen. Von ihm erfuhr ich, daß die ſchändliche Marianna hinter das Geheimniß meiner Liebe gekommen war und es an Don Miranda verrathen hatte. Iſabella war von ihrem Vater gemißhandelt und eingeſperrt worden. Vor der Hand war nicht die mindeſte Hoffnung vorhanden, daß ich ihr Nachricht von mir geben konnte, und ſo mußte ich mit ſchlechten Ausſichten abreiſen. Mein Leichtſinn ſchmiedete auf der langen Reiſe die wunderlichſten Pläne. Endlich kam ich mit mir überein, mit Hülfe des Juden Iſabellen zu rauben.

In Rio de Janeiro erhielt ich eine der hohen Bedienſtungen, deren Bekleider ſtets Gegenſtand des Neides und Haſſes der Eingebornen wurden. Wozu die Bevorzugung der Portugieſen und das verkehrte Regierungsſyſtem in Braſilien endlich geführt haben, liegt jetzt als Thatſache vor. Ich kann mich nicht freiſprechen von Schuld; ich war einer der Unterdrücker des aufſtrebenden Geiſtes der Braſilianer. Kein Portugieſe machte eine Ausnahme. Meine Stellung und meine Handlungsweiſe machten mich bald zum ſteinreichen Mann. — Von Iſabellen erhielt ich einige Monate nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro durch Jozé einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ihr Schooß durch meine Liebe geſegnet ſei. Dieſe Nachricht erfüllte mich mit Entzücken. Ich ſchrieb wieder und erhielt keine Antwort, eben ſo wenig auf einen der folgenden Briefe, die ich an den Juden ſchrieb. So vergingen zwei Jahre und meine Liebespein, die immer gleich ſtark für Iſabellen loderte, rieb mich faſt auf. Dazu kam die marternde Ungewißheit über ihr Schickſal. Endlich erhielt ich von einem aus Liſſabon kommenden Portugieſen die Nachricht, daß Iſabella einen Sohn geboren und ein Jahr ſpäter ſich mit einem jungen Offizier der königlichen Garde verheirathet habe, Hofdame der Königin ſei und, dem Anſcheine nach, eines beneidenswerthen Glückes genieße. Erſt niedergeſchmettert von dieſer Kunde, hatte ſie nachher die Wirkung auf mich, daß ich mein altes Leben wieder anfing, wozu mir in Rio de Janeiro noch weit günſtigere Gelegenheit geboten wurde, als in Liſſabon. Ich hatte einmal wahrhaft und mit ganzer Seele geliebt, nun verachtete ich die Frauen, und betrachtete ſie als angenehme Spielwerke meiner Sinnlichkeit. Die reizende Frauenwelt Braſiliens war nicht geeignet, mir eine andere Meinung beizubringen. So flog ich denn als Schmetterling wieder von einer Blume zur andern und dachte nicht mehr an Liſſabon und meine alten Verbindungen. Die Jahre verſtrichen auf dieſe Weiſe; es fiel mir nicht ein mich zu verheirathen, und ich ſtand an der Schwelle meines vierzigſten Jahres, als der Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe in Europa den Regenten, ſpätern König von Portugal, vermochte, ſich mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach Rio de Janeiro über zu ſiedeln. Dieſes Ereigniß brachte in unſer Leben viel bunte Bewegung. Mit einer glänzenden Hofcharge bekleidet, wurde meine Stellung eine ganz andere, und ich ſah gewiſſermaßen die Tage meiner Jugend wiedergekehrt, nur war aus dem Pagen der Königin ein Kammerherr des Regenten geworden. Dieſer beehrte mich mit ſeinem Vertrauen und ſprach endlich den Wunſch, daß ich mich verehelichen möchte, auf eine Weiſe gegen mich aus, daß ich die Erfüllung deſſelben nicht verweigern konnte. Es zeigte ſich, daß der König für mich gewählt hatte. Lord Wilkeſon, der hier gegenwärtige Mann, damals einer der Bevollmächtigten der engliſchen Regierung, die um die

Perſon des Regenten waren, um die portugieſiſchen Angelegenheiten mit ihm zu berathen und zu ordnen, hatte eine ſchöne Schweſter, die ihn aus Luſt die Welt zu ſehen nach Amerika begleitet hatte. Miß Leonore war nicht nur ſchön, ſie war ſanft, geiſtreich und — katholiſch. Bald fand ich großes Wohlgefallen an ihr, der Wille des Regenten war mir keine Feſſel mehr; er war zur ſüßeſten Blumenkette geworden. — Eben im Begriff die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Verbindung zu machen, erhalte ich ein Billet, worin mir ein Offizier der Garde ſehr lakoniſch erklärt, ich müſſe mich auf Tod und Leben mit ihm ſchießen und nur einer von uns dürfe den Platz verlaſſen, der dann ungehindert Miß Leonore heirathen werde. Er werde lebend nie zugeben, daß ein Anderer im Beſitz einer Dame ſei, die er über allen Ausdruck liebe. — Dieſe Sprache gefiel mir, und ich dachte daran, daß es für mich weit beſſer geweſen wäre, wenn ich mit dem Grafen Miranda, Iſabellens Verlobten, eben ſo geſprochen hätte. Ueber dieſem Gedanken wurde ich von der Bemerkung überraſcht, daß der entſchloſſene Briefſteller denſelben Namen führte. Das Geſchlecht der Miranda war freilich ein großes. — Ich ging zu meiner Braut und legte ihr den Brief vor; ſie war ſo offenherzig zu bekennen, daß ſie Don Miranda in Liſſabon gekannt habe und daß er ihr nicht gleichgültig geweſen ſei. Ein wei=

teres Verhältniß habe zwiſchen ihnen aber nicht beſtanden; ſie habe dem jungen Mann niemals Verſprechungen gemacht. Dies genügte, um das Duell anzunehmen, was ſtreng genommen auch hätte geſchehen müſſen, wenn der Offizier ältere Anſprüche auf Leonorens Hand gehabt hätte. Wir trafen zur feſtgeſetzten Zeit zuſammen; ich ſah meinen Gegner zum erſten Mal. Sein Geſicht heimelte mich ſeltſam wehmüthig an; mir war, als müſſe ich mit ihm irgend ſchon einen unglücklichen Streit gehabt haben. Schon waren die Piſtolen geladen, als eine leidenſchaftliche Aeußerung meines jungen, ſchönen Feindes: er hoffe heute das Blut ſeines Vaters zu rächen, mir plötzlich die Augen des Geiſtes über ſeine Abſtammung öffnete und mich über die Ahnung, die mich ſeit einigen Minuten wunderbar ergriffen, aufklärte. Ich ſtand meinem eigenen Sohne gegenüber. Die Waffe flog aus meiner Hand, als ſei ſie eine giftige Natter; ich bat den hocherſtaunten jungen Mann um ein paar Worte unter vier Augen, die er mir anfänglich nicht zugeſtehen wollte. Aber ich bat ſelbſt wie ein Kind; ich ſuchte mir ja einen Sohn zu erbitten, und ſparte die Worte nicht. Als ich ihm nun ſagte: ſieh, Jüngling, nicht der war Dein Vater, deſſen Namen Du führſt und der durch meine Hand fiel, ſondern ich bin's, ich der Lebende, ich der Liebende! Da empörte ſich ſein Stolz und brauſte wild auf. Doch ich hielt ihn feſt bei der

Hand und ließ ihn nicht los, bis er Alles gehört. Nun, ſchloß ich, ſende ein mörderiſches Blei nach der Bruſt Deines Vaters, wenn Du kannſt; ich vermag den bewaffneten Arm nicht gegen meinen Sohn, meinen geliebten Sohn zu erheben. Aber es ſei auch fern von mir, meinem Sohne die Geliebte wegzuheirathen. Du ſollſt Leonoren haben; ich werde ſelbſt mit dem Regenten und Lord Wilkeſon Deinetwegen ſprechen. Sie iſt Dein und mein großes Vermögen iſt auch Dein; denn ich habe weiter kein Kind als Dich. — Solcher Liebe konnte ſein Trotz nicht widerſtehen; er weinte, fiel mir an's Herz, nannte mich Vater, und war vier Tage ſpäter der glückliche Verlobte Leonorens. Ich machte die glänzendſten Anſtalten zur Hochzeit; denn ich war ſtolz auf meinen Sohn, und wollte der Welt zeigen, daß er es ſei. So lebten wir geſchäftig, glücklich und liebeſelig einer heitern Zukunft entgegen; da trat eines Abends mein Sohn in mein Zimmer, bleich, verſtört, mit unſicherm Blick und Schritt. „Mein Vater, mein theurer Vater," ſprach er ängſtlich wehmüthig und ſeine Stimme zitterte, „Sie haben mir einmal geholfen, helfen Sie mir das zweite Mal auch; denn ohne die zweite Hülfe würde mir die erſte unnütz ſein." Ich fragte beſtürzt und er erzählte. Auf einer Reiſe durch Algarbien habe er einſt auf einem am einſamen Meere gelegenen Schloſſe übernachtet, deſſen Beſitzer in Liſſabon gelebt. Der Caſtellan ſei ein geheimnißvoller, wunderlicher Mann geweſen, der ſein Leben, wie es geſchienen, der Erforſchung der Natur und ihrer verborgenen Kräfte gewidmet habe. Seine Umgebung habe nur aus Büchern, Kräutern, Gläſern und Retorten beſtanden. Sein Benehmen ſei auffallend einſilbig und verſchloſſen geweſen und habe mit dem düſtern, altgothiſchen Bau des Schloſſes, ſeinen hohen, gewölbten, dämmerigen Gemächern, ſchmalen Fenſtern und dunkeln Gängen harmonirt. In einem ſolchen den Verfall drohenden Gemache ſei ihm gebettet worden, und nicht ohne einen Anflug von Grauen habe er ſich niedergelegt und ſei bald entſchlafen. Plötzlich habe ihn Lichtſchimmer wieder geweckt, der blendend in ſeine weitgeöffneten Augen gefallen, aber ſchier noch mehr ſei er von der unübertrefflichen Schönheit eines jungen weiblichen Weſens geblendet worden, welches ein Licht in der Hand, in weißen Nachtgewändern, mit aufgelöſtem Haare vor ſeinem Lager geſtanden und ihn betrachtet habe. Anfänglich ſei er verſucht geweſen, die Erſcheinung für ein Traumgebild zu halten, aber ſie habe ſich niedergebeugt und ihn geküßt; da habe er ihren warmen Hauch, ihre üppig geſchwellte Lippe gefühlt und ſei von unbeſchreiblicher Wonne durchzittert worden. Verwundert habe er ſie nun gefragt, wer ſie ſei und wie ſie hierher komme, und ſie habe ſich auf ſein Bett geſetzt und ihm erzählt, ſie ſei einem alten Adelsgeſchlecht Portugals entſproſſen, aber in die Gewalt des Zauberers gerathen, der ſie hier gefangen halte. Heute habe ſie ihn, den jungen Grafen, in das Schloß reiten geſehen und ihr Herz ſei von wunderbaren Gefühlen ergriffen worden. Sie habe ſich ſehr gefreut mit ihm zuſammen zu ſein, mit ihm zu ſprechen, zu ſpeiſen, zu ſpielen; da ſei aber ihr Tyrann gekommen und habe ihr ſtreng befohlen, ſich nicht ſehen zu laſſen; ja, als ſie dagegen gemurrt, ſei ſie von ihm eingeſperrt worden. Sie habe nun ſeine Aufmerkſamkeit doch betrogen und ſei in der Nacht hierher zu dem lieben Gaſte gekommen. — Mein Sohn konnte mir nicht Rühmens genug von der außerordentlichen Schönheit, von den wunderbaren, ja ſchier zauberhaften Reizen des Mädchens machen. Er erzählte weiter, wie er in Liebe für ſie erglüht und ſie auf das Lager gezogen, wie er ihr gelobt, ſie aus der Gewalt ihres Tyrannen zu befreien und als ſein Weib heimzuführen, und zum Pfande dieſes Verſprechens habe er ihr einen Ring verehrt. Erſt gegen Morgen habe ſie ſich entfernt und am andern Tage habe er abermals mit Zweifeln gekämpft, ob es nicht ein Traum geweſen oder ein geſpenſterhaftes Weſen ſeine Umarmung genoſſen, ein Nachtmohr oder ein Kobold oder ein umwandelnder Geiſt. Dieſe Vorſtellung habe ihn ſehr beängſtigt, und er ſei voll Grauen davon geritten und habe des ſeltſamen Abenteuers nie gedenken können ohne dieſes grauſige Gefühl. In Liſſabon habe er Miß Leonore kennen gelernt, und die Liebe zu ihr ſei in ſeinem Herzen bis zur höchſten Leidenſchaft ausgebildet worden, als er mit ihr die Meerfahrt auf einem und demſelben Schiffe gemacht. Wenn auch jene Nacht nicht aus ſeiner Erinnerung verwiſcht ſei, ſo hätten ſich doch die Farben ſtark abgeblichen und er keine Ahnung mehr gehabt, daß ſie noch von Folgen für ihn ſein werde. Da ſei heute plötzlich der finſtre Schloßkaſtellan mit dem Wunderbild jener Nacht an der Hand in ſeine Wohnung getreten, und habe mit rauhen Worten auf die Erfüllung des ſeiner Pflegetochter gegebenen Verſprechens gedrungen. Schier zum Tode erſchrocken ſei er vor dem bleichen Mädchen mit den zaubervollen Augen zurückgebebt wie vor einer Geiſtererſcheinung, und wie ein mächtiger, ſchier unnatürlicher ſinnlicher Trieb ihn gewaltſam zu ihr hingezogen, ſo habe ein unbezwingliches Grauen ihn doch wieder zurückgeſtoßen. Er habe nicht antworten können vor Furcht und Beben; habe Beide auf ſeinem Zimmer gelaſſen und ſei hierher geeilt, mich zu beſchwören, daß ich ihn aus der, wie es ihm ſchiene, dämoniſchen Gewalt dieſer beiden unheimlichen Weſen erlöſe. Dies war der freilich höchſt ſeltſame Bericht meines Sohnes, der mich ſelbſt unruhig machte. Inzwiſchen ſank er ſchier kraftlos auf einen Stuhl, und ich machte mich auf, ihm den von mir begehrten Dienſt zu leiſten. Von bangen Ahnungen erfüllt betrete ich das

Haus; ich öffne die Thüre des Zimmers, und — Marianna meine Quälerin, mein böſer Dämon ſteht vor mir, eben ſo jung, eben ſo reizend, eben ſo verführeriſch ſchön, wie zwanzig Jahre zuvor; auch Don Jozé, den Arzt, erkannte ich ſogleich wieder, obgleich über ſein Antlitz die Zeit nicht ſpurlos gegangen war, wie über das ihrige. Das Widernatürliche, Wunderbare der Erſcheinung, verbunden mit der Perſönlichkeit derſelben machte auf mich einen betäubenden Eindruck. Die Sinne vergingen mir, und als ich nach einigen Stunden wieder zum Bewußtſein kam, war mir als Folge des Schreckens die Zunge gelähmt. Dieſen Umſtand betrachtete ich als einen Fingerzeig eines höhern Willens, über das Außerordentliche meiner Wahrnehmung zu ſchweigen. Ueberdies war ich von dem Grauen meines Sohnes ſo angeſteckt, daß der Gedanke an Marianna mich zittern machte. Es war unter dieſen Umſtänden unmöglich den Auftrag meines Sohnes auszurichten, und ich wendete mich mit Verſchweigung des unheimlichen Beiwerks an Lord Wilkeſon, indem ich ihn bat, die junge portugieſiſche Dame, welche ganz unbegründete Anſprüche auf die Hand meines Sohnes mache, auf irgend eine Weiſe abzufinden oder zurückzuweiſen. Ich ſelbſt verfiel in ein hitziges Fieber, und nachdem ich dieſes überwunden, in eine Gemüthskrankheit, worin ich ſtets und unaufhörlich mit Marianna verkehrte.

Ich hatte mich nämlich, bevor ich dieſer Krankheit verfiel, erinnert, daß ich zu Anfang meines Aufenthalts in Braſilien gehört hatte, Marianna ſei auf eine geheimnißvolle Weiſe mit einem jüdiſchen Arzte verſchwunden. Dann war mir wieder, als hätte man mir geſagt, ſie ſei geſtorben. Mein Sohn, darüber befragt, beſtätigte dieſe Kunde, doch wußte auch er nichts Gewiſſeres von der Schweſter ſeiner Mutter; er behauptete, daß dieſe bis an ihren Tod ein geheimnißvolles Schweigen über Marianna beobachtet habe; doch ſei nach ihrem Abſterben ein nicht Unbedeutendes, laut teſtamentariſcher Verfügung, an einen ihm unbekannt gebliebenen Ort abgegeben worden. Er war noch viel zu jung geweſen, um darauf zu reflectiren. Dazu geſellte ſich die Erzählung, welche ſie in jener Nacht auf dem düſtern Schloſſe meinem Sohne von dem Zauberer, der ſie in ſeiner tyranniſchen Gewalt halte, gemacht, und die Vorſtellungen, die ich ſonſt ſchon von der tiefen Kunſt Jozé's gehabt. Genug, ich war der Ueberzeugung, daß er durch kabbaliſtiſche Arkana entweder Marianna's Jugend erhalten oder ihr, der Todten, nur das Scheinleben eines Vampyr ertheilt habe. Dieſe Bilder und Gedanken, die ſtets wild und wirr in meinem Kopfe durcheinander ſchwirrten, beläſtigten mich ungemein und machten mich ganz unfähig, meine Geſchäfte zu verrichten. Die folgenden Ereigniſſe waren leider nur allzu geſchickt meinen Zuſtand zu verſchlimmern, ja bis zum Wahnſinn zu ſteigern. Lord Wilkeſon hatte meinen Auftrag gern übernommen und ſich zu den Fremden verfügt. Aber jenem geheimnißvollen Weſen gegenüber ergreift ihn eine ſo wilde und verzehrende Leidenſchaft zu demſelben, daß er kein Mittel ſcheut, die Reizende für ſich zu gewinnen. Durch die ſchwerſten Opfer gelingt es ihm endlich; er handelt ſie dem Juden um einen enormen Preis ab. Er kauft ihr einen prächtigen Landſitz, der bedeutende Einkünfte gewährt, auf der fernen ſchönen Inſel St. Katharina, die ihrer Lage wegen eigentlich, wenn auch nicht dem Worte nach, unter engliſchem Einfluſſe ſtand, und verfügte ſich zu ihr, ſobald er ſeine Schweſter in aller Eile mit meinem Sohne verheirathet hatte. Doch kein halbes Jahr war vergangen, als mein Sohn faſt zu einem Schatten ausgedörrt, von wilden Sinnesflammen durchglüht, ſeine Gemahlin verläßt und das unheimliche Weib des Lord aufſucht, von der er durch Zaubermittel gebunden war. Einige Tage ſpäter hat man ſeinen Leichnam aus dem Hafen der Inſel gezogen; der Lord wurde in völliger Geiſteszerrüttung nach Rio de Janeiro gebracht, und ich war nahe daran, ſein ſchlimmes Schickſal zu theilen. Dies iſt die Geſchichte Deines unglücklichen Vaters, mein Luis. Als Leonore Dich gebar, war ſie ſchon Wittwe.

Die Aerzte riethen zu meiner Geneſung Luftverändetung — Reiſen in einem weniger heißen Clima. Ich ging nach Frankreich, um den neu aufſtrebenden Kaiſeradler zu bewundern, der damals die halbe Welt tyranniſch beherrſchte. Bald ekelte mich Alles an, was mich an ihn erinnerte; meine Schwermuth nahm überhand. Die tiefſte Reue über mein vergangenes Leben bemächtigte ſich meines Herzens, und ſchon ſtieg der Gedanke in mir auf, in ein Kloſter zu gehen. Italien ſagte mir mehr zu, und Neapels Umgegend feſſelte mich. Als ich Calmaldoli zum zweiten Mal beſuchte, ſtand mein Entſchluß feſt. Ich wurde ein büßender Bewohner dieſer reizenden Freiſtatt. Dem nichtigen Treiben der Welt hatte ich entſagt; ich wandte mein zerknirſchtes Herz dem Himmel zu; aber nicht allein im Sinne der Kirche. Im Umgange mit Gott und ſeinen Sternen fand ich endlich Ruhe, und die unermeßliche Sternenwelt war von nun an das Feld meiner Forſchung. So habe ich meine wolkenfreien Nächte auf meiner mir erbauten Sternwarte zugebracht, und ſelten ſchweifte einer meiner Gedanken nach Braſilien hinüber. Die Zeit ging ehernen Tritts an mir vorüber; die wichtigſten Staatsveränderungen in Europa oder Amerika berührten kaum mein Ohr: ich lebte allein meiner Wiſſenſchaft und meiner bußfertigen Reue. — So war ich ein Greis geworden, und die Erinnerung führte mir Marianna's reizend-unheimliches Bild nur zuweilen noch in ſchattenhaften verſchwimmenden Umriſſen vor der Seele vorüber. Mir däuchte, die Vergehungen meiner Jugend ſeien nun abgebüßt, und ich überließ mich den gedämpft heitern, mild ernſten Gefühlen, welche das Alter in der Menſchenbruſt erweckt. Da ſendet mir unverhofft Leonore ihren Sohn, meinen Enkel, Dich mein Luis, und es ſcheint mir einen Augenblick, als wolle ſich der Abend meiner Tage mit ſchönſtem Spätroth ſchmücken. Aber weh mir! Ich höre von Luis, wie im Traume, daß er vor einem reizenden Weibe flieht, die ihn mit wilder Liebesglut verfolgt; ich ſchaudere, die Bilder meiner Jugend und meines Mannsalters gewinnen plötzlich wieder Farbe und Leben. Ich zittere für meinen Enkel. — Und plötzlich erſcheint eines Abends ein Greis im Kloſter, der nach mir verlangt. Nicht ohne Grauen erkenn' ich den Arzt Jozé in ihm. Er fragt nach dem und jenem aus unſerer Jugend, erkundigt ſich nach Luis; mir wird unheimlich; ich geſtehe, daß Du hier bei mir biſt; er ſpricht von einer jungen Dame, der Du Verpflichtungen ſchuldigſt. Ich frage nach Marianna, und er ſagt, die ſei längſt todt, auch die andere ſei todt, die dritte lebe aber noch. Meine Gedanken verwirrten ſich. Als er fort war, trat ich auf meine Sternwarte; dort berichtete mir unſer Freund, daß ein fremdes wunderſchönes Frauenbild hier geweſen ſei. Mir wurde ganz ſeltſam zu Muth. Ich ging, den Pförtner zu befragen. Dieſer ſagte aus, daß die Signora mit dem alten Juden gekommen, und als er in das Haus gegangen, auf dem Hofe gewartet habe. Hier habe ſie die Sternwarte auf dem Hinterhauſe erblickt, nach ihrem Zweck gefragt und ſodann das lebhafteſte Verlangen geäußert, ſelbſt einmal durch einen Tubus nach den Sternen zu ſchauen. Darauf habe einer der Laienbrüder ſie hinaufgeführt. Endlich ſei ſie wieder gekommen, habe an der Pforte auf den Alten kurze Zeit gewartet und ſei mit dem Juden wieder davon gegangen. Von dieſer Stunde an folterte mich eine ſtille Angſt. Tags darauf hatte die fremde Donna meinen Luis durch eine falſche Vorſpiegelung zu ſich zu locken gewußt, da er aber ſich ihrem Willen nicht gefügt, war ſie in's Meer geſprungen; er hatte ſie untergehen geſehen. Wir erfuhren aus den ſicherſten Quellen von mehreren Seiten, daß ſie todt aus dem Waſſer gezogen und begraben worden war. Don Luis, der das Aergſte von der Rache ſeiner beleidigten Geliebten fürchtete, athmete frei und auch ich. Aber wir hatten uns in dieſem furchtbaren Weſen geirrt, das kein Grab zu behalten vermag. Als mein theurer Enkel am Feſte des heiligen Januarius Abends nicht zur verabredeten Stunde in dem Kloſter eintraf, wo wir Alle zuſammenkommen wollten, um vereint nach Calmaldoli zu wandern, ergriff mich eine unausſprechliche Unruhe. Ich ließ ihn bei ſeinen

Freunden ſuchen; keiner wußte etwas von ihm. Doch ſagten Alle, daß er jedenfalls bei dem Deutſchen ſein würde, den er aufgeſucht, und an den er ſich angeſchloſſen. Don Valle da Fiore war auch nicht in ſeiner Wohnung. Dies beſtätigte die Vermuthung. Zufällig wußte einer der Lazzaroni, der ſich als Diener zu den Laienbrüdern unſers Kloſters hält und von dieſen zu allerlei Wegen und Verrichtungen gebraucht wird, daß der Deutſche ſeit einiger Zeit einem fremden ſchönen Fiſchermädchen öftere Beſuche mache. Mein Enkel konnte ihn dorthin begleitet haben. Der Mann führte uns; wir kamen an das Häuschen; ich trat hinein und ſtand vor — Marianna. Sie war's in ihrer vollen Schönheit, im höchſten Glanz ihrer Jugend. Neben ihr der zum Greis gewordene Jozé. Mylord Wilkeſon, der ſich am Tage in einem Anfalle ſeiner Krankheit zu mir gefunden hatte und nicht wieder von mir gewichen war, erkannte ſie ſogleich als das ihm verderblich gewordene Weib. Der Schrecken raubte mir den Gebrauch der Sinne; als ich wieder zu mir kam, war ſie verſchwunden. Daß mein Sohn Luis ihrem mörderiſchen Dolch an dieſem Abende nicht ganz erlegen war, ſcheint mir bis jetzt ein Wunder. Aber wir wollen ferner nicht in Furcht und Angſt leben vor dieſer Höllengeburt. Man muß der Schlange das Haupt zertreten. Wir wollen ihr die heiligen Werke unſerer Religion entgegen halten und ſie mit der Wunderkraft des Glaubens zu Boden werfen. Ich habe meinen Plan entworfen, und ſobald Du geneſen biſt, mein Sohn, ſoll er ausgeführt werden.“

Als der Greis in ſich verſinkend ſchwieg, rief Helene mit Thränen ſchmerzlichſter Trauer: „Und in ſolche Hände iſt der Unglückliche gefallen, den ich über Alles liebe! Ich muß fort, muß ihn aufſuchen und beim Heile ſeiner Seele beſchwören, von dieſer böſen Zauberin zu laſſen. Wenn es nur nicht ſchon zu ſpät iſt!“

Der Kranke gab ihr einen Wink, und als Pater Siſto und der Lord ſich ſchweigend entfernt hatten, ſagte er: „Beruhigen Sie ſich, verehrte Frau, über das Schickſal Ihres Freundes! Es iſt allerdings unſere Pflicht, ihn aus den Schlingen dieſes böſen Weibes zu befreien, und ich will derſelben ſo gut genügen, wie Sie. Nach dem, was ich jetzt weiß, kann und will ich ihr kühn entgegentreten. Sie wähnt mich todt und wird vor mir erſchrecken. Was übrigens ihre Dämonennatur betrifft, ſo ſetze ich darein alle Zweifel, obgleich ich mir die Sache nicht erklären kann. Aber haben Sie nicht bemerkt, daß Pater Siſto an einem ſtillen Wahnſinn leidet, ſo gut, wie mein Onkel, der Lord Wilkeſon! Und zwar ſchreibt ſich die Krankheit beider Männer aus einer Urſache her, und dieſe iſt das ſchöne wilde Weib, welches meines Vaters Tod verſchuldete und welches die beiden Männer für dieſelbe Marianna erklären, die mich verfolgte. Wunderbar iſt immer, daß ſie mit demſelben Namen auch dieſelben Charaktereigenthümlichkeiten verbinden. Wie dem nun auch ſei, ich brenne vor Begierde, dieſes außerordentliche Räthſel zu löſen. Ich werde Sie nach Braſilien begleiten, und aus des ehrwürdigen Paters Reden zu ſchließen, wird er mit von der Partie ſein. Es muß Licht werden in dieſer Nacht, und Ihr Freund muß gerettet werden wie ich.“ Helene drückte ihm dankbar die Hand.

X.

Mein Verhängniß hat mich wunderbar geführt; ich bin mit Dir in einem Welttheile, Karl, aber doch trennen uns Tauſende von Meilen. Die behagliche üppige Ruhe, in der ich mich jetzt befinde, gewährt mir Muße, mich Dir wieder mitzutheilen. Die hellen, bunten Wogen des Glücks, die rauſchend über meinem Haupte zuſammenſchlagen, führen mir Dein Bild wieder öfter vor die Seele, und der der Vertraute meines Elends, meiner Schmerzen war, ſoll auch der meines Glückes, meiner Wonnen ſein. Der wilde Sturm iſt vorüber. Meine Kynoſura iſt mir wahrhaftig zum Lebensleitſtern geworden, wie ich im prophetiſchen Geiſte ſah und Dir verkündete. Ich bin dieſem prächtigen Leitſterne über das große Meer gefolgt. Und wie der Leitſtern der Weiſen aus dem Morgenlande, ſo ſtand auch der meinige über einem Hauſe hier ſtill — es iſt ein Palaſt — und darin fand ich mein Heil. Ich habe die Herrliche errungen; ſie iſt mein! Sie iſt mein Weib! Aber nicht in dem ſpießbürgerlichen Sinne des deutſchen Philiſters, nein im rein poetiſchen, im allein wahren. Kein ſündhafter, trockener, geiſtbeſchränkter Prieſter hat unſern Bund eingeſegnet; die hehre, heilige, göttliche Natur hat ſelbſt das Prieſteramt bei unſrer Verbindung verwaltet. Und dieſes beglückende Verhältniß iſt nicht etwa eine praktiſche Verwirklichung meiner Theorie der Ehe; es iſt aus Kynoſura's reinem, geſundem Sinne hervorgegangen. Sie hat es ſo gewünſcht; denn ich hätte mich gern auch einer ledernen Trauung und Gott weiß weſſen noch — unterzogen, um dies Kleinod ganz zu beſitzen.

Nach manchen Fährlichkeiten in Neapel und Sicilien beſtiegen wir zuſammen ein engliſches Schiff, ſie und ich, ihr alter Diener oder vielmehr Haushofmeiſter Joze und ihre ſchwarze Sklavin Paula. Wir hatten eine glückliche Fahrt. Unterwegs hatte ich Muße genug, dieſe unverdorbene herrliche Natur durchaus kennen zu lernen. Ja, bei dieſem einzigen Weibe kann man noch von Natur reden. An ihr haben weder die faulenden Ueberreſte mittelaltriger Inſtitutionen, noch die modernen Schnörkeleien der ſogenannten Bildung ihren verderblichen Einfluß ausüben können. Sie hat wenig von dem gelernt, was eine Dame ihres Standes in Europa können und wiſſen muß, um nicht jeden Augenblick Gegenſtand pikanter Witzeleien zu ſein, aber ſie hat im Buche der Natur geleſen. Und dieſes Buch iſt hier weit großartiger und herrlicher als bei uns. Alles rein Menſchliche iſt bei ihr ſcharf und ſtark ausgebildet und ihre Leidenſchaften haben keine bloße krankhafte europäiſche Theefarbe; ſie treten feurig, bunt, kühn und gewaltig einher. Kynoſura iſt gleich groß in Liebe wie in Haß, und wie das Gefühl in ihr quillt, ſo ſpringt es ſtark und klar ſogleich hervor, ohne fremdartige Beimiſchung. Da ſind keine Schleuſen und Wehre gebaut, den Strom aufzuhalten, er fließt raſch und leicht dahin, und iſt ſo klar, daß man jedes Steinchen auf ſeinem Grunde ſehen kann. Dieſe offene Klarheit täuſcht; man könnte dieſe weibliche Seele für flach halten, die doch ſo tief iſt.

Sie hat mir ohne Rückhalt geſtanden, daß ſie Don Luis geliebt hat, und zwar ſo geliebt, wie nun eben Kynoſura liebt. Das hat dieſer Schwächling nicht erkennen können. Schier kindiſch unter dem Einfluſſe einer herrlichen Mutter, einer Engländerin, ſtehend, hat er entweder ihrem Verbote, Kynoſura zu lieben, wirklich gehorcht, oder er hat ſeine Treuloſigkeit hinter das Schild dieſes Verbots geſteckt, und das liebende Mädchen auf das Empfindlichſte gekränkt. Es gibt keinen bittereren Schmerz als den getäuſchter Liebe, das weiß ich ja aus meinem Verhältniſſe mit Helenen. Kynoſura hat apodiktiſch verlangt, er ſolle ſich dem Einfluß ſeiner Mutter entziehen. Ihre reiche und herrliche Beſitzung auf der Inſel St. Katharina bringt ihr ſo viel ein, daß ſie mit ihrem Gatten, oder wenn Du lieber willſt: Geliebten, unabhängig auf dem vornehmſten Fuße leben kann. Aber Don Luis iſt durchaus ein treuloſer Bube geweſen, der ſich jedoch den Anſchein der Ehrlichkeit geben wollte. Er hat das arme, vertrauende Mädchen fürchterlich betrogen. Unter dem Vorwande, als habe ihn der Kaiſer zu einer ſehr geheimen Sendung nach Portugal verwendet, hat er plötzlich Braſilien verlaſſen und ſich eingeſchifft, ohne dem zärtlichen Mädchen Lebewohl zu ſagen. Aber von einer beſtimmten Ahnung ſeiner Treuloſigkeit geleitet, hat ſie, Gott weiß wie, herausgebracht, daß Don Luis' vorgeben eine Lüge ſei, und begriffen, daß ſeine Mutter ihn nur entfernt, um ihn von ihr zu trennen. Noch weiß Kynoſura nicht, ob Luis nur aus Schwäche nachgibt oder aus eigner Treuloſigkeit handelt; ſie bietet daher Alles auf, zu erkundſchaften, wohin er gegangen iſt, und Jozé, der ein merkwürdiges Spionirtalent zu beſitzen ſcheint, bringt glücklich heraus, daß das Schiff, auf welchem Jener reiſte, nach Neapel ſteuerte. Schnell combinirt der Alte, wobei frühere Verbindungen ihm die Fingerzeige geben; denn er kennt den Pater Siſto und auch deſſen Verhältniß zu Don Luis. Kynoſura reiſt mit ihm nach Neapel, und Jozé macht dem Pater Siſto in Calmaldoli einen Beſuch. Er findet, daß der Pater von einem ſtillen Wahnſinn, an dem er ſonſt ſchon gelitten, nicht ganz geheilt ſei, und erfährt von ihm ohne Umſtände, daß Don Luis auf einer nahen Villa wohne. Der junge Mann wird zu einem zärtlichen Rendezvous eingeladen, aber die Dame nennt ſich ihm nicht. Das hatte Jozé Alles beſorgt. Auf dem dunkelrothen Flügel der Sinnlichkeit eilt Don Luis nach dem bezeichneten Garten. Ich war Zeuge dieſer Zuſammenkunft. Kynoſura hat mir kein Wort dieſer heftigen Unterhaltung verhehlt; Lüge und Verſtellung kennt ſie überhaupt nicht. So wie ſie im Tempelchen dem glühenden Jünglinge gegenüber den Schleier hob, ſtieß er erblaſſend einen Schrei des Entſetzens aus und wich wie vor einem Geſpenſt mehrere Schritte zurück. Dieſes Benehmen warf einen grellen Blitz in Kynoſura's Seele. Aber ſie mußte den Becher der Verzweiflung bis zu den Hefen ſchlürfen. Ihre Leidenſchaft riß ſie fort. Sie macht dem Ungetreuen Vorwürfe, er ſucht ſich zu vertheidigen oder erwiedert ſie; er ſagt ihr, daß er ſie hart tadle, weil ſie ihm nachgereiſt ſei. Endlich ſtürzt ſie vor ihm nieder, umſchlingt ſeine Kniee, und jammert und fleht um Liebe; nichts will ſie als Liebe, das liebende Weib! Und er ſtößt ſie zurück, der Barbar! Er entflieht, ſie verfolgt ihn; ſie weiß nicht was ſie thut; ſie iſt außer ſich vor Schmerz und Verzweiflung. Gleich einer Wahnſinnigen ſtürzt ſie ihm nach in's Meer! Welch ein Weib! Daran kannſt Du ſie erkennen. Nun — je heller das Licht, deſto dunkler der Schatten. Wo die Liebe in ſo lichten Flammen lodert, da glüht der Haß in eben ſo ſtarken düſter-rothen Feuern; wo der hellgelbe Stern des Glücks und der Beglückung ſo prächtig in eines Weibes Bruſt blitzt, da ſteht auch Unglück drohend der blutrothe Stern des Verderbens daneben. Kynoſura haßte Don Luis nun ſo tödtlich wie ſie ihn erſt lebendig geliebt hatte. Und dieſer Haß hat ſie zu Don Luis' — Mörderin gemacht. Du wirſt erſchrecken vor dieſem Worte; ich erſchrak auch, als ſie mir ihre That offen geſtand. Aber ſie iſt in demſelben Grade natürlich wie ihr Niederfallen vor ihm, ihr verzweiflungsvolles Flehen um Liebe. — Wir ſtanden auf dem Verdeck des Schiffes; die Nacht miſchte Himmel und Meer mit einander und ließ dieſelben Sterne oben und unten aufgehen. Ich hatte meinen Arm um ihren Nacken geſchlungen und trank Lebenslicht aus ihren Augen. Sie leuchteten wunderbar. „Von wem Donna Marianna da Rocca ſo verſchmäht worden iſt, vor wem ſie auf den Knieen lag und doch verſtoßen wurde, der kann und darf nicht mehr leben. Deſſen ſoll ſich kein Sterblicher rühmen. Don Luis fiel unter den Stichen zweier von mir erkauften Dolche. Erſt als ich wußte, daß er nicht mehr unter den Lebenden war, konnte ich Dein Liebeswerben ohne Beſchämung anhören. Durch des kalten Frevlers Blut bin ich geſühnt, und ich kann nun ohne Groll an ihn denken.“

So ſprach ſie; heilige Schauer überliefen mich; ein Gefühl wie Entſetzen regte ſich in meiner Bruſt; ich ſtand einen Augenblick wie betäubt, dann aber ſtaunte ich an der Größe dieſes Weibes empor und dann liebte ich ſie nur noch mächtiger, ich möchte ſagen menſchlicher, gedrängter. — Nur uns mattcultivirten Deutſchländern tritt der Mord als ein bleiches Geſpenſt ſchreckend entgegen; wir laſſen uns ungeſtraft mit frecher Hand an die Wurzel des Lebens greifen, uns das Herz zerfleiſchen; wir vergeben — wie ſchwach! wie unmenſchlich! Dem Mörder meiner Liebe, meines Glaubens, meines Vertrauens, meines geiſtigen Lebens, meines Heiligſten den Dolch in die Bruſt! Das iſt die Maxime dieſer Kinder einer ſüdlichen Natur. Darin iſt doch Handlung, Bewegung, Poeſie. Es iſt die Poeſie der That, die da mächtig und geſtaltend in unſer Leben eingreift. Hier wirft ſie als eine gewaltige Sonne ihren heißen, rothen Strahl in das Haus, auf den Markt, in die Kirche und in den Palaſt, und ſtellt hier und da ein herrliches Lebensbild in grelle Beleuchtung, ſtrahlt hier eine Kerkerwand raſch an und macht dort einen Berggipfel erglühen; in unſerm halbtodten Deutſchland ſehen wir ſie nur als gemalte Theaterſonne, hinter der ein dürf-

tiges Lämpchen ſteht, wohl behütet, daß ſein Flämmche
nicht den nächſten Plunder ergreife. Nur in unſer
Trauerſpielen werden uns die wahren und ächten Le
denſchaften des Menſchen an Jamben hergeleiert; da h
der Mord noch ein Scheinrecht. Aber die Zuſchaue
wiſſen ja, daß die Bühnendolche nicht treffen, und gehe
kühl heim wie ſie gekommen ſind, und halten ſich ſei
ſäuberlich von allen ungeſetzlichen Gedanken. Und au
ſolcher Miſere, hofft man, ſoll etwas Großes hervor
gehen! Der Gedanke wird die Welt erobern, di
Idee wird ſie umgeſtalten! Das ſind die Redensarte
unſerer ſchreibenden Helden. Niemals iſt ein Menſch
oder ein Volk, oder ein Gedicht groß geworden ohn
die That; zur That aber gehören Leidenſchaften. Di
Welt und das Herz — das Herz iſt die Welt! — ſin
in zwei ungleiche Theile zerſpalten. Die Kluft zwiſche
beiden iſt furchtbar und ich weiß nicht, ob der Trümmer
ſchutt vergangener und noch kommender Jahrhunderte ſi
jemals auszufüllen im Stande ſein wird. Die beide
Theile heißen Verſtand und Gefühl. Im Norde
iſt der erſtere die größere Hälfte, im Süden die zweite
Aus dem Widerſtreit beider entſpringt das Leben und
die Geſchichte. Der Verſtand beweiſt, das Gefühl handelt; das Gefühl gibt doch den Ausſchlag, es geſtaltet
Das Gefühl iſt die Poeſie, der Verſtand die Proſa des
Lebens. Ich halte es mit der Poeſie, mit der That, mi

dem Süden, und Kynoſura iſt in meiner Seele gerechtfertigt. Meine angeborne, deutſche Gemüthlichkeit konnte ſich anfangs nicht in die neue Welt finden und bekam Krämpfe. Natur, Wahrheit und Geſundheit haben den Sieg über angekränkelte Lüge davon getragen.

Trotz meiner freien Anſichten über die Reform der Geſellſchaft hingen mir doch noch, ohne daß ich darauf merkte, kleine Spießbürgereien an; der Philiſter ſteckt in uns Deutſchen wie der alte Adam. Es war zwiſchen Kynoſura und mir immer von unſrer Liebe die Rede geweſen, noch nie aber von einem ehelichen Bande, das uns für dieſes Leben vereinigen ſollte. Je mehr wir uns den Küſten Braſiliens näherten, deſto bedenklicher wurde ich über dieſen Umſtand, und nahm Gelegenheit in einer wunderherrlichen Nacht, in der ich zu Kynoſura's Füßen geſchmiegt lag, mich darüber zu äußern. — Sie legte ihre Hand auf meine Schulter, blickte mir Auge in Auge und fragte mit ihrer unnachahmlichen Liebenswürdigkeit: „Bedarf es denn zwiſchen uns noch eines Bandes, oder kann ein innigeres, als das uns bereits vereint, noch angelegt werden? Ich erkenne nur die Liebe als meine Herrin an; denn ſie iſt das höchſte Naturgeſetz. Wir leben und weben in ihr und durch ſie; ſie iſt nicht allein den Trieben unſeres Leibes, ſie iſt allen Gefühlen und Gedanken unſrer Seele vorgeſetzt und eingewebt und wir ſind ganz erfüllt von ihr. Die Liebe iſt Gottes erſtes Gebot, das auf jedem Blatte unſres Weſens obenan ſteht. Wo aber ſteht denn das Geſetz der Ehe? Ach, nur in menſchlichen Büchern auf lumpigem Papier; und von all den Büchern und Schriften halte ich nichts. Die Liebe ſoll mich an Dich binden, Antonio, kein menſchlicher Zwang. Ein Pfaffe kommt da und befiehlt mir, ich ſoll Dich lieben; dieſer aberwitzige Befehl allein ſchon könnte mich veranlaſſen es nicht zu thun. Jeder Zwang iſt mir verhaßt. Ich will nur von meinem Herzen gebunden ſein, nicht von einem menſchlichen Geſetz, das die Pfaffen für ein göttliches ausſchreien. Die Ehe macht mich zur Sklavin des Mannes, aber ich will weder Deine Sklavin noch Deine Herrin — ich will frei ſein und nur der Stimme meines Herzens gehorchen. Meine Güter werden eben ſo gut Dein ſein, als wenn ein ſündhafter Pfaffe ſeinen ſogenannten Segen über unſern Bund geſprochen hätte. Das höchſte Gut aber, unſre Liebe, werden wir ängſtlich als einen hohen und koſtbaren Schatz wahren, wenn wir fürchten müſſen, wir können denſelben verlieren. Jedermann ſchätzt allmälig ein Gut geringer, deſſen Beſitz ihm ganz gewiß iſt; ein ſolches, deſſen Verluſt leicht möglich, wird dagegen ſtets hoch gehalten. — Meine Mutter war in der Ehe mit meinem Vater über alle Beſchreibung elend und unglücklich. Noch ſteht mir ihr namenloſer Jammer vor der Seele; auf ihrem Sterbelager nahm ſie mir in ihre erkaltende Hand das Verſprechen ab, mich niemals zu verehelichen, ſondern den Mann meiner Wahl zu lieben, und da dies Gelöbniß mit meinen eigenen Anſichten übereinſtimmt, ſo gedenke ich daſſelbe gewiſſenhaft zu halten.“

Entzückt ſchloß ich das göttliche Mädchen mit ſtürmiſcher Haſt an meine Bruſt, deren geheimſten Wünſchen ſie entgegen kam. Ich, der ich durch die Ehe ohne Liebe ſo unausſprechlich unglücklich geweſen war, ſollte nun durch Liebe ohne Ehe eben ſo glücklich werden. Das Schickſal iſt gerecht und vergütet die Unbill, die es uns erſt hat erfahren laſſen. Ja noch mehr! Würde ich die reine, hohe Seligkeit eines ſolchen Verhältniſſes zu genießen und mit höchſter Seelenwolluſt durchzuſchmecken vermögend ſein, wenn ich nicht früher ſchon ein Ehemann geweſen wäre? So wenig wie ich Kynoſura's naive Liebe zu ſchätzen vermöchte, wäre mir früher nicht Helenens ſentimentale Liebe zu Theil geworden. So lerne ich jetzt mein ganzes früheres Leben mit ſeinen Freuden und Leiden als eine Vorſchule meines jetzigen Glücks betrachten, worin ich herangebildet und tüchtig gemacht wurde. Meine blonde deutſche Lyrik, wie ich ſie mit von Heidelberg brachte, würde ſich in ſo großartigen, weiten Verhältniſſen knabenhaft blöde, läppiſch, unbehülflich und greinerig albern ausgenommen haben; jedenfalls wäre ſie unfähig geweſen, hier ein Glück zu finden; denn zwiſchen dem Balken, auf welchem ſich die etwas ſäuerlich ausſehende Schöne von ſchmachtender Sehnſucht und Guitarreklängen anſingen ließ, und ihrem züchtigen und weißdamaſtnen Bettlein dachte ſich dieſe keuſche Lyrik ſtets den mit Wachskerzen geſchmückten Traualtar. O wie anders iſt hier die Welt! Der Anblick erweckt Liebe, Liebe wird zur Flamme und erweckt Gegenflamme, und beide ſtürzen genuſſestrunken ineinander. Aber auch welche Natur! Dieſe gigantiſche Schönheit kann nicht die kleinlichen Spielereien der Herzen dulden, die wir in Deutſchland Liebe nennen.

Als wir im Hafen von Rio de Janeiro einliefen, als der ungeheure Zuckerhut immer ſchroffer hervortrat, dieſer rieſige Hafenwächter, der ſein granitnes Haupt in den Wolken, ſeine granitnen Füße im Meere birgt, als die unabſehbaren koloſſalen Bergreihen im Hintergrunde ſich in beſtimmten Umriſſen von einander abhoben, und die bräunlichen Uferfelſen im Vordergrunde ihre Zacken und Riffe zeigten, als ich die Urwälder ihre herrlichen Kuppeln emporwölben und die Rieſenvegetation dieſes Wunderlandes die Erde in ihrer gewaltigen Umarmung faſt erdrücken ſah, als die große, prächtige Kaiſerſtadt auf Terraſſen hoch und höher, weit und weiter vor meinen ſtaunenden, unerſättlichen Blicken aufſtieg mit ihren Paläſten und Kirchen, langen Bauten, prächtigen Facaden und rechts und links um den Hafen unzählige Villas, Häuschen, Hütten und andere Menſchenwerke, zur äußern

Linken unter dem Zuckerhute die weißen Mauern des Caſtells Praia Vermelha, zur Rechten das Fort Santa-Cruz und zwiſchen beiden die unüberſehbare Stadt der Schiffe mit ihren unzähligen Maſten und Stangen, Segeln und Flaggen und Wimpeln, und hier und dort und überall, auf Land und Meer ein ewig bewegtes Menſchengedränge; da — da — als ich ſolche Größe und Pracht mit einem Blicke überſchaute, ging in mir die Ueberzeugung auf, daß in ſolcher Naturumgebung der Menſch ein Anderer, Größerer ſein müſſe, als in Deutſchlands grünen Feldern und blauen Berghügeln; da begriff ich Kynoſura's Eigenthümlichkeit ganz und ihre Bedeutung als geiſtige Erſcheinung wurde mir klar. Der Menſch ſteht mit der Natur ſtets in einem richtigen Wechſelverhältniß. Auf ſo großem Theater, von ſo gigantesken Couliſſen umſtellt können keine Iffland'ſchen Rührſtücke gegeben werden. Der Hafen von Neapel iſt unſtreitig das ſchönſte und erhabenſte Seebild der alten Welt, aber der Hafen von Rio de Janeiro übertrifft ihn bei weitem an großartiger Schönheit, an gewaltiger Pracht. Hier iſt Alles rieſig, ungeheuer ſchön. Aus dem Panorama der Stadt, welches ſich links vom Meere aus erhebt, ragen grotteskgeſtaltete, maſſenhafte Granitblöcke und Berge in abenteuerlichen Formen empor, die auf ihren Scheiteln Feſtungen und Kirchen wie Kronen tragen; aus der Felſenſtaffage der Stadt erhebt der Corcovado mit ſeinem Telegraphen und Schlößchen ſich am höchſten, ein ſeltſames Granitgebilde. Es iſt Alles ungewöhnlich, außerordentlich. Weiter und herrlicher wird der Hafen, je weiter man vordringt, und rechts zeigt ſich das in idylliſches Grün tief verſenkte Städtchen Praia Grande; zwiſchen ihm und der Hauptſtadt und weiter eine Menge Forts und Dörfer, Villen, Höfe; der Hafen wird endlich zum großen See, aus welchem eine Menge Inſeln wie große Waſſerblumen auftauchen; das Auge vermag nicht Alles mehr zu faſſen. Als unſer Schiff leiſe dahin glitt, war es mir träumeriſch zu Sinn, als ſteige die alte, verſunkene Mährchenwelt der Poeſie vor meinen Augen auf, und als hielt ich die Fee, die ſie aus der Tiefe heraufgezaubert, um mich, den Dichter, mit dem höchſten Glück, das die Phantaſie zu erſtreben vermag, zu entzücken, in den Armen. Kynoſura war die junge Fee, das alte Mährchen, die verkörperte Poeſie. Der Wahn des Pater Siſto fiel mir ein, ſie ſei eine Verſtorbene, wieder lebendig Gewordene, und ich fühlte jetzt erſt, wie recht der alte Mönch gehabt; denn die Poeſie ſtirbt ewig ſüßen Tod und wird ewig jung geboren.

Kynoſura führte mich in eins der erſten Hotels der Stadt, wo das vollſte Leben an unſern Blicken vorüberbrauſte. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen; an ihrer Seite durchzog ich die Stadt; bedächtige Mauleſel trugen uns auf die höchſten Felſenpunkte. Die Ausſicht iſt un=

ermeßlich und ſpottet jeder Beſchreibung. Wir beſuchten die überreiche Umgegend. Die ganze Welt hat nichts Schöneres, ja nichts Gleiches aufzuweiſen; dem Begriffe nach iſt hier das Paradies der Erde. Wir waren im botaniſchen Garten, wo die überſchwengliche Ueppigkeit der Natur recht in's Auge ſpringt; wir beſuchten St. Chriſtovao und die kaiſerliche Quinta mit ihren ſchattigen Gärten, aus deren dunklem Laub alle Früchte des Südens lockend hervorblicken, und in denen der rieſige Mangabaum mit ſeiner koſtbaren, ſaftigen Frucht gleichſam den eingebornen Landesherrn ſpielt. Trunken von all den Genüſſen entſchlief ich Abends in Kynoſura's reizendem Arm. Kann man denn glücklicher ſein auf Erden als ich? Iſt es möglich, daß künftige Zuſtände mir größere Seligkeit gewähren können?

Wir lebten in der Hauptſtadt auf einem glänzenden Fuß; **Kynoſura** hatte angeſehene Verbindungen und ich galt für einen vornehmen deutſchen Grafen. Allen Aufwand beſtritt ſie allein. Oft kam es mir vor, als ſei der alte Jozé ein Zauberer, der ſtets neue Mittel zu dieſem üppigen Leben herbeiſchaffe. Nach vier Wochen reiſten wir zu Schiffe wieder ab nach Kynoſura's reicher Beſitzung auf der ſchönen Inſel St. Katharina. Dieſes blühende und fruchtbare Eiland wird in Rio de Janeiro nur der Garten Braſiliens genannt, und er verdient dieſen Namen mit dem vollſten Rechte.

Kynoſura beſitzt im Innern der Inſel eine höchſt anmuthige und fruchtbare Strecke Land mit eleganten und bequemen Baulichkeiten; ſie iſt Herrin einer nicht unbedeutenden Anzahl von Sklaven, welche in den Plantagen verwendet werden. Das Gut heißt Rocca, und von ihm führt Kynoſura den Namen. In der Hauptſtadt der Inſel Cidade do Deſterro iſt ein ſchönes Haus — man würde es in Europa ein Palais nennen — ihr Eigenthum. Das Alles hat ſie von ihrem Vater, einem engliſchen Lord, von welchem aber nie die Rede iſt und den meine Geliebte auch nicht kennt. Die Eltern haben ſich früh getrennt und in ihrem kurzen Eheſtande ſcheinen ſehr viel Unregelmäßigkeiten vorgekommen zu ſein. Jozé iſt genau davon unterrichtet; aber er läßt ſich nichts abfragen, und iſt überhaupt ein geheimnißvoller, wunderlicher Patron. Oft muß ich über meinen frühern Irrthum lächeln, der den alten Mann für einen gemeinen Diener Kynoſura's hielt; je mehr ich Jozé kennen lerne, deſto größer wird meine Achtung vor ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen. Er iſt ein ſehr erfahrener Arzt, und hat in der Einſamkeit dieſer Rieſennatur Forſchungen gemacht, von denen ſich unſre deutſchen Profeſſoren — ſo gelehrt ſie ſind — nichts träumen laſſen. Die Naturwiſſenſchaften ſind das Feld ſeiner ununterbrochenen Thätigkeit. Mir ſcheint er beſonders zugethan, doch iſt er deshalb nicht mittheilſamer. Kynoſura wundert ſich aber ſchon darüber, daß er mich in ſeine Zimmer geführt hat, die außer ihm ſonſt kein menſchlicher Fuß betreten darf. Seine Bibliothek und Naturalienſammlungen ſetzen mich ſtets von neuem in das höchſte Erſtaunen, ſo oft ich durch dieſe Räume wandle. Er hilft mir jetzt eine Sternwarte bauen; dann werden wir viel zuſammen arbeiten; denn er iſt auch in der Aſtronomie erfahren. Ich gedenke viel, ſehr viel von ihm zu lernen und erachte es als keinen geringen Beitrag zu meinem Glücke, daß mir auch der wiſſenſchaftliche Umgang nicht fehlt. So muß auch dieſer Alte dazu beitragen, mir das beneidenswertheſte Loos zu ſchaffen.

Die Wintermonate werden wir dem hieſigen kältern Klima entfliehen und in Rio de Janeiro zubringen, wo die geſellige Freude Tempel und Throne hat. Kynoſura wird es durch ihre Verbindungen ſogar dahin zu bringen wiſſen, daß wir Zutritt bei Hof erhalten. Die Kaiſerin ſieht ihre Landsleute gern, und es leben eine Menge Deutſche in Braſiliens Hauptſtadt. Ich habe unter ihnen einige ſehr intereſſante Bekanntſchaften gemacht, darunter eine, die mir beſonders angenehm iſt. Und dieſe iſt Helenens früherer Geliebter, Namens Baurdach. Wie ſeltſam doch die Fügungen des Schickſals ſind! Es gab eine Zeit, wo ich dieſen Mann darum beneidete, Helenens erſter Geliebter geweſen zu ſein, und jetzt diente er dazu, mir vaterländiſche Zuſtände zurückzurufen. Ich machte ſeine Bekanntſchaft auf einem deutſchen Kaffeehauſe, wo die meiſten Deutſchen zuſammen kommen, die provinzielle Färbung meiner Sprache verrieth mich ihm, und als wir uns gegenſeitig decouvrirt hatten, war ſeine Freude unbeſchreiblich. Er iſt früher Officier im Dienſte des Kaiſers geweſen, hat aber dem Soldatenleben, das er mir nicht ſcheußlich genug ſchildern kann, quittirt und iſt durch Glück und Thätigkeit Chef eines nicht unbedeutenden Handelshauſes geworden, und hat ſich mit einer Deutſchen verheirathet, die mit ihren Eltern hierher ausgewandert war. Eine Braſilianerin, meinte er, würde er nimmer heimgeführt haben. Er hält nichts von den Eingebornen, aber ſeine Angaben ſind jedenfalls übertrieben. Wäre Alles wahr, ſo herrſchte hier nur moraliſche und phyſiſche Verworfenheit. Ich kann und mag das nicht glauben. Baurdach iſt einer von den gewöhnlichen Menſchen, die den Kern nach der rauhen Schale beurtheilen und das Leben nur nach der äußerſten Oberfläche ſchätzen. Und die hat allerdings viel Anſtößiges und Verletzendes. — Sehr rührend war es mir, den biedern Deutſchen in der Erinnerung an Helene ſich gleichſam verjüngen zu ſehen. Wenn er von ihr ſprach, wuchſen ſeiner Seele Flügel; er liebt ſie noch mit jener reinen, keuſchen Flamme, die nachhält bis an's Ende und das Leben fort und fort nicht nur ſanft erwärmt, ſondern auch golden anſtrahlt. Sonderbar genug wurde Helene der Gegenſtand unſrer täglichen Unterhaltung und wir wetteiferten mit einander, ſie mit Hochachtung zu erheben. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß mir ihre Schuld gegen mich bei weitem nicht mehr ſo grell und ſtrafbar vorkommt wie früher. Ich war in einem ſehr gereizten Zuſtande und ſah Alles ſchwärzer. Die Ferne in Zeit und Raum verſöhnt und zeigt die Dinge im blauen Duft der Sehnſucht und im Abendrothſchein der Verklärung. Friede und Freude dem mir einſt ſo theuern Weibe! Ihr Andenken wird mir ſtets heilig ſein. —

Ich habe Baurdach verſprechen müſſen, dieſen Winter oft in ſeinem Hauſe zu ſein, und er will mir über viele hieſige Verhältniſſe die Augen öffnen — wie er ſich ausdrückt. Ich denke, es wird ihm nicht gelingen.

Etwas iſt mir aufgefallen, was ich nicht erwartet hatte, nämlich die große innere Befriedigung, hier gemüthliche deutſche Herzen zu finden, an die ſich anzuſchließen mir ein unabweisbares Bedürfniß iſt. Es liegt ein unbegreiflicher Zauber darin. Ich meinte Deutſchland längſt los zu ſein, und hier finde ich es wieder und drücke es mit heiliger Inbrunſt an's Herz. — Hier in St. Katharina ſpielen die Eng.

länder eine Hauptrolle. Ich kann mich aber nicht m
ihnen befreunden.

Künftiges Jahr gedenke ich Dich zu beſuchen, wen
Du nicht früher zu mir kommſt. Du biſt herzlic
eingeladen.

XI.

Aus Blumenthal's Tagebuche.

O mein Gott! mein barmherziger Gott! Was habe ich erleben müſſen. Noch zittert mir das Entſetzen durch das innerſte Mark meiner Gebeine, noch grauſt es mir tief in der Seele und mein inneres Auge umhüllt ſich mit Nacht. Ich kann meine Gedanken nicht recht ſammeln. Das kann ich meinem Karl nicht ſchreiben! Das kann ich Niemand mittheilen; die tiefſte Scham würde mir es wehren. Es iſt mir, als wäre ich ſelbſt zum Verbrecher geworden. Iſt Kynoſura ein Engel und ein Teufel zugleich? Ich kann es nicht vereinbaren. — —

Als wir hier angekommen waren, noch in derſelben Stunde, traf Marianna einige Arrangements, um die ich mich natürlich nicht kümmerte. Später fiel mir auf, daß ſie ſich früh und Abends zu einer beſtimmten Stunde täglich entfernte, ein für allemal Geſchäfte vorſchützend und meine Begleitung einige Male beſtimmt ablehnend. Meine ahnungsloſe Seele beruhigte ſich dabei. Nach einiger Zeit fiel mir Paula's, ihrer ſchwarzen Zofe, ſcheues Weſen auf; ich bemerkte, daß das Mädchen verweinte Augen hatte. Dieſen Morgen, als Kynoſura ſich wieder entfernt, eilte Paula mit dumpfem Schluchzen durch das Zimmer. Ich vertrat ihr den Weg und fragte ſie mit ſanften, theilnehmenden Worten um die Urſache ihres Kummers. Sie ſah mich mit jenem ſcheuen, mißtrauiſchen, halb ſpöttiſchen, halb verzweiflungsvollen Blick an, der nur den Schwarzen uns gegenüber eigen iſt, aber ihr Mund blieb ſtumm. Ich faßte ihre Hand und ſagte: „Vertraue mir. Ich meine es gut mit Dir.“ — Thränen entſtürzten ihren Augen. „Sie ſind gut, ſo gut!“ ſchluchzte ſie, „aber Sie werden die arme Paula doch verrathen.“ Ich legte die Hand auf das Kreuz, das an einer Korallenkette um ihren Hals hing, nichts von ihren Mittheilungen über meine Zunge kommen zu laſſen, und bebte vor ihnen wie vor einem dunkeln Geſpenſt.

„Wenn Sie mich verrathen,“ ſagte ſie dann dumpf, „ſo iſt es mein Tod.“ Dann bat ſie mich, ihr leiſe zu folgen. Wie eine Katze ſchlüpfte ſie vor mir hin nach den Hintergebäuden eine düſtre Treppe hinauf und über die Böden, auf welchen der Segen der jüngſten Ernte aufgeſtapelt war. Ich hatte oft Mühe, mich durchzuwinden; das Herz ſchlug mir hörbar und ich hatte die beſtimmte Ahnung, daß ich etwas Fürchterliches erleben würde. Wie wahr war ſie! Endlich trat Paula auf ein ſchwankes Bret, das auf einer Leiter liegend von einem Haus zum andern über eine ſchwindelnde Höhe führte. Hinten war der Felſen des Bergs, vorn die hintere Seite der Hintergebäude. Ein dumpfes Aechzen ſchlug aus dem Schoppen, in welchen der halsbrechende Weg führte, an mein Ohr. Ich zauderte ſchwindelnd ihr zu folgen. „Auf jedem andern Wege würden wir entdeckt und verrathen werden,“ flüſterte die Sklavin dringend, „und mein Tod wäre dann gewiß, vielleicht auch — der Ihrige.“ — Ich bebte. Das Aechzen wurde lauter. „Hören Sie!“ ſprach ſie mit einem furchtbaren Blick, der mir durch Mark und Bein drang, „das iſt der arme Carro. Sie wird ihn todt ſchlagen.“ Mir wurde ſeltſam zu Muthe, aber ich folgte ihr nun ſichern Schritts über das Bret. Wir traten auf den Boden des andern Hauſes, einer ehemaligen Reismühle.. Paula empfahl mir die äußerſte Vorſicht und zog mich zu einer Spalte des Bodengebrücks. Himmel, was mußte mein Auge gewahren! Zu welchem empörten, knirſchenden Diener des Ohrs mußte es werden. O warum mußte ich das erleben! An dem ſtarken Balken in der Mitte des untern mit breiten Steinplatten gepflaſterten Raumes war ein junger, ſchöner, ſtarker Neger an Armen und Beinen mit zwiefachen Ketten gefeſſelt, und vor ihm auf einer Art Tribüne ſtand Marianna, anzuſchauen wie eine Furie. In ihrer Rechten hielt ſie eine ſogenannte fünfſchwänzige Katze, eine lange, furchtbare Geißel, in deren Flechten kleine Bleikugeln, Nägel und Nadeln in großer Menge eingeknüpft waren. Dieſe ſchwang ſie wüthend auf den nackten im furchtbaren Schmerz ſich krümmenden Neger herab, deſſen Rücken nur rohes, blutiges Fleiſch und Eiter zeigte. Am Steinboden klebte altes Blut in Fülle, neues ſtrömte aus den neuen Wunden hinzu. Die Furie hieb erbarmungslos auf ihr Opfer. Mir vergingen die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, war unten Alles dunkel, nur ein leiſes Wimmern zitterte zu mir herauf. Paula war ängſtlich mit mir beſchäftigt und brachte mich nur mit Mühe auf dem gefahrvollen Wege zurück. Als wir in Sicherheit waren, beſtürmte ich ſie, tief aufſeufzend und ſchier meinem Schmerz erliegend, mit Fragen um Aufklärung des entſetzlichen Phänomens. Sie erzählte: „Carro war mein Geliebter; die Herrin widerſetzte ſich aber unſrer Verbindung — wie es ſchien nur eigenſinnig. — Bald aber nahm ich wahr, daß ſie neben Don Luis auch noch Carro liebte, und es blieb mir kein Geheimniß, daß ſie den Einen wie den Andern mit ihrer höchſten Gunſt beglückte. Sie überhäufte nämlich ihren jungen Sklaven mit Geſchenken, und Carro wurde kaltſinnig gegen mich. Vielleicht hatten dieſe Zeichen auch Don Luis' ſcharfes Auge belebt; genug er kam hinter das Geheimniß der Herrin und verließ ſie. Erſt in Neapel, als ſie ihn auf's Aeußerſte gebracht, hat er ihr geſagt, daß er ihr Verhältniß zu **Carro** gar wohl gewußt; und dieſes Wort war's, was ſie ſo raſend gemacht, daß ſie ſich in's Waſſer ſtürzte. Sie ſetzte voraus, daß **Don Luis** es nur von **Carro** erfahren haben könne, und mit ihrem furchtbaren Racheplan im Herzen kam ſie hier an. Noch an demſelben Tage ließ ſie den Neger in der Reismühle an Ketten legen und hieb ihn mit ihrer blutigen Geißel, und täglich hat ſie dieſe ſie ſo ſehr ergötzende Arbeit zweimal fortgeſetzt. Es ſcheint ihr Plan zu ſein, ihn ſo langſam todt zu martern."

Die Negerin verließ mich unbemerkt; ich ſammelte mich ſo gut ich konnte, und trat vor **Marianna**, die mich mit dem alten Liebreiz empfing. Meine Bläſſe ließ ſie ahnen was ich geſehen; ſie fragte mich mit zitternder Stimme, was mir fehle. Ich ſagte ihr mit dürren Worten, daß der Zufall mich zum Zeugen ihrer unmenſchlichen Grauſamkeit gemacht, und daß ich geſonnen ſei, mich ſogleich von ihr zu trennen. Sie ward ohnmächtig. Ich warf einen Blick der Verachtung auf ſie; ach! ſie war unbeſchreiblich ſchön. Ich wollte gehen — ich zauderte noch — ich konnte das Auge nicht von ihr wenden — es war, als ob ein Zauber mich feſt hielte. Sie kam zu ſich, fiel mir zu Füßen, wimmerte, verzweiflungsvoll und beſchwor mich, ſie nicht zu verlaſſen. Ach, wie ſie da lag, das göttlich ſchöne Weib! Ich konnte ihr nicht widerſtehen. Die Freilaſſung des unglücklichen Sklaven forderte ich auf der Stelle; ſie gab Alles zu. Dann eilte ich zu Jozé, um dieſen zur Heilung des ſchwarzen Menſchen zu vermögen. Großer Gott, der alte Mann wunderte ſich, daß ich um eines Negerſklaven, über deſſen Leben und Tod ſeinem Herrn das Recht zuſtehe, ſolch Aufhebens mache! Carro wurde ſeiner Feſſeln entledigt und kam in Jozé's Pflege. Ich werde ſelbſt nach ihm ſehen. — — O mein Gott, welcher Zwieſpalt iſt in meiner Bruſt entſtanden! Kann ich es läugnen? Ich liebe Kynoſura noch immer. Es iſt mir unmöglich, mich von ihr zu trennen. Mein Herz iſt mit tauſend magiſchen Banden an das ihrige geſchmiedet. Aber vom Gipfel meines ſtolzen Glücks bin ich herabgeſtürzt und über alle Maßen elend geworden. Ich liebe ein Weib, das ich — verachten muß. Die Strahlen der Liebesſonne durchglühen mich nur noch, aber ſie erwärmen mich nicht mehr. Es iſt nur noch die Poeſie der äußern Schönheit, die mich erfüllt; die der innern iſt entflohen. Aber was bin ich ohne ſie? Meinem Leben wird die Harmonie fehlen. O mein Deutſchland, ich habe Dir doch Unrecht gethan!

XII.

Blumenthal hatte ſeine Ankunft in Rio de Janeiro dem Kaufmann Baurbach durch ein Handbillet gemeldet, und war von dieſem zu einem Gabelfrühſtück eingeladen worden. Als er zur beſtimmten Stunde eintrat, ſchien der joviale Handelsherr betroffen über ſeinen Anblick. Sie reichten ſich die Hand, die Augen des Einen hefteten ſich feſt auf das bleiche Geſicht des Andern.

„Herr Blumenthal, verehrter Landsmann und Freund!“ rief Baurbach, „ich hatte mich Gott weiß wie gefreut Sie wieder zu ſehen. Zum Henker! und Sie jagen mir die Freude zur Thüre hinaus. Sind Sie krank geweſen? Sind Sie es noch? Können Sie das braſilianiſche Klima nicht vertragen? St. Katharina hat doch die geſundeſte Luft und eine Sonne wie unſer lieber deutſcher Mittel-Rhein.“

Blumenthal ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Haben Sie das Heimweh bekommen und ſehnen ſich nach dem geſcholtenen Deutſchland zurück?“ fuhr der Kaufmann fort. „Ich dachte mir wohl, daß ſo etwas bei Ihnen eintreten würde. Sie waren mir viel zu böſe auf unſer liebes Vaterland. Das iſt eine Sünde, die bald gerochen wird. Kein Menſch ſoll auf ſeine Mutter und ihre Fehler ſchmähen.“

„Mir fehlt weder das Eine noch das Andere,“ ſagte Blumenthal wehmüthig.

„So iſt Ihnen Ihre Geliebte untreu geworden? Das durften Sie von einer Braſilianerin nicht anders erwarten und ich habe es Ihnen erſt geſagt. Deutſche Treue, deutſche Tugend ſind dieſen Grazien fremd. Ihr Herz wird nur von einem Triebe bewegt, und der heißt: Genußſucht. Zum Glück ſind die Männer nicht beſſer, und ſo kommt man leidlich mit einander aus. Eine Tugend, von der Niemand eine Ahnung hat, wird nicht ſchmerzlich vermißt. Aber ein deutſches Herz paßt nicht in dieſes wilde, wollüſtige Treiben. Der Rauſch verfliegt und die Luſt wird zum Ekel.“

„Sie ſind auch hier auf falſcher Fährte. Ich kann meine Geliebte keiner Untreue zeihen und liebe ſie noch eben ſo heftig wie erſt.“

„Sie wollen ſich mir verbergen; aber bei unſerm deutſchen Gott, der ein viel herzigerer Vater iſt als der braſilianiſche, ich laſſe Sie nicht! Dazu lieb' ich Sie zu ſehr. Sie ſind nicht glücklich mehr, das zeigt Ihr Ausſehen, das predigt jeder Zug Ihres Geſichts. Sind Sie endlich inne geworden, welch ein erbärmliches Volk dieſe Braſilianer ſind? wie ſich die in Europa ſo hoch gerühmten Helden hier an Ort und Stelle dem unbefangenen Auge als die jämmerlichſten Gecken präſentiren? Natur und Menſchen ſtehen hier in einem divergirenden Verhältniß. Jene iſt ungeheuer groß, dieſe ungeheuer klein. Das ſagte ich Ihnen gleich, aber Sie wollten es nicht glauben. Ein deutſcher Dichter darf nicht in dieſes Land kommen, um mit Menſchen zu verkehren. Er muß ſich mit der Natur begnügen. Ich begreife aber wohl, daß das nicht angeht. — Sie ſchweigen, werther Freund! — Nun, ich will nicht in Ihr Geheimniß dringen, aber ächt deutſch-treu und ehrlich will ich Ihnen rathen, mit dem erſten, dem beſten Schiffe ſchleunigſt nach Deutſchland zurückzukehren."

Blumenthal ſchüttelte wieder bitter lächelnd den Kopf.

„Vielleicht hätte ich einen Talisman, der Ihren geheimen Kummer verſcheuchte!" ſagte jetzt der Kaufmann mit einem pfiffigen Geſichte. „Setzen wir uns: Schenken wir die Gläſer voll und ſtoßen wir an: Deutſchland lebe! Deutſchlands Frauen leben! **Helene** lebe!"

Blumenthal ſtieß mit Heftigkeit an und leerte das Glas. In dieſem Augenblicke drückte ihm **Baur-**

bach etwas in die Hand. Mit der heftigſten Beſtürzung erkannte er ſeinen Ring und die Kette von ſeinem Haar, und wie im Traume rief er ängſtlich: „Helene! Sie mahnt mich an mein Wort! Helene! O Gott! Helene, wo biſt Du?“

Da öffnete ſich eine Seitenthüre und im ſchönſten Reize ſittiger Frauenwürde trat die Gerufene herein. Blumenthal breitete, ſich ganz vergeſſend, die Arme aus und Helene ſank an ſeine Bruſt. Einen Augenblick feierten ſie die Seligkeit des Wiederſehens. Aber plötzlich ſprang Blumenthal auf und rief verzweifelt: „O Gott, das iſt zu viel! Ich ertrag' es nicht. Nicht im Himmel darf ich verweilen; ich habe mich der Hölle verſchrieben, und die Hölle iſt ſchön, unſäglich reizend. Ihr wißt es nicht und werdet es nicht glauben; aber ich ſchwör' Euch, die Hölle iſt über allen Ausdruck herrlich, und ihr gehör' ich auf ewig an. Leb' wohl, Helene! Sieh nicht auf meine Ferſen! Laß mich! Laß mich untergehen!“ Und mit dieſen Worten ſtürzte er aus der Thüre.

„Er iſt unrettbar verloren!“ jammerte Helene; der Kaufmann rieb ſich verlegen die Hände. „Geben wir nicht alle Hoffnung auf,“ ſagte er verdrießlich,“ ich werde ihn nicht aus den Augen laſſen. Und die gleiſende Schlange ſoll es mir büßen, daß ſie mir auch dieſes nie gehoffte Wiederſehen verdorben hat. Eigentlich wäre ich ihr Dank ſchuldig, denn durch ſie iſt mir das hohe Glück zu Theil geworden noch einen Jugendtag zu leben. Nein, nein, theure Frau, Sie dürfen ſich dem Schmerze nicht ganz ergeben. Der Herr wird es zum Beſten lenken!"

Helene faltete die Hände und warf einen inbrünſtigen Blick aufwärts, in welchem ein Paar klare Thränen zitterten, Juwelen aus der Diamantengrube des edelſten Frauenherzens.

„Ja, ich vertraue," ſprach ſie dann feierlich und mit innerer Erhebung. „Erkenne ich doch darin Gottes weiſe Lenkung und Fürſorge für mein und ſein Geſchick, daß ich Sie, mein verehrter Freund, und Ihre werthe, liebevolle, theilnehmende Gattin hier gefunden habe. Unſre Herzen — ſo erkenn' ich die Schickung demüthig an — mußten einſt getrennt werden, gewiß weil ſie nicht für einander beſtimmt waren, und Sie im Schmerz darüber Ihr Vaterland verlaſſen, damit nun einem edlen unglücklichen Herzen durch mich hier Troſt und Rettung werde. Hätte ich nicht Ihr und Ihrer Gattin treues deutſches Herz hier, an das ich glaubend und vertrauend das meinige anlegen, aus deſſen heiligem Lebensborn ich mir Ermuthigung, Troſt und Hülfe trinken, an dem ich die mächtige Stütze der Freundſchaft finden kann; ich müßte ja in dieſer herzloſen Stadt verzweifeln. Unter dieſen meinen Reiſegefährten iſt mir nicht wohl, ſo lang wir hier ſind; das drückende Gefühl, das mich in Neapel und auf der Meerfahrt unter ihnen beſchlich, iſt hier nur noch laſtender geworden. Ein alter Mönch und ein alter engliſcher Graf, Beide von ſtillem Wahnſinn heimgeſucht; der junge Don Luis da Miranda verſchloſſen und heimlich, ein düſtrer, unfreundlicher Charakter; ſeine Mutter hier eine ſtolze, kalte, theilnahmloſe Frau: ich bin wie verrathen und verkauft unter dieſen Leuten.“

„Deſto treuer ſind Sie bei uns aufgehoben,“ verſetzte der Kaufmann, und führte die Geliebte ſeiner Jugend, an welcher ſein Herz noch immer in ſtiller, heiliger Verehrung hing, zu ſeiner Gattin. — So gewiß iſt es, daß die Liebe, die keuſche wahre Liebe der Seelen, die man vorzugsweiſe die deutſche Liebe nennen könnte, ein unſterbliches Eigenthum reiner Herzen bleibt, ein heiliges Kreuz, an dem die Geiſter anbeten, und an das ſie ſich feſtklammern in Noth und Sturm. —

Baurbach erfuhr nach einigen Tagen, daß Blumenthal krank darnieder liege, er eilte in deſſen Wohnung und kehrte ſehr niedergeſchlagen zurück. Helene drängte mit zitternder Angſt in ihn, und er erwiederte: „Nein, ich will es Ihnen nicht verhehlen, wie erſt mein Vorſatz war; es iſt beſſer, Sie erfahren, daß unſer Freund an einem ſo heftigen hitzigen Fieber darnieder liegt, daß er Niemand kennt und — da ich den Charakter dieſer Krankheit an Deutſchen hier ſchon mehrfach beobachtet habe — ohne Rettung als Opfer ſallen muß. Mit Schmerzen muß ich es ſagen: Blumenthal iſt nach Rio de Janeiro gekommen, um hier zu ſterben."

Helene war erblaßt; ohne ein Wort zu verlieren, begab ſie ſich in das Palais der Donna Marianna da Rocca. Die junge Dame war abweſend; der alte Jozé ſaß mit beſorgten Mienen am Bette des fieberkranken delirirenden Mannes. Helene erkannte ſogleich den Arzt in dem Greiſe.

„Mein Herr," ſagte ſie würdevoll, „die heiligſte Pflicht des Herzens und der Natur fordert aus mir einen Platz neben Ihnen an dieſem Bette. Es iſt ein zerriſſenes, blutendes Herz, das dieſe Bitte ausſpricht. Sie können und dürfen mich nicht zurückweiſen."

Der Greis fühlte jene tiefe Ehrfurcht vor dem Unglück, die demſelben einen Freipaß durch die Welt zuſichert.

„Ohne daß ich Sie kenne, Donna," ſprach er, „weiß ich doch, wer Sie ſind. Die Fieberphantaſien des Kranken, die ſchon den ganzen Tag ſich nur mit Ihnen beſchäftigt und nach Ihnen verlangt haben, verrathen es mir. Sein Sie hier willkommen und theilen Sie ſich mit mir in die Pflege dieſes Edeln. Wahrlich, Sie ſtehen ihm an Edelmuth nicht nach; denn ich weiß, Sie ſind ſeine verſtoßene Geliebte."

Helene beugte ſich über Blumenthal's glühendes Geſicht. Er erkannte ſie nicht, und doch ſprach er ihren Namen mit einer tiefen Sehnſucht aus. Seinen abgeriſſenen Aeußerungen nach erſchien ſie ihm als eine verklärte fliehende Geſtalt, die er mit rührenden Worten bat, ihn doch auch mit zu nehmen. Ihre Thränen fielen auf ſeine Hände, die ſie gefaßt hielt. Mit ängſtlicher Sorgfalt beobachtete ſie ſeine Züge und unterzog ſich mit der größten Gewiſſenhaftigkeit den Anordnungen Jozé's.

Erſt nach einigen Stunden erſchien Paula und erkundigte ſich im Namen ihrer eben heimgekehrten Herrin bei Jozé nach dem Befinden des Kranken.

„Sage Donna Marianna,“ erwiederte der Alte finſter, „daß ich ſie erſuchen ließe ſich ſelbſt hierher zu bemühen.“

Paula warf einen verwunderungsvollen Blick auf den Greis, aus deſſen Munde ſie noch keine ſo kühne Aeußerung gehört haben mochte; Helene bemerkte, wie er zitterte. Einige Augenblicke darauf kehrte Paula wieder und brachte Marianna's ſtrengen Befehl an Jozé, ſogleich vor ihr zu erſcheinen.

„Sag' ihr,“ rief der Alte leidenſchaftlich, „daß ich dieſem Befehle nicht gehorchen werde. Hier an dieſem Bette iſt jetzt mein Platz und hier wäre wohl auch der ihrige. Sag' ihr, wie tief ſie beſchämt wird von dieſer deutſchen Frau.“ — Paula ging kopfſchüttelnd wieder. Und wieder einige Minuten und die Thüre rauſchte heftig auf, und Marianna trat raſch mit zornſprühendem Auge herein.

„Wer iſt dieſe Fremde, die Dich zu ſolcher Frechheit verführt, Alter?“ rief ſie bebend.

„Ich bin eine Deutſche, die dem Manne Ihrer Liebe viel ſchuldet, Donna Marianna,“ ſagte Helene ſich verbeugend mit feſter Stimme. „Ich flehe Sie um die Erlaubniß an, ihn während ſeiner Krankheit warten und pflegen zu dürfen. Mir iſt deutſche Art und Weiſe bekannt; ich nur weiß, wie man mit dieſem Kranken umgehen muß. Erzeigen Sie mir die Barmherzigkeit, ihm die letzten Lebensſtunden mit liebevoller Pflege zu verſüßen. Er ſtirbt; ich weiß es gewiß. Der Lebende gehörte Ihnen an, überlaſſen Sie mir den Sterbenden. Sie ſcheinen ohnedies kein Wohlgefallen am Geſchäft einer Krankenwärterin zu finden. Es iſt auch nicht jedes Weibes Sache. Weiſen Sie mich nicht aus Ihrem Hauſe. Nein, Sie dürfen das nicht dieſes Mannes wegen, der Sie ſo ſehr liebte.“

„Ah, Sie ſind ſeine frühere Geliebte,“ verſetzte Marianna, ſich auf die Lippen beißend. „Wohlan, bleiben Sie und wenn Don Antonio geneſt, ſo mag er wählen zwiſchen Ihnen und mir.“

„Davon könnte nicht die Rede ſein, ſelbſt wenn ich aus den ängſtlichen Zügen dieſes Greiſes nicht die Gewißheit des Todes Don Antonio's herausläſe.

Ich bin nicht gekommen, Ihnen Ihr Eigenthum ſtreitig zu machen.“

„Laſſen wir das!“ ſagte Marianna gleichgültig, auf die die Nachricht von dem hoffnungsloſen Zuſtande ihres Geliebten keinen Eindruck zu machen ſchien. „Bleiben Sie und thun Sie, was Ihnen gut dünkt. — Jetzt habe ich mit Dir zu reden, Jozé. Du haſt gewagt, meinen Befehl zu verhöhnen; ich werde Dich auspeitſchen laſſen.“

Der Greis ſaß einen Augenblick ſtumm und wie zu Stein verwandelt. Dann begannen ſeine Lippen ſich leiſe zu regen; nun heftiger, immer heftiger, aber noch kam kein Wort zwiſchen ihnen hervor. Endlich brach der zurückgedrängte, gehemmte Strom der Empfindung in Worten hervor: „Du mich auspeitſchen laſſen, Auswurf, den meine Liebe groß gezogen, der mir Leben und Güter, Alles zu verdanken hat. Erfahre denn, wer ich Dir bin, Undankbare, Elende! Ich, ich bin Dein Vater! Nun lege nur die vatermörderiſche Hand an mein eisgraues Haupt. Ja, Dein Vater bin ich, der nur Dein Glück wollte und der erkannt hatte, daß dieſer deutſche Mann, den Dein Leichtſinn hier auf's Krankenbett geworfen, Dein wahres Glück begründen würde und keiner weiter. Ihn habe ich geliebt wie Dich; er ſollte Dein Gatte werden, und es empörte mich, daß Du ihn jetzt verlaſſen konnteſt, um neuen Lüſten nachzugehen, daß Du den Kranken, den Sterbenden mir allein überließeſt, und ſeine verlaſſene, verſtoßene Geliebte kam ihn zu pflegen. Scheuſal, nun weißt Du Alles, was ich Dir bis jetzt verſchwiegen; denn ich wollte Dir, meinem verzärtelten Kinde, den verachteten Juden nicht zum Vater geben. Aber ich bin's! ich bin's! Bei'm hochgelobten Gott unſerer Väter, und Dich trifft mein gerechter Vaterfluch!"

Marianna hatte wankend nach einem Stuhle gegriffen; ihre Züge waren verändert. Jetzt ſchlug ſie eine wilde Lache auf und ging mit den Worten nach der Thüre: „Ich werde ſogleich dafür Sorge tragen, daß man Dich heute noch in's Narrenhaus ſperrt." — Als ſie hinaus war, raufte ſich der Greis die dürftigen Locken und heulte verzweiflungsvoll. Helene ſchauerte in tiefſter Seele zuſammen. Sie verſuchte es, Troſtworte an ihn zu richten, aber er hörte ſie nicht und rannte wirklich wie wahnſinnig von dannen. Sie wandte ſich dem Kranken zu. „Helene!" lispelte er. „Ja Du biſt's! Ich habe Dich erkannt!" Er drückte ihr zärtlich die Hand und ſchlummerte ſanft ein. Es ſchien, als habe er die Scene verſtanden. —

XIII.

Gegen alles Erwarten beſſerte es ſich zuſehends mit **Blumenthal**. Die Liebe iſt auf Erden die größte Zauberin; ſie hat ſeit Anbeginn der Welt alle Wunder gethan; ſie that es auch hier. Von den öden Ufern des düſtern Fluſſes, der die Grenze des Lebens beſchreibt, wurde der Kranke durch **Helenens** liebende Hand in die blühenden Geſilde zurückgeführt. Eines Abends erklärte **Jozé** — **Marianna** hatte ihre Drohung nicht in Ausführung gebracht — der Kranke ſei aller Gefahr enthoben und gehe nun mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegen. Am andern Morgen erſchien **Helene** nicht mehr am Krankenbette; vergebens fragten **Blumenthal's** Blicke und Worte nach ihr; ſie war verſchwunden und alles Nachforſchen nach ihr führte zu keinem Reſultate. **Jozé** ſagte: „Ich ſtaune an der Größe dieſes Weibes empor. Solche Tugend iſt ein Fremdling in unſerm Hauſe und in unſerm Lande.“

Marianna zeigte ſich nun dagegen wieder mehr an **Blumenthal's** Bett und verbreitete dort jene glückliche Heiterkeit, die ihrer Seele wie ein berauſchender Blumenduft entgegenſtieg und auf den Geneſenden den wohlthätigſten Einfluß ausübte. In **Blumenthal's** Auge entzündete ſich allmälig wieder das Feuer der Leidenſchaft, wenn er es auf **Marianna's** verlockende blühende Geſtalt geheftet hielt, und er nannte ſie ſchon wieder ſeine geliebte **Kynoſura**, welchen Namen ſie ſo gern hörte, und den ſie jedesmal mit einem Kuſſe erwiederte. Der alte Zauber ſpann ſich wieder neu und feſt um ſeine Sinne. Bald fühlte er ſich ſo weit hergeſtellt, daß er einen Ausflug wagen durfte. Er gedachte **Baurbach** zu überraſchen, vielleicht mit einer leiſen Hoffnung **Helenen** dort zu finden, deren Anweſenheit in ſeinem Hauſe dieſer bei ſeinen Beſuchen an **Blumenthal's** Bette ſtets ſo beharrlich geläugnet hatte. An einem friſchen Frühlingsnachmittage machte er ſich auf den Weg. Noch war er nicht lange gewandelt, als er Schritte hinter ſich und endlich ſeinen Namen geflüſtert hörte. Als er ſich umwandte ſah er zu ſeinem Erſtaunen den Neger **Carro**, der ihm ganz aus dem Gedächtniß gekommen war.

„Herr,“ ſagte der Neger geheimnißvoll, „ich habe ſchon lange darauf gewartet, Sie allein zu ſprechen. In dieſer Nacht wurde mir hinterbracht — nun, ich kann

Ihnen wohl anvertrauen, daß ich dieſe Nachricht meiner **Paula** verdanke, die ich oft heimlich in der Nacht ſpreche — daß Sie heute ausgehen würden, und ich habe den ganzen Tag auf Sie gepaßt, um Sie nicht zu verfehlen."

„Und was haſt Du mir ſo Nöthiges zu ſagen?" fragte **Blumenthal.**

„Einen Theil der Schuld meiner Dankbarkeit möchte ich bei Ihnen abtragen. Herr, ich verdanke Ihnen mein Leben und meine Freiheit. All meine Gedanken haben ſich zeither darauf gerichtet, mich Ihnen dankbar zu bezeigen. Es iſt mir endlich gelungen, Ihnen nützlich ſein zu können. Ich bitte Sie, vertrauen Sie ſich mir eine Stunde an; gehen Sie mit mir, ich gedenke Ihnen einen großen, einen ſehr großen Dienſt zu leiſten."

„Und von welcher Art wird dieſer ſein?"

„Sie ſollen durch mich über ein Geheimniß aufgeklärt werden, deſſen Wiſſen Ihnen noth thut und ſehr erwünſcht ſein wird."

„Wie? ſoll ich vielleicht **Helenen** durch Dich finden, die deutſche Dame, die mich in meiner Krankheit gewartet hat?"

„Ja bei Gott, das ſollen Sie durch mich, mein theurer Herr!" rief der Neger freudig, und **Blumenthal** ging ohne Weiteres mit ihm. **Carro** lächelte ſtill vor ſich hin, und bog vom Wege ab durch mehrere krumme und enge Straßen, an denen die Stadt ſo reich iſt, bis er vor einem ziemlich verſteckten Hauſe Halt machte. Es war ein Gaſthof, doch keiner von der erſten Sorte, ſo wenig wie die Leute, die hier einzukehren ſchienen. Carro flüſterte einem Aufwärter etwas zu und drückte ihm Geld in die Hand. Hierauf wurden ſie eine düſtre Treppe hinauf in ein Zimmer geführt. Der Aufwärter deutete auf eine Thüre und verließ ſie. Blumenthal bemerkte in der Thüre kleine, von einem Bohrer herrührende Löcher.

„Ich habe dem Kerl das feierliche Verſprechen geben müſſen, uns ruhig zu verhalten,“ ſagte der Neger. „Und ich glaube, wir kämen nicht ganzbeinig wieder hinaus, wenn wir es nicht hielten. Was Sie alſo auch ſehen mögen, faſſen Sie ſich!“

Blumenthal fing an zu ahnen, um was es ſich hier handle und ſchwieg tief in ſich gekehrt. Es dauerte nicht lange, ſo wurde das anſtoßende Zimmer geöffnet und haſtige Männerſchritte in demſelben vernommen. Blumenthal wollte durch die Oeffnung ſchauen. „Noch nicht!“ ſagte Carro. „Der Herr iſt noch allein. Gedulden Sie ſich noch ein klein wenig. Die Pulſe des armen Reconvalescenten klopften immer lauter; das Herz drohte ihm aus der Bruſt zu ſpringen, und ſeine Phantaſie arbeitete ſich ab, ihm ſeltſame und abſcheuliche Bilder vorzuführen. Die Spannung würde ihn endlich niedergeworfen haben, wenn nicht die Thüre drüben abermals geöffnet worden wäre. Ein Rauſchen von ſeidenen Gewändern gelangte zu Blumenthal's Ohren.

„Jetzt!" raunte ihm der Neger zu. „Doch keinen Laut, ich bitte!" — Das glühende Auge ſuchte gierig die Oeffnung und ſah — Marianna und Don Luis in der zärtlichſten Umarmung. Es dunkelte vor Blumenthal's Blicken, ein leiſer Laut entſchlüpfte ſeinem Munde, der aber von dem im Rauſche der Leidenſchaft glühenden Paare überhört zu werden ſchien. Carro, ſchon darauf vorbereitet, umfing den Erſchrockenen raſch mit ſtarken Armen und trug ihn fort in ein entferntes Zimmer. Als Blumenthal dort wieder zum klaren Bewußtſein kam, ſagte der Neger: „Sind Sie nun geheilt, mein theurer Herr? Sie ſind zu gut für dieſe Donna. Das war der Dank, den ich Ihnen abſtatten wollte. Ich habe Donna Marianna's und Don Luis' geheimen Gängen nachgeſpürt, bis ich den Schlupfwinkel entdeckt, wo ſie ihre ſüßen Stunden feiern. Ich habe es mir Mühe koſten laſſen, ſo viel zu verdienen, um den Aufwärter beſtechen zu können. Gottlob! das Ziel iſt erreicht." — Blumenthal gab dem Neger all ſein Geld und wankte zu Baurdach, dem er erzählte, was er ſo eben geſehen. „Don Luis!" rief er ein um's andere Mal dazwiſchen aus. „Iſt es möglich! Dem ſie Mörder beſtellt, den ſie für todt hielt! Er liegt wieder in ihren Armen!"

„Er müßte kein Braſilianer ſein,“ verſetzte Baurbach ruhig. „Dieſe Leute ſind zu Allem fähig. Was iſt auf dieſes Erlebniß, das mich nicht Wunder nimmt, Ihr Entſchluß?“

„Das ſollen Sie morgen erfahren. Gönnen Sie mir ein Nachtlager in Ihrem Hauſe.“

„Mit Vergnügen hundert.“ Und ſofort wies er dem Freunde ein heitres Zimmer an. Kaum dort angelangt, warf ſich Blumenthal in einen Stuhl und ſchrieb:

„An Don Luis da Miranda.

Ich bin ſo eben Zeuge Ihres neuen Verhältniſſes mit Donna Marianna da Rocca geweſen. Trotz aller Vergehungen dieſer Dame, trotz ihrer Sünden an mir, bin ich doch von einer ſo raſenden Leidenſchaft für ſie befangen, daß nur Einer von uns Beiden ferner leben kann, um ſie allein zu beſitzen. Ich vermuthe, aus Ihren frühern Aeußerungen ſchließend, mit Wahrſcheinlichkeit, daß Sie ſich in demſelben Zuſtande befinden wie ich; aber obgleich Donna Marianna gegen mich noch keine Mörder gedungen hat, ſo wage ich doch zu behaupten, daß ich der Unglücklichere von uns Beiden bin, und deshalb mit einem aufrichtigen Verlangen wünſche, von Ihrer Kugel dahin gerafft zu werden. Es wäre von mir thöricht, mit Ihnen über Ihr Handeln rechten zu wollen, der ich ſelbſt dem Wahnſinne der Leidenſchaft auf eine Weiſe verfallen bin, die mich nicht zum ruhigen Nachdenken über meinen außerordentlichen Zuſtand kommen läßt. Es handelt von uns Einer ſo inconſequent wie der Andere. Auch iſt gar nicht von Beleidigung, gekränkter Ehre, Genugthuung und dergleichen die Rede, ſondern die Sache iſt ganz einfach die: Einer von uns muß ſterben, damit der Andere ungeſtört im Beſitz Mariannens leben kann. Ich erwarte Sie alſo morgen um 6 Uhr im hintern Theil des öffentlichen Gartens. Wir laſſen nur eine Piſtole laden; ich laſſe Ihnen die Wahl, und ſetzen uns, um die Sache kurz zu machen, die Läufe auf die Bruſt. Ich denke, ſo wird es am beſten ſein.

Antonio di Valle da Fiore."

In der Nacht ſetzte Blumenthal noch einige Verfügungen in Betreff ſeiner Nachlaſſenſchaft auf, im Fall das ſchwarze Loos ihm fallen würde, und war am andern Morgen zur beſtimmten Stunde fertig, nicht zweifelnd, daß Don Luis auf der Wahlſtatt erſcheinen werde, wie derſelbe ihm durch Baurbach's Diener, der den Brief überbracht, hatte zuſagen laſſen. Als er nun im Begriff ſtand, ohne Aufſehen das Haus zu verlaſſen, trat ihn jener Diener mit einem Briefe und dem Bemerken an, ein Schwarzer habe denſelben ſchon vor einer Stunde gebracht; er — der Diener — habe aber gefürchtet, Herrn Blumenthal zu wecken und deshalb die Uebergabe bis jetzt verzögert. Blumenthal riß das ſchlecht verwahrte Papier von einander und las die höchſt unorthographiſch und ſchlecht geſchriebenen Worte: „Bemühen Sie ſich nicht in den öffentlichen Garten. Don Luis wird nicht dort erſcheinen. Der Gegenſtand des Streites iſt keinen Schuß Pulver mehr werth.“

Dieſe räthſelhaften Worte erfüllten den Leſer mit vergeblichem Nachdenken. Inzwiſchen hielt er es für ſeine Schuldigkeit, nichts auf den Zettel zu geben und ruhig ſeinen Weg fortzuſetzen. Der ungeſchickte Briefſteller hatte übrigens Recht gehabt. Don Luis erſchien wirklich nicht, und Blumenthal ging, nachdem er eine Stunde vergeblich gewartet hatte, den Wortbrüchigen in ſeiner eigenen Wohnung aufzuſuchen und zur Rede zu ſtellen. Denn er hatte die Entſchloſſenheit einer raſenden Verzweiflung und wollte um jeden Preis dem folternden Zuſtande, dem er preisgegeben war, auf welche Art es auch ſei, ein Ende gemacht wiſſen. Und eher, das war ſein unerſchütterlicher, fürchterlicher Vorſatz, wollte er das mit ſo gemeiner Leidenſchaft geliebte Weib nicht wiederſehen, als bis Don Luis todt ſei. Im Fall ſeines eigenen Todes fielen natürlich alle Vorſätze und Bedingungen weg. Seine Lage war von ſo ſchmerzlich zerriſſener Art, daß er dem Wunſche, ſelbſt zu ſterben, den Vorzug vor dem gab, ſeinen Gegner zu tödten. Die eine Ueberzeugung durchglühete ihn wie ein nicht zu löſchendes Lavameer, daß er ohne Marianna's Beſitz nicht werde leben können. Solch eine furchtbare Macht hatte die Sinnlichkeit über ihn gewonnen. Verdroſſen und in ſich gekehrt ſchritt er dem Hauſe der Miß Lowrence, Luis' Mutter zu. Als er in die Thüre deſſelben trat, bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung des dienenden Perſonals, ein ungeſtümes Hin- und Herrennen, Schreien, Fluchen und dergleichen. Keiner wollte ihm Rede ſtehen, Alle ſchienen von einem paniſchen Schrecken erfaßt. Ungehindert erſtieg Blumenthal die Treppe, Niemand wehrte ihm den Eintritt in den Vorſaal, die Thüren der Zimmer ſtanden auf, und er nahm den Pater Siſto und den Engländer wahr, den er in Neapel am Tage vor ſeiner Abreiſe, am Feſte des heiligen Januarius nur zweimal, aber jedesmal in auffallenden Situationen geſehen hatte. Beide ſtanden vor dem Bette einer alten Dame, die dem Anſcheine nach in den letzten Zügen lag, Aerzte und Chirurgen mit ihren Gehülfen, Diener und Dienerinnen ängſtlich um ſie beſchäftigt.

Der Engländer kreiſchte wie toll: „Warum haben wir den Teufel herausgefordert! Nun habt Ihr's! Die Hölle verträgt keinen Scherz. Ich habe es erſt gewußt. Uff!“ — Pater Siſto lächelte aber ſtill vor ſich hin und ſagte einmal um's andere: „Wozu der tolle Junge den Lärm macht. Sie wird ja doch wieder lebendig. Stille, Mylord! Wer ſich einmal dem Teufel ergeben, kommt nicht wieder los. Sie wird ſchon wieder lebendig werden."

Nach einigen Minuten bemerkte er Blumenthal, der ein ſtummer Zeuge dieſer Scene geweſen war. „Nicht wahr, Don Valle," rief er auf dieſen zuſchreitend, „der Luis hätte deshalb nicht brauchen verrückt zu werden. Sie wird ja doch wieder lebendig; das wiſſen Sie am beſten. Aber — aber ſie will uns Alle verderben. Wen ſie in ihr teufliſches Netz verlockt, der iſt verloren. Das habe ich nicht bedacht. Es iſt ein ungleicher Kampf zwiſchen der Hölle und ein paar armſeligen ſchwachen Menſchen. Lord Wilkeſon hat recht; wir hätten den Teufel nicht herausfordern ſollen. Nun haben wir die Früchte unſerer Verwegenheit." —

Blumenthal begriff von Allem nichts. „Frommer Vater," ſagte er mit dem Ausdruck von Mitleid. „Die Dame iſt noch nicht todt. Wenn aber der Himmel über ſie verfügen ſollte, und ich ſehe, daß ihr Alter keinen Widerſpruch erheben darf, ſo kann ſie den ewigen und unabänderlichen Geſetzen der Natur zufolge nicht wieder belebt werden. Ergeben Sie ſich alſo getroſt in das unbeugſame Schickſal."

„Nicht wieder belebt werden!" ſchrie er und ſchien wirklich nur dieſe Worte gehört zu haben, und der Engländer ſchrie es ihm ganz toll nach. „Wiſſe Sie nicht ſelbſt, daß ſie wieder lebendig wurde," fuhr der

Pater fort, „als ſie ſich in Neapel erſäuft hatte und begraben worden war? Wiſſen wir, Mylord und ich nicht ganz wohl, daß ſie ſchon dreimal im Laufe unſeres Lebens todt war und ſtets wieder jungblühend lebendig geworden iſt? Was ihr dreimal gelungen, wird ihr noch oft gelingen. Sie wird wieder aufwachen, aber Don Luis wird doch verloren ſein.“

„Ehrwürdiger Vater,“ verſetzte Blumenthal betroffen und von einer böſen Ahnung angeflogen, „ich weiß nicht, von wem Sie reden.“

„Von wem ſonſt als von der Hexe, der Teufelin, in deren Banden Sie auch liegen, an denen ſie Sie nach Braſilien herübergezogen hat.“

„Donna Marianna da Rocca?“

„Ja, ja, dieſe Marianna, die uns Alle verrückt gemacht hat, mich, den Lord, Don Luis und ich vermuthe Sie nicht weniger, mein Herr.“

„Was iſt's mit Donna Marianna? Ich beſchwöre Sie!“

„Nun, ſie iſt einmal wieder todt. Wiſſen Sie noch nicht? Sie wohnen ja doch bei ihr. Und Don Luis iſt darüber raſend, toll, verrückt, wahnſinnig geworden, und darüber iſt ſeine Mutter zum Tod erſchrocken und liegt im Sterben. Das iſt die Geſchichte. Jetzt macht ſie ein Ende, Mylord.“

Wirklich gab die Dame eben ihren Geiſt auf. Blumenthal aber wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Hatte der Alte Wahnſinn oder Wahrheit geredet? Selbſt halb ſinnlos, von einer folternden Angſt getrieben, eilte er fort. Unterwegs fiel ihm das dieſen Morgen erhaltene, namenloſe Billet wieder ein mit dem ſeltſamen Ausdruck, daß der Gegenſtand des Streits keinen Schuß Pulver mehr werth ſei, und die Löſung des Räthſels begann ihm fürchterlich zu dämmern. Kaum noch ſeiner Sinne mächtig, langte er in dem Palais ſeiner Geliebten an; wie ein Geiſt war er die Treppen hinauf, nichts ſehend, nichts hörend. In dieſem Augenblick wurde das Wohnzimmer der Donna Marianna geöffnet und ſechs ſtarke Männer führten Don Luis in einem raſenden, völlig geiſteswirren Zuſtand heraus, an Blumenthal vorüber, den jener nicht erkannte. Dieſer ſchlüpfte in das Zimmer und ſtand ſprachlos vor — Marianna's Leiche. An ihr Lager lehnte Jozé wie in gleichgiltigem Tiefſinn, das graue Auge ſtarr auf die entſeelte Hülle des ſchönſten Weibes. Er ſchien Blumenthal nicht zu bemerken. Endlich erholte ſich der Letztere ſo weit, daß er die Sprache wieder fand. Am ganzen Leibe zitternd, ſchritt er auf den Greis zu und fragte mit einer hohlen, fürchterlichen Stimme: „Um aller Heiligen willen, Jozé, was iſt hier geſchehen?“

Jozé's Züge belebten ſich bei'm Anblick ſeines deutſchen Freundes. „Die Treuloſigkeit hat ſich an ihrer

Vollbringerin gerächt. Konnte es denn anders kommen? Ach, mein Freund, von dem Augenblicke an, wo ich mich von Marianna's Untreue gegen Sie, edler Mann, überzeugt hatte, war ich ihres Untergangs gewiß."

„Aber was iſt geſchehen? Was hat den ſchnellen Tod dieſer herrlichen Blume herbeigeführt?"

„Ihre wild glühende Leidenſchaft. Kaum war Don Luis wieder hier angelangt, als er und Marianna wie durch einen hölliſchen Zauber wieder einander angehörten. Sie waren verrathen. Nun hatte Marianna von ihrem wiedergewonnenen Liebhaber herausgelockt, daß es ihre Sklavin Paula geweſen, die ihren Umgang mit dem Neger Carro an Don Luis aus Eiferſucht und Rache verrathen habe, und ſie ging damit um, die Sklavin auf eine eben ſo empfindliche Art zu beſtrafen, wie ſie bereits gegen Carro ausgeübt hatte. Geſtern Abend erfuhr ſie durch Don Luis, was heute früh zwiſchen ihm und Ihnen vorgehen ſollte; er hatte ihr Ihren Brief überſchickt. Hier liegt er noch, mit Marianna's Blut befleckt."

Der Alte bückte ſich und hob ein mit Blut übergoſſenes Papier vom Boden auf, welches er Blumenthal überreichte, und das dieſer ſogleich als ſeinen geſtern an Don Luis geſchriebenen Brief erkannte.

„Dieſes Blatt," fuhr der Alte fort, „hat die Kataſtrophe beſchleunigt, und ſie ſo blutig gemacht. Nicht vergebens iſt es damit getränkt worden.“ Kaum hielt es Marianna in ihrer Hand, als ſie wie eine gereizte Tigerin auf Paula ſtürzte — denn Niemand weiter konnte den neuen Verrath begangen haben — und (o daß ich es ſagen muß!) in dieſem Anfalle toller Wuth die wehrloſe Schwarze mit ihren Händen erdroſſelte.“

Der Alte hielt einen Augenblick inne, als wollte er die Wirkung ſeiner fürchterlichen Geſchichte auf ſein Gegenüber beobachten. Wirklich entfärbte ſich Blumenthal und wandte ſich zitternd ab. Es war ihm, als wiche eine Centnerlaſt von ſeinem Herzen, als zerriſſe leiſe, doch ſchnell, ein Schleier vor ſeinem geiſtigen Auge, und doch war ihm wieder ſo weh zu Sinne, als wolle ihm das Herz brechen. „Weiter!“ ſtammelte er mit bebenden Lippen.

„Die Kunde des Mordes durchbebte das Haus. Wir Alle wußten nicht, daß der durch Ihre Vermittlung frei gewordene Carro ſich nach Rio de Janeiro gewendet habe; kein Menſch ahnete, daß er jede Nacht mit Paula verplauderte. Er ſtellte ſich auch dieſe Nacht ein, und da er vergebens auf ſeine Geliebte wartete, ging er, ſie aufzuſuchen. Wahrſcheinlich erfuhr er von einer andern Sklavin, was geſchehen war. Er ließ ſich zu Paula's Leiche führen, warf ſich auf ſie nieder, und ſchritt dann unaufhaltſam nach Marianna's Schlafgemach. Da man ſie ſchreien hörte, ſo hat er ſie gewiß erſt geweckt.

Einige Minuten ſpäter ſtürzte er wieder heraus, Niemand hielt ihn auf. Die Sklavinnen eilten der Herrin zu Hülfe, die in ihrem Blute ſchwamm; ich wurde gerufen: Carro's Dolch hatte nur zu gut getroffen. Sie verlangte mit ſchwacher Stimme nach Don Luis —"

„Nicht nach mir?" unterbrach ihn Blumenthal kleinlaut.

„Nein. Die Sklaven liefen, ihn herbeizuholen. Das ſpärliche Lebenslicht flackerte nur noch ſo lange, gleich einem Wunder, bis er hereintrat. Sie verſchied in ſeinen Armen, von ſeinen Küſſen bedeckt. Don Luis wurde vor Schmerz raſend. Sie haben geſehen, in welchem Zuſtande man ihn von dieſer Leiche hat wegreißen müſſen. Sein Wahnſinn hält den wunderlichen Gedanken feſt, ſie müſſe und werde wieder erwachen."

Trübſinnig ſchwieg der Greis; trübſinnig ſtarrte Blumenthal auf die geknickte, entfärbte Prachtblume. Ihr Schickſal machte auf ihn gerade die entgegengeſetzte Wirkung wie auf Don Luis. Er fühlte ſich von aller Leidenſchaft für Marianna befreit; es war ihm, als erwache er aus einem glühenden, bilder- und genußreichen Traum, der ihn aber doch geängſtigt. Er hatte unter duftenden Aleen, unter der Pracht blühender Cactus, unter Rieſenpalmen geluſtwandelt; aber all der Duft hatte ihn betäubt. Jetzt ſehnte er ſich nach deutſchen Wäldern, nach dem Frieden eines grünen Eichthals zurück. Helenens milder Herzensblick, das blaue, gewinnende, heitre, Seelenruhe und Glück gewährende Auge, ihr ſanftes, ſüßes Lächeln ſtand ihm lebendig vor, und er ſchickte ſich an, zu Baurdach zurückzukehren; da fuhr ein Wagen vor und Pater Siſto trat mit dem Lord Wilkeſon in das Zimmer.

„Iſt ſie noch todt? Lebt ſie noch nicht wieder?“ fragte der Lord kindiſch.

„Sie muß erſt in's Grab,“ verſetzte der Mönch geheimnißvoll, die Leiche gleich jenem mit ſcheuen Blicken anſehend. „Erſt die friſche Erde belebt ſie wieder, wie in Neapel. Nicht wahr, alter Zauberer?“

Der Jude ſah ihn mit einem verächtlichen Lächeln an.

„Das iſt alles Dein Zauberwerk, Alter,“ ſtöhnte der Lord.

„Wo haſt Du meinen Sohn, meinen Enkel, meinen Luis, den Du mit dieſer zuſammen in Teufelsnetze verſtrickt, um ihn zu verderben?“ fragte der Mönch.

„Es iſt endlich an der Zeit, Don Manoel, Euch über manchen Irrthum aufzuklären,“ entgegnete der greiſe Arzt mit einem ſo kalten Ernſt, daß das Blut des Betheiligten davon hätte gefrieren können. „Nicht Don Luis iſt Euer Enkel; kein Tropfen von Euerm Blute rinnt in ſeinen Adern; ſondern dieſe hier, die ihr todt vor Euch liegen ſeht, iſt Eure Enkelin, iſt Euer Blut und — das meinige, denn ſie war meine Tochter.

Euer Auge haftet mit ſtarrem Erſtaunen auf mir. Ich will Euch meine Worte erklären. Kehrt mit mir ein Paar Augenblicke in unſre Jugend zurück, wenn Ihr vermögt.“

Der Mönch ſah den Juden fort und fort mit Blicken an, in welchen Staunen, Furcht, Zweifel und Wahnſinn wunderlich gemiſcht waren; dieſer aber fuhr in ſeiner Kälte fort: „Ihr liebtet einſt Donna Marianna de Garcia und wurdet mit einer Stärke und Glut wiedergeliebt, die am Hofe der Königin Maria eine Seltenheit war; aber ihr verließt Marianna und wandtet Euch ihrer Schweſter Iſabella zu, ja Ihr triebt mit Marianna's Leidenſchaft für Euch ein verrätheriſches Spiel, indem Ihr die Verbindung mit ihr zum Schein unterhieltet, um Iſabellen nahe zu kommen. Dieſe Lüge hat Euer, Marianna's und Iſabella's Leben verdorben. Auf Marianna's Betrieb, die viel bei ihren Eltern galt, mußte Iſabella den alten Grafen Miranda heirathen; ſie hoffte Eure Liebe dadurch wieder auf ſich zu lenken. Es mißlang; Ihr haßtet ſie als die Urheberin Eures Unglücks. Weit entfernt, Euch mit gleicher Münze zu zahlen, wurde ihre Leidenſchaft dadurch nur geſteigert. Ich war Hausarzt des geſchwächten Grafen; Ihr ſuchtet mich zu gewinnen, um Euch durch mich einen heimlichen Weg zur jungen Gräfin zu bahnen. Euer Gold verlockte mich und ich machte die Duenna für den Plan geneigt. Aber Donna Iſabella wies alle derartigen Anerbietungen mit Abſcheu zurück; Ihr waret nicht geliebt, wie Ihr Euch einbildetet, vielmehr grollte Euch die Gräfin, daß Ihr ruhig zugeſehen, wie ſie an den alten Schwächling verkuppelt worden war. Die ſchlaue Duenna verfiel, um das verſprochene Geld von Euch doch zu verdienen, auf eine Liſt; ihr war Marianna's Leidenſchaft für Euch nicht unbekannt, und dieſer entdeckte ſie ſich. Das lodernde Fräulein ging auch ſogleich auf unſern Plan ein, ſich für ihre Schweſter auszugeben. Sie beantwortete Eure Briefe mit wahrer Liebesglut, nur die Unterſchrift war falſch. Wir wußten geſchickt Marianna in den Palaſt zu bringen; jedes Geſpräch mit Eurer Geliebten war Euch unterſagt mit dem Vorwande, den in der nächſten Nähe weilenden, ſchlafloſen Grafen nicht aufmerkſam zu machen. So umarmtet Ihr Marianna ſtatt Iſabella. Die Letztere habt Ihr beim Gott meiner Väter nie berührt. Ihre Schwangerſchaft war Folge meiner am Grafen bewährten Kunſt.“

„Pah!“ ſchrie der alte Mönch auf, während ſein Geſicht aſchgrau wurde und ſeine Augen wie verglimmende Fackeln matt leuchteten.

„Der eiferſüchtige Argwohn des Grafen machte unſerer Rechnung und ſeinem Leben ſchnell ein Ende. Ihr mußtet Portugal verlaſſen, aber Marianna fühlte die

Folgen ihrer feurigen Zärtlichkeit. Ich, einmal in ihr Geheimniß eingeweiht, blieb ihr Vertrauter. Ein reicher und unverheiratheter Verwandter ihres Hauſes wurde mit dazu gezogen. Auf ſeinem am Meerufer in Algarbien gelegenen Schloſſe genaß Marianna eines Mägdleins, das ſie nur noch Zeit hatte, mir anzuempfehlen; denn die äußerſt ſchwierige Entbindung hatte ihren Lebensfaden zerſchnitten. Ein ungeheurer Schmerz ſtürzte auf mich herein; denn ich hatte eine gewaltige Leidenſchaft für Marianna gefaßt, ähnlich der ihrigen für Euch, Don Manoel. Es verging eine Reihe von Jahren, ehe ich des Schmerzes Herr wurde. Ich blieb auf dem Schloſſe, meiner Wiſſenſchaft und dem mir anvertrauten Kinde lebend, das ſich herrlich entwickelte und in den Jahren der eintretenden Jungfräulichkeit von Tag zu Tag ſeiner Mutter ähnlicher wurde. Ich hatte die Kleine wieder Marianna genannt. Die Unterſtützungen des Schloßherrn ſchützten uns vor Mangel, und ein von Donna Iſabella, die vom Tode ihrer Schweſter und dem Leben der kleinen Marianna unterrichtet worden war, der Nichte ausgeſetztes Erbe ſicherten unſre Zukunft. Marianna war ſo ſchön wie ihre Mutter, ach! ſie hatte nicht nur die Reize, ſondern auch die Leidenſchaftlichkeit derſelben von der Natur erhalten. Ich fürchtete Alles für ihres Lebens Ruhe und Glück. Zugleich erwachte in meiner Bruſt wieder der Funke, der einſt Flamme für ihre Mutter geweſen war. Ich liebte meinen Pflegling ſchon leidenſchaftlich und wollte es mir noch nicht geſtehen. Aber ich war ein kräftiger Mann von vierzig Jahren; ich hatte meine Jugend aufgeſpart und noch nie hatte mich eines Weibes Liebe beglückt. Doch jene Leidenſchaft kam mir noch nicht zum klaren Bewußtſein. — Um dieſe Zeit war's, als ein junger Soldat auf dem Schloſſe einkehrte, um die Gaſtfreundſchaft anzuſprechen. Nach wenigen Minuten wußte ich, daß es Iſabella's Sohn, der junge Graf Miranda, ein Geſchwiſterkind meiner Marianna war. Es galt, die arme unehelich Geborne vor jeder Unbill zu ſchützen, auch trieb mich eine düſtre Ahnung, deren dumpfe Befürchtungen nur zu ſehr in Erfüllung gingen, Marianna ſtreng zu verbieten, ſich vor unſerm jungen Gaſte ſehen zu laſſen. Gerade dies Verbot bewirkte das Gegentheil; ich kannte das weibliche Herz nicht. Als der Graf fort war, blühete Marianna nur noch herrlicher auf; ſie ſtrahlte in Schönheit. Es verging einige Zeit; ich bemerkte endlich, wie mein reizender Pflegling Tag für Tag vom Söller des Schloſſes ſehnſüchtige Blicke in die Ferne ſendete. Dann nahm ich Thränen in ihren Augen wahr, mehr und mehr; endlich wurde ſie täglich bläſſer. Nun drang ich in ſie und es gelang mir mit großer Mühe, von ihr heraus zu bringen, daß ſie ſich in jener Nacht mit ihrem Vetter vermählt, daß er ihr die Ehe verſprochen und ihr einen Ring als Liebespfand verehrt, den ſie wie ein Heiligthum auf der Bruſt trug. Mein Schrecken war furchtbar. Marianna wurde faſt wahnſinnig vor Liebe und Schmerz. Sie war ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Das Mitleid mit meinem unglücklichen Kinde überwog alle andere Rückſichten. Ich beſchloß ihr den Geliebten wo möglich zum Gatten zu verſchaffen und ihre Herkunft zu verſchweigen, und reiſete nach Liſſabon. Der junge Miranda war mit dem Hofe nach Braſilien gegangen. Marianna zehrte ſich zuſehends auf; die wilde Flamme ihrer Leidenſchaft mußte das ſchwache Gefäß zertrümmern. Sie hatte nur einen Wunſch, ein Verlangen: den Geliebten wieder zu ſehen; nichts in der Welt weiter konnte ihre Theilnahme erregen. Es blieb mir nichts übrig, als Alles zu Geld zu machen und nach Rio de Janeiro zu reiſen. Was ſich dort begeben, wißt Ihr, Don Manoel. Es gelang Lord Wilkeſon's Bitten und Gold, meinen Pflegling zu gewinnen; ach! ich hatte keinen geringen Antheil an ihrem Entſchluſſe. Nicht tiefer vermag ich Euch zu enthüllen, was mich dazu bewegte. Genug, die Frau des Lord, den ſie bald verabſcheuete, wurde Mutter von mir; mein Plan war geglückt. In einer verzweifelten Stunde ſagte Marianna dem Lord, welche Gefühle ſie für ihn hege. Er war ſeitdem wie tiefſinnig; aber das unerwartete Erſcheinen des Grafen Miranda in

St. Katharina, ſeine Liebeswuth für Marianna, ſein Selbſtmord in Folge der erfahrenen kalten Zurückweiſung von ihr, rief in des Lords ſchwachem Kopfe den Wahnſinn hervor. Er wurde nach Rio de Janeiro gebracht. Seine Beſitzung auf St. Katharina war die unſrige. Marianna gab einem Töchterlein das Leben. Dann lebten wir noch acht Jahre zuſammen, aber keinen glücklichen Tag. Mit Schrecken nahm ich wahr, daß ſie nur den Grafen Miranda geliebt, wie ihre Mutter nur Euch, Don Manoel. Die Aermſte ſtarb vor Gram, Sehnſucht, Gewiſſensbiſſen, an einer Auszehrung, und hinterließ mir abermals ein Kind zum Erziehen. Aber dieſes Kind war das meinige, obgleich es als das des Lord galt. Meine Liebe hat dies Kind verzogen und verzärtelt, in welchem ſich wunderbarer Weiſe abermals die Mutter wiederholte. Oft nahm ich es mit Grauſen wahr, daß die kleine Marianna Mutter und Großmutter leiblich und geiſtig in ſich vereinige. Mir bangte deshalb vor ihrer Zukunft; ich ſchlug die entgegengeſetzte Erziehung ein: ich führte ſie früh in die Welt, ich ließ ſie die Freuden der Hauptſtadt koſten. Es hat mir nichts geholfen. Bald zeigte ſich ihr unbeugſamer, gebieteriſcher Charakter; ihr böſes Schickſal führte ihr Don Luis entgegen. Vergebens waren meine Bemühungen, die aufkeimende Leidenſchaft zu erſticken, vergebens ſteckte ich mich hinter Don Luis' Mutter. Es gelang zwar, dieſen zur Untreue an Marianna und zur Reiſe nach Neapel zu bewegen; bald aber machte ich an der Tochter ganz dieſelben Wahrnehmungen, die ich an der Mutter gemacht hatte. Ihr Zuſtand ließ mich für ihren Verſtand fürchten. Sie zwang mich, den Flüchtling zu verfolgen, und ich war ſchwach genug, ihr nachzugeben. Um ſie zu retten, willigte ich in Don Luis' Mord; ach! ſie war ja mein Kind. Der arme Jude hatte keinen Menſchen weiter auf der Welt. Ihre Neigung zu dieſem edeln deutſchen Manne erfüllte mich mit den ſchönſten Hoffnungen, und ſie wäre gewiß glücklich mit ihm geworden, wenn nicht der todtgeglaubte Don Luis wieder in Rio de Janeiro erſchienen wäre. Seine Leidenſchaft erwachte mit der übrigen zugleich wieder, und hier liegt endlich die gewaltſame Löſung des Knotens.

Der alte Mönch war auf die Leiche niedergefallen und lag regungslos; der Engländer gefiel ſich darin, ſtets von neuem in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen. Blumenthal aber ſchlich ſtill hinaus aus dem Hauſe ungezähmter Leidenſchaft und blutigen Mords, ſchüttelte draußen ſich ſchauernd den Staub von den Füßen, und eilte beflügelten Schritts zu Baurbach.

„Ich bin erlöſt, mit Blut gelöſt“ rief er dem Freunde zu, und erzählte was vorgefallen war. „Kynoſura's Bild verglüht in mir wie eine blutrothe Abendröthe in der finſtern Nacht," ſchloß er, „dagegen taucht Helenens Bild immer leuchtender, freundlicher, farbiger wieder in mir auf. Das nächſte Schiff wird mich nach Europa tragen; ich eile auf Flügeln der Sehnſucht zu ihr, um von ihr Verzeihung zu erflehen und an ihrer Bruſt ganz von dem böſen Fieber zu geſunden, das mich beherrſcht hat."

„Dann brauchen Sie nicht nach Europa zu reiſen, theuerer Freund," ſagte der Kaufmann, lief hinaus und öffnete nach wenigen Minuten die Thüre, durch welche Helene und ein junger ſchwarzgekleideter Mann hereintraten.

„Helene! Karl!" rief Blumenthal im freudigſten Erſtaunen. „Wie iſt mir denn?"

Schon lag Helene an ſeiner Bruſt.

„Ich bin von New-York gekommen, Dich zu beſuchen," ſagte der Pfarrer Karl Stäbli, „und freue mich, daß es hier eine Amtsverrichtung für mich gibt; denn hoffentlich wirſt Du nach dieſen Erfahrungen kein Feind der Ehe mehr ſein, die allein dem ſtillen und wahren Glück der Liebe die grüne Myrthenkrone aufſetzt."

„O Helene, willſt Du mein Weib ſein nach meinen Verirrungen?" ſchluchzte Blumenthal.

Ein ſanfter Kuß war ihre Antwort.

„Auch ſollſt Du nicht in die deutſche Philiſterei zurück," fuhr der Pfarrer fort. „In einer reizenden

Gegend in meiner Nähe iſt ein ſchönes Landgut zu verkaufen. Lebe dort Deiner edeln Gattin, mir, Deinen Kindern, die Dir Gott beſcheeren möge, der Poeſie, der Kunſt, der Wiſſenſchaft. Nur hüte Dich, in's große Leben treten zu wollen; denn die Freiſtaaten ſind noch weit mehr mit Philiſtern geſegnet als Deutſchland. Leute Deines Schlags müſſen ein inneres Leben führen. Der Himmel wird Dich ferner ſegnen."

Sie umarmten ſich. Einige Tage ſpäter weihete der Pfarrer den Bund des glücklichen Paars in der Kapelle der preußiſchen Geſandtſchaft ein, und Tags darauf beſtiegen ſie, von Baurbach's frömmſten Wünſchen begleitet, das Schiff, das ſie dem nordamerikaniſchen Hafen zuführte.

Das erlogene Kind.

In einem Bergſtädtchen des Thüringerwaldes, das ich aus mancherlei Rückſichten nicht nennen mag, lebte zu Anfang dieſes Jahrhunderts eine in ihren einſt glänzenden Vermögensumſtänden ſehr zurückgekommene, in verſchiedene Aeſte getheilte Familie, Namens Dörling. Die jüngern Glieder derſelben, genöthigt bei der dortigen Eiſenfabrikation ſelbſt Handwerke zu betreiben, da, wo ihre Ahnen Aemter bekleidet hatten, konnten nichts deſto weniger den alten, nur ſo ganz verlöſchten Glanz ihres Hauſes nicht vergeſſen, und zeigten gegen die übrigen Handarbeiter einen von dieſen merkwürdiger Weiſe anerkannten und reſpectirten Stolz. Wenn man wiſſen will, wie Ariſtokratie entſteht, ſo muß man ſich in den Familiengeſchichten dieſer kleinen Bergſtädte umſehen. Ein unternehmender Handarbeiter hatte den Muth, mit den Erzeugniſſen ſeines Fleißes auf dem Rücken einen großen Markt zu beziehen, das Glück krönte ſeine Thätigkeit, ſeine Eiſenwaaren fanden Abſatz, ſein kleines Betriebskapital vergrößerte ſich, nach einigen Jahren bezog er mit einer Kiſte die Leipziger Meſſe, und nun galt er ſchon etwas bei ſeinen Mitbürgern oder Ortsnachbaren, die für ihn arbeiteten und in ein abhängiges Verhältniß zu ihm traten. War der Emporkömmling nicht erſt Handwerker, ſo war er gewiß Straßenfuhrmann geweſen, der ſich ein Kapitälchen erkargt und dann eine und zwei Kiſten auf eigene Rechnung geladen hatte, bis er das ganze Frachtgut ſein Eigenthum nennen durfte. In das eigentliche ariſtokratiſche Anſehen kamen aber erſt die Söhne, die das ſtill gewachſene Geſchäft im vergrößerten Maßſtabe fortſetzten, ſich mit manchem Luxusartikel, über den wir jetzt geringſchätzend lächeln, umlegten, und ſich reiche Frauen ſuchten. Sie bauen ſich größere Häuſer, kaufen Wieſen und Bergland, jeder hat zwei oder drei Kühe im Stall, ſeine Hauskleider ſind häbig, meiſt von grünem Mancheſter, ſein Sonntagsrock verläßt den altväteriſchen ſtereotypen Schnitt, ſein ſpaniſches Rohr hat einen goldenen Knopf, er wird zum Rathsherrn oder Gemeindeſchöppen gewählt und macht eine Stiftung in die Kirche, entweder einen Abendmahlskelch, oder ein mit ſeinem Namen geſticktes Altartuch, ein Kanzelhemd, einen Prieſterrock, oder er läßt die Kirche neu malen, oder er hinterläßt der Schule ein Kapital, wovon jährlich den Schulkindern an ſeinem

Todestage friſche Wecken, Schulbücher, Federn ꝛc. gereicht werden. Bei Lebzeiten hat er ſchon das Prädikat „Herr“ genoſſen, mit dem man zur Zeit unſerer Väter ſehr ſparſam umging, und das eben nur als höchſte Auszeichnung den Primaten ertheilt wurde. Seine Anſicht drang in den Gemeindeberathungen durch, ſein Wort galt vor allen Anderen; wenn er ſprach, verſtummten die Uebrigen. Er wurde von ſeinen Schulfreunden mit Ihr oder auch Sie titulirt, während er ſie alle Du nannte. Das Anſehen ſeiner Söhne iſt unerſchütterlich. Die Ariſtokraten ſind fertig. Und welche Ariſtokraten! Man muß in ſolchen Verhältniſſen aufgewachſen ſein, wie der Verfaſſer dieſer kleinen Geſchichte, um die ungemeſſene Ererbietung, die ſolchen Familien zu Theil wurde, nicht unwahrſcheinlich zu finden. Wahrlich, ſie genießt kein Fürſt unſerer Tage ſo rein und lauter. Da entdeckte man keine Spur von Schmeichelei oder knechtiſcher Unterwürfigkeit, die Aeußerungen der Untergebenheit waren ächt und treu, und von keiner Seite herrſchte Zweifel oder Mißtrauen. Es war wirklich ein patriarchaliſches oder Familienverhältniß. Stillſchweigend wurden die Väter jener reichen Familien als Oberhäupter des ganzen Ortes anerkannt; es fiel gar Niemandem ein, ihrer Macht, ihrem Anſehen das Mindeſte in den Weg zu legen. Geſchah es nun, daß die Deſcendenz eines ſolchen Hauſes durch Unglücksfälle um ihr Vermögen kam, ſo erhielt ſich doch lange Zeit noch ihr Anſehen, und ich habe Arbeiter gekannt, mit deren Namen das Ehrenwort „Herr“ ſo verwachſen war, daß es ganz dazu zu gehören ſchien und ihnen von keinem ihrer jungen Genoſſen entzogen wurde, die man ſchlechtweg nur bei ihrem Taufnamen nannte.

Dieſe altehrwürdigen Verhältniſſe ſind ganz verſchwunden; was Jahrhunderte lang in dieſen Bergen Sitte war, iſt es jetzt nicht mehr ein Beweis, daß eine neue Zeit vor der Thüre iſt, die das Leben in andre Formen gießen wird.

Ein junger „Herr Dörling,“ deſſen Vater noch Amtsſchöſſer geweſen, aber frühzeitig und ganz mittellos geſtorben war, hatte die Schloßmacherprofeſſion erlernt, und war ein nicht ungeſchickter thätiger Arbeiter geworden. Als er das Meiſterrecht erlangt hatte, würde ihn jeder mit einer heirathsfähigen Tochter verſehene Bürger in ſeinem Hauſe willkommen geheißen haben, aber Kasper Dörling ging an den Thüren der Stadt vorüber in ein eine Stunde entferntes Walddörfchen, wo die ſchöne Blume blühete, die ihn anzog und um derentwillen er die Stadtkinder ſo vernachläſſigte. Das Dörfchen Tanneberg lag hoch im Gebirge, in einem ſehr einſamen Thale, das höher hinauf in ſeiner ſchauerlichen Verengung einige hohe maleriſche Felſenpartien, den „Katzenſtein“ zeigte, die im Sommer je zuweilen von Städtern zum

Vergnügen beſucht wurden. Außerdem kam ſelten ein Menſch aus der Stadt in das arme Tanneberg, wer nicht gerade in der nicht unbedeutenden Glasfabrik zu thun hatte, die ſchier dem ganzen Orte Unterhalt gewährte. — Es war auch die Tochter eines Glasbläſers, welche es dem ſtillen arbeitſamen „Herr Dörling,“ dem Schloßmacher, mit ihren freundlichen Augen, ihrer hellen friſchen Geſtalt und ihrem züchtigen, ſittſamen Weſen ſo angethan hatte, daß es ſeit einigen Wochen im Städtchen ſchon kein Geheimniß war, der wohlgelittene junge Herr werde noch vor Winters Hochzeit mit ihr machen. Die ſchöne Chriſtel, wie ſie alle jungen Burſche ein Paar Stunden im Umkreiſe nannten, hatte ihren Vater ſchon vor einer Reihe von Jahren verloren; ſie war damals noch ein Kind geweſen. Die Kunſt des Glasblaſens zerſtört die Blüthe des menſchlichen Lebens faſt immer vor der normalen Zeit. Nach dem Tode des fleißigen Hans Scharf war allmählig Armuth in ſeine Hütte eingekehrt. Ein Paar jüngere Kinder der Wittwe waren nach langem Krankenlager dem Vater nachgefolgt, und Chriſtel war allein übrig geblieben, die ſich aber auch deſto üppiger entfaltete. Außer Mutter und Tochter beſtand die Familie noch aus dem Vater der Wittwe. Dieſer Mann, Namens **Kurt Reiſig**, war früher Nagelſchmied in dem zwei Stunden entfernten Gebirgs-Dorfe Schönau geweſen und hatte ſich mit ſeinem wenig einträglichen

Handwerke kümmerlich und dürftig genährt, ſo lange es hatte gehen wollen; als er aber das ſiebenzigſte Jahr zurückgelegt, waren ſeine Kräfte ſo geſunken, daß er den Hammer nicht mehr zu führen vermochte. Seine Tochter Bärbe in Tanneberg hatte ſich und ihr Kind eben ſo dürftig vom Einbinden der Glaswaaren in Strohſeile erhalten, ſeit aber Chriſtel Jungfrau geworden war, hatten ſich die Einkünfte des kleinen Haushaltes um ein Weniges durch ein neues Geſchäft, das die flinke Hand der Tochter betrieb, verbeſſert. Die gemalten Glaswaaren kamen nämlich in Mode, und Chriſtel malte mit geübter Hand allerlei Blumen, am meiſten Roſen und Vergißmeinnichtkränze auf die Trinkbecher und Branntweinfläſchchen. Dadurch wurde es ihr und der Mutter möglich, den alten ſchwachen Großvater von Schönau herüberzuholen, um ſeine letzten Tage zu verſüßen. Der Greis hatte ſeinen bequemen Sitz und Lager in der ſogenannten „Hölle," einem Orte, den man jetzt in den moderniſirten Stuben unſerer Gebirgsbewohner nicht mehr findet, obgleich auch in ihnen noch mancher Teufel ſpukt. Einen beträchtlichen Theil der Wohnzimmer des vorigen Jahrhunderts in den Häuſern der Gebirger nahm der Ofen ein, ein wahres Ungeheuer, ein kleines Haus in der eben nicht ſonderlich geräumigen Stube. Sein unterer Theil beſtand in der Regel aus einem großen viereckigen eiſernen Kaſten, auf welchem die Hochzeit zu Cana oder

Tauſe des Herrn im Jordan mit Angabe der Bibel-
llen und ſinnigen Sprüchen, an welchen die Jugend
s Hauſes ihre erſten außerſchuligen Leſeübungen vor-
hm, als plumpe Reliefs eingegoſſen waren; der obere
heil war ein weitläufiges, aus lauter Kacheln zuſam-
engeſetztes, bis faſt an die Decke emporragendes Gebäude,
iſchen welchem und demjenigen Theile der Zimmerwand,
rch welchen die Feuerung von außen bewirkt wurde,
h die Blaſe befand, ein in den Ofen eingemauerter
pferner Keſſel, in welchem ſtets Waſſer für das Vieh
d andere häusliche Bedürfniſſe erwärmt wurde. Die-
s Ofenhaus ſtand nun durchaus nicht knapp an der
and an, wie unſere modernen Oefen, im Gegentheil
nd ſich dort ein ſo langer und breiter Raum, daß be-
em ein Bett darin Platz haben konnte und oft hatte.
as hölzerne Bett vertrat unſere Sophas, es hatte
ten und oben einen hölzernen Boden, und am obern
heile war eine ebenfalls hölzerne Erhöhung, ſtatt Pol-
r und Kopfkiſſen. Auf dieſe unbequeme Pritſche
eckten ſich unſere Vorfahren in den ſüßen Dämmer-
nden des Herbſtes und Winters, nachdem ſie auf das
uer im Ofen eine Quantität Holz gehäuft hatten, mit
r wir uns jetzt eine Woche lang genügend erwärmen.
ie Hitze war faſt erſtickend, und der Name „Hölle“
r das liebe Plätzchen gar nicht übel gewählt. Das
lzerne Bett aber wurde mit einem eben ſo bezeichnenden

kräftigen deutſchen Worte „das Faulbett“ genannt. Dieſe Menſchen konnten beides, Hitze und Kälte, in einem weit höhern Grade bequem ertragen, als wir, und gingen aus der Glut der Hölle mit ihrer leichten Bekleidung ſchnell in die eiſige Zugluft der Gebirgspäſſe hinaus, und nahmen eben ſo, wenn ſie halb erſtarrt vom Froſt, Wege über die Berge gemacht hatten, auf dem Faulbette Platz, das faſt dem Roſte des heiligen Lorenz glich, ohne daß es ihrer Geſundheit geſchadet hätte.

Auf dem Faulbette in der Hölle wohnte denn auch der einundſiebenzigjährige Kurt, als er nicht mehr arbeiten konnte, und der ſein geſchäftiges Leben vor der Glut des Schmiedefeuers zugebracht hatte, ſollte ſeine letzten Tage in der ihm wohlthätigen Glut der Hölle verleben. Hier ſaß oder lag er den lieben langen Tag und Abend, ſeinen Tabak aus einem ſchwarzgerauchten Ulmer mit ganz kurzem Rohre ſchmauchend und ſein Viertelmäßchen Branntwein trinkend, womit ihn die Liebe der Enkelin täglich verſorgte. Beſchäftigt war er mit nichts, wie mit ſeinen Gedanken, und dieſe gingen gerade auch nicht weit. Zum Vorſchein kam er, außer wenn er die Mahlzeit einnahm, ſelten, und am Geſpräche der Mutter und Tochter nahm er auch nur ausnahmsweiſe mit ein Paar Worten Theil. Chriſtel malte den ganzen Tag emſig, und Bärbe, die Mutter, beſorgte das Hausweſen, die Ziege, Kartoffelfeld und Garten und band im Winter Glas in Stroh. Sonntags beſuchten die Frauen die Kirche des benachbarten größeren Dorfes, worin Tanneberg eingepfarrt war; für den alten Kurt war der Weg dahin zu weit, und er hielt ſeine Andacht aus einer uralten vergilbten Hauspoſtille, brachte es aber mit Hülfe einer halbblinden Brille ſelten über ein Paar Zeilen. Ueberhaupt nahm die fromme Chriſtel oft mit großer Betrübniß wahr, daß ihr Großvater nicht ſo gottesfürchtig ſei, wie ſie von ihm vorausgeſetzt, aber ſie ſcheute ſich mit ihrer Mutter davon zu reden. Sonntag Nachmittags ging Chriſtel in der Regel mit ihren Geſpielinnen auf den „Birkhahn,“ einen eine Viertelſtunde vom Dorfe entfernten an der Landſtraße über das Gebirge gelegenen Gaſthof, wo ſich zu Sommerszeiten, und im Winter bei guter Schlittenbahn, auch Städter einzufinden pflegten, und hier wurde nicht ſelten ein Tänzchen gemacht. Bei einer ſolchen Gelegenheit, kurze Zeit nachher, als der Großvater in's Haus gekommen war, hatte Chriſtel auf dem Birkhahn die Bekanntſchaft des Herrn Dörling gemacht, die bald zu einem zärtlichen Verhältniß wurde, und die Hochzeit der beiden jungen Leute in nahe Ausſicht ſtellte.

Es war am zweiten Pfingſtfeiertage früh, als Kaspar Dörling ſich im beſten Feſtſtaate im Häuschen der Wittwe Scharf in Tanneberg einfand, um ſeine Verlobte zur Kirche zu begleiten, dann mit ihr zu Mittag zu eſſen, hernach einen Spaziergang mit Mutter und Tochter in den friſchgrünen Wald nach dem Katzenſtein zu machen und endlich auf dem Birkhahn bei Tanz und Trank ſich gütlich zu thun. Chriſtel glich heute der friſchen prangenden Maie, womit ſie ihr Stübchen zum heiligen Feſte geſchmückt hatte, aber ihre Wangen blühten dem Geliebten als ein der Jahreszeit vorausgeeiltes Roſenpaar entgegen. Ihr ſchönes, keuſches, ſüßes Auge leuchtete die innigſte, zufriedenſte Freude, denn ihr Kaspar hatte ihr ſo eben das Verſprechen gegeben, daß er die Mutter und den Großvater mit in ſein Haus nehmen [illegible] ſie gut und treu halten wolle. Und ſo ſollte denn zu künftigem Sonntag das erſte kirchliche Aufgebot des jungen Paares beſtellt werden. Als ſie nun eben zum Kirchgang aufbrechen wollten, entſtand ein Getöſe auf der Gaſſe und die Nachbarn fuhren an die Fenſter. Man hörte Gelächter, laute Stimmen, Pferdegetrab. Mutter und Tochter öffneten ebenfalls die beiden Fenſter ihrer Stube, Kaspar eilte hinaus vor die Hausthüre, um zu ſehen, was es gebe. Hier ſah er zwei modiſch und ſehr elegant gekleidete Herren von jugendlichem Mannesalter und ein junges Frauenzimmer im überladenen Putz der vornehmen Gebirgerinnen, mit Scherzen und Lachen breit durch die Gaſſe daher ziehen. Ihnen folgten zwei reich gallonirte Diener zu Pferde, welche die ledigen Pferde ihrer Herren am Zügel führten, und ein ſchmuckes Korbwägelchen mit einem Pferde beſpannt, wie ſie vor dreißig Jahren noch den reichſten Kaufleuten im Gebirge zur Equipage dienten. Neben dem Kutſcher ſaß eine rothwangige Magd, die überlaut lachte und ſchrie. Kaspar wandte ſich unwillig ab und ging in die Stube zurück, ohne die laute Geſellſchaft auch nur noch eines Blickes zu würdigen. Drinnen aber ſchauten Bärbel und Chriſtel neugierig nach den Fremden und ergötzten ſich, gleich den übrigen Dorfbewohnern, an der Kleiderpracht und dem Aufzuge derſelben.

„Das war ja wohl die reiche Anneliſe Kürſchlepper aus der Stadt, von deren Aufwand immer ſo viel Redens iſt?“ fragte Chriſtel endlich vom Fenſter tretend ihren in Nachdenken verſunkenen Geliebten, als der Zug hinter der Straßenecke verſchwunden war.

„Freilich war ſie es,“ verſetzte Kaspar ſeufzend. „Es iſt kein Wunder, wenn man viel von ihr ſpricht; ſie verſteht's, ihr Geld zu genießen. Aber ſie könnte es zehnmal toller treiben, als ſie es wirklich thut, ſie könnte doch die Zinſen ihrer Kapitalien nicht durchbringen.“

„Aber wer mochten die beiden vornehmen Herren ſein, die ſie in der Mitte führten? Aus unſerer Gegend waren ſie gewiß nicht,“ fuhr Chriſtel fort.

„Sie ſind ſchon ſeit vierzehn Tagen im Kürſchlepper'ſchen Hauſe zum Beſuch. Der Eine iſt ein Verwandter von Annalieſe, ein berühmter Arzt aus Rußland. Er iſt adlig und wird Herr Staatsrath titulirt. Sein Vater hat aus unſerer Gegend geſtammt und ſoll, wie die Leute ſagen, vor vielen Jahren als Balſamsträger nach Rußland gegangen ſein. Der andere Herr iſt, wie ich gehört, ein reicher ruſſiſcher Edelmann, der den Herrn Staatsrath zum Vergnügen begleitet. Seit ſie da ſind, ſpricht man in der ganzen Stadt von nichts weiter, und ich mag von den reichen Menſchen nichts mehr ſehen und hören. Das Kürſchlepperſche Vermögen, ſagte mein Vater oft, gehöre unſerer Familie, und wir ſeien durch einen abſcheulichen Betrug darum gekommen."

„Wie heißt denn der Herr Staatsrath?" fragte plötzlich der alte Kurt aus der „Hölle" hervor.

„Schwarzpfennig."

„Dacht' ich's doch!" murmelte der Alte. „Ja, wenn man manche Dinge vorher wüßte, man würde nicht ſo dumm wider ſein eigen Fleiſch und Blut ſein."

„Wie meint Ihr das, Großvater?" fragte Chriſtel und trat zu dem Greiſe.

„Ach, es ſind alte, längſt vergangene Geſchichten!" fuhr dieſer fort. „Geſchehene Dinge ſind nicht mehr zu ändern, und deshalb ſoll man ſie ruhen laſſen, es kommt ſonſt nichts Gutes dabei heraus. Aber verſchweigen kann ich's nicht, daß ich mich, ſeit Du Herrn Dörling's Braut biſt, ſchwer über etwas gräme, was ich in meiner Jugend gethan, und manche böſe Stunde darob gehabt habe. Wer konnte auch damals ahnen, daß ich eine ſo hübſche Enkelin bekommen, und dieſe in das damals noch ſo reiche Haus der Dörling heirathen würde?" Damit wandte er ſich auf die andere Seite, ein Zeichen, daß er nicht mehr reden wolle.

Kaspar Dörling waren aber dieſe wenigen Worte ſchon ſchwer genug auf die Seele gefallen, und er wurde auf dem Kirchgang einſilbig und zerſtreut, wußte auch kein Wort von der Predigt, als ihn ſeine Braut auf dem Heimwege darum befragte.

„Du haſt heute wohl den Feſtrock, aber nicht die Feſtlaune angezogen, Kaspar," erinnerte Chriſtel ſcherzend. „Feld und Wald lachen heute im jungen Sonnenglanz, und ich lache mit, Du aber machſt noch ein recht winterliches Geſicht, und, wenn ich daran denke, Du könnteſt mir auf der Hochzeit auch ſolchen Sauerampf kauen, ſo wird mir bange."

Kaspar zwang ſich zu einem Lächeln, es wollte aber nicht recht gelingen. „Sieh, die hoffärtige Annalieſe Kürſchlepper hat mir den Tag verderben," ſagte er, ſich entſchuldigend. „Ich kann es nicht los werden, daß all' ihr Hab' und Gut eigentlich mein ſein müßte, und daß ich Dich, liebes Kind, dann ſchmücken könnte, wie ſie es iſt, daß ich Dich in das große und ſchmucke Haus meines Vaters einführen könnte, wo überall Hülle und Fülle wäre, ſtatt in mein kleines Häuschen, wo nichts als Armuth und Dürftigkeit iſt.“

„Aber habe ich denn jemals dergleichen von Dir verlangt?“ erwiederte das ſchöne Bräutchen. „Ich bin arm und froh, redlich und glücklich geweſen, ſo lang ich lebe, und hoffe und wünſche das Alles zu bleiben, ſo lang ich leben werde. Wenn Du ſo ein reicher Mann wäreſt, wie Deine Vorfahren, würdeſt Du die arme Chriſtel Scharf nicht als Frau in Dein Haus führen. Nein, nein, es iſt ſo recht gut, es iſt ſo noch beſſer.“

Betroffen ſchwieg Kaspar ein Paar Minuten. Dann fuhr er fort: „Du haſt gut reden, Chriſtel, Du weißt nicht, wie ſüß Reichthum ſchmeckt, und was man Alles mit Geld und Gut ausrichten kann. Es ärgert und wurmt einen ganz verdammt, wenn man ſich von ſchlechten Menſchen um das Seinige gebracht ſieht, wenn man Andere im Beſitze deſſen ſchwelgen ſehen muß, was einem von Gott und Rechtswegen gebührte.“

„Aber erkläre mir nur, welche gerechte Anſprüche Du an den Reichthum der Jungfer Annaliese Kürſchlepper haſt, ich weiß ja noch kein Wort davon.“

„Das ſollſt Du Alles umſtändlich erfahren. Mein Großvater, Hans Chriſtoph Dörling, hatte nur eine, aber um zehn Jahre ältere Schweſter, und Beide waren

Erben eines ſehr großen Vermögens, das ihnen ſowohl von ihren Eltern, als von Seitenverwandten zufiel. Die beiden Geſchwiſter liebten ſich ſehr, und machten mit einander aus, daß, wenn ſie Kinder beiderlei Geſchlechts zeugen würden, ſich dieſe untereinander heirathen ſollten. Die Schweſter wurde die Frau eines Schulmeiſters in Schönau, Namens Höhnling, und einige Kinder, die ſie zur Welt brachte, ſtarben frühzeitig wieder. Als ſich ſpäter mein Großvater auch verheirathete, machten die beiden Ehepaare einen Ehepact zuſammen, worin ſie ſich verpflichteten, falls ſie ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, ſollte ihr Vermögen immer wieder an das Dörling'ſche Haus zurückfallen, damit dieſes ſtets bei ſeinem alten Reichthum verbleibe. Es iſt, als hätten die guten Leute geahnt, wie es ihren Nachkommen ergehen würde, und hätten ſie durch dieſe klugen Verabredungen vor dem Schickſale ſchützen wollen, was uns leider nun doch betroffen hat. Wie aber oft Glück und Unglück des Menſchen von einer ganz unbedeutend ſcheinenden Sache, von einer wahren Kleinigkeit abhängt, ſo wurde unſere jetzige Armuth gewiſſermaßen von ein Paar Worten bedingt, die in jenem Ehepact nicht klar genug ausgedrückt waren. Es ſtand nämlich dort, wenn die Höhnling'ſchen Eheleute ohne Leibeserben mit Tode abgehen würden, ſo ſollte ihr Vermögen an die Dörling zurückfallen; es hätte aber hier von der Frau allein die Rede ſein müſſen. Was kein Menſch geahnet, das traf ein. Mein Großvater zeugte acht Kinder und kam durch ſeine verſchwenderiſche Frau zurück. Nach ſeinem Tode zerſplitterte ſich das Vermögen, die meiſten Geſchwiſter meines Vaters gingen ſchmählich unter, wie gewöhnlich den Sprößlingen einer ſchlechten Wirthſchaft geſchieht. Mein Vater ging auch den Krebsgang, ergab ſich dem Trunke und ſtarb ganz arm.

Vom Reichthume meines Großvaters hinterließ er mir nichts als fabelhafte Erzählungen. Die Frau Schulmeiſterin Höhnling dagegen hatte durch Sparſamkeit, Fleiß und Ordnung ihren Reichthum gar ſehr vermehrt. Sie hatte zwar, wie ſchon bemerkt, ihrem Manne mehrere Kinder geboren, aber ſie waren alle wieder frühzeitig geſtorben, und ſo mußte ihr Beſitzthum an meinen Vater und deſſen noch lebende beiden Geſchwiſter fallen. Dieſe glänzende Hoffnung, die man eine Gewißheit nennen konnte, erhielt meinen Vater aufrecht. Er erfreute ſich auch vielfacher Unterſtützung von ſeiner Baſe. Inzwiſchen kam Alles anders, als je ein Menſch geglaubt oder erwartet hätte. Die Baſe ſtarb in ihrem zweiundſechzigſten Jahre, und, dem Ehepact nach, war ihr Mann, der Schulmeiſter Höhnling, Erbe ihres Vermögens und Beſitzer deſſelben bis zu ſeinem Tode, nach welchem es an uns fallen mußte. Da legt uns der Teufel ein Ei in unſere Ausſichten. Der alte

Schulmeiſter bedarf einer Haushälterin und nimmt dazu eine Wittwe, die aus Schönau gebürtig, aber fünfzehn Stunden von hier im obern Thüringerwald an den Knecht eines Balſamsträgers verheirathet geweſen war. Sie hieß Dorthe Theilig und war früh als ein verſchmiztes und durchtriebenes Frauenzimmer in Schönau und der ganzen Umgegend bekannt geweſen. Man ſagte ſogar, ſie habe mit meinem Großvater, für den ſie gearbeitet, wie die meiſten Leute in Schönau, auf einem vertrauten Fuße geſtanden, und habe auf deſſen Frau und Kinder einen großen Haß geworfen. Genug ſie ging mit dem Balſamsträgerknecht Schwarzpfennig, der mit ſeinem Herrn das Gebirge oft bereiſete, fort und wurde deſſen Frau. Nach zwei und zwanzig Jahren, als man ſie in Schönau längſt vergeſſen hatte, kehrte ſie dorthin zurück; ihr Mann war geſtorben, und ihr Sohn an deſſen Stelle Knecht und Träger eines Medicinhändlers geworden. Gerade zu jener Zeit war denn auch meine Baſe Höhnling mit Tode abgegangen, und da die Dorthe Schwarzpfennig ein gewürfeltes und gewiegtes Weib war, die ſich ein Anſehen zu geben wußte, ſo nahm ſie der alte Schulmeiſter Höhnling als Haushälterin an. Sie wußte ſich bald genug eine ſo große Gewalt über den alten Mann zu verſchaffen, daß er ſich mit ihr trauen ließ und ſie zur Frau Schulmeiſterin machte. Eben ſo wußte es ihre Schlauheit zu veranſtalten, daß das geiſtliche Gericht ihrem Manne wegen ſeines Alters einen Subſtituten ſetzte. Auf ihren Antrieb bewarb ſich ein Seminariſt, den ſie früher ſchon gekannt haben ſoll, um die Stelle und erhielt ſie. Dieſer Menſch hieß Anton Kürſchlepper und war ganz der Mann, der zur Frau Schulmeiſterin paßte. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, die Frau Schulmeiſterin, damals eine angehende Vierzigerin, ſei geſegneten Leibes, der alte Schulmeiſter freute ſich kindiſch darüber; genoß aber die Freude nicht lange, er ſtarb, ehe ſeine Frau ihn mit einem Nachkommen beſchenkte. Das Kind ſelbſt ſoll nur eine Stunde gelebt haben. Genug es war der Erbe des Schulmeiſters Höhnling, und eine Stunde ſpäter war ſeine Mutter, die Wittwe Dorthe Höhnling, ſeine Erbin. Vergebens machten mein Vater und deſſen Bruder und Schweſter einen Proceß anhängig gegen ſie, ja, als ſich das Gerücht verbreitete, es ſei gar nicht wahr, daß die Frau ein Kind geboren, bewies man aus dem Kirchenbuche Tag und Stunde der Geburt und des Todes; aber weil in Schönau kein Pfarrer iſt, ſo hatte der Subſtitut Kürſchlepper dieſe Angaben in's Kirchenbuch geſchrieben; man grub an der Stelle nach, wo das Kind begraben ſein ſollte, und fand wirklich die Ueberreſte eines kleinen Gerippes, endlich beſchworen der Subſtitut Kürſchlepper, die Hebamme Grete Reiſig, deren Sohn Kurt Reiſig, Dein Großvater, und eine

Nachbarin, daß das Kind eine Stunde gelebt und die Nothtaufe empfangen habe. Damit war der Proceß für meinen Vater verloren, und er mußte zuſehen, wie die Dorthe bald darauf den jungen Kürſchlepper als ihren dritten Mann heirathete. Dieſer Menſch legte ſeine Subſtitutenſtelle nieder, zog in die Stadt und begann ein Handelsgeſchäft in Eiſenwaaren, das ihm, der damaligen Kriegszeiten wegen, ſo überraſchend glückte, daß er nach zehn Jahren das Vermögen ſeiner Frau verdreifacht hatte. Dieſe nun überließ ſich allen Genüſſen und berauſchte ſich täglich, ſo daß es nach dieſen zehn Jahren auch mit ihrem Leben ein Ende war. Ihre Erben waren ihr Sohn, der Balſamsträgerknecht Andres Schwarzpfennig, und ihr letzter Mann Anton Kürſchlepper. Der Letztere nahm ſich ſofort eine junge Frau und zeugte mit derſelben einen Sohn, vergrößerte ſeinen Handel und war nach zwanzig Jahren der reichſte Mann im Gebirge. Es ſchlug ihm Alles zu Glück aus. Sein Sohn verheirathete ſich frühzeitig, wurde aber nebſt ſeiner Frau von dem damals wüthenden Lazarethfieber hinweggerafft. Der einzige Sproß ihrer kurzen Ehe war ein Säugling, der ſie überlebte. Dieſer kam in des Großvaters Haus und wurde da erzogen. Es iſt Annalieſe Kürſchlepper, die einzige Erbin des ungeheuren Reichthums ihres Großvaters, der, obgleich hochbejahrt, noch immer lebt. — Auf dieſe Weiſe, meine liebe Chriſtel, iſt die Annalieſe Kürſchlepper in Beſitz eines Vermögens gekommen, welches eigentlich mir gehört, denn die Geſchwiſter meines Vaters ſind auch ohne Leibeserben in ihrem Elende untergegangen.“

Die unbefangene, heitere Chriſtel hatte aber die große Hälfte der Auseinanderſetzung ſchon wieder vergeſſen. Sie freuete ſich des grünen Waldes auf den Bergen, der jungen Blumen am Wege, der geputzten Kirchgänger und plauderte mit ihrer Mutter von ganz anderen Dingen, während Kaspar wieder in ſich hineinbrütend den Heimweg verfolgte.

Ueber Tiſche äußerte der alte Kurt zur großen Freude ſeiner Enkelin, daß er bei dem wunderſchönen Pfingſtwetter großes Verlangen trage, den Katzenſtein auch noch einmal zu beſuchen, und deshalb den dorthin beabſichtigten Spaziergang mitmachen wolle. Chriſtel hüpfte ſogleich zur Lade und packte des Großvaters ſchwarzmancheſterne kurze Hoſe mit den zinnernen Knieſchnallen, die langen, weißwollenen Strümpfe, die ſie ihm ſelbſt geſtrickt, die rothe Bratenweſte und den neuen, altmodiſchen Rock mit den großen, überſponnenen Knöpfen aus, den ſie ihm von ihrem Erſparten hatte machen laſſen, und begann dann mit emſiger Hand den Greis ſonntäglich zu ſchmücken. Er ließ ſich das Alles gern gefallen, und eine Thräne der Rührung zitterte an ſeinen alten, grauen Wimpern. Als er fertig gekleidet war, und ſie ihm zuletzt den ausgebürſteten dreieckigen Hut Hut auf die kahle Stirn gedrückt hatte, führte ſie ihn triumphirend vor den kleinen Wandſpiegel, ein Meubel, das ſie zuerſt in's Haus gebracht hatte, und rief jauchzend: „Nun ſeht, Großvater, was ſeid ihr für ein ſchmucker Burſch!“ Da ſagte der Alte tiefgerührt: „Gott verzeihe mir die Sünde, die ich dreißig Jahre vor Deiner Geburt an Dir begangen habe.“

„Ach, laßt doch den alten Kram, Großvater! Macht Euch nicht ſolchen lächerlichen Kummer. Wie könnt Ihr dreißig Jahre vorher, ehe mir der Himmel das Leben ſchenkte, eine Sünde an mir begangen haben!“

„Es iſt nicht zu ändern,“ ſeufzte der Greis, und die Familie brach auf, vom lachendſten Sonnenſchein, der ſich im friſchen Grün der Blätter badete, gelockt. Ein herrlicher Pfad durch Wald, Büſche und Gärten lieblich am Berghange, unter welchem das Dorf lag, hingeſchlängelt, führte ſie allmälig in den bergaufſteigenden, grünen Grund, der, zu beiden Seiten von ſaftiger Buchenwaldung eingefaßt, in der Mitte von einem klaren Quellgerinne durchbändelt, ſich leicht und anmuthig zum Gebirgsrücken emporhob, wo der Katzenſtein ſeine Felſenſtirn hinausſtreckte, ſtolz und kräftig ſtark und feſt, wie ein Beherrſcher des Gebirges, oder vielmehr wie ein unerſchütterlicher, auf den Urgranit gegründeter Thron des Herrſchers, weit hinausſchauend in die Bergſchluchten und Thäler, und in die fernen Ebenen und Landſtriche. Bald geſellten ſich Freunde und Bekannte, Gevatterinnen, Baſen und Geſpielinnen hinzu, die deſſelben Weges zogen; denn heute war das ganze Dorf auf den Beinen und die Glut des Schmelzofens der Glasfabrik war heute nach langer Zeit erloſchen. Mutter und Tochter wurden von der Geſellſchaft in Anſpruch genommen, und Kaspar blieb mit dem alten Kurt, langſamer wandelnd, eine Strecke zurück. Das war Kasparn eben recht und er begann vorſichtig: „Ihr habt heute ein Paar Worte fallen laſſen, Meiſter Kurt, die ich gar wohl verſtanden habe.“

„Was habt Ihr verſtanden, Herr Dörling?“ fragte der Greis erſchrocken. „Ich habe nichts geſagt, was Ihr hättet verſtehen können und was Euch anginge.“

„Ihr werdet mich nicht täuſchen, Meiſter Kurt. Ich weiß gar wohl von meinem Vater ſeliger, daß Ihr einſt auch mit auf der Seite der Frau Dorthe Höbnling und des Anton Künſchlepper geweſen ſeid, als es galt, uns um das Vermögen des alten Schulmeiſters Höbnling zu bringen, was doch von Gott und Rechtswegen unſer gehörte.“

„Ei, hat Euch Euer Vater davon geſagt? Nun, ſo tröſtet Euch mit dem Gedanken, daß Euch das Höbnling'ſche Geld nicht beſtimmt war.“

„Das kann ich nicht. Und Ihr würdet mir und

Eurer Enkelin einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mir offenherzig ſagtet, wie es damals eigentlich mit dem Kinde zugegangen iſt. Ihr wißt ſelbſt, wenn es todt zur Welt gekommen iſt, hätte meinem Vater das Geld ausgeantwortet werden müſſen."

„Laßt es gut ſein, Junggeſell!" verſetzte der Alte mürriſch. „Die Sache iſt mit vier ſchweren Eiden beſchworen, daß das Kind eine Stunde gelebt hat. Damit hat's ſein Bewenden für ewige Zeit. Jeder mag zuſehen, wie er damit fertig wird; ich auch. Das iſt meine Sache. Ich ſag' Euch: Geſchehenes iſt nicht mehr zu ändern. Das Geld war Euch und meiner guten, lieben Chriſtel nicht beſtimmt, ſonſt wäre Manches anders geworden. Nun laßt mir die alten böſen Geiſter ſchlafen, ſie richten ſonſt Unheil an Sie quälen mich ohnedies ſchon genug, und ſchlafen doch noch. Wißt Ihr was, ich mag nichts mehr von der Geſchichte hören."

Kaspar ſchwieg empfindlich, und Beide ſchritten nun ſtill hinter den Frauen her, bis ſie den Katzenſtein erreicht hatten. Hier fanden ſie eine nicht unbeträchtliche Menge Menſchen verſammelt. Annalieſe Kürſchlepper, vom Volke reſpectvoll nur „die Mamſell" genannt, weilte mit ihren beiden fremden und vornehmen Gäſten auf der Plattform des Felſens, und regalirte die verſammelte Menge mit Bier, Branntwein, Kuchen, Wurſt und Schinken, ſo viel Jeder haben wollte, und es war deshalb kein Wunder, wenn ſich der Zudrang von Minute zu Minute vermehrte. Auf der Höhe des Felſens, da wo er in Spitzen und Hörner zerklüftet war, hatten die von Annalieſe angelegten Stadtmuſikanten Poſto gefaßt, und ſchmetterten ihre Töne in die Thäler und den Wald hinaus, und lockten damit Alles herbei, was heute im grünen Revier auf den Beinen war. Kaspar wollte ſich mißmuthig entfernen, aber die Neugierde ſeiner Braut und deren Mutter bezeigte dazu keine rechte Luſt, und auch der alte Kurt ſagte: „Ich muß mir den vornehmen Staatsrath von Schwarzpfennig in der Nähe betrachten; ich habe ſeinen Vater gar gut gekannt, ein paar Tage vorher, eh' er nach Rußland ging, ſprach er bei mir ein, und vertraute mir noch manche Vermuthung über den gewaltſamen Tod ſeines Vaters, die nicht wieder über meine Zunge gekommen iſt, obgleich ich ihm Recht geben mußte. Dieſer ſein Vater, das heißt der Großvater des Herrn Staatsraths, war nämlich mit mir befreundet, wir waren in einem Alter. Ich muß mir den Mann betrachten.“ Damit drängte er durch die Menge nach dem Platze, wo die vornehme Geſellſchaft verſammelt war; Tochter und Enkelin folgten ihm eben ſo begierig, nur Kaspar blieb zurück und lehnte gedankenvoll an einem Baum. Er hatte kaum bemerkt, daß ohnfern dieſem Baume an der hintern dem Walde zugekehrten Wand des Felſens unter einem von Steinen kunſtlos aufgeführten Herde ein Feuer luſtig loderte und darüber ein Keſſel hing, in welchem das Waſſer zum Kaffee für die Geſellſchaft kochte. Ein Frauenzimmer ging an ihm vorüber, um mit der Magd zu reden, welche Feuer und Keſſel beſorgte, und wollte zurückkehren.

Als ſie wieder an Kaspar's Seite war, redete ſie ihn an: „Ei Herr Dörling, ſo düſter und allein und Eure ſchöne Braut erregt die Bewunderung meiner fremden Gäſte. Ihr müßt nicht eiferſüchtig ſein, ſonſt würdet Ihr ſie nicht den ſtaunenden Blicken der Herren Ruſſen ſo preis geben, ohne Eure Begleitung. Aber dieſe fremden Herren wiſſen weibliche Schönheit beſſer zu ſchätzen, als unſre Waldburſche und Bürgersſöhne. Und warum wollt Ihr mir denn nicht die Ehre anthun, mein Gaſt zu ſein? Ich bitt' Euch, kommt und nehmt den Platz an meiner Seite ein.“ Es war die reizende Annalieſe, die alſo zu dem verdutzten Kaspar ſprach. Sie glühete, wie eine prächtige Centifolie, und ihr beredtes Auge funkelte prächtig, ſo daß es Kasparn ſchier warm um's Herz wurde. So nah hatte er die üppige Annalieſe noch nicht geſehen, und während ſie ſo zutraulich zu ihm redete, ſchwand, er wußte ſelbſt nicht wie, der Groll gegen ſie aus ſeiner Seele, und der Gedanke tauchte leicht und luftig in ihm auf, der ſei doch ein glücklicher Mann, der dieſes reizende Mädchen mit ihren Schätzen gewinne. Er ſtammelte einige unzuſammenhängen Worte zur Entſchuldigung, eh' er es aber recht inne wurde, hatte ſie ihn bei der Hand gefaßt, und durch die Leute nach der Plattform gezogen, wo er zu ſeinem Erſtaunen ſeine Braut und deren Mutter und Großvater auf der Felſenbank mitten unter den beſtbewirtheten Gäſten ſitzen fand. Der junge, ſchlanke, friſche ruſſiſche Edelmann ſaß neben Chriſteln und war, wie der Augenſchein lehrte, ſehr mit ihr beſchäftigt. Kaspar konnte gar nicht begreifen, was er ihr Alles müſſe zu ſagen haben, und ärgerte ſich, daß er kein Wort von dem vielen Gerede verſtand; er ſtand blöde von fern, und Annalieſe brachte ihm Kaffee und Kuchen und lud ihn fort und fort ein, es ſich wohl ſein zu laſſen. Der Staatsrath ſchien dagegen großes Wohlgefallen an dem etwas barokken Weſen des alten Kurt zu finden, hatte ſich neben ihn geſetzt, hörte ihm zu und antwortete auf ſeine Fragen.

„Ihr ſeid alſo ein Sohn des Johannes Wilhelm Schwarzpfennig von Unterwellbach, der vor etlichen dreißig Jahren als Balſamsträger nach Rußland ging?“ fragte der Greis mit naiver Zudringlichkeit.

„So iſt's, mein lieber Alter,“ erwiederte der Staatsrath leutſelig. „Habt Ihr meinen Vater gekannt?“

„Als ob er mein Sohn geweſen wäre. Ich kenne Euer Geſchlecht und Herkommen vielleicht beſſer als Ihr, Herr. Euer Großvater hieß Andres Schwarzpfennig und war mein Umgang. Wir haben als junge Geſellen viel tolles Zeug mit einander getrieben. Ich war nur um wenige Jahre jünger, als er. Auch Euern Urgroßvater habe ich gekannt und in Eurer Urgroßmutter Hauſe war ich oft, als ſie nach Eures Urgroßvaters Tode den Schulmeiſter Höhnling in Schönau, und nach deſſen Tode den Subſtituten deſſelben, den Herrn Anton Kürſchlepper, heirathete, der noch jetzt als Großvater der Jungfer Annalieſe Kürſchlepper lebt. Er iſt wohl dreizehn bis vierzehn Jahre älter als ich und muß wohl jetzt im ſechs und achtzigſten Jahre ſtehen, der alte Herr. Ich hab' ihn ſehr lange nicht geſehen, vielleicht zwanzig Jahre. Sonſt arbeitete ich für ihn, denn ich bin ein Nagelſchmied, und Herr Anton Kürſchlepper machte große Geſchäfte in Eiſenwaaren. Aber er hat den Handel ſchon lange aufgegeben; er braucht's freilich nicht und hat Geld und Gut genug. Wenn man ſo alt geworden iſt, wie ich, und die wunderlichen Dinge alle betrachtet, die man erlebt hat, ſo kommt einem die Welt wie ein großes Narrenhaus vor. Als Euer Vater nach Rußland ging, hatte ich noch eine lange Unterredung mit ihm, und nach dem, was er mir damals mittheilte, hätte ich nimmer geglaubt, daß ſein Sohn — — Sagt mir, lebt Euer Vater noch?"

„Er lebt geſund und ſtark, und hätte mich gern begleitet, wenn er ſich nicht vor der weiten Reiſe gefürchtet und ſeine Geſchäfte, die er nicht gern einem Andern übertragen möchte, ihn an das Haus gefeſſelt hätten. Er iſt nämlich Beſitzer einer großen Apotheke.“

„Hat er Euch niemals vom Tode ſeines Vaters, des Andres Schwarzpfennig, erzählt?“

„Gewiß. Mein Großvater wurde auf einer ſeiner Wanderungen im Gebirge von einer meuchleriſchen Hand erſchoſſen.“

„Ja, ja, ſo iſt's, von einer meuchleriſchen Hand. Und hat er keinen Verdacht, keine Muthmaßung hinſichtlich des Mörders bei Euch ausgeſprochen?“

Der Staatsrath ſah den Greis betroffen an. Dieſe ſeltſame Frage ſchien er nicht erwartet zu haben. Es ſchien faſt, als wolle er ſich erheben und den alten Kurt Reiſig verlaſſen. Doch dieſer war in einer Aufregung, wie ſeit Jahren nicht. Seine ſtarkbuſchigen Augenbrauen zogen ſich finſter herab, ſein kleines Auge glühte unheimlich, durch die ſteingrauen Falten ſeines Geſichts ſchimmerte plötzlich ein leichtes Roth. Mit einer krampfhaften Kraft hielt er den Arm des Staatsraths und flüſterte ihm mit heiſerer Stimme in's Ohr: „Zwiſchen Euerm Vater, Herr, und mir war damals kein Zweifel darüber, wer Andres Schwarzpfennig's Mörder ſei, und weil Euer Vater ein armer, ohnmächtiger Burſche war, der gegen den reichen, mächtigen Mörder nichts ausrichten konnte — er hatte keine vor Gericht geltenden Beweiſe in Händen — ſo verließ er, von Groll und Gram gemartert ,das Vaterland und ging nach Rußland. Ich werde mich verrathen, ſagte er mir mit ſchmerzerſtickter Stimme, denn der wildeſte Haß gegen den Mörder meines Vaters frißt an meinem Herzen. Ich werde es nicht verhehlen können, und dann iſt für mich auch eine Kugel gegoſſen. Drum will ich ihm aus dem Wege gehen, aber wenn mir Gott das Leben läßt, ſo kehre ich zurück, als ein gewiegter Mann, und trete vor den Mörder und beſchuldige ihn auf den Kopf und nehme Rache an dem Böſewicht. Das ſchwöre ich Euch zu beim blutigen Haupte meines Vaters, der Ihr ein Freund deſſelben wart. — So ſprach, ſo ſchwur Euer Vater, als er von mir ging. Und ich habe, ſeines Wortes eingedenk, von Jahr zu Jahr auf ihn gewartet, und bin ganz ſtill geweſen und habe Alles in mein Herz verſchloſſen. So bin ich alt geworden, und Euer Vater iſt nicht gekommen und lebt doch noch. Nun ſchickt er Euch, ſeinen Sohn, aber von ſeinem Schwure iſt nicht mehr die Rede. — Man hat mir geſagt, Ihr werdet die ſchöne, reiche Jungfer Annalieſe Kürſchlepper heirathen. Iſt dem alſo?“

Der Staatsrath ſchwieg beſtürzt. Der Alte ſtand vor ihm wie ſein böſes Schickſal, wie ein rachemahnender Dämon.

„Heirathen,“ fuhr dieſer immer heftiger fort, „und ſie in Eures Vaters Haus führen. Ich bitt' Euch um

Gottes willen, ſagt mir, ob Ihr das wollt, ob Euer Vater das will? Antwortet mir und ſagt die Wahrheit!“

„Es iſt meines Vaters und mein Wille. Die Demoiſelle Kürſchlepper iſt ſo gut wie meine verlobte Braut; die öffentliche Verlobung wird nächſtens gefeiert werden.“

„Und hat Euch Euer Vater nichts aufgetragen an mich, den alten Kurt Reiſig?“

„Er hat niemals Euren Namen genannt, alter Mann.“

Da erhob ſich der Greis mit ungewöhnlich raſcher Bewegung. „Wo wollt Ihr hin, Alter?“ fragte der Staatsrath, der ſeine Faſſung wieder gewonnen hatte, und faßte des Greiſes Hand. Aber ungeſtüm riß ſie dieſer zurück und ſprach barſch und zornig: „Ich habe hier nichts mehr zu ſchaffen. — Kaspar, führe mich!“ herrſchte er Dörling zu, und Beide verließen den lauten, jubelnden Kreis, wo ihr Abgehen von keinem als dem Staatsrath bemerkt wurde. Die beiden Frauen Bärbe und Chriſtel blieben ſitzen, geſchmeichelt von der Ehre, die ihnen widerfuhr, und der junge Ruſſe war fort und fort um das ſchöne, verſchämte Kind und wußte mit freundlichen, zuthunlichen Worten Chriſtel's Befangenheit bald genug zu verſcheuchen.

„Kaspar,“ begann Kurt mit tiefer, zitternder Stimme, Verrätherin ſeiner Aufregung, ſobald ſie aus dem Bereich der lärmenden Menſchen waren, „Du ſollſt jetzt Alles wiſſen, wie's damals mit dem Kinde der Schulmeiſterin, der betrügeriſchen Dorthe, zugegangen iſt. Es drängt mich Dir nichts mehr zu verhehlen, werde daraus was da wolle. Es kann am Ende nichts Schlimmeres daraus werden, als was bereits geſchehen iſt. Mögen ſie's haben, die Schufte! Ich bin toll vor Zorn und Wuth.“

Kaspar hörte ſchweigend zu, ohne zu begreifen, was den Alten ſo plötzlich anderen Sinnes gemacht hatte. Er führte ihn tiefer in den Wald, wo er nicht fürchten durfte, daß ſie belauſcht würden, und der Greis begann mit einer faſt jugendlichen Heftigkeit: „Weißt Du, Kaspar, was Dich und Dein Haus um das Höhnling'ſche Vermögen gebracht hat? Ein gebrochenes Verſprechen und die Rache deshalb. Weißt Du, was mich jetzt nach ſo vielen Jahren zum Geſtändniß bringt? Ein gebrochenes Verſprechen und die Rache deshalb. O kein Menſch ſollte jemals eine einmal gegebene Zuſage leichtſinnig brechen; das verpfändete Wort ſollte Jedem heilig ſein, dann würde viel Unheil nicht entſtehen. Höre mich an, Du wirſt Dinge erfahren, die Du nicht geahnt haſt.

Hans Chriſtoph Dörling, Dein Großvater, war ein hübſcher, ſchlanker Burſche, als er ſeine ein und zwanzig Jahre zählte, trug ſich fein und hatte gute Manieren. Reich, wie er war, ließ er viel Geld aufgehen, hielt die Aermern in den Wirthshäuſern frei und wurde deshalb überall gern geſehen. Er hatte keine Geſchwiſter weiter, als eine einzige Schweſter, die aber wohl an zehn

Jahre älter war, als er. Du weißt, daß ſie die erſte Frau des Schulmeiſters Höhnling in Schönau war. Ich habe ſie noch gar gut gekannt, und als Junge manchen Honigfladen von ihr erhalten. Dieſe Frau nun liebte ihren einzigen Bruder über die Maßen; ſie hatte ihn erzogen, denn die Mutter war frühzeitig geſtorben. Sie hatte mit ihrem Manne ein Ehepact gemacht, worin ſie ſich gegenſeitig ihr Vermögen vermachten, wenn ſie ohne Leibeserben abſterben ſollten. Nach dem Tode des zuletzt Abgehenden ſollte aber das ganze Vermögen, ſowohl das Ihrige, als auch das Seinige — denn der Schulmeiſter war von Haus aus ebenfalls ein ſehr reicher Mann — an ihren Bruder Hans Chriſtoph Dörling fallen. Dieſer nun beſuchte als lediger Burſche ſeine Schweſter oft in Schönau. Da war die Tochter eines blutarmen Pechſieders das hübſcheſte Mädchen. Aber ſie war nicht allein ſchön von Geſtalt und Anſehen, ſie war auch ſchlau und pfiffig und, wie man zu ſagen pflegt, mit allen Waſſern gewaſchen. Du merkſt ſchon, daß ich die Dorthe Theilig meine. Hanchriſtoph vergaffte ſich in ſie; ſie wußte ihn gar ſchön zu kirren, und bald genug hatte er ſich mit ihr verplämbert. Er verſpricht ihr heilig und theuer die Ehe, und ſie ſorgte dafür, daß dieſes Verſprechen den Leuten im Dorfe nicht lange ein Geheimniß blieb. Aber weder ſein Vater, noch ſeine Schweſter waren damit einverſtanden; ſie heizten ihm tüchtig ein, und Handchriſtoph war ſchwach genug, ſich herumkriegen zu laſſen und ein andres reiches Mädchen zu heirathen, das ihm ſein Vater aufgeſchwatzt. Daraus entſtand alles Unglück. Dorthe Theilig that vor den Leuten, als mache ſie ſich nichts daraus, nach ein Paar Wochen war ſie aber mit dem Knechte eines Balſamsträgers auf und davon gegangen. Dieſer Knecht hieß Schwarzpfennig; Dorthe wurde ſeine Frau in Unterwellenbach. Handchriſtoph aber lebte mit ſeiner Frau ſehr unglücklich und verlor, da ſie eine Verſchwenderin und üble Wirthſchafterin war, faſt all' ſein Vermögen. Ich kann hier kurz ſein, denn Dir iſt bekannt, daß die Frau Höhnling ſtarb ohne Kinder zu hinterlaſſen. Nun begann Dorthe's Rache an Deinem Großvater. Sie kam als Wittwe nach Schönau zurück und machte ſich an den alten, ſchwachen Schulmeiſter, wurde ſeine Haushälterin und ſchon nach ein Paar Monaten ſeine Frau. Von ihrem erſten Manne hatte ſie einen Sohn, Andres Schwarzpfennig, der wiederum Knecht eines Balſamsträgers war, ein Menſch in meinem Alter; er war zwanzig, ich achtzehn Jahre. Durch das Glück ſeiner Mutter wurde er verdorben. Sie ſteckte ihm viel Geld zu, und er verlangte immer mehr von ihr, wurde ein arbeitsſcheuer Taugenichts und ein wüſter Trunkenbold und wohnte nur in Schenken und Wirthshäuſern. Auf Frau Dorthe's Betrieb wurde ihrem Manne ein Subſtitut geſetzt, ein Menſch, den ſie früher ſchon gekannt hatte, und den ſie für ihre Pläne tauglich fand. Nun, Du kennſt ihn, er iſt der Herr Anton Kürſchlepper, der reichſte Mann in der Stadt. Mit Hülfe deſſelben und ihres liederlichen Sohnes, heckte Frau Dorthe den teufliſchen Racheplan an Hanchriſtoph Dörling aus. Mit ſchwerem Gelde gewann ſie die Hebamme des Dorfs, und dieſe war meine Mutter. Dieſe zog mich in's Geheimniß, und auch mein leichtſinniges Gemüth wurde mit Geld erkauft. Ebenſo eine Nachbarin. Als Alles gehörig vorbereitet war, ſtellte ſich Frau Dorthe geſegneten Leibes.“ —

„Wie? Sie ſtellte ſich nur ſo?“ unterbrach Kaspar erſtaunt den Erzähler.

„Freilich, das war Alles Lüge. Sie ſpielte ihre Rolle ſehr geſchickt, ſo daß Niemandem ein Zweifel beikam, nur hatte man über die Vaterſchaft abweichende Anſichten. Als das Complott nun ſeine Zeit erſehen hatte, wurde ich beauftragt, ein todtes Kind zu ſchaffen. Sie wollten ganz ſicher gehen. Dies machte mir aber nicht geringe Schwierigkeiten. Ich zog weit umher unter allerlei Vorwänden. Unterdeſſen war der alte Höhnling plötzlich geſtorben, und ſchon damals fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, ob ihn wohl Andres Schwarzpfennig nicht mit ein Paar Tropfen aus dem Wege geſchafft haben möchte. Die Balſamsträger kochen ſcharfe Gifte, und in dem alten ehrlichen Manne mußten ſie einen Verräther fürchten. Ja ſein Tod mußte ja erſt ſtatt finden, wenn ihr Plan überhaupt Sinn und Verſtand haben ſollte. Das erlogene Kind mußte ja auf die Mutter ſterben. Hätte der Vater deſſelben, oder vielmehr der ſcheinbare Vater des vorgeſpiegelten Kindes bei deſſen erheuchelter Geburt und Tod noch gelebt, ſo wäre ja das Kind nicht ſein Erbe geweſen, und das Vermögen nicht in Dorthe's Beſitz gekommen. Der alte gute Schulmeiſter iſt alſo jedenfalls durch Andres Schwarzpfennig's giftmiſcheriſche Hand gefallen, und ſeine Mutter, wie Anton Kürſchlepper wußten um den Mord, oder ſie brachten dem alten Herrn ſelbſt die Arznei bei. Ich war damals noch zu dumm, um Alles einzuſehen, lag auch in der Umgegend auf der Lauer, und das Geld hatte mich verblendet. Endlich gelang es mir zu erfahren, daß ein Kind ſechs Stunden von hier ein Paar Stunden nach ſeiner Geburt geſtorben und begraben worden ſei. Ich ſtahl das Würmchen in der Nacht aus ſeinem Grabe und brachte meinen Raub nach Schönau. Am andern Morgen verbreitete ſich die Nachricht im Dorfe, die Frau Schulmeiſterin ſei in der Nacht von einem Töchterchen entbunden worden, das aber nur einige Stunden gelebt habe. Viele Leute eilten herzu und ſahen das todte Kind, das gegen Abend abermals begraben wurde. Seine Geburt und Nothtaufe wurden von Anton Kürſchlepper in's Kirchenbuch eingetragen. Meine Mutter, die Nachbarin, Kürſchlepper, Andres und ich beeidigten vor Gericht, daß das Kind einige Stunden gelebt habe. Kürſchlepper beſchwichtigte mein Gewiſſen mit der Vorſpiegelung, daß ich ja keinen falſchen Eid ſchwöre, da ja dieſes Kind wirklich ein Paar Stunden gelebt, und ein Paar hundert Thaler, für uns arme Leute ein großer Reichthum, thaten das Uebrige. Aber das Geld brachte mir keinen Segen; zwei Jahre nach dem Tode meiner Mutter hatte ich keinen Groſchen mehr davon. Mein Gewiſſen nagte mir aber wie ein böſer Wurm an der Seele, und nur die Furcht vor der Strafe verſchloß mir den Mund. Denn Kürſchlepper hatte mir geſagt, daß ewige Zuchthausſtrafe mit Leibeszüchtigung mein Loos ſein würde, wenn ich das Mindeſte von unſerm Betrug verriethe. Ich lebte lange Jahre in großer Angſt. Nach und nach ſtarben die Frau Dorthe, als Kürſchlepper's Ehehälfte — ſie richtete ſich durch den Trunk zu Grunde — meine Mutter, die Nachbarin, Andres Schwarzpfennig, und ich wurde allmälig ruhiger. Nun leben nur noch zwei im hohen Alter, Anton Kürſchlepper und ich. Aber ich habe ſeitdem dieſen Kürſchlepper gehaßt, wie einen hölliſchen Geiſt, denn er war's, der mich zu der Sünde beſchwatzte, der mich zur Miſſethat verführte. Jeder Athemzug, der mir aus der Bruſt ſteigt, iſt Haß gegen dieſen Mann.

Wie ſich meine Theilnahme an jenem böſen Handel in meinen ſpäten Lebenstagen an mir beſtraft, weißt Du ja. Ich liebe meine Enkelin über Alles; ſie iſt mein Engel, meine Wohlthäterin. Wäre ſie nicht, ich hätte ja verhungern müſſen; denn der elende Anton Kürſchlepper hat ſich nicht mehr um mich bekümmert. Es wäre mir aber auch nicht möglich geweſen, von dieſem Elenden die kleinſte Wohlthat anzunehmen. Lieber wäre ich umgekommen. Du weißt nun, wie Du um das Höhnling'ſche Vermögen betrogen worden biſt."

Der Greis ſchwieg erſchöpft.

Kaspar, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, fragte: „Und weiter habt Ihr mir nichts zu erzählen?"

„Es iſt genug für Dich."

„Und doch ließ mich der Eingang Eurer Erzählung auf einen zweiten Theil dieſer ſeltſamen Geſchichte ſchließen."

„Hab' ich das verrathen? Hab' ich? Nun ja, ſie hat noch einen zweiten Theil, aber er geht Dich nichts an, ſondern mich allein und allenfalls den ruſſiſchen Herrn Staatsrath, den geadelten Schwarzpfennig. Geadelt! es iſt zum Lachen! Und doch nicht veredelt! Du ſollſt ſchon den zweiten Theil der Geſchichte auch noch erfahren. Nur heute nicht. Ich habe heute ſchon viel zu viel geſchwatzt und fühle mich müde und matt. Laß mich unter dieſem Baume ruhen, und dann führe mich heim. Die Weibsleute werden den Weg allein finden. Ihr Herz iſt ohnedies geblendet und gefeſſelt von dem hölliſchen Mammon. Das Blut, das daran klebt, halten ſie für eine ſchöne Purpurfarbe. — Mich friert's, Kaspar! Ich glaube, ich lebe nicht lange mehr. Was ſoll ich auch noch auf der Welt, nachdem ich habe erleben müſſen, daß Andres Schwarzpfennigs Enkel Anton Kürſchleppers Enkelin freit."

Kaspar erſchrak über die letzte Aeußerung des Greiſes. Der Tod deſſelben konnte zu keiner Zeit ſchrecklicher für ihn ſein, als gerade jetzt, wo der geſpielte Betrug ihm klar war und er noch keinen Vortheil von dem Geſtändniſſe gezogen hatte. Seine von der heftigſten Unruhe gequälte Seele vergaß die Braut, heiße Pläne fuhren durch ſein Gehirn, und während der Alte neben ihm auf den friſch duftenden Waldkräutern erſchöpft eingeſchlummert war, überlegte Kaspar fort und fort, wie er es am klügſten anzufangen habe, ſich in den Beſitz des ſeiner Familie geraubten Vermögens zu bringen. Seine Ungeduld konnte kaum das Erwachen Kurt's erwarten, dann führte er ihn nach Hauſe und brachte ihn auf das Faulbett. Er ſelbſt verließ dann eilig das Haus und beflügelte ſeine Schritte der Stadt zu.

Auf dem Marktplatze in S. ſprang einem ſogleich ein großes dreiſtockiges Haus in die Augen, das ſich neben ſeinen zweiſtockigen Nachbarn recht wie ein übermüthig reicher Mann ausnahm. In der That war es das höchſte, größte und ſchönſte Haus in der ganzen Bergſtadt, und ſein decorirtes Aeußere ließ auf den Reichthum ſeiner Gemächer ſchließen. Die Außenwand war in große Felder abgetheilt und die Fächer in denſelben mit Stukaturarabesken geziert. Den hohen Fenſtern von Spiegelglas gaben grüne maſſive Jalouſien ein pomphaftes Anſehen, die eichene künſtlich ausgeſchnittene Hausthüre prankte mit ſchwerem meſſingenen Klopfer und Schloß, mächtige Drachenköpfe mit weit aufgeriſſenem Rachen ragten von der breiten Dachrinne weit vor, um das von ihr zu empfangende Regenwaſſer auszuſpeien.

Gegen Abend des zweiten Pfingſtfeiertages war es in dieſem Hauſe ſtill und einſam, wie überhaupt in der ganzen Stadt. Ein alter Diener, ein im Hauſe grau gewordenes Inventarſtück, lungerte am Fenſter der untern Stube, und daneben im beſſer möblirten Zimmer waltete der noch ältere Hausherr, ein kleiner ſtämmiger Mann mit dürftigem ſchneeweißen Haar und einer rothbraunen Glatze, übrigens wohlgenährt,, und im kirſchrothen Geſichte das hervorragende Zeugniß tragend, die lange kupferfarbene Naſe, daß die Flaſche ſeine Freundin ſei, nach welcher man ſich auch nicht weit umzuſehen brauchte; ſie ſtand auf dem Tiſche neben ihm. Der bequeme Hausrock, die kurze Hoſe, die lange Weſte des alten Herrn waren von echtem ſchwarzen Sammt, aus welchem am Halſe und an den Handgelenken blüthenweiße feine Leibwäſche hervorlugte; ſchwarzſeidene Strümpfe wurden durch goldene Schnallen oben feſtgehalten, ein Paar koſtbare Ringe blitzten an ſeinen Fingern. Man ſah das Bild des Reichthums und des Wohllebens in dieſem alten Herrn, und man würde ihn auf den erſten Blick für einen ſehr reichen und vornehmen Mann gehalten haben, wenn er eben auch nicht eine Beſchäftigung vorgehabt hätte, die in der Regel nur reichen Leuten zukommt. Er ſtand nämlich vor einer großen und ſchweren, mittels ſtarker Schrauben an den Boden befeſtigten Geldkiſte, deren ſechs maſſive Schlöſſer geöffnet und deren Deckel zurückgeſchlagen war, und zählte Geldrollen daraus auf den daneben ſtehenden Tiſch, von Zeit zu Zeit die Summen mit Bleifeder auf ein Papier notirend. Staatsobligationen, Schuldverſchreibungen, Banknoten, Säckchen mit Gold paſſirten dann die Revue, und ein daneben liegendes Contobuch wurde zuweilen um Rath gefragt. Endlich war er fertig, trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, ſchenkte ſich ein großes Glas Burgunder ein, leerte es in einem Zuge, und ſagte, die Thüre ein wenig öffnend in die andere Stube hinaus: „Weißt Du, Jakob, was wir der Annalieſe mit nach Rußland geben? Hundert und fünfzig tauſend Thaler. Damit kann ſie, will ich hoffen, die Frau Staatsräthin und adlige Dame ſpielen. Hundert tauſend Thaler behalte ich für mich zurück, die bekommt ſie ja auch einmal, und ein zwanzig tauſend Thälerchen hängen immer noch darum herum, die ſie einmal als Nadelgeld anſehen mag. — Aber was haſt Du denn vor, Jakob? Was brämmelſt Du und ſchneideſt Geſichter?"

„Ich weiß nicht, was der Menſch bei uns will," ſagte der alte Diener mürriſch. „Kommt da ſpornſtreichs und erhitzt quer über den Markt her und gerad' in's Haus herein. Iſt mir doch all' mein Lebtag' ſo was noch nicht vorgekommen."

„Wer denn? Wer denn?" fragte erſt und kreiſchte dann der Hausherr. Aber es war nicht mehr Zeit zum Antworten, denn raſch, ohne erſt anzuklopfen oder um Erlaubniß zu bitten, trat Kaspar Dörling in die Stube.

Mit jenem impertinent ſtolzen Blick, den man nur an den reichen Fabrik- und Handelsherren dieſer kleinen Bergſtädte kennen lernen kann, wenn ſie mit ihren Arbeitern ſprechen, maß jetzt der reiche Greis den armen Jüngling, und die Frage folgte auf der Stelle: „Was wollt Ihr? was brecht Ihr in mein Haus wie ein Toller?" Er würde mit dem Burſchen noch weit gröber verfahren ſein und ihn mit Du angeredet haben, wenn jener nicht ein Dörling geweſen wäre.

„Und wer bürgt Euch dafür, Herr Kürſchlepper, daß ich kein Toller bin? rief Kaspar mit finſterm Blick, „der den Verſtand verloren hat über den abſcheulichen Betrug, den Ihr mir, meinem Vater und Großvater geſpielt habt, über einen zum Himmel ſchreienden gottloſen Betrug, den ich heute erſt in ſeiner ganzen Gräßlichkeit erfahren habe.“

„Jakob, Jakob, wirf den Kerl hinaus!“ kreiſchte Herr Anton Kürſchlepper; aber Jakob rührte ſich dem ſtämmigen Kaspar gegenüber nicht. „Ruf’ die Knechte herein!“ Jakob zuckte mit den Achſeln; denn die Knechte waren nicht zu Hauſe. „Hol’ die Wache mit dem Spieß! Nein, nein, bleib hier!“ Und mit einem für ſein Alter viel zu ſchnellen Sprunge war Herr Kürſchlepper in ſeiner Stube, ſchlug die Thüre derſelben zu, und verriegelte ſie von innen. Kaspar trat hart an die Thüre und ſprach mit lauter Stimme: „Weder die Wache mit dem Spieß wird Euch etwas helfen, noch Euer Riegel an der Thüre. Wißt, daß ich vom alten Kurt Reiſig in Tanneberg heute erfahren habe, daß Eure erſte Frau, die Dorthe, von ihrem zweiten Manne, dem Schulmeiſter Höhnling in Schönau, niemals ein Kind gehabt hat, daß das Kind erlogen war, daß Kurt eine Kindesleiche geſtohlen hat, um ſie für das von der

Schulmeiſterin geborene Kind auszugeben, daß Ihr mit Andrees Schwarzpfennig, der Schulmeiſterin Sohn, zuſammen den alten Schulmeiſter vergiftet habt, daß Ihr —“

In dem Augenblick wurde die Thüre von innen wieder haſtig entriegelt und geöffnet, und todtenbleich, an allen Gliedern zitternd trat der Greis heraus, hielt mit der einen Hand dem Burſchen den Mund zu, während er ihn mit der andern in ſeine Stube hineinzog.

„So ſchweig doch!“ flüſterte er dazu, „und ſchreie die unſinnigen Dinge, die Dir der alte Narr, Kurt, aufgebunden hat, nicht ſo hinaus. Die Leute könnten es ja hören und glauben, es ſei ein wahres Wort daran.“

„Ich würde ſie bald genug überzeugen können, daß kein falſches daran ſei.“

„Ihr ſeid nicht recht bei Troſt, junger Menſch,“ fuhr der Greis in einem beſänftigenden Tone fort. „Bedenkt doch nur, was Ihr für dummes Zeug ſchwatzt! Wie könnt Ihr ſo etwas beweiſen wollen? Ihr brächtet Euch ſelbſt in des Teufels Küche. Mir aber würdet Ihr nicht das Mindeſte ſchaden. Aber ſchon das bloße Gerede, ſo albern und abgeſchmackt es auch klingt, wäre mir unangenehm. Wer läßt ſich gern in der Leute ungewaſchenen Mäulern herumtragen! Nehmt Vernunft an, Herr Dörling. Schweigt von dem Gerede des alten Kurt, der wahrlich nicht mehr bei Verſtand iſt. Der alte Kopf iſt ihm ſchwach geworden, und er redet wie ein Irrſinniger."

„Sprecht mir nicht ſo, Herr Kürſchlepper!" fuhr Kaspar wieder hitzig empor. „Ich werde den alten Kurt vor das Oberamt ſtellen und von Aerzten unterſuchen laſſen."

„Ei bewahre!" begütigte der Greis wieder. „Nichts Oberamt, nichts Aerzte! Wir wollen die Sache unter uns abmachen und gar nicht an die große Glocke ſchlagen. Ihr ſeid arm, und mich dauert Eure Lage, mich hat der Herr geſegnet. Nehmt dieſen Beutel! Es ſind fünfhundert Thaler in blanken holländiſchen Dukaten drin. Damit iſt Euch geholfen. Außerdem — ich habe gehört, daß Ihr Euch mit einem hübſchen Mädchen aus Tanneberg verlobt habt, ich will ſie gut ausſtatten."

„Ihr ſcheint aber nicht zu wiſſen, daß dieſes Mädchen die Enkelin, Wohlthäterin und Ernährerin des alten Kurt Reiſig iſt, und daß der Alte entſchloſſen iſt, ſein Verbrechen noch im Zuchthauſe zu büßen und Alles vor Gericht auszuſagen, was er weiß, um ſich dankbar gegen ſeine Enkelin zu bezeigen und ihr als meiner zukünftigen Frau wieder zu dem Vermögen zu verhelfen, um welches er mich in Gemeinſchaft mit Euch einſt für einen ſchnöden Lohn betrogen hat."

„So, ſo!" verſetzte der alte Kürſchlepper von neuem zitternd und ſank kraftlos in ſeinen großen weich gepolſterten Lehnſtuhl. „Das wußte ich freilich nicht, daß Eure Braut Kurt's Enkelin iſt. Nun, wißt Ihr was, Herr Dörling, ſie ſoll auch fünfhundert Thaler zur Ausſteuer haben. Mit tauſend Thalern ſeid Ihr ein reicher Mann und könnt ein ſchönes Geſchäft anfangen. Ich ſelbſt beſitze ja nicht viel mehr. Die Leute ſchreien mich für ſteinreich aus; es iſt erlogen; erlogen ſag' ich Euch. Nehmt die tauſend Thaler und haltet das Maul!“

„Ihr irrt Euch ſehr, Herr Kürſchlepper, wenn Ihr mich damit zu fangen gedenkt. Ich will das ganze Höhnling'ſche Vermögen von Euch heraus, das, wie mir mein Vater geſagt hat, aus achtzig tauſend Thalern beſtand. Laßt Euch doch nicht auslachen mit Euern lumpigen tauſend Thalern. Ich geb' Euch Bedenkzeit bis morgen Mittag. Habt Ihr Euch bis dahin nicht entſchloſſen, mir achtzig tauſend Thaler zu zahlen, ſo gehe ich wieder nach Tanneberg und führe den alten Kurt vor das Oberamt, damit er ſeine Bekenntniſſe zu Protokoll gebe.“

„Ihr ſeid von Sinnen, Menſch! Woher ſoll ich das Geld nehmen? Euer Vater hat Euch ſchändlich belogen. Macht mir keinen dummen Handel! Da! nehmt vier tauſend Thaler! Hier ſind ſie baar; das iſt das ganze Höhnling'ſche Vermögen. Ihr ſeid der reichſte Mann in der ganzen Stadt, und mich habt Ihr zum armen gemacht. Aber ich geb's Euch gern. Ihr ſeid ein braver Burſche. Nicht etwa, weil des Kurt dummes Geſchwätz wahr iſt, nein, damit es nur nicht unter die Leute komme, die immer geneigt ſind, das Schlechteſte zu glauben, und wenn es noch ſo unſinnig wäre. Nehmt, nehmt das blanke Gold und denkt an das Sprichwort vom Sperling in der Hand. Im Oberamt ſitzen lauter gute Freunde von mir, in der Landesregierung, in der Reſidenz desgleichen. Man wird Eure Klage gar nicht anhören; Euch ſofort zurückweiſen. Drum ſeid klug und nehmt die ungeheure Summe.“

Aber Kaspar hatte in die volle Geldkiſte und in Kürſchlepper's bleiches Geſicht geblickt. „Wir wollen doch verſuchen, ob im Oberamt und in der Landesregierung Eure Freundſchaft oder die Gerechtigkeit zu Gerichte ſitzt. Es können dann leicht noch ganz andere Dinge zur Sprache kommen.“ Damit wandte er ſich zur Thüre.

Seine letzten Worte machten auf den Greis wiederum eine fürchterliche Wirkung. „So lauft doch nicht wie ein Narr fort. Nehmt zehn tauſend Thaler. Mehr kann ich nicht geben, es iſt mein ganzes Vermögen.“

„Ich will's vor Gericht zählen!“ ſagte Kaspar kalt. „Bis morgen Mittag habt Ihr Zeit.“ Damit ging er. —

Kürſchlepper wollte aufſpringen, um ihn zurück zu halten, aber die Kräfte verſagten ihm. Mit dem nur noch ſchwach herausgeſtoßenen Worte: „Teufel" ſank er in Ohnmacht. Der alte Jakob mühete ſich ab, ihm mit allerlei Spirituoſen wieder zum Bewußtſein zu helfen, entkleidete ihn dann ſtumm und kopfſchüttelnd und brachte ihn zu Bette. Dann holte er ſchnell den Hausarzt herbei, lief mit dem Recept nach der Apotheke, und machte in der Küche Anſtalt, Kamillenthee zu kochen. Nach ein Paar Stunden ließ ſich fröhliche Muſik und Jubel auf der Straße vernehmen. Ueber den Markt herüber wälzte ſich ein breiter Menſchenzug, in der Mitte Annalieſe in ihrem Korbwagen, rechts und links die beiden jungen Herren aus Rußland zu Pferde, mit ihren berittenen Dienern, voran die blaſende Muſikbande und Hunderte lärmenden Volks hinterher und zur Seite. Alſo mit Tuſch und Trompetengeſchmetter paſſirten Wagen und Reiter in's Haus, die Muſikanten aber ſtellten ſich vor demſelben auf, um Herrn Anton Kürſchlepper eine fröhliche Nachtmuſik zu bringen, der dazu grimmige Geſichter ſchnitt und manchen gottloſen Fluch murmelte.

Annalieſe war über die Nachricht, daß ihr Großvater plötzlich erkrankt ſei, eben nicht beſtürzt, vielmehr warf ſie dem Staatsrathe einen bedeutungsvollen Blick zu, den man leicht hätte deuten können: „Es wäre ja recht ſchön, wenn wir hier nichts zurückzulaſſen brauchten ſondern alles Geld und Gut mit nach Rußland nehmen könnten.“ Und er nickte recht freundlich, als wollte er ſagen: „Ich verſtehe Dich, mein Schätzchen. Mir wär's auch ſchon recht, wenn der Alte abführe.“

Hierauf verfügte ſich Annalieſe zum Großvater, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Zitternd reichte er ihr die Hand und bat ſie um eine Stunde. Er habe höchſt Wichtiges mit ihr zu reden. Doch ſollte ſie vorher Jedermann aus ihrer Nähe entfernen, damit kein Ohr auch nur eine Sylbe von ſeinen Worten erlauſchen könne. Seltſam geſpannt von dieſer Einleitung, ertheilte Annalieſe den Befehl, und trat dann wieder in die Stube des Großvaters.

„Annaliefe,“ ſagte er mit weicher, zitternder Stimme, die ſie an ihm gar nicht kannte, und geſchloſſenen Augen, um ihren Schreck nicht zu ſehen, „ich habe Dir etwas zu ſagen, worauf Du keinerlei Weiſe vorbereitet biſt. Es hängt jetzt ganz allein von Dir ab, ob wir in ein Paar Monaten blutarme Leute ſein und ich am Galgen ſterben ſoll, oder wir in unſern gewohnten Verhältniſſen fortleben und nur hinſichtlich der Zukunft einiges anders machen ſollen, wie wir uns vorgenommen hatten.“

„Um Gotteswillen, Großvater, ſeid Ihr bei Verſtand!“ rief Annaliefe auf's Aeußerſte erſchrocken.

„Ich dachte es wohl, daß Du mich für verrückt halten würdeſt," fuhr Herr Anton Kürſchlepper fort, „aber ich bin bei vollkommnem klaren Verſtande, um die ganze Gräßlichkeit meiner Lage einzuſehen. Fordere nicht, mein Kind, daß ich Dich zur Vertrauten meiner Lebensſchickſale mache. Es kommt mir ſchon ſauer genug an, zu geſtehen, daß ich einſt in Deinem Alter, von Leidenſchaften verblendet, ein Verbrechen begangen habe, deſſen Entdeckung mir heute angedroht worden iſt. Mein Kind, ich habe unſer Vermögen auf unrechtliche Weiſe an mich gebracht. Meine erſte Frau verführte meine Unerfahrenheit zu Schritten, die ich ſpäter oft bereut habe. Jahre lang habe ich vor einer Entdeckung gezittert, und nun, wo ich endlich ſicher zu ſein glaubte, tritt mir das verderbendrohende Geſpenſt meiner That plötzlich in den Weg. Du allein kannſt mich retten."

„Aber womit, Großvater?" weinte Annalieſe. „Ich will ja gern Alles thun, was Euch förderlich iſt. Worin beſteht das Mittel Eurer Rettung."

„Du darfſt nicht des Staatsraths, ſondern mußt Kaspar Dörling's, des Schloßmachers, Frau werden." Annalieſe erbleichte noch mehr.

„Herr Gott, wie iſt das möglich!" ſeufzte ſie auf. „Der Staatsrath hat Euer und mein Wort; ich bin ſeine Braut. Großvater, wie ſoll das angehen? Ich begreife es nicht."

„Du würdeſt doch nicht ſeine Frau werden, denn die Enkelin eines Gehenkten, die blutarme, verhöhnte und verſpottete Annalieſe Kürſchlepper würde er nicht zum Altare führen. Es gäbe nur ein Mittel, wenn Du in dieſer Nacht noch mit ihm flöheſt, und mein Hab' und Gut mit Dir nähmſt, mich aber meinem Schickſale überließeſt. Ich brauchte dann nichts mehr, denn der Tod am Galgen wäre mir gewiß, wenn ich es nicht vorziehen würde, mich ſelbſt an den erſten beſten Nagel aufzuhenken. Nur dadurch kannſt Du mich vom Tode der Schande retten, daß Du Kaspar Dörling's Frau wirſt."

„Aber Kaspar Dörling hat ja eine Braut, die Chriſtel Scharf in Tanneberg, die Enkelin des alten Kurt Reiſig, des Nagelſchmieds."

Der Kranke fuhr zuſammen bei Nennung dieſes Namens. „Weh, o weh!" jammerte er. „Es wird nichts helfen! der alte Nagelſchmied wird dann aus Rache gegen mich doch vor Gericht treten. Gerade Kurt Reiſig iſt mein Feind, mein Verderber. Wenn wir nur die Chriſtel Scharf zu einer Untreue gegen Kaspar Dörling verleiten könnten; ich wollte gleich tauſend Thaler darum geben, wenn ſie ſchnell einen Andern zum Mann nähme. Dann wäre uns geholfen. Es würde Dir nachher leicht werden, den Kaspar zu fangen und an Dich zu feſſeln. Biete all' Deinen Scharfſinn auf, mein kluges Mädchen, um dieſe Wege einzuſchlagen, die allein zu unſerer Rettung führen.“

„So lange Ihr mir nicht erzählt, Großvater, wie alle dieſe Dinge zuſammenhängen, iſt mein Wille gebunden. Wollt Ihr, daß ich Eure Retterin ſei, ſo macht mich zur Mitwiſſerin Eures ſchauerlichen Geheimniſſes.“

„Ja, Du ſollſt Alles erfahren, Du verdienſt es. Wache dieſe Nacht bei mir, wenn alle Andern im Hauſe ſchlafen, will ich es Dir erzählen. Jetzt geh', mein Kind, und laß Dir nichts merken.“

Frau Bärbe Scharf war nicht wenig verwundert, als ſie in der Frühe des andern Morgens aus der Hinterthüre auf ihren Hof trat, um das zum Einheizen nöthige Brennmaterial zu holen, ſich aus dem Gäßchen über den Zaun herüber leiſe beim Namen gerufen zu hören, und in der Ruferin die reiche Annaliſe Kirſchlepper zu erkennen, die zwar viel bleicher, aber noch weit freundlicher und leutſeliger als geſtern ſie zu ſich heran winkte.

„Liebe Frau Bärbe,“ ſagte die Stadtjungfer geſchmeidig; „ich bin ſo früh aufgebrochen, um Euch auf ein großes Glück vorzubereiten, damit Euch nicht etwa ein böſes Ei hineingelegt wird. Doch hier iſt nicht der Ort, mich Euch mitzutheilen. Macht Euch doch einen Weg und kommt in einer halben Stunde hinauf

auf den Katzenſtein, da will ich auf Euch warten. Haltet aber reinen Mund gegen Eure Tochter. Sie darf durchaus nicht eher erfahren, was ich für Euch thue, bis Ihr dem größten Glücke wohlgeborgen im Schooße ſitzt. Ich habe Euch und ſie geſtern gar lieb gewonnen, deshalb habe ich mich entſchloſſen, Alles zu Eurem Glücke zu thun, was in meinen Kräften ſteht. Aber noch einmal, ſagt ja jetzt Chriſteln kein Wort. Da habt Ihr eine Kleinigkeit, die Euch die Zunge binden ſoll. Schweigt Ihr, ſo ſoll bald mehr erfolgen. Plaudert Ihr aber, ſo iſt Alles verloren.“

Mit dieſen Worten ließ ſie ein Goldſtück in die Hand der Frau Bärbe fallen, und dies wäre beinahe zum Verräther geworden. Denn die glückliche Frau, die noch niemals ſo viel Geld gehabt hatte, konnte ihre Freude kaum bergen, und entging nur den Fragen der Tochter über ihre ungewöhnliche Erregtheit, daß ſie vorgab, eine gute Beſtellung auf Maikräuter erhalten zu haben, die zu ſuchen ſie ſich ſogleich aufmachte. Auf dem Katzenſtein fand ſie ſchon die Verkünderin ihres Glücks.

„Frau Bärbe,“ ſagte Annalieſe zutraulich und faßte die Hand der hochgeſchmeichelten Frau, „eigentlich iſt es unrecht, daß ich Euch verrathe, was ich in Bezug auf Euch weiß, aber meine Freude darüber iſt ſo groß, daß ich's nicht auf dem Herzen behalten kann, und dann möchte ich, wie ſchon geſagt, jedem etwaigen Hinderniſſe Eures Glücks geſchickt vorbeugen.“

„Nun was iſt's denn nur, ſchönes Mamſellchen?“ rief die Wittwe neugierig.

„Der junge ruſſiſche Herr, der ſich geſtern hier auf dieſer Stelle ſo viel mit Eurem hübſchen Töchterlein unterhielt, iſt ein ſteinreicher Graf. Er hat an Land und Leuten in Rußland eben ſo viel, wie unſer gnädigſter Landesfürſt, und wird dort auch einem Fürſten ganz gleich geachtet. Dieſer vornehme Herr hat ſich geſtern ſo in Eure Chriſtel verliebt, daß er geſtern Abend noch beſchloſſen hat, ſie zu heirathen.

„I, du meine liebe Güte!“ rief die Frau höchlichſt überraſcht aus. „Meine Chriſtel eine Gräfin, eine Fürſtin! Mir wird ganz ſchwarz vor den Augen.“

„Damit noch nicht genug,“ fuhr Annalieſe fort, „er will Euch als ſeine Schwiegermutter auch mit nach Rußland nehmen, und Euch ein eignes Haus ſchenken, viel größer und ſchöner, als das unſrige in der Stadt, und eine Kutſche mit zwei Pferden dazu, und Diener und Kammerfrauen, ſo daß Ihr ferner wie eine Fürſtin werdet umherfahren können.“

„Ach Gott! Ach Gott! Sein Sie ſtill, Mamſellchen, ſonſt drückt mir die Freude das Herz ab.“

„Der junge Herr Graf wird heute ſchon zu Eurer Tochter auf die Freit kommen. Da wollt' ich Euch nur ſagen, daß Ihr ihm bei Leibe nichts in den Weg legt. Laßt ihn hübſch allein mit Eurer Chriſtel. Verſteht Ihr mich? Und ſorgt dafür, daß Ihnen der Kaspar Dörling nicht etwa in den Wurf komme. Von dieſem darf der Graf gar nichts erfahren. Ihr müßt Euch hübſch klug bei der Sache benehmen. Laßt es dem Kaspar bei Zeiten wiſſen, daß es mit ihm aus ſei. Und dahier habt Ihr noch Geld, falls es Euch an irgend etwas mangeln ſollte. Puzt Eure Stube recht ſchön auf. Und wenn's Euch an etwas fehlt, ſo kommt nur in die Stadt zu mir; ich will Euch Alles geben; denn ich will Euer und Eurer Tochter Glück."

„Ach ja, ja! Alles wie Sie wollen, Sie engliſches Mamſellchen. In einer Kutſche ſoll ich fahren! Wie ſoll ich mich denn nur dabei benehmen? Ach, womit haben wir denn ſolch ein erſtaunliches Glück verdient? Und wie heißt denn der Herr Fürſt?"

„Dimitri Ignaloff."

„Den Namen kann ich gar nicht merken, aber er klingt ſehr vornehm. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Was ſoll ich denn nur zuerſt beginnen?"

„Geht nach einer oder zwei Stunden nach Hauſe und laßt Eurer Tochter ja nichts merken. Gegen Mittag, vielleicht ſchon früher wird der Herr Graf kommen. Dann thut, wie ich Euch gerathen habe."

„Ja, ſo will ich's machen. Ich danke tauſendmal ſchönes Mamſellchen! Gott vergelte es Ihnen! Aber Sie ſind ja ſchon reich genug.“ Sie küßte die Hand der Lächelnden und taumelte dann wonnetrunken in den Wald. Alle Bäume tanzten um ſie. Annalieſe gelangte auf einem Umwege, wo ſie das Dorf vermied, wieder zu ihrem Korbwägelchen, das ihrer an einer verborgenen Waldſtelle wartete, und war nach kurzer Friſt wieder zu Hauſe. Im Garten an demſelben fand ſie den jungen Ignatoff.

„Nun, gnädiger Herr,“ ſagte ſie, „Sie werden doch heute das Glück, das Ihnen in den wunderſchönen Augen der reizenden Waldnerin lachte, ritterlich verfolgen?“

„Zauberin!“ rief der Ruſſe. „Ich glaube, Sie können die innerſten Gedanken meiner Seele leſen.“

„O ich weiß ſogar noch mehr!“ fuhr Annalieſe ſchelmiſch fort. „Ich weiß, daß man Sie heute in dem kleinen ſchmucken Häuschen in Tanneberg erwartet, das die reizendſte Blume des Gebirgs beherbergt. Sie glücklicher Fremdling, Sie brauchen nur zu kommen und die Hand auszuſtrecken, um die köſtliche Blume zu pflücken, und ſie wird die Ihrige ſein. Das würde keinem unſerer Waldbewohner gelingen.“

„Dank für den gütigen Wink! Ich laß mein Pferd ſatteln, um heute wieder den duftenden Wald zu beſuchen. Ich geſtehe Ihnen gern, daß die heißeſten

Liebesflammen für das unſchuldige Waldkind mein Herz durchlodern.“

„Glück auf den grünen Weg!“ rief Annalieſe und eilte an das Bett ihres Großvaters. „Seid ruhig!“ flüſterte ſie ihm zu, „es iſt Alles gut eingeleitet, und ich hoffe, es ſoll vortrefflich gehen.“ Dann ſchickte ſie den alten Jacob mit dem Auftrag zu Kaspar Dörling, er möchte doch die Güte haben und in einer Stunde zu einer freundlichen Beſprechung in ihren Berggarten kommen; ſeine Wünſche ſollten dort erfüllt werden. Dabei ſchärfte ſie dem alten Diener beſonders ein, ja nicht zu verrathen, daß nicht der alte Herr, ſondern ſie den Kaspar dort erwarten wollte. Hierauf warf ſie ſich in ein ſie ſehr gut kleidendes Negligé, das alle ihre Reize vortheilhaft hob und unterſtützte, endlich packte ſie einer Magd einen Korb voll des beſten Weins aus dem Keller und Leckerbiſſen aus der Küche und Vorrathskammer, und begab ſich mit ihr, ohne einem Menſchen ein Wort zu ſagen, nach dem hochgelegenen Berggarten, wo ein kleines, aber ſehr niedliches und gut eingerichtetes Haus die Stadt und das ganze Thal beherrſchte. Die Magd wurde mit dem ſtrengſten Gebot des Schweigens entlaſſen, und nun warf die üppige Annalieſe die Haube ab, daß ihr volles ſchwarzes Haar in Ringeln und Locken, auf den blendend weißen Nacken fiel, und lugte mit Herzklopfen den Pfad hinab. Nicht lange und ſie ſah Kaspar Dörling haſtig herauf ſchreiten. Sie warf ſich auf das Sopha in eine verführeriſche Lage und ſtellte ſich ſchlafend. Behutſam und mißtrauiſch öffnete Kaspar die Thüre, und war höchlich erſtaunt, ſtatt des Greiſes, den er hier gewiß vermuthet, das reizende Mädchen zu finden. Und in welcher ſinnberauſchenden Lage! Sein Auge wurzelte in dieſen Reizen, ſein Fuß im Boden. Er ſtand wie eine Bildſäule; kein Athem ſchien aus ſeiner Bruſt zu gehen. Endlich dachte er an ſich und wollte ſich wieder entfernen. Da ſtellte ſie ſich vom Geräuſch ſeiner Schritte erwachend. „Bleibt, bleibt, Herr Kaspar Dörling!“ rief ſie ihm mit der ſüßeſten Stimme zu. „Warum wollt Ihr wieder gehen? Ich war, Euch erwartend, von der Wärme des Tages eingeſchlummert, ohne es ſelbſt zu wiſſen.“

„Ich glaubte Euern Großvater hier zu finden,“ ſtammelte der blöde Jüngling verlegen.

„Er iſt krank und liegt zu Bette. Deshalb hat er mich geſchickt, um mit Euch zu verhandeln. Ihr raucht Euch nicht zu geniren; ich weiß Alles. Setzt Euch her zu mir, lieber Herr Kaspar. Doch erlaubt mir, bevor wir auf unſern Gegenſtand kommen, daß ch Euch ein Glas Wein kredenze. Wir wollen zuſammen anſtoßen und auf glückliche Vereinigung trinken. Ich habe noch nicht gefrühſtückt, Ihr nehmt doch inen kleinen Imbiß mit mir? So ſetzt Euch her. Ich freue mich ſehr, mit Euch allein zu ſein. Ich wollte, wir wären früher zuweilen zuſammen allein geweſen; es wäre vielleicht Manches anders und über den bewußten Gegenſtand gar kein Streit zwiſchen uns."

Kaspar wußte nicht, wie ihm geſchah. Er hatte ſich von der ſüßen Schmeichlerin auf das Sopha ziehen laſſen, und die Stelle, wo er ſaß, war noch warm von der quellenden Schönheit ihres Leibes, ihr würziger Athem ſtreifte ſeine Wange, ihr feuriges Auge blickte ihn ſo zauberiſch verſtrickend an, ihre niedlichen Finger berührten beim Anſtoßen ſeine rauhe Hand, und es war ihm, als führe von ihnen ein Funke in ſie. Der Wein — es war das üppige Sonnenkind Maderas, und Kaspar hatte noch nie ſo köſtlichen, feurigen Rebenſaft getrunken —. übte bald ſeine Wirkung und der arme blöde Schloſſer hatte nach kurzer Friſt vergeſſen, weshalb er eigentlich hierher gekommen war. „Trinkt doch, lieber Meiſter, eßt! Thut mir den Gefallen!" girrte ſie, und ſie legte ihm vor, ſie ſchenkte ihm ein, dabei kam ihr bloßer Arm, der ſich aus dem weiten Gewande herausſtahl, ſo nahe an ſeinen Mund, daß ihm der Biſſen darin quoll, die Kehle ihm wie zugeſchnürt war, und er das Glas ergreifen mußte, um nur die Speiſe hinabzuzwingen. „Ach, Sie ſind ſo hold und gut, Mamſell Annalieschen!" ſtammelte er dann."

„Wenn Ihr nur hättet einſehen wollen, daß ich Euch vor Allen hold und gut war!"

Der Arm war ihm wieder vor dem Munde, und ſein glühender Kuß haftete darauf, er wußte nicht, wie es geſchehen war.

„Ei, ei, Meiſter Dörling!" drohete ſie mit dem Finger, „bei Euch trifft das Sprichwort ein: ſtille Waſſer ſind tief. Ihr verſteht es einer Jungfrau ihr herzinnigſtes Geheimniß zu entlocken, was ſie gern für ewig verſchwiegen hätte. Wahrlich ich hätte nicht geglaubt, daß noch eine Stunde kommen würde, wo ich Euch gegenüber bekennen würde, daß — —"

„Was, liebſte Annaliеſe?" drängte er und ſchlang den Arm um ihren Nacken über und über glühend.

„Daß Ihr in der Stadt an einem Mädchenherzen kalt und ſtolz vorübergegangen ſeid, daß für Euch die zärtlichſten Gefühle hegte."

„Annaliеſe, Sie hätten mich geliebt, liebten mich noch?"

„Darf denn das ein Mädchen einem Burſchen geſtehen, der eine Braut hat?"

„Eine Braut!" rief Kaspar erſchrocken. „Ja, ich habe eine Braut, und Sie ſind ja auch die Braut des Staatsraths."

„Das iſt nicht wahr, Kaspar; nur Du biſt mein Leben. Und Deine Braut iſt Dir nicht treu. Der ruſſiſche Baron Dimitri Ignaloff, der geſtern neben ihr ſaß, hat ſie gewonnen. Er iſt heute ſchon wieder hinauf nach Tanneberg."

Das ging Kasparn wie ein Stich durchs Herz, es wurde ihm ganz dumm im Kopfe. „Ach, lieber Kaspar!" girrte die Verführerin neben ihm, „als ich Dich geſtern am Katzenſtein ſah, erwachte meine ſchlummernde Leidenſchaft für Dich ſo heftig, daß Du mir es hätteſt anſehen müſſen, wenn Du ein Auge für mich gehabt. Du dauerteſt mich recht, daß die Chriſtel ſich gar nicht um Dich bekümmerte, und ſich gleich neben den hübſchen Baron ſetzte und ſich beſchwatzen ließ, während Du ſo allein an dem Baum ſtandeſt, Deinen Gedanken nachhängend. Da dachte ich: wäre der Kaspar Dörling doch dein Verlobter; wie wollteſt du ihn vor aller Welt auszeichnen und recht ſtolz auf ihn ſein."

„Dachteſt Du das?" rief der Burſche wieder entzückt und ſtürzte ein Glas Wein hinab. „Es iſt wahr, die Chriſtel iſt ſo kalt gegen mich, und es ärgerte mich auch, daß ſie neben dem Ruſſen ſaß. Aber untreu iſt ſie mir doch nicht."

„Ich will es von Herzen wünſchen," verſetzte Annalieſe höhniſch. „Es thut mir leid, daß ich Euch mein ſchwaches Herz verrathen habe. — Laßt uns nun von dem Geſchäfte reden, weshalb wir hierher gekommen ſind! Ihr habt vor, mich ganz arm zu machen, Herr Dörling. Könnt Ihr das wirklich wollen?“

„Annaliese! Annaliese, biſt Du mir bös?“ rief der Schloſſer verzweiflungsvoll. „Sieh, ich liebe Dich unſäglich.“

„So mache Dich von Chriſtel los und wirb bei meinem Großvater um meine Hand.“

„Morgen, morgen!“ ſtammelte der wein- und liebeberauſchte Jüngling.

Sie duldete ſeine Küſſe und erwiederte ſie, aber der ſtarke Wein that ſeine Wirkung bei ihm.

„Jetzt mein geliebter Kaspar,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „gönne Dir einige Ruhe. Ich will heim und meinen Großvater auf Deinen Beſuch vorbereiten.“

Kaspar war gezwungen ihrem Rath zu folgen, und ſchlief nach wenigen Minuten feſt auf dem Sopha. Liſtig lächelnd ſchlich das ſchöne Mädchen fort, aber auf dem Wege nach Hauſe hätte man an ihrem trüben Auge, ihrer abgehärmten Wange ſehen können, was ihr der heutige Tag koſtete.

Kaspar erwachte, als die Sonne ſich bereits ihrem Untergange näherte, und er würde Alles für einen wilden Traum gehalten haben, wenn er nicht gerade in Kürſchlepper's Gartenhauſe erwacht wäre. Aber der böſe Zauber war — wenigſtens größtentheils, — mit dem Weinrauſche verflogen. Nur der Gedanke an Chriſtel und die ihr aufgebürdete Untreue erfüllte ſeine Seele mit einem Gefühle, das aus Wehmuth und Bitterkeit gemiſcht war. Ohne ſich lange zu beſinnen, verließ er den Berggarten und ſtieg verdrießlich den Pfad nach Tanneberg hinauf. Unterwegs hatte er Muße genug, ſich die heute erlebte Scene mit Annalieſe lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen, und wie die Phantaſie ſich ſtets der Erinnerung verbündet und ihre Bilder weit reizender ausſchmückt, als die der Gegenwart wirklich ſind, ſo geſchah es ihm auch, daß Annalieſe in Reizen vor ſeiner Seele ſtand, die ihre wirkliche Schönheit bei weitem überboten. Jedes ihrer Worte tönte ihm wie die ſüßeſte Muſik in der Seele wieder, er dachte daran, daß er mit Annalieſens Hand den ungeheuern Reichthum ohne alle Mühe erwerbe, und dazu das ſchönſte und herrlichſte Mädchen, die ihm ſelbſt geſagt, wie ſehr ſie ihn liebe. Wenn er ſich nur auf dieſe Weiſe wieder in einen Sinnenrauſch hineingearbeitet hatte und über und über glühete, ſo ſtürzte der Gedanke an Chriſtel wie ein kalter Waſſerguß über ihn und kühlte ihn wieder ab.

„Erſt will ich vor allen Dingen wiſſen, ob es wahr iſt, daß mir die Chriſtel untreu iſt," murmelte er vor ſich hin. Und ſo war er mit den widerſtreitendſten Gefühlen und Gedanken fort und fort beſchäftigt nach

Tanneberg gekommen, er wußte nicht wie. Es war unterdeſſen Nacht geworden und die Uhr ſpät.

Leiſe ſchlich er um die Hecken der Gärten und durch das Gäßchen an Chriſtels Häuschen hinab. Ein ungewohnter Lichtſchimmer, der aus den Klinzen der Fenſterladen drang, fiel ihm ſchwer auf's Herz. Eine Gruppe Menſchen, von denen einige auf die Unterſchlagmauer ſtiegen und durch jene Klinzen in die Stube lugten, ſtand vor dem Hauſe und vermehrte Kaspar's Herzſchläge. Behutſam näherte er ſich und zog die Mütze über die Stirne. „Was gibt's denn hier?“ fragte er einen kecken Jungen, der eben von der Mauer geſtiegen war. „Da drin feiert die Chriſtel Scharf Verlöbniß mit einem ruſſiſchen Herzog,“ verſetzte der Junge. „Wenn Ihr in die Schenke gehen wollt, könnt Ihr Euch einen guten Abend machen. Der Herr Herzog hält Alles in Eſſen und Trinken frei, was dort einkehrt. Schier das ganze Dorf iſt dort verſammelt, und ich weiß nicht, wie viel Eimer Bier ſchon getrunken ſind.“ Jedes Wort des Jungen war ein Dolchſtich in Kaspars Herz. Aber er wollte ſich mit eigenen Augen überzeugen, und ergriff mit zitternder Hand den Ladenwirbel, um ſich an demſelben auf die Mauer empor zu ſchwingen. Sein Auge thränte, als er es in die helle Stube richtete, und Anfangs ging Alles durcheinander. Endlich unterſchied er Geſtalten und ſah Chriſteln ſonntäglich geputzt, ihr gegenüber den Ruſſen, den Tiſch voll Weinflaſchen und Teller, daneben koſtbare Geſchenke. Der Ruſſe hatte Chriſtels Zitter in der Hand und ſpielte und ſang ihr ein Liebeslied vor. Die ganze Stube war mit Maien ausgeſchmückt, wie eine Laube. Jetzt kamen die Dorfmuſikanten und ſtellten ſich vor dem Hauſe auf, um Muſik zu machen. Kaspar zog ſich zurück und horchte nach den einzelnen Menſchengruppen hin, die ſich zahlreich verſammelten. Da vernahm er die erſtaunlichſten Dinge von Chriſtels künftigem fürſtlichen Stande und von den Geſchenken, die ihr der vornehme Bräutigam heute ſchon gemacht habe und noch machen werde. Er wußte genug und trat mit durchkältetem Herzen, die Weibertreue verfluchend, den Rückweg an. Inzwiſchen wußte er ſich gar bald zu tröſten, und redete ſich ein, Chriſtels Untreue ſei ja ein wahres Glück für ihn. Ohne ſie würde er Chriſteln nimmermehr verlaſſen haben. So aber habe ſie ſelbſt das Band, das ſie verbunden, gelöſt, und er könne nun die weit ſchönere und reichere Annalieſe heirathen. Zuweilen ſchoß ihm eine Thräne in's Auge, wenn er bedachte, daß die geliebte Chriſtel nun auf ewig für ihn verloren ſei, aber dann träumte er ſich ſchnell wieder in ſein künftiges Glück hinein, und ſagte: „Chriſtel wird ja noch reicher und vornehmer als ich. So iſt uns Beiden geholfen. Wir wären doch unſer lebelang arme Leute geblieben.“

Heimgekommen konnte er faſt die ganze Nacht den Schlaf nicht finden; ſeine erregte Phantaſie gaukelte ihm die wunderlichſten Gebilde vor, ihnen folgten noch wirrere Traumgeſtalten, und als er früh erwachte, fühlte er ſich abgeſpannt und ermattet. Inzwiſchen traf er doch alle nöthigen Vorbereitungen zum Werbegange, klopfte den Sonntagsrock aus, bürſtete den Hut, wichſte die Stiefel, putzte die Knöpfe und zog ſein beſtes Hemd an. Endlich war er fertig und griff zum Stocke. Eine mächtige Unruhe folterte ſein Herz, aber er raffte all' ſeinen Muth zuſammen und ſchritt haſtig auf das reiche Haus zu. Jacob empfing ihn ſchon an der Thüre und führte ihn in die Stube des Herrn. Dieſer erhob ſich bei ſeinem Eintritte im Bette und ſtreckte ihm die Hand entgegen. Dadurch ermuthigt, brachte Kaspar ſtammelnd ſein Wort an und bat um die Hand der Enkelin. „I von Herzen gern, wenn ſie Euch liebt und Ihr ſie, Herr Dörling, ſo iſt die Sache bald geſchlichtet. Ich habe nichts gegen Euch, Ihr ſeid mir als Mann meiner Enkelin eben recht. Setzt Euch nieder. Jacob, rufe die Annalieſe herbei!"

Sie kam, aber mit verweinten Augen. „Sage mir, mein Kind, willſt Du Meiſter Dörlings eheliches Weib werden? Er hat ſo eben um Dich angehalten."

„Ja!" hauchte ſie hin, aber Kaspar entging der unterdrückte Seufzer nicht, womit ſie es that. Es ſchien ihm gar nicht Alles wie geſtern.

„So gebt Euch die Hände, meine Kinder; ich wünſche Euch von Herzen Glück!“ ſagte Kürſchlepper mit einem Tone, als ſei ihm ein Centnergewicht von der Bruſt gerollt.

„Ich habe nur die eine Bitte, Herr Sohn,“ fügte er dann hinzu, „daß wir mit dem feierlichen Verlöbniß, mit dem Aufgebot und der Hochzeit es anſtehen laſſen, bis die Gäſte, die ich jetzt in meinem Hauſe beherberge, abgereiſt ſind. Lange werden ſie ſchwerlich mehr verweilen.“

„Von Herzen gern,“ verſicherte Kaspar und trank von dem dargebotenen Weine, aber er wollte ihm bei weitem nicht ſo ſchmecken, wie geſtern. Annalieſe war einſilbig, erwiederte aber den ehrerbietigen Kuß, den ihr Kaspar reichte. Dieſem wurde es eng und unheimlich und er erſah deshalb die erſte Gelegenheit, um ſich ſchicklich zu empfehlen. Zwar wurde ihm leichter um's Herz, als er draußen war, aber er hatte doch den ganzen Tag mit recht widerwärtigen Gefühlen zu kämpfen, und es war ihm keineswegs zu Muthe, wie einem glücklichen Bräutigam.

Die erſte ſchöne helle Stunde des folgenden Frühlingsmorgens fand Annalieſen im Garten am Hauſe. Sie hatte die ganze Nacht über kein Auge geſchloſſen, aber viel geweint und ſah bleich und abgehärmt aus. Ihre erkünſtelte Kraft war gebrochen. Ihre Unruhe trieb ſie von einer Laube in die andre und ſie hatte, tief in ſich gekehrt, nicht bemerkt, daß ihr der Staatsrath leiſe gefolgt war. Sie erſchrak daher nicht wenig, als er ihr plötzlich entgegentrat und ſie anredete: „Theure Eliſa, Dich drückt ſeit geſtern oder vorgeſtern ein ſchwerer Kummer, und vergebens bemühſt Du Dich, ihn mir zu verbergen. Womit habe ich mein ſüßes Mädchen beleidigt, daß ſie ihr bedrängtes Herz nicht vor mir ausſchüttet, mich nicht zum Theilnehmer ihrer Leiden macht?"

Ein gewaltſam aus ihren ſchönen Augen hervorbrechender Thränenſtrom war Annalieſe's Antwort. Er umſchlang ihren Nacken und hob mit der andern Hand ihr Köpfchen unter dem Kinn empor, um ihr in das reizende, jetzt getrübte Auge zu ſchauen, und fuhr fort: „Du haſt mich geſtern den ganzen Tag gemieden, Eliſe, und auch heute ſcheint es Dir nicht angenehm, daß ich Dir nachgegangen bin, um zu erfahren, was Du vorhaſt. Es muß ſich im Hauſe etwas ereignet haben, woraus man mir ein Geheimniß machen will. Aber ich frage Dich hiermit ernſtlich danach, und Du weißt, daß ich ein Recht habe, danach zu fragen."

„O frage nicht! Frage um Gottes willen nicht!“ jammerte Annaliese. „Ich kann und darf Dir doch nicht darauf antworten. Und das ſchneidet mir durch's Herz. Ein fürchterliches Geheimniß bindet auf ewig meine Zunge. Wiſſe nur das Eine, was Du erfahren mußt, daß wir für einander verloren ſind, und niemals angehören dürfen.“

„Biſt Du bei Sinnen?“

„O wär' ich es nicht! Mir wäre wohler.“

„Aber was ſoll das?“

„Ich bin geſtern durch die Hand meines Großvaters einem andern Manne verlobt worden, den ich nicht liebe, niemals lieben werde, der mir mehr als gleichgültig, ja der mir verhaßt iſt, weil er mich von der Pforte meines irdiſchen Himmels reißt, an deſſen Eingange Du mit ausgebreiteten Armen ſtandſt, um mich an Dein liebeglühendes Herz zu ziehen. Auch meinem Großvater iſt dieſer Mann in der Seele zuwider, er hält ihn mit Recht für ſeinen größten Feind, und doch hat dieſer Mann — o wie abſcheulich! — mit Liſt überredet werden müſſen, um mich zu werben; o Fedor, ich habe mich dieſem Manne aufſchmeicheln müſſen! Das iſt gräßlich und frißt mir am Herzen. O ſüß- und heißgeliebter Fedor, Mann meiner erſten und einzigen Liebe, verlaß eilig dies Haus des ſtillen troſtloſen Jammers, der fürchterlichſten Verzweiflung, die nicht einmal laut klagen darf, ſondern all' den gräßlichen Schmerz ſtumm im Herzen verſchließen muß, ihn durch keinen Zug ihres Geſichts verrathen darf; wende Deine Schritte ſo ſchnell wie möglich aus dieſem Hauſe, wo das Dich liebende, von Dir geliebte Mädchen als ein unſchuldiges Opfer zur Sühne fremder Schuld fallen muß."

„Wie? ich ſollte Dich feig und kleinmüthig aufgeben. Nimmermehr!"

„Du mußt. Mein Großvater kann und wird Dir mich nicht zum Weibe geben."

„Ich werde ihn dazu zwingen. Und wenn mir auch alle Deine Worte Räthſel ſind, ſo will ich den Knoten doch raſch durch einen kühnen Schwertſtreich zerhauen." Mit dieſen Worten wandte er ſich raſch nach dem Ausgange des Gartens.

„Was willſt Du thun?" rief ihm Annalieſe ängſtlich nach.

„Du wirſt es bald genug erfahren," verſetzte er und verſchwand. Sie wußte nicht, ſollte ſie ihm folgen oder bleiben. Rathlos ſank ſie auf eine Bank, und rang wimmernd die Hände.

Der Staatsrath ging und erkundigte ſich ob Herr Kürſchlepper wach ſei, und als man ihm dieſe Frage bejahete, trat er ohne Umſtände in's Zimmer. Der

Alte erhob ſich im Bette, in der Meinung, der frühe Beſuch habe nur eine ärztliche Bedeutung.

„So eben habe ich von Ihrer Enkelin das Geſtändniß erhalten, daß Sie dieſelbe gezwungen haben, ſich einem, von ihr ungeliebten Manne zu verloben. Ich komme deshalb, Ihnen zu ſagen, daß ich ältere Rechte an Herz und Hand Annalieſes habe, und durchaus nicht geſonnen bin, zu Gunſten eines Andern darauf zu verzichten. Annalieſe muß meine Frau werden, Herr Vetter Kürſchlepper.“

„Das muß ſie nicht; das kann ſie nicht; das darf ſie nicht!“ rief der Greis mißmuthig und ſich bis zum Zorn ſteigernd.

„Herr!“ rief der Staatsrath ebenfalls heftig, „ich ſchwöre Ihnen zu, daß ich mich nicht wie ein Narr an der Naſe führen und mich von Ihnen um das Mädchen betrügen laſſe. Ich werde Mittel finden, meine Anſprüche an ſie geltend zu machen.“

„Sie haben keine Anſprüche, Herr Staatsrath. Nie gab ich Ihnen beſtimmt und feſt mein Wort; nie werde ich Ihnen ſolches geben. Meine Verhältniſſe erfordern gebieteriſch, daß Annalieſe das Weib des Mannes werde, dem ich ſie geſtern verlobt.“

„Aber ſie liebt ihn nicht.“

„Einerlei. Sie wird ihn lieben lernen. Und Sie würden ſehr wohl thun, dem Mädchen dieſen nothwendigen Schritt nicht zu erſchweren, und mich überhaupt ſehr verbinden, wenn Sie mein Haus bald verließen. Nach dem, was nach dem Gebot der Umſtände hier geſchehen iſt und in den nächſten Tagen noch geſchehen muß, kann Ihnen ſelbſt der Aufenthalt darin kein angenehmer ſein, und in Ihrem eigenen Intereſſe wünſche ich kein längeres Verweilen von Ihrer Seite.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ brauſte der Staatsrath auf. „Nein, Herr Kürſchlepper, Sie geben mir Lieschen zur Frau, oder —“

„Oder? — Und wenn ich nun doch nein ſage.“

„So klage ich Sie als Mörder meines Großvaters Andreas Schwarzpfennig an; denn Sie haben ihn meuchlings im Gebirge erſchoſſen, der alte Kurt Reiſig in Tanneberg und mein Vater, der ſogleich aus Rußland kommen wird, werden die Beweiſe beſtätigen, die wir gegen Sie in den Händen haben.“

Der kranke Greis war mit einem dumpfen Schreckenslaut in das Kiſſen zurückgefallen und ſuchte Auge und Ohr vor der drohenden Geberde und Stimme des Staatsraths zu verhüllen. In dieſem Augenblicke trat Annaliefe, von dem lauten Wortwechſel herbeigezogen, in’s Zimmer. Einige Minuten des peinlichſten Schweigens verſtrichen.

„Was gedenken Sie nun zu thun?“ fragte Schwarzpfennig den Alten.

„Des Herrn Gericht kommt über mich," entgegnete dieſer reſignirend. „Ich weiß keinen Ausweg. Gebe ich Ihnen das Mädchen, ſo verdirbt mich Kaspar Dörling und Kurt Reiſig, geb' ich ſie Kaspar Dörling, ſo verderben Sie mich und Kurt Reiſig. O in dieſem Kurt Reiſig habe ich ſtets meinen böſen Genius, den Engel der Rache geahnt, ich habe ſtets im Stillen vor ſeinen finſtern Blicken gezittert, und aus ſeinem Auge leuchtete mir eine düſtere Flamme entgegen, die wie mein Verderben ausſah. — Nun denn, wenn es nicht anders ſein kann, ſo nehmen Sie das Mädchen, aber mein Vermögen werden Sie nicht mit erfreien. Sie erhalten ein blutarmes Kind zur Frau."

„Aber wie ſo? fragte der Staatsrath beſtürzt. „Ich will auch Ihre Schätze."

„Annalieſe," ſagte der furchtbar bedrängte Greis zu der Weinenden mit ſchwacher Stimme, „geh' mit ihm auf ſein Zimmer und enthüll' ihm unſer Schickſal. Verſchweige ihm gar nichts, damit er meine Lage klar zu würdigen weiß. Dann kommt wieder herab zu mir und ſagt mir, ob Ihr vielleicht einen Ausweg aus dieſer Bedrängniß aufgefunden habt. Mein armer Kopf iſt düſter und ſchwer." Die beiden Liebenden gingen.

„O Herr," ſeufzte der Alte und verſuchte die Hände zu falten, „willſt du mich in meinem hohen Alter für die Sünden meiner Jugend büßen laſſen? für Sünden, zu denen ich von einem Weibe verführt wurde, die die Rache wegen eines gebrochenen Liebeſchwurs leitete? Freilich bin ich ein ſchwerer Sünder, aber man ſagt ja, du verzieheſt allen Sündern, o ſo verzeihe auch mir!“ Lange lag er ſtill und ſeine Lippen bebten. Die Hülle ſeines Fleiſches fiel zuſehends zuſammen, ſchwere und große Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne, ſein Auge glühte fieberiſch; er ſtand eine gräßliche Angſt aus.

Nach einer Stunde traten Annalieſe und der Staatsrath wieder in das Zimmer.

„Es bleibt nichts übrig als heimliche und ſchleunige Flucht,“ ſagte der Letztere mit beſtimmtem Tone.

„So wollt Ihr mich verlaſſen in meiner höchſten Noth, und mich an den Galgen ausliefern? So geben Sie mir nur gleich etwas Gift, Herr Staatsrath, daß ich meinem Leben, das ſchon zu lange gedauert hat, ein Ende mache,“ jammerte Kürſchlepper.

„Ei bewahre der Himmel! Sie müſſen mit uns fort. Und da gilt kein langes Zaudern und Abwägen.“

„Ich alter, kranker Mann! Wie kann ich denn reiſen? Es iſt unmöglich!“

„Meine Kunſt beſitzt Mittel, Ihre Kräfte aufzurichten. Ihre Krankheit iſt nur eine Gemüthsverſtimmung und gehoben, ſobald ſich Ihr Geiſt wieder einer vollkommenen Freiheit erfreut. Sie dürfen nur ernſtlich wollen, und Sie ſind gerettet. Ich ſchreibe Ihnen ſogleich ein Recept, Sie nehmen die Tropfen nach Vorſchrift ein, und werden darauf bald Stärkung verſpüren. Ich reiſe heute noch ab und finde in Annelieſes Verlobung mit Kaspar Dörling den Vorwand zu dieſer plötzlichen Abreiſe. Dies erkläre ich in den erſten Häuſern, die ich, um Abſchied zu nehmen, jetzt beſuche. In der Reſidenz treffe ich die nöthigen Vorkehrungen zur ſchnellſten Weiterreiſe. Sie laſſen das Haus mit allen Effecten, Gärten und Wieſen dem guten Kaspar Dörling zurück, damit der dumme Teufel doch auch etwas habe. Er wird ſich damit begnügen. Morgen packen Sie in aller Stille Ihre Geldpapiere und Baarſchaft, ſo wie Ihre werthvollſten Gegenſtände zuſammen. Punkt zwölf Uhr in der Nacht warte ich mit meinem Reiſewagen hinten an Ihrem Garten. Wir packen ein und fliegen mit ſchnellen Pferden davon. Während man Sie krank und ſchlafend wähnt, ſind wir ſchon über die Grenze. In Berlin verſchaffe ich Ihnen einen Paß von der ruſſiſchen Geſandtſchaft.

„Aber wird mich die Hand der Gerechtigkeit nicht dort erreichen?“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Sie ſollen ſicher ſein. Doch nun raſch an's Werk!“

„Aber was wird aus Ignaloff?“

„Der darf nichts von unſerm Plane erfahren. Er iſt von dem ſchönen Waldmädchen gefeſſelt. Ich laß ihm einen Brief zurück.“

Entſchloſſen ging der Staatsrath ſogleich an die Ausführung ſeines Planes. Als er fort war, ſchüttelte Kürſchlepper ungläubig den Kopf. „Lebend bringt Ihr mich nicht nach Rußland,“ ſagte er wehmüthig zu Anneliefe. „Doch iſt's beſſer, ich ſterbe unterweges, als hier am Galgen oder von meiner eigenen Hand. Wenn nur dem Staatsrath Alles gelingt!“

Das Mädchen zweifelte auch und weinte wieder. Aller Muth war ihr gebrochen, und die außerordentliche Maßregel wollte ihr nicht in den Kopf. Sie begriff nicht, wie es möglich ſein ſolle, ohne weiteres von Haus und Hof zu gehen, aber ſie konnte doch keinen andern Ausweg finden. Ihre Angſt war groß, aber als der Staatsrath zu Mittag wirklich abgereiſt war, fiel es ihr wie Berge auf's Herz. Sie wandelte wie ein Schatten im Hauſe umher, und ihr Großvater ſtöhnte alle Minuten, daß es ſchauerlich durch das Haus ſchallte. Wie war doch in ſo kurzer Zeit dies Haus umgewandelt!

Zu Tanneberg im Häuschen der Wittwe Scharf ſtand auch ein Krankenbett, auch auf dieſem lag ein von Reue und Gewiſſensbiſſen gefolterter Greis, aber ein Engel ſaß daran, der die heiße Stirn des Kranken mit ſeinem ſüßen Odem, wie mit Palmenwehen, kühlte

„Meine herzliebe Chriſtel,“ ſagte der alte Kurt Reiſig, der nach dem Gang auf den Katzenſtein am zweiten Pfingſtfeiertage das Lager hinter dem Ofen nicht wieder hatte verlaſſen können, „wie ſchlecht vergelt' ich Dir doch Deine maßloſe Liebe zu mir! Ich allein trage die Schuld, daß Kaspar Dich verlaſſen hat.“

„Ach, laßt doch ſolchen Gedanken, Großvater. Er hat mich untreu gewähnt. Ich hab' es ja erfahren, daß er am dritten Pfingſttag Abends hier vor dem Hauſe war. Die Leute haben ihn erkannt. Nun hatte ja meine Mutter überall ausgeſprengt, ich ſei des ruſſiſchen Herrn Braut, das haben ſie dem Kaspar wiedergeſagt, und da iſt er von dannen gegangen und hat ſich mit der ſchönen reichen Annalieſe verlobt. Ich zürne ihm deshalb nicht; ich bin ja nur ein armes Mädchen, und er konnte ja nicht wiſſen, daß ich ihm treu war.“

„Du gutes Kind! Aber ich ſagte es gleich, als Ihr in mich drangt, die alten böſen Geſchichten zu erzählen: man muß die argen Geiſter nicht wecken, ſie richten ſonſt Unheil an. Aber der Unmuth riß mich dennoch hin, zu thun, wovor ich mich lange gefürchtet. Ich weckte ſie, die ſchlimmen Geiſter, und nun ſieh all' das Herzeleid, das ſie über Dich gebracht, all' das Unheil, das ſie ſogleich angeſtiftet haben! Und wenn Du nicht ein ſo frommes, braves Kind wäreſt, ſo hätte ja noch weit größeres Unglück daraus entſtehen können!

Deine Mutter, das thörichte, verblendete Weib, wollte mich todtkranken Mann aus der Stube fortſchaffen, hinter dem Ofen hervor hinauf auf den Boden unter das Dach, damit der ruſſiſche Verführer ganz allein mit Dir ſei und deſto leichteres Spiel habe, aber Deine Liebe ſchützte mich an meinem warmen Plätzchen, Du litteſt es nicht, daß ſie mich auf den Boden brachte. Das dank' ich Dir tauſend Mal."

„Ach, Großvater, das iſt ja nicht des Dankes werth! Ich that nur meine Pflicht. Und der freche Menſch wurde ja, mir zum Lohne, durch Eure Gegenwart ſtets in Schranken gehalten."

„Ja, Deine Tugend und ich wurden Deine Retter aus der Gefahr, die Dir Deine Mutter bereitet hatte."

„Sie hat's nicht bös gemeint. Man hatte ihr weiß gemacht, ich ſolle eine Fürſtin werden."

„Ja, der Verſucher tritt immer in glänzender Geſtalt auf und drückt uns Gold in die Hand. So bin ich auch in meiner Jugend verlockt worden, großes Unrecht zu thun. Dafür habe ich ein elendes, qualvolles Leben geführt. Dir aber wird's gut gehen, Du reine, fromme Magd. Der Himmel wird Dich noch glückliche Tage erleben laſſen. Dann beſuche mein Grab, Chriſtel, und pflanze ein Blümchen darauf." Chriſtel weinte.

„Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht, Chriſtel.

Ich glaube nicht, daß ich noch einen Tag lebe. Wenn ich doch den armen, ebenfalls verblendeten Kaspar noch einmal ſprechen könnte, um ihm das Letzte auch zu ſagen, was ich ihm verſchwieg, damit er ſich nicht mit dem Hauſe der Sünde und des Verbrechens verbinde und dadurch ſelbſt mit in das Verderben deſſelben hinabgezogen werde."

„Wir können Kaspar nicht holen laſſen, Großvater. Das ſähe ja aus, als wollte ich ihn ſeiner Braut wieder abſpänſtig machen. Wenn er von ſelbſt wiederkäme, dann würde ich ihm von Herzen gern vergeben."

„Du haſt Recht, wie immer, mein Kind! Kaspar dauert mich. Wenn ich ihm geſagt hätte, welch' ein Böſewicht und verruchter Mörder der alte Kürſchlepper iſt, er würde entſetzt aus dem Hauſe deſſelben fliehen. Glaube mir, Chriſtel, Du wirſt es erleben, daß das Kürſchlepper'ſche Haus ſchmählich untergeht. All' ihr Reichthum iſt durch abſcheulichen Betrug zuſammengebracht und mit gemordetem Blute befleckt. Daraus kann kein Segen für Kaspar erblühen."

„Der arme Kaspar! Wenn ich ihn nur retten könnte!" weinte Chriſtel.

„Ich weiß wohl, wie es gekommen iſt. Er iſt, als ich ihn über Kürſchlepper's Betrug unterrichtet, ſicherlich dem alten Schelm zu Leibe gegangen, und dieſer hat, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, ihm ſeine Enkelin aufgeſchwatzt. Deshalb haſſ' ich den alten Schurken doppelt. Ich hab' ihn gehaßt mein lebelang als meinen Verführer und Verderber; denn er war's, der mich durch ſchnödes Geld verblendete, meine noch reine Hand zur Unthat herzugeben. Der Andres Schwarzpfennig war auch ſo ein ſchlechter Menſch. Als der nun ſein Geld durchgebracht hatte, fiel er dem Anton Kürſchlepper zur Laſt, und erpreßte durch Drohungen ſtets Geld von ihm. Das wurde immer ärger. Andres war ein Trunkenbold und Kürſchlepper ſtets in Gefahr, von ihm verrathen zu werden. Da fand man eines Tags, drei Stunden von hier, in den Bergen, den wüſten Andres erſchoſſen.

„Dem Andres war ſein Recht geſchehen; denn er hatte ja den guten, alten Schulmeiſter Höhnling vergiftet. Aber ſein Mörder war kein anderer als Anton Kürſchlepper, der, wie es hieß, eben auf Reiſen war. Er hatte ſich des Andres entledigt. Ich und des Andres Sohn, der Johannes Wilhelm Schwarzpfennig, hatten gleich den gegründetſten Verdacht auf Kürſchlepper, aber wir beſchloſſen uns zu überzeugen. Wir paßten ihm auf, und als er in einer dunkeln Novembernacht allein von Hammerdorf zurückkehrte, ſteckte ſich Johannes Wilhelm, der ſeines Vaters Geſtalt hatte und deſſen Stimme ſehr gut nachmachen konnte, unter die Brücke, ich aber kroch hinter die Brüſtung. Als nun Kürſchlepper kam, gab ich Johann Wilhelm ein Zeichen, da fing dieſer an zu wimmern und nannte Kürſchlepper ſeinen Mörder. Dieſer wollte fliehen, aber ich vertrat ihm den Weg. In dieſem Augenblick ſtand auch Johannes Wilhelm vor ihm, und ich ließ von einer Laterne, die ich in der Taſche hatte, einen Strahl auf ihn fallen. Mir grauſte es ſelbſt: er ſah gerade aus wie ſein Vater. Er hatte nämlich die Kleider deſſelben angezogen, die dieſer angehabt, als er erſchoſſen worden. Die blutigen Stellen waren mit Waſſer angefriſcht. Kürſchlepper ſtürzte zu Boden und ſchrie: Ich that's in Verzweiflung, Andres, weil Du mich verrathen wollteſt und mir ſtets mit Galgen und Rad drohteſt. — Da wußten wir's nun gewiß. Wir ließen ihn liegen. Weil er aber ſo reich und mächtig war, ſo getraute ſich Johannes Wilhelm nicht an ihn, und ging fort nach Rußland. Vorher aber ſchwur er mir zu, er werde kommen und ſeinen Vater an Kürſchlepper rächen. Johannes Wilhelm hat nicht Wort gehalten. Statt ſeiner kam ſein Sohn und wollte die Annalieſe heirathen. Das empörte mich und öffnete meinen Mund gegen Kaspar. Ich muß nun ſterben, und meine Augen können es nicht ſehen, wie dem gottloſen Kürſchlepper auf Erden ſeine ſchwarzen Thaten vergolten werden; aber ich nehme den Haß gegen ihn mit hinüber. Und vor Gottes Gericht will ich meinen Verführer ob meines Lebens Schuld und Qual anklagen.“

Chriſtel ſchauerte zuſammen. „Lieber Großvater,“ bat ſie, „verſöhnt Euch doch im Herzen mit ihm, und geht nicht mit Groll und Feindſchaft aus der Welt.“ Aber was ſie auch ſagen mochte, er antwortete nicht mehr und drückte ihr nur die Hand. Die ſeinige fing plötzlich an zu erkalten. Seine Kraft hatte nur ſo lange gehalten, als er dem Engel zu ſeiner Seite das letzte Bekenntniß abgelegt. Sein Auge brach, er begann zu röcheln. Chriſtel ſank neben dem Bette auf die Kniee und betete laut und inbrünſtig. Unterdeſſen war es Abend geworden. Da trat Chriſtels Mutter, von einem Geſchäftsgange heimgekehrt, in die Stube. Kurt ſchien ſie noch zu erkennen. Tochter und Enkelin faßten ſeine Hände. Er nickte noch einmal dankbar, und hörte auf zu athmen. In dieſem Augenblick hielt ein Reiter vor der Thüre, ſprang vom Pferde und ſtürmte in die Stube. Es war Ignatoff.

Chriſtel erhob ſich würdevoll und trat auf ihn zu: „Herr Baron, in dieſer Hütte iſt kein Gegenſtand für Ihre Scherze. Hier waltet ein fürchterlicher Ernſt. Es iſt ein Haus des Todes, in welches Sie getreten ſind. So eben iſt mein Großvater geſtorben. Verlaſſen Sie uns, und kehren Sie nie wieder. Alle Ihre Ritte hierher würden fruchtlos ſein. Bei dieſer Leiche ſchwöre ich

Ihnen, daß meine Tugend Ihren böſen Verſuchen ſtets trotzen wird. Eilen Sie ſchnell, eh' Sie der zürnende Geiſt meines Großvaters vertreibt.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, zog ſich der Ruſſe zurück, beſtieg raſch ſein Pferd und ſprengte der Stadt zu, als ſei jener Geiſt ſchon hinter ihm.

Jakob, der alte Diener im Kürſchlepper'ſchen Hauſe, hatte erlauſcht und herausgebracht, was die Herrſchaft vorhatte, und war empört, daß man ſeiner in keiner Weiſe gedacht und ihn im Alter dem Elende überlaſſen wolle. Er war ſeit Jahren der Vertraute ſeines Herrn geweſen, nun wurmte es ihn gewaltig, daß jener jetzt den Verſchwiegenen gegen ihn ſpielte. Eben ſo abſcheulich fand er es, wie Annaliеſe mit dem guten Herren Dörling umging. Voll Gift und Galle ſchlich er in der Abenddämmerung, als Kürſchlepper und ſeine Enkelin eben hinter verſchloſſenen Thüren mit Einpacken beſchäftigt waren, zu Kaspar Dörling und verrieth dieſem den ganzen Handel. Kaspar traute ſeinen Ohren kaum und konnte ſich in der Unſchuld ſeines Herzens nicht von ſolcher Bosheit überzeugen. Inzwiſchen verfügte er ſich auf Jakob's Rath doch ſofort in das Kürſchlepper'ſche Haus, indem er ſich den Anſchein gab, als wolle er ſeiner Braut einen Beſuch machen. Annaliеſe hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen, aber Jakob klopfte an die Thüre und rief: „Herr Dörling ſei da, und vor ihrem Bräutigam werde ſie ſich doch nicht einſchließen.“ Annalieſe mußte den heftigen Verdruß über dieſen höchſt unbequemen Beſuch bekämpfen, ihr Geſicht zur größten Freundlichkeit zwingen und alſo vorbereitet die Thüre öffnen. Dörling, nicht ſo Meiſter der Verſtellung, grüßte verlegen und erkuntigte ſich nach dem Befinden des alten Herrn. Annalieſe ſchützte Kopfſchmerzen vor und meinte, ſie werde ſich bald zur Ruhe begeben; ſie habe vorige Nacht beim Großvater gewacht. Der Alte ſprach kein Wort und wünſchte Kasparn im Herzen zu allen Teufeln. Bald trat eine peinliche Pauſe ein. Annalieſe in fieberhafter Spannung, konnte die Rolle der freundlichen Braut nicht durchführen; ſie erſchrak bis in's innerſte Herz, als Kaspar plötzlich ſagte: „Bei Euch liegen ja die Koſtbarkeiten und Geldrollen umher, als wärt Ihr mit Einpacken beſchäftigt. Wollt Ihr denn verreiſen und Eure Reichthümer mitnehmen?“

„Warum nicht gar!“ ſagte ſie todtenbleich, aber die Worte blieben ihr halb im Munde. „Was fällt Dir ein, Kaspar? Der Großvater hat all' ſein Eigenthum geordnet. Er fürchtet von ſeiner Krankheit das Schlimmſte. Und das ſoll ihn, wie er meint, nicht unvorbereitet treffen. — Er hat ſich heute deshalb mehr angeſtrengt, als ihm zuträglich iſt, und Ruhe thut ihm

Noth. Auch ich bin des Schlafes bedürftig. Es iſt neun Uhr vorüber. Ich bitte Dich, herzlieber Kaspar, komm morgen etwas früher, damit Du länger bei uns bleiben kannſt. Iß morgen ein Bischen Abendbrot mit uns. Willſt Du, liebes Herz?"

„Heute willſt Du mich alſo los ſein? Wenn ich nun doch ein Vöglein hätte pfeifen hören, Ihr wolltet, Du und Dein Großvater, in dieſer Nacht noch mit dem Staatsrath nach Rußland fliehen und mir einen ſchändlichen Betrug ſpielen! Was ſagſt Du dazu, mein Herz?"

Annalieſen war die Zunge im Munde kalt geworden, und der Alte im Bette ſtöhnte auf.

„Kaspar!" rief endlich die ſchöne Heuchlerin mit erzwungenem Affekt, „wer in aller Welt hat Dir denn ſolch verrücktes Zeug weiß gemacht? Biſt Du nicht ein Närrchen, Dir ſolche Naſen aufbinden zu laſſen! Ich Dich verlaſſen, mein herziger Schatz, mein geliebtes Leben? Der Staatsrath iſt längſt über alle Berge und zog ſchnell genug ab, als er erfuhr, daß ich ihn nicht mochte. Da hat ſich ein boshafter Menſch einen Spaß mit Dir gemacht, und Du glaubſt auch ſolche Narrenspoſſen? Biſt Du nicht ein Thor! Geh heim und lege Dich unbeſorgt ſchlafen. Es entführt Dir Niemand Deine Braut. Schlafe ruhig und ſorglos!" Mit dieſen Worten hatte ſie ſich auf ſeinen Schooß geſetzt und liebkoſte ihn. Er aber antwortete kalt: „Das werde ich ſchön bleiben laſſen, mein Herz! Ich traue Dir nicht, und Deinem Großvater auch nicht. Ich gehe jetzt, aber nicht zu Bett, ſondern meine Freunde zu unterrichten und aufzufordern, mit mir dieſe Nacht Wache an Eurer Hausthüre und hinten an Eurer Gartenthüre zu halten. Wir werden mit geladenen Gewehren kommen, und ich ſchwöre Dir bei Gott zu, daß wir ſchießen, wenn Ihr den Verſuch macht zu entfliehen oder der Staatsrath ſich ſehen läßt. Nein, ungeſtraft ſollt Ihr mich nicht narren.“

Da begann der alte Kürſchlepper im Bette zu heulen und zu ſchreien: „Es iſt Alles aus! Gebt mir ein Meſſer, daß ich meine Kehle abſchneide! Einen Strick, daß ich mich erhenke! Weh mir! Weh mir!“

Und Annalieſe ſtürzte wimmernd und in äußerſter Verzweiflung die Hände ringend vor dem Bette nieder.

„Alſo wirklich, Du arge Schlange?“ eiferte Kaspar. „Belogen und betrogen haſt Du mich, Du abſcheuliches Weſen.“

Er wurde durch Jemand unterbrochen, der raſch in das Zimmer trat. Es war der Ruſſe Ignaloff. „Ich komme Abſchied zu nehmen,“ ſagte er, „morgen mit dem Früheſten reiſe ich ebenfalls ab, dem Staatsrathe nach.“ Annalieſe hatte ſich gefaßt und fragte: „Ei, was beſtimmt Sie denn zu ſo ſchneller Abreiſe?“

„Mademoiſelle, was Sie mir von der Chriſtel Scharf geſagt, iſt, mit Ihrer Erlaubniß, nicht wahr. Dieſe Chriſtel iſt ein frommes, tugendhaftes Mädchen, vor dem ich Achtung empfinden gelernt habe. Ich bin für meinen leichtſinnigen Plan, den Sie ſo ſehr unterſtützten, beſtraft worden. Denn als ich vor einer Stunde in Chriſtel's Wohnung trat, weinte ſie an der Leiche ihres Großvaters, der eben geſtorben war, und rief den Geiſt deſſelben gegen mich auf. Entſetzen erfaßte mich, und ich werde jenes Häuschen nie mehr betreten."

„Wie? Chriſtel's Großvater iſt geſtorben?" rief Annalieſe mit dem wilden Ausdruck einer raſenden Freude.

„Kurt Reiſig iſt geſtorben?" fuhr der alte Kürſchlepper vom Bette empor, wie aufgeſchnellt.

„Ich ſtand an ſeiner Leiche," verſetzte Ignaloff verwundert.

„Wir ſind gerettet!" jubelte der Greis.

„Ja gerettet! gerettet!" jauchzte Annalieſe wie eine Mänade.

Kaspar ſtand wie betäubt; auch er hatte ſchnell die Wichtigkeit dieſes Todesfalls begriffen.

„Werft mir den unverſchämten Menſchen dort hinaus!" herrſchte Kürſchlepper plötzlich wieder in ſeinem alten Uebermuthe.

„Eile, Ihr alberner Narr!" höhnte Annalieſe dem

Erſchrockenen in's Geſicht, „daß Ihr dies Haus verlaßt, das Euch jetzt keinen Aufenthalt mehr bietet. Ihr ſeid mir genug zur Laſt geweſen. Gottlob, daß ich die mir aufgezwungene Larve abwerfen kann! Geht ſchnell, und wißt, daß ich in acht Tagen des Staatsraths von Schwarzpfennig Gemahlin bin. Wollt Ihr bei der Hochzeit aufwarten, ſo könnt Ihr Euch ein Paar Groſchen verdienen. Wir brauchen viele Diener, denn wir werden viele Gäſte haben, und es ſoll ſehr hoch hergehen.“

„Ja tauſend Thaler und mehr laß ich mir die Hochzeit koſten!“ kreiſchte der Großvater. Kaspar Dörling aber ging, ſtarr vor Entſetzen und Beſtürzung. Es war ihm nicht anders, als müſſe er den Verſtand verlieren, und ohne zu wiſſen wohin er ging, irrte er ſtumm in die Nacht hinaus.

Am andern Morgen war Jubel und Freude im Kürſchlepper'ſchen Hauſe. Die ganze Stadt ſprach davon, daß der Staatsrath in der Nacht zurückgekehrt und das Aufgebot Annalieſens mit ihm bereits beim Oberpfarrer beſtellt ſei. Niemand konnte ſich das Räthſel erklären, und Kaspar war nirgends zu finden. Er war Abends nicht wieder in ſeine Wohnung zurückgekehrt, und vergebens fragte man nach ihm, um ihn auszuforſchen.

Der arme Kaſpar war zerknirſcht nach Tanneberg geſchlichen, um Chriſteln wo möglich aus der Ferne noch einmal zu ſehen, dann — ſo ſchwebten ihm dunkle unbeſtimmte Gedanken vor — wollte er ſich vom Katzenſtein herabſtürzen; denn er fühlte ſich unbeſchreiblich elend, und das Leben dünkte ihm ganz unerträglich. Für ihn war auf Erden Alles verloren. So ging er, als ein Verzweifelter, durch den friſchen, glänzenden Frühlingsmorgen im Walde um Tanneberg herum, und wagte ſich nicht hinein. Er wollte warten, bis es Abend ſei, damit ihn, den unglückſeligſten aller Menſchen, kein Anderer ſähe.

Indem er ſo durch die Hecken ſtrich, ſah er, wie ein Weib ſich bückend friſche Waldblumen pflückte; er wollte raſch vorbei, da hob ſich die Geſtalt empor und er erkannte mit freudigem Schrecke Chriſteln. Sie war's, die in der Frühe Blumen ſuchte, um die Leiche ihres Großvaters damit zu ſchmücken. Erſt ſtand Kaſpar eine Minute lang wie angewurzelt, dann wollte er raſch fliehen, aber unwillkürlich hatte ſie die Arme nach ihm ausgebreitet und rief mit wehmüthiger Stimme: „Kaſpar, bleib!“ Und er blieb. Er nahte ſich ihr und ſagte: „Chriſtel, ich will auf ewig von Dir Abſchied nehmen.“

„Auf ewig! und weshalb denn auf ewig!“

„Ich will — in die weite Welt gehen, um nie wieder zu kehren.“

„Nun, wirſt Du denn nicht Annalieſe Kürſchlepper heirathen?“

„Erinnere mich nicht an die Nichtswürdige! Das iſt eine Schlange, die ich noch zur rechten Zeit kennen gelernt habe.“

„So biſt Du wieder frei von ihr?“ rief Chriſtel freudig.

„Frei und ledig.“

„Gottlob, daß Du gerettet biſt! Doch weshalb in die Welt gehen?“

„Was ſoll ich hier? Ich kann die Schande nicht ertragen. Und Dich habe ich ſo ſehr gekränkt.“

„Ich vergebe Dir Alles, Kaspar, und habe Dich ſo lieb, wie erſt.“

„Du vergibſt mir, Chriſtel?“

„Von Herzen! Ich bin Dir treu geblieben.“

„Ich weiß es. Warum ſagte man mir auch, Du würdeſt den Ruſſen heirathen?“

„Daran war ich unſchuldig. Meine Mutter hat es mir geſtanden: Die Annalieſe hat ſie dazu beſchwatzt und ihr viel Geld dazu gegeben.“

„O nun durchſchau' ich die Schändliche ganz! Sie wollte uns trennen und mich für ſich gewinnen. Und ich ließ mich auch von ihr fangen in ihrem Gartenhaus und ging in ihr Netz. Fangen wollte ſie mich, weil ich ihr und ihrem Großvater gefährlich war, und ſie mich auf andere Weiſe nicht unſchädlich machen konnte. Nun da Dein Großvater todt iſt, und ich nichts mehr gegen ſie ausrichten kann, ſtoßen ſie mich mit Schmach aus dem Hauſe. O Chriſtel! das mir rechtmäßig zugehörige Vermögen iſt nun für ewig verloren.“

„Laß es, Kaspar! Wir hatten erſt nichts und dachten nicht daran. Wir wollten uns lieben und arbeiten. Was hindert Dich denn, das immer noch zu thun? Denke, das Ganze iſt ein böſer Traum geweſen.“

Du haſt Recht, liebe Chriſtel! Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich war ein Thor. Und willſt Du mich denn noch?"

„Wenn Du mich nur willſt, Kaspar, ſo bin ich unausſprechlich glücklich."

„O Du guter, lieber Engel! Und Dich konnte ich verlaſſen, vom Satan geblendet!"

„Die Verſuchung iſt vorüber. Wir lieben uns um ſo inniger."

„Ja um ſo inniger!" weinte Kaspar und ſank an Chriſtel's Bruſt. Ein herzinniger Kuß beſiegelte den neuen Bund. Dann gingen ſie heim zuſammen und ſchwuren über Kurt's Leiche, ſich treu zu lieben und Freud' und Leid, Arbeit und Armuth miteinander zu tragen bis an ihr Ende. Es war ihnen, als ob die finſtern Züge der Leiche ſich verklärten und lächelten.

Der Tag war im Kürſchlepper'ſchen Hauſe in Saus und Braus verlebt worden. Am Abend hatten die Bewohner deſſelben ſchwere Köpfe. Der Staatsrath ſank in Annalieſe's Arme, und der alte Kürſchlepper wurde in großer Abſpannung zu Bette gebracht. Die Lichter verlöſchten, und die finſtre Nacht zog ein in das finſtre Haus. Die Mitternacht ſchlich unheimlich durch die Gemächer. Da plötzlich ertönte aus Kürſchlepper's Zimmer ein fürchterliches Angſtgeſchrei. Der Alte ſchrie mit ſo entſetzlicher Stimme, daß Alle im Hauſe wie bethört auffuhren, und nach wenigen Minuten ſich das Gemach mit Lichtern und Menſchen füllte. Knechte und Mägde, Jakob, Annalieſe, der Staatsrath, Ignaloff kamen beſtürzt herbeigerannt.

„Holt mir den Pfarrer und das Amtsperſonal!" kreiſchte Kürſchlepper. „Schnell! Um Gottes willen ſchnell den Amtmann und den Pfarrer!"

„Aber was haben Sie denn vor?“ fragte der Staatsrath verdrießlich.

„Was iſt Euch begegnet, Großvater?“ jammerte Annalieſe.

„Kurt Reiſig's Geiſt iſt ſo eben bei mir geweſen — hu hu! — in welcher entſetzlichen Geſtalt! Ah! Ah! Er hat mich vor Gottes Richterſtuhl geladen noch in dieſer Nacht. Er hat mir geſagt, daß ich ſterbe, eh' der Morgen graut. Er hat mich mit ſchrecklichen Worten geladen, mich, ſeinen Verführer. Er will Abrechnung mit mir halten, mit mir, dem zwiefachen Mörder! Er hat mir geſagt, daß ich gut machen ſoll, was ſchnell noch gut zu machen iſt. — Lauft! rennt! den Pfarrer! den Amtmann! Mich friert's entſetzlich. Das Mark in den Knochen wird mir zu Eis. Luft!“

So ſchrie und raſete der Greis fort, die Augen traten ihm aus den Höhlen, ſeine weißen Haare ſträubten ſich. Alle ſeine Züge waren ſcheußlich verzerrt. Der Staatsrath fühlte ihm nach dem Puls und ſagte dann achſelzuckend: „Er iſt wahnſinnig geworden.“

„Das lügſt Du, Schuft!“ ſchrie der Kranke. „Ich habe meinen vollen Verſtand. Holt mir auch den Arzt herbei. Ich will von dieſem Betrüger nichts wiſſen!“ Die Knechte flogen, die Befehle auszuführen, und nach einer halben Stunde, in welcher Kürſchlepper abwechſelnd geſchrieen und Annalieſen und den Staatsrath von ſich geſtoßen hatte, traten der Amtmann mit dem Protokolliſten, der Oberpfarrer und der Arzt herein. „Prüft mich zuerſt, daß ich vollkommen bei Verſtand bin. Ich kenne Euch Alle. Sie ſind der Oberpfarrer, Sie der Amtmann, Sie mein Arzt. Und nun ſetzt Euch und ſchreibt. Ich habe als Subſtitut des Schulmeiſters Höbnling zu Schönau, auf Anſtiften von deſſen Eheweib, Dorothea, mit deren Sohne Andreas Schwarzpfennig, den genannten Höbnling mit Gift um's Leben gebracht. Dann haben wir eine geſtohlene Kindesleiche für ein von der Dorothea geborenes Kind ausgegeben, welches einige Stunden gelebt, und haben deshalb falſche Eide geſchworen. Dadurch kam das Höhnling'ſche Vermögen, welches Dörling gehörte, an mich. Hernach habe ich den Andres Schwarzpfennig, der mich zu verrathen drohete und mir fort und fort Geld abpreßte, meuchlings erſchoſſen. All' mein Gut habe ich mit Unrecht beſeſſen; es gehört dem Kaspar Dörling. Daß ich die Wahrheit geſprochen, müſſen meine Enkelin Annalieſe Kürſchlepper und der Staatsrath Schwarzpfennig bezeugen, denen ich mein gräßliches Geheimniß habe anvertrauen müſſen. Ebenſo weiß es Kaspar Dörling aus dem Munde Kurt Reiſig's. Ich befehle Euch, Schwarzpfennig und Annalieſe," donnerte er jetzt, meine Ausſage zu beſtätigen." — Zitternd vor Furcht und Schrecken thaten es Beide.

„Biſt Du nun zufrieden, Kurt? Furchtbarer, ich komme!"

Röchelnd ſprach er die letzten Worte. Alsbald ſing der Tod ihn zu würgen an, ein ſchauderhaftes Schauſpiel. Als der Tag grauete, hatte er geendet. Der Pfarrer betete an ſeinem Bette. Alle Anweſenden waren voll Grauen geflohen. Als Annalieſe aus ihrer Betäubung erwachte und nach dem Staatsrath fragte, erfuhr ſie, daß er mit Ignaloff eilig abgereiſt ſei. Sie ertrug es ſcheinbar gleichgültig. Ebenſo ſchien es keinen großen Eindruck auf ſie zu machen, als am Abend der Scharfrichter mit ſeinem Wagen unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge vor dem Hauſe erſchien, hereintrat, die Leiche ergriff und auf den Wagen trug, um ſie unter dem Galgen zu begraben. Dann aber verſchwand ſie aus dem Hauſe, Niemand wußte wohin. Am folgenden Tage fand man ihre Leiche zerſchmettert unter dem Katzenſtein.

Drei Monate ſpäter war Kaspar Dörling im Beſitz des ganzen Vermögens und wohnte mit ſeinem blühenden Weibe im Kürſchlepper'ſchen Hauſe.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Was euch beliebt.

Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von C. L. Fritzſche.
1846.

Der Fliegenschneider.

Der Thüringerwald, dies grüne Blatt am Buſen Deutſchlands, beginnt in der Nähe der uralten ſagengeſchmückten Stadt Eiſenach, der reizenden Königsbraut Attila's, von den ſpätern fürſtlichen Landgrafen Thüringens mit einer unvergleichlichen Krone, der Wartburg, geziert. Das herrliche Gebirge erhebt ſich ganz allmälig, bis eine Stunde vor Eiſenach ſein Kamm höher und höher ſteigt, und wir dann bald in die ſchroffe und ernſte Bergwelt des Inſelberges treten. Dieſer Berg bildet einen Gebirgsknoten, der faſt nach allen Seiten kleinere Berge in ſich knüpft und Thäler bildet, durch die er helle freundliche Gewäſſer ausſendet, Boten ſeiner friſchen, kühlen, duftenden Waldpracht und Bergeseinſamkeit; die tiefſten nach Norden und Nordweſten. In einigen Thälern dieſes Bergknotens haben ſich Mundart, Sitten und Gebräuche des großen deutſchen Volksſtammes der Thüringer am längſten erhalten. Dies kleine Häuflein in einigen Walddörfern der Reſt eines ungeheuern Königreichs! Wie ehrwürdig! Die Laute dieſer

Sprache, wie höchſt eigenthümlich und wie verſchieden vom benachbarten fränkiſchen Dialekt! Alles Land Thüringen, überfluthet von der umbildenden Geneſis der Jahrhunderte, hat ſeine Sprache geändert; an den Bergwänden, die wie Wälle dieſe Thäler umziehen, brach ſich der Bildungsſtrom lange. Sie ſchützten Sitte, Sprache, Volkspoeſie; aber jetzt iſt kein Thal zu tief, keine Hütte zu einſam, wohin nicht die Gerinne dieſes Stromes gedrungen wären, um die letzten Reſte der Zeit unſerer Väter hinweg zu waſchen.

Die drei Dörfer Ruhla, Brotterode und Steinbach, blieben am längſten bei der Sprachbetonung der Ahnen; es iſt die Sprache Luthers, des größten Thüringers, der nur eine Stunde ſüdlicher von ehrlichen Bergleuten gezeugt wurde; und noch leben Wortbezeichnungen dort, die man nur in den älteſten deutſchen Schriftdenkmalen findet.

Die Bewohner dieſer Orte waren im Mittelalter Bergleute und Eiſenarbeiter, vorzüglich Waffenſchmiede; denn ihre Thätigkeit war noch an die ſie umgebenden Berge gewieſen; hernach, als das ritterliche Waffengeräuſch verhallte, wurden Meſſerſchmiede daraus. Faſt in jedem Hauſe des großen Dorfes Ruhla, das ſich faſt eine halbe Stunde zwiſchen ziemlich hohen Bergen hinzieht, war eine Meſſerſchmiedewerkſtatt.

Zu der Zeit, als der neugeborene Zeitgeiſt des neu zehnten Jahrhunderts zuerſt anfing an den morſchen Säulen der ihrem Untergange entgegen ſehenden Weltperiode zu rütteln, und in das Menſchenherz Triebe warf, deren es ſich früher ſelten oder gar nicht bewußt geweſen war, als die erſten Strahlen einer neuen Lebensſonne einzelne Partien ſtationär gewordener Geſtaltungen grell beleuchteten, zuckte es auch in dieſen Thälern, wie Auferſtehungstrieb. Dieſe Zeiten ſind geeignet, Volkseigenthümlichkeiten am ſchärfſten hervortreten zu laſſen; der auftauchende Gegenſatz ſetzt ſie in klares Licht, ſo wie kurz vor ſeinem Ende der Menſch ſich am natürlichſten und wahrſten giebt.

Der Meſſerſchmied Valtin Schüßler in Ruhla war einer der wohlhabendſten und angeſehenſten. Von Jugend auf an eiſernen Fleiß gewöhnt, hatte er, in den männlichen Jahren, und Vater einer beträchtlichen Familie, ſich bald nicht mehr damit begnügt, ſein Fabrikat an den Fabrikherrn, den ſogenannten Kaufmann, zu veräußern; er hatte ein Fäßchen mit ſeinen ſchweren Waaren auf einem Raff ſelbſt in das Land getragen; er hatte erſt die Jahrmärkte der nächſten Städte beſucht, dann weitere; der Abſatz ſeiner Waaren hatte ſich vermehrt, er hatte ſofort einige Fäſſer mit Frachtfuhrleuten verſandt. Im folgenden Jahre ſah man ihn auf der Naumburger Meſſe eine beſcheidene Bude einnehmen, die aber mit Meſſern, Meſſingkämmen für die Bauern, die damals alle noch lange Haare trugen, Schnallen und einigen verwandten metallenen Handelsartikeln faſt überfüllt war. Dieſe Fülle nahm aber zur Freude des wackern Baltin Schüßler bald ab, und acht Tage vor Beendigung der Meſſe hatte er kein Stück mehr, und die Nachfrage hatte ſich ſo vermehrt, daß er noch zweimal mehr Waaren hätte verkaufen können, wenn er ſie gehabt hätte. Vergnügt wanderte Schüßler in ſeiner dunkelgrünen Manſcheſterjacke und dergleichen kurzen Beinkleidern, das ſtark gelockte Haupt mit einem ſchwarzen Lederkäppchen bedeckt, einen leinenen Zwerchſack über der Schulter, an einem langen rohen Eichenſtabe, ſeiner gebirgigen Heimath zu. Das gelöſte Geld war einem ſichern Fuhrmann aus Schmerbach, einem eine Stunde öſtlich von Ruhla im Gebirge gelegenen Walddörfchen, anvertraut, im Zwerchſack ſteckten ein Stück hartes Brod und ein nicht weicherer Fauſtkäſe, und damit wanderte er die ſechsundzwanzig Wegſtunden in einer Tour, ſo daß er am andern Morgen in ſeine Werkſtatt trat, als ſeine ſchmucke Frau eben am Schmiedeofen die Bierſuppe für ſich und die Kinder kochte. Sogleich entwickelte ſich hier neue Thätigkeit, voll Kraft, Leben und Ausdauer. Es war eine Luſt, den Mann ſchaffen zu ſehen. Wenn der Nachtwächter die zweite Morgenſtunde abrief, bot er Valtin Schüßler in deſſen Eſſe einen guten Morgen. Sechs Geſellen hämmerten um ihn, kräftige Cyklopen, beſeelt vom Eifer ihres Meiſters und angeſpornt von deſſen Freigebigkeit.

Fünf Jahre nach dem erſten Beſuche der Naumburger Meſſe war Valtin Schüßler eine geachtete und geſuchte Firma auf den Meſſen in Leipzig, Frankfurt an der Oder, Frankfurt am Main und Braunſchweig; er belud nach jedem dieſer Plätze einen ganzen Frachtwagen des Straßenfuhrmanns Andreas Grumbholz aus Schmerbach, der ihm acht Tage nach der Meſſe jedesmal die Einnahme von vier bis fünf tauſend Thaler überlieferte. Aber nach wie vor wanderte Valtin an ſeinem eichenen Stabe mit ſeinem Zwerchſacke, worin altes Brod und alter Käſe, in Tagmärſchen von ſechzehn bis zwanzig Stunden nach den Meßſtädten und wieder heim, und wenn er unterwegs übernachten mußte, ſo aß er in einem geringen Wirthshauſe ſein Brod und Käs, trank dazu vom Wirth ein Glas Bier, lag auf dem Stroh, zahlte dafür früh ſeinen Groſchen und ſchritt rüſtig fürbaß. Auch blieben in ſeinem Hauſe die Werkbank, die mit den daran befeſtigten Schraubſtöcken ringsum die Wand der Wohnſtube lief, der ſchwere plumpe Eichentiſch mit der weißen Ahornplatte, die plumpen Stühle mit den auseinander ſtrebenden Beinen, die in den Sitz eingepflöckt waren, Hausgeräthe, welches ein einziger

Handwerker fix und fertig gemacht hatte, und dieſer war nicht etwa der Schreiner, nein — der Zimmermann. Am großen, ſehr einfach conſtruirten Kachelofen blieb das harte Faulbett, ein Bettgeſtell, das oben mit aneinander gefugten Bretern belegt war, und deſſen innerer Raum als recht eigentliche Chiffoniere benutzt wurde, ſtehen, wie es zu des Großvaters Zeiten geſtanden hatte, und außer der buntgemalten Schwarzwälder-Uhr „dem Reiher“ war weder an den weißgetünchten Wänden, noch ſonſt in der Stube irgend ein Meubel ſichtbar, und das liebe Tageslicht ward durch keinen Laden irgend einer Art abgehalten von zwei Seiten durch die blanken Schiebefenſter in die Stube zu ſtrömen. Unter den Fenſtern, dicht über der Werkbank, war das verſchiedene Werkzeug: Raspeln, Feilen, Sägen, Zangen, Hämmer u. dgl. an Klammern und Haken befeſtigt; unter der Werkbank ſtanden und hingen Käſten mit anderem Arbeitsgeräthe. Dieſer Raum war zugleich Wohnſtube und Werkſtatt; denn nur die Schmiedearbeiten wurden, vor Tagesanbruch, in der Eſſe gefertigt; die Vollendung der Meſſer geſchah an der Werkbank in der Stube. Die übrigen Gemächer des Hauſes entſprachen derſelben Einfachheit. Auf der ſchmalen Hausflur, deren Sohle aus dem bloßen feſtgetennten Erdreich beſtand, lag der Wohnſtube gegenüber die Schmiede-Eſſe; im Hintergrunde führte die ſteile Steige in die Räumlichkeiten des zweiten Stocks, die „Laibe“ genannt, von denen eine die Waarenniederlage, die andere das Schlafgemach, die dritte eine Rumpelkammer bildete. In der letzten ſtanden die „Laden,“ große, mit kunſtloſen Blumen bemalte Schreine, in welchen Kleidungsſtücke, Wäſche und andere Utenſilien verſchloſſen waren. An den Nägeln der Wände hingen Büſchel getrockneter Kümmel, Till, Kamille, die hochgelbe heilſame Johannisblume, dies Wunderkraut der Berge (Arnica montana), Feldpolei und einige andere Wald- und Gartenkräuter, denen der Volksmund eine heilende Kraft zuſpricht. In einer kleinen ſchmalen Kammer auf den Hof hinaus, nur mit einem Fenſter verſehen, ſtand ein uralter, gebrechlicher Tiſch, deſſen tiefdunkel gefärbtes Geſtell auf einſtige Vergoldung deutete, und der vor vielen Jahren in einem vornehmeren Hauſe geprangt hatte und durch die Hand eines Trödlers hierher geführt worden war. Unter dem Tiſche hatte ein ſchmuckloſer Kaſten von Eichenholz mit ſchweren eiſernen Beſchlägen und zwei Schlöſſern Platz. Neben dem Tiſche ein hölzerner Stuhl, deſſen Lehne abgebrochen war; auf dem Tiſche ein thönernes Tintenfaß und am Fenſterbret ein durchſchoſſener Kalender. Dieſe Kammer war das Comptoir, dieſer Kaſten enthielt die Baarſchaft und die Documente, dieſer Kalender war das Handlungsbuch, in welchem mit wenigen Worten und Zahlen das ganze Geſchäft verzeichnet ſtand. Und doch hatte dieſes Geſchäft ſchon einen Kapitalumſatz von ungefähr 30,000 Thalern. Die einzigen Zeichen des vermehrten Wohlſtandes waren der hellblaue Sonntagsrock mit großen verſilberten Metallknöpfen und das mit einem ſilbernen Knopfe verſehene ſpaniſche Rohr des Meiſters, ſo wie das prachtvoll geſtickte ſeidene „Kappenſtückchen," der Deckel der zweieckigen eigenthümlich geſtalteten Kopfbedeckung, der Meiſterin, und die Fülle der ſchön gemuſterten breiten, zackigen Bänder am hintern Theil der Kappe, das bunte Buſentuch, der weite faltige „Schackrock." Dieſer Staat war jedoch nur Sonntags zu ſehen; an den Werktagen war weder Meiſter „Valtin," noch Frau „Edelies" (Eva Eliſabetha) von den übrigen Bewohnern des Dorfes zu unterſcheiden. Die fünf Söhne und drei Töchter, welche aus dieſer Ehe entſprungen waren, trugen zur Sommerszeit keine Fußbekleidung. Die „Jungen" hatten kurze Lederhoſen, deren Grundfarbe einſt gelb geweſen war, die aber jetzt eine verdächtige Glätte und ſehr gemiſchte Farbe zeigten. Wenn einer der älteren eine ſolche Hoſe verwachſen hatte, ſo erbte ſie auf einen jüngern über. Außerdem beſtand ihre ganze Kleidung nur noch in einem groben Hemde, deſſen Schlitz eine Ausſicht auf das geſunde Rückgrat offen ließ. Den buſchigen Kopf bedeckten ſchwarzlederne Kappen, in Form von halben Kugeln, „Bartel" genannt, ein Name, der lich in's Bierhaus. Um zehn Uhr ſchnarchte Jeder auf ſeinem Lager.

Das war die einfache genügſame Lebensweiſe dieſer an Körper und Geiſt geſunden Kernmenſchen, deren natürlicher Witz und Lebensluſt in der Regel Sonntags überſprudelte. Da waren alle Bierhäuſer im Dorfe, auf dem Heilgenſtein und im Thal, zwei nahen Dörfchen, überfüllt, und es ging ſelten ohne Schläge ab. Faſt alle hohen Feſttage wurden in den Bierhäuſern mit mehr oder minder gefährlichen Prügeleien gefeiert; der Glanzpunkt des Jahres war aber die Kirmeß, die in die erſte Woche des Auguſt fiel und dieſe ganze Woche ausfüllte. Da tanzte, betrank und prügelte ſich das junge Volk in Maſſe. Jetzt betrinken und prügeln ſie ſich nicht mehr, aber ſie ſind weder beſſer noch glücklicher geworden. Eine armſelige Scheincultur hat ihren Wohnſitz dort aufgeſchlagen, Armuth und Elend in ihrem Gefolge. Die Poeſie iſt aus dem Volksleben verſchwunden.

Auch die Eigenthümlichkeit hört nach und nach auf, ſich unter einander nur mit Spitznamen zu bezeichnen. Der Geſchlechtsname ſchien wirklich nur für gerichtliche und kirchliche Acte vorhanden zu ſein, außer dieſen Gelegenheiten erinnerte man ſich deſſelben kaum, und im Dorfe kannte man die Leute nur nach dem Spitz- oder vielmehr Volksnamen. So hätte man im Orte ſelbſt von den Wenigſten Auskunft erhalten können, wenn man nach Valtin Schüßler gefragt hätte, obgleich der Beſitzer dieſes Namens ein jedem Kinde wohl bekannter Mann war. Und in der That zeigte jedes Kind das Haus von Bärſch-Anna-Martha-Valten. Sein Großvater mütterlicher Seite hatte wegen ſeiner rauhen ungeſchlachten Art den Volksnamen „der Bär“ erhalten. Seine Tochter hieß Bärſch- (Bärs) Anna-Martha als Jungfer und als Frau, und weil ihr Mann frühzeitig geſtorben war, ſo hatte ihr Sohn den Volksnamen von ihr, und nicht vom Vater erhalten.

Dem fleißigen Meſſerſchmiedmeiſter Valtin ſchief gegenüber hatte ſich vor ſechs oder acht Jahren ein Schneider angeſiedelt. Er war nicht aus Ruhla gebürtig, denn hier fiel es keinem jungen Menſchen ein, ein ſolches Handwerk zu erlernen, da man mit Fabrikarbeit und Handel weit mehr verdienen konnte. Der Schneider war aus Kreuzburg bei Eiſenach gebürtig und als ein armer Geſell in Ruhla eingewandert. Hier hatte er die Bekanntſchaft einer kleinen nicht mehr jugendlichen Jungfrau gemacht, der Erbin eines kleinen Hauſes, und da Ruhla gute Nahrung verſprach, und das merkwürdige Vorrecht einer unbeſchränkten Gewerbefreiheit beſaß, ſo daß man kein Geld für das Meiſterwerden auszugeben brauchte, ſo war der Kreuzburger Schneider mit der Jungfer Mieke bald einig geworden. Sie wurden ein Paar, er zog zu ihr in ihr Häuschen, betrieb ſein Handwerk, hatte viel manſcheſterne kurze Hoſen und Jacken zu machen und wurde von den meiſten Leuten Meiſter Reineck in's Geſicht genannt, was ihm immer ſehr wohl that, eben weil er nicht Meiſter war; ſonſt hieß er kurzweg der Kreuzburger Schneider, und Jedermann kannte ihn nach dieſer Bezeichnung.

Es war ein merkwürdiges Ehepaar, Meiſter Reineck und ſeine Frau Mieke. Sie, als die Hauptperſon, eine kleine ſchwächliche, zarte Figur, mit einem ſeltſam zuſammengedrückten Geſicht und darin einen auffallend großen Mund, der den ganzen Tag ohne Aufhören in Bewegung war, entweder eſſend oder ſchwatzend, und Beides mit unglaublicher Schnelligkeit verrichtend, ſo daß man ihre gellende Stimme nur dann nicht vernahm, wenn ſie kaute, und ſie nur dann keine Victualien zu ſich nahm, wenn ſie ſchwatzte.

An Gegenſtänden zu dieſer zweifachen Mundthätigkeit fehlte es ihr niemals. Die große Taſche unter ihrer Schürze, der „Tiſack," war ſtets mit allerhand Speiſereſten angefüllt, die ſie Tags über aufzuzehren bemüht war, und die Nachbarsfrauen und Abends ihr Mann gaben ihr in der Regel hinlänglichen Stoff zur Regſamkeit ihrer Sprachorgane. Am Tage ging nämlich Meiſter Reinecke zu ſeinen Kunden in's Haus nähen, und er hatte deren ſo viel, weil er ein unterrichteter und unterhaltender Mann war, daß er oft den Sonntag zu

Hülſe nehmen mußte. Dieſer glückliche Umſtand hielt ihn faſt immer außerhalb der Schußweite der Zunge ſeiner Frau, und ſelbſt die Abende brachte er lieber im Bierhauſe als bei ihr zu. Was das körperliche Bedürfniß betraf, ſo bezog Frau Micke den Inhalt ihres Tiſackes aus dem Hauſe Bärſch-Anna-Bälla-Valtens, des wohlhabenden Meſſerſchmieds, deſſen Ehehälfte und ſie Nachbarskinder und Schulfreundinnen waren. Micke hatte erſt als Jungfer und dann als Frau ihre Freundin Frau Ebelies in deren Wochenbetten gewartet, hatte die Kinder gepflegt und mit erzogen, und war beim zunehmenden Reichthum des Hauſes allmälig gleichſam ein Glied deſſelben geworden. Die löbliche Sparſamkeit Valtin Schüßler's hätte einen dienenden Geiſt im Hauſe für etwas ganz Unerhörtes gehalten; ein ſolcher Gedanke kam nicht in die Seele des im „Schaffen" ſo rüſtig fortſchreitenden Ehepaars. Dazu war der Lehrjunge da, und Frau Micke übernahm freiwillig die höheren Functionen einer dienſtwilligen Hausfreundin. Dafür war ſie auch die Geſellſchafterin der Frau Ebelies und ſchlief im Hauſe, wenn Valtin auf die Meſſen gewandert war. Sie hatte ſich das Recht erworben, ein Wort im Hauſe mitzuſprechen, d. h. ſehr viele Worte, unbekümmert darum, wenn der ernſte Valtin über das „Geplapper" unwillig den Kopf ſchüttelte; und die Kinder mußten ihr pariren. Die eßbaren Vorräthe des Hauſes ſtanden gewiſſermaßen unter ihrer Oberaufſicht, und die Kinder pflegten ſich mit den außermahlzeitlichen Forderungen ihres Magens meiſt an Frau Micke zu wenden, die ſich dabei nicht vergaß.

Meiſter Reineck war dagegen ein ſehr langer, ſehr dürrer und ſtarkknochiger Mann, und da er die Beine meiſt ſpreizte und mit den Armen durch die Luft fuhr, wenn er ſich mit Jemand unterhielt, ſo konnten ſie leicht für die vier Flügel einer Windmühle angeſehen werden. Seine Kniee waren, wenn er ſich gehend fortbewegte, ſo ſtark eingeknickt, daß man ihn jeden Augenblick zuſammenbrechen zu ſehen fürchtete. Dazu trug er den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Das auffallendſte Stück in ſeiner äußern Erſcheinung war gerade dieſer Kopf. Das Erſte und Vorzüglichſte, was man davon bemerkte, beſtand in einer ungeheuern Sattelnaſe, die mit der langgedehnten Spitze, gleich einem Habichtsſchnabel, durchaus eine innigere Verbindung mit dem hervorſtehenden Kinn, als die Natur ſonſt zu erlauben für gut findet, zu erſtreben und den Einſpruch des kleinen, faſt verſchwindenden Mundes, dem die Naſe wahrhaft naſeweis über das Maul fuhr, nicht zu berückſichtigen ſchien. Die großen, waſſerblauen, ſtark hervorquellenden Augen, ſtanden zur Naſe in einem auffallend ſpitzen Winkel, wie ſie die Chineſen unter ſich als große Schönheit bewundern. Die mächtigen, dicht befranzten

Augenlider ſanken immer wie ſchläfrig herab. Von der Stirn läßt ſich nichts ſagen, denn es war keine vorhanden. Dicht über der Naſe und den Augenbrauen ſprang der flache Schädel zurück, mit weichen, dürftigen Haaren von unbeſtimmter Farbe beſetzt. So hatte Meiſter Reineck große Aehnlichkeit mit irgend einem Raubvogel, vielleicht die meiſte mit dem Aasgeier, und dieſe Geſtalt zuſammen gehalten mit dem Naturdrange, ſeine langen Arme ſtets in der Luft umherzuſchleudern, war für die geiſtigen Beſtrebungen dieſes Mannes von Bedeutung und ſtand mit ſeinen ſtillen Wünſchen und ſtarken Trieben in näherer Beziehung, als man für den erſten Augenblick hätte glauben können. Die Kleidung des Schneiders beſtand gewöhnlich aus einem armſeligen kurzen Höschen, das kaum ſeine Kniee bedeckte, und oben, nicht durch ein Band gehalten, zwiſchen Weſte und Jacke eine Ausſicht auf ſein hervorquellendes Hemd geſtattete. Auf dem Kopfe trug er eine lederne Klapp- oder Flügelmütze, die ihm das Anſehen eines Merkurbildes gab. Gleich ſeiner Frau war auch er in des reichen Nachbars Hauſe eine unentbehrliche Perſon geworden; denn er fertigte nicht nur die neuen Kleidungsſtücke für den männlichen Hausſtand an, er flickte auch die Hoſen und Jacken der Jungen. Er war auch gewiſſermaßen der muſikaliſche Freund des wohlhabenden Meſſerſchmieds; denn dieſer ſpielte einige Inſtrumente mit Fertigkeit und gehörte zum Adjuvantenchore des Cantors, während der Schneider ſich nicht wenig darauf einbildete, eine ſtarke und helle Tenorſtimme zu beſitzen, die er, ſeiner Meinung nach, künſtleriſch ausgebildet und mit der er nicht ungern auch andere Ohren als die ſeinigen entzückte; er war endlich der männliche Berather der Frau Ebelies während der Abweſenheit ihres Mannes, der ja die Hälfte des Jahres auf Meſſen und Reiſen war, und als ein vielerfahrener und denkender Kopf hatte ſich Meiſter Reineck allmälig im Nachbarhauſe zu einem Anſehen emporgehoben, welches dem eines Haushofmeiſters gleich kam, obgleich zu ſeinem großen Aerger die jugendliche Kraft der heranwachſenden Söhne allmälig eine ſtachlige und ihm unbequeme Oppoſition gegen ihn erhob. Meiſter Reinecke hatte Sanders Naturlehre und einige andere nützliche Bücher geleſen, und viel über das Geleſene nachgedacht. Sein höchſter Genuß war, ſich bei einem verſtändigen Manne, der ihm Gehör ſchenkte, auszuſprechen und den Finger an der Naſe, oder die Arme in der Luft, die wichtigſten Fragen der Menſchheit zu verhandeln, und ein angenehmes Lächeln glitt über ſeine geſpannten Züge, wenn ihn ſeine Freunde „den Philoſophen“ nannten; dann pflegte er wohl ſelbſtgefällig hinzuzuſetzen: „Ja, ich bin ein Philoſoph! und die ganze Welt ſoll es noch erfahren.“ Dann pflegte er immer ſehr pfiffig und geheimnißvoll auszuſehen und man konnte wohl merken, daß ſein Geiſt mit großen Plänen ſchwanger ging. Worin dieſe aber beſtanden, konnte Niemand ahnen oder errathen.

Wie alle Dinge ihr Ende erreichen, ſo auch das ruhige und innige Verhältniß der beiden Nachbarshäuſer, und gerade zu einer Zeit, in welcher Meiſter Reinecke es am wenigſten vermuthet hätte. Denn er hatte ſich ſeiner Meinung nach in den letzten Jahren unerſchütterlich feſt in der Gunſt des Nachbars Valtin geſetzt, indem er den heimlichen Aufpaſſer über die erwachſenen Söhne und Töchter deſſelben machte, ihnen Abends nachſchlich und als vorſichtiger Spürhund ihre kleinen Geheimniſſe erforſchte, die er dann dem Vater getreulich hinterbrachte. „Der Philoſoph“ ſah nicht ein, wie verderblich ihm ſelbſt dieſe Dienſtfertigkeit werden mußte. Dieſe harmloſe Beaufſichtigung der Kinder des reichen Nachbars, die ihm von deren Geburt an zur Gewohnheit geworden war, in Gemeinſchaft mit ſeinen geheimnißvollen, hochfliegenden Plänen und eine bevorſtehende Veränderung in Schüßler's Hauſe führten im Leben dieſer Leute endlich eine ungewohnte Kataſtrophe herbei. Die Veränderung beſtand aber darin, daß Valtin zum nächſten Frühjahre zur Feier ſeiner ſilbernen Hochzeit ſeine Werkſtatt ſchließen und ſich mit ſeinen drei erwachſenen Söhnen ganz dem Handel zu widmen gedachte. Zu dem Feſte wurden ſchon im Herbſte vorher von verſchiedenen Seiten vielfache Vorkehrungen getroffen. Es war dies der Herbſt eines Jahres aus dem Anfange des letzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts.

Vom Kirchthurme ſchallte die dritte Morgenſtunde herab das von nächtlichem Herbſtnebel durchwallte Thal entlang; der ſchwarze Fenſterladen an der Schmiedeeſſe des Schüßler'ſchen Hauſes flog auf, und der kräftige Kopf des älteſten Sohnes Kriſch *) wurde ſichtbar, der ſich munter nach Wind und Wetter umſchaute. Hinter ihm in der Eſſe trällerte der zweite, Henner, **) ein fröhliches Liedchen, indem er die Kohlen im Schmiedeofen anzündete. Der dritte, Klas, ***) trug Eiſen und Kohlen herbei, und legte Hämmer und Zangen zurecht. Es waren drei ſtattliche Burſche; der Aelteſte, eine unterſetzte nervige Geſtalt, das Abbild ſeines Vaters, jetzt dreiundzwanzig Jahre alt; der Mittlere, nur ein Jahr jünger, dagegen lang und ſchmächtig, mit hellen Augen voll lachender Schelmerei, ganz nach der Mutter geartet in Geſtalt, Thun und Weſen, und deshalb des Vaters Liebling; der Dritte, erſt ſechszehn Jahre alt, ein hochaufgeſchoſſener, täppiſcher Junge. Der Jüngſte war der Größte, der Mittlere der Schmäch-

---

*) Chriſtoph. **) Heinrich. ***) Niklas.

tigſte von den drei Brüdern; nichtsdeſtoweniger wurden ſie nach dem feſtſtehenden Gebrauch in und außer dem Hauſe benannt. Und nach dieſem allgemeinen Gebrauche heißt der älteſte Sohn ſtets: „der Groß," in der Anrede: „Groſſer!" der Mittlere: „der Dick," in der Anrede: „Dicker!" der Jüngſte: „der Klenn" (Kleine), in der Anrede: „Klenner!"

Die drei Brüder waren mit den Vorbereitungen zur Arbeit noch nicht fertig, als die beiden Geſellen Hantines *) und Jan **) hereintraten, die Jacken abwarfen und die Schurzfelle umlegten. Der fröhliche „Dick" bearbeitete mit der Ziehſtange den gewaltigen Blaſebalg, und bald kniſterte und ſprühete das Kohlenfeuer luſtig im Schmiedeofen. Der „Klenn" ſchob die gezainten Eiſenſtäbe hinein, und nach wenigen Minuten, nachdem die fünf jungen Leute kaum einige Worte gewechſelt hatten, begann das Klingen und Klappern der Hämmer auf den beiden Amboſen. Dies heitere lebendige Hammergetön ließ ſich zur ſelbigen Zeit faſt Haus für Haus vernehmen und drang weit hin durch die Stille der Nacht, während aus jedem Eſſefenſter ein rother Strahl, vom Kohlenfeuer ausſtrömend, die Dunkelheit der erſten Frühe eine Strecke lang angenehm unterbrach. Die im Bette ſich dehnenden Frauen hörten dieſes Ge-

---

*) Johann Juſtinus. **) Chriſtian.

räuſch und ſahen den Feuerſchein mit träumeriſchen Sinnen und dem behaglichen Gefühle, fleißige Männer und Söhne zu haben, die die Sicherheit des Lebensunterhaltes den erſten Stunden nächtlicher Frühe mit rühriger Hand abgewannen.

Der „Groß“ warf nach einigen Minuten, während einer kleinen Pauſe, wieder einen Blick durch das offene Ladenfenſter, an welchem keine gläſerne Schranke der friſchen Morgenluft Eingang verwehrte, nach dem Hauſe des Nachbars Schneider hinüber, wo ein Fenſter trübe und dürftig erleuchtet war, und ſagte dann:

„Was muß denn nur der Schneider vorhaben? Seit einigen Morgen bemerke ich noch Licht bei ihm, wenn wir die Eſſe aufthun, und es brennt wohl noch eine halbe Stunde. Erſt dacht' ich, er wäre krank oder Mieke, aber ich ſah ſie nächten *) Beide friſch und geſund.“

„Er wird wohl ſeiner Frau eine heimliche Freude zum Chriſtkindchen **) machen,“ bemerkte Jan, der Geſelle, „und fängt deshalb ſo bald an, um nachher nicht durch die Feſtarbeiten ſeiner Kunden daran gehindert zu werden.“

„Das wäre die erſte Chriſtkindchensfreude, die er Mieken machte. Sollte er nun in ihren alten Tagen

---

*) Geſtern. **) Weihnachten.

anfangen, den galanten Ehemann zu ſpielen? Dazu ſieht ſie nicht aus, und er auch nicht," lachte Kriſch.

„Vielleicht macht er ihr eine Taſche, in die ſie das Maul ſteckt. Die thut ihr ſelbſt in ihren alten Tagen noch noth," ſagte Henner trocken, und die Anderen lachten.

„Es kann ja auch umgekehrt ſein, daß Micke in den Nächten arbeitet, um ihn zu überraſchen," bemerkte Hantines. „Sie macht ihm ein Chriſtkindchen, um ſeine eheliche Treue zu feſſeln."

Neues Gelächter. „Hätte ſie das wohl nöthig?" fragte der Groß.

„Er iſt zeither einige Mal Abends im Grund *) bei der Schleifkothe geſehen worden," fuhr der Geſell fort.

„Ah, da paßte er unſerm Dicken auf," verſetzte Kriſch. „Nicht wahr, Dicker? er behütet väterlich Deine Unſchuld, wenn Du zu Schleifers Dörte-Marien gehſt."

Der Angeredete war blutroth geworden, als ſich das Geſpräch auf ſeine Herzensangelegenheit gewendet hatte.

„Er ſoll ſich vor mir in Acht nehmen, daß ich ihm nichts am Zeug flicke. Er hat mir in meinem Leben genug daran geflickt!" rief Henner ärgerlich. „Erwiſch' ich ihn Abends an der Schleifkothe, ſo kann er ſchnell zu einem kalten Bade kommen, er mag nun meinetwegen oder Dörte-Maries wegen dort ſein."

---

*) Der unterſte, abgeſonderte Theil des Orts.

„Bei alle dem wiſſen wir immer nicht, was er in der Nacht zu handthieren hat; denn er hat ja am Tage keine Arbeit bei den Kunden im Hauſe," rief Kriſch ungeduldig. „Es ſteckt ein Geheimniß dahinter; ſeit einiger Zeit ſteht er immer in tiefen Gedanken, glotzt vor ſich hin auf den Erdboden und weiſt mit Armen und Beinen in der Luft herum."

„Und wenn eine Gans bei uns geſchlachtet wird," berichtete der Kleine, „ſo nimmt er gleich die Flederwiſche in Beſchlag. Auch geht er Sonntags über Feld *) und bringt jedes Mal einen großen Bündel Flederwiſche mit."

„Das führt auf eine ſehr wahrſcheinliche Vermuthung," gab Kriſch zu. „Er wird ſich ein anderes Geſchäft zulegen wollen. Er ſchimpft auf die langen Hoſen, und die neuen franzöſiſchen Röcke ſind ihm im höchſten Grade unausſtehlich; denn er kann weiter nichts machen, als kurze Hoſen und Jacken. Bald wird er keinen Stich mehr zu thun haben. Und ſo wird er wohl Federſpulen ziehen und eine Schreibfederfabrik anlegen wollen."

„Da haſt Du recht!" rief Henner. „Ich wette, der Philoſoph ſitzt drüben und präparirt Spulen."

„Ich will auf die Grundmauer ſteigen und ihm in's

---

*) Auf's Land.

Fenſter ſchauen," ſagte Klas leiſe, „dann wiſſen wir gleich woran wir ſind." Er ſchickte ſich an zu gehen.

„Nicht von der Stelle!" ſagte eine rauhe Stimme barſch, und ſie ſahen den Vater und Meiſter im Hintergrunde ſtehen. Sie hatten im Eifer der Unterhaltung ſein Eintreten nicht bemerkt. „Laßt mir den Schneider in Ruh! das ſag' ich Euch im Guten," fügte er kalt und ſtreng hinzu, und beſichtigte ohne ein Wort weiter die Arbeit, dann ergriff er einen Hammer und nahm thätig an dem Geſchäfte Theil, das ſchweigend gefördert wurde.

Henner ging nach einiger Zeit auf die dunkle Straße hinaus. Er hatte den Nachtwächter von fern die dritte Morgenſtunde abrufen gehört und erwartete ihn. Ein kleiner Knirps trollte heran und bot guten Morgen. Henner dankte und flüſterte ihm zu: „Heinchen, *) woll't Ihr Euch ein Paar Kannen Bier verdienen?"

„Herr Jeſus! Gib her. Sag' an, womit, goldener Junge?"

„So ſteigt auf des Schneiders Grundmauer und bringt mir heraus, was der Kerl in der Nacht beginnt."

„Wenn's weiter nichts iſt! das will ich ſchon klein kriegen."

„Sagt mir's aber heimlich. Mein Vater darf's nicht merken. Verſtanden?"

---

*) Diminutiv von Heinrich.

„Alles wohl.“ Indem ſich aber der Nachtwächter anſchickte, dem Schneider in’s Fenſter zu ſehen, verlöſchte dort das Licht. Heinchen vertröſtete den neugierigen Burſchen auf die folgende Nacht und dieſer kehrte in die Eſſe zurück.

Als die drei Brüder aber am andern Morgen um dieſelbe Zeit den Laden der Schmiedeeſſe öffneten, war des Schneiders Fenſterladen, der ſonſt immer zurückgeſchlagen blieb, gleich den andern feſt verſchloſſen, obgleich durch die Klinſen ein Lichtſtrahl drang. Heinchen konnte ſein Wort nicht halten, und das Geheimniß blieb vor der Hand unenthüllt.

Meiſter Valtin hatte dem Schneider die Abſicht ſeiner Söhne verrathen, ihn in ſeiner nächtlichen Wirkſamkeit zu belauſchen, ohne ihn weiter über dieſe ſelbſt auszuforſchen. Am nächſten Sonnabend, als die Feierabendglocke den Beſchluß der Wochenarbeit angekündigt hatte, ſah er den Schneider zufällig vom Hofe aus auf dem Boden des neuerbauten Waarenſchopfens in der geöffneten Thüre ſtehen, über welcher ſich die Winde befand, mittels welcher Kiſten und Fäſſer aus dem Hofe auf den Boden und von da hinabgezogen wurden. Valtin beobachtete den Schneider von dieſem ungeſehen, und als er den ſtieren Blick deſſelben in die blaue Luft und auf die benachbarten Dächer, ſo wie die ſonderbaren Arm- und Beinbewegungen deſſelben eine Zeit lang mit angeſehen und die dann und wann heftig ausgeſtoßenen Laute eines Selbſtgeſprächs deſſelben vernommen hatte, ohne jedoch die Worte verſtehen zu können, vermochte er ſich der Beſorgniß nicht zu erwehren, Meiſter Reineck's Verſtand möchte gelitten haben, und er nah daran ſein überzuſchnappen. Ja der Meſſerſchmied fürchtete, der ſich ſo ſeltſam geberdende Mann möchte jeden Augenblick in den Hof herabſtürzen und ſich auf dem Pflaſter zerſchmettern. Er öffnete deshalb ein Fenſter nach dem Hofe zu und griff zu ſeiner Geige, wie er Sonnabends nach Feierabend in der Regel zu thun pflegte, um ſich auf die Kirchenmuſik des folgenden Tages vorzubereiten. Er wußte, daß der muſikaliſche Schneider gern einen Zuhörer abgab, und ſo hoffte er ihn mit den Tönen der Geige von der gefährlichen Bodenthüre wegzulocken. Und er hatte ſich nicht geirrt, die Thüre wurde geſchloſſen, und gleich darauf trat der Schneider mit höflichem Gruß in die Stube. Valtin ſpielte fort, als er aber bald darauf wieder den ſtieren Blick ſeines dienſtfreundlichen Nachbars bemerkte, legte er die Geige weg und redete den zerſtreuten Mann an: „Sagt mir, Nachbar Reineck, was geht ſeit einiger Zeit mit Euch vor? Ihr ſeid nicht der Mann mehr, wie ſonſt. Ihr habt Eure Munterkeit verloren, und man hört jetzt ſelten ein Wort von Euch, der Ihr Euch doch ſo gern über nützliche und angenehme Dinge unterhaltet. Hat's Euch eine Hexe angethan?“

„Herr Schüßler!“ verſetzte der Schneider in einem hochgeſchraubten pathetiſchen Ton und ſägte mit beiden Händen Luft. „Der liebe Herrgott läßt jetzt keine Zeichen und Wunder mehr geſchehen, wie vor alten Zeiten, aber er hat den Menſchen einen Theil ſeines Geiſtes gegeben, d. h. nicht allen Menſchen, aber Einigen, wie geſchrieben ſteht: Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt. Ich habe auch meinen Theil davon empfangen, Herr Nachbar, das weiß ich ſchon lange und hab' es auch nicht verhehlt. Seit manchem Jahre trage ich mich mit der Ueberzeugung herum, daß ich zu etwas Großem geboren bin. Nun will ich mein Licht nicht länger unter den Scheffel ſtellen, ſondern es vor aller Welt leuchten laſſen. Ja, Herr Schüßler, ich gehe damit um, einen meiner wichtigen Pläne auszuführen.“

„Und darf man wiſſen, worin er beſteht?“ fragte der Meſſerſchmied, den Schneider ſcheu von der Seite anſehend.

„Niemand ſoll es eher erfahren als Ihr, und Ihr ſollt Theil nehmen an den goldenen Früchten, die mir mein erſter großer Plan einbringen wird. Denn, iſt iſt dieſer ausgeführt, ſo kommen die andern dran, und alle beruhen auf ſicheren Grundſätzen der Wiſſenſchaft und Erleuchtung, und einer iſt immer vortheilhafter als der andre. Vor der Hand laßt mich aber darüber ſchweigen, bis Alles vollendet iſt. Bald wird die Stunde ſchlagen, wo ich mich Euch in einem unerwarteten Lichte zeigen, und wo Ihr verwunderungsvoll ſagen werdet: der Schneider iſt doch ein grundgeſcheidter Kerl. Wer hätte das gedacht? Und glaubt mir nur, ich gedenke noch mit Kutſche und Pferden zu fahren, wie der eiſenacher Amtmann. Juchhe, das kann ein Philoſoph, ein Genie!“ Und von einer Art Raptus ergriffen, ſprang er auf, warf die Beine hinten empor, weiſte mit den Armen und ſchlug mit beiden Händen ein Schnippchen, ſo daß Valtin, der ihn noch nie in einem ſo exaltirten Zuſtande geſehen, ernſtlich beſorgt, ſich eiligſt hinter den Tiſch zurückzog. Der Schneider hüpfte nach der Thüre und war zur großen Erleichterung des Meſſerſchmieds, der jetzt von der angehenden Verrücktheit ſeines Nachbars überzeugt war, bereits durch dieſelbe verſchwunden, als er plötzlich wieder zurückkehrte und mit einer ſüßen ſchelmiſchen Miene geheimnißvoll vertraulich flüſternd fragte: „Habt Ihr keine Klingen in die Schleifkothe im Grund zu tragen? Laßt mich den Gang beſorgen.“

Dem Meſſerſchmied wurde wahrhaft bange, und um ſich des verdächtigen Menſchen ſchnell zu entledigen, antwortete er haſtig: „Ja wohl! Es ſind ein Paar hundert Dutzend zum Schleifen fertig. Sie ſollten Montags in die Schleifkothe kommen; Ihr könnt ſie aber, wenn Ihr wollt, heute ſchon hintragen.“ Und ſomit rief er dem Kleinen zu, dem Schneider die rohen Meſſerklingen zu übergeben. Während dieſer die Klingen in einen Korb zählte, wandte ſich der Schneider wieder an Baltin: „Verbietet Eurem Dicken, daß er nicht zur Schleifers Dörte-Marie geht. Es wird nichts Gutes daraus. Ich ſag' Euch, er hat dem Mädchen die Ehe verſprochen, ich weiß es.“

„Woher?“

„Ich habe ſie belauſcht.“

„Dummes Zeug! der Junge kann noch nicht heirathen, und kommt's ſo weit, daß er eine Frau nehmen kann, hat ſich viel geändert. Das macht mir keine Sorge. Ich bin auch als Burſche zu manchem Mädchen gegangen, eh' ich meine Ebelies nahm. Verbieten, daß er zu ihr geht? Schönen Dank! Da göß' ich Oel in's Feuer. Das Mädchen ſoll und kann nicht ſeine Frau werden, das paßt nicht in meinen Kram, und meine Jungen ſind gewohnt, mir zu gehorchen. Verböt' ich's ihm, gäb's ein Unglück. Der Teufel blieſe das Feuer an. Ich thu' als wüßt' ich nichts davon. Kommt Zeit, will ich's ihm ſchon wehren. Guten Abend, Schneider.“

Mit einem halblaut gemurmelten Fluche auf den Lippen, nahm Meiſter Reineck den ſchweren Korb mit dem Meſſerklingen auf die Schulter und ſchritt das Dorf hinab, der Schleifkothe zu.

Dieſe lag am Ausgange des Orts, wo das Thal ſich ſehr verengert, links vom Wege einige Schritte ab, auf der linken Seite des Ruhlabachs, Erbſtrom genannt, welcher bekanntlich den ganzen Ort in zwei Theile theilt. Auf ſeiner rechten Seite iſt Gothaiſches, auf ſeiner linken Eiſenachiſches Gebiet. Die kleinen Gebäulichkeiten hatten ſich dicht an den Fuß des ſteilen Ringberges (Rimber) angeſchmiegt; ſie beſtanden aus der eigentlichen Schleifkothe, welche oben mit einer Stube und Kammer für die Schleifer überbaut war; und rechts daneben lag das kleine, aber ſehr freundliche Wohnhaus der Familie, in deſſen niedrige Fenſter man hineinſehen und die kleine Stube überſchauen konnte. Es war da Alles blank und nett, und man erkannte eine ordnende, reinigende und ſchmückende Frauenhand in und außer dem Hauſe. Der Schneider trat ein. An der Schwelle des Stübchens lag ein weibliches Weſen auf den Knieen, die linke Hand auf den Fußboden geſtützt, mit der rechten die Dielen mittels einer Bürſte, Sand und Waſſer ſcheuernd, die feſtgeſetzte und unabänderliche Frauenarbeit an jedem Sonnabend Nachmittag, damit der Sonntag ſtill und feierlich einziehe in das helle, reine, geſchmückte Stübchen.

Das ſtarke Bedürfniß einer würdigen Sonntagsfeier, iſt einer der herrlichſten Züge im Charakter der Bewohner dieſes Gebirges, und es waltet vorzüglich tief und unvertilgbar in der Seele der Frauen des Volks. Sobald die lieblichen Töne des Feierabendglöckchens durch das Thal zu hallen beginnen, legt das männliche Geſchlecht die Arbeit aus der Hand, die Werkbänke werden aufgeräumt, die Männer gehen aus dem Hauſe und überlaſſen es den Frauen, die nun ſogleich mit geſchäftiger Hand zu ſchaffen, zu ordnen, zu reinigen, zu ſchmücken beginnen. Und wenn nun der Sonntagmorgen über die Berge in die bewohnten Thäler hinab wandelt, ſieh, da iſt jedes Stübchen zu ſeinem Empfange würdig vorbereitet; das ärmſte iſt übergoſſen vom Schimmer eines reinlichen ſüßen Friedens; der Geiſt der Liebe weht duftend durch die kleinen Häuſer und küßt die Bewohner derſelben auf die glänzenden Stirnen. Was für eine tiefe Bedeutung liegt in dem reinen, weißen, friſchen Linnen, welches Sonntags früh die Körper dieſer Leute umſchmiegt! Rein iſt das Hemd, rein und traulich die Wohnung, rein und ſtill iſt auch das Herz. Und wenn die hellen, freundlichen Glockentöne Thal auf und Thal nieder rufen, treten ſie aus ihren Häuſern im einfachen Sonntagsſchmuck und wandeln ſittſamen Schritts der Kirche zu, und grüßen rechts und links die ſich zu ihnen geſellenden oder noch an den Thüren und Fenſtern ſtehenden Nachbarn. Schon das

Sonntagskleid, welches ſie niemals an einem Wochentage anlegen, flößt ihrem Herzen eine erhöhte feierliche, friedliche Stimmung ein, und gibt ihnen die rechte Weihe, den Frieden Gottes in der Kirche zu empfangen. Die Sorge und Arbeit des Werkeltages wird mit dem Wochenkleide ausgezogen, wird von der emſigen Frau aus der Stube hinausgeſcheuert; mit dem Glanz des Sonntagskleides und der Stube kommt die Erhebung der Seele. Wer Sonntags und in der Woche daſſelbe Kleid trägt, der hat keine Ahnung von der Unſchuld des Sonntagsfriedens dieſer Bergbewohner. Wer den Wochenfleiß einer regſamen Hand nicht kennt, wie ſollte der die genügſame feierliche Sonntagsruhe kennen? Die ſchönſten, edelſten, reinſten Genüſſe gehen doch den Leuten der großen Welt verloren, während ſie ungezwungen in das kleine Haus des Gebirgers einkehren.

Auf das Geräuſch, welches der Schneider in ihrem Rücken machte, wandte ſich die Scheuernde um und ſtand auf. Eine ſchlanke, üppig gebaute, friſche Blondine, ſtrahlend in der Blüthe von Geſundheit und Schönheit. Ein Paar große, glänzend blaue Augen, von ſchelmiſch freundlichem, ſchier ſchalkhaftem Ausdruck, den ein keckes Näschen, die rechte Mitte haltend zwiſchen Stumpf- und Spitznaſe, noch erhöhete. Um den Mund, der die weißeſten und niedlichſten Zähne zeigte, ſpielte ein Zug lachenden Trotzes, und die etwas verſtehende, wie zum Kuß geſchwellte Unterlippe gab dem mehr runden als ovalen Geſichtchen etwas keck Herausforderndes.

„Dörte-Marie,“ ſagte der Schneider mit dem ſüßeſten Tone, deſſen ſein Stimmorgan fähig war, und vagirte ihr mit den großen Händen dicht vor dem Geſicht umher, „ich bringe da Klingen zum Schleifen von Bärſch-Anne-Marthe-Valten.“

„Ihr, Schneider?!“ fragte Dörte-Marie ſpöttiſch lächelnd. „Seid Ihr Lehrjunge geworden bei Valtin? Nun vielleicht lernt Ihr beſſere Meſſer machen als Röcke; denn zum Schneider habt Ihr nie getaugt.“

„Meinſt Du, Dörte-Marie?“ rief Meiſter Reineck ſchmunzelnd. „Das war ein wahres Wort. Ich bin zu etwas Beſſerem geboren. Aber Du auch; Du auch, Dörte-Marie. Dieſes hübſche Händchen iſt auch nicht geſchaffen, um die Stube zu ſcheuern. Meinſt Du nicht auch, Dörte-Marie?“ Und damit haſchte er nach ihrer kleinen Hand.

„Warum nicht gar, Schneider!“ lachte die Schöne. „Ihr macht Euch naß, Alter!“ Und ſie entzog ihm die Hand und ſtrich ſich die goldenen Locken hinter die Ohren.

„Ja, Dörte-Marie,“ fuhr der Schneider begeiſtert fort, „ein ſo prächtiges Mädchen, wie Du, iſt vom lieben Herrgott zu weit beſſeren Dingen geſchaffen, als zum Waſchen und Scheuern und anderen abſcheulichen Arbeiten, die ihr Schwielen in die ſchönen Patſchchen machen.“

„Nun zum Beiſpiel, Schneider, wozu hätte mich Gott, Eurer Meinung nach, geſchaffen?“ fragte das ſchelmiſche Mädchen.

„Dich zu putzen, mein Engel, mit ſammtenen und ſeidenen Kleidern, Finger- und Ohrenreifen von Gold und Edelſteinen, mit einem Schildkrotkamm und Bänderſchuhen; dann mit einem Manne, der Dich zärtlich liebt, ſpazieren zu gehen oder gar in einer Kutſche zu fahren.“

„I das ſind ja wunderſchöne Sachen!“ rief das Mädchen ausgelaſſen lachend. „Aber wer ſoll mir das Alles verſchaffen? Und wenn ſich unſere Schleifſteine noch ſchneller drehten, ſie brächten mir nicht das Kleinſte von dieſen Dingen zuwege. Woher ſoll's kommen, wozu mich Gott geſchaffen hat?“

„Durch einen glücklichen, geſcheidten Mann,“ verſetzte der Schneider geheimnißvoll. „Durch einen Mann, der Dich zum Närriſchwerden liebt und Dich in Gold einfaßt, Dörte-Marie.“

„Ach ſolche, die das Geld ſo dick haben, kommen nicht in die Schleifkothe auf die Freit.“ *)

„Es iſt Dir Einer näher, als Du glaubſt. Das

---

*) Heirath.

Glück ſteht bei manchem Menſchen und bietet ihm die Hand, und er ahnet nichts davon, und ſieht das Glück über die Achſel an.“

„J, Schneider, das klingt ja, als wäret Ihr mein Glück.“

„Wer weiß! Haſt Du nicht ſelbſt geſagt, daß ich nicht zum Schneider geboren bin? Man ſieht Manchem nicht an, was in ihm ſteckt, und über lang oder kurz kann ſich viel ändern.“

„Das ſind verblümte Redensarten, Schneider. Sagt mir gerade heraus, ſeid Ihr mein Glück oder nicht, das heißt: wollt Ihr mich auf die von Euch beſchriebene Weiſe glücklich machen?“

„Ob ich will?!“ rief der Schneider wie außer ſich. „Freilich will ich, Herzens Dörte-Marie, und wenn —“

„Wie gedenkt Ihr das anzufangen? Doch nicht als Meſſerſchmiedelehrjunge?“

„Ah bah! Das iſt dummes Zeug! — Dörte-Marie, ich habe etwas Großes vor, und es wird mir gelingen, und ich werde dadurch ein ſteinreicher Mann werden, ſo wahr ich Reineck heiße und ein Philoſoph bin. All das Geld aber, das mir zuſtrömt, werde ich in Deine Schürze ſchütten und zu Dir ſagen: Da, das iſt Alles Dein, Dörte-Marie! Kauf Dir Sammt und Seide, Gold und Edelſteine, Kutſche und Pferde, herzliebſte Dörte-Marie.“

„Das iſt ja prächtig! Dann wollt Ihr mich wohl zu Eurer Tochter machen und mir einen hübſchen Mann verſchaffen?“

„Zu meiner Tochter?!“ dehnte der Schneider und machte ein langes albernes Geſicht. „Nein, mein Schätzchen, zu meinem Weibe!“

„Seid Ihr denn ein Narr geworden, Schneider, oder ein Türke, daß Ihr zu Eurer Mieke noch eine zweite Frau nehmen wollt?“

„Wenn Mieke nicht erſt ſtirbt, ſo laß ich mich von ihr ſcheiden. Ich will blos Dich zum Weibe, will blos Dich reich und glücklich machen.“

„Aber ſagt mir nur erſt, wie und auf welche Weiſe?“

„Das ſag' ich Dir noch nicht. Ich will Dich überraſchen. Du wirſt erſtaunen und große Augen machen. Aber das ſag' ich Dir: den Bärſch-Anne-Marthe-Baltens-Henner leid' ich nicht länger hier. Der dumme Junge darf nicht wieder über dieſe Thürſchwelle.“

„Schneider, Ihr ſeid unverſchämt!“

„Ich will ihm zeigen, wer ich bin und was ich vermag. Die ganze Welt wird von mir reden, und der verfluchte Gelbſchnabel ſoll nicht wagen, ein Auge zu Dir zu erheben.“

„Schneider, nun haltet Euer ungewaſchenes Maul, oder es wird nicht gut!“

„Und ich ſage Dir: Du ſollſt kein Wort mehr mit dem nichtswürdigen Schlingel reden, oder —" Seine langen Windflügelarme ſtreckten ſich nach ihr aus; halb erſchrocken, halb unwillig, ſprang ſie zurück, er ihr nach, und ſeine gebogene Schnabelnaſe kam bereits ihrem rothen Kirſchenmunde nahe, da bückte ſie ſich raſch, ergriff den Eimer, aus dem ſie geſcheuert, und goß das ſchmuzige Waſſer deſſelben im Nu dem verliebten und eiferſüchtigen Schneider über Geſicht, Bruſt, Arme und Beine aus und ſprang dann zur Hausthüre hinâus, den ſchnell abgekühlten und triefenden Mann allein ſtehen laſſend. Dieſer ließ plötzlich die Arme ſinken, ſchüttelte ſich, wie ein aus dem Bade ſteigender Pudel, und ſchlich dann, ſtill vor ſich hin allerlei Flüche und Verwünſchungen murmelnd, über den Steg, ſtieg den gegenüberliegenden Berg hinauf und wandelte durch den Wald ſeiner Hütte zu, durch deren Hinterthüre er einzog, um keinem Menſchen zu begegnen. Hier entkleidete er ſich ſchnell und kroch, vor Froſt ſchnatternd, in's Bett, wo er ſich auf eine Lüge beſann, um Miekens Mitleiden mit ſeinem armſeligen Zuſtande rege zu machen. Aber er war kaum warm geworden, ſo zeigte ihm die Phantaſie Dörte-Maries reizendes Bild vor der Seele und jagte allen Zorn gegen dieſelbe heraus. Von ihm umgaukelt, entſchlief er, und ſieh, der Traum führte ihn auf Engelsflügeln durch die Luft in ihre Arme.

Meiſter Reineck's nächtlicher Fleiß verdoppelte ſich ſeit jenem Abend, aber er bewahrte ſein Geheimniß mit großer Beharrlichkeit. Bald ließ er ſich nach ſeiner Vorſchrift eine Klammer oder ein beſonders geſtaltetes Eiſen mit einer Schraube oder ſonſt etwas Unerklärliches ſchmieden, bald vom Zimmermann oder vom Schreiner einen hölzernen Riegel oder ein Geſtell anfertigen, und Niemand konnte errathen, wozu er dieſe ſeltſam geformten eiſernen und hölzernen Dinge brauchen werde; er ſelbſt verweigerte hartnäckig jede nähere Erklärung. Darüber ſprachen die Leute. Dazu kamen ſeine geheimnißvollen, auf künftige große Ehre und noch größern Reichthum hindeutenden abgeriſſenen Aeußerungen und ſein pfiffiges Lächeln und Zurückziehen, wenn man ihm mit Fragen zu Leibe ging, und ſeine Nachtarbeiten. Endlich war ſein naſſes Abenteuer mit Schleifers Dörte-Marien durch Henner's Bemühung allgemein bekannt und belacht worden, ſo daß man in allen Bierhäuſern vom Kreuzburger Schneider ſprach und ziemlich Alle der Anſicht waren, daß er, wenn nicht ſchon verrückt. doch ſtark auf dem Wege ſei, es bald zu werden. Er kümmerte ſich um kein Gerede und ließ ſich nirgends mehr ſehen, ſo ſehr er ſonſt die Geſellſchaft liebte und gern ſeine Philoſophie an den Mann brachte. Durch dieſes auffallende Zurückziehen entging er aber nicht dem Verfolger in ſeinem eigenen Hauſe. Meiſter Reinecke hatte zwar die

Vorſicht gebraucht, ſeine Nachtarbeiten mit einigen dringenden Beſtellungen zu den Kirmeſſen einiger benachbarten Dörfer zu entſchuldigen, aber als dieſe Feſte gefeiert und ſeine Paar Jacken und Hoſen abgeliefert waren, brachten Frau Miekens immer dringender werdenden Erkundigungen nach ſeinem ungewöhnlichen Schaffen den Schneider in keine geringe Verlegenheit. Eine natürliche Furcht, durch ſchlimme Erfahrungen gerechtfertigt, hielt ihn ab, ſeiner neugierigen Ehehälfte etwas von ſeinen ſanguiniſchen Hoffnungen und großartigen Plänen mitzutheilen, mit denen ſeine Nachtarbeiten im engen Zuſammenhange ſtanden; er unterließ es, irgend einen Wink der Art gegen ſie fallen zu laſſen, wie er ſie gegen Valtin Schüßler und Schleifers Dörte-Marie ſo freigebig ausgetheilt hatte, und nur erſt, als ſie ihn mit Fragen beſtürmte, welchem Gegenſtand ſein nächtlicher Fleiß gewidmet ſei, wich er ihr mit der Erklärung aus: Er werde ſie nächſtens ſehr angenehm überraſchen; er bäte ſie nur dringend, ihm die Freude nicht zu verderben. Mieke war damit ſchlecht zufrieden geſtellt; ſie glaubte nicht an die Ueberraſchung und nahm ſich dagegen vor, ihren fleißigen Ehemann in der nächſten Nacht zu überraſchen.

Das Schlafgemach des Ehepaars lag eine Treppe höher, als die Wohnſtube. Mieke erhielt ſich munter und ſchlich um Mitternacht hinab, aber ſie fand zu ihrem Aerger die Stubenthüre verſchloſſen; der Schneider hatte dieſen Fall vorher geſehen und ſich gegen einen ſolchen Ueberfall verwahrt. Sie pochte heftig und bald darauf wurde ihr auch aufgethan. Aber unbefangen trat ihr ihr Mann entgegen, und ſie ſah nichts, als die alte Manſcheſter-Hoſe des Nachbars Baltin, mit deren Ausbeſſerung Reineck emſig beſchäftigt ſchien.

„Du betrügſt mich, Schneider!“ ſchrie ſie wüthend. „Ich will wiſſen, was Du in der Nacht treibſt!“

„Ich flicke Hoſen,“ verſetzte er mit einer Ruhe, die ihm als anerkannten Philoſophen Ehre machte.

„Du verbrennſt das Oel auf eine unnütze und verſchwenderiſche Weiſe.“

„Ich kaufe es von meinem Verdienſt.“

„Was brauchſt Du die Nächte zu arbeiten? Wenn Du am Tage Deine Kunden bedient haſt, ſteckſt Du Dein Kopfſtück in die Taſche und brauchſt nichts weiter, um ruhig ſchlafen zu können.“

„Das iſt meine Sache und geht Dich nichts an.“

„Ich ſterbe vor Aerger und Verdruß, wenn Du mir nicht ſagſt, was Du Nachts handthierſt.“

„So laß ich Dich begraben.“

„Ich leide Dich nicht länger in meinem Hauſe, Du Böſewicht!“ kreiſchte Micke, daß die Nachbarsleute munter wurden.

„So ziehe ich morgen aus. Ich brauche Dein Haus nicht.“

„Ich laſſe mich von Dir ſcheiden, Du Schandbalg!“

„So erſparſt Du mir die Koſten, mich von Dir ſcheiden zu laſſen.“

Mit dieſen triumphirend geſprochenen Worten blies der Schneider das Licht aus und räumte das Feld, um ſich in das Bett zu begraben, wohin ihm Micke nach einiger Zeit folgen mußte, nachdem ſie vergeblich im Dunkeln überall nach dem Feuerzeuge geſucht, um das Licht wieder zu entzünden und damit Nachforſchungen nach ihres Mannes Arbeitsgegenſtand anzuſtellen.

Der Lärm in der Nacht veranlaßte am andern Morgen die eine und die andere Nachbarsfrau, ſich bei Micke nach der Urſache deſſelben zu befragen, und da ſie ſich mittheilſam zeigte, ſo erfuhr ſie von Jenen im Austauſch, daß ihr Mann Schleifers Dörte-Marien die Ehe verſprochen und mit einer Beſtimmtheit behauptet habe, daß er bald ein ſehr reicher Mann ſein werde, die — da er doch ſonſt ein verſtändiger und gelehrter Mann ſei — kaum an der Wahrheit zweifeln laſſe. Micke kam in eine verzweiflungsvolle Lage. Auf der einen Seite erklärte ſie ſich, weshalb ihr treuloſer Mann ſo bereitwillig auf ihre Drohung, ſich von ihm zu trennen, eingegangen ſei, auf der andern ſah ſie ſich um den Reichthum betrogen, an deſſen Erwerb durch ſeine Gelehrſamkeit ſie jetzt ebenfalls jeden Zweifel fahren ließ. So zugleich von den Furien der Eiferſucht und der Habſucht angefallen, und von einer Neugierde, die an Stärke jene Leidenſchaften noch überragte, gequält, zu wiſſen, was ihr Mann treibe und vorhabe, ſtand ſie einige Augenblicke rathlos, was ſie zur Wahrung ihres Vortheils und zur Befriedigung ihrer Neugierde zu thun habe. Aber welche Evastochter griffe nicht in ſolchen kritiſchen Augenblicken nach der ihrem Geſchlechte in ſo vollkommenem Grade eigenen Kunſt der Verſtellung? Frau Micke machte ihren Plan und faßte ſich, nahm die Maske der Freundlichkeit vor und verfügte ſich wieder nach Hauſe, um ihre Künſte ſogleich wirken zu laſſen. Hier wartete ihrer ein großer Schrecken; der Schneider war damit beſchäftigt, ſeine Habſeligkeiten zuſammen zu packen, und ein großes, in rohe Leinwand genähtes und geſchnürtes Bündel lag bereits am Boden, welches, wie ihr ihre Divinationsgabe zuflüſterte, das wichtige Geheimniß enthalten mußte. Sie erblaßte und fragte mit bebenden Lippen: „Was ſoll denn das vorſtellen, Schneider?“

„Nun, was wird's vorſtellen ſollen?“ verſetzte er patzig. „Haſt Du mich in der verwichenen Nacht nicht aus Deinem Hauſe ausgebeten? Ein Mann von Ehrgefühl läßt ſich ſo etwas nicht zwei Mal ſagen. Ich werde ſogleich ausziehen, wie Du befohlen haſt.“ Er belegte das letzte Wort mit einem boshaften Nachdruck.

„Schneiderchen,“ wimmerte Micke mit der kläglichlichſten Stimme, während ihr Blut vor Gift und Galle kochte, „Du wirſt mir doch nicht die Schande anthun! Sieh, ich weiß nicht mehr, was ich in der letzten Nacht geſagt habe; denn ich war ſchlaftrunken und ärgerlich. Was ſchwatzt man nicht Dummes im Verdruß heraus! Ich nehme Alles zurück und bitte Dir es ab. Aber Du darfſt mir nicht ausziehen. Es wäre mein Tod.“

„Pfeift der Vogel jetzt ſo?“ höhnte Reineck. „Ich bleibe nur unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Du mich mein Werk Nachts ruhig und in Frieden vollenden läßt und nicht zu erfahren trachteſt, was ich treibe. Zur rechten Zeit will ich es Dir dann ſchon ſelbſt ſagen. Verſprichſt Du das?“

„Ich verſpreche Dir Alles, nur ziehe mir nicht aus.“ Und damit ſtreichelte ſie ihm die Vogelnaſe, obgleich ſie lieber die Finger krumm gemacht und ihm die Nägel in's Fleiſch geſetzt hätte.

Muthiger gemacht, fuhr der Schneider fort: „Und daß Du Dich nicht unterſtehſt, ein böſes Wort zu ſagen, wenn ich Abends weggehe, oder Dich gar unterfängſt, mir nachzuforſchen, wohin ich gehe, oder ich ziehe auf der Stelle aus.“

Da vergaß Frau Micke ihre Rolle und ſchrie mit krampfhaftem Weinen: „Ja, ich weiß ſchon, Du gehſt zu Schleifer's Dörte-Marie. Du willſt Dich von mir ſcheiden laſſen, Du undankbarer Menſch! Wenn Du reich biſt, willſt Du mich verlaſſen, Du ſchlechter Mann! Mich willſt Du in Armuth und Elend ſtoßen, die ich Dich hierher gezogen und zum angeſehenen Mann gemacht habe. Das iſt ſchändlich! niederträchtig!"

„Ich ziehe aus!" rief der Schneider und ergriff ſein Bündel.

Aber Frau Mieke warf ſich ihm jammernd in den Weg und gelobte, in Thränen zerfließend, hoch und theuer, Alles zu thun, was er von ihr begehre, und ſich ganz in ſeinen Willen zu fügen.

Reineck feierte einen vollſtändigen Triumph über ſeine Frau und einen um ſo ſüßern für ihn, da es ſein erſter war.

Er ließ ſich endlich durch ihre Bitten und Thränen erweichen, machte noch mehrere Bedingungen, z. B. was ſie ihm Sonntags und wenn er in der Woche einmal am Tage zu Hauſe ſei, zu kochen habe u. dgl., und als ſie ihm Alles verſprochen hatte, was er nur verſprochen haben wollte, ſchloß er ſchlau lächelnd das Bündel in ſeine Lade, legte noch ein tüchtiges Vorlegeſchloß davor und ging dann mit Feldherrnſchritten, um ſeine heutigen Kunden zu bedienen. So wohl wie heute war ihm noch nicht geweſen, und er ſah in dieſem ſtolzen Gefühle eine gute Vorbedeutung ſeines baldigen vollendeten Glücks. Er begriff, daß er heute, nach ſolchem Siege, unmöglich Nadel und Scheere werde mit ruhiger Hand führen können, und daß er zum Stillſitzen durchaus nicht aufgelegt ſei. Im Gegentheil fand er ſich in der rechten Stimmung, nach der Schleifkothe im Grund zu gehen und nach Valtin Schüßler's Meſſerklingen zu fragen. Er vergaß ſeinen Kunden und hatte nur Dörte-Marien im Sinn.

Kaum hatte er ſeiner Ehehälfte den Rücken gewendet, als dieſe Ton und Miene änderte und ihrem Gefühle freien Lauf ließ; indem ſie alle Schimpf- und Scheltworte, die ihr einfielen — und es fielen ihr viele ein — in einer Art Wuthgeheul ausſtieß und ſich über die Lade warf, welche das verwünſchte und doch ſo heiß begehrte Geheimniß enthielt; aber die beiden Schlöſſer widerſtanden ihrem Anfall. Auch hatte ſie ſich ja nicht deßhalb ſo verſtellt, um die Lade zu erbrechen; denn das würde ihr ſchlecht bekommen ſein; im Gegentheil hatte ſie ihre thränenreichen Künſte aufgeboten, um ihn trotz ihrem Verſprechen und trotz ſeiner Vorſicht Nachts in ſeinem geheimnißvollen Wirken und Schaffen zu belauſchen. Deßhalb faßte ſie ſich bald wieder, als ſie dem innern Bedürfniß genug gethan, und ging nun eben ſo raſch an die Ausführung ihres Plans. Dieſer beſtand darin, daß ſie einen Nagelbohrer herbei ſuchte und damit von außen drei kleine Löcher nach verſchiedenen Richtungen hin in die Stubenthüre bohrte, ſo daß ſie durch dieſelben die ganze Stube überſehen konnte. Dann nahm ſie etwas Weniges von dem durch den langen Gebrauch dunkel gefärbten Wachs ihres Mannes und verklebte die Löcher von innen und außen ſo ſchön und gut damit, daß auch das ſchärfſte Auge hier keine Veränderung entdeckt hätte. Durch dieſe Vorkehrung hoffte ſie ihren nächſten Zweck zu erreichen, und nur darum hatte ſie ſich ſo ſehr vor dem von ihr verachteten Schneider gedemüthigt, nur deshalb ſeinen empörenden Uebermuth ertragen. Hierauf begab ſie ſich an ihre Arbeit in's Schüßler'ſche Haus und erwartete mit Sehnſucht die Nacht. Und ſo langſam die Stunden ihr auch zu ſchleichen ſchienen, ſie kam endlich, und mit ihr der Schneider freudeſtrahlenden Blicks, denn er hatte heute ungemeine Fortſchritte bei Dörte-Marie gemacht und ſah in ſeinem wonnetrunkenen Geiſte den Weizen, deſſen Saatkörner er jetzt ausſtreuete, in vollſter und ſchönſter Blüthe ſtehen. Stolz, wie ein König, erhob er ſein Haupt, ſprach mit ſich ſelber, lächelte ſeelenvergnügt, weiſte fort und fort mit den Armen und nahm Mieke's Demuth als ihm ſchuldigen Tribut an. Sie ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, ſo viel ſie vermochte, und verfügte ſich dann zu Bette. Hier lag ſie ein Paar Stunden in qualvoller Erwartung und zählte jede vom nahen Thurme ſchallende Viertelſtunde. Endlich konnte ſie's nicht länger aushalten. Mit der größten Vorſicht erhob ſie ſich und ſchlich auf Socken, leiſer als ein Kätzchen, die Treppe hinab. Ihre Hand war mit einer Stricknadel bewaffnet. Glücklich erreichte ſie die Stubenthüre. Ihr Herz ſchlug wie ein Hammer, ihre Hände zitterten, es flirrte ihr vor den Augen. Aber ſie ſchöpfte tief Athem und nahm ſich zuſammen. Jetzt fuhr ſie mit den Fingerſpitzen leiſe nach der Stelle, wo ſich ein Loch befand, ſie hatte die Löcher von außen durch kleine Wachserhöhungen angedeutet, und hob nun die erſte derſelben mit den Nägeln ab, brachte die Stricknadel in die Vertiefung und drückte damit leiſe den innern Wachsüberzug los. Jetzt brachte ſie das Auge an die Oeffnung und ihr begieriger Blick flog in die erleuchtete Stube. — Und was ſah ſie? — — — Einen am Tiſche ſtehenden Engel in weißen leuchtenden Gewanden, der die mächtigen ſtrahlenden Fittiche eben ausgebreitet hatte. Es kam ihr vor, als läge ihr Mann vor dieſem überirdiſchen Weſen auf dem Boden; ſie konnte aber nichts weiter erkennen, denn es dunkelte ihr bei dieſem entſetzlichen Anblick vor den Augen, und mit einem dumpfen Schrei ſtürzte ſie ohnmächtig vor der Thüre nieder.

Als ſie wieder zu ſich kam, war es heller Tag und ſie lag in ſtarkem Schweiß in ihrem Bette. Indem ſie ſich des nächtlichen Geſichts erinnerte, zitterte ſie an allen Gliedern. Das hatte ſie freilich nicht erwartet, daß ihr unſeliger Mann Nachts Umgang mit überirdiſchen Weſen pflege und auf dieſem ſicheren Wege die Reichthümer beziehen werde, und ſie erklärte ſich nun die Zuverſicht, mit welcher er von dieſen Schätzen bei Nachbarn und Kunden geſprochen hatte. Eins jedoch war ihr auffallend und unerklärlich, daß ſie nämlich einen Engel geſehen hatte und nicht einen Teufel, und doch war ihres Wiſſens nur ein Geiſt der Hölle denen, die ſich ihm verſchrieben, zu Geld und Gut behülflich.

Endlich glaubte ſie den Schlüſſel zu dieſem Räthſel gefunden zu haben; ſie hatte ja oft genug gehört, der Teufel könne jede beliebige Geſtalt annehmen und zeige ſich ſeinen Anbetern anfangs in der lieblichſten, damit ſie ſich nicht vor ihm entſetzen möchten. Alſo war nichts gewiſſer, der Teufel hatte die Geſtalt eines Engels angenommen, ihr abſcheulicher Mann hatte ihm ſeine Seele mit ſeinem Blute verſchrieben und werde nun nächſtens durch Satans Hülfe ein ſteinreicher Mann werden. Es überkam ſie ſo eine gewaltige Furcht, daß ſie mit gleichen Beinen aus dem Bette ſprang, ſich ankleidete und zitternd die Treppe hinabſchlich, um ſich neben der Stubenthüre hinzudrücken und aus dem Hauſe zu laufen; denn es grauſte ihr vor ihrem mit böſen Geiſtern verbündeten Ehegenoſſen. Aber die Stubenthüre ſtand weit auf, Mieke warf einen ſcheuen Blick hinein; der unſelige Teufelsbraten war ſchon fort; ihre Augen ſuchten vergebens ſeine Lade und ſonſtigen Effecten; Alles war verſchwunden. Der Schneider war ausgezogen. Eine größere Freude hätte er ihr nicht machen können; es fiel ihr wie ein Centnerſtein von der Bruſt. Sie trat in die Stube, aber die lebhafte Vorſtellung, daß der leibhaftige Satan hier allnächtlich ſein Weſen mit ihrem Manne getrieben, erfüllte ſie mit ſolcher Furcht, daß ſie mit zu Berg ſtehenden Haaren davon rannte, um bei Frau Ebeliſen ihr ſchwer belaſtetes Herz auszuſchütten.

Bärſch-Anne-Marthe-Balten hatte ſich bei Meiſter Reineck nur ſo gleichgültig hinſichtlich der häufigen Beſuche des „Dicken“ in der Schleifkothe im Grund geſtellt; denn eigentlich war ihm die Sache nichts weniger als einerlei, und er dachte mit großem Mißbehagen daran, daß der Junge ſich mit der Schleifers Dörte-Marie „verplempern“ und daraus eine „dumme Geſchichte“ entſtehen könnte. Meiſter Baltin hatte ehrgeizige Pläne mit ſeinen Kindern vor; er wollte durch die Verheirathung die beginnende Größe ſeines Hauſes feſtſtellen. Sie ſollten Kaufleute ſein, und dazu mußten ſeine Söhne reiche Frauen, ſeine Töchter reiche Männer haben. Die älteſte Tochter hatte er ſchon in dieſem Sinne verheirathet, für den älteſten Sohn waren auch ſchon derartige Verbindungen angeknüpft, und nun kam ihm die Liebhaberei des „Dicken“ ſehr in die Quere. Aber ihm ſelber unbewußt hatte er Scheu, mit dem Jungen offen darüber zu reden und ihm den Beſuch der Schleifkothe zu verbieten. Er ließ alſo, wie viele Männer in ſolchen Fällen, ſeinen Aerger bei der Frau aus.

„Ebelies,“ ſagte er mürriſch, „das Ding mit dem Dicken und der Schleifers Dörte-Marie wird mir zu bunt. Was bildet ſich der Affe ein! Sie muß nicht wohl geſcheidt ſein, nur an ſo etwas zu denken.“

„An was denn?“ fragte Ebelies pikirt; denn ſie wußte ja recht gut, was ihr geſtrenger Eheherr meinte.

„Nun woran ſonſt, als an's Heirathen?!“

„Ei weshalb ſoll das Mädchen nicht an's Heirathen denken? Sie iſt ja alt und hübſch genug. Und was geht's Dich an, wenn ſie's thut?“

„Mag ſie's thun, ſo viel ſie will, aber an unſern Dicken ſoll ſie nicht denken.“

„Du wirſt's ihr auch nicht wehren.“

„Ich will aber.“

„Nun ſo thu's, wenn Du kannſt.“

„Und Du ſollſt dem Jungen wehren.“

„Ich? Was denn?“

„Daß er nicht mehr in die Schleifkothe geht!“

„Warum wehrſt Du's ihm nicht? Du biſt ja der ſtrenge Herr Vater.“

„Du haſt den Karren in den Dreck laufen laſſen; zerr' Du ihn auch wieder heraus.“

„Das iſt ſeltſam geſprochen. Hab' ich den Henner etwa in die Schleifkothe zu Dörte-Marie auf die Freit geſchickt? Er hat wohl den Weg ohne mich dahin gefunden."

„Ja, Du haſt ihm aber erſt die Lockbeerchen vorgehalten, denn Du haſt die Dörte-Marie gelobt und geprieſen, als gäb's in der Chriſtenheit kein beſſeres junges Weibsbild, und wenn ſie Klingen abgeliefert, haſt Du ſie unter einer Stunde nicht fortgelaſſen. Da hat denn der Junge gedacht, was wunders Geſcheidtes er thut, wenn er zu dem Mädchen freien geht."

„Die Dörte-Marie hat mir immer gefallen und gefällt mir noch. Sie iſt brav, ordentlich, fleißig, nett und knapp; ſie hält ihre alte kränkliche Mutter gut; ſie führet ihrem Bruder die Wirthſchaft zu deſſen Zufriedenheit, und die Schleifer loben ſie als ein gutherziges arbeitſames, freundliches Mädchen. Ich freue mich jedesmal, wenn ich durch den Grund gehe, und ich ſehe um und in der Schleifkothe Alles ſo proper."

„Da haben wir die Beſcheerung!" rief Baltin im höchſten Aerger. „Iſt das ein Goldkind, wie's keins weiter gibt! Aber, ſo wahr ich Balten heiße, ich will in das Horniſſenneſt ſtören und der Alfanſerei bald ein Ende machen. — Ich ſage Dir, Du nimmſt den Jungen vor und verbieteſt ihm bei meinem Zorn, in die Schleifkothe zu gehen; ich will mit dem Mädchen fertig werden."

Aber es waren auch nur Redensarten, und Meiſter Baltin wurde mit Dörte-Marien noch weit weniger fertig als mit ſeinem Sohne. Er zog auch hier den Schleichweg dem geraden vor, und als am Abend Schleifers Annes*) die Klingen ablieferte, nahm Baltin den Burſchen bei Seite und ſagte barſch: „Höre Du, wenn Du mich ferner zum Kunden behalten willſt, ſo leide meinen Dicken nicht mehr in der Schleifkothe. Deine Schweſter iſt ein braves Mädchen, und Du biſt ein braver Burſche. Ich kann mir nicht denken, daß Ihr darauf ausgeht, meinen Jungen zu verführen.“

„Donnerwetter!“ unterbrach der Schleifer den Meſſerſchmied, ballte die Fauſt und knirſchte mit den Zähnen.

„Und da Ihr beide auch klug ſeid, ſo kann ich mir eben ſo wenig denken, daß Ihr Euch einbildet, mein Junge dürfe Deine Schweſter heirathen.“

„Ich weiß wohl, Herr Schüßler, weil ſie arm iſt. Ich habe es ſchon lange nicht leiden wollen, aber das Weibervolk! Meine alte Mutter lamentirt, ſie iſt ſchwach im Kopf und mag wohl gerne träumen, Henner ſei ihr Schwiegerſohn. Und die Dörte-Marie heult mir auch die Ohren voll. Aber es iſt aus, Herr Schüßler! Hier meine Hand drauf! Guten Feierabend!“

Als eine Stunde ſpäter der ſchlanke Henner, den

---

*) Andreas.

Barett auf dem linken Ohre, die Hände in der glänzenden Manſcheſterjacke, aus der die Ulmerpfeife hervorſah, über den Steg nach der Schleifkothe ſchlenderte, trat ihm Annres entſchloſſen entgegen. „Du Henner, laß Dir ſagen, daß für Dich kein Weg mehr da herüber geht. Ich will meine Schweſter weder durch Dich um ihren guten Ruf, noch mich um Deines Vaters gute Kundſchaft bringen laſſen. Bleib' mir aus dem Revier, oder der böſe Fehl ſoll Dich erſtoßen.*)"

„Schwerenoth biſt Du grob!" verſetzte Henner verblüfft. „Aber ich gehe nicht zu Dir, ſondern zu Dörte-Marien, die hier ebenſo viel zu befehlen hat, wie Du. Oder vielmehr hat Deine Mutter hier allein zu befehlen, und von Dir laß ich mir das Haus nicht verbieten."

„Wenn Du Dich unterfängſt, noch einen Schritt weiter zu gehen, ſo werde ich es Dir mit einem Zaunpfahl auf den Buckel ſchreiben, wer hier zu befehlen hat, und Du kannſt den Brief Deinem Vater heimtragen, damit er zuſieht, ob ich die Feder recht geführt."

Noch hatte er das letzte Wort im Munde, als Henner's Fauſt ihn ſchon bei der Kehle gefaßt hielt und mit der andern Hand auf ihn losſchlug. Der kräftige Schleifer war aber auch kurz gebunden; im Nu lagen Beide zu Boden und zerwalkten ſich weidlich; aber der

---

*) Eigenthümliche Redensart in Ruhla.

Schleifer lag unten und erhielt die beſten. Dörte-Marie lief zeterſchreiend herbei, um die Kämpfer zu trennen; kaum hatte ihr Bruder aber Luft, als er über ſie herfiel und ſie mit Fauſtſchlägen tractirte, was ihm einen neuen, nur noch heftigeren Angriff von Henner zuzog. Dörte-Marie beſchwor den Geliebten kreiſchend, zu gehen und nie wieder in die Schleifkothe zu kommen.

„Geh gleich!“ befahl ſie trotzig; „ich will nichts mehr von Dir wiſſen, wenn Du den Eintritt mit Gewalt erzwingen willſt.“

„Und ſo laß ich mir von Dir auch nicht begegnen!“ rief Henner faſt weinend vor Verdruß. „Denkſt Du, ich will mich Dir aufzwingen? O da biſt Du weit links! Meinetwegen laß Dich doch vom Kreuzburger Schneider in einer gläſernen Kutſche fahren. Er hat ſich ja Deinetwegen dem Teufel verſchrieben und iſt heute zu Heinchen, dem Nachtwächter gezogen, um ſich bald von Micken ſcheiden zu laſſen und Dich zu heirathen.“

„O Du böſer, abſcheulicher Junge!' ſchalt Dörte-Marie, von den letzten Worten des Geliebten auf das Aeußerſte gekränkt und empört. „Hab ich das um Dich verdient? Geh mir aus den Augen, Du undankbarer Menſch! Ich will Dich gar nicht wieder ſehen!“ Henner ſchwor Stein und Bein die Schleifkothe nicht wieder zu betreten; das war Annreſen eben recht, der den zerbläuten Meſſerſchmied noch verhöhnte. Aber Dörte-Marie lief verzweiflungsvoll weinend in's Haus. Henner ging, das Herz voll Gift und Galle. Er rannte wie ein Beſeſſener in den Breitenberg, und als ſich die erſte Glut ſeines Zorns verkühlt, fühlte er, daß er dem armen Mädchen zu viel gethan. Dagegen warf ſich ſein ganzer Haß auf Annreſen und — den Schneider. Denn er wußte nur zu wohl, daß der Letztere das Feuer angeblaſen hatte.

Als er Abends ſpät heimkam, trat ſeine Mutter zu ihm und ſprach ſanft: „Henner, Dein Vater leidet nicht mehr, daß Du ferner zu Schleifers Dörte-Marien gehſt. Er hat einen ſchweren Trumpf drauf geſetzt, und Du kennſt ihn, Dicker. Schlag Dir drum das Mädchen aus dem Sinn. Sie iſt nicht für Dich geſchaffen.“

„S'iſt gut, Mutter,!“ verſetzte der Jüngling und unterdrückte ſein aufwallendes Schmerzgefühl, daß ihn der Bock ſtieß. „Ich wäre ohnedies nicht wieder in die Schleifkothe gegangen. Aber dem verfluchten Schneider ſchlag ich Arm und Bein entzwei, und wenn er auch den Teufel zum Beiſtand hat.“

Frau Edeliſe dachte, daß er das wohl bleiben laſſen werde.

Am folgenden Tage hatte ſich die Kunde vom Bunde des Kreuzburger Schneiders mit dem Teufel, Dank dem Eifer der Frau Micke, mit den gehörigen Zuſätzen und Vergrößerungen im ganzen Orte verbreitet; alle Weiber auf der Straße flüſterten ſie ſich zu, die Kinder in der

Schule erzählten ſie ſich; in allen Häuſern wurde davon geſprochen. Der Engel war bereits aus der Geſchichte ganz verſchwunden und dafür nur der leibhaftige Gott ſei bei uns mit Pferdefuß, Hörnern und Schwanz, etwas hölliſchem Feuer und etwas irdiſchem Schwefelgeſtank geblieben. Frau Micke beſtätigte das Alles dadurch, daß ſie Abends um keinen Preis in das Haus hätte zurückkehren können. Sie ſchlief im Schüßlerſchen Hauſe.

Der Nachtwächter Heinchen erfuhr natürlich auch von dem Teufelsſpuk. Seine Frau brachte die grauſige Mähr mit nach Hauſe und wollte den Schneider durchaus keine einzige Nacht dulden. Heinchen proteſtirte gegen jeden Gewaltſchritt; denn Meiſter Reineck war ſein einziger Solotenor im Neujahrschor, den er ſich durch eine Uebereilung nicht muthwillig verſchlagen wollte. Der Nachtwächter auf der Eiſenacher Seite hatte ſchon lange auf die helle und ſtarke Stimme des Kreuzburger Schneiders ſpekulirt. Er hielt es für das Beſte, ſeinen neuen Hausgenoſſen offen zu befragen. Als dieſer Abends nach Hauſe kam, theilte er ihm das böſe Gerücht mit; der nachdenkliche Schneider hatte ſchon von ſeinen heutigen Kunden davon gehört.

„Es iſt am beſten," verſetzte er ſehr beunruhigt, „ich gehe einige Tage nicht an die Arbeit. Mein Werk iſt ſo weit vorgeſchritten, daß ich es dieſe Woche noch vollenden kann. Dann widerleg' ich all das dumme Geſchwätz meiner Frau durch die That. Und die Welt ſoll bald erkennen, daß ich nicht dem Teufel, ſondern allein meinem Genie meine Größe und meinen Reichthum zu verdanken habe. — Heinchen," fuhr er gerührt fort, „ein Philoſoph muß dergleichen zu ertragen wiſſen, dafür iſt er ein Philoſoph."

„Ich verſteh' nichts von Euerer Gelehrſamkeit," entgegnete der Nachtwächter ängſtlich, „und bitt' Euch ſehr, laßt mir nur den Teufel aus dem Hauſe."

„Schwatz' mir nichts vom Teufel! — Heinchen, ich brauche einen Freund und Beiſtand. Ich habe Dich dazu auserſehen und werde Dir Deine mir zu leiſtenden Dienſte mit Gold bezahlen."

„Was?" rief der Nachtwächter entſetzt. „Ihr wollt doch nicht etwa mich auch — ?" Er ſprach den grauſigen Gedanken nicht aus.

„Nichts weiter will ich, als daß Du mir einen ganz einfachen Dienſt leiſten ſollſt, und zwar nächſten Sonntag Nachmittag. Bis dahin ſei ganz ruhig. Dann wirſt Du Dich überzeugen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht, und der Teufel nichts mit meiner großen Erfindung zu ſchaffen hat. — Das Geld aber wollen wir mit Metzen meſſen, und manches Nöſel ſoll für Dich abfallen."

Das letzte Argument entſchied. Der Nachtwächter gebot ſeiner Frau Ruhe, der Schneider ſchloß ſich in das kleine Hinterſtübchen ein, das er bezogen und arbeitete ſehr fleißig; wenn Heinchen alle Stunden in der Nacht ſeine Runde machte, war's beim Schneider dunkel und ſtill. Das beſchwichtigte die Furcht des Nachtwächters.

So rückte denn der verhängnißvolle Sonntag heran. Punkt drei Uhr rief der Schneider den geſpannt harrenden Nachtwächter in das Stübchen und übergab ihm ein zuſammengerolltes, in Leinwand geſchnürtes Packet. „Nimm das auf die Achſel und folge mir!“ flüſterte der Schneider mit innerlicher Freude, die ſich in Blick und Wort kund that. Den Nachtwächter überlief ein leiſes Zittern, aber die Neugierde und der Gedanke an die „Nöſel Geld“ beſiegten alle abergläubiſchen Bedenklichkeiten; er nahm das geheimnißvolle Packet, welches ziemlich leicht war, und trollte hinter ſeinem Hausmann her. Ihr Weg ging das Dorf hinab bis zum Ende deſſelben, da wo bei der Klemmerſmühle links zwiſchen dem Bärmer (Bärenberg) und Rimber (Ringberg) ein kleines Thal in das Hauptthal einmündet. Der Schneider ſchritt das kleine Thal hinauf und wandte ſich dann rechts auf einem Waldpfade dem Rimber zu. Beide ſtiegen eine Zeitlang ſteil empor, bis ſie einen breitern Weg erreichten, welcher in ziemlicher Höhe am Berge hinlief. Bald ſahen ſie die Grundhäuſer liegen, und Reinecke reckte den Hals noch länger, um das dicht am

Berge unter ihnen durch das fahle Laub herauflugende Dach der Schleifkothe zu erblicken, die friedliche Hütte der Herzallerliebſten. Noch eine Strecke, und ſie ſtanden vor einem aus dem Berge hervorſpringenden Felſen, deſſen breites, ein kleines Plateau bildendes Haupt von oben leicht und bequem zugänglich iſt. Dies iſt der bekannte ſchöne Rimberſtein, der, tief im Walde verſteckt, wenig beſucht iſt, obgleich ſich dem Auge von ſeinem Scheitel aus eine angenehme Ausſicht auf das Thal und den untern Theil des Ortes bietet. Wenn auch in den Wochentagen einzelne Holzleſer, Jäger oder Kreiſer dieſen Punkt berührten, ſo war er doch Sonntags ſo einſam, daß man bei vorhabenden Heimlichkeiten hier ſicher vor jeder Ueberraſchung war. Dieſer Umſtand aber war der Grund, aus welchem ſich gerade in den Spätſtunden dieſes Sonntags ein Liebespärchen hier zuſammen gefunden hatte, das, von den Leuten im Thal unten verfolgt und bedroht, hier im Schutze des ſtillen Waldfelſens den heimlichen und heiligen Frieden der Einſamkeit und des Liebesglückes fand. Henner hatte ſchon früher mit Dörte-Marien kleine Spaziergänge Sonntags Nachmittags zum Rimberſtein gemacht; ſie brauchten von der Schleifkothe nur im dichten Walde bergauf zu ſteigen, um in kurzer Zeit auf dem ragenden Felſenhaupte zu ſtehen, an deſſen weſtlicher Seite ſie ſich tief verſteckt einen reizenden Sitz bereitet hatten. — Von einer ſüßen

Ahnung oder vielmehr vom unergründlichen Inſtinkt liebender Herzen gezogen, war heute Henner nach der Kirche über den Bärmer und durch den Rimber nach dem Rimberſteine geſchlendert, und er hatte hier Dörte Marien ſchon warten gefunden, gleichſam als ob ſie eine Zuſammenkunft hier verabredet hätten. Sie hatten ſich zwar überraſcht einander angeſehen, da aber jedes wußte, weshalb es und weshalb das Andere gekommen war, ſo war die Verſöhnung der beiden Schmollenden bald zu Stande gekommen. Dörte-Marie rümpfte zwar noch etwas trotzig das Mäulchen, aber Henner küßte ihr jede Spur von Groll hinweg, und der friſche Mund des Mädchens lachte eben im zärtlichſten Liebesglück, als ſie Schritte vernahmen und ſich unter die Felſenſtirn in ihr lauſchiges Verſteck zurückzogen. Der Schneider und der Nachtwächter betraten die Felſenplatte, und der Erſtere brach das bisher beobachtete Schweigen.

„Lege das Bündel vorſichtig ab und ſchnüre es auf, Heinchen!“ ſagte er. „Um die ganze Ruhl iſt kein geeigneterer Platz zu der Probe, die ich heute von meiner neuen und erſtaunlichen Kunſt ablegen will, als der Rimberſtein, erſtlich wegen des Felſenverſprungs, der ganz zu meinem erſten Verſuch wie gemacht iſt, dann wegen der Einſamkeit, denn hier werden wir von Niemand geſehen und überraſcht, und ich kann ungeſtört entdecken, wo es vielleicht an meiner Maſchine noch einer Verbeſſerung bedarf; endlich begeiſtert mich die Nähe der Schleifkothe, in welcher der ſüße Engel wohnt, der ich die Früchte meiner großen Erfindung zu Füßen legen werde, während ich ſie ſelbſt an mein zärtlich liebendes Herz ſchließe. Ja, Heinchen, da wir einmal ſo weit ſind, ſo ſollſt Du wiſſen, daß ich mich von der garſtigen alten Micke ſcheiden laſſen und die ſüße holdſelige Dörte-Marie heirathen werde. Mit ihr will ich in einer prächtigen Kutſche durch die Welt fahren und überall Haufen Geld einnehmen.“ Dazu ſchnalzte er vor Vergnügen mit der Zunge und ſchlug mit beiden Händen Schnippchen.

„Aber was habt Ihr denn nur erfunden?“ fragte der in der Waldeinſamkeit doppelt ängſtliche Nachtwächter und ſchaute ſich furchtſam um; denn er konnte durchaus den Gedanken an den helfenden Teufel nicht los werden.

„Bind' auf! bind' auf!“ ſchrie der Schneider wie verzuckt, „und Du wirſt es gleich ſehen.“ Der Nachtwächter löſte mit zitternden Händen die Stricke, der exaltirte Schneider wickelte die Leinwand los, und es kamen — ein Paar ſchöne große Flügel zum Vorſchein. Dieſe Flügel waren künſtlich aus Gänſefedern zuſammen geſetzt, in Tuch gefaßt, geſteppt und überaus zierlich und kunſtvoll gearbeitet; ſtählerne Federn waren daran angebracht, Bügel und Ringel, Schnallen und Stäbe, womit ſie an den menſchlichen Körper befeſtigt werden ſollten. Der zweite Gegenſtand des aufgeſchnürten Bündels war ein langes Flügelkleid von weißer glänzender Leinwand. Für die Füße war noch ein beſonderer Apparat da, um „Luft zu treten,“ wie der Schneider ſich mit ſchlauem Geſicht ausdrückte.

„Wollt Ihr denn fliegen?“ fragte Heinchen, dem Maul und Naſe vor Erſtaunen weit aufſtanden.

„Ja fliegen!“ ſchrie der Schneider wie wahnſinnig. „Die Natur hat mich zum Fliegen geſchaffen; es iſt meine Beſtimmung ſo!“ — Und im Nu fuhr er in das weißleinene Kleid, ſteckte die Arme in die Ringel und Bügel an den Flügeln, und wies den Nachtwächter an, ihm hier zu helfen und da. Nach zehn Minuten ſtand der Engel fertig vor dem Nachtwächter, wie ihn die erſchrockene Mieke durch das gebohrte Loch in der Stubenthüre geſehen hatte. — Zuletzt war noch ein langer Strick in dem Bündel. Dieſen band ſich der neue Ikarus mittels einer Schleife um den Leib und gab das andere Ende dem Nachtwächter in die Hand.

„Sieh,“ inſtruirte er ſeinen aufhorchenden Beiſtand, „ich trete nun auf den Rand der Felſenplatte, ſpringe, trete mit den Füßen Luft und bewege die Flügel mit den Armen; Du hältſt mit dem Stricke ein wenig an, bis ich in der rechten Schwebe bin. Der Strick gibt mir einen Stützpunkt. Das eine Ende der Schleife halte ich zwiſchen den Zähnen; bin ich nun im Fluge, ſo ziehe ich ſie auf und fliege frei und leicht über das Thal hin und ſenke mich vor der Schleifkothe langſam und in Kreiſen herab, wie ein Raubvogel, der unten ein Mäuschen ſieht, auf das er ſich endlich ſtürzt. Wenn ich mich ſo einige Mal vor Dörte-Marie's Fenſter gedreht, ſchieße ich herab. Denn ich bin auch ein Raubvogel — merkſt Du?! — und ihr kleines niedliches Herzchen iſt das Mäuschen, das ich mir zur Beute auserſehen habe."

Selig und muthvoll trat der Künſtler — Dädalus und Ikarus in einer Perſon — vor, entfaltete ſeine Schwingen, blickte ſehnſüchtig nach der Schleifkothe hinab, nicht ahnend, daß ſein Gegenſtand ihm noch weit näher war, und that den Sprung. Aus Leibeskräften mit Händen und Füßen arbeitend, erhielt er ſich wirklich bis zum nächſten Baum in der Schwebe, dann aber ſtürzte er durch die krachenden Aeſte, fürchterlich ſchreiend, zu Boden und rollte eine Strecke den ſteilen Berg hinab. Dem vor Schrecken todtbleichen Nachtwächter war der Strick entfallen; zeterſchreiend lief er bergab, ſeinem verunglückten Hausgenoſſen nach. Die beiden Liebenden waren eben ſo ſchnell bei der Hand; ſie fanden den armen Raubvogel beſinnungslos mit dem Engelsgewand an einer Baumwurzel hängen, und ſtark am Kopfe blutend. Heinchen und Henner nahmen ihm ſo ſchnell als möglich den Flugapparat vom Leibe;

Dörte-Marie lief eiligſt nach der Schleifkothe, wo ſie einen Schleiferjungen aufgriff, mit deſſen Hülfe der ohnmächtige, aus den Lüften und ſeiner Glückſeligkeit herabgeſtürzte Schneider in die Schleifkothe getragen wurde. Wie verſchieden war ſein Einzug in das Haus ſeiner Sehnſucht von dem, welchen er noch vor wenig Minuten geträumt hatte! Wohl ihm, daß ſein hochſtrebender Geiſt in den Banden der Ohnmacht lag! Auf das Faulbett gebracht, wuſch ihm Dörte-Marie die Kopfwunde aus. Leider empfand er auch nichts von der Seligkeit dieſes Gefühls. Henner war unterdeſſen nach dem Chirurg geſprungen, und der Nachtwächter hatte ſich, voll Angſt und Bangen aus dem Staube gemacht.

Der Chirurg kam und unterſuchte den Unglücklichen. Er hatte ein Bein gebrochen. Auf Veranſtaltung des Wundarztes wurden Männer aus der Nachbarſchaft herbeigerufen, und eine Trägbahre herbeigeſchafft, auf welcher der unterdeſſen wieder zur Beſinnung gekommene wimmernde Schneider fortgetragen wurde, in dem Augenblick, als er ſeine Umgebung und Dörte-Marie's holde Züge erkannte. Als die Träger vor Mickens Haus kamen, fanden ſie es verſchloſſen. Aber ein Heer Gaſſenjugend, das ſich die Geſchichte des mißglückten Flugs ſchon mit kräftigen Anmerkungen zujauchzte, rief Frau Micke aus Schüßler's Hauſe herbei. Anfangs lähmte ihr der Schreck faſt die Zunge; bald aber fand dieſe Muskel ihre alte Beweglichkeit und nun weicherte ſie ſich hartnäckig, ihren Mann aufzunehmen.

„Ach, beſte Mieke!“ jammerte Reineck, ſei doch nicht grauſam! Du wirſt mich doch nicht auf der Straße ſterben laſſen wollen?“

„Hat Dir der Teufel die Krallen ſchon in's Fleiſch geſchlagen?“ ſchrie ſie. „Ich mag Dich nicht wieder, Du Teufelsbraten! Nimm doch Dein vieles Geld und kaufe Dir ſelbſt ein Haus. Dieſes iſt mein, und Du ſollſt mir nicht wieder hineinkommen. Kein Menſch kann mich zwingen, mit einem Mann unter einem Dache zu leben, der ſich dem Teufel verſchrieben hat.“

„Mieke, ich will Dir ja Alles erklären. Der Teufel war ich ſelbſt. Ach ich ſterbe faſt vor Schmerz!“

Die Nachbarsleute waren zuſammen gelaufen und umgaben die Tragbahre, welche die Träger mitten auf die Straße geſetzt hatten. Der Streit der beiden Eheleute hätte noch länger gedauert, wenn nicht der Chirurg von der einen, und Meiſter Baltin von der andern Seite hinzugetreten wären und der zeternden Frau auf ſehr energiſche Weiſe begreiflich gemacht hätten, daß ſie den unglücklichen Mann aufnehmen müſſe. Die Thüre öffnete ſich ihm nun, aber mit ihr das Gegentheil des geträumten Himmels. Ein hartes und trübſeliges Schmerzenslager nahm ihn auf.

Vergebens hatte Meiſter Reineck während ſeiner Heilung den Nachtwächter einige Male zu ſich beſcheiden laſſen, um zu erforſchen, wohin ſein Flugapparat gekommen ſei: Heinchen konnte ihm ſchlechterdings keine Auskunft geben; ſelbſt in der Schleifkothe, wohin er um Nachforſchungen zu halten, vom Schneider geſchickt worden war, wollte Niemand etwas von den Flügeln wiſſen; Henner leugnete etwas davon geſehen zu haben; kurz, das künſtliche Werk tiefen Nachdenkens und vieler Nachtwachen war wie von der Erde verſchwunden. Darüber grämte ſich der Schneider ſehr, ja in manchen einſamen Stunden — er lag ja meiſt den ganzen Tag allein — brachte ihn das Verſchwinden ſeines Kunſtwerks zur Verzweiflung; denn ſein ſtrebſamer, nie raſtender Geiſt hatte auf dem ſtillen Krankenbette die gemachten Fehler entdeckt, die ſeinen Sturz herbeigeführt, ein unwiderſtehliches Verlangen trieb ihn, ſie zu verbeſſern und ſeinen großen Plan nur um ſo ſicherer auszuführen. „Noch nie iſt ein großer Mann vor Schwierigkeiten zurückgebebt,“ ſagte ſich der Schneider, und er hielt ſich für einen der größten. Seine geſchäftige Phantaſie, mit ſichereren Flügeln begabt, als ſeine Hand für ſeinen Körper geſchaffen hatte, trug ihn in eine um ſo reizendere Zukunft, je troſtloſer und erbärmlicher ſeine Gegenwart war. Als er endlich vom Lager erſtand und das geheilte Bein verſuchte, hatte er nichts aufgegeben, weder den Flug durch die Lüfte, noch die Reichthümer, noch die reizende Dörte-Marie, und er war feſt entſchloſſen, ſollten ſeine Flügel wirklich nicht wieder aufzutreiben ſein (er hoffte inzwiſchen von ſeinen perſönlichen Nachforſchungen das Beſte), das mühſame Werk wieder von vorn zu beginnen. War er doch in ſeiner einſamen Stube nicht von den Spöttereien erreicht worden, welche die Einwohnerſchaft Ruhla's, berüchtigt wegen ihrer Neckluſt, über ſeinen erſten Fliegeverſuch ausgegoſſen hatte. In der That hatte er während der Heilung ſeines Beins allgemein den Namen „der Fliegeſchneider" erhalten, aber der Bequemlichkeit der Ausſprache und des Witzes wegen, machten Viele „Fliegenſchneider" daraus, und dieſer Name behielt bald die Oberhand. Man erzählte ſich in den Bierhäuſern: Reineck habe eine kleine Anzahl tüchtiger Fliegen vom verwichenen Sommer in Koſt und Lohn genommen, von denen er ſich Unterricht im Fliegen geben laſſe, um einem zweiten Unglücksfall vorzubeugen. Um ſie aber auch für den Winter bei guten Kräften zu erhalten und ſie gegen die Einwirkungen der Kälte zu ſchützen, da ihm Micke nicht einheize, habe er ſeinen Lehrmeiſtern Hoſen und Wämſe gemacht. Sonach war der Name „Fliegenſchneider" gerechtfertigt.

Heinchen, der Nachtwächter, hatte ſchon mehrmals ängſtlich nachgefragt, ob Meiſter Reineck auch im Stande ſein werde, das Singen in der Neujahrsnacht mit zu machen; denn er hätte nur höchſt ungern des Schneiders ſchönen Tenor vermißt; und dieſer hatte beſtimmt zugeſagt, um nach ſo langen Entbehrungen ſich der Genüſſe dieſer Nacht zu erfreuen. Denn da gab's Abends vor dem Aufbruche des Sängerchors Klöſe mit Speck geſchmelzt, Hüdes genannt, dann um Mitternacht Wurſt und Branntwein und Doppelbier, und nach dem Umgang „Scheibengebrocks.“ Dies letztere vorzüglich delikate Gericht, nach welchem Sänger und Sängerinnen das ganze Jahr lüſtern zu ſein pflegten, beſtand aus gebröckelten Nürnberger braunen Pfefferſcheiben in eine mit Schnaps gefüllte Schüſſel gerührt. Dieſe eigenthümliche Kaltſchale wurde mit Löffeln ſo lang genoſſen, bis die Geſellſchaft ſich entweder prügelte oder friedlich unter dem Tiſche verſchwand. So traten die Sänger das neue Jahr an.

Die Vorſtellung von dieſen Genüſſen wirkte ſo ſtark auf Reineck's Geneſung — und er hatte bekanntlich eine ſehr lebendige Phantaſie — daß er in der letzten Woche des Jahres wieder über Stock und Stein ſpringen konnte. Seine erſten Gänge waren in die Schleifkothe, theils um ſeine Flügel zu ſuchen, theils um Auge und Herz an Därte-Marie's Anblick zu laben. Leider ſtand es ſehr mißlich um dieſe beiden Zwecke ſeines Beſuchs; denn die Flügel und was dazu gehörte, vermochte er ſo wenig aufzutreiben, wie der Nachtwächter, und das holde Kind, dem er ſeine Liebe zugewendet, zeigte nicht Luſt, ſich lange in ſeiner Geſellſchaft aufzuhalten. Inzwiſchen ließ ſich der Schneider das Alles nicht anfechten. Er dachte an neue Flügel, und es war ihm gar nicht bange, Dörte-Marie's heißeſte Liebe doch noch im Fluge zu gewinnen.

So kam der Sylveſtertag heran und brachte dem mit der Phantaſie wieder hochfliegenden Schneider die beſte Laune mit. Er genoß den ganzen Tag über nur einige Brodrinden, die er dem Vorrathe ſeiner Frau verdankte, um Abends den ſpeckgeſchmälzten „Hüdes" deſto beſſer zuſprechen zu können. Alles ging denn auch in der beſten Ordnung vor ſich. Er nahm acht Klöſe zu ſich und begab ſich mit dem Sängerchor des Nachtwächters dann fröhlich und guter Dinge in den Grund, um beim erſten Hauſe des Orts die Glückwünſchungsgeſänge zu beginnen. Dieſes Sängerchor war in der That eine merkwürdige Geſellſchaft. Das Haupt und der Chorführer, der Nachtwächter Heinchen, ein kleiner, heißblütiger Menſch, der fort und fort pelferte und zankte, mit einer heißern Stimme begabt, die ſtets einen krächzenden Ton von ſich gab. Vorſängerin war Suſe, die Trebermeſſerin, deren Geſchlechtsname ſo wenig in Gebrauch war, daß ihn faſt Niemand kannte, dagegen wurde ſie allgemein nach ihrem Amte benannt, deſſen

Pflichten darin beſtanden, an beſtimmten Tagen, wenn die Biere im Gemeindebrauhauſe abgebraut waren, die Trebern den Kaufleuten auszumeſſen. Sie war ein langes hageres Weib mit ſehr dunkelm Teint und einer majeſtätiſchen Naſe, die ihr ein martialiſches Anſehen verlieh. Auch war ihr Charakter in der That ein kriegeriſcher. Wenn in Zeiten, wann die Trebern (als Viehfutter) ſehr begehrt waren, um den Braubottich ein Gedränge entſtand, ſchlug ſie mit dem Streichbret unter die Mägde, die ſich deshalb alle vor ihr fürchteten. Obgleich eine hohe Fünfzigerin, hatte ſie doch eine hohe entſetzliche Diskantſtimme, die einem durch Mark und Bein ſchnitt. Wenn der Nachtwächter in der Sylveſternacht mit ſeinem Sängerchor Poſto vor einem Hauſe gefaßt hatte, ſtieß er zuerſt in's Horn, dann ſagte er ſein Sprüchlein. Er hatte ungefähr ein halbes Dutzend zur Auswahl, z. B.

„Zum neuen Jahre wünſch' ich euch,
Daß Gott euch immer gnädig ſei!
Er gebe euch, was ihr begehrt,
Und nur was euer Glück beſcheert,
Geſundheit, Friede, Kraft und Freud',
Ein Leben ohne alles Leid
Und dann die ewige Seligkeit."

Ein zweiter Stoß in's Horn.

„Suſe fang an!"

Und ſchmetternd ertönte es aus ihrem Munde:

„Das alte Jahr iſt nun verbei ꝛc.“ eder
„Ein Kindlein in der Krippe lag ꝛc.“

Gellend fällt der Chor ein, und der Vers wird zu Ende geſungen.

Der Hauptbaſſiſt war ein kleiner, verwachſener Tagelöhner mit einem ungeheuern Höcker, wovon er den Namen „der hölzerne Buckel“ erhalten hatte. Meiſter Reineck der Schneider war, wie ſchon erwähnt, erſter Tenoriſt. Der übrige Chor beſtand aus einigen nicht mehr jungen Frauen und Männern, braven Handwerksleuten, in deren einfachem Leben die Sylveſternacht einen Glanzpunkt bildete.

Die heurige war vorzüglich mild und ſchön, aber obgleich von Kälte keine Rede war, ſo hatten ſich die Sänger doch beſtens von außen verwahrt und thaten auch von innen alles Mögliche, um ſich zu erwärmen. Vorzüglich beſorgt um den Schneider ſchien Frau Suſe „die Vorſängerin,“ zu ſein; denn ſie zog faſt vor jedem Hauſe eine kleine Bulle aus der Taſche und reichte ſie als Erwärmungsmittel dem krank geweſenen Manne, und er ſchlug ſie niemals aus, in der Meinung, innere Wärme werde ſein kaum geheiltes Bein ſtärken. Das Fläſchchen war immer wieder wie durch einen Zauber gefüllt; der Schneider merkte es freilich nicht, daß Baltin Schüßler's Kleiner der Suſe verſteckter Weiſe immer friſche Waare zutrug, und daß

Henner, von ferne ſtehend, das Geld dazu hergab. Denn dieſer hatte die Sylveſternacht zur Ausführung ſeines Racheplans auserſehen.

Als um 4 Uhr früh der Chor ſeinen letzten Vers geſungen hatte und nun mit ſchnellen Schritten dem Hauſe des Nachtwächters zueilte, wo ſeiner ſchon das „Scheibengebrocks“ wartete, von Heinchens Frau zubereitet, da war's dem Schneider im Kopfe, als müſſe er auch ohne Flügel fliegen können. Er hob Arme und Beine merkwürdig hoch und gelangte mit ſehr ſchwankenden Bewegungen und ohne es ſelbſt zu wiſſen, von Frau Suſe unterſtützt an das Ziel. Kaum aber hatte er die Schüſſel mit der erſehnten Labe auf dem Tiſche erblickt, als er in hohe Ekſtaſe gerieth. „O himmliſche Dörte-Marie!“ rief er aus, „wärſt Du doch hier, damit wir zuſammen glücklich ſein könnten! Aber Glück zum neuen Jahre! Am Schluſſe dieſes Jahres ſoll es anders mit uns ſtehen. Dann eſſen wir Scheibengebrocks zuſammen. Ja ich habe zum letzten Mal mit Euch geſungen. Ueber's Jahr ſingt Ihr mir und erhaltet eine blanke dicke Tonne*).“

„Der Schneider fliegt“ ſagte der hölzerne Buckel; „gebt Acht auf ihn, daß er ſich die Flügel nicht am Lichte verbrennt, wie eine Fliege!“

---

*) Franzöſiſche Laubthaler.

„Der Fliegenſchneider!“ jubelte jetzt laut lachend der ganze Chor, und Reineck hörte zum erſten Mal ſeinen neuen Namen. „Was koſten ein Paar kurze Manſcheſterhoſen für eine rechtgeſchaffene und rechtſchaffene Fliege?“ — „Nehmt Euch in Acht; der Schneider iſt unter die Raubvögel gegangen!“ — „An Eurer Stelle wär' ich doch lieber ein Molkenſtiefel*) geworden.“ „Ei was; er iſt ein Abſenker vom Engel Gabriel geworden und hat der Jungfer Marie in der Schleifkothe den engliſchen Gruß bringen wollen.“ — — „E iſt wohl von ihr zum Engel getauft worden?“ — Dieſe und andere Stachelreden bohrten dem Schneider in die Seele. Er ärgerte ſich zwar ſehr darüber, überlegte aber ob er ſeine Wuth auslaſſen oder das Scheibengebrockte einnehmen ſollte. Und Duft und Anblick des letztern waren ſo reizend, daß er ſchweigend zum Löffel grif und mit einer beängſtigenden Heftigkeit Dünnes und Dicke verſchlang. Die andern folgten ihm mit gleicher Haſ nach, und bald war die Schüſſel geleert. Der hölzern Buckel, der da meinte, der Schneider habe doppelt ſ viel verſchluckt als er, ſagte:

„Der Fliegenſchneider kann beſſer und ſchneller freſſen als fliegen.“

---

*) Schmetterling.

„Wer iſt der Fliegenſchneider?“ ſchrie Reineck, als er nichts mehr zu verzehren ſah.

„Der mit den Fliegen um die Wette fliegen will, aber unverſehens auf die Erde gekommen iſt und ſich ein Beinchen verſtaucht hat.“

„Der Teufel iſt der Fliegenſchneider.“

„Das hat Frau Mieke auch geſagt!“

Unbändiges Gelächter, und Reineck warf dem hölzernen Buckel den blechernen Löffel in’s Geſicht. Im Nu ſaß dieſer dem Schneider auf dem Rücken und ließ einen Hagel von Fauſtſchlägen auf den Kopf deſſelben fallen, der, ohnedies ungewöhnlich beſchwert, dadurch das Gleichgewicht verlor und ſich dem Boden zuneigte. Dem Kopfe folgte die Wucht des übrigen Körpers nach, von dem plötzlich alle Flugkraft ſo gänzlich gewichen war, daß er regungslos liegen blieb und bald ein regelmäßiges Schnarchen hören ließ.

Die übrige Geſellſchaft nahm noch einige „Thränchen“ zu ſich, und zankte ſich und ſchlug ſich endlich nach altherkömmlicher Weiſe, bis Eins nach dem Andern, männlichen und weiblichen Geſchlechts entweder neben dem Schneider oder auf den Bänken Platz nahm. Als die erſten Verboten der Neujahrsnacht erſchienen, war der Lärm in der Stube verſtummt, und wie Alle erſt gemeinſchaftlich geſungen und geſpeiſt hatten, ſo ſchnarchten ſie jetzt gemeinſchaftlich. Nur Suſe hatte ſich tapfer gehal ten, und dann und wann hatte ſie einem durch die niedrige Fenſterſcheibe hereinlugenden Kopf einen Wink oder ein Zeichen gegeben. Jetzt zeigte ſich der Kopf wieder, Suſe nickte. Zwei verhüllte Männergeſtalten traten raſch in die Stube und ergriffen den Schneider, den ihnen Suſe bezeichnete, wickelten ihn feſt in ſeinen alten Schafpelz, zogen ihm die Pelzmütze über den Kopf und trugen ihn raſch von dannen. —

Eine Stunde ſpäter, als der Tag träge an den Bergen herabklomm, erhob ſich plötzlich ein Halloh in der Gegend der gothaiſchen Kirche; die Jugend lief vor Vergnügen ſchreiend zuſammen, die Alten folgten nach, und in Kurzem waren hundert und noch mehr Köpfe vor dem Kirchhofthore verſammelt und immer mehr ſtrömten bei, um das Wunder zu ſehen.

„Der Fliegenſchneider fliegt!" erſchallte es aus jungen und alten Kehlen. Und was war denn ſo Außerordentliches zu ſehen?

Mitten im Thore ſtand ein Tannenbaum von mittlerer Größe, an deſſen Zweigen Rüben, Möhren, Kartoffeln, alte zerriſſene Schuhe, desgleichen zerlumpte Hoſen und Jacken hingen, und der auf dieſe Weiſe ganz in der Art der Chriſtbäumchen aufgeputzt war. Und wie man auf die Spitze des Chriſtbäumchens eine Engelpuppe mit Flügeln und goldpapierner Krone zu ſetzen pflegt, ſo ſaß auf der Spitze dieſer Chriſtbaumcaricatur — der

Fliegenſchneider in ſeinem Engelskoſtüm mit ausgebreiteten Flügeln, eine hohe ſchöne Krone von Goldpapier auf dem Kopfe. An den Beinen, am Gürtel und an den Armen war er mit Stricken an den Querbalken des Thors befeſtigt, ſo daß er ordentlich in der Schwebe hing, wie die Engel und Genien in den Flugmaſchinen auf dem Theater. Zuweilen ſtieß er unartikulirte Töne aus und bewegte ſich, dann hatte er zur großen Beluſtigung der Zuſchauer recht das Anſehen eines fliegenden Engels. — Auch Frau Mieke kam herbei, vom Lärme angelockt und ohne zu ahnen, welch ein Anblick ihrer harrte. Faſt verkommend vor Aerger lief ſie zum Pfarrer, auf deſſen Befehl der Schneider losgeknüpft und nach Hauſe getragen wurde. Mieke's Wuth, den ſaubern Engel abermals aufnehmen zu müſſen, fuhr ihr in die Hände, und ſie mauſchellirte und zerkratzte dem armen Manne dermaßen das Geſicht, daß er völlig nüchtern wurde und aus ihrem abgeriſſenen, mit Flüchen und Scheltworten gemiſchten Bericht ſchaudernd die ganze Größe ſeines Unglücks erfuhr.

— —

Nach dieſem zweiten und unfreiwilligen Fluge des Schneiders waren auch die Flügel ſeines Muthes und ſeiner Phantaſie gebrochen. Er ſah ein, wie tief er diesmal geſtürzt war, und daß es ihm ſchwerlich jemals gelingen würde, ſich wieder zu erheben. Statt der hellen ſchönen Bilder einer lachenden Zukunft füllte ſich ſeine Seele mit den dunkeln giftigen Schatten der Rache. All' ſein Blut ſchien in Galle verwandelt, all' ſein Denken war Bosheit, und ſeine Philoſophie beſchränkte ſich darauf, verderbenſchwangere Pläne zu ſchmieden. Er war keinen Augenblick darüber in Zweifel geweſen, von welcher Seite ihn der harte Schlag getroffen, und er haßte dieſen Henner um ſo tödtlicher, je weniger er demſelben etwas beweiſen konnte; denn es war nicht herauszubringen, wer ihn aus des Nachtwächters Stube getragen, wer ihm ſein Engelskleid mit den Flügeln angezogen und ihn auf den Chriſtbaum geſetzt hatte. Niemand von der ganzen Singgeſellſchaft wollte etwas wiſſen, und gerade auf ſeine Freundin Suſe hatte der Schneider gar keinen Verdacht. Wenn Henner höhniſch lachend an ihm vorüberſtrich oder ihn wohl gar fragte: „Nun, Schneider, wann fliegt Ihr wieder?“ war's ihm jedesmal, als müſſe er den abſcheulichen Jungen ermorden. Er haßte jetzt auch Dörte-Marie, wenn auch nicht mit derſelben Stärke, wie ihren begünſtigten Liebhaber; aber all' ſein ſtilles, feindſeliges Dichten und Trachten ging dahin, die beiden Liebenden zu trennen und ihnen irgend einen recht empfindlichen Streich zu ſpielen. — Zu dieſem Zwecke ſuchte er Schleifers Andreſen in der Schleifkothe auf, ohne in die Wohnſtube zu gehen und ſich irgend wie um Dörte-Marie zu kümmern, und unterhielt ihn mit luſtigen Geſchichten oder was dem Schleifer ſonſt gefiel; Abends ſetzte er ſich neben dem Burſchen im Bierhauſe und bezahlte die Zeche; er flickte ihm Hoſen und und Jacken umſonſt und erwarb ſich dadurch Andreſens — der ſich durch den Umgang des gelehrten Schneiders geſchmeichelt fühlte — naturwüchſige Freundſchaft, die ihm an öffentlichen Orten gar ſehr zu ſtatten kam; denn kein Spötter durfte ſich hier unterſtehen, im Beiſein Reinck's etwas vom „Fliegenſchneider“ oder vom „Chriſtbaumengel“ fallen zu laſſen, wenn er nicht einen wilden Schlag von Andreſens nerviger Fauſt nehmen wollte. Aus der Schleiferwerkſtatt ſchlich ſich der ſchlaue Schneider aber allmälig in die Wohnſtube ein, ohne ſich an Dörte-Marie's zornige und verächtliche Blicke und ſpitzige Reden zu kehren, und wußte ſich bald bei Frau Kätter*) durch gut vorgetragene Geſpenſtergeſchichten angenehm zu machen. Ja, da er der alten kranken Frau Alles zu Willen that und ihr die Zeit ſo ſchön vertrieb, wie noch nie ein Menſch, am wenigſten aber ihre Kinder, ſo war er ihr bald unentbehrlich. Durch dieſe Freundlichkeit gegen ihre Mutter ſöhnte er die Tochter mit ſich aus, zumal er ſelten ein Wort an ſie richtete und ſeine ſtolzen Träume und Pläne in Bezug auf ſie vergeſſen zu haben ſchien. — So war er denn nach eini gen Monaten in der Schleifkothe heimiſch, und ſelten verging ein Tag, daß er nicht dort zuſprach. Er wußte recht gut, daß er ſchon dadurch den verhaßten Henner auf das Empfindlichſte ärgerte, und das war die erſte Freude, die er ſeit der Sylveſternacht genoß. Dann hatte er Dörte-Marien faſt immer im Auge, ohne es ſich merken zu laſſen, und Henner durfte nicht wagen, ihr ein Stelldichein zu geben, aus Furcht, vom Schneider ſogleich ſeinem Vater verrathen zu werden. Und Valtin Schüßler war hinſichtlich Henner's Neigung zur Schleiferstochter unerbittlich ſtreng und wild, wie dieſer von ſeiner ihn warnenden Mutter immer von neuem erfuhr. Henner wünſchte den Schneider zu allen Teufeln, durfte aber doch nichts Feindſeliges gegen ihn unternehmen. So ſtanden ſich Beide mit der äußerſten Erbitterung gegenüber und thaten ſich doch ſchön in's Geſicht.

---

*) Katharina.

Im Schüßler'ſchen Hauſe ging nach der Leipziger Oſtermeſſe die ſchon lange beabſichtigte Veränderung vor. Sie war gewiſſermaßen eine gänzliche Reform. Herr Valtin Schüßler hatte ſeine beiden Söhne mit nach Frankfurt genommen und den Aelteſten dort gelaſſen, damit er die Meſſe bis zu Ende halte, während er ſelbſt mit Henner nach Leipzig gereiſt war. — Sobald nun „die Mannsleute" das Haus verlaſſen hatten, war die rußige Schmiedeeſſe in eine helle freundliche Comptoirſtube verwandelt worden, und aus der Wohnſtube waren ſchnell die alten Werkbänke mit den maſſiven, ſchweren Schraubſtöcken und allem Werkzeug verſchwunden. Auch der eichene Tiſch, die plumpen Holzſtühle und das Faulbett wurden hinweggetragen und fortan in den bewohnten Räumen dieſes Hauſes nicht mehr geſehen. Dieſe treuen Diener während eines Jahrhunderts wanderten auf den oberſten Boden unter das Dach. Die weißen Wände der Stube wurden vom Tüncher mit bunten Muſtern übermalt. Dann wanderten ein Federkanapee, gepolſterte, mit braunem Leder beſchlagene Stühle, ein moderner Tiſch von Kirſchbaumholz und mit Wachstuch überzogen, ein Schreibpult mit aufgeſetztem Schrank und eine ſtattliche Wanduhr mit zierlich gearbeitetem Kaſten in dieſe Räume ein, und an den Fenſtern ſah man bald darauf meſſingene Reifen, welche Vorhänge von roth und weiß geſtreiftem Zeug hielten. Das gemeine Tageslicht durfte nun nicht mehr ſo unverſchämt in die Stube dringen; denn die Bewohner derſelben waren vornehme Leute geworden und nicht gewillt, irgend gemeine Zudringlichkeiten zu dulden.

In ſolchem verbeſſerten Zuſtande fand Herr Schüßler ſein Haus bei ſeiner Rückkehr, und über ſein ſtrenges Geſicht fiel ein beifälliges Lächeln, als Ebelies ihm entgegen trat, um ihm die Hand zum Willkommen zu reichen; denn auch in ihrem Aeußern war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Wenn ſie ſich auch nicht gerade ſtädtiſch gekleidet hatte, ſo war doch in ihrem

Anzuge das Beſtreben ſichtbar, anzudeuten, daß ſie jetzt die Hausfrau des Kaufmanns Valtin Schüßler's und nicht mehr Bärſch-Anne-Marthe-Valtens, des Meſſerſchmieds, ſei. Vater und Söhne trugen die kurzen Jacken nur noch im Hauſe; ſobald ſie ausgingen, hatten ſie ſtattliche Röcke und lange Beinkleider an, welche in Leipzig gemacht worden waren. Der unglückliche Schneider empfand darüber nicht geringen Neid und Verdruß; er begriff, daß ſein Stern nun auch im Schüßler'ſchen Hauſe untergegangen war, und deſto verbiſſener wurde ſein Ingrimm gegen die Glücklichen. Er verfehlte nicht, in der Schleifkothe täglich Bericht über den wachſenden Glanz und die prahlende Entfaltung eines ungeheuern Reichthums im Schüßler'ſchen Hauſe abzulegen und zeigte ſeinen Zuhörern alle Gegenſtände durch Vergrößerungsgläſer. Da war kein neu angeſchafftes Stück Hausgeräthe oder Kleid oder Luxusgegenſtand, das der Schneider nicht mit ausſchmückender Genauigkeit beſchrieb; er erzählte von dem zunehmenden Stolze der Schüßler'ſchen Familie, von den hohen Abſichten und Plänen Valtins bezüglich der Verheirathung ſeiner Kinder und drückte mit teufliſcher Wolluſt der armen Dörte-Marie einen Dolch um den andern in das liebende Herz. Wenn ſie erblaßte oder ſich abwandte, um eine Thräne im Auge zu zerdrücken, dann ſchielte er grinſend nach ihr hinüber und freute ſich, daß ſeine Abſicht ſo gut gelungen war.

Mit großer Herzensangſt ſah Dörte-Marie der Heimkehr ihres Geliebten entgegen, und ſie glaubte in die Erde verſinken zu müſſen, als Reineck eines Abends haſtig eintrat und mit großer Lebhaftigkeit erzählte, daß Herr Schüßler und Henner in einer eigenen in Leipzig gekauften Equipage angekommen ſeien und eine Menge der koſtbarſten Kleider und anderer Dinge mitgebracht hätten, ſo daß man bald weder Haus noch Bewohner deſſelben werde wieder erkennen können.

Auch gedenke Herr Schüßler nächſtens zu ſeiner ſilbernen Hochzeit, die mit großer Pracht gefeiert werden ſolle, nur vornehme und reiche Leute zu laden, und er habe ein Vöglein pfeifen hören, daß an dieſem Tage einige Verlobungen in der Familie ſtattfinden würden.

In der That hatte Valtin Schüßler von Leipzig einen Korbwagen und ein Pferd mitgebracht; denn die weiten Wege, die er früher mit ſo großer Anſtrengung zu Fuß gemacht hatte, wollte er ferner mit Bequemlichkeit im Wagen zurücklegen.

Am Himmelfahrtsfeſt fuhr Henner ſeine Mutter und älteſte Schweſter auf den Heiligenſtein. Die Frauen waren im glänzenden neuen Staate. Henner hatte den Leipziger Rock an. Im „Grunde“ ſchielte er nach der Schleifkothe hinüber; Dörte-Marie ſtand hinter der

Fenſterſcheibe: Er durfte nicht grüßen, und doch hatte er ſie ſeit ſeiner Rückkehr noch nicht geſehen. Er fühlte ſeine Bruſt von einem angenehmen Gefühl gehoben, ſich der Geliebten in ſo vortheilhafter Geſtalt zeigen zu können, und er wünſchte ſehnlichſt, ſie möchte nachkommen, um ihn zu ſehen; er hoffte, ihr einen Wink geben, ein Wörtchen zuflüſtern zu können. Aber ſie kam nicht, und vergebens ſuchten ſie ſeine unruhigen Blicke im Gewühl am Berge hinter dem Wirthshauſe. Dörte-Marie ging einſam und in Gedanken verſunken den ſteilen Waldpfad hinter ihrem Hauſe hinauf nach dem Rimberſtein, ſetzte ſich dort auf die bemooste Steinbank an der Felſenwand und — weinte. Die Vornehmheit im Schüßler'ſchen Hauſe, der dort zur Schau geſtellte Reichthum, waren ſeit einigen Wochen — und zum größten Theil übertrieben -- in aller Mund und drückten das arme Mädchen gänzlich zu Boden. Erſt jetzt ſah ſie mit Beſtürzung, daß die Kluft zwiſchen ihr und Henner ſo furchtbar weit auseinander riß, daß ſie jede Hoffnung aufgab, die Liebe werde eine Brücke darüber zu bauen vermögen. In ihr junges, bis jetzt ſo frohes Gemüth drang heute zum erſten Male die bittere Wehmuth der Entſagung. Ihr natürlicher, mädchenhafter Stolz fühlte ſich gedemüthigt von dem Gedanken, daß ſie ein ganz armes und gemeines Mädchen ſei, während Henner täglich reicher und vornehmer werde. Indem ſich ihr Herz in ſchmerzlichen Zuckungen wand, den Geliebten und ihr Lebensglück zu verlieren, bemächtigte ſich ihres ganzen Weſens zu gleicher Zeit ein bitterer Trotz und ein feindſeliges Gefühl gegen den Jüngling, das ſie antrieb, ihn kalt und abſtoßend zu behandeln. Nichts deſto weniger war ihr zu Muth, als müſſe ſie ſich todt weinen, und ſie gab ſich dieſem ſchmerzlichen Gefühl ſo gänzlich hin, daß ſie lange in einem verzweifelten, krampfhaften Schluchzen verharrte, und das ſtille Waldplätzchen ihre Thränenfluth trank. So hatte ſie ſtundenlang, von den verſchiedenſten Empfindungen hin und hergezogen, zugebracht, ohne die Flucht der Zeit zu bemerken, und der Frühlingsabend dunkelte bereits ſchon im Thale, als ſie nahe Tritte vernahm. Ein freudiger Schreck und eine trübe Hoffnung zitterten durch ihr Herz. Es kam näher, ſie hielt den Athem an vor Furcht und Erwartung. Es bog um die Felſenwand und — Henner ſtand vor ihr. Die erſte Bewegung ihrer Ueberraſchung war ihm entgegenſtrebend, um ſich an ſeine Bruſt zu werfen, aber plötzlich ſaß ſie ſtumm und kalt, und ihr reizender Mund warf ſich trotzig auf. Henner blieb ſtehen und ſah ſie mit ſchmerzlichem Erſtaunen an; er war ſo ſchnell und unerwartet aus ſeinem Himmel gefallen, daß er ſich gar nicht zurecht finden konnte.

„Dörte-Marie,“ ſagte er endlich mit zitternder Stimme, „was haſt Du vor?“

Sie antwortete nicht.

„Hab' ich Dir etwas zu Leid gethan? Ich weiß von Nichts.“ — Keine Antwort.

„Warum biſt Du nicht auf den Heiligenſtein gekommen?“

„Das fehlte mir noch!“ fuhr das ſchmollende Mädchen jetzt heftig auf, „daß ich hinter Deinem Wagen herlief, wie ein Hund. Was ſoll ich auf dem Heiligenſtein? Wohl den Staat Deiner Mutter und Schweſtern bewundern? Oder ſoll ich zuſehen, wie Du vornehmen und reichen Mädchen den Hof machſt? Denn mich darfſt Du ja doch nicht anſehen; und es wird Dir auch ja nicht mehr einfallen, ſeit Du ein Kaufmann geworden, in Frankfurt und Leipzig zur Meſſe geweſen biſt und einen ſo feinen und ſchönen Rock trägſt, wie kaum der Amtmann einen hat.“

„Dörte-Marie!“ rief Henner ſchmerzlich unwillig. „Welcher böſe Geiſt hat Dir die albernen Dinge in den Kopf geſetzt? Steckt etwa der verfluchte Schneider dahinter.“

Dörte-Marie wurde purpurroth, daß er ſogleich die Wahrheit errathen; aber ſie war um deſto weniger geneigt, ſie einzugeſtehen.

„Was geht mich der Schneider an?“ weinte ſie. „Ich ſpreche nicht mit ihm und brauche mir wahrlich nicht erſt von ihm ſagen zu laſſen, daß ich ein armes, gemeines und verachtetes Mädchen bin, Du aber ein reicher, vornehmer Herr geworden biſt. Nun Du ſolch einen Rock an haſt, darf ich Dich gar nicht mehr Du nennen, und es wird bald genug die Zeit kommen, wo ich zu Dir werde ſagen müſſen: Herr Schüßler, mit Verlaub, nehmen Sie's nicht übel!"

„Schwerenoth und Peſtilenz!" fluchte Henner, „jetzt wird mir das Ding doch zu arg. Ich ungeheurer Eſel mache mich auf dem Heiligenſtein von aller Geſellſchaft los, beſchwatze unſern Kleinen, Mutter und Schweſter heimzufahren und erdenke eine Lüge um die andere, weshalb ich nicht kann, d. h. nicht will, ſo daß mich die Mutter kopfſchüttelnd anſieht und gewiß die Wahrheit errathen hat, und ſchleiche mich wie ein Dieb fort durch den Wald hierher, in der zweifelhaften Hoffnung, Dich zu finden. Das Herz ſchlägt mir wie ein Hammer vor Verlangen, Dich nach ſo langer Entbehrung an's Herz zu drücken, und nun da ich Dich gefunden habe zu meiner unausſprechlichen Freude und die Arme um Dich legen will, um Dir einen recht herzigen Kuß zu geben, muß ich mich von Dir ausſchelten laſſen, wie ein Schuljunge vom Cantor, als hätt' ich Gott weiß was gegen Dich verbrochen."

Seine Stimme wurde zuletzt ſchwankend: aber auch Dörte-Marie's Groll ſchwankte und neigte ſich der Zärtlichkeit zu, aber ihr Trotzköpfchen litt nicht, daß ſie ihm die Hand bot. So ſtanden ſie ſich eine Zeit lang ſchweigend einander gegenüber, die Köpfe abgewandt, und das Eine ſchaute rechts, das Andere links in den Wald hinein. Endlich begann Dörte-Marie wieder, obgleich ziemlich kleinlaut und keineswegs mit der vorigen Heftigkeit: „Glaubſt Du nicht etwa, daß ich es erfahren hätte, wie Du nächſtens auf der ſilbernen Hochzeit Deiner Eltern mit einem reichen Mädchen verſprochen [*] werden wirſt?“

„J mit wem denn, mein Schätzchen?“ höhnte Henner. „Ich möchte doch verzeihlicher Weiſe auch gern wiſſen, wer meine künftige Frau werden wird, da Du es doch durchaus nicht werden willſt.“

„Sei nur nicht ſo höhniſch!“ eiferte jetzt Dörte-Marie wieder aufflackernd. „Du haſt deſſen gar keine Urſache. Denn wenn ich auch arm und gering bin, ſo laß ich mir doch nicht gefallen, daß Du Deine Schuhe an mir abputzeſt.“

„Höre, Dörte-Marie!“ ſagte der Burſche ſehr beſtimmt und es war dem Tone ſeiner Stimme anzuerkennen, daß ihm die Geduld ausgegangen war, „ich ſehe ſelber ein, daß es mit uns Beiden nicht gut thut, und daß ich mich ſehr geirrt habe, als ich glaubte, wir paßten zuſammen.“

---

[*] Verlobt.

„Der Irrthum läßt ſich ja noch gut machen, und Du wirſt mit Deinem Vater ſchon übereingekommen ſein, wie das am beſten geſchieht,“ warf das Mädchen glühend vor Bitterkeit und Groll dazwiſchen.

„Beim Teufel, nein! Es iſt noch nicht geſchehen, aber es ſoll heute noch geſchehen!“ rief Henner vor Verdruß und Wuth faſt weinend. „Bin ich doch ein Narr! Quäle mich Wochen lang in Frankfurt und Leipzig ab, indem ich immer und immer nur an ein Mädchen und an die Mittel und Wege denke, wie ich ſie trotz der Abneigung meines Vaters bald zu meiner Frau machen will, ſehe kein anderes weibliches Weſen an, kann die letzten Nächte kaum ſchlafen, eh' ich ſie begrüßt habe, und nun die erſehnte Stunde da iſt, behandelt ſie mich ſchlecht und vergilt mir Liebe und Treue mit ſpitzigen giftigen Redensarten, Hohn und Trotz. Das ertrage ein Anderer! Ich gewiß nicht. Ich hatte da ein kleines Meßgeſchenk von Leipzig mitgebracht, wie es die Liebe gern gibt und die Liebe gern annimmt; aber bei Dir iſt keine Liebe zu mir, und ich will die meinige zu Dir aus meinem Herzen reißen und von mir werfen, wie ich dieſen mir unnützen Lappen von mir werfe. Eine Andere ſoll ihn gewiß nicht von mir erhalten. Mag ihn haben, wer ihn findet.“ Und laut ſchluchzend zog er ein prächtiges ſeidenes Buſentuch aus der Taſche und ſchleuderte es von ſich und ſchickte ſich an, den Schauplatz dieſer kleinen Liebeszänkerei zu verlaſſen.

Jetzt aber war Dörte=Marie's Trotz gebrochen. „Ach, Henner!“ rief ſie ebenfalls weinend, und der ſüße Klang ihrer Stimme bannte ihn, „ſei mir nicht böſe, lieber Henner! Aber ich bin ſo arm und ſo gering, und der Schneider —“

„Der verfluchte Fliegenſchneider!“ donnerte Henner. „Wenn er ſich ſelbſt zu einem Vogel gemacht hat, ſo werde ich ihn nächſtens zu einem Fiſch machen.“

Und ſie lagen einander an den Herzen, und die Küſſe wurden nun um ſo ſeliger gegeben und empfangen. Die Bosheit des Schneiders hatte doch nichts ausgerichtet.

Aber der boshafte Fliegenſchneider verfolgte unabläſſig ſeinen Racheplan. Einige Tage nachher trat er Valtin Schüßler mit den Worten an:

„Mit Verlaub, Herr Schüßler! nichts für ungut.“

„Nun, was habt Ihr, Schneider?“

„Voriges Jahr war ich drüben in Brotterode zur Kirmeß, da ſah ich auf dem Tanzboden ein wunderniedliches Frauenzimmerchen. Sie war angezogen und tanzte wie ein Chriſtpüppchen, war züchtig und beſcheiden, aber man ſah es ihr doch an, daß ſie Moſen und Propheten hatte. Ich befragte mich nach ihr und erfuhr, ſie ſei Herrn Hans Kürſchners jüngſte Tochter. Nun wußte ich gleich, woran ich war. Herr Hans Kürſchner iſt ein ſteinreicher Kaufmann, hat einen großen Handel nach den Hanſeſtädten und nur drei Kinder. Dieſes Mädchen — Minchen heißt ſie — wäre eine Frau für Euren Henner, wie Ihr ſie in der Welt nicht paſſender finden könnt.“

„Hm, hm! Schneider!“ verſetzte Schüßler nachdenkend, „das iſt ſo übel nicht. Ihr habt zeither viel dummes Zeug geſchwatzt und gemacht, da habt Ihr aber einmal wieder was Geſcheidtes ausgeheckt. Das Ding ließe ſich hören; Hans Kürſchner iſt ein ſehr gewiegter Mann, daß weiß ich gar wohl. Aber — aber — ob er ſeine Tochter auch meinem Jungen geben wird. Das iſt die ſchwierige Frage. Und mir einen Korb für meinen Jungen geben laſſen, Schneider, das leidet mein Stolz nicht.“

„Daran habe ich auch ſchon gedacht, Herr Schüßler, und ich denke, ich habe das beſte Mittel gefunden, der Schwierigkeit abzuhelfen und der Sache auf den Grund zu kommen. Sie kennen ja doch wohl Herrn Kürſchner von den Meſſen her? —“

„Recht gut. Wir ſind ſogar einige Mal zuſammen gereiſt.“

„Nun gut, ſo laden Sie ihn zu Ihrer ſilbernen Hochzeit ein und Frau und Tochter mit, ſo wird er ſchon verſtehen, was Sie meinen, wenn er nicht ganz dumm iſt. Und aus ſeinem Kommen oder Wegbleiben merken Sie ſeine Geſinnung."

„Schneider, Ihr ſeid doch ein geſcheidter Kerl. Ihr ſollt mir nach Brotterode gehen und den Kürſchners Hans einladen."

Und Reineck ging am folgenden Tage mit Schüßler's Einladung in der Taſche nach Brotterode und lachte ſich auf dem Wege manchmal in die Fauſt. Er wurde gut auf- und die Einladung angenommen, und nun brachte der pfiffige Schneider die Unterhaltung geſchickt auf die Schüßler'ſchen Kinder und hob den Henner immer merklicher heraus, ſo daß er gar kein Ende ſeines Lobes finden konnte. Vergnügt ging er wieder heim und gab ſich das Zeugniß, die Sache gut eingefädelt zu haben.

Gegen Mittag des Pfingſtmontags nach beendigter Kirche, füllte ſich das Schüßler'ſche Haus mit den zur ſilbernen Hochzeit geladenen Gäſten. Da trat auch Herr Hans Kürſchner von Brotterode mit Frau und Töchterlein, köſtlich angethan, herein; ein ſtattlicher Mann, eine hoffärtige Frau und ein ſchnippiſches Mädchen. Die Glückwünſche und die Dankſagungen dauerten eine Viertelſtunde. Man ſchien gegenſeitig mit einander zufrieden zu ſein, und das Jubelpaar fühlte ſich heute zum erſten Male im vollen Sinne den Andern ebenbürtig. Sie waren nun auch reiche und vornehme Leute und wurden von dem ſteinreichen Kürſchner ganz wie ſeines Gleichen behandelt. Niemand war darüber glücklicher als Frau Ebeltes, der in ihrer ſtillen Häuslichkeit dergleichen noch nicht widerfahren war. Zwar konnte ſie ſich noch nicht recht in die Vornehmheit finden, und nicht ſelten benahm ſie ſich linkiſch und albern; aber die Gäſte überſahen das, zum Theil ſelbſt nicht beſſer in den feinen Manieren bewandert, und ſie ſelbſt ſchwamm in einem Meere von Seligkeit. Schnell war ſie nun für die Anſicht ihres Mannes gewonnen, daß Minchen ihres Henners Frau werden müſſe, und die arme Dörte-Marie, die immer ein Plätzchen in ihrem Herzen gehabt, war nun ganz und gar daraus verbannt. Minchen gefiel ihr ausnehmend wohl, denn Minchen verſtand es, ſich vornehm zu benehmen; ſie trug das Näschen hoch, antwortete kurz, urtheilte wegwerfend und war mit goldenen Ketten und Ringen überladen. Alle Frauen und Mädchen hatten Reſpekt vor ihr, und obgleich in mancher Bruſt ſtiller Neid entglomm, ſo beeilten ſich doch Alle, Minchen Weihrauch zu ſtreuen. Nur Henner nicht. Der ſchlaue Burſche hatte nicht ſo bald gemerkt, worauf es abgeſehen war, als er ſich zum großen Aerger ſeines Vaters auffallend kalt gegen Minchen benahm oder vielmehr ſie ganz und gar nicht beachtete. Bei Tiſche erhielt er aber ſeinen Platz an ihrer Seite und zwar weit oben an der Tafel in der nächſten Nähe ihrer beiderſeitigen Eltern. Schon machte er Miene, ſich nach einem andern Platze umzuſehen, als ihn die Mutter ſchnell bei Seite zog und ihm mit großer Aengſtlichkeit zuflüſterte: „Henner! ich bitte Dich um Gotteswillen, verdirb uns den heutigen Tag nicht! Dein Vater beißt ſchon die Zähne vor Aerger aufeinander, daß Du mit dem hübſchen Kürſchners Minchen gar nicht ſprichſt. Thu' doch ein Bischen ſchön mit ihr."

„Ich weiß ſchon, was Ihr verhabt,' verſetzte Henner verdrießlich, „aber daraus wird nichts. Ich kaufe die Katze nicht im Sack."

„Nur heute ſei artig, ſetze Dich zu ihr, ſprich mit ihr, ſei freundlich und beweiſe mir, daß Du mich lieb haſt. Gib mir die Hand drauf!"

Henner gab wohl die Hand, kratzte ſich aber zugleich hinter den Ohren und ging, ſich neben Minchen zu ſetzen. Aber mit dem „ihr ſchön thun" wollte es platterdings nicht gehen. Die freundlichen Worte gingen ihm kalt aus dem Herzen und gefroren ihm vollends im Munde, deshalb blieben die meiſten als eingefroren ſtecken, und was herauskam, ſah aus wie lauter Eisſtückchen. Minchen ſchien ihn für einen rechten Tölpel zu halten, denn ſie machte ſich über ihn luſtig, was ihn nur noch mehr erbitterte.

Nach der Suppe erhob ſich Herr Baltin Schüßler, dankte den Gäſten mit ſchlichten Worten für die Ehre, die ſie ihm angethan, ſeiner Einladung zu ſeinem Familienfeſte zu folgen, und machte ihnen bekannt, daß er zugleich die Verlobung ſeines älteſten Sohnes Friſch mit der anweſenden Jungfer Eliſabetha Schilling, und die ſeiner zweiten Tochter Anna Magdalena mit dem anweſenden Kaufmann, Herrn Heinrich Steinmetz feiere, und brachte die Geſundheit der beiden Paare aus. Neue Beglückwünſchungen und Dankſagungen.

„Ei, Freund Schüßler!“ begann Hans Kürſchner mit ſelbſtgefälligem wichtigen Lächeln, „kennt Ihr denn das alte gute Sprichwort nicht: Aller guten Dinge müſſen drei ſein? Warum habt Ihr nicht veranſtaltet, daß noch eins Eurer Kinder heute verlobt wird? Das wäre doch ein Gaudium wie ich noch keins erlebt.“

„Mit Reſpekt, Herr Kürſchner!“ verſetzte der Angeredete, „es käme am Ende nur auf Euch an, das Kleeblatt voll zu machen.“

„Wie ſo, auf mich?“ fragte der reiche Brotteröder ſich erſtaunt ſtellend.

„Nun habt Ihr doch ein allerliebſtes Töchterchen mitgebracht, uns Allen zur größten Freude, einen wahren Augentroſt und ein Herzenslabſal, ſo daß ich mir auf der Welt keine liebere Schwiegertochter und für meinen Henner hübſchere Frau wünſchen könnte. Wollt Ihr Euer Mädchen meinem Jungen zur Frau geben, ſo ſchlagt ein und wir feiern die dritte Verlobung gleich mit.“

„Ich habe nichts dagegen,“ antwortete Kürſchner. „Ihr ſeid mir ein Ehrenmann und willkommener Schwiegervater.“ Und damit ſchlug er ſeine Rechte in Schüßler's Hand, daß es laut klatſchte.

„Abgemacht!“ rief der Letztere. „Und ſo trinke ich denn auf die Geſundheit des dritten Brautpaares, Heinrich Schüßler's und Wilhelmine Kürſchners!“

Und abermals Jubel und Glückwünſchungen unter den Gäſten. Henner ſaß da wie verſteinert oder vielmehr wie ein Eisklumpen. Kraft und Muth verließen ihn vor Ueberraſchung und Schrecken, und eh' er nur zur Beſinnung kam, hatte er die Gratulationen angenommen und war der verlobte Bräutigam von Minchen Kürſchner, die er vor einer Stunde zum erſten Male geſehen hatte. Zugleich kam eine ſolche Furcht vor der Strenge ſeines Vaters über ihn, daß er verwirrt und beſtürzt ſchwieg und ſo alle Haltung verlor, daß er plötzlich in Thränen ausbrach und die Feſttafel verlaſſen mußte. Auf dem Hofe ſtand er unſchlüſſig und verzweiflungsvoll mit ſeinem Schickſal grollend, als er ſich an der Schulter gefaßt fühlte. Sein Vater ſtand hinter ihm. „Geh gleich hinein und ſprich freundlich mit Deiner Braut!“ lautete der ernſte Befehl deſſelben.

„Ach Vater, was habt Ihr gethan!“

„Dein Glück vorbereitet. – Meinſt Du, ich wiſſe nicht von Deinen Zuſammenkünften mit der Schleifers Dirne am Rimberſtein? Dieſem Unfug muß ich ein Ende machen. Jetzt haſt Du eine Braut. Nun wage nur noch einmal mit der Dörte-Marie zu ſprechen. Ich ſchlage Dir Arme und Beine entzwei. Jetzt marſch in die Stube und mit Minchen gekoſt!“

Halb geſtoßen, befolgte der Jüngling den Befehl; aber mit dem Koſen blieb's beim Alten. Henners ganze Natur war wie verwandelt.

In der Comptoirſtube, wo das Reineck'ſche Ehepaar mit den ehemaligen Geſellen des Hauſes abgeſpeiſt wurde, warf der Schneider jauchzend ſeine Flügelmütze an die Decke. Jetzt flog er wieder. Ehe eine Stunde verging, wußte Dörte-Marie was geſchehen war; aber der abſcheuliche Fliegenſchneider log ihr vor, daß Henner gleich in das ſchöne Minchen ſehr verliebt geweſen und mit Freuden auf die Wünſche ſeiner Eltern eingegangen ſei. Da wandelte ſie wieder waldaufwärts nach dem Rimberſtein, um zu weinen; aber dies Mal kam kein Henner, ihr Troſt und ein liebendes Herz zu bringen.

Die Actien des Fliegenſchneiders waren im Schützler'ſchen Hauſe ſehr hoch geſtiegen; er war bei Herrn Valtin Hahn im Korbe, ſo gut wie in der Schleifkothe bei Frau Kätter. In ſeiner Freude und eitelm Stolze war er aber ſo unvorſichtig zu verrathen, daß er der Diplomat geweſen war, der das Alles zu Stande gebracht, wodurch Henners Vermuthungen nur beſtätigt wurden. Je glücklicher und übermüthiger Reineck wurde, deſto ſtiller und bleicher der arme Burſche, der ſo ſchändlich um ſein Liebesglück betrogen worden war. In ſeinem Herzen tobte Schmerz, Verzweiflung und Rachedurſt. Der Schneider aber dachte an eine neue Flugmaſchine, an Scheidung von Micke und das Glück in Dörte-Marie's Armen. Selig ging er eines Abends ſpät aus der Schleifkothe, wo er bei der betrübten Dörte-Marie weidlich auf Henner geſchimpft hatte, aber kaum hatte er den Steg betreten, als er einen ſolchen Stoß von der Seite erhielt, daß er ſogleich Hals über Kopf in den Bach hinab ſtürzte, deſſen heftige Strömung ihn fortriß. Auf ſein furchtbares Geſchrei lief Alles, was lebte, aus der Schleifkothe herbei und zog ihn heraus. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre er ertrunken. Dörte-Marie lachte ihn herzlich aus, als er triefend wieder in die Stube kam, und ſagte: „Ich glaube, weil's Euch als Vogel mißglückt iſt, ſo habt Ihr's nun als Fiſch verſuchen wollen.“ Dieſe Worte reichten hin, den zornigen Schneider in ſeinem Verdachte zu beſtärken. Er wußte jetzt mit Beſtimmtheit, daß ihn Henner in's Waſſer geworfen und daß Dörte-Marie trotz ſeiner

Wachſamkeit noch in Verbindung mit ihm ſei, und er ging, als er wieder trocken war, um neue Pläne zu ſchmieden.

Die beiden Liebenden hatten ſich wirklich auf geheimnißvolle Weiſe verſtändigt. Die Liebe glaubt ſo gern der Liebe, und Dörte-Marie's Augen ſtrahlten wieder. Niemand in Schüßler's Hauſe ahnete, daß in gewiſſen ſtillen Nächten, wenn Alles ſchlief, ein rüſtiger Burſche aus dem Fenſter ſtieg und auf einer Strickleiter den Hof erreichte, dann wie ein Schatten über die Gartenzäune ſchlüpfte, den Berg erklomm und am Waldrande raſch wie ein Geiſt dahin eilte, bis er in der Gegend der Schleifkothe im Walde verſchwand. Aber der Schneider hatte als Philoſoph logiſch geſchloſſen, daß Henner und Dörte-Marie ſich durchaus des Nachts ſprechen müßten, weil ſie ſich am Tage nicht ſprechen konnten, und daß ſie ſich ſprachen, darüber war in ihm kein Zweifel. Sobald er mit dieſem Schluſſe fertig war, ſtellte er ſich Nachts im Hofe des Schüßler'ſchen Hauſes auf die Lauer. Er hatte ſich eingebildet, Henner entwiche durch die hintere Hausthüre und er nahm ſeinen Platz deshalb ſo, daß er dieſen Ausgang im Auge hatte. So wartete er zwei Nächte vergebens. In der dritten ſetzte er ſich auf einen an der Wand liegenden Holzhaufen und — ſchlief ein. Nun fiel Henners Strickleiter gerade auf dieſen Holzhaufen, welcher für ihn gleichſam eine Stufe bildete. Plötzlich fühlte der ſchlafende Schneider einen Stoß und ſprang zeternd empor. In demſelben Augenblick tanzte ihm aber auch einer von den Holzknitteln auf dem Rücken und zerbläuete den ſchreienden Mann auf eine ſo jämmerliche Weiſe, daß er, um Hülfe rufend, kaum den Ausgang des Hofes erreichen konnte. Zwar waren die Schläfer im Hauſe munter geworden, eh' ſie aber auf den Hof kamen, war Henner ſchon wieder die Leiter hinauf, hatte ſie nachgezogen und kam nun mit ſeinem Bruder Klas, der ihn nicht verrieth, wie ebenfalls vom Lärm ermuntert, zum Vorſchein. Niemand konnte ſich erklären, was vorgefallen war, aber am folgenden Tage war der Schneider ſo krank, daß er das Bett hüten mußte. Henner unterließ aber auch die nächtlichen Liebesfahrten.

Nun vergingen Monate, und Henner und Dörte-Marie ſahen ſich nicht anders als Sonntags in der Kirche. Hier aber verſtändigten ſie ſich durch verabredete, von Niemand bemerkte Zeichen. Von Henners Braut war, wenigſtens in ſeinem Beiſein, im Schüßler'ſchen Hauſe wenig die Rede, obgleich die Hochzeit zu Weihnacht feſtgeſetzt war. Reineck hätte ſie gern viel früher gefeiert geſehen, aber die drei Paare ſollten auf einmal getraut und auf das Chriſtfeſt eine große Hochzeit ausgerichtet werden. Große Zubereitungen erlaubten es nicht eher.

So war der Herbſt herangekommen, und es wurde zu den Frankfurter und Leipziger Meſſen aufgeladen. *)

Die Straßenfuhrleute hielten mit ihren Geſchirren vor den Kaufmannshäuſern, und Andres Grumbholz aus Schmerbach vor dem Valtin Schüßler's. Dieſer Grumbholz war zwar ein ehrlicher und braver, aber dabei ein grober und höhniſcher Mann. Er war Schüßler ſehr zugethan geweſen, ſo lange derſelbe als Meſſerſchmied die Meſſen beſuchte, und ihm, dem Fuhrmann, die Löſung zum Heimtransport anvertraut hatte; ſobald aber ſein Kunde als vornehmer Kaufmann aufgetreten war, fühlte ſich der Fuhrmann durch den zwiſchen ihnen entſtandenen Abſtand beleidigt. Früher hatte er Meiſter Valtin als ſeines Gleichen betrachtet und behandelt, jetzt ſträubte ſich ſein grober Stolz gegen einen Standesunterſchied zwiſchen ihm und Schüßler, und mit Bitterkeit ſprach er von deſſen Erhebung beim Schneider Reineck, der für ihn ein Matin in Arbeit hatte.

„Ihr habt recht, Andres,“ verſetzte der Schneider, „aber es iſt Niemand weiter dran ſchuld, als ſeine übermüthigen Jungen, und eigentlich nur der Dicke, der Henner, der ſich vor Hochmuth ſelbſt nicht mehr kennt. Er iſt der Liebling ſeines Vaters. Der Alte aber iſt

---

*) Ausdruck für: Die Waaren werden verladen.

ein ſchwacher Mann und in den dummen Jungen vernarrt. Und ſo hat er ſich denn auch von ihm bereden laſſen, das Handwerk aufzugeben, damit Musje Hoffart den Herrn ſpielen und die reiche Kürſchners Tochter in Brotterode heirathen kann.“

„Ich habe doch gehört, er wollte eines Schleifers Tochter nehmen, aber ſein Vater litte es nicht.“

„Ja zu ſeinem Vergnügen mag der aufgeblaſene Junge wohl das arme Mädchen gehabt haben; angeführt hat er das gute arme Kind, und hernach hat er ſchnell um die Brotteröderin gefreit und ſich feſt mit ihr verſprochen. Nun muß ſich die Schleifers Dörte-Marie von ihm auslachen und die ſchlechteſten Dinge nachreden laſſen.“

„I der Schuft!“ rief der Fuhrmann empört. „Heute beim Aufladen fuhr er mir über’s Maul. Aber wart’, mein Bürſchchen! Dir möcht’ ich ſchon eins anhängen.“

„Da thätet Ihr ein gutes Werk, Andres, und ich wäre Euch gern dabei behülflich.“

„Nun, das läßt ſich überlegen!“ ſagte der Fuhrmann ſchadenfroh ſchmunzelnd und ging wieder an ſeine Arbeit. Der Schneider brütete über der ſeinigen, und ſeine Nadel ging nicht ſo flink, als ſeine Gedanken.

Abends ſaßen der Schneider und der Fuhrmann im Bierhauſe zuſammen und verkehrten viel heimlich mit einander, lachten zuweilen und zechten wacker. Der

Fuhrmann bezahlte und drückte dem Schneider beim Abſchiede vergnügt die Hand.

Am andern Morgen in der erſten Frühe ging das beladene Geſchirr ab. Henner, wie immer flink, war ſchon bei Wege. Der Fuhrmann benahm ſich äußerſt devot gegen ihn und titulirte ihn einmal über das andere „Herr Schüßler," was dem eitlen Burſchen ſchmeichelte.

„Hören Sie, wertheſter Herr Schüßler," ſagte endlich Grumbholz, „ich kann nicht fortfahren, bevor Sie mir nicht das Verſprechen gegeben haben, mir eine Ehre zu erzeigen."

„Eine Ehre? Und welche?" fragte Henner.

„Daß Sie mich dies Jahr auf unſerer Kirmeß in Schmerbach beſuchen. Da wollen wir einen oder ein Paar frohe Tage verleben. Na, ſchlagen Sie ein!"

„Recht gern! Ich bin ohne dies noch auf keiner Kirmeß außer unſerer eigenen geweſen."

„Ein Wort ein Mann. Sie kommen. Und nun Gott befohlen!" Und er fuhr davon. Henner aber, von dem Gedanken lebhaft ergriffen, daß dieſer Kirmeßbeſuch ihm Gelegenheit verſchaffen werde, endlich einmal wieder mit Dörte-Marie zu tanzen und fröhlich zu ſein, fand noch, bevor er zur Meſſe abreiſte, Mittel, die Geliebte von dieſer hoffnungsvollen Ausſicht zu benachrichtigen.

Der Herbſttag war lieblich. Der Fuhrmann Grumbholz hatte Hennern noch einmal an das gegebene Verſprechen erinnern laſſen; Dörte-Marie hatte eine höchſt dringende Urſache zu einem Wege nach Eiſenach an dieſem Tage aufgefunden, und der Schneider daraus großen Verdacht geſchöpft. Henner ſattelte das Pferd und erhielt von ſeinem Vater einen Thaler in 24 einzelnen Groſchen zugezählt, mit dem Vermahnen, nicht Alles durchzubringen. Es gehörte nämlich mit zu den ſtrengen Grundſätzen Valtin Schüßler's, ſeinen Söhnen, ſo lange ſie an ſeinem Tiſche ſaßen, nur ein ſpärliches Taſchengeld zu geben und ihnen keine Nebengeſchäfte auf eigene Hand zu erlauben. Dadurch geriethen ſie, die man überall als reiche junge Herren betrachtete, nicht ſelten in große Verlegenheit. Leider war dem Schneider dieſer Umſtand gar wohl bekannt. Henners Erſparniſſe beliefen ſich kaum auf einen Thaler; denn er hatte in der letzten Meſſe in Leipzig Dörte-Marien einen goldenen Ring gekauft. Mit dieſer geringen Baarſchaft ſetzte er ſich auf das Rößchen und trabte fröhlich thalwärts. Nun gibt es zwar einen weit nähern Weg durch das Gebirge, und um dieſen zu machen, muß man das Dorf aufwärts, aber Henner zog es vor, den bequemern Weg über Heiligenſtein, Thal und Seebach um den Gebirgsarm herum zu reiten; auch wollte er ſich durch ein verabredetes Zeichen an der Schleifkothe überzeugen, ob Dörte-Marie bereits fort ſei oder nicht; denn davon hing ab, ob er unterwegs auf ſie warten ſollte, oder ſie auf ihn. Er ſah ein weißes Tuch aus dem bezeichneten Fenſter flattern; ſie war ihm voraus geeilt, und er ließ den Rothfuchs tüchtig ausgreifen. Was kümmerte ihn jetzt ſeine ſeichte Kaſſe. Er ſollte die Geliebte nach langer Entbehrung an's Herz drücken und dann wollte er mit ihr tanzen und recht fröhlich ſein; dazu hatte er Geld genug. Ach, er ahnete nicht, daß ſein böſer Dämon bereits auf dem Bergwege dem kleinen Walddörfchen zueilte, um all' die gehoffte und erſehnte Luſt in ihr Gegentheil zu verwandeln!

Zwiſchen Seebach und Schmerbach erhebt ſich eine kleine Höhe, einer der Verbindungsſtege zwiſchen dem Hauptgebirge und dem niedern Vorgebirge, und vom letztern zieht ſich der Birkenwald bis faſt an den Weg. An dieſer Waldecke war der verabredete Ort der Zuſammenkunft der beiden Liebesleute. Als Henner noch im Thale war, ſah er oben am Walde ſchon ein zweites weißes Tuch winken; er ſetzte dem Pferde die Sporen ein, und umarmte wenige Minuten ſpäter die geliebte Dörte-Marie. — Wie glühte die Holde vom ſcharfen Gange und der ſchönen Erfüllung ſehnſüchtiger Erwartung! Alles Leid war vergeſſen, vergangenes und drohendes; und nach der erſten zärtlichen Begrüßung huſch in's Birkenwäldchen, wo bald ein bequemes lauſchiges

Plätzchen gefunden war. Der Rothfuchs wurde an einen Baum gebunden, und die glücklichen Naturkinder ſetzten ſich Arm in Arm am Fuße deſſelben nieder. Was gab es da nicht Alles zu fragen, zu erzählen, zu berichtigen, zu ſchmollen und zu betheuern! Was Wunder, wenn die Kirmeß ſtundenlang ganz vergeſſen war! Endlich wurde Henner durch Hunger daran erinnert. Die Mittagszeit war längſt vorüber, und der Stand der Sonne deutete an, daß man ſich beeilen müſſe, wenn man noch etwas von der Kirmeß genießen wolle. Das Pärchen brach auf, und Henner hoffte, bei ſeinem Gaſtfreund Grumbholz noch etwas Schmackhaftes in der Kirmeßſchüſſel zu finden, ja es beſchlich ihn ſogar der ſtolze Gedanke, man möchte mit dem Mittagseſſen auf ihn gewartet haben. — Das Pferd hinter ſich her am Zügel führend, ging er mit Dörte-Marie Arm in Arm dem nahen Dörfchen zu, ein hoher Genuß für Beide, deſſen ſie ſo lange hatten entbehren müſſen. Als ſie ihren fröhlichen Einzug in Schmerbach hielten, empfing ſie der ſchadenfrohe Blick eines tückiſchen, von ihnen nicht geſehenen Auges, das des Schneiders Reineck, der in einem Fenſter des Wirthshauſes lauernd lag und ſchon lange auf ſie gewartet zu haben ſchien. Er flüſterte dem Bierwirthe jetzt ein Paar Worte in's Ohr und entfernte ſich aus der Stube. Der Wirth war aber eben der Fuhrmann Grumbholz.

Henner trennte ſich draußen von ſeiner Geliebten; ſie ſuchte ein ihr befreundetes Haus auf; er trat in das Wirthshaus.

Beide verſprachen ſich, in einer halben Stunde — länger gedachte Henner nicht zu tafeln — an der Linde, dem Tanzplatz, wieder zu treffen. Es berührte Hennern unangenehm, daß ſein Gaſtfreund zugleich Bierwirth war, was er nicht gewußt hatte, noch unangenehmer, daß er die Stube geſtopft voll Zechgäſte fand, die, halb berauſcht, einen großen Lärm machten und den Raum mit einer fürchterlichen Atmoſphäre von Tabaksrauch und andern unangenehmen Gerüchen erfüllten. Mit Mühe arbeitete er ſich zum Wirthe durch, der ihn mit einem kühlen: „Nun, ſind Sie da? das iſt ſchön!“ empfing und ihn auf eine Bank hinter einem Tiſche am Ofen ſchob, auf welcher zu ſeinen beiden Seiten fünf bis ſechs ſchmauchende und zechende handfeſte Kerle Platz nahmen. So dicht war der ganze Tiſch an allen vier Seiten beſetzt, eben ſo die übrigen Tiſche. An dem einen wurde gekartet, an dem andern gewürfelt, an allen geflucht und getobt. Bier und Branntwein floſſen überall. Henner bemerkte, daß ſeine Tiſchgenoſſen ſich mit Würfeln beſchäftigt hatten und das Spiel durch ſeine Ankunft unterbrochen worden war; jetzt griffen die wüſten Geſellen wieder darnach, und Einer ſchob ſie ihm hin. Da er nicht ſonderliche Luſt bezeigte, ſo rief gleich ein Anderer trotzig: „Na, wollt Ihr uns verachten, weil Ihr ein reicher Kaufmann aus der Ruhl ſeid? Unſer Geld iſt auch kein Blech!“ Henner war eingeſchüchtert und nahm die Würfel. Aber die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Durſt, Unbehaglichkeit, Hitze und Hunger. Da ihm Niemand etwas bot, ſo forderte er ein Kännchen Bier. Der Wirth brachte es; Henner bot ihm das Geld dafür und Grumbholz nahm es mit einem hämiſchen Geſicht. Henner ärgerte ſich im Stillen über des Mannes Unverſchämtheit und trank. Das Bier hatte einen ſeltſamen ſtarken Geſchmack. Die Würfel wanderten am Tiſche um; es wurde ziemlich hoch geſpielt, und die Verluſte in einem Teller geſammelt, um nachher in Bier und Branntwein vertrunken zu werden. Henner hatte entſchiedenes Unglück; er verlor jedes Mal und ſah zu ſeiner Beſtürzung ſeine Kaſſe ſchnell auf die Neige gehen. Dies machte ihn immer mißmuthiger; dazu quälte ihn der Hunger mehr und mehr, das ſtarke Bier reizte ſeinen Durſt immer ſtärker; er trank und trank und fühlte ſich plötzlich berauſcht. Dazu war die halbe Stunde längſt verſtrichen; der Gedanke, daß Dörte-Marie ſeiner warte, daß ſie keinen Beſchützer in dem fremden Dorfe habe, quälte ihn; er ſchwitzte Angſtſchweiß. Er wollte aufſtehen, aber er ſaß wie eingekeilt und konnte vor Lärm nicht zum Worte kommen; ſeine nächſten Nachbarn hörten ihn nicht, es ſchwirrte und brauſ'te ihm im Kopfe wie Mühlräder und eh' er ſich's verſah, hatte er keinen Groſchen mehr in der Taſche. Jetzt drängte ſich ihm die Nothwendigkeit auf, daß er durchaus etwas eſſen müſſe, wenn er nicht umſinken wollte; denn er glaubte, der Rauſch käme von dem Biere in ſeinem leeren Magen, und allerdings mochte dieſer Umſtand ſeinen ſchnellen Rauſch mit herbeigeführt haben. Er ſchrie alſo aus Leibeskräften, ihm Platz zu geben, und als noch keiner der Mitſpieler auf ihn hörte, ſprang er auf den Tiſch. Zehn Arme riſſen ihn fluchend und ſcheltend herab; er ſchlug wüthend um ſich und rief nach dem Wirth. Aber Grumbherz war nirgends zu ſehen. Ein ſchmutziger Junge fragte nach ſeinem Begehr, und Henner forderte zu eſſen. Es dauerte lange; Henner konnte ſich kaum auf den Beinen halten und hörte ſpöttiſch Stichelreden über ſich, die ihm durch Mark und Bein gingen. Henners Galle kochte, aber er wollte um jeden Preis erſt eſſen. Endlich kam der Junge und brachte zu Henners ſchmerzlichem Erſtaunen einen kleinen harten Fauſtkäſe und ein Stück altes grobes Brod.

„Habt Ihr nichts Beſſeres zu eſſen?“ rief der empörte Burſche.

„Nein!“

Henner griff in Verzweiflung nach dem Dargebotenen. Der Junge hielt die Hand mit den Worten auf

„Heute muß Alles gleich baar bezahlt werden.“

Henner glaubte in die Erde ſinken zu müſſen vor Scham.

„Wo iſt Grumbholz der Wirth?! Ich muß mit ihm reden.“

„Ich weiß es nicht. Es iſt einerlei ob Ihr ihn bezahlt, oder mich. Ich habe Euch den Käs gebracht, und mich müßt Ihr bezahlen.“

Während dieſes Zwiegeſpräch geführt wurde, war auf einmal wie auf ein verabredetes Zeichen der Lärm in der Stube verſtummt, und eine Kirchhofſtille an ſeine Stelle getreten. Keiner der Zechgäſte regte ſich, und durch die Thürſpalte ſteckte der Schneider Reineck ſein teufliſch grinſendes Geſicht.

„Ich habe mein Geld verſpielt!“ weinte Henner vor Wuth. „Grumbholz muß mir borgen.“

„Haben die reichen Kaufmannsſöhne aus der Ruhl nur ein Paar Groſchen in der Taſche, wenn ſie auf andere Dörfer zur Kirmes gehen?“ fragte einer der Spieler hämiſch.

Alle Anweſenden brachen in ein wieherndes Gelächter aus. Es war Hennern zu Muth, als ob die Stube voller lachender Teufel wäre; er ſah alle Geſichter verzerrt; er wußte nicht mehr was er that, aber eine furchtbare Wuth bemächtigte ſich ſeiner, und er ergriff eine Bierkanne und ſchleuderte ſie dem hämiſchen Frager mit den Worten an den Kopf: „Ihr Schurken, habt mich betrogen!“ Dies war das Signal zu einem allgemeinen Aufſtand. Im Nu langten funfzig Arme nach ihm, Bierkannen wurden auf ſeinem Kopfe zerſchlagen; er lag am Boden, eh' er ſich's verſah und wurde jämmerlich geſchlagen und getreten. Dabei regneten alle möglichen Schimpfworte auf ihn herab. Der Schneider kitzelte ſich mit dem Gekicher befriedigter Rachſucht.

Plötzlich donnerte eine Stimme „Halt!“ Henner fühlte ſich emporgeriſſen und zur Thüre hinausgeſchoben, und ſein umnebeltes Auge erkannte den Wirth. Ein Halloh im großen Chor ſchallte hinter ihm drein. Henner ſtand auf der Gaſſe und war ziemlich nüchtern geworden. Jetzt dachte er nur an Dörte-Marie und rannte, als wenn ihm der Kopf brennte, nach der Linde; denn ſchon begann es zu dämmern, und Regenwolken zogen am Himmel auf.

Tanzjubel ſchallte ihm entgegen, aber als er nahe kam, unterſchied er Dörte-Marie's weinende Stimme, und erkannte ſie inmitten einer Anzahl betrunkener Burſche, die ihr eben nicht mit den feinſten Manieren zuſetzten, und deren Zudringlichkeiten ſie ſich nicht erwehren konnte. Henner wollte ſich eben Bahn zu ihr brechen, als ihn der Platzmeiſter gewahrte und mit einem auf einem zinnernen Teller ſtehenden Bierglaſe auf ihn losſchritt. Auf ſeinen Wink ließ die Muſik einen Tuſch erſchallen. Henner kannte dieſe Procedur nur zu wohl, die unter dem Vorwande, dem Fremden eine Ehre anzuthun, auf ſeine Börſe ſpeculirt. Man kann das Glas Bier nicht unter vier Groſchen bezahlen, und Henner hatte nicht einen mehr. Das Bier aber ausſchlagen gilt für eine Beleidigung. Inzwiſchen blieb dem armen Burſchen keine Wahl weiter; er wies es zurück. Ein allgemeines Murren entſtand, Schelt- und Spottworte fielen; er hörte ſich einen Lumpen nennen, der doch ein reicher Kaufmannsſohn ſein wolle. Henner aber dachte jetzt nur daran, ſeine Dörte-Marie zu befreien und drang ungeſtüm vorwärts. Nun aber vertraten ihm unverſchämte Menſchen den Weg, Dörte-Marie jammerte laut, und Henner ſchlug wie ein Wahnſinniger rechts und links um ſich. Da fielen zum zweiten Mal mächtige Schläge auf ihn, und er wurde ganz unbarmherzig zerbläut. Doch hatte er in all dieſem Elend die Freude zu ſehen, daß Dörte-Marie, von dem Tumulte begünſtigt, aus dem Gedränge entwiſchte. Nun gelang es auch ihm bald, den fürchterlichen Fäuſten der ſchmerbacher männlichen Jugend zu entrinnen. Von der unterdeſſen eingebrochenen Nacht begünſtigt, ſuchte er ſie in dem ihr befreundeten Hauſe, erfuhr aber dort, daß ſie bereits den Rückweg nach Ruhla angetreten habe, und lief nun in's Wirthshaus, zog ſein Pferd aus dem Stalle und ſchwang ſich darauf. Da ſtand aber ſchon wieder der infame ſchmuzige Junge und forderte das herkömmliche Trinkgeld. Henner warf ihm dafür einen derben Fluch an den Kopf. Aus Rache verfolgte ihn der Bube ſchimpfend, höhnend, ſchreiend; andre Dorfjugend, der ſich hier eine willkommene Gelegenheit bot, ihre Kirmesfreuden auf wohlfeile Art zu vermehren, ſchloß ſich lärmend an, das Pferd wurde ſcheu und lief wie toll davon, Henner wußte nicht wohin, und ſo ſah er ſich plötzlich wieder unter der Linde bei dem tanzenden Haufen, der eben im Begriff ſtand, vor dem drohenden Regen mit klingendem Spiele ab und in das Wirthshaus zu ziehen, wo man auf dem Tanzboden die unermüdliche Beluſtigung in der Nacht fortzuſetzen gedachte. Kaum hatten die überfröhlichen Burſche in dem daher ſprengenden Reiter den ſtolzen Rühler wieder erkannt, über den ſie ſich eben noch luſtig machten, als ſie auch ein wildes Spott- und Hohngeſchrei erhoben, in welches die Muſik neckend einſtimmte. Henner auf ſeinem muthigen Gaule war gar nicht in der Stimmung, dieſe abermalige Verhöhnung ſeiner ruhig zu ertragen; ohne ſich lange zu beſinnen, ſprengte er mitten unter das tobende Geſindel, und überritt einige von der ungezogenen Brut. Schreiend und fluchend ſtob der Haufe von einander, aber einen Augenblick darauf ſauſten auch ſchon nachgeſchleuderte Steine und Knittel um Henners Kopf, ja er fühlte ſich ſogar im Rücken ſchmerzlich getroffen, und auch das Pferd ſchien einige

Schläge erhalten zu haben, denn es that Sätze, als ob es raſend wäre und Henner vermochte ſich nur mit Müh' im Sattel zu erhalten. Er wußte nicht wohin das Thier lief, aber er entging ſeinen Verfolgern; denn mehrere waren mit Steinen hinter ihm drein. Als er etwas zur Beſinnung kam, hatte er das Dorf weit hinter ſich und befand ſich auf einem Wege, der, ſo viel er bei der großen Dunkelheit unterſcheiden konnte, die Richtung verfolgte, die er nach Hauſe einzuſchlagen hatte. Inzwiſchen fing es heftig zu regnen an, und die Dunkelheit wurde ſo dicht, daß er keinen Schritt vor ſich ſehen konnte. Dazu ſchmerzten ihm alle Glieder von den empfangenen Schlägen, und der Kopf war ihm wüſt und centnerſchwer. Er ſah ſich genöthigt, ſich ganz auf ſein Pferd zu verlaſſen, das rüſtig fürbaß ſchritt. Bald merkte er, daß er im waldreichen Gebirg und alſo auf falſchem Wege war; er konnte aber nichts weiter thun, als das Pferd vorwärts ſchreiten laſſen. Es ging bergauf, bergab, Baumzweige ſchlugen ihm in's Geſicht; er ſtieß mit dem Kopfe an Aeſte und mußte ſich mit dem Oberkörper auf den Hals des Pferdes legen, um nur an den Augen keinen Schaden zu nehmen. So ritt er eine geraume Zeit auf ſchlechtem moraſtigen Wege durch den Wald. Plötzlich vernahm er einen nahen ſeltſamen Ton; das Pferd ſtutzte und that einen Satz. Henner richtete ſich in die Höhe, um zu horchen, aber in demſelben Augenblicke riß ihm ein vorſtehender Baumaſt den Hut vom Kopfe. Dieſer an ſich ſo geringfügige Umſtand wurde der Wendepunkt ſeines Schickſals und gab ſeinem Leben eine andere Richtung, als die geweſen ſein würde, hätte er den Hut auf dem Kopfe behalten. Er mochte nämlich die Kopfbedeckung um ſo weniger einbüßen, als der Regen fort und fort in dünnen Fäden ſtrömte; deshalb ſtieg er ab, um den Hut zu ſuchen, was in der Finſterniß keine leichte Sache war. Den Zügel in der Hand haltend, tappte er mit den Händen in Koth und Laub umher. Aber er fand nichts und wollte ſich eben wieder verdrießlich zum Pferde wenden, als ein Wild mit demſelben ängſtlichen Tone, den er ſchon vernommen, ganz in ſeiner Nähe aufſprang und neben dem Pferde vorüber ſetzte. Im Nu riß dieſes die Zügel aus Henners Hand und rannte in wilden Sätzen auf und davon. Vergebens war Henners verzweifeltes Rufen; nach wenigen Minuten waren ſchon die ſchnellen Hufſchläge verhallt, und der Jüngling ſtand allein im Walde, in Nacht und Regen, ohne Hut, von Hunger und Durſt gequält, von empfindlichen Schmerzen an allen Gliedern gepeinigt und von einer fieberhaften Hitze überglüht. Jetzt ſuchte er noch einmal nach dem verlornen Hute, und als er ihn fand, ſchritt er entſchloſſen weiter, obgleich er nicht ſelten bis an die Knie in Koth verſank. So rückte er nur ſehr langſam vorwärts, und ſeine Kräfte droheten zu ermatten. Schon war er einige Stunden unterwegs und hätte der Zeit nach zu Hauſe ſein müſſen, da gelangte er endlich in ein enges Wieſenthal, in deſſen Tiefe er einen kleinen Bergbach rauſchen hörte. Dies war für den kummervollen Wandrer eine frohe Entdeckung. Denn wer ſich im Gebirge verirrt hat, bei Nacht oder bei Tage, thut immer am beſten, das Gerinne eines Bergwaſſers zu verfolgen, welches ihn ſtets zu menſchlichen Anſiedlungen leiten wird. Dieſe Hoffnung betrog auch Hennern nicht. Nachdem er ſeine lechzende Zunge an der reinen kühlen Fluth des Bächleins gelabt hatte, fühlte er ſich wieder etwas geſtärkt und ſchritt nun thalwärts.

Noch hatte er mit manchem Hinderniſſe zu kämpfen, denn die Wieſen waren ſumpfig und voller Erlenbüſche, die nächſten Thalhänge ſteil, und ſeine Ermattung ſtieg mit jedem Schritte. Endlich nach einer Wanderung, die faſt zwei Stunden gedauert hatte, erreichte er einige kleine Häuſer, die ſich wie furchtſam an die Berghänge zu beiden Seiten angeſchmiegt hatten, und er erkannte, daß er ſich im Dörfchen Thal befand. Das ganze Dorf, welches er von oben bis unten durchwanderte, lag im tiefſten Frieden des Schlafs. Mit Mühe erreichte er das Wirthshaus, welches ſo an dem ſteilen, ruinengekrönten Scharfenberge angebaut iſt, daß man vom

Hofe, einer Bergterraſſe, aus in das obere Stock tritt, wo ſich die Gaſtzimmer befinden. Henner hatte weder Luſt noch Kraft, den Wirth herauszupochen; er wollte wenigſtens erſt auf andere Art in's Haus zu kommen ſuchen. Mit der Gelegenheit deſſelben genau vertraut, ſtieg er in den Hof hinauf und verſuchte, ob ein neben der Hofthüre befindliches Scheibenfenſter zu öffnen ſei. Der Schieber wich zurück, Henner kletterte mit dem letzten Aufgebot ſeiner Kraft an der Wand empor und kroch durch das geöffnete Fenſter in's Haus. Zwei Gaſtſtuben ſind neben einander, eine große und eine kleine. In der letztern wußte Henner das Faulbett ſtehen und vermuthete ſie wärmer als die erſtere; deshalb ſchlich er in jene. Zu ſeiner Freude fand er auf dem Faulbette ein großes raubes, zuſammengeſchlagenes wollnes Tuch, das er für einen tyroler Teppich hielt. Er hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſich ſeines naſſen Rockes und ſeiner Stiefeln zu entledigen, ſich in den großen Teppich zu hüllen und auf das Faulbett auszuſtrecken, wo er bald darauf in tiefen Schlaf verfiel.

Der flüchtige Rothfuchs hatte, von ſeinem natürlichen Inſtinkt geleitet, in nicht gar langer Zeit Ruhla und das Schüßler'ſche Haus erreicht und machte ſich den Bewohnern deſſelben bemerkbar. Dieſe, eben im Begriff zu Bette zu gehen, glaubten nicht anders, als daß Henner angekommen ſei, und groß war ihre Beſtürzung, als ſie ſich überzeugten, daß nur das ledige Pferd vor der Thüre ſtehe. Mutter und Töchter erhoben ein Jammergeſchrei, der Vater machte ein ernſthaftes, bekümmertes Geſicht, und die Söhne ſtanden verlegen. Aber Valtin Schüßler zeigte ſich auch jetzt als der in jedem Schickſal raſch entſchloſſene Mann.

„Etwas Unangenehmes iſt dem Jungen begegnet,“ ſagte er ernſt. „Deshalb braucht er aber gerade noch nicht todt zu ſein. Wir müſſen ihn ſo ſchnell als möglich aufſuchen, um ihm Hülfe zu leiſten, wenn er ſolche braucht.“ Damit meinte er die Söhne, und dieſe ſtanden nebſt ihm ſchon nach wenigen Minuten marſchfertig, brennende Laternen in der Hand. Aber Frau Ebelies und ihre Töchter wollten durchaus auch mit. Sie meinte, „der gute Henner könne ja in einem Zuſtande gefunden werden, der ſchnelle weibliche Pflege erheiſche. Frau Mieke erklärte ſich bereit, ſich dem weiblichen Perſonal anzuſchließen, und Valtin ging mit dem „Großen“ und dem „Kleinen“ voraus. Schweigend wanderten ſie auf dem Wege nach dem Heiligenſteine zu. In der ſogenannten heiligenſteiner Hecke kam ihnen eine Weibsperſon mit einer Kötze*) auf dem Rücken entgegen. Kriſch leuchtete ſie mit der Laterne an. Man erkannte ſich gegenſeitig zu nicht geringer Verwunderung. Es war die heimkehrende Dörte-Marie. Sogleich fuhr es dem alten Schüßler wie ein Blitz durch den Kopf.

---

*) Tragkorb.

„Du kommſt von Schmerbach!“ rief er dem erſchrockenen Mädchen zu, welches nicht zu leugnen wagte. „Wo iſt Henner?“

„Ich weiß es nicht!“ verſetzte ſie mit kaum hörbarer Stimme und ringender Angſt. „Um Gottes willen! was iſt denn geſchehen? Habt Ihr denn ſchon Nachricht von der Schlägerei?“

„Von der Schlägerei?! Nichts wiſſen wir. Aber Henners Pferd iſt allein nach Hauſe gekommen. Er ſelber fehlt.“

„Ach, du himmliſche Güte!“ ſchrie Dörte-Marie verzweifelt auf, „ſo haben ihn die Schmerbacher noch todt geſchlagen!“

Das Wort wirkte erſchütternd auf die Umſtehenden. Valtin Schüßler verſagte die Sprache. Doch er ermannte ſich und fragte. Dörte-Marie bekannte und erzählte aufrichtig Alles, was ſie wußte. „Ich bin aus dem abſcheulichen Gewühl und Gebalge entſprungen und machte mich auf den Heimweg; ich ging langſam und wartete oft halbe Stunden lang auf Hennern, und als er nicht hinter mir herkam, hat ſich meiner eine wahre Todesangſt bemächtigt. Aber ich will einen Eid darauf ablegen, der nichtswürdige Fliegenſchneider iſt am ganzen Unglück ſchuld.“

„Der Fliegenſchneider? — Reineck?“ fragten Schüßler und ſeine Söhne. „Iſt denn der Schneider auch in Schmerbach zur Kirmes geweſen?“

„Ei freilich! Er iſt noch drüben.“

„Niemand von uns weiß davon ein Wort, ſelbſt ſeine Frau nicht. Aber erzähle weiter!“

„Als ich in Martlieſens, der Wittfrau, Haus kam, erzählte mir ihre Tochter Suſanne, die ſchmerbacher Burſche erwarteten einen Rühler, welcher den Buckel voll Schläge kriegen ſolle. Jeder habe dafür vom Gaſtwirth Grumbholz eine Kanne Bier und ein Viertelchen Branntwein frei erhalten. Dies hatte ſie von ihrem Schatz gehört; ſie wußte aber nicht anzugeben, wie der Rühler hieß, und weshalb er Schläge bekommen ſollte, und mein Herz dachte nicht daran, daß es Henner ſein könnte. Als er aber endlich unter die Linde kam, da hatte ich's weg. Denn ſie riefen ſich unter einander zu: Das iſt er! drauf! Nachher als ich aus dem Dorfe fortging — es war ſchon dunkel — ſah ich den Schneider Reineck mit einigen verdächtigen Kerlen vor dem Wirthshauſe ſprechen und hörte ihn Henners Namen mit höhniſchem Gelächter und ſchlechten Anmerkungen ausſprechen, ſo daß es mir auf der Stelle einleuchtete, daß Reineck die ganze Verſchwörung gegen Henner angezettelt.“

„Der Fliegenſchneider ſoll ja mit dem Teufel durch alle Lüfte fliegen!“ ſagte Valtin und ſchickte ſich an, weiter zu gehen.

„Herr Schüßler!“ rief jetzt Dörte-Marie weinend und ergriff des Kaufmanns Hand, „ich bitte Sie um Gottes willen, laſſen Sie mich auch mitgehen! Ich liefe doch hinter Ihnen her wie ein Hund. Gebt mir eine Laterne! Laßt mich vorausgehen!“ Schüßler drückte ihr gerührt die Hand und wiſchte ſich dann eine Thräne aus dem Auge. Sie nahm die Laterne von Klas und beflügelte ihre Schritte. Aber die Nachfolgenden hörten ſie laut weinen und ſchluchzen. Das ſchnitt dem alten Schüßler durch das Herz. Am Heiligenſtein angelangt, pochte die Geſellſchaft den Wirth heraus, um zu hören, ob Henner nicht im Hauſe ſei; Dörte-Marie leuchtete in jeden Graben, hinter jeden Zaun. Ihre helle Stimme rief mit ängſtlicher Haſt fort und fort laut ſeinen Namen. Durch dieſen Aufenthalt ſtießen auch die Frauen hinzu, und Dörte-Marie mußte Henners Mutter und Schweſtern die traurige Geſchichte noch einmal erzählen. Als ſie fertig war, ſchrie Frau Ebelies in ſchmerzlichſter Verzweiflung: „Er iſt todt! Ach er iſt todt! und von dem niederträchtigen Schneider ermordet. Valtin, Valtin! Du haſt ihn auf dem Gewiſſen. Hätteſt Du ihm erlaubt, dieſes rechtſchaffene Mädchen zur Frau zu nehmen, er wäre noch am Leben. Denn Dich, gute Dörte-Marie, Dich hat er ja doch nur allein geliebt." Und mit dieſen Worten fiel ſie der unglückſeligen Schleiferstochter um den Hals und weinte bitterlich. Alle weiblichen Augen ſtimmten ein, und ſelbſt der alte Schüßler ſchluchzte. „Wahrlich und Gott!" ſagte er, „wenn er noch am Leben wäre, Du ſollteſt ihn haben, Dörte-Marie. Und wenn er noch lebt und kommt davon, ſo ſeid ihr ein Paar. Mit Hans Kürſchner in Brotterode will ich ſchon fertig werden. — Der Herr ſtraft mich ſchwer für meinen Uebermuth. Doch noch wollen wir nicht alle Hoffnung aufgeben."

Und wieder ging der Zug vorwärts. Die Waſſergräben, welche ſie jetzt paſſiren mußten, wurden unterſucht; dann ſtiegen ſie nach Thal hinab. Der herausgepochte Wirth verſicherte ſchlaftrunken, er habe keine fremde Seele im Hauſe, wohl aber eine Leiche. Seine Mutter ſei geſtorben, und werde morgen in der Frühe begraben werden. —

Weiter ging der troſtloſe Zug nach der Seebach zu. Ihre Bemühungen blieben natürlicher Weiſe hier eben ſo fruchtlos als anderswo, und ſo zogen ſie denn nach einer Stunde in Schmerbach ein. Aus dem Wirthshauſe ſchallte noch Muſik und wüſter Lärm. Die ganze aufgeregte Geſellſchaft trat hinein. Schüßler mit ſeinen

Söhnen an der Spitze. In der Gaſtſtube ſaßen der Schneider Reineck und der Gaſtwirth Grumbholz noch beiſammen bei der Kanne an einem Tiſch und belachten wiehernd das wohlgelungene Bubenſtück. Plötzlich ſtanden die drei kräftigen Männergeſtalten vor ihnen, und Baltin Schüßlers großes Auge blickte ernſt und traurig auf die beiden Lacher. Der Schneider erkannte ſie und erblaßte. Grumbholz rückte verlegen mit dem Stuhle und nahm den Bartel ab, den ſpäten Zuſpruch zu bewillkommnen.

„Wo iſt mein Sohn Henner?“ fragte Baltin mit ſo ſtrengem Tone, daß der Schneider zuſammenzuckte und ihm alles Lachen verging.

„Iſt er denn nicht nach Hauſe gekommen?“ fragte der Gaſtwirth ſcheu, aber die Worte blieben ihm vor Schrecken faſt in der Kehle ſtecken.

„Sein Pferd iſt ledig nach Hauſe gekommen; er ſelber nicht. Wir haben ihn auf dem ganzen Wege geſucht. Wir haben ſeinen Namen weit hin erſchallen laſſen, wir haben in den Wirthshäuſern nachgeforſcht, aber wir haben ihn nirgends gefunden.“

Das iſt eine ſchlechte Geſchichte!“ ſagte der Gaſtwirth und kratzte ſich hinter den Ohren.

„Ja und ſie wird für Euch noch ſchlechter werden,“ fuhr Baltin mit eherner Stimme fort. „Zittert, Ihr Böſewichter! Ich weiß ſchon Alles. Ihr habt meinen Sohn todt ſchlagen laſſen, und der gottloſe Plan war entworfen, ehe er noch hierher kam. Die Burſche auf dem Tanzboden ſollen es bezeugen.“

„Herr Schüßler!“, rief der Gaſtwirth verzweifelt und hielt den davon Eilenden beim Arme zurück, „das iſt ein ganz entſetzliches Unglück! Aber dieſer verfluchte boshafte Schneider iſt ganz allein daran ſchuld.“

„Ich?“ rief Reineck mit blauen Lippen, während ſeine Glieder vom heftigſten Zittern hin- und hergeworfen wurden. „Habt Ihr nicht die falſchen Würfel hergethan, daß Henner ſein Geld verſpielen mußte? Habt Ihr nicht den rohen Kerlen Bier und Branntwein freigegeben, daß ſie ihn zwiſchen ſich nehmen und dann verhöhnen und ſchlagen mußten, als Ihr ihm für den ſchlechten Käs Geld abfordern ließt und er nicht bezahlen konnte und in Wuth gerieth? Habt Ihr ihm nicht Schnaps in's Bier gethan, daß er berauſcht werden mußte? Habt Ihr nicht die Tanzburſche beſtochen, daß ſie erſt die Dörte-Marie mit Zudringlichkeiten beleidigen und dann den Henner abermals prügeln mußten? — He, habt Ihr das Alles nicht gethan?“

„Ja, ich habe es gethan!“ verſetzte der Gaſtwirth; „aber alle dieſe Bosheiten und noch mehr hat der Schneider ausgeheckt und mich beredet, ſie auszuführen. Er hat die Bolzen gedreht und mir das Ziel gezeigt, wohin ich ſie ſchießen ſollte. Wollte er doch, ich ſollte dem Pferde einen Nagel in den Schwanzriemen ſtecken, da mit es ganz toll würde; ich ſollte den Sattelgurt bis auf einige Faſern durchſchneiden, damit er, während Henner heimritte, zerplatze und der Reiter herabfiele."

„O Du miſerabeler boshafter Schurke!" ſchrie jetzt Frau Micke auf ihren Mann hinein. „Warum hat Gott einen Menſchen aus Dir gemacht?! Du biſt zum Affen zu ſchlecht. Ein Stier hätteſt Du werden müſſen, der alle Tage Brügel erhält. Aber dieſe Niederträchtigkeit bringt Dich an den Galgen."

Der Schneider hatte kaum die Stimme ſeiner Frau vernommen, die er am wenigſten hier vermuthet hatte, als ſein Muth zwanzig Grad unter den Gefrierpunkt ſank. In fürchterlichſter Zerknirſchung fiel er vor Schüßler auf die Knie und rief, die gefalteten Hände hoch zu ihm emporhebend, mit weinerlicher Stimme: „Ach, Gnade und Barmherzigkeit! Gnade und Barmherzigkeit!"

„Seht, Herr Schüßler," fuhr der Gaſtwirth in dem heuchleriſchen Beſtreben fort, ſich ſo weiß, und den Schneider ſo ſchwarz als möglich zu machen, „als ich bei Euch in der letzten Michaelismeſſe auflud, beleidigte mich Euer Sohn durch Stolz, Uebermuth und befehlshaberiſches Weſen. Da ſagte mir denn der Schneider, daß Henner ein ganz ſchlechter Junge ſei, daß er erſt eine hübſche Schleiferstochter mit dem Eheverſprechen verführt und dann nach Brotterode gelaufen ſei, um eine reiche Kaufmannstochter zu heirathen.“

„Ei, Ihr ſchwarzer Lügenſack!“ warf Dörte-Marie dazwiſchen, und der Schneider erkannte ſie zu neuem Schrecken und meinte vor Scham in die Erde ſinken zu müſſen, daß die Geliebte ihn in ſolcher Situation ſah.

„Dies Alles erbitterte mich ſehr gegen Henner,“ fuhr der Wirth fort. „Der Schneider verſprach mir nun eine neue Jacke zu machen, wenn ich dem Henner Eins auswiſchte. Er gab mir Abends die Art und Weiſe an, und am andern Morgen, eh' ich abfuhr, ließ ich mir von Eurem Sohn das Verſprechen geben, mich zur Kirmes zu beſuchen. Freilich ſo ſollte es ja nicht kommen. Aber ich ſage es noch einmal, der Schneider iſt an Allem ſchuld.“

„Glaubt ihm nicht, dem ſchlechten Kerl!“ wimmerte Reineck, der ſich Dörte-Marie's wegen erhoben hatte. „Er war voll Bosheit und Rachſucht gegen Sie, Herr Schüßler, daß Sie nun ein reicher Kaufmann geworden ſeien und nicht mehr ſeines Gleichen ſein wollten und meinte, er wolle Ihnen alle mögliche Tücke anthun.“

„Lügenhund!“ rief der Gaſtwirth und ſuchte ſich Muth anzuſchreien. „Hinaus mit Dir, Du ſchlechte Schneiderſeele! hinaus und noch Zehrung auf den Weg!“ Und von den breiten Fuhrmannshänden wuchtig getroffen, flog der Schneider ſchreiend in die Höh'. Grumbholz fing ihn wie einen Spielball auf und warf ihn erſt an die Wand, daß ihm die Glieder krachten und dann hinaus auf die Straße.

„Mir kommſt Du nicht wieder!“ zeterte ihm Mieke nach. „Wenn Du es wagſt, mein Haus zu betreten, ſo laß ich Dich durch den Landknecht hinauswerfen. Melde Dich nur gleich im Gericht; denn Du mußt an den Galgen und wirſt ihm nicht entlaufen.“

„Ihr ſeid ein nobles Paar Brüder!“ ſagte Schüßler. „Mit gegangen, mit gehangen. Jetzt aber will ich die Tanzburſchen befragen, ob keiner weiß, welchen Weg mein armer Junge geritten iſt.“ Während er auf den Tanzboden trat und ein ſcharfes Examen vernahm, zerfloſſen die Frauen in Thränen. Schüßler erfuhr mehr, als ihm lieb war, zwar die Richtung des Weges, welchen Henner eingeſchlagen hatte, aber auch, daß mit Steinen nach ihm geworfen worden war, und daß er leicht tödtlich getroffen worden ſein könne. Immer ein Burſche verrieth und klagte den Andern an, und Schüßler ſchöpfte wenig Hoffnung für das Leben ſeines Sohnes aus dieſem Bericht. Als er wieder in die Stube trat, ſank er troſtlos an ſeines Weibes und an Dörte-Marie's Bruſt und ſprach mit halb erſtickter Stimme

„Wir werden wohl nur ſeine Leiche finden. O Dörte-Marie, könnte ich ihn Dir in's Brautbett legen, ſtatt in den Sarg!“ Es war ein herzzerreißender Anblick.

Eine Partie von den Tanzburſchen erbot ſich, gleichſam zur Sühne ihrer Schuld, die trauernde Geſellſchaft den Weg zu führen, den der unglückliche Jüngling geritten war und ihn mit Laternen im Walde zu ſuchen. Nach kurzer Friſt brach eine ganze Karawane auf und zog ſuchend und rufend dem Walde zu. Hier verfolgten ſie die friſchen Hufſpuren des Pferdes in dem weichen Boden, und da ſie alle Winkel des Weges ausleuchteten, ſo fanden ſie endlich Henners Hut. Ein lautes Rufen verſammelte die ganze Geſellſchaft. Alle ſchloſſen, der Verunglückte müſſe nun in der Nähe ſein; man ſuchte und ſuchte und ging endlich weiter. Man kam ſuchend nach Thal, Heiligenſtein und mit Tagesanbruch nach Ruhla. Hier wurde die in den betrübten Herzen aufgeſtiegene leichte Hoffnung, Henner möchte unterdeſſen angekommen ſein, grauſam vernichtet. Der Jammer war allgemein, und Valtin Schüßler traf Anſtalten, die Gemeinden von Ruhla, Thal, Seebach und Schmerbach zum Suchen ſeines Sohnes im Walde aufbieten zu laſſen.

Dörte-Marie war zu ihrer ängſtlichen Mutter geeilt, um ſich ihrem fürchterlichen Schmerze zu überlaſſen.

Der Schneider Reineck war in einer verzweiflungsvollen Lage. Seine langen dürren Beine ſchlotterten, ſeine Zähne ſchlugen vor Furcht und Angſt an einander, und ſeine lebhafte Phantaſie malte ihm Galgen und Rad und ſeine eigene Hinrichtung mit den lebhafteſten Farben vor. In dieſer entſetzlichen Aufregung ſchlich er in der finſtern Nacht den Heimweg. Aber bald marterte ihn der Gedanke, daß er nicht nach Hauſe dürfe, und die Angſt verzehrte ſeine Kräfte ſo, daß er mit großer Mühe das Dörfchen Thal erreichte. Hier brach er an der Thüre des Wirthshauſes zuſammen und ließ ein anhaltendes klägliches Wimmern ertönen. Dieſe durch die Stille der Nacht ſchauerlich klingenden Jammerlaute drangen zu den Ohren des Wirthes, der noch nicht wieder eingeſchlafen war. Befremdet ſtand er auf, zündete eine Lampe an und ging, um die Thüre zu öffnen. Da lag der verzweifelte Schneider auf der Schwelle.

„Ach nehmt mich auf!“ wehklagte der ſchon von Gottes Strafgericht ereilte Mann. „Laßt mich auf Euer Faulbett legen und gebt mir einen Schnaps.“

„Ich habe nichts dagegen, wenn Ihr Euch auf's Faulbett in der kleinen Gaſtſtube legen wollt,“ verſetzte der Wirth, „aber meine vorgeſtern verſtorbene Mutter liegt im Sarge darin und ſoll in ein Paar Stunden begraben werden. Wollt Ihr der Leiche bis dahin Geſellſchaft leiſten, ſo ſoll's mir recht ſein.“

„Br!“ rief der Schneider und ſchauderte ſich. „Habt Ihr keinen andern Schlafplatz?“

„Weiter keinen als die Ofenbank in der großen Stube. Ich will Euch ein Kopfkiſſen und eine Zudecke geben. Die Leiche wird nicht zu Euch heraus kommen."

Während dieſes Zwiegeſprächs waren ſie in die große Stube getreten, der Wirth ſchenkte den Schnaps ein; der Schneider machte aus der Noth eine Tugend und kroch zähneklappernd auf die Ofenbank, wo ihn der Wirth mitleidig zudeckte. Reineck bat flehentlichſt, ihm das kleine Oellämpchen zu laſſen; der Wirth willfahrte ihm und ging wieder nach ſeiner Schlafkammer. Die ſpärliche Flamme des Lichtes erleuchtete nur einen ſehr kleinen Kreis nothdürftig und ließ in der übrigen großen Stube die Schatten nur noch abenteuerlicher und ſeltſamer erſcheinen. Der Schneider warf die furchtſamen Augen umher und glaubte zuweilen in einer Ecke ſich etwas regen zu ſehen; unwillkürlich hafteten ſeine Blicke dann an der Thüre, welche in die kleine Stube führte und zuweilen war's ihm, als öffne ſie ſich langſam, und es lief ihm eiskalt den Rücken hinab, bis er die Täuſchung inne ward. Dann ſpannte er wieder das Ohr zu ſeiner eigenen großen Qual, denn ihm war's, als habe er in der kleinen Stube eine Bewegung vernommen. Der Schneider war in einer fieberhaften Aufregung, die ihn nicht dazu kommen ließ, ein Auge zu ſchließen. Zu ſeinem einzigen Troſte glaubte er durch die Fenſterſcheiben lichtere Wolken im Oſten zu bemerken, Verkünder des nahenden Morgens. Aber jetzt regte ſich's wieder in der kleinen Stube ganz deutlich! Das war keine Täuſchung. Der Schneider war plötzlich von einem ſtarken Angſtſchweiß überfeuchtet; ſeine Augen richteten ſich ſtarr auf die Thüre.

Jetzt — barmherziger Gott! — jetzt ging ſie wirklich auf.

Das war ebenfalls keine Täuſchung. Denn ſieh! ſieh! die Leiche ſchwankt, in die ſchwarzen und weißen Bahrtücher gehüllt, heraus auf ihn los. Dem Schneider vergingen die Sinne.

Nach mehrſtündigem Schlafe war nämlich Henner durch das laute Geſpräch in der Nebenſtube ermuntert worden und hatte ſeinen Feind an der Sprache erkannt. Obgleich er ſich nun nicht erklären konnte, wie Reineck zu dieſer Zeit hierher kam, ſo war ſeine ihm angeborene Schelmerei doch gleich einig mit ſich, dieſe günſtige Gelegenheit nicht vorübergehen zu laſſen, ohne dem Verhaßten Eins anzuhängen. Deshalb ſchlug er den vermeintlichen Teppich über den Kopf und trat nach einiger Zeit mit langſamen Schritten hinaus.

Als der Schneider wieder zur Beſinnung kam und die Augen aufzuſchlagen wagte, ſtand das fürchterliche Geſpenſt am Tiſche vor ihm. Er faltete alſo die Hände und wimmerte: „Gnade! Gnade!“

„Böſewicht!“ ſagte Henner mit tiefer feierlicher Stimme, „weißt Du, wer ich bin?“

„Ach! ach!“ ſtöhnte der Schneider, noch mehr entſetzt und in der gräßlichſten Seelenqual. „Henners Geiſt!“

„Und bin gekommen, Dich für Deine Bosheit zu züchtigen.“

„Ach, Gnade! Gnade! Barmherzigkeit! Ich wollte ja Deinen Tod nicht, als ich nach Schmerbach ging. Grumbholz iſt an Deinem Tod ſchuld, nicht ich.“

Henner hörte von ihm neue Dinge, aber er durfte doch nicht aus der Geiſtrolle fallen und ſeine Unwiſſenheit verrathen. Als er überdies den zitternden Schneider zu Boden gleiten und hier wimmernd knieen ſah, die gefalteten Hände emporgehoben und fort und fort um Gnade ſchreiend, erſtickte ihn faſt die Lachluſt, und er wagte lange nicht ein Wort zu ſprechen, aus Beſorgniß loszuplatzen und in ein unbändiges Gelächter auszubrechen. Er ergötzte ſich ſtumm an dem Vergnügen, ſeinen Feind in ſolcher Todesfurcht vor ſich auf den Knieen liegen zu ſehen. Was ſollte er weiter thun? Er beſann ſich kurz und ſagte, um noch einen Trumpf drauf zu ſetzen:

„Ich verkündige Dir Deinen baldigen Tod. Dann wirſt Du ewig in der Hölle brennen.“

Dieſe Worte ſchmetterten den Schneider nieder und bewirkten, daß ihm Hören und Sehen verging. Als er triefend von kaltem Schweiß aufzuſtehen vermochte, war der Geiſt verſchwunden; aber Reineck fühlte ſich von einem ſo gräßlichen Grauſen durchbebt, daß er es nicht in dem ſpukhaften Wirthshauſe auszuhalten vermochte. Und ſelber wie ein Geſpenſt, ſchlich er hinaus. Es lag ihm wie Blei in den Gliedern, ſchlimme Gedanken zuckten durch ſeinen Kopf, aber er vermochte ſie nicht feſt zu halten und auszubilden, denn ſie wurden von wilden wirren Bildern verdrängt. Eins blieb endlich feſtſtehen, daß er bald ſterben müßte, daß er als Henners Mörder gehenkt werden würde, und daß es daher beſſer ſei, ſich vorher ſelbſt zu henken. Ein Verlangen lebte nur noch in ſeiner Bruſt: er wollte von ſeinen Freunden in der Schleifkothe Abſchied nehmen, er wollte die heißgeliebte undankbare Dörte-Marie nur noch einmal ſehen. Und ſo ſchlich er weiter durch den kalten, nebligen Herbſtmorgen, der zu ſeiner Stimmung paßte; aber er brauchte länger als eine Stunde, um die Schleifkothe zu erreichen. An der Thüre begegnete ihm Dörte-Marie mit verweinten Augen.

„Ach, Dörte-Marie!“ ſchrie er in der jämmerlichſten Verzweiflung, „ich habe ſeinen Geiſt geſehen.“

„Weſſen Geiſt, Ihr unſeliger Menſch?“ fragte das Mädchen.

„Henners Geiſt! Er hat mir auch meinen baldigen Tod verkündigt. Es iſt aus mit mir! Aus mit all’ meinen ſchönen Plänen. Ich werde auf Erden nicht mehr fliegen. Ich will jetzt hinauf in den Wald gehen und mich an einen Aſt henken.“

„Daran thut Ihr wohl und erſpart den Lohn des Henkersknechts,“ ſagte ſie unbarmherzig und kehrte ihm den Rücken.

Dieſes Wort aus dem ſchönen Munde der Angebeteten drückte ſeiner geiſtigen Vernichtung gleichſam das Siegel auf; denn er hatte wenigſtens zum Abſchied auf ein freundliches verſöhnendes Wort von der Grauſamen gehofft. Jetzt fuhr ihm der ſchadenfrohe Gedanke durch den Kopf, ſich an den nächſten Baum vor ihrem Fenſter zu henken, aber ihm fehlte — der Muth, und ſo ſtarrte er gerade aus in's Blaue.

Siehe, da kam flink und rüſtig über den Steg im hellen Morgenſchein, lächelnd und glücklich — Henner und ſchwenkte zum Gruße des thälſchen Wirths lederne Mütze, die er geborgt. Er hatte ſich nach Reineck's Abzug den Ofen heizen laſſen und ſeine Kleider getrocknet; hatte Speiſe und Trank zu ſich genommen und herzlich gelacht, daß er neben der Leiche einer alten Frau und in die Bahrtücher gehüllt, die ihm gar wohl gethan, köſtlich geſchlafen und nachher den Schneider in ſo große Furcht gejagt hatte, den ihm ein gerechtes Geſchick gewiſſermaßen ſelbſt an's Meſſer geliefert. Er hatte ferner vom Wirth vernommen, daß ſein Vater ihn in der

Nacht geſucht, und auch das hatte ihn gekitzelt, und ſo war er denn in der froheſten Laune von der Welt aufgebrochen und langte mit der froheſten Laune in der Schleifkothe an. Dörte-Marie ſtieß bei ſeinem Anblick einen Freudenſchrei aus und lief ihm entgegen, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, zog ſeinen Mund an den ihrigen und rief, ihn küſſend:

„Lebſt Du denn, Henner? Nun Gottlob! Nun biſt Du mein. Und ich bin unzertrennlich Dein. Nun iſt Alles gut. Ach Gott, wie gut!“

Kurze Fragen, frohe Antworten; bald wußte Henner ſeines Vaters Verſprechen und alles Andere.

Wonneſtrahlend hing ſich Dörte-Marie an ſeinen Arm und ſo wanderten ſie das Dorf hinauf. Aus allen Fenſtern wurden ſie gegrüßt; denn die Kunde ſeines Unglücks hatte ſich kurz vorher verbreitet. Geſchäftige Jugend lief voraus, um Henners Ankunft im Vaterhauſe anzuſagen, und Eltern und Geſchwiſter eilten dem Paare entgegen, herzten und küßten ſie und führten ſie im Triumphe ein. Da wurde nun erzählt und ſich gefreut. Verwandte, Freunde und Nachbarn kamen dazu. Bald perlte ein guter Hochheimer in ein Paar Dutzend Kelchgläſern. Ebelies flüſterte mit glänzendem Auge ihrem vergnügten Manne etwas heimlich in's Ohr; er nickte bejahend, trat zu dem ſeligen Liebespaar, legte ihre Hände in einander, ſegnete ſie und verkündete ſie laut als Verlobte. Man gratulirte mit Jubelgeſchrei und trank tüchtig auf das Wohl des Brautpaares. Es machte ſich mehr Wein nöthig und Valtin ging, um ſolchen aus dem Keller zu holen. Und da erblickte er in der Hausflur, unfern der Thüre den knieenden Schneider, der ihm die Hände entgegenſtreckend erbarmungswürdig jammerte:

„Gnade! Gnade! Barmherzigkeit! Herr Schüßler!“

„Steh't auf!“ rief ihm Valtin lachend zu. „Ihr habt die beſte Stunde getroffen, Ihr Himmelſappermenter! Eure ſchlechten Streiche ſollen Euch vergeben ſein. Heute kann ich keinem Menſchen zürnen, und denen in der Stube wird's eben ſo ſein.“

Vergnügt ſprang der Schneider auf und küßte Valtins Hand, und als dieſer in den Keller hinab war, rief der glückliche Nadelheld: „Und nun flieg' ich doch noch.“

Ob er Wort gehalten, iſt dem Berichterſtatter nicht bekannt worden. Das aber iſt noch zu erwähnen, daß der Fuhrmann Grumbholz, der die Schüßler'ſche Kundſchaft verlor, ſein bitterſter Feind wurde, und daß er von dieſem groben Manne noch viel auszuſtehen hatte.

Henner und Dörte-Marie feierten mit ſeinen beiden Geſchwiſtern zu Weihnachten fröhliche Hochzeit.

Der Goldſchacht.

1.

Des Schachtes Anfgang.

Tief in den Bergen und düſtern Föhrenwäldern des ſüdöſtlichen Thüringerwaldes liegt das unbedeutende Städtchen Reichmannsdorf, deſſen Wohlſtand mit ſeinem Namen im ſchneidendſten Contraſte ſteht. Und doch wurde dieſer Ort vom großen Reichthum ſeiner Bewohner aus der Taufe gehoben, doch erzählt ſich jetzt noch der ſpäte verarmte Enkel von ungeheuern, ſchier fabelhaften Schätzen ſeiner Väter, und noch deuten die Namen der Localitäten auf den einſt ſo leichten Gewinn des Goldes, die nun, die jetzige Dürftigkeit höhnend, wie neckiſche, ſchadenfrohe Mährchen klingen.

Von purem Golde waren Schüſſel und Teller in den Häuſern der Rathsherren, der Bergbeamten, Gewerken und Zechen; die Väter ſpielten um Goldſtücke beim Wein, die Kinder mit Goldſtücken auf der Straße, ja der Uebermuth des Reichthums ſchob goldene Kegeln nach goldenen Kegeln, und jeder Wurf galt eine Hand voll Geld.

Ueber die Entſtehung des reichen Goldbergwerkes ging eine ſeltſame Sage. Der Sohn eines armen Holzhackers, der am Tage ſeinem Vater im Walde geholfen, war aus Liebe zur Einſamkeit gegen Abend tiefer in die Berge gegangen und hatte ſich unter einen ſchönen Baum niedergelegt, um ſeinen Gedanken nachzuhängen, denn er war ein Träumer, Kopfhänger und wunderlicher Geſell. Als er nun da lag auf dem weichen Mooſe, das Herz voll unerklärlichen Wehs, und dem Geſange der Waldvögel lauſchend, entſchlummerte er, müde von der harten Arbeit, und es deuchte ihm, der Berg öffne ſich neben ihm, und aus dem glänzenden Thore trete ein Zwerglein hervor, rede ihn an und ſage, wie er, der Holzhacker, der Gnomenkönigin, der Beſitzerin des Goldſchatzes drinnen im Berge, gefalle und ſie ihm einen Beweis ihrer Liebe und Güte zu geben wünſche, deshalb ſolle er getroſt mitgehen bis in's goldene Gemach der Herrin. Der Holzhacker ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen, ſondern ſchritt an der Hand des Zwerges in die Höhle. Auf ſeinem Wege gewahrte er unbeſchreibliche Schätze und ſeinem Auge war geſtattet, die Metallblume im Schooße der Erde blühen, und die goldenen Adern rinnen zu ſehen; doch Alles übertraf das Gemach der Königin an Pracht. Sie war klein, aber ſehr liebenswürdig, richtete gütige Worte an den blöden Waldſohn und verſprach ihn glücklich zu machen. Zum Zeichen ihrer Gnade brach ſie ein Stück des flimmernden Geſteins los, woraus die Wände ihres Gemachs beſtanden, und drückte es dem zaghaften Jungen in die Hand, den der Zwerg dann wieder hinausführte. Als der Knabe am andern Morgen erwachte, hatte er zu ſeiner Verwunderung den Stein noch in der Hand, und dies bewog ihn zu glauben, daß doch nicht Alles, was er geſehen und gehört, bloßer Traum geweſen ſei. Er erzählte daheim ſein Abenteuer und zeigte den Stein, den der Vater nach Saalfeld hinabtrug, wo ſich fand, daß er pures Gold enthielt. Auf der Stelle, wo der Schläfer gelegen, wurde eingeſchlagen, und die kleinſte Arbeit mit Haufen Gold belohnt. Viele Bewohner des nahen Walddörfchens, worin der glückliche Jüngling wohnte, traten als Gewerkſchaft in Zechen zuſammen, wurden Beſitzer des reichen Goldſchachts, und eh' hundert Jahre vergingen, war das Dörfchen zum Städtchen geworden und hatte den Namen Reichmannsdorf erhalten, und aus einer Menge Gruben floß der goldene Gewinn. Der Entdecker des Schachtes hatte ſich nie verheirathet, und die Sage ging, er ſei der Gatte des Bergweibchens geweſen. Die Zechen vermehrten ſich im Laufe der Zeiten und der Reichthum ſtieg höher und höher; es war des goldenen Segens kein Ende. Die Ver-

pigkeit der Reichmannsdörfer war mit der Zeit ſp
wörtlich geworden im ganzen Gebirge, und manche e
Warnungsſtimme vor Uebermuth verhallte im wü
tollen Treiben der Reichmannsdörfer Leute.

2.

Der Sohn der Witwe.

Draußen unter den letzten Häuſern nach dem G
berge zu, dicht am Wege, der aus dem Bergwerk
Stadt führte, lag eine armſelige Hütte; an ihr
aller Reichthum der Städter vorübergegangen, aber
eingekehrt unter das niedere Dach; und das einzige
des Häuschens beſtand in einer alten Henkelmünze,
die Eigenthümerin der Hütte, die Witwe des früh
unglückten Häuers Hans Gößel, Frau Suſanne, S
tags am Halſe trug. Dieſes Schauſtück war, wie
Aufſchrift lautete, aus dem erſten Gewinn des G
ſchachtes geprägt und in der Familie der Frau Suſ
kettete ſich die Sage dran, der güldene Bergpf
ſei einer der wenigen, die aus dem Stück gedie
Gold gefertigt worden, welches die Gnomenkönigin i
Liebling als erſtes Zeichen ihrer Huld in jener
geſchenkt, wo ſie ihn in den Berg beſchieden, und
ches zur Entdeckung des Goldſchachtes geführt
dieſe Stücke ſeien allein in der Familie des Holzha

geblieben, und wer ein ſolches beſaß, durfte ſich als einen Abkömmling des Mannes rühmen, deſſen Sohn das Bergwerk entdeckt hatte. Auch auf Frau Suſanne hatte ſich dieſe Ueberlieferung fortgepflanzt. Der Beſitz des Goldpfennigs, den ſie heilig hielt, war indeſſen der einzige Beweis für ihre Abſtammung von jenem Geſchlechte, deſſen Name ſelbſt im Laufe der Jahrhunderte in Reichmannsdorf erloſchen war. Doch außer dieſem Henkelſtück beſaß die Witwe auch noch einen andern Schatz, der, wenn auch kein goldener, ihr doch ein weit lieberer war. Dieſer beſtand in ihrem einzigen Leibesſproß, ihrem Sohn Felician. Erſt nach dem Tode ſeines Vaters geboren, war der Junge allein der zärtlichen Sorgfalt ſeiner Mutter überlaſſen geweſen, und wenn er nicht ganz verzogen war, ſo konnte man der Mutter dies eben nicht zu gut rechnen. Wunderliche Eigenheiten hingen dem blöden Jüngling, den man eher ein Kind nennen konnte, genug an, und er war in ſeinem Thun und Weſen ganz und gar nicht wie anderer Leute Kinder, ſo daß die Nachbarn oft Gelegenheit hatten, ihn ein verzogenes Mutterſöhnlein zu nennen und das kräftige Reimſprüchlein auf ihn anzuwenden: „Einzig Mutterkind, bei andern Leuten wie ein Rind.“ Zwar ſchabernackte Felician nicht, tückte weder Kind noch Thier, ſchrie nicht ungezogen und unbändig auf der Straße, trübte überhaupt kein Wäſſerchen; ſeine

Untugend war das ſtrengſte Gegentheil von dieſem Alten; er war nur allzu ſtill und in ſich gekehrt, konnte im Beiſein Anderer kaum ein Wort hervorbringen vor Angſt und Verlegenheit, und wurde blutroth, wenn ihn Jemand anſah. Ein zweiter großer Fehler war ſeine Unthätigkeit: nie hatte er Luſt bezeigt, etwas zu lernen, und weder Liebe noch Widerwillen zum Stande des Bergmanns bewieſen, zu welchem ihn ſeine Mutter beſtimmt hatte, weil ſein Vater ein ſolcher geweſen war. Seine Fortſchritte als Häuer erſchienen ſo unbedeutend, er ſcheute ſo ſehr anſtrengende Arbeit, daß er es mehr den Bitten ſeiner armen Mutter beim Probirer Hirz und der nachgiebigen Güte deſſelben, als ſeinen eigenen Verdienſten zu verdanken hatte, wenn man ihn endlich unter die Zahl der Bergknappen aufnahm. Doch auch jetzt verdiente er immer nur den geringſten Lohn, trotz den Thränen ſeiner Mutter, die er oft aus Verdruß über ſich ſelbſt mit ſeinen eigenen vermiſchte; ja hatte ſie einmal den Schmerz, über ſein laſſiges Weſen in ſeinem Beiſein laut werden laſſen, ſo verſchlimmerte ſich in der Regel das Uebel; dann ging er ganz tiefſinnig und verzweiflungsvoll jammernd umher, und die Mutter hatte an ihm zu tröſten. Die arme Frau wollte natürlich nicht zugeben, daß ihres Sohnes Verkehrtheit Folge ihrer verkehrten Erziehung ſei, obgleich ſie nicht ableugnen konnte, daß ſie in der gutgemeinten Abſicht, ihr Kind vor böſen Sitten zu bewahren, es nie in die Geſellſchaft anderer Kinder gelaſſen, ſondern recht eigentlich in der Stube aufgezogen hatte; vielmehr behauptete ſie meiſt mit Thränen im Auge, ihr Sohn leide an einer unheilbaren Krankheit, die er im Mutterſchooße ſchon empfangen, bei Gelegenheit, als man ihr die Nachricht vom Tode ihres jungen Gatten hinterbracht, und der heftigſte Schreck ihr ſelbſt alle Glieder gelähmt habe; zuweilen gab ſie auch mit einem leiſen Winke von fern zu verſtehen, Grund und Urſache ſeines Uebels ſeien noch viel tiefer zu ſuchen, doch wollte ſie ſich über dieſen Punkt nie deutlicher erklären. Inzwiſchen ſchien das geiſterhafte, bleiche Ausſehen des Jünglings die Ausſage der Mutter von ſeiner Krankheit zu beſtätigen; oft ging er einher, als könne er ſeine Glieder nicht ertragen, und zu manchen Zeiten ſchlief er mehrere Tage an einem weg, und wenn man ihn mit Gewalt ermunterte, war er wie ſinnverwirrt. Dies war allemal zur Zeit des ſchönſten Sommerglanzes der Fall, wenn die Natur mit üppiger Pracht angethan, die Blüthe der geheimnißvollen Johannisblume auf den Bergen, und des nicht minder bedeutungsreichen Flieders in den Thälern ausſtellte, jene Blumen, die man die beiden Schlüſſel der Geiſterwelt nennt. Meiſt fand Frau Suſanne ihren Liebling dann unter dem ſtark duftenden Fliederbaum im kleinen Gärtchen hinter dem Hauſe ſchlafend; und wenn er ſich

Abends auch in ſein Bett gelegt, früh erwachte er unter dem blühenden Holder. Nicht minder liebte er's, ſich in das friſche Heu auf dem Boden zu graben und Tage lang darin zu ſchlafen, und dann hatte er gewiß immer eine in der höchſten Blüthe abgemähete Johannisblume unter dem Kopfe. Wenn er aber auch um dieſe Zeit wachte, ſo träumte er dennoch, mied alle Menſchen, lächelte oft ſeelenvergnügt vor ſich hin, und weinte zuweilen eben ſo bitterlich, ohne daß er ſeiner Mutter, ſelbſt auf ihre dringenden Fragen, von der Urſache ſeiner Gemüthsſtimmung Rechenſchaft gegeben hätte. Das Einzige, wofür er Neigung zeigte, war Muſik, vorzüglich Geſang; den Vorſchlag der Mutter aber, ein Pfeifer zu werden, verwarf er mit großem Abſcheu. Ohne alle Anleitung hatte er die Zither leicht und ſchnell ſpielen gelernt; einen im Zitherſpiel ſehr fertigen Bergknappen, der ſich erbot, ihm Unterricht zu geben, wies er dagegen mürriſch zurück; er ſang alte bekannte Bergmannslieder, aber er ſang auch viele andere, die in Reichmannsdorf gänzlich unbekannt waren, und man konnte nicht begreifen, wie und von wem er ſie gelernt, da er nie aus dem Ort, und ein Fremder nie zu ihm gekommen war. Dabei hatte er eine ſo wunderbar klangreiche Stimme, voll tiefer, ſchwermüthiger Töne, die ewig klagend und ſeufzend klangen, wie Kinder und Künder eines unergründlichen Schmerzes, man fühlte ſich wie bezaubert von dieſen herrlichen Tönen, aber es wurde Einem, wenn man ihnen lange zuhörte, weh und ſchauerlich um's Herz, ſie gemahnten Einen gar nicht mehr, wie einer Menſchenſtimme angehörig, es war als müßten ſie endlich das den Menſchenohren verderbliche Geheimniß einer andern Welt verrathen. Wenn er unter dem blühenden Fliederbaum ſang, dann ſtahlen ſich die Frauen und Mädchen leiſe hinter die Planke und den Zaun des Nachbargartens zuſammen, und die Meiſten brachen bald in Thränen über die ſchmerzvoll beweglichen Töne aus, die er aus der tiefen Bruſt aufſteigen ließ, ja Manche mochten vergehen in ſüßem Weh, während Andern der ſchöne Geſang wie ein befriedigtes Sehnen in die Bruſt hineinglitt, ſo daß ſie ganz ſtill und heiter wurden. Wenn er dann lange geſungen, und endlich, die Zither in der Hand, entſchlummert war, dann wagte wohl Manche einen Blick auf den bleichen ſchlafenden Sänger zu thun, und Eine von ihnen konnte ſich faſt nie von ſeinem Anblick losreißen. Das war Käthchen Woß, die Tochter auch einer armen Häuerswitwe, ein gutes frommes Kind.

3.

Der Probirer.

In ſeinem großen ſteinernen Hauſe am Markt, im prunkenden Gemach ſaß der ſteinreiche Probirer und

Berggeſchwerne Feige Hirz, einer der gewichtigſten Männer des Bergwerks. Die Juniſonne verklärte Wand und Geräthe, und ſpiegelte ſich in dem Antlitz der ſehr ſchönen Jungfer Elsbeth, des Probirers älteſten Tochter, die ihren achtzehnten Geburtstag noch nicht lange gefeiert hatte. Goldene Geräthe leuchteten auf Tiſch und Kandelbret, theure Ringe umkreiſten die zarten Finger der Tochter, goldene Ketten und Kleinodien wiegten ſich auf ihrem Halſe, Alles von Venedigs kunſtreichſten Meiſtern gearbeitet. Aehnliche Schätze trug die Hausfrau, Elsbeth's Mutter, ja ſelbſt die kleinern Kinder entbehrten nicht des goldnen Zieraths; denn heute war Johannistag, das ſonnigſte Feſt im Jahre, und die Familie, aus der Kirche heimgekehrt, ſchickte ſich an, mit Andern ihrer Sippſchaft in den Wald zu ziehen, unter grünen Bäumen zu ſchmauſen und zu zechen, und Abends die Johannisfeuer auf den Bergen anzuzünden. Da trat Frau Suſanne Gößel, die Häuerswitwe, mit ſcheuem Gruß herein. Die Züge des Probirers verfinſterten ſich einen Augenblick, doch faßte er ſich ſchnell und ging nun voll grinſender Freundlichkeit auf die arme Frau mit der Frage los: „Was führt Euch doch heute zum Feſte des Täufers in meine Behauſung, Frau Suſanne?" —

„Ihr habt es ſo befohlen, Herr Probirer," verſetzte die Witwe zaghaft, „daß ich Euch ſogleich Meldung thun ſoll, ſobald mein Kind wieder von ſeinem böſen Gebreſte befallen werde. Solches iſt nun, leider Gottes, heute der Fall; denn ich fand meinen Sohn dieſen Morgen unter dem blühenden Fliederbaum im Garten, und obgleich er jetzt erwacht iſt, hängt er doch den Kopf, träumt und ſpricht wunderliche Worte, nicht anders, als rede er mit Geiſtern, ſo daß mir bange geworden iſt.“

Das Geſicht des Probirers hatte ſich während des angſtbeklommenen Berichts der Witwe ſehr erheitert, ſo daß, was erſt nur gezwungene Freundlichkeit geweſen, jetzt wirkliche, aus ſeinem Herzen kommende war. Seine Worte ſtanden freilich damit in Widerſpruch, indem er ſagte: „Ich bedaure Euch recht ſehr, arme Frau, und habe großes Mitleid mit Euern betrübten Umſtänden. Auch ſollt Ihr bald vermerken, daß es nicht blos Worte ſind, ſondern daß ich bereit bin, Euch und Eurem Sohne zu helfen. Zuerſt müſſen wir daran denken, wie wir ihn durch paſſende Heilmittel ſeines Gebreſtes entledigen; dazu iſt es unerläßlich, daß er guter Aufſicht und Wartung genieße. Ihr könnt ihn in Eurer Hütte nicht hüten, eh' Ihr's Euch verſeht, iſt er Nachts aus ſeinem Bette entwiſcht und hat ſich unter den Fliederbaum oder auf den Heuboden gelegt, und dadurch wird das Uebel verſchlimmert, daß er nimmer geneſen kann. Ich habe mich deshalb entſchloſſen, ihn in mein Haus zu nehmen, und ſchon mit dem Pater Liborius geſprochen, der ihm ſogleich hier Arzeneien reichen wird. Ich bin das Eurem ſeligen Manne ſchuldig, der mein Freund war. Nun geht und bringt mir den Jungen hierher, wir wollen ihn ſchon beſtens pflegen und warten."

Die Witwe ſtaunte lange vor ſich hin, gleichſam als hätte ſie den reichen Mann nicht recht verſtanden. „In's Haus wollt Ihr ihn nehmen? Ich ſoll mich von ihm trennen? Ach, Herr Hirz, das wird wohl ſchwerlich angehen. Wie ſchickt ſich mein armer blöder Junge in Euer Haus!" —

„Ei was!" fuhr der Probirer auf, „das muß ich beſſer verſtehen. Heute noch muß er her. Ich muß für den Jungen ſorgen, Ihr könnt es nicht. Als Gabriel Kornmann ſtarb, übertrug er mir die Sorge nicht allein für ſeine Kinder, ſondern auch für ſeinen Taufpathen, Euern Sohn. Ihr und er habt mich alſo als ſeinen Pathen anzuſehen und müßt mir gehorchen in Allem, was ich zu ſeinem Beſten anordne und befehle, und auf der Welt kann ihm nichts dienlicher ſein, als daß er bis zu ſeiner gänzlichen Geneſung in meinem Hauſe zubringt. Darum beſinnt Euch nur nicht lange, ſondern eilt und führt ihn herbei. Ihr könnt ihn dann, ſo lange er krank iſt, alle Tage ſehen und ſprechen. Mein Haus wird Euch immer aufſtehen, bei Nacht wie bei Tage."

Die letzteren Worte ſollten den Eindruck des barſchen Tones wieder mildern, womit er die erſteren geſprochen hatte. Aber die Witwe brach doch in einen Thränenſtrom aus, und konnte ſchluchzend weiter nichts vorbringen, als: „Ich kann mein armes Kind nicht von mir thun!“ —

„Frau Suſanne, macht mich nicht bös,“ redete der Probirer wieder milde, obgleich der Zorn jeden Augenblick hervorzubrechen drohte. „Es iſt zu Euerm und Eures Sohnes Beſten; das müßt Ihr doch einſehen. Behaltet Ihr ihn im Hauſe, ſo ſtirbt Euch der Junge dahin. Ich will ihn ja für Euch retten, damit Ihr in Eurem Alter eine Stütze an ihm habet; ich habe doch wahrlich keinen Vortheil davon, ſondern Mühwaltniß und Beſchwerden. Erkennt Ihr denn meine Güte gar nicht, daß ich einen kranken Menſchen in’s Haus nehmen will, um Euch der Laſt zu entbinden und meine Chriſtenpflicht zu thun? Muß man Euch doch die Wohlthat ordentlich aufdringen.“

„Väterchen, ereifert Euch doch nicht,“ nahm Elsbeth das Wort. „Laßt doch der Frau Suſanne ihren Willen und ihren Sohn.“ Ein ſtrenger Blick des Probirers verwies ſie zur Ruhe, und bedeutete zugleich die Hausfrau eben ſo gut zu ſchweigen, falls auch ihr eine Einwendung in den Sinn kommen ſollte, und da Herr Hirt ein ſtrenger Hausmonarch war, ſo wagte

Niemand weiter laut zu werden, ſelbſt Frau Suſanne nicht, die ſich weinend entfernte, um ſich in ihre armſelige Hütte zurückzubegeben.

Felician ſaß unter dem Fliederbaume, die Zither in der Hand, durch deren Saiten ſeine Finger planlos irrten, wozu er eine ſeiner ſchwermüthigen Weiſen ſummte. Käthchen ſtand hinter der Gartenthüre und lauſchte mit thränenden Augen den abgeriſſenen Klängen. Das gute Kind erſchrak, als Frau Suſanne hinzutrat, wie wenn es auf einer böſen That ertappt worden wäre, und war roth geworden, wie eine Purpurroſe.

„Meine Mutter," ſtammelte ſie mit geſenktem Blick, „ſah Euch vorhin weinend nach der Stadt zugehen, Frau Nachbarin, und vermuthete, Felician ſei etwa wieder krank geworden, da ſchickte ſie mich herüber, mich zu erkundigen. Ich glaubte, Ihr wäret ſchon wieder zurück, und wollte Euch unſere Dienſte anbieten, wenn Ihr deren etwa bedürftig ſein ſolltet."

„Ich danke Dir, mein Kind," verſetzte die Witwe. „Ach, es iſt mir etwas noch weit Schlimmeres begegnet, als Felician's Krankheit, und Ihr könnt mir nicht helfen. Ich ſoll mich von meinem Sohne trennen."

„Trennen!" rief das Mädchen durch und durch erſchrocken. „Das geht nimmermehr an, daß er fort von hier müßte. Ich grämte mich zu Tode."

„Komm, wir wollen mit ihm reden und hören, was er dazu ſagt.“

Sie traten in den Garten, deſſen friſches Laubgrün die heiße wolkenloſe Sonne mit kräftigem Glanze übermalte. Baum und Strauch, Pflanze und Raſen, Alles ſtand in üppigſter, vollendetſter Schönheit; kein Lüftchen regte ſich, kein Blatt zitterte, die Natur ſchien den Athem an ſich zu halten, um in ungeſtörter Ruhe das Feſt ihrer Mündigkeit zu feiern. Auf dem ſchwellenden Raſen unter dem Flieder lag Felician, von des Baumes Schatten mitleidig vor der Sonnenglut geſchützt, und ſchlummerte. Die Mutter trat an ihn heran, um ſich von ſeinem Schlafe zu überzeugen, da er doch eben noch Töne von ſich gegeben hatte, doch ſeine Augen waren feſt geſchloſſen, nichts deſto weniger ſagte er mit deutlicher Stimme: „Ich will nicht in des Probirers Haus. Laß ihn reden, was er will, bitten und drohen, ſchmeicheln und ſchelten, ich will doch nicht zu ihm ziehen. Ich bleibe bei Dir, Mutter.“

Hochverwundert über dieſe Rede ſtand die Witwe lange, da ſie doch weder zu Käthchen an der Thüre, noch hier zu Felician ein Wort von des Probirers Willen, den dieſer heute zum erſten Male kund gethan, geſagt hatte. Endlich fragte ſie: „Woher weißt Du denn, daß Dich der Probirer in's Haus nehmen will?“

„Du warſt ja eben dort, um ihm anzuſagen, daß ich krank ſei, er meint, der Pater Liberius ſolle mich heilen, dazu müſſe ich aber in ſeinem Hauſe wohnen. Ich ziehe nicht zu ihm; ich bin nicht krank, und wenn ich's wäre, ſo iſt es nicht ſeine Abſicht mich zu heilen, ſondern noch größere Gewalt über mich zu erlangen."

„Ich begreife das nicht," ſagte Suſanne ängſtlich. „Was für Gewalt hat er denn über Dich?" —

„Eine böſe, Mutter! Er bindet mich mit der Kraft ſeines dämoniſchen Willens, um mir zu ſtehlen, was mir die Königin geſchenkt."

„Heiliger Bonifaz!" ſchrie die Witwe auf, „er iſt nicht recht bei Sinnen oder träumt böſe Geſichte. — „Felix! Felix! ermuntre Dich!" rief ſie, ihn rüttelnd, und langſam und träge ſchlug er die Augen auf und ſchaute der Mutter verdrießlich in's Geſicht. „Was ſtörſt Du mich denn in meiner Ruhe?" fragte er ſchier weinend.

„Ach, lieber Sohn, Du ſollſt nicht ſo Uebels vom Probirer reden, der uns ſeit lange wohlgethan hat. Und wenn Du auch nicht zu ihm ziehen willſt."

„Was ſind das für Worte? Ich zum Probirer ziehen, Uebles von ihm reden? Ich verſteh' Dich nicht, Mutter!" —

„Du wußteſt doch ſo eben Alles."

„Ich? Ich habe geſchlafen,“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „und weiß von Nichts.“

„O heilige Jungfrau! was ſoll das bedeuten? Weißt Du denn nicht, daß ich beim Probirer war, und was er mir ſagte?“ —

„Woher ſoll ich's wiſſen? Du haſt es mir ja noch nicht geſagt, und ich habe lange und feſt geſchlafen.“

„Mein Sohn, mein Sohn! was iſt mit Dir vorgegangen?“ jammerte die Witwe laut und warf ſich über ihn her.

Er entwand ſich mürriſch ihren Liebkoſungen, eintönig fragend: „Was willſt Du denn von mir? Weshalb haſt Du mich geweckt? Mir iſt ja ſo wohl, wenn ich ſchlafe. Und heute iſt hoher Feſttag, wo Keiner einzufahren braucht.“

„Du biſt krank, Felix, ſehr krank, und der Probirer kümmert ſich um Dich, wie Du weißt. Er hatte mir geboten, ihm zu melden, wenn Du wieder von Deinem Gebreſte heimgeſucht würdeſt. Ich that's heute, und da will er, Du ſollſt in ſein Haus ziehen, damit Du beſſere Pflege hätteſt, wie bei mir, und der Pater Liborius Dich dort beſſer heilen könne!“ Thränen und Schluchzen verhinderten ſie am Weiterreden.

„Nicht doch, Mutter!“ verſetzte der junge Knappe. „Ich werde Dich nicht verlaſſen, auch kann ich mich nicht von unſerm Gärtchen und meinem lieben Plätzchen hier unter dem Baume trennen; tröſte Dich nur, ich gehe nicht fort. Und wenn ich jetzt etwas unwohl bin, ſo wird's vorübergehen, wie allemal, und es bedarf der Heilmittel des Paters nicht. Sage nur dem Probirer meinen Dank für ſeinen guten Willen, mit der Krankheit ſei's aber nicht ſchlimm, und wenn es wäre, würde ich doch nicht von der Mutter gehen, die mir die beſte und treueſte Pflegerin ſei!" —

„Aber er wird böſe werden; denn er will durchaus, daß Du zu ihm zieheſt, und wird Dich zwingen."

„Was hat der Mann damit?" fragte Felician unwillig. „Ich erkenne wohl, daß er uns Gutes gethan, aber im Herzen kann ich ihn doch nicht lieben. Wenn ich ihn unverſehens erblicke, erſchrecke ich jedesmal; mir wird angſt, es ſchnürt mir das Herz zuſammen, und es iſt mir ſtets, als habe er, ſo liebreich und gut er mir auch in's Geſicht thut, dennoch etwas Böſes gegen mich im Sinn, oder als habe er mir vor langer, langer Zeit, viel länger noch als ich alt bin, etwa vor hundert oder zweihundert Jahren, viel Uebles zugefügt, was mir nur noch als trübe Ahnung vorſchwebt. Und deshalb kann ich ihn nicht leiden."

„Das Alles ſind ſeltſame Reden, Felix," fuhr die Frau wieder ängſtlicher fort, den Sohn mit ſcheuen Blicken betrachtend, „die nur allzudeutlich zeigen, daß

Du ſehr krank biſt, wenn es Dir auch nicht ſo vorkommt, und ſo wirſt Du wohl zum Probirer müſſen.“

„Nein, nein,“ ergriff Käthchen das Wort, „Du ſollſt nicht zum Probirer, Felician. Ich will Deiner Mutter beiſtehen, und meine Mutter wird's auch; dann braucht ihr den Probirer nicht.“

„Nicht gutwillig, ſondern nur mit Gewalt brächten ſie mich fort,“ fügte Felician ſeiner Weigerung hinzu. „Und wenn ſie mich aus Deinem Häuschen riſſen, Mutter, dann würde ich bald, ſehr bald ſterben.“

Frau Suſanne verhüllte ſich das Geſicht, um ihre Thränen zu verbergen, und ging, um dem Probirer den Beſcheid zu ſagen. Käthchen blieb bei Felician, aber ſie ſprachen nicht mit einander, vielmehr verſank der Jüngling allmälig ganz wieder in ſich, und ſchien jegliche Theilnahme an der Außenwelt verloren zu haben. Das Mädchen betrachtete ihn mit ſcheu zärtlichen Blicken.

Frau Suſanne trat zagend in des reichen Mannes Haus, den ſie als Wohlthäter zu betrachten gewohnt war. Aus dieſem Grunde ließ ſie auch nichts von Felician's Widerwillen gegen ihn verlauten, ſondern berichtete nur kurz, daß ihr Sohn entſchieden dagegen ſei, ihr Häuschen zu verlaſſen.

„So will ich ihn zwingen, den widerſpenſtigen Buben!“ fuhr der Probirer ſich vergeſſend auf. „Ich werde ihn von einigen der ſtärkſten Knappen hierher führen laſſen.“

„Um des Himmels Barmherzigkeit nicht!“ flehete die Witwe, „ſonſt dürfte er heute noch ſterben.“

Das letzte Wort wirkte merkwürdig auf Feige Hirz. Der heftig umherlaufende, lärmende Mann ſtand plötzlich ſo feſt und war ſo ſtill wie ein Steinbild. „Sterben?“ liſpelte dann der Verwandelte. „Ihr habt Recht, Frau, es iſt ein ſchwacher Knabe. Und ſterben ſoll er nicht, das wäre ein großes Unglück. Denn ſeht, ich habe Pläne, große Pläne mit Eurem Sohne vor, und er ſoll und darf mir nicht ſterben. Er mag darum bei Euch im Hauſe bleiben. Nur ſag' ich Euch das, Suſanne, kümmert Euch des Nachts nicht um ihn, er mag in ſeinem Bette ſein oder nicht; macht keinen Lärm, wenn er fehlt, oder wenn Ihr andere Stimmen mit ihm ſprechen hört, vielleicht die meinige. Ich will es Euch nun ſagen, was ich Euch erſt gern verſchwiegen hätte: Euer Sohn iſt vom Teufel beſeſſen, den ſollte ihm Pater Liberius in meinem Hauſe austreiben, ohne daß Ihr etwas davon erfahren hättet.“

„Ach Jeſus, Maria und Joſeph!“ ſchrie die Witwe auf. „Gebt mir Troſt und Hülfe, Herr Probirer, ſonſt bin ich ſelbſt dem Tode verfallen!“ —

„Geht heim, Suſanne, und ſeid getroſt. Der Pater Liberius wird ſchon helfen. Legt Euch auf ein

Ohr, und kümmert Euch bei Leibe um nichts. Wir wollen allein ſchon mit dem Teufel fertig werden. Eure Dazwiſchenkunft würde Alles verderben.“ Der Probirer entließ die geängſtigte Witwe mit gnädigem Händedruck, und ſie eilte mit kummerſchwerem Herzen nach Hauſe.

4.

Käthchen.

Jetzt that eine theilnehmende Freundin der bedrängten Frau recht Noth, und das gute, freundliche Käthchen war für ſie ein Schatz. Fürchtete ſie ſich doch, wieder eine Nacht allein mit dem beſeſſenen Felician in ihrem Häuschen zuzubringen. Sie theilte daher dem Mädchen von dem eben Erfahrenen mit, was ſie für räthlich hielt, und bat dringend, dieſe Nacht bei ihr zu verweilen. Käthchen ſagte mit Freuden zu, und ging, um ihre Mutter davon zu benachrichtigen. Im Grunde freute ſich das Mädchen recht ſehr, eine Nacht, vielleicht noch mehrere, mit Felician in einem Hauſe zuzubringen; denn unter allen jungen Bergknappen ihrer Bekanntſchaft gefiel er ihr am meiſten, und gerade weil er ſo bleich, ſo ſtill, ſo ſchwermüthig war, deshalb war ſie ihm von Herzen ſo gewogen; ſie mußte immer und immer an ihn denken, ſeine Lieder hatten ein unſichtbares Netz um ſie geſtrickt, dem ſie nicht entrinnen konnte, und ihr einziger Wunſch war, ſie möchte ein Mittel ausfindig machen, um ihr Verhältniß zu Felician umzukehren, nämlich, daß, wie er jetzt ſie mit ſeiner Schwermuth immer zum Weinen brachte, ſie vielmehr ihn mit ihrem angebornen, natürlichen Frohſinn zum Lachen und zur Heiterkeit bringen möchte.

Käthchens Mutter hatte nichts einzuwenden, und ſo wanderte das blühende Kind gegen Abend wieder in Suſanna's Hütte. Felician lag bereits auf ſeinem Bette im tiefſten Schlafe, Käthchen betrachtete ſeine eingefallenen Wangen mit mitleidigen, liebenden Augen, und als Frau Suſanne gegangen war, beugte ſich die Unſchuldige über den Schläfer, faltete die Hände und lispelte ein tiefgefühltes, inniges, frommes Gebet zu Gott und allen Heiligen um Geneſung über ihn hin. Dann drückte ſie ihm einen Kuß auf die Stirne und hüpfte frohen Muthes der Mutter nach.

Eine üppige Sommernacht ſtieg auf würzträufenden Flügeln zur Erde nieder, um ſie, die von Sonnenküſſen Glühende, zu kühlen; Baum und Blume tranken gierig in langen Zügen erquickende Nachtluft und ſpendeten zum Dank für ſolche Liebe Ströme von Düften. Die ganze Natur zitterte in ahnungsvoller Wolluſt der Enthüllung eines großen Räthſels entzogen, die jetzt unendlich nahe lag, und doch nicht erfaßt wurde; es war, als flüſterten ſich Erd' und Himmel die Löſung zu, als klänge ſie in Geiſteslauten durch die Luft, aber welches ſterbliche Ohr konnte ſie vernehmen?

Käthchen konnte nicht ſchlafen; ihre Gedanken gingen weit umher im Reiche der Schöpfung, und machten immer tollere Sprünge. Das zunehmende Mondsviertel zauberte durch die runden Glasſcheiben des Kammerfenſters bläuliche, zitternde Bilder auf Wand und Boden, Bett und Stuhl; oft war's dem Mädchen, als bewege ſich Alles in der Kammer, und doch ſtand Jedes feſt auf ſeinem Platz, wenn ſie genau hinſah; es zuckte ihr in den Gliedern, es wirbelte ihr im Kopfe. Frau Suſanne war, von Kummer und Müdigkeit gedrückt, eingeſchlafen und ſchnarchte was Weniges, Felician lag auf der andern Seite todtenruhig, und der Mondſtrahl, der des Schläfers Geſicht, leiſe ſpinnend, immer weiter eroberte, goß endlich ſein ganzes Glanzgewebe darüber aus und gab ihm das Anſehen eines Verſchiedenen, eines Geiſtes. Endlich übermannte ſie Angſt, Felician möchte wirklich geſtorben ſein, raſch war ſie auf und an ſeinem Bette. Leiſe ging der Zug ſeines Athems hin und her. Ruhiger öffnete ſie das Fenſter und ſchaute in den mondhellen Garten hinab, und obgleich ſich nichts regte, war's ihr doch, als ſei Alles ſo ſehnſüchtig bewegt, wie ihre eigene Bruſt. Ihr Herz klopfte gewaltſam, ſie war dem geliebten Jüngling ſo nahe, und er ſchlief ſo ruhig. Sie wünſchte, daß die Nachtluft ihr die heiße Wange, die pochende Bruſt kühlen möchte und bog ſich weit aus dem Fenſter. Der Flieder duftete berauſchend herauf und auch das Gärtlein lag in den Zaubernetzen des Mondſcheins gefangen. Leuchtende Johanniswürmchen zogen ſeltſame Kreiſe durch die ſtille, blaue Luft, Käfer blitzten wie Funken aus dem Zaune, und die Sterne winkten vom Himmel ſo freundlich vertraulich. Da war's der Späherin, als raſchele etwas am Zaune, ihr Ohr vernahm Schritte, Holz knackte unter ſchwerem Fußtritt, ſie ſah ſchärfer nach der Gegend, woher die Laute kamen, und erblickte einen Mann, der über den Zaun ſtieg, behutſam durch das Gärtchen ging und am Fliederbaume ſtehen blieb. Als er das Geſicht nach dem Monde kehrte, erkannte ſie den Probirer Hirz. In demſelben Augenblick regte ſich's in der Kammer, erſchrocken fuhr ſie zurück; Felician war aufgeſtanden und ging mit offenen Augen an ihr vorüber, ohne ſie zu ſehen, hinab. Käthchen trat mit großer Beklommenheit wieder an's Fenſter, und ſah Felician ſich unter dem Fliederbaum niederlegen, der Probirer ſtand unbeweglich hinter ihm, doch war's ihr, als ſtrecke er zuweilen die Hände über des Schlafenden Kopf aus. Nach einer halben Stunde erhob ſich Felician raſch, ſchritt wankenden Schritts durch den Garten und ſtieg über den Zaun, der Probirer hinterdrein. Ohne ſelbſt zu wiſſen, was ſie that, war Käthchen ſchon die Stiege hinab, es zog ſie mächtig, ſie konnte nicht widerſtehen; mit drei Schritten war ſie durch das Gärtchen und über den Zaun und folgte nun in der Ferne den beiden ſeltſamen Wanderern, die ihre Schritte dem nahen Goldberge zukehrten.

5.

Johannisnachtfahrt.

Der Raſen unterm Fliederbaum, das war der geheimnißvolle Zauberſitz, zu dem es den verſchlafenen, blöden Jungen immer und immer zog — war er erſt in dieſem Kreiſe, dann gewann die Welt um ihn ein wärmeres, farbigeres Anſehen, da tauchten Wunder und Seligkeiten um ihn empor, ohne daß er darüber geſtaunt hätte, und er badete in der morgenrothen Glanzfluth traumherrlichen Entzückens. Auch in dieſer wolluſtwarmen Nacht war er kaum auf ſeinen Raſenſitz niedergekauert, als die Wunder des Gartens, vom Mondſchein bläulich grün überfärbt, um ihn ihre magiſchen Kreiſe zogen. Der über die Bäume hingaukelnde Strahl geſtaltete ſich zu winzigen Elfen, die ſich auf den Blättern wiegten; die ſangen von der ſüßen Luſt der Johannisnacht, und Felician verſtand jedes Wort ihres Geſanges; der Kreuzkäfer ſchwirrte vom Baume herab, um ſich mit dem Weibchen zu gatten, und ſeine Töne wurden zum Liebeslied. Der Käfer ſummte dem verträumten Burſchen ganz vernehmbar zu: „Felician! wie fängſt Du's doch ſo täppiſch an; Du, den ſich die Bergfrau zum Liebſten erkor, Du liegſt in der herrlichſten Nacht auf dem Ohr; Auf! auf! und hervor und hervor! Die Nacht zu verſchlafen, Du wärſt ja ein Thor. Schlaf doch am Tage, verſchlafe die Plage; der Tag iſt der Liebe feind, wenn aber das fahle Mondlicht ſcheint, in der duftigen, luftigen Sommernacht, dann halte liebetrunkene Wacht, dann werde das Werk der Liebe vollbracht."

Des Käfers Geſang hatte in des Jünglings Bruſt kaum den Funken der Sehnſucht geworfen, als ein großes, vorzüglich hell glänzendes Johanniswürmchen durch die Luftwellen herbeiſteuerte und ihm um's Ohr funkelnd leiſe zirpte: „Felician! Felician! als Bote der Königin flieg' ich heran, als goldener Funken von Liebe belebt, und von Liebe trunken, bin aus den goldenen Hallen geſchwebt, wo zur dämmrig nachtenden, liebeſchmachtenden Johannisnacht die Königin Hof hält in flimmernder Pracht; Dich ihren Vetter ladet ſie ein, Du ſollſt ihr Kammer- und Hofherr ſein; ſie belehnt von den thörichten Menſchen allen Dich allein, als ihren getreuen Vaſallen, mit goldnen Schlöſſern, wie oft ſie gethan, drum eile Dich, Felician! Felician!"

Das Glühwürmchen war kaum fort, und der Knabe dachte eben noch über die gehörten Worte nach, als eine Fledermaus herbeiſchwirrte und ihm mit heiſern Lauten zukrächzte: „Felician, ſo erhebe Dich ſchnell, biſt doch ein alberner kind'ſcher Geſell; die Bergfrau trachtet und ſchmachtet nach Dir, und Du ſehnſt Dich und dehnſt Dich hier; verſammelt iſt der Hof mit allen Trabanten, ſchon ſtimmen die Geigen die Muſikanten, ſchon treten zum Reigen alle Galanten, die Königin aber harrt ſehnſüchtig Dein, denn Du ſollſt heute ihr Tänzer ſein. Viel Wonnen hat ſie Dir zugedacht, in der klingenden, ſingenden Johannisnacht, brich auf, brich auf und geh' nicht ſacht. Ich fliege voran, ich melde Dich an; raſch, Felician!“ Dieſen dringenden Einladungen konnte der ſchlaftrunkene Knabe nicht länger widerſtehen; zärtliche Triebe wurden in ihm wach und durchbebten ihm mit ſüßer Beklommenheit Mark und Bein. Girrende Seufzer ſtahlen ſich aus ſeiner Bruſt, er ſprang auf vom grünen Raſenlager und eilte mit ſchnellen Schritten dem Goldberge zu. Von weitem hörte er ſchon die Luſt des Feſtes aus dem Berge toben. Der Eingang war durch tauſend Johanniswürmchen erleuchtet. Glänzend bunte Nachtfalter umkreiſten des Jünglings Haupt und unterhielten ihn, indem ſie ſeine Führer waren, mit den ſüßen Schmeicheltönen eines auf ihn bezüglichen Lobgeſanges. Als er an das offene Thor des Berges herantrat, verneigten ſich alle Johanniswürmchen vor ihm und ſangen: „Willkommen, willkommen zum ſchönen Feſt! Gut, daß Du die Herrin nicht warten läßt. Nur herein, nur herein! Du allein, Du allein! Kein Anderer mehr gehört hierher. Du biſt der einzige ſterbliche Gaſt, der Du die Liebe der Königin haſt. Tritt über die helle, goldene Schwelle! Wir ſchließen dann ſchnelle das ſteinerne Thor, als wie zuvor.“ — Und wirklich ſchloß ſich der Berg gleich hinter Felician's Ferſen. Der Jüngling wandelte trägen, täppiſchen Schrittes fort, und ſein befangenes, träumeriſches Weſen ſtaunte nichts an von all den Wundern, die in überſchwenglicher Fülle vor ihm ausgebreitet waren. Er ging gleichgiltig mitten hindurch, wie längſt vertraut mit all dieſen außerordentlichen Herrlichkeiten, wie der König und Gebieter des Berges, für den ſich freilich dies Alles von ſelbſt verſteht. Rothe, blaue, grüne und gelbe Flammen züngelten aus den rohen Wänden des Stollens, durch welchen Felician's Weg führte, um ihm zu leuchten, und hier und da blitzte die Goldader durch das taube Geſtein, wie der Blick eines feurigen Auges durch Dämmerung oder Nacht. Bald eilten dem trägen Wandler freundliche Gnomen und Berggeiſter entgegen, um ihn feierlich zu empfangen, und ſeine Schritte zu beflügeln. Alle waren feſtlich in helle, glänzende Farben gekleidet, und erwieſen dem armen Bergknappen die größte Ehrfurcht, die dieſer aber kalt und ſtolz, wie einen ihm gebührenden Tribut entgegen nahm. Höhere, weitere Hallen nahmen jetzt ſeinen Fuß auf, unter deſſen Tritte wunderbare Blumen von Metall und Edelſteinen aufblüheten, während von den Decken herab koloſſale Kryſtallzacken und Rubinmaſſen hingen, in denen ſich der Lichtſtrahl tauſendfältig brach und verſtärkte. Muſik, wie die Töne der orpheiſchen Leier, wundervoll herrlich, drang hier Felician entgegen, und hauchte ihm geiſterinnige Liebesgrüße des Empfanges zu. Näher und näher rauſchten und wogten die zauberiſchen Klänge. Des Jünglings Auge ſchien von ihnen Feuer zu empfangen, und begann zu leuchten und zu ſtrahlen. Flügel ſchoſſen an ſeinen Füßen auf, von den Zaubertönen gepflanzt, gepflegt und gezeitigt, Geſchwiſter oder Kinder der ihrigen. Da ſprang der Bogen des Gewölbes plötzlich in unabſehbare Höhe und Weite, ein Lichtmeer goß wogende Wellen durch die Räume, und an den goldnen Wänden brach ſich die ſtrahlende Brandung, flüchtete zur Decke und ward dort aus tauſend aufgeſpaltenen Diamant-, Rubin-, Smaragd- und Topas-Schlöſſern gewaltiger wogend zurückgeworfen; jeder Stein war eine neue Lichtquelle, und Quellen flutheten mit Quellen zuſammen, Ströme mit Strömen, und Alles ergoß ſich wieder in das ungeheure Lichtmeer, das ſo, herüber und hinüber, hinauf und hinabfluthend, ewig neu geboren wurde. Denn auch unten war rückſtrahlende Herrlichkeit, die nicht nachſtand den goldenen Wänden und den ſteinernen Decken, die vielmehr Gold und Diamant an Pracht und Glanz überbot; denn hier hielt Hof Frau Hulda, die mächtige Königin der Berge. Was war doch all andrer Glanz gegen ihre Schönheit! Das war die Blüthe einer ewigen Jugend. Hier war der Beweis, daß die Götter von all den Geſchenken, womit ſie den Menſchen zur Luſt und Freude ausgeſtattet, doch das Beſte für ſich behalten haben, daß wir armen Sterblichen nur den Abfall jener höchſten Beſitzthümer genießen, von denen ſie ſelbſt in ungeſchmälerter Herrlichkeit umblüht werden, daß wir an den Schalen uns ergötzen, indem die Süße des Kerns ſtets auf ihren Lippen und Zungen ſchmilzt. Die junge, reizende Bergfrau war mit dem Koſtbarſten geſchmückt, was der Schooß der Erde birgt, und dienſtbare Geiſter ihr geſchäftig bringen ohne Mühe und Arbeit, deſſen weit geringere Qualität wir aber mit tauſend Lebensgefahren ringend dem tiefen Geſtein für die Beherrſcher der Erde abkämpfen. Sie ſaß auf einem Thron von gediegenem Golde, und ſie umſtanden die Helden und Heldinnen aller thüringiſchen Sagen und Mährchen in bunter Reihe. Da ſtolzirten alle die alten Landgrafen mit ihren Frauen und Rittern, die verherrlichten Bewohner der Wartburg, dort ſangen die Minneſänger einen friedlichern Wettſtreit, und hier ſtimmte der Tanhäuſer weniger ſchwer=

müthig ſeine Harfe. Leichte, reizende Frauengeſtalten ſchwebten durch den Saal, andere drehten ſich am Arme ſchöner Jünglinge nach dem Takte der Muſik.

Als Felician in den Saal trat, erhob ſich die Königin vom Throne und ſchritt ihm huldvoll entgegen, gefolgt vom ganzen Hofſtaate, der ſich ehrfurchtsvoll vor dem Jünglinge verneigte. Die Königin ſprach:

„Willkommen, lieber Felician! Ein Jahr iſt's, daß wir uns nicht ſahn. Was fängſt Du doch auf der Erde an? Ich habe gar oft nach Dir gefragt, man hat mir Gutes von Dir geſagt. Doch ſehen und ſprechen durft' ich Dich nicht, dies hindert' die ſtrenge, bindende Pflicht."

„Ich ſehnte mich nach Dir, theure Muhme," entgegnete der Bergknappe. „Es will mir oben nicht gefallen. Nur wenn ich die Laute ſpiele und ſinge, ziehen die Erinnerungen an Dich als dunkle Ahnungen durch meine Seele, und geben mir Labſal. Ich würde gewiß glücklicher ſein, wenn nicht eine dunkle Macht Gewalt über mich hätte, der ich mich nicht entziehen kann."

„Ach, Du meinſt den Geiſt, den böſen, der in Hirz, dem Probirer, ſteckt und Dein reines Leben befleckt! Ich kann Dich nicht von ihm erlöſen. Seine Macht kann ich nicht hindern; Deinen Schmerz kann ich nur lindern. Denn wer mit guten Geiſtern verkehrt, iſt auch den böſen nicht verwehrt. Doch ſchlage Dir das jetzt aus dem Sinn, und gieb Dich ganz der Freude hin. Es wird ſchon auch die Stunde erſcheinen, wo wir auf ewig uns vereinen. Nur darfſt Du keine Sterbliche lieben, das würde mich über die Maßen betrüben; dann dürfteſt Du nicht mehr zu mir kommen; es würden Dir Lieder und Träume genommen; Du würdeſt ein Knapp, wie die Andern ſind. Drum hüte Dich, hüte Dich, liebes Kind!“ Die Königin drohte ihm bei dieſen Worten leicht mit dem Finger, und fuhr dann zu den muſicirenden Gnomen fort: „Stimmt Eure zarteſten Weiſen an! Es gilt meinem Vetter Felician. Ihm geb' ich das heutige Ehrenfeſt; daß alſo Keiner ſich tadeln läßt!“ Und zu ihm geneigt, flüſterte ſie ihm in's Ohr: „Du weißt wohl, daß Du mein Vetter biſt, doch weißt Du nicht, wer Dein Vater iſt. Ja freue Dich nur, Du kennſt ihn ſchon, und heute ſchließt er an's Herz den Sohn. Dann ſollſt Du, was Dir noch nicht bekannt, erfahren, wie Du mit mir verwandt.“

So zärtlich plauderte die Königin fort und die Luſt ſteigerte ſich mit jedem Augenblick im Berge.

6.

Der neue Stollen.

Der Probirer war Felician's Schritten bis zum Eingange des Berges gefolgt, aber ungeſehen und ungeahnt von ihm war Käthchen aus der Ferne wiederum ihm nachgeſchlichen, und hatte weder ihn noch Felician aus den Augen verloren. Als ſie über den Zaun ſtieg und durch das Erlen- und Weidengebüſch am Rande des Baches kroch, wußte ſie nichts von ſich ſelbſt, und was ſie that, war keineswegs Ergebniß ihres freien Willens, ſondern einer innern Nothwendigkeit. Es zog ſie, wie mit magiſchen Banden, dem Probirer nach, und ihre Augen funkelten, wie die der Katze im Dunkeln. Sie forſchte nicht, ſie ahnete nicht, ihr Kopf hatte keinen Gedanken — ſie ging den beiden Männern nach, und wagte kaum Athem zu ſchöpfen vor Beklemmung und Angſt. Sobald Felician an einer Stelle am Berge verſchwunden war, wo, wie Käthchen gewiß wußte, kein Eingang in den Stollen ging, hätte ſie faſt laut aufgeſchrien, aber ſie faßte ſich, da ſie den Probirer noch im fahlen Mondſchein erblickte. Sie ſelbſt verkroch ſich nun hinter einen Baum, um hier abzuwarten, was ſich ferner begeben würde. Eine Stunde nach der andern ſchlich den einförmigen, dämmerigen Gang, der Mond ſank hinter den Bergen hinab, ruhig ging der Puls der Sommernacht. Der Probirer ſtand wie feſtgebannt am Berge, Käthchen kauerte hinter dem Baume und lugte dann und wann argwöhniſch nach ihm hinüber. Einige Mal wollte ſie der Schlaf beſchleichen, aber ſie ermannte ſich wieder und ſchüttelte den unwillkommnen Gaſt ab.

Aber er mußte ſich nichts deſto weniger ihrer bemächtigt haben, denn ſie fuhr, von Stimmen geweckt, plötzlich empor. Der Probirer ſprach mit Felician, und dieſer erzählte auf des Erſtern Befragen vom goldnen Stuhle, auf welchem ſeine Muhme, die Königin, geſeſſen, wie herrlich ſie ihn bewirthet und beſchenkt. Die Geſchenke beſtanden aus Geld und Edelſteinen.

„Das taugt nicht für Dich!“ ſagte der Probirer und nahm's dem Jüngling weg, der darüber erzürnt wurde. Aber Feige Hinz kehrte ſich daran nicht, ſondern legte Einiges von den koſtbaren Gegenſtänden am Berge nieder, erfaßte Felician und führte den Weinenden mit Gewalt nach Hauſe. Käthchen lief hin zur Stelle am Fuße des Berges, und raffte ſchnell die Goldklumpen und Edelſteine, ſo viel ſie im erſten zweifelhaften Lichte des anbrechenden Morgens erkennen konnte, in ihr Schürzchen, und ſprang dann ſcheu und flüchtig, wie ein gehetztes Reh, ihrer mütterlichen Hütte zu, um die Schätze im Holzſtall unter dem dürren Laube, das ſie zum Lager ihrer Ziege geſammelt hatte, zu verſcharren.

An Schlafen war natürlich bei dem armen Kinde nicht mehr zu denken. Ihre Pulſe flogen, ihr Köpfchen glühte fiebriſch, ſie erſchrak heftig vor dem kleinſten Geräuſch und zitterte wie Eſpenlaub. Hohe Röthe färbte ihre Wangen und ihr Buſen wurde unruhig gebeben und geſenkt, doch ſtand ſie der erwachten Mutter, die ihren Zuſtand bemerkte, keine Rede.

Felician war in ſeinem Bette erwacht und befand ſich ſehr unwohl. Käthchen entſchuldigte ſich bei Frau Suſe, daß ſie das Bett ſo früh verlaſſen, von Wirthſchaftsſorgen getrieben; verſicherte auf die ängſtliche Frage der Witwe, in der Nacht nichts bemerkt zu haben, und fragte dabei Felician, wie er geſchlafen. Dieſer antwortete kurz und mürriſch, er habe einmal wieder ſo albern von großen Schätzen geträumt, die er im Goldberg von den Geiſtern zum Geſchenk erhalten. Nach ſolchem Traume falle ihm ſeine Armuth allemal zehnfach ſchwerer auf's Herz.

Sie wurden in dieſer Unterredung durch den Lärm und das Geſchrei eines draußen am Häuschen vorüberziehenden Menſchenhaufens geſtört. Frau Suſanne eilte neugierig, ſich über die Urſache dieſes lauten Zuges zu unterrichten, während Käthchen davor bebte. Die Witwe kehrte nach einigen Minuten zurück. „Der glückliche Probirer!“ ſeufzte ſie. „Er hat in der verwichenen Nacht durch ſeine geheime Kunſt ſchon wieder einen reichen Stollen entdeckt, der neuen Segen über die Stadt bringen wird. Da vergeht doch kein Jahr, daß er nicht Stollen angibt, wo eingeſchlagen werden muß, und kaum haben die Häuer ein Paar Lachter tief in den Berg geſchürft, ſo finden ſie das lautre Geld. Dieſen

Morgen ſoll Meiſter Hirz aber auf dem Rathhauſe ausgeſagt haben, wenn ihn nicht ſeine ganze Wiſſenſchaft trüge, ſo müſſe der Stollen, den er heute öffnen werde, die reichſte Grube werden, welche Reichmannsdorf beſitze. Er habe im Geiſte einen von purem Golde gewachſenen Thron oder Stuhl darin geſehen. Das Volk zieht eben jubelnd hinaus, um an der Stelle einzuſchlagen, welche ihm der Probirer bezeichnen wird."

„Da muß ich auch mit!" rief Käthchen, welche auf die Rede der Frau Suſe horchend, ſtumm und ſtarr wie eine Bildſäule geſeſſen hatte.

„Es iſt ſeltſam," ſagte Felician verdrießlich, „mir hat in dieſer Nacht etwas Aehnliches geträumt, aber ich kann mich nicht recht darauf beſinnen. Der Kopf iſt mir ſo ſchwer."

Käthchen hatte den lärmenden Haufen bald eingeholt; ihre Augen funkelten auf den Probirer, der mit einigen Rathsherren dem Zuge voranging. Es war ihr faſt wieder zu Muthe wie in der verwichenen Nacht, wo ſie denſelben Weg ging. Ein leiſes Zittern fröſtelte durch alle ihre Glieder, als Feige Hirz die Leute zu derſelben Stelle des Berges führte, wo ſie ihn in der Nacht mit Felician geſehen. Seine Augen ſuchten dort mit plötzlich ſie überfallender und ſteigender Unruhe umher, und Käthchen verfolgte ſeine Bewegungen mit Falkenblicken. Er vermißte das Zeichen, welches er ſich gemacht. Da begann ſeine Hand mit gieriger Verzweiflung im Steingerölle, Laub und Erdreich zu wühlen, während ſein krampfhaft verzogener Mund ſtöhnte: „Ich bin beſtohlen, Ihr Rathsmänner! das Geld und das Edelgeſtein, womit ich den neuen Stellen verſetzt und das mir zum Schlüſſel dienen muß, iſt mir dieſen Morgen von verruchter Hand hinweggenommen, und ich bin nun nicht mehr gewiß, ob wir den rechten Goldgang treffen." Er war todtenbleich geworden und zitterte heftig. Die Leute, die ihm zunächſt ſtanden, hörten ihn mit Grauen böſe Gebete murmeln, bis er plötzlich laut aufſchrie: „Heiſa! Noch iſt mein alter Glücksſtern nicht untergegangen. Hier hab' ich noch einen der edlen Steine gefunden, den der Dieb zurückgelaſſen hat. Er genügt. Hier iſt er, der Schlüſſel des neuen Stellen. An dieſer Stelle ſchlagt ein, Ihr wackern Häuer, und Ihr werdet meine Angaben beſtätigt finden." Sein Mund brach in ein widriges Hohngelächter aus, das allen Anweſenden durch Mark und Bein ſchnitt. „Ein Fünftel des Ertrages für mich, Ihr Herren! ſo iſt's ausgemacht, verbrieft und verſiegelt," lachte Hinz fort und ergriff eine Hacke, um ſelbſt mitzuarbeiten.

Die Leute waren in Erwartung eines reichen Lohns ſehr thätig, und ehe eine Woche vergangen war, hatten ſie bereits die äußern Erd- und Steinlagen durchbrochen und ſtießen auf die reichſte Goldader, welche jemals ihr

Auge erblickt hatte. Jeder Hammerſchlag warf den Häuern Schätze in den Schooß. Dies glänzende Ergebniß vermehrte den Fleiß in's Unglaubliche, und eh' der Winter in Reichmannsdorf ſich einſtellte, war bereits der goldne Stuhl aufgefunden, von welchem der Prediger ſo viel Schönes vorausgeſagt.

Es war natürlich, daß der Mann, welchem die Stadt die letztaufgefundenen Gruben und deren ungeheure Reichthümer zu verdanken hatte, in's höchſte Anſehen gerieth. Die Entdeckung des letzten Stollen aber, der von ihm auch den Namen Hitzenſtollen erhielt, ſetzte ihm die Krone auf. Er wurde mit Ehrenbezeigungen und Reichthümern überſchüttet und war bald Oberbergmeiſter und erſter Bürgermeiſter der Stadt. Mit dem Frühjahre begann er ſich einen Palaſt zu bauen, worin die Wände mit Goldblech beſchlagen werden ſollten. Mit ſeinem Glücke ſtieg aber auch ſein Stolz. Er ſowohl wie ſeine Frau und Kinder, vorzüglich aber die ſchöne Elsbeth, gingen hoffärtig einher in Sammet und Seide, wie gefürſtete Leute. Nichts war ihnen recht und gut, über Alles rümpften ſie die Naſe, und ein ehrlicher Bergmann durfte gar nicht daran denken, das hochmüthige Mädchen heimzuführen; mindeſtens ſollte der Freier ein Freiherr ſein. Das waren Alles Ergebniſſe des neuen Stollen.

7.

Verwandlung.

Felician war ärmer und trauriger als je. Der reiche Feige Hirz hatte ihn übermüthig und zurückſtoßend behandelt, da wollte ihm nun keine Arbeit mehr ſchmecken; er ſaß einſam und in ſeine Lieder und Träume vertieft. Seine Mutter weinte. Da kam Käthchen und brachte die Nachricht, daß im neuen Stollen wirklich ein goldner Stuhl gefunden worden ſei.

„Ein goldner Stuhl!“ fuhr Felician auf. „O ein goldner Thron, auf welchem die Königin ſaß, meine geliebte Königin! Mir hat wohl von dieſem goldnen Stuhle geträumt.“

„Ja du unglücklicher Junge, träumſt nur immer von den Schätzen, indeß wir an dem Hungerknochen nagen,“ ſeufzte Frau Suſe. „Dein Glück beim reichen Meiſter Hirz haſt Du auch ganz und gar verſcherzt; er bekümmert ſich nicht mehr um Dich und wollte Dir erſt ſeine Tochter geben. Ich werde mich noch todt grämen über Dich, ungerathener Sohn!“

Da wurde Felician bleich wie eine friſch getünchte Wand, griff zitternd nach ſeiner Laute und ſchlich hinaus. So hart hatte ſeine Mutter noch niemals zu ihm geſprochen; jedes Wort hatte ihm tief in's Herz geſchnitten. Er tappte wie ein Blinder, mußte ſich anhalten, und wäre ſicherlich auf dem Hofe umgetaumelt, wenn ihm Käthchen nicht beigeſprungen wäre, die beſorgt ihm nachgeeilt war. Felician's Unglück machte ſie ſelbſt elend, ſie konnte ihn nicht länger ſo ſchuldlos leiden ſehen, die lobende Erwähnung des Probirers von Frau Suſe und der damit verbundene ungerechte Tadel ihres unſchuldigen Sohnes öffnete ihr gewaltſam die Lippen und entriſſen ihr das Geheimniß, das ſie für immer in ihrer Bruſt hatte begraben wollen. „Felician!" flüſterte ſie ihm zu, indem ſie ihren Arm vertraulich um ſeinen Nacken ſchlang, „komm mit mir unter den Fliederbaum, ich habe Dir ganz heimlich etwas höchſt Wichtiges zu ſagen."

Er ſah ſie groß an und that nach ihrem Willen.

„Nun ſiehſt Du," fuhr ſie fort, „Du träumſt doch zuweilen, daß Du im Goldberge wandelſt mit prächtigen Kleidern angethan, hochgeehrt von der Bergfrau und ihren Geiſtern —"

„— und reich beſchenkt von ihr, die mich ſo lieb hat und ihren Vetter nennt. Es hat mir lange nicht geträumt, und ſind recht dumme Träume. Ach, Käthchen, hätten wir nur den zehnten Theil des Goldes, das ich im Traum beſitze, dann wollten wir die Mutter zufrieden ſtellen."

„Felician! was Du für Träume hältſt, iſt Wahrheit. Du haſt das Gold wirklich von der gütigen Bergfrau erhalten.“

Der Knapp ſah ſie an, als zweifle er an ihrem Verſtande.

„Staune nur, Ungläubiger! Ich kann und will Dir die Beweiſe meiner Behauptung liefern. Wird Dir denn in Deinen vermeintlichen Träumen das Geſchenk Deiner Gönnerin nicht feindlich entriſſen.“

„Freilich! Von einem böſen Geiſt!“ rief Felician lebhaft. „Jetzt fällt mir's plötzlich ganz genau ein.“

„Da haſt Du's! Der böſe Geiſt iſt der Probirer; er hat Dich beſtohlen und verdankt all ſein Glück Dir allein. Denn Dir gab die Bergfrau die Schlüſſel zu den neuen und reichen Gruben, Du ſollteſt den beſten Gewinn davon haben, und Dir ſollten die Stadt und das Land als dem Entdecker dankbar ſein. Dieſer Böſewicht entriß Dir aber die Schlüſſel und zog den Gewinn für ſich.“

Umſtändlich erzählte ſie nun dem von immer größerem Erſtaunen erfaßten Jünglinge, was ſich in der letzten Johannisnacht mit ihm, dem Probirer und ihr zugetragen, und wie Tags darauf durch den ſchlechten Mann der neue reiche Stollen aufgegangen ſei. Und als das letzte Wort der merkwürdigen Erzählung von ihren Lippen verhallt war, und Felician noch immer mit offenem Munde zweifelnd und ſtaunend da ſaß, war ſie ſchon aufgeſprungen, in den Holzſtall geeilt und hatte mit raſchen Händen den blinkenden Schatz aufgewühlt, den ſie nun zur Beglaubigung ihres Berichtes in der Schürze zu Felician trug und vor ihm ausſchüttete.

Die Ueberzeugung durchzuckte ihn, wie ein jäher Schreck. Er ſaß ein Paar Augenblicke in tiefen Gedanken verſunken, den Kopf in die Hand geſtützt, dann brach er in einen Strom von Thränen aus, umarmte und küßte Käthchen mit Inbrunſt, was er noch niemals gethan hatte, und ſprach: „Ich danke Gott, daß mir der Probirer die ſündhafte Laſt abgenommen hat, und durch ſeine tückiſche Bemühung meine Seele freigeblieben iſt von aller Schuld und nähern Gemeinſchaft mit der ſpukhaften Bergfrau. Ein frommer Bergmann ſoll ſich frei halten von den Geiſtern der Tiefe, die Jeſum Chriſtum nicht erkennen; hätte ich ihr Gold und Edelgeſtein behalten und mir damit den Berg geöffnet, ſo wäre ich ihr ſchon längſt verfallen, und keine Macht des Himmels und der Erde könnte mich aus ihren Händen erretten. So aber iſt meine Seele frei geblieben; und auch dieſe Schätze will ich nicht. Wirf ſie weg, Käthchen. Dir und meinen Händen will ich ferner Alles verdanken, nichts der unheimlichen Bergfürſtin, vor der mir grauſt. Nun wird mir auf einmal ſo hell zu Sinne, und ich erkenne deutlich, worüber ich ſtets gebrütet, was mich ſtets ſo düſter geſtimmt und mir wie

Nebel in der Seele, wie Blei in den Gliedern gelegen hat; nun weiß ich auch, woher ich die ſeltſamen ſchaurigen Lieder hatte, die ich ſo gerne ſang. Das Alles hat mir die Bergfrau angethan, ſie hat mir die Lieder gelehrt; es wird mir plötzlich Alles klar. Aber nun ekeln ſie mich an; ich möchte nicht um die Welt wieder eins ſingen, und alle düſtre Traurigkeit iſt von mir wie abgeſtreift. Das iſt Alles Dein Werk, geliebtes Käthchen! Du haſt mich von der böſen Fei erlöſt. Hätteſt Du nicht die Johannisnacht bei mir gewacht, ich wäre ja doch noch in die Schlingen des Geiſtes gefallen, und meine Seele ewiglich verdorben. Nun will ich aber auch all den Spuk ganz von mir abſchütteln, und allein für Mutter und Dich leben."

Käthchen hörte dieſe guten Vorſätze mit abſonderlichem Vergnügen an, warf das Gold und die Edelſteine von ſich, als wären ſie altes, unbrauchbares Eiſen und ſaß, eh' ſie ſich's ſelbſt verſah, neben Felician unter dem Fliederbaume, küßte ihn und ließ ſich küſſen, ſo daß Frau Suſe, als ſie heraustrat, um den Sohn wieder zu beſänftigen, ihr blaues Wunder ſah. Als ſie aber in Felician's Geſicht ſchaute, ſchlug ſie gar die Hände ſtaunend über den Kopf zuſammen; denn da war doch auch gar keine Spur von Unmuth oder Verdrießlichkeit mehr zu finden, vielmehr lachten die Augen wie Blumenkelche, und alle Züge ſtrahlten im ſonnigen Glanze.

„I Felician!“ rief ſie aus, „was iſt denn mit Dir vorgegangen?“

„Mutter,“ verſetzte er ſeelenvergnügt, „mir iſt ſo recht herzinnig wohl. Du haſt recht, ich will nun nicht mehr krank ſein und auch nicht mehr träumen, vielmehr will ich wacker arbeiten und es dem beſten Häuer gleich thun.“

Die Mutter ſegnete die Stunde und die guten Vorſätze, wie ſie noch nie aus ihres Sohnes Munde gehört.

Und Felician hielt Wort. Die ganze Knappſchaft war hoch verwundert über den plötzlich ſich entwickelnden Fleiß und die Geſchicklichkeit des blöden Knaben. Niemand konnte begreifen, was für ein Geiſt in ihn gefahren ſei. Er war der Erſte auf dem Platze und der Letzte, welcher abzog, er war der thätigſte Knappe und auf ſeinem Fleiße ruhte — das war augenſcheinlich — ein wunderbarer Segen. Wo er ſchürfte, da ſprang die Goldader am reichſten; er förderte mehr als drei Andere. Dieſe auffallende Verwandlung Felician's war lange der Gegenſtand der Unterhaltung Aller, die beim Bergweſen beſchäftigt waren, bis man ſich daran gewöhnte. Es war aber natürlich, daß er der Liebling aller ſeiner Vorgeſetzten wurde, und am meiſten zeigte ſich ihm Feige Hirz gewogen. Aber Felician hatte nie gern mit ihm zu ſchaffen.

Von den Wangen des Jünglings war die grämliche

Schwäche verſchwunden, eine geſunde, friſche Röthe ſchimmerte dort wie die Morgenröthe einer beſſern Zukunft. Er ſang auch keines der ſchwermüthigen Lieder mehr, ſondern fröhliche Weiſen, die er ſchnell von den andern Knappen erlernte; jene ſeltſamen Geſänge hatte er ganz vergeſſen.

8.

Der Herzog aus Sachſen.

Der Frühling hatte ſeine duftenden Feſttage mit allen Blumenglocken eingeläutet; Berg und Thal lagen in der ſeligen Umarmung einer befruchtenden Sonne. Das zauber- und wundervolle Pfingſtfeſt kam mit ſeinen feurigen Zungen über Natur und Menſchenwelt.

In Reichmannsdorf war Alles geſchmückt auf den Beinen. Große und glänzende Anſtalten waren im neuen Hauſe des Oberbergmeiſters Feige Hirz getroffen worden; denn ein junger Herzog von Sachſen, deſſen Vater Herr von Reichmannsdorf war, hatte ſich anmelden laſſen, um den Goldſchacht zu beſuchen, von welchem in der letzten Zeit ſo Außerordentliches berichtet worden war. Der ganze Stadtrath ritt ihm entgegen, den erſten Bürgermeiſter und Oberbergmeiſter an der Spitze, und Alle waren anzuſehen wie reiche Fürſten. Auch Elsbeth hatte einen Zelter beſtiegen und ſich dem Zuge angeſchloſſen, der ſie aber wie die Königin in ſeine Mitte nahm. Wirklich war ſie auch geſchmückt wie eine Königstochter.

Es dauerte nicht lange, ſo kam der junge Herzog mit ſeinem Gefolge angezogen, und wurde von den Rathsherren ſtandesmäßig begrüßt. Feige Hirz hielt eine unterthänige Rede und ſtellte die Uebrigen vor. Als er an ſeine Tochter kam, verklärte ſich ſein Geſicht noch mehr; denn ſie war heute vorzüglich ſchön. Der Prinz blickte höchſt überraſcht in des Mädchens zauberiſches Auge, und verneigte ſich vor der Erröthenden. Des eitlen Vaters lauernden Blicken entging die Bewegung des hohen Herren nicht, und ſie triumphirten. Er winkte der verlegenen Elsbeth abzuſteigen und den Rockzipfel des Fürſten zu küſſen, wie er ihr ſchon früher geboten hatte, aber kaum bemerkte dieſer die Abſicht der Jungfrau, als er ſelbſt raſch vom Pferde ſprang, ihr den Bügel hielt und die Hand reichte. Sie glitt in ſeine Arme herab und er verfehlte nicht, das glühende Mädchen mit raſcher Heftigkeit an ſein ſeidenes Bruſtwamms zu drücken.

„So es Euch beliebt, holde Jungfrau!“ ſprach er dann, von ihrem Liebreiz ganz beſiegt, „wandeln wir eine Strecke dem Städtchen zu. Wir können viel ungeſtörter mit einander koſen.“ Und ſomit nahm er ihren Arm.

Die Rathsherren mußten nun natürlich alle zu Fuße heimwärts ziehen, und hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung von dem ſchönen Paare. Feige Hirz zerberſtete faſt an dem Uebermaße von Ehre, die ſeiner Tochter und durch ſie ihm ſelbſt widerfuhr. Man hörte kein vernünftiges Wort aus ſeinem Munde, und ſeine Begleiter ſahen ihn theils mit beſorgten, theils mit ſcheelen Blicken an.

In der Stadt empfingen die Bergleute den Herzog mit Muſik. Dann zog er ſich in die ihm herrlich hergerichteten Gemächer zurück, und erbat ſich Elsbeth's Geſellſchaft, die ihm mit großer Freude gewährt wurde. Eben ſo mußte ſie ſeine Nachbarin an der Tafel ſein bei dem koſtbaren Banket, das ihm ihr Vater gab, und Abends war ſie faſt ausſchließlich ſeine Tänzerin. Durch des Oberbergmeiſters Kopf, als er ſah, wie ſehr Elsbeth dem Herzog zu gefallen das Glück hatte, fuhren kühne Gedanken; ihm war zuweilen, als ſehe er eine Krone über dem Haupte ſeiner Tochter ſchweben, und nicht ohne Bedeutung bewirthete er den Herzog wie einen König.

Zu dieſem Behufe gab er dem Sachſenfürſten am folgenden Tage ein noch glänzenderes Banket im Goldbergwerke ſelbſt, und zwar hatte er den neuen Hirzen-Stollen mit dem hohen Saale zum Empfang und zur Bewirthung des vornehmen Gaſtes einrichten laſſen. Da glänzten tauſend und aber tauſend Lichter und goſſen ein Glanzmeer in die dunkeln Räume aus. Die Bergknappen aber mußten dem Herzog den güldnen Stuhl bringen, auf welchem er ſich niederließ. Muſik durchrauſchte die Schachte und Stollen, und der Fürſt durchwandelte an Elsbeth's Hand die prächtigen Gemächer. Alles, was nur die Sinne entzücken kann, war zum Genuß vorhanden.

Der Herzog belobte den unterthänigen Eifer des Oberbergmeiſters, dankte huldreich für alle Genüſſe, die er ausgezeichnet nannte, und flüſterte dann der ſchönen Elsbeth mit einem feurigen Händedruck zu: „Den höchſten Genuß haſt Du mir doch gewährt, geliebtes Mädchen; denn Du biſt ja auch der herrlichſte und koſtbarſte Schatz nicht nur in ganz Reichmannsdorf, ſondern in der ganzen Welt.“

An einem der folgenden Tage begehrte der Herzog alle Gruben zu befahren, und erbat ſich zu ſeinem Begleiter nur einen, aber den kundigſten und geſchickteſten Knappen. Mit dieſem allein wollte er die Reiſe durch das ganze Bergwerk machen. Er war der ewigen zahlreichen Begleitung müde, und wollte mit Muße den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe erfüllen.

Sogleich wurde Felician beordert, den Fürſten zu führen. Frau Suſanne war entzückt über die ehrenvolle Auszeichnung ihres Sohnes, und Käthchen hing vor Freuden weinend an des Geliebten Halſe.

Zur beſtimmten Stunde fuhren Beide ein. Der Herzog that eine Menge Fragen, die der Knappe mit offener Freimüthigkeit ſo beantwortete, daß Jener daraus abnehmen konnte, wie wohlunterrichtet ſein junger Begleiter war. Dadurch wurde der Fürſt immer gnädiger und herablaſſender geſtimmt, und dies machte wiederum den Knappen geſprächiger und mittheilender. Felician floß das Herz über. Und ſo kam es denn, daß der Herzog, eh' ſie zu Tag fuhren, des Knappen ganze Lebensgeſchichte, deſſen Krankheit mit ihren geheimnißvollen Fahrten in den Berg, Feige Hirz's Benutzung derſelben und die endliche Geneſung durch Käthchens Liebe wußte, und der hohe Herr hatte ſo viel Theilnahme daran gefunden, daß er dem freundlichen Erzähler einen ganzen Beutel voll Goldſtücke ſchenkte, den ihm Tags vorher Feige Hirz verehrt hatte, um damit Felician's häusliches Glück zu begründen, jedoch mit der Bedingung, nicht davon zu reden. Es ſchien, als ſei dem Prinzen das Gold des Oberbergmeiſters verhaßt, doch wollte er kein Aufhebens davon gemacht haben.

Nach dieſem Beſuche des Bergwerkes wollte ſich der Herzog durchaus nicht länger in Reichmannsdorf verweilen, Feige Hirz mochte ſagen und anſtellen, was er wollte, und die reizende Elsbeth aus eigenem und ihres Vaters Trieb den Fürſten unter vier Augen noch ſo dringend bitten; er war und blieb kalt gegen Vater und

Tochter. Man ſah ihn im tiefſten Nachdenken mit verſtörtem Geſicht, und wenn er auffuhr, ſah er ſich erſchrocken um, und gab wiederholten Befehl zum Aufbruch. Es ſchien ihm im Hauſe des reichen Mannes ganz unheimlich zu Muthe. Elsbeth hatte ſchon ein Dutzend der feinſten Taſchentücher naß geweint und fiel endlich in Ohnmacht. Der Herzog ließ ſie aber liegen, warf ſich auf ſein Pferd, verbat ſich alle Begleitung von Seiten der Stadt, und wollte davon reiten, als der Oberbergmeiſter in der größten Verzweiflung mit abgezogenem Hute hinzutrat, dem herzoglichen Pferde in die Zügel fiel und flehentlich ſprach: „Gnädigſter Herr! wollet mir wenigſtens offenbaren, womit ich mir Eure Ungnade zugezogen, damit ich den etwa ohne mein Wiſſen und gegen meinen Willen begangenen Fehler ahnden und bei Euch ſühnen kann. Schlagt mir dieſe Bitte nicht ab, ſondern nennt mir, was Euer hohes Gemüth beſchwert hat.“

„Wohlan, Feige Hirz!“ verſetzte der Herzog mit finſtern Brauen, „da Du es zu wiſſen begehrſt, ſo will ich es Dir nicht verſchweigen. Es iſt mir wohl zu Ohren gedrungen, durch welche Liſt und Betrug Du zur Entdeckung der neuen Goldgruben gekommen. Ich kenne Dich. Wäre ich nicht Dein Gaſt geweſen, ich würde nicht ſo glimpflich mit Dir verfahren ſein.“

Der Oberbergmeiſter taumelte erblaſſend zurück. Der

Herzog maß ihn mit einem verächtlichen Blick und ſprengte zum Thore hinaus.

9.

Felician's Uebermuth.

In des Oberbergmeiſters vornehmem Hauſe ging's nach der Abreiſe des Prinzen eine lange Zeit recht ſtill und traurig zu. Man ſah nur trübe Geſichter, und Elsbeth hatte gar immer rothgeweinte Augen. So kam die Zeit des Johannisfeſtes wieder heran. Tags vorher erſchien ein Diener des Oberbergmeiſters im Hauſe der Frau Suſe Gößel, und entbot ſie zu ſeinem Herrn. Zitternd und bebend folgte ſie demſelben auf dem Fuße nach. Aber nicht ſtreng und vornehm, ſondern recht freundlich und milde empfing der mächtige Bürgermeiſter die bangende Frau, und erkundigte ſich theilnehmend, ob ſich ihr Sohn einer dauerhaften Geſundheit erfreue, ob er neuerdings gar keine Anfälle von ſeinem Gebreſte gehabt, und nicht mehr an böſen Träumen leide.

„Gottlob!“ rief Frau Suſe freudig aus, „wenn der Junge wirklich vom Teufel beſeſſen war, ſo iſt er ganz befreit und geneſen. Er iſt, wie Ihr wißt, der beſte Häuer, aber er geht auch zum Wein und zum Tanz, ſchäkert mit den Dirnen, und lebt luſtig und froher Dinge, wie die andern Knappen auch thun, und wie die Jugend ſoll. Von ſeiner Krankheit keine Spur mehr.“

„Das iſt ja recht ſchön, liebe Frau Suſe. Da dächte ich denn, wir nähmen nun unſern alten Plan wieder auf, und machten aus Eurem Felician und meiner Elsbeth ein chriſtliches Ehepaar. Ihr wißt, ich bin Euerm Sohne ſtets ſehr zugethan geweſen, und es war ſchon lange mein Wunſch, ihn zum Schwiegerſohn zu haben. Jetzt, da er geſund und wohlauf iſt, ſteht der Sache gar kein Hinderniß mehr im Wege.“

Die Witwe war vor Schrecken und Erſtaunen verſtummt.

„Nun, was ſagt Ihr denn dazu, Frau Suſe?“

„Ach, heilige Maria!“ ſtöhnte dieſe auf. „Mein Felician hat ſich ja mit der Wyſſen's Käthe, unſerm Nachbarskinde, verlobt.“

„Na, ich will doch hoffen, daß weder er, noch Ihr ſolche armſelige Dirne meiner Tochter vorziehen werdet? Die Käthe will ich ſchon abfinden und zufrieden ſtellen; das überlaßt mir. Euer Sohn wird ſogleich Oberſteiger. Geht jetzt heim, macht ihn mit ſeinem Glücke bekannt, und bringt ihn dieſen Abend nach dem Feierabend her, damit wir zuſammen den Ehecontract aufſetzen. Ich gebe meiner Tochter den vierten Theil meines ganzen Vermögens zur Ausſteuer mit. Hört Ihr?“

Frau Suſe ging, aber das Herz mochte ihr im Leibe brechen vor Bangigkeit. Mit Zittern und Zagen brachte ſie ihrem Sohne des Oberbergmeiſters Antrag vor, aber dieſer lachte hell auf, ſchlug ein Schnippchen und ging zu ſeiner Käthe, um ſie abzuküſſen und zum Johannistanz zu führen. Dieſen Abend war er ausgelaſſen luſtig, und die fröhliche Seele der ganzen Geſellſchaft. Hurtig ſchwenkte er ſeine Dirne und ließ viel Geld aufgehen; denn er hatte heute von des Herzogs Gold eingeſteckt.

Als er nach Mitternacht mit der frohen Käthe heim ging und Beide am Zaune noch ein Weilchen mit einander plaudern wollten, deutete ſie erſchrocken auf eine dunkle Geſtalt unter dem Fliederbaum. Felician ſprang beherzt ſogleich darauf los, faßte den Mann bei der Bruſt und entriß ihm mit ſtarker Fauſt die Hülle, die dieſer ängſtlich über das Geſicht zu ziehen bemüht war. Er erkannte den Oberbergmeiſter. „Aha!“ rief er höhniſch, „Ihr wartet hier auf mich, daß ich Euch wiederum den Weg zu einer neuen Grube zeigen ſoll? Aber lauft nur in dieſer Nacht allein. Ich gehe diesmal eben ſo wenig voran zu meiner Muhme, der Bergfrau, als ich die Schande Eurer Tochter zudecke. Auf mich könnt Ihr in keiner Art mehr rechnen. Dort ſteht mein liebes Bräutchen, und mit der Bergfrau habe ich alle Gemeinſchaft aufgegeben.“

Der Oberbergmeiſter knirſchte mit den Zähnen, ballte die Fauſt und murmelte: „Das ſollſt Du mir bereuen, Bube!“ Dann entfernte er ſich ſchnell. Felician lachte übermüthig hinter ihm drein, ſo daß es Käthchen angſt wurde, und ſie ihn daran erinnerte, welch' ein mächtiger Mann Feige Hirz ſei, und in welche Gefahr ſich Felician geſtürzt habe, denſelben zu beleidigen.

Der glückliche Burſche brachte ihre Bedenklichkeiten mit Küſſen zum Schweigen, und rief: „Heiſa! Hab' ich doch ein gutes Gewiſſen, und er ein böſes. Ich bin aller frohen Dinge voll, und er führt nur Arges im Schilde. Ich will ihm ſchon mit offner Stirn begegnen und fürchte mich nicht vor ihm.“

Mit Kuß und Gruß ſchieden ſie, um den morgenden Feſttag wieder vereint zu leben.

10.

Die Anklage.

Felician gab zu viel Geld aus. Bald kaufte er Käthchen ein neues Band, eine ſchöne Haube, eine gefällig gemuſterte Schürze, bald hielt er die Kameraden am Weintiſch frei, bald zahlte er den Geigern, wenn er recht vergnügt war, zehnfachen Lohn. Und wenn er froh war, ließ er ſich weder von Braut noch von Mutter etwas ſagen; er that wie ihm gefiel. Da entſtand auf einmal das Gemurmel unter den Knappen: „Woher mag doch der Felician die neuen ſchönen Goldſtücke haben, mit denen er ſtets um ſich wirft. Wenn er auch etwas mehr Lohn hat, als unſer einer, ſo kann der Verdienſt doch ſo viel nicht abwerfen.“

Das Gerede verbreitete ſich weiter und weiter, man fing an, ein ſcharfes Auge auf den leichtfertigen Knappen zu haben, und ſeine Ausgaben mit ſeinen Einnahmen zu vergleichen. Man wußte, wie arm er immer geweſen war. Eines Morgens, als Felician mit den übrigen Knappen einfahren wollte, erſchien der Vogt des Berg- und Stadtgerichtes, forderte ihm Meißel und Schlägel ab, erklärte ihn zum Gefangenen und nahm ihn mit in's Gefängniß. Der jähe Schreck warf Frau Suſe nieder, bange Ahnungen hatten ſchon ſeit einiger Zeit ihre Seele gefoltert. Verzweiflungsvoll raffte ſie ſich wieder auf, und eilte in's Berggericht, aber ſie wurde kalt und barſch vom Vogt zurückgewieſen. Sie ſtürzte nach dem Hauſe des Oberbergmeiſters, er ließ ſie nicht vor ſich, ſondern durch einen Diener bedeuten, die Verbrechen ihres Sohnes müßten erſt ermittelt werden, bevor ſich etwas für ihn thun ließe. Die troſtloſe Frau mußte wieder nach Hauſe und brachte in Käthchens Armen, die ſelbſt vor Schmerz umzukommen gedachte, eine ſchlimme Nacht zu. Aber es iſt doch eine kleine Beruhigung, im Unglück einen Genoſſen zu haben.

Am andern Tage wurde Felician vor dem Bergamte vernommen, woher er die Goldſtücke habe, die er zeither ausgegeben. Er erwiederte trotzig, daß er darüber Niemand Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſei.

Der Richter verſetzte: „Das wird man Dir wohl lehren. Es ſind dem Oberbergmeiſter und erſtem Bürgermeiſter eine bedeutende Anzahl Goldſtücke deſſelben Gepräges geſtohlen worden, und es ruht ſchwerer Verdacht auf Dir, daß Du der Dieb ſei'ſt."

Vergebens betheuerte Felician ſeine Unſchuld. Er ſollte ſagen, woher er das Geld habe. Da er aber dem Herzog gelobt, es Niemand zu verrathen, ſo ſchwieg er hartnäckig.

„Wir wollen ihn zum Sprechen bringen," ſagte der Richter kalt, und winkte dem Vogt, der den Jüngling ergriff und mit ſich fortzerrte, viele ſteinerne Stufen hinab, bis ſie in ein dunkles Gewölbe traten. Es war die Marterkammer. Felician ſchauderte beim Anblick der gräßlichen Werkzeuge, aber er blieb ſtumm. Er wurde auf die Folterbank geworfen, ſeine Glieder wurden gewaltſam gezerrt und gedehnt, er heulte laut auf vor ungeheurem Schmerz, aber kein Wort kam über ſeine Lippen. Oben am eiſernen Gitter des Gerichtsſaales lag Frau Suſe in unſäglichem Jammer, händeringend und ſich das Haar raufend. Jeder Schmerzenston ihres Sohnes, der aus der Tiefe zu ihrem Ohre drang, riß aus ihrer Bruſt einen fürchterlichen Schrei, einen rothen Strahl ihres blutenden Herzens.

„Ihr Richter, übt Barmherzigkeit!“ kreiſchte ſie, „wenn Ihr einſt vor Gottes Stuhl Barmherzigkeit zu finden hofft. Mein Sohn iſt unſchuldig. Raubt mir meine Stütze im Alter, mein Glück, meinen Schatz nicht. Er iſt der beſte Junge, und hat nie Jemand das Kleinſte entwendet. O hört mich doch und laßt Euch rühren! Eure Herzen ſind doch nicht von Stein, und wenn ſie es wären, ich will ſie mit meinem Blute erweichen. Das Geld iſt vom Herzog aus Sachſen, der hat es ihm geſchenkt, als Felician ihn durch die Gruben geführt. Bedenket wohl, was Ihr thut!“

Das Auge des Richters hing an den harten Zügen des Oberbergmeiſters, der mit unter den Geſchwornen ſaß; doch dieſer winkte verneinend und ſtracks liefen die Gerichtsdiener und ſchleppten das jammernde Weib fort und vertrieben es mit Schlägen.

Unterdeſſen war im Häuschen der unglücklichen Witwe von einem Schöppen und vom Vogt Nachſuchung gehalten worden, und man hatte nicht nur den Beutel mit den Goldſtücken, ſondern auch die Stufen gediegenes Gold und die Edelſteine gefunden, welche Käthchen der Liſt des Oberbergmeiſters in der verhängnißvollen Johannisnacht entriſſen, und ſpäter, als Felician dieſe unheimlichen Schätze entſchieden von ſich gewieſen, in einen Schrein der Witwe geworfen hatte, wo ſie bis jetzt ganz unbeachtet gelegen. Jetzt mußten dieſe Dinge zu furchtbaren Anklägern gegen Felician werden. Sobald ſie nämlich in das Berggericht gebracht wurden, erklärte der Oberbergmeiſter den Beutel mit Gold nicht nur für ſein geſtohlenes Eigenthum, ſondern er fuhr auch, als er der übrigen Gegenſtände anſichtig wurde, mit teufliſch leuchtenden Blicken fort: „Was dieſe gediegenen Goldſtufen und dieſe edlen Steine betrifft, ſo ſind ſie mir eben ſo gut entwendet worden, wie der Beutel, und ſtehen mir eigenthümlich zu. Der Dieb hat den hohen Werth derſelben gar nicht gekannt; denn ſie gehören mit zu jenem geheimnißvollen Schlüſſel, wodurch es mir geglückt iſt, die reichſten Goldgruben zu erſchließen. Erinnert Euch, daß wir voriges Jahr am Morgen nach der Johannisnacht, als ich Euch die Anzeige vom neu entdeckten Hirzenſtollen gemacht hatte, und mit Euch und den Häuern hinausgezogen war, bei meiner Ankunft an der Stelle der dort eingeſetzte Schlüſſel fehlte! Er war mir geſtohlen bis auf einen kleinen Edelſtein, den der freche Dieb nicht bemerkt hatte, und mit deſſen Hülfe es mir hernach doch noch gelang, den Berg zu öffnen. Der damals geſtohlene Schlüſſel liegt jetzt vor Euch.“

Indem trat auch der Schöppe herein und berichtete, daß der Knappe Felician Gößel, peinlich befragt, den Diebſtahl des Goldes eingeſtanden habe.

Da ging das Gericht auseinander, und Feige Hirz lachte höhniſch in ſeinen Bart. Es that ihm wohl, den unſchuldigen Knappen verderben zu haben.

11.

Das Gericht.

Schwarz behangen waren Tiſch und Wände auf dem Bergamte, die Fenſter dicht verſchloſſen, ſo daß kein Sonnenſtrahl hereindringen konnte, und die Thüren weit geöffnet. Auf der großen Tafel ſtanden düſter brennende Kerzen, und ein Todtenkopf ſtarrte aus den leeren Augenhöhlen auf die rund um in langen ſchwarzen Mänteln ſitzenden Berggeſchwornen. Vor den Thüren, durch eine Schranke fern gehalten, ſtand das bleiche, zitternde Volk, mit banger Scheu dem Spruch der Richter harrend; denn Alle hatten den einſt ſo düſtern, dann ſo fröhlichen Knappen geliebt. Auch hatte Käthchen ſich dem Oberrichter zu Füßen geworfen und ihm den wahren Zuſammenhang der Begebenheiten erzählt; dieſer aber hatte nicht auf die furchtbare Anklage des Oberbergmeiſters hören dürfen, denn Alles klang mährchenhaft und unwahrſcheinlich, wie der Fiebertraum eines Kindes, und konnte mit nichts bewieſen werden. Deſto mehr hielt ſich alles Volk von der Wahrheit ihrer Ausſage überzeugt, und die Geſchichte, wie Feige Hirz zum Entdecker der Goldgruben geworden, flog von Mund zu Mund; aber jeder Mund fluchte dem Oberbergmeiſter.

Auch Frau Suſe hatte ſich, auf Käthchen's
geſtützt, wiederum an die Schranke begeben; um
zu gehen, reichten ihre Kräfte nicht mehr hin.
hatte ſich in dieſen Tagen faſt zu Tode gehärmt.

Der Oberrichter trug den Geſchwornen mit
Worten vor, daß er ſie habe zuſammen rufen
um über den Bergknappen Felician Gößel abzuſtim
Und ohne Zögern ſchritt er zum Einſammeln der
men. Da warf ſich die unglückliche Witwe auf
Knie und ſchrie in der gräßlichſten Verzweiflung
Herzens: „Ihr Richter, verdammt mir den Sohn
Er iſt unſchuldig, beim Blute Chriſti, ich ſchwö
Laßt Euch nicht bethören durch die hinterliſtige
eines böſen, tückiſchen Mannes! Gebt mir den
frei, mein einziges Gut, ſonſt fordre ich ſein Blut
Euch vor Gottes Thron!“

Aber die Rede der Frau verhallte erfolglos.
Richter ſtimmten ab, der Oberrichter ſchüttelte die
aus und ſprach das fürchterliche Wort: „Verdammt
Tode!“ Es hallte wie ein Donnerſchlag in die He
der Hörer hinein, und Allen grauſte darob die
Die Meiſten ergriff eine dunkle Ahnung von G
Strafgericht. Die arme vernichtete Witwe lag
dem, wie eine Blume, zerknickten Käthchen ohnmä
auf den Steinen der Vorhalle.

Als mitleidige Nachbarn und Freunde ſie wieder ſich brachten, bemerkte man mit Entſetzen, daß Käthchen ihren Verſtand verloren hatte. Das war ein großer Jammer für ihre arme Mutter und für alle Umſtehenden; Frau Suſe nahm aber keine Notiz von dem neuen Unglück, ſondern ging ſtumm und in ſich ſelbſt verloren nach Hauſe.

Am Abend holte ſie ihren alten Goldpfennig aus der Truhe, trug ihn in die Oelmühle und begehrte einen Scheffel Mohn dafür. Der Müller hatte eben friſchen, ſchönen Samen geerntet, und maß ihr reichlich; denn ihn dauerte die arme Frau. Er wollte auch das Goldſtück nicht nehmen, aber ſie drang es ihm auf, und als er ihr endlich herausgeben wollte, nahm ſie auch nichts an, ſondern ſagte: „Ich brauche nichts mehr. Laßt mir das Gefäß dafür.“

Man wehrte ihr nicht. Alle waren tief ergriffen von ihrem ſeltſamen Weſen und ließen ſie gehen mit Maß und Samen. Darauf ſah man die ganze Nacht Licht in ihrer Hütte.

Gegen Mittag des folgenden Tages läuteten alle Glocken der Stadt. Felician wurde zum Tode geführt. Die Bergknappen verſammelten ſich ſtill im Zechenhauſe, um für die Seele ihres Kameraden zu beten, den ſie im Herzen Alle für unſchuldig hielten. Gegenüber auf einer Anhöhe lag das Hochgericht. Der Zug ging langſam. Alle Menſchen weinten und warfen dem unglücklichen Felician Herbſtblumen zu. Er blickte ruhig auf die Menge und dankte für ihren Antheil. Am Galgen angelangt, blickte er ſich ſuchend um. Da erſchien, wonach er ſich geſehnt. Käthchen trat an ihrer Mutter Arm aus dem Volkshaufen. „Hoher Herr!“ ſprach ſie ehrfurchtsvoll, „ich weiß nun, wer Du biſt, ein Fürſt des Berges. Dieſe Nacht war ich bei Deiner Baſe, der Königin. Sie hat mir geſagt, daß Du ſie um Deine Liebe betrogen. Wenn Du in Deinem goldnen Reiche biſt, ſo vergiß des armen Käthchens nicht, das Dich ſo ſehr geliebt.“

Da brach Felician in helle Thränen aus. Man mußte die arme Geiſteswirre entfernen. Muthig beſtieg der Jüngling die Leiter zum Galgen.

Während des Geläutes war Frau Suſe ſtill und heimlich aus ihrer Hütte geſchlichen, den Scheffel voll Mohn auf dem Haupte tragend. Alle Schwäche war von ihr gewichen, und ob ſie auch den Pfad nach dem Goldſchacht hinankeuchte, ſie hielt nicht an, ſich auszuruhen. Ihre grauen Haare flogen wirr um ihr Haupt, ihre Lippen bewegten ſich, wie von ſtillen Gebeten, ihre Augen ſtarrten mit einem grauſigen Ausdruck nach dem Hochgericht hinüber. Endlich hatte ſie den großen Schacht, die Haupteinfahrt in den Berg, erreicht. Düſter und ſtill ſtarrte ſie der ſchwarze Schlund deſſelben an; kein Laut regte ſich heute in der Tiefe.

Als nun die Knappſchaft paarweiſe vom Zechenhauſe nach dem Galgen hinüberzog, trat ſie dicht an den Schacht heran, aber das Gefäß ſetzte ſie nicht vom Haupte herab. Ihr Auge glühte ſtarr hinüber. Sie ſah Felician mit dem Henker die Leiter beſteigen, ſie ſah die Schlinge um ſeinen Hals befeſtigen, ſie ſah, wie er von der Leiter geſtoßen wurde. Und mit fürchterlicher Stimme rief ſie, daß es laut in den Bergen wiederhallte: „Beim unſchuldig vergoſſenen Blute Chriſti und Gottes ewiger Gnade, wie bei der Macht der Hölle und der Qual des Teufels ſoll dieſes Bergwerk ſo viele Jahre verſchloſſen ſein, als ich Körnlein Mohn jetzt hinabwerfe, wenn mein Sohn in dieſem Augenblick unſchuldig ſtirbt. Kein Körnlein Geld ſoll die Habgier der Menſchen da unten mehr finden, und was ſie ſchon erbeutet, ſoll ihnen nicht zum Segen gedeihen. Arm und elend müſſe die Stadt werden, die einen Unſchuldigen an den Galgen hängt. Höre es, Himmel! Höre es, Hölle! Hört es, Ihr gerechten Geiſter des Berges! Ich verfluche die Stadt, die Richter, den Goldſchacht, und beſiegle den Fluch mit meinem Leben! Amen!“ Und rückwärts vom Haupte herab ſtürzte ſie das Gefäß mit dem Mohne in die Tiefe und ſich hinterdrein. In einem Augenblick hatte der ſchwarze Schlund Alles verſchlungen; in demſelben Augenblicke hatte Felician geendet. Doch in demſelben Augenblick auch erhob ſich tief unten im Berge ein furchtbares Krachen und Getöſe, lauter und entſetzlicher als der wildeſte Donner. Die Erde zitterte weit und breit, fahle Blitze zuckten hier und da aus ihr empor, wo ſie ſich einen Augenblick lang öffnete und wieder ſchloß. Die Wände der Stollen und Schachten ſtürzten zuſammen, Felſen lößten ſich ab, und wälzten ſich in die Tiefe, die unterirdiſchen Waſſer brachen hervor in ungeheurem Schwall, und rauſchten und brauſten, und tobten und ſchäumten im hohen Falle, und hoben ſich wieder wild empor, ziſchend und brüllend, im gräßlichen Aufruhr, bis ſie höher und höher ſtiegen und ſtromweis aus den erſäuften Gruben hervorbrachen. Dann ward Alles ſtill. Ruhig flutheten die Waſſer aus den Tiefen. Es gab keinen Goldſchacht mehr in Reichmannsdorf.

Von Entſetzen ergriffen, flohen die Richter von der Gerichtsſtätte. Schnell verbreitete ſich die grauſige Kunde von dem Vorfalle unter dem Volke. „Er iſt unſchuldig geſtorben!“ heulten Alle und raſ'ten hinab nach der Stadt, um Rache zu nehmen am Oberbergmeiſter. Dieſer hatte ſich aber ſchon auf ein ſchnelles Roß geworfen, und ward fortan nicht mehr geſehen in Reichmannsdorf. Auch erfuhr Niemand, wohin er gerathen war.

12.

Johannismorgen.

Käthchen hatte die ganze Nacht gefehlt; ihre Mutter war in Todesangſt umhergelaufen, bis der Tag anbrach und hatte ſie geſucht. Da trat ſie plötzlich lächelnden Antlitzes in die Hütte.

„Ach, Käthe, wo biſt Du doch geweſen?“

„Im Goldberg, lieb' Mütterlein.“

„Im Goldberg? Ach, Kind!“

„Geſtern Abend ſaß ich ganz allein unter dem Fliederbaum und dachte an Felician. Da kam plötzlich ein ſchöner Nachtfalter und lud mich ein zur Königin des Berges. Ich zweifelte noch, da kam auch ein Käfer angeſurrt und brachte mir einen Gruß von Felician, und ich möchte doch ja kommen. Dieſe Nacht ſtehe mir der Berg auf, ſonſt ſei er mir verſchloſſen. Wenn ich ihn ſehen und ſprechen wolle, ſo möge ich eilen, er ſehne ſich gar ſehr nach mir, könne aber nicht aus dem Berge heraus. Als ich mich nun noch immer beſann, kamen eine Menge leuchtender Johanniswürmchen herangeflogen und ſangen mir das ſchöne ſchwärmeriſche Lied vom todten Lieb, das Felician ſonſt immer ſo herzergreifend ſang, und nachher ſo ganz vergeſſen hatte. Nun nahmen mich die lieben kleinen, funkelnden Weſen in ihre Mitte, und führten mich zum Berge. Ein weites erhelltes Thor leitete hinein, und ich kam in den großen Saal, da wurde das Johannisfeſt herrlich gefeiert. O Mutter, ſolche Pracht und Herrlichkeit haben wir Beide noch nicht geſehen! Ich kann Dir's gar nicht beſchreiben; die ſchönſten Worte ſind matt und erbärmlich gegen die kleinſte Flamme, die da Gold und Edelſtein in allen Regenbogenfarben beleuchtete.

Auf dem goldnen Stuhle aber ſaß die Königin des Berges, und neben ihr Felician, prächtig angethan. Er ſtieg auf, kam mir entgegen und küßte mich inbrünſtig, indem er mich ſein liebes Käthchen nannte. Da kam auch ſeine Mutter, aber nicht alt und grämlich, ſondern jung, ſchön, blühend und freundlich, und ihr zur Seite ſchritt ein ſtolzer Fürſt, gar herrlich anzuſehen. Sie gab mir die Hand, begrüßte mich und ſagte mir, ſie ſei jetzt auch eine Fürſtin, die Gemahlin des geſchmückten Herrn neben ihr, und dieſer ſei eigentlich Felician's Vater, und der leibliche Bruder der Königin, der der Goldberg gehört. Der Gemahl der Königin war aber der Sohn des Holzhauers geweſen, durch welchen einſt der Goldſchacht geöffnet worden, und deſſen Nachkomme Frau Suſe war, wie ſie uns auch oft erzählt. Die Königin hatte nun Felician zu ihrem Gemahl erheben wollen, und weil er ihr untreu und mich mehr geliebt als ſie, deshalb hatte er am Galgen ſterben müſſen. Nun hatte ſie ihm aber Alles verziehen, und es zugegeben, daß er mich in den Berg einladen ließ. Drauf fragte mich die Frau Königin gnädig, ob ich denn meinen Felician noch immer ſo treu und innig liebe, und als ich darauf mit Ja antwortete, legte ſie mich an ſeine Bruſt und ſprach: „Ich will euch nicht trennen. Geh' hin, mein Kind, und frage Deine Mutter, ob ſie es zugibt, daß Du jetzt noch Felician's Gemahlin werden darfſt, dann will ich Dich auch zu einer Fürſtin des Goldberges machen, wie Frau Suſen, und Dir einen ſchönern Namen und ſo prächtige Kleider geben, wie ich ſelbſt trage.“

Felician flüſterte mir zu, ich ſolle Dir ja recht gute Worte geben, lieb' Mütterchen, daß Du Deine Einwilligung nicht verſagteſt; denn ohne dieſe dürfe er mich nicht beſitzen. — Und da bin ich denn gekommen, um Dich zu bitten, Du wolleſt mich Felician nicht verweigern. Ich werde ja eine reiche Fürſtin, Mutter! Willſt Du mich ziehen laſſen, Mütterlein? Willſt Du?“

Und ſchmeichelnd und liebkoſend hing ſie ſich an den Hals der Mutter.

„Ja doch, ich erlaube es Dir;“ ſagte dieſe, tiefſeufzend- und wehmüthig zum Himmel blickend über die Geiſtesverwirrung des geliebten Kindes.

„Nun iſt's gut!“ jubelte Käthchen, und ſprang den ganzen Tag im Hauſe herum, putzte ſich mit Felician's Geſchenken, tanzte und ſang Hochzeitslieder. Die Mutter weinte bittere Thränen dazu. Am Abend herzte Käthchen die Mutter noch ab, und legte ſich dann zu Bette. Der Kummer weckte die Mutter früh. Ein Traum hatte ſie beunruhigt. Raſch eilte ſie nach Käthchens Bette, da lag die Holde, eine Lilie, die Hände gefaltet, mit verklärtem lächelndem Antlitz; einen Myrtenkranz im braunen Haare, und war — todt.

Die gespenstige Puppe.

Beinahe eine Stunde Weges von Newyork liegt am Ufer des Hudſon das große und prächtige Irrenhaus des Staates, das wegen ſeiner guten Einrichtung eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat. Im innern Hofe deſſelben befinden ſich die Parterre-Wohnungen der Irrenwärter. Man hat deren von faſt allen kultivirten europäiſchen Nationen nöthig, weil ſich in der Regel unglückliche Individuen von jeder derſelben in der Anſtalt befinden, und der Staat großmüthig dafür ſorgt, daß jeder Verrückte verſtanden werde. So war denn auch vor Kurzem ein Deutſcher als Wärter dort angeſtellt worden, um ſeine geiſtesverwirrten Landsleute zu bedienen, deren eine nicht geringe Anzahl im Hauſe aufbewahrt wurde, und die durch Selberverrücktwerden des vorigen Inhabers dieſes Poſtens erledigte Wohnung dem Anſchein nach freundlicher wieder beſetzt werden. Ein junges, ſehr ſchönes Weib waltete darin neben einem ſchon älteren Manne, und zog die Aufmerkſamkeit aller Beſucher des Hauſes auf ſich.

Dies reizende Weſen, deſſen feine Züge von einem tiefblauen, ſchwärmeriſch blickenden, dunkel beſchatteten Auge und braunem gekräuſelten Haare ungemein belebt wurden, krönte durch Grazie die Schönheit der Form, und beherrſchte beide durch einen ſo liebenswürdigen Geiſt, daß man unwillkürlich auf die Vermuthung kommen mußte, ſie gehöre einem höhern Stande an, als der war, in welchem man ſie erblickte. Dieſe Vermuthung wurde aber in Betracht des Mannes ſchier zur Gewißheit, obgleich er nicht das freie, offene Auge. den Verkünder einer wohlbehüteten Herzensunſchuld, aufzuweiſen hatte, wie ſie. Augenſcheinlich ſchon in den Vierzigen ſtehend, trug er doch ein Surrogat von Jugend zur Schau, das eben nur das Reſultat einer, allein den höhern Ständen eigenthümlichen, Geiſtesbildung iſt. Wer hätte es der Gewandtheit und dem Weſen dieſes Mannes nicht auf den erſten Blick anſehen wollen, daß er ſchon viel und mit Nutzen gelebt und die Welt von mehr als einer Seite kenne! Wer mußte von dieſem großen, ſchlauen, lauernden Auge nicht ſogleich ſagen, daß es beſtimmt ſei, andere Dinge zu beobachten, als die Grimaſſen eines Wahnſinnigen!

Das zarte Weibchen ſaß am Fenſter mit einer gemeinen weiblichen Arbeit beſchäftigt, die ihr nicht gar leicht von der Hand zu gehen ſchien, und die Strahlen der ſich ſtark neigenden Frühlingsſonne, die ſchräg über den Hof zitterten und auch ihr Fenſter trafen, vergeudeten ein Paar Thränen in ihren ſchönen Augen. Als es Nacht wurde, brach aus den tiefen glänzenden Lebensſeen gar ein Strom hervor, von heftigem, troſtlos klingendem Schluchzen begleitet. In dieſem trübſeligen Zeitvertreibe durch den Eintritt des Mannes geſtört, deſſen ſtattliche Geſtalt ſich in der groben, grauen Tuchjacke und in den weiten grauleinenen Beinkleidern befremdend ausnahm, verſtummte ſie ſogleich ſcheu und ſchüchtern, und erwiederte ſeinen Abendgruß ſo heiter, als ſie vermochte. Vielleicht hatte er aber an der Thüre einige der leiſen Kummertöne erlauſcht; denn obgleich die reizende Weinende unter dem Schutze der dichter werdenden Dämmerung die Augen zu trocknen ſuchte, ſo trat er doch hart an ſie heran, und ſagte mit einem ziemlich rauhen Tone: „Du weinſt, Eugenie?“

Sie antwortete darauf nicht, und er fuhr lauter und hitziger fort: „Deine Thränen könnten mich ſelbſt verrückt machen. Jede einzelne iſt mir ein fürchterlicher Vorwurf, und wenn Du fortfährſt, mich damit zu quälen, ſo kannſt Du bald Gelegenheit haben, mich, wie meinen Vorgänger im Amte, oben bei meinen lieben Landsleuten eingeſperrt zu ſehen, die ich jetzt zu bedienen die Ehre habe. Ich ſpüre ohnedies ſchon einige Ideenverwirrungen in meinem Kopfe, ſeit ich in dieſer nobeln Geſellſchaft bin. Habe ich doch ſonſt ſchon gehört, daß die meiſten Irrenwärter mit der Zeit ſelbſt verrückt werden. Du kannſt mir ſchneller zum Ziele helfen, und wer weiß, ob je eher dort anlangen, nicht deſto beſſer iſt."

„Das iſt entſetzlich!" rief Eugenie, von einer moraliſchen Empörung emporgeriſſen. „Welches Verbrechen habe ich an Dir begangen, daß Du zur Strafe mein Herz alſo zerfleiſchen zu müſſen glaubſt?" Ein Thränenkrampf erſtickte ihre Stimme.

„Vergib mir," fuhr er jetzt milder fort, „wenn ich der Erregtheit meines Herzens Worte leihe. Aber ich kann nicht anders, bei Gott nicht! Jeder Gedanke meiner Seele iſt eine nur nothdürftig verbundene Wunde. Deine Thränen, Dein trauernder Blick reißen mir den Verband ab, und überliefern mich einer blutigen Verzweiflung. Jeder düſtere Zug Deiner Mienen bohrt ſich wie ein Meſſer in mein Herz, das ſchon krank und leidend genug iſt, und ſelbſt Dein ſtilles Weſen ruft mir wie mit Donnerſtimme zu, daß ich Dich unglücklich gemacht!"

„Ach Hermann, nicht deshalb weine ich," nahm die junge Frau wieder mit ſanftem, ſüßen Liebreiz das Wort, indem ſie ſich ihm näherte, und mit der kleinen, weichen, weißen Hand über ſeine gerunzelte Stirne ſtrich, um ſie zu glätten. „Wie wenig kennſt Du doch mein Herz, geliebter Mann! Mein einziger Kummer iſt, daß Du Dich grämſt, unſer Leben durch ſo unwürdige Verhältniſſe gewinnen zu müſſen. Deine düſtere Verzweiflung über unſere Lage iſt es, die mir Thränen auspreßt: ich fürchte, das Unglück, das uns betroffen, erfüllt Dein Herz ſo ganz und gar, daß es die Liebe zu mir daraus verdrängt. Das iſt mein Harm! Sieh, lieber Hermann, ich finde mich ja leicht und gut in dieſe enge, niedere Sphäre; ich würde noch Härteres ertragen, wenn ich Deiner Liebe gewiß bin; ich bin glücklich in dieſen und allen Verhältniſſen, wenn Du es biſt, und wenn Du mich liebſt; mit Freuden unterziehe ich mich der Wartung der weiblichen Irren und jeder Arbeit, die Du mir auferlegen wirſt, wenn ich mir dadurch Deine Liebe erhalte: aber ich würde ohne dieſelbe unbeſchreiblich elend und unglücklich ſein, ſelbſt wenn wir die reichſten Leute wären. — Sieh, Hermann," fuhr ſie noch vertraulicher koſend fort, und ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken, „ich habe bei mir überlegt, wie glücklich wir ſein könnten, wenn Du Dich nur in Deine jetzige Lage zu finden wüßteſt. Niemand kennt uns hier, Niemand ahnt, wer wir eigentlich ſind, folglich haben wir auch keine Schande von der niedrigen Stelle, die wir bekleiden. Vornehme Geburt und Stand ſind doch ganz relative Dinge. Der Poſten nähret uns [illegible], wir thun beide unſere Pflicht, richten uns ein, lieben uns — und das Glück iſt fertig. Ich will dann auch keine Thräne mehr weinen, ſondern fröhlich und guter Dinge ſein.“

„Wer ſo leicht denken könnte, wie Du; ich möchte ſagen, leichtſinnig!“ ſeufzte der Mann mit einem unzufriedenen Blick. „Du biſt nie reich geweſen. Dein ſchönes Talent ward mit dem Glück verſchwiſtert, und bannte die launiſche Göttin an Deine Schritte, die ihr Füllhorn ungebeten Dir auf den Pfad ausſchüttete. Und wie Dir die Glücksgaben gereicht wurden, ſo gabſt Du ſie wieder hin. Du haſt das Geld nie achten gelernt, haſt ſeine tiefe und einflußreiche Bedeutung in unſerm civiliſirten Leben nie begriffen. Nur der Wilde bedarf ſeiner nicht, aber er iſt auch kein Menſch. In unſerer Zeit, in unſerer Welt iſt das Geld der Zauberſchlüſſel, der uns alle Reiche der Welt erſchließt, die Springwurzel, die alle Schlöſſer und Herzen öffnet, der Talisman, der das Genie in die ſeiner würdige Umgebung bringt, ihm ein angemeſſenes Wirkungsfeld eröffnet, und alle ſeiner ſchöpferiſchen Entwicklung entgegentretenden Hinderniſſe aus dem Wege räumt. Das Geld erhebt das Genie zum Herrn der Erde. Ohne dieſen Talisman ſind wir ausgeſchloſſen von der Geſellſchaft, alle feinen und großartig erregenden Lebensbeziehungen ſind für uns nicht vorhanden, unſere Ideen verlieren die Kraft, ſich in geiſtesgeſchwängerte Materie zu verwandeln, fliegende Welten zu werden, ſie bleiben leere Phantome, traurige

Schemen, die vergebens nach Form und Geſtalt ringen; ir ſind ausgeſtoßen aus dem Rathe der Götter. Was ilft es uns, daß wir geborne Adler ſind und einſt im ohen Felſenhorſte gelegen haben, wenn wir mit zerrochenem Fittich am Boden kriechen und unſere armſeige Atzung mit den Hühnern und Gänſen des Meierofes nehmen müſſen, vom Hirten noch geſcholten und eſchlagen, weil wir unnütze Freſſer ſind, die keine Eier gen; während unſere Brüder den reinen Aether der Berge trinken, und kühn durch die Wolken der Sonne ntgegen ſteigen? Das Gold iſt die Adlerſchwinge der Welt und gegen ſie die hungrige Phantaſie des größten Dichters ein erbärmlicher Sperlingsflügel. O, mein Gott! und ich war reich! ſehr reich! Ich hatte mir gechickt die Röhren aller Lebensbrunnen zuſammengeleitet; as ſollte mir ein Bad werden! Ich lechzte darnach; eine Glieder brannten fieberiſch, ſich in der Fluth zu ühlen, die Zunge war mir an den Gaumen geheftet, ie Vorahnung der Genuſſeswonne durchzuckte mich: da riß mir ein tückiſches Schickſal den ſchäumenden Becher von den Lippen, und Alles iſt eine trügeriſche ata Morgana geweſen. Hier in dieſem Lande wollte ch die Früchte meines Reichthums genießen, und an der Küſte deſſelben werde ich zum Bettler! O daß ich nicht mgekommen bin in der heimtückiſchen Meerfluth, die mir Alles raubte! Nein, nicht Alles; denn ich hatte mein Portefeuille noch mit meinen Banknoten. Das haben mir dieſe Teufel, dieſe Jankens geſtohlen, als ſie mich ohnmächtig an's Ufer zogen. Ein Wunder iſt's, daß ich nicht ſtatt Wärter als Toller in dies Haus gekommen bin. Aber ich fühl's, der Wahnſinn packt mich noch. Wäre ich nie reich geweſen, ich wüßte nichts von den hohen Genüſſen, die der Beſitz bereitet; ich tröſtete mich, wie ſich Arme eben tröſten, wie Blindgeborne und Taubſtumme ſich tröſten. Ich ſähe nur das Verderben, das Reichthum Schwachköpfen bringt, und ahnete nichts von der Herrſchaft der Welt, die er dem Genie bereitet. Aber ich bin reich geweſen, ich bin ſehr reich geweſen! Ich kenne das Alles! Himmel! warum mußte ich arm werden? Ich kann nicht leben ohne Geld! Ich bin ein Adler, und kann nicht mit den Gänſen ziehen. Ich muß zur Sonne ſteigen, oder — untergehen.“ Der heftig erregte Mann hatte die geballten Fäuſte gegen die finſter umwölkte Stirne gepreßt. Bleich und erſchöpft ſank er nach dieſem gewaltigen Ausbruche auf einen der hölzernen Stühle ſeines Gemachs. Nicht ohne einen geheimen Schauder, der kalt und dunkel durch ihre Seele ging, trat die junge, geängſtigte Frau, von Liebe und Mitleid herbeigezogen, wieder zu ihm, um ihn liebkoſend zu umfangen; aber er ſtieß ſie zurück, und ihr Schmerz löſte ſich wieder in einen Thränenſtrom auf.

„Ich wollte, ich könnte Dir mit meinem Leben Dein verlornes Gold wieder verſchaffen," liſpelte ſie wehmüthig. „Gott allein weiß, wie gern ich mich dem Tode weihen wollte! Mein Auge entdeckt aber keinen Weg, Dir wieder zu Reichthum zu verhelfen. So nimm doch wenigſtens meinen Dir ſchon gemachten Vorſchlag an. Laß uns auf jede Weiſe ſo viel erſparen, daß wir die Rückfahrt nach Deutſchland bezahlen können. Dort ſuche ich beim erſten beſten Theater wieder ein Engagement, mein Name iſt bekannt und geliebt, und wir können ſehr anſtändig leben, wenn wir auch nicht reich ſind. Es würde mein Glück erhöhen, für Dich zu arbeiten."

Nimmermehr!" ſchrie der Mann wild auf. „Ich kann und werde nie nach Deutſchland zurückkehren. Ich kann nicht — ich darf nicht."

„Hermann," ſagte die junge Frau in einem etwas gemeſſenen, obgleich noch immer ſanften Tone, „ich fürchte, Du haſt mir noch nicht Alles vertraut, was Dich aus unſerm Vaterlande getrieben."

Er wandte ſich ſchweigend ab. Die Nacht verhinderte ſie, in ſeinen Zügen zu leſen. Endlich ſagte er dumpf: „Ich will Dir aber an Deinem Glücke nicht hinderlich ſein. Ich will nicht von Dir verlangen, daß Du Deine blühende Jugend, Dein ſchönes Talent, Deine ſchimmernden Hoffnungen einem Unglücklichen opfern ſollſt, der Dir nichts zu bieten hat, als die Stelle einer Wartfrau im Irrenhaus zu Newyork. Das wäre mehr als grauſam. Noch hat die Hand des Prieſters unſern Bund nicht geſegnet und feſtgeknüpft. Wir können uns noch trennen, ohne das Geſetz zu verletzen. Kehre Du nach Deutſchland zurück, und tritt wieder in die glänzende Laufbahn, aus der ich Dich frevelnd geriſſen. Bald werden Dich wieder Anbeter umſchwärmen, und Du wirſt unter ihnen ſchon einen Deiner Liebe Würdigen herausfinden, der Dir Erſatz leiſtet für mich.“

„Hermann!“ rief Eugenie mit dem ſchmerzlichſten Unwillen. „Tritt doch mein Herz nicht ſo grauſam höhniſch mit Füßen! O Ihr entſetzlichen Männer! Könnt Ihr denn lieben? Habt Ihr denn eine Ahnung der hohen Wonne des ſelbſtvergeſſenen Hingebens an das geliebte Herz, des gänzlichen Aufgebens in demſelben? Ach nein! ach nein! Du weißt nicht, was Liebe iſt, ſonſt könnteſt Du nicht ſo zu mir reden. Du weißt nicht, daß ein liebendes Herz nie an ſich denkt, nie eignen Vortheil ſucht, ſondern nur in dem geliebten Herzen lebt und webt, und nur in deſſen Glück das ſeinige ſucht. Wie wäre es nur möglich, daß der Gedanke in mir aufſteigen könnte, Dich zu verlaſſen, um allein in meine frühern beſſern Verhältniſſe zurückzutreten? Ohne Dich iſt die glänzendſte Lage mir nichts werth; mit Dir iſt die dürftigſte mir ein Glück. Dein allzugroßer Schmerz über den Verluſt irdiſcher Güter macht Dich blind für die himmliſchen, die uns kein Schiffbruch rauben kann, und ungerecht gegen Frauentugend. Doch ich verzeihe Dir! Du biſt ein Mann. Aber Du ſollſt mich ſchätzen lernen. Nun dringe ich darauf, daß das erſte Geld, welches wir als Beſoldung einnehmen, zu unſerer kirchlichen Trauung verwendet wird. Ich will unauflösbar an Dich und Dein Schickſal gebunden ſein. Nur der Tod ſoll mich von Dir trennen können. Biſt Du nun zufrieden, böſer Mann?“ Sie ſchmeichelte ihm einen Kuß ab, und der ſtürmiſche Wellenſchlag ſeines Gemüths ſchien ſich allmälig wieder zur Spiegelfluth zu ebnen.

Ungefähr eine Woche nach dieſer häuslichen Scene trat der deutſche Irrenwärter, der dort nur unter ſeinem Taufnamen Hermann aufgetreten war, in das einſame, vergitterte Gemach eines der Unglücklichen, die der Staat zum Beſten der öffentlichen Sicherheit in dieſem Hauſe aufbewahrte. Vom Lager ſtreckte ihm ein zum Gerippe abgemagerter Kranker die Arme entgegen. Dieſer Mann des Jammers — das verrieth der Blick ſeines Auges, die fahle Farbe ſeiner Schläfe — war der Erlöſung nahe. Der unſichtbare Engel des Friedens beugte ſich eben über ihn, um ihm den Kuß zu reichen, das myſtiſche Zeichen einer höhern Welt auf die erkaltende, vom Todesſchweiß perlende Stirn zu drücken. Uebrigens war aus dieſem matt blickenden Auge jede Spur von

Wahnſinn verſchwunden. Es iſt keine ungewöhnliche Erſcheinung, daß Geiſteskranke kurz vor dem Verlöſchen der Lebensflamme von den düſtern und verwirrenden Schleiern der Seele befreit werden. Die ſich emporringende Pſyche ſtreift eine Feſſel um die andere ab. Dieſer Mann des Todes ſchien mit Schreiben beſchäftigt geweſen zu ſein; er ſchob ein Schreibzeug und ein vollgekritzeltes Papier zurück.

Der Wärter zog unter ſeiner Jacke eine Flaſche Wein hervor, bei deren Anblick den Kranken ein heftiges Zittern befiel. Seine Hände ſtrebten gewaltſam nach dem vollen Gefäß, ſein Auge erglänzte, und in ſeinen hageren Zügen drückte ſich eine unausſprechliche Begierde aus. „O ſüße Labe!“ ſtöhnte er. „Noch einmal trinken und dann ſterben! Um Gotteswillen ſchnell!“

„Nicht alſo!“ verſetzte der Wärter eb'en ſo trocken, als grauſam. „Das iſt gegen die Verabredung. Du haſt mir noch nicht den Schlußſtein Deiner Erzählung gegeben, und nur für dieſen erhältſt Du den Wein, den ich mit meinem letzten Dollar erkauft habe. Du könnteſt trinken und ſterben, und ich wäre außer Stande, Deine Sünde wieder gut zu machen. Bedenke, daß Dich Gott auch dort verwerfen würde, wie Du hier Jahre lang verworfen geweſen biſt, daß Du vielleicht als Geiſt umwandeln müßteſt, wenn ich das von Dir geraubte Gut nicht zurückgäbe. — Haſt Du

Alles aufgeſchrieben, wie ich es von Dir verlangt, und wie Du mir verſprochen!“

Der Kranke hatte nur Sinn für den Wein. „Ja!“ rief er heftig und reichte dem Wärter das vollgeſchriebene Papier hin; „hier findeſt Du alle Namen, Verhältniſſe, Orte und Summen angegeben. Du kannſt nicht irren. Gib mir Wein.“

Der Wärter warf einen prüfenden Blick in das ſchwer zu entziffernde Geſchrift, und ſchenkte dann, durch das wiederholte und heftigere Drängen des Kranken davon abgezogen, ein Glas voll, das ihm jener gierig entriß und hinabſtürzte. „Mehr,“ rief der Alte. Ein zweites verſchwand eben ſo. „Du biſt ein ehrlicher braver Kerl! Du labſt mich! Dir vertraue ich das Heil meiner Seele.“ Das dritte Glas wurde langſamer genoſſen. Alle Seelenkräfte des Kranken ſpannten ſich an. „O, wie danke ich Dir!“ rief er, die Hand des Wärters ergreifend. „Das lohne Dir Gott! Sieh, ich bin noch eben ſo vernünftig, wie ich geſtern und heute früh war. Vorgeſtern habe ich die Sachen vergraben.“

„Nicht doch! Ich ſagte Dir ſchon, daß Du zwanzig Jahre und drüber im Hauſe ſeiſt.“

„Zwanzig Jahre! — Ja! Aber ich begreife es nicht. Ich wollte darauf ſchwören, es wäre vorgeſtern geweſen. Ich fürchtete, man würde mir das Geld und die Papiere rauben. Meine Frau ſpekulirte darauf; ich weiß es. Sie hätte mir gern das Geheimniß entriſſen; aber ich hielt es feſt. Meine Frau hat nicht gut an mir gehandelt. Aber es war ſchon recht; ich hatte das an der armen Salome verdient. Ich bin ein großer Sünder! An Salome ein großer, und an Mayer's Kindern ein großer, und auch an meinem eignen Kinde, an Salome's Kinde, habe ich ſchwer gefrevelt. Es iſt geſtorben fern von mir und von ihr; denn ſie war wahnſinnig geworden über meine Schuld, und der liebe Gott hat mich geſtraft, daß ich auch wahnſinnig wurde, wie Du ſagſt, als mir mein Töchterlein Klara ſtarb. Sieh, Mann, jetzt wird mir Alles klar in meiner Seele. Dein Wein hat mein Gedächtniß wunderbar geſtärkt. Jetzt weiß ich den Grund all' meines Unglücks. Das Geld hat mich verlockt, das Geld hat mich ſo elend gemacht. Zuerſt ließ ich mich vom Gelde verblenden und heirathete Salome, da ich doch ihre Schweſter Philippine im Herzen liebte, und vergebens gegen dieſe Leidenſchaft ankämpfte. Aber Salome war weit reicher, als ihre jüngere Schweſter. Sie waren Töchter zweier Mütter, und Salome's Mutter, bei der Entbindung geſtorben, hatte ein großes Vermögen auf dieſe vererbt. Philippinens Mutter war nicht reich und hatte noch mehrere Kinder geboren. Salome war die einzige Erbin des mütterlichen Vermögens. Deshalb heirathete ich Salome und liebte doch Philippine. Hernach als mir dieſe Verblendung zum Unglück ausgeſchlagen war, ließ ich mich in Leipzig doch wieder verblenden vom Gelde des todten Meyer. — Mein Sohn, fürchte Dich vor dem Gelde! Zwei Dämonen wohnen in ihm, ein guter und ein böſer. Aber der böſe iſt mächtiger, er iſt der Geiſt der Erde und der Nacht, woher die Metalle ſtammen. Verbrüderſt Du Dich mit dem lichten Geiſte des Goldes, ſo wirſt Du ein Wohlthäter der Menſchheit; läßt Du den dunkeln Herr über Deine Seele werden, ſo wirſt Du ihr Fluch und ſelbſt von ihm hinabgezogen in die Nacht des Verderbens, ſeine Heimath. Sieh, was dieſer böſe Geiſt aus mir gemacht, wie er heimtückiſch mein Leben vergiftet hat! Komm, ſchwöre mir einen heiligen Eid, daß Du das Geld der Familie Meyer zurückgeben willſt, Du magſt ſie finden, wo es auch ſei. Spare keine Mühe, ſie zu ſuchen. Es iſt noch genug dabei, Dir die Reiſekoſten zu decken. Schwöre mir, meinen letzten Willen zu erfüllen! Ich würde ſonſt nicht ruhig ſterben können. Woran ich ſelbſt durch den despotiſchen Zwang meiner Frau verhindert wurde, das ſollſt Du ausführen. Schwöre mir!“

„Ich ſchwöre!“ ſagte der Wärter mit bebender Stimme, während ſich ſeine Züge verwandelten.

„Wenn Du Deinen Schwur brächeſt, ich würd als Geiſt Dich quälen, wie mich Meyer gequält hat in meinen wilden Phantaſien. Den Lohn wirſt Du finden; mir ahnet es. Wenn Salome nicht mehr leben ſollte, — aber ſie kann noch leben, denn ſie war jünger als ich — wenn ſie todt iſt, ſo ſuche nach der Puppe, die ich Dir beſchrieben. Seit vorgeſtern iſt mir gleichſam die Gewißheit geworden, ich weiß nicht woher, daß die Puppe den Schlüſſel zu den Räthſeln enthält, von denen ich Dir dieſen Morgen erzählte. In meinen Fieberträumen hat die Puppe oft mit mir geſprochen und mir ihre Schickſale erzählt. Das war ein ſeltſamer Lebenslauf. Weißt Du, ſie war Salome's Kind; aber Salome's Kind iſt todt, Salome iſt wahnſinnig, kein Menſch hat ein Recht an die Puppe. Sie ſei Dein, und Dir damit die Wohlthat an Meyer's Kindern vergolten."

Vom langen und heftigen Reden wieder erſchöpft, leerte der Kranke die Flaſche in einigen Zügen. Wonne ſtrahlte aus ſeinen Blicken. Die Lebensflamme flackerte noch einmal mächtig empor und erloſch dann mit einem Male. Der Mann hob ſich in die Höhe, als wollte er ſein Lager verlaſſen, ſank zurück und war todt. Als der Wärter ſich überzeugt hatte, daß er nur noch eine Leiche vor ſich habe, räumte er Flaſche und Glas hinweg, verbarg das erhaltene Papier ſorgfältig auf ſeiner Bruſt, und begab ſich aus dem Zimmer.

Die Nachricht vom Ableben des geiſtesirren Kaufmanns Johann Chriſtoph Schellmann ſollte noch an demſelben Tage der in Newyork lebenden Familie deſſelben hinterbracht werden, und der deutſche Wärter, in deſſen Beiſein der Genannte geſtorben war, erbat ſich vom Director die Erlaubniß, dieſe Nachricht nach der Stadt bringen zu dürfen. Sie wurde ihm nicht verſagt, da man ihm ein gutes Trinkgeld gönnte. Eugenie bemerkte an ihrem Geliebten, als er von ihr ſchied, eine ſtille geheime Unruhe, und zugleich das Beſtreben, ihr dieſelbe zu verbergen. Als er fort war, flößte dieſer Umſtand ihrer Seele eine anfänglich leiſe Unruhe ein, die aber in ihrer Einſamkeit bei beginnender Nacht lauter wurde; und da Hermann nicht zurückkehrte, wie er ihr doch verſprochen hatte, ſo ſteigerte ſich dieſe Unruhe zu einer unerträglichen Angſt. Mit jeder Stunde wurde ihre Qual fürchterlicher; ſie rang verzweiflungsvoll die Hände, rief laut den Namen des geliebten Mannes, und war mehr als einmal ernſtlich gewillt, ſelbſt nach Newyork aufzubrechen. Nur der Gedanke, wo ſie in der Nacht den Geliebten in der ungeheuren Stadt ſuchen ſolle, hielt ſie von dieſem Schritte ab. Die gräßlichſten Ahnungen und Bilder durchzuckten ihre Seele, bis unter Kämpfen und Leiden der armen Liebenden der Tag anbrach. Das milde Licht der Sonne löſte den ſtarren Schmerz der Nacht in ihrem überwachten Auge in milden Thränenthau auf. Sie konnte weinen, und ihr Herz bediente ſich dieſer Vergünſtigung des Himmels ſtundenlang, um all' die Qual, die ſich wie eine Eisrinde darum gelegt, ſanft zu erweichen und abzulöſen. Der einzige ſchwache Schimmer von Hoffnung, der ihr noch geblieben war, ſollte leider auch verſchwinden. Sie wartete nämlich mit Beben auf Nachrichten von der Schellmann'ſchen Familie in Newyork in Bezug auf die Leiche ihres ehemaligen Oberhauptes. Da konnte ja Hermann dabei ſein. Ein Wagen rollte endlich in den Hof, ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren und eine etwas ältere Dame ſtiegen aus. Eugenie lief hinzu, und erfuhr bald, daß die Dame eine Tochter und der Herr ein Enkel des verſtorbenen Schellmann ſeien. Mit zitternder Stimme forſchte die unglückliche Eugenie nach dem Wärter, welcher die Todesnachricht in die Stadt gebracht; aber man wußte ihr weiter nichts zu ſagen, als daß der Mann, nachdem man ihm ein Stück Geld gereicht, ſich wieder entfernt habe. Die zunehmende Bläſſe im Geſicht der hoffnungsloſen ſchönen Frau verrieth den

Umſtehenden ihren Seelenzuſtand, und der junge Amerikaner betrachtete ſie mit großer Theilnahme.

Die beiden Glieder der Familie Schellman waren gekommen, die Leiche ihres Vaters zu reklamiren und auf einem beſondern Wagen nach der Stadt zu führen, wo man ſie mit einem des Handelshauſes würdigen Pomp beſtatten wollte. Dieſen Plan auszuführen, bedurfte es noch mehrerer Vorbereitungen, die die Zeit einiger Stunden hinwegnahmen. Die Todenfrau des Hauſes hatte die Leiche geſchmückt, in den Sarg gelegt, und ſo war ſie in den Hof gebracht worden. Die Blicke des Enkels ruheten voll Theilnahme und Wehmuth auf der irdiſchen Hülle des Großvaters, gleich als wollten ſie das düſtere Geheimniß aus den ſtarren Zügen leſen, das den Unglücklichen in dies Haus gebracht, und das, wie er meinte, der Todte mit hinübergenommen in die beſſere Welt. Auch Eugenie war mit ihrem unausſprechlichen Kummer an den Sarg herangetreten; es war ihr, als wenn das Bild des Todten ihr einige Ruhe gewährte. Zwiſchen ihr und ihm war die ſchmale Grenze, die allen Leiden ein Ziel ſetzt. Er hatte die Ruhe gewonnen; die Hoffnung, ſie auch zu erlangen, lag als Gewißheit im Sarge vor ihr.

Während ſie nun ſtill und in tiefe Gedanken verſunken da ſtand, trat ein Kohlenſchiffer in den Hof und fragte nach ihr. Er hatte ſein Boot am Ufer vor dem

Hauſe befeſtigt. Zu der jungen bleichen Frau geführt, überreichte er derſelben einen Brief, in deſſen Aufſchrift ſie ſogleich die Hand ihres Hermann erkannte. Kaum beſaß ihre zitternde Hand ſo viel Kraft, das Papier zu öffnen, ihr flirrendes Auge durchflog die wenigen Zeilen, und mit einem dumpfen Schrei ſank ſie ohnmächtig dicht am Sarge nieder. Der junge Newyorker ſprang ihr bei, und während die erſchrockenen Weiber bemüht waren, Eugeniens Lebensgeiſter aufzufriſchen, hob er das ihr entfallene Blatt auf und las: „Nach allem, was Du mit mir auf amerikaniſchem Grund und Boden erlebt haſt, wird die Verſicherung Dir nicht mehr auffallend ſein, daß mir das Leben in unſerer Lage unerträglich iſt. Der Reichthum im Schellmann'ſchen Hauſe, den ich ſo eben geſehen, hat alle Qualen meines Herzens bis zur wüthendſten Verzweiflung geſteigert. Ich gebe dem grauſamen Meere, das mein Vermögen fraß, und mich ausſpie, ſein Opfer zurück. Ich kann nicht leben, ohne reich zu ſein. Wenn Du dieſe Zeilen in der Hand hältſt, habe ich in den tückiſchen Fluthen ausgelitten. Das bei Schellmann empfangene Trinkgeld erhielt der Ueberbringer dieſes Briefes. Es wird Dir nicht fehlen, ein gutes Unterkommen zu finden, das Deinem Stand und Deiner Erziehung angemeſſen iſt. Vielleicht gelingt es Dir auch, nach Deutſchland zurückkehren zu können. Um mein Schickſal gräme Dich nicht, ich habe es nicht beſſer verdient. Zum letzten Male auf dieſer Welt

Dein Hermann.“

Dieſer Brief erfüllte das Herz des jungen Leſers mit ungemeſſenem Mitleid mit der jungen Frau, und ſteigerte die Theilnahme, die er vorhin ſchon an ihr genommen, zu einem hohen Grade. Er erſah daraus nicht nur, daß die Unglückliche von Stand und Bildung ſei, ſondern ſein feiner Sinn fühlte aus dieſen dürren und kalten, ja herzlos grauſamen Worten ſogleich heraus, daß der Schreiber derſelben unmöglich zu der reizenden Frau Liebe gehegt habe, wenigſtens keine ſolche, wie ihre Angſt um ihn verdiente. Der Mann, begriff er, war eines ſolchen Weibes unwürdig geweſen, und er erachtete es als ein Glück für ſie, daß derſelbe einem ſo elenden Leben ein Ende gemacht, und ſie von einer Feſſel befreit habe, die er ſich mit der Zeit als eine ſie ſelbſt in den jammervollſten Tod reißende glühende Kette ausmalte. In der Seele des jungen Mannes verſtand es ſich von dieſem Augenblicke an gewiſſermaßen von ſelbſt, Eugenie als ſeine Schutzbefohlene zu betrachten. Er ſah ſich als das vom Himmel auserſehene Werkzeug ihrer Unterſtützung und Rettung an und gefiel ſich ſehr in dem Gedanken, ihr Wohlthäter zu ſein. Die ungewöhnliche Schönheit der Hülfsbedürftigen mochte freilich einen nicht geringen Antheil an dieſer, ſich von ſelbſt verſtehenden, Großmuth haben; aber mit einem jungen Manne von ein und zwanzig Jahren wird man ſchwerlich deshalb rechten wollen, ob ſein äſthetiſcher oder moraliſcher Sinn bei dieſer Gefühlsregung vorwaltend war.

Er trat in Eugeniens Wohnung, wohin ſie von den Frauen gebracht, und wo ſie unter den Händen derſelben wieder zu ſich gekommen war, und wandte ſich an die Dame, mit der er gekommen, mit den Worten: „Liebe Tante, wir werden dieſe junge Unglückliche mit nach der Stadt nehmen; es iſt unmöglich, daß wir ſie verlaſſen. Ich werde Dir die Gründe im Wagen angeben. Vielleicht macht ſie ſogar die Reiſe nach Deutſchland mit uns.“

Ein dankbarer Blick Eugeniens ſagte ihm, daß ſie ihn verſtanden habe. Die Tante hatte ſelber großes Mitleid mit der jungen ſchönen Frau verſpürt, und fügte ſich ohne weiteres in die Wünſche des Neffen. Sie eröffnete Eugenien mit liebevollen Worten, daß ſie einſtweilen, bis ſie eine paſſende Verſorgung für ſie gefunden haben würde, im Hauſe ihrer Mutter, der nun verwitweten Frau Schellmann, in Newyork wohnen möchte, und die Verlaſſene nahm mit der wehmüthigen Freude, die ihre Umſtände mit ſich brachten, das freundliche Anerbieten an. Nach einer Stunde ſaß ſie mit rothen Augen und ſtill vor ſich hinweinend im

Wagen neben der ſie tröſtenden Amerikanerin, und der gegenüberſitzende Neffe derſelben verwendete kein Auge von der reizenden Trauernden.

Die ſchmerzenreiche Eugenie fand, wie ſeltſam und außerordentlich doch ihre Lage ſei, mit einer Leiche zuſammen in ein ihr fremdes Haus gebracht zu werden, und ſie verglich ſich in trüben Gedanken in mehr als einer Hinſicht mit derſelben. War doch der todte Mann auch fremd geworden in dieſem Hauſe, und unglücklich geweſen, wie ſie es noch war. Sie ſelbſt betrachtete ſich als eine halb Geſtorbene, ſeit der Mann ihrer Liebe ſich ſo frevelntlich in den Tod geſtürzt. Ach, und nicht einmal die Leiche deſſen, dem ſie über das Meer gefolgt war, konnte ſie auffinden, um ſie dem mütterlichen Schooß der Erde zu übergeben! Das war ihr ein recht ſchmerzlicher Gedanke. Denn des Menſchen Liebe zu ſeinen Theuern umſpinnt gern die irdiſchen Ueberreſte derſelben mit dem Todtenhemde, wäſcht ſie gern mit ihren Thränen, und findet eine wehmüthig ſüße Befriedigung darin, das Todtengräberamt an ihnen zu verrichten. Der Schmerz iſt rauher, düſterer, knirſchender, wenn der Liebe dieſe ſtillen Pflichten gewehrt werden. Eugenie hätte ſich lieber ſelbſt gleich begraben laſſen mögen, um ihrem ſchmerzvollen Liebesdrang genug zu thun.

Mit ſolchen Gefühlen trat ſie in das Haus der Familie Schellmann.

Die Witwe, eine angehende Sechzigerin, aber von ſtattlichem und friſchem Anſehen, der das zwanzigjährige ſchwere Leiden ihres Mannes eben nicht ſonderlich geſchadet haben konnte, wie der Augenſchein lehrte, empfing, nachdem ihr Enkel mit ihr geſprochen, Eugenien mit einer kühlen Freundlichkeit, die mehr Reſultat des Charakters, als der augenblicklichen Lage war; denn der Trauerfall ſchien ſie nicht angegriffen zu haben. Für das äußere Leben konnte er auch wirklich keine gegründete Veranlaſſung dazu geben, deſto mehr war er geſchickt, das innere und Gefühlsleben einer weichen Seele mächtig aufzuregen, und das Bild alter Schmerzen wieder aufzufriſchen. Aber Frau Philippine Schellmann war eben kein weiches weibliches Gemüth, vielmehr ein ſolches, deſſen urſprüngliche Weichheit, ſo viel davon eben auf Rechnung der weiblichen Natur kam, durch Schickſalsſchläge und eigne Schuld allmälig vertilgt wird, und deren Herz dem Lebenskampfe einen ſtörriſchen Trotz entgegenſetzt, der es verhärtet. Solche Frauen ſind, zumal wenn ſie ſich anziehender Körperſchönheit erfreuen, gefährliche Weſen, vorzüglich denen, die von Leidenſchaft ergriffen, ſich ihnen zu eigen geben. Armes, gefühlvolles Männerherz, du mußt in der Umarmung einer ſolchen Frau erſtarren oder verbluten! Eugenie fühlte ſich nicht wohlthuend und beſänftigend von der Freundlichkeit der Hausfrau berührt, und ihr Schmerz ſteigerte die zarte Reizbarkeit ihrer Nerven noch auf's Ungewöhnliche. Die Arme ſchauderte in ſich zuſammen und überließ ſich einer ſtummen Verzweiflung. Die Tochter des Hauſes, die ſich Eugenie als Frau Frances Schiel, Frau des Kompagnons des Hauſes Johann Chriſtoph Schellmann und Kompagnie enthüllt hatte, und der Enkel, Herr Richard Zeinert, Sohn der älteſten Tochter und des ebenfalls ſchon verſtorbenen deutſchen Kaufmanns Zeinert, ehemaligen Kompagnons, gaben ſich dagegen viel Mühe, die verlaſſene und gedrückte Eugenie aufzuheitern, und die empfangenen fremden Eindrücke zu verwiſchen. Zu ihnen geſellte ſich Richard's Mutter, Frau Eliſabeth Zeinert, älteſte Tochter der Frau Philippine Schellmann, eine ſtille, bleiche, leidende Frau, welche die Geſichtszüge ihres Vaters trug, und auf deren Gemüth das ſtille und geheimnißvolle Leiden des Hauſes übergegangen zu ſein ſchien. Es zeigte ſich ſpäter, daß ſie dasjenige Glied des Hauſes war, an welches ſich Eugeniens ſchmerzgequältes Herz am meiſten anzuſchließen vermochte, und welches die Theilnahmbedürftige mit einer Mutterſeele empfing.

„Sprechen Sie ſich aus, liebes Kind,“ ſagte ſie zu **Eugenien**, als ſie mit dieſer gegen Abend in dem an das Haus ſtoßenden Garten wandelte, den der Frühling eben mit all ſeinen Reizen überſchüttet hatte, „das wird Ihrem Schmerze Erleichterung verſchaffen. Wenn ſich die empfangene Wunde ſchließt und eine innere Verblutung vor ſich geht, iſt der Getroffene rettungslos verloren. Theilen Sie mir ihre Schickſale mit, erzählen Sie das Traurigſte; das iſt die Blutung nach außen. Das Herz wird leichter und gibt der Hoffnung zur Geneſung Raum. Ich bin empfänglich für ihre Mittheilungen; auch ich habe viel Bitteres erlebt, und weiß die Leiden einer Frau zu ſchätzen. Kehren Sie ſich nicht an das verſchloſſene Weſen meiner Mutter. Sie iſt von amerikaniſcher Kälte angeweht worden. Ich aber, das einzige von meinen Geſchwiſtern, das in Deutſchland geboren worden, habe ein deutſches Gemüth behalten und es auf meine Kinder vererbt. Ich kann wohl mit Recht ſagen, daß der **Richard** ein guter deutſcher Junge iſt.“

„Ihre liebevolle Theilnahme an mir,“ verſetzte **Eugenie**, „ſo wie das Bedürfniß meines Herzens treiben mich gleich ſtark an, Ihnen Mittheilungen zu machen, ſelbſt wenn Sie mich nicht darum gebeten hätten. O, Ihre gütigen Worte fließen wie ein kühler, ſüßer Balſam heilend in meine zerriſſene Seele! Es iſt ſchon lange her, daß meine gute Mutter todt iſt, und ſeit dieſer Zeit habe ich kein ſanftes, reines, mütterliches Frauenwort mehr vernommen, das mein verlaſſenes Herz mit weichen Liebeskränzen umſchlungen, bis heute, gerade heute, wo ich es am nöthigſten bedarf. Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mich am ſchwerſten Tage meines Lebens zu ihnen geführt. Darin erkenne ich ſeine weiſe Fügung. Er ſchlägt uns wohl Wunden — und wer kann wiſſen, zu welchen Zwecken? — aber er heilt ſie auch wieder, damit des Menſchen Herz furchtſam bleibe und weich und liebevoll, und nicht trotzig und übermüthig werde. — Hören ſie denn meine Lebensgeſchichte: Ich bin die Tochter eines jüdiſchen Arztes in Hamburg; meine Mutter war aus Breslau gebürtig, wo ſie mein Vater während ſeiner Studienzeit kennen gelernt hatte. Er war ein Mann von hellen Begriffen, das beweiſt, daß er mich und meinen Bruder (wir waren die einzigen Kinder) nach unſerer Geburt taufen und in chriſtlichen Schulen erziehen ließ. Er ſelbſt und die Mutter blieben bei ihrem Glauben. Letztere hatte, wie ſie mir ſpäter erzählte, ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwarten; allein dieſe Hoffnungen wurden durch Umſtände betrogen, die mir nicht mehr recht klar ſind; nach ihres Vaters Tode erhielt ſie kein Erbe, und ihre häuslichen Verhältniſſe geriethen durch dieſe Täuſchung in Unordnung. Mein Vater mochte nicht zum Beſten gewirthſchaftet, und die reizende Perſpektive auf das reiche Erbe der Mutter ihn zu manchen Schritten verleitet haben, die außerdem wohl unterblieben wären. Deſto höher ſtieg nun die Unzufriedenheit, es fielen häusliche Exceſſe vor, die Gläubiger drängten, ein gewohntes üppiges Leben und Verführung trugen das ihrige dazu bei; genug, mein Vater verließ uns, trat als Regimentsarzt in franzöſiſche Dienſte, und ſoll bald darauf im Feldzuge nach Rußland geblieben ſein. Ich war damals zehn Jahre alt, mein Bruder zwölf. Die Verzweiflung der Mutter will ich Ihnen nicht ausmalen; es wird genug ſein, wenn ich anführe, daß ſie den Vater zärtlich geliebt, und daß ſie eine edle, tieffühlende Frau war.

In der äußerſten Noth, worin ſie ſich befand, mußte ſie ſich zu irgend etwas entſchließen, um ſich und ihren Kindern, die ſie über alles liebte, das Leben zu friſten; denn Hilfe und Unterſtützung war weder bei Chriſten, noch bei Juden zu finden; keine von beiden wollten uns arme verlaſſene Menſchen anerkennen; die einen wieſen uns an die Andern. Wir Kinder waren ſchon verſtändig genug, den Kummer der guten Mutter zu begreifen und ſelbſt Theil daran zu nehmen. Mein Bruder machte hundert Pläne, wie er unſern Unterhalt gewinnen wollte.

Eines Tages kam er athemlos und mit verklärtem Geſicht nach Hauſe, nahm mich an der Hand, und zog mich fort, mir zuflüſternd, er habe endlich das rechte und wirkſamſte Mittel, uns zu helfen, entdeckt. Er führte mich zum Direktor unſeres Theaters. Reinhold — dies iſt meines Bruders Name — hatte nämlich ausgekundſchaftet, daß Kinder unſeres Alters zum Corps de Ballet engagirt werden ſollten. Wir gefielen dem Direktor und mußten ihm das Hauptſächlichſte von unſern Verhältniſſen berichten. Darauf beſchenkte er uns, und gab uns die Weiſung, ihm unſere Mutter zuzuführen, damit er mit derſelben das ihm erwünſchte Engagement abſchließen könne. Ach, verehrteſte Frau, mit welchem Gefühle von Seligkeit ſtürmten wir nach Hauſe! Die goldenen Schwingen des Glücks trugen uns. Ich erinnere mich nicht, jemals wieder ſo ſelig geweſen zu ſein, als in jenen Augenblicken kindlicher Begeiſterung, als wir uns ſagen konnten, wir wären nun im Stande, unſere Mutter und uns zu ernähren. Jedes wollte ihr die Nachricht zuerſt hinterbringen, wir waren neidiſch auf einander. Die Scene ſteht mir noch ſo lebhaft und farbenfriſch vor der Seele, als wäre ſie geſtern geſchehen. Wir ſtürzten beide zugleich in das kleine ärmliche Zimmer, Reinhod zu der erſchrockenen Mutter Füßen, ich an ihren Hals, unſere Pulſe flogen; wir konnten kein Wort hervorbringen; ich weinte vor Wonne. Endlich arbeiteten ſich einzelne Laute aus unſerer heftig auf- und niederbewegten Bruſt, und abwechſelnd Eins dem Andern das Wort aus dem Munde nehmend, theilten wir mit überſtürzender Haſt der Mutter die frohe Kunde mit. Es war ein kalter Tropfen in die Flamme unſerer Freude, daß ſie Bedenklichkeiten zeigte. Aber die Noth überwand dieſe: Mütterchen ging mit zum Direktor; wir wurden engagirt. Von nun an floß unſer Leben ruhig dahin. Wir waren fleißig, ſtrengten uns an, um uns die Liebe unſerer Obern und eine größere Gage zu erwerben, womit wir die kränkliche Mutter erfreuen könnten. Bald wurden wir mit im Schauſpiel verwendet; man zeigte mir erhöhte Aufmerkſamkeit, und nach einigen Jahren ſpielte ich zweite Liebhaberinnen und naive Partien mit Glück und Beifall. Reinhold dagegen entwickelte ſeine Anlage zum Sänger mehr und mehr; ſeine liebliche Tenorſtimme bildete ſich aus, er wirkte im Chor und ſang kleine Partien. Wir ſahen einer heitern und ſorgenfreien Zukunft entgegen, und hatten Alles geſpart, um unſere gute Mutter in ein Bad reiſen zu laſſen, welches ihr Arzt als zur Herſtellung ihrer Geſundheit nöthig angeordnet hatte, als der Tod ſie plötzlich uns und unſern liebenden Hoffnungen entriß. Wir ſtanden wie betäubt an ihrer Leiche, und glaubten, als man ſie fortgetragen hatte, ſelbſt vergehen zu müſſen im troſtloſen Schmerze. Doch die

Nothwendigkeit zu leben, ſtieß uns auf unſerer Laufbahn gewaltſam fort. Nach einem Jahre erhielt ich vortheilhafte Anerbietungen einer andern Bühne für das Fach der erſten Liebhaberin, und **Reinhold** ging mit mir, denn wir hatten uns das gegenſeitige Verſprechen gegeben, uns nicht zu trennen. Ich erntete Ruhm und Gold. **Reinhold** arbeitete ſich zum erſten Tenoriſten empor; wir kamen in glänzende Verhältniſſe. Lockende Ausſichten vermochten **Reinhold**, ein bedeutendes Engagement anzunehmen; ich ſollte bald nachkommen. So war die Verabredung. Ach, ich habe den geliebten Bruder, mit deſſen Herzen das meinige verwachſen iſt, nicht wieder geſehen! Ich bin treulos an ihm geworden, der doch immer ſo treu an mir gehangen. Dafür hat mich nun auch des Himmes gerechte Strafe getroffen. Es fehlte nicht an Männern, die mich durch Worte, Handlungen und Geſchenke zu überreden trachteten, daß ſie mich über Alles liebten, und gern wieder von mir geliebt zu werden wünſchten. Daß ich das Erſtere nicht glaubte und mich zum Zweiten nicht entſchließen konnte, hatte ich noch den guten und weiſen Lehren meiner Mutter zu verdanken, die ich als einen heiligen, unveräußerlichen Schatz tief in meinem Herzen bewahrte. Ich beredete mich jeden Abend, wenn ich zu Bette gegangen war, mit meiner Todten, und gab ihr Rechenſchaft von dem durchlebten Tage; dann erſt betete ich mein Abendgebet. Doch ſo blieb es nicht. Wir ſpielten während der Saiſon in Aachen. Unter den Männern, die mich dort öfter zu umgeben pflegten, meiſt Badegäſte, zeichnete ſich einer durch ſehr edle Geſtalt und ein derſelben angemeſſenes würdiges Benehmen höchſt vortheilhaft aus. Es lag etwas Beſtimmtes, Imponirendes in ſeinem Weſen, was gleichweit entfernt war von der ſüßen, faden Schmeichelei der Eintagsfliegen, die mich umſchwärmten, wie von der eſſigſauren Unbeholfenheit einiger Gelehrten, die auch im Bade waren. Jener Mann ſuchte mich auf und drängte ſich doch nicht an mich; er zeichnete mich aus, und ſchmeichelte mir doch nicht. Zum erſten Male empfand ich Unruhe beim Begegnen eines Mannes. Auch daß er kein Jüngling mehr war, nahm mich für ihn ein; noch mehr, daß er ein feiner Kenner und ſcharfſinniger Beurtheiler meiner Kunſt war, und mir Lehren und Andeutungen gab, die mir von großem Nutzen waren. Mein Herz erwartete ihn mit ſüßem Bangen und flog ſeiner zarten Huldigung entgegen. Ich hatte jetzt Mühe, meine Gefühle zu verbergen, wie ich mich früher bemüht hatte, andern Männern einige Gefühlswärme zu zeigen, die ich in Wahrheit nicht für ſie beſeſſen hatte. Aber wie könnte ein unerfahrenes Mädchenherz ſich dem geübten forſchenden Blicke des Mannes verbergen? Dem, welcher der

Gegenſtand meiner unklaren Sehnſucht geworden, waren meine Gefühle bald kein Geheimniß mehr. Er ſchwur mir Liebe und bat mich um Hand und Herz. Das letztere hatte er ſchon lange, die erſtere reichte ich ihm dazu, und mit welchem trunkenen Entzücken! Mein Geliebter machte mich jetzt mit ſeinen Verhältniſſen bekannt. Er war Edelmann und an einem norddeutſchen Hofe Hauptmann à la suite des regierenden Herrn. Doch behauptete er, ſeiner Stellung überdrüſſig zu ſein, und machte mir eine ſo grelle Schilderung des Hoflebens, daß ich vom innigſten Mitleiden für den Theuern ergriffen wurde. „An Deinem Herzen, Eugenie,“ ſprach er oft, „ſoll das meinige erſt wieder geſunden. Aber zurückkehren kann ich nicht mehr, am wenigſten mit Dir. Ich will ihnen die Freude nicht machen, mich nach ihren armſeligen Begriffen mesalliirt zu haben. Mein krankes Herz durſtet nach Freiheit und Liebe. Fliehe mit mir in das freie Land jenſeits der Atlantis, wo man nichts weiß von Hofſchranzen, Adel und einem Hauptmann à la suite. Ich nehme mein großes Vermögen mit. Wir kaufen uns dort ein beträchtliches Landgut und leben frei und glücklich unſerer Liebe. — Ein liebendes Frauenherz, das den Mann ihrer Wahl hochſchätzt, in ihm das Ideal der Männlichkeit erblickt und vertrauungsvoll ihre Schwäche an ſeine Stärke anlehnt, folgt ihm willig über Meere und

Länder. Das iſt ja der ſüße Beruf des Weibes. Meinen ſchwachen Verſuchen, den Mann meiner Liebe zu einem andern Entſchluß zu bereden, ſtellte er eine Menge ſiegreicher Gründe entgegen, mein Wille gab ſich dem ſeinigen gefangen, und ich floh heimlich mit ihm nach Frankreich. In Havre ſchifften wir uns ein. Jetzt erſt erfuhr ich, welch' großen Reichthum mein Geliebter mit ſich führte. Die Eile unſerer Flucht erlaubte nicht, den Bund unſerer Liebe durch kirchlichen Segen zu heiligen. Dies ſollte der in Amerika geträumten Ruhe vorbehalten bleiben. Unſere Fahrt ging langſam von Statten; wir kamen in die Aequinoktialſtürme, und der letzte und heftigſte derſelben zertrümmerte unſer Schiff an den Felſen Amerika's, an der Schwelle des Landes, das wir als das Paradies unſerer Ruhe erſehnt hatten. Es war eine fürchterliche Nacht, in der wir am Eingange des Hafens von Newyork ſcheiterten. Viele der Paſſagiere verloren dabei ihr Leben. Ich ward von der Seite meines Geliebten geriſſen, und wurde am andern Morgen beſinnungslos auf dem Wrack des Schiffes gefunden. Meinen Hermann hatte man aus dem Waſſer gezogen und durch künſtliche Mittel wieder zum Leben gebracht. Aber bald ergab ſich, daß wir all' unſer Gut verloren hatten; ſelbſt das Portefeuille mit werthvollen Papieren, das Hermann bei ſich getragen, war ihm während ſeiner Ohnmacht geraubt worden. Mein

Geliebter hätte ſich in der furchtbarſten Verzweiflung gewiß ſogleich wieder in das Waſſer geſtürzt, wenn die flehenden Bitten meiner Liebe ihn nicht zurückgehalten. Leider hing ſeine Seele zu ſehr an den irdiſchen Gütern. Er lebte mir zu Liebe bis geſtern; aber es war ein trübſeliges Leben. Nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſeinen Unterhalt auf anſtändige Weiſe zu gewinnen, ſah er ſich genöthigt, die Stelle eines deutſchen Irrenwärters im Irrenhauſe anzunehmen, wenn wir nicht betteln oder verhungern ſollten. Alle meine Troſtworte, alle Vorſchläge meiner Liebe fanden keinen Eingang mehr bei ihm, und vermochten ihn nicht von der Ausführung ſeines ſchwarzen Entſchluſſes abzuhalten. Friede ſei mit ſeiner Seele!“

„Armes Kind!“ ſagte die Dame mit überquellendem Mitgefühl, „dieſer Mann hat Dich nicht wahrhaft geliebt. Ein liebendes Herz iſt ſelig im Beſitze des geliebten Herzens, und dieſe Seligkeit erweckt Muth und Gottvertrauen. Wer aber auf Gott und die Liebe vertraut, kann ſich nicht das Leben nehmen. Tröſte Dich; dieſe Wolke wird vorüberwandeln und Dein Leben wieder vom Sonnenſchein des Glücks übergoldet werden.“

Die gütige Frau ſprach noch mehr Herzliches und Liebevolles zu Eugenien, bis ſie von ihrer Pflicht in das Haus gerufen wurde, wo ein großes Todtenmahl alle Verwandte und Freunde deſſelben verſammelte. Eugenie blieb im Garten zurück. Es war ihrem ſo friſch und heftig blutenden Schmerze unmöglich, unter den fremden Gäſten zu erſcheinen, und Madame Zeinert tadelte ſie deshalb nicht. Als ſich die Arme allein ſah, ſuchte ſie unwillkürlich die einſamſten und verwachſenſten Partien des Park-ähnlichen Gartens auf. So gelangte ſie endlich an einen ganz abgelegenen, mit Cypreſſen und Trauerweiden dicht überhängten und mit Büſchen und Bäumen beſetzten Platz, in deſſen Mitte ſich ein einfacher Grabſtein erhob. Mit Hilfe der Strahlen des unterdeſſen aufgegangenen Mondes konnte Eugenie leſen: „Der unvergeßlichen Klara, die hier ſanft ruhen möge!“ Vor dem Steine war eine halb zerfallene Bank angebracht. Dieſer Platz erſchien Eugeniens Seelenzuſtand am angemeſſenſten; es war für ihre bedrängte Bruſt eine wehmüthige Erleichterung, ſich fern von allen Menſchen in dieſer ſchaurigen, nur vom matten Mondlicht durchdämmerten Einſamkeit an einem Grabſteine ausweinen zu können, und ſie gab ſich mit einer gewiſſen Luſt der Befriedigung dieſes ſchwermüthigen Verlangens hin. Sie ſetzte ſich auf die Bank, umſchlang mit beiden Armen den kalten Stein, und überließ ſich dem Ausbruch ihres gerechten Schmerzes. Daß Bild ihrer Mutter trat immer lebendiger vor ihre Seele, und ihr Leben zog von Kindheit an in düſter gefärbten Bildern an ihrem innern Auge vorüber. So waren

Stunden vergangen, ohne daß ſie es bemerkt hatte.
lötzlich war's ihr, als ob der Stein wanke; ſie fuhr
ſchreckt empor. Zu gleicher Zeit berührte ein ganz
ahes Geräuſch ihr Ohr. Schnell und ſcheu aufſprin-
end, ſah ſie ſich um — Hermann ſtand mit einer
Schaufel und einer Hacke in der Hand, von einem
Strahl des Mondlichts geiſterhaft übergoſſen, vor ihr.
ugenie ſtieß einen Schrei aus, die Geſtalt ver-
hwand, und die Unglückliche fühlte ihre Sinne von
r Gewalt einer Ohnmacht umhüllt werden.

Erſt ſehr ſpät gedachte man ihrer im Hauſe, nach-
em die Gäſte alle geſchieden waren, und Richard
uchte ſie mit großer Beſorgniß überall. Er war's auch,
r ſie am Grabſtein fand; und ſeine Leidenſchaft für
e war bereits ſo heftig, daß er dem Verlangen nicht
iderſtehen konnte, ſie mit heißen Küſſen in's Leben
rückzurufen. Man zeigte ihr im Hauſe, wohin ſie
gleich gebracht wurde, die liebendſte Pflege, aber ſie
hauptete, den Geiſt ihres Geliebten geſehen zu haben,
r ihr durch Hacke und Schaufel habe andeuten wollen,
ß ſein Leichnam ohne Grab in den Gewäſſern des
Meeres treibe, und daß ſie ihm ein ſolches bereiten
öge. Sofort wurde von Richard's Seite alles auf-
boten, die Leiche aufzutreiben, und als dies vergeblich
ar, konnte nicht verhindert werden, daß Eugenie
Schwermuth verſank. Sie davon zu heilen und die

Flammen der Liebe zu gewinnen, die in ſeiner Bruſt für ſie erwacht waren, beſchleunigte der Jüngling die bereits beſchloſſene Reiſe nach Europa.

Das Hoftheater einer deutſchen Reſidenz hatte ſeine Vorſtellungen nach den Sommerferien wieder mit der neuen Oper „Zampa“ eröffnet. Der verwegene Seeräuber war, von der ſteinernen Braut umarmt, in den Tod gegangen, und das Publikum zerſtreute ſich mit einem gemiſchten Gefühl. Der Genuß an der Muſik war von dem Grauſen über die übernatürlichen Ereigniſſe der Handlung ſelbſt geſtört worden. Nachdem der Vorhang gefallen war, drängte ſich ein ſchöner, äußerſt elegant gekleideter Mann durch das Heer der durch einander laufenden Diener und Dienerinnen, Choriſten, Statiſten, Lampenputzer, Maſchiniſten u. ſ. w. auf die Bühne. In dieſem Augenblick trennte ſich die Primadonna, welche eben die Kamilla mit dem größten Beifall geſungen hatte, vom erſten Tenoriſten, der, erſchöpft von der letzten Scene, an einer Couliſſe lehnte. Beide hatten ein kurzes Zwiegeſpräch gehabt. Die Dame verſchwand in ihrer Garderobe, der Sänger blieb ſtehen und erwartete mit einem verdrießlichen Geſicht den ſchön gekleideten Herrn. Dieſer aber wandte ſich mit einem verbindlichen Lächeln und den Worten an ihn: „Dank!

ank, Bester! Sie haben den Zampa köſtlich geſun-
n und geſpielt. Die Oper iſt wie für Sie geſchrie-
n." Der Sänger verneigte ſich ſtumm, als läge ihm
cht viel am Lobe dieſes Mannes, der fortfuhr: „Es
Regenwetter draußen, und ich bin eben gekommen,
äulein Frühbing meinen Wagen aufzudringen, da
die ſchlechte Theaterkutſche Wind und Wetter den
urchgang geſtattet. Wollen Sie ſich eine Viertelſtunde
dulden, ſo bitte ich Sie, den Platz neben mir einzu-
hmen. Apropos! Sie ſind doch beim Thee der reizen-
n Emilie?"

„Vielleicht komme ich einen Augenblick."

„Ich bitte Sie, die Geſellſchaft wird klein und aus-
ſucht ſein. Prinz Theodor wird nicht fehlen. Wir
üſſen doch die Herold'ſche Oper beſprechen, und wer
tte hierüber ein richtigeres Urtheil, als Sie, Freund?
ie ſcheinen mir verſtimmt, oder hat die Partie Sie
ſtark angegriffen? Emiliens trauliches Zimmer
d die belebende Nähe der Einzigen, ihre muntere Un-
rhaltung werden Sie ſchnell wieder reſtauriren. Oder
äre Ihnen wirklich etwas Unangenehmes begegnet?
aben Sie Streit mit dem Hofmarſchall? Kann ich
hnen nützlich ſein, es ſoll mit Freuden geſchehen. Ich
ann Ihnen jetzt ſchon anvertrauen, was ich erſt bei
räulein Frühbing bekannt machen wollte, daß ich
eſellſchaftskavalier des Prinzen Theodor geworden

bin, und was der Prinz beim regierenden Herren gilt, iſt Ihnen nicht unbekannt.“

„Ich gratulire,“ verſetzte der Sänger, „und danke zugleich für Ihr gütiges Anerbieten, Herr van Braet. Mir fehlt in der That nichts, als einige Augenblicke Ruhe.“

Der geſprächige Kavalier mochte dieſen Wink verſtehen, denn er wendete ſich nach dem Eingang der Damengarderobe, aus welchem gleich darauf die erſte Sängerin trat. Mit der edeln, ungezwungenen Zuvorkommenheit ſeines Standes legte er der Dame den Shawl zurecht, bot ihr den Arm, überhäufte ſie mit den zarteſten und gewählteſten Schmeicheleien über ihre Leiſtung als Kamilla, und geleitete ſie ſo bis zu ſeinem ſchönen Wagen, den er ihr in dieſem Augenblicke öffnete. Ehe ſie ſich beſann, hatte er ſie ſchon hineingeſchoben, der Bediente warf den Schlag zu, und die ſchnaubenden Roſſe flogen dahin.

Der Sänger hatte ihnen einen neidiſchen, unwilligen Blick nachgeſendet, dann warf er ſchnell ſeinen Mantel um die Schulter, drückte den Hut tief in's Geſicht und miſchte ſich unter die Menge.

Eine halbe Stunde ſpäter traten der Prinz Theodor, ein junger, ſehr liebenswürdiger Mann, und Herr van Braet in die Zimmer der Sängerin. Ein angenehmes, wohlthuendes Etwas durchwehte dieſe Räume, dem man keinen Namen zu geben wußte, das aber alle Herzen gewann. War es der Geiſt der edelſten Züchtigkeit, der freieſten Ordnung, der gefälligſten Sitte, der ungebundenſten Unterhaltung, oder der Extract von allen, der als feinſter Duft hier die Seelen mit Wohlgefallen erfüllte? Genug, man ahnete nicht nur, man wußte, daß man in den Tempel eines Genius der Kunſt trat. Mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit machte die reizende Künſtlerin die Honneurs. Bald erſchien auch der Tenoriſt mit dem Heldenſpieler, ferner der junge Chef eines großen Handelshauſes, mit ihm ein beliebter Dichter und ein Journaliſt.

Die Geſellſchaft war vollzählig, und nahm im Halbkreis um den runden Tiſch Platz; ihr gegenüber die ſchöne Emilie auf dem Sopha, wie eine Königin der Schönheit auf dem Thronſeſſel. Die Theetaſſen leiteten die Unterhaltung ein. Man begann natürlich mit einer Kritik der neueſten Oper Herold's. Die Muſik fand nur theilweiſe Anerkennung, das Sujet wurde im Allgemeinen für verfehlt erklärt und als eine dürftige Nachahmung des „Don Juan" bezeichnet. Herr van Beart nahm das Wort: „Mag es immerhin ſein, daß dem Dichter des „Zampa" die Fabel des „Don Juan" vorgeſchwebt hat. Aber warum ſoll man nicht auch einmal eine ſteinerne Frau mitſpielen laſſen, da der ſteinerne Mann ſo großes Glück gemacht hat? Und warum das Dämoniſche hier tadeln, was uns dort ſo wohlgefällt? Ich bin der Meinung, daß es überhaupt das wahre und rechte Element der Oper ſei. Die Muſik hat hier die ſchönſte Aufgabe, die dunkeln Räthſel des Lebens durch ahnungsvolle Töne ihrer Auflöſung ſo nahe als uns Menſchen möglich, zu bringen. Die künſtleriſche Darſtellung gewöhnlicher Lebensverhältniſſe ſollte allein dem Schauſpiel überlaſſen bleiben, das Uebernatürliche, Dämoniſche ganz an die Oper abgetreten werden. Die Muſik kann uns bei Behandlung ſolcher Stoffe recht eigentlich an die nackte Wurzel des Lebens rühren, und uns ſo durch und durch bis zum Gipfel erſchüttern, den wir in die Aetherwellen der Unendlichkeit ausſtrecken. Wer hat ſich nicht von den Poſaunentönen des Finale im „Don Juan“ mächtig durchſchauert gefühlt, wenn der ſteinerne Gaſt zum ſchmauſenden Libertin hereintritt! Solche Erſchütterungen, meine ich, thun unſerm ſich mehr und mehr verflachenden und verſandenden Leben noth, damit unſer Herz nicht von der verſteinernden Kruſte der vornehmen Philiſterei überzogen werde. Und wo ſollen wir dieſe elektriſchen Schläge anders holen, als im Theater?“

„Ich ſelbſt,“ bemerkte die ſchöne Wirthin, „fühlte mich dieſen Abend beim Anblick der ſteinernen Frau ſeltſam ergriffen und erſchüttert, und bei uns, die wir ſelbſt die Geiſter ſpielen, ſollte doch dergleichen nicht vorfallen. Aber ſchon das Spielen mit dem Ungeheuerlichen flößt mir Grauen ein, und eine reine Zufälligkeit mochte dieſes gerade heute Abend bis zu einem Punkte ſteigern, wie ich es noch nie auf der Bühne empfunden habe. Ich dächte, Sie müßten es mir angemerkt haben, Herr Feldheim."

„Nicht nur dieſes," entgegnete der Tenoriſt, „ſondern Ihr Gefühl theilte ſich mir unwillkürlich mit, ohne daß Sie es gegen mich ausgeſprochen hätten. Unmöglich kann ich Ihnen das Grauſen beſchreiben, das mich erfaßte, als mich die ſteinerne Frau umarmte. Ich läugne nicht, daß ich etwas abergläubiſch bin, und von jenem Augenblicke den Gedanken nicht los werden konnte, es ſtehe mir irgend ein Unglück, vielleicht ein gewaltſamer Tod bevor."

„Ah, daher Ihre Verſtimmung, die ich ſogleich bemerkte!" rief van Braet. „Man thut nicht wohl, ſich dergleichen Eindrücken hinzugeben. Die im Sonnenſcheine des Glücks und der Jugend wandeln, ſollen ſich von den Wolkenſchatten, die zuweilen auf ihren Weg fallen, nicht anfechten laſſen."

„Der Inhalt eines Briefes von meiner jetzt in Amerika lebenden Schweſter, die ich ſehr liebe, mochte die Empfänglichkeit für das Grauen in meiner Seele geſchärft haben; ich erhielt ihn kurz vor Beginn der Oper.

Sie erzählt mir darin eine von ihr ſelbſt geſehene Geiſtererſcheinung.“

„O bitte, erzählen Sie!“ rief **Emilie** lebhaft. „Mich intereſſirt dergleichen ungemein, und heute Abend ganz beſonders. — Sie haben mir ſchon mehr von Ihrer lieben Schweſter mitgetheilt und mich ganz für dieſes holde Weſen gewonnen; hat ſie das Glück gefunden, das ihre trefflichen Eigenſchaften verdienen?“

„Im Gegentheil, ihre Unvorſichtigkeit hat ſie in Jammer und Noth gebracht. Ein angeblicher Kavalier beredet ſie von Aachen mit ihm nach Amerika zu fliehen, und ſpiegelt ihr vor, er thue dies ihretwillen, weil ſeine Familie nicht zugeben werde, daß er ſich mit ihr vermähle. Er nimmt ein großes Vermögen mit, über das er ihr keine weitere Rechenſchaft gibt, als daß er es ſein Eigenthum nennt. Ein Schiffbruch raubt ihm das ſelbſt geraubte Gut, und läßt ihnen nur das nackte Leben. Der Betrüger kann aber den Verluſt ſeines Geldes nicht ertragen und erſäuft ſich. Den andern Abend erſcheint er meiner Schweſter, die er ſo unglücklich gemacht hat, und verſchwindet vor ihren Augen. Seit der Zeit leidet ſie an Schwermuth. Ich werde eilen ihr zu ſchreiben, welch ein Schurke dieſer Selbſtmörder war, um ſie über ſeinen Verluſt zu tröſten.“

„Und wer war er denn?“ fragte **Emilie**.

„Ein Abenteurer, wie die nachher erlaſſenen Steckbriefe beſagen, der ſich durch allerlei Dienſte in das Vertrauen des Fürſten von *** geſchlichen und deſſen übertriebene Liebhaberei zu Antiquitäten benutzend, erſtaunlichen Betrug getrieben, wodurch er in kurzer Zeit ein großes Vermögen zuſammengebracht. Er hat die Keckheit gehabt, dem Fürſten werthloſe Gegenſtände, Gemälde, Steine, Skulpturen für einen ungeheuern Preis aufzuſchwatzen, und die werthvollen, welche der Fürſt früher ſchon beſaß, für ein Geringes an ſich zu bringen und zu verkaufen. Dieſer Betrug konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Herr von Witte, wie er ſich nannte, ging in die Bäder von Aachen, um ſeine Entweichung zu maskiren, hier beredete er meine unglückliche Schweſter, mit ihm zu fliehen.“

„Entſetzlich!“ rief Emilie. „Und was iſt aus Ihrer armen Schweſter geworden? Wird ſie nicht nach Deutſchland zurückkehren, wo ihr Talent ſich bereits einer ehrenvollen Anerkennung erfreute?“

„Sobald ſie geneſen ſein wird, kann es der Fall ſein. Sie hat in einer edeln Familie Aufnahme und Theilnahme gefunden, die man dem Unglücke in ſo rührender Geſtalt nirgend verſagt.“

„Wir haben über dieſe amerikaniſche Geiſtergeſchichte, die unſern braven Feldheim zu ſo ſchauerlich wahrem Spiel und ergreifendem Geſang verhalf, ganz die Zufälligkeiten und Urſachen aus den Augen verloren, die unſere liebenswürdige Wirthin mit gleichen unheimlichen Gefühlen während der Vorſtellung dieſes Abends erfüllt haben," erinnerte der Prinz. „Sie ſind uns dieſe Mittheilungen ſchuldig geblieben, mein Fräulein. Haben Sie uns vielleicht eine europäiſche Geiſtererſcheinung zum Beſten zu geben? Es wäre intereſſant des Gegenſatzes wegen. Und in dem alten Europa iſt doch viel mehr ſchauerlicher Stoff angehäuft, als in dem jungen Amerika."

„Wenn ich auch nicht mit einer Geſpenſtergeſchichte aufwarten kann, entgegnete Emilie lächelnd, „ſo iſt es doch etwas Unheimliches, was mich dieſen Abend bewegte. Es iſt nicht einmal eine Geſchichte; kein Anfang, kein Knoten, keine Entwicklung, nichts von all den romantiſchen Nothwendigkeiten eines Drama oder einer Erzählung, und das Ganze ſo unbedeutend, nur auf einen Jugendeindruck baſirt, daß ich beſſer thue zu ſchweigen, da ſich meine Mittheilung auf die weit pikantere des Herrn Feldheim trocken und geſchmacklos ausnehmen würde."

„Sie verfehlen Ihren Zweck, Theuerſte!" rief der Prinz lebhaft, „und ſpannen durch dieſe Vorrede, die unſere Erwartung herabſtimmen ſoll, dieſelbe nur noch höher. Laſſen Sie nur hören."

„Ja laſſen Sie hören!" fügte van Braet hinzu. „Auch ich will Ihnen dann etwas Neues und Intereſſantes verkünden."

„Um meine Mittheilung nur einigermaßen intereſſant zu machen, muß ich weit ausholen,“ begann Emilie, von allen Seiten gedrängt. — „Mein noch lebender Vater, jetzt Muſikdirektor in D., war der Sohn eines Dorfmuſikanten in Thüringen. Mit ihm wuchs ein Mädchen im elterlichen Hauſe auf, das er lange für ſeine Schweſter hielt. Erſt als er erwachſen war, nach dem Tode ſeines Vaters, erfuhr er von der Mutter, daß er im Irrthum geweſen, Emilien als Schweſter zu lieben. Der Vater hatte das Kind einſt von einer muſikaliſchen Reiſe, wie er deren jährlich mit einer Muſikbande zu machen pflegte, mitgebracht; woher, von wem, hatte er ſich nie deutlich erklärt. Genug, ſeit jener Zeit waren die Umſtände des kleinen Hauſes bei weitem glänzender geweſen, als früher, und dieſer Verbeſſerung ihrer Lage hatte der Sohn des Hauſes allein zu verdanken, daß er, nach eignem und des Vaters Wunſche, dem Studium der Muſik ohne Störung obliegen, und ſich zum Violinvirtuoſen ausbilden konnte. Oft hatte der Alte die räthſelhaften Worte geſagt: „Die Emilie hat Dir goldene Saiten über den Steg geſpannt, damit er hält, und Du getroſt darüber hin in's Land der Muſik wandern kannſt, an deſſen Grenzen ich habe ſtehen bleiben müſſen.“ Der Jüngling ſah Emilien nun mit andern Augen an, und als er nach jähriger Abweſenheit als Militärmuſikus in das nette

Häuschen ſeiner Mutter zurückkehrte, empfing ihn eine blühende Jungfrau an der Schwelle deſſelben. Sein Herz pochte ſtürmiſch, er verhehlte Emilien ſeine Gefühle nicht, und ein Jahr ſpäter, als es ihm geglückt war, zweiter Violiniſt in der hieſigen Kapelle zu werden, führte er die Geliebte zum Altare. Eines war dabei unberückſichtigt geblieben, ob Emilie ihren Mann auch wahrhaft liebe? Leider konnte ſie die ſchweſterliche Zuneigung zu ihm nicht höher ſteigern; aber die Stunde ſchlug, wo ihre Gefühle erwachten, die in ihrem Verhältniß als Sünde galten. Sie hatte mir bereits das Leben geſchenkt, als ſie einen jungen Baſſiſten, der, wie man geſagt hat, von Adel war, aber aus unbekannten Gründen zum Theater gegangen, und erſt ſeit einigen Wochen hier engagirt war, kennen und lieben lernte. Es gelang dem jungen Manne ſie zur Flucht zu bereden; ſie ließ mich zurück, und ich habe von meiner Großmutter, bei der ich hier erzogen wurde, nichts weiter von ihr gehört. Mein Vater, der ſich ſpäter wieder verheirathete, hat ſtets gegen mich über meine Mutter geſchwiegen. Die Mutter meines Vaters war, wie ich ſchon angedeutet, ihrem einzigen Sohne gefolgt, und dieſer guten alten Frau verdanke ich meine erſte Erziehung."

„Ei, ſo erfahren wir doch," ſchaltete der Prinz ein, „daß Sie ein Kind dieſer Stadt ſind; wir hielten Sie alle für eine Fremde und nun ſind Sie uns plötzlich ſo nahe gerückt.“

„So iſt's,“ fuhr die Sängerin fort. „Wir wohnten in einer ſehr abgelegenen Gaſſe, die an die Stadtmauer anſtieß, und dort nur einen kleinen Ausgang für Fußgänger hatte; ſie heißt das Sibyllengäßchen. Ich muß mich der Undankbarkeit anklagen, jene Gaſſe noch nicht wieder beſucht zu haben, aber ein eigenthümliches Grauen hielt mich davon ab, deſſen Grund Sie gleich erfahren ſollen, denn ich rücke nun meinem Gegenſtand von dieſem Abend ſchon näher. Die damals noch beſchränkten Verhältniſſe meines Vaters hatten uns eins der wenigen Häuſer des Gäßchens zur Wohnung angewieſen, und wir lebten da gleichſam abgeſchieden von der ganzen Welt. Nur die Geigentöne meines Vaters riefen einiges Leben in dieſen einſamen Winkel. Unſerer Wohnung gegenüber erhob ſich eine hohe altergraue Mauer, die einen Garten umſchloß, und am Ende derſelben, vorwärts nach der Stadt zu, ſtand ein dazu gehöriges einſtöckiges altes Häuschen. Der Kalk an den Wänden war von der Zeit geſchwärzt oder herabgeworfen, die unverdeckten, nach altväteriſchem Gebrauche künſtlich ausgeſchnittenen Balken waren ebenfalls ganz ſchwarz geworden, die Fenſter halb blind, halb verklebt und mit Holzſpänen befeſtigt, der Trittſtein an der Thüre ſchief und zerbrochen. Das einzige

Junge und Friſche war das Gras, das aus allen Fugen dieſes Steines der Thüre, ja ſogar der Fenſter aufſchoß. In dieſem wunderlichen Palaſte wohnte eine eben ſo wunderliche Prinzeſſin, und ihre einzige Dienerin harmonirte vollkommen mit Beiden; die Erſtere war eine merkwürdige Fratze, ich glaube, ſie ſah älter und häßlicher aus, als ſie war. Ihr zerriſſener und beſchmuzter Anzug war ganz altmodiſch, aber von feinen Stoffen. Auf dem Kopfe trug ſie eine uralte, niemals gewaſchene Nachthaube, die eine dunkelgelbe Steinfarbe angenommen hatte, darüber war ein zerfetztes ſeidenes Tuch breit gelegt, welches bis an die Augenbrauen reichte. Darunter ſtachen ein Paar Augen von entſetzlichem Ausdruck hervor, wer könnte, wer möchte ſie beſchreiben? Mich fröſtelt's im Herzen, wenn meine leider nur allzu lebhafte Phantaſie ſie mir zeigt. Ihr Geſicht hatte ganz die Farbe des graugelben Sandſteins, deſſen ſich in hieſiger Gegend die Skulptur bedient, und es war auch unbeweglich wie Stein. Aber das Seltſamſte und Wunderlichſte war eine Puppe von der Größe eines Säuglings."

„Eine Puppe?" rief van Braet, wie es ſchien, ungewöhnlich überraſcht.

„Eine große, wie ein Säugling geſtaltete und angeputzte Puppe," fuhr die Erzählerin fort. „Dieſer häßliche und ſchmuzige Balz wurde denn auch ganz wie ein Kind von der Alten behandelt. Sie hatte ein weiches Wiegenbett für daſſelbe und trug es außerdem in einem kurzen Mäntelchen. Das Geſchrei eines Kindes machte ſie zuweilen ſelbſt mit widriger Natürlichkeit nach, rannte dann mit dem unheimlichen Bilde umher, wie eine eifrige Kindermagd, und ſuchte es auf alle nur denkliche Weiſe zu beſänftigen. Die Magd mußte für das ſeltſame Kind täglich einen ſüßen Milchbrei kochen, welchen die Herrin verzehrte, und dann und wann wurde aus alten Lumpen ein neues Kleid für den Balg geſchneidert. Das Unheimliche des Anblicks dieſes Scheinkindes wurde noch dadurch erhöht, daß es, gleich den hölzernen, zwerghaften Nußbeißern, eine bewegliche Unterlippe hatte. Ich weiß nicht, durch welchen Mechanismus die alte verrückte Salome —“

„Salome?“ rief van Braet wieder, eben ſo wie vorhin, die ſtaunende Ungeduld der Zuhörer unterbrechend. „Salome hieß das alte Weib?“

„Dies war ihr Name. Sie ſcheinen mehr als gewöhnliches Intereſſe an meiner läppiſchen Geſchichte zu nehmen, Herr van Braet. Warum fällt Ihnen der Name Salome ſo ſehr auf?

„Seltſam genug,“ entgegnete der Gefragte lächelnd, „hieß eine alte Tante von mir ſo, die ebenfalls Wunderlichkeiten genug hatte, wenn auch keine ſolche Puppe. An ſie wurde ich bei Nennung des Namens plötzlich ſehr lebhaft erinnert; ich bitte, mich wegen der Unterbrechung zu entſchuldigen und gefälligſt fortzufahren.“

„Nun, wenn die Alte wollte, ſo ſperrte das Kind den Mund auf und ſtreckte eine ziemlich lange, feuerrothe Zunge heraus. Unmöglich kann ich Ihnen den Schrecken beſchreiben, der mich überfiel, als ich dieſe Procedur zum erſten Male ſah. Ich ſchrie wie unſinnig und lief davon, als ob mir der Kopf brennte. Wir können uns nicht mehr in die Vorſtellungen und Gefühle verſetzen, die wir als Kinder hatten; denn die Welt der Kindheit liegt hinter uns, wie ein Traum; wir haben von jener, wie von dieſem nichts feſtgehalten als ein ſchönes Bild. So viel weiß ich aber noch, daß ich mir bewußt war, es ſei eine Puppe, aus allerhand todtem Material zuſammengeſtopft, nicht anders, wie die meinige, und doch konnte ich die kindiſch alberne Ueberzeugung nicht los werden, daß dem Balge irgend ein geſpenſtiges Leben inwohne. Meine Phantaſie war Tag und Nacht mit der Puppe mit der fürchterlichen Zunge beſchäftigt, und meine Träume belebten ſie natürlich noch mehr und noch grauſiger. Den wenigen andern Kindern in unſrer einſamen und volkarmen Gaſſe ging es kaum beſſer mit dem alten Weibe und ihrer Puppe. Beide waren Allen ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens. Und wirklich hatte es die verrückte Salome, wie ihr Benehmen deutlich genug darthut, darauf abgeſehen, den Kindern Beides einzujagen. So lieb ſie ihre todte Puppe hatte, ſo feindlich war ſie allen lebenden Kindern geſinnt, und neckte ſie recht hämiſch, wie ſie nur konnte und wußte. Für mich insbeſondere war es aber noch grauſiger, daß ſie die Puppe mit meinem Namen belegt hatte. So oft ich das Wort Emilie aus dem zahnloſen Munde des närriſchen Weibes vernahm, ſchrak ich zuſammen, und in meinen Träumen, die ich zuweilen wachend hatte, identificirte ſich nicht ſelten die Puppe mit mir zu meiner nicht geringen Angſt. Auch wollte es mich bedünken, als habe es Salome mehr auf mich als auf die andern Kinder abgeſehen. — So ſtand ſie denn oft halbe Tage am Fenſter und ließ die Puppe auch auf die Gaſſe ſchauen, und wenn ein Kind oder ſonſt Jemand, dem ſie nicht recht gewogen war, vorüberging und nach ihr hinſah, ſo riß die Puppe augenblicklich den Mund auf, und ſtreckte die Zunge heraus. Ich war nun ſo unglücklich, täglich öfter an dem alten, verfallenden Häuschen vorüber zu müſſen; denn jeder Weg in die Schule oder in die Stadt, wo ich für meine Großmutter manches beſorgen mußte, ging da vorbei. Jedesmal ſtand Salome mit der Puppe am Fenſter. Und glauben Sie wohl, daß ich mich jemals hätte überwinden können, nicht hinzuſehen? Der Kopf wurde mir jedesmal wie von einer dämoniſchen Gewalt dem häßlichen Weibe zugedreht, und jedesmal blökte mich die Puppe mit der Zunge an, und jedesmal ſchrie ich und lief wie toll. Aber nicht allein von dieſer Seite wurde ich in einer ſteten fieberhaften Spannung erhalten; es gab außer der Puppe noch ein anderes Eigenthum Salome's, das meine Phantaſie fort und fort beſchäftigte. Und dies war der unſerer Wohnung gegenüber liegende Garten. Die graue Mauer deſſelben war ſo verzweifelt hoch, daß mein Auge aus unſerm Zimmer ſich immer noch heben mußte, um den Gipfel derſelben zu erreichen, und doch wohnten wir im zweiten Stockwerk. Der Gedanke, wie es wohl hinter der Mauer ausſehen möge, verließ mich keinen Augenblick, und wurde allmälig zum glühendſten Wunſche. Eines Tages gelang es mir, auf den immer verſchloſſenen Dachboden des Häuschens zu kommen, das wir bewohnten. Da nun nach der Seite der Straße kein Dachfenſter ging, ſo hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als einen Ziegel vom Sparren leiſe emporzuheben und durch die entſtandene Oeffnung in den Garten hinüber zu ſchauen. Ich hatte nur einen Blick gethan, als die böſe Hauswirthin, Zeter über den Schaden ſchreiend, den ich ihrem Dache zugefügt, mich erwiſchte und mit Scheltworten und Schlägen vom Boden jagte. Aber der eine Blick, je flüchtiger er war, deſto ſtrahlendere Herrlichkeiten hatte er mir erſchloſſen. Ich hatte, wie ſich ſpäter ergab, nichts weiter geſehen, als grüne Bäume, Sträuche, Raſen; aber meine Phantaſie hatte mir ein Paradies vorgeſpiegelt, und ſchwerlich hat der Großſultan im Serail herrlichere Gärten, als, meiner feſten Ueberzeugung nach, jener der verrückten Salome war. In das Zunderfaß meiner Phantaſie war in jenem Augenblick ein Funken gefallen, und nun ſtand mein kleiner Kopf in vollen Flammen. Ich träumte bei hellem Tage, ich aß und trank kaum, alle meine Gedanken waren im Garten, und ſeufzend hing mein Auge an der Mauer. Mein einziger Wunſch war, in den Garten zu kommen, alle meine Beſtrebungen bezogen ſich auf den Plan, dieſen Wunſch auszuführen. Ich glaube, ich wäre vor Sehnſucht geſtorben, wenn es nicht geſchehen wäre. Zur Erklärung dieſes heftigen Verlangens muß ich bemerken, daß ich noch nie einen Garten geſehen hatte, geſchweige in einen ſolchen gekommen war, und die wunderlichſten Vorſtellungen davon hatte. Meine Seele wurde ſo hin und her gezogen. Wenn mich die Puppe abſtieß, zog mich der Garten an. Ich umſchlich nun die Mauer, ſo oft ich dem wachſamen Auge meiner Großmutter entgehen konnte; endlich entdeckte ich nach mehrtägigem Suchen und Spähen eine alte morſche Breterthüre, welche in den Zwinger führte. Ich ging mit mir zu Rathe, aber das Verlangen war größer als die Vorſicht; ich kletterte an der Thüre empor, ſie brach zuſammen, und ich fiel in den Garten. Es iſt unmöglich, meine Gefühle zu beſchreiben; vielleicht würde ich jetzt ähnliche haben, wenn ich plötzlich in die vorhin erwähnten Gärten des Serails verſetzt würde, aber doch nicht ſo ſtark, ſo friſch, ſo wunderbar. Ich ſchlich auf den Zehen, ſtaunte das Gewöhnlichſte an, und vergaß mich dabei ſo ſehr, daß ich in die Nähe des Häuschens gekommen war, ich wußte nicht wie. Ein entſetzliches Geſchrei weckte mich aus meinen Träumen, riß mich aus meinem Himmel. Es ging von Salome aus, die mit der Puppe vor mir ſtand, mich ergriff, zu Boden warf, und zu meinem fürchterlichſten Entſetzen mir die Puppe ſo nahe brachte, daß die Zunge derſelben mich berührte. Ich fühlte einen ſtechenden Schmerz, die Sinne vergingen mir, ich glaubte zu ſterben. Als ich wieder zu mir kam, waren Wochen vergangen. Ich lag in meinem Bette, die Großmutter ſaß davor. Ich hatte ein hitziges Fieber gehabt und fort und fort von der Puppe phantaſirt. Man hatte mich ohnmächtig und mit epileptiſchen Zuckungen auf der Straße vor Salome's Thüre gefunden, wohin mich dieſe oder ihre Magd getragen. Der empfangene grauſige Eindruck bleichte ſich erſt nach langen Jahren ab. Kaum geneſen, folgte ich meinem Vater, der die großherzogliche Kapelle zu D. verſetzt worden war, und ich bin erſt vor drei Monaten hierher zurückgekehrt. Die Erlebniſſe meiner Kindheit ſtanden mir wohl vor der Seele, aber eben nicht mehr ſo lebendig, daß ich einen Gang drum gemacht hätte. Ich lächelte darüber und dachte nicht mehr daran. Kaum ſehe ich aber dieſen Abend die ſteinerne Bildſäule der Alice Manfredi auf der Bühne ſtehen, als mir die verrückte Salome ſo treu in's Gedächtniß kommt, als wäre ich geſtern erſt von ihr geſchieden. Die Aehnlichkeit war ſchauerlich und durchbebte mich mit den längſt vergeſſenen Gefühlen des Schreckens, die mir einſt die alte tolle Frau eingeflößt. Mir war immer, als müſſe das Bild die Puppe nach mir ſchleudern, und dieſe mich wieder mit der Zunge berühren. Ein Schauer um den andern durchlief mich. Mir däuchte, als hätte ich mit Geiſtern zu ſchaffen, und Spiel und Geſang müſſen unverkennbar das Gepräge dieſer Erregtheit getragen haben.“

Die Sängerin ſchwieg und eine Minuten lange Stille herrſchte in dem kleinen Kreiſe. Jeder war mit ſeinen eigenen Gefühlen beſchäftigt, die begreiflicher Weiſe von ſehr unklarer Natur ſein mußten. Van Braet brach zuerſt das Schweigen mit der Frage: „Und haben Sie nie etwas Näheres über das ſeltſame Weib mit ihrer Puppe gehört?“

„Nicht das Mindeſte. Wer hätte mir auch über ſie etwas ſagen ſollen; meine Großmutter war ſelbſt hier fremd, und ich zu jung, um bei Andern Erkundigung einzuziehen.“

Das Geſpräch wurde nun allgemeiner und das beliebte Thema vom Hereinragen einer unſichtbaren Welt in die ſichtbare vielſeitig abgehandelt, bis Emilie erinnerte, daß ihr Herr van Braet ebenfalls etwas mitzutheilen verſprochen habe.

„Da es den durchlauchtigſten Prinzen und mich allein betrifft,“ verſetzte der Angeredete verbindlich, „ſo erlauben Sie gütigſt, es Ihnen ſpäter zu eröffnen, indem Sie uns zugleich geſtatten, bis zuletzt zu bleiben.“

Dies war für die übrigen Herren ein Wink, ſich zu entfernen, zumal die Pendule ſchon eine ſpäte Stunde verkündigte. Feldheim ging mit einem wehmüthigen Blick auf Emilien; ſeine Stimme zitterte, indem er ihr gute Nacht ſagte, und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge. Als ſie ihm an der Thüre die Hand reichte, flüſterte er: „Ich ahne das Unglück, das mir bevorſteht.“ Sie erſchrak vor dieſen Worten, deren Sinn ſie nicht begriff, und der Bläſſe ſeines Geſichts.

Der Prinz und van Braet blieben, und der Erſtere redete die ſich zu ihnen wendende Emilie verbindlich an: „Mein Fräulein, erlauben Sie mir, daß ich van Braet's Verſprechen löſe und in ſeinem Namen rede. Da habe ich Ihnen denn zu verkünden, daß ich ſo glücklich geweſen bin, dieſen wackern Freund ganz für

ich zu gewinnen. Herr van Braet wird ferner zu
ir in ein noch engeres Verhältniß treten, das ich nicht
ern ein Dienſtverhältniß nennen möchte, obgleich wir
ider kein anderes Wort dafür haben. Er wird als
ein Major à la suite und Kammerherr ferner ſtets
m meine Perſon ſein, und mich demnächſt nach R.
meiner Vermählung mit der Prinzeſſin Mathilde
gleiten. Dann geht er ſogleich mit mir und meiner
emahlin nach Italien, wo ich in der Nähe von Rom
ne reizende Villa beſitze. Dort wollen wir ganz den
enüſſen leben, welche Kunſt und Literatur auf klaſſi-
hem Boden bereiten können. Van Braet iſt ein
chtiger Archäolog und Kunſtkenner, und dieſe ſeine
enntniſſe haben mich zuerſt mit ihm befreundet. Ich
in nämlich leidenſchaftlich für Alles, was Kunſt heißt,
lte und neue, eingenommen. Prinzeſſin Mathilde
ebt vorzüglich Muſik und Geſang, ſie ſingt ſelbſt mit
irtuoſität. Wie ich nun meinen van Braet zum
unſtgenoſſen habe, ſo wünſcht auch meine Braut eine
reundin und Sängerin, und zwar eine deutſche mit
dlichem Herzen und reinem Sinn, ſich zur Seite. Ich
alte alſo hiermit bei Ihnen für meinen Major um
hre Hand und Herz an. Wir haben aus Ihrem lie-
enswürdigen Weſen entnehmen zu dürfen geglaubt, daß
as Letztere meinem Freunde nicht ganz abhold iſt. Fol-
en Sie uns als ſeine Gemahlin in das heitre Land

der Kunſt. Sein Sie die Freundin meiner guten Mathilde, wie van Braet mein Freund iſt, und laſſen Sie uns zuſammen ein den heitern Göttern geweihtes Leben führen.“

Der beredte Prinz hatte Emiliens Hand ergriffen. Die Schöne ſchlug hocherröthend das große Auge zu Boden, und verſetzte dann mit leiſer Stimme: „Ich geſtehe, daß die angenehmen Eigenſchaften des Herrn van Braet in der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft einen günſtigen Eindruck auf mich gemacht haben. Ob dieſe Gefühle Liebe ſind oder werden könnten, wage ich nicht zu entſcheiden. Ihr ſchmeichelhafter und ehrenvoller Antrag, Herr van Braet, hat mich ſo überraſcht, daß ich nicht zur Klarheit über mich kommen kann. Erlauben Sie mir, mich morgen zu ſammeln, und mich mit mir ſelbſt zu berathen, und empfangen Sie übermorgen meine Erklärung.“

„Sie wird eine Ihren Wünſchen geneigte ſein, mein Freund,“ wandte ſich der Prinz an den Major, „das ſagt mir Emiliens Auge. — Dann richten Sie ſich ein, in einigen Tagen ihm zum Altar zu folgen. Ich kann meine eigene Vermählung nicht länger verſchieben, und ich möchte Sie meiner Braut gern als junge Frau vorſtellen. Wir werden dann unverzüglich unſere Reiſe antreten. Für Ihre Entlaſſung aus dem Engagement will ich ſchon ſorgen.“

„Mein Fräulein,“ nahm van Braet das Wort, „ich bin zwar kein Jüngling mehr, aber ich liebe Sie dafür mit den reinen und ſtarken Gefühlen eines Mannes, die von der ſchaumartigen Begeiſterung der brauſenden Jugend und ihrer Flatterhaftigkeit ſehr verſchieden ſind. Der Jüngling liebt das Mädchen, die Jungfrau, aber der Mann liebt das Weib, und die Lebensgefährtin iſt ihm ein heiliges Eigenthum.“

„Herr van Braet, gerade Ihr würdiges, edles und geſetztes Weſen erwarb Ihnen meine Zuneigung.“

„Wollen Sie uns nicht das Jawort mit auf den Weg geben?“ rief der Prinz vergnügt.

„Uebermorgen,“ liſpelte Emilie verſchämt, und die beiden Männer verabſchiedeten ſich mit freundlichen Wünſchen.

Emilie hatte bis zum Abende des folgenden Tages weder die erwünſchte Ruhe, noch einen Entſchluß gewonnen. Eine ſchlafloſe Nacht hatte ihre einmal erweckte Phantaſie noch gewaltiger aufgeregt, und dieſe ihrer Seele die wunderlichſten Bilder vorgeführt. Van Braet, die ſteinerne Frau aus Zampa, die verrückte Salome und die Puppe mit der blökenden Zunge verſchmolzen auf grauſenvolle Weiſe mit einander, bis ſie unzertrennlich die fiebernde Träumerin umkreiſten. Spät und matt erwacht, mußte das unruhige Mädchen, das zwar minder kecke, aber immer noch läſtige Spiel der Phantaſie dulden, und konnte den ganzen Tag zu keiner vernünftigen Ueberlegung gelangen. Der Heirathsantrag war geeignet, alle ihre ſchönſten Wünſche zu erfüllen, Italien zu ſehen, das Land der Kunſt, italieniſche Kehlen zu hören, ihren Geſang zu ſtudiren, die Geſellſchafterin einer als höchſt liebenswürdig bekannten Fürſtin zu ſein, die Gemahlin eines genialen, edlen, hochgeſtellten Mannes. Und unter allen Männern, die ſie kennen gelernt hatte, war er der einzige, den ſie hochſchätzte, für den ſie eine liebende Verehrung in der Bruſt trug. Und doch konnte ſie nicht einig mit ſich werden. Sie fühlte wohl, daß ſie ihm morgen das Jawort geben und ſeine Gattin werden würde, aber ſie fühlte eben ſo gut, daß dieſes nicht mit jener Freudigkeit des Herzens geſchehen würde, die ein Kind inniger Liebe iſt. Ein unerklärliches Bangen beſchwerte ihre Bruſt; dann und wann war's, als ob ein Gedanke an den Tenoriſten Feldheim ihr eine momentane Ruhe gewährte; ſie konnte ſich nicht erklären, weshalb. Sie hing dieſem Gedanken nach, und geſtand ſich, daß ihr Feldheim nicht gleichgiltig ſei, und daß aus ſeinem Benehmen eine für ſie gefaßte Neigung ebenfalls hervorleuchte. Ihr Verſtand räſonnirte ihr vor, daß an ſolcher Neigung nichts Solides und Bleibendes ſei, daß Feldheim ſich nicht erklärt habe, daß er ein Schauſpieler ſei wie alle Andern. Die bangen Gefühle kehrten zurück und wurden zur Angſt. Sie nahm einen Shawl um, und verließ das Haus, um ſich zu ergehen. Zuerſt beſuchte ſie den fürſtlichen Garten, wo ſich von einer hohen Terraſſe die herrlichſte Ausſicht auf die mit allen Reizen der Natur geſchmückte Umgebung darbot; doch auch hier fand ihr Herz keine Ruhe, ſie verließ ihn bald und kehrte nach der Stadt zurück, nicht wiſſend, wohin ſie wollte; ſie dachte an kein Ziel, einzig mit ihrer Unruhe beſchäftigt. Der Tag neigte ſich ſtark. Sie befand ſich plötzlich im Sibyllengäßchen; die Erinnerungen des vorigen Abends kehrten lebendiger wieder, es war ihr auf einmal zu Sinne, als müſſe ſie hier Ruhe finden, wo ihre Kindheit verkehrt hatte. In träumeriſcher Befangenheit durchſchritt ſie das leere Gäßchen, in welches das Abendroth einen verklärenden Schein warf; dieſer gab dem Ganzen den Anſtrich großer Freundlichkeit. Alles war noch wie ſonſt, dieſelbe Stille, dieſelbe Menſchenleere, die Häuſer, die Mauern. So gelangte ſie an Salome's Häuschen. Die Thüre war verſchloſſen; die Fenſter blind und verklebt; der letzte Reſt Kalk von den Wänden abgefallen; hohes Gras wucherte hinter dem Thürſteine, aus der Schwelle und unter den Fenſtern empor. Emilie ſtand einige Augenblicke von einer ſeltſamen Beklommenheit befallen, träumeriſch ſinnend, und ſtarrte das einſame unheimliche Gebäude an; ihre Jugend zog in den friſcheſten Farben an ihrer Seele vorüber; es war ihr Alles lebendig, wie noch nie, und wehmüthig heitere Stimmen wurden in ihr wach. Langſam ſchritt ſie vorüber an der Mauer hin, beſah ſich das Haus, in welchem ſie gewohnt, und kehrte, an der Stadtmauer angelangt, wieder um, weil ſie den engen, weitabführenden Pfad an derſelben hin bei einbrechender Nacht nicht gehen wollte. Als ſie wieder an Salome's Häuschen kam, ſtand zu ihrer Verwunderung der untere Theil der alten Hausthüre weit auf. Die Thüre beſtand nämlich aus Unter- und Oberthüre und die letztere war halbrund, wie man ſie nur noch an ſehr alten Gebäuden findet. Auch die hintere in den Garten führende Thüre, die auf die vordere ſtieß, war geöffnet, die letzten Strahlen des Abendroths umhüllten mit matter Golddämmerung den Garten. Emilie wurde von einer namenloſen Sehnſucht erfaßt, in das Haus zu treten und wieder im Garten zu wandeln. Lag er doch in der abendlichen Verklärung wieder vor ihr, wie ein Paradies, wurde ſie doch wieder von demſelben unwiderſtehlichen Drange erfüllt, glühten doch plötzlich alle Jugendempfindungen friſch und ſtark in ihr auf. Es war ihr, als wenn leiſe Geiſterſtimmen d'rin riefen, als ob ſie an magiſchen Banden gezogen würde. „Ob ſie wohl noch lebt, die wunderliche Alte?“ fragte ſie ſich. „Und wenn ſie geſtorben iſt, wer mag der Erbe ihres Beſitzthums, und was mag aus der Puppe geworden ſein, für die ich mich noch immer intereſſire?“ Sie war noch nicht fertig mit dieſem Selbſtgeſpräch, als ſie ſchon durch das Haus in den Garten wandelte, der vom Regen der vorigen Nacht friſch glänzte. Da ging ein Mann auf der Straße vorüber und blieb einen Augenblick vor der Thüre des Häuschens ſtehen, um ihr nachzuſehen. Ein ſeltſames, wonneſchauerliches Gefühl durchzuckte Emilien, die Reizbarkeit ihrer Nerven erhöhte ſich auf eine ihr wohlthuende Weiſe, und doch überlief ſie dann und wann ein leiſes Fröſteln. Haſtig durchſchritt ſie den Garten; er war größer als ſie gedacht hatte. Das Ganze war eine merkwürdige Wildniß, und doch ſchien ſie hier und da abſichtlich angelegt, und die hohen Bäume und dichten Boskets waren wie von einem romantiſchen Sinne gepflanzt. Nur im Vordergrunde trugen eine lange Doppelreihe wohlgepflegter Beete ſchöne Gemüſe. Nachdem Emilie den erſten fremdartigen, beängſtigenden Eindruck überwunden hatte, gefiel es ihr immer beſſer in dem Garten. Sie fand, daß er zwar ungewöhnlich und wild, aber nichts deſto weniger ſchön war. Sie ging weiter und weiter, ſie wollte Alles ſehen; es gefiel ihr ausnehmend wohl. Endlich verlor ſie ſich in Gedanken und Träumen an die ſchauerliche Scene mit der Puppe, deren Stelle ſie aufſuchte, an ihre Großmutter, ihre Mutter, und immer mehr in ſich verſinkend, wandelte ſie lange, und hatte dabei nicht bemerkt, daß die Nacht raſch und dunkel hereingebrochen war. Die zunehmende Finſterniß riß ſie aus ihren Träumereien. Sie ſchauderte zuſammen. Nun erſt fiel es ihr auf, daß doch der Garten ſo ganz einſam und ſtill daliege; kein menſchlicher Laut, keine Spur eines Bewohners. Auch im Hauſe regte ſich nichts. Es wurde ihr unheimlich und ſie eilte nach dem Ausgang. Im Hausflur, der ſchon ganz finſter war, rief ſie: „Hollah! he da!“ und andere Worte, die ihr die Angſt eingab; keine Antwort, kein Fußtritt, kein anderes Geräuſch, Alles todtenſtill, bis auf die ſtürmiſchen Schläge ihres eigenen Herzens. Von Grauen ergriffen, lief ſie haſtig nach der Hausthüre, um nur ſo ſchnell als möglich die Straße wieder zu gewinnen; aber eiſiger Schrecken durchfuhr ſie, als ſie die Thüre feſt verſchloſſen fand. Da half kein Rütteln an dem alten guten Schloſſe, es wich und wankte nicht Emiliens ſchwachen Kräften. Sie rief laut um Hilfe, aber Niemand wandelte in der einſamen Straße vorüber, und endlich brach ihre Angſt in einen heftigen Thränenſtrom aus. Da kam ihr bei, daß ſie aus einem Fenſter leichter Hilfe errufen könne; denn, daß das Häuschen ganz leer ſei, wurde ihr allmälig zur Ueberzeugung. Sie erinnerte ſich aus ihrer Jugend dunkel, wo ſich die Stubenthüre befinde, ſie tappte darnach und fand ſie glücklich. Ein Druck auf die Klinke und die Thüre ging auf; Emilie trat in die Stube. Sie fühlte ſich nach den Fenſtern hin, durch die ein ganz matter Schein herein fiel. Uebrigens Alles um ſie ſtockfinſter. Aber auch die Schiebefenſter waren wie zugenagelt; ſie vermochte trotz aller Mühe keines zu öffnen. Ihr abermaliges Rufen verhallte in der Stube. Kein Haus lag gegenüber und nirgend ein Menſch zu ſehen und zu hören. Jetzt überlegte Emilie, daß das Häuschen durchaus bewohnt ſein müſſe, das beweiſe die vorhin offen gefundene Hausthüre. Wahrſcheinlich ſei der Bewohner, während ſie in dem Garten geweſen, ausgegangen, habe einen Abendbeſuch in der Stadt bei einem Freunde oder in einer Schenke gemacht, und kehre erſt ſpät zurück. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie nicht gleich in die Stube, daß ſie überhaupt hereingegangen war; ſie erging ſich in hundert Muthmaßungen und Hoffnungen, die am Ende alle darauf hinaus ließen, daß ſie ruhig abwarten müſſe, bis ſie erlöſt werden würde. Sie fand einen Stuhl am Fenſter, auf welchen ſie ſich ſetzte, in der Abſicht, mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit zu lauſchen, ob nicht Jemand draußen vorbeigehen werde, den ſie anrufen könne. Aber gerade dieſer feſte Wille, verbunden mit der heftigen Aufregung, erzeugten in der tiefen nächtlichen Stille und Einſamkeit eine Abſpannung, die das bekümmerte

Mädchen, ehe ſie es merkte, in Schlummer wiegte. Wie lange ſie geſchlafen, wußte ſie ſpäter nicht anzugeben. Es träumte ihr aber, die Stube war freundlich erhellt wie vom klarſten Sonnenglanze. Von wo dieſer ausſtrömte, war nicht wahrzunehmen. Die verrückte Salome trat plötzlich aus dem im Hintergrunde befindlichen Alkoven hervor. Aber die alte Frau hatte kein abſchreckendes, widrig verzerrtes Geſicht mehr, im Gegentheil ein engelfreundliches, holdſelig lächelndes. Auf ihrer Stirn und Wange ſtrahlte der Glanz der Stube wieder und rief dort ein zartes Roth hervor, das den ſchwächſten Tinten des Morgenroths zu vergleichen war. Auch ihr Anzug war jetzt blendend weiß und rein. In der hintern Ecke der Stube ſtand eine Wiege. An dieſe trat Frau Salome heran, nahm ihre Puppe heraus, trug ſie auf dem Arm zu Emilien hin, legte ſie dieſer auf den Schooß und ſprach dazu mit heller Silberſtimme: „Nimm ſie! Sie iſt Dein Erbe. Dir habe ich ſie aufgehoben. Kein Menſch ſoll ſie Dir rauben, Du liebes Kind.“ Dann ging die verwandelte Alte wieder in den Alkoven hinein. Die Puppe aber wisperte: „Trag' mich heim und ziehe mich aus. Ich habe ein goldnes Zauberkleid an, das ziehe mir aus, ich brauch' es nicht; es paßt Dir auch, und eigentlich iſt's Dein. Hüte Dich aber, daß es Dir das Herz nicht erkälte. Bewahrſt Du Dir das Herz warm und rein, ſo wirſt Du in meinem Kleidchen ſehr glücklich werden.“ — Die Puppe verſtummte, der Glanz verdämmerte. Plötzlich ſchreckte ein Geräuſch die Träumerin aus dem Schlaf empor. Sie vernahm Fußtritte im Hausflur, und war überzeugt, daß es die des heimkehrenden Hausherrn ſeien. In dieſem Augenblick wurde die Stubenthüre geöffnet, ein einziger Lichtſtrahl fiel in die dichte Finſterniß der kleinen Stube. Dieſer Strahl ging von einer Laterne aus, die ein Mann, der hereinſchlüpfte, halb unter einem Mantel hervorſehen ließ. Ohne ſich umzublicken, ſchritt er leiſe, aber raſch auf die hintere Ecke zu, wo Emilie zu ihrem Erſtaunen wirklich die Wiege ſtehen ſah, wie ſie ſie vorhin im Traume gewahrt hatte. Aber ihr Erſtaunen ſtieg, als ſie jetzt einen Gegenſtand auf ihrem Schooße fühlte und in der Dämmerung des Laternenlichtes wahrnahm, daß es die Puppe war. Der Eingetretene unterſuchte das Wiegenbett, und ſchien unwillig, die Puppe nicht darin zu finden. Er ſuchte unter der Wiege, zur Seite, und wandte ſich weiter ſpähend auch nach dem Stuhle, auf welchem Emilie ſaß. Das volle Licht ſeiner Laterne fiel auf ſie, die eben aufſtehen und ſich bemerkbar machen wollte. Die Laterne entfiel der Hand des Mannes, brannte aber am Boden noch einige Minuten fort, ehe ſie verlöſchte; der Mann fiel ihr nach und ſtöhnte: „Emilie, Dein Geiſt hat — die Puppe! Emilie, geliebter Schatten, Verzeihung! Zürne mir nicht, daß ich Dich verließ, ich will mich beſſern von heute, ich will nie mehr Böſes thun; ich will Deine Tochter glücklich machen, die mich liebt und die ich liebe. Nur die Puppe, die Du auf dem Schooße hältſt, gib mir. Ich weiß, was ſie enthält. Meine dunkle Ahnung — ja — die Puppe biſt Du — ſie Dein Bild. Ich will ſie Deiner Tochter bringen. Emilie kehre heim in Dein Schattenreich! Vergib mir ſchwachem Menſchen, laß Dich verſöhnen, Geiſt des einſt von mir ſo heiß geliebten Weibes! Gib mir die Puppe. Oder willſt Du, daß ich Deine Tochter nicht heirathen ſoll, ſo gib mir ein Zeichen; nein, kein Zeichen! Es iſt Sünde, Dein Kind zu meinem Weibe zu machen. Ich will Deiner Emilie entſagen, und ihr die Puppe mit ihrem wichtigen Inhalte überliefern.“ — In dieſem Augenblicke verlöſchte das Licht der Laterne, und Alles war wieder in Finſterniß gehüllt. Emilie hatte mit ſprachloſem Erſtaunen an Stimme, Geſtalt und Geſicht den Major van Braet erkannt, aber ſeine Worte ſie in ungeheuern Schrecken verſetzt, ſo daß ſie, unbeweglich da ſitzend, wirklich einem Geiſte gleichen mochte. Jetzt wußte ſie nicht, ob ſie in ihrem geiſterhaften Schweigen beharren, oder ſich dem Manne, vor welchem ſie ein entſetzliches Grauen empfand, zu erkennen geben ſollte. Aus ſeinen von der Angſt ausgepreßten Reden war ihr klar geworden, daß er der Verführer ihrer Mutter geweſen, und mit dieſem Manne, der frech genug war, auch um ihre Liebe zu werben, hatte ſie nicht Luſt ferner auch nur in die kleinſte Berührung zu kommen. Ihre Lage war über alle Begriffe peinlich, während ſich der furchtſame Major wimmernd am Boden wand.

Jetzt wurden Stimmen auf der Straße laut, und kamen näher; Streiflichter fielen in die Stube, die Hausthüre wurde aufgeſchloſſen, van Braet raffte ſich auf, um zu entfliehen, aber an der Stubenthüre traten ihm Polizeidiener entgegen. Dieſe prallten zurück, erſchrocken, hier einen Mann zu finden, den ſie nicht erwartet hatten. Dieſen Augenblick benutzte van Braet, der ſich ganz verhüllt hatte, und ſtürmte durch ſie hindurch. Schon glaubte er die Straße gewonnen zu haben, als ihn ein kräftiger Arm faßte. Mann rang mit Mann, ein Weib kreiſchte um Hülfe, die Polizeidiener kehrten zurück, packten den Fliehenden feſt, und riſſen ihm den Mantel ab. Im Licht der Laterne, die ſie trugen, ſtanden ſich van Braet und Feldheim gegenüber. Der Tenoriſt war's, der den Major feſtgehalten, und der nun höchlichſt verwundert auf ſeinen Gefangenen ſah. Er wollte ſeinem Gefühl eben Worte geben, als Emilie mit der Puppe im Arm aus der offen gebliebenen Stubenthüre heraustrat.

„Ei, ſieh da," ſprach der Sänger nun bitter, „ich bitte tauſendmal um Verzeihung, mein Fräulein und mein Herr Major. Ich wußte nicht, daß ich hier ein zärtliches Rendezvous ſtörte. Wie hätte ich auch ahnen können, daß Sie dieſes unbequeme Häuschen zum Tempel der Liebe machen würden! Fürwahr ein ſonderbarer Geſchmack! Mein Eifer für Ihr Wohl, Fräulein Frühbing, hat mich diesmal einen recht dummen Streich begehen laſſen. Meine Herren," wandte er ſich jetzt an die Polizeioffizianten, „laſſen Sie uns wieder gehen, ich bezahle Ihre Mühe."

„Damit bin ich aber nicht zufrieden," erhob jetzt, ſich vordrängend, eine alte gemein bürgerlich gekleidete Frau die Stimme, dieſelbe, welche vorhin um Hilfe gerufen hatte. „Ich will wiſſen, wie dieſe Leute bei Nacht in mein verſchloſſenes Haus kommen, und was ſie darin zu ſchaffen haben! Das geht nicht nur ſo, daß man die gefangenen Sperlinge mir nichts, dir nichts, wieder frei läßt."

Der Major, der erſt ſcheu vor Emilien zurückgewichen war, nun aber ſie erkannt hatte, wandte ſich an die lärmende Frau: „Hier, meine liebe Frau, iſt Gold. Sie wird daraus entnehmen, daß Sie nicht an Ihrem Eigenthum beſchädigt worden iſt. Sie weiß auch am beſten, daß hier in Ihrer Hütte nichts zu ſtehlen iſt. Ich bin Major und Geſellſchafter des Prinzen Theodor, wie dieſe Herren bezeugen können. Gebe

Sie ſich alſo zufrieden. — Ihre Diskretion, meine Herren,“ redete er zu den Polizeidienern, „die Sie einer Dame von gutem Rufe, die meine Braut iſt, und in wenigen Tagen meine Frau ſein wird, ſchon Ihrer Dienſtpflicht nach ſchuldig ſind, werde ich morgen noch beſonders zu belohnen wiſſen. Es hat Niemand nach den Gründen zu fragen, die meine Braut und mich bewogen, zu dieſer ſpäten Stunde einen Beſuch in dieſem unbewohnten Hauſe zu machen.“ Die letzten Worte wurden mit einem feſten Blick auf Feldheim geſprochen.

„Ach Sie ſind ja der Herr!“ rief die alte Bürgersfrau mit einer gewiſſen Freude, „der mir heute das Häuschen und den Garten abkaufen wollte, und dem ich die Gelegenheit durchaus zeigen mußte. Schönen Dank, ſchönen Dank, Sie haben mich heute ſchon gut bezahlt. So mag's drum ſein, obgleich ich nicht begreifen kann, was Sie mit der Dame dort um Mitternacht in meinem Häuschen zu ſchaffen haben, das ich nur deshalb nicht bewohne, weil meine verſtorbene Dienſtherrin, die Frau Salome, mit ihrer verwünſchten Puppe Nacht für Nacht darin ſpukt.“

„Sie braucht auch nichts zu begreifen,“ fuhr ſie van Braet an, trat zu Emilien, und flüſterte ihr zu: „Schweigen Sie um Gottes und Ihres Heils willen. Nachher, auf Ihrem Zimmer, will ich Ihnen Alles erklären; nur hier keinen Eclat!“ Und laut ſetzte er hinzu: „Geben Sie mir Ihren Arm, theure Emilie, ich bitte.“

Aber dieſe empfand einen ſolchen Abſcheu vor dem Manne, und die Gegenwart Feldheim's ermuthigte ſie ſo ſehr, daß ſie, ohne dem Major ein Wort zu erwiedern, ſich los riß, auf Feldheim zueilte, und angſtvoll rief: „Ich begebe mich unter Ihren Schutz, mein Freund, bringen Sie mich nach Hauſe. Glauben Sie mir auf mein Wort, wie auch der Schein gegen mich ſpricht, ich habe kein Rendezvous mit Herrn van Braet gehabt, ich bin nicht ſeine Braut, ich habe nichts, gar nichts mit ihm zu ſchaffen. Schützen Sie mich gegen ihn.“ Feldheim machte große Augen zu dieſer Anrede, gab Emilien aber den Arm, und wies den ſich herandrängenden Major mit den ernſt und nachdrücklich geſprochenen Worten zurück: „Sie haben die Aeußerung dieſer Dame vernommen, mein Herr! Laſſen Sie ab von ihr, wenn Sie nicht wollen, daß ich die Hilfe dieſer Herren von der Polizei gegen Sie anrufen ſoll. Begleiten Sie uns, wenn ich bitten darf,“ ſprach er zu den Letztern. „Auch die Jungfer Kohlhaus ſoll mit uns gehen, ich will ſie für die gehabte Unruhe entſchädigen.“

Der Major ſtieß jetzt Drohungen aus, ließ den Namen des Prinzen hören, und ſtellte ſich ganz ungeberdig. Die Polizeioffizianten kehrten ſich aber nicht daran, nöthigten ihn, das Haus zu verlaſſen, das ſie wieder verſchloſſen, und ließen ihn dann auf der dunkeln Straße ſtehen. Das kleine Häuflein aber wanderte **Emiliens** Wohnung zu. Dort angelangt, wurden die Polizeidiener entlaſſen, und die Jungfer **Kohlhaus** erſucht, mit einzutreten, was ſie ſich gern gefallen ließ.

Emilie hatte, auf das Sopha gelagert, die genaue Geſchichte des Abenteuers dieſer Nacht beendigt, und die Jungfer **Kohlhaus** nahm kopfſchüttelnd das Wort, nachdem ſie die Taſſe des feinſten Thees ausgeſchlürft hatte, der ihr ganz beſonders zu munden ſchien. „Unbegreiflich iſt und bleibt es mir, wie die Thüre meines Häuschens in der Abenddämmerung hat offen ſtehen können, denn Niemand hat doch einen Schlüſſel dazu als ich, und ich komme nur an jenen Nachmittagen in en Garten, welche den Markttagen vorangehen. Sie müſſen nämlich wiſſen, Mamſellchen, daß ich mit grünen Gemüſen handle, weil ich eine Gärtnerstochter bin, nd deshalb das Recht dazu habe. Das Häuschen mit em Garten im Sibyllengäßchen war meines Vaters Wohnung und Eigenthum, und er ernährete ſich und ie Seinigen aus dem Ertrag des Gartens. Wie ge- agt, in jeder Woche komme ich zwei Tage jedesmal egen Abend in den Garten, und ſchneide die Gemüſe aus, mit welchen ich den folgenden Tag zu Markte ſitze. Aber heute Nachmittag war ich nicht dort, denn morgen iſt kein Markttag; zwar habe ich heute früh dem Herrn Major, wie er ſich nannte, das Häuschen gezeigt, aber es auch wieder gut verſchloſſen, und wer ſonſt nicht in guter Abſicht dem Garten einen Beſuch machen wollte, konnte doch über die hintere Mauer ſteigen, wo ihn Niemand ſehe. Mein Hausſchlüſſel aber hat in meiner Stube gehängt, darum, wie ſchon geſagt, ich kann's nicht klar kriegen, daß die Thüre aufgeſtanden hat; und wenn ich's gerade herausſagen ſoll, ſo glaube ich, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht. Sehen Sie, Mamſellchen, das iſt ja eben der Grund und die Urſache, warum ich nicht in meines Vaters Haus wohne, und es ganz leer ſtehen laſſe. Hören Sie nur, was mir begegnet iſt. Als die ſelige Frau Salome zum Sterben kam, warf ſie die Puppe von ſich, die ſie während ihrer Krankheit nicht von der Seite gethan. Ich erſchrak, hob die Puppe auf, um ſie ihr wieder zu geben, aber ſie wies den Balg mit Unwillen zurück, winkte mich herbei, und wollte mir etwas ſagen, aber ſie brachte nichts als das unverſtändliche Wort „Emilie" hervor, deutete dabei mit immer heftigeren Gebeerden auf die Puppe, ſank zurück und rang mit dem Tode. Und als ich denke, ſie thut eben den letzten Athemzug, fährt ſie noch einmal empor, ſtarrt mich mit gräßlichen gebrochenen Augen an, deutet wieder auf die Puppe, dann auf die Thüre, ruft noch einmal „Emilie!“ ſinkt zurück und iſt todt. Ich wußte nicht, was ſie mit dieſen heftigen Geberden hatte ſagen wollen, und weiß es bis dieſe Stunde nicht. Ich ſchmückte die Todte, und legte die Puppe, mit der ich nichts anzufangen wußte, ihr mit in den Sarg, indem ich dachte, hat ſie ſich ſo viele Jahre damit getragen, mag ſie ſie auch mit in die Erde nehmen. Sie wurde gegen Abend begraben, in ſieben Wochen werden es fünf Jahre. Aber denken Sie ſich meinen Schrecken, als ich vom Begräbniſſe heim komme, zufällig an das Wiegenbett trete, und die Puppe darin liegen ſehe. Kein Menſch will ſie aus dem Sarge genommen und in ihr Bett gelegt haben. Mich wandelte ein Grauen an, ich konnte den Balg nicht mehr anrühren, und ſo hat er denn die ganzen fünf Jahre ungeſtört in der Wiege gelegen. Aber bald zeigte ſich noch Schlimmeres, ich wurde gewahr, daß der Geiſt der Frau Salome oft kam und nach der Puppe ſah; das wurde mir zu arg, ich zog zu einer Verwandten und ließ das Häuschen leer ſtehen. Nun, Ihnen, Mamſellchen, hat ſie die Puppe ſelbſt in die Arme gelegt, denn daß Sie nur geträumt hätten, bilden Sie ſich ein; behalten Sie ſie drum in Gottes Namen, vielleicht iſt mein Häuschen nun wieder bewohnbar.“

„Ich danke, gute Frau," entgegnete Emilie, und ließ der Gemüſehändlerin eine friſche Taſſe präſentiren. „Aber thun Sie mir doch die Liebe, und erzählen Sie mir, wer denn eigentlich die Frau Salome war, und was es für eine Bewandtniß mit ihr hatte."

„Mit Vergnügen!" rief die alte Jungfer, wirklich froh, eine Gelegenheit zum längern Schwatzen und Bleiben zu haben, da die Nacht einmal verloren war. „Es kann Ihnen kein Menſch beſſern und genauern Bericht geben, als ich, denn ich habe drei und vierzig Jahre erſt beim Vater der Frau Salome, dann bei ihr und ihrer Frau Schweſter und endlich wieder bei ihr gedient. Sehen Sie, der Vater, Herr Johann Andreas Zeisling, war ein gar ſehr reicher Mann und Beſitzer einer großen Baumwollenfabrik. Das war zu jener Zeit etwas Neues und brachte viel Geld ein. Er war ſelbſt in England geweſen und hatte ſich's viel koſten laſſen, dort Leute zu werben, die die Sache einzurichten verſtanden. Er hatte gut machen, ſeine erſte Frau war die Tochter eines reichen Banquiers und hatte ihm viel Geld und Gut in's Haus gebracht. Die liebe Frau war im erſten Wochenbette geſtorben und hatte ihrem Gemahl ein Töchterlein, und dieſem Kinde ein großes Vermögen hinterlaſſen. Dieſes Kind war nun eben die ſelige Frau Salome. Hernach heirathete Herr Zeisling wieder, und zeugte mit der zweiten Frau, die aber nicht reich war, mehrere Kinder. Das älteſte dieſer Geſchwiſter von der zweiten Frau war auch ein Mädchen und hieß Philippine. Dieſe war nur um zwei Jahre jünger als Salome; die Kinder wuchſen heran und die beiden älteſten Töchter kamen in die heirathsfähigen Jahre. Um dieſe Zeit kam ich als Magd in's Haus. Herr Zeisling war zwar ein Mann in ſeinen beſten Jahren, aber ein bösartiges Fieber raffte ihn weg. Die Witwe ſetzte das Geſchäft fort, und bediente ſich zur Leitung deſſelben des zeitherigen Buchhalters, eines jungen geſchickten Mannes, Namens Schellmann der wegen ſeiner Thätigkeit und guten Aufführung bei der ganzen Familie ſehr beliebt war. Es dauerte auch nicht lange, ſo waren Herr Schellmann und Mamſell Salome ein Brautpaar. Ich glaube, die Madame Zeisling hätte es lieber geſehen, der ſchmucke Herr Schellmann hätte ihre Tochter Philippine geheirathet, aber dann ſtand zu befürchten, daß ein Anderer kommen und das Goldfiſchchen Salome wegfangen würde. Wenn aber Salome's Vermögen wäre aus dem Geſchäft gezogen worden, ſo hätte es wahrſcheinlicher Weiſe nicht zum Beſten mehr damit geſtanden. Genug, Herr Schellmann verſprach der Madame Zeisling, die Kapitalien ſeiner zukünftigen Frau im Geſchäft zu laſſen, und das Beſte der jüngern Geſchwiſter eben ſo zu bedenken, wie das ſeiner Frau und deren Nachkommenſchaft. Das

Brautpaar wurde ein Ehepaar. Nun muß ich bemerken, daß Mamſell Salome nichts weniger als ſchön war; klein und unanſehnlich von Figur und im Geſicht auch nichts Reizendes. Auch war ſie nicht ſonderlich geſcheid und gewitzigt, obgleich man ſie aber auch nicht dumm nennen konnte. Mamſell Philippine war dagegen ein ſchlankes, wunderſchönes Mädchen, ein Bischen keck und vorlaut, ein geſchwätziges Mäulchen, das ihr aber allerliebſt ſtand; ein eigenſinniges Köpfchen, dem man aber nicht zürnen konnte. Wenn nun der böſe Feind einen guten Mann verblenden will, ſo läßt er ihn zu tief in ein Paar Frauenaugen ſehen. Es blieb mir bald nichts Geheimes mehr, daß Herr Schellmann zwar Mamſell Salome geheirathet, aber doch eigentlich die Mamſell Philippine liebe, ja, was noch ſchlimmer war, daß er, der junge hübſche freundliche Mann, auch von dieſer wieder geliebt wurde. Ich dachte anfangs, das Feuer, das dich nicht brennt, ſollſt du nicht löſchen; aber die gute Frau Salome liebte doch auch ihren Mann gar innig und herzlich, und darum dauerte es mich, daß ſie von dieſem Manne und ihrer eigenen Schweſter ſo betrogen wurde. Ich zweifelte bald nicht mehr daran, daß Herr Schellmann mit ſeiner ſchönen Schwägerin auf böſe Wege gerathen ſei, und ich machte meine Herrin darauf aufmerkſam. So hielt ich's für meine Pflicht und Schuldigkeit. Frau

Salome erſchrak ſehr, weinte viel, und hatte von nun an ein Auge auf ihren Mann und ihre Schweſter. Es gelang ihr, beide zu überraſchen. Von dieſem Augenblick an war ſie ſtill und in ſich gekehrt, wie tiefſinnig. Sie ſah täglich und ſtündlich ihrer Niederkunft entgegen, aber mit jedem Tage ſtieg ihr Kummer, und als ſie ndlich der Welt ein Töchterchen ſchenkte, nahmen wir ald in ihrem Kopfe wahr, daß es mit ihr nicht richig war. Sie machte viel dummes Zeug und wir durften ſie nicht aus den Augen laſſen, um Unglück zu erhüten. Am meiſten bangte uns, ſie möchte dem Kind ein Leid zufügen. Dabei war ſie körperlich geſund und ging bald wieder im Hauſe umher. Ihr Kopf wurde aber täglich verwirrter, obgleich ſie wenig oder nicht ſprach, und nur immer ſtumm vor ſich hin brütete. Nun traf ſich's, daß eines Tages eine ſehr große Wechſelzahlung mit einem Schiffe aus einem überſeeiſchen Lande eingelaufen war, darüber war große Freude im Hauſe, und vorzüglich freudig ſprach ſich Madame **Zeising** in Gegenwart der gemüthskranken jungen Frau aus; denn ſie ſah aus dem großen Gewinne das Vermögen ihrer eigenen Kinder wachſen. Am andern Morgen lief Herr **Schellmann** von einem Zimmer des Hauſes bleich und verſtört in's andere; das ganze Haus gerieth in Aufruhr, und man erfuhr endlich, daß nicht nur die ganze neue Einnahme, ſondern auch alle vorhandene Kaſſe entwendet, oder, wie man wahrſcheinlicher fand, vernichtet worden ſei. Die Gelder hatten nämlich meiſt aus Staatspapieren, Banknoten und Obligationen beſtanden. Nun waren die wichtigſten Bücher der Handlung zerriſſen und verbrannt, die Papieraſche lag hoch aufgehäuft im Comptoir; natürlich war auch das Geld verbrannt. Von dem Golde, welches in der Geldkiſte geweſen, war keine Spur zu finden. Das Auffallendſte war, daß die Schlüſſel zu Comptoir und Geldkiſte aus dem Schlafzimmer des Herrn genommen worden waren. Es blieb kein Zweifel über den Thäter, als man an den Kleidern der Wahnſinnigen Spuren von Brand fand. Sie läugnete die That auch gar nicht, ſondern lachte ihrem Manne mit Hohn in's Geſicht und ſagte: „Nun, liebe Philippine! Nun laß Dich von ihr lieben!“ — Wohin ſie mit dem Golde gekommen war, konnte man nicht von ihr erfahren; auch alle ſpätern Beobachtungen ihres Thuns gaben darüber keine Auskunft. Ihr Wahnſinn nahm nun raſch zu, und wurde zur Tobſucht. Das Kind mußte ihr genommen und ſie bald darauf in das Irrenhaus gebracht werden. Das Entbehren ihres Kindes brachte die Arme vollends außer ſich. Sie wickelte alte Wäſche, Lappen und dergleichen in Form eines Säuglings zuſammen, trug den Pack den ganzen Tag, wie ein Kind, ſchläferte ihn ein, ſang ihm Lieder vor, und ſo fort, ſo daß der Irrenarzt auf den Gedanken kam, ihr Zuſtand dürfte ſich beſſern, wenn man jenem Popanz einen mechaniſchen Kopf, der einem Säugling ſo ähnlich als möglich ſähe, machen ließe. Er hatte ſich nicht geirrt. Seit ſie die Puppe hatte, ward ſie ruhiger, aber ſie war auch den ganzen Tag mit ihr beſchäftigt, nähte, ſtrickte und wuſch für ſie, fütterte ſie, reinigte ſie, und behandelte ſie ganz wie ein Kind. Auch gab ſie der Puppe den Namen ihres Töchterchens: Emilie.

Das Handelshaus hatte durch die That der Frau Salome einen ſtarken Stoß erlitten, und man ſprach davon, daß es werde bankrott machen müſſen. Es fehlte an allen Ecken und Enden, und Herr Schellmann ſaß Tag und Nacht auf ſeinem Stuhl und trank dabei eine Flaſche und zwei mehr als ſonſt. Die Arbeiter wurden größtentheils aus der Fabrik entlaſſen. Herr Schellmann wollte nur noch die Leipziger Meſſe beſuchen, um zu löſen, was zu löſen ſei, dann ſollte die Fabrik verkauft werden. Das Schlimmſte war, daß Herr Schellmann und Mamſell Philippine ſehr mit einander in's Gerede gekommen waren, und Beide von aller Welt verdammt wurden. Auf einmal erfuhr man, daß Herr Schellmann von Frau Salome geſchieden ſei, und vier Wochen darauf war Philippine ſeine Frau. Das ging aber Alles ſehr ſtill zu

und war keine rechte Freude dabei. Man machte b
hafte Anmerkungen zu der Eile, und daß man's ni
mit Unrecht gethan, bewies, daß ſieben Monate dar
noch im Winter Frau Philippine ebenfalls mit ein
Töchterchen in die Wochen kam. Frau Salome
Kind, Namens Emilie, war, wie es hieß, weg
ſeiner Schwächlichkeit von Madame Zeisling,
Alles kommandirte und beſorgte, auf's Land zu gu
Leuten gethan worden; dort ſolle es erſtarken. Plötzl
aber hieß es, die kleine Emilie ſei todt. Ob es we
geweſen, oder nicht, kann ich nicht behaupten; ich w
nur, daß die alte Madame Zeisling keine von d
beſten, und der guten Salome nie gewogen geweſ
war, weil dieſe reicher war, als ihre Kinder. H
Schellmann ging auf die Herbſtmeſſe nach Leipzi
als er zurückkam, gab's plötzlich wieder Geld in Fü
im Hauſe. Die Freude war groß; nur Herr Schel
mann theilte ſie nicht. Er ſaß oft in Gedanken, u
große Falten lagen oft wie finſtre Wolken auf ſei
Stirn; er trank noch mehr Wein und war ſtets i
halben Nebel. Ich ſchüttelte oft den Kopf, und dacht
ob der mit rechten Dingen zu dem Gelde gekommen iſ
Gott mag's wiſſen. Als man nun glaubte, die Fab
ſolle wieder recht in Schwung gebracht werden, war
plötzlich verkauft, eben ſo Haus und Hof, und mit de
Frühjahr zog die ganze Familie fort nach Amerik

Sie thaten wohl daran; denn es wollte ſie hier kein Menſch mehr achten. Ich ſollte auch mitziehen, aber ich dankte; ich fürchtete mich vor dem Waſſer und vor der alten Madame Zeisling. Auch war mir meine Vaterſtadt zu lieb, und meinen alten ſchwächlichen Vater konnte ich auch nicht verlaſſen. Ich zog zu ihm und pflegte ihn bis an ſein ſeliges Ende. Als Erbe hinterließ er mir das Häuschen und den Garten im Sibyllengäßchen, wo ich nun allein wohnte und mich redlich mit der Gärtnerei nährte. Für die verrückte Salome hatte der Herr Schellmann ein kleines Kapital zurücklaſſen müſſen. Ich beſuchte ſie zuweilen im Irrenhauſe. Ihre Tobſucht verlor ſich mit den Jahren; ſie that Niemandem etwas zu leid, und ihr Wahnſinn beſtand nur noch in dem Spiel mit der Puppe. Die Obrigkeit wünſchte ſie endlich aus dem Irrenhauſe entlaſſen zu können; es fand ſich aber, da ſie keinen Verwandten in der Stadt hatte, Niemand, der ſie aufnehmen wollte. Da ließ mich der Stadtrath citiren. Die Herren wußten, daß ich viele Jahre eine treue Dienerin der Zeisling'ſchen Familie geweſen, und daß Frau Salome noch immer mit großer Liebe an mir hing. Ich war nämlich der einzige Menſch, den ſie beſuchte, als man ihr wieder auszugehen erlaubt hatte. Nun wurde mir der Vorſchlag gemacht, Frau Salome für die Zinſen des Kapitals ganz zu mir zu nehmen. Nach ihrem Tode ſolle das Kapital mein ſein. Ich nahm's an; denn ich war allein und liebte die unglückliche Frau ſehr. Als ſie hörte, daß ſie ganz zu mir ziehen ſollte, war ſie vor Freuden außer ſich. Und ſo hat ſie denn faſt fünfzehn Jahre bei mir gewohnt, und mich niemals mit einer Silbe beleidigt. Sie galt ſogar ziemlich allgemein für die Beſitzerin des Hauſes und ich für ihre Magd, weil ich ihr ſonſt gedient hatte. Ich machte mir daraus nichts. Die wahnſinnige Liebe zu ihrer Puppe verlor ſich nicht bis zu ihrem Tode, wie ich Ihnen ſchon erzählt habe. Sie that den ganzen Tag weiter nichts, als daß ſie ſich mit der Puppe beſchäftigte; dabei konnte ſie andere Kinder durchaus nicht leiden, und übte gern kleine Tücken an ihnen aus. Vorzüglich liebte ſie es, dieſelben mit ihrer Puppe zu erſchrecken. Dies iſt denn die Geſchichte meiner armen Frau Salome in aller Kürze."

Jungfer Kohlhaus ſchloß ihren redebegabten Mund, und auch die Andern ſchwiegen, Emilie in mancherlei Ahnungen verſunken. Endlich fragte ſie: „Sie weiß wohl nicht, gute Jungfer Kohlhaus, wohin das Kind der Frau Salome von Madame Zeisling auf's Land gethan wurde?"

„Damit kann ich nicht dienen. Ich habe niemals ein Sterbenswörtchen davon erfahren."

„So bitte ich nur, mir noch zu ſagen, woher Sie den Herrn kennt, der mit mir dieſe Nacht in dieſem Häuschen angetroffen wurde.“

„Den habe ich heute Vormittag zum erſten Mal geſehen; er kam zu mir und bat mich, ihm mein Häuschen ſammt Garten zu zeigen, er habe Luſt, mir Beides abzukaufen und ſich ein Haus in dem Garten zu bauen, da ihm die einſame Lage gefiele. Ich erwiederte, daß ich, ſo lange ich noch zu leben habe, Beſitzerin bleiben wolle. Nach meinem Tode könnten meine Erben damit machen, was ſie wollten. Nun bat er noch einmal, ihm wenigſtens die Gelegenheit zu zeigen, und drückte mir dabei ein Geldſtück in die Hand. Ich bin gern gefällig, und ſo ging ich mit, und ſchloß ihm das Haus auf; den Garten ſah er ſich kaum an, in der Stube ſpähte er fleißig um. Da gewahrte er die Wiege mit der Puppe und fragte, was es damit für eine Bewandtniß habe. Ich erzählte ſie ihm. Er wollte die Puppe herausnehmen, ich litt es aber durchaus nicht. Darauf meinte er, er wolle mir die Puppe abkaufen; ich erwiederte, um keinen Preis wolle ich mir den Geiſt der Frau Salome auf den Hals hetzen. Die Puppe müſſe liegen bleiben, bis auch ich geſtorben ſei. Da er nun ſah, daß er nichts ausrichtete, gab er mir noch Geld und ging.“

Emilie und Feldheim ſahen ſich einander bedeutungsvoll an. Die Jungfer Kohlhaus wurde mit einem hübſchen Geſchenk entlaſſen. Die Puppe verlangte ſie nicht wieder; weil, wie ſie ſagte, der Geiſt der Frau Salome ſie der ſchönen Mamſell ſelbſt geſchenkt habe. Es werde ſich gewiß bald zeigen, was die Verſtorbene damit für eine Abſicht gehabt.

Als die Gemüſehändlerin fort war, fragte Emilie ihren Geſellſchafter mit dem freundlichſten Blick: „Erklären Sie mir, mein Freund, wie war es möglich, daß Sie mein Retter aus der verzweiflungsvollen Lage wurden, in welcher ich mich in jenem geheimnißvollen Häuschen und in der Geſellſchaft des mir unerklärlichen Mannes befand?“

„Ihre Erzählung nach der Vorſtellung des Zampa, theure Emilie, hatte meine Aufregung noch vermehrt. Ich fürchtete, Herr van Braet werde nach meiner Entfernung einen Sturmlauf auf Ihr Herz machen, und der Prinz ihm dabei behilflich ſein; denn der Erſtere hatte mir bereits im Theater geſagt, daß er Major à la suite des Letztern geworden ſei. Ich fühlte mich darüber ſehr unglücklich; denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß mich die heftigſte Liebe für Sie beherrſcht. Der Gedanke, daß es dem reichen Edelmann, dem Freund und Geſellſchafter des Prinzen gelingen werde, Sie zu gewinnen, trieb mich faſt zur Verzweiflung. Erſt als es Tag wurde, ſchlief ich ein. Nach Tiſche fühlte ich mich ſehr unwohl, und beſchloß, da das

Wetter ſich aufgeklärt hatte, einen weiten Spaziergang in's Freie zu machen. Es wurde mir leichter. Beim Heimkehren fiel mir ein, das Sibyllengäßchen und das unheimliche Häuschen zu beſuchen, wovon Sie uns eine ſo anziehende Schilderung gemacht hatten, und da ich in der Nähe deſſelben war, ſo ging ich an der Stadtmauer hin und kam von hinten in das einſame Gäßchen. Der Tag neigte ſich eben ſtark. Zwölf bis ſechszehn Schritte vor mir ging eine Dame, die mich ſogleich an Sie erinnerte. Vor dem Häuschen blieb ſie ſtehen und ging dann in die offene Thür deſſelben. Ich ſah ihr nach, und konnte den Gedanken nicht los werden, daß Sie es ſeien. Doch kam es mir auch wieder unwahrſcheinlich vor. Auf dem Spaziergang hatte ich einen Entſchluß gefaßt: ich wollte noch dieſen Abend zu Ihnen gehen, Ihnen meine innerſten Gefühle entdecken und Ihnen Herz und Hand anbieten, ſelbſt auf die Gefahr hin, dem mir verhaßten van Braet nachgeſetzt zu werden. Ich wollte Gewißheit haben. Um mich zu dieſem keineswegs leichten Gange vorzubereiten, trat ich in ein Gaſthaus und ließ mir eine Flaſche Wein reichen. Bekannte fanden ſich ein, und eh' ich mir's verſah, waren ein Paar Stunden verplaudert. Nun brach ich auf, und eilte mit einer gewiſſen Angſt, die der Empfindung des vorigen Abends ſehr ähnlich war, nach Ihrer Wohnung. Ich fand Sie nicht. Ihr

Mädchen war beſorgt um Ihr langes Ausbleiben. Sie hatten den ganzen Tag über viel Unruhe gezeigt. Das Mädchen bat mich, Sie zu erwarten, da ſie eine große Angſt habe. Sie ſeien nicht ausgebeten, und ſonſt pflegten Sie jedes Mal zu ſagen, wohin Sie gingen, und noch nie ſeien Sie ſo lang ohne ihre Begleitung ausgeblieben. Ich dachte wieder an das Häuschen. Eine Stunde verſtrich um die andere, und Angſt und Bekümmerniß ſtiegen in uns Wartenden. Es ging endlich auf Mitternacht und nun glaubte ich nicht mehr zaudern zu dürfen. Es war mir zur Gewißheit geworden, daß Sie die Dame geweſen, die in das Häuschen gegangen war, und ich deutete nun die Unruhe des vorigen Abends und dieſes Tages als Vorahnung eines Unglücks, das Ihnen dort zugeſtoßen ſei. Hatte ich doch eine ſolche Ahnung Abends vorher hier bei Ihnen ſchon beſtimmt ausgeſprochen. Ich eilte auf die Polizei und bewirkte, daß einige Offizianten mit mir die Jungfer Kohlhaus aufſuchten und dieſe vermochten, uns mit dem Schlüſſel zu begleiten, um das unbewohnte Haus aufzuſchließen. Sie erzählte uns, daß ſie heute ſchon einem ihr unbekannten vornehmen Herrn daſſelbe habe thun müſſen, und aus der Beſchreibung deſſelben erkannte ich van Braet. Die Sache wurde mir immer unerklärlicher. Das Uebrige wiſſen Sie. Eben ſo auch, daß mich nur die heißeſte Liebe zu Ihnen zu dieſem

Schritte beſtimmen konnte. Entſcheiden Sie nun mein Schickſal.

Emilie reichte ihm die Hand. „Glauben Sie mich unempfänglich für ſo viel treue Anhänglichkeit, mein theurer Freund? In dieſem Augenblick iſt es mir recht klar geworden, daß mein Herz Ihre Liebe erwiederte, obgleich mir die Gefühle deſſelben nicht zum feſten Bewußtſein wurden. Daran verhinderte mich die Dazwiſchenkunft dieſes van Braet, und es bedurfte eines Anlaſſes, wie der in dieſer Nacht, um jenen moraliſchen Prozeß in mir zu Ihren Gunſten zur Entſcheidung zu bringen. Ja, ich liebe Sie, Feldheim, und ich verabſcheue van Braet. Wie er auch in dieſer Nacht in das Häuschen kam, und was er auch dort wollte; dieſer Räthſelhafte iſt ſicher ein Böſewicht, Sie aber ſind mein Retter. Ich nehme Ihr Anerbieten an, und bin die Ihrige.“

Der Jüngling ſank in ihre Arme und ein keuſcher zärtlicher Kuß beſiegelte die Verbindung zweier edler Herzen.

Als Feldheim, trunken von Liebe und Glück, gegen Morgen in ſeiner Wohnung anlangte, fand er eine Karte mit der dringenden Einladung, in den Gaſthof zum Schwan zu kommen, wo ſeiner einige Fremde mit Sehnſucht harrten, um ihm höchſt wichtige Eröff-

Als er ſie nun mit liebenden Fragen beſtürmen wollte, gewahrte er noch zwei Frauen, die mit Eugenien leiſe aus dem Nebenzimmer getreten waren und ihr zur Seite ſtanden. Er verbeugte ſich. „Ich ſtelle Dir meine Retter aus großer Noth, meine Beſchützer jenſeits des Meeres, meine geliebten Freunde aus der neuen Welt vor,“ ſprach Eugenie. Und auf die älteſte der Damen deutend: „Dies iſt Madame Schellmann, Mutter dieſer würdigen Frau, Madame Zeinert, und dieſe wieder die Mutter dieſes Herrn, der Dir ſeinen Namen ſchon genannt hat.“

„Und in dieſer Dame, Fräulein Eugenie Feldheim, ſtelle ich Ihnen meine Braut vor,“ nahm Richard das Wort. „Und ſo ſind wir Großmutter, Mutter und Sohn von Amerika herübergekommen, Sie, mein Herr, ſchnell mit in unſere Familie herüber zu ziehen. Den Brief an Sie gaben wir in Bremen ſelbſt auf die Poſt, um Sie zugleich auf unſern Beſuch vorzubereiten und doch auch zu überraſchen.“

Feldheim umarmte den jungen Mann und dann ſeine Schweſter, aber mit einer gewiſſen Zerſtreuung. Mit dem Namen Schellmann ſtand ihm die ganze Erzählung der Jungfer Kohlhaus aus der verwichenen Nacht lebendig vor der Seele. „Madame Schellmann,“ ſagte er, ſich gegen die Greiſin verbeugend, „darf ich fragen, ob Ihr Taufname Philippine iſt?“

„So iſt's, mein Herr."

„Dann ſind Sie ja wohl aus hieſiger Stadt gebürtig und eine Tochter des hier verſtorbenen Kaufmann Zeisling."

„Sie ſcheinen genau mit meinen Familienverhältniſſen bekannt zu ſein. Wie ſind Sie zu ſolcher Kenntniß gelangt?"

„Auch ich habe eine Braut, mit und bei der ſich in verwichener Nacht mancherlei Seltſames und Ungewöhnliches ereignete, was genau, obgleich auf geheimnißvolle Weiſe, mit Ihrer Familie zuſammenhing. Eine alte Gemüſehändlerin, Jungfer Kohlhaus, die ſonſt als Magd in Ihrem Hauſe gedient, war dabei im Spiele."

Die alte Dame zeigte eine auffallende Unruhe. „Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mich in nähere Kenntniß über die erwähnten Vorfälle ſetzten, denn ich habe in meinem Alter die beſchwerliche Reiſe unternommen, um noch Familienangelegenheiten hier zu ordnen, und Pietätspflichten zu erfüllen."

„Begleiten Sie mich, wenn ich bitten darf, zu meiner Braut, die ich ohnedies ſo ſchnell als möglich mit meiner lieben Schweſter bekannt machen möchte. Kommen Sie Alle mit. Dort ſoll Ihnen nichts vorenthalten werden, was ſich ereignet hat."

Der Vorſchlag wurde angenommen, die alte Frau drängte ſogar. Feldheim beſorgte einen Wagen, und nach wenigen Minuten waren ſie ſchon in Emiliens Zimmer. Kaum hatten ſich Emilie und Eugenie umarmt, und Schweſtern genannt, als die Thüre haſtig aufgethan wurde, und der Major van Braet hereintrat. In demſelben Augenblicke ſtieß Eugenie einen fürchterlichen Schrei aus. Ihr Bräutigam und ihr Bruder eilten ihr zu Hilfe, und ſie ſank ohnmächtig in Beider Arme. Die Beſtürzung war allgemein; van Braet ließ ſich aber dadurch nicht außer Faſſung bringen, ſondern wandte ſich mit den Worten an Emilien: „Fräulein Frühbing, ich bitte nur um einige Worte unter vier Augen. Ich bin Ihnen Aufklärung über Manches ſchuldig.“

Emilie war unentſchloſſen. Schon ſtand ſie im Begriff, Feldheim dem Major als ihren Verlobten vorzuſtellen, und dem Verabſcheuten die Thüre zu weiſen, aber die Neugierde, zu erfahren, wie und weshalb er in der Nacht in das Häuschen der Jungfer Kohlhaus gekommen, und aus welchem Grunde er ſo heftig nach dem Beſitz der Puppe trachte, bewog ſie, ihm das Nebenzimmer zu öffnen und mit ihm hineinzutreten.

Sie hatten ſich kaum entfernt, als Eugenie, von ſtärkenden Mitteln erkräftigt, die Augen aufſchlug, und mit ſchwacher Stimme fragte: „Habt Ihr den Geiſt auch geſehen?“

„Welchen Geiſt?“

„Hermann's Geiſt, der mir vorhin erſchien?“

„Was iſt das für ein Hermann?“ fragte Feldheim wieder.

„Jener Hermann von Witte,“ verſetzte Richard, „der frühere Geliebte meiner Braut, der ſich in Newyork erſäufte.“

„War das Hermann's Geiſt, der durch die Thüre hereinkam?“ fuhr Reinhold mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu fragen fort.

„Er war's.“

„Liebe Schweſter, über dieſen Geiſt wollen wir bald im Klaren ſein. Ich fürchte, er iſt ein böſer Geiſt.“ Und eilig verſchwand er durch die Thüre, warf ſich unten in den noch wartenden Wagen, und verfügte ſich auf das ſtädtiſche Polizeibüreau, wo einige, dem Polizeikommiſſarius in's Ohr geflüſterte Worte dieſen vermochten, in Begleitung der beiden Polizeidiener, welche in der Nacht ſchon Zeuge von van Braet's verdächtigem Benehmen geweſen waren, den Wagen mit zu beſteigen. In dem Augenblicke, als van Braet mit Emilien wieder im Zimmer erſchien, traten die Polizeioffizianten von der andern Seite herein und erklärten ihn für verhaftet. Abermals wollte er die Autorität des Prinzen als abwehrenden Popanz gebrauchen, aber es half ihm nichts; er wurde abgeführt. Auf Eugeniens Nerven hatte dieſe Scene einen erſchütternden Eindruck gemacht. Auch die andern Frauen fühlten ſich angegriffen und unwohl. Emilie äußerte ſich, auf Feldheim's Befragen, daß van Braet verſucht habe, ſie mit einem Lügengewebe zu umſtricken, und zur ſchnellen Abreiſe mit ihm zu vermögen. Die alte Madame Schellmann brachte durch drängende Fragen und wachſende Ungeduld zuerſt wieder Leben und Bewegung in die Gruppe. Eugenie erholte ſich von ihrem Schrecken und der Indignation über das treuloſe Verläugnen ihrer von Seiten des Mannes, den ſie geliebt, durch Richard's Zärtlichkeit und ihr zugeſprochenen Troſt. Madame Schellmann ruhte nicht eher, bis man ihr die Begebniſſe der verwichenen Nacht mit allen dazu gehörigen Nebenumſtänden ausführlich erzählt hatte. Als ihr Emilie die Worte referirte, welche Frau Salome und die Puppe im Traume zu ihr geſprochen hatten, brach die alte Frau in Thränen aus, ergriff die vorgezeigte Puppe, und riß ihr, von einer ſie beherrſchenden und auch den Andern ſich mittheilenden Ahnung getrieben, den Wickelbund ab, eine zweite Hülle fiel, und nur der braunlederne Balg war noch übrig. Eine herbeigeholte Scheere trennte dieſen von einander; immer neue Hüllen von Leinwand und Leder. Aus dieſen ſchälten ſich Päckchen, und nun breiteten ſich engliſche Banknoten, Staatspapiere, Obligationen und baares Gold vor ihnen aus. Die ganze Puppe war damit angefüllt, und der Fund von bedeutend hohem Werthe. Es war der ganze Raub jener Nacht, in welcher die ſchon von periodiſchem Wahnſinn befallene Salome die Handelsbücher auf dem Comptoir ihres Mannes vernichtet hatte. Aus einigen aphoriſtiſchen Andeutungen, von Salome's Hand geſchrieben, erſah man, daß ſie in jener Nacht noch den Raub im Garten des Gärtners Kohlhaus im Sibyllengäßchen vergraben hatte. Zur Entſchuldigung gab ſie vor, das Vermögen ihrer Tochter Emilie aus der treuloſen Hand ihres Mannes retten zu wollen.

„Und dieſe Emilie iſt nicht als Kind geſtorben!" rief die alte Schellmann. „Gott vergebe meiner **Mutter die Sünde, daß ſie mich**, meinen Mann, uns Alle in Betreff dieſes Kindes hintergangen und belogen, um meinen Kindern das väterliche Erbe zuzuwenden. Auf ihrem Sterbebette hat ſie mir's geſtanden, als ſie vor vier Jahren, eine Achtzigjährige, hinüberging. Und dieſe Emilie aufzuſuchen, das an ihr begangene Unrecht wieder gut zu machen, habe ich meine Kinder über den Ocean begleitet. Und Sie heißen Emilie? Ihnen hat der Geiſt meiner Schweſter die Puppe übergeben? Hilf Himmel! Wer ſind ſie denn? Wären Sie nicht ſo jung —"

„Aber meine Mutter hieß auch Emilie und kannte ihre Eltern nicht. Sie war das Pflegekind meines Großvaters väterlicher Seite, des Muſikus Frühbing."

„Ja, Frühbing iſt der Name!" ſchrie die Greiſin auf. „Ein Muſikus aus Thüringen, der umherzog! Es trifft zu. So hat es mir meine ſterbende Mutter angegeben. Du biſt der Enkel meiner Schweſter und meines Mannes, Emilie; Eliſabeth, ſie iſt Deine Nichte. Komm an mein Herz, Kind! — O Dank, Dank, Salome, daß Du mir in derſelben Nacht, in der ich zuerſt wieder in der Vaterſtadt war, die Spur des Weſens gezeigt, das ich ohne Dich und Deine Puppe nicht gefunden haben würde! Dein iſt dieſes Geld, Emilie, Dein Eigenthum! Und auch am väterlichen Erbe haſt Du Anſprüche. O Kinder, freut Euch über Gottes wunderbare Fügung! Freut Euch mit mir, denn ich fühle, Salome hat mir vergeben. Ihr verſöhnter Geiſt umſchwebt uns, und ſieht lächelnd auf uns Glückliche!"

Die noch übrigen Räthſel ſollten ſich bald genug löſen. Van Braet wurde durch die Strenge, mit welcher der im höchſten Grade auf ihn aufgebrachte Prinz die Unterſuchung gegen ihn betreiben ließ, zum Geſtändniß gebracht. So erfuhr man, daß er der Sohn eines altadeligen Hauſes war, von einer üppigen, prachtliebenden Mutter verzogen, früh dumme Streiche gemacht, in deren Folge er von der Univerſität entwichen, und als Baritoniſt unter anderm Namen zum Theater gegangen war. Als ſolcher hatte er die junge Frau des Hofmuſikus Frühbing entführt. Nach vielfachen Fahrten hatte er ſie verlaſſen, und ſie war im Elend geſtorben. Sein Hang zum Großthun und zur Ueppigkeit hatte ihn mit vornehmen Gaunern zuſammengebracht. Seine Lieblingsſtudien, Archäologie und Kunſt, kamen ihm trefflich zu Statten, großartige Betrügereien auszuführen. Auf dieſem Wege lernte er in einem Bade den ſchon bejahrten Fürſten von *** kennen, der für einen großen Kunſt- und Alterthumskenner gelten wollte, und dieſer Idee ungeheure Summen opferte. Van Braet (ſein eigentlicher Name wurde aus Diskretion für ſeine Familie verſchwiegen) wußte den Fürſten ſo zu umgarnen und ſo geſchickt zu betrügen, daß er in kurzer Zeit ein großes Vermögen beiſammen hatte. Ueberzeugt, daß auf die Dauer ſein falſches Spiel ſich unmöglich halten könne, entwarf er den Plan, nach Amerika zu fliehen, ſich dort anzukaufen, um die Früchte ſeiner Liſt in einem Lande gemächlich zu genießen, wo ihn der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichen konnte. Er bereitete die Flucht geſchickt vor, die zu maskiren er in's Bad nach Aachen ging. Von ſeinem frühern Stande her hatte er eine große Zuneigung für

Alles, was zum Theater gehörte, beibehalten, und ſchönen Schauſpielerinnen und Sängerinnen ſchenkte er gern ſeine Gunſt. In Aachen verliebte er ſich allen Ernſtes in die ſchöne und tugendhafte Eugenie Feldheim, gewann ihr Herz, beredete ſie, mit ihm zu fliehen, verlor an der Küſte Amerika's durch Schiffbruch ſeinen Raub, und ſah ſich genöthigt, um das Leben zu friſten, Wärter im Newyorker Irrenhauſe zu werden. Dort nahm er eines Tages wahr, daß der geiſteskranke, alte und ſchwache Schellmann ganz vernünftig zu ihm ſprach, und ihm Beweiſe lieferte, daß er ſeinen vollen Verſtand wieder beſitze. In dieſem Zuſtande machte Schellmann ihn zum Vertrauten, und beſchwor ihn, ſeinen nahen Tod fühlend, ein Verbrechen, das er einſt begangen, wieder gut zu machen.

Die Lebensgeſchichte Schellmann's iſt bekannt. Nur woher er nach der Leipziger Michaelimeſſe das Geld erhalten, um ſeinem Bankerott vorzubeugen, iſt noch dunkel geblieben. Aus van Braet's Geſtändniſſen und Papieren erhellte nun, daß die Erlangung dieſes Geldes gerade mit dem Verbrechen verknüpft war, welches den unglücklichen Schellmann zum Trunk verleitet und in's Irrenhaus gebracht hatte. In Leipzig hatte er zuſammen ein Meßlogis mit einem Breslauer Juden, Namens Meyer, den er ſchon lange kannte und mit dem er viele Geſchäfte zu machen pflegte.

Dieſer Meyer, von all ſeinen Geſchäftsfreunden als ein rechtſchaffener Mann bekannt, galt zwar für bemittelt, aber nicht für reich. In Folge einer Erkältung erkrankte derſelbe in einer Nacht ſehr, und übergab dem ihm beiſtehenden Schellmann ſeine Brieftaſche mit der Bitte, wenn er ſterben ſollte, ſie ſeiner Familie zu überſchicken. Meyer wußte nichts von Schellmann's mißlichen Umſtänden, ſondern hielt ihn noch für den reichen Fabriksbeſitzer. Der Jude ſtarb am folgenden Tage im Beiſein mehrerer Aerzte. Der Magiſtrat nahm ſeine Effekten in Beſchlag; die Brieftaſche blieb in Schellmann's Händen, und dieſer fand zu ſeinem Erſtaunen eine große Summe Geld darin, die er nie im Beſitz des Juden geglaubt hatte. Er ließ ſich verblenden, und behielt das Geld. In Amerika gelangte er nach Jahren zu großem Vermögen, legte Fabriken an, und wurde Chef eines bedeutenden Hauſes. Sein erwachtes Gewiſſen nöthigte ihn, die in der Brieftaſche des Juden gefundene Summe zurückzulegen, um nach Deutſchland zu reiſen, Meyer's Erben aufzuſuchen, und ihnen ihr Eigenthum zurück zu erſtatten; aber ſeine Frau wußte ihn immer von der Reiſe abzuhalten. Schellmann's Gewiſſen wurde aber auch von dem Andenken an die betrogene und wahnſinnig gewordene Salome geängſtigt. Er hatte ſich dem Trunk ergeben, um es zu betäuben. Dazu kam endlich der Tod ſeines jüngſten Töchterchens Klara, welches Schellmann vor all ſeinen Kindern geliebt hatte. Er ließ dieſes Kind an eine ſehr einſame Stelle ſeines am Hauſe gelegenen Gartens begraben und beſuchte das Grab täglich. Bald fühlte er ſich in einen Zuſtand verſetzt, der ihn befürchten ließ, er werde ebenfalls den Verſtand verlieren. Er vergrub alſo in einer Nacht das für Meyer's Erben beſtimmte Geld nebſt dem Reiſegeld und den nöthigen Papieren unter dem Leichenſtein der kleinen Klara im Garten, damit es nicht in die Hände ſeiner Frau fallen möchte, zu der er kein Vertrauen beſaß, und der er nie Geſtändniſſe über das Meyer'ſche Vermögen gemacht hatte. Seine Befürchtung war eingetroffen; ſchon am andern Tage ward er wahnſinnig. Als er nun mit vollem Bewußtſein den Tod im Irrenhauſe nahen fühlte, nahm er dem Wärter das Verſprechen ab, das vergrabene Geld Meyer's Erben zu hinterbringen. Nun war ihm in einer hochgeſteigerten Geiſtesthätigkeit, in einem Hellſehen die Ueberzeugung geworden, Salome habe das aus dem Comptoir entwendete Geld in ihrer Puppe verborgen, und er verſprach dem Wärter zur Belohnung ſeiner Mühe den Inhalt der Puppe. Van Braet dachte nicht daran, ſein dem ſterbenden Manne gegebenes Wort zu halten, er brannte vielmehr vor Begierde, die Schätze zu heben, wozu ihm der alte Schellmann für eine Flaſche Wein noch eine genaue ſchriftliche Anleitung hatte geben müſſen. Noch einmal Wein zu trinken, den er ſo lange entbehrt, war Schellmann's einziger Wunſch geweſen, und um dieſen Preis hätte er Alles gethan. Er ſpiegelte Eugenien, die ihm jetzt eine Laſt war, vor, er habe ſich um's Leben gebracht. In der Nacht wollte er im Grabe des Kindes nachſuchen, und fand Eugenien am Monument, die ihn für ſeinen Geiſt hielt. In der folgenden Nacht hob er den Schatz wirklich, kehrte dann unter dem Namen van Braet nach Deutſchland zurück, und trat in derſelben Stadt, die er einſt mit Emiliens Mutter heimlich verlaſſen, als reicher Edelmann auf. Da er ſehr vorſichtig in ſeinen Nachſuchungen war, und ſich ſcheute, durch allzu vieles Fragen Aufſehen zu erregen, ſo wollte ihm anfangs nicht gelingen, der Puppe auf die Spur zu kommen. Er begann, das Ganze für den Traum eines Wahnſinnigen zu halten, und klammerte ſich dafür mit ſeinen tauſend vornehmen Künſten deſto feſter an den Prinzen Theodor, deſſen Bekanntſchaft er geſucht und gemacht, und der ihn bald nicht entbehren konnte. Zu gleicher Zeit feſſelten ihn Emiliens Reize, und gerade der Umſtand, daß ſie ihrer Mutter ſehr ähnlich ſah, ſtachelte ſeine Begierde, ſie zu beſitzen. Durch Emiliens Erzählung nach der Aufführung der „Zampa" wurde er wieder auf die Puppe aufmerkſam. Er ſah ſie am folgenden Tage in ihrem Wiegenbett, und ſtieg in der Nacht über dieſelbe Gartenthüre, über welche Emilie als Kind geklettert war, brach vom Garten aus in das Haus, um die Puppe zu ſtehlen, und fand Emilie, die er in Schrecken und Angſt für den Geiſt ihrer Mutter hielt.

Das hier Erzählte ging theils aus ſeinen Geſtändniſſen, theils aus ſeinen Papieren hervor, die mit Beſchlag belegt worden waren. Auch ein großer Theil des den Meyer'ſchen Erben gehörigen Vermögens fand ſich bei ihm vor. Nach dieſen Erben brauchten die Gerichte nicht lange zu ſuchen, da der Tenoriſt Feldheim bewies, daß er und ſeine Schweſter Eugenie die einzigen Nachkommen des Juden Meyer aus Breslau waren. Ihre Mutter war die Tochter deſſelben geweſen. Nachdem ſich dieſe Wirrniſſe entwickelt hatten, feierten zwei glückliche Paare ihre Verbindung, und Salome's Puppe wanderte, neu geſchmückt, auf der Hochzeit von Hand zu Hand der Gäſte, um bewundert und beſprochen zu werden. Salome's Geiſt ſoll nach der Verſicherung der Jungfer Kohlhaus das Häuschen im Sibyllengäßchen nicht mehr beunruhigt haben, welches die glückliche Gemüſehändlerin noch bewohnt.

Druck von C. G. Elbert in Leipzig.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X
STORCH,L. FN. 03680/017

In demſelben Verlage ſind erſchienen:

Belani, H. E. R., Die armen Weber und andere Novellen aus den Wirren einer neuen und älteren Zeit. geh. 1 ℛ 15 ngr

— — Marie Antoinette. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bde. broch. 2 ℛ 15 ngr

— — Die Auswanderer nach Texas. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der neueſten Zeit. 3 Bde. 4 ℛ 15 ngr

— — Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensroman. 3 Bde. 4 ℛ 15 ngr

— — Joſephine. Hiſtor. Roman in 3 Bdn. 4 ℛ 15 ngr

— — Kranichfels oder Geheimniſſe aus dem Leben eines Edelmannes. 8. broch. 1 ℛ 15 ngr

Charles, Jean, Der Abenteurer, oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgeſtellten Mannes. 3 Bde. broch. 3 ℛ

Chownitz, J., Edelmann und Jude. 2 Bde. broch. 1 ℛ 22½ ngr

Mühlbach, L., nach der Hochzeit. Vier Novellen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ngr

— — Juſtin. Ein Roman. geh. 1 ℛ 15 ngr

— — Novellen und Scenen. 2 Bde. geh. 2 ℛ 15 ngr

Rudolphi. Johannes (Verfaſſer des Stephano Carini) Waldreiſen, Novellen und Erzählungen. geh. 1 ℛ 10 ngr

Schoppe, Amalie, geb. Weiſe, aus Haß Liebe. 2 Bde. 2 ℛ 15 ngr

Van der Meulen, L., Die Separatiſten. Novelle. 2 Bde. broch. Preis 2 ℛ 15 ngr

Storch, Ludwig, Kunz von Kauffung. Novelle. 3 Bde. 2 ℛ 15 ngr

— — Allerlei Geſchichten. 2 Bde. broch. Preis 2 ℛ 15 ngr

Werner, O., Thomas Münzer, Anführer der rebell. Bauern in Thüringen. Hiſtoriſcher. Roman a. d. Bauernkriege 1525. 10 ngr

Leonhardt-Lyſer, C., Novellen. Charakterbilder f. deutſche Frauen und Mädchen. Inhalt: Die Verwahrloſte. — Lee. — Die weiße Roſe. — Die beiden Perlenſchnuren. — Die Malerin. — Buch der Lieder. — 15 ngr

BIBL

Das

Pfarrhaus zu Hallungen

oder

die Elemente des Chriſtenthums.

Eine Zeit-Novelle

von

Ludwig Storch.

Berlin, 1851.
Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Statt des Vorworts.

Auszug aus einem Briefe des Verfaſſers an den Verleger.

Sie ſchreiben mir: Sie hätten bei Empfang meines Manuſcripts auf ein ähnliches Sujet gehofft, wie mein: „Ein deutſcher Leinweber“, zumal unſere noch nicht conſolidirten Zuſtände derjenigen Unterhaltungs-Lectüre, welcher nicht ein picantes politiſches oder ſociales Motiv zu Grunde liege, momentan ſehr ungünſtig ſeien. Ich muß geſtehen, dieſe Ihre Aeußerung hat mich frappirt, indem ja die religiös-kirchliche Frage für den Augenblick, da die Revolution ſcheinbar ſchläft, das wichtigſte und picanteſte ſociale Motiv iſt.

Obgleich aufs innigſte mit den übrigen ſocialen Fragen verknüpft, iſt die kirchliche doch jetzt genöthigt, allein aufzutreten, aber ſie thut es auch um ſo mächtiger in den freien Gemeinen, und bald wird ſich zeigen, daß ſie die Hauptfrage iſt und alle anderen von ihrer Geſtaltung abhängig ſind.

So wie der Proteſtantismus zu ſeiner äußerſten Spitze, dem reinen Humanismus, gelangt iſt und Lutherthum und Rationalismus unmöglich gemacht hat, ſtehen ſich der alte Kirchenglaube in der ſtrengſten Form (Katholicismus) und der Humanismus (die freie Gemeine) gegenüber. Dies muß zur Folge haben, daß der reine Abſolitismus und der reine Republicanismus, ſich ebenfalls ſchroff gegenüber treten, und der dazwiſchen liegende Conſtitutionalismus vernichtet wird, wie dort das ihm verwandte religiöſe Element, der Rationalismus. Abſolutismus und Katholicismus müſſen ſich auf der einen Seite auf's innigſte verbinden, Republicaniſmus und Humaniſmus auf der andern. Dies zeigt ſich ſchon jetzt. Der Ober-Patriarch der griechiſch-katholiſchen Kirche, der als Czaar von Rußland zugleich der Repräſentant des europäiſchen Abſolutiſmus iſt, ſteht im engen Bündniß mit dem römiſchen Papſt; die Verſuche der katholiſchen Kirche in England beweiſen daſſelbe. Auf der andern Seite macht die freie Gemeine in Deutſchland und Nord-America reißende Fortſchritte und die ganze Demokratie fällt ihr zu. Mit ihr hängt auch die eigentliche Emancipation der Frauen zuſammen. Deshalb mußte in meiner Novelle eine geniale Frau die Trägerin der großen, modernen, weltbewegenden Ideen ſein. Alſo keine wichtigere, picantere ſociale Frage für den Augenblick als die kirchlich-religiöſe.

Auf einem Raum von 16 Druckbogen war es nicht möglich, auch die andern Fragen der Gegenwart würdig vertreten zu laſſen. Ich mußte mich beſchränken, ſie anzudeuten; ſelbſt die kirchliche Frage habe ich nicht bis zu den äußersten Conſequenzen verfolgen dürfen. Dazu iſt der Tag noch nicht da. Aber der Verſtändige lieſt zwiſchen den Zeilen; angedeutet iſt Alles, und der nothwendig tragiſche Conflict in der Novelle iſt mehr als ſymboliſch.

Und wenn Sie an den „Leinweber“ erinnern, ſo iſt doch nicht möglich, die proteusartige Gegenwart in einer kleinen einbändigen Novelle auch nur entfernt ähnlich abzuhandeln, wie die ganz gleiche Zeitbewegung zu Anfang des 16. Jahrhunderts in meinem Roman in neun ſtarken Bänden behandelt worden iſt. Ganz durchdrungen von der größten Aufgabe des echten Romanſchreibers: „einen getreuen Spiegel der Menſchenwelt in den verſchiedenen Zeiten zu geben und das Emporringen des Menſchengeiſtes, welches der Gottesgeiſt ſelbſt iſt, in den Individuen zu ſchildern,“ mußte ich dort, um die großartige Gegenwart richtig und verſtändlich darzuſtellen, zum Beginn der Bewegung hinabſteigen, zum Ende des 15. Jahrhunderts. So iſt der Leinweber entſtanden; ſo der großartige Plan zu meinem „Wullenweber“, an deſſen Ausführung ich durch die Revolution gehindert wurde. Im Wullenweber ſollte das deutſche Bürgerthum vor ſeinem Verlöſchen im ſchönſten und höchſten Glanze zur Anſchauung kommen, jenes Bürgerthum, was weder mit unſerer Demokratie, noch mit unſerer Bourgeoiſie etwas gemein hatte, vielmehr beiden, wo ſie ſich zeigen, feindlich entgegen tritt. Gutzkow machte gleichzeitig ein Drama aus dem Stoffe. Ich ſchrieb ihm gleich, das ſei ja gar kein dramatiſcher Stoff, ſondern ein echt epiſcher. Der Erfolg hat gelehrt, wie Recht ich hatte.

Jetzt bin ich mit der Gegenwart ſelbſt beſchäftigt, obgleich ich den Wullenweber keineswegs aufgegeben habe. Die Gegenwart mit ihren tauſenderlei ſich meiſtens ſo feindlich gegenüber ſtehenden Intereſſen kann nirgend weiter treu geſchildert werden, als im Roman, und gerade im deutſchen Roman, denn in keinem Lande ſind alle Intereſſen ſo ſtark und ſo mächtig vertreten, als in Deutſchland. Sie ſehen, daß ich ſehr groß und ſehr würdig von meiner Aufgabe denke ꝛc. ꝛc.

Gotha, den 3. Februar 1851.

„Hier im mütterlichen Schooße der Erde ruht das ſterbliche Theil des Herrn Pfarrers M. Johann Georg Michael Ehrhardt, welcher 42 Jahre lang der hieſigen Gemeinde Hallungen ein treuer Hirt und Seelſorger war, nachdem er zuvor mit gleichem Eifer und Segen 6 Jahre lang das heilige Amt eines Feldpredigers bei dem Herzogl. Sächſ. Regimente Prinz Friedrich in Königl. Niederländiſchen Dienſten in Holland verwaltet und 2 Jahre lang Pfarrer zu Hochheim im Gebirge geweſen war. Sein unſterbliches Theil iſt in Gottes ewigen Frieden eingegangen, um den Lohn zu empfangen für die unzähligen Segnungen, die er auf Erden geſtiftet. Alle ſeine Beichtkinder weinen Thränen der Liebe und des Dankes über ſeiner Aſche. Er ſtarb am 12. October 1837, alt: 75 Jahre 9 Monate 21 Tage.“

Es war mir eine Thräne ins Auge getreten. Das liebliche Bild eines ſilberhaarigen, milden, vom Alter gebeugten Dorfpfarrers ſtand mir lebendig vor der Seele. Konnte dieſe herzliche Grabſchrift lügen? War auch ſie das Machwerk eines bezahlten Schreibers, wie auf den prahleriſchen, prunkenden Monumenten reicher und vornehmer Sünder? Wer glaubt in unſerer übertünchten und ſchön geſchminkten Lügenzeit noch dem in Stein gehauenen und in Erz gegoſſenen Lobgeſchrei auf den Gräbern kriechender Fürſtenknechte, aufgeblaſener Bureaukraten, dummſtolzer Geldfürſten, herzloſer Wucherer, fanatiſcher und unſittlicher Pfaffen, buhleriſcher einflußreicher Weiber? Wer lieſt ſie und lacht nicht über die jämmerliche armſelige Heuchelei, die noch über das Grab hinaus Gott und die Welt zu betrügen wähnt? Ich ſah einſt eine junge ſchöne Schauſpielerin, die durch Laſterhaftigkeit herunter gekommen war, in einer Dorfſchenke eine Königin ſpielen; der Purpur ſtand ihr gut, ſie bewegte ſich natürlich darin; ihr Spiel war leidenſchaftlich und wahr; ſie war eine ächte Königin. Als ſie im letzten Act auftreten ſollte, kündigte der Direktor an: ſie ſei ſo krank geworden, daß das Stück nicht zu Ende geſpielt werden könne. Ich eilte auf die, aus rohen Brettern zuſammengenagelte Bühne und fand im Winkel eines Stalles auf einem Bündel Stroh die Königin als — Leiche. Aus einem phthiſiſchen Fieber hatte ſie ſich aufgerafft, geſtachelt von der Verzweiflung des Mangels, um für wenige Groſchen eine Königin zu ſpielen, wozu ſie durch Schnaps ihre letzten Kräfte aufgereizt und erſchöpft hatte. Ein furchtbarer Blutſturz hatte ihrem Leben ſchnell ein Ende gemacht. Da lag ſie und unter der dick aufgetragenen Schminke brach die Bläſſe des Todes furchtbar hervor; der Blutſtrom aus ihrem Munde hatte den geflickten Purpurmantel wieder friſch aufgefärbt. Die meſſingne Krone, der Flitterſchmuck, das Strohlager, der Stall und die todte Königin, die eine lüderliche Bettlerin geweſen war — welche Contraſte! Ich mußte auch lachen, aber es war ein grauſiges, entſetzliches Lachen, und ich erſchrak ſelbſt davor. So oft ich auf einen Todtenacker voll aufgeputzter Monumente komme, muß ich an jene Schauſpielerin denken, an den alten falſchen, mit ihrem Herzblut aufgefärbten Purpur, an ihre Flitterkrone, an ihr todtes geſchminktes Geſicht. — — Die entſchlafenen Edeln und Gerechten, die von der Selbſtſucht und der Bosheit zertretenen Herzen, die Stillen und Guten im Lande, die unzähligen Armen, die ihr mit Kummerthränen befeuchtetes Brod aßen, das Letzte, das ihnen die Habſucht und Genußgier der Mächtigen und Reichen nicht entriß, die Menſchen, deren geräuſchloſe Tugend einen ſanften Heiligenſchein um ihr Haupt wob — ſie Alle haben keine Grabſteine und eiſernen Monumente. Der über ihrer zerfallenden Hülle heiter grünende Hügel nennt dem Vorübergehenden nicht ihre Namen. Wozu auch? Was iſt ein Name? Ein Wort, ein Laut, ein Hauch ohne Sinn und Bedeutung, vom Winde verweht, von der Luft verſchlungen und von den Lippen vergeſſen, die ihn ausgeſprochen! — Das Andenken an dieſe Geſtorbenen lebt in einigen Herzen fort bis auch dieſe zu ſchlagen aufhören und dann weht der unerbittliche Fittich der Zeit über jener und dieſer Aſche hin und fegt ſie — Aſche, Namen, Erinnerung — mit allem Uebrigen in das ewige ſtarre todte Meer der Vergeſſenheit.

Und haben die großen Schauſpieler, wie Octavian, der ſterbend ſeine Umgebung zum Applaus aufforderte, wenn er ſeine Rolle gut geſpielt, haben ſie etwas voraus, deren Schatten die Geſchichte beim Stirnhaar faßt, um ſie in ihrem Arſenal aufzuſpeichern, vor den unberühmten Zuſchauern? —

Verkündeten die Worte auf dem einfachen Grabſtein, die ich eben geleſen, auch den erlogenen Ruhm eines heuchleriſchen Pfaffen? Nein! ſprach die Thräne in meinem Auge; nein! wiederholte die innere untrügliche Stimme meiner Ahnung, meines Gefühls. Hier erhob ſich der Hügel eines tugendhaften Menſchen. — —

Ich trat an die andere Seite des ſteinernen Würfels und las weiter:

„An der Seite der Hülle des würdigen Gatten ruht die der würdigen Gattin, der ehrſamen Frau Sabina Chriſtiana Ehrhardt gebornen Haberkorn, wie ſie auf Erden 47 Jahre lang ihm treu und ergeben, eine chriſtliche Ehegefährtin in Freud und Leid, zur Seite geſtanden und gewandelt war und ihm, durch die Liebe und Gnade Gottes, 10 Kinder geboren hatte, von denen ihnen vier in das ewige Vaterland vorausgegangen. Auch ſie ſuchte die himmliſche Heimath faſt ein Jahr früher als ihr Gatte, indem ſie das Zeitliche ſegnete am 2. November 1836 in einem Lebensalter von 67 Jahren 5 Monaten und 9 Tagen. — Ihre ſtillen Tugenden bedürfen nicht des rühmenden Wortes."

Das Bild eines ſchönen häuslichen Stilllebens trat immer deutlicher vor meine Seele. Neben dem milden Greiſe, dem Tröſter, dem Lehrer, dem Freunde ſeiner Beichtkinder, ſah ich die liebe alte geſchäftige Hausfrau, das herzige freundliche Großmütterchen, umſchwärmt von den Enkeln, derem jedem ſie etwas Gutes und Liebes erweiſt und die, ſo muthwillig ſie auch zuweilen mit ihr umſpringen, ihr doch augenblicklich folgen, wenn ſie ein ernſtes Wort ſagt und ihren Willen entſchieden ausſpricht; eine Helferin aller Hülfsbedürftigen im Dorfe und der ganzen Umgegend, die zu ihr wallfahrten, wie zu einer Heiligen — und wahrlich ſie iſt mit größerem Recht eine Heilige zu nennen und gleich ſolcher zu verehren, als ein hölzernes wunderthätiges Marienbild; denn ſie iſt es, die Wunder thut im ſchönſten Sinne des Wortes, indem ſie durch Rede und That und durch ihr eigenes hell leuchtendes Beiſpiel eine Lehrerin iſt der ganzen Gemeinde, wie ihr Eheherr ein Lehrer, eine Ermahnerin der Frauen und Mädchen im Dorfe zur Tugend und Ehrbarkeit, die fleißige Nährerin und Mehrerin des Hauſes. Meine angeregte Phantaſie gruppirte ein kleines Paradies um ſie: neben Kindern, Enkeln, Nachbarn, Armen auch das liebe Hausvieh von der Taube auf des Daches „weitragendem Giebel“ bis zur ſtattlichen Kuh im Stalle und dem ſchnurrenden Kätzchen im Fenſter, und Aller Augen auf ſie wartend, und ſie Allen ihre Speiſe gebend zu ſeiner Zeit. Und weiter ſah ich im Geiſte den reinlichen Obſt= und Gemüſegarten, das wohlbeſtellte Ackerfeld, die üppige Wieſe, und emſig ſchaffende Mägde und Knechte, und den alten Pfarrer im Schlafrock, die ſchneeweiße baumwollene Zipfelmütze über dem weißen Haare, ſein Pfeifchen mit Wohlbehagen ſchmauchend und die Taſſe duftenden Kaffees ſchlürfend, die ihm die freundlich koſende trippelnde Matrone, „ſeine ſüße Jugendliebe“, eingeſchenkt. Ich ſah einen ſchelmiſchen Zug um ſeinen Mund lächeln, hervorgerufen von einem ſchönen, halb der Erinnerung halb der Gegenwart angehörigem, Gefühle; er ſcherzt mit der Frau Pfarrerin und erinnert ſie daran, wie er vor vierzig und ſo viel Jahren an einem ſchönen Sommerabend (es war der Abend ihres Hochzeittages) oben in Hochheim im Gebirg, wo die wolkenküſſende Tanne rauſcht in der Laube am Walde, durch deſſen Blätterdach der Vollmond ſein keuſches Silberlicht auf ſie warf, ſie zum erſtenmal inbrünſtig geküßt und ihr einen Wunſch ins Ohr geflüſtert, der ſo ſchön in Erfüllung gegangen; und die Alte ſchmollt mit ihm über die frivolen Reden und nennt ihn einen verliebten Schwätzer; aber ſie küßt ihn, ſelbſt von der ſchönen Erinnerung ſanft angeweht, auf die gefurchte Wange, über die das Traumbild genoſſener irdiſcher Seligkeit verklärend hingaukelt. — So lebendig ſtand die liebliche Idylle vor meiner Seele, in der eine ſehnſüchtige Trauer erwachte, daß ich das herzige alte Paar nicht gekannt, nicht an ihrer Seite geſeſſen, nicht ihren Geſchichten, Belehrungen und Ermahnungen gelauſcht hatte. — Ich trat an die dritte Seite des Steines und las: „Der Staub dreier lieber

Kinder vermiſcht ſich hier mit dem Staube der Eltern, denen ſie in die ewige Heimath vorangegangen: Magdalene Sophie, geb. den 17. März 1793, ſtarb am 14. Aug. 1805. — Hermann Friedrich, geb. d. 4. Novbr. 1802, ſtarb d. 7. Febr. 1804. — Johann Wilhelm, geb. d. 10. Novbr. 1806, ſtarb als vielbelobter Schüler des Gymnaſiums am 19. October 1822. Saat, geſäet von Gott, am Tage der Ernte zu reifen.“

Mein liebliches Idyll gewann immer lebhaftere Farben. Kann auf Erden ein Glück wahrhaft ſchön ſein ohne die Thräne der Liebe, die auf ein Paar theuere Gräber niederthaut? Wird nicht der Lebenskranz erſt wahrhaft reizend und duftend durch die Blumen, die auf dem Raſenhügel geliebter Geſtorbenen blühen? Giebt es denn eine rechte Freude ohne die Schauer der Wehmuth? Wäre denn der Tag genußreich, wenn die Ahnung der Nacht mit den ewigen Sternen, der goldenen Verkündigungsſchrift eines höheren Wirkens des Weltgeiſtes, nicht in ſeinen Sonnenglanz hereindämmerte? Das ſchönſte Kind der Sonne und des Regens iſt der ſiebenfarbige Bogen am Himmel; das ſchönſte Kind des Glücks und der Thränen iſt der höchſte Friede, die irdiſche Seligkeit, die reinſte Freude der Ehe und des Familienlebens, das ſich, auch ein ſtiller Regenbogen, über das Haus wölbt, und die glänzende Brücke, auf der die Engel vom Himmel auf die Erde herabſteigen, ſteht meiſt, während ihr Scheitel das Blau des Himmels küßt, auf ein Paar grünen Gräbern geliebter Kinder, theurer Pfänder der erſten ehelichen Liebe, die nun die ſiebenfarbige Engelſtraße auf und ab wandeln, und die Molltöne, die, von dieſen Gräbern emporſteigend, unſere froheſten Stunden durchzittern, ziehen unſere, ſo an die Erde gefeſſelten Blicke zu der Höhe empor, wo ſie verklingen. — Die trefflichen Pfarrersleute, das liebe alte Pärchen, war alſo des höchſten irdiſchen Glücks theilhaftig geworden, ſie beweinten den Verluſt geliebter Kinder; in den geſchäftigen Sonnentag ihrer Schaffensfreude hatte eine Wolke des Himmels ihren ſchweigenden wehmüthigen Schatten geworfen. Ich beneidete den leben gebliebenen Kindern das Glück, ſolche Eltern zu beſitzen, ich wünſchte auch ihr Sohn geweſen zu ſein.

Noch war die vierte Seite des beſcheidenen

Steins übrig, und ich erwartete hier irgend einen ſchönen Bibelvers oder Reimſpruch zu finden; als ich aber um die Ecke bog, las ich Folgendes: „Hier mitten unter den theuern Seinen ruht der Leib des Herrn Pfarrers Joſeph Marius Ehrhardt. Er war der jüngſte Sohn und zwei Jahre lang der Subſtitut ſeines Herrn Vaters, und endete am 12. December 1836 im 29. Jahre ſeines Alters. — Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet; vergebet, ſo wird euch vergeben.

Neben ihm ſchläft ſeine verlobte Braut, die ehr- und tugendſame Jungfrau Johanna Amalia Wilhelmine Lobau, einziges Kind des Herrn Schulzen Matthias Lobau zu Sundheim. Sie ſtarb auf dem Erlenhof am 10. Mai 1839 und brachte ihr Alter auf 28 Jahre 3 Monate 18 Tage. Die Sehnſucht nach dem Geliebten zog ſie ihm nach. Sie war eine der Edelſten ihres Geſchlechts."

Dieſe Worte ſchnitten mir wie Schwerter durch die Seele; es war mir, als griffe eine verhüllte Hand aus dem Steine und verwiſche mit einem ſchwarzen Flore mein ſchön komponirtes Idyll. Verſchwunden waren der Friede, die Ruhe, das Stillleben aus dem Pfarrerhauſe; ich ſah das trübe Heer menſchlicher Leidenſchaften mit glühenden Augen und verzerrten Zügen chaotiſch durch einander wüthen; ich ſah die heilige Stätte des Friedens beſudelt von gemeiner Begierde; ich ſah ſchnell den Engel, der die Erde geküßt hatte, mit wehmüthigem Blick zum Himmel emporſteigen, und an der Stelle, wo er gewandelt, einen höhniſchen Teufel umherlärmen. Ach, ich war ungemein ſchmerzlich von dem Geheimniſſe berührt, das mir hier düſter verſchleiert entgegen trat, um ſo ſchmerzlicher, da ich wenige Augenblicke zuvor ſo lieblich geträumt und von einem himmliſchen Glücke auf der Erde geſchwärmt hatte. Der ſüßen Thräne der Freude in meinem Auge folgte ſchnell ihre bittre Schweſter, die Thräne des Schmerzes; der ſchöne Traum von einem reinen Erdenglück war von der rauhen Wirklichkeit verſcheucht, der wehmüthig lächelnde Genius der Poeſie, der ſich zu mir geneigt, zeigte mir plötzlich die höhniſche Fratze des Dämons, dem Gewalt gegeben iſt über die Erde und ihre Kinder. Während ich an den Blumenborden eines ſanften Erdenfluſſes zu wandeln gewähnt, der das geſchmückte

Schiff der Sterblichen leis ſchaukelnd fortträgt in das unbekannte Land, ſtand ich plötzlich ſchaudernd an dem tiefen Riſſe, der durch die Erde läuft, an der ſchwarzen Kluft, in die unſer Auge troſtlos ſtarrt, an dem bodenloſen Abgrund, aus welchem uns die Schrecken der Nacht und des Todes entgegengähnen. Mir war unheimlich zu Sinne geworden, und in mich ſelbſt verſunken lehnte ich am Grabſteine und hielt das getäuſchte Auge am Boden zu meinen Füßen, der eine ſo ſchmerzliche Schickſalslöſung in ſich ſchloß. Wie lange ich ſo geſtanden, weiß ich nicht, aber es waren unterdeſſen Menſchen über den Gottesacker, nicht fern von mir, gegangen. Wie ich nachher bemerkte, führte ein Communikationsweg des großen Dorfes über die Ruheſtätte der Todten. Ich war völlig fremd in dem Orte, ich war zum erſten Male hier; ich kannte Niemanden, ich war von Niemandem gekannt, aber ich hatte von der Güte eines Freundes einen Empfehlungsbrief an einen reichen Waidfabrikanten erhalten, der eine Strecke vom Dorfe eine ſchöne Beſitzung haben ſollte; und ich beſchloß endlich, die Adreſſe aufzuſuchen. Doch der Auguſtnachmittag war heiß; ich war ſchon auf dem Wege zum Wirthshauſe geweſen, um meinen Durſt zu löſchen, als die offenſtehende Gottesackerpforte mich in den hügelreichen Raum hereingezogen hatte. Es hat für mich einen unwiderſtehlichen Reiz, in allen Dörfern, Flecken, Städtchen und Städten, in die mich meine Lebensreiſe führt, die Gottesäcker und Kirchen zu beſuchen, und zwar, wenn es irgend thunlich, früher als die Wohnſtätten der Lebenden. Ich habe dazu mehrfache Gründe. Zuerſt komme ich dadurch in die rechte Gemüthsſtimmung, die mich geſchickt macht, auf würdige Weiſe mit den Menſchen zu verkehren. Willſt du wahre Lebensweisheit lernen, gehe zum Tod in die Schule. Auf den Gottesäckern ſtehen die Lehrſtühle der Menſchenliebe, der Beſcheidenheit, der Sitte, jeder ächten ſchönen Tugend, und mit dem Schlüſſel der ſtillen Todespforte iſt der gefühlvolle Menſch am geneigteſten, die Thüre ſeines Herzens zu öffnen, um die heilſamen Lehren zu empfangen, welche von den Grabhügeln in die Seele hereinduften und in ihr die ſanfteſten und edelſten Gefühle wach rufen. Wenn ich zwiſchen Gräbern verweilt habe, bin ich am ſicherſten, keinem Menſchen unrecht oder wehe zu thun, vielmehr in Jedem, auch im Geringſten, Gottes Meiſterſtück zu achten und zu lieben. — Wenn ich um die ſtillen, einſamen Dorfkirchen wandle, deren meiſt graues verwittertes Geſtein von Obſt- und Lindenbäumen halb verdeckt, von träumeriſchen Fliederbüſchen zum Theil überkleidet iſt, die ſich an den erblindenden Fenſtern erheben, als wollten ſie das heilige Geheimniß des Kirchleins erlauſchen, das ſie dann in ihren Blüthen auszuhauchen ſich beſtreben; wenn ich in den ſtillen Raum der Kirche ſelbſt trete, wo dieſe einfachen Naturmenſchen ihre Herzen durch die Lehren und Tröſtungen der Religion ſtärken und erheben, dann wird immer meine Seele von den poetiſchen Schauern der Andacht ergriffen, und die Gefühlstrunkenheit, die ich mit mir hinweg in die Häuſer der Lebenden nehme, ſchützt mich hier oft vor manchem bittern Gefühl. Weſſen Herz von Gott voll iſt, der hat für den gemeinen Schmerz, den ihm Menſchen bereiten, keinen Raum; er erzürnt ſich nicht über ihm bereitete Täuſchungen; er hat für empfangene Unbilden nur ein bedauerndes Lächeln, nur ein vergebendes Wort der Liebe. —

Und wie fühlſt du dich aufgerufen zum Kampfe für das Wahre, Gute und Rechte gegen die ſcheinheilige Lüge, gegen den Egoismus mit der Larve der Tugend, gegen die freche Gewalt! wie fühlſt du dich geſtärkt und begeiſtert zu dieſem Kampfe, wenn du von einem Gottesacker kommſt; denn da haſt du erkannt, gefühlt — und dieſe Erkenntniß, dieſes Gefühl iſt dir in die Seele hineingewachſen, und zu Saft und Blut geworden — welch nichtiger und erbärmlicher Tand die Dinge ſind, für welche die Gegner des Lichts und Rechts ſtreiten, wie ſich all ihr finſtres Thun und Treiben um Befriedigung elenden Stolzes, um brutale Gewalt und Herrſchgierde, um die Pflege des Bauches und niedere Sinnlichkeit dreht. Da iſt dein Auge geſchärft worden für die Schminke, mit der ſie ſich anmalen, und aus den Gräbern iſt dir der Muth gequollen, für den Fortſchritt der Menſchheit zu fechten mit dem Munde, mit der Feder, mit dem Schwerte. Nur wer ſich mit dem Tode vertraut macht, verſteht das Leben; nur wer ſich ſtets der Vergänglichkeit bewußt iſt, iſt der Begeiſterung für das Bleibende und Ewige fähig.

Aber auch für das niedere praktiſche Leben hole ich mir nebenbei auf den Gottesäckern manchen nützlichen Fingerzeig. Ich thue auf den Gräbern der Verſtorbenen oft helle Blicke in die Herzen der Ueberlebenden. Von den prahleriſchen Monumenten mit pomphaften Lobſchriften ſchließe ich ſtets mit Recht auf kalte gefühlloſe reiche Leute, und wenn ſich dieſelben Namen auf ſolchen Denkmälern viel wiederholen, dann kenn' ich ſchon die großſprecheriſche aufgeblaſene Geburts- und Geldariſtokratie, eh' ich ihre Glieder von Angeſicht ſchaue, und ich weiß nachher beſſer, wie ich mich gegen den Träger eines ſolchen Namens, der mir in der Geſellſchaft begegnet, und deſſen Phyſiognomie ich eine Minute lang ſcharf beobachtet, zu benehmen habe, als wenn mir eine unſichere mündliche Kunde über ihn zugekommen wäre; denn die prächtigen Lügen der Grabſteine geben ſichrere Wahrheit, als aller Menſchenmund. Meiſt weiß ich auf dem Gottesacker auch ſchon die Geldariſtokratie von der Geburtsariſtokratie zu unterſcheiden; die erſtere überladet in der Regel die Denkſteine ihrer Verſtorbenen mit pomphaften, geſchmackloſen Zierathen und albernen großſprecheriſchen Inſchriften, und je kleiner die Stadt, je reicher das Dorf, deſto mehr Vergoldung und bunte Farben ſind an den Grabſteinen verſchwendet, deſto trivialere Behauptungen und herzbrechendere Reimſprüche auf ihnen ausgeſtellt. Der gebildetere Geſchmack des Geburtsadels ſpricht ſich in edeln Formen und in einfachen ſinnigen Worten aus. — Ein ſchlichtes Holzkreuz mit einigen herzlichen Worten, Zeugen eines wahren Schmerzes, einer innigen Trauer, eine einzige duftende Blume auf dem ſorgfältig gepflegten Grabhügel haben mir oft ſchon ein edles tieffühlendes, theilnehmendes Herz verrathen und mich die Stunde ſegnen laſſen, die ich — nach Anderer Meinung unnütz — auf dem Gotttsacker verweilte.

Auch heute hatte mich das ſeeliſche Bedürfniß zuerſt nach dem ſtillen Kirchhof getrieben, und vor dem Grabſteine der Pfarrersfamilie hatte ich das leibliche vergeſſen, bis mich Vorübergehende, neugierige Begaffer der fremden Erſcheinung, in meinem Genuſſe ſtörten. Ich brach raſch auf, verließ den Kirchhof und fragte einen ſtädtiſch gekleideten

Mann, der vor mir auf der Straße ging, nach dem Wirthshauſe.

„Wenn Sie erlauben, werde ich Sie dahin begleiten," verſetzte er höflich und freundlich und verrieth mir ſogleich mehr gebildetes Weſen, als man von einem gewöhnlichen Landbewohner erwarten darf. „Der heiße Tag nöthigt auch mich dort zur Einkehr."

„Sind Sie nicht in dieſem Dorfe wohnhaft?" fragte ich, eigentlich nur um etwas zu ſprechen, da mein Begleiter die Artigkeit ſelbſt war.

„Ja und auch Nein. Ich wohne eine tüchtige Strecke davon. — Sie hatten heute einen heißen Tag zur Fußwanderung und ſuchten wahrſcheinlich auf dem grünen ſchattigen Gottesacker kühle Ruhe und Erfriſchung."

„Das nicht allein. Ich ſuchte mehr dort."

„Sollte ein Ihnen theures Herz dort ſchlafen?"

„Ich bin ganz fremd hier. Die Todten ſind mir alle theuer, wo ich ſie auch finde unter der grünen Decke der weiten Erde."

Der Mann ſah mich ſchier betroffen an. Ich merkte offenbar: er wußte nicht, was er aus mir machen ſollte. Wahrſcheinlich hätte er mich gern für einen Pfarrer, Candidaten der Theologie, Schullehrer oder ſonſt ein Stück Geiſtlichkeit gehalten, aber mein voller Bart machte ihn irre. Er konnte, wie er mir ſpäter mit liebenswürdiger Offenheit geſtand, meine letzten Worte mit meinem Barte nicht zuſammenreimen, und dieſer Widerſpruch, verbunden mit meiner ganzen fremdartigen Erſcheinung, erregten ſeine Neugierde in hohem Grade.

„Der Tag iſt ſchon ziemlich weit vorgerückt,“ begann er nach einigen Minuten mit einer gewiſſen Schüchternheit, „werden Sie heute noch weiter wandern, oder hier übernachten? Sie dürfen meine Frage nicht übel deuten. Nicht Neugierde läßt mich dieſelbe thun. Wenn Sie nämlich hier bleiben — und ich möchte Ihnen dazu rathen — ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen ein bequemeres Nachtlager anzubieten, als Sie hier im Wirthshauſe finden können. Geiſtige Bildung liebt auch den Comfort —“

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihr gütiges Anerbieten, werther Herr; aber ich habe von einem Freunde ein Empfehlungsſchreiben an Herrn" — ich zog den Brief aus meiner Brieftaſche hervor und las die Adreſſe — „an Herrn Guſtav Bellmann, Waidfabrikbeſitzer auf dem Erlenhof."

„Ah iſt's möglich!" rief mein Gegenüber überraſcht und ſtreckte die Hand nach dem Briefe aus. „Der Adreſſat bin ich ſelbſt."

„Das freut mich herzlich!" ſagte ich, ihm den Brief überlaſſend. „In dem Papiere werden Sie finden, wer ich bin."

Er hatte es ſchon haſtig entfaltet und las. Einen Augenblick darauf reichte er mir mit freudeſtrahlendem Geſicht und dem Ausdrucke edelſter Herzlichkeit die Hand und ſagte: „Sie machen mir eine ſehr große Freude, indem Sie mein Haus beehren. Schon längſt hat es zu meinen Wünſchen gehört, Sie perſönlich kennen zu lernen; denn geiſtig kenne ich Sie ſchon lange und ich bin von ganzer Seele Ihr Verehrer."

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Bellmann."

„Nun iſt mir auch klar," fuhr er in ſeiner Freude fort, „was mir vorhin ein Räthſel war, Ihre Aeußerungen, Ihr Verweilen auf dem Gottesacker, die Theilnahme, mit der Sie den Grabſtein meiner Schwiegereltern betrachteten. —"

„Ihrer Schwiegereltern?"

„Ja, der alte verſtorbene Pfarrer Ehrhardt war der Vater meiner Frau. Sie kennen wohl die unglückliche Geſchichte ſeines Sohnes, des Pfarrerſubſtituten, meines guten armen Schwagers, der auch unter jenem Hügel ſeine Ruhe gefunden."

„Ich kenne ſie nicht. Der Zufall oder mein Genius führte mich an jenen Stein."

„Schriftſteller machen in der Regel Jagd auf ſolche Lebensereigniſſe und Charakterbilder."

„Das iſt auch meine Leidenſchaft. Und Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir etwas über Leben und Tod Ihrer würdigen Schwiegereltern und Ihres Herrn Schwagers mittheilen wollten."

„Das will ich ſehr gern. Nur hier iſt der Ort nicht dazu. Wir wollen in der Abendkühle langſam nach dem Erlenhof hinausſchlendern. Meine Frau wird große Freude haben über den unverhofften Beſuch!"

Wir plauderten über Allerlei und leerten dabei einige Krüge, bis die heitre Sonne ſchräge Strahlen warf und wir nun als gute Freunde aufbrachen. Unſer Weg führte noch eine Strecke durch das hübſche und reinliche Dorf. Plötzlich ſtanden wir vor einem großen altmodiſchen eiſernen Gatter, deſſen weitgeöffnete Flügelthore eine freie Ausſicht auf ein ſehr ſtattliches hochgelegenes ſteinernes Herrenhaus im Renaiſſanceſtyl gewährte. Eine Doppelrampe führte zu der hohen Einfahrt, zwei Zugbrücken auf dem Vorhofe über den breiten Waſſergraben, der ſich weithin um das Schloß zu ziehen ſchien. In einem uralten verwitterten Nebenbau mit ein Paar Thürmchen ſtellte ſich ein Stück Mittelalter dar. Hinten reihten ſich große Gärten an. Ich ſtand einen Augenblick in Betrachtung des impoſanten Herrenhauſes verloren; ich liebe ſolche Ritterſitze aus dem 16. und 17. Jahrhundert; ſelbſt die Bauwunderlichen des 18. ſind mir nicht zuwider; es waren Zeitblüthen, Dokumente der verſchiedenen Entwickelungsperioden des menſchlichen Geiſtes. Ich halte nur das Aufwärmen abgeblühter Zuſtände für Narrheit; einen geſtorbenen Menſchen und eine geſtorbene Zeit macht kein menſchlicher Wille wieder lebendig; die galvaniſchen Scheinbelebungen können ſelbſt den blödeſten Blick nicht lange täuſchen, denn Leichen gehen in Verweſung über. Mit Zuſtänden, die in ihrer ganzen Entwicklung der Geſchichte anheim gefallen ſind, läßt ſich nicht mehr rechten, und am wenigſten kann man den Gebäuden entgelten laſſen, was ihre Erbauer oder Bewohner am Fortſchritt der Menſchheit verſchuldet haben. Man muß im Gegentheil dieſe Denkmäler abgeſtorbener Zeiten werth halten, um an ihnen die Zeit zu ſtudiren, welcher ihre Blüthe angehörte, und aus dieſem Studium ſich den rechten Zorn zu holen, den wir für die Zukunft brauchen.

Der Waidfabrikbeſitzer unterbrach meine ſtillen Betrachtungen mit der geheimnißvollen Bemerkung: „Das iſt das Unglückshaus, in welchem ſich mein armer Schwager den Tod geholt hat. Es iſt nun ſchon ſeit Jahren unbewohnt und wird wohl auch ſchwerlich wieder bewohnt werden. Es ruht ein Fluch darauf. Ich will Sie morgen darin herumführen und Ihnen jede Stelle, im Garten jede Laube zeigen, welche Bedeutung für die traurige Geſchichte hat."

Meine Neugierde wurde dadurch nicht wenig erregt. Alſo hatte ſich das Räthſel, deſſen Löſung unter dem ſteinernen Würfel auf dem Gottesacker mich dort ſo ſchmerzlich berührt, eh' ich es noch verſtand, hier in dem ſtattlichen Schloſſe entſponnen. Ja, dieſe Fürſten- und Herrenſchlöſſer haben alle ihre ſeltſamen, meiſt herzergreifenden Geſchichten, und wenn ſie alle der Wahrheit getreu aufgezeichnet wären — wir würden von manchem adligen Geſchlechte, von mancher bekannten oder berühmten Perſönlichkeit ein ganz anderes Bild erhalten, als wie es furchtſame, oder ſchmeichleriſche, oder unwiſſende und falſch belehrte Hiſtoriographen aufgeſtellt haben. Wenn die niedergeſchriebene Geſchichte auch in ihrer Maſſenhaftigkeit und in den gewonnenen Reſultaten meiſt recht hat, in den Einzelnheiten, in den kleinen Bezügen und Entwickelungen iſt ſie oft eine belogene Lügnerin.

Eine ſchattige Ahornallee führte vom Dorfe nach der äußerſt freundlichen Beſitzung des Herrn Bellmann, und wir waren in der Kühle derſelben dort angelangt, wir wußten nicht wie. Mein gütiger Wirth hatte nämlich meinen Bitten nicht widerſtehen können und mir auf dem anmuthigen Wege einige intereſſante Schilderungen aus dem Hauſe ſeiner Schwiegereltern gegeben, die mich mit einer Art ſtolzer Freude erkennen ließen, wie richtig im Allgemeinen mich mein poetiſches Ahnungsvermögen am Grabſtein der Pfarrersfamilie über dieſe belehrt hatte.

Der Erlenhof beſtand aus einem alterthümlichen, ſehr ſtattlichen Wohnhauſe mit Flügeln und Anbauten, einem uralten runden ſteinernen Thurm, zahlreichen Wirthſchaftsgebäuden, umgeben von Gärten und waſſerreichen Wieſen, wo eine üppige Erlenpflanzung andeutete, woher der Name des Hofes ſtamme.

Die naive Freude der Hausfrau, als ſie aus dem Munde ihres Mannes erfuhr, wer ich war, hatte ſehr viel Rührendes für mich. Ein reicher oder vornehmer bekannter Mann ſieht ſich ſtets mit kalter Ehrerbietung und ſcheuer Höflichkeit bewillkommt, ein bekannter Schriftſteller ſtets mit unverſtellter Herzlichkeit. Wir, die wir das edle Feld des Herzens bebauen, ernten auch vom Herzen des Volks die ſchönſten und ſüßeſten Früchte. — Frau Bellmann war eine hübſche Frau von dreißig und einigen Jahren; aus ihrem freundlichen Auge ſprach der wohlthuende Blick keuſcher und züchtiger Weiblichkeit, aus ihrem Weſen, ihrem Anzuge, aus der Ordnung des Hauſes eine edle und verſtändige Häuslichkeit. Die Kinder, welche kamen, mir eine Kußhand zu reichen, waren einfach aber reinlich gekleidet, und ihre reinen friſchen blühenden Geſichter zeugten von Geſundheit des Leibes und der Seele. Ich fühlte mich wohl in dieſem Hauſe, unter dieſen Menſchen; das Herz ging mir auf unter ihren freundlichen Mittheilungen, und die dankbare Muſe, erquickt und belebt von der liebevollen Pflege, kehrte während meines mehrtägigen Aufenthaltes auf dem Erlenhofe öfter bei mir ein und ging nie, ohne eine ſinnige Blumengabe für das Haus zurückzulaſſen.

Der Hauptgegenſtand der Unterhaltung war der unglückliche Bruder meiner liebenswürdigen Gaſtfreundin, und was ich aus ihrem ſchönen Munde und durch die offenen und wahrhaft freundſchaftlichen Mittheilungen ihres Mannes über dieſen Gegenſtand erfuhr, ſchrieb ich fleißig nieder. Das gaſtliche Ehepaar führte mich im Schloſſe, im

Schloßgarten, im Pfarrhauſe, in der Kirche, auf dem Gottesacker, im nahen Berghain, am Bache, auf der Wieſe an alle für ihre Geſchichte merkwürdigen Stellen. Wie beredt war da ihr Mund, mit welchem Feuer ſprach ihr Herz aus jedem Worte! Wie oft ſah ich Thränen in den ſanften Augen meiner Freundin glänzen! Ach, ſie hatte ja ihren Bruder, den edelſten Menſchen, unausſprechlich geliebt! Sie war unter ihren Geſchwiſtern ſein Liebling geweſen! Als ich mit den mir ſo theuer gewordenen Gaſtfreunden am Abend vor meiner Abreiſe am Grabſteine ſtand, deſſen Räthſel mir nun gelöſt war, und Johanna ihre Stirn weinend an die fühlloſe Wand deſſelben lehnte, bat mich ihr liebender Gatte, die Geſchichte ihres Bruders zu veröffentlichen; er meinte, es würde meiner Feder gelingen, ihren Schmerz zu verklären.

„Ja,“ ſagte ſie zu mir gewandt, „für ein ſchmerzkrankes Herz iſt der Dichter der beſte Arzt, und dieſe Heilkunſt iſt ſein ſchönſter Beruf. Es iſt von tiefer Bedeutung, daß Apoll zugleich der Gott der Dichtkunſt und der Heilkunſt war, der Vater des

Aeskulap und der Musagete. Ueben Sie Ihren Beruf an meinem leidenden Herzen aus.“

Ich gab ihr die Hand darauf und erfülle hiermit mein Verſprechen. Vielleicht finden auch noch andere Herzen etwas in der Erzählung, was ihnen wie ein Heilmittel dünkt. Möge ſich die Heilkraft deſſelben bewähren!

Das Pfarrhaus zu Hallungen war ein Tempel des Friedens und des ſtillen häuslichen Glücks. Der Pfarrer Ehrhardt, von ſeinen Beichtkindern nur der „Herr Magiſter“ genannt — welchen Titel er vor funfzig Jahren ſchon von der Univerſität mitgebracht hatte — gewann mit ſeiner hohen, vom Alter nicht gebeugten, edeln männlichen Geſtalt, mit den milden regelmäßigen Zügen ſeines, von weißen Locken umwallten, trefflich geformten Kopfes alle Augen, mit den beruhigenden Blicken ſeines eigenen großen blauen glanzvollen Auges und der klangvollen, etwas weichen Stimme, die ſtets ein treuer Verkünder ſeines reinen Gemüths war, mit den ſanften gehaltvollen Worten, die ihm wie Perlen von den Lippen fielen, alle Herzen. Die Natur hat in ihrer Formgebung ihre geheimſten Geſetze, ebenſo bei der Bildung des Menſchen, wie bei der des Thiers, der Pflanze, des Steins. Wer ſie alle verſtände! Eins derſelben iſt unbeſtritten, daß ſie in die hohen, markigen, impoſanten Männergeſtalten die weichſten edelſten Gemüther geſenkt hat. Es liegt nur ein ſcheinbarer Widerſpruch darin; denn ſie hat ja für den edelſten Geiſt die edelſte Form gewählt. Hohe, kräftige, ſtarke Männer haben meiſt ein mildes Auge, und dieſe koſtbare, belebte Perle, aus der die Seele ſtrahlt, ſchwimmt oft im heiligen See des Gefühls, im Thränenborne. Solche Männer vermag das wilde und oft grauſame Feuer des Lebens, jener ſtill tobende wüſte Brand der moraliſchen Verderbtheit, nie ſo zu verhärten und zu verſteinern, daß ſie zu weinen verlernten; ſie können als Greiſe noch weinen und müſſen zur rechten Stunde weinen — es iſt ihnen ein unabweisbares Herzensbedürfniß — und jede ihrer Thränen iſt ein Thautropfen des Himmels, den ein Engel in goldner Schale auffängt, um junge Herzen damit zu erfriſchen.

Der gute alte Herr Magiſter war ein ſolches reines thränenweiches, mitfühlendes Gemüth, ein treuer Jünger ſeines Herrn und Meiſters, der da geſprochen: „Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen;“ ein wahrhaftiger Prieſter des Herrn in Wort und That, ein Tröſter und Helfer in jeder Noth, ein liebender Vater ſeiner Gemeinde, ein ſanfter Führer und Ermahner der Irrenden, ein gewiſſenhafter Verſorger der Armen, ein eindringlicher Warner der Fehlenden; und Niemand befolgte beſſer in der That und Wahrheit das Gebot des Heilands: „Brich dem Hungrigen dein Brod und die, ſo in Elend ſind, führe in's Haus.“ Wie er lehrte, ſo handelte er; ſein Leben war die Verwirklichung ſeines Gebets. Wie herzengewinnend auch ſeine Kanzelvorträge, wie eindringlich ſeine Reden am Krankenbette, wie überzeugend ſeine einfachen Ausſprüche in den Familienkreiſen ſeiner Beichtkinder waren: ſeine Anordnungen zum Wohl der Gemeinde, der Familien und Individuen, ſeine Vorſchläge und Einrichtungen zur Verbeſſerung des Ackerbaues, der Viehzucht und anderer ökonomiſchen Zweige entſprachen vollkommen ſeinen Reden und Worten. So hatte er in einer langen Reihe von Jahren nicht nur die Herzen gebeſſert und die Köpfe erhellt: er hatte auch für die Geſundheitspflege von Menſch und Thier raſtlos geſorgt; er hatte die Kultur des Ackers und der Wieſe redlich gefördert, hatte Obſtbaumzucht eingerichtet und ſeine Thätigkeit bis auf die kleinſten, unbedeutend ſcheinenden Gegenſtände ausgedehnt. Die Trägheit und den Widerſpruchsgeiſt der Bauern hatte er mit Milde und Sanftmuth, aber auch mit männlicher Beharrlichkeit und Ausdauer, die auf dem als recht erkannten, wenn auch noch ſo beſchwerlichen Wege ſich nicht irre machen läßt, wacker bekämpft. Er hatte endlich geſiegt und nun waren ihm ſchon ſeit langen Jahren die Früchte ſeiner Bemühungen gereift, die der Liebe, der Achtung, der Ehrerbietung ſeiner Gemeinde und die ſeiner eigenen ungetrübten Freude an ihrem Wohlſtande, am Gelingen ſeines Werkes, ſo weit dies in den Grenzen menſchlicher Unvollkommenheit überhaupt möglich war. Und an ihnen genügte ihm. Die Welt kannte die ſtillen und großen Verdienſte nicht, die dieſer edle und hochherzige Mann in ſeinem Kreiſe ſich erworben hatte, und er geizte nicht nach der zweideutigen Ehre, von ihr gekannt zu ſein; die ſchimmernden Preiſe der Ruhmſucht, an dem vom großen Haufen umdrängten Ziele ausgeſtellt, hatten ihn in der Jugend nicht gelockt, wo das Herz doch am empfänglichſten iſt für ihre Eindrücke und am ſtärkſten, ſie zu erſtreben; wie viel weniger im Alter, wo ihre ganze Nichtigkeit der der ruhigen Betrachtung bedürftigen Seele ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt aufdringt. Er hatte in ſeinem Kreiſe unausſprechlichen Segen verbreitet, einen Segen, der ſich nun von Geſchlecht zu Geſchlecht bis in die fernſte Zukunft fortzupflanzen verſprach, aber er ſchien es nicht zu wiſſen, daß er es war, der als ein guter Säemann den erſten Samen zu dieſer heilvollen Pflanzung ausgeſtreut hatte. Es hatte nicht an Zeichen von Anerkennung ſeiner Verdienſte von Seiten ſeiner Behörde gefehlt; man hatte ihm ſogar von oben eine glänzende Stellung in der Hauptſtadt des Landes bereiten wollen, er hatte aber die gutgemeinten Anerbietungen dieſer Art mit beſcheidener Dankbarkeit abgelehnt und ſo rührend und herzlich gebeten, ihn im Schooße ſeiner Gemeinde als Vater und Freund fortwirken zu laſſen, daß man von allen derartigen Verſuchen, ihn für einen größeren und — herzloſeren Kreis zu gewinnen, abgeſtanden war. Dafür hingen die Herzen ſeiner Beichtkinder mit deſto feſteren und heiligeren Banden der Liebe an ihm, und dieſe Liebe würde ſich in der Bruſt der einfachen Naturkinder, wenn er nicht dagegen gekämpft hätte, zu einer Art Vergötterung geſteigert haben. Seine wohlthuende Erſcheinung übte auf ſie einen milden aber ſtarken Zauber aus; ſie hielt jeden fanatiſchen Ausbruch liebender Verehrung zurück; wenn er aber langſamen und würdigen Schrittes durch das Dorf wandelte, deſſen blühender Wohlſtand ſein Werk war, dann konnte ſein gerührtes Herz in den beſcheidenen Grüßen, in den ſtillen ehrerbietigen Blicken, in den herzlichen Worten, die an ihn gerichtet wurden, die entzückende Ueberzeugung leſen, daß er nicht vergebens gelebt und gewirkt habe. Sie waren alle wie ſeine Kinder, die ihn ſo liebten; er hatte ſie faſt Alle durch die

Taufe und Confirmation in den Bund der Chriſten aufgenommen; er hatte ihrer kindlichen Seele die Lehren des Chriſtenglaubens eingeprägt, er hatte dem Bunde ihrer Herzen die kirchliche Weihe gegeben und in jeder Lage ihres einfachen Lebens ihnen als ein guter Genius zur Seite geſtanden.

Und dieſer treffliche Mann hatte das von ihm geſuchte und wohlverdiente Glück auch im engern Kreiſe ſeines Hauſes im reichſten Maße gefunden. Sein Herz hatte in den ſchönſten und für die Geſchlechtsliebe empfänglichſten Jahren ein holdes treffliches Weib gewählt. Man konnte unmöglich beſtimmen, ob er ſie mehr liebe oder von ihr mehr geliebt werde. Seine Sabina oder „Königin von Saba," wie er ſie ſcherzweiſe zu nennen pflegte, die Tochter eines wohlhabenden Pächters, war nebſt ihren Geſchwiſtern von früh an von den frommen und arbeitſamen Eltern zur Gottesfurcht und Arbeit angehalten worden. Der gute alte Kernſpruch: „Bet' und arbeit', ſo hilft Gott allzeit" war von dieſen einfachen Menſchen täglich in lebendige That überſetzt worden, und da, wo dieſe wahrhaft goldne Lebensregel nicht allein auf der Lippe ruht, ſondern im Kopfe, im Herzen und in der Hand, und nicht ſowohl *ruht*, als vielmehr drängt und treibt, da fehlt der ſichtbare Segen des Himmels niemals weder im Hauſe, noch auf dem Felde; weder in der Schüſſel, noch in der Wiege; weder im Kopfe, noch im Herzen. Und da ſeine Grundbedingungen mit dem jungen Ehepaare in das Pfarrhaus eingewandert waren, ſo kehrte denn auch der Segen ein und füllte Speicher und Schrein, Schüſſel und Wiege, und in dem Grade, in welchem der Pfarrer wohlthätig war, mehrte ſich ſein Gut. Sabina beſchenkte ihren Gatten mit zehn Kindern. Davon ſtarben drei. Zuerſt ein lieber zweijähriger Knabe, und 1½ Jahr ſpäter ein zwölfjähriges holdes Mädchen, voll Verſtand und Gemüth und in ihrer geiſtigen Ausbildung ihren Jahren weit vorausgeeilt, eines von den Kindern, von denen man ſagt: „ſie ſind zu klug, ſie ſterben früh.“ Die damals noch jugendliche Mutter litt unſäglich über den Verluſt ihres Lieblings; ſie hatte kaum den Tod des Knaben verſchmerzt, als ſie der fürchterliche Schlag traf, und der Vater, ſelbſt auf's Heftigſte angegriffen, mußte lange die ganze Kraft ſeiner eindringlichen

Beredſamkeit anwenden, geſtützt auf die heiligſten Lehren und Tröſtungen des Glaubens, deſſen treuer Diener er war, um den fürchterlichen Schmerz ſeiner Sabina endlich in jene wohlthuende ſtille Wehmuth zu verwandeln, die über die Welt den verklärenden Regenbogen des ſtillen Thränenthaues ſpannt. Als nun ſiebenzehn Jahre ſpäter das würdige und geprüfte Ehepaar ein weit größerer und herberer Verluſt traf, indem ihnen Gott ihren jüngſten, ſechszehnjährigen Sohn, einen blühenden hoffnungsvollen Jüngling und ausgezeichneten Schüler des Gymnaſiums der Hauptſtadt, hinwegnahm, da waren ſie beide gefaßter, und ſo groß auch der Schmerz war, ſo groß war ihre Ergebung. Frau Sabina faltete die Hände über der ſchönen Leiche des Lieblings und betete inbrünſtig: „Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn wieder genommen; der Name des Herrn ſei gelobet in Ewigkeit. Amen.“

Seit jenem Tage, als der Pfarrer mit ſeiner Frau an der offenen Gruft ſeines edeln trefflichen Sohnes geſtanden, als er Sabinen die Erde ſegnen geſehen hatte, die auf den Sarg desjenigen ihrer Kinder, das ihrem Herzen am theuerſten geweſen war, hinabrollte, dachte er groß von ihr, und ſeine Verehrung für ſie würde ſich noch geſteigert haben, wenn dies möglich geweſen wäre, als er wahrnahm, mit welcher größeren Zärtlichkeit ſie ihre übrig gebliebenen Kinder liebte, und wie ruhig und gefaßt, wie würdig und erhaben ſie mit der alten Sorgfalt und Emſigkeit ihren Geſchäften oblag und Jedermann, der Hülfe bedurfte, wohlzuthun bemüht war. Ihr Leben hatte nun auch ſeine Abendröthe, die über dem Grabhügel der geliebten Kinder hing, hindeutend auf die Herrlichkeit des ewigen Lichts, das hinter dem Schleier der Nacht hervorblitzt.

Das Pfarrhaus, einſt vom Getümmel froher Kinder widerhallend, war im Laufe der Jahre ſtill und ſtiller geworden; außer denen, deren ſterblich Theil unter dem Raſen lag, hatten noch fünf Kinder das Vaterhaus verlaſſen, meiſt um am eignen Heerde zu wohnen. Die Söhne waren Väter geworden, die Töchter Mütter, und nur an beſtimmten Tagen lärmte das alte Jugendgeräuſch durch Haus und Garten; aber es waren jetzt die Enkel, das verjüngte Geſchlecht, von den Eltern eingeführt, für das die Großeltern nun die alte und doch neue Sorge trugen. Der älteſte Sohn **Chriſtoph** war Oekonom und Beſitzer eines kleinen aber trefflich beſtellten Gutes, das er mit ſeiner Frau erheirathet hatte, in Sundheim, zwei Stunden von Hallungen entfernt. Seine Nachkommenſchaft blühte in anſehnlicher Zahl luſtig empor. **Wilhelmine**, die darauf folgende Tochter, an einen fünf Stunden weit wohnenden Pächter eines großen fürſtlichen Kammergutes verheirathet, hatte ihren Mann ebenfalls mit reichem Kinderſegen beſchenkt. **Erneſtine**, die zweite Tochter, war Jungfrau und im Vaterhauſe geblieben, ein liebes ſanftes Ebenbild und treue Freundin der Mutter. Sie war mit einem Candidaten der Theologie verlobt geweſen und hatte ihn ſehr geliebt, aber er war in Folge allzu großen Fleißes kurz vor Antritt des Pfarramtes, das er erhalten, geſtorben, und ihr ſtiller Schmerz weinte ihm nach, indem ſie jede ihr ſpäter angebotene Partie ſtandhaft ausſchlug. Sie wollte die Stütze und Gehülfin der altgewordenen Mutter bleiben, und dieſe trat der umſichtigen

Tochter allmälig das Regiment in Garten und Feld, in Stall und Hof ab, welches denn auch die ernſte Erneſtine zur größten Zufriedenheit ihrer Eltern und Geſchwiſter zum Nutzen und Frommen des Hauſes verwaltete.

Den darauf folgenden Sohn Karl hatte die Liebe zum Schneidemühlenbeſitzer und Holzhändler im nahen Gebirge gemacht. Er hatte ſich nämlich zum Juriſten beſtimmt und war bereits zur Univerſität reif, als er, auf einer Vergnügungsreiſe durch's Gebirge, in einer ſchönen Schneidemühle eingekehrt, die Bekanntſchaft der einzigen liebenswürdigen Tochter des Hauſes machte und ihr Herz gewann, während er das ſeinige an ſie verlor. Der Vater des Mädchens, deſſen Seele zugleich am einzigen Kinde und an der Schneidemühle, ſeiner Schöpfung, hing, konnte beide nicht von einander trennen, und der Gedanke war ihm unerträglich, daß ſein Töchterchen von ihm ziehen und die Mühle einſt in fremde Hände kommen ſollte. Er wußte alſo durch Bitten und Verſprechungen den jungen Mann zu beſtimmen, daß derſelbe die Studien aufgab und ſich dem Geſchäfte widmete. Karl hatte es nie bereut und ſein geliebtes Weib nie darum getadelt, daß ſie die Bitten ihres greiſen Vaters unterſtützt und dadurch den Ausſchlag gegeben hatte. Nun ſollte einer von ſeinen Söhnen ſich der Rechtswiſſenſchaft widmen; auch er erfreute ſich eines reichen Eheſegens.

Ihm folgte den Jahren nach Marianne, die Frau des Waidfabrikanten Burdach im Dorfe, die der leidenſchaftlichen Heftigkeit ihres Mannes unerſchöpfliche Sanftmuth und Geduld entgegenſetzte und ſich ſelten bei Mutter und Schweſtern eine Klage entſchlüpfen ließ; der rauhe Mann war ihre Wahl, ihre Liebe geweſen, und nicht ungewarnt von den Ihrigen hatte ſie ihm Herz und Hand gegeben. Ihr ſtilles ausgleichendes Glück waren ihre Kinder und ihre Eltern, mit denen ſie doch zuſammen in einem Orte leben durfte.

Die beiden jüngeren, noch unverheiratheten Kinder waren Marius und Hannchen; der erſtere, Candidat der Theologie, lebte als Hauslehrer einer adligen Familie bei Dresden und hatte das Vaterhaus ſeit mehren Jahren nicht geſehen, ſtand mit dem Vater aber im herzlichen, halb wiſſenſchaftlichen Briefwechſel, deſſen Gegenſtand natürlich die Entwickelung der Wiſſenſchaft abgab, der ſie ſich Beide gewidmet hatten. Johanna, das lebensfrohe ſchöne „Hannchen“, unſtreitig die lieblichſte Blüthe von allen, die dieſem friedlichen Garten entſprungen waren, erfreute ſich als jüngſtes Kind der innigſten Liebe aller zum Hauſe Gehörigen, aber vorzüglich war ſie der Liebling ihres Bruders Marius, den ſie wiederum ſchwärmeriſch liebte, und nie erhielt der Vater einen Brief von dem fernen Sohne, in welchem nicht ein kleines Briefchen voll ſüßer Bruderliebe an Hannchen lag. Und wenn er auch Eltern und die anderen Geſchwiſter und deren Gatten und Kinder mit kleinen, von ſeinen Erſparniſſen erworbenen Geſchenken bedachte; Hannchen erhielt die meiſten, die koſtbarſten und die ſinnigſten.

Dies waren die einzelnen Figuren in dem reizenden idylliſchen Gemälde, in welchem es natürlich auch nicht an Schattenpartien und menſchlichen Mängeln und Unvollkommenheiten fehlte, und in welches ein grauſames Schickſal bald einen ſo furchtbaren Schlagſchatten warf, daß es davon faſt ganz verdunkelt wurde. Die Schattirungen der handelnden Charaktere treten am beſten und natürlichſten in der handelnden Bewegung derſelben ſelbſt heraus. Darum zu der Geſchichte der Kataſtrophe!

Das große Rittergut im Dorfe war Eigenthum des Oberſten von Schneebach in Dresden. Dieſer im höheren Mannesalter ſtehende Offizier war ein Freund des Magiſters und hatte auch Marius in einer angeſehenen Adelsfamilie die angenehme und einträgliche Hauslehrerſtelle verſchafft, in welcher er ſich ſo glücklich fühlte. In allen Briefen an den Vater und an Hannchen rühmte Marius die Güte und Gaſtfreundſchaft des Oberſten, der ihn ganz wie ſeinen Sohn behandelte und ihm zu fördernden Bekanntſchaften und Verbindungen behülflich ſei. Der Oberſt war in der That ein ſehr braver und gutmüthiger Herr; gerade nicht von tiefen Geiſtesgaben, dafür aber Beſitzer von mancher geſelligen und häuslichen Tugend. Von altem Adel und ſein Leben lang ſich nur in ariſtokratiſchen Verhältniſſen bewegend, ſpielte er gern den Mäcen und behandelte die Dinge mit einer von oben auf ſie herabblickenden Wohlwollenheit, die ſogar etwas Herzliches hatte und für diejenigen, die ſich einer ſolchen Stellung zu ihm freiwillig oder mit ſelbſtiſchen Abſichten hingaben und ihn merken ließen, daß ſie mit Hochachtung und Ehrerbietung zu ihm emporſchauten, ſelten ohne Rührung und nie ohne Nutzen war. Auf dieſe Weiſe hatte er das bürgerliche Glück ſchon vieler Menſchen begründet, und da es bei ſolchen Beſtrebungen nicht fehlen konnte, daß er ſchon mannichfachen Undank erfahren, ſo war er gar nicht abgeneigt, etwas davon in den Kauf zu nehmen, ſobald er nur bemerkte, daß die Würde ſeines Adels und ſeine hohe Stellung in der Geſellſchaft gehörig reſpektirt wurden. Es war ſeinem Herzen Bedürfniß, immer einen Mignon zu haben, dem er alle Vortheile zuwenden konnte und mußte, die er aufzutreiben und zu bewerkſtelligen im Stande war. Zu dieſer Zeit war Marius Ehrhardt ſein Liebling. — In der Regel kam der Oberſt mit ſeiner Gemahlin im Frühjahr nach Hallungen, beſuchte dann von hier aus ein Bad und kehrte im Herbſt auf vier bis ſechs Wochen auf den freundlichen Landſitz zurück. Im Pfarrhauſe fehlte es natürlich nicht an der tiefſten Devotion gegen die Perſon des Gutsherrn und die der gnädigen Frau, und Herr von Schneebach verweilte deshalb gern im traulichen Kreiſe der mit ſo viel Tugend geſchmückten Familie. Und da der Charakter des Oberſten ein ſo ehrenwerther, ſeine ſoldatiſche Figur eine ſo Achtung gebietende war, ſo miſchte ſich in das Gefühl von Ehrerbietung, welches man ihm hier bei jeder Gelegenheit — vielleicht oft etwas zu auffallend — zeigte, durchaus keine Spur von Heuchelei. Es war ſämmtlichen Kindern des Pfarrers zur Natur geworden, ſich in dieſer Weiſe gegen die Gutsherrſchaft zu benehmen und ſie gleichſam als Weſen beſſerer und vorzüglicherer Art zu betrachten. Die Dankbarkeit ſteigerte dies Gefühl noch in mannichfacher Weiſe. Doch war es, wie aus der Natur der Sache hervorging, gegen den Oberſten größer und wahrer, als gegen deſſen Gemahlin. Dieſe war nämlich eine ſteife, hochmüthige Frau, mit den hochtrabenden, ſich ſelbſt vergötternden, und von Andern gleiche

Vergötterung mit Unverſchämtheit fordernden Manieren und hochadligen Lebensanſchauungen, wie ſie im vorigen Jahrhundert gang und gäbe geweſen waren. Kalt und gemeſſen, ließ ſie auch kalt, und vor ihrem ſcharfen Tadel aller menſchlichen Schwächen empfand man eine gerechte Scheu. Die Verehrung, die man den edlen Eigenſchaften des Oberſten freiwillig und freudig entgegenbrachte, wurde gegen ſie zur leeren Förmlichkeit, durch den Standesunterſchied erzeugt und durch Gewohnheit aufrecht erhalten.

Als die Herrſchaft in einem Frühlinge früher als gewöhnlich in Hallungen ankam, und die Pfarrerfamilie ihr die Aufwartung machte, nahm dieſe eine merkliche Verfallenheit an der gnädigen Frau wahr; auch zeigte ſie ſich eigenſinniger und krittelnder als je, und Alle, die mit ihr in Berührung kamen, hatten viel von ihr auszuſtehen. Da ſie ſich auch das Anſehen einer frommen und gottesfürchtigen Frau zu geben wußte, ſo hatte ſie jedesmal während ihres Aufenthaltes in Hallungen öftere Unterredungen mit dem Magiſter unter vier Augen, zu denen ſie ihn einladen ließ, und auch diesmal nahm ſie wieder zu ſeiner geiſtigen Zuſprache Zuflucht. Aber der alte Herr kam jedesmal verſtimmt von ihr, und, wenn er ſich auch in Worten nicht gegen die Seinigen austhat, ſo wurde es dieſen doch nicht ſchwer, ihm anzumerken, welch' einen peinlichen Eindruck die Unterredungen mit der Gutsherrin auf ihn machten. Alle fühlten ſich daher froh und erleichtert, als ſie mit dem Oberſten nach Karlsbad abgereiſt war.

Nach vier Wochen lief aber ein Brief des Oberſten an den Magiſter ein, worin er meldete, daß ſeine Frau bedenklich erkrankt ſei und ein ſo heftiges Verlangen nach ihm, dem Magiſter, äußere, daß er ihn dringend erſuche, ſich unverzüglich aufzumachen, um der Kranken den erſehnten geiſtigen Beiſtand zu bringen. Das Reiſegeld war dem Briefe beigefügt. So unangenehm der Eindruck zu ſein ſchien, den dieſe unerwartete Aufforderung auf das Gemüth des alten Pfarrers hervorbrachte, ſo zauderte er doch keinen Augenblick, ſich den Mühſeligkeiten und Beſchwerden einer gerade nicht kurzen Reiſe auszuſetzen, um den heiligen Pflichten ſeines Berufes ein würdiges Genüge zu leiſten.

Er, der ſeit einer langen Reihe von Jahren ſeine Gemeinde niemals länger als eine Nacht verlaſſen hatte, ſchickte ſich jetzt an, aber mit ſchwerem Herzen, auf einen größeren Zeitraum von ihr zu ſcheiden; und nicht nur ſeine Familie, — das ganze Dorf überkam eine große Wehmuth nach ſeiner Abreiſe. Um ſo herzlicher war die Freude, als er ſchon nach vierzehn Tagen ſchrieb, er werde in wenigen Tagen zurückkehren und zwar in Geſellſchaft der gnädigen Frau, deren Zuſtand ſich bald nach ſeiner Ankunft bedeutend gebeſſert habe, die aber nun mit Beharrlichkeit darauf beſtehe, nicht länger im Bade, wo ihr doch die ärztliche Hülfe ſo nahe ſei, zu verweilen, ſondern nach Hallungen zurückzureiſen, wo ſie bis zum Winter zu bleiben gedenke. Aus dem Briefe des Magiſters ſchien über dieſen Entſchluß der Frau von Schneebach keine Freude hervorzugehen, vielmehr zeugten ſeine Aeußerungen von einer an ihm nicht gewohnten Geiſtesabſpannung. Die ganze Familie bereitete zu ſeinem Empfange ein kleines Feſt und die Dorfbewohner, auf Anſtiften der Frau Magiſterin, ein gleiches zum Empfange der geneſenen gnädigen Frau, das aber im eigentlichen Grunde dem geliebten Pfarrherrn auch mehr galt, als der ungeliebten Gutsherrin.

Die Erwarteten kamen an; der Pfarrer ſah ſchier leidender aus, als die Oberſtin, und die Freude des Feſtes erhielt einen wehmüthigen Anſtrich, indem nicht allein die Bewohner und Abkömmlinge des Pfarrhauſes, ſondern das ganze Dorf bekümmert auf die gedrückte und zuſammengefallene Geſtalt des alten ehrwürdigen Mannes blickte, und doch Niemand ſich dieſen Kummer merken laſſen wollte. Die Leute lärmten nur um ſo lauter, wie dies immer der Fall, wenn's mit der Freude kein rechter Ernſt iſt.

Erneſtine fühlte es zumeiſt ihrem Vater an, daß ihn etwas quälte, und ſie wäre für ihr Leben gern hinter das Geheimniß gekommen. Obgleich in jeder Hinſicht ein treffliches Mädchen, gehörte doch die Neugierde zu ihren kleinen Schwächen.

Vom Vater war ſchwerlich etwas zu erfahren und aus ihren vorſichtigen Forſchungen wurde ihr klar, daß die Mutter nichts wußte. Die hätte nicht widerſtehen können. Erneſtine entſchloß ſich, an ihren Bruder Marius zu ſchreiben, der ja ſo oft im Schneebach'ſchen Hauſe geweſen war und leicht etwas Näheres über die Angelegenheiten und den Krankheitszuſtand der gnädigen Frau wiſſen konnte. Sie erhielt bald die Antwort, er wiſſe nichts weiter, als daß die Oberſtin überhaupt in keinem guten Rufe ſtehe. Es werde behauptet, ſie ſei am Verderben einiger jüngerer Geſchwiſter Schuld. Da ſie aber eine geborene Polin ſei und die angebliche Schuld der Frau ſich wohl fünfundzwanzig bis dreißig Jahre zurück datire, ſo laſſe ſich darüber ſchwerlich etwas Genaues erfahren. Auch ſei es überhaupt nicht edel und gut, den Schwächen und Fehlern ſeiner Mitmenſchen nachzuſpüren, blos um ſie zu kennen. Ueber dieſen letzteren Punkt behalte er ſich vor, mündlich weiter mit ihr zu ſprechen, da er auf des Vaters dringenden Wunſch, der natürlich für ihn Befehl ſei, in den nächſten Wochen nach Hauſe kommen werde. Er erwarte eben nur den neuen Lehrer, der in ſeine Stelle trete, um ſich als gehorſamer Sohn ſofort in's Vaterhaus zu begeben, und dort die weitere Verfügung des beſten Vaters über ſeine Perſon zu vernehmen.

Erneſtine ſchloß, daß dieſe Anordnung des Vaters irgend wie mit dem Geheimniſſe zuſammenhängen möchte, welches aus dem Herrenhauſe in's Pfarrhaus unheimlich herüberragte, und ſie wurde von einer bangen Ahnung ergriffen, daß von dieſem Geheimniß aus ihrer Familie ein großes Unglück drohe. So sehr ſie den Bruder Marius liebte, ſo wünſchte ſie, von jener böſen Ahnung getrieben — ſie wußte ſelbſt nicht warum, der Bruder möchte diesmal nicht kommen.

Aber er kam, kurz vorher angekündigt vom Vater im Familienkreiſe, von Eltern und Geſchwiſtern und vom ganzen Dorfe herzlich bewillkommt. Er war ein ausgezeichnet ſchöner Mann von achtundzwanzig Jahren, in Fülle der Kraft und Geſundheit, mit einer ſtolzen, faſt majeſtätiſchen Haltung. Sein edelgeformter Kopf hatte einen apolliniſchen Ausdruck; ein reiches dunkelblondes Lockenhaar thürmte ſich über der hohen gedankenreichen Stirn; in dem dunkelblauen großen Auge lag viel Schwärmerei; um den Mund aber feſte Charakterentſchiedenheit.

Am andern Tage hatte Marius eine Unterredung unter vier Augen mit dem Vater auf deſſen Studirzimmer.

„Mein lieber Sohn,“ redete ihn der Alte mit würdevoller Herzlichkeit an; „ich habe Dich erſucht, Deine zeitherige Stellung aufzugeben und zu mir zurückzukehren. Ich verſprach Dir die Gründe mündlich anzugeben, weil ſie ſo delikater Natur ſeien, daß ich ſie dem Papier nicht anvertrauen möchte. Es ſoll jetzt geſchehen. — Du ſiehſt meine Kräfte plötzlich ſehr abgenommen; ich bin ſeit meiner Reiſe nach Karlsbad ſo herabgekommen, daß es mir kaum mehr möglich iſt, den Pflichten meines Amtes gewiſſenhaft zu genügen. Ich fürchte, wenn es noch einige Zeit mit mir ſo fort geht, ganz dienſtunfähig zu werden. Deshalb habe ich Dich zu meinem Subſtituten beſtimmt und ſchon die nöthigen Schritte beim Conſiſtorium gethan, auch bereits die Zuſicherung als freundſchaftliche Notiz erhalten, daß meinen desfallſigen Wünſchen kein Hinderniß im Wege ſtehe. Du wirſt alſo bald die Einladung zum Colloquium erhalten und dann ſofort der Ordination gewärtig ſein. So wie ich

Dich kenne, mein Sohn, bedarf es von meiner Seite keiner Ermahnung, Dich würdig auf die Prieſterweihe vorzubereiten. Du kennſt das ganze Gewicht, das auf Deine Schultern mit dem Prieſterthume Jeſu Chriſti gelegt wird; Du weißt, was es heißen will, ein Diener ſeiner Kirche zu ſein. Es fallen Dir gleich ſchwere Pflichten zu; die ſchwerſte iſt die, welche mich ſelbſt faſt zu Boden drückt, deren Laſt ich nicht mehr allein zu tragen vermag, und derentwegen ich vorzüglich Deine Hülfe anrufe. Höre und erfahre, was ſo ſchwer auf mir laſtet! — Du weißt, daß, ſeit der Major, jetzige Oberſt von Schneebach das hieſige v. Oeler'ſche Rittergut gekauft hat, eine Art freundſchaftlichen Umgangs zwiſchen ſeinem und meinem Hauſe ſtattgefunden hat — es ſind nun fünfzehn Jahre. — Die Oberſtin erbat ſich in Religionsſachen oft meinen geiſtlichen Rath. Es war mir ſtets auffallend, daß ſie in allen Unterredungen mit mir niemals ein religiöſes Bedürfniß des Herzens, ſondern ſtets nur kirchliche Bedürfniſſe des Geiſtes gegen mich äußerte; ja ich kann dieſe Aeußerungen nicht einmal Ergebniſſe von Geiſtesbedürfniſſen nennen. Es waren die auf die Oberfläche ſteigenden Blaſen eines in der Tiefe des Geiſtes grübelnden ſcharfen Verſtandes; Kritiken über kirchliche Lehren und Satzungen, Zweifel an den höchſten Gütern des Menſchen, Einwürfe gegen die klarſten Ausſprüche unſerer Religion, Ausſtellungen an den uns gewordenen troſtreichen Verheißungen. Und ſo oft ich dieſe mir feindlich gegenüber tretenden Gewalten ſiegreich bekämpft zu haben glaubte, immer kehrten ſie mit neuer Kraft zurück, und ich konnte ihrer nie völlig Herr werden. Oft kam es mir vor, als würde die gemüthloſe Frau von einem innern Dämon getrieben, mir ſtets dieſe Dinge entgegenzuhalten, es wehte mich kühl an von ihr; es war mir unbehaglich in ihrer Nähe. Aber ich bezwang mich, meinem Berufe getreu. Und zuweilen kam es mir wieder vor, als könne ſie nicht von mir laſſen, als ſei mein geiſtlicher Zuſpruch ihr ein unentbehrliches Bedürfniß, als beſchwichtige ſie durch mich den brennenden Schmerz einer inneren klaffenden Wunde, vielleicht paralyſire ſie ſogar dadurch die Folgen einer böſen Schuld. Ich forſchte darüber nicht nach; ich that meine Pflicht und antwortete ihr nur auf ihre Fragen, bekämpfte nur ihre Zweifel und Einwürfe, und ſtärkte mich dazu jedesmal durch Gebet. Ueber ihre äußern Verhältniſſe wußte ich nichts. Ihr Gatte, früher in polniſchen Dienſten, hatte ſie in Warſchau kennen gelernt und dort geheirathet. Nur durch Zufall erfuhr ich, daß ſie ſehr reich geweſen ſei, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach in ihrem Golde die Anziehungskraft für Herrn von Schneebach gelegen, und daß er mit dieſem Golde das hieſige Gut erworben habe. Von ihren Familienverhältniſſen kam niemals die kleinſte Kunde zu meiner Wiſſenſchaft. Die Frau war übrigens eines jener herzloſen menſchlichen Weſen, die allein Werth in ihre adlige Geburt legen und auf alle andern Menſchen, denen ſolches Vorrecht nicht zu Theil geworden, mit Geringſchätzung herabſehen. Sie war wirklich der feſten Ueberzeugung, es gäbe zweierlei Menſchen, nämlich ſolche von „Geblüt“ d. h. Ariſtokraten, und ſolche von gemeinem Blut d. h. gemeines Volk. Wie ich auch dieſe lächerlichen Vorurtheile beſtritt, es war mir nicht möglich, ſie davon zu befreien; ſie waren ihr zu Fleiſch und

Blut geworden; die Frau war gleich von Haus aus vornehm, nicht menſchlich, nicht natürlich geweſen, und ſpäter nie unter Menſchen gekommen, ſondern immer nur wieder unter vornehme Leute. Sie kannte keine andern unadligen Menſchen als ihre Dienerſchaft. Einſt ſagte mir der Oberſt, als ich ihm meine Verwunderung darüber äußerte, daß ſeine Gemahlin als geborene polniſche Ariſtokratin der evangeliſchen Kirche angehöre: ſie ſei erſt als ſeine Frau übergetreten und früher eine ſehr eifrige Katholikin geweſen. So wie ich die Frau kannte, konnte ich durchaus keinen innern ſeeliſchen Grund für einen ſolchen Uebertritt und Ueberzeugungswechſel auffinden; und ein äußerer Grund ſchien mir gar nicht vorzuliegen. Die Sache blieb mir unerklärlich (der Oberſt gab mir keine Aufſchlüſſe und ich befragte ihn natürlich nicht darüber), bis ich nach Karlsbad an das Krankenlager dieſer merkwürdigen Frau kam. Da löſ'te ſich mir dieſes und manches andere Räthſel, und mir ward Gelegenheit, einen tiefen Blick in die Verderbtheit der menſchlichen Natur zu thun, wie ich ſie, ſo alt ich auch bin, unter meinen ſchlichten braven

Landleuten — Gott ſei dafür geprieſen! — noch nicht gehabt hatte.“

Der Greis ſchwieg erſchöpft, um neue Kräfte zur Vollendung ſeiner Erzählung zu ſammeln.

„Es ſcheint, mir ſoll ſich als Wahrheit enthüllen,“ ſagte Marius mit tiefem Ernſt, „was mir ſtets, wenn ich mit der Oberſtin zuſammen war, als ſtille Ahnung durch die Seele ging, daß ſie nämlich eine große Sünderin, vielleicht ſogar eine ſchwere Verbrecherin aus Stolz und Standesvorurtheil iſt. Ja mir iſt zuweilen geweſen, als müſſe ſie ein ſolches Verbrechen an ihrer eignen Familie begangen haben (und mehrfache Kunde hat dieſe Ahnung beſtätigt), denn niemals — ſo oft ich auch hier und in Dresden in ihrem Hauſe und mit ihr zuſammen war — hörte ich ſie ihre Familie, ihre Jugend, ihr Vaterland erwähnen; ſie vermied dies mit auffallender Scheu. Niemals iſt von Ihrer Verwandtſchaft irgend ein Glied als Beſuch zu ihr gekommen. D'rum war ich ſtets überzeugt, daß auf dieſer kalten ſtolzen Frau der Fluch einer Unthat ruhe.“

„Wie richtig hat Dich Deine Ahnung geführt!“

rief der Greis verwundert. „Es iſt wirklich Alles ſo, wie Du ſagſt. Daß meine Reden und Ermahnungen, trotz dem Anſcheine vom Gegentheil, doch einen tiefen Eindruck auf die harte Frau gemacht, zeigte ſich in ihrer Krankheit, als ſie ſterben zu müſſen meinte. Da trieb ſie die Gewiſſensangſt und ſie verlangte heftig nach mir. Ich war der einzige Stern in der troſtloſen Nacht ihrer Verzweiflung. O wie begierig ſtreckte ſie mir die abgezehrte zitternde Hand entgegen, als ich in ihr Zimmer trat! wie begierig und heildürſtend ſuchte ihr trocknes ſtarres Auge das meinige! Da Du mein Aſſiſtent bei ihr werden ſollſt, ſo muß ich Dich mit ihrem ganzen Bekenntniß ausführlich bekannt machen; denn nur, wenn Du Alles weißt, können wir einen Operationsplan gemeinſchaftlich verabreden. Auch iſt mir dieſes Bekenntniß nicht als Beichtgeheimniß anvertraut worden, und indem ich Dir Mittheilung davon mache, geſchieht es nur im Intereſſe und zum Beſten der Sünderin.“

„Sie iſt eine geborene Rezewuski und mit den erſten Familien des Königsreichs Polen verwandt. Ihr Vater, ein treuer Anhänger des Königs Stanislaus Poniatowski, fiel für die Unabhängigkeit ſeines unglücklichen Vaterlandes kämpfend unter Kosciusko gegen die Ruſſen und hinterließ eine Wittwe mit vier Kindern, von welchen Natalie, unſere Dame, das älteſte, im fünfzehnten Lebensjahre ſtand, das jüngſte, ein Sohn, vier Jahr alt war. Zwei Töchter von zwölf und ſechs Jahren waren dazwiſchen. Da die Aeltere derſelben als Braut geſtorben iſt, ſo iſt nur von drei Geſchwiſtern zu reden. Natalie, früh von jenem ſtarken ariſtokratiſchen Stolze beherrſcht, der bei den vornehmen Polinnen faſt zur Nationalität zu gehören ſcheint, wurde dadurch der Liebling ihrer Mutter, welche derſelben unbändigen Leidenſchaft ganz und gar ergeben war. Die Mutter war der Sprößling einer der reichſten gräflichen Familien; von ihr kam der Reichthum des Hauſes. Natalie lernte die Schwächen der Mutter bald kennen und benutzen. Sie wurde die Erzieherin ihrer beiden jüngſten Geſchwiſter und der böſe Quälgeiſt derſelben. Sie tyranniſirte die Kinder; es war ihr Wolluſt, ſie mit ausgeſuchter Grauſamkeit zu quälen. Und ſtets wußte ſie die Augen der thörichten Mutter für dieſe Nichtswürdigkeiten zu überſchleiern. Sie hat mir in dieſer Beziehung erſchreckliche Geſtändniſſe gemacht. Die Schweſter — ſie hieß Regina — entfloh, kaum ſechszehn Jahre alt, der Hölle des mütterlichen Hauſes mit einem deutſchen Kupferſtecher, den ſie kennen gelernt hatte. Ihr Bruder Ladislaus folgte ihr bald nach und wurde preußiſcher Kadett. Natalie brachte es bei ihrer ſchwachen Mutter dahin, daß beide Kinder enterbt wurden und ſie das ganze mütterliche Vermögen erhielt. Sobald dieſes bekannt geworden war, mieden alle Standesgenoſſen ihr Haus; jede Ausſicht auf eine ſtandesmäßige Ehe im Vaterlande verlor ſich. Sie war verachtet, und dieſer Umſtand verbitterte und verhärtete ihr Herz bis zum höchſten Grade. Ohne Liebe, ohne Prüfung gab ſie dem deutſchen Offizier, der ſich um ſie bewarb, ihre Hand. Ihre Mutter folgte ihr nach Dresden und iſt da geſtorben, nachdem ſie zum Lohn für ihre Schwäche mit großer Liebloſigkeit von der Tochter behandelt worden war. O dieſes Weib iſt entſetzlich! Der gänzliche Mangel aller Liebe in ihrer Bruſt iſt markerſchütternd. Der Jammer über eine ſolche, vom

Unkraut der Selbſtſucht und des Stolzes überwucherte Seele hat mich krank gemacht. Denke Dir, ſie hat alle Briefe der beiden Geſchwiſter an die Mutter unterſchlagen; ſie hat die Schweſter in Noth und Elend gewußt und hat jeden Hülfsſchrei derſelben verhallen laſſen. Sie hat die Schweſter in Noth, Elend, Jammer und Verzweiflung ſterben laſſen. Sie hat das Alles gewußt — die Entſetzliche! — und nicht die mindeſte Hülfe geboten. Eben ſo wenig wie um die Schweſter hat ſie ſich um den Bruder bekümmert. Dieſer hat ſich als preußiſcher Hauptmann in den Niederlanden vermählt, iſt aber bald darauf in der Schlacht bei Waterloo gefallen. Seine Wittwe hat ſich wieder verheirathet; von ihm lebt eine Tochter. Eben ſo leben von der Schweſter einige Kinder. Davon iſt ein Sohn merkwürdig. In die revolutionairen Wirren des Jahres 1830 verſtrickt und auf die Feſtung geſetzt, hat er von dort aus an ſeine Tante einen Brief geſchrieben, der ein höchſt werthvolles Profil eines edlen, genialen, aber verwilderten und zürnenden Geiſtes iſt. Jedes Wort ſpricht gerechten Zorn gegen das Weib als die Verderberin ſeiner Mutter, ſeines Vaters und ihrer Kinder. Nie hat eine Schrift mich ſo erſchüttert, wie dieſer Brief. Und welche Kraft darin liegt, beweiſt, daß er die Oberſtin faßte und ſo lange ſchüttelte, bis ſie auf's Krankenbett ſank. Dieſer Brief führte die erſten gewaltigen Hammerſchläge auf den ehernen Mantel ihres Herzens. Er zwang endlich dieſes Herz, ſich mir zu eröffnen. Dieſer junge Menſch — Guſtav Bellmann iſt ſein Name — bittet nicht etwa die reiche Sünderin, nein er befiehlt ihr, ihn zu befreien und ihm das Erbe ſeiner Mutter herauszugeben, damit er ſich und ſeinen Geſchwiſtern zu anſtändigem Lebenserwerb nöthige Bildung verſchaffen könne; denn er habe aus Armuth ſeine Studien nicht fortſetzen können. — Das Gewiſſen der Oberſtin, aufgerüttelt durch dieſen gewaltigen Stoß, kam nun in den heftigſten Kampf mit ihrem Stolze und mit ihrem Geize. Sie ſollte ſich von ihrem Mammon trennen und ſollte ihn einem gemeinen bürgerlichen Menſchen geben, der noch dazu das in ihren Augen fluchwürdigſte aller Verbrechen begangen, der ſich gegen die Autorität der Ariſtokratie aufgelehnt hatte. Denn nach ihrer

Ueberzeugung iſt die Ariſtokratie nicht nur vollkommen berechtigt, ſie iſt ſogar dem göttlichen Weltregiment auf's feſteſte verpflichtet, das gemeine Volk in Zaum und Stange zu halten und ihm die Wolle zu ſcheeren, damit es nicht üppig werde und die göttliche Ordnung umwerfe, d. h. ſich des Druckes entledige. Einen ſolchen abſcheulichen Böſewicht ſollte ſie jetzt dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit entziehen; ſie ſollte Geld geben, daß er frei werde, ſie ſollte ihm dann noch mehr Geld geben, auch ſeinen Geſchwiſtern Geld geben. Dieſer Kampf warf ſie nieder, und ich wurde vom Oberſten nach Karlsbad gerufen. — Ich ſuchte die Erſchütterung fortzuſetzen; ich packte ihre ſündige Seele mit jener Rieſenkraft hehrer Begeiſterung, welche nur die Religion verleihen kann; ich hielt ihr das Strafgericht Gottes nach dem irdiſchen Tode vor, und forderte, als ich ihre Gebeine erbeben ſah, daß ſie nach der Nachkommenſchaft ihres Bruders forſche und dieſer, wie der der Schweſter, alles ihren Geſchwiſtern entwendete Gut nebſt Zinſen ausantworte, ferner, daß ſie dieſe Kinder in's Haus nehme, ihnen eine gütige Mutter ſei, für ihre Ausbildung ſorge und alle Kraft der erwachten Liebe anſpanne, um gut zu machen, was noch gut zu machen ſei. Sie verſprach Alles, und ihr Zuſtand beſſerte ſich merklich. Aber als ihre Geneſung nicht mehr zu bezweifeln war, und ich auf unverzügliche Erfüllung ihres Verſprechens drang, erklärte ſie mir mit der alten trotzigen Kälte: das ginge gar nicht an, weil ſie ihrem Manne ihr ganzes Vermögen als teſtamentariſches Vermächtniß übergeben und natürlich ſchon jetzt auf jede Disposition darüber ohne ſeine Zuſtimmung gerichtlich verzichtet habe. Sie werde aber nimmermehr ihrem Manne Geſtändniſſe ablegen, wie ſie ſie mir gemacht, und ſich der Heftigkeit ſeines Zornes ausſetzen. Jetzt wurde mir denn freilich klar, welches das Band war, daß dieſe beiden Gatten zuſammenhielt. Ich ſchauderte über die bodenloſe Tiefe dieſer ſittlichen Verderbniß. Vergebens war all mein Reden, meine äußerſte Anſtrengung, ſie andern Sinnes zu machen; ſie verbot mir, ihrem Manne irgend eine Mittheilung zu machen; ja ſie erklärte mir trocken und derb, ich falle ihr mit meinen Bußpredigten läſtig, und ſie wünſche, daß ich wieder nach Hauſe reiſe. Ich kam krank hier an; ſie bald darauf geſund. Meine Kraft war an dieſer Felſenbruſt gebrochen, die ihrige hatte ſich an ihrer eigenen Hartnäckigkeit geſtärkt. Aber ſeltſamer Weiſe blieb ſie hier. Sie ſchützte zwar dies und das vor und allerdings iſt einiges nicht Unwichtige vorgefallen; aber mir will es ſcheinen, als könne ſie nicht fort, als wäre ſie an mich und meine Straf- und Bußpredigt gebannt; denn ſie verlangt faſt täglich meinen geiſtlichen Zuſpruch. Und dieſer auffallende Umſtand giebt mir Hoffnung, daß dieſer Fels endlich doch noch zu zermalmen ſein, daß dieſes verſchloſſene, von Jugend auf in Sünden und Vorurtheilen verſtockte Herz ſich der wahren Buße und Bekehrung öffnen und den herantretenden Chriſtus in ſich aufnehmen wird. Aber ich habe die Kraft nicht mehr dazu; deshalb übergebe ich dieſen Acker voll Dornen und Diſteln Deinem Fleiße, mein Sohn! Deiner jugendlichen Begeiſterung wird und muß die volle Bekehrung dieſer verſteckten Sünderin gelingen."

„Gott gebe ſeinen Segen dazu!" ſagte Marius mit Wärme. „Doch auch den Ihrigen geben Sie mir, würdiger Diener des göttlichen Wortes!"

Und er beugte das Haupt vor dem Vater. Dieſer legte die zitternde Hand darauf; von der ſilberweißen Wimper floß eine Thräne herab, indem er ſprach: „Ich ſegne Dich, mein Sohn! Möge Gottes Segen durch meine Hand auf Dich ſtrömen!“

„Amen!“ ſagten Beide.

Als Marius am folgenden Morgen die Schweſter Erneſtine im Garten mit der Ernte der Wintergemüſe beſchäftigt fand, trat er zu ihr und richtete einige freundliche Worte an ſie. „Du thuſt geheimnißvoll,“ ſagte ſie, ein klein wenig ſchmollend, „und doch haſt Du jedenfalls geſtern ſchon Alles erfahren, was auch ich gern gewußt hätte.“

„Liebes Tinchen, bedenke doch, daß es das Geheimniß des Seelſorgers und daß es das Geheimniß unſeres Vaters iſt! Was er mir anvertraut hat, darf ohne ſeine Erlaubniß nie über meine Lippen kommen.“

„Freilich, dann iſt's etwas Anderes,“ verſetzte ſie entſchuldigend, und ließ den Blick wohlwollend über die ſchöne Geſtalt des geliebten Bruders hingleiten. In dieſem Augenblick kam Hannchen aus dem Hinterhauſe gehüpft und umarmte den Bruder. „Die Mutter ſchickt mich nach Sundheim zu Chriſtoph; ich ſoll dort etwas ausrichten. Ich bitte Dich, begleite mich, lieber Marius. Du wirſt den Bruder und ſeine Familie überraſchen. Sie wiſſen noch nicht, daß Du da biſt, und ſtatt der Nachricht von Deiner Ankunft bring' ich Dich lieber gleich ſelbſt mit. Zu Mittag ſind wir wieder hier."

„Topp!" entgegnete Marius. „Aber vorher muß ich Schweſter Erneſtinen entſchädigen. Für Etwas, das ich ihr nicht erzählen kann, will ich ihr einen Traum erzählen, den ich verwichene Nacht geträumt habe. Ich weiß, wie gern ſie dergleichen hört, ja daß ſie ſich ſogar auf das Auslegen der Träume verſteht."

„Ich auch! ich auch!" rief Hannchen und klatſchte munter in die kleinen Hände.

„Du darfſt auch zuhören. — Mir träumte, ich ſtand im vollen Prieſterornate vor dem hieſigen Herrenhauſe, aber es ſah etwas anders aus als in der Wirklichkeit. Nämlich der Graben war ohne

Waſſer und der Felſen, auf welchem der alte Nebenbau mit dem Thürmchen ſteht, ſtreckte ſich auch unter dem neuen Schloſſe hervor und ſah ganz ſchwarz aus, wie Baſalt. Und weil der Graben leer war, konnte ich den Felſen, auf welchem das Schloß ruhete, großentheils überſehen, und ſo bemerkte ich auch mehrere kleine Höhlen und Löcher in dem dunkeln ſcharfkantigen Geſtein. Ich hatte einen blanken Hirtenſtab in der Hand, wie ihn die hohen Kleriker der katholiſchen Kirche führen; der meinige war ſehr ſchwer; denn er war von Stahl. Mit dieſem ſtählernen Stabe ſchlug ich nun aus Leibeskraft an den ſchwarzen Fundamentſtein des Schloſſes, und nach jedem Schlag ſpritzte mir aus den kleinen Höhlen im Felſen trübes, ſchlammiges, garſtiges Waſſer entgegen und floß träge in den Graben, den es auf dieſe Weiſe mehr und mehr anfüllte, ſo daß ich mit den Füßen wirklich ſchon in dieſem ekelhaften Waſſer ſtand, das mir bald bis zu den Knien ſtieg —“

Erneſtinens Hand war das Küchenmeſſer entfallen; blaß und beſtürzt machte ſie mit der Hand unwillkürlich eine abwehrende Bewegung und rief plötzlich: „O weh! o weh! das iſt ein ſchlimmer Traum, mein Bruder! Trübes ſchlammiges Waſſer bedeutet ſtets Unglück. Doch erzähle weiter! Großer Gott, was werd' ich noch hören müſſen!"

„Ach, meine gute Sibylle!" lachte Marius etwas befangen. „Es wird nicht ſchlimm werden. Wie kann ein guter frommer Chriſt an Träume glauben!"

Erneſtine winkte wieder, und es lag in ihrer Handbewegung und in ihrem Mienenſpiele theils Unwille über des Bruders Zweifel an der wahrhaftigen Vorbedeutung der Träume, theils der lebhafte Wunſch, das Ende des Traumes zu erfahren. Hannchen war blaß geworden und hatte den Arm um den Bruder geſchlungen, während ſie die andere Hand gleichſam abwehrend ausſtreckte, als wolle ſie den theuern Mann vor nahendem Unheil ſchützen. Er aber erzählte weiter: „Trotz dem Waſſer, das der ſchwarze Felſen mir entgegen warf, ließ ich nicht nach, ihn mit meinem Hirtenſtabe zu ſchlagen; ich ſchlug ſogar nur noch ſchneller und heftiger darauf los, denn ich wollte — Funken. Und zu meiner Freude ſprang endlich ein ſolcher aus dem Stein. Neue Schläge — neue Funken, immer mehr

Funken, endlich ganze Funkelbündel. Plötzlich zuckt eine mächtige Flamme aus dem Stein hervor und fährt in das Schloß, durchſauſt alle Gemächer, alle Räume deſſelben und fährt endlich zum offen ſtehenden Thore heraus auf mich los. Da ſeh' ich, daß die Spitze der Flamme ein glänzendes zweiſchneidiges Schwert iſt, von einer ſehr ſchönen kleinen Hand geführt, die aus der Flamme auftaucht. Dieſe Hand ſtößt mir das Schwert in's Herz; ich fühle einen furchtbaren brennenden Schmerz in der Bruſt und ſehe zu gleicher Zeit, daß das trübe Waſſer ſehr ſchnell höher und höher ſteigt und mir an die verwundete Bruſt heranreicht. Schmerz und Angſt machen mich munter!“ —

„Gott wende alles Unheil von Dir und uns!“ ſagte die ältere Schweſter ſeufzend und mit einem Geſichtsausdruck, welcher bewies, daß ſie ſelbſt nicht an die Erfüllung ihres frommen Wunſches glaubte. Die Jüngere aber hing ſchluchzend an des Bruders Halſe. Sie hatte ſich über den Traum wahrhaft entſetzt.

Inzwiſchen verwiſchte ſich der empfangene Eindruck wieder aus ihrer hellen jugendlichen Seele, als ſie mit dem Bruder den zwei Stunden langen Weg nach Sundheim wanderte und Beide im Hauſe des älteren Bruders durch ihren Beſuch einen wahren Freudenſturm hervorriefen. — Als ſie in das freundliche Gutshaus traten, von mehren Kindern Chriſtophs gezogen und umjubelt, die ſie vor dem Hofe ſchon in Empfang genommen hatten, fanden ſie außer den Eltern und Kindern, die ſchnell zuſammen gerufen wurden, auch ein ſehr hübſches Landmädchen, die, wie die älteſte Tochter des Hauſes, halb ſtädtiſch, halb ländlich gekleidet war und in ihrer züchtigen Haltung, in ihrem ſchlanken und doch kräftigen Bau, in der lieblichen Form ihres Kopfes, in den friſchen milden Zügen und vorzüglich in dem großen blauen Auge eine ſolche Fülle von Sanftmuth und Gutmüthigkeit entwickelte, daß Marius ſehr angenehm davon überraſcht war. Wollte ihn doch bedünken, als habe er noch nie ſo viel urſprüngliche Liebenswürdigkeit und ächte Menſchengüte in einem friſchen jugendlichen Weibe beiſammen geſehen. Obgleich die holde Jungfrau verſchämt den Blick zu Boden ſenkte, ſo antwortete ſie doch auf ſeine theilnehmenden Fragen verſtändig und herzhaft. So erfuhr er denn von ihr, daß ſie die einzige Tochter des Dorfſchulzen ſei und und Amalie heiße, aber Malchen genannt werde; ferner, daß ſie 18 Jahre alt ſei und von ihren Eltern ſehr geliebt werde. Marius erinnerte ſich ihres Vaters als eines Bekannten ſehr wohl und trug der hübſchen Tochter Grüße an ihn auf, und Malchen geſtand ihm erröthend, daß ſie ihn ſchon als Gymnaſiaſten und Studenten geſehen, ſo oft er in Sundheim geweſen. Er hatte freilich niemals Notiz von ihr genommen. Deſto mehr nahm er ſolche jetzt von dem bildſchönen Bauernmädchen, und es that ihm wohl, daß ſie ſchon längſt und ſogar als Kind Intereſſe an ihm genommen. Inzwiſchen blieb es doch bei dem bloßen ſinnlichen Wohlgefallen an ihrer Erſcheinung; ſein Herz kam in der That dabei nicht in's Spiel.

Nach dem Frühſtück gingen die beiden Brüder auf's Feld. Marius erzählte, daß er höchſt wahrſcheinlich des Vaters Subſtitut werden werde.

„Dann wirſt Du den Eltern und Geſchwiſtern, beſonders aber der Mutter und den Schweſtern Erneſtine und Johanne keine größere Freude machen können, als wenn Du Dir bald eine gute liebe Frau heimführſt. Sieh', Marius, es geht doch kein Glück der Welt über das des Familienlebens! Haſt Du je glücklichere und ehrwürdigere, ja aber auch glückwürdigere Menſchen kennen gelernt als unſere lieben Eltern? Und ſieh', der Segen, der auf ihrer ſchönen Ehe ruht, iſt auch auf ihre Kinder übergegangen. Wie unausſprechlich glücklich lebe ich mit meiner Marie! Wir ſind ein Herz und eine Seele. Sieh' nun die Schweſter Wilhelmine an. Was für ein braver thätiger Mann und Landwirth iſt ihr Stegmann! Ich glaube, ſie haben ſich in ihrer zwanzigjährigen Ehe noch kein unfreundliches Wort geſagt. Und iſt's mit Karl nicht eben ſo? Der ſegnet die Stunde, die ihn in die Schneidemühle geführt hat. Die beiden hübſchen Leute ſind noch ſo verliebt in einander, wie vor fünfzehn Jahren, als ſie ſich verlobten. Wenn's mit Mariane nicht eben ſo gut geht, ſo iſt ſie wahrlich nicht daran Schuld. Sie erträgt die Unbilden ihres hitzigen Mannes mit Engelsgeduld und hat ihn dadurch ſtets wieder auf den rechten Weg gebracht. Wäre ſie anders, die Wirthſchaft wäre längſt zu Grunde gegangen. Aus dem Allen ziehe ich nun den Schluß, daß man ſich mit ſeinen Herzensneigungen hübſch in den untern Regionen der Geſellſchaft halten muß, will man ſich ein glückliches Leben bereiten. Unſere Mutter iſt die Tochter eines Pächters; meine Frau iſt die Tochter eines dörflichen Gutsbeſitzers; Wilhelmine hat einen Pächter zum Mann, Karl eine Schneidemüllerstochter zur Frau. Lieber Marius, willſt Du glücklich ſein — und wer hätte nicht dieſen Wunſch! — ſo nimm Dir ein an Leib und Seele geſundes Landmädchen zum Weibe; da kömmſt Du bald auf einen grünen Zweig, oder biſt vielmehr von vorn herein gleich darauf; denn die Pfarrerſtellen auf dem Lande haben mehr oder minder bedeutende Landwirthſchaften, und da Du ſelbſt bis jetzt nichts von der Oekonomie verſtehſt — Du haſt viel zu viel hinter den Büchern geſeſſen — ſo muß durchaus Deine Frau der Sache gewachſen ſein, ſonſt kommſt Du in's Pech und weißt nicht wie. Und da thuſt Du am beſten, Du nimmſt die Frau ſo bald als möglich, damit wir Dir, ſo lange Du in Hallungen biſt, recht auf die Sprünge helfen können."

Marius hatte lächelnd zugehört, nun drückte er dem Bruder die Hand und antwortete: „Ich danke Dir für Deinen liebevollen Rath; Du meinſt es herzlich gut mit mir. Sieh', Chriſtoph, ich habe aber geiſtige Bedürfniſſe, die über den Fruchtſpeicher und den Viehhof hinausgehen; mich zieht die Wiſſenſchaft mächtig an, und ich bin nicht mehr bei ihren Schalen, ich bin ſchon bis zum Kern gedrungen, und wer einmal davon gekoſtet hat, dem ergeht's wie den Opiumrauchern in China: er kann nicht mehr davon bleiben. Du begreifſt alſo, daß ich wünſchen muß, meine Frau ſei etwas mehr als eine gute Landwirthin und Wirthſchafterin."

„So willſt Du Dir wohl eine Gelehrte nehmen, oder ſo eine Wachsfigur, die Klavier ſpielt, Romane lieſt, ſpazieren fährt, Kopfweh hat, in Geſellſchaften läuft, Stramin ſtickt und nicht weiß, wann das Waſſer kocht? Ich bitte Dich um Gotteswillen! Bedenke Dein Lebensglück! Wenn Du durchaus nicht anders willſt, ſo kannſt Du ja bei Deinen Büchern bleiben, aber die Frau muß auf Feld und Wieſe, in Scheuer und Stall und zuſehen, daß Alles zur rechten Zeit geſchieht. Was kann Dir denn ſo ein Porzellanpüppchen nützen? Sie ſoll gelehrt mit Dir ſprechen? Wohl gar ſelber in Deinen Büchern herum ſtöbern? Brüderchen, Du wirſt den gelehrten Krimskrams bald genug ſelbſt ſatt kriegen. 's iſt unſerm guten Alten eben ſo ergangen. Seit dreißig Jahren hat ſich der Staub auf ſeinen Büchern gehäuft. Und was für ein trefflicher und glücklicher Mann iſt er! Wenn Dir Deine Zukunft lieb iſt, ſo laß die Gedanken an eine gelehrte und vornehme Frau fahren. Nimm Dir ein Beiſpiel an unſerer Mutter! Wären ihre Kinder alle in ſo guten Umſtänden, wenn ſie ſich um Bücher bekümmert oder gar auf Viſiten und Reiſen gegangen wäre?"

„Du haſt recht, Chriſtoph!" begütigte der Candidat den eifernden Oekonomen.

„Und wenn ich recht habe, ſo thue danach. Ich will Dir einen Vorſchlag zu Deinem beſten Glück machen. Heirathe Schulzens Malchen, die Du vorhin bei mir kennen gelernt haſt. Eine beſſere Partie kannſt Du im ganzen Lande nicht machen. Das Mädchen vereint alle Vortheile und Tugenden, die ein Mann wie Du ſich nur wünſchen kann. Erſtlich iſt ſie das einzige Kind ihrer Eltern, die den größten bäuerlichen Landbeſitz in unſerer Gegend haben. Vater und Mutter ſind reich und ſehr ſolid. Ich glaube, mit fünfzigtauſend Thalern ſchlägt man den Schulzen noch zu gering an. Und weder er noch ſeine Frau ſtecken in einer feſten Haut. Mir kommt immer vor, als hätten ſie beide die Schwindſucht und würden gerade nicht lange mehr herumlaufen. — Sodann iſt das Mädchen als einzige Tochter nichts weniger als zimperlich erzogen; im Gegentheil, weil ſie allein iſt, muß ſie auch allein alle Arbeit thun. Es wird ihr gar nichts geſchenkt. Ferner iſt das Mädchen die Liebe und Güte ſelber. Ich glaube, ſie liefe für jeden Chriſtenmenſchen, wer es auch ſei, durch's Feuer, und wenn ſie irgend von Noth und Elend hört, ſo ſtehen ihr gleich die Augen voll Waſſer, und im Stillen ſteuert ſie gleich nach Kräften. Weiter iſt ſie klug und pfiffig wie ein Thorſchreiber. Wer ihr etwas weiß machen wollte, würde zu ſpät kommen, und wenn er noch früher aufſtände. Der Schulmeiſter ſchwört oft darauf, ſie ſei die Beſte in der Schule geweſen ſeit ſeiner Amtsführung. Ein wahres Genie ſei ſie. Und endlich iſt ſie nicht ein Bild von Schönheit? Ich ſage Dir, Bruder, ſie iſt eine Perle in Geld gefaßt.“

Daran, daß dem Marius Malchens Lob ſo wohl that, merkte er, daß er doch ein ganz ungewöhnliches Intereſſe an ihr nehme. Der Gedanke Chriſtophs kam ihm annehmbar vor, und er beſchloß, die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Schon aus dieſem Vorſatz erhellt, wie lau und gewöhnlich die Gefühle waren, welche in ſeiner Bruſt für das ſchöne Landmädchen erwachten. Aber was wußte dieſer junge edle Mann von Geſchlechtsliebe? Er kannte nur die Menſchenliebe, die Chriſtenliebe und war ein begeiſterter Verkünder derſelben. Die Liebe zum Weibe war in ſeiner reinen und ſchönen Seele noch nicht gezeitigt. Nicht durch die Treibhauswärme poetiſcher und erotiſcher Lektüre, nicht durch den Beſuch des Theaters, nicht durch den Umgang mit liebeſiechen Frauen war ſie als Kunſtblume in ihm aufgeſchoſſen, wie in den meiſten jungen Männern unſerer abgeſchwächten Zeit; Marius hatte nur den ſtrengen und ernſten Wiſſenſchaften gelebt, und ſein Herz war noch im Begriff ſeiner ganzen urſprünglichen ſpröden Friſche. Die Stunde ſeiner Vollendung war noch nicht gekommen; die Knospe auf dem Gipfel ſeines geiſtigen Weſens hatte ſich noch nicht zur Blüthe aufgethan. Für das ſchöne Landmädchen fühlte er Wohlwollen, Güte, herzliche Neigung, und er fing an ſich einzureden: das ſei Liebe. Er kannte eben die Liebe nicht; wie hätte er ſie richtig beurtheilen ſollen?

Er bat Hannchen, ſeine Nichte und Malchen zu vermögen, daß ſie ein Stück Wegs nach Hallungen zu mitgingen. Da ſprach er denn viel mit der Schulzenstochter und ſtellte eigentlich eine Schulprüfung, ein Colloquium mit ihr an, mit deſſen Reſultat er ſehr zufrieden war.

Beim Abſchied gab er ihr die Hand und bat die Hocherröthende, ihn bis zum hoffentlich baldigen Wiederſehen im guten Andenken zu behalten. Sehr heiter geſtimmt kam er nach Hauſe, und nach einer Viertelſtunde wußten alle Familienglieder von Hannchen den Grund dieſer Heiterkeit und ſegneten laut und im Stillen, zuſammen und einzeln, den Weg des guten Marius nach Sundheim.

Als die erſten Vorboten des Winters, die rauhen Herbſtſtürme, durch Hallungen zu brauſen begannen, fanden ſie Herrn Marius Ehrhardt als thätigen Pfarrſubſtituten. Seine Antrittspredigt hatte ihm die Liebe der Dorfbewohner, die er ſchon längſt beſeſſen, gleichſam für ewige Zeiten erobert. Dieſer feierliche Tag hatte alle Familienglieder, Kinder, Schwiegerkinder und Enkel im Pfarrhauſe verſammelt; er war ein Feſt der ſchönſten Liebe geweſen. Auch Schulzens Malchen war mit Chriſtophs Familie von Sundheim gekommen, von Allen zärtlich begrüßt und ſtillſchweigend ſchon als Familienglied anerkannt. Alle waren dem holden treuen Mädchen gewogen und gewannen ſie immer lieber. — Von jenem Tage an widmete ſich der junge Pfarrer der größten Thätigkeit ſeines heiligen Berufs. Die Gutsherrin war nach Ablauf der Saiſon mit ihrem Gemahl nicht nach Dresden zurückgekehrt, theils weil ſie ſich mit dem Eintritt des Herbſtes wieder unwohl fühlte, theils weil ihr der Umgang mit dem alten Pfarrer zum Bedürfniß geworden war. Die Beſuche und die Unterhaltung des jungen Pfarrers wurden es ihr bald noch mehr. Marius mußte endlich täglich eine, wohl auch zwei Stunden bei ihr zubringen. Er hatte ſich für ihre geiſtliche Behandlung einen feſten Operationsplan gemacht und brachte ihn mit der größten Vorſicht in Anwendung. Ohne daß ſie ſeine Abſicht merkte, zog er weite Kreiſe um ihre Seele, dann engere und immer engere, bis ſie ihm nicht mehr entrinnen konnte. Anfangs wies ſie hartnäckig die Lehren und Tröſtungen der Religion zurück, ja ſie beſtritt dieſelben mit der dürren Logik eines nüchternen Verſtandes, den ſie für ſehr ſcharfſichtig erklärte. Sobald ſie heftig und unangenehm wurde, hielt Marius die Schritte ein wenig an, um ſie dann, wenn ſie ſich müde geſprochen, mit wenigen Sätzen gleichſam zu überfallen und nieder zu werfen. In den erſten Wochen wurde ſie einige Male, als ſie ſich auf dieſe Weiſe durch die Kraft und Weihe ſeiner gottbegeiſterten Worte überwunden fühlte, ſehr zornig, ja einmal ging ſie ſogar ſo weit, ihm zu befehlen, daß er nicht wieder komme: ſie wolle in einigen Tagen nach Dreſden reiſen; aber ſchon am folgenden Tage ließ ſie ihn dringend um ſeinen Beſuch bitten und reiſte nicht ab. So wurde die öde und dunkle Seele dieſer Frau, die von der chriſtlichen Religion nichts weiter gekannt hatte, als die äußern Gebräuche des katholiſchen Kultus, allmälig von den hohen göttlichen Wahrheiten, die ſo überzeugend aus der tiefen Bruſt des jungen beredten Geiſtlichen ihr entgegen tönten und wie ſtarke ſcharfe Waffen auf ſie eindrangen, bezwungen und erfüllt. Es war ein geiſtiger Kryſtalliſationsprozeß; zuerſt ging Alles durch ihre kalte ſchroffe Seele ſchnell und glatt hindurch, nichts ſetzte ſich an; aber ſie wurde wund, und endlich blieb ein großes warmes Bibelwort plötzlich an ſolch einer wunden Stelle hängen und heilte die Wunde und wurde eins mit der armen Seele. Nun war der Anfang gemacht. Um dieſen erſten Kern ſetzten ſich langſam die andern Wahrheiten und Schönheiten feſt, wuchſen zuſammen, füllten langſam die Seele aus und erwärmten ſie. So unwillig ſie dieſe Gewalt erſt ertrug: ſie konnte ſich ihr auf die Dauer nicht entziehen und gab ſich ihr endlich ohne ferneren Widerſtand gefangen. Als dies geſchehen war, ſtieg die Begierde nach dem göttlichen Worte in ihr: ſie konnte die Stunde nicht erwarten, bis die beiden Geiſtlichen kamen (denn in der letzten Zeit hatte der wieder kräftiger gewordene Vater den Sohn faſt jedesmal begleitet, und Frau von Schneebach hatte es ausdrücklich ſo gewünſcht) und ſich neben ihrem Lager niederließen. Wenn dann Marius in der Begeiſterung ſeiner gotterfüllten Rede, die aus jedem Worte wie eine Engelhymne herausklang, ihre Hand ergriff und rief: „Selig ſind, die da geiſtig arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihre; ſelig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden; ſelig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen; ſelig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen; ſelig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen," da leuchteten die Augen der Kranken und wenn nun der Greis, da der Sohn ſchwieg, mit ſanfter Stimme, faſt flüſternd, hinzufügte: „So Ihr ſolches wiſſet, ſelig ſeid Ihr, ſo Ihr's thut!" da ergriff ſie ſchluchzend die Hände der beiden Männer, die ihr wie Propheten gemahnten, die erſt mit zürnenden und markerſchütternden Worten zu ihr geſprochen und nun verſöhnend und heilverkündend zu ihr redeten. Endlich ſchmolz vor dem gewaltigen

Strahl der göttlichen Gnadenſonne, welche die beiden Prieſter des Herrn ihr aufgehen ließen, das letzte Eis in ihrer Seele. Der Frühling der Liebe zog ein. „Die Liebe iſt langmüthig und freundlich,“ jauchzte Marius, während ihm Freudenthränen über die Wangen rollten, „die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen; ſie blähet ſich nicht; ſie ſucht nicht das Ihre; ſie läßt ſich nicht erbittern; ſie trachtet nicht nach Schaden. Sie freut ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freut ſich aber der Wahrheit; ſie verträgt Alles, ſie glaubet Alles, ſie hoffet Alles, ſie duldet Alles.“ — Die Edelfrau begehrte ihren Frieden mit Gott zu machen und das Abendmahl zu genießen. Jetzt forderten die Geiſtlichen, daß ſie den Kindern ihrer Geſchwiſter gerecht werden müſſe; denn nur die durch die That bekräftigte Beſſerung ſei die wahre. Sie beauftragte den jungen Pfarrer, ohne Verzug nach Dresden zu reiſen und mit ihrem Gemahl über dieſen Punkt zu verhandeln. Als ſie das geſegnete Brod und Wein genoſſen hatte, unterſchrieb ſie die dem jungen Pfarrer ausgeſtellte Vollmacht, und am andern Morgen reiſte Marius ab.

Der Oberſt, zwar unangenehm erſtaunt über die ihm ganz fremd gebliebene Geſchichte, die er erfuhr, fügte ſich doch weit leichter, als Marius erwartet hatte. Er benahm ſich als vernünftiger Mann, der den Geſetzen der Ehre und Pflicht gehorcht. So erklärte er ſich denn bereit, nicht nur den Kindern der unglücklichen Geſchwiſter ſeiner Frau das Ihrige herauszugeben, ſondern ſich auch um ihr Wohl und Wehe zu bekümmern. Die Kinder der Schweſter waren leicht aufzufinden, da Marius den Brief des jungen Bellmann in der Hand hatte. Ueber den Aufenthalt der Tochter des Bruders mußten erſt Erkundigungen eingezogen werden. Der Oberſt wollte das Letztere beſorgen, während er den Pfarrer beauftragte, jene aufzuſuchen und für Bellmanns Befreiung zu wirken. Marius reiſete alſo weiter.

Die Dokumente, die der Oberſt ihm verſchafft, und die Summen, die er ihm zur Verfügung geſtellt, öffneten dem Pfarrer die Thüren, und ſchon zu Ende der zweiten Woche ſaß er mit dem befreiten jungen politiſchen Verbrecher im Wagen, um ihn vor der Hand nach Hallungen in's Pfarrhaus zu bringen. Dies war nicht nur der Wunſch des Oberſten und ſeiner Gemahlin, ſondern auch der des Pfarrers Marius und des Befreiten ſelbſt. Der Letztere, ein offener, biederer Charakter, hatte ſich ſogleich mit herzlicher Zuneigung dem Pfarrer angeſchloſſen und ſprach geradezu das Verlangen aus, vor der Hand, bis er ein feſtes Lebensziel gefunden, in ſeiner Nähe bleiben und ſeinen belehrenden Umgang genießen zu dürfen. Die beiden jüngern Geſchwiſter Bellmann hatte Marius in ein gutes Penſionat untergebracht. Auf der Heimreiſe lernten ſich die beiden jungen Männer noch lieber gewinnen. Vom Empfang im Pfarrhauſe, von der Aufnahme, die ihm widerfuhr, von der treuherzigen, liebevollen, ſchlichten Art und Weiſe der Familienglieder ganz entzückt, verſicherte Guſtav Bellmann ſeinem älteren Freunde: hier habe er unverhofft gefunden, was er zeither ſo ſchmerzlich entbehrt und geſucht habe: das ſtille Glück, den Frieden, die Liebe des Hauſes. Wäre er der Sohn einer ſolchen Familie geweſen, er würde nie auf Abwege gerathen ſein.

Der Beſuch bei der Frau Oberſtin hatte dagegen für den jungen Mann etwas Peinliches. Im

Gefühl ihrer Schuld war ſie verlegen, zurückhaltend, und dies machte ihr ſteifes, förmliches, ariſtokratiſches Weſen noch unerquicklicher. Die Unterhaltung ging kaum über die herkömmlichen Höflichkeitsbezeugungen hinaus.

Der krankhafte Zuſtand der Oberſtin verſchlimmerte ſich nach dieſem Beſuch, der ſie ſehr angegriffen hatte. Augenſcheinlich nahmen ihre Körperkräfte in demſelben Grade ab, wie ihre geiſtige Erkenntniß zu, und als ſie ſich ganz mit Gott und ihrem Gewiſſen verſöhnt hatte, wurde ſie bettlägrig und wünſchte ſelbſt den Tod herbei. Obgleich ſie ſich nun täglich bei Marius nach Guſtav erkundigte und ihm nicht ſelten reiche Geſchenke zukommen ließ, ſo wünſchte ſie doch ſeinen Beſuch nicht wieder. Eben ſo wenig ſpürte Guſtav Luſt, ihr einen ſolchen zu machen. Geſtaltete ſich doch ſein Leben im Pfarrhauſe immer mehr zu ſeiner höchſten Zufriedenheit. Erneſtine nahm ſich ſeiner mit mütterlicher Vorſorge an und beſchaffte die vielen kleinen Bedürfniſſe, die uns das Leben leicht und ſchön machen; Marius wurde ſein Lehrer und unterrichtete ihn täglich mehre Stunden; dem alten verehrungswürdigen Ehepaar las er jeden Abend vor, bis das liebe Mütterchen über dem Strickſtrumpf, das Väterchen über der Tabakspfeife einnickte, und endlich mit Hannchen — ja mit Hannchen ſtand er auf einem wunderlichen Fuße. Sie ſprachen eigentlich ſehr wenig zuſammen und nur das Nöthigſte, und das konnte natürlich nicht viel ſein; ſie gingen ſich in Wahrheit ſogar aus dem Wege, und wenn ſie ſich zufällig begegneten, ſo wurden ſie Beide blutroth und getrauten ſich nicht, einander anzuſehen. Wenn ſich aber das Eine vom Andern unbemerkt glaubte, ſah es Jenes um ſo fleißiger an und ſeufzte wohl unwillkürlich und verſtohlen dazu; und wenn Guſtav den Eltern vorlas, fehlte Hannchen gewiß nicht; und eben ſo wenig Guſtav, wenn Hannchen auf dem Klavier ſpielte und ſang. Beide fingen im Laufe des Winters auch an eigne Verſe zu machen und zu componiren. Guſtav hatte beim Schullehrer Muſikunterricht und war fabelhaft fleißig, ſo daß er mit Hannchen bald vierhändig ſpielen konnte. Wenn ſich ihre Finger berührten, durchzuckte es ſie wie elektriſche Schläge; dann wandelte Hannchen wohl im Garten ſtill in ſich verſunken, das ſchöne Auge voll Thränen, und Guſtav ging am Berge im „Abendſcheine“ und machte ein Gedicht „an den Mond“ oder „an die ferne Geliebte,“ die doch nur ein Paar Hundert Schritte von ihm war. So machten dieſe beiden jungen und reinen Herzen die Entwickelungsphaſen der Liebe, wie ſie für dieſes mächtigſte und ſchönſte aller Gefühle in „deutſchen Landen“ beſtehen, mit großer Genauigkeit durch. Ein ſolches Stadium war dann auch, daß Hannchen ſich nach Mittheilung ſehnte und ſich Schulzens Malchen zu ihrer Vertrauten erſah, eine ſehr natürliche Wahl, da Malchen und Hannchen die innigſten Freundinnen waren. So erfuhr denn Malchen, daß Hannchen ſtets ſo wehmüthig geſtimmt ſei, daß ſie oft heimlich weinen müſſe, ſie wiſſe gar nicht weshalb, daß die gewaltigſte Sehnſucht nach Etwas, dem ſie keinen Namen zu geben vermöge, ihr faſt die Bruſt zerſprenge, daß ſie ſich den Tod wünſche u. ſ. w. Dann ſangen die beiden Mädchen einige Lieder von Hölty und Matthiſon, welche ihrer Stimmung ſehr angemeſſen waren, und die ſie in ein Meer von ſchwärmeriſchen, wehmüthig ſüßen Gefühlen verſenkten. Auch laſen ſie einige Taſchenbücher und Novellen und ſuchten und fanden viele Beziehungen auf ſich darin.

Malchen war nicht ſo ſchwärmeriſch wie Hannchen, aber ſie hatte ein nicht minder tiefes Gefühl, und je mehr ſie ſich allgemeine Bildung erwarb, deſto intenſiver wurde dieſes Gefühl; ihr Charakter war von Haus aus feſter und entſchiedener; ſie beſaß eine intuitive Geiſteskraft, mit der ſie ſich leicht und ſchnell Dinge zu eigen machte, die weit über ihrem Horizonte lagen. Die gebildeten Frauen der höheren Stände leben in der Regel in Bezug auf die Frauen der niederen in einem ſeltſamen Irrthum. Sie ſchließen nämlich aus den Bildungsformen und Aeußerungen auf Unfähigkeit zu tieferem Gefühl und zur Bildung überhaupt; und ſo nehmen ſie das für Weſenheit, was doch nur Bedingung iſt. Das geiſtig begabte Landmädchen hat dieſelbe Gefühlsbefähigung und liebt mit derſelben Tiefe und Innigkeit, wie die Tochter der höchſten Stände; erweitert ihren Geiſt und Ihr gebt ihrer Seele Bewegung, Sprache, Leben, Gefühl, Selbſtbewußtſein. Und wahrſcheinlich wird ſie ſtärker, friſcher, wahrer und tiefer lieben, weil die urſprüngliche Kraft ihrer Gefühle nicht durch die Miasmen der Geſellſchaft angekränkelt und geſchwächt worden iſt. Malchen war ein geiſtig ungewöhnlich begabtes Weſen und hatte durch den gebildeten Schullehrer ihres Geburtsorts eine über das ländliche Bedürfniß hinausgehende Bildung erhalten. Merkwürdiger Weiſe war in ihre Seele, als ſie kaum die Augen vom ſüßen Halbſchlaf der Kindheit erhoben, ein zündender Funken gefallen und hatte eine Flamme erzeugt, die ſie allmälich mit dem Rauſche des tiefſten und heiligſten Gefühls erfüllt. Sie hatte Marius als Primaner geſehen. Sie ſah ihn als Studenten, und ſo oft ſie ihn ſah, loderte die Flamme der Liebe mächtiger in ihr empor und weckte Sehnſucht und Trieb in ihr, dem Gegenſtande dieſer kanoniſirenden Liebe durch höhere Bildung würdig zu werden. Dabei hatte ſie nie daran gedacht, ihn je zu beſitzen. Es war bloß der dunkle Drang in ihr, nicht zu tief unter ihm zu ſtehen. Sie lernte beim Schullehrer Muſik, er verſchaffte ihr Lektüre; ſie ſuchte den Umgang der gebildeten Familien in der Umgegend, und machte auf dieſe

Weiſe ſtill und unbemerkt in der Bildung ihres Geiſtes und Herzens die ſchönſten Fortſchritte. Aber dabei wurde das ländliche Colorit ihres Weſens in jeder Weiſe geſchont; ſie blieb das ſtille, beſcheidene, einfache Landmädchen. Welch eine Fülle unverhofften Glücks erblühte nun in dieſem Herzen, als es ſich vom Gegenſtande ſeiner Vergötterung bemerkt, ausgezeichnet und geliebt ſah! Was ſie Jahre lang ſtill im Herzen getragen ohne Hoffnung, ſelbſt ohne Wunſch, trat ihr jetzt plötzlich als leuchtende Erfüllung entgegen. Als Erfüllung?! Durch den Jubel ihrer Seele zitterte bald ein leiſer ſchmerzlicher Ton, der mit der Zeit ſtärker wurde. Es war doch ein ſeltſames Verhältniß. Sie galt als Marius' Verlobte in der Familie, in den beiden Dörfern, in der Umgegend, überall, und doch war ſie es eigentlich nicht; denn weder öffentlich noch im Geheimen hatte ſich der junge Pfarrer mit ihr verlobt. Seine Familie wünſchte, daß ſie ſeine Frau werde, ihre Eltern wünſchten es auch, um ſo mehr, als beide kränklich waren und nicht lange mehr zu leben fürchteten; es war ihr eigner höchſter Wunſch, ſo unausſprechlich hoch, daß ſeine

Gewährung ihr einer Seligkeit gleich kam, für deren Wonnen ſie gar keinen Maßſtab hatte, und die ihr deshalb unerreichbar vorkam. Marius hatte den Wunſch, ſie zu beſitzen, auch einmal flüchtig ausgeſprochen, aber dabei war es geblieben. Sie betete ihn im Stillen immer an; er dünkte ihr ein Apoſtel des Herrn, ein Heiliger, der größte, edelſte und herrlichſte aller Menſchen; ſie beugte ſich in Demuth vor ihm, aber es wehte ſie doch kühl an, wenn er ſie ſo wenig beachtete, nur ſelten mit ihr ſprach und dann nur von wirthſchaftlichen Gegenſtänden, während ſie von ganz anderen mit ihm ſprechen konnte und wollte; aber ſie hatte nicht den Muth, ſelbſt anzufangen und ihm zu zeigen, was in ihr war. Sie war und blieb ein ſcheues Landmädchen dem „Herrn Pfarrer“ gegenüber. Und die Andern hatten gar kein Auge für ihre ſtillen Vorzüge. Daraus entſtand nun ein eigenthümliches Verhältniß. Malchen kam oft und viel in das Pfarrhaus herüber und wurde hier als künftige Schwiegertochter behandelt; Hannchen kam oft in das Schulzenhaus nach Sundheim, zuweilen auch Erneſtine und die andern Geſchwiſter. Chriſtoph nannte den

Schulzen Schwiegervater und wurde von dieſem Sohn genannt; Marius kam aber nie in des Schulzen Haus und behandelte Malchen, wenn ſie kam, zwar freundlich, mild und gut, aber doch nicht wie ein liebender Mann die geliebte Braut. Fort und fort beſchäftigt, bald mit Erfüllung ſeiner engeren Amtspflichten, bald mit der Seelſorge der Oberſtin, bald mit Bellmanns Unterricht, bald mit gelehrten Studien, fand er nie Zeit, ſich lange bei ſeiner Zukünftigen aufzuhalten. Er ſchien, wenn auch unbewußt, ſeine Verheirathung mit dem Mädchen für ein nothwendiges Uebel zu halten, mit dem ſich möglichſt wenig einzulaſſen das Gerathenſte ſei. Das Verhältniß war übrigens keineswegs ein ſtörendes. Alles ging in ſchönſter Ordnung, Harmonie, Frieden und Einigkeit. Niemand ahnete Malchens tiefes Gemüth und heiße Liebe; es hätte ſie auch Niemand begriffen. Sie ſelbſt wurde ſich nicht klar und kam nicht zum Selbſtbewußtſein ihrer Lage, obgleich ſie, als ſie Hannchens Vertraute wurde und die erwachende Liebe der Freundin und Bellmanns beobachtete, immer mehr fühlte, ihrer eignen Liebe fehle etwas. Aber die Gottähnlichkeit, welche Marius in ihren Augen hatte, glich das wieder aus und verwehrte, als rieſige Erſcheinung vor ihrer Seele, jedem Lichtſtrahle den Eintritt. Die thätige Arbeit der Landwirthſchaft, Lektüre, Muſik, Geſellſchaft halfen ihr über das Uebrige hinaus.

Gegen das Frühjahr verſchlimmerte ſich die Krankheit der Oberſtin täglich; der Arzt verſicherte, ſie werde den vollen Frühling nicht erleben. Sie machte ein Teſtament, ſchrieb noch eigenhändig an ihren Gemahl einen langen Brief, worin ſie ihn beſchwor, an den Kindern ihrer Geſchwiſter wieder gut zu machen, was ſie ſchlimm gemacht, und ſtarb endlich nach Erfüllung aller religiöſen Pflichten mit Gott und der Welt verſöhnt, in Marius' Beiſein, der ihr die letzten Tröſtungen reichte, einen ſanften ſchönen Tod.

Marius, wie ſein Vater, ſahen mit Recht dieſen Tod, ebenſo die Bekehrung der Oberſtin und die Wendung ihrer Angelegenheiten als einen Triumph des Chriſtenthums, als eine Beſtätigung der Göttlichkeit ſeiner Lehren und Ausſprüche an, zu den tauſenden und abertauſenden eine neue Beſtätigung. Es war für Sohn und Vater ein Labſal, als Diener des beſeligenden Wortes, welches durch ihren Mund ſolche Wunder bewirkt hatte, ſich das Zeugniß geben zu müſſen, daß ſie durch die Gnade Gottes und das Wort Jeſu Chriſti eine Seele gerettet, und mit Gellerts Worten rief der Greis nach dem Leichenbegängniſſe der Oberſtin ſeinen Sohn umarmend dieſem zu:

»O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele ſein!«

Die verſtorbene Oberſtin hatte dem Pfarrer Marius Ehrhardt ein nicht unbedeutendes Legat „zum Hochzeitsgeſchenk bei ihrer Vermählung mit Jungfrau Johanna Amalie Wilhelmine Loban" ausgeſetzt, und der Oberſt ſchrieb in ſeinem Glückwünſchungsbriefe, er bäte ſich die Ehre aus, die Hochzeit ausrichten und die Braut führen zu dürfen; deshalb möge das Feſt bis zu ſeiner Ankunft verſchoben werden. In der That hatte noch Niemand von den Betheiligten in Hallungen und

Sundheim ernſtlich an eine Hochzeit gedacht. Da nun Marius nach Eingang dieſes Briefes noch immer nicht einmal den Wunſch äußerte, ſich mit Malchen zu verloben, ſo kam die Sache im Familienrathe, welchen diesmal die beiden Alten, Erneſtine, Mariane und Chriſtoph bildeten, zur Sprache, und es wurde beſchloſſen, daß die Mutter ernſtlich mit ihm reden und ihn darauf aufmerkſam machen ſolle, wie verletzend für Malchen und ihre Eltern eine längere Verzögerung der Verlobung, zu der gar kein Grund vorhanden, ſein müſſe. Die Frau Magiſterin hatte vor ihrem jüngſten Sohne, beſonders ſeit ihm die Bekehrung der Oberſtin geglückt war, eine gewiſſe Ehrfurcht; er kam ihr wie ein höheres Weſen vor, wie ein Erwählter des Herrn. Es fehlte nicht viel, daß ſie den Heiligenſchein um ſein Haupt geſehen hätte. Die beiden älteren Söhne liebte ſie nur als gewöhnliche Menſchen. Die kleine alte Frau bereitete ſich alſo zu der wichtigen Unterredung mit dem Auserwählten durch Gebet und Faſten vor, und trat dann, von Erneſtinen fein ſäuberlich angethan und die grauen Haare mit einer ſchneeweißen Haube bedeckt, von ihrem freundlichen Magiſter erſt noch geſegnet und geküßt, die Reiſe von ihrem Zimmer in das des Sohnes, nicht ohne einiges Herzklopfen, an. Marius hatte die unbegrenzteſte Ehrfurcht und Liebe für ſeine Eltern. Seine Mutter war ihm das liebenswürdigſte menſchliche Weſen. Erfreut über ihren Beſuch, küßte er ſie auf die Stirn und zog ſie auf das Sopha, als ſie ihm geſagt, daß ſie mit ihm zu reden habe. Nun hörte er ſie ruhig an und unterbrach ſie nicht. In der That fiel er gleichſam aus den Wolken, daß er, der ſchier ängſtlich gewiſſenhafte Menſch, ſich einer Pflichtverſäumniß gegen Malchen ſchuldig gemacht; er meinte, mit Verlobung und Hochzeit habe es noch lange Zeit; wie lange eigentlich — davon hatte er gar keine Vorſtellung. Aber er erklärte ſich der lieben Mutter ſogleich bereit, Verlobung und Hochzeit mit Malchen zu halten, ſobald Eltern und Geſchwiſter es wünſchten; denn er liebe Malchen recht ſehr und ſei überzeugt, daß ſie eine tüchtige Wirthſchafterin werden müſſe. So lange er bei ſeinen theuern Eltern wohne, habe er eine eigne Wirthſchaft für überflüſſig und ſtörend gehalten und deshalb die

Schließung des Ehebundes mit Malchen bis zur nöthigen Herſtellung ſeiner eignen Wirthſchaft beanſtanden wollen. Doch füge er ſich ganz dem Wunſche der Seinigen. Die Mutter, froh, auf kein Hinderniß geſtoßen zu ſein, erklärte nun, daß die Hochzeit nach dem Wunſche des gnädigen Herrn bis zu deſſen Ankunft verſchoben, die öffentliche Verlobung aber dieſer Tage ſtattfinden müſſe. Sie forderte dem zufolge den Sohn auf, nach Sundheim hinüber zu gehen und beim Schulzen um deſſen Kind anzuhalten; denn die Verlobung müſſe im Vaterhauſe der Braut ſtattfinden. Marius kleidete ſich ohne Verzug an, frühſtückte mit den Seinigen und machte ſich dann, von ihren Segenswünſchen begleitet, auf den Weg. Mit dem Werke beſchäftigt, welches er eben ſtudirte, dachte er nicht eher wieder an Malchen, als bis er vor dem erröthenden Mädchen ſtand. Als ſie von ihm gehört, weshalb er gekommen, führte ihn die Entzückte zu ihren Eltern. Es ging Alles der Ordnung und dem Gebrauch gemäß. Der Herr Schulz und die Frau Schulzin gaben ihr Jawort und die Verlobung wurde auf nächſten Sonntag feſtgeſetzt. Dann beſuchte der Pfarrer ſeinen Bruder und ging endlich wieder, wie er gekommen war.

In gleicher Weiſe fand die Verlobung ſtatt; die ganze beiderſeitige Verwandtſchaft war dazu gebeten. Es wurde viel Braten, Wein, Bier und Kaffee vertilgt und herkömmlich lange und breite Geſpräche geführt, die nicht hierher gehören; am wenigſten ſprachen die Verlobten zuſammen.

Von dieſem Tage an hatte Malchen das Recht und die Pflicht, ihre Ausſteuer zu bedenken, und ſie ſetzte viele Hände in Bewegung. Im Pfarrhauſe zu Hallungen war man dagegen bedacht, die Wohnung für das junge Ehepaar herzurichten, wobei ſich Erneſtinens Thätigkeit in glänzender Beleuchtung zeigte. Die geringſte Theilnahme zeigte Marius; er betrieb gerade mit dem größten Eifer Bellmanns Bildung und zog Hannchen herzu, Theilnehmerin dieſes Unterrichts zu ſein. Für dieſe Beiden war dies die ſüßeſte Zeit ihres Lebens; es waren die friſchen ſonnigen Morgenſtunden ihrer Liebe, wo noch an jedem Hälmchen ein Thautropfen hing, in welchem die Sonne wiederſtrahlte.

Auf dieſe Weiſe verſtrich der Frühling und ein

Theil des Winters; der Oberſt kam nicht. Endlich ſchrieb der Oberſt und kündigte ſeine baldige Ankunft mit — ſeiner Braut an. Dieſe ſei die Nichte ſeiner verſtorbenen Frau, die Tochter ihres Bruders, die er aufgefunden und der er im Sinne der Verſtorbenen nicht beſſer vergelten zu können geglaubt habe, als wenn er ſie heirathe. Er wünſche vom jungen Pfarrer getraut zu werden. — Die Gewiſſenhaftigkeit des Gutsherrn wurde im Pfarrhauſe ſehr belobt und zu ſeinem und der künftigen Gebieterin Empfang und Hochzeitsfeſt vielfache Vorkehrungen getroffen. Darüber dachte Niemand mehr an Marius' und Malchens Hochzeit.

Am beſtimmten Tage der Ankunft des Oberſten ſtand Marius auf einer Eſtrade neben einem von der Gemeinde gebauten Triumphbogen, hinter ihm die Choradjuvanten, um das Brautpaar, das ſie in des Oberſten allbekanntem Reiſewagen erwarteten, zu begrüßen.

Die Leute waren alſo ſehr erſtaunt, in einem der wenigen daherſprengenden Reiter den Oberſten zu erkennen, welcher ihnen zuwinkend auf eine junge Dame deutete, die neben ihm einen prächtigen Grauſchimmel ritt und mit der Reitgerte grüßte. Die Bauern wurden von einer Beſtürzung ergriffen, die einem Schrecken ſehr ähnlich war; denn keiner von ihnen hatte jemals eine reitende Dame geſehen, und dieſe ſaß ſo leicht und keck im Sattel und beherrſchte ihr Thier mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ihnen der Verſtand ſtill ſtand. Auch der Pfarrer war anfangs betroffen, er war ſich aber nicht klar bewußt, ob über das unerwartete Reiten oder über die eigenthümliche Schönheit der Dame. Soviel hielt er ſich wenigſtens in dieſem Augenblicke überzeugt, daß er einen ähnlichen geiſtreichen Geſichtsausdruck noch niemals an einem weiblichen Weſen wahrgenommen habe. Zum erſten Male mußte er ſich zuſammennehmen, um eine Verwirrung zu beſiegen und die Begrüßungsrede zu halten. Aber er ſprach viel weniger, als er ſich vorgenommen hatte, und dieſes mit ſichtlicher Befangenheit und unſicherer Stimme. Als er fertig war und das verſammelte Dorf in das vom Schulzen ausgebrachte Hoch! eingeſtimmt hatte, dankte der Oberſt mit kurzen herzlichen Worten und wandte ſich dann zu ſeiner Braut mit der Frage: „Mein Kind, wollen Sie vielleicht ſelbſt ein Paar Worte ſprechen?“ Sie nickte und begann ſogleich mit einer ſüß und wohlklingenden Stimme und dem edelſten Pathos: „Ihrem Gruße, Herr Pfarrer, meinen Dank! Ihrem Wunſche, ſo viel an mir iſt, meine Gewährung! Doch meine Worte gelten nicht Ihnen allein, ſondern Euch Allen, liebe Leute. Ihr kennt mich nicht und bringt mir doch Liebe und Verehrung entgegen, weil ich morgen Eure Gutsherrin werde. Das iſt deutſch, und ich habe es nicht anders von Euch erwartet. Ob es recht, ob es gut iſt, einem blutfremden Menſchen mit Auszeichnungen entgegen zu kommen, als ſei er Allen als ein Wohlthäter der Menſchheit bekannt, bloß aus dem Grunde, weil er vornehmer iſt? Das iſt eine andere Frage. Genug es iſt ſo, und ich bin gewohnt, mich der Nothwendigkeit zu fügen. Seht aber: käme ich daher geritten und Ihr wüßtet nicht, daß ich morgen die Frau des Oberſten würde, es fiele Euch nicht ein, mich irgend wie auszuzeichnen. Ihr ſeht alſo, ich bin klar in dieſer Sache. Eben ſo klar weiß ich, was ich hier will und ſoll. Ich will Eure Liebe und Achtung wirklich verdienen; ich will mich Eurer leiblichen

Noth annehmen, noch mehr Eurer geiſtigen. Des Leibes Nahrung und Nothdurft habt Ihr wohl zur Genüge; deſto ſchlimmer ſteht's mit des Geiſtes Nothdurft. Wenn Ihr geiſtig ſo gut genährt wäret, wie leiblich, würdet Ihr mich, die Fremde, nicht anjauchzen, als wär' ich ein Engel vom Himmel; Ihr würdet abwarten, ob ich auch nur des kleinſten Grußes werth ſei. Ich will damit keinen Tadel gegen Sie ausſprechen, Herr Pfarrer. Sie können dafür nichts, und ich erkläre mich Ihnen ſchon näher. — Liebe Leute, ich bin wahrlich nicht gekommen, Eure Herrin zu ſein. Gott ſoll mich bewahren, daß ich über einen meiner Mitmenſchen mir Herrſchaft anmaßte! Dann wäre ich wirklich nicht des kleinſten Grußes von Euch werth. Eure Freundin will ich ſein, Eure Schweſter, Eure Mutter, Eure Lehrerin, Eure Erzieherin, Eure Pflegerin, Eure Wohlthäterin, und ich will Euch mir zu Freunden und Freundinnen gewinnen, zu Brüdern und Schweſtern, zu Vätern und Müttern; ich will auch von Euch Lehre, Pflege und Wohlthat annehmen. Mit einem Worte: ich will als Menſch unter Menſchen leben; wir wollen uns zu ächten, wahren und guten Menſchen bilden, und ſo zwar, daß, wenn wieder ein Fremder oder eine Fremde hierher kommt, wir nicht jubeln, ſondern hübſch abwarten, ob ſie unſere Achtung verdient und dann wollen wir ſie ihr auf eine würdige Weiſe zu erkennen geben."

Sie grüßte wieder leicht und freundlich, gab dem Pferde die Sporen und ſprengte anmuthig voran. Der Oberſt, der ihr mit einem ſchmunzelnden Lächeln zugehört, als wolle er damit ſagen: „ich kenne dieſe kleinen Betiſen und will ſchon damit fertig werden," eilte ihr vergnügt mit den Begleitern und Dienern nach. Die Bauern ſahen einander erſtaunt an. Mancher traute ſeinen Ohren nicht und ſtieß den Nachbar an, um deſſen Meinung zu erforſchen. Im eigentlichſten Sinne ging Allen der Verſtand aus, und es fehlte in der That nicht viel, daß es dem Pfarrer nicht eben ſo ergangen wäre. So lange das Dorf ſtand, waren ſolche Worte einer Gutsfrau von keinem ſterblichen Ohre vernommen worden. Auf den Pfarrer hatte die ganze Erſcheinung einen berauſchenden, ſchier betäubenden Eindruck gemacht. Auf dem Heimweg ſah er ſeine nächſte Umgebung kaum, aber das ſchlanke Weib auf dem ſchlanken Pferde, ihre zierlichen graziöſen Bewegungen, das feine kleine Geſicht von dunkeln Locken eingerahmt, ritt immer vor den Augen ſeines Geiſtes, während ihm die ſüße, weiche Stimme in den Ohren klang. Zerſtreut kam er nach Hauſe und bemerkte Malchen im Familienkreiſe erſt, als Hannchen ſie ihm lachend zuführte; aber ſeine Unterhaltung mit ihr war kümmerlich genug. Natürlich war nur von der Braut des Gutsherrn und ihrem merkwürdigen Auftreten die Rede, welches weit größeren Tadel als Beifall fand. Eigentlich waren es nur Bellmann und Malchen, welche ſich für die Dame erklärten, die Letztere ſogar mit einigen genialen Aeußerungen, die Niemand von ihr erwartet hatte. Es ſchien, als ſeien die Geiſtesfunken aus jener Rede zündend in ihren eignen Geiſt gefallen. Bellmann meinte, ſeine Couſine ſei auch geiſtesverwandt mit ihm; ſie habe ſeine eignen Anſichten und Meinungen ausgeſprochen. Der alte Magiſter ſchüttelte bedenklich den Kopf; „die Extreme taugten nichts.“ Die vorige Gutsfrau habe auf der äußerſten Rechten geſeſſen, die jetzige nehme ihren Platz ſogleich auf der äußerſten Linken. In jene hätten ſich die Bauern leicht finden können; denn ſie ſeien das hochmüthige Weſen vom Adel gewöhnt und nähmen es im tiefſten Reſpekt als ſich von ſelbſt verſtehend hin. In die Freundſchaft und Schweſterſchaft der nunmehrigen Gutsherrin würde ſich aber kein Menſch im Dorfe finden können, und die junge Frau Oberſtin werde bald genug von dieſen idealen Schwärmereien durch ſchlimme Erfahrungen abkommen. Am unzufriedenſten ſprach ſich die Frau Magiſterin aus; ſie war faſt erbittert über die Unbeſonnenheiten, welche das Fräulein „geſchwatzt" habe. Marius hielt ſein Urtheil ganz zurück, und darum befragt, antwortete er: auf Worte ſei nicht viel zu geben; man müſſe die entſprechende That abwarten.

Die Familie ließ gegen Abend im Schloſſe anfragen, wann es der gnädigen Herrſchaft belieben möchte, ſie zu empfangen. Statt der Antwort trat plötzlich der Oberſt mit ſeiner Braut in das Pfarrhaus. Alle zum Hauſe Gehörigen waren betreten; der Empfang war ſchier peinlich. Mit großer Unbefangenheit nahm aber die junge Braut das Wort:

„Es zieme ſich, daß ſie, die Fremde, Angekommene, zuerſt den Einheimiſchen, ſie, die Junge, den würdigen Alten, ſie, die um Freundſchaft und Wohlwollen Bittende, den zu Bittenden den Beſuch mache. Und damit wir uns gleich auf den rechten Fuß ſtellen, auf welchem ich mit Ihnen verkehren möchte und der meiner Individualität und wahrſcheinlich auch der Ihrigen am angemeſſenſten iſt, ſo will ich mich Ihnen heute ſchon offen und ehrlich geben, wie ich bin. Ich bin weit entfernt, ſtolz, hochmüthig, anmaßend zu ſein, aber eben ſo wenig bin ich demüthig, ſchüchtern, beſcheiden; nein ich bin ein ganz natürliches Menſchenkind, das ſich als Individuum geltend macht, aber durchaus will, daß Andere ihm gegenüber daſſelbe thun, das alſo unter und mit natürlichen Menſchen verkehren will.“

Dieſe Erklärung rief neue Verlegenheiten hervor. Der Magiſter nahm das Wort und ſagte: „Sein Haus werde ſtets wiſſen, was es ihr an Ehrerbietung ſchuldig ſei. Gott habe die Standesunterſchiede ſelbſt eingeſetzt und ſie ſeien ſelbſt in der Thierwelt deutlich wahrzunehmen. Gottes Weisheit müſſe man aber überall reſpectiren.“

„Nicht als Gottes Weisheit kann ich anſehen, Herr Magiſter, was allein rohe Gewalt und Ueberhebung unter den Menſchen hervorgerufen haben," verſetzte das Fräulein ruhig. „Legen Sie mir es nicht für Unbeſcheidenheit aus, wenn ich Sie an das große Wort Chriſti erinnere: Ihr wiſſet, daß die weltlichen Fürſten herrſchen und die Mächtigen unter ihnen haben Gewalt. Aber alſo ſoll es nicht ſein unter Euch; ſondern wer groß werden will unter Euch, der ſoll Euer Aller Diener ſein; und welcher unter Euch will der Vornehmſte werden, der ſoll Euer Knecht ſein. Denn auch des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, daß er ihm dienen laſſe, ſondern daß er diene."

Der Verblüffung des alten Mannes kam der Oberſt glücklich zu Hülfe, indem er lachend rief: „Ja, binden Sie nur mit der an! Die iſt bibelfeſt. Und eine Bibliothek hat ſie. Drei ſchwere Frachtwagen voll Bücher. Und ich glaube, ſie hat ſie alle durchſtudirt."

Marius horchte auf. Alſo eine Gelehrte! Er war ganz Auge und Ohr und verſenkte ſich geiſtig in den Anblick dieſer ſchmächtigen Geſtalt. Sie war doch eigentlich nicht ſchön. Sie hatte faſt gar kein Fleiſch. Das Geſicht war weiß, kränklich blaß, nur ein zartes Roth ſchimmerte durch. Die Naſe nicht groß, aber etwas adlermäßig erhöht und von edler Form; und das kleine graue Auge blickte ſo wunderbar geiſtreich und gab dem ganzen Geſicht einen ſo ungewöhnlichen Ausdruck. Marius verſuchte das Geſicht zu ſtudiren, aber er verfiel unwillkürlich in vage Träumerei. — Das Fräulein wandte ſich mit unerſchütterlichem Gleichmuth an Frau Sabine: „Wir werden einander ſchon verſtehen. Ich will gern recht viel lernen als Hauswirthin; denn ich weiß noch blutwenig. Und da komme ich denn als Hülfsbedürftige, Bittende zu Ihnen. Wo könnte ich mehr lernen als in Ihrem Hauſe!“

Erneſtine ließ ſich nun wenigſtens in ein Geſpräch mit ihr ein über Haushalt und Wirthſchaft, und Hannchen wurde zutraulich. Endlich kam Bellmann, der einen Spaziergang gemacht hatte. Kaum hörte das Fräulein, wer er ſei, als ſie ihn ſtürmiſch umarmte und küßte und weinend wiederholt ihren theuern Couſin nannte.

Frau Sabine ſchüttelte über dieſes „unſchickliche" Benehmen wieder mißbilligend den Kopf. Es gelang dem Fräulein nicht, ſie zu gewinnen. Aber nur gegen den Alten und gegen Erneſtinen ließ ſie ihren ſcharfen Tadel aus, als das Paar fort war. Unbegreiflich war Allen der Oberſt, daß er ein ſolches „Weſen" heirathe. Die Aeußerungen über ihn waren zum Theil ſehr bitter und nichts weniger als chriſtlich. Ganz verſchieden war Marius' Urtheil über das Fräulein. Aber er ſprach es gegen Niemanden aus. Es war auch eigentlich gar nicht auszuſprechen; denn es war ja gar kein ſcharf gedachtes, ausgebildetes Urtheil; es war vielmehr ein ſüßes wunderbares, ihm die Bruſt beklemmendes Gefühl von der hohen Vortrefflichkeit dieſes Weibes. Er träumte Nachts von ihr.

Im Pfarrhauſe hatte man vorausgeſetzt, das Brautpaar werde ſich im Schloſſe oder wenigſtens Abends in der Kirche bei Fackelſchein trauen laſſen. Das war nämlich adlige Sitte. Es gab alſo neue Verwunderung, neuen Tadel, als Fräulein Hermine wie eine Bauernbraut am hellen Tage in der Dorfkirche getraut zu werden verlangte. Es half aber nichts, es mußte drei Mal zur Kirche geläutet werden, und nicht nur ganz Hallungen, auch Viele aus den benachbarten Dörfern strömten zur Kirche. Und wiederum kam das Brautpaar nicht im Wagen, sondern zu Fuß in die Kirche. Der Oberſt hatte ſich wirklich von Grund aus geändert. Die Brautjungfern waren Mädchen aus dem Dorfe; Hannchen und Malchen mit darunter. Und wie einfach war die Braut geſchmückt! Ein weißſeidnes Kleid, ein Myrthenzweig im ſchlichten Haar; das war Alles. Aber gerade dieſe noble Einfachheit erhöhete den Eindruck, welchen Marius bereits empfangen hatte. Niemals war ihm ein Weib reizender erſchienen, keines edler, keines größer. Die Worte: welcher unter euch will der Vornehmſte ſein, der ſei Aller Knecht! kamen ihm nicht mehr aus dem Sinne. Seit er ſie aus dieſem kleinen Munde gehört, war's ihm, als ſei ihm ihre wahre Bedeutung erſt aufgegangen. Mit Begeiſterung ſprach er von der Liebe, als der Quelle alles Lebens und alles Glückes; ſein Auge ſtrahlte, ſeine Wange färbte ſich höher, unwillkürlich floſſen jene Worte Chriſti in ſeine Rede. Noch nie hatte er ſchöner, ergreifender geſprochen. Als er aber die Trauformel ſprach und ſeine Hand die verbundenen Hände des Paares berührte, war's ihm, als ſtröme ihm von Herminens kleiner Hand belebende Wärme, von der ſtarken Hand des Oberſten Kälte zu. Die ſeinige zitterte und in demſelben Augenblick drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf: welch ein geiſtloſer gewöhnlicher Menſch doch dieſer alte Soldat ſei und wie er ganz und gar nicht zu dieſem jungen ungewöhnlichen Weibe paſſe. Er war froh als die Handlung vorüber war; abgeſpannt und mit Kopfweh zog er ſich auf ſein Zimmer zurück. Die Familie war zu einem Mittagsmahle auf's Schloß geladen. Marius ging zwar mit, aber er war einſilbig und zerſtreut. Sein Auge haftete auf der Braut, ohne daß er es wußte, und er ſog das ſüße Gift der Liebe mit Augen und Ohren ein. Sein Kopfweh vermehrte ſich, ſeine Stirn glühete, ſeine Pulſe pochten, die Bruſt drohte ihm zu zerſpringen. Er ging nach Hauſe, um eine fieberhafte Nacht zu durchwachen. Am andern Morgen fühlte er ſich ernſtlich krank. Das junge Ehepaar reiſte in's Bad, und Guſtav Bellmann begleitete ſie auf ihren Wunſch. Hannchen ging mit verweinten

Augen umher. Jedermann wußte, was ihr fehlte und lächelte. Niemand aber ahnete, was in dem armen Marius vorging.

Wäre die Oberſtin in Hallungen geblieben, Marius würde höchſt wahrſcheinlich bald die Kraft in ſich gefunden haben, den Funken der Leidenſchaft, der in ſeine Seele gefallen war, auszulöſchen. Sein prieſterliches Amt, ſein Pflichtgefühl, ſeine Familie, ſeine Braut, die Achtung, die er dem Oberſten, die hohe Verehrung, die er der edeln Weiblichkeit in der reichbegabten jungen Frau zollte: Alles hätte ihn dabei unterſtützt. So aber wirkte das durch die ſchnelle Entfernung poetiſch verklärte Bild des ungewöhnlichen Weibes mit unwiderſtehlichem Zauberreiz auf ſeine aufgeregte Phantaſie und grub ſich täglich tiefer in ſeine friſche empfängliche Seele. Ungeſtört konnte er ſich ſeinen Träumereien überlaſſen, die täglich bunter und heißer wurden und ihm ihren Liebreiz in immer verlockenderen Farben vorführten. — Und wäre nur das

Original dieſer Bilderreihe in dieſem Jahre nicht wieder nach Hallungen zurückgekehrt, oder doch wenigſtens erſt im Spätherbſt, nach Ablauf der Saiſon, ſo würde Marius' moraliſche Kraft Zeit gehabt haben, ſich wieder zu finden und empor zu arbeiten. Das Bild der ungemeinen Frau wäre verblichen; ſeine moraliſche Kraft wäre Siegerin über die Leidenſchaft geworden, und niemals hätte Jemand von ſeiner Umgebung erfahren, welch eine gewaltige Flamme in ihm aufgelodert und ausgebrannt ſei.

So aber kam ſie ſchon nach ſechs Wochen wieder und zwar allein. Sie hatte den Oberſten im Bade zurückgelaſſen und verſicherte im Pfarrhauſe, wo ſie eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft ſchon den Beſuch machte, ihr Herr Gemahl unterhalte ſich ohne ſie weit beſſer; er ſei genirt durch ſie, und ſie ſei ihm viel zu dankbar ergeben, um zu dulden, daß er ſich ihretwegen einen Zwang anthue. Eben ſo wenig könne ſie ſich aber auch nach ihm geniren und ſich ſeinetwegen Zwang auferlegen. Alles Gezwungene und Gemachte ſei ihr zuwider. Sie liebe das Natürliche und aus ſich ſelbſt ſich

Entwickelnde. Es ſei doch baarer und lächerlicher Unſinn, zu verlangen, daß aus der Eichel eine Buche, und aus einer Ecker eine Eiche erwachſe; ſchier noch größer ſei der Unſinn, einer Eiche zuzumuthen, daß ſie ſich in eine Buche verwandle oder umgekehrt. Der gute Oberſt ſei eine prächtige Eiche und wenn ſie ſelbſt nicht einmal die Ehre beanſpruchen dürfe, ſich mit einer Buche zu vergleichen, ſo ſpüre ſie doch etwas von der Natur eines Kirſch- oder Apfelbaumes in ſich, der tauſend Blüthen treibe, von denen auch ein gutes Theil zu Früchten werde. Sie habe Nöthigeres zu thun, als in einem Bade zu faullenzen und ſich zu langweilen. Nicht vergebens ſei ſie des Oberſten Frau und Gutsherrin von Hallungen geworden, und nicht vergebens glaube ſie bei ihrem Empfange hier bemerkt zu haben, daß es für ſie hier viel Arbeit geben möchte, die ſie denn mit Hülfe der beiden Herren Pfarrer ohne Verzug und rüſtig in Angriff zu nehmen gedenke. Marius, bei ihrem unerwarteten Anblick von einer ſüßen Beſtürzung ergriffen, die ihn ſchwindlich machte und des Athems zu berauben drohete, ſchauerte in ſchmerzlicher Wonne zuſammen, als ſie ſich an ihn mit den Worten wandte: „Auf Ihre Hülfe und Leitung rechne ich ganz beſonders; denn die Kräfte Ihres Herrn Vaters müſſen geſchont werden.“

„Verfügen Sie über die meinigen! Gebieten Sie über mich!“ ſtammelte er befangen. „Doch nach welcher Richtung hin wünſchen Sie, daß ich für Sie thätig ſei?“

„Nicht ſowohl für mich, als für alle Andern und nach allen Richtungen hin, die Ihnen Ihr edles Herz, Ihr gebildeter Geiſt, und Ihr Amt und Beruf vorzeichnet. Auch ſollen Sie nicht ſowohl mein Gehülfe, vielmehr will ich Ihre Gehülfin ſein. Wir wollen die Menſchen hier glücklicher machen; dazu bedürfen ſie eines größeren Reichthums an ideellen und materiellen Gütern. Gewähren wir ihnen den erſteren, ſo werden ſie ſich den letzteren, wenn nur ſonſt der Kern gut iſt, ſelbſt erwerben. Es iſt eine Schmach, wie wenig die große Bildungsfähigkeit des menſchlichen Geiſtes zum Wohl des Einzelnen wie ganzer Corporationen und der ganzen Geſellſchaft ausgebeutet wird. Dieſe Bildungsfähigkeit iſt, meiner Meinung nach, weit größer, als man gewöhnlich annimmt. Ich fürchte nicht, daß Sie mich falſch verſtehen. Nicht zu Gelehrten im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſollen die Menſchen gebildet werden — das wäre ja der allergrößte Unſinn; denn die Gelehrten in dieſem Sinne ſind in der Regel ſehr charakterſchwache, unſelbſtſtändige und nicht ſelten ſogar recht alberne Menſchen — ſondern zu vernünftigen Menſchen. Vernunft, die göttliche Flamme des Geiſtes, iſt bei den Meiſten ein kümmerliches Lichtlein, bei Vielen nur ein Funke, der bei Manchen gar nur in der Aſche glimmt, und ſie ſollte überall ein Feuer, bei Vielen ein himmelaufloderndes ſein. Das ſei unſer Werk, Herr Pfarrer, die Flamme hervorzurufen, ihre Hinderniſſe zu entfernen, ſie zu nähren und zu fachen, bis ſie aus ureigner Kraft fortlodert. Was könnten die meiſten Menſchen ihren natürlichen Anlagen gemäß ſein, und was ſind ſie! Mich überläuft jedesmal ein Schauder bei dieſem Gedanken. Diejenigen, welche berufen ſind, die Menſchen zu bilden, entledigen ſich dieſer ihrer Pflicht, welche gerade zu die höchſte und heiligſte iſt, auf eine unverantwortliche Weiſe, oder ſie haben ſelbſt nicht den mindeſten wahren, d. h. geiſtigen Beruf zu ihrem Geſchäft. Denken Sie nur an die Bewunderung erregende Geſchicklichkeit unſerer Kunſtreiter, Equilibriſten, Akrobaten, Turner u. ſ. w. Woher dieſe Biegſamkeit und Schnellkraft, dieſe Gewandtheit und Ausdauer des Körpers? Von der frühen Uebung, mein Herr, und von der fortgeſetzten, immer weiter ſchreitenden Uebung. Als zarte Kinder, als ſie kaum gelernt hatten, ihre Glieder zu gebrauchen, ſind ſie zu ſolchen, ſcheinbar ganz unbedeutenden Uebungen angehalten worden, bis ſie allmälig zu dieſer vollendeten Meiſterſchaft gelangten. Wenn nun dergleichen mit dem Körper erzielt werden kann, wie viel mehr mit dem Geiſte, der doch hundertmal elaſtiſcher, dehnbarer und überhaupt bildungsfähiger iſt, als jener.“

„Und womit wollen Sie dem Geiſte dieſen ungeahnet hohen Grad von Bildung gewähren?“ rief Marius, überraſcht von der Neuheit und Kühnheit der Idee, welche die geniale Frau eben enthüllt hatte, aus.

„Machen Sie ihn allmälig mit den Geſetzen der Natur und denen ſeines eignen Weſens bekannt, die eben dieſelben ſind — Makrokosmus und Mikrokosmus — ſo weit ſie die Wiſſenſchaft bis heute entdeckt hat; dann überlaſſen Sie ihn getroſt ſich ſelbſt. Er wird auf der Bahn, auf die Sie ihn geleitet, allein weiter gehen, ſo weit als es eben ſeine individuelle urſprüngliche Kraft geſtattet, der Eine einen Schritt, der Andere viel tauſend Meilen. Mit einem Worte, belehren Sie ihn, bis Sie ihn zu ſeiner vollen Reife gebracht haben, dann aber bevormunden Sie ihn nicht, wohlverſtanden in keiner Weiſe, alſo auch nicht in religiöſer; und Sie werden Reſultate erleben, von denen die Welt bis jetzt noch gar keine Ahnung gehabt hat."

„In der That, des Verſuches iſt die Sache werth," meinte Marius.

„Und wir wollen den Verſuch ohne Zögern beginnen. Wir fangen mit den Kleinſten an. Die Erziehung des Menſchen muß, wie der ehrliche Jean Jacques Rouſſeau ganz richtig bemerkt, ſchon vor ſeiner Geburt beginnen. Ich habe da meine Pläne mit den jungen Müttern. Sie werden der Gegenſtand meiner Sorgfalt ſein, meiner ganz beſondern aber in jenem geheiligten Zuſtand, wo die Hand der ſchaffenden Natur ſie zu Trägern eines neuen, ſich aus dem Keime entwickelnden Lebens geweiht hat. Ich habe da ſehr gute Bilder, Kindergruppen und einzelne Kinder, alle von klaſſiſcher Schönheit, Gemälde in Oel- und Waſſerfarben, Stahlſtiche und Lithographien zu dieſem Behufe mitgebracht; ich werde noch mehr zuſammenkaufen, auch Skulpturen in guten Gypsabgüſſen. Mit dieſen Kunſtwerken werde ich die jungen Frauen umgeben, um dadurch ſchöpferiſch geſtaltend auf ihre Phantaſie einzuwirken. Aber, damit bei Weitem noch nicht genug, werde ich überhaupt ſchöne Formen um ſie aufzuſtellen ſuchen, werde ſie ſelbſt Schönes ſchaffen lehren. Die Künſte ſind dazu beſtimmt, das Leben in einem ganz andern Sinne zu veredeln, als man dieſen Gemeinplatz gewöhnlich nimmt; ſie ſollen den Menſchen ſelbſt körperlich und geiſtig verſchönen und veredeln. Ein Menſch, dem die Idee des Schönen ſchon im Mutterleibe eingeimpft wurde, der ſie dann von Kindesbeinen an in ſich erlebte und verkörperte, der muß ſie dann auch durch jedes Wort und durch jede That ſeines Lebens zur ſinnlichen Anſchauung bringen. Er kann gar nichts

Häßliches reden und thun, und er iſt moraliſch, tugendhaft, religiös, nicht nur aus ſittlichem Bedürfniß, ſondern aus ſittlicher Nothwendigkeit. Wie aus der Eichel die Eiche aufwachſen muß, ſo aus dieſem Kinde ein ſittlich ſchöner Menſch. Das wahrhaft Schöne iſt auch immer wahrhaft gut, und durch das Schöne wird die Menſchheit ihrer idealen Vollendung entgegengeführt. Wahrlich die Künſte ſind nicht da, um der Eitelkeit reicher Leute zu fröhnen, oder ihnen die Langeweile auf Augenblicke zu vertreiben; ſie ſollen das Hauptbeförderungsmittel der wahren Menſchenerziehung ſein."

„Ihre Anſichten und Pläne entzücken mich!" rief Marius mit leuchtenden Augen und höher gerötheten Wangen.

„Meine Sorge wird dann den Neugeborenen ſich zuwenden, daß ihnen von Milch, Waſſer, Luft und Licht, vom Grün des Waldes und der Wieſe, vom Schmelz der Blumen, von Geſang und Muſik die gehörige leibliche und geiſtige Nahrung zugewendet werde. Wir müſſen eine Singakademie errichten, die Knaben und Mädchen, die allmälig der geſchlechtlichen Reife entgegen gehen, müſſen einen

Geſangchor bilden, in welchem auch die jungen Frauen kunſtgemäß ſingen lernen; ferner müſſen wir einen Männergeſang bilden, und wie wir die ſchwangern Frauen anhalten, allen dieſen Geſangsproduktionen beizuwohnen, ſo laſſen wir auch die Kinder dahin bringen. So auch zu den Aufführungen der Muſikanten, deren höhere künſtleriſche Ausbildung ich ſelbſt übernehmen werde. Sie müſſen unſere beſten Meiſter ſpielen lernen. Ohr und Geiſt der Kinder müſſen die ſeelenvollſten Gefühlsausdrücke der genialſten Meiſter in ſich aufnehmen. Wir regeln und ordnen die Spiele der Kinder nach Geſang und Tanz. Die rhythmiſche Bewegung nach rhythmiſchem Geſang wird von unberechenbarem Einfluß auf die Kinder ſein. Wir bilden ihnen das Leben gleichſam harmoniſch vor. Die Harmonie, das äſthetiſche Maß wird für ihr ganzes Leben beſtimmend ſein; wir drücken es ihnen mit unauslöſchlichen Zügen in die Seele, oder vielmehr wir laſſen es zu ihrem eigenſten Leben werden; ſie ſelbſt werden harmoniſches Maß und ſittliche Schönheit. Ebenſo benutzen wir den dem Menſchen angeborenen Thätigkeitstrieb, der ſich ſo früh im Kinde kund giebt, um ihnen die Elementarwiſſenſchaften beizubringen, nicht in der dunſtigen ſtaubigen Schulſtube, nicht auf den Schulfolterbänken, nein im Wald und Feld mit Geſang und Tanz. Dort ſollen ſie mir leſen, ſchreiben, rechnen, Naturkunde, Geſchichte lernen, dort ſollen ſie Gott ſelber finden und ihr junges Herz ſtaunend an ſeiner Größe und Liebe erbeben. — Sehen Sie, lieber Herr Pfarrer, in dieſen kurzen Umriſſen habe ich Ihnen angedeutet, wie ich ein neues beſſeres Geſchlecht ſchaffen will. Ich zähle beſtimmt auf Ihre Mitwirkung."

„Alle meine Kräfte gehören Ihrem herrlichen Plane!" rief Marius in der edelſten Erregung, die ſeinem äußern Weſen einen überraſchend herrlichen Ausdruck verlieh.

Die Mutter hatte durch eine, an ihr ungewohnte, ſtrenge Miene, die ſich im Verlauf der Expektoration der Gutsherrin allmälig gleichſam verſteinerte, ihr Mißfallen an dieſer verrathen; jetzt nahm ſie den Ausdruck ſchier zorniger Mißbilligung an, mit welcher ſie gegen ihren Sohn gewandt, den Kopf ſchüttelte. Der Magiſter verſtand ſie vollkommen, und er hielt es für Pflicht, ihre Beſcheidenheit, die ihr Schweigen auferlegte, zu belohnen, indem er ihren und zugleich ſeinen eignen unangenehmen Gefühlen die ſchonendſten Worte gab.

„Die gnädige Frau,“ ſagte er bitter lächelnd, „wollen mir erlauben, zu bemerken, daß die von Gott verordnete Beſtimmung des Landvolks iſt, in Züchten und Ehren und aller chriſtlichen Tugend zu leben, zu arbeiten und zu ſterben, um durch die erlöſende Kraft des Blutes Chriſti der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden. Alles Uebrige würde von Uebel, von großem Uebel ſein; denn es wäre wider Gottes Ordnung und Geſetz.“

„Dann muß ich Sie in aller Beſcheidenheit um die gefällige Erklärung bitten, was Sie unter Gottes Ordnung und Geſetz verſtehen?“

„Sie ſind deutlich genug in der Natur, ſeinem Werke, und in der Bibel, ſeinem geoffenbarten Worte, ausgeſprochen. Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen! hat er befohlen, und: ſechs Tage ſollſt Du arbeiten. Großer Gott, was ſollte aus den Bauern werden, wenn ſie nur Muſik und Tanz trieben, ſchöne Bilder anſähen und Bücher läſen! Das ſind Ideen, gnädige Frau, von denen Sie hier im Orte bald genug zurückkommen werden. Jedem das Seine. Den vornehmen Ständen die Künſte und Wiſſenſchaften, die Vervollkommnung des Geiſtes: dem Bauer die Arbeit der Hände und ein ſchlichtes gottgefälliges Leben. Mit der hohen und feinen Kultur ſind ſtets Laſter und Sünden verbunden; mit dem einfachen ſchlichten Sinne aber Tugend und Ehrbarkeit. Das iſt meine, auf die Erfahrungen und Prüfungen eines langen Lebens und einer geſegneten Wirkſamkeit baſirte Meinung. Wollen Sie dieſelbe nicht ungnädig vermerken.“

Die Alte ſah mit dem Ausdruck großer Befriedigung auf ihren Eheherrn hin und gab ihm ihren Beifall durch ein leiſes Neigen des Kopfes zu erkennen. Für ſie hatte ein Orakel geſprochen. Auch Erneſtine war mit der würdevollen Abfertigung der Oberſtin ſehr einverſtanden. Marius blickte verlegen und in augenſcheinlich peinlicher Stimmung auf ſeinen Vater und Frau von Schneebach. Dieſe aber verſetzte mit der größten Ruhe: „Wir gerathen in einen Prinzipienſtreit, Herr Magiſter, und da dürfen wir uns einander nichts verübeln. So ſag' ich Ihnen denn offen, Ihre Erklärung der Ordnung und des Geſetzes Gottes genügt mir keineswegs. Ich habe eine ganz andere und ich darf wohl behaupten, weit höhere Anſicht davon, und auch die meinige iſt auf die klaren Ausſprüche der Natur und der Bibel begründet. Und ich denke, feſter als die Ihrige. Nirgend in der ganzen Natur hat ſich Gott herrlicher, ich möchte ſagen göttlicher geoffenbart als in der menſchlichen Vernunft. Sie iſt ſelbſt ein Strahl ſeines ewigen und unergründlichen Lichtes. Alle Menſchen haben dieſen Strahl empfangen, aber nicht alle in gleicher Stärke. Die Abſtufung in der geiſtigen Begabung iſt ungemein groß und mannigfach. Aber wie ſchwach auch zuletzt noch der Schimmer des göttlichen Glanzes ſei, immer iſt der Geiſt des Menſchen einer großen und vielſeitigen Bildung fähig, und es iſt unverkennbar Gottes Wille, daß alle Anlagen des Menſchen, geiſtige, wie körperliche, zu der höchſten Ausbildung, deren ſie überhaupt fähig ſind, geſteigert werden. Wenn dies nicht Gottes Wille wäre, ſo würde er dem einen Menſchen nicht grade dieſe, dem andern nicht gerade jene Anlagen gegeben haben. Auch beſtätigt die Bibel vollkommen dieſe Anſicht, indem ſie ſpricht: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Wahrheit kann hier unmöglich etwas Anderes heißen, als die höchſte harmoniſche Ausbildung aller Anlagen und Kräfte des Menſchen. Und wie bedeutungsvoll iſt doch das Wort „geholfen“. Von wem, durch wen ſoll ihnen denn geholfen werden? Von uns, durch uns, Herr Magiſter, die wir durch glückliche Umſtände bereits zu einer höheren Ausbildung gelangt ſind. An uns iſt die innere Miſſion ergangen, Helfer der armen Menſchheit zu werden. Wenn nun wirklich nach Gottes Willen allen Menſchen geholfen iſt, wenn ſie alle zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen ſind, d. h. wenn jedes Individuum durch Lehre und Beiſpiel zur größtmöglichſten harmoniſchen Ausbildung aller ſeiner Anlagen und Kräfte gelangt iſt, und Alle mit dieſen Kräften ſolidariſch auf das eine große und gemeinſame Ziel losſtreben, auf Glück, Wohlſein und Zufriedenheit jedes einzelnen Menſchen und ſomit der ganzen Menſchheit, dann kann natürlich nicht mehr von einem Unterſchied der Menſchen die Rede ſein, wie ihn die Nichterfüllung des göttlichen Willens, wie ihn die Vernachläſſigung *der menſchlichen Kräfte und Anlagen*, wie ihn Eigenſucht, Trägheit und Gewohnheit allmälig feſtgeſtellt haben und wie Sie ihn als göttliche Ordnung und Geſetze feſterhalten wiſſen wollen. Der große Herr und Meiſter von Nazareth hat uns gelehrt, daß wir Alle Kinder eines Vaters ſind und ſomit alle gleiche Rechte an das Gottesreich haben. Dieſes Gottesreich beginnt aber nicht erſt nach unſerm Tode, nein hier auf dieſer ſchönen Erde iſt es ſchon; Jeder hat die vollgültigſten Anſprüche an ihre Freuden und Schätze, die Gott mit ſo überſchwenglicher Liebe und Güte in unerſchöpflicher Fülle darbietet. Mit nichten ſoll der Eine dumm bleiben und arbeiten, damit der Andre ſich ausbilde und praſſe und ſchwelge. Nicht die Arbeit will ich verbannt wiſſen und an ihre Statt das Vergnügen ſtellen; wie könnte mir ſo Thörichtes einfallen! Die Arbeit iſt's allein, welche ewig das Material zur helllodernden geiſtigen Lebensflamme liefert. Ohne Befriedigung des Thätigkeitstriebes ſinkt der Menſch unter das Thier. Aber eben weil Arbeit geiſtige Lebensbedingung iſt, will ich ſie für Alle, und ich kann unmöglich eine Scheidung der Arbeit in geiſtige und körperliche geſtatten. Jede Arbeit iſt zugleich geiſtig und körperlich, und die Arbeit des Bauers, wie er ſie jetzt noch verrichtet, wird ſo durchgeiſtigt werden, wenn er ſich erſt der harmoniſchen höchſten Ausbildung aller ſeiner Kräfte erfreut, daß ſie dem ſtillen Forſchen und Wirken des Geiſtes im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften gleich zu achten iſt, während wir jetzt die ſogenannte geiſtige Arbeit gar oft unter das Schaffen des gemeinen Tagelöhners herabſinken ſehen. Der künſtliche Unterſchied zwiſchen geiſtiger und körperlicher Arbeit beruht auf jenem unwahren Dualismus, dem Grundprincip des zeitherigen Menſchheitlebens. Es iſt ein falſches geweſen, aber als Stufe zur höhern Einſicht hat es natürlich ſeine hiſtoriſche Berechtigung. Was ewig Eins war und in alle Ewigkeit Eins ſein wird, trennten die Menſchen in zwei Theile und thaten dadurch der Natur Zwang an. Dieſer aber hat ſich natürlicher Weiſe furchtbar an ſeinen Vollziehern gerächt. Alles geſellſchaftliche Elend, in dem wir bis an die Ohren ſtecken, iſt aus dieſem unnatürlichen Zwang erwachſen. Ich kann mich hier nicht näher über das eigentliche Weſen dieſes Dualismus auslaſſen; genug es iſt ein verderbliches geweſen, verderblich wie in allen Beziehungen, ſo auch in dieſer, daß ſie die Menſchheit, die eine einige und ganze ſein ſoll, in zwei ungleiche Hälften ſpaltete. Die ungeheure Majorität iſt die mit der Hand arbeitende, die ſchaffende; die Minorität beſteht aus Leuten, die zum Theil mit dem Kopfe arbeiten, zum Theil gänzlich müßig ſind und durch tauſenderlei Ränke und Kniffe, die ſie ausgeſonnen, es allmälig dahin gebracht haben, daß ſie die Früchte der Arbeit Andrer im reichſten Maße genießen und in dieſem Ueberfluß mit Raffinement ſchwelgen. Zwiſchen dieſen beiden Hälften iſt eine ungeheure Kluft entſtanden, und beide haben faſt nichts mehr miteinander gemein, als daß die Einen ſäen und ernten und die Andern die geerntete Frucht in Empfang nehmen. Dieſe Kluft, ſo breit und ſo tief ſie iſt, wird, wenn jene zweite Hälfte der Zeit nicht Rechnung trägt, über kurz oder lang mit Leichen ausgefüllt werden, und dann wird die Menſchheit ihrer göttlichen Beſtimmung nach Eins ſein. Dann wird man den Geſetzgeber und Lenker des Staats vom Pfluge hinwegholen, wie einſt den weiſen Cincinnatus, dann wird der Gelehrte ſeine Studirſtube in eine Werkſtatt verwandeln, wo die Künſte der Mechanik und die Forſchungen in dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften als mächtige Hebel in das Leben eingreifen, dann wird jeder Handwerker ein Künſtler ſein, dann wird mit einem Worte der große Verſchmelzungsprozeß zwiſchen Theorie und Praxis, deren geſonderte und ſchier feindſelige Stellung gegen einander auch aus jener dualiſtiſchen Weltanſchauung hervorgegangen iſt, vollzogen werden. Dann wird es keine dummen Bauern und keine hypochondern Gelehrten mehr geben. Aber dazu, meine Herren, muß der Menſch erzogen werden; denn er iſt ſtets nur das Product ſeiner Erziehung. Und zu ſolcher menſchheiteinheitlichen Erziehung will ich meine Kräfte verwenden; ich will was an mir iſt dazu beitragen, daß allen Menſchen geholfen werde und ſie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen; ich will, daß es nicht blos in der Bibel ſtehe, daß wir Alle Kinder eines Vaters ſind; nein ich will, daß dieſe allgemeine Kindſchaft, die große Verbrüderung der Menſchheit eine Wahrheit werde. Schöne Worte ſind von Thronen, Kanzeln und Tribünen Jahrhunderte lang genug gemacht worden; es iſt nun Zeit, daß wir mit Thaten handeln."

Die ſonſt bleichen ſchmächtigen Wangen der Oberſtin hatten ſich während des geſteigerten Feuers ihrer Rede mit einer leichten Gluth überzogen, gleichſam der Widerſchein ihrer in Flammen ſtehenden Seele; ihr Auge ſtrahlte wunderbar, ihre Bruſt hob und ſenkte ſich raſch; ihre ganze Geſtalt hatte etwas Fremdes, Siegreiches, und dem entzückten Marius, der vor Bewunderung bebte, fiel plötzlich ein, ſo müſſe Welada ausgeſehen haben, wenn ſie weiſſagte.

Der alte Magiſter wußte auf die begeiſterte und hinreißende Rede der Gutsfrau in ſichtbarer Verlegenheit nichts zu erwiedern, als daß die geäußerten Anſichten ſehr viel Gutes enthielten, wozu die Menſchheit aber noch lange nicht reif ſei, womit er ſich eigentlich überwunden erklärte.

„Wir wollen ſie aber durch Erziehung reif machen, lieber Herr Magiſter," entgegnete die junge Frau und verabſchiedete ſich raſch.

Ein geſpanntes Schweigen herrſchte mehrere Minuten in der Familie. Frau Sabina brach es zuerſt, indem ſie ihrem gepreßten Herzen Luft machte und die junge Gutsfrau für eine der überſpannteſten Schwärmerinnen erklärte, die es nur geben könne, für eine unbeſonnene Neuerin, die leicht gefährlich werden könne und von der ſie viel Unglück für das Dorf, ja wohl gar für das Pfarrhaus fürchte. Ihr beſorgter Mutterblick fiel dabei auf Marius, der erröthend den ſeinigen zu Boden ſchlug. Ihm war als habe das helle Mutterauge ihn durchſchaut, und mit einer ſehr gemiſchten und unklaren Empfindung, in welcher aber Bitterkeit vorherrſchte, begab er ſich auf ſein Zimmer und verfiel da wieder in ein tiefes Sinnen oder vielmehr traumartiges Brüten. Er hatte das bange Gefühl, wenn auch nicht das volle Bewußtſein, daß ein Mißton zwiſchen ihn und die Seinigen getreten war, der leicht zum Zwieſpalt werden konnte; aber die Rieſengedanken der Oberſtin flammten immer wieder in ihm auf und verdunkelten Alles daneben. Sein ſchwerbeladenes Herz verſuchte zu beten; aber er fand nicht Ruhe, nicht Klarheit im Gebet.

Die Oberſtin ließ ihren Worten raſch Thaten folgen. Sie zeigte ſich bald als einer jener Charaktere voll Federkraft, welche Hinderniſſe nur in ſo fern anerkennen, als ihr urſprünglicher kräftiger Gang dadurch mehr und mehr beflügelt wird. Sie ging im Dorfe von Haus zu Haus und verbannte durch freundliches belehrendes Geſpräch die dem Bauer mit der Muttermilch eingeflößte Scheu vor den „vornehmen Leuten!“ Und ſie war überall ſo wahr und ſo natürlich, daß den Dorfbewohnern, die meiſt ein ſehr richtiges Gefühl in dieſer Beziehung beſitzen, gar nicht die beklemmende Ueberzeugung wurde, die Gutsfrau laſſe ſich zu ihnen herab; ſie fanden vielmehr zu ihrem Erſtaunen, daß die Dame von vorn herein auf gleichem Boden mit ihnen ſtehe. Dadurch gewonnen ſie die nöthige Sicherheit im Verkehr mit ihr, und dieſer folgte denn auch bald der richtige Takt. Es fiel ſelbſt gemeinen und verwahrloſten Naturen nicht ein, ſich etwas gegen die Frau herauszunehmen, die ſich doch, nach ihrem Ausdruck, ſo „gemein mit ihnen mache.“ So veredelte ſie Alle um ſich her, während ſie eine Gleiche unter Gleichen zu verkehren ſchien. Und das machte ſich gleichſam Alles von ſelbſt; nirgend ein Befehl, ein Zwang, eine Bevormundung.

„Hier ſtellt ſich klar heraus,“ erwiederte ſie dem jungen Pfarrer, der ihr ſeine hohe Verwunderung über dieſes ihm ſo merkwürdige Reſultat zu erkennen gegeben hatte, „auf welchen Irrwegen unſre Regierungen, die freilich aus lauter „vornehmen Leuten“ beſtehen, begriffen ſind, wenn ſie fort und fort das Volk regieren, am Zwangſeil herumzerren, ihm alles, was ſich von ſelbſt verſteht, mit barſchem hochnaſigen Tone befehlen und es mit Worten und Thaten behandeln, wie einen halsſtarrigen bösartigen Stier. Dadurch machen ſie denn das Volk endlich dazu, wofür ſie es von vornherein gehalten haben, zu einem ungeberdigen wilden Thier, das nur im Joch, mit Zaum und Gebiß, im Zwangſtall und mit äußerſter Strenge in Zucht und Ordnung gehalten werden kann. Das geht denn ſo lange, bis es auf der einen Seite zum tückiſchen raſenden Thiere gepeinigt worden iſt, auf der andern ſich ſeiner Kraft und ſchwerbeleidigten Menſchenwürde bewußt wird. Dann wirft das gemarterte Roß den Reiter wohl ab, läßt ihn aber gutmüthig wieder aufſitzen und denkt, er werde ſich die Lection zu Gemüthe ziehen. Im Reiter erwacht aber im Gegentheil nun das unedelſte Rachegefühl und er peinigt das Roß nun erſt recht. Nach langem oder kurzem Dulden wirft ihn das Roß wieder ab und zerſtampft ihn mit den Hufen. Vertrauten die Staatenlenker dem innern edeln Kern der menſchlichen Natur, dem Gotte in der Menſchheit, es würde niemals zu ſolchen Wuthausbrüchen kommen. Aber ſolche furchtbare Wehen und Schmerzen ſind nöthig zur Geburt der Einheitsidee im Geiſte der Menſchheit, der größten und erhabenſten, welche je zu Fleiſch und Blut geworden iſt. Iſt ſie erſt als ſichtbare und greifbare Erſcheinung ins Leben getreten, dann wird der Entwicklungsgang der einheitlichen Menſchheit nicht mehr durch ſolche furchtbare Kataſtrophen unterbrochen werden; denn es werden dann nicht mehr zweierlei Menſchenklaſſen neben einander hingehen, die faſt nichts weiter mit einander gemein haben, als daß die eine befiehlt und genießt und die andre gehorcht, arbeitet und entbehrt; es wird nicht mehr einen übermüthigen Reiter und ein gemartertes Roß geben, ſondern einen Centauren — Roß und Reiter werden ein Weſen ſein. Sie ſehen, daß der Grund des Uebels wieder in dem ſchon gerügten Dualismus der zeitherigen Weltanſchauung liegt. Hätten wir nicht einen Gott und einen Teufel, Ormuzd und Ahriman, Engel und Dämonen, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit, Leben und Unſterblichkeit, wir würden auch keine zweierlei Menſchenklaſſen im oben angedeuteten Sinne haben. Aber der Tag iſt nicht mehr fern, wo die Welt, die ewig ein Ganzes war, nämlich in Gott und durch Gott, oder was daſſelbe iſt, in ſich ſelbſt, durch ſich ſelbſt — denn

Gott und die Welt ſind ja eben ewig eins und durchaus nicht zwei einander entgegengeſetzte Begriffe — wo die Welt, ſag' ich, auch in des Menſchen Geiſt zu einem Ganzen zuſammenſchmelzen und als ein Ganzes, Untheilbares begriffen werden wird. Wenn erſt der Menſch aus ſich heraus die begriffne Wahrheit lebt, daß in der unendlichen Mannichfaltigkeit, in der ewigen Vielheit nur die ewige unendliche Einheit ſei, daß dieſe Einheit Alles umfaſſe, daß Alles in ihr zuſammenfalle, daß dieſe Einheit der Grund und das Weſen aller Dinge ſei, unendlich geſtaltig in die Erſcheinung tretend, daß alles Leben und Werden ſeinen Grund in ihr habe und eins mit ihr ſei — dann wird das Menſchenleben auch ein andres, ein ſchöneres und erhabneres werden. Wir wollen in unſerm Kreiſe darauf hinarbeiten, daß dieſes glücklichere Zeitalter bald anbreche."

Marius hatte nachdenkend zugehört; er war ſtets tief ergriffen, wenn ſie ihren Geiſt in ſo gewaltigen Wellenſchlägen ausſtrömen ließ; auch jetzt prägte ſich ſeine innere Erregung in ſeinen Zügen aus. Er ſchwieg einige Minuten, dann ſagte er ſchmerzlich: „Ihre pantheiſtiſche Weltanſchauung, gnädige Frau, iſt ſo himmelweit verſchieden von der chriſtlichen, daß Sie unmöglich eine Chriſtin ſein können.“

„Sie haben recht, ich bin es nicht! Ich bin es weder im ſtreng kirchlichen Sinne, noch nach dem ſchwankenden Begriffe der Rationaliſten. Aber wir haben uns noch nicht genug in einander gelebt, um dieſes wichtige Thema mit einander zu erörtern. Ich weiß wohl, daß ſeine Abhandlung für uns eine unvermeidliche iſt, aber ich denke, wir ſetzen ſie noch einige Zeit aus; wir ſind noch nicht vorbereitet genug dazu und müſſen erſt klarer an einander werden.“

„Wie können wir dies beſſer als gerade in der verſuchten Auflöſung dieſer hohen Aufgabe? Mich drängt es, Sie zum reinen und beſeligenden Chriſtusglauben zu bekehren, wie Ihre verſtorbene Tante. Es giebt ein höheres als die Vernunftsſchlüſſe des Geiſtes, ein Unſichtbares, urewig Göttliches, das allerdings der rohen Materie entgegengeſetzt iſt und das wir nur in begeiſterter Glaubensſeligkeit ahnen und endlich anſchauen können.

Sie müſſen dieſer höchſten Weihe des Gemüths theilhaftig werden. Nie war eine Frauenſeele deſſen würdiger als Sie.“

„O mein Freund!“ verſetzte die Oberſtin mit ſchmerzlichem Lächeln, „wie recht hatte ich, als ich Ihnen einwarf, wir ſeien noch nicht vorbereitet genug, dieſes höchſte Thema miteinander abzuhandeln. Wir ſind noch ſehr weit von einander entfernt. Sie betrachten mich als eine noch auf einer niedern Stufe unter Ihnen Stehende, die Sie empor zu heben ſich gedrungen fühlen und begreifen nicht, daß ich weit höher ſtehe als Sie ſelbſt. Sie ſprachen mir die Weihe des Gemüths ab, welches der begeiſterten Glaubensſeligkeit nicht fähig ſei, mit der man allein das Unſichtbare, Göttliche anſchauen lerne, das hoch über der rohen Materie ſtehe. So trennen Sie alſo den Gott von der Welt, den Geiſt von der Materie, das unſichtbare Subject vom ſichtbaren Object. Sie müſſen das als Chriſt und namentlich als chriſtlicher Prieſter. Denn auch Chriſtus hatte die große Idee der Einheit alles Lebens und Seins noch nicht in ihrer ganzen Klarheit erfaßt, wenigſtens nicht nach den Berichten dieſer unvollſtändigen und unzuverläſſigen Bücher, welche die Evangelien genannt werden. Und doch nannte ſich dieſer große Geiſt voll kühner und gewaltiger Anſchauungen vorzugsweiſe und ſehr bedeutungsvoll den Menſchenſohn, d. h. den Sohn der Menſchheit, und doch haben die Verfaſſer der Evangelienbücher das große Wort von ihm aufgezeichnet: „Ich und der Vater ſind Eins,“ was nie etwas Anderes heißen kann als Gott und die Menſchheit ſind Eins. — Aber die Kirche hat dieſe Worte anders gedeutet; ſie erhebt den einfachen Lehrer und Propheten zum Gott und ſtellt in ihren Symbolen die Begriffe feſt, die da geglaubt werden ſollen und die nicht. Ein Chriſt iſt nur der, welcher aus innerer Ueberzeugung Alles glaubt, was ihm der ſogenannte chriſtliche Glaube d. h. die Kirchenſatzung zu glauben vorſchreibt. Wer an irgend einem Satze zweifelt, hat ſchon aufgehört ein Chriſt im eigentlichſten Sinne zu ſein. Seine Vernunft maßt ſich ein Urtheil über Glaubensſachen an, und er iſt Rationaliſt. Sie werden mir nun ſchon die Gewiſſensfrage geſtatten: glauben Sie Alles, was in der Bibel ſteht und was das apoſtoliſche, nicäiſche, athanaſiſche Glaubensbekenntniß, was die augsburgiſche Confeſſion, der große und der kleine Katechismus Luthers, die ſchmalkälder Verträge, das Concordienbuch, kurz alle die Satzungen der proteſtantiſchen Kirche, welche man unter dem gemeinſamen Namen der ſymboliſchen Bücher zuſammenfaßt, als Glaubensnorm feſtſtellt und vorſchreibt?“

„Dieſe Frage, gnädige Frau, aus Ihrem Munde an mich gerichtet, hat faſt etwas Beleidigendes,“ entgegnete Marius mit der Miene des gekränkten Stolzes. „Ich huldige dem Geiſte des Chriſtenthums, dem Geiſte der Liebe, der Wahrheit des Lebens, nicht alten todten Formen.“

„Wohl! Ich habe allerdings keine andre Antwort von Ihnen erwartet. Sie ſind alſo ein Rationaliſt. Nun kommt die zweite wichtigere Frage: geſtatten Sie Ihrer Vernunft ein unbeſchränktes Recht, die heiligen Ueberlieferungen des Chriſtenthums zu kritiſiren, und verwerfen Sie demnach Alles, was unſrer durch die Erkenntniß der Naturgeſetze ausgebildeten Vernunft widerſpricht, oder haben Sie ſich eine Auswahl von Dingen gemacht, die Sie glauben und von andern, die Sie nicht glauben? Und nach welchem Geſetz verfahren Sie dabei? Mit andern Worten: wo hört Ihre Vernunft auf und wo geht Ihr Glaube an? Und aus welchem vernünftigen Grunde haben Sie gerade an dieſe Stelle den Grenzſtein geſetzt und nicht an eine andre? Sie glauben z. B. nicht, daß Chriſtus mit ſeinem menſchlichen Leibe erſt in die Hölle hinabgeſtiegen und dann gen Himmel aufgefahren ſei; denn das Geſetz der Schwere erlaubt einem Körper ein derartiges ſogenanntes Hinabſteigen und Auffahren nicht, ſodann giebt es keine Hölle und keinen Himmel in dieſem chriſtlichen Sinne; es giebt kein unten und kein oben. Die Erde iſt ein Wandelſtern, der ſich mit ſeinen Geſchwiſtern um ihre gemeinſchaftliche Lichtſpenderin, die Sonne, dreht, und dieſe Sternfamilie, dieſes Planetenhaus durchfliegt ſauſend in ewiger drehender Bewegung die Unendlichkeit des Raums; und ſo Planetenſyſtem um Planetenſyſtem, jedes individuell und charakteriſtiſch vom andern verſchieden. Aber Alles iſt unendlich, alſo auch die Planetenſyſteme; nirgends fängt die Welt an, nirgendes hört ſie auf. Der menſchliche Gedanke ſchwindelt, aber ihm dämmert zugleich die Ahnung vom eigentlichen Weſen Gottes. — Doch ich ſchweife ab. Himmel und Hölle ſind von der kindlichen Auffaſſungsgabe früherer Völker erträumte Orte, denen in der Wirklichkeit gar nichts entſpricht. Sie können alſo weder an Chriſti Höllen-, noch Himmelfahrt glauben. Aber Sie glauben, daß er am Kreuze geſtorben und nach drei Tagen wieder lebendig geworden ſei. Die Himmelfahrt geben Sie Ihrer Vernunft preis, aber die Auferſtehung hält Ihr Glaube feſt. Und doch iſt dieſe ganz nach denſelben Naturgeſetzen ſo unmöglich wie jene. Nie kann derſelbe Körper, in welchem die treibende Flamme, welche wir Leben nennen, einmal verlöſcht iſt, ſie wieder in ſich aufnehmen; denn in dem Augenblick, wo ſie erlöſcht, verfällt er jenem chemiſchen Proceſſe, der ihn über lang oder kurz zum Organ oder Träger andrer von der frühern gänzlich verſchiedenen Lebensflammen macht. Chriſtus konnte alſo, als er einmal todt war, nicht wieder aus dem Grabe auferſtehen. Ihr Glaube wird mir vielleicht erwiedern: Er konnte es als Gottesſohn, als Gott ſelbſt, welcher über den Geſetzen der Natur ſteht. Allein das iſt's, was ich Ihnen mit gutem Fug beſtreite. Denn die Natur und Gott ſind Eins, wie der Leib und der Geiſt des Menſchen Eins ſind und zuſammen den Menſchen ausmachen, wie das Holz und die Kraft, die es erzeugt und die Blatt, Blüthe und Frucht hervortreibt, zuſammen Eins ſind und den Baum ausmachen. Die Welt, die Natur iſt der Körper, das ſtoffliche Kleid, die durch die Sinne wahrnehmbare Erſcheinung Gottes; er iſt ihr Geiſt, ihre treibende Kraft, ſo gut im Baume, wie im Menſchen, im Steine, im Gräschen, in der Mücke, wie im Sterne, im Planetenſyſteme wirkſam, immer die eine und dieſelbe Kraft, die nach ewigen und unabänderlichen Geſetzen wirkt, und dieſe Geſetze ſind eben auch nichts von ihr Gegebenes, Ausgegangenes, Geſchiedenes, ſie ſind keine objective Willensäußerungen Gottes, ſondern ſein eigenſtes Weſen, wie z. B. das Denken keine willkührliche Selbſtbeſtimmung des menſchlichen Geiſtes, ſondern ſein eigenſtes Weſen iſt. Gott kann alſo den Naturgeſetzen nicht zuwider handeln, weil er ſich ſelbſt nicht aufheben und vernichten kann. Ihr Glaube kommt eben ſo ins Gedränge, wie Ihr Rationalismus.“

„Wollen Sie mich denn abſichtlich mißverſtehen, oder verſtehen Sie mich wirklich nicht?“ verſetzte der junge Pfarrer mit dem Tone des ſchonenden Vorwurfs: „Mein Glaube iſt weit erhaben über dieſen ſogenannten Kirchenglauben, der in den ſymboliſchen Büchern feſtgeſtellt iſt, und mein Rationalismus — wenn Sie meinen Ueberzeugungen denn doch einmal dieſen Namen geben wollen — hat nichts gemein mit der trivialen Philiſterweisheit, die ſich etwas darauf zu gut thut, die Wunder Jeſu natürlich zu erklären. Ich achte dieſe Schaalen des Chriſtenthums eben als Schaalen, in welchen der köſtliche, lebendige, treibende Kern wohl bewahrt wurde; aber dieſer iſt's, den ich pflege und ausſäe in die Herzen, der in mir ſelbſt immer neue Sproſſen treibt, deſſen heilige Gotteskraft mich begeiſtert und beſeligt und mich mit immer neuem Muth inſpirirt, für Gottes Reich zu wirken und zu ſchaffen. Dieſer Glück und Leben ſchaffende Segen des Chriſtenthums iſt wie die Sonne erhaben und wirkſam gegen die zum

Symbol erhobenen Beſchlüſſe irgend einer Kirchenverſammlung oder der autonomiſchen Beſtimmung eines Prieſters oder Theologen. Dort iſt Gotteskraft, hier iſt Menſchenweisheit."

„Es iſt beides Menſchenweisheit und Gotteskraft; denn Menſchenweisheit iſt eben Gotteskraft. Jene Leute urtheilten nach dem Grade ihrer Erkenntniß d. h. nach dem Maße von Gotteskraft, welches ihnen zu Theil wurde; Sie haben die Berechtigung mit Ihrem empfangenen Maße dasſelbe zu thun. Sie ſtehen auf einem höhern und freiern Standpunkt, auf welchen der entwickeltere älter gewordne Zeitgeiſt Sie gehoben, und fühlen ſich nicht mehr an die Beſtimmungen und Satzungen von Menſchen früherer Jahrhunderte in Dingen und Angelegenheiten gebunden, die Ihr eignes Heil und das Ihrer Mitlebenden betrifft. Sie ſind im vollen Rechte. Aber zugleich verfallen Sie in einen großen Fehler. Sie bleiben auf halbem Wege ſtehen; Sie behalten doch noch dies und das von den kindlichen Anſchauungen und Irrthümern längſt verweſter Menſchengeſchlechter bei; Sie mißachten jene Formen und haben doch nicht die moraliſche Kraft, ſie ganz zu verläugnen und abzulegen. Der Geiſt des Chriſtenthums, wie Sie Ihre religiöſen Ueberzeugungen nennen, paßt nicht zu den gegebenen Formen dieſer Religion; beide ſtehen alſo mit einander in Widerſpruch. Warum verwerfen Sie dieſe als unwahr erkannten Formen nicht und wählen die wahre, die rechte, die dem Geiſte angemeſſen? Das macht: Sie haben Ihren Amtseid auf Bibel und Symbola abgelegt, d. h. Sie haben geſchworen an dieſe Formen zu glauben, ihren Inhalt als den rechten und wahren Geiſt des Chriſtenthums zu lehren; Sie haben alſo einen falſchen Eid geſchworen, denn Sie wußten ſchon, ehe Sie ihn ablegten, daß Sie ihn nicht halten würden, ja ganz unmöglich halten könnten. Sie haben ſich alſo dadurch auf unſittlichen Boden geſtellt und entſchuldigen dies dadurch, indem Sie raiſonniren; die Kirche zwingt mich zu dieſem Eid. Ein gezwungener Eid aber iſt Gott leid. Indem ich den wahren Geiſt des Chriſtenthums lehre, gehe ich doch den rechten Weg und mache meinen Frieden mit Gott und mir ſelbſt. Ich ſtehe ja immer auf dem Felſengrund des Chriſtenthums;

ich halte mich an den Kern und verwerfe nur die Schaalen. Und nun kommt erſt der rechte Irrthum, der Fehler des geiſtigen Hochmuths, der ſich für chriſtliche Demuth ausgiebt. Nämlich das, was Sie für den Kern und Geiſt des Chriſtenthums ausgeben, iſt gar nicht das Charakteriſtiſche dieſer Religion, ſondern es iſt das Subſtrat aller Religionen und wird in ſeine äußerſten und höchſten Conſequenzen verfolgt zum reinen Humanismus. Der Menſch findet ſich eins mit Gott und der Welt, wohl verſtanden: eins, nicht einerlei; denn der Menſch iſt nicht die Welt und Gott, ſondern er iſt eins mit ihnen, d. h. aufs innigſte und unzertrennlichſte verbunden, ſo daß das eine ohne das andere gar nicht beſtehen kann, die Welt nicht ohne Gott und Gott nicht ohne die Welt. Das Gefühl des Einsſeins mit Gott iſt aber das höchſte und beſeligendſte, deſſen der Menſch theilhaftig werden kann; es iſt über alle Religionen erhaben und iſt die Blüthe der höchſten Sittlichkeit. Die daraus erwachſende Frucht iſt das höchſte und reinſte Glück auf Erden, das harmoniſche Ineinanderwirken aller harmoniſch möglichſt ausgebildeten

Kräfte des Menſchen und endlich der Menſchheit. Ich und der Vater ſind Eins. Auf dieſem Standpunkt hat der Menſch alle Religion überwunden, alſo auch das Chriſtenthum, welches eben ſo nur eine Phaſe iſt, wie alle andern Religionen, die der Menſchheit-Geiſt zu durchwandern hat, um ſich endlich ſelbſt zu finden, d. h. zu entdecken, daß Gott in ihm und er in Gott iſt, daß er mit Gott Eins iſt. Und den, welcher dieſen höchſten Gipfel des reinen Menſchenthums erreicht hat und die höchſte Seligkeit genießt, welche das Bedürfniß erzeugt, alle Menſchen gleich glücklich zu ſehen. Dieſen Glücklichen wähnen Sie unter ſich ſtehen und wollen ihm die Hand bieten, um ihn zu ſich herauf zu ziehen!“

„Was Sie als höchſte Glückſeligkeit ſchildern, Ihren Humanismus oder reines Menſchenthum, das iſt eben doch nur ein kühler nüchterner Zuſtand, kaum ein bloßer Wiederſchein der ſtrahlenden Morgenröthe jubelnder Gottesbegeiſterung, deren Dichter Klopſtock iſt, jenes innigen Suchens, Findens und ſich Verſenkens in Gott durch das unausſprechliche Myſterium des Erlöſungstodes Jeſu Chriſti, des Vermittlers zwiſchen Gott und dem Menſchen."

Das Feuer, mit welchem der Pfarrer dieſe geſchraubten Worte ſprach, war durchaus kein natürliches, keine auflodernde Begeiſterung, ſondern ein gemachtes und deshalb der Ton der Stimme outrirt und unſicher. Er war unwahr in dieſem Augenblick, und er wurde ſich deſſen bewußt, als ihn die Oberſtin ſcharf fixirte, ſo daß er erröthend ihrem Blick auswich.

„Ich hatte erwartet, daß Sie nur aus Ueberzeugung zu mir ſprechen würden," ſagte ſie kühl und pikirt; „das war die ſtillſchweigende moraliſche Bedingung, unter welcher ich mich mit Ihnen auf dieſe Unterredung einließ. Ich will Ihnen alſo jetzt nur noch kurz bemerken, daß es zwiſchen dem ſichtbaren und dem unſichtbaren Weſen eines Dinges, zwiſchen dem Stoff und der in ihm wohnenden, mit ihm aufs innigſte in Eins verbundenen treibenden Kraft keines Vermittlers bedarf, ja eine Vermittlung nur zwiſchen zwei verſchiednen Dingen, die ſich einander feindlich gegenüber ſtehen, möglich und denkbar iſt. Eine Vermittlung alſo zwiſchen

Gott und der Menſchheit iſt das Traumbild kindlicher Phantaſie, welche ſich Gott als eine Perſon, einen mächtigen König vorſtellte, welcher in ſeiner fernen Reſidenz, dem Himmel, der ſündigen Menſchheit zürne. Wie wenig der jetzigen Reife des Menſchengeiſtes entſprechend iſt die ganze Mythe! Damit tritt denn auch die oft entwickelte Erlöſungstheorie von einer Erbſünde der Menſchheit, die niemals vorhanden ſein konnte, in ihr rechtes Licht. Wenn wir den ſogenannten Sühntod Jeſu vorurtheilsfrei und ſcharf ins Auge faſſen, ſo entdecken wir bald, daß ihm eben nur die ganz verwerfliche Vorſtellung des Heiden- und alten Judenthums von Menſchenopfern zu Grunde liegt, daß nämlich das Blut und der Tod des Menſchen, welcher nach jenen rohen Begriffen die Gottheit beleidigt habe, ihr angenehm ſei und ihren Zorn beſchwichtige, daß man aber auch einen unſchuldigen Stellvertreter, — Menſch, ſpäter Thier, namentlich Lamm — auf den man die begangne Sünde übertrage d. h. ſich davon *entlaſte*, ihn damit *belaſte*, abſchlachten könne. Welch ein eigenthümlicher Begriff von der Gerechtigkeit Gottes, den Tod eines Weſens zur

Sühne der Schuld eines andern ſich angenehm ſein zu laſſen! Sind wir denn auch nur eine Linie über den gemeinſten Fatiſchismus und Heidenglauben hinaus? Und gerade in derjenigen Handlung, die Ihr das höchſte Myſterium nennt, offenbart ſich die heidniſche Idee am ſchlagendſten! Wie wenig erhaben denkt Ihr von Euerem Gott, daß er erſt der Menſchheit die Erbſünde auferlegt und dann gar ſehr zornig wird, daß ſie nun mit dieſer Erbſünde behaftet iſt, nachher aber durch den gewaltſamen Tod eines Unſchuldigen, der ſich in überſchwenglicher Liebe für dieſe ſündige Menſchheit opfern läßt, verſöhnt erſcheint und nun ein guter lieber Vater iſt, obgleich die unartigen Erdenkinder in aller möglichen nur denkbaren Weiſe drauf losſündigen! Sie haben aber davon keineswegeſ eine üble Nachwirkung und göttliche Strafe zu befürchten; denn das Sündenlamm Chriſtus hat ſie ja längſt vorher von den Folgen und Strafen ihrer Sünden erlöſt. Und dieſes unſchuldige Opferlamm in Knechtsgeſtalt iſt nun vollends Gottes eingeborner Sohn, den er ſich von einer Jungfrau ausdrücklich zu dem Zwecke gebären ließ, damit er die Welt erlöſe, d. h. für die Sünden aller Andern ſterbe. Iſt Euer Gott, wenn Ihr ſo ihn denkt, um einen Deut beſſer als Zeus, oder die incarnirten Götter Buddha, Kriſchna, Mithras und andre? Und wenn er nur noch das ſchöne poetiſche Kolorit des Morgenlandes behalten hätte! wenn er nur auf der poetiſchen Höhe, umfluthet von ſinnigen Mythen, durch welche er als vergöttlichte Sonne hindurchglänzte, erhalten wäre! Aber Eure Gedanken und Vorſtellungen haben ihn ſo entweiht, daß ſeine erhabne Perſönlichkeit wahrhaft in den irdiſchen Staub herabgezerrt iſt. Dazu kommt die Mythe von der heiligen Jungfrau, der vollendetſte Ausdruck heidniſcher Anſchauung, jenes Andropomorphismus der alten Welt, und alle verhimmelte Myſtik kann dieſes Stück Heidenthum nicht verhüllen, ſie mag noch ſo dichte und duftige Schleier darüber hängen. Und nach faſt zweitauſend Jahren halten wir gebildeten Abendländer, und namentlich wir philoſophiſchen Deutſchen, immer noch an dieſem morgenländiſchen rohen Arabeskenſchmuck feſt, als hinge gerade an ihm unſer ewiges Heil; immer noch haben wir einen heiligen Reſpect vor dieſen Phantaſiebildern, und wenn wir diejenigen, die ſie in ihr nebelhaftes Nichts auflöſen, auch nicht mehr auf Scheiterhaufen verbrennen, ſo ſuchen wir ſie doch immer noch als verwegne und freche Menſchen zu verſchreien, deren laſterhaftes Herz keine Spur von Ehrfurcht vor dem Höchſten und Heiligſten mehr berge, und vor denen man ſich zu hüten habe, weil ſie zu jedem Niederträchtigen und Abſcheulichen fähig ſeien."

Die Oberſtin glühte vor Erregung und edlem Unwillen; ſie verabſchiedete ihren Beſuch mit einer leichten und graciöſen Bewegung der Hand; aber der Pfarrer ging nicht, und jetzt ſprach er mit Ueberzeugung und Wahrheit, um ſie wieder zu verſöhnen. „Ich gebe zu, daß, da der Kern des Chriſtenthums ſeinen Keim bereits zur Baumpflanze emporgetrieben, die Schaalen unbeſchadet der Pflanze entfernt werden können. Aber der Kern wird ſeine göttliche Lebenskraft immer mehr in der Pflanze bewähren; ſie wird zum ungeheuern Baum erſtarken, der alle Welt mit ſeinen Früchten laben wird, in deſſen Schatten alle Völker des Erdbodens wohnen werden."

„Das heißt ohne Bild, mein Freund: das rein Menſchliche, oder, wenn Sie lieber wollen, wahrhaft Göttliche, das den Kern und das eigentliche Weſen aller Religionen bildet, wird immer erhabener, immer bewältigender, immer ſegensreicher hervortreten. Dies iſt ja eben meine Meinung. Wir müſſen zuerſt darauf hinwirken, daß jenes einfache, große, kindliche Weſen, jener wahrhafte Lehrer des reinen Menſchenthums, den wir den Evangelien und Epiſteln nach Jeſus nennen, obgleich er in der That und Wahrheit nicht ſo geheißen hat —“

„Wie? er habe nicht Jeſus geheißen?“ unterbrach ſie der Pfarrer haſtig und erſtaunt.

„Brauch' ich Ihnen, dem gelehrten Kenner der alten Sprachen, das erſt zu beweiſen?“ entgegnete die Oberſtin. „Ich hatte einen alten trefflichen Lehrer, der mich mit ſicherer Hand in die heiligen Hallen der Wiſſenſchaft einführte; dieſer verſchloß mir auch zuerſt das wahre Verſtändniß der Evangelien. Die Verfaſſer derſelben, ſagte er mir, obgleich Hebräer, mußten doch als Apoſtel der neuen Religion, in der damaligen Weltſprache, der griechiſchen, ſchreiben. Dem Munde des feinen gebildeten Griechen, des Franzoſen der alten Welt, waren aber die rauhen und harten Formen der hebräiſchen Eigennamen ein Gräuel. Dieſe mußten alſo dem weichen Griechenorgan mundgerecht gemacht, gräciſirt werden. So wurde der uns aus dem alten Teſtamente wohlbekannte hebräiſche Name Joſchuah, Jeſchuah, Joſua, Jeſua in Jeſus umgeformt, ſo Mirjam in Maria.“

„Gewiß, ſo iſt's!“ rief Marius überraſcht; denn dem Gelehrten war dieſe Entdeckung entgangen.

„Ich wollte alſo vorhin ſagen: wir müſſen den Rabbi Jeſchuah, dem edeln und hochherzigen Lehrer ſeines Volks, dem es nie eingefallen iſt, eine neue Religion zu begründen, ſondern der die in Verfall gerathene moſaiſche Religion reformiren, auf der einen Seite auf ihren wahren Gehalt zurückführen, auf der andern den Bedürfniſſen ſeiner Zeit gerecht machen wollte, und der wohl oder übel, um ſich Gehör zu verſchaffen, auf die alte Meſſiasidee eingehen mußte, wir müſſen dieſen ſchlichten Menſchen Jeſchuah von dem prächtigen Gott Chriſtus, dieſer letzten Incarnation der perſönlichen Gottheit im Orient ſtreng ſcheiden. Von dem wirklichen Leben des Rabbi Jeſchuah wiſſen wir ſehr wenig. Er war wahrſcheinlich ein Zimmermann wie ſein Vater Joſeph, in dem Städtchen Nazareth am See Tiberias, wandte ſich in ſeinem männlichen Alter dem Lehrfache zu und verſammelte einen Kreis von Männern ſeines Standes um ſich, mit denen er eine Schule nach Art der alten Prophetenſchulen gründete. Er ſuchte das verrottete privilegirte Prieſterkaſtenthum zu ſtürzen. Die angegriffene Kaſte verband ſich mit dem Aberglauben des Volks und der römiſchen Militärherrſchaft, welcher ſie den jungen kühnen Rabbi als gefährlich denuncirte, und es iſt nach der Erzählung der Evangelien gerade nicht unwahrſcheinlich, daß er von ſeiner Partei zum Befreier des Vaterlandes vom Römerjoch und zum theokratiſchen König Paläſtinas beſtimmt war, daß aber das Unternehmen am Oſterfeſt an der Apathie des Volks ſcheiterte. Die Folge war, daß er als Hochverräther öffentlich hingerichtet wurde. Das iſt der Kern der ganzen Geſchichte. Und daraus hat das Prieſterthum der neuen Lehre, das durchaus nicht ohne einen neuen Gott durchdringen konnte, fußend auf die alten orientaliſchen Göttermythen, den neuen Gott Chriſtus gebildet, der beim rechten Lichte betrachtet, ſich uns als ein Sonnengott enthüllt, oder vielmehr als die ſchwache Nachbildung der alten Perſonifizirungen der Sonne als Gottmenſch.

„Sonnengott?!“ rief der Pfarrer im höchſten Erſtaunen. „Chriſtus die perſonifizirte Sonne! Das iſt ja unerhört.“

„Ebenſo wie Buddah, Mithras, Apollo und andre Sonnengötter. Sobald meine Bibliothek aufgeſtellt und geordnet iſt, werde ich Ihnen den Beweis liefern. Heute nur ſoviel: alle dieſe Incarnationen orientaliſcher Sonnengötter wurden von reinen Jungfrauen geboren. Sie traten im Schooße der Nacht oder in einer dunkeln Höhle ins Daſein, ſo auch Chriſtus d. h. die Sonne tritt aus der Nacht der Erde ſtrahlend hervor. Sie wandelt im Thierkreis. Auch dieſer hat ſich bei der Geburt Chriſti noch erhalten, die Höhle iſt zugleich Thierſtall. Der Sonne geht der Morgenſtern voraus. Bei Chriſti Geburt zieht er als Leitſtern den drei

Königen am Himmel voraus und ſteht über der Höhle ſtill. Auch zu den frühern jungen Sonnengöttern kommen Könige mit reichen Geſchenken und Hirten, die ſie anbeten. Nicht minder ſind die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti ſymboliſche auf die Sonnenbahn bezügliche Mythen, welche ſchärfer ausgeprägt ſchon bei frühern Sonnengöttern vorkommen. Vorzüglich iſt es der perſiſche Sonnengott Mithras, deſſen Kultus bald nach Jeſu Tod in den Provinzen des Römerreichs und namentlich in Paläſtina bekannt wurde. Die ganze Mythologie des Chriſtusgottes ſcheint dem Mithraskultus entlehnt oder nachgeahmt zu ſein. Doch heute ſei es genug! Später will ich mich auf jeden einzelnen Punkt einlaſſen und Ihnen Alles beweiſen. Ich bin nicht gern auf das Thema eingegangen; da Sie mich aber einmal dazu vermocht haben, ſo ſoll es ſo gründlich als möglich abgehandelt werden.“

Der Kampf in Marius' Seele wurde immer gewaltiger; er war gleichſam mit allen Lebenswurzeln in den alten Kirchenglauben verwachſen, und wenn auch ſeine Vernunft früher ſchon manche gelockert, ſo blieb dieſer Glaube doch der Boden, aus welchem er ſeine geiſtige Lebenskraft geſogen hatte. Nun riß dieſe kühne und gewaltige Frau, dieſes phyſiſch ſo ſchwache Weſen mit der reinen großen für Menſchenglück glühenden Seele, eine dieſer Wurzeln um die andre los, um ſie in einen wärmern und edlern Boden zu verpflanzen, der ihnen aber ein fremder war und an den ſie ſich nicht ſogleich gewöhnen konnten. Und war nicht mit dem Kirchenglauben ſein ganzes Familienglück ſo verwebt und verbunden, daß ſeine Trennung von jenem auch nothwendig ſeine Trennung von dieſem herbeiführen mußte? Und eine Trennung von ſeiner Familie, war ſie nur denkbar? war ſie nur möglich? Er hatte die Ueberzeugung, daß er eher ſterben würde, eh' er ſich von ſeinen Eltern und Geſchwiſtern losſagen könnte. Und das war es nicht einmal allein! Je mehr Terrain die ſiegreichen Ueberzeugungen der Oberſtin in ihm gewannen, deſto feſter ſtellte ſich für ihn die moraliſche Nothwendigkeit heraus, ſein Amt niederzulegen, ſeine Gemeinde zu verlaſſen, die für die Lehre der Gutsfrau jetzt noch nicht reif war. Und wie liebte er dieſe Gemeinde, wie wurde er von ihr geliebt! Wie hatte ſein ganzes Lebensglück darin beſtanden, ihr und ſeiner Familie in liebevoller Thätigkeit anzugehören, als ein „treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn!“ Und doch warf die Oberſtin mit hinreißender überzeugender Beredſamkeit eine Säule nach der andern nieder, welche die ſo ſtarke und prächtige Kuppel ſeines Glaubens getragen. Wenn ſie in reizender Erregtheit mit begeiſterten Worten von dem von ihr hochverehrten großen Meiſter in Israel ſprach, den ſeine Anhänger erniedrigt, indem ſie durch Truggebilde ihn zu erheben ſich beſtrebt, wenn ſie aus jeder ſeiner Lehren den glänzenden Kern des reinen Menſchenthums herausſchälte, da war es dem Pfarrer zuweilen als müſſe er ſich ſchämen, daß er jemals an die Gottheit Chriſti im kirchlichen Sinne geglaubt habe. Es iſt hier nicht der Ort, die ganze Procedur ſeiner Bekehrung in allen einzelnen Theilen zu verfolgen; genug, ſeine Einwürfe wurden immer ſchwächer, ſein moraliſcher Widerſtand immer geringer, dafür aber auch ſeine ſtille Verzweiflung, ſobald er von ihr entfernt und ſich ſelbſt überlaſſen war, immer größer. Nur in ihrer Gegenwart, wenn er ihr in das tiefe Auge ſchauen und den Ton ihrer Stimme vernehmen konnte, ſchwieg der Sturm in ſeiner Bruſt, verdrängt von einem ſüßen Rauſche, der, wenn er auch nicht das Gefühl des Glücks in ihm erweckte, dieſes ruhige, ſtille, in ſich abgeſchloſſene Gefühl, wie er es ſonſt wohl im Schooße ſeiner Familie und bei ſeinen Studien empfunden, ſo doch ihm ein narkotiſches Surrogat gewährte, das er noch nie gekoſtet hatte, den heißen, ſtark gewürzten, betäubend duftenden Becher der Leidenſchaft. Es läßt ſich durchaus nicht mit Beſtimmtheit angeben, ob die Liebe oder die Vernunft die größere Macht über Marius bei ſeiner Bekehrung ausübten; genug beide waren eben zu ſeiner Beſiegung verbunden, und wenn er zehnmal ſtärker geweſen wäre, als er wirklich war, er würde ihren gemeinſchaftlichen Angriffen endlich erlegen ſein.

Zwar bedurfte die Oberſtin ſeiner Hülfe ſtets; denn ſie richtete eine Kleinkinderbewahranſtalt oder vielmehr Spielſchule ein, ſie verbeſſerte die Schule ſelbſt; eine Sonntagsſchule für Erwachſene kam ebenfalls zu Stande; aber ſie las auch abwechſelnd mit Marius an beſtimmten Abenden aus Volksſchriften vor, gab muſikaliſchen Unterricht und begann noch viel Anderes, um das geiſtige und materielle Wohl der Dorfbewohner zu fördern. Der junge Pfarrer war ihr dabei unentbehrlich und als ihr treuer Gehülfe ſtets an ihrer Seite. Aber ſchärfer ſehende Augen, namentlich die ſeiner Mutter, ſeiner Schweſter Erneſtine und ſeiner Braut entdeckten doch bald, daß er noch weit mehr in der Geſellſchaft der Gutsfrau war, als alle dieſe Anſtalten und Beſchäftigungen erforderten. Auch konnte dieſen durch den Argwohn geſchärften Augen ſein innerer Kampf und ſein allmäliges Erliegen nicht entgehen. Er war aber viel zu ſehr mit ſich und der Oberſtin beſchäftigt, und ſein Blick war von der täglich wachſenden Flamme der Leidenſchaft für die außerordentliche Frau ſo getrübt, daß er die ſchwere und düſtre Wolke nicht bemerkte, welche ſich immer dichter und tiefer auf den Frieden des Hauſes ſenkte, auf den ſonſt ſo heitern Häuptern lagerte, die ſonſt geglätteten Stirnen furchte und den einſt lachenden zufriedenen Zügen einen peinlichen Ausdruck von Furcht, Angſt, Zorn und Widerwillen verlieh. So unſchuldig die Oberſtin bis jetzt war, ſie wurde doch ein Gegenſtand des Abſcheues in der Familie, und namentlich ſprach die alte Magiſterin ſich in ihrem Familienkreiſe auf die bitterſte und rückſichtsloſeſte Weiſe über ſie aus. Marius' düſtres, bleiches, abgehärmtes Anſehen, ſein unſtetes Weſen, die gänzliche Vernachläſſigung ſeiner Braut waren für ſeine Mutter lauter furchtbare Ankläger gegen die vermeintlichen Verführungskünſte der gefährlichen vornehmen Frau, und ihrer daraus erwachſenen ungeheuern Schuld. Marius galt der Matrone natürlich als gänzlich unſchuldig, als verführt und überliſtet. Mehr als ein Familienrath wurde abgehalten, aber es kam zu keinem Reſultate, weil der Magiſter mit großer Entſchiedenheit jeden leidenſchaftlichen Schritt, jeden Eclat verbot, indem er die Anſicht ausſprach: er kenne den ſtarken Geiſt ſeines Sohnes; ſelbſt wenn

Marius, wovon er, der Magiſter, noch keineswegs überzeugt ſei, wirklich eine Neigung für die Gutsfrau gefaßt, ſo werde ſein beſſres Selbſt dieſelbe bald bekämpft haben, zumal wenn die Oberſtin, wie doch als beſtimmt anzunehmen ſei, mit ihrem Gatten, nach deſſen Rückkehr aus dem Bade, Hallungen verlaſſe und ihr Domicil in Dresden nehme. Irgend mißbilligende Aeußerungen nach der einen oder der andern Seite könnten leicht das Gegentheil erreichen von dem, was ſie bezweckten und würden, wenn wirklich eine Flamme vorhanden ſei, Oel ſtatt Waſſer hineingießen. Habe Marius eine Leidenſchaft für die geiſtreiche Frau gefaßt, ſo ſei er ſich deſſen gewiß nicht klar bewußt und gleiche einem Nachtwandler, den man nicht durch ängſtlichen Zuruf erwecken dürfe, ſonſt könne er leicht zu Schaden kommen. Die Oberſtin ſei durchaus keine gemeine Frau, am wenigſten eine Verführerin. Der alte würdige Herr, dem eine Ahnung von Herminens hohem Werthe durch die Seele gezuckt war, ſetzte ſeinen Willen durch, und ſo blieb alles in der unbequemen und peinlichen Spannung.

Dieſem böſen Zauber entriß ſich Malchen zuerſt. Die ſeltſame Stellung, in welche ſie ohne ihr Verſchulden gerathen war, weckten in dieſem begabten Landmädchen Geiſteskräfte, von deren Daſein in ihr weder ſie, noch Andre etwas geahnt hatten. Sie, die im Begriff ſtand, im Hafen zu ſcheitern, überkam das inſtinctive Gefühl, daß Marius nur durch ſie gerettet werden könne, wenn er überhaupt noch zu retten ſei, daß dies aber auf eine edle und großartige Weiſe geſchehen müſſe, und eine hingebende Begeiſtrung erfüllte ſie mit Heldenmuth und Opferfähigkeit. In keiner Seele von allen, welche die Oberſtin um ſich verſammelt, hatten die von dieſer ausſprühenden Geiſtesfunken ſchneller und wirkſamer gezündet, als in Malchens. Das ganz eigenthümliche und außergewöhnliche Verhältniß ihres Brautſtandes erhöhte und ſpannte ihre einmal geweckte Seelenthätigkeit, und ſo glichen ihre bedeutenden geiſtigen Kräfte einer Kette, deren letztes Glied den electriſchen Funken empfängt, wenn er das erſte berührt. Malchen verſtand nicht nur, was die Oberſtin ſagte, in ſeiner ganzen Bedeutung; ſie begriff wie eine Hellſeherin auch alle

Conſequenzen des Geſagten, und deshalb wurden ihre Fortſchritte in der geiſtigen Erkenntniß mit Siebenmeilenſtiefeln gemacht. Niemand wurde ihren erhöhten Seelenzuſtand gewahr; anfangs war ſie ſo ganz mit ſich und ihrer Aufgabe beſchäftigt, daß es ihr nicht einfiel, ihrer Umgebung irgend welche Mittheilung darüber zu machen; ſpäter verbarg ſie ſich abſichtlich und brütete über ihrem großen Plan. Dieſer bezweckte nichts Geringeres, als der Oberſtin bei Marius den Rang abzulaufen; denn ſie meinte, daß nur die hohen geiſtigen Vorzüge dieſer Frau auf den Pfarrer einen ſo bewältigenden Eindruck gemacht haben könnten. Liebe und Eiferſucht bewirkten ein Wunder in ihr; ſie gaben ihr die Ueberzeugung, daß ſie hinſichtlich des Geiſtes nicht hinter der Oberſtin zurückſtehe und nur der Ausbildung bedürfe, in körperlicher Beziehung aber den Vorzug verdiene; denn ſie ſei ſchöner und jünger als jene. Eins vergaß das intereſſante Kind, das von der gekränkten Liebe zu ſo merkwürdiger Geiſtesthätigkeit angeſpornt wurde, und ſie mußte dieſes Eine vergeſſen, weil ſie es nicht kannte, die Leidenſchaft, welche ſich Marius ganzer Seele bemächtigt hatte und mit verzehrenden Flammen ausfüllte. Während ſie ſelbſt ſtill und raſtlos ihre Erkenntniß zu immer höherer und weiterer Ein- und Umſicht ſteigerte, ſtieg auch die Leidenſchaft des Pfarrers und ſein düſter glühendes Auge, ſeine hohle Wange zeugten genugſam von ihr. Hatte denn die Oberſtin kein Auge dafür? Ahnete ſie denn nicht, was in der Seele ihres Freundes vorging? — Sie wußte es und hier war ihre ſchwache Seite, hier die Achillesferſe ihrer Weiblichkeit. Anfangs beachtete ſie den Eindruck wenig, welchen ſie ſo ſichtbar auf den Pfarrer machte; er ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, von der auch ſie nicht frei war. Doch war ſie viel zu ſehr mit ihren Volkserziehungsplänen beſchäftigt, als daß ſie ſich lange bei einer flüchtigen Neigung hätte verweilen können, wofür ſie Marius' Gefühl für ſie hielt. Ihr war die Liebe nichts Neues; ſie hatte ſie bereits in verſchiedenen Stufen und Schattirungen kennen gelernt und fühlte deshalb ihre Pulſe bei Marius' Erſcheinen nicht ſchneller ſchlagen. Aber der junge, ſchöne und geiſtreiche Mann wurde ihr täglich angenehmer; ſein Umgang war ihr bald Bedürfniß — ſie wußte es ſelbſt noch nicht — und wenn er nicht zur rechten Minute in ihr Zimmer trat, wurde ſie unruhig; kam er endlich, ſo fühlte ſie einen leiſen ſüßen Krampf in der Bruſt, und über ihr Haupt eine fiebernde Hitze ausgegoſſen. Mit dem Siege, den ſie über ſeine religiöſen Ueberzeugungen davon trug, verlor ſie die Sicherheit des Benehmens ihm gegenüber. Sie blieb ſich nicht lange im Unklaren über dieſes Gefühl; ſie wußte daß es Liebe war; aber der Rauſch war ſo ſüß; von dieſem keuſchen ſpröden Herzen geliebt zu werden und es wieder zu lieben, war ein Wonnegefühl, wie ſie es noch nicht empfunden, und ſie gab ſich ihm, ohne auch nur an die nächſte Zukunft zu denken, endlich mit ganzer Seele hin. Es iſt eine überall hervortretende Thatſache, daß die geiſtreichſten Frauen nach dieſer Seite hin am meiſten fehlen und ohne Vorſicht, ja nicht ſelten ſogar mit frevelndem Uebermuthe, zuweilen mit wollüſtigem Behagen mit dem gefährlichen Feuer ſpielen, bis ſie davon ergriffen ſich und Andre ins Verderben ſtürzen.

Die Biblothek der Oberſtin war angekommen und ausgepackt worden. Ein ungeheurer Haufe Bücher wartete in dem neugetauften Bibliothekzimmer auf das Ordnen und Aufſtellen, eine langwierige und nicht leichte Arbeit, die genügend und gut nur von kundiger Hand vollbracht werden konnte. Marius erbot ſich dazu und wurde gern angenommen. Er war nun den ganzen Tag im Schloſſe und bei der angebeteten Frau, die ihm half, und zwiſchen beiden entſpannen ſich von der oft gebotenen Gelegenheit hervorgerufen, die intereſſanteſten Discuſſionen. Der Pfarrer fand erſtaunt die Oberſtin in allen Zweigen des Wiſſens erfahren, wenn ſie auch nicht in die Details überall eingedrungen war. Hier war es auch, wo der Kampf über die kirchlichen und religiöſen Satzungen vollends durchgekämpft wurde, der mit des Pfarrers gänzlicher Niederlage endigte.

Nach einem viel beſchäftigten Tage voll geiſtiger Aufregung ſaß Marius auf dem Sopha des Bibliothekzimmers; mehre aufgeſchlagene Bücher lagen auf dem Tiſche vor ihm, berühmte wiſſenſchaftliche Werke. Oft ſchon hatte ihn der Gedanke beſchäftigt, wie die junge Frau doch zu dieſer ausgezeichneten Bibliothek, wie ſie zu dieſer ſeltnen Geiſtesbildung gelangt ſein möchte? Sie hatte bis jetzt, wie es ihm ſchien, abſichtlich vermieden, ihm von ihrer Vergangenheit zu reden. War es nicht wie ein Wunder, daß ſie die größten und wichtigſten Fragen der Zeit mit Umſicht, Tiefe und Gewandtheit löſete und zugleich in ihrem Hauſe wirthſchaftliche Verbeſſerungen von durchgreifender Art vornahm? Und wenn er ſich auch ſagte: daß ſie von hoher Genialität ſei, welche in Stunden begriff, wozu gewöhnliche Menſchen Wochen brauchen, ſo konnte ſie dieſe praktiſche Tüchtigkeit doch nicht ohne ein reichbewegtes Leben erlangt haben. Ein ſolches begünſtigt aber die ſtillen Forſchungen der Wiſſenſchaft nicht, deren Reſultate doch in der Oberſtin zu Tag lagen. Wie ließ ſich z. B. ihre hohe Reitkunſt mit ihrem gelehrten und ihrem praktiſchen Wiſſen, mit ihren muſikaliſchen Kenntniſſen und übrigen Kunſtfertigkeiten vereinigen? Sie war und blieb dem Pfarrer ein Räthſel, aber ein ſo ſchönes und ſüßes, daß ihm der Wunſch, ſeine

Löſung zu kennen, kaum mehr einfiel. Machte ſie doch das duftartig über ſie gebreitete Geheimniß nur noch intereſſanter.

Die untergehende Sonne warf den Widerſchein ihres Purpurs durch das geöffnete Fenſter in das Zimmer; der Garten, der ſich unter demſelben ausdehnte, ſtand in der vollen üppigen Pracht des Frühſommers; ein paar herrliche Linden fächelten leiſ' rauſchend mit Kühlung eine Menge Blumenduft in das Gemach. Marius verſank in den traumähnlichen Zuſtand, wo wir die Außenwelt, als wäre ſie weit von uns geſchieden, ſo daß unſre Thätigkeit ſie gar nicht erreichen könnte, wie durch ein Fernrohr betrachten. Wenn auch ſein Herz nicht voll ſüßen reinen Friedens war, ſo war es doch voll ſüßen ſchönen Rauſches; und wie oft wird doch dieſer für jenen genommen, und da jener auf Erden ein gar zu ſeltner iſt, ſo darf man fragen: welcher von beiden mehr werth iſt? Ja es wird ſogar unentſchieden bleiben müſſen, welcher von beiden glücklicher macht? Marius' Seele war voll von Herminen, die ihn kurz vorher verlaſſen hatte; er war jetzt nicht mehr im Einzelnen wie vorhin, ſondern im Ganzen und Allgemeinen mit ihr beſchäftigt; er lebte und webte mit einer ſchmachtenden Paſſivität in dem ſüßen Geheimniß, das für ihn ein Lebensbedürfniß geworden war. Es war eine jener weichen Stunden über ihn gekommen, die den gemüthlichen Mann zuweilen in die weichen Arme nehmen und denen der Härtere — freilich weit ſeltner — ſich unwillkührlich hingegeben ſieht; er gewahrte den Knoten nicht, in welchen ſeine Verhältniſſe ſich verſchlungen; er ſah nur die entwirrten Fäden freilich neben einander laufen. Ach wie viel Seligkeit in wenigen Minuten! Hermine trat herein. Sie kam ihm reizender, ja blühender vor als je. Ein liebliches faſt ſchalkhaftes Lächeln ſpielte um ihren kleinen reizenden Mund. „Sie dürfen mich heute noch nicht verlaſſen,“ ſagte ſie ſanft. „Ich bitte Sie, eine Taſſe Thee von mir im Garten anzunehmen.“

„Laſſen Sie uns hier verweilen!“ bat er dagegen. „Mir iſt, als wäre mir heute in dieſem Zimmer wohler, als im Garten.“

„Ich werde das Nöthige ſelbſt hierher beſorgen. Sie haben recht; wir können hier ungeſtörter plaudern.“

Sie ging, um bald mit den Theegeräthſchaften und Speiſen zurückzukehren. Sie ſchenkte ein, ſie präſentirte, Alles mit einer gewiſſen gehobenen Stimmung, die man feierlich hätte nennen können, wenn ſie nicht von jenem ſchalkhaften Lächeln begleitet geweſen wäre. Dann entfernte ſie ſich. Es vergingen wohl zehn Minuten. Da trat ſie wieder in das Zimmer und trug auf einem großen Teller einen feinen Aſchkuchen, einen vollen Blumenkranz und ein ſchön gebundenes Buch. „Es iſt morgen Ihr Geburtstag,“ ſagte ſie lieblich lächelnd, „und Ihre Familie wird ihn, wie immer, feſtlich begehen. Ich werde Sie da nur officiell beſchenken können. Deshalb habe ich ganz im Stillen eine kleine Vorfeier unter uns veranſtaltet, wo ich Sie erſt officiös oder vielmehr cordial beſchenken darf. Den Kuchen habe ich ſelbſt gebacken, den Kranz ſelbſt gewunden, das Buch ſelbſt geſchrieben, und alles zu dieſem Zweck. Ich bringe Ihnen meinen Glückwunſch dar.“ Damit warf ſie ihm, wie ein ſchelmiſches Kind, den Kranz über das Haupt.

Höchlichſt überraſcht und erröthend vermochte er im erſten Augenblick kein Dankwort zu finden. Er griff unwillkührlich nach dem Buche und ſchlug es auf; es waren Aufſätze und Gedichte der Geberin. Ueberwältigt von mächtig aus ſeinem innerſten Leben hervorbrechenden Gefühl, ergriff er ihre Hand und preßte ſie mit einer ſchier krampfhaften Heftigkeit an ſeine bebenden Lippen. Dabei war er todtenbleich geworden und Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

„Hermine!" ſtammelte er mit halb erſtickter Stimme, aber erſchrocken vor dieſer Bewegung und vor dieſem Tone, und voll Ahnung, welch ein Wort er ausſpreche und daß damit der gute Zauber ihrer gegenſeitigen Stellung gelöſt werde, verſchloß ſie ihm plötzlich mit der kleinen ſchmalen Hand den Mund und flüſterte ſchmerzlich bittend: „O mein Freund, kein Wort weiter!" Er verſank traurig in ſich ſelbſt und ließ den zu ihr erhobenen Blick ſcheu zu Boden gleiten. In dieſem Momente lag etwas Wildes, Fremdes und Grauſenhaftes in dieſem Blick, wovor die Oberſtin innerlich erbebte. Eine äußerſt ſchmerzliche Ahnung ging ihr in dieſem Blicke auf und durchbohrte ihre Seele wie ein Dolchſtich. Doch eine ſo ſtarke und elaſtiſche Natur wie die ihrige erlag nur momentan ſolch lähmendem Eindruck; einen Augenblick darauf ſchüttelte ſie ihn ab, wie einen böſen Traum.

„Ermannen Sie ſich, mein Freund!“ rief ſie ihm zu. „Es ziemt uns, feſt und ſtark zu ſein und über uns zu wachen.“

Er lächelte ſchwermüthig. „Das nicht geſprochne Wort iſt noch lange nicht das nicht erfüllte Schickſal. Dieſes kettet ſich nicht an ein Wort; es iſt an die Geiſter gebunden.“

„Ein feſter Wille vermag viel!“

„Der Mythus der Alten, daß die Götter leicht und ſchnell die Bezwinger des menſchlichen Willens ſind, hat einen tiefen Sinn. Die ſittliche Stärke zerknickt wie ein ſchwaches Rohr vor dem Hauch des dämoniſchen Elements in uns.“

„Aber Kampf iſt unſre Pflicht; Kampf iſt Lebenselement. Kämpfen Sie, arbeiten Sie, ſchaffen Sie! Wir wollen unſre Thätigkeit verdoppeln. Wir haben einen ſo würdigen Gegenſtand derſelben. Es giebt keinen würdigern und erhabenern. Vor ſeiner Majeſtät ſinkt der Dämon in uns machtlos nieder."

Der Pfarrer ſchüttelte ſchweigend das Haupt, als habe er dergleichen ſchon vergebens verſucht.

„Verzweifeln Sie nicht an ſich! Sie ſind ein Mann von Geiſt und Charakter; liebende Menſchen ſtehen Ihnen zur Seite, immer voll lebendigen, thätigen Dranges Ihnen zu helfen, Sie zu unterſtützen. — Glauben Sie mir, es gelingt Ihnen! Iſt doch mir, dem ſchwachen Weibe, das meiſt allein ſtand und verlaſſen war, ſo viel und ſo Schwieriges gelungen. — Ich muß Ihnen heute meine Lebensgeſchichte erzählen. Manche Ihrer Fragen z. B. wie ich doch zu der großen und vortrefflichen Bibliothek gekommen? wie ich eine ſo gute Reiterin geworden? haben mir Ihren natürlichen Wunſch verrathen, daß ich Ihnen den Schleier lüften möchte, welcher über meinem frühern Leben liegt. Sie haben ſich meines Vertrauens würdig gemacht; ich darf und will offen zu Ihnen ſprechen."

Marius reichte ihr dankbar die Hand; der düſtre und ſchreckliche Zug von Schwermuth war aus ſeinem Geſicht verſchwunden; er lächelte wieder wehmüthig. Er hatte ſie verſtanden, daß ſie ihn erheitern, daß ſie ihn führen wollte, ſich ſelbſt wieder zu finden. Geſchäftig und mit der ihr eignen Grazie füllte ſie nun ſcherzhaft plaudernd, als ſei gar nichts vorgefallen, die Taſſen, zerſchnitt den Kuchen und reichte ihm davon dar. Sie wußte nicht wie ſie ihn durch all dieſe Dinge bezauberte. Nun ſetzte ſie ſich zu ihm und erzählte mit dem alten ſchalkhaften Lächeln: „Sie werden oft ſchon gedacht haben: wie hat nur dieſe gelehrte Frau eine ſo gewandte Reiterin werden können? Oder wie iſt dieſe Reiterin nur zu dem gelehrten Griesgrams gekommen? Ei nun, auch ich bin nicht fertig wie die Athene aus dem Haupte des Zeus geſprungen. Und wenn ich auch mit Recht den Namen einer Gelehrten, den Sie mir oft beilegen, ernſtlich zurückweiſen muß, ſo iſt mir doch ſchon das Wenige, was ich weiß, ſauer genug geworden, und ich habe es mit vielen Entbehrungen erkaufen müſſen. — Die erſte Ehe meiner Mutter, die mich ins Leben rief, dauerte nur wenige Monate. Mein Vater fiel in der Schlacht bei Waterloo und ich wurde geboren, als der nächſte Winter das weiße Leichentuch über ſein Grab gebreitet hatte. Meine Mutter war von altem Adel, aber ſie beſaß kein Vermögen. Ihr bedeutend älterer Bruder war der alleinige Erbe eines ſehr überſchuldeten Gutes, von dem er ſeinen Geſchwiſtern nichts abgeben konnte. Ich weiß nicht, wie ſie ſich und mich erhalten hat, aber es iſt kümmerlich genug geweſen, und ſie heirathete aus Noth einen alten Offizier, der mich aber nicht mit in Kauf nehmen wollte. Da entſchloß ſich mein Oheim, das Hinderniß zu beſeitigen und mich zu ſich zu nehmen. Ich war damals noch nicht vier Jahre alt und habe ſeit jener Zeit meine Mutter nur einige Male wieder geſehen und bin dann nie länger als einige Stunden mit ihr zuſammen geweſen. Ihr leidendes Ausſehen, die tiefe Reſignation, welche ihre Züge verkündeten, verfehlten nicht, einen ſtarken Eindruck auf mein junges Herz zu machen. Ich erfuhr, daß ſie für des Leibes armſelige Nothdurft die demüthige Sklavin eines rohen despotiſchen Soldaten war, der dumm und geldſtolz, ſie mit Brutalität behandelte und dazu ein wohlbegründetes Recht zu haben glaubte, weil er ſie aus Armuth und Dürftigkeit als Frau in ſein reiches Haus genommen. Auch war ihre Mutterſorge den Kindern zugewendet, die ſie dieſem Manne geboren, und es ſind ihrer, wenn ich die Zahl derſelben recht behalten habe, zehn geweſen. Sie lebt noch heute in der Mitte ihrer Familie, und ihr Eheherr, obgleich jetzt ein Achtziger, tyranniſirt ſie noch eben ſo als damals, wo er noch ein rüſtiger Sechsziger war. Ich bin gar niemals in ſein Haus gekommen, und meine Mutter iſt mir deshalb eine fremde Perſon geblieben. Ich ſtehe auch jetzt noch nicht in irgend einer nennenswerthen Verbindung mit ihr. — Mein Oheim, der Freiherr Peter von Bloomberg, war, als ich zu ihm gebracht wurde, ohngefähr 45 Jahre alt; er war nie verheirathet geweſen, weil die von ſeinen Vorfahren bewirkte Ueberſchuldung ſeines Gutes ihm nicht erlaubte, eine Familie ſeinem Stande gemäß zu unterhalten. Auch war er ein großer und ganz ſeltſamer Sonderling, der ſelbſt am beſten fühlte, wie wenig geſchickt er ſei, eine Frau gewöhnlichen Schlages glücklich zu machen. Wie aber hätte der von Jugend auf in tiefer Einſamkeit lebende Mann Gelegenheit finden ſollen, ein ungewöhnliches Weib von großer und ſtarker Seele, wie ſie ihm angemeſſen geweſen wäre, zu finden, noch dazu, da er körperlich ſehr unanſehnlich und ausgewachſen war? Seine Wärterin hatte ihn nämlich als Säugling ſtürzen laſſen. Dadurch war ihm das Rückgrat ſtark gekrümmt; der Corpus war im Wachsthum hinter Armen, Beinen und Kopf zurückgeblieben und der letztere ſaß auf einem kurzen Halſe tief zwiſchen hohen Schultern. Dieſe Mißgeſtalt vorzüglich hat ſeinem Leben die eigenthümliche Richtung gegeben, von welcher ich Ihnen zu erzählen habe, und welche einen ſo entſcheidenden Einfluß auf mein eignes Leben gehabt hat. Auch muß ich bemerken, daß er, ſo lange ich ihn gekannt habe, ſtets kränkelte, und daß er ſchon in ſeinem 63. Jahre ſeinen langjährigen körperlichen Uebelſtänden erlegen iſt. Zur Vervollſtändigung ſeines äußern Bildes, das zu ſeiner Charakteriſtik ſo unerläßlich iſt, zeichne ich Ihnen einen ſehr edel geformten Kopf mit hoher gewölbter Stirn und darüber eine Fülle dunkelbraunen lockigen Haares, tiefliegende, kleine, blitzende, graue

Augen mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck, den ich vielleicht nicht ganz richtig bezeichne, wenn ich ihn ärgerlich ſtaunend nenne, für den ich aber kein bezeichnenderes Wort habe. Eine ſcharf hervorſpringende ſpitze Naſe, ein kleiner zuſammengekniffener Mund, ein ſpitzes Kinn, magere, eingefallene Wangen von ſteingrauer Farbe und das ganze Geſicht voll geiſtreicher Züge, ein grauer Stoppelbart, der höchſtens alle acht Tage einmal raſirt wurde, oft aber ein Alter von drei Wochen erreichte; dazu ein ſchwarzer abgetragener und übel gehaltener Anzug, welcher einige Jahrzehnte hinter der Mode zurückgeblieben war, und an den langen dürren Beinen kalblederne, mit Talg und Kiehnruß geſchmierte Reiterſtiefeln mit plumpen und roſtigen Eiſenſporen. Da haben Sie die ſeltſame äußere Geſtalt des Mannes, der mich erzogen hat und mir die zärtlichſte Vaterliebe widmete. — Schwerer wird mir Ihnen ſein Inneres, ſein Weſen, ſeinen reich und wunderlich ausgeſtatteten Geiſt zu ſchildern. Denn dieſer hatte noch mehr Abnormitäten, wie ſein Körper. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage: er war kindiſch wie ein fünfjähriger Knabe und weiſe wie ein Sokrates; er war ſcheu und feig und verkroch ſich vor einem Weibe, ja er konnte aus bloßer Apprehenſion vor einem ihm angeſagten Beſuch, dem er nicht auszuweichen vermochte, krank werden, und wiederum war nicht leicht ein Mann zu finden, der ſtandhafter, muthiger und feſter und mit großartigerer Verachtung aller Rückſichten und inmitten ſeiner Gegner das was er als Wahrheit erkannt hatte, auch bekannte und vertheidigte. Sein Herz war die Liebe und Güte ſelbſt; er konnte keinen Menſchen beleidigen, und doch konnte er Leute mit der Reitpeitſche ſchlagen, wenn er ihr Thun als niederträchtig erkannt hatte. Höchſt ungewöhnlich in ſeinen Verhältniſſen war ſeine große Gelehrſamkeit. Es giebt kaum irgend ein Feld des menſchlichen Wiſſens, in welchem er nicht bewandert geweſen wäre, und er hatte eigentlich nur eine Leidenſchaft, die für Bücher, nachher noch eine Liebhaberei, für ſchöne Reitpferde. Und wenn er nicht in ſeinem Bibliothekzimmer ſaß und ſtudirte, ſo ſaß er auf einem ſeiner Pferde und durchſtreifte die Umgegend, im Geiſte aber immer mit der Abhandlung irgend eines gelehrten Themas beſchäftigt. Seine geiſtige Richtung wird aus ſeiner Erziehung erklärlich. Sein Vater, ein roher und diſſoluter Soldat, in Brüſſel in Garniſon, bekümmerte ſich um das ſchwächliche ausgewachſene Kind gar nicht. Die Mutter, eine gute ſanfte Frau, erzog ihn nach Kräften und nahm zu dieſem Zwecke einen armen Candidaten der Theologie ins Haus, welcher als ein gelehrter junger Mann und angehender Bücherkenner, die Stelle eines Untercuſtos der königlichen Bibliothek mitverſah, welche ihm meine Großmutter verſchafft hatte, um ſich ſelbſt ſeinen Unterhalt zu erleichtern. Einer ihrer Verwandten und Gönner war nämlich Herr de Luc, Profeſſor der Geſchichte und Staatswiſſenſchaften und Bibliothekar und ſelbſt Beſitzer einer ſehr großen und vielſeitigen Bibliothek. Dieſer ſehr gelehrte Mann faßte bald eine große Zuneigung zu dem ihm empfohlenen Untercuſtos, dem gelehrten Candidaten Faßmann und dieſer liebte wiederum ſehr ſeinen gelehrigen Zögling Anton von Seeburg. Dadurch kam Anton als ein kleines Wunder von Gelehrſamkeit in des Profeſſors Haus, wo er deſſen Bibliothek fleißig benutzte. Es dauerte nicht lange ſo war der gelehrte Knabe des gelehrten Mannes Liebling und ſtets um ihn. Sie trieben ihre Studien eigentlich gemeinſchaftlich. Später wurde denn auch Anton Erbe der Bibliothek ſeines ältern verſtorbenen Freundes. — Es war Antons Plan und ſeiner Freunde Wunſch, daß auch er eine Profeſſur und die damit verbundene Bibliothekarſtelle erwerben ſollte, allein als ſein Vater im Revolutionskrieg geblieben war, zog er es vor, ſich auf das überſchuldete Gut zurückzuziehen, theils um Ordnung in ſeine Vermögensumſtände zu bringen, theils um ſich mit ſeinem Lehrer und Freunde Faßmann in der tiefſten Zurückgezogenheit den umfaſſendſten Studien hinzugeben. Denn dieſer Faßmann war von ſeinem ſo wohl gerathenen Zögling unzertrennlich und übernahm bald darauf die vacant gewordene Pfarrerſtelle des Gutes Seeburg. Auch er blieb unverheirathet. Angeblich wohnte zwar der Pfarrer im Pfarrhauſe des Dorfes, eigentlich war er aber den ganzen Tag in der Bibliothek des Schloſſes mit dem Gutsherrn zuſammen, aß mit demſelben an einem Tiſch und hatte auch ein Schlafzimmer im

Schloſſe. Nur zum Mitreiten entſchloß er ſich nicht, dazu war er zu furchtſam.

Die dritte Perſon auf dem Schloſſe war die Haushälterin, eine alte wunderliche Perſon, ältere Schweſter des Pfarrers, und ſehr ſtolz auf ihn. Sie ſprach ſtets mit einer gewiſſen Würde und Abgemeſſenheit, und das nie erſchöpfte Hauptthema ihrer Unterhaltung waren die Verdienſte ihres Bruders, von denen ſie ſich freilich einen großen Theil zuſchrieb, weil ſie ihn durch ihrer Hände Arbeit erhalten und erzogen hatte. Sie war lang und dürr wie ihr Bruder; die Aehnlichkeit beider war überhaupt groß; nur ſah ſie noch etwas unappetitlicher aus als er. Unter ihrer ſtets ſehr unreinlichen Dormeuſe quollen die grauen Haare hervor und hingen theilweiſe in Locken herab. Dazu ſchnupfte ſie ſehr ſtark Tabak, worüber ihr Bruder ſtets heimlich räſonnirte. Dagegen eiferte ſie gegen die olympiſchen Wolken von Tabaksrauch, welche das Bibliothekzimmer ſtets erfüllten; denn beide Herren dampften den ganzen Tag und tranken Kaffee dazu. Im Uebrigen fiel es keinem von Beiden ein, Urſulas Willen etwas entgegenzuſetzen.

Sie herrſchte im Hauſe, die Herren in der Bibliothek. Die Dienerſchaft des Hauſes beſtand in einer Magd und einem Knecht. Die Erſtere war auch gleichzeitig Köchin und Kammerjungfer der „Schloßmamſell“ (ſo hieß Urſula im Dorfe und in der Umgegend); der Letztere verſah alle möglichen Dienſte, wie die eines Haus- und Reitknechts, eines Kutſchers, Livreedieners ꝛc. Unter dieſen Leuten bin ich aufgewachſen, von ihnen erzogen und unterrichtet worden. Urſula hat Mutterſtelle bei mir verſehen und trotz ihres ſchroffen herriſchen Weſens, trotz ihres grämlichen Alters hat ſie mich mit wahrer Liebe behandelt und zu allem Guten angehalten. Ich ſegne ihr Andenken. Eben ſo treu und gewiſſenhaft hat mein Onkel Vaterpflicht an mir geübt. Ich wurde ſein Liebling; er unterrichtete mich in Allem, was er konnte und wußte, natürlich auch im Reiten; meine Gelehrigkeit entzückte ihn und ſein größtes Vergnügen war, wenn ich ihn auf ſeinen Spazierritten begleitete. Er kaufte mir die ſchönſten Pferde, und er ritt nun nie mehr allein; wir ſprengten zuſammen über Stock und Stein und ich wurde unter ſeiner Leitung eine kühne, geſchickte und ausdauernde Reiterin. Wie Sie ſich denken können, unterrichtete mich auch der Pfarrer, namentlich verdanke ich ihm meine muſikaliſchen Kenntniſſe. Seine Geduld mit mir kann ich nicht genug rühmen. Was ich von weiblichen Kenntniſſen beſitze, iſt Urſulas Werk. Als der Pfarrer mich confirmirt hatte, nahm ich den dritten Stuhl in der Bibliothek ein und ſtudirte in der dicken Tabakswolke die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker. Meine Geſundheit würde gelitten haben, hätte der zwei- oder dreiſtündige Ritt jeden Tag nicht die Nachtheile des Sitzens und die geiſtige Anſtrengung wieder ausgeglichen. Unſer Leben verlief fabelhaft einfach; wir waren wirklich wie verhert. Nie ſahen wir Geſellſchaft bei uns, nie kamen wir in Geſellſchaft. Mein einziger Umgang waren die Bauernmädchen des Dorfes; aber ich liebte ſie und wurde von ihnen geliebt. Dabei las ich mit einer wahren Wuth alle Bücher, und da mir nichts unverſtändlich blieb, weil jede Frage in ſolcher Beziehung von meinen beiden Lehrern aufs Umſtändlichſte beantwortet wurde, ſo nahm ich an Erkenntniß der Dinge raſch zu. In religiöſen

Dingen ſtanden beide auf dem Standpunkt der reinen philoſophiſchen Kritik; ſie hatten den Rationalismus und ſomit die ganze Theologie überwunden und waren ſo auf der Höhe des Selbſtbewußtſeins des reinen Menſchenthums angelangt, von welcher aus ſie das ganze Gebiet des Lebens und der Wiſſenſchaft beherrſchten. Dadurch hatte ſich die urſprüngliche Seelenſchönheit beider Männer zu einer Reinheit und Milde des Charakters abgeklärt, die auf ihre Umgebung und zunächſt auf mich nur höchſt wohlthuend wirken konnte. Sie waren ſelbſt wie unſchuldige Kinder; um ſo näher ſtanden ſie mir, um ſo mächtiger und nachhaltiger wirkten ſie auf mich ein. Unvermerkt und gleichſam ſpielend wurde ich von ihnen in das innerſte Heiligthum der Wiſſenſchaft eingeführt, und wie andre Kinder mit Blumen und bunten Steinchen ſpielen, ſo ſpielten wir Kinder mit den Sternen am Himmel menſchlicher Geiſtesgröße.

Auf dieſe Weiſe war ich neunzehn Jahre alt geworden, ohne daß meine unbeſtimmten Wünſche ſonderlich weit über die Grenzen meiner Reittouren hinausgeſchweift wären, da zerriß der Tod unſer ſchönes und inniges Verhältniß. Der Pfarrer und ſeine Schweſter ſtarben kurz hintereinander. Sie waren hochbetagt, und Urſula konnte unmöglich lange ohne ihren Bruder leben. Als wir ſie begraben hatten, ſtürzte plötzlich das ſchwere Bleigewicht der Einſamkeit faſt erdrückend auf uns Hinterbliebene. Die Bibliothek war leer, das alte Schloß war leer, und ich bemerkte jetzt erſt wie düſter und ſchauerlich es ſich auf der waldigen windigen Höhe ausnahm, und ein niegekanntes Grauſen überfiel mich, wenn ich durch die winkligen öden Gänge ſchritt, in welchen die Jahrhunderte ihre Schatten abgelagert zu haben ſchienen. Zuletzt kam mir das weitläufige baufällige Haus wie ein verfallendes ſteinernes Grab vor, in welchem wir zwei Menſchen wohnten. Es bedünkte mich, als werde mein Oheim von ähnlichen Gefühlen beherrſcht, und als ſcheue er gleich mir das einſame Schloß; denn er dehnte ſeine Spazierritte mit mir nicht ſelten über halbe Tage aus, und doch verfiel ſeine Geſtalt zuſehends, und mir wurde bange, er möge ſeinem Freunde, Lehrer und Lebensgefährten, ſeinem Alterego, wie er ihn ſtets genannt hatte, bald nachfolgen. Wie froh nahm ich daher den Vorſchlag an, den er mir eines Tages nach langem düſtern Schweigen auf dem Heimritt in finſtrer ſtürmiſcher Herbſtnacht machte, daß wir den Winter in Brüſſel verleben wollten. Mir hatte ſchon oft gegrauſt, wenn ich an dieſen Winter dachte. Ich weiß nicht, welche ſeltſamen wirren und phantaſtiſchen Vorſtellungen vom Zuſammenleben der Menſchen in großen Städten ſich plötzlich mir aufdrängte, aber ich zitterte vor Wonne, mich in dieſes Luftmeer von Vergnügungen verſetzen zu dürfen, und konnte in dieſer Nacht kein Auge ſchließen. Die Ausführung folgte dem Entſchluſſe raſch. Wir dachten beide nicht daran, große Vorbereitungen zu treffen. Sie ſehen daraus, wie gänzlich unbekannt wir beide mit der Welt waren. Inzwiſchen brauchte ich nicht lange in Brüſſel, um einzuſehen, was mir fehlte, damit ich nicht der Gegenſtand ſpöttiſcher Neugierde bleibe. Wenige Wochen reichten hin, um mich vollkommen darüber zu witzigen, daß ich mich der Modiſtin, dem Schneider, dem Friſeur und dem Tanzmeiſter zu unterwerfen habe, um mir das courfähige Gepräge der

Hauptſtadt zu geben. Ich darf ſagen, daß ich Alles, was ſich an dieſe äußere Form knüpfte, ſchneller begriff und mir aneignete, als man wohl von mir hätte erwarten dürfen. Wenn ich auf meiner prächtigen Iſabelle durch die Straßen ritt, ſah ich mit einer Art Rauſch alle Blicke ſich auf mich richten; auf Bällen und in den Zirkeln der haute volée, die mein alter berühmter polniſcher Adelsname, wie der meines Oheims mir öffneten, war ich ebenfalls der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit, und alle jungen Männer huldigten mir. Inzwiſchen hielt der Rauſch der Eitelkeit und Neuheit nicht lange in mir an. Keiner der Männer, die mir genaht waren und mir geſchmeichelt hatten, hatte einen tiefern Eindruck auf mich gemacht; ich begann die Dinge in ihrem rechten, d. h. eignen Lichte zu ſehen und wandte mich wieder ausſchließlich meinem Oheim und der Literatur zu. Damals beſchäftigte mich der Gedanke viel, ſelbſt als Schriftſtellerin aufzutreten, und ich traf dazu mancherlei Vorbereitungen. Ein Ereigniß ſtörte mich darin und brachte mich von meinem Vorhaben gänzlich ab. Was ich Ihnen nun zu erzählen habe, iſt von der Art, daß — wie Sie ſich gleich überzeugen werden — ein unerſchütterliches Gefühl tiefſinniger Freundſchaft und Hochachtung dazu gehört, um Ihnen offene Geſtändniſſe zu machen, wie ſie nur die richtige Beurtheilung des Hörers und das unbegrenzte Vertrauen in ſeinen hohen Edelſinn gewähren können.“

Marius ergriff ſtumm die Hand der Oberſtin und drückte einen heißen Kuß darauf. Er konnte eben ſo wohl für ein Zeichen der Dankbarkeit als der Huldigung gelten. Das feine Lächeln, womit ſie zu erzählen fortfuhr, war jedenfalls der leichte Schleier einer Befangenheit, von der ſie in dieſem Augenblick eines freiwilligen Bekenntniſſes, einem theuern Manne gegenüber, überraſcht wurde.

„Ich hatte die Welt durch das Medium der Bücher kennen gelernt, ich hatte ſie im Hohlſpiegel ihres flitterhaften Nichts geſehen; nun war die Reihe an mein Herz gekommen, das ſeine Erfahrungen machen ſollte. Es wäre ein Wunder geweſen, wenn ich ſchweren Irrthümern entgangen wäre, ein Wunder bei den Ihnen geſchilderten Verhältniſſen, in welchen ich aufgewachſen war;

aber es geſchehen keine Wunder, und ich mußte der Thorheit meinen Tribut bezahlen. Ich war ja erſt zwanzig Jahre alt und keine Mutter ſtand mir zur Seite. Der Mann aber, dem mein Schutz oblag, war ſelbſt ein unſchuldiges, unerfahrenes Kind.

Es war eine ſehr geſchickte Kunſtreitergeſellſchaft nach Brüſſel gekommen, und ich hatte mit meinem Onkel ihre Vorſtellungen mehrmals beſucht, an welchen wir natürlich großes Intereſſe nahmen. Ein junger, ſehr ſchöner Mann zeichnete ſich vor allen übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft ſo vortheilhaft aus, daß man eigentlich ihn nur allein zu ſehen wünſchte. Er war Herr des großen Geheimniſſes vollendeter Grazie, dabei der gewandteſte Reiter. Wie Phantaſie und Kunſt des reinen Hellenenthums ſich die jugendlichen Göttergeſtalten des Apollon, des Ares und des Dionyſos erſchufen, ſo ſah ich hier einen Mann, der bald dem einen, bald dem andern, bald dem dritten Gotte glich. Meine Seele wurde plötzlich ganz berauſcht von ſo viel Schönheit und Anmuth. Ich hatte bald nur noch einen Wunſch, nämlich mit dieſem

Manne zu reiten. Ich äußerte mein Wohlgefallen an einem der zierlichen Pferde der Reitergeſellſchaft, und mein Oheim ging eines Vormittags mit mir in den Circus. Andronique — das war der Name des ſchönen Kunſtreiters, wenigſtens der, welchen er als ſolcher führte — war zugegen und empfing uns mit der liebenswürdigen Art eines gewandten Weltmannes. Ich wußte ſogleich, daß er der höhern Geſellſchaft angehört hatte; denn ihn umwaltete der unſichtbare und doch ſichtbare Zauber, welcher das Ergebniß des feinſten Schliffs und der reinſten Politur der vornehmen Stände iſt. Ich fand, was bei Künſtlern dieſer Art ſelten iſt, daß er im Leben noch weit angenehmer und ſchöner war als in der Ausübung ſeiner Kunſt. Er war Franzoſe, aber er hatte etwas Würdiges und Stolzes in ſeinem Weſen, das ſeiner Nationalität nicht entſprach. Später wurde mir darüber genügende Erklärung; ſeine Mutter war die Tochter eines kaſtiliſchen Adelsgeſchlechts geweſen. — Andronique bewies mir viel Aufmerkſamkeit und erſuchte mich mit ihm in der Bahn zu reiten. Dies machte mich ſehr glücklich; noch glücklicher ſein Lob. Nie hatte mich ein Lob des Pfarrers oder meines Oheims — wenn ich irgend eine gelehrte Schwierigkeit gelöſt hatte — ſo entzückt, als die wenigen Worte des Beifalls aus dem Munde dieſes Kunſtreiters. Ueber den Handel des Pferdes konnten wir nicht einig werden, und Andronique ſuchte uns am andern Tage unter dieſem Vorwande auf und bat mich wieder mit ihm zu reiten. Um alle Bedenken meines Onkels hinſichtlich der bürgerlichen Stellung des Künſtlers zu beſchwichtigen, gab er ſich ihm als einen Grafen St. Martin zu erkennen, welcher durch ein ſehr widerwärtiges Schickſal gezwungen worden war, die höhere Reitkunſt zum Broterwerb zu machen. Genug ich ritt mit ihm; ich fragte nicht nach ſeinem Adelsbrief. Die ſchöne ſchlanke Stute Mirabelle wurde durch Androniques Vermittlung für einen verhältnißmäßig billigen Preis mein Eigenthum, und ich ritt mit dem ſchönen, liebenswürdigen und fein gebildeten Manne faſt täglich, erſt in der Bahn, dann aber auch auf Spazierritten. Ich liebte den Grafen und wußte bald, daß auch ich von ihm geliebt wurde; denn er kam faſt täglich zu uns und zeigte mir die hingebendſte Theilnahme. Inzwiſchen würde ſein ungleiches Benehmen, ſeine wilde Heiterkeit, ſeine tiefe Traurigkeit, die oft unmittelbar aufeinander folgten, ſein gänzliches Schweigen gegen mich in Bezug auf unſer ſtilles und doch ſo inniges Herzensverhältniß mein Bedenken in höherm Maße angeregt haben, wenn nicht der Geſundheitszuſtand meines Onkels mir immer größere Beſorgniſſe eingeflößt hätte.“ —

Die Erzählerin ſchwieg hier einige Augenblicke, indem ſie ſich mit der Hand über Stirn und Augen ſtrich. Und wirklich hatten ihre Züge eine auffallende Wandlung erfahren. Bisher hatte ſie ſichtbar in ſüßen Erinnerungen geſchwelgt, und, das Auge gleichſam nach innen gekehrt, lächelnd als ob die holden Bilder vor ihrer Seele vorüberzögen, mehr eigentlich ſich ſelbſt, als ihrem Zuhörer erzählt; jetzt blickte ſie düſter vor ſich hin und fuhr raſcher und eintönig fort: „Laſſen Sie mich nun ſchnell über die Erlebniſſe der letzten Jahre hinweggehen! Mein Onkel ſtarb im nächſten Frühjahr. Ich war die Erbin ſeines unbedeutenden baaren Vermögens und ſeiner ſehr bedeutenden Bibliothek. Das Gut fiel natürlich an den nächſten Agnaten. Meine äußere Lage wurde durch den Verluſt des theuern Mannes eine ſehr ſchwierige. Ich hatte von meinem Vater gar kein Vermögen, meine Mutter lebte in der drückendſten Abhängigkeit von ihrem Manne, wie ſie waren mir ihre beiden Schweſtern, meine Tanten, fremd und ebenfalls in ſehr beſchränkter Lage. Genug ich ſtand allein und verlaſſen in der Welt und bärmte mich über meine Zukunft. Andronique war mit ſeiner Geſellſchaft in das nördliche Frankreich gegangen; die Trennung von ihm würde mich tief geſchmerzt haben, wenn die hoffnungsloſe Krankheit meines Oheims nicht alle meine Gefühle beherrſcht hätte. Jetzt in meiner verzweifelten Lage erſchien er plötzlich wie mein rettender Engel. Er beredete mich leicht, ihm zu folgen. Ich wurde unter ſeiner Leitung Kunſtreiterin. Seine Gemahlin konnte ich nicht werden, weil er — was er mir früher verſchwiegen hatte, — verheirathet war. Dies war der Grund ſeines Herabkommens, ſeiner jetzigen Lage und ſeiner ſo ungleichen Gemüthsſtimmung. Seine Gemahlin lebte reich und angeſehen noch in der vornehmen

Welt und wollte ihn zwingen, ſich und ſeine Grundſätze zu verläugnen. Inzwiſchen lernte ich auch den Grafen als einen flatterhaften Franzoſen und ſchwankenden Charakter kennen. Es kam zu Differenzen zwiſchen uns, und ich verließ nach drittehalb Jahren die Geſellſchaft, um die Stelle einer Lehrerin an einem weiblichen Erziehungsinſtitut in der Schweiz zu übernehmen. Hier habe ich faſt drei Jahre gewirkt und bin in der praktiſchen Ausübung verkehrter Erziehungsmaßregeln auf diejenigen Erziehungsmaximen gekommen, welche ich hier ins Leben zu rufen bemüht bin. Meine Schickſale, das Verhältniß zu meiner Mutter, das ihrige zu ihrem Gatten, mein Verhältniß zu Andronique — Alles dies zwang mir die Ueberzeugung auf, daß der ganze ſociale Bau der heutigen Geſellſchaft ein durch und durch fauler und morſcher iſt, daß er allmälig zuſammenſtürzt und einen Theil des lebenden Geſchlechts unter ſeinen Trümmern begräbt. Ich begriff, daß nur Eins wahrhaft helfen kann, ſoll nicht endlich durch einen gewaltſamen Umſturz alles Beſtehenden die ganze Kultur gefährdet werden, nämlich: eine naturgemäße, vernünftige Erziehung. Aus ihr müſſen ſich die vernünftigen Anſichten über Religion und Staat von ſelbſt ergeben, aus ihr muß eine beſſre Zukunft hervorwachſen. Ich glühte, meine Maximen zur wirklichen Geſtaltung zu bringen. Da las ich mit großer Ueberraſchung in einem öffentlichen Blatte die Aufforderung des Oberſten von Schneebach, mich bei ihm zu melden, da er mir ſehr wichtige Familienangelegenheiten zu eröffnen habe. Ich ſchrieb an ihn; ſtatt der Antwort kam er ſelbſt. Warum ich ſeine mir angebotene Hand annahm, wiſſen Sie nun ſchon. Die ganz unverhofft mir gewordene Gelegenheit, meine Pläne ins Leben zu fördern, war zu reizend, als daß ich nur einen Augenblick hätte anſtehen können. Ich folgte ihm und er ordnete meine Angelegenheiten. Und hier am Orte, wo meine neue Wirkſamkeit beginnen ſollte, fand ich Sie, den für meine Ideen ſo empfänglichen Mann, den mir der Oberſt bereits ſo ſehr gerühmt hatte, und der mir ſelbſt täglich werther wurde. —

Sie kennen mich nun und mein ganzes Leben. Ich durfte Ihnen nichts verſchweigen. Urtheilen

Sie nun ſelbſt, mein theurer Freund, ob wir nicht Alles, Alles daran ſetzen müſſen, um auf das große Ziel loszugehen, das mir leuchtet. Ich bitte Sie, laſſen Sie uns ſtark ſein, damit wir den Weg nach jenem erhabenen Ziele gemeinſam fortſetzen können.“

Sie ſprach die letzten Sätze mit Nachdruck und Bedeutung. Marius verſtand ſie vollkommen. Er reichte ihr die Hand und ſagte, indem ſein Auge in Thränen ſchwamm: „Ich danke Ihnen, meine Freundin! Sie haben mich mir ſelbſt wiedergegeben. Ich will den Kampf mit mir ſelbſt und mit der Welt beginnen, um Ihnen ein würdiger Gehülfe ſein zu können.“ Aber während er noch ſprach und ihre Hand hielt und ihr tief ins Auge ſah, fühlte er, daß er wohl ſchwerlich der Sieger über ſeine Leidenſchaft ſein werde.

Die Bruſt voll tobender, widerſtreitender Gefühle verließ er ſie ſpät, und die Nacht gab dem Armen keine Ruhe.

Und je gewaltiger ſeine Leidenſchaft für die reizende Frau wurde, deſto ruhiger wurde der Kampf ſeiner Vernunft gegen ſie. Er rang mit ihr wie ein Löwe; er meinte ſie durch treue Pflichterfüllung und durch die kräftigſte Unterſtützung bei Ausführung ihrer genialen Pläne beſiegen zu können. Aber der Kampf war ein doppelter; denn eben in Bezug auf ſeine Pflichterfüllung war er mit ſich ſelbſt in heftigen Widerſtreit gerathen. Er hatte, wie die meiſten Prediger unſerer Zeit, aus moraliſcher Nothwendigkeit dem Rationalismus gehuldigt, ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen, wo die Grenze der Vernunft in der Kirchenlehre oder der geoffenbarten Religion ſei. So ſehr ſich ſeine Vernunft geſträubt, er hatte ſie doch in vielen in der Religionsausübung täglich vorkommenden Dingen der Kirchenſatzung gefangen gegeben. Nun hatte die ſo mächtig auf ſein Weſen einwirkende Frau ihm mit ſo hinreißender Beredſamkeit bewieſen, daß die Vernunft im Gebiete der Religion gar keine Grenze habe, daß Vernunft und Religion überhaupt gar keine verſchiedenen, einander bekämpfenden Potenzen — eine innere und eine äußere — ſondern vielmehr beide die höchſtmögliche **harmoniſche** Ausbildung aller Geiſteskräfte und die aus dem Selbſtbewußtſein des Menſchen als Doppelblüthe hervorgeblühte Summe alles Geiſteslebens ſeien. Er überzeugte ſich: daß, wenn er dieſe letzte Conſequenz des Rationalismus ziehe, damit der ganze Kirchenglaube fallen müſſe; er überzeugte ſich, daß, wenn er bei dieſer höhern Erkenntniß dem Kirchenglauben in der Ausübung ſeines Amtes ferner huldige, d. h. wenn er anders predige und lehre als er ſelber glaube, er ein verächtlicher Heuchler ſei. Aber immer kam er wieder darauf zurück, daß mit dieſem Kirchenglauben all ſeine Lebenswurzeln verwachſen waren, daß ſein Vater, der ſo unerſchütterlich daran hing, daß ſeine Mutter, die Alles als gottlos verdammte, was nicht mit dem Dogma der augsburgiſchen Confeſſion und des großen und kleinen Katechismus Luthers übereinſtimmte, daß ſeine Geſchwiſter, die gar keine Vorſtellung davon hatten, daß es außer dem Kirchenglauben noch eine andre Anſicht von der Religion gebe, daß alle dieſe ihm ſo unausſprechlich theuern Menſchen, die ihn mit der größten Aufopferungsfähigkeit liebten, durch ſeinen Abfall von der Kirchenſatzung zur Verzweiflung getrieben werden müßten. Und ihn ſelbſt feſſelte die ſüße Gewohnheit an die Kirche; das Leben war ihm, als er ihren Geboten blind folgte, ſo idylliſch verfloſſen; ſeine Pflichterfüllung hatte ihn ſtets mit ſo himmliſchem Frieden erfüllt. Er konnte ſich nicht zum letzten und äußerſten Schritt entſchließen. Sein Kampf war furchtbar, und er verfiel endlich in die troſtloſe Apathie des Zuwartens, des dumpfen ungewiſſen Hoffens auf irgend etwas unbeſtimmt Gedachtes, was ſeinem qualvollen Zuſtande von außen Hülfe bringen ſollte, dem doch allein nur durch innere Erkräftigung zu helfen war. Natürlich dehnte ſich dieſe moraliſche Abſpannung auch auf die andre Seite ſeines Seelenkampfes aus. Das Feuer der Leidenſchaft für Herminen brannte ihm die Seele aus. Es trieb ihn, ſie immer mehr aufzuſuchen, um ſie zu ſein, ſie zu ſehen und zu hören, aber je mehr er bei ihr war, deſto höher ſtieg die Gluth und drohte ihn endlich ganz zu verzehren. Zuweilen war er nahe daran den Verſtand zu verlieren, und eine zufällige Berührung ihrer Hand durchzuckte ihn wie ein elektriſcher Schlag und verſetzte ihn auf Minuten in einen Zuſtand, der einer Ohnmacht glich.

So ſehr er ſeine Seelenkämpfe und Leiden ſeinen Angehörigen zu verbergen ſuchte, ſo ſehr erriethen ſie dieſelben aus ſeiner immer mehr verfallenden Geſtalt und aus ſeinem Benehmen. Eltern und Geſchwiſter wurden von der größten Beſorgniß erfaßt, beſonders nahm ſich die Mutter dieſes Unglück ſehr zu Herzen. Am ruhigſten und gefaßteſten zeigte ſich Malchen. Niemand aber wußte Rath und alle hofften darauf, daß der Oberſt mit Bellmann bald kommen und die Unglückſtifterin mit ſich fortnehmen werde. Guſtavs Briefe an Hannchen ſtellten dieſe Ankunft in nahe Ausſicht. Marius wurde von dieſer Nachricht erſchüttert; die Vorſtellung, daß Hermine Hallungen verlaſſen werde, erfüllte ihn mit Grauſen, und doch lag auch wieder eine Wolluſt für ihn in dem Gedanken, daß es zu einer Entſcheidung kommen müſſe. Dieſe dumpfe ſchlaffe Reſignation, dieſes zielloſe Zuwarten und Vegetiren von einem Tage zum andern war ihm ſelbſt unerträglich.

Gegen Ende September langte der Oberſt mit Guſtav geſund und heiter an, und obgleich er etwas verwundert war über die gänzliche Umwandlung des Schloſſes, welche die junge Frau während ſeiner Abweſenheit vorgenommen hatte, ſo hieß er doch in fröhlicher Laune Alles gut und war nur darauf bedacht, ſeinerſeits auch etwas zum Glück und Wohlſein der Leute in Hallungen zu thun. Vor der Hand hatte er ſich dazu zwei Partien auserſehen, und das Pfarrhaus war es vorzüglich, auf welches er ſeine philanthropiſchen Abſichten lenkte. Er hatte Bellmann liebgewonnen und wollte die Wünſche, die ihm derſelbe zu erkennen gegeben hatte, ſo ſchnell als möglich befriedigen. Und ſo kaufte er denn ſchon nach einigen Tagen den nahe gelegenen Erlenhof und beſtellte ſogleich Handwerksleute, um ihn zu einer großartigen Waidfabrik, ſo wie zu einem comfortablen Wohnhauſe umzuſchaffen. Zugleich hielt er im Pfarrhauſe feierlich um Hannchens Hand für ſeinen Neffen an, die ihm denn auch — da er über die Vermögensverhältniſſe des Letztern erfreuliche Aufſchlüſſe gab — mit Freuden zugeſagt wurde.

Hierauf kündigte er in der fröhlichſten Laune von der Welt an, daß er auf ſeine Koſten die Doppelhochzeit zwiſchen dem Pfarrer Marius und Malchen und zwiſchen Guſtav Bellmann und Hannchen auszurichten wünſche. Für dieſes Feſt beſtimmte er den achtzehnten October, welchen er jedes Jahr feierlich beging, weil er in der Schlacht bei Leipzig mitgefochten hatte und lebensgefährlich verwundet worden war. Bis dahin waren nur noch volle drei Wochen, und die kirchlichen Aufgebote mußten unverzüglich beginnen. Marius ſollte ſich am nächſten Sonntag ſelbſt von der Kanzel proclamiren und heute war Freitag. Er erblaßte; ein leiſes Zittern flog über ſeine Glieder, und er ging auf ſein Zimmer, wo er in ein ſchier bewußtloſes Brüten verſank. Unterdeſſen ſchickte die Frau Magiſterin in ihrer Herzensfreude, daß plötzlich Alles eine ſo gute Wendung nahm, einen Boten nach Sundheim, welcher das kirchliche Aufgebot ihres Sohnes und Malchens auch beim dortigen Pfarrer beſtellen und die Braut auf dieſen Abend nach Hallungen einladen mußte.

Als Marius Abends nicht am Familientiſche erſchien, eilte Guſtav auf das Zimmer deſſelben und fand ihn auf dem Sopha mehr liegend als ſitzend im heftigſten Fieberparoxismus, der ihn der Beſinnung beraubt hatte. In großer Beſtürzung eilte die Familie herbei nebſt Malchen, welche eben angekommen war. Der Erkrankte wurde zu Bett gebracht, und ein Eilbote nach dem Arzte geſandt. Alle waren verſtört und voll banger Ahnung. Die alte Mutter ſaß ſtill vor ſich hinjammernd am Krankenbette. Die ſchwere drohende Wetterwolke hatte ſich tiefer geſenkt und hing unmittelbar über den bang athmenden Häuptern der Betheiligten.

Wem von ſeinen Angehörigen des tief erregten Marius glühende Leidenſchaft für die Gutsfrau noch ein Geheimniß geweſen wäre, der hätte ſie während ſeiner langwierigen Krankheit von ihm ſelbſt erfahren; denn in ſeinen Fieberphantaſieen war er nur mit ihr beſchäftigt. Er machte ihr die heftigſten und zärtlichſten Liebeserklärungen, er bat ſie im rührendſten Tone um ihre Gegenliebe, er beſprach ihre religiöſen Anſichten mit ihr und ſtimmte ihnen zum Entſetzen der Zuhörer bei, und in den Tagen der wildeſten Fiebergluth flog er mit ihr auf flüchtigen Roſſen als Kunſtreiter über die Erde oder durch die Lüfte dahin und recitirte dazu Stellen aus Bürgers Leonore. — Dieſe Dinge blieben natürlich nicht verſchwiegen; ſie wurden nicht allein der Oberſtin durch ihre Dienſtleute zugetragen, im ganzen Dorfe war bald Niemand, der nicht wußte, wie der junge Pfarrer zur Gutsfrau ſtand und was die Urſache ſeiner Krankheit ſei; nur allein der Oberſt wußte es nicht, ihm ſagte es Niemand, und er hatte nicht die leiſeſte Ahnung davon.

Hermine zeigte nicht die mindeſte Unbefangenheit; ſie ſchickte täglich in das Pfarrhaus und ließ ſich nach dem Befinden des Kranken erkundigen. Dabei waren ihre Anſtrengungen in den Schulen und neuen Anſtalten für die Volksbildung doppelt, da ſie die Hülfe des Pfarrers entbehrte. Der Oberſt hatte unter dieſen Umſtänden wenig Unterhaltung. Im Pfarrhauſe war Alles verſtört, auf den Edelſitzen der Umgegend wurde er ſeit ſeiner

Wiederverheirathung kalt aufgenommen und zu keiner Partie mehr eingeladen; als er daher mit der Einrichtung des Erlenhofs fertig war und keine Ausſicht hatte, die Doppelhochzeit, auf die er ſich ſo ſehr gefreut, bald auszurichten, fing er an ſich zu langweilen und ſehnte ſich nach ſeiner Dresdener Geſellſchaft. Als er aber von der Abreiſe ſprach, erklärte ihm Hermine ſehr beſtimmt: ſie werde Hallungen nicht verlaſſen, wo ihre Gegenwart unentbehrlich ſei; er möge nur allein reiſen; ſie werde ihm das nicht übel nehmen. Er ließ ſich das nicht zweimal ſagen und reiſte ab. Die Kunde, daß die Oberſtin bleibe, war eine Hiobspoſt im Pfarrhauſe. Die Stimmung wurde hier noch gedrückter. So ſehr man auch gegen Herminen eingenommen war, ſo wurde doch ſelten eine Stimme darüber laut, weil Bellmann offen und ehrlich ſeine Sympathieen für ſeine Couſine bekannte und jedesmal, wenn ein Tadel gegen ſie ausgeſprochen wurde, als ihr Vertheidiger auftrat. Hannchen gerieth dadurch zwiſchen zwei Feuer; ſie hing ihrem Verlobten an, ſie liebte ihre Eltern. So war die Mutter eigentlich nur auf Erneſtine und Mariane beſchränkt, bei welchen ſie denn ihrem gepreßten Herzen Luft machte.

Am ruhigſten und würdigſten benahm ſich immer Malchen; ſie kam gerade nicht oft, und wenn ſie da war, hörte man nie die kleinſte Klage von ihren Lippen, nie ein Wort des Tadels über die Gutsfrau oder ihren Verlobten. Im Gegentheil beſuchte ſie dann ſtets die Lehranſtalten der Oberſtin, ja ſie ging ſogar zu derſelben ins Schloß, um ſich über dieſes und jenes von ihr unterrichten zu laſſen, oder Bücher und Muſikalien von ihr zu entlehnen. Darüber war denn die Frau Magiſterin bitterböſe auf Malchen und ſchalt ſie wohl gar wegen ihrer „Charakterloſigkeit“ aus. Das Mädchen ließ das ſchweigend über ſich ergehen und vertheidigte ſich nicht. Höchſtens ſagte ſie einmal: Jeder müſſe ſeinen eignen Ueberzeugungen folgen und Keiner könne den Andern richtig beurtheilen, ſo lang dieſer ihm nicht die ganze Seele aufgeſchloſſen und durch die That ſich bewährt habe. Die Magiſterin ſchüttelte dann verzweifelt den Kopf und meinte: ſie könne ſich in die heutige Welt nicht mehr finden. Es komme ihr Alles verkehrt und verrückt vor.

Es ſei Zeit, daß ſie ſterbe. Hernach würden die Folgen der Thorheiten die Unglücklichen ſchon belehren, daß ſie allein recht gehabt habe.

In Hoffen und Bangen verſtrich faſt der ganze October; endlich erklärte der Arzt die Krankheit für beſiegt; das Fieber wich und die Zeichen der Geneſung traten ſtark hervor. Er ſchlief viel, und wenn er wachte, lag er meiſt ſtill und ſinnend vor ſich hin, dann ruhete wohl ſein Auge minutenlang forſchend und fragend auf den Anweſenden. Endlich flüſterte er Guſtav zu: „Ich muß mit dir allein ſprechen; komm' zu mir, wenn die Andern zu Tiſch ſind.“

Guſtav that alſo. „Wie lange bin ich krank?“ fragte der Reconvaleſcent.

„Faſt vier Wochen, lieber Marius.“

„Iſt der Oberſt mit ſeiner Gemahlin abgereiſt?“

„Er allein. Sie iſt hier geblieben und widmet ſich mit großem Eifer ihren Anſtalten.“

Eine hohe Röthe war über des Pfarrers Geſicht geflogen, doch verklärte ſichs jetzt zu einem ſeligen Lächeln.

„Iſt die Oberſtin während meiner Krankheit hier im Hauſe geweſen?“ fragte Marius weiter.

„Nein. Sie konnte nicht kommen. Der Wunſch deiner Eltern und Geſchwiſter, daß ſie nicht kommen möchte, iſt ihr nicht verborgen geblieben. Aber ſie hat täglich geſchickt, und ſich nach deinem Befinden erkundigen laſſen.“

„Willſt du mir eine Liebe erweiſen, Guſtav?“

„Kannſt du noch fragen?“

„Nun ſo nimm dort den zweiten Theil von Spinozas Schriften, trag' ihn zu deiner Couſine und bitte dir den dritten und vierten Theil aus.“

„Und ſoll ich nichts dazu ſagen?“

„Das beſagt ſchon mehr als Worte; ſie verſteht es. — Niemand im Hauſe darf von deinem Gang erfahren, und die Bücher giebſt du mir heimlich.“

Nach einer Stunde kehrte Guſtav mit den Büchern zurück. Marius griff haſtig danach. Ein Blatt Papier fiel heraus und er las:

„Glück auf zum Sieg! Glück auf zum neuen Leben!
Der Gott in dir belohnt dein redlich Streben;

Im Spiegel deines Ichs wird dir die Welt nun klar.
Weißt du den Geiſt des Alls als Urgrund aller Dinge,
Wird dir ſein Wirken bald im allerkleinſten Ringe
Der ew'gen Weſenkette offenbar.“

Er preßte das Blatt lange an die Lippen; dann begann er unverzüglich die Lectüre.

Am Abend beſuchte ihn ſein Vater. Das Buch lag auf dem Tiſche, und der Alte ſchlug es auf, aber erſchrocken ſchob er es bei Seite, als er den Titel geleſen hatte. „Ach, mein Sohn!“ ſagte er ſeufzend, „ich hätte dich lieber mit einem unſrer frommen Kirchenväter beſchäftigt geſehen, als mit dieſem gottloſen, aberwitzigen Juden, der Gott verläugnet und läſtert und den Heiland im Geiſte abermals verhöhnt und gekreuzigt hat.“

„Kennen Sie Baruch Spinoza's Schriften, mein Vater?“ fragte der Pfarrer ſchmerzlich lächelnd.

„Gott ſoll mich bewahren, daß ich jemals die Bücher eines Atheiſten geleſen hätte! Das iſt keine Lectüre für einen chriſtlichen Pfarrer. Nicht vergebens wurden wir junge Studenten der Theologie auf der Univerſität vor dieſem Gottesläſterer und Chriſtusſchänder gewarnt.“

„So iſt Ihnen freilich früh eine falſche Anſicht von dieſem tiefen Denker und redlichen Menſchen beigebracht worden; Sie haben ſich dadurch abhalten laſſen, ſelbſt zu prüfen und haben alſo kein Urtheil über ihn. Sie ſehen, daß ich es anders mache, und deshalb kann ich Sie aufrichtig verſichern, daß Sie über Spinoza und den Pantheismus im Irrthum ſind.“

„Mein Sohn, meine Befürchtungen beſtätigen ſich immer mehr. Du biſt durch dieſe Frau auf Wege gekommen, die du ſonſt nicht wandelteſt. Kind, ſie führen dich ins zeitliche und ewige Verderben. Das ſind eben die breiten lockenden Wege, von welchen die Schrift ſagt. Wer dem heiligen Wunder des Glaubens untreu wird und allein auf ſeine kleine armſelige Vernunft vertraut, an dem haben die böſen Mächte ſchon Theil. Bedenke, daß unſer großer Luther die menſchliche Vernunft als einen Ausfluß dieſer böſen Mächte bezeichnete und ihr die göttliche Offenbarung als das allein Wahre entgegenſtellte.“

„Ja und ſie eine Hure, eine Beſtie, einen Satan ſchalt. Ich habe höhere Anſichten von der

Vernunft und halte ſie für die höchſte und ſchönſte Offenbarung Gottes. — Doch ich möchte darüber nicht mit Ihnen ſtreiten, lieber Vater. Das Weſen des Alllebens und darum auch des Einzellebens iſt ſtetes Fortſchreiten in der Erkenntniß der Dinge; es iſt alſo eben ſo natürlich als nothwendig, daß des Sohnes Anſichten andre ſind als die des Vaters."

„Alſo höhere, weiſere!" ſagte der alte Mann mit einer wehmüthigen Bitterkeit, die dem jungen ins Herz ſchnitt. „Sieh, dich hat auch ſchon der geiſtige Hochmuth ergriffen. — Wo iſt nun dein kindlich inniges Vertrauen auf Gottes allgütige und allweiſe Weltregierung? wo iſt nun die chriſtliche Demuth, mit welcher du dich dem ewigen Rathſchluß der Vorſehung fügteſt, die Worte des Erlöſers nachbetend; Nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe! — Mein Jammer würde unausſprechlich groß ſein, wenn ich nicht die troſtreiche Hoffnung hegte, dich nach deiner völligen Geneſung wieder auf den Weg des ewigen Heils zurückzuführen. Und deshalb wollen wir heute das Thema fallen laſſen. — Eins nur laß uns heute beſprechen. Du weißt, wie gern wir deine Braut in unſerm Familienkreiſe aufgenommen haben. Sie iſt uns eine gar liebe Tochter geworden. Es war nicht allein des Oberſten Wunſch, deine und Hannchens Hochzeit zuſammen zu feiern. Deine Krankheit hat die Ausführung dieſes Wunſches hinaus geſchoben. Natürlich iſt er neuerdings wieder zur Sprache gekommen. Aber nun erklärt Malchen zu unſerm ſchmerzlichen Erſtaunen: ſie könne nicht deine Frau werden; es müſſe durchaus dein eigner Wunſch ſein, daß dieſe Ehe, die doch nur eine unglückliche werden würde, nicht zu Stande käme. Und doch wiſſen wir aus den ſchweſterlich freundſchaftlichen Geſtändniſſen, die ſie früher Hannchen gemacht hat, daß ſie dich ſeit Jahren ſchon tief im Herzen getragen und dein Weib zu ſein für das höchſte Erdenglück erachtet hat. Hier waltet wieder daſſelbe unſelige Geheimniß, das wir Alle bang ahnen und vor deſſen näherer Bekanntſchaft uns grauſ't. Ich muß dich alſo des lieben guten Mädchens wegen aufs Gewiſſen fragen: iſt es wirklich dein Wunſch, wie ſie behauptet, nicht mit ihr verbunden zu werden?"

„Gönnen Sie mir Zeit, mein Vater, mir ſelbſt klar zu werden,“ verſetzte Marius ſehr gedrückt. „Es wogt ſo chaotiſch in mir, und die Krankheit hat auch meine Geiſteskraft geſchwächt. Bin ich zu neuer Kraft und Ruhe gekommen, will ich ſelbſt mit Malchen reden. Sollte ſich übrigens eine paſſende Partie für ſie finden, kann und darf ich ihrem Glücke nicht im Wege ſtehen. Denn ich fürchte ſelbſt, daß wir nicht glücklich miteinander werden würden.“

Der alte Magiſter ſtand ſchweigend auf. Ein leiſes Kopfſchütteln begleitete eine Bewegung ſeiner Lippen, als ſpräche er etwas. In der That aber ging kein Laut von ihnen aus, und nur ein paar Thränen quollen aus ſeinen Augen. Er entfernte ſich; ſein Entſchluß war gefaßt.

Malchen, die unten in der Familienſtube gewartet hatte, las ihren Urtheilsſpruch in den ſteinernen, gramzerwühlten Zügen des alten Mannes. Er vermied es zu ſprechen, aber es bedurfte für ſie auch nicht der Worte. Die ganze Lage der Dinge war ihrem lebendigen Geiſte im Augenblick klarer als irgend einem der dabei Betheiligten. Sie hatte den Blick einer Seherin; denn ſie hatte den Blick der Liebe. Darum gedieh auch in ihr ein Entſchluß, den ſie ſchon lange gefaßt, zur Reife. Ohne Jemandem ein Wort davon zu ſagen, ging ſie gegen Abend auf das Schloß und ſtand bald der Oberſtin gegenüber.

„Iſt Ihnen wieder ein Zweifel aufgeſtoßen? Bedürfen Sie meines belehrenden Wortes? Oder wünſchen Sie ein Buch aus meiner Bibliothek?“ fragte Hermine freundlich.

„Nicht ein Wort, nicht ein Buch möchte ich heute von Ihnen erbitten, gnädige Frau, ſondern eine That,“ verſetzte Amalie, und der ſchwungreiche getragene Ton ihrer Stimme, durch welchen Aufregung und Befangenheit des Landmädchens zitterten, rief ſogleich eine eigenthümliche Wirkung in der Seele der gelehrten Frau hervor, ſo daß ſie verwundert ſprach: „Eine That?! Wohlan, welche wünſchen Sie? Ich liebe Thaten mehr als Worte und Bücher!“

„Ich will ohne Umſchweife zu Ihnen reden, gnädige Frau. Die Verhältniſſe im Pfarrhauſe werden täglich trauriger und drängen unaufhaltſam zu einer Entſcheidung hin. Wenn wir, die Betheiligten, ſie nicht behutſam ſelbſt herbeiführen und die Verwirrung vernünftig löſen, ſo fürchte ich, daß es gewaltſam und auf eine uns Allen ſehr ſchmerzliche Weiſe geſchehen wird.“

„Erklären Sie ſich deutlicher, liebes Malchen; ich verſtehe Sie nicht ganz. Sprechen Sie völlig offen!“

„Sie wiſſen es, gnädige Frau, Sie müſſen es wiſſen, daß der Pfarrer Marius durch Sie ein geiſtig gänzlich verwandelter Mann geworden iſt. Denn nicht nur daß er ſich zu Ihren religiöſen Meinungen und Anſichten bekehrt hat, er liebt Sie auch mit der heftigſten Leidenſchaft ſeiner großen und ſchönen Seele.“ Die letzten Worte wurden mit gedrückter und zitternder Stimme geſprochen; aber die Schwäche dauerte nur ein paar Augenblicke, und mit feſter Stimme fuhr ſie fort: „Ja nur Sie liebt er heiß und ſtark mit der unentweihten Seele eines edeln Mannes, und in

Ihre Hand iſt es gelegt, ihn zu retten oder zu verderben.“

„Mein liebes Kind,“ antwortete Hermine verlegen lächelnd, „Sie ſind die Verlobte des Herrn Pfarrers; es wäre ſehr unrecht von ihm, wenn er die Neigung ſeines Herzens Ihnen entziehen und mir zuwenden wollte. Eine Andre, welche die Worte, die ich ſo eben von Ihnen gehört, zu mir geſprochen hätte, würde ich mit Stolz behandeln; Ihnen verſichere ich aufrichtig und herzlich; ich bin mir keiner Schuld und Veranlaſſung bewußt, den Herrn Pfarrer —“

Das weiß ich; davon bin ich überzeugt!“ fiel Malchen lebhaft ein. „Von einer ſchuldvollen Veranlaſſung kann hier bei keinem Theile die Rede ſein. Die Belehrung und Anregung, die ich von Ihnen empfangen, haben auch mich auf einen höhern Standpunkt gehoben, von wo ich die Dinge in einem andern und gewiß richtigern Lichte ſehe, als ſonſt, als ich noch das unwiſſende, in den Vorurtheilen meines Standes befangene Landmädchen war. Wenn ich mit einigem Selbſtgefühl glaube, daß der Unterſchied zwiſchen Ihrem und meinem geiſtigen Standpunkte eben nicht ſehr verſchieden mehr ſein dürfte, ſo iſt dieſes Selbſtgefühl Ihre Schöpfung, gnädige Frau, und die Offenheit, mit der ich es Ihnen bekenne, meine beſte Dankſagung. Aber mit meinem geläuterten und geſchärften Geiſtesauge habe ich von vorn herein die Nothwendigkeit eingeſehen, daß Marius Sie lieben müſſe, habe ich dieſe Liebe in ſeinem Herzen entſtehen und wachſen ſehen. Es blieb ihm ja keine Wahl und kein Widerſtand. Glauben Sie mir, er hat gekämpft, ſchwer gekämpft; aber ein Mann wie er muß durchaus eine Frau wie Sie lieben! Sie Beide ſind für einander geſchaffen. So verbraucht dieſe Redensart geworden iſt, ſo hat ſie doch hier ihre volle Geltung. Sobald Sie einmal in ſeinen Geſichtskreis getreten waren, blieb ihm durchaus weiter nichts mehr übrig, als ſich der geiſtigen Rieſenmacht zu fügen, welche, Herrſchaft über ihn gewinnend, von Ihnen ausging, und der Anziehungskraft zu folgen, die in Ihrem Weſen liegt, und ſo ſind Sie beide gleich frei von Schuld. Wer darf überhaupt von Schuld reden, wo eine Nothwendigkeit vorliegt? Wir kennen die Geſetze der Geiſter nicht, nach welchen ſie ſich angezogen und abgeſtoßen fühlen. Hat die Sonne die Schuld oder die Erde, daß dieſe ſtets um jene wandeln muß, angezogen und genährt von ihrem Lichte? Sie folgen beide dem ewigen unergründlichen Naturgeſetz und können ſich demſelben nicht entziehen. Entziehen auch Sie ſich ihm nicht, gnädige Frau. Alle Sünde am Naturgeſetz iſt eine Sünde am Weltgeiſt; denn beide ſind ja eben Eins und daſſelbe, wie ich durch Sie gelernt und begriffen habe.“

„Mädchen, Mädchen!“ rief die Oberſtin erſtaunt, „nein, nein, dieſe Weisheit haſt Du nicht von mir. Du verbirgſt mir ihre wahre Quelle, aber ich ahne, ich kenne ſie doch. Nun laß doch hören, mein Kind, was Du eigentlich von mir verlangſt? Was ſoll ich thun? Oder ich will die Frage ſchärfer ſtellen: Was würdeſt Du thun an meiner Stelle?“

„Um ſie zu beantworten, muß ich über einen Punkt erſt volle Gewißheit haben. Zwar glaube ich im Reinen darüber zu ſein, aber ich muß die Beſtätigung aus Ihrem Munde hören. Alſo: lieben Sie Ihren Gatten, gnädige Frau? Haben Sie ihm mit Ihrer Hand Ihr Herz gegeben?"

„Mädchen, welche Frage!"

„Halten Sie mich nicht für eine Unverſchämte! Sie verlangen: ich ſoll mich an Ihre Stelle verſetzen. Dann muß ich ganz klar über Sie ſein. So wie ich Sie bis jetzt verſtanden habe, lieben Sie Ihren Gemahl nicht, können ihn nicht lieben, weil er Ihnen geiſtig nicht ebenbürtig iſt. Sie ſind den Ehebund aus durchaus keinem andern Grunde mit ihm eingegangen, als weil Ihnen dadurch Gelegenheit geboten wurde, Ihre großen genialen Erziehungspläne auszuführen, und deshalb wollen Sie auch nicht in Dresden mit ihm leben, ſondern hier, um dieſes Dorf gleichſam zu einer Muſtererziehungsanſtalt zu machen. Das iſt der Grund, aus welchem Sie den Oberſten geheirathet haben. Von Liebe in der höchſten und ſüßeſten Bedeutung des Wortes kann zwiſchen Ihnen beiden nicht die Rede ſein. Wenn ich Unrecht habe, ſo widerſprechen Sie mir."

„Ich ahne, ich weiß, was Dir den Blick geſchärft. — Nun zugegeben, Du haſt recht geſehen: was würdeſt Du thun, Amalie, an meiner Stelle?"

„Von mir — kein Wort mehr! Sie müſſen ſich von dem ungeliebten Gatten trennen; Sie müſſen Marius' Weib werden. Er muß ſeine Pfarrerſtelle niederlegen; denn auf dem religiöſen Standpunct, den er durch Sie gewonnen hat, kann er unmöglich Pfarrer bleiben. Es wird für ſeine Familie ein großer Schmerz ſein, aber ſie wird ihn in Hinblick auf ſein Glück zu tragen wiſſen. Wahres, aus dem innern Lebenskern herauswachſendes Glück (und dieſes iſt nur allein das wahre) kann ja nie ohne Schmerz und Opfer errungen werden. Dann widmen Sie ſich beide der Ausführung Ihrer Pläne mit vereinten Kräften."

„Liebe Schwärmerin, als ob das dann noch möglich werden könnte! Du vergißt ganz, daß ich das nur als die Frau des Oberſten vermag."

„O wenn Sie nur von äußern Bedingungen reden! Das habe ich freilich von Ihnen nicht erwartet. Der Keim einer neuen Lebensgeſtaltung trägt ja die ſchöpferiſche Kraft in ſich ſelbſt und erringt ſich mit dieſer unwiderſtehlichen Kraft die äußern günſtigen Bedingungen. Bedürfen Sie des Oberſten zur Verwirklichung Ihrer Pläne? Wahrlich nein! Sie bedürfen des Marius dazu."

„Du kennſt die Welt, die Menſchen nicht, Kind. Deine ideale Weltanſchauung leidet Schiffbruch in der Wirklichkeit. Ich dachte und fühlte auch einſt wie Du. Wer etwas Großes ſchaffen will, muß ſich erſt den kleinen und engen Verhältniſſen anbequemen. Ich fürchte ſehr, Marius und ich als Ehegatten würden nicht viel erreichen."

„Wenn Sie das ſo kühl ſagen, gnädige Frau, dann fürchte ich freilich, daß ich mich in einem weſentlichen Punkte geirrt habe." Malchen war in dieſem Augenblicke ſehr traurig.

„Und in welchem?"

„Daß Sie den Pfarrer lieben."

„Und Du? Du, Amalie! Von Dir ſprichſt Du nicht?" rief die Oberſtin heftig, umarmte ſie und küßte die Weinende auf die reine, hohe Stirn.

„Ich ſagte Ihnen ja vorhin, daß von mir nicht mehr die Rede ſein dürfe."

„Stolze Seele, wie ganz durchſchau' ich Dich! Kryſtallreines Herz, wie blicke ich Dir auf den tiefſten Grund! Und glaubſt Du wirklich, daß ich mich von Dir an Großmuth beſchämen ließe? — Komm an mein Herz, ſüßes, edles, großes Weib! Du allein biſt des edlen großen Mannes würdig, weil Du allein ihn wahrhaft liebſt. Nur diejenige, welche ihr Theuerſtes todesmuthig opfern kann, die den Geliebten einer andern Frau aufdringen kann, um ihn dadurch glücklich zu machen, nur die liebt ihn wahrhaft. Du liebſt dieſen Mann wie ſelten Frauen lieben, Du liebſt ihn wie es ſelten Einer verdient. Ihr ſeid einander wahrhaft würdig. Amalie, Dein Gatte muß Marius werden; nur in Deinem Beſitz wird er wahrhaft glücklich ſein. Hätt' ich Dich früher gekannt, wie ich Dich heute kennen gelernt habe, ihr beide wäret ſchon vereint. Aber nun darf nichts dieſe Vereinigung verzögern. Mit Freuden bring' ich Euch das Opfer und verlaſſe Hallungen ſogleich und kehre erſt zum Frühjahr zurück. Dann wird er wiſſen, welch eine Perle er an Dir beſitzt, wie Du weit, weit mehr werth biſt als ich."

Das liebende Mädchen lös'te ſich faſt in Thränen auf. Sie war beſiegt und widerſtand nicht der großen edelmüthigen Siegerin, die ſie wiederholt, ſie liebkoſend, in die Arme ſchloß und ihr die Thränen von den Wangen küßte. Dann entließ ſie dieſelbe mit den Worten: „Nun geh, liebe Seele, und ſei getroſt. Es wird noch Alles gut werden. Sei verſichert, daß ich rüſtig Hand anlege, Dein Glück zu bauen.“ —

Als Hermine allein war, ſtand ſie einige Augenblicke ſtarr wie eine Bildſäule mitten im Zimmer; dann that ſie plötzlich einen verzweiflungsvollen Schrei — es war einer jener furchtbaren Naturlaute, die unwillkührlich tief aus der Seele hervorſteigen und Kunde geben von einem gräßlichen Zuſtande der gemarterten Kreatur; die die künſtlich gewebten Schleier zerreißen und einen Blick vergönnen in das Innerſte eines ſonſt verſchloſſenen Lebens. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und ſank weinend auf das Sopha. Was war es nun, das dieſe Erſchütterung in ihr hervorrief? Liebe zu Marius? Verletzter Stolz, der ſich zur Großmuth emporgipfelte, die ihrem

Weſen nicht eigen war? Erkannte ſie ſich zum erſten mal ſelbſt und bereitete dieſe plötzliche Erkenntniß ihr ſo wilden Schmerz? Oder trübte die Geſtaltung der Verhältniſſe ihren innern Blick ſo ſehr, daß ſie von dieſer Verwirrung ſo ſchmerzlich ergriffen wurde? Ihre Handlungsweiſe in den nächſten folgenden Tagen wird den Schlüſſel zu dieſen Räthſeln, die Antwort auf dieſe Fragen geben.

Am andern Morgen ließ ſich der alte Herr Magiſter bei der Oberſtin melden. Sie empfing ihn mit gemeſſenem Anſtand und ernſter Würde. Sie bemerkte ſogleich die peinliche Spannung in den verwitterten Zügen des alten Mannes und baute ihm deshalb die Brücke zu ihr herüber mit der Frage, ſobald er neben ihr auf dem Sopha Platz genommen hatte: „Was verſchafft mir in ſo früher Tageszeit die unerwartete Ehre Ihres gütigen Beſuchs, Herr Magiſter?

„Mögen Sie die ungewohnte Stunde mit

meinem Anliegen und dem Drange der Umſtände gütigſt entſchuldigen, gnädige Frau," begann er verlegen und mit zitternder Stimme. „Auch müſſen Sie einem alten Manne, der ſich ein Recht auf die Liebe und Achtung ſeiner Mitmenſchen erworben zu haben glaubt, ſchon erlauben, offen und ehrlich, ohne allen Rückhalt mit Ihnen zu reden, gleichſam wie ein Vater mit ſeiner Tochter "

Ergriffen von dieſer herzlichen Anſprache verſetzte Hermine: „Ich bitte Sie inſtändigſt, mein lieber Vater, reden Sie ganz, wie Ihnen Ihr Herz vorſchreibt, und ſein Sie verſichert, daß ein gefühlvolles Menſchenherz Sie anhört.

„Unſre Anſichten über die wichtigſten Dinge ſind ſehr verſchieden, aber wenn unſre Herzen ſich verſtehen, werden wir uns doch einigen. — Gnädige Frau, es handelt ſich um Leben, Glück und Wohlfahrt meines jüngſten Sohnes, es handelt ſich um Glück und Wohlfahrt meines Hauſes. Meine alte Sabine liebt dieſen Sohn mit einer Zärtlichkeit und Hingebung, für welche die Sprache keine Worte hat. Von mir will ich weiter nichts ſagen, als daß Marius der Troſt und die Hoffnung meines Alters iſt. Nun hat ſich uns in ſeiner Krankheit ein Geheimniß enthüllt, welches wir zwar früher ſchon geahnt, über das wir aber doch in großer Ungewißheit waren. Der Inhalt deſſelben iſt nichts Geringeres, als daß Marius nicht ſeine ihm verlobte Braut liebt und deshalb nicht mit ihr verbunden werden kann und will, ſondern daß ſein Herz von der ſtärkſten Leidenſchaft für Sie, gnädige Frau, ergriffen iſt und daß er nur in Ihrem Beſitz glücklich zu werden vermag. Wir vermuthen nicht ohne Grund, daß dieſe Leidenſchaft von Ihnen erwiedert wird; ich darf wenigſtens von Ihrer Güte nicht fürchten, daß Sie ſich beleidigt fühlen, wenn ich Ihnen davon rede. Die außerordentlichen Umſtände müſſen mich bei Ihnen entſchuldigen."

„Es bedarf einer ſolchen Entſchuldigung nicht, Herr Magiſter. Sie haben keine vornehme Sünderin vor ſich, die ſich Ihnen gegenüber auf das hohe moraliſche Pferd beleidigter Tugend ſetzte. Ich weiß menſchliche Dinge menſchlich zu beurtheilen. Die Herzensneigung Ihres Sohnes zu mir iſt mir nicht unbekannt geblieben, obgleich ich es durchaus nicht zu einer Erklärung habe kommen laſſen. Ob ich ihm eine Herzensſchwäche verrathen — muß ich bezweifeln. Ich hoffe, ich bedarf bei Ihnen der Verſicherung nicht, daß ich es nicht auf eine ſogenannte Liaiſon abgeſehen habe, wie gelangweilte und coquette Frauen meines Standes ſie anzuknüpfen pflegen, um ſich eine angenehme Aufregung zu verſchaffen und die Zeit zu vertreiben. — Ich hätte wohl Hallungen gleich verlaſſen ſollen, als ich bemerkte, was in der Seele Ihres Sohnes vorging, aber ich hielt ſeine Gefühle für vorübergehend, und hoffte, er werde bald mit verdoppelter Zärtlichkeit zu ſeiner Braut zurückkehren, die ſeiner in jeder Beziehung ſo würdig iſt. Von der andern Seite waren mir meine hieſigen kaum begonnenen Schöpfungen zu lieb, als daß ich ſie eines Verhältniſſes wegen, das mir — wie geſagt — nicht gefährlich ſchien, übereilt und leichtſinnig hätte aufgeben ſollen.“ (Sie ſprach in dieſem Augenblick nicht ganz wahr; auch fühlte ſie dies und war deshalb nicht ganz ſicher in Stimme und Ausdruck.) „Doch da ſich die Sache ſo verhält, wie Sie ſagen, werde ich unverzüglich Anſtalten zu meiner Abreiſe treffen und durchaus nicht eher wiederkehren, als bis ich Ihren Sohn als glücklichen Gatten weiß.“

Der Magiſter ſchüttelte wehmüthig und zweifelnd das ſchneeweiße Haupt. „Ich fürchte, ſagte er, daß Ihre Abreiſe uns nicht nur nichts mehr helfen, ſondern das Uebel noch viel ſchlimmer machen wird. Ich habe geſtern einen tiefen Blick in meines Sohnes Seele gethan. Da hilft nur noch Eins: Ihr Beſitz, die Vereinigung mit Ihnen. Sie ſind ſich ſelbſt, Ihrem Gemahl, meinem Sohne und mir und meiner ganzen Familie, ja Gott und der Welt ſchuldig, ein Ehebündniß aufzuheben, zu welchem Sie der heilige Trieb des Herzens nicht geführt hat; Sie haben dieſelbe Pflicht, dem Manne, den Sie lieben, von dem Sie ſo grenzenlos geliebt werden, als Gattin anzugehören. Weiter giebt es kein Mittel, aus einem unmoraliſchen Verhältniß in ein moraliſches zu gelangen. Aber Sie müſſen vorher die armſelige Freigeiſterei, die dürre Verſtandesphiloſophie aufgeben, worin Sie befangen ſind; Sie müſſen die ewigen Wahrheiten des Chriſtenthums nicht nur begreifen, ſondern in ſich aufnehmen, erleben und ſich ganz zu eigen machen. Dieſe Ueberhebung des Verſtandes über die Wunder des Glaubens ſind mir nichts Neues. Meine Geburt fiel in eine Zeit, wo gleichſam die halbe Welt, die vornehme, gebildete Welt, von dieſen dürren, unfruchtbaren Maximen angeſteckt war. Dieſe Ungläubigkeit, dieſe Verachtung und Verſpottung des Chriſtenthums war gerade den genialſten Leuten eigen. Sie ging zuerſt von den ſogenannten Deiſten und vorzüglich von dem berühmten Bolingbrocke aus und pflanzte ſich zuerſt nach Frankreich über, wo ſie in den ſogenannten Encyklopädiſten ſehr eifrige Anhänger fand. Diderot, d'Alambert, Holbach, Voltaire, J. J. Rouſſeau waren Ihre Häupter —"

„Ich kenne die Schriften und Lebensumſtände aller dieſer Männer," fiel Hermine dem geſchwätzigen Alten ins Wort.

„Nun ich wollte Ihnen nur bemerken, daß ihre jämmerlichen Lehren auch in Deutſchland Platz griffen. Die ewige Wahrheit des Chriſtenthums hat ſie alle überwunden. Einer der glänzendſten Siege des Chriſtenthums in dieſer Beziehung, der damals in der ganzen chriſtlichen Welt beſprochen wurde, fand in meinem Knabenalter ſtatt. Zwar war ich erſt 11 bis 12 Jahre alt, aber nichtsdeſtoweniger erinnere ich mich die Geſpräche darüber in meinem elterlichen Hauſe — mein Vater war auch Prediger — mit dem größten Intereſſe gehört zu haben. Es war dies die berühmte Bekehrung des Grafen Struenſee, des däniſchen Miniſters und großen Sünders, durch den evangeliſchen Biſchof Dr. Münter in Kopenhagen. Struenſee hatte ganz die Anſichten eines Holbach und verachtete das Chriſtenthum tief, und nachdem ihn Münter ſieben Wochen lang einen Tag um den andern im Gefängniß beſucht hatte, ſtarb Struenſee als der gläubigſte Chriſt auf dem Blutgerüſt.“

„Ich kenne auch dieſe Geſchichte,“ ſagte Hermine etwas lau; „ich habe ſogar das Buch geleſen, worin Dr. Münter die Bekehrung Struenſees ausführlich beſpricht.“

„Sie haben das Buch geleſen?!“ ſagte der Magiſter beſtürzt. „Ich wollte es Ihnen eben übergeben und hoffte davon die beſte Wirkung auch auf Ihren Unglauben; denn die Wahrheiten, die es enthält, gelten für alle Zeiten, und die Gründe, womit Struenſee von Münter beſiegt und bekehrt wird, haben heute noch ihre volle Kraft.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Von meinen Ueberzeugungen wird mich das gutgemeinte Münterſche Buch nicht abzubringen vermögen; kein Buch, kein Menſch in der Welt. Ich will Sie nur auf einen kleinen Unterſchied zwiſchen mir und Struenſee aufmerkſam machen. Struenſee war Arzt und als ſolcher — wie ſehr viele Aerzte — ganz gewöhnlicher Materialiſt und hielt vom Menſchen als freiem vernünftigen Weſen gar nichts. Der Menſch war ihm nichts weiter als eine Maſchine, die einem blinden Naturgeſetz zu folgen gezwungen ſei. Ueber das Verhältniß Gottes zur Welt hatte er gar nicht nachgedacht. Er war ein ſinnlicher, eitler, ehrgeiziger Weltmenſch, der im Strudel des intriganten Hoflebens ſein beſſeres Sein verloren hatte. Wenn man nun kaum niedriger vom Menſchen und ſeiner Beſtimmung denken kann, als Struenſee, ſo kann man im Gegentheil unmöglich höher vom Menſchen und ſeiner Beſtimmung denken als ich. Mir iſt der Menſch nicht ſowohl das Ebenbild Gottes, ſondern ſelbſt Gottes voll; ja da dieſes mit allen Dingen der Fall iſt, indem Gott Urgrund und Weſen aller einzelnen Dinge, wie des Alls iſt, ſo hat der Menſch den hohen Vorzug erhalten, daß Gott in ihm zum Bewußtſein kommt, wenn er durch Bildung, Nachdenken, böſe Schickſale, mit einem Worte durch geiſtige Friction geweckt und zu immer klarerer Anſchauung ſeiner ſelbſt gebracht wird."

„Sie werden mir erlauben, gnädige Frau," nahm der alte Magiſter jetzt ſehr ernſt und ſogar betrübt das Wort, „daß ich Ihnen offen und ehrlich über das, was ich ſo eben von Ihnen gehört habe, meine Meinung zu erkennen gebe, und zwar daß ich das Kind gleich beim rechten Namen nenne. Dieſe iſt, daß alle Ihre Aeußerungen raffinirte Gotteslästerungen ſind, ja Gotteslästerungen. Zu welcher ſchmachvollen Vorſtellung von Gott ſind Sie gekommen, der erſt und nur im Menſchen, im armen, ſchwachen, allen Irrthümern und Fehlern preisgegebenen Sohn der flüchtigen Stunde zum Selbſtbewußtſein kommen ſoll."

„Wer ſagt Ihnen: nur? Iſt der ſelbſtbewußte

Gott nicht der Urgrund des Alls? Iſt er nicht das All ſelbſt? Das von der Materie unzertrennbare Weſen, der Weltgeiſt des Alls? Von dem aus ihm hervorgegangenen Einzelweſen iſt der Menſch das einzige mit Vernunft begabte, das iſt mit der höhern Erkenntnißgabe, durch die er ſich bewußt werden kann, ein Funke des geiſtigen Flammenmeers zu ſein, welches belebend und erwärmend das All durchſtrömt, ſeine Hülle, die ſichtbare Welt, nach Geſetzen, die eben ſein eigenſtes Sein und Weſen ausmachen, immer neu ſchaffend und vernichtend, oder vielmehr umwandelnd. So ſtirbt Gott jeden Augenblick und gebiert ſich jeden Augenblick neu, aber nur der Menſch iſt gewürdigt, dieſen ſteten und erhabenen Wandel des Alls d. h. Gottes, der eben ſein Geſetz, ſein Sein und Leben iſt, zu erkennen."

„Dann kommen Sie auf die craſſeſte Vielgötterei, die jemals da geweſen iſt. Sie haben erſt einen großen Gott, den Weltgeiſt des Alls, wie ſie ihn benennen, dann aber gerade ſo viel kleine Götter als es Menſchen giebt."

„Gewiß ſo iſt es! Und in dieſer Vielgötterei, wie Sie die Sache zu benennen belieben, beſteht eben das wahre Weſen der Religion; denn all dieſe Götter ſind doch nur ein Gott, all dieſe Funken ſind Kinder der einen Flamme, des Weltgeiſtes. Doch nicht im Sinne der alten Welt ſind die Menſchen Götter oder Gottesſöhne, ſondern nach modernen Begriffen, die aus dem Weſen der Natur abſtrahirt ſind. Wir ſind eben alle erfüllt von demſelben Geiſte, welcher das innerſte Weſen, Sein und Leben des Alls iſt, wir ſind durchglüht von derſelben Flamme, welche Alles belebt, der Menſch iſt aber gewürdigt, dies wiſſen zu können."

„Es bleibt immer ein Gott blinder Nothwendigkeit, kein liebender Vater der Welt."

„O nein, verehrter Herr! Gerade in uns ſelbſt und an uns ſelbſt erkennen wir, daß er ein Gott der Liebe und der Freiheit iſt; denn je höher und klarer in uns die Erkenntniß ſeiner oder unſrer ſelbſt (was einerlei iſt) ſteigt, deſto reicher werden wir an Liebe und Freiheit (Beide ſind wieder Eins). Das iſt der kräftigſte Beweis, daß er die höchſte Freiheit, die höchſte Liebe iſt. Jemehr wir ihn nun zum Wachsthum in uns bringen, deſto glücklicher werden wir ſein; denn Glück iſt eben das letzte Reſultat der Freiheit und der Liebe.“

„Ich komme nicht zur Klarheit in Ihrer Anſicht, obgleich ich wohl begreife, daß Sie nicht auf Struenſees Standpunkt ſtehen. Sie verwerfen natürlich die Gottheit Chriſti und ſein Erlöſungswerk?“

„Ja und Nein! Ich verwerfe alle geoffenbarte Religion im kirchlichen Sinne. Gott braucht ſich uns nicht nach dem Kirchenbegriff im Fleiſche zu offenbaren, weil er ſich jeden Augenblick im Fleiſche, im Geiſte, in allem was iſt, offenbart. Ich ſagte Ihnen ſchon, wir ſind alle Gottesſöhne. Mir iſt Jeſus nicht der alleinige geoffenbarte Gott, er iſt mir etwas weit Höheres und Verehrungswürdiges, nämlich *das Ideal der Menſchheit*, und als ſolches der Gottesſohn an ſich, das heißt wieder der Menſchenſohn, wie er ſich ſelbſt am liebſten nennt, *der Sohn der Menſchheit*. In ihm war Gott zu der höchſten Höhe gewachſen, die er überhaupt in einem Menſchen erreichen kann. Von der Erbſünde braucht er uns nicht zu erlöſen, denn ſie iſt eine kirchliche Chimäre. Aber von der Engherzigkeit, von der Dummheit, vom Aberglauben, von der Selbſtſucht, von dieſen Grundurſachen alles Unglücks der Menſchheit ſoll er uns erlöſen, und wenn wir ihm folgen, ſo erlöſt er uns wirklich davon. Und das iſt ſein großes Erlöſungswerk, an das ich glaube, ein größeres, als das im kirchlichen Sinne; denn das iſt wahrlich ſchwer zu faſſen.“

Der Magiſter war in die Enge getrieben, obgleich nichts weniger als überzeugt. Im Gegentheil widerſtrebte Alles in ihm den Anſichten der Oberſtin. Da er aber nichts Schlagendes zu erwiedern wußte, ſo 'erbitterte er ſich und in dieſer Bitterkeit fragte er faſt barſch: „Und was halten Sie endlich von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele?“

Hermine ſchien einige Augenblicke lang unſchlüſſig ob ſie auf die Beantwortung dieſer ſchroffen Frage eingehen ſolle. Doch ſie nahm ſich zuſammen und erwiederte: „Laſſen Sie mich darauf mit den eigenen Worten eines der größten Theologen und Predigers unſrer Zeit antworten, eines Mannes, den Sie gewiß hoch verehren, ich meine

Friedrich Schleiermacher!“ Und ſie ſtand auf, nahm ein Buch aus einem Schranke, blätterte und ſagte dazu: „Es iſt Schleiermachers berühmtes Werk „Ueber Religion, Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, dann las ſie die aufgeſuchte Stelle: „Doch ihr glaubt ja noch an einen perſönlichen Gott und an perſönliche Unſterblichkeit. O ich ſehe, ihr ſeid noch Schüler gegen mich in der Aufklärung! Selbſt dieſer Begriffe bedarf ich nicht, um euren Augen die erhabene Schönheit und Göttlichkeit der Religion zu enthüllen. Mein Gott iſt das Univerſum, die Einheit des Alls, die unſer Gefühl berührt und unſre Unendlichkeit geiſtig empfinden läßt; und auf andre Weiſe als durch dieſe geiſtigen Erregungen des Univerſum kann man Gott nicht haben im Gefühl. Dieß iſt das Haben Gottes und das urſprüngliche Wiſſen um Gott; mit einem perſönlichen außerweltlichen Gotte aber hat die Religion an ſich nichts zu ſchaffen. Das wahre Weſen der Religion iſt die Gottheit in der Welt, die Eins iſt und Alles zugleich. — Und eure perſönliche Unſterblichkeit außer der Zeit und hinter der Zeit iſt in Wahrheit keine. Nur wer die Perſönlichkeit, als das Vergängliche, hingiebt an Gott, das Ewige, der erſt hat die wahre Unſterblichkeit. Mitten in der Endlichkeit Eins werden mit dem Unendlichen und ewig ſein in jedem Augenblick, das iſt die Unſterblichkeit der Religion." — Zu dieſem berühmt gewordenen Ausſpruch, den alle ſpeculativen Dogmatiker der Neuzeit adoptirt haben, laſſen Sie mich nun einige eigene Worte hinzufügen: „Das Leben, die Weſenheit des Alls, d. i. Gottes, iſt im ſteten Wandel. Jedes Ding wandelt ſich jeden Augenblick und ohne Aufhören fort und fort, aber jedes auch nach ſeinem eigenen aus ſeiner Weſenheit hervorgehenden Geſetz. Die Veränderungen an einer Blume gehen ſchneller vor ſich als die an einem Baume, die an einem Inſect ſchneller als an einem Menſchen, die an einem Menſchen ſchneller als an einem Stern. Jed' Ding entſteht aus einem andern Dinge, meiſt durch Zeugung, d. h. durch Vereinigung der beiden Geſchlechter, in welche die ganze organiſche Natur getheilt iſt, dann aſſimilirt ſich das junge Weſen durch Nahrung andrer Dinge oder vielmehr die Urſtoffe der Dinge und wächſt, erlebt ſeine Blüthenzeit, den Höhepunkt ſeines Daſeins, pflanzt ſich fort, nimmt dann wieder ab, hört dann durch einen beſtimmten Lebensproceß, den wir Tod nennen, auf, ein Individuum zu ſein und löſt ſich nun wieder in ſeine Urſtoffe auf, die dann in den verſchiedenſten Wandlungen ſich wieder zu andern Individuen zuſammenfügen. Tod iſt daher nichts weiter als ein ſtärkerer als gewöhnlicher Wandlungsproceß; er vernichtet nichts, er wandelt nur um. Er kann nichts vernichten; denn alles iſt ewig. Kein Atom kann aufhören zu ſein. Denn das Atom gehört zum All und das All iſt Gott; im Atom iſt Gott. Es iſt Alles unſterblich. Meinen Sie aber, daß dieſe Lebensflamme in mir, die mich zum Individuum macht, die der Lebensgrund dieſes meines Körpers bedingt, ſobald ſie erloſchen iſt und die Materie ſich in die Grundſtoffe auflöſt, wieder an einem andern Orte für ſich allein auflodern ſoll, um in alle Ewigkeit als Perſon, als Individuum fortzuleben, ſo widerſpricht meine Vernunft ganz entſchieden. Leib und Seele bilden zuſammen den Menſchen und ſind zur Lebensbedingung unzertrennlich aneinander gekettet. Erlöſcht die Lebensflamme, ſo hört beider Leben auf; es lebt kein Körper, es lebt aber auch keine Seele mehr. Wir hören nicht auf zu ſein; wir ſind nur in anderer Form und Weſenheit in Gott; denn wir können nie aus ihm heraus, er kann nie aus uns heraus; wir ſind alſo auch ewig, weil Gott, weil das All ewig iſt. Die perſönliche Fortdauer nach dem Tode iſt nichts als ein menſchliches Phantaſiebild wie ſo viele andere, denen in der Wirklichkeit nichts entſpricht. Erzeugt vom Egoismus und der feigen Angſt vor dem Tode kehrt es bei allen Völkern in der verſchiedenſten Form wieder. Kindliche Völker wußten dieſem erträumten Zuſtande nach dem Tode wenigſtens einen poſitiven Gehalt zu geben, indem ſie ihn reichlich mit ihren Lieblingsgenüſſen und Beſchäftigungen ausſtatteten; der chriſtliche Himmel iſt aber unbeſchreiblich langweilig; eine ewige Seligkeit in ewiger Unthätigkeit iſt der größte Unſinn. Thätigkeit iſt ja eben Lebensbedingung. Und dieſer Traum kindiſcher Angſt und Selbſtſucht hat den Menſchen bisher die Erde verdorben und das Leben verleidet. Indem die Erde für ein Jammerthal, für einen Pfuhl von Sünden und Laſtern ausgeſchrieen wurde, für die Fremde, in welche der Menſch verbannt ſei, um durch allerlei Qual und Prüfung ſich ſeiner Heimath, des unausſprechlich herrlichſten Himmels würdig zu machen, mußte er dieſen Himmel erſehnen, dies Leben verachten, ſeinen Körper als das Irdiſche geringſchätzen und allein die Seele, als das Himmliſche, hochhalten. Die ganze Lebensbeſtimmung kam ihm erbärmlich, nichtig, widerwärtig vor; der Himmel war der Inbegriff all ſeiner Hoffnungen und Wünſche. Dadurch iſt die Natur entſtellt, dem Leben Gewalt angethan worden; die ganze chriſtliche Vergangenheit iſt ein Zerrbild, unwürdig der hohen Beſtimmung des Menſchen. Der Geſpenſterglaube, das Kloſterleben, die abgöttiſche Verehrung eines Menſchen ſind die unſeligen Früchte dieſes erträumten Seligkeitshimmels geweſen. Denn nur durch den Glauben an die Gottheit Jeſu und an ſeine Erlöſung vom ewigen Tode ſollte ſich der Chriſt dieſen Himmel erwerben können. Alle andern Menſchen ſollten dieſem ewigen Tode oder gar den ewigen furchtbaren Qualen einer Hölle verfallen ſein. Man ſchaudert über all dieſe Verirrungen der menſchlichen Phantaſie. Doch ſie waren nöthige Stufen, auf welchen der menſchliche Geiſt zur immer höhern Erkenntniß ſeiner ſelbſt und der Welt, d. h. Gottes, emporſtieg.“

„Und die Tugend wird Ihrer Meinung nach nicht nach dem Tode belohnt, das Laſter nicht beſtraft?“ fragte der Magiſter faſt grimmig.

„Was für eine jämmerliche Tugend iſt doch die, welche auf Lohn ſpeculirt!“ rief die Gutsfrau erregt. „Und das Böſe?! Es giebt nichts abſolut Böſes. Alles Böſe iſt relativ. Das Böſe iſt nur die geſtörte Harmonie des Guten. Es iſt aber nöthig, um durch Friction der Geiſter die immer reinere Erkenntniß des Guten und ſein immer höheres Wachsthum im Menſchen zu fördern. Das All iſt ewig gut, oder Gott iſt ewig gut. So wie die Harmonie hergeſtellt wird, iſt das Böſe verſchwunden. Iſt es doch ſchon nach der Kirchenlehre verſchwunden, wenn Reu und Leid eintritt. Mit der lockenden Vertröſtung auf den Himmel hat man nur zu oft das dumme Volk zur Sklaverei herabgewürdigt. O das Chriſtenthum iſt recht oft entweiht und gemißbraucht als Religion der Unterdrückung, obgleich Jeſus gerade das Gegentheil wollte und lehrte!“

Der Magiſter hatte mit Ungeduld das Ende dieſer Rede erwartet. Er ſtand raſch auf, verneigte ſich kurz vor der Oberſtin und ſagte kalt: „Sie haben recht, gnädige Frau, mein Sohn dürfte nimmermehr ihr Gatte werden, ſelbſt wenn Sie frei und ledig wären. Gott ſtehe uns Allen bei, aber Sie ſind nicht zu unſerm Heil nach Hallungen gekommen.“ Und mit raſcherm Schritt, als ſein Alter gewöhnlich geſtattete, verließ er Zimmer und Schloß.

Guſtav verrieth dem Pfarrer Marius, daß die Oberſtin in einigen Tagen ganz in der Stille abreiſen wolle und dazu die Vorkehrungen ziemlich heimlich treffe. Sie habe ihn gebeten, ihm (dem Marius) einen Brief von ihr zu übergeben, ſobald ſie fort ſei. An dieſem Briefe habe ſie abwechſelnd geſchrieben, ſeit der Magiſter bei ihr geweſen. Der

Geneſende ſchnellte von dieſer Nachricht empor; er verlangte auszugehen und ein leidlich ſchöner Herbſttag diente ihm zum Vorwand. Er kleidete ſich an; es war ihm, als ſei alle Schwäche von ihm gewichen. Die alte Mutter erhob einigen beſcheidenen Widerſpruch gegen das zu frühe Ausgehen des geliebten Sohnes, das ihm leicht ſchädlich werden könne, aber Marius war ſo zerſtreut, oder ſo ganz und gar nur mit dem einen Gedanken beſchäftigt, daß er ihr gar nicht antwortete und zum Verdruß ſeiner Schweſtern mit Guſtav das Haus verließ. Frau Sabine nahm das befremdende Schweigen des Sohnes für Liebloſigkeit; ſie bildete ſich ein, von den ſchlauen Verführungskünſten der Gutsfrau gänzlich aus dem Herzen ihres Sohnes verdrängt worden zu ſein. Wenn ſie erſt ſchon eine möglichſt ſchlechte Meinung von der Oberſtin gehabt hatte, ſo hielt ſie doch dieſelbe, ſeit ihr würdiger Eheherr ihr ſeine Unterredung mit derſelben ausführlich mitgetheilt hatte, geradezu für das verabſcheuungswürdigſte aller weiblichen Weſen, für eine Art Teuflin, Unholdin, Hexe und Zauberweib, und beklagte es als das größte Un=

glück ihres Lebens, daß dieſes entſetzliche Geſchöpf nach Hallungen gekommen ſei, um in der Maske eines Engels ihren trefflichen Sohn zu verführen, von Gottes Wegen abzubringen und in zeitliches und ewiges Verderben zu ſtürzen. Ja ſie war der Meinung, daß der böſe Geiſt, der in dieſem jungen Weibe wohne, der Hölle fort und fort Opfer zuführen müſſe und daß ſie deshalb ſehr wirkſame Anſtalten getroffen habe, das ganze Dorf zu umgarnen. Ihr Kummer war unausſprechlich groß, und wenn der Harm über des armen Marius Krankheit ſchon an ihrer Lebenskraft gezehrt hatte, die vom Alter ohnedies ſehr herabgebracht war, ſo ſetzten ihr die letzten Erfahrungen noch mehr zu. Sie klagte über ſtete Müdigkeit, Schwere in den Gliedern und andre Vorboten einer Krankheit. Jetzt ging ſie weinend in die Wohnſtube und gab einer Magd Befehl, hinter den beiden Spaziergängern herzugehen und ſie zu beobachten, ob ſie nicht etwa in das Schloß gingen. Die Magd kam bald mit der Meldung zurück, nicht beide, ſondern der Herr Pfarrer allein ſei in das Schloß gegangen. Vor der Thür habe er den Herrn Bellmann verabſchiedet, der dann nach dem Erlenhofe hinaus ſpaziert ſei. Der erſchrockenen Matrone wurde von Stund an ſo ſchlimm, daß ſie von Erneſtine zu Bett gebracht werden mußte. Sogleich ſtellten ſich alle Anzeichen einer bedeutenden Krankheit ein, was große Beſtürzung im Hauſe hervorrief.

Marius hatte wirklich Guſtav erſucht, einſtweilen auf den Erlenhof hinauszugehen, wo er ihn nach dem Beſuch bei Hermine, die er durchaus allein ſprechen müſſe, abholen wolle.

Er fand die geliebte Frau ſchreibend im Bibliothekzimmer. Die herbſtliche Nachmittagsſonne warf einen ſpäten und matten Blick durch das hohe Fenſter. Hermine ſtand erröthend auf und ging ihm entgegen; denn er war an der Thür in ihr Anſchauen oder in ſeine eigne Gedanken verſunken ſtehen geblieben. Ach! ſie kam ihm reizender vor als je. Sie war im Hauskleide, unvorbereitet auf einen Beſuch; ein paar Flechten ihres reichen Haares fielen auf Hals und Nacken herab; in ihrem Auge ſchlief ein tiefer und doch ſo ſüßer Kummer. Er ſah es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie um ihn gelitten hatte.

„Ich war eben in Gedanken mit Ihnen beſchäftigt," ſagte ſie ſanft und liebreich. „Ich ſchrieb an Sie; denn ich hoffte, nach dem, was vorgefallen iſt, nicht Sie wiederzuſehen."

„Hermine!" rief er plötzlich mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeiner heißen Seele und ergriff ihre Hand, ſie ans Herz preſſend; „Du kannſt, Du darfſt mich nicht verlaſſen! Was hilft alles Widerſtreben! Ich gebe mich ganz der allmächtigen Liebe gefangen. Es muß klar werden, wie ich Dich liebe. Ich muß es mit Worten ausſprechen, ſo weit ich es vermag. Angebetetes Weib, ich beſchwöre Dich mit einem Herzen voll trunkener, wahnſinniger Liebe und Verzweiflung, verlaß mich nicht, ſo lang ich lebe! Geh nicht, Hermine! Geh nicht! Es wäre ſogleich mein Tod!" Und in einen heftigen Thränenſtrom ausbrechend, ſtürzte er jetzt an ihre Bruſt, umſchlang ſie mit beiden Armen und heftete ſeinen fiebriſch heißen Mund bebend und Küſſe ſprühend auf ihre nicht widerſtrebenden Lippen. Nein, ſie entzog ſich ihm nicht. Auch ſie hatte alle Kraft des Widerſtandes verloren, und wie ſie ihn auch wenige Minuten vorher noch brieflich ermahnt hatte, ſeine treffliche Braut zu lieben: ſie wußte jetzt nichts mehr davon. Die ſchmachtende Bläße ſeiner Züge, die tiefe Schwermuth in ſeinem Auge, der ſchmerzvolle Ton ſeiner Stimme, die Ueberraſchung, die er ihrem nicht ſtreng bewachten Herzen bereitet — Alles wirkte zuſammen, die Starke ſchwach zu machen, und nun war ſie ſo ſchwach wie ein Kind.

Ein langes Schweigen folgte dem erſten heftigen Ausbruch des lang verſchloſſenen Gefühls, nur die hingebenden und empfangenden Zärtlichkeiten der erſten Stunde erklärter Liebe füllten die Pauſe. Und als ſie ſprachen, was war es weiter, als daß ſie ſich ihre Wonnen und Schmerzen, ihre Sehnſucht und Ahnung, ihr überquellendes Gefühl in Worten klar machen wollten!

Spät erſt trennte er ſich von ihr. Bellmann hatte vergebens auf dem Erlenhofe gewartet.

Als er immer noch befangen vom ſüßeſten Rauſche ſeines Lebens in das Pfarrhaus trat, meldete ihm Hannchen die Erkrankung der Mutter. Er erſchrak. Das war ein eiskaltes Sturzbad auf ſein glühend heißes Herz. Hannchen zog ihn in das Krankenzimmer. So wie die alte Frau ihn erblickte, brach ſie in ein krampfhaftes, heftiges Schluchzen aus, das ſie zu erſticken drohte. Er ſtand verlegen, ernüchtert am Bette. Sein Gewiſſen regte ſich und machte ihm Vorwürfe. Es war ihm ſehr unangenehm zu Muthe. Aber dies Gefühl wurde zur Beſtürzung, als die Mutter plötzlich ſeine Hand ergriff, ihn heftig zu ſich heran zog, ihn umklammerte und nun verzweiflungsvoll ſchrie: „O mein Sohn! mein geliebter Sohn, Du biſt bei der Oberſtin geweſen. Das hat mich niedergeworfen. Du biſt frei von aller Schuld, ich weiß es. Du biſt immer mein frommer, guter, edler Sohn geweſen. Das arge Schandweib, die gottvergeſſene Buhlerin hat Dich verführt. Sie iſt ein Kind des Teufels. O Sohn, Sohn, laß ab von ihr! Deine Mutter beſchwört Dich bei dem Herzen, unter dem ſie Dich getragen, bei der Bruſt, die Dir die erſte Nahrung gereicht, bei der Liebe, mit der ſie Dich erzogen und gepflegt und hoch und werth gehalten bis zu dieſer Stunde: laß ab von dieſem Weibe! Sonſt iſt es Dein und unſer aller Verderben. Komm, mein geliebter, theurer

Sohn, mein armes verführtes Kind, komm an das Mutterherz! Keins in der Welt meint es beſſer mit Dir!“ Heftig weinend lehnte Marius das glühende Haupt an die Bruſt der Matrone. „Sei geſegnet! Sei geſegnet, mein lieber Sohn!“ hauchte ſie über ihn hin. „Und nun verſprich mir, mein guter Marius, daß Du nicht wieder zu ihr gehen, daß Du ſie nicht wieder ſehen willſt. Sie ſoll und muß abreiſen. Laß ſie alſo reiſen und frage nicht mehr nach ihr. Wenn Dir's auch ſchwer dünkt, gieb Acht, in wenigen Tagen haſt Du's ſchon überwunden, und dann wird Dir's ſein, als wärſt Du aus einem böſen wirren Traum erwacht. Gott ſteht Dir ſchon bei; denn Du gehorchſt Deiner Mutter. Verſprich es mir! Gieb mir die Hand darauf!“

Marius verſprach Alles, that Alles was ſie von ihm verlangte. Gedanken hatte er eigentlich gar keine dabei, auch weiter keine Vorſätze: es war nur ein dumpfes quäleriſches Gefühl in ihm. Gern hätt' er ſich todt geweint. Die Mutter nahm dieſe Thränenfluth für etwas ganz Andres. Sie wähnte, er fühle Reu und Leid; die Thränen erleichterten ſein gepreßtes Herz, und nun ſei Alles gut. Ihre Bruſt füllte ſich mit neuen Hoffnungen, und ſie faltete die Hände zu einem Dankgebet. Ach, was wußte die alte Frau von dem wilden, lavaglühenden Wonnerauſch einer Liebe, wie ſie nur eine Seele von Marius' Größe und Gehalt durchtoben konnte! Sie hatte in ihrer blühendſten Jugend keine Ahnung von ſolcher Leidenſchaft der Geiſter gehabt, wie ſollte ſie jetzt dazu kommen?

Marius verlebte eine entſetzliche Nacht. Zur Beſinnung kam er eigentlich gar nicht; auch wachte er weder, noch ſchlief er. Es war ein dumpfes Hinbrüten, aus dem nur dann und wann Herminens und ſeiner Mutter Geſtalten verzerrt und von widrigem Anſehen auftauchten. Am andern Tage fühlte er eine Abſpannung und Schwäche, die ihm faſt wohl that. Alle Gegenſtände waren ihm wie mit einem Nebelſchleier umhüllt oder in die Ferne gerückt. Oder es war ihm ſtets als träume er und höre die Stimmen der Seinigen aus einem tiefen Hintergrunde zu ſich herauf tönen. Wenn er auch einen Gedanken faßte, feſtzuhalten vermochte er ihn nicht. Er beſuchte die Mutter einige

Male; ſie lag im Fieber und die Krankheit war im Steigen, aber der Arzt gab die beſte Hoffnung. Er ſelbſt ſchlief mehrere Stunden am Tage und erwachte erſt, als der Abend ſchon herein dunkelte. Die Schwäche war von ihm gewichen, er war hell im Geiſte. Da ſtand das Verſprechen, das er Herminen gegeben hatte, dieſen Abend wieder zu kommen, rieſengroß vor ihm. Und wenn er es nicht gegeben hätte, es zog ihn mit allen Banden und Trieben ſeiner Seele zu ihr. Der alte Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe erneuerte ſich in ihm. Aber welch ein Kampf! Es war ſein feſter Wille, die Kindespflicht zur Siegerin zu machen über dieſe raſende Leidenſchaft, und feſten Schrittes ging er hinab in das Zimmer der Mutter. Sie ſtreckte ihm lächelnd die dürre Hand entgegen; ſie hieß ihn willkommen. Er trat zu ihr und ihre beiderſeitigen Blicke begegneten ſich und tranken ſich einander auf, Blicke der herzinnigſten Liebe und Zärtlichkeit. Er legte ihr das verſchobene Hauptkiſſen zurecht, er band ihr die aufgegangenen Bänder der Schlafhaube, er ſtrich ihr die grauen Haare aus der Stirn, und er küßte dieſe ehrwürdige Stirn mit heiliger Inbrunſt. Wie fromm ſchlug in dieſen Minuten ſein Herz, voll der edelſten Gefühle der Liebe, des Dankes und des Gehorſams gegen ſeine Erzeugerin! Sie zog ihn wieder an ſich; ſie küßte ihn auf die Wange und flüſterte ſo herzinnig, zärtlich und dankend: „Sei geſegnet, mein Marius!“ —

„Ich habe den ganzen Nachmittag geſchlafen,“ ſagte er, „und fühle mich wunderbar geſtärkt.“ —

„Siehſt Du, mein Sohn!“ unterbrach ſie ihn triumphirend. „Ich ſagte Dir es voraus, daß Dir Gott beiſtehen werde, weil Du ein ſo guter, treuer Sohn biſt. Er wird Dich auch ferner ſtärken auf dem Wege der Tugend und Pflicht.“

„Und da ich nun ausgeſchlafen habe, ſo will ich bis Mitternacht bei Dir bleiben, liebes Mütterchen, und Dir aus einer ſchönen Reiſebeſchreibung etwas vorleſen. Erneſtine kann ſchlafen und dann nach Mitternacht die Wache bei Dir übernehmen.“

„Thu das, mein lieber Sohn! daran erkenn' ich Deine Liebe. O nun wird ja Alles gut!“

Er holte das Buch herbei und las. Der

Vater, der ein Stündchen zugehört, ſchlummerte ein und wurde von Bellmann, der in einem Zimmer mit ihm ſchlief, zu Bette gebracht. Hannchen ging ebenfalls zu Bette und Erneſtine legte ſich, von der Arbeit des Tages ermüdet, auf das Sopha, um einige Stunden zu ſchlafen. Sie hatte die vorige ganze Nacht am Bette der Mutter gewacht. Es ſchlug zehn Uhr; Marius las noch immer. Da bemerkte er, daß auch die Mutter entſchlummert war. Er hörte auf zu leſen. Seine wilden wüſten Gedanken, die er durch das Leſen gewaltſam von Herminen abzuziehen vergebens verſucht hatte, ſprangen jetzt wie toll zu ihr über und zogen ihn und marterten ihn. Die Glut der Leidenſchaft dörrte ihm Gaumen, Mund und Zunge. Er konnte nicht ſchlucken; es ſchwirrte ihm vor den Augen; ſein Herz klopfte in unregelmäßigen Schlägen wie ein Hammer. In dieſem Augenblick fuhr die Mutter aus dem Schlummer auf, ſtarrte ihn an, wie wenn ein böſer Traum ſie geängſtigt hätte, ergriff haſtig ſeine Hand, hielt ſie in der ihrigen feſt und ſagte beſorgt: „Du hälſt doch Dein Verſprechen, Marius?“

Er ſchauderte. Die Frage ging ihm wie ein Schwert durch die Seele.

Ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchlief ſie wieder ein, aber ſie hielt ſeine Hand feſt. Da ſaß er ſtarr wie eine Bildſäule, die Augen auf das nur halb erhellte Geſicht der Mutter gerichtet; aber wie glühte und tobte es in ihm! Wie wilde Gebirgsbäche rauſchte und ſtürzte es um ihn, die Gegenſtände verzerrten ſich und tanzten um ihn; zuletzt nur ein Gedanke, ein Gefühl: Hermine! Zu ihr! An ihre Bruſt? An ihren Mund!"

Er wußte nicht mehr, was er that. Aber die Hand brannte ihm in der Hand der Mutter, und er zog ſie heraus. Er ſtand auf; der Athem verſagte ihm ſchier; er ging leiſe hinaus, ſchlich nach der Hausthüre, öffnete ſie und trat ins Freie. Das Wetter war umgeſchlagen; ein Herbſtſturm brauſte durch die Luft und warf große Regentropfen herab. Dabei war es auffallend kalt geworden. Marius bemerkte nichts von dem Allen. Er ſah die ſchwarzen Wolken nicht geſpenſtiſch am Himmel hinjagen, nicht die fliehende, bald verdeckte, bald ſichtbare Mondſichel; er hörte nicht das Brauſen des

Sturms, nicht das Kreiſchen der Wetterfahne auf dem Pfarrhauſe; ſelbſt wie vom Sturme gejagt, ſtürzte er baarhäuptig, mit wirren Haaren und todtenbleich vorwärts dem Schloſſe zu und verſchwand im Thore deſſelben. —

Hermine hatte, nach Marius' Entfernung, kaum minder gelitten, als er ſelbſt. Sie war zu dem Briefe zurückgekehrt und hatte mit Beſchämung, ja mit Verzweiflung geleſen, was ſie geſchrieben. Auch ſie rang die ganze Nacht und kam zu dem Entſchluſſe, am andern Tage heimlich abzureiſen. Gegen Morgen ſchlief ſie ein, und ſchlief faſt den ganzen Vormittag. Als ſie nun an die Ausführung ihres Entſchluſſes gehen wollte, war er verblaßt. Die ſüßen Erinnerungsbilder der Liebe, die ſie genoſſen, drängten ſich in ihrer Seele vor und wurden immer farbenprächtiger. Sie ging wie eine Träumende umher und konnte zu nichts kommen. So kam der Abend heran. Da gelobte ſie ſich heilig und theuer, am folgenden Morgen abzureiſen, dieſen Abend Marius' Beſuch noch anzunehmen, den ſie ihm einmal zugeſagt, doch dabei ſich ſtreng zu überwachen. Je länger er

Kopfe, das Mark in den Gebeinen fror ihm. Hermine kam mit dem Lichte; er riß es ihr aus der Hand und leuchtete die Leiche an. Ein dumpfer Schrei, wiederum einer jener gräßlichen Naturlaute, in welchen die aufs Aeußerſte gemarterte Seele ſich unwillkührlich Luft macht, quoll aus ſeiner Bruſt hervor, doch nicht ganz, denn ſchon war er ohnmächtig auf die Leiche ſeiner Mutter geſtürzt. Im bloßen Hemde hatte ſie im Sturm und Regen und der kalten Nacht wohl Stunden lang auf der ſteinernen Schwelle der verſchloſſenen Thür geſeſſen und war hier geſtorben. Ihr ſchwaches Pochen, ihren leiſen Angſt- und Nothruf hatte der in der Wonne des ſüßeſten Liebesglücks ſchwelgende Sohn nicht vernommen.

Als Marius nach einem langen Schlafe die Augen aufſchlug und mit Bewußtſein um ſich blickte, ſah er Malchen in tiefer Trauerkleidung an ſeinem Bette ſitzen. Außerdem befand ſich Guſtav Bellmann noch in ſeinem Zimmer. Er mußte ſich lange beſinnen, eh' ihm irgend eine Erinnerung kam; es ſchien ihm als ſei ſein Kopf ganz leer von allen Gedanken und Vorſtellungen. Endlich trat ihm die gräßliche Scene, die ihm das Bewußtſein geraubt, wieder vor die Seele, aber es war ihm, als habe er ſie geträumt. Er konnte nicht fertig damit werden. Er berührte die Hand ſeiner Braut und fragte leiſe: „Malchen, iſt meine Mutter todt?“

„Gottlob!“ rief ſie, „er hat das Bewußtſein wieder.“

Er wiederholte die Frage; aber ſie fuhr fort: „Faſt einen Monat haſt Du bewußtlos dagelegen, entweder im ſtarren Dumpfſinn oder in wilden Fieberphantaſien. Nun biſt Du gerettet!“

„Iſt meine Mutter todt?“ fragte er mit Nachdruck. „Ich bitte Dich, ſage mir die Wahrheit!“

„Nun ja, ſie iſt geſtorben,“ entgegnete das Mädchen verlegen. „Sie war ja eine alte Frau und hat die Beſtimmung der Natur erfüllt. Aber Du lebſt, Marius! Du wirſt noch lang und glücklich leben!“

„O daß ich erwachen mußte!“ ſeufzte er aus tiefer Bruſt.

„Nicht alſo, mein Lieber! Hänge nicht dieſem düſtern Gedanken nach! Für Dich beginnt nun ein neues Leben des Glücks und der Zufriedenheit. Laß nur den Winter vorüber ſein! Du biſt unbewußt ſchon ein gutes Stück darüber hinweg gekommen. Sieh nur wie die Dächer voll Schnee liegen!“

„Iſt die Oberſtin nach Dresden?“ fragte der Kranke weiter.

„Nein, ſie iſt noch hier. Auch ſie iſt lange krank geweſen; doch iſt ſie eher geneſen als Du. So wie Du geneſen ſein wirſt, wirſt Du mit ihr vereinigt werden. Sie wird Deine Gattin werden und Ihr werdet die Fülle des Glücks in Euerm gegenſeitigen Beſitz finden, die ſo edle treffliche Menſchen, wie Ihr ſeid, verdienen.“

Marius lächelte ſchwermüthig; dann ſagte er verwundert: „Und das ſagſt Du?“

„Gerade ich ſag' es, weil Niemandem Dein und ihr Glück mehr am Herzen liegt als mir. Ihr ſeid für einander geſchaffen. Und Pfarrer kannſt

Du ja nach Deiner jetzigen religiöſen Ueberzeugung doch nicht bleiben."

„Wir haben kein Vermögen; man wird mich verabſcheuen!" flüſterte Marius in ſich hinein.

„Kleinmüthiger! Als ob die Liebe nicht alle Schwierigkeiten beſiegte, wachſend im Kampfe! Hier könnt und ſollt Ihr nicht bleiben. Ihr geht in die Schweiz und errichtet eine Lehranſtalt: die Oberſtin iſt dort bekannt. Oder nach Amerika."

„Es fehlen uns ja alle Mittel."

„Mein ganzes nicht unbedeutendes Vermögen iſt Dein. Ich ſtell' es Dir zur Verfügung. Dasſelbe thut Herr Bellmann. Es iſt reichlich geſorgt für Eure Zukunft."

„Was redeſt Du doch!" verſetzte Marius ſchier ärgerlich. „Denkſt Du, Deine Eltern werden mir ihr Hab und Gut zur Dispoſition ſtellen, oder ſelbſt wenn ſie das wollten, ich etwas von ihnen annehmen, wenn Du nicht mein Weib wirſt?"

„Meine Eltern ſind beide todt; ich bin unbeſchränkte Herrin des reichen Erbes.

„Deine Eltern todt? Wie? Wann?"

„Vor drei Wochen ſchon; ſie ſtarben ſchnell hintereinander nach ganz kurzem Krankenlager, zuerſt mein Vater, dann meine Mutter. Doch reden wir davon nicht, ſondern von Dir und Deinem Glück!“

„Edle Seele, und was ſollte dann aus Dir werden?“

„Ihr müßt mich mit Euch nehmen; ich kann nicht ohne Euch leben. Ich werde Eure treueſte Freundin, Eure Dienerin ſein.“

Sie ſtand plötzlich auf und wandte das Geſicht ab; dann ging ſie raſch aus dem Zimmer. Guſtav nahm ihren Platz ein. „Malchen,“ ſagte er, „iſt die größte und edelſte Seele, die Gott geſchaffen hat. Sie hat abwechſelnd Dich und die Oberſtin gepflegt. Ihr Leben hat nur ein Ziel, ihr Herz nur einen Wunſch: Dein Glück. Und da ſie nun einmal die Ueberzeugung hegt, daß Du nur mit meiner Couſine glücklich werden kannſt, ſo ſetzt ſie Alles daran, Euch zu vereinigen. Man kann Dir jetzt noch gar nicht Alles ſagen, wie edel und großmüthig ſie an Dir gehandelt hat. Später aber ſollſt Du's erfahren. Du wirſt ſtaunen und ſie verehren.“

„Und ich muß die ganze Größe ihrer Seele jetzt erſt kennen lernen, wo es zu ſpät iſt!“ ſeufzte Marius. „Ich war im Beſitz des koſtbarſten Edelſteins und wußte es nicht.“ —

Guſtavs letzte Worte machten ſtarken Eindruck auf den Kranken; er beſchäftigte ſich im Stillen fort und fort damit. Und eh einige Tage vergingen, hatte er dem unſchuldigen Hannchen das Geheimniß entlockt.

Die Umſtände, welche den Tod der Magiſterin herbeigeführt, hatten in der ganzen Umgegend ungemeines Aufſehen gemacht, und alle Welt hatte den Stab über den Pfarrer und die Oberſtin gebrochen. Malchens Eltern, welche beide ſchon ſeit längerer Zeit an Hektik litten, hatten ſich über die ihrer Tochter und beziehentlich auch ihnen zugefügte Schande aufs Heftigſte alterirt; denn Malchens Verbindung mit dem Pfarrer Marius war ihr höchſter Stolz und gewiſſermaßen die Summe ihres Lebensglücks geweſen. Aber wahrhaft zum Entſetzen hatte es beiden gereicht, wie ihre Tochter nicht nur den Pfarrer, ſondern auch die Oberſtin mit der wärmſten Beredſamkeit vertheidigt und jede

Schmähung derſelben mit Entſchiedenheit zurückgewieſen hatte. Der Schulze hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſein Kind müſſe eben ſo von der verruchten Hexe im Hallunger Schloſſe bezaubert ſein, wie der unglückliche Pfarrer, deſſen Mutter ſtets behauptet habe, die Oberſtin ſei eine Teufelin. Sein Zorn und Kummer darüber hatte einen Schlagfluß herbeigeführt, der ſeinem Leben ſchon nach wenigen Tagen ein Ende gemacht. Der Schreck darüber hatte der Frau einen Blutſturz erzeugt, in Folge deſſen auch ſie geſtorben war. Malchen hatte in kindlicher Treue bei beiden bis an ihr Ende ausgeharrt, war dann aber gleich wieder nach Hallungen gekommen, um ihren Platz an Marius' und Herminens Krankenbett wieder einzunehmen.

Jedes Wort von Hannchens Geplauder war eine feurige Kohle auf Marius' Haupt. Bald darauf trat Malchen in das Zimmer. Ihr von den ſchönſten blonden Locken umrahmtes rundes Geſicht war der Spiegel ihrer reinen ſchönen Seele. Ihr Auge ſtrahlte ruhig und zufrieden auf den geliebten Mann herab. Er ergriff ihre Hand, bedeckte ſie mit Küſſen und weinte bitterlich.

Die gewaltigſte Sehnſucht nach Herminen beſchleunigte abermals Marius' Geneſung; es war als ſtachle ſie ihn empor, als gebe ſie ihm wunderbare Kraft. Er wollte und mußte zu ihr und war kaum zu vermögen, einen ſchönen Wintertag zu dieſem Ausgang und Beſuch abzuwarten.

Da erzählte ihm Malchen eines Abends, die Oberſtin habe heute einen Brief erhalten, der ſie ganz umgewandelt. Denn von Stund an ſei ſie heiter und froh geworden und habe geſagt: ſie erwarte in den nächſten Tagen einen angenehmen Beſuch. Nun würden alle Wirren ſich löſen und Alles zu Aller Zufriedenheit ausſchlagen. „Auch Du wirſt noch ganz glücklich ſein, liebes Kind!“ hatte ſie zu Malchen geſagt. — Dieſe Nachricht erfüllte den Pfarrer mit großer Unruhe, er konnte ſich ſelbſt nicht erklären weshalb. Am dritten Tag danach war Malchen früh nach Sundheim gegangen, um dort einige Geſchäfte abzumachen, und Guſtav hatte ſie auf ihren Wunſch begleitet. Gegen Mittag kam Hannchen in Marius' Zimmer und berichtete, daß vorhin ein ſehr ſchöner vornehmer Herr zu Pferde mit ſeinem Diener auf dem Schloſſe angelangt ſei. Jetzt litt es Marius nicht länger. Er mußte mit ihr reden. Eine wilde Angſt überflog ihn. Das düſtere Bild ſeiner Erlebniſſe trat überwältigend in ſeine Seele. Der ſtumme Vorwurf im Blick ſeines Vaters, der ſelten zu ihm kam, die verweinten Augen Erneſtinens, die Andeutungen, welche Hannchen zuweilen mehr verrieth als freiwillig gab, marterten ihn; er klagte ſich als Mörder ſeiner Mutter und der Eltern Malchens an, er machte ſich Scrupel über ſeinen Abfall vom alten Kirchenglauben, ein Beweis, daß die Schärfe und Stärke ſeines Geiſtes durch die Schickſalsſchläge und die Krankheit gelitten. Dazu kam der ſeltſame Beſuch bei Herminen, der ihn ängſtigte. Genug er mußte zu ihr, er mußte mit ihr ſprechen, damit ſie ihre Flucht fort, weit fort verabreden könnten. Es duldete ihn nicht mehr in

Hallungen, jede Stunde wurde ihm zur qualvollen Ewigkeit. Langſam und nicht ohne Mühe kleidete er ſich an; er hatte doch die rechten Kräfte noch nicht. Doch er kam damit zu Stande. Erneſtine und Hannchen weinten ihm nach. Der alte Vater, der immer tiefſinnig in ſeinem Zimmer ſaß, erfuhr gar nichts von des Sohnes Ausgang.

Es war ſchon gegen Abend, als Marius unangemeldet, wie er gewohnt war, in das Zimmer der Gutsfrau trat. Sie erhob ſich erröthend vom Sopha, wo ſie neben einem ſehr ſchönen, ritterlich ausſehenden Manne geſeſſen hatte. Ihr etwas angegriffenes Geſicht ſtrahlte von Glück und Befriedigung. Mit einiger Befangenheit erwiederte ſie des Pfarrers Gruß und ſtellte ihm den Fremden als den Grafen St. Martin aus Paris vor. „Sie kennen den Herrn aus meiner Erzählung,“ ſetzte ſie faſt ſchalkhaft lächelnd hinzu. Wie die eiskalte Hand des Todes krallte ſich etwas in ſein Herz. Er würde bläſſer geworden ſein, wenn das möglich geweſen wäre. Auch erhielt er ſich an einer Stuhllehne, ſonſt wäre er wahrſcheinlich umgeſunken. Der Graf verbeugte ſich vornehm kalt gegen ihn, und eine gezwungene dürre Unterhaltung begann. Doch bald wurde ſie lebendiger. Seltſam! Marius wurde beredt, witzig, ſcherzhaft; er lachte, die Rede ſprudelte von ſeinen Lippen wie eine unheimliche Flamme. Hermine ſah ihn einige Male bedenklich an. Dann aber, als der Graf einmal bei Seite ging, flüſterte ſie dem beredten Pfarrer zu: „So iſt's recht, lieber Marius! So lob' ich Sie! Sie haben ſich ſchnell wiedergefunden, ſchneller als ich fürchtete.“ Die letztern Worte klangen faſt wie ein leichter Vorwurf.

„Wirklich? Finden Sie das, Hermine?“ fragte er lachend. „Es freut mich, daß Sie die Wahrheit ſo ſchnell errathen.“

„Nun muß Malchen bald Ihre Gemahlin werden. Sie iſt die Würdigſte von allen unſres Geſchlechts.“

„Ich werde ſogleich Anſtalten zur Hochzeit treffen,“ verſetzte er immer lachend.

Der Graf unterbrach dieſes Zwiegeſpräch. Der Pfarrer verabſchiedete ſich. Er ging aber nicht ſogleich aus dem Schloſſe, ſondern in das Zimmer des Oberſten. Hier hingen mehrere Jagdflinten, Büchſen und Piſtolen an der Wand. Marius wußte, daß die Letztern geladen waren. Er nahm zwei in der Dunkelheit und verſteckte ſie unter ſeinen Rock. Dann ging er hinab, aber nicht nach dem Dorfe, ſondern in den Garten. —

Spät Abends kehrten Malchen und Guſtav von Sundheim zurück. Im Pfarrhauſe angelangt, fragten jene ſogleich nach Marius. Sie erſchrak heftig als ſie hörte, er ſei ins Schloß gegangen. „Ich habe ſeit Nachmittag eine Angſt, die mit jeder Minute unerträglicher geworden iſt,“ ſagte ſie, und ihr Ausſehen beſtätigte ihre Worte. „Du weißt, ich wollte erſt morgen wiederkehren, aber es litt mich nicht in Sundheim. Wenn ihm nur kein Unfall begegnet iſt! Es quält mich wie ſchreckliche Ahnungen!“ — Nach zehn Uhr forderte ſie Guſtav auf, ſie ins Schloß zu begleiten. Sie nahm eine Laterne.

Hermine ſaß wieder beim Grafen auf dem Sopha und erklärte verwundert dem eintretenden Mädchen, daß der Pfarrer ſich ſchon in der Abendſtunde wegbegeben habe.

„Ich vermuthete es,“ ſagte Malchen kalt und ging in den Garten.

„Wohin willſt Du?“ fragte Guſtav befremdet.

„Folge mir! — Siehſt Du dieſe friſchen Fußtapfen im Schnee? Das ſind die ſeinigen.“ — Stumm gingen ſie weiter bis zu einem Platze, der im Sommer ſehr ſchattig und einſam war, und wo Marius oft mit Herminen auf einer Steinbank geſeſſen hatte.

„Hier iſt er!“ ſagte ſie monoton, und beleuchtete eine dunkle Maſſe, die neben der Bank im Schnee lag. Guſtav erkannte ſeinen Freund und Lehrer, eine Piſtole in der Hand. Die andre lag auf der Bank. Der Schnee war von ſeinem Herzblut geröthet. Er hatte ſich durchs Herz geſchoſſen.

Die Oberſtin reiſte noch in der Nacht mit dem Grafen ab. Ein halbes Jahr ſpäter war ſie vom Oberſten geſchieden und des Grafen Gemahlin, deſſen erſte Frau kurz vor ſeinem Beſuche in Hallungen geſtorben war. Hermine kam nicht wieder nach Hallungen. Eben ſo wenig der Oberſt. Der alte Magiſter lebte noch ein Jahr, aber in einem tiefſinnigen, traumähnlichen Zuſtand. Er war wie ein Kind, doch ſprach er ſelten ein Wort. Während dieſes Jahres wurden Guſtav und Hannchen ein Ehepaar. Es war eine ſtille traurige Hochzeit. Mit ihnen zog Malchen auf den Erlenhof und machte ſich nützlich, ſo viel ſie vermochte. Aber jedermann ſah es ihr an, daß der Wurm des Todes an ihrer Blüthe nage. Die Sehnſucht nach ihrem geliebten Marius zog ſie ihm bald nach. Sie ſtarb ein Jahr ſpäter als der Magiſter, ruhig, heiter und glücklich, den Schmerz der Erde beſiegt zu haben. Bellmanns waren die Erben ihres Vermögens.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünſtr. 18.

Das

Pfarrhaus zu Hallungen

oder

die Elemente des Chriſtenthums.

Eine Zeit-Novelle.

von

Ludwig Storch.

Berlin, 1851.
Allgemeine Deutſche Verlags-Anſtalt.

Leute von Geſtern.

Lebensbilder aus der jüngſten Vergangenheit

von

Ludwig Storch.

Erſte Abtheilung.

Aus einer Bergſtadt.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber
1852.

c

Aus einer Bergſtadt.

Roman

von

Ludwig Storch.

Erſter Theil.

Leipzig.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1852.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Der moderne Roman hat, ſeine charakteriſtiſche Kunſtaufgabe verkennend, ſich die des Drama's angeeignet und rangirt deshalb eigentlich mit den „nicht für die Bühne geſchriebenen“ dramatiſchen Gedichten. Die dem Romane eigenthümlich zukommende Aufgabe iſt aber zu zeigen: wie die Charaktere werden; die des Drama's dagegen: wie ſie ſind. Mit andern Worten: im Drama führt uns der Dichter fertige Menſchen vor; im Roman eröffnet er uns die dädaliſche Werkſtatt, wo ſie gebildet und fertig gemacht werden. Die engliſchen Romandichter des vorigen Jahrhunderts waren ſich dieſer Aufgabe wohl bewußt und löſten ſie zum Theil vortrefflich; niemals confundirten ſie den Roman und das Drama. Auch die heutigen ſind ihr zumeiſt noch nicht ganz untreu geworden. Sie fangen die Geſchichte ihres Helden mit ſeiner Geburt an (zuweilen ſogar noch früher) und laſſen ihn vor den Augen des Leſers zum Mann werden. Da begreift der intelligente Leſer, weshalb die ihm vorgeführten Menſchen durchaus ſo und nicht anders werden mußten; oder ihre Entwicklungsgeſchichte iſt eben eine unwahre, unpſychologiſche, die Schöpfung des Dichters eine unnatürliche und erlogene. In der neueſten Zeit hat Charles Dickens in ſeinem „David Kopperfield“ in dieſer alten löblichen Weiſe mit dem ganzen Aufgebot moderner Darſtellungskunſt ein nicht genug zu bewunderndes Meiſterwerk geſchaffen.

Ich habe mir für das Werk, deſſen erſte Abtheilung ich dem Publikum jetzt übergebe, die gleiche Aufgabe geſtellt. Ich will ein Bild der ſocialen und politiſchen Mißverhältniſſe der Gegenwart geben, wie ſie ſich meinem Auge dargeboten haben; aber es genügte mir keineswegs eine Geſchichte voller Mißſtände und Karikaturen aus unſern Tagen zu erzählen; es lag mir vielmehr daran zu zeigen, wie dieſe Mißſtände und dieſe Karikaturen ſich gegenſeitig bedingt, ſich aneinander ausgebildet und großgezogen haben; mein Endzweck war, durch Beiſpiele klar zu machen, daß die modernen Charaktere die Produkte der jüngſt vergangenen Zeit ſind, und die gegenwärtige Zeit wiederum das Produkt dieſer verzerrten Charaktere iſt. Ich will den Boden der Geſellſchaft unterſuchen und darthun, daß ſeine Geilheit zumeiſt nur noch

Unkraut hervorbringen kann, und daß das üppig wuchernde Unkraut ſeinen verderblichen Samen wieder in den empfänglichen Boden ausſtreut. Meine Menſchen ſollen ſich unter den Augen der Leſer ausbilden und zu Charakteren conſolidiren. Ich führe dieſe meine Kunſtgeſchöpfe, zu welchen mir ſtets Originale geſeſſen haben, vom erſten Jünglingsalter, wo ſie eben aus dem träumeriſchen Zuſtande der Kindheit in das erſte Stadium des Selbſtbewußtſeins treten, die verſchiedenen Entwicklungsſtufen bis zur männlichen Selbſtſtändigkeit hindurch, wo der Menſch ſich in freier Selbſtverfügung das Leben nach gewonnenen Grundſätzen und erworbenen Anſichten geſtalten ſoll, und überlaſſe dem Leſer das Urtheil, wie dieſe Menſchen, die Spiegelbilder der Gegenwart in meinem Auge, ihre Lebensaufgabe nach den gegebenen Verhältniſſen zu löſen vermögen.

Aber mein Plan iſt ein großer und weitgreifender, und ich weiß nicht, ob ich ihn auch nur quantitativ auszuführen im Stande ſein werde. Ich bin weder jung mehr, noch erfreue ich mich einer dauerhaften Geſundheit. Ich habe manchen ſchweren Kampf gekämpft, und er hat die Spuren in mir zurückgelaſſen. Auch ſind wir Menſchen, die wir unſre heiligſte Ueberzeugung, daß „die Weltgeſchichte das Weltgericht iſt“ noch auszuſprechen den Muth und die Unklugheit beſitzen, keinen Tag lang in unſrer, wenn auch noch ſo kümmerlichen Exiſtenz geſichert. Die ganze Brutalität ſiegreicher moraliſcher Schwäche und geiſtiger Unbedeutendheit ſtürmt auf uns ein, und die ewigen Wahrheiten des Geiſtes ſollen durch ephemere leibliche Nothdurft niedergehalten werden. Ich lebe ſeit neun Monaten in einem reizenden Thale am Fuße des nordweſtlichen Thüringerwaldes das Leben eines Anachoreten, aber ich weiß nicht wie lang mir dieſe Muße vergönnt ſein wird. Aeußere Gewalt und innerer Ekel ſind gleich wirkſam einem die nächſte Zukunft unſicher zu machen.

Es galt daher eine Form für meine Dichtung zu finden, welche es mir möglich machte, daß die Nichtvollendung des ganzen Werks den vollendeten Theilen deſſelben nicht ſchade. So iſt denn die erſte Abtheilung ein Roman für ſich, in welchem freilich die Anknüpfungspunkte für die folgenden Abtheilungen liegen. Und ſo wird jede weitere Abtheilung, wenn die Gunſt des Schickſals ſie zu vollenden geſtattet, einen abgeſchloſſenen Roman bilden, die einzelnen Abtheilungen zuſammen aber ein ganzes Werk unter dem Collectiv-Titel: Leute von Geſtern.

Georgenthal bei Gotha, 15. Septbr. 1852.

Der Verfaſſer.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der Bettelsherrnhof.

Ein Gebirgsſtädtchen! Wie freundlich ſchaut es uns an aus den hellen Fenſtern ſeiner weißangeſtrichnen Häuſer! Theils in dem idylliſch ſchönen Gebirgsthal langgedehnt liegend an beiden Seiten des klaren Waldfluſſes, der allerlei Gewerke treibt, theils um mehr als die Hälfte des prächtigen runden Bergs mit dem hochragenden waldigen Felſenſcheitel am Fuße deſſelben und ſanftanſteigend amphitheatraliſch empor gebaut, gewährt Elbena einen ungewöhnlich reizenden Anblick. Majeſtätiſch erheben im Hintergrunde der Stadt die höhern Berge des Gebirgs ihre ſchön geformten Häupter; eine Fülle von wohlgepflegtem Wald drängt ſich üppig und ſaftig von dort herab in die hellgrünen bachdurchrauſchten Wieſenthäler und bis faſt an die letzten und kleinſten Häuſer der hoch und geſund gelegenen Bergſtadt. Wer ſie ſo anſieht, aus mäßiger Entfernung, wie ſie terraſſenartig im Halbkreis am Berge emporſteigt, und oben auf der höchſten und breiteſten Terraſſe die große im einfach edlen Styl des ſechszehnten Jahrhunderts erbaute Kirche, nicht nur die ganze Stadt, ſondern auch die nächſten Thäler und einen Theil des flachen Landes, der ſich durch das vordere weite Thal zeigt, beherrſchend, dann weiter hinauf am Berge die Grabſteine und Holzkreuze des Gottesackers, und zuletzt oben das luſtige große Glockenhaus am Waldrande, wo die knorrige Eiche, die ſchöne glatte Buche, die ſilberrindige Birke und der hochſtrebende Ahorn, dazwiſchen einzeln die ſtolze Edeltanne und die dunkle Fichte ihre Aeſte und Schatten ſchützend und kühlend über die Gräber ausbreiten und ſeit manchem Jahrhundert mit Befriedigung auf das Menſchenleben zu ihren Füßen hinabſchauen, wer das Alles ſo liegen ſieht im hellen Sonnenſchein eines ruhigen duftenden Junimorgens, wo der Wald und die Berggärten im friſchen Grün des Laubſchmucks und der Baumblüthe ſteht; wo ein wahrer Blumenſchleier den ganzen Berghang und vorzüglich üppig den Gottesacker einhüllt, wo jedes Gärtchen hinter den Häuſern auf den Terraſſen, jeder Buſch auf den Rainen in der Stadt, jeder Brunnen an den Vorderwänden der ſteil gelegenen Häuſer mit Schönheit überſchüttet iſt, der muß ſich ſagen: dieſes Städtchen ſei ein kleines Paradies, und die Todten wohnten ſchier noch luſtiger als die Lebenden. Jeder Fremde bringt aus dieſem Grunde das Gefühl ſüßer Behaglichkeit mit nach Elbena, und die Meiſten wandelt der Wunſch an, ſich hier ihre Hütte zu bauen und unter dem kräftigen, geſunden, treuherzig ausſehenden Menſchenſchlag zu leben und zu ſterben.

Ob wohl die Menſchen und ihr Thun und Treiben in

Elbena dieſen Vorausſetzungen, Gefühlen und Wünſchen entſprechen? Ob das reizende Bild der Stadt und ihrer Umgebung in Kopf und Herzen der Bewohner ſeine ſittliche Beſtätigung findet?

Ein Haus fiel Jedem ſogleich vor allen andern in die Augen, er mochte die Stadt aus der Ferne oder in nächſter Nähe betrachten, und wer ihre hellen, luſtigen, zum Theil abſchüſſigen Straßen durchwandelte, ſtieß immer wieder auf dieſes ſtattliche hochragende Gebäude, oder ſah es gleichſam ſich zuwinken und in ſeine gaſtlich geöffnete Pforte einladen. Wie das alte prächtige Eiſenſchild an der Vorderwand beſagte, war dieſes Haus der Gaſthof zum „Herrenhof“ und man ſah es ihm auf den erſten Blick an, daß er wirklich der Gaſthof der Herren, der Honoratioren, daß er mit einem Worte der erſte Gaſthof des Städtchens war. Es konnte kaum anders ſein; denn der Herrenhof war bei weitem das größte Haus in der ganzen Stadt, obgleich dieſe gerade nicht arm war an ſtattlichen Gebäuden. Aber er war auch in der Bauart das ausgezeichnetſte Haus; denn er beſtand aus ſechs verſchiedenen Gebäuden, die, wie ihr Bauſtyl zeigte, in weit von einander gelegenen Zeiten aufgeführt worden waren. Die dem Markte zugekehrte Fronte war im Renaiſſanceſtyl gebaut; ehe es aber die Ecke der Marktgaſſe bildete, begann ſchon ein viel älteres ſteinernes Haus, welches mit ſeinen ſchmalen ſpärlichen Fenſtern auf das vierzehnte Jahrhundert als ſeine Geburtszeit hinwies und wirklich an dem zierlichen mit Bildhauerarbeit reich geſchmückten Erker, der jene Ecke bildete, die langſchäftige Jahreszahl 1348 zur Schau trug. Einen großen Theil der Marktſtraße begrenzend, ſchloß ſich hinten ein anderes Gebäude daran, das ſchmal und winklig den Kirchberg hinaufkletterte und dort in einen viereckigen, mäßig hohen ſteinernen Thurm endigte, der aber ſeines hohen Standpunkts wegen, eben ſo wie die nicht weit davon entfernte und nur etwas höher gelegene Kirche, die ganze Umgegend beherrſchte. An das Marktgebäude ſtießen zwei Flügel, von welchen der rechte im Rococoſtyl, der linke im Geſchmack der neuern Zeit erbaut war, und hinten am Berge war das Ganze mit mehren Wirthſchaftsgebäuden geſchloſſen, welche die Stallungen, ein Brau-, ein Back- und ein Schlachthaus, ſo wie ein großes ſteinernes Faßhaus zum Aufbewahren der Geräthſchaften u. d. gl. enthielt. Dieſes war ſo hart an den Berg an- oder vielmehr zum Theil hineingebaut, daß man aus dem obern Stock durch eine Thür in den zum Herrenhofe gehörigen Berggarten trat, welcher an den Gottesacker grenzte. Zwei große Scheuern und Fruchtſpeicher zur Seite unter dem Thurme, welcher den ſeltſamen Namen „Engeldaumen" führte, ein großes Taubenhaus in der Mitte des ſehr geräumigen Hofes und nicht weit davon ein aus zwei Röhren ſtark ſpringender Brunnen mit einem ungeheuren Brunnenkaſten und drei kaum kleinern Fiſchkäſten, gehörten noch zu den Baulichkeiten des Herrenhofs unterhalb des Berges, während im Berggarten ſelbſt an das zweite Stock des Hintergebäudes eine große Kegelbahn angehängt war, deren Verſammlungshaus an den Engeldaumen anlehnte. Dicht daneben ſtand eine alte hohe Linde, in welcher ſich ein Pavillon mit einer Treppe wie ein großer Vogelbauer präſentirte. Endlich ſtand oben am Waldrande, wenige Schritte vom Glockenhauſe, ein altes verfallendes Gartenhäuschen, das ſeinem Anſehen nach wenig beſucht zu werden ſchien.

Der „Herrenhof“ war nicht allein Gaſthaus, er hatte auch noch andre und noch wichtigere Beſtimmungen. Auf dem Hofe konnte man ſich ſchon durch eine kleine Umſchau überzeugen, daß hier auch eine ſtarke Oekonomie getrieben wurde; die Düfte aus dem Brauhauſe lieferten den Beweis, daß der beliebte deutſche Gerſtenſaft hier gekocht werde, ſo wie der keineswegs angenehme Brodem aus einer andern Thüre die Ueberzeugung gab, daß man auch Schnapsbrennerei hier betreibe, und daß im Schlachthauſe geſchlachtet, im Backhauſe gebacken werde, war leicht aus allen Vorrichtungen zu erkennen.

So groß auch die hiermit ſchon angedeutete gewerbliche Thätigkeit des Hauſes ſein mochte, ſie war damit noch lange nicht erſchöpft. Unter dem Erker befand ſich eine Thür mit Glasſcheiben, zu welcher vier ausgetretene und vom Regen ausgewaſchene Steinſtufen führten. Ueber der Thüre und die Schlußroſe des Erkers verdeckend hing ein mit Wachstuch überzogenes Schild, auf welchem mit großen Buchſtaben zu leſen war: „Material- Tabak- und Farbenhandlung.“ Man ſah es der Schrift an, daß ſie ſchon lange zu dieſer Verkündigung gedient hatte. Rechts und links von dieſer Thüre, alſo an der Fronte nach dem Markt, und an der nach der Marktſtraße befanden ſich zwei große Fenſter, deren geöffnete Läden mit verblichenen, einſt wahrſcheinlich ſehr ſchreiend geweſenen Farben verſchiedene Gegenſtände darſtellten. Zuerſt ein glotzender Neger, nackt bis auf die Feigenblattſchürze und mit einem möglichſt bunten Federbarett, an ein volles Kaffeefaß angelehnt, eine Schlange in der Hand, welcher er aus einer untern Kaffeeſchale etwas zu trinken gab, wahrſcheinlich Kaffee. Es war unmöglich zu begreifen, was damit gemeint ſein ſollte, und die Vermuthung lag nahe, daß es Anordner und Verfertiger ſelbſt nicht gewußt. Auf der andern Hälfte des Ladens ſah man einen rothen Mann ähnlich ausſtaffirt, wie den Neger, auf einem Haufen Kanaſterrollen lümmeln und ſchmunzelnd eine Pfeife Tabak ſchmauchen. Mit ihm ſchien ein langgeſchwänzter Affe auf einer Cocospalme in traulicher Unterhaltung begriffen zu ſein und ihm eine große Cocosnuß anzubieten. Der Laden in der Marktſtraße zeigte auf der einen Seite ein abſcheuliches Negermädchen und ein Ungeheuer von Sklavenaufſeher, der ihr mit der Peitſche drohte, zwiſchen einem Kaffeebaum und einer Baumwollenſtaude, nach deren Früchten ſie langte; auf der andern Hälfte einen ſehr ernſthaften Türken in rothem Turban und blauem Kaftan, ebenfalls Tabak rauchend, aber aus einem mächtigen Meerſchaumkopf, und an einige Waarenkiſten gelehnt, welche mit den Buchſtaben J. D. U. & S. (Johann David Uſſemhof und Sohn, der Firma des Hauſes) bezeichnet waren. Im Hintergrunde das Meer voller Schiffe, der Hafen mit dem Krahn und einem paar Matroſen, im Vordergrunde noch eine Menge Waarenballen und Kiſten. Um dieſen Laden waren hüben wie drüben noch mehre kleine runde Schilde befeſtigt, auf welchen zu leſen war: „Neue holländiſche Heringe.“ — „Friſcher Eſparſette- und Kopfkleeſamen beſter Qualität.“ — „Friſche holländiſche Flotzbutter." — „Alle Arten Gartenſämereien von vorzüglicher Güte." — „Eiſen-, Blech- und Meſſingwaaren." — „Tuch- und Schnittwaaren, Garn und Leder." — „Papier und Schreibmaterialien." — Auf einer breitern Tafel, die von den Wurzeln des Kaffeebaums herabhing, ſtand mit größern Buchſtaben geſchrieben: „Hier werden zu den höchſten Preiſen eingekauft und eingetauſcht: Altes Gold und Silber, Pretioſen aller Art, altes Metall aller Art, alte Kleider, Geräthſchaften, Lumpen, Knochen u. d. g." — Auf den zur Ladenthür führenden Stufen ſtanden an beiden Enden hellgrün angeſtrichene Fäßchen mit rothen Reifchen, hohl und über einem falſchen Boden mit ein paar Händen voll Waaren behäuft, als Hirſen, Reis, gebackne Pflaumen, Luzerner Kleeſamen u. ſ. w. In den beiden Fenſtern ſelbſt hing und ſtand aller mögliche Kram in verſchiedenen Etagen bunt durcheinander. Zwiſchen geſchliffenen Glasflaſchen mit rothen, gelben und weißen Aquavits, auf welchen Etiquetten gemalt und die prächtig klingenden Namen der Schnäpſe angeſchrieben waren, präſentirten ſich Cigarren, in Sterne auf mit buntem Papier überzogene Pappſcheiben genäht, angeſchnürte Feigen in Feſtons zwiſchend ſchreiend bunten Hoſenträgern und Scheeren und Federmeſſern auf ſtarken ehemals gelben Papierſtreifen, in einem Glaskäſtchen Ohrringe, Schnallen, Buſennadeln, Fingerringe von unächtem Gold, ein paar von der Sonne gebleichte Rollen buntes Seidenband, mit Waſſer gefüllte Eau-de-Cologne-Gläſer u. ſ. w. Alles gehörig mit Staub bedeckt und von Fliegen bis zur Unkenntlichkeit beſudelt. In zwei andern gewöhnlichen Fenſtern in der Marktſtraße zunächſt dem groſen hingen bunte Tücher und Lappen, Kattune und allerlei wollene Stoffe zur Schau.

Wer hätte nicht denken ſollen, es ſeien der Erwerbszweige in dieſem Hauſe ſchon mehr als zu viel, und Zeit und Kraft eines einzigen Mannes lange unmöglich aus, ſie alle zu leiten, und doch waren die aufgeführten alle nur Nebengeſchäfte, nur Anhängſel des Hauptgeſchäfts, und dieſes beſtand in Fabriken und im Handel mit den Fabrikaten.

So groß der Holzreichthum und ſo fett die Viehweiden des Gebirgs, dem größern Theil der ſehr zahlreichen Bevölkerung kam davon nichts zu gut. Die Wälder waren herrſchaftlich, die Wieſen und was ſonſt an Grundſtücken Privateigenthum, gehörten den reichen Leuten. Die Noth hatte auch hier wie in den meiſten Gebirgen das Volk erfinderiſch und induſtriös gemacht und ſeit hundert und fünfzig Jahren allmälig Fabriken der verſchiedenſten Art ins Leben gerufen, und je ſtärker die Bevölkerung geworden, deſto raſcher waren jene Schöpfungen aufgeblüht. Glück und Wohlſtand aber waren damit keineswegs in dieſe reizenden Thäler eingezogen; die arbeitenden Menſchen ſeufzten unter dem allgemeinen Druck der deutſchen Gewerbs- und Handelsverhältniſſe und unter dem beſondern ihrer reichen Arbeit- und Brodgeber. Vor anderthalb bis zwei Jahrhunderten war die Bevölkerung in Folge des dreißigjährigen Kriegs außerordentlich ſpärlich geweſen und hatte ſich nur von Viehzucht und Waldarbeit genährt, aber Glück und Zufriedenheit hatten hier gehauſt. Zuerſt hatte ein wegen der Religion aus dem Vaterlande vertriebener Böhme hier in den reichen Wäldern mit dem ſchönſten Sande eine Glashütte angelegt, und da ſie ſchnell prosperirt, waren ihr bald mehre nachgefolgt. Nach fünfzig bis ſechszig Jahren hatten ſich daraus Porzellanfabriken entwickelt, und dieſe waren immer zahlreicher geworden, jemehr die Mode in den Haushalten das zerbrechliche Porzellan an die Stelle des dauerhaften Zinns geſetzt. Jetzt waren beide Arten von Fabriken über den größern Theil des Gebirges verbreitet. Daneben hatte dieſes einige bedeutende Bergwerke auf Eiſen, Stein- und Braunkohle, und in Folge deſſen gab es ganze Dörfer, welche faſt nur von Eiſenarbeitern bewohnt wurden. Vom Schmied der kleinen Schuhzwecken bis zu dem der feinſten chirurgiſchen Inſtrumente waren alle Eiſenarbeiter zu finden, am ſtärkſten die Meſſerſchmiede. Auch beſtanden einige ausgezeichnete Gewehrfabriken. Desgleichen traf man nicht wenige Weiß- und Rothgießer, Schnallenmacher und wiederum ſehr viele arme Leinweber und Holzarbeiter, Zimmerleute, Tiſchler, Muldenhauer. Alle dieſe Arbeiter waren von reichen Unternehmern und Verlegern abhängig, von welchen ſie bis auf's Blut gedrückt wurden. Und je geringer ihre Kunſt und Geſchicklichkeit war, deſto kümmerlicher ihr Verdienſt. Mit einem Worte: die Bevölkerung des ganzen Gebirgs beſtand aus Sklaven, welche ihre Arbeitskraft auf's Aeußerſte anſpannen mußten, um ein armſeliges Leben zu gewinnen und ihre üppigen Brodherrn zu ſteinreichen Leuten zu machen. Der Herrenhof trug alſo noch in ganz andrer Bedeutung ſeinen Namen mit Recht; denn hier wohnte ein furchtbar eiſernes Zwingherrenthum, der Beſitzer eines großen Kapitals und deshalb der Herr von Tauſenden armer elender Menſchen. Freilich danach ſah das Haus doch nicht aus, und es war wohl guter Grund vorhanden, ein ſolches Ausſehen zu vermeiden.

Zum Herrenhof gehörte aber auch ein nicht unbedeutender Ländereibeſitz, der theils zum Ackerbau, theils zur Viehzucht verwendet wurde. Hoch oben im Grunde des Elben und weiter unten im Thale am Fluſſe waren aber auf dem Grunde und Boden des merkwürdigen Hauſes mehre Fabriken und Gewerke gelegen. Ganz oben noch im Walde eine Leimſiederei (denn auch ein ſehr beträchtlicher mit Nadelholz beſtandener Montanbeſitz war Eigenthum des Herrenhofes), und nahe dabei ein Blaufarbenwerk und Bleiweißfabrik, weiter unten eine Glashütte mit ſechs Stühlen, dann eine Porzellanfabrik, zwei große Schneidemühlen, jede mit vier Sägen, und zuletzt ein Eiſenſchmelzwerk mit heißem Gebläſe und einem Hammerwerk. Der Herrenhof war daneben auch Beſitzer mehrer Bergwerke im nahen Gebirg und betrieb Bergbau auf Stein- und Braunkohlen, Eiſen und Kobalt, er war Theilhaber einer Gewehrfabrik und einer Saline, und wie ſtark der Holzhandel des Hauſes war, konnte man an den ungeheuren Vorräthen erkennen, die auf dem Hofe und bei den Schneidemühlen aufgeſchichtet lagen, Breter, Bohlen, Bau-, Werk- und Brennholz. Ebenſo gehörten eine Anzahl gemeiner Holzfabrikate, wie Backtröge, Mulden, Wannen ꝛc. zum Bereich des Handelsgeſchäfts; auch wurden ganze Häuſer da aufgezimmert und zum Theil weit ins Land geführt. Daß die Oekonomie keine unbedeutende war, bezeugten ſechs Ackergäule, zehn Kühe, eine ganze Heerde Schafe, Gänſe, Enten, Hühner, Tauben in den Ställen und freien Räumen des Hofes. Ochſen und Schweine wurden von den Abgängen der Brennerei und Brauerei in großer Anzahl gemäſtet.

Weshalb aber in dieſem einen Hauſe ſo viel verſchiedenartiger Gewerbsbetrieb zuſammengehäuft war, der doch eigentlich gar nicht zuſammengehörte, mußte jedem Fremden ein Räthſel bleiben, ſo lange er nicht die Geſchichte des Herrenhofes kannte. Sie war leicht zu erfahren, denn Jedermann im Städtchen wußte ſie, und man wurde um ſo mehr angereizt, danach zu fragen, da man im Volke das Haus ſtets nur den „Bettelsherrnhof“ nennen hörte, ja es war nicht ungewöhnlich, daß er nach Volksart kurzweg als „Bettelshof“ bezeichnet wurde, ein Name, der mit ſeiner Erſcheinung und ſeiner Gewerbsthätigkeit im ſeltſamſten Contraſt ſtand. Das Haus war nämlich urſprünglich ein Termineihaus des großen Auguſtinerkloſters in der Hauptſtadt des Landes geweſen und noch im Jahrhundert der Begründung der Bettelorden erbaut worden, freilich nicht in der jetzigen Ausdehnung. Von hier aus hatten die Terminanten, welche vom Volke „die Bettelsherren“ genannt wurden, das ganze Gebirge und die daran grenzende Landſchaft Almoſen einſammelnd durchſtreift; in dieſem ihren Hofe übernachteten ſie und trieben ihre eigne Wirthſchaft. Im Laufe der Zeit und beim zunehmenden Reichthum des Kloſters erhielt der Bettelsherrnhof auch noch die eine und die andre Beſtimmung. Ihren urſprünglichen Ordensgeſetzen entgegen, wonach die Bettelorden durchaus kein Eigenthum beſitzen, ſondern von dem eingeſammelten Almoſen leben ſollten, kauften die durch die Bettelei und Vermächtniſſe reich gewordenen Auguſtiner hier in dem von der Welt weit abgelegenen Gebirg ein Stück Wald, eine Thalwieſe, und vor den Bergen einen Fruchtacker nach dem andern, ſo daß ſie zuletzt Beſitzer eines ſehr bedeutenden Flächenraums und der darauf liegenden Dörfer waren. Der Bettelsherrnhof war nun Herrſchaftshaus, wohin alle Einkünfte floſſen, wo die Ordensvorgeſetzten ihre Gerichtsbarkeit ausübten und der jeweilige Kloſterprior in den ſchönſten Sommermonaten gleichſam Hof hielt. Im Thale des Elben aufwärts hatten ſie die ſchönſten Fiſchteiche angelegt, und was das Süßwaſſer Schmackhaftes beherbergt, wurde da zuſammen groß gezogen, um zuletzt in den Magen der geiſtlichen Herren zu ſchlüpfen. Ebenſo hegten ihre Wälder das ſchönſte Wild vom Bären, der damals noch nicht ausgerottet war, und dem Wildſchwein an bis zum Kaninchen und der Walddroſſel. Die Kloſterhäupter gingen da mit ihren Förſtern und Waldläufern auf die Jagd, hielten ihre Schnaiſengänge, ihren Lerchenfang und Schnepfenſtrich und fiſchten zu ihrem Vergnügen in den Waldbächen und Teichen. Im Bettelsherrnhofe, welcher ganz behagliche Zimmer für ſie enthielt, wurden Ochſen, Schweine, Hühner, Gänſe und Enten für ſie gemäſtet, Tauben gefüttert, die ſchönſten Kühe brachten ihnen Kälber, Milch, Butter und Käſe, in der Brauerei des Hauſes wurde das beſte Bier für ſie gebraut, im Backhauſe das feinſte Brod und die ſchmackhafteſten Fladen für ſie gebacken. In den Scheuern erſchallte der regelmäßige Ton der Dreſchflegel, auf den Speichern und Böden lag der Segen der Ernte in reicher Fülle, ebenſo in den großen und weitläufigen Kellern des Hauſes, wo auch die mächtigen Stückfäſſer lagerten, gefüllt mit dem

Traubenſaft vom Main, Rhein und von der Moſel. Und wie nun die trefflichen geiſtlichen Herren von allen Gaben Gottes die ſchönſten und beſten für ſich, die ſie ſich vorzugsweiſe als die Söhne der Kirche zu betrachten das Recht hatten, beſtimmt glaubten und ſich deshalb zueigneten, ja wie eigentlich Jedermann dieſen frommen Glauben theilte und ihnen freiwillig alles Schönſte und Beſte zuwendete, ſo hielten ſie ſich auch im Termineihauſe zu Gibena in ſchier überflüſſiger Zahl die ſchönſten und kräftigſten Mägde und Schaffnerinnen, und die jüngſten und ſchmuckſten Dirnen des ganzen Gebirgs drängten ſich herzu, ihnen zu dienen. Dadurch wurde der Bettelsherrnhof gewiſſermaßen eine Heirathsanſtalt, wo die jungen Burſche ſchnell und beſtens verſorgt wurden. Von den guten Bettelsherrn geſegnet, erhielten die gebirgsländiſchen Heirathskandidaten die ſchönſten Bräute mit guter Ausſtattung und durften verſichert ſein, daß die frommen Herrn ihre väterliche Hand auch ferner nicht von ihnen abziehen würden. Es waren doch ſehr kluge Leute, dieſe Bettelsherren: ſie wußten ſich trotz der ſtrengen Geſetze der chriſtlichen Kirche und der harten Ordensregel, der „ſtricten Obſervanz“, das Leben ſo angenehm als möglich zu machen.

Die leidige Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts machte dieſem idylliſch gemüthlichen Stillleben ein trauriges Ende. Die Bettelsherrn, die ſich ſo verdient um die Bevölkerung des Gebirgs gemacht hatten, wurden von den toll gewordenen undankbaren Bauern verjagt, der Landesfürſt ſeculariſirte das Auguſtinerkloſter und machte aus dem Bettelsherrnhof und den dazu gehörigen Wald-, Wieſen-

und Landparzellen nebſt Dörfern eine Domaine hochfürſtlicher Kammer, wozu er auch nicht das entfernteſte Recht hatte. Das Haus vereinſamte, bis es nach dem dreißigjährigen Kriege, der das Städtchen und die Dörfer umher ſchrecklich decimirt hatte, von einem jagdluſtigen Fürſten zum Jagdſchloß erhoben wurde und als ſolches eine vollſtändige Renovation und im rechten Flügel einen Neubau erhielt. Der Hof feierte nun eine Zeit lang alljährlich hier ſeine albernen Nimrodsorgien, wo das üppige Mönchsleben karikirt, d. h. in frecherer und wilderer Weiſe fortgeſetzt wurde. Die Schauſpieler und der Name des Stücks waren andre geworden, das Stück und die Scenerie dieſelben geblieben, nur daß Zucht und Sitte von den Hofherren mehr als ſonſt von den Mönchen verhöhnt wurden.

Auch dieſer widerwärtige und fratzenhafte Bacchantenzug verlor ſich unter die Erde, und im Bettelsherrnhof nahm ein jüngerer Prinz des regierenden Hauſes ſeine Reſidenz, der als kaiſerlicher General im Türkenkriege Invalid geworden war und ſeine geringen Jahresgelder in Elbena verzehren wollte. Prinz Johann von Saſſenau zog ſich ganz hieher zurück, theils weil er ein leidenſchaftlicher Jäger war und nirgend im Lande ſeiner Väter ſeinen Nimrodsgelüſten mit größerer Befriedigung obliegen konnte, als hier im Gebirge, theils auch weil er ein Feind der fein gedrechſelten und geſpreizten Hofmanieren war, ſich deshalb am Hofe ſtets genirt und gelangweilt ſah und den regierenden Fürſten, ſeinen Neffen, und deſſen ganzen Anhang nicht ausſtehen konnte. Natürlich war auch er dort nicht gern geſehen, und der Fürſt fand ein gutes Auskunftsmittel, ihn für immer los zu werden, darin, daß der Bettelsherrnhof mit einem Theil ſeiner ehemaligen Pertinenzien dem Prinzen Johann als Apanage erb- und eigenthümlich überlaſſen wurde. Hier richtete ſich nun der Prinz, eine rohe, aber gutmüthige Natur, mit einigen Dienern und Kriegskameraden nach ſeiner Art ein, und ſetzte die Zügelloſigkeiten des Feldlagers im ehemaligen Mönchshauſe fort. Nicht vergebens hatte er die Türken aus perſönlichem Zuſammentreffen kennen gelernt, und in Ungarn und Siebenbürgen manches türkiſche Abenteuer beſtanden; er trieb auch im Bettelsherrnhofe eine türkiſche Wirthſchaft, und dieſes Haus ſchien vom Geſchick dazu beſtimmt, im Laufe der Jahrhunderte ſtets der Schauplatz der Frivolität und Libertinage in der von jedem Zeitalter vorgeſchriebenen Maskerade zu ſein, erſt in der Kutte des Mönchs, dann im ſeidenen Hofkleide, nun im knappen Soldatenrock. Daß dieſes Schickſal des Hauſes ſich auch ſpäter gleich blieb und die ſittenloſeſte Liederlichkeit immer wieder in andern Hüllen hier hauſte, zuletzt in der frechſten und widerwärtigſten, in der des frömmelnden Schleichers, wird aus dem Verlaufe dieſer Geſchichte bald erhellen. — Prinz Johann erbaute das Vorderhaus am Markte, wo er ſelbſt wohnte und welches von ihm den Namen des Prinzenhauſes erhielt, den es bis zu dieſer Stunde führt; in das alte Haus verlegte er ſeinen Harem, in welchem wiederum die ſchönſten Mädchen aus dem Gebirge Aufnahme fanden. Im Städtchen und in der Umgegend hieß Prinz Johann vorzüglich „der Herr“, und ſo kam es, daß ſein Reſidenzhaus unter den Honoratioren allmälig den Namen des „Herrnhofs“ erhielt, während im

Volke ſelbſt der alte Name feſtſtand und von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbte. Aber der Prinz wurde alt, ſeine Gefährten verſchwanden, das Jagdgetöſe verſtummte, und der Harem verödete. Die Folgen der Ausſchweifungen traten in nichtendender Kränklichkeit und Verdrießlichkeit des fürſtlichen Herrn hervor; es kam die Zeit, wo er der menſchlichen Hülfe weniger als je entbehren konnte, und wo es ihm zum größten Bedürfniß wurde, ſich an ein Menſchenherz oder vielmehr an ein Frauenherz feſtanzuſchließen. Er fand ein ſolches in einer ſeiner ehemaligen Geliebten, welche allein treu bei ihm ausgehalten und ſich ſeiner und ſeines Hausweſens mit redlichem Eifer angenommen hatte. Obgleich ſie eine gemeine Bauerndirne geweſen war, verband ſie doch mit ihrer Liebe zum Prinzen große Schlauheit und Geſchicklichkeit in der Behandlung ſeiner Schwächen, um ihren und ihres Sohnes Vortheil feſt im Auge zu behalten. Dieſer prinzliche Sproß hatte den Vornamen ſeines Vaters und den Geſchlechtsnamen ſeiner Mutter erhalten, im Städtchen hieß er aber allgemein nur „Hans uſſem (aus dem) Hof“, und Niemand kannte ihn unter einem andern Namen. Er war ein wilder Range, zu allen tollen Streichen aufgelegt, und der Prinz, der mit Entzücken ſein Ebenbild in ihm erkannte, liebte ihn deshalb mit einer Art väterlich barocker Schwärmerei, wie er einſt die Mutter wegen ihres kecken reſoluten Weſens geliebt hatte. Prinz Johann wurde endlich durch Podagra und Lähmung ſo ganz an ſeinen Lehnſtuhl gefeſſelt, daß er vom ſechszigſten bis zum ſieben und ſiebzigſten Lebensjahre, wo er zu ſeinen Vätern ging, das Haus nicht mehr verließ. Zuletzt war von all ſeiner Dienerſchaft nur noch Margret, die Mutter ſeines Hans, übrig, und ſie und dieſer bildeten die einzige Umgebung des kranken Greiſes, deſſen launiſchem Eigenſinn es auch kein andrer Menſch recht machen konnte. Niemand von der fürſtlichen Familie bekümmerte ſich um den alten vergeßnen Krieger; er ſelbſt wollte auch keinen ſeiner Verwandten ſehen; Margret und ihr Hans genügten ihm vollkommen. Er hätte wohl gern geſehen, wenn Hans Soldat geworden wäre, aber er konnte ſich unmöglich von ihm trennen, und er wußte nur zu gut, daß er nichts vom Hofe für den geliebten Sproſſen zu hoffen hatte. So kam denn aus Liebe und Dankbarkeit von Seiten des Prinzen und aus ſchlauer Machination von Seiten Margrets ein für Hanſen und deſſen Nachkommenſchaft ſehr wichtiges Vermächtniß zu Stande. Prinz Johann ließ ſich durch eine fürſtliche Urkunde noch einmal und mit der genauſten Angabe des Details die Prärogative ſeiner Beſitzung beſtätigen, wodurch ſie zu einem ſogenannten Freigut in der weiteſten Ausdehnung des Wortes erhoben wurde. Dieſes Gut nun mit allen Pertinenzien vermachte er ſeinem Sohne Hans, den er in der Urkunde anerkannte und ihm den Namen „Hans Uſſemhof" geſetzlich beilegen ließ. Laut dieſem Vermächtniß durften Hans und alle ſeine Nachkommen, Mann und Frau, ſo lang ſie Beſitzer des Herrnhofs waren, in dieſem Hauſe jedes Geſchäft und ſo viel Geſchäfte der jedesmalige Beſitzer wollte, gänzlich ſteuer- und abgabenfrei betreiben, und ohne auch nur nöthig zu haben, der Regierung oder einer andern Behörde, Commune oder Corporation davon Anzeige zu machen; er bedurfte keines Meiſterrechts noch ſonſt einer Erlaubniß genug er war in jeder Hinſicht unbehindert Geſchäfte zu treiben, und bezahlte an Niemanden etwas dafür, ebenſowenig wie er von ſeinen Wäldern, Wieſen, Aeckern, Flüſſen und Teichen, Bergwerken irgend eine Steuer oder Abgabe zu entrichten hatte, ſie mochte Namen haben, wie ſie wollte. Ebenſo war jedes Geſchäft, welches er auf dieſem ſeinen Grund und Boden für eigne Rechnung trieb, ſteuer- und abgabenfrei.

Als der Prinz ſtarb, war Hans drei und zwanzig Jahre alt, und obgleich er die verjüngte Ausgabe ſeines Vaters war, ſo hegte er doch keine ausſchließlich fürſtlichen oder adligen Gelüſte, im Gegentheil fühlte er ſich zu den ignoblen Paſſionen des Standes ſeiner Mutter hingezogen. Es fiel ihm nicht ein, Soldat oder Kammerjunker werden zu wollen, und er liebte Pferde, Hunde, Jagd, Wein und Mädchen nicht mehr und nicht weniger, wie ein andrer vernünftiger Mann aus dem Volke auch. Deßhalb wußte er ein Jahr nach ſeines Vaters Tode nichts Beſſeres zu thun, als ſich ein prächtiges Landmädchen, eine Pachterstochter, zur Frau zu nehmen, mit ihr ſein Feld zu bauen und ſeinen geſchäftlichen Lieblingswunſch zu realiſiren, indem er ſein geräumiges Haus zu einem Gaſthofe machte. Weiter machte er von ſeinem wichtigen Freibriefe keinen Gebrauch, und der nun officiell ſo benannte „Herrenhof“ hörte vierzig Jahre lang nichts Ungewöhnliches weiter, als die rauſchende Tanzmuſik an hohen Feſttagen und die derben Freudeäußerungen der Elbenaer. Aber das den unkeuſchen Göttern geweihte Haus verfiel doch wieder ſeinem alten Geſchicke.

Hans war der Vater von zehn Kindern geworden. Das Vermächtniß des Prinzen hatte den Bettelsherrnhof und Pertinenzien nicht zu einem Familien-Fideicommiß gemacht und nach der Urkunde erloſch die Kraft der Privilegien der Grundſtücke, ſobald ſie vom Compler oder eigentlich vom Hauſe abgelöſt wurden. Hans Uſſemhof war aber ein viel zu guter Vater und ein viel zu beſchränkter Menſch, als daß er ſeinen Agrarbeſitz nicht unter ſeine Kinder hätte vertheilen ſollen. Aus dieſer unbeſonnenen Handlungsweiſe und der ungenauen Beſtimmung der Vermächtniß-Urkunde erwuchs ſpäter ein langwieriger Rechtsſtreit. Es war nämlich nicht geſagt, ob das Privilegium des Herrnhofes, wenn die Hauptlinie der Familie Uſſemhof erlöſchen würde, auf die jüngeren Linien übergehen ſolle, wenn dieſe als abgefundne Erben aus dem Conner des Hauſes getreten waren. Gewiß war das der ſtillſchweigende Sinn des Erbgebers geweſen, aber es konnte beſtritten werden, weil das Privilegium des Beſitzthums dieſer jüngern Linien mit deſſen Ausſcheidung aus dem Verbande des Hauſes bereits erloſchen war. Man konnte ſagen, ihr Erbrecht auf das Haus ſei unbeſtreitbar, wohl aber auf das des Privilegiums. Freilich konnte aus dem Grundterte der Vermächtnißurkunde auch wieder das Gegentheil demonſtrirt werden, nämlich, daß die jüngere Linie, ſobald ſie zum Beſitz des Hauſes gelange, damit auch wieder das Privileg erwerbe. Natürlich hatte ſich weder der gute Prinz Johann, noch ſein ehrenwerther Sohn, der Gaſtwirth Hans Uſſemhof, einfallen laſſen, wie es mit ihrer Nachkommenſchaft werden würde, ſonſt hätten ſie die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Die Söhne des wackern Hans erinnerten ſich mehr als ihr Vater, daß fürſtliches Blut in ihren Adern rollte, und daß ſie mit dem regierenden Fürſtenhauſe ſo nahe verwandt ſeien, nur wollte zu ihrem Verdruß und Unglück die fürſtliche Familie ſelbſt nichts von der Verwandtſchaft mit den Gaſtwirthsſöhnen wiſſen. Die große Narrheit des 18. Jahrhunderts lag nebeldick und ſchwer auf den deutſchen Köpfen: in dieſem Delirium wurde Alles, was nach fürſtlicher Abkunft roch, mit einer wunderlichen Art Halbgötter- oder Heroenthum belegt und angebetet, und die Geſchwiſter Uſſemhof trugen dem Zeitfieber reichlich Rechnung. Sie wurden für etwas Beſſeres gehalten als andre Leute, und ſie hielten ſich alſo ſelbſt aus beſſerm Teig geknetet. Von den ſieben Söhnen litten vier vorzüglich an dem Sparren, ihren Adel hergeſtellt zu ſehen und nach der Weiſe andrer Nachkommen natürlicher Fürſtenſöhne zu hohen Militairchargen, Hof- und Staatsämtern zugelaſſen zu werden. Da ihnen dieſes am verwandten Fürſtenhofe durchaus nicht glückte, ſo wandten ſie ſich an andre, und verloren darüber ihr nicht eben bedeutendes Vermögen. Einige blieben in den Schlachten des ſiebenjährigen Kriegs, andre kamen auf andre Weiſe in Elend und Verſchollenheit um, und der älteſte Bruder, Johann David Uſſemhof, erinnerte ſich noch zur rechten Zeit, daß es doch wohl beſſer ſei, ein wohlhabender Bürgerlicher, als ein armer Adliger zu ſein, und daß er im Privilegium ſeines Hauſes ein reiches todtes Kapital beſitze, welches nur Fleiß und Rührigkeit beleben könne. Obgleich er ſich nun ſchämte, als Enkel eines Prinzen und Generals ein Gaſtwirth zu ſein, und deshalb das Gaſthofsſchild wieder einzog, ſo bemächtigte er ſich doch mit Geſchicklichkeit der eben im Aufblühen begriffenen neuen Induſtrie des Gebirgs, legte auf ſeinem Waldboden eine Glashütte an und betheiligte ſich bei den Eiſenbergwerken und der Eiſenfabrikation. Das aber konnnte ſich ſein Raceſtolz nicht verſagen: er heirathete ein altadliges Fräulein, das ihm nichts weiter zubrachte, als ihre gerade nicht angenehme Perſon und ihren adligen Namen. Inzwiſchen brachte Johann David ſein Geſchäft in großen Schwung, und ſeine Firma war nach fünf und zwanzig Jahren die geachtetſte aller Fabriken im Gebirge. Später legte einer ſeiner Söhne auch eine Porzellanfabrik an, eine der erſten im Gebirge, welche außerordentlich großen Gewinn abwarf. Genug, im Herrenhofe floſſen im Verhältniß ſehr bedeutende Kapitalien zuſammen, aber ſie floſſen auch eben ſo gut wieder hinaus, und in der That blieb wenig davon zurück, denn die Familie Uſſemhof machte einen wahrhaft fürſtlichen Aufwand, und Johann David ſtand in ſeinen höhern Lebensjahren in Elbena und im Gebirge, ja in einem nicht unbeträchtlichen Theile des übrigen Landes gewiſſermaßen in größerm Anſehen, als der regierende Fürſt ſelbſt. Die Kinder wurden auf dem größten Fuße erzogen, und ihre Mutter verſtand es vortrefflich, ihnen die adlige Appretur zu geben. Der älteſte Sohn, als künftiger Beſitzer des Herrenhofs, erlernte die Handlung in einem der erſten Häuſer Amſterdams, der zweite wurde in einem Cadettenhauſe zum Offizier gebildet. Er war der Liebling der Eltern, und für ihn ſollte kein Opfer geſpart werden, um ihm das Adelsdiplom zu verſchaffen, auf welches die Familie längſt ſchon die gegründetſten Anſprüche zu haben vermeinte. Wie es in ſolchen Fällen immer geſchieht, ſo geſchah es auch jetzt wieder: Johann David wurde für weit reicher gehalten, als er in Wahrheit war. Die fürſtliche Familie wich vor ihm nicht mehr zurück; von ihm und ſeiner Gattin geſchahen zehn Schritte nach oben, von den Prinzen und Prinzeſſinnen einer nach unten, aber man näherte ſich doch und kam endlich zuſammen. Der regierende Herr und die Prinzen thaten dem lang verläugneten Vetter die Ehre an, Geld bei ihm zu borgen. Er gab und gab immer wieder. Prinzen ſind aber in Bezug auf Geld und Gut lebendige Danaidenfäſſer; Johann David lieh ſeinen fürſtlichen Vettern bedeutende Summen, die er ſeinem Geſchäft entzog, und als er eben die Frucht dieſer Opfer erſtrebte, Patent und Adelsbrief für ſeinen jüngſten Sohn Adolf, ſtarb er plötzlich im fünfzigſten Lebensjahre. Die Familie hatte große Mühe, ihre faſt gefährliche Lage zu verbergen, inzwiſchen es gelang der Schlauheit der Mutter. Der älteſte Sohn Wilhelm übernahm das Geſchäft, deſſen Hülfsquellen durch das Privilegium des Hauſes unerſchöpflich ſchienen: eine Schweſter war an einen Offizier verheirathet, der mit in das Geſchäft und Geheimniß gezogen wurde, die andre Schweſter, ein kränkliches Weſen, wurde in ein Stift gekauft, und der deſtinirte Junker, ein kleiner Wüſtling, erlag zum Glück der Familie frühzeitig ſeinen Ausſchweifungen. Noch einmal verzogen ſich die Wetterwolken über dem Hauſe, und die Sonne des Glücks (was eben die Welt Glück nennt) leuchtete wieder darauf herab; aber Wilhelm war die Karikatur ſeines Vaters. Er und ſein adliger Schwager, Libertins in der gemeinſten Bedeutung des Wortes, gaben Feſtins im Herrenhof, zu welchen ſie Alles, was reich und vornehm war, aus der Reſidenz und dem Lande einluden. Sie bereiſten Bäder und brachten am grünen Altar des Gottes Faro große Metallopfer. Bald kamen bedeutende Schläge. Der ärgſte, Napoleons Siege in Deutſchland, vernichtete faſt das Geſchäft; aber Wilhelms Frau galt für eine reiche Erbin. Da brach nach dem Tode ihres Vaters, eines kühnen Speculanten, Concurs über ſeine Verlaſſenſchaft aus. Die den Prinzen geliehenen Summen wurden nicht zurückgezahlt, und ſie waren beträchtlich. Andre ſehr bedeutende Außenſtände gingen in den Kriegszeiten ebenfalls verloren. Häusliche Unglücksfälle kamen hinzu. Die einzige Tochter machte der Familie durch große Fehltritte Schande und wurde unbarmherzig verſtoßen. Zwei Söhne kamen in den Befreiungskriegen um. Vater und Mutter ſtarben faſt zu derſelben Zeit am Lazarethfieber, und es blieb nur ein Sohn übrig, an Leib und Geiſt ein Schwächling. Albert war der einzige Erbe des väterlichen Gutes, aber dieſes war bereits ſehr verſchuldet, wovon die Welt nichts wußte, wovon er bis zur Stunde ſelbſt nichts gewußt hatte. Er war nicht wenig erſtaunt in einem Manne ſeinen Hauptgläubiger zu ſehen, den er für nichts weniger als reich, vielmehr für höchſt unbedeutend gehalten hatte. Dieſer Mann, Namens Matthias Dreyßig, hatte früher wohl an zwanzig Jahre als Haus- und Packknecht im Herrenhofe gedient und ſtammte aus einem großen Gebirgsdorf, Oberndorf, wo ſein Vater ein Flickſchuſter geweſen war, aber eine ungewöhnlich zahlreiche Familie begründet hatte, die bei den Leuten kaum etwas höher als Bettelvolk angeſchrieben ſtand. Matthias hatte zwar ſeines Vaters Profeſſion erlernt, aber unzünftig, war dann bis in ſein fünf und dreißigſtes Jahr im Dienſt des Herrn Wilhelm Uſſemhof geweſen, eigentlich als Hausknecht und Kutſcher, aber in Wahrheit zu allem Möglichen gebraucht und verwendet, und hatte da das Sinken des Hauſes mit erlebt. Dann hatte er ſich in ſeinem Geburtsorte verheirathet und als Flickſchuſter etablirt, dabei aber mit ſeiner rüſtigen jungen Frau eine merkwürdige Thätigkeit entwickelt. Man konnte ſagen: es gab eigentlich kein Geſchäft, deſſen Betrieb nicht von zünftigen Geſetzen abhängig war, das er ſich nicht angeeignet hätte. Der Schiebekarren, mit welchem er einen kleinen Holzhandel nach den Städten des flachen Landes begann, machte nach einigen Jahren einem mit einem Pferde beſpannten Wagen Platz, dann wurden es zwei Pferde und als Rückfracht brachte er Getraide, Gemüſe, Obſt und andre Waaren ins Gebirge. Zu gleicher Zeit richtete er eine Dorfbäckerei ein und pachtete eine herrſchaftliche Schneidemühle, und zu der Ziege in ſeinem Stalle geſellten ſich allmählig ein, zwei, drei Kühe. Er mäſtete jährlich fünf bis ſechs Schweine. Nach zehn Jahren war er Straßenfuhrmann mit drei Geſchirren, der bis nach Hamburg und Trieſt fuhr und ſeine Knechte ſtreng, aber gut hielt. Die Frau hatte zu Hauſe einen Kramladen, worin alles verkauft wurde, was die Leute im Gebirge brauchten, der Mann betheiligte ſich bei gemeinſchaftlichen Unternehmungen z. B. bei einem Braunkohlenbergwerk, bei einer Porzellanfabrik, dabei flickte er, wenn er zu Hauſe war, ſtets alte Schuhe, oder that die Arbeit eines Knechts. Seine

Kleidung war ärmlich, ſeine Koſt die gewöhnlichſte des gemeinen Handarbeiters; die Sparſamkeit und Genauigkeit in ſeinem Hausweſen grenzte an Geiz. Zur Zeit der franzöſiſchen Kriege in Deutſchland nahm Matthias Thätigkeit einen immer unheimlichern Charakter an. Er lieh auf Pfänder und zu hohen Zinſen Geld aus, er handelte mit alten Kleidern und anderm Trödel und ſtand in enger Geſchäftsverbindung mit Handelsjuden, namentlich mit einem wegen ſeiner Schlauheit berüchtigten, Herſch Blumenfeld aus der Stadt Igelfingen; er machte den Viehhändler, den Roßkamm. Oft war er lange abweſend und kam dann in der Nacht mit ſchweren Paketen oder ſchwer beladenem Wagen heim. Die Leute ſagten ſich mit Schaudern heimlich in die Ohren: er plündere die Leichen auf den Schlachtfeldern.

So ſehr er nicht ſtreng nothwendige Geldausgaben mied, ſo wandte er doch an Unterricht und Erziehung ſeiner Kinder mehr Geld, als man von ihm hätte erwarten ſollen. Seinen älteſten Sohn Ebenezer hatte er erſt einige Jahre auf der Gelehrtenſchule zu Igelfingen unterhalten und dann in Frankfurt als Lehrling in ein Handlungshaus gebracht, mit dem er als Fuhrmann in Verkehr gerathen war.

Die Leute in Oberndorf und der Umgegend ſahen ja wohl, daß Schuſters Matthias etwas vor ſich gebracht haben müſſe, aber was galt das in den Augen eines Albert Uſſemhof? Das Erſtaunen des jungen Fabrikbeſitzers war alſo grenzenlos, als der hagere ſchwindſüchtig ausſehende Matthias im blauen Linnenkittel vor ihm ſtand und ihm durch gerichtliche Dokumente bewies, daß er eigentlich der wahre Beſitzer des Uſſemhof'ſchen Geſchäfts und der Grundſtücke ſei. Der junge Mann hatte wohl geahnt, daß ſein Vater keine Reichthümer erworben, aber ſelbſt im Traume wäre ihm nicht eingefallen, daß es ſo ſchlimm mit ſeinem Erbe ſtehe, und wie von einem Blitz ward er aus ſeinem Himmel geſchleudert.

„Wie in aller Welt iſt denn mein Vater ſo zurück gekommen?“ ſchrie er den ruhigen gebückten Matthias an.

„Darüber weiß ich nichts mehr und nichts weniger als alle Leute, Herr Uſſemhof. Ihr Herr Vater ſeliger hat mich in dieſer Sache niemals zu ſeinem Vertrauten gemacht. Ich war es nur in ſo fern, als ich als ehemaliger Diener des Hauſes mit dankbarem Herzen gern half, die böſen Umſtände Ihres Hauſes den Augen der Welt zu verbergen, und der Familie, namentlich Ihnen, den Herrenhof mit ſeinen koſtbaren Privilegien zu erhalten. Ich hätte da kein Opfer geſcheut; denn wenn es zum Concurs und die Grundſtücke unter den Hammer gekommen, ſo wären ſie ſicherlich unter ihrem wirklichen Werth verkauft worden, und die Privilegien erloſchen. Sie erſehen daraus, daß ich Ihrem Herrn Vater nicht blos, ſo lang ich hier im Hauſe war, redlich gedient habe, nein bis zu ſeiner letzten Stunde, ja ich erkläre mich Ihnen bereit, auch Ihnen dieſe Dienſte fort zu leiſten und Ihnen zu rathen und zu helfen, wo und wie ich nur kann.“

„Wie hat es denn aber nur ſo geheim gehalten werden können, daß mein Vater Euer Debitor war, und zwar mit einer ſo enormen Summe?“

„Das iſt leicht erklärlich,“ verſetzte Dreyßig mit einem leichten höhniſchen Lächeln. „Es lag Ihrem Herrn Vater gerade ſo wenig daran wie mir, daß unſer Verhältniß bekannt würde; denn ein Fabrikherr und Geſchäftsmann, wie Ihr Herr Vater, will nicht gern dafür bekannt ſein, als ſtehe er nicht mehr auf ganz feſten Füßen, und unſer Einer hat es gerade auch nicht gern, wenn alle Maulaffen wiſſen, was man beſitzt. Aus dieſen Gründen haben wir die Herren auf dem Rathhauſe, die die Dokumente auszuſtellen haben, gewonnen, daß ſie ſich uns zum ſtrengſten Stillſchweigen gegen Jedermann verpflichteten. Und ſo wird's auch ferner gehalten werden; kein Menſch weiter wird erfahren, wie wir beide zuſammen ſtehen.“

„Aber ſagt mir doch um Gotteswillen, Matthias, wie ſeid Ihr denn zu dieſem Reichthum gekommen? Ich hab' Euch für einen halbweg bemittelten Mann gehalten, und nun —“

„Durch Fleiß, Sparſamkeit und geſchickte Benutzung der Umſtände kann man's ſchon zu etwas bringen, Herr Uſſemhof, und ich muß es bekennen, ich hab' es mir ſauer werden laſſen.“

„Ihr müßt ein Glückskind ſein; denn nur mit einem ganz ungewöhnlichen und außerordentlichen Glück iſt es möglich in Euern Verhältniſſen in ſo kurzer Zeit ein ſo großes Vermögen zu erwerben.“

„Was Sie Glück nennen, hat bei mir andre Namen. Nach oben hin nenn' ich's Gottes Segen. Ohne ihn gedeiht kein Werk, und um ihn zu erlangen, iſt es nöthig, daß man fromm und gerecht des Herrn Wege wandelt.

Nach unten nenn' ich's eben geſchickte Benutzung der Umſtände. Dazu gehört freilich die Gnade und der Segen Gottes, daß man die rechte Einſicht erlange und die wahre Geſchicklichkeit, die Umſtände zu benutzen. Hat man dieſe und den guten Willen, dann wird man der Schmied ſeines eignen Glücks. An ein blindes Glück glaub' ich nicht; ich hab' es wenigſtens niemals kennen gelernt." —

Albert Uſſemhof mußte ſich wohl oder übel in ſeine Lage fügen und am Ende froh ſein, einen ſo freundlichen und ergebnen Creditor zu haben, der ſich ihm erbot, noch größre Summen darzuleihen, und von deſſen Verſchwiegenheit er die Beweiſe in der Hand hielt. Aber der ſchwächliche, verweichlichte Albert war weder der Mann, noch war die Zeit dazu, das geſunkene Haus wieder empor zu bringen. Er konnte Matthias die Intereſſen des Kapitals nicht zahlen, ja er mußte einige mal dazu borgen, und ſo ſtieg dieſes immer höher. Um ſich zu helfen, beging er eine Thorheit, die von gewöhnlichen Menſchen nur zu oft begangen wird, er heirathete ein angeblich reiches Mädchen, eine von ihm ungeliebte und auch ſehr unliebenswürdige Perſon, die einzige verzogene Tochter eines Fabrikherrn aus dem Städtchen.

Katharina Ambronn war wegen ihrer Unarten ſo verſchrien, daß ſie trotz ihres zu hoffenden Erbes doch keinen Freier gefunden und ſchon die zwanziger Jahre hinter ſich hatte, als ihr der vierundzwanzigjährige Albert die Hand bot und ſie als Herrin in den Herrenhof führte. Die Folgen dieſer Unbeſonnenheit ließen nicht lange auf ſich warten; der ſie begangen, wurde ein Opfer derſelben. Nach einer höchſt unglücklichen Ehe von fünf Jahren, welche zwei ſchwachen kränklichen Kindern ein jämmerliches Leben gegeben, ſtarb Albert Uſſemhof an der Auszehrung. Er war noch nicht unter der Erde, als der alte Matthias Dreyßig in das Zimmer der Witwe trat, ihr ſein Beileid bezeigte und ſo ſchonend als möglich die Umſtände des Hauſes eröffnete. Er entſchuldigte ſich, daß dies ſobald geſchehe, mit der nöthigen Vorſicht, durch die gerichtliche Einſetzung der Vormundſchaft die Verhältniſſe des Hauſes nicht bekannt werden zu laſſen und dadurch den Kindern den Beſitz des Herrenhofs zu ſichern. Frau Katter, die neben andern Untugenden auch der ſehr ſchlimmen des heimlichen Schnapstrinkens fröhnte, und eben ihrer Leidenſchaft ein Genüge gethan hatte, wüthete und tobte und beſchimpfte ihren Mann im Sarge; aber ſie mußte ſich zum Ziele legen, und ſo wurde mit Hülfe ihres alten Vaters die Sache noch an demſelben Tag ſo geordnet, daß Matthias älteſter Sohn Ebenezer, welcher eben auswärts als Handlungsgehülfe conditionirte, zum Vormund der Uſſemhof'ſchen Kinder und zum Geſchäftsführer des Hauſes mit unbeſchränkter Autorität beſtellt wurde. Dies war des alten Matthias Bedingung, von welcher er nicht abging, und der die Andern wohl gezwungen waren, ſich zu fügen. Obgleich man ſich im Publikum dies und das über das Schuldenweſen des Herrenhofes zuflüſterte, ſo erfuhr doch Niemand das wahre Verhältniß, und der Credit des Hauſes war durch Matthias Vorſicht abermals gerettet. Und während der alte ſchlaue Schuſter die Betheiligten ſich zum größten Dank verpflichtete, hatte er zumeiſt doch ſeinen Vortheil im Auge und verhütete ſtets, woran ihm vorzüglich viel gelegen war, das Bekanntwerden ſeines großen Reichthums. — Leute, wie Matthias, werden bei ihrem Thun und Treiben zumeiſt anfangs von einem dunkeln Inſtinkt getrieben, der erſt im Laufe der Zeit, wenn ihnen das Meiſte ſchon geglückt iſt, zum klaren Bewußtſein wird. Dieſer Inſtinkt iſt die eigentliche charakteriſtiſche Blüthe des Egoismus; ohne ihn würde dieſer Beherrſcher der Welt nur wenige und arme Triumphe feiern; mit ſeiner höchſten und feinſten Schärfe begabt, wird der Egoismus weltbezwingend.

Drei Monate nach Alberts Tode, trat Johann Ebenezer Dreyßig, ein junger Mann von ſechsundzwanzig Jahren, als Führer des Geſchäfts in den Herrenhof, und von dieſer Stunde datirte die Periode des neuen Aufſchwungs deſſelben. Zuerſt hing er das Gaſthofsſchild wieder aus und gründete eine geſchloſſene Geſellſchaft für die Honoratioren der Stadt; dann wußte er in auswärtigen Blättern Elbena's Naturſchönheiten und geſunde Luft ſo darzuſtellen, daß er Sommers über das Haus bald voller Fremde hatte. Nun erſtand raſch hintereinander ein Etabliſſement nach dem andern. Die übrigen Elbenaer Fabrikherrn kamen vor Verwunderung ganz außer ſich, was dieſem Menſchen alles glückte. Mit der Frau Katter hatte er ſich ſicher geſtellt, und ließ ſich von ihr nichts in das Geſchäft reden. Sie verſuchte es einige male, aber er wies ſie ſo beſtimmt zurück, daß ſie es aufgab, die Herrin zu ſpielen. Sie wurde ihm darüber ſpinnegram, aber die moraliſche Gewalt, die er über ſie gewann, war ſo groß, daß ſie ohne alle Widerrede Alles that, was er von ihr verlangte. Im Grunde konnte er ſie eben ſo wenig ausſtehen, wie er denn überhaupt kein Weiberfreund war, aber er war eine von jenen zähen trockenen Naturen, die da ruhig mit ihren ärgſten Widerſachern und Todfeinden jahrelang aus einer Schüſſel eſſen und in einem Bette ſchlafen, ohne davon ſonderlich incommodirt zu ſein, weil ſie wiſſen, daß ſie mit der Zeit jene doch unterkriegen. Sie ſind die harten Mühlſteine, die jeden andern Stein, mit dem ſie zuſammenlaufen, endlich aufreiben und zu Staub machen. Dieſes zähe Geſchlecht hat einen Wahlſpruch, der alles ihm Widerſtrebende zerbricht und zerbröckelt: „Beharrlichkeit führt zum Ziele!“ Nichts deſtoweniger wurde in Gibena oft behauptet, und es gab Leute, welche die Beweiſe dafür in Händen haben wollten, Ebenezer und Frau Katter ſtänden trotz ihrer gegenſeitigen Abneigung, in mancher Beziehung auf einem ſehr vertraulichen Fuß zuſammen und würden ſich heirathen; es verging jedoch ein Jahr um das andere, ohne daß dieſe Vorausſage eingetroffen wäre. Nach ſechs Jahren aber, in welchen das Geſchäft in ſo außerordentliche Blüthe gekommen war, trat ein Ereigniß ein, welches das Verhältniß der beiden Hauptperſonen im Hauſe zu einander weſentlich veränderte. Die beiden hinterlaſſenen Kinder Albert Uſſemhofs waren ſieche Geſchöpfe. Das jüngſte, ein Mädchen, ſtarb ſchon zwei Jahre nach dem Vater. Der Knabe ſchien endlich gedeihen zu wollen. Aber ſeine Mutter verzog ihn ſo gründlich und überſättigte ihn mit Genüſſen aller Art, daß er im dreizehnten Lebensjahre einem nervöſen Fieber erlag. Jetzt war es mit Ebenezers Vormundſchaft aus; die Mutter war Erbin ihres Sohnes und alſo nun unbeſchränkte Herrin im Herrenhof, und Jedermann erwartete, daß ſie ſich den ihr unangenehmen Geſchäftsführer und deſſen ganze Familie ſofort vom Halſe ſchaffen werde, da es doch aus einer Heirath zwiſchen ihnen nichts geworden war. Denn Ebenezer hatte allmählig vier ſeiner Geſchwiſter (ſein Vater hatte ſich nach dem Tode ſeiner Frau wieder mit einem jungen Weibe verehlicht, das er aus der Fremde mitgebracht, und noch mehre Kinder gezeugt) ins Haus gezogen und über die verſchiedenen Geſchäftszweige geſtellt, der alte Matthias und deſſen Ehehälfte ſprachen auch oft im Herrenhofe ein, und die Letztere that nicht anders, als ſei ſie die Frau vom Hauſe und Frau Katter nur eine geduldete Perſon. Die Elbenaer wußten das Alles recht gut und meinten, Frau Katter habe nun guten Fug, ihrer widerwärtigen Abhängigkeit ein Ende zu machen. Aber es geſchah etwas ganz Andres. Die Hauptlinie der Uſſemhofs war erloſchen, und der Herrenhof mit Pertinentien und Privilegium nach dem gemeinen Erbrecht an die Witwe als Eigenthum übergegangen. Sie konnte ſich wieder verheirathen und Kindern das Leben geben, welche Erben der Grundſtücke wurden, ohne Uſſemhofe zu ſein. Ja, wenn ſie auch Witwe blieb, fiel ihr Beſitzthum nach ihrem Tode an *ihre* Verwandten oder an denjenigen, welchem ſie es vermachte. In dieſen Fällen war zwar das Privilegium erloſchen, aber die Stiftungsurkunde des Prinzen Johann war in ſo eigenthümlichen Ausdrücken abgefaßt, daß daraus gedeutet werden konnte, der Prinz habe gemeint, ſo lange noch ein Nachkomme ſeines natürlichen Sohnes Hans am Leben ſei, ſolle der Herrenhof und Zubehör bei der Familie bleiben und dieſe in dem auf dem Hauſe haftenden Privilegium geſchützt werden. Nun gab es noch Nachkommen, und es waren ihrer nicht wenige, die theils von Hans' Kindern, theils von denen Johann Davids, des Begründers des Geſchäfts, abſtammten. Dieſe vereinigten ſich und begannen den Rechtsſtreit gegen Frau Katharina Uſſemhof, worin ſie als deren Erben anerkannt zu werden verlangten. Ebenezer, der ſeine eignen Plänen hatte, ſuchte ſie zurückzuſchrecken, indem er ihnen die Paſſiva darlegte, als deren Beſitzer er ſeinen Vater nachwies, und jedermann erfuhr nun zum allgemeinen größten Erſtaunen, welch ein ſteinreicher Mann der alte Matthias Dreyßig in Oberndorf war. Aber die Uſſemhof'ſchen Nachkommen ließen ſich dadurch nicht irre machen; denn in den ſechs Jahren ſeiner Geſchäftsführung mußte Ebenezer für Rechnung ſeiner Mündel viel gewonnen haben, das mußten ja die zu beſchwörenden Handlungsbücher nachweiſen, und das Geſchäft ſelbſt war jetzt zehn Mal mehr werth als ſonſt. Gerade das war ein günſtiger Umſtand für die Partei der Uſſemhof'ſchen Nachkommen, daß Matthias Dreyßig der einzige Gläubiger war; man hatte doch etwas ſchwer ins Gewicht Fallendes, woran man ſich hinſichtlich Ebenezers Geſchäftsführung halten konnte. War es auch vor der Hand nicht möglich Ebenezern gerichtlich zu zwingen, die Bücher zur Prüfung vorzulegen, ſo war man doch hinſichtlich der Paſſiva außer Sorge. Was Ebenezer ſeinerſeits eigentlich im Sinne hatte, wußte er mit der größten Vorſicht und Schlauheit zu verbergen, ſo daß wirklich Niemand eine Ahnung davon hatte. Nur ſein Vater war in das Geheimniß eingeweiht, und der kühne Plan war eigentlich die letzte Conſequenz des inſtinktiven und dann ſelbſtbewußten Plans, den der alte Matthias ſeit länger als vierzig Jahren beharrlich verfolgt hatte. Ebenezer beabſichtigte nämlich nichts Geringeres, als den Herrenhof mit dem Privilegium für ſich ſelbſt zu erwerben, und um dieſen Preis war er natürlich entſchloſſen Frau Katter zu heirathen. Freilich wollte er das Opfer nicht eher bringen, als bis er des Preiſes gewiß war. Die Witwe Uſſemhof kam dabei hinſichtlich ihres Willens gar nicht in Betracht. Ob ſie ihn wollte oder nicht wollte, war ihm gleichgültig; er wußte, daß ſie mußte, wenn er wollte.

Der Prozeß war im Jahre 1830 anhängig gemacht worden und hatte nun ſchon vier Jahre gedauert. Die erſten Erkenntniſſe hatten ſich den Uſſemhof'ſchen Nachkommen günſtig gezeigt, die folgenden weniger. Die Wage des ſogenannten Rechts ſchwankte hinüber und herüber. Ebenezer und ſein Vater hatten ſchon manchen Weg deshalb in die Hauptſtadt des Landes gemacht, wohin ſie ſchwer beladen gegangen und leicht zurückgekehrt waren, und ihre Hoffnungen ſchienen immer mehr zu ſteigen. Jedermann wußte, daß die Wittwe Uſſemhof eigentlich nur der vorgeſchobene Poſten, daß Ebenezer die wahre Gegenpartei war, und daß, ſelbſt wenn Frau Katharina gewann und Ebenezer ihr Gatte wurde, damit noch lange nicht das Privilegium in ſeinen Beſitz kam, daß dazu ein fürſtlicher Machtſpruch, eine Uebertragung des Privilegs auf ihn und ſeine Nachkommen nöthig war, die in den privilegienfeindlichen Zeiten ſchwerlich erwirkt werden könne, und doch — — „Beharrlichkeit führt zum Ziele“, war Ebenezers Wahlſpruch, dann wußte er noch ein Zweites, womit man der Beharrlichkeit zu Hülfe kommen müſſe, davon ſprach er aber nicht.

Im Hauſe waren vier Geſchwiſter Ebenezers, zwei Brüder und zwei Schweſtern. Eine Schweſter und ein Bruder waren mit ihm von einer Mutter und jene verheirathet. Der Bruder Gottfried hatte Porzellanfabrik und Glashütte zu beſorgen und vertrat Ebenezers Stelle, wenn dieſer die Meſſen bezog, oder ſonſt verreiſte; die Schweſter Gertrud hatte einen Bierbrauer zum Mann, welcher der Mälzerei, Bierbrauerei und Schnapsbrennerei vorſtand, während ſie ſelbſt den Gaſthof zu beſorgen hatte. Von den beiden jüngern Geſchwiſtern war Auguſte, Guſtel genannt, Ladenmädchen in der Schnitthandlung, und Jakob, ein eigenthümliches Gewächs von achtzehn Jahren, im Materialgeſchäft angeſtellt. Hier ſtand neben ihm noch ein zweiter junger Menſch von ſechszehn Jahren, eine Waiſe und — wie die Familie behauptete — Verwandter der zweiten Frau des alten Matthias Dreyßig. Er hieß Anton Schmettau und war in Oberndorf im Dreyßig'ſchen Hauſe geboren, wohin ſeine Mutter, eine junge Wittwe, zu ihrer Couſine, der Frau Sabine Dreyßig, zu Beſuch gekommen war. Sie war hier im Wochenbette geſtorben und hatte ihr Kind der Familie hinterlaſſen, von welcher es, als zu ihr gehörig, erzogen worden war. — Außerdem wohnte in Elbena noch eine Schweſter Ebenezers, das jüngſte Kind aus Matthias' erſter Ehe. Sie war aber von ihrem Vater verſtoßen, und ihre Stiefmutter ſtand in dem Verdacht, den unnatürlichen Haß des Vaters gegen die Tochter angefacht zu haben, und ſo lebte ſie auch mit dieſer und mit ihren Geſchwiſtern und vorzüglich mit Ebenezern in einem geſpannten Verhältniß, weil ſie gegen den Willen ihres Vaters und trotz ſeinem gerichtlichen Einſpruch einen armen Forſtpraktikanten, Namens Breiting, geheirathet hatte. Zwar war ihr Mann ſchon nach einigen Jahren in Kummer und Elend an der Auszehrung geſtorben und hatte ihr nur ein einziges Kind, ein Töchterchen, hinterlaſſen, aber ihre Stiefmutter hatte dafür geſorgt, daß eine Ausſöhnung zwiſchen Suſannen und ihrem Vater nicht zu Stande kam. Sie lebte eingezogen und ſtill von dem ſpärlichen Ertrag des Unterrichts, den ſie im Nähen, Stricken und andern weiblichen Arbeiten, ſo wie im Schreiben, Rechnen und im Franzöſiſchen gab, und ihrer Hände Arbeit; denn ſie nähte, ſtrickte, wuſch feine Wäſche, ſteckte Vorhänge auf, tapezirte Zimmer und war ſo in den Häuſern der reichen Fabrikherren Elbenas ein kleines Factotum. Nur in den Herrnhof kam ſie nicht, obgleich ſie mit Frau Kattern und ihrer Schweſter Gertrud außer demſelben verkehrte. Wenn ſie etwas aus dem Laden brauchte, ſo ſchickte ſie ihr Gretchen, das jetzt acht Jahre alt war und gern dorthin ging, weil Anton es ſehr freundlich behandelte, und ihm, wenn er es unbemerkt thun konnte, eine kleine Näſcherei zuſteckte.

An der Spitze der Uſſemhof'ſchen Nachkommen, welche dreizehn Köpfe zählten, ſtand ein Mühlenbeſitzer, Namens Johann Andreas Uſſemhof, ein Enkel Hans Uſſemhofs und folglich Urenkel des Prinzen Johann. Die Mühle hatte ſeit den Zeiten der Bettelmönche zum Herrnhof gehört, hatte bis heute den Namen der Bettelsherrn- oder kurzweg der

Bettelsmühle, und war durch die unkluge Vertheilung des Guts vom Ganzen abgeriſſen worden. Viele der koſtbaren Befreiungen bezogen ſich natürlich auf die Mühle direct, aber da ſie nicht auf ihr, ſondern auf dem Herrnhof lagen, ſo waren ſie für die Mühle verloren gegangen. Um kein Privilegium des Hauſes, keine Befreiung unbenutzt zu laſſen, hatte Ebenezer Dreyßig ſchon lang den Plan gehabt, eine neue Mühle zu bauen, und war nur durch den Tod ſeiner beiden Mündel an der Ausführung deſſelben verhindert worden. Jetzt wartete er zu, wie der Verlauf des Prozeſſes ſich geſtalten werde; denn der Bau einer Mühle, wie er beabſichtigte, Waſſer- und Dampfmühle zugleich für Mehl, Graupen, Oel, wäre ein Wahnſinn geweſen, wenn den Uſſemhof'ſchen Nachkommen die Erbſchaft des Herrnhofs zugeſprochen worden wäre.

Der Mühlenbeſitzer Johann Andreas Uſſemhof war für Ebenezer Dreyßig ein ſehr gefährlicher Gegner. Der Mann verband mit einer coulanten Lebenspraxis, die ihn weit über ſeinen Stand ſtellte, und die halb das Ergebniß ſeines talentvollen Kopfs und halb ſeiner vielfachen Lebenserfahrung war, eine gewiſſe biegſame Zähigkeit, die der Ebenezers nichts nachgab, obgleich ſie von ganz andrer Art war. Denn die Quelle der Vorzüge des Müllers war zugleich die ſeiner Fehler: er war ein eitler Lebemann, ein ſeltſamer Geck und mit Leichtſinn, dem geiſtigen Erbtheil aller Uſſemhofe, reich begabt. Andreas Uſſemhof ließ ſich gern für einen vornehmen Mann halten, und er hatte ſich, beſonders als Unteroffizier im Garniſondienſte etwas mehr als die halbe und doch auch zugleich etwas mehr als die ganze d. h. etwas forcirte, outrirte und ſchreiend gefärbte Tournure eines ſolchen anzueignen gewußt. Aber dieſe ihm ſehr zuſagende und von ihm ſtark aufgetragene Rolle hatte ihm ſtets mehr Geld gekoſtet, als die Mühle erſchwingen konnte, und ſo war ſie denn ſehr verſchuldet. Wie denn überhaupt die Uſſemhof'ſchen Nachkommen ſämmtlich ziemlich herunter gekommen waren, ſtets eingedenk ihrer fürſtlichen Abkunft. Dies war der Punkt, wo Ebenezer gegen ſie im Vortheil war. Um die Prozeßkoſten zu erſchwingen, mußten ſie die außerordentlichſten Anſtrengungen machen, während Ebenezern die Mittel, deren er zu ſeinem Zwecke bedurfte, in reichem Maaße zu Gebote ſtanden. Verloren die Uſſemhofs den Prozeß, ſo waren ſie alle gänzlich ruinirte Leute; Ebenezer hatte höchſtens den Verluſt einiger tauſend Thaler zu beklagen, die er noch dazu aus der Kaſſe des Hauſes nahm; denn er führte ja dem Namen nach den Prozeß für die Witwe, als deren Geſchäftsführer und Verwalter er ſich gerirte. Der Müller war die einzige Capazität unter ſeiner Partei, und deshalb auf ihn all' ihr Heil geſtellt. Gelang es, ihn derſelben untreu zu machen, ſo war für Ebenezer viel gewonnen; und dieſer kannte Andreas' ſchwache Seite nur zu wohl. Es hatte deshalb von ſeiner Seite auch nicht an Verſuchen gefehlt, den leichtſinnigen, vornehmthuigen, renommiſtiſchen ſtets geldbedürftigen Mann zu erkaufen, aber ſo lange der Müller nur irgend ſchwimmen konnte und die Hoffnung hegen durfte, einſt Beſitzer des Herrnhofs zu werden, wies er alle derartigen Anträge mit Hohnlachen zurück. Freilich war Frau Katharina eine rüſtige Frau in den beſten Jahren, jünger als der Müller, und dieſer ſelbſt hatte keine Kinder, zu deren Beſten er den Prozeß hätte betreiben können, wenn ihm ſelbſt der Gewinn deſſelben nicht mehr zum eignen perſönlichen Vortheil gereichen konnte, aber Frau Katter war auch, wie ſchon bemerkt, eine dem lebendigen Waſſer aus der Deſtillirblaſe ſehr ergebene Freundin, und man durfte hoffen, daß dieſe geiſtreiche Freundſchaft ihren Lebensfaden bedeutend kürzen würde.

Dies war der Stand der Verhältniſſe im Herrnhof und in Bezug auf denſelben im Frühling des Jahrs 1835, dies waren die Hauptperſonen in dem kleinſtädtiſchen Drama, welches in ſeiner weitern Entwickelung bald höhere Lebenskreiſe und Perſonen von wichtigerer Stellung in ſich aufnehmen und umfaſſen ſollte.

Vor der Meſſe.

Es war kurz vor der Frankfurter Oſtermeſſe, und die Thätigkeit im Herrnhofe deshalb eine geſteigerte. Die Leute im Geſchäft mußten früh punkt vier Uhr an der Arbeit ſein, welche zumeiſt im Verpacken der Fabrikate beſtand, und vor neun Uhr Abends durfte Niemand feiern. Alle zwei bis drei Tage gingen ſtark beladene Frachtwagen aus Elbena nach Frankfurt und Leipzig ab; die eine Hälfte dieſer Güter kam aus dem Herrnhof, die andre von ſämmtlichen übrigen Fabrikherren. Ebenezer Dreyßig frequentirte beide Meſſen, und reiſete ſtets von Frankfurt nach Leipzig, ohne erſt wieder nach Elbena zurückzukehren. Die ſechs Wochen ſeiner Abweſenheit im Frühling und im Herbſt waren für die Bewohner des Hauſes die glückliche Zeit, auf welche ſie ſich den Winter und den Sommer über freuten; denn Bruder Gottfried, der während der Meſſen das Commando im Hauſe führte, war ein weit milderer Regent als Ebenezer und ſah manchmal durch die Finger. Er hatte guten Grund drei Monate lang im Jahre nachſichtig und duldſam gegen die Leute zu ſein; denn auch er erlaubte ſich Manches, was er nicht an die große Glocke geſchlagen haben wollte, und konnte nicht vertragen, wenn Ebenezer oder ſein Vater ſich merken ließen, ſie wüßten dies und das, was er mit Abſicht vor ihnen geheim hielt. Es beſtand daher zwiſchen Gottfried und den übrigen Leuten eine ſtillſchweigende Uebereinkunft gegenſeitig die Geheimniſſe der Meßzeit zu reſpectiren.

In Hinblick auf die ſechswöchentliche, wenn auch ſehr bedingte und beſchränkte Freiheit ertrug Jedermann im Herrnhof, der bei der Meßarbeit betheiligt war, gern die vorangehenden Strapatzen und das ſüßlich unwirſche und bigotgrobe Weſen Ebenezers, das ſich in den letzten Tagen vor ſeiner Abreiſe bis zur unleidlichſten Widerwärtigkeit ſteigerte. Dann verließ ihn wohl die geheuchelte Sanftmuth, die chriſtliche Milde, die augenverdrehende Frömmigkeit ſo ganz, daß er kaum einmal des Tags im Drang der Geſchäfte daran dachte, daß er doch eigentlich ein frommer Chriſt ſei. Er zankte und ſchlug und vergaß ſich zuweilen ſo ſehr, daß er ſogar fluchte. Von Leipzig kehrte er aber jedesmal als ein vollſtändig wiederbekehrter frommer Mann zurück, über deſſen Lippen kein unreines Wort ging. Die Leute pflegten deshalb zu ſagen, er laſſe ſich jedesmal auf der Meſſe friſch übertünchen; im Laufe des Halbjahrs nutze ſich aber die aufgetragene Farbe ab und blättre ſich ſtückweis los, bis in den letzten Tagen die reine Natur zum Vorſchein komme, das lebendige Grab voll Moder und Geſtank.

Der Herrnhof glich einem Bienenkorbe. Menſchen jeglichen Alters und Geſchlechts, ja ſchier jeden Standes gingen fort und fort in Menge ab und zu, und drinn wimmelten gleichſam alle Räume von Menſchen. Die Fabrikanten ſowohl aus Elbena ſelbſt, als aus den nahen und fernen Gebirgsortſchaften lieferten noch ihre Erzeugniſſe ab und empfingen dafür den kargen Lohn meiſt in theuer angerechneten Lebensbedürfniſſen. In mehren Zimmern wurde gepackt, auf dem Hofe verladen. Der Gaſthof hatte zahlreiche Beſucher, oft Leute, die da beim Schnapsglaſe und dem Bierkruge auf ein paar Stunden ihr Elend zu vergeſſen ſuchten. Das ſcheußliche Truckſyſtem ſtand wohl nirgend in üppigerer Giftblüthe als in dieſem Hauſe. Zuerſt accordirte Ebenezer die Preiſe der Fabrikate möglichſt billig, ſo daß ein Sachverſtändiger kaum begriff, wie überhaupt die Waaren nur für dieſen Preis gefertigt werden konnten, dazu erhielten die Arbeiter alles Material, Stahl, Eiſen, Meſſing, Draht ꝛc. und dieſes wurde ihnen zu höhern als den gangbaren Preiſen berechnet. Wurden die Waaren abgeliefert, ſo war leicht ein Tadel daran gefunden, und dann wurden den Arbeitern verhältnißmäßige Abzüge gemacht. Damit noch lange nicht genug, wurden die Leute genöthigt, alle ihre Lebensbedürfniſſe, ja nicht ſelten Waaren, die ſie recht wohl hätten entbehren können, aus den Magazinen des Herrnhofs zu entnehmen und zwar durchgehends zu höhern Preiſen, als dieſelben in der Hauptſtadt käuflich waren. Um ſich die Sache leichter und bequemer zu machen, hatte Ebenezer ſein eignes Geld geprägt, d. h. Marken von Meſſing- und Eiſenblech, Leder, Papier und

Holz, mit ſeinen Stempeln und Petſchaften bedrückt. Dieſes Geld galt natürlich nur im Herrnhof, aber die Arbeiter erhielten dafür was ſie wollten, alle Bäcker- und Fleiſcherwaaren, Bier, Branntwein, alle Material- und Schnittwaaren. Aber alle dieſe Artikel wurden ihnen um mehre Procente höher berechnet als Andern, die für baares Geld kauften. Beſtanden die Leute darauf, im Comptoir bei Ablieferung ihrer Fabrikate baares Geld in Zahlung zu erhalten, ſo wurde ihnen dieſes zwar nicht verweigert, aber ſie mußten es bedeutend höher annehmen, als es im Cours war. Zu dieſer Gaunerei bedienten ſich die Fabrikherren meiſt des Goldes. So wurde der Friedrichsd'or in der Regel zu Sechs Thalern berechnet, obgleich er nicht höher ſtand als Fünf und zwei Drittel oder drei Viertel Thaler. Aber es war auch nichts Seltenes, daß der Silberthaler, ja die Kaſſenanweiſung zu zwei und dreißig Silbergroſchen ausgegeben wurden. Die armen Menſchen mochten es alſo anfangen, wie ſie wollten, ſie wurden ohne Erbarmen bis auf's Blut ausgeſogen und brachten den Verdienſt ihrer fleißigen Hände täglich kaum bis auf einige Groſchen. Herr Ebenezer Dreyßig hatte dagegen ſeinen Gewinn erſt am Rohſtoff, den er zur Verarbeitung an die Fabrikanten abgab, dann an den Waaren ſelbſt, und drittens an den Waaren, die er dagegen gab, oder am Gelde. Dieſe gräßliche Schinderei iſt mehr als einmal bei den betreffenden Landesregierungen zur Sprache gekommen, aber niemals eine Abhülfe erfolgt: denn die Bedrücker der Armuth waren ja reiche Leute, „Leute von Macht und Einfluß“, und man half ſich höhern Orts mit der kahlen erbärmlichen Entſchuldigung: die Fabrikanten brauchten ja Waaren und

Geld nicht zu höhern als den gangbaren Preiſen anzunehmen; der Werth beider ſei ein relativer Begriff und beruhe allein auf gegenſeitiger freiwilliger Uebereinkunft, ein dritter habe nichts darein zu ſagen, und am wenigſten gehöre es zu den Befugniſſen der Regierung, ſtörend in Handel und Wandel einzugreifen. Dadurch waren die unglücklichen Fabrikanten ihren Peinigern gänzlich preisgegeben, und jeder Arbeiter, der nur Miene machte, die Arbeit zu dem vom Fabrikherrn beſtimmten Preiſe nicht zu liefern und Waaren und Geld nicht anzunehmen, wie dieſer ſie berechnet, war ohne Weiteres mit dem Verluſt aller Arbeit bedroht; denn ſo feindſelig die Fabrikherren auch in allen andern Beziehungen gegeneinander geſinnt waren, hinſichtlich der Bedrückung der Arbeiter beobachteten ſie eine ſtrenge Solidarität, und wer ſich einem der kleinen Despoten widerſetzt hatte, wurde von Allen als der Beleidiger Aller behandelt, erhielt nirgends Arbeit, wurde dem Mangel und der Verzweiflung preisgegeben und konnte nur durch die äußerſten und empörendſten Demüthigungen wieder zu Gnaden gelangen, wurde aber natürlich immer hochfahrend und brutal behandelt und mußte zu noch niedrigern Preiſen arbeiten, als Andere, ſo daß, wenn dieſem Mangel und Noth auf der Thürſchwelle ſaßen und Grimm und Groll täglich einmal wie böſe Engel durch die Stube rauſchten, ihm dieſe ſchlimmen Gäſte in Herz und Leber hauſten und jeden Biſſen Brot vergällten. Dieſer moraliſche Zwang hatte denn natürlicher Weiſe zur äußerſten Immoralität führen müſſen. Die Arbeiter krochen und wedelten hundemäßig vor den Fabrikherren, die ſie im Herzen tödtlich haßten und verachteten; die ſervilſten Redensarten, das unterthänigſte Maulſchwatzen, Schmeicheln, Liebedienern wurde von den kleinen Despoten als ſchuldiger Tribut verlangt und von den weißen Sklaven mit ſich überbietender grinſender Hundedemuth geleiſtet. Die Arbeiter und ihre Familien wurden durchweg mit „Du“ und dem Taufnamen angeredet, erhielten aber gewiſſe Titel, wie ſie Roheit und Gemeinheit gegen Untergebene und Abhängige ſich zur Ergötzung zu erſinnen pflegen, die der Anſtand aber auszuſprechen verbietet. Beſonders gefiel ſich die gute Laune der Arbeitgeber darin, ihre Scherze mit den Fabrikanten mit dergleichen zärtlichen Namen auszuſpicken, von welchen jeder wenigſtens eine abſcheuliche Injurie war. Die Arbeiter benahmen ſich dagegen mit „geehrteſter, wertheſter, beſter, hochgeſchätzter Herr und Frau“ gegen die brotgebenden Halbgötter, ſchmiegten und wandten ſich, bückten ſich und krochen mit Leib und Seele vor den ſämmtlichen Gliedern des hochmögenden Hauſes; die kleinſten Kinder wurden ſchon mit „Sie“ und den gäng und gäbe gewordenen Kinderehrentiteln „Musjechen“ und „Mamſellchen“ angeredet, und was man ihnen allenfalls an den Augen abſehen konnte, wurde ihnen ſklaviſch gethan. Man konnte dreiſt behaupten, daß ein Fabrikherr ſo viel Knechte und Mägde, (mit dem rechten Worte bezeichnet: Sklaven) hatte, als die Familie ſeiner Arbeiter Glieder. Nur waltete ein bedeutender Unterſchied zwiſchen dem ſchwarzen Sklaventhum auf der weſtlichen Hemiſphäre und dem weißen in Elbena ob; denn den Elbenaer Herren koſteten ihre Sklaven nichts, und dann waren ſie denſelben in keiner Weiſe verbindlich und konnten ſie nach Luſt und Belieben verhungern laſſen. Die

Immoralität dieſes Verhältniſſes hatte übrigens in Elbena eben ſo gut ſchon ihre äußerſten Conſequenzen erreicht, wie in Weſtindien. Die Fabrikherren ſtifteten in der Regel die Ehen ihrer Fabrikanten. Die ganze ſchmutzige und ſcheußliche Tyrannei dieſer Verhältniſſe kann hier nur angedeutet werden. Es iſt nicht die Aufgabe des Dichters die nackte Wirklichkeit mit ihren eiternden Peſtbeulen zu malen. Genug es war in Elbena wie an manchen andern Fabrikorten von den „Herren“ dictirtes und von den Sklaven anerkanntes Geſetz, daß die jungen Weiber und Töchter die fertigen Fabrikate in die Comptoire und Niederlagen abzuliefern, Material und andre Waaren, Geld u. ſ. w. abzuholen hatten, und nur zur Abrechnung mußte der Mann, Vater oder Bruder erſcheinen. In der Regel war auf dieſen Comptoiren ein abgelegenes Zimmer, wo immer nur einer der Herren allein ſich aufhielt, der mit den Frauen und Mädchen bei verſchloſſener Thür die laufenden Geſchäfte abmachte. Der techniſche Ausdruck dafür war, „die Schur haben“, und es wurde ſehr zweifelhaft gelaſſen, ob man mit dem Ausdruck das franzöſiſche Wort (Jour) und ſeinen Begriff, oder das deutſche mit ſeinem zweideutigen Nebenbegriff verſtanden wiſſen wollte. Die Schlauen meinten natürlich das Letztere. — Im Herrnhof hatte Ebenezer immer „die Schur“, denn er war ja der einzige Herr im Hauſe, auch war ſeine Schafheerde, die er „ſchor“, die größte und ſtattlichſte. Das Raffinement des heuchleriſchen Spiels auf der einen Seite und die Verhöhnung aller edlern und beſſern Gefühle in der Menſchenbruſt waren aber hier auf eine ſolche Spitze getrieben, daß die „Schurſtube“ zugleich die „Hauskapelle“ war, d. h. das Zimmer, in welchem Herr Ebenezer Dreyßig alle Morgen mit all ſeinen Untergebenen die Morgenandacht verrichtete, wo ſie einen Vers aus dem Kirchengeſangbuch zu ſingen hatten, und er ihnen ein Gebet aus einem alten Andachtsbuch vorlas und ſie zu Fleiß, Treue, Frömmigkeit und gutem Wandel während des Tags ermahnte. Die Wände dieſer Stube waren mit einem hölzernen Crucifix und ſchlechten Lithographien heiliger Perſonen und Scenen aus der neuteſtamentaliſchen Geſchichte behangen, und die ganze Einrichtung deſſelben deutete auf den frommen Gebrauch des Gemachs. — Dieſes Zimmer lag von den übrigen Geſchäftslokalen durch einen langen düſtern Gang getrennt im älteſten Theil des Hauſes in der Marktgaſſe und war eng, düſter und unfreundlich. Ueber demſelben befand ſich ein finſtrer Malzboden, auf welchem in der Regel gemalzte Gerſte aufgeſchüttet lag, und eine daranſtoßende große Räucherkammer. Zwei einander entgegengelegene Thüren führten aus dieſer „Schur- und Betſtube“, die eine in den erwähnten Gang nach vorn, die andre nach hinten in weite kellerartige Niederlagen und düſtre feuchte Gewölbe, zum Theil in den Berg hineingebaut und unter dem alten Thurm „der Engeldaumen.“ Dieſe Thür öffnete ſich eigentlich nur Herrn Ebenezer; hatten andre Leute in den Gewölben zu thun, ſo ließ er ſie durch eine vom Hofe her in ſie führende Thür herein, die nur von innen aufgeſchloſſen wurde, und alle Arbeiten mußten unter ſeiner Aufſicht verrichtet werden. Auch hatte in der That Niemand Luſt ſich länger als nöthig in den finſtern moderigen kalten Räumen aufzuhalten, ſo groß auch zuweilen die Neugierde ſein mochte zu wiſſen, was hier Alles aufgeſchichtet, aufgehäuft, aufgehängt, zuſammengeſtopft und ausgebreitet, in Kiſten und Kaſten, in Fäſſern und Säcken lag und ſtand. Die thörichte Volksſage ließ hier ganze eiſerne Truhen voll Geld ſtehen. Ebenezer Dreyßig war klüger als baares Geld in Kiſten aufzubewahren. Alte Frauen in der Stadt erzählten auch, die Mönche hätten hier junge Mädchen gefangen gehalten und langſam zu Tode gemartert, und es lief da manche haarſträubende Geſchichte um. Wie Gefängniſſe und Mordhöhlen ſahen die Lokalitäten allerdings aus; aber die Mönche waren auch klüger geweſen, als ihnen nachgeſagt wurde. Genug Geſpenſterfurcht und — Schlauheit ſtatteten dieſen Theil des Hauſes mit allerlei unheimlichem Spuk aus, wie es denn überhaupt im Herrnhof „nicht richtig“ ſein ſollte. Der „Engeldaumen“ hatte das uralte Hausrecht auf verſchiedene Geiſter von Mönchen und Jungfrauen mit weißen Schleiern und großen Schlüſſelbunden, ſowie von einſt allzu galanten Hofherren und andern unſterblichen Geſtalten. Niemand fürchtete ſich vor dieſen gräulichen Geſpenſtern weniger, als Herr Ebenezer; er wußte wohl warum.

Seine Schurſtube war alſo von allen vier Seiten von ſichtbaren und unſichtbaren Mächten, durch körperliche und geiſtige Schranken vor jedem neugierigen Auge — wie er meinte — beſtens geſichert und verwahrt. Und doch irrte er ſich auch in dieſer Hinſicht, wie in gar mancher andern, ſehr. All' ſeine ſchlaue und ſpeculante Vorſicht machten Liſt, Neugierde, Sinnlichkeit und Rachedurſt eines verſchlagenen Knaben, der nicht vergebens ſein Zögling war, zu Schanden.

Der Abend eines launiſchen Apriltags führte dem Herrnhofe zwei männliche Gäſte zugleich zu. Sie kamen in einer leichten etwas mitgenommenen und aus der Mode gekommenen Troſchke, mit einem alten Schimmel beſpannt, angefahren. Ganz Elbena kannte dieſes Fuhrwerk als das des Müllers Uſſemhof; und wirklich war er's auch, der kleine ſtattliche Mann, der mit kurzen, flinken, freundlichen Grüßen dem herbeigeeilten Hausknecht Zügel und Peitſche übergab, leicht und mit etwas geziertem Anſtand aus dem Wagen ſprang, und dann dem andern unbekannten Herrn mit einer gewiſſen Ehrerbietung und doch lachend, ſcherzend und plaudernd heraushalf. Die beiden Männer, modern und fein gekleidet, dem Anſchein nach in ziemlich gleichem Alter, d. h. in den höhern dreißiger Jahren, waren unverkennbar in der beſten Laune. Der Müller forderte vom Kellner ein eignes Zimmer. Gleich vorn an der Treppe hatte ſich neugierig ein ziemlich dickes, unbeholfenes, unordentlich und ſchmutzig ausſehendes Weib aufgepflanzt, die durch große runde Brillengläſer auf die Angekommenen glotzte. Ein bleiches aufgeſchwemmtes Geſicht mit einer wulſtigen platten Naſe; ein garſtiges Weib! Der Müller begrüßte ſie: „Ei, ſchönen guten Abend, werthe Frau Baſe! Es freut mich ſehr, Sie ſo wohl anzuſehen. Wir beide haben ja gar keinen Streit zuſammen; wir ſind herzenseinig, und ich will es noch erleben, daß wir einander heirathen, oder Sie mich an Kindes Statt annehmen. Ich qualificire mich eben ſo trefflich zu Ihrem Ehemann wie zu Ihrem Sohn."

Frau Katharina Uſſemhof hatte darauf weiter keine Antwort, als er ſei ein „alter Spaßmacher", und er ſuchte dieſem Prädicat ſogleich dadurch Ehre zu machen, daß er mit der Gaſtwirthin, der Frau Gertrude Klippert, einem wohlgenährten Weibchen von gutem Anſehen mit einem Paar großen blauen freundlichen Augen, welche auf dem Treppenabſatz mit brennenden Lichtern in der Hand wartete und höflich knixte, allerlei Scherze im Geſchmack Elbenas trieb. Dabei ſtellte er ihr ſeinen Geſellſchafter als Herrn von Wyß, großen theatraliſchen Künſtler und Director einer berühmten Schauſpielergeſellſchaft vor, der gekommen ſei, um noch vor dem Feſte ſein Theater im Herrnhof aufzuſchlagen und ſo viel Vorſtellungen zu geben, als die Elbenaer zu ſehen und zu bezahlen Luſt bezeigen würden. Frau Klippert antwortete: „das wäre ja recht ſchön. Theater iſt lange nicht in Elbena geweſen, und ich glaube ſelbſt, Sie würden viel Beſuch bekommen. Aber Sie wiſſen ja, Herr Uſſemhof, dergleichen kann weder ich, noch mein Mann zuſagen. Das hängt nicht von uns ab, ſondern ganz allein von meinem Bruder Ebenezer, und der hat, wie Ihnen gewiß auch bekannt iſt, über derlei V[redacted]gnügungen ſeine eignen Anſichten. Das Komödienſpiel namentlich hält er für ſehr ſündhaft und gottlos. Und ſo glaube ich denn ſchwerlich, daß er die Erlaubniß zur Errichtung eines Theaters im Herrnhof ertheilen wird."

„Na, wir wollen doch zuſehen, ob wir nicht einmal unſern Kopf gegen den ſeinigen durchſetzen, ſchönes Frauchen!" lachte der Müller. „Wie wär's, wenn wir ihn gar nicht um die Erlaubniß angingen, ſondern getroſt nach Frankfurt abreiſen ließen. Was will er machen, wenn er heimkommt, und wir haben unterdeß luſtig Komödie im Hauſe geſpielt, und die Frau Baſe Katter hat uns als Herrin deſſelben die Erlaubniß dazu gegeben? Geſchehene Dinge ſind halt nicht zu ändern, ſagte meine ſelige Mutter, als ihr der Paſtor primarius das Jawort zur Trauung mit meinem Vater abforderte."

Frau Flippert ſchüttelte bitter lächelnd den Kopf: „Sie kennen meinen Bruder nicht, ſonſt würden Sie nicht ſo reden. Wenn wir auf Ihren ſpashaften Vorſchlag eingingen, würde das mir und meinem Mann und auch der Frau Katter ſehr ſchlecht bekommen. Denn nichts vermerkt Ebenezer übler als eigenmächtiges Handeln, zumal gegen ſeinen ausdrücklichen Willen. Und überdies führt ja auch mein Bruder Gottfried während Ebenezers Abweſenheit das Regiment im Hauſe, und endlich hat mein Vater die Oberaufſicht. Die würden nicht zugeben, daß nur ein Nagel eingeſchlagen würde, um das Theater herzurichten."

„Wir geben deshalb die Hoffnung keineswegs auf", verſetzte der Müller und fügte trällernd hinzu: „Wenn Hoffnung nicht wär', ſo lebt' ich nicht mehr, und Hoffnung allein, läßt fröhlich mich ſein. — Wir wollen unſer Glück bei Ihrem Herrn Bruder Ebenezer verſuchen."

„Ich verſpreche Ihnen wenig Erfolg."

„Wir wollen es uns deshalb nicht minder bei Ihnen ſchmecken laſſen, ſchmucke Dame. Sie wiſſen, mein Herz liegt Ihnen längſt zu Füßen. Heben Sie es nur einmal auf. Doch vorher beſchaffen Sie uns eine Flaſche Rheingauer Primaſorte, die wir auf Ihr Wohlergehen leeren werden."

Die Wirthin wies den muntern Gäſten das Zimmer an. —

Die beiden Männer waren in ihrer äußern Erſcheinung doch ſehr verſchieden. Der Müller, eine kaum mittelgroße, faſt zierliche Geſtalt mit einem runden rothen Geſicht, in welchem ein ſehr ſtarker, aus dem Dunkelbraunen in's Röthliche überſpielender, wohl gepflegter, üppig wuchernder Backenbart in ſchön geſchwungnen Bogen bis an die Mundwinkel lief. Mund und Kinn waren ſehr ſorgfältig raſirt. Das braune Haupthaar trug er vorn wie einen Hahnenkamm in die Höhe ſtehend, an den Schläfen dagegen glatt anliegend, hinten geſchoren. Seine dunkeln glänzenden Augen hatten den Ausdruck gutmüthiger Beſchränktheit, und doch auch wieder den Blick gewöhnlicher Schlauheit. Seine Naſe war ein ſonderbares Gewächs; gerade nicht klein, gerade nicht häßlich, entſprach ſie doch durchaus den Anforderungen nicht, die man an eine normale Naſe zu machen berechtigt iſt. Ihre Hauptabnormität beſtand darin, daß ſie, ſtatt in eine Spitze auszulaufen, in einem Knoten endigte, der ſtets den Verdacht erweckte, als ſei er eine unnatürliche Anſchwellung, hervorgerufen durch eine Erkältung oder den Stich eines giftigen Inſects. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der komiſche Totaleffect, den die ganze Geſtalt und beſonders das Geſicht des Mannes hervorbrachte, hauptſächlich von dieſem Naſenknoten herrührte. Doch trugen auch noch andre Dinge dazu bei, z. B. ein Paar kleine goldne Ohrringe, eine ſehr hohe und ſehr ſteife Cravatte, die ſchreienden Farben ſeiner Weſte und ſeines Halstuchs, eine enorme Buſennadel mit einer falſchen Camée, einen Sokrateskopf darſtellend, eine große ſchwere ſilberne Erbskette, die ihm um die Bruſt hing und an der die

Uhr befeſtigt war, eine Haarkette mit goldnen Gelenken, welche jene kreuzte, und an welcher er ein Lorgnon trug, ſein betreßter ſchwarzer Sammetrock, ſeine ſtutzerhafte Mütze, ſein kurzer gezierter ſchwänzelnder Gang, die forcirte Art ſeiner Bewegungen, die an ein Automat erinnerten. In Zweifel ließ ſein Auftreten wenigſtens Keinen; man wußte ſogleich, man hatte einen durch und durch eiteln, geckenhaften und geſpreizten Zierbengel aus den niedern Volksklaſſen vor ſich, der den „Vornehmen“ das „Räuſpern und Spucken abgeguckt“ hatte, aber um ſich nun ſelbſt als vornehmen Mann geltend zu machen, alle Farben zu ſtark auftrug, alle Dinge übertrieb. So war er ſehr wortreich und erging ſich gern in hyperboliſchen Redensarten, brauchte oft dichteriſche blumenreiche, ſchön klingende Worte an Stellen, wohin ſie gar nicht paßten, und liebte es Phraſen zu citiren. Bei der kleinſten Veranlaſſung ſchraubte er den Ton ſeiner Stimme in's deklamatoriſche Portament, und pflanzte ſich dabei, wenn es irgend möglich war, vor einem Spiegel auf, in welchen er dann ſprechend und geſticulirend verliebte und bewundernde Blicke warf. Auch pflegte er ſehr oft, und ſogar mitten in der Unterhaltung, eine kleine Haarbürſte aus der Rocktaſche zu ziehen und ſich blitzſchnell die Haare an beiden Schläfen glatt herab, und über der Stirn geradauf zu bürſten. Dadurch hatte er zu dem Spotte Veranlaſſung gegeben: er ſchäme ſich als Nachkomme eines Prinzen ſeines Standes und Gewerbes; zuweilen wähne er nun plötzlich, es liege ihm Mehlſtaub auf dem Kopfe, den er dann abzukehren ſich beeile. Es verſteht ſich von ſelber, daß er ſtets ſehr blank gewichſte Stiefel trug; auch verdient noch bemerkt zu werden, daß er in ſeiner Kleidung der ſogenannten Müllerfarbe, der hellgrauen, den Krieg erklärt hatte, und ſich meiſt mit einem kurzen ſchwarzen Sammetrock mit Treſſen und Schnüren wie ein Student ausſtaffirte. Kopfbedeckung und Tabakspfeife waren ebenfalls ſtudentiſch, und die langen Sporen an den Stiefelabſätzen vollendeten gleichſam das ſtolze Bild eines „ſehr bemooſten Hauptes.“

Der Schauſpieler ſah dagegen keineswegs ſo cavalierement aus, wie man von ihm wohl hätte vorausſetzen dürfen. In ſeiner Kleidung zeigte ſich gar nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes; ſie war fein, propre, anſtändig. Das Battiſthemd blüthenweiß. Seine Haltung hatte etwas ſoldatiſch Brüsques, doch war der längliche Kopf merklich vorwärts gebeugt und die Bruſt etwas eingedrückt. Die dadurch verrathene Anlage zur Hektik wurde durch den hohlen Ton der Stimme beſtätigt. Das Pathetiſche ſeines Vortrags, das Weitſchweifige, Umſtändliche und Hochfahrende ſeines Weſens gaben den Heldenſpieler nach altem Zuſchnitt kund, einen jener Brüller und Losleger, denen die gereimten Schlußreden vor den Abgängen und Aktſchlüſſen in den ſchiller'ſchen Dramen höchſte Lebenswonne bereiteten. Das dunkelfarbige Geſicht, von dichten ſchwarzen Augenbrauen überſchattet, hatte ein finſtres und abſchreckendes Ausſehen, und das ſchwarze düſtre Auge lag lauernd im Verſteck. Man ſah es dieſem lecken Schiffe mit zerfetzten Segeln und zerriſſenen Tauen an, daß die Leidenſchaften als heftige Stürme auf dem Lebensmeere ihm arg mitgeſpielt. Die Art, wie er den Wein ſchlürfte, beurkundete den Trinker von Profeſſion; die Haſt, mit der er oft und nachhaltig aus ſeiner großen kofferähnlichen Doſe Priſen in die weiten Naſenlöcher ſchob, zeigte, daß er auf ſinnlichen Genuß und Aufregung ſehr erpicht war. Der Mann hatte eine gewiſſe Müdigkeit und Abſpannung in ſeinem Weſen, die er durch alle möglichen künſtlichen Mittel von ſich abzuſchütteln bemüht ſein mochte.

„Wirf deinen Anker, ſtolzes Schiff!“ rief der Müller in ſeiner Lieblingsweiſe. „Willkommen im Grünen, mein wertheſter Herr Lieutenant, Gönner und Freund! Dies iſt nun das berühmte Haus meines hochfürſtlichen Ahnherrn Sr. Durchlaucht des Prinzen Johann von Saſſenau, kaiſerlich königlichen Feldmarſchalls, deſſen Urenkel zu ſein ich die Ehre habe. Dies iſt das köſtliche Beſitzthum, durch welches die väterlich gnädige Fürſorge des hohen Erbgebers ſeiner Nachkommenſchaft gerecht zu werden vermeinte, und welches trotzdem jetzt in ſo unwürdigen Händen iſt, während ich, der Nachkomme des Prinzen, mein klares Recht darauf von der oberſten Rechtsbehörde unſres Landes bezweifelt und nicht anerkannt ſehe. — O Vaterland, wie kränkſt du deine Söhne!“ Er war während dieſer Rede vor dem großen Spiegel an der Wand angekommen und bürſtete ſich nun raſch das Haupthaar.

„Laſſen Sie das gut ſein, lieber Uſſemhof“, entgegnete der Tragöde mit bedeutungsvollem Ernſt auf dieſe rührende Herzensergießung. „Sie ſollen nicht vergebens unſre alte Freundſchaft erneuert und mich wieder aufgeſucht haben. Ich verſichere Sie auf Cavalierparole, Sie haben in mir den rechten Mann gefunden, den Sie brauchen, um dieſen Prozeß zu gewinnen. Ich gebe jede Wette mit Ihnen ein, in Jahr und Tag ſind Sie de jure et actu Erbe des Herrnhofs und ſeiner Privilegien.“

„O Herr von Wiesbach! Welche Ausſichten eröffnen Sie mir! Welch' einen Wonneſturm erregſt Du mir! — Ein junger Maitag ſonnt mir im Gemüthe!“

„Ich müßte nicht mein Jus gründlich ſtudirt haben, um nicht Ihren kräftigen Rechtsbeiſtand abzugeben, der Ihre Sache glücklich zu Ende führt. Ich bitte Sie, Freund, haben Sie denn gar nicht in Breitungen bemerkt, wie der Anwalt Ihres Gegners, mein ehemaliger Univerſitätsfreund Schönhahn, die Segel vor mir ſtrich! Dieſer Geiſt witterte Morgenluft. Ich ſage Ihnen, und wenn die Dinge beim Juſtizhofe bei weitem nicht ſo günſtig für Sie ſtänden, als dies doch wirklich der Fall iſt, ich gewänne den Prozeß binnen Jahr und Tag dennoch.“

„Himmliſcher Herr Lieutenant! Sie ſind mir ein Seelentroſt, ein Engel! — Aber erlauben Sie mir gnädigſt: Sie ſind doch nicht präcipirter Advokat in hieſigem Lande?“

„Deſto beſſer, Freund! deſto beſſer! denn deſto freiere Hand hab' ich. Entweder ich verbinde mich mit einem recipirten Sachwalter und arbeite mit ihm gemeinſchaftlich, doch ſo, daß er nur auszuführen hat, was ich anordne, oder ich kaufe mir von einem ſolchen ſeine Signatur. Das Letztere wird wohl das Beſſ're ſein. Ich muß es mir nach Befund und Maßgabe der Umſtände erſt noch genau überlegen.“

„Ich glaube ſelbſt, daß mein jetziger Anwalt Vieles verfehlt und verpfuſcht hat. Dank meinem Kunſtgeſchmack, der mich nach Breitungen in's Theater führte, hab' ich nun meinen Retter gefunden. Meines Schickſals Sterne haben mich gut geführt. Ich erkannte Sie auf der Bühne ſogleich, meinen einſt ſo hoch verehrten Herrn Lieutenant von Wizobach.“

„Weil Sie mich denn doch immer an meinen Adel erinnern, den ich als Schauſpieler auf den Wunſch meiner Verwandten einſtweilen bei Seite gelegt habe, ſo kann ich Sie wenigſtens verſichern, daß er Ihrer Sache, die ich nun ganz als die meinige betrachte und betreibe, von großem Nutzen ſein wird. Sie wiſſen ſelbſt am beſten, was es bei einem ſo wichtigen Prozeß für eine Bedeutung hat, Freunde und Gönner in den obern Regionen zu beſitzen, ja daß Freundinnen und Gönnerinnen noch weit ſchwerer wiegen. Sie ſind bis jetzt nicht ſo glücklich geweſen, Früchte von ſolchen Verbindungen zu genießen, obgleich Sie mit der fürſtlichen Familie ſelbſt verwandt ſind. Aber gerade dieſe hohe Verwandtſchaft hat Ihnen geſchadet, weil ſie nicht auf die rechte Weiſe benutzt wurde. Deshalb iſt es mit Ihrer Angelegenheit ſo flau gegangen. Das wird ſich nun ſchnell ändern. Meine Verbindungen reichen bis in's fürſtliche Kabinet.“

„Süperbe! Unvergleichlich! Sie werden alle meine Gegner und Neider aus dem Felde ſchlagen und mich als Herrn in dieſes Haus einführen. — Nacht muß es ſein, wo Friedlands Sterne ſtrahlen!“ So rief der Müller entzückt, ſchnalzte mit der Zunge, ſchnippte mit den Fingern, wiegte ſich auf den Fußſpitzen, als wolle er tanzen, zog ſchnell das Bürſtlein aus der Taſche und ſtrich äußerſt behende das Haar an den Schläfen glatt und über der Stirn in die

Höh, und ſchellte nach einer neuen Flaſche; denn der wohlwollende Gönner hatte ſo eben das letzte Glas der erſten mit der Würde ſtolzer Selbſtzufriedenheit zu ſich genommen.

Als die Gläſer friſch gefüllt waren und der Bühnenkünſtler ſich durch eine reichliche Priſe geſtärkt hatte, fuhr er mit erhöhtem Selbſtgefühl fort: „Meine Schweſter Sophie hat zwar unter ihrem Stand geheirathet; aber ich ſchwör' Ihnen zu, ihr Mann, der Kirchenrath Lehmann, gilt bei Hof mehr als irgend ein Sproß der älteſten Adelsgeſchlechter. Bei der regierenden Frau ſteht er in höchſten Gnaden. Durch den läßt ſich der Prozeß allein ſchon gewinnen. Meine Schweſter Eulalie, Baronin von Bels, iſt intime Freundin der regierenden Frau. Mein Bruder Karl, der Forſtmeiſter, Mignon des regierenden Herrn. Was meine Schwäger und Schweſtern nicht machen wollen, das macht mein Bruder. Ich könnte längſt eine der erſten Hofchargen bekleiden, wenn ich das freie Künſtlerleben nicht dem genannten gezwungenen Hofdienſt vorzöge. Wir Künſtlernaturen gleichen den gefiederten Sängern des Waldes. Steckt ſie in einen gold'nen Käfig und füttert ſie mit lauter Leckereien, ſie werden dennoch die erſte Gelegenheit wahrnehmen, um zu entſchlüpfen und in den freien grünen Wald zurückzukehren. Sie kennen das, Freund! Sie ſind auch eine freie Künſtlerſeele. — Sodann bin ich für mich ſelbſt und für meinen Vortheil durchaus nicht capable meine Familienverbindungen in Anſpruch zu nehmen. Für Sie, Freund, dagegen thu' ich Alles, was die Umſtände erheiſchen, mit dem größten Vergnügen.“

Der Müller brach bei dieſer mit Pathos vorgetragenen Paſſage in eine Art Wonnegeheul aus. Es waren wirklich unfreiwillige thieriſche Töne, die das Entzücken ſeiner Seele bezeugten. Auch war ihm der Wein bereits zu Kopfe geſtiegen, und er ſuchte den Schauſpieler zu umarmen, was dieſer mit geſchickten Wendungen verhinderte.

„Sie werden an mir den dankbarſten Verehrer finden, Herr Lieutenant!“ flennte Uſſemhof in ſeiner aufgeregten ſentimental erhöhten Stimmung. „Meine Dankbarkeit kennt keine Grenzen; ſie geht über Tod und Grab hinaus. O ich bin ſelig, einen ſolchen Freund gefunden zu haben. Seid umſchlungen, Millionen! — Wiſſen Sie, ſchon als Unteroffizier hatte ich keinen meiner Herren Offiziere ſo lieb, wie Sie; ja ich hatte Sie wahrhaft freßlieb.“ —

„Da iſt mein Onkel von Türkheim, Oberkammerherr und rechte Hand des Herzogs“, fuhr der Bühnenkünſtler unbekümmert um die Herzensergüſſe ſeines Gegenübers fort, „ferner meine Couſine, die Geheime Räthin von Keſſelhut, Oberhofmeiſterin und Buſenfreundin der Herzogin — doch wozu Ihnen alle meine Verbindungen herzählen, durch die ich Ihnen nützen kann und werde! Sie könnten ja glauben, ich wolle nur groß damit thun.“ —

„Ah! Ah! Verehrteſter Herr von Wiesbach, angebeteter Freund, haben Sie mich nicht in ſolch einem Verdacht! Ich bitte ſehr um Verzeihung, wenn ich Sie beleidigt habe. Aber wenn ich durch Ihre Vermittlung Herr in dieſem Hauſe bin, laß ich das Faßhaus auf dem Hofe gleich zum Theater einrichten. Sie führen die Direction. — Ach was! wir bauen ein ganz neues ſchönes Theater im modernen Styl am Berge an den Engeldaumen und die Kegelbahn. Ich übernehme das Fach der Bonvivants im Schauſpiel und in der Oper. Und im Orcheſter ſpiele ich die erſte Geige und dirigire. Und die ſchöne Roſe muß meine Frau werden. Ja ich heirathe ſie, ſo wahr ich aus Fürſtenblut entſproſſen bin; denn ich bin ſterblich in das Blitzmädel verliebt. Sie hat mir's angethan, wie noch Keine. Und Sie machen meinen Fürſprecher und Freiersmann bei ihr; nicht wahr, gnädiger Herr? Ich bitte ſchön! Nehmen Sie ſich auch in dieſem Punkte meiner an und verſchaffen Sie mir die himmliſche Roſe zur Frau!"

„Zur Freundin!" verſetzte der Schauſpieler ernſt und verweiſend und ganz in der Rolle des Vormunds, „Roſa Feige wird Ihre Buſenfreundin. Heirathen müſſen Sie durchaus eine adlige Dame. Sie begreifen doch, wie wir ſogleich darauf hinwirken müſſen, daß Sie von unſerm Herzog oder von einem andern Souverain den Adelsbrief ſo bald als möglich bekommen, der Ihnen als directem Nachkommen eines Prinzen aus unſerm fürſtlichen Hauſe von Gott und Rechtswegen gebührt. Auch hoffe ich Ihre Bruſt bald mit dem fürſtlichen Hausorden dekorirt zu ſehen, auf welchen Sie als Verwandter der Fürſtenfamilie ebenfalls den gegründetſten Anſpruch haben; denn der Stifter des Ordens war der Großvater des Prinzen Johann. Und dann werden Sie mit uns Ebenbürtigen eine lebendige Mauer um den Thron bilden, ihn zu ſchützen gegen die frechen Angriffe der Liberalen und Demokraten, dieſes nichtswürdigen Geſindels, das immer Luſt verſpürt, ſeine unſaubern Hände mit in Regierungsangelegenheiten zu miſchen.

Sie als Mann, der halb der Fürſtenfamilie und halb dem Volke angehört, werden dem Herzog in den Reihen ſeiner Getreuen einer der Liebſten und Willkommenſten ſein. Was meinen Sie dazu, Freund Uſſemhof? Bald werd' ich ſagen können **von** Uſſemhof!“

„O was ich meine? Was ich meine? Meinen letzten Blutstropfen für Seine Durchlaucht und Höchſtdero hohes Haus! Der Teufel ſoll dieſen Liberalen, den jämmerlichen Schwätzern und Schreibern, in den Leib fahren! Ich haſſe ſie ärger als meine Gläubiger.“

„Ich habe ſolche edle Geſinnung von Ihnen vorausgeſetzt. Wenn Sie aber ein Glied des Adels, ein Ordensritter, ein Freund und Vertheidiger Ihres Fürſten werden wollen, ſo dürfen Sie nicht gleich eine Mesalliance mit einer Schauſpielerin eingehen.“

Der Müller war durch die ihm ſo glänzend eröffnete unerwartete Ausſicht auf Dinge, die ſich ſeine Eitelkeit in ihren ſchwärmeriſchſten Stimmungen doch noch nicht hatte einfallen laſſen, einigermaßen verblüfft. Er hielt ſich eine Zeit lang die Stirn mit der flachen Hand, als habe er einen Schlag davor bekommen. Endlich ſtotterte er verlegen: „Erlauben Sie mir, verehrteſter Freund, wenn ich Sie daran erinnere, daß es doch ſehr nobel von einem Edelmann iſt, eine Theaterprinzeſſin zu heirathen. Und: immer nobel! iſt und bleibt mein Wahlſpruch. Und bedenken Sie nur! Wenn ich die Roſe nicht heirathe, ſo verführt ſie mir am Ende der Kantors-Adolf von Oberndorf. Das iſt mir ein verdammter Schlingel, der um das Wundermädchen herumkratzfüßelt, wie der Hahn um die Henne.“

Um den ernſten Mund des Schauſpielers zuckte doch eine Neigung zum Lachen; denn die letzte Rede des Müllers wurde in einem herzbrechenden weinerlichen Tone geſprochen. „Haben Sie keine Angſt vor Nebenbuhlern, mein Freund!“ tröſtete er. „So wie Sie in Ihrer vollen Glorie auftreten, iſt der Adolf ſchnell beſeitigt. Ich ſelbſt will dafür ſorgen, daß er Ihnen nicht wieder in Wurf kommt.“

„Wirklich!“ rief der Müller froh und ſich zu ungemeiner Courage aufraffend. „Das iſt ſein Glück! Denn ich bin zuweilen in einer Stimmung, die mich die Landesgeſetze vergeſſen läßt, und in einer ſolchen wäre ich wohl im Stande dem naſeweiſen Burſchen ein paar Loth Blei in den Leib zu ſchicken. Solch eine Wuth hab' ich auf ihn.“

Der Kellner machte dieſen Bravaden ein Ende, indem er das Abendeſſen auftrug. Die Gäſte ließen es ſich ſchmecken, und der Künſtler half dem Kunſtenthuſiaſten die ſchönſten Luftſchlöſſer bauen, deren Fundament ſie mit Champagner verkitteten. Da Uſſemhof ſich nicht abgewöhnen konnte, ſeinen ehemaligen Vorgeſetzten mit einem Reſpect zu behandeln, der nicht in deſſen Kram paßte, ſo nahm dieſer Gelegenheit ihn alſo zu haranguiren: „Mein lieber Uſſemhof, Euer Ahn war ein Prinz von Geblüt. Solch einen hab' ich nicht aufzuweiſen. Ihr ſeid mir alſo mehr als ebenbürtig, wenn Ihr auch den Adel noch nicht ſchwarz auf weiß habt. Den ſollt Ihr aber auch nicht lange mehr entbehren. Wir ſind alſo hinſichtlich des Standes vollkommen gleich. Aber wir ſind beide auch Jünger der göttlichen Kunſt, und unſre Herzen ſind gleichlodernd von ihrem heiligen Feuer entzündet. Und damit noch nicht genug, wollt Ihr mir Eure Prozeß-Angelegenheit ganz in die Hand geben und ſeid im Begriff, mir ein unbegrenztes Vertrauen zu ſchenken. Aus dieſem Allen ziehe ich den Schluß und die Folgerung, daß wir den Anforderungen der Ehre und Freundſchaft gemäß fraterniſiren müſſen."

Der Müller ſtieß jene früher verlautbarten Töne wieder aus, aber auf eine ſo übermenſchliche Weiſe, daß ſie zu der Annahme hätte verführen können, er ſei übergeſchnappt. Sein Geſicht war kirſchbraun; ſeine Augen ſtrahlten und ließen Thränentropfen ſo groß wie Taubeneier die bärtigen Wangen hinab hinter die Cravatte rinnen; der Bock ſtieß ihn fürchterlich. Die ſchäumenden Liliengläſer wurden geleert und ſaftige Küſſe getauſcht auf die neue Brüderſchaft.

Erſt gegen Mitternacht trennten ſich die vergnügten Dutzbrüder. Der Müller ſchwur Stein und Bein, am folgenden Tage bei Zeiten wieder in der Stadt zu ſein und dann ſeinen theuern Bruder von Wiesbach in die Bettelsherrnmühle als Gaſt zu führen, nachdem er in ſeiner Junggeſellenwirthſchaft erſt einige Vorkehrungen auf ſo werthen Beſuch getroffen habe. Uebrigens ſei er ja auch ſein Gaſt im Herrnhof.

Der Schauſpieler verſprach dagegen morgen das Terrain zu recognoſciren und die erſten nöthigen Schritte zur Verwirklichung ihrer großen Pläne und Entwürfe zu thun. Wenn der Schimmel nicht den Weg zur Mühle eben ſo gut gewußt hätte, wie ſein Couſin der Eſel, ſein Herr hätte ihm denſelben nicht zeigen können, ſo ſelig befangen war er, als ihn der Kellner in den Wagen ſchob und ihm Zügel und

Peitſche in die Hand gab. Herr von Wiesbach ſah ihm aus dem Fenſter mit einer höhniſchen Grimaſſe nach.

Am folgenden Morgen wurde gegen Gewohnheit keine Betſtunde in der Schurſtube des Herrnhofs gehalten. Die Leute wurden blos kurz ermahnt, ihr Gebet ſtill für ſich zu ſprechen, was natürlicher Weiſe keinem zu thun einfiel. Alles mußte ſchnell an die Arbeit; denn der letzte Frachtwagen zur Frankfurter Meſſe ſollte in dieſen Tagen geladen werden. Dann ſtand zunächſt die von Allen erſehnte Abreiſe Ebenezers bevor. Er ſelbſt, der gefürchtete Prinzipal, arbeitete angeſtrengt von der früheſten Morgenſtunde an in der Schurſtube, und es wurden immer fort noch Waaren abgeliefert. In den andern Zimmern des Geſchäftslocals und auf dem Hofe wurde fleißig verpackt.

Aus dem dunkeln Gang nach der Schurſtube führten einige Thüren in die Laden, ſo daß der Prinzipal durch die in dieſen Thüren angebrachten kleinen Lugfenſter alles beobachten konnte, was in den Verkaufslocalen vorging, ohne von dort aus ſelbſt geſehen werden zu können. Zu jeder Zeit konnte er ſchnell die Leute überraſchen. Niemand war jemals gewiß, ob das lauernde Auge des „Herrn“ nicht aus dem dunkeln Verſteck auf ihm ruhe und der Geſtrenge nicht plötzlich hereintrete. Ja was noch ärgerlicher war, die Frau Katter lugte auch oft durch die kleinen Fenſter, ſchnüffelte überall herum und machte Ebenezers Aufpaſſerin und Angeberin. Im Grunde traute im ganzen Geſchäft kein Menſch dem Andern; denn keiner konnte wiſſen, wie der Andre beim Prinzipal ſtand, und es ließ ſich mit Grund annehmen, daß immer der Eine auf den Andern aufzupaſſen und ihn auszuhorchen beſtellt ſei. Es ſchien mitunter, als ſeien die Geſpenſter im Hauſe ſelbſt von Herrn Ebenezer angeſtellt.

Im Materialladen ging der Verkauf flau; denn es war Donnerſtag, und die meiſten Fabrikanten hatten ſchon abgeliefert. Im Schnittladen fand dieſen Morgen faſt gar kein Verkauf ſtatt. Hier wog die Ladenjungfer Guſtel Dreyßig wollenes Garn für den Einzelverkauf ab; dort band der hochaufgeſchoſſene Lehrling Anton Schmettau am Ladentiſch kleine Porzellanfabrikate in zierliche Pakete von verſchiedenem Kaliber. Der hierher gehörige nur zwei Jahre ältere Diener Jakob Dreyßig war mit in der Comptoirſtube beſchäftigt.

Anton war ein bildſchöner Junge. Dunkelblondes glänzendes Haar quoll ihm üppig in prächtigen Locken vom Scheitel über Schläfe und Nacken herab. Stirne und Naſe waren im großen, vornehmen Stil und ſehr edel gebildet; das blaue Auge mit ſchwärmeriſchem Ausdruck hatte aber zuweilen etwas Lauerndes, Tückiſches, Falſches im flüchtigen Blick, und um den kleinen fein geſchnittenen Mund ſpielten in ſchneller Abwechſelung lachende, höhniſche und trotzige Züge. Eine zarte Röthe erhöhte den Reiz des ſchönen Geſichts. Der Wuchs war ſchlank, ſchmächtig, ſtolz und hatte ganz den Air der vornehmen Stände. Der junge Menſch ſah eben recht aus, wie ein Ariſtokratenkind, und das Selbſtbewußtſein, das aus dieſen Zügen ſprach und verrieth, daß der Beſitzer von der ihn umgebenden Welt mehr wußte, als ſeinen Jahren angemeſſen war, gab ſeiner Standesphyſiognomie erſt recht das vollendete charakteriſtiſche Gepräge. Ein Kennerauge hätte ihn weit eher in einem Kadettenhauſe, in einer Reitbahn, in einem fürſtlichen Vorzimmer als in dieſem duftenden Materialwaarenladen vermuthet. Während ſeiner Arbeit, die er raſch und gewandt verrichtete, ließ er das Auge mit ſchnellen Blicken durch die offne Ladenthür über die Straße und einen Theil des Markts ſchweifen, und nichts entging ihm, was ſich dort zeigte oder vorfiel. Dieſes Auge war ſchon geübt im Nu alle Gegenſtände, die ſich ihm darboten, ſcharf zu erfaſſen. Was er mit den Sinnen wahrnahm, ſpiegelte ſich gleichſam in dem leichten und gefälligen Mienenſpiel ſeiner ſchönen und beweglichen Geſichtszüge ab, über die ein zarter Hauch von Schwermuth eine ſanfte Bläſſe gebreitet hatte, die ihn nur noch intereſſanter machte. Wer hätte es verkennen können, daß dieſe Züge, dieſe Geſtalt einem ungewöhnlichen Menſchen angehörten?

Guſtel im Laden daneben war dagegen eine ganz gewöhnliche Erſcheinung. Groß, derb und fleiſchig in einem Grade, der an einem Mädchen ihres Alters nicht angenehm auffiel, trugen ihre Formen den Stempel der Gemeinheit. Wenn ihr Kopf gerade nicht plump war, ſo war er doch auch nichts weniger als fein, die fleiſchigen Wangen ſtark geröthet und mit zarten Blatternarben überſät, die kleine Naſe etwas aufgeworfen, das graublaue etwas kleine Auge aber ungemein ſchlau und lebhaft, die Stirne hoch und breit, das ſemmelblonde Haar in großer Fülle ſchlicht in einen Knoten am Hinterkopf zuſammengeflochten. Geſtalt, Bewegungen, Mienen, Blicke hatten etwas Herriſches, Gebietendes. Sie ſaß ſo, daß ſie durch die offenſtehende Verbindungsthüre zwiſchen beiden Läden den ſchönen Lehrling ſtets im Auge hatte, ſobald ſie daſſelbe aufſchlug, und ſie beobachtete ihn oft und mit unverkennbarem Wohlgefallen. Er dagegen warf ſehr ſelten einen Blick hinein auf ſie, und wenn es geſchah, ſo war es ein gleichgültiger.

„Haſt Du ſchon gehört, daß zum Feſt eine Schauſpielergeſellſchaft hierher kommt, um hier Vorſtellungen zu geben?" fragte Guſtel endlich in die Thür tretend, leiſe herüber zu Anton.

Er zuckte zuſammen. „Schauſpieler?!" wiederholte er freudig erſchrocken. „Kein Wort weiß ich davon. Woher haſt Du die Nachricht?"

„Die Trude hat es mir vorhin geſagt. Der Director der Geſellſchaft hat die vergangene Nacht drüben logirt und macht heute ſeine Aufwartung bei Magiſtrat und Honoratioren. Der Müller iſt mit ihm gekommen und bis ſpät bei ihm geblieben. Trude meinte, aus ihrer Unterhaltung ſei hervorgegangen, daß ſie ſchon lang Bekannte ſeien."

„Der Müller kennt alle Menſchen", verſetzte Anton ſchlau lächelnd, „zumal ſolche, die von der Kunſt leben. Er iſt ja ſelbſt ein guter Muſikant. Wo wollen ſie denn ſpielen?"

„Der Müller hat heute früh ſchon dem Schwager Flippert den Antrag geſtellt, ihnen das Faßhaus neben dem Brauhauſe einzuräumen und behauptet, es ſei ſchon ſonſt manche Jahre Komödie darin geſpielt worden. Außerdem würde er in der Stadt ein andres Lokal beſchaffen. Der

Löwenwirth würde ſeine Scheuer gern dazu hergeben, und dem Herrnhof ein großer Vortheil entgehen.“

„Und was iſt beſchloſſen worden?“

„Bis jetzt noch nichts. Flipperts würden wohl gern zuſagen, aber ſie fürchten, daß Ebenezer hart dagegen iſt, weil er das Komödienſpiel für eine arge Sünde erklärt. Er hat es, wie Trude ſagt, ſchon mehrmals abgeſchlagen.“

Anton nickte boshaft lächelnd, dann ſagte er leiſe mehr für ſich als zu Guſteln: „Sie ſollen warten, bis er fort iſt.“

„Ach noch drei Tage, dann —!“ ſeufzte das Mädchen hoffnungsvoll auf, warf dem ſchlanken Burſchen noch einen verliebten Blick zu und ging in ihr Ladenzimmer.

Antons Gedanken waren auf das Lebhafteſte mit den Schauſpielern und ihren zu erwartenden Productionen beſchäftigt. Er hatte als ſiebenjähriges Kind einmal die Vorſtellung einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft in einer Scheuer geſehen; ſie war ihm unvergeßlich geblieben. Der Eindruck, den ſie auf ſeine Phantaſie gemacht, war unauslöſchlich und ſeit jener Zeit glühte der Wunſch in ihm und wurde mit ihm größer, ein Theater öfter beſuchen zu dürfen, und er hatte dazu ſchon allerlei abenteuerliche Pläne in die Zukunft gebaut. Mit einem Ruck war ihm dieſe plötzlich nahgerückt. Sein Geſicht glühte, und ſein Auge ſtrahlte, indem er ſich ſeinem phantaſtiſchen Gedankenfluge hingab.

Die Thür hinter ihm vom Gange ging auf, und das ſchmutzige aufgedunſene Geſicht der Frau Katter mit der platten Naſe und der Brille darauf und mit der breitflügeligen Nachthaube umkränzt, ſchob ſich herein und ſchaute ſich um.

Das ſtämmige corpulente Weib trat in den Laden. Geſtalt, Haar, Kleidung, Alles war auffallend vernachläſſigt. Dabei affectirte ſie ein ſtolzes gebieteriſches Weſen. Raſch zog ſie unter der Schürze ein Schnapsfläſchchen hervor und fragte den Lehrling mit leiſer heiſerer Stimme: „Wirſt Du mirs mit Pomeranze füllen? Es ſoll Dein Schade nicht ſein.“

„Sie wiſſen, daß es mir ſtreng verboten iſt,“ verſetzte er unwillig. „Erſparen Sie ſich alle Worte; ich darf nicht und werde es um keinen Preis thun. Sie bekommen ja Ihr Deputat.“

„So werd' ich mir ſelbſt ein Tröpfchen einſchenken“, ſagte ſie heftig.

„Ich werd' es Ihnen nicht wehren, muß aber ſogleich Herrn Ebenezer Dreyßig davon Anzeige machen.“

„Verdammter Bube, Du ſollſt an mich denken!“ grommelte das garſtige Weib und verließ den Laden wieder auf demſelben Wege.

In dieſem Augenblicke hüpfte ein kleines niedliches Mädchen von ungefähr acht Jahren die Stufen vor der Ladenthür herauf und ſprang in den Laden. Es war eine kleine Sylphide, eine noch unentwickelte Grazie. Ein einfaches, ausgewaſchenes, aber reines und ihrem ſchlanken Körper knapp anliegendes Kattunkleidchen machte die Hauptbekleidung des lieblichen blondlockigen Kindes aus; aber wer achtete auf die armſelige Hülle, wenn er dieſe anmuthige Geſtalt erblickte und in dieſe von ſüßem Reiz überſtrömenden großen unſchuldigen Vergißmeinnichtaugen ſah!

„Gretchen!“ ſagte Anton mit Gefühl und natürlicher

Freundlichkeit, indem er dem ſchönen Kinde die Hand bot und es auf die reine runde Stirn küßte. Das Kind forderte einige Loth Kaffee und Zucker. Während es das Geld dafür auf den Ladentiſch legte, hatte Anton ſchnell eine kleine Tüte mit Roſinen und Mandeln gefüllt, die er ſich ſcheu umſehend dem kleinen Engel zuſteckte. In demſelben Augenblick wurde die Thür hinter ihm ſchnell und kaum hörbar aufgethan (Angeln und Schloß waren ſorgfältig mit Oel geſchmiert), ein noch jugendlicher muskulöſer Mann mit etwas geſchweiften Beinen, einem langen ſchier ſpitzen Kopfe, auf dem eine grüne Schiffsmütze aufgeſchlagen ſaß, in dem bläulich bleichen ſtraff angeſpannten Geſichte eine mächtige Habichtsnaſe und ein paar kleine tiefliegende funkelnde ſtechende Augen von ungewiſſer Farbe, trat raſch und leiſe herein, (er hatte Filzſchuhe an den Füßen), entriß dem vor Schrecken laut aufſchreienden Kinde die geſchenkte Tüte, öffnete ſie und reichte dem erbleichten und zitternden Lehrlinge mit breiter derber Hand einen kräftigen ſchallenden Backenſtreich. Wer hätte dieſer Executor anders ſein können als Herr Ebenezer Dreyßig, der Vorſtand und Geſchäftsführer des Hauſes? Er war's, die fleckenreiche Sonne, um die ſich die dunkeln Planeten des Herrnhofs in engern und weitern Kreiſen dreheten und ihr Licht, d. h. ihren Lebensunterhalt von ihm empfingen, von dem Hunderte thätiger und redlicher Menſchen abhängig waren, und der dieſe Abhängigkeit auf allerlei Art zu ſeinem Vortheil auszubeuten verſtand. Er war's der fromme „Herr Prinzipal“, der umſichtige Regent des Herrnhofs. — Eigentlich ſah der Menſch nach gar nichts aus; er hatte nicht die mindeſte

Würde oder Präſentation in der äußern Erſcheinung, woraus man die Gewalt, die er über ſo viele Menſchen hatte, hätte erklären, womit man ſie wenigſtens hätte entſchuldigen können; er trug ein ſo gemeines und unbedeutendes Gepräge, daß ihn jeder Fremde für einen ganz gewöhnlichen Landfleiſcher oder Oekonomen gehalten haben würde. Ein alter ehemals dunkelgrüner Rock war mit ſo vielen Flecken und Schmutz ausgeſtattet, daß ſeine jetzige Farbe beſtimmen zu wollen zu den unmöglichen Dingen gehörte, und die übrigen Kleidungsſtücke ſtanden dazu im richtigen Verhältniß. Dagegen fand ein beleidigendes Mißverhältniß zwiſchen ſeinem Oberkörper und den Beinen ſtatt; denn jener war lang, groß, kräftig und unverkennbar für einen langen ſtarken Mann beſtimmt; dieſe dagegen kurz, krumm, fleiſchlos und armſelig, wodurch der Mann ein wunderliches Anſehen erhielt. Unbeſchreiblich häßlich waren ſeine Füße, breit wie die der Waſſervögel und knollig, wie wenn ſie mit ungehörigen Auswüchſen verſehen wären. Dazu ſetzte er ſie ſtark einwärts, und hatte im Hauſe immer graue Filzſchuhe mit Filzſohlen daran. So ungeſchickt und täppiſch dadurch ſein Gang wurde, ſo lag doch etwas fürchterlich Ruhiges, Schleichendes, Lauerndes darin, das ahnungsloſe unſchuldige Seelen, auf die er mit ſeiner gewöhnlichen Grimaſſe losging, beängſtigen mußte. Sein Geſicht hatte meiſt das Anſehen einer grinſenden Maske, d. h. ſo lange er auf ſich Acht hatte, was in Geſellſchaft Andrer faſt immer der Fall war. Jetzt, wo er den Lehrling geſchlagen hatte, hingen die bleifarbigen Partien ſchlaff herab, das Auge funkelte und die ganze Phyſiognomie ſah ungemein tückiſch und boshaft aus. Die Züge um den Mund, die ſonſt derbe Sinnlichkeit ausdrückten, zeigten jetzt eine thieriſche Grauſamkeit. Gemeine Sinnlichkeit und Grauſamkeit ſind ja ſo nah verwandt.

Der hübſche junge Menſch, den man nicht wohl mehr als Knaben bezeichnen konnte, und der doch noch kein Jüngling war, nahm die unwürdige Mißhandlung mit anſcheinend ruhigem Gleichmuth hin; er ſchien daran gewöhnt zu ſein; aber ſeine Zähne waren krampfhaft zuſammengebiſſen, ſein Geſicht mit Todtenbläſſe überzogen, und aus ſeinen Augen ſchoß ein tödtlicher Blitz auf ſeinen Züchtiger. Sobald er indeß wahrnahm, daß Guſtel, in der Zwiſchenthür ſtehend, Zeugin der abſcheulichen Scene war, füllten ſich ſeine Augen voll Thränen des bitterſten Grolls. Was hörte er auf die Worte, die Herr Ebenezer ausſtieß! „Wart Burſche! Ich will Dir einſchärfen, daß Du fremdes Gut nicht verſchenken kannſt. Undankbarer, ſchlechter Menſch, vergiltſt Du ſo meine Wohlthaten an Dir?! Weißt Du nicht, daß Du ein Dieb biſt, gottloſer Bube! Schlagen meine Lehren und mein Beiſpiel auf dieſe Weiſe bei Dir an? Aber ich werde mit Strenge zu erreichen wiſſen, was Güte und Liebe nicht bezwecken; denn ich habe vor Gott die ſchwere Verantwortlichkeit für Deine Erziehung! Du biſt mir von ihm anvertraut und ich will Dich zu einem braven gottesfürchtigen Mann erziehen, Du magſt wollen oder nicht. Und Du wirſt mir's, wenn Du einmal zu Verſtand und zum eignen Herd gekommen biſt, Dank wiſſen, daß ich Dir nichts nachgeſehen habe, Du Ausbund von Leichtſinn, und wirſt meine Gebeine im Grabe für das fromme Werk ſegnen, das ich an Dir gethan. Wenn Du auch jetzt mir mit dem ſchwärzeſten Undank lohnſt, daß mein alter wackrer Vater und ich von Kindesbeinen an Vaterſtelle bei Dir verſehen und Dich um Gotteswillen genährt und gekleidet, Dich zum Chriſten erzogen und Dich in allen gottgefälligen Dingen haben unterweiſen laſſen, Alles für unſer ſchönes ſchweres Geld, ſo will ich doch nicht nachlaſſen, Dich auf den rechten Weg, auf den Weg der Gerechten, zu leiten, und Du wirſt's einſtens erkennen, wie ich an Dir gehandelt, Du gottvergeß'nes Kind!" Während dieſer Wortreichthum von ſeinen dünnen und knappen Lippen ſtrömte, nahmen ſeine Geſichtszüge allmälig wieder den outrirt gütigen, karikirt freundlichen bizarren Ausdruck an.

„Gretchen! Gretchen!" wandte er ſich jetzt nach der Seite, wo das Kind geſtanden hatte, das aber längſt dem Laden entſprungen war. „Iſt das Kind fort?" fragte der fromme Mann ſeine Schweſter, die immer noch ſtille Zuhörerin war. — „Nun die Kleine ſoll mir nicht darunter leiden. Ich werde nie vergeſſen, daß ſie das Töchterchen meiner Schweſter Suſanne iſt, wenn ihre Mutter auch ſchlecht und undankbar an unſerm guten braven Vater und an mir gehandelt hat. Von mir will ich gar nicht reden; denn das hab' ich ihr als Chriſt und Bruder längſt verziehen. Komm, Guſtel, und trag' Du dem Gretchen eine Zuckertüte in's Haus und entſchuldige mich bei unſ'rer Schweſter, indem Du ſagſt, mein Zorn habe dieſem Schlingel hier und nicht ihrem Kinde gegolten. Verſtehſt Du? Sag' ihr auch, ſie ſoll in ſich gehen, und ihre Vergehen bereuen. Ihr Kind aber ſoll ſie zur Tugend und Frömmigkeit erziehen und ſelbſt als Vorbild deſſelben einen gottſeligen Wandel führen. Dann werde es mir ſchon gelingen, den Vater mit ihr auszuſöhnen, und ihr Beſtes zu beſorgen.“ Während dieſer Worte hatte er eine etwas größere Tüte genommen und aus dem Roſinenkaſten die kleinſten und ſchlechteſten Beeren ausgeſucht, einige armſelige gebackne Pflaumen hinzugefügt und ein wenig zerbröckelten Candiszucker zuſammengekratzt, um die Gabe zu ſchmelzen. Die Tüte war nicht voll; er wußte ſie aber ſo geſchickt zuzuſchließen, als ſei kein leeres Räumchen mehr in ihr, und reichte ſie der erſtaunten Ladenjungfer mit einem ſchönen Gruß an die Schweſter Suschen und ihr Töchterchen Gretchen hin. Guſtel ging, und wenn ihr Mund ſchwieg, ſo ſagten ihre höhniſchen Mienen deſto deutlicher, was ſie von der ungewohnten Freigebigkeit des frommen Bruders hielt. Herr Ebenezer fuhr fort ſeine geſtrenge Strafpredigt in milde und herzlich angeſtrichne Ermahnungen zu überſetzen, offenbar um den Eindruck des beſchimpfenden Schlags aus Antons Seele zu verwiſchen, andern Theils aber auch, um dadurch Gelegenheit zum Verweilen im Laden zu haben, und den Erfolg ſeiner Sendung und ſeines Geſchenks friſch zu vernehmen. Anton ſaß ganz gleichgültig an ſeiner Arbeit und ließ den Prinzipal ſchwatzen, bis Guſtel nach ziemlich langer Weile wieder hereintrat, die Zuckertüte wieder auf den Ladentiſch legte und einen Gruß von der Schweſter Suſanne ausrichtete und ſie ließe ſchönſtens danken; ſie wolle vom Bruder Ebenezer weder Geſchenke noch Ermahnungen annehmen; er möge die ſchönen Sachen für ſich behalten. Sie ſei rüſtig genug, um durch ihre Arbeit ſelbſt eine Näſcherei für ihr Kind zu erſchwingen, und klug genug, um es gut zu erziehen. Was das Inſichgehen und Bereuen beträfe, ſo habe der Bruder Ebenezer das weit nöthiger als ſie. Auf ihrer Seele laſte kein Fluch und keine Thräne armer Menſchen. — Ebenezer leerte die Tüte mit einer Art froher Genugthuung wieder in die Kaſten aus: „So ſind die Menſchen!“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Aber es iſt Chriſtenpflicht, ſich durch nichts irre machen zu laſſen auf dem Wege der Liebe und Tugend. Ich liebe die Schweſter Suschen und ihr Töchterchen doch; wenn ſie mich auch ſchnöde und undankbar behandelt.“

„Undankbar?“ fragte Guſtel etwas ſchnippiſch. „Wofür wäre Dir denn Suſe Dank ſchuldig?“

„Schweig, Elſterſchnabel!“ donnerte der Herr Bruder mit einem Zornblick. „Was verſtehſt Du davon? Was haſt Du zu fragen? Du haſt Dich um Dein Geſchäft zu bekümmern und fromm und chriſtlich als eine ehrbare und tugendſame Jungfrau vor dem Herrn zu wandeln, wozu er Dir ſeinen Segen geben möge.“ Während der Rede war nach Maßgabe ihres Inhalts der Ton derſelben aus dem Barſchen wieder ins Sanfte übergeſprungen. Der Sprecher machte ein lammfrommes gütiglächelndes Geſicht und verſchwand leiſe, wie er gekommen war, auf ſeinen weichen Filzſohlen durch die Gangthüre. Es trat Stille im Laden ein. Anton arbeitete emſig, als ſei nichts vorgefallen, und ließ den Blick nur dann und wann durch die Ladenthür auf die Straße und den Theil des Markts ſchweifen, den er überſehen konnte. Man hätte da in ſeinen ſchönen Augen den verzweiflungsvollen Schmerz und den Trübſinn einer gewaltthätig behandelten Jugend ſehen können. Seiner Nachbarin im Schnittladen ſchenkte er wiederum keinen Blick. Sie war dagegen deſto aufmerkſamer auf ihn und verfolgte jede ſeiner Bewegungen mit einem Auge, in welchem ein aus leiſer Schadenfreude, Mitleid und Liebe gemiſchter Ausdruck lag. Unverkennbar war das letztere Gefühl in dem Mädchen für den hübſchen Jungen vorherrichend. Man brauchte ſie nur wenige Minuten zu beobachten, um ſich zu überzeugen, daß ſie in ihn verliebt war. Endlich ſchlich ſie hinaus, hinter ihn und flüſterte ihm lächelnd zu: „Nur noch ein paar Tage Geduld, armes Kind! Dann wird Dich ein gewiſſes Fräulein, die mit dem erſten Buchſtaben Adolfine heißt, für all' die erlittne Unbill reichlich entſchädigen.“

Anton zuckte erſchrocken zuſammen und warf der indiskreten Ladenjungfer einen Blick voll Furcht und Verachtung zu, ſagte aber kein Wort auf die unerwartete Mittheilung, ſondern packte nur noch emſiger die kleinen Waarenpakete zuſammen und ſchnürte ſie in dünnes rothes Pfennigsband. „Thu' nur nicht ſo apart“, fuhr Guſtel, durch dieſes Benehmen pikirt, fort. „Ich bin gewiß gut, und Du kannſt mich um einen Finger wickeln. Denn Du dauerſt mich in der Seele, und mir blutet oft das Herz, wenn ich mit anſehen muß, wie hart und ſchlecht Du von meinem Bruder Ebenezer behandelt wirſt. Ich hätte gern manchmal die Schläge für Dich gelitten, ſelbſt wenn ſie nicht ganz unverdient waren: denn du biſt oft genug ein leichtſinniger Burſche geweſen, der es fauſtdick hinter den Ohren hatte. Weißt Du gar nicht mehr, wie ich mit Dir geweint, wie ich Dir die Zuckerſtückchen zuſteckte, die ich von der Mutter erhalten, wie ich für Dich Aepfel und Birnen, Pflaumen und Beeren ſtahl, um Dich zu tröſten? Du haſt kein Gedächtniß für mich, und das hat mich ſchon oft gekränkt. Ich ſollte Dir es eigentlich gar nicht geſtehen, und es ärgert mich jetzt gleich auf der Stelle, daß ich's gethan habe. Aber es iſt einmal heraus, und ſo magſt Du's denn von mir hören, daß Du gegen mich ein undankbarer Junge biſt. Wer hätte wohl mehr Dein Vertrauen verdient, als ich, und wem wohl gewährſt Du's weniger als gerade mir? Lieber Gott, Du haſt keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schweſter, keinen Mutterſeelenmenſchen, dem Du angehörteſt, und ich bin doch mit Dir aufgewachſen, von Kindesbeinen an, wir haben unſre Milch zuſammen aus einem Napf gegeſſen, haben zuſammen geſpielt, ſind in der Schule zuſammen geſeſſen, und wenn Du einen loſen Streich gemacht hatteſt, hab' ich's immer auf meine Schultern genommen und den alten Kantor Baumann hintergangen, um Dich von der Strafe zu befreien. Haben wir doch bis zur Stunde, als wir zuſammen confirmirt wurden, beide nicht anders gewußt, als daß wir Geſchwiſter wären, und es iſt grauſam geweſen, daß man uns dieſen ſchönen Wahn entriſſen hat. Aber hatt' ich nicht ein Recht, Deine Schweſter zu bleiben? Du haſt es mir immer mehr entzogen und verweigert. Und nun meinſt Du, ich wüßte nicht, was das A. bedeutet, das Du mit Kreide immer auf den Ladentiſch ſchreibſt? Ich ſoll denken es ſei der Anfangsbuchſtabe Deines Namens! Ach, mache Du mich nicht dumm! das weiß ich beſſer. Meinſt Du ich wüßte nicht, wer Dir die Bücher aus der Leihbibliothek in Saſſenau zuſteckt, die Du Nachts und

Sonntags heimlich lieſ't? Euer Liebeskrämchen ſchreibt ſich von Weihnachten her, wo Adolfine Dir das Porteſeuille geſchenkt, weil Du ihren bei der Schlittenpartie verlornen Schleier gefunden und ihr zurückgeſtellt. Da biſt Du dann zu ihrer Mutter in's Haus gegangen und haſt Dich bedankt, und „Fräulein“, Adolfine iſt ſo gnädig geweſen, dir zuerſt ein Buch zu borgen. Seit der Zeit ſchämt ſich ja das vornehme adlige Fräulein nicht mehr, jedes Viertelpfund Kaffee und Zucker ſelbſt hier zu holen, was ſie ſonſt von der Magd beſorgen ließ, ja es wird nicht lange dauern, ſo wird ſie's lothweis holen, um nur deſto öfter hierher kommen zu können. Sie iſt ja ſterblich verliebt in Dich, und hübſch iſt ſie auch, das muß ihr jede laſſen, und vornehm iſt ſie auch, ja gar von Adel, und immer geputzt wie ein Püppchen. Auch ſoll ſie einmal eine reiche Erbſchaft von einer alten Tante zu erwarten haben. Wenn Du aber denkſt, daß die Dir treu iſt, ſo biſt Du gewaltig auf dem Holzwege. Die wird Dich armen Jungen bald genug ſatt haben und einen Kammerherrn oder Regierungsrath oder Offizier heirathen und ſich ganz und gar nicht darum bekümmern, was aus Dir wird. Ob Du ſtirbſt oder verdirbſt, wird ihr gänzlich einerlei ſein. Sie müßte nicht von Adel ſein! Du wirſt es bald genug erfahren. Dann wirſt Du wohl zu mir zurückkehren und mir Dein Leid klagen wollen, aber dann will ich Dich auch nicht.“

Die letzten Worte wurden mit einem gewiſſen trotzigen Grimme geſprochen. Anton, der dem Mädchen, als ſie ihn an ihre jugendliche Aufopferung für ihn erinnert, die Hand gereicht und eine Thräne im Auge zerdrückt hatte, hatte ſie ihr wieder entzogen und ſich unwillig abgewendet, als ſie ſich ſeinem Vertrauen aufzwingen wollte. Auch er ſchaute ſie jetzt trotzig an und hatte kein verſöhnendes Wort für ſie, als ſie vom jugendlichen Schmerz des Verſchmähtſeins ergriffen raſch nach ihrem Laden zurückkehrte. Ein banges Gefühl gewann aber die Oberhand in ihm; er ging ihr nach und ſagte leiſe: „Guſtchen, zürnſt Du mir? Wirſt Du deinem Bruder verrathen, daß mir Fräulein Adolfine ein paar Bücher geliehen hat? Weiter iſt's ja bei Gott im Himmel nichts!“

„Ich Dich verrathen!“ verſetzte ſie im Tone ſchmerzlichen Vorwurfs: „Du kennſt mich doch ſchlecht, daß Du nur den Gedanken faſſen und mir ſolch eine Niederträchtigkeit zutrauen kannſt.“

„Nein ich kenne Dich und weiß, daß Du das gar nicht im Stande biſt. Du ſollſt auch alle Bücher leſen, die ich von Adolfinen erhalte. Komm gib mir Deine Hand und ſei meine liebe Auguſte!“ Das Mädchen wiſchte ſich die Augen und gab ihm dann lachend und ſchmollend die Hand. Verſöhnt war ſie aber doch nicht mit ihm. Sein Verſprechen, ihr die Bücher auch leſen zu laſſen, nahm ſie an. Und ſo ging er leichtern Herzens wieder an ſeinen Platz zurück.

Hier hatte er noch nicht lange geſeſſen und ſeine Hände mechaniſch die leichte Arbeit verrichten laſſen, während ſein Geiſt mit ganz andern Dingen beſchäftigt war und ſeine Augen, ſo oft die Hände ihres Dienſtes nicht bedurften, über Straße und Markt ſchweiften, als plötzlich bei der letztern Procedur ein leichtes Zucken über ſeine Züge fuhr, und eine höhere Röthe in ihnen zurückließ. Sein belebtes

Auge ſtrahlte glänzender, indem es auf einem jungen Frauenbilde haften blieb, welches langſam über den Markt her nach dem Herrnhof zuſchritt. Es war eine jugendliche Geſtalt von achtzehn bis neunzehn Jahren, reinlich, anſtändig und geſchmackvoll in die maleriſche Volkstracht der Gebirgerinnen gekleidet, einen Tragkorb auf dem Rücken, der wiederum mit einer gefüllten Korbwanne bepackt war. Ueber die letztere war ein ſchneeweißes Tuch und über das Ganze ein bunter Tiroler Teppich gebreitet. Dies bewies zur Genüge, daß die junge Trägerin fertige Waaren in den Herrnhof abliefern wollte. Sie war ſehr ſchlank gebaut, dieſe Trägerin, faſt zu ſchlank, und einem jungen allzu üppig aufgeſchoſſ'nen Treibreis zu vergleichen, aber dieſe Form war doch edel und überraſchend ſchön. Es war aber eine eigenthümliche Schönheit und gewiß nicht Jedermanns Geſchmack. Ein auffallend langer Kopf ſaß auf ſchmalen Schultern. Die Muskeln des Geſichts waren ſehr mager, aber weich und leichtbeweglich, die Naſe lang, ſchmal und fein, der Mund klein und vom höchſten Liebreiz, die braunen Augen zart geſchnitten und von einem ſanften Feuer belebt, das wieder durch eine ſüße Schwermuth gedämpft war. Zarte Bogen, die auf der Naſenwurzel zuſammenliefen, wölbten ſich ſehr lieblich über den Augen; die Stirn, auf beiden Seiten zuſammengedrückt, ſprang rund und ſcharf hervor. Eine Fülle kaſtanienbraunen Haars lag theils über der Stirn in zwei Halbbogen, die ſich hinter den kleinen zierlichen Ohren in Locken verloren, theils ragte es in ſtarke Zöpfe geflochten und als rundes Neſt auf dem Scheitel aufgebaut aus der turbanähnlichen Umhüllung des bunten Tuchs hervor, welches als charakteriſtiſcher Kopfputz das Haar im maleriſchen Faltengebind umſchlungen hielt. Dieſes junge Weib hatte ganz die Geſtalt, womit die ſchöpferiſche Phantaſie die Engel oder ſeligen Geiſter umkleidet. Auch hatte die zarte Röthe auf ihren Wangen ſchier etwas Geiſterhaftes. Sie ging ſchwertragend dennoch leicht und anmuthig, und Antons Blicke verfolgten ſie, bis die vorſpringende Hausecke ſie denſelben entzog. Wer vorhin das Zwiegeſpräch Guſtels und Antons mit angehört und jetzt die trunknen Blicke des Letztern geſehen hätte, der würde trotz der Volkstracht und dem bepackten Tragkorb einen Augenblick lang in Verſuchung gerathen ſein zu glauben, die ſchlanke ſchöne Trägerin ſei das erwähnte Fräulein Adeline; denn kaum konnte eine Mädchengeſtalt vornehmer und adliger ausſehen, als dieſe, und kaum konnten ausdrucksvolle Jünglingsaugen mehr ſchwärmeriſche Liebe und unbewußte Leidenſchaft verrathen, als diejenigen, womit Anton die ſchöne Trägerin begleitet hatte. Und doch konnte ſie ja das Fräulein nicht ſein — und ſie war es wirklich nicht.

Anton ſprang auf und war im Nu auf dem dunkeln Gang, den er in haſtigen Sätzen ſeiner ganzen Länge nach durchlief, anſcheinend von einem Naturbedürfniß getrieben, zu deſſen Befriedigung am Ende des Ganges die nöthigen Anſtalten befindlich waren. Er öffnete aber daneben eine andre Thür und er ſtieg raſch, einer Katze nicht unähnlich, die dahinterliegende in das höhere Stockwerk führende Treppe. Dort zog er aus einem dunkeln Winkel einen wohlverſteckten Schlüſſel hervor und ſchloß damit ſich vorſichtig umſchauend raſch eine alte dunkle Thür auf, trat hinein, verſchloß ſie hinter ſich wieder und tappte im ungewiſſen Dämmerlicht vorwärts, ſich behutſam an der Wand hinfühlend. Er war nämlich in einer großen Räucherkammer und mußte ſich wahrnehmen nicht in den Schlot hinabzuſtürzen. An dem Ende der Kammer nahm er unten, wo die Seitenwand und der Fußboden zuſammenſtießen, eine feuchte Maſſe hinweg — es war Lehm, — kniete nieder und drückte die Stirn in die finſtre Ecke. Sein ſcharfes Auge überblickte in dieſem Augenblick die Schurſtube, denn vier zarte Löcher, die er mit einem feinen Hohlbohrer gebohrt, liefen vom kleinen für ſeine Augen berechneten Raum nach verſchiedenen Richtungen in den oberſten Theil der Zimmerwand in den Borduren der Tapete aus und konnten im Zimmer ſelbſt unmöglich bemerkt werden. Das Herz ſchlug dem kühnen Lauſcher in der Bruſt wie ein Hammer; ſein Geſicht brannte wie in Fieberhitze. Die Seele trat ihm in die Augen; er vergaß die ganze Welt, außer der Scene, die ſich ihm darbot. Denn kaum hatte er einen Blick hinabgeworfen, als das ſchlanke ſchöne Mädchen aus dem Volke ſchüchtern und bebend mit demüthigem Gruße in das Zimmer trat. Ihr Geſicht war noch bläſſer als vorher. Ebenezer ging ihr mit ſeiner Grimaſſe entgegen, küßte ſie mit frecher Vertraulichkeit auf den ſchmalen Mund, half ihr den Korb abhocken und verriegelte die Stubenthür. Das Mädchen ſah ihn mit einem verzweiflungsvollen Blick an, den er nicht beachtete. — — —

Es würde dem Dichter zum ſchweren und gerechten Vorwurf gereichen, wenn er auch nur noch einen einzigen Blick aus dem Auge des Leſers zugleich mit Antons glühenden Blicken hinab in den in materieller und ſeeliſcher Beziehung gleich düſtern und ſchmutzigen Zimmerraum leiten wollte. Schlimm genug, daß der junge Menſch dahinabſpähete, und daß er nicht zum erſtenmal mit den Sinnen erfaßte, was den narkotiſchen, betäubenden, giftigen Schierlingsſaft in den Kelch ſeiner Jugend drückte! Schlimm für ihn jetzt und für ſein ganzes Leben! Er hätte nichts Nachtheiligeres für ſich thun können, als dieſe Löcher bohren. Aber er hatte es gethan aus Rache, aus Neugierde, aus unwiderſtehlicher Luſt ſeinen ſchlauen heuchleriſchen Peiniger zu überliſten und in der ganzen eiterbeuligen Nacktheit der ſchmutzigſten Sünde zu ſehen: er hatte es gethan, und die Geſchicke gingen nun unaufhaltſam ihren eiſernen Gang. — Wäre es vielleicht nicht beſſer geweſen, dieſe Scene zu verſchweigen? Legt das ſittliche Gefühl des Leſers und des Dichters und die Achtung, die der Letztere dem Erſtern ſchuldig iſt, ihm nicht tiefes Schweigen über manche menſchliche Dinge auf, und wird das Geſetz der Schönheit, unter welchem ſeine ſchaffende Feder ſteht, dadurch, daß er dieſes Schweigen bricht, nicht arg verletzt? Wir ſind der Anſicht, daß der Dichter, welcher ſeine Aufgabe richtig erkannt hat, ſich frei und froh jenem urheiligen Geſetze unterwerfen und gerade in ſeinem Schutze alle irdiſchen Zuſtände ſchildern könne; ja daß es ſogar ſeine Pflicht iſt, nichts zu verſchweigen, was das Werden der Charaktere und das Geſtalten der Schickſale bedingt. Wir ſind daran die moraliſche Fäulniß der heutigen Geſellſchaft in einem poetiſchen Rahmen bloszuſtellen und ihre Urſachen dem Augen des Beſchauers näher zu rücken; wir müſſen alſo die Verworfenheit vorführen, durch welche das zerſetzende Gift bis in die kleinſten Adern des Volkskörpers getrieben wird. Es würde ſich ſchwer erklären laſſen, wie Anton Schmettau's Charakter gerade ſo werden mußte, wie er ſich ſpäter zeigt, wenn der Leſer ihn nicht in der Uebergangsperiode vom Knaben- zum Jünglingsalter in der dunkeln Räucherkammer des Herrnhofs am Boden knieend und das brennende Auge an die Wand gedrückt geſehen hätte. Auch ſind die Züge unſres Bildes der Wirklichkeit entlehnt und unſre Erfindung iſt nur die poetiſche Compoſition. Wir geben ein Stück Menſchenleben unſrer Tage, und haben dabei keinen Zweck weiter als den der poetiſchen Wahrheit. Häßliche Züge, die das Auge beleidigen, müſſen natürlich aus dem Bilde fern bleiben. Der Landſchafter deutet das Erdbeben durch einen eigenthümlich gefärbten Himmel an. Dies genügt dem Verſtändigen*).

Was Anton hörte, dürfen wir wenigſtens andeuten.

---

*) Uns iſt ein Fall bekannt, daß ein ſchöner, friedlicher Fabrikort in einem deutſchen Gebirge, welcher vor fünfzig Jahren noch der Sitz der Unſchuld und Sittenreinheit war, durch die Lascivität der Fabrikherren, welche jene die Quellen des Lebens vergiftende Seuche mit von den Meſſen brachten, moraliſch und phyſiſch ſo geſchändet wurde, daß die meiſten Familien der Arbeiter von jenem Gift angefreſſen, zum Theil einen jämmerlichen Tod fanden, zum Theil ein elendes qualvolles Leben führen. Die Herren ſind fromme gute Chriſten und Freunde der Regierung, die auf Ruh und Ordnung ſieht. Dieſes abſcheuliche Bild gehört nicht in unſre Compoſition.

Er hörte das verzweiflungsvolle Schluchzen des unglücklichen Schlachtopfers, welches die heftigen Vorwürfe ſeines Henkers, daß es ſich nicht früher geſtellt, mit Krankheit zu entſchuldigen ſuchte. Er hörte die rohen Spöttereien des unzüchtigen Mannes; er hörte die gemeine plumpe Dialektik des Heuchlers, womit er die Begriffe des armen Mädchens von Sünde corrigirte und ſie zuletzt zu ihrer Gewiſſensberuhigung an den jungen Geiſtlichen ihres Wohnorts (Oberndorf) verwies. Er hörte endlich, wie ſie gezwungen wurde ein Gebet nachzuſprechen, welches ihr der ſchamloſe Menſch vorſagte. —

Als das Mädchen eine halbe Stunde ſpäter bleich und mit verweinten Augen in den Materialladen trat, um mittelſt der erhaltenen Blechmarken einige Waaren einzukaufen, war Anton ſchon längſt wieder an ſeinen Platz. Er hatte die glühende Stirn in die hohle Hand gedrückt und den Ellbogen auf den Ladentiſch geſtützt. Wirre Bilder drängten haſtig durch ſeine Seele: Erinnerungen aus ſeinen Knabenjahren, wo er jenes ſchlanke Mädchen ſchon geliebt, gemiſcht mit fratzenhaften Phantasmen, in welchen er ſich ſelbſt als ihr Rächer und Ebenezers Mörder in den verſchiedenſten Situationen ſah. Als ihm Guſtel nahe kam, zitterte er vor Aufregung. „Da iſt Dein oberndörfer Schätzchen!“ flüſterte ſie ihm ſpottend zu; er ſprang erſchrocken empor, wie aus einem tiefen Traume auffahrend, und ſtammelte mit bebenden Lippen: „Dortchen!“ Das unglückliche Kind ſtand vor ihm und ſah ihn mit ſchmerzlichen Blicken an; ſie gingen ihm durch die Seele. — Er bot ihr die Hand nicht; denn ſie war ihm eine Entheiligte, aber in ſeinem Auge lag die ganze Fülle einer ſtarken jugendlichen Liebe. Sie forderte einige Materialwaaren, aber ſie mußte ihre Worte wiederholen, weil er ſie nicht verſtanden hatte. Es brauſte ihm wie ein Wehrwaſſerſturz im Kopfe.

„Du wirſt zu Oſtern den Lieſcherkop*) heirathen?“ fragte er, indem er ihr das Verlangte darreichte, das bleiche ſchlanke Mädchen.

„Muß ich doch!“ antwortete ſie kaum vernehmbar, indem ein paar große Tropfen über ihre Wangen rollten.

„Ich weiß es wohl“, fuhr Anton fort. „Du dauerſt mich. Mehr darf ich Dir nicht ſagen!“ Er deutete mit den Augen nach dem Schnittladen.

„Kantors Adolf, der auf den Doktor ſtudiren will“, berichtete Dortchen treuherzig, „verſprach mir die letzte Weihnacht, als er zu Hauſe zum Beſuch war, er wolle mich heirathen, wenn ich noch ein paar Jahre warten wolle, und ich hätte ſo gern gewartet!“ Sie brach in Thränen aus.

Dieſes naive Bekenntniß ernüchterte den jungen Menſchen. „Höre, Dortchen“, ſagte er ſchier kleinlaut, „es iſt doch beſſer, Du wirſt jetzt Lieſcherkops Frau, als daß Du auf den Narren, den Adolf, warteſt. Der hätte Dich ſicherlich an der Naſe geführt.“

„Ach, er iſt ein ſo hübſcher und artiger Menſch, und ich hatte ihn ſo lieb“, weinte Dortchen. „Und wenn er auch Barbier geblieben wäre, ich hätt' ihn doch genommen. Den Lieſcherkop hab' ich gar nicht lieb, und muß ihn nehmen.“

---

*) Elieſer Jakob.

Anton hatte auf einmal den größten Theil des Intereſſes an Dortchen verloren, dankte ihrem Scheidegruße ziemlich kühl und ſetzte ſich mit ganz anders gemiſchten Empfindungen, als vorhin, um weiter zu träumen und zu brüten. Doch waren ſeine Gedanken nicht mehr ſo bluttriefend. Der Verſtand gewann die Oberhand über ſeine Gefühle. Zu Guſtels Freude zeigte er ſich im übrigen Verlauf des Tages durchaus nicht mehr ſo gleichgültig gegen ſie, wie früher.

Nachmittags um fünf Uhr fand im Schur- und Betzimmer des Herrnhofs eine Conferenz ſtatt. Es ſtellten ſich dazu zwei Männer bei Ebenezern ein, die mit ihm in der engſten Verbindung waren, ſein Vater und der Stadtſecretär Schönhahn, der neben ſeinem Amte noch die Praxis eines Rechtsanwalts betrieb und den Titel „Hofadvokat" führte. Beide traten zuſammen ins Haus; Matthies Dreyßig hatte den Advokaten in deſſen Behauſung abgeholt. Ebenezer hatte ſie erwartet. Die Zimmerthüre wurde abermals von innen verriegelt.

Matthies war ſchon ein angehender Siebenziger, aber mager, ſtraff, rüſtig und gewandt machte er ſeine Jahre vergeſſen. Er hatte wenig Aehnlichkeit mit ſeinem Sohne Ebenezer, ſeine jüngern Söhne ſahen ihm ähnlicher. Sein Geſicht war feiner, der Ausdruck des Auges vielfacher. So lag z. B. eine gewiſſe ſüßliche Lüſternheit in dieſem ſchlauen Auge. Er trug ſich etwas vorwärts gebeugt und blickte meiſt zu Boden, ſo daß er wie ein ſtets Horchender und

Lauernder ausſah. Seine Kleidung war die eines Mittelmanns aus dem Volk im Gebirg, ſtarke rindslederne mit Nägeln beſchlagene Schuhe und lange graue Tuchgamaſchen (denn er machte alle ſeine Reiſen und Wege zu Fuß, obgleich er Wagen und Geſchirr genug beſaß), braunlederne Beinkleider, Woolcord-Weſte, ſchwarz ſeidnes Halstuch, ſehr feines und ſehr weißes Hemd, hechtgrauer langer Ueberrock, breiter ſchwarzer Filzhut, Alles fein und propre. Dazu ſorgfältig raſirt und das graue Haar glatt gebürſtet. Nichts Ausgezeichnetes an ihm, und doch ſah man ihm auf den erſten Blick den reichen und klugen Mann an. Neben Ebenezern gewann die Erſcheinung des Vaters noch mehr, während die des Sohnes noch mehr verlor.

Der Stadtſecretair und Hofadvokat hätte einem Genremaler als Model zu einem Viehhirten dienen können, ſo derb, grob und ungeſchlacht war ſeine Geſtalt; ſein großer viereckiger Kopf trug gemeine und widerwärtige Züge, aber ſie verkündeten dem Phyſiognomen, daß ihr Beſitzer ein ſehr pfiffiger, durchtriebener und auf ſeinen Vortheil bedachter Mann ſei. Er war ein hoher Dreißiger und ſeine Kleidung, obgleich modern und mit Geſchmack gewählt, dennoch ebenfalls merklich vernachläſſigt, ſo daß in dieſem Punkte die beiden jüngern Männer von dem ältern beſchämt wurden. Der Rechtsgelehrte trug ein Faſcikel Akten unterm Arm; denn er war der Anwalt der Frau Katharina Uſſemhof und führte als ſolcher den Prozeß gegen die Uſſemhof'ſchen Nachkommen, und die Conferenz betraf eben dieſen wichtigen Rechtsſtreit. Seltſam genug war die Beſitzerin des Herrnhofs und des damit ſo innig verbundenen großartigen Geſchäfts, welche als die eine Partei in dieſem Prozeſſe der andern das beanſpruchte Erbrecht an das Familienhaus nebſt Zubehör ſtreitig machte, gar nicht zu der Conferenz eingeladen. Ihr Anwalt kümmerte ſich nicht um ſie, befragte ſie um nichts, gab ihr über nichts Rechenſchaft. Er ſprach ſie überhaupt nie; denn wenn ſie ein Dokument zu unterſchreiben hatte, ſo übergab er das Ebenezern oder deſſen Vater, welcher Vormund der Frau war. So waren die beiden Dreyßig die eigentlichen Mandataren des Advokaten und der Alte noch weit mehr als der Sohn.

Ebenezer unterließ es ganz und gar, ſeinem Geſicht den frommen ſanftmüthigen Ausdruck anzukünſteln; er gab ſich natürlich, und der Hauptzug ſeines Charakters, die Liſt, trat jetzt deutlich hervor. Er brachte eine Flaſche Burgunder und Glasbecher, präſentirte Cigarren, und als dieſe in Brand und der Wein gekoſtet war, ging man ohne Aufenthalt auf die Hauptſache über.

„Sie hatten vorgeſtern einen Termin beim Juſtizhofe in Saſſenau wegen unſres ſtädtiſchen Brauweſens?“ ſagte Ebenezer zu dem Advokaten, „haben Sie ſich nach dem Stand unſrer Sache erkundigt?“

„Ich ſprach wohl über eine Stunde mit Juſtizrath Stahr, der jetzt das Referat hat,“ verſetzte Schönhahn mit wichtiger Miene.

„Nun wie ſteht's? Iſt etwas Neues geſchehen?“

„Allerdings, und ich habe es Ihrem Vater bereits mitgetheilt. Es iſt endlich gekommen, was ich längſt vermuthete. Eine neue Anſicht iſt im Collegio aufgetaucht und fängt bereits an ſich geltend zu machen, nämlich die einer

Vermittlung zwiſchen dem gemeinen Erbrecht und dem muthmaßlichen Willen des Teſtators. Die Oberbehörde neigt ſich der Interpretation des Teſtaments im Sinne unſrer Gegenpartei zu, wie ich Ihnen ſchon in unſrer letzten Conferenz bemerkte, daß alle Nachkommen von Hans Uſſemhof berechtigt ſeien, die Wohlthat des Privilegiums zu participiren. Doch könne unmöglich damit gemeint ſein, daß die Erben der Frau Katharina Uſſemhof in ihrem Recht auf die ganze Erbmaſſe des Herrnhofs irgend wie gekränkt würden. Das Privilegium und deſſen Nutznießung gehöre nach dem Tode der jetzigen Inhaberin des Herrnhofs den Uſſemhof'ſchen Nachkommen, das baare und Real-Vermögen dagegen den Inteſtat- oder Teſtamentserben der Frau Katter.“

„Aber Haus und Privilegium laſſen ſich doch unmöglich trennen! Was iſt das für eine Weisheit der Herren! Das Privilegium ohne das Haus iſt eine Null ohne Zahl davor; das Haus ohne Privilegium iſt eine Zahl ohne Null dahinter!“ rief Ebenezer ärgerlich lachend.

„Sie ſollen auch gar nicht getrennt werden, mein Sohn“, ſagte der alte Dreyßig ruhig. „Höre nur erſt! Ich meines Theils finde den Vorſchlag, der da gemacht worden iſt, gerecht und billig, wenn er auch nicht nach unſerm Wunſch und Geſchmack iſt. Doch darfſt Du nie vergeſſen, daß zwiſchen einem Vorſchlag und ſeiner Ausführung eine große Kluft befeſtigt, und daß eine Anſicht, die in einem Juſtizcolleg auftaucht, noch kein zu Recht beſtehender Urtheilsſpruch iſt. Sprechen Sie weiter, Herr Hofadvokat!“

„Der Vorſchlag iſt, den Prozeß dahin zu entſcheiden, daß eine Commiſſion aus Sachverſtändigen von beiden Parteien zu gleichen Gliedern erwählt werde, welche das ſämmtliche Vermögen der Frau Katharina taxire und die darauf haftenden Paſſiva in Abzug bringe. Daſſelbe ſoll dann gleich nach ihrem Tode noch einmal geſchehen. Eigentlich wäre es nur das letztemal nöthig. Aber Sie begreifen wohl, weshalb es auch jetzt geſchehen ſoll. Ich weiß beſtimmt, daß dieſer Antrag vom Müller Uſſemhof ausgeht. Er iſt ein ſchlauer Kerl."

„Ich will verdammt ſein, wenn ich's begreife!"

„Mein Gott, um Sie hübſch in der Controle zu haben, Herr Ebenezer. Weiß man, was die Sachen jetzt werth ſind, ſo weiß man auch was Sie bis zum Tode der Frau gethan und gelaſſen haben, zumal wenn jetzt ein genaues Inventar gemacht wird."

„Der Müller iſt ein infamer Hundsfott! rief Ebenezer ärgerlich.

„Mit Schimpfreden haben wir ihm nichts an, mein Sohn!" erinnerte Matthies wieder ruhig und klug.

„Die Uſſemhofſchen Nachkommen ſollen dann nach der Frau Katter Ableben das Recht haben, die Grundſtücke und Etabliſſements des Herrnhofs nach der Taxe, d. h. nach dem Real-Werth zu übernehmen. Dieſes Recht ſoll ihnen ein Jahr lang offen ſtehen. Nach Ablauf dieſer Friſt ginge der Herrnhof ohne Privilegien an die Erben der Frau Katter über."

„Und glaubt der Müller wirklich die Kapitalien dann auftreiben zu können?"

„Was glaubt der nicht Alles von ſich und ſeiner Weisheit? Der hat ſtets große Roſinen im Kopfe und betrachtet ſich ſchon als Herrn und Eigenthümer des Herrnhofs."

„Wir müſſen Alles aufbieten zu verhindern, daß dieſe Anſicht im Juſtizhofe Platz greife", ſagte der Alte. „Es hat uns ſchon vieles Geld gekoſtet, aber wir dürfen da nicht ſparen. Mit vollen Händen in die rechten Taſchen geleert, kommen wir doch zum Ziele."

„Das ſeid verſichert, Vater, daß ich Haus und Privileg feſthalte", ſagte Ebenezer mit kalter Beſtimmtheit. „Aber wir müſſen die Sache jetzt an allen Seiten ernſtlich anfaſſen."

„Gewiß!" meinte der Advokat, „und den Müller zuerſt. Haben wir ihn glücklich beſeitigt, ſo ſind wir dem Ziele um eine große Strecke näher. Die Wege, welche wir zeither einſchlugen, haben ſich als Holzwege erwieſen. Laßt ſehen, ob wir nicht jetzt auf der rechten Landſtraße ſind!"

„Und welches iſt die?" fragte Matthies.

„Während der letzten vierzehn Tage — Ihr ſeid ja wohl ſeit drei Wochen nicht nach Elbena herab gekommen — hat ſich ein Plänchen bei uns ausgebildet, deſſen Ausführung uns von ſehr großem Nutzen ſein kann. Wir wollen's Euch heute vorlegen, Vater. Wir ſind daran ein feines Netz zu ſpinnen, in welchem wir den brutalen Gimpel, den Müller, zu fangen gedenken."

„Meine Hoffnung iſt ſeit heute Vormittag bedeutend gewachſen," ſagte der Hofadvokat mit breiter lächelnder Selbſtzufriedenheit. „Je mehr wir der Hülfe bedürfen, deſto glänzender zeigt ſie ſich uns. Was ich heute ſchon erfahren, läßt mich am Gelingen unſres Plans kaum zweifeln."

„So laßt doch die neue Mähr hören!“ ſchmunzelte der Alte und ſchlürfte mit ſeinen knappen Lippen den Becher leer. „Ich habe noch nie einen Augenblick am vollſtändigen Gelingem unſres großen Plans gezweifelt, und wir ſind wahrlich die Leute dazu, alles Vernünftige durchzuſetzen, was wir wollen. Ebenezer, Du haſt Einſicht, Geſchick, Kraft, Ausdauer, aber Du wirſt zuweilen noch zu hitzig und verlierſt, wenn's nicht gleich klappt, leicht den Kopf. Das taugt nichts. Es gehen gar viele Wege nach einem Punkt. Kommt man nicht von vorn bei, ſo verſucht man's von hinten. Bei Ausdauer und Klugheit gelangt man auf einem dieſer Wege ganz gewiß zur erwünſchten Stelle. — Doch bezeichnet mir den neuen Weg!“

„Ihr wißt, wie der eitle hoffährtige Narr und aufgeblatene Aufſchneider, der Müller, ſeit dem Tode ſeiner Frau, die bekanntlich die Schwindſucht vor Aerger über ihn bekam, nach einer andern Ehegenoſſin umhergeſchnüffelt und gefreit hat. Er will nun eben vor des Teufels Gewalt eine vornehme Frau haben, weil er ein ſehr vornehmer Mann iſt, d. h. weil er einen homöopathiſch verdünnten Tropfen fürſtliches Blut in den Adern hat. Aber nun ſoll es auch eine reiche Frau ſein, damit er bequem ſeinen nobeln Paſſionen leben und den Prozeß gewinnen kann, endlich ſoll ſie jung und hübſch und gebildet ſein, d. h. was er ſo nach ſeiner Art und Weiſe gebildet nennt. Wir würden mit größerm Rechte eine ſolche Perſon eine Närrin nennen, und gewiß wäre jedes Frauenzimmer aus den vornehmen Ständen, mit der es ſonſt weiter keinen Haken hätte, für das Tollhaus reif, wenn ſie den potenzirten Narren heirathete. — Aber er will eine Frau und er ſoll eine haben. Wir müſſen ſie ihm verſchaffen.“

„Wir?“ fragte der Alte überraſcht.

„Ja: das iſt die Stelle, wo wir ihn faſſen, um ihn zu bezwingen und unſchädlich zu machen.“

„Seine Achillesferſe!“ grinſte der Advokat.

„Wir laſſen ihn die Frau gewinnen, damit er den Prozeß verliere“, fuhr Ebenezer fort. „Die Ehre der Erfindung dieſes Plans gehört hier unſerm Freunde. Exaltirt, überſpannt, wie der Müller iſt, erhitzt er ſich gleich für Leute ſeines Schlags. Er gilt gern für einen Künſtler, weil er Flöte bläſt und Violine ſpielt, er deklamirt gern in Geſellſchaften Schillers Handſchuh oder Taucher und macht ſich als Kunſtkenner, beſonders des Theaters bei Leuten wichtig, die Nichts davon verſtehen. Nichts ſchmeichelt ihm mehr, als wenn man ihm ſagt, er hätte eigentlich Schauſpieler oder Opernſänger werden müſſen, er beſitze alle Mittel dazu im reichſten Maße; er wäre ſicherlich einer der größten theatraliſchen Künſtler geworden. Auch hat er ſchon zu verſchiedenen Malen verſucht, reiſende Schauſpielergeſellſchaften hierherzuziehen; und nur weil früher die Einnahme durchaus ungenügend geweſen iſt, haben in der neuern Zeit dieſe Kunſtſpeculationen zu keinem Reſultate geführt. Jetzt wird es ihm aber gelingen, eine anſehnliche Komödiantenbande einige Monate hier ſpielen zu laſſen.“

„Ich hörte ſchon davon. Der Director iſt hier und wünſcht ſein Theater im Hauſe aufzuſchlagen.“

„Er wird es.“

„Nimmermehr! Du wirſt die gottloſe Komödiantenwirthſchaft nicht im Herrnhofe dulden,“ ſagte Matthies immer ruhig.

„Ihr habt ganz recht, Vater. Ich werde es ſtreng verbieten, eh' ich abreiſe; aber der Müller wird mir einen Streich ſpielen, er wird über mich triumphiren, und das Theater doch im Herrnhof etabliren. Wir müſſen ihm ſchon nachſehen, daß er das Haus bereits als ſein Eigenthum betrachtet.“

„Ich begreife Dich nicht, Ebenezer. Geh' mit der Couleur heraus!“

„Theilen Sie meinem Vater unſre Progreſſen nach dieſer Seite hin mit, Herr Hofadvokat.“

„Ich hatte vor vierzehn Tagen ein Geſchäft beim Stadtgericht in Breitungen. Im Schwan fand ich einen Theaterzettel und den Herrn Müllermeiſter Andreas Uſſemhof. Er rühmte mir die Schauſpielergeſellſchaft als vorzüglich und geſtand mir mit gemachter Naivität, daß er ſich des Kunſtgenuſſes wegen ſchon acht Tage in Breitungen aufhalte. Der Director ſei ſein ehemaliger Lieutenant und jetzt intimer Freund, unter dem Perſonal ſelbſt habe er manche hübſche Bekanntſchaft. Es lebe ſich charmant mit den Leuten. — Es war ein ſtürmiſcher Apriltag, und Abends wurde ein Luſtſpiel gegeben, das mir der Müller ſehr pries. Ich entſchloß mich zu bleiben. Es prickelte mir wie eine Ahnung im Leibe, als ſei hier der Prozeß zu gewinnen. In der Komödie ſeh' ich ein allerliebſtes junges Weibsſtück, das da die muntre und intriguante Liebhaberin ſpielt. Und wie! Ich ſag' Ihnen, alter Herr, Sie wären ſelbſt noch ein wenig warm geworden. Nach dem Theater wollte der Müller groß vor mir thun; er hatte die Matadoren der Geſellſchaft zum Abendeſſen eingeladen, darunter natürlich die hübſche gewandte Liebhaberin und den Herrn Direktor. In letztern erkannte ich einen Univerſitätsfreund, einen Herrn von Wiesbach. — "

„Wiesbach!" wiederholte der alte Dreyßig, „doch nicht aus Näſchau?"

„Ganz recht. Sein Vater war auch Militär, iſt aber Anno Zwölfe in Rußland geblieben."

„Matthies und Ebenezer wechſelten einen Blick der Beſtätigung mit einander.

„Nach den Univerſitätsjahren iſt er dem Jus untreu geworden (er brauchte wohl nicht viel davon zu vergeſſen) und hat Militairdienſte genommen. Ehrenhändel und Liebhaberei — wie er ſagt — haben ihn aber ſpäter dem Theater zugeführt. Mir iſt als hätt' ich früher andre Dinge gehört. Als Schauſpieler hat er die letzte Silbe ſeines Namens fallen laſſen und ſich blos Wyß genannt. War er ſchon als Jüngling ein genialer Menſch, ſo ſah ich jetzt ſehr bald, daß er nicht vergebens in der Welt gelebt. Es bedurfte über Tiſche gar keiner Worte zwiſchen uns, um uns über den Müller zu verſtändigen. Dieſer war die Düpe der kleinen Geſellſchaft, die in doppelter Bedeutung auf ſeine Koſten ſich luſtig machte. Dies war vorzüglich mit der ſchönen Roſa Feige, der talentvollen Liebhaberin, der Fall, welcher Herr Uſſemhof bedeutend die Cour ſchnitt, und in die er offenbar verliebt war. Das Mädchen war köſtlich und ſchier noch intereſſanter als auf der Bühne. Sie ſprudelte über von Witz, Schelmerei und tollen Einfällen, und der Müller war ihr Stichblatt. Mein Plan war ſchnell entworfen. Der Müller beſtürmte mich meinen Einfluß beim hieſigen Stadtrath und bei Freund Ebenezer aufzubieten, daß Herrn Woß's Geſellſchaft einige Monate hier im Herrnhof Vorſtellungen gebe. Ich ſagte zu und verſprach Alles durchzuſetzen. Uſſemhof umarmte mich; denn er hatte ſchon die zweite Bowle kommen laſſen. Ich fand Gelegenheit meinem alten Univerſitätsbekannten zuzuflüſtern, daß ich mir morgen früh die Freude von ihm erbitte, eine Flaſche Wein mit ihm zu leeren — verſteht ſich mit ihm allein. — Er drückte mir die Hand und machte gegen den Müller hin eine perhorrescirende Geberde. Aus Univerſitätserinnerungen, aus Gerüchten, die mir über ihn zugekommen, wenn ſie mir auch nicht klar erinnerlich waren, aus dem Habitus und Aeußerungen, ſo wie aus dem Stande des Mannes wuchs mir die Ueberzeugung zuſammen, daß er auf meinen Plan und Vorſchlag eingehen werde. Daß ich mich nicht getäuſcht, zeigte ſich am folgenden Morgen bald. Die Vorſicht verlachend, mit der ich ihm beizukommen ſuchte, kam er mir drei Viertel des Wegs entgegen und gab dem Müller die rechten ihm gebührenden Ehrentitel. Schnell war ich außer allem Zweifel, daß ich den rechten Mann vor mir habe, dem ich mich anvertrauen dürfe. Ich that's, verſteht ſich immer mit der gehörigen Vorſicht. Ein kluger Mann ſagt nie Alles auf einmal, ſondern nur das Nothwendigſte. Es kam alſo folgende vorläufige Verabredung zwiſchen uns zu Stande: Der Director Woß kommt mit ſeiner Geſellſchaft nach Elbena und gibt im Herrnhof einige Monate dramatiſche Vorſtellungen, wenn ich meine Vermittlung zu-

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

ſage. Er ſucht Fräulein Roſa Feige zu beſtimmen, daß ſie nicht nur die Huldigungen des Müllers annimmt, ſondern ihn ſtets zu weitern verliebten Schritten ermuntert, bis ſie ihn überredet, eine Averſionalſumme von Herrn Ebenezer Dreyßig anzunehmen und den Prozeß fallen zu laſſen. Der Director hilft natürlich dazu aus allen Kräften, und erhält dafür, wie Fräulein Feige, ein angemeſſenes Honorar, welches mit Herrn Ebenezer zu ſtipuliren iſt. — Herr Wyß iſt geſtern Abend mit dem Müller hier angekommen und hat mir heute morgen einen Beſuch gemacht. Die Sache proſperirt über Erwarten. Der Müller ſchwimmt in Wonne und iſt in des Schauſpielers Händen weicher Thon, aus welchem dieſer formen kann, was er will. Dieſen Abend wird Herr Wyß Ihnen ſeinen Beſuch machen, Herr Ebenezer.“

Dieſer rieb ſich vor Vergnügen die Hände; der Alte ſagte aber mit der gewohnten Ruhe: „Der Plan iſt nicht übel; aber wir ſind der Leute nicht gewiß. So können wir uns z. B. aus der jungen Schauſpielerin, wenn ſie wirklich ſo klug und ſo ränkevoll iſt, wie ſie der Herr Hofadvokat ſchildert, die gefährlichſte Feindin erziehen, während wir eine Verbündete in ihr zu haben glauben. Ihr laßt Euch von einer ſolchen Perſon in die Karte ſehen; ſie hat des Müllers Karte in der Hand; ſie überſieht das ganze Spiel und bemerkt bald wie günſtig es eigentlich für den Müller ſteht. Die Luſt kommt ihr an eine reiche Frau zu werden; ſie findet den Müller erträglich und dumm genug, ihm die Stirn ſtattlich zu ſchmücken. Sie handelt nun im eignen Intereſſe und führt den Prozeß auf ihre Fauſt. Eine junge ſchöne liſtige Frau hat noch jeden Prozeß gewonnen. Ihre

Careſſen beſiegen ſelbſt Glanz und Klang des Geldes. Alſo iſt mit dieſer Perſon die äußerſte Vorſicht nöthig. Ich muß ſie ſelbſt ſehen und ſprechen."

„Ihre Vorſicht, Herr Dreyßig, zeugt von Ihrer Meiſterſchaft," ſagte der Advokat mit pfiffigem Nicken, „aber ich bin auch ſchon ſo klug geweſen. Erſtlich iſt Roſa Feige eine Jüdin, wofür ich ſie gleich Anfangs hielt, und was mir der Director heute beſtätigt hat. Natürlich bleibt das ein Geheimniß und am allermeiſten für den Müller. Aber ſie kann ihn doch nicht heirathen, und uns einen Streich ſpielen. — "

„Ei, ei, Herr Hofadvokat, ein ſo kluger Mann, wie Sie, und ſolch einen Schluß!" ſtrafte der Alte mit emporgehobnem Finger. „Eine Jüdin iſt bald getauft, wenn ſie einen Chriſten heirathen will, und gewinnt auch dadurch an großem Vortheil, daß ſie den Vertretern der Kirche einen wohlfeilen und lärmenden Triumph bereitet und ſich zu Freunden macht. Wir ſelbſt wiſſen am Beſten, was es bedeutet, dieſe Herrn zu Freunden zu haben. — Eine Jüdin! Ei! ei! Dieſer wichtige Umſtand fordert zu doppelter Vorſicht auf. Ich muß das Frauenzimmerchen durchaus ſelbſt ſprechen. Und blosgeben dürfen wir uns ihr auf keinen Fall."

„Sie haben noch nicht Alles gehört, beſter Herr Dreyßig. Das Mädchen hat auch einen Liebhaber, in den ſie ſchwärmeriſch verliebt iſt, und dieſer Glückliche iſt uns gar wohl bekannt. Es iſt der jüngſte Sohn des Kantors Baumann in Oberndorf. — "

„Adölfchen!" ſchaltete Mathies ſpöttiſch ein.

„Dem das bei ſeinem Bruder in Igelfingen erlernte Barbiergeſchäft nicht genügt und deshalb gewillt iſt, Medicin zu ſtudiren. Die Liebſchaft iſt erſt drei Wochen alt, alſo friſch, dazu kräftig und äußerſt ſentimental. Der Junge ſpielt eine hübſche Figur, iſt ein eitles Närrchen, weiß die Worte ſchön zu ſetzen, hat von ſeinem Vater in der Muſik was profitirt und hat der netten Roſa das Köpfchen verrückt. Sie will ihn ſtudiren laſſen und das kann ſie von ihrer jetzigen Gage nicht. Alſo wird ſie gern von dem Müller ein Sümmchen verdienen, um es an ihren Adolf zu wenden. Wir aber ſind von dieſer-Seite gedeckt.“

„Trau, ſchau, wem?“ verſetzte der Alte. „Seht Euch wohl vor, daß Euch ein Weib nicht überliſtet, zumal ſie eine ſchöne ſchlaue Jüdin iſt! Eine ſolche iſt zu Allem fähig. Ihr meint Ihr habt Euch auf Eure Karte geſetzt, um ſie feſt zu haben und Niemand hineinſchauen zu laſſen. Derweil hat ſie ſie hinter Euerm Rücken in der Hand. Glaubt mir: ſie läßt ſich taufen, heirathet den Müller, gewinnt den Prozeß, dann geht ſie mit unſerm und des Müllers Geld und mit ihrem Adolf durch die Lappen, und lacht uns Alle aus. Der Müllereſel iſt betrogen, wir aber nicht minder. Ich kenne Welt und Menſchen ſeit fünfzig Jahren. Um Geld zu gewinnen, entwickelt mancher Menſch Kräfte und Fähigkeiten, von welchen er früher ſelbſt keine Ahnung gehabt hat. — Ich will dieſe Sache ſelbſt in die Hand nehmen, da ſie mir plauſibel erſcheint. Behaltet ihr den Director und überlaßt mir die Schauſpielerin.“

Dieſer Gegenſtand wurde als abgemacht betrachtet; denn des Alten Ausſpruch war ſtets entſcheidend und für

Ebenezer maßgebend. Die Ehrfurcht, die er vor ſeinem Vater an den Tag legte, war keineswegs eine erheuchelte, und er verehrte ihn nicht nur als ſeinen Vater, Erzieher und Wohlthäter, ſondern ganz beſonders als einen Mann, der durch eigne Kraft, Thätigkeit und Geſchicklichkeit ſich aus der drückendſten Dürftigkeit zu ſo bedeutendem Reichthum emporgeſchwungen hatte.

„Es iſt aber nun auch nach der andern Seite hin kräftig zu wirken,“ nahm der Hofadvokat wieder das Wort, „und in dieſer Hinſicht erlaube ich mir Sie auf einige Ereigniſſe aufmerkſam zu machen, welche ſich in der jüngſten Zeit bei Hofe und in der Hauptſtadt zugetragen haben. Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſelben nicht mit Klugheit und Vorſicht zu Ihrem Vortheil zu benutzen wären. Sie kennen meine Anſicht von den menſchlichen Dingen; ich halte ſie alle für ſo unvollkommener, ſchwankender und ſchwacher Art, ſelbſt wenn ſie noch ſo ſtark, feſt und bedeutend ausſehen, daß ein kluger und thätiger Mann, der ein lebendiges Auge für die Dinge um ſich, und den guten Willen hat, etwas Erkleckliches vor ſich zu bringen, von allen etwas für ſich gewinnen kann, verſteht ſich von den einen mehr, von den andern weniger.“

„Dies iſt die vernünftigſte Anſicht von den irdiſchen Dingen, welche ein Menſch haben kann“, ſagte Matthies; „ich habe ſie praktiſch Zeit meines Lebens befolgt, und“ — ſetzte er mit gewichtigem Lächeln hinzu — „ich denke, nicht ohne einigen Nutzen.“

„Und ich denke, ich habe mir meinen Vater ein gutes

Vorbild ſein laſſen," meinte Ebenezer. „Wir drei ſind alſo vollkommen eins über dieſen Satz."

„Weiter! Was iſt geſchehen, was wir uns zu Nutz ziehen könnten?"

„Es iſt Ihnen bekannt, daß Ihre Hoheit die regierende Frau Herzogin das Haupt der Gerechten in der Reſidenz iſt. Ich würde ſchon längſt vorgeſchlagen haben, ihre gnädige Unterſtützung in unſrer Sache in Anſpruch zu nehmen, wenn ſich dieſe nöthig gemacht und ein ſchicklicher Weg zu der hohen Frau ſich geboten hätte. Beides iſt jetzt der Fall. Die Gerechten und an ihrer Spitze die Frau Herzogin waren zeither ohne Macht und Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Ihre Stellung hat ſich neuerdings weſentlich verändert, und ich meine, die Stunde ſoll bald ſchlagen, wo uns unſre Glaubensfreunde nützen können und ſollen. Der zeitherige Kammerpräſident von Vels —"

„Zeitherige?" fragte der alte Dreyßig. „Iſt Herr von Vels nicht mehr Kammerpräſident?"

„Das gehört ja eben zu den Ereigniſſen. Sie wiſſen daß es bei Hof drei Parteien gibt, die des regierenden Fürſten oder vielmehr die ſeiner ſchönen Freundin, der Frau von Lilienthal — die frivole Partei; dann die der Frau Herzogin — die fromme Partei; und endlich die des Prinzen Heinrich — die liberale Partei. Alle drei ſtanden ſich einander feindlich gegenüber, jede der andern und der dritten. An eine Vermittlung zwiſchen der einen und der andern war unter den obwaltenden Umſtänden nicht zu denken. Der Kammerpräſident von Vels hatte nun die ſeltne Ehre alle drei Parteien in ſeinem Hauſe vertreten zu ſehen.

Sein Sohn Karl, der Bergofficier, gehörte der herzoglichen Partei an, ſeine Gemahlin der der Frau Herzogin, und ſeine Tochter Anna der des Prinzen. Er ſelbſt lavirte, doch neigte er ſich in der letztern Zeit, als die Kränklichkeit des Herzogs anfing einen bedenklichen Charakter anzunehmen, mehr und mehr dem Prinzen als Thronfolger zu. Daraus ergaben ſich häusliche Verſtimmungen; der Präſident gerieth ganz in die Hände ſeiner Tochter, die ſonſt ſchon großen Einfluß auf ihn ausgeübt. Sie ſoll eine ſehr intriguante junge Dame ſein. Ein boshafter Witz, den ſie über Frau von Lilienthal gemacht und der von Mund zu Mund lief, wird als die Urſache der Penſionirung und Verbannung ihres Vaters nach Igelfingen angegeben. Man betrachtete vorige Woche noch dieſe höchſte Verfügung als einen Schlag gegen beide Parteien, die des Prinzen und die der Herzogin. Eben ſo raſch haben ſich neuerdings die Dinge zum Vortheil der Gerechten umgeſtaltet, und ihre vermeintliche Niederlage ſcheint ſich zu ihrem Siege kehren zu wollen. Die Schweſter der Frau von Vels iſt nämlich die Frau des Kirchenraths Lehmann zu Igelfingen, des bekannten eifrigen Prieſters und frommen Bibelmanns. Der Schlaganfall, den der Herzog nun in voriger Woche erlitt, führte plötzlich ſeine Gedanken den himmliſchen Dingen zu. Er ſoll ſich ſeinem Leibarzt, dem Oberſanitätsrath von Steinberg, entdeckt, und dieſer, von der Herzogin gewonnen, ihm den Kirchenrath Lehmann als geiſtlichen Beiſtand zugeführt haben. Genug Lehmann iſt ſeit der Zeit in Saſſenau und bringt täglich mehre Stunden bei dem kranken Fürſten zu, der eine beſondere Inclination für ihn gefaßt haben ſoll. Es wird vielfach behauptet, die Kraft des prieſterlichen Gebets habe dem Herzog ſchon bedeutende Erleichterung verſchafft; man erwartet allgemein ſeine völlige Wiederherſtellung. Aber unſerm herrlichen Lehmann iſt noch mehr gelungen, nämlich eine völlige und herzliche Ausſöhnung des Herzogs und der Herzogin. Schon hat ſie ihm zwei Beſuche gemacht und jedesmal an ſeinem Bette für ſeine Geneſung gebetet. Der Stern der Frau von Lilienthal iſt im Untergehen begriffen; der Herzog hat ſie abweiſen und für ihren Beſuch danken laſſen. Die nächſte Folge war, daß Frau von Vels vorgeſtern zur Oberhofmeiſterin der Herzogin ernannt worden iſt. Gelingt es, wozu jetzt die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, den Herzog ganz für unſre Partei zu gewinnen, ſo haben wir das nur dem trefflichen Lehmann zu verdanken. Dann gilt es aber auch das Eiſen raſch zu ſchmieden, da es glühend iſt; ich meine binnen Jahr und Tag müſſen Sie, Freund Ebenezer, geſetzlicher Erbe des Herrnhofs mit allen Privilegien ſein.“

„Die Sache ſieht ſich allerdings gut an“, meinte der Alte, „und wenn wir ſie beim rechten Ende anfaſſen, kann ſie uns wohl zum Vortheil gereichen. Es fragt ſich, welchen Weg halten wir für den beſten, um uns die Gnade des Herzogs zu Wege zu bringen?“

„Stehen Sie in perſönlicher Verbindung mit dem Kirchenrath Lehmann?“ fragte Schönhahn.

„Nein!“ verſetzte Matthies. „Ich kenne ihn nicht einmal perſönlich.“

„Ich auch nicht“, ſetzte Ebenezer hinzu.

„So iſt vor allen Dingen hier eine Verbindung einzuleiten. Allein dieſe darf nicht vom Zaune gebrochen werden. Ich würde die Vermittlung des Schauſpieldirectors Wyß vorſchlagen; denn er iſt der Bruder der Frau Kirchenräthin Lehmann und der Frau von Vels, allein ich fürchte, wir würden da einen Fehlgriff thun. Der Herr Bruder iſt jedenfalls bei den frommen Schweſtern nicht ſonderlich hoch angeſchrieben. Mir iſt als hätte er allerlei peccirt, was ihm gerade nicht zur Ehre gereicht, und er ſei deshalb von der Familie förmlich desavouirt worden. Mein Gedächtniß iſt mir in Bezug auf dieſen Punkt untreu, aber ich werde es auf meiner nächſten Reiſe aufzufriſchen ſuchen. Genug ich ſtimme nicht — wenigſtens vor der Hand nicht — dafür, daß wir uns des Menſchen auch nach dieſer Seite hin bedienen.“

„Behüt's Gott!“ ſagte Matthies haſtig. „Wir gäben uns ja dem Manne ganz und gar in die Hand. Solche Werkzeuge dürfen nie die eigentlichen und wahren Pläne derer kennen, für die ſie arbeiten und von denen ſie bezahlt werden. Es gibt ſchon beſſ're Wege an den Herrn Kirchenrath zu kommen.“ Er wechſelte mit ſeinem Sohne wieder einen vielſagenden Blick, und dieſer nickte ihm unmerklich zu. Der Advokat nahm nichts von dieſer Mienenſprache wahr und fuhr fort: „Am beſten, wir bedienen uns eines ganz indifferenten Mannes, welcher die Verbindung zwanglos einleitet, ſo daß jeder Schein der Abſichtlichkeit vermieden wird. Ich ſchlage z. B. dazu den Organiſten Luchſer vor. Dieſer Mann hat viel für ſich. Erſtlich iſt er als Geiſtlicher ein Untergebner des Kirchenraths, ſodann iſt er ein ſehr kluger und gewandter Mann, der nicht leicht etwas verderben wird; ferner neigt er ſich den Gerechten zu und iſt Ihnen ſehr gern gefällig; endlich findet er dabei Gelegenheit ſich ſelbſt zu pouſſiren, was ſtets ein wichtiger Punkt bei ſolchen Zwiſchenperſonen iſt. Eine Urſache iſt im bevorſtehenden hieſigen Schulbau bald gefunden. „Stellen Sie eventuell in Ausſicht, Sie würden ein Kapital zum neuen Gebäude verwilligen, wenn das alte Leſebüchlein mit dem Katechismus Luther's wieder in der Bürgerſchule eingeführt und die rationaliſtiſchen Lehrbücher der aufklärenden Pädagogik wieder abgeſchafft würden. Sie treffen da zwei Fliegen mit einem Schlage, und der Kirchenrath wird ſich perſönlich für Sie intereſſiren, und ſich Ihrer Sache gern unterziehen, zumal wenn irgend ein annehmbares Meßgeſchenk an die Frau Kirchenräthin und an die Fräulein Lehmann, ſeine Schweſter, ſeinem Gedächtniß zu Hülfe kommt. Die letztere Dame iſt vor Allem in Ihr Intereſſe zu ziehen; denn ſie ſoll ſehr viel über ihren Bruder vermögen."

„Der Vorſchlag iſt gut", ſagte der alte Dreyßig mit ſeinem ruhigen feinen Lächeln. „Ich werde mit Luchſern reden. Ich denke wir ſollen auf dieſem Wege ein Stück vorwärts kommen."

Die Unterhaltung warf ſich auf andre Gegenſtände.

Die Dämmerung des Frühlingstages ging bereits in Nacht über, als der Schauſpieler mit raſchen Schritten durch den dunkeln Gang nach der Schurſtube ſchlüpfte.

Ebenezer hatte ihn dort erwartet. Die Vorhänge waren herabgezogen, die Lampe mit dem Schirme bedeckt. Der Künſtler ſtellte ſich dem Kaufmanne vor. Beide faßten ſich einander in's Auge. Ebenezer machte eine bewillkommnende Bewegung mit der Hand, die den ſpäten Beſuch zugleich zum Niederſitzen auf den Sopha einlud. Er war wortkarg und gemeſſen und bot die Hand nicht zum Gruß. Der Schauſpieler, der ſie erwartet haben mochte, blieb ſtehen und fixirte ihn ſcharf. Dieſer Blick machte Ebenezern unruhig, und als Wyß mit auffallender Förmlichkeit ſagte: „Erlauben Sie mir, Herr Dreyßig, daß ich Ihnen meine Hand entgegenbiete zögerte!“ er faſt ihm die ſeinige zu reichen. Kaum aber war es geſchehen, als er zuſammenzuckte, und eine Veränderung in ſeinen Zügen vorging, die ſchier wie Schrecken ausſah. Er bot ſchweigend ſogleich die linke Hand und zog ſie nach einem Augenblick beruhigter zurück. Nun bot er die Stirn und empfing von des Schauſpielers Hand hier wiederum ein Zeichen, dann einen eigenthümlichen Kuß.

„Von welcher Seite geht heute der Wind?“ fragte Ebenezer anſcheinend gleichgültig.

„Von der Seite der großen Wüſte“, war die Antwort.

„Wie lange hat die Reiſe gedauert?“

„Siebenmal ſieben Tage.“

„Was hat die Glocke geſchlagen?“

„Die Stunde der Erkenntniß.“ —

Ebenezer verriegelte die Thür und ſchob ſeinen Gaſt lachend auf den Sopha, ohne Umſtände neben ihm Platz nehmend. „Aber wozu dieſe Umwege?“ fragte er in einem ſcherzenden Tone.

„Wie können Sie, ein Meiſter unſres Ordens, dieſe Frage thun?“ gegenfragte der Künſtler. „Sie kennen doch das Geſetz, nur in den dringendſten Fällen den geraden Weg zu gehen. Auch war ich meiner Sache keineswegs gewiß. Ich hatte blos einzelne Anzeichen. Und iſt es nicht beſſer und klüger durch den Advokaten bei Ihnen eingeführt zu ſein?“

„Sie haben vollkommen recht, mein Freund. Ich würde ganz dieſelbe Vorſicht an Ihrer Stelle angewandt haben. Auch fragte ich halb im Scherz. Aber wie ging es zu, daß wir uns nicht früher kennen gelernt haben? Wir hätten einander ſchon viel nützen können.“

„Ich bin erſt ſeit dem letzten Herbſt Mitglied der meergrünen Maskopei. Kein Geſchäft führte mich früher hierher, und wir machen nicht unnöthige Wege.“

„Dies iſt allerdings auch ein Grundſatz unſrer Verbindung. Wer iſt Ihr Sponſor?“

„Herſch Blumenfeld.“

„Ein guter Bürge, den ich hoch ſchätze.“

„Er hat mich auf morgen hierher beſtellt.“

„Ganz recht. Er muß morgen Abend hier im Hauſe eintreffen.“

„Da Sie wahrſcheinlich mit ihm in Geſchäftsverbindung ſtehen, ſo wird er mich Ihnen noch beſonders empfehlen.“

„Ich denke, es bedarf deſſen nicht. Sie empfehlen ſich ſelbſt am Beſten.“

Der Schauſpieler dankte lächelnd mit einem leichten Kopfnicken für das Kompliment. Ebenezer merkte, daß der Mann ſich für eine wichtige Perſon hielt. Er holte aus ſeinem Comptoirſchranke eine Flaſche Johannisberger und die feinſten Havannah nebſt einer Büchſe Pariſer Rapé. Wyß langte mit dem leichten Anſtand und ungezwungnen Weſen eines vornehmen Mannes zu, lobte Wein und Tabak und ließ ſich beides ſchmecken, ohne Leidenſchaft zu verrathen. Ebenezer bekam mehr und mehr Reſpect vor dem Manne und begriff, daß er es mit keinem gewöhnlichen Gauner zu thun habe.

„Jedenfalls ſtehen Sie mit den Häuptern der Anker-Maskopei in ununterbrochner Wechſelbeziehung“, begann Wyß gleichſam als Einleitung zu einem größern Vortrage.

„Wirklich nicht mehr, als was die unmittelbaren Geſchäfte, das eigentliche Negoz belangt“, entgegnete Ebenezer etwas verlegen. „Sie müſſen erſt die große Mannigfaltigkeit und Vielſeitigkeit meines hieſigen Geſchäfts — und wenn auch nur obenhin — kennen gelernt haben, um einzuſehen, daß es mir ganz unmöglich iſt, in weitern und höhern Kreiſen thätig zu ſein. Doch bewahre ich mir ſtets das lebendigſte Intereſſe für die Wirkſamkeit des Bundes im Großen und Allgemeinen, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir nach dieſer Seite hin Mittheilungen machen wollen.“

„Ich bin von der Natur dagegen für die großen Zwecke des Bundes geſchaffen“, ſagte der Bühnenkünſtler mit Stolz, „und habe für die kleinen Geſchäfte durchaus keinen Sinn.

Ich bin nicht zum Kaufmann, ſondern zum Diplomaten geboren. Ich weiß jedoch Ihr Fach ſo gut zu ſchätzen, wie Sie das meinige. Wir ergänzen und helfen einander aus. Wir gehen jeder auf ſeinem Wege, beide dem erhabenen Ziele zu, wo das Glück der Menſchheit an ſtarke geheiligte Formen gebunden iſt."

Ebenezer langweilte ſich, doch ſuchte er ſeine Stimmung zu verbergen. „Ich habe allen Reſpect vor Ihnen" ſagte er, um nur etwas zu ſagen. Durch dieſe Anerkennung angefeuert, ſchraubte ſich der Schauſpieler in ſeinen Heldenpathos hinauf. „Ja, mein Freund!" ſprach er feierlich, „wir ſind in dieſer bewegten Zeit zu großen Dingen berufen, zu keinen geringern, als die ſtarken Stützen, die Strebepfeiler jenes wunderbaren und herrlichen Doppelbaues, zu ſein, der doch als nur ein Gebäude, über tauſend Jahre alt, uns Staunen und Ehrfurcht abnöthigt und den der frivole Geiſt aberwitziger Neuerer umzuſtürzen ſich erfrecht. Sie verſtehen, daß ich den monarchiſchen Staat und die Kirche meine. Unſre Aufgabe iſt, nicht nur dem unterwühlenden Geiſte der Revolution entgegen zu arbeiten, ſondern ihn in ſeinen eignen Netzen zu fangen und zu erſticken und durch ſtarke Befeſtigung ſein Wiederaufleben für immer unmöglich zu machen. Dies kann nur geſchehen, indem wir die Monarchie und die Hierarchie in einem höhern Elemente vereinigen und aufgehen machen, in der reinen Theokratie. Sie erhebe ſich als ein gewaltiger weitſchauender, alles beherrſchender Münſter über dem alten Bau, den ſie mit mächtigen Eiſenarmen umſchlingt und zuſammenhält und ſo die Riſſe, die er ſeit drei Jahrhunderten bekommen, wieder verſchwinden macht. Nur die reine Theokratie, die größte und weiteſtgreifende von allen Formen der menſchlichen Geſellſchaft, kann die bedrohte Kultur Europas retten und der Nachwelt die Früchte der Anſtrengung von Jahrtauſenden bewahren; nur in der Theokratie kann die erkrankte und ihrer Auflöſung entgegenſiechende Geſellſchaft wieder geneſen und erſtarken und eines wahrhaft glücklichen und friedlichen Zuſtandes ſich erfreuen. Könige und Prieſter, der Einzelne, wie die Völker müſſen ſich vor Gott beugen und von ihm Befehle annehmen, die er durch den Mund ſeiner Auserwählten und Propheten verkündet."

„Das iſt eine ſchöne Idee!" ſchmunzelte Ebenezer. „Dann werden die Gerechten über die Gottloſen herrſchen und ſie ſich dienſtbar machen. Aber wir werden's nicht erleben!" ſetzte er ſeufzend hinzu.

„Keine ſolche entmuthigende Gedanken, mein wertheſter Freund! Wir müſſen uns vorſetzen dieſe goldene Zeit durchaus erleben zu wollen, d. h. alle unſre Kräfte aufbieten, um ſie ſo bald als möglich herbeizuführen. Und dies können wir nur, wenn wir uns dienend und gehorchend jener großen und gewaltigen Ordensverbrüderung anſchließen, die, alle Hinderniſſe beſiegend, feſt und ruhig nun ſchon durch drei Jahrhunderte jenem hochherrlichen Ziele der Menſchheit zuſchreitet, und es ſo gewiß erreichen wird, wie die Sonne jedes Jahr das ihrige erreicht. Es gibt für den begabten Menſchengeiſt nur *eine* würdige Verbindung, es iſt die der Geſellſchaft Jeſu."

„Sie ſind Jeſuit?" fragte Ebenezer aufhorchend.

„Noch darf ich mich nicht rühmen, dem Bunde der erleuchtetſten Männer des Erdkreiſes auch der Form nach anzugehören, wie ich dem Geiſte nach ſchon längſt ſein Glied zu ſein ſo glücklich bin. Vor Ihnen brauche ich kein Geheimniß zu haben, Herr Dreyßig; ich bin in den Jeſuitenorden noch nicht aufgenommen, weil ich meine Probezeit noch nicht überſtanden habe. Ich habe den ehrwürdigen Vätern von der Geſellſchaft Jeſu noch nicht Beweiſe genug von meiner Tüchtigkeit gegeben, die mich in ihren Augen würdig machte, einer der Ihrigen zu ſein. Vielleicht trägt die Ausführung der Pläne, die mir jetzt aufgetragen iſt, wenn ſie, wie ich hoffe, zur Zufriedenheit der Obern ausfällt, dazu bei, mich dem erſehnten Ziele ohne längern Aufenthalt zuzuführen.“

„Von dieſen Plänen dürfen Sie natürlich gegen einen Dritten nichts verlauten laſſen.“

„Sie ſind mir durch ein andres Bundesgeheimniß ſo feſt verbunden, und ich hege die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß ich Sie in Bälde auch für den heiligen Bund der ehrwürdigen Väter Redemptoriſten (denn als ſolche, als Ligorianer, treten wir in dieſen Landen auf) gewinnen werde, daß ich vor Ihnen in dieſer Beziehung durchaus gar kein Geheimniß habe, um ſo weniger, als ich nicht wiſſen kann, ob ich nicht und auf welche Weiſe Ihre Hülfe für meine Pläne in Anſpruch zu nehmen habe, wie Sie der meinigen jetzt zu den Ihrigen bedürfen. Sie ſollen den Hauptgrund meines jetzigen Aufenthaltes in den hieſigen Landen erfahren. Vorher aber erſt noch einige Worte über die großen Zwecke des großen Vereins von Männern, welche auf dem von Ignaz Loyola gelegten Grunde fortbauen und die meiner Ueberzeugung nach die einzigen richtigen und der Natur angemeſſen ſind. Bei der albernen Aufklärungsſucht unſerer Tage wird unbegreiflicher Weiſe ein Hauptmoment ganz aus dem Auge gelaſſen; eine Sache von der allergrößten Wichtigkeit wird von den geſcheidten Herren Lichtpredigern und Humanitätslehrern ſo gänzlich überſehen, als ob ſie gar nicht vorhanden wäre, ein Umſtand, der ihnen täglich und ſtündlich in die Augen ſchlägt, wird von ihnen ignorirt zum Beweis wie dumm die Herren bei all ihrer hohen Weisheit ſind. Es iſt dies die Anordnung Gottes, daß nur ſehr wenig Menſchen mit jener reinlodernden zeugenden Geiſtesflamme, jener ſchöpferiſch ausſtrahlenden Kraft begabt ſind, welche wir Genie nennen, ja daß im Verhältniß immer nur noch eine geringe Anzahl Menſchen die höhere Geiſtesbegabung, die entbundnere Kraft beſitzen, welche wir mit dem Namen des Talentes bezeichnen. Die große Maſſe iſt ganz gewöhnlich begabt, verſteht ſich wieder in den verſchiedenſten Abſtufungen mit mehr oder weniger Verſtand, Schlauheit, Witz, und Anlagen allerlei Art, aber eben doch gewöhnlich, d. h. ſie iſt nicht fähig Grund und Urſache, Folge und Zuſammenhang der Dinge zu begreifen. Auch zeigt ſie dazu fürwahr wenig Luſt. Sie will ſich des Lebens freuen, ſie will die ihr zugemeſſ'ne kurze Spanne Zeit genießen, ſo gut es eben geht, d. h. ſie will eſſen und trinken ſo gut ſie's auftreiben kann, ſie will ruhen und ſchlafen, bequem wohnen, wenig arbeiten, ſie will zuſammenlaufen, lärmen, tanzen, ſpielen, ſich prügeln, ſie will auf allerhand Art unterhalten ſein, ſich amuſiren, viel Geld mit wenig Müh' verdienen, ſie will Kinder zeugen und ſie groß ziehen und ihnen wiederum ein gutes Leben bereiten. Und nach ihrem Tode will ſie in der andern Welt alle dieſe irdiſchen Genüſſe und Herrlichkeiten im himmliſchen Grade, d. i. in höchſter Potenz aufgetiſcht haben, und zwar in alle Ewigkeit fort und fort: ſie will der ewigen Seligkeit theilhaftig werden. Gott hat die große Mehrzahl der Menſchen einmal ſo geſchaffen, keine Macht der Erde kann das ändern, und es käme noch ſehr darauf an, ob es gut und heilſam wäre, wenn die meiſten Menſchen Genies und Talente wären. Es iſt aber weiſe und klug gehandelt, wenn die Genies die Anordnungen und Einrichtungen der ſchaffenden Natur, d. h. Gottes reſpectiren und die irdiſchen Einrichtungen, Staat, Kirche, Gemeinde, Familien u. ſ. w. auf die göttlichen gründen. Der weiſe Menſch ſoll ſein Haus nur auf den Felſengrund bauen, den Gott gelegt hat; baut er es auf ſeinen eignen Grund, ſo iſt es das auf den Sand gebaute Haus im Evangelium, das der Sturm umwirft. Das iſt eben das Gebäude dieſer modernen Philoſophen und Weltverbeſſ'rer; jeder Sturm wirft ihre ſchimmernden Buden um. Die Jeſuiten aber ſind kluge Baumeiſter; ſie ſind die rechten, welche den feſten Bau, von dem ich vorhin ſprach, weiter bauen und vollenden werden. Das iſt ihre hohe Weisheit, daß ſie der Natur folgen, daß ſie die Ordnung Gottes reſpectiren und danach die weltliche, die bürgerliche Ordnung einrichten. Sie theilen die Menſchen wie ſie Gott getheilt hat, in drei Klaſſen. Die erſte ſind die Genies; die ſind berufen, die Welt zu regieren, aber nicht nach ihren eignen Einfällen, Launen und Capricen, ſondern nach Gottes Willen, der ſich in ſeiner Schöpfung ſo unverkennbar deutlich ausſpricht. Das iſt die Beſtimmung des Genies, daß es den Willen Gottes in der Schöpfung erforſche, nach den erkannten göttlichen Geſetzen die menſchlichen Geſetze mache und mit ihnen regiere, d. h. die Regierung Gottes verwalte. Das Genie wird alſo von den Jeſuiten früh aufgeſpürt und für den Orden erzogen. Eigenſinn, Willkür, Laune u. d. gl. werden ihm bei Zeiten exſtirpirt, der hochfahrende Sinn gebrochen, und es gewöhnt ſtreng und pünktlich zu gehorchen und ſeinen Willen dem Willen des Ordens, d. h. Gottes Willen unterzuordnen. Denn nur der kann im Namen und Auftrag Gottes die übrigen Menſchen wahrhaft und mit Nutzen regieren, welcher auch wahrhaft Gottes Willen zu gehorchen vermag. Ein ächter Jeſuit hat niemals einen eignen Willen, und nur ein ſolcher iſt würdig und geſchickt ein wahrer Theokrat zu ſein, d. h. an der Regierung der Menſchen in Gottes Sinne und Namen Theil zu nehmen. — Die Talente werden von den Genies zur Unterſtützung ihres Syſtems erzogen, wenn auch nicht zur Theilnahme an der Regierung ſelbſt. Dafür ſollen ſie Beherrſcher der ganzen ungeheuren praktiſchen Thätigkeit des Menſchengeſchlechts ſein, dieſelbe auf die möglich höchſte Stufe der Ausbildung führen und die Früchte derſelben im Verhältniß ihrer Begabung und deren geſchickter Anwendung genießen. Die Talente ſind die Mandatare der Genie's in den verſchiedenen Branchen der geiſtigen und materiellen Gewerbsthätigkeit und genießen dafür guten Lohn. Die große Menge endlich iſt beſtimmt von den beiden obern Klaſſen geleitet und regiert zu werden. Wir geben ihr Arbeit und Genuß im Verhältniß ihrer individuellen Befähigung. Dafür muß ſie ihre Arbeitskraft nach Gottes Willen, d. h. nach unſerm Willen verwenden und das geſellſchaftliche Gebäude durch ihren Fleiß erhalten. Für die Entbehrungen, die ſie zu erdulden hat, erhält ſie von uns die ewige Seligkeit, und wenn ſie richtig erzogen iſt, ſo macht die künftige Seligkeit ſie ſchon auf Erden zufrieden und glücklich."

„Nicht immer, lieber Herr Wyß, nicht immer", fiel hier Ebenezer grinſend ein. „Es gibt Ausnahmen, viele Ausnahmen, die durchaus von der ewigen Seligkeit nichts wiſſen und ſchon hier ſo ſelig als nur möglich ſein wollen. In den beiden tollen Jahren 30 und 31 wollten ſie alle mit dem großen Meſſer ſchneiden. Da hätt' ich keinem Jeſuiten rathen mögen, ſie auf die ewige Seligkeit zu vertröſten."

„Das iſt's ja eben, worauf ich hinaus will", fuhr Wyß fort. „Dieſe lebende Menge iſt ſchlecht erzogen. Die große Menge will nicht denken und ſoll nicht denken. Sie ſoll glauben und gehorchen. Und das will ſie auch und thut es deshalb willig und gern, wenn ſie in ihren rohen Genüſſen nicht geſtört wird. Die Ausnahmen, auf die Sie hindeuten, müſſen eben aus ihr entfernt und nach Maßgabe ihrer Geiſtesfähigkeit zu den Regierern, den Genies, oder zu den Verwaltern, den Talenten, rangirt werden. Aber das muß früher geſchehen, damit die Menge immer rein bleibe von unruhigen, denkenden und dadurch gar oft verwirrten Köpfen, die in der Regel ihre Umgebung im weiten Kreiſe anſtecken und rebelliſch machen. Mit einem Worte, die Menſchheit muß richtig erzogen werden, um ruhig und glücklich zu ſein, und dies kann ſie nur, wenn all ihre Anlagen ausgebildet und benutzt werden. So hat der Menſch den Hang zum Wunderbaren. Benutze ihn und du wirſt darauf das kühne Gebäude des Glaubens feſt errichten, ſo daß der Menſch, daß ganze Geſchlechter zuletzt Alles glauben, was man ihnen zu glauben befiehlt. Aus dieſem Grunde können und dürfen nur die Jeſuiten die Erzieher und Lehrer der künftigen Geſchlechter werden. Sie allein können Ordnung und Harmonie in das verwirrte Chaos der Jetztwelt bringen, welches die tolle Aufklärungsſucht angerichtet hat. Ginge das mit der Aufklärerei ſo fort, die Menſchheit riebe ſich in wüſten und entſetzlichen Kämpfen auf. Sagt nicht unſer großer Dichter Schiller in ſeinem unübertrefflichen Liede von der Glocke:

‚Weh denen, die dem ewig Blinden,
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie ſtrahlt ihm nicht; ſie kann nur zünden,
Und äſchert Städt' und Länder ein?'

Dieſes gerechte ‚Weh' gilt den dummen Weisheitshelden, den Freiheitsapoſteln, den praktiſchen Philoſophen, den Aufklärern und Neuerern. Die Jeſuiten wiſſen die Blinden beſſer zu behandeln und die Sehenden auch."

„Beſter Herr Woß, aber ich weiß noch immer nichts von Ihren Plänen und Aufträgen im hieſigen Lande", unterbrach Ebenezer, welcher ſchläfrig geworden war, den lebhaften Redefluß des Schauſpielers faſt ungeduldig.

„Es iſt wahr, ich bin etwas weitläufig geworden, um mich Ihnen ganz deutlich zu machen. Ich kann und werde nun kürzer ſein. Sie begreifen nach dem Vorausgeſchickten, daß es vor der Hand eine der Hauptaufgaben des Jeſuitismus ſein muß den Proteſtantismus zu vernichten. Dieſe ſchwache Pflanze, die niemals zu rechter Lebenskraft kommen konnte, muß mit Rumpf und Stiel bis auf die letzte Wurzel ausgereutet werden, bevor wir das Land mit Erfolg bearbeiten und bebauen können. Er kann ſich um deshalb ſchon nicht halten, weil in ihm die Anfänge jener thörichten Philoſophie liegen, daß alle Menſchen denken und die Geſammtheit ihr Leben nach dem Ergebniß des Denkens der Mehrheit einrichten ſoll. An dieſem Unſinn brechen alle die ſchön aufgeputzten Ideen und Phraſen den Hals. Die klugen proteſtantiſchen Geiſtlichen haben das auch in der neueſten Zeit eingeſehen und arbeiten uns theils unbewußt, theils aber auch bewußt in die Hände. So iſt es mit meinem Schwager, dem Kirchenrath Lehmann, der Fall. Er iſt ein ſehr ſchätzenswerther Vorläufer der Jeſuiten. Er hat es erkannt, daß ein Hirt und eine Heerde ſein muß, und Staat und Kirche nicht zwei verſchiedne Dinge ſein dürfen. Er wird erſt ſich und dann uns Bahn brechen. Einer ſeiner ältern Amtsbrüder, der Superintendent Heim, hat nun im gleichen Sinne die Herzogin Wittwe in Friedershauſen bearbeitet. Sie iſt vorigen Herbſt in Wien geweſen und hat dort Aeußerungen gethan, aus welchen ſich ſchließen läßt, daß ſie große Neigung verſpürt heimlich in den Schoos der katholiſchen Kirche zurückzukehren. Sie hat ein ſehr bedeutendes Allodial-Vermögen, welches ſie wahrſcheinlich den Prinzen Heinrich und Wilhelm vermachen würde, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt. Der Prinz Heinrich ſoll früher ſehr bei der alten Dame in Gunſt geſtanden haben, neuerdings ſind ſie aber bedeutend von einander gegangen; denn der Prinz ſpielt den Liberalen und Freigeiſt, und iſt ſehr geneigt der ſcheußlichen Spukgeſtalt, die ſie mit dem Namen des Zeitgeiſtes beehren, unnöthige und thörichte Conceſſionen zu machen; die Alte ſucht ihr Heil im ſtarren Conſervatismus. Prinz Wilhelm iſt nichts weiter als ein roher Mädchenjäger, Bonhomme. Sie begreifen, werther Freund, daß uns daran liegen muß, ſo viel irdiſchen Beſitz als möglich für unſre Zwecke zu gewinnen; denn wir brauchen viel, ſehr viel Geld, um unſer Ziel zu erreichen. Der Einzelne darf nichts beſitzen, aber er muß, wenn's gilt, wie ein König leben können. Der Orden muß allmälig die Welt erobern. Nun denn: mir iſt die wichtige Aufgabe geworden, die Herzogin Wittwe in den Schoos der Kirche zurückzuführen und ſie zu bewegen, daß ſie ihr Beſitzthum dem Orden teſtamentariſch vermache, verſteht ſich der Form nach einem unſrer Obern."

„Ein hübſcher Plan!" ſchmunzelte Ebenezer.

„Ich rechne auf Ihre Hülfe, da ich weiß, daß Sie und Ihr Vater mit dem Verwalter der Güter der alten Herzogin, dem Hofrath Schmehling, in enger Geſchäftsverbindung ſtehen. Sie können dafür auf jede Hülfe von meiner Seite, d. h. eigentlich von Seite des Jeſuitenordens rechnen, vorzüglich wenn Sie ſelbſt Jeſuit werden."

„Da müßt' ich ja erſt katholiſch werden. Das würde mir hier ſehr ſchaden, und mein Vater würde das auf keinen Fall zugeben."

„Das iſt vor der Hand auch gar nicht nöthig. Und wenn es der Orden ſpäter einmal wünſchen ſollte, ſo geſchieht es unter dem Deckmantel des tiefſten Geheimniſſes."

„Das läßt ſich hören. Meinen Sie, daß ich durch die Jeſuiten ſtarken Abſatz meiner Fabrikate erzielen könnte? Ich habe oft gehört, ſie gäben ſich auch mit Handelsgeſchäften ab."

„Mit Allem! Lernen Sie erſt dieſe große und herrliche Verbindung der genialſten Männer kennen. Nichts iſt ihnen zu groß und nichts zu klein, was ſie nicht in den Kreis ihrer Thätigkeit zu ziehen verſtänden, um es zu ihrem erhabenen Zweck zu benutzen. Der Orden wird mit Freuden Ihnen ganz neue Abſatzwege für Ihre Fabrikate, Manufacte und Producte eröffnen. Vertrauen Sie ſich mir an. Es wird Sie nicht gereuen. Bin ich Ihnen doch ſchon als Ritter des Anker-Ordens zu jedem Dienſte dieſer Art verbunden. Was aber der Maskopei-Ritter in ſeinem kleinen Kreis übernimmt, wird der Jeſuit in ſeinem ungeheuren Kreis ausführen. Der Eine iſt für den Andern verantwortlich."

„Ich werde Ihnen morgen Preiscourant über alle meine Waaren nebſt genauer Inſtruction übergeben. Das Hauptgeſchäft iſt und bleibt aber vor der Hand der Müller. Nachdem wir einander kennen gelernt haben, iſt jeder ſchriftliche Contract überflüſſig. Ich hätte ohnedies keinen mit Ihnen gemacht, ſondern das dem Hofadvokaten überlaſſen. Ich gehe gern vorſichtig in ſolchen Dingen. Nun verſteht ſich von ſelbſt, daß wir einander Wort halten."

„Aber eine Verabredung iſt doch zu treffen."

„Die iſt kurz. Bringen Sie den Müller dahin, daß er den Prozeß aufgibt, ſo zahle ich zehntauſend Thaler, verſteht ſich nur in dem Falle, daß mir der Herrnhof mit Altinentien als Erb- und Eigenthum zugeſchrieben wird. Sie haben alſo nach beiden Seiten hinzuwirken. Was Sie an dieſer Summe gewinnen, fällt natürlich in Ihren Beutel. Außerdem erhalten Sie zwei tauſend, und die junge Dame, deren Hülfe Sie ſich bedienen müſſen, tauſend Thaler. Ja ich bin nicht abgeneigt, noch Zulagen zu machen im Verhältniß die Sache raſch zum Ziel geführt wird. Außerdem bezahlen Sie nichts für die Benützung des Faßhauſes als Theater, von dieſem Weine oder ähnlichen Sorten, ſteht Ihnen täglich eine Flaſche zu Gebot, von Tabak und Cigarren ſo viel Sie rauchen und ſchnupfen wollen. Doch haben Sie ſich in dieſer Hinſicht ſtets nur an meinen Bruder Gottfried zu wenden. — Und hier eine Abſchlagszahlung!“ Damit drückte er dem grinſenden Künſtler einige Louisdor in die hohle Hand.

Dieſe Beſtimmungen wurden mit einem leichten, faſt verächtlichen Ton gegeben, der ſehr von dem reſpectvollen Benehmen abſtach, welches Ebenezer dem Maskopeibruder früher gezeigt hatte. Der Schauſpieler nahm das aber nicht übel, ſondern dankte vielmehr in ähnlicher cyniſcher Weiſe. Die Herren kannten ſich nun und hielten jede Maske für überflüſſig.

„Apropos!“ ſagte der Kaufmann. „Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir offen entdeckten, weshalb Sie den Militairdienſt quittirt haben. Es iſt nicht Neugierde.“ — Er lächelte dabei unverſchämt und liſtig.

Woß erwiederte zuerſt dieſes Lächeln in ſeiner feinern Weiſe. Dann antwortete er mit trotziger Plaiſanterie: „Warum ſollte ich nicht offen gegen Sie ſein? Ich hatte beim Hazardſpiel eine Zeitlang der launiſchen Fortuna mit eigner Hand den Weg gewieſen, den ſie zu gehen habe, um das Gold aus andern Taſchen in die meinige zu bringen. Ein Hundsfott hatte mir aufgepaßt und Andre aufmerkſam gemacht. Ich wurde veranlaßt meinen Abſchied zu nehmen. Voila tout!"

„Das iſt mir lieb!" meinte Ebenezer. „Dies iſt vielleicht der leichteſte und ſchnellſte Weg den Müller zu ruiniren. Sie ſelbſt dürfen aber natürlich die Bank im Herrnhof nicht legen. Ich werde mit Hehle Herſch ſprechen. Der ſoll ſeinen Sohn, den Hofagenten, herauf zu uns ſchicken. Verſteht ſich nicht eher als bis gegen Ende der Leipziger Meſſe, wo die Herren Kaufleute allmälig wieder in der Heimath eintreffen, und zwar mit vollen Taſchen. Der Hofagent hält Bank — heimlich — in einem Hinterzimmer des Herrnhofs. Ich darf bei Leibe nichts davon erfahren. Das gibt Gelegenheit auch noch andre Hühnchen hier zu rupfen. Verſtehn Sie mich?"

„Vollkommen! Sie ſind ein Meiſter."

„Und im Betreff des Komödienſpiels hinterlaß ich den ſtrengſten Befehl, daß bei meinem äußerſten Zorn nicht geſpielt wird. Sie ſprengen morgen aus, es ſei nicht die mindeſte Hoffnung vorhanden; ich ſei wie Feuer und Flamme dagegen. Geſchickt und leiſe feuern Sie den Müller aber an, mir einen Streich zu ſpielen; ich ſtelle die Meinigen an, daß ſie ſich von ihm überreden laſſen. Dieſer Sieg über mich wird ihn ganz aus dem Häuschen bringen. Das Uebrige überlaß ich vor der Hand Ihrer eignen Geſchicklichkeit."

„Vortrefflich! Ein großer Meiſter ſind Sie!" rief der

Schauſpieler pathetiſch. „Laſſen Sie uns die Gläſer auf das glückliche Gelingen aller unſrer Pläne leeren! Wahrlich, wenn irgend ein Paar Männer würdig ſind, daß ihnen Alles zum Glück geht, ſo ſind wir's! Wir werden dafür das allgemeine Wohl fördern. Wir beide haben bis jetzt einander gefehlt. Nun da wir uns gefunden, wollen wir treu Hand in Hand gehen. Auf unſer Glück, Herr Dreyßig!" Ebenezer ſtieß verdroſſen und ohne ein Wort zu ſprechen an. Dann ſagte er haſtig: „Und nun gute Nacht!" Er war des Komödienſpiels müde. — Der Künſtler trat ab.

Wäre der Materialladen im Herrnhof eine jener hellen hohen glänzenden und mit Aufwand ausgeſtatteten Lokalitäten geweſen, wie man ſie jetzt in den Hauptſtraßen der Hauptſtädte findet, ſo hätte Anton's ſchöne und anmuthige Geſtalt allenfalls in harmoniſcher Beziehung dazu geſtanden; in dieſes finſtre niedrige, von Oeldampf und der Zeit geſchwärzte winkliche Loch, in welchem alle möglichen Kiſten, Fäſſer, Schachteln und Waaren über und neben einander ſtanden und lagen, paßte die Schönheit des Knaben nicht. Dieſe abſcheuliche Miſchung von Gerüchen von Oel und Thran, Anis und Fenchel, gebranntem Kaffee, Heringen und Schnaps und von all den verſchiednen Dingen, von welchem jedes anders exhalirte, war kein würdiger Opferdampf für dieſen Antinous mit der grünen Ladenſchürze. Aber dieſem ſchmutzigen Tempel des Merkur fehlte der würdige Prieſter doch nicht; mit dem häßlichen ausgeſtopften Krokodil, den Wallfiſchzähnen und den Straußeneiern, die an der Gewölb-Decke fratzenhaft paradirten, harmonirte ein Menſch unten, der auch in dieſen Laden gehörte und eigentlich in jeder Beziehung weit eher gehörte als Anton. Es war Jakob Dreyßig, der jüngſte Stiefbruder Ebenezer's, im Haus, in der Stadt, in der Umgegend nur „Matthieſens Köpchen" genannt. Dies war ein kleiner verwachſener Menſch, von beiläufig fünf Fuß Höhe und mit einem prächtigen Höcker verſehen. In der äußern Erſcheinung war er gerade das Gegentheil ſeines älteſten Bruders, denn ſeine Beine waren im Verhältniß zu ſeiner ganzen Geſtalt lächerlich lang, es waren faſt die Beine eines gut ausgewachſenen Menſchen, während ſein Korpus einem zuſammengeſchobenen Perſpectiv oder einer aufgeblaſnen Kalbsblaſe glich. Einen Hals ſchien er gar nicht zu haben; der kleine zierliche Kopf ſaß unmittelbar auf dem Rumpfe zwiſchen den hohen Schultern auf. So hatte er das Anſehen eines Storchs, der den Kopf behaglich zurückgedrückt Sieſta hält. Da Köpchen auch ſehr lange Arme und beſonders große Hände hatte, ſo würde er auch einem Affen ſehr ähnlich geſehen haben, wenn er nicht ein wirklich hübſches Geſicht gehabt hätte. Der Kopf war, wie ſchon geſagt, ſehr wohl geſtaltet; ein glänzend braunes Haar lag hübſch geſcheitelt über der nett gewölbten Stirn; das blaſſe ſchmale Geſicht hatte ein paar funkelnde ausdrucksvolle ſchelmiſche dunkle Augen, eine lang gezogne edle Naſe und einen kleinen Mund. Köpchen wußte, daß er einen hübſchen Kopf hatte und ließ ſich deshalb gern ein hübſches Kerlchen nennen. Auch ging er ſtets knapp und propre und nach der Mode gekleidet, und ſein Röckchen war an den betreffenden Stellen ſo gut wattirt, daß der Höcker nur als ſanftes Uebergangsgebirg erſchien, obgleich er in Wahrheit ein ſehr ſchroffer und ſteiler Berg war. Auch trug Köpchen ſehr hohe Abſätze an den Stiefeln und einen hohen Hut, wodurch er ſeiner Leibeslänge, dem Bibelworte zum Trotz, einige Zoll zuzulegen ſuchte, und hatte ſich einen kurzen kecken ſchwänzelnden Gang angewöhnt, wodurch er an eine Bachſtelze erinnerte. Wer hätte aus dieſem Geſichtchen herausgeleſen, daß Köpchen ein ſehr heimtückiſcher und boshafter Menſch war? Aber Köpchen war der Liebling ſeiner Mutter, der ſtolzen viel vermögenden Frau Sabine, und da er in frühſter Jugend von der engliſchen und Scrophelkrankheit grauſam heimgeſucht worden war, die ſeinen ſchwächlichen Körper ſo übel zugerichtet hatte, ſo war ihm ſtets aller Wille geſchehen; Jedermann hatte ihm zu Lieb und Luſt leben müſſen, und ſeine Mutter hatte ihn ſo gründlich verzogen, daß er an Geiſt ebenſo verunſtaltet war, wie an Körper. Er war nicht allein der Tyrann ſeiner Mutter, ſondern der böſe Gnom, das ſchlimme Hausteufelchen ſeines Vaterhauſes und des Herrnhofs zu gleicher Zeit. Auch war er ſchlau und durchtrieben genug, ſeine rhachitiſche Bosheit hinter den freundlichſten Mienen ſeines hübſchen Geſichtchens und den ſchönſten Worten ſeines weichen wohlklingenden Organs zu verſtecken. Insbeſondere war Köpchen Antons Dämon. Die Seele dieſes verunſtalteten Menſchen war voll giftigen Neides auf Antons ſchöne ſchlanke Geſtalt, und wo er den hübſchen Jungen ärgern, betrüben, beſchämen konnte, ſparte er keine Mühe. Vorzüglich ließ er ihm gern ſeine Ueberlegenheit fühlen, und weit mehr noch als früher, war dies ſeit Weihnachten der Fall, wo Köpchen von der Innung der Kaufleute aus der Lehre losgeſprochen und zum Handlungsdiener, zum „Commis“, ernannt worden war. Anton hatte dagegen noch faſt zwei Jahre zu lernen, ehe ihm geſtattet war einen Hut und ein ſpaniſches Rohr mit einer Quaſte zu tragen und Cigarren zu rauchen, wie Herr Jakob Dreyßig. So ſchlecht dieſem auch das Tabakrauchen jedesmal bekam, indem es ſtets die Wirkung der Seekrankheit bei ihm hervorbrachte, ſo zeigte er ſich doch jeden Sonntag Nachmittags auf dem Schießhauſe rauchend den dort verſammelten Damen, und büßte dann eine Stunde ſpäter auf ſeiner einſamen Kammer ganz im Stillen für dieſe Renommiſterei. Seit Neujahr war er nämlich durch Ballotage aufgenommenes Mitglied der Schützengeſellſchaft, und auf dem in Glas und Rahmen im Billardzimmer des Schießhauſes aufgehängten Verzeichniß ſämmtlicher Mitglieder prangte in junger kalligraphiſcher Schönheit „Herr Jakob Dreyßig.“ Anton dagegen hieß höchſtens „Musje Anton“, war im Schießhaus bei feierlichen Gelegenheiten nur ein Geduldeter, Mitgebrachter und hätte bei Leibe nicht wagen dürfen ſich mit einer brennenden Cigarre ſehen zu laſſen. — Seit Weihnachten hatte Köpchen Antonen auch aus dem geräumigen und anſtändigen Zimmer vorn auf dem Hofe verbannt, welches ſie mehre Jahre gemeinſchaftlich inne gehabt, und ihn in eine ſchlechte Kammer in dem an den Engeldaumen anſtoßenden Hinterhauſe verwieſen, in welcher ſeit Menſchengedenken Niemand geſchlafen hatte. Aus dem einzigen Fenſter dieſer Kammer hatte man die Ausſicht zunächſt auf den Berggarten, dann auf den Gottesacker, und die Kirche, deren Inneres man durch eins der hohen Fenſter überſehen konnte, und weiter auf die hinten emporragenden Berge. Wenn Köpchen nur eine leiſe Ahnung gehabt hätte, welch ein hohes Glück dem Lehrling dadurch bereitet worden war, daß der kleine hochmüthige Commis nicht mehr mit ihm in einem Zimmer ſchlafen wollte, er würde ſelbſt ſeine Eitelkeit bezwungen und den „langen Schmachtlappen“ bei ſich behalten haben. Auffallender Weiſe wußte Ebenezer nichts von dieſer Translocation. Sie war von Köpchen auf eigne Fauſt oder vielmehr durch die vermittelnde Hand ſeiner Mutter, hinter die er ſich geſteckt, vorgenommen worden. Ebenezer hätte jedenfalls ein noch ſo höflich angebrachtes brüderliches Geſuch in Bezug auf dieſe hochmüthige Lokalveränderung abgeſchlagen. Köpchen rechnete dagegen darauf, daß der geſtrenge Herr Bruder des fait accompli, vorzüglich das durch die Frau Mutter bewerkſtelligte, welche auch über Anton alle Mutterrechte behauptete, und welcher ſelbſt Ebenezer ſtets ein ſehr rückſichtsvolles Benehmen zeigte, gelten laſſen werde. Auch war bis jetzt keine Reklamation des Prinzipals dagegen geſchehen, und man konnte eben ſo gut annehmen, er ignorire die Sache, als er wiſſe noch gar nichts davon. Köpchen gebrauchte nämlich die Vorſicht, jeden Abend beim Schlafengehen den Lehrling mit auf ſein Zimmer zu nehmen (Anton mußte ihm das Licht vortragen) und ſich dort noch einige Zeit mit ihm zu unterhalten, d. h. ihm die anzüglichſten Bitterkeiten und Beleidigungen zu ſagen. Von da mußte Anton dann im Dunkeln über lange öde Gänge und Treppen ſeiner Kammer zuwandern, für ein zaghaftes Kind ein fürchterlicher Weg. Und doch war Anton unausſprechlich glücklich über dieſe Verbannung. Auch hatte Frau Sabine immer noch ein Bett in ihres Lieblingsſöhnchens Zimmer ſtehen laſſen, um Ebenezern zu täuſchen, falls er einmal am Tage in dieſes Zimmer kommen ſollte.

Während Ebenezer mit dem Schauſpieldirector ſich unterredete, ſchloß Anton — ſeiner Obliegenheit gemäß — den Laden von außen und innen und begab ſich auf die Comptoirſtube, wo ihn Köpchen erwartete. Die beiden ältern Diener des Geſchäfts hatten ſich bereits entfernt; denn ſchon war zehn Uhr vorüber. Der kleine Menſch ſah lauernd an dem Lehrling empor, der ſeiner nicht beachtete, ſondern haſtig die Fenſterladen ſchloß und dann nach dem Leuchter griff. Der Commis folgte mit affectirter Würde ſchwänzelnd und keck dem ſtummen träumeriſchen Vorleuchter. In Köpchens Zimmer angelangt, ſtellte Anton das Licht auf den Tiſch und ſchritt mit einem verdroſſenen „Gute Nacht!“ wieder haſtig der Thüre zu.

„Halt!“ rief der Bucklige gravitätiſch. „Ich habe mit Dir zu reden, mein Burſche. Ich habe ein Ei mit Dir zu theilen.“ Anton blieb ſchweigend ſtehen. Der Kleine räuſperte ſich etwas verlegen, zog eine Cigarre aus ſeinem Etui, zündete ſie an, that einige Züge und legte ſie plötzlich, eingedenk ihrer gewöhnlichen Wirkung auf ſeinen Organismus, wieder weg, warf ſich in ſeinen hohen Lehnſtuhl, ein Geſchenk ſeiner Mutter, ſtützte das Köpfchen auf die Hand, betrachtete ſich den Lehrling und begann langſam und oft in der Rede ſtockend: „Höre, Junge, ſo kann es nicht zwiſchen uns bleiben. Das iſt dummes Zeug! Dem muß ich ein Ende machen. Ich habe zeither geſchwiegen und geglaubt Du würdeſt ſelbſt ein Einſehens haben, daß zwiſchen mir und Dir ein Unterſchied iſt; aber da Du dumm biſt wie ein Schaf oder Dich nur ſo albern anſtellſt, ſo muß ich wohl das Maul aufthun und Dich mit der Naſe draufſtoßen, Du Tölpel!"

Anton ſah den ſchmollenden Kleinen mit Erſtaunen an und fragte dann unwillig: „Was willſt Du denn?"

„Das iſt's ja eben!" fiſtulirte Kleinköpchen ärgerlich. „Höre mich an! Kurz und gut! Wir müſſen in's Reine kommen. Ich habe die dumme Wirthſchaft ſatt, und ich leide ſie nicht länger. Dazu bin ich ein für allemal entſchloſſen. Das iſt die erſte Meßzeit, die ich als Commis erlebe. Denkſt Du, ich würde mich hinter den Ofen ſetzen und Maulaffen feil bieten? Fällt mir nicht ein. Ich werde mir dieſe ſechs Wochen ſo viel Vergnügen als möglich machen. —"

„Aber dagegen hab' ich ja nichts", warf Anton ein.

„Das wäre auch noch ſchöner, wenn Du etwas dagegen haben wollteſt!" lachte Köpchen höhniſch auf. „Was bildeſt Du Dir ein, Dummhut?"

„Nun ſo ſag' endlich, was Du mit mir haſt!"

„Es werden Schauſpieler hier Komödie ſpielen; ich werde mit ihnen umgehen, namentlich mit den Damen. Es ſoll eine ſehr hübſche dabei ſein, der werde ich die Cour machen. Die Schauſpieler werden viele Fremde herbei ziehen; es wird viel Leben hier geben. Ich werde viel mit dieſen Fremden verkehren. Und ſo werde ich Dich Sonntag-Nachmittags mit auf das Schießhaus nehmen und in den Wochentagen kannſt Du Abends mit hinüber gehen in's Billardzimmer. Ich will Dir gern auch ein Vergnügen gönnen."

„Du?!" ſagte Anton gedehnt mit wachſendem Erſtaunen und ſehr begierig zu erfahren, wohinaus das Alles eigentlich wolle. Und mit ſpöttiſcher Betonung fügte er hinzu: „Du biſt in der That ſehr gütig."

„Ja aber nur unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Du darfſt mich nicht mehr „Du" nennen."

„Ich ſoll Dich nicht Du nennen? Ja, wie denn ſonſt?"

„Nun wie ſonſt weiter als „Sie"? wie ſich für Dich als Lehrling gegen mich, den Commis, ſchickt, und wie Du ja auch die beiden andern Commis nennſt. Und ‚Herr Dreyßig' mußt Du mich anreden, wie Du die andern Commis auch ‚Herr Wolf und ‚Herr Holland' anredeſt. Die würden Dich ſchön kehren, wenn Du Dich unterſtehen wollteſt, ſie bei ihrem Taufnamen anzureden und zu dutzen. Und ſolch eine Frechheit fällt Dir gegen ſie auch gar nicht ein. Nur gegen mich biſt Du ſo unartig und rückſichtslos. Bin ich denn etwa weniger als ſie? Bin ich nicht ſo gut Commis wie ſie im Hauſe? Ja bin ich nicht des Prinzipals Bruder? Wie kannſt Du Dich alſo unterfangen mich zu dutzen und Jakob zu nennen? Ich verbitte mir das ſehr ernſtlich und nachdrücklich."

„Ich glaube Du biſt nicht wohl geſcheidt!" lachte Anton hell auf.

Dieſe Aeußerung beleidigte den Commis ungemein. „Enthalte Dich ſolcher frechen Redensarten, Tölpel!" rief er zornig, „oder Du ſollſt bald erkennen mit wem Du es zu thun haſt.“

„Das weiß ich ja ſchon lange“, verſetzte der Lehrling gereizt. „Mit meinem lieben Bruder Jakob, genannt Köpchen.“

„Der Teufel iſt Dein Bruder!“ ſchrie der Kleine kirſchbraun vor Aerger. „Ein Bankert biſt Du, der in meiner Eltern Hauſe geworfen worden iſt. Kein Menſch weiß Einem zu ſagen, wer Dein Vater und Deine Mutter geweſen ſind, und Du haſt wahrſcheinlich einen Vater gehabt, wie alle Hunde. Und ſolch ein Baſtard, der vom Gnadenbrod meines Vaters groß gezogen worden iſt, will ſich herausnehmen mich, den Commis, zu duzen und als ſeines Gleichen zu behandeln! Solch ein Junge, der noch feucht hinter den Ohren iſt! Solch ein Gelbſchnabel, der noch mit der Eierſchale auf dem Kopfe herumläuft! Und ich befehle Dir“, ſchrie der kleine wüthende Menſch wie unſinnig, daß Du mich gleich mit ‚Sie‘ und ‚Herr Dreyßig‘ anredeſt, oder ich ſchlage Dich an Deinen dicken Schädel, daß Dir Hören und Sehen vergehen ſoll, infamer Lümmel!“

Anton war blaß geworden und zitterte. „Kop!“ rief er gleichfalls mit lauter aufgeregter Stimme, „ich thu Deinen Willen nicht, und wenn Du gleich vor mir verkommſt, denn ich müßte mich ja ſelbſt auslachen, wenn ich Dich, der Du kaum zwei Jahre älter biſt als ich und mit dem ich in einem Hauſe gleichſam als Dein Bruder aufgewachſen bin, als einen Herrn behandeln ſollte. Und das wird kein Menſch erleben, daß ich mich ſelbſt auslachte. Dich aber werde ich auslachen, ſo oft ich nur dran denke, daß Du im Ernſt ſolche Verrücktheit von mir verlangt haſt."

„So ſoll Dich ja gleich —" die Wuth verſetzte dem Kleinen die Stimme. Er hatte ſein ſpaniſches Rohr ergriffen, ſprang auf den Lehnſtuhl und holte aus, um ſeinem Widerpart einen Schlag auf den Kopf zu verſetzen.

„Nicht alſo, Bürſchchen!" ſchrie ihn Anton an, indem er ihm den Arm feſthielt. „Nun beſchwör' ich Dich, mach keinen Verſuch weiter mich zu ſchlagen, damit ich nicht vergeſſe, daß du ein Krüppel biſt."

Jakob, alſo gehemmt heulte wie ein wildes Thier. In dieſem Augenblick fühlte ſich Anton von hinten gefaßt und zurückgeriſſen. Es war Ebenezer's wuchtige Hand. Dieſer hatte eben den Schauſpieler entlaſſen und auf dem Wege nach ſeinem Schlafzimmer den lauten Wortwechſel gehört, der ihn herbei gezogen. Nachdem er einige Augenblicke an der Thüre gelauſcht und die letzten Worte vernommen hatte, war er auf ſeinen Filzſohlen leiſe hereingetreten. Zwei derbe Backenſchläge von hinten und ein Schlag von Köpchens Stock von vorn brannten zu gleicher Zeit auf Antons Kopf. Der Kleine heulte dazu: „Er hat mich einen Krüppel geſchimpft! Er hat mir den Reſpect verweigert! Er hat mir mit Schlägen gedroht!"

„Warte, Bub!" giſchte Ebenezer, „ich will Dir den Reſpect vor Gott, vor mir, meinem Bruder und vor meinem ganzen Hauſe beibringen! Ich will Dir das gottloſe Maul ſtopfen und Dein verſtocktes Herz weich hämmern, daß es beten lernt ſtatt fluchen!" Und ſo ſchlug er hart und grauſam auf den Lehrling los, ſtieß ihn dann nieder und gab ihm einige Fußtritte. Mit den dem Krüppel zugerufnen Worten: „Nun wird er Dich ſchon reſpectiren“ verließ der fromme Prinzipal das Zimmer wieder, und auch Anton raffte ſich auf. Er hatte ſich ſchlagen laſſen, ohne einen Laut von ſich zu geben. Todtbleich und anſcheinend ruhig ſtand er vor Köpchen und ſagte mit kaltem ſchneidenden Tone: „Ich wünſche Ihnen eine gute Nacht, Herr Dreyßig!“ und ging zur Thür hinaus. Ein höhniſches Lachen Jakobs folgte ihm als Antwort. Hätte der Bucklige den Hintergrund von Antons überraſchendem Gehorſam ahnen können, er würde nicht gelacht haben. Leiſe ſchritt der gemißhandelte Jüngling über die ſtockfinſtern Gänge ſeiner abgelegnen einſamen Kammer zu, und über ſeine brennenden Wangen floſſen langſam ein paar große Thränentropfen. — In dem kleinen düſtern Gemach angekommen, trat er an das geöffnete Fenſter und ließ den Blick in die ſternenklare Nacht hinausſchweifen über die weißſchimmernden Grabmonumente des Todtenackers, an der in den Nachthimmel geſpenſtig aufragenden Kirche vorüber nach den öſtlichen Bergſpitzen, über welchen der abnehmende Mond, ſelbſt noch nicht ſichtbar, den Himmel leiſe röthete. Die erſten Frühlingslüfte flatterten, geflügelte Boten einer ſchönen Zukunft, heran und kühlten dem armen, vom tiefſten Leid ſchwer heimgeſuchten Knaben die heiße Stirn und wühlten ihm im blonden Lockenhaar. Sie trockneten ihm zugleich die wenigen Thränen von den Wangen; und ſeltſam — dieſes ſo grauſam mißhandelte, ſo ganz verlaſſne Kind weinte nicht weiter; es ſeufzte nur, obgleich der Gedanke, keinem Menſchen auf der Welt anzugehören, keine

Seele ſein nennen zu können, noch nie ſo ſchwer und ſchmerzlich auf ihm gelaſtet hatte, als in dieſen bittern Augenblicken. Dieſe ſentimentale Stimmung machte ſchnell einer andern Platz. Er knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fauſt in die Nacht hinaus. In ſeiner Seele loderten wieder die wilden Rachegedanken von dieſem Morgen, und die Bilder des Tags zogen in ſcheußlicher Fratzenhaftigkeit hindurch. Doch der Friede der Nacht und der matte Glanz des über den Bergen aufgegangnen Halbmondes übten gar bald auf das wildzuckende Gemüth des Jünglings ihren mächtigen Zauber aus. Das beruhigte Auge faßte die ſchönen milden Eindrücke zuſammen und führte ſie der ſanfter wogenden Seele zu, und aus dem noch trüben Meere der Gefühle tauchte ein holdes Mädchenantlitz, um es zu klären und vollends zu ebnen. Neben Adolfinens im höchſten Blüthenſchmuck frühlingstreibender Jünglingsphantaſie prangender Geſtalt nahm das ſchlanke zarte unglückliche Dortchen ihren Platz ein; ſein Herz pochte in unkeuſcher Glut, aber ſogleich breitete das kleine unſchuldige ſüßlächelnde Gretchen ein Engelsflügelpaar kühlend darüber. Das Alles ging in ſtürmiſcher Schnelle, und ſtatt ſich ſchwärmeriſchen Empfindungen und Ausbrüchen hinzugeben, wie ſie ſeinem Alter, ſeinen Verhältniſſen und der Situation angemeſſen geweſen wären, ſchloß er raſch das Fenſter, langte unter dem Bette einen hölzernen Vorſetzladen hervor und verſetzte daſſelbe damit. Dieſer Laden war ſo ſorgfältig mit Stücken Tuch, Packleinwand und Papier verklebt, daß durch ſeine Spalten und die Zwiſchenräume zwiſchen ihm und der Fenſterbekleidung auch nicht der kleinſte Lichtſtrahl hindurch dringen konnte. Ein im Bette verſteckter Schlüſſel öffnete dem bebenden Jungen in der Stockfinſterniß des Gemachs einen alten Koffer; ein Feuerzeug und ein Licht waren ſchnell herausgefühlt, und ein paar Augenblicke ſpäter flammte die Kerze auf einem alten wackligen Holzgeſtell, das nur ein ſehr zweifelhaftes Recht auf den Namen eines Tiſches erheben konnte. Ebenſo dürftig ſah das ſogenannte Bett aus. Es beſtand aus ein paar armſeligen Lumpen und hatte keinen Ueberzug. Auch war es nicht aufgeſchüttelt. Dies beſorgte jetzt Anton in großer Eile ſelbſt, bückte ſich dann mit ſeltſamer Haſt wieder zu dem Koffer und brachte mehre Bücher zum Vorſchein, die er mit einer gewiſſen ſtrahlenden Begierde im Blick auf dem Tiſche ausbreitete. Eine Minute ſpäter lag er nur halb entkleidet im Bette und beugte den ſchönen Kopf, mit dem Arm auf den Tiſch geſtützt, über eins der Bücher, das er aufgeſchlagen hatte. War es einer der Romane, welche ihm Fräulein Adolfine von Remſcheidt geliehen und deren Guſtel Dreyßig heute Vormittag Erwähnung gethan? Mit nichten! Die Romane lagen noch im Koffer. Es war Zumpts lateiniſche Grammatik, in welcher er ſo emſig ſtudirte, und daneben lag des Cornelius Nepos Buch, Lebensbeſchreibung berühmter Männer, mit einem kleinen lateiniſchen Wörterbuch, mittelſt deſſen Anton ſich das Verſtändniß des altrömiſchen Geſchichtsſchreibers aufzuſchließen ſuchte. Er kritzelte die Ueberſetzung, die ihm ſchnell gelang, in ein Brouillon. Die Geſichtszüge des jungen Menſchen hatten einen ganz andern Ausdruck gewonnen. In ſeinen Augen hatte ſich ein Feuer entzündet, das während des Tages nicht darin geweſen, und dieſe Augen funkelten auf die Schrift herab und ſogen ihren Geiſt gierig in die Seele ein. Nun griff er nach einem dritten Buche. Es war ein Lehrbuch der Mathematik; und er rechnete eine halbe Stunde emſig. Zuletzt um ſich zu belohnen ſchlug er eine Naturgeſchichte auf und las bis die nahe Kirchenuhr Eins ſchlug. Die Augen fielen ihm zu. Was er geleſen, ſtand mit feſten unauslöſchlichen Zügen für immer in ſeiner Seele feſt. Er löſchte das Licht, ſtreckte ſich aus, und der ſüße Schlaf der Jugend hatte im Nu ſeine ganze ſchöne Geſtalt feſt umfangen. Die Welle des Athems fluthete in langen Zügen ruhig auf den ſanft geſchwellten kirſchrothen Lippen aus und ein. Endymion konnte ſchlafend nicht reizender ſein als Diana den Wagen herabſenkte, um ihn zu küſſen. Auch an Antons Lager wäre die keuſche Göttin nicht unbeſiegt vorübergefahren. — —

Noch hatte die Uhr des ragenden Kirchthurms die fünfte Stunde nicht lange über die Stadt und das Thal hingerufen, als einige Fauſtſchläge an die Kammerthür von außen den Jüngling den ſüßeſten Träumen entriſſen. Er hatte ſich eben mit Adolfinen in einem prächtigen Phaeton geſchaukelt. Sie hielt ihn umſchlungen und küßte ihn. Dortchen lag zu ſeinen Füßen geſchmiegt und erhob das Auge voll ſüßer Zärtlichkeit zu ihm, und Gretchen flog als Engel oder Genius neben her und wehte ihm mit ihren Flügeln Blumendüfte und Kühlung zu. — Im Nu war er auf den Beinen, hatte Schlaf und Traum abgeſchüttelt, und mit einer Lebendigkeit, die einen Zuſchauer hätte in Verwunderung ſetzen müſſen, entfernte er den Laden vom Fenſter, Licht, Schreibzeug und Bücher vom Tiſch, fuhr in die Kleider und eilte beflügelten Schrittes in den Hof hinab, wo er in der kräftigenden Morgenfriſche am kryſtallhellen kalten Waſſer des Springbrunnens ſeine Toilette machte. — Von da in die Waarenniederlage, wo er eine Mulde voll roher Kaffeebohnen holte, die jeden Abend für ihn dort hingeſtellt wurde, und damit in die Küche, wo die Köchin, die ihn aus dem Schlafe geweckt, bereits ſeiner wartete. In einem Kamin brannte ſchon das Feuer, das für Antons jeden Morgen ſich wiederholende Thätigkeit beſtimmt war. Die große Kaffeetrommel wurde gefüllt, und nun begann die angreifende Arbeit des Kaffeebrennens, wobei ihm die Köchin aſſiſtirte. Dieſe war eine kleine unterſetzte Perſon mit regelmäßigen, angeſpannten, glatten und kalten Zügen und ein paar großen ausdrucksloſen Kalbsaugen. Der rauhe ſchneidende Ton ihrer Stimme und ihr Benehmen waren frech und gemein. Uebrigens war ſie gewandt, jung und ſchlau. Aber dieſes Mädchen machte auf Antons Gemüth den widerwärtigſten Eindruck, der ſich ſeltſamer Weiſe mit der Zeit erhöhte und ſchärfte, ſtatt ſich abzuſtumpfen. Seine jugendliche Unbeholfenheit war unvorſichtig genug ſich das merken zu laſſen, und das Mädchen, das nach ihrer Art ihm anfangs wohlgewollt, wurde ihm nun aufſäſſig, was ſeine üble Lage nur noch verſchlimmerte, da er jeden Morgen wenigſtens eine Stunde lang mit ihr zuſammenarbeiten mußte.

Der kräftige gewürzhafte Dampf des gebrannten Kaffees miſchte ſich bald mit der reinen von den Bergen herabkommenden Morgenluft; Anton drehte ſchweigend und im Gedanken verſunken die zwickende Trommel. Die Köchin, die ihn ſchon mit mehren ſpöttiſchen Blicken regalirt hatte, brach endlich los: „Sie ſind ja gar ſchweigſam und in ſich gekehrt, Muſje Anton? Die harten Feigen, die Sie geſtern Abend ſpät noch zum Hahnewackel gereicht bekamen, liegen Ihnen wohl noch unverdaut im Magen?“

Anton ſchlug das Auge nicht empor. Die Glut des Feuers hatte ſeine Wangen ſchon hochgeröthet: die Glut der Scham konnte dieſe Röthe nicht mehr erhöhen. Da er nicht antwortete fuhr das Mädchen fort: „Da ſind Sie nun geſtern wieder zweimal gedroſchen worden, und ſo vergeht ſchier kein Tag, wo die Schläge nicht hageldick auf Sie herabfallen. Nun ſind Sie zwar ein ſehr hoffärtiger Menſch, der das Näschen ſo hoch trägt und das Mäulchen ſo hochmüthig rümpft, als wär er aus adligem Holz geſchnitzt oder aus dem Goldbrunnen herausgefiſcht, und doch weiß jedermann, daß der junge Herr aus demſelben Teige geknetet iſt, wie unſer eins auch. Na ich will Ihm den dummen Hochmuth für heute hingehen laſſen; Er iſt doch ein unſchuldig Blut und wird hier im Hauſe doch gar zu ſchlecht traktirt. Es iſt doch eine Sünde und Schande. Die Leute ſprechen davon. Und da werd ich oft gefragt: Wer ſind denn ſeine Eltern oder Verwandte? Woher iſt er denn? Hat er denn keinen Menſchen, der ſich um ihn bekümmert? Was kann ich weiter antworten, als: Niemanden hat er. Seine Mutter iſt eine junge Wittwe geweſen weit her und iſt geſtorben als ſie ihn geboren. Der alte Herr Dreyßig hat ihn als einen Verwandten ſeiner Frau aufgezogen, und der Herr Ebenezer hat ihn in die Lehre genommen. Nachher heißt's wieder: Aber der Herr Ebenezer Dreyßig iſt doch gar ein frommer Mann, der alle Morgen Betſtunde hält, der wird doch dem Lehrling nicht zu viel thun. Er muß doch ein böſer und garſtiger Junge ſein, ſonſt würde er nicht ſo viel Schläge bekommen. Er wird ſie wohl verdienen. Was ſoll man darauf angeben? Soll man auf die Herrſchaft losziehen? Noch geſtern fragte mich die Frau Hauptmännin von Remſcheidt, als ich für die Mamſell ein Packet Kattun dorthin trug, wie denn das eigentlich mit Ihnen wäre —“

„Um Gotteswillen!“ rief Anton erſchrocken. „Sie haben doch nicht erzählt, daß mich der Prinzipal ſchlägt?“

„Na, ereifern Sie ſich nur nicht! Das Fräulein war nicht dabei.“

„Ach, Jane, Sie hätten bei der Frau Hauptmännin nicht von mir ſprechen ſollen!“

„Ich muß doch den Leuten antworten, wenn Sie mich fragen. Die Frau Hauptmännin äußerte den Wunſch Ihre Verhältniſſe näher kennen zu lernen, um, wenn es nöthig, ſich Ihrer anzunehmen.“

Anton ſchüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf und ſagte leiſe: „Die Frau Sabine Dreyßig verſieht ja als meine Baſe Mutterſtelle bei mir, und die Herren Dreyßig Vater und Sohn ſorgen väterlich für mich.“

„Ja das ſind nun wieder ſolche hochmüthige Redensarten. Ich ſollte mich gar nicht um Sie bekümmern; denn Sie verdienen's nicht um mich. Etwas Dümmeres hätten Sie gar nicht machen können, als daß Sie ſich in das Fräulein vergafft haben. Das wird eine ſchöne Geſchichte geben, wenn der Herr Prinzipal dahinter kommt. Da möcht' ich wenigſtens Ihre Haut nicht haben: denn die wird Ihnen mit ungebrannter Aſche blau gefärbt. — Mein Liebſter, der Schuhmachergeſelle, ſagte noch geſtern Abend: ich wüßte wohl, was ich thäte, wenn ich der arme Burſche wäre. Aber das läßt ſich Einem nicht wohl rathen.“

„Und was wär's, was er an meiner Stelle thun würde?“ fragte Anton haſtig.

„Sehen Sie, mein Schatz iſt ein Pfiffikus, der's gleich jedem Chriſtenmenſchen an der Naſe anſieht, was zu ihm iſt, und der meinte, das ſtände Ihnen deutlich an der Stirn geſchrieben, daß Sie nicht gemeiner Leute Kind ſeien, und daher komme auch Ihr Hochmuth. Das Weſen ſei gar nicht von ohngefähr und Ihnen angeboren, ſonſt wär' es Ihnen gar nicht beigekommen, ſich in ein adliges Fräulein zu verlieben. Auch ſei der alte Herr Dreyßig gar kein Mann, der ein fremdes Kind umſonſt und um nichts aufzöge. Er wolle drauf fluchen und ſchwören für Ihre Erziehung ſei ein hübſches Kapital gezahlt worden, und wer wiſſe überhaupt, wie's mit Ihrer Geburt und Abſtammung zuſammenhinge. Die Sache komme ihm verdächtig vor. — Nun ſehen Sie, mein Liebſter iſt ſechs Jahre Soldat geweſen und war zuletzt Gefreiter, und da meinte er denn, Sie wären ein hübſch gewachſner Junge und nicht dumm. Wenn er Sie wäre, ſo machte er kurzen Prozeß, er liefe ſchnurſtracks davon und nach Saſſenau und meldete ſich beim Oberſten zum Regiment. Der Oberſt werde ſich dann der Sache ſchon annehmen und auf den reinen Grund kommen. Na thun Sie was Sie wollen: mich geht's nichts an. Ich habe auch nichts geſagt, und wenn Ihnen etwa beikommen ſollte mich für meinen guten Willen zu verrathen, ſo kratz' ich Ihnen mit dieſen meinen Fingernägeln das Geſicht ab, daß Sie kein Menſch wieder erkennen ſoll."

„Schwatzen Sie nicht ſolches Zeug! Es fällt mir nicht ein Sie zu verrathen." —

„Ich leugne Ihnen auch Alles in's Geſicht ab." —

Anton verſank wieder in tiefes Nachdenken. Die Reden der Magd hatten einen neuen Eindruck auf ihn gemacht. Niemals noch war ihm, ſelbſt bei den ärgſten Mißhandlungen nicht, in Sinn gekommen, zu entlaufen. Wohin auch? Er kannte die Welt nicht und war noch nie weiter gekommen als von Oberndorf nach Elbena. Wie ein Buch mit ſieben Siegeln lag ſie da draußen vor ſeiner ſchüchternen Knabenſeele. Er erſchrack noch vor ihr; er zagte noch mit ihr in Berührung zu kommen. Sie lockte ihn noch nicht; ſie ſtieß ihn noch ab, und das Haus, wo er geboren und aufgewachſen war, hatte immer noch den höchſten Reiz für ihn. An dieſen Dingen, die bis heute in ſeiner Seele feſt geſtanden hatten, fing er von heute an zu zweifeln. Die ihm von der Köchin hinterbrachte Aeußerung des Schuhmachergeſellen war wie ein Funke in eine Torfſchicht gefallen. Es wurde nicht plötzlich ein heller Brand, aber unter der grünen Erddecke glimmte es mehr und weiter, und die Glut breitete ſich langſam aber ſicher aus. So wurde er mit dem Gedanken des Entlaufens vertraut und eben ſo mit dem zweiten, daß es wohl noch Menſchen geben möchte, die ſich ſeiner annähmen.

Jane ärgerte ſich, daß er wieder ſo ſtumm geworden war und bereute ihre Schwatzhaftigkeit. Sie hatte das Gegentheil von ihm erwartet. Die Erbitterung in ihrem jungfräulichen Herzen gegen ihn gewann daher ſchnell wieder die Oberhand und wuchs größer als ſie früher geweſen war. Ohne weiter ein Wort mit einander zu wechſeln, brachten ſie heute ihr gemeinſames Geſchäft fertig, und als es ſieben Uhr ſchlug, hatte Anton den von ihm geöffneten Laden ſchon gekehrt und ſtand an der kleinen Wage, um den gebrannten Kaffee in Lothen und halben Lothen abzuwägen und in Düten zu verpacken. Bald ſtellten ſich auch Mamſel Guſtel und Herr Köpchen ein. Beim Anblick des Letztern ſchoß Antonen das Blut in's Geſicht, aber er reſolvirte ſich kurz, verbeugte ſich tief und ſagte mit lauter Stimme: „Guten Morgen, Herr Dreyßig! Ich wünſche Ihnen einen guten Tag!“

Köpchen ſchmunzelte und antwortete vertraulich: „Sieh, Du Dummbart, das hätteſt Du billiger haben können. Du ſollſt ſehen, daß Dein Gehorſam Dir bei mir zu Nutzen und Vortheil gereichen wird.“ Guſtel ſchlug im Schnittladen drüben eine helle Lache auf. In ihr hatte Anton eine natürlich Verbündete. —

Die Vormittagsſtunden waren im Laufe der gewöhnlichen Geſchäfte ſchon ziemlich weit vorgeſchritten, als Guſtel plötzlich herüberrief (der Laden war eben von Kunden leer): „Da kommt der alte Blumenfeld! der bringt mir etwas Hübſches mit; er hat mich noch keinmal vergeſſen.“

Anton erhob die Augen und ſah den ihm von früheſter Kindheit an wohlbekannten Juden über den Markt auf den Herrnhof zureiten. Ein langer ziemlich wohlbeleibter

Mann in den höhern ſechsziger Jahren mit einem runden rothen glattraſirten Geſicht, welches mit ſeinem ächtjüdiſchen Charakter als Muſterſtück grinſender Freundlichkeit hätte gelten können. Wer hatte dies Geſicht je anders geſehen, als lächelnd, ſchmunzelnd, grinſend, ſtrahlend, dieſen runden Kopf nickend, wackelnd, grüßend, dieſen breiten Mund ſchwatzend, plappernd, von Höflichkeiten, Artigkeiten, Schmeicheleien und ſüßen Redensarten überfließend? Herr Hehle Herſch Blumenfeld grüßte Jedermann höflich und ſagte Jedermann etwas Angenehmes und Verbindliches. Er hatte eine wahre Scala des Grußes, ein feſtſtehendes Gradualſyſtem der Höflichkeit, das er mit gewiſſenhafter Treue befolgte, wenn er auf der Straße ging oder ritt (er ritt nämlich ſehr viel und machte alle ſeine Geſchäftsreiſen auf einem alten zahmen Schimmel). Eigentlich grüßte er Jedermann, ſelbſt Kinder, und da er etwas blöde Augen hatte, ſo grüßte er auch die Katze und den Mops, den Blumenſtock, den Fenſtervorſatz, den wehenden Vorhang. Vor feingeputzten Damen, vornehmgekleideten oder ihm bekannten graduirten Herren und Geldmännern riß er die glänzende Saffianmütze mit einem tiefen und zierlichen Schwunge herab, ſo daß ihre oberſte Rippe oder Steg faſt die Pflaſterſteine berührte. Vor den Vornehmſten machte er Front, verneigte ſich tief und ſagte mit äußerſtem Reſpect: „Ich empfehle mich unterthänig zu Gnaden!“ Bei Beamten-Adligen ꝛc. die eine weniger hohe Stellung einnahmen, ließ er das „unterthänig“ weg. Vor ſubalternen Beamten, Kaufleuten von mäßigem Kapital, wohlhabenden Geſchäftsleuten und Frauen in anſtändigem Putz nahm er die Kappe nur bis zum Ellenbogen herunter, ſchnitt dazu aber eine ungemein grinſende Fratze und ſprach im reinſten Judendialect: „Ich empfehle mich gehorſamſt!“ Galt es gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern, ſo wurde die Kappe nur freundlich vom Kopfe genommen und mit einem „Gehorſamer Diener!“ wieder aufgeſetzt. Vor gemeinern Handarbeitern und Bürgerweibern in Bankmützen wurde das Käppen nur gelüftet und ein „Grüß Gott!“ dazu gemauſchelt. Vor Bedienten und Mägden griff er nur an das Schild und wünſchte ſchönſtens „gute Zeit.“ Noch gemeineres Volk wurde mit einem bloßen Handgruß abgefertigt. Hund und Katz erhielten Gruß nach ſeiner reſpectiven Anſicht und Meinung von ihnen oder nach den Häuſern, an deren Fenſtern ſie ſich ſehen ließen.

In den Laden grüßte Herr Blumenfeld als alter Freund mit der Reitpeitſche. Kaum war er vorüber, ſo ſtand er auch ſchon in der Ladenthür. Er hatte das Pferd dem Hausknecht übergeben. „Zuerſt muß ich zuſehen, was mein allerliebſtes Guſtelchen macht“, ſprach er ſonnenverklärt im Hereinſchreiten. „Einen ſchönen guten Morgen, meine Herren! Ich bin Ihr ergebner Diener! — Ha! S'iſt doch eine ſchöne Tulipan, das Guſtelchen, wollt' ich ſagen: die Fräulein Auguſte Dreyßig; denn Sie ſind jetzt ein Fräulein, eine vornehme Dame. Na wohlbekomm's dem jungen Manne, der das Goldfiſchchen bald fängt! Da, ſchönes Kind, hab' ich Ihnen was mitgebracht. Laſſen Sie ſich das Eine ſchmecken und tragen Sie mir das Andre zum Andenken.“ Und aus der Seitentaſche ſeines erbsgelben Rocks zog er eine Düte mit Confect, aus der Weſtentaſche ein kleines

Etui hervor, ſchlug es von einander und hielt der glücklichen Ladenjungfer ein Paar goldne Ohrgehänge hin. Sie griff natürlich mit beiden Händen zu, knirte dankend und nannte Herrn Blumenfeld den „beſten Mann von der Welt.“ Im nächſten Augenblick ſtand der alte lachende Jude ſchon neben Köpchen, ſchüttelte deſſen lange Hand und gratulirte ihm zum Commis, nannte ihn auch einmal übers Andre „Herr Jakob Dreyßig“ und überreichte ihm als Präſent eine Cigarrenſpitze mit den Worten: „Sie dürfen's nehmen, lieber Herr Jakob Dreyßig. Das Röhrchen iſt von niellirtem Silber, die Spitze der reinſte Bernſtein, den Sie finden können. Der Herr Commis muß doch etwas Koſtbares in den Mund ſtecken. S'iſt ein Andenken an einen alten Mann; ich hätt's nicht unter einem Louisd'or verkauft.“ Während Köpchen mit ſeinem vergnügten Geſicht das Geſchenk betrachtete, ſagte Blumenfeld zu Anton: „Na, der ſchmucke Burſche da ſoll mir auch nicht leer ausgehen. Ich hab' Ihnen ein hübſches Buch mitgebracht. Es ſteckt aber noch im Mantelſack. Kommen Sie nachher hinüber und holen's ab. Ich weiß, ein Buch iſt dem Moſje das Liebſte. Hat immer gern in Büchern ſtudirt; hätt' eigentlich ein Gelehrter werden ſollen. Weiß Er noch, daß ich Ihm das erſte Bilderbuch geſchenkt? Das war eine Freude! Ich denk das Jüngelchen wird mir toll, als ich ihm ſag', daß das Büchle ſein wäre.“

Das letzte Wort war kaum ſeinen breitgezogenen wulſtigen Lippen entflohen, als er ſchon drei kurze und tiefe Kratzfüße gegen eine Dame ſchnitt, die eben in den Laden getreten war. Dieſe Frau war von auffallender Schönheit und einfach aber ſehr ſorgfältig und propre gekleidet. Man ſah ihr wohl an, daß ſie über das eigentliche Blüthenſtadium der weiblichen Reize hinaus war; wie alt ſie aber eigentlich war, ließ ſich ſchwerlich beſtimmen. Sie war eine von den Schönen, denen bis über das vierzigſte Jahr hinaus eine gewiſſe jugendliche Friſche treu bleibt, die ſie bedeutend jünger erſcheinen läßt als ſie ſind. Sie war hoch und ſchlank gewachſen, gut proportionirt, hatte einen ſehr edeln und gefälligen Anſtand und runde künſtleriſche Bewegungen. Ihr ſehr reiches blondes Haar lag in dichten Geflechten um ihren kleinen ſchönen Kopf und ſaß wie eine Krone über ihrer hochgewölbten Stirn. Lange blonde Wimpern überſchatteten ein großes blaues Auge; aber dieſes Auge blickte ruhig und ſtreng, ohne Anmuth und ſinnigen Ausdruck; es hatte wohl Tiefe, aber keine Süßigkeit, es leuchtete wohl vom Feuer des Fanatismus, aber nicht von der Glut der Liebe. Auffallend war ferner die große Regelmäßigkeit ihrer Züge; der ganze Kopf zeigte ideale Formen, aber ihm fehlte der ſüße Reiz des Menſchlichen. Es war eben, als ſei ſie das Gebild eines Künſtlers, und ſo lag denn auch das Starre, Strenge, Todte eines Schnitzwerks oder einer Marmorſtatue in ihren Zügen. Kein reicher üppiger bewegter Geiſt belebte dieſe ſchönen Züge. Die impoſante Geſtalt ſah etwas beſchränkt aus. Ihr Benehmen war gemeſſen und würdig, ja Ehrfurcht gebietend, als ſie die Grüße der Männer erwiederte. Sie kaufte einige Waaren für den Haushalt und ſagte, während Anton ſie bediente, zu dieſem mit ſanfter, langſamer und wohlklingender Stimme: „Mein Sohn iſt wieder wohl auf, und läßt Sie bitten, ihm Sonntags Ihren Beſuch zu ſchenken.“

„Es war jedenfalls nur ein leichtes Schnupfenfieber“, verſetzte Anton. „Sie waren zu ängſtlich, Frau Pfarrerin.“

„Ach ja, es war mir recht bange!“ entgegnete ſie mit einem Seufzer. „Eine Mutter zagte wohl für das Leben eines ſolchen Sohnes, und wenn ſie zehn Kinder von gleicher Trefflichkeit hätte; ich aber habe ja nur das Eine. Mein Guſtav iſt gar ein lieber und herrlicher Menſch.“ Während ſie von ihrem Sohne ſprach, belebten ſich ihre Züge mehr, und ihr Auge glänzte. Man ſah und hörte es ihr an, wie dieſe Frau ihren Sohn liebte.

„Wie glücklich iſt aber auch Ihr Sohn, eine ſolche Mutter zu beſitzen!“ ſagte Anton mit Gefühl, und ein Thränenpaar glänzte in ſeinen Augen. Er hatte ſich niemals des Segens der Mutterliebe erfreut. „Ich werde mich bei Ihnen einfinden, da Sie es mir erlauben“, ſetzte er hinzu, und die ſchöne Frau verbeugte ſich graciös und verließ den Laden wieder.

„Ich will doch gleich werden zu einem Kohlſtrunk, wenn mir beifällt, wer die ſchöne Frau iſt!“ rief Blumenfeld mit jüdiſcher Emphaſe, „und doch hab' ich ſie ſchon mehr geſehen und hab's gewußt. Ich glaube mein Kopf wird ſchwach.“

„Es iſt ja die verwittwete Frau Pfarrerin Schirmer von Oberndorf“, rief Guſtel.

„Soll mich der Herr ſchonen! Freilich hab' ich ſie in Oberndorf geſehen. Da lebte ihr Geſpons noch. Er hat nie ein Geſchäft mit mir gemacht, ein finſtrer, ſtrenger und kränklicher Mann. Er iſt geſtorben an der Schwindſucht. Zwei oder dreimal hab' ich ihm angeboten von meinen Waaren und der Frau von einem Lotterieloos und hab' ſie wollen ziehen laſſen Zahlen zum Lotto, aber ich bin jedes mal hart und kurz abgewieſen und nicht wieder hingegangen. Nun war mir die ſchöne Frau aus dem Gedächtniß. Wie lang iſt doch ſchon todt der Herr Pfarrer Schirmer?“

„O das ſind ſchon acht bis zehn Jahre!“

„Und die ſchmucke Frau hat nicht wieder geheirathet! Wunder geſchrieen! Eine junge hübſche Wittwe hat immer zehn Bewerber mehr als eine Jungfrau.“

„Sie verlöre ja ihre Penſion“, meinte Köpchen, „und ſie hat kein Vermögen. Was wollen ein Garten und eine Wieſe beſagen, die ſie hier beſitzt, das ganze Erbe ihres Vaters, der hier Förſter war?“

„Hab' ihn gekannt! Fünf oder ſechs Kinder. Das theilt' ſich ein.“

„Sie würde auch nicht wieder heirathen, wenn ſie reich wäre“, meinte Anton. „Sie hat alle Bewerbungen und zum Theil ſehr gute Partien zurückgewieſen aus Liebe zu ihrem Sohne. Sie will nur ihm ganz angehören, und wenn er einmal Pfarrer iſt, bei ihm leben und ſterben.“

„S'iſt aber auch ein ſchmuckes Herrchen“, bemerkte der Jude weiter. „Ich kenn' ihn wohl. Einer der ſchönſten Lyceiſten in Igelſingen. Seh' meine Freude an ihm, ſo oft er mir begegnet. Sieht ſo fromm und unſchuldig aus, wie der keuſche Joſeph. Gott laß der braven Frau Freude erleben an ihrem Sohne! Vielleicht macht ſie jetzt ein Geſchäftchen mit mir. Ich werd' ihr ein Viertelchen anbieten, oder ihr rathen in's Lotto zu ſetzen.“ —

Die Unterhaltung wurde durch den Eintritt zweier jungen Damen unterbrochen, welche gleichfalls kleine Einkäufe zu machen beabſichtigten. Röschen ſtellte ſich ſchnell auf die Fußzehen, warf das Köpfchen in den Nacken und drehte ſich eine Tulle. Anton war wie mit Glut übergoſſen.

Ein Paar herrliche Mädchenblumen in der ſchönſten Entwickelung begriffen! Welche war wohl ſchöner? Welche entzückte das Männerauge mehr? Ein Kenner hätte ſich vielleicht für die eben aufgehende Roſe entſchieden; die andre war bei näherer Betrachtung noch Knoſpe, verſprach aber die üppigſte Schönheit zu werden. Jene war dunkelblond, hochgewachſen, mit einem Köpfchen wie die deutſchen Maler ſie lieben. Ihr großes dunkelblaues Auge funkelte von Gefühl und Schwärmerei. Sie machte ſich gleich mit Anton zu ſchaffen, und es bedurfte nicht Guſtels eiferſüchtigen Auges, um zu erkennen, daß das ſchöne Mädchen in den ſchönen Jungen ſterblich verliebt war.

Die andre war eine Brünette von mittler Geſtalt, deren Formen eben im Ausrunden begriffen waren. Wenn die Anlage hielt, was ſie verſprach, ſo lieferte die Natur in einigen Jahren ein Meiſterſtück in dieſem reizenden Kinde. Die dunkelbraunen glänzenden Augen blitzten Geiſt über einem ſanft gebognen Näschen, das ihr etwas Majeſtätiſches verlieh. Noch ſcheu in ſich zurückgezogen und mit dem Ausdruck kindlicher Unſchuld in den Mienen, verſtand ſie natürlich noch keinen Gebrauch von ihren Mitteln zu machen. Aber ſelbſt das Linkiſche und Unbeholfne wurde zum Zauber an ihr.

„Meine ſchönen Damen!“ ſäuſelte der Jude mit verſchiedenen Bücklingen und Grimaſſen, als gebe er damit um ſich in Wonne aufzulöſen. „Herſch Blumenfeld empfiehlt ſich Ihrer gütigen Berückſichtigung. Wenn irgend einem Menſchen, ſo muß das Glück Ihnen gewogen ſein. Es braucht Sie nur anzuſehen, um ſogleich zum Entſchluß zu kommen. Aber Sie müſſen ihm die Hand bieten. Spielen Sie ein Viertelchen, oder ein Halbes in der Lotterie, oder beſetzen Sie ſo viel Ihnen beliebt Zahlen im Lotto. Haben Sie nicht eine Terne oder Quaterne geträumt? He? Es muß mir daran liegen das Glück durch ſolche Glückskinder, wie Sie ſind, an meine Collectur zu feſſeln. Ich habe einen durch viele Jahre bewährten Scharfblick, und ich hab' Ihnen auf der Stelle angeſehen, daß Sie einen bedeutenden Gewinn bei mir machen.“ Er hatte die abgegriffne Brieftaſche hervorgezogen und geöffnet und präſentirte den beiden Mädchen ein Bündelchen gedruckter Lotteriezettel.

Die hübſchen Kinder ſahen einander lachend und fragend an.

„Haben Sie ſchon im Lotto oder in der Lotterie geſpielt, Fräulein Adolfine?“ fragte Köpchen galant.

„Nein!“ verſetzte die Blonde.

„Und Sie auch nicht, Fräulein Cornelia?“

„Nein!“ antwortete die Braune.

„So greifen Sie zu!“ rief der Jude. „Stoßen Sie Ihr Glück nicht von ſich. Beſetzen Sie Zahlen. Heut iſt ein Glückstag für Sie. Nicht das kleinſte Geſchäft hab' ich heute ſchon gemacht. Ich bin eben vom Rößchen geſtiegen. Sie müſſen mir's Handgeld geben. Das bringt

Ihnen und mir Glück. Ziehen Sie, mein Fräulein, ich bitte gehorſamſt."

Adolfine ſah Antonen fragend an; er verſtand den Blick und nickte ihr zu. Und ſie zog.

„Ich ſpiele es mit Cornelien zuſammen!" ſagte Adolfine, und übergab das Loos Antonen mit der Bitte, es ihr aufzuheben und den Betrag einſtweilen auszulegen. Ich muß erſt nachträglich die Erlaubniß der Mutter einholen", ſagte ſie anmuthig. „Wenn ich nachher aus der Singſtunde bei Cornelias Vater zurückkehre, will ich es mitnehmen."

„Sie müſſen ſingen, wie die lieben Englein im Himmel", ſchmeichelte der Jude.

„Ich wahrlich nicht!" verſetzte Adolfine offenherzig. „Aber Cornelia braucht den Vergleich nicht zurückzuweiſen."

„Ach ſprich doch nicht ſo!" ſchmollte die kleine Brünette und ſchlug die dunkeln Augen verſchämt zu Boden.

„O das iſt kein Geheimniß mehr, Fräulein Cornelia, daß Sie eine göttliche Stimme haben und eine ſehr fleißige Sängerin ſind", höfelte Köpchen mit einem Kratzfuß. „Ihr Herr Vater ſpricht ja ſelbſt mit Entzücken davon, und Ihr Bruder Theodor ſagte noch am vorigen Sonntage auf dem Schießhauſe: Sie würden eine ausgezeichnete Sängerin werden."

„Mein Bruder iſt ein kleiner Narr", lachte das braune Mädchen, und beide hüpften wieder ſchäkernd hinaus. Anton hatte ihnen ſchweigend ihre Waaren verabreicht; er hatte ſich begnügt Adolfinen einige Blicke zuzuwerfen, ſelbſt beobachtet von Guſtels ſcharfen Blicken.

„Das iſt wahrlich ein Glückstag für mich alten Mann“, ſchwadronirte der Jude. „O ich weiß auch hübſche Weiber zu ſchätzen! Die Fräulein von Remſcheidt kenn' ich wohl, aber nicht die andre allerliebſte Perſon.“

„Das iſt die Tochter des Organiſten Luchſer“, berichtete Köpchen. Blumenfeld bedankte ſich, erging ſich noch des Breitern im Lobe der Mädchen und empfahl ſich dann ſehr höflich, um ſeine übrigen Geſchäftsfreunde aufzuſuchen. Bald darauf ſah ihn Anton mit dem Schauſpieldirector über den Markt gehen. —

Nachmittags war Herich Blumenfeld mit Ebenezer Dreyßig in der Schurſtube eingeſchloſſen. Anton, eingedenk ſeiner frühern Wahrnehmung, daß der Jude jedesmal kurz vor des Prinzipals Abreiſe zur Meſſe im Herrnhof erſchienen war und geheimnißvollen Verkehr mit dieſem gehabt hatte, eilte in ſein Lugverſteck, um den Handel auszukundſchaften, den ſie trieben; denn er hatte die beſtimmte Ahnung, daß es ein arger und verbrecheriſcher ſei, und der Jüngling war gleichſam verſeſſen auf alles Schlechte und Nichtswürdige, das ſein Peiniger beging, um die Liſte der Schandthaten Ebenezer's vollſtändig zu beſitzen und zu ſeiner Zeit Gebrauch davon zu machen. Aber zu ſeiner Ueberraſchung ſah er die Stube leer; die beiden Geſchäftsfreunde waren in den hintern Gewölben. Dies mußte dem Lehrling um ſo mehr auffallen, als er beſtimmt wußte, daß

Ebenezer durchaus keinem Menſchen den Eintritt durch jene Thür aus der Schurſtube in die Gewölbe geſtattete und durch die Thür aus dem Hofe auch nur ſolchen, die unter ſeiner Aufſicht eine Arbeit darin zu verrichten hatten. Anton ſchloß, daß ſehr wichtige Gründe Ebenezern beſtimmen müßten, mit dem alten Juden eine Ausnahme von dieſer Regel zu machen. — Gegen Abend wurden aus den Gewölben die geſammelten Knochen geſchafft und auf einem Wagen hinaus in die Knochenbrennerei gefahren. Es ſchien Antonen, als werde da drinne in dem geheimnißvollen Dunkel der feuchten Steingemächer ſehr aufgeräumt, und er erinnerte ſich, daß dies jedesmal vor Ebenezer's Abreiſe und während der Anweſenheit des Juden der Fall geweſen war.

Zu dieſer Zeit trat auch ein Beſuch in den Laden — und zwar durch die Thür vom Gange her — den Anton ſchon ſeit einigen Tagen erwartet hatte, Frau Sabine Dreyßig, die zweite Ehehälfte des alten reichen Flickſchuſters und Mutter der beiden Ladengeiſter Jakob und Guſtel. Dieſe Frau, eine angehende Vierzigerin, konnte für die leibhaftige Superklugheit ſelbſt gelten. Wenn man ſie ſah, wie ſie ſich geberdete und ſprach, ſo konnte man leicht auf den ſonderbaren Gedanken kommen, ſie habe die Weisheit Tag für Tag in großen Portionen mit Löffeln geſpeiſt und ſei davon ſo wohl beleibt worden. Auch war man geneigt, die ſtattliche Frau für die Erbpächterin des beſten Stücks menſchlicher Schlauheit zu halten, und wenn man ſie ſprechen hörte, kam man zur Ueberzeugung, daß ſie die Erfinderin des Schießpulvers geweſen ſein würde, wenn es nicht ſchon da wäre. Sie war nicht von hoher Statur; was ihr aber die Natur an Leibeslänge verſagt hatte, das hatte ſie ihr an Breite zugeſetzt. Sie ſelbſt mußte aber der Anſicht ſein, die gute Natur habe ihr in dieſer Beziehung nicht genug gethan, und ſie hatte ſich, um das ihrer Meinung nach Fehlende zu erſetzen, ſo viel als möglich noch breiter gemacht. Dazu kam ihr eine fremdländiſche oder Phantaſietracht, die ſie aus ihrer Heimath mitgebracht, oder ſelbſt erfunden hatte, ſehr zu ſtatten. Drei oder vier dicke Röcke und reſp. Unterröcke, ein koſtbarer und großer Shwal, ein Kattunmantel darüber, mit dickem Futter und einem faltenreichen Kragen, und auf dem rothen Kopf von beträchtlichem Umfang eine hohe ſteife Bandhaube mit ungeheuern Flügeln und langen den Rücken hinabhängenden Zipfelbändern — ſo ſchritt Frau Sabine ſtolz und würdevoll einher, das fleiſchige Haupt in den Nacken zurückgedrückt und bei jedem Schritte leiſe wackelnd oder nickend, wodurch die Bandflügel in ſteter ſchwingender Bewegung waren, als machten ſie immerwährende Anſtrengung ſich mit der Frau Sabine in die Luft zu ſchwingen, woran ſie nur durch das allzuſchwere Volumen von Fleiſch und Knochen und Weisheit verhindert würden — ſo ſchritt ſie einher, gaſſenbreit, und man ſah es, wie ihr ſtolzes Selbſtgefühl, die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß ſie die klügſte aller Hausfrauen, Eheweiber, Mütter und Staatsbürgerinnen ſei, wenigſtens eben ſo viel bei dieſer auseinandergegangnen Wichtigkeit betheiligt ſei, wie leibliche Anlage und aufgeſtapelte Kleidung. Noch ſtärker trat dieſe Würde hervor, wenn ſie ſprach; denn ſie redete langſam und feierlich in einem fingenden getragenen Tone und legte auf jedes Wort einen Nachdruck, faſt wie die Schauſpieler ſonſt in den nun aus der Mode gekommnen Melodramen zu reden pflegten, und ſie begleitete ihre Aeußerungen mit ſo eigenthümlichen Mienen und Geſten, daß dadurch ihre beſcheidne Meinung von ſich und andern Leuten klar hervortrat, nämlich daß alle andern Menſchen ſehr dumme, einfältige, mehr oder minder beſchränkte und geiſtesarme Tröpfe ſeien, ſie aber ſehr klug, ſehr geſcheidt, ſehr geiſtreich ſei, folglich daß alles was ſie angebe das einzig Richtige, das Beſte, das Nutzenbringende ſei. Von andern Leuten könne wohl das Eine und das Andre je zuweilen auch einmal einen Einfall haben, der gerade nicht ganz dumm ſei; beim rechten Lichte betrachtet ſei er aber doch nichts gegen die ihrigen, die immer die allerklügſten ſeien. Daraus folgte ferner, daß Alles in der Welt ſo gemacht und eingerichtet werden müſſe, wie Frau Sabine es wolle und angebe. Sie war noch eine hübſche Frau und ſogleich als Guſtels Mutter zu erkennen, nur waren die Züge der Mutter fleiſchig und hochroth, was leicht den Verdacht erregte, ſie hege mit Frau Kattern gleiche geheime Leidenſchaft und durſtige Sündhaftigkeit. Ihre frommen ſalbungsvollen Worte, mit welchen ſie erbarmungslos über die Schwächen ihrer Nebenmenſchen loszog, widerlegten aber die Anklage ihrer allzu geſunden Geſichtsfarbe ſogleich.

„J, Gott grüß euch, ihr goldnen Kinder!“ ſprach ſie mit wohlwollendem Kopfnicken und umfaßte ſogleich Köpchens kleine Geſtalt, deſſen Köpfchen ſie ſehr zärtlich mit ihrer hochrothen fleiſchigen Hand, an welcher ein paar goldne Fingerreiſe glänzten, ſtreichelnd, patſchend, kneipend bearbeitete, eine dem Herrn Commis ſehr unangenehme Liebkoſung, die ihn immer noch als kleinen Jungen gelten ließ, und welcher er ſich ſo gut wie möglich zu entziehen ſuchte.

„Thu mir nicht ſo unwirſch, Köpchen, Herzblättchen. Es geht nichts über die Mutterliebe, Püppchen. Du wirſt mir auf einmal ſo hoffärtig. S'taugt nicht, Jüngchen! Hübſch demüthig vor Gott dem Herrn, dem Geber aller guten Gaben! Und lauf mir nicht etwa ſchon den Mädchen nach! Das käme mir gelegen! Ich hab' ein Vögelchen pfeifen hören, die Organiſt's Cornele möchte ſich Dir an den Hals hängen. Nichts da! Das iſt ein Bettelſack! Wart mir noch ein paar Jährchen, mein Goldkind, nachher frei ich Dir ſchon Eine, wie Du ſie brauchſt. Unter zehn tauſend Thalern thu' ich's nicht. Du ſollſt ſchon mit mir zufrieden ſein. Aber mach' mir auch vorher keine dummen Streiche. Hörſt Du, Kleinſöhnchen! Dann erhältſt Du unſer Geſchäft in Oberndorf, und kannſt den Herrn ſpielen. Dein Väterchen ſetzt ſich in Ruh und wiegt dir die kleinen Köpchen. O Du kleiner loſer Schelm, das ſoll ein Freudenleben werden!" Und ſie nahm ſein Köpfchen wieder zwiſchen ihre beiden hohlen Hände und ſchmatzte es nach Herzensluſt ab.

Der Herr Commis ſchien eben ſo wenig von den mütterlichen Plänen in Bezug auf ſeine Zukunft wie von der mütterlichen Zärtlichkeit erbaut und meinte trocken: Mit dem Allen habe es noch gute Zeit. Er denke noch nicht an dergleichen. Guſtel aber war in ihren Laden gerannt und hatte ſich ſchnell ein Battiſttuch in den Mund geſtopft, um nicht laut zu lachen; denn ſie wußte nur zu gut, daß Alles, was die Frau Mutter ſprach und that, dem Herrn Bruder zum ſchweren Aerger gereichte.

Frau Sabine wandte ſich an Anton: „Mein lieber Sohn, es thut mir leid, daß ich Dir meine Zufriedenheit nicht eben ſo gut zu erkennen geben kann, wie meinem Köpchen, aber ich muß immer nur Klagen über Dich hören. Du machſt es Keinem Recht. Du biſt vorlaut und naſeweis, Du biſt träge und faul, Du verrichteſt alles ſchlecht und verkehrt, träumeriſch und gedankenlos und ſtiehlſt dem lieben Herrgott die Tage ab. Ich muß Dich ernſtlich ermahnen, mein Sohn, daß Du in Dich gehſt, Dich beſinnſt und bekehrſt und von dem eingeſchlagnen falſchen Wege ablenkſt auf den ächten und rechten. Es kommt mir zu, alſo zu Dir zu reden; denn ich verſehe Mutterſtelle bei Dir. Ich habe Dich auferzogen von Deiner Geburt an, Dich gefüttert und gepflegt und Dir alles Liebes und Gutes angethan.“

Anton weinte. „Großer Gott!“ ſchluchzte er voll Wehmuth und Verzweiflung. „Ich wollte, ich wäre mit meiner Mutter geſtorben! Dann hätten Sie nicht ſo viel Sorge und Kummer um mich, Frau Mama, und ich wäre der Qual enthoben, es Niemanden recht machen zu können. Ich beſchwöre Sie, mir doch einen Verwandten oder Freund meines Vaters oder meiner Mutter zu nennen, an welchen ich mich bittend wenden kann, daß er mich zu ſich nimmt und mich etwas lernen läßt, wozu ich mehr Luſt und Geſchick habe, als zum Kaufmannsgeſchäft. Dann ſind Sie

Alle mich ja los und mir wird auch wohl ſein, wenn ich nicht immer geſchlagen und geſcholten werde.“

„Du ſchlechter undankbarer Junge!“ brauſte Frau Sabine auf. „Darfſt Du ſolche gottvergeß'ne Reden gegen mich führen? Haſt Du's nicht gut bei uns? Wirſt Du nicht gehalten, wie mein eignes Kind? Wenn Du geſtraft wirſt, ſo iſt das Folge Deiner Nachläſſigkeit, Faulheit und Vorlautigkeit. Wie Du's treibſt, ſo geht Dir's. Schläge ſind Dir geſund, und Du wirſt einſt die Hand ſegnen, die Dich jetzt züchtigt. — An Deine Verwandten willſt Du ſchreiben und Dich über ſchlechte Behandlung beklagen? Pfui, Du Böſewicht! Du haſt auf der Gotteswelt keine Menſchenſeele weiter als uns. Lauf Du nur hin in die Welt und laß Dir die Naſe von fremden Leuten putzen. Sieh erſt einmal zu, wie ſelbſtverdientes Brod ſchmeckt, Du Duns, und ſing andern Ohren Deine Litanei vor, Du Gelbſchnabel! Sie werden Dich ſchon von der Wache bringen, Du thörigtes Kind, und Du wirſt in das öde Lerchenfeld gucken, wenn Du ſo fortfährſt, Du armer Tropf!“

„Sein Sie doch nicht ſo ſchlimm, Frau Mama! Ich habe es ja nicht ſo gemeint.“

„Du wirſt noch erkennen, wie gut ich's mit Dir vorhabe. Die Guſtel wollten wir Dir zur Frau geben, wenn Du ein ordentlicher Menſch geworden ſein würdeſt, und der Vater ſollte Dir die Porzellanfabrik geben, oder ihr könntet euer eigen Geſchäft anfangen, und Du wärſt ein gemachter und geborgner Mann geweſen all' Dein Lebelang. Kann man's wohl beſſer mit einer armen Waiſe meinen, wie

Du biſt? Und doch willſt Du's nicht erkennen, Du ungerathenes Kind!"

„Ich erkenn' es ja! Ich erkenn' es ja!" ſchrie Anton ganz zerknirſcht. Guſtel kam heraus, aber jetzt mit verweinten Augen und machte gegen ihre ſtrenge Mutter bittende Bewegungen um Schonung. Frau Sabine fuhr fort: „Du haſt die Bücher immer geliebt, und das hat mir von Anfang nicht an Dir gefallen. Denn Bücher ſind des Teufels Fangnetze und Fallſtricke, darin fängt er junge unerfahrne Seelen. Da ſoll's ganz abſcheuliche und nichtswürdige Bücher geben, die leiht man in der Reſidenz für ein kleines Geld, ich glaube Romaner werden ſie genannt, und auf dieſe gerade ſollen junge Leute wie toll ſein. Es iſt mir geſagt worden, wenn eine jugendliche Perſon erſt nur ein einziges von dieſen Teufelsbüchern geleſen hätte, ſo wäre ſie nicht mehr davon zu bringen und für Zeit und Ewigkeit verloren, und ich habe mich deshalb ſehr vor ſolchen Höllenködern gehütet. Aber auch ihr ſollt euch davor hüten, meine Kinder, und Du ganz vorzüglich, Anton. Es iſt ein altes wahres Sprichwort: Laß Dich vom Teufel bei einem Haar faſſen, und Du biſt ſein auf ewig. Ihr lieben goldnen Kinder, leſt mir um Gotteswillen keinen Romaner." — Guſtel lachte wieder abgewendet in ihr Tuch. Sie hatte heute früh einen ihr ſehr zuſagenden Roman von Anton erhalten; er lag auf dem Ladentiſch unter einem Bündel Zeug, und ſie war vorhin ſehr eifrig mit der Lectüre deſſelben beſchäftigt geweſen, als die Frau Mama angekommen war.

„Da hab' ich Dir ein Buch mitgebracht, Anton. Es iſt das herrliche Paradiesgärtlein. Darin lies Du alle Abend ein Kapitelchen. Davon wirſt Du bald den Segen verſpüren. — Und nun kommen vollends Komödianten hierher. Das Gott ſich erbarme! das ſind die ächten Teufelsbraten. Ich hab' eine Angſt an mir, ſeit ich dieſe Mähr gehört, ich kann mich kaum faſſen. Kinderchen, Ihr müßt mir das Verſprechen geben, daß Ihr niemals in eine Komödie gehen oder einen Komödianten auch nur auf der Straße anſehen wollt. Ich wär' in Todesangſt um Euch, wenn Ihr mir nicht die Hand drauf gebt —"

„Ach, Mutter!" platzte Röschen endlich unwillig heraus. „Sie machen ſich da unnöthigen Kummer. Wenn alle Leute, die in die Komödie gehen, des Teufels ſein ſollten, ſo hätte der liebe Gott in den Städten keine Seele mehr. —"

„Und er hat dort auch keine mehr!" eiferte Frau Sabine, „Sie ſind alle Höllenwiſche, Ihr aber ſollt mir Gotteskinder bleiben."

„Das wollen wir ja auch!" rief Röschen ärgerlich.

„Nun ſo gebt mir Hand und Mund, daß Ihr Euch ganz und gar nichts mit den gottverfluchten Komödianten zu ſchaffen machen wollt. Keine Widerrede! Ich nehme nichts an. Keins von Euch dreien darf mir einen Fuß in die Teufelsſchule, das Komödienhaus, ſetzen. Ich wenigſtens will Eure Seelen vor dem Verderben retten und vor dem himmliſchen Vater keine Verantwortlichkeit Eurethalben haben. Das wäre mir eine ſchöne Beſcheerung, wenn ich vor ſeinem Richterſtuhl ſtände, und er fragte mich: Sabine, wie haſt Du's mit den Pfändern gehalten, die ich Dir anvertraut habe? Und ich müßte beſchämt die Augen niederſchlagen und bekennen, daß ich ſie habe in die Komödie laufen laſſen, ſo daß ſie von ihm abtrünnig geworden ſeien! Nein, daraus wird nichts. Ich will als eine Gerechte vor ihm beſtehen und nicht als eine arme Sünderin. Ihr dürft mir nicht in die Komödie gehen; ich leid's partunemang nicht. Alſo Hand her! Hand her! Verſprechen und nicht gezaudert!" — Es half Alles nichts; ſie mußten alle drei mit Mund und Hand ein Verſprechen geben, welches jedes von ihnen ſo bald als möglich zu brechen den feſten Vorſatz faßte. Köpchen gab es trotzig, Anton gleichgültig, Guſtel verdrüßlich und diesmal vor Verdruß weinend.

„Und wer ſich nun doch beigehen läßt in die Komödie zu gehen, der ſoll zuſehen, was er gethan hat und vor meinem Zorn zittern. Wer mir und ſeinem Worte aber treu bleibt, den werde ich zu belohnen wiſſen."

Es ſchien faſt, als ſei damit die heutige Miſſion der Frau Sabine im Laden noch keineswegs beendigt, aber ſie wurde an der fernern Vollſtreckung derſelben durch den haſtigen Eintritt eines Mannes vom Gange her unterbrochen, der in augenſcheinlicher Aufregung ein Glas Branntwein forderte, und dafür mit auffallender Heftigkeit eine Blechmarke auf den Ladentiſch warf. Die Erſcheinung dieſes den Anweſenden wohlbekannten Mannes übte eine dämoniſchbannende Kraft auf ſie aus. Es wurde eben Allen nicht wohl zu Muthe, als er ſich auf die Bank an der Seite der Thür ſetzte, und Antons Hand zitterte, als er das verlangte Glas einſchenkte. Und doch lag gerade nichts Drohendes, Bewältigendes in der Geſtalt und im Weſen dieſes Mannes, im Gegentheil: er war von kleiner Statur, ſein zuſammengeſchrumpftes nur von dünnen grauen Haaren wirr überhangenes Geſicht ſah elend und verhungert aus, und er trug den rechten Arm in einer ſchmutzigen und zerriſſnen Binde. Was war denn von dieſem kleinen, krankhaften, verkümmerten und armlahmen Menſchen zu fürchten, daß die Blicke der dreyßig'ſchen Familienglieder mit ſo ängſtlicher Scheu nach ihm hinlugten?

Bei näherer Betrachtung konnte man allerdings vor dieſem Geſicht erſchrecken. Es war nicht nur bleifarben, die Züge und Formen deſſelben ſahen auch ſo plump und ſchwer wie von Blei aus, und das Auge war voll Bosheit und unſaglicher Menſchenverachtung oder vielmehr Haß. Es war nicht zu verkennen, dieſer armſelige Menſchenwurm war ein giftiger. Wer war dieſer Mann, der im Laden des Herrnhofs ſo unheimliche Gefühle erweckte? Nichts weiter als ein blutarmer Zeugſchmied, der eben ein ganz Geringes von fertigen Waaren abgeliefert und dafür die wenigen Marken erhalten hatte, von welchen er eine bereits für Schnaps verausgabt. Er hieß Friſchling und war Bürger der Stadt Elbena. Offenbar in großer Gemüthsbewegung, wenn nicht gar ſchon von dem unſeligen Geiſte des Alkohol beſtrickt, ſah er eine Zeit lang verdroſſen und ſchweigend vor ſich hin, bis er die ſtieren und glanzloſen Augen erhob und auf Anton haften ließ.

„Hören Sie, junger Herr“, ſagte er endlich, mit heiſerer Stimme, „Sie gehören nicht in dieſes verfluchte Haus; Ihr ehrliches Geſicht paßt gar nicht zu den andern Spitzbubengeſichtern, und ich habe nie begreifen können, wie Sie eigentlich hier herein gekommen ſind. Ich will mich drauf verfluchen, wenn es nicht auch eine Spitzbüberei iſt. Laſſen Sie ſich von einem armen Manne warnen, der's aber ehrlich und aufrichtig mit Ihnen meint, bleiben Sie nicht in dieſem Höllenneſte! Machen Sie daß Sie fortkommen, eh' der Teufel, der hier als ein Betbruder regiert, Sie auch verdirbt und zu Schanden macht. Retten Sie ſich durch baldige Flucht.“

Die Zuhörer hatten ſich nicht geregt, ſo lähmend hatte die naive Offenherzigkeit des Zeugſchmieds auf ſie gewirkt. Sie ſtarrten ihn nur alle mit großen Augen an. Jetzt erholte ſich aber Frau Sabine doch ſo weit von ihrer Alteration, daß ſie die Stimme erheben konnte.

„I Friſchling, Er iſt ja ein unverſchämter Grobian und verläumderiſcher Schuft!“ ſchrie ſie noch einmal ſo roth als gewöhnlich. „Will Er ſich gleich hinauspacken, Er beſoffner Schlingel! oder ich laß Ihn hinauswerfen und Ihm noch eine Tracht wohlverdienter Prügel aufzählen.“

„Oho, nicht zu hitzig, Frau Böſe-Sieben!“ verſetzte der Kleinſchmied ruhig, ohne ſich auf der Bank nur zu rühren. „Was dahier den ſanften Heinrich betrifft, ſo darf Sie deshalb keinen Menſchen ſchelten, der ſich ihn zum Tröſter in der Noth auserſehen; denn Sie gießt zweimal mehr als ich und andre ehrliche Menſchen von dem Magenwärmer in Ihren dicken Hals hinab, und Sie hat doch wahrlich keine Noth und Sorgen zu vertrinken, wie unſer Einer. Und wenn Sie mich einen Grobian und einen Schuft ſchimpft, ſo war ich darauf ganz gefaßt. Denn wer die Wahrheit ſagt, wird allemal geſcholten. Deshalb iſt's und bleibt es doch wahr, daß Sie und Ihr ganzes Haus heuchleriſche Leuteſchinder und ganz verruchte Teufelsbraten ſind. Und ich laſſe mir von Ihr auch nicht wehren, dem jungen ſchmucken Herrchen zu rathen, daß er nicht auch ſolch ein Blutſauger und Höllenbrand werden ſoll.“

„Hinaus! Hinaus, Er Böſewicht! Er abſcheulicher Lümmel!“ zeterte Frau Sabine ganz außer ſich.

„Ereifre Sie ſich doch nicht ſo ſehr, Sie könnte ſich ſchaden. Und ich ginge doch nicht fort, ſelbſt wenn Sie ein Recht hätte, mich hinaus zu weiſen. Das hat Sie ja aber nicht einmal. Sie gehört ſo wenig in dieſes Haus wie ich. Eigentlich gehöre ich weit mehr herein als Sie, Frau Schnippig; denn meine Großmutter, mütterlicher Seits, iſt auch eine Uſſemhof geweſen, und wenn der Müller den Prozeß gewinnen ſollte, woran ich noch keinen Augenblick geglaubt habe, ſo müßte mir mein Antheil ſo gut werden, wie jedem Andern, wenn ich auch nichts zu den Prozeßkoſten habe beiſteuern können. Alſo halte Sie das böſe Maul und trinke Sie einmal mit mir!“ Damit reichte er ihr giftig lächelnd ſein Schnapsglas hin.

Dieſer Hohn brachte Frau Sabinen um den letzten Reſt von Faſſung. Sie zitterte an allen Gliedern und kreiſchte ihrer Tochter zu: „So ruf' doch Deinen Bruder Ebenezer! Und die Packknechte ſoll er mitbringen und den Hausknecht, daß ſie den frechen Kerl hinausſchmeißen!“

„Ja ruf ihn!“ fügte der Zeugſchmied hinzu. „Ich habe ſo noch etwas mit ihm zu reden, was ich vorhin vergeſſen habe. Die Knechte ſollen in Ruh bleiben; ſie ſchmeißen mich doch nicht hinaus.“

„Wir werden ihm doch das Läſtermaul ſtopfen", ließ ſich Köpchen auch vernehmen, um ſeiner Mutter wenigſtens in etwas zu aſſiſtiren.

„Ach, kleiner Knirps, mukſe Du nicht!" ſagte der Kleinſchmied. „Solch einen Kläffer bind' ich mit der linken Hand zuſammen und häng' ihn hinauf zu dem Krokodill und der großen Eidechſe. Da iſt der buckliche Mops beſſer aufgehoben als hier unten."

Wie ſeine Mutter purpurroth, ſo wurde Herr Jakob meergrün vor Aerger. Der Zeugſchmied wandte ſich aber wieder an Anton, dem die trockne und ruhige Weiſe des Mannes immer mehr zuſagte und die Abfertigung von Mutter und Sohn ganz beſonders gefiel. „Sehen Sie, junges Herrchen, es hat mir lang ſchwer im Magen gedrückt, und ich kann allemal das Magendrücken nicht leiden, es mag herrühren, wovon es will. Heraus mußte es; und da ich einmal im Zuge bin, ſo ſoll Alles heraus, was ich drin habe. Es iſt mir deshalb recht lieb, daß der Herr Ebenezer Dreyßig herbei geholt wird. Vorhin auf ſeiner Stube war ich noch nicht im rechten Zuge. Jetzt geht's beſſer, und da ſoll er noch Manches von mir zu hören bekommen, was er freilich nicht alle Tage hören kann, und wenn er ſich's was koſten ließe. — Aber Sie gefallen mir, junger Herr, und Sie ſollen auch von mir noch Manches erfahren, was Ihnen für Ihr ganzes Leben lang nützlich und dienlich iſt, und was Sie mir nicht zugetraut haben. Ich kann und weiß ſo Allerlei, was ich draußen in der lauten Welt und binnen im ſtillen Wald gelernt und erforſcht habe. Und da ich doch noch nach Amerika auswandre, ſobald ich's nur bemöglichen kann, und meinen Jungen, den Kurt mitnehme, denn ich muß in die Wälder, wo die Jagd frei iſt, ſo möcht' ich daß mein Wiſſen hier auch nicht verloren ginge. Keinem Menſchen theil ich's lieber mit als Ihnen. Ich will auch gar nichts dafür haben. Soll mich Gott bewahren, daß ich von Ihnen Geld für ſo etwas nähme! Doch wir ſprechen ſchon ein andermal darüber. Herr Ebenezer kommt eben ſeiner Frau Stiefmama zu Hülfe!"

Und er huſchte auf den Filzſocken herein, der Herr Prinzipal; aber er war nicht der ſtrenge erzürnte Mann, der ſeiner auflodernden Leidenſchaft Gewalt anthun und ſie in die Bande religiöſer Heuchelei ſchlagen mußte, um ſich nicht zu den wildeſten Ausbrüchen hinreißen zu laſſen, er war nicht dieſer Mann von ſonſt, wie ihn Anton erwartet hatte, im Gegentheil: es lag viel Angſt und Beſorgniß in ſeinen geſpannten Zügen, und Antons Scharfblick erkannte ſogleich, daß der Gefürchtete ſich nur anſtellte, als ſei er zornig, daß er ſich in eine ſcheinbar leidenſchaftliche Stimmung hinaufzuſchrauben bemüht ſei, um wenigſtens ſeine Autorität aufrecht zu erhalten.

„Was treibſt Du hier noch, Ephraim?" fuhr er den Kleinſchmied an, der ihm mit einem hämiſchen Lächeln entgegen ſah. „Und wie kannſt Du Dich unterſtehen hier Unfug zu machen?"

„Mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, Herr Dreyßig" verſetzte der Schmied, den gewöhnlichen unterwürfigen und kriechenden Ton ſehr geſchickt parodirend, „ich trinke hier ein Tröpfchen Armer-Leute-Labial und übe mich im Predigen, indem ich den Text weiter auslege, den ich vorhin auf Ihrer Stube ſchon verlas. Es iſt mir eben noch mancherlei Gutes hier über dieſen Text eingefallen. Er heißt wie Sie wiſſen: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt. Biſt Du nun ein Schuft, ſo ſollſt Du alle Strenge gegen Dich anwenden, damit Du wieder ein braver Mann werdeſt. Iſt Dein Nächſter ein Schuft, ſo ſollſt Du ihm daſſelbe thun. Alſo — ſpricht unſer Organiſt Luchſer — alſo: ich übe hier Chriſtenpflicht, frommer Herr Dreyßig."

„Was ſind das für unnütze Redensarten! Schäm Dich, daß Du Dich dahier auf die Faulbank ſetzeſt und Zeit und Geld verſäufſt. Scher' Dich nach Hauſe an Deine Arbeit, damit Deine kranke Frau nicht Noth zu leiden braucht!"

„Mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, geehrteſter Herr Dreyßig, der Schnaps, den ich hier trinke, iſt von meinen Händen ſauer verdient; die Faulbank hier iſt Ihre Erfindung, meine Zeit iſt mein Eigenthum, das Einzige faſt noch was ich habe, und was meine kranke Frau angeht — ja guter Herr Dreyßig, ſo bat ich Sie ja vorhin, auf Ihrer Stube flehentlich, Sie möchten mir keinen Abzug von meinem kleinen Arbeitslohn machen und mir Ihre verfluchten Blechmarken nicht geben, aber auch das Geld nicht höher aufhängen, als es gilt. Warum hatten Sie denn da kein chriſtliches Mitleid mit meiner armen Frau? und als ich ein ganz klein Bischen grob wurde, drohten Sie mich hinaus zu werfen."

„Du biſt ein eben ſo unnützer Schwätzer, wie Du ein Faullenzer und Tagedieb biſt! Schlemmen wollt ihr gottvergeßnes Volk, und nichts arbeiten. Gott läſtern, im Sündenſchlamm euch wälzen — "

„Sie ſind ſehr ſpaßhaft, Herr Dreyßig. Ich habe ſeit Wochen nichts auf meinem Tiſche geſehen als die trockne Kartoffel und das trockne Brod. —"

„Und biſt doch noch ſolch ein Gottesläſterer. Heu müßt ihr noch freſſen, ihr ſündiges Volk, damit ihr endlich gezwungen werdet, Jeſum Chriſtum zu erkennen."

Der Schmied ſtand auf und trat dem Fabrikherrn dicht unters Geſicht. Seine Augen funkelten, wie die eines Raubthiers, wenn es Beute wittert; mit der freien linken Fauſt ſchlug er heftig auf den Ladentiſch und ſprach, aus der zeitherigen Rolle fallend, in einem fürchterlich ernſten und bittern Ton: „Jedem ſein Theil, Herr! Mir Heu, Ihnen Blei! Verſtanden?"

Ebenezer fuhr zurück und entfärbte ſich. „Weißt Du auch, daß Dich dieſe Drohung in's Zuchthaus bringt?"

„In's Zuchthaus!" lachte der kleine zerlumpte Menſch fürchterlich höhniſch. „Mir ſchon recht! Die Kerle im Zuchthaus haben ein prächtiges Leben gegen unſer Einen. Alle Tage ihr gutes warmes Eſſen, ganze warme Kleider, gute reine Wohnung, die beſte Geſellſchaft, friſche Luft, mäßige Arbeit, keine Sorge. Kein Menſch kann's beſſer verlangen als ein Züchtling. Und eine Schande iſt's auch nicht mehr. Im Zuchthauſe ſollen ſie mich ernähren oder nach Amerika ſchaffen, daß ſie mich los werden. Ich will's durchſetzen, und ſollt' ich Einem Arm' und Bein' entzwei ſchlagen."

„Sprich nicht ſo frech, Kerl! Es iſt nicht wahr! Du fürchteſt Dich vor dem Zuchthauſe, d. h. vor der Arbeit im

Zuchthauſe. Sonſt hätteſt Du nicht den lahmen Arm da. Du denkſt wohl ich wüßte nicht, wie Du dazu gekommen biſt?“

„Nun wie werd' ich dazu gekommen ſein?“ entgegnete der Kleinſchmied wieder pfiffig lächelnd. „Ich habe mir unvorſichtig einen glühenden Eiſenſtab drauf fallen laſſen. Was hat ſolch ein Malheur mit dem Zuchthauſe zu thun?“

„Mich machſt Du nicht dumm, Ephraim. Selber haſt Du Dir mit glühendem Eiſen die Schußwunde aus dem Arm gebrannt, die der Forſtgehülfe Reuter Dir geſchoſſen, als er Dich Nachts im Revier über'm Wilddiebſtahl betraf. Die ganze Stadt weiß, daß Du ſeit Jahren ein arger Wilddieb biſt. Wenn Du nun ſo große Luſt in's Zuchthaus hätteſt, wie Du mir vorſchwatzen willſt, warum brannteſt Du Dir den Arm und geſtandeſt nicht ein, daß Du's geweſen, der den Schuß erhalten? Da wärſt Du ja gleich im Zuchthauſe verſorgt geweſen!“

„Erſt!“ meinte Friſchling mit einer ſchadenfrohen Geberde. „So will ich nicht, wie die Herren wollen. Geſetzt, die Sache wäre ſo, wie's Ihnen beliebt ſie zu berichten, verehrteſter Herr Dreyßig, ſo litte meine Ehre durchaus nicht, daß ich mich auf ſolche Weiſe fangen ließe. Denn unſer Einer hat auch ſeine Ehre, und arme Wilddiebe haben oft mehr Ehre im Leibe als reiche Kaufleute. Wenn ich ſo lange ſchon ein Wilddieb wäre, wie Sie ſagen, ſo wär' es ja eine Schande und ein Spott für mich, wollt' ich mich durch den Schuß eines ſo naſeweiſen Bürſchchens, wie der Reuter iſt, fangen und in's Zuchthaus ſtecken laſſen. Oho' ſo kriegt ihr mich nicht hinein. Da weiß ich's geſcheidter anzufangen, Herr Dreyßig. Mein Müthchen will ich kühlen und dafür als gute Belohnung das Zuchthaus und endlich nach Amerika transportirt auf Staatskoſten. So iſt meine Rechnung, Herr Dreyßig."

„Wenn Du ſie nur nicht ohne den Wirth gemacht haſt. Sie werden Dir ſchon das nächtige Handwerk legen, eh' Du Dir's verſiehſt. Diesmal hat's vorgeſpukt."

„O es treibt mancher ſchlimmere Dinge bei finſtrer Nacht, als einem Rehbock Blei in den Löffel legen, und weiß ſich dabei ſichrer als ein Wildſchütz!"

Ebenezer erblaßte ſichtbar, und Anton bemerkte wie ein leichtes Zittern über ſeinen Körper lief. Auch Friſchling ſchien es wahr zu nehmen; denn er zwinkerte tückiſch lächelnd mit den Augen und verzog den Mund hämiſch.

„Was willſt Du damit ſagen?" fragte der Kaufherr mit weißen bebendenden Lippen und forcirter Stimme.

„Nicht mehr und nicht weniger als was ich geſagt habe, nämlich daß die Wilddiebe nicht die einzigen Diebe ſind, die bei Nacht ſtehlen. Mir aber ſoll erſt Einer beweiſen, daß ein Wilddieb wirklich ein Dieb, ein Spitzbube iſt. Bringt mir doch erſt den Kauf- oder Schenkbrief, worin der liebe Herrgott den Fürſten und Herren den Wald und das Wild drin zu Erb- und Eigenthum übergibt. So lang Ihr mir dies Papier nicht vorlegt, glaub ich's nicht, daß dieſe Herren allein Vergnügen und Genuß davon haben ſollen. In der Bibel ſteht vielmehr: Der Menſch ſoll ein Herr ſein über alles Gethierig in Wald und Feld, über den Vogel in der Luft und den Fiſch im Waſſer. Ich bin aber eben ſo gut der Menſch, wie es ein vornehmer Herr iſt. In Amerika gilt der Bibelſpruch: da geht auf die Jagd, wer Luſt dran hat. Und deshalb muß ich nach Amerika.“

Ebenezer ſah ſich im Laden um. Die Frau Mama, welcher das Zwiegeſpräch nicht behagt, hatte ſich ſtill abgedrückt. Auch Köpchen war ärgerlich über ſeines Bruders Benehmen in die Comptoirſtube gegangen, ſo wie Guſtel in ihren Laden. Anton wog Zucker ab, als bekümmere er ſich nicht um den zerlumpten Gaſt.

„Ephraim“, ſagte Ebenezer in einem faſt ſanften und zutraulichen Tone, „von der Sache läßt ſich ſchon weiter reden. Deshalb brauchſt Du nicht in's Zuchthaus, um nach Amerika auszuwandern. Wenn Du das ernſtlich willſt, ſo helf ich Dir ſchon fort. Wart' nur bis ich von der Meſſe heim bin.“ Es war Antonen aufgefallen, daß der Herr Prinzipal ſich dem ungeſchliffnen Gaſte mehr als nöthig genähert hatte; jetzt ſah er, vorſichtig hinüberſchielend, wie Ebenezer dem Zeugſchmied baares Geld in die Hand drückte und dabei den Zeigefinger der linken Hand bedeutſam auf den Mund legte.

Der Schmied fuhr mit dem klingenden Geſchenk raſch in die Taſche, ſchlug eine meckernde Lache auf und ſagte ſtoßweiſe, faſt erſtickend vor Lachen: „'S iſt doch beſſer, ich gehe erſt in's Zuchthaus, Herr Drewſig! Vielleicht treff' ich da Manchen als Kameraden, der's jetzt nicht meint. Und das Müthchen möcht' ich doch erſt kühlen, den Racheburſt erſt löſchen. Sehen Sie nur, da war meine Aelteſte, die Marielies, ein prächtig Weibsſtück, und ein gutes liebes Herz. Die Herren brachten ſie zu Fall, und von Herrn

Guſtav Koberſtein hat ſie ein Kind. Nun Sie wiſſen's ja: was brauch' ich's zu erzählen. Sie ſtarb mir voriges Jahr im Kindbett, der Wurm lebt daheim, und Herr Koberſtein hat ihr und mir keinen Pfennig gegeben. Ja nicht einmal Arbeit. Die mag ich auch nicht von ihm. Nun ſehen Sie, lieber Herr Dreſſig, der Herr Guſtav Koberſtein und der Herr Emil Reuter, der mich geſchoſſen haben will und mir's doch nicht beweiſen kann, ſind ganz dicke Freunde. — Und meine Zweite, die Gevatter, erſt zwanzig Jahre alt, iſt — Gott ſei's geklagt! — von den Herren auch ſchon zur Hure gemacht, ich will nicht ſagen von wem. Noch mehr: den langen Prozeß wegen der kleinen Fiedelbornswieſe hab' ich auch gegen den Herrn Kämmereiſchreiber verloren, und der vierte Theil der Wieſe iſt mir abgeriſſen und ihm zugelegt, obgleich er ſo wenig Recht dran hatte, wie ich an den Mond. Aber der Herr Kämmereiſchreiber hat gewonnen, weil er beim Stadtrath iſt, und mich hat der Prozeß noch hundert Thaler gekoſtet. Soll ich weiter reden? Ne! 's iſt nicht nöthig. Was brauch' ich Ihnen auch zu ſagen, was Sie ſelber wiſſen, Herr Dreſſig? Alſo nicht wahr, 's iſt doch beſſer, ich gehe durch's Zuchthaus nach Amerika? Es hat ja damit auch keine Eile. Erſt muß meine Alte abfahren, und mit der Waſſerſucht geht's ſo ſchnell nicht. Sie kann immer noch ein halbes Jährchen zubringen. Unterdeſſen kann noch gar Manches geſchehen, woran jetzt kein Menſch denkt, hochgeehrter Herr Dreſſig!" Und mit dem abſcheulichen tückiſchen Hohngelächter ſchloß er die Rede.

„Geh' jetzt nach Hauſe, Ephraim!" ſagte Ebenezer faſt bittend, „und komm morgen früh zu mir. Ich will, eh' ich reiſe, erſt noch mit Dir reden. Sieh, es iſt Nacht geworden, und Anton ſteckt die Lampe an. Geh' nach Hauſe. Deine Frau wird auf Dich warten." Nie hatte Anton den Prinzipal in dieſem Tone ſprechen hören. Staunend ſah er, wie der ſonſt ſo ſtrenge Herr dem gemeinen Menſchen noch etwas in die Hand drückte, ihn dann am Arm faßte und zur Thür hinaus ſchob. Beim Strahl des Lampenlichts erblickte der ſeltſam bewegte Lehrling in einem zermarterten Geſicht große Schweißtropfen glänzen, obgleich die Temperatur bedeutend kühl war. Lautlos verſchwand Herr Ebenezer aus dem Laden, und Anton blieb ſeinem Nachdenken über die merkwürdigen Räthſel, die ſich vor ſeinen Augen zuſammengeſponnen hatten, überlaſſen. Daß hier ein ſchweres und kein gutes Geheimniß obwalte, ahnete er wohl, aber wie er auch ſann, kein Lichtſtrahl dämmerte in das tiefe Dunkel, welches vor ſeinen Augen lag.

Wie flog dieſer Plunder von ihm, als er Abends ſpät in ſeinen kleinen armſeligen Tempel trat! Welch ein friſcher Lebenshauch wehte ihm in dieſem engen Raume entgegen! Er hatte das Buch vom Juden Blumenfeld geholt und zu ſeiner Freude den Band einer Weltgeſchichte erhalten, welcher einen Theil der altgriechiſchen Geſchichte umfaßte. Mit jugendlicher Haſt ward der Laden geſchloſſen, das Licht angezündet, das Buch aufgeſchlagen, und nun verſchlangen die funkelnden Augen Zeile für Zeile, Blatt für Blatt. Kein Schlaf trübte ſie. Leuchtend ſtiegen die Heroengeſtalten der berühmten Hellenen in ſeinem Geiſte empor, eine neue prächtige Schattenwelt, die große Vorzeit, verklärt von der dichteriſchen Begeiſterung einer hochbegabten Jünglingsſeele.

Ohne Acht auf die ſchlagende Kirchthurmuhr, hatte er ſchon lange über ſeine gewöhnliche Studienzeit hinausgewacht, als in der tiefen Stille, die ihn umgab, ein leiſes Geräuſch an ſein ſcharfes Ohr drang. Er konnte nicht unterſcheiden, woher es kam, deshalb löſchte er im Nu das Licht und verbarg es ſammt dem Buche im Bette. Dann horchte er lange. Wieder regte ſich etwas unter ihm in den Gewölben, dann neben ihm im Thurme. Es war ihm, als würde der Laden des Fenſters aufgeſchraubt, welches aus dem untern Stock des Engelkaumens in den Berggarten führte. Was konnte das ſein? Anton bebte vor Aufregung. Den Athem anhaltend, ſchlich er wie eine Katze leiſe nach dem Fenſter und nahm den Vorſatzladen hinweg, ſo vorſichtig, daß ein paar Schritte davon das ſchärfſte Ohr nicht das leiſeſte Geräuſch vernommen haben würde. Mit derſelben Vorſicht öffnete er das Fenſter und ſchaute mit halbem Kopfe in die finſtre Nacht hinaus. Anfangs unterſchied er nichts auf dem dunklen Boden, aber einige Sterne ſtrömten ihr mattes Licht herab, und ſo gewahrte er denn bald eine männliche Geſtalt, die von der andern Seite des Kirchbergs, wo die Kegelbahn lag, herankam und an das Fenſter des Thurms trat. Anton erkannte trotz der Nacht an der Form der Geſtalt und an den Bewegungen ſogleich den Juden Blumenfeld. Das Thurmfenſter war allerdings offen. Noch niemals hatte es Anton offen geſehen. Von drinnen wurde mit unterdrückter Stimme heraus zu dem Juden geſprochen. Anton erlauſchte wohl, daß es Ebenezers Stimme war, konnte aber die Worte nicht verſtehen. Der Jude entgegnete ebenfalls einige dem Lehrling unverſtändliche Worte. Gleich darauf wurden zwei Packete oder Bündel aus dem Fenſter heraus gegeben, welche Blumenfeld in Empfang nahm und einzeln eine Strecke den Berg hinauftrug. Zurückgekehrt nahm er noch einen vollen Sack aus dem Fenſter auf die Schulter. Antonen deuchte, als verſtände er die Worte „Schädel“ und „zerſchlagen“ aus einem kurzen Satze heraus, welchen Ebenezer leiſe ſprach. Der Jude ſtieg bergauf und verſchwand um die Thurmecke. Der Fenſterladen wurde wieder geſchloſſen und innen feſtgeſchraubt. Einige Minuten ſpäter war es Antonen, als ſähe er oben im Berggarten, nahe an dem verfallenden Gartenhäuschen, den Juden mit dem Sacke wieder. Doch konnte es auch Täuſchung ſein. Der Jüngling verſank in tiefes ſchweigendes Sinnen. Die Kühle der Nacht küßte ihn leis und ſchmeichelnd auf die heiße Stirn, die alte heilige Stille und die tiefen Schatten umarmten ihn wieder. Der leiſe Strahl einzelner Sterne ſenkte ſich in ſein erhobenes träumeriſches Auge. Was war hier geſchehen? Dieſer Gedanke durchbebte ihn mehr als einmal, und unwillkürlich — er wußte nicht wie und weshalb — mußte er ihn in Verbindung mit den ſeltſamen Aeußerungen des Zeugſchmieds Friſchling und dem noch weit ſeltſamern Benehmen Ebenezers in Bezug auf dieſe Aeußerungen bringen. Böſe Geheimniſſe waren es außer allem Zweifel, welche hier zuſammen gewebt wurden, aber von welcher Art: darüber blieb Anton trotz allem Nachdenken ungewiß. Doch gab dieſe unerwartete Entdeckung oder vielmehr Wahrnehmung ſeinem Rachedurſt neue Nahrung. Er nahm ſich vor, die entdeckte Spur zu verfolgen und den Zeugſchmied, der ihm ſo viel Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, auf alle Weiſe auszuforſchen. Es war ihm ärgerlich, daß er nicht ſogleich aus dem Hauſe konnte, um dem Juden heimlich nachzuſchleichen, und zu den ſtillen Vorſätzen, die er im Dunkel dieſer Nacht faßte, gehörte auch der, ſich nicht nur einen Nachſchlüſſel zur Hinterthür auf den Hof und einen andern zur Thür aus dem Hof in die Kegelbahn zu verſchaffen, ſondern auch und zwar ſo bald als möglich eine gute Strickleiter, auf welcher er aus ſeinem Fenſter hinab in den Berggarten gelangen könnte. Die Glocke des Kirchthurms ſchlug zwei Uhr, und er legte ſich zu Bett. —

—

Am nächſten Sonntag Vormittags mußte alles Menſchliche, was im Herrnhof lebte, mit Herrn Ebenezer zur Kirche. Sein Vater, ſeine Stiefmama, ſeine Geſchwiſter begleiteten ihn. Er ging anſtändig einfach, faſt herrnhutheriſch gekleidet, mit gefalteten Händen, das Geſangbuch unter dem Arm, die Blicke demüthig zu Boden geſenkt. In ſeinem Kirchſtand auf der erſten Empore, trat er ſogleich vor, und ſtreckte die Arme mit den zuſammengefalteten Händen weit über die Brüſtung hinaus, ſchlug die Augen fromm empor und verrichtete ſein Gebet. In dieſer Stellung verblieb er faſt die ganze Dauer des Gottesdienſtes lang, ſo daß in der ganzen Kirche jedermann die Augen, ſo lange als ihm beliebte, am Anblick des frommen Mannes weiden konnte. Die Predigt hielt ein junger **Collaborator**, ebenfalls ein Frommer. Er ſchloß Herrn Ebenezer Dreyßig in's Kirchengebet ein, und wenn er ihn auch nicht mit Namen nannte, ſo bezeichnete er ihn doch ſo genau, daß ihn Jedermann erkennen mußte, und nachdem er ihn mit den übertriebenſten Lobſprüchen belegt, forderte er die Gemeinde auf, daß ſie ihr Gebet mit dem ſeinigen vereinigen möchte um glückliche Reiſe und gute Handelsgeſchäfte dieſes frommen Mitchriſten ꝛc. Ebenezer preßte vor allem Volke ſeine Stirn auf die emporgehobnen gefalteten Hände und verweilte ſo bis zu Ende des Gebets. Dann opferte er mit Geräuſch einen Thaler in den Kirchenſtock und trat mit ſeiner Familie die Rückkehr in den Herrnhof an, wo eine volle Mittagstafel bereits prächtig zugerichtet war. Die Gäſte, welche heute dazu eingeladen waren, ließen nicht lange auf ſich warten; es waren drei Männer, der heutige Prediger, Herr Stadtcollaborator Hammer, der Herr Organiſt Luchſer und der Herr Hofadvokat und Stadtſecretär Schönhahn. Der junge Diener des göttlichen Worts, ein ſchmächtiger bleicher Menſch von mittler Größe und ſteifer Haltung, ſah merkwürdig ſchläfrig aus. Dies lag an ſeinen kleinen grauen matten Augen, die er nicht zur Hälfte aufthat und auch noch hinter einer Brille verſteckte, und an den aufgedunſenen Oberwangen. Er ging mit gemeſſnen Schritten ſchier feierlich einher und war bis auf die Leibwäſche und das Halstuch ſchwarz gekleidet von Kopf bis zu Fuß, doch ebenfalls mit auffallender Eigenthümlichkeit: er trug nämlich kurze ſchwarztuchne Kniehoſen, lange ſchwarzwollne Strümpfe und Schnallenſchuhe. Die Hände hatte er in die gegenſeitigen Rockaufſchläge verſteckt. Das ſtrohgelbe und ſtrohſteife Haar war über der Stirn geſcheitelt.

Der Organiſt zeigte ſich als ein von dem vorigen ſtark verſchiedenes Menſchengewächs. Klein und dürr von Statur hatte er eine fahle nußbraune, zuweilen in's Citronengelbe ſpielende Haut, ſtraff auf eine eckige Stirn, hervorſtehende Backenknochen und ſpitziges Kinn aufgeſpannt; hier ſchwarzblau wegen des glattraſirten Bartes. Das glänzendſchwarze Haar lag dicht auf dem Kopfe auf und harmonirte mit den ſchwarzen ſtechenden und lauernden Augen. Die Gliedmaßen dieſes kleinen Menſchen waren von außerordentlicher Beweglichkeit. Er verneigte ſich in einem Athemzug rechts und links, ſprach vorwärts und drehte ſich um und war voller Complimente und coulanter Redensarten.

Den ſeltſamſten Gegenſatz zu den beiden Geiſtlichen bildete des Advokaten plumpe vierſchrötige Geſtalt.

Die ganze Dreyßig'ſche Familie war beiſammen bis auf die verſtoßene Suſanne und ihr Töchterchen; denn auch der Bierbrauer und Gaſtwirth Flippert war mit ſeiner Ehehälfte heute an Ebenezers Tiſch geladen, und die Frau Katharina Uſſemhof fehlte natürlich auch nicht und war mit Hülfe der Frau Sabine Dreyßig ſtattlich herausgeputzt.

Den Ehrenplatz erhielt der Herr Collaborator. Ihm zur Rechten ſaß Frau Sabine, zur Linken Matthies, dann hüben und drüben der Hofadvokat und der Organiſt, Frau Katter und Ebenezer, die Geſchwiſter und die Commis, und den letzten Platz nahm Anton ein.

Zur großen Befriedigung der Familienhäupter erhob ſich der junge Geiſtliche in dem Augenblicke, als die Suppe aufgetragen wurde, und forderte die chriſtliche Tiſchgeſellſchaft auf ein Gebet mit ihm zu ſprechen. Und er faltete ſeine Hände und lobete Gott, daß er dieſes frommen Hauſes Tiſch alſo ſegne und bat um den himmliſchen Segen zu der Mahlzeit. Das Gebet war übervoll von Salbung und prächtigen Redensarten. Die Mitbeter waren ſichtbar davon ergriffen und gerührt.

Als man ſich nun wieder niedergelaſſen und zu ſpeiſen begonnen hatte, richtete Ebenezer das Wort an den Collaborator: „Ich habe Ihnen meinen wärmſten Dank abzuſtatten, daß Sie meiner gehorſamſten Bitte gütige Berückſichtigung haben angedeihen laſſen und den Herrn Stadtdiakonus Grünholz vermocht haben, Ihnen die heutige Vormittagspredigt abzutreten. Ich bin durch dieſe ächt chriſtliche und gotterfüllte Rede ſo hoch erbaut und geſtärkt worden, daß ich freudigen und gottergebenen Muthes meine Reiſe gleich nach Tiſche antreten werde. Eine Predigt des alten Herrn Diakonus hätt' ich heute nicht hören mögen. Ich nehme faſt immer Aergerniß an ſeinen Kanzelvorträgen, worin er den hochbenedeiten Namen unſres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti als des in's Fleiſch gebornen Gottes und Erlöſers ſelten einmal ausſpricht, und wenn es geſchieht, ſo nicht in der rechten Art und Weiſe, ſo daß ich ihn ſchon lange im Verdacht habe, er glaube gar nicht an die Gottheit Chriſti.“

„Sie dürften wohl nicht allzuweit von der Wahrheit geblieben ſein, wertheſter Herr Dreyßig“, entgegnete der Prediger mit einem kalten bedeutſamen Lächeln. „Ich muß geſtehen, wenn ich den bedenklichen und — warum ſoll ich hier das rechte Wort nicht gebrauchen? — unchriſtlichen Rationalismus und das vorgerückte Lebensalter des Herrn Diakonus ſcharf in's Auge faſſe — und dieſe Gedanken machen mir oft vielen und ſchweren Kummer — ſo bangt mir vor der Seligkeit dieſes ſonſt ſo würdigen Mannes. Denn es läßt ſich kaum hoffen, daß er ſich noch zum reinen chriſtlichen Glauben, der unerläßlichen Bedingung zur Seligkeit, bekehren dürfte, es müßte denn in ſeiner Todesſtunde ſein. Und gerade auf dieſer letzten Stunde ſeines irdiſchen Lebens beruht noch meine einzige Hoffnung für ſein Seelenheil. Man hat es oft erlebt, daß Atheiſten, Pantheiſten und Rationaliſten, die ihr Lebelang im härteſten Unglauben verſunken waren, oder ein gräuelhaftes Geſpött getrieben hatten mit den heiligen und geheimnißvollen Satzungen der Religion, im letzten Stündlein, wo der ernſte Mahner mit unabweisbarer Macht an ſie herantrat, zu Chriſti Kreuz gekrochen ſind und es reuig und inbrünſtig umarmt und die lebenſpendenden ſündentilgenden Blutstropfen davon gierig weggeſaugt haben. Hat ja ſelbſt der größte und geiſtreichſte Verſpötter des in Knechtsgeſtalt auf Erden erſchienenen Gottes, jener Voltaire, der ſein ganzes Leben hindurch ſeinen größten Ruhm darin ſuchte, die chriſtliche Religion lächerlich zu machen, auf dem Todtenbette mit der größten Genugthuung und gläubigſten Gemüthserhebung das Sacrament empfangen und iſt mit Gott verſöhnt in den ewigen Frieden hinübergegangen. So hoffe ich auch, daß der Herr unſern alten Grünholz in der letzten Lebensſtunde mit ſeinem himmliſchen Lichte erleuchten und mit milder Vaterhand den Irrenden auf den Weg des ewigen Heils zurückführen werde. Ja ich möchte wohl glauben, daß er ſchon jetzt gar ſehr von dem Abwege, auf welchen dieſer unſelige gemüthloſe Rationalismus führt, zurückgekommen iſt, aber aus Stolz will es der alte Mann nicht eingeſtehen."

„Was dieſe Ihre letzte Meinung betrifft", nahm der Organiſt das Wort, „ſo möchte ich ſie mit Ihrer gütigen Erlaubniß doch bezweifeln, verehrter Herr Collaborator. Der Herr Diakonus, mit welchem ich doch nun ſchon zwölf Jahre an der hieſigen Stadtkirche zuſammenwirke, iſt mir als einer jener eiſernen Charaktere bekannt, die niemals auch nur ein Haarbreit von dem einmal als Wahrheit Erkannten abweichen, ſelbſt auf dem Todtenbette nicht. Es iſt ihm wohl noch niemals in den Sinn gekommen, daß er im Irrthum ſei, und er hat nur ein mitleidiges Lächeln für dieſe Anſicht über ihn. Er meint ja im Gegentheil alle, welche ſtreng an Gotteswort und die Kirchenlehre glauben, ſind in Irrthum und Wahn verſtrickt, und er will ſie belehren."

„Dann wehe ſeiner armen Seele!" ſprach der Herr Collaborator feierlich mit gefalteten Händen und einer ungewöhnlich weiten Augenöffnung nach oben. „Wir können dann nichts für ihn thun, als unſern himmliſchen Vater und den, der mit ihm Eins und auf die Welt gekommen iſt, zu lehren, zu leiden und zu ſterben, damit alle Menſchen von der Sünde, dem ewigen Tode und dem Teufel erlöſet und errettet werden, mit flehentlichem Gebete täglich anzugeben, daß er auch dieſe arme irrende Seele, die freilich als Lehrer und Verkünder des göttlichen Worts eine zehnfach ſchwerere Verantwortung hat, als andre, zu Gnaden annehme und aus göttlicher Barmherzigkeit nicht mit ihr in's Gericht gehe. Ich fürchte freilich es wird ihm ſchwer werden wider den Stachel zu lecken, eben weil er ein geweihter Prieſter der Kirche iſt und mit dem ihm anvertrauten Pfunde ſo ſchlecht gewirthſchaftet hat als ein ungetreuer Knecht.“

„Das Sündenregiſter des alten Mannes wächſt um ſo mehr“, bemerkte der Hofadvokat, „weil er den Unglauben und die Laſterhaftigkeit der gemeinen Bevölkerung hier in den zwölf Jahren ſeines Hierſeins gar ſehr gefördert, wenn nicht gar hervorgerufen hat, und er nun auch ſeinen einzigen Sohn, den Rudolf, in denſelben ſcheußlichen Grundſätzen zum Gelehrten erzieht.“

„Dieſer Angabe vermag ich leider nicht zu widerſprechen“, ſagte der Organiſt. „Ich weiß von meinem eignen Sohne Theodor, den der Herr Diakonus zuſammen mit dem ſeinigen unterrichtete, daß er den beiden Knaben ſehr gefährliche Grundſätze beizubringen keine Mühe geſcheut hat. Was mein Kind betrifft, ſo habe ich alles das wieder glücklich entfernt, was etwa von der ſogenannten Vernunftlehre des Herrn Ephorus hängen geblieben wäre, oder ich habe vielmehr erſt väterlich dafür geſorgt, daß von den Irrlehren nichts haften blieb.“

„Das wird Ihnen Gott lohnen, Herr Organiſt!“ ſagte der Collaborator pathetiſch. „Es iſt unſer Aller heiligſte Pflicht dieſem Unweſen des Rationalismus aus allen Kräften entgegen zu wirken und die hohle Lüge vor aller Welt aufzudecken, die er in ſich verbirgt und mit verführeriſchem Laubwerk, das er Vernunft, Humanismus, Naturwiſſenſchaft, Philoſophie u. d. gl. nennt, geſchickt überkleidet. Wir müſſen dieſer Teufelin Philoſophie, der hölliſch ſchönen Gorgone mit dem Schlangenhaar, deren Blick alles Lebende in Stein verwandelt, den blanken Schild mit dem dreimalheiligen Kreuzzeichen entgegenhalten, damit ſie vom Blick ihres eignen Auges zu Stein werde; dann müſſen wir ihr mit dem alten gefeiten Schwerte des Glaubens, mit der ſcharfen Schneide, die einſt die heiligen Kreuzritter gegen die Ungläubigen führten, zu Leibe gehen und ihr das gottloſe Haupt abſchlagen. Ja das Kreuz muß wieder gepredigt werden, wie einſt als der gottbegeiſterte Einſiedler Peter von Amiens das Abendland durchzog; aber die Ungläubigen und Verächter des Herrn wohnen unter uns und ſind — Gott ſei's geklagt! — ſogar als Verkünder ſeines Wortes angeſtellt. Gegen ſie müſſen wir die Fahne des Glaubens tragen mit dem hehren Kreuzbilde und darüber die alten heil- und ſiegverkündenden Worte: In dieſem Zeichen wirſt du ſiegen.“ Der junge Redner rückte die bis zur Naſenſpitze herabgeglittene Brille hinauf, warf durch ſie einen triumphirenden, fragenden, lächelnden Blick auf die ſtaunende Zuhörerſchaft, und trank ſich zur Belohnung ein Glas Wein.

„Gewiß“, meinte der alte Dreyßig, „iſt es von den Herren Geiſtlichen, welche nicht an die Bibel als das von Gott eingegebene wahrhaftige Wort, d. h. als das Himmelsbrod, wodurch wir allein zur ewigen Seligkeit gelangen können, glauben und allerlei Menſchenweisheit predigen, die unverzeihlichſte Sünde, daß ſie beim Kirchendienſt bleiben und nicht ehrlich ein Amt niederlegen, das ſie doch nicht ehrlich bekleiden können. Sie berufen ſich immer auf ihre Ehrlichkeit in der Lehre und thun ſich etwas darauf zu gut, daß ſie keine Heuchler ſeien, und doch ſtehen ſie mit ſich ſelbſt im ärgſten Widerſpruch. Wenn ſie wirklich ehrliche Männer wären, dürften ſie niemals ein Sakrament ertheilen."

„Und doch gerade ſind die berühmteſten Theologen der proteſtantiſchen Kirche, die hochgefeierten Schriftſteller und Kanzelredner, ſolche Heiden geweſen", lamentirte der Collaborator. „Man möchte blutige Thränen weinen über die Sündhaftigkeit dieſer ſogenannten gelehrten Bildung. Aber die Steine werden noch reden, wenn Menſchen ſchweigen über ſolchen Unglauben. Verflucht ſei dieſe unnütze Bildung, wenn ſie die Menſchheit von Gott abzieht und in des Teufels Rachen führt! Wahrlich, ich ſage euch, meine Freunde, das herrliche Bibelwort muß wieder wahr werden: Chriſtum lieb haben, iſt beſſer denn alles Wiſſen."

„Die leidige Bildung unſerer Zeit und dieſe falſchen Prieſter, die ſie verkünden, ſind eben das Unkraut, das unter den Waizen geſät iſt", ließ ſich Ebenezer vernehmen. „Der Herr wird es ausrotten und in's Feuer werfen. Sie werden, wenn er ſeine Tenne fegt, auf ſeiner Wurfſchaufel zu leicht befunden und als Spreu vom Winde verweht werden. Die Gerechten aber werden bleiben an der Stätte des Herrn."

„So iſt's!" belehrte der Geiſtliche. „Unter meinen jüngern Amtsgenoſſen hat ſich gottlob! ein beſſ'rer, ein wahrhaft chriſtlicher und gottesfürchtiger Geiſt verbreitet.

Wir verachten dieſe kalte menſchliche Bildung; wir wiſſen, daß die wahre Weisheit keine Weltweisheit, ſondern die Demuth des Glaubens iſt, daß das wahre Heil nicht von dieſer Welt iſt, ſondern im Paradieſe, deſſen Pforten uns Chriſtus durch ſein Blut geöffnet. Wir laſſen uns kein Jota von der Bibel als dem wahren Gottesworte rauben, und an den deutſchen Thronen finden wir endlich die nöthige Unterſtützung. Ja, Gott ſei geprieſen, daß wir in unſerer bewegten Zeit wieder chriſtliche Fürſten haben und nicht mehr brillante Geiſter wie jenen vielbewunderten Atheiſten auf einem Königsthron, den Freund des abſcheulichen Voltaire! Mit dieſen Fürſten im Bunde und mit Männern aus dem Volke, wie Sie ſind, meine Herren, gedenken wir denn auch getroſten und freudigen Muthes den Kampf aufzunehmen und zu beſtehen mit all' den hölliſchen Mächten, die jetzt über die Erde hintoſen. Sie ſollen uns unſern Gott nicht rauben und die von ihm eingeſetzte Obrigkeit auch nicht. Die Bibel ſollen ſie mit ihren frechen kritiſchen Händen uns als unſer leuchtendes Palladium ſtehen laſſen. Ja mit Luther ruf' ich aus: Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn und keinen Dank dazu haben. — Und wenn die Welt voll Teufel wär', es ſoll uns doch gelingen!"

„Vortrefflich! Herrlich!" rief der Hofadvokat mit erkünſtelter Begeiſterung, ſetzte aber mit einem Anfluge von Ironie hinzu: „Miles gloriosus ecclesiae militantis! — Wir können Gott nicht genug für ſeine allgütige Fürſorge danken, mit der er Sie uns geſchenkt hat. Ich bitte die verehrte Geſellſchaft mit mir auf das Wohlſein und das gottſelige und geſegnete Wirken unſres hochverehrten Herrn

Collaborators Hammer anzuſtoßen und das Glas zu leeren.“ — Alle fuhren empor, die Becher klangen aneinander; die meiſten Zungen ſchlürften den Wein mit dem Wohlbehagen jener frommen Selbſtgenügſamkeit, die allen Ernſtes überzeugt iſt, man ſei ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes und durchaus ein in jeder Hinſicht bevorzugter Menſchenſohn. Der Collaborator verneigte ſich jedesmal huldreich lächelnd, wenn ihm eine klingende Ovation gebracht wurde und that dann ſeinen von Gottſeligkeit wie von Thau des Hermons triefenden Mund auf und ſprach: „Nicht für meine Perſon kann ich dieſe Huldigung meiner verehrten Freunde annehmen; denn ich bin nur ein ſchwaches Werkzeug in Gottes Hand, ein demüthiger Knecht ſeiner heiligen Kirche, ein armer Arbeiter in ſeinem Weinberge, der kein Verdienſt hat und keinen Ruhm, ſondern Alles freudig hingibt in Gottes Hand. Aber das darf ich von mir ſagen: mein Herz iſt voll von Gott und mein Mund hat nur Preis und Ehre für ihn, der das Firmament gebaut hat, und für ſeinen eingebornen Sohn, das Lamm, das in reinſter Unſchuld die Schuld und Sünde der Welt auf ſich genommen und mit ſeinem Blut uns rein gewaſchen hat, und für den heiligen Geiſt, der da ausgehet als Tröſter und Vermittler über die Welt. Und für dieſe drei, die da Eins ſind, ein Gott im Himmel und auf Erden, nehme ich die Lobpreiſung Ihrer Herzen an. Ich dagegen preiſe Sie glücklich, daß Sie mit mir das rechte Theil auf Erden erwählt und als treue Herde ſich unter die Obhut des wahren guten Hirten geſtellt haben auf den Boden, der da nimmer wankt und wenn Alles umher zittert und bebt, ich meine den Boden des heiligen Altars. Denn er iſt mit den Grundfeſten der Erde verwachſen und ragt in den Himmel hinauf. Er iſt die eigentliche Jakobsleiter, auf welcher die Sterblichen von den Engeln aus dem trüben Nebel und Jammerthal der Erde zu der glanzvollen Herrlichkeit des Himmels empor geführt werden. Und nur wenn die Throne der Erde auf die Stufen des Altars geſtellt werden, ſtehen ſie feſt und erhalten die himmliſche Weihe. Darum laſſen ſie uns wirken, daß alle irdiſche Macht und Gewalt auf den Himmel zurückgeführt wird, damit die alte geheiligte Ordnung der Dinge auf Erden wieder erſtehe und dem frechen Unfuge gotteslaſteriſcher Neuerungen für immer geſteuert werde. Und ſo trinke ich denn auf das baldige Gelingen unſres gemeinſamen Gotteswerks, auf unſer glückliches Obſiegen über Sünde, Tod und Teufel."

Und die Geſellſchaft trank wieder und lobte Gott.

„Es hat keine Noth mit der Sache der Frommen und Gerechten auf Erden", replicirte der Hofadvokat, „wenn wir Männer haben wie Sie und den Herrn Kirchenrath Lehmann in Igelfingen. — "

„Das iſt ein wahrer Apoſtel des Herrn und eine feſte Säule ſeiner Kirche!" rief der Collaborator raſch einfallend. „Ich ſpreche nur mit tiefſter Ehrfurcht von dieſem Lichte, deſſen Glanz bis zum Thron unſres Landes gedrungen iſt. Geſegnet ſei das Haupt dieſes Gerechten! Wenn es nicht wie Anmaßung klänge, ſo würde ich vorſchlagen auf das Wohl des Herrn Kirchenraths zu trinken."

„Wagen wir es in aller Demuth!" meinte Ebenezer und füllte die Gläſer.

Und ſie tranken wieder und lobeten den Herrn Kirchenrath Lehmann.

Der Organiſt that zu wiſſen, daß er in dieſen Tagen nach Ingelfingen reiſen und dem Herrn Ephorus dort die Aufwartung machen werde und bat um gütige Aufträge des Herrn Collaborators, welche dieſer bereitwilligſt zuſagte.

Die Geſellſchaft hatte unterdeſſen des Leibes Nahrung und Nothdurft nicht vergeſſen und Janes Kunſterzeugniſſen alle Ehre angethan. Die kleine kalbsaugige Köchin hatte bewieſen, daß ſie in der Küche noch mehr verſtehe, als Kaffeebrennen. Die Mahlzeit war ſchon über den Fiſch hinausgediehen, als Frau Sabine, die ſeither nur die ſtumme Bewundrerin gemacht hatte, ſich ein Herz faßte, und den jungen Kirchenvater alſo anredete: „Sie ſind ein Mann nach dem Herzen Gottes, Herr Collaborator, und in der Schrift bewandert, wie ſelten ein Menſch. Verzeihen Sie mir alſo, wenn ich Sie um eine Belehrung bitte.“

„Belehren iſt meines Amtes Pflicht und Schuldigkeit. Bei Ihnen, werthe Frau, kommt noch das größte Vergnügen hinzu, dadurch Gelegenheit zu finden Ihnen in etwas zu dienen.“

„Ich bin auch eine eifrige Bibelleſerin, und das Wort Gottes iſt ſchier das einzige Buch, in welchem ich leſe. Da ſtößt mir denn freilich mancherlei auf, das mir nicht klar iſt, und worüber ich gern ein Wort von Ihnen hörte. Vorzüglich aber iſt mir Eins aufgefallen. Ich las den Spruch: Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt. Und es machte mir Bedenken, ob ich wohl eine Auserwählte oder nur eine Berufene ſei, die nachher vom lieben Heiland abgewieſen werde. Und doch iſt er für uns Alle geſtorben, damit wir Alle, von Sünden gereinigt, der ewigen Seligkeit theilhaftig werden. Und es ſteht auch geſchrieben: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde. Das kann ich nun nicht mit dem erſten Ausſpruch zuſammenreimen, wonach doch nur Wenige zur Seligkeit gelangen ſollen. Darüber hätt' ich gern Licht von Ihnen.“

Der junge Geiſtliche ſah einen Augenblick ziemlich verdutzt vor ſich hin, aber er ſammelte ſich ſchnell und verſetzte lächelnd: „Darin liegt nur ein ſcheinbarer Widerſpruch. Alle Menſchen, die Buße thun und an Jeſum Chriſtum glauben, ſollen ſelig werden. Das ſind die zur ewigen Seligkeit Berufenen. Aus dieſen werden die Frömmſten auserwählt zur Gemeinſchaft der Heiligen. Sie ſind nicht ſeliger als die Uebrigen, aber ſie ſind in ſtetem Verkehr mit der heiligen Dreifaltigkeit wie die Cherubim und Seraphim. Sie ſind die Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen. Das ſind die wenigen Auserwählten. Eine ſo fromme und gottesfürchtige Frau wie Sie, Frau Dreyßig, wird jedenfalls dermaleinſt zu den Auserwählten gehören.“

Frau Sabine war von dieſer Erklärung ſehr befriedigt und dankte ſchönſtens, nahm auch das Anerbieten des jungen Predigers gern an, ihr die Schrift ferner auszulegen, und er belohnte ſich für das exegetiſche Meiſterſtück, das er geliefert, wieder mit einem Glaſe Wein, und hieb dann friſchen Muthes auf den fetten Puter ein, der gebraten auf den Tiſch gekommen war. Seine Unterhaltungsgabe war ferner der Mutter und der Tochter Guſtel ſchier ausſchließlich geweiht, und der Erſtern wurden dadurch mancherlei Gedanken in Bezug auf die Letztere erweckt. Guſtel war dagegen für die kanoniſchen Süßigkeiten des geſprächigen Kirchenlichts ziemlich unempfänglich und benahm ſich zum Aerger ihrer Mutter hölzern und ſtupid. Ja ſie vergaß ſich ſoweit dann und wann einen äußerſt verliebten Blick hinab nach dem ſchönen Jungen zu werfen, der ſtumm auf dem letzten Platze ſaß und den ſtillen Beobachter machte. —

Der Organiſt führte nun zumeiſt das Wort und überhäufte die ganze Geſellſchaft und jedes einzelne Glied mit den ſchönſten Flatterien. Er lobte Alles; er war über Alles entzückt, und machte ſich außerordentlich beliebt. Nach Aufhebung der Tafel nahm ihn Ebenezer bei Seite und gab ihm in Bezug auf die Reiſe nach Igelfingen noch beſondre Winke und Aufträge, die mit nickender und bejahender vergnügter und höflicher Bereitwilligkeit aufgenommen und für deren beſte Ausführung mit den umſtändlichſten Betheuerungen eingeſtanden wurde. Vorzüglich legte Ebenezer ſeinem Sendboten an's Herz, die Fräulein Schweſter des Herrn Kirchenraths zu gewinnen, da man wiſſe, wie viel dieſe fromme Jungfrau über ihren Bruder vermöge.

Der Collaborator ging umher und reichte Allen den Friedenskuß mit dem Wunſche einer geſegneten Mahlzeit und verſammelte ſie ſchließlich zum Dankgebet: „Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich, und ſeine Güte währet ewiglich!“

Während der Tafel war die alte Reiſekutſche Ebenezers angeſpannt und mit dem Reiſegepäck verſehen worden. Der zum Kutſcher umgewandelte Hausknecht meldete, daß Alles zur Abfahrt fertig ſei. Ebenezer übergab dem Bruder

Gottfried die Schlüſſel, küßte ſeine lieben Gäſte mit frommen Anwünſchungen und ließ ſich von Allen an den Wagen begleiten, wo er noch einmal ſeinen Leuten Zucht, Ordnung und Gottesfurcht anbefahl. Er ſtieg ein, winkte mit der Hand Abſchied und fuhr unter den ſaftigen Segensſprüchen des Collaborators ab.

Die Hauptperſonen der Tiſchgeſellſchaft kehrten zur Flaſche zurück; die „Leute“, in deren Geſichtern durch die frommen Mienen plötzlich eine hochfreudige Bewegung durchglänzte, zerſtreuten ſich ſchnell. Die Stunde ihrer ſechswöchentlichen Freiheit hatte geſchlagen.

Die Meßzeit.

Der Bruder Gottfried war nun für ſechs Wochen Herr im Hauſe, und da er im Grunde ein ganz gutmüthiger Menſch war, ſo fanden die Leute ſeine Herrſchaft ſehr erträglich. Er duldete weder Läßigkeiten, noch Unordnungen, aber er tyranniſirte und beargwohnte ſeine Untergebenen nicht und gönnte ihnen gern Freude und Freiheit. Im Stillen huldigte er dem Grundſatz: leben und leben laſſen, aber er durfte nur ſo lange danach handeln, als ſein Bruder abweſend war. Gottfried war einer von den Dutzend-Menſchen, die gar keine feſten Grundſätze und Lebensanſichten haben, ſondern ſich des Vortheils wegen in Alles fügen, was ihnen zugemuthet wird. Zum Gehorchen geboren, gewohnt ſtets die Befehle Andrer zu reſpectiren, iſt ihnen das Selbſtbefehlen eine läſtige Sache. Gottfried war weder durch körperliche noch durch geiſtige Eigenſchaften ausgezeichnet; weder häßlich, noch hübſch, weder geiſtreich, noch dumm, gehörte er nur zu den Frommen, weil ſeine Familie dazu gehörte, und er nun einmal von Jugend auf gewöhnt war in die Kirche und Betſtunde zu gehen, die Hände zu falten und fromme Worte zu ſprechen, bei denen er ſich nichts dachte. Er hatte dadurch eine angenehme und einträgliche Stellung. Er hätte aber aus denſelben Gründen auch einer Judengemeinde, oder einer Geſellſchaft von Atheiſten angehört. Vor ſeinem Bruder Ebenezer hatte er ungeheuchelten Reſpect, theils weil derſelbe im Vaterhauſe ſtets als ein ganz ausgezeichneter Menſch geprieſen worden war, theils weil er ſich ja täglich und ſtündlich überzeugte, welch ein außerordentliches Betriebs- und Erwerbsgenie Ebenezer war. Ueber den moraliſchen Werth ſeines Bruders hatte Gottfried gar kein Urtheil. Vom Geſchäftsſtandpunkte aus verſtand ſich ja eigentlich Alles von ſelbſt, was Ebenezer that, und war dieſer nicht überdies noch ein ſehr frommer und gottesfürchtiger Mann? Es kam Gottfrieden gar nicht in Sinn, ſeinen Bruder für einen Heuchler zu halten. Wenn er nicht ebenſo handelte wie jener, ſo geſchah es nicht etwa aus moraliſchem Abſcheu, ſondern weil er keine Anlage und deshalb keine Luſt dazu hatte. Dazu kam, daß Gottfried ein Weib liebte, wirklich liebte. Es war dies die junge Wittwe des vor mehren Jahren verſtorbnen zweiten Beamten beim Juſtizamte in Elbena, die hübſche und intriguante Frau Amtscommiſſär Eichler, die mit drei Kindern nur eine kleine Penſion und kein Vermögen beſaß und den unerfahrnen Gottfried mit Hülfe ſeiner Schweſter Suſanne, deren Freundin ſie war, ſehr geſchickt an ſich zu feſſeln gewußt hatte. Suſanne hatte dazu gern die Hand geboten als zu einer willkommnen Gelegenheit ſich an ihrem Vater und Bruder Ebenezer zu rächen. Natürlich wußte Gottfried ſo gut wie jeder andre Menſch in Oberndorf und Elbena, daß ſein Vater nimmermehr zugeben würde, daß er die Amtscommiſſärin heirathe, aber er konnte nun einmal nicht mehr von ihr laſſen und wendete ihr den größern Theil ſeines Verdienſtes zu. Einen oder zwei Abende beſuchte er ſeine Geliebte heimlich — wie er meinte — oder ſprach ſie bei ſeiner Schweſter Suſanne, während es jedermann in der Stadt wußte, und am genauſten ſein Bruder, ſein Vater und ſeine Stiefmutter. Aber von ſeiner Familie erwähnte Niemand dieſes Verhältniß; man wartete natürlich nur darauf, daß er Ernſt mache. Und da er ſeine Lage ſelbſt richtig beurtheilte, ſo wollte er nicht eher Ernſt machen, bis ſein Vater mit Tod abgegangen ſei. Das Beiſpiel ſeiner Schweſter Suſanne hatte ihn belehrt, daß mit dem Alten in dieſem Punkte nicht zu ſcherzen ſei. Während der Meßzeit ſah er ſeine Geliebte faſt jeden Abend, wandte ihr manchen Vortheil zu, den er ſich machte, und war deshalb gegen die Leute nachſichtiger, als er ſonſt wohl geweſen wäre. Während des Nachmittagsgottesdienſtes blieb der Laden geſchloſſen und jeder der Leute konnte gehen wohin ihm beliebte. Für die übrige Zeit war eine geheime Uebereinkunft getroffen. Es waren drei Commis, der Lehrling und die Ladenjungfer, welche das Detailgeſchäft zu beſorgen hatten, alſo fünf Perſonen. Die Comptoirgeſchäfte waren während der Meſſe nicht bedeutend. Nun hatte jedes reihum in der Woche einen Tag frei, und die älteren den ſechſten Tag wieder reihum, wofür Anton eintrat; den

Sonntag hatten ſie aber alle frei bis auf eins, welches den Sonntags ſpärlichen Verkauf beſorgte; den ſechſten Sonntag der Meßzeit hatte aber wieder Anton zu verſehen. Abends nach Schließung des Ladens und des Comptoirs gingen ſie alle wohin, oder trieben was ihnen beliebte, und es fragte auch Niemand danach, wann ſie nach Hauſe kamen.

Anton eilte ſogleich nach Ebenezers Abreiſe auf ſeine Kammer, ſteckte einige Bücher und Schreibhefte in die Taſche und trabte damit frohen Muthes, ein Liedchen leiſe vor ſich hin ſingend, über den Markt der Unterſtadt zu. Bald darauf trat er in ein Haus, erſtieg zwei düſtre Treppen und öffnete eine Saalthüre, wo ihm ein Hündchen entgegenbellte und wedelnd an ihm empor ſprang, ſobald es ihn erkannt hatte. Die ſchöne Frau Pfarrerin Schirmer öffnete die Stubenthüre, um zu ſehen wer da ſei, und auch ihr Geſicht erheiterte ſich, als ſie Antonen erblickte. Er war in der beſcheidnen Wohnung der Pfarrwittwe, die ſeinen freundlichen Gruß auf's freundlichſte erwiederte.

„Sie finden meinen Sohn auf ſeinem Zimmer“, ſagte die ſchöne Wittwe gütig. „Er wird ſich über Ihren Beſuch ſehr freuen. Er liebt Sie gar ſehr und ſpricht oft mit der größten Theilnahme von Ihnen. Wenn Sie Ihre Lection beendigt haben, ſo kommen Sie mit Guſtav zu einer Taſſe Kaffee zu mir. Ich erwarte noch mehr Beſuch, der Ihnen — ich weiß es — recht angenehm iſt.“ Anton ſagte zu. Es that ihm ſo wohl, wenn ihm Jemand einiges Intereſſe ſchenkte; er kam ſich ja immer wie von aller Welt verlaſſen und verſtoßen vor. Wie glücklich fühlte er ſich aber auch, wenn er zu ſeinen Freunden eilen durfte, an denen dafür ſein Herz mit glühender Dankbarkeit und Liebe hing!

Ein ſchöner ſchmächtiger etwas blaſſer Jüngling trat ihm in dem Hinterſtübchen mit herzlichem Gruß entgegen. Ein Krauskopf, dem ſich unzählige kleine Löckchen zu einem dicken Haarwulſt in einander wirrten. Das tiefliegende kleine blaue Auge verkündete Geiſt und Gutmüthigkeit. Seine edle Geſichtsbildung hatte unverkennbare Aehnlichkeit mit den Zügen ſeiner Mutter. Aber auch in den ſeinigen war jene Härte angedeutet, und das krauſe Haar ſchien eine dieſen Zügen entſprechende Charaktereigenthümlichkeit zu beſtätigen. Guſtav ſah mit lächelndem Wohlgefallen in des Freundes Geſicht. „Und wenn ich es nicht wüßte, daß Herr Ebenezer Dreyßig heute abgereiſt iſt“, ſagte er ſcherzend, „ich würde ſeine Abſchiedsanzeige in Deinem Geſichte leſen. Sie ſteht in den verklärten Zügen ſo deutlich, wie nur immer eine ſolche im Intelligenzblatte ſtehen kann. Ja der Unterſchied zwiſchen den beiden Plätzen iſt recht genau mit dem alten Worte bezeichnet: der Buchſtabe iſt todt, der Geiſt iſt lebendig. Du biſt voll Leben und Verklärung.“

„Wer wie Du ſich ſtets der Freiheit erfreut, kann höchſtens nur eine Ahnung von dem ſeligen Gefühl haben, das den gepeinigten Sklaven erfüllt, wenn er einen Tropfen Freiheit zu koſten bekommt.“

„Ach, glaube nur die Liceiſten in Igelfingen ſind auch keine Freiheitshelden! Dieſe Schulmonarchen ſind uns nicht minder Despoten und Quälgeiſter, wie Dein Prinzival Dir. Ich weiß die Süßigkeit der Ferien gar wohl zu ſchätzen.“

„Es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen Schuldisciplin und dieſer grauſamen Willkür, zwiſchen Männern der Wiſſenſchaft und dieſem rohen gemeinen Heuchler. Und überdies haſt Du die göttlichen Wiſſenſchaften als Ausgleichung und Entſchädigung. Erſt ſeit ich unter Deiner Anleitung lerne, ertrag' ich die abſcheuliche Tyrannei leichter.“

„Du ſollteſt nur die Herren kennen lernen, die Du als Männer der Wiſſenſchaft ſo hoch ſtellſt. Du ſprichſt gerade wie meine Mutter, die auch einen unangemeſſ'nen Reſpect vor dieſen unwürdigen Herren hat, ſo daß man in ihrem Beiſein gar nicht wagen darf irgend einen Tadel über ſie auszuſprechen. — Doch komm, lieber Anton, und laß ſehen, was Dein Fleiß in der jüngſten Zeit geſchaffen hat. Wenigſtens dasjenige, was ich ſelbſt bis jetzt von den Wiſſenſchaften begriffen habe, ſoll Dir, und mit Liebe, gewährt werden.“

Anton zog ſeine Arbeiten hervor und unterlegte ſie der Prüfung des Jugendfreundes.

„Als wir in der Oberndorfer Dorfſchule beiſammenſaßen“, ſagte Guſtav lächelnd, „und Du die hohe Weisheit des geſtrengen Herrn Kantor Baumann immer ſchneller begriffſt und Dir zu eigen machteſt, als ich, ſo daß Du mir nicht ſelten mit dem Vorrath Deines Wiſſes aushalfſt, wenn ich in Noth war, da hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß ich noch ein mal Dein Lehrer werden würde.“

Die Ueberſetzung aus dem Cornelius Nepos wurde zuerſt durchgegangen. „Ich erſtaune über Deine Fortſchritte!“ rief Guſtav mehrmals lebhaft. „Es iſt als wenn Dir Alles anflöge. Du brauchſt Wendungen und Ausdrücke, die man unſern Primanern kaum zutrauen dürfte.“ — Nicht minder zufrieden zeigte ſich der jugendliche Lehrer mit der Löſung der mathematiſchen Aufgaben ſeines gleichaltrigen Schülers. Dann überließen ſie ſich eine zeitlang dem ſüßen Geplauder über alles was ihnen in den Sinn kam, welches der Jugend ſo viel Freude gewährt. Bald ſprachen ſie von ihren Studien, und Anton erzählte zu Guſtavs Befriedigung von ſeinen Forſchungen in Naturgeſchichte, Geſchichte und Poeſie, bald erzählte Guſtav von ſeinen Schulfreunden in Igelſingen, von ihren gemeinſchaftlichen Arbeiten und Vergnügungen, und berichtete, daß einige derſelben in dieſen Ferien als Beſuch nach Elbena kommen würden, dann wieder von den Eigenthümlichkeiten und Schwachheiten der Lehrer, bald von der Zukunft, ihren Hoffnungen und Plänen. Guſtav hing mit Schwärmerei, die ihm von ſeiner Mutter eingepflanzt war, an der Idee Prediger zu werden, wie ſein Vater. Er hielt den Stand eines Paſtors für den höchſten und ſchönſten Beruf und ſtrebte demſelben mit jugendlicher Begeiſtrung und Herzenswärme zu. In Antons Augen ſchimmerten Thränen bangen Schmerzes. Seine Zukunft war nachtumhüllt. Er wußte nicht, was aus ihm werden ſollte.

„Es iſt ewig Schade, daß Du nicht auch ſtudiren kannſt!“ klagte Guſtav. „Ich verſichere Dir Du haſt ein eminentes Talent und bei Deiner Luſt zu den Wiſſenſchaften, bei Deinem Eifer, womit Du alles Wiſſenſchaftliche ergreifſt, müßteſt Du in kurzer Zeit ein bedeutender Gelehrter werden. O daß mein Vater noch lebte! Ich würde ihn vermögen, daß er die Mittel zu Deinen Studien beſchaffte und Dich von der widerwärtigen Familie Dreyßig loseiſte. Es gibt ſo viele und reiche Stipendien in unſerm Lande zu dieſem Zweck. Aber ich bin ſo wenig im Stande, wie meine Mutter, ſie Dir zu verſchaffen, und Deine Quälgeiſter, die Dreyßig, würden auf unſre ſchwachen Stimmen nicht hören. Haſt Du denn noch immer nicht erfahren können, ob Dir nicht Verwandte leben, an die man ſich deshalb wenden könnte?"

„Ich habe die Frau Sabine nochmals dringend gebeten, mir über dieſen Punkt Aufſchluß zu geben, aber ich bin von der heftigen Frau abermals ſchnöde abgewieſen worden."

„Dieſe Menſchen müſſen doch etwas darunter haben, daß ſie Dir jede nähere Auskunft über Deine Abſtammung verweigern. Sie ſagen Dir Dein Vater ſei ein Seeman geweſen und mit dem Schiffe, auf welchem er angeſtellt war, im Sturme untergegangen. Frau Sabine habe ſich Deiner armen Mutter als ihrer Verwandten angenommen und ſie in ihr Haus aufgenommen. Hier ſei auch ſie bald nach Deiner Geburt geſtorben. Das Alles kann wahr ſein, und doch ſagt mir eine innere Stimme, daß es nicht wahr iſt. Deine Eltern müſſen doch Geſchwiſter oder andre Verwandte gehabt haben. Die Frau Sabine Dreyßig wird doch wahrlich nicht die Einzige geweſen ſein. Mir iſt immer als müſſe dahinter ein Geheimniß verborgen ſein, welches Dir verſchwiegen bleiben ſoll, und ich denke, wenn Du doch den Schlüſſel dazu fändeſt, ſo würden auch die Mittel zu

Deinen Studien bald aufgefunden ſein. **Komm jetzt mit** zur Mutter. Wir wollen mit ihr und den Frauen, die wir bei ihr finden werden, weiter über dieſes Thema reden."

Sie traten in das Zimmer der Frau Pfarrerin. Gretchen ſprang ihnen entgegen, lieblich und anmuthig, in der Fülle kindlicher Schönheit, und legte ihren Arm in den Antons. Zwei Frauen, Beſuch der Pfarrerin, begrüßten ſich mit den beiden Jünglingen: Gretchens Mutter, Frau Suſanne Breiting, und die Frau Amtscommiſſär Eichler, welche ebenfalls ihr älteſtes Kind, eine ſechsjährige Tochter, mitgebracht hatte. Suſanne war von ihren Geſchwiſtern die intereſſanteſte Perſönlichkeit ſowohl körperlich als geiſtig. Die Dreyßig'ſchen Familienzüge hatten ſich an ihr veredelt, die Dreyßig'ſche Familienſchlauheit hatte ſich in ihr vergeiſtigt. Sie war klein von Statur aber zierlich und mit Anmuth gewandt. Ihre Freundin, die Frau Eichler, war dagegen eine hochaufgeſchoſſne Perſon, der man ein exaltirtes und phantaſtiſches Weſen auf den erſten Blick anſah. Schon ihre bunte Kleidung verrieth ihr ſanguiniſches Temperament. Die drei Wittwen bildeten ein Freundſchaftskleeblatt, gleiche Schickſale und gleiche Bildung hatten ſie in dem kleinen Orte zuſammenführen müſſen.

Guſtav legte den Frauen mit beredter Zunge dar, während ſein Auge vom ſchönen Enthuſiasmus glänzte, daß er heute die Ueberzeugung gewonnen, Anton ſei für einen ungewöhnlichen und hohen Lebensberuf beſtimmt, er ſei nicht nur ein ganz außerordentliches Talent, nein er ſei ein ſeltenes Genie, und er lege ihnen deshalb die Frage vor, ob es ihnen nicht möglich ſei den unglücklichen Jüngling aus der Marterhöhle, in welcher er ſchmachte, zu befreien und in die ſeiner Natur angemeſſ'ne Laufbahn zu bringen. Die Frauen wußten freilich für den Augenblick keine Mittel und Wege dazu, aber Frau Eichler fing ſogleich Feuer indem ſie meinte: das müſſe nicht gut ſein, wenn nicht in Bälde für die Rettung und das Glück eines ſo genialen und liebenswürdigen jungen Menſchen Rath zu ſchaffen ſei. Sie für ihr Theil werde ſich keine Mühe verdrießen und kein gutes Mittel unverſucht laſſen. Und ſo ſteckte ſie die beiden andern an, und es entſtand in der erſten Begeiſterung ein Verein der drei Freundinnen zur Förderung des leiblichen und geiſtigen Wohls Anton Schmettau's. Sie wollten des armen Verlaßnen Mütter und gute Genien ſein. Es wurden ſogleich Plane entworfen, Vorſchläge gemacht, Meinungen geäußert. Das Meiſte war ziemlich phantaſtiſch und unpraktiſch. Frau Eichler überbot ſich ſelbſt in kühnen Combinationen. Antons mögliche Verwandtſchaften kamen auch wieder zur Sprache. Frau Breiting, von den Andern aufgefordert, zu berichten, was ſie davon wiſſe, erwiederte: „Das iſt ſo viel wie nichts, obgleich ich, als Antons Mutter zu uns in's Haus kam, ſchon vierzehn Jahre alt war. Ich weiß mich noch jedes einzelnen Umſtandes ganz genau zu erinnern. Schon damals kam mir die Ahnung, der Jude Blumenfeld ſei bei der Sache betheiligt, und noch heute ſagt mir ein Gefühl, das ich Ueberzeugung nennen möchte, dieſe Ahnung habe mich nicht getäuſcht. Der Jude kam nämlich in jenem Sommer häufiger als gewöhnlich in unſer Haus und verhandelte viel heimlich mit meinem Vater und deſſen Frau, gewöhnlich hinter verſchloßnen Thüren. Darauf wurden im Hinterhauſe, das auf den Berggarten hinausſah, ein paar wüſte Gemächer, in welchen zeither Heu und Stroh gelegen hatte, zu Zimmern eingerichtet und wohnlich gemacht. Wir Kinder erfuhren: eine Verwandte unſrer Stiefmutter werde zu uns ziehen. Nun war es ſchon auffallend, daß in dem geräumigen Vorderhauſe nach der Straße zu keine Zimmer zurecht gemacht wurden, was mit weit weniger Mühe und Unkoſten hätte geſchehen können, ſondern in dem alten garſtigen Hinterhauſe mit der Ausſicht an den kahlen Berghang. Endlich verreiſte mein Vater und kam in der folgenden Woche ſpät Abends in einem verſchloßnen Wagen zurück. Eine weibliche Perſon in der Tracht einer niederländiſchen Bürgersfrau, deren Kopf mit Tüchern faſt ganz umwickelt war, ſo daß man in der That faſt nichts weiter ſah, als die Naſenſpitze, wurde vom Vater aus dem Wagen gehoben und faſt mehr getragen als geführt. Es hieß die Frau Baſe ſei ſehr krank, und ſtöhnend wurde ſie in die neuen Zimmer und zu Bett gebracht. Die Frau Stiefmama übernahm ihre Bedienung ausſchließlich, ſowohl mir als meiner Schweſter Gertrud war ſtreng verboten, in die Stube der Frau Baſe zu gehen und die kranke Frau zu incommodiren. Wir bekamen ſie alſo nie zu ſehen. Es fiel uns auf, daß kein Arzt in's Haus kam. So lebte die fremde Frau über vier Monate bei uns im Hauſe bis in den Winter hinein. Wir beiden Schweſtern ſtarben faſt vor Neugierde. Wir wußten nicht ob unſre Hausgenoſſin alt oder jung, ſchön oder häßlich war, und ich entwarf mir einen Plan wie ich mein heftiges Verlangen befriedigen möchte, ohne mich zu verrathen und einer jedenfalls ſtrengen Strafe auszuſetzen. Gertruden durfte ich nichts von meinem beabſichtigten Unternehmen ſagen; denn ſie war feig und furchtſam und machte bei ſolchen Gelegenheiten gern meine Angeberin. Schon mehrmals hatte mein geſpanntes Ohr Nachmittags leichte Tritte auf dem langen Boden des Hauſes wohl eine Stunde lang vernommen, und ich ſchloß daraus, daß die Fremde ſich Bewegung mache. Die Bodenthüre war dann jedesmal verſchloſſen. Ich ſchützte alſo einen nothwendigen Weg nach Elbena vor; dazu gab es hundert Veranlaſſungen in unſerm Hauſe. Früh eh' die Andern aufſtanden, war ich ſchon fort, d. h. leiſe und geſchickt auf den Boden geſchlüpft. Dort verbarg ich mich hinter Kiſten und großen Hopfenſäcken, welche an den Schloten aufgeſpeichert lagen. Mit Proviant für den Tag hatte ich mich verſorgt. Das Glück war mir günſtig. Bald nach Tiſch hörte ich wie die Bodenthür verſchloſſen wurde und dann vom Hinterhausboden Schritte, die ſich mir näherten. Ich lugte aus meinem wohlangelegten Verſteck hervor. Das Herz ſchlug mir wie ein Hammer. Ein junges ſchlankes Frauenbild, das kaum ein paar Jahre älter ſein konnte als ich, ſchritt an einem Strumpfe ſtrickend und tief in Gedanken verſunken auf und ab. Sie iſt wohl zwanzig mal an mir vorüber gegangen, und ich hatte ſonach Muße genug, ſie ganz genau und von allen Seiten zu betrachten. Und ich habe das mit ſolchem Eifer gethan, daß mir ihre Geſtalt und Züge bis dieſe Stunde noch ſo lebendig in der Seele ſtehen, daß, wenn ich malen könnte, ich ſie ohne viel Mühe vor Euch hinſtellen würde. Sie war von großer Schönheit und hatte namentlich ganz Antons edle ſchlanke Naſe. Ich war ſchon groß und klug genug, um ſogleich wahrzunehmen, daß ſie Mutterhoffnung hatte, die bald in Erfüllung zu gehen ſchien. Von Krankheit oder nur Kränklichkeit ſah ich ihr dagegen gar nichts an. Sie blühte vielmehr wie eine üppige Roſe. Auch konnte ich ſchon damals ſo viel beurtheilen, daß ihr Anſtand, ihre Bewegungen, ihr Gang, was ſag' ich ihr ganzes Weſen weit edler und vornehmer waren als das eines jungen Weibes aus dem niedern Bürgerſtand und namentlich als das meiner Frau Stiefmama. Dies Alles machte einen unauslöſchlich tiefen Eindruck auf mich. — Abends fand ich Gelegenheit glücklich wieder vom Boden zu entkommen und mich anzuſtellen, als ſei ich zurückgekehrt. Niemand im Hauſe hatte eine Ahnung von meiner glücklich ausgeführten Spionage. Mein Geheimniß machte mir aber viel zu ſchaffen; ich konnte manche Nacht nicht davor ſchlafen. Und um ſo größer war meine Unruhe als einige Zeit darauf die Hebamme des Dorfs in unſer Haus kam und die Frau Mama viel beſchäftigt war. Ein paar Wochen vorher war Ebenezer angekommen; wir Mädchen erfuhren nicht was ihn zu ſo ungewöhnlicher Zeit nach Hauſe führte. Am folgenden Morgen erfuhren wir, die Frau Baſe Schmettau habe ein Knäbchen zur Welt gebracht, ſei aber ſo ſchwach, daß man an ihrem Leben verzweifle. Und in der That ging uns nach einigen Tagen die Nachricht ihres Todes zu. Am folgenden Abend durften wir die Leiche einige Minuten lang geſchmückt im Sarge liegen ſehen. Und am Morgen darauf begleiteten wir ſie zu Grabe, und Ebenezer reiſte wieder ab. Ihre Zimmer blieben noch lange geheimnißvoll verſchloſſen, und ich kann meinen Schrecken nicht vergeſſen, als uns die Mama nach einiger Zeit mit bekümmerter Miene ſagte, die verſtorbne Baſe laſſe ſich im Hauſe ſehen und hören. Es war mir ſelbſt ſchon einigemal ganz unheimlich geworden, wenn ich ein Geräuſch in den verſchloſſnen Zimmern zu hören vermeinte. — Der kleine Burſch erhielt eine Amme und wuchs mit meinen jüngern Geſchwiſtern auf. Die Verſtorbene wurde im Hauſe niemals mehr erwähnt; ich aber habe über Manches ſpäter mein abenteuerliches Bedenken gehabt. Inzwiſchen das gehört nicht hierher. Das iſt Alles was ich weiß. Nun ſagt ſelbſt ob uns dies nur irgend wie zu einem erwünſchten Ziele führen konnte?“

„Das kann man nicht wiſſen“, antwortete Guſtav. „Es lohnte ſich wohl der Mühe einmal mit dem Juden Blumenfeld über die Sache zu ſprechen.“

„Um Gotteswillen laßt dieſen abgefeimten Menſchen aus dem Spiele!“ bat Suſanne, und Frau Schirmer ſtimmte ihr mit dem Bemerken bei, dieſer Mann mache auf ſie ſtets einen ſehr unangenehmen Eindruck.

Anton hatte Suſannens Hand ergriffen und ſagte jetzt gerührt: „Eins haſt Du zu erzählen vergeſſen, mein theures Suſchen, daß Du nämlich meine treueſte Wärterin und Erzieherin geweſen biſt, die einzige Seele im Hauſe, die mir wahre Liebe erwieſen hat, und der ich unausſprechlich viel verdanke. Noch erinnere ich mich, wie ich bei Dir ſchlief, wie Du mich in meinen heftigen Kinderkrankheiten warteteſt und pflegteſt. Mein dankbares Herz wird Dir dieſe Liebe nicht vergeſſen. Vielleicht gewährt mir das

Schickſal die Genugthuung, daß ich Deinem Kinde einſt vergelten kann, was Du an mir gethan haſt." Und er küßte Gretchen mit Thränen im Auge, die ſich kindlich zärtlich an ſeinen Hals hing. Dann ſpielte er eine Zeitlang mit den beiden Mädchen und brach endlich mit Guſtav auf, um einen Spaziergang zu machen. So wohl wie heute war dem armen Jungen lange nicht geweſen.

Der Herr Commis Jakob Dreyßig hatte zu Antons heutigem Glücke viel beigetragen, indem er ſich gleich am erſten Tage der Meßzeit dem gefälligen Lehrling großmüthig und dankbar für den ihm erwieſenen Reſpect bezeigen wollte und ihm deshalb erlaubt hatte bis zum Abendeſſen auszubleiben. Anton hatte daher noch zu einem zweiten Beſuch Zeit, als ſich Guſtav von ihm verabſchiedet hatte, und er lenkte ſeinen haſtigen Schritt die ſchmale Kirchberggaſſe hinauf bis faſt an's Ende derſelben, wo in einem ſchönen mit Terraſſen gezierten Berggarten ein ſtattliches Haus im neueſten Styl emporragte und die ganze Stadt beherrſchte. Es war Eigenthum der Frau Hauptmännin von Remiſcheidt, welche mit ihrer Tochter Adelſine hier ihre Penſion verzehrte. Das Haus war nicht groß, aber ſeine elegante innere Einrichtung entſprach ſeiner gefälligen äußern Form. Es war ſo an der ſüdlichen Seite des Kirchbergs gelegen, daß man aus den Fenſtern des zweiten Stocks den obern Theil der an der weſtlichen Seite gelegnen Kirche und das Glockenhaus, und vom Herrnhof den Engeltaumen, die

Linke mit dem Pavillon und das obere kleine Gartenhaus ſehen konnte.

Mit ganz andern Gefühlen trat der Jüngling in die vornehme Wohnung der Offizierswittwe, als wie er vorhin in die einfache Wohnung der Predigerwittwe getreten war. Wangen und Stirn glühten ihm, es flirrte ihm vor den Augen, ſeine Pulſe flogen und das Herz hämmerte ihm wild in der Bruſt. Und doch putzte er ſich mit dem Taſchentuche im Hauserden den Staub von den Stiefeln, ordnete ſich das Haar und zupfte das Hemd am Halſe zurecht. Nun ſtieg er leiſe die Treppe hinauf; er wagte kaum aufzutreten und als er die Vorſaalthür öffnete, war's ihm als fehle ihm der Athem. Das Kammermädchen lief ihm da entgegen und flüſterte ihm haſtig zu: „Nun es iſt gut, daß Sie endlich kommen. Die gnädige Herrſchaft hat heute Nachmittag den Mund noch nicht zugethan von Ihnen und iſt ganz übellaunig geworden, daß Sie nicht da waren.“ Dieſer Troſt verſcheuchte ihm die Scheu und gab ihm einige Faſſung. Dennoch nahm er ſich etwas linkiſch aus, als Adolfine im Zimmer, bei ſeinem Eintreten rief: „Da iſt er, Mama! Ich wußte es ja, daß er noch kommen mußte.“

Die Frau Hauptmännin war noch eine ſehr hübſche Frau, und raffinirte Kenner weiblicher Schönheit hätten wohl gar in mancher Beziehung die Mutter der Tochter vorgezogen. Sie hatte die böſe Vierzig noch nicht erreicht, und die gerundeten Formen, weit entfernt in unſchöne Fülle auszuarten, gaben ihrer Erſcheinung vielmehr eine Elaſticität, welche ſogar noch Jugendlichkeit bewahrte. Sie war etwas kleiner als Adolfine, hatte aber ſicher noch mehr Beweglichkeit als dieſe und daſſelbe Auge voll Leben, Feuer und Schwärmerei. Die Freude der Mutter über Antons Ankunft war eben ſo groß als die der Tochter. Und wurde er denn etwa zum erſtenmal hier ſo herzlich empfangen? Nicht doch! Weshalb war er denn aber ſo blöde und befangen? Wenn er ſelbſt darüber hätte Rechenſchaft ablegen ſollen, er würde keine Urſache anzugeben vermocht haben. Er war ſich nämlich des ſeltſamen Verhältniſſes, in welchem er zu den beiden Frauen ſtand, ſelbſt nicht klar bewußt. Er war doch noch viel zu jung, um die Geheimniſſe und Anomalien des Herzens zu kennen. Er ſowohl als Frau von Remſcheidt und ihre Tochter, jedes für ſich, meinten ſeine Erziehung in dem gemeinen reichen Hauſe und die tyranniſch ſtrenge Behandlung, der er ſich im Herrenhof unterwerfen mußte, kämen in den ſchönen heitern Räumen des vornehmen Hauſes und den gütigen freundlichen Frauen gegenüber als unſelige Gemüthsdepreſſion erſt recht zur Erſcheinung; er fühle ſich auf dem ungewohnten Boden und den in den leichten und anmuthigen Formen der höhern Geſellſchaft ſich bewegenden gebildeten Frauen gegenüber befangen. So viel Wahres an dieſer Annahme ſein mochte, ſo war damit doch keineswegs die ſüße Befangenheit erklärt, die den ſchönen Jungen überkam, wenn er in das adlige Haus trat und die ſich ſchier zur Verwirrung ſteigerte, ob die Freundlichkeit der beiden Huldinnen ſie bannte. Der Grund derſelben lag viel tiefer und wurde von beiden Theilen nicht begriffen und nicht geahnt. Er lag in der gegenſeitigen geheimnißvollen ſeeliſchen Einwirkung der Schönheit auf einander, einer Einwirkung, der ſich Frau von

Remſcheidt ebenſo wenig hatte entziehen können, wie ihre Tochter, und der gerade ſie ſich um ſo unbefangener hingab, als ſie dabei natürlich an nicht die mindeſte Gefahr für ihr Herz dachte. Aber ſchöne gemüthliche Frauen von dieſem Alter, welche noch ein volles und vollberechtigtes Herzensbedürfniß und doch keinen Gegenſtand der Befriedigung deſſelben haben, verbrennen ſich leicht, wenn ſie gemeinſchaftlich mit Kindern, wie ſie angehende Jünglinge zu nennen belieben, mit Amors Fackel ſpielen, die Finger und die — Herzen, und eh' ſie es wiſſen, eh' ſie es ahnen, ſteht bei ihnen Alles in lichten Flammen. Bei Frau von Remſcheidt kam noch ein beſonderer Umſtand hinzu, eine auffallende Aehnlichkeit Antons mit einem vornehmen jungen Manne, mit welchem ſie vor zwanzig Jahren ein Verhältniß gehabt oder richtiger: den ſie wirklich ſchwärmeriſch geliebt hatte und von dem ſie durch die Macht feindlicher Verhältniſſe geriſſen worden war. Seit jener Zeit hatte ſich der empfänglichen und begabten Frau ein gewiſſer elegiſcher Schwung bemächtigt, der nicht mehr in der Liebe (ihre Ehe mit einem ſchon bejahrten Offizier war eine bloße Convenienzheirath geweſen), ſondern in der Lectüre oder vielmehr in der Kunſt, ſo viel ſie davon gewinnen konnte, Befriedigung ſuchte. Aber das Herz behauptet bis zu einem gewiſſen Zeitraum ſeine Rechte, und macht ſie nicht ſelten da am ſtürmiſchſten geltend, wo es damit am hartnäckigſten zurückgewieſen wird. Wie ließe ſich ſonſt anders erklären, daß ſo viel treffliche und ſtreng ſittliche Frauen in ihre Schwiegerſöhne bis zur Extaſe verliebt ſind, eine Erſcheinung, die ſo oft vorkommt, daß ſogar ein gemeines Sprichwort davon hergeleitet wird. Vielleicht war es nun bei Anton inſtinctives Gefühl für die ſtille Herzensneigung der Mutter wie der Tochter für ihn, oder überhaupt der Zauber der höhern Weiblichkeit, welcher bewältigend auf ihn einwirkte und ihn ſo befangen machte; genug es war keinem Zweifel unterworfen, Antons junges Herz ſchlug eben ſo glühend für die Mutter wie für die Tochter, und in das Gefühl für die erſtere miſchten ſich die brennenden Farben der Sinnlichkeit. Er war ſich dieſer Liebe keineswegs klar bewußt, ſo wenig wie die erfahrene ſchöne Frau ſich eingeſtand, daß ſie in den ſchönen Jungen wirklich verliebt ſei. Und doch war es bei hellem Lichte betrachtet ſo: Mutter und Tochter waren in Anton verliebt; Anton war in Mutter und Tochter verliebt. Wer bezweifelt, daß ein Jüngling, der kaum die Knabenſchuhe ausgetreten hat, einer ſolchen Doppelliebe fähig ſei, kennt das innerſte Weſen des menſchlichen Herzens nicht. Anton hatte als Knabe ſchon ſchwärmeriſch das ſchlanke Dortchen von Oberndorf geliebt, und noch war dieſe Liebe nicht in ihm ausgeglüht; er liebte das kleine niedliche Gretchen, er liebte Adolfinen und liebte Frau von Remſcheidt; jede mit einem andern Gefühl, jede auf andre Weiſe.

Die ſchöne Hauptmannswittwe redete ſich ſelbſt ein, die lebhafte Theilnahme, welche ſie für den armen Kaufmannslehrling fühle, ſei nichts als Mitleid mit der gedrückten Lage des unglücklichen Jünglings und mit ſeinen ſchönen Talenten, welche in ſeinen Verhältniſſen rettungslos verkümmern müßten. Wie hätte die würdige Frau ſich je geſtehen können, ihr Herz ſei voll zärtlicher Gefühle für einen jungen Menſchen, deſſen Mutter ſie hätte ſein können? Adolfine war ehrlicher gegen ſich und gegen Anton, weil ſie jung war. Auch war ſie trotz ihrer Jugend nichts weniger als unklar über ihr Gefühl; denn ſie hatte ſeit fünf Jahren mit ihrer Mutter alle Bücher, welche dieſe wöchentlich aus der großen Leihbibliothek in Saſſenau erhielt, um die Wette geleſen. Ihr Herz war eine üppige Treibpflanze des feuchtwarmen Treibhausklimas der neuern Romanliteratur, und ihre ſchnell und heftig entbrannte Liebe zu Anton beim rechten Lichte beſehen doch nichts als eine Wucherpflanze deſſelben. Und war die Zärtlichkeit der Mutter für Anton wirklich etwas anderes? Die Bildung und Weltanſchauung beider Frauen baſirte auf der übermäßigen Romanlectüre, namentlich auf der des modernen franzöſiſchen Romans. Geiſt und Gemüth von Mutter und Tochter waren dadurch unnatürlich echauffirt, exaltirt und überſpannt. Sie entbehrten in Elbena alles anregenden und erhebenden Umgangs, namentlich jedes männlichen, der ſie nur einigermaßen hätte befriedigen können. Mit dem lebhafteſten Bedürfniß zur Geſelligkeit waren ſie gezwungen ziemlich einſam zu leben und hatten wahrlich Grund genug die ſogenannte vornehme Welt des Städtchens gründlich zu verachten. Frau von Remſcheidt bereute es bitter, daß ſie ſich von ihren romantiſchen Anſchauungen, von der köſtlichen Lage Elbena's und der reizenden Gebirgsgegend, ſo wie von der Billigkeit des Grundſtücks hatte verleiten laſſen, ſich hier anzukaufen und das Haus in den Berggarten zu bauen. So lieb ihr dieſe ganz nach ihrem Geſchmack eingerichtete Wohnung war, ſo ging ſie doch ſchon lange mit dem Gedanken um, ihr Beſitzthum wieder zu veräußern und nach Saſſenau oder einer größern Stadt überzuſiedeln. Auch lebte ſie namentlich im Winter des Theaters wegen, oft Monate lang mit ihrer Tochter in Saſſenau, und beſuchte im Sommer in der Regel ein Bad. —

Dieſen beiden Frauen, die da ſtrickten und ſtickten, malten und muſicirten, Romane laſen und ſich langweilten, führte plötzlich ein Zufall einen höchſt intereſſanten Jüngling zu, der blöde und genial für beide ein unwiderſtehlicher Magnet wurde. Alle Kunſt und Literatur, alle Naturſchönheit und Arbeit erſetzen dem Menſchen den Menſchen nicht, am wenigſten dem Manne das Weib, dem Weibe den Mann. Und dieſe Anſprüche aneinander ſind um ſo geſteigerter, je feiner und ausgebildeter der geiſtige Geſchmack der Leute iſt. Das iſt das ewige Geſetz Gottes, dem ſich kein Menſch auf die Dauer entziehen kann. Frau und Fräulein von Remſcheidt hatten doch nun den längſt dunkel erſehnten lebenden Gegenſtand einer wahren und natürlichen Geiſtesbeſchäftigung, das Befriedigungsmittel eines unabweisbaren Seelenbedürfniſſes; ſie hatten doch nun einen Menſchen zum Umgang, für den ſie ſich intereſſiren konnten, und dieſer Menſch war ein reizender Jüngling mit unverkennbar bedeutenden Talenten, und dieſer Jüngling war in einer verlaßnen unglücklichen Lage, ſo daß ihre Theilnahme an ihm und ſeinem Schickſale ſchicklicher Weiſe den alten weiten Mantel der chriſtlichen Liebe umwerfen konnte. Genug, ſie hatten nun etwas „zu hoffen, zu ſorgen“, „um das ermüdende Gleichmaaß der Tage“ zu unterbrechen. —

„Warum kommen Sie denn ſo ſpät?“ rief Adolfine Antonen zu. „Seit zwei Stunden ſieht die Chokolade auf Kohlen.“

„Sie ſcheinen mir alle Anlagen zu einem aimable roué zu haben“, ſagte Frau von Remſcheidt mit lächelnder Ironie, „denn Sie fangen bereits an ſich ſelten und koſtbar zu machen, ein Beweis mehr für meine Behauptung, daß Sie durchaus von vornehmer Geburt ſein müſſen. Ein Roturier ließe ein paar Damen von Adel nicht zwei Stunden auf ſich warten.“

Anton ſah zu dieſen Vorwürfen ziemlich verdutzt aus. „Ich wußte ja nicht, daß Sie auf mich warteten“, ſtammelte er verlegen. „Ich habe wirklich keine gütige Einladung von Ihnen erhalten, gnädige Frau.“

Frau von Remſcheidt weidete ſich an ſeiner reizenden Verlegenheit. Sie mußte unwillkürlich an Venus und Adonis denken und erröthete ſelbſt über einen harmloſen Wunſch in ihrer Seele.

„Wußten Sie nicht, daß Sie Sonntags ein für allemal zu uns eingeladen ſind“, rief Adolfine mit dem lächelnden Zorn der Liebe, „und daß wir heute um ſo früher auf Ihren Beſuch zählen durften, weil Ihr Emir-al-Mumenin*) ſeine Staaten verlaſſen hat, und ſein Kaimakam**) Ihnen gern durch die Finger ſieht?“

„Verzeihen Sie. Ich benutzte heute ſchnell einige Stunden Unterricht von meinem Jugendfreunde Guſtav

---

*) Beherrſcher der Gläubigen.

**) Stellvertreter.

Schirmer. Ich habe Ihnen früher bereits mitgetheilt, daß er jedesmal während der Ferien mich Sonntags in guten und nützlichen Dingen unterweiſt. Nun war er die letzten Wochen über krank und hat mir heute zum erſtenmal wieder den alten Liebesdienſt erwieſen.“

„Bravo!“ ſagte die Mutter. „Sie ziehen als ein junger Held die ernſte Stimme der Wiſſenſchaft dem leichten Gekoſe der Frauen vor. Klug, wenn auch nicht artig! Was haben Sie denn heute für ein Collegium gehört, Herr Studioſus?“

„Ich treibe eben Lateiniſch, Mathematik, Naturlehre und Geſchichte“, verſetzte Anton immer roth bis hinter die Ohren. „Guſtav gibt mir Anleitung, Erklärung, überhört mich und ſieht meine Arbeiten durch.“

„Vortrefflich!“ rief die Hauptmännin ohne alle Beimiſchung von Ironie. „Ein junger Mann kann nichts Beſſeres treiben, und es iſt Ihnen deshalb wegen des zu langen Ausbleibens vollkommene Verzeihung zugeſichert. Aber Sie treiben da Wiſſenſchaften, die mit dem Kaufmannsſtande nur loſe zuſammenhängen, während es doch eine ganz beſondre Handelsdoctrin gibt.“

„Von der verſteht freilich Guſtav nichts, und ich ſelbſt gedenke ſie ſpäter zu ſtudiren, wenn ich mir erſt die nöthige Grundlage dazu angeeignet habe. Für die Sprachen iſt das Lateiniſche, für die Realwiſſenſchaften ſind die Mathematik und die Naturlehre unentbehrliche Grundlagen.“

„Man kann die Sache nicht beſſer und klüger anfangen, wenn man es zu etwas Erklecklichem und Solidem bringen will.“

„Aber Sie werden bei dieſen ſtrengen Studien die Ausbildung ihres ſchönen poetiſchen Talentes hintenanſetzen und verabſäumen“, meinte Adolfine mit zärtlicher Beſorgniß.

„Hier iſt der Probirſtein Ihres Genius“, fügte die Mutter hinzu, „und es muß ſich bald zeigen, ob Sie ein wahrer Dichter ſind. Die ſchöne Literatur dürfen Sie durchaus nicht ganz vernachläſſigen, ſonſt werden Sie bei Zeiten ein deutſcher Pedant, und das iſt das langweiligſte und unausſtehlichſte Geſchöpf auf Gottes Welt.“

„Ah, Mama, fürchte das nicht!“ rief Adolfine leidenſchaftlich. „Dazu ſieht er viel zu geſcheidt aus. Ich wette er hat uns wieder einige allerliebſte Gedichte mitgebracht. Kramen Sie nur Ihre Schätze aus, Herr Antonius! Sie dürfen auf eine andächtige theilnehmende Zuhörerſchaft rechnen.“

„Zuerſt bringe ich Ihnen die beiden Romane mit ſchönſtem Dank wieder“, nahm Anton lieblich lächelnd das Wort. „Ich habe ſie mit großer Aufmerkſamkeit geleſen und meine Bemerkungen darüber auf den inliegenden Zettel geſchrieben, wie Sie es gewünſcht haben.“

„Nun da wollen wir ſehen, welch ein kritiſches Talent der junge Herr hat.“

„Von Schiller und Göthe habe ich wieder einige Dramen geleſen, und auch darüber habe ich meine Anſichten niedergeſchrieben.“

„Gut! Schön! Es freut mich, daß Sie ſelbſt das Höchſte und Beſte mit prüfendem Auge beſchauen. Auch die Sonne hat Flecken, nur ſieht ſie das gewöhnliche Auge, von ihrem Glanze geblendet, nicht."

„Ich ſelber", fuhr er ſchüchtern fort, „habe mich, dadurch mächtig angeregt, verleiten laſſen, ein Drama niederzuſchreiben, das ich freilich kaum wage Ihnen vorzulegen."

„Viktoria!" rief Adolfine glühend vor Erregtheit, und es hätte nicht viel gefehlt, ſie hätte den ſanft erröthenden die ſchönen Augen verſchämt niederſchlagenden jungen Dichter vor den Augen ihrer Mutter umarmt. Ach, die nicht minder exaltirte Mutter wurde von ähnlichem Verlangen heimgeſucht, den in ſeiner Schüchternheit doppelt reizenden Seladon vor den Augen ihrer Tochter auf den friſchen rothen Mund zu küſſen.

„Erſt die Chokolade eingeſchenkt! Und dieſer von mir ſelbſt bereitete Mandelkuchen! Das iſt auch Poeſie!" jubelte Adolfine. „So wollen wir uns dem Doppelgenuß hingeben."

Das aromatiſche Getränk der Kakaobohne duftete in zierlichen goldumränderten Porzellanſchalen vor den drei frohbewegten Menſchen; der köſtliche Kuchen erhöhte die Lockung zum Genuß. Und ſie ſchlürften, ſie aßen, ſie plauderten. Anton ſtreifte die Befangenheit ab und bewegte ſich freier. Adolfine rückte ihm einen Fauteuil an's Fenſter und ſtellte zwei Blumenvaſen mit Roſen zu ſeinen Seiten. Nicht oft wird es einem Dichter ſo behaglich gemacht beim Vorleſen ſeiner Werke, nicht immer hat er ſo ſchöne und ſo empfängliche Zuhörerinnen. Er zog ſein Manuſcript aus der Rocktaſche und begann mit zitternder Stimme zu leſen.

Es war keine himmelſtürmende Tragödie, kein unförmliches Erzeugniß ungebildeter Kraft; er hatte es einfach Drama bezeichnet, und es war der erſte ſcheue Verſuch eines Geiſtes ſich die in ihm liegende Idee der Schönheit zum Bewußtſein zu bringen, während er von den häßlichſten Fratzenbildern umgeben war. Anton hatte ſein Stück „das Landhaus am See“ genannt, ein Titel, der mit der Fabel ſelbſt in keiner nothwendigen Beziehung ſtand und deshalb ſchon ein Fehlgriff war. Die Damen hatten kaum die erſten Scenen gehört, als ſie begriffen, daß ſie den Helden im Dichter vor ſich hatten. Dies nahm Frau von Remſcheidt nicht Wunder; ſie hatte es nicht anders erwartet, und ſie war nur darauf geſpannt, wie er ſein Schickſal poetiſch verklärt habe. Die Fabel war folgende: Eduard, ein junger ſchöner Mann, mit den edelſten Gaben des Geiſtes und Herzens ausgeſtattet, lebt in den unwürdigſten Verhältniſſen. Im Hauſe eines Wucherers in Genf geboren, hat er nie Vater und Mutter gekannt; ein tiefes Geheimniß ruht auf ſeiner Abſtammung. Der Wucherer mißbraucht ihn zu gemeinen Geld- und Handelsgeſchäften. Er kommt allmälig zur Klarheit über ſich und ſeine Lage. Der Trödelhandel führt ihm eine Menge Oelbilder zu, gute und ſchlechte, und an ihnen entzündet ſich der in ihm ſchlummernde Genius der Kunſt. Er fängt an zu malen. Zuerſt copirt er die ihm zu Gebot ſtehenden Bilder, dann malt er nach der Natur und bringt es bald zur Meiſterſchaft. — Ein ſchlicht gekleideter, aber dennoch vornehm ausſehender Mann kauft ein Landhaus am Genferſee und beauftragt den Wucherer, daſſelbe auszumöbliren. Auch von den ihm zum Kauf angebotnen Bildern wählt er die beſten zur Ausſchmückung des Hauſes aus. Eduard wagt ihm auch Bilder von ſich vorzulegen, natürlich ohne ſich als Schöpfer derſelben zu nennen. Der Fremde betrachtet dieſe Bilder lange mit der größten Aufmerkſamkeit und verlangt endlich zu wiſſen, wer ſie gemalt habe. Eduard behauptet den Maler nicht zu kennen, verräth ſich aber durch Unſicherheit des Benehmens und durch überwallende Freude, als der Fremde die Bilder ſehr lobt und dem Maler derſelben bedeutendes Talent zuerkennt. Der Fremde beſtellt ihn nun in ſein Landhaus, erfährt ſeine Geſchichte und unglückliche Lage und nimmt ihn vor der Hand zu ſich. Der Fremde, Albert genannt, hat aber eine Tochter, geiſtig und körperlich ein Engel, Namens Dulcibella. Eduard malt ſie und ihren Vater, nicht nur einmal, ſondern mehr als zehnmal. Die ſüßeſte heiligſte Liebe verbindet die beiden jungen Herzen. Aber Eduard verſchweigt ſie, weil er ſich des Undanks anklagen müßte, wollte er Dulcibella die Gluth ſeiner Gefühle entdecken. Auch ſteht ſie für ihn, den Sproß der Dunkelheit, viel zu hoch. Albert ſchickt ihn auf eine Malerakademie. Dort macht er bald Aufſehen. Ein Fürſt, Otto benannt, beſucht ſein Atelier und ſieht da Alberts und Dulcibellas Portraits und will ſie kaufen. Aber ſie ſind dem Maler um keinen Preis feil. Dadurch noch mehr auf den jungen genialen Künſtler aufmerkſam gemacht, befragt der Fürſt denſelben nach Schickſal und Herkommen, und ſo enthüllt ſich, daß Eduard der natürliche Sohn des Fürſten und einer adligen Dame iſt, deren Verwandten ſie aus Rache förmlich an den Wucherer verkauft haben. Dem Fürſten iſt gemeldet worden, das Kind ſei gleich nach der Mutter geſtorben. Nun erfährt Eduard von ſeinem Vater, daß Albert ein Bruder deſſelben iſt, mit dem er ſich entzweit, und den er vergebens geſucht hat. Der Fürſt Otto ſchreibt nun an ſeinen Bruder Albert und durch Eduard kommt die Verſöhnung der Brüder zu Stande. Eduard hat ſeinem Vater ſeine Liebe zu Dulcibella geſtanden, und der Fürſt hält bei ſeinem Bruder für ſeinen Sohn um Dulcibellas Hand an. Dieſe ſoll aber nicht erfahren, daß der Fürſtenſohn der Maler Eduard iſt. Dulcibella ſchlägt die Hand des Fürſtenſohnes ſtandhaft aus und entdeckt endlich ihrem Vater unter Thränen, daß ſie nie eines andern Mannes als Eduards Weib werden könne. Der Vater bittet ſie den Vetter Prinzen nur erſt zu ſehen und ihm in's Geſicht zu ſagen, daß ſie nie die Seine werden könne. Wenn ſie das vermöge, ſolle ſie frei über ihre Hand verfügen dürfen. Sie ſagt es zu. Fürſt Otto und Eduard kommen im Landhauſe an, und bereiten ſich auf Dulcibellas Empfang vor. Sie tritt an ihres Vaters Seite feſten Schritts in das Zimmer und — fällt an ihres Eduards Bruſt. Die verſöhnten Väter ſegnen den Bund ihrer Kinder. — Das Süjet zeugt ſchon vom Anfänger: es fehlt der dramatiſche Conflict collidirender Leidenſchaften; daher an manchen Stellen fühlbarer Mangel an Handlung. Die Charaktere waren nicht tief genug gegriffen; der Dialog litt an Lyrik. Manche Stellen waren lyriſch vortrefflich, aber deshalb nicht dramatiſch, ſo Alles, was ſich auf die Liebe Eduards und Dulcibellas bezog. Das Mädchen war ſelbſt weiter nichts als ein lyriſches Gedicht. Dagegen war Manches wieder gelungen, ja zum Theil ausgezeichnet, wie z. B. der ſcheinheilige ſchurkiſche Wucherer. Das war ein wirklicher lebendiger Charakter, durch und durch wahr. Man ſah hier hatte der Dichter nach dem Leben gearbeitet. Nicht minder wahr und ſchön war das allmälige Klarwerden Stuarts über ſich, ſein Talent und ſeine Lage geſchildert. Vorzüglich gelungen aber war der Schluß des Stücks; hier waltete wahrhaft dramatiſches Leben. — Der Dialog war in fünffüßigen Jamben geſchrieben, die im Schwunge lyriſcher Begeiſtrung ſich ſogar bis zum Reim erhoben. Die Verſe waren leicht und fließend gebaut und meiſt von einer techniſchen Vollendung, die dem Kenner nicht viel mehr von dem jungen Dichter hätte hoffen laſſen.

Anfangs hatte Anton leiſe, ängſtlich und oft häſitirend geleſen, bald aber riß ihn das Feuer der Begeiſtrung hin; die Seele trat ihm in Auge und Stimme; die innre Muſik ſeines Geiſtes ſchallte in vollen harmoniſchen Tönen heraus, und das große herrliche ſtrahlende Auge rollte im „ſchönen Wahne.“ Er las mit klangvoller ſtarker, getragener Stimme und modulirte ſo charakteriſtiſch, daß Frau von Remſcheidt ihn oft mit einer ſtürmiſchen Beifallsbezeigung belohnte. Mutter und Tochter ſahen und hörten den jungen Dichter mit Entzücken. Während einer Pauſe vor dem letzten Akt hatte Adolfine das Zimmer verlaſſen und war nach kurzer Zeit mit einem in ein Battiſttuch gehüllten Gegenſtand zurückgekehrt, den ſie kaum bemerkt bei Seite gelegt hatte. Als nun Anton den letzten Vers geſprochen hatte und das Auge fragend zu den Frauen erhob, trat ſie raſch an ihn heran, zog einen friſchen Lorbeerkranz aus dem Tuche, drückte denſelben auf Antons Schläfe und küßte ihn friſch und keck auf die geſchwellten rothen Lippen. Ohne daran ein Aergerniß zu nehmen, folgte Frau von Remſcheidt vielmehr dieſem Beiſpiel, und vielleicht war der Kuß der Mutter noch feuriger und leidenſchaftlicher als der der Tochter. Es war die ſeligſte Minute in Antons freudearmen Leben. Dankbar erhob er das wonnetrunkne, in Thränen ſchwimmende Auge zu den beiden in Liebreiz prangenden Frauen und ſagte: „Ich weiß es wohl, Sie wollen mich ermuthigen. Deshalb behalt' ich auch den Kranz nicht als verdient, ſondern als Zeichen Ihrer Güte, für die ich Ihnen zeitlebens dankbar verbunden bleibe.“

Weiter als zu dieſen bleichen Redensarten brachte er es trotz aller Erregtheit nicht, und Frau von Remſcheidt hatte in weit mehr Beziehungen Recht, als ſie ſelbſt meinte, wenn ſie in die Worte ausbrach: „Wahrlich Sie ſind für den Salon geboren! Heute hab' ich mich mehr als je davon überzeugt. Die Hälfte Ihres Drama's bewegt ſich in einer Welt, die Sie nicht kennen, und die Sie nur aus angebornem Inſtinct ſo haben ſchildern können. Es iſt doch eigentlich der Anlauf zu einem Salonſtück, und Ihr Held muß ein Fürſtenſohn, ſeine Geliebte eine Fürſtentochter ſein; Sie thun's durchaus nicht billiger. Auch damit erinnern Sie mich wiederum auf das Lebhafteſte an meinen Jugendfreund, den jetzigen Major von der Nieden. Auch er dichtete recht artig, aber all ſeine Poeſien bewegten ſich um allerhöchſte Perſonen. Die Aehnlichkeit, die Sie körperlich und geiſtig mit dieſem Manne haben, kann unmöglich von ohngefähr kommen. Ich habe mir ſchon vorgenommen dieſe Spur zu verfolgen. Es ſollte mir freilich leid thun", ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „wenn ich Ihre kühnen Prophetenträume über Ihre Abſtammung dann zerſtörte."

„Du ſollſt ſie nicht zerſtören, Mama!" rief Adolfine. „Anton muß ſeinen Adel von ſich ſelbſt datiren. Er beſitzt den höchſten Adel, den des Geiſtes. Und das iſt gerade hoch poetiſch in ſeinem Schickſal, daß ſeine Geburt mit dichten Schleiern überhängt iſt. Sein Talent muß ihm den Salon öffnen; nichts Andres. Er iſt zum Dichter geboren und zum dramatiſchen Künſtler zugleich. Ihn in die ihm von der Natur beſtimmte Laufbahn zu leiten, in welcher er jedenfalls glänzende Ziele erreichen wird, wäre unſre Pflicht."

„Laß mich nur gewähren!" wies Frau von Remſcheidt ihre Tochter zurück. „Vor der Hand bleiben wir beim Nächſten ſtehen, nämlich bei ſeinem Schauſpiel. Ich bitte mir das Manuſcript von Ihnen aus, mein junger Freund, damit ich es mit prüfendem Geiſte leſe. Es muß Manches geändert und noch Einiges hinzugefügt werden. Sind wir damit fertig, ſo laſſen wir es von den Schauſpielern, die in dieſen Tagen hierherkommen, aufführen und ſehen zu, wie es ſich auf den Brettern ausnimmt."

„Aber Sie dürfen mich um Gotteswillen nicht als den Verfaſſer verrathen."

„Sorgen Sie nicht. Ich ſpreche ſelbſt mit dem Director und gebe das Stück für meine eigne Arbeit aus." —

„Jetzt ſagen Sie uns aber, wie Sie das Stück zu Stande gebracht haben!" rief Adolfine mit ihrer ſtürmiſchen Lebhaſtigkeit. „Wie iſt es Ihnen nur möglich geweſen bei Ihrer proſaiſchen und ekelhaften Handlanger-Arbeit dieſe ſchönen Verſe zu dichten?“

„Mit dem Süjet habe ich mich ſchon längſt herumgetragen, ich war nur nicht mit mir einig ob ich eine Erzählung oder ein Drama daraus machen ſollte. Die Lectüre der Schauſpiele, die ich Ihrer Güte verdanke, entſchied mich. Nun war ich fort und fort damit beſchäftigt und dichtete bei jeder Arbeit, die ich zu verrichten hatte, ohne gerade den Dialog ſo auszubilden, wie er jetzt iſt, ſondern eigentlich mehr in Umriſſen und Maſſen, bis ich allmälig zu dem Einzelnen gedrängt wurde. Nun trug ich ſtets Papier und Bleifeder bei mir oder hatte ſie irgendwo ſo verborgen, daß ich ſchnell dazu kommen konnte. Wenn ich nun eine Reihe von Verſen gedichtet hatte, erſah ich die paſſende Gelegenheit, ſie unbeobachtet niederzuſchreiben. Am meiſten habe ich im einſamen Hinterhauſe an der Deſtillirblaſe gedichtet. Ich habe nämlich auch das traurige Geſchäft, aus ordinärem Brandwein feine Liquere zu bereiten. Da ſitz' ich manchen halben Tag an der Blaſe und ſchaue auf den Hof und den ſtillen Berggarten hinaus. In dieſer Einſamkeit iſt das Drama zumeiſt entſtanden.“

„An Geiſt hat es wenigſtens nicht dabei gefehlt!“ lachte Adolfine.

Der glückliche Dichter brach auf; denn ſeine Stunde hatte geſchlagen. Adolfinens zärtlicher Handdruck war ihm noch ein Zehrpfennig. Schmeichleriſche Worte der Mutter erhitzten ſeine Träume. Und er träumte viel, bunt und ſchön, wachend und ſchlafend, an dieſem Abend, in dieſer

Nacht. Auch Mutter und Tochter hatten jede ihren beſondern Traum und Plan mit dem ſchönen poetiſchen Anton, und Keine verrieth der Andern den ihrigen.

Der Müller Andres Uſſemhof war ſeit Ebenezers Abreiſe ungemein beſchäftigt. Die Einwohner von Elbena hatten das Vergnügen noch weit öfter als ſonſt, den alten halbblinden und im Gange einer Kuh ſehr ähnlichen Mühlenſchimmel das Korbwäglein über das holprichte Straßenpflaſter ſchleppen zu ſehen, und wenn dieſer Anblick allerdings geeignet war, ſie mit Gefühlen des Mitleids und der Wehmuth zu erfüllen, ſo war dagegen nichts geſchickter dieſelben in der Geburt ſchon in Wonnegefühle zu verwandeln, als Meiſter Andres' aus dem Wäglein munter herausſchauendes und grüßendes, ſonnenverklärtes, freudeſeliges und ſtärker als gewöhnlich geröthetes Geſicht. In der That ſchien ſein Freuden- und Weinrauſch mit jedem Tage größer zu werden, den er ſeinem Ziele, dem Theater im Faßhauſe, näher rückte. So ungeheuer auch die Schwierigkeiten in ſeinen Augen waren, die ſich ihm entgegen thürmten (er erfuhr von allen Seiten, daß Ebenezer bei ſeinem ſchwerſten Zorne verboten hatte, das Theater in den Herrnhof aufzunehmen) — er beſiegte ſie wie ein Held. Er verbürgte ſich mündlich und ſchriftlich, alle Verantwortung bei Ebenezern auf ſich nehmen zu wollen; er ſchlug den alten Matthies breit, er beugte Gottfrieds harten Sinn, er gewann Herrn Gaſtwirth Flippert und deſſen Ehehälfte, und verſchaffte ſich die Erlaubniß der Frau Katharina Uſſemhof, ſo wie die des hochlöblichen Stadtraths. Er machte überall Verſprechungen, Zuſicherungen, erweckte Hoffnungen, Erwartungen, gab hier Trinkgelder und machte dort „Präſenter" und durfte eines Abends ſeinem angebeteten Freunde Woß himmelvergnügt zurufen: „Der Wurf iſt mir gelungen; ich hab' den Sieg errungen. Victoria!" Sie leerten ſelbigen Abends mehr als eine Flaſche zuſammen; der Müller preßte den Schauſpieler mehr als einmal an die hochwallende Bruſt und ſchwur hoch und theuer, nie in ſeinem Leben habe ihm eine ſeiner Handlungen mehr Vergnügen bereitet, als der dem frommen Hundsfott geſpielte Streich, und ſein Kitzel werde noch durch die Ueberzeugung erhöht, daß dem ſchlauen Betbruder noch niemals ein ſo arger und ärgerlicher Poſſen geſpielt worden ſei. Er rechne es ſich zum herrlichſten Triumph, gerade dieſem Menſchen gerade auf dieſe Weiſe einen ſo empfindlichen Hieb verſetzt zu haben! tauſend Thaler und mehr ſeien ihm nicht ſo lieb, und er erachte dieſen Sieg als den Vorläufer eines noch größern und ſchönern.

Der Schauſpieldirector konnte natürlich nichts Beſſ'res thun, als dem Freunde ſein Glück zu gönnen, und ihm daſſelbe wo möglich noch reizender und ſchmackhafter zu machen.

Am Montag der ſtillen Woche Nachmittag fünf Uhr hielt die Schauſpielergeſellſchaft ihren Einzug in Elbena. Vorab der Müller, der im Korbwäglein den Herrn Director Woß und Fräulein Roſa Feige fuhr. Der Wagen war mit Kränzen und Feſtons, der Schimmel mit einem prächtigen bunten Federbuſch geſchmückt. Hierauf die übrige Geſellſchaft auf einem ebenfalls grün dekorirten Leiterwagen, und hinterher auf drei großen Wagen die ſämmtlichen Dekorationen, Requiſiten und Garderobe. Die halbe Stadt lief zuſammen und die andre halbe kam wenigſtens zu Hauſe in Aufregung. Die Künſtler wurden angeſtaunt, begrüßt, bejubelt; der Müller warf ſich in die Bruſt, wie kaum ein ſeinen Triumphzug haltender Kriegsheld. Er dankte fort und fort rechts und links den dargebrachten Grüßen mit der Miene gnädiger und huldvoller Herablaſſung. Er war ungeheuer in Wichs und hatte ſogar hellgelbe Glacéhandſchuhe an, ſo wenig er ſonſt die hellen Farben an ſeinen Kleidern liebte. Gegen Fräulein Roſa war er übertrieben artig und ſpielte ihr gegenüber förmlich den Stutzer. Auf dieſe waren vorzüglich die Blicke der Elbenaer gerichtet, und aus den dichtbeſetzten Fenſtern der Straßen, durch welche der Zug ging, hafteten unbewaffnete und bewaffnete Augen in Menge auf ihr, und mehr als einmal vernahm das feine Ohr der Schauſpielerin nicht ohne eine gewiſſe Herzensbefriedigung die ſchnell wiederholten Worte: „Das iſt ſie!“ Und ſie war wirklich einer ſolchen huldigenden Aufmerkſamkeit werth. Schlank und zart gebaut, hatte ſie einen äußerſt niedlichen Kopf mit orientaliſchen feinen Zügen, beinah zu fein für die Bühne. Dieſen Fehler machte aber das große ſtolze brennend ſchwarze Auge wieder gut, das von langen dunkeln Wimpern überhängt, von ſchön geſchwungnen dichten ſchwarzen Brauen überwölbt war. Man ſah es dieſem herrlichen Auge ſogleich an, daß ſeine Beſitzerin damit jede Leidenſchaft auszudrücken vermochte.

Was das Auge als künſtleriſche Schöpfung verſprach, das lag in ſcharf ausgeprägten Zügen um den Mund. Ein paar ſeltſame Erhöhungen an den Winkeln berührten den kundigen Beſchauer unangenehm, und verkündeten, daß dieſes Weib von den ſtärkſten Leidenſchaften bewohnt ſei, daß namentlich Stolz, Verachtung, Hohn in ihrer Seele hauſten. Ihre Bewegungen waren edel, graciös künſtleriſch, im großen Styl, ihr Benehmen leicht, ungezwungen, frei, ohne Ziererei und Frechheit.

Am Herrnhof angelangt, hob ſie der Müller mit dem Aufgebot all ſeiner Galanterie vom Wagen, küßte ihr die Hand, bot ihr den Arm und führte ſie unter dem Zujauchzen der Straßenjugend in das Haus und auf das für ſie in Bereitſchaft ſtehende beſte Zimmer deſſelben. Die übrige Geſellſchaft wurde ebenfalls im Hauſe untergebracht und zwar auf dem weſtlichen Seitenflügel, zwei und drei Stück, wie ſich's eben machte, auf einem Zimmer. Nur der Director logirte noch im Prinzenhauſe. Die Wägen mit den Effecten fuhren auf den Hof, wo das Faßhaus bereits ausgeleert war, und wurden abgeladen. Unterdeſſen kam der Abend heran. Der Müller ſpeiſte mit Fräulein Roſa und dem Director auf dem Zimmer.

Am andern Morgen entfaltete ſich eine wahre Ameiſenthätigkeit auf dem Hofe und im Faßhauſe. Schauſpieler, Handwerker, Taglöhner krabbelten durcheinander, um das Faßhaus zum Theater umzugeſtalten. Es ging natürlich nicht ohne Lärm ab; gute und ſchlechte Witze wurden gemacht und belacht; es fehlte nicht an den Frechheiten, die hinter den Couliſſen heimiſch ſind. Der Müller ließ Frühſtück anfahren und guten Schnaps einſchenken. Dadurch wurde das muntre Völkchen nur noch lauter. Von der Straße und aus der Stadt ſammelten ſich allmälig eine Menge Müßiggänger und Neugieriger, von denen Viele, vom Müller ermuntert, ſich an der Arbeit und dem Genuſſe betheiligten und den Lärm vergrößerten. Das hatte der Müller eben haben wollen. Er ging unter dem Volke herum, rieb ſich vergnügt die Hände und zwinkerte dann und wann Einem oder Einer mit den Augen bedeutungsvoll nach einem Fenſter zu, hinter deſſen Scheiben Frau Sabinens vor Zorn noch weit höher als ſonſt geröthetes, giftige Blicke auf den lärmenden Menſchenſchwarm ſchießendes Angeſicht ſichtbar war. Es gereichte ihm zur ſüßeſten Schadenfreude im Hauſe der Frommen, der ſtillen auf Socken ſchleichenden Betbrüder in der ſtillen Woche, in der Charwoche, wo ſich ſonſt keine Maus hatte rühren dürfen, einen ſolchen Höllenlärm angerichtet zu haben, und damit zu ärgern, wer ſich eben ärgern wollte, und er wünſchte nichts ſehnlicher als daß durch irgend ein Wunder jeder ungezogne Schrei, jeder Hammerſchlag, jedes Bretter- und Balkendröhnen in Ebenezers gottſeligen Ohren ſelbſt wiederhallen möchte.

Die Commis des Geſchäftes genirten ſich nicht vor Gottfried Dreyßig und miſchten ſich, angezogen von der allgemeinen Luſt, unter das mobile Häufchen. Die Schauſpielerinnen waren gar zu anziehende und appetitliche Perſönchen. Köpchen brannte vor Begierde ſich ihnen ebenfalls zu präſentiren und mit ihnen zu dahlen und zu ſcherzen; aber ach! zu ſeinem unausſprechlichen Verdruß, Aerger und Grimm, wovon er nicht einmal etwas laut werden laſſen durfte, ſtand ſeine Mutter hinter ihm und hütete ihn wie der Drache den Schatz. Ganz gegen ihre Gewohnheit und gegen ſeine Wünſche, Hoffnungen und Erwartungen war nämlich Frau Sabine nicht nach Oberndorf in ihr eignes Haus zurückgekehrt, obgleich ſie ſich ſonſt immer hoch und theuer vermaß, ſie könne nicht wohl eine Nacht aus ihren vier Wänden bleiben; ſie ſtürbe vor Kummer und Sorge, wenn ſie ihre Wirthſchaft der Magd überlaſſen müſſe. Seit die gottesfürchtige und ordentliche Hausfrau aber von den Komödianten gehört hatte, erwähnte ſie die Heimkehr nicht, oder wenn ſie früh nach Oberndorf ging und die „goldnen Kinder“ ſich dem Glauben hingaben, ſie endlich los zu ſein, ſo war die gute Frau zu ihrer Beſtürzung Nachmittags bei guter Zeit wieder da. Sie hatte ſich nun einmal eingebildet, ſie müſſe die holden Sproſſen ihres Leibes, die „theuern Liebespfänder des allgütigen Gottes“ durchaus vom aufgeſperrten Rachen der Hölle im Herrnhof zurückhalten. Die Gefahr war gar zu nah und gar zu ſchrecklich: in einem und demſelben Hauſe die Kinder frommer Leute und die abſcheuliche Belialsbrut! Mit chriſtlicher Reſignation ertrug ſie den Greuel, der ſich vor ihren Augen entwickelte; ihr ehrenhaftes keuſches Herz entſetzte ſich ob der Unzucht und Unfertigkeit, die da getrieben wurde, aber ſie blieb und begnügte ſich in den Lokalitäten des Geſchäfts mit ſcharfer Zunge über die türkiſche Wirthſchaft und die Schmähung des lieben Heilandes weidlich loszuziehen, oder ihr gebranntes Herzeleid über den unerträglichen Unfug ihrem jungen Freunde, dem Herrn Collaborator Hammer zu klagen. Sie hätte gern die ganze verruchte Bande nebſt dem gottesläſteriſchen Müller durch die Polizei hinauswerfen laſſen, aber die Hände waren ja der armen Frau gebunden: ihr Sohn, der hier allein zu befehlen hatte, ihr frommer Stiefſohn hatte ſeine Erlaubniß zu dem Spectakel gegeben, und ſie mußte ſich mit ihrem Urtheil darüber beſcheiden. Köpchen ſchluckte fort und fort an ſeinem eignen Gift; er hätte im erſten Anfall gern ſeine Wuth an Anton ausgelaſſen, aber dieſer war zum Glück heute an der Deſtillirblaſe beſchäftigt und hatte gar das beneidenswerthe Loos aus einem Fenſter ſeiner Hexenküche dem luſtigen Treiben auf dem Hofe zuſehen zu dürfen. Köpchen würde ihm gewiß dieſen Genuß verleidet haben, wenn ihm nicht noch zur rechten Zeit beigefallen wäre, er müſſe den Lehrling jetzt ſchonen, da ihm derſelbe behülflich ſein müſſe, ſeine Mutter zu hintergehen. Sein Grimm begnügte ſich daher damit, zu dieſem Zwecke abenteuerliche Pläne auszuhecken, gerade wie Frau Sabine es bei ihren halblauten frommen Schimpfereien bewenden ließ, von welchen keiner der Gemeinten etwas hörte. — Klüger benahmen ſich Matthies und Gottfried; der Letztere ſchaute dann und wann vom Fenſter aus dem bunten Treiben zu und belachte es wohl gar, ohne deshalb der Frau Stiefmama ſein Ohr zu entziehen; der Erſtere war den größten Theil des Tags nicht zu Hauſe, und wenn er es war, ſo nahm er von der ganzen Komödiantenwirthſchaft nicht die mindeſte Notiz.

Und ſo ging es denn drei Tage hinter einander fort. Der Herrnhof glich einem Bienenſtock, in welchem es wühlte und ſummſte und ein und ausſtrömte. Das trällerte und ſang Paſſagen aus Opern, das ſpielte Haſchens und Ueberraſchens; aus allen Ecken ſprang eine leichte beſchwingte Nymphe hervor, auf allen Treppen hüpfte eine Grazie, aus allen Fenſtern ſchaute ein lachender Amorettenkopf. Aus der großen Herrnſtube ſchallten Trinklieder und Gläſerklang und das Gekicher und Spottgelächter leichtfertiger Thespisſchülerinnen; das alte Haus ſelbſt ſchien ſchmunzelnd das Geſicht zu verziehen und ſich mit Wohlbehagen der mönchiſchen und fürſtlichen Zeiten zu erinnern, die es wieder gekommen wähnte. Es mußte ſich ſogar geſtehen, daß die vergangnen Tage lauter und ſchöner wieder gekehrt ſeien; denn ſo witzig und luſtig wie in dieſer chriſtlichen Trauerwoche war es noch niemals in ſeinen Mauern zugegangen.

Am Gründonnerſtag hielten die Schauſpieler und ihre zahlreichen Freunde (denn es hatte ſich ſchon eine artige Anzahl junger und nicht mehr junger Herren zu ihnen geſellt) Eierſuchen. Der Herrnhof war gedrückt voll Menſchen aus Stadt und Umgegend. Das kryſtallhelle ſchmackhafte Felſenkellerbier floß in Strömen, und auch der Wein wurde nicht geſpart. Die Prieſterinnen des ſchnell entſtandnen Muſentempels fanden viele Eier, ja ſie fanden noch viel mehr. Fräulein Roſa fand ein Ei mit einem Herzen und zierlichen Reimſprüchen bemalt, worin ihr das zärtliche Herz zu Füßen gelegt wurde. Sie erlaubte dafür dem ſchmachtenden Müller ihre Hand zu küſſen, und er war ſelig über dieſe Gunſt, deren er ſich allein mit ſtolzem Munde rühmen durfte. Denn Roſa war ſpröde und ſtreng; ſie wies jede verſuchte Vertraulichkeit mit einem Blick zurück, dem nicht leicht ein Mann Stand hielt; und war es dennoch der Fall, ſo folgte ein kurzes Wort, das Jeden, ſelbſt den Kühnſten und Hartnäckigſten, in die Flucht ſchlug. — Das Eierfeſt wandelte ſich übrigens von ihr abgeſehen allmälig in ein Frühlingsliebesfeſt um, und Abends ging's zu Frau Sabinens ſchwerem Aerger bunt übereck zu. Die erſchütterte Frau rief Gottes Zorn und Rache auf dieſes Sodom und Gomorrha herab, das am Vorabende des Todestages ſeines eingebornen Sohnes ſolche Sünde und Schande treibe.

Der nicht minder entrüſtete Collaborator wartete nur mit einer gewiſſen zitternden Begierde, die mit der Mordluſt verwandt war, daß es am folgenden Tage in dieſem gottvergeſſenen Tone fortgehen ſollte, um mit Hülfe der ſtadträthlichen Polizei die ganze verwegne Künſtlerſippſchaft aus der Stadt hinauswerfen zu laſſen, und da er davon ein Wörtchen bei ſeiner frommen Freundin hatte fallen laſſen, ſo labte ſie ſich ſchon im Voraus an dem Anblick des von Gott geſchlagenen und beſtraften Volks. Aber ſie hatten ſich beide weidlich verrechnet. Am Charfreitagmorgen war's mäuschenſtill im Herrnhof, und als die Glocken zum drittenmal zur Kirche riefen, that ſich die Thür des Prinzenhauſes auf, und heraustraten der Director mit ſeiner Geſellſchaft, alle ſchwarz gekleidet mit Geſang- und Gebetbuch verſehen und gingen ernſt und ſittig und ohne Worte mit einander zu wechſeln zur Kirche, wo ſie beſcheiden die hinterſten Plätze einnahmen und ſich ſo andächtig betrugen, daß Jedermann ſeine Freude daran ſah. Eben ſo ſtill kehrten ſie aus der Kirche zu ihren Zimmern zurück, die ſie den ganzen Tag nicht mehr verließen, und aus welchen kein lauter Ton erſchallte. Das hatte freilich Niemand erwartet, und dem zürnenden Kirchendonnerer entſank der gezackte Blitz aus der ſchon erhobnen Hand, der vernichtend auf ihre Häupter herab fahren ſollte. Die Dinge nahmen aber an ſelbigem heiligen Tage noch ganz in der Stille, wie es dem Tag geziemte, eine noch weit mehr veränderte Geſtalt an, als ſich nur irgend ein Menſch hatte denken und vorſtellen können. Der Director Wyß hatte nämlich den Collaborator brieflich um die Erlaubniß gebeten, ihm einen Beſuch machen zu dürfen und ſich in dieſem Briefe als Schwager des Kirchenraths Lehmann decouvrirt. Die Antwort war natürlich ganz nach Wunſch ausgefallen, und am Abend des Charfreitags fand der Beſuch ſtatt. Was die beiden Herren zuſammen verhandelt, erfuhr zwar Niemand, aber von einer Verfolgung der Schauſpieler durch die geiſtliche Behörde der Stadt war niemals mehr die Rede, und Roſa Feige erhielt in Folge dieſer Unterredung in der Amtswohnung des Collaborators von dieſem wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht. Dieſe ſtillen Ereigniſſe und Veränderungen blieben vor der Hand der Frau Sabine Dreyßig noch ein Geheimniß. —

Der Abend des Oſtermontags brachte die wichtige Stunde der Theatereröffnung in Elbena. Schon den ganzen Nachmittag über konnte in den Gaſtzimmern des Herrnhofs kein Apfel zur Erde fallen und alle Fremdenzimmer waren beſetzt. Solchen zahlreichen Zuſpruch hatte Herr Flippert ſeit Jahren nicht gehabt, und er ſegnete dankbar den Rechtsſtreit und Haß des Müllers Uſſemhof und ſeines Schwagers Ebenezer Dreyßig. Um fünf Uhr mußte die Kaſſe ſchon eröffnet werden, obgleich der Anfang des Theaters erſt um ſieben Uhr beſtimmt war. Die Nobleſſe der Stadt hatte die Vorſicht gebraucht, ſich Plätze vorher zu kaufen und abſperren zu laſſen. Alle übrigen waren in einer Viertelſtunde beſetzt, und eh' es ſechs Uhr ſchlug, war es ſchon nicht mehr möglich auch nur noch einen einzigen Menſchen in das Faßhaus zu laſſen. Die Inhaber der vorausbezahlten Plätze mußten in die Kegelbahn hinaufſteigen und von dort durch eine Thür über die Bühne gehen, um zu ihren Sitzen zu gelangen.

Raupachs „Schleichhändler“ war nicht ohne Abſicht zum Eröffnen des Theaters gewählt, weil in Elbena ſonſt „in der guten Zeit“ viel Schmuggel nach dem benachbarten großen Staate getrieben worden war. Matthies Dreyßig hatte zu jener Zeit den Schleichhandel in's Große getrieben; bei ihm war die Hauptniederlage der einzuſchwärzenden Waaren geweſen, und er verdankte dieſem einträglichen Betrieb einen großen Theil ſeines Reichthums. Das gewählte Stück war alſo eine Speculation, die, wie der Augenſchein lehrte, nicht fehl geſchlagen war. Es durfte Frau Sabinen nicht ſonderlich verwundern, als ihr Ehegenoſſe und deſſen zweiter Sohn ſich ebenfalls anſchickten, in das Theater zu gehen. Aber es ſchmerzte ſie tief, und ſie ſeufzte mit wehleidiger Stimme: ſie ſehe mit Schaudern, daß auch die Frommen und Gerechten der Lockſpeiſe des Satans folgten und in ſein aufgeſpanntes Netz rennten. Matthies hatte die löbliche Praxis, bei ſolchen Gelegenheiten ſeine ſchönre Hälfte nach Belieben ſchwatzen zu laſſen was und wie lange ihr beliebte, während er ruhig und ſchweigend that, was er für gut fand. Sie wußte es auch und hielt ſich gegen ihn in gewiſſen Schranken, aus Furcht, er möchte ſonſt das

Rauhe gegen ſie herauskehren. Es exiſtirten in dieſer Beziehung einige bedenkliche Traditionen von ſeiner Behandlung der erſten Frau, welche für die zweite ſehr bedeutſame Warnungszeichen enthielten. Dem Sohne Gottfried hatte Frau Sabine natürlich auch nichts zu befehlen, und ſo mußte ſie mit bittern Thränen im Auge zuſehen, wie der im Faßhauſe aufgähnende und brüllende Teufelsrachen auch dieſe beiden verſchlänge. Ihr Harm darüber war ſehr groß. Sie vermochte ihn nur durch den Vorſatz zu dämpfen den „goldnen Kindern“ dieſen Abend einen praktiſch religiöſen Vortrag zu halten, von welchem ſie ſich eine glänzende Wirkung auf die jungen Gemüther verſprach. Gegen alle Erwartung begegnete aber der gottesfürchtigen Frau etwas Menſchliches. Und daran war Niemand weiter ſchuld, als Jane, die Köchin. Wie denn die gleisneriſche Höllen-Majeſtät ſich zu allen Zeiten der allerverſchiedenſten Mittel, Wege und Werkzeuge bedient hat, um die Gerechten zu Falle zu bringen, ſo hatte ſie ſich heute den kleinen kalbsaugigen Küchengeiſt auserſehen, um die ſtrenggläubige Mutter Sabine zu verführen. Wenn Jane in vieler Leute Augen an und für ſich ſchon eine durchaus nicht unwichtige Perſon war, ſo erhielt ſie durch den Umſtand noch mehr Gewicht, daß ihr Geliebter, der Schuhmachergeſell, ſich vom Director Wyß für die Dauer der Theaterſaiſon in Elbena als Statiſt hatte engagiren laſſen und gar bald als ein ſehr nützliches und brauchbares Subject erkannt worden war. Der wackre Schuhknecht hatte nämlich während ſeiner Militärzeit oft auf der herzoglichen Hofbühne mitgewirkt und war einer von den nicht genug zu ſchätzenden

Menſchen, die gleichſam zu helfenden Genien Andrer auf die Welt gekommen ſind und für jede Verlegenheit Rath und That, für jede Noth Hülfe, für jedes Bedürfniß Befriedigung ſchaffen. Dieſer allerdings etwas lümmelhafte Genius war denn in den wenigen Tagen der erſten Bühneneinrichtung das Factotum der ganzen Künſtlergeſellſchaft geworden. Wer etwas brauchte, wandte ſich an den Hallauer und konnte, wenn ſie nur im Bereiche der Möglichkeit lag, auf die Erfüllung ſeiner Wünſche zählen. Dadurch kam Jane mit dem ganzen Theaterperſonal ſchnell in ſehr freundſchaftliche Beziehungen. Und ſo hatte ſie denn bereits mehren Proben beigewohnt und dann ihrem vollen Herzen gegen Frau Sabinen Luſt gemacht. Dieſe hatte ſie anfangs mit ihren begeiſterten Inſinuationen barſch zurückgewieſen, aber aus Unterhaltungsbedürfniß endlich angehört. Nun konnte Jane nach ihrer Art nicht Weſens genug von dem wunderſchönen Stück und von den allerliebſten Leuten, den Komödianten, machen und theilte die „Geſchichte“ der Schleichhändler ſo gut ſie vermochte mit. Zu gleicher Zeit machte ſie Frau Sabinen darauf aufmerkſam, daß von dem Boden des an das Faßhaus ſtoßenden Malzhauſes eine Thür auf den Boden des Faßhauſes gegangen ſei, wo der Hopfen gelegen habe. Der Hopfen ſei in's Malzhaus geſchafft und der Boden des Faßhauſes hinweggenommen und jene Thür verſchloſſen. Die Thür ſei uralt, wahrſcheinlich ſo alt wie das Haus ſelbſt, und beſtehe nach alter Art aus zwei Theilen, Unter- und Oberthür. Ihr Schatz der Schuhmacher habe nun die Oberthür wieder geöffnet und eine Bank dahinter geſtellt, und weil die Thür gerade dem Theater gegenüber ſei, ſo könne man von dieſer Bank aus Alles ſehen und hören, was im ganzen Hauſe vorgehe; aber wer da ſitze werde ſelbſt von Niemandem geſehen. Es ſei alſo das ſchönſte und bequemſte Plätzchen im ganzen Hauſe. Noch kurz vor dem Beginn des Theaters hatte Jane an Frau Sabinen die Bitte gerichtet: „ſie möchte ihr doch nur die einzige Liebe anthun und einmal auf den Malzboden gehen und von dort in das Faßhaus hinabſchauen, um das gräuliche Menſchenſpiel zu ſehen; denn ſo etwas ſehe man im ganzen Leben nicht wieder. Wenn ſich die Frau ſo ſehr vor dem Komödienſpiel fürchte, ſo brauche ſie ja nicht drinn zu bleiben, ſie könne ja zu jedem Augenblick heraus gehen, ohne nur bemerkt zu werden."

So unwillig und entſchieden nun auch die fromme Matrone dieſe gottloſe Anmuthung zurückgewieſen und ſo ſtreng ſie die freche Magd dafür geſtraft hatte, ſo konnte ſie doch die Sache ſelbſt nicht mehr aus den Gedanken bringen. Sie begann mehrmals eine gottſelige Betrachtung und ermahnte die zerſtreuten Kinder zur Aufmerkſamkeit; aber wie ſtill dieſe auch waren, ſie ſelbſt vermochte ſich nicht zu ſammeln, ſie ſtotterte, warf um und kam ſich vor wie behext. Es war ihr als würde ſie an unſichtbaren Ketten fortgezogen, als flüſterten ihr Stimmen immer dringender zu: Geh' auf den Malzboden! Sie verſuchte zu widerſtehen und begann ihren erbaulichen Vortrag wieder. Aber Himmel! was ſprach ſie da für Unſinn! ihre Stirn glühte, ihr Herz klopfte wie ein Hammer; es prickelte ihr in allen Gliedern, es brannte ihr in allen Adern; es war aus mit ihrer

Kraft. Doch gab ſie nur in ſo weit nach, als ſie ſich feſt vornahm nur einen Blick auf die Menſchenmenge und die Bühne zu werfen (weil ſie doch noch nie ein Theater geſehen) und dann ſogleich wieder zurückzukehren. Sie ermahnte daher die Kinder ſich fromm und heimiſch zu halten; ſie habe einen kleinen nothwendigen Gang zu thun und werde unverzüglich wieder da ſein. Und ſo tappte ſie denn, dicht in ihren Mantel gehüllt, über den Hof in das Brauhaus, ſtieg die Treppe hinauf auf den Boden des Malzhauſes und hatte bald die bezeichnete Bank und die offne Oberthür gefunden. Sie warf einen Blick hinab und der Athem blieb ihr in der Bruſt ſtehen. Das Stück hatte eben begonnen. Frau Sabine hatte von dieſem Moment an die ganze Welt vergeſſen. Sie war nur Auge und Ohr für die Handlung, die ſich vor ihren Blicken abſpann.

Ob Köpchen eine dunkle Ahnung vom Gange ſeiner Mutter hatte? Erſt hatte er vor Verdruß heimlich geweint; jetzt als ſie fort war, ſtand er eine Zeitlang wie auf Kohlen und horchte mit geſpanntem Ohr. Dann ging er hinaus und kam nicht wieder. Bis jetzt war den ganzen Abend über keine Stimme im Zimmer weiter laut geworden, als die der Frau Sabine. Nun ſaßen ſich nur Guſtel und Anton am Tiſche ſchweigend gegenüber. Anton hatte nach dem Weggange der Mutter ein Buch ergriffen und las darin oder that wenigſtens ſo. Guſtel ſtrickte. Ihre Geſichtsfarbe war röther als ſonſt, ihr Auge raſcher und lebhafter. Sie bog ſich zu dem ruhigen und anſcheinend theilnahmloſen Pflegebruder hinüber und flüſterte ihm mit gepreßter

Stimme zu: „Ich glaube der kleine Huckepack*) iſt doch in das Theater. Was meinſt Du davon?“

„Ich glaube es auch.“

„Wenn ich nur wüßte, wohin die Mutter gegangen iſt und ob ſie bald wieder käme.“

„Was wollteſt Du thun?“

„Ich möchte nur ein paar Minuten zuſehen. Kannſt Du mich wohl noch hinein bringen?“

„Wenn Du mich nicht verrathen willſt.“

„Bei meiner Seele Seligkeit nicht. Wenn aber die Mutter unterdeſſen zurückkommt, was wollen wir ſagen? Wir müſſen uns erſt eine gute Ausrede ausſinnen.“

„Ich glaube vor der Mutter haben wir gute Ruh“, lachte Anton.

„Wie meinſt Du das?“

„Nun ich meine, daß ſie wohl auch in's Theater gegangen ſein wird, wie alle Andern. Ich habe ſo mit einem Stückchen Ohr erhorcht, was ihr die Jane alles vorgeplaudert vom Theater, und ſeitdem erwartete ich, was nun höchſt wahrſcheinlich geſchehen iſt.“

„Du kannſt recht haben, und wenn dem ſo wäre, ſo könnten wir's getroſt wagen. Ich ſehe doch wahrlich nicht ein, warum wir gerade die einzigen Menſchen im Hauſe ſein ſollen, die das Vergnügen entbehren müſſen. Wir wären ja rechte Thoren. Wollen wir, Lenchen?"

---

*) Bucklige.

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts."

Guſtel warf ein Enveloppchen um und ſetzte eine Kapuze auf, Anton knöpfte den Oberrock zu und drückte die Kappe in die Stirn. Die Ladenjungfer ſchmiegte ſich ſo zärtlich und vertrauensvoll an den geliebten Freund, und er führte ſie ſicher über den Hof durch das Brauhaus und über die Böden zu der zur Loge umgewandelten Thür. Denn auch ihm war dieſe ſchöne Gelegenheit nicht entgangen, Alles zu hören und zu ſehen und doch ſelbſt nicht geſehen zu werden. Aber Köpchen auch nicht; auch er hatte darauf ſpeculirt.

Das verhüllte Pärchen traf ſchon Geſellſchaft vor der Thür und trat ſo leis als möglich auf. Die Bank war beſetzt; ſie blieben alſo im dunkeln Hintergrunde ſtehen, wo noch einige Geſtalten aus der Finſterniß des Bodens auftauchten, welche Anton als Brauknechte mit ihren Schätzchen an den Umriſſen erkannte. Aber auch den Herrn Gemmis und Pücgebruder hatte er auf den erſten Blick erkannt; er ſtand vorn an der Thür und ſchaute vergnügt auf das Theater hinab. Seine Naſe reichte gerade über die Unterthür hinaus. Hätte er ſich auf die Bank geſetzt, er hatte nichts ſehen können. Aber auch über die Frauensperſon auf der Bank blieb Anton nicht lange in Zweifel, obgleich er ihre vordern Partien nicht in Augenſchein nehmen konnte, und nach dem Schluſſe des erſten Acts zog Anton die ſchweſterliche Freundin wieder ſacht in den tiefdunkeln Hintergrund des Malzbodens zurück und theilte ihr leiſe die überraſchende Bemerkung mit, daß ſie ſich hier, die paar Brauknechte mit Anhängſeln abgerechnet, wieder ebenſo beiſammen befanden, wie vor einer halben Stunde unten in der Wohnſtube. Guſtel überzeugte ſich kichernd von der Wahrheit der Wahrnehmung Antons. Sie benutzten beide die Vortheile ihrer Stellung. Unmöglich konnten ſie von den Vordern erkannt werden, zumal ſie ſich in den Zwiſchenakten immer weit genug zurückzogen. Dagegen hatten ſich Köpchen und ſeine Erzeugerin bald genug erkannt. Zuerſt war er erſchrocken, als er ſich umwendend, um ſeinem frohen Herzen gegen das tanzende weibliche Subject Luft zu machen, in ſeiner Mama halb verblüfftes, halb zorniges Geſicht ſah, nachher nahm er die Sache aber von der ſpaßhaften Seite und wollte ſich in dieſem Sinne mit ihr unterhalten. Aber ſie ging darauf nicht ein; ihre mütterliche Autorität war durch den Ungehorſam des Lieblings allzuſehr verletzt, und ſie gab ihm dies mit wenigen, aber nachdrücklichen Worten zu erkennen. Beide blieben nun zwar wo ſie waren, bis zum Schluß, aber ſie tauſchten ihre Gedanken nicht ferner mit einander aus. Der Vorhang war noch im Fallen begriffen, und Fräulein Roſa Feige wurde von den Enthuſiaſten herausgerufen, als das Pärchen ſich unvermerkt aus dem Staube machte; ſie warfen ſich ſo gut in ihre alte Poſition, daß die ſpäter Heimkehrenden nicht den leiſeſten Verdacht gegen ſie faßten. Ueber Köpchen brach dagegen das Donnerwetter los; er hatte der Geſtrengen entſchlüpfen wollen, aber ſie hatte ihn feſtgehalten und brachte den Arreſtanten glücklich an Ort und Stelle. Frau Sabine war über die Maßen heftig gegen ihren Liebling, um ſo heftiger, als ſie durch den Ausbruch ihres Zorns ihre eigne Beſchämung bemänteln, die Vorwürfe ihres eigenen Gewiſſens ſchweigen wollte. Köpchen ließ es anfangs über ſich ergehen, endlich aber fiel ihm ein, daß es doch für einen Commis zu viel ſei, und nun hielt er ihr die Widerpart und ſagte ihr manche unkindliche Bitterkeit, namentlich darüber, daß ſie ſelbſt im Theater geweſen war und früher als er. Frau Sabine fühlte ſich durch die Repliken ihres Sohnes auf's äußerſte gekränkt und vergaß ſich ſo weit ihre breite fleiſchige Hand gegen ihn zu erheben. Da ſtürzte Köpchen plötzlich nieder und bekam das böſe Weſen, womit er in der Kindheit ſchon behaftet geweſen war, das ihn aber ſeit länger als zehn Jahren verſchont hatte. Nun gab es einen fürchterlichen Auftritt. Die gereizte leidenſchaftliche Frau warf ſich vor ihrem in heftigen Zuckungen ſich windenden Kinde auf den Boden und klagte ſich unter kläglichem und gräßlichem Geſchrei als ſeine Mörderin an; ſie beſchuldigte ſich der ärgſten Sünde und verfluchte ſich, daß ſie ſich ebenfalls habe von Satans Mächten umgarnen laſſen und in das Theater gegangen ſei; ſie verfluchte die Schauſpieler und Alle, durch deren Vermittlung ſie ihre Teufelskünſte hier ausüben dürften. Sie betrug ſich wie unſinnig und hörte nicht auf das gütliche Zureden ihres Mannes und Gottfrieds, welche zu dieſer Scene gekommen waren. Nach dem Arzt war ſchon für Köpchen geſchickt worden; nun wurde auch nach dem Collaborator für Sabinen geſchickt. Die beiden Helfer ſtellten ſich denn auch ein und fanden vollauf zu thun, ſo daß ſie erſt nach Mitternacht den Herrenhof wieder verlaſſen konnten, als Mutter und Sohn ſo ziemlich beruhigt und mit geiſtiger und leiblicher Arznei verſehen zu Bett gebracht worden waren. Eine ſo tragiſche Folge hatte die erſte Theatervorſtellung am heiligen Oſterfeſt in Elbena.

Am folgenden Tage ließ ſich Matthies Dreyßig durch den Director Wüſt bei Roſa Feige anmelden und um die Erlaubniß bitten ihr in der ihr ſchon bekannten Geſchäftsangelegenheit einen Beſuch abſtatten zu dürfen.

„Er werde ihr zu jeder Zeit willkommen ſein", ließ ſie zurückſagen.

Matthies hatte keine beſondern Vorſtellungen von Komödianten, namentlich Komödiantinnen, welche von denen ſeiner Geſchäfte eben nicht weit auseinanderliefen, und was er bis jetzt im Vorübergehen im Herrenhof von der Geſellſchaft des Herrn Wüſt geſehen und gehört hatte, war gerade nicht geeignet Modificationen darin zu erwecken. So erwartete er denn auch auf das Beſtimmteſte in eine bunte und lüderliche Wirthſchaft zu kommen, wo Haarkämme und Zwieback, Schminktopf und Schuhwichsſchachtel mit Rollen, Weinflaſchen und Damenputz friedlich vereinigt auf dem Tiſch logirten; auf jedem Stuhle Hüte, Roben, Bücher; auf dem Boden Wäſche und andre Utenſilien, die Circe ſelbſt im tiefſten möglichſt unordentlichen Negligée, in einem zerriſſnen Theatermäntelchen, umgetretnen Schuhen u. ſ. w. ungewaſchen, ſalopp, widerwärtig, dabei frech, zudringlich, ſchwadronnirend, mit einem Worte eine ſchmutzige intriguante Jüdin als Schauſpielerin in ihren vier Wänden. Wie groß war ſein Erſtaunen, als ihn der Director in ein elegantes Zimmer führte, das von Ordnung, Reinlichkeit und wohnlichem Comfort glänzte, und wo ihm eine ſehr einfach, ſehr züchtig und doch ſehr geſchmackvoll gekleidete Dame mit dem feinſten Anſtande entgegentrat, an welcher nichts, gar nichts weder an die Jüdin, noch an die Schauſpielerin erinnerte! Und doch war auch das Arrangement des Zimmers eben ſo wenig geſucht und geziert, wie die einfache Kleidung und das Benehmen der Bewohnerin ſelbſt; es war Alles natürlich, wahr und von Kunſtſinn und Geſchmack zeugend. Ihre Schönheit trat dadurch erſt in's rechte Licht. Wenn Matthias Dreßig auch kein gebildeter Mann war, ſo war er doch ein genialer Mann, deſſen natürlicher Inſtinct ihm eine Menge von Andern eingeſchulten Dingen erſetzte. Deshalb machte Roſa Feigl einen ſehr wohlthuenden Eindruck auf ihn. Ungekünſtelt ließ ſie ſich neben ihm auf den Sopha nieder. Er war faſt befangen mit dieſem ruhigen ernſten würdigen ſchönen Mädchen von der Sache zu reden, um derentwillen er gekommen war. Sie half ihm freundlich, ſeine Verlegenheit ahnend, über den Anfang hinweg. „Durch Herrn Weiß bin ich bereits von Ihren Wünſchen unterrichtet“, ſagte ſie anmuthig lächelnd. „Laſſen Sie uns ganz offen darüber reden! Ich bin gleich weit entfernt von prüder Zurückhaltung, um mich Ihnen möglichſt theuer zu verkaufen, wie von frecher Zudringlichkeit, die, um eine hübſche Summe zu erwerben, ſich kopfüber in einen kitzlichen Handel ſtürzt. Die Sache iſt für Sie eben ſo wichtig, wie ſie für mich heikel iſt. Ich finde es ſehr natürlich, daß Sie mich erſt genauer kennen lernen wollen, um zu prüfen, ob ich auch Ihres Vertrauens würdig bin. Sie wollen ſich mit mir feſtſetzen. Gut. Ich wünſche daſſelbe mit Ihnen. Ihnen liegt daran keinen Verluſt an Geld zu erleiden; Sie wollen vielmehr gewinnen, viel gewinnen; mir liegt daran meine Ehre nicht zu verlieren. Gewinnen kann ich ebenfalls nur Geld, und ich liebe das Geld wie Sie, aber kein Reichthum kann mir den Verluſt der Ehre erſetzen. Sie ſehen wir ſtehen einander gleich, oder vielmehr, ganz ſcharf aufgefaßt, ich ſtehe im Nachtheil, denn ich bin im Begriff Ihnen noch weit Wichtigeres anzuvertrauen, als Sie mir. Ich gebe Ihnen meine Ehre in die Hand; ſie iſt für mich ein großer Schatz, den ich wirklich beſitze; ſie vertrauen mir nur den Gewinn oder Verluſt von Geld, welches Sie erſt noch erwerben wollen. Urtheilen Sie nun ſelbſt, wer von uns Beiden dem Andern mehr anvertraut. Sie ſehen ich habe reiflich über unſre Geſchäftsverbindung nachgedacht.“

Der alte Dreißig war überraſcht; von dieſer Seite hatte er die Sache noch nicht angeſehen. Wie hätte ihm einfallen können, die Ehre einer Schauſpielerin in Betracht zu ziehen? Aber er begriff ſogleich an dem Ernſt in Roſa's Rede, daß ihre Ehre eine Wahrheit ſei. Er hatte ſich ihrer verſichern wollen, ſtatt deſſen ſuchte ſie ſich jetzt ſeiner zu verſichern.

„Mein Name muß Ihnen in dieſer Beziehung vollſtändige Garantie bieten“, ſagte er nach kurzem Nachdenken, „daß ſelbſt in dem Falle, wenn unſer Plan mißglückte, Ihr guter Ruf von meiner Seite in keinerlei Weiſe verletzt wird. Glückt der Plan, ſo verſteht ſich das von ſelbſt; denn dann ſind wir uns durch gegenſeitiges Intereſſe zur Verſchwiegenheit verpflichtet."

„Sagen Sie lieber: wir wollen einander auf gut Glück vertrauen", lachte Roſa. „Denn das iſt allein das Richtige. Ich verſichre Sie, wäre der Müller Uſſembef nicht ein ſo gründlicher Narr, und hätte ich nicht die feſte Ueberzeugung, daß ich ihm wirklich nütze, indem ich ihm zu ſchaden ſcheine, ich würde die mir zugedachte Rolle gewiß nicht übernehmen, ſelbſt wenn Sie mir ein dreifaches Honorar zuſagten. Wie ich aber Uſſembef kennen gelernt habe, würde der Beſitz dieſes Hauſes ſein Unglück ſein. Er würde es bald mit dem Tollhauſe vertauſchen müſſen. Es ſpukt ihm jetzt ſchon zuweilen im Hirnkaſten. Von der andern Seite ſeh' ich Ihren Auftrag als eine Aufgabe meiner Kunſt an, und ihr Gelingen als einen Triumph derſelben."

„So werden Sie einen ſchriftlichen Contract mit mir abzuſchließen wünſchen, wie Sie einen ſolchen mit Herrn Weiß vollzogen haben", rückte Matthies mit einer feinen Wendung der Hauptſache näher.

„Ich kenne Ihren Herrn Sohn nicht; hätt' ich es alſo nur mit ihm allein zu thun, ich wäre vorſichtig genug, mich in Beſitz eines ſolchen Dokuments zu ſetzen. Seit ich Sie perſönlich kenne, Herr Dreyßig, brauch' ich nicht ‚Schwarz auf Weiß.' Ihr Wort genügt mir. Ja Ihr Weſen erweckt ein ſolches Vertrauen in mir, daß es nicht einmal eines Verſprechens bedürfte, wenn daſſelbe nicht ſchon gegeden wäre. Ich würde mich ganz auf Ihre Diſcretion verlaſſen.“

Matthies fühlte ſich durch dieſe kluge Aeußerung ungemein geſchmeichelt. So vertrauensvoll war ihm eigentlich noch kein Menſch entgegengekommen, und er gelobte ſich dem Vertrauen des ſchönen Mädchens in jeder Weiſe zu entſprechen. Er fühlte ſogar etwas wie Rührung, als er ihr die Hand reichte und, ihr zartes ſchmales Händchen ſchüttelnd, in die Worte ausbrach: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein! Sie haben mit dieſen Worten einen Contract mit mir abgeſchloſſen, feſter als ein hundertfach verklauſulirtes Inſtrument. Ich ſorge noch heute dafür, daß ſeine bindende Kraft ſelbſt über meinen Tod hinaus dauert, falls ich in Bälde ſterben ſollte.“

Roſa lachte recht herzlich, ja kindlich: „Sie ſehen nicht aus, wie bald ſterben, beſter Herr Dreyßig. Im Gegentheil iſt Ihnen noch viel ſchöner Lebensgenuß aufgeſpart, und Sie werden noch manches Jahr heiter und glücklicher verleben, als Ihre bereits zurückgelegten.“

„Wie können Sie das mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten?“ fragte Matthies mit dem angenehmſten Erſtaunen.

„Weil ich mich auf das Wahrſagen verſtehe. Ich habe es von einer Zigeunerin gelernt.“ Das ſagte Roſa ſo ſchelmiſch lachend, daß Matthies nicht wußte, ob es Scherz oder Ernſt ſei. Aber die Prophezeiung hatte ihm noch wohler gethan, als das Vertrauen des Mädchens, er fühlte ſie ja ſchon jetzt an ſich in Erfüllung gehen; denn er konnte ſich nicht erinnern jemals ſo heiter und glücklich geweſen zu ſein, als dieſen Abend. Der Zauber weiblicher Schönheit und Anmuth hatte eben noch nie auf ihn gewirkt; die erſte ſo ſpäte Wirkung war deshalb um ſo tiefer greifend. Und doch ſollte ſeine Stimmung noch erhöht werden. Roſa hatte von ihrem Beſuch unbemerkt ein gutes Abendeſſen beſtellt. Neue Ueberraſchung für den alten reichen Mann, ſich plötzlich ſo leicht, als verſtände ſich das von ſelbſt, an den wohlbeſetzten Tiſch der holden Zauberin zu ſehen! Nichts von all den Umſtänden, Redereien und Weitſchweifigkeiten, welche Leute ſeines Standes bei ſolchen Gelegenheiten zu entwickeln pflegen.

Hier waltete die Grazie wie ein unſchuldiges ſpielendes Kind. Und wie entzückend verſtand das Mädchen die Wirthin zu machen! Matthies mußte unwillkürlich Vergleiche zwiſchen ihr und ſeiner plumpen ramaſſirten Ehehälfte machen. Speiſen und Wein, gewürzt von dem ſüßen Geplauder des Mädchens, mundeten ihm, wie ſeit Jahren nicht mehr; der köſtliche Oeil de Perdrix beflügelte die Geiſter der kleinen Tiſchgeſellſchaft; Roſa wurde immer muntrer und liebenswürdiger, der alte Mann immer ſeliger. Nie noch hatte er jenes weiche harmloſe Gekoſe ſchöner weiblicher Lippen vernommen, das ſich wie Roſenduft in die Seele des Mannes ſchmeichelt und ohne einen wichtigen Gegenſtand zu behandeln, gleichſam mit der ganzen Welt ſpielt und wie Muſik entzückt und berauſcht. Der ſchlaue Greis wußte es nicht, daß er dem ſchönen Mädchen ſchon die ganze Seele gefangen gegeben hatte. Aber ſie wußte es. Sie tändelte, ſie ſcherzte, ſie witzelte und plauderte mit Selbſtbewußtſein und wohlberechneter Abſicht; ſie wurde dabei vom Director beſtens unterſtützt, und zog das feine Netz zuletzt zu, indem ſie die Guitarre nahm und mit prächtiger Stimme fröhliche Lieder meiſterhaft ſpielte und ſang. Sie war wirklich unvergleichlich und hätte wohl andre Männer gefangen, als den alten Schuhflicker, der noch niemals in eines ſolchen Weibes Nähe gekommen war. Vielleicht wäre in eines andern Mannes Kopf der Gedanke aufgeſtiegen, es ſei doch wohl Abſicht und mimiſche Kunſt im Spiele; ihn wandelte nicht die entfernteſte Ahnung an; er war ja nur Aug' und Ohr für ſie, und er hatte keinen Begriff von der höhern dramatiſchen Kunſt.

Erſt ſpät trennte er ſich von ihr, nachdem er ihr das Verſprechen abgenommen hatte, daß ſie nächſtens ſein Gaſt ſein wolle.

In einer ſeltſamen Stimmung kam er in ſein Zimmer, wo Sabine noch munter auf war, um ihn zu erwarten. Sie fragte ihn etwas gereizt, wo er denn ſo lange geblieben, und der fromme Mann ſagte ihr — eine Lüge. Die Poeſie des Lebens hatte ihn zum erſtenmal mit ihrem ſommernachtwarmen Odem überhaucht; wie kalt wehte ihn jetzt die gemeine Wirklichkeit ſeines Hausfriedens an! Er wußte nicht wie ihm geſchah, und mit ſich ſelbſt uneins legte er ſich zu Bett, um erſt ſpät zu entſchlafen und von der ſchönen Roſa als Fee zu träumen, wie ein verliebter Knabe, der zwei und ſiebenzigjährige Greis!

Tags darauf ſchrieb er an den Juden Blumenfeld in Igelſingen und beſtellte ſich einen Frauenſchmuck von Rubinen, Collier, Broche, Ohrgehänge und Bracelette, ganz modern, ächt und reich, auf den Preis komme es ihm nicht an, doch bald zu beſchaffen. Am Tage war er zerſtreut, Abends ging er in's Theater. Roſa ſpielte wieder.

Frau Sabine hatte ihren Eheherrn den ganzen Tag über heimlich beobachtet, und ſie war klug genug, um zu begreifen, daß eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen war. Die meiſten Frauen aller Stände haben in dieſer Beziehung einen ſcharfen Inſtinct. Sie wittern aus weiter Ferne ſchon das Wild, dem der Herr Gemahl nachzugehen Luſt verſpürt. Frau Sabine hatte noch niemals Urſache zur Eiferſucht gehabt, jetzt nahm ſie ſich ſtill vor, den Gängen ihres Alten nachzuſpüren und ihn ſo viel wie möglich nicht aus den Augen zu laſſen. Es war ihr ärgerlich, daß er wieder in die Komödie ging; ihrem Röschen hatte ſie es ohnedies zu ihrem größten Leidweſen auf Anordnung des Arztes erlauben müſſen, damit er nur nicht das böſe Weſen wieder bekomme. Sie war lange mit ſich im Kampfe geweſen und hatte nur auf die Vorſtellung des Collaborators Hammer nachgegeben, nachdem ihr derſelbe in die Hand gelobt hatte, die verderblichen Einflüſſe des Theaters auf die unſterbliche Seele ihres Kindes durch geiſtlichen Zuſpruch, Lehre, Gebet und Exorcismus wieder zu paralyſiren. So war denn für Herrn Jakob Dreyßig ein Sitz im Theater abonnirt worden. Um deſto mehr lobte Frau Sabine nun ihre „gute Guſtel“ und den „verſtändigen Anton“, daß ſie kein ſo böſes Gelüſte nach der Teufelsfalle verſpürten, und ermahnte ſie, treu und ſtandhaft auszuharren; „es werde in mehr als einer Hinſicht ihr Schade nicht ſein.“ Wer hätte nun denken ſollen, daß Frau Sabine nach ſolchen erbaulichen und beſchaulichen

Reden dennoch ſelbſt wieder heimlich in's Theater oder vielmehr auf den Malzboden ſchleichen würde?

Aber Anton dachte es wirklich, als er die Frau Mama wieder wie vorgeſtern Abend unter verdächtigen Anzeichen ſich entfernen ſah, und er verfügte ſich mit Guſteln wieder getroſten Muthes und in der Hoffnung, die ſtrenge Sittenpredigerin ſelbſt als genäſchige arme Seele an der „Teufelsfalle“ zu finden, an den alten ſichern Platz. Und die Hoffnung betrog das Pärchen nicht; es fand wirklich die dicke rothe Frau gut verhüllt und verkappt auf der Bank vor der Hopfenbodenthür und konnte ſich hinter ihrem Rücken ohne Furcht den Genüſſen der theatraliſchen Kunſt hingeben und zur rechten Zeit vor ihr zu Hauſe ſein.

Frau Sabine fand ſich diesmal ſchon leichter mit ihrem Gewiſſen ab; ſie mußte doch zuſehen, was ihr Alter treibe, und wie er ſich im Theater benehme. Aber dieſe abſichtliche Selbſttäuſchung hielt kaum ein paar Tage an, in welchen ihr mancherlei zu Ohren kam, was ihre peinliche Spannung erhöhete.

Matthies gedachte ſich bei der ſchönen Schauſpielerin auf eine ſeiner würdige Weiſe zu revanchiren. Er hatte aber davon eigenthümliche und ziemlich verworrene Vorſtellungen, Reſultate ſeiner beſchränkten Lebensweiſe. Dieſer Mann, ein Millionär, deſſen Vermögen ſich täglich mit reißender Schnelligkeit vermehrte, war in ſeinem Hauſe niemals von den Gebräuchen und Gewohnheiten ſeiner dürftigen Jugend abgegangen, und er hatte ſeine Kinder wieder im Geiſte rigoröſer Sparſamkeit erzogen. Und ſelbſt jetzt, wo keins derſelben mehr an ſeinem Brode, wo er ein Greis war, fiel es ihm nicht ein, ſich kleine Genüſſe zu erlauben, die er früher als zu koſtſpielig gemieden, die er auf Reiſen und außer dem Hauſe als ein nothwendiges Uebel halb unwillig ertragen hatte. Sein Abendeſſen im Hauſe beſtand niemals aus etwas Anderm, als abwechſelnd aus ſelbſtgefertigtem Käſe und Brod und aus der geräucherten Wurſt der in's Haus geſchlachteten Schweine. Die Butter, obgleich ſie das Haus ebenfalls lieferte, war nach dem alten Volksſpruche verpönt: „wer Butter und Käſe zuſammen ißt, muß zwei Häuſer haben und kann ſie leicht verzehren." Mittags kam nie eine Suppe auf ſeinen Tiſch, ſondern nur die dickgekochten Gemüſe mit meiſt geräuchertem oder eingeſalztem Fleiſch. Zum Frühſtück war durchaus nichts gebräuchlich als ein paar Schälchen Rübenkaffee mit einigen Kaffeebohnen geſchmälzt und nach einigen Stunden ein Stück ſchwarzes trocknes Brod und ein Glas Branntwein. Schwein und Rind wurden im Hauſe gemäſtet, geſchlachtet und eingelegt, Brod- und Hülſenfrüchte wuchſen auf Matthies' Feldern, die Gemüſe in ſeinen Gärten. Dabei waren die Leute im Sommer von vier, im Winter von fünf Uhr an thätig den ganzen Tag über. Aber bei dieſer Lebensweiſe waren ſie geſund geblieben und reich geworden. Frau Sabine war ſchon etwas von der alten Hausregel abgewichen; ſie hatte ſich das gebrannte Waſſer als Genuß zugelegt und war darin ſchon zu ziemlich bedeutenden Quantitäten vorgeſchritten. Nur wenn Beſuch in's Haus kam, wurde etwas beſſer gelebt. —

Aber gerade dieſe karge Lebensweiſe und abenteuerliche Gerüchte, gelegentlich auch einmal eine Gaſterei, der er beigewohnt, hatten in Matthies' Kopfe jene unklaren Vorſtellungen vom täglichen Tafelleben der vornehmen Leute erzeugt. Er konnte nie begreifen, wie ſie nur das Alles eſſen und trinken konnten; denn er ſelbſt aß, wie jeder natürliche Menſch, nur ſehr wenig und trank noch viel weniger, in der Regel Dünnbier oder Kovent, ausnahmsweiſe ein Glas Einfachbier. Zum erſtenmal in ſeinem Leben wollte er nun ein zwar kleines aber vornehmes Souper geben; es ſollte etwas ganz Ausgeſuchtes, Außerordentliches, Extrafeines ſein. Er wollte ſich als reicher Mann von Geſchmack zeigen, er wollte dem Vertrauen der ſchönen Roſa entſprechen, er wollte ihr imponiren, o im tiefſten Hintergrunde ſeiner Seele lag der Wunſch noch als Embryo: er wollte ihr gefallen. Wie nun ein ſolches Souper zu Stande bringen, ohne Aufſehen zu machen? Denn aus dreierlei wichtigen Rückſichten mußte die Sache als Geheimniß betrieben werden, erſtlich durfte der Müller durchaus nichts davon erfahren, wie denn überhaupt nichts von Matthies' Beſuchen bei der ſchönen Roſa, damit er keine „Schwansfedern“ bekomme und vor der ihm geſtellten Falle zurückſcheuche; zweitens durfte Frau Sabine durchaus auch nichts davon erfahren — er wollte ſich den Hausfrieden nicht geſtört wiſſen, und drittens durften ſeine Kinder durchaus auch nichts davon erfahren — er wollte in ihren Augen nicht als Verſchwender gelten. Ueberhaupt ſollte Niemand etwas davon erfahren; er wollte nicht in der Leute Mäulern herumgetragen ſein, als mache er der ſchönen Komödiantin die Cour und füttere ſie mit Leckerbiſſen. So alt und erfahren auch Matthies war, ſo hatte ihm die ſchlaue Jüdin doch bereits den

Kopf ſo verrückt, daß er Unmögliches wollte. Zuerſt ſah er ſich genöthigt, ſich ſeiner Tochter Gertrud anzuvertrauen; denn ohne deren Hülfe war die Sache platterdings nicht auszuführen. Er bedurfte nicht allein ihrer Kochkunſt, auch ein Staatszimmer im Prinzenhauſe ſollte ſie ihm für einen Abend überlaſſen. Frau Flippert hatte nicht nur ein halbes Jahr im erſten Gaſthaus der Reſidenz kochen gelernt, bevor ſie die Gaſtwirthſchaft des Herrenhofs übernommen, ſie hielt ſeit der Zeit auch ſtets auf eine geſchickte Köchin. Ihr Vater rückte denn auf einem bedeutenden Umwege gegen ſie heraus, die Schicklichkeit erfordere, daß er der Fräulein Feige ein Gegentractement gebe, und er habe Grund mit etwas aufzuwarten, was man nicht auf aller Leute Tiſchen finde. Doch müſſe die Sache ganz verſchwiegen bleiben, und deshalb bäte er ſich aus, daß ſie ſelbſt und nur ſie allein die Bedienung bei Tiſch übernehme. Keins von Matthies' Kindern war dumm, und wenn Frau Flippert nicht gleich gemerkt hätte, wie wichtig ihrem Vater dieſe Angelegenheit ſei, ſie würde es aus dem blanken Louis geſchloſſen haben, den er ihr mit den Worten: „für Deine Verſchwiegenheit“, in die Hand drückte. Sie that dem Alten Vorſchläge; nichts war ihm recht; ſie holte den Rath der erfahrnen Köchin ein, er blieb wähleriſch und unentſchieden. Endlich gelang es mit Hülfe eines vornehmen Kochbuchs ein Dejeuner dinatoire (Gertrud hatte ihren Vater belehrt, daß dieſes noch nobler als ein Souper und eigentlich das nobelſte von allen Tractamenten ſei) zuſammen zu ſetzen, deſſen ſich keine Fürſtin zu ſchämen gehabt hätte. Gertrud verſprach Alles auf's Beſte zu beſorgen und die Sache als ſtrenges Geheimniß zu behandeln. Aber Frau Gertrud war ein Weib und eine Gaſtwirthin dazu, endlich war ſie ihrer Stiefmutter nichts weniger als gewogen und gönnte derſelben von Herzen dieſe Niederlage, die erſte eigentlich, welche das ſcheindemüthig ſtolze und bigott brutale Weib erlitt. Wenn ſich Frau Gertrud aber am Aerger der Frau Sabine laben ſollte, ſo mußte Frau Sabine erfahren, wen, wie und mit was der Alte tractirt hatte. Frau Gertrud hatte eine Köchin, ſie hatte Mägde, Nachbarinnen, Freundinnen und Gevatterinnen. War denn nicht Jane, Ebenezers Köchin, täglich in der Küche des Gaſthofes? Und konnte denn nicht endlich Fräulein Roſa Feige ſelbſt ein Intereſſe dabei haben, daß Frau Sabine über die Extravaganzen ihres Eheherrn aufgeklärt wurde? Wer konnte denn etwas von den vielleicht noch als dunkle unförmliche Geſtalten in ihrer tiefſten Seele ſchlummernden Planen dieſes intriguanten Weibes ahnen? Mußte der Zorn einer Ehefrau über die plötzlichen Menusplaiſirs ihres alten Mannes der Schauſpielerin nicht gelegen kommen, ja bedurfte ſie deſſelben nicht ſogar, um den bethörten Greis zu weitern Schritten zu treiben? Genug Roſa's Zofe, Veilchen, eine kleine ſchwarze Schickſel, aber ſchlau, durchtrieben, abgefeimt, wie alles Volk Israel, erhielt von ihrer Herrin einen Wink, den mit Janen geſchloſſenen Freundſchaftsbund noch enger zu knüpfen und die Köchin für gewiſſe Dinge zur Vertrauten zu machen.

Am Abend vor dem Tage des Gaſtmahls kündigte Matthies ſeiner Ehewirthin an, daß ſie morgen nach Oberndorf müſſe, um einige Aufträge auszurichten. Dabei äußerte er den Wunſch, wie es überhaupt nöthig ſei, daß ſie ſich nun wieder in ihre Wirthſchaft verfüge, zumal er noch einige Zeit in Elbena von Geſchäften zurückgehalten werde. Die Seele der Frau war voll Argwohn. Aber ſie kannte die Strenge ihres Mannes und wußte nur zu gut, daß er dann am härteſten war, wenn er ſich die Mühe gab ſanft zu ſcheinen. Auch mußte ſie ihm im Herzen Recht geben: ſie hatte ſchon viel zu lang in Elbena verweilt, und ihr Haushalt und Geſchäft in Oberndorf litt offenbar darunter. Sie ſehnte ſich auch ſelbſt fort und wäre mit Freuden gegangen, wenn Matthies ſie begleitet hätte; daß er bleiben wollte, auf unbeſtimmte Zeit bleiben wollte, ängſtigte ſie über die Maßen. Sie hatte die beſtimmte Ahnung, daß ihr daraus ein großes Unglück erwachſen werde. Ihr lauerndes Auge hatte die kleinſte Veränderung bemerkt, welche in Matthies' Thun und Weſen vorgegangen war. Er hielt ſich wenig zu Hauſe auf und war dann meiſt einſilbig und zerſtreut, er kleidete ſich ſeit dem Feſte eleganter als ſonſt, und ſie hatte ausgekundſchaftet, daß er beim erſten Schneider der Stadt ſich neue und ganz modiſche Kleider beſtellt hatte; er raſirte ſich nicht mehr ſelbſt, wie er ſtets gethan, und ſie erfuhr, daß er täglich zweimal zum Amtschirurgen in's Haus gehe, um ſich ſcheeren zu laſſen. Warum verbarg er ihr ſeine Kleiderbeſtellung? Warum ließ er den Barbier nicht in den Herrenhof kommen? Wenn ſie nicht auf das Gewiſſeſte erfahren hätte, daß der Müller Uſſemhof Hahn im Korbe bei der ſchönen Schauſpielerin und gleichſam ſchon der erklärte Bräutigam derſelben ſei, und daß Fräulein Roſa durchaus keine Beſuche von andern

Männern annehme, ſie würde jetzt ſchon auf die rechte Spur gekommen ſein. Die Witterung hatte ſie allerdings. Von Matthies' und Ebenezers Plan in Bezug auf die Schauſpielerin und den Müller wußte ſie natürlich nichts. Matthies war nicht der Mann, der ſeinem Weibe ſolche Dinge anvertraute.

Vor der Hand blieb ihr weiter nichts übrig, als dem in Wunſchesform ausgeſprochnen Befehl ihres Mannes zu gehorchen und ſich nach Oberndorf in ihr Haus zu begeben. Nach einer unruhigen Nacht ſchloß ſie ſich eine Stunde lang mit der Köchin Jane, ihrer Vertrauten, in ein Zimmer ein und gab derſelben die gemeſſenſten Aufträge zu horchen, zu vigiliren, zu ſpioniren und ihr Alles ſchnell und treu zu berichten. Hier erfuhr ſie auch zuerſt, daß Matthies bei der Schauſpielerin zum Abendeſſen geweſen war und ſie belogen hatte, und dieſe Kunde vermehrte ihre Unruhe. Sie ging mit ſehr ſchwerem Herzen und nahm unterwegs mehr als gewöhnlich zu dem Fläſchchen ihre Zuflucht, welches im ledernen Wetſcher unter ihrer Schürze ſeinen geheimen Verſteck hatte.

Sie war kaum zum Hauſe hinaus, als Matthies den Schneider zu erſcheinen beorderte. Nun kam auch der Barbierburſch und glättete ihm Wange und Kinn. In kurzer Zeit ſtand er als ein ſehr anſtändig gekleideter alter Herr da, geſund, kräftig, von angenehmen Aeußern, der wohl noch auf Eroberungen ausziehen konnte, zumal wenn er ſo ſchwere Batterien hinter ſich hat, wie Herr Matthies Dreyßig. Er ſchloß ſeinen Secretär auf, zog aus einem Schiebekäſtchen ein Maroquin-Etui hervor und ſchlug es von einander. Ein prächtiger Frauenſchmuck blitzte ihm entgegen. Herſch Blumenfeld hatte den Auftrag ſeines alten Geſchäftsfreundes pünktlich und ſchnell und zu deſſen großer Zufriedenheit beſorgt. Matthies muſterte ſchmunzelnd die Edelſteine, das Gold, die Arbeit, und ſchob das Etui endlich in die Rocktaſche. Er ſah nach der Uhr. Die Zeit ſchlich ihm heute mit bleiernen Füßen. Seine Ungeduld und die Begierde zu wiſſen, ob Gertrud auch Alles nach Wunſch ausgeführt, trieben ihn unvorſichtiger Weiſe ſogar in die Küche des Gaſthofs, wo er noch niemals geſehen worden war. Er koſtete die Speiſen, er ließ ſich über dies und das belehren und beſtellte die beſten Weine. Dann verfügte er ſich in die Zimmer, die er beſtellt, um der Anordnung des Tiſches beizuwohnen. Bis in's Kleinſte unterwarf er Alles einer ſtrengen Kritik. Frau Gertrud ſchüttelte den Kopf bedenklich, es ſchoſſen ihr wunderliche Gedanken darin auf, und wenn ſie ihren Vater nicht als einen ſtrengen keuſchen Mann zeitlebens gekannt hätte, ſo wäre ſie nahe daran geweſen die Wahrheit zu errathen.

Die Zeit war endlich herangekommen, wo Matthies ſeine Gäſte erwarten durfte. Außer Roſa'n hate er nur noch den Director eingeladen. Dieſer ſtellte ſich früher ein und meinte die liebenswürdige Künſtlerin ſchon zu finden. Er hätte nicht faſhionabler gekleidet ſein können, wenn er zu einem Diner bei Hofe eingeladen geweſen wäre. Matthies nahm ſogleich Notiz von dieſer ihm erwieſenen Aufmerkſamkeit, die ihm ganz beſonders ſchmeichelhaft war. So ſchlau und gewandt er in allen Geſchäfts- und Erwerbsangelegenheiten war. ſo unerfahren und unbeholfen war er doch in den ſeinern und höhern Umgangsformen. Als er dem Schauſpieler ſeine Freude über die Ehre ausdrückte, die dieſer ihm in ſo bezeichnender Weiſe anthue, begriff Herr von Wiesbach, ironiſch lächelnd, daß man mit dem Manne leichteres Spiel haben werde, als er befürchtet hatte. Er überhäufte ihn mit einer Menge ſtark gewürzter Schmeicheleien, z. B. daß die Ehre ganz auf ſeiner Seite, der Gaſt des gewichtigſten und einflußreichſten Mannes in der ganzen Umgegend zu ſein, und er könne gar nie genug thun, um ſich ihm für dieſe Ehre dankbar zu erzeigen. Daſſelbe Gefühl tiefer herzlicher Dankbarkeit beherrſche auch Fräulein Roſa, wie ſie geſtern Abend ihm noch auf der Bühne geſtanden. Sie habe mit Thränen im Auge einfach verſichert, noch niemals habe eine Bekanntſchaft einen ſo tiefen moraliſchen Eindruck auf ſie gemacht, als die mit Herrn Matthies Dreyßig.

So wußte der Weltmann das Geſpräch geſchickt auf die Actrice zu bringen, welche ſchon jetzt beſtimmt war mehr als eine wichtige Rolle in dieſem verwickelten Drama zu ſpielen. Der alte Mann ging denn auch wirklich gleich hitzig in die kaum verhüllte Schlinge.

„Wirklich?!“ rief er mit unverhohlnem Entzücken. „Hat ſich die ſchöne Roſa ſo günſtig über meine Wenigkeit bei Ihnen ausgeſprochen?“

„Es würde einer Unbeſcheidenheit von meiner Seite gleichkommen, wenn ich Ihnen Alles referiren wollte, was Fräulein Roſa über Sie gegen mich geäußert hat“, verſetzte der Schauſpieler mit oſtentirter Ehrerbietung; „andeuten aber darf ich Ihnen, daß das ſonſt ſo ruhige und gemeſſ'ne

Mädchen wahrhaft entzückt über den Abend war, den ſie mit Ihnen verlebt, und daß ſie ſich ganz kindiſch auf den heutigen Tag gefreut hat. Dieſen Vorzug vor allen Männern haben Sie zunächſt Ihrem grauen Haupte zu verdanken. Denn wenn Sie ein jüngerer Mann wären, ſo würde die faſt pedantiſch und übertrieben ſittenſtrenge und keuſche junge Künſtlerin ſogleich Abſichten auf ihre Ehrbarkeit argwohnen und jede Annäherung von Ihrer Seite wie die aller andern Männer unerbittlich entſchieden zurückweiſen. Einem freundlichen liebenswürdigen Greiſe wie Sie, verehrter Herr Dreyßig, gibt ſie ſich heiter, unbefangen, natürlich, ganz wie ſie iſt. Aber gerade Sie ſcheinen ganz vorzüglich nach ihrem Geſchmack zu ſein; denn ſo köſtlich ſah ich das Fräulein noch nie ſelbſt in der würdigen Geſellſchaft bejahrter Männer, als mit Ihnen zuſammen. Wahrhaftig wenn ich die kalte Roſa nicht beſſer kennte, ich könnte auf den Gedanken kommen, Sie hätten auf ihr jungfräuliches Herz einen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht.“

„O Sie belieben zu ſcherzen!“ rief Matthies hell lachend, aber der Ton dieſes Lachens bewies dem Mimen hinlänglich, daß dieſer hingeworfne Feuerfunke in ein Zunderfaß gefallen war.

„Ich werde mich nie unterſtehen mit einem ſo würdigen Herrn wie Sie zu ſcherzen“, fuhr Wyß fort. „Ich würde auch gar nicht von der Sache reden, denn was wäre am Ende dabei, wenn eine hübſche Schauſpielerin gewöhnlichen Schlags ſich in einen ſo liebenswürdigen Greis, wie Sie ſind, verliebte! Aber die Sache iſt mir deshalb merkwürdig, weil mir noch niemals eine in dieſem Punkte difficilere

Dame von der Bühne vorgekommen iſt. Fräulein Roſa iſt nicht etwa ſchwer zugänglich für Herrenbekanntſchaften, nein ſie iſt platterdings gar nicht zugänglich. Man könnte ihr Peru's Schätze bieten, ſie ſollte mit einem jungen Manne ſoupiren, es würde vergebens ſein. Noch nie iſt einem ſolchen gelungen auch nur einen flüchtigen Eindruck auf ihr Herz zu machen."

„Ei der Tauſend!" rief Matthies überraſcht. „Das iſt erſtaunlich viel von einem jungen Mädchen, das Komödie ſpielt. Iſt mir aber doch als hätte ich gehört, ſie hätte eine Liebſchaft mit dem jüngſten Kantorsſohn in Oberndorf."

Einen Mann wie Wyß konnte dieſe unerwartete Aeußerung durchaus nicht in Verlegenheit bringen. Er hatte ſich freilich nicht gedacht, daß der alte Dreyßig über das beregte Verhältniß unterrichtet ſei. Da dies doch der Fall war, antwortete er ſchnell und lachend: „O haben Sie von dieſem köſtlichen Jocus auch gehört? Theils um ſich und uns Andern eine Kurzweil zu machen, theils um ihrer Kunſt einen Triumph zu bereiten, hat ſie dieſen Gecken eine Zeitlang herrlich an der Naſe geführt. Kennen Sie den jungen Menſchen?"

„Jawohl; iſt mir unter den Augen aufgewachſen."

„Nun dann wiſſen Sie auch, daß er das eitelſte Närrchen unter der Sonne iſt, das Ideal aller Narren, die jemals Männern Bärte und Weibern Gelder abgewonnen haben. Sobald Roſa ihn kennen lernte, beſchloß ſie dieſe kindiſche Eitelkeit zu beſtrafen, und ſo ſtellte ſie ſich denn an, als ſei ſie ſterblich in den Burſchen verliebt. Ihr Spiel war unvergleichlich gut, und Manche ſind zu unſrer großen Beluſtigung ſo getäuſcht worden, daß ſie die Künſtlerin wirklich in den Barbier verliebt glaubten, was bei Roſa's Charactereigenthümlichkeit ganz unmöglich iſt. Sie brachte den Menſchen dazu ſich täglich lächerlich zu machen, und als ſie uns eine Zeit lang auf dieſe Weiſe eine ſehr hübſche Unterhaltung gewährt hatte, gab ſie ihm, des Spiels überdrüſſig, plötzlich den Laufpaß. Seit der Zeit hat er ſich nicht wieder bei uns ſehen laſſen."

„Das iſt mir in mehr als einer Hinſicht lieb", ſagte Matthies wie erleichtert, „vorzüglich aber unſrer jungen Freundin wegen, die wahrlich von dem Umgang mit einem Barbiergeſellen keine Ehre gehabt haben würde."

Herr von Wiesbach hielt dafür, daß der „würdige Herr" nun gehörig auf Roſa's Erſcheinen vorbereitet ſei, und äußerte deshalb ſein Befremden, daß ſie noch nicht da ſei. „O ſie iſt fein gebildet!" rief er pathetiſch, ſie iſt zartſinnig und hat den wahren haut goût der Geſellſchaft. Und allerdings iſt es den feinern Rückſichten gemäß, die ein Weltmann einer Dame von ſolcher Conduite ſchuldig iſt, daß wir ſie abholen, und ich wette darauf, ſie kommt uns nicht allein; wir müſſen ihr die ſchuldige Ehre der Einholung und Begleitung anthun."

„Wenn Sie meinen, Herr Director", ließ ſich Matthies etwas ängſtlich vernehmen, „ſo gehen wir. Ueberhaupt darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich im großen Weltton nicht eben bewandert bin. Sie verſtehen das beſſer als ich, und ich verlaſſe mich in dieſer Beziehung ganz auf Sie. Ich bin ein ſchlichter Mann aus dem Volke und habe mit vornehmen Leuten nur ſelten verkehrt. Ich hielt mich ſtets nach dem Sprichwort: Mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen; ſie ſchießen gern mit den Kernen zu und werfen einem die Stiele an den Kopf. Ich hatte an den ehemaligen Beſitzern dieſes Hauſes ein warnendes Beiſpiel vor Augen, was dabei heraus kommt, wenn Waſſer ſich mit Fett vermengen will. Das Fett will allzeit oben ſchwimmen. In den alten ſchönen Fabeln iſt zu leſen, daß es dem Eſel und dem Schafe niemals gut gethan hat, wenn ſie ſich den Löwen und Wölfen beigeſellt haben; ſie haben's allweg mit der Haut bezahlen müſſen. Und meine Haut war mir immer lieb. Deshalb verſteh' ich mich aber auch nicht ſonderlich auf die Sprache und Sitte der vornehmen Leute, der Löwen, Wölfe und — Füchſe."

Schon leuchtete die Siegesfreude aus den Augen des Künſtlers, denn der reiche Mann gab ſich ihm ja mit dieſem Antrag ziemlich in die Hand, als das letzte Wort des ſchlauen Alten ihn wieder bedenklich machte. Faſt wär' er vor den Thiernamen erſchrocken, die ſo unerwartet vor ihm ausgeſprochen wurden, und forſchend heftete er ſein Auge auf die lächelnden Züge des Greiſes. Sollte er eine Ahnung haben? Jedenfalls galt's nur mit der größten Vorſicht vorwärts zu gehen. Mit rührender Salbung ſagte er alſo, indem er Matthies' Hand ergriff und treuherzig ſchüttelte: „Sie werden an mir in dieſer, wie in jeder Beziehung, die Sie wünſchen, die treueſte und feſteſte Stütze finden, ein Herz, auf das Sie ſich ſtets verlaſſen können. Uebrigens iſt ja auch ein Unterſchied zwiſchen gebildeten Leuten und großen Herrn; ſelbſt vornehm und mächtig ſind nicht einerlei Begriſſe. Wer ſich die feinen und geſchmeidigen Umgangsformen zu eigen gemacht hat, die das geſellige Leben erſt wahrhaft verſchönen und verſüßen, der iſt deshalb noch kein Löwe, Wolf oder Fuchs. Das Individuum kann nicht für die Sünden ſeines Standes verantwortlich gemacht werden.“ Da Matthies hierauf nichts erwiederte, ſo fuhr er fort: „Erlauben Sie mir demnach, Ihnen ſogleich einen Wink zu geben. Ich bitte Sie, reichen Sie unſerer Dame auf ihrem Zimmer den Arm und führen Sie ſie hierher. Sie ſind der Wirth, dem dieſes zukömmt.“

Die Anſtandsſchule hatte ſomit begonnen, und der alte Schüler bedankte ſich ſchönſtens für den erſten Unterricht. Er ging mit dem Lehrer, um ihn ſogleich praktiſch auszuüben. Sie fanden Fräulein Roſa wirklich im vollen Staate ihrer warten. Sie war ſehr nobel und einfach in ein braunſeidnes Kleid gekleidet und ſah ungemein lieblich und züchtig aus. Ein duftendes Veilchenſträußchen an ihrer Bruſt gab ihr ein faſt kindliches Anſehen. Matthies ſtand einen Augenblick ganz in ihr Anſchaun verſunken. Es war ihm ſeltſam zu Muthe, gewiß wie noch niemals in ſeinem ganzen langen Leben. Es wehte ihn an wie der bunte warme Gruß eines Jugendtraums, den er doch nie gekannt, wie die ſüße Erinnerung längſt vergangner ſchöner Tage, die er doch nie gelebt. Es durchſchauerte ihn ſo wehmüthig ſüß, als ſolle ſich ihm noch ein Glück enthüllen, deſſen Ahnung ihn wohl zuweilen leis durchzittert, an deſſen Wirklichkeit er aber niemals geglaubt hatte. Was wollte denn eigentlich Matthies Dreyßig von Roſa Feige, nachdem ſie ihre Theilnahme beim Operationsplan auf den Müller

Uſſemhof zugeſagt hatte? Er wußte es ſelbſt nicht: er dachte nicht daran ſich dieſe Frage vorzulegen. Schlummerte in ſeiner Seele ein Gedanke an eine unlautre gemeine Abſicht auf das Mädchen in Weiſe alter reicher lüſterner Herren, wie ſie unſre großen Reſidenz- und Handelsſtädte in vielen Exemplaren von allen möglichen Formaten darbieten? Er war viel zu ſittenſtreng und keuſch, er verachtete die Genüſſe des Reichthums und der Bildung viel zu ſehr, um nur einen ſolchen Einfall zu haben. Es war etwas ganz Andres, was ihn zu der ſchönen Jüdin zog. Mag es ſein, daß tauſend gewöhnliche Menſchen im Alter nicht allein dem Körper, ſondern auch der Seele nach verknöchern und verſteinern, es ſind dies eben Naturen, in welchen von vorn herein die Anlage zur Petrification vorhanden iſt; es gibt andre, deren Gemüth bis in's hohe Alter weich und zärtlich und für jeden Eindruck empfänglich bleibt, wie Wachs; es gibt Andre, über deren Seele das Leben eine harte Kruſte wölbt, mit der Zeit mehr oder minder ſtark, mehr oder minder das Weiche und Flüſſige der Seele einengend und zuſammenpreſſend, aber wie klein er immer werde, es bleibt doch ein weicher ſüßer Kern mit dem Keime eines grünen ſchönen üppigen Lebensbaums, der, kommt er durch günſtige Umſtände zur Entwickelung, immer noch Blüthen und Früchte tragen kann. Zuweilen ſprengt der innre Trieb des Kerns mit ſeiner geheimnißvollen Kraft die harte Schale, öfter noch wird ſie von Außen zertrümmert. Matthies Dreyßig gehörte zu der letztern Menſchenklaſſe. Im unabläſſigen Erwerb materieller Güter, im Schaffen und Schacher ergraut, war die Incruſtation ſeiner Seele dicht, hart und ſtark geworden. Mochte der Kern darin auch noch ſo klein ſein, er war da und der ſchöpferiſche Lebenstrieb in ihm. So viel Kraft hatte er freilich nicht, um die harte Steinhülle von innen heraus zu ſprengen; von außen kam die göttliche Gewalt, es war die der weiblichen Schönheit, des Liebreizes, des Zaubers einer Frauenſeele; es war die Poeſie des Lebens, die mit ihrem roſenumwundnen Hammer an das alte incruſtirte Herz ſchlug, ſeine Schale ſpaltete und einem Frühlingsſonnenblick Eingang gewährte auf den weichen blosgelegten Kern, ſo daß der Keim darin plötzlich zu drängen und zu treiben begann. Darum war dem alten Manne ſo wunderlich zu Sinne, darum folgte er ſo unwillkürlich dem Zuge des erwachten Herzens. Es war wirklich ſo und nicht anders, über den Greis kam jene Jugend, auf die ſein innerſtes Weſen gegründeten Anſpruch hatte, um die er einſt im Drang und Gewirre des gemeinen Lebens betrogen worden war, oder ſich ſelbſt betrogen hatte.

Roſa empfing die beiden Herren mit edlem Anſtand und reichte mit Anmuth ihrem Wirthe den Arm. Sie ſcherzte ſo lieblich über ſeine Metamorphoſe, indem ſie ihn einen Phönix nannte, der durch ſein inneres Feuer ſich verjünge. — Auf dem Gaſtzimmer angelangt, ſagte ſie verwundert: „Und Sie führen mich nicht zu Ihrer Frau Gemahlin! Sie haben Ihre Kinder nicht eingeladen, daß ſie mit uns, daß wir mit ihnen zuſammen eine heitre Lebensſtunde genießen?“ Und ſie drohete ihm lächelnd mit dem zarten ſchlanken Zeigefinger.

„Eben weil ich glücklich ſein und mir dieſes Glück durch nichts verderben laſſen will“, verſetzte er mit einiger unſrer freundlichen Frau Wirthin, welche mit der Frau Breiting einen wahrhaft ſchweſterlichen Umgang führt. So weiß ich denn Alles, und — ich geſtehe — es hat mich recht geſchmerzt, einen ſo würdigen Mann, wie Sie, Herr Dreyßig, hart gegen eins ſeiner Kinder handeln zu ſehen wegen eines Vergehens, das jedes menſchlich fühlende Herz gern entſchuldigt, das jeder edle Vater, wenn er es mit ſeinem Zorne beſtraft hat, gern verzeiht."

„Sie wiſſen nicht wie trotzig und unverſchämt Suschen ſich gegen mich betragen hat", fiel ihr Matthies mit ſichtbarer Verlegenheit in's Wort. „Sie wiſſen auch nicht, welch ein eitles prahleriſches verſchwenderiſches Ding ſie iſt. Ich glaube, wenn ich ſie ſchalten und walten ließe, wie ſie's in ihrem kleinen hochmüthigen Kopfe vor hat, ſie brächte mir all mein Hab und Gut durch. Sie war ſo eigenwillig und zuweilen ſo brutal, daß ſie mich und beſonders ihre Mutter auf's Empfindlichſte beleidigte. Sie führte ſich überhaupt auf, als habe ſie keinem Menſchen auf der Welt zu gehorchen, keinem Rechenſchaft von ihrem Thun und Laſſen zu geben, und doch beging ſie eine Thorheit über die andre. Ich ſage Ihnen, mein Fräulein, ich habe unſäglichen Aerger und Verdruß von dieſer Tochter gehabt, und ſtatt mich zu verſöhnen und um Verzeihung zu bitten, häufte ſie neue Beleidigungen auf die alten, bis ſie es endlich ſo weit brachte, daß ich mich von ihr losſagte." Der Alte hatte ſich hitzig geſprochen, der Ton ſeiner Worte nahm zuletzt eine bittre Färbung an, und auf ſeiner Stirn hatte ſich eine Wolke zuſammengezogen. Der Director gab der Schauſpielerin einen Wink. Ueberaus anmuthig lächelnd ergriff ſie Matthies' Hand. „Nicht unangenehme Erinnerungen wollte ich in Ihnen erwecken. Nicht doch! Der heutige Tag ſoll ja nur der edelſten Freude geweiht ſein. Ich weiß ſehr gut, wie ſchlimm ſich Frau Suſchen gegen Sie vergangen hat; ich weiß aber auch eben ſo gut, wie aufrichtig ſie ihre Vergehen bereut, und wie es ihr heißeſter Wunſch iſt, ſich dem beſten der Väter weinend zu Füßen — o nicht doch! — an's Vaterherz zu werfen und ſeine Verzeihung zu erflehen. Sie hat jugendlich leichtſinnig, ſie hat menſchlich gefehlt; ſie hat lange und ſchwer dafür gebüßt: o ſo gewähren Sie ihr die Verſöhnung! Ich bitte Sie darum! Ich flehe Sie im Namen der Gottes- und Menſchenliebe an: öffnen Sie Ihr Herz Ihrem reuigen Kinde wieder! Die koſtbarſte Blüthe des Menſchenherzens iſt verzeihen und vergeben, wie die ſtrahlendſte Perle in der Krone des Fürſten die Gnade iſt. Der Urheber von Suſchens Fehltritten iſt nicht mehr unter den Lebenden, aber ſie hat ein Kind, ein ſüßes holdes unſchuldiges Mädchen, einen wahren Engel. Dieſes herzige Weſen hat nichts an Ihnen verbrochen, und doch wird ſein Haupt auch von Ihrem Vaterfluche getroffen. O ſein Sie gerecht, ſein Sie barmherzig und nehmen Sie den Fluch zurück, der — ich zittre vor dem Gedanken — leicht Ihrem eignen Haupte verderblich werden könnte! Nehmen Sie ihn zurück den kalten Fluch, ſprechen Sie dafür das warme Wort der Liebe aus! Denken Sie an das Evangelium vom verlornen Sohn und an die Freude in ſeines Vaters Haus, als er zurückkehrte. Die verlorne Tochter ſteht vor der Thür Ihres Vaterherzens und pocht an und bittet de- und wehmüthig um Einlaß. Wollen Sie ihr nicht aufthun? Kein grollender Wächter ſteht jetzt an dieſer Thüre; die Riegel ſind zurückgeſchoben. Auf, auf, daß das Kind — nein daß zwei Kinder hereintreten! Vergebet, ſo wird euch vergeben; denn mit dem Maas, womit ihr meſſet, wird man euch wieder meſſen." Sie hatte zuletzt die Hände gefaltet und hielt ſie bittend empor; ihre ſchönen Augen, die einen unausſprechlich rührenden Ausdruck angenommen, quollen über von Thränen. Und die Thränen rollten herab auf Matthies' zitternde Hand, und — o Wunder! — der Mann, der ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr geweint, fühlte plötzlich ſeine Augen feucht werden.

„Sie ſind ein Engel", ſagte er leiſe, „und welcher Menſch vermöchte den Bitten eines Engels zu widerſtehen? Ich verzeihe meiner Tochter, ich nehme ihre Enterbung zurück."

Im Nu flog Roſa an ſeinen Hals und küßte ihn, der nicht wußte wie ihm geſchah, heftig ſtürmiſch auf Mund und Wangen, indem ſie mit ausgelaſſener Freude rief: „Dank! Dank! Edler herrlicher Mann! Beſter Vater! Das iſt der ſchönſte und glücklichſte Tag meines Lebens!" Und mit zwei Sätzen war ſie zur Thür hinaus.

„Was hat ſie vor?" fragte Matthies den Director verblüfft.

„Ich weiß es nicht, aber ich ahne es", entgegnete dieſer. „Sie haben Recht, ſie iſt ein Engel."

Matthies faßte ſich an die Stirn, er war wie berauſcht. Was er nie für möglich gehalten hätte, war dieſem Mädchen in wenigen Minuten gelungen; er begriff es ſelbſt nicht, und Roſa ließ ihm keine Zeit ſich zu beſinnen oder abzukühlen. So jung ſie war, ſie verſtand ſich meiſterhaft auf die Schwachheit der menſchlichen Natur und auf die Behandlung der individuellen Charaktere. Dieſe Gabe war ihr angeboren; denn ſie war eine ächte Tochter ihres Volks, welches ſtets den alten goldnen Regeln treu gehandelt hat: Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn es glüht; wer im Rohre ſitzt, ſoll Pfeifen ſchneiden, wer am Waſſer, ſoll fiſchen, und wer am Brunnen, ſoll trinken; Korn ſchneiden in der Ernte und Trauben im Herbſt.

Die Thür ging wieder auf, und Roſa führte Frau Suschen und Gretchen herein und legte ſie dem Vater jubelnd an die Bruſt. Mutter und Tochter waren ſonntäglich geputzt, und daraus erſah Matthies, daß die Scene vorbereitet und verabredet war. Aber er konnte deshalb Niemanden zürnen und mußte wohl nun, nachdem er A geſagt, auch B ſagen. Roſa ſorgte ſchon dafür, daß das Gefühl, er ſei überliſtet, nicht zum klaren Gedanken in ihm wurde. Suschen umſchlang weinend ihres Vaters Hals, Gretchen ſeine Kniee; Frau Gertrud ſtand daneben und ſchluchzte laut vor Freude und Rührung.

„Na laßt's gut ſein!“ rief der Alte, ſelbſt von Rührung übermannt, der er ſich zu ſchämen anfing, und die er ſo bald als möglich wieder los zu ſein wünſchte. „Es ſoll Alles vergeben und vergeſſen und Du ſollſt wieder meine liebe Tochter ſein, wie erſt. Ich hoffe Du wirſt Dich danach aufführen. Geſegne es Gott!“ Und damit küßte er die Tochter auf den Mund und hob den Enkel empor und küßte ihn ebenfalls.

„Sie ſollen gewiß ferner mit mir zufrieden ſein, lieber Vater!“ ſagte Suschen und gab ihm die Hand darauf.

Roſa, die wohl wußte, daß auf eine ſolche das Gemüth aufregende Scene eine Abſpannung folgt, die leicht froſtig wird, beugte ſogleich vor, indem ſie nun zu munterer Freude überſprang. „Jetzt werden uns Gottes Gaben doppelt gut ſchmecken. Wohlan, ihr lieben Menſchen, laßt uns die Gläſer leeren auf den alten erneuten Herzensbund!“ Sie hatte unvermerkt die Becher gefüllt, Alle griffen danach, ſtießen an und tranken. Dann umarmten und küßten ſich Alle der Reihe nach.

„Und nun Frau Flippert und Frau Breiting mit Ihrem Töchterchen, Sie eſſen auch mit uns, ſo iſt es Ihres Vaters Wunſch und Wille. Nicht wahr, Papachen? Die Bedienung übernehmen wir aber alle drei. Kein fremdes Geſicht ſoll unſre herzinnige Freude ſtören. Sie müſſen mir ſchon erlauben, daß ich ebenſo wie Sie mit auf- und abtrage und unſern lieben wackern Papa bediene. Auf denn! Die Suppe ſteht fertig in der Küche. Laßt uns los gehen; denn ich habe Hunger, und euch, lieben Leuten, wird's auch ſo ergehen. Dem Herzen haben wir ſein Recht angethan; nun will der Magen das ſeinige auch haben.“

„Ach Gott! Was ſind Sie für ein herrliches Frauenzimmer!“ rief die Gaſtwirthin und umfing die Schauſpielerin mit Freudenthränen. „Ich kann es Ihnen gar nicht ſagen, wie's mir um's Herz iſt; aber ich wollte, der Vater nähme Sie an Kindes Statt an und machte Sie wirklich zu unſrer Schweſter. Wir würden mit Recht ſtolz auf Sie ſein. Den größten Dank ſind wir Ihnen ja ſchuldig, denn den unglücklichen Zwieſpalt in unſrer Familie, der jahrelang gedauert hat, und zu deſſen Heilung faſt gar keine

Hoffnung vorhanden war, haben Sie ganz allein ausgeglichen, und unſer neues Glück iſt Ihr Werk."

„Sie edle Freundin!" ſchluchzte Suschen, „wie ſoll ich Ihnen nur vergelten, daß Sie mir das Herz meines lieben Vaters wieder zugewandt und mir ſeine volle Verzeihung ausgewirkt haben? Gott ſegne Sie dafür!"

„Ja, Gott ſegne Sie!" ſprach Matthies feierlich und gab ihr nochmals die Hand. Er fühlte jetzt Hochachtung vor der jungen Schauſpielerin.

„Genug davon!" rief Roſa munter. „Ich ſag' euch, das Kapitel darf nicht zu lang werden; es kommt nun ein andres dran: eſſen und trinken, ſingen und ſpielen, tanzen und ſpringen und fröhlich ſein. Ich bin in meinem Schöpfer vergnügt, wie noch niemals, und heute wollen wir das Pferd laufen laſſen. Zu Tiſche! Zu Tiſche!" Und wie ein Sauſewind war ſie fort, Frau Flippert hinterher. Es half Alles nichts mehr: Roſa trug die Suppe auf. Dann rückte ſie Suschen den Stuhl zur Rechten, Gretchen zur Linken des Vaters, ſie ſelbſt nahm mit Gertrud und dem Director gegenüber Platz. Matthies folgte allen ihren Bewegungen mit verklärtem Geſicht. Er war ganz ſtill geworden, aber ihm war unausſprechlich wohl; das verkündeten ſeine verklärten Züge. Der Ausdruck der feinen Schlauheit und lauernden Spitzfindigkeit, welcher ſonſt ſtets in denſelben vorherrſchend war, hatte jetzt dem weit edlerer Eigenſchaften und Gefühle Platz gemacht. Mit ſtillem Entzücken horchte er dem Geplauder Roſa's, welche durch allerlei witzige und komiſche Einfälle, Anekdoten, Perſonalſchilderungen und Stadtneuigkeiten ganz allein für die

Unterhaltung ſorgte. Kaum war die Suppe verzehrt, als ſie dem Director ein paar Worte zuflüſterte, worauf dieſer ſogleich das berühmte Duett aus der Schweizerfamilie: „Setz' Dich, liebe Emmeline, nah, recht nah zu mir!“ anſtimmte. Und als ſie nun mit heller Stimme einfiel: „Ja, bei Dir, mein guter Vater, weichet jeder Schmerz“, da ſtand Matthies plötzlich auf, reichte ihr die Hand über den Tiſch und ſagte mit weicher Stimme, während ihm Thränen über die Wangen rollten: „Mein theures Fräulein, was haben Sie aus mir gemacht! Sie haben mich umgewandelt. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr. Kein Pfarrer in der Welt hätte das mit Predigten und Unterweiſungen in Jahren vermocht, was Ihnen in einer Stunde geglückt iſt. Und ich ſage deshalb nochmals: Sie ſind ein Engel, den mir Gott geſchickt hat, damit er mich alten Mann vor meinem Ende noch auf den rechten Weg leite. Nehmt Euere Gläſer und trinkt mit mir unſres guten Engels Geſundheit!“ Jubelnd ſtimmten die Andern ein, und ſie wurde mit herzlichern und wahrern Gefühlen und aufrichtigern Aeußerungen derſelben getrunken als kurze Zeit vorher die des Stadtcollaborators Hammer und des Kirchenrathes Lehmann an Ebenezers Tiſch. — Merkwürdig genug war Matthies vollkommen von Roſa's Engelſchaft überzeugt und bedachte nicht im Mindeſten, daß dieſer Engel ſich zu dem ſehr unheiligen Zwecke mit ihm verbunden hatte, den Müller Uſſemhof zu überliſten und zu betrügen.

Das koſtbare Mahl und die beſten Champagner, welche die alten Keller des Herrenhofs beherbergten, erhöhten die Stimmung des kleinen Kreiſes immer mehr. Roſa ſchwatzte, ſpielte Guitarre, ſang, tanzte, zuletzt ſtimmte ſie geſellige Lieder an, und Herr Matthies verſtieg ſich ſogar ſoweit mit ſeiner etwas rauhen und ungelenken Stimme einzufallen, und verſicherte dann hoch und theuer, er habe ſeit ſeinem Jünglingsalter nicht mehr geſungen. So verſtrich ihnen der Tag und der Abend, und ſpät erſt ſchieden ſie alle befriedigt und glücklich von einander. Als Matthies zuletzt von Roſa ging, ſchob er ihr das Etui in die Hand und flüſterte ſchier zärtlich: „Als kleines Andenken an dieſen ſchönen Tag."

Sie nahm das Geſchenk ohne Ziererei und drückte ihm blos ſtumm die Hand. — Mit dem Director wechſelte ſie ein paar Blicke. Der ihrige war eine ironiſch lächelnde Frage und enthielt in die Tonſprache überſetzt etwa die Worte des ſterbenden Auguſtus Octavianus an ſeine umſtehenden Freunde: Habe ich meine Rolle gut geſpielt? Nun ſo beklaſcht mich doch! Und der Blick des Directors gab ihr wirklich den beanſpruchten Applaus.

Und doch hieße ihr ſchwer Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, Alles was ſie an dieſem Tage gethan und geſprochen ſei eitel Komödienſpiel geweſen, und ſie habe weiter kein Lob verdient als das einer guten Schauſpielerin. Angelegt und ſtudirt war die Rolle allerdings von vornherein mit Geſchick, aber nachher verwebten ſich Kunſt und Natur ſo innig, oder die Kunſt ging vielmehr ſo gänzlich in der Natur auf, daß eine triviale Theaterrecenſentenphraſe recht eigentlich auf ſie paßte: ſie ſpielte ſich an dieſem Tage ſelbſt und war deshalb unübertrefflich. Sie hatte allerdings alle Mittel aufgeboten, um den alten Dreyſig für ſich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52868-X

STORCA,L. FN. 03681/018

einzunehmen, weil er ein ſteinreicher Mann war, immer getreu dem praktiſchen Grundſatz ihres Volks: Große Fiſche fängt man in großen Waſſern, aber man muß danach gehen und fiſchen und Hände und Füße naß machen. Hernach aber hatte wirklich ihr Herz alles Andre gethan. — Wie oft und viel ereignet ſich derſelbe Fall im Leben! Die meiſten Menſchen ſind Schauſpieler, gute und ſchlechte, und ſpielen mit einander Komödie. Dann miſcht ſich Wahrheit in die Dichtung, oft trägt jene ganz den Sieg über dieſe davon, und im glücklichen Fall behält das Herz Recht. Jedes Haus iſt ein Theater, jede Familie eine Schauſpielergeſellſchaft, und oft ſpielen die Acteurs ſogar am beſten, wenn ſie es ſelbſt am wenigſten glauben; und die glücklichſten Schauſpielerinnen auf der Lebensbühne werden immer für Engel erklärt werden wie Roſa Feige.

Niemand war froher über die etwas gewaltſame Translocation der Frau Sabine Dreyßig, als ihr eigner Sohn und Liebling, der Herr Commis Jakob Dreyßig; denn nun durfte er hoffen in ſeinen geheimen Plänen Progreſſen zu machen. Und ſie waren kühn und phantaſiereich dieſe Pläne, von lüſterner Einbildungskraft entworfen, in der Stille einſamer Nächte in ſeinem warmen Bette gepflegt, bunte Kinder einer barocken Eitelkeit, wie ſie nur einem ſo kleinen verkrüppelten Körper inne wohnen kann. Es iſt eine wunderliche und bizarre Laune der ſchaffenden Natur, eine auffallende Ironie ihrer ſelbſt, gerade jene kleinen verkümmerten Geſtalten, den Spottgeburten ihres ewigen ungeheuern Schöpfungstriebs, den ſcurrilen Gegenſätzen ihres Ideals der Schönheit, die ſtärkſte Doſis von Eitelkeit, Selbſtſucht und frivoler Begehrlichkeit einzupflanzen, wie ſie in jenen Menſchen, welche die ewige Mutter mit den ſchönſten und reichſten Gaben des Geiſtes und des Leibes gleichſam überſchüttet hat, nicht zu entſchuldigen ſein würde, die doch, wenn es ein Recht auf ſolche Dinge gäbe, es durch ihre Ausſtattung erhalten hätten, die aber in der Regel am weiteſten davon entfernt ſind. Die hohen edlen idealen Geſtalten beider Geſchlechter, aus deren Auge die Fülle hohen Geiſtes blitzt, ſind meiſt die einfachſten unbefangenſten beſcheidenſten kindlichſten Naturen, fern von Eitelkeit, Selbſtſucht, Selbſtüberſchätzung und der Frivolität begehrlicher Wünſche; die kleinen putzigen Figürchen ſind geborne Närrchen, eitle Püppchen, verzogene verwöhnte Kindsköpfe ihr ganzes Leben lang, und ihrer tollen Begehrlichkeit iſt nichts zu hoch, nichts zu koſtbar, nichts zu theuer. Sie wähnen die ſchönſten, beſten und ſchmackhafteſten Früchte am üppigen Lebensbaum ſeien gerade und nur für ſie gewachſen. Die ungeberdigſten von dieſer kleinen Menſchenſorte mit der lächerlichſten Unverſchämtheit begabt, ſind die, welche eine Ubertät von Rücken haben, Höcker oder Buckel genannt, ein Tabernakel, in welchem alle möglichen Eitelkeiten und Narrheiten ihren feſten Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben ſcheinen. Die Buckligen mögen noch ſo geiſtreich und noch ſo wiſſenſchaftlich ausgebildet ſein, der Sparren der Eitelkeit und Eingebildetheit iſt ihnen dennoch ein Pfahl im Fleiſche, und meiſt in einer mit ihrer geiſtigen

Begabung und ihrer Bildung congruirenden Stärke. Der bekannte engliſche Dichter Alexander Pope war die armſeligſte Perſönlichkeit von der Welt: winzig von Natur, hinten und vorn ausgewachſen, auf einer Seite zuſammengezogen, in einen ſteifen Schnürleib gezwängt, ohne welchen er ſich gar nicht aufrecht erhalten konnte, und mit ſo dünnen Beinen begabt, daß er ihnen mit drei paar Strümpfen zu Hülfe kommen mußte, um ihnen ein nur einigermaßen menſchliches Ausſehen zu geben, war dieſer Mann, der ſich ſelbſt treffend mit einer Kreuzſpinne verglich, doch ſo eitel, daß er ſich nicht nur für den größten Dichter, ſondern überhaupt für das größte Genie der Welt hielt, für „eine der Urkräfte im Syſtem des Lebens.“ —

Wenn Köpchen nun auch noch lange nicht ſo häßlich war, wie Pope, ſo war er auch weit davon entfernt, ſo genial zu ſein, und ſeine Eitelkeit beſchränkte ſich darauf zu glauben, alle jungen mannbaren Mädchen und Frauen ſeien in ihn verliebt und die ſchönſten am meiſten, ihm ſtehe die Auswahl frei, und er ſei aus dieſen und noch andern Gründen eine ſehr wichtige Perſon. Nächſt der Mutter Natur trug ſeine leibliche Mutter die meiſte Schuld dieſer ſeiner Unart; denn ſie war nicht müde geworden, ihm vorzuſchwatzen, er ſei ein kleiner Halbgott. Er hatte es deshalb auf nichts Geringeres abgeſehen als auf einen Liebeshandel mit Roſa Feige und war feſt überzeugt die Sache zu einem ihn beglückenden Ziele zu führen: er ſchmeichelte ſich ſelbſt mit dem üppigen Gedanken, wenn er nur erſt ihre Bekanntſchaft gemacht und Zutritt zu ihr erlangt habe, werde ſich alles Andre ſchon von ſelbſt ergeben. Ueber Roſa's ſpröde

Abgeſchloſſenheit von der jungen Männerwelt und über ihre Sittenſtrenge, wovon in der Stadt vielfältig die Rede war, lächelte er ſelbſtgefällig; denn er hielt ſich geradezu für unwiderſtehlich und meinte, ihm ſei der Triumph aufgeſpart, dieſe für unerſteiglich verſchrieene Feſtung einzunehmen. Lange überlegte er, wie er es geſchickt genug anfangen ſollte, bei der ſchönen Schauſpielerin auf eine Weiſe zu entriren, welche ſogleich einen tiefen Eindruck auf ſie hervorbringen und ihm die Bahn zum Siege ohne Weiteres ebnen müſſe. Von dem Plane ſeines Vaters und ſeines Bruders Ebenezer in Bezug auf Roſa und von der perſönlichen Bekanntſchaft des Erſtern mit derſelben wußte er natürlich ſo wenig als ſeine Mutter. Endlich kam ihm von ohngefähr ein Gedanke, der ihn zu einem Freudenſatz nöthigte. Er hatte irgendwo geleſen, daß ſchöne Schauſpielerinnen in großen Städten wegen ihrer Kunſtleiſtungen in Gedichten hochgeprieſen werden, und als ihm dies einfiel, war er ſogleich entſchloſſen der himmliſchen Roſa ein ſolches Gedicht zu überreichen und damit ihr Herz im Sturm zu erobern. Obgleich er nun nicht eine Spur von poetiſcher Ader in ſeinem kleinen Körper hatte, ſo war er doch zu gut mit Anton's Talent bekannt, Alles was man nur wünſchte in hübſche Reime zu bringen, als daß er auch nur in die mindeſte Verlegenheit deshalb hätte gerathen ſollen. Vielmehr ſuchte er den Lehrling auf der Stelle mit dem Auftrage heim, ihm ein Gedicht auf und an Roſa Feige zu verfertigen, ſo prächtig und ſchmeichelhaft wie möglich; er werde ſich ihm für dieſen Dienſt ſchon dankbar zu bezeigen wiſſen. Anton hatte guten Grund dem Herrn Commis willfährig zu ſein und ſagte mit ironiſcher Höflichkeit und großem Ernſt: „Ich ſtehe ganz zu Ihren Dienſten, Herr Dreyßig. Wann befehlen Sie, daß das Gedicht fertig ſein ſoll?“

„Kannſt Du es bis morgen früh machen? Du ſollſt ſehen, daß ich Dir dieſe Gefälligkeit gut vergelte.“

„Sie ſollen es dieſen Abend noch haben.“

„Du biſt ein Blitzjunge. Ich will auch Dein Glück mit Fräulein Adolfinen auf alle Weiſe zu fördern ſuchen. Wie Du mir, ſo ich Dir.“

„Sie ſind ein ſehr edler Menſch, Herr Dreyßig!“ —

Ganz unverhofft wurde Antonen durch dieſen Auftrag von dem ihm ſo widerwärtigen Gnom die ſchönſte Gelegenheit zu einer feinen und köſtlichen Rache an demſelben geboten, ja um ſo köſtlicher, weil er ſich durch die Befriedigung derſelben in große Gunſt bei ihm zu ſetzen und jede Gegengefälligkeit, der er ſo leicht bedurfte, von ihm zu erhalten hoffen durfte. Je dicker und greller er nämlich die Farben in dem Gedichte auftrug, je hohlern Bombaſt er ſchrieb, je größere Worte, Hyperbeln und katachreſtiſche Metaphern er anwendete, je unſinniger das Ganze herauskam, wenn es nur ſchön klang, je mehr ſich Köpchen alſo damit bei der Schauſpielerin blamirte, deſto zuverläſſiger durfte er, Anton, auf Köpchens Beifall, Entzücken und Dankbarkeit rechnen. Der ſchelmiſche Dichter ging alſo mit einer wahren Luſt an's Werk, und vollendete es in einem Guſſe, ſo daß er es lange noch vor der beſtimmten Zeit dem minneluſtigen Beſteller überreichen und vorleſen konnte. Es war nichts geſpart im Gedicht, weder die

Reime, Herz und Schmerz, Bruſt und Luſt, Liebe und Triebe, noch die glänzendſten Vergleiche mit Göttinnen, Feen und heiligen Frauen der heidniſchen und chriſtlichen Mythologie, der griechiſchen, römiſchen, ſcandinaviſchen. Roſa war zum Ideal aller weiblichen Schönheit, Tugend und Weisheit, zur größten Künſtlerin der Welt, zum Necplusultra aller lebenden und geſtorbenen Menſchheit erhoben. Und der Schwulſt hatte einen ſo guten Anſtrich, daß wohl ein Klügerer als Köpchen dadurch beſtochen worden wäre. Dieſer aber jauchzte vor Wonne mehrmals auf, reichte dem Dichter dann äußerſt gnädig und wohlwollend die Hand und gab ihm mit Kennermiene die Verſicherung: das Gedicht ſei ein wahres Meiſterſtück. Nun war Köpchens kritiſcher Ausſpruch wirklich begründet, aber in einem ganz andern Sinne, als er meinte. Der Herr Commis vermaß ſich dem Lehrling noch, daß er wegen dieſes Gedichtes ihm Alles was in den Grenzen der Möglichkeit liege, leiſten und gewähren werde, ſobald er (Anton) ihn darum erſuchen würde. Ohne Verzug dingte Köpchen einen Expreſſen, welcher am folgenden Morgen in erſter Frühe mit dem Gedicht nach Saſſenau wandern ſollte, um es dort prachtvoll drucken und einbinden zu laſſen. Der Commis war in ſeinen Schöpfer vergnügt und wurde von den ſüßeſten Gedanken und Phantaſiebildern die halbe Nacht munter gehalten; denn wenn er noch an den glücklichſten Erfolgen ſeiner Bewerbung um die ſchöne Roſa gezweifelt hätte, ſo würde das Gedicht ihm die ſeligſte Gewißheit ſeines Siegs gewährt haben. Seine einzige Sorge war nur noch, wie er ſich am geſchickteſten und zur günſtigſten Zeit bei ihr einführen ſollte. Aber ein gütiges Geſchick enthob ihn am Morgen auch dieſer, indem es ihm ganz unerwartet einen Helfer zuführte. Als er nämlich am Fenſter der Comptoirſtube müſſig in den heitern Frühlingstag hineinlungerte, in Gedanken mit der ſchönen Roſa beſchäftigt, gewahrten ſeine Augen einen kecken Burſchen quer über den Markt ſteigen, in welchem er ſeinen Jugendfreund und Schulkameraden Adolf Baumann, den jüngſten Sohn des Kantors in Oberndorf, erkannte. Mit ein paar Sätzen ſeiner langen Beine war er bei ihm. Adolf war ein bildſchöner Junge von ein und zwanzig Jahren, aber eins von den Geſichtern, denen man Eitelkeit, Ueberſpannung, Eingebildetheit, Selbſtüberſchätzung und Schwärmerei auf den erſten Blick anſieht. Schlank gewachſen, von mittler Größe, mit einem feinen Geſicht, in welchem große kluge braune Augen voll ſchwärmeriſchen Ausdrucks, eine kleine zierliche Naſe, ein allerliebſter Mund von einem zarten Flaum umſchattet, angenehm auffielen, war er von Kopf bis zu den Füßen gekämmt und gebürſtet, geſtriegelt und geſchniegelt. Seine Kleidung fein, modern und ſehr gut gewählt, duftete von Eaux und Huiles. Und doch war etwas Geckenhaftes und Lächerliches in dem ganzen Burſchen, das leicht den Barbiergeſellen verrieth.

„Grüß Gott, Adolf! Wie geht's, Alter? Ei, Kerl ſiehſt Du ſtattlich und vornehm aus! Man könnte Dich für einen Junker halten!"

„Wirklich? I nun, es wäre nicht das erſtemal. Ich ſehe auch nicht ein warum nicht? Ich habe ſo gut das Zeug dazu, wie ein Graf oder Baron.“ Adolf warf ſich dazu in die Bruſt und ſtrich ſich lächelnd das Bärtchen. „Die Geburt macht nicht allein vornehme Leute; auch das Talent macht ſie; und eigentlich macht ſie das Talent allein: denn der Stammvater jeder fürſtlichen oder adligen Familie war ſtets ein talentvoller Mann.“

„Da wirſt Du's gewiß auch zu einem vornehmen Mann bringen. Ich habe gehört, daß Du Medicin ſtudiren willſt.“

„Ja, in vierzehn Tagen bezieh' ich die Univerſität in Würzburg, wo die beſte mediciniſche Fakultät iſt. Ich will es bald genug zum Profeſſor und Hofrath bringen; drunter thu' ich's nicht.“

„Das iſt brav von Dir. Ich arbeite auch auf den Hofbanquier und geheimen Finanzrath los. Ich möchte eine Flaſche Wein mit Dir auf unſer baldiges Avancement trinken. Komm mit herein auf mein Zimmer. Da ſind wir ungeſtört. Daneben möcht' ich Dir noch etwas Wichtiges anvertrauen.“

Mit Matthieſens Köpchen wäre der Hofrath und Profeſſor in spe ſchwerlich gegangen; vom geheimen Finanzrath und Hofbanquier in spe ließ er ſich dagegen nicht lange nöthigen. Bald ſaßen ſie zuſammen am Tiſche, auf welchen der Commis Flaſche und Gläſer pflanzte. Sie ſtießen an und tranken auf ihre glänzende Carriere.

„Was haſt Du mir zu ſagen?“ fragte der angehende Student.

„Ich weiß Du haſt der ſchönen Roſa Feige die Cour geſchnitten.“

„Das iſt vorüber. Ich habe ſie wieder abgedankt, und der Müller Uſſemhof hat meine Stelle eingenommen. Ernſtliche Abſichten hatt' ich natürlich nicht; die ſoll er haben und ſie zur Frau Müllerin machen wollen. Wohl bekomm's ihm!“

„Ich kann nicht glauben, daß der Kerl ſo dumm iſt. Begeht er aber wirklich den Schwabenſtreich, nun ſo iſt ja das eine köſtliche Gelegenheit, ſein mehlgepudertes Haupt mit köſtlichen Hörnern zu ſchmücken.“

„Trauſt Du Dir das zu?“ lachte Adolf.

„Wenn ich nur erſt mit ihr bekannt wäre! Du haſt doch noch Zutritt bei ihr und kannſt mich einführen? Ich werde mich Dir dankbar für dieſe Gefälligkeit bezeigen.“

„O ich denke ja! Ihre Thür iſt mir nicht verſchloſſen. Was willſt Du dran wenden, he?“

„Ich gebe Dir einen blanken Louis, wenn Du mir eine Unterredung mit ihr unter vier Augen auf ihrem Zimmer verſchaffſt.“

„Topp, Jakob! Ich will mein möglichſtes verſuchen. Gieb mir Feder und Dinte und ein feines Briefpapier. Ich will ihr gleich einige Zeilen ſchreiben.“

Köpchen ſchaffte das Verlangte ſchnell herbei und Adölfchen ſchrieb und las dann: „Bezaubernde Donna! Sollte ich wirklich ſelbſt ſo unglücklich ſein, nicht mehr Gnade vor Ihren Augen zu finden, ſo werden Sie mir doch gewiß eine letzte Gunſt nicht verſagen. Herr Jakob Dreyßig, der jüngſte Sohn des Ihnen gewiß bekannten Hauſes, wünſcht ſehnlich Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Da er nichts davon weiß, daß wir etwas brouillirt ſind, ſo hat er mich gebeten, ihn bei Ihnen einzuführen. Er iſt mein theuerſter Jugendfreund, eine ſchöne edle Seele, die Sie vergöttert. Ich beſchwöre Sie, wenn ich Ihnen jemals einen Augenblick werth erſchien, blamiren Sie mich nicht und geſtatten Sie, daß ich Ihnen den Freund zuführe. Da Sie dieſen Abend auf der Bühne beſchäftigt ſind, ſo erwarte ich morgenfrüh ihre Antwort. Beſtimmen Sie die Stunde, wann wir kommen ſollen. Ich wohne beim Organiſten Luchſer.

Ihr Sie ſtets anbetender
Adolf Baumann, Stud. medic.

„Das haſt Du gut gemacht“, ſagte Köpchen. „Ich weiß natürlich von dem Briefe nichts. Sie kann's gar nicht abſchlagen.“

„Ich verpfände mich Dir mit meinem Ehrenworte, ich bringe Dich zu ihr.“

„Darauf müſſen wir noch eine Flaſche ausſtechen. Auf die Stirnkrone des Müllers! Du verſtehſt die Sache herrlich einzufädeln. Du bekommſt noch extra eine Wegzehrung, wenn Du nach Würzburg abreiſeſt.“

Bei der zweiten Flaſche wurden ſie wärmer. Sie ſchlangen die Hände in einander und ſchwuren ſich ewige Freundſchaft, und Köpchen rückte endlich mit dem Gedicht heraus, von dem er ſich eine Abſchrift genommen. Obgleich nun Adolf gerade kein ſonderlicher Kenner der Poeſie war, ſo fühlte er doch den Schall aus dieſem-bombaſtiſchen Lobſalm heraus. „Menſch!„ rief er, „das iſt ein Gedicht, wie es Schiller nicht hätte machen können. Haſt Du das wirklich ſelbſt gedichtet?“

„Auf Ehre!“

„Du biſt ein Genie. Es iſt recht, daß Du's drucken läßt. Ich bitte mir ein Exemplar aus. Das hat Dir ein Gott eingegeben; denn Du mußt wiſſen, daß Roſa für die Poeſie und die Dichter ſchwärmt. Dieſes Gedicht verſchafft ſie Dir mit Haut und Haar. Sie iſt Dein, Bruder. Und wenn Du ihre Gunſt feſſeln willſt, ſo rath' ich Dir, ihr wöchentlich ein paar ſolcher Gedichte zu überreichen. Am beſten thuſt Du, wenn Du ſie nach jeder Vorſtellung, worin ſie eine bedeutende Rolle hat, beſingſt. Da bleibſt Du Hahn im Korbe.“

„Meinſt Du?“ fragte Köpchen verlegen, und begriff, welche wichtige Perſon Anton für ihn ſei, und wie er denſelben ſo warm als möglich halten müſſe, um ihm die gute Laune nicht zu verderben.

„Ich werde Dir nichts rathen, was nicht zu Deinem Zwecke dienlich iſt. Du kannſt Dich ganz auf mich verlaſſen. Ich habe mein Leben dem Dienſte der leidenden Menſchheit geweiht; wie ſollt' ich nun Dir, meinem beſten Jugendfreunde, der an Herzensbeklemmung leidet, nicht zum Beſten dienen?“

Köpchen ſah das ein und beſchloß bei ſich, Antonen heute noch einen überzeugenden Beweis ſeiner großmüthigen Geſinnung zu geben. Er kaufte ihm alſo Nachmittags ein Theaterbillet und ließ ihm Abends am Büffet von der Frau Schweſter Gertrud ein Glas Punſch einſchenken, worüber dieſe mit Recht in Erſtaunen gerieth.

Der Müller Uſſemhof ſtand an ſeiner beſtimmten Stelle hinter einer Couliſſe, die er jedesmal einnahm, wenn Roſa ſpielte, ihre Mantille über dem Arm, die er ihr dienſtfertig überwarf, wenn ſie, nach Beendigung des Stücks herausgerufen, vom tobenden Beifall überſtrömt, unter dem Geſchrei des männlichen Auditoriums und dem Rauſchen der fallenden Gardine zu ihm trat, um auch ſeine Lobſprüche in Empfang zu nehmen und ſich von ihm bedienen zu laſſen. „O Roſa, göttliche!“ hauchte der Seladon. „Sie haben den Tärmepeter meines Herzens heute wieder bis zum Südpunkt des Entzückens geſteigert. Ich beſtehe nur noch aus Herz, aber es iſt ein ungeheures Herz, das für Sie pulſirt und jeder Schlag wie Vulkans Hammer klingt: Roſa! Roſa! Es hat einen großen Augapfel und einen dito Ohrentrichter, wodurch ihm jede Ihrer Geberden, Bewegungen und jedes Ihrer Worte und Laute zugeführt werden, dann hat es auch noch eine große Zange, womit es dies Alles feſthält und niemals wieder losgiebt. Aber nur für Sie, für Sie, ſterbliche Göttin! Für andre Menſchen hab' ich kein Herz, kein Auge, kein Ohr, keinen Hammer, keine Zange und keinen Tärmepeter.“

„Sie ſind ein Schmeichler, Uſſemhof, und ein Spasvogel dazu. Ihre Bilderſprache aber iſt klaſſiſch. Alſo hat Ihnen mein Spiel dieſen Abend gefallen?“

„Frage die Sterne um Mitternacht!
Frage die Luna, wenn voll ſie lächelt!
Frage den Donner der Männerſchlacht!
Frage den Saffir, wenn er Dich fächelt!“

„Ich glaube Sie werden noch zum Improviſator, lieber Freund: denn dieſe Verſe ſind ohnſtreitig Ihre eigne Stegreifdichtung, und ſie ſind ſehr ſchön, wenn ſie auch in der Begeiſtrung des Augenblicks einen weichen Wind mit einem harten Steine verwechſelt haben. Doch das thut der Sache ſelbſt keinen Eintrag. Ihr unverkennbares Talent für die Kunſt bricht jetzt mit Gewalt hervor. Es iſt wirklich jammerſchade, daß Sie nicht jung in die Ihnen von der Natur angewieſene Künſtlercarriere gekommen ſind und ein Handwerk haben erlernen müſſen, das Ihrer gänzlich unwürdig iſt.“

„Das läßt ſich Alles noch repreſſiren,“ flüſterte ihr der geſchmeichelte Kunſtenthuſiaſt zu. „Mein Kopf kreiſt mit großen Gedanken; ich werde eine Abbreviatur machen, einen Saßo martiale. Geben Sie Acht, himmliſches Weſen!“

„Sie machen mich ſehr neugierig, beſter Freund!“

„Ich muß Ihnen ein Geheimniß anvertrauen, ein wichtiges Monumentum in meinem Leben, ſüßer Engel. Hier aber geht's nicht; wir könnten belauſcht werden. Sie erlauben mir doch, daß ich Sie auf Ihre Apportemangs begleite.“

„Sie wiſſen wie ſtreng ich in dieſem Punkte bin. Gerade mit Ihnen darf ich am wenigſten eine Ausnahme machen, weil — —“

„Weil? Ich beſchwöre Sie, reden Sie aus, zauberiſche Fee.“

„Ich kann nicht; mein jungfräuliches Zartgefühl ſträubt ſich dagegen. Auch wiſſen Sie es ja ſchon, was ich Ihnen allenfalls noch zu geſtehen hätte.“

„Nichts weiß ich! Ich will nichts wiſſen. Nein! Nicht doch! Vielmehr will ich Alles wiſſen, von Ihnen wiſſen, erfahren, hören! Reden Sie, Herzensbezwingerin. Nur das weil — das weil beendigen!“

„Nun Ihnen darf ich am wenigſten Abends Zutritt auf meinem Zimmer geſtatten, weil Sie meinem Herzen gefährlich geworden ſind.“

„O Himmel, fall nicht ein! Ihr Sterne, bleibt hängen und ſchlagt mich nicht todt! — Ihr Götter, ſeid nicht neidiſch! — Roſa, Roſa, ſo darf ich hoffen, der glücklichſte der Sterblichen zu werden? Hat endlich mein Liebesſchmerz Dein ſprödes Herz erweicht?“

„So ſchweigen Sie doch! Alle Ohren ſind ja auf uns geſpannt. Ich ſoll wohl das Geklätſch der Stadt werden? Glauben Sie denn wirklich, daß ich Luſt habe, die Frau Müllerin zu werden und Jugend und Talent in Mehlſtaub zu begraben? Sie ſind ſehr im Irrthum. Die Kunſt geht mir über Alles.“

„So hören Sie doch nur mein Geheimniß! Ich muß, ich muß eine Viertelſtunde mit Ihnen auf Ihrem Zimmer reden. Unſere Seligkeit hängt davon ab.“

„Nun ſo folgen Sie mir in einiger Zeit nach. Doch

Sie dürfen durchaus nicht länger als eine Viertelſtunde bleiben."

„In zehn Minuten ſchlüpf' ich unvermerkt in Ihre Thür; fünfzehn Minuten ſpäter wieder heraus. Auf Ehre!" —

Als Roſa in ihr Zimmer trat, flog ihr Adolf an den Hals und küßte ſie. Ihre Züge verklärten ſich, ihr Auge leuchtete von jenem ſüßen Feuer, das die Ueberraſchung von Seiten des geliebten Gegenſtandes in einem zärtlichen Herzen raſch entzündet. Aus dieſen Zügen und Blicken ſprach ihre Leidenſchaft für den hübſchen Jungen mehr als deutlich.

„Willkommen, ſüßer Schatz!" flüſterte ſie ihm zu. „Du biſt doch recht vorſichtig beim Hereingehen geweſen, daß Dich Niemand bemerkt hat?"

„Sei ohne Sorgen, Liebſte! Veilchen hat mich unter ihrem Mantel hereingeführt."

„Du mußt noch ein Viertelſtündchen im Nebenzimmer allein verweilen, eh' wir uns unſrer Zärtlichkeit überlaſſen dürfen. Der Müller will mich durchaus allein ſprechen und wird gleich hier ſein. Ich hoffe und vermuthe, daß ich bald mit ihm zum Ziele komme, vielleicht wenn unſer Glück es will, dieſen Abend ſchon. Lehne die Thür nur an, daß Dir nichts von unſrer Unterhaltung entgeht. Aber lache mir nicht etwa laut, Bürſchchen, wenn er eine von ſeinen großen Abgeſchmacktheiten losläßt, und verdirb mir dadurch den ganzen Handel."

„Bah! Ich bin ſo gut wie Du ein geſetzter Menſch, wenn es unſern Vortheil gilt. Schaff' ihn Dir nur bald vom Halſe.“

„Er hat verſprochen, nach einer Viertelſtunde wieder zu gehen. Vielleicht verlängert ſeine Geneigtheit ſich von mir beſchwatzen zu laſſen dieſe Friſt. Wir müſſen uns nach den Umſtänden richten.“

„Ich unterwerfe mich den Ausſprüchen Deiner Weisheit.“

Sie drängte ihn mit einem Kuß in das Nebenzimmer und vertauſchte ihr Theaterkleid mit einem Negligéerock. Gleich darauf wurde der Müller von Veilchen hereingeführt.

„Nun ſagen Sie mir doch vor allen Dingen, reizende Venus Amanduſſia, haben Sie denn noch nichts von der einzigen Geſchichte gehört mit dem neuen Stück?“ rief er ſich keck vor die Schauſpielerin hinſtellend.

„Von welchem neuen Stück, von welcher Geſchichte reden Sie, lieber Freund?“

„Von dem Stücke, welches dem Director vor einigen Tagen im Manuſcript auf ſo geheimnißvolle Weiſe von einer ſehr hohen Perſon eingereicht worden iſt?“

„Kein Wort weiß ich davon. Was iſt das für ein Stück und was hat es für eine Beziehung zu dem, was Sie mir anzuvertrauen haben?“

„Das Stück heißt: das Landhaus am See —“

„Ah dieſes! Der Director hat mir das Manuſcript zur

Beurtheilung mitgetheilt, aber nichts von der Art und Weiſe geſagt, wie es in ſeine Hände gekommen iſt."

„Nun was ſagen Sie zu dem Stücke?"

„Jedenfalls iſt es die Arbeit eines Anfängers, aber es verräth Talent."

„Aber die Geſchichte ſelbſt, der Wucherer, der Fürſtenſohn — das mein' ich."

„Ich weiß noch nicht, was Sie meinen. Erklären Sie ſich näher, wenn ich bitten darf."

„Haben Sie denn nicht gleich begriffen, daß der Wucherer Niemand anders iſt als mein verdammſter Gegner Ebenezer Dreyßig? Er iſt ja göttlich getroffen, der ſcheinheilige Schurke!"

„Wie kann ich das wiſſen, da ich Herrn Ebenezer Dreyßig nicht perſönlich kenne und eben ſo wenig ſeine Verhältniſſe?"

„Nun hören Sie, das iſt eine himmliſche Geſchichte! Er hat einen jungen Menſchen in der Lehre von ſehr geheimnißvoller Abkunft. S' iſt ein wunderſchöner Junge, ein wahrer Adonis. Die Dreyßig's ſagen zwar er ſei ein Verwandter von der Frau Sabine; er iſt auch in Oberndorf in ihrem Hauſe geboren, und die Mutter im Wochenbette geſtorben, aber Niemand glaubt an die Verwandtſchaft. Man braucht das feine Bürſchchen nur zu ſehen, um ſogleich zu wiſſen, daß er vornehmer, ſehr vornehmer Leute Kind iſt. Ich habe ſtets meine eignen Gedanken über ihn gehabt. Man munkelt ſo allerlei, z. B. daß die Dreyßig's dieſem jungen Menſchen — Anton Schmettau heißt er — einen Theil ihres Reichthums verdanken. Und doch wird er von dem Schuft Ebenezer ſchlecht gehalten. Nun ſehen Sie, Huldin, der Anton iſt im Stücke der junge Maler, prächtig geſchildert, ganz unverkennbar; ſein ganzes Verhältniß zu dem Wucherer iſt der Wirklichkeit entnommen. Ja ganz ſo iſt's. Im Stücke iſt der Anton ein Fürſtenſohn. Ich will mich drauf hängen laſſen, wenn's in der Wirklichkeit nicht auch ſo iſt. Der Anton iſt ein Fürſtenſohn."

„Sie ſagen mir da ganz neue und intereſſante Dinge, aber ich ſehe noch nicht ein, was ſie mit Ihren geheimen Planen zu ſchaffen haben."

„Warten Sie nur, Göttin! Es kommt Alles. Der Director erhält eine myſtiſche Einladung und verfügt ſich in das angegebene Haus. Hier eröffnet ihm eine ſehr vornehme Perſon, nachdem ſie ihm das feierliche Verſprechen des Schweigens abgenommen, es ſei ihr von einer noch weit vornehmern, d. h. von einer ſehr hohen Perſon ein Stück anvertraut mit der Bitte, es dem Director Wyß zu übergeben, dem die Aufführung deſſelben gewiß bedeutenden Vortheil bringen werde. Nur müßten alle Namen der Betheiligten verſchwiegen bleiben.

Iſt das nicht eine wunderbare Geſchichte? Das Allerwunderbarſte dabei kommt zuletzt und das iſt: es werde von hoher Seite gewünſcht, daß der Müller Uſſemhof die Rolle des Wucherers ſpiele. Was ſagen Sie nun, Verehrteſte?"

„Ich bin wirklich erſtaunt, aber nicht über die höchſt wunderbare Geſchichte, ſondern über Ihre Feinheit, mit welcher Sie dieſe Intrique eingeleitet haben", verſetzte Roſa mit dem ernſthafteſten Geſicht, obgleich ihr die Lachſucht faſt ſelbſt den böſen Streich geſpielt hätte, den ſie von Adolfen befürchtet hatte.

„Wie verſtehen Sie das, Inbegriff aller Süßigkeit?“ fragte Meiſter Andres verblüfft.

„O, beſter Freund, verſtellen Sie ſich nur nicht gegen mich! Was kann Ihnen das helfen? Ich durchſchaue Sie doch. Und heißt das mir Vertrauen ſchenken, der Sie doch ſtets mir verſichern: ich beſäße Ihr Herz? Kann ich denn Ihr Herz beſitzen ohne Ihr Vertrauen?“

„Ich beſchwöre Sie: machen Sie ſich mir deutlicher und ſagen Sie was Sie damit und darunter verſtehen?“

„Nun ſo will ich es Ihnen mit klaren Worten ſagen, was ich damit und darunter verſtehe: daß Sie ſelbſt der Dichter des Dramas: das Landhaus am See, ſind, daß Sie es durchaus ſein müſſen, und kein andrer Menſch es ſein kann. Denn erſtlich kennt Niemand Herrn Ebenezer Dreyßig und ſeine Verhältniſſe ſo wie Sie; zweitens haben Sie ein herrliches poetiſches Talent; drittens ſind Sie doch noch ein Anfänger in der dramatiſchen Dichtkunſt; viertens haben Sie aus guten Gründen einen abſonderlichen Zorn auf Herrn Ebenezer; fünftens würde Niemand wie Sie eine ſo feine und ausgeſucht pikante Rache an ihm nehmen; ſechſtens ſtammen Sie ſelbſt aus der fürſtlichen Familie dieſes Landes und wiſſen deshalb am beſten, daß der junge Anton Schmettau ebenfalls dieſer hohen Familie entſproſſen iſt. Ich habe auch längſt ſchon gewußt, daß Sie mit Ihren fürſtlichen Anverwandten in geheimer Verbindung ſtehen, und nur auf dieſem Wege konnte es Ihnen möglich werden, dem Director Wyß Ihr Drama auf ſo geheimnißvolle Weiſe in die Hände zu ſpielen. Dadurch iſt er gleichſam moraliſch gezwungen das Stück aufzuführen. Hätten Sie es ihm übergeben, ſo war ja vorauszuſetzen, daß er es zurückwies, zumal wenn Sie die Rolle des Wucherers ſelbſt zu ſpielen ſich ausbedungen hätten. So aber haben Sie Alles ganz fein eingefädelt, um ſich und dem Director den Rücken zu decken, ſich von aller Verantwortlichkeit frei zu machen und dabei doch alle Ihre Zwecke ſo ſchön zu erreichen. Und das iſt mein ſiebenter Grund. Ich habe endlich noch einen achten für meine Behauptung, es iſt aber einer, den mir mein Herz eingibt, nicht mein Verſtand. Kein andrer Dichter hätte nämlich in dem Stücke eine ſo brillante, meiner Individualität ſo ganz angemeſſne Rolle für mich geſchrieben, als Sie, theurer Freund. Das konnten nur Sie, der Sie mich und mein Herz ganz genau kennen, dem auch das kleinſte Fältchen darin offen daliegt, und mehr als aus allen Ihren Verſicherungen erkenn' ich daraus die Wahrheit Ihrer ſchönen Gefühle für mich. Geſtehen Sie es alſo offen und ehrlich, wie es Ihre Pflicht gegen mich erheiſcht, daß Sie der liebenswürdige und talentvolle Dichter des Landhauſes am See ſind! Geſtehen Sie es, wenn Sie mich nicht ernſtlich böſe machen wollen!"

Dem guten Müller wirbelte es während Roſa's leidenſchaftlicher Rede ſeltſam im Kopfe. Er ſtarrte gerade vor ſich hin, und griff in der äußerſten Verlegenheit ganz unwillkürlich und ohne zu wiſſen was er that, in die Taſche, zog das Haarbürſtchen heraus, ſtrich damit blitzſchnell die Haare an den Schläfen glatt und über der Stirn empor, räuſperte ſich, lachte ganz blöde vor ſich hin, und war am Ende von Roſa's Rede ſchier ſelbſt überzeugt, daß ſich Alles ſo verhalte, wie ſie behauptet hatte. Seiner Eitelkeit war eine glänzende Perſpective eröffnet; die angebetete Roſa erklärte ihn für einen hochbegabten Dichter. Er ſtotterte alſo verlegen: „Aber Liebſte! Wie kann ich — wie darf ich ein ſolches Geheimniß — “

„Glauben Sie wirklich, daß ich Sie verrathen, daß ich Ihr Vertrauen mißbrauchen werde? O dann haben Sie mich nie geliebt, Grauſamer!“

„Wenn Sie mir Verſchwiegenheit zu ſchwören — “

„Ich ſchwöre!“

„Nun denn: Ihr Scharfſinn hat Alles errathen. Ich bin der Dichter des Stücks. Aber Niemand darf's erfahren.“

„Herrlicher Mann! Von mir erfährt keine Seele etwas. Gerade dieſes Geheimniß hat einen unausſprechlich ſüßen Reiz für mich. Aber wie viel theurer ſind Sie mir nun! Ich habe ſtets für die Dichter geſchwärmt.“

„Himmliſche Roſa! Duftende Blume der Unſterblichkeit! Nun hören Sie weiter! Die Rolle des Wucherers ſoll mein Debüt ſein. Damit will ich mir das Bürgerrecht in der ſtolzen Künſtlerwelt erringen. Dann Adjes Mühle und Mehl! Als Künſtler darf ich um die göttliche Künſtlerin werben. Wird ſie mich dann erhören?“

„Zweifeln Sie?“

„Honigkuchen! Ich möchte Dich auffreſſen dieſen Abend!“

„Sie ſind wirklich in ſehr poetiſcher Stimmung. — Aber hören Sie nun auch ein herzliches Wort von mir.

Um ſich würdig und mit Nachdruck in der Künſtlerwelt bewegen zu können, muß man nicht von einem knauſerigen Director, von einer lumpigen Gage abhängig ſein. Ein Künſtler, der außer ſeinen geiſtigen Mitteln auch materielle hat, tritt überall mit Sicherheit auf und bietet jeder Laune des Schickſals Trotz. Ein Künſtler ohne Geld bleibt ewig ein Lump; ein Künſtler mit Geld iſt ein Gott. Das Leben öffnet ihm alle ſeine Schatzkammern. Sie haben kein Vermögen, ich habe auch keins – –“

„O dafür iſt geſorgt! Ich gewinne den Prozeß und wir haben das Geld metzenweis.“

„Auf das Gewinnen des Prozeſſes können wir nicht warten. Darüber könnten noch viele Jahre hingehen. Wir könnten alt dabei werden. Und der Prozeß ſelbſt frißt fort und fort große Summen. Sollen wir dieſe von unſrer Gage beſtreiten? Das wäre mir eine ſchöne Geſchichte! Nein, Beſter, das geht nicht an. Den einzigen Weg, der uns übrig bleibt, um nicht nur Rollen auf den Brettern, ſondern auch eine Rolle in der Welt zu ſpielen, wie ſie unſres Talents und unſren Lebensanſprüchen würdig iſt, habe ich Ihnen ſchon einige Male leis angedeutet. Heute will ich mich ganz offen darüber ausſprechen. Denn die Stunde offner vertrauensvoller Erklärung iſt gekommen. Vergleichen Sie ſich mit Ihrem Gegner. Verkaufen Sie ihm Ihre Anſprüche an den Herrenhof für eine möglichſt hohe Summe. Tauſend Thaler ſind uns jetzt mehr werth, als in zwanzig Jahren zehn tauſend.“

„Sie haben Recht, geliebte Fee. Ich habe wohl auch ſchon daran gedacht. So lang ich in der verdammten

Mühle ſteckte, konnte ich Ebenezers derartige Anträge mit Hohn zurückweiſen. Jetzt ändert ſich die Sache. Wenn ich nur wüßte, was der Kerl für meinen Abſprung zu zahlen gedächte?"

„Das könnte ich wohl geſchickt auskundſchaften. — Es fragt ſich aber eigentlich, was Sie für Ihren Abſprung beanſpruchen? Nennen Sie mir doch eine Summe."

„Unter fünf tauſend Thalern thu' ich's nicht; die muß der Dickkopf ausſchwitzen. Aber ich kann und mag ihm den Antrag nicht machen."

Wenn der treffliche Müllermeiſter nur irgend eine Anlage von pſychologiſchem Blick gehabt hätte, das plötzliche freudige Aufblitzen in Roſa's Augen und Zügen hätte ihm verdächtig vorkommen müſſen. Aber dieſe Art Narren und Gecken ſcheinen wirklich nur auf der Welt zu ſein, um genasführt und betrogen zu werden. Schon der weiſe Salomo hat bemerkt, daß ſie eine ſehr zähe Natur haben. Wie er ſagt, kann man Thoren und Gecken im Mörſer ſtampfen, ſie bleiben immer ganz.

„Es iſt freilich eine ſehr bedeutende Summe, die Sie genannt haben", ſagte Roſa, „inzwiſchen muß man nie an ſeinem Glück verzweifeln; man muß es verſuchen. Wollen Sie mir Auftrag geben, ſo werd' ich Ihrem Vertrauen zu entſprechen mich beſtens beſtreben. Was thäte ich nicht für Sie und Ihres Vortheils wegen! Ich will dann vor der Hand mit dem alten Herrn Dreyßig verhandeln. Eine Gefälligkeit, die ich eigentlich zunächſt unſrer Wirthin und dann ihrer armen enterbten Schweſter that, die mich herzlich dauerte, hat ſich der Alte ſo zu Herzen genommen, daß ich hoffen darf, bei ihm zu Ihren Gunſten wirken zu können."

„Ha, Engel in ſchönſter Menſchengeſtalt! Auch zu meinen entzückten Ohren iſt Ihre himmliſche That gedrungen. Wyß ſelbſt hat ſie mir mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Die ganze Stadt iſt voll Ihres Lobes und der Bewunderung Ihres Herzens. O Juwel! Wär' ich nicht erſt ſchon Ihr Sclave geweſen, Sie würden mich durch dieſe große That, von der Sie ſo beſcheiden ſprechen, auf ewig an ſich gefeſſelt haben. — Sprechen Sie alſo mit dem alten Sünder und bekehren Sie ihn zum zweitenmal, daß er mir fünftauſend Thaler gibt oder verſchafft. Dann lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften Elbena's, lebt wohl Mühle, Prozeß und die ganze Philiſterwelt!"

„Wir wollen auch nichts übereilen, werther Freund! Sprechen wir morgen erſt mit Wyß über die Sache. Er iſt Ihr Freund in jeder Hinſicht, ein Fels, auf den Sie Häuſer bauen können, und dann kennen Sie ja den alten Spruch, „drei bilden ein Kollegium."

„Mit Wyß werden wir einen harten Stand haben, ſüße Taube. Er iſt ein tüchtiger Advokat und will durchaus nichts von einem Vergleich hören. Er will vielmehr den Prozeß gewinnen. Aber was Sie mir rathen, holde Herzensluſt, iſt das Rechte. Ich will von dem ganzen Bettel los ſein, um mich Ihnen und der Kunſt in die Arme zu werfen. Suchen Sie doch alſo vorher unſern Wyß für unſre Idee zu gewinnen."

„Mein Wort darauf: es ſoll geſchehen. Wenn es Ihr Beſtes gilt, ſcheu' ich keine Mühe."

„Göttin, die mit hoher Gnade
Mir den Nektarbecher beut
Und auf meine Lebenspfade
Ihre duft'gen Blumen ſtreut!“

Und nun noch Eins, himmliſche Dulcibella — ſo heißen Sie in dem neuen — in meinem Stück wollt' ich ſagen. Das iſt der bezeichnendſte Name für Sie. Voß hat mir den Namen in's Deutſche überſetzt. Das wollt' ich noch ſagen, eh' ich gehe, und doch kann ich's kaum über die Lippen bringen.“

„Was denn? Sagen Sie's getroſt!“

„Ich habe heute den Laffen hier geſehen, das Adölfchen. Sie dulden doch nicht, daß Ihnen der Bub einen Beſuch macht! Der Burſche iſt frech und zudringlich.“

„Wohin denken Sie! Ihre Aeußerung iſt beleidigend, kränkend für mich. Sie kennen die Strenge meiner Grundſätze; Sie wiſſen, daß ich mir mit dem jungen Manne einen kleinen Scherz machte, und doch dieſe eiferſüchtige Bemerkung! Pfui, Herr Uſſemhof, wie tief verletzen Sie mich damit!“

Im Nu hatte ſich Meiſter Andres auf ein Kniee niedergelaſſen und jammerte: „Nicht zürnen, nicht grollen, himmliſche Unſchuld! Bei allen Göttern, ich wollte dich nicht kränken, herrliches Weſen! Dein Zorn geht mir wie ein zweiſchneidiges Schwert durch's Herz, und doch hab' ich ihn verdient. Aber verzeihen Sie, gütiger Engel! Haben Sie Nachſicht mit meiner Schwäche! Laſſen Sie Gnade vor Recht ergehen!“

„So ſtehen Sie doch auf!“

„Nicht eher, als bis Du das Wort der Vergebung ausgeſprochen, und ſollte ich die ganze Nacht hier winſelnd liegen.“

„Nun ja doch, ich verzeihe Ihnen!“

„Und als Pfand Deiner Gnade gib mir einen Kuß, Roſa!“

„Was! Sie ſpringen raſch von einem Extrem zum andern. Nein, Freund, mit Küſſen bin ich nicht ſo freigebig. Da muß erſt noch viel vorausgegangen ſein, eh' wir bei dieſem Stadium anlangen. Jetzt iſt Zeit, daß Sie gehen. Die bedungene Viertelſtunde iſt längſt vorüber. Sie dürfen nicht länger bleiben; Sie werden unverſchämt. Gute Nacht, mein Freund! Gute Nacht!“

„O grauſame Juno, ich gehe! Aber bald werd' ich mir das Paradies erobern. Schlaf wohl! Träume ſüß, Dulcibella! O träumteſt Du von Deinem bis in den Tod getreuen Andreas!“

Und weinend, daß ihn der Bock ſtieß, verließ er das Zimmer, von Veilchen begleitet.

Die Scene wechſelte raſch. Die ſpröde Roſa lag in den Armen des feurigen Adolf und berauſchende Küſſe glühten herüber und hinüber. Dazwiſchen überließen ſich beide ſchütterndem Lachen, das bei Roſa natürlich, bei Adolf zierlich und ſtutzerhaft war, wie denn bei ihm Alles, was er that und litt, jenen wunderlichen verzwickten Anſtrich hatte, den er nobel nannte. Man mußte ſterblich in ihn verliebt ſein, wie es Roſa wirklich war, um dieſes ſogenannte noble Weſen nicht ſehr abgeſchmackt und unausſtehlich zu finden. Ueber ſein nobles Lachen hätte ein Andrer recht natürlich gelacht.

„Dieſer Gimpel iſt glücklich gefangen!“ nahm Roſa zuerſt das Wort. „Und wie billig hat er's gethan! Vom goldnen Vließe dieſes Schafes fällt mir ein tüchtiges Stück zu. Davon ſollſt Du recht anſtändig Deine Studien machen, mein Püppchen; ganz wie Du's liebſt, als vornehmer junger Mann. Niemand ſoll Dir anſehen, daß Du der Sohn eines armen Dorfſchulmeiſters biſt; jedermann ſoll Dich für den Sproß eines reichen Hauſes halten. — Inzwiſchen iſt die Aufgabe erſt halb gelöſt. Ebenezer muß als Ehemann der Frau Katharina Uſſemhof auch die gerichtliche Gewißheit haben, daß er ihr Erbe wird, der Herrnhof mit ſeinen Privilegien muß ihm zugeſchrieben ſein. Dann habe ich das hübſche Sümmchen redlich verdient. Inzwiſchen halte ich die zweite Hälfte unſrer Aufgabe für leichter zu löſen, obgleich ſie ſchwieriger ſcheint, als die erſte, wenn die Herren Dreyßig nur meinen Angaben folgen. Ich kenne die Verhältniſſe meiner Vaterſtadt Saſſenau ziemlich gut, und was mir an Kenntniß abgeht, beſitzt Wiesbach, und Herich Blumenfeld wie ſein Sohn, der Hofagent, ſtehen uns treulich bei. Es müßte nicht gut ſein, wenn wir nicht in kurzer Zeit mit der ganzen Sache zu Stande ſein ſollten. Dein erſtes Semeſter vermag ich reichlich zu decken, und unſre Actien ſtehen gut.“

„Du machſt Deine Sache brav, Röschen, und haſt dieſen Abend ein ganzes Dutzend Küſſe verdient. Morgen werd' ich Dir einen andern dummen Vogel zuführen, dem Du ebenfalls die goldnen Federn ausrupfen ſollſt.“

„Wen meinſt Du, mein Schätzchen?“

Adolf zog den Brief hervor, den er dieſen Morgen auf Röschens Stube an ſie geſchrieben und las ihr denſelben vor.

„Ich habe den jungen verwachſenen Menſchen ſchon einigemal geſehen. Er iſt doch gar zu unbedeutend“, meinte Roſa leicht hin.

„Für deſto bedeutender hält er ſich ſelbſt, und deſto leichteres Spiel haſt Du mit ihm, ihm die Goldfüchſe abzunehmen, mit denen ſeine Frau Mama ihm allzufreigebig die Taſchen füllt. Dabei wirſt Du ein Amüſement haben, wie Du noch keins gehabt. Er wird ſich Dir als Dichter vorführen, obgleich der Bengel keinen Versfuß kennt. Ich ſage nichts weiter, um Dich nicht um eine der köſtlichſten Ueberraſchungen zu bringen.“

„Du machſt mich neugierig, Schelm. Ueberdies gebietet ſchon die Klugheit, den kleinen Höckermann glimpflich zu behandeln; denn es liegt mir daran wo möglich alle Glieder der Dreyßig'ſchen Familie für mich zu gewinnen. Ich hoffe es ſoll uns daraus eine gute Revenue fließen. Der alte Schlaukopf iſt ſchon ganz verliebt in mich und fängt an alle Beſonnenheit zu vergeſſen. Ebenezern verſchaff' ich den Herrnhof. Die Wirthin und die Frau Breiting ſchwärmen für mich, weil ich der Letztern wieder zu ihrem Erbe verholfen. Sie leiht ihr Ohr gern den ſüßen Bewerbungen des kleinen ſchwarzen Organiſten, Deines Gaſtfreundes.“

„Ich weiß es. Luchſer hat mir im Vertrauen geſtanden, daß er ihr Herz bereits gewonnen hat. Er zählt beim Alten auch in dieſer Beziehung auf Deine Unterſtützung.“

„Sie ſoll ihnen werden. Jetzt bin ich daran dem Gottfried die Erlaubniß ſeines Vaters zu ſeiner Verheirathung mit der jungen Amtscommiſſärswittwe zu verſchaffen. Dieſe Dame hat nämlich auch meine Hülfe angerufen. Da können denn gleich beide Paare zuſammengehen. Es gewährt mir ein wahres Vergnügen, die Eheſtifterin zu machen. Und ſo will ich denn auch geſtatten, daß mir Herr Jakob Dreyßig den Hof macht und ihn dafür von der Laſt des Metalls erleichtern, das ihm nicht ſauer wird zu verdienen. Spashaft wird es allerdings, daß der alte Vater und der jüngſte Sohn Rivalen werden, der Eine mit einem Schneeberg auf dem Haupte, der Andre mit einem Knochenberg auf dem Rücken.“

„Vortreffliches Zwiegeſpann an Deinem Triumphwagen! Laß ſie zerren, ſo lange ſie Dir Gold in den Wagen werfen, das wir zum Wohl der Menſchheit anwenden. In uns glüht der ſtarke Drang Gutes zu wirken, Großes zu ſchaffen und Segen um uns zu verbreiten; aber uns fehlen die Mittel auf die erhabene Bahn zu gelangen, zu welcher uns die ſchaffende Natur beſtimmt hat. Wohlan! Suchen wir dieſe Mittel von Thoren zu gewinnen, in deren Händen ſie ein unfruchtbares Gut ſind. Wir müſſen uns Reichthum erwerben, um bedeutende Kräfte, die in uns ſchlummern, in Bewegung ſetzen zu können. Der Schuſter Crispin ſtahl das Leder, um den Armen Schuhe ſchenken zu können, und er iſt doch zum Heiligen geſprochen worden.“

„Du haſt Recht, lieber Junge! Stehlen wollen wir zwar nicht; denn das iſt verboten, aber nehmen wollen wir, was uns geboten iſt, als unſerm Genie dargebrachten Tribut. Alle Mittel und Wege zu Geld zu gelangen, ſind erlaubt, die nicht verboten ſind!“

„Alle verbotnen Mittel und Wege ſind uns ſchon deshalb unmöglich, weil ſie gemein ſind. Immer nur nobel! iſt unſer Wahlſpruch. Und darum werden wir gewiß den uns gehörigen Platz in der Nobleſſe einnehmen.“

„Ich ſehe Dich ſchon als Geheimen Hofrath und Profeſſor der Medicin, Ritter von Baumannsdorf. Klingt das nicht prächtig?“

„Und ich Dich als gnädige Frau im ſtolzen Phaeton mit Jäger und Bedienten hinter Dir. Sieht das nicht prächtig aus?“

„Du biſt göttlich! Laß Dich küſſen!“ Und wie ein frohes muthwilliges Kind hüpfte ſie lachend an ſeinen Hals, ſchlang die Arme um ihn und küßte ihn herzhaft ab.

„Und nun die Antwort auf meinen Brief, Röschen! Soll ich ſie Dir dictiren?“

„Laß ſie mich ſelbſt ſchreiben! Ich denke Du ſollſt damit zufrieden ſein, mein nobler Junge.“

Sie rückte die Lampe auf ihren geöffneten Secretär und ſchrieb raſch. Lachend überreichte ſie ihm das Blatt und er las: „Mein Herr! Von einmal gefaßten Entſchlüſſen werde ich um keinen Preis abgehen. Niemals kann ich Sie wieder bei mir ſehen. Unterlaſſen Sie jeden Verſuch, ſich mir zu nähern und erſparen Sie mir Maaßregeln, die als ſehr ſtreng Ihnen ſehr unangenehm ſein müßten. Herrn

Jakob Dreyßig werde ich dagegen mit Vergnügen bei mir ſehen, wenn er allein kommt. Will er nach Tiſche den Kaffee bei mir nehmen, wird es mir Freude machen.

Roſa Feige.“

„Sehr gut! Einzig! Du biſt unſchätzbar, Roſa!“

„Nun geh, mein Putzpüppchen! Es iſt ſchon ſpät. Lege Dich ſchlafen und träume von mir. Auch ich bin ſchläfrig.“

Adolf zog ſeine gelben Glacehandſchuhe an, umarmte die Geliebte zierlich und empfahl ſich.

Roſa ſchob den Nachtriegel vor die Thür und ſchickte ſich an ſich von ihrem dienſtbaren Geiſte entkleiden zu laſſen, der mit außerordentlich geläufiger Zunge, einer Vogelklapper ähnlich, Tagesgeſchichten, Urtheile und giftige Bemerkungen bunt durcheinander ſervirte, als ihr heiter glänzendes Geſicht plötzlich durch ein leiſes eigenthümliches Pochen an die Thür mit einer Wolke überzogen wurde.

„Geh!“ ſagte ſie ärgerlich zu Veilchen „ich bekomme noch einen dritten Beſuch.“

„Und den ſchlechteſten zuletzt,“ bemerkte die Zofe und verſchwand, während die Herrin die Thür öffnete, durch welche der Herr Director Woß in Schlafrock und Pantoffeln hereintrat.

Noch niemals war Roſen ſo ſtark aufgefallen, wie häßlich und unangenehm dieſer Mann war, als in dieſem

Augenblick. Seine lange vorwärtsgebogene ſchwindſüchtige Geſtalt kam ihr wie ein Geſpenſt vor, und das hämiſche Grinſen ſeines Geſichts war eben nicht geeignet, den übeln Eindruck, den ſie von ihm empfing, zu vermindern.

„Aller guten Dinge ſind drei“, hüſtelte Weß. „Du haſt dieſen Abend ſchon zwei Liebhaber bei Dir gehabt, ſo darf Dir der Dritte nicht fehlen, kleine Katze.“ Mit dieſen Worten nahm er ohne Umſtände die Widerſtrebende auf eine freche Weiſe in die Arme und küßte ſie.

„Ach ich bin ſchläfrig, Karl, und ſehr abgeſpannt! Geh' und laß mich in Ruh'! Ich kann Dich dieſen Abend nicht brauchen“, verſetzte ſie mit wenig verhehltem Verdruß.

„So ſo! übler Laune, Mietzchen! Iſt die gute von meinen beiden Vorgängern verbraucht oder verdorben? Thu' nur die Krällchen heraus. Du weißt, daß ich Dein bewaffnetes Sammtpfötchen zuweilen liebe.“

„Geh, Du biſt einmal unausſtehlich. Laß mich; ich bin dieſen Abend nicht zur Liebe aufgelegt. Ich muß ſchlafen.“

„Wer ſagt Dir denn etwas von Liebe! Ich will hören, wie weit Du mit dem Müller gekommen biſt?“

„Das iſt ſchnell berichtet. Er will für fünftauſend Thaler ſeine Anſprüche aufgeben und vom Prozeß abſtehen.“

„Das iſt ja köſtlich!“ rief Weß, rieb ſich die Hände und ſchlürfte dann eine mächtige Priſe. „Du biſt die ſchlaueſte aller ſchönen Hexen, die Männern die Köpfe verrücken. Alles geht nach Wunſch. Sogar der Collaborator Hammer, der junge Gottesſtreiter, iſt verliebt in Dich und berichtet mir mit frommer Begeiſtrung, die einen ſtarken fleiſchlichen Beiſchmack hat, welche Rieſenſchritte Du unter ſeiner Leitung im lieben Chriſtenthum machſt. Er will ſogar durch meinen hochwürdigen Schwager, den Kirchenrath, dahin wirken, daß der Herzog ſelbſt bei Deiner Taufe Pathenſtelle verſieht. Das wird zuerſt unſrer Kaſſe ein hübſches Pathengeſchenk einbringen und uns ſonſt noch von großem Vortheil ſein."

Roſa's Züge verfinſterten ſich noch mehr. „Unſrer Kaſſe?" fragte ſie pikirt. „Herr Hammer hat mir auch ſchon davon geſagt. Mir will er Vortheile verſchaffen, mir ein Engagement am Hoftheater in Saſſenau."

Der Director horchte auf und ſtarrte ſie einen Augenblick durch ſeine großen Brillengläſer an. „Meinſt Du ſo?" fragte er dann angeſäuert und langgedehnt. „Du liegſt noch im Neſt, Schlänglein, und willſt ſchon nach der alten Schlange, Deiner Pflegerin, ſtechen! Haſt Du vergeſſen, daß ich Dich, mein Geſchöpf, auch wieder vernichten kann, daß ich Dich in das dunkle Nichts zurückſtoßen kann, aus dem ich Dich an das Licht des Ruhms und Wohllebens heraufgezogen?"

Dieſe gallichten unüberlegten Worte waren kaum in der erſten Verſtimmung herausgeſtoßen, als ſie auch ſchon bereut waren; denn ein furchtbarer Blitz voll Haß und Zorn traf den Sprecher aus den Augen der ſchönen Jüdin, und mit einer Hoheit und Beſtimmtheit in Ausdruck und Haltung, wie er noch nie an ihr geſehen, verſetzte ſie mit einem kalten Hohnlächeln: „Nicht alſo, Herr von Wiesbach! Unſre Abrechnung lautet anders, und das Facit wird ſich ſchnell herausſtellen. Nicht mehr das arme verlaſſ'ne und verwaiſte Judenmädchen ſteht vor Ihnen, mein Herr, die verkümmerte armſelige Geſtalt, die Ihnen für ein paar Pfennige ein Lied ſang, das zerlumpte Kind, deſſen Talent Sie erkannten und für die Bühne ausbildeten, das Sie dafür verführten und zur elenden Sklavin Ihrer Luſt machten. Ein von Ihnen ſchwer beleidigtes und mißbrauchtes Weib ſteht Ihnen gegenüber, das zum vollen Bewußtſein ihrer Schmach und Schande, aber auch zu dem ihrer Kraft und ihres Willens gelangt iſt, und, von Ihnen gereizt, keinen Augenblick anſteht, Rache an Ihnen zu nehmen. Ja ich weiß was ich will! Ich will nicht mehr Deine verächtliche Metze ſein, Schurke! Ich will Deine Hände nicht mehr mit Gold füllen, habgieriger, widerwärtiger Menſch! Ich bin ſelbſtſtändig und will auf eigne Hand handeln. Fort mit dem Gängelbande eines jämmerlichen Komödianten! Ich kann geſchehene Dinge nicht ungeſchehen machen, aber verflucht ſei der Kuß, mit dem Sie meine Schande vergrößern! Zittere vor mir, Böſewicht! Ich fühle, daß ich fürchterlich bin und Dich ohne Barmherzigkeit vernichte, wenn Du es wagen ſollteſt, den Fuß gegen mich zu erheben. Haſt Du vergeſſen, daß ich um Deine Verbrechen weiß? Ich ſage Dir, Menſch, Du haſt es mit einer Furie zu thun."

Der Director war wirklich erblaßt. Ein Fröſteln lief ihm durch das Mark, ein leiſes Zittern über die Glieder. Er fühlte, daß ſie wahr ſprach. Er ſah es in dieſem

Augenblick ein, daß ſie ſeiner Schule entwachſen war, und daß die Schülerin weit über den Meiſter ging. Nun wollte er ſchnell ſein Verſehen wieder gut machen. Der Thor! Es war zu ſpät.

„Röschen! Röschen!“ bat er im ſchmeichelndſten Tone, „ſo laß Dich doch bedeuten und nimm Vernunft an. So arg war es ja nicht gemeint. Wir ſind eben beide Hitzköpfe, aber Du biſt der größere. Doch wir vertragen uns auch wieder gut zuſammen. Wir können ja gar nicht von einander laſſen. Du weißt, ich bin nicht ſo ſtreng, nicht eiferſüchtig. Da mußt Du mir ſchon auch ein raſches Wort zu gut halten. Unſre Intereſſen ſind ſo innig mit einander verwachſen, daß ſie ſich gar nicht trennen laſſen.“

„Wohl!“ ſagte Roſa kalt. „Aber es iſt gut, daß die Sache endlich zur Sprache zwiſchen uns gekommen iſt. Ich bin von heute an Ihre Maitreſſe nicht mehr. Ich ſchwöre Ihnen bei meiner verletzten Weiblichkeit zu, ich laſſe mich nie wieder von Ihnen anrühren. Sodann will ich nicht mehr von Ihrer Gnade abhängig ſein. Bei gemeinſchaftlichem Geſchäft, wie dieſer Handel mit dem Müller, gleichgetheilter Gewinn! Ebenezer Dreyßig hat zehntauſend Thaler verſprochen, was der Müller weniger erhält iſt unſer. Er hat Ihnen zweitauſend, mir eintauſend Thaler zugeſagt, wenn er durch unſre Hülfe Beſitzer des Herrnhofs wird. Der Müller beanſprucht nur fünftauſend Thaler und vielleicht handle ich ihm noch tauſend Thaler ab. Es ſind alſo bis jetzt ſchon acht Tauſend Thaler übrig; davon viertauſend Ihnen, viertauſend mir. Das iſt ehrliche Theilung für gleiche Arbeit. Das iſt reine Bahn zwiſchen uns; ſo will ich es, und nichts wird mich vermögen, auch nur ein Haar breit von meinem Willen abzuweichen."

„Nun ja doch, kleiner hübſcher Rechnenmeiſter!" lachte Wyß gezwungen. „Du kannſt doch Deine Abſtammung nicht verleugnen. Wir werden uns wahrlich über die Theilung des Gewinns nicht veruneinigen. Ich werde Dich ſogar von meiner Großmuth zu überzeugen wiſſen. Schlaf Deinen Zorn aus. Morgen wollen wir weiter über die Sache reden."

Der Abſchied war kühl und gezwungen. Wyß fühlte wohl, daß ſeine Poſition zu der Schauſpielerin eine ſehr veränderte geworden war und glaubte ſelbſt nicht recht an die glückliche Ausführung ſeines Vorſatzes, die Sache wieder in's alte Geleis zu bringen. Roſa ballte die Fauſt hinter ihm her. Ihr Entſchluß ſtand feſt, ihn zu verderben.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Ende des erſten Theils.

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Leute von Geſtern.

Lebensbilder aus der jüngſten Vergangenheit

von

Ludwig Storch.

Erſte Abtheilung.

Aus einer Bergſtadt.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1853.

Aus einer Bergſtadt.

Roman

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

„Poëta laureatus.“

Kopchen honorirte am folgenden Morgen die Auslieferung des ihm ſo wichtigen Billets der Schauſpielerin mit einem blanken Louisd'or, den Adolf, das Bärtchen ironiſch ſtreichend und ſich nicht einmal dafür bedankend, in die Taſche ſteckte und ſich ſogleich wieder empfahl, um den „Kleinen“ ſeinem Entzücken und den Vorbereitungen zu dem beabſichtigten Beſuch zu überlaſſen. Dieſe waren von ganz beſonderer Art. Das etwas aus der gewöhnlichen Form gewichene Menſchengewächs hatte den Schneider in extraordinäre Requiſition geſetzt, den Fehler der Natur mit Nadel und Watte, ſo weit es nur irgend in den Kräften des Kleiderkünſtlers ſtand, zu corrigiren. Die Rückwand des modernen indigoblauen Fracks, deſſen gelbe blanke Knöpfe wie Sterne leuchteten, war ſo vortheilhaft ausgepolſtert, daß das ſteil abfallende Felſengebirg ſich wie ein ſanft abſenkender Raſenhügel ausnahm; alle Schroffheit war in weiche

Uebergänge umgewandelt. Der Schuſter hatte auch das Seinige thun müſſen, Köpchens Geſtalt etwas höher in's Auge fallen zu laſſen. Der kleine gefallſüchtige Mann hatte ſich ein paar Stiefel von Glanzleder beſtellt, möglichſt eng im Fuß und mit ſehr hohen Abſätzen. Aber ſchon ſchallten die zwölf hellen Glockenſchläge der Mittagsſtunde vom Thurme des Rathhauſes über die Stadt hin, und weder der Schuhmacher, noch der Kleidermacher waren mit ihrer gelöſten Aufgabe vor dem ſehnſuchtsvoll harrenden Jüngling erſchienen; was aber noch mehr beſagen wollte, auch der Bote war noch nicht mit dem Gedicht zurück, und in Köpchens beklemmter Bruſt fing allmälig ſich etwas zu regen an, was ſich wie aufkeimende Verzweiflung anfühlen ließ. Er wäre gern ſelbſt zu Schuſter und Schneider gelaufen, und der Gedanke ſtieg in ſeiner bedrängten Seele auf, dem Boten mit einem Einſpänner entgegen zu fahren, aber er wurde an der Ausführung dieſer Pläne durch den Bader verhindert, der, auch die ſehr ſchätzbaren Eigenſchaften eines Friſeurs in ſich vereinigend, ihn ſchon ſeit länger als einer Stunde auf ſeinem Zimmer unter den Händen hatte. Die verknöcherte Figur wurde erſt in einer Wanne mit lauwarmen Waſſer vom Kopf bis zum Fuß gewaſchen und gebadet, dann wurde ihm das Kinn glatt geſchoren, obgleich er eigentlich doch nur erſt jene Ahnung von Bart hatte, welche zweifelhaft laſſen würde, ob das künftige Gewächs ſich als Federn oder Haare entwickeln werde, wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, daß die Natur des Menſchen ſich für letztere zu entſcheiden pflegt. Endlich wurde das dunkle Haupthaar, auf welches Köpchen ſo ſtolz war, etwas geſtutzt und ſeine Neigung zum Locken mit dem Brenneiſen unterſtützt. Zuletzt ließ ſich der auf einen Eroberungszug ſo eifrig bedachte Commis den ganzen Körper mit Eau de Millefleurs einreiben, und legte nun ein hinten ſtark wattirtes feines weißwollenes Gilet an, das den erſten Grund zur Ausfüllung des ſchauerlichen Thals in ſeinem Rücken abgab. Hierauf folgte das blüthenweiße duftende Battiſthemd mit Manſchetten und goldnen Bruſtknöpfchen, die weißen baumwollnen Maſchinenſtrümpfe und die friſchen wattirten Unterbeinkleider, wodurch ſeine Beine die gehörige Proportion erhielten. Weiter konnte er mit ſeinem Ajuſtement nicht fortfahren; denn ſchon zur Vollendung der Chauſſure fehlten ihm die Glanzſtiefel, ohne welche er die mit Spannriemen verſehenen ſchwarzen Buckſkin-Unausſprechlichen doch nicht anlegen konnte. Und was hätte das Alles auch geholfen! Die Krone fehlte noch, der herrliche ausgleichende Frack. Der Arme ſaß daher in dieſer halben Bekleidung in banger Erwartung und mußte ſich damit begnügen, den Lehrling Anton nach verſchiednen Himmelsgegenden auszuſchicken und ihm möglichſte Schnellfüßigkeit anzuempfehlen. Er ſelbſt ſah mit ſehr unangenehmen Gefühlen den Minutenzeiger ſeiner goldnen Taſchenuhr, die vor ihm am Fenſter hing, vorwärts rücken. Es wollte ihm zuweilen vorkommen, als laufe derſelbe heute doppelt ſchnell. Dieſe Gefühle waren nicht allein geiſtiger Natur und Art, vielmehr erhielten ſie im Laufe der Zeit einen immer deutlichern ſchmerzhaften körperlichen Ausdruck. Wenn der kleine ſchwächliche Körper dieſes jungen verunſtalteten Menſchen an und für ſich ſchon weit reizbarer und für alle Eindrücke empfänglicher war, als die Leibesbeſchaffenheit andrer Individuen ſeines Alters und Geſchlechts, ſo war dieſe nervöſe Irritabilität durch die ſinnliche Anſpannung, das zügelloſe Spiel der Phantaſie und den Mangel des Schlafs und der gewohnten Nahrung noch um ein ſehr Bedeutendes erhöht worden. Denn in der That hatte Köpchen die ganze Nacht über kein [illegible]ge ſchließen können; die bunte Hoffnung auf erſehnte Liebesgenüſſe hatte ihm ſein weiches Daunenbettchen zum glühenden Laurentiusroſt umgeſchaffen, und dieſe Erregtheit hatte ihm wiederum allen Appetit zu Speiſe und Trank geraubt. Nur mit Mühe hatte er eine Taſſe Kaffee verſchluckt. Dazu kam, daß der Tag kühl und regneriſch unfreundlich war. Unter all' dieſen Umſtänden war es nicht zu verwundern, daß Köpchen während der großen Waſchprocedur ſich erkältete, und die Folgen bald genug zu verſpüren anfing. Es wurde ihm weh im Leibe, und die Materia peccans ſuchte den natürlichen Ausweg mit nicht geringer Heftigkeit. Dadurch wurde der kleine Mann in eine ſehr unangenehme Lage verſetzt. Dieſe würde aber noch weit ſchlimmer geweſen ſein, wenn er den Verrath geahnt hätte, welcher leiſe ſein feines Netz um ihn ſchlang. Während er an Leibſchmerzen und deren Anhängſel litt und mit fieberhafter Unruhe auf Schuſter, Schneider und Gedicht wartete, während der Barbier, der zu ganz andern Zwecken gekommen war, ihm mit ärztlicher Hülfe und tröſtendem Zuſpruch beiſprang und ihm einen Kalmus und Spaniſchbittern um den andern reichte, um ſeine elend gewordnen Verdauungswerkzeuge wieder zu ſtärken, erſpähete draußen der Köchin Jane lauerndes Auge

Alles, was vorging; es war, als ob ſie durch die Wände ſchaute, in Wahrheit aber fragte ſie nur geſchickt, und vom Barbier erfuhr ſie den kleinſten Umſtand, als dieſer ſich zuletzt genöthigt ſah, bei ihr in der Küche ſogenannte „warme Stürzen“ zu beſtellen, erhitzte thönerne Töpferdeckel in Tücher geſchlagen und dem Leidenden auf den Unterleib applicirt, um Mage[illegible]nd Ganglien zu erwärmen. Eine ſtark gewürzte heiße Bierſuppe, welche, von Jane's ſchöpferiſcher Hand bereitet, die Kur unterſtützen ſollte, deren größere Hälfte nebſt einem Stück Braten dem Barbier aber weit beſſere Dienſte that, als die kleinere dem Kranken, löſte jenem das letzte Siegel vom Munde, die ſchlaue Köchin aber befand ſich ſchon zur Mittagsſtunde im Beſitz aller Geheimniſſe des kleinen Liebesabenteurers. Und wenn es doch nur bei Jane's Mitwiſſenſchaft geblieben wäre, aber es waren noch andere Augen und Ohren hinzugekommen, in deren Auftrag die Köchin handelte, um heute Körchens Verderben zu vollenden.

Mehr als alle Magenerwärmungsmittel des Barbiers wirkten die glänzenden Halbſtiefel, welche der athemloſe Schuſterjunge brachte, belebend und ſtärkend auf Körchens erkrankten Organismus. Er fuhr mit den kalten Füßen ſogleich hinein; aber er hatte nicht die Kraft, ſie anzuziehen; der Barbier mußte wieder das Beſte dabei thun, und auch er war genöthigt, ihre innern Wände erſt mit naſſer Seife einzuſchmieren, einen brennenden Fidibus hineinzuwerfen und dann aus Leibeskräften zu arbeiten, um das polirte Schuhwerk an das widerſtrebende Pedal zu zwingen. Nach langer Anſtrengung ſaßen ſie endlich feſt, und nun konnten die Buckskins mit den Spannriemen darüber gezogen werden. Die geſtickten Hoſenträger zogen oben an, die Riemen unten; Alles ſaß knapp und ſtraff zu Köpchens großer Freude, und er verſuchte einige Schritte im Zimmer. O weh! Er hätte gen Himmel aufſchreien mögen vor Schmerz, ſo eng waren die Stiefel. Jeder Schritt neue Qual! der erſte [illegible]urgrad der berühmten ſpaniſchen Stiefel konnte kaum ſchlimmer ſein. Thränen traten dem armen Leidensbruder in die Augen, aber muthig biß er die Zähne auf einander und trat herzhaft auf, immer aber als ob er auf Nagelſpitzen marſchire. Dieſe quäleriſchen Exercitien, meiſt an der Hand des für alle Noth hülfreichen Barbiers vollbracht, und durch Köpchens Freude an dem knappen ſpiegelglänzenden Stiefelpaar, ſo viel als die Umſtände erlaubten, verſüßt, wurden durch den Eintritt des Schneiders unterbrochen, welcher den erſehnten Frack auslieferte. Köpchens geheimes Bangen, das koſtbare Kleidungsſtück möchte nicht nach Wunſch ausgefallen ſein und ſeinen Zweck nicht ganz erfüllen, war zum Glück ein vergebliches geweſen. Was die Kunſt zu leiſten vermag, war hier geleiſtet; es wölbte ſich dahinten Alles in ſanft geſchwungenen Linien, wie ein ſchwellendes Blumenbeet; der redſelige Mund des Barbiers floß über von Bewundrung und Lob, und Köpchen ließ ſich von ihm den von der Wand abgehäkelten großen Spiegel hinten hinhalten, während er ſelbſt ſeinen kleinen Raſierſpiegel vorn hielt und darin ſein hintres Spiegelbild mit verklärten Blicken beliebäugelte. Sein Glück würde trotz der Fußſchmerzen ein großes geweſen ſein, wenn nicht plötzlich ein neuer Ausbruch der böſen

Revolution in ſeinen Eingeweiden ihn zu einer haſtigen Retirade genöthigt und die verſchönernden Dienſte der Hoſenträger und Spannriemen für eine kurze ſchmerzvolle Zeit außer Wirkſamkeit geſetzt hätte. Auch dieſer Sturm ging vorüber, wie alle Stürme in der Welt, der zerſtörte Bau ward wieder hergeſtellt und dadurch erſt eigentlich vollendet, daß das Haar von der Hand des Barbiers mit köſtlichen Oelen geſalbt, gekämmt, gebürſtet, gelockt wurde, daß Köpchen den feinen Kaſtor nach dem rechten Ohr geneigt darauf drückte, die goldne Uhr in die Weſtentaſche ſchob, ihre goldne Kette über Hals und Bruſt warf, die Finger voll goldner Ringe ſteckte, die prächtige Buſennadel am gefältelten Hemd befeſtigte und zuletzt die ſtrohgelben Glaceehandſchuh an die Hände zwängte. Das Stöckchen mit dem goldnen Knopf keck durch die Luft ſchwingend, trat er nun vor den Spiegel und gab ſich ſelbſt ſeine Zufriedenheit mit ſeiner Erſcheinung durch ein beifälliges Lächeln und einige unartikulirte Töne zu erkennen. Gerade die angekränkelte Bläſſe nicht des Gedankens, ſondern der Erkältung ſagte ihm ſehr zu; er ſah ſo ſchmachtend aus, ſo paſſiv, ſo recht wie ein ſterblich verliebter ſchwärmeriſcher Dichter, der um Gegenliebe zu erflehen ſich auf die Beine macht. Die Bläſſe war da, war recht à propos gekommen, und Roſa erfuhr ja ihren wahren Grund nicht. Dazwiſchen ſeufzte er verzweiflungsvoll nach dem Gedicht, und beſchwor den Barbier ihm ein Aſſecuranz-Mittel nur für ein paar Stunden gegen ſeine laxe Leibesbeſchaffenheit zu holen, welches er verſchlucken wollte, wenn er die hoffnungsvolle kleine Reiſe aus dem einen Gebäude des Herrenhofs in das andre antrete. Ach, leider ließ eine gebieteriſche Nothwendigkeit dieſen dringenden Wunſch nur allzugerechtfertigt erſcheinen! Die Zeit ſtürmte im unaufhaltſamen Fluge dahin, und dem verliebten armen Corydon war die traurige Aufgabe gefallen, ſie mit immer höher geſteigerter verdrüßlicher Erwartung des Gedichts, Leibſchneiden und haſtigen doppeltſchmerzvollen Hin- und Her-Wanderungen in den allzuknappen Stiefeln zu einem abgelegenen Orte auszufüllen. Er ließ ſeinen bis zu Thränen geſteigerten Unmuth dem Barbier entgelten, der nicht im Stande war, Röschens Uebeln abzuhelfen. Schon hatte die Kaffeeſtunde geſchlagen, und die geiſtigen und körperlichen Leiden des im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Commis vergrößerten ſich, die eiskalten Füße ſchliefen ihm ein, ein brennender Schmerz entzündete ſich unter der obern Wölbung ſeiner Hirnſchale, das leiſe Fröſteln im Mark ſeiner Gebeine wurde zum Froſt, der ihm die Glieder ſchüttelte, und er würde allmälig den dringenden Vorſtellungen des Barbiers ſich entkleiden zu laſſen, zu Bett zu legen und ſchweißtreibende Mittel einzunehmen, Raum gegeben haben, wenn er nur die Gewißheit gehabt hätte, daß Roſa's Thür ihm auch an einem andern Tag offen ſtände, und daß der blanke Louisd'or nicht zum Fenſter hinausgeworfen ſei.

Dieſe trübſeligen Betrachtungen erhielten plötzlich durch Antons ſtürmiſchen Eintritt einen Umſchwung. Der dienſtfertige Lehrling triefte von Schweiß und hielt ein kleines Packet mit Röschens Adreſſe triumphirend empor. Dieſer löſte mit zitternder Hand das Siegel, und das prachtvoll gedruckte und gebundne Gedicht glänzte ihm entgegen.

Sein Auge funkelte; ſeine Schmerzen waren vergeſſen. Er las das Gedicht, das in ſolchem Gewande ihm nun noch weit ſchöner vorkam, mit der ſtolzen Selbſtzufriedenheit eines angehenden Dichters, der ſein erſtes Werk gedruckt zum erſtenmal in die Hand nimmt. Er ſchwelgte im Genuſſe der Autorſchaft und war ſeines Siegs gewiß, und dachte auch nicht im Entfernteſten daran, daß er nicht mit einer Zeile bei dieſer Autorſchaft betheiligt ſei. Er war es ſeinen Gefühlen, Empfindungen und Intentionen nach. Keck erhob er ſich und trat auf die eingezwängten kalten Füße. Er verſchluckte das ihm vom Barbier gereichte Mittel und verzog den Mund nicht, ſo bitter es auch ſchmeckte.

Der geſchäftige Jünger des Machaon wurde entlaſſen. Ein Tropfen Wermuth war in Köpchens berauſchenden Freudenbecher gefallen: er hatte in all' der überſtandnen Angſt und Noth die ihm von Anton angefertigte und einſtudirte Anrede an Roſa vergeſſen, und mußte ſie nun nothgedrungen noch einmal mit dem gefälligen Lehrling durchnehmen. Dieſer ſtellte zu gleicher Zeit den Informator und die Dame Roſa vor, und nach einer Viertelſtunde fleißiger Repetition ſagte Köpchen ſein Penſum wieder ohne Anſtoß her und konnte als ein zu ſeinem Siegesgange vollſtändig ausgerüſteter Feldherr gelten, obgleich ihm im Leibe immer noch nicht wohl war.

„Schönſte Sterbliche“, ſagte er noch einmal ſich linkiſch gegen Anton verbeugend und ihm den goldſtrotzenden Quartband mit beiden Händen entgegen ſtreckend, „in der ich lieber eine unſterbliche Göttin, einen Engel aus des

Himmels Lichtregionen verehre, Ihre unausſprechliche Güte hat mir erlaubt, in das Innre des häuslichen Tempels zu treten, wo Sie in ſtiller Weiblichkeit walten, nachdem mir oft ſchon vergönnt war, Sie im Tempel der Kunſt anzuſtaunen. Geblendet von all dem Glanz, der von Ihnen ausgeht, habe ich verſucht, mein überwallendes Gefühl in einige Reime zu bannen, die Sie zu feiern wagen, erhabne Künſtlerin. O möchten Sie doch mit Ihrer grund- und bodenloſen Güte aufnehmen, was meine grund- und bodenloſe Verehrung und Anbetung Ihrer hohen Reize und Tugenden geſchaffen hat! Ich lege Ihnen dieſes Gedicht zu Füßen." Anton verhinderte mit gezierter Verſchämtheit das Letztere, wie Beide vorausſetzten, daß Roſa es verhindern würde. — Und nun trat Herr Jakob Dreyßig mit ſüßbangen Gefühlen im hochklopfenden Herzen, mit dem ſtarken bittern Präſervativ gegen plötzliche Leibesöffnung im knurrenden Magen und mit heißen Schmerzen in den kalten Füßen in den beſchwerlich knappen Glanzlederſtiefeln den Eroberungszug an, das in Velinpapier eingepackte Gedicht unterm Arm, dahin ſtelzend, als ob er auf Eiern ginge. Sein Weg führte ihn an der Küche vorüber, in welche kurz zuvor der Herr Amtschirurgus geſchlüpft war. Noch hatte er die Thür derſelben nicht ganz erreicht, als ihn eine ſeltſame Ahnung anwandelte; er wollte eben die Schritte beflügeln, um ſo raſch als möglich vorbeizukommen, als die Thür weit aufgethan wurde, und ſeine Ahnung raſch verkörpert in der leibhaftigen dicken Geſtalt ſeiner Mutter vor ihm ſtand und ihm mit zorniger Geberde den Weg vertrat. Der Ausdruck ihrer Blicke und Züge verrieth ihm ſogleich, daß ſie Alles wußte. Es wurde ihm ſchwarz vor den Augen, und vor Schrecken ließ er das Gedicht zu Boden fallen, welches die durch die Thür lauſchende Jane aufhob und der Frau Mama überreichte.

„J mein Söhnchen, wohin denn ſo ungemein ſtattlich herausgeputzt am lieben Werkeltage?" fragte giftig höhnend Frau Sabine, „und weshalb denn dieſer große Schrecken vor Deiner Mutter? Gehſt Du denn vielleicht auf ſchlechten Wegen und ſchlägt Dich das Gewiſſen? Haſt Du Furcht vor mir? Hab' ich Dich etwa ertappt, Jaköbchen?"

Jaköbchen konnte nicht antworten. Die eiskalte Zunge klebte ihm am Gaumen und verſagte ihm den Dienſt, wie die eiskalten genothzüchtigten Füße. Dagegen geriethen andre Organe ſeines Körperchens in eine plötzliche fieberhafte Thätigkeit. Das unglückliche Präſervativ des Vaters konnte dieſem Schrecken nicht Stand halten; es ſchlug, von ihm beſiegt, in ſein Gegentheil um. Köpchens Noth belebte zuerſt ſeine gemißhandelten Füße; er lief trotz aller Schmerzen was er konnte den Gang entlang und würde ſich glücklich geſchätzt haben, wenn er den Rettungshafen ungeſchädigt erreicht hätte.

Während er nun zwar von der Qual des Augenblicks befreit war, ſeine Angſt und Verlegenheit aber rieſengroß wurden, und er nicht wußte, ob er in ſein Zimmer zurückkehren, oder wohin er in ſeinem jämmerlichen Zuſtande nur ſich wenden ſollte, hatte ſeine Erzeugerin bereits dieſes Zimmer bezogen, wo ihr Anton, kaum minder erſchrocken als Jakob, flüchtigen Fußes Platz gemacht, und ſog hier aus dem aufgeſchlagenen Gedicht neues Gift, daß ihr die

Galle überlief. Wenn ſie bei weitem auch nicht Alles in dem Gedicht verſtand, die Hauptſache verſtand ſie nur allzuwohl, und die genügte ihr vollkommen. Ihr fleiſchiges Antlitz glühte wie ein Feuerzeichen am Nachthimmel, und dicke Schweißtropfen perlten von ihrer breiten Stirne. Seit zwei Stunden hatte die beklagenswerthe Frau mehr erfahren, als ihr chriſtliches Gemüth ertragen konnte. Zwar waren ſchon mehrfache Gerüchte von der Ausſöhnung ihres Mannes mit ſeiner Tochter Suschen zu ihr nach Oberndorf gedrungen, die ſie in ungemeine Aufregung gebracht hatten; ja ſogar die ihr tödtlich verhaßte Schauſpielerin war ihr als Anſtifterin und Ausführerin dieſes Verſöhnungswerks genannt worden, über das ſie ſeitdem außer ſich gerieth, ſo oft ſie nur daran dachte, und ſie dachte eigentlich nur ſo lange nicht daran, als ihre Denkkraft nicht vom Geiſte des in Verzweiflung übermäßig genoßnen Branntweins nicht umnebelt, oder vom Schlaf nicht gefeſſelt war; zwar hatte Jane's Schatz, der Schuhmachergeſell, der eines Abends heimlich bei ihr erſchienen war, und ihr einen Gruß und die dringende Aufforderung ſelbſt nach Elbena zu kommen, gebracht hatte, vieles von der gräuelhaften Aufführung ihrer Angehörigen, namentlich ihres Mannes mit der Komödiantin berichtet; aber nicht vergebens hatte ihr die Köchin ſagen laſſen, es ſei ſo außerordentlich Vieles und ſo ganz „Gruſſeliches gepaſſirt“, daß ſie durchaus herabkommen müſſe, um Alles zu vernehmen und noch größerm Unglück vorzubeugen: denn Gott möge eigentlich ſelbſt nicht recht wiſſen, was im Werk der Teufelskinder ſei. Die alſo gemarterte Frau konnte es trotz der reichen

Branntweinsquelle, die in ihrem eignen Hauſe floß, nicht mehr in dieſem Hauſe, nicht mehr in Oberndorf aushalten; ſie mußte nach Elbena ſelbſt auf die Gefahr des äußerſten Zornes ihres ungetreuen Eheherrn hin. Sie war dieſen Morgen ganz ſtill herabgewandert und von keinem der Betheiligten bemerkt in den Herrnhof gekommen. Hier war ſie in die Küche zu ihrer beauftragten Vertrauten geſchlüpft, und im dunkeln Küchkämmerchen hatte ſie nun ſeit zwei Stunden Alles erfahren und noch weit „Gruſelicheres" als eigentlich wirklich „gepaſſirt" war. Denn die Schüſſeln und Koſten des Tractaments, welches Herr Matthies Dreyßig der Komödiantin gegeben, wuchſen in Jane's Munde auf das Dreifache an, aus dem einen Gaſtmahl wurden mehrere; ſie berichtete, Herr Matthies komme faſt gar nicht mehr von dem gottloſen Weibsbilde weg, und der Schmuck, den er derſelben geſchenkt, ſteigerte ſich an Gewicht, Größe und Werth in's Fabelhafte. Zu immer größerm Entſetzen erfuhr die gute Sabine auch, daß ihr Liebling Jakob ebenfalls von der ſchönen Hexe verrückt gemacht worden ſei und ihr heute den erſten Kaffeebeſuch machen werde, (Jane war davon ſchon durch Veilchen unterrichtet) und daß er ſich dazu auf ganz außerordentliche und ſeltſame Art präparire. Während der glückliche ahnungsloſe Commis in ſeinem Zimmer ſich im Bade erkältete, ſaß ſeine Frau Mutter in der Küchkammer in einem Schwitzbad, das ihr Aerger, Angſt, Wuth, Verzweiflung, Branntwein und Jane's Gift auspreßten. So hörte ſie denn auch ſtets mit eignen Ohren, was Jane's zudringliche Schlauheit draußen in der Küche der gutmüthigen Schwatzhaftigkeit des Barbiers entlockte. Frau Sabine lag auf einer ſchlimmern Folter, als ihr unterleibs- und erwartungskrankes Söhnchen. In ihrer Verzweiflung lief ſie zu ihrer Freundin, der Frau Katharina Uſſemhof, um ſich wenigſtens bei dieſer das Herz etwas zu erleichtern. Aber ſie war kaum in das ſchmutzige und unordentliche Zimmer der unbedeutenden Beſitzerin des Herrnhofs getreten, als dieſe mit dem ſtupiden Ausdruck ihres bleifarbenen aufgedunſenen Geſichts ihr höhniſch entgegen lächelte und ſie durch die großen Brillengläſer mit den grauen Katzenaugen hämiſch anlugte und dann malitiös fragte: ob ſie etwa gekommen ſei, der vom Herrn Gemahl vergötterten Friedensſtifterin in ihrer Familie den ſchuldigen Dank abzuſtatten? Frau Sabine ſchrie laut auf vor Schmerz und Wuth, Frau Katter fuhr aber unbarmherzig fort, ihr zu berichten, wie die ganze Familie Dreyßig außer ihrer Wenigkeit gleichſam nichts Angelegentlicheres zu thun habe, als dem „verfluchten Judenmädel“ den Hof zu machen. Selbſt über ihre Guſtel und Anton mußte ſie erfahren, daß beide das Theater jedesmal beſuchten und die Komödiantin hoch in Ehren hielten. Das „Komödiantenpack“ habe eben allen Elbenaern die Köpfe verdreht, vorzüglich aber der Familie Dreyßig und zu allermeiſt deren greiſem Oberhaupt. So habe die verlaufene Dirne jetzt vor, Gottfrieden und die Amtscommiſſarin Eichler zu einem Ehepaar zu machen, und Herr Matthies habe, von ihren Bitten beſtürmt, bereits ſeine Einwilligung gegeben; denn er ſei ſo von der argen gleisneriſchen Schlange bethört und eingenommen, daß er ihr gar nichts mehr abſchlagen könne. Auf dieſe Geſchichte hatte Jane auch ſchon hingedeutet. So dumm und abgeſtumpft Frau Katter auch war, ſo wußte ſie doch jedes ihrer Worte zu einer vergifteten Dolchklinge zuzuſpitzen, mit der ſie tief in das Herz ihrer „lieben Freundin und Frau Gevatterin" bohrte. Die meiſten Frauen ſuchen und finden darin eine raffinirte Wolluſt, ihre beſten Freundinnen mit ſolchen Geſchichten zu martern, zu quälen und halb todt zu ärgern. Nichts weniger als erleichtert, vielmehr noch um ein Bedeutendes beſchwert, brach Frau Sabine ganz „wirbelich" im Kopfe wieder auf und rannte ächzend und ſtöhnend und Ströme von Schweiß vergießend nach der Küche zurück, um ſich mit einem Glaſe Kümmel die ſchwarzen Gedanken zu verſcheuchen. Dort hatte ſie noch nicht lange in dumpfem Hinbrüten geſeſſen, als der Barbier kam und Köpchens baldigen Aufbruch zu der famoſen Kaffeeviſite anzeigte. Ihre Lebensgeiſter belebten ſich zur raſchen That. Sie fing den Liebesritter glücklich ab, und ſaß nun auf deſſen von Haaröl, Pomade, Seife, Eau de Lavande, de Cologne, de Millefleurs ꝛc. ꝛc. duftender Stube und hatte das abſcheuliche Corpus delicti in Händen, den greifbaren, lesbaren Beweisgegenſtand aller Referate Jane's und der Frau Katter. Und noch dazu gedruckt mit dem Namen der Verführerin in Goldſchrift und mit dem Namen ihres Sohnes, ihres Lieblingskindes. Gedruckt und prächtig eingebunden, mit goldnen Zierathen überſät! Das ging wirklich über alle ſchauderhaften Vorſtellungen weit hinaus. Sie wunderte ſich ſelbſt darüber, daß ihr der Verſtand nicht überſchnappte. Ueberlegen, was ſie nun eigentlich thun wolle, war ihr ganz unmöglich; dazu fehlte ihr alle Beſonnenheit. Sie handelte nach augenblicklicher inſtinctiver

Eingebung, unbekümmert um die Folgen. Die aufgeſtachelte Wuth ihres Temperaments wandte ſich natürlich gegen den Gegenſtand ihres Haſſes, die Verführerin ihres Mannes und ihres Sohnes, ihrer Familie. So grimmig ſie auch auf die beiden Erſtern war, ſo hatte ſie doch das unklare Gefühl, daß ſie von der Höllenbrut Verführte ſeien, und der Reſpect vor ihrem Alten, wie die Affenliebe zu ihrem Jungen, waren ihrer Seele viel zu tief eingepflanzt, als daß die erſten und heftigſten Ausbrüche ihrer Aufregung ſich gegen den Einen oder den Andern gewandt hätten. Noch dazu war Keiner von ihnen zugegen. „Das verruchte Judenmenſch“, „die Teufelszange“ wollte ſie vornehmen und ihr thun, wie ihr gebühre. Ohne ſich lange zu beſinnen, packte ſie das Gedicht zuſammen und ſetzte ſich nach Roſa's Zimmern in Bewegung. Seltſame Ironie des Schickſals, daß Antons ironiſches Gedicht dem ſchönen Gegenſtand von Köpchens glühenden Wünſchen von ſeiner Mutter übergeben werden ſollte. Frau Sabine hatte natürlich gar keine Ahnung von den geiſtigen Eigenſchaften des Mädchens, gegen das die wildeſte Feindſchaft in ihrer Seele loderte. Jeder Menſch trägt ja den geiſtigen Maßſtab für den Andern nur in ſich ſelbſt, und ſo kann geiſtige Größe immer nur von dem ebenbürtigen Geiſte richtig gemeſſen und gewürdigt werden.

Roſa hatte allerdings, ihrer Zuſage getreu, zur Kaffeeſtunde den Herrn Commis Jakob Dreyßig allein erwartet, aber ſie hatte mehr als einen guten Grund gehabt, ſich zu einer halben Stunde ſpäter eine kleine Geſellſchaft ihrer Kunſtgenoſſen zuſammen zu bitten. Sie wollte dadurch möglicher Zudringlichkeit von Köpchens Seite und wahrſcheinlicher Langeweile von der übrigen ein Ende machen und ihren ſpätern Gäſten zeigen, in welchem Lichte ſie den Beſuch des frühern Gaſts angeſehen wiſſen wolle und ſelbſt anſehe. Die Geſellſchaft, zu welcher der Director und begreiflicher Weiſe auch der Müller gehörten, war ſchon längſt bei ihr verſammelt, als Frau Sabine in der Thüre erſchien. Aber merkwürdiger Weiſe war Roſa auf ihren Beſuch ſchon vorbereitet; denn die ihren Vortheil wohl verſtehende Jane diente ja nicht allein der reichen, doch eben nicht ſplendid zahlenden Handelsfrau von Oberndorf, ſie hatte auch für die generöſe Schauſpielerin offne Augen, Ohren und Mund, und die Mittheilung wurde durch Veilchen und das Zuſammenwohnen in einem Hauſe ungemein erleichtert und ſchnell befördert. Schon während Sabine zur Hausbeſitzerin die untröſtliche Zuflucht nahm, trug Veilchen die Kunde von Allem, was ſich in Köpchens Zimmer und in Jane's Küche ereignet hatte, aus dieſer in das Zimmer und das Ohr ihrer Herrin. Der zweite ſchnellfüßige Bericht erfolgte kurz und bündig, als Frau Sabine das Gedicht auf Köpchens Zimmer ſtudirte und die Kaffeegäſte ſchon auf Roſa's Zimmer die erſte Taſſe ſchlürften. Roſa ſchloß mit pſychologiſchem Scharfblick, daß der erſte Sturm der erboſten Frau gegen ſie gerichtet ſein würde, und ſie ſegnete ihren klugen Einfall, ſich die Geſellſchaft einzuladen. Im Nu war ſie klar darüber, wie ſie aus Sabinens Beſuch den beſten Vortheil für ſich zu ziehen habe. Waren doch Jane's Meldungen nach Oberndorf und das Küchenreferat nicht ohne ihr Wiſſen und ihre Zuſtimmung gemacht worden.

Der Anblick der verſammelten Gäſte wirkte ſogleich verblüffend und verwirrend auf die aufgeregte Frau Dreyßig. Sie hatte ganz beſtimmt darauf gezählt, die „gleißende Schlange“ allein zu finden und ihren buckligen Herzensjuwel zu einem ſüßen tête-à-tête erwartend. Und nun dieſe Anzahl geputzter heitrer Menſchen, Damen und Herren, Alle, wie der Augenſchein lehrte, zu demſelben Kaffee gebeten, zu welchem ihr Röschen eingeladen worden war!

Roſa ſprang ſogleich auf und eilte mit dem höchſten Liebreiz ihres Weſens in Geberden, Mienen und Worten auf die dicke ſchwitzende Frau zu. „Ah, welch' ſchöne Ueberraſchung!“ rief ſie entzückt. „Fürwahr eine ſchönere und angenehmere hätte mir nicht bereitet werden können. Willkommen! herzlich willkommen, verehrte Frau! Ich kann nicht Worte finden, Ihnen die Freude auszudrücken, die Sie mir bereiten.“ — Und die conſternirte Frau bei der fleiſchigen Hand ergreifend, wandte ſie ſich zu der Geſellſchaft: „Meine Damen und Herren, ich habe die Ehre, Ihnen Frau Dreyßig, die würdige Gattin des würdigen Herrn Matthias Dreyßig aus Oberndorf, vorzuſtellen. Dieſe durch ihre trefflichen Eigenſchaften ausgezeichnete Familie iſt Ihnen Allen wenigſtens dem Namen und dem Ruhme nach, den ſie allgemein genießt, bekannt. Manche von Ihnen werden die Glieder derſelben perſönlich kennen und ſchätzen. Vorzüglich wird Frau Dreyßig als die Beſitzerin und Pflegerin jeder hohen weiblichen Tugend geprieſen. Was ich von ihrer Frömmigkeit, Mildthätigkeit, ihrem Edelſinne gehört, hat mich mit der höchſten Achtung, ja mit wahrer Ehrfurcht vor ihr erfüllt. Es war mein heißeſter Wunſch in der jüngſten Zeit, ihr dieſe Achtung und Ehrfurcht perſönlich bezeigen zu können. Sie wiſſen, wie das Schickſal mich mit einigen Gliedern dieſer Familie in perſönliche Berührung gebracht hat; je näher ich ſie kennen lernte, deſto höher mußte ich ſie ſchätzen. Aber die perſönliche Bekanntſchaft der Krone dieſer Familientugenden, der edlen Mutter des Hauſes, fehlte mir noch. Ermeſſen Sie darnach meine Freude, heute Frau Dreyßig ganz unerwartet bei mir und in unſrer Mitte zu ſehen. Ich hoffe, Sie werden nicht nur meine freudigen, Sie werden auch meine ehrfurchtsvollen Gefühle für dieſe treffliche Matrone theilen. — Und nun noch einen ſchönen Willkommensgruß und den herzlichſten Dank für Ihren gütigen, mich hochehrenden Beſuch, theure Frau! Kommen Sie! Kommen Sie! Wir wollen ein Stündchen köſtlich zuſammen verplaudern. Wir wollen gegenſeitig die Herzen ausſchütten. O wie hab' ich mich danach geſehnt! In Ihrer Bruſt ſchlägt ein großes, reines, gottergebenes Herz voll Frömmigkeit, Menſchenliebe, Mitgefühl, ein Herz, das das meinige mit mütterlichem Wohlwollen aufnehmen und ihm gern erlauben wird, ſich kindlich offen auszuſprechen. Wiſſen Sie, daß wir beide ganz für einander geſchaffen ſind! Wie werden wir uns verſtehen! wie in einander fühlen, in einander hinein leben und verwachſen! — Liebe Holzmüller, Du erlaubſt mir, daß ich meiner theuern Frau Dreyßig den Ehrenplatz auf dem Sopha gebe. Veilchen, die Königstaſſe für Frau Dreyßig! Sehen Sie, dieſe herrliche Taſſe mit dem Bildniß des hochverehrten Königs! Sie iſt ein Geſchenk der Frau Fürſtin von Schönburg. Ich beſitze ſie ſchon über ein Jahr, aber ich geſtehe Ihnen, ich erachtete noch keinen Mund würdig genug, ſie einzuweihen. Heute iſt meinem Hauſe Heil widerfahren. Haben Sie die Güte und trinken Sie zuerſt aus dieſer Taſſe; ſie wird mir dann doppelt werth und theuer ſein.“ So floß die Rede wie Honigſeim von den Lippen der Künſtlerin. Frau Sabine wußte durchaus nicht, wie ihr geſchah. Eh' ſie ſich's verſah, ſaß ſie auf dem Sopha, auf's freundlichſte und ehrerbietigſte von den Damen und Herren behandelt, hatte ſie die volle Königstaſſe vor ſich, hatte ſie zwei Stücken von dem präſentirten Kuchen zugelangt, hatte ſie rechts und links ſich dankend verneigt und war in einen neuen ungeheuren Schweiß gerathen. Ihre Befangenheit ſtieg mit jedem Augenblick. Noch niemals war ſie in einer ſo glänzenden und feinen Geſellſchaft geweſen, und ſie wußte durchaus nicht, wie ſie ſich benehmen ſollte, um ſich keine Blöße zu geben. Zum Worte konnte ſie vor all den ſchönen und verbindlichen Redensarten, womit ſie nicht nur von Roſa, ſondern auch von den Uebrigen gleichſam überſchüttet wurde, gar nicht kommen, und ſie war gewiſſermaßen froh darüber; denn wenn es der Fall geweſen wäre, ſo hätte ſie keineswegs gewußt, was ſie ſprechen ſollte. Es blieb von ihrer Seite alſo bei einzelnen kurzen Verlegenheits-Aeußerungen, wie „Ach, ich bitt' Ihnen!“ und „Sie ſind gar zu gütig!“ Sie trank den Kaffee, ſie aß den Kuchen, ſie ſprach die Höflichkeitswörtchen, ſie lächelte — Alles gegen ihren Willen. Sie hatte ja von all dieſem das Gegentheil thun wollen.

Roſa hatte ſich auf einen Stuhl dicht neben Sabchen geſetzt und fuhr auf die lieblichſte und einnehmendſte Weiſe zu koſen fort: „Ihr jüngſter Herr Sohn und wie ich höre Ihr Liebling hatte mir den Wunſch zu erkennen geben laſſen, meine Bekanntſchaft zu machen. Ich freute mich ſehr darauf und lud ihn zu einer Taſſe Kaffee ein. Die gegenwärtige Geſellſchaft iſt eigentlich von mir nur ihm zu Ehren dazu gebeten worden. Denn der Lieblingsſohn einer ſo frommen und tugendhaften Frau muß ja ein frommer und tugendhafter junger Mann ſein; und ſo wollte ich nicht allein ihn, ich wollte in ihm die Mutter ehren. Leider hat er uns vergebens warten laſſen, und ich hatte doch die Geſellſchaft ſchon auf ſein Erſcheinen vorbereitet. Deſto reichlicher iſt der unerwartete Erſatz. Die Mutter iſt ſtatt ſeiner ſelbſt gekommen, und deshalb meine und Aller Freude deſto größer. Der Herr Sohn hat wohl Geſchäftsabhaltung gehabt?“

„Es iſt ihm nicht wohl geworden“, ſtammelte Sabine in der gräßlichſten Verlegenheit.

„O! das thut mir herzlich leid! Es iſt doch nicht von Bedeutung?“

„Nein. Er hat ſich nur ein Bischen erkältet.“

„Leichte Erkältungen haben zuweilen auch ernſtliche Folgen. Ziehen Sie ja ſogleich den Arzt zu Rathe. Ich verſichre Sie, das Wohl jedes Gliedes Ihrer werthen Familie liegt mir am Herzen, als ob ich ſelbſt zu ihr gehörte. Ich müßte ein ſehr undankbares Herz haben, wenn ich anders fühlte; denn Ihr Herr Gemahl hat mir ſehr viel Güte erwieſen. Er iſt ein trefflicher Mann, den ich hoch verehre. Welch' ein Glück für eine ſo edle Frau, wie Sie, ſolch' einen Lebensgefährten zu beſitzen! Aber auch welch ein herrliches Loos für ihn, ſich des Beſitzes einer in jeder Hinſicht ſo ausgezeichneten Lebensgefährtin erfreuen zu dürfen! Im Hauſe der Frömmigkeit und Tugend wohnen ja auch die Liebe, der Friede und jedes wahre ſtille Glück.“

„O ich bitt' Ihnen! Sie ſind gar zu gütig.“

„Sie haben mir, wie ich ſehe, ein koſtbar eingebundnes Buch mitgebracht.“ (Sabine hatte in der erſten Beſtürzung, als ſie ſo ohne Weiteres auf den Sopha geſchoben wurde, das ſchlecht umhüllte Gedicht geradezu auf den Tiſch gelegt; und die Neugierde der andern Damen hatte wie zufällig das verhüllende Papier allmälig davon zurückgeſchoben, ſo daß der Band vor aller Augen offen dalag. Die geängſtigte Frau wünſchte jetzt das Gedicht in's Pfefferland, aber es blieb ruhig liegen, bis Roſa jetzt mit den Worten danach griff:) „Mit Ihrer gütigen Erlaubniß! Man kann kaum etwas Geſchmackvolleres ſehen. Was enthält denn dieſer prächtige Einband?“ (Sie wußte das längſt). Und den Deckel aufſchlagend las ſie mit lauter Stimme: „Rhythmiſch ausgeſtrömte tiefgefühlte Huldigung der hochgefeierten ruhmreichen Künſtlerin Fräulein Roſa Feige — Mein Gott! was iſt das? Sie überraſchen mich, theuerſte Frau, auf eine Weiſe, wie mir noch niemals in meinem Leben begegnet iſt. Iſt's möglich! Iſt's möglich! Ich kann es gar nicht faſſen. O edelſte Mutter! O treffliche Gönnerin! Mein tiefes Dankgefühl verſtummt ſo viel Edelſinn, Zartgefühl und Großmuth gegenüber."

„Was iſt's denn? Was iſt's denn?" riefen Damen und Herren mit wachſender Neugierde durch einander und ſchon ſtreckten ſich Hände nach dem Gedicht aus. Frau Sabine meinte, ſie müſſe die Seele aufgeben vor Verdruß.

„O ich bin ſo beſchämt von der immer neu und immer ſchön und zart ſich wiederholenden Großmuth der Familie Dreyßig, daß ich Ihnen, liebe Gäſte, kaum zu ſagen vermag, daß, was mir in dieſer Hinſicht auch ſchon Liebes und Gutes zu Theil geworden iſt, dennoch von der ſinnigen Handlungsweiſe der Frau Dreyßig überboten wird. Und doch erheiſcht die Pflicht der Dankbarkeit, daß ich meinen Gäſten nichts vorenthalte. — Sehen Sie dieſe Thränen der Rührung in meinem Auge! Sie ſind die Zeugen meines überquellenden Gefühls. Dieſes Gedicht und die Anweſenheit der Frau Dreyßig verräth mir Alles und läßt mich einen tiefen Blick in die edle Seele dieſer herrlichen Frau thun. Ich darf Ihnen nichts verſchweigen. Ich habe Ihnen vorhin bereits geſagt, daß ich auch Herrn Jakob Dreyßig erwarte, den jüngſten Sohn des Hauſes, den perſönlich zu kennen ich noch nicht die Ehre habe, der aber, wie mir verſichert worden iſt, ein ſehr beſcheidner, tugendhafter und ſchätzenswerther junger Mann iſt. Der junge Herr Dreyßig iſt zu meinem Leidweſen durch Unwohlſein in Folge einer Erkältung abgehalten worden, meiner höflichen Einladung Folge zu leiſten. Er hat aber zu meinem freudigen Erſtaunen — wie Sie hier ſehen — ein Gedicht für mich drucken laſſen, das gewiß meine kleinen Verdienſte weit überſchätzt. Und da nun der Sohn verhindert worden iſt, mir ſein poetiſches Werk ſelbſt zu überreichen, ſo hat ſich die unvergleichliche Mutter in ihrer gewiß ſeltnen Hochherzigkeit entſchloſſen, mir das Gedicht an ſeiner Statt zu überbringen. Ich küſſe Ihnen die Hand auf's Tiefſte gerührt, einzige Frau, für dieſen Beweis Ihrer unſchätzbaren Liebe zu mir. Guter Gott! was hab' ich denn irgend Bemerkenswerthes für Ihr Haus gethan! Nichts weiter als was Sie ſelbſt ſchon längſt gethan haben würden, wenn ſich Ihnen die ſchickliche Gelegenheit dazu geboten hätte und wozu Sie über lang oder kurz Ihr frommer Sinn und Ihr friedliebendes Mutterherz doch getrieben hätte. Nichts weiter hab' ich gethan, als wozu auch mich das Herz trieb, als ich den edelſten Mann, Herrn Matthias Dreyßig, kennen und hochſchätzen lernte; nichts hab' ich gethan, was nur der Erwähnung verdiente, und dafür ſolche großmüthige Anerkennung von allen Gliedern der Familie und die großmüthigſte von der verehrten Mutter ſelbſt! O das beſchämt mich tief! Das rührt mich zu Thränen!" Und ſchluchzend beugte ſie ſich noch einmal auf die wulſtige Hand der Handelsfrau nieder. Dieſer wurden von allen Seiten die ſchmeichelhafteſten Dinge geſagt. Damen und Herren wetteiferten, ihr Hochachtung und Ehrerbietung darzubringen. Noch nie in ihrem Leben war die dicke Frau in einer kritiſchern Lage geweſen; ſie verwünſchte ſich, Roſen und die ganze Geſellſchaft in ihrem giftgeſchwollnen Herzen und verging faſt in ihrem Elend, während ihre dunkelblauen angeſpannten Lippen immer nur die Worte hervorbrachten: „O ich bitt' Ihnen! Sie ſind gar zu gütig."

„Das Gedicht! Das Gedicht! Bitte, bitte, das Gedicht!" erſchallte es aus dem Munde aller Gäſte, den der Frau Sabine ausgenommen.

„Ich bitte Herrn Uſſenhof es uns vorzuleſen;" ſagte Roſa mit ſchelmiſcher Grazie, indem ſie dem Müller den Prachtband überreichte. Meiſter Andres fühlte ſich durch dieſe Auszeichnung ungemein geſchmeichelt und empfing das Buch aus der Hand ſeiner Angebeteten mit einer ſehr zierlichen Verbeugung und einem grinſenden Lächeln. „Ich danke Ihnen, mein Fräulein, für dieſe hohe Gunſtbezeugung!" ſagte er pathetiſch. „Ihr edles Herz überbietet ſich heute in ſchönen Reminenzen. Ich werde mich bemühen, das Carmen vorzutragen, als ob ich ſelbſt deſſen Verfaſſer wäre."

Wirklich war der Müller von Roſa's an Frau Sabinen gerichteten Reden, denen er mit der größten Aufmerkſamkeit zuhörte, ſo ſtark ergriffen worden, daß er ſich einigemal hatte abwenden müſſen, um ſeine Rührung zu verbergen. Wenn irgend etwas vermögend geweſen wäre, ſeine Verehrung der Künſtlerin zu ſteigern, ſo wäre es ihr ehrfurchtsvolles Benehmen vor der Handelsfrau geweſen. Er allein im Zimmer hatte keine Ahnung von der tiefern Bedeutung der Scene, die vor ihm geſpielt wurde; denn alle Uebrigen begriffen ſie mehr oder minder und ergötzten ſich ebenfalls an ihr, doch aus ganz entgegengeſetzten Motiven, wie der Müller. Daſſelbe Verhältniß fand jetzt bei Roſa's an ihn geſtellter Bitte, das Gedicht vorzuleſen, Statt. Was er für die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung aufnahm, erkannten die Andern leicht als eine neue Schelmerei ihrer Collegin.

ihnen auf Koſten des geſoppten Mannes eine zwerchfellerſchütternde Unterhaltung zu gewähren. Uſſemhof ſprang auf, rannte vor den Spiegel, zog ſein Haarbürſtchen aus der Rocktaſche und fuhr damit pfeilſchnell an den Schläfen abwärts und über der Stirn aufwärts, legte ſeine derbgebacknen Mienen in die möglich ſüßeſten Falten, kehrte zu ſeinem Sitz zurück, warf einen achtunggebietenden Blick um ſich, räusperte ſich, und begann, als endlich Aller Blicke an ſeinem Munde hingen, mit getragner Stimme zu leſen.

Es hieße allzuſehr auf die Nachſicht des Leſers (nicht des Gedichtes, ſondern dieſes Buchs) vertrauen, wenn auch ihm die Zuhörerſchaft dieſes gereimten Unſinns zugemuthet würde. Es genügt vollkommen, zu berichten, daß der Vorleſer von dem geſchraubten Bombaſt und den ihm unverſtändlichen Namen und Anſpielungen, Dingen, die ſeiner analogen Geiſtesbeſchaffenheit ungemein zuſagten, dermaßen ergriffen und entzückt wurde, daß er ſich ganz mit dem Dichter zu identificiren ſchien und in höchſter Exaltation mit Händen und Füßen arbeitete, den Kopf zurück und vorwärts warf, emporſchnellte, Augen und Mund furchtbar weit aufriß, bald wie ein Löwe brüllte, bald durch die Fiſtel ſchrie, bald ſüßſchmachtend mit zugeſpitzten Lippen flötete, bald die Augen verdrehend in ſentimentalem Geflüſter dahinzuſterben ſchien. Es fehlte natürlich auch nicht, daß er vom ſteigenden Beifall der Zuhörer oft unterbrochen, zu immer größrer Anſtrengung angefeuert, zuletzt die keineswegs leichte Aufgabe eines des Gedichts ganz würdigen Vortrags glücklich löſte. Und wie ſein Vortrag dem Gedicht, ſo war nun wieder der Beifall beiden völlig angemeſſen.

Die ſeltſamſten Laute der Exaltation wurden ſowohl einzeln, als im Chorus vernommen. Die Damen ſchrien angeblich vor Entzücken laut auf und hielten die battiſtnen Sacktücher vor die naſſen Augen, um nicht vor Lachen zu erſticken; die Herren klatſchten und jubelten: Bravo! Braviſſimo! und maskirten ſo durch theilweiſe Befriedigung nach andrer Seite hin ihre unbändige Lachluſt. Man konnte in der That nichts Komiſcheres ſehen und hören, als den telegraphirenden Müller, der ſein erſt ſo wohl geordnetes Haar in der Begeiſterung des Augenblicks in bedeutende Unordnung gebracht hatte und mit hochrothem Geſicht, augenrollend und zähnefletſchend, ein wahres Zerrbild dithyrambiſchen Wahnſinns darſtellte. Die Wörtchen „göttlich! einzig! herrlich! vortrefflich! unvergleichlich!“ ſchwirrten immer wie kleine loſe Vögel neben dem majeſtätiſchen Adler der uſſemhof'ſchen Deklamation durch die Luft. Wie alle Schauſpieler den Beifall, welcher dem Stück gezollt wird, auf ihr Spiel beziehen, ſo nahm der Müller all dieſen Jubel und dieſe Anerkennung in ſtolzer Beſcheidenheit auf ſeine Rechnung. Er hatte ganz vergeſſen, daß er nicht der Dichter ſei; war er doch der erhörte Liebhaber der in dieſem Gedicht vergötterten Dame. Er verneigte ſich rechts und links; er dankte mit Blick und Wort; er war berauſcht von dieſem ſeinen unerwarteten Triumphe. Sein Benehmen verdroß aber Frau Sabinen; ſie betrachtete ihn als einen liſtigen Betrüger, der ihren Sohn um den wohlverdienten Beifall bringe, und ſie verſpürte in ihrem Herzen plötzlich eine Anwandlung von dankbarer Genugthuung für Roſen, als dieſe, nachdem der an den Schluß des Gedichts ſich anheftende Beifallsſturm verrauſcht war, die Stimme erhob und ſprach: „Ich bitte meine Freunde, ganz davon abzuſehen, daß dieſes Gedicht an mich gerichtet iſt, denn in dieſer Beziehung enthält es poetiſche Ueberſchwenglichkeiten, die anzunehmen mir Niemand im Ernſt zumuthen wird. Aber laſſen wir, wie billig und recht, meinen Namen und meine Perſon ganz aus dem Spiel, ſo wird gewiß jedermann zugeben müſſen, daß dieſe Poeſie außerordentlich ſchön iſt und von ganz eminentem Dichtergenie zeugt. Wir zollen dem Dichter unſre Anerkennung und Bewundrung. So ſehr Herr Uſſemhof uns durch ſeinen meiſterhaften Vortrag entzückt, ſo große Anſprüche auf unſern gerechten Dank er ſich erworben hat, ſo iſt er doch erſt durch die hohe Meiſterſchaft des Gedichts zu der hohen Meiſterſchaft der Deklamation begeiſtert worden, und er gerade wird der Erſte von uns ſein, welcher dem Dichter den Lorbeerkranz zuerkennt, an deſſen Windung wir uns, wie billig, Alle betheiligen. Da wir nun die Freude entbehren müſſen, den hochbegabten Dichter in unſrer Mitte zu ſehen, um ihm die edlen Schläfe bekränzen zu können, dafür aber das unſchätzbare Glück genießen, ſeiner beneidenswerthen Mutter unſre Gefühle mündlich ausdrücken zu dürfen, ſo ſtelle ich den Antrag, die Männer in unſrer Geſellſchaft beſchaffen ſogleich gemeinſchaftlich das würdige Material zur Dichterkrone, und wir Frauen winden ſie dann gemeinſchaftlich, und alle überreichen ſie glückwünſchend der Mutter des Dichters zur gütigen Beſorgung an ihn.“

„Angenommen!“ rief die Geſellſchaft wie aus einem Munde, und nun ſtürzte ſich Alles auf Frau Sabinen, ſie mit ganzen Schiffsladungen voll Lob und Beglückwünſchung zu überſchütten. Der Müller blieb nicht zurück, obwohl mit etwas geſäuertem Geſicht, um ſich ſeiner Angebeteten nicht unangenehm zu machen.

„Sie haben alle gerechte Urſache, ſtolz zu ſein auf ſolch einen Sohn!" wandte ſich Roſa an Sabinen. —

„Welch eine ſüße Genugthuung muß es Ihrem Mutterherzen ſein, durch ſo hohe Gaben Ihres Jakob alle Welt entzückt und berauſcht zu ſehen!" rief ihr die Primadonna geziert zu. —

„Eine ſolche Begabung iſt ſelten und ein ſolches Genie der höchſten und allgemeinſten Achtung würdig", perorirte der Director Weiß.

„Ich bin von vorn herein in alle Dichter verliebt und vergöttere Herrn Jakob Dreyßig!" rief die ſtark paſſirte Anſtandsdame.

„Elbena wird ihm einſt ein Monument ſetzen!" ſprach der Müller, der einzige Mund ohne Ironie.

In dieſem Tone ging es eine Zeit lang fort, und Frau Sabinen's Nerven wurden auf das Angenehmſte gekitzelt. Sie kaſſirte mit ſeelenvergnügtem Geſicht all' die vergoldeten Rechenpfennige und Spielmarken, die ihr die Spott- und Neckluſt der Schauſpieler zuwarf, als pure Goldſtücke ein, und ihre berauſchte Eitelkeit dachte nicht mehr im Entfernteſten daran, weshalb ſie eigentlich hierher gekommen war. Das Gefühl, das ſich ihrer ganzen Seele bemächtigt hatte, war zu neu und zu angenehm für ſie, als daß ſie auch nur einen ſchwachen Verſuch hätte machen ſollen, ſich demſelben zu entziehen. Sie ſchwelgte in der ſüßeſten Befriedigung hinſichtlich ihres Jakob, den ſie ja immer für einen ſehr bedeutenden und ungewöhnlich begabten Erdenbürger gehalten hatte. Nun ſah ſie mit Wonne von der urtheilsfähigen Welt anerkannt, was längſt ſchon ihre ſtille Ueberzeugung geweſen war. Deshalb kam ihr auch nicht der leiſeſte Zweifel an der Wahrhaftigkeit der vernommnen Lobſprüche in den Sinn. Was er wünſcht und hofft, glaubt der Menſch immer am leichteſten und feſteſten.

Auf Roſa's Wink brachen die Männer auf, die Ingredienzen zu Köpchens Lorbeerkrone aufzutreiben. Der Director erhielt mit ſehr wenig im Vorübergehen geflüſterten Worten noch einige beſondre geheime Aufträge von ihr. Es lag der gewandten Menſchendarſtellerin ſehr viel daran, Frau Sabinen zum Sprechen zu bringen, und ſie glaubte bemerkt zu haben, daß die Gegenwart der Männer ihr eine unbeſiegbare Scheu und Zurückhaltung auferlege. Und ſie hatte ſich keineswegs getäuſcht. Kaum waren Jene fort, als Roſa ſich mit der herzlichen Frage an Sabinen wandte: „Aber ſo ſagen Sie uns doch gefälligſt, verehrte Frau Dreyßig, wir bitten Sie alle recht ſchön darum, wie Sie zu dieſem Genie von Sohn gekommen ſind? Haben Sie oder Ihr Herr Gemahl poetiſche Anlagen, oder iſt Jemand von den Vorfahren ein Dichter geweſen? Solch ein koſtbares Talent erbt zuweilen über ein oder mehre Glieder einer Geſchlechtsreihe fort."

„Mein Jakob hat ſein Schini gar nicht geerbt", verſetzte Sabine mit Eitelkeit: „er hat Alles vom lieben Herrgott geſchenkt erhalten."

„Da hat ſich ihm der liebe Herrgott ganz beſonders gnädig gezeigt. Solche Geſchenke theilt er nicht alle Tage an ſeine Kinder aus. — Erzählen Sie uns doch etwas von der Jugend und der frühen Entwickelung Ihres ausgezeichneten Sohnes. An bedeutenden Menſchen iſt Alles bedeutend."

Jetzt hatte die Schlaue die rechte Stelle bei Sabinen getroffen. Die Achillesferſe der Handelsfrau war aufgefunden. „I du grundgütiger Gott!" ſtöhnte ſie auf und zog damit die Schleuße des Wort-Reſervoirs in ihrer Bruſt. „Ich habe meine liebe Noth mit dem herzigen Kinde gehabt, deshalb iſt's mir auch ſo an's Herz gewachſen. Er war gar ein elender Wurm, als er zur Welt kam, ein Siebenmonatskindchen, und ich hatte keine Milch und konnte ihn nicht nähren. Eine Amme zu halten war uns aber zu koſtſpielig. Es iſt auch nicht Herkommens bei Unſereinem. Da iſt er denn mit Fenchelthee und Ziegenmilch aufgeſäggelt worden, und weil er ſo ſehr ſchwach war, hab' ich ihn täglich in ein Bad von Malzſchrot und Waldkräutern gelegt. Ach, da hab' ich manche liebe Nacht kein Auge ſchließen können: denn der kleine Balg greinte in einem fort. Alle Müh und Koſten haben wenig geholfen; er bekam im zweiten Jahre den Zwiewachs, und nun ging die Noth erſt recht an. " Und ſo ergoß ſich immer fort und immer ſtärker und mächtiger der Redeſtrom aus Sabinens Munde. Sie gab Köpchens ganze Lebensgeſchichte mit einer Menge Details zum Beſten nebſt einem großen Theil der übrigen und eine Maſſe andrer Dinge, die kaum dazu gehörten: denn ſie kam vom Hundertſten in's Tauſendſte. Die Zuhörerinnen hielten getreulich aus, ja ermunterten ſie durch fleißige Zurufe und ſchmeichelhafte

Bemerkungen. Roſa's vorläufiger Zweck, die Frau zu feſſeln, wurde vollkommen erreicht. Einmal im Zuge, dachte ſie nicht an den Aufbruch.

Unterdeſſen wurde auf des Directors Anordnung ganz geräuſchlos in einem andern Zimmer eine Tafel ſervirt und in der Gaſthofsküche geſotten und gebraten. Frau Gertrud Flippert konnte anfangs gar nicht aus dem Erſtaunen herauskommen, als ſie von dem friedlichen Beſuch und dem Wohlbefinden ihrer Stiefmutter bei Fräulein Feige vernahm; hernach bemächtigte ſich aber ob dieſes außerordentlichen Ereigniſſes eine wahre culinariſche Begeiſterung ihrer und ihres Perſonals, und in kurzer Zeit wurde geleiſtet, was man kaum für möglich gehalten hätte.

Die Männer kehrten zurück mit Laſten von jungem Laub und Blumen; auch einige Lorbeerreiſer befanden ſich dabei. Nun ging es an ein Kranzflechten. Alles betheiligte ſich dabei, und Frau Sabine ſah mit ſteigender Befriedigung und verklärtem Lächeln zu. Der Gedanke, daß dieſe Kränze und Feſtons doch nicht alle für ihr gefeiertes Söhnchen beſtimmt ſein könnten, kam ihr gar nicht in den Sinn. Hätte ſie eine Ahnung von der eigentlichen Beſtimmung derſelben gehabt, ſie würde wahrlich nicht ſo geſchmunzelt haben.

Witze und Scherze flogen wie Funken von den Lippen; am luſtigſten war der Müller. Er machte der Frau Sabine förmlich den Hof; denn ihm lag daran, ſie für ſich zu gewinnen, damit der Vertrag zwiſchen Ebenezer und ihm bald abgeſchloſſen und er im Beſitz der ſtipulirten Geldſumme geſetzt werde.

Plötzlich erſchallte zu Sabinens Erſtaunen eine volle angenehme Inſtrumentalmuſik, und der Müller Uſſemhof ſtand in demſelben Augenblick vor ihr und erbat ſich mit ſehr reſpectvoller Verbeugung die Ehre, ſie zu Tiſche führen zu dürfen. Sie wurde wieder ſo verblüfft und befangen, daß ihr das Wort der Erwiederung oder Verwundrung auf der Zunge ſtarb, und der Müller ſich ihres Armes bemächtigt und ſie fortgezogen hatte, eh ſie ſich deſſen recht bewußt ward. Die Andern folgten paarweiſe nach, luſtig und guter Dinge, und Alles ging zu, als ob ſich's von ſelbſt verſtände. Die dicke ſehr verlegne Frau war aber noch lange nicht an's Ende der Ueberraſchung gekommen; die größten waren ihr noch vorbehalten, folgten aber nun ohne lange Zwiſchenpauſen aufeinander. Als ſie an der Spitze der Geſellſchaft an Uſſemhof's Arm in das hellerleuchtete Tafelzimmer trat, ſtutzte ſie nicht nur über die lange prächtig decorirte Tafel, ſondern auch über eine zweite Geſellſchaft, die augenſcheinlich auch eben erſt angelangt war und in der ſie zumeiſt ihre eignen nächſten Verwandten und Freunde erkannte. Da ſtanden in einer Gruppe und paarweiſe zuſammen ihr lieber Ehemann Mathies in ſeinem neuen modiſchen Anzuge, und ſie und er, und er und ſie ſtarrten ſich einander an, als glaube wechſelſeitig Eins vom Andern es ſei eben aus den Wolken herabgefallen. Da ſtanden Gottfried, Gertrud, Suschen, Guſtel, und ſiehe da! auch der kleine Kalfarius hatte ſich trotz Leibweh, Furcht und engen Stiefeln eingefunden, und ſchaute die Frau Mama mit ganz muntern, etwas ſpöttiſchen Blicken an. Es waren aber auch zugegen der Herr Stadtcollaborator Hammer, der Herr

Organiſt Luchſer, der Herr Gaſtwirth Klippert und die Frau Amtscommiſſär Eichler. Frau Sabine erkannte ſie gar nicht alle auf einmal; denn es flirrte ihr vor den Augen und wirbelte ihr im Kopfe. Gern wäre ſie verſchwunden, wenn es nur möglich geweſen wäre.

Roſa begrüßte ihre neuen Gäſte mit der gewöhnlichen Huld und Anmuth, die ihr ſtets alle Herzen im Fluge gewann, und dankte ihnen auf's Verbindlichſte, daß ſie alle ihre etwas ſpäte Einladung angenommen, deren Ungewöhnlichkeit eben durch ungewöhnliche Umſtände entſchuldigt werden müſſe. Es bedurfte deſſen gar nicht. Der Director, der dieſe Leute alle in höchſt eigner Perſon auf- und zuſammengetrieben, hatte jeden Einzelnen unterrichtet und aufgeklärt; nur den alten Mathies nicht, um das improviſirte Luſtſpiel nicht einer ſeiner ſchönſten Pointen zu berauben. Darum waren die beiden Eheleute ſo ſehr derangirt ſich hier zu finden. Inzwiſchen faßten ſie ſich und machten gute Miene zum böſen Spiel, das ja nichts weniger als bös, vielmehr recht gut und freundlich ausſah, und eigentlich auch nur ein ſchelmiſches Neckſpiel war. Frau Sabine erwiederte die ehrerbietigen und heitern Grüße der Herren Hammer und Luchſer und die etwas leichtern ihrer Verwandten ſo gut ſie in ihrer großen Verlegenheit nur vermochte. Sie nahm ſich zuſammen, wie's eben ging. Zuweilen ſchoß ihr der abenteuerliche Gedanke durch den Sinn, es ſei wohl Alles nur ein Blendwerk der Hölle, um ſie um ihrer Seele Seligkeit zu betrügen, und es bedürfe nur eines frommen Stoßgebets, um das Trugbild verſchwinden zu machen; aber Roſa Feige war nicht die Stümperin in ihrer Kunſt, die es in Sabinens Gemüth zu einem Gebet oder überhaupt nur zu einer feſten Ueberlegung kommen ließ. Es wurde zur Tafel geblaſen, und Frau Sabine von Roſa und dem Müller, welchen Letztern ſie ſehr fein ganz wie ihren Verlobten behandelte, ohne ihn jedoch als ſolchen vorzuſtellen, an den Ehrenplatz geführt. Ihr zunächſt ſaßen hüben und drüben der Collaborator und ihr Eheherr, und an dieſe reihte ſich zu beiden Seiten die Geſellſchaft in bunter Abwechſelung. Erſt ſpäter bemerkte Sabine, daß Köpchen in der Mitte der einen Reihe auf einem durch Polſter erhöhten Sitz Platz hatte, und ihm gegenüber Gottfried und die Eichler, und Suschen und Luchſer ſaßen. In der erſten und größten Verwirrung war ſie von der Anordnung der Plätze nichts inne geworden. Zum erſtenmal in dieſer ſündhaften Zeitlichkeit ſah ſie ſich an einer ſo glänzenden Tafel und in ſo gebildeter Geſellſchaft, und ſo gänzlich unvorbereitet, ſo recht von ihrem einſamen Tiſche mit der kleinen Oellampe wie durch Zauber in dieſes von Wachskerzen ſtrahlende Zimmer hereingeworfen, und ſie hatte darüber ſo alle Faſſung verloren, daß ſie Alles verkehrt angriff, dem Collaborator Rock und Weſte voll Suppe goß und ein Fricaſſée mit dem Löffel verſpeiſte. Aber im Laufe der Unterhaltung mit dem chriſtlichen Manne zu ihrer Rechten und den ſchmackhaften Gerichten gab ſich die naive Befangenheit. Der Collaborator bemühte ſich ſehr um ſie, auch ließ ſie ſich die guten Speiſen trefflich ſchmecken und trank mit unverkennbarem Wohlbehagen das Champagnerglas ſehr oft aus, welches ihr denn eben ſo fleißig gefüllt wurde.

Das ſtarke Klingen eines Glaſes unterbrach die Unterhaltung. Der Director Woß erhob ſich. „Ich bitte ums Wort im Namen unſerer verehrten Feſtgeberin", ſprach er mit dem ſchwülſtigen Pathos des Tragöden. „Die Sitte erlaubt den Damen nicht bei Gaſtmählern und öffentlichen Gelegenheiten als Rednerinnen aufzutreten und Toaſte zu ſprechen, und Fräulein Roſa Feige hält jede Sitte heilig. Selbſt den entfernteſten Schein von Unbeſcheidenheit weiß ihre zartfühlende Seele zu vermeiden. Sie hat mich deshalb beauftragt, ihren Gäſten die männlichen Honneurs zu machen und einige Worte zur Erklärung dieſes improviſirten Feſtes zu ſprechen. Bevor ich mich aber dieſes ehrenvollen Auftrags entledige, erlaube ich mir ein paar Worte aus meinem eignen Herzen vorauszuſchicken. Unmöglich kann ich mir nämlich verſagen, die gerechte Anerkennung der täglich ſich reicher, reiner und ſchöner entfaltenden Tugenden unſerer verehrten Freundin auszuſprechen. Wenn ſie von einem gegenwärtigen jungen Dichter eine Heilige, ein Engel, eine Göttin genannt wird, ſo fühlen wir Alle, es iſt dies keineswegs poetiſche Uebertreibung; es liegt ein tiefer wahrer Sinn in dieſen Benennungen. Denn Friede, Freude, Liebe und Glück um ſich zu verbreiten, alle ihre Mitmenſchen ſittlich zu erheben, zu verklären, in allen chriſtlichen Tugenden zu ſtärken und zu befeſtigen, das iſt Roſa's hohe Aufgabe auf Erden, die ſie mit dem reinſten Willen und der unermüdetſten Thätigkeit zu löſen ſich beſtrebt. Ich fühle mich gedrungen, meinen Worten den Ausdruck von Hochachtung und Verehrung dieſes ſeltnen Weſens zu verleihen, wie ich ſie noch nie vor einem Sterblichen empfunden. — Und nun der Auftrag! Fräulein Roſa läßt Ihnen erklären, daß der heutige Abend eine dreifach ſchöne Bedeutung habe, die aber doch wieder in eine einzige zuſammenfließe, gleich dem Geheimniß der Dreieinigkeit Gottes. Das Feſt gilt nämlich der Verherrlichung der hochverehrten Familie Dreyßig. Wie alles wahrhaft Schöne iſt es die Schöpfung des glücklichen Moments. Zuerſt gilt es der Frau Sabine Dreyßig, der glücklichen Gattin des glücklichen Gatten, der glücklichen Mutter glücklicher Kinder, der trefflichen Hausfrau, der frommen und tugendhaften Chriſtin. Ich fordre die Geſellſchaft auf, mit mir auf das Wohl dieſer gefeierten Frau anzuſtoßen, welche Fräulein Roſa heute Abend ganz beſonders zu ehren beabſichtigt. Sie lebe hoch! Und abermals hoch! Und zum drittenmal hoch!"

Alles ſchrie aus Leibeskräften: „Hoch!" und die Muſik ſpielte dreimal den prächtigſten Tuſch. Während dieſes Lärms fühlte ſich das fleiſchige ſchwitzende Object deſſelben plötzlich von hinten bekränzt und mit Feſtons umſchlungen, ſo daß ſie bald ausſah wie eine Blumenkönigin von erſtaunlichem Umfang. Es waren Roſa und die Primadonna, die ſie alſo umwickelten und anputzten. Frau Sabine wußte nichts beſſeres zu thun, als ſtill zu halten, wie ein Lamm, und als ſie fertig geſchmückt war, zum Dank ein Glas Champagner zu trinken.

Der Redner fuhr fort: „Zum Andern gilt das Feſt einem jungen genialen Dichter, der uns mit einem glänzenden Beweis ſeines hohen Talents überraſcht hat. Der Sohn ſo ausgezeichneter Eltern iſt wiederum auf ſeine eigenthümliche Weiſe ausgezeichnet. Auch ihn wollte Fräulein Roſa dieſen Abend hoch ehren. Und ſo bringe ich ihm in ihrem Namen dieſes Glas und bitte die Geſellſchaft meinem Beiſpiele zu folgen. Herr Jakob Dreyßig lebe hoch! — Und abermals hoch! — Und zum drittenmal hoch!“ — Dreimaliges Gebrüll, dreimaliger Tuſch, während deſſen Roſa graziös den Lorbeerkranz auf das hübſche eingeölte Köpfchen des kleinen Buckligen ſetzte. Köpchen ſprang vor Ueberraſchung auf, warf den Stuhl um, machte ganz kleine höchſt poſſierliche Verneigungen und blieb vor lauter Verlegenheit ſtumm wie ein Fiſch. Sein Vater aber ſchüttelte befremdet und mißbilligend den Kopf.

Die erhobne Stimme des Feſtredners heiſchte neue Aufmerkſamkeit. „Zum Dritten und Letzten gilt das heutige Feſt zwei glücklichen Liebespaaren, die uns zu Zeugen ihrer ehrbaren und chriſtlichen Verlobung machen wollen. Es iſt ein Sohn und eine Tochter des Dreyßig'ſchen Hauſes, welche ſich, Jener mit einer geliebten Frau, dieſe mit einem geliebten Manne für Zeit und Ewigkeit ehelich verbinden wollen. Der gütige Vater hat ihnen bereits Einwilligung und Segen zu dieſer vorhabenden Verbindung ertheilt; ſie erflehen dieſelbe Güte jetzt auch von der verehrten Mutter.“ — Gottfried Dreyßig und die Frau Eichler, der Organiſt Luchſer und die Frau Breiting erhoben ſich und knieten Hand in Hand vor Mutter Sabinen. Das war des Pudels Kern. Die ungefügige Frau ſollte überrumpelt werden, und ſie wurde es ſo vollſtändig, daß ſie Einwilligung, Segen und Alles gab, was man von ihr verlangte, nur um die Sache ſo ſchnell als möglich los zu werden.

Zwar gab es ihr einen Stich in's Herz, aber ſie war einmal in der Brauſe. Sie hatte A geſagt und mußte nun wohl B ſagen und das ganze Alphabet bis zu Ende buchſtabiren. Champagner und Eitelkeit halfen ihr glücklich darüber hinweg.

Die beiden Paare erhoben ſich und Ehrn Hammer trat hinzu, kniff die müden Augenlider vollends zu, und begann in jenem einſchläfernden Tone der aufſteigenden und fallenden Fontaine einen frommen Sermon, worin der ganze koſtbare Aparat der ſeligmachenden und verdammenden Kirche aufgeführt und verbraucht wurde, um darzuthun, daß zwei Paar Leute ſich heirathen wollten, daß dieſe Leute ſehr gute Chriſten ſeien und daß die einen Hälften Bruder und Schweſter einer außerordentlich gottesfürchtigen und verehrungswürdigen Familie angehörten und die andern Hälften ſich glücklich preiſen müßten in dieſe Familie aufgenommen zu werden. Ferner wurde mit viel Emphaſe der jungen höchſt geachteten Dame gedacht, welche durch Werke echter Chriſtenliebe ſich des Chriſtenbundes würdig mache, in welchem ſie nächſtens durch die heilige Weihe des Sakraments aufgenommen werden werde. Auch dieſe beiden Herzensverbindungen ſeien gewiſſermaßen ihr Liebeswerk, und deshalb ſeien Alle ihr zum innigſten Dank und Gegenliebe verpflichtet. Nun ließ der Redner die Paare die Ringe wechſeln und verlobte ſie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. — Und nun waren ſie im Nu mit Blumengewinden überdeckt von oben bis unten, ſo daß ſie wandelnden Blumenbeeten glichen, und von allen Seiten regnete es die gebräuchlichen Gratulationen; der weltliche

Feſtredner aber ließ ſie dreimal mit Tuſch hochleben; die Gäſte ſchrien, Champagnerſtöpſel knallten, Gläſer klirrten, der glückliche Organiſt verbeugte ſich zehnmal in einem Augenblick und verſuchte vergebens etwas Rührendes zu ſprechen, und Alles löſte ſich in einen allgemeinen Jubel und Lärm auf.

Plötzlich intonirte die Muſik den Choral: „Nun danket alle Gott“, der Collaborator und der Organiſt arbeiteten „mit Herzen, Mund und Händen“, Frau Sabine ſchrie die Liedesſtrophen wie toll, froh ihren Aerger in einem Kirchenliede austoben zu können, und Alles ſtimmte wohl oder übel ein, mit möglichſter Oſtentation der Herr Director Wyß. So wurde das Feſt der Schauſpieler momentan in eine Betſtunde verwandelt. Roſa hatte jedoch ſchon dafür geſorgt, daß die Kopfhängerei auf geſchickte Weiſe beſeitigt werde. Nach einer Pauſe ertönte ein ſanfter Walzer, die Thüren, welche in den anſtoßenden Tanzſaal führten, wurden aufgethan, Kron- und Wandleuchter funkelten dort von Lichtglanz, eine Punſchbowle dampfte im Büffet und der Muſikantenchor blies voranmarſchirend die Geſellſchaft paarweis in den Saal. Der Müller führte wieder Frau Sabinen, aus dem Führen wurde ein Schwenken, und eh' ſich's die blumenumwundne Frau verſah, drehte ſie ſich mit ihrem Partner im Kreiſe, und alles was Beine und Arme hatte folgte nach. Nur der ſtrenge Gottesknecht Hammer nicht. Roſa Feige aber hatte ſich Herrn Jakob Dreyßig zum Tänzer auserſehn und bemühte ſich, ſich ſo viel als möglich zu ihm herabzulaſſen und ihm den Schmerz der Stiefel zu verſüßen.

Die Geſellſchaft trank ſehr vielen Punſch, den meiſten Frau Sabine; auch machte ſie noch manches Tänzchen und kam eigentlich keinen Augenblick zum Nachdenken.

Endlich mußte ſie aber doch ihren Mathies ganz leiſe und im Vertrauen bitten, ſie über den Gang in ihr Bett zu führen, da ſie nicht mehr feſt auf den Beinen zu ſtehen vermöge, und Alles um ſie her, Tiſche und Stühle, Lichter und Gläſer nicht ausgenommen, ſich im wirbelnden Tanze drehe. Nicht lange nachdem die Alten fort waren, löſte ſich die luſtige Geſellſchaft auf. Röschen ſchlüpfte in ſein Bettchen, ſelig, daß die Sache noch ein ſo gutes Ende genommen.

Als Roſa in ihrem Schlafzimmer ſich von Veilchen entkleiden ließ, brach ſie in die prophetiſchen Worte aus: „Das Weib ärgert ſich todt!" — Die raffinirt ſchlaue Jüdin kannte die Menſchen, ihre Leidenſchaften und Schwächen, ihr Thun und Treiben.

Welch ein Morgen für Frau Sabinen nach dieſem Abende! Als ſie den Rauſch ausgeſchlafen hatte, der ein phyſiſcher und moraliſcher zugleich geweſen war, bemächtigte ſich eine ungemeine Nüchternheit und Klarheit ihres Geiſtes, ein wahrer Seherblick ging ihr auf, doch ohne alles poetiſche Element, ohne alle exaltirte und phantaſtiſche Zuthat. Es war nicht das Schauen der Begeiſterung, ſondern ihres Gegentheils. Kaum hatte ſie den Blick auf die Begebenheiten des verwichnen Abends zurückgewandt, als es ihr wie Schuppen von den Augen fiel, und ſie ſich mit der beſtimmteſten Gewißheit überzeugt hielt, daß ſie von der Jüdin und ihren Helfershelfern auf das Schändlichſte betrogen, hintergangen, überliſtet, genasführt und genarrt worden ſei. Sie kam ſich vor als ob ſie von ihrem Eintritt in Roſa's Zimmer an behert geweſen ſei und alles ohne Willen oder vielmehr gegen ihren Willen gethan habe, was die Komödiantin gewollt, etwa wie eine Nachtwandlerin oder eine Fieberkranke. Ihr erſtes Gefühl dieſen Morgen war ein unbeſchreibliches Grauſen, das ihr durch Mark und Bein rann: dann faßte ſie ſich verzweiflungsvoll mit beiden Händen beim Kopfe und ſtieß Töne aus, wie ein wildes Thier. Sie verdammte und entſchuldigte ſich zu gleicher Zeit ſelbſt. Sie, die fromme gottesfürchtige Frau, die nichts mehr verabſcheute als Komödie, Tanz, Spiel und alle weltliche Luſtbarkeit, war dennoch alle Abende in die Komödie gegangen, ja ſie hatte in Oberndorf tagtäglich das größte Verlangen nach der Komödie in ſich verſpürt; ſie hatte mit der gefährlichen Perſon, die ihren Mann und ihren lieben Sohn verführt, und an der ſie ein Strafgericht hatte vollziehen wollen, gegeſſen und getrunken, ja ſie hatte ſogar getanzt und ſich toll und voll gezecht. Wie nun Leute ihres Standes und ihrer Bildung, zumal wenn ſie zu den Stillen und Frommen im Lande gehören, die ſogenannte ſündige Luſt niemals in ſich ſelber ſuchen, ſondern ſtets als eine Anreizung von außen betrachten, eine kindliche Vorſtellungsweiſe, welche ſogar zur Annahme eines böſen Princips und zur Verkörperung deſſelben in der Perſon des Teufels geführt hat, ſo war denn auch Frau Sabine gleich bei der Hand, ſich ſelber frei zu ſprechen und die Schauſpielerin als die Urſache ihrer eignen Thorheiten zu verdammen. Ihrem koloſſalen Aberglauben, der mit ihrer Scheinheiligkeit auf's Innigſte verwebt und verwachſen war, kamen eine Menge chriſtlich-heidniſcher mythologiſcher Begriffe und Phantasmen zu Hülfe, mit welchen leider die Kinder des Volks noch heutiges Tags in Schule und Kirche vollgeſtopft werden, und die moderner Pfaffentrug wieder ebenſo für das Weſen der Religion ausgibt, wie alte Pfaffeneinfalt gethan hat. In der That nahm während des Laufs einer kurzen Stunde ihr ſehr geringer Gedankenvorrath den eigenthümlichen raſchen Flug, daß ſie damit anfing die ſchöne Schauſpielerin für eine ordinäre Hexe, und daß ſie damit aufhörte ſie für des Teufels Großmutter ſelbſt zu halten. Dazwiſchen lagen verſchiedne Mittelſtationen oder Verwandlungen z. B. eine Abart von Vampyr oder Wauwau, nach ihrem Kunſtausdruck: eine abgeſchiedene Seele, die dem Teufel verpflichtet iſt, ſo viel als möglich fromme Chriſten zur Sünde am heiligen Geiſt zu verlocken und ewiglich zu verderben, eine Höllenbraut, eine Teufelin, der Teufel ſelbſt, der ſich bekanntlich alle Geſtalten geben kann. Damit war denn auch die hohe Schönheit, der große „Verſtand“, die ungewöhnliche Gewandtheit der Schauſpielerin völlig erklärt. Das war Alles Teufels Liſt und Trug. Nun begriff die entſetzte Frau vollkommen, weshalb und wovon ſie ſo unwiderſtehlich in's Theater getrieben worden war und geſtern Abend gegen ihren Willen ſo viele Thorheiten begangen hatte. Ihre Sinne waren eben von verfluchten Teufelskünſten umnebelt geweſen. Sie hielt ſich und ihre Familie als Menſchen und Chriſten hoch genung, um zuletzt zu der Ueberzeugung zu kommen, daß keine geringere Macht als des Teufels Großmutter ſelbſt ſich in der ſchönſten verlockendſten Geſtalt und mit allen erdenklichen Verführungsmitteln reichlich ausgeſtattet, nach Elbena bemüht habe, um an Johann Mathies Dreyßig und an deſſen Frau und Kindern einen guten fetten Fang zu thun. Auf der einen Seite ging ihre Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung ſo weit, ſich dadurch geſchmeichelt zu fühlen, auf der andern überkam ſie eine entſetzliche Angſt um das ewige Heil der Ihrigen, beſonders Röschens. Dem gehaßten Suschen hätte ſie's ſchon gegönnt, daß ſie in die Stricke des Böſen gefallen und in alle Ewigkeit im Höllenpfuhl lichterloh brennen müſſe, aber die unſterblichen Seelen der Andern zu retten und ihnen die Anwartſchaft auf die oſtenſible Einlaßkarte St. Peters zur Himmelspforte, die ſie ihrer Meinung nach ſchon durch den Umgang mit der Höllenfürſtin verſcherzt hatten, wieder zu verſchaffen, war ihr frommer und ernſtlicher Entſchluß. Sich ſelbſt hielt ſie noch keineswegs gefährdet. Wenn ſie auch geſtern Abend im Sattel etwas gewankt hatte, ſo ſaß ſie doch dieſen Morgen, wie ſie meinte, wieder ſo feſt und ſicher, daß alle Verſuche der Teufin, ſie heraus zu heben, am vorgehaltnen Schilde ihres Glaubens und ihrer Gottesfurcht abprallen mußten. Der Abend deſſelben Tags ſollte ihr freilich eine andre Anſicht über ſie ſelbſt beibringen, und ſie ſollte volle Gelegenheit erhalten ſich, eh' ſie wieder in das hohe Federbett ſtieg, das ſie jetzt verlaſſen hatte, mit dem alten bekannten Kirchenliede zu tröſten: „Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war." Inzwiſchen erfreute ſie ſich doch jetzt noch der ſtolzeſten Sicherheit, und mit dem Muthe eines chriſtlichen Glaubensſtreiters und Martyrers ging ſie an das Werk, den Kampf gegen die Höllengewalt. Bevor ſie ihr Frühſtück verzehrte, nahm ſie „Johann Arndts wohlangelegtes Paradies-Gärtlein", das alte berühmte Gebetbuch, welches ſie ſtets zur Hand hatte, und las das „Gebet wider die Anfechtung des Satans" mit großer Inbrunſt und Andacht. Eine Stelle aber betete ſie zweimal: „Ich bitte dich herzlich, vergib mir dieſe meine Sicherheit und gib mir chriſtliche Fürſichtigkeit und Klugheit, daß mich der Satan, der ſich in einen Engel des Lichts verſtellen kann, nicht mit ſeiner Liſt wie die Evam betrüge und abführe von der Einfalt in Chriſto Jeſu, daß er mich nicht möge ſichten wie den Waizen, daß er mich nicht durch Geiz, Hoffarth und Wolluſt, als durch ſeine Stricke, in große Sünde, in's Verderben und in Verzweiflung ſtürze." —

Hernach erhob ſie ſich in etwas geſtärkt, um zu frühſtücken und dann friſch an die Ausführung ihres Operationsplans gegen die Macht und Liſt des „in einen Engel des Lichts verſtellten" Satan zu gehen. Eine noch weit kräftigere geiſtige Stärkung als aus dem Paradiesgärtlein, floß ihr aus der Kümmelbranntweinflaſche des Ladens zu, und ſo zwiefach inſpirirt und von den Flammen des Glaubenseifers und des Kümmelſpiritus durchglüht, fand ſie den hohen begeiſterten Muth zum Kampfe mit dem, der da umgehet wie ein brüllender Löwe und ſuchet wen er verſchlinge. Zunächſt lag ihr Körchen am Herzen, und er war natürlicher Weiſe der erſte Gegenſtand ihrer ſoteriſchen

Thätigkeit. Er lag noch ſanft ſchlummernd in ſeinem Bettchen, der ſüße Junge, und ihm träumten ganz andre und ſchönre Dinge, als der bevorſtehende Beſuch der Frau Mama und das damit in Verbindung ſtehende Examen rigoroſum. Die Ereigniſſe, Anſtrengungen und ſehr verſchiedenartigen Gemüthsbewegungen des vorherigen Tags hatten ihn merklich angegriffen, und es hatte lange gedauert, eh' der Gott des Schlafs und der Träume ihm das kleine eitle Haupt mit ſüßem Mohne bekränzt; dafür hielt er ihn nun deſto länger feſt in den weichen Banden. Frau Sabine's Zelotismus war unbarmherzig gegen den ſchlafenden Sohn ihres Leibes; ſie rüttelte ihn unſanft empor. Köpchen war im ſchönen Traum eben nahe daran geweſen die göttliche Roſa zu küſſen; er hatte ſchon den Mund geſpitzt, als ein ſcheuslicher Drache ihn mit der borſtigen Tatze daraufſchlug. Entſetzt riß er die Augen auf, und ſtarrte ſchlaftrunken in das finſtre Geſicht ſeiner Mutter.

„Steh auf!“ ſagte ſie verdrüßlich. „Ich muß mit Dir reden von wegen dem Komödiantenweibsbild und dem Carmen, das Du auf ſie gemacht haſt.“

Aus dieſen Worten und noch mehr aus dem Tone, mit dem ſie geſprochen wurden, entnahm der kleine Menſch zu ſeinem großen Schrecken, daß das finſtre Wetter noch über ſeinem Haupte ſtand, das er geſtern Abend zertheilt und verflüchtigt gewähnt hatte, und ſeine Beſtürzung war um ſo draſtiſcher, je unerwarteter ſie ihm kam. Er lag deshalb auch wie gelähmt, rührte kein Glied und ſchnitt unwillkürlich ein ganz jammervolles und weinerliches Geſicht.

„Wirſt Du aufſtehen, Junge, und mir beichten, Alles haarklein!“ rief Sabine bitterböſe.

„Ich kann nicht; ich bin krank. Was ſoll ich denn beichten?“

„Wie Dich die Teufelstrolle verführt hat, und ſtrafen ſoll Dich Gott durch meine Hand für Deine Miſſethat, daß Du das verfluchte Carmen gemacht haſt.“

„Ich hab's ja nicht gemacht“, flennte Köpchen in der peinlichſten Angſt; denn Geſicht und Redeton ſeiner Mutter waren fürchterlich drohend. So hatte er ſie noch nie geſehen und gehört, und er zitterte am ganzen Körperchen wie Eſpenlaub. Und wiederum wie geſtern wurde er von jenem fatalen Krankheitszufall überraſcht, welcher einzutreten pflegt, wenn Unterleibserkältungen, ſchwer verdauliche Speiſen, Angſt und Schrecken zuſammenwirken.

Die ungewöhnlich erregte Frau hatte diesmal kein Auge für ihren Liebling; ein andres Sinnesorgan mußte ſie nachher darüber nachdrücklich belehren. Jetzt ſchrie ſie wie außer ſich: „Du haſt's nicht gemacht?! Wer hat's denn gemacht?“

„Anton. Sie wiſſen ja, daß ich ſo etwas gar nicht machen kann. Er aber macht auf Alles Verſe.“

Das wußte Frau Sabine allerdings; denn Antons poetiſches Talent hatte ſich ſchon in ſeinem Knabenalter durch allerliebſte Reimereien kund gegeben. An ihrem Söhnchen hatte ſie dagegen niemals eine derartige Extravaganz bemerkt.

„Alſo Anton, der verfluchte Junge! Na warte nur, das will ich dem luſtigen Bürſchchen eintränken. Ja, ja, da bewährt ſich's wieder, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. — Aber Dein Name ſteht ja doch gedruckt auf dem abſcheulichen gottloſen Machwerk.“

Köpchen, ſehr froh einen Ausweg aus der Klemme gefunden zu haben, erwiederte raſch: „Er hat ſich ſterblich in die Schauſpielerin verliebt und iſt alle Spiel-Abende heimlich in die Komödie gelaufen. Dann hat er das Gedicht auf die Roſa gemacht und hat's in Saſſenau ſo ſchön drucken und binden laſſen. Weil er aber als Lehrjunge nicht wagen durfte zu ihr zu gehen und ihr ſein Werk ſelbſt zu überreichen, ſo hat er mich ſehr darum gebeten, und mir alles Mögliche verſprochen, wenn ich ihm die kleine Gefälligkeit erzeigen würde. Und da hab' ich mich denn endlich erbitten und breit ſchlagen laſſen. Und da hat er meinen Namen drauf geſetzt, weil er doch ſeinen nicht drauf ſetzen durfte. Hernach aber ſollt' ich's der Roſa ſagen, daß er das Gedicht gemacht, und ſie bitten, daß er heimlich zu ihr kommen dürfe.“

„I der Höllenbraten!“ fuhr Sabine auf; denn ſie glaubte ihrem Söhnchen auf's Wort und war ſelber froh über die unverhoffte Aufklärung. Hatte doch geſtern der Barbier in der Küche erzählt, daß Anton dem Boten, welcher das Gedicht bringen ſollte, entgegen gelaufen und es athemlos gebracht hatte. Es war alſo für Sabinen außer allen Zweifel geſetzt, daß er ein perſönliches Intereſſe dabei gehabt. Und aus Köpchen, dem erſt ſtrafbaren Verbrecher wurde plötzlich ein beklagenswerther Verführter, der aus lauter Gutmüthigkeit in die Sünde gewilligt, für welches Vergehen ihn denn Gott gleich geſtern und heute auf empfindliche Weiſe am Leibe geſtraft, wie ſie auf ebenfalls empfindliche Weiſe jetzt überzeugt wurde. Dieſe unangenehme Wahrnehmung des göttlichen Gerichts über ihren armen Sproſſen vertrieb ſie denn ſofort aus dem Zimmer, nachdem ſie ſich vorher mit Köpchens ſpaniſchem Rohre bewaffnet hatte, um den im Pfuhl der Sünde und Schande verſunknen Buben Anton damit zu züchtigen. Denn mit ihm machte ſie bei weitem weniger Umſtände als mit ihrem eignen Fleiſch und Blut.

Siehe da die wirkliche Welt in nuce! Geſtern Abend ſchlürfte Frau Sabinens Eitelkeit mit allen Sinneswerkzeugen die dicken Wolken des Weihrauchs ein, welchen ihr die Geſellſchaft bei der Schauſpielerin wegen des Gedichts angezündet hatte, heute früh wollte ihre Gottesfurcht den Dichter mit dem Stocke prügeln; geſtern Abend hatte ſich Köpchens Eitelkeit den Lorbeerkranz gefallen laſſen; heute früh häufte ſeine Verzagtheit Lüge auf Lüge auf das Haupt des armen Dichters. „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde", und ganz beſonders das der armen deutſchen Dichter.

Aber Jane, der kleine kalbsaugige Küchengeiſt, ſpielte diesmal mit Erfolg den guten Genius des hartbedrohten Muſengünſtlings. Als ächter und treuer Spiritus familiaris, deſſen erſte Pflicht iſt, Augen und Ohren überall zu haben, und deſſen zweite alles Geſehene und Gehörte ſchnell an den rechten Mann zu bringen, hatte ſie bei Ueberbringung des Kaffe's Frau Sabinen nicht in der beſten Laune gefunden, dann auf Köpchens Stube traben ſehen und das geübte ſcharfe Ohr an die Thür gelegt. Obgleich ſie nun trotz aller gemeinſchaftlichen Morgenarbeit, Antons ſonderliche Freundin eben nicht war, ſo trieb ſie doch ihr mitleidiges Herz den hübſchen Jungen raſch zu warnen, damit er ſich bei Zeiten vor dem überlaufenden Zorn ſeiner Pflegemutter ſalviren könne. Und der erſchrockne Jüngling ließ ſich die Warnung nicht zweimal geſagt ſein. Als Frau Sabine wie ein böſer Sturmwind in die Comptoirſtube hereinbrauſte, um vor Aller Augen „ein Exempel zu ſtatuiren", war er ſchon zu der Hinterthüre hinaus, den Berggarten hinauf und dem Glockenhauſe zu, um dort ſein Frühſtücksbrod zu verzehren, welches er vorſorglich mitgenommen hatte.

Der zornſprühende Cherub mit dem ſpaniſchen Rohre ſtatt des Flammenſchwertes mußte unverrichteter Sache an der Schwelle wieder umkehren, und das bekam ihr ſchlecht. Hätte Frau Sabine die innre Wuth an Anton auslaſſen d. h. ausprügeln können, ſo wäre dieſe zugleich geiſtige und leibliche Motion ihrer Geſundheit ſehr zuträglich geweſen, ſo aber mußte ſie den heftigen Aerger ſelbſt und ganz allein conſumiren, und die Galle ergoß ſich ihr in's Blut. Es war für den gegenwärtigen Moment ein ſchlechter Troſt, daß ſie ſich ſelbſt das Verſprechen gab, Anton ſolle zum Mittagsbrod ſeine Tracht Schläge ganz beſtimmt haben.

Der zweite männliche Gegenſtand ihres heftigen Affects war der gottſelige Stadtcollaborator Hammer. Ihre Seele überkam ein jammervolles Grauen und ihren Leib ein jammervolles Zittern, wenn ſie ſich vorſtellte, daß der Mann Gottes in die Stricke des Satans fallen ſollte; denn ſie betrachtete ihn gewiſſermaßen ſchon als Glied ihrer Familie, wenn auch ihre Guſtel noch nichts von dieſer Betrachtung wiſſen wollte. Sie warf ſich alſo mit Jane's Hülfe ſo ſchnell als möglich in den Staat, um Ehrn Hammern einen Morgenbeſuch zu machen. Sie wollte nicht allein ihm Hülfe bringen, ſie wollte dann auch ſeine Hülfe und Beiſtand zur Rettung ihrer Familie von ihm beanſpruchen. Ihr ſchwebte alſo der himmliſche wahrhaft erbauliche Gedanke eines Etabliſſements, gegenſeitigen Rettungsinſtituts aus des Teufels Klauen vor, und erfüllt von der Großartigkeit einer ſolchen Feuerverſicherungsanſtalt, nicht gegen armſelige irdiſche Flammen, die höchſtens Haus und Stallung in Aſche legen, ſondern vielmehr gegen das ewige Höllenfeuer, in welchem die armen verführten und dann auf ewig verdammten Seelen ſchmoren, ſetzte ſie ſich, weil ihr Eile nöthig ſchien, in ſchnellern Marſch als gewöhnlich nach der einſamen auf einem ſtillen Kirchhof gelegnen Amts- und Junggeſellenwohnung des jungen frommen Stadtgeiſtlichen. Ihr gotteseifriges Herz ahnete nicht, daß ſie auf dem Wege war an dieſem Morgen eine zweite unerwartete Entdeckung zu machen. Sie trat in das abgelegene alterthümliche Haus, vor deſſen Thür zwiſchen den Pflaſterſteinen hindurch ein prächtiger Raſenteppich aufgeſproſſen war zum Zeichen, daß ſich ſelten ein menſchlicher Fuß hierher verirre, und brach, ohne viel Umſtände, in das Wohnzimmer. Hilf, heilige Dreifaltigkeit! welch' ein Anblick wurde da ihren ſich verglaſenden Augen! Der liebe ſtrenggläubige Seelſorger ſaß in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Sopha neben Roſa Feige im allerliebſten Morgennegligée und gab ihr — Religionsunterricht. Frau Sabine ſank mit einem dumpfen Stöhnen auf den erſten Stuhl und hielt beide Hände vor das Geſicht. Im eigentlichſten Sinne verging ihr der Verſtand; denn ſie ſah und hörte zwar noch, aber ſie vermochte nicht mehr davon zu profitiren. — Lehrer und Schülerin waren im Nu bei ihr, um ihr nöthigen Beiſtand zu leiſten, und von der Letztern wurden die zärtlichſten Aeußerungen gehört. Eh' ſich's Frau Sabine verſah, war ſie von den vier hülfreichen Armen auf den Sopha gebracht, Roſa hielt ihr ein Flacon mit Eau de Cologne unter die Naſe und rieb ihr Stirn und Schläfe mit der kräftigen Eſſenz. Der Collaborator wuſch ihr Hände und Pulſe mit friſchem kalten Waſſer.

„Ach, beſte Frau Dreyßig, wie bin ich bekümmert über Ihren Unfall!“ ſchmeichelte Roſa in der bekannten Weiſe. „Aber ich getröſte mich, daß er ſchnell vorüber gehen wird. Doch iſt es beſſer, ich rufe den Medicinal-Rath herbei. Meinen Sie nicht, daß ich Ihnen erſt die Kleider lüpfe? Der Herr Collaborator überläßt uns ſchon das Zimmer. Mein Gott, ich habe eine Ahnung von Ihrem Malheur gehabt. Seit ich aufgeſtanden bin, kamen Sie mir nicht aus dem Sinn, und immer war mir Ihretwegen ängſtlich zu Muth, und ich hatte mir ſchon vorgenommen Ihnen gleich nach der Unterrichtsſtunde meinen Beſuch zu machen und mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Wird Ihnen beſſer, werthe Frau?“

Der wurde aber ſchlimmer. Der Sopha kam ihr wie ein vom Höllenfeuer glühend gemachter Laurentiusroſt vor, und wenn Roſa ſprach, war's ihr als röche ſie Pech und Schwefel. Und doch war ihr Wille wieder ſo gebunden, daß ſie ihren Abſcheu vor Roſen in keinerlei Weiſe kund zu geben vermochte, ſondern ſchweigend und Angſtſchweiß ſchwitzend mit ſich machen ließ, was die Schauſpielerin wollte. Sie glich dem Vogel, der zitternd der Klapperſchlange in's glühende Auge ſchaut, und gerettet wäre, wenn er nur davon flöge, aber es durchaus nicht dazu bringen kann, die Flügel zu bewegen. Und gerade dieſe abermalige Gebundenheit des Willens gereichte der armen Frau zur allergrößten Angſt und Betrübniß und gab ihr den ſonnenklarſten Beweis, daß ſie jedesmal, wenn ſie mit der Teuflin zuſammen komme, von dieſer bezaubert werde. Mit Mühe brachte ſie die Bitte hervor, Roſa möge den Arzt holen, nur um ſie zu entfernen. Dieſe legte ihren Shawl um und verließ eilig Zimmer und Haus. Kaum war Sabine mit dem glaubensſtrengen Seelenhirten allein, als ſie zu ſeinem nicht geringen Schrecken aufſprang, ihn bei der Hand ergriff und mit hervorquellenden Augen und verzerrten Geſichtszügen, dem ſtark ausgeprägten Ausdruck der Angſt und Verzweiflung, ihn anſchrie: „Merken Sie denn nichts, gar nichts?“

Der Collaborator ſpürte eine Anwandlung von Furcht, und der plötzlich in ſeinem Kopfe auftauchende Gedanke, daß Frau Sabine übergeſchnappt ſei, verurſachte ihm bedeutendes Mißbehagen. Seine ſchläfrigen Augen waren weit aufgeſprungen, und die gewöhnliche geiſtige Bläſſe ſeines Geſichts hatte einen erdfahlen Ton angenommen. Die Hand, welche die aufgeregte Frau erfaßt hatte, zitterte merklich und ebenſo die Stimme, mit welcher er im beſcheidenſten Bittton ſagte: „Beruhigen ſie ſich doch, liebe Frau

Dreyßig! Legen Sie ſich wieder auf den Sopha und nehmen Sie noch ein Glas Waſſer mit Cremortartari und Zucker!“

„Ich beſchwöre Sie beim Blute Chriſti, ſagen Sie mir: ob Sie gar nichts merken?“

Hammers Unbehaglichkeit war ſehr im Steigen begriffen. „Was ſoll ich denn merken?“ fragte er kleinlaut.

„Daß ſie der Teufel ſelber iſt, oder des Teufels Großmutter.“

Auf Ehrn Hammers bleicher Stirn zeigten ſich einige dicke Perlen Angſtſchweiß.

„Wer denn, liebe Frau Dreyßig?“

„Nun wer denn ſonſt als das Weibsbild da, die Komödiantin?“ rief die fromme Frau ärgerlich.

„Fräulein Roſa Feige ſoll der Teufel oder deſſen Großmutter ſein?“ fragte der geiſtliche Mann leiſe und in einem Tone, der da zu fürchten ſchien, als würden mit lauterer und keckerer Stimme die noch ſchlummernden Geiſter des Wahnſinns und der Raſerei in Sabinens Haupte vollends geweckt und losgebunden; auch zog er zugleich vorſichtig ſeine Hand aus der ihrigen zurück und warf einen ſcheuen Blick nach der Thüre, um ſich zu überzeugen, daß ihm die Paſſage dahin offen ſtehe; denn es kam ihm plötzlich die unangenehme Erinnerung in's Gedächtniß, gehört oder geleſen zu haben, daß wahnſinnige Weiber beim Ausbruch der Krankheit und im erſten Paroxismus eine Rieſenſtärke entwickelten und den Männern in ihrer Nähe ein Leids zuzufügen liebten.

„Was kann ſie denn anders ſein? Sie iſt der Satan, der ſich in einen Engel des Lichts verwandelt hat, und hierher gekommen, um die Frommen und Gerechten zu verführen. Es ſteht ja im Paradiesgärtlein. Und ich ſeh's Ihnen an, Herr Collaborator, daß Sie auch ſchon von ihr verführt ſind. Ach, daß ſich Gott erbarme! Vielleicht haben Sie gar ſchon mit dem Höllenweibe das Aergſte gethan und Ihre Seligkeit verloren."

„Frau Treyßig, ſo beſinnen Sie ſich doch!" rief Hammer unwillig, und eine verrätheriſche Röthe überflackerte ſein langes bleiches Geſicht. „Sie reden ja tolles und verkehrtes Zeug. Fräulein Roſa iſt die frömmſte, gottesfürchtigſte und tugendhafteſte Perſon auf der Welt, ein wahrer Tugendſpiegel. Sie hat Jeſum Chriſtum erkannt und ſteht im Begriff, den alten Bund zu verlaſſen und in den neuen zu treten. Sie wird die beſte Chriſtin werden, eine Freundin des Herrn, wie Maria Magdalena, und ich bin ſtolz darauf, der Kirche Chriſti eine ſolche Tochter zugeführt zu haben. Und dieſe fromme Dienerin des lieben Heilands wollen Sie zum leibhaftigen Satan machen! Ich entſetze mich vor der Sünde, die Sie da ſelbſt begehen. Wahrlich ich glaube der Teufel verſucht Sie, aber von einer ganz andern Seite, als Sie behaupten."

„Ach Gott! Ach Gott" unterbrach ihn Sabine jammernd und händeringend, „es iſt Alles ſo wie ich befürchtet habe. Die Hölle ſiegt, und ich muß verzweifeln. Mein Mann, mein Jakob, alle meine Kinder und auch Sie Alles, Alles liegt in des Satans Netzen und Stricken gefangen, und ich verliere den Verſtand über dieſes gräuliche und entſetzliche Schickſal."

„Wenn er nur nicht ſchon fort wäre!“ dachte Hammer bekümmert; laut aber ſprach er: „Wie ſind Sie denn nur plötzlich auf ſolche ſonderbare Gedanken gekommen? Sie waren ja doch geſtern Abend mit Fräulein Roſa gleichſam ein Herz und eine Seele und recht in Ihrem Schöpfer vergnügt. Sie haben ja ſogar getanzt, worüber ſich jedermann höchlichſt verwunderte.“

„Das iſt's ja eben! Sie hat mich behext und bezaubert. Ich wollte ja immer das Gegentheil von Allem thun, was ich that; aber ich that nur immer was ſie wollte. Daran erkennen Sie doch, daß ſie der Teufel iſt, der Gewalt hat über der Menſchen Sinn und Willen.“

„Ja wohl! ja wohl!“ ſeufzte der Knecht Gottes. „Aber die Macht und Gewalt des Höllenfürſten geht nicht von der frommen Jungfrau aus, die Sie in ſo böſem Verdacht haben. Kommen Sie her, Frau Dreyßig; wir wollen zuſammen ein frommes Gebet ſprechen gegen die Verſuchung der finſtern Mächte. Sie ſind wirklich in Gefahr. Vielleicht wenden wir ſie noch ab, wenn wir die Herzen ſtill und brünſtig zu Gott erheben.“

„Ach ich mag nicht mit Ihnen beten!“ ſagte Sabine zornmüthig und erbittert. „Ich ſehe Sie ſind ein verlorner Menſch, und ich gräme mich zu Tode, daß Ihnen nicht zu helfen iſt. Ich will wenigſtens von den Meinigen zu retten ſuchen, was noch zu retten iſt.“ Und ohne Gruß und Abſchiedswort ging ſie von dannen und ließ den ihr ſo werthen Schwiegerſohn in spe in einer ſehr miſerabeln Stimmung. So fand ihn der Arzt, dem er die Verſicherung gab, daß Frau Sabine total verrückt ſei. Sie ſei es ſchon

Abends zuvor geweſen, denn ſie habe ſich ja toll genug betragen, man habe es aber noch nicht ſo deutlich wahrgenommen, wie heute. Der Medicus behauptete mit ſehr gelehrtem Geſicht, er habe dergleichen bei dieſer Frau ſchon längſt erwartet; denn angeſehen habe er es ihr, daß die Kataſtrophe kommen würde. Sie habe das Delirium tremens, eine natürliche Folge ihres unmäßigen Branntweintrinkens, und er werde ſich ſofort mit ihrem Manne darüber benehmen, was mit ihr zu thun ſei.

Frau Sabine hatte ſich nicht gleich in ihre Wohnung verfügt. Unterwegs war ihr eingefallen, ob es durchaus nicht möglich ſei einen gewichtigen Bundesgenoſſen gegen die Komödiantin zu gewinnen: ſie warf die Augen ihres Geiſtes verzweiflungsvoll umher und fand durchaus kein taugliches Subject weiter als — den Organiſten Luchſer. Sie entſchloß, ſich wenn auch mit einigem Mißtrauen in den Erfolg dieſes Schritts dazu, dieſem Manne einen Beſuch zu machen. Sie wußte, daß Luchſer von ihrem Manne zu Geſchäften verwandt werde und oft mit demſelben verhandle; ſie rechnete auf ſeine Dankbarkeit für ihren bereitwilligen Segen vom geſtrigen Abend, und war ſogar zu einigen ſpärlichen Geldopfern bereit, wenn es ihr nur mit ſeiner Hülfe gelingen ſollte, die unſterblichen Seelen der Ihrigen vor dem ewigen Flammenpfuhl zu bewahren, in welche die verſtellte Liſt der Höllenbotin ſie zu zerren bemüht ſei. Der kleine ſchwarze Schul- und Kirchendiener empfing die „liebwerthe Frau Schwiegermama“ mit der ihm eigenthümlichen ungemeinen Höflichkeit und hundert kurzen Bücklingen und Ergebenheitsbetheuerungen.

„Werthgeſchätzter Herr Organiſt“, begann die geängſtete Frau den Vortrag ihres Anliegens, „ich wende mich in einer Familienangelegenheit, die mir große Bedrängniß verurſacht, an Sie mit der Bitte um Rath und Beiſtand. Sie ſind ein wohlwollender und einſichtsvoller Mann, und ich werde mich Ihnen jetzt und zu aller Zeit auf jegliche Weiſe erkenntlich zeigen.“

„Befehlen Sie über mich! Ich ſtehe ganz zu Ihrer Dispoſition, hochgeſchätzte Frau Schwiegermama. Was der beſte Wille und die Kraft eines Menſchen zu leiſten vermögen, das dürfen Sie von mir erwarten. Eröffnen Sie mir Ihr Herz und machen Sie mich zum Vertrauten Ihres Kummers! Sie hätten an keinen beſſern Mann kommen können. Der liebe Gott ſelbſt hat Ihnen eingegeben, ſich gerade an mich zu wenden.“

„Mein Anliegen betrifft die Komödiantin, die Roſa Feige.“

„Ah, Sie meinen die Geſchichte mit Ihrem Jakob. Es iſt ein Scandal. Aber ich kann Sie verſichern, die Roſa iſt gänzlich unſchuldig dabei. Ich weiß das aus der nächſten und beſten Quelle, von Kantors Adolf aus Oberndorf ſelbſt. Weil Sie aber das Gedicht geſtern der guten Roſa ſelbſt überbracht und die Lobſprüche dafür eingenommen, weil Sie dort Kaffee getrunken, geſpeiſt, getanzt haben und ſehr vergnügt geweſen ſind, wie ich mich mit meinen eigenen Augen überzeugt habe, ſo war ich nahe daran zu glauben, Ihre allzugroße Mutterliebe habe Ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht einigen Eintrag gethan, und Sie billigten nicht nur die ſündhaften Wünſche Ihres Sohnes, Sie unterſtützten dieſelben ſogar. Nun aber, da Sie in der fatalen Sache meine Vermittlung anſprechen, bin ich ſchon vom Gegentheil überzeugt und glaube, daß Sie geſtern nur aus menſchlicher Schwäche ſo gehandelt haben. Ich werde heute Ihren gottvergeßnen Sohn vornehmen und ihm die Leviten ordentlich leſen. Verlaſſen Sie ſich darauf.“

„Aber was ſagen Sie denn da von Kantors Adölfchen?“ fragte Sabine betreten.

„Durch den hat ſich ja Jakob zu der Roſa eingeſchmuggelt und ihm einen vollen Louisdor dafür gezahlt.“

„Was ſagen Sie?!“ ſchrie die arme Frau völlig verplex. „Einen vollen Louisdor!“

„Adolf logirt ja bei mir und wird Ihnen Alles auf Verlangen beſtätigen. Er hat mir ſogar den Brief gezeigt, den er in Jakobs Auftrag an die Roſa geſchrieben hat, und auch die Antwort darauf hab' ich geleſen. Ich ſag' Ihnen, beſte Frau Schwiegermama, Fräulein Roſa iſt ganz unſchuldig. Das iſt ein lieber Engel. Aber der Jakob iſt ein Schlingel. Adolf ſagte mir, er habe noch nie einen jungen Menſchen ſo hitzig verliebt in ein Mädchen geſehen, wie Ihr Köpchen in die Roſa. Er ſei ſo ganz weg und toll, daß er alle nur möglichen Dummheiten zu begehen im Stande ſei.“

„Aber der Anton hat ihn ja dazu verführt, der Lehrjunge. Der hat das Gedicht gemacht“, ſagte die unglückliche Mutter weinend und kleinlaut; denn ſie glaubte ſchon ſelbſt nicht mehr daran.

„Das iſt eine Lüge vom Jakob, um ſich herauszureden. Anton hat wohl das Gedicht gemacht, aber von Jakob beſchwatzt und gezwungen. Ein ſchöner Prinz das! Erſt belügt er die Leute mit dem Gedicht, dann belügt er wieder ſeine Mutter. Eine falſche ſchlechte Seele iſt er, und Ihrer Liebe gänzlich unwürdig. Und ein ſolcher Bub erfrecht ſich, ſeine unlautern Wünſche zu einem ſo reinen, edeln und frommen Weſen zu erheben, wie dieſe Roſa! Ich werd ihm aber den Text auslegen!"

Sabinens Gemüthszuſtand verſchlimmerte ſich bedeutend. Sie hatte wirklich eigenthümliches Unglück. Wohin ſie ſich auch wandte, um Hülfe zu ſuchen, überall wurden ihre Leiden vermehrt. Sie grämte ſich ungemein, daß Jaköbchen ſie doppelt und dreifach hintergangen, aber ſie ärgerte ſich dennoch zugleich über die Ausfälle des Organiſten gegen ihren Liebling. Am meiſten aber empörte ſie, daß die heilloſe Komödiantin, die ja doch ganz allein an allem Unglück ſchuld war, von Allen für einen unſchuldigen Engel geprieſen wurde, daß Jedermanns Augen mit Blindheit geſchlagen und die Ihrigen allein ſehend waren. Ihr Herz war wirklich voll Verzweiflung. Mit einer bittern und verbiſſenen Schüchternheit fragte ſie: „Aber ſehen Sie denn wirklich gar nicht ein, daß uns dieſes junge Weibsbild durch böſe Künſte alle verblendet und behext hat?"

„Ah, Frau Schwiegermama!" rief der Schulmeiſter mißbilligend, „das hätt' ich von Ihrem frommen Herzen nicht erwartet! Böſe Künſte ſagen Sie? Ich bitte Sie um Gotteswillen, wenn das böſe Künſte ſein ſollen, was dieſes charmante Frauenzimmer treibt, ſo hört in der Welt Alles auf. Ja ſie bezaubert alle Menſchen, aber durch Liebe, Güte, Wohlthun, Friedenſtiften. Statt daß Sie ihr dankbar ſein ſollten, wie ich und meine liebe Suſanna und der Herr Schwiegerpapa und Schwager Gottfried, geben Sie ihr böſe Dinge ſchuld. O pfui doch! Das iſt nicht ſchön und chriſtlich von Ihnen! Und Sie haben ſich's doch geſtern ſo gut bei ihr ſchmecken laſſen und haben ſich ſo luſtig gemacht!“ Frau Sabine hatte einen Augenblick lang große Luſt, dem Herrn Schwiegerſohn mit den Nägeln in's Geſicht zu fahren. So desperat und hundswüthig war ſie. Solch ein Jammer und ſolch ein Zorn waren einzeln noch nicht in ihrem Herzen geweſen, geſchweige vereinigt. Auch von dem höflichen Luchſer ging ſie ohne Complimente und achtete nicht einmal ſeine Begleitung bis an die Hausthür. In der That war ihr zu Muth als müſſe ſie hinabgehen in den Elbengrund und ſich in den Hammerteich ſtürzen, denn ſie ſah, wie die Hölle ſiegte, ja wie ſie ſelbſt in ihren Schlingen zappelte und nicht loskommen konnte; ſie begriff, daß ſie allen Grund und Boden gegen die Komödiantin verloren und gänzlich aus dem Felde geſchlagen ſei. Ihr größtes Herzleid war und blieb, daß ſie ſelbſt ſo behext worden ſei, daß ſie bei der Teuflin geſchlemmt und getanzt habe. In ihrer troſtloſen Verlaſſenheit fuhr ihr wohl durch den Sinn, andre Fromme und Gerechte in der Stadt noch aufzuſuchen und um Beiſtand anzuſchreien, z. B. den Hofadvokaten Schönbahn, aber ſie gab den Gedanken wieder auf; denn ſie mußte ſich ſelbſt ſagen, daß jedes gottſelige Gemüth, das ſie anſpreche, ihr entrüſtet antworten werde; ſie habe ja bei der Schauſpielerin bankettirt und getanzt. Sie heulte innerlich vor Wuth und trank, um ſich die ſchwarzen Gedanken zu vertreiben, in Jane's Kuchenkammer, wo ſie einen kleinen Vorrath von Spirituoſen aufgeſtapelt hatte, ein mächtiges Glas Cognac.

Entweder hatte Jane Gründe ihr zu verſchweigen, welch ein zwiefacher Beſuch der Frau harrte, oder ſie hatte über den Küchengeſchäften wirklich keine Notiz davon genommen. Genug als Sabine, alſo geſtärkt, in ihr Wohnzimmer trat, ſtand ſie einen Augenblick auf der Schwelle wie verſteinert; denn auf dem Sopha ſaß in traulicher Unterhaltung mit ihrem Manne der böſe Geiſt Asmodi in Geſtalt der ſchönen Roſa Feige, und der alte Medicinalrath Sommer lief ſchwadronirend in der Stube auf und ab. Die arme Frau ſollte nun einmal nicht aus den unſeligen Ueberraſchungen herauskommen, und jede neue einen tiefern und üblern Eindruck auf ihre Nerven und ihr aufgeregtes Gemüth machen.

Roſa eilte ſogleich auf die Erſchrockne los, faßte ſie bei der Hand und erkundigte ſich mit beſorgter Theilnahme nach ihrem Befinden. „Mein Beſuch, beſte Frau, ſoll gar nicht als der Ihnen ſchuldige Gegenbeſuch gelten, ſondern als Krankenbeſuch, und damit ich Ihnen meine Dienſte anbiete, um mich mit Ihren Töchtern in Ihre Wartung und Pflege zu theilen.“

„Ich bitt' Ihnen! Sie ſind gar zu gütig!“ ſtammelte Sabine, indem ihr Herz voll Verwünſchungen der dienſtfertigen Feindin war.

Der Arzt trat hinzu, fühlte Sabinen den Puls und ſchnitt Matthieſen ein bedenkliches Geſicht; denn allerdings that der Cognac ſchon ſeine Wirkung. „Strenge Diät, viel Zerſtreuung und eine tüchtige Kur. Ich will Ihnen da etwas aufſchreiben. Benutzen Sie die Komödie recht!

Verſäumen Sie nicht eine einzige. Das wird die Kur ſehr unterſtützen; am meiſten Luſtſpiele, Poſſen. Nachher gehen Sie nach Karlsbad und trinken den Sprudel!“

„Ich habe Ihretwegen ſchon mit dem Director geſprochen“, nahm Roſa ſanft und gütig das Wort. „Wir werden zu Ihrer Zerſtreuung und Erheiterung in der nächſten Zeit nichts als Luſtſpiele und Schwänke geben, und ich werde in meinen Rollen gewiß alle Kräfte aufbieten, um Sie lachen zu machen. Geben Sie Acht, Sie ſollen bald genug wieder geſund und froh werden. Dieſen Abend machen wir gleich den Anfang. Ich glaube, Sie lachen ſich da ſchon geſund.“

„Nein! nein!“ rief Sabine in großer Pein. „Ich gehe durchaus nicht in die Komödie. Ich nehme auch nichts ein. Ich will auch nicht in's Bad reiſen. Nichts will ich, durchaus nichts. Ich bin nicht krank; es fehlt mir nichts.“

„Eine gewöhnliche Erſcheinung bei dieſer Krankheitsform!“ ſagte der Arzt zu Matthies und nahm mit Anſtand eine Priſe.

„Aber ein luſtiges Liedchen hören Sie von mir an!“ rief Roſa. „Ich hole meine Guitarre. Sie ſollen mir doch lachen. Es iſt gar zu ſchnurrig.“ Und ſie ſprang hurtig wie eine Gazelle davon.

„Ach Matthies! Matthies“ ſchrie Sabine auf. „Was für ein fürchterliches Unglück iſt doch das! Das allerſchlimmſte auf der Welt! Wir haben den leibhaftigen Teufel, den Vater aller Sünde, im Hauſe und laſſen uns Alle von ihm verführen, weil ſich der ſchlaue Erzfeind in einen

Engel des Lichts verwandelt hat. O! O! O! Ich flenne mich todt vor Jammer!“

„Ein Anfall!“ ſagte Doctor Sommer mit weisheitsvoller Miene zu dem bekümmerten alten Manne und ſchnupfte bedächtig.

„Ja den Teufel haſt Du!“ fuhr dieſer die Frau an, „den Branntweinsteufel im Leibe! Unſinnig biſt Du geworden vom Saufen. Iſt das eine Schande und ein Spott vor der Welt.“

Das war ein harter Schlag für Sabinen: ſie ſollte verrückt ſein aus eigner Schuld. „O du großer Gott!“ heulte ſie. „Das ertrag' ich nicht! Das halt' ich nicht aus. Chriſte, Du Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt, erbarme Dich meiner! Kyrie eleiſon!“

Kaum war dieſe komiſche Litanei beendigt, als Roſa wieder mit der Guitarre in das Zimmer hüpfte und ſogleich mit heller Stimme parlando zu ſingen begann:

„Es ſind einmal drei Schneider geweſen“ ꝛc. ꝛc.

Der Medicinalrath wollte ſich ſogleich vor Lachen ausſchütten des originellen Contraſtes wegen, der die drei Schneider unmittelbar auf das Kyrie drauf ſetzte. Auch Matthies mußte trotz ſeines Kummers lachen, und Roſa geſticulirte, ſang und ſpielte ſo drollig, daß auch Sabine vom Lachen der Männer angeſteckt wurde.

Mitten in dieſer ungewöhnlichen Unterhaltung wurde die Thür geöffnet und Anton trat herein, um dem alten Herrn eine Geſchäftsmeldung zu machen. In demſelben Augenblick warf aber auch Frau Sabine mit einem Katzenſprung die ganze Schwere ihres plumpen Leibes auf den jungen Menſchen und maulſchellirte ihn mit Wuthgeheul mit beiden Händen rechts und links. Anton ſchrie ebenfalls aus Leibeskräften, und Roſa ſchrie nicht minder vor Schrecken. Der Arzt aber ſagte ruhig zu Matthies: „Ein zweiter heftigerer Anfall!" und nahm mit der gelehrteſten Miene Taback. Matthies rief zur Thüre hinaus um Hülfe, und im Nu waren Gottfried und die Herren Commis da und befreiten auf des alten Herrn Befehl den armen geſchlagenen und gekratzten Jüngling aus den Händen ſeiner Peinigerin und brachten das wuthſchnaubende ſchimpfende Weib mit Gewalt auf den Sopha zurück. Kopchen hatte für gut befunden ſich auf der Stelle, als er geſehen, was hier paßirte, zurückzuziehen und noch weit über die Comptoirſtube und den Laden hinaus. Auch Roſa nahm Reißaus, als Sabine fortfuhr mit Armen und Beinen zu ſtrampeln und mit Jammern und Schreien verwegne Reden auszuſtoßen, deren Sinn der Schauſpielerin ziemlich klar war, wenn er auch den andern verborgen blieb und für Wahnſinn gehalten wurde. Der Arzt ſchickte nach dem Bader, um der vermeintlich Kranken eine Ader öffnen zu laſſen, wogegen ſie aber ſo ernſtlich proteſtirte, daß es unterblieb. Sie verſprach ruhig zu ſein, wenn man ſie in keiner Weiſe moleſtire, und ſie hielt ſo ſchön Wort, daß ſie ſchon nach einer Stunde mit gutem Appetit zu Mittag ſpeiſte. Aber der Wurm nagte ihr am Herzen, und Nachmittag ſchloß ſie ſich mit Janen ein, und gab durchaus keinem Menſchen weiter Audienz. Sie hatte in der Köchin wenigſtens eine Menſchenſeele, bei der ſie ihr volles bedrängtes Herz ausſchütten und erleichtern konnte, was ihr vor allen Dingen ſehr Noth that, und ſie genügte ihrem Bedürfniß auf die befriedigendſte Weiſe. Nachdem ſie ſich ausgeſchrieen, ausgeweint und ausgeſprochen hatte und von Janen zum Beſten getröſtet worden war, wurde ſie ruhig und ließ ſich ſogar mit Wohlgefallen einigen Stadtklatſch auftiſchen. Sie trank Kaffee mit der Köchin und ſpäter einige Schluck gebranntes Waſſer und ſchien ſich leidlich wohl zu befinden. Als aber allmälig die Theaterſtunde näher rückte, begann es wieder unruhig in ihr zu werden. Sie wurde ſchweigſamer, ging auf und ab, ſprach dem Fläſchchen fleißiger zu, ſtöhnte, ſeufzte, warf verwirrte Blicke umher und delirirte wieder vom Teufel und Bezaubert-ſein. Janen wurde angſt und bange; ſie erſah die erſte beſte Gelegenheit, um ſich zu ſeüſtren.

„Da hab ich's!“ ſtöhnte Sabine aus gepreßter Bruſt. „Wenn ich noch zweifelhaft geblieben, nun wär's klar! Ich bin behert! Der Teufel hat mich in ſeiner Gewalt. Ich kann nicht widerſtehen! Ich kann nicht. O ich unglückliches Weib! So etwas erleben zu müſſen! Und ſo ſind ſie alle bezaubert und beſeſſen! Uff!“ Und wirklich war ſie nicht Herr ihrer ſelbſt. Unwillkürlich verließ ſie die Stube, ſchlich über die Gänge, kroch von hinten in's Brauhaus, von da auf den Malzboden, und kam gerade zur rechten Zeit, um den Vorhang aufziehen zu ſehen.

Sie amüſirte ſich köſtlich; ſie lachte und johlte, daß ihr der Schmeerbauch ſchütterte und vergaß ſich und alle Teufeleien. Deſto ſchrecklicher war ihr Zuſtand in der darauffolgenden Nacht, und am andern Morgen ſtand ſie in ſehr früher Stunde reiſefertig in der Küche vor dem kaffeebrennenden Paar, ſo daß Anton höchlichſt erſchrocken entfloh und eine ganze Trommel Kaffee verbrennen ließ.

„Ich muß fort!" ſagte Sabine zu Janen. „Ich habe keine Ruh und Raſt. Es leidet mich nicht hier. Ich glaube ich könnte einen Menſchen umbringen, wenn ich länger bliebe. Und vielleicht fiele mir gar ein zu verſuchen ob ſich der Teufel erwürgen ließe. Wenn ich noch nicht verrückt bin, wie ſie behaupten, ſo würde ich es werden. Es brennt mir im Kopfe wie hölliſches Feuer. Ich gebe ſie Alle verloren. Daß Gott erbarm'! Mein Jammer und Elend iſt groß über dies entſetzliche Unglück. Ich will mich aber retten."

Und ſo ging ſie denn mit ſchwerem Kummer im Herzen nach Oberndorf zurück. Matthies erfuhr kaum ihre heimliche Abreiſe, als er mit dem Arzte ihr nachfuhr, um ihretwegen die nöthigen Anſtalten zu treffen.

Die Gymnaſiaſten.

Keyßen war an dieſem Tage ungemein geſchmeidig und gnädig gegen Anton. Nach Tiſche nahm er ihn bei Seite und ſagte: „Höre, Junge, die Gymnaſiaſten gehen ja wohl morgen fort?“

„Ja wohl; die meiſten früh ſchon vor der Kirche; vom Beſuch wollen einige bis Nachmittag bleiben und erſt noch die Partie auf's grüne Haus mitmachen. Sie kommen auch noch heim, und übermorgen früh gehen die Schulen für das neue Halbjahr an.“

„Es wird Dir lieb ſein, den heutigen Nachmittag und Abend noch mit Guſtav Schirmer und Emil Freßbach verleben zu können. Ich will den Laden für Dich verſehen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Treyſſig. Ich werde von Ihrer Güte Gebrauch machen. Dieſen Abend wollen Alle noch einen Spaziergang nach dem Kirchbergſtein machen. Natürlich ſind die Mädchen dabei.“

„Wenn es mir möglich iſt, will ich die Partie mitmachen, und wenn ich nicht gleich mit kann, ſo komme ich nach.“ —

Anton eilte, die Bücher in der Taſche, zum letztenmal in dieſen Oſterferien zu dem ſanften Guſtav. Hier fand er einen zweiten Schüler des igelſinger Gymnaſiums, Emil Troßbach, Sohn des Stadtcantors in Igelſingen, und alle drei ſchwelgten bis gegen Abend in dem Genuſſe, welchen die Wiſſenſchaften und vorzüglich die altklaſſiſche Literatur ſtrebſamen Jünglingen gewähren, wenn ſie die Rudimente überwunden haben. Die Stunden flogen ihnen, und eh' ſie ſich's verſahen, war die Zeit da, die ſie mit den Andern zum Spaziergang beſtimmt hatten. Der Verſammlungsort war der Gottesacker, und ſie brachen mit ihrem frugalen Abendbrod in einer kleinen Jagdtaſche dahin auf. Emil Troßbach, mit Guſtav Schirmer von gleichem Alter und wie dieſer Schüler von Prima, war eine gedrungene Geſtalt von mittler Größe mit einem großen dunkeln ſcharfblickenden Auge, deſſen ſtarkbuſchige braune Brauen nebſt einer edelgeformten Naſe und einem ſchönen, keckgeſchwellten, ſchier trotzigen, von einem dunkeln Flaum überſchatteten Mund der Kühnheit und dem Feuer Ausdruck gaben, die in ſeiner Seele lebten. Emil und Guſtav waren ſeeliſche Gegenſätze und doch durch die zärtlichſte Freundſchaft verbunden. Dieſes Herzensverhältniß war durch den Sonnenſchein der Wiſſenſchaft und die Pflege eines Prieſters derſelben, des Conrectors Schlick, bis zum heiligſten feſteſten Seelenbunde erſtarkt. Von dieſem ihren geliebten Lehrer ſprachen die beiden Jünglinge in Antons Beiſein oft mit ſchwärmeriſcher Begeiſtrung und machten dieſem eine Schilderung von dem Manne ihrer liebenden Verehrung, welche die Sehnſucht des armen Jünglings nach dem Borne der Wiſſenſchaft, der jene Beiden tränkte, nur noch heftiger entflammte. So war Anton auch mit Emilen in ein engeres Verhältniß gekommen. Das Jünglingsalter iſt ja die einzige Periode im Leben, wo wahre und dauernde Freundſchaftsbündniſſe geſchloſſen werden.

Mit Emilen waren ſeine Schweſter Mariana, ein liebes ſanftes ſtilles Mädchen von ſiebenzehn Jahren, und eine Freundin derſelben, Natalie Ehmer, Klavierſchülerin Emils, Tochter eines Liqueur- und Eſſigfabrikanten in Igelfingen, nach Elbena gekommen; Mariane wohnte beim Organiſten Luchſer, mit deſſen Tochter Cornelia ſie befreundet war; Natalie bei Frau Katharina Uſſemhof, ihrer nahen Verwandten. Luchſer und der Cantor Troßbach waren einſt auf dem Seminar Stuben- und Klaſſengenoſſen geweſen und hielten bis jetzt collegialiſche Gaſtfreundſchaft, die ſich auf ihre Kinder übergetragen hatte.

Außer Verbindung mit ihnen, war noch ein andrer Gymnaſiaſt nach Elbena zum Beſuch gekommen. Dies war Moritz Lehmann, der Sohn des Kirchenraths und Superintendenten zu Igelfingen. Er wohnte bei der Hauptmännin von Remſcheidt, welche eine Jugendfreundin ſeiner Mutter war, und hier hatte auch ihn Anton kennen gelernt, ſich aber nicht auf gleiche Weiſe von ihm angezogen gefühlt, wie von Emil Troßbach. Moritz Lehmann hielt ſich während ſeines Aufenthaltes in Elbena zu ſeinen Mitſchülern und deren Geſellſchaft, obgleich ſein Zuſammentreffen mit ihnen in der freundlichen Bergſtadt nur Zufall ſchien.

Die drei Freunde: Emil Troßbach, Guſtav Schirmer und Anton Schmettau fanden in der offnen Vorhalle der Kirche, von wo aus man die köſtlichſte Ausſicht auf die Stadt, das Thal und die Berge hatte, bereits einen Theil der Geſellſchaft, die ſich zu der heutigen Abendpartie zuſammen verabredet hatte, nämlich Moritz Lehmann mit Adolfinen von Remſcheidt und Theodor Luchſer mit ſeiner Schweſter Cornelia und deren Beſuch Mariane Troßbach, ſowie Natalie Ehmer. Moritz war ein langer hagerer Menſch von nachläſſiger Haltung. Sein vornehm blaſſes langes Geſicht war nicht unſchön: die kleinen grauen Augen, die etwas aufgeſtülpte Naſe und der in den Winkeln ſtark herabgezogne Mund mit hängender Unterlippe gaben ihm aber einen kalten, höhniſchen, faſt frechen Ausdruck. Ein hellrothes glattes Haar entſtellte ihn nicht, war aber doch auch nicht geeignet, jenen Ausdruck zu mildern. Seine Manieren waren fein, gewandt, vornehm nachläſſig. Man ſah ihm ſogleich an, daß er nicht gemeiner Leute Kind war. Mariane Troßbach, ein zartes Kind mit ſanften blauen Augen und kaſtanienbraunem Haare, ihrem Bruder Emil ſehr ähnlich, aber ſeine ſcharf ausgeprägten Züge, die an's Harte ſtreiften, bei ihr in's Weiche, Weibliche mit ſanften Uebergängen übertragen. Natalie Ehmer dagegen ein hohes ſtarkes ungewöhnlich üppig gebautes Mädchen mit ſchon vollen Formen, ſchwarzem gekräuſelten Haar, großen dunkeln Augen und ſehr reizendem Geſicht. Theodor Luchſer, die verjüngte Auflage ſeines Vaters, eben ſo pfiffige ſchwarze Augen, ſo ſtraffe ſchwarze Haare, ſo gelbe Haut, eben ſo vigilant und gewandt, eben ſo maulfertig und coulant, nur etwas größer und hübſcher von Statur.

Die jungen Leute begrüßten ſich und geriethen bald in harmloſe Unterhaltung. Die Jugend iſt ſo mittheilſam, ſie ſpricht gern über Alles. Sie tauſcht noch ohne Rückhalt die flüchtig aufſteigenden Gedanken aus; ſie folgt noch froh dem Bedürfniß die Seele hinzugeben. Allmälig kamen die noch Fehlenden hinzu, und die Geſellſchaft wurde ſogar übervollzählig, indem ſich Einige anſchloſſen, welche ſich weder angemeldet hatten, noch eingeladen waren. Zu den Erſtern gehörten Rudolf und Lina Grunholz, die beiden jüngſten Kinder des Stadtdiakonus, David Elſter, Sohn eines Eiſenhammerbeſitzers, und Wilhelm Hollandt, Sohn eines Fabrikherrn, beide Gymnaſiaſten; zu den Letztern Reinhard, Bernhardine und Mathilde Lobſchütz, Kinder eines Fabrikherrn, Leontine Markloff Tochter des Juſtizamtmanns, der den Titel eines Hofraths hatte, und Fritz Sommer, Sohn des Medicinalraths und Amtsſchreiber.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und die jungen Leute gruppirten und paarten ſich wie Neigung oder Zufall ſie beſtimmten. Die muntre Unterhaltung bewegte ſich um hunderterlei Dinge zugleich und raſch nach einander. Der Abend war ungemein lieblich und ſchön; der Frühling goß die ganze Fülle ſeiner Reize auf ihren bald ſanft, bald ſteil über Matten und durch Wald aufſteigenden Bergpfad. Die bunte bewegte Reihe fröhlicher junger Leute, zwiſchen Buſch und Baum ſchimmernd und auf dem gewundenen Pfad ſich langſam emporwindend, gewährte von der Abendſonne beglänzt, einen ſehr lieblichen Anblick. Einzelne Geſtalten tauchten beſonders auffallend hervor, und Anton und Adolfine, die zuſammengingen, gehörten zu ihnen. Die ausgezeichnetſte und merkwürdigſte Perſönlichkeit von Allen war aber Rudolf Grünholz. Wie die ſchöpferiſche, plaſtiſch idealiſirende Phantaſie des Hellenen ſich ſeinen Nationalhelden, den jugendlichen Halbgott Herakles, dachte, und wie die Kunſt die hohe markige kräftige edelſchöne Athletengeſtalt deſſelben bildete, ſo trotzig ſchön war dieſer Jüngling. Ueber alle Andern um eines Kopfes Länge emporragend, hatte er die breiteſte Bruſt, den musculöſeſten Arm; ſein Rücken glich dem des Roſſes, ſein Nacken dem des Stiers und ſein Kopf dem des Löwen. Sie ſind ſelten dieſe Löwenphyſiognomieen, dafür ſind ſie aber auch die Träger des Edelſten und Kräftigſten an Leib und Seele, was das Menſchengeſchlecht hervorbringt. In der ganzen animaliſchen Welt iſt dieſe Kopf- und Geſichtsbildung der Ausdruck der erhabenſten Ubertät. Das großgelockte tiefgelbe Haar Rudolfs erinnerte an die Löwenmähne, die ſehr hohe, breite und ſtarkgewölbte Stirn mit den beiden tiefen Vertical-Linien oder vielmehr Einſchnitten in ihrer Mitte, die dicke fleiſchige geſpaltene Naſe, das große ernſte ſinnende großmüthige Auge — Alles deutete auf den König der Thiere; und wer ihn ſah, mußte unwillkürlich denken: welch' ein ſchöner Löwenkopf, menſchlich veredelt und verherrlicht! Und welcher Menſchenkenner wußte es nicht vom bloßen Anblick dieſes Jünglings, daß ſeine Seele dem Körper entſprechen müſſe, daß ſie eine große edle freie, ein Sitz der reichſten und reinſten Gefühle ſein, und daß ſein Geiſt die höchſte

Bildungsfähigkeit beſitzen müſſe. Andern kam wohl gleich die unbewußte Ahnung davon. Der gefühlvolle praktiſche Philoſoph, dem es mit der wahren Fortbildung des Menſchengeſchlechts ein heiliger Ernſt iſt, weiß, daß dieſe hohen kräftigen edelgebildeten Jünglingsgeſtalten zu Trägern der Idee, zu Leuchtern für die höher aufſchlagende Flamme des Weltgeiſtes beſtimmt ſind; aber das ſeeliſche Wohlbehagen, die äſthetiſche und ethiſche Freude an ſolchen hervorragenden Jugendgebilden wird von der Wehmuth getrübt oder vom Schmerz erſtickt, daß dieſe Jünglinge auch beſtimmt ſind die höchſten und brennendſten Leiden des Lebens zu tragen, daß das Unglück gewaltig, rieſengroß und bezwingend über ſie herſtürzen wird in dem Kampf für das Recht und die Wahrheit, zu welchem ſie berufen ſind. Edler Löwe, du wirſt von der Waffe des liſtigen Jägers bluten, du wirſt allen Qualen der leiblichen und geiſtigen Noth verfallen, getäuſcht und verlaſſen von den Menſchen, für deren Wohl zu ringen es dich unwiderſtehlich drängt, verfolgt vom Spotte gemeiner Seelen, die dich mit leiblicher Gewalt bewältigt, wirſt du in Einſamkeit ſterben, oder fern vom Vaterlande, daß du ſo unausſprechlich geliebt, ein troſtloſes Leben führen! Kein Land iſt reicher an ſolchen Jünglingen als Deutſchland, in keinem Lande ſind ſie unglücklicher als in Deutſchland, in keinem Lande werden die Löwenmenſchen mehr und grauſamer von den Tiger- und Hyänenmenſchen, von den Fuchs- und Wolfsmenſchen, von den Schlangen-, Ratten- und Mäuſemenſchen, von dem abſcheulichſten widerwärtigſten niedrigſten ſchleichendſten Gewürm in Menſchengeſtalt gemartert, gepeinigt, verfolgt, und niedergelegt als in Deutſchland. O Land des höchſten und reinſten Menſchenthums und der tiefſten ekelhafteſten Menſchenverthiertheit, wann wird unter deinen Söhnen der Menſch nicht mehr dem Thiere erliegen? —

Der rothköpfige Moritz Lehmann mit dem feinen ſchlauen blaſſen Geſicht erinnerte ſogleich an den Fuchs, und der ſchwarzgelbe Theodor Luchſer mit den kleinen ſchwarzen funkelnden ſtechenden Augen weckte Gedanken an irgend ein giftiges Reptil. Man hätte die Vergleichung mit Thieren weiter fortführen können auch unter der übrigen jungen Geſellſchaft, z. B. Emil Troßbachs mit einem ſchönen ſtolzen Edelhirſch, Guſtav Schirmers mit einem ſanften ſcheuen Reh, Anton Schmettaus mit einem herrlichen Roß von der edelſten Race; es fehlte auch nicht an Figuren, die an das Hunde- und Katzengeſchlecht mahnten, namentlich unter den Kaufmansſöhnen. Und war Adolfine von Remſcheidt nicht dem ſtolzen Schwane vergleichbar, Mariane Troßbach nicht der ſüßen Taube, Cornelia Luchſer nicht dem kühnen Adler, Natalie Ehmer nicht der Gazelle, Lina Grünholz nicht der jungen Hindin? —

An dem Felſen angelangt, welcher den Kirchberg krönte, lagerte die Geſellſchaft ſich im Schatten deſſelben und der prächtigen Eichen, welche erſt [illegible] auf einem kleinen ebnen Platze in mäßiger Anzahl den Felſen, der Kirchbergſtein — in der Volksſprache „Kirberſtein“ — genannt, in einem Segment umſtanden. Hier war in eine breite Spalte des Felſen eine Einſiedelei erbaut, ein Zimmer und eine Küche enthaltend, um den Honoratioren der Stadt bei eintretender übler Witterung eine Zuflucht zu dieten, wo man denn auch zugleich die beliebten warmen Getränke und Speiſen bereiten konnte. Das gemeine Volk hatte natürlich keinen Zutritt in dieſe Zelle, das Wetter mochte ſo ſchlimm ſein als es wollte. An dieſen Platz, den eigentlichen Beluſtigungsort, grenzte auf der einen Seite ein ſchöner Buchen-, auf der andern ein dichter Fichtenwald, ſo daß dem Beſucher des Kirberſteins die ſchönſte Wahl blieb. Der erſtere war freilich auch noch nicht grün; der Frühling hatte die Laubwälder noch nicht mit ihrem ſchönſten Schmuck geziert. Die Spitze des Felſen war durch ein ſtarkes Stacket eingeſchloſſen und zu einem ſichern Altan umgewandelt, von welchem man eine weite und reizende Ausſicht ſowohl in das Land hinein, als auch auf das Gebirg, in die Thäler und auf einen Theil der Stadt genoß.

Vorausgeeilte Mägde hatten in Tragkörben Lebensmittel gebracht und ſie auf weißen Laken am Boden ausgebreitet; die Kaufmannsſöhne hatten für Wein geſorgt, Andre für Bier, und am Felſen auf einem kleinen von rohen Steinen zuſammengelegten Herde flackerte bald ein luſtiges Feuer, über welchem ein großer Theekeſſel ſtand. Die Mädchen machten die Wirthinnen. Jedermann aß und trank was ihm beliebte und ließ ſich's trefflich ſchmecken. Die heiterſte Stimmung ergriff die jugendliche Geſellſchaft und ſteigerte ſich von Minute zu Minute. Fröhliche Laute flogen hin und her, luſtiges Lachen ſchallte durch die Bäume, Gläſer klangen, und als die Speiſen verzehrt waren, fand ſich ganz von ſelbſt das Lied hinzu. Und die Abendſonne küßte den Felſen und warf ihr Strahlengold durch die noch kahlen Bäume auf die glücklichen Sänger.

Schon während des Mahls waren noch Andre hinzu gekommen, einige Jägerburſche und Lehrlinge des Förſters in Elbena, ein paar Jagdjunker und Aſſiſtenten der Forſtmeiſterei, Söhne aus den vornehmſten Adelsfamilien Saſſenaus, und einige Kadetten, ihre Brüder und Verwandten. Dann ſtießen wieder mehre Kaufmannsſöhne und Commis hinzu, unter welchen ſich auch Herr Jakob Dreyßig und Adolf Baumann befanden. Ferner kam ein kleiner Trupp Bürgersſöhne, Fabrikanten und Handwerkslehrlinge, und darunter zwei Schüler des Schullehrerſeminars zu Saſſenau. Dieſe hielten ſich ſchon etwas ſcheu zurück und nahmen nur auf wiederholte Einladung ihrer Freunde, der Gymnaſiaſten, etwas von den Getränken an; deſto lebhafter betheiligten ſie ſich an dem Geſange. Sie waren zufällig hierher gekommen und hatten nichts von der Partie der Geſellſchaft gewußt. Es fehlte endlich auch nicht an den Söhnen ganz armer Fabrikarbeiter, der eigentlichen Sklaven Elbena's, welche Neugierde herbeigelockt hatte. Obgleich ſie ſich bei Seite im Buchenwalde unter ſich beluſtigten, ſo betrugen ſie ſich doch meiſt frech und ungezogen und erlaubten ſich ſogar kleine Neckereien und Sticheleien. Doch zeigten ſich Manche auch wieder gefällig und dienſtfertig gegen die „Vornehmen“ und wurden mit manchem Glas Bier belohnt. Unter ihnen zeichnete ſich Kurt Frühling, der Sohn des Kleinſchmieds, durch eine nervige gedrungene Geſtalt und außerordentliche Gewandtheit aus. Zur Beluſtigung der ganzen Geſellſchaft ſchlug er Purzelbäume in der Luft und führte ähnliche Kraftſtücke mit großer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit aus.

Der kleine dicke David Elſter, Mitglied des Schülerchors in Igelfingen, unter ſeinen Bekannten wegen ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu Muſik und Geſang und ſeiner großen Singfertigkeit und ſchönen Stimme, der „kleine Cantor“ genannt, hatte ſeine Reiſetaſche aufgethan und eine Menge zierlicher Notenhefte hervorgeholt, die er nun vertheilte. Die verſchiednen Stimmen gruppirten ſich, und bald ertönte ein herrlicher kunſtgemäßer Geſang, voll, kräftig, zart und lieblich, der jeden Kenner befriedigen, den Liebhaber entzücken mußte. Es waren ungemein ſchöne Stimmen dabei. Emil Troßbach, Präfect des igelfinger Schülerchors, ſang einen köſtlich ſchmelzenden biegſamen Tenor und war ein ſehr gewandter Sänger. Rudolf Grünholz war ein eben ſo trefflicher Baritoniſt. Die Seminariſten thaten ſich beſonders hervor, doch auch unter den übrigen waren gute Stimmen und faſt Alle ſanggeübt. Noch brillanter waren die Mädchenſtimmen. Da ſtachen Cornelia Luchſer und Natalie Ehmer gleich ſo ſtark hervor, daß jedes Ohr ihren Tönen mit Wonne lauſchte.

Der Geſang erhöhte das Glück der jungen Leute ungemein; ſie geriethen faſt alle in eine begeiſterte erhabene Stimmung, und es ging ihnen eine jener ſeligen Stunden auf, wie ſie ſelbſt die Jugend nur ſelten, das ſpätere Alter faſt gar nicht mehr bietet, die aus der allmälig ſich verdunkelnden Reihe verlebter Tage, wie glänzende Sterne leuchten und als ſüße Erinnerungsmale ein ganzes oft freudenarmes Leben mit ſanftem Glanze überhauchen. Niemand fühlt ſtärker als die Jugend, welcher das Herz noch froh, friſch und frei für alles Schöne, Wahre und Gute ſchlägt.

Da iſt ihr denn das deutſche Lied, der deutſche Geſang gegeben, die ſchönſte und edelſte Blüthe des deutſchen Gemüths. Es iſt eine eigenthümliche und ſehr beachtenswerthe Erſcheinung, daß die beiden Länder Europas, welche politiſch am meiſten zerriſſen und herabgewürdigt ſind, durch die Macht des Geſangs gleichſam ſeeliſch verbunden werden: Deutſchland und Italien. Aber es iſt auch die ſchneidendſte unbewußte Selbſtironie, welche die bitterſten und wehmüthigſten Gefühle weckt, die deutſche und die italieniſche Jugend die glühendſten Freiheitslieder ſingen zu hören. Wird man doch dadurch an die in ganz anderm Sinne gemeinten Worte des Dichters erinnert:

„Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn.“

Auch auf dem Kirchberge ſangen die exaltirten jungen Leute Freiheitslieder, und zu ihren Füßen lag die Stadt des ſchmählichſten Sklaventhums!!

Die Schatten des Abends zogen leiſe, von Walddüften geſättigt, über die Höhe. Der mit ſüßer Gewalt drängende Frühling ſchwellte ſtill und heimlich die Knospen der Bäume und küßte die der erſten Waldblümchen auf. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich in kleine Gruppen und paarweiſe in den noch blätterarmen Wald. Wie hauchten ſie ſo köſtlich dieſe Harz-, Kräuter- und Blumendüfte! Wie ſäuſelte die Abendluft ſo lieblich in den Wipfeln der Tannen! Wie plauderte die am Fuße des Felſen hervorſprudelnde, zu

Thal ſpringende Quelle ſo traulich! Und Wein und Geſang und Liebe gaben den jungen Herzen den ſeligſten Rauſch. Das war eine Stunde, in welcher der Gott in der Jünglingsbruſt wie eine Rieſenflamme auflodert und ſtrahlend ſich mit der gleichen reinen Gottflamme in der Jungfrauenbruſt verbindet. Das war eine Stunde reinſten Menſchenthums und ſeligſter Seelenwonne, und ſie wurde Vielen in der Geſellſchaft bedeutungsvoll für das ganze Leben.

Ohne Zwang und ganz von ſelbſt hatten ſich die verſchiednen Pärchen zuſammengefunden und gingen plaudernd und ſcherzend in allen Richtungen des Waldes. Anton Schmettau mit Adolfine von Remſcheidt; Guſtav Schirmer mit Mariane Troßbach; Emil Troßbach mit Natalie Ohmer; Rudolf Grünholz mit Cornelia Luchſer; Theodor Luchſer mit Lina Grünholz. Moritz Lehmann ſah mit einem neidiſchen Blick Natalie Ohmer an Emil Troßbachs Seite hinter den Bäumen verſchwinden. Er war ihretwegen hergekommen; aber er verbarg ſeinen Groll hinter einer grinſenden Maske und engagirte Leontine Marloff, die Tochter des Hofraths und Juſtizamtmanns, ein geziertes, verzogenes und verſchrobenes Putzpüppchen, die ihm nicht verhehlte, wie ſehr er ſie dadurch beglücke. Die Uebrigen paarten ſich oder gingen in Gruppen und erſtiegen meiſt den Altan, um ſich an der Ausſicht auf die im Duft des Abends verſinkende Ferne und an dem prächtigen Sonnenuntergang zu ergötzen.

Die Unterhaltung der Pärchen war nach ihrer Individualität ſehr verſchieden. Anton, obgleich glühend vor Leidenſchaft, ging doch befangen neben Adolfinen. Ihn quälte der Gedanke an ſeine Unbedeutendheit, ihrer Vornehmheit gegenüber. Sie kam ihm wie den gewöhnlichen menſchlichen Verhältniſſen ganz entrückt, wie eine Art Halbgöttin oder Fee vor, und während er anfangs kein Wort vor Aufregung ſprechen konnte, arbeitete ſeine Phantaſie in heißen ungeheuerlichen Bildern. Er war eben durch ſeine laſciven Erfahrungen um die ſchöne Unſchuld der erſten Liebe betrogen worden. Adolfine war weit unbefangener und ſehr geneigt, ihm Muth zu machen.

„Ich darf Ihnen eine angenehme Neuigkeit mittheilen,“ begann ſie. „Was intereſſirt Sie wohl am meiſten?“

„Darf ich es offen ſagen?“ gegenfragte er mit bebender Stimme.

„Dafür frag' ich Sie ja. Sie können mir die Wahrheit gar nicht verhehlen; denn ich weiß ſie ja doch im Voraus.“

„O bitte, dann ſagen Sie es, was mich am meiſten intereſſirt!“

„Ihr Drama. Was könnte wohl einen jungen Dichter mehr intereſſiren, als ſeine erſte dramatiſche Arbeit und deren Schickſal?“

„Und doch irren Sie in Bezug auf mich. Es gibt etwas, was mich weit mehr intereſſirt, als mein unbedeutendes Werk.“

„Und das wäre?“ fragte Adolfine erſtaunt.

„Sie haben mir erlaubt, daß ich es offen ſagen darf.“

„Nur heraus damit! Ich bin ſehr begierig zu erfahren, was Sie noch mehr als Ihr Stück intereſſirt.“

„Das ſind Sie ſelbſt, theures Fräulein!“ Die Stimme verſagte ihm faſt, als er das Wort ausſprach. Nun erſchrak er davor.

Sie gingen wieder ſchweigend neben einander. „Sie zürnen mir wegen meiner Kühnheit," nahm er endlich wieder das Wort.

„Nein," verſetzte ſie mit Innigkeit, „aber ich zweifle an der Wahrheit Ihrer Behauptung."

„So wahr mir Gott helfe! So iſt's."

„Anton!" flüſterte ſie mit heißen Lippen und erfaßte unwillkürlich ſeine Hand. Es durchzuckte ſie beide wie ein elektriſcher Funke.

„Adolfine!" hauchte er ihr zu und preßte ihre Hand glühend an die Bruſt. Und beide ſchwiegen wieder. Aber Auge tauchte in Auge, und raſch wie der ſchöpferiſche Gedanke des Dichters neigte ſich Mund zum Mund und ſie pflückten die erſte berauſchend duftende Feuerblüthe der Liebe von den Lippen. —

Sie waren wieder lange gewandelt, ohne ein Wort zu wechſeln, aber ihre Hände blieben vereinigt; da ſprach ſie endlich: „Anton, Ihr Stück wird in vierzehn Tagen ſchon gegeben."

„Iſt's möglich!" rief er überraſcht. „Ich wagte nicht an die Wirklichkeit der Erfüllung dieſes Wunſches zu glauben, ſo wenig wie an die eines andern noch weit glühendern, die mir nun doch plötzlich geworden iſt, wie ein vom Himmel gefallnes Glück."

„Ich freue mich unausſprechlich darauf, Ihr ſchönes poetiſches Werk in Scene zu ſehen."

„Ich denke nicht ohne Bangen daran. Selbſt wenn es Beifall fände, könnte dies den Rauſch meiner Seligkeit nicht erhöhen."

„Süßer Schmeichler! Jedes Ihrer Worte bezeugt, daß Sie ein wahrer Dichter ſind. Doch laſſen Sie uns weiter von der Aufführung des Stücks reden! Ich muß Ihnen Manches ſagen, was ich Ihnen im Beiſein der Mutter nicht mittheilen kann, und ich habe deshalb ſchon längſt gewünſcht, einmal mit Ihnen allein zu ſein."

„Ich möchte lieber von meinem höchſten Glück mit Ihnen plaudern, und ich glaube, ich habe Ihnen darüber auch Manches zu ſagen, was ich Ihnen im Beiſein Ihrer Frau Mutter unmöglich mittheilen kann."

„Nun ſo reden Sie zuerſt!"

„Ach die Bruſt iſt mir zum Zerſpringen voll, und doch — wie unbegreiflich! — nun, da die längſt erſehnte ſchönſte Stunde meines Lebens gekommen, bin ich ſtumm vor Seligkeit. Ich habe nicht gewußt, daß die Liebe einem die Sprache raubt."

„Anton, lieben Sie mich denn?"

„Ach, Adolfine, welch' eine Frage! Das einfache Ja iſt ſo ſchal und arm für die Glut und den Reichthum meiner Gefühle für Sie. Jeder Gedanke, jedes Gefühl meiner Seele iſt Liebe, und doch nur ein Tropfen des Meeres von Liebe, das für Sie in mir wogt und wallt."

„Himmliſcher Junge, wie herrlich beſchreibſt Du die Liebe! Ebenſo liebe ich Dich!" Und wieder preßten ſie Bruſt an Bruſt und Mund an Mund. Der dichte Tann deckte flüſternd ſeine duftenden Schatten über ſie; von fern nur hallten einige Rufe der Andern zu ihnen her.

„Die Mutter darf aber von unſerer Liebe nichts merken“, plauderte Adolfine weiter. „In ihrem Beiſein müſſen wir fremd und ſteif gegeneinander thun. Wir wollen uns deshalb heimlich ſprechen, ſo oft wir nur können.“

„Aber wo und wie?“

„In der Nacht. Da ſind wir am ſicherſten.“

„Wo ſoll ich Sie finden und wann?“

„Brauche doch das kalte Sie nicht mehr. Liebenden Herzen gebührt das trauliche Du. So ſagt mir's das Herz und ſo hab' ich's in hundert Romanen geleſen.“

„Göttliche Adolfine, wie beſeligſt Du mich!“

„Höre, mein ſüßer Junge! In einigen Tagen kommt der Kammerpräſident von Vels mit ſeiner Tochter Anna nach Elbena, um hier Villeggiatur zu halten. Sie werden bei uns im Hauſe wohnen. Fräulein Anna war vor einigen Tagen hier und hat die Sache mit der Mutter unter vier Augen abgemacht. Nun war geſtern auch Prinz Heinrich ganz im Stillen bei uns und hatte eine Unterredung mit der Mutter, von der ſie mir kein Wörtchen mitgetheilt hat. Mein kleiner Finger an der linken Hand hat mir aber doch Alles verrathen. Prinz Heinrich hegt, wie mir die Mutter früher vertraut, eine ſtille Inclination zu Anna von Vels, und jedenfalls haben ſie ein Herzensverhältniß zuſammen. Nun ſagte mir die Mutter noch geſtern, als der Prinz ſich verabſchiedet, ſie werde mit Fräulein von Vels dann und wann Ausflüge in's Gebirg von einigen Tagen machen. Das ſind Rendezvous mit dem Prinzen, welche die Mutter zu decken hat. So klug bin ich auch ſchon. In dieſen Nächten können wir uns ohne Gefahr ſprechen, und weißt Du wo am beſten?"

„Ich weiß es nicht."

„In dem alten Gartenhauſe in Euerm Berggarten. Dahin haben wir beide nicht weit, Du von unten, ich von der Seite. Kannſt Du Dir den Schlüſſel zu dem Häuschen verſchaffen?"

„Ich denke ja."

„Ich werde in den Nachmittagsſtunden einen Vorhang aus dem Eckfenſter meines Zimmers flattern laſſen zum Zeichen, daß wir uns in der Nacht ſprechen können. Wenn noch etwas Beſonderes vorfallen oder mir noch etwas Wichtiges einfallen ſollte, ſo ſchreibe ich es Dir und ſtecke Dir das Briefchen zu, wenn Du morgen zu uns kommſt; denn morgen iſt Sonntag. Ich habe Dir ſehr viel zu ſagen, über Dein Stück und das Theater, über die Schauſpieler und über die Mutter. Dazu reicht eine Nacht gar nicht hin. Jetzt aber müſſen wir zur Geſellſchaft zurückkehren, damit unſre Abweſenheit nicht auffällt."

„Aber erſt laß Dich noch küſſen!"

Und heißre Küſſe als unſchuldige Liebe ſie gibt, brannten auf ihren Lippen. Dann ſchlichen ſie vorſichtig wieder zum Verſammlungsplatz und miſchten ſich unter die Andern. —

Wie ganz anders waren dieſelben Minuten Guſtav Schirmer und Mariane Troßbach ausgefüllt! Dieſem Jüngling hatte noch kein kühner Blick in eine verſchloßne Schurſtube die keuſche Phantaſie vergiftet; dieſe Jungfrau hatte noch keinen Roman geleſen, noch kein Schauſpiel geſehen. Sie waren beide reine kindliche Naturen, ſüße Verkörperungen der Idee der Unſchuld und gänzlich ungeſchickt, einen Gedanken an Liebe im Sinne Antons und Adolfinens zu faſſen. Unbewußt gaben ſie ſich dem leiſen und doch mächtigen Zuge des Herzens hin, weil ſie ihm nicht zu widerſtehen vermochten, ſüß durchſchauert von neuen ahnungsreichen, wonnevollen Gefühlen. Auch ſie gingen lange ſtumm neben einander. Endlich fragte Guſtav: „Hat es Ihnen in Elbena gefallen?“

„Der heutige Abend würde mich im Uebermaaß entſchädigen, ſelbſt wenn der kurze Aufenthalt im Luchſerſchen Hauſe mir nicht ganz zugeſagt hätte. Doch iſt der Herr Organiſt ſehr freundlich, und auch über ſeine Kinder darf ich mich nicht beklagen. Sie wiſſen ja, ich bin zu ſehr an unſer eignes Haus gewöhnt.“

„Ich verſtehe Sie. Sie vermiſſen die kräftige gerade Herzlichkeit Ihres Vaters, die ſanfte Güte Ihrer Mutter. Beide machen wenig Worte und richten doch viel mehr und viel Beſſeres aus als die Leute mit ſo wortreichen Redensarten. Im Luchſerſchen Hauſe wird viel zu viel geſprochen. Ein einziges Wort, ja ein Blick Ihres Vaters iſt mehr werth als ein Schock ſchön gedrechſelter Phraſen des Herrn Organiſten. Sie beſitzen ein beneidenswerthes Glück in Ihren trefflichen Eltern und Geſchwiſtern. Ich glaube es iſt das höchſte und ſchönſte, deſſen überhaupt ein gefühlvoller Menſch theilhaftig werden kann.“

„Sie haben recht, und ich erkenne es mit dankbarer Geſinnung gegen Gott an, und doch muß ich Ihnen etwas geſtehen, das Sie vielleicht befremden wird."

„Sie machen mich neugierig."

„Ich werde oft von einer bangen Ahnung gequält, daß das ſtille Glück unſres Hauſes von gar nicht langem Beſtand ſein, und daß in Bälde ein großes Unglück über uns hereinbrechen möchte. Ich verſichre Sie, daß dieſe Ahnung mir zuweilen ganze Tage lang das Leben trübt und Thränen in die Augen treibt, wenn ich die Meinigen fröhlich ſehe."

„Seltſam! Bei Gott! Höchſt ſeltſam und unbegreiflich!" rief Guſtav weit lebhafter als ſonſt ſeine Art war und augenſcheinlich tief ergriffen. „Denken Sie nur, Mariane, ich muß Ihnen geſtehen, und es überläuft mich eiskalt, indem ich es thue, einem unwiderſtehlichen Zuge des Herzens folgend, auch mich beſchleichen ganz dieſelben trüben Ahnungen und bangen Gefühle für die Zukunft Ihrer mir ſo unausſprechlich theuern Familie. Sie ſind mir unerklärlich, aber vergebens ſuch' ich ſie niederzukämpfen. Oft wenn ich in Ihrem Familienkreiſe ſitze, und Alle ſind munter und fröhlich, überfällt mich plötzlich eine peinigende Angſt um das Wohl dieſer mir ſo theuern Menſchen."

„Ach! gerade ſo iſt es mir. Es iſt als ob Sie meinen eignen Zuſtand beſchrieben."

„Ich würde Ihnen nie ein Wörtchen davon verrathen haben, wenn Ihre eigne mich ſo ſehr erſchütternde Mittheilung über Ihren ganz ähnlichen außerordentlichen Seelenzuſtand mir nicht das Geſtändniß gleichſam abnöthigte."

„Und ich würde Ihnen das Herz ſchwerlich jemals erſchloſſen haben, wenn nicht dieſer herrliche Abend, wie ich noch keinen erlebt, und der mich mit wahrhaft ſeligen Gefühlen erfüllt, mir das Geſtändniß aus dem Herzen auf die Lippen geführt hätte, ich weiß ſelbſt nicht wie.“

„Da uns aber nun das Siegel von den Lippen gelöſt iſt, ſo wollen wir uns offen gegeneinander ausſprechen, ob wir nicht die Quelle unſerer böſen Ahnungen und Befürchtungen entdecken. Haben Sie Vertrauen zu mir, Mariane?“

„Ein unbegrenztes und zu keinem Menſchen ein größeres. Wenn ich ein Geheimniß auf dem Herzen hätte, Ihnen müßte ich es mittheilen. Sind Sie doch der innigſte Freund meines mir ſo unausſprechlich theuern Bruders Emil, und Vater und Mutter lieben Sie, als wenn Sie ihr eigner Sohn wären.“

„Und von ſich ſelbſt ſagen Sie nichts?“

„Als ob ich es Ihnen nicht ſchon geſagt hätte! Nein, Herr Schirmer, Sie müſſen mich auch nicht necken! Ich weiß ja ohnedies nicht, ob es auch recht iſt, daß ich Ihnen das Alles ſo geſtehe. Doch wie dem auch ſei, es iſt doch wahr; wir Geſchwiſter lieben Sie nicht minder, als unſern Bruder Emil.“

„O dann ſchenken Sie mir auch den ſchönen Brudernamen und nennen Sie mich Guſtav.“

„Das würde ſich gewiß nicht ſchicken.“

„Dann zwingen Sie mich, Sie ferner Fräulein Mariane zu nennen.“

„Nein! Das thun Sie um Gotteswillen nicht! Ich würde mich ſehr darüber betrüben.“

„Nun dann werden Sie billig ſein und mir dieſelbe Betrübniß erſparen. Mariane, wollen Sie?“

Sie drückte ihm ſchweigend die Hand; denn wirklich hatten ſich ihre Hände zuſammengefunden.

„Ich vermuthe“, begann Guſtav nach einer vom ſeligſten Gefühl in beider Bruſt ausgefüllten Pauſe, „daß unſre Beſorgniſſe für die Zukunft Ihres Hauſes aus dem ſich immer ſchärfer und ſchroffer geſtaltenden feindſeligen Verhältniß zwiſchen Ihrem Vater und den oberſten Lehrern des Gymnaſiums und dem Kirchenrath Lehmann entſpringen.“

„Gewiß iſt dieſes Verhältniß der Grund des Unglücks, welches früher oder ſpäter über uns hereinbrechen wird. Die Sache wird von Tag zu Tag ſchlimmer, und der Vater immer gereizter, ärgerlicher und heftiger. Auch wird er von dieſen ſeinen Herren Vorgeſetzten offen und verſteckt immer mehr geneckt, immer rückſichtsloſer und ſtrenger behandelt, ſo daß er vor kurzem zu unſerm Schrecken erklärte, er wolle mit uns nach Amerika auswandern; denn er ertrage dieſe Unbilden nicht länger. Entweder er müſſe gehen, oder er werde einmal zum Aeußerſten getrieben und vergeſſe ſich, und dann ſei ſeine Abſetzung gewiß, oder aber er verſchlinge all das ihm gereichte Gift und ärgere ſich todt. O Sie wiſſen bei weitem noch nicht Alles, guter Guſtav! Wir zittern ſtets vor einem Ausbruch des choleriſchen Temperaments unſres Vaters! Ach! er iſt ſo ſeelengut, und das Wohl aller Leidenden liegt ihm am Herzen, aber wenn ſein Zorn gegen Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit losbricht, dann kennt er ſich nicht mehr und ſagt Alles, was ihm auf dem Herzen liegt, mit den ſchärfſten und ungeberdigſten

Worten heraus, unbekümmert darum, wer ihm gegenüber ſteht, ich glaube, wenn es der Herzog ſelbſt wäre.“

„Dieſer kleine Fehler entſpringt aus ſeinen großen Tugenden und iſt nur der Schatten des ſtarken Lichts ſeines reinen edeln Charakters, den ich hoch verehre und bewundre. Ich und die meiſten Schüler des Gymnaſiums wiſſen nur zu gut, wie recht Ihr Herr Vater und ſein trefflicher Freund Schlick in Bezug auf die andern Lehrer und den Kirchenrath hat. Gerade daß Schlick ihn ſo ſehr liebt und ausſchließlich ſeinen Umgang ſucht, iſt für uns das ſchönſte Zeugniß ſeines hohen Werths. Denn alle Schüler, die nicht Dümmlinge oder Affen oder ſchlechte Buben ſind, widmen dem unvergleichlichen Schlick eine unbegrenzte Verehrung, die ſich ganz natürlich auch auf ſeinen charakterfeſten Freund Troßbach überträgt, zumal wir beide Ehrenmänner von den heimlichen und öffentlichen Verfolgungen der ränkevollen Schulmonarchen und des heuchleriſchen Pfaffen leiden wiſſen. Es wäre für Ihren braven Vater am beſten, er gewänne eine andre Stelle und verließe das igelſinger Sodom ſo bald als möglich.“

„Auch davon iſt ſchon mehrmals in unſrer Familie die Rede geweſen, aber der Vater behauptet, der Kirchenrath habe ihn beim Oberconſiſtorium ſo angeſchwärzt, daß daran gar nicht zu denken ſei. Die Herren in Igelſingen hätten ſich ihn nun einmal zum Opfer auserkoren und ließen ihn nimmer aus ihrem Garn. Ach Gott, was ſoll noch daraus werden! Ich weine manche Nacht vor Kummer und Angſt durch. Bitten Sie doch Ihren Lehrer Schlick, er möge auf den Vater einwirken, daß er das Unvermeidliche mit Würde und Ruhe erträgt.“ Und wieder floſſen die Thränen des guten holden Kindes.

„Gewiß will ich das, theure Mariane! Ach, wenn ich doch nur ſonſt noch etwas wüßte, was zu Ihrem Troſt und Ihrer Beruhigung beitragen könnte!“

„Ich weiß es ja, welch ein treffliches Herz Sie haben, und es iſt mir ſchon eine große Beruhigung, Sie zum Freund zu beſitzen. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft.“

„Bis zum letzten Hauch meines Lebens!“

Und ſie drückten ſich noch einmal die Hände und kehrten dann zum Sitzplatze zurück. —

Emil Troßbach und Natalie Ehmer hatten ſich auf eine bemooſte Steinbank am jenſeitigen Abhang des Felſens geſetzt, der hier über ſie hin ragte und ſie mit ſeinem Schatten deckte. Sie ſprachen leiſe und angelegentlich mit einander.

„Du biſt ein gutes Kind,“ ſagte Emil mit Wärme, „und ich lobe es ſehr an Dir, daß Du Deine Eltern liebſt und ehrſt; denn die Haltung des vierten Gebots iſt die heiligſte Pflicht jedes Kindes, dem Gott die Eltern erhalten hat. Aber Du haſt auch Pflichten gegen Dich ſelbſt und gegen andre Menſchen, und biſt nun groß und verſtändig genug, um einzuſehen, daß Deine Eltern eine ganz verkehrte Wirthſchaft führen, die euch endlich in's Verderben ſtürzen muß.“

„Ich glaube, wir ſind gar nicht weit mehr davon," verſetzte Natalie in einem ziemlich leichtſinnigen Tone. „Der Vater iſt ſchier jeden Tag betrunken, und die Mutter macht ihm fort und fort die heftigſten Vorwürfe. Da hören denn Zank und Streit nicht auf."

„Dein Vater verdient allerdings Tadel, aber nicht Deine Mutter iſt die Perſon, die ihn ausſprechen darf. Denn ſein Hauptfehler iſt eben ſeine Schwäche und Nachgiebigkeit gegen ſie. Er iſt ein thätiger Mann geweſen, und ſein Geſchäft hat ihm ſchönen Verdienſt eingebracht; aber Deine Mutter hat einen verhältnißmäßig viel zu großen Aufwand gemacht, und er hat ihr nie etwas abſchlagen können, ja er hat ſich leichtſinniger Weiſe von ihr zu thörichter koſtſpieliger Großthuerei hinreißen laſſen. Dadurch hat er ſeine Kräfte erſchöpft. Sie hat es an Luxus und Pracht der Kleider, Möbeln, Gaſtereien u. dgl. den reichſten Häuſern der Reſidenz zuvorgethan, und er hat ihr immer das Geld dazu gegeben. Sie aber hat nie gefragt, woher er es genommen. Jetzt iſt dem Ruin wohl ſchwerlich mehr vorzubeugen, und Du und ich können das nun ganz und gar nicht. Du mußt aber an Deine eigne Zukunft denken, und Dich zuerſt vor den Fehlern Deiner Mutter hüten, dann aber Deine natürlichen Anlagen mit Eifer und Beharrlichkeit ausbilden, damit Du nicht nur Dir eine Exiſtenz dadurch ſchaffſt, ſondern auch Deine Eltern unterſtützen kannſt. Sei alſo nur recht fleißig; übe Dich täglich ſo oft und ſo lange Du nur kannſt auf dem Clavier und ſinge Skala. Die Hauptſchwierigkeiten haſt Du überwunden und wirſt gewiß bei Deinen ſchönen Mitteln auch ſchöne Erfolge haben. Aber bedenke wohl und ſtets, daß nur Beharrlichkeit zum Ziele führt.“

„Ach, wenn Du wüßteſt, wie viel Noth und Aerger es mir verurſacht, meine Aufgaben zu lernen, Du würdeſt Dich nicht ſo oft über meinen Unfleiß beklagen. Ich habe es Dir bis jetzt verſchwiegen, wie es mir ergeht. Ein gewiſſer Stolz hat mich abgehalten, Dir Alles zu bekennen, aber dieſer köſtliche Abend und Deine freundliche Theilnahme an meinem Schickſal, die mir ſo wohl thut, löſen mir die Zunge. Ich muß Dir mein Herz aufſchließen, Emil, und Dir Alles klagen und ſagen.“

„Dadurch gibſt Du mir den Beweis, daß Du mir von heute an das vollſte Vertrauen ſchenken willſt, das ich um Dich verdiene. Denn ich meine es ſehr gut mit Dir und möchte Dein künftiges Glück begründen.“

„Ich weiß es wohl, daß Du mein beſter Freund biſt; ich war nur zeither theils zu leichtſinnig, theils zu verdroſſen, um mir deſſen immer klar bewußt zu ſein. Aber gewiß von heute an iſt es anders; ich fühle das.“

„Das wird für uns Beide und vielleicht noch für Mehre ſehr erſprießlich ſein. Nun ſo beginne denn Deine Beichte, liebe Natalie!“

„Sieh, Vater und Mutter ſind beide dagegen, daß ich den Clavier- und Sing-Unterricht ferner von Dir genieße, aber aus ſehr verſchiednen Gründen. Der Vater ſpricht täglich mit Zank und Schimpfreden, aus der ſogenannten vornehmen Erziehung ſeiner Kinder könne es ferner nichts mehr werden. Es werde ſich bald genug mit Schrecken zeigen, wozu wir eigentlich beſtimmt ſeien. Clavierſpiel und

Geſang ſei eine Lächerlichkeit für ein Mädchen, das weder Stand noch Vermögen beſitze, um auf eine gute Partie zählen zu können, und die da froh ſein müßte, wenn ſie als Ladenmädchen ein Unterkommen finde. Die Mutter dagegen meint, den Unterricht in Muſik und Geſang ließe ſie ſich ſchon gefallen: denn mit ſolchen Kunſtfertigkeiten könne ich einmal mein Glück machen, aber einestheils ſei es eine Schande für ſie, daß Du mir den Unterricht ganz umſonſt gäbeſt, anderntheils brächteſt Du mir nebenher ganz verkehrte und verderbliche Grundſätze und Lebensregeln bei, wie ſie in Deinem elterlichen Hauſe im Schwange wären. Dein Vater ſei ein harter Querkopf, der Alles beſſer wiſſen wolle, als ſeine Vorgeſetzten, und mit Gott und der Obrigkeit unzufrieden, ſchier mit allen Menſchen und namentlich mit Vornehmen und Ehrenmännern, die mit ihm zu thun hätten, in Hader und Streit liege. Du ſeiſt aber auf dem Wege auch ein ſolcher Revolutionär zu werden, und mich würdeſt Du auch verrückt machen. Sie aber könne keine Tochter brauchen, die mit den beſtehenden Verhältniſſen Unluſt und Unwillen habe. Deshalb wünſche ſie einen andern Lehrer, den ſie gut honorire und der mit mir von nichts weiter ſpreche, als was eben den Unterricht angehe. Der Vater entgegnet aber, den könne er nicht bezahlen; er habe kein Geld mehr für ſolchen Firlefanz.“

Emil lachte bitter. „Sie haben beide in ihrem Geiſte geſprochen. Ich hätte es gar nicht anders von ihnen erwarten ſollen; denn ich kenne ſie ja. Und was gedenkſt Du zu thun, Natalie?“

„Kannſt Du mich noch fragen, da Du ja auch mich kennſt? Ich werde bei Dir aushalten, es komme auch wie es wolle.“

„Brav, mein Mädchen! Ja, ich kenne Dich auch, und deshalb wußte ich dieſe Antwort im Voraus. Und Du wirſt nie Urſache haben, dieſen Entſchluß zu bereuen. Ich betrachte Dich von heute an als ein Weſen, für deſſen Wohl und Glück ich zu ſorgen habe. Vertraue Du Dich ganz meiner Führung; ich werde Dich gewiß zu einem guten Ziele leiten.“

Tief gerührt hatte er ihre Hand ergriffen, während ihm Thränen in die Augen getreten waren.

„Du biſt doch ein recht guter und braver Menſch,“ ſagte Natalie in jenem ihr eigenthümlichen leichtfertigen Tone, der ſchlecht zu ſeiner Stimmung paßte, der aber doch nur der Ausfall des Grundtons ihres Weſens war. „Ich könnte aber auch für Dich durchs Feuer laufen.“

„Biſt Du mir denn gut?“ fragte er herzlich und blickte ihr in das ſchöne blitzende Auge.

„Du weißt doch, daß Du mir ſtets von allen Spielgenoſſen der liebſte warſt. Wenn ich in das Cantorat kam — und ich glaube, ich kam täglich dahin — ſo beſuchte ich wohl Deine Schweſtern, aber im Grunde warſt Du's doch, der mich dahin zog; denn Du warſt mir lieber als ſelbſt Mariane, die meine liebſte Freundin war und iſt. — Aber ſieh, wir werden belauſcht. Dort um die Felſenecke biegen ſich zuweilen ein paar Köpfe und ſcheinen nach uns herzuhorchen. Wenn ich aber recht geſehen habe, ſo iſt's Kirchenraths Moritz mit der hieſigen Amtmannstochter. Der fatale Rothkopf verfolgt mich ſeit einiger Zeit auf jedem Tritt und Schritt, und auch heute hat er ſich immer an mich gedrängt und mir die dümmſten Schmeicheleien in's Geſicht geſagt. Ich war recht betreten, als ich ihn auch hier in Elbena fand."

„Ich werde den Laffen hinter die Ohren ſchlagen," brauſte Emil auf. „Er iſt mir ohnedies von jeher unausſtehlich geweſen."

„O nicht ſo hitzig! Du biſt doch ganz wie Dein Vater. Komm, wir wollen zur Geſellſchaft. Sie werden wohl bald aufbrechen." Und ſie zog ihn nach der andern Seite hin.

Rudolf Grünholz ſtand mit Cornelia Luchſer auf dem Felſenaltan an die Brüſtung gelehnt. Er hatte den Arm um ſie geſchlungen und ſie den herrlich gebildeten Kopf an ſeine Bruſt gelegt. So ſchauten ſie in die Ferne hinaus nach Weſten hin und in das goldne Gewölk, das um die verſinkende Sonne lagerte. Seine breite Bruſt hob ſich zuweilen mächtig wie von einem ſtarken Drange geſchwellt.

„Wie iſt die Natur ſo erhaben!" ſagte er nach einigen Minuten. „Wer ſich doch ſo ganz in ſie verſenken könnte, daß er ihre geheimſte Sprache verſtände! Die Seligkeit, die mir heute zu Theil ward, läßt mich die Fülle von Seligkeit ahnen, die dem Wiſſenden wird, wenn er im Mutterhauſe des Quells den Durſt ſtillen kann. Der Menſch iſt zum höchſten Glück berufen, und ich ahne heute, daß es nichts weſentlich Böſes gibt." Er ſchwieg wieder, und ſein Geſicht leuchtete vom zwiefachen Glanz, von dem aus ſeiner ſtolzen Seele ausſtrahlenden und von dem, welchen ihm die ſcheidende Abendſonne aufküßte. Dann ergriff er des Mädchens Hand und ſagte: „O Cornelia, wie ſchön iſt unſer Vaterland! Wie reich iſt es an Bildung! Wie würdig iſt es jeder großen That! Vaterland, Wiſſenſchaft und Du, das ſind die drei Sterne, die mich zu Gott, Tugend und Wahrheit leiten. Nie fühlt' ich den Drang in mir mächtiger, als heute Abend, das Leben kräftig zu erfaſſen und etwas Großes daraus zu machen. O es iſt ein göttliches Loos ein großer Menſch zu ſein! Ich will es werden. Ich verſpreche es Dir zum Abſchied ernſt und feierlich.“

Cornelia ſah an ihm empor; ſie verſtand ihn nicht. Das iſt das trübe Schickſal bedeutender Menſchen, daß ſie zumeiſt von denen nicht verſtanden werden, denen ſie das volle Herz hingeben. Aber in der Jugend, wenn ſie noch auf Adlerfittichen auffahren, wiſſen ſie es nicht. Freundlich gewährt ihnen die Natur eine ſüße Selbſttäuſchung. Sie halten die, welche ſie lieben, für ſich ebenbürtig. Während ſie ſie mit brünſtiger Begeiſterung faſſen und mit ſich emporflügeln, geben ſie ſich dem ſchönen Wahne hin, auch Jene hätten Schwingen. Wohl ihnen noch, wenn die Enttäuſchung kommt, und ſie werden von Jenen nicht mit hinabgeriſſen in den Wuſt gemeinen Staubs! Ach, auch die ſtärkſte Adlerſchwinge des Geiſtes zerbricht, wenn ſie zu ſehr belaſtet wird von gemeinem Stoff!

Cornelia war nicht ohne Anlage zu geiſtiger Tiefe, aber der Schacht, in welchem die Goldader ſprang, war nicht ausgebaut und zum Theil früh wieder verſchüttet worden. Sie hatte keine Erziehung erhalten und die Mutter gerade

Bayeriſche Staatsbibliothek München

in der Zeit verloren, wo dieſe der werdenden Jungfrau am meiſten genützt hätte. Auch ſind die Frauen deutſcher Schullehrer ſelten geeignet, ihren Töchtern die zweckmäßige Erziehung zu geben. Sie ſelbſt ſind meiſt unglückliche geiſtige Zwittergeſchöpfe, ungebildete Töchter des niedern Bürgerſtandes oder wohlhabende Landmädchen, und nun eine Stellung in ihrem Kreiſe uſurpirend, die ohne geiſtiges Uebergewicht allemal eine Lächerlichkeit iſt. Cornelia's Mutter hatte keine Ausnahme gemacht; der Vater hatte das Kind zwar vielfach unterrichtet, aber doch nur in Dingen, die er für nöthig fand, namentlich in der Muſik. Ihr Gemüthsleben blieb unbeachtet, und ihr Umgang mit Adelſinen, ſo wie die Einwirkung der Frau von Remſcheidt auf ſie, waren ihr mehr nachtheilig als nützlich, weil ſie dadurch mit den gemüthzerſtörenden Nichtigkeiten der vornehmen Stände bekannt wurde, und Wünſche in ihrer Seele geweckt wurden, die nicht zu ihrem Heile dienten. Sie wäre vielleicht in der erſten Entwickelung ihrer Jungfräulichkeit ſchon ſittlich verdorben, wenn ſie nicht der unſchuldige und ſeeliſch erhebende Umgang mit Rudolf Grünholz über dem Waſſer erhalten hätte. Rudolf bedurfte eines für ſeine jugendlich idealen Anſchauungen empfänglichen Weſens, in deſſen Bruſt er die ſchwärmeriſche Glut ſeiner Seele ausgießen konnte, und er war früh unbewußt von Cornelia's ſich ſo glänzend entwickelnder Schönheit gefeſſelt. Aber ſie vermochte bald ſeinem Fluge nicht mehr zu folgen. Er bemerkte es nicht, froh in ihrem Umgang, ſelig in ihrem Beſitz. Er liebte ſie mit der ganzen jungen Stärke eines allmälig zum Selbſtbewußtſein erwachenden hochbegabten

Geiſtes. Die Seligkeit der Liebe in dieſer Entwickelungsſtufe des Lebens wird von keiner ſpätern Zeit wieder erreicht. Sie iſt der Silberblick des Daſeins. Cornelia ließ ſich von ihm lieben und liebte ihn auf ihre Weiſe, aber ſie war von der ſeinigen ſehr verſchieden.

So ſagte ſie denn auch jetzt zu ihm: „Du wirſt nun andre gebildetere Mädchen kennen lernen und mich bald vergeſſen."

„Du thuſt mir Unrecht, Cornelia. Wie auch mein Leben ſich geſtalten mag: ich werde Dir die Treue bewahren. Du weißt nicht wie ich Dich liebe, ſonſt würdeſt Du nicht glauben, ich könne Dich jemals vergeſſen."

„Wir wollen uns hier Treue ſchwören."

Sie gaben ſich die Hände. Rudolf blickte in die Sonne, die eben hinter dem Berge hinabſank. Seine Augen wurden feucht.

„Beim ewigen Geiſt des Alls, der in der Sonne uns beglückt und unſre Herzen mit erhabenen Gefühlen füllt, ſchwör' ich Dir Treue."

„Und ich Dir! Amen!" Sie ſtrich ihm leicht mit der Hand über das Geſicht. „Nun ſei heiter! Komm, wir wollen ſingend heimwärts ziehn."

„Thut Dir der Abſchied nicht weh?"

„Wir wollen ihn mit Scherzen und frohen Liedern verſüßen." Und ſie zog ihn fort, heiter, lachend, natürlich, kindlich.

Kaum hatten ſie ſich wieder unter die Geſellſchaft gemiſcht, als Herr Jakob Dreyßig gravitätiſch auf Cornelien zuſchritt.

„Sie ſcheinen mich zu meiden, Fräulein Luchier. Ich hätte gern einen Spaziergang mit Ihnen gemacht.“

„O das iſt Ihr Ernſt nicht, Herr Dreyßig!“ lachte Cornelia. „Sie haben ganz andre Damenbekanntſchaften, *mit welchen ſich ſolch ein unbedeutendes Perſönchen, wie* ich bin, nicht im Entfernteſten meſſen kann. Und Sie ſind mit Recht ſo entzückt und begeiſtert davon, daß Sie ſogar die herrlichſten Verſe fabriziren. Sie hätten mir immerhin auch ein Exemplar Ihres berühmten Gedichts verehren können.“

„Ah! das hätte Sie nicht zu verdrießen brauchen, Cornelchen. Das iſt ja nur ſo eine kleine Galanterie. Unſer Einer muß doch die Mode mit machen. Das gehört zum Weltton.“ Und näher an ſie herantretend, ſagte er leiſer und vertraulicher: „Ich kann Ihnen zuſchwören, daß ich kein Mädchen in Elbena lieber geheirathet hätte, als Sie. Aber die Frau Mama will's nicht haben, und ihre Gründe halten Stich. Ein Kaufmann muß eine Frau nehmen, die ihm ein hübſches baares Vermögen in's Geſchäft bringt. Sie haben aber kein Silber weiter, liebes Kind, als das Ihrer Stimme, und damit kann ich nichts anfangen. Was thu' ich mit einer ſchönen Stimme meiner Frau? Heirathen kann ich Sie zwar nicht, aber wir können deshalb doch gut zuſammen ſein, zumal ich ja nun Ihr Onkel werde.“

Cornelia rümpfte das Habichtnäschen und verſetzte ſchnippiſch: „Was Sie doch für ein freundlicher und höflicher Mann ſind, künftiger Herr Onkel! Sie haben aber doch nicht bedacht, daß zum Heirathen zwei Menſchen gehören. Es kommt ja nicht allein darauf an, ob Sie mich wollten; ich denke, ich hätte auch ein Wort dabei zu reden gehabt. Und da kann ich Sie denn verſichern, daß ich Sie nicht genommen hätte, wenn Sie ſich mir auch angeboten hätten."

„O das hat gute Wege!" lachte Röschen.

„Nein, ein ſo großer Dichter iſt zu koſtbar für ein ſchlichtes Mädchen. Der muß eine Dame heirathen, die ihn zu würdigen weiß. Ein Edelſtein muß in Gold gefaßt werden." Damit wandte ſie ihm, Thränen des Unmuths im Auge, den Rücken. Der kleine plumpe Menſch kratzte ſich pfiffig lächelnd hinter den Ohren, warf ſich in die Bruſt und ſtolzirte hochbeinig weiter. Corneliens Stolz war auf's Tiefſte verletzt; die erlittene rohe Kränkung grub ſich ihr tief in die Seele.

Unter den übrigen Pärchen war noch eins bemerkenswerth, das ſich gerade am weiteſten im Walde verlaufen hatte: Theodor Luchſer und Lina Grünholz. Dieſe gingen gar nicht friedlich nebeneinander. Sie waren in großer Aufregung und zankten ſich.

„Und was haſt Du denn ſchon wieder vor?"

„Thu' nur nicht dumm, als wüßteſt Du's nicht. Das bringt mich vollends auf. Was haſt Du denn mit dem Laffen, dem Flarchheim, zu plappern und ſchön zu thun!"

„Ah! Alſo wieder einmal Eiferſucht!" lachte Lina. „Du zankſt ſo oft und um alles Mögliche mit mir, daß ich eigentlich nie weiß weshalb. Und da ich mir niemals eine Schuld bewußt bin, ſo muß ich mir natürlich bei einem neuen Ausbruch Deiner übeln Laune auch eine neue Erklärung ausbitten."

„Schöne Unſchuld, die mit einem Cadetten liebäugelt und verliebte Redensarten wechſelt!"

„Du biſt ganz unausſtehlich. Herr von Flarchheim redet mich an. Wir haben uns als Kinder gekannt. Er hatte lateiniſche Stunden bei meinem Vater, wie Du auch. Er erinnert ſich einer Menge Dinge, die mir entfallen waren, und gibt mir die freundlichſte Theilnahme an meiner Familie zu erkennen. Ich kann doch nicht unhöflich gegen ihn ſein, weil ich fürchten muß, Deine Eiferſucht zu erregen."

„Freilich, ein Cadett in knapper Uniform, der Sohn eines vornehmen adligen Hauſes, und der Sohn eines armen Schulmeiſters! Der Unterſchied ſpringt in die Augen!"

„Du biſt einmal giftig, Theodor. Ich hab' es nicht um Dich verdient, daß Du mir den letzten ſchönen Abend verbitterſt."

„Du wirſt froh ſein, wenn ich fort bin. Dann haſt Du freie Hand und biſt den ‚Zankteufel los."

„Wie abſcheulich! Es macht Dir Vergnügen, mich zu kränken und mein Herz zu verwunden. Das iſt Deine Luſt!" Sie weinte ſtill. Lange Pauſe. Sie machen große Schritte, doch das Mädchen iſt einen ganzen Schritt voraus.

„Lina!" — Keine Antwort, kein Stillſtand. „Linchen, zürnſt Du mir?"

„Ja!"

„Wenn ich Dich nicht liebte, wär' ich nicht eiferſüchtig. Es ſchnürt mir die Kehle zu, wenn ich Dich mit einem Andern ſprechen ſehe.“

„Ich will nicht länger von Dir gequält ſein.“

„Ich gehe morgen fort. Ich gehe um etwas Tüchtiges zu lernen und auch ein vornehmer Mann zu werden. Dann wirſt Du meine Frau.“ —

„Damit Du mich todtquälen kannſt. Ich will Deine Frau nicht werden.“

Wiederum Pauſe. Theodor flucht leiſe vor ſich hin, beißt die Zähne aufeinander und ſieht ſehr grimmig aus. Linchen zieht ein höhniſches Geſicht.

„Wenn Du nicht gleich gut mit mir biſt, ſo geh ich auf ein Schiff, werde Matroſe und komme nie wieder. Du jagſt mich in den Tod. Ich ſchwör' Dir's heilig und theuer zu.“

Lina wendet ſich erſchrocken um. „Willſt Du mich nicht mehr ärgern, Theodor?“

„Gewiß nicht. Du mußt mich aber auch nicht ärgern.“

„Das will ich auch nicht.“

„Willſt Du mir treu ſein?“

„Gott weiß es!“ — Sie geben ſich die Hände. Er küßt ſie, der ſchwarzgelbe Menſch das blühende ſchöne Mädchen. Sein ſchwarzes Auge leuchtet unheimlich. Sie plaudern, ſie lachen, ſie werden ausgelaſſen luſtig und bauen die ſchönſten Luftſchlöſſer.

Das Schickſal wird Alles anders machen mit dieſen, mit jenen, mit Allen. „O daß ſie ewig grünen bliebe, die ſchöne Zeit der jungen Liebe'" Aber ſie rauſcht pfeilſchnell vorüber, und die dunkeln Stunden lauſchen ſchon im Hintergrunde. —

Scherzend, lachend, ſingend, koſend zog die muntere Geſellſchaft wieder bergab. Alle waren in der gehobenen heitern glücklichen Stimmung geblieben, in Einigen hatte ſie ſich ſogar geſteigert, und Niemand fühlte Luſt ſich zu trennen. Sie jagten und haſchten ſich, und mancher flüchtige Kuß ward noch kühner Haſt gerngewährter Raub.

Der Vorſchlag, im Glockenhauſe einzukehren und noch eine Stunde zu verweilen, wurde von Allen mit Jubel aufgenommen, als verſtünde ſich das von ſelbſt. Und gewiſſermaßen verſtand es ſich auch von ſelbſt. Denn ſeit der Väter Zeiten war es Sitte, daß die reife Jugend den letzten Abend der Woche vom Frühling bis zum Herbſt im traulichen Verkehr zuſammen zubrachte. Wenn die jungen Burſche die Arbeit vollendet, die Werkſtatt aufgeräumt und das frugale Abendbrod gegeſſen hatten, dann gingen ſie zum Feierabendläuten in das Glockenhaus, und wenn die Mädchen Stube und Hauserden, Tiſch und Bank gefegt und geſcheuert, dann folgten ſie ſchaarenweiß mit dem Strickzeug nach. So gern auch die ſogenannten Vornehmen ſich von den „Gemeinen" auch ſchon im Jugendalter abſchloſſen, ſo war doch die Anziehungskraft des Glockenhauſes mit ſeiner harmloſen Geſelligkeit zu groß, als daß ſie derſelben ganz hätten widerſtehen können, und ſo miſchten ſich nicht ſelten Kaufmanns- und Beamten-Söhne und -Töchter unter die Kinder des Proletariats, ja es gab zuweilen Abende, wie der heutige, wo Jene die Mehrzahl der Beſucher des Glockenhauſes bildeten. Die untern Schwellen des rohen Balkenbaus, welcher nur von außen mit Brettern verſchlagen war, gaben innen eine Reihe Sitze ab, gegenüber boten die ſtarken Eichenbalken, die zum Fuß des Glockenſtuhls dienten, eine zweite Reihe dar, ja dieſer ſelbſt wurde dazu benutzt, ſo daß zuweilen ein Theil der Geſellſchaft hoch über den Häuptern des andern Theils neben den Glockenhelmen ſaß. Das Haus hatte drei Glocken, die große, die mittlere und die kleine. Die letztere mit ihrem Silberſtimmchen wurde jeden Sonnabend um ſechs Uhr zur Verkündigung des Feierabends und alſo zur Eröffnung der jugendlichen Aſſemblée geläutet. In der Regel waren da ſchon Viele als Zuhörer verſammelt und die jüngſten Burſche ſtritten ſich um die Ehre, den Glockenſtrang zu ziehen. Nun ſtellten ſich allmälig immer mehr Gäſte ein, die Schwellen füllten ſich; man plauderte, ſang, ſpielte die freundlich ländlichen Geſellſchaftsſpiele, und wenn es dunkel wurde, rückte man enger zuſammen, und es wurden Märchen, Sagen und Geſchichten meiſt ſchauerlichen Inhalts erzählt. Hier war die eigentliche Pflanz- und Pflegeſchule der Volksſage, zu welcher das Gebirge überreichen poetiſchen Stoff lieferte. Hier ſchwelgte das junge Geſchlecht Elbena's in jenem ſüßen Grauen, welches der Seele in der Zeit ihrer höhern Entwickelung ein ſo ſtarkes Bedürfniß iſt. Da hockten ſie zuletzt übereinander, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen und horchten mit der geſpannteſten

Aufmerkſamkeit dem Worte des Erzählers und waren um ſo ſeliger, je „gruſelicher" die Geſchichte war, jemehr ſie ſich ſchauerten und enger zuſammenrückten, bis Alle einen zuſammengeballten Haufen bildeten; denn keins wollte aus heimlicher Furcht das Letzte ſein. Draußen lag ja die unheimliche Nacht auf den ſtillen Gräbern, und die hölzernen Kreuze darauf ſchimmerten ſo ſeltſam herüber, oder der Mond ſtand über der Kirche und verkroch ſich im Bergwald. Und wenn der Erzähler fertig war, oder eine Pauſe machte, da war's ſo mäuschenſtille, daß ſie das Ticktack des Pendels an der Kirchenuhr hörten, oder das ferne Bellen eines Hundes, oder einen Ruf aus der Stadt herauf, oder den Schrei des Käuzchens im Walde, und die Bäume am nahen Waldſaum rauſchten ſo wunderbar, und die Nachtluft ſtrich durch die Schalllöcher an die Glocken, daß ſie leiſe, ganz leiſe wie eine Ahnung von Ton erklangen; die Sterne lugten oben herein; der warme Hauch des aufblühenden Mädchens ſtreifte die erglühende Wange des reifenden Knaben, und ahnungsvoll ſchlugen die Herzen näher und näher, lauter und lauter zuſammen, wenn ſie den Ruf des Wächters vernahmen, der in der Stadt die elfte Stunde verkündete und ſie zum raſchen, einer Flucht ähnlichen Aufbruch trieb; denn über den Gottesacker ging ihr ſpäter Weg. —

Das war der mächtige unwiderſtehliche Zauber des alten wettergrauen Glockenhauſes, der von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbte und ſelbſt in den böſen nahrungsloſen Zeiten, die über die Stadt gekommen waren, nicht wich, wenn er auch nicht mehr in ſeiner alten Friſche und Stärke waltete. Die Poeſie iſt die treueſte Gefährtin und Beglückerin der Jugend und des Volks; ſie iſt der unſterbliche Heiland, welcher fünftauſend Mann mit fünf Broden und zwei Fiſchen ſpeiſet, daß zwölf Körbe Brocken übrig ſind, und Waſſer in Wein verwandelt.

Raſch ging's den Berg hinab. Vom Glockenhauſe ſchallten ihnen Guitarrenklänge entgegen; denn Einige waren vorausgeeilt und hatten ihre Inſtrumente geholt. Jubelnd quoll die Geſellſchaft in das alte luſtige Gebäude. Es war ſchon eine kleine Verſammlung junger Leute aus dem „gemeinen“ Volk vom Abendläuten her darin. Die Sitze wurden eilig beſetzt. Bald war Alles gedrängt voll, eine bunte Reihe lebensfroher hoffnungsreicher Jugend. Die ſpäter Kommenden mußten im Seitengebälk des Glockenſtuhls und auf dieſem ſelbſt, in der Thürſchwelle und auf dem Trittſtein der Pforte Platz nehmen. Und im Hinblick auf das morgende Scheiden ſtimmten die Chorführer das Lied: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben,“ an. Und als ſie ſangen:

„Und kann es nicht immer ſo bleiben,
So haltet die Freude recht feſt;
Wer weiß denn wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt?“

da füllten ſich manche ſchöne Augen mit Thränen, und Herzen neigten ſich wehmüthig zärtlich zu Herzen.

Als ſie noch ein Lied und noch eins geſungen hatten, ſagte Guſtav Schirmer: „Nun ſoll uns Anton Schmettau noch ein Märchen oder eine Geſchichte erzählen. Niemand von uns Allen erzählt beſſer als er. Die ſchönſten Geſchichten, die wir hier in unſerm lieben Glockenhauſe gehört haben, ſind von ihm und werden den Meiſten von uns unvergeßlich ſein."

„Ja, ja! Anton erzähle!" erſcholl's von allen Seiten. Und Anton erzählte.

„Es waren einmal drei arme Jungen in Oberndorf, Söhne von Holzhauern und ſelbſt wieder daran Holzhauer zu werden. Sie hielten ſich zuſammen und gingen alle Morgen früh mit einem Stück harten Brod und einem Zwergkäſe in den Wald; das war ihre Koſt für den ganzen Tag. Dabei thaten ſie ſchwere Arbeit in Sonnenhitze, Regen und Kälte, wie's eben kam. Ihre groben linnenen Jöpplein und Höslein waren leidlich zerfetzt und zerlumpt und mit Flicklappen über und über beſetzt, daß man den Grund kaum mehr erkennen konnte. So ging's mit ihnen ein und alle Tage, Sommer und Winter, ſelbſt Sonntags ſammelten ſie Reiſig, Kräuter, Blumen, Beeren oder Laub, oder fingen Zeiſige, Meiſen, Rothkelchen und andre Vögel auf der Leimruthe und im Sprenkel oder im Gärnchen, wie's die Jahreszeit gab, denn ſie konnten nicht ſo viel erſchwingen, um ſich ein ſonntägig Kleid anzuſchaffen und darin zur Kirche zu gehen, wie andre Chriſtenmenſchen. Der eine hieß Jan, der andre Jür, der dritte Kriſch*). So kamen ſie denn in die Jahre, wo in jedes Jünglings

---

*) Chriſtian, Georg, Chriſtoph.

Bruſt die Sehnſucht erwacht, in die Welt hinaus zu ziehen, ſich die Länder und Städte zu beſehen, der Menſchen und Völker Thun und Treiben kennen zu lernen und ſich ein Glück zu erjagen. Sie theilten ſich einander oft ihre Wünſche mit, wenn ſie ſo durch den ſtillen Wald gingen, aber ſie hatten kein Handwerk gelernt, auf das ſie hätten auf die Wanderſchaft gehen können, und mit ihren Lumpen konnten ſie ſich auch nicht aufmachen, und Geld zur Reiſe, wenn auch noch ſo wenig, konnten ſie auch nicht auftreiben. Oft klagten ſie ſich ihre Noth und machten zuſammen Pläne, von welchen keiner zur Ausführung kam. Jan war meiſt verzagt und ſagte: ‚Wenn ich nur wüßte, was mein Urgroßvater gewußt hat! Der hat von den Venetianern die Steine in den Bergen hier kennen gelernt, da ſteckt Gold und Silber und was weiß ich Alles genug darin, und mancher Stein iſt mehr werth als die Kuh, nach der ihn der Hirtenjunge wirft. Die Venetianer verſtehen die Scheidekunſt und haben ſonſt ihre Reichthümer bei uns geholt. Mein Urgroßvater iſt aber mit ihnen gegangen nach Venedig und iſt nicht wieder heimgekehrt zu Frau und Kindern. Wenn ich nur wüßte, was er gewußt hat, wir wollten bald Geld genug haben und auch gen Venedig ziehen, das iſt eine große und prächtige Meerſtadt, von der mir meine Großmutter viel erzählt hat.‘ Jür war meiſt muthig und meinte: ‚Was helfen uns die Todten! Ich wollte mein Vetter, der Zimmermann in Saſſenau, nähme mich in die Lehre, da wollt' ich die Bäume, die wir hier im Walde fällen, bald zu Häuſern aufzimmern und dann nach Amerika gehen, da werden ganze Städte auf einmal gebaut, wie der Schulmeiſter ſagte. Ich nähme Euch mit; wir wollten tüchtig arbeiten und bald gemachte Leute ſein.' — Kriſch war ein ſtiller Träumer und Kopfhänger, der wenig ſprach, dafür deſtomehr ſeinen Gedanken nachhing, weder verzagt wie Jan, noch muthig wie Jür. ‚Das hilft mir auch nichts,' ſagte er. ‚Ich wollte ich könnte einen Blick in die Zukunft thun. Die Zeit geht mit ſo großen Dingen ſchwanger. Wenn ich dieſes und jenes wüßte, was da kommen und geſchehen wird, ſo könnt' ich Fürſten und großen Herren Rath geben und würde ein ſteinreicher Mann.' — Der Erſte ſuchte alſo ſein Heil in der Vergangenheit, der Andre in der Gegenwart, der Dritte in der Zukunft. So verſchieden ſind die Anſichten der Menſchen über ein und dieſelbe Sache. — Nun gingen die drei Burſche auch eines Sonntags zu Anfang des Sommers in den Wald und ſammelten Johannisblumen, um ſie in der Stadt zu verkaufen. Sie wußten aber nicht, daß es der goldne Sonntag war, das iſt der Sonntag, auf welchen Johannistag fällt. Das geſchieht blos alle ſieben Jahre. An dieſem Tage zeigen ſich die Naturgeiſter den Sonntagskindern oder denen, welche die blaue Wunderblume, den Zauberſchlüſſel der Geiſterwelt, finden, treiben ihr Weſen mit ihnen, hören auf ihre Wünſche, laſſen ſie in die kryſtallreichen Berghöhlen und heben die vergrabnen Schätze zu Tag. Es war heller warmer Sonnenſchein, der Wald grünte und duftete friſch, die Waldwieſen ſtanden im ſchönſten Schmuck, und Blumen blüheten überall die Fülle. Und ſo weit ſie gingen, waltete die tiefſte Ruhe und Stille, nur daß zuweilen eine Droſſel oder ein Rothkehlchen oder eine

Weiſe wunderſchön ſang. Sie hatten ſchon viele Johannisblumen gepflückt und auch eine herrliche blaue Blume gefunden, wie ſie noch niemals eine geſehn. Neben der Blume ſtand eine Knospe und eine abgeblühte Blume. Die letztere pflückte Jan und die Knospe Kriſch; denn die blühende Blume ſelbſt hatte Jür gleich zuerſt genommen und an ſeine Kappe geſteckt. Kriſch nahm den Stengel der Knospe in den Mund, und Jan legte ſeinen Fund zu den Johannisblumen. Nun war's Mittag geworden, und ſie wollten ihr Käſe und Brod an einer ihnen wohlbekannten Quelle im Schatten des Waldes verzehren. Aber ſeltſamer Weiſe konnten ſie dieſe Quelle nicht finden, und die Gegend kam ihnen plötzlich ſo wildfremd vor, als ſeien ſie in ihrem ganzen Leben noch nicht hier geweſen, und waren doch von Kindesbeinen an ſchier alle Tage durch dieſen Wald gewandert. Sie ſahen einander verwundert an und fragten ſich: wo ſind wir denn? Und Keiner wußte es zu ſagen. Da hörten ſie fernher aus dem Thale herauf die oberndörfer Mittagsglocke und ſahen, indem ſie um eine Waldecke bogen, auf einem hellgrünen Wieschen einen ſehr ſchönen Steinbrunnen, den ſie noch nie mit einem Auge erblickt hatten. Aus einer ſteinernen Säule ſprang ein kryſtallheller ſtarker Waſſerſtrahl in einen großen vollen ſteinernen Trog. Der Brunnen ſchien neu, und doch war er ſchon ſtark mit Moos überwachſen. Was ſie aber noch weit mehr in Verwundrung ſetzte, als der ihnen unbekannte Brunnen ſelbſt, das war ein kleines ſeltſames uraltes Männchen, das, gekleidet wie kein Menſch weiter auf der Welt, an dem Brunnentroge ſtand und gar emſig alte Lumpen wuſch. Auf dem eisgrauen Köpfchen trug es eine koſtbare, im Sonnenſchein funkelnde Krone, ſein mageres Geſicht ſah weiß und grau aus wie altes Löſchpapier, und ſein Röckchen beſtand aus lauter an einander geklebten kleinen Stücken Papier von verſchiedner Farbe, reinen und bemalten, beſchriebenen und bedruckten. Der ganze kleine Mann ſah aus wie der Laubkönig in der Spielkarte. Die Burſche traten hinzu und ſagten: ‚Helf' Gott!' Das graue Männchen dankte, fuhr aber in ſeiner Arbeit fort. Jür fragte keck: ‚Iſt's erlaubt, hier einmal zu trinken? Der Tag iſt heiß und unſer Durſt groß.' Der kleine Laubkönig wackelte mit dem Kopfe und antwortete: ‚Ich habe hier nichts zu erlauben und nichts zu verbieten. Der Brunnen iſt für Jedermann, der ihn findet. Der mag trinken, ſo viel ihm beliebt, und ſich drin waſchen und ſeine Kleider, oder was er ſonſt will. Ihr ſeht, ich waſche auch meine Lumpen drin.' — ‚Was iſt denn das für ein ſchöner Brunnen und wie heißt er?' fragte Jan. ‚Wir ſind Holzhauerkinder von Oberndorf und gehen ſchon viele Jahre zu allen Stunden bei Tage und bei Nacht durch den Wald und meinten, wir kennten alle Wege und Stege darin, daß wir ſie blind finden wollten, und doch kennen wir dieſen Brunnen noch nicht, und auch dieſes Wieschen nicht, ja ſogar der Wald umher iſt uns fremd und unbekannt.' — ‚Ihr ſeid auch nicht im oberndörfer Forſt', berichtete der Kartenkönig; ‚Ihr ſeid im Irrgarten der Jugend, auf der Wieſe der Hoffnung und ſteht am Brunnen der Weisheit. Wenn Ihr den Brunnen mit Vorſicht und Mäßigung genießt, ſo könnt Ihr Euer Glück machen.' — ‚Wie ſollen wir das anfangen, Herr?' fragte Kriſch. ‚Wir machten gern unſer Glück; denn wir ſind blutarme Burſche, wie Ihr ſeht.' — ‚Ihr ſeid nicht ſo arm, wie Ihr glaubt. Ihr habt vielmehr das Zeug dazu, ſteinreich zu werden, wenn Ihr's nur klug anfangt.' — ‚Herr, Ihr ſpottet unſer!' verſetzte Jür. ‚Was ſollten wir haben, womit wir Reichthum gewinnen könnten? Wir ſind die ärmſten Burſche im Dorfe; und wenn wir noch ein beſſeres Kleid hätten als dieſe Lumpen, ſo wären wir nicht hier, ſondern auch zur Kirche gegangen wie andre Leute.' — ‚Eben Eure Lumpen ſind ein großer Schatz,' lachte das graue Männchen. ‚Ihr ſeht's ja ſchon: ſie haben Euch hierher geführt an dieſen Glücksbrunnen. Durch die Lumpen könnt Ihr reich werden, wenn Ihr klug ſeid.' — ‚So gebt uns nur einen Wink, wie unſre Lumpen zu verwerthen ſind?' rief Jan ärgerlich. — ‚Verkauft ſie mir, damit ich ſie waſche und verarbeite, wie die andern Lumpen da.' — ‚Da werden wir was Rechts dafür bekommen,' meinte Jür. — ‚Ich bin noch ärmer geweſen als Ihr,' ſagte darauf der Laubkönig. Denn ich bin ganz und gar ein Lumpenkind. Hader iſt meine Mutter und dieſer Brunnen mein Vater. Auf einen Haufen ſchlechter Hadern, die kein Menſch anrührte, ſprang ein Strahl dieſes Brunnens, und ich ward die Frucht dieſer Vereinigung. Ich war das ärmſte elendſte Kind; und jetzt bin ich der mächtigſte König der Welt. ‚Ich herrſche über alle Länder, vor mir beugen ſich alle Könige der Erde, und faſt alle Menſchen ſind von mir abhängig. Kaum können mich noch die Wilden entbehren. Und das Alles iſt aus Lumpen geworden.' — Die Burſche machten große Augen und ſahen einander bedenklich an; Jür deutete ſogar mit dem Finger nach der Stirn als ſo viel, es möchte mit dem kleinen alten Manne dort nicht recht richtig ſein, zu welcher Vermuthung freilich ſeine Krone und ſein bunter Papierrock ſchon ſtarke Veranlaſſung gaben. — ‚Wer ſeid Ihr denn eigentlich?‘ fragte Jan den Kleinen mit ſpöttiſch verzogenem Munde. Die beiden Andern konnten kaum das Lachen unterdrücken. — ‚Ich bin der König Papyrus der Zweite, der Lumpenſohn,‘ antwortete der Alte ſo obenhin, als ſei das weiter gar nichts. ‚Nun ſagt, Ihr Burſche, wollt Ihr mir Eure Lumpen verkaufen?‘ — ‚Was wollt Ihr uns denn dafür geben, Herr König?‘ — ‚Gerade ſo viel als ſie werth ſind. Ihr Werth beſtimmt ſich aber nach Euern Wünſchen. Jeder von Euch darf einen Wunſch thun und darauf hin den Brunnen benutzen, wie es ihm beliebt. Erſt nachdem dieſes geſchehen iſt, läßt ſich für jeden Einzelnen der Preis ſeiner Lumpen angeben. Er kann ſehr verſchieden ſein, der der einen ſehr hoch, der der andern ſehr mäßig; es kommt ganz auf Euch an. Denn der Menſch iſt ſelbſt der Schöpfer ſeines Glücks. Dem Kühnen, dem Klugen, dem Thätigen gehört die Welt. Der Verzagte, der Dumme, der Träge muß nehmen, was ihm der Zufall zuwirft. Alſo wählt Euer Loos. Sprecht Eure Wünſche aus und thut mit dem Waſſer des Brunnens, wie Euch gut dünkt.‘ — ‚Das iſt ein ſonderbarer Handel,‘ ſagte Jan, ‚aber der Curioſität halber bin ich geſonnen, darauf einzugehen. Wohlan, ich wünſche mir einen Schatz zu finden, der vor alter Zeit vergraben worden iſt, und ich trinke von dem Brunnen.‘ — Und er trank ſich ſatt. — ‚Und ich wünſche mir ein Buch, worin die zukünftigen Dinge verzeichnet ſtehen,' ſagte Kriſch, ‚und ich trinke von dem Brunnen und waſche mir die Augen damit.' — Und er that, wie er geſprochen hatte. — ‚Ich aber wünſche mir das Eiſen, daraus ich die Pflugſchar ſchmiede und die Art, die mich lehren ein tüchtiger Bauer und Bauherr zu werden, der den Urwald fällt und ſeinen Boden umpflügt und neue Städte darauf baut. Und ich trinke vom Brunnen und bade mich darin.' Alſo rief Jür keck und friſch, ſtreifte ſeine armſelige Hülle ab, warf ſie dem grauen Männchen mit den Worten zu: ‚Hier habt Ihr meine Lumpen! Gebt mir, was ſie werth ſind!' und ſprang in den Brunnentrog und badete in dem Waſſer und ſchlürfte es in langen Zügen mit großem Wohlbehagen. — ‚Wohl Dir, mein Sohn!' ſagte der kleine Greis ſchmunzelnd, ‚Deine Lumpen ſind eine Million werth, und Du ſollſt ſie haben.' — Und zu Jan ſprach er: ‚Deine Lumpen ſind ein täglich Käs und Brod werth, und Du ſollſt es haben.' — Und zu Kriſch ſprach er: ‚Deine Lumpen ſind Schläge werth, und Du ſollſt ſie haben.' — Und er riß den Beiden die Lumpen vom Leibe, eh' ſie ſich's verſahen. Da weinte Kriſch und jammerte: ‚Woher ſoll ich nun andre Kleider nehmen? Ich kann doch nicht ſplitternackt nach Hauſe gehen und noch dazu am lieben Sonntag.' Und er flennte und wehklagte, daß es einen Stein hätte rühren können. Der kleine Alte lachte aber höhniſch und ſagte: ‚Was geht das mich an? Schaff Dir Kleider, Du Thor!' — Jan dagegen wurde grob und fuhr den bunten König hart an: ‚Schafft mir gleich einen alten Rock, und wenn er geflickt iſt wie Euer eigner Papierkittel, oder ich vergreiſe mich an Euch, Herr. Ihr müßt meine Blöße bedecken; denn Ihr habt mir meine Lumpen genommen.' Da zog das graue Männchen ſeinen Papierrock aus und warf ihn dem groben Burſchen zu, und dieſer ſah nun mit Erſtaunen, daß es ein alter Zeuchrock war, aus lauter verſchiedenen Flicklappen zuſammengeſetzt, die er für Papierſtücken gehalten hatte. Und da ihm das alte Kleid paßte, gab er ſich zufrieden. Der König ſtand aber da in einem Untergewand von Goldpapier. — Jür ſprang jubelnd aus dem Bade und rief: ‚Juchhe! ich will mir ſchon ſelbſt ein gutes neues Kleid gewinnen. Dort auf der Wieſe ſehe ich Binſen ſtehen. Daraus flecht' ich mir einen Rock.' Und im Nu griff er das Werk an; die beiden Andern ſahen ihm kopfſchüttelnd, der kleine Greis wohlgefällig lächelnd zu. Das ging aber dem Jür von den Händen wie Zauber, und eh' ſich's jene verſahen, war der Rock fertig. Der glänzte wie grüner Sammet und paßte dem Burſchen wie angemeſſen. Er brüſtete ſich recht drin und ſtolzierte lachend einher. — ‚Nun will ich Euch Eure Lumpen bezahlen,' ſagte der König. Und er zog aus dem Brunnentroge drei naſſe Stücken weißes Papier heraus und gab jedem ein Stück mit den Worten: ‚Auf dieſem Papier wird jedes Jahr am Johannistage auf Euern Wunſch eine Schrift erſcheinen, die Euch unfehlbare Antwort und Auskunft über eine Frage gibt, die ihr an daſſelbe thut. Doch wohl gemerkt: Du, Jan, darfſt die Frage nur über die Vergangenheit thun, Du, Jür, nur über die Gegenwart, und Du, Kriſch, nur über die Zukunft. Du, Jan, haſt in dieſem Papier den Schatz, den Du Dir gewünſcht, er wird Dich nothdürftig nähren; aus Deinen

Lumpen wird Schreib- und Druckpapier gemacht werden: das kommt Dir zu gut. Du, Jür, haſt in Deinem Papier das Eiſen, das Du wollteſt; es wird Dich zum Millionär machen; aus Deinen Lumpen werden Wechſel und Banknoten gemacht werden; die kommen Dir zu gut. Du, Kriſch, haſt in dem Papier das begehrte Buch; es wird Dir viel Herzeleid bereiten; aus Deinen Lumpen wird Makulatur gemacht werden; das kommt Dir zu gut. Und nun geht und kommt alle ſieben Jahre am goldnen Sonntag wieder hierher, und gebt mir Rechenſchaft von Euerm Schaffen und Wirken. An einem andern Tage findet Ihr weder mich noch den Brunnen der Weisheit.' — Sie gingen, Jür gleich nach Hauſe ſtolz in ſeinem grünen Sammetrock, Jan in der Abenddämmerung beſcheiden in ſeinem alten Lappenrock, Kriſch in der Nacht furchtſam ſplitternackt. Keiner ſah den Andern und Dritten wieder; denn Jeder befragte an dieſem Tage noch ſein Papier und that nach der Vorſchrift deſſelben, und ſo war Jür in Folge derſelben noch an dieſem Tage, Jan am folgenden, Kriſch nach einigen Tagen aus Oberndorf ausgewandert, jeder nach einer andern Himmelsgegend, Jan nach Oſten, Jür nach Weſten, Kriſch nach Süden. — Nach ſieben Jahren waren ſie alle Drei wieder zur Stelle, und der Brunnen plätſcherte wieder und König Papyrus wuſch Lumpen. Der Wald war dünner und das Wieschen kahler. Der kleine König hatte ſich nicht verändert; aus den Burſchen aber waren ſtattliche junge Männer geworden. Jan ſah ſolid aus, aber ordinär, wie ein arbeitſamer Handwerksmann, Jür dagegen vornehm, unternehmend, kühn wie ein Herr; Kriſch endlich dürftig, bleich, gedrückt, wie ein armer Mann. ‚Seid Ihr da?‘ ſagte der kleine Graue. ‚Nun wie habt Ihr's getrieben, und wie iſt's Euch ergangen?‘ Jan antwortete: ‚Ich forſchte jedes Jahr nach der Väter Weiſe und that wie ſie gethan. Ich gewann manchen Schatz und verlor ihn wieder, und verdiente mir mit Arbeit und Mühe als redlicher Mann mein tägliches Brod.‘ — ‚Es war Dein Wille,‘ ſagte der König. — Jür antwortete: ‚Ich forſchte jedes Jahr, was ich zu thun hätte, um das lebende Geſchlecht zu fördern und mich der Welt, wie ſie iſt, nützlich zu machen, und mein Papier gab mir immer trefflichen Rath. Ich ging auf ſein Geheiß nach Amerika und machte den jungfräulichen Boden urbar und baute Häuſer und Schiffe, und ich bin ein wohlhabender Mann geworden.‘ — ‚Es iſt Dir geſchehen nach Deinem Willen,‘ ſagte der König. — Kriſch antwortete: ‚Ich forſchte alle Jahre nach der Zukunft der Dinge, und nach dem kommenden Schickſal der Völker und Könige, die die Welt beherrſchen, und ich erfuhr, daß ihr thörichtes Treiben ſchweres Unheil über ſie und ihre Geſchlechter bringen würde. Da ging ich zu ihnen und warnte ſie und ſagte ihnen ihr ſchlimmes Schickſal voraus. Zum Lohne warfen ſie mich in Kerker nud Banden und trieben mich dann mit Geiſelhieben aus ihren Ländern, und ich litt Hunger und Froſt und alles Ungemach.‘ — ‚Dein Schickſal war Dein eigner Wille,‘ ſagte der Greis. — Sie tranken vom Brunnen und gingen wieder. Nach wiederum ſieben Jahren erſchienen nur zwei von ihnen auf der noch kahler gewordenen Wieſe der Hoffnung am Brunnen der Weisheit bei dem kleinen König, Jan und Jür. Der Wald war noch weit lichter, ſie aber waren reife Männer, der erſtere von demüthigem, der andre von ſtolzem Anſehen, jener gealtert, als wär' er ſchon ein Funfziger, dieſer jugendlich, als wären die ſieben Jahre ſpurlos an ihm vorüber gegangen; jener in ſchlichter bürgerlicher Kleidung, dieſer in reicher Herrentracht. Sie fragten den König: ‚Wo bleibt doch Kriſch?‘ — ‚Ihr werdet ihn vergebens erwarten,‘ war die Antwort; ‚denn ſchon iſt er ſeinem böſen Schickſal erlegen. Wer träumeriſch in den Sternen nach der Zukunft forſcht, vergißt ſein Schifflein durch die Brandung der Zeit zu lenken und wird von ihren Wogen an den Felſen der Gewalt zerſchmettert. Euerm Jugendgenoſſen iſt ſein Recht geſchehen. Wie habt Ihr es getrieben?‘ — ‚Ich lebte ſchlicht und gerecht nach der Väter Weiſe,‘ entgegnete Jan, ‚und forſchte durch mein Papier nach ihrem Thun und Treiben. Und ich gewann mein täglich Brod für mich und Frau und Kinder und erübrigte auch etwas für Nothzeiten. Andre haben's freilich weiter gebracht, aber ich kann die Neuerer nicht leiden. Ich lobe mir die Vorfahren und mache Alles, wie ſie's gemacht, und bin zufrieden mit meinem Looſe.‘ — Jür berichtete dagegen: ‚Ich habe Städte gebaut und Maſchinen und Schiffe, und habe neue Erfindungen gemacht, ich habe neue Gewerbe aufgebracht und neue Handelsſtraßen eröffnet, Alles nach Anleitung des Papiers, das Du mir gegeben haſt, und ich bin ein reicher und glücklicher Mann.‘ — ‚Wohl Euch jedem in ſeiner Art!‘ ſagte der König. ‚Jeder iſt ſeines Glückes Schmied. Jedem wird mit ſeinem eignen Maße gemeſſen. Geht und kommt zur rechten Zeit wieder.‘ — Und ſie labten ſich am

Waſſer des Brunnens und gingen. — Nach ſieben Jahren am goldnen Sonntag zur zwölften Mittagsſtunde ſtanden ſie beide wieder vor dem fleißigen Lumpenwäſcher. Der Wald war verſchwunden, das Wieschen dürr. Jan war von Oſten gekommen, ein krittlich ausſehender, früh alternder kränklicher Mann; man ſah es ihm auf den erſten Blick an, daß er mit der Welt zerfallen ſei. Er trat auf wie ein Knecht. Jür war von Weſten gekommen, ein kräftiger, blühender, ſchöner Mann, dem die Geſundheit des Leibes auf den Wangen blühte, die Geſundheit der Seele aus den Augen blitzte. Er trat auf wie ein Fürſt. — ‚Verflucht ſei dieſe tollgewordene Zeit!‘ rief Jan ärgerlich. ‚Verflucht dieſe Wühler und Umwälzer, die die ehrwürdige Sitte der Alten verhöhnen und verſpotten, die die vergangenen Zeiten mit ihren heilſamen Inſtituten verachten, die alles Beſtehende umſtürzen und die Welt in neue dumme Formen gießen wollen! Leider finden ſie größern Anhang unter dem Volke, als ich geglaubt hätte. Sie haben einen Feuerbrand in die Seelen der Menſchen geworfen, die Thoren, und werden die Welt in Flammen ſetzen, die ſie nicht wieder zu löſchen vermögen. Sie werden unſäglichen Jammer und Elend über ihre Brüder bringen, unter dem heuchleriſchen Vorgeben, ſie glücklicher zu machen, als die Väter waren. Weh ihnen, den unbeſonnenen und verruchten Miſſethätern! Sie haben keine Gottesfurcht mehr und verläugnen die heiligſten uralten Satzungen; ſie haben keine Ehrfurcht mehr vor den durch Jahrhunderte bewährten Einrichtungen und Anordnungen unſrer Väter. Die Menſchheit muß zu Grunde gehen; denn nur auf der ſichern Baſis des Alten kann ihr Glück gedeihen. Ich vergehe vor Kummer und Aerger; denn Alles, was ich auf den Rath meines Papiers beginne, ſchlägt mir fehl oder geht verkehrt. Ich kann mich in dieſe Welt voll Neuerungsſucht nicht mehr finden. Verflucht ſei ſie und abermals verflucht!' — ‚Das iſt ein ſchlechtes Lied, das Du da geſungen haſt,' ſagte der kleine König. ‚Und doch iſt Dir nur geſchehen und geſchieht Dir ferner nach Deinem eignen Willen. Wie Du in den Wald rufſt, ſo ſchallt es Dir entgegen; wie Du die Welt anſiehſt, ſo ſieht ſie Dich an. — Was haſt Du mir zu ſagen, Jür?' — ‚Mir iſt Alles geglückt, was mir Dein Papier angerathen. Ich webe rüſtig am neuen Kleide der Menſchheit, denn das alte zerfällt in Lumpen, wie einſt das meinige. Ich habe Dich begriffen, mächtiger und weiſer König. Das iſt die wahre Lebensaufgabe, daß wir die Lumpen des alten Kleides im Born der Weisheit ſäubern und zu neuen nützlichen Formen umbilden. Das Papier iſt ein Vorbild der Welt. Aus alten Lumpen geht es hervor, der neue Beherrſcher der Welt. Wie Du mir es vorgemacht mit meinem alten Kleide, ſo habe ich Dir nachgethan. Und meine Flotten gehen auf allen Meeren, meine Städte blühen in Pracht und Fülle, meine Söhne und Töchter ziehen weit fort und gründen neue Colonien und werden die Väter und Mütter neuer Geſchlechter.' — ‚Heil Dir! Strebe weiter!' ſagte der König freundlich. ‚Denn wiſſet, die Schrift auf Euerm Papier iſt nichts weiter, als die Stimme Eures eignen Geiſtes.' — Und Jür trank vom Brunnen und badete darin. Jan aber hatte einen Ekel vor dem Waſſer und ging grollend und ſchmollend davon. Und als

Jür nach ſieben Jahren wieder kam, hatte die Zeit ſeine Locken weiß angehaucht, aber er war ein geſetzter, hoher, ſichrer Mann, dem man's anſah, daß er ein gebietender Fürſt ſei ſeiner Zeit. Der Wald war wieder üppig emporgewachſen, und die Wieſe grünte und blühte prächtiger als je zuvor. Und Jür ſtand ſinnend allein am Brunnen der Weisheit und tauchte ſeine Hand hinein und ſprach: ‚Geſegnet ſei, heiliges Waſſer, beſtimmt zur Taufe der neuen Welt! Nicht aus dem Jordan kommt uns mehr der Heiland, der Beglücker der Welt. Aus dir wird er heraufſteigen.‘ Und kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo rauſchte der Brunnen und wallte, und die Krone des kleinen Königs tauchte empor, aber darunter nicht mehr ſein kleines graues Haupt, ſondern ein ſtrahlendes herrliches Jünglingsantlitz, von goldnen Locken umwallt, und er ſtieg heraus in leuchtender Jugendſchöne, wie einſt die Göttin der Liebe aus dem Meere ſtieg. Und er bot Jür die Hand und ſprach: ‚Willkommen, mein echter Sohn! Du ſiehſt mich ſtaunend an. Ich bin's, den Du ſeit Deiner Jugend als König Papyrus kennſt, aber heute zeige ich mich Dir, dem Würdigen, zuerſt in meiner wahren Geſtalt und nenne Dir meinen rechten Namen. Wiſſe denn: ich bin der Genius der Neuzeit, der Beherrſcher und Beglücker der Welt, wie Du ſie mit rüſtiger und geſegneter Kraft bauen und formen hilfſt. Ich bin der Heiland, geboren aus den Trümmern und Fetzen der alten zu Grabe gegangenen Zeit und emporgeſtiegen aus dem Brunnen der Weisheit, und Du biſt einer meiner Jünger und Apoſtel. Auch Dein Jugendgefährte Jan iſt nicht mehr. Troſtlos und in Verzweiflung iſt er untergegangen, wie Jeder untergehen muß, der allein in der Vergangenheit ſein Heil ſucht. Nur wer ſich der Gegenwart weiht mit allen Kräften, ihren Keimen und Trieben nachſpürt und ſie fleißig zu Pflanzen und Bäumen pflegt, der darf ſich auch ihrer Blüthen und Früchte erfreuen und gewinnt die Welt mit allen ihren Schätzen. Wer die fliehende Gegenwart bei der Stirnlocke erfaßt und ſie zur Umarmung zwingt, den wird ſie liebend umfangen und ihm dienſtbar ſein, und er wird mit ihr das neue Geſchlecht zeugen, dem die Zukunft gehört. Und nur ſo und nicht anders kann er die Zukunft gewinnen. Aus den Lumpen der Vergangenheit wird mit Hülfe des Brunnens der Weisheit die Magna charta der neuen Zeit geformt, auf der die neue Weltverfaſſung, das neue Weltgeſetz geſchrieben ſtehen wird mit unauslöſchlichen Zügen. Nur ſo kann die Vergangenheit nützen. Heil Dir, mein Sohn! Genieße nun die Früchte Deines Strebens! Du haſt es verdient.' Und der kronenſtrahlende Genius küßte den Glücklichen auf die Stirn und verſchwand. Das iſt das Märchen vom König Papyrus und von den drei armen Burſchen aus Oberndorf." —

Anton ſchwieg, und ein paar Minuten herrſchte tiefe Stille im Glockenhauſe; die Glocken aber ſangen leiſe wie prophetiſche Engelſtimmen, von den Geiſtern der Nachtluft ſanft geküßt. Und die meiſten Zuhörer ſchauerten ſeltſam erregt. Anton's Märchen hatte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf ſie gemacht.

Rudolf Grünholz trat an Anton heran, gab ihm die Hand und ſagte: „Ich danke Dir. Du haſt mir mit Deinem Märchen einen hohen Genuß gewährt. Wer ſo etwas zu dichten vermag, zu dem hat der Genius der Neuzeit ſelbſt geſprochen. Auch ich kenne ihn, und auch ich hoffe einer ſeiner Apoſtel zu werden. Doch davon ein andermal, wenn wir allein ſind. Jetzt will ich zu Allen reden. Schmettau's Märchen hat mir eine Idee erweckt, die ich Euch zur Prüfung vorlegen will. Ich bin faſt überzeugt, ſie wird Euch gefallen. Wenn auch der heutige Sonnabend nicht der Johannistag iſt, ſo war er für uns doch gewiß auch ein goldner Tag, und wird Vielen von uns, wenn nicht Allen, als ein glänzender Stern in der Erinnerung ſtehen bleiben. Wir waren gewiß recht glücklich. Und morgen ſchon verlaſſen Viele von uns Elbena; das Leben beruft uns, wir folgen dem Berufe. Andre gehen ſpäter, und vielleicht in kurzer Zeit beſucht keiner von uns Allen dieſes Glockenhaus mehr, die Stätte, an welche ſich die ſchönſten Erinnerungen unſrer Jugend knüpfen. Wie wir dahier beiſammen ſind, bilden wir in die Zukunft hinein die mannichfachſten Lebenskreiſe, ja wir könnten eine Welt für uns machen. Einige wollen ſich der Theologie widmen, Andre dem Jus, wieder Andre wollen Medicin ſtudiren, ich ſelbſt will außer der Medicin im engern Sinne Naturwiſſenſchaften im allgemeinſten Sinne erlernen. Andre von uns wollen Schullehrer werden; wieder Andre ſich dem Kammerfach widmen. Wir haben künftige Kaufleute unter uns, Forſtleute, Soldaten, Handwerker und Bauern. Die Kunſt iſt unter uns vertreten. Viele werden die Bahn gehen, die ſie ſich vorgezeichnet, Manche dagegen eine ganz andre, an die ſie jetzt noch nicht denken; denn die Zeit iſt vielfach bewegt und drängt zu Zielen hin, die die Meiſten nicht ahnen. Noch ungewiſſer iſt das Loos der Frauen. Ich ſchlage alſo vor, daß wir uns Alle, wie wir hier verſammelt ſind, und Keinen ausgenommen, gegenſeitig das Wort geben, in einer gewiſſen Verbindung mit einander zu bleiben, ſo daß Jeder und Jede am Schickſal aller Andern Theil nimmt. Zu dieſem Behufe machen wir einander das Verſprechen, daß Jeder, wenn es ihm möglich iſt, alle ſieben Jahre am erſten Sonnabend des Monats Mai Nachmittags auf den Kirchberg komme, und daß wir da zuſammen eſſen und trinken, einander unſre Schickſale erzählen und dann ins Glockenhaus herabziehen und hier, wie in unſern Jugendjahren, bis in die Nacht zubringen. Bei ſchlechtem Wetter wollen wir uns im Tanzſaale des Herrenhofs verſammeln. Wer nicht ſelbſt kommen kann, ſoll wenigſtens einen Brief ſchreiben und darin ſeine Erlebniſſe mittheilen. Die Briefe werden dann öffentlich vorgeleſen, und Einer oder Einige beantworten ſie und geben den Fernen kurze Nachricht von den Andern. Dies iſt mein Vorſchlag. Seid ihr das zufrieden?"

„Ja, ja!" ertönte es von allen Seiten. „Das iſt ein ſchöner Gedanke. Dadurch bleiben wir immer mit einander in Verbindung."

Adolf Bauman trat in die Mitte und nahm das Wort: „Ich ſchlage vor, daß wir jetzt gleich Namen und Alter von jedem Anweſenden aufſchreiben, ſo wie, was er zu werden gedenkt. Dieſe Notizen trage ich morgen in ein Schreibebuch, und dieſes wird im Herrenhof niedergelegt. Alle ſieben Jahre tragen wir nach, was aus Jedem und Jeder in dieſer Zeit geworden iſt, und das ſetzen wir ſo lange fort, bis Keiner von uns mehr am Leben iſt. Durch das Buch gewinnen wir ſtets eine Ueberſicht über das Schickſal Aller und jedes Einzelnen. Seid ihr damit einverſtanden?"

„Angenommen!" war die allgemeine Antwort.

Adolf zog ſogleich ſein Notizenbuch hervor und begann beim letzten Schein der Abendhelle die merkwürdige Regiſtratur, wobei ihm Rudolf behülflich war. Wie ſie nun eingeſchrieben waren, ſo verloren ſie ſich einzeln und paarweiſe aus dem Hauſe. Manches leiſe vertraute Wort wurde noch gewechſelt, mancher Händedruck, mancher Kuß noch getauſcht. Anton's glühende Wange lag noch eine ſelige Minute lang an Adolfinens bebender Wange. „Beſorge den Schlüſſel zum Gartenhaus!" flüſterte ſie ihm noch zu. Zuletzt gingen Adolf und Rudolf, und die Glocken, die lieben Bekannten der Kinder, die nun als Jünglinge in die Welt hinauszogen, hingen wieder allein, und die Geiſter der Nacht, die in die Zukunft ſchauenden, rührten noch einmal das klangvolle Metall. Die Glocken ſangen ein leiſes wehmüthiges Trauerlied.

In der Frühe des folgenden Morgens ſtand in der hellen großen Wohnſtube des einſam am Fuße des Kirchbergs nicht weit unter der Kirche gelegenen alten Pfarrhauſes der Stadtdiakonus Grünholz im prieſterlichen Ornate, obgleich es noch lange nicht Zeit zum Kirchgange war und neben ihm ſein Sohn Rudolf reiſefertig. Sie waren allein; Mutter und Schweſter draußen mit Einpacken und Zubereitung des Frühſtücks beſchäftigt. Der Diakonus war eine ehrwürdige Geſtalt, angehender Greis mit jenem großen hervortretenden eigenthümlichen Auge, welches mehr in die innere Welt als in die äußere zu blicken, mehr in den Gedanken als in die Erſcheinung verſunken ſcheint, und welches man das Philoſophenauge zu nennen pflegt. Seine Züge trugen die Spuren jener Kämpfe und Leiden, welche in Deutſchland keinem Manne von Geiſt und Gemüth erſpart werden, der den heiligen Drang in ſich fühlt, den ewigen und erhabenen Geſetzen der Idee zu gehorchen und ſich auf der Höhe des Zeitbewußtſeins zu erhalten, und der damit in der menſchlich fühlenden Bruſt das große Liebesbedürfniß für die Menſchheit und den Menſchen verbindet. „Mein Sohn,“ ſagte der Prediger tief bewegt, „du ſcheideſt heute aus dem Vaterhauſe, und wirſt ferner nur als Gaſt hier einkehren. Du trittſt hinaus in die dir noch fremde Welt, um dir die Reiſe für deinen Beruf zu erwerben, die dir eben nur die Welt und nicht das Vaterhaus geben kann. Du biſt von nun an auf dich gewieſen und auf den Grund, den du hier zu deiner ſittlichen Bildung gelegt haſt. Die nächſte Woge trägt dich in das wildbewegte Meer der Menſchenwelt mit ihren Thorheiten und Tugenden, mit ihren haſtigen Widerſprüchen und ihrer langſamen Entwicklung fort; wir, die deinem Herzen zunächſt ſtehen, bleiben im Frieden dieſes ſtillen Hauſes zurück. Ich kann dir nicht mehr Leiter und Helfer ſein, wie bisher: ich darf es nicht, denn du mußt ſelbſtändig werden, wie jeder vernünftige Menſch. Du würdeſt auch meine Stütze nicht ferner ertragen; die eigne Kraft wächſt mächtig in dir. Ich weiß, was ich an dir habe, und ich darf es dir beim Abſchied verrathen: ich bin ſtolz auf dich und deine Erziehung, und vertraue dir. Du wirſt deinen Weg gehen und den rechten nicht verfehlen. Aber noch einmal will ich zu dir reden und die ſittlichen Lehren, die ich dir zehn Jahre und länger ertheilt, in ein paar kurze Sätze zuſammenfaſſen und einiges mir nöthig Scheinende hinzufügen, gleichſam einen Wegweiſer für deine Zukunft.

Du biſt in einer Zeit geboren, die zu den wichtigſten Epochen der Weltgeſchichte gehört, ja ich halte ſie für die wichtigſte und erfolgreichſte, welche überhaupt noch über unſern Planeten gegangen iſt. Die Grundgeſetze des Lebens und der Entwicklung der Dinge ſind ja durchweg dieſelben und nur den Bedürfniſſen des Individuums gemäß modificirt. Darum kann ein klares Auge an der Entwicklung des Kleinen die Entwicklung des Großen lernen. Wir können von der Pflanze auf den Menſchen ſchließen, vom Leben und der Entwicklung des Baums auf das Leben und die Entwicklung der Menſchheit, ja das Leben in ſeiner Totalität gehorcht immer demſelben Lebensgeſetz, welches eben ſeine Weſenheit iſt. Wie nun die unterſten Aeſte des Baums, die einſt, als er noch Strauch oder Baumpflanze war, zu ſeiner Weiterentwicklung unentbehrlich waren, von ſelbſt abſterben, wenn ſein Wipfel höher und höher zum reinen Aether empordringt, ſo welken die Einrichtungne und geſellſchaftlichen Schöpfungen des Menſchengeiſtes, die zur Entwicklung der Menſchheit nothwendig waren, als ſie noch im Stadium der Kindheit ſtand, ab, und höhere, reinere ſittlichere Lebensbildungen und ſtaatliche Formen machen ſich geltend. Es muß der Tag kommen, wo am Baume der Menſchheit der letzte dürre Aſt, das letzte dürre Laub abfallen und wo der Stamm ſchlank und ſchön, mächtig und prächtig emporragt und ſeine hohen kräftigen Lebensäſte jugendlich ausbreitet, ſeine üppig belaubte Wipfelkrone in die höhere Gottesluft emporhebt. Ich meine, wir ſind daran, dieſem Tage entgegen zu gehen. Ich kann nicht wiſſen, wie nah oder wie fern er uns noch iſt, ich werde ihn nicht erleben, vielleicht auch Du nicht, mein Sohn; und mein Ausſpruch gründet ſich auf ein gottfreudiges Ahnungsgefühl, das mich und Dich und tauſend reine gute und geiſtbegabte Menſchen durchdringt, dem Ahnungsſchauer der Seele in der erſten Frühe eines neuen Tages vergleichbar, die den Morgenſtrahl vorherempfindet, das Licht und die Wärme der noch verborgenen aber bald aufgehenden Sonne. Und ſo weiß ich denn auch, daß wir vom Geiſte berufen ſind, am Werke der Erlöſung zu arbeiten, Holzhauer mit der ſcharfen Axt, die dürren Aeſte abzuhauen, damit die lebendigen deſto friſcher treiben und grünen. Ja, mein Sohn, auch Du wirſt im Dienſte der Idee ſtehen, wie ich bisher in ihm geſtanden habe und bis an das Ende meiner Tage in ihm ſtehen werde. Dieſer Dienſt iſt keine gut bezahlte Sklaverei, er zwingt und belaſtet uns nicht mit goldenen Ketten; er iſt die freie Wahl des freien Geiſtes, hervorgegangen aus der ſittlichen Nothwendigkeit. Du kannſt nicht anders, mein Sohn; Du mußt dem Rufe des Geiſtes folgen, der an Dich ergeht, Dich in die Reihe der Kämpfer zu ſtellen, welche für die endliche Belebung der Idee in ihrer menſchlich möglichen Reinheit ſtreiten und alles körperliche Elend, allen Kummer, alles Leid und alle Schmach tragen müſſen und freudig tragen, welche mit der Ausübung ihres Berufs, des erhabenſten auf Erden, verbunden iſt. Alle die Träger der Idee, die Leuchter, auf welchen die Flamme des Gottesgeiſtes aufflackerte, die großen Menſchen, die berufen waren, das Wachsthum des Menſchheitsgeiſtes zu fördern, ſie haben leibliche Noth und Schmach tragen müſſen von den bequemen und eigenſüchtigen Nutznießern alter verrotteter Einrichtungen und von dem ihnen anhängenden, von ihnen erkauften Pöbelhaufen. Sokrates mußte den Giftbecher trinken und Jeſus von Nazareth am Kreuze ſterben; Paulus wurde geſteinigt, Arnold von Brescia und Johannes Huß ſtarben den Flammentod. Du kennſt ſie Alle, die hervorragenden Männer, deren Namen und Verdienſte die Geſchichte mit unauslöſchlichen Zügen in ihre ehernen Tafeln eingegraben hat; ich habe ſie Dir vorgeführt und mit Dir bewundert. Du weißt auch, daß viele Tauſende und aber Tauſende, deren Namen wir nicht kennen, freudig und begeiſtert für die Idee gelitten haben und den Märtyrertod geſtorben ſind. Du kennſt jenen herrlichen Ausſpruch Jeſu, womit er ſeine Jünger anredet und ihnen ihr großes Schickſal verkündet: „Siehe ich ſende euch wie Schafe unter die Wölfe; darum ſeid klug, wie die Schlangen, und ohne Falſch, wie die Tauben. Hütet euch aber vor den Menſchen; denn ſie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuſer und werden euch geißeln in ihren Schulen.

Und man wird euch vor Fürſten und Könige führen um meinetwillen. Es wird aber ein Bruder den andern zum Tode überantworten, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden ſich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. — Und ihr müſſet gehaſſet werden von jedermann um meines Namens willen; wer aber bis ans Ende beharret, der wird ſelig. Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. — Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen ſei Frieden zu bringen auf Erden. Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Denn ich bin gekommen den Menſchen zu erregen wider ſeinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menſchen Feinde werden ſeine eignen Hausgenoſſen ſein." — So ſprach der Mann, der ſich vorzugsweiſe des Menſchen Sohn zu nennen liebte, zu den Männern, welche er zu Gehülfen für die Ausführung ſeines großen Werks der ſittlichen Erhebung und Vervollkommnung ſeines tiefgeſunkenen und verderbten Volkes gewonnen hatte. Und alſo ertönt die Stimme des Geiſtes noch heute zu den Gehülfen ſeines, deſſelben Werks. Aber Du, mein Sohn, haſt eine höhere Aufgabe, als die Jünger und Apoſtel Jeſu; denn die Menſchheit iſt um faſt zweitauſend Jahre älter geworden. Die Idee von der Gottheit hat ſich geklärt, und das aus ihr abgeleitete Sittengeſetz hat an Würde und Schönheit gewonnen. Die Menſchheit geht heute ihrem höchſten und letzten Ziele entgegen, dem der allgemeinen Erkenntniß der Dinge und der allgemeinen Liebe. Die kleinen Himmel, welche ſich die Beſchränktheit der Menſchen erbaut oder vom Egoismus hat erbauen laſſen, verſchwinden vor dem geſchärften Blick des geiſtigen Auges, und wir begreifen mit ehrfurchtsvollem und begeiſtertem Erſtaunen, daß Gott nicht ein ſo kleines und ſchwaches Weſen ſei, wie der Menſch ihn zeither ſich gedacht; wir ſehen es ein, daß dieſer Gott nicht der Schöpfer, ſondern das Geſchöpf der Menſchen war. Wir haben würdigere Vorſtellungen vom Weſen der Gottheit, ſo wie der Natur der Welt und der Beſtimmung des Menſchen gewonnen. Alſo muß auch unſer Leben nach einem höhern, umfaſſendern, unſern Einſichten und Ueberzeugungen angemeſſenern Maßſtab ſich geſtalten. Mit einem Worte, wir ſtehen, meiner Ueberzeugung nach, am Ende der erſten großen Weltperiode. Der Drang, der in den Geiſtern lebt und ſtürmt, ob mit Bewußtſein oder mit bloßem Inſtinct, hat ein höheres Ziel als etwa conſtitutionelle Monarchie oder Republik, oder rationaliſtiſches Chriſtenthum, oder ein neues Zoll- und Handelsſyſtem; es handelt ſich um die gänzliche Umgeſtaltung des ganzen Lebensgebäudes, weil die Grundlagen deſſelben als morſch, unwahr und unhaltbar erkannt worden ſind. Eine neue Ordnung der Geſellſchaft muß aufgerichtet werden, eine gänzliche Neugeſtaltung des menſchlichen Lebensbaus, begründet auf die durch die vorgeſchrittne Wiſſenſchaft gewonnene Erkenntniß der wahren Natur der Dinge. Leben und Wiſſenſchaft dürfen nicht mehr mit einander in Widerſpruch ſtehen, und der lebendige Geiſt des Menſchen darf nicht mehr gebeugt werden unter die illuſoriſche Autorität todter und von geiſtbeſchränkten ungebildeten Vorfahren heilig geſprochener Bücher. Geh hin, mein Sohn, und diene dem Geiſt! Belehre die Menſchen und bekehre ſie zum wahren Gott. Bekämpfe die Dummheit, das Vorurtheil, den Aberglauben, die Selbſtſucht, die Scheinheiligkeit, den Trug und die Liſt. Der Kampf wird vielleicht noch furchtbarer werden, wie er vor funfzehnhundert Jahren war, denn das Ziel iſt ein höheres. Die alten Mächte der Finſterniß werden noch einmal mit dem Aufgebot all ihrer Macht und Gewalt die Schlangenhäupter erheben, und der Einzelne iſt ſchwach und leicht niedergeworfen. Aber wie lang auch der Kampf daure, wie erbittert und blutig er auch geführt werde, der Sieg wird gewiß auf der Seite des Geiſtes ſein, denn er hat noch ſtets obgeſiegt, ſo ſcheinbar er auch zuweilen unterlegen iſt. Für ſeinen nächſten und größten Sieg bürgen uns die von der Wiſſenſchaft gewonnenen Reſultate, deren ſtille alles beſiegende Macht ſich von keiner Waffengewalt unterdrücken läßt, und die ungeheuern und fruchtbaren Ländermaſſen Nordamerika's, die der geiſtigen Entwicklung jeden Spielraum geben und von der Vorſehung höchſt wahrſcheinlich beſtimmt ſind, die höchſte und letzte Staffel des reinen Menſchenglücks ihren Kindern erſteigen zu laſſen.

Ich kann und darf Dir keinen weichen und blumigen Pfad über die Erde verſprechen; die der Idee dienen, müſſen auf Steinen und Dornen wandeln, in Sturm und Sonnenglut; ſie müſſen arbeiten und entbehren, ſie müſſen dulden und entſagen; ſie dürfen auf keinen weltlichen Lohn, auf keine Anerkennung, auf keine Ermunterung von Seiten derer zählen, für die ſie ſchaffen und ihr Leben in die Schanze ſchlagen. Sie werden oft von denen verrathen und verkauft, die ſie für ihre treuſten Freunde hielten; ſie werden von ihren nächſten Blutsverwandten dem Tode überliefert, alles erdenkliche Elend, alle Schmach, alle Täuſchung wird über ſie verhängt. Der große Menſchenkenner und Menſchenfreund, den Dummheit und Eigenſucht zum kleinen Gott erhoben haben, hat das Wort ausgeſprochen, das ewig für die Kämpfer der Idee gilt: ‚Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert.‘ Geh' hin, mein Sohn! Ich weihe Dich mit dieſem Vaterkuſſe dem heiligen Kampfe und all' ſeinen Schrecken. Kämpfe und entbehre, was die Welt Glück nennt! Kämpfe und verzichte auf die ſchimmernden Lebensgenüſſe und Freuden! Kämpfe und entſage all äußrer Ehre, allem Ruhme, allem Glanze! Sei ein Sohn der Niedrigkeit! Kämpfe und ſtirb einſam und verlaſſen! Ich rufe dir die Worte des Meiſters an ſeine Jünger zu: ‚Ihr ſollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euern Gürteln haben; auch keine Taſche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken.‘ — Finde den Lohn in Dir ſelbſt, in dem Bewußtſein Deines erhabenen Berufs. Selbſt das iſt ſchon ein ungemein befriedigendes und erhebendes Gefühl, die unerſchütterliche Ueberzeugung in ſich zu tragen, die mit unſerm Leben und Sein ganz zu eins zuſammengeſchmolzen iſt und gar nicht mehr davon getrennt werden kann, jene tröſtliche Ueberzeugung, daß wir die rechten und ächten Gotteswege wandeln, daß wir den wahren Willen Gottes thun und mit dem ganzen Weltleben im richtigen und harmoniſchen Einklang ſtehen. Dieſe Ueberzeugung entſchädigt für alle Unbilden und Kränkungen, die uns menſchlicher

Unverſtand und Bosheit erdulden laſſen. Sie gibt jene beſeligende Ruhe, die mitleidig über die Anſtrengungen unſrer Gegner uns zu ſchaden und wehe zu thun lächelt und durch kein Leid mehr getrübt werden kann. Das iſt die Ruhe des wahren Weltweiſen, der alle Dinge im rechten Lichte ſieht und geräuſchlos aber von keinem Hinderniß aufgehalten den Weg nach ſeinem Ziele fortſetzt, mag er nun über rauhe und ſteile Berge, über Dorn und Stein, durch den heißen Sand der Wüſte oder durch Eis- und Schneegefilde, Sümpfe und Moräſte führen. Der Weiſe kann umkommen auf dieſem Wege, aber er wird mit der unvergleichlich herrlichen Selbſtzufriedenheit ſterben, ſich und der Idee, die eins mit ihm geworden, genug gethan zu haben. Er ſtirbt auch mit der troſtvollen Ueberzeugung, daß Andre, die nach ihm kommen, das Ziel doch erreichen werden, und daß die Menſchheit einſt doch in den Hafen des geiſtigen Glücks einlaufen wird, den ſeine Ahnung von der Höhe des Bergs geſchaut hat, wie der ſterbende Moſes das gelobte Land, und zu deſſen Erreichung auch er das Seinige gethan hat.

Sieh, mein Sohn, dieſes graue Haupt! Die ſchöpferiſche Kraft iſt aus ihm gewichen; die Dauer ſeines Seins und Denkens zählt nur noch nach Tagen und Stunden, und ſie werden ſich nur noch zu wenigen Jahren ſummiren. Das Leben kann mir nichts mehr bieten als die troſtvolle Ueberzeugung, daß ich trotz aller Irrthümer dennoch die rechte Richtung einſchlug und im Dienſte des wahren Gottes arbeitete, nicht in dem des Götzen heuchleriſcher und dummer Pfaffen, dem Wahngebilde kindiſcher Anſchauung.

Weil ich nicht dieſen alten Kirchenglauben, die verfaulte Frucht früher Jahrhunderte, lehren konnte, ſondern mich dem jungen Reis mit der neuen Knoſpe zuwandte, das aus dem alten faulenden Stamme emporgeſchoſſen iſt und einſt eine herrliche Blüthe und eine noch herrlichere Frucht zu bringen verſpricht, deshalb bin ich von den Gewaltigen, die in der Fäulniß und Lebensunfähigkeit abgeſtorbener Zuſtände ihren armſeligen nicht beneidenswerthen Vortheil finden, verfolgt und aus der Hauptſtadt unſres Landes, wo ich mit Segen lehrte und wirkte, vertrieben worden. Nun, ich bin auch hier kein müßiger und fruchtloſer Arbeiter geweſen. Auch an mir iſt das Wort Jeſu in Erfüllung gegangen: ‚Ihr müſſet gehaßt werden um meines Namens willen,‘ und ich bin es von denen, die ſich damit brüſten ſeine ächten und wahren Jünger zu ſein, während es kein Menſch weniger iſt als ſie.

Ich habe dem Rationalismus gehuldigt; aber der mir innewohnende Forſchertrieb führte mich zu ſeiner Spitze, ich wurde Schleiermacher's Anhänger. Doch bin ich in der letzten Zeit zu der Ueberzeugung gekommen, daß der nächſten Zukunft und den klaren berufenen Geiſtern voll Liebe und Thatkraft ſelbſt dieſer freieſte Rationalismus nicht mehr genügen wird. Auch er iſt nur eine Uebergangsperiode, eine Staffel geweſen zur höhern Religion der Zukunft. Ich trete nun bald vom Schauplatz ab und ſterbe mit Ruhe und Zuverſicht; Du trittſt jetzt darauf; lebe Du in Unruhe und Zweifel. Ich kenne Deine geiſtigen Kräfte; Du wirſt auf meine Schultern treten und die Staffeln erſteigen, die ich noch über mir ſehe. Und alſo iſt es die wahre Weltordnung Gottes. Auch Du wirſt gehaßt werden und verfolgt. Laß dir den Haß der Selbſtſüchtigen und Beſchränkten zu Deiner ſittlichen Erhebung und Stärkung dienen. Du wirſt Dich nie zwingen laſſen auf das Wort des Meiſters zu ſchwören, Du wirſt nie verächtlich heuchleriſch vorgeben etwas zu glauben, was Deine Vernunft nicht begreifen kann. Die Dinge ſpitzen ſich immer ſchärfer zu; jedes neue Geſchlecht ſchält eine der alten Schlangenhäute mehr ab, und zuletzt wird ein junges Geſchlecht in reiner ſchöner Menſchlichkeit daſtehen. Die Geiſter drängen zur endlichen großen Entſcheidung hin, und das tolle wirre verrückte Treiben und Thun welches jene Entſcheidung verzögern oder gar verhindern ſoll, fordert ſie nur. Die Thoren wollen nicht ſehen, daß der alte Bau der ſogenannten geſellſchaftlichen Ordnung, der im Laufe der Zeit immer mehr zum Hauſe der wüſteſten Unordnung geworden iſt, jener dumpfige verfallende unſaubere Bau, den ſie aus allen Kräften ſtützen und flicken, auf morſchen Schwellen und ſumpfigem Grunde ſteht. Er iſt das rechte auf Sand gebaute Haus des Thoren im Evangelio. Der Sturm wird kommen und es umwerfen. Einer der größten Rationaliſten, der berühmte Leibnitz, ſchrieb vor länger als hundert und fünfzig Jahren ein paar Sätze nieder, die ihrer Erfüllung jetzt raſcher entgegen gehen, weil ſie noch weit mehr zur Wahrheit geworden ſind als damals.“ Der Pfarrer nahm ein Buch aus ſeinem Repoſitorium, ſchlug es auf und las: „So oft ich den gefährlichen Zuſtand der Dinge um uns her, und dabei unſre Trägheit, unſre verkehrten Rathſchläge betrachte, ſo oft ſchäme ich mich unſerer vor den Augen der Nachwelt. Ofſenbar geht es dahinaus, daß in Europa ſich Alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man ſich, als ob Alles in höchſter Sicherheit ſei, und als ob wir Gott ſelbſt zum Gewährsmann unſrer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten ſtreitet man, um's Große bekümmert ſich Niemand, ſo daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geſchichte der gegenwärtigen Zeit zu denken.“ Der Greis ſchlug das Buch zu und ſprach weiter: „Das Vorſpiel des allgemeinen großen europäiſchen Drüber-und-Drunter hat die erſte franzöſiſche Revolution gegeben. Wir haben auch die zweite erlebt und die Dinge ſind um kein Haar breit beſſer geworden. Immer die alte Unklugheit in potenzirter Weiſe von oben und die immer höher ſteigende fieberhafte Unruhe der Gemüther des Volks. Die alten Pflaſter der Beſänftigung, der Verdummung, die ſchönen Redensarten und Verſprechungen ziehen endlich nicht mehr; an dem oft geflickten alten Mantel, der die ſcheußlichen Eiterbeutel am europäiſchen Staatskörper verdecken ſoll, reißen alle Stiche aus. Es können vielleicht noch manche kleine Stürme kommen, Vorboten des großen Orkans, und wenn der morſche Lacken auch noch gegen das Anbrauſen der erſtern erhalten wird, von der Alles niederwerfenden Wuth des letztern wird er in tauſend Fetzen zerriſſen werden, und dann wird die Schande der letzten Jahrhunderte vor den entrüſteten Augen der Mit- und Nachwelt aufgedeckt werden, dieſe faulende ſtinkende Schande, die jetzt noch mit ein Bischen lauwarmen Chriſtenthum übergoſſen wird. Es werden dann Tage ſchrecklicher Vergeltung kommen, und nach dem Bibelworte werden die Sünden der Väter heimgeſucht werden an den Kindern.

Wie ſchon geſagt, ich kann nicht wiſſen, ob Du dieſe Zeit erleben wirſt. Jedenfalls aber wirſt Du die ſchlimmſte Periode der Schmach erleben müſſen. Denn zuletzt bieten die Mächte der Finſterniß gegen die Kinder des Lichts alle Macht und alle Kraft auf, und da ihnen kein Mittel zu ſchlecht iſt, um Vortheile zu erringen, ſo werden ſie noch eine Zeit lang obſiegen, freilich immer in Angſt und Furcht vor dem unterdrückten Lichte. Wappne Dich mit der ganzen Feſtigkeit männlichen Muths. Ich habe Dir da einen Vers von Goethe in Dein Stammbuch geſchrieben. Laß ihn den Wahlſpruch Deines Lebens ſein. Handle danach als nach einer der ſchönſten Faſſungen des ſittlichen Geſetzes in der edlen Menſchenbruſt. Mit dieſem Verſe will ich ſchließen.“ Und der Pfarrer las aus Rudolf's Stammbuch:

„Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht Dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trotz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Männlich ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.“

Der Vater umarmte den Sohn, und dieſer lag lange an der Bruſt ſeines trefflichen Erzeugers. „Du erwarteſt keine Worte von mir, Vater, ſondern Thaten, und Worte wären eine Entheiligung dieſer Stunde. Ich verſpreche Dir nichts, aber mir iſt es zu Gemüth, als würdeſt Du Dich niemals in mir getäuſcht ſehen.“ Der Vater küßte ſchweigend den Sohn auf die Stirn. Die Mutter trug das Frühſtück auf, und die Familie ſetzte ſich in ernſter Stimmung zu Tiſche.

In der beſcheidenen Dienſtwohnung des Organiſten Luchſer fand ganz zu derſelben Zeit eine der mitgetheilten ſehr ähnliche und doch wiederum von ihr ſehr verſchiedene Unterredung und beziehentlich Ermahnung ſtatt. Auch der Organiſt entließ ſeinen Sohn Theodor auf das Gymnaſium, und auch er fand nöthig, ihm noch einige goldne Lebensregeln mit auf den Weg zu geben. Der äußere Unterſchied beſtand ſchon darin, daß der Organiſt nicht wie der Pfarrer ſein ſchwarzes Dienſtkleid angelegt hatte, ſondern zu Theodor's Erſtaunen in ſeiner alten Officiersuniform der freiwilligen Jäger von 1813 und 1815, mit dem Dienſtehrenzeichen geſchmückt, vor ihn trat. Der Sohn hatte ſeinen Vater nur einigemale und zwar bei ſehr außerordentlichen und ſehr feierlichen Gelegenheiten in dieſem abgetragenen Kriegskleid geſehen, und er hätte heute davon etwas Ungewöhnliches erwarten dürfen, wenn ſeines Erzeugers Geſichtszüge auch nicht in ſo ernſten Falten gelegen und mit dem Ausdruck von Feierlichkeit und Würde angethan geweſen wären, ein dem Sohne von den Kindtaufen, Abendmahlsbegehungen kranker Perſonen, Leichenbeſtattungen und andern amtlichen Handlungen ſeines Vaters gar wohl bekannter Ausdruck.

„Mein Sohn,“ nahm der etwas wunderlich ausſehende kleine Schulmeiſter das Wort, „ich habe dieſen Rock heute für Dich allein angezogen, um dem, was ich Dir zu ſagen habe, bevor Du aus dem Vaterhauſe gehſt, einen größern Nachdruck zu geben, denn gerade dieſes Soldatenkleid, welches mit meinem Amte nichts zu ſchaffen hat, wird Dir den einleuchtenden Beweis von der Wahrheit meiner Behauptungen geben. Und überdies iſt der heutige Tag ein ſehr wichtiger für uns Beide. Ich entlaſſe Dich dem engern kindlichen Gehorſam und trete zu Dir in das Verhältniß des älteren Freundes zum jüngern. Ich befehle Dir von heute nicht mehr und verlange kein blindes Gehorchen, ſondern ich ſuche Dich durch Vernunftgründe zu überzeugen und ehre Deinen eignen, auf eben ſolchen Gründen beruhenden Willen. Das Meiſte, was ich Dir heute ſagen werde, wird Dir nicht unerwartet kommen; denn es iſt das Reſumé meiner zeither Dir ertheilten Lehren und Ermahnungen. Einiges, womit ich Dir mein volles Vertrauen an den Tag lege, wird Dir neu ſein. — Oft, wenn ich in meiner reifern Jugend und in meinem frühern Mannesalter die traurigen Folgen von Fehlgriffen und Irrthümern ſchmerzlich zu empfinden hatte, ſprach ich ſeufzend zu mir ſelbſt: ach, hätteſt Du doch einen erfahrenen, einſichtsvollen Vater oder väterlichen Freund gehabt, der Dir gerathen und Dich aufmerkſam gemacht hätte auf die rechten Lebenswege, die man doch ganz unmöglich aus eigner Erfahrung kennen kann! Wie viele Verluſte wären mir erſpart worden! wie manche bittre Frucht hätte ich nicht zu verſchlucken gebraucht! Ja ich darf wohl behaupten, ich ſtände nicht als ein armer elender Schulmeiſter vor Dir, wenn ich einen wohlmeinenden Leiter meiner Jugend gehabt hätte; denn wahrlich ich bin zu höhern und beſſern Dingen geboren, als der Brut der elbenaer Bürgerſchaft die erſte Appretur zu geben. Bei ſolchen trübſeligen Gelegenheiten gelobte ich mir dann im Stillen, wenn mir der Himmel Kinder beſcheeren würde, ihnen ein treuer Führer und Lenker zu ſein, und ihnen die Vortheile meiner Erfahrungen zuzuwenden. Wahrlich, mein Theodor, Du ſollſt ~~mir~~ nicht eine ſo böſe Schule durchmachen, wie ich; Du ſollſt nicht auf der harten Bank der Entbehrung liegen, wie ich. Meine ſchlimmen Tage ſollen Dir zu gut kommen, und auch meine Leidenszeit hat ein Ende; denn ich bin endlich auch klug geworden, und mit dieſer Klugheit wollen wir ferner unſern Weg gehen, der zu ganz andern und erfreulichern Zielen führen wird, als ich bisher erſtrebt habe.

Mein lieber Junge, vor allen Dingen hüte Dich groß von den Menſchen zu denken. Das iſt eine ſehr thörichte Schwärmerei, die vielen Schaden anrichten kann, den meiſten aber dem Schwärmer ſelbſt, der die Menſchen überſchätzend und nach ihren herrlichen Anlagen und Begabungen beurtheilend, ſie für halbe oder wohl gar ganze Engel hält, oder auch, wenn dies nicht der Fall iſt, ſie doch dazu zu bilden die unnütze Mühe übernimmt. Das iſt eine Siſyphus-Arbeit, mein Kind, welche niemals ein andres als ſelbſt im beſten Falle nur ein ſehr armſeliges Reſultat liefert. Ich kannte in meiner Jugend einen ſehr originellen Menſchen, der wegen ſeiner großen und ungewöhnlichen Liebe zu den Hunden allgemein mit dem Namen „Hundefunk“ bezeichnet wurde. (Er hieß nämlich Funk.) Wenn er auf der Straße ging, liefen ſtets ſechszehn bis vierundzwanzig Köter von allen erdenklichen Größen und Racen mit ihm, und ſeine Wohnung glich einem großen Hundeſtall, in welchem er den Wärter machte. Er ließ allmälig ein nicht unbeträchtliches Vermögen von dieſen ſeinen vierbeinigen Freunden und Schmeichlern auffreſſen. Der Mann hatte viel gelebt und mit einem warmen gefühlvollen liebebedürftigen Herzen natürlicher Weiſe ſehr ſchlimme Erfahrungen gemacht. Ein genialer und ſogar jovialer Menſch, war er doch zu einer dunkelgefärbten praktiſchen Ueberzeugung gekommen, die ſich bei ihm zur ſtehenden Redensart ausgebildet hatte, und dieſe war: ‚Der Menſch iſt von Haus aus eine Beſtie. Willſt du aufopfernde Liebe und Treue, ſo wende dich zu den Hunden.‘ Damals glaubte ich dem guten nun längſt verſtorbenen Hundefunk nicht; ich witterte etwas von einer biſſigen Hundenatur in ihm, wenigſtens hielt ich ihn für einen Narren; denn ich ſchwärmte damals noch für die ſogenannten edeln und erhabenen Eigenſchaften des Menſchen, die Bürgen ſeiner Gottesabſtammung und künftigen Himmelsbürgerſchaft. Unter den Worten Tugend, Freiheit, Vaterland, Religion, Menſchenliebe dachte ich mir etwas Poſitives; ich bildete mir ein, ſie wären wirkliche Dinge, nicht bloße Gedankenbilder, und meinte, durch ihre eifrige Kultivirung werde die Menſchheit zu einem ganz unausſprechlich hohen und ſchönen Glückszuſtand emporgehoben werden, von dem ich freilich nichts weniger als einen klaren

Begriff hatte. Das iſt ja aber eben das eigenthümliche Weſen der Schwärmerei, daß ſie ſich von ihren Vorſtellungen und Phantaſiebildern keinen klaren Begriff macht. Denn dieſer würde jene ſogleich aufheben und vernichten. Der Schulſtaub, jenes wunderliche Erzeugniß deutſcher Gelehrtenpedanterei, welches von den Klugen und Dummen zugleich als Sonnenſtaub und als Befruchtungsſtaub der Blume des Menſchengeiſtes austrompetet und ausgerufen wird, wie der Teufelsdreck aus der Arzneiküche des Quackſalbers von ihm und ſeinem Hanswurſt als untrügliche Panacee für alle Krankheiten — von den Klugen aus Egoismus, von den Dummen aus Dummheit — dieſer Schulſtaub lag damals noch fingerdick und ſchwer auf meinem Geiſte, und er hat immer die charakteriſtiſche Wirkung auf den Menſchengeiſt, daß dieſer die Dinge der Welt für etwas ganz Anderes anſieht, als ſie in Wirklichkeit ſind. Ich werde beiläufig geſagt, ſehr fleißig darüber wachen, daß kein Atom des Schulſtaubes auf Dir haften bleibt; ich werde aus Leibeskräften bürſten, kehren und blaſen, um Deinen Geiſt rein und blank zu erhalten, und ſein Auge klar und ungetrübt. Genug, jetzt weiß ich, daß Hundefunk vollkommen Recht hatte, daß er ein wahrer praktiſcher Philoſoph, ich aber damals der beſchränkte Narr war. Denke klein, ſehr klein, möglichſt klein von den Menſchen! Denke, wie **Hundefunk**: der Menſch iſt von Haus aus eine Beſtie! und Du wirſt nie eine traurige und demüthigende Täuſchung erfahren.

Es iſt wahr, mein Sohn, der Menſch hat von der ſchaffenden Natur Anlagen erhalten, die ihn, wenn ſie ausgebildet würden, zu einem verehrungswürdigen herrlichen Weſen machen würden. Aber ſie werden eben nicht von ihm ausgebildet, oder ſie werden vielmehr ſo corrumpirt, daß der Menſch gerade das Gegentheil von dem wird, was er hätte werden ſollen, nämlich ein grundſchlechtes und verächtliches Geſchöpf. Seine guten Anlagen ſcheinen in der That nur da zu ſein, daß ſie mit Abſicht und Fleiß in ihr Gegentheil verkehrt werden, eben ſo wie die Begriffe von Tugend, Menſchenwürde, Rechtſchaffenheit, Treue u. ſ. w. nur da ſind, um als ſchöne Masken dem Laſter, der Gemeinheit, dem Betrug und der Untreue zu dienen, damit ſie ſicher und bequem ihre Wirthſchaft treiben können. Der größte Dichter, welcher gelebt hat, William Shakspeare, ſagt in dieſer Beziehung:

‚Kein Laſter iſt ſo blöde, das von Tugend
Den äußern Schein zu borgen nicht verſtände.‘

Je ſchlauer das Laſter, oder um die Sache mit einem nicht ſo abſchreckenden und richtigern Namen zu bezeichnen, die praktiſche Lebensweisheit iſt, deſto täuſchender wird ſie den Schein der Tugend annehmen. Die wirkliche Tugend iſt ein Abſtractum, ein Unding, ja in den beiden Worten ‚wirkliche Tugend‘ liegt ein Widerſpruch im Beiworte, wie die Gelehrten ſich ausdrücken: eine contradictio in adjecto, wie in den Worten ‚eine eckige Kugel.‘ So wenig die Kugel eckig ſein kann, ſo wenig die Tugend wirklich. Tugend iſt ein Gedankending, von Jedem anders und ſchöner herausgeputzt, ein prächtiger Schönſchirm, hinter welchem der Egoismus für eigne Rechnung ungeſtört arbeitet. Wer die Kinderjahre hinter ſich hat und noch an „wirkliche Tugend“ glaubt, iſt entweder ein überſpannter Narr oder ein großer Dummkopf.‘ Einer der größten Politiker, welcher zu gleicher Zeit chriſtlich katholiſcher Prieſter war, der Fürſt Talleyrand, hat die ſehr beherzigungswerthe Aeußerung gethan: ‚die menſchliche Sprache ſei dazu da, um ſeine Gedanken zu verbergen.‘ Ueberhaupt bitte ich Dich, da ich Dir einmal dieſen berühmten Namen genannt habe, ſuche den Charakter des außerordentlichen Mannes, der ihn führte, aus der neueſten Geſchichte zu ſtudiren und erwähle ihn Dir zum Vorbilde. Denn die Grundſätze der hohen Diplomatie und ächten Staatsweisheit, deren großer und mit Recht bewunderter Meiſter Talleyrand war, werden mit nöthigen Accommodationen mit dem beſten Erfolg auf alle, ſelbſt die kleinſten Lebenszweige angewendet. Es iſt nichts wirklich unbedeutend, und aus dem Kleinen arbeitet man ſich mit Klugheit zum Großen empor. Talleyrand war in ſeiner Jugend ein unbedeutender Prieſter, aber noch ſehr jung wurde er ſchon ein Mann von Einfluß, und jetzt iſt er ein enorm reicher Fürſt und jeder Regierung in Frankreich unentbehrlich, eben weil ſeine Grundſätze die jeder Regierung, die ſich erhalten will, ſein müſſen. Suche Dir ſo viel als möglich von dieſem großen Manne anzueignen; ein Genie biſt Du auch. Erinnere Dich ſtets, daß Ehrlichkeit nicht allein bei den Diplomaten eine Dummheit iſt. Die alten guten deutſchen Sprichwörter: ‚ehrlich währt am längſten‘ und ‚ehrliche Hand geht durch's ganze Land‘ ſind allerdings wahr, aber ſie enthalten, wie alle Sprichwörter, eine ſehr zweideutige Wahrheit; denn ehrlich währt deshalb am längſten, weil es nur ſehr geſunde und ausdauernde Koſt erhält, nämlich Brod und Waſſer, und ehrliche Hand geht durch's ganze Land — betteln oder arbeitet ſich Schwielen. Ein kluger Mann ſoll weder ſtehlen noch gemein betrügen. Wer ſolches thut, verdient Galgen, Staubbeſen und Zuchthaus. Aber ein kluger Mann ſoll in allen Lebensverhältniſſen ein feiner Diplomat ſein, und von den Diplomaten hat ein ſehr großer Staatsmann, der engliſche Lord Chatam, geſagt: ‚wenn wir nur eine Stunde ehrlich ſind, ſo ſind wir eine ganze Ewigkeit verloren.‘

Eine Hauptlebensregel des praktiſchen Weltweiſen iſt: die Dinge zu nehmen, wie ſie wirklich ſind. Dazu gehört aber, daß man ſich die Fähigkeit erhalte oder erwerbe, die Dinge auch richtig zu erkennen d. h. daß man alle fünf Sinne und den Geiſt friſch und klar habe. Ich denke, das iſt bei Dir der Fall, wie bei mir. Wir brauchen keine Brille, um zu ſehen, kein Hörrohr, um zu hören; wir haben uns die Naſen nicht mit Schnupftabak, und die Zungen nicht mit Gewürzen verdorben. Ebenſo ſind unſre Gefühlsnerven in beſter Beſchaffenheit, und unſer Geiſt iſt nicht durch Vorurtheile, Aberglauben und Schwärmerei umnebelt. Wir ſind nicht berauſcht von großen Ideen, welchen nichts Wirkliches entſpricht, wir erfreuen uns vielmehr eines ſehr nüchternen und klaren geſunden Menſchenverſtandes, der ſich kein X für ein U machen läßt. Das haben wir der Mutter Natur und meinen Lebenserfahrungen, Du aber beziehentlich Deiner von mir erhaltenen Erziehung zu verdanken. Grund und Boden iſt alſo gut und feſt bei uns; bauen wir mit Umſicht und Geſchicklichkeit aus dem vorhandenen Material ein ſolides Haus darauf, ſo kann es uns nicht fehlen, daß wir bequem und ſicher darin wohnen und uns des lieben Lebens auf jede nur mögliche und erdenkliche Weiſe darin erfreuen. Zu dieſem Behufe laß uns denn gleich einmal mit unſern geſunden leiblichen und geiſtigen Sinnen nach dieſem uns nöthigen Material umſchauen d. h. nach den Menſchen, unſern Mitlebenden, und ſie von allen Seiten betrachten. Ich weiß nicht, wie viele Menſchen leben, man ſagt: gegen tauſend Millionen, aber das weiß ich, daß im Verhältniß zur Geſammtzahl derjenigen Geſchöpfe, welche dem Menſchengeſchlecht durch körperlichen und geiſtigen Organismus angehören, nur ſehr wenige den Namen ‚Menſch‘ in ſeiner wahren und rechten ſittlichen Bedeutung verdienen, und daß ſich die ungeheure Mehrzahl bis zu dieſer Stunde unſres ‚erleuchteten‘ Jahrhunderts trotz aller geiſtigen Bildungsmittel nur ſehr wenig und ohne merklichen Unterſchied über das Niveau der ‚verſtändigen‘ Thiere erhoben hat. Die Vernunft, das eigentliche charakteriſtiſche Element des Menſchen, ſcheinen bei weitem die Meiſten nur empfangen zu haben, um unvernünftiger zu handeln, als ein Thier. Ich muß immer wieder an meinen alten Freund Hundefunk erinnern, der bei den Hunden ſuchte und fand, was er bei den Menſchen vergeblich ſuchte, Liebe und Treue. Eigentlich nähert ſich nur eine von den fünf Menſchenracen, wie ſie Blumenbach aufgeſtellt hat, einigermaßen, wenn auch noch ſo entfernt, dem Ideal des Menſchen, es iſt die kaukaſiſche, und wenn wir von der vernunftgemäßen Fortbildung des Menſchengeſchlechts reden wollen, ſo können wir nur die Europäer und die von ihnen abſtammenden Amerikaner in's Auge faſſen. Das ungeheure Aſien, die Wiege der Kultur, zählt ſchon nicht mehr mit. Es ſchläft den ſchweren Schlaf der Sinnlichkeit, in welchen es der eiſerne Arm des Despotismus hinabgedrückt und in welchem es der narkotiſche Trank des Fanatismus erhalten hat. In Europa gehen die großen Maſſen verſklavtes und verthiertes Landvolk in Rußland, Polen, Griechenland, ja aller öſtlichen Länder ab. Durch Kultur erworbenes Menſchenthum iſt ſelbſt in den Städten wenig zu finden. Ein gleiches Verhältniß findet in Italien, Portugal, Spanien ſtatt. Auf dem Lande Fanatismus und Dummheit, in den Städten Unglaube, Heuchelei und Unſittlichkeit. Welch eine unergründliche Maſſe von Dummheit liefert die republikaniſche Schweiz! Drei Viertel der Bevölkerung des geprieſenen Frankreichs ſind geiſtig auf unglaubliche Weiſe vernachläſſigt. In England iſt das Verhältniß etwas beſſer, aber die des Menſchen einigermaßen würdige Geiſteskultur iſt doch erſt nur bei einem Drittheil der Nation zu finden. Das katholiſche Irland iſt wegen ſeiner Rohheit und Dummheit berüchtigt. Laß uns bei unſerm lieben Deutſchland ſtehen bleiben, wo bekanntlich die meiſten Bücher gedruckt werden und die meiſten Schulen und Univerſitäten beſtehen, überhaupt im Verhältniß zu allen übrigen Ländern des Erdbodens die meiſten ſogenannten ‚gelehrten‘ Leute leben. Sollte man nicht meinen, das deutſche Volk müſſe durchweg je nach dem Grade ſeiner individuellen geiſtigen Anlagen gebildet, denkfertig, vernünftig handelnd ſein? Liebſter Schöpfer, und welche babelſche Thurmverwirrung herrſcht gerade in den deutſchen Geiſtern! Kaum daß ſie ſich über das A B C haben vereinigen können; denn in der That ſchreiben viele alte und eigenſinnig trotzige Köpfe noch ein C und ein Y, wo geſcheidte Leute ein K und ein J ſetzen. In manchen katholiſchen Ländern Deutſchlands lagert in den Köpfen der Bewohner des Landes und der kleinen Städte eine cimmeriſche Finſterniß. Wer ſich nicht durch eigne Anſchauung von der gräßlichen Dummheit dieſer katholiſchen Bevölkerung an Ort und Stelle überzeugt hat, wird ſich ſchwerlich einen rechten Begriff davon machen können. Und in vielen proteſtantiſchen Ländern iſt es nicht beſſer. Wenn man da keine Marienbilder anputzt, ſo putzt man Kanzel, Altar und Taufſtein an, kauft Leuchter und Kunſtblumen; man putzt den Herrn Paſtor mit einem neuen Chorrock u. dgl. Pfiffiger ſind die Leute allerdings im gewöhnlichen Lebensverkehr, aber was Staatswirthſchaft, Gemeindeleben, ja nur Hebung und Beſſerung der Landwirthſchaft betrifft, da liegen Dummheit und Verkehrtheit gleich wieder wie böſe Nebel auf den Köpfen. Leicht wird man verführt zu glauben, in den Städten ſei es beſſer, weil die Bürger etwas geſchliffener und polirter ſind als die Bauern. Der Schein trügt. Von der wahren Aufklärung, die des Menſchen Natur ergründet und jedes Vorurtheil, jeden Aberglauben abſtreift, ſittlich beſſert und Glück und Zufriedenheit des Einzelnen, wie der Geſammtheiten fördert, von dieſer Aufklärung ſind die Bürger in Maſſe ſo fern wie die Bauern; es herrſcht eine ganz gräuliche Verwirrung in den Köpfen des gewerbetreibenden Standes ſogar über die Dinge, die ihnen zunächſt liegen, ihre eignen Gewerbsintereſſen. Man kann getroſt annehmen, daß immer das Dümmſte, Abgeſchmackteſte und ihnen ſelbſt Verderblichſte den Sieg über die beſſere Anſicht davon trägt. Dazu kommen Hochmuth, Eitelkeit, Vornehmthuerei, Sucht zu glänzen und etwas aus ſich zu machen, was ſie nicht ſind. Mir iſt ſo ein einfacher ehrlicher dummer Bauer doch tauſendmal lieber, als ſo ein aufgeblaſener verzwickter, verbauter und verſchrobener Bürger, ſolch ein unausſtehlicher Narr in Folio, bei dem man ſich alle Worte erſparen und ihn vielmehr gleich mit dem Stocke tractiren möchte. Wir kommen zu den höhern Ständen, zum Heere der Staatsbeamten vom letzten Schreiber bis zum Staatsminiſter hinauf, zu den vornehmen Geſchäfts- und Geldleuten, den ſogenannten Studirten, Gebildeten. Da muß doch nun die wahre vernunftgemäße Bildung ſitzen? Die müſſen doch den rechten Begriff von der hohen herrlichen Menſchenwürde haben? Die müſſen doch für Recht, Ehre, Vaterland, Menſchenwohl begeiſtert ſein? Ja das Alles muß ihnen ſo zu Saft und Blut geworden ſein, daß jedes ihrer Worte, jede ihrer Handlungen ein Ausfluß des guten Genius der Menſchheit iſt, der ſie bewohnt, und daß ſie eher das Leben laſſen, als nur einen Augenblick das hohe Ziel ihres Strebens aus dem Auge, allgemeines Menſchenglück. — Du lächelſt, mein Sohn! Du weißt ſchon aus der Erfahrung Deiner Jugend, daß die Wege gerade dieſer Leute die entgegengeſetzte Richtung einſchlagen, daß die traurigſte moraliſche Abſpannung, jene berüchtigte Blaſirtheit, daß Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Wohl und ſtinkender Egoismus nirgend größer ſind als unter den höhern Ständen. In der That ihre größte Kunſt und ihr Hauptverdienſt beſteht darin, ſich trefflich zu maskiren und zu verlappen und ſehr fromm und tugendhaft, ſehr edel, ſehr gemeinnützig, ſehr ehrlich zu ſcheinen. Den äußern Schein von der Tugend zu erborgen, dahin geht all ihr Streben. Komödianten ſind ſie alle, und wer am beſten, geſchickteſten, täuſchendſten ſpielt, der wird am beſten bezahlt. Durch dieſe Kunſt unterſcheiden ſie ſich von der rohen Natur des gemeinen Mannes. Willſt Du alſo etwas Erkleckliches tendiren, mein Sohn, ſo werde ein guter Schauſpieler auf der Weltbühne!

Die heutige Bevölkerung in Maſſe iſt ohne Glauben, aber auch ohne ächtes Wiſſen, ohne Kraft und ohne Willen. Ihre hervorſtechenden Eigenſchaften ſind: Dummheit, Sklavenſinn, Trägheit, Feigheit, Gleichgültigkeit, Eigenſucht, Genußſucht, gemeine Liſt und Heuchelei. Auf dieſer ekelhaften Brühe ſchwimmen einige Fettaugen; ohne Bild: wir finden unter dieſer faulenden Menge einzelne an Kopf und Herz geſunde, tüchtige, wahrhaft gebildete, edle und liebenswürdige Menſchen, die es ehrlich meinen mit der kranken Menſchheit und Kraft und Willen haben ihr wirklich zu dienen. Das ſind denn ſehr unglückliche Erdenbewohner. Sie ſind viel zu vereinzelt, als daß ſie irgend etwas Erkleckliches ausrichten könnten. Die ‚hochgebildete‘ Hauptſtadt unſres Landes mit ihren 20,000 Einwohnern hat ſchwerlich zehn ſolcher Menſchen; ich kenne nur einen einzigen dort. Sie müſſen alle Schmach und allen Jammer der Erde tragen. Heute jauchzt ihnen der Pöbel: Hoſannah! morgen ſchreit er ihnen: Kreuzige! zu. Der Diakonus Grünholz iſt ein ſolcher Mann. Deshalb mußte er von Saſſenau fort. Ich achte und verehre ihn vor allen Menſchen, aber ich kann nicht zu ihm halten, nicht mit ihm gehen. Er würde mich in ſein Verderben reißen. Sein Sohn Rudolf iſt wiederum ein ſolcher Menſch; er wird noch unglücklicher werden als ſein Vater. Hüte Dich vor ihm, brich alle Gemeinſchaft mit ihm ab. Fliehe alle ehrlichen Menſchenbeglücker! Ich kann es Dir nicht oft genug zurufen. — Sie ſind, wie ſchon geſagt, außerordentlich einzeln geſät dieſe idealen Schwärmer. Woher ſollten ſie auch kommen? Nur die höchſte harmoniſche Intelligenz, die gleiche höchſte Ausbildung des Kopfes und des Herzens vermag ſolche Männer zu erzeugen. Die Intelligenz des Kopfes iſt aber heute noch faſt ausſchließlich bei den höhern Ständen, die Intelligenz des Herzens fehlt ihnen, und ſie ſind in voller ſittlicher Fäulniß begriffen. Die Maſſe bleibt aber ewig dumm und ſchlecht. Sie war es zu Sokrates' und zu Chriſti Zeiten, und iſt es heute noch eben ſo. Fortſchritt im Großen und Allgemeinen iſt ein Hirngeſpinnſt, die Menſchheit hat als ſolche kein Ziel; ſie dreht ſich ewig im großen Kreiſe, wie der Färbergaul. Die Klugen und Talentvollen herrſchen und genießen; die Maſſe ſchreit, arbeitet und gehorcht. Der Geſcheidte muß die allgemeine Schwäche, den großen Unverſtand der Menge für ſich benutzen, will er etwas tendiren. Das iſt ſtets ſo geweſen und jetzt nöthiger als je. Willſt Du nicht Amboß ſein, ſo ſei Hammer! Weiter bleibt Dir keine Wahl. Das Genie von heute, das nicht mit dem Strome geht, muß landflüchtig werden. Es giebt auch nicht viel Genies. Das Beſte in ſeiner Art iſt auch ſtets das Seltenſte. Ein Genie muß entweder ein großer Schauſpieler werden (alle Andern ſind kleine) und durch die geſchickteſte Heuchelei und

Intrigue ſeiner Umgebung den Fuß auf den Nacken zu ſetzen ſuchen, oder aber an der harten Lüge des Lebens zerſchellen. Ich möchte nicht, daß Du die letztere Partie ergriffeſt. Du wirſt es nicht. Wir müſſen uns, wie einmal die Umſtände ſind, an diejenigen anſchließen, die wir gründlich verachten; wir müſſen denen dienen, die wir für die ſchlechteſten Subjecte halten, um ſie uns mit der Zeit dienſtbar zu machen und ihre Schultern als Stufen unſres Glücks zu gebrauchen.

Mit der Ehrlichkeit läßt ſich eben durchaus nicht regieren. Seit zwanzig Jahren iſt die Geſchichte weiter nichts als eine Reihe von großen und kleinen Lügen aller Geiſter, eine ununterbrochene Heuchelei — was ſag' ich! es iſt ſeit dreihundert Jahren, es iſt immer ſo geweſen, und es wird immer ſo ſein. Erſt nannte man das puniſche Treue, dann griechiſche, ſpäter ſpaniſche, man wird es nun bald deutſche Treue nennen. Die Dummen ſelbſt kommen endlich dahinter, daß es mit der gerühmten Ehrlichkeit nichts iſt. Nur die Allerdümmſten ſind noch ehrlich und jene herrlichen Menſchen, die unſre ganze Hochachtung und unſer ganzes Bedauern beſitzen, und die wir als die Edelſten und Beſten fliehen müſſen wie Peſtkranke. Das alte Sprichwort bleibt ewig wahr: die Welt will betrogen ſein, deshalb werde ſie betrogen! Wer ſie am meiſten, am beſten, am großartigſten betrügt, den belohnt ſie am reichſten, den ſtellt ſie am höchſten, den hält ſie am meiſten in Ehren. Staat und Kirche, die ganze ſogenannte geſellſchaftliche Ordnung, der ganze Lebensbaum iſt ein Betrug, eine Lüge. Er gleicht auf's Haar einem Weihnachtsbaume.

Ohne Wurzel, die ihm natürliche Säfte aus der Erde zuführten, ſteht er doch feſtgerammelt in einem Klotz. Er wankt und weicht nicht, er ſteht wie eine Mauer. Ueberaus reich iſt er mit vergoldeten Aepfeln, Nüſſen, Pfefferſcheiben und Confituren behängt; tauſend zierliche Wachslichter brennen in ſeinen Zweigen; ein papierner Engel ſteht auf ſeiner Spitze und beſchützt ihn ſcheinbar. An ſeinem Fuß liegt hölzerner und papierner Spielkram, bleierne Soldaten, Näſchereien, neue Kleider, Tand und Putz, Alles möglichſt bunt. Kinder, Narren und Heuchler tanzen jubelnd um ihn herum und ſuchen von der glänzenden Herrlichkeit zu erhaſchen was ſie können. Die Erſtern glauben, daß die vergoldeten Näſchereien und Lichter am Baume gewachſen ſind, die Andern ſchwören es zu glauben, und dieſe wiſſen es ſo einzurichten, daß ſie das beſte Theil davon tragen. Mit der Zeit wird der Baum abgerupft und rein geplündert ſein, und die Völker werden nicht mehr ſo thöricht ſein, ihn wieder anzuputzen; die Nadeln werden abfallen, er wird ganz kahl werden, und ein Sturm ihn endlich umwerfen. Aber damit geht's ſo ſchnell nicht, darüber kann noch ein Jahrhundert hingehen, vielleicht noch länger, und Du begreifſt, lieber Sohn, daß wir darauf nicht warten können. Baue Dir alſo friſch und kühn aus dem vorhandenen, Dir geſchilderten Material Dein irdiſches Glück zuſammen, oder vielmehr: laß uns gemeinſchaftlich unſer Glück bauen! Du wirſt nun begreifen, daß das eben keine unüberwindlichen Schwierigkeiten hat. Heuchle fein und gewandt: ſchwöre und thue als ob Du Alles glaubſt und heilig hältſt, was die Kirche will; ſchmeichle anſtändig und mit Geſchick;

mache Dich beliebt und unentbehrlich, beſonders vornehmen und einflußreichen Frauen. Sei nie kriechend, aber zur rechten Zeit und bei den rechten Leuten dienſtfertig, gefällig. Habe nie eine eigne Meinung bei Leuten, die über Dir ſtehen. Stelle Dich an als zerriſſeſt Du Dich um das Wohl des Staats und der Menſchheit, diene aber nur den Vornehmen und Mächtigen d. h. Dir ſelbſt. Laß Dir nicht merken, daß Du ihnen in die Karte ſiehſt. Sie werden es endlich von ſelbſt inne oder zeigen Dir ihr Spiel, fragen Dich um Rath und ziehen Dich als brauchbaren Kopf in ihr Intereſſe. Dann zeige Dich als kluger und geſchickter Spieler. Die talentvollen Schauſpieler merken es bald genug, daß Du ihnen nacheiferſt und ebenbürtig biſt. Sie machen gern Compagnie mit Dir. Sei aber in der Wahl vorſichtig. Nach unten ſei kalt, ſtolz, zurückgezogen, apart, wo es angewandt iſt; wo nicht: gleichgültig. Strebe unabläſſig nach Geld, Kenntniſſen und Macht. Durch reiche Geiſtesbildung kannſt Du Alle überflügeln und Dir dienſtbar machen; denn damit ſteht es trotz aller Bildungsanſtalten überall ſchlimm genug aus.

Und fürchte Dich nicht etwa vor einer Revolution. Seit 1830 iſt man über das Weſen der Revolutionen klar. Sie könnten dem Abſolutismus und Despotismus nicht beſſer in die Hände arbeiten, wenn die Fürſten ſie ſich beſtellten. Die Deutſchen werden es niemals zu einer Revolution bringen, wenigſtens die Mitlebenden und die Leute dieſes Jahrhunderts nicht. Sie ſind ein feiges, ſklaviſches, erbärmliches Volk. Die Franzoſen aber ſind noch ſchlechter. Was haben denn die franzöſiſchen Revolutionen weiter bewirkt, als daß ſie dem beſten und ſchlauſten Schauſpieler Frankreichs, dem Herzog Louis Philipp von Orleans, zur Königskrone verholfen haben?

Ich habe bis jetzt im Allgemeinen geſprochen; ich füge noch einiges Wenige über mich ſelbſt hinzu. Du weißt ich war früh verwaiſt. Mein Vater, ein ſubalterner Beamter hinterließ mir und meinen Geſchwiſtern ein kleines Vermögen. Ich ſaß damals in Prima in Saſſenau und hoffte, daß mein Erbtheil ausreichen würde, um mich meine theologiſchen Studien vollenden zu laſſen. Aber wenige Jahre ſpäter erhob ſich Deutſchland zu jenem ſchönen Kampfe gegen den korſiſchen Uſurpator und ſtellte ſeine begeiſterte Jugend unter die Waffen. Es war die Periode der großen und allgemeinen Schwärmerei. Den Meiſten waren Vaterland, Freiheit, Mannestugend, Recht, Chriſtenthum eine Wahrheit, an die ſie glaubten, für die ſie freudig in den Tod gingen. Wie hätte ich mich, der ich ohnedies zu einer idealen Auffaſſung der menſchlichen Dinge hinneigte, dieſen ſtarken Einflüſſen entziehen und nicht mit der Fluth gehen können? Wenn ich mir jene Tage vergegenwärtigen will, wo ich einer der Begeiſtertſten bei einem neuen Liede Körner's, Schenkendorf's und Arndt's in Thränen ausbrach und keinen heißern Wunſch hatte, als für mein Vaterland auf dem Felde der Ehre zu ſterben, ſo kommt mir das Alles wie ein ſchöner Traum vor. Das Erwachen war um deſto ſchmerzlicher. Ich drängte mich mit andern meiner Mitſchüler zu den Fahnen und wurde freiwilliger Jäger. Während der Feldzüge ſchwang ich mich durch Eifer, Tapferkeit und Intelligenz zum Offizier empor. Nach den Feldzügen wartete ich auf Erfüllung der ſchönen Verſprechungen, die mir gemacht worden waren und da ſie ausblieben, wurde ich dringend; denn mein kleines Vermögen war aufgezehrt, und ich ſah mich vergebens nach Hülfe um. Bald mußte ich zu meinem Schmerze bemerken, daß ich den Machthabern und einflußreichen Leuten ein ſehr unbequemer Menſch war, weil ich nicht aufhören konnte, auf Fürſtenwort, Manneswort, auf Treu und Glauben, auf Tugend und Redlichkeit zu pochen und der ſchleichenden Schelmerei den Fehdehandſchuh ins Geſicht zu ſchleudern. Man verdächtigte mich und gab mich dem Hunger Preis. An Vollendung meiner Studien war natürlich nicht mehr zu denken. Als Soldat hatte ich mich mit Deiner Mutter verlobt; denn jeder Krieger mit Gott für König und Vaterland mußte ſeine Braut haben. Mit ihrer Hülfe beſuchte ich noch ein Jahr das Schullehrerſeminar und wurde dann — Schulmeiſter. Der deutſche Schulmeiſter aber iſt der unglücklichſte aller Sterblichen. Kein Menſch von all den großen Leuten hat ſich jemals wieder um mich bekümmert. Ich grollte mit ihnen, mit der ganzen Welt, die ſich natürlich daraus ganz und gar nichts machte. Ich ſuchte Troſt und Heilung meines Schmerzes in der Muſik. Sie iſt in faulen Zeiten eine wahre Panacée. Im Laufe der Jahre begriff ich immer mehr, wie recht mein alter Hundefunk gehabt, und als ich am Sarge Deiner Mutter ſtand, der armen geliebten Frau, der ich nur ein kummervolles Loos hatte bieten können und die ein ſo ſchönes verdient hatte, da zerdrückte ich die Thräne des bitterſten Schmerzes im Auge und ſchwur in ihre kalte Hand ihre Kinder zu glücklichern Menſchen zu machen. Seit jenem Tage bin ich umgewandelt. Mit Flammenſchrift ſtand mir der Aufruf ſtets vor der Seele: ‚die Welt will betrogen ſein; betrüge ſie!‘ So bin ich denn ein Frommer geworden, ein Bibelgläubiger, ein brauchbarer Mann. Die Hohen und Mächtigen haben meine alte Dummheit vergeſſen und trauen mir. Ich werde nächſtens der Schwiegerſohn des ſteinreichen Matthias Dreyßig. Der Kirchenrath Lehmann hat ein Auge auf mich geworfen; Doctor Frenzel hat mich in Protection genommen, in der Reſidenz nimmt man Notiz von mir. Du ſiehſt wir ſind auf dem Wege, es zu etwas zu bringen und ich, Rache an der Natterbrut zu nehmen, die mich dafür ins Elend ſtieß, daß ich an Menſchentugend glaubte, auf Manneswort und Treue vertraute.

Aber um ein recht glänzendes, mich ganz befriedigendes Ziel zu erreichen, dazu bedarf ich meiner Kinder. Du wirſt von mir geführt den rechten Weg gehen; Cornelien haben die Natur und ich zur bedeutenden Sängerin beſtimmt; ihre Mittel ſind brillant. Ich werde ſie ſelbſt ausbilden ſo weit ich vermag, und ihr dann die letzte Schule in Prag auf dem Conſervatorium geben laſſen. Auch ſie wird eine bedeutende Carriere machen. Dieſe Ueberzeugung ſchöpfe ich nicht nur aus meinem eignen Urtheil, ſondern auch aus dem des Fräuleins Roſa Feige. Dieſe junge Künſtlerin iſt eine ſehr kluge, ſehr geſcheidte, ſehr gewandte und ſehr unternehmende Dame. Sie iſt von unſrer Partei und nicht allein auf den Bretern, die die Welt bedeuten, eine ſehr geſchickte Schauſpielerin, ſondern auch auf denen, welche die Welt wirklich ſind. Wir verſtehen uns ganz. Was auch ihre geheimen Pläne ſein mögen, wir werden immer zu ihr halten. Schon verdank' ich ihr die Anwartſchaft auf bedeutenden Reichthum. Du wirſt wohl thun, ihr ſtets alle mögliche Aufmerkſamkeit zu erweiſen, und Du wirſt ſtets von ihr profitiren. Ueberhaupt thue ja die Augen recht auf und ſieh Dir die Leute an, und den Rechten eifre nach. Da nimm z. B. meinen künftigen Schwiegervater. Der hat es von einem armen Flickſchuſter- zum Millionär gebracht. Ich will Dir zum Schluß nur einen einzigen Zug aus ſeiner Geſchichte erzählen, Dir zum Beweis, wie die Menſchen behandelt ſein wollen. Matthies betrieb neben mancherlei anderem Handel auch einen beträchtlichen Holzhandel und kaufte der herzoglichen Kammer jährlich immer für acht bis zehn tauſend Thaler Holz ab. Der Ertrag des oberndörfer Forſtes wurde dadurch ſehr bedeutend. Bei der böſen Finanzwirthſchaft fehlte es der Kammer aber nicht ſelten an Geld, die Löhne der Holzhauer zu bezahlen, und deshalb kam ihr Dreyßig's Anerbieten ſehr gelegen, die Auszahlungen der ſämmtlichen Waldarbeiter zu übernehmen und zwar um weit billigere Preiſe, als bisher gezahlt worden waren und ſie dann in Abzug zu bringen. So brachte der ſchlaue Mann alle Waldtaglöhner in Abhängigkeit von ſich. Seit der Zeit erſparte die Kammer ein großes Kapital und die Waldwirthſchaft kam in eine Ordnung wie ſie früher nie geweſen war. Nun erhielt Matthies den Waldhammer vom Forſtamte übertragen, womit alle verkäuflichen Scheite geſtempelt werden müſſen. Er kaufte der Kammer nun noch mehr Holz ab als früher, Bloche für ſeine Schneidemühlen, Bauholz für ſeine Zimmerplätze und Brennholz.

Weil er aber ſtets mit baarem Gelde aufwartete, wenn die Kammer ſolches brauchte, ſo geſtand ſie ihm viele weſentliche Vortheile zu. Sein Hauptvortheil aber war, daß die Holzhauer, die zwar um einen billigern Taglohn arbeiteten, eine Menge Holz für ſich ſchlugen, welches ihnen Matthies heimlich abkaufte und ſtempelte. So bezahlte er jährlich fünfzehntauſend Thaler für Holz an die Kammer, zog aber für dreißigtauſend Thaler aus der Waldung. Die Sache ging prächtig. Der Förſter wurde zum Oberförſter gemacht, der Forſtmeiſter erfuhr die beſondre Gnade des Herzogs, die Kammer hatte ſtets Geld, die Holzhauer waren ſehr zufrieden und lobten die neue Einrichtung mit vollen Backen. Matthies aber war ein unentbehrlicher und gehätſchelter Mann. Kurzum alle Betheiligten von oben bis unten waren ſehr zufrieden. Siehſt Du, ſo will die Welt betrogen ſein. Wir aber, ich und Du wollen den Leuten zeigen, daß wir auch etwas können. Es iſt ſo ſüß und ſo befriedigend, diejenigen zu betrügen, welche ſtets betrügen, und ſie moraliſch zu zwingen, daß ſie uns an der Ernte ihres Betrugs theilnehmen laſſen. Das wollen wir! Und damit geh', Du weißt nun genug."

Theodor hatte ſehr aufmerkſam zugehört. „Mein lieber Vater," ſagte er jetzt, „es iſt mir kein einziges Deiner Worte verloren gegangen; ſie ſind alle auf guten Boden gefallen. Die Saat wird gewiß ſchön aufgehen und uns reiche Früchte bringen. Davon hoff' ich Dir bald den Beweis zu liefern."

Sie umarmten ſich und frühſtückten. Dann ging der Vater im ſchwarzen Kleid ſeines Standes zum Gottesdienſt in die Kirche, und der Sohn reiſete mit den Kameraden ab.

Nachſchlüſſel und Nachtvögel.

Dem ſchönen Frühlingsabende war ein noch ſchönerer Morgen gefolgt, ein ächter wahrer Sonntagsmorgen, nicht allein für die Kirchengänger und frommen Leute, vielmehr für die ganze ſich aufringende, emporſtrebende, ſich verjüngende und verklärende Natur. Anton gab ſeinen Freunden das Geleit. Sie waren alle noch voll von dem Nachgefühl des Genuſſes, den ihnen der geſtrige Abend gewährt hatte. Ihre Unterhaltung ſpann ſchon die Goldfäden der Erinnerung um die Puppe dieſes Genuſſes, die einſt als prächtiger Schmetterling erwachen ſollte. An der Bergſcheide küßten ſie ſich und nahmen Abſchied von einander. Anton ging ſinnend, träumend allein zurück, aber nicht nach der Stadt, nicht nach der Kirche, wohin die hellen Glocken rieſen und wohin zu gehen er durch das ſtrenge Gebot Ebenezer's verpflichtet war; er hörte wohl den freundlichen Geſang der Glocken und erfreute ſich desſelben herzinnig; ſie rieſen und lockten ihn wohl mit ſüßen Schmeicheltönen, aber nicht zum „Gottesdienſt“, und ſeines frommen Prinzipals Gebot kam ihm auch nicht im Entfernteſten zu Sinne. Auf den Berg, auf den Berg, auf die ſonnige Höhe, in den ſchattigen Tann, auf den ragenden Felſenaltan, dorthin zogen ihn die Glockentöne, trieb ihn ſein volles Herz, in welchem es lenzte und Knospen trieb wie im Walde, dorthin, wo ihm Adolfine den erſten brennenden, Mark und Bein, Nerven und Seele durchſchauernden Kuß auf die Lippen gedrückt hatte, wo er zum erſtenmal das heiße Antlitz an ihre wogende Bruſt vergraben hatte, wo ihre Arme ihn umſchlungen und feſt an den üppigen Leib gezogen hatten, wo das ſüße „Du“ zuerſt aus ihrer Seele in die ſeinige gefloſſen war. Dorthin riefen ihn Glocken- und Geiſterſtimmen, von außen, von innen, dorthin riſſen ihn ſtarke Bande des Herzens, unwiderſtehliche, und der Träumer war oben, eh' er ſich's verſah, und ſtand wieder auf der Stelle, wo des Lebens Mai ihm vor wenig Stunden die erſte brennende Granatblüthe erſchloſſen hatte. O ſchöner heißer bunter Traum der erſten Liebe in einer dichteriſchen Jünglingsſeele, was iſt dir gleich? Die ganze Erde, das ganze Leben hat nichts mehr, kein Gefühl, das dir auch nur entfernt ähnlich wäre an Fülle, Schönheit und Erhabenheit des Glücks. Es iſt der erſte Flügelſchlag des Gottes, des plötzlich zum Bewußtſein Gekommenen, daß er Schwingen hat und Saugfäden, ihm eigenſte Beſtandtheile ſeines Weſens, damit er ſich vervollſtändige. Denn das Männliche und das Weibliche bilden zuſammen den Gott oder das ideale Menſchenweſen. Die Sprache iſt viel zu arm, um den Zuſtand ſelbſt, d. h. die Gefühle des erſten Liebesrauſches, als auch ſeine Weſenheit zu beſchreiben. Sind wir doch gewohnt, mit dem Worte „Gott" immer noch einen perſönlichen Begriff zu verbinden, während wir doch auch für das ätheriſche Fluidum, den Grund und die Weſenheit des Menſchen und des Alls kein andres Wort haben. Das Wort „Weltſeele" würde ſchon bezeichnender ſein; aber „Weltſeele im Menſchengeiſte" unterläge ſchon wieder der Gefahr des Mißverſtändniſſes. In keinem Menſchengeiſte kommt die Weltſeele zu reinerer und ſchönerer Blüthe als im Geiſte des Dichters — nicht des Reimers, des Hof- und Stadtpoeten; der freie Flug der Weltſeele hat nichts gemein mit dem klappernden Handwerk — und der Frühling des Lebens, die Liebe, küßt ſie auf zum duftenden Daſein.

Anton war in dieſen Augenblicken ein reiner Genius; die Schmach, womit die gemeine Lebensnothwendigkeit ihn beſudelt hatte, lag tief unter ihm, abgeſchüttelt von ſeinem Fittich, der ſich im glanzwallenden Morgenrothe der Liebe ſchwanenrein gebadet; er ſah ſie nicht, er wußte nichts mehr von ihr; ſein Auge war nur noch für Sonnenſtrahlen empfänglich. Er warf ſich auf die Erde nieder, wo die Herrliche geſtanden, als ſie ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlungen; er küßte die Stelle leidenſchaftlich, auf der ihr kleiner Fuß geruht, als ſie ihn geküßt hatte. Dann ſprang er auf und umarmte und küßte die nächſten Bäume und jubelte es vom Felſenaltan in die weite ſonnige Ferne, in den klaren Frühlingsmorgen hinaus: „Ich liebe ſie, ich werde von ihr geliebt; ſie iſt mein, ich bin ihr eigen!" Und ſeine Worte wurden zum begeiſterten Geſang, zur

Dithyrambe, zum Hymnus, einem ſchönern, wahrern und erhabenern Lobgeſang des Weltgeiſts, des Allgottes, als die chriſtliche Hymne, welche die Gemeinde tief unter ihm in der Kirche ſang. — Dann lief er fort in den Wald über Stock und Stein, über Berge und durch Wieſengründe, einſame Thalungen und Waldgehege, die ſtillen Roſengärten der Poeſie, heute zum Sonntagmorgen menſchenleer. Nur die Waldtaube flatterte vor ihm auf, nur das ſcheue Reh ſprang über ſeinen Weg, nur der Käfer pickte in der Baumrinde, nur die Quelle plauderte, ſeinen Fuß netzend.

Er kam auf eine Waldblöße, die den weiteſten Blick in das offne Land geſtattete. Meilenweit lag es vor ihm in bunter Abwechslung, Weiler und Dörfer, Schlöſſer und Städte, Wald- und Fruchtgelände; tief im Oſten ragten ein Paar Thürme aus dem blauen Dufte der Ferne empor, wie der unbeſtimmte phantaſtiſche Bau eines Märchens; es waren die Thürme des ſaſſenauer Fürſtenſchloſſes; ihm näher und nach Weſten verdeckten einige Höhen die Gegend, wo Igelfingen lag. Er war noch niemals weder in die eine noch in die andre Stadt gekommen, und ſeine Phantaſie hatte oft ſchon raſtlos gearbeitet, ſie nach ihrem Bedürfniß auszuſchmücken. Wie viel Wunderbares, Ungeheuerliches, Abenteuerliches dachte er ſich in dieſen Städten, in ihren Schlöſſern, in dieſer Ferne, in der weiten Welt! Es liegt ein unausſprechlicher Zauber für eine begabte Jünglingsſeele in ſolch prächtiger Fernſicht in eine reiche weite ſchöne Gegend mit Ruinen von Burgen und Klöſtern, mit hohen Kirchen und Schlöſſern, einſamen Höfen und Mühlen, Wirths- und Jägerhäuſern, Dörfern und Städten, mit einer ſtolzen Kapitale, mit hohen Bergkoppen, auf welchen Kreuze ragen oder Telegraphen oder verfallene Bauten, und mit einem Strome, auf welchem Schiffe mit weißen Segeln wie Schwäne gleiten, und das raſchwandernde Auge ſchwelgt in allen dieſen Reizen und führt der lachenden Seele Bilder zu, die ſie ſchöpferiſch umgeſtaltet, während der Fuß gefeſſelt iſt an die hohe Bergfirn, an den Felſengrat und die Halde, die einſamen Waldſtätten zehrender Sehnſucht und phantaſtiſcher Weltflüge. Kennt ihr ſie denn, die ihr da unten geht in euern Städten, die ihr ſteht auf euern Märkten und ſchaut nach den hellmetallnen Zifferblättern eurer Thurmuhren empor und nach den Raben, die die Zinnen eurer Schlöſſer umkreiſen, die ihr an einander vorüber drängt in wilder Haſt auf euern volkreichen Straßen im lebendigen Verkehr, kennt ihr denn dieſe wildflammende Sehnſucht einer träumeriſchen Jünglingsſeele, die fern im dunkelwaldigen Gebirg auf einſamer Felſenwarte das brennende Auge und die unklaren Wünſche nach dieſen Thürmen und Zinnen herabſchickt? Ihr habt keine Ahnung davon, und ihr ſeid ſie nicht werth. Nur ſein Traum iſt würdig der Sehnſucht und der Poeſie des Jünglings; nur ſein Traum iſt ſchön, reich, bunt und ſüß. Er lebt und träumt raſch die ganze Romantik verklungener und verglühter Zeiten in ſich noch einmal durch. So wiederholt jeder ſchöpferiſche Geiſt die Weltgeſchichte in der eignen Seele.

Nie wird die Sehnſucht, in die weite Welt zu wandern und ſich Städte und Länder zu beſehen, ſtärker im Jünglingsherzen als in der ſchönen Frühlingszeit; da ſchaut dem jungen Menſchenſohn auf dem ragenden Bergſcheitel die

Welt ſo verlockend ins Auge und ins Herz, da zieht ihn die blaue Ferne mit magiſchen Banden, wie mit Mutterarmen. Fort über die Berge, über die Ströme, über Land, über Meer! ſo tönen tauſend Stimmen in ihm, fort in das Land der Freiheit, „wo der Menſchheit ewig grüner Garten, wo das Paradies der Seele blüht!“

Und das letzte Band, das Anton's Seelenſchwinge noch gebunden hielt, war geſtern Abend von der Flamme der Liebe hinweggebrannt und gelöſt worden; ſie jauchzte im neuen Adlerfluge; ſie wurde ſich der göttlichen Kraft ihres Fittichs bewußt. Vorhin hatte ſie die Sterne erſtürmt im jungen Nektarrauſche der Liebe, jetzt raſ'te ſie über die Erde dahin, die er eben ſo wenig kannte. Die Gefühle in ſeiner Bruſt wechſelten ſchnell. Vorhin die Seligkeit der jungen Liebe, jetzt der Schmerz der Sehnſucht in die Ferne und der Feſſel an dieſen Ort. Die theuern Freunde waren fort, er mußte bleiben mit dem mächtigen zehrenden Triebe im Herzen. Während ſein Geiſt auf Adlerflügeln durch das Weltall ſtürmte, war ſein Leib mit der Sklavenkette auf die Fröhnerbank gemeiner Arbeit geſchmiedet. Ihm war heute zu Sinne, als könne er das unmöglich lange mehr aushalten; der Drang in ihm war zu gewaltig. Er weinte heftig, er warf ſich verzweiflungsvoll zu Boden und rang die Hände. Sein Schickſal ſtand plötzlich dunkel und rieſengroß vor ihm, ein ſchauerlicher Schemen, wie er es früher noch nie geſehen, und es ging ein eiſiger erſtarrender lähmender Hauch von ihm aus über ſeine heiße Seele. Er zuckte fiebriſch zuſammen und ſchauerte. Noch nie war er ſich des Unglücks ſo ſchmerzlich bewußt worden, daß er keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schweſter, keine Seele, die er ſein nennen konnte, beſaß, daß Adolfine die Tochter einer vornehmen adligen Familie, und er, das Kind der Niedrigkeit, hülflos der rohen Gewalt und Mißhandlung gemeiner Menſchen preisgegeben war. Aber während er ſich ſchmerzzuckend am Boden wand und ſich das Haar raufte, fühlte er die Kraft in ſich erwachen und den Muth aufglimmen, mit dieſem Schickſal den Kampf aufzunehmen und es zu beſiegen oder unterzugehn. „Die Welt iſt Deine Heimath!“ rief er wild aufſpringend, „die Menſchheit iſt Dein Verwandter. Suche Dein Vaterhaus! Fort in die Ferne dem Vogel gleich, der dort hoch in der blauen Luft nach Oſten fliegt! Blaue Ferne, du ſollſt mir nicht das Herz verzehren. Ich komme! Ich komme!“ Und er lief vorwärts in der Richtung, welche der Vogel geflogen war. Plötzlich ſtand ein Menſch vor ihm und bot ihm grinſend die Hand. Antons zerſtreuter Blick erkannte den Zeugſchmied Friſchling.

„Hab' ich mich doch eine Zeitlang vor Ihnen verſteckt,“ ſagte der kleine bleifarbige Menſch lachend, „weil ich Sie für einen Jäger oder für ſonſt ein vornehmes Herrchen hielt, dem nicht zu trauen ſei. Sie, Muſje Anton, hätt' ich wahrlich jetzt nicht in dieſer Waldwildniß erwartet.“

„Aber was treibt ihr denn hier, Meiſter Ephraim, zu einer Zeit, wo andre Menſchen in der Kirche ſind, und weshalb ihr euch vor den Jägern zu fürchten habt?“

„I nun da giebt's ſchon ſo allerlei, was einem armen Teufel etwas einbringt,“ verſetzte der Schmied und ſtrich ſich ſchmunzelnd das Kinn. „Und für unſer Einen iſt's gut, daß die Herren Staatsbeamten auf landesväterlichen Befehl jetzt wieder fromm werden und hübſch alle, ſelbſt die Jägerburſche nicht ausgenommen, Sonntags in die Kirche gehen, zumal wenn der Stadtcollaborator Hammer predigt. Sehen Sie, wenn ich dieſen gottesfürchtigen Herrn auf der Kanzel weiß, da weiß ich mich ſicher im Walde, und deshalb hab' ich den jungen Mann ordentlich lieb. Er denkt freilich nicht daran, daß er mir meine Schnaiſen und Wildfallen beſchützt, und daß ich wohl auch einen Schuß wagen darf, ohne Furcht, gehört und gefaßt zu werden; aber ich bin ihm nichtsdeſtoweniger ſehr dankbar für die mir geleiſteten Dienſte, und wenn ich ihm einen Gefallen thun könnte, ich thät's, ſo wenig grün ich ſonſt den Schwarzröcken bin. Ihnen ſag' ich das wohl, Musje Anton, aber keinem Menſchen weiter. Denn ich weiß, Sie halten reinen Mund. Sie ſind ja auch ſo ein armes gedrücktes und geſtoßenes Menſchenkind, das mich in der Seele dauert. Ich hab's Ihnen ja neulich im Laden ſchon geſagt, daß ich Sie recht lieb habe und wollte, ich könnt' Ihnen helfen. Na wer weiß, ob ich nicht kann. Man ſieht's Manchem nicht an der Naſe an, was in ihm ſteckt, und arme Leute helfen in der Regel einem Armen lieber, leichter, beſſer und ſchneller, als reiche."

„Ihr habt mir ſchon angeboten, mir Manches lehren zu wollen, was mir nützlich ſein könnte. So laßt doch hören, Meiſter Friſchling, worin euere beſondern und geheimen Künſte beſtehen!"

„Sehen Sie, Musje Anton, Sie ſind noch ein junger Menſch, und Sie können deshalb noch nicht viel von der Welt und wie's eben drin zugeht wiſſen. Ein hübſches

Pröbchen haben Sie freilich an Ihrem Hundeleben im Herrnhof. Daraus können Sie ſchon was abnehmen. Wie's der liebe und fromme Herr Ebenezer Dreyßig Ihnen kocht und eingibt, ſo wird's einem armen Schelm überall verabreicht. Solch Traktament werden Sie noch manchmal zu genießen haben, wenn Sie ſich nicht beſtens dagegen verwahren; denn ſolcher Gaſtwirthe wie Herr Ebenezer wohnen ſchockweis an allen Orten und Enden. Es iſt ein ewiger Krieg unter den Menſchen, wie unter aller Kreatur. Es iſt Krieg in der Luft: die Raubvögel freſſen die kleinen Vögel; es iſt Krieg im Waſſer: die Raubfiſche freſſen die kleinen Fiſche; es iſt Krieg auf Erden: die Raubthiere freſſen die kleinen Thiere. Die Hunde beißen ſich, die Ochſen ſtoßen ſich, und das geht ſo fort. Der Stärkere kriegt in der Regel den Schwächern unter und thut ihm ein Leids. Unter den Menſchen iſt's erſt auch ſo geweſen; durch die liebe „Bildung“ iſt's aber etwas anders geworden. Da wird denn der Krieg nicht mehr offen und ehrlich geführt, ſondern heimlich und liſtig. Nicht der Stärkere iſt mehr der Sieger, ſondern der Schlauere. Liſt und Bosheit, die ſich recht lammfromm und taubenunſchuldig anſtellen können, tragen jetzt den Sieg über die davon, die wirklich gute Tauben oder dumme Schafe ſind. Es gilt alſo, wer halbwegs auskommen will, der Liſt mit Liſt zu begegnen, der ſchlauen Bosheit mit ſchlauer Vorſicht. Die „Bildung“ hat eben alle Menſchen, die vom lieben Herrgott mit dem rechten klaren Verſtand geſegnet worden ſind, zu Füchſen gemacht. Wenn Sie alſo etwas ausrichten und etwas vor ſich bringen wollen, Musjé Anton, ſo müſſen Sie ſich beſtreben, ein „gebildeter

Menſch", d. h. ein tüchtiger Fuchs zu werden. Und dazu will ich Ihnen denn einige Anleitung geben. — Sie können in Ihrem Geſchäft in Fälle kommen, wo es Ihnen ſehr wünſchenswerth wäre, einen Schlüſſel zu einem Schloſſe zu beſitzen, von dem eben kein Menſch weiter etwas wiſſen dürfte: oder ein gewiſſes Petſchaft zu haben, um ein Siegel abzudrücken, das nicht das Ihrige iſt, einen Brief geſchickt auf- und wieder zuzumachen, daß das ſchärfſte Auge ihm nichts anzuſehen vermag; ferner eine Namensunterſchrift nachzumachen, daß der Genannte drauf ſchwört, er hab's geſchrieben. Ich will Ihnen einen Paß anfertigen, gerade als käm' er aus dem herzogl. Oberpolizeibureau in Saſſenau. Aber auch Sympathie will ich Ihnen lehren, z. B. einem Jäger das Gewehr verſprechen, daß er nichts trifft, und wenn er den ganzen Tag pufft, oder es Einem anthun, daß er ſtundenlang in der Irre herumläuft, und wenn er Weg und Steg noch ſo gut weiß."

„Das ſind ja prächtige Sachen," lachte Anton lüſtern. „Vor der Hand wollen wir aber bei den Schlüſſeln ſtehen bleiben. Ein paar Schlüſſel hätt' ich gern von euch und will ſie euch gut bezahlen. Aber ich muß mich durchaus auf euere Verſchwiegenheit verlaſſen können."

„Vom Bezahlen iſt erſtlich einmal gar keine Rede. Sie können derlei Gefälligkeiten auf andre Weiſe wett machen. Und dann ſchwör' ich Ihnen zu, junger Herr, wenn Sie glauben, über meine Zunge käme jemals ein Wort von dem, was wir beide zuſammen verhandeln, da kennen Sie mich ſchlecht. Der Baumſtrunk da wird eher davon ſchwatzen als ich. Und Schlüſſel wollen Sie? Die ſollen Sie haben. Wie viel und wozu?"

„Erſtlich einen zu dem alten Gartenhäuschen im Berggarten des Herrnhofs oben beim Glockenhauſe und dann einen Hausſchlüſſel. Wenn ich in einer Nacht kurz vor des Prinzipals Abreiſe einen Hausſchlüſſel gehabt hätte, ich hätte was Rechts drum gegeben.“

„Was war da los? Sind Sie etwa dem Herrn Prinzipal auf die nächtliche Fährte gekommen? Denn daß der bei finſtrer Nachtzeit allerhand Contremarſch treibt, der ſich bei Tage nicht ſehen laſſen darf, das hab' ich ihm abgemerkt, als ich an jenem Abend im Laden ſo plumper Weiſe bei ihm auf den Buſch traf. Da rückte er gleich mit gutem runden Silberblech heraus und nicht etwa mit ſeinem verfluchten Eiſenblech, dem ſelbſtfabricirten Gelde, das er Einem für ehrliche gute Arbeit aufzwingt. Ich hab' mir's ſchon ſteif und feſt vorgenommen, wenn er wieder da iſt, paß' ich ihm Nachts auf. Ich muß herauskriegen, was er vorhat, und wir könnten uns zu dieſem Zweck zuſammenthun, Muſje Anton. Vielleicht finden wir da das rechte Mittel, Ihnen zu helfen. Na, wie ſteht's? Wiſſen Sie vielleicht ſchon was? Geniren Sie ſich nicht! Rücken Sie mit der Farbe heraus! Sie haben es mit einem braven Kerl zu thun, der Ihr Beſtes will.“

„Vielleicht bin ich auf der Spur,“ entgegnete der Lehrling und erzählte mit jugendlicher Offenherzigkeit, was er in jener Nacht von Ebenezer und dem Juden Blumenfeld geſehen und gehört hatte. Friſchling hörte hämiſch lächelnd und dann und wann pfiffig nickend zu. Dann ſagte er haſtig: „Hören Sie, junges Freundchen, wir müſſen den beiden Spitzbuben in das Neſt gucken. Ich will auch Schlüſſel zu den hintern Gewölben machen. Helfen Sie mir nur dran."

Anton fuhr zu erzählen fort: „Als der Prinzipal abgereiſt war, wollt' ich mir ſelbſt eine Strickleiter fabriciren, um Nachts aus meinem Kammerfenſter in den Berggarten hinab und wieder herauf ſteigen zu können; ich ſuchte lange vergebens nach paſſenden ſtarken Stricken; da kam ich denn auch in die Räucherkammer. Schon früher hatte ich in derſelben an der Seite oben, wo die beiden Häuſer an einander ſtoßen, eine Oeffnung bemerkt, die mit alter Packleinwand verſtopft war. Ich trug eine nicht mehr gebrauchte Ladenleiter herbei, ſtieg hinauf, riß die Leinwand aus dem Loche und ſteckte den Kopf durch. Da ſah ich in eine kleine Bodenkammer mit einem Dachfenſterchen, und allerlei Kram und Trödel lag und ſtand da auf alten Tiſchen und Bänken und am Boden dick und voll auf, wüſt und wirr durcheinander. Ich wurde neugierig und kroch durch das Loch und beſah mir die Sachen. Da lagen denn in Fäſſern und Kaſten Haufen altes Kupfer- und Silbergeld, rohes Metall in Stangen und Stücken, Minerale, Zangen und Schrauben und andres Werkzeug, Käſten mit kleinen bleiernen Stäbchen unten mit Buchſtaben verſehen, die ich für Buchdruckerlettern hielt, eine kleine Preſſe, die jedenfalls eine Buchdruckerpreſſe war, eine andre Preſſe mit einer glatt geſchliffnen Steinplatte, auf welche etwas gezeichnet war. Endlich eine Menge großer und kleiner Schlüſſel und Bunde Dittriche, viele Petſchafte, Bücher, beſchriebnes Papier, Bilder, Schmelztiegel und gläſerne Retorten, gläſerne Flaſchen von verſchiedenem Kaliber mit verſchiedenfarbigen Flüſſigkeiten und noch vielerlei Andres.“

„I da haben Sie ja einen gar ſchönen Fund gethan, Musje Anton,“ lachte der Kleinſchmied. „Sie ſind wahrſcheinlich da gleich in die rechte Apotheke gekommen, und wir brauchen uns nicht weiter nach der Medicin umzuſehen, die uns helfen ſoll; da ſteckt ſie beiſammen. In das Kämmerchen müſſen Sie mich recht bald führen, wo möglich heute noch; ich wette drauf, da ſind alle Schlüſſel beiſammen, die wir brauchen. Wir probiren ſie; ich nehme die rechten mit nach Hauſe, und den andern Morgen ſollen ſie wieder an Ort und Stelle liegen, als hätte ſie Niemand angerührt. Dadurch ſind wir einer böſen und gefährlichen Nothwendigkeit überhoben, nämlich die Schlöſſer abzunehmen und wieder anzuſchlagen, was doch nicht ohne Lärm abgehen kann. Finden wir aber die rechten Schlüſſel, ſo geht's leicht und ſchön ohne alles Geräuſch ab.“

„So müſſen wir's die nächſte Nacht machen,“ meinte Anton. „Da ſind wir am ſicherſten. Der alte Herr kommt erſt morgen oder übermorgen von Oberndorf wieder, weil die Frau Sabine dort ſehr krank geworden iſt, und Gottfried will heute heimlich mit ſeiner Braut nach Saſſenau fahren und auch erſt morgen wiederkehren. Die Commis kommen während der Meßzeit in den Sonntagsnächten meiſt erſt Montags früh nach Hauſe, und nun, wo die Freiheit auf die Neige geht, nehmen ſie noch mit, was ſie können, zumal von den Prinzipalen keiner zugegen iſt. Eine ſo günſtige Nacht kommt in dieſer Meßzeit nun nicht wieder.“

„Ich werde mich nach der Komödie auf Ihrer Kammer einfinden.“

„Wartet lieber auf dem Lindenaltan an der Kegelbahn auf mich. Da will ich euch abholen, wenn Alles ſicher iſt.“ Inzwiſchen regte ſich doch Anton's Gewiſſen und mit hörbarer Aengſtlichkeit ſetzte er hinzu: „Das ſag' ich euch aber, Friſchling, daß wir durchaus weiter nichts thun, als eben die Schlüſſel nachmachen. Es iſt das eigentlich ſchon nicht recht.“

„O liebes Herrchen,“ lachte der Schmied, „wenn Sie in Ihrem Leben allemal, ſobald Sie etwas zu Ihrem Vortheil oder zu Ihrem Vergnügen zu thun im Begriff ſtehen, lang überlegen und abwägen wollen, ob es auch recht iſt oder nicht, da werden Sie's wahrlich zu nichts bringen. Auch läßt ſich das in ſehr vielen Fällen gar nicht gleich klar machen und entſcheiden. Danach fragen die vornehmen, reichen und frommen Leute niemals; wenn's ihnen Vortheil und Vergnügen gewährt, ſo thun ſie's, und wenn's ſonnenklar iſt, daß ſie damit uns armen Leuten das himmelſchreiendſte Unrecht zufügen. Sehen Sie, ich habe ſonſt manchen Winterabend in meiner Schulbibel ſtudirt und habe ſie durchgeleſen von Anfang bis zu Ende, manches Kapitel aber mehr als einmal, und ich weiß noch Manches aus dem Kopfe, was drin ſteht. So hat der Herr Chriſt, der den armen Leuten wohlwollte, geſagt: wer mein Jünger ſein will, der ſchenke all ſein Gut den Armen und folge mir nach. Auch hat er geſagt: es wird eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, eh' ein Reicher in den Himmel komme. Ja wenn die guten Leute ſolche

Ausſprüche nur aus der Bibel herausmerzen oder ihnen wenigſtens eine andre Deutung geben könnten! Aber das ſteht feſt und iſt ſo klar wie Quellwaſſer. — Kehren ſie ſich denn etwa dran? Es fällt Keinem von fern ein! Sie ſingen und beten wie die Phariſäer vor den Leuten und putzen die Kirche hübſch mit Firniß und Kalk aus, ziehen dem Taufſtein ein neues Hemd an, hängen einen neuen Lappen über den Altar, ſtellen ein Paar große Zinnleuchter mit armsdicken Wachskerzen drauf und ein Paar Porcellantöpfe mit gemachten Blumen und meinen, ſie haben damit dem lieben Herrgott den Daumen aufs Aug' gedrückt, daß er nicht ſieht, wie ſie die armen Leute bis aufs Blut ſchinden, und den Menſchen, der doch ein Ebenbild Gottes ſein ſoll, ärger tractiren, wie das Vieh. Denn mit einem Pferd haben ſie Erbarmen, und mit einem Ochſen, aber nicht mit einem Handwerksmanne. Und ſind doch fromme Leute, die alle Sonntage zweimal zur Kirche gehen und alle ſechs Wochen zur Communion und keine Betſtunde verſäumen und früh und Abends einen Pſalm ſingen — das verfluchte Otterngezücht! Ich ſag' Ihnen, es iſt Alles Lug und Trug, wohin man ſchaut. Und deshalb machen Sie ſich kein Gewiſſen, wenn Sie einmal in den Topf gucken wollen, worin Herr Ebenezer ſein Süppchen kocht!"

„Ihr mögt freilich Manches wiſſen von den reichen und vornehmen Leuten, beſonders von den Kaufleuten hier."

„Da könnt' ich vierzehn Tage an einem fort erzählen und würde nicht fertig. Dieſe Menſchen treiben alle Laſter und Sünden untereinander und Manche ſogar ſchlimme Verbrechen, für die ſie im Zuchthauſe zu ſitzen verdienten;

die Meiſten heimlich und im Stillen, wenigſtens hängen ſie ein Mäntelchen drum; Andre thun's offen und ungeſcheut und recht frech und trozig, als hätten ſie eine Conceſſion drauf gelöſ't. Der ganze Lebenslauf dieſer Herren beſteht meiſt darin, daß ſie erſt in der Schule ſo viel Leſen und Schreiben lernen, als zum Geſchäft nöthig iſt, und ſo viel Bibelverſe, als zu einem ehrbaren Lebenswandel erforderlich ſind. Hernach wenn ſie in den Chriſtenbund aufgenommen ſind, lernen ſie das Leuteſchinden, und das begreifen ſie ſchon beſſer als die Schulweisheit, und nun geht ihr ganzes Dichten und Trachten darauf, Geld zu machen, und jedes Mittel iſt ihnen dazu recht. — Da ſehen Sie ſich einmal Ihren alten Matthies Dreyßig an! Das iſt ein Kapitalmann. Wenn ich Ihnen ſein ganzes Leben erzählen wollte, wie ich's weiß, würd' ich heute nicht fertig, und Sie würden meinen, es ſeien lauter Märchen wie das vom Blaubart. Alſo nur ein hübſches Stückchen von ihm! Mein Vater war auch ein Zeugſchmied und zog weit und breit auf den Jahrmärkten mit ſeinem kleinen Kram umher, und da traf er denn oft mit Matthieſen zuſammen, der allen möglichen Handel durcheinander trieb, wie ein Jude. Er hatte es auch immer mit den kleinen Handelsjuden zu thun, beſonders mit dem Herſch Blumenfeld aus Igelfingen. Die machten einen Verkehr zuſammen, bei dem ſich freilich ein ſo ſchlichter und einfältiger Mann, wie mein Vater war, nicht betheiligen konnte. Es war nämlich zur Zeit der franzöſiſchen Kriege etwa vor zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Da zogen Matthies und Herſch den Heeren nach wie Raben und kauften den Soldaten das geplünderte Gut ab, trieben Pferdehandel und machten Marketender; wenn aber eine Schlacht geweſen war, fielen ſie über die Leichen her und plünderten ſie aus. Davon wollt' ich aber jetzt nicht reden. Mein Vater war mit Matthieſen von einem fernen Markt aufgebrochen, ich glaube zur Zeit der großen leipziger Schlacht. Sie gingen natürlich zu Fuß und ſchlugen eines Tags einen ihnen bekannten nähern Weg ein von der Straße ab durch eine bergige und waldige Gegend. Sie waren auf demſelben noch nicht weit vorgerückt, als ſie ſich hinter einen Buſch legten, um ihr Mittagsbrod zu verzehren. Da ſahen ſie einen mit drei Pferden beſpannten Wagen von beſondrer Bauart daher fahren, den Matthies ſogleich für einen franzöſiſchen Kriegskaſſewagen erkannte. Ein einziger junger Trainknecht ſaß auf dem Sattelpferd, weiter keine Bedeckung, keine Begleitung. Der Wagen ſchien ſchwer beladen, die Pferde waren ſehr abgetrieben; der Knecht war offenbar aus Furcht auch von der Hauptſtraße abgebogen. Vielleicht war ihm das auch befohlen, und er erwartete nun hier auf dem verſteckten Nebenwege die Offiziere ſeines Regiments oder die verſprochne Bedeckung oder ſonſt Kameraden. Denn allein durfte er nicht hoffen, auf ihm unbekannten Wegen durch die Berge zu kommen. Wie das nun geweſen ſein mag, der Knecht fuhr den Wagen in ein Verſteck hinter Büſchen und Bäumen nicht weit von den beiden Handelsleuten, ſpannte die Pferde aus, um ſie zu füttern und im nahen Bach zu tränken, aß dann ſelbſt aus ſeinem Proviantſacke und überließ ſich dem Schlafe. Jedenfalls war er die Nacht durch gefahren und ſehr ermüdet. Matthies flüſterte meinem Vater zu: ‚Da giebt's einen Fang. Sei aber geſcheidt und thu' Alles, was ich Dir ſage. Ich geh' auf Kundſchaft aus, und wenn ringsumher Alles ſicher iſt, pfeif' ich auf dem Finger einmal, bleibe aber auf dem Poſten. Hörſt Du den Pfiff, ſo ſchlag' den Kerl mit dem ſcharfen Steine da aus Leibeskräften auf die Schläfe, daß er gar nicht zur Beſinnung kommt, und ſtoß' ihm dann das Meſſer in die Gurgel. Schießen dürfen wir nicht. — Sie hatten nämlich geladene Piſtolen bei ſich. — Pfeif' ich zweimal hintereinander, ſo iſt etwas im Anzug, und Du retirirſt Dich in den Wald.' — Mein Vater war dumm genug und that, wie der Schuſter ihm geheißen; er machte den Franzoſen kalt und ſchleppte ihn in den Wald in einen Graben. Dort deckten ſie ihn mit Moos und Steinen zu und unterſuchten den Wagen. Der war voll kleiner Geldfäſſer. Matthies meinte: ‚Mit dem Wagen dürfen wir nicht hinaus; der verriethe uns. Wir müſſen ihn demoliren und das Geld vergraben. Wir reiten jetzt auf den Gäulen links ab in die Berge, da liegt ein ſchlechter Bauernhof, der wüſte Rain; ich kenn' den Bauer und hab' ſchon ein paarmal mit ihm gehandelt. Das Geſchirr tauſchen wir gegen einen zweiten Sattel aus, ſtellen die Pferde bei ihm ein und nehmen ihm heimlich Hacke und Schaufel mit. Das will ich ſchon machen. Du aber kannſt eine Säge von ihm borgen. Ich will ihm ſchon eine Naſe aufbinden, ſelbſt wenn wir Hacke und Schaufel nicht heimlich fortbringen. Wir vergraben das Geld im Walde und zerſägen den Wagen und verbrennen oder vergraben ihn auch. Die Pferde reiten wir heim und nächſte Woche holen wir das Geld auf meinem Wagen.' — Mein Vater war Alles zufrieden. Der Gedanke, ſo plötzlich ein reicher Mann geworden zu ſein, verwirrte ihm den Kopf. Sie luden den Wagen ab und bedeckten die Geldfäſſer mit Moos und Laub in einer Vertiefung, ſo gut es gehen wollte. Matthies wußte ſich dann auf eine ſehr liſtige Weiſe die nöthigen Werkzeuge auf dem Bauernhofe zu verſchaffen, und eh' es Nacht wurde, war das Geld gut vergraben. Vom Wagen konnten ſie nur den obern Theil demoliren. Die Räder und das Geſtell deckten ſie auch zu, und am andern Morgen ritten ſie davon und kamen am folgenden Abend nach Oberndorf. Mein Vater ſchlief in Matthieſens Hauſe, und beim Frühſtück wurde der Plan: wann und wie das Geld geholt werden ſollte, genau verabredet. Nun hat mein Vater noch auf dem Todtenbette, wo er das Alles beichtete, ausgeſagt, bei dieſem Frühſtück habe er jedenfalls im Branntwein etwas Giftiges erhalten; denn er ſei noch an demſelben Tage kaum daheim angekommen erkrankt und habe ſechs Wochen hart darnieder gelegen. Während dieſer Zeit ließ ihm Matthies ſagen, auch er ſei todſterbenskrank, und ſo konnte denn natürlich zu der verabredeten Zeit aus der Geldfuhre nichts werden. Mein Vater ſtarb faſt vor Kummer und Unruhe. Als er wieder auf die Beine kam, fuhren die Beiden an Ort und Stelle. Da waren denn die Eier ausgenommen. Nichts als das Wagengeſtell lag noch da. Mein Alter hat jahrelang an dem Aerger geſchluckt. Er hegte ſogleich den Verdacht, daß Matthies den Schatz allein gehoben habe; denn der ſchwatzte ſo viel von ſeiner Krankheit. Später ſah mein Vater einmal vier Räder an einem Matthieſen gehörigen Wagen und ſchwur Stein und Bein, das ſeien die franzöſiſchen Räder. Und der alte Hirten-Tobies, der einem aus